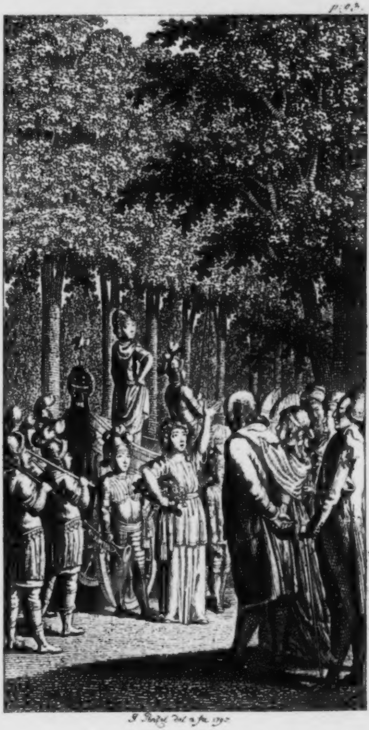
p: 0.3.



J. Penzel del. a fc. 1790

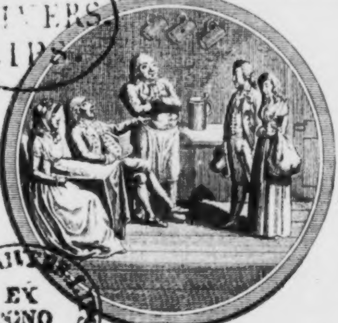
Leben und Thaten
des
Freiherrn
Quinctius Heymeran von Flaming.

Erſter Theil

Turpe est difficiles habere nugas
Et stultus labor est ineptiarum.
Martial.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

p. 224.



BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX DONO
UCKERMANN

Von
Guſtav Freier.

Berlin 1795.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Leben und Thaten

des

Freiherrn

Quinctius Heymeran von Flaming.

Erſter Theil.

Vorbericht.

Schon das Motto dieſes Romans könnte zur Vorrede dienen; allein da Latein nicht aller Leſer Sache iſt, noch ein Paar Worte zur Erklärung des Motto's.

Unſere Zeiten ſind bis auf ein Paar Kleinigkeiten recht hübſch. Eine dieſer Kleinigkeiten iſt ein unerträglicher Egoismus, deſſen Mutter Unwiſſenheit, und deſſen Glanz ein Paar Dutzend Worte ſind, bei denen die meiſten, die ſie am häufigſten im Munde führen, am wenigſten denken. Da blättert der Jüngling, der denken lernen ſollte, ein Paar Journale durch, greift alles Paradoxe auf (und das Meiſte, das Einfachſte ſcheint ihm paradox, weil er es nicht verſteht); übertreibt alles, was er lieſt und hört; ermüdet die Ohren aller Menſchen mit den ſtolzen Wörtern: Weltbürgerſinn, Freiheit, Gleichheit, Kritik der Moral, Kritik des Kriminalrechts, der Vernunft, Kritik der Kritik, Hyperphyſik, Unglaube, Philoſophie, objektive und ſubjektive Wahrheit, erkennbar, reine Vernunft, Menſchenracen und ſo weiter; redet ewig von allgemeinen Kenntniſſen, und iſt höchſt einſeitig und langweilig; von Principien, und kann noch nicht Eine Sprache reden; athmet endlich in einem ganz gewöhnlichen Leben thatlos und gedankenlos fort, und — was der Eitle am wenigſten glaubte — ſtirbt unbedauert und unbekannt.

Dies Buch ſoll ein Spiegel für dieſe Art junger Herren ſeyn; auch können es, denke ich, noch Andre, als dieſe, zum Spiegel gebrauchen.

Aengſtlich lief der Freiherr von Flaming das Zimmer auf und nieder. Bald blieb er vor dem Stammbaum ſeiner eigenen Familie, bald vor dem Stammbaum der Familie ſeiner Frau ſtehen, und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn. Endlich öffnete ſich die Thür, und der Arzt trat mit einer Miene herein, die ſo viel Saures als Süßes ſagte. Nun, liebſter Doktor, rief der Herr von Flaming, iſt es ein Junge?

„Ein braver, lebendiger, ſtarker Junge. Ich wünſche Ihnen zu Ihrer Vaterfreude Glück.“

Ja, ja, liebſter Doktor, Gott Lob und Dank! denn ich, ich war der letzte der Flaminger. Zwei Brüder, die ich hatte, ſtarben ohne Erben. Sie ſehen ſelbſt, daß ich Söhne haben mußte. Der Junge iſt alſo lebendig, ſtark? Doch auch ohne Fehl, liebſter Doktor? Denn ſo weit ich meine Vorfahren kenne, war nicht Ein Krüppel darunter. Alle groß und ſtark und geſund, wie es Edelleuten eignet. Zwar dieſer — (er führte den Doktor zu ſeinem Stammbaum) — Wolfgang von Flaming ſtarb früh, und that wohl daran. Er war verwachſen. Denn, wie geſagt —

„Ihr Sohn iſt ganz ohne Fehl; aber Ihre Frau Gemahlin“ —

Gott wird ihr helfen. Wenn der Junge nur geſund iſt! Denn glauben Sie mir, mir wurde oft heiß und kalt bei der Sache. Fünf Jahre verheirathet, und keinen Erben!

„Ich wünſche Ihnen denn noch einmahl Glück zu dieſem Sohne. Er wird hoffentlich Ihr Geſchlecht nicht ausſterben laſſen.“

Meinen Sie, liebſter goldener Mann? Kann man das ſchon bei der Geburt wiſſen? Nun, Gott ſei Dank dafür! Alſo geſund, ſtark, und voll Hoffnung? —

„Aber Ihre Frau Gemahlin iſt ſehr ſchwach. Es hat ſchwer gehalten.“

Ja, ja, große Kinder koſten den Müttern immer viel. Setzen Sie ſich dreiſt zu mir her, lieber Doktor. Vor Alters waren ja die Doktores auch halbe Nobiles. Das weiß ich aus Prauns adeligem Europa.

„Halbe? Um Vergebung, Herr Baron; ſie hatten ſogar den Pas vor dem ſimpeln Edelmann.“

Nur in etlichen Stücken, lieber Doktor, und in etlichen nicht.

„Und in welchen nicht?“ fragte der Arzt etwas empfindlich.

Auf ein andermahl davon, ſagte der Edelmann verlegen, und brummte in den Bart: das verfluchte Latein! — Nun Gottlob! Ich habe einen Erben; einen geſunden, tapfren, verſtändigen —

„Tapferkeit und Verſtand gebe ihm Gott!“ ſagte der Arzt ein wenig ungeduldig.

Die hat ihm Gott gegeben, lieber Doktor. Tapferkeit, Verſtand? Dazu und damit wird der Adel geboren. Ein Adler zeugt keine Krähen. Sehen Sie, ſeit mehr als zweitauſend Jahren iſt mein Stamm —

„Zwei tauſend Jahre?“ fuhr der Doktor erſtaunt auf.

Zwei tauſend Jahre, antwortete der Herr von Flaming mit einem ruhigen Lächeln. Meine Familie ſtammt eigentlich aus Rom. O, die Flaminier waren ein ſehr berühmtes

Geſchlecht, ein altes Geſchlecht. Unter einem Römiſchen Kaiſer, ich weiß nicht welchem, wurden die alten Familien gedrückt, und da gingen einige der älteſten aus Rom nach Deutſchland an den Rhein, und bekamen da große Güter, um den Rhein gegen die Deutſchen zu vertheidigen. Unter dieſen war auch mein Ahnherr Flaminius.

„Ja, Flaminius; aber Sie heißen Flaming.“

Recht, recht, lieber Doktor. Nach und nach nahmen denn meine Vorfahren Deutſche Sitten an, und den Deutſchen Nahmen. Aus dem Lateiniſchen Us wurde das Deutſche Ing, Flaminius Flaming.

„Aber woher wiſſen Sie das, Herr Baron?“

I, zum Henker, ſo iſt es vielen Familien gegangen. Aus Geminius wurde Gemmingen, aus Sicinius Sickingen. Sie lächeln? Geduld, Geduld! Hören Sie, (er zog ein Buch hervor) da will ich Ihnen Reinhardi de Gemmingen Diskurſus vorleſen; da iſt es ſo hell, ſo deutlich erwieſen. Sie können nichts Schöneres finden.

Der Doktor ſprang auf. „Ich glaube Ihnen, Herr Baron. Allein während wir hier von den todten Flamings reden, ſtirbt vielleicht eine lebende, Ihre Frau Gemahlin; und ich gehöre den Lebenden an.“ Er ging hinaus. Der Freiherr runzelte die Stirn, las noch einmahl die Gemmingiſche Unterſuchung, daß die Gemminger die alten Römiſchen Geminier geweſen ſind; ſchlug dann in Hofmanns geographiſchem Lexikon, und in Ferretii Muſa lapidaria zum tauſendſten Mahle die Römiſchen Senatsfähigen Geſchlechter auf, belächelte jeden Flaminius, der Konſul geweſen war, und rief einmahl über das andere: aus dem Geſchlechte ſtammſt du, mein Sohn!

Was willſt du? rief er endlich erhitzt einem Kammermädchen zu, das ſchon ſeit einer Viertelſtunde ſich im Zimmer zu thun gemacht hatte. Was willſt du?

„Ach, ſagte das Mädchen ſchluchzend, die gnädige Frau! Sie ſind ſehr ſchlecht!“

Gut, ich will kommen. Er legte ein Zeichen in das Buch, ſchlug es zu, ſagte: Quinctius ſoll er heißen; und folgte dem Mädchen nach, das vor ihm her die Treppe hinauf ging.

Da lag die Frau von Flaming, blaß wie ein Todter, beinahe ohne Lebenszeichen. Der Arzt tropfte ihr Arznei ein. Der Freiherr warf einen Blick auf ſeine Frau, ſchüttelte bedenklich den Kopf, nahm ſeinen Sohn auf den Arm, und wollte vor Freude aufſchreien. Der Arzt winkte ihm zu ſchweigen, und zeigte auf ſeine Frau. Leiſe ſchlich der Freiherr ſich mit ſeinem Sohne auf den Armen näher zu dem Arzte, und fliſterte ihm ins Ohr: „Quinctius ſoll er heißen! Ich will Ihnen hernach ſagen, warum.“

Jetzt ſchlug die Frau von Flaming die Augen auf, und ſah ihren Sohn an ihres Mannes Bruſt gedrückt. Sie lächelte über den Anblick, und hob die ſchwache Hand, um beide zu ſegnen. Dieſer Anblick gab ihr endlich die Sprache wieder. Wenn ich auch ſterbe, ſagte ſie leiſe, ſo iſt doch dein Wunſch erfüllt, geliebter Mann; du haſt einen Sohn.

„Und Quinctius ſoll er heißen, liebe Frau!“ rief er. Sie lächelte zufrieden.

Wie ſoll er heißen? fragte eine alte Tante der Mutter, eine Frau von Nothafft.

„Quinctius,“ ſagte der Freiherr triumphirend.

Wie? fragten noch zehn andere Stimmen von adeligen Damen aus der Nachbarſchaft, die hier waren, und drängten ſich um den Freiherrn her. „Quinctius!“ war die Antwort. „Quinctius?“ wiederholten alle Damen erſtaunt, ſchüttelten die Köpfe, und ſchlichen eine nach der andern in ein Nebenzimmer. Nur die Mutter lächelte, und ſagte leiſe: ein recht hübſcher Nahme! Der Freiherr küßte ſeine Frau, ſchäkerte mit ſeinem Sohne, und der Arzt trieb ihn hinunter, weil ſeine Frau der Ruhe bedurfte.

Die Damen im Nebenzimmer ſchüttelten noch immer die Köpfe. Quinctius! ſagte die eine. Den Nahmen, ſagte eine andere, habe ich nie, im Kalender ſo wenig, als ſonſt wo, geleſen. Und im Kalender, ſagte die runde Frau von Amſel, die ſo gern ſchmauſ'te, muß doch jeder Nahme ſtehen; wie ſoll man ſonſt den Nahmenstag feiern? — Und ein Heidennahme iſt es, wenn er nicht im Kalender ſteht, ſagte die fromme Frau von Donner. Ich wollte ihn lieber Petri Stuhlfeier nennen, als Quinctius. Das ſteht doch im Kalender. Jetzt kam der Arzt, und gebot den Damen Stille; denn ſie waren bei dieſer Unterſuchung ziemlich laut geworden. Man trug dem Arzt auf, doch den Freiherrn von dieſem Nahmen abzubringen. Er mußte es verſprechen, wenn er Ruhe haben wollte; und ſo ging er zu dem Vater hinunter.

Kaum fing der Arzt von dem Nahmen des Kindes an, ſo unterbrach ihn der Freiherr auch ſchon mit großer Lebhaftigkeit: Sagen Sie mir, lieber Doktor, kann ich einen ſchönern Nahmen für den Jungen in der ganzen Welt finden? Quinctius! Quinctius! Und ein Zufall hat mich darauf gebracht.

„Aber in aller Welt, woher haben Sie den Nahmen? und warum gerade den?“

Sehen Sie, lieber Mann, eigentlich heißt meine Familie das Geſchlecht der Quinctier; ſie theilte ſich in drei Linien: Flaminius, Capitolinus und Cincinnatus. Sehen Sie, hier in dieſem Buche ſteht es gedruckt. (Er zeigte ihm, was darüber im Ferretius ſteht.) Sie werden nun ſagen, ſo iſt Quinctius eigentlich ein Zunahme, und kein Vornahme; aber die Römiſchen Familien hatten den Zunahmen immer voran ſtehen. Darum, ſehen Sie — Nun gerieth der Freiherr ſo tief in dieſe Unterſuchung, daß er zuletzt ſogar auf dem Punkte ſtand, ſeinem Sohne auch die Nahmen der beiden andern Nebenlinien zu geben. Schnell lenkte der Arzt ein, mit der Frage: ob es nicht ſchön wäre, ſeinem Sohne auch einen Nahmen aus der Familie ſeiner Frau zu geben? Die Nothaffts werden doch, dachte der Arzt, nicht etwa auch aus Rom abſtammen ſollen; und ſo bekommt er doch einen Kalendernahmen. Der Freiherr umarmte den Arzt. Schön! rief er, ſchön! Der Einfall iſt Geld werth. Er riß ungeſtüm den Buzzelinus aus der Bücherreihe, um einen Nahmen aus der Familie Nothafft zu ſuchen. Des Freiherrn Blick wurde immer lächelnder. Er holte noch ein Paar Bücher, blätterte, und nahm endlich Rüxners altes Turnierbuch. Er blätterte, lächelte, und blätterte wieder. Hier, hier! rief er endlich dem Arzte zu, Sehen Sie, auf dem merkwürdigſten aller Turniere, zu Heidelberg 1481, war ein Nothafft im Gefolge des Herzogs von Bayern; und ſo ſoll mein Sohn heißen. Eben mit dieſem Nahmen kann ich der Welt beweiſen, daß die Familie meiner Frau eigentlich heißt: Nothafft zu Wernberg. Sehen Sie hier, lieber Doktor, — Der Arzt las: Heymeran Nothafft zu Wernberg. — Wahrhaftig, Ihr Einfall iſt nicht zu bezahlen. Der Junge ſoll heißen: Heymeran Quinctius von Flaming.

Man denke ſich das Erſtaunen des Arztes. „Heymeran, gnädiger Herr? Im Kalender ſteht der Nahme eben ſo wenig.“

Kann wohl ſeyn; aber er ſteht im Rüxner. Es iſt der Nahme eines ſehr edlen Vorfahren von meinem Sohne, der bei dem Turniere gegenwärtig war, das der Pfalzgraf Philipp der löblichen Geſellſchaft des Eſels *) in Heidelberg gehalten hat; und das, Herr Doktor, dünkt mich, iſt eben ſo viel Verdienſt, als im Kalender zu ſtehen, weil man zu faul zum Denken, zu träge zum Arbeiten, und gerade noch klug genug war, ein Heiliger zu werden.

„Ich halte es überall für kein Verdienſt, gnädiger Herr, weder im Kalender in der Geſellſchaft der Heiligen, noch im Turnierbuche in der löblichen Geſellſchaft des Eſels zu ſtehen; allein“ — Der Baron warf die Naſe auf, und

---

*) Die Ritter aus den vier Landen waren in Geſellſchaften getheilt, die von Thieren den Nahmen hatten, als Geſellſchaft des Eſels, des Steinbocks, des Einhorns u. ſ. w.

den Rüxner zu. Sie mögen es, ſagte er ſtolz und kalt, für Verdienſt halten, oder nicht: — mein Sohn heißt, wie zwei ſeiner edelſten Vorfahren, Quinctius Heymeran von Flaming; und damit Baſta!

Und wirklich, das Kind wurde Quinctius Heymeran getauft, ſo viel auch den Tauſtag noch Pathen und Prediger dagegen einzuwenden hatten. Die Mutter ſagte, wie ſie gewohnt war, gar nichts dazu. Man machte ihr Vorwürfe darüber. Sie erwiederte: es iſt meines Mannes Sohn, und wenn er ein redlicher Mann wird, (und dazu gebe Gott Gnade!) ſo mag er heißen, wie er will. Die Amme und Wärterin fragten an, wie man des Kindes Nahmen verkürzt nennen ſollte. Die Wärterin behauptete: Quinte; die Amme: Quintchen. Sie bekamen ein Paar derbe Flüche zur Antwort, und nannten das Kind: Quintchen.

Pathen und alle Nachbaren ſchimpften Anfangs auf den Herrn von Flaming. Indeß nahm er jeden, der ihm ein Wort darüber ſagte, mit hinunter in ſein Zimmer, und bewies, daß es eine Sünde und Schande wäre, ſeinen Kindern nicht die Nahmen zu geben, welche die

Ahnherren getragen hätten. Die meiſten waren eben ſo adelſtolz, wie der Freiherr. Man urtheilte nun milder von ihm, und fing nach und nach ſogar an, den Barón und den alten Rüxner bei Taufen zu Rathe zu ziehen; ſo kamen einige veraltete Namen, als Wolfgang, Edgar, Redgar u. ſ. w. in dieſer Gegend wieder in Gebrauch, weil Biſchöfe und Aebte und Turnierritter unter den Ahnherren ſie getragen hatten. Wie es nun geht, wenn man einmahl im Gang iſt — Rüxner und die alten Turniere wurden dem umwohnenden Adel damals eben ſo bekannt, wie ſie jetzt durch Ritterromane und Kalender ſind. Allein man hielt ſie noch einmahl ſo heilig, als jetzt.

Der Freiherr verſtand aber auch die Kunſt, das Siegel der Heiligkeit auf ſeine Bücher zu drücken. Er gab Niemanden ein Buch, am wenigſten das Turnierbuch, in die Hände. Jedesmahl, wenn er es hervorzog, verſicherte er, daß dieſes Buch das einzige in ſeiner Art, und in ununterbrochener Reihe ſeit dem letzten Turniere 1487 bei ſeiner Familie geweſen ſey. Dadurch erhob er ſich zum Schiedsrichter in allen Streitigkeiten der adeligen Familien über ihr Alter. Kurz, ſeit der Taufe ſeines Sohnes hatte der Herr von Flaming ſogar die Freude, von auswärts her bei Verheirathungen, Taufen und vielen andern Vorfällen von dem Adel zu Rathe gezogen zu werden; aber man fing jetzt auch an, es für den unverſchämteſten Neid zu halten, wenn einige bürgerliche Gelehrten behaupteten, daß keine adelige Familie ihre Ahnen höher als bis in das vierzehnte Jahrhundert mit Urkunden belegen könne, da Rüxner ſchon bis 939 viele Familien beurkundete. Man trug nun die Naſe noch einmahl ſo hoch als vorher. Niemand aber gewann mehr dabei, als der Baron von Flaming.

Jetzt erſtaunte man gar nicht mehr, daß der reiche Baron das arme Fräulein von Nothafft geheirathet hatte; denn man ſah im Rüxner ſchon 939 eine von Nothafft am Hofe des Kaiſers. Anfangs hatte man freilich dieſe Verbindung des Freiherrn mit dem armen Mädchen als eine Mißheirath angeſehen. Das Fräulein von Nothafft hatte mit ihrer Tante in einem Städtchen dieſer Gegend ſehr beſcheiden und ſtill gelebt. So wenig das Fräulein auch Anmaßungen hatte, ſo verborgen ſie auch lebte, ſo konnte ſie doch ſo wenig der Bewunderung, als den Pfeilen der Verläumdung entgehen. Sie war ein reitzendes und ein gutherziges Geſchöpf. Von dem Wenigen, was ſie hatte, erhielten die Armen des Stiftes ihren Theil. Man redete alſo anfangs nur von dem wohlthätigen Fräulein von Nothafft, aber endlich auch von dem ſchönen Fräulein. Einige junge Herren ſahen ſie am Fenſter, ſchlugen Lärm, machten die Gaſſe, wo das Fräulein wohnte, zu einer Promenade zu Fuß und zu Pferde, brachten Nachtmuſiken, und ſuchten Bekanntſchaft in den Häuſern neben an und gegen über, weil das Fräulein alle Bekanntſchaft rund ausſchlug. Das gab Aufſehen. Man ſprach in den drei adeligen Familien, die das Städtchen bewohnten, von dem ſchönen Mädchen, und endlich auch zwei Meilen rund umher auf allen adeligen Ritterſitzen. Die Damen fingen an, ihr Geſicht zu tadeln. Das half nicht. Jeder Mann war ihr Vertheidiger. Man griff ihre Tugend an. Das ging auf einige Zeit, weil alle junge Herren, die ſie nur durch die Fenſterſcheiben geſehen hatten, bei einem ſolchen Geſpräche zweideutig lächelten.

Ein

Ein reicher Officier, der nach einem etwas ſinnlichen Syſtem unverheirathet geblieben war, wurde aufmerkſam auf das ſchöne Mädchen, von dem man ſo übel ſprach. Er beſuchte das Fräulein von Nothafft, drang ſich bei ihr ein, und machte tauſend Verſuche, ſie zu verführen. Bei der erſten unſchicklichen Freiheit, die er ſich einmahl herausnahm, wurde er von einem alten Bedienten ſehr unſanft zur Thür hinaus geführt, und der Officier ſagte hernach: den Teufel auch mag die leicht ſeyn! ſie iſt noch die einzige Tugendhafte, die ich angetroffen habe. Des Mädchens guter Nahme war gerettet. Endlich griff man ihren Adel an. Nothafft? Nothafft? Niemand hatte den Nahmen gehört. Hm! das Mädchen, ſagte ein Fräulein mit gerümpfter Naſe, das Mädchen iſt hübſch, und arm und eitel. Nun möchte ſie gern gnädige Frau werden; darum giebt ſie ſich für ein Fräulein aus. Das ſchlug an, aber wieder nicht lange. Todte und Lebendige vereinigten ſich, das gute Mädchen in Schutz zu nehmen; der alte, ſelige, gute Rüxner ſchien ſein Buch allein für ſie geſchrieben zu haben.

Der Freiherr von Flaming hört in einer Geſellſchaft von dem Fräulein von Nothafft und ihrem vorgeblichen Adel. Er ſchüttelt den Kopf; zu Hauſe ſchlägt er ſeinen Rüxner nach, blättert, zählt, ſchreibt auf, und erſtaunt: denn er findet, daß zwei und dreißig Nothaffte turniert haben, findet, daß ſogar bei dem erſten Turnier 939, unter Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller, zu Magdeburg, ein Fräulein Katharina von Nothafft aus Schwaben zur Helmſchau gewählt wurde. Da er eben ſo wenig an der Aechtheit des Turnierbuchs zweifelte, als unſere Ritterbücher, die den Rüxner ausſchreiben, ſo wurde er mit Ehrfurcht gegen die Nothaffts erfüllt. Er hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als zu erfahren, ob das ſchöne Fräulein nicht etwa den ehrwürdigen Nahmen Nothafft geſtohlen habe. Schon den andern Tag ritt er in das Städtchen, und ging gerade nach dem Hauſe, wo das Fräulein wohnte.

Er traf die Tante allein. Nach einigen Minuten war er denn bei der Familie. „Wo ſtammt Ihre Familie her?" — Aus Schwaben. Das war richtig. Die Tante aber, die nun auf eins ihrer Lieblingskapitel gekommen war, erzählte ihm, ſo viel ſie von der Familie ihrer Nichte wußte, zeigte ihm zuletzt den Stammbaum des Fräuleins, und ein Paar alte Urkunden: den einzigen Glanz, der ihr noch von ihren Vorfahren übrig war. Jetzt kam das Fräulein ſelbſt. Dieſe reitzende Blondine machte auf das Herz des Barons faſt einen eben ſo tiefen Eindruck, als ihre Stammmutter Katharina im Rüxner auf ihn gemacht hatte. Im Geſpräch nannte die Tante das Fräulein: Veronika. Veronika heißen Sie? fragte er voll Erſtaunen. Der ſeltſame Nahme, ſagte das Fräulein lächelnd, iſt mit dem Nahmen Katharina in unſerer Familie eiſern. O ſchön! ſchön! rief er. Wahrhaftig, weiter durft' ich nichts wiſſen: denn, mein Fräulein, eine Katharina von Nothafft war 939 bei dem erſten Turnier in Deutſchland; und bei dem dritten zu Koſtanz 948 war wieder eine Veronika von Nothafft. O wahrhaftig, rief er entzückt, man muß Sie des Nahmens wegen lieb haben. — Das Fräulein lächelte.

Die Tante erzählte ihm die traurigen Begebenheiten, welche ſie aus Schwaben bis hieher getrieben hatten. „Hier ſind wir nun, ohne Freunde, ohne Bekannte, ohne Landsleute, ohne —“ Landsleute? unterbrach ſie der Freiherr, und ſchlug ſtolz an ſeine Bruſt. Um Vergebung, die haben Sie. Meine Familie ſtammt ebenfalls aus Schwaben; eigentlich aus Rom. Er ſetzte nun beiden Frauenzimmern die Geſchichte ſeiner Familie aus einander, und unterm iſchte ſie beſtändig mit den ehrfurchtsvollſten Anerbietungen ſeiner Freundſchaft. Endlich nahm' er ſehr zärtlich von ſeiner ſchönen Landsmännin Abſchied. Kurz darauf war er wieder bei ihr. Er fing an, ihren Stammbaum, der ſehr vollſtändig und ſchön war, ordentlich zu ſtudieren, und das Fräulein und ihr Stammbaum gefielen ihm immer mehr. Sein eigener Stammbaum war faſt eben ſo groß. Er hing im Tafelzimmer an der einen Spiegelwand. Oft ſtand er vor ihm, betrachtete ihn, und jedesmahl ſagte er in ſich, oder halblaut: wenn der Stammbaum des Fräuleins an der zweiten Spiegelwand hinge, ſo — Er trat vor die zweite leere Spiegelwand, und ſchüttelte den Kopf. Einen Monat darauf hing das ſchöne Fräulein als ſeine junge Frau an ſeinem Halſe, ihr Stammbaum an der zweiten Spiegelwand; und der Baron wußte in der That nicht, worüber er ſich mehr freuen ſollte.

Das gab natürlich in der ganzen Gegend ein tolles Geträtſch; denn der Herr von Flaming war ungeheuer reich. Man brach hin und wieder allen Umgang mit ihm ab, und fing ihn nach vier Wochen wieder an, weil man neugierig war, die glückliche Bettlerin kennen zu lernen, welche den reichen Herrn in ihr Netz geſchwatzt hatte. So rückte denn alles wieder in die alte Stelle. Die Nahmen, die der Sohn des Barons erhielt, gaben nun Veranlaſſung, mit dem Alter der Nothaffts, mit den Adelskenntniſſen des Freiherrn, und mit dem Rüxner bekannt zu werden; und, wie geſagt, man erſtaunte nun nicht mehr, daß der Herr von Flaming das arme Fräulein von Nothafft geheirathet hatte. Die Unterthanen und die Domeſtiken des Freiherrn gingen noch weiter; ſie dankten Gott dafür, daß es geſchehen war: denn ſie beteten ihre gnädige Frau als ihren Schutzengel, als ihre helfende Gottheit in allem Unglück an.

Der kleine Quinctius Heymeran wurde indeß von Tage zu Tage größer, geſunder und munterer. Er trieb mit Stecken- und Wiegenpferden einen ſo argen Lärm, daß Allen die Geduld verging, nur dem Vater nicht. Laßt ihn reiten! rief er; ein Edelmann gehört auf den Sattel. Sein Pathe iſt Heymeran, ein Turnierritter, und der Konſul von Rom, Quinctius. „Haben denn die Bürgermeiſter von Rom auch ſo unbändig geritten?“ fragte Veronika. Bürgermeiſter, mein Kind, ſagte der Freiherr, war ſo viel als Reichsgeneral-Feldmarſchall; und es verſteht ſich, daß die reiten mußten. Dem Jungen ſteckt das Reiten im Blute. — Der Kleine ritt ärger, als alle Nothaffte und alle Konſuln von Rom zuſammen hätten reiten können, und der Freiherr bewies der ganzen Welt, die zu ihm kam, und ſich Aug' und Ohr gegen Staub und Lärmen verſtopfen mußte, aus dem Rüxner: daß der Junge ſchlechterdings reiten und lärmen müßte.

So wurde der Knabe ſechs Jahre alt. Die edle Turnierkunſt kannte er. Sein Vater unterhielt ihn mit nichts anderm. Sogar den Bedienten und Wärterinnen war die Turnierſprache ganz geläufig geworden. Wenn das Kind mit nichts beruhigt werden konnte, ſo ſtellten Mägde und Bedienten mit ihm ein Stechen im hohen Gezeuge an. Ein Domeſtik trommelte dazu aus Leibeskräften, ein Jäger blies das Horn, und der Knabe rannte einen Bedienten zu Boden. Sobald der Freiherr die Trommel und das Horn hörte, ſtand er von jeder Arbeit auf, ging in die Kinderſtube, und ſah mit Augen, die vor Freude leuchteten, den Thaten ſeines Sohnes zu. Die Mägde theilten den Dank aus; man tanzte bei den hölliſchen Tönen der Trommel und des Horns. Der Freiherr ſtand in einer Staubwolke da, und hielt ſich den Bauch vor Lachen.

Oft fragte die Frau von Flaming ihren Gemahl in ſeinen zärtlichſten Stunden: ob denn ihr Sohn nichts anders lernen ſollte, als turnieren? Und dann erwiederte der Freiherr: Quinctius iſt ein Edelmann; der braucht nichts zu wiſſen, als reiten, fechten und tanzen. Darum heißen das: die adeligen Exercitia, weil das ein Adeliger wiſſen muß, nothwendig wiſſen muß. Das Uebrige iſt zuſammen nicht nöthig.

„Wie?“ fragte ſie ſanft, aber doch beſtürzt; „wie? nicht leſen, nicht ſchreiben?“

Nun ja, das auch, verſteht ſich; aber damit hat's noch immer Zeit, liebe Veronika.

Sie verſuchte es oft, ihren Gemahl ganz leiſe an die Vorſtellung zu gewöhnen, daß ein Edelmann mehr wiſſen müſſe, als reiten, jagen, eſſen, trinken und ſchlafen, wenn er auf die Achtung der geringeren Stände Anſprüche machen wolle. Allein das war tauben Ohren gepredigt.

Lirum, larum! rief der Freiherr. Mehr wiſſen? Darauf kommts, Gottlob! nicht an in der Welt. Sieh, mein Paſtor, mein Juſtizamtmann, mein Aktuarius wiſſen alle mehr, als ich; und haſt du geſehen, daß ſie mir nicht die gehörige Achtung erweiſen? Ich wollte es ihnen aber auch nicht rathen! Ich bin Reichs-Freiherr, und ſie leben meiner Gnade. Da ſteckt's, Veronika. Achtung? Narrenpöſſen! Ich ſage nicht von Dummheit. So ein Dummhut muß ein Edelmann nicht ſeyn; aber ein Bürgerlicher muß ihn doch achten und ehren: denn er iſt ein Edelmann. Geſunden Menſchenverſtand und einen Stammbaum, liebe Frau, und ein ehrliches Herz in der Bruſt: mehr braucht der Edelmann nicht. Das Uebrige gehört für den Bürger: predigen, richten und kuriren. Wenn der Präſident in jedem Kollegio ein Edelmann iſt, ſo iſt es gut. Sie ſollten mir einmahl die Achtung verſagen, die ich als Freiherr fordern kann!

„Lieber Mann, du verſtehſt auch noch tauſend andere Dinge, als reiten, und ſo weiter.“

Nun ja, Wapenkunſt ſo ein wenig; Geſchichte, wie es ſo in Deutſchland hin und wieder zugegangen iſt; Turnierkunſt; und vom Papſte, daß er keinem lutheriſchen Edelmanne das Turnieren verbieten darf; und ſo noch allerlei: zum Exempel, daß die Zigeuner heimliche Juden ſind, und funfzig Jahre unter der Erde geſeſſen haben, bis 1418. Ja, das weiß ich, das hab' ich ſo geleſen. Aber, Veronika, da ſiehſt du, dazu gehört nur geſunder Menſchenverſtand; denn ich habe mein Tage nichts gelernt, als leſen und ſchreiben. Aber das Alles ſoll Quinctius auch noch lernen, und lernt es jetzt ſchon; denn, liebe Veronika, der Junge weiß ja jetzt ſchon mehr, als die meiſten Adelligen um uns her. Er kann dir ja die ſechs und dreißig Turniere in Deutſchland beinahe auf den Fingern herzählen.

„Aber, lieber Mann, wird ihn das glücklicher machen, als er iſt? wird ihm das Muth im Unglück geben?“

Das Studieren auch nicht, wahrhaftig nicht. Iſt er eine Memme, ſo heult er im Unglück; und iſt er ein Mann, ſo trägt er es ſtill weg. Die Gelehrten ſind da am erſten die ärgſten Memmen.

„Aber wie ſoll er Unglück vermeiden lernen?“

Veronika, frag du, daß du ſchwarz wirſt! Vermeiden? das wird er nicht lernen, oder er hätte nicht müſſen geboren werden. Wenn er ein ehrlicher Mann iſt, und kein Dummkopf dabei, ſo hat es mit dem Unglück nichts zu ſagen; und ſchlägt ihm das Gewitter ein, und brennt ihm das Haus weg, oder der Hagel nimmt ihm eine Ernte, da iſt ein Magiſter gerade nicht klüger, als ein Edelmann.

„Wenn er ein ehrlicher Mann iſt, ſagſt du? Aber wer ſoll ihn lehren, ein ehrlicher Mann, ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Herr, und ein guter Menſch zu werden?“

Je, zum Henker, dazu lernt er die Turniergeſetze. Weiß er die, und hält er die, ſo wird er kein ſchlechter Kerl ſeyn, vor dem die beiden Stammbäume da ſich zu ſchämen hätten. Du glaubſt nicht, was in den Turniergeſetzen für Kraft ſteckt!

„Aber, lieber Mann, die Turniere ſind ja abgeſchafft.“

Leider! Allein von wem? das iſt die Frage. Vom Papſte. Aber, Gottlob! wir glauben an den Papſt nicht, und brauchen alſo auch ſeine Befehle nicht zu halten. Ein lutheriſcher Edelmann kann immer wieder turnieren, und das Corpus evangelicorum beim Reichstage muß ihn dabei ſchützen. Und wenn Quinctius ein ehrlicher Mann wird, iſt es dir nicht einerlei, wie er es wird?

„Das könnte mir wohl einerlei ſeyn; aber wenn er es nun auf eine andere Weiſe leichter würde, ſo —“

Leichter? Du faſelſt, liebe Frau! Wenn ein armer Mann ein Schurke iſt, mit dem hab' ich Mitleiden; iſt aber ein Edelmann ein Schurke, ſo möcht' ich Gift und Galle ſpeien. Denn einem Edelmanne iſt es doch zehnmahl leichter, ein ehrlicher Kerl zu ſeyn, als einem Andern. Wenn ein Edelmann einen Schurkenſtreich begehen will, ſo müſſen ihm ja alle ſeine Vorfahren leibhaftig vor die Augen treten. Je zum Teufel! das adelige Blut, wenn er kein Hurkind iſt, muß ihm ja in den Adern brennen. Die Ehre, die adelige Ehre, die doch jedem Edelmanne ſo lieb, ſo theuer ſeyn muß, und die kein Bürgerlicher hat; die Ehre muß ihn ja mit Gewalt abhalten. Alle Vorfahren ſtellen ſich ihm ja in den Weg. Nun ſieh, nun iſt ja Quinctius Ehre von Mutter Seite — ich will nur vom erſten Turniere in Magdeburg anrechnen — achthundert, und von Vaters Seite zweitauſend Jahre alt.

„Aber, lieber Mann, giebt es denn nicht viele Edelleute, die, troß ihrer alten Ehre, ſchlechte, unredliche Menſchen ſind?"

Aber, zum Teufel, Veronika, da ſteckt es ja eben! Dieſen Leuten hat man ihre adelige Ehre nicht theuer, nicht heilig genug gemacht. Sieh, da predigte man ihnen: du mußt rechtſchaffen ſeyn, weil es geboten, weil Rechtſchaffenheit ein Vergnügen iſt. An den Edelmann, an die adelige Ehre, an Stammbaum und Ahnen wurde mit keiner Sylbe gedacht. Recht thun iſt ein Vergnügen! Ja, ja! da kommt

Fleiſch und Blut, böſe Geſellſchaft und Verführung, und ſpricht aus einem andern Tone; und da wurden es ſchlechte Leute. Aber ich, ſieh, ich nehme den Jungen, den Quinctius, vor mir. Nun mache ich das Gefühl ſeines Adels, ſeiner adeligen Ehre erſt recht rege; er muß es in jeder Ader, in jedem Blutstropfen fühlen, daß ſeine Vorfahren in Rom und Schwaben Konſuln, Turnierhelden und edle Männer waren. Sieh, wenn er nun da ſteht, wie ein lebendiger Stammbaum, dann hole ich den Rüxner, — er nahm das Buch in die Hand, und ſchlug auf — und leſe ihm vor, wie folget. Höre zu, Veronika! Er las. „1) Wer mit frevelen Worten oder Werken bekennt, daß er kein Chriſt iſt; 2) wer wider ſein Deutſches Vaterland öffentlich oder heimlich frevelt; 3) wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder ſchwächt, oder dieſelben ſchmähet mit Worten oder Werken; 4) wer ſiegelbrüchig, meineidig und ehrlos erkannt, oder nur dafür gehalten wird; 5) wer ſeinen Herrn verräth, oder in der Noth verläßt, ſeine Unterthanen ohne Recht drückt und unglücklich macht; 6) wer ſeinen Freund verräth; 7) wer Kirchen, Wittwen oder Waiſen betrügt; 8) wer im Kriege Aecker, Weinberge oder Früchte verheert, oder auf den Straßen raubt; 9) wer ſeinen Nachbaren Unrecht thut; 10) wer ſeinem Eheweibe nicht treu und hold iſt; 11) wer bürgerliches Gewerbe treibt, und ſo den Bürgern ſchadet; und 12) wer nicht vier Ahnen von Vater und Mutter erweiſen kann: der ſoll nicht zum Turnier einreiten, ſondern öffentlich geſchlagen, und auf die Schranken geſetzt werden.“ Das las er, und blickte ſtarr auf ſeine Frau. Und nun, fing er dann ſehr ernſt an: ſage mir, liebes Weib, ſind dieſe zwölf Turnierſtücke nicht alles das, was zu einem ehrlichen Edelmanne gehört? Antwort!

„Ganz recht! und gebe nur Gott, daß alle Adeligen dieſe Befehle halten! Aber, lieber Mann, wenn jemand ſich vor der Hölle fürchten ſoll, ſo muß eine Hölle da ſeyn. Wo iſt denn das Turnier, in das der Ehebrecher nicht einreiten ſoll? die Schranken, auf die ein Mädchenverführer geſetzt wird?“

Der Freiherr wurde ein wenig verlegen. — Darum ſage ich ja, es iſt ein Unglück, daß die Turniere abgeſchafft ſind. Denn jetzt, es iſt wahr, gilt es ja ordentlich für eine Ehre, wenn ein Edelmann ſich nebem dem Eheſtandsſtalle noch ein kleines Ställchen, oder ein Paar aufbauet. Aber was thut das? Ich ſage: Quinctius, das Alles mußten deine Vorfahren halten; darum, weil ſie das hielten, waren ſie edle Leute, und du ein Edelmann. Wenn du alſo eins dieſer Stücke brichſt, ſo biſt du nicht werth, ein Edelmann zu ſeyn; ſo mußt du jedesmahl roth werden, wie ein geſottener Krebs, wenn man dich Herr Baron nennt; du wirſt jedesmahl Bauchgrimmen fühlen, wenn du ſagſt: auf Kavalierparole; du mußt dich jedesmahl an die Stirn ſchlagen, wenn du deine Kinder anſiehſt.

„Aber merkt nun Quinctius erſt, daß das nicht iſt, was du ihm drohſt?“

Ei zum Henker! wenn ihn Gewiſſen und Ehre nicht halten, ſo wird ihn die Hölle eben ſo wenig ſchrecken, das Böſe zu laſſen.

„Aber Gewohnheit zu arbeiten wird ihn abhalten, und eine ausgebildete Vernunft ihn ſichern. Jeder Menſch, dünkt mich, ſollte darum ſchon viel lernen, daß er Beſchäftigung hätte; denn Müßiggang, weißt du, iſt des —“

Eben, eben darum turniert er ja jetzt, und wenn er älter iſt; ſo reitet, ficht und tanzt er; und das ſage ich dir aus Erfahrung! Holz hauen hilft mehr gegen Fleiſch und Blut, als leſen, ſchreiben und ſtudieren. Ja, ja, Turnier, Turnier! da ſteckt es.

Man ſieht, ſowohl der Freiherr, als ſeine Frau, hatten keine üble Grundſätze. Es wäre auf eine kleine Erklärung unter beiden angekommen, und ſie waren eins. Was er Ehre nannte, hieß ſie Vernunft. Er leitete es vom Turniere ab, ſie von Beſchäftigung. Sie verſtanden ſich beide nicht, und ſuchten einander nur zu überliſten; wie denn Mißverſtand gewöhnlich des Menſchen ärgſter Plageteufel iſt. Die gnädige Frau wollte ihren Willen haben. Sie ſah, mit Widerſpruch ging es nicht; daher ſchwieg ſie, und ſuchte das ſchlüpfrige Ding, die Erziehung ihres Kindes, auf eine andere Weiſe anzugreifen.

Da ſaß der Freiherr, und las. An der andern Seite des Tiſches ſaß ſie, und ſtrickte, oder nähete. Schon oft hatte ſie bemerkt, daß ihr Mann während des Leſens von Zeit zu Zeit höchſt verdrüßliche Geſichter ſchnitt. Einmahl warf er ſogar den Quartanten, den er vor ſich hatte, mit einer Art von Wuth an die Wand.

„Gefällt

„Gefällt dir das Buch nicht?“ fragte ſie mit ihrer beruhigenden Miene. Das Buch iſt gut; aber das verſluchte Latein, das alle Augenblicke darin vorkommt! Man möchte toll werden. Ich bin, wie der Prinz in der Feengeſchichte. Da ſteht das Mädchen, in das er verliebt iſt. Eben ſtreckt ſie die Arme aus, um ihn zu umfaſſen; eine dicke Mauer fällt zwiſchen ihm und ihr nieder, und er küßt einen kalten Stein, anſtatt der warmen Lippen. Das verfluchte Latein! Sieh, da habe ich mir ſchon ſeit acht Tagen den Kopf zerbrochen. Die Frau von Amſel will wiſſen, ob ein fürſtlicher Rath adeligen Rang habe, oder nicht. Es iſt wegen des Geheimeraths Müller, von dem man nicht weiß, ob man ihn bitten ſoll, oder nicht. Da finde ich nun eine Stelle — er holte das Buch wieder — die das Ding, wie ich denke, auseinander ſetzt. Ich leſe und leſe. Der eine ſagt ja, der andre nein. Da iſt nun ein Menſch, der, wie es mir vorkommt, Recht hat. Er heißt Rhätius; der ſagt: daß ſolche Leute, als Räthe und Doktoren, nur in etlichen Stücken dem Adel gleich gehalten werden. Recht, denke ich; nur in etlichen Stücken. Aber welche? Und gerade dieſe Stücke nun, als ob er mir's zum Poſſen thäte, nennt er Lateiniſch, wovon ich kein Wort verſtehe. Das verfluchte Latein! Und das Buch iſt doch für den Adel geſchrieben!

„Das iſt aber doch auch einfältig", ſagte die gnädige Frau mit einer ſchon triumphirenden Miene; „und ich ſähe es ſo herzlich gern, daß der Junge, der Quinctius, ſo recht erführe, wie er mit ſeinem Adel daran iſt. Wirklich, er ſollte Latein lernen; ſo erführen wir doch alle, wie es damit ſteht. Kommt denn oft Latein vor?"

Oft? O, das Latein hat mir in meinem Leben mehr üble Stunden gemacht, als Wind und Wetter. Sieh! (Er ſchob ſich ſeinen Seſſel neben ſeine Frau, und ſah ſie vertraulich an.) Du wunderſt dich vielleicht, warum ich dir ſo wenig von meinen Vorfahren erzählt habe; allein ich weiß nicht viel mehr von ihnen, als daß ſie in Rom gelebt haben, und berühmte Männer geweſen ſind. Ihre Thaten ſind, leider! in dem verdammten Latein geſchrieben. Ach, Ronichen! ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, ich könnte ein großer Mann ſeyn, wenn ich Latein gelernt hätte. Ach, ich wollte, daß der Mann, der die Sprache erfunden hat, in der unterſten Hölle ſäße!

„Aber ſo laß wenigſtens Quintchen Latein lernen. Er muß doch wiſſen, wer ſeine Vorfahren geweſen ſind. Denke einmahl, wenn uns der Junge in den langen Winterabenden vorleſen kann, was deine Voreltern vor zweitauſend Jahren gemacht haben! Denke die Freude!“

Der Freiherr ſprang auf, ging mit glühender Stirn und verſchränkten Armen im Zimmer auf und nieder, ſann und ſann, ſchlug Knipschen, lächelte, und warf ſich in die Bruſt; er träumte die Thaten, die ſeine Vorfahren könnten gethan haben. Auf einmahl blieb er vor ſeiner Frau ſtehen, und ſagte: Quintchen ſoll Latein lernen. Aber, fuhr er mit Kopfſchütteln fort, nichts weiter, als was ihm höchſt nöthig iſt. Einen Pedanten ſollen ſie mir nicht aus ihm ziehen. Ein Edelmann muß er bleiben. Er gehört auf's Pferd, und nicht hinter's Tintefaß. Geld will ich nicht ſparen; aber der Hofmeiſter ſoll tanzen, wie ich pfeife. Ich weiß, bis auf das verdammte Latein, alles, was ein Edelmann wiſſen muß; und wenn die Thaten der Römiſchen Edelleute, und alſo auch meiner Ahnen, nicht von einem Narren in's Lateiniſche überſetzt wären, ſo ſollte er auch das nicht lernen. Denn kurz und gut, mit dem heidniſchen Werk und Weſen, Venus, Jupiter, und Ariſtoteles — weg damit! Wir ſind Chriſten, und unſere Vorfahren, Veronika, haben bei allen Turnieren gelobt, das Chriſtenthum aufrecht zu erhalten. Damit Baſta! Latein ſoll er lernen; aber chriſtliches Latein: denn alle meine Vorfahren ſind Chriſten geweſen, von dem erſten Flaminius an, bis jetzt.

Die Frau von Flaming war froh, daß ſie ihren Endzweck nur in ſo weit erreicht hatte. Es wurde ein Hofmeiſter verſchrieben; allein unter der Bedingung, daß er den Junker nicht mehr lehren ſollte, als der Vater beſtimmen würde. Und nun ging der Baron ſogleich an die herkuliſche Arbeit, für den Hofmeiſter eine Inſtruktion aufzuſetzen. Er empfand nun auch, was ſchreiben heißt. Die Inſtruktion wurde oft zerriſſen und umgearbeitet. Je öfter er nun über die Erziehung nachdachte, deſto freier und reifer wurden ſeine Ideen. Er fühlte es jetzt in der Erfahrung, daß ſchreiben und nachdenken den Geiſt ſchärft. Die Inſtruktion wurde endlich fertig, und wenn ſie nicht als Manuſkript in dem Archive liegen geblieben wäre, worin kein reiſender Pädagog eine Erziehungsſchrift vermuthete: ſicher würde die Erziehung des Adels einen andern Weg, als den jetzigen, genommen haben. Der Baron beſaß unter allen ſeinen Büchern nicht ein einziges, das von der Erziehung handelte. Er hatte alſo ſeine Erziehungsgrundſätze nicht geſtohlen; ob man gleich nicht ſagen kann, daß er kein anderes Buch genützt hatte. Seine Erziehungsmethode war aus Rüxners Turnierbuche, aus Reinhard Graf von Solms Urſprung des Adels, aus Spangenbergs Adelſpiegel, aus Prauns adeligem Europa, und Lerchii de Dürnſtein vom alten Herkommen des reichsritterlichen Adels, geſchöpft. Dieſe, und noch ein Paar Bücher, als Verſuch über die Zigeuner u. ſ. w., ferner einige Lateiniſche Bücher, die vom Adel handelten, und die der Baron zwar nicht verſtand, deren Titel er aber in der Inſtruktion ſehr gelehrt mit anführte, machten ſeine ganze Bibliothek aus.

Der Hofmeiſter des jungen Herrn erſchien. Der Baron empfing ihn ſehr adelig; er blieb in ſeinem ſammetnen Lehnſtuhle ſitzen, neigte vornehm den Kopf, und ſagte: morgen ſollen Sie Ihre Inſtruktion von mir bekommen. Die Frau von Flaming empfing ihn ſtehend, mit einem ihrer gütigen, ſchönen Blicke, mit denen ſie gewiß war, die ganze Welt einzunehmen. Am andern Morgen erhielt der Hofmeiſter, der eben nicht das beſte Leben hier ahnete, die Inſtruktion durch einen Bedienten, der ſich zugleich als ſein Domeſtik anmeldete. Der Hofmeiſter Beyer machte ein Paar große Augen, als er eine ſchriftliche Inſtruktion über die Erziehung von einem Edelmanne erhielt. Eben öffnete die Frau von Flaming die Thür, als er ſich zurecht geſetzt hatte, die Inſtruktion zu leſen. „Ehe Sie leſen, was mein Mann Ihnen ſchreibt, lieber Herr Beyer,“ fing ſie mit ihrer ſanften, liebkoſenden Stimme an, „muß ich Ihnen ſagen, wer mein Mann iſt. Der edelſte Mann auf der Welt, ehrlich, redlich, gütig, hülfreich, dankbar, offen. Fragen Sie ſeine Domeſtiken, ſeine Unterthanen; Sie werden nur Eine Stimme darüber hören. Für alle dieſe Tugenden hat er nur Eine Schwäche. Er liebt den Adel vielleicht ein wenig zu ſehr; doch ohne deshalb andere Menſchen zu verachten. Sie ſind der Erzieher meines Kindes; Sie mußten das wiſſen, um, wenn Sie ſeine Schwäche ſehen, auch ein Auge auf ſeine Tugenden zu werfen. Er wird thun, was Sie wünſchen; nur richten Sie es ſo ein, daß Ihre Wünſche mit dem Adel in Verbindung kommen. Sie werden meinen Mann achten, wenn Sie ihn kennen; mir aber, hoffe ich, werden Sie Ihre Freundſchaft ſchenken. Der Lehrer des Sohns muß, dünkt mich, der Freund der Mutter ſeyn.“ — Sie reichte Beyern die Hand, verneigte ſich freundlich, und ging.

Lange noch hörte Beyer die freundliche Stimme, mit der ſie geredet hatte. Endlich fing er denn auch an, ſeine Inſtruktion zu leſen. Den Eingang machte eine Betrachtung über den Unterſchied der Stände und ſeine Nothwendigkeit. Hierauf folgte der Beweis, daß der Adel in der Natur des Menſchen, in der Geſellſchaft und in der Deutſchen Reichsverfaſſung gegründet ſey. Dann kam der Freiherr auf die Erziehung eines Adeligen, und ſchloß aus dem Vorhergehenden, daß er anders erzogen werden müſſe, als der Bürger. Dann unterſuchte er die Pflicht, die Kinder zu erziehen, und berief ſich auf Spangenberg über die Pflichten eines Adeligen gegen ſeine Kinder. (Beyer kannte alle die wenigen Erziehungsſchriften, die es damals gab; aber der Spangenberg war ihm unbekannt.)

Dann kam das Detail der Erziehung. Der Baron verlangte, ganz gegen die damalige Sitte, für ſeinen Sohn eine Erziehung ohne alle Schläge. Schläge, ſagte er, gehören für Knechte und knechtiſche Gemüther, keinesweges für Edelleute, die nichts aus Zwang, ſondern alles aus Liebe thun ſollen. Er berief ſich auf die Reichsgeſetze, welche verbieten, einen Edelmann zu ſtäupen; und er ſchloß endlich: denn ein Edelmann darf nur Einen Schlag in ſeinem ganzen Leben leiden, den Ritterſchlag; und den dürfen Sie, als ein Bürgerlicher, nicht ertheilen. Zweitens verlangte er eine nicht pedantiſche Erziehung. Er behauptete hier: Mutterwitz ſey mehr werth, als Gelehrſamkeit und erlernter Wortkram; darum ſollte alles ſpielend getrieben werden, damit der

Junge kein Dummbart würde. Bei dieſer Gelegenheit kam er auf die Turnierſpiele, ſchimpfte auf den Papſt, der ſie aus Neid, weil er nicht turnierfähig ſey, abgeſchafft, und behauptete nebenher, daß vieler Adel ſich zu Luthern geſchlagen habe, um dieſem Befehle des Papſtes aus dem Wege zu gehen, und daß es alſo der Vortheil jedes proteſtantiſchen Geiſtlichen ſey, die Turniere in Ehren zu halten. Dann kam die Moral eines Edelmannes, aus Rüxners Turnierſtücken geſchöpft, und nach Dürnſtein erweitert. Eine Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen ſtand unter den adeligen Sünden oben an. Er nannte ſie: eine Beleidigung der Seligen im Himmel, der Nachkommen, und der göttlichen Geſetze; und bewies die Schwere dieſes Verbrechens aus dem Moſes, welcher ſage: daß die Engel durch ihre Mißheirathen mit den Töchtern der Menſchen, der Erde die Sündfluth zugezogen hätten. Bei dieſem Punkte war der Freiherr ſehr eifrig und weitläuftig.

Dann kam alles das, was ſein Sohn lernen ſollte. Latein; hier waren alle heidniſchen Schriftſteller ſchlechterdings ausgeſchloſſen, auch alle übrigen, die von etwas Anderm, als vom Adel handelten. Unter den Schriftſtellern, die ſchlechterdings geleſen werden ſollten, weil ſie von den Deutſchen adeligen Familien geſchrieben hätten, ſtanden Livius, Tacitus, Dionyſius und Plutarch zum Erſtaunen des Hofmeiſters oben an. Griechiſch und Franzöſiſch wurde ſchlechterdings zu lehren verboten. Franzöſiſch macht liederlich, und Griechiſch macht dumm, ſagte der Freiherr. Adelsgeſchichte, Wapenkunde, Deutſche Reichsgeſchichte, Deutſche Sprache, alte ſowohl als neue, ſollte der Hofmeiſter fleißig treiben. Wider die Jeſuiten, die Juden, die Zigeuner und den Papſt ſollte ſeinem Sohne der tiefſte Haß beigebracht werden, damit er ſich nie in ſeinem Leben mit einem von ihnen einließe: wider den Papſt der Turniere wegen, wider die Jeſuiten, Juden und Zigeuner, die er für eins zu halten ſchien, ihrer Verſtellung wegen. Hinterher kam noch die Ermahnung an den Hofmeiſter: den Knaben ja anzuhalten, daß er ſeine eigenen Gedanken ſchriftlich aufſetze, weil nichts ſchwerer ſey, als das, beſonders wenn man über die Erziehung ſchreiben wolle.

Der Hofmeiſter konnte ſich kaum wieder von dem Erſtaunen erholen, in welches ihn dieſe ſeltſame Schrift verſetzt hatte; ja, er gerieth auf den ganz natürlichen Gedanken, der Freiherr müſſe ein wenig verrückt ſeyn. Zum Unglück war Herr Beyer nicht ein neuerer Pädagog; er würde ſonſt den Kopf nicht ſo bedenklich geſchüttelt haben. Denn, man ſage was man will, ſo iſt des Freiherrn von Flaming Theorie der Kinderzucht freilich nur aus dem alten Turnierbuche und einigen andern Adelsbüchern gezogen, aber doch der heutigen Pädagogik ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern; verſteht ſich, wenn man einige, dem Baron eigenthümliche, Kleinigkeiten abrechnet. Beyer, der jetzt ein alter Greis und Prediger iſt, ruft oft, wenn er eine von den hundert Kinderſchriften der jetzigen Meſſen lieſt: wahrhaftig! wahrhaftig! gerade, als ob ich meines Barons Inſtruktion noch einmal läſe.

Indeß, was wollte der arme Beyer machen? Er war einmal Hofmeiſter, und mußte ſich ſchicken lernen. Bald erfuhr er denn auch, daß manche von den Widerſprüchen in der Inſtruktion des Barons Mißverſtändniſſe waren.

Der Baron ließ nach einiger Zeit den Hofmeiſter rufen. „Haben Sie meine Inſtruktion geleſen und verſtanden?“ — Geleſen, aber nicht ganz verſtanden, Ihro Gnaden. Sie verbieten ſchlechterdings das Leſen aller heidniſchen Schriftſteller, und — „Ganz recht; mein Sohn iſt ein Chriſt, und ſoll es bleiben, durchaus!“ — Aber, gnädiger Herr, Sie ſelbſt haben da einige Schriften von Heiden ganz ausdrücklich zum Leſen mit dem jungen Herrn vorgeſchrieben. — „Wie? was hätt ich? wo? zeigen Sie mir! wo?“

Der Hofmeiſter zeigte ihm die Namen: Livius, Plutarch, Tacitus, Dionyſius.

„I zum Teufel, ſind denn das Heiden geweſen?“ fragte der Freiherr mit großen Augen. „Wie kommen denn die unvernünftigen Kerl dazu, über den chriſtlichen Adel zu ſchreiben?“

Ueber den Adel, Ihro Gnaden? fragte Beyer mit eben ſo großen Augen.

„Ueber den Adel,“ ſagte der Baron, und ſchlug dem Hofmeiſter ein Regiſter der patriziſchen Familien in Rom auf, das, wie der Titel ſagte, aus dieſen Schriftſtellern gezogen war. „Ueber den Adel, wie Sie hier ſehen.“

Ja, Ihro Gnaden, über den Römiſchen Adel, fiel Beyer ein.

„Aber, zu allen Geiern, Herr! man hält doch in der ganzen Welt die Katholiken für Chriſten; und die Leute haben ja doch wohl geſchrieben, eh an Luthern gedacht war. Nun?

Beyer lächelte, ſchwieg, und erfuhr nun den Zuſammenhang, in welchem die Familie des Barons mit Rom ſtand. Die Derivation von Flaming aus Flaminius gefiel ihm gar nicht übel; er hatte eine Diſſertation über das Entſtehen der Deutſchen Sprache aus der Hebräiſchen geſchrieben, worin er noch ärger zu Werke ging, als der Baron. Dieſer ſaß ſchon auf ſeinem Steckenpferde; Beyer, ſobald er deriviren hörte, beſtieg augenblicklich das ſeinige, und beide machten einen freundſchaftlichen Ritt mit einander. Auf dieſem Ritte bewies nun Beyer dem Baron, daß das Wort Adel aus dem Hebräiſchen Worte Atſilim, die Vornehmſten, herkäme; und der Baron gab ſeine Herleitung vom Adler gern dagegen auf. So bewies er ihm nun auch, daß die Juden eben ſo geſprochen hätten, wie die alten Deutſchen; denn, Ihr Gnaden, ſagte er, der Adel bei den Deutſchen beruhet auf Helm und Schild. So ſagt auch der Hebräer, und nennt die großen Herren: Schilde; ſo ſteht in der Bibel: Gott iſt ſehr erhöhet bei den Schilden auf Erden; ſo heißt Gott, unſer Schild; wie auch das Wort Schild ganz Hebräiſch iſt.

So ſehr auch der Baron die Juden haßte, ſo ſehr nahm ihn doch die Idee ein, daß Gott ſelbſt den Adel eingeſetzt habe. „Sie ſind mir ein lieber, gelehrter Mann!“ rief er auf einmahl, und drückte Beyern die Hand. „Recht! der Adel ſtammt von Gott, und ſo könnte man ſagen, Gott hätte den erſten Heerſchild. Hören Sie, der Junge, mein Sohn, ſoll Hebräiſch lernen; aber ein Jeſuit ſoll er nicht werden!“

Die Inſtruktion wurde vergeſſen, der Unterricht angefangen. Beyer unterrichtete nach ſeinem Gutdünken; wie konnte der Baron an einem Manne zweifeln, der den Adel aus dem alten Teſtamente ableitete? Beyer ſetzte ſich in des Barons Gunſt immer feſter. Er machte ihn zuerſt aufmerkſam darauf, daß die Juden nach einem ausdrücklichen Befehle Gottes ihre Stammregiſter hätten führen müſſen. „Es iſt ein wahres Glück,“ fliſterte der Baron dem Hofmeiſter zu, „daß es mit dieſen Stammbäumen der Juden ein Ende genommen hat; ſonſt müßten wir uns zu Tode ſchämen: denn wie wenige Deutſche Familien kennen ihre Ahnen bis zu den Zeiten Abrahams? Indeß ſieht man doch, daß das Stammbaumweſen etwas Göttliches iſt: denn ſo lange die Juden das auserwählte Volk Gottes waren, hatten ſie Stammbäume; und folglich iſt jetzt der Adel von Gott zu ſeinem Volk auserwählt, weil er Stammbäume hat.“

Beyer und der Baron waren freilich in ihren Meinungen ſchlechterdings Gegenfüßler, und würden ſich vielleicht nicht einen Tag unter einem Dache vertragen haben, wenn nicht jener hier Stoff gefunden hätte, ſeine antiquariſche Kenntniß des heiligen Volkes auszukramen, die der Baron denn, ſo gut es ſich thun ließ, auf den Adel anwendete. Beyer erhielt alſo gleich in den erſten Tagen die Liebe des Freiherrn; ſo drückte denn dieſer ein Auge zu, wenn er ſah, daß ſein Sohn anders erzogen wurde, als er gewünſcht hatte; und dieſes Einverſtändniß verſtärkte die Frau von Flaming mit ihrer Güte und ihrem ſchönen Herzen, dem ſo leicht keine bittre Empfindung lange widerſtehen konnte.

Quinctius lernte Lateiniſche Vokabeln, und der Baron fragte alle Tage: wann wird denn der Junge anfangen im Livius zu leſen? Wahrhaftig, meine Vorfahren, die Flaminier, haben ja kaum ſo viel Zeit gebraucht ihre Thaten zu thun, als der Junge, ſie zu leſen. Beyer ſuchte den Baron zu beruhigen. Das ging einen Monat, und noch einen; doch endlich riß dem Baron die Geduld. „Aber, zum Teufel, Herr Beyer, was lernt der Junge? A von, Abacus der Rechentiſch, Abdomen der Schmerbauch: das hör ich tagtäglich. Sollte man nicht meinen, die Flaminier müßten alle Schmerbäuche gehabt haben? Herr, der Junge ſoll nichts lernen, als die Thaten ſeiner Vorfahren. Sagen Sie mir, was ſoll der Junge mit den raſenden Wörtern im Kopfe? Kann ſich eine Menſchenſeele dabei etwas denken? Das muß den Jungen zu einem Dummbart machen. Nominativo: Herr, Sie haben den Jungen zum Narren, und mich dazu. — Meine vier Stunden ſitze ich hier täglich ſtill wie ein Bild auf einem Grabſtein, und horche. Flaminius war unſer Kontrakt, Herr, und nicht Singularis. Ich habe nichts, nichts davon begriffen, und bin vierzig Jahre alt; wie ſoll der arme Junge etwas davon begreifen? Da habe ich den Livius kaufen müſſen, und da ſteht er; und ich ſitze hier, und wir ſehen uns an, wie Braut und Bräutigam. Und Sie? Komm her!“ Er legte den Livius auf den Tiſch, und ſuchte. „Da ſteht nicht ein Wort von Quinctius und Flaminius.“

Beyer ſuchte im Regiſter, ſchlug im 2ten Buch Kap. 56 auf, und zeigte dem Baron den Nahmen: Titus Quinctius Capitolinus. „He!“ rief der Baron mit Augen, die vor Freude leuchteten, „da iſt einer! da iſt einer meiner Vorfahren. Quintchen, komm her, komm her, und ſieh ihn recht an! Nun, mein liebſter Beyer! fangen Sie hier einmahl an mit dem Quinctius.“

Beyer behauptete: der Knabe könne unmöglich da leſen; das ſey zu ſchwer. Der Baron aber, der nun einmahl einen ſeiner Vorfahren vor ſich hatte, wollte ihn nicht wieder loslaſſen, ohne ihn näher zu kennen; und ſo mußte ſich Beyer bequemen, dem Freiherrn vorzuleſen. Beyer fing alſo an, zu leſen: daß die Patrizier, um dem Volero einen Mann entgegen zu ſtellen, der ſich durch den Uebermuth des gemeinen Volkes nicht ſchrecken ließe, den Appius Claudius zum Konſul erwählt hätten. „Sein Kollege war,“ fuhr er fort, „Titus Quinctius, ein ehrwürdiger Senator, ein Mann von einem ſanften, edlen Herzen, und der Liebling des Volkes.“

Dem Volero wird der Teufel nicht weit ſitzen, fiel der Freiherr ein; denn der Quinctius iſt wohl ſanft, aber kein Schaf, mit dem man ſpielen kann. Weiter! weiter!

„Die neuen Konſuln kamen zuſammen, und hielten Rath, wie ſie den ungerechten Vorſchlägen des Volero ausweichen könnten. Appius rieth, einen Krieg anzufangen, um dem gemeinen Volke zu thun zu geben; Quinctius aber widerſprach dieſem Vorſchlage. Ich halte es, ſagte er, für ungerecht, unſchuldige Völker zu bekriegen, die dem Römiſchen Volke keinen Anlaß zu Beſchwerden gegeben haben. Ja, ich halte dieſen Rath auch für unweiſe; denn das Volk würde unſere Abſicht merken, und ſich weigern, die Waffen zu ergreifen. Wir würden uns beſchimpft haben, ohne die Unruhe zu ſtillen.“

Beyer, das iſt ein braver Mann, der Quinctius! Vor dem habe ich allen Reſpekt. (Er zog die Mütze ab, und gab dann ſeinem Quinctius die Huſarenmütze, welche dieſer trug, in die Hand.) Hören Sie, Sie ſagen: das hätte ein Heide geſchrieben? Gehorſamer Diener! Ein Heide würde einen Chriſten, wie da den Quinctius, ſo loben! Da kenne ich die Heiden! Gehorſamer Diener.

Ihro Gnaden, dieſer Quinctius iſt ja ſelbſt ein Heide; dieſe Geſchichten haben ſich ja noch vor Chriſti Geburt ereignet.

Der Freiherr wurde tiefſinnig. Das Alter der Familie war ihm eben ſo lieb, als ihr Chriſtenthum. Er ſchwieg einen Augenblick. Endlich ſagte er: Aber er ſpricht doch gerade, wie ein Chriſt. Na, na! ſo hat ſchon chriſtliches Blut in ſeinen Adern gefloſſen. Ein Heide? Nun, wenn nur alle Chriſten ſo dächten! Weiter!

„Quinctius Vorſchlag ging durch, und Appius wurde ſeines Kollegen bitterſter Feind.“

Der Eſel! rief Flaming. Es iſt bloßer Neid, glauben Sie mir, Beyer! Aber ich denke, Quinctius wird ihn bezahlen.

„Volero machte ſich die Uneigennützigkeit der Konſuln zu Nutze, und that einen neuen Vorſchlag, der die Rechte des Adels noch mehr einſchränken ſollte.“

Der Volero iſt ja der Teufel ſelbſt. Den Kerl ſollten ſie hängen. Aber ſo geht es, wenn man uneins iſt. Ich will doch nicht hoffen, daß der Quinctius etwa ſeine Parthei genommen hat?

„Der Rath verſammelte ſich. Appius rieth: Jeder, der ſein Vaterland liebte, ſollte ſich bewaffnen, um die andere Parthei zu Paaren zu treiben; allein Quinctius —“

Beyer, große Männer können auch fehlen. Den Volero hätten ſie hängen ſollen. Das iſt nichts!

„Allein Quinctius ſchlug den Weg der Güte ein, und der Senat folgte ihm.“

Seine Urſachen muß er doch gehabt haben, weil ihm der Rath folgt. Wir wollen hören.

„Das Volk wurde verſammelt. Quinctius hielt eine rührende Rede an das Volk, und es wäre alles gut gegangen, wenn nicht Appius in ſeiner Rede auf Tribunen und Volk ſehr bitter geſchimpft hätte. Ein Plebejer (Unadeliger) ſtand auf, hielt gegen den Appius eine eben ſo bittere Rede, und ſchloß endlich mit den Worten: aber was fechten wir mit Worten gegen eine ſolche wilde Beſtie? Das —“

Beſtie? unterbrach ihn Flaming aufſpringend. Was tauſend Teufel! ſo ein Hund ſchimpft einen Edelmann, einen Konſul? Das iſt ja nicht möglich. Das ſteht da nicht! Litt denn das der Adel? Geſchwind, ich muß doch ſehen, wie es dem Satan geht. Leſen Sie, wie nahm ſich denn mein Vorfahr dabei? Geſchwind!

„Das Schwert ſoll entſcheiden, und Euch vom Adel lehren, daß das, was ihr Pöbel nennt, nicht ſo verächtlich iſt, als ihr glaubt; ſoll euch lehren, daß wir —“.

Der Kerl hat ja eine Zunge ſo ſpitz, wie eine Nähnadel. Geh an den Galgen! Das iſt ja ein Hund!

„Nun entſtand eine Stille im Volke. Der Tribun hob ſeine Blicke gen Himmel, und, ſchwor bei allem, was ihm das Heiligſte war: den Vorſchlag durchzuſetzen, oder zu ſterben. Dann befahl er dem Appius, die Verſammlung zu verlaſſen.“

Das iſt ja himmelſchreiend. Herr, hält denn der Adel immer das Maul, und läßt den Eſel ſo reden?

„Appius verachtete den Befehl, und berief ſeine Verwandten, Freunde und Klienten (iſt ſo viel als Vaſallen) um ſich her, um ſich der Gewalt zu widerſetzen. Der Tribun ſandte einen Büttel, um den Appius in Verhaft zu nehmen.“

Herr! Sie haben Recht, das ſind Heiden, und keine Chriſten. Einen Edelmann mit einem Büttel! Weiter!

„Nun ging eine Schlägerei an, die allgemein war. Quinctius aber warf ſich in den dickſten Haufen, rettete den Appius, und brachte ihn nach Hauſe.“

Ha! ha! Triumph! Sieh da, ein Meiſterſtück von dem Quinctius! O ho! ich dachte es wohl, daß der den Adel, trotz ſeiner Feindſchaft, nicht würde ſtecken laſſen. Haſt du gehört, Quintchen? Sieh, das war dein Ur-ur-ur-ur-Aeltervater. Der Teufel noch einmahl, das iſt ein Kapitalbuch, der Livius! Wo der Mann nur das alles her haben mag, was die Leute geſagt und gedacht haben! Geduld! Wein, Friedrich! Wir müſſen auf des Quinctius Geſundheit eins trinken!

Sie tranken Beide ſehr vergnügt. Der Freiherr ließ ſich den Livius nicht nehmen. „Aber, fing er auf einmahl an, nachdem er die ganze Stelle im Livius aufmerkſam überleſen hatte — „Aber, lieber Beyer, hier auf beiden Seiten kommt nicht ein einziges mahl Singularis, Nominativo, a, ab, abacus, abdomen vor. Wozu muß der arme Junge die verdammten Wörter lernen? Sie haben mir mit dem Vorleſen eine große Freude gemacht; aber ſo laſſen Sie doch den Jungen, wenn er denn nun einmahl Wörter lernen ſoll, die lernen, die da in der Stelle vorkommen; und wenn er ſie weiß, ſo laſſen Sie ihn die Stelle leſen. Dem Jungen vergeht die Geduld.“

Beyer wehrte ſich, ſo gut er konnte. Er zeigte dem Edelmanne, wie der Nominativus u. ſ. w. mit dem Livius zuſammenhing. Der Baron hörte aufmerkſam zu; dann ſchüttelte er aber deſto ärger mit dem Kopfe. „Aber Herr, fing er unwillig an, wenn, zum Exempel, Quintchen ſollte ſchwimmen lernen, und ich legte ihn hieher auf die Erde, und ließe ihn erſt ein Jahr lang, oder gar zwei, alles machen, was er im Waſſer thun muß, ſo wäre ich ein Narr. Ich bringe den Jungen in's Waſſer, zeige es ihm da, und er kann ſchon nach einer Stunde über dem Waſſer bleiben. Kurz und gut, der Junge ſoll in Waſſer ſchwimmen, und nicht auf trockner Erde. Er ſoll im Livius unter ſeinen Vorfahren Latein lernen, und nicht in den kleinen Büchern, worin nichts ſteht, als was nicht dazu gehört.“

Beyer mochte wollen, oder nicht: er mußte ſich die Methode gefallen laſſen. Doch nahm er ein leichteres Buch, als den Livius. So ſchwer es ihm anfangs wurde, den Knaben auf dieſe Weiſe in Gang zu bringen, ſo gelang es ihm am Ende dennoch; und nun erſtaunte er ſelbſt über die Fortſchritte des Knaben, der erſt Latein, und dann die Regeln des Lateins lernte. Beyer fing nun an, hier ſehr glücklich zu leben;

nur Eins lag ihm auf dem Herzen. Er war mit dem Prediger des Ortes in Bekanntſchaft gerathen. Der Prediger hatte einen Sohn von Quinctius Alter. Als Beyer ihn zum erſtenmahle ſah, fiel ihm die offne, kluge Bildung des Knaben auf. Aus ſeinen ſchwarzen, großen Augen leuchtete ſo viel Geiſt und Gutherzigkeit hervor, daß er ſich nicht enthalten konnte, den Knaben zu liebkoſen. Je öfter er zum Prediger kam, deſto lieber gewann er das Kind; allein er merkte auch immer mehr, daß der Vater nicht im Stande war, dem Kinde auch nur einen erträglichen Unterricht zu geben. Der Knabe war ſo lernbegierig, und ſein Geiſt ſo rein, daß Beyer es für unverantwortlich hielt, ihn verderben zu laſſen.

Er trug ſich lange mit dem Gedanken, daß der Knabe Theil an Quinctius Unterrichte nehmen könnte; allein der Freiherr wollte ſeinem Sohne ſchlechterdings keinen Umgang mit einem unadeligen Kinde erlauben. Schon oft hatte Beyer bei ihm mit dieſer Idee auf den Buſch geklopft; aber ohne Erfolg. Der Freiherr machte jedesmahl eine krauſe Stirn, und Beyer ſchwieg. Einmahl aber las Beyer dem

Knaben in Gegenwart des Vaters eine Stelle aus dem Livius, die ich vergebens geſucht habe, Deutſch vor. In dieſer Stelle wurde geſagt, daß Quinctius Flamininus, Konſul, mit ſeinem Sohne einen jungen Menſchen aus dem Volke habe erziehen laſſen, weil der Adel, als der erſte Stand, verpflichtet ſey, für den Unterricht der andern Stände zu ſorgen. „Wie war das?“ fragte der Baron. Beyer las die Stelle noch einmahl, und berief ſich bei dieſem Punkte auf den Adelſpiegel, der eben das ſage.

„Spangenberg?“ rief der Baron, und ſchob die Mütze unruhig hin und her. „Aber, lieber Beyer, was meine heidniſchen Vorfahren gethan haben, das iſt alles aufgeſchrieben, und die Welt kann es wiſſen, wenn ſie will. Wer ſchreibt einmahl, was ich und meine Nachkommen thun?“

Ja, Papa, fiel Quinctius ein, Sie müſſen ſich auch einmahl erſt mit ihren Bauern prügeln, wie der Urvater in Rom mit den gemeinen Leuten. Was ſoll man ſonſt von Ihnen aufſchreiben?

Der Baron erröthete. Er ging im Zimmer umher, und käuete an den Nägeln. „Aber, Beyer," fing er auf einmahl an, „was kann unſer einer Großes thun?"

Großes wohl nicht; aber deſto mehr Gutes, ſagte Beyer.

„Der Teufel hole den Papſt, daß er die Turniere abgeſchafft hat!" rief der Baron laut, und verließ das Zimmer. Er ging nun im Garten umher, wie es ſeine Gewohnheit war. Nach einer halben Stunde kam er wieder. „Sagen Sie mir, Beyer, womit kann ein Adeliger ſich jetzt berühmt machen? Sehen Sie, die Turniere ſind abgeſchafft. Kurfürſt und Fürſt werden? Dazu muß man katholiſch ſeyn. Im Soldatenſtande? Einer kann nur General werden. Ja, meine Vorfahren hatten gut ſagen! Da gab es immer mit dem Volke zu zanken, das den Adel nicht leiden wollte. Der Quinctius ſollte einmahl hier auf meinen Gütern gelebt haben; kein Wort hätte Livius von ihm gewußt!"

Freilich, ſagte Beyer, und zuckte die Achſeln; der einzige Weg iſt noch Gelehrſamkeit. Entweder er wird durch Schriften, die ſeine ſpäteſten Nachkommen noch leſen, berühmt; oder er wird Miniſter, regiert ein Land, ſchließt

Frieden, erfindet neue Auflagen, oder neue Geſetze, die von ihm den Namen haben.

Der Baron rieb ſich die Stirn. „Junge, Quinctius! fuhr er dann plötzlich auf: lerne was. Du ſollſt ein Gelehrter werden. Mit dem Turnieren iſt es doch am Ende nichts. Und wenn du Miniſter biſt, ſo gebe Gott einen recht böſen Krieg, und du ſchließe den Frieden. Ich will thun was ich kann, lieber Beyer. Ich will mit Quinctius einen aus dem Volke erziehen laſſen. Da des Paſtors Sohn. Er mag kommen, heute noch. Aber dann müſſen die Jungen lernen, daß ihnen die Köpfe rauchen.“

Beyer war halb außer ſich vor Freude. Er hatte ſeine Abſicht erreicht, und gab dem Baron die Hand darauf, daß ſein Sohn, ſein Quinctius, in Deutſchland berühmter werden ſollte, als alle Römiſchen Quinctier zuſammen genommen. Die Recenſenten dieſes Buches werden Schuld daran ſeyn, wenn Beyer nicht Wort hält.

Beyer führte den kleinen August Liſſow ſogleich mit Triumph in das Haus des Freiherrn ein. Nicht bloß die natürlichen Anlagen des Knaben machten ihn ſo heiter. Nein, er ſah, daß der Freiherr durch ſeine Eitelkeit alles wieder umriß, was er ſelbſt bei Quinctius bauete. Beyer war nach der damaligen Zeit ein wirklich gelehrter Mann; er liebte die Erziehung leidenſchaftlich, und wünſchte, ungehindert thätig auf Kopf und Herz eines Knaben wirken zu können. So glücklich er auch in dem Flamingiſchen Hauſe lebte, ſo konnte er doch nie hoffen, den jungen Quinctius nach ſeinen Planen erziehen zu dürfen. Man wird ſich alſo ſeine Freude denken, als ihm nun ein Kind ganz und gar übergeben war, dem die Thorheiten des Barons nicht ſchaden konnten; und bald nahm er ſich des Knaben mit doppelter Liebe an, da nicht lange nachher deſſen Eltern ſtarben.

Mit neuem Eifer fing Beyer den Unterricht wieder an. Auguſt holte den Quinctius ſehr bald ein, und nun gingen die beiden Knaben mit raſchen Schritten auf dem Gefilde der Gelehrſamkeit vorwärts. Freilich blieb noch immer die Römiſche Geſchichte, und beſonders die Geſchichte der Quinctier, die Hauptſache; allein, bei dieſer Gelegenheit bekamen beide Knaben doch Geſchmack an der Geſchichte, und ihr Geiſt eine edle, ſtolze Haltung. Selbſt Beyer bekam Geſchmack an dieſer Wiſſenſchaft, und fand, daß jede Geſchichte hinreichend iſt, der Moral einen eindringenden Reitz für das Kinderherz zu geben. Quinctius Flaming kannte nun die Begebenheiten und Thaten ſeiner Römiſchen Vorfahren ſo ziemlich; und wenn Auguſt mit freundlichen Augen ſagte: o das iſt ſchön! das iſt herrlich! ſo ſagte jener mit einem ſtolzen Blicke, und ſchlug dabei an ſeine Bruſt: und das war einer meiner Vorfahren! oder: und das that mein Ahnherr!

Der Freiherr, wie man leicht denken kann, war, ſeit dem ſich Auguſt im Hauſe befand, nicht mehr zugegen beim Unterrichte, ſo ſehr ihn das auch ſchmerzte. Allein dafür erhielt Beyer auch den Befehl, die Thaten der Flaminier aus den verſchiedenen alten Schriftſtellern auszuziehen, damit der Freiherr doch endlich mit ſeinen Vorfahren bekannt würde. Beyer erfüllte dieſen Wunſch, und nach einigen Monaten war er fertig. Täglich erinnerte der Baron ihn an dieſe Arbeit, und ſie war vollendet, als ſich gerade eine große Geſellſchaft von Adeligen im Hauſe befand.

„Nun, lieber Beyer, fragte der Baron, als Beyer zu Tiſche kam, wie ſteht es mit meinen Vorfahren? — „ Ich bin fertig, gnädiger Herr! — Der Baron glühete vor Freude, und drückte den Hofmeiſter an ſein Herz. Einer aus der Geſellſchaft fragte nach der Urſache ſeiner großen Freude.

„Dieſer Mann,“ antwortete der Baron, „hat mir die Geſchichte meiner Vorfahren aufgeſetzt: eine Arbeit, die ich ihm nie vergelten kann.“ Man machte große Augen. Als der Baron etwas ins Detail ging, wurde man begierig die Thaten der alten Flaminger zu hören. Der Baron verſprach ſie der Geſellſchaft zum Nachtiſch, und Beyer, ſo viel er ſich auch wehrte, mußte ſeine Schrift holen. Man ſetzte ſich nach dem Eſſen zurecht. Die Damen nahmen ihre Strickzeuge zur Hand, die Herren ihre Pfeifen. Beyer ſaß in der Mitte, und neben ihm in einem Armſtuhle der Baron von Flaming.

Ehe er lieſt, meine Damen und Herren, fing der Baron an, muß ich Ihnen ſagen, daß meine Vorfahren, bis auf Chriſti Geburt, keine Chriſten, ſondern Heiden waren, und in

Rom unter einem Volke lebten, das ganz ſonderbare Gebräuche hatte; als zum Exempel — Doch das werde ich Ihnen ſchon während des Leſens zeigen. Nun fangen Sie an, Herr Beyer.'

Herr Beyer erröthete, räuſperte ſich, und las: „Die merkwürdigen Thaten der Vorfahren und Ahnen des freiherrlichen Geſchlechtes von Flaming, ehemals Quinctius, dann Flaminius, endlich von Flaming. — Die Familie der Quinctier gehört zu den älteſten und edelſten in Rom. Der erſte Quinctius, deſſen die Geſchichte erwähnt, war Bürgermeiſter in Rom, ungefähr drei hundert Jahre vor Chriſti Geburt."

Sind 2000 Jahre bis jetzt. Bürgermeiſter war ungefähr, was ein Reichs-General-Feld-Marſchall iſt, ſagte der Freiherr.

Beyer las nun die Geſchichte des Quinctius vor, die wir ſchon kennen. „Eben dieſer Quinctius," fuhr er dann fort, „führte eine Armee gegen die Aequier, beſiegte ſie, und hielt einen Triumph in Rom." (Beyer erklärte jetzt der Geſellſchaft, was ein Triumph geweſen ſey, und der Freiherr ſah in ſeinem Seſſel ſo aus, als ob er ſelbſt der Triumphator wäre.) „Um dieſe Zeit drang einer von den Volksvorſtehern, die immer gegen den Adel waren, darauf, daß man feſte Geſetze für Rom geben ſollte, weil die willkührlichen Ausſprüche des Adels eine unerträgliche Tyrannei wären. Der Adel widerſetzte ſich dieſem Vorſchlage, wie gewöhnlich.“

Dieſe Volksvorſteher, meine Damen, ſind wahre Teufel an Liſt und Neid gegen den Adel geweſen. Ach! Sie glauben nicht, was es meinen armen Vorfahren gekoſtet hat, den Adel aufrecht zu erhalten.

Aber, lieber Mann, ſagte die Frau von Flaming, ſie verlangen ja nur Geſetze, und das, dünkt mich, iſt ſo unrecht nicht. Der Adel mußte doch kein gutes Gewiſſen haben, daß er das nicht wollte.

Iſt wohl wahr, aber der Teufel kommt erſt. Höre nur zu! Das iſt immer nur der Anfang; da ſieht man den Pferdefuß nicht. Nein, nein! Man muß nicht ein Haar breit von unſern adeligen Rechten vergeben. Siehſt du, in Rom hatte man nun einmal keine Geſetze. Das war Herkommen, und dabei muß es bleiben; ſonſt, liebes

Kind, jagten die Bürger den Adel am Ende ganz zum Tempel hinaus. Weiter, Beyer.

Beyer las mit krauſer Stirn. „Nun hatte Quinctius einen Sohn, mit Nahmen Cäſo. Ein ſchöner, tapfrer, beredter junger Menſch. Er hatte ſich durch ſeine Stärke und Tapferkeit in mehreren Schlachten hervorgethan. Das Volk verſammelte ſich, um über den Vorſchlag zu rathſchlagen; allein, Cäſo brach mit einer Anzahl junger Edelleute in den Haufen des Volkes ein, und prügelte es aus einander.“

Wackerer Cäſo! braver Cäſo! O wahrhaftig, ſo ſollte man es immer machen! Veronika, wenn Du noch einmahl niederkommſt, ſo ſoll der Junge Cäſo heißen.

Dürfen denn die Bürgerlichen — fragte eine Dame, die den Kopf ſo hoch trug, als ob ſie beſtändig die Sterne zählte — ſich eigentlich nicht verſammeln? — Ohne Erlaubniß des Adels eigentlich nicht, antwortete der Baron. — So ſeh einer, und ſie halten in Berlin ordentlich Aſſembleen und Bälle! Man ſollte doch den Leuten das verbieten!

Ei zum Teufel auch! ſagte der Freiherr; hier iſt von keinen Aſſembleen die Rede. Man lächelte.

„Cäſo,“ fuhr Beyer fort, „wurde verklagt. Er erbitterte das Volk durch ſeinen Uebermuth und ſeine Unbeſonnenheit noch immer mehr, anſtatt es zu beſänftigen. Da der Gerichtstag kam, hatte Cäſo auf einmahl allen Muth verloren.“

Der Freiherr machte große Augen und horchte.

„Er gieng in Trauerkleidern unter dem Volke umher, und bat die unterſten des Pöbels um Gnade.“

Pfui! ſagte eine adelige Dame, die bis jetzt den Triumph des Freiherrn mit blauen Lippen und flammenden Augen angeſehen hatte; pfui, ein niederträchtiges Gemüth!

Gnädige Frau! rief der Baron aufſpringend. Was Teufel, Beyer, ſteht das da? Das iſt nicht wahr. Der Reichsadel braucht nach den Reichsgeſetzen nicht zu widerrufen oder um Vergebung zu bitten.

Da haben Sie recht, Herr Baron! riefen jetzt Alle. Das kann da nicht ſtehen. Man umringte Beyern, der mit vieler Geduld jedem zeigte, daß es da ſtand. Aber laßt ihn doch leſen, rief die Frau von Flaming. Wer weiß, wie es noch kommt. Warum prügelt er gleich? Iſt es doch ſeine Schuld; was geht es uns an?

Beyer las. „Da das (nehmlich das um Gnade bitten) nicht half, und die Anklage verleſen war, ſo wollte er ſich dem Gerichte des Volks nicht unterwerfen, ſondern appellirte an den Adel, als ſeinen rechtmäßigen Richter.“

Si judicandum de nobili, judicium ad nobiles pertinet, ſagte ein Präſident hier mit einer wichtigen Miene; ein Edelmann kann nur von ſeines Gleichen gerichtet werden. Der Cäſo hat die jura nobilium recht gut gekannt.

Aber ein Rabe, antwortete die Frau von Flaming, hackt einer Krähe die Augen nicht aus.

Beyer fuhr fort. „Das Volk wurde dadurch noch aufgebrachter. Sein ehrwürdiger Vater Titus Quinctius ſuchte ſeinen Sohn in einer Rede zu vertheidigen. Mehrere von Adel traten auf; alle gaben ihm das vortheilhafteſte Zeugniß. Sie nannten ihn die Zierde, die Hoffnung, den Stolz des ganzen Römiſchen Volkes. Sie lobten ſeine Tapferkeit, ſeine Schönheit, ſeinen Edelmuth, und ſchoben ſeine Unbeſonnenheit auf die Hitze ſeiner Jugend.“

Da haben wirs! rief der Baron, und wiſchte ſich eine Freudenthräne aus dem Auge. Wahrhaftig Frau, noch einen Jungen; Cäſo ſoll er heißen, oder ich laſſe den Quinctius umtaufen.

„Jetzt aber," fing Beyer aufs neue an zu leſen — „Jetzt aber nahm der Volksvorſteher das Wort. Er rief einen Römer hervor, der eine neue Klage gegen den Cäſo hatte. Dieſer Römer beſtieg nun die Rednerbühne, und erzählte: da ich eines Tages in der Nacht von einem Freunde, bei dem ich gegeſſen hatte, mit meinem Bruder nach Hauſe ging, trafen wir dicht bei den öffentlichen (mit Erlaubniß der Damen) Hurenhäuſern den Cäſo an, der in Geſellſchaft von mehreren jungen Edelleuten nach ſeiner liederlichen Weiſe im Bordell geweſen war. Sie fingen —"

Auf ein andermahl, Herr Beyer, unterbrach ihn der Baron mit krauſer Stirn, ſollen Sie weiter leſen. Der Volksvorſteher iſt ein Flegel, und der Cäſo ein Luriban, deſſen Nahmen mein Hund nicht führen ſoll. Ich will nichts wiſſen, und damit Baſta! Sind meine Vorfahren alle ſolche Kundleute geweſen, ſo —. (Beyer ſchlug ſeine Papiere zuſammen) —

Recht! nur weg mit den Kerlen! Bordell! ſchöne Polizei in Rom! Und was zum Henker, Herr, wenn ich's bedenke, was haben Sie mir das vorzuleſen?

Ja, gnädiger Herr, Sie haben mir befohlen; und unter einer zweitauſend Jahre langen Reihe Menſchen muß es auch hin und wieder einen Wildfang geben. Sie ſollten nur weiter hören. Der Vater macht wahrhaſtig alles wieder gut.

Herr, wie kann ein Vater es wieder gut machen, wenn der Sohn des Nachts in den Bordellen herum liegt? Hätte ich damals ein Wort in meiner Familie zu ſagen gehabt, wie jetzt: der Cäſo ſollte ſich gewundert haben! Und der Livius iſt ebenfalls ein Hans Narr, daß er ſolche Teufeleien aufſchreibt, und ehrlichen Leuten noch nach zweitauſend Jahren den Leib voll Aerger jagt. Pfui, ich will nichts weiter wiſſen. Der Teufel hole die ganze Verwandtſchaft, die Quinctier ſammt und ſonders — meinen Quinctius ausgenommen!

Beyer erröthete, verbeugte ſich einmahl über das andere, und verſchwand.

Ganzer vierzehn Tage hindurch maulte der

Baron mit ſeinem Hofmeiſter; allein endlich überwog die Neugierde doch ſeinen Verdruß. Er beſuchte Beyern, brachte das Geſpräch auf ſeine Römiſchen Anverwandten, und Beyer mußte aufs neue vorleſen. Nur ward dieſe Seſſion bei verſchloſſenen Thüren, und nicht wieder ſo feierlich gehalten. Beyer fing mit einer Art von Angſt an da fortzuleſen, wo er aufgehört hatte. Mit Cäſo war der Baron nun einmahl über den Fuß geſpannt. Er brummte, ſo oft der Nahme genannt wurde. Als er hörte, daß Cäſo's ehrwürdiger Vater alle ſeine Güter verkauft habe, um die Bürgſchaft für ſeinen Sohn zu bezahlen, ſagte er: der arme alte Mann! der Schlingel von Sohn iſt es nicht werth. Des Alten Geſchichte rührte ihn indeß. Er fand natürlich, daß der Vater alles wieder gut gemacht habe, was der Sohn verdorben hatte. Es wollte ihm zwar nicht recht behagen, daß der alte Edelmann ſelbſt pflügt; indeß machte doch die rührende Erzählung, wie ihn die Römiſchen Geſandten, die ihn als Diktator nach Rom holen ſollen, beim Pflügen antreffen, einen tiefen Eindruck auf ihn. Er wiſchte ſich heimlich eine Thräne ab. „Was iſt denn ein

Diktator?“ fragte er. Beyer erklärte es ihm. „Ja,“ rief der Baron, „das iſt noch ein Aemtchen für einen Edelmann, wobei er Ehre hat!“ Dieſer wurde ihm der liebſte ſeiner Vorfahren.

Nun kam es, nach den Geſchichten noch einiger Quinctier, endlich auf den Titus Quinctius Flaminius, der den Macedoniſchen König Philipp beſiegte, und Griechenland frei machte. Das war ſein Mann ebenfalls. Er erkundigte ſich nach dem Zuſtande Griechenlands; alles ward ihm jetzt anziehend. Aber keine Roſe ohne Dornen. So rein ſein Triumph über die Thaten ſeiner Vorfahren war, ſo großen Unmuth empfand er, als er hörte, daß der Bruder dieſes großen Mannes, Lucius, von dem Cato aus der Rolle der Senatoren geſtrichen wäre; und als er die Urſache davon erfuhr, ſpie er vor Aerger aus. Pfui, rief er, das iſt ein Schurke, ein Heide, eine Beſtie! Aber, lieber Beyer, das bleibt unter uns! — Und von dem Cajus Flaminius, der ſich von Hannibal ſchlagen ließ, behauptete er, es wäre ein Dummhut. Indeß freuete er ſich dennoch ungemein, daß ſchon einer ſeiner Ahnherren mit

Hannibal Händel gehabt hatte. Denn der Hannibal, ſagte er Beyern ins Ohr, war der Teufel ſelbſt.

So kannte nun endlich der Freiherr von Flaming alle ſeine Ahnherren. Er machte ſich mit Hülfe des Hofmeiſters ſogar einen Stammbaum der drei Linien, welcher eigentlich richtiger war, als der an der Spiegelwand. Wenigſtens wußte er von ſeinen heidniſchen Vorfahren vor Chriſti Geburt tauſendmahl mehr zu ſagen, als von ſeinen chriſtlichen, die er nur dem Nahmen nach kannte. Er führte von nun an auch immer ſeine Römiſchen Vorfahren im Munde, und erwähnte ihrer bei allen Gelegenheiten. Von dieſer Zeit an hieß in der Flamingiſchen Familie ein liederlicher Menſch: ein Cäſo; ein Schurke: ein Lucius; und ein Dummkopf: ein Cajus. Sogar die Bedienten gebrauchten dieſe Benennungen.

Die beiden Knaben ſtudierten fleißig fort, indeß der Freiherr Stammbäume machte, und ſich den Kopf zerbrach, wie er den Lucius, ohne deſſen Bruder zu verlieren, aus dem Stammbaume los werden ſollte. Ihre Fortſchritte waren zum Erſtaunen, und Quinctius konnte, wenn er ſich Zeit nahm, ſchon ſeinem Vater eine Lateiniſche Anmerkung in ſeinem Praun verdeutſchen. Sie fingen nun auch alte und neue Geſchichte an, ſo gut Beyer ſie ihnen geben konnte. Geographie und Deutſche Sprache wurden nicht verſäumt.

Beyer war ein philoſophiſcher Kopf; er lernte im Lehren, was ihm und ſeinen Zöglingen noch fehlte. Nach den Unterrichtsſtunden liefen beide Knaben entweder in den Garten, und turnierten (denn das Turnier war, trotz den Quinctiern und ihren Thaten, noch immer die Lieblingsidee des Barons); oder Quinctius ging zu ſeinem Vater, und blieb in deſſen Geſellſchaft. Der Freiherr ſprach ſeinem Sohne unaufhörlich von dem Adel ſeines Stammes, und von den großen Vorzügen eines Adeliggebornen vor; oder er hielt ihn an, einen Traktat de nobilitate, oder de privilegiis nobilium ſ. imperii romani zu überſetzen. Er bat ihn, er beſchwor ihn, ja recht fleißig zu ſeyn, und mehr zu lernen, als alle ſeines Gleichen, damit er den Glanz ſeiner Familie noch größer machen könnte. „Was weißt du, mein Sohn,“ fragte er. „Latein? Das kann Liſſowauch. Geographie? Die lernt er ja mit dir, und iſt nur eines Predigers Sohn. Du aber biſt ein Abſtämmling des Titus Flaminius, der den König von Macedonien beſiegte, Griechenland frei machte, und drei Tage hinter einander triumphirte. Du mußt ganz etwas Beſonderes lernen, mein Sohn, damit ein Jeder ſogleich ſieht, daß du ein Flaming biſt.“

Dieſe Reden, die dem Knaben ſo unaufhörlich wiederholt wurden, machten einen tiefen Eindruck auf ſeinen Geiſt. Seine Eitelkeit wurde ungeheuer in die Höhe geſchroben. So ſehr ſeine vernünftige Mutter und Beyer auch arbeiteten, dieſe Eitelkeit aus ſeinem Herzen wegzuſchaffen, ſo war es dennoch vergeblich. Sie bewirkten nichts weiter, als daß dieſe Eitelkeit nicht Hochmuth oder Egoismus wurde. Quinctius liebte ſeinen Gefährten, den kleinen Liſſow, von ganzem Herzen. Er beſchenkte ihn, theilte mit ihm das Liebſte, was er hatte, und es traten Thränen in ſein Auge, wenn Liſſow etwas fehlte; allein er wollte, troß ſeiner Liebe, gegen ihn glänzen. Hatte er irgend etwas aufgeſchnappt, entweder in einer Unterredung ſeiner Mutter mit Beyern, oder bei einem Beſuche, den ſein Vater erhielt; ſo rühmte er ſich gegen ſeinen kleinen Freund damit, als mit ſeiner eigenen Erfindung. Die Plane, die er noch als Kind machte, gingen immer ins Ungeheure. Nach allem Sonderbaren haſchte er. Erzählte Beyer von Columbus, ſo verſicherte Quinctius, daß er ſchon als Kind einen unwiderſtehlichen Trieb gefühlt hätte, neue Welten zu entdecken, und daß er eben die Beharrlichkeit in ſeiner Unternehmung haben würde, wie Columbus. Das Unnatürlichſte war ihm immer das liebſte. Er verſicherte dem kleinen Auguſt nach einer Stunde, worin Beyer von dem Genius des Sokrates erzählt hatte, in allem Ernſt, daß ihn ebenfalls oft eine Stimme von etwas abhielte, das er thun wollte. Bei dem Unterrichte des Hofmeiſters überlegte er immer, wie er das, was er lernte, wieder anbringen und damit glänzen könne. Alles fiel bei ihm bloß in das Gedächtniß, und ſeine Beurtheilungskraft blieb ohne Bildung. Er war ſehr fleißig, fleißiger ſogar als Auguſt, und lernte doch nicht eben ſo viel. Ohne ſo viel zu wiſſen, wie Auguſt, ſchien er noch einmahl ſo gelehrt, als der: denn er kramte bei allen Gelegenheiten aus, was er wußte, und ſuchte allem, was er ſagte, eine gelehrte Form zu geben. Er wollte glänzen.

Der kleine Liſſow hingegen blieb bei allem, was er wußte, ganz natürlich. Du lernſt, ſagte ihm Beyer, um dereinſt deinen Nebenmenſchen mit deinen Kenntniſſen nützlich zu ſeyn, und ſelbſt weiſe, und dadurch glücklich zu werden. Immer faßte Quinctius die falſche Seite an allem auf, wenn Beyer die Knaben auch zehnmahl auf die richtige aufmerkſam gemacht hatte. Seht, ſagte Beyer, Cincinnatus wurde arm. Mit eben der Würde, mit der er triumphirend in Rom unter dem Jauchzen des ganzen Volkes eingezogen war, verließ er jetzt, von ſeiner Gattin und einigen Sklaven begleitet, in der Stille Rom, zog auf ſein Bauergütchen, und pflügte mit eben der Hand, die vorher das Scepter von Italien geführt hatte. Was, lieben Kinder, was erhielt dieſen Mann, in ſeinem Unglück ſo ſtandhaft? Noch mehr: was erhielt ihn ſo heiter? Und noch mehr: was erhielt ihn auch hier als Landmann ſo ſtill, ſo demüthig, ſo thätig? — Die Weisheit, lieben Kinder. Er wußte, wie wenig der Menſch bedarf, um glücklich zu ſeyn; er wußte, wie wenig der Ruhm, der Glanz, wie wenig die Bewunderung der Welt werth iſt. Mit eben der ruhigen Heiterkeit, womit er ſeinen Acker beſtellte, kehrte er als Diktator nach Rom zurück. Er verließ ſeine ländliche Ruhe nicht gern; aber er verließ ſie, um ſeinem Vaterlande nützlich zu ſeyn: und unſtreitig war es ſein größter Triumph, daß er, als er ſein Vaterland gerettet hatte, ruhig wieder auf ſeine Güter zurückkehrte.

Was mir am beſten gefällt, ſagte Quinctius zu Auguſt, als die Stunde geendigt war, iſt: wie die Geſandten aus Rom kommen, und ihm die Zeichen ſeiner Würde bringen. Seht ihr, wird er in ſich gedacht haben, Herr Beyer mag auch ſagen, was er will... ſeht ihr, nun könnt ihr doch ohne mich nicht leben! — Nein, höre, ſagte Auguſt, was mir am beſten gefällt, iſt, daß der alte Mann, ohne zu klagen, ein Bauer wird, und hinterher, da er wieder in Rom leben kann, doch wieder aufs Land zieht. Er hat gewiß mit ſeiner Frau auf dem Lande recht vergnügt gelebt, vergnügter als in Rom, wo er ſich immer herumzanken mußte.

So ungefähr urtheilten die Knaben von

allem. So zeigten ſie ſich auch in ihren Spielen. Quinctius war immer Columbus, oder Herkules, oder Alexander; Auguſt begnügte ſich mit einer Nebenrolle, und that es gern. „Da ſieht man das Blut!“ ſagte der Freiherr, wenn er das bemerkte. „Immer empor, in die Höhe, voran! Iſt es nicht, als wenn der Junge die Schlappe wieder gut machen wollte, die Hannibal ſeiner Familie angehängt hat? Immer voran! Recht, mein Sohn! Deine Ahnen waren auch nicht die Letzten. Immer voran!“

So wuchſen die Knaben auf. Ihre Kenntniſſe wurden ausgebreiteter, und mit ihnen wuchſen Quinctius Eitelkeit und Auguſts Liebenswürdigkeit. Zwölf Jahre waren beide alt, da Quinctius zu reiten anfing. Auguſt erhielt zwar, auf Vorbitte der Frau von Flaming, denſelben Unterricht; allein Quinctius kam ihm darin weit zuvor, und eben ſo ging es auch im Tanzen und Fechten. Ein Bereiter aus der Nähe kam auf einige Zeit zu dem Baron, und unterrichtete beide Knaben. Der Baron ſtieß Beyern in die Seite, als ſie ritten: „Nun Herr, erkennen Sie da den Edelmann? Sie loben den Liſſow in der Schule. Recht! die

Feder in der Hand, das iſt für Euch. Aber die Feder auf den Hut, und dann auf den Sattel — wie ſieht es da aus? Da ſehen Sie nun, daß der Stammbaum reiten hilft.“

Der Stammbaum, Herr Baron? Ihr Sohn hat mehr Luſt, mehr Anlage dazu.

„Nun, das ſag' ich ja eben. Das iſt gerade wie mit den Mohren. Warum werden die hier nicht gleich weiß? Warum kennt man ihre Enkel vielleicht noch nach hundert und mehr Jahren an der Farbe und an den dicken Lippen? Ja, Herr, das ſitzt im Blute. So ſitzen da dem Quinctius alle ſeine Vorfahren im Blute, und helfen ihm reiten. Setzen Sie zwei Menſchen zu Pferde; den Edelmann will ich ohne Fehl herausgreifen, wie einen Tartar aus Bauerpferden.“

Es ließ ſich nicht läugnen, Quintchen ritt, focht und tanzte wie eine Puppe. Benebelt von dem Lobe ſeines Vaters, ritt er die wildeſten Pferde; und nach einigen Unglücksfällen, von denen er aber nichts ſagte, wußte er ſich ſelbſt auf dem wildeſten Pferde ſehr gut zu benehmen. Er ſetzte über Hecken und Gräben, daß dem Vater oft die Haare zu Berge ſtanden; und als bei einer ſolchen Gelegenheit der Bereiter von einem Pferde erzählte, das Niemand zähmen könnte, fielen dem Burſchen Alexander und ſein Bucephalus ein, und er bat ſeinen Vater mit Thränen, das Pferd zu kaufen.

Um dieſe Zeit kam ein kleines Fräulein von Nothafft, eine arme Verwandte der Frau von Flaming, auf dem Gute an. Sie war nach dem Tode ihrer Mutter bei einer ſehr reichen, aber auch ſehr geitzigen Tante geweſen, und hatte alles, was einem verwaiſeten Kinde nur Hartes begegnen kann, ertragen. Eine Kammerjungfer der geitzigen Tante, die von dem Glücke der Frau von Flaming gehört hatte, wendete ſich aus der Ferne ſchriftlich an ſie, ſchilderte ihr das Elend des Kindes, und bat ſie, wenn es möglich wäre, das Fräulein doch aus dieſem Abgrunde zu retten. Die alte Tante überließ der Frau von Flaming das arme Kind ſehr gern. Man ſaß eben bei Tiſch, als das zehnjährige Mädchen ankam, und ins Zimmer geführt wurde. Sie war in Trauer gekleidet, und blieb an der Thüre ſtehen. Thränen floſſen ſtromweiſe aus ihren ſchönen blauen Augen, die ſie an den Boden heftete. Die Frau von Flaming empfing ſie ſehr gütig; und das arme Kind brauchte Wochen, um zu glauben, daß es ihrer Tante Ernſt war, ſie nicht zu ſtoßen und zu ſchlagen. Das ſollen die letzten Thränen ſeyn, die du weinſt, hatte die Frau von Flaming bei ſich ſelbſt geſagt, als ſie das Kind mit dem furchtſamen, kummervollen und doch ſo ſchönen Geſichtchen da ſtehen ſah; und ſie hielt Wort. Nach vier Wochen hing das Mädchen mit unausſprechlicher Liebe an ihrer guten Tante. Der Baron bekümmerte ſich nicht um ſie; er war zufrieden, als er ihren Nahmen Katharina hörte. Sie blieb bei ihrer Tante auf dem Zimmer.

Das kleine Mädchen, das von ihrer ſtrengen Tante zu Gehorſam und Aufmerkſamkeit gewöhnt war, gewann das Herz ihrer guten Tante in hohem Maße. Sie lernte mit unbegreiflicher Leichtigkeit alle weiblichen Arbeiten; aber zufällig entdeckte die Tante, daß ſie wenig oder gar nicht leſen konnte. Nicht leſen? arme Käthe! ſagte die Frau von Flaming mitleidig, führte ſie auf Beyers Zimmer, und bat ihn, ſich doch des armen unwiſſenden Mädchens anzunehmen. Das wäre eine Arbeit für den Auguſt, ſetzte ſie hinzu; und Beyer ergriff dieſe Idee mit vieler Freude. Er hatte ſelbſt erfahren, was für Nutzen Unterricht dem Lehrer verſchafft. Auguſt mußte noch denſelben Tag den Unterricht mit der kleinen Käthe anfangen: nicht allein im Leſen und Schreiben, ſondern auch in andern Sachen. Beyer war öfters gegenwärtig, wenn Liſſow das Mädchen unterrichtete, um nachzuhelfen, wo es fehlte. Der Unterricht ging zu der Zeit vor ſich, wenn Quinctius bei ſeinem Vater war.

Anfangs wollte es eben ſo wenig mit dem Lehrer als mit der Schülerin fort. Katharina und Auguſt hatten ſich zu wenig gekannt, um ohne Aengſtlichkeit in dieſem Verhältniſſe mit einander zu ſtehen. Auguſt lehrte, was er wußte, und gerade ſo wie er es von Beyern gehört hatte. Katharina hörte zu, ſagte nach was ſie hörte, und dankte mit Auguſt dem Himmel, wenn die Stunde vorüber war. Nach und nach aber wurden ſie bekannter. Das kleine Mädchen fragte zuweilen über etwas, das ſie nicht verſtanden hatte, und Auguſt gab ſich nun alle erſinnliche Mühe, es deutlich zu machen. Schon nach vier Wochen erklärte Beyer, daß er Auguſten unbeſorgt das Lehreramt überlaſſen könne. Beyer ſaß nun ruhig in einem Nebenzimmer, verglich Hebräiſche Wörter mit Deutſchen, ließ die beiden Kinder ihr Weſen treiben, und lobte ſogar ihren Fleiß, wenn aus der Stunde, die Auguſt geben ſollte, etwa anderthalb wurden. Die gnädige Frau bewunderte Katharinens Fortſchritte, und ſchrieb ſie ihren guten Anlagen zu. Aber Sie ſollten auch hören, ſagte dann Beyer, wie der Auguſt ſich Mühe giebt deutlich zu werden, und wie ihm das gelingt! In dem Jungen ſteckt ein wahres Schulgenie.

Sowohl die gnädige Frau als Herr Beyer hatten ſich geirrt. Es war, mit Einem Worte, die Natur, welche ſich in beiden Kindern regte. Auguſt unterrichtete Anfangs, weil er zu gehorchen gewohnt war; und Katharina lernte aus eben der Urſache. In der Schreibeſtunde zeigte der kleine Lehrer ſeiner Schülerin öfters, wie ſehr ſie fehlte. Beyer hatte ihm, als er ſchreiben lernte, bisweilen die Hand geführt. Das wagte Auguſt mit dem

Fräulein aus Ehrerbietung nicht; endlich aber faßte er ſich ein Herz dazu. Er nahm des Mädchens weiche Hand, und zeigte ihr bei einem Paar Buchſtaben, wo die Feder leicht geführt und wo ſie gedrückt werden müßte. Dieſe Kleinigkeit war der Grund ihrer nachherigen Fortſchritte. Nachdem er es einmahl gewagt hatte, Käthens weiche, kleine Hand zu führen, wobei er wahrlich nichts dachte, that er es öfter. Dadurch wurden ſie aber beide gegen einander dreiſter; und nach einigen Wochen fand der Knabe Behagen daran, des Mädchens Hand oft eine ganze Zeile zu führen. Er wußte ſelbſt nicht, warum ihm das ſo angenehm war. Kaum aber hatte er bemerkt, daß der Beſitz dieſer weichen Hand ihm Vergnügen machte, ſo geriethen die Buchſtaben, die beide Hände zugleich ſchrieben, auch viel ſchlechter als die andern; und dennoch führte er die Hand des Mädchens wieder. Auch die Kleine ſah es gern, daß ihr die Hand geführt wurde; und wenn es eine Zeitlang nicht geſchehen war, ſo ſchrieb ſie vorſetzlich ein Paar Buchſtaben ſchlecht, damit Liſſow ihre Hand wieder führen ſollte.

Jetzt gewöhnten ſich die beiden Kinder einander anzuſehen, was ſie vorher ſelten, und nie ohne Scheu, gethan hatten. Das Mädchen lächelte ſeinem kleinen Lehrer mit den hellen blauen Augen zu, und dankte ihm für ſeine Bemühung mit ihr. Auguſt beeiferte ſich jetzt, ihr das Lernen leicht und angenehm zu machen. Aus dem Unterrichte wurde oft ein freundliches Geſchwätz. Käthe erzählte wohl bei Gelegenheit etwas Andres, und der Unterricht wurde vergeſſen, bis Beyer dann rief: „Auguſt, keine Allotria!“ War aber Beyer einmahl gar nicht gegenwärtig, ſo fiel die Stunde wohl ganz aus; beide ſaßen da, und erzählten ſich tauſend andere Dinge, als die ſie reden ſollten. Kurz, Käthe und Auguſt gewannen einander ſo herzlich lieb, wie Kinder, und ſo unſchuldige Kinder es vermögen. Die Schreibeſtunde war ihnen jetzt die liebſte, und ſie konnten mit vieler Geduld eine ganze halbe Stunde Hand in Hand ſchreiben. Mit großem Vergnügen ſtand Auguſt in der unbequemen Stellung hinter dem Mädchen, ſeinen Kopf über ihre Schulter gelehnt, und führte ihr die Hand. Es war die einzige Be rührung, die ſie ſich erlaubten. Sie hatten es noch nie gewagt, ſich die Hand zu bieten; denn faſt täglich hörte Käthe von dem Freiherrn, wie ſchrecklich es ſey, wenn ein Fräulein einem Unadeligen erlaube, ihre Hand zu faſſen. Hier aber war es ja erlaubt, ja nöthig. Die unſchuldigen Seelen! Welche Vorſicht iſt den Eltern nöthig, die Liebe, auf ihren Millionen Wegen, von dem Herzen abzuhalten!

Niemand merkte etwas. Es ſind ja Kinder! dachte die Frau von Flaming. Und ſie unterrichten einander ſo treu, und lernen ſo fleißig! ſagte Beyer. Sie ſahen nicht, wie ungeduldig beide der Lehrſtunde entgegenharrten, und wie ſie beide einander mit Blicken voll Engelfreude empfingen. Sie ſahen nicht, wie die kleine Käthe mit einem ſeelenvollen Lächeln an den Augen ihres Lehrers hing, und wie oft er über dies Lächeln aus dem Texte kam; ſie hörten nicht, wie ſanft, wie einſchmeichelnd, wie rührend die Stimme war, mit der beide redeten. Außer den Unterrichtsſtunden ſahen ſich die beiden Kinder aus einem natürlichen Inſtinkte der Klugheit, den die Liebe allemahl giebt, kaum an, oder doch nur ſo verſtohlen, daß es Niemand merkte.

Man glaube nicht, daß hier von einem Einverſtändniſſe die Rede ſey. Beide wußten ſelbſt nicht, was in ihnen vorging. Sie verlangten nach einander, ohne zu wiſſen warum; waren, wenn ſie ſich bei einander befanden, zufrieden und glücklich, ohne zu wiſſen wodurch; dachten an einander, und träumten von einander, ohne ſich ein Wort davon zu ſagen. Der einzige Punkt ihrer Vereinigung beſtand darin, daß Liſſow Käthens Hand beim Schreiben führte; aber dies Führen der Hand wurde denn auch mit jedem Tage beredter und bedeutender, und die Schrift während dieſer ſüßen Augenblicke immer ſchlechter. Ja, wenn Käthe jetzt ſah, daß Auguſt ihr die Hand führen wollte, (und das bemerkte ſie jedesmahl an ſeinen ſtarren Blikken vorher): ſo ſpritzte ſie die Feder aus, um nicht anſtatt Buchſtaben Tintenflecke zu machen.

Je mehr ſich Beider Herzen einander anzogen, deſto fremder ſchienen ſie in Geſellſchaft gegen einander zu ſeyn. Sie vermieden ſich überall. Im Garten ſpielte Käthe mit Quinetius; Auguſt ſtand in ehrerbietiger Ferne und ſah zu. Ja, oft ſchüttelte die Tante ſorgſam den Kopf über das Mädchen, das ſonſt ſo dankbar war, und doch niemals, ſo oft ſie auch Veranlaſſung dazu hatte, ein gutes Wort von ihrem Lehrer ſprach. Sie hielt das für Adelſtolz, und zuckte die Achſeln über ihres Mannes unaufhörliche Reden von den Vorzügen des Adels, die ſo ſichtlich des Mädchens Herz gegen Auguſts Verdienſte verhärteten. Die gute Frau merkte nicht, daß das kleine Mädchen gegen Niemanden ſtolz war, als allein gegen ihren Lehrer.

Jeder trieb hier in dieſem Hauſe ſein Weſen fort. Quinctius lernte angeſtrengt, was zu lernen war. Nach der Stunde lief er hinunter, und traf er ſonſt Niemanden, ſo ſuchte er im Garten einen Arbeiter auf, um dem zu wiederholen, was er wußte. Beyer trieb nach der Schule ſeine Lieblingswiſſenſchaft; der Freiherr ſtudierte Stammbäume, und ließ ſich von ſeinem Sohne Lateiniſche Noten erklären; Auguſt unterrichtete Käthen mit einem Eifer, der den, womit hier alle ihre Steckenpferd ritten, noch weit übertraf.

So war ein Jahr verfloſſen, und des Freiherrn funfzigſter Geburtstag ſollte feierlich begangen werden. Die Frau von Flaming hatte eine große Geſellſchaft gebeten; und um ihren Mann recht ſehr vergnügt zu machen, bat ſie Beyern, etwas zu erfinden, das Bezug auf die Vorfahren ihres Mannes hätte. Beyer ſann hin und her. Ihm fiel nichts von den Flaminiern ein, das ſich ſinnlich vorſtellen ließe, ausgenommen der Triumph des Titus Flaminius. Der Baron hatte einen Kupferſtich von einem Triumphe gekauft, und nach dieſem wurde das Feſt eingerichtet. Man ſchaffte eine große Menge Pappe an, aus denen Helme und Schilde verfertigt wurden. Einen Triumphwagen bauete man aus leichtem Holze, und ſpannte, als er fertig war, vier Schimmel in einer Reihe zur Probe vor. Es ſollten lauter Kinder aus dem Dorfe die Schauſpieler bei dieſem Feſte ſeyn. Man war alſo verlegen um den Kutſcher des Triumphwagens. Allein Quinctius, den man zum Triumphator beſtimmt hatte, trat ſeine Rolle ab, und forderte die Rolle des Kutſchers, weil es ihm mehr Ehre zu ſeyn ſchien, die vier Schimmel zu leiten, als zu triumphiren. Er wollte ſich die Kutſcherrolle ſchlechterdings nicht nehmen laſſen, und nachdem er einigen Unterricht von dem Kutſcher im Hauſe erhalten hatte, führte er die Schimmel wirklich ſehr gut. Nun ſchlug Beyer Auguſten zum Triumphator vor. Die gnädige Frau aber machte ihn aufmerkſam, daß ihr Mann das übel nehmen würde. Man war in Noth, und wählte endlich die kleine Käthe zum Triumphator. Ein goldner Harniſch und ein Helm mit einem Lorbeerkranze wurden für ſie verfertigt; indeß, damit doch Auguſt ebenfalls eine ausgezeichnete Rolle hätte, ſo machte er den Prieſter Jupiters.

Alles war eingerichtet, und jeder in ſeine Rolle einſtudiert, als der Tag, der große feſtliche Tag, heran kam. Die Geſellſchaft hatte ſich verſammelt, und man lockte den Baron in den Garten, wo alles bereit war, ſogleich anzufangen. Da ſtand Käthe, wie der bewaffnete Liebesgott, an dem goldnen Wagen. Neben ihr ſtand der ehrwürdige Prieſter Jupiters, und ſchlug die glühenden Blicke auf ſie. Sein ſchwarzes Haar war mit Blumen gekränzt; ein weißer Leibrock hing ihm bis auf die Hälfte der Beine herunter. Er ſah aus wie eine Veſtalin, die dem Amor opfern will. Beyer verſtand ſich nicht recht auf das Coſtum; aber ſchöner hätte er es nicht angeben können: wenigſtens ließ Käthe den ſchönen Prieſter mit ſeinem Korbe voll Blumen nicht aus den Augen. Hinter ihnen ſtanden die Bauerknaben des Dorfes mit Schwert und Schild bewaffnet, und mit Lorbeerkränzen geſchmückt, um dem Wagen zu folgen.

Das Zeichen wurde gegeben. Quinctius hatte ſchon längſt mit ſtolzen Händen die Zügel der Schimmel gefaßt, die aber noch von einigen Bedienten an den Köpfen gehalten wurden. Jetzt winkte er Käthen, einzuſteigen. Der Prieſter Jupiters half dem zitternden Mädchen in den Wagen, und bat den Kutſcher, ja vorſichtig zu ſeyn. Dann traten ein Paar Bauerknaben, wie moderne Herolde, in Wapenkleidern, auf denen der Kaiſerliche Adler ſtand, mit Trompeten in den Händen hervor.

Der Teufel! rief Flaming: was iſt das? Aha! ein Paar Turnierherolde! Bravo, Röschen! ich habe etwas gemerkt. Ein Turnier zu meinem Geburtstage! Hier unterbrachen ihn die Herolde. Sie riefen mit zitternder Stimme: Stille, ihr Bürger von Rom! und ſehet den Triumph des Titus Quinctius Flaminius, der den König von Macedonien beſiegte!

Gut gemacht, Herolde! rief der Freiherr. Der Titus Flaminius war mein Ahnherr. Lächelnd ſagte er das der Geſellſchaft. In dem Augenblicke kam der Triumphwagen aus der Allee hervor. Prächtig! rief der Freiherr, und drückte ſeiner Frau die Hand. Der Wagen bewegte ſich näher. Der Freiherr ſtand entzückt da. Der Prieſter trat vor den Wagen; das nachfolgende Heer ſtellte ſich dahinter in einem langen Kreiſe. Es lebe, rief Auguſt jetzt, der Konſul Flaminius und ſein groſſer Enkel der Freiherr von Flaming hoch! In dem Augenblicke ſchmetterten die Pauken und Trompeten aus der Nebenallee. Die Pferde wurden von dieſem hölliſchen Lärm erſchreckt, und liefen in vollem Galopp gerade auf die verſammelte Geſellſchaft der Damen und Herren los. Wie durch Zauber aus einander geriſſen, flog die Geſellſchaft über einander her. Alles ſchrie laut auf. Die Muſikanten machten einen noch ärgern Lärm; die Pferde, die jetzt von den über einander fallenden Menſchen noch mehr geſcheucht waren, kehrten um, und flogen durch die Armee der Römer, die ebenfalls zu Boden ſtürzte, die Allee hinunter. Bei dem Umdrehen war Quinctius vom Bocke geſtürzt, und lag im Sande. Der Triumphator allein ſtand noch auf dem Wagen, und ſchrie mit lauter Stimme um Hülfe.

Alles war erſtarrt vor Schrecken. Quinctius! ſchrie die Mutter; und Quinctius warf ſich geſund in ihre Arme. Die Verwirrung war unbeſchreiblich. Jetzt kamen die brauſenden Pferde mit dem halb zerſchmetterten Wagen aus einer andren Allee wieder hervor. Alles nahm die Flucht in das Haus, und auf dem Platze lagen Hauben, Schilde, Helme, Fächer, Trompeten, Schürzen, Hüte, Schwerter und Pfeifen. Die Pferde blieben endlich von ſelbſt ſtehen. Sie hatten den Wagen an einen Baum verſchlungen. Man ſah ſich an, zitterte, und lachte endlich, da man alles geſund fand. Zuletzt aber, als der erſte Tumult vorüber war, als die Muſikanten und das Römiſche Heer ſich von den hochadeligen Damen getrennt hatten, ſah man, daß der Triumphator noch fehlte. Aber, mein Gott! wo iſt Käthe? rief die Frau von Flaming, und wurde todtenbleich. Man ſtürzte nun mit einem neuen Tumult in den Garten. Alles flog die Allee hinunter. Man bog um, und da lag Käthe in Auguſts Armen, an ſeinen Buſen gedrückt, auf dem Raſen. Er ſaß auf dem Boden; ſie lag auf ſeinem Schooße, und hatte den einen nackten Arm um ſeinen Hals geſchlagen. Er hielt ſie mit beiden Armen umſchlungen feſt an ſich. An Beiden ſahe man Blut. Sie war bleich wie Wachs, und ihm hingen die Augen, die er ſtarr auf ſie geheftet hielt, voll Thränen. . . . .

Das Mädchen ward ins Haus geführt. Auguſt ging hinterher, und hatte noch immer ſeine Blicke auf Käthen gerichtet. Man erkundigte ſich nun bei ihr; ſie wußte nicht, wie ihr geſchehen war. Auguſt erzählte endlich. Als Käthe auf dem fliegenden Wagen ſchrie, ſtürzte allein Auguſt, der den Wagen nicht aus den Augen gelaſſen hatte, aus der allgemeinen Verwirrung ihm nach. Durch eine

Nebenallee kam er den Pferden vor. Er ſprang, ohne ſich zu beſinnen, ihnen entgegen, ergriff den Zügel des einen, und ließ ſich ein Paar Sekunden lang fortſchleppen, bis endlich der Wagen ſtand. Springen Sie, Käthe! rief er dem ſchreienden Mädchen zu. Sie ſprang, und ſprang in die Arme, die er ihr entgegen breitete. Die Pferde riſſen den Wagen aufs neue fort.

August fragte geſchäftig: Ihnen fehlt doch nichts? Sie ſah ihn mit ſtarren Blicken an, ohne zu antworten, und wurde nun erſt recht bleich. Er wollte ſie auf den Raſen niederſetzen, damit ſie ſich erholen könnte. Sie hielt ihn feſt umſchloſſen, und er ſank mit ihr auf den Raſen, wo man ſie antraf. Aber Ihr blutet ja, Kinder! ſagte die Frau von Flaming. Auguſt hatte ſich die Hand an der Deichſel aufgeriſſen. Man wuſch das Blut ab; es war eine Kleinigkeit. Alle erholten ſich bald. Man ſuchte die ſieben Sachen wieder zuſammen. Die letzte Scene des Triumphs, worin das ganze Römiſche Heer ſeine Lorbeerkränze auf den Altar des Herrn von Flaming legte,

ging

gieng ohne Gefahr ab, und der Tag verfloß ſehr heiter.

Der Baron legte ſeinem Quinctius die Hand lachend auf die Schulter, und ſagte: Cajus Dummhut Flaminius! Wahr iſt es, flisterte er Beyern leiſe ins Ohr, an Muth fehlt es ihnen nicht: der greift den Hannibal an; und Quinctius nimmt es mit den vier wilden Beſtien auf. Es wäre auch alles gut gegangen, wenn nicht die Pauken und die Trompeten ihm in die Flanke gefallen wären. Gerade wie in der Schlacht am See Thraſimenus. Erſt ſtürzte die Reiterei über einander her, (ich meine die Damen mit ihren Federn und Plümagen) und dann das Fußvolk. Schreiben Sie das doch auf, lieber Beyer, aber nicht Lateiniſch; und laſſen Sie das weg, daß Sie die Käthe in einen General verkleidet haben. Hören Sie! Ich kann die verfluchten Verkleidungen nicht leiden; das iſt und wird nichts als Betrügerei, wie die Zigeuner, die heimliche Juden ſind.

Die Kinder blieben den Abend in ihren Römiſchen Kleidern; und wo hatte die Frau von Flaming die Augen, daß ſie die ſehnlichen Blicke, mit denen der Triumphator und der Prieſter einander betrachteten, nicht ſah und Käthens vertrauliche, zärtliche, liebevolle Blicke nur für Dankbarkeit hielt? Auguſt fühlte die Schmerzen an ſeiner Hand nicht; er hatte ja die ſchöne Käthe gerettet. Heute dachte er zum erſtenmahl daran, daß er ſie gern für ſich gerettet hätte. Noch immer glaubte er mit ihr auf dem Raſen zu ſitzen, und ſah ihr bleiches Geſicht, die thränenvollen blauen Augen, den pochenden Buſen. Er verlor ſich den ganzen Abend in Träume, nahm an nichts Theil, und dankte dem Himmel, als er auf ſeiner Kammer allein war.

Ach, Käthe! mit dieſem Seufzer ſetzte er ſich zu neuen Träumen nieder, bis ihn endlich der Schlaf überfiel. Nun wollte er ſich niederlegen, und ſah auf ſeinem Kopfküſſen den vergoldeten Lorbeerkranz liegen, den Käthe getragen hatte. Er riß ihn in die Höhe, betrachtete ihn mit leuchtenden Augen, drückte ihn an ſeine Bruſt, und verſchloß ihn endlich nach einer ſüßen Stunde auf den Boden ſeines Koffers. Nun erhielten alle ſeine Gefühle Beſtimmtheit; denn jetzt erſt ahnete er, daß

Käthe ſie mit ihm theile. Als er ſie zum erſtenmahle wieder ſah, überzog eine hohe Röthe Beider Wangen. Als er ihr wieder die erſte Stünde gab, ſtockte er im Lehren, und ſie hörte es nicht. Beide ſagten nicht ein Wort über die letzte Begebenheit. Er wünſchte, ſie — ach! — nur noch einmahl ſo in ſeine Arme ſchließen zu dürfen, und ſah ſie dabei mit großen, brennenden Augen an. Sie ſchlug das blaue, ſanfte Auge dann nieder, ſeufzte ganz leicht, und pflückte an der Schürze, als ob ſie ihn verſtanden hätte, und ſagen wollte: es geht nicht, ſo ſehr wir es wünſchen!

Kurz, es entſtand hier unter beiden jungen Perſonen eine Liebe, die, ſo furchtſam, ſo wort- und thatlos, ſo unmerklich ſie auch war, dennoch mit jedem Tage mächtiger wurde. Auguſt wußte ſehr wohl, daß er nicht recht that, das Fräulein zu lieben; Käthe empfand ſehr wohl, daß ihre Empfindungen das tiefſte Geheimniß bleiben mußten, wenn ſie ſich und dem Geliebten nicht den heftigſten Zorn des Freiherrn zuziehen wollte. Aber ihre Empfindungen ſchienen ihnen dagegen wieder ſo natürlich, ſo überwältigend, daß ſie nicht daran dachten, je Herren dieſer Neigung werden zu können, daß ſie nur über ihr Unglück ſeufzten, und ſich immer mehr von dieſem mächtigen Zuge fortreißen ließen.

Seltſam! Eltern fordern mit einer Dreiſtigkeit, welche nur die reinſte Gerechtigkeit bewirken müßte, von ihren Kindern, ſie ſollen ihr Herz an Niemand anders geben, als der auch ihren Willen hat; und dennoch machen ſie es durch ihre Unvorſichtigkeit den Kindern beinahe unmöglich, ihnen zu gehorchen. Hier iſt der Fall. Die Frau von Flaming weiß, daß ihr Mann lieber würde die Erde zertrümmern, als Käthe von Nothafft die Frau eines Bürgerlichen werden ſehen; und dennoch ſtößt ſie das ungewarnte Mädchen muthwillig in Auguſts Arme, läßt ſie täglich Stundenlang allein bei ihm, und lächelt zufrieden, wenn Käthe ſchon um drei Uhr anfängt unabläſſig nach der Uhr zu ſehen, ob ſie noch nicht vier iſt, wo ihre Stunde anfängt. Sie läßt das Mädchen ins Feuer rennen, und ſagt ihr nur ganz gleichgültig: Kind, brenne nicht! Alles was höchſtens geſchieht, beſteht darin, daß die Mutter der Tochter die Liebe lächerlich macht.

Man behandelt ſie als eine bloße Grille, die ſich ablegen läßt, wenn man nur ſo viel Vernunft hat, Weiß von Schwarz unterſcheiden zu können. Die Tochter legt bei dieſer ſchönen Predigt die Hand auf ihr heißes Herz, und denkt: predige nur, Mutter; ich fühle es anders. Ich habe Vernunft; doch auch ein Herz: und das fehlt dir. Die Folge davon iſt, daß die Mädchen die Heirath als eine allgemeine Mode betrachten, den erſten, der ſich anträgt, heirathen, oder ſich durch einen unbeſonnenen Liebeshandel, den ſie darum verheimlichen, weil man ihn verſpottet, unglücklich machen. Der ſchöne Zug der Natur, der Menſchenglück gründet, geht verloren, weil man ihn nicht anerkennen will.

Auch Käthe und Auguſt verheimlichten ihre Liebe allen Menſchen, ja hätten ſie ſich ſelbſt verheimlicht, wenn es möglich geweſen wäre. Aber von dem Tage an, da der Jüngling das Mädchen in ſeinen Armen gehalten hatte, war es ganz anders. Sie gaben einander freilich noch nicht die Hände, ſie errötheten noch immer, wenn ſie ſich auf ihren Blicken ertappten; aber ihre Neigung zu einander bekam doch eine andre Richtung. Käthe ſaß dem Jünglinge gegenüber. Zufällig berührte ſein Fuß den ihrigen. Raſch, als ob eine Schlange da läge, zog ſie ihren Fuß an ſich. Auguſt erröthete. Nach und nach kam das Füßchen wieder hervor, und drückte den ſeinigen. Sie laſen in einem Buche, und hüteten ſich Beide, daß ihre Hände, ihre Arme, ihre Schultern ſich nicht berührten. Leiſe näherten ſie ſich dennoch, und nach einigen Stunden lag Arm an Arm, Schulter an Schulter, feſt, innig. Sie mußten jetzt langſamer leſen, weil ihnen der Athem gebrach. Beyer horchte von Zeit zu Zeit hin. Er hörte unterrichten, und es war gut. Die Frau von Flaming kam zuweilen. Sie fuhren aus einander, als ob ſie ein Verbrechen begangen hätten. Die Frau von Flaming war zufrieden; denn Käthe lernte, und lernte mehr als ſie vermuthet hatte.

So dauerte das einige Jahre, und niemand bemerkte etwas, außer allein Quinctius. Der ſah, wenn ſie ſich alle drei irgendwo allein befanden, wie gut Käthe und Auguſt einander waren; allein er hatte nichts Arges daraus. Käthe ſchmeichelte ihrem Vetter, ließ ſich von ihm erzählen, was er alles noch thun wollte, ſchien aufmerkſam an Auguſts Seite darauf zu horchen, und hörte nicht ein Wort. Quinctius war zufrieden.

Eines Tages in einer Lehrſtunde ſaßen ſie beide neben einander. Beyer hatte ausgehen müſſen. Die Karte von Deutſchland lag vor ihnen. Auguſt fing Schwaben mit Käthen an. In Schwaben, ſagte Käthe, bin ich geboren. Wo? fragte Auguſt eifrig. Sie nannte den Ort. Man ſuchte und fand ihn. Da! ſagte Auguſt und unterſtrich den Nahmen dreimahl mit rother Tinte. Käthe kam von da auf ihre Tante, auf das Elend ihrer Kinderjahre. Sie erzählte mit naſſen Augen, und Auguſten floſſen Thränen im Herzen. Ach! ſagte ſie, und legte die Hand vor die Stirn: Sie glauben nicht, wie verſtoßen ich da war! Ach, es iſt ein Elend, in einem Hauſe zu ſeyn, wo man nur aus Gnade gelitten, und von keinem Menſchen geliebt wird!

Warum das Auguſten jetzt ſo auffiel, mag der Himmel wiſſen. Er ſtand auf. Ja, rief er, und ſchlug die Hände zuſammen: es iſt ein großes Unglück. O, was Sie dort fühlten, das fühle ich hier! Sehen Sie, es thut mir weh, daß mir hier jeder meine Geburt vorrückt, daß man mir es als eine Gnade anrechnet, hier zu ſeyn.

Sie ſind ungerecht, ſagte Käthe, und ſtand ebenfalls auf. Der Onkle iſt doch allein nur ſo gegen Sie. Die Tante hat Sie gewiß lieb; Beyer und Kuſin Quintchen ebenfalls, das weiß ich.

Wie aber? wie haben ſie mich lieb? Ich liebe die gnädige Frau, wie meine Mutter, und darf es ihr nicht ſagen. O, glauben Sie mir, ich möchte ihr zuweilen für mein halbes Leben nur die Hand küſſen, und darf es nicht. Ich muß es verſchweigen, daß ich ſie lieb habe. Quintchen iſt mit mir erzogen. Ja, er hat mich lieb, das weiß ich. Aber kann die Liebe dauern? Er nennt mich du; ich muß ihn Sie und Junker nennen. Heimlich nenne ich ihn wohl du, weil er es haben will; aber — Nein, es thut weh! Ich darf hier Niemanden als Beyern ſagen, daß ich ihn lieb habe; Niemanden weiter, als dem allein. Thränen drangen bei dieſen Worten aus ſeinen Augen.

Das Fräulein blickte ihm lächelnd, betrübt, mitleidig ins Geſicht. Ich, fing ſie abgebrochen und leiſe an, ich bin nicht ſtolz. Mir dürfen Sie es ſagen, wenn Sie mich lieb haben. Kaum waren die Worte heraus, ſo überzog eine hohe Röthe ihre Wangen. Sie ſchlug die Augen nieder. Denn ich, ſetzte ſie hinzu, ich bin ja hier ebenſalls nur aus Gnade, wie Sie. O, ich bitte Sie, ſeyn Sie doch wieder heiter. Sie hob ihre Hand ein wenig auf, als ob ſie ihm dieſelbe geben wollte, und zog ſie furchtſam wieder an ſich. Auguſt lächelte ein wenig bitter, und ſah auf ihre Hand. Sie fühlte den Blick, und reichte ihm die Hand wieder hin. Er nahm ſie, drückte ſie an ſeine Lippen, an ſein Herz, und benetzte ſie mit Thränen. O, rief er, darf ich es Ihnen ſagen, liebes, theures Fräulein, darf ich es Ihnen ſagen, wie lieb ich Sie habe? Lieber, lieber als alles auf der Welt! lieber als die gnädige Frau! lieber als Beyern! Das ſagte er mit einem unbeſchreiblichen Eifer.

Die arme Käthe! Sie wußte nicht, was ſie ſagen, wohin ſie ihre Blicke werfen ſollte, und wendete ſich mit dem Geſichte bald hierher, bald dorthin. Sie machte ſogar einen ganz leichten Verſuch, ihm ihre Hand zu entziehen. Das ging nicht; denn der Verſuch beſtand mehr in einem Vorſatze, als in der That. O, laſſen Sie mich! ſagte ſie endlich mit einer Stimme, die wider Willen etwas Befehlendes bekam. Liſſow ließ ihre Hand fahren. Der kalte, befehlende Ton ihrer Stimme machte ihn ſtarr. Er erröthete vor Scham, ſich ſo geirrt zu haben. Ich verſtand Sie nicht, mein Fräulein, ſagte er mit einer Verbeugung. Vergeben Sie mir. Befehlen Sie, daß wir wieder anfangen? — Der Ton ſeiner Stimme war bitter. Er wollte bei ihr vorüber gehen. „Liſſow!" ſagte ſie jetzt, ſtemmte die flache Hand auf ſeine Bruſt, und hielt ihn zurück. Er ſah ſie an; ſie lächelte wehmüthig. „Liſſow!" ſagte ſie noch einmahl. O, Fräulein, rief er: ein kaltes Wort von Ihnen iſt mir ſo viel, als von Andern der giftigſte Haß. „Kalt bin ich gegen Sie nicht," ſagte ſie, und ſchüttelte den Kopf, als ob ſie ſich ſelbſt tadelte, das geſagt zu haben. Sie legte die Hand an die Stirn, ging das halbe Zimmer nachdenkend hinunter, und blieb ſo ſtehen.

Liſſow ſtand im Fenſter, und ſah ihr mit einem unbeſchreiblichen Tumult in ſeiner Seele nach. Er wollte hin zu ihr, ſie in ſeine Arme ſchließen, und ihr ſagen, wie heiß er ſie liebe, wie unglücklich er ſey; denn das alles fühlte er in dieſem Augenblicke ganz hell. Aber er blieb ruhig im Fenſter ſtehen; ein anderes Gefühl ſagte ihm, das ſey jetzt ungroßmüthig, und hielt ihn zurück. Käthe empfand beinahe eben daſſelbe. Sie zitterte davor, daß Liſſow ihr jetzt ſeine Wünſche ſagen würde; ſchon glaubte ſie ſeinen Athem in ihrem Nacken, ſeine Arme an ihren Schultern zu fühlen, und ſie dankte ihm dafür, daß er ihrer ſchonte. Endlich wendete ſie ſich nach ihm um, und reichte ihm die Hand. „Laſſen Sie uns beide ſchweigen,“ ſagte ſie leiſe, und drückte ihm die Hand. — Und ſollte mein Herz auch darüber brechen! fuhr er unedel heraus.

„Nein, Liſſow, dann, dann reden Sie! Wenn es Sie beruhigt, dann reden Sie! Was ſoll ich hören?“

Nichts, antwortete er beſchämt, als daß Sie gütig ſind, wie die himmliſche Güte, und daß ich für Sie tauſend Leben opfern wollte.

„O das, ſagte ſie zärtlich, das thaten Sie ja ſchon vor drei Jahren an des Onkles Geburtstage.“

Aber, ſagte er, und ſchlug die entzückten Blicke gen Himmel, aber ich wurde auch belohnt; Sie fielen in meine Arme. Das ſagte er, und Käthe umſchlang ihn jetzt ſanft mit beiden Armen, legte ihre Stirn an ſeinen Buſen, und ſtand ſo eine lange glückliche Minute. Er beugte ſeine heißen Lippen auf ihre ſchöne Wange. Sie hob ſich auf, ſah ihn mit unruhigen und zärtlichen Blicken ein Paar Pulsſchläge lang an, ſagte dann leiſe und betrübt: o Gott! und verließ das Zimmer. Er ſeufzte auch: o Gott! ſah ihr nach, und warf ſich ſchluchzend in einen Stuhl.

Sie ging auf ihr Zimmer, und ſetzte ſich in ein Winkelchen, um nachzugenießen. Die Thür flog auf, und Quintius herein. Hören Sie, Kuſinchen, ſagen Sie mir, was glauben Sie: iſt ein Wort ein Körper, oder nicht?

„O, lieber Vetter, ich weiß es nicht. Wozu ſoll ich das auch wiſſen?“

Wozu? nun meinetwegen, wenn Sie nicht richtig wollen reden lernen! Ich habe mir in dieſer Stunde den Kopf zerbrochen und eine Erfindung gemacht, die unbeſchreiblich fein iſt. Ein Ton, liebes Käthchen, das haben Sie ſchon von Liſſow gelernt, beſteht aus bewegter Luft. Luft iſt ein Körper; alſo iſt ja auch jeder Ton oder jedes Wort ein Körper. Nun, Mühmchen? was ſagen Sie dazu? Nun ſehen Sie, das Feine dabei iſt, daß ein Ton ein Körper, oder auch kein Körper iſt, je nach dem man ſpricht. Sagen Sie, ein Ton beſteht aus bewegter Luft, ſo iſt ein Ton ein Körper; ſagen Sie, ein Ton iſt die Bewegung der Luft, ſo iſt er kein Körper. Da man nun beides ſagen kann, ſo iſt ein Ton zu gleicher Zeit ein Körper und auch kein Körper; und ſo, liebes Käthchen, habe ich mit einemmahle die ganze Philoſophie umgeſtoßen, die allein auf dieſem Satze ruht.

„Da geht es Ihnen, wie mir; meine Philoſophie iſt auch in Trümmern, und ebenfalls durch ein Paar Worte.“ Sie rieb ſich unruhig die Stirn und die naſſen Augen.

Nun, aber, Sie ſagen nichts dazu, liebes Käthchen? Ich könnte Ihnen noch mehr ſagen; Wo iſt Ihre Seele?

„Ja, lieber Quinctius, das will ich doch noch eine Zeitlang für mich behalten. Es iſt ein Geheimniß.“

O, ich könnte es Ihnen ſagen, liebes Mädchen, wo ihre Seele jetzt iſt, ſagte er mit einem ſchlauen Blicke auf ſie, und ſah ſie ſtarr an.

Käthe erröthete. „Nun? fragte ſie: und wo wäre ſie?“

Ja, ja, Deutſch läßt es ſich nicht gut ſagen. Ihre Seele iſt wo, aber nur nicht an einem Orte; ubi, aber nicht —

„Ich danke Ihnen, daß Sie nicht mehr wiſſen, als das,“ ſagte ſie lächelnd. „Sie haben mich ordentlich mit Ihrer Weisheit in Angſt geſetzt. Wenn Sie nicht mehr wiſſen, ſo mag es darum ſeyn.“

Aber, Käthchen, fing er auf einmahl an: Sie ſehen heute, ich weiß ſelbſt nicht wie, aus; ſo ſonderbar! Ihre Augen glänzen, ihre Wangen glühen wie Roſen. So hab' ich Sie noch nie geſehen. Ich weiß nicht, ſo freudig, und doch auch ſo traurig! Was iſt Ihnen denn begegnet?, was fehlt Ihnen?

„Nichts, lieber Quinctius; nichts, in der That nichts. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir; wir wollen ein wenig plaudern.“ Sie ſah ihn hellächelnd an, und ſtreichelte ihm die Wangen. Quinctius ſetzte ſich mit Wohlgefallen zu Käthen. Ihre rührende Stimme, das Leidenſchaftliche in ihren Augen, in ihrem ganzen Weſen, machte doch einigen Eindruck auf Quinctius. Sie liebkoſte ihm, um den Eindruck, den ihre Spannung, auf ſeine Neugierde gemacht hatte, wieder zu verlöſchen; und ſelbſt ihre Liebkoſungen waren noch jetzt von dem Geiſte der Liebe angehaucht. Quinctius hatte das nie bei Käthen gefühlt, was er heute fühlte. Er verließ ſie ungern. Indeß der Eindruck wäre ſogleich wieder durch eine Schmeichelei von einem Andern verlöſcht worden, wenn nicht Käthens böſer Genius, da ihre Liebkoſungen noch nicht vergeſſen waren, ihm den Plato in die Hände geſpielt hätte. Es war eine Lateiniſche Ueberſetzung. Beyer redete von dem Plato immer mit einer Ehrfurcht, die an Anbetung gränzte. Man denke, was Beyers Schüler von dieſem Philoſophen halten mußte. Er las eine Stelle, worin Plato die Liebe als die Quelle alles Großen, Vortrefflichen und Schönen empfiehlt. „Wo iſt ein großer Mann, ſo ſchloß Plato, der nicht ſchon als Jüngling ein liebevolles Herz gegen einen geliebten, ſchönen Gegenſtand gehabt hätte?“ Quinctius ſchlug das Buch zu. Er erröthete vor Scham: denn er mochte nachdenken ſo viel er wollte, er war noch nicht verliebt geweſen; und Plato, der große, der göttliche Plato, machte dies zum Kennzeichen jedes großen Mannes. Man denke an Quinctius ungeheure Eitelkeit. Da ſaß er und verlangte nach Liebe. Wer konnte ihm einfallen, als Käthe, deren Liebkoſungen einen ſo wohlbehaglichen Eindruck auf ſein Gefühl gemacht hatten?

Am andern Morgen früh war er ſchon bei Käthen. Er faßte ſie näher ins Auge, als ſonſt, und fand jetzt zum erſtenmahle, wie reitzend ſeine Kuſine war. In der Stunde, die er bei ihr blieb, erwies er ihr eine ſo große Menge Gefälligkeiten, und ſo auffallend, daß ſie es merken mußte; und ſie neckte ihn dafür. Indeß je länger er das trieb, deſto mehr Geſchmack fand er an dieſer Art von Unterhaltung. Er flatterte nun beſtändig um ſeine Ku-

ſine

ſine her, und verließ ſie nicht anders, als wenn er ſeine Lehrſtunden beſuchte. Aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Je weniger er Käthen verließ, deſto überläſtiger wurde er ihr; je mehr er ihr Gefälligkeiten erzeigte, deſto zurückhaltender, deſto kälter wurde ſie. Das that ihm grade nicht weh; aber er wollte lieben, weil er ein großer Man ſeyn mußte: und ſo war es ihm unangenehm, daß Käthe ſo wenig auf ihn merkte.

Von Zeit zu Zeit durchſuchte er, um etwas zu lernen, das Liſſow nicht wußte, Beyers Büchervorrath. So war er auch einmahl davor, und fand den Ovidius de arte amandi, oder von der Kunſt zu lieben. Augenblicklich ſteckte er ſeinen geſundenen Schatz in den Buſen, und ſchlich ſich in die fernſte Laube des Gartens, um ungeſtört zu leſen. Er hatte ſchon einige Römiſche Dichter kennen lernen, und verſtand ſeinen Lehrer in der Liebe ziemlich genau. Mit Heißhunger las er das Büchelchen halb aus, und nun fing er an, alle Lehren, die Ovid den Römiſchen Jünglingen in der ſüßen Kunſt zu lieben giebt, und die er heute geleſen hatte, zu befolgen. Er dachte nicht mit einem Gedanken daran, daß Plato eine andere Liebe meinen könnte, als Ovid. „O, rief er, o Käthe! wenn es nur das iſt, ſo will ich bald ein großer Mann werden!“

Noch dieſen Abend holte er eine große Menge Blumen aus dem Garten, wand heimlich, da alles ſchlief, Kränze daraus, und hängte ſie an Käthens Thüre. „Vereinige Neugierde mit Dankbarkeit, ſagt Ovid, und laß es die Geliebte nicht erfahren, wer ihr Geſchenke macht.“ Am andern Morgen fand Käthe die Blumenkränze an ihrer Thür hangen. Sie erſtaunte über die ſeltſame Galanterie, und rieth auf Quinctius, weil ihr der ſeit einigen Tagen unabläßig nachgegangen war; allein Quinctius hielt ſich an ſeinen Ovid, und verſicherte ehrlich, daß er nichts davon wiſſe. Käthe rieth alſo auf Liſſow, und dabei blieb es. Am andern Morgen hing wieder die ganze Thür voll Blumenkränze. Käthe nahm ſie mit Kopfſchütteln in ihre Kammer. Sie erſtaunte über Liſſows Dreiſtigkeit, ſo viele Blumen auf einmahl aus dem Garten zu holen, beſonders da der Baron die Blumen liebte. Indeß ver=

ſteckte ſie die Kränze unter ihr Bett. Sie wußte nicht, wo ſie die Blumen alle laſſen ſollte. Quinctius, der noch keinen Erfolg von ſeinem Gehorſam gegen Ovids Lehren ſah, las wieder, und fand: „Sei ſtandhaft in deinen Bemühungen, Jüngling. Geduld führt in den Hafen." Er holte am Abend einen ganzen Korb voll Blumen, ſchlich ſich in Käthens Kammer, beſtreute ihr Bett und den Boden damit, und legte alle Tiſche voll. Käthe ging am Abend zu Bett. Sie öffnete ihr Schlafzimmer, — ſchlug in die Hände, und ſagte: Aber, mein Gott! das ſind doch einfältige Dinge! Sie kramte die Blumen wieder unter das Bett, und am andern Morgen ſtand vor ihrer Kammerthür abermals ein großer Korb voll.

O wahrhaftig, er iſt toll geworden! rief ſie, doch ein wenig böſe, ſo lieb ſie Liſſowen auch hatte. Sie ging zu Liſſow in die eine Stunde, die er ihr jetzt noch im Deutſchen Styl geben mußte. Beyer war wieder zugegen. Doch ſagte ſie zuletzt noch in einer Wendung zu Liſſow: ich habe nun Blumen genug. Das half; am andern Morgen war die Thür, die ſie furchtſam öffnete, nicht mit Blumen geziert. Sie glaubte nun ganz ſicher, daß dieſe Galanterie von Liſſow hergekommen wäre, und daß die Paar Worte, die ſie ihm geſagt, ihre Thür befreiet hätten. Allein das war nicht die Urſache. Der Gärtner wurde noch den Abend vorher von dem Baron beordert, mit einer Büchſe den Garten durchzupatrouilliren, und dem Blumendiebe ohne Umſtände die Waden voll Hagel zu ſchießen. Quinctius war dabei gegenwärtig geweſen; er hielt es alſo nicht für rathſam, ſeine Galanterie dieſe Nacht fortzuſetzen, und Käthens Thür blieb ohne Blumen.

Am Morgen nun hörte Käthe den Baron über den Blumendieb toben. Sie gerieth in große Angſt, verſchloß ſich in ihre Kammer, und verſteckte die Blumen unter ihr Bettſtroh. Tauſendmahl verwünſchte ſie die reichlichen Geſchenke ihres Geliebten. Quinctius aber hielt ſich ohne Umſtände an das conſtanter des Ovid. Er holte am Tage noch ganze Taſchen voll Blumen aus dem Garten, und beſtreute wieder Käthens Bett und Schlafgemach damit. Käthe wollte verzweifeln, als ſie das Schlafzimmer öffnete. Sie ſammelte die Blumen alle, und heute ſogar unter Thränen, ſorgfältig auf, ſteckte ſie wieder zu den verwelkten, und war entſchloſſen, morgen dem wunderlichen Menſchen den Text zu leſen. Sie zitterte, als ſie die Thür öffnete, wieder einen Korb voll zu finden; allein damit war ſie doch verſchont geblieben. Nun ging ſie zu ihrer Tante in das Zimmer. Der Baron kam kurze Zeit darauf, und tobte, fluchte, und lärmte über den Blumendieb, der nothwendig im Hauſe ſeyn müßte, weil die ganze Nacht Leute im Garten gewacht hätten. Käthe wurde blaß und roth. Der Onkle bemerkte es. Wie, Püppchen? wie ſtehts um dein Gewiſſen? he! Ohnehin kramen die Jüngferchen immer mit Blumen. Weißt du um den Blumendieb?

Käthe wurde todtenbleich. Sie ſagte mit zitternder Stimme: nein! Der Onkle wollte ſich aber dabei nicht beruhigen, und nahm ſie mit ſich nach ihrem Zimmer. Sie ging noch ziemlich ruhig mit, weil ſie glaubte, ihr Verbrechen gut genug verborgen zu haben. Kaum aber ſteckte der Baron den Kopf in die Thür, ſo rief er: hier riecht es ja wie in einem Blumengarten! Der Geruch führte ihn auch ſogleich zu Käthens Bette. Er hob einige Küſſen auf, und der Duft wurde beinahe erſtickend. Endlich fand er die Blumen im Stroh, und erſtaunte über die Menge.

„Aber, Käthe, du mehr als Cajus, Lucius und Cäſo“ — fing der Oheim grimmig an.

Ach, liebſter, gnädiger Herr Onkle, ich ſchwöre Ihnen, ich habe noch nie eine Blume abgeriſſen.

„So geſteh, wer hat ſie dir gebracht!“ Käthe erzählte, was ſie wußte; und ſo ſehr man ihr auch zuſetzte, ſo blieb ſie dennoch dabei, daß ſie nicht wiſſe, nicht vermuthe, wer ihr die Blumen gebracht habe. Sie zitterte mehr für Liſſow, als für ſich ſelbſt. Auch hatte ſie die Sache ſo erzählt, daß das Blumenbringen mehr wie eine Poſſe herauskam, die man ihr hätte ſpielen wollen, als wie eine Galanterie. Man zerbrach ſich im ganzen Hauſe vergebens die Köpfe darüber. Der Thäter blieb verſchwiegen. O, du ſollſt ihn wohl noch erfahren, Käthe, dachte Quinctius; und Käthe erſtaunte beſonders darüber, daß Liſſow ihr das großmüthige Stillſchweigen ſo wenig dankte.

Quinctius fing an von einer andern Batterie zu ſchießen. „Geſchenke,“ ſagt Ovid, „Geſchenke ſind die Heerſtraße, welche die Liebe am liebſten geht. Ein weißes Nebelgewand, ein Kopfputz, eine Perlenſchnur erhöhen des Mädchens Schönheit, und öffnen ihr Herz der Liebe, beſonders wenn du ſchenkſt, ohne Dank zu fordern, heimlich, wie die Flamme, welche dich verzehrt.“ Quinctius ließ durch einen Jäger, der ihm treu war, richtig alles, was Ovid befahl, für Käthen beſorgen, und Käthe fand heute auf ihrem Bett ein ſchönes Kopfzeug, ein modernes Halsband, und eine andere Kleinigkeit, die aber eben nicht wohlfeil war. Liſſow konnte das nicht angeſchafft haben. Jetzt ging Käthen ein Licht auf. Sagen Sie mir, Liſſow, fragte ſie, haben Sie mir denn die ungeheure Menge Blumen nicht auf mein Zimmer geſchleppt? — „Nein!“ — Haben Sie mir nicht Geſchenke auf mein Bett legen laſſen? — „Nein!“

Käthe nahm nun Quinctius vor. Er leugnete mit einer ehrlichen Miene, und Käthe wußte nicht, woran ſie war. Quinctius rief: O, mein Ovid hat recht. Es wirkt nach. Käthe zeigte der Tante die Geſchenke, und fragte um Rath. Man rieth ſich zu Tode, und rieth nichts heraus. Der Eiferſuchtsteufel fing an, Liſſow zu plagen. Er forſchte nach dem unſichtbaren Liebhaber. Quinctius verrieth ſich nicht mit einer Miene; er bedurfte keines Vertrauten; er lobte Käthen nicht; er fing ſogar an, ſich weniger um ſie zu bewerben, als vorher. Liſſow blieb in Ungewißheit. Endlich ertappte doch Käthe ihren Vetter auf der That. Er geſtand zwar, was er auch leugnen konnte, daß er die Blumen ſowohl als die übrigen Sachen gebracht habe; allein über ſeine Abſicht ließ er Käthen gänzlich im Dunkeln. Ovid hatte nicht vorgeſchrieben, wie der Liebhaber, wenn er ertappt würde, ſich benehmen ſolle. Quinctius ſagte ſeiner ſchönen Muhme ganz ruhig: es wird ſich zeigen, was ich damit habe ſagen wollen; und ging.

Liſſow erfuhr alles, und ihm ſchien der ganze Handel ſehr klar; er bewunderte dabei nichts, als wie Käthe ſo unmäßig über eine Sache lachen könnte, bei der er nichts Lächerliches fand. Sie ſehen, mein Fräulein, ſagte er bitter, der Herr von Flaming liebt Sie.

Sie ſehen — Er liebte mich? fiel Käthe ein; Liſſow, ich dächte, Sie trauten mir zu, daß ich zu unterſcheiden weiß, was Liebe iſt, und was nicht. Quinctius iſt ein Narr, nichts mehr und nichts weniger.

Auch Narren ſind zuweilen glücklich, ſagte Liſſow, und ſchüttelte den Kopf bedenklich. Käthe lachte laut auf.

„Ueberraſche,“ ſagt Ovid, „deine Geliebte ſchlafend, drücke deine heißeſten Küſſe auf die Roſen ihres Mundes; ſie erwacht nicht. Schneide eine Locke von ihrem Haupt; ſie erwacht nicht, und läßt deinen Händen das ſüße Unterpfand ihrer geheimen Liebe.“ — Nein, rief Quinctius; das geht ins Große. Den Henker auch! Er las fort. Ovid ſprach mit ſo vieler Sicherheit von dieſer Unternehmung; und im Weiterleſen traf er noch dazu auf folgende Stelle: „Giebt die Geliebte deine Geſchenke nicht ihrer Jungfer, trägt ſie ſelbſt und ſchont ſie, ſo iſt ihr Herz voll Liebe gegen dich, und wenn ihre Lippen ſo rauh wären wie der Nordwind, der das Adriatiſche Meer peitſcht.“ Dieſe Stelle machte unſern Quinctius von Käthens Liebe gewiß. Ja, rief er, ſie liebt mich! Alles trifft zu. Sie ſeufzt, ſie hängt das Köpſchen, ſie kann ohne zu arbeiten ſtundenlang in Träumen verſenkt daſitzen; ſie antwortet verkehrt, iſt zerſtreut, erröthet ohne Urſache, geſtikulirt mit den Händen ohne zu reden, rührt die Lippen ohne etwas zu ſagen, und ſpricht in einem Krankentone ohne krank zu ſeyn: gerade, wie Ovid ſagt. Sie liebt mich! — Er war halb entſchloſſen, das Abentheuer mit der Ueberraſchung zu wagen.

Quinctius hatte wirklich nicht falſch geſehen. Käthe war ein lebendiges Bild von ſeiner Beſchreibung; denn ſie hatte ſich bitter mit Liſſow über Quinctius gezankt. Liſſow machte dem armen Mädchen Vorwürfe, beklagte ſein Unglück, und verwünſchte ſich, die Welt, und alle Mädchen. Käthe wollte ihn beruhigen; Liſſow nannte ihre Gründe Heuchelei. Sie ſetzte nun ihren Kopf auf; geſtand endlich ſpöttiſch, daß ſie den jungen Flaming liebe; fragte Liſſow, ob er denn Anſprüche auf ihr Herz machen könne, und ob ſie ihm je ihre Liebe geſtanden habe. Liſſow erſtarrte, und wollte einlenken; aber nun wurde Käthe noch aufgebrachter, vergoß einen Strom von Thränen, machte eine Verbeugung, ſchimpfte noch einmahl, und ſchwor, nie wieder ein Wort mit ihm zu reden. So waren ſie geſtern aus einander gegangen, und ſeit dieſem Augenblick ſaß Käthe da, ſeufzte, hängte den Kopf, weinte, ſchalt, bat ab, und bereuete, was ſie eine Minute nachher ſich wieder aufs neue vorſetzte.

Auf dieſen Troſt hin wollte alſo Quinctius die Ueberraſchung wagen. Er ſtand des Morgens mit dem anbrechenden Tage auf, ſchlich ſich, mit dem Ovid in der Taſche und einer Schere in der Hand, über den Saal, und öffnete leiſe Käthens Thür. Käthe ſchlief ſüß. Er ſah ſie in dem wenigen Lichte, das der Morgen durch die Jalouſieen fallen ließ, wie die Göttin der Liebe da liegen. Sie erwachte nicht. Er ließ die Schere fallen. Schon wollte er fliehen, und ſie erwachte nicht. O mein Ovid! ſagte er leiſe. Er ſchlich ſich dem Bette nahe. Ein ſüßer Traum mußte vor ihrer Seele ſeyn; ihre Bruſt flog, und ihre Wange glühete. Leiſe näherte er ſich ihrem Lager. Zitternd hob er eine der ſchönen, blonden Locken von ihrer Schulter, legte ſie zwiſchen die Schere, und ſchnitt zu. Die Schere klirrte; Käthe erwachte nicht. O mein Ovid! ſagte er leiſe. Jetzt bückte er ſich über ihr Geſicht. Der Athem flog. Er drückte ſeine Lippen, Anfangs ſanft, dann feſter, in die Roſen ihres Mundes. Sie erwachte nicht. Auf einmahl drückte er (was Ovid die Quinteſſenz der Liebe nennt) des Zahnes dauerndes Denkmahl ſo feſt in die wächſerne Schulter der ſchönen Schläſerin, daß ſie zuckte; aber ſie erwachte nicht. Er erſtaunte ſelbſt darüber, daß Ovid ſo Recht hatte, und konnte nicht begreifen, warum ſeine Kuſine nicht erwachen wollte, oder erwachte. O, mein Ovid! ſagte er leiſe, und ſchlich mit ſeinem Raube von dannen. Nun legte er die blonde Locke in den Ovid, ſtützte den Kopf auf, und fing an in Ernſt nachzuſinnen, warum Käthe nicht erwacht wäre. Daß ſie ihn ſo heiß liebte, glaubte er doch nicht ſo ganz. „Recht hat er, der Ovid, das ſeh ich nun wohl; aber warum es ſo iſt, das begreif ich nicht.“ Er ſann und ſann, und ſann nichts hervor, außer daß er nun feſt beſchloß, mit einem blinden Köhlerglauben dem Ovid zu folgen.

Käthe hatte wirklich ſehr feſt geſchlafen, als Quinctius herein trat; ſie erwachte aber, als die Schere zu Boden fiel. So wie ſie das Auge aufſchlug, ſah ſie die Figur einer Mannsperſon ſich bücken. Ah, dachte ſie, das iſt Liſſow; geſchwind die Augen zu! Ihr Athem ging wie eine Flöte. — Er faßte ihre Locke, und ſie ſah, als ſie ihre Augenlieder ein wenig öffnete, die Hand mit einer Schere ſich nähern. Laß ihn ſchneiden, dachte ſie; ich habe dem armen Jungen zu viel gethan. Laß ihn ſchneiden. Er ſchnitt. Dann fühlte ſie ein Paar warme Lippen auf den ihrigen. Sie drückte die Augen feſt zu. Die Lippen preßten ihren Mund, und ſo ſehr ſie ſchlief, ſpitzte ſie doch den Mund ein wenig. Dann fühlte ſie den Biß auf der Schulter nach Römiſcher Sitte. Nun, dachte ſie, das thut weh! Die Figur zog ſich wieder zurück und zur Thür hinaus.

Als Käthe ſicher zu ſeyn glaubte, daß ſie nicht behorcht würde, ſprang ſie auf, lief vor den Spiegel, beſah ihr blondes Haar, und rief doch ein wenig verdrießlich: aber mein Gott, welche eine Menge Haar hat er mir weggeſchnitten! Dann beſah ſie ihre Schulter. Da ſaß des Zahnes dauerndes Denkmahl. Das ließ ſie gelten. Aber die ſchöne Locke! Nun, dachte ſie, was hilft es? Es war nicht hell genug zum Sehen. Sie kämmte das übrige Haar mehr vorwärts, um den Raub zu verbergen. Quinctius glaubte, doch endlich beim Friſiren ſeiner Muhme eine Klage über den Raub zu hören. Vergebens. Käthe ertrug ihren Verluſt ſehr geduldig. Quinctius nickte mit dem Kopfe, und ſagte vor ſich: o mein Ovid! Aber Käthe war, als ſie Liſſow ſprach, nicht mehr ſo geduldig. Sie erröthete. Noch jetzt fühlte ſie ſeine Küſſe auf ihren Lippen; und ſein Geſicht, auf dem ſie den Himmel und ſeine Seligkeit erwartete, war finſter und ohne Charakter. Sie war entſchloſſen zu thun, als ob ſie wirklich geſchlafen hätte. Da aber Liſſow nicht ein Wort von ſeinem Glück erwähnte, ſo meinte ſie, er glaube ſie habe geſchlafen, und fing ſelbſt an, auf den Verluſt ihrer Locke Anſpielungen zu machen. Liſſow blieb gleich finſter. Käthe wurde verdrießlich. Die Verſöhnung, die ſie ſchon im Herzen mit ſich her getragen hatte, unterblieb, und beide verließen ſich kalt und voll Unmuth. Liſſow ſtichelte noch immer auf Quinctius.

Bis hieher war Quinctius wirklich nichts weiter als ein eitler Thor geweſen, den Plato zur Liebe überredet und Ovid geführt hatte. Aber ſeit den heißen Küſſen auf die Roſen von Käthens Lippen übernahm doch auch das Herz ſeine Rolle bei dem Handel. Er ſah den ganzen Morgen das ſchöne Bild ſeiner Muhme. Mit einem ungewöhnlichen Vergnügen dachte er an ihre reitzende Lage, an die ſchneeweiße Schulter, welche die abgeſchnittene Locke bedeckte. Die Küſſe brannten noch in ſeiner Seele. Er traute es ſich nicht ganz zu, daß er geliebt würde; aber er wünſchte jetzt von ganzem Herzen, daß er es ſeyn möchte. Nun gerieth er in ein tiefes Nachdenken, und zog zum erſten mahle ſein Herz zu Rathe, nicht den Ovid. Er überlegte alles genau; ſeine Eitelkeit ſowohl als die Begebenheit dieſes Morgens beredeten ihn, daß er geliebt ſey, und dieſer Gedanke machte ihm unendliche Freude.

Er ging zu Käthen, als ſie von Liſſow zurück war. Da ſaß ſie mit finſtern Blicken, und hatte die Hände läſſig auf dem Schooße liegen. Zum erſtenmahle näherte ſich Quinctius ihr mit einer Art von Furchtſamkeit, und noch nie war er ſo wenig eitel und liebenswürdig geweſen als heute. Als er die Thür öffnete, erwartete Käthe von ihm die gewöhnlichen Poſſen; und ach! ſie war heute ſo wenig dazu aufgelegt. Aber, wie hatte ſie ſich geirrt! Er trat an ihren Stuhl, nahm ſanft ihre Hand, und ſagte: Ihr Kummer, liebe Kuſine, läßt Ihnen ſo ſchön, daß man Ihnen auch den beneidet. Wenigſtens wird jedes Herz ihn gern mit Ihnen theilen. Die Kuſine machte bei dem Komplimente große Augen, ſah ihn lange ſtarr an, und überlegte einige Sekunden, ob ſie nicht Liſſows Eiferſucht wahr machen ſollte. Freilich nahm ſie es ſich nicht vor, aber es geſchah dennoch: ſie that ſchön mit Quinctius.

Dann ſaß ſie wieder ein Paar Minuten in trübem Nachdenken. Quinctius hielt das für den letzten Kampf ihres jungfräulichen, zögernden Herzens. Faſt wäre er ihr zu Füßen geſunken, und hätte ihr ſeine Liebe geſtanden. Er hielt ſich indeß, und Käthe war zu zerſtreuet, um etwas Andres zu bemerken, als daß ihr Vetter heute ſehr artig geweſen wäre.

Ein Paar Tage nachher wurde denn der Friede zwiſchen Liſſow und Käthen wieder hergeſtellt. Sie konnte der kummervollen Miene des armen Jungen, ſeinen Seufzern, und den Thränen, die er heimlich aus den Augen wiſchte, nicht länger widerſtehen. Die beiden Liebenden waren allein. Aber was iſt Ihnen, Liſſow? fragte Käthchen. Mir? antwortete er, legte die Hand auf die Bruſt, und Thränen drangen dabei aus ſeinen Augen. Das war der Anfang einer Scene, die durch alle Tonarten, Amaramente, Furioſo, Dolce u. ſ. w. mit großen Abwechſelungen ging, bis ſie ſich in einem Amoroſo und einer zärtlichen Umarmung endigte. Sie verſprachen einander, wie das Manier iſt, ewige Treue, Standhaftigkeit und Ausdauer bei allen Widerwärtigkeiten, die ſie beide erwarten mußten, und die heiligſte Verſchwiegenheit bis zu dem Zeitpunkte, da — es war nicht anders, es mußte heraus, ſo ſehr Beide auch davor errötheten — da Liſſow Brot haben würde, um Käthen heirathen zu können. Die Stunde war vorüber, und Käthe hatte diesmal zwar nichts im Briefſtyl, aber deſto mehr im Dialog gelernt. Schöner hätte ſelbſt Longin ſie nicht im erhabnen Styl unterrichten können, als Liſſow in dieſer Stunde. Käthe verließ um fünf Uhr ihren Unterricht, und nun ging es auf Flügeln der glücklichen Liebe. Man hörte ihre Stimme im ganzen Hauſe; ſie ſang, wie das Vögelchen, das ſein Neſt heute vollendet hat.

Sie war ſo zärtlich; ſie drückte Quinctius, der zu ihr kam, die Hand zehnmahl in einem Athem, und tanzte mit ihm umher. Quinctius ſtahl ihr die ſüßeſten Küſſe. Sie ließ ſie ſtehlen; denn ſie hätte heute die Welt tanzen laſſen, ſo vergnügt war ſie. „Aber was hat denn der Junge“ — ſo rief der Baron zur Thüre hinaus, Quinctius entgegen, der auf dem Saale aus Leibeskräften ſang: „was haſt du denn zu ſchreien?“

Ich bin ſo vergnügt, Vater, ſo glücklich! Hören Sie nicht, wie alles ſingt? — Eben ſchlug Käthens Stimme hell an.

„Recht ſo! die ſingt, und ich ſorge, woher das Vögelchen ein Neſt nehmen ſoll. Komm Quinctius, überſetze mir einmahl. Da iſt wieder ein Narr von Kerl, der ſich ſeiner Mutterſprache ſchämt. Er las Gehagens Unterſuchung, ob adelige Töchter die Güter ihrer Vorfahren beerben können, und ſollen. Käthens Tante in Schwaben wurde alle Tage älter. Der Freiherr hatte einen Brief ohne Nahmen erhalten, der ihm Nachricht gab, daß die Tante wohl gar einen andern als Käthen zum Erben einſetzen könnte. Er ſchlug alle ſeine Bücher nach. Endlich fand er den Gehagius. Darin aber kam zu viel Latein vor. Quinctius überſetzte ihm, daß von Gottes und der Naturwegen Töchter Anſprüche auf die Erbſchaften der Vorfahren zu machen hätten. Gehagius bewies es aus der Bibel, Römer 8, 17.

Wie? rief der Baron, und ſtand eifrig auf: in der Bibel ſteht es, daß die Fräulein erben ſollen? und die Alte wollte die Käthe, Fräulein Katharina von Nothaſſt, enterben? Nein, Ihr Gnad'n, dazu red' ich auch noch ein Wort. Nicht alſo! Sie werden doch in Schwaben die Bibel reſpektiren? Käthe ſoll erben! Lies weiter, Quinctius.

„Auch das Naturgeſetz erklärt es für unmenſchlich, Töchter —“

Halt! das mag ich nicht wiſſen; das Naturgeſetz iſt das einfältigſte Geſetz von allen. Ich möchte wiſſen, welch ein Narr das gemacht hat. Den Teufel auch! Das Naturgeſetz, ſagt Maibom, nimmt keinen Adel an. Wie kann alſo das Naturgeſetz über adelige Streitigkeiten entſcheiden? Das mag bei den Türken gelten, wo kein Adel iſt, aber nicht bei Chriſten! Halt du dich ans Reichsgeſetz, Quinctius! Menſchlich, unmenſchlich. Narrenpoſſen! Käthe ſoll erben! ſoll, ſag' ich! Nun verſprich mirs, Quinctius, hier auf der Stelle, daß du, wenn ich früher ſterbe, als die alte unchriſtliche Tante — daß du Käthen zu ihrem Rechte verhelfen willſt, mit Gut und Blut.

Quinctius ſchloß ſeinen Vater voll Entzücken in ſeine Arme. „O Vater, rief er, ich nehme gewiß mehr Antheil an Käthens Glück, als irgend ein Menſch auf der Erde. Ich will Käthens Rechte vertheidigen, und ſollte es mir den letzten Stein meiner Güter koſten;

und müßte ich ſie mit meiner Hände Arbeit ernähren: ſie ſoll nicht Noth leiden.“

Wie? rief der Baron mit großen Augen: wie war das? Was ſprichſt du da? Wie war das? Da geht mir ein Licht auf! — Er ſah Quinctius ſtarr an. — He! Quinctius, nun merk ichs. Du quinkulirſt, wie ein Vogel auf dem Dache, ſie auch. Das läuft Treppauf, Treppab; du wie ein Narr hinterher. Junge, du biſt verliebt!

„Lieber Vater, ja ich liebe meine Muhme von ganzem Herzen; und, wie Plato ſagt, —“

Plato? wer iſt der Ehrenmann? was ſagt er?

„Der Vater der Philoſophie. Er ſagt, daß man ohne Liebe kein großer Mann ſeyn kann. Und, wie ich mich fühle, ſeitdem ich Käthen liebe, theurer Vater, hat er ſehr Recht.“

Du biſt ein Narr, Quinctius. Was Plato! was Philoſophie! Da hier! — (Er führte ihn zu dem Stammbaume der Flaminger.) Da ſtehſt du und neben dir ein leeres Schild, und über dir gar nichts. Sieh Quinctius, darum mußt du lieben und heirathen, daß du den Stammbaum größer machſt. Plato! Narrenpoſſen! Nun? (Er ſah ihn ſtarr an.) Wie alt biſt du denn? he! Und wie alt iſt denn Fräulein Katharina von Nothafft?

„Ich bin neunzehn, und die Kuſine ſechzehn Jahre alt.“

Hm! hm! Er trat zu dem Stammbaume, und betrachtete ihn ſehr nachdenkend. Ja, ja ich möchte wohl noch einige Schilder darauf malen laſſen. Meinetwegen, Quinctius. Du ſollſt ſie haben. Nun laß mich allein; ich muß doch das Ding näher überlegen. Haben ſollſt du ſie, das iſt richtig!

Quinctius flog zur Thüre hinaus, und ſeine ſingende Stimme wurde ſogleich von Käthens heller Stimme beantwortet. Eben trat die Frau von Flaming zu ihrem Manne hinein. Hörſt du, Ronichen? ſagte er lachend, wie die beiden ſingen? Die ſingen, wie die Vögel, die ſich paaren. —

„Paaren? Quinctius und Käthe?“

Der Freiherr ſchlug ihr Römer 8, 17 auf. Da lies, Ronichen. Käthe iſt gar nicht arm; und wenn ſie auch nichts hätte — was thuts? Sie iſt ein Fräulein von Nothafft, und der erſte Junge, den ſie haben, ſoll Titus heißen, und das erſte Mädchen Razilia; denn ſo hieß des großen Diktators Quinctius Frau, eine ſehr brave, herzensgute Frau. Was ſie für eine Geborne war, weiß ich nicht; aber ich will —

„Aber, lieber Mann, von wem redeſt du denn? wer ſoll denn heirathen? Quinctius und Käthe?“

Nun ja doch, ja. Der Junge iſt bis über die Ohren in ſie verliebt.

Die Frau von Flaming erſtaunte über die Neuigkeit. Der Freiherr gab ihr nun den Auftrag, Käthen ihr Glück anzukündigen. Sie ging in Käthens Zimmer. Das Fräulein ſaß neben Quinctius. Er hatte ſeinen Arm um ihren Leib geſchlagen; ſie merkte es nicht, weil ſie an Liſſow dachte. Sieh da! ſagte die Mutter: ſo ertappe ich Euch! Käthe erröthete, riß ſich los, und ſprang auf. O, fuhr die Frau von Flaming fort, es iſt keine Sünde, ſo zu ſitzen, kleine Heuchlerin! Setze dich nur hin. Sie drückte das Mädchen wieder auf den Stuhl neben Quinctius. Und was gebt Ihr mir, Kinder, fuhr ſie heiter fort, wenn ich Euch die Erlaubniß gebe, ſo vertraut zu ſeyn als Ihr wollt? Käthe erröthete, und Quinctius warf ſich an ſeiner Mutter Bruſt. O Mutter! rief er, ſoll ich glücklich ſeyn? habe ich Ihre Erlaubniß, meiner geliebten Käthe meine Hand anzubieten? — Käthe erſtarrte. O Käthe, rief er, und küßte ihre Hand: o Käthe, geliebtes, theures Mädchen, ſagen Sie mir endlich, daß Sie mich lieben, daß Sie mir erlauben, Sie glücklich zu machen. Käthe ſtand wie eingewurzelt. Nun Käthe, fragte die Mutter, nahm ihre Hand, und wollte ſie in Quinctius Hand legen: ſoll ich? Erröthe nur immer, Tochter; du brauchſt nicht ja zu ſagen. Käthe erröthete wie eine Sommerroſe; aber ſie riß ihre Hand los. O, um Gottes willen, theure, theure Tante! rief ſie mit einem Angſtgeſchrei, und flog von Quinctius faſt mit Abſcheu zurück.

Jetzt warf die Mutter einen Blick auf Quinctius. Er lächelte. „Du ſcheinſt deiner Sache ſo gewiß zu ſeyn, Quinctius?“ Ich bin überzeugt, Mutter, ſagte Quinctius, Käthe liebt mich. In dem Augenblicke trat der Baron in das Zimmer. Sie liebt dich? fragte er. Nun, Käthe ſo gieb ihm die Hand! Geſchwind! Ei ſo mach! mach!

Käthe zitterte wie ein Eſpenlaub. O theurer, gnädiger Herr Onkle, rief ſie, erlauben Sie, daß ich mich erhole.

„Was erholen? Narrenpoſſen! Erhole dich nachher! Komm, gieb deinem künftigen Manne die Hand!“

Quinctius flog auf Käthen mit Entzücken ein. Käthe, rief er, Käthe, o zögre nicht länger, laß es mich eine Minute früher wiſſen, daß du mich liebſt. O Käthe, ich weiß ja, daß du mich liebſt.

„Nun, wenn es der Junge weiß, ſo gieb ihm die Hand, Mädchen, und ziere dich nicht.“

O mein Gott! rief Käthe ängſtlich; was weiß er denn? Nichts weiß er, nichts! O mein Gott, Vetter, ich bitte Sie.

Liebſte Käthe, wie? rief Quinctius mit Gutherzigkeit. Warum wollen Sie ableugnen, jetzt ableugnen, was Sie mir ſo ſchön, ſo heimlich geſtanden haben, daß Sie mich lieben? O Käthe, ſagen Sie, warum? Habe ich nicht die theuren Unterpfänder Ihrer Liebe, die Sie mir zu nehmen erlaubten? O Käthe, ſeyn Sie doch aufrichtig!

Wie? welche Unterpfänder meiner Liebe haben Sie? Reden Sie! Ich bin unſchuldig, ich bin unſchuldig!

„Aber Hans Narr, wenn du Unterpfänder ihrer Treue, wenn du Verſprechungen haſt, ſo zeige ſie."

Quinctius nahm zögernd aus ſeinem Buſen Käthens lange blonde Locke hervor. Käthe erblickte ſie. Voll Schrecken ſchrie ſie auf: Ach, mein Gott! ich bin verloren! Der Baron betrachtete das Ding, und rief zu gleicher Zeit mit Käthen: „ein Haarſchwanz? was ſoll der? iſt das ein Pfand auf die Treue?"

Es iſt eine Locke, ſagte Quinctius ein wenig verlegen, eine Locke von Käthens Haar, die ſie mir erlaubt hat abzuſchneiden.

„Aber ſeid ihr toll? Ihr ſchneidet euch einander das ſchöne Haar ab, und das aus Liebe? Und obendrein iſt ja langes Haar ein Zeichen des Adels! Man beſchor Königen, die man abſetzen wollte, die Köpfe. Seid Ihr ganz toll?"

Lieber Vater, beim Turnier bekam ja doch oft ein Ritter von einem Fräulein eine

Haarlocke, und trug ſie dann auf dem Helm, zum Zeichen ihrer Liebe, und ſo —

„Aha! ja, das iſt wahr! Nun, zum Henker, Käthe! nun biſt du überführt. Du haſt ihm den Haarſchwanz (Haarlocke, fiel Quinctius ein) gegeben, und aus Liebe gegeben. Nun gieb ihm auch die Hand, und ziere dich nicht.“

Ach, gnädiger, beſter Onkle! rief Käthe, und ſtreckte die Arme zu ihm empor.

„Die verfluchte Verſtellung! Mädchen, ich kann die Zigeunerſtreiche nicht leiden. Wir wiſſen ja doch, daß du in ihn verliebt biſt. Fort, gieb ihm die Hand! du haſt ihm die Haare gegeben.“

Nein, nein; ich habe ihm die Locke nicht gegeben; ich habe ſie ihm nicht gegeben!

Ich habe ſie ihr abgeſchnitten, und ſie — o Käthe, warum ſoll ich mein Glück nicht ſagen? — ſie erlaubte es.

„Das iſt einerlei. Haſt du es erlaubt, Käthe? Thu die Lippen auf! Ich will es wiſſen.“

Nein, ich habe es ihm nicht erlaubt, gnädiger Onkle, ſagte ſie zögernd und ängſtlich.

„Und er hat ſie dir mit Gewalt abgeſchnitten? oder haſt du ſtill gehalten? Denn das iſt einerlei.“ Keiner antwortete. „Nun, wollt Ihr reden? Ich will doch heraus! Hat ſie ſtill gehalten, Quinctius?“

Ja, Vater! ſagte Quinctius zögernd.

Aber ich ſchlief, rief Käthe dazwiſchen.

„Schlieſſt? wo war es denn? wo ſchlieſſt du? he! Antwort! wo war es? wollt Ihr antworten?“

Ich ſchlief dort im Bett. Es war des Morgens um drei. Ich weiß von nichts, gnädiger Onkle.

„Aber du Cäſo, du Lucius! was machſt du des Nachts auf den Kammern der Jungfern? Je, das iſt ja hier im Hauſe eine hübſche Wirthſchaft! Was wollteſt du denn da bei Käthen in der Nacht? Je, du wahrer Cäſo!“

Quinctius gerieth in eine nicht geringe Verwirrung. Ich wollte, ich wollte . . . Es war ein ſo ſchöner Morgen. Ich wollte ſehen, ob Käthe ſchon auf wäre, um die Sonne . . . Sie lag und ſchlief ſo ſchön. Dieſe Locke hing ihr über die Schulter. Ich nahm die

Schere, und ſchnitt ſie ab, als ein Pfand ihrer Liebe.

„Du biſt ein Narr mit deiner Haarlocke. Laß mir das Nachtwandeln bleiben! Gut, du haſt ihr die Locke abgeſchnitten, und ſie ſchlief. Da gilt es nicht. Es iſt nichts als ein Diebſtahl. Gieb ihr die Locke wieder. Du biſt ein Narr!“

Die Mutter lachte. Das verdroß Quincetius. Er war in großer Verlegenheit. Endlich ſagte er wieder zögernd: Käthe, ich bitte Sie, ſeyn Sie aufrichtig! Ich bitte Sie, Sie machen mich lächerlich, und Sie — Ich begreife Sie nicht.

Ich ſchlief! ich ſchlief! ich ſchlief! rief Käthe; was weiß ich von der Locke?

Sie wußten doch aber, daß es drei Uhr Morgens war! Käthe warum zwingen Sie mich? Ich habe dieſe ſchönen, blauen Augen ein wenig blinzen geſehen, und Sie verſchloſſen ſie wieder, als ſie mich angeblickt hatten.

Nein, ich ſchlief, ich ſchlief! rief Käthe beſtürzt und höchſt verlegen.

Gut denn, ſagte Quinctius: Sie ſchlieſen, als ich Ihnen die Locke abſchnitt. Sie wollen es ſo. Aber, liebſte Käthe, als ich meine Lippen auf Ihren Mund drückte; als ich fühlte, daß Ihre Lippen mir meine Küſſe wiedergaben; als —

„Wie zum Teufel!“ rief der Baron; „das wird ja immer ärger! He, Jungfer! nicht mehr geleugnet! Haare, das laß ich gelten, da fühlt man nichts. Aber Küſſe? die haſt du gefühlt. Wie?“

Ach, gnädiger Herr Onkle, Quinctius küßte ſo leiſe, daß ich nicht davon aufwachen konnte.

Vater, ſagte Quinctius erhitzt, ich biß ſie ſogar in die Schulter; das Denkmahl meines Zahns muß noch an ihrer Schulter ſitzen; und ſie ſchlug die Augen nicht auf.

„Aber Herr Gott! Das iſt ja wie unter Kannibalen! Junge, erzähle es nur auf einmal, was du alles noch thateſt. Sprich! Veronika, noch heute ſollen Franzöſiſche Schlöſſer an die beiden Schlafzimmer, daß ſie nicht heraus können. Das iſt ja abſcheulich! Beißen ſich, und ſchneiden ſich die Haare ab; und alles aus Liebe! Nun, Käthe? wirſt du den Mund aufthun? Er küßte dich, du ihn wieder; er biß dich, und du ſchlieſeſt immer fort?“

Ach Gott, gnädiger Herr Onkle, ich fühlte es wohl, daß er mich küßte; aber es war mir ſehr zuwider.

„Zuwider? Das mach du einem Narren weis, aber mir nicht. Wäre es dir zuwider geweſen, ſo kenn' ich Euch Schreihälſe recht gut. Hu! da würdeſt du die Kehle ſo aufgethan haben, daß wir es wohl hätten hören ſollen, oder du hätteſt ihn mit einem Paar derben Maulſchellen weggeſchickt. Ne, ne, Kind! Ihr ließet Euch ja lieber einen Finger abſchneiden, als eine Handvoll Haare. Alſo kurz und gut! Quinctius hat hier eine Handvoll Haare von dir, iſt bei dir vor deinem Bette geweſen, hat dich im Bette geküßt und gebiſſen, und du haſt die Augen zugemacht, nicht geſchrieen, nicht gekratzt, nicht geſchlagen, ſondern wieder geküßt. Das paßt zuſammen, wie es ſoll. Alſo die Hand her!“ — Er nahm ihre Hand. Käthe fing aber jetzt an ſo kräftig zu ſchreien, daß der Baron ſie mit den

Worten: „alberne Trine! ſo hätteſt du ſchreien ſollen!“ fahren ließ. „Du kannſt dich beſinnen, ſagte er weiter. Ich gebe dir acht Tage oder vier Wochen Bedenkzeit. Komm Quinctius, komm!“ Beide gingen und ließen Käthen mit ihrer Tante allein.

Die Tante war auf der rechten Spur. Sie ſah wohl, daß Käthe ihren Abſcheu vor Quinctius nicht heuchelte. Der nächtliche Beſuch mußte alſo nothwendig anders erklärt werden. Unter den mancherlei Fragen, die ſie dem Mädchen vorlegte, war auch die: ſaheſt du etwa Quinctius für jemand anders an? Käthe wurde bleich, wie die Wand; allein ſie leugnete ganz dreiſt. Das Blaßwerden merkte ſich die Tante. Sie that, als glaubte ſie Käthen, und ging weg. Sollte wohl Liſſow? dachte ſie im Gehen, und der Gedanke fiel ihr ſchwer aufs Herz. Jetzt erſt ſah ſie ein, wie unvorſichtig ſie gehandelt hatte, die ſchöne Käthe zur Schülerin des jungen hübſchen Menſchen zu machen. „Heraus muß doch das!“ und ſo ging ſie gerade zu Beyern, wo Liſſow war. Gleichgültig fing ſie zu Beyern an: Ganz etwas Neues, lieber Beyer. Mein

Mann denkt aus Quinctius und Käthen einmahl ein Paar zu machen. Liſſow wurde wie eine Leiche. Die gnädige Frau ſchien es nicht zu bemerken. Sie brach ab, und ging auf ihr Zimmer, wo ihr ſchönes Herz mitleidige Thränen für Käthen und Liſſow vergoß.

Unruhig ging ſie umher. Sie ahnete wohl, daß es nicht leicht wäre, die Liebe eines jungen heißen Herzens zu bekämpfen; aber zu gleicher Zeit fühlte ſie auch, daß dieſe Liebe denn doch noch leichter zu unterdrücken ſeyn müßte, als ihres Mannes Ahnenſtolz. Sie ſah ein, daß ihr Mann, ſobald er nur das Geringſte von der Liebe der beiden jungen Leute merkte, trotz ſeinem guten Herzen, Liſſowen zum wenigſten hülflos aus dem Hauſe ſtoßen, und daß Käthe von dem Augenblicke an ſeinem heftigſten, ſchrecklichſten Zorne ausgeſetzt ſeyn und bleiben würde. Das Verhältniß der beiden jungen Leute, woran ihre eigene Unbeſonnenheit ſchuld war, mußte alſo dem Baron nothwendig unbekannt bleiben, und zu gleicher Zeit die Verbindung der beiden heißen Herzen getrennt werden. Wie war das anzufangen?

Vielleicht iſt die Leidenſchaft noch im Entſtehen, dachte ſie; noch nichts mehr als eine flüchtige Neigung. Allein ſie irrte ſich ſehr. So wenig wir auch von der Leidenſchaft beider jungen Leute geſagt haben, ſo wird doch jeder, der das menſchliche Herz kennt, leicht einſehen, daß ſie ſchon ſehr tiefe Wurzeln geſchlagen haben mußte. Sechs Jahre war Liſſow Käthens Lehrer. Kein ſchneller, gewaltſamer Stoß hatte ihre Herzen vereinigt; aber tauſend kleine unmerkliche, und eben deswegen gänzlich unzerreißbare Bande, knüpften ſie zuſammen. Unſchuld der Kindheit, Wärme der Jugend, lange Jahre, Gewohnheit, ein ähnliches Schickſal hatten Feſſeln um ihre Herzen geſchmiedet. Käthe dachte wie Liſſow, fühlte wie Liſſow, wußte was Liſſow wußte. Ihre Phantaſie, ihre Gedanken nahmen immer Einen Weg. Liſſow hatte ſeine ganze Seele in Käthens Buſen gegoſſen.

Zwar hatten ſie ſich erſt ſeit Kurzem geſagt, daß ſie einander liebten; allein ſie wußten es ſchon ſeit dem funfzigſten Geburtstage des Barons. Seit dem Tage, da ſie es ſich ſagten, hatten die zärtlichſten Briefe, die allervertraulichſten Liebkoſungen, die heißeſten Umarmungen jene alten Bande noch mit dem feſteſten von allen, dem Bande der Sinnlichkeit, vermehrt. Wahrlich! es war nicht leicht, alle dieſe Bande zu zerreißen; aber dennoch wagte es die Frau von Flaming.

Sie ließ zuerſt Käthen zu ſich in ihr Zimmer kommen. Höre, meine gute Tochter, fing ſie zärtlich an, ich weiß, du liebſt Liſſow. (Käthe zitterte.) Geſteh es mir, liebes Kind. Wenn ich auch deiner Leidenſchaft meinen Beifall verſagen muß, ſo will ich dir doch Rath ertheilen; du bedarfſt ihn. Verſchwiegenheit veſpreche ich dir voraus. Du liebſt ihn!

Ein Thränenſtrom brach aus Käthens Augen. Sie ſah ihre Tante bedenklich an. Endlich konnte ſie Worte finden. „Ja, beſte Tante, ja, ich liebe ihn, und bin höchſt unglücklich.“

Wie lange liebſt du ihn ſchon?

„So lange ich ihn kenne, liebſte Tante. Von dem erſtem Augenblick an, da ich ihn ſah, liebte ich ihn.“

Aber wann merkteſt du es zuerſt, daß du ihm ſo ſehr gut warſt?

„An des Onkles Geburtstage, da er mir das Leben rettete. Ach, Tante, ich lebte ja ohne ihn nicht mehr! ich muß ihn lieben!“

Die Tante rieb ſich die Stirn. Sie ſetzte das Examen fort, und erfuhr, daß ſie mit einem Rieſen von Leidenſchaft zu kämpfen hatte. Nun machte ſie Käthen mit aller Freundlichkeit und allem Mitleiden begreiſlich, daß ihre Liebe mit der Unmöglichkeit zu ſtreiten habe. Oder ſiehſt du ein Mittel, glücklich zu werden? fragte ſie.

Aber da kam die gute Tante ſchön an. Ein Mittel? Tauſend Mittel hatte Käthe, die alle darauf hinausliefen, daß es ihr gleichviel wäre, in Armuth, in einer Wüſte, in Amerika, in Verachtung, im Gefängniſſe zu leben, wenn ſie nur mit Liſſow leben könnte. Sie machte dann eine ſo rührende Beſchreibung von dem Glücke der Eintracht, der Freundſchaft, der durch Liebe ſo ſüßen und ſo frohen Genügſamkeit, der Einſamkeit, des Selbſtgenuſſes, daß der Tante die Augen übergingen. Aber, Mädchen, fragte dieſe, woher weißt du das alles? Käthe legte die Hand auf ihre Bruſt, und ſagte mit einem aufrichtigen, ehrlichen Blicke: „aus meinem Herzen voll Liebe!“ Und ſie ſagte die Wahrheit. Romane waren damals noch nicht da. O Mütter, ſcheltet nicht immer auf die Romane! weinet über Euch ſelbſt, daß Ihr Euren Töchtern vertraulichen Umgang mit Jünglingen erlaubt. Das Herz giebt Euren Töchtern alle die Thorheiten der Liebe; Romane lehren die Liebe nur anſtändig reden.

Aber meinſt du, Käthe, fuhr die Tante fort, daß dein Onkle je dir bewilligen wird —?

„Das weiß ich, Tante, das weiß ich. Aber ich kann ja warten, Tante, und will gern warten, zehn, zwanzig, dreißig Jahre. O, ich bin ſchon glücklich, wenn ich nur keinen andern Mann nehmen darf.“

Und wirſt alt und grau darüber!

„O nein, liebſte, gütigſte Tante; glauben Sie mir, die Liebe und das Herz werden nicht alt.“

Aber mein Gott, Kind, wenn dein Onkle etwas erführe, ſo wäre Liſſow unglücklich.

Oder dein Onkle wollte nun ſchlechterdings, daß du Quinctius Frau werden ſollſt? wie dann? Du kennſt den Onkle."

„Dann," ſagte Käthe, und ihre Thränen ſtanden auf einmahl, „dann, liebſte Tante"— ſie ſchwieg.

Nun dann? Sey ganz aufrichtig, liebe Käthe.

„Dann ginge ich mit Liſſow davon, und ſollte ich mich irgendwo als Magd vermiethen."

Und fragſt nicht darnach, wenn deine Verwandten vor Gram ſterben; wenn deine Tante, die dich doch auch liebt, ſich alle Nacht mit Thränen um die geliebte Landläuferin niederlegt!

„Ach, Tante, ſie machen mir nur das Herz ſchwer; aber wenn man liebt, ſo thut man ſolche Fragen gar nicht. Denken Sie dann, liebe Tante, daß ich glücklich bin. O, fragte Liſſow damals, als er ſich zwiſchen die wilden Schimmel ſtürzte, und ſich von ihnen ſchleifen ließ — fragte er damals: was werden deine Verwandten ſagen, wenn ſie hören, daß du gerädert biſt? Nein, Tante, er hatte mich lieb, fragte nicht lange, ſondern ſprang zwiſchen die Pferde, und ich lebe noch. O, Tante, bedenken Sie doch, ich muß ihn lieben.“

Die Tante ſchüttelte den Kopf; aber ſie konnte doch auf das alles nichts Rechtes antworten. Dem Mädchen ein Paar Ohrfeigen! wird manche ſagen. Aber, lieber Gott, auch Ohrfeigen helfen gegen die Liebe nicht. Die Frau von Flaming ſtreichelte dem Mädchen die ſchöne Wange, ſagte dann: „es iſt doch unmöglich; du mußt vergeſſen,“ und ging zu Beyern hinüber, nachdem ſie ſich von Käthen hatte verſprechen laſſen, Liſſowen heute nicht zu ſehen oder an ihn zu ſchreiben.

Sie trug Beyern den Fall vor. Beyer machte ein Paar große Augen, wollte es nicht glauben, beſann ſich aber auf dieſe und jene Kleinigkeit, die er bemerkt hatte, und ſagte dann: nun iſt es mir deutlich, warum der Liſſow die Dichter den Proſaiſten ſo vorzieht! Ja, ja, nun begreiſe ich, warum ihm Boethii Topik ſo wenig gefällt als Thilonis Topologia. Darum, darum! Nun geht mir ein Licht auf. Aber wart! ich will dir die Dichter anſtreichen. Sie glauben nicht, Ihr Gnaden, wie der Liſſow die Dichter überſetzte. Wahrhaftig, ich war nicht im Stande, es ihm nach zu thun. Und darum las er auch Fräulein Käthen, des Styls halber, wie er ſagte, den Virgil vor und den Homer. Aber Geduld! den Boethius ſoll er mir auswendig lernen; und, hilft das noch nicht, Kaspar Knittels via regia dazu!

„Aber hilft das gegen die Liebe, lieber Beyer?“

Ja, das weiß ich nicht, Ihr Gnaden. Aber wer hätte das denken ſollen! Verführt? das Fräulein? Der Bube!

„Mein Gott, wer ſpricht denn von Verführen? Die jungen Leute haben ſich lieb.“ Sie fing nun an, Beyern, der wohl ſeine Hebräiſchen Wurzeln kannte, aber die Liebe deſto weniger, ein wenig zu belehren. „Iſt denn unter allen Ihren Büchern, fragte ſie endlich, keins, das von der Liebe handelt?“

Von der Liebe? Mein Gott, Ihr Gnaden, welcher ehrliche Mann wird denn davon ein Buch ſchreiben!

„Aber dieſe Leidenſchaft iſt doch ſo gewaltſam und ſo ſchwer zu heilen. Ich ſollte glauben, von der Liebe müßten hundert Gelehrte ſchreiben, damit wir armen Mütter doch Rath wüßten.“

Da haben Ihr Gnaden Recht. Ach, da beſinne ich mich auf ein Buch. Ganz recht! Ovidius de arte amandi. Ganz recht! — Beyer ſuchte, und das Buch fehlte. Er beſchrieb es der gnädigen Frau: Ganz klein, einen Finger lang, mit einem goldnen Schnitt. „Das liegt bei Quinctius,“ ſagte die gnädige Frau. Wie? was? rief Beyer erſtaunt: Bei Quinctius? Das iſt ja unerhört! Der eine treibt Liebeshändel, der andre lieſt welche! Mein Gott, wo habe ich die Augen gehabt! Die gnädige Frau holte das Buch. O Jugend! Jugend! Mit dieſen Worten ging Beyer indeß das Zimmer auf und nieder. Nur Geduld! nicht aus den Augen ſollt Ihr mir mehr kommen!

Das Buch war da. Die gnädige Frau ſtand erwartungsvoll. Beyer blätterte, und blätterte. Ja, hob er auf einmahl an: wie man Liebe erregen ſoll, das ſteht hier; aber wie man ſie vertreiben ſoll —

„Nun, leſen Sie doch einmal, wie man die Liebe erregen ſoll. Ich bin neugierig auf das Buch.“

Beyer fing an die Stellen zu leſen, die mit rother Tinte unterſtrichen waren. Quinctius hatte ſie unterſtrichen. Er las: „überfalle dein geliebtes Mädchen, wenn ſie noch ſchläft; drücke deine brennendſten Küſſe in die Roſen ihres Mundes —“ (iſt eine Figur, Ihr Gnaden; es ſoll eigentlich heißen: küſſe ihren roſenrothen Mund. — Aber das erſte klingt beſſer, Herr Beyer. —Ja; das macht, weil es Verſe ſind —) „drücke deine brennendſten Küſſe in die Roſen ihres Mundes: ſie wird nicht erwachen. „(Ich wüßte doch nicht warum? ſetzte Beyer hinzu.) „Schneide eine Locke von ihrem Haupte; ſie wird nicht erwachen, und ſie läßt in deinen Händen das ſüße Pfand ihrer geheimen Liebe.“

Das las Beyer, und die gnädige Frau lächte herzlich. „Denken Sie, Beyer, denken Sie! gerade wörtlich ſo, hat es Quinctius mit Käthen gemacht. Gerade ſo.“ Wie? fragte Beyer; wie hat es Quinctius gemacht? „Ich ſage Ihnen ja, gerade wie es in Ihrem

Buche da ſteht. Er ſchleicht zu Käthen auf die Kammer, ſchneidet ihr eine Locke vom Kopfe, und küßt ſie; gerade ſo, wie Sie da geleſen haben.“

Und Fräulein Käthe?

„Macht es gerade ſo, wie das Mädchen im Buche, und erwacht nicht. O, leſen Sie, leſen Sie! Haben Sie das in Quinctius geſucht? Sehen Sie, der geht recht gelehrt zu Werke. Er liebt ſogar auch Lateiniſch.“

Das verdammte Buch! ſagte Beyer unwillig. Aber mein Gott, von dem allen weiß ich nichts. Der Quinctius iſt ſonſt ſo ſolide; aber ein ſolches Buch ſollte wohl auch einen Engel verführen.

„Hören Sie, lieber Beyer, das Buch iſt vielleicht böſe genug. Aber nehmen Sie es mir nicht übel, der Mann, der es geſchrieben hat, muß doch bei dem allen ein geſcheidter Kopf ſeyn, und das menſchliche Herz genau kennen. Was er ſagt, trifft ja wörtlich ein. Sehen Sie doch einmahl hinten hin, ob da nicht Mittel gegen die Liebe ſtehen. Das Buch ſollte alsdann jede Mutter auf ihrem Tiſche liegen haben. Gebe der Himmel, daß der Rath, den er den Müttern giebt, nur halb ſo viel taugt, als den er dem Quinctius gegeben hat!“

Beyer blätterte und las: „Willſt du die Liebe aus des Jünglings Bruſt vertreiben, ſo laß ihn täglich viermahl die gelbe Tiber ſchwimmend durchmeſſen. Dann zähme er ein wildes Puniſches Roß in dem Staube des Marsfeldes zwei Stunden. Dann laufe er mit ſeinen Freunden zweimahl die große Rennbahn aus. Ein hartes Lager von einem Bärenfelle empfange dann den Müden. Ehe noch der Sonne goldne Strahlen die Thäler erleuchten, wecke ihn aus den Armen des Schlafes zur Arbeit des vorigen Tages.,, Beyer lächelte. Euer Gnaden haben wohl nicht viel davon verſtanden?

Ich habe alles verſtanden, lieber Herr Beyer. Leſen Sie nur weiter. Der Mann gefällt mir.

Ey, ey! wie kämen Euer Gnaden zu den Antiquitäten? Zum Beiſpiele: ein Puniſches Roß, die gelbe Tiber, das Marsfeld, die große Rennbahn!

Das verſteht ſich ja ganz leicht: ein wildes, flüchtiges Pferd; ein Fluß, der eine gelbe Farbe hatte; das Marsfeld war ein großes Feld, und die Rennbahn ein Platz, wo ſie um den Preis rannten. Nur weiter!

Ei Ihr Gnaden, hätte ich doch nicht geglaubt, daß Sie in den Römiſchen Antiquitäten ſo ſtark wären! — „Hilft das nicht; ſteht der Jüngling noch da, auf einer Stelle, wie ein Terminus; kreuzt die Arme über einander wie einer, der mit der Regierung ſchmollt; flieht die Menſchen wie ein Peſtkranker; redet ſo kränklich wie ein Bettler: ſo verdoppele die Arbeit. Laß ihn einen beladenen Kahn ſtromauf rudern, oder einen Morgen goldner Aehren abſicheln; oder laß ihn das Holz, das Lucull täglich in der Küche verbrennt, ſpalten; oder hilft nichts, ſo laß ihn wie ich Verſe zuſammenzählen, und wenn ſie auch von der Liebe ſingen. Die Liebe fliehet aus müden Armen; ſie verläßt die Bruſt, über die der Schweiß der ſchweren Arbeit in Strömen rinnt.“

O wahrhaftig, lieber Beyer, Sie haben kein ſchöneres Buch in Ihrer ganzen Sammlung. Ich danke Ihnen von Herzen. Das Buch ſoll mir die beiden Leutchen hoffentlich kuriren. Alſo ſchwere Arbeit, die den Körper ermüdet. O gewiß, ich fühle zum Voraus, das Buch hat Recht. Aber wie fangen wir das nun an, lieber Beyer?

Beyer ſann lange nach. Schwimmen und rudern geht nicht, hob er an, weil es an Waſſer fehlt. Mähen? es iſt Herbſt; die Ernte iſt vorüber. Holz ſägen, Ihr Gnaden, das macht müde Arme. Und ich dächte, wir ſäumten nicht, ſondern jagten gleich morgen früh das Fräulein Käthe mit dem Liſſow in den Holzſtall; da könnten ſie zuſammen ſägen, bis ſie ſchlagmüde wären.

Die gnädige Frau mußte lächeln. „Zuſammen, lieber Beyer? ja wahrhaftig, das wäre das rechte Mittel für die Liebe! Sie müßten Noten zu dem Buche ſchreiben; da würden ſchöne Sachen herauskommen!“

Ihr Gnaden verzeihen. Das könnte ich doch wohl, ohne gerade zu wiſſen, was Liebe iſt, und recht gelehrte Noten. Ich verſichere Ihnen, unſere beſten Kommentare ſind ſo, und recht ſehr gelehrt! Aber das muß ich ſagen, der Ovid hat den Liſſow ſo natürlich gemalt, als ob er vor ihm geſeſſen hätte! Und ich habe nichts gemerkt! Ich will doch den Ovid künftig einmahl leſen. Er ſteht in ſo böſem Ruf.

„Ich will Sie darum bitten. Merken Sie doch darauf, wenn er die Zeichen beſchreibt, an denen man ſehen kann, ob es mit der Liebe vorbei iſt, und beſonders, was er von den Mädchen in dieſem Falle und von ihrer Kurart ſchreibt. Ich bitte Sie darum.“ — Sie ging.

Beyer las nun fort, und ſchon nach einer Stunde war er mit dem kleinen Buche von der Liebe in dem Zimmer der gnädigen Frau. Die Zeichen der Geſundheit habe ich gefunden, Ihr Gnaden. Ich will ſie Ihnen vorleſen; und ſo können wir denn ſogleich ſehen, wenn Liſſow geheilt iſt. Ihr Gnaden, ich meine nur, daß die Arbeit wohl die Liebe austreibt; aber, aber die Topik wird bei der Gelegenheit mit dahin gehen. Es iſt ein kleines Stellchen. Hören Sie. „Habe deinen Sohn in Augen, traue ihm nicht, wenn er auf die Liebe ſchmält. Dieſes Bild will ich dir malen. Glaube nicht eher, daß die Liebe von ihm gewichen iſt, als bis er meinem Bilde ähnelt. Da tritt der Jüngling her, der nicht an Amors Altären fröhnt. Er ſchreitet daher wie ein Numidiſcher Löwe, in einem trotzigen Gange. Seine Augen ſind hell und blitzend, und ſchauen gerade vor ſich hin, hangen nicht entzückt an den Wolken, oder düſter am Boden. Jetzt ſagt einer eine Poſſe; er lächelt nicht darüber, er lacht ſo gellend, wie der Hahn krähet, der die Sonne empfängt. Er heult nicht mit einem Unglücklichen; er tröſtet ihn männlich, und bleibt heiter. Er hat lange Weile, wenn er allein iſt, neckt alle Dummköpfe. Bei einer wohlbeſetzten Tafel nimmt er ſeinen Platz nicht zwiſchen den Mädchen, ſondern da, wo der größte Becher und die ſchönſte Schüſſel ſteht. Er iſt wie ein Calabrier, ſingt mit lauter Stimme ein Trinklied, ſpeiet mit Geräuſch aus wie ein Reicher mitten durch den Saal; und wenn er allein ſeyn muß, ſo zieht er ſeine Schreibtafel hervor, und berechnet ſeine Schulden mit lautem Lachen. Wenn er . . .“

In dem Augenblicke trat der Baron in das Zimmer. „Was leſen Sie da meiner Frau vor, Beyer?“ — Beyer wurde roth, räuſperte ſich, öffnete den Mund, und ſchwieg. „Nun?“ — Ein Buch von der Liebe, Ihr Gnaden.

Von der Liebe? fuhr der Freiherr auf. Alſo auch Sie mit meiner Frau von der Liebe? Nun, ſo wollt' ich doch —! Seid Ihr denn alle närriſch? Quinctius redet von nichts als von Liebe, und dem Plato; und Sie leſen nun gar vor. Ja freilich, wenn der Hofmeiſter der Frau im Hauſe von der Liebe vorlieſt, ſo iſt es kein Wunder, wenn die Kinder des Nachts den Mädchen auf die Kammern laufen, Locken ſtehlen, Küſſe geben, und ſo weiter.

Ihr Gnaden, hob Beyer an, glauben doch nicht etwa, daß ich aus böſen Abſichten der gnädigen Frau —?

Herr, ich glaube, was ich Luſt habe! Aber das glaubt mir, die Liebe wird noch mein Haus umkehren. Wenn die Käthe den Quinctius nicht nimmt, ſo thut ſich der Junge ein Leids, ſo verliebt iſt er in die Trine.

Das wird ſich geben. Ihr Gnaden dürfen nur befehlen, daß Quinctius ein Paar Tage ein wildes Roß zähmt und Holz ſpaltet, wenn er verliebt iſt. So kann Liſſow mit ihm zugleich ſägen.

Die gnädige Frau winkte Beyern. „Ich glaube überall nicht, lieber Mann, daß Quinctius verliebt iſt.“

Da haben Ihr Gnaden recht; denn er kann entſetzlich weit ausſpeien. Und Schulden hat er nur nicht, ſonſt —

Was, zum Henker, ſchnackt Ihr denn da? Was hat das Ausſpeien mit der Liebe zu theilen?

Die Frau von Flaming konnte vor Lachen nicht einfallen, und alſo fuhr Beyer fort: Das iſt ein ſicheres Zeichen, ob einer verliebt iſt oder nicht, Ihr Gnaden. Speiet einer weit, ſo iſt es nichts; aber ſpeiet er leiſe und nahe vor ſich, ſo —

Herr, ſpeien Sie denn ſo erſchrecklich? Und ich will doch nicht hoffen, daß Sie verliebt ſind?

Hier ſteht es gedruckt, Ihr Gnaden. Iſt es nicht wahr, ſo bin ich nicht Schuld. Die gnädige Frau aber haben nun einmahl ihren Glauben darauf geſetzt. Es ſind noch mehr Zeichen da und eine ganze Kurart gegen die Liebe.

Wenn es mit der Kur eben ſo iſt, wie mit den Zeichen, ſo werfen Sie das Buch getroſt ins Feuer.

Nein, die Kur iſt probat. Liſſow fängt ſie morgen an mit Fräulein Käthe, und Quintchen kann ſie ja auch gebrauchen. Hilft es nicht, ſo ſchadet es auch nichts.

Nicht etwa das ganze Haus, wie eine Frühlingskur? Wozu denn Liſſow und Käthe? ſind die verliebt?

Die Frau von Flaming fiel hier zu rechter Zeit ein; ſonſt war das Geheimniß verrathen. Sie winkte Beyern, und er ging. Nun fing ſie an, ihrem Manne ihre Meinung von Quinctius zu ſagen. „Ich glaube wirklich nicht, daß er Käthen liebt. Sieh, da hat er Beyern ein Buch genommen. Du weißt ja, lieber Mann, wie der Quinctius iſt. Was er irgendwo lieſt, das will er probiren. Nun lieſt er in eben dem Buche, das Beyer mir vorlas" — Sie erzählte ihm nun, wie das mit dem nächtlichen Beſuche bei Käthen gekommen war, hieß Quinctius einen Narren, ſagte daß Käthe ihn hätte anführen wollen, und der Baron war zufrieden.

Nun ja, ſagte der Baron: das ſeh' ich nun wohl, der Junge iſt ein Narr; aber im Grunde hat er doch mit aller ſeiner Narrheit Recht. Da hängt mein Stammbaum im Staube. Nein, ich möchte gern noch einen kleinen Flaming mit meiner eigenen Hand hinein ſchreiben. Er ſoll Käthen haben, kurz und gut!

„Nun ja, ich ſehe es recht gern, und Käthe nimmt ihn gewiß gern; denn das vorhin war Ziererei, das ſah man wohl. Aber Quinctius iſt ja noch nicht zwanzig Jahre alt, und dann, ſagſt du ja, durften die alten Deutſchen erſt heirathen. War es nicht ſo, lieber Mann?"

Ja, ja, richtig; ſo war es. Ja, ja! der Junge ſoll noch ein Jahr warten; die Käthe läuft ihm nicht davon. Doch wenn die alten Deutſchen im neunzehnten Jahre ſolche Kerl geweſen wären, wie Quinctius — ich ſtehe dafür, ſie hätten auch geheirathet. Na, er ſoll noch ein Jahr warten. Man muß die Alten ehren.

„Und wäre es denn nicht beſſer, da er doch noch ein Jahr warten ſoll, man ſagte ihm nicht, daß Käthe ihm zur Frau beſtimmt iſt, und Käthen eben ſo wenig? Käthe iſt jung und unbeſonnen, und das Kammerſchleichen hat mir nicht gefallen. Doch wie du willſt, lieber Mann.“

Nein, Nonichen, da haſt du Recht. Das ſind dumme Dinge! Nein, da nehm' ich den Jungen vor, und ſage ihm: du, mach dir keine Hoffnung auf Käthen; ſie wird deine Frau nicht. Käthen ſag du daſſelbe. Dann Franzöſiſche Schlöſſer an die Kammerthüren! Und Liſſow iſt ja vernünftig; der kann ihr einmahl in einer Stunde vorſtellen, wie häßlich es iſt, wenn ein junges Mädchen ſolche Dinge macht. Und mit dem Ausſpeien, da iſt Beyer ein Narr. Er hat wohl einmahl von einer verliebten oder Liebeskrankheit gehört, da müſſen die Leute Merkurius freſſen, bis ſie allen Gift von ſich ſpeien. Ja, das hilft wohl da, aber nicht gegen die Liebe. Die ſitzt im Herzen; da hilft das Ausſpeien nichts. Wenn er will, ſo kann er ſelbſt ſpielen. Eine Kur gegen die Liebe! hat das je ein Menſch erhört! Sag ihm das, Ronichen; nichts von einer Kur, und damit Amen. — Er ging.

Man denke ſich unter meinem Beyer nicht etwa einen albernen Pinſel; das will ich mir in ſeinem Nahmen verbitten. Ich habe ihn oben einen philoſophiſchen Kopf genannt. Die Recenſenten, die zuweilen ein Buch kommentiren, wie Beyer die Kunſt zu lieben, könnten auf den Einfall kommen, zu behaupten, ein philoſophiſcher Kopf müſſe nothwendig die Liebe kennen; allein, mit Erlaubniß dieſer Herren, das folgt nicht nothwendig. Beyer war von früher Kindheit an auf der Schulpforte erzogen, wo man damals alle Dichter wie den leidigen Teufel floh. Er ſah bis ins zwanzigſte Jahr kein weibliches Geſchöpf, als eine alte Magd auf dem Kloſter. Auf der Akademie, wo er ſtudierte, ging er in die Kollegia, und von da in eine öffentliche Anſtalt zum Unterricht. Hier wohnte er auch, und fand die Frömmigkeit dieſer Anſtalt gar nicht drückend, weil er wirklich fromm war, und äußerſt einfach lebte. Von da zog er zu dem Baron von Flaming. Hier ſetzte er ſein Lieblingsſtudium, Hebräiſche Sprache und damalige Philoſophie, fort. Die Kammerjungfern liefen von ſelbſt vor ſeiner Perücke, ſeinem ernſthaften Geſicht, und ſeiner docirenden Stimme. Wo konnte Beyer die Liebe kennen lernen, oder Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften bekommen? Sobald alſo davon die Rede war, ging es Beyern, wie manchem jetzigen Gelehrten, wenn von Latein oder gar vom Griechiſchen die Rede iſt: er ſchweigt, oder ſagt alberne Dinge.

So viel von meinem guten Beyer, der in ſeinem vierzigſten Jahre durch ſeine Frau die Liebe, und in ſeinem ſechzigſten durch ſeine Söhne die ſchönen Wiſſenſchaften noch kennen und ſchätzen gelernt hat.

Die Frau von Flaming traf noch heute Anſtalten, Ovids weiſe Lehren auszuführen. Sie rief Käthen, und ſagte ihr, daß ſie von morgen an die Haushaltung beſorgen müſſe. Es iſt die Frage, mein liebes Kind, ob du einmahl reich heiratheſt; und ſo mußt du nothwendig die Haushaltung lernen, um nicht mit deinem künftigen Manne zu Grunde zu gehen.

Käthe zog aus dieſen Worten, ich weiß nicht welche Hoffnung für ihre Liebe, und verſprach fröhlich Gehorſam. Die Schlüſſel wurden alſo Käthen übergeben, ein Rechnungsbuch dazu; und, ſiehe da! Käthe flog mit einem Bunde Schlüſſel die Treppe hinunter in die Küche, dann in den Keller, dann auf den Boden, gab heraus, ſchloß weg, holte Wein, nahm die Arbeit der Mägde in Empfang u. ſ. w. Die Lehrſtunden hatten ein Ende. Abends war Käthe ſo müde, daß ſie, als ſie im Bette lag, nach einem kleinen Gedanken an Liſſow ſogleich einſchlief. Morgens weckten die Mägde ſie ſchon ſo früh, daß ſie kaum einmahl an Liſſow denken konnte. Damit ihr Eifer auch nicht erkalten möchte, ſaß ihr die Tante beſtändig auf den Ferſen. War ſie eine Stunde frei, ſo wollte Tante ſpazieren gehen. Kurz, Käthe hatte alle Hände voll zu thun, ſo daß für die Liebe und für Liſſow nur wenige Augenblicke übrig blieben.

Dazu kam nun noch, daß mit Liſſow eine große Veränderung vorgegangen war. Was willſt du werden, Auguſt? fragte der Baron: Prediger? Landprediger? Gut! Beyer ſagt, du wiſſeſt jetzt genug, die Akademie zu beziehen. Das ſollſt du in Jahr und Tag, mit Quinctius vielleicht, oder allein. Aber Ihr, du als Landprediger, und Quinctius als freier Reichs-Ritter, braucht einmahl Kenntniſſe von der Land-Oekonomie. Dies Jahr ſollt Ihr Eure Freiſtunden dazu anwenden. Ich habe den Amtsverwalter ſchon deshalb inſtruirt.

Am andern Morgen um vier Uhr wurde Liſſow geweckt. Der Verwalter ritt mit ihm um die ganze Flur des Gutes, und fing den Unterricht praktiſch bei dem Pflügen an. Quinctius ſowohl als Liſſow mußten pflügen lernen, dann eggen, dann ſäen. Kamen ſie zu Hauſe, ſo ſaß ihnen Beyer mit der Topik und Philoſophie auf dem Halſe. Das ging ſo Tag für Tag. Alles, von dem Verwalter an, bis auf die Knechte, hatte geheimen Befehl von der gnädigen Frau, die beiden jungen Leute zu beſchäftigen. Sie mußten von einer Arbeit zur andern. Käthe war auf dem Käſeboden, und gab für die Haushaltung Käſe heraus; Liſſow ſtand mit ſeiner Schreibtafel im Staube auf dem Kornboden, und ließ Korn aufmeſſen. Käthe ſchrieb Eier ins Buch; Liſſow die Herrendienſte ins Regiſter. Nur am Tiſche kamen ſie zuſammen. Da konnte denn Liſſow zur großen Freude der gnädigen Frau einen Hammelbraten eben ſo ſehnlich betrachten, als die Minute vorher Käthen; und Käthe vergaß doch nicht mehr über das Anſchauen ihre Suppe zu eſſen.

„Ihr Ovid iſt ein ganzer Mann!“ ſagte die gnädige Frau zu Beyern. „Sie ſollen ſehen, Liſſow wird bald krähen wie ein Hahn. Geben Sie Acht!“ Allein die gnädige Frau hatte ſich doch geirrt. Auf einmahl fing Käthe an die Treppe hinauf und hinunter zu ſchleichen; hängte das Köpſchen wieder; ſchlug die Augen gen Himmel, wenn Liſſow ſie anſah; vergaß ihre Suppe, und aß nach Tiſche lieber noch unter Thränen ein Butterbrot.

Auch Liſſow fing wieder an zurückzufallen. Er ritt einen Schritt, anſtatt ſeines gewöhnlichen Trabes. Er ritt in den Wald, anſtatt nach dem Felde; er pflügte zu hoch oder zu tief, und ſeine ganze ſchöne Oekonomie war vergeſſen. Da ſtand er, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, die Hand vor die Stirn gelegt, bei den Dreſchern auf der Tenne, und träumte. Und an allem dieſem Unheil war Beyer Schuld. Beyer liebte unſern Liſſow, wie ein Vater ſeinen Sohn. Er hatte einen ſo fürchtlichen Begriff von der Liebe, daß er ſie für ärger als den Teufel hielt. Man kann alſo leicht denken, was er bei der Vorſtellung litt, daß Liſſow in den Abgrund der Liebe verſunken ſey. Man denke ſich aber auch die Freude des liebevollen, guten Lehrers, als er ſeinen jungen Freund von dieſer gefährlichen Krankheit gänzlich geheilt glaubte. Er hatte es der Frau von Flaming hoch und theuer verſprechen müſſen, Liſſowen nicht eher etwas über dieſen Vorfall zu ſagen, als bis er gänzlich geheilt wäre. Das hielt Beyer; aber da er einmahl Liſſowen laut, ſchallend, lachen hörte, ſo hielt er deſſen Heilung für ganz vollendet, und glaubte ſich ſeines Wortes entbunden. Sein Glaube an den Ovid war ungeheuer geworden.

Er redete Liſſowen, da er mit ihm allein war, folgendermaßen an. Ich wünſche Dir Glück, mein lieber Sohn, zu deiner jetzigen Geſundheit. Gott gebe, daß du nun den gehörigen Nutzen für die Zukunft daraus ziehen mögeſt!

„Mein Gott, lieber Herr Beyer, ich bin ja nicht krank geweſen.“

Ich meine die Krankheit deines Herzens, deiner Seele: deine Liebe zu Fräulein Käthe. Denkſt du, ich habe das nicht gewußt? O, mein guter Jüngling, ich war beſorgter um dich, als du ſelbſt. — Er entdeckte ihm nun, welche Mittel er und die Frau von Flaming angewendet hatten, ihn und Käthen zu heilen. — Schäme dich nicht, mein Sohn. (Liſſow erröthete wahrhaftig mehr vor Verdruß, als aus Scham.) Oder ja; ſchäme dich deiner vergangenen Thorheit. Thorheit ſage ich, mein Sohn; ich würde Bosheit ſagen, wenn ich nicht dein Herz kennte. Denn wie konnteſt du nur einen Augenblick daran denken, ein Fräulein zu heirathen? Ich will nicht einmahl von dem Verdruſſe reden, den du deinem Wohlthäter, dem Baron, dadurch erregt hätteſt, wenn die gnädige Frau nicht ſo gütig geweſen wäre, es zu verſchweigen. Danke dem Himmel und der gnädigen Frau, die dich gerettet haben.

Alles Blut wallte in Liſſows Adern. Käthe hatte ihm in einem Brieſchen die neuen Hoffnungen mitgetheilt, die ſie von ihrer Tante bei ihrer Beſtallung als Wirthſchafterin erhalten hatte. Dieſe Hoffnungen waren eine von den Urſachen ihrer Heiterkeit geweſen. So oft Käthe und Liſſow einander einen Augenblick allein ſahen, ſprachen ſie von nichts, als von dieſer reitzenden Ausſicht. Die gnädige Frau ſchien ihnen ein vom Himmel geſandter Schutzgeiſt. Sie wurden noch gewiſſer in ihren Hoffnungen, da Quinctius ſich beklagte, daß ihm von ſeinem Vater alle Ausſicht auf Käthens Beſitz genommen ſey. In dieſen Hoffnungen lebten und webten die beiden Liebenden; und nun wurden ſie aus einer Region voll Roſenlicht auf einmahl in den Abgrund voll Finſterniß geſtürzt!

„Die gnädige Frau wird wiſſen, ſagte Liſſow kalt und bitter, wie viel Dank ſie von mir und Käthen verdient. Wie ſie handelt, gerade wie ſie, ſo will auch ich handeln: eben ſo ehrlich und offen.“ — Das thu, mein Sohn, ſagte Beyer; und du wirſt ein redlicher Mann werden, ob du gleich dabei dennoch immer aus der Topik die Regel vor Augen behalten mußt: non exemplis, ſed legibus judicandum ac vivendum eſt. — „Aber auch die, ſetzte Liſſow hinzu: multitudo errantium, und ſo weiter.“

So wie er von Beyern frei war, ſetzte er ſich hin, und ſchrieb Käthen die heimtückiſche Falſchheit ihrer Tante. „Wir ſind verrathen,“ ſchrieb er, „von der Frau verrathen, der wir Menſchlichkeit genug zutraueten, nicht ein Paar Herzen zu zerſchmettern, die ſich lieben, und in ihrer einfachen Liebe ſo glücklich ſind. Aber wir ſind verrathen! Man beſtimmt Sie noch immer für Quinctius. Und mich? mich wird man leicht los werden können. Den läſtigen, elenden Menſchen, in deſſen Adern kein hochfreiherrliches Blut rollt, und in deſſen Herzen keine Tugenden leben, die von einem Stammbaum ihre Würde erhalten — den ſtößt man auf die Gaſſe, überläßt ihn dem Gefühle ſeines Elendes, ſeiner Verzweiflung, und raubt ihm das Herz, das allein ſein Glück war, und das allein für ihn ſchlug.

So ungefähr ſchrieb er, und ſteckte Käthen das Brieſchen zu. Käthe machte am Abend ihre Rechnung, legte ſich nieder, zog das Tiſchchen mit dem Lichte vor das Bett, und wollte den Brief ihres Geliebten leſen, um dann mit dem letzten Worte in den Augen einzuſchlafen. Sie gähnte ſchon, als ſie den Brief aus dem Buſen zog. Aber welch ein Paar helle Augen bekam ſie wieder, da ſie eine Zeile geleſen hatte! Sie las noch einmahl. Alles wurde ihr deutlich. Sie vergoß Thränen, die ſie ſeit langer Zeit nicht mehr geweint hatte, und konnte nicht einſchlafen, ſo müde ſie auch war. Noch in der Nacht antwortete ſie Liſſow'en ein Paar Worte, worin ſie ihm von neuem feierlich ihre Treue zuſicherte, auf die Tante, auf Quinctius, den Onkle, und alle Stammbäume in der Welt ſchmählte, und die Tochter eines Bauern zu ſeyn wünſchte, damit ſie doch die Erlaubniß haben möchte, ihren theuren Liſſow zu heirathen, mit dem ſie lieber in einer Bauerhütte leben wollte, als mit Quinctius auf einem Throne. Sie legte das Brieſchen zuſammen, ſteckte es in ihren Buſen, ſchlug ein Knipschen, ſagte: ich will nun doch keinen andern als Liſſow! und ſchlief dann ruhig ein.

Von dieſem Abend an ſuchten Liſſow und Käthe jeden Augenblick, den ſie beiſammen ſeyn konnten. Ihre Liebe, die nach Ovids Vorherſagung ſchon anfing, unter der Menge von Geſchäften, und unter Ermüdung zu erliegen, ſchlug wieder mit hohen Flammen auf. Wer konnte die jungen Leute hindern, einander zu ſehen, beſonders da die Frau von Flaming voll guten Zutrauens nicht mehr ſo beobachtende Blicke auf Käthen warf? Sie ſahen ſich alſo jetzt öfter als vorher. Liſſow revidirte das Biergebräude gerade wenn Käthe Bier für die Leute holen ließ. Er kam vom Kornboden auf der einen Seite, wenn Käthe auf der andern nach dem Tauben- oder Flachsboden ging. Da ſtanden ſie zwiſchen den brütenden und ſchnäbelnden Tauben, und liebkoſten ſich wie die. Sie waren nun von allen verlaſſen, und ſo hängten ſie ſich noch weit feſter und inniger an einander. Ihr gegenſeitiges Vertrauen ſtieg in dem Maße, als ſie ſich von allen andern Menſchen verrathen glaubten. Sie nannten ſich jetzt Du, was ſie vorher nie gethan hatten; ſie mußten auf der Flucht genießen, und ihre Küſſe wurden jetzt feuriger und ſinnlicher als jemals. Auch ihren Planen konnte man die heißen Küſſe anhören; denn ſie liefen alle darauf hinaus, ſich, ſo bald es nur möglich wäre, zu vereinigen. Ich kann Verwalter werden, ſagte Liſſow. Und ich irgendwo Wirthſchafterin, fiel Käthe ein. Oder ich kann von Unterricht leben, ſagte Liſſow. Und ich von der Nähterei, erwiederte Käthe. Ach, wenn du erſt ganz mein biſt! rieſen dann Beide, und fielen einander in die Arme.

Lange konnte indeß das Ding der Frau von Flaming nicht verborgen bleiben. Zuerſt wurde ſie durch Käthens kaltes Mißtrauen, das gegen die vorherige Liebe zu ihr ſo merklich abſtach, aufmerkſam; dann ſah ſie Käthen ſeufzen und träumen, wenn ſie allein war; und endlich hörte man die Mägde an der Bodenthüre nach Fräulein Käthe beinahe ſich heiſer rufen. Fräulein Käthe! rief man im Hauſe; und Herr Liſſow! auf dem Hofe. Man ſuchte immer beide zu gleicher Zeit. Die Frau von Flaming ging, wenn endlich Käthe die Treppe herunterſtürzte, wohl hinaus, um ſie zu ſehen, und Fräulein Käthe glühete wie eine Purpurroſe, und erſchrak vor der Tante.

Lieber Beyer, ſagte die Frau von Flaming, ich komme, Ihren Ovid um Rath zu fragen. Das iſt nichts mehr mit den jungen Leuten. Es iſt ärger als vorhin. Beyer erſchrak, und wollte das nicht glauben. Die gnädige Frau erzählte, und überzeugte ihn.

Beyer hatte manche Stellen angezeichnet; ach! er glaubte ſie nicht nöthig zu haben, und jetzt mußte er ſie leſen. „Siehe, Römerin, du nahmeſt Lukretia, die Mutter der Gracchen, oder Katos männliche Tochter zum Muſter, nach dem du deine Tochter erzogeſt. Aber nun ſitzt ſie da, heimliche Thränen vergießend, mit Seufzern zwiſchen den Lippen. Sie verbirgt in ihren Buſen Briefe, die ihr ein Jüngling zuſteckte, und die ſie mit Thränen benetzt. Ihr Gang iſt unſtät: bald geht ſie wie ein Mütterchen, das ein Jahrhundert auf dem Rücken fortſchleppt; dann hüpft ſie wie ein Spaz, der ein glänzendes Würmchen erblickt. Sie faltet die Hände, und ſchlägt wehmüthige Blicke auf den Boden, als ob ſie die Rolle der Hekuba ſpielte. Auf einmahl iſt ſie verändert. Sie ſingt, ſie iſt fröhlich, ausgelaſſen; ihre Wangen glühen; ihre Hände zittern; ihr Auge liegt voll ſtiller Wolluſt. Sie iſt, als käme ſie jetzt von der nächtlichen Feier der Iſis. Du zitterſt, Mutter, und fragſt: was fehlt meinem Kinde? Zittre; denn deine Tochter iſt verliebt.“

Weiter, lieber Beyer. Ihre Antiquitäten auf ein andermahl.

„Flüſtert dir ein guter Gott den Nahmen der Krankheit ins Ohr, oder entdeckt ein Zufall ſie dir, Mutter, ſo hüte dich deine Tochter zu ſchelten oder wohl gar zu ſchlagen. Sieh, je mehr du das Eiſen ſchlägſt, deſto glühender wird es. Nimm ihr den Griffel und das Wachs nicht weg, damit ſie keine Briefe ſchreiben ſolle. Die Liebe kann mit Thränen in die Luft ſchreiben, und der Geliebte verſteht die Briefe zu leſen. Bedenke, daß alle deine Sklavinnen, deren Herzen noch unter einer vollen Bruſt ſchlagen, deiner Tochter Freundinnen ſind. Sperre ſie nicht ein. Denke an Danae's Geſchick. Suche insgeheim den Nahmen des geliebten Jünglings zu erfahren. Sprich von ihren Bekannten; und nennſt du zufällig den Geliebten, ſo ſchlägt die Tochter das Auge nieder, erblaßt oder erröthet. Am beſten, ſie erröthet; denn ſie hat ſich doch des Geliebten nicht zu ſchämen, wie Paſiphae von Kreta. Iſt der Geliebte von ihrem Stande, und kein Ungeheuer, ſo ſorge, daß des Mädchens Hand in die ſeine gelegt werde. So iſt es am beſten, und du kannſt dann bald den lieben Nahmen Großmutter hoffen."

Nun aber, nun weiter. Nun, denk' ich, kommt es.

„Aber iſt es unmöglich, kannſt du ihm deine Tochter nicht geben, oder iſt ſein Geſchlecht für dich zu alt und zu reich: ſo zittre und folge! Schmähle nicht, tobe nicht wie ein Sturmwind, bitte nicht; die Liebe iſt taub wie ein Fels auch gegen Vorſtellungen, deren ſich Kato nicht zu ſchämen hätte. Schweig, und handle im Stillen. Beſchäftige deine Tochter mit ermüdenden Arbeiten, raube ihr lachend die weichen Polſter, auf denen ſie ruhet, würze das Eſſen nicht, das ihre Lippe berührt. Suche die Liebe zur Jagd bei ihr rege zu machen; aber ſey zugegen, wenn ſie jagt. Hilft dennoch das alles nicht, weil du des Jünglings Schritte nicht leiten kannſt, ſo gieb vor, in Aſien ſey dir eine Erbſchaft zugefallen, die du holen wolleſt. Packe dich und deine Tochter auf ein Schiff. Leg ein Meer zwiſchen die Liebenden, und eine Zeit von zwei Jahren; und deine Tochter iſt geheilt, wenn du ſie zu zerſtreuen ſuchſt. Die Liebe iſt wie Figuren in Eis geſchnitten; der leichteſte warme Hauch löſt ſie auf, und im Froſt ſcheinen ſie ewig halten zu wollen."

Gut, lieber Beyer, ſehr gut. Die armen Kinder! Wenn Liſſow kommt, ſo ſchicken Sie mir ihn doch ſogleich auf mein Zimmer, und laſſen Sie ſich nichts gegen ihn merken. Sie ging.

Liſſow war ſchon in einer Stunde bei ihr. Sie hatte alle Anſtalten getroffen, daß man ſie nicht ſtören konnte. „Höre, mein lieber Liſſow, ich habe mit dir zu reden, wie eine Mutter mit ihrem Sohne. Ich glaube, du haſt bei allen Gelegenheiten merken können, daß ich mütterlich gegen dich geſinnt bin. Mein Sohn, ich bitte dich, ſey aufrichtig. Ich will mit dir über Käthen und über Eure Liebe zu einander reden. Dieſe Liebe kenne ich ſchon lange. Ich ſelbſt bin Schuld darán, daß du Käthen liebſt; aber mein Sohn, ich möchte es nicht gern mit Käthens und deinem Unglücke büßen, daß ich Schuld daran bin. An deiner Miene ſehe ich, daß du mißtrauiſch biſt, liebes Kind; aber glaube mir, du haſt es nicht Urſache, gewiß nicht, Liſſow. Ich will dein, ich will Käthens Wohl; und wenn Ihr nicht anders glücklich werden könnt, ſo will ich die erſte ſeyn, die es dir leicht macht, Käthen einmahl zu heirathen. Denn unmöglich wäre es eben ſo wenig als unerhört."

Liſſow machte ein Paar große Augen. „Du erſtaunſt? ja, das iſt meine Meinung, und ſie iſt es geweſen, ſeitdem ich Eure Liebe kenne. Ich habe ſie meinem Manne verſchwiegen, weil er zu heftig iſt. Er würde dich einen Verführer, einen Betrüger, einen Undankbaren geheißen, und dich mitten auf der Laufbahn zu deinem Glücke verſtoßen haben; und das wäre hart und ungerecht geweſen. Du biſt kein Verführer, kein Undankbarer; nichts als ein Jüngling, deſſen Herz ganz natürlich gegen die Reitze meiner Käthe nicht gefühllos bleiben konnte. Deine Leidenſchaft war ſchon allmächtig, als du ſie vielleicht noch nicht einmahl merkteſt. Dieſe Liebe ſcheint Dir ſogar eine Tugend, und wahrſcheinlich iſt ſie es auch. Du willſt Käthen glücklich machen; du fühlſt es mit Gewißheit, daß du allein unter allen Menſchen das kannſt. Sollteſt du nun dein Glück, und, was dir gewiß noch mehr iſt, auch Käthens Glück, aufopfern, ſollteſt du dich und Käthen in Verzweiflung ſtürzen um ein Vorurtheil des Ranges? Das konnteſt du nicht; dazu liebteſt Du Käthen zu ſehr. Du warſt, mit Einem Worte, zu gut, zu edel, um das zu können. Nicht wahr?“

Ja, Ihr Gnaden, ja, das war ich. O, wenn es nur mich beträfe, nur mich; wie gern wollte ich dann leiden! Aber —

„Siehſt du, ich weiß genau, wie du dachteſt, weil ich ſelbſt ein Herz habe, das, wenn es auch keine Leidenſchaft hat, dennoch fühlt, wie dem zu Muth iſt, der ein unſägliches Gut, eine unausſprechliche Liebe, aufopfern ſoll. Ich will dir beweiſen, daß ich ſo denke. Mein Mann hatte deinem Freunde Quinctius Käthen zugeſagt. Du kennſt meinen Mann. Ich habe ihn von dieſem Vorſatze wieder abgebracht; und hier haſt du meine Hand darauf, ſo lange dieſe Augen offen ſtehen, ſoll Käthe nie gezwungen werden, einem Manne, gegen den ſie Abneigung fühlt, ihre Hand zu geben." — Liſſow ergriff die Hand, küßte ſie, und benetzte ſie mit Thränen, die auf einmahl hervorbrachen, mit Thränen der Dankbarkeit und des zärtlichſten Vertrauens. O, wie glücklich bin ich! rief er laut, wie glücklich machen Sie mich!

„Nur wirſt du mir Recht geben, beſſer würde es ſeyn, wenn Käthe von deinem Stande wäre. Nicht wahr?"

Ach, Ihr Gnaden, wäre ſie in der ärmſten Hütte geboren, die Tochter eines Bettlers, ich —

„Du würdeſt ihr eine Krone zu Füßen legen, wenn du ſie hätteſt. Und du ſiehſt, ſie thut nicht weniger. Sie opfert dir ihren Rang auf, ein ſorgenfreies, bequemes Leben, das ihr Quinctius Reichthum ſo leicht verſchaffen kann. Deine Schickſale kennt ſie nicht; und dennoch, dennoch, ſie mögen kommen, wie ſie wollen, iſt ſie ſchon jetzt fröhlich entſchloſſen, ſie mit dir zu theilen. Vielleicht brauchſt du noch zehn

Jahre, vielleicht noch zwanzig, ehe du Brot haſt, und ſie iſt entſchloſſen, dieſe lange Reihe Jahre Reichthum und Zwang auszuſchlagen, um noch wenige Jahre in deinen Armen zu ſeyn. Sie iſt entſchloſſen, dieſen Pallaſt, ihre hellen Zimmer, ihre ſchönen Möbles zu verlaſſen, um mit dir in einem kleinen Pfarr- oder Schulhauſe ärmlich, ohne Bequemlichkeit zu leben. Siehſt du, Liſſow? Liebe Käthen, ſo heiß du willſt, deine Liebe wird nie ſo groß ſeyn, als ihr Edelmuth, als ihre Entſagung. Du wirſt noch immer gegen ſie zurückſtehen."

Ach, das fühle ich, das fühle ich. Aber nie ſoll ein Mann ſo geliebt haben, wie ich Käthen; mein einziger Gedanke ſoll ihr Glück ſeyn, meine einzige Sorge, wie ich ſie vergnügt machen könnte.

„Recht gut, Liſſow; ich kann mir das von dir denken. Aber es würde doch beſſer ſeyn, das mußt du fühlen, wenn ſie von deinem Stande wäre. Wir wiſſen beide, was wir von dem Unterſchiede der Stände denken ſollen; aber es wäre doch beſſer."

O Ihr Gnaden, wer fühlt das mehr, als

ich? Glauben Sie etwa, daß Eitelkeit von meiner Seite, oder Hochmuth —

„Lieber Liſſow, würde ich ein Wort mit dir reden, wenn ich das von dir glaubte? Aber beſſer wäre es, oder, was im Grunde wohl einerlei iſt, wenn Ihr Euch nicht geliebt hättet.“

Sie hielt hier einen Augenblick inne. Liſſow ſchien in Nachdenken verſunken zu ſeyn. Sie legte ihre Hand auf ſeinen Arm, um ſeine Aufmerkſamkeit wieder zu erregen. „Denn denke dir, Liſſow, du verſänkeſt nun in Armuth, Käthe ſäße bei dir unter Mangel, Unbequemlichkeit, und ſo weiter. Denke dir das Bild, wie du willſt. Wie manchmahl würdeſt du auf den, doch immer ſchrecklichen, Gedanken fallen: hätte ich ſie nicht geliebt, ſie wäre vielleicht glücklicher; hätte ſie mich nicht geſehen, ſie lebte jetzt vielleicht in Ueberfluß. Mich dünkt, der Gedanke müßte dir um deſto ſchrecklicher ſeyn, je mehr du ſie liebteſt.“

Liſſow heftete ſeinen Blick auf den Boden des Zimmers. Er ſchien nachzudenken. Die Frau von Flaming fuhr fort. „Denke nicht etwa, ich glaubte, Käthe würde aufhören dich zu lieben. Nein, die Liebe wird dann erſt recht heilig, wenn ſie Leiden mit tragen hilft. Aber denke dir, Käthe ſäße da nun auf einem Strohſtuhle, ein Paar Kinderchen um ſich her, denen ſie nicht geben könnte, ich will nicht ſagen, was ſie hier gehabt hat, ob das gleich ihrem mütterlichen Herzen weh genung thun ſollte; ſondern auch nicht einmahl das Nothdürftigſte. Denke dir, du hörteſt ihre Seufzer, du ſäheſt ihre Thränen, die ſie heimlich abtrocknete — wie lebendig müßte der Wunſch bei dir werden: ach! hätte ſie dich nie gekannt! Denke, ſie hat dir alles aufgeopfert; was haſt du für ſie gethan? Nichts, gar nichts! Sieh, da würdeſt du ſtehen, wie ein armer Sünder, und würdeſt denken: ich habe ſie in dies Elend geſchwatzt. Wenn ich ihr Zeit ließ, ſie beſann ſich anders, und war glücklicher. Aber da, wirſt du denken, da benutzte ich den Augenblick, wenn das Herz am ſchwächſten iſt; ſie war ein junges Ding, das nicht gehörig nachdachte, das nicht wußte, wie bitter Armuth iſt. Ich liebkoſte ihr; ich gab ihrer Leidenſchaft, ihrer Liebe die Stärke, daß ſie an das mögliche Elend nicht dachte. Sie hätte ſich gewiß beſonnen, gewiß ſie hätte es, und wäre nun glücklicher.“

Nein, Ihr Gnaden, ſagte Liſſow betreten und mit furchtſamer Stimme; das hätte ſie nicht. Gewiß nicht, und wenn ich ihr tauſend Jahre Zeit ließe. Anders beſonnen hätte ſie ſich nicht.

„Woher weißt du das, Liſſow? fragte die Frau von Flaming ſehr ernſthaft. Zuverläſſig mußt du es doch wohl wiſſen, wenn du nicht der allerungroßmüthigſte Menſch gegen Käthen ſeyn willſt, die gegen dich ſo großmüthig iſt. Woher weißt du ſo gewiß, daß ſie ſich nie anders beſinnen würde?“

Ach, wenn Sie wüßten, Ihr Gnaden, wie innig ſie mich liebt, wie ich ihr alles bin! alles!

„Das biſt du ihr jetzt; aber nach einem Jahre, wenn ſie dich nicht mehr ſähe, oder nach zehn Jahren, wenn ſie ganz vollkommen über ſich nachdenken kann? Lieber Liſſow, ſtehlen willſt du doch Käthen nicht; überrumpeln auch nicht. Aber wahrhaftig, faſt ſcheint es mir ſo, als wäre dir daran gelegen, das arme Mädchen in dieſem Zuſtande der Leidenſchaft zu erhalten, damit du ſie nur nicht verlierſt, ihr mag es dann auch gehen, wie es will. Denn was haſt du gethan, um überzeugt zu werden, daß ſie dich über alles liebt, und daß ihre Liebe unveränderlich iſt? Nichts; vielmehr das Gegentheil. Und Käthens Edelmuth verdiente doch wohl, daß du eben ſo edelmüthig wärſt. Weißt du, ob nicht Ein oder zwei Jahre Entfernung Käthen ganz von dieſer Liebe geheilt haben würden, von dieſer Liebe, die ſie ſo unglücklich machen kann? weißt du das ſchon? Ja, wenn du dich einige Jahre entfernt hätteſt, ohne ihr zu ſchreiben, ohne ſie heimlich zu ſehen, und ihre Liebe hätte dennoch ausgehalten, ſie wäre dir dennoch treu geblieben, ſie hätte dann doch jeden andern Vorſchlag ausgeſchlagen, ihr Herz hätte nach dir allein verlangt, dich allein gewollt, auf dich allein gehofft: o, Liſſow, ſieh! dann, bei Gott, der mich hört! dann wollte ich Käthen bei der Hand nehmen, und wenn ich wüßte, wo du wärſt, ſie dir in deine Arme führen, und ſagen: nimm ſie, Liſſow; Gott und ihr Herz haben ſie dir beſtimmt! Dann wäre es der Streich eines teufliſchen Herzens dir dein Weib vorzuenthalten, die ohne dich nicht glücklich ſeyn konnte; es wäre die hölliſchſte Bosheit, Käthen darum unglücklich zu machen, weil du nicht von Adel biſt, und du, du Liſſow, du hätteſt bei jeder Thräne, die ſie vergöſſe, bei jedem Seufzer, der aus ihrem Herzen ſtiege, bei dem allerfürchterlichſten Elende, unter dem ſie erläge, den Troſt ſagen zu können: ich bin nicht Schuld an ihren Thränen, und ſie würde noch unglücklicher ſeyn, wenn ſie nicht mein Weib wäre."

Liſſow ſtand da, tiefſinnig und erſchüttert. Er ſchwieg; er warf nicht einmahl einen Blick auf die Frau von Flaming. „Das, Liſſow, fuhr ſie fort, wollte ich dir ſagen. Ich liebe dich, ich liebe Käthen, ich nehme Theil an Euch Beiden; aber an Eurer Liebe kann ich noch keinen Theil nehmen, weil ſie jetzt noch nichts als eine Thorheit iſt. Du ſprichſt Käthen heimlich, du ſchreibſt ihr Briefe. Es iſt von dir ungroßmüthig. Aber nimm dich in Acht, daß du nicht Käthen früher unglücklich machſt, als ich es fürchte. Es kann nicht fehlen, mein Mann wird es bald merken müſſen. Du kennſt meinen Mann. Wie gern würde ich Käthen durch dich glücklich ſehen, wenn ich mich nur überzeugen könnte, daß Eure Liebe keine Laune der Jugend iſt, ſondern auch in der Entfernung dauern wird. Ich wollte dich warnen, Liſſow, und zugleich dir ſagen, wie nahe es mir geht zu ſehen, daß ein Jüngling mit einem Herzen wie das deine ſo ungroßmüthig, ſo ſelbſtſüchtig ſeyn kann. Jetzt geh, mein Sohn. Du biſt zu voll, als daß du mir etwas antworten könnteſt, was gehörig überlegt wäre. Wir wollen weiter über die Sache reden. Jetzt geh!“

Liſſow ging, und war tief erſchüttert. Er hatte Tadel, Spott, von der Frau von Flaming erwartet, und bekam Liebe und beinahe Billigung. Er hatte ſeine Liebe zu Käthen vertheidigen zu müſſen geglaubt, und ſie forderte von ihm noch mehr Liebe, ſie forderte Großmuth gegen das Mädchen. Er wiederholte ihre Worte, und überall fand er Wahrheit. Sie forderte nicht von ihm, ſeine Liebe zu unterdrücken; ohne Umſtände würde er dann gerufen haben: das iſt unmöglich! Sie forderte nichts als einen Beweis ſeiner Liebe. Weniger konnte ſie nicht fordern; das fühlte er ſelbſt, ob er gleich über ihren Zweifel daran lächelte. Hätte die Frau von Flaming mehr gefordert, ſo würde ſie nichts erhalten haben. Sie forderte, was ſelten ein guter, junger Menſch zu geben ſich weigern wird, und was ihm die größte Kleinigkeit dünkt: den Beweis, daß die Liebe dauern werde. O, rief er, und legte die Hand auf die Bruſt: ſo biſt du mein, Käthe! mein biſt du, wenn eine zweijährige Treue die Bedingung iſt! Könnt' ich es nur deiner Tante ſogleich zeigen, wie keine Zeit, kein Leiden mir dein Herz nehmen kann!

Bei dieſem Gedanken blieb er ſtehen. Wie war es? Sie ſelbſt wollte mir dann Käthen in die Arme führen? Himmel! nach zwei Jahren! O, rief er laut, Käthe, ich will dich verdienen! Er bildete freudig den Gedanken aus, zwei Jahre das Gut des Barons zu verlaſſen. Fremd war ihm der Gedanke nicht; ſchon oft hatte er mit Käthen die Flucht ergreifen wollen. Es iſt wahr, ſagte er, und ſtützte den Kopf auf: kann ſie dich vergeſſen, ſo muß es ſich in zwei Jahren zeigen. — Und wenn dich Käthe vergäße — wenn Quinctius indeſſen — Er verſank in ein tiefes Nachſinnen. Jetzt fing es an ihm ſogar wahrſcheinlich zu werden, was ihm vorher ganz unmöglich ſchien. Gut denn! vergißt du mich, Käthe, ſo ſey es — ich werde um dich weinen, ſo lange dieſe Augen offen ſtehen, und du magſt glücklich ſeyn. Glücklich! glücklich! Ja, Käthe, ſo ſey es! denn ich liebe dich!

Er raffte einiges von ſeiner Wäſche zuſammen, und ſteckte eine ziemliche Summe Geld ein, die er von den Geſchenken des Barons und ſeiner Gattin zu der Flucht mit Käthen geſpart hatte. Abends kam er unter einem Vorwande nicht zu Tiſche. Nein, dachte er, ich will ſie nicht einmahl mehr wiederſehen, um endlich zu erfahren, ob ſie mir wirklich treu iſt. Käthe, ich will dieſe gefährliche Probe mit deinem Herzen machen. Ach, wenn dein Herz dieſe Probe beſteht, dein treues Herz! Weinen wirſt du; aber wenn deine Thränen nicht früher aufhören zu fließen, ſo werden wir die glücklichſten Menſchen ſeyn!

Er ſchrieb an die Frau von Flaming, und entdeckte ihr ſeinen Entſchluß, Käthen zwei Jahre zu verlaſſen, um ihr den Beweis von der Wahrheit ihrer Liebe zu geben. „Ich werde zwei lange Jahre trauern, meine gnädige Wohlthäterin; aber ich werde gern trauern, weil mir dieſe zwei Jahre Ihre Achtung, und meiner Liebe einen mächtigen Schutzengel erwerben ſollen. Tröſten Sie Käthen. Ich übergebe Ihrer Liebe dies theure Mädchen, das ich verlaſſe. Ich habe ſie nach unſerer Unterredung nicht wiedergeſehen; auch gebe ich Ihnen mein Wort, ich werde ſie nicht wiederſehen, und nicht eher ſchreiben, als bis dieſe zwei Jahre vorüber ſind. Dann aber, wenn ſie mich nicht vergeſſen hat, dann ſoll mich kein Rang, keine Macht in der Welt abhalten, Käthen mein zu nennen; und ob ſie mich vergeſſen hat, oder nicht, das will ich von Niemanden hören, als von Ihnen, meine gnädige Frau. Heute über zwei Jahre bin ich Abends unter der großen Eiche, am Hochwalde. O, meine Wohlthäterin, mit welch einem von Furcht und Hoffnung zerriſſenen Herzen werde ich Sie dort erwarten! Leben Sie wohl. Ich unterſchreibe mich mit der Empfindung eines Sohnes, der ſein geliebtes väterliches Haus verläßt."

Den Brief ſchrieb er unter Thränen. Es war Nacht, eine ſchöne mondhelle Nacht. Er wollte noch vor dem Anbruch des Tages Käthen und ſein Glück verlaſſen. Je feſter er dieſen Entſchluß faßte, deſto wahrſcheinlicher fing es auch an ihm zu werden, daß Käthe, ſeine geliebte Käthe, ihn vergeſſen würde. Und dennoch, dennoch blieb er bei ſeinem Entſchluſſe; denn er hatte, trotz der Spitzfindigkeit, mit der ſein Kopf zu Werke ging, nicht das mindeſte auf die Vorwürfe der Frau von Flaming zu antworten, und ſein Gewiſſen wiederholte ſie ihm, ſo oft ſein Herz wanken wollte.

Um zwölf Uhr ſchlich er von ſeinem Zimmer, den Saal entlang, nach dem Zimmer der Frau von Flaming. Er ſteckte den Brief an ſie durch eine Spalte in der Thüre. Leb wohl! flüſterte er mit Thränen, und ging den Gang hinab. Hier war Käthens Zimmer. O Himmel! da ſtand er, rang die Hände, ſeufzte leiſe: Käthe! o Käthe! ſchlich ſich näher an die Thür, und horchte. Alles war todtenſtill; ſelbſt ihren Athem hörte er nicht einmal ſäuſeln. Er legte die Hand auf den Drücker, ſtand an, und öffnete endlich die Thür. Alles ſtill. Die Kammerthür war halb geöffnet. Da hörte er ihren Athem, da ſah er im hellen Mondlichte die reitzende Käthe ſo ruhig ſchlummern. Jüngling, was wagſt du? Er ſtand an ihrem Bette. Wer beſchreibt ſeine Empfindungen! Das Mädchen, mit den Reitzen eines Engels, ſollte er verlaſſen? Unmöglich! Es war, als ob an ſeinen Füßen Bleigewichte hingen. Er ſtand und ſchaute. Mit tauſend Stimmen ſchrieen Herz, Liebe, Phantaſie und Sinnlichkeit. „Nur noch einen Abſchiedskuß will ich auf dieſen holden Mund drücken!“ Er näherte ſich. Schon berührte ihr Athem ſeine Lippen. Er hob ſich wieder empor. „Sie würde erwachen, ſie würde dich halten; und du haſt dein Wort gegeben, ſie nicht wieder zu ſehen.“

So kämpfte er. Reitzender war gewiß nie eine Verſuchung. „Ach, ſagte er leiſe; ſo bin ich denn hier, und es iſt mein grauſamer Zweck, dich zu verlaſſen? — Nein, mein Zweck iſt dich zu erkämpfen, mit dem allerſchönſten Kampfe, den je ein Menſch kämpfte.“ Sein moraliſches Gefühl erwachte hier noch einmahl, und erinnerte ihn an die Vorſtellungen der Frau von Flaming. „Was iſt deine Abſicht? Käthen glücklich zu machen! Dich glücklich zu machen, geliebtes Mädchen, und wenn du mich auch vergäßeſt.“ Bei den Worten Zweck, Abſicht, fiel ihm auf einmahl, ſeltſam genug, aus Beyers Topik der Locus de Fine ein. Er murmelte zwiſchen den Zähnen: qui vult finem efficaciter, vult etiam media. „Dich glücklich machen! Nein, leb wohl, leb wohl, Käthe!“ Er drückte ſeinen Mund auf die Spitze ihres Buſentuchs, die über das Bett her hing. „Nein, ſagte er leiſe; Thränen ſoll dir deine Liebe nicht koſten! mit Kummer ſollſt du mein Glück nicht bezahlen!“ So ſtand er vor ihr, mit weinenden Augen. Er betrachtete ſie jetzt aufmerkſam. Da hing eine blonde Locke über ihre Schulter herab. O, dies einzige Andenken! Er nahm von dem Tiſchchen eine Schere, und ſchnitt leiſe die Locke ab.

„Leb wohl, theuerſtes Mädchen,“ ſagte er, und knieete im Uebermaß der wehmüthigen Leidenſchaft an ihrem Bette nieder. „Leb wohl! und vergißt du mich, ach, Gott! Gott! vergißt du mich, ſo erfahre dein Herz nie, daß ich hier vor deinem Bette ſtand, mit dieſer Liebe, und dann ging, um dich glücklich zu machen. Leb wohl, Käthe!“ Ach, wenn ſie es doch wüßte, dachte er nun, daß ich hier war; dann könnte ſie dich nie vergeſſen. Seine Augen rollten. O, wenn ſie es wüßte! wenn ſie es wüßte! Er nahm das Rechnungsbuch, eine Feder, und ſchrieb unter die Rechnung: „Bleib mir treu Käthe, und leb wohl! Wir ſehen uns wieder!“ Er ſchlug das Buch zu, warf noch einen Blick auf Käthen, verließ ihr Zimmer und das Haus, ging durch den Garten, ſtieg über die Planke, und wanderte unter vielen Thränen, mit ſeinem Päckchen Kleidung unter dem Arm, die große Heerſtraße dahin: unter vielen Thränen, aber doch mit dem unbeſchreiblich ſüßen Gefühl, das ein Sieg über uns ſelbſt uns immer giebt.

Das hätte der Jüngling gethan? Das that er, ja. Er kannte die Wolluſt nicht, und ein Herz, das die nicht kennt, hat unglaubliche Stärke. Ueberdies war Beyer in Einem Punkte ein unübertrefflicher Lehrer. Er ſprach mit einem ſolchen Enthuſiasmus von der Tugend, und von ihrer ſchwerſten Pflicht, der Selbſtüberwindung, daß er die beiden jungen Leute damit anſteckte; und die Tugend ward in den Herzen ſeiner beiden Zöglinge dadurch befeſtigt, daß er nicht allein von ihr ſprach, ſondern ſie auch wirklich ausübte. Er blieb ſich immer gleich, ruhig, kalt, ein wenig ſteif ſogar; aber jedesmal wurde er warm, wenn er über Heuchelei redete. Nein, rief er laut, und ſeine Augen blitzten: nein, Kinder, wer erkennt, dies oder das iſt ſeine Pflicht, und es nicht thut, weil es ihm Mühe macht, oder Schmerz, oder Schande, oder was es ſonſt ſeyn mag; der iſt vor Gott und Menſchen ein Schurke, ein Heuchler gegen ſich ſelbſt, ein Teufel. Wer Wahrheit eingeſehen hat, beſonders in der moraliſchen Welt, und ihr nicht folgt, oder wohl das Gegentheil thut, weil es den Sinnen, oder der Phantaſie, oder dem Gefühle ſchmeichelt; o Kinder! (er faltete dann über dem Tiſche die Hände, und ſah ſie mit ſehr rührenden Blicken an) Kinder! der iſt nicht werth, daß er eine menſchliche Geſtalt hat. Ich will nicht richten, Kinder, ihr ſollt es auch nicht, weil Gott es ſich vorbehält; aber laufen will ich vor dem Menſchen, ausſpeien vor ihm. Gott vergebe es mir! ich kann nicht anders; denn das iſt ein Schurke, der es mit keinem auf der Welt gut meint! Wer die Wahrheit verräth, verräth auch ſeine Freunde, und ſein Weib und ſeine Kinder, ja auch ſeinen Wohlthäter, wenn es noth thut und ihm nützlich ſcheint. Pfui! Gott behüte uns davor!

So ſprach er oft, und die Wahrheit wurde beiden heilig, beſonders Liſſow'en. Auch fehlte es dem Jünglinge gar nicht an Stärke, das, was er für ſeine Pflicht hielt, auszuführen. Er verließ alſo Käthen, weil er glaubte, es ihr ſchuldig zu ſeyn.

Am andern Morgen ſtand Käthe, als ſie gerufen wurde, ruhig auf, ohne ihr Unglück zu ahnen. Sie wuſch ſich, flog in die Küche, gab heraus, ſah nach Liſſow auf dem Hofe umher, ging dann zurück auf ihr Zimmer, nahm ihre Nachthaube ab, ergriff den Kamm, faßte nach ihrem Haar, und — es fehlte eine Locke. Aber, mein Himmel, rief ſie voll Verdruß, wenn das ſo fortgeht, ſo behalte ich kein Haar auf dem Kopfe! Ganz gewiß wieder Quinctius! Aber dieſesmal habe ich wirklich geſchlafen; ſonſt hätte er es fühlen ſollen, der alberne Menſch! Sie vergaß indeß nach einigen Minuten ihre Locke, und ging ruhig auf den Boden, wo ſie ihren Liſſow erwartete. Nicht ſo ruhig ſtand es bei der Frau von Flaming. Als ſie in ihr Zimmer trat, fiel ihr der Brief ſogleich in die Augen. Sie las, und erſtaunte. Dann ging ſie zu Beyern hinüber. Liſſow war nicht da; niemand hatte ihn geſehen. Das lief gegen ihren Plan. Sie wollte ihn entfernen, aber ihn nicht hülflos in die Welt ſtoßen. Daher ſchickte ſie ſogleich ein Paar Reitknechte auf verſchiedenen Wegen ab, und gab jedem ein Billet an den Flüchtling mit, worin ſie ihn bat, ihr ſogleich Nachricht von ſeinem Aufenthalte zu geben. Sie befahl den Reitknechten, niemanden etwas von dieſem Ritte zu ſagen, und ging dann wieder in ihr Zimmer. Da ſaß ſie traurig mit dem Briefe des Jünglings in ihrer Hand. Sie hatte ihn ſchon zehnmal geleſen, und zehnmal geſagt: Gott, wenn ihm ein Unglück zuſtößt, wer iſt Schuld daran, als ich? So ſaß ſie, als ſchnell die Thür aufflog, und Käthe athemlos und todtenbleich hereinſtürzte. „Tante, er iſt fort! er iſt fort!“ rief ſie. „O du lieber Gott! er iſt fort! gewiß, er iſt fort!“

Große Thränentropfen rollten ihr bei dieſen Worten aus den ſtarren Augen; die Hände hob ſie gefalten der Tante entgegen. „Ach, liebſte Tante, wohin iſt er? Er iſt gewiß fort!“ Ein neuer Schlag an das Herz der Tante. Faſt hätte ſie es bereuet, die beiden jungen Leute getrennt zu haben, ſo rührte ſie Käthens

Anblick. Ich ſtehe dir dafür, ſagte ſie mit beruhigender Gewißheit, er wird wiederkommen. — „Wird er? wird er gewiß?“ rief Käthe, und ſtürzte ihrer Tante beinahe ſinnlos in die Arme. Die Tante hatte alle Mühe, das arme Mädchen zu beruhigen. Sie nahm in dieſer Abſicht ſogar zur Unwahrheit ihre Zuflucht, und verſicherte Käthen, daß Liſſow Abſchied von ihr genommen habe.

„Und von mir nicht, liebe Tante! von mir nicht! Was habe ich ihm denn gethan? Ich liebte ihn ſo, ſo über alle Beſchreibung. Mir hat er nicht ein Wort geſagt, nicht ein Wort, und er hatte mir doch verſprochen“ — Sie wollte hinzuſetzen: mich mitzunehmen; hielt aber ein. „O, ſagen Sie mir, wohin iſt er gegangen? wohin iſt er?“

Das, liebes Kind, hat er mir nicht geſagt; aber er wird uns ohne Zweifel Nachricht geben.. Das verſprach er mir. Hat er dich nicht geſehen ſeit geſtern um vier Uhr?

„Ach, was gäbe ich darum! ſicher wäre er dann noch hier. Nichts, als die Locke hier hat er mir dieſe Nacht abgeſchnitten, nichts weiter! Und ich habe geſchlafen, und er hat mich nicht geweckt. O Tante, beſte Tante! warum iſt er fortgegangen? Sehen Sie, mir ſchreibt er nichts, als: Leb wohl! wir ſehen uns wieder! Das ſteht von ſeiner Hand in meinem Rechnungsbuche. Weiter nicht ein Wort! Warum iſt er gegangen? O, ſagen Sie es mir!"

Die Tante erzählte, warum. Es war ein Glück, daß Käthe ſo unruhig war; ſie hätte ſich ſonſt nicht mit einer ſo widerſprechenden Antwort abfinden laſſen. Mehr Mühe machte es, die Uebrigen im Hauſe zu beruhigen Seine Neigung, die Welt zu ſehen, ſagte die Frau von Flaming, einſtimmig mit Beyern, war ſo groß, daß er ſich vielleicht ſchon ein Jahr lang mit dem Gedanken trug, zu reiſen. Er hat den Gedanken ausgeführt, und Gott gebe, daß es ihm wohl gehe! Indeß es zeigt doch, daß in ſeiner Bruſt Leben und That war.

„Was? Leben und That!" rief der Baron. „Ein Cajus-Streich, oder gar ein Cäſos-Streich. Leben und That? Den Teufel auch! Da mußte er hier arbeiten. Er will in der Welt herumdudeln, das iſt es. Was hat ſo ein Menſch die Welt zu ſehen? Was will er an der Welt ſehen, von der ihm nicht ein Fußbreit gehört? Das ließe ich noch von dem Quinctius gelten; da wäre es Leben und That. Denn da ſagt der Adelſpiegel, daß ein Edelmann nach dem Beiſpiel des Ulyſſes — ich kenne die Familie zwar nicht, thut aber nichts zur Sache — daß ein Edelmann die Welt ſehen müſſe, weil die Welt dem Adel gehört. Der muß reiſen, von Amts- und Standeswegen; aber der allein."

Auch die Handwerksburſchen, Ihr Gnaden, fiel Beyer ein; ſie bekommen ſonſt keine Arbeit.

„Ei, die müſſen wandern, und die Edelleute fahren. Da ſteckt es. Das iſt der Unterſchied. Ein Cajus-Streich iſt es; da will ich meinen Kopf zum Pfande ſetzen. Laßt ihn laufen! Ich hatte es gut mit ihm in Sinne. Ein Glück iſt es wenigſtens, daß die Eltern todt ſind; die wurden ſonſt mit Gram in die Grube gefahren ſeyn. Laßt ihn laufen! Dummheit, ſonſt nichts; Hochmuth, und ſo weiter. Da liefen auch ehedem die Narren nach dem gelobten Lande, und es war keiner von Adel dabei. Aber wie ging es? Man ſchlug ſie in Ungarn todt, wie die Fliegen. So geht es, wenn Leute reiſen, denen es nicht zukommt. Als die Edelleute nachkamen, da ging es anders. Da hatte ſogar der Kaiſer in

Konſtantinopel Reſpekt, und Jeruſalem war erobert im Umſehen. Gebt Acht, wie es ihm gehen wird!" — Käthe wurde blaß und roth, als ſie den Freiherrn ſo ſprechen hörte.

Die ausgeſchickten Reitknechte kamen ohne Nachricht zurück. Nun war die Frau von Flaming wieder in der erſten Unruhe. Käthe, die ihre Tante beſtändig in Augen hatte, ſpionirte von den Reitknechten das Geheimniß heraus, und ſchwamm in Thränen. Beyer ſogar, der ruhige Beyer, ging kummervoll umher, und ſeufzte nach Liſſow. „Wohin, ohne Geld, ohne Erfahrung? Der Jüngling wird unglücklich!" Er wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen, und war ſo unruhig, daß er nicht eine Viertelſtunde bei ſeinem Hebräiſchen aushalten konnte, ohne einmal das Fenſter zu öffnen, und die Hofthür zu betrachten, durch die Liſſow geflohen war. Der Freiher brummte. Beyer hatte ihm tauſendmal verſichert, daß Liſſow ein großer Mann werden würde; „und ſein Ruhm, Ihr Gnaden, hatte er dann gutherzig hinzu geſetzt, wird ein neuer Glanz Ihrer Familie ſeyn. Die ganze Welt wird ſagen: den Liſſow haben wir dem Baron von Flaming zu danken." — Dem

Baron Hans von Flaming', war dann der Baron lächelnd eingefallen: ſo muß man ſagen; ſonſt weiß man den Henker, ob ich es bin, oder einer von meinen Vorfahren. Hans von Flaming, lieber Beyer!

Man denke, nun war Liſſow davon gegangen, und die ganze Welt konnte nichts von dem Baron Hans von Flaming ſagen! „Der Teufel über den Narren! läuft davon und läßt mich im Stiche! Flickt er ſich nun irgendwo ein, und ſie geben ihm auch nur Kleider und Schuhe, ſo haben die den Ruhm davon, und ich nichts!“

Quinctius fing an Liſſow'en zu beneiden. Schon die paar Worte ſeiner Mutter: „in ſeiner Bruſt iſt Leben und That;“ hatte er mit finſtrer Stirne angehört. Aber es kam noch ärger. Die Frau von Flaming ſetzte Beyern, der noch immer nicht recht zu begreifen wußte, wie Liſſow auf einmahl ſo aus der Art geſchlagen und ein Landläufer geworden ſeyn konnte, die edle Handlung des Jünglings aus einander.

Am Ende der Unterredung, die von beiden Theilen ein wenig warm geworden war, kam Quinctius in das Zimmer. So eben ſagte die Frau von Flaming mit ſehr vieler Empfindung: nein, Beyer, ſeine Flucht, ſeine Abreiſe iſt die edelſte Handlung des Jünglings. Er hat meine ganze Achtung auf ſeine Reiſe mitgenommen. — O, glauben Sie mir, ſagte Beyer, in ſeiner Seele liegt Stärke für jede Tugend, für jede edle That.

Das hörte Quinctius, und faltete die Stirn. Schon längſt war er ein wenig auf die Gunſt und Achtung neidiſch geweſen, in der Liſſow bei allen Menſchen ſtand, die ihn kennen lernten. Und jetzt erhob man ihn wieder wegen einer Handlung, an der er doch nichts weiter zu bewundern ſah, als den raſchen Entſchluß, ohne Geld, ohne Vermögen, bloß mit ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt in die Welt zu gehen, um ſie kennen zu lernen. Aber, fragte er ſich ſelbſt, was iſt denn nun Großes daran? Weglaufen kann doch wahrhaftig jeder, der ein Paar Beine hat. Und ohne Geld iſt er nicht, das weiß ich. Alſo was fehlt ihm denn? Aber wenn ſie ihn nur loben können! Hätte ich es gethan, ſie ſagten ganz gewiß kein Wort.

Das waren die Empfindungen dieſer fünf Menſchen, aus denen der Zufall eine ſeltſame Begebenheit bereitete. Käthe kam den Abend weinend auf ihr Zimmer. Hundertmal las ſie noch die Abſchiedsworte ihres Geliebten. Es war und blieb ihr ein Räthſel, warum er ſie verlaſſen hatte, ohne ihr ein Wort zu ſagen und ohne ſie mitzunehmen. In der Stille der Nacht fing ſie an, die ganze Sache näher zu überlegen. Sie erinnerte ſich noch ſehr wohl, wie oft Liſſow bei ihren Geſprächen von ihrer Flucht, für ſie gezittert hatte. „O Käthe! Käthe! ſagte er dann beſorgt, mit ſeiner ſchönen Stimme: und du würdeſt unglücklich? Nein, es iſt unmöglich! ich kann deine Ruhe, dein Glück nicht auf das Spiel ſetzen!“ Das ſagte er oft, und nur ihre heißen Bitten, ihre heißeren Thränen und ihre heißeſten Umarmungen hatten ihn dann bei dem Entſchluſſe erhalten können, mit ihr zu fliehen. An das alles erinnerte ſie ſich. „Aber, wenn er mich nicht unglücklich machen wollte, warum geht Er denn davon, und läßt mich allein? So konnte er ja auch bleiben.“ Das war noch immer das Räthſel. Auf einmahl ging ihr ein Licht auf. „Ach, rief ſie; jetzt weiß ichs!“ Sie ſprang auf, und klatſchte in die Hände. „Jetzt weiß ichs! Er wollte mich nur nicht bereden mit ihm zu gehen; er wollte es meiner freien Wahl überlaſſen, ob ich ihm folgen würde oder nicht. Darum ſagte er nichts, und darum ſchrieb er, (ſie nahm das Rechnungsbuch): bleib mir treu, Käthe, und leb wohl. Wir ſehen uns wieder! O, da ſteht es ja ſo deutlich: Wenn ich ihm treu bin, ſo wird er mich wieder ſehen. Wenn ich ihm treu bin, ihm nachkomme, mit ihm fliehe. O Gott, der gute, edle Junge! O Liſſow, ich bin dir wohl treu. Ja, wir werden uns wiederſehen. Sie ſprang auf; ſie war wie von Sinnen. Wiederſehen! das war das einzige Wort, welches ſie ſagte, und hundertmal wiederholte. Sie glaubte ſich ihrer Sache ſo gewiß; denn ſie wußte ſogar auch den Ort, den ſie einander zum Rendezvous gegeben hatten, wenn ſie beide fliehen würden. Es war ein Städtchen, drei Meilen weit von dem Gute des Barons. Da wohnte in dem erſten Häuschen vor der Ringmauer des Städtchens ein armer Mann, der Liſſow'en ſein ganzes Glück verdankte. Liſſow hatte ihn mit Hülfe der Frau von Flaming aus einem Abgrunde von Elend geriſſen, und der Mann liebte ihn ſeitdem wie ſeinen Schutzgott. Hier in dieſer Hütte, hatte Liſſow geſagt, wollte er ſich ſo lange aufhalten, bis Käthe nachkäme; denn er ſollte ein paar Tage früher davon gehen als ſie, um vorher alle Anſtalten zur Sicherheit ihrer Flucht zu treffen. Nun wußte Käthe gewiß, er befände ſich dort, und harrte auf ſie, ob ſie ihm treu wäre. Schnell ſteckte ſie den Geldvorrath ein, den ſie zu dieſer Abſicht erſpart hatte, und machte ſich ein kleines Bündelchen Wäſche und Kleider zurecht. Den Weg kannte ſie genau. Ihr einziger Spaziergang war die Straße nach dem Städtchen zu. Wenn ſie mit ihrer Tante ſpazieren fuhr, ſo mußte der Kutſcher jedesmal dieſen Weg nehmen. Liſſow hatte ihr eine kleine Landkarte von dieſem Wege gezeichnet, auf der jeder Baum, jeder Fußſteig ſehr genau angegeben war. Dieſe Karte wußte Käthe auswendig. Es ſchlug zwei Uhr. Der Mond ſchien hell, und der Morgen fing an zu dämmern. Sie nahm ihre Karte, ihr Geld, ihr Bündelchen Wäſche in die Schürze, und die Schuh in die Hand, ſchlich die Treppe hinunter, in den Garten, zur hintern Pforte hinaus, und nahm den Weg nach dem Städtchen zu, was die Füßchen nur laufen wollten. Glückliche Reiſe! Geſchwind zum Baron!

Am Abend war das Tiſchgeſpräch Liſſow und ſeine Flucht geweſen. Der Baron nannte ihn Cajus, Cäſo, und im Aerger auch einmal Lucius. Er ſchwor, daß er nicht mehr einen Groſchen an ihn wenden wollte, wenn er zurückkäme oder ſchriebe. Die Frau von Flaming aber, der das wehe that, fing an ihn zu loben. Sie und Beyer prophezeieten dem Baron mit vieler Gewißheit in Liſſow einen großen Mann. Beyer erinnerte den Baron an den Glanz ſeiner Familie. „Ja, ja! recht, recht! wenn wir ihn nur wieder hätten! Weit kann er nicht ſeyn; wenn wir nur wüßten, wo!“ Da verrieth ſich Käthe gewaltig. Sie nannte den Namen des Städtchens, und erröthete. Dem Baron ſchien das wahrſcheinlich; es war die Straße nach Berlin. „Wenn wir ihn nur wieder hätten, den Cajus!“ ſagte er, ſtand auf, ging in ſein Zimmer, und überlegte. Dieſe Flucht machte ihm ſo viel zu nicht. Quinctius verlor ſeinen Freund, ſeinen Gefährten auf der Akademie, ſeinen Rathgeber ſogar; denn das ſah der Baron wohl ein, daß Liſſow ein guter Menſch war. Er dachte dem Allen nach. Um vier Uhr Morgens ließ er ſich ein Pferd ſatteln, und ſagte: „ich will doch ſehen, ob der Hans Haſenfuß noch zu finden iſt. Es ſind drei Meilen; und ſollt' ich auch noch drei Meilen weiter reiten und eine Nacht ausbleiben, was thuts?“ Er ſteckte ſeine Schlafmütze ein, nahm die Pantoffeln in die Hand, ging hinunter, gab ſie dem Reitknechte, ſetzte ſich auf, und ritt den Weg nach dem Städtchen zu.

Der arme Junge! ſagte die Frau von Flaming, als ſie ins Bett ging; und ſie that das, um ihn zu vergeſſen. Vergebens; ſie vergaß den armen Jungen nicht. „Und darf ich ihn vergeſſen?“ ſagte ſie laut, und richtete ſich im Bett auf. „Bin ich denn nicht Schuld, wenn er unglücklich iſt? und was habe ich denn gethan, um mein Unrecht wieder gut zu machen? Nichts! Die Reitknechte? die befolgen den Buchſtaben; was kümmert die mein Herz und mein Gewiſſen? Und wußte denn nicht Käthe, wo er iſt? Es ſind nur drei Meilen. Gott, wenn ich ihn träfe! Wiederkommen ſollte er nicht; aber er ſollte doch wiſſen, daß er eine Mutter hat, an die er ſich im Unglück wenden darf. Ich ſelbſt will hin, und ſollte es auch drei Meilen weiter ſeyn. Es wäre nicht zu viel, wenn es nur ein Menſch wäre; aber es iſt ein Jüngling, den ich zu dieſer Flucht gezwungen habe. Ich eile ſelbſt hin." Um fünf Uhr ſtand ſie auf, ließ ſogleich anſpannen, befahl ihrer Jungfer, auf allen Fall Nachtkleider für ſie und ſich einzupacken, lief hinüber zu ihrem Mann, hörte, er ſey ausgeritten, beſtellte, man möchte ihm ſagen ſie wäre ausgefahren und würde vielleicht die Nacht nicht zurückkommen, ſtieg ein, und fuhr den Weg nach dem Städtchen.

Quinctius hatte Abends das Geſpräch bei Tiſche gehört. Er wunderte ſich wieder, daß man den Einfall, wegzulaufen, ſo lobte; und natürlich gerieth er auf die Idee, ebenfalls davon zu gehen. Es war noch ein Einfall; aber er führte ihn aus. Die Welt ſehen! welch eine Freude! welch ein Vergnügen! und mit Liſſow! Der Gedanke bekam durch dieſen Zuſatz noch mehr Stärke; denn er liebte Liſſow'en brüderlich. Da geht es nach Berlin, von da nach Hamburg. Columbus fiel ihm ein. Er ſah ſich ſchon mit Liſſow auf einer Entdeckungsreiſe, und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt. Seine Phantaſie war auch die Nacht hindurch in ſchönen Träumen rege. Wo find' ich Liſſow? rief er am

Morgen. In dem Städtchen, meinten ſie geſtern alle; und, wenn nicht da mehr, doch auf dem Wege nach Berlin. Er ſteckte ſein Geld ein, ein großes Buch voll weißes Papier zum Reiſejournal, ein Fernglas, ein Reißzeug; dann rollte er einen Haufen Landkarten zuſammen, und nahm ein paar Bände von Hübners Geographie mit ſich. So beladen, ohne alles Nachtzeug, ging er vom Schloſſe hinunter, und wanderte den Weg nach dem Städtchen zu, wo Liſſow ſeyn ſollte. „Wie wird er ſich freuen, wenn ich alles mitbringe, wodurch unſere Reiſe erſt recht nützlich und angenehm wird! Ja, weglaufen iſt nichts; aber planmäßig weglaufen, nichts vergeſſen, und ſagen können: omnia mea mecum porto! Da ſteckt es!"

Eine halbe Stunde hinter ihm kam auch der gute Beyer. Er hatte der Frau von Flaming, weil ſie ausgefahren war, in einigen Worten die Nachricht hinterlaſſen, daß er den guten braven Liſſow aufſuchen wollte, um mit ihm über ſein Fortkommen Abrede zu nehmen. Er könnte vielleicht ein paar Nächte ausbleiben. Aber es ſey ihm unmöglich, den guten Jungen ſo aufs Gerathewohl in die Welt hinein laufen zu laſſen, da er vielleicht nur einige Meilen zu gehen brauche, den verirrten Jüngling ins Fahrgeleis des Glückes und des Nachdenkens zurück zu bringen. Das ſchrieb er, nahm ſeinen Stock, und ging mit kummervollem Herzen dem Städtchen zu.

Käthe lief was ſie konnte, und ſchon nach zwei Stunden fehlte es ihr an Kräften. Die Nacht nicht geſchlafen, zwei Stunden in der friſchen Luft Bewegung! Sie ſetzte ſich auf einen Stein hinter einem Buſch, um neue Kräfte zu ſammeln. Das arme Mädchen konnte zuletzt ihre Augen nicht mehr offen halten. Sie legte ihr Bündelchen Wäſche auf die Erde, ihr Köpſchen darauf, und ſchlief ruhig ein. Indeß trabte der Baron die Straße daher, Käthen vorüber. Das Getrappel der Pferde erweckte ſie. Durch den Buſch, hinter dem ſie lag, ſah ſie den gnädigen Onkle, und erſchrak nicht wenig.

Als ſie ihn aus den Augen verloren hatte, ging ſie behutſam und unentſchloſſen weiter. Immer hielt ſie ſich ſeitwärts an den Schwarzdornbüſchen, welche den Weg einfaßten; und ſo wie ſie Jemand ſah, war ſie wie ein ſchüchternes Reh durch die Dornen hindurch. Sie kauerte ſich dann an die Erde, bis der Wanderer vorüber war. Das geſchah oft. Sie kam alſo ſehr langſam vorwärts, und auch die Tante überholte ſie. Ach Gott! die Tante! rief Käthe, als ſie die Füchſe und den ſcharlachrothen Wagen erblickte. Wie eine Eidechſe ſchlüpfte ſie in die Schlehenbüſche hinein. Die Tante fuhr vorüber, und Käthe kam wieder hervor. Dort kam einer, hier einer. Das arme Mädchen ließ die Hälfte ihrer Kleider und ihre Haube in den Dornen ſitzen. Die Sonne ſtand hoch, und Käthe war herzlich müde. Schon wieder ein Wanderer! Käthe hinter den Buſch, und niedergehockt. Unglücklicher Weiſe aber ſetzte ſich der Wanderer gerade vor eben die Büſche, die ſie verbargen.

Er wird ja endlich wieder weiter gehen, dachte Käthe. Aber er ging nicht. Es dauerte ihr endlich zu lange. Sie wollte hinter den Büſchen davon ſchleichen. Das raſſelte, und Quinctius fragte: „wer da?“ Käthe erkannte ſeine Stimme, ſprang auf, und lief in vollen Sprüngen vorwärts. Quinctius hörte laufen, und lief aus Neugierde an der andern Seite der

Büſche ebenfalls vorwärts. Da kam ein Feldweg. „Käthe, um Gottes willen!“ rief Quinctius. — Ach, Quinctius, um Gottes willen! rief Käthe.

Sie ſtanden beide, und ſahen ſich verlegen an. „Wohin denn, Käthe?“ fragte endlich Quinctius. Spazieren, antwortete Käthe. „So? ich gehe auch ein wenig umher; der Morgen iſt ſo ſchön,“ ſagte er; und: ja, das iſt wahr! ſagte ſie. Sie gingen mit forſchenden Blicken neben einander her. Was haben Sie denn da? fragte Käthe. — „Ein Paar Bücher und eine Rolle Landkarten. Ich wollte hier ... die Gegend aufnehmen ... Und was tragen Sie denn da in der Schürze?“ — Oh, nichts! — „Aber das Papier da, was iſt denn das?“ — Es iſt auch eine Landkarte von dieſer Gegend, ſagte Käthe erröthend. Ich wollte ſehen, ob ſie richtig wäre. — „So?“

Sie gingen beide weiter. „Zeigen Sie mir einmahl die Karte.“ Käthe reichte ſie ihm in der Verwirrung hin. Quinctius wollte ſie nehmen. Der Hübner fing an zu fallen. Er wollte die Bände greifen, da rollten die Karten aus einander. Alles fiel zur Erde. Käthe wollte zufaſſen. Ihre Schürze ſank, und ihre Kleidungen und Wäſche lagen geſellig bei den Karten.

Quinctius machte ein Paar große Augen, als er Wäſche und Kleider ſah. „Aber, mein Gott, Kuſine! was haben Sie vor?“ Käthe ſtand da, wie verſteinert, und betrachtete ihre Habſeligkeiten. „Kuſine, nicht wahr, Sie wollen davon gehen? O liebſte, liebſte Kuſine, Sie wollen davon gehen! Keine Antwort? Sagen Sie doch! Ich ſelbſt, ich ſelbſt, Kuſine, ich habe eben den Entſchluß. Ich will Liſſow aufſuchen; und Sie?“ — Da bekam die Statüe Leben. Liſſow? Liſſow? O, Quinctius, ich, ich — „Sie wollen davon gehen, das ſehe ich an den Kleidern, die Sie mitnehmen. Aber, mein Gott, Kuſine, wohin wollen Sie? was iſt Ihnen geſchehen? Bedenken Sie doch, daß Sie ein Frauenzimmer ſind! Ich bitte Sie, kehren Sie um; aber ſagen Sie nicht, daß Sie mich geſehen haben. Ich gehe auf eine Entdeckungsreiſe aus.“

Das war einem Tauben gepredigt. Käthe geſtand zwar, daß ſie auf der Flucht begriffen ſey; doch, nach Hauſe zurückzugehen, dazu war ſie nicht zu bewegen. „Aber wohin wollen

Sie?“ — Zu Liſſow. — „Was wollen Sie denn bei dem?“ — Mit ihm durch die Welt gehen. — „Mein Gott, warum denn?“ — Weil, weil... ich habe es ihm verſprochen. — „Liſſow? Sie wollen mit ihm davon gehen?“ Kurz, Quinctius fragte ſo lange, bis er denn endlich ſo ziemlich Licht in dem Handel ſah. Er fühlte das Unſchickliche, er fühlte das Unrecht in der Sache. Aber was war zu machen? Käthe wollte nicht hören. Sie ſchlug es ſogar aus, mit ihm nach Hauſe zurückzugehen. Quinctius gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit. „Aber, mein Gott, ſie werden zu Hauſe glauben, daß Sie mit mir davon gelaufen ſind!“ — Das mögen ſie, das mögen ſie! Ich weiß, was ich thue.

Quinctius drohete Käthen ſogar, allein zurückzukehren. Sie beſann ſich einen Augenblick. Zwar befürchtete ſie, alsdann verrathen zu werden; aber dennoch ſagte ſie ihm, er hätte ſeinen Willen. Sie fürchten ſich, Vetter, ſetzte ſie hinzu; ich aber fürchte mich nicht. Ich gehe! — „Fürchten?“ rief Quinctius; „da irren Sie ſehr! Ich bleibe bei Ihnen, und wenn Sie nach China wandern.“ — Nein, zu Liſſow! — „Aber, mein Himmel, ich will eine Entdeckungsreiſe machen, und zu Hauſe werden ſie nun glauben, ich bin mit einem Mädchen davon gelaufen. Liebe Kuſine; das iſt doch grauſam. Liſſow hat den Ruhm; und ich?“ — Nun, Sie machen ja eine Entdeckungsreiſe. Sie haben entdeckt, was Sie doch nicht wußten: daß ich Liſſow'en zärtlich liebe. „Aber, daß ein Mädchen ſo viel Herz hat — !“

Wegzulaufen? Sehen Sie, Quinctius, auch das haben Sie entdeckt. O, Sie ſollen noch mehr entdecken, denk' ich. — „Ja, das ſcheint ſo, das ſcheint ſo.“

Sie gingen weiter; Quinctius mit wachſender Verlegenheit, Käthe mit leichtem Herzen.

Quinctius erfuhr nun Käthens und Liſſows Liebe. Das Ding fing an ihm einzuleuchten. „Ja, liebe Käthe, rief er auf einmahl: ich gehe mit Ihnen; ich bin Ihr Beſchützer, Ihr Führer, Ihr Freund, bis Sie Liſſow gefunden haben. Sie wiſſen, wie zärtlich ich Sie liebe; Sie wiſſen, daß ich lieber tauſendmahl mein Leben hingäbe, als Sie. Aber —“

Käthe blieb ſtehen, und ſah ihn voll Bewunderung an: nein, davon weiß ich kein Wort.

Sie haben mir eine Locke vom Kopfe geſchnitten, und mich beinahe mit Blumendüften getödtet; aber geliebt haben Sie mich nicht: denn, Quinctius, ich weiß, was Liebe iſt.

Quinctius fing jetzt an, ihr ſeine heiße Liebe ſo feierlich zu betheuern, daß ihr angſt und bange wurde. Sie ſchwieg, um zu hören, was noch folgen ſollte, und ſah ihn ſtarr an. „Aber,“ fuhr Quinctius fort, „Sie lieben meinen Freund. Ich trete nicht allein Ihr Herz an ihn ab; nein, ich will noch mehr thun: ich will das geliebte Mädchen in ſeine Arme führen.“ Sein Auge blitzte, ſein Geſicht glühete bei dieſen Worten triumphirend. Käthe wußte wirklich nicht, was ſie von Quinctius denken ſollte. Indeß, der Unglückliche ergreiſt ein Haar, um ſich daran zu halten. Sie dankte ihm zärtlich für ſeine Großmuth, und ſie gingen weiter. „Aber wie meine Mutter Liſſows Flucht eine edle Handlung nennen kann, begreiſe ich doch nicht. Mich dünkt, Käthe ... Doch ich will ſchweigen, und Sie in ſeine Arme führen. Ich will wenigſtens meine Mutter überzeugen, daß ihr Sohn ein Herz hat, worin Kraft und Leben iſt zu jeder edlen That.“

häßlich verrathen, Herr Quinctius! Die Idee, eine Geliebte dem Freunde abzutreten, und ſie in ſeine Arme zu führen, hatte ſo viel Reitzendes für ihn, daß er jetzt eben ſo gern ging, wie Käthe. „Was wird Liſſow ſagen, wenn ich ihm Käthen bringe, und ihm erkläre, wie ſehr ich ſie liebe! Was wird meine Mutter ſagen, wenn ſie es erfährt!“ Das waren ſeine Gedanken, und er flog mit Käthen der kleinen Stadt zu, die vor ihnen lag.

Der erſte im Städtchen war der Baron. Er ging in das einzige Wirthshaus des Orts, und erkundigte ſich nach Liſſow. Man wußte nichts von ihm. Er erzählte dem Wirthe, der mit entblößtem Haupte vor ihm ſtand, erſt von Liſſow. Dann kam er auf die ſechs und dreißig Turniere, gerieth in Eiſer, und ſagte dem Wirthe die Turnierſtücke mit lauter Stimme vor.

Von da erhob er ſich nach Rom, und erzählte von Hannibal, von ſeinen Thaten und Grauſamkeiten, daß dem Wirthe die Haut ſchauderte. „Aber, lieber Herr Wirth, es kommt immer einer über den andern. Ein Vorfahr von mir, ein Baron von Flaming, kam über ihn an einem See, und ſchlug ihn ſo arg, daß er ſeitdem nie den Nahmen Flaming hat hören können, ohne zu zittern.“ Dann zeigte er dem Wirthe die Schlachtordnung beider Armeen auf dem Tiſche: den See, das Gebirge, die Retirade Hannibals vom Tiſche hinunter; und endlich ſchloß er mit der Verſicherung, daß ſeine Familie ihren Reichthum noch von dieſer Bataille her habe. „Denn mein Vorfahr, ſagte er, bekam die ganze Kriegeskaſſe, Bagage und allen Teufel auf einmahl.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und ſeine Gemahlin trat herein. „Mein Gott! Veronichen! Du hier? woher? weswegen?“ Das Fragen hatte kein Ende. Man lachte über den närriſchen Zufall. Der Baron fing wieder an, mit dem Wirthe von Hannibal und ſeinen Vorfahren zu reden. Man ſetzte ſich zu Tiſche. Die gnädige Frau ſaß der Thür gegenüber. Die Thür öffnete ſich, und Quinctius trat mit Käthen herein. „Kommen Sie doch,“ ſagte Quinctius, und zog Käthen hinter ſich her. „Sie ſind“ — Da ſah er ſeine Mutter, und das Wort blieb ihm auf der Zunge.

. Er war mit Käthen in dem Häuschen des Mannes geweſen, bei dem Käthe ihren Liſſow gewiß erwartete. Der Mann hatte ihn nicht geſehen. Man hielt Rath, was nun weiter zu thun wäre. Käthen war das Herz nun geſunken; ſie hätte ſich gern zurück gewünſcht. Quinctius drang auch gerade nicht aufs weiter reiſen; aber er rieth, auszuruhen, zu eſſen, zu trinken, und dann zu überlegen. So kamen ſie an das Wirthshaus.

Das Wort blieb ihm auf der Zunge, als er ſeine Mutter ſah, und Käthe wurde todtenbleich. Die gnädige Frau erſchrak ſo ſehr, daß ſie alle Beſinnung verlor. Der Baron drehete den Kopf um. „Der Teufel! Quinctius und Käthe? wo, der Henker! kommt ihr her?“ Aber ſie ſtanden beide ſtarr wie Bildſäulen, ohne ein Wort ſagen zu können. „Haſt du die mitgebracht?“ fragte er ſeine Frau. Sie zögerte eine unglückliche Sekunde, ehe ſie ja ſagte, und die vorwitzige Kammerjungfer plaṭte heraus: Nein, Ihr Gnaden, wir haben nur den zweiſitzigen Wagen; mit der gnädigen Frau ſind ſie nicht gekommen. — „He! wollt ihr antworten? Wie ſeid ihr denn gekommen? wollt ihr?“

Zu Fuß, ſagten beide ſchüchtern; Käthe zitterte vor Angſt.

Jetzt fing die gnädige Frau an zu examiniren; da ging es beſſer. Sie legte ihnen ſehr entſchuldigende Antworten in den Mund. „Aber was haſt du da, Käthe?“ hob auf einmahl der Baron an, und nahm ihr die Schürze aus der Hand. Käthe war ohne Beſinnung. „Was Teufel! ein grünes Kleid, ein rothes, ein Nachtmieder, ein Rock, eins zwei, drei, vier, fünf Hemden? Was zum tauſend iſt denn das? Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Die Frau von Flaming wollte dazwiſchen reden. „Ronichen! Ronichen!“ rief der Baron im Eifer: „mauſeſtill! mauſeſtill, ſag' ich. Das iſt kein Spazierengehen, kein Verirren; ganz 'was anders. Sieh einmal! was giebt es denn da noch? Eine Nachtmütze, ein Paar Schuh, Pantoffeln, Zwirn, Band, grüner, rother, gelber! Still, ſage ich. Allongen *), rothe, grüne? Was iſt in der Schachtel? Ha! ha! Italiäniſche Blumen, und Spitzenmanſchetten! Still, Ronichen! Die

---

*) Ein Putz der Frauenzimmer aus den Zeiten, in denen Käthe ein Mädchen war.

Taſche auf, Jungfer Käthe! Was der Teufel! Silberne Schuhſchnallen, der Ring mit den Brillanten von ihrer Mutter, eine Reihe Schottiſcher Perlen? Die andere Taſche her! Was zum tauſend Henker!“ Er zog einen Beutel mit Geld aus ihrer Taſche. „O ſchöne Dinge! das läuft am Ende gar auf einen Dieb—“ Jetzt ſah er den Wirth. „Was hat Er hier zu thun, Hans Haſenfuß? will Er zur Thür hinaus?“ Der Wirth eilte, daß er weg kam, und erzählte draußen ſeiner Frau, daß die beiden jungen Leute dem Baron Hannibals halbe Kriegeskaſſe geſtohlen hätten.

Der Baron ſchüttete den Geldbeutel aus. „Goldſtücke, Harzgulden, Medaillen, und Münze eine ziemliche Summe.“ Die Frau von Flaming wollte wieder anheben. „Ich bitte dich, Ronichen, ſtill! mauſeſtill! Was iſt das für ein Papier? (Er beſah es.) „Die Reiſeroute wahrſcheinlich?“ (Er konnte ſich nicht daraus finden.) „Nun iſt die Reihe an dir, Junker. Landkarten, von Brandenburg, Hollſtein, Holland, Amerika. Hübners Geographie! gut! . . . Halts Maul, Frau. Ich will jetzt nichts wiſſen. Taſchen her! Reißzeug, Fernglas. Was? Hier, hier iſt der Schatz.“ (Er ſchüttete einen Beutel aus.) „Das iſt zu arg! Mußte mirs doch ein guter Geiſt eingeben, hieher zu reiten! Ein hübſches Sümmchen! Die andere Taſche! Ein Buch? Laß ſehen! (Der Baron las den Titel:) Reiſen und Entdeckungen des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming, von ihm ſelbſt aufgeſetzt, und der Welt zum Nutzen beſchrieben. Den Teufel auch! Des Cajus Cäſo: ſo muß es heißen! Wollen doch weiter ſehen!“ (Er las.) „Den. 27ſten Auguſt 1742. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich verlaſſe mein väterliches Haus. Ein unbekanntes Feuer, eine unwiderſtehliche Neigung hat ſchon lange in meinem Buſen gebrannt. Meine Eltern ſind meinen Wünſchen zuwider; aber ich muß, ich will glücklich ſeyn, ſelbſt gegen ihren Willen! Leb wohl, väterliche Wohnung! lebt wohl, theure Eltern! Außer Euch habe ich alles, alles was ich liebe, und wodurch ich glücklich ſeyn werde, bei mir. Lebt wohl! Ihr werdet von mir hören!“

„J!“ rief der Baron, „ſo ſchlage doch das Wetter drein! Eine ſchöne, eine ſaubere Wirthſchaft! Spazieren gehen! Nun, Nonichen? nun thu den Mund auf! nun rede, was du willſt!“ Er ſah ſeine Frau an; die begriff ſelber nichts von dem Handel. „Ein Cäſo! fuhr der Baron fort; läuft bei hellem lichtem Tage mit einem Fräulein Nothafft davon! Großer Gott! Ein Flaming! und eine Katharina von Nothafft! laufen davon, wie ein Paar Bettelleute, zu Fuß, die Lumpen auf dem Rücken! Großer Gott! Ach, Ronichen, nun kann ich mirs vorſtellen, wie es dem alten ehrwürdigen Quinctius, meinem Ahnherrn, von dem da dieſer Taugenichts den Nahmen führt, zu Muthe geweſen iſt, als der Flegel von gemeinem Kerl anfängt vom Bordell zu erzählen, worin der liederliche Cäſo die Nächte herum gelegen hat. Nun kann ich mir's vorſtellen. Wenn er hier ſtände, er würde ſagen: lieber Urenkel, mir ging es gerade wie Ihnen; ich hatte auch einen ungerathenen Sohn. Ach, Gott! wenn das die Katharina von Nothafft, deine Aeltermutter, die ſchon 939 zu Magdeburg vom Kaiſer zur Helmſchau gewählt wurde — wenn ſie wüßte, was ihre Enkelin gethan hat: anſpeien würde ſie dich! O, nun danke ich Gott und dem Papſte, daß die

Turniere abgeſchafft ſind; ich müßte ſonſt die Schande erleben, daß ſie den aus den Schranken wieſen, oder ihn wohl gar auf die Schranken ſetzten und ſchlügen. Ich unglücklicher Mann! Sprich, du ungerathner Menſch, ſprich, wie heißt das dritte Turnierſtück?"

Quinctius ſah beſchämt zur Erde nieder, und ſchwieg. „Drittens," fing der Baron nachdrücklich an, „wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder ſchwächt, oder dieſelben ſchmähet mit Worten oder Werken, ſoll nicht zum Turnier einreiten, ſondern öffentlich geſchlagen und auf die Schranken geſetzt werden. . . Sieh, ſo ein Menſch biſt du!"

Aber, mein Gott, lieber Vater, ich habe daran keinen Gedanken gehabt, ſagte Quinctius furchtſam.

„O ſchweig, ſchweig, und ſey nicht obendrein ein Lügner! Wie, zum Teufel! biſt du nicht mit der . . der . . der . . Feldgrille davon gelaufen? Zu Fuß, wie ein Bettler? Beſchimpſt den vierten Heerſchild des heiligen Römiſchen Reiches, die ganze unmittelbare freie Reichsritterſchaft! Junge, wenn das Seine Kaiſerliche Majeſtät erführe, oder die Ritterſchaft in den vier Landen: ich müßte vor Gram vergehen. Großer Gott, da hängen gerade die Beiden meinen zwei Stammbäumen einen Klecks an, den ich niemahls wieder werde auslöſchen können! Flaming und Nothafft! Ich wollte, Ihr hättet mir lieber das Gut abgebrannt. Aber gnade Euch Gott, wenn wir zu Hauſe ſind! Dahin geht der Liſſow, wie ein ehrlicher Kerl; er will ſich 'was verſuchen in der Welt. Das laſſe ich gelten. Das iſt noch ein Kerl! Aber der hier läuft wie ein Narr mit einem Mädchen davon, wie ein verliebter Narr, der weder Kopf noch Sinne hat."

Um Gottes willen, theurer Vater! Hören Sie mich! Sie wiſſen die Wahrheit nicht; ich habe —

Käthe, die wohl merkte, daß das ganze Ungewitter mit verdoppelten Schlägen um ihre Stirn her ziehen würde, wenn Quinctius die Wahrheit ſagte, zupfte ihn am Rocke. Sie zitterte vor dem Gedanken, der Freiher könnte erfahren, daß eine Katharina von Nothafft einem Bürgerlichen nachgelaufen ſey. Quinctius ſah ſie an, als er das Zupfen fühlte, und traf auf einen ſo Mitleid erregenden, ſanft bittenden Blick in ihrem Auge, daß er nicht widerſtehen konnte, und ihr mit den Augen Muth zuwinkte.

„Ich wüßte die Wahrheit nicht?“ rief der Baron. „Du Narr! du Caſo! Als ob man ſie beſſer zu wiſſen brauchte! Wie, zum Teufel! wozu hat denn die Gans die Hemden, Nachtzeug, all ihr Geld und die ganze Wirthſchaft bei ſich, wenn ſie nicht mit dir hätte davon laufen wollen? Wozu, du Narr, ſchriebſt du hier ins Buch: ich verlaſſe mein väterliches Haus! wozu? Steht hier nicht von heimlichem Liebesfeuer? ſteht hier nicht, daß Du alles bei dir haſt, was du liebſt? Nun will ich denn fragen. Käthe, haſt du weglaufen wollen, oder nicht? Gott behüte dich, daß du nicht lügſt!“ — Ja, fliſterte Käthe. — „Warum? Antwort! Aus Liebe oder nicht?“ — Aus Liebe, gnädiger — „Was gnädiger! Der Teufel iſt gnädig, ich nicht! Antwort! Wohin wolltet Ihr laufen?“ — Wohin mich Quinctius führte. — „Nun, du Erznarr! da hör' es! Und was wollteſt du mit dem Mädchen machen? verführen! nicht? he!“ — Nein, mein Vater! — „Alſo heirathen?“

— Ich weiß es nicht. — „Was? zum Teufel, das weißt du nicht? und läufſt mit ihr davon? Willſt du denn ewig leugnen?“ — Käthe zupfte, und Quinctius ſagte: wenn Sie befehlen, ja, ich wollte ſie heirathen. — „Befehlen? ich habe den Henker befohlen! Und du wollteſt ihn auch heirathen?“ — Ja, gnädiger Herr Onkle! Es kam ſo ſonderbar. O gewiß, wir bereuen es von Herzen. — „Das ſollt Ihr auch! Aber du Gans aller Gänſe, wenn du ihn mit aller Gewalt heirathen wollteſt, warum machteſt du denn damals den Lärmen, als er dir die Locke abgeſchnitten hatte? Da ſollte ſie, und wollte nicht, und that weder Augen noch Lippen von einander, als er des Nachts zu ihr geſchlichen kam, und ſchrie ſich den Hals ab, wenn ich ihr von heirathen ſagte. Du Schreihals! Mußt du denn ſchlechterdings alles heimlich treiben? Iſt es nicht, als ob ein Zigeuner dein Vater wäre? Warum nahmſt du ihn damals nicht gleich?“

Ach, gnädiger Herr Onkle!

„Ach, gnädige Fräulein Zigeunerin! Wart, ich will dich Verſtellung lehren, du Jüdin! ich will dich unter der Erde hervorbringen! Fort, in den Wagen! fort! Veronika, paſſe auf; ſie läuft ſonſt davon. Fort!

In dem Augenblick machte Beyer die Thür auf. Er trat zurück, als er Käthen ſah. Aha! rief er, hier iſt Liſſow! (Er vermuthete das aus Käthens Gegenwart.) Wo? riefen die Andern, und kamen in die Thür. Beyer erſtaunte, die ganze Familie hier zu finden. „Ha!“ rief der Baron, „Sie haben den Braten gerochen, Beyer, und ſetzen nach. Wir haben die Vögel ſchon eingefangen. Sehn Sie hier die wunderſchöne Wirthſchaft!“ Beyer erſtaunte, als er den Handel erfuhr. Er ſah die gnädige Frau an, die ſich ebenfalls aus dem allen nicht recht finden konnte. Käthe mußte mit der Tante in den Wagen, und Quinctius auf des Reitknechts Pferd. Die Jungfer, der Reitknecht und Beyer ſollten zu Fuß nachkommen. So zog die Karavane wieder nach des Barons Gute. Liſſow war vergeſſen.

Im Wagen hob Käthens Examen noch einmahl an, und die Tante erfuhr denn das ganze Geheimniß. Sie malte nun Käthen mit ſehr lebhaften Farben, was alles aus dieſem unbeſonnenen Schritte für ſie hätte entſtehen können. Käthe fiel im Wagen ihrer Tante zu Füßen, und verſprach unter aufrichtigen Thränen, nie wieder einen ſolchen Schritt zu wagen. Ich habe ja, ſagte die Tante, gegen Eure Liebe eigentlich nichts; ich finde es natürlich, daß Liſſow dich liebte; und eben ſo natürlich, daß du ihn wieder liebteſt. Aber, Kind, auf die Paar Worte hin, die er dir in dein Rechnungsbuch ſchrieb, in die weite Welt hinein zu laufen, Ehre, guten Nahmen, ja die Tugend ſelbſt an dies Ungefähr zu wagen: das, liebe Käthe, war ſo höchſt unbeſonnen, ſo kindiſch, daß ich es dir nimmermehr zugetrauet hätte.

„Ach, liebſte Tante, es ſchien mir ſo gewiß, ſo deutlich, daß er es ſo gewollt hätte. Jetzt zwar —“

Du ſiehſt, liebes Mädchen, wie leicht ein volles Herz irren kann. Gut, Ihr hattet Eure Flucht verabredet. Ihr wart dazu feſt entſchloſſen, wie junge Leute überall, ohne an die Folgen zu denken, ſich zu dem entſchließen, was ihnen ihr volles Herz als ein Glück vorſpiegelt. Du ſiehſt aber, wie leicht das volle

Herz die feſteſten Entſchlüſſe auch wieder über den Haufen wirſt. Ihr wart ſo feſt entſchloſſen, ſagſt du, mit einander zu entfliehen; und Liſſow, wie du ſiehſt, verläßt dich, flieht allein, und ſtößt alle die Verabredungen um, auf die du ſo ſicher baueteſt. —

„O, liebſte Tante, glauben Sie mir, er hat mich nicht aus Treuloſigkeit verlaſſen. Er —“

Davon bin ich feſter überzeugt, als du, Kind. Er liebt dich gewiß noch eben ſo zärtlich; allein wer weiß, welche Kleinigkeit ihn veranlaßte, ſeinen Entſchluß zu ändern? Vielleicht dachte er einmahl, nur Einmahl, mit Ernſt daran, daß er doch durch ſeine Flucht mit dir ſeinen Wohlthäter, und auch deinen Wohlthäter, deinen Onkle, bitter kränken würde. Ein jugendliches Herz ergreift jeden Gedanken mit Heftigkeit. Sein Herz ergriff dieſen. Er verließ ſeine Geliebte, um nicht undankbar gegen ſeinen Wohlthäter zu ſeyn. Nun, liebes Kind, ſetze den Fall, du wärſt mit ihm entflohen, und er hätte das erſt nachher einmahl tief gefühlt. Liſſow iſt ein ſehr edler Menſch. Wie würde es ihn gekränkt haben, mit dir davon gegangen zu ſeyn! Armuth, mein Kind, achtet die Liebe nicht; die würde er mit dir leicht ertragen haben. Aber Vorwürfe des Gewiſſens, Reue, Angſt, und das Gefühl undankbar bleiben zu müſſen! Kind, du hätteſt dich ſogar der Gefahr ausgeſetzt, von ihm als die Urſache ſeines Unglücks betrachtet zu werden. Und dann denke, wie unglücklich du geweſen wärſt, wenn du den Beiſtand deiner Familie, und zugleich die Liebe deines Geliebten verloren hätteſt!

„Ach, nein, Tante. Ich kenne ihn zu genau. Seine Liebe gegen mich iſt unveränderlich. Gewiß, gewiß!“

So? Woher weißt du das? Du glaubſt es, wie du auch glaubteſt, er wollte dich mitnehmen. Haſt du dich Einmahl in ihm geirrt, ſo kannſt du es noch tauſendmahl. Liebe Käthe, will es das Schickſal, daß du Liſſows Frau werden ſollſt, ſo werde ich dir gern meinen mütterlichen Segen dazu geben. Du wirſt in Liſſows Armen, wenn er dich liebt, eben ſo glücklich ſeyn, als in den Armen des reichſten Edelmanns. Aber jetzt mußt du wenigſtens abwarten, ob Liſſow ſich wieder zeigt.

Ich hoffe, er wird dich nicht vergeſſen, und du auch ihn nicht.

„O gewiß nicht, Tante, gewiß nicht, ſo lange wir Beide leben.“

Das wird ſich zeigen. Gut, liebes Mädchen, ich will dir helfen, deinen Wunſch zu erreichen. Hier haſt du meine Hand darauf. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn du einmahl Liſſows Frau wirſt, ſo viel ich auch dagegen haben ſollte.

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie zu Hauſe an, Käthe fröhlich und leicht wie ein Vögelchen. Sie ſchlüpfte geſchwind in ihr Zimmer, um nur dem Baron nicht zu begegnen. Es wurde eine große Stille im Hauſe. Der Baron ging umher, und lachte und ſcherzte. Das Ungewitter ſchien vorüber zu ſeyn, und Käthe kam ganz leichtes Herzens zum Abendeſſen. Als ſie gute Nacht ſagte, folgte ihr der Baron auf dem Fuße nach bis an ihr Zimmer. Ihr Herz fing an zu ſchlagen. Sie ſtand in der geöffneten Thüre. „Marſch! hinein ins Bauer, Fräulein Zigeunerin!“ Sie ging. Der Baron zog die Thür zu, warf ein großes Hängeſchloß vor, und wollte gehen.

„Aber, mein Gott, gnädiger Herr Onkle, rief Käthe; wenn nun Feuer auskäme, ich müßte ja verbrennen!“

Beſſer verbrannt, als in der Welt zur Schande deiner Anverwandten herumgelaufen. — Er ging.

Quinctius ging auf ſein Zimmer, und wurde ebenfalls eingeſchloſſen.

„Aber, lieber Gott, rief der durch die Thür: wenn mir in der Nacht etwas zuſtieße, ich könnte ja Niemand rufen.“

So warteſt du bis morgen, wenn ich aufſchließe. Kurz und gut, du ſitzeſt. Gute Nacht!

Dem Baron fiel es indeß auf. Halb und halb glaubte er, beide ſännen auf eine neue Flucht; halb und halb wurde ihm aber doch bange. Er ſann, und überlegte. Narrenpoſſen! rief er auf einmahl. Der Junge iſt in ein Paar Monaten zwanzig Jahr alt, das Mädchen ſiebzehn. Und bei Tage können Sie mir ja ſo gut davon laufen, als bei Nacht, und ein Unglück kann aus dem Einſchließen auch entſtehen. Kurz ab! Verliebt ſind ſie nun einmahl; ſie ſollen ſich haben.

Am Morgen ließ er den Prediger holen. „Sie ſollen trauen, Herr Paſtor! ſagte er ihm. Ich will die Gefangenen holen.“ Er ſchloß Quinctius Thür auf. „Angezogen! friſch!“ Quinctius war wie ein Blitz in den Kleidern. „Komm!“ Sie gingen beide nach Käthens Zimmer. Käthe war ſchon beim Anziehen. „Geſchwind, Käthe! angezogen!“ Nun faßte er beide an, und führte ſie nach dem Saale. „Die gnädige Frau ſoll kommen!“ rief er einem Bedienten zu. Er ging mit Quinctius und Käthen in den Saal, ſtellte Käthen vor den Stammbaum der Nothaffte, ſeinen Sohn vor dem Stammbaum der Flaminge: „Da! betrachtet Eure Ahnen, die Ihr habt beſchimpfen wollen!“ Der Prediger ſtand ſtumm da. Die gnädige Frau kam. „Guten Morgen, Ronichen! ich habe es dem jungen Volke vergeben. Sie ſollen ihren Willen haben. Da iſt der Paſtor; der ſoll ſie auf der Stelle zuſammenſchmieden. Dann mögen ſie laufen, wenn ſie wollen.“ — Die gnädige Frau erſchrak. Käthe erblaßte, und Quinctius erröthete.

Alſo der junge gnädige Herr, fing der Paſtor an, ſind der Herr Bräutigam — und —

„Da das Fräulein von Nothafft iſt die Braut. Hier ſind die Nahmen. Quinctius-Heymeran von Flaming, und Katharina Maria von Nothafft.“ — Der Prediger ſchlug das Buch auf, und ſuchte die Trauformel.

„Nun, du Wildfang, du Feldgrille,“ hob der Baron an: „bet' ein Vaterunſer; mit dem Fräulein hats ein Ende. Wart! nun ſollſt du nicht mehr allein ſchlafen, damit ſie dir keine Locken mehr abſchneiden.“ Er faßte ihre Hand. Die Hand bebte. „Fürchteſt du dich, Puppe? Sieh einmahl! nun willſt du wohl thun, als ob du dich ſchämſt? Und wo haſt du denn eigentlich dieſe Nacht ſchlafen wollen? und gar ohne Paſtor! Na, ſey nur luſtig. Iſt alles vergeben und vergeſſen. Komm, ſollſt deinen Willen haben.“ Er zog. Käthe ſtand da wie ein Bleiklumpen, und war nicht aus der Stelle zu bringen.

Er ſah ihr ins Geſicht. „Na, na, iſt es dein Ernſt? He, Käthe! es iſt ja gut. Hier riech! Hier iſt Ungariſch Waſſer! Was iſt dir? Nun, Haſenfuß, du da Quinctius! ſteht er nicht

nicht da wie eine vernagelte Kanone! So komm doch her, und bring deine Braut zu dem Herrn Paſtor.“ — Quinctius rührte ſich eben ſo wenig von der Stelle, und ſah mit einer höchſt einfältigen Miene im Zimmer umher. Käthe fing immer heftiger an zu zittern; zuletzt ſchwankte ſie. Er brachte ſie auf einen Stuhl.

Laß ſie ſich doch erſt erholen, ſagte die Frau von Flaming höchſt verlegen. „Höre, Ronichen,“ erwiederte der Baron, „wäre ich geſtern nicht geweſen, ſie hätten dir weis gemacht, daß ſie mit Hemden und Kleidern und Landkarten und Gelde drei Meilen weit ſpazieren geweſen wären. Ich habe die Sache angefangen, und will ſie vollenden. Laß dich unbekümmert. Erholen? Vom Heirathen iſt noch kein Mädchen geſtorben, und beſonders keine, die dem Heirathen bis nach Amerika nachlaufen will. Nein, nein, das iſt ein Freudenſchrecken. Siehſt du? da kommt die Farbe ſchon wieder. Nun, friſch! ſollſt getraut werden, Käthe!“ Er wollte ſie vom Stuhle aufziehen.

Ach allerbeſter, allergnädigſter Herr Onkle!

„Nun iſt der Herr Onkle der allerbeſte, da er dem Kinde den Willen thut. Na, ſo komm! Halt den Paſtor nicht auf. Komm, komm! Aber, zum Henker, laß die Narrenpoſſen! Ziere dich heute Abend, ſo viel du willſt, da bei dem hölzernen Herrgott, der da ſteht, als ob er angefroren wäre. J, ſo mach!“ — Er zog; Käthe ſträubte ſich aus allen Kräften. „Höre, Käthe, ich laſſe wahrhaftig den Paſtor wieder gehen, und dann iſt es für heute vorbei.“

Ach, rief Käthe mit jammernder Stimme, ach, gnädiger Herr Onkle, laſſen Sie ihn gehen!

„Zum Teufel, du Hexe von Zigeunerin!“ Er ſprang voll Zorn auf Quinctius zu. „Aber du Oehlgötze! rief er; ſteht er nicht da, als ob man ihn aus der Erde hacken müßte, wenn er gehen ſoll? So geh doch, und berede deine Amaſia zu dem kurzen Gange. Haſt ſie ja zu einer Reiſe um die Welt beredet.“ Er ſtieß ihn ruckweiſe vor Käthen hin. Quinctius ſagte nicht eine Sylbe. Verlegener kann kein Menſch ſeyn, als er. Eine ſo reitzende Frau bekommen zu können, und nicht zu dürfen! Er war entſchloſſen, Käthen in Allem zu folgen. Sagte ſie ja; gut, ſo wollte er — o, mit welchem Entzücken dachte er das! — ſich mit ihr trauen laſſen. Sagte ſie nein; nun auch gut. Er war zu allem entſchloſſen. Er ſtand vor Käthen ſtumm da, und zeigte in ſeinen Mienen weder Verlangen, noch Widerwillen, ſondern bloß Verlegenheit. „Aber tauſend Höllenteufel! wollt Ihr die Mäuler aufthun? Herr Paſtor, verrichten Sie Ihr Amt, und reden Sie den jungen Leuten zu. Das iſt ja eine Narrenbrut!“

Hören Sie, mein gnädiger Junker, hob der Paſtor an: Sehen Sie, es iſt der Wille Ihres gnädigen Herrn Vaters, daß Sie gegenwärtiges Fräulein ehelichen ſollen. Gewiß ſind Sie überzeugt, ſo viele Abneigung Sie gegen das Fräulein auch fühlen mögen — Quinctius ſah den Paſtor ſtarr an. Der Baron unterbrach ihn. „Abneigung? was ſchwatzen Sie denn? Abneigung? Herr, ſie ſind ja bis über die Ohren in einander verliebt! ſie ſind ja geſtern mit einander durchgegangen, weil es ihnen mit der Hochzeit zu lange währte. Abneigung!"

„Ei, ei, Euer Gnaden, ich hätte nicht gedacht, daß es ſo ſtände; denn ſonſt pflegen Verliebte ſich nicht lange zu dieſem heiligen Werke nöthigen zu laſſen. Alſo, mein Fräulein, ſcheuen Sie ſich nicht. Sie ſind nicht die erſte, die heirathet, und werden gewiß auch nicht die letzte ſeyn; und es iſt ja beſſer heirathen als Brunſt leiden, oder, wie es die Welt heißt, verliebt ſeyn. Heirathen, mein Fräulein, iſt keine Schande; aber Verliebt ſeyn iſt wohl mit Recht eine Schande zu nennen, weil, weil —

„Recht, lieber Paſtor, da treffen Sie einmahl den rechten Punkt. Recht! Kapiteln Sie nur derb! Alſo verliebt ſeyn iſt eine Schande; weil, weil — Nun, warum denn, lieber Paſtor? Sagen Sie."

Weil, weil man dann gar leicht zu Thorheiten in Iſrael getrieben werden kann.

„Als Weglaufen, Haarabſchneiden, nächtliche Beſuche machen, und ſo weiter."

Alſo mein gnädiges Fräulein, wiederhole ich noch einmahl: Da es Ihr Wille iſt, gegenwärtigen jungen Herrn Baron von Flaming zu heirathen —.

Nein, nein, rief Käthe laut; es iſt mein Wille nicht! Ich will ihn nicht heirathen! Es iſt mein Wille nicht!

„Nun aber, ſag Ronichen, ſollte einen da nicht der Schlag rühren vor Aerger? Mädchen, wahrhaftig, zum letztenmahle frage ich dich: willſt du dich mit Quinctius trauen laſſen?“

Lieber will ich ſterben! Ach, gnädiger Herr Onkle, es iſt mein Tod! gewiß, das iſt es!

Der Baron erblaßte vor Wuth. Er ſah Käthen lange ſtarr ins Geſicht, und dann ſeinem Sohne. „Und du Quinctius?“ fragte er auf einmahl ſpitz; „denn an das Gänschen werde ich mich nicht kehren. Die hat nun einmahl den Kopf darauf geſetzt, hinter einem Zaune, wie eine Zigeunerin, ihr Brautbett aufzuſchlagen. Und du?“

Ich? ſagte Quinctius. Vater, es wäre unedel von mir gehandelt, wenn ich Käthen heirathen wollte. Ich will nicht ſchlecht handeln; ich werde Käthen nie, nie heirathen!

Da ſtand der Baron ſtarr und ohne Bewegung. Er wollte reden, und konnte nicht. Seine Lippen zitterten vor Wuth. Hannibal! ſchrie er endlich. Ja, und wenn der mich, wie den Cajus Flaminius am See Thraſimenus, zurichtete, ſo ſollte es mich nicht ſo ärgern, wie dieſe Zigeuner-, dieſe Judenſtreiche! Trauen ſie los, Herr Paſtor! auf mein Wort. Laßt Euch trauen, und dann lauft meinetwegen in die Türkei, wo kein Adel iſt. Ich will nichts ſagen. Aber trauen ſollt Ihr Euch erſt laſſen, oder ich lege Euch an Ketten wie Haushunde. Gott vergebe mir die Sünde! Ich bitte Euch, Kinder, laßt Euch doch trauen. Kommen Sie, Herr Paſtor! Kommen Sie! geſchwind!“ — Er ergriff Quinctius Hand.

Der Paſtor kam, und Käthe flog wie ein Reh in die andere Ecke des Saales.

„Potz Gift und Galle! rief der Baron. Mädchen komm! oder, wahrhaftig! ich ſtreiche deinen Nahmen auf dem Stammbaume weg. Wahrhaftig, das thue ich!“ Er ergriff Feder und Tinte, und näherte ſich dem Stammbaume.

Streichen Sie aus, rief Käthe; ſtreichen Sie aus! O, ich wollte, ich hätte nie da geſtanden!

„Nun denn, rief er; nun iſt es vorbei! Du niederträchtige Seele! Nun fall auf die Kniee, und bettle um Quinctius, wie ein Verdammter um den Himmel; du ſollſt ihn doch nicht haben. Gehen Sie nur nach Hauſe, Herr Paſtor! Ein Karrnführer war dein Vater, und kein Edelmann. Geh auf dein Loch, du Landläuferin! Fort!“ Käthe flog ſchreiend an die Thür, ſchreiend über den Saal, ſchreiend in ihr Zimmer; und hier rief ſie noch zehnmahl: ſtreichen Sie aus!

Der Baron trocknete ſich den Schweiß ab, der Paſtor ebenfalls. Quinctius zog eine krauſe Stirn, und die Mutter ſtand betrübt da. Der Prediger ſchlich ſich davon, als der Baron mit Kopfſchütteln die Stammbäume betrachtete. Quinctius wollte auch weg. „Bleib, rief der Baron. Quinctius, ich bitte dich, ſag mir, was heißt das alles? Ihr lauft mit einander weg, und heirathen wollt Ihr Euch nicht. Was heißt das?“

Ich verſichere Ihnen, lieber Vater, bei meiner adeligen Ehre, ſagte Quinctius: ich will nie wieder ans Weglaufen denken; nie wieder. Ich will ſiegelbrüchig, wortbrüchig, ehrlos ſeyn, wenn ich gegen Ihren Willen etwas unternehme. Ich will alles, was Sie wollen; nur erklären kann ich Ihnen den Handel nicht. Ich habe mein Ehrenwort darauf gegeben, und ich bin ein Edelmann!

„Das begreife einer! Laufen weg, ſind verliebt, und wollen ſich nicht heirathen. Gut! Aber ſo laß auch die Liebeshändel mit dem verdammten Mädchen; denn deine Frau wird ſie nun nicht, auf Kavalier-Parole!“

Auch das, mein Vater. Ich verſpreche Ihnen, ich will nicht mehr an Käthen denken. Er ging.

„Begreifſt du etwas davon, Ronlchen? Ich nicht ein Wort, nicht ein kleines Wort.“

Leider, ich auch nicht, ſagte die Frau von Flaming mit geheimer Freude darüber, daß er nichts von Käthens Liebe zu Liſſow gemerkt hatte. Es ſind Kinder. Quinctius hat ja immer ſo ſeltſame Einfälle. Du ſagteſt, als Liſſow weglief, in Quinctius Gegenwart: das

Weglaufen und das Reiſen gehörte für Adelige. Vielleicht iſt das Schuld an dem ganzen Handel. Du weißt, wie Quinctius alles aufſchnappt. Käthe iſt unbeſonnen. Quinctius wird ihr vielleicht das Reiſen ſo ſüß gemacht haben. Sie hat mit gewollt, und dahin gehen ſie, ohne zu überlegen, was ſie thun.

„Ja, wahrhaftig, Ronichen, ſo iſt es am Ende. Nun denn, Gottlob! daß ſie wieder da ſind! Man muß ſich aber auch wahrhaftig mit Kindern in Acht nehmen, wie mit rohen Eiern. Ich ſagte das ſo hin, ohne weiter daran zu denken.“

Und ſie thaten es ſo hin, ebenfalls ohne daran zu denken. Freilich, man muß vorſichtig ſeyn.

So endigte ſich der verzweifelte Handel, und Liſſow war in der Verwirrung ganz und gar vergeſſen.

Wie der Baron nun war, und wie ihn jeder im Hauſe kannte: heftig in der erſten Minute wie ein reißender Orkan, und nach einigen Stunden wieder ohne alle Schärfe, gutmüthig, vergeßlich und heiter, ſobald es nicht unmittelbar ſeine Stammbäume betraf.

Schon den Mittag war wieder alles an Ort und Stelle. Niemand im ganzen Hauſe dachte weiter daran, daß heute hatte Hochzeit ſeyn ſollen; nur Quinctius that es, und jedesmahl mit Unmuth, wenn er das reitzende Mädchen mit der vollen edlen Figur erblickte. Er würde jetzt in Ernſt in Käthen verliebt geworden ſeyn, wenn nicht ſeine Phantaſie beſtändig von tauſend andern reitzenden Vorſtellungen in die allerabwechſelndſte Bewegung gebracht worden wäre. Jetzt wünſchte er mit Begierde das reitzende Geſchöpf zu beſitzen; aber, dann dachte er wieder: ſie wird dich für ungroßmüthig, für treulos gegen deinen Freund halten.

O Käthe, rief er den Abend, als er ſie allein hatte, überwallend: wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, was meinem Herzen der heutige Morgen koſtet! O, iſt es nicht grauſam? Ich mußte das allerunglücklichſte Urtheil über mich ſelbſt ausrufen. Ich mußte ſelbſt, ich, Ihre Hand ausſchlagen! O Käthe, um Gottes willen! wer wird mich dafür belohnen?

„Ihr eignes Herz, mein lieber Vetter! Sie ſind der allergroßmüthigſte der Menſchen.“

Ach, Kuſine, ich wollte, ich wäre weniger großmüthig geweſen; ich wäre jetzt der glücklichſte aller Menſchen. Aber es ſey. Ich will leiden, damit Sie glücklich ſeyn können. Ich will ein Opfer der Freundſchaft und der Liebe werden.

„O Vetter, ſagte Käthe mit großer Herzlichkeit: Sie ſind ein ſehr edler Menſch. Das ſag' ich nicht allein; das ſagt auch Ihre Mutter. Sie ſagte es heute mit Thränen der Freude, der mütterlichſten Freude!“

Wie? meine Mutter weiß —

„Weiß alles, alles! Sie kennt meine unglückliche Liebe, meine Flucht, Ihre Großmuth geſtern, Ihre Großmuth heute. Sie bewundert Sie, wie ich Sie bewundere, und Liſſow wird Sie anbeten.“

Konnte Quinctius dem widerſtehen? Unmöglich! Er würde jetzt für Käthen ſein Leben aufgeopfert haben, wenn ſie es verlangt hätte. In dem Genuſſe ſeines Weihrauches taumelte er fröhlich dahin. Er wollte lieber bewundert als geliebt ſeyn.

So kehrte nach und nach alles zur erſten Ordnung zurück. Quinctius ſtudierte die Topik mit einem ungeheuren Fleiße. Den Boethius konnte er auswendig, den Agrikola trug er beſtändig bei ſich. Kauſſinus und Weiſius lagen vor ſeinem Bette auf dem Tiſche. Beyer ſah den Fleiß des Junkers, und war entzückt davon. Als es in dem Felde der Topik nichts mehr für Quinctius zu thun gab, kam Raymundus Lullus an die Reihe. Den fand Quinctius ſo recht nach ſeinem Geſchmacke. Er las, er lernte, was über die große Kunſt, durch Kombiniren zu denken, geſchrieben iſt. Kirchers Folianten kamen nicht von ſeinem Tiſche. Sogar das Kanocchiale Ariſtotelicum, das vierzig Jahre Nachdenken gekoſtet hatte, ſtieß ihn nicht zurück. Er arbeitete ſich durch.

Täglich übte er ſich einige Stunden, ganz für ſich, alle Methoden zu denken zu vereinigen. Da lagen die bitterſten Feinde friedlich neben und auf einander: die Weiſianer und der Anführer ihrer Feinde, Fabrizius. Jetzt ſtellte er ſich mitten in ſein Zimmer, gab ſich ſelbſt ein Thema auf, warf ein Paar Blicke umher auf die Gegenſtände, die ihn umringten, und hielt eine Rede nach der analogiſchen Redekunſt; dann ging er den Lulliſchen Zirkel durch, dann führte er eben denſelben Gegenſtand durch die Topik, und zwar mit ſo lauter Stimme, daß er die Aufmerkſamkeit des ganzen Hauſes rege machte.

Sogar Käthe kam zuweilen auf ſein Zimmer, und hörte eine halbe Stunde zu. Sehen Sie, Kuſine, ſagte er freudig: ſo bin ich in Stande über alles Denkbare zu reden, und bedarf weiter nichts, als hier die Stühle, den Tiſch, die Fenſter, die Bücher, die Decke, und ſo weiter. Was ſagen Sie dazu?

„Ueber alles? Das ſollen Sie wohl bleiben laſſen. Zum Exempel wüßte ich nicht, was Sie bei der Thüre, oder bei den Fenſtern von der Liebe reden könnten. Ja von dem gelehrten Kram, das laß ich gelten.“

Nicht von der Liebe? Oho! von allem in der Welt, wie ich Ihnen ſage. Hören Sie nur. Er fing an. Die Liebe, dieſe gewaltſame Leidenſchaft, ach! wie viel Stärke des Geiſtes, wie viel Selbſtüberwindung gehört dazu, ſie zu beſiegen, und eine Geliebte, eine heiß Geliebte ſeinem Freunde abzutreten! Dieſe Leidenſchaft zieht durch tauſend Thüren (er zeigte auf die Thür) zum Herzen ein: durch das Auge, das mit langen, ſehnlichen Blicken auf den Reitzen eines ſchönen, unſchuldigen Mädchens hängt; durch das Ohr, das die ſüße Stimme des Mädchens, ihren bezaubernden Geſang ins Herz führt; durch alle Sinne, die wie Thüren ſich öffnen und die Liebe in das Herz einlaſſen. Bücher (er zeigte auf ſeine Bücher) Bücher belehren den Menſchen über die Liebe nicht, ausgenommen ein einziges (ihm fiel Ovid ein). Sie ſollen ein Gegengift der Liebe ſeyn; aber, leider! nur ein ſehr ſchwaches, wenn das Herz nicht ſtark iſt. Die Liebe iſt ein Buch, mit dem man nie zu Ende kommt, das man nie ausſtudiert. Man kann Eine Seite dieſes Buches tauſendmahl leſen, ohne Langeweile zu haben. (Ja, wahrhaftig! das kann man, ſagte Käthe ſeufzend.) Die Liebe iſt ein Buch voll geheimer, kabbaliſtiſcher Zeichen, die man nicht verſteht, wenn man nicht eingeweihet iſt. Aber die Liebe iſt auch ein Bett (er zeigte auf ſein Bett), auf dem ſehr leicht Gewiſſen, Nachdenken, Freundſchaft, Ehre, Tugend in den tiefſten Schlaf fallen können ꝛc.

So hielt er eine Rede über die Liebe, und zuletzt mit einem ſolchen Enthuſiasmus, daß Käthen, die dabei an Liſſow dachte, die Augen übergingen. „O Vetter, ſagte ſie, als er fertig war: ſollte man das denken? Ich wollte Ihnen Tage lang zuhören, wenn Sie von der Liebe predigen!“ Der Freiherr ſelbſt horchte zuweilen an der Thüre, wenn Quinctius ſich durch alle Gemeinplätze der Topik oder durch den Zirkel des Lullus bewegte, und vergoß Freudenthränen. Er machte Beyern ein anſehnliches Geſchenk, als er ſogar vernahm, daß das nicht etwa auswendig gelernte und ſtudierte, ſondern aus dem Stegereif gehaltene Reden waren. Er hielt das für die größte Kunſt, weil er ſelbſt nicht gewohnt war zuſammenhängend zu reden. Nun zweifelte er nicht mehr, daß ſein Sohn einſt ein großer Mann werden würde, und ſagte zu Käthen, als ſie einmahl beide gehorcht hatten: Du Trine! ſiehſt du? Den haſt du dir aus dem Garn gehen laſſen!

Die Kunſt zu reden ſchien ihm ſo ſehr künſtlich, daß er nicht aufhören konnte, ſelbſt gegen Fremde davon zu ſprechen. Quinctius trat jetzt zuweilen in den Geſellſchaften auf, die bei ſeinen Eltern waren, trieb einen Gegenſtand durch alle fünf und vierzig Begriffe des Lullus, und ſog dann mit einer heißen Begierde den Weihrauch ein, den man ihm von allen Seiten darbrachte. So viel Achtung ſein Vater für ihn zu fühlen anfing, ſo nannte er ihn doch zuweilen noch Cajus Dummhut; denn Quinctius übertrieb zuweilen die Geſetze der Philoſophie ſo ſehr, wendete ſie ſo ſeltſam an, und war ſo ſchwer von der Unthunlichkeit mancher Dinge zu überzeugen, daß er oft den Zorn und das Gelächter des ganzen Hauſes rege machte. Beſonders ſpielte ihm die Neigung, irgend etwas zu erfinden, böſe Streiche. Er hatte einmal geleſen: Ein ſehr glückliches Mittel zu erfinden iſt, das Gegentheil von dem zu thun, was gewöhnlich gethan wird. Man kann leicht denken, welche ſeltſame Dinge Quinctius trieb, wenn er einmahl mit Enthuſiasmus auf dieſe Regel des Erfindens fiel, und ſie ausführen wollte.

Beyern war ſeltſam dabei zu Muthe. Quinctius folgte Schritt für Schritt ganz richtig den Geſetzen der Philoſophie, und machte

machte dabei dennoch die allertollſten Streiche. Lag es an der Weisheit, oder an Quinctius Narrheit, daß alles ſo ſeltſam mißglückte? Beyer wußte es nicht.

Indeß nun Quinctius ſich Tag für Tag tiefer in die Gelehrſamkeit hinein arbeitete, ſchwand die arme Käthe immer mehr vor Liebe hin. Gleich von Anfang an hatte ſie eingeſehen, daß ihre Tante großen Einfluß auf Liſſows Flucht gehabt haben mußte, und es war ihr Hauptverdruß, daß ſie nicht errathen konnte, welchen. So große Dienſte die Tante ihr auch bei ihrer Flucht gegen ihren Onkle geleiſtet hatte, ſo ſetzte ſich dennoch in Käthens Kopfe Mißtrauen gegen ſie feſt. Sie hörte aus Klugheit auf, mit der Tante von ihrer Leidenſchaft zu reden; und als ſie endlich gern davon geredet hätte, ſchien die Tante Liſſowen gänzlich vergeſſen zu haben. Quinctius war noch der Einzige, der ihr über dieſen wichtigen Punkt antworten konnte; allein deſſen Antworten waren beinahe ſchlimmer als Schweigen. Da ſtand das arme Mädchen vor ihm, mit dem gepreßten Herzen. „Ach, lieber Vetter,“ ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer, und mit einer Thräne im Auge: „wie ſehr unglücklich bin ich! Meine Liebe —“

Ihre Liebe, Kuſine? antwortete Quinctius lächelnd; ja, laſſen Sie uns einmahl ausführlich davon reden. Ihnen ſoll, Ihnen muß geholfen werden. Setzen Sie ſich. Ich will Ihnen helfen. (Ein Strahl der allerreinſten Freude breitete ſich bei dieſem Anfange über das Geſicht des leidenden Mädchens.) Wir wollen genau zu Werke gehen. Alſo zuerſt: giebt es denn Liebe? und dann: iſt Ihre Liebe gegen Liſſow da?

„Mein Gott! Lieber Vetter, Sie zweifeln —?“

Ei, zum Henker! Kuſinchen, Ihre Liebe kann logiſch da ſeyn, definitive, ohne weſentlich da zu ſeyn. Ehe wir Ihrer Liebe unter die Arme greifen, müſſen wir doch wiſſen, ob ſie möglich, ob ſie da, ob ſie bei Ihnen da iſt.

„Ob ſie da iſt? Lieber Vetter, ich fühle ſie in allen meinen Adern. Ich kann nicht davor ſchlafen. Meine Bruſt iſt ſo voll, ſo voll von ihr! Sehen Sie doch nur meine Thränen, meine Unruhe —"

Ja, das iſt ein Zuſtand, liebe Käthe, ein bloßer Zuſtand. Daraus folgt noch nicht, daß Ihre Liebe weſentlich iſt. Aber angenommen, daß ſie da ſey; ſo antworten Sie: was iſt Liebe im Allgemeinen, und was iſt Ihre Liebe? Beſtimmen Sie mir ihr Weſen, ihre Theile, ihr Geſchlecht, ihre Art, ihren Unterſchied. Was iſt Ihre Liebe?

„Meine Liebe iſt mein Tod, wenn mir nicht geholfen wird. Das ſollen Sie ſehen."

Das iſt keine Definition, liebſtes Kuſinchen. Das gehört in die ſechſte Frage: quale? zu der Frage von den adfectionibus, Eigenheiten und Zufälligkeiten Ihrer Liebe. Sehen Sie, und da könnte ich denn ſogleich wieder fragen: giebt es einen Tod und einen Tod aus Liebe? iſt er möglich, wahrſcheinlich, wirklich? Und Sie würden auf tauſend Zweifel, Exceptionen und Reſtriktionen ſtoßen, an die Sie jetzt nicht denken.

„Aber, mein Gott! mit dem Allen iſt mir nicht geholfen."

Nicht? da ſind Sie ſehr irre. Wie kann ich einem Dinge helfen, wenn ich es nicht kenne? Wie kann ich Ihren Wunſch erfüllen, wenn ich nicht weiß, was Sie wünſchen, und wie Sie wünſchen? Ach, liebes Kind, da giebt es noch tauſend Dinge vorher zu ebnen, ehe wir anfangen zu arbeiten. Da müſſen wir wiſſen, was Ihre Liebe erregt hat, die Geſtalt, die Materie, und den letzten Zweck Ihrer Liebe.

„Liſſow hat meine Liebe erregt, und ſein Beſitz iſt mein letzter Zweck. Das iſt ja leicht zu beantworten.“

Ho! ho! leicht? Gleich die erſte Frage: an? wieder. Kann eine Liebe erregt werden? kann Liſſow eine Liebe erregen? kann er Ihre Liebe erregen? hat er Ihre Liebe erregt? können Sie Liſſowen beſitzen? kann ein Menſch beſeſſen werden? Was heißt Beſitz? Beſitz eines Mannes? Iſt es recht, den zu beſitzen?

„Ach, wenn ich ihn nur habe, was geht es mich an, ob es möglich iſt, daß ich ihn habe!“

Da ſpricht die Philoſophie anders. Dann kommt die Frage: Quantum? Wie groß, wie ſtark ihre Liebe iſt; womit ſie gemeſſen wird; was ihre Regel iſt.

„Ach, meine Liebe iſt unermeßlich, unendlich, ſtärker als der Tod, ſtärker als alle Philoſophie.“

Ha! ha! gefehlt, liebes Käthchen: Was endlich iſt, muß gemeſſen werden können; alſo auch die Liebe.

„Ich ſage Ihnen aber, meine Liebe iſt unendlich. Ich fühle das ſo gewiß.“

Das Unendliche läßt ſich nicht fühlen, Kind, oder Sie müßten Gott ſeyn. Es läßt ſich auch nicht denken.

„Aber Sie reden ja davon; ſo muß es ſich doch denken laſſen.“

Wieder falſch! Glauben Sie mir, die Philoſophie redet von tauſend Dingen, die ſich nicht denken laſſen, als nur negative, definitive. Ahnung, Symbol, Wunſch, Sehnſucht mehr, als Wahrheit.

„Lieber Gott, ſo geht es der Philoſophie gerade wie meiner Liebe. Ich fühle alles, und die Gedanken vergehen mir dann gerade am meiſten, wenn ich es ſo wahr fühle. Ach, lieber Vetter, ich bin recht unglücklich!“

Sehen Sie, dann kommt die Frage: Quando? von der Dauer der Liebe; dann ubi? wo die Liebe ihren Sitz hat: ob in der Leber, wie die Alten glaubten; oder in dem Herzen, wie Sie glauben; oder in den Augen, wie Ovid einmahl ſagt; oder ſonſt wo. Dann kommt die Frage: Quocum? wie die Liebe handelt; welches ihre Werkzeuge ſind; mit welchen andern Dingen ſie verknüpft iſt. Und dann gehen wir wieder vorn hin, und fragen nach —

Hier ging Käthe unmuthig weg.

Ein andermahl fertigte Quinctius das verliebte Mädchen mit ein Paar Sentenzen aus dem Seneca ab, die aber eben ſo wenig wirkſam waren, als ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen. Sie zog ſich von dieſem elenden Tröſter zurück, und ihr Herz nahm ſeine Zuflucht zu ſich ſelbſt. Von dieſem Augenblicke an war Käthe ein ganz anderes Mädchen als vorher. Sie brachte jeden Augenblick, den ſie abmüßigen konnte, auf ihrem Zimmer allein zu. Die wirkliche Welt, die ſie nur in Liſſow genießen zu können glaubte, verſchwand vor ihren Blicken, und ſie ſchuf ſich aus ihren

Phantaſieträumen eine neue, in der ſie ihren Liſſow hatte und glücklich war. Da ſaß ſie, in ein Winkelchen hingedrückt, den Kopf hinten über gelehnt, die großen thränenvollen blauen Augen an die Decke geſchlagen, die Lippen in ein ſchönes, zärtliches Lächeln verzogen, und träumte. Die letzte Zuflucht einer unglücklichen Liebe. Sie erfand hier tauſend Romane, ohne einen einzigen geleſen zu haben. Sie floh hundertmahl mit Liſſow, verbarg ſich in ein Dorf, und wurde eine Bäuerin, er ein Bauer. Hier lebte ſie mit Liſſow wie die Geßneriſchen Schäfer, und bauete tauſend Lauben von Wein und Roſen auf der Flur, die ſie bewohnte. Sie feierte hundert kleine Feſte, ihrem geträumten Glück und ihrer Liebe zu Ehren. Geßners Schäfergedichte ſind die natürlichen Gefühle jedes unſchuldigen, zärtlichen Herzens. Ach, Kähte ſuchte ſie ſogar, ſo viel ſie konnte, zu realiſiren. Sie kramte jetzt beſtändig mit Blumen, bauete ſich einen heimlichen, verſteckten Sitz hinten im tiefſten Gebüſche des adeligen Gartens, und machte einige Faſanen, die dort gehegt wurden, zutraulich, ſo daß ſie ſich täglich von ihr füttern ließen. So ſchuf ſie ſich auch nach und nach eine wirkliche Welt in ihrem Gebüſche, aus den brütenden Vögeln, denen ſie Futter brachte. Da ſaß ſie, vergoß die ſüßeſten Thränen, und verträumte die ſchönſten Stunden, die je gelebt ſind. Hier ſah ſie ihren Liſſow, ſo oft ſie wollte. Sie hielt die zärtlichſten Unterredungen mit ihm, und jetzt brauchte ſie keinen Vertrauten ihrer Liebe mehr. Sie hatte einen Goldſaſan auf ihrem Schooße ſitzen; dem klagte ſie die Leiden ihrer Liebe, dem vergoß ſie ihre Thränen, dem erzählte ſie ihre romantiſchen Plane.

Da ſtand ſie an dem Neſte eines zärtlichen Paars Vögelchen. Hier hatte ſie das Bild und die Nahrung ihrer Liebe. So treu, ſo zärtlich, Liſſow, — ſagte ſie, und hielt die bebende Hand ſegnend über das Neſt — ſo treu, ſo zärtlich bin ich, biſt du. Sieh her, ſieh her, mein Geliebter! Was bedarf der Menſch um glücklich zu ſeyn? nicht mehr, als dieſe Thierchen. Eine kleine Hütte; und wie klein könnte ſie ſeyn, um mich und dich zu faſſen! Nahrung? wie wenig iſt das! O komm, komm! Liſſow kehre zurück, und laß mich hier nicht trauern wie das Vögelchen, deſſen Männchen, der Jäger geſtern tödtete. O flieg, flieg zu ihm! Ich will dein Neſt ſo lange behüten; ich will deine Kleinen ſo lange füttern. Flieg zu ihm, und ſage ihm, wie ich hier um ihn weine.

Solche Geſpräche hielt ſie alle Tage in ihrer Einſamkeit. Die Tante ſah das Welken des armen Mädchens mit Trauern. Sie hörte den kranken, langſamen, ſanften, ſingenden Ton von Käthens Stimme, und erſchrak. Die ſanfte, leidende Ruhe, mit der Käthe alles that, was man ihr hieß, ohne je ein Wort dawider zu ſagen, wie ſie es ſonſt wohl gethan hatte, machte ihr Mitleiden rege. Die ſanfte blaſſe Farbe ihres Geſichtes verſetzte ſie in die ängſtlichſte Furcht. Sonſt war Käthens Stimme laut, ſchallend geweſen, ihr Gang raſch und tanzend, ihr Auge voll Feuer, ihre Wangen voll Roſen; und jetzt! Beinahe hätte ſich die gute Tante von Mitleiden hinreißen laſſen und der ſanft ſterbenden Liebe durch die Entdeckung, daß Liſſow in zwei Jahren zurückkehren würde, neues und friſches Leben gegeben.

Sie konnte wenigſtens die arme Käthe nicht mehr ohne Thränen der Reue anſehen.

Beſchäftigungen wollten nicht helfen. Käthe floh ſie mit einem zu ſichtbaren Widerwillen, und die Tante war nicht grauſam genug, ſie ihr aufzudringen, ſo nöthig es auch geweſen wäre. Sie ſpähete Käthens Unterhaltungen im Gebüſch aus. Zwar ſchüttelte ſie den Kopf, als ſie ſah, womit das arme Mädchen ſich beſchäftigte; aber ſie hatte doch nicht das Herz, mehr zu thun. Sie ſagte, was tauſend Mütter ſagen: nun, das iſt doch ganz unſchuldig! fühlte aber zugleich mit einer Art von Erröthen, daß es nicht für ein junges Mädchen gehört, Zuſchauerin bei den Myſterien der Ehe zu ſeyn, und wäre es auch nur die Ehe von Vögelchen. Indeß, die Tante war keine Frau, die ſolche feine Vorwürfe ihres Gefühls lange unterdrückte. Sie ſah ſehr leicht, daß Käthe jetzt, ſo ruhig ſie auch äußerlich war, deſto thätiger mit ihrer Phantaſie arbeitete. Ovid und Beyer konnten kein Licht hierüber geben. Der Himmel mag wiſſen, wo ſie einmal die Stelle fand: „Wie wenig iſt das menſchliche Herz, auf das der Menſch oft eben ſo ſtolz iſt, als ein kalter Weiſer auf die thörichte Vernuft! Alle Seiten des Herzens ſind in wildem Aufruhr. Der Sturm ſcheint ewig. Der Gegenſtand der Leidenſchaft wird entfernt, und das Herz wird ruhig. Die Phantaſie ſpielt noch eine Zeitlang mit dem Gegenſtande; aber das Spiel iſt nichts mehr als die Leichenfeier der Leidenſchaft. Die Thränen, zu welchen die Phantaſie das Auge zwingt, ſind die Thränen der jungen Wittwe, die ſie dem neuen Liebhaber vorweint. Eine Zerſtreuung, und auch die Phantaſie wird ruhig; die Leidenſchaft, die ewig ſchien, iſt todt und vergeſſen wie ein Traum.“

Eine Zerſtreuung! ſagte die Tante. Nun, die ſollſt du haben, Käthe, wenn die dich beruhigen kann! Eine Reiſe nach Berlin wurde beſchloſſen, und die Tante, Käthe und Quinctius fuhren dahin ab. Die Tante ſah wirklich die ſchönſten Folgen dieſer Reiſe. Käthe wurde, als ſie nur hörte, daß ſie mit nach Berlin ſollte, ſogleich heiter. Mit jeder Meile, die ſie der Hauptſtadt näher kamen, war Käthe fröhlicher. Die Tante ſchob es auf die Zerſtreuung; allein Käthens Heiterkeit hatte einen andern Grund. Sie hoffte, Liſſow auf dieſer Reiſe wiederzufinden; denn er war ja den Weg nach Berlin zu gegangen. Sie fand Liſſow nicht. Aber dagegen fand Quinctius etwas andres, das er nicht gehofft hatte.

Die Frau von Flaming hatte ihren Mann nur dadurch bewegen können, dieſe Reiſe zu erlauben, daß ſie ihm vorſtellte, wie nöthig es ſey, ihrem Sohn einige Menſchen- und Weltkenntniß zu verſchaffen.

Nützen Sie dieſe Reiſe, ſagte Beyer alle Tage zu ſeinem Zögling. Die Philoſophie hilft Ihnen nicht einen Pfifferling, wenn es Ihnen an Menſchenkenntniß fehlt. Es iſt die erſte aller Wiſſenſchaften, ſich ſelbſt und andere Menſchen zu kennen. Quinctius, der gern in allen Dingen den kürzeſten Weg ging, erkundigte ſich, wie man am geſchwindeſten zu dieſer ſchweren Wiſſenſchaft gelangen könnte. Beyer konnte ihm wenig darüber ſagen; denn er ſelbſt kannte die Menſchen nicht viel. Sein Vater und ſeine Mutter verwieſen ihn auf Zeit und Uebung. Quinctius aber, der überall gern wiſſenſchaftlich und philoſophiſch zu Werke ging, war damit nicht zufrieden. Er fand endlich unter Beyers Büchern einen alten Vorgänger Lavaters, den Phyſiognomiſten Kampanella. Er las deſſen Bemerkungen über die Geſichter der Menſchen mit großem Vergnügen, und fing ſogleich an, die Geſichter ſeiner Familie mit den Bemerkungen des Schriftſtellers zu vergleichen. Kampanella ſagt: „Die Mienen des Geſichts, die Blicke der Augen, die Bewegungen des Mundes beim Reden, beim Lachen, bei dem Kummer, die Bewegungen der Arme, der Füße, der Schultern ſind ein ſehr richtiger Spiegel der Neigungen, der Geſinnungen, der Leidenſchaften der Seele. Willſt du wiſſen, was in dem Innern der Seele eines Menſchen vorgeht, ſo ahme ſeine Geſichtszüge, ſeine Bewegungen, ſeine Stellungen nach; und du fühlſt in dir eben die Leidenſchaften, eben die Geſinnungen, wie der, den du nachahmſt.“

Ho! ho! rief Quinctius, welch ein Schatz iſt doch die Gelehrſamkeit und die Aufmerkſamkeit! Da hat Beyer das Buch, und lieſt es, und weiß nichts. Und ich? ich finde ſogleich den eigentlichen Punkt, worauf es ankommt. Seltſam! Das alles geht doch immer bei Andern verloren, nur bei mir nicht. Quinctius ſagte nicht ein Wort von ſeiner neuen Entdeckung. Man merkte nichts weiter, als daß er die Tage vor der Abreiſe alle Menſchen ſtarr anſah, Geſichter ſchnitt, und dann lachte. Es kam zur Reiſe. Alle Wirthe, bei denen ſie aßen oder übernachteten, erklärte er für Betrüger. Er machte ihnen ihre freundlichen Geſichter nach, und fühlte bei den Mienen nichts von Wohlwollen. Es ſind Schurken, rief er: Schmeichler, die nur deshalb freundlich ſind, weil ihnen unſer Geld lieb iſt. Man kam in Berlin an. Quinctius aß unten am Tiſche des Wirthes; die beiden Damen oben. Unten ſah er einen jungen Mann, deſſen Geſichtszüge ihm ſehr wohl gefielen. Er erzeigte dem Fremden bei Tiſch alle die kleinen Höflichkeiten, die man Jemanden erzeigen kann. Auch der junge Mann, ein Herr von Graßheim, betrug ſich gegen Quinctius ſehr artig. Es war ein ſchöner junger Mann, und Quinctius konnte ſich nicht enthalten bei ſeinem Anblicke an den Plato und deſſen Liebe zu denken, die er ſeitdem beſſer hatte kennen lernen. Man trank nach Tiſche Kaffee, und auch da noch blieb Quinctius. Er ließ ſich mit dem Herrn von Graßheim in ein Geſpräch ein, und fand deſſen Kopf ſehr gebildet. Jetzt fing er an, ſich ernſtlich um das Wohlwollen des jungen Mannes zu bewerben, und es gelang ihm nicht übel. „Schließ nicht eher Freundſchaften, (das erinnerte er ſich noch zu rechter Zeit aus dem Iſokrates) als bis du deinen Mann kennſt.“ Sogleich brach Quinctius mitten im Geſpräch ab, entfernte ſich von Graßheim, betrachtete ihn ſtarr, lächelte, wenn jener im Geſpräche mit einem andern lächelte, trommelte mit den Fingern auf dem Tiſche, wenn jener trommelte, ſtützte den Kopf auf, wenn jener ihn aufſtützte, kurz, machte ihm alle ſeine Bewegungen nach. Graßheim würde es nicht bemerkt haben, wenn er nicht den jungen Flaming eben ſo im Auge gehabt hätte, wie dieſer ihn. Er ſah alle Bewegungen Flamings, und wußte nicht, was er daraus machen ſollte. Jetzt zog er die Stirn kraus, und ſogleich hatte auch Quinctius eine krauſe Stirn. Der Menſch iſt ein Narr, dachte Graßheim, und ſchwieg. Nach einigen Minuten war er in ein Geſpräch mit einem Officier verwickelt, das ſich nach und nach erhitzte. Es kam zu harten Worten, zu Drohungen von Seiten des Officiers, der im Zimmer ſtand. Graßheim ſprang heftig von ſeinem Stuhle auf. Eben ſo heftig ſprang Quinctius auf, und ſtellte ſich hinter den Officier, Graßheimen gegenüber. Ich verbitte mir alle Drohungen, mein Herr! rief Graßheim, legte die Hand unter ſein Kinn, und blickte ſpöttiſch auf den Officier. Quinctius machte eben die Stellung, und ſah Graßheim eben ſo ſpöttiſch an. Kind! Kind! ſagte der Officier mit einem hämiſchen, aufreitzenden Phlegma: keine Gaskonade! Ich fürchte ſie nicht. — Wie? Gaskonade? ſchrie Graßheim außer ſich, knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte mit den Füßen, und focht mit den Händen. Aber auf einmahl ſprang er, zum Erſtaunen aller Umſtehenden, Quinctius an die Kehle, und warf ihn an die Wand. Das Phlegma des Officiers hatte ihn nicht ſo verdroſſen, als daß Quinctius da ſtand, und ihm vor der Naſe jede Bewegung nachmachte. Quinctius ſtampfte mit dem Fuße, knirſchte die Zähne, und focht mit den Händen,

den wie Graßheim; und dieſer warf ihn an die Wand.

Es entſtand ein lautes Gelächter. Herr, rief Graßheim, warum machen Sie mir jede Bewegung nach? Quinctius raffte ſich auf. Er ſah die Geſellſchaft umher mit großen Augen an, ſchüttelte mit dem Kopfe, und antwortete, da Graßheim ſeine Frage noch einmahl wiederholte, ſehr gutmüthig: „wahrhaftig, Herr von Graßheim, nicht um Sie zu beleidigen.“ — Und warum denn? fragte Graßheim noch immer erbittert. — „Um Sie kennen zu lernen,“ anwortete Quinctius. Ein neues Gelächter. Gut, ſagte Graßheim; Sie haben mich kennen gelernt, und wenn Ihnen damit noch nicht genügt, ſo ſtehe ich ferner zu Befehl.

„Behüte Gott! ſagte Quinctius mit aller möglichen Gutherzigkeit; ich kenne Sie ſchon ſo ziemlich. Sie ſind trotz Ihrem Zorne ſanft wie ein Lamm, gutmüthig wie ein junges Mädchen. Sie thun böſe, und ſind es nicht. Sie haben die beſte Phyſiognomie von der Welt, und Kampanella ſelbſt würde kein böſes Haar an Ihnen finden.“ Dies alles ſagte er mit einer Aufrichtigkeit und mit einer Kälte, die Graßheimen ſowohl als die übrigen in Erſtaunen ſetzte. „Kommen Sie, ſetzte er dann hinzu; wir müſſen näher mit einander bekannt werden.“

Ha! kommen Sie! rief Graßheim erhitzt; ich will Ihnen zeigen, welch ein Lamm ich bin. Sie gingen Beide. Quinctius führte ſeinen Feind, der mit ihm zu einem Zweikampfe zu gehen glaubte, auf das Zimmer ſeiner Mutter. „Sehen Sie, liebe Mutter,“ ſagte er im Hereintreten, und führte den beſtürzten Graßheim nahe vor ſie hin: „ſehen Sie, dies iſt ein ſehr edler Mann, den ich Ihnen bringe.“ Die Frau von Flaming verneigte ſich ſehr artig, und ſagte dem jungen Graßheim etwas ſehr Verbindliches. Graßheim ſtand da mit Blicken, die ſich nicht beſchreiben laſſen. Er betrachtete die Frau von Flaming, dann die reitzende Käthe, dann Quinctius, einen nach dem andern. Er ſtotterte etwas daher, das einem Entſchuldigungskomplimente ähnlich ſehen ſollte, und wovon man nichts verſtand. Endlich erhielt er denn die Beſinnung wieder, und brachte einige Stunden in der Geſellſchaft der beiden Damen ſehr angenehm hin.

Von dieſem Tage an war Graßheim der ſtete Begleiter der Flamingiſchen Familie, und ein Freund von Quinctius. Er machte dieſem begreiflich, daß, ſo ſchön auch Kampanella's Methode die Menſchen kennen zu lernen, ſeyn möchte, ſie doch nothwendig ihren Anhänger in unzählige Händel verwickeln müßte. Quinctius verſprach denn auch, dieſe Methode nicht mehr ſo ſichtlich zu treiben, als diesmal. Während daß Quinctius um Graßheims Freundſchaft buhlte, bewarb ſich dieſer um Käthens Liebe. Er ging aber ſehr behutſam zu Werke; denn in der erſten Unterredung hatte er ſogleich gemerkt, daß Käthe ſich ſehr wenig mit ihm beſchäftigte, ſelbſt wenn er ſie anredete. Er erfuhr auch ſehr bald von Quinctius Käthens Geſchichte mit Liſſow. Daher ſuchte er ſich Anfangs nur Käthens Vertrauen zu erwerben, und das erhielt der feine Graßheim bald. Er nahm innigen Antheil an des Mädchens Kummer, ſprach mit Achtung von der Liebe, und mit Rührung von einer unglücklichen Liebe, ſo daß

Käthe manchmahl ſogar bereit war ihn zum Vertrauten ihrer Leidenſchaft zu machen. Den feinen Blicken der Frau von Flaming entging die Neigung des jungen Mannes nicht. Sie erkundigte ſich nach ihm auf alle mögliche Art, und alle Nachrichten ſtimmten dahin überein, daß er ein reicher, verſtändiger und redlicher Mann wäre, deſſen Verbindung jedes Haus in Berlin wünſchte. Der Monath, den der Baron für dieſe Reiſe zugeſtanden hatte, war verfloſſen, und die Frau von Flaming reiſte wieder ab. Sie bat den Herrn von Graßheim, ſie auf ihrem Gute zu beſuchen. O ja, thun Sie es doch, ſetzte Käthe hinzu. Graßheim verſprach es. Die Kur hatte bei Käthen angeſchlagen. Sie war auf der Rückreiſe heiterer, ja zuweilen muthwillig. Zu Hauſe erzählte man dem Baron ſeine Abentheuer, und Käthe hielt Graßheimen eine Lobrede, die ſo warm war, daß der Baron ſie mitten in ihrer Rede ſtehen ließ, und die Graßheime unter den geturnierten Familien aufſuchte. Er ſchob die Mütze unruhig hin und her. Da war kein Graßheim. Höre, Käthe, ſagte er auf einmahl: ich wollte, er hätte ein Paar Tugenden weniger, und ein Paar Ahnen mehr. Nur ehrlich müßte er bleiben; denn ohne Ehrlichkeit ſind alle Ahnen Narrenpoſſen. Graßheim! Graßheim! Das Haus iſt nicht zweihundert Jahr alt.

„Aber, gnädiger Herr Onkle, er hat für zweihundert Jahre Tugenden; und das, ſollte ich meinen —“

Du! du! Ja, ja Ihr Mädchen, wenn Ihr heirathen wollt, da fragt Ihr: kann er ſingen, pfeifen, tanzen und ſo weiter? hat er eine hübſche Hand, einen hübſchen Fuß? Aber hat er einen Stammbaum? Das iſt eine Kleinigkeit. Nun ja, blas nur nicht ſo auf, wie ein Truthahn ſo roth! Du ſollſt ihn haben. Du kannſt ihm ein Paar Ahnen abtreten.

Käthe ſah ihren Onkle mit einer hohen Schamröthe an. „Haben?“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen: „wer redet denn von Heirathen! Ich habe daran nicht mit einem Gedanken gedacht.„

Und es wäre auch unmöglich, fiel Quinctius ein; denn Graßheims Herz iſt nicht mehr frei.

Käthe erröthete noch einmahl, als Quinctius das ſagte. Deſto beſſer! ſagte der Freiherr. Heim iſt zwar eine altadelige Endigung, ſo viel als Ingen oder Ing; aber im Turnierbuche ſteht doch kein einziger Graßheim. Deſto beſſer!

Käthe ging unruhig auf ihr Zimmer. Sie vergoß ein Paar Thränen, daß man ſie nur für fähig halten konnte, ihren geliebten Liſſow zu vergeſſen; indeß ſtieg doch eine nicht kleine Neugierde bei ihr auf, zu wiſſen, an wen Graßheims Herz verſagt wäre. Wie würde ſie gelacht haben, wenn ſie gewußt hätte, daß Quinctius ſich ſelbſt unter Graßheims Geliebter verſtand! Quinctius war voll der Platoniſchen Idee von reiner Liebe zu einem edlen Manne. Er ſah Graßheim, glaubte ihn zu lieben, prüfte deſſen Herz, wie wir wiſſen, nach Kampanellas Methode, und fand es ſeiner würdig. Von nun an hatte er Graßheimen von nichts als von dieſer alles überwindenden Liebe zu ihm vorgeſchwatzt. Graßheim lächelte. Er antwortete dem gutherzigen Menſchen auf eben die Weiſe, und Quinctius zweifelte nicht länger, in ihm die gleichgeformte Platoniſche Seele gefunden zu haben, der die ſinnlichere irdiſche Liebe zu dem Weibe verachtenswerth ſeyn müßte.

So lebte die Familie einige Monathe. Quinctius wechſelte Briefe mit ſeinem Freunde. Auf einmahl erſchien Graßheim ſelbſt. Noch denſelben Abend hatte er die Liebe des Barons in einem hohen Grade; denn er hörte mit Entzücken die Thaten der Flaminier aus dem Munde des Barons, und rief einmahl über das andere: welch ein Mann ſind Sie! Er ſtand halbe Stunden vor den Stammbäumen des Barons, die Arme über die Bruſt gekreuzt, und ſchien in Betrachtung der Nahmen verloren. O wahrhaftig, ſagte der Baron: wenn Sie keine Ahnen hätten, Sie wären es werth welche zu haben. Noch mehr aber erſtaunte der Baron, da ihm Graßheim eine Geſchichte aus den Kreuzzügen erzählte, worin ein Graßheim Senior, woraus das Wort Seigneur entſtanden ſey, genannt wurde. Er verſprach ſogar, ihm das Buch zu ſenden. Nun ſchüttelte der Baron wieder den Kopf. Mich ärgert es, Käthe, ſagte er, daß der Graßheim ſchon verſprochen iſt; denn ſeine Vorfahren ſind mit vor Jeruſalem geweſen. Und was du von ihm geſagt haſt, iſt wahr, Käthe: gelehrt iſt er, ſchrecklich gelehrt. Er weiß, daß man ehedem den Adel Senior nannte, woraus die Franzoſen Seigneur, und die Italiäner Signor gemacht haben. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und geſtehen, das habe ich nicht gewußt. Wie ich ſage, ich wollte tauſend Thaler drum geben, daß er noch nicht verquengelt wäre; du ſollteſt ihn haben. Turnier und Kreuzzüge! Sieh, ſo hätten wir die berühmteſte Familie in der Welt: Rom, das erſte Turnier und der erſte Kreuzzug! Der Henker hole es, daß er verlobt iſt!

Käthe ſagte zwar nicht: der Henker hole es; aber ſie war doch nicht ganz ſo freundlich gegen Graßheim, als ſie in Berlin geweſen war. Graßheim ſchien auch gar nicht auf Käthens Herz los zu wollen. Er ſprach kein Wort von Liebe; er nannte ſeine Empfindung für Käthen nur Ehrerbietung, Freundſchaft. Warum, ſagte Käthe bei ſich, warum ſollte ich die nicht annehmen? Und dabei erzählte Graßheim ſo angenehm, blies die Flöte ſo ſchön, ſang ſo rührend, wußte ſo viel tauſend angenehme Kleinigkeiten zu ſagen, zu thun und anzuſtellen, konnte jedem, auch dem kleinſten Vergnügen, einen ſo eigenen Reitz geben, daß er der ganzen Familie nothwendig wurde. Jetzt zog ihn der Baron über eine zweifelhafte Stelle, über einen Nahmen, über eine Bedenklichkeit bei Adelsgeſchichten zu Rathe; und Graßheim wußte zu antworten. Dann ſaß er neben der Frau von Flaming, und philoſophirte mit ihr über Menſchen und Tugend; dann platoniſirte er mit Quinctius, disputirte mit Beyern, und dann ſaß er bei Käthen auf ihrem Zimmer, und las ihr einige Franzöſiſche Gedichte Deutſch vor, oder lehrte ſie ſingen, oder zerſtreuete ihren Kummer durch einige unterhaltende Erzählungen. Er brachte bei Käthen jeden Augenblick zu, den er den Andern rauben konnte, und doch glaubte ſich keiner von ihm verſäumt. Graßheim! ſchallte es von allen Zimmern; und da war die Freude, wo man Graßheim hatte.

Der arme Liſſow fuhr Anfangs noch nicht übel; denn kaum war Käthe allein, ſo flogen ihre Gedanken zu ihm. Nach einigen Wochen aber konnte Käthe einen ganzen Tag durch lachen, ohne daß der Gedanke an Liſſow eine traurige Miene herbeirief. Nun aber ſchien Graßheim Käthens Rolle übernommen zu haben. Er wurde jetzt in ihrer Geſellſchaft zerſtreuet, unruhig, ſtill; er konnte jetzt ſtundenlang da ſitzen und ſie mit langen ſehnſuchtsvollen düſtern Blicken betrachten. Dann kam ein Seufzer aus ſeinen Lippen. „Aber, mein Gott, Graßheim,“ ſagte dann Käthe, „wo ſind Sie jetzt? Gewiß in Berlin! Ich ſollte es übel nehmen, daß Sie bei mir ſo viele Langeweile fühlen.“ Und ſie nahm es nicht übel. Nach und nach zog er ſie ſogar in den Strom ſeiner Seufzer und ſeiner dunkeln Blicke mit hinein. Sie ſaßen ſtundenlang neben einander, ohne ein Wort zu reden, und ſeufzten um die Wette, außer daß Käthe ihre Seufzer allemahl in ein Huſten oder in ein Paar Worte wickelte, und ſie ſo in die Welt ſchickte. Aus den Seufzern wurden Blicke, dann Anſpielungen, Händedrücke, und wie die Litanei der Liebe weiter heißt.

Kurz, Liſſow war längſt vergeſſen, als Käthe merkte, daß er vergeſſen war. Nun beſtürmten Reue und bittre Vorwürfe von Untreue das arme Mädchen. Nein, rief ſie, ich will ihm treu bleiben. Sie drückte beide Hände auf ihr Herz, als ob ſie es verbergen wollte. Wehe der Treue, die man ſich vorſetzen muß! Da wollte ſie Graßheimen nicht wieder ſehen. Sie floh vor ihm, ſie antwortete auf alle ſeine rührenden Fragen: was er ihr zu Leide gethan habe? nicht ein Wort. Schon triumphirte ſie. Aber da ſtand Graßheim, ſah ſo wehmüthig bittend zu ihr auf, und flehete ſo herzdringend, daß der Vorſatz dahin war. Sie gab Graßheim die ſchöne Hand, und er bedeckte ſie mit Küſſen. Jeden Abend bereuete Käthe mit heißen Thränen den verfloſſenen Tag, und ſie wußte — ach, mit Angſt fühlte ſie das! — es würde morgen Abend wieder etwas zu bereuen geben. Das Gewiſſen hatte eine Zeitlang Zahlung bekommen; und — wie es denn ſo geht — Käthe fing an ſich zu entſchuldigen. „Lieber Gott, es iſt ja doch unmöglich, daß ich ihn je heirathen darf. Er würde mich unglücklich, und ich ihn verächtlich machen. Die Tante hat doch wohl Recht! Und dann, kann ich für mein Herz? habe ich mich denn gemacht?“ Endlich — wie es ebenfalls ſo geht — bekam Liſſow noch obendrein Unrecht. „Warum hat er mich verlaſſen? warum läßt er nicht ein Wort von ſich wiſſen? Vielleicht, wahrſcheinlich, o gewiß, er iſt mir längſt ungetreu! Soll ich nicht meine Liebe zu ihm überwinden, da es meine Verwandten, meine Wohlthäter mir zur Pflicht machen?“ Kurz, nach und nach riß jedes Fädchen, womit Zeit, Liebe, Jugend, Eitelkeit, Gewohnheit und Phantaſie ihr Herz an Liſſows Herz geknüpft hatten. Die Reue kam wohl noch zuweilen wieder, aber nur auf Augenblicke. Sie that jeden Schritt auf ihrer jetzigen Bahn mit Zittern vorwärts, und wurde erſt heiter, als ſie einmahl auf die Vorſtellung fiel, daß ſie als Frau von Graßheim Gelegenheit habe, Liſſow aufzuſuchen, und ihn glücklicher zu machen, als er jetzt wahrſcheinlich ſeyn würde. Kaum hatte ſie dieſen Schlupfwinkel gegen die Angriffe ihres Gefühls gefunden, ſo verlor ſie den Jüngling, den ſie eben nie zu vergeſſen beſchloſſen hatte, völlig aus den Augen.

Jetzt fiel ſie auf die zweite Vorſtellung, an die ſie bis dahin weniger gedacht hatte: iſt

Graßheim verlobt? Nicht möglich. Wie wollte er ſonſt gegen mich ſo zärtlich, mir ſo ergeben ſeyn? Käthe forſchte ganz leiſe bei Quinctius. Quinctius ſprach räthſelhaft davon; aber endlich verſchwanden alle Zweifel, da Graßheim ſich mit einer beſtimmten Liebeserklärung an Käthen ſelbſt, wendete. Käthe ſpielte die Rolle eines Mädchens. Sie erſtaunte, blieb erröthend und ſtarr da ſtehen, antwortete nur mit einigen zärtlichen Blikken, ſeufzte, rang die ſchönen Hände, und ließ den Liebhaber ohne Antwort. Nun aber mußte doch das Eis gebrochen werden. Käthe ſchlich um ihre Tante her, wie ein Kätzchen, leiſe, heimlich, mit großen verlangenden Augen. Die Tante mußte es ſehen. Da kam es zu einem Geſpräche, worin freilich Käthe noch einmahl verſicherte, daß ſie ganz unmöglich dem armen Liſſow ungetreu werden könnte, doch aber endlich ſich den Vorſtellungen und Bitten der Tante ergab, und ihr die ganze Schuld bei dem Handel auf ihr Gewiſſen ſchob. So war denn Liſſows Unglück laut erklärt. Die Tante nahm nun den Herrn von Graßheim vor, und ſchickte ihn an den Baron. Dieſer ſchloß den freudetrunkenen Mann in die Arme. Senior! rief er: Seigneur, Signor! Sie ſollen das Fräulein haben, das Fräulein Katharina von Nothafft zu Wernberg. Sie ſind zwar mit Gottfried von Bouillon, Herzog zu Lothringen, auf einem Kreuzzuge geweſen; allein dagegen war Käthens Stammmutter 939 auf dem Turniere zu Magdeburg unter Sr. Majeſtät Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller; und Ihres Onkles Vorfahren triumphirten in Rom alle nach der Reihe. Denn daß der Cajus vom Hannibal geſchlagen wurde, das —

„Es iſt noch immer Ehre, von einem Hannibal geſchlagen zu werden.“

Das ſag' ich auch! Und dann, ſehen Sie, wer das Terrain da kennt an dem verdammten See, zwiſchen den Felſen! Ich habe mir eine Spezialkarte von der Gegend für ſchweres Geld machen laſſen. Sehen Sie, links iſt der See. Nun macht Cajus Front gegen den Feind. Ein Dummhut war er, daß er da Front machte, das iſt nicht zu leugnen. Aber das Mädchen, die Käthe, ſollen Sie haben trotz allen Hannibals, und allen Seen und Felſen in der Welt. Und die Kreuzritter haben auch nicht immer triumphirt, und da hat denn am Ende wohl Ihr Senior Graßheim meinem Cajus Dummhut nichts vorzuwerfen. Wir wollen die Fehler unſerer Seniors mit der Hochzeit wieder gut machen. Und der Hannibal war doch im Grunde ein anderer General als alle Türken.

„Das war er, Herr Baron. Und das verdammte Terrain dazu! Alſo Käthens Hand iſt mein?" Er fiel dem Baron entzückt um den Hals, und der Handel war richtig.

Nun ging es denn an ein Glückwünſchen im Hauſe. „Gottlob!" ſagte die Frau von Flaming zu Beyern, den ſie zu den Liebenden ins Zimmer führte: „Ihr Ovid iſt der erſte Mann aller Männer. Er hat zwei Menſchen aus einem Strudel von Elend gerettet." — Ja, ja! ſagte Beyer; wozu ein Ding nicht gut ſeyn kann! Der Ovidius! der Ovidius! ich hätte ihm das nimmermehr zugetrauet. — „Glauben Sie mir, alle Gelehrten ſollten ſich bemühen, die große Frage aufzulöſen: was iſt die Liebe? Denn die Liebe hat den Menſchen ſchon mehr Verdruß gemacht, als alle Atomen, wovon die großen Bücher immer reden, was ſie ſind, und was ſie nicht ſind, und die kein Menſch hört und ſieht und fühlt. Sehen Sie, da ſitzt nun Käthe mit Graßheim. Beide ſind ſtumm, ohne Leben; und doch reden ſie große Dinge zuſammen. So iſt die Liebe!" — Ich weiß was ſie iſt, ſagte Beyer auf einmahl pathetiſch, hob den Finger auf, und deklamirte die zwei Verſe aus Opitz:

Sie iſt Eleuſis, wo Geberden
Ohne Mund gebrauchet werden.

Nur Schade, fuhr er fort, daß ich nicht recht dahinter kommen kann, was ſie eigentlich bedeutet und iſt, ſo viele Mühe ich mir auch darum gegeben habe, ſo viele Nächte ſie mir auch koſtet.

„Was, lieber Beyer? die Liebe? Ihnen?"

Ei, behüte Gott! Die heilige, geheimnißvolle Feier zu Eleuſis. Ich bin ein Geiſtlicher, gnädige Frau; wie kann ich mich mit der Liebe abgeben? Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe aber ſind ein weit wichtigerer Punkt.

„O wahrhaftig, nicht halb ſo wichtig, als der erſte Seufzer, der das Geheimniß einer Mädchenbruſt enthüllt."

Beyer gratulirte nun dem jungen Paare, das endlich doch deſſen laute Stimme aus ſeinen verliebten Träumereien geweckt hatte. Käthe war das glücklichſte Mädchen der Erde. Sie ſagte das Beyern. Er wünſchte, daß ſie es bleiben möchte, und ſetzte noch ein Paar moraliſche Regeln hinzu, die Käthen ſo ſichtlich an Liſſow erinnerten, daß ſie roth und bleich wurde. Die Frau von Flaming unterbrach den gutherzigen Gelehrten geſchwind. Sie ſah, daß er im Gange war, zu tief in den Text zu kommen.

Aber bei einem ſchicklichen Anlaſſe nahm dann die Tante das glückliche Mädchen ſelbſt vor. „Sag mir einmahl, Käthe, recht aufrichtig: biſt du glücklich?“ — O Tante, ſo ſehr man es ſeyn kann! — „Liebſt du Graßheim?“ — Theure Tante, unſäglich. — „Wie aber iſt es denn zugegangen, daß deine heiße Liebe zu Liſſow, der du ſo oft die Ewigkeit prophezeieteſt, ſo vergänglich geworden iſt?“ — Käthe ſchlug das glänzende Auge nieder. Endlich ſagte ſie ſchüchtern: O Tante, das iſt grauſam!

„Liebe Käthe, nicht grauſam. Ich hoffe, was du Grauſamkeit nennſt, ſoll Arznei für dich werden. Du liebteſt Liſſow eben ſo heiß, eben ſo leidenſchaftlich, mit eben der gewiſſen Ueberzeugung, daß dieſe Liebe nie wanken, viel weniger vergehen könnte, als du jetzt Graßheim liebſt. Die Liebe verging früher als du dachteſt, und in deinem Herzen iſt für Liſſow gewiß nichts mehr, als ein zärtliches Wohlwollen, und der heiße Wunſch ihn ſo glücklich zu wiſſen, wie du es biſt. Nicht?"

Ach, liebſte Tante, Sie kennen mein Herz ſo genau. Ja, ſo iſt es, und eine gewiſſe Unruhe, oder Reue, oder —

„Nicht Reue, Käthe; denn du haſt nicht unrecht gethan. Was du jetzt thuſt, auch wenn du es nicht gern thäteſt, warſt du deinen Verwandten, deinem eigenen Glücke ſchuldig. Aber davon nichts. Glaubſt du nun wohl, daß deine jetzige Liebe zu Graßheim eben ſo vergänglich ſeyn könnte, wie die Liebe zu Liſſow?"

Nein, theure Tante, gewiß nicht. Nein, die kann nicht vergehen; die dauert ſo lange ich lebe.

„Warum denn Käthe? Das iſt doch ſeltſam! Was du jetzt fühlſt, haſt du bei Liſſow auch gefühlt. Was du jetzt ſagſt, haſt du auch damals geſagt. Die Liebe, gutes Kind, iſt ſo vergänglich, wie alle anderen Dinge auf der Erde; aber ein warmes Herz befindet ſich bei ſeinen Gefühlen ſo wohl, daß es denkt, es werde ſie nie können fahren laſſen. Wo iſt der Unterſchied zwiſchen deiner jetzigen und deiner ehemaligen Liebe, der dir es ſo gewiß macht, daß die jetzige ewig dauern wird?“

Ach, Tantchen, Sie machen einen angſt und bange. Aber ich fühle es doch, Tante.

„Das fühlteſt du ja ehemals auch. Denke doch nur nach. Aber weiter! Denke einmahl daran, was die Urſache iſt, daß deine Liebe zu Liſſow aufgehört hat! Was meinſt du wohl? Denke einmahl darüber nach.“

Ja, das mag Gott wiſſen; ich weiß es nicht. Oder wohl, Graßheim iſt edler, beſſer, klüger als Liſſow.

„Thu Liſſow kein Unrecht, Kind. Liſſow war ein ſehr edler Menſch, ein ſchöner, ein kluger Menſch. Du glaubſt zwar jetzt, daß Graßheim der edelſte Menſch auf der Erde iſt, und thuſt wohl daran; allein eben das glaubteſt du von Liſſow auch. Das glaubt die Liebe allemahl. Ich will es dir ſagen. Die Liebe hört allemahl auf, ſobald man lange von dem Geliebten getrennt iſt. Man vergißt den Geliebten, wie man alles vergißt, wenn man nicht oft an ihn erinnert wird. Wenn dir Liſſow die Hand drückte, ſo war das deinem Herzen eine reitzende Empfindung; wenn er dich in ſeine Arme ſchloß, ſo war der Himmel in deinem Herzen. Er verließ dich, er konnte nun nicht mehr mit dir reden, deine Hand drücken, dich in ſeine Arme ſchließen; die ſchönſten Gefühle deines Herzens hörten alſo auf. Deine Einbildungskraft wiederholte dir zwar alles das noch oft; aber das Vergnügen wurde doch nach und nach immer ſchwächer: ſo wie du nach einem großen Vergnügen einige Tage hinterher noch immer mit Freude daran zurückdenkſt, aber endlich es ganz vergißt. Sieh, da ſaßeſt du hinten im Gebüſch, und dachteſt und träumteſt von Liſſow, und wareſt auch da noch glücklich. Endlich hörte dein Vergnügen daran auf. Graßheim kam, machte dir andere Vergnügungen, und deine Liebe war vergeſſen. So ging es ungefähr zu. Meinſt du nicht auch?"

Ja, liebe Tante, gerade ſo. Alle Tage dachte ich eine Stunde weniger an ihn, und immer mit mehr Ruhe; und jetzt —

„Und jetzt gar nicht. Sieh alſo, deine Liebe zu Graßheim könnte auf eben dieſe Weiſe vergehen, und du wäreſt eben ſo wenig Schuld daran. Nun aber wirſt du es deſto ſeltſamer finden, daß Mann und Weib ſich ewige Liebe verſprechen müſſen, da es doch eigentlich nicht in unſrer Gewalt ſteht, ewig zu lieben. Giebt es alſo gar kein Mittel die Liebe dauernd zu machen?"

Ich muß mich nie von meinem Manne trennen, denke ich; ſo bleibt die Liebe ewig.

„Richtig, mein Kind. Du fühlſt, wie glücklich dich jetzt deines Graßheims Liebe macht. Erhalte dir alſo ſeine Liebe und dein Glück. Trenne dich ſo ſelten, ſo wenig von ihm wie möglich; und damit er deine Geſellſchaft auf der Erde am liebſten haben möge, ſo ſey ſo gefällig wie möglich gegen ihn. Lebe häuslich, und mache dein Haus zu einem Aufenthalte des Friedens, der Ruhe, der ſtillen

Freude. Erziehe deine Kinder mit der größten Aufmerkſamkeit. Wohlgezogene Kinder ſind das feſteſte Band der ehelichen Liebe. Nicht allein von der Entfernung hört die Liebe auf, ſondern auch vom Beſitze. Ein Vergnügen, das du ganz genoſſen haſt, bleibt nicht länger ein ſo großes Vergnügen, als es Anfangs war. Gieb Acht, Käthe; die zärtliche, ehrerbietige Liebe, die Graßheim jetzt zu dir hat, hört vielleicht ſchon im erſten Jahre auf. Verdopple dann deine Gefälligkeit, deine Heiterkeit, deine Güte gegen ihn. Wenn dein Händedruck in ſein Auge nicht mehr den hellen Strahl des Entzückens lockt, ſo werde nicht mürriſch; ſey deſto heiterer, deſto gefälliger gegen ihn. Du giebſt ihm das Verſprechen deiner ewigen Liebe. Du liebteſt vielleicht jetzt Liſſow, wenn du Graßheim nicht hätteſt kennen und in einem vertrauten Umgange ſchätzen und lieben lernen. Das Beiſpiel ſey deine Warnung! Begieb dich nie in den Strudel der Vergnügungen, der häufigen Geſellſchaften, der Bälle, des Spiels. Dieſe Zerſtreuungen tödten deine Liebe zu deinem Manne. Fliehe den vertrauten Umgang mit jedem Manne. Du biſt nie Herr deines Herzens, wenn du ihn wagſt; aber Herr deiner Tugenden kannſt du ſeyn, wenn du vorſichtig lebſt. Ein Weib, das einen fremden Mann nur ihrem Manne gleichſchätzt, iſt der Geſellſchaft verächtlich, dem Manne ein freſſendes Gift, den Kindern die allerböſeſte Geſellſchaft, und ſich ſelbſt eine ſchmerzende Wunde."

Das ungefähr ſagte die Frau von Flaming, und Käthens blaue Augen blieben — zu ihrer Ehre — nicht trocken, und, wogegen Thränen ſehr wenig ſagen wollen, ihr Verſtand begriff die Worte: „Das Weib ſoll alles in der Welt verlaſſen und an ihrem Manne hangen.„

Quinctius nahm es ſeinem Freunde ſehr übel, daß er nicht beſtändiger in der Platoniſchen Liebe geweſen war. Er ſchrieb an Graßheim eine ſtolze Epiſtel, worin er ihn noch einmahl bei allem, was ihm heilig war, beſchwor, der Männerliebe, durch die Epaminondas, Alcibiades und alle Helden des Alterthums ſich gehoben hätten, doch nicht die Weiberliebe vorzuziehen. Beyer fand den Brief, der noch unvollendet war, und der beſorgte Gelehrte, dem bei dieſem Briefe das verächtlichſte aller Laſter einfiel, blieb ſtarr wie eine Bildſäule des Schreckens ſtehen. Er las den Brief noch einmahl, und fand ſich immer mehr in ſeinem Wahne beſtärkt. „Deine Schönheit, Graßheim,“ ſo ſchrieb Quinctius, „zog mich zu dir; ich betete dich an. Und du, Ungetreuer, lehrteſt mich die himmliſche Wolluſt, die Liebe, kennen. Wir liebten uns, ja wir liebten uns, und waren in unſerm Genuſſe inniger vereint, glücklicher, als du je in den Armen des vollkommenſten Weibes werden kannſt.„ Mit zitternder Hand warf Beyer den Brief ins Feuer. Unſchlüſſig ſtand er da. Jetzt wollte er zu dem Baron, und ihm alles entdecken; er zitterte nur vor des Barons Hitze. Jetzt wollte er zur Frau von Flaming; da hielt ihn die Scham zurück. Mit welchen Worten ſollte er einer Frau das Verbrechen bezeichnen? Als er mitten in dieſer Unentſchloſſenheit war, kam Käthe ſingend in ſein Zimmer.

Kaum erblickte er das betrogene Mädchen, ſo trat eine Thräne des Mitleidens in ſein Auge. Unwillkürlich ergriff er ihre Hand, hielt ſie, ſah ſie mit ſtillen Blicken an, und ſagte, beinahe ohne es zu wiſſen: unglückliches Mädchen! Sein Ton war ſo eindringend, daß er ſogar der muntern Käthe auffiel. Sie bat Beyern, zu reden; aber ſie brachte nichts von ihm heraus, als dieſe beiden Worte. Und dieſe beiden Worte ſetzten ſie in eine große Aengſtlichkeit. Eben war Quinctius von ihr gegangen. Mit finſtern Blicken hatte er ſie betrachtet, und als er ging, mit einem tiefen Sinne zu ihr geſagt: und dachten Sie gar nicht an das Opfer, das ich Ihnen ehemals brachte? Quinctius verlangte, ſie ſollte fragen; und dann wollte er ihr ſeine hohe, reine, göttliche Liebe zu Graßheim entdecken. Sie dachte, es ſollte ein Vorwurf ihrer Untreue gegen Liſſow ſeyn, und fragte nicht. Daran dachte ſie jetzt wieder. Sie zitterte, und wußte nicht warum. Ihre Aengſtlichkeit nahm zu; denn ihre Tante betrachtete ſie mit einer ſeltſamen Unruhe, und einmahl hörte ſie ſogar von ihr mit einem Seufzer ſagen: der arme Junge!

Das war von der Tante ganz natürlich. Sie hatte an Liſſow gedacht, und auf einmahl fiel ihr bei, daß die Zeit bald verſtrichen war, die Liſſow ausbleiben wollte. Nun kommt er zurück, dachte ſie, und findet die Geliebte, für die er zwei Jahre lang vielleicht alles Elend erduldet hat, in den Armen eines Andern! Der arme Junge! ſtieß ſie heraus, als ſie das reitzende Mädchen in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und Jugend vor ſich ſah; denn ſie hatte ihm ja das Mädchen geraubt. Käthe, die arme Käthe, ging mit gepreßter Bruſt auf ihr Zimmer, und weinte ſich ſatt. Sie hatte nicht das Herz zu fragen: was macht Liſſow? Sie glaubte, ſie zitterte zu hören: er iſt aus Liebe für dich geſtorben.

So ſaß ſie, und ihr Oheim trat zu ihr in das Zimmer. „Nun Käthe, was iſt dir? Was weinſt du? Biſt du wunderlich? was iſt denn?“

Käthe ſchwieg und weinte fort. „Aber, zum Teufel! ſteckt dir etwas im Kopfe, ſo thu den Mund auf. Biſt Braut, und weinſt!“

Ach, daß ich Braut bin! daß ich Braut bin! eben daß ich Braut bin! ſagte Käthe jetzt mit Herzensangſt und ſchluchzend.

„Daß du Braut biſt? Mädchen, biſt du wieder toll? He! denkſt du etwa wieder die ganze Welt und den Paſtor zu Narren zu haben? Sey nicht wunderlich! Wo in aller Welt ſollen wir dir einen andern herſchaffen? Bedenke doch nur, unter Gottfried von Bouillon diente ſein Vorfahr, und er hatte den Titel Senior; daraus iſt das Franzöſiſche Wort Seigneur und das Spaniſche —"

Ach, Gott! gnädiger Herr Onkle, mir iſt, als läge mir eine Welt auf der Seele.

„Der Teufel! er hat ja Jeruſalem mit erobert. Beſinne dich doch!"

Ach, ich wollte, ich läge im Grabe!

„Ja, ja! und das heilige Grab dazu, und die heilige Lanze. Und der Papſt Urban hat ihn 1095 ſelbſt eingeſegnet. Das war aber der Papſt nicht, der die Turniere abſchaffte. Sieh, du bekommſt ja einen eingeſegneten Mann."

Mir iſt ſo angſt, ſo bange. Ach gnädiger Herr Onkle, mir iſt ſo angſt.

„Und die Parole hieß: Deus le volt; das heißt zu Deutſch: Gott will es! und mit der Parole haben ſie die Türken beſiegt. So ſey doch ruhig! Die Parole hat er noch. Und mit den Fürſten und Herren iſt er umgegangen, wie mit ſeinen Brüdern. Ich kann ſie dir alle nennen. Da habe ich erſt Familien kennen lernen, Käthe, von denen im Spangenberg nichts ſteht, als zum Exempel Hunfred de Monte, Boello — Und kommſt du in Wochen, ſo ſoll der Junge Boello heißen. Der Boello war ein Mann! So einer wird nicht wieder jung. In Köln hat er damals funfzig Juden niedergehauen. Und dieſer Boello war ſein Vorfahr! Nun ſag, wie kannſt du einen beſſeren Mann je bekommen?“

Ach, alles das konnte das arme Mädchen nicht beruhigen. Unglückliches Mädchen! ſagte Beyer mit einem ſo rührenden Tone. Quinctius von Mitleiden durchdrungen hatte ſie gewarnt, und die Tante ihr geſagt: der arme Junge! Sie weinte fort, wagte ſich nicht von ihrem Zimmer, und zitterte vor einer Begebenheit, die ſie von Graßheim, dem geliebten Graßheim, trennen könnte.

Dem Baron wurde bei Käthens Betragen wunderlich zu Muthe. Ihm fiel wieder ein, wie feſt ſie damals auf ihrem Kopfe beſtand, ſich trotz ihrer Liebe zu Quinctius nicht mit ihm trauen zu laſſen. „Hat das Mädchen,“ brummte er vor ſich, „wie es ſcheint, wieder die Griſſe im Kopfe, ſo nimmt ſie ihn nicht, und wenn er Jeruſalem ganz allein erobert hätte.“ Je mehr er darüber nachdachte, deſto gewiſſer wurde es ihm, daß es ſo war, und er betrachtete mit ſchweren Blicken und noch ſchwererem Herzen ſeine Stammbäume. In dieſen Empfindungen überraſchte ihn Graßheim. Graßheim ſah die finſtere Miene des Freiherrn, und fing ſogleich an von Gottfried von Bouillon zu erzählen. Mit Kopfſchütteln hörte der Baron zu. „Ja, ja! alles ſchön! hob er verdrüßlich an; ich wünſchte aber doch, ich wüßte das alles nicht.“ Das fiel Graßheim auf. Er fragte. Der Baron erwiederte unruhig: „es leuchtet ein böſes Geſtirn für Sie, Senior Graßheim! Wenn Sie nur das Mädchen noch bekommen!“

Wie ſo? wie ſo? Er wollte fort. — „Bleiben Sie hier, Graßheim. Laſſen Sie ſich ein Wort merken, ſo kann es noch ſchlimmer werden. Vielleicht giebt es ſich von ſelbſt. Dumme Streiche und kein Ende! Laſſen Sie ſich nichts merken, Senior! Denn haben die Leute es erſt von ſich geſagt, daß ſie dumme

Dinge vorhaben, ſo hilft gewöhnlich kein Zureden mehr. Man muß es dahin nicht kommen laſſen, daß ſie es ſagen können, ſo bleiben ſie noch wohl aus Scham bei der Stange. Laſſen Sie ſich nichts merken, wie geſagt. Vielleicht iſt es eine Poſſe, eine bloße Poſſe."

Man denke ſich Graßheims Angſt. Er drang in den Baron, und erfuhr nichts. Er flog zu Käthen, mit Schrecken auf ſeinem Geſichte. Käthe war eben ein wenig ruhiger geworden. Graßheims Betragen fing an ſie aufs neue zu beunruhigen. Er war zerſtreuet, betrachtete ſeine Braut mit ungewiſſen, zweifelhaften Blicken, und bat aufs neue um ihre Liebe, als ob er ſie noch nicht hätte. O, rief er beinahe außer ſich: wirſt du mir deine Hand geben, meine Geliebte, es komme auch was da komme? es mögen auch Begebenheiten vorfallen, welche da wollen? Käthe ſah ihn mit offnem Munde und ſtarren Blicken an. „Begebenheiten? welche? welche, Graßheim? Ich bitte Sie, welche?" Thränen traten in ihr Auge. O, jetzt war es ihr gewiß. „Was wiſſen Sie?" fragte ſie ängſtlich. Was ich weiß, iſt ſchrecklich, ſagte er noch ängſtlicher;

was ich ſehe, iſt noch ſchrecklicher. Käthe, wenn du mich liebſt, ſo trotze ich einer Welt. Man macht mich bange, ich werde deine Hand verlieren. Käthe wendete ſich mit einem bleichen Geſichte von ihm. Dann fiel ſie ihm auf einmahl um den Hals, und ſagte leiſe: ich liebe dich, Graßheim; aber nun laß mich allein. Graßheim entfernte ſich. Er ſah, es ging hier etwas Merkwürdiges vor, das ihm ein Geheimniß war. Er ging zu Beyern, um Quinctius zu ſprechen. Quinctius war nicht da, aber Beyer; und dieſer fuhr vor Schrecken zuſammen, als er den Verführer ſeines Zöglings ſah. Alles fiel Graßheimen jetzt auf. Er ſprach mit Beyern. Dieſer war kalt, räthſelhaft. Endlich ergriff er Graßheims Hand, und ſagte nachdrücklich: wenn Sie noch einen Funken Menſchlichkeit haben, ſo laſſen Sie Käthens Hand fahren! Und mit dieſen Worten ließ er ihn ſtehen. Graßheim ſtand wie verſteinert.

Auch Käthens Tante war eben ſo wenig ruhig, wie alle anderen Perſonen dieſer Familie. Sie hatte Käthen weinen geſehen. Dann war ſie ein Paar Minuten in Beyers

Zimmer geweſen, und dieſer hatte mit Bedeutung geſagt: man ſollte der Vorſehung nicht in die Hände greifen! „Wie? wenn Käthe unglücklich würde!“ Die Frau von Flaming hatte ein ſehr raſches Gefühl. „Käthe unglücklich! Liſſow und Graßheim unglücklich, und alle drei durch mich!“ Das dachte ſie, und ſpann den Gedanken fort. Kurz, ſie wünſchte, daß ſie weniger thätigen Antheil an der Wendung von Käthens Geſchick genommen hätte. Da trat Graßheim, mit einem Geſichte voll tiefer Beſorgniß, zu ihr herein. Er betrachtete ſie mit ſo mißtrauiſchen Blikken, runzelte die Stirn ſo oft, und ſeufzte ſo tief, daß die Frau von Flaming noch mehr in ihre Träumereien verſank. Endlich brach Graßheim los. Ich glaube, gnädige Frau, fing er an, man hat mir den Zuſtand von Käthens Herzen verhehlt. Jedermann macht es ſich zur Pflicht, mir zu verſchweigen, was ich befürchten muß; und daß ich viel zu befürchten habe, ſagt mir ſeit heute jeder Blick hier im Hauſe. Käthe windet ſich aus meinen Armen mit einer Aengſtlichkeit, als ob ihre Liebe gegen mich ein Verbrechen oder ihr Unglück

glück wäre. — Die Frau von Flaming erſchrak. — Sie erſchrecken? fuhr Graßheim fort; meine Vermuthung betrügt mich nicht. Sagen Sie mir, ſagen Sie mir aus Mitleiden: iſt das wahr, was ich befürchten muß? wird mir Käthe ihre Hand verſagen? — „Und das befürchten Sie?“ fragte die Frau von Flaming zitternd. — Ich! meine gnädige Frau; und was noch mehr iſt, man hat es mir ſchon unter die Augen geſagt. Reden Sie, ſagen Sie mir, warum — wie —

„Ach, das ahnete mir, das ahnete mir!“ ſagte die Frau von Flaming mit einem tiefen Seufzer. „Das unglückliche Mädchen! O Graßheim, Graßheim! wir verbargen Ihnen kein Verbrechen; aber wir verbargen Ihnen ein Unglück: das Unglück eines unſchuldigen Herzens. Ach! ich glaubte, ich wäre allein die Leidende. Käthe iſt es auch! Wie, ſagen Sie mir, wie? wie iſt Käthe? was macht ſie?“

Graßheim beſchrieb Käthens Zuſtand, und, wie es denn geht, wenn man ſich fürchtet, er übertrieb ihn. Sollte ſie ihn geſehen haben? iſt Liſſow etwa hier? Das fiel der Tante mit Schrecken ein. „Graßheim,“ ſagte ſie, den

Kopf ſanft ſchüttelnd: „laſſen Sie mir Zeit, ehe ich Ihnen ſage, was ich denke. Es könnte etwas vorgefallen ſeyn, was mich unglücklicher machen würde, als Sie. Seyn Sie ruhig, aber ſeyn Sie auf alles gefaßt! Wenn es wahr wäre! — Gott! Graßheim, wenn die Unglückliche Sie verloren hätte!“

Da ſtand Graßheim wieder allein. Die Tante ging zu Käthen. Sie öffnete die Thür. Da ſaß Käthe, mit dem Tuche vor den Augen, und ſchluchzte. „Käthe, um Gottes willen!“ rief die Tante, und breitete die Arme aus. Auch ihre Augen hingen voll Thränen. Nun glaubte Käthe ihr Unglück gewiß. Die Tante kam, es ihr anzukündigen. Käthe ſprang auf, und warf ſich heftig ihrer Tante an den Buſen. Liſſow! rief ſie laut. Liſſow! rief ſie noch einmahl. „O Gott! Unglückliche!“ ſagte die Tante. Käthe ſtürzte in ihr Kabinet. Er war todt, aus Liebe zu ihr todt! Das dachte ſie, und warf ſich auf ihr Bett.

Die Tante ſtand, überlegte, wollte ins Kabinet. Da kam Beyer. „Wiſſen Sie, was hier vorgeht, Beyer? fragte die Tante ſehr betrübt. Ich fürchte, Käthens Heirath wird geſtört.“ — Und danken Sie Gott, wenn ſie geſtört wird! ſagte Beyer ſehr ernſt. Ich kann nichts weiter ſagen. Aber danken Sie Gott dafür. — Die Frau von Flaming ſank kraftlos in einen Stuhl. Eben riefen die Bedienten zu Tiſch. Man ging; Käthe ließ ſich entſchuldigen.

Der Baron runzelte die Stirn; die Frau von Flaming aß nicht nicht einen Mundvoll; Graßheim ſah auf den Teller vor ſich nieder; Beyer ſpielte gedankenvoll mit ſeiner Tabaksdoſe. Quinctius allein aß, und redete von dem Wankelmuthe der Männer. Schert Euch hinaus! rief der Baron den Bedienten zu, als der Braten da ſtand. Sie gingen. „Nun zum Teufel, was ſteckt denn Käthen im Kopfe? Da hier der Senior läßt den Kopf hängen, wie Cajus am Thraſimenus. Den Teufel! ich will doch wiſſen, wie die Sachen ſtehen. Warum kommt Käthe nicht zu Tiſch? Wie? Nicht wahr, ſie kommt wieder auf die alten Sprünge, und will ihn nun nicht, den Senior?“ — Niemand antwortete. — „Nun, Senior, antworten Sie, wie ſteht es mit Ihnen?"

Ich Herr Baron, ich fürchte leider, nachdem ich ſie geſehen und geſprochen habe, daß ich der unglücklichſte Menſch auf der Erde bin.

„Seht Ihr? das dacht ich gleich! Aber ſo ſoll doch das Wetter dreinſchlagen! Liebt und will nicht heirathen! Hat einer je eine ſolche Narrheit geſehen! Haſt du mit Käthen geſprochen, Frau? Will ſie ihn? will ſie ihn?"

Die Frau zuckte die Achſeln. Beyer ſagte ganz ehrlich: ich glaube, Ihr Gnaden, ſie nimmt ihn nicht, wenn ſie erſt alles weiß.

„So hol es der Teufel" rief der Baron, und warf die Serviette wüthend hin. „Probiren wollen wir es indeß doch noch einmahl. Aber geben Sie Acht, Graßheim, das Mädchen nimmt Sie nicht. Sie kennen den Starrkopf nicht." Er ſtand auf. —

Sie nimmt ihn nicht, ich weiß es gewiß, ſagte Beyer, und ſtand ebenfalls auf.

Da haben Sie recht, ſagte der erſtaunte Quinctius, der auf einmahl meinte, ſeinen Geliebten wieder zu feſſeln: und ſie verdient ihn nicht.

Leider! ſagte die Frau von Flaming; es wird noch Mühe genug koſten.

O, ich ſehe es, rief Graßheim; ſie nimmt mich nicht. Ich bin unglücklich.

Die Bedienten hatten vor der Thüre gehorcht. Sie nimmt ihn nicht, ſagte Heinrich, und lief in die Küche. In einem Augenblick ertönte im ganzen Hauſe, im Garten, überall im Dorfe: Fräulein Käthe nimmt den Herrn von Graßheim nicht. Sie nimmt ihn nicht: das ſagten alle, die ſich im Hauſe begegneten.

Der Baron brummte aufs neue: „wir wollen's noch einmahl probiren.“ Er ließ anſpannen, und gab Befehl, daß der Paſtor geholt werden ſollte. Die Frau von Flaming wollte davon. „Nichts!„ rief der Baron. „Du bleibſt hier. Sie ſoll ſich trauen laſſen, oder gleich auf der Stelle zum Hauſe hinaus! Der Wagen iſt ſchon angeſpannt. Kurz, ſie ſoll ſich erſt kopuliren laſſen, und dann kann ſie mit Graßheim davon laufen. Denn ich weiß, das will ſie.“

Der Prediger kam. Der Baron ſtellte die Geſellſchaft in Ordnung. Dann ließ er Käthen durch einen Bedienten ſagen: ſie ſollte ſogleich kommen. Die Thür ging auf, und Käthe trat mit einem Geſichte herein, auf dem Niemand etwas anderes als Verwunderung finden konnte, ſo ſtarr man ſie auch von allen Seiten anſah. „Käthe!„ hob der Baron in einem rauhen Tone an, und führte ſie vor den Prediger: „wähle! Du läßt dich jetzt gleich mit dem Herrn von Graßheim trauen, oder„ — Ich laſſe mich gleich jetzt mit ihm trauen, ſagte Käthe lächelnd. Mein Gott! ſie nimmt ihn! riefen alle aus Einem Munde. Aber ſoll ich ihn denn nicht nehmen? fragte Käthe, und ſchlug ihre Arme um Graßheim.

„Herr Paſtor, um des Himmels willen! rief der Baron; geſchwind, leſen Sie, was das Zeug hält!“ Der Paſtor las. Käthe antwortete hell und deutlich: Ja; und der Baron rief ſogleich ganz laut: „Gottlob und Dank! Ihr habt es alle gehört.“ Und, ſiehe da! ſie waren kopulirt, und Beyer allein brummte.

Der Baron machte nach der Kopulation einen Freudenſprung, daß alles ſo glücklich abgelaufen war. Diesmahl, Gott ſey Dank! ſagte er zu ſeiner Frau, war unſere Beſorgniß ungegründet. Gottlob! ſagte die Frau von Flaming. Graßheims Entzückungen waren jetzt vorüber. Er näherte ſich dem Baron, und fragte lachend, doch neugierig: aber, Herr Baron, ich erſtaune jetzt mehr als vorher. Warum fürchteten Sie denn, daß ſie mich nicht nehmen würde? „Ja, rief der Baron, ich verſichere Ihnen, das Mädchen hat einen Abſcheu gehabt, ſich trauen laſſen, daß ich es wohl fürchten konnte.“ — Sich trauen zu laſſen? fragte Graßheim. Iſt ihr denn das ſchon öfter vorgekommen? — „Nun, zum Henker! ja. Da mit Quinctius ſollte ſie einmahl getraut werden, und ſie wollte nicht, und hatte ihn damals ſo lieb, als jetzt Sie.

Die Frau von Flaming miſchte ſich jetzt in das Geſpräch, und erzählte Graßheim den Handel ſo ziemlich aufrichtig, bis auf Liſſow. Sie ſagte, daß Käthe Quinctius nicht geliebt, und darum vor der Trauung gezittert habe.

„Aber warum, liebe Frau, glaubteſt du denn, ſie würde ihn nicht nehmen? Wenn das iſt, warum war denn der verdammte Lärm im Hauſe?“ Graßheim ſah die Frau von Flaming fragend an. Sie ſchwieg verlegen. „Warum heulteſt du denn, Käthe? So antworte! Wir glaubten ja alle, du würdeſt ihn nicht nehmen. Warum glaubten wir denn das? Das muß doch eine Urſache haben. He! Auch Beyer und Quinctius glaubten es ja. Zum Henker, Beyer, laſſen Sie hören!“

Ich, ſagte Beyer, ich, gnädiger Herr, glaubte, der Herr von Graßheim würde das Fräulein nicht nehmen.

Und das war meine Meinung auch, lieber Vater, ſagte Quinctius. Ich ſah es für unmöglich an. Ich hatte mit Graßheim das reinſte Bündniß der Freundſchaft, der Tugend, des Edelmuthes geſchloſſen. Wir wollten uns bis in den Tod alles ſeyn, was je die edelſten Menſchen auf Erden ſich geweſen ſind. Die Sinnlichkeit war ganz aus unſerm Bunde verbannt. Graßheim vergaß dieſer himmliſchen Liebe über die irdiſche; er vergaß des Mannes über ein Weib, der Freundſchaft über die Ehe, der Tugend über die Sinnlichkeit. Ich glaubte, Graßheim ſey ein zu edler Mann, als daß er je heirathen könnte.

„Aber, zu allen Henkern, was quackelt der Junge da? Iſt es denn ein Schurkenſtreich, daß ich dich in einer ordentlichen Ehe, ſtiftsmäßig und ſtiftsfähig in die Welt geſetzt habe? Wer alſo heirathet, iſt ein Schurke? Höre einer nur die abſcheulichen Dinge!

Vater, der göttliche Plato ſagt —

„Iſt ein Narr, wenn er das geſagt hat. Alſo du biſt entſchloſſen unverheirathet zu bleiben? Mein Gott, ſo ſtirbt ja mein —"

Nein, Vater ich will heirathen, ſobald Sie befehlen; allein —

„Keine Kinder zeugen? I, ſo wollt ich —! Iſt das nicht abſcheulich? An den Galgen mit dem Plato! an den Galgen!"

Auch Kinder zeugen, Vater! Das fordert die Natur, dieſer Körper, an den ich gefeſſelt bin, die Materie; allein der Geiſt will mehr, will die Liebe eines Mannes, will die Verbindung, die geiſtige Ehe mit einem edlen Manne, will —

„Mit einem Manne? ein Mann mit einem Manne ſich verheirathen? Sieh da die verfluchte Gelehrſamkeit! Das iſt ja ein Sodomit, der Plato! Bei meiner Ritterehre, bei allen meinen Ahnen! der iſt ja ärger als Cäſo und Lucius. Daher kommt alſo der Lärm? Herr Gott, wenn das unſere Nachbaren hören, daß der Böſewicht einen Mann heirathen will!“

Man hatte große Mühe den Baron zu beruhigen. Beyer erklärte denn das Mißverſtändniß; aber zu einem Widerrufe, daß Plato kein Narr ſey, war der Baron nicht zu bewegen. Beyer ſah nun wohl, wie unſchuldig Quinctius und Graßheim waren; er ſchämte ſich herzlich, daß er ſich von Quinctius Narrheit ſo hatte anführen laſſen.

„Nun aber, Käthe,“ fragte der Baron, „was heulteſt du denn dieſen Morgen, und riefſt: eben weil ich Braut bin! Ich will doch endlich einmahl wiſſen, was an dem Lärmen ſchuld iſt.“ Käthe ſagte: Beyer machte mich ſo angſt. Beyer, der die Urſache nicht ſagen wollte, ſchob die Schuld weiter auf die gnädige Frau; die gnädige Frau auf Graßheim; Graßheim auf den Baron; der wieder auf Käthen; und ſo ging der Handel immer im Kreiſe umher, ohne daß der Baron ein Wort erfuhr. Nach ſeiner Gewohnheit, ſtieß er einen Stuhl wüthend auf den Boden, rief: ihr ſeid alle Narren, beſonders wenn es ans Heirathen geht! und lief in ſein Kabinet. Nun nahm einer den Andern heimlich in einen Winkel, und fragte: aber warum? Die Tante fragte Beyern: warum waren Sie ſo ſehr gegen die Heirath? Beyer erröthete. So fragte einer den andern. Es blieb ein Räthſel.

Kurz die Bedienten liefen im Dorf umher, und erzählten: ſie nimmt ihn nicht; und eine Stunde darauf liefen des Paſtors Leute ebenfalls im Dorfe umher, und erzählten: ſie ſind getrauet; ſie hat ihn alſo genommen. Die Sache wurde vergeſſen. Am andern Morgen fragte Graßheim ſein junges Weib, warum ſie den Tag vorher ſo unruhig geweſen wäre. Käthe ſetzte ihm ſehr weitläuftig die Urſache davon aus einander; weil ſie aber von Liſſow nicht ein Wort ſagte, ſo verſtand auch er nichts davon. Nun wendete ſich Graßheim an Beyern. Dieſer erzählte ihm von dem Briefe des Quinctius, den er gefunden hatte. Graßheim glaubte, er habe das etwa der Frau von Flaming geſagt. Er lachte, beruhigte ſich, und ſcherzte ſogar mit Käthen über die Urſache ihres Kummers.

Die Frau von Flaming hatte ſich alles ſo ziemlich erklärt, nur nicht Käthens ſchnellen Uebergang aus dem tiefſten Kummer in die heiterſte Ruhe. Sie nahm Käthen heimlich vor, und erfuhr nun den ganzen Handel. Käthe ſaß noch während der Tiſchzeit mit dem bitterſten Gram auf ihrem Zimmer. Sie ſann ſich faſt Kopfweh darüber, was vorgefallen ſeyn könnte. Liſſow iſt todt, dachte ſie; oder er iſt hier, und fordert mich zurück. An beides dachte ſie mit gleichem Schrecken. So ſaß ſie da. Auf einmahl ſah ſie durch das Fenſter im Garten einen Menſchen ſchleichen, der in ſeiner Geſtalt mit Liſſow Aehnlichkeit hatte. Sie würde ihn nicht bemerkt haben, wenn nicht ihre ganze Seele voll von dem Gedanken geweſen wäre: Liſſow iſt hier. Sie wurde bleich wie ein Todter, als ſie endlich auch ſein äußerſt blaſſes Geſicht erkannte. Es war Liſſow. Er redete mit dem Gärtnerburſchen, gab ihm einen Brief, und verſchwand wieder. Käthe ſank vor Schrecken beinahe zu Boden. Doch hatte ſie ſo viel Beſinnung, dem Gärtnerburſchen entgegen zu gehen und ihm den Brief abzunehmen, von dem ſie glaubte, daß er an ſie gerichtet wäre. Sie lief nun auf ihr Zimmer, verriegelte ſich, riß den Brief auf, und ſah erſt jetzt, daß er an ihre Tante, und nicht an ſie, geſchrieben war. Sie las ihn, und ward beruhigt. Leſen Sie ihn ſelbſt, liebe Tante, ſo ſchloß ſie ihre Erzählung; leſen Sie den Brief, und Sie werden begreifen, warum er mich beruhigte. Die Tante las:

„Zehn Schritte von Ihnen, meine theuerſte gnädige Frau, und, wenn Liebe und Ehrfurcht zu dem theuerſten aller Nahmen berechtigen, meine gütige Mutter, zehn Schritte von Ihnen ſitze ich, und ſchreibe an Sie, und verſage mir die freudigſte Stunde meines Lebens, Sie zu ſehen, und von Ihnen zu hören, daß Sie mich noch lieben. Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich bin wieder hier, und mein Schickſal iſt entſchieden. Meine Hoffnungen ſind verſchwunden, und Sie und Ihre Vorausſagungen gerechtfertigt. Käthe hat aufgehört mich zu lieben. Eine andere Hoffnung iſt an die Stelle meiner allertheuerſten Hoffnungen getreten: die, daß Käthe glücklich ſeyn wird. Glücklich? Gezwungen iſt ſie nicht: Sie gaben mir einſt Ihr Wort dafür. Wehe dem Menſchen, der bei dieſer Hoffnung ſeufzen kann! Wenn ich klage, ſo klage ich über meine Thorheit, über meine Verirrung, die Ihnen vielleicht bittre Stunden gemacht haben.“

„Ich bin glücklich; und wenn ich es noch nicht bin, o, ſo werde ich es doch ſeyn. Wenigſtens, theuerſte Mutter, nehmen Sie die Verſicherung, daß jetzt in dieſem Augenblick mein Herz zufrieden ſchlägt. Ich darf Sie nicht ſehen, gnädige Frau; der Augenblick würde, glaube ich vielleicht zu ſtolz, uns beiden unnütze Thränen koſten, und Ihr Auge wenigſtens ſollte nie eine andere Thräne benetzen, als die Thräne der Freude über den Segen, den Ihr Herz verbreitet. Segen aber, Segen könnten Sie in dieſer Minute nicht für mich haben, weil es die Minute meines Scheidens von Ihnen iſt. Und ich, laſſen Sie mich das geſtehen, ich bin zu ſtolz, einem andern zu klagen als mir ſelbſt.“

„Dieſen Mittag, wenn Sie eſſen, bringe ich Ihnen meinen Brief. Noch einmahl will ich den Garten und das Haus ſehen, wo ich, wenn nicht glücklich, doch mäßig ſeyn lernte. Dieſer Augenblick wird mir Thränen koſten; denn ich werde Ihnen Lebewohl ſagen. Ihnen! Aber dieſe Thränen wird mir eben ſowohl die dankbare Empfindung gegen Sie, die nicht aufhören wird mich zu begleiten, auspreſſen, als die — Trennung von Ihnen. Ach, ich hoffe, dieſe Thränen werden ſehr ſüß ſeyn. Darum leben Sie wohl!“

Die Frau von Flaming las den Brief, und ſanfte Thränen benetzten ihr Auge. Sie wagte es nicht, ihrem Blick auf Käthen zu heften. Es war ihr unbegreiflich, wie Käthe durch dieſen Brief hatte können beruhigt werden. Sie drehete ſich ſchweigend von ihr ab, und ging mit dem Briefe auf ihr Zimmer. Armer, unglücklicher Junge! wiederholte ſie hier noch einmahl zärtlich. Wie viel mag deinem Herzen die verſtellte Ruhe in dieſem Briefe gekoſtet haben! Großmüthige Seele, mich wollteſt du beruhigen? Ach, du ſaheſt voraus, daß mir allein dein Geſchick

Sorge und Unruhe machen würde. Sie ſchüttelte über Käthen zehnmahl den Kopf. Sie bedachte nicht, daß Käthe den Brief mit ganz andern Empfindungen geleſen hatte als ſie. Käthe fand den Brief kalt, ſteif; ja, ſie glaubte ſogar halb und halb dadurch beleidigt ſeyn zu können, daß Liſſow ihren Verluſt ſo wenig fühlte. Iſt es nicht beinahe, ſagte ſie leiſe, als ob Tante ſeine Geliebte geweſen wäre? Von mir kaum ein einziges kleines Wörtchen. Sie beurtheilte Liſſows Empfindungen nach ihren eignen, und beurtheilte ſie richtiger als ihre Tante. So ſchreibt kein Liebender, der ſeine Hoffnungen verliert. Sie dankte Gott, daß alles ſo gut abgelaufen war. Ihre Angſt verſchwand, und ſie ließ ſich mit Freuden kopuliren.

Die Tante hingegen ließ ſich im Dorfe nach Liſſow erkundigen. Er war unter einem fremden Nahmen da geweſen Sie erfuhr von der Frau, bei der er zwei Tage gewohnt hatte, genug, um einige ſehr kummervolle Stunden zu haben. „Blaß, Ihr Gnaden, wie die Wand da, war er. Die Augen hingen ihm immer voll Thränen, wenn er glaubte, ich ſähe

nicht

nicht hin. Er muß ſeine Schweſter ſehr lieb gehabt haben, um die er ſo weinte. Er ſagte, er hätte ihren Tod ganz unvermuthet erfahren. Der arme Menſch! Arm war er dazu, aber immer zufrieden. Er aß Brot und Milch; das war alles.“ Die Frau von Flaming ſchlug ihr Auge zum Himmel, als wollte ſie dem es auftragen, dem Jünglinge zu helfen, der ſich ihrer Hülfe ſo gefliſſentlich entzog.

Liſſow war in der That ein ſehr guter Jüngling. Er hatte aus Flamings Hauſe ein reines, unverdorbenes Herz mit weggenommen. Er beſaß ſehr ſolide Kenntniſſe, eine ſehr geſunde Philoſophie, freilich wohl nach der Topik zugeſchnitten. Sein Herz war nicht allein weich genug, das Unglück ſeiner Nebenmenſchen mitzufühlen; es hatte auch die Stärke, ſogleich aus allen Kräften demſelben abzuhelfen. Der alte Beyer gab beinahe ſein ganzes Gehalt Unglücklichen, und das mit einer ſo unverſtellten Lauterkeit, mit einer ſo anmaßungsloſen Gutherzigkeit, mit einer ſo ſchönen Freude, daß Liſſow und auch Quinctius ſehr früh das Glück kennen lernten, welches die Natur in das Wohlthun legte. Die edle Frau von Flaming verſtärkte das Beiſpiel noch. Liſſow mußte menſchlich werden; denn alle die Menſchen, die er liebte, waren es. Seine Liebe zu Käthen machte dieſe Eigenſchaften ſeines Kopfes und Herzens zu einem Ganzen. Seine Empfindungen waren durch die Liebe ſo fein und anſtändig geworden, ſeine Sitten ſo ſanft und rein, ſein Aeußeres, Stellung, Bewegungen, Ton der Sprache, Auge und Blick ſo gebildet, ſo lebendig, ſo ſchön, daß er, wo er ſich nur zeigte, nothwendig gefallen mußte. So hatte er Flamings Haus verlaſſen. Sein Selbſtgefühl bekam etwas Großes, etwas Stolzes durch ſeine Flucht. Durch dieſe gewann er einen Sieg über ſich ſelbſt. Zwar ſtanden Thränen in ſeinen Augen, als er ging; aber die friſche, reine Morgenluft, und ſein eigenes Gefühl der edlen That trockneten ſein Auge bald. Ich werde ſie wieder finden! ſagte er mit dem zehnten Schritte. Endlich fiel ſein Blick auch in die Zukunſt. Er dachte nicht mit Aengſtlichkeit an ſie; denn er war in einer edlen That begriffen, und Hoffnung, im edelſten Sinne des Wortes, Hoffnung auf eine leitende Vorſehung, iſt immer der Lohn der Tugend. Er war entſchloſſen, nach Berlin zu gehen. Wovon er da leben wollte, das wußte er ſelbſt nicht. Ich kann ja arbeiten, ſagte er lächelnd, und betrachtete ſeine Arme. Nach drei Tagen war er in Berlin.

Er durchwanderte neugierig die Straßen der Stadt. In einer kleinen Gaſſe hing an einem Häuschen eine Tafel mit den Worten: hier iſt ein Zimmer zu vermiethen. Er ging in das Haus, und fragte. Man führte ihn in den dritten Stock, und zeigte ihm ein kleines Zimmerchen mit einer Kammer. Er miethete es auf der Stelle, und nahm ſogleich Beſitz davon, nachdem er ſeinem Wirthe, der keine Sachen bei ihm ſah, einen Monath voraus bezahlt hatte. Jetzt erkundigte ſich denn ſein Wirth, ein Inſtrumentenmacher, nach ſeinen Umſtänden. Liſſow ſagte ihm, ſo viel er wiſſen ſollte. Sein Wirth war ein ganz ehrlicher Mann, mit dem er bald bekannt wurde. Man ſprach über ſein Fortkommen. Liſſow war unbeſorgter als ſein Wirth. „Ich kann Kinder unterrichten, ſagte er; ich ſchreibe eine gute Hand, ich rechne ſehr fertig und ſchnell. Es muß ſich doch etwas finden.“ Und wirklich fand ſich etwas. Sein Wirth verſchaffte ihm ſehr bald von einem Rathe bei der Kammer Rechnungen und Berichte abzuſchreiben. Liſſow verdiente zwar wenig, aber doch genug, um auf ſeine Weiſe leben zu können und ſein kleines Kapital nicht angreifen zu dürfen.

Er war fleißig und aufmerkſam, entdeckte in den Rechnungen Fehler, zeigte ſie an, machte ſelbſt über die Berichte, wo ſie Rechnungen betrafen, ſeine Anmerkungen, und bekam mehr zu thun, ſogar oft etwas, wobei er ſelbſt denken mußte. Man gab ihm z. B. Rechnungen durchzuarbeiten und Auszüge zu machen. Jetzt erhöhete man ſeine Bezahlung, und er konnte Stunden für ſich erübrigen, die er dem allerfleißigſten Studieren widmete. So hatte er zwei Monathe, mit ſeinen Arbeiten und mit ſeiner Liebe in der tiefſten Einſamkeit, gelebt. Hinten hinaus in demſelben Stockwerke wohnte noch eine Familie. Er kannte ſie nicht, ob er gleich zuweilen einen alten Mann, und dann wieder eine alte Frau im Vorübergehen ſah und grüßte.

Heute ſtand die alte Frau mit dem betrübteſten Geſichte von der Welt bei einem kleinen Geſchäft, und weinte. Was mag die zu weinen haben? dachte Liſſow bei jedem Schritte. Er konnte nicht fort, und kehrte wieder um. Da ſtand ſie noch und weinte. Er ging in ſein Zimmer, ſann auf einen Vorwand, unter dem er ſie anreden könnte, und ging wieder hinaus. Die Frau war nicht mehr da. Jetzt nahm er ſein Licht, ging gerade an ſeiner Nachbaren Thür, und pochte leiſe an. Man rief: herein! Er öffnete. Der alte Mann ſaß da auf einem Strohſtuhle, den die Frau mit ein Paar an die Seiten gebundenen Tüchern zu einem Armſtuhle gemacht hatte. Er war krank: das ſah man an ſeiner Farbe; an dem Geiſte, der ſein Geſicht belebte, gar nicht. Er lächelte zufrieden. Die allertiefſte Armuth blickte aus dem ganzen Zimmerchen hervor. Die Frau ſaß mit naſſen Augen an einem Spinnrade, und ſpann, wie es ſchien, mit dem angeſtrengteſten Fleiße. In der Ecke lag ein kleines Strohlager an der Erde. Ein überall geflicktes Kopfküſſen, war das einzige Bett.

Lieber Gott! ſtieß Liſſow heraus, als er das Zimmer mit einem Blicke überſehen hatte. Dann blieb ſein Auge mit einer freundlichen Gutherzigkeit auf dem Geſichte des Alten hangen, das mit dem ſeinigen um die freundlichſte Gutherzigkeit ſtritt. „Unſer Herr Nachbar! ſagte der Alte mit einem Blick auf ſeine Gattin. Gieb doch einen Stuhl, liebe Frau.“ Unmuthig ſtand die Frau auf, und gab Liſſow den Stuhl, auf dem ſie ſaß. Sie ſetzte ſich auf einem Fußſchemel, und ſpann fort.

O laſſen Sie, ſagte Liſſow; ich kann mir einen Stuhl holen. Er ging, holte einen bepolſterten Armſtuhl von ſeinem Zimmer, und bat den Alten, dieſen zu nehmen. Der Alte ſchlug es ſcherzend ab. „Ich darf mich nicht verwöhnen, guter junger Herr.“ Aber da ſtand die Frau auf, vergaß ihr Spinnrad, und bat ihren Mann bloß mit einer Miene, das Anerbieten doch anzunehmen. Der Alte mußte. Beide Geſunde hoben ihn hinein. Er ſetzte ſich bequem. Man ſah, daß es ihm wohl that, und die Frau äußerte ihre Freude darüber durch frohe Blicke.

Sie ſind krank, lieber alter Vater, ſagte Liſſow mit Rührung, und legte ſeine Hand auf die Hand des Alten. Ich wünſchte, ich wollte — Er ſchwieg verlegen, weil er nicht wußte, wie er ihm eine Wohlthat antragen ſollte; denn der Alte hatte beſſere Tage gehabt, und die Paar Worte von ihm bezeichneten einen Mann von nicht gemeinem Stande. Wollen Sie erlauben, ſagte endlich Liſſow, daß ich meinen Thee hier trinke? Zu Geſellſchaft ſchmeckt er beſſer, und ich habe keine Bekanntſchaft. Da drangen aufs neue Thränen aus den Augen der Frau. Sie wendete ſich ab, um ſie zu verbergen. Der Alte ſagte lächelnd: „von Herzen gern; aber mit der Bedingung, daß Sie mir eine Taſſe abgeben: denn ich bin ſeit geſtern faſt verſchmachtet.“ Da weinte die Frau laut, und fiel in dem Winkel, wo ſie ſtand, beinahe auf die Knie. Liſſowen war der Buſen voll. Er gab der Alten die Hand. Kommen Sie, meine Gute, rief er; kommen Sie, kommen Sie. (Er zog die Frau mit Gewalt aus dem Zimmer an ſeinen Kamin.) Legen Sie Holz über; da brennen noch Kohlen. Er lief in ſein Zimmer, holte Taſſen, Thee, Zucker. In einigen Minuten ſtand der dampfende Thee auf dem Tiſche vor dem Alten. Es waren vier Taſſen. „Ha! ha! ſagte der Alte in ſeiner Freude: Frau, da ſetz dich zu uns. Wir wollen einmahl thun, als ob wir reich wären. Da, ſetz dich!“

Der Alte trank in Abſätzen, mit einem ſehr ſichtbaren Vergnügen. Niemand redete ein Wort; man genoß nur. Der Alte betrachtete die Taſſe, die vor ihm ſtand, und dann Liſſow, mit einem lächelnden Blicke. Dreimahl zuckte ſeine Hand, und griff nach einer fingerlangen, ſchwarzgerauchten Tabakspfeife, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Langſam zog er die Hand wieder zurück. Liſſow gab auf alle ſeine Bewegungen Acht. Die Frau mußte Tabak und ein Paar Pfeifen holen. Sobald der Alte ſeine Pfeife angezündet hatte, war es, als ob ſich neues Leben durch ſeine Adern ergöſſe. „Ich habe mir den Tabak, ſagte er, bis auf Eine Pfeife täglich abgewöhnt, ſo ſtark ich ſonſt auch rauchte; aber die hat mir ſeit acht Tagen gefehlt. Lieber Gott, welch ein Vergnügen ſteckt im Entbehren, im Mangel, im Elende, wenn ihm abgeholfen wird! So ein Augenblick, wie der jetzige, (er faßte ſeine Taſſe an) bezahlt tauſend bittere Stunden.“ Der Frau fielen noch immer einzelne Thränen von den verweinten Wangen. „O, liebe Frau, ſey nicht wunderlich. Was ſagteſt du noch dieſen Morgen? Du ſagteſt, als du mir die Tücher da zu Lehnen an den Stuhl bandeſt: Gott thäte kein Wunder. Sehen Sie, lieber Herr, ich muß Ihnen das erzählen. Ich war zu ſchwach geworden, mich da auf dem Stühlchen ohne Lehnen zu erhalten; und auf dem Stroh dort konnte ich nicht mehr liegen: dazu war wieder mein Geiſt zu ſtark. Ich hatte nun vier Stunden gelegen und mich faſt dumm geſonnen, wie das zu machen ſey. Da ſagte ich ſcherzend zu meiner Frau: wenn ich Wunder thun könnte, ſo verwandelte ich den Stuhl da in einen Lehnſtuhl; oder wenn noch Wunder geſchähen, ſo bäte ich Gott, dies für einen armen, kranken Greis zu thun. Gott thut für uns keine Wunder, ſagte meine Frau, und fing, weil ſie ſehr weichherzig iſt, an zu weinen. Ich ſtritt mit ihr darüber, und wollte ihr begreiflich machen, daß Gott noch täglich Wunder für mich thue. Wie nun die Weiber ſind — ſie ſtritt und ſtritt, und verwandelte, während ſie ſtritt, den Stuhl in einen Armſtuhl, und that das Wunder ſelbſt, das ſie nicht einmahl dem höchſten Weſen zutraute. Nun wollte ſie mir wieder nicht glauben, als ich ſagte, es ſey gerade das größte Wunder und die größte Barmherzigkeit Gottes iſt, daß er mir eine ſolche Frau gegeben hat. Sie blieb dabei: Gott thut keine Wunder. Nun, Frau, mein Stuhl iſt denn doch wirklich ein Armſtuhl geworden, ohne dich, ohne mich. Was ſagſt du nun? Wir trinken Thee, ich habe eine Pfeiſe guten Tabak. Nun, ſind das keine Wunder Gottes?"

Das alles ſagte der Alte mit einem ſcherzenden Tone; die letzten Worte aber ſprach er mit einer Stimme, die immer bebender und gerührter wurde. Eine Thräne drang in ſein Auge. Er nahm mit einer Art von Andacht die Mütze von ſeinem weißen Haupte, und drückte ſie zwiſchen ſeinen gefaltenen Händen. Die Frau lächelte, und küßte ihn freundlich.

Sogleich aber wurde ſeine Stimme wieder ſcherzend, und nach einiger Zeit hatte er wirklich Lachen und Fröhlichkeit in das Zimmer gebracht, worin das Elend herrſchte. Nun erkundigte man ſich von beiden Seiten genauer nach einander. „Meine Umſtände, ſagte der Alte, ſind wie Sie ſehen, nicht übel. Ein Lager von Stroh; eine Decke darüber her gegen alles Unwetter; eine gute, eine geliebte Frau, die täglich Wunder der Liebe, des Fleißes, des Nachdenkens thut, mich zu erhalten, und die mir mehr iſt als ein Königreich; die tägliche Nothdurft von Zeit zu Zeit ohne Sorgen: denn daß es uns heute fehlte, daran war ich mit einem Anfalle vom Fieber ſchuld. Meine Frau trug das letzte in die Apotheke. Ich war geſund, ehe die Arznei gemacht war, und mußte hungern, ohne krank zu ſeyn. Meine Frau ſpinnt. Ich habe bisher abgeſchrieben. Meine Augen werden zu ſchwach, meine Hand zu zitternd. Ich habe faulenzen müſſen; allein wider meinen Willen. Jetzt ſpinne ich, wenn ich geſund bin, mit meiner Frau um die Wette. Es hat mir Ueberredung und meiner Frau Thränen genug gekoſtet, daß ſie mich im Spinnen unterrichtete. Sie that es, und ſieht ein, daß es wohlgethan iſt. Die Bewegung bekommt mir beſſer, als die gekrümmte Stellung an meinem Schreibtiſche. Ich hebe mein Auge voll Dank zu dem Vater der Menſchen, meine Frau das ihrige voll Thränen. Und die Urſache iſt? Sie ſucht ſich immer Menſchen, mit deren Geſchick ſie das meinige vergleicht, hier in Berlin und in den großen Palläſten; ich aber ſchlage meine Blicke nach Aſien, Afrika und Amerika, wo Fürſten von großen Völkern mir mein Zimmerchen, meinen Stuhl, meinen Schlafrock, meine drei Teller von Erde, und meine Pfeife beneiden würden. Fällt mir ja einmahl der Pallaſt eines Großen, ſeine zehn Schüſſeln, ſeine ſeidnen Betten ein, ſo darf ich nur einen Blick auf meine Frau mit ihrem Herzen werfen, die dem Reichen fehlt; und ich lege mich heiterer zu ihr auf mein Stroh, als der Reiche ſich in ſeine ſeidnen Betten."

So iſt er nun! ſagte die Frau weinend; und ſeit zwei Tagen hat er nichts Warmes gehabt. Von harten Rinden und Waſſer hat er gelebt. „Du vergißt das Beſte, liebe Frau," fiel er ein. — Das Beſte? was hätten wir denn mehr gehabt ſeit zwei Tagen? — „Was mehr? Deine Liebe und meine Heiterkeit; und jetzt, was wir in Jahr Tag nicht hatten, eine Taſſe Thee und guten Tabak, in einem Armſtuhle.“ Liſſow konnte nicht aufhören, den heitern Alten mit Augen voll Zärtlichkeit zu betrachten. Er fühlte das innigſte Mitleiden mit der Familie, aber das ſchönſte, das nicht durch ekelhafte Klagen, durch heftige Vorwürfe gegen die Vorſehung, verbittert wurde. Er ſchloß den Alten mit Ehrfurcht in ſeine Arme. Iſt es möglich? ſagte er gerührt; kann man ſo unglücklich, und ſo glücklich zugleich ſeyn? Nun traf er Anſtalten zur Mittagsmahlzeit. Die Frau beſorgte ſie. Liſſow wollte mit den beiden Alten eſſen. Die Frau fing an verlegen zu werden. Kein Tiſchzeug, keine anderen Teller als von Erde, und nicht mehr ganz. Das alles half nichts; man machte es, ſo gut man konnte. Eine Flaſche Wein, die Liſſow ſelbſt beſorgt hatte, hob allen Verlegenheiten ab, und die heiterſte Fröhlichkeit ſaß hier mit den drei Menſchen zu Tiſche.

Nach dem Eſſen fragte Liſſow den Alten: Und haben Sie keine Kinder? Die Frage ſchien mit tauſend Spitzen in des Alten Herz zu greifen. Sein Auge verfinſterte ſich. Er beugte den Kopf nieder, ſchob ein Glas Wein, das er ſchon aufgenommen hatte, von ſich weg, bewegte die eine Hand über die Stirn, faltete ſie dann in die andere, und ſagte ſeufzend: „eine Tochter.“ Liſſow lenkte ein; er ſtieß an: ein zufriedenes Herz! „Nein, ſagte der Alte ſtill; nun auch nicht einen Tropfen mehr!“ und ſchüttelte betrübt den Kopf. Liſſow brach das Geſpräch ab, und des Alten Heiterkeit kam nach einiger Zeit wieder.

Liſſow ſann noch immer darauf, wie er ihm auf eine gute Weiſe Unterſtützung anbieten ſollte. Er ſprach mit dem Alten von ſeinen Geſchäften. Dieſer fand die Art und Weiſe, wie Liſſow ſie trieb, nicht übel, gab ihm aber noch manchen Wink, wie er ſie beſſer zu ſeinem Fortkommen nützen ſollte. „Und können Sie Franzöſiſch?“ fragte er auf einmahl. Nein, ſagte Liſſow. „Das iſt Schade,“ erwiederte der Alte. „Dieſe Sprache iſt noch einmahl ſo gebildet, wie unſere Mutterſprache. Und in der Welt kommt es beinahe eben ſo ſehr darauf an gut zu reden, als richtig zu denken und gut zu handeln. Ich habe Menſchen unglücklich werden ſehen, die geſcheidt dachten und gut handelten. Sie verſahen nichts; aber ſie wußten, was ſie dachten, nicht gut zu ſagen."

Von dieſem Geſpräche nahm Liſſow Veranlaſſung, den Alten zu bitten, daß er ihn Franzöſiſch lehren möchte. Der Alte verſprach es mit Freuden. Liſſow fing an die Bedingungen zu machen. Es erhob ſich nun zwiſchen beiden ein ſchöner Streit der Großmuth, worin Liſſow aber Sieger blieb. Die kleine Wirthſchaft wurde eingerichtet. Liſſow zählte ſich von dem Augenblick an zu der Familie des alten Grumbachs. Er aß bei ihm, und ſie führten eine gemeinſchaftliche Haushalt, zu deſſen Einrichtung Liſſow das Geld hergab. Der Alte machte Anfangs Einwendungen dagegen. „Junger Mann, ſagte er, wir haben ausgelebt, und Sie fangen erſt an zu leben. Sie handeln nicht klug, daß ſie Ihr Geſchick an das Unglück zweier Menſchen feſſeln, die Ihnen nichts vergelten können. Ihren

Ueberfluß ſollten Sie niederlegen für Zeiten der Noth. Sie haben keine Freunde, keine Anverwandten, die Ihnen forthelfen können; nichts als Ihre Kenntniſſe und Ihren Fleiß. Ein großes Kapital, ich geſtehe es, wenn es gut angewendet wird. Aber Sie wollen eine verſunkene Familie wieder aufrichten; noch mehr, Sie wollen die Stütze der Familie bleiben. Lieber Freund, das iſt ein eben ſo großes Kapital, welches Sie borgen, und ſtrenge verzinſen müſſen. Nein, nein, junger Herr, hören Sie mich nur! Ich ſage, Sie machen dadurch Schulden, die Sie bezahlen müſſen, Sie mögen wollen und können, oder nicht. Sehen Sie, jetzt gehn Sie auf Ihr Zimmer, haben uns heute getränkt, geſpeiſt, und wir können noch morgen, noch übermorgen von Ihrer Güte leben. Wir ſehen Sie nicht wieder, Sie bekümmern ſich nicht weiter um uns; ſo ſagen wir dennoch: es war ein Engel, den uns Gott ſandte; ſo ſagen wir in jeder Stunde der Freude, in jeder Stunde der allerbitterſten Noth: könnte er die Freude mit uns theilen! wüßte er unſer Elend! und wir ſetzen hinzu: Gott gebe ihm jetzt eine gute Stunde!

Stunde! Aber, lieber Herr, das iſt ein anderes, wenn Sie ſchlechterdings unſere Stütze bleiben wollen. Wir ſetzen dann unſre Hoffnungen auf Sie, die Hoffnungen der Zukunft, und Sie müſſen dann dieſe erfüllen, oder wir klagen nicht mehr unſer Geſchick an, ſondern Sie. Denn wer heißt Sie unſere Hoffnungen vom Himmel ab auf ſich ziehen? Eine fortgeſetzte Wohlthat wird Gewohnheit, Schuldigkeit. Wir werden das fordern, wofür wir jetzt mit Rührung danken. Sie laden ſich eine Laſt auf, die Sie fortſchleppen müſſen bis an unſern Tod. Werfen Sie die Laſt einen Schritt vor unſerem Grabe nieder, ſo haben Sie noch nichts gethan. Wir ſehen nur den Weg, den Sie noch tragen ſollten, nicht, den Sie getragen haben. Erzeigen Sie uns, wenn Sie wollen, Wohlthaten; aber verbinden Sie Ihr Schickſal nicht mit dem unſrigen. Glauben Sie mir, der Menſch iſt von Natur undankbar; er meint alles mit Liebe abtragen zu können, alle Schulden. Wir werden Sie lieben, weiter nichts; und wir werden Sie mit unſerer Liebe, die Ihnen zu nichts in der Welt helfen kann, hinlänglich belohnt glauben. Wie geſagt, handeln Sie klüger!“

Liſſow ſah den Alten lächelnd an. Sagen Sie mir, lieber Vater, nur das Einzige: iſt es recht, wenn ich Ihre Stütze werde, wenn ich den Abend Ihres Lebens zu erheitern ſuche? Vorausgeſetzt, daß ich es kann. Und zweitens: darf Undankbarkeit die Menſchen überheben Recht zu thun? — Der Alte ſah vor ſich nieder. — Laſſen Sie mich, rief Liſſow überwallend: laſſen Sie mich Ihr Sohn ſeyn! Ich bedarf Liebe, und bin hinlänglich belohnt, wenn Sie mich lieben. — „Sey mir willkommen, ſagte der Alte auf einmahl ſehr ernſt: Du biſt ein Menſch!“ Er breitete die Arme nach ihm aus. Liſſow ſank an ſeinen Buſen, und der Bund der Freundſchaft war geſchloſſen.

Das Zimmer des Alten wurde nun, zwar ſehr einfach, aber doch reinlich möblirt, und die kleine Haushaltung fing den nächſten Tag an. Nach einigen Tagen ſah Liſſow ſchon, wie reichlich er für ſeine Güte belohnt war. Der Alte hatte, ohne gerade ein Gelehrter zu ſeyn, beinahe in allen Fächern ſehr praktiſche

Kenntniſſe. Er ſprach ſehr gut Franzöſiſch, und Liſſow lernte, da er faſt nie anders als in dieſer Sprache mit ihm redete, ſehr bald ſich geläufig darin ausdrücken. Beſonders war der Alte im Kameralfache ſehr bewandert. Liſſow lernte bei einem Aufſatze, bei einer Rechnung von dem Ertrage der Aemter, die er ausziehen mußte, in der Geſellſchaft des Alten faſt mehr, als vorher in der ganzen Zeit, die er allein gelebt hatte. Auch ward das dem Kammerrathe, für den er arbeitete, ſehr bald merklich. Liſſow mußte ihn ſelbſt ſprechen. Der Kammerrath war ſehr mit dem Jünglinge zufrieden, und verſprach ihm ſeine Unterſtützung bei einem künftigen Amte. Kleinigkeiten ließ er von Andern abſchreiben; Liſſow bekam die wichtigſten Sachen unter die Hände, und blieb immer gleich genau und fleißig. Die Liebe zu Käthen ſpornte ihn. Nun ſah er eine Ausſicht vor ſich, mit Käthen leben zu können. Er hatte des Kammerraths Wort, und verließ ſich darauf, ſo oft auch der Alte den Kopf dazu ſchüttelte.

Alle Stunden verfloſſen ihnen in der heiterſten Zufriedenheit; aber jetzt ſtahlen ſich doch zuweilen Wölkchen von Sorgen auf des Alten Stirn. Beſonders traf ihn Liſſow einmahl bei dem Leſen eines Briefes finſter und ſtumm. Liſſow ſah ihn nur beſorgt und zärtlich an; er wagte es nicht, zu fragen, was ihn ſo finſter mache. Der Alte legte den Brief vor ſich auf den Tiſch, betrachtete ſeinen jungen Freund mit einer zärtlichen Wehmuth, und ſagte bewegt: ich bin Vater! und das iſt, ſetzte er unruhig hinzu, ach! der einzige Punkt, bei dem mich der Glaube an die Vorſehung ſelbſt nicht beruhigen kann. Ich bin Vater! Unter andern Umſtänden vielleicht der allerglücklichſte Vater der Erde. Aber was ſonſt mein Glück, meine Beruhigung, meinen Stolz ausmachte, iſt jetzt meine Unruhe und mein Kummer. Liſſow ſetzte ſich horchend an ſeine Seite. Ich habe eine Tochter, fuhr Grumbach fort. Mit einem kleinen Vermögen, das zureichte, ſo mäßige Wünſche zu erfüllen, als ich hatte, ging ich hieher, und lebte ganz der Erziehung meiner Tochter. Vielleicht wird nie ein Mädchen wieder ſo ſorgſam erzogen, wie meine Jakobine. Sie geht, ſo dachte der entzückte, der thörichte Vater, aus meinen

Händen in die Arme eines geliebten Mannes; und in dieſem Gedanken erhielt ich den Reitz ihrer Unſchuld ſo ſchneeweiß, ſo rein, daß keine Ahnung, kein Traum ihn befleckte. Ach, ſie war erzogen, erſt das Glück ihrer Eltern, dann die Seligkeit eines Mannes und ihrer Kinder zu machen. Sie kannte die Welt nicht. Wozu, dachte ich, ſoll ſie die Welt kennen lernen? Sie ſoll ja nie darin leben. Vor einem Jahre ſtürzte dies Gebäude meiner Glückſeligkeit zuſammen, dem ich eine Ewigkeit zutraute, weil die Glückſeligkeit meines Mädchens darauf gegründet war. Ach, wußte ich denn nicht, daß der Himmel Unbeſonnenheiten, Aberglauben, Irrthum ſo gut beſtraft wie Verbrechen? Ich wußte es; und dennoch war ich ſo ſtolz, ſo thöricht, zu glauben, der Himmel würde meinen ſeltſamen Plan begünſtigen, weil ich meine gute Abſicht dabei kannte. Mein Vermögen, wodurch es mir allein möglich wurde, meine Tochter bei mir zu behalten, bis ich ſie einſt einem Manne abtreten könnte — mein Vermögen verſchwand. Gott! durfte ich die Glückſeligkeit eines Menſchen, meiner Tochter, auf dieſen flüchtigen Sand bauen? Ich wurde arm. Noch immer rettete ich meine Tochter. Die Noth ſtieg höher. Eine Dame bat mich um meine Tochter. Meine Frau beſchwor mich, ſie hinzugeben; meine Jakobine ſelbſt wollte es. Ich war ſchwach genug, es zu erlauben, nicht zu bewilligen. Dieſes unſchuldige, junge, fühlende Mädchen, das nur zur Liebe erzogen wurde, deſſen Herz jedem freundlichen Blicke entgegen ſchlug, keine Falſchheit, keine Betrügerei ahnet weil es keiner Bosheit fähig iſt — dies Mädchen lebt jetzt in der Welt, unter Menſchen, die es täglich betrügen, die es verderben oder unglücklich machen. Glauben Sie, Liſſow, und wenn meine Tochter mir fremd wäre, die Tugend, die da verloren geht, würde mir Thränen koſten. Leſen Sie dieſen Brief, leſen Sie.

Liſſow nahm den Brief mit auf ſein Zimmer, und las ihn. Er erſtaunte über die Einfalt des ſchönen Herzens, aus dem der Brief gefloſſen war. Die feurigſte Liebe für Eltern, für Ruhe und Frieden, für Selbſtgenuß in der Einſamkeit hatte ihn auf das Papier gehaucht. Zwiſchenein ſtahl ſich zuweilen eine ſanfte leiſe Klage über das Geräuſch, worin ſie lebte, und der Wunſch einſt wieder in der Stille des väterlichen Hauſes zu ſeyn. So denkt Käthe! rief Liſſow: ſo fühlt ſie! Das iſt Käthens Herz, das iſt Käthens Seele! Er warf den Brief hin, und dachte eine Stunde an Käthen. Endlich fiel ihm der klagende Vater wieder ein. Er ſah indeß nichts in der Lage des Mädchens, was die Erfüllung ſeiner Befürchtungen wahrſcheinlich machte; er war ja noch eben ſo unſchuldig wie Jakobine. Die Sorgen des Vaters ſchienen ihm mehr Sehnſucht nach einer geliebten Tochter. Wie kann man des Alten Wunſch erfüllen? Das war ſein Gedanke. Er überlegte, daß Jakobine den Haushalt vergrößerte, die Ausgaben vermehrte. Seine Stirn wurde doch ein wenig kraus. Noch Einer, das ſah er wohl, konnte allenfalls, obgleich kaum, von ſeiner Einnahme leben. Aber warum nicht Käthe? rief ſeine Phantaſie. Ein Theil von den zwei Jahren, die er wegbleiben wollte, war hin. Noch etwas über die Hälfte, und Käthe war ſein. O, wie oft hatte er nicht in ſeinen ſtillen Abenden dem Himmel gedankt, der ihm zu leben gegeben hatte! Mit welchen glänzenden Farben malte nicht ſeine Phantaſie die Tage aus, wo Käthe erſt bei ihm ſeyn würde! Wie ſorgſam überrechnete er nicht oft, was Käthe wohl gebrauchen möchte! und wie voll Freude ſprang er dann auf, wenn er fand, daß er, Grumbach, deſſen Frau, und ſeine geliebte Käthe gerade genug hatten, um ohne Sorge leben zu können! Und jetzt?

Er ſchüttelte den Kopf zehnmahl, und rechnete eben ſo oft; immer daſſelbe Facit. Käthe oder Jakobine! Und immer fiel ihm der alte Grumbach wieder ein, wie er mit der bebenden Stimme ſagte, und dabei eine Thräne die eingefallenen Wangen herunterlief: ſie werden meine Tochter verderben oder unglücklich machen! Hätte er das ſo feſt geglaubt wie der Alte, ſo wäre der Streit augenblicklich entſchieden geweſen. Ich ſollte einen Menſchen böſe oder unglücklich werden laſſen, weil ich nicht genug habe? Nein er glaubte daran nicht recht. Aber immer fiel ihm wieder ein: wenn aber der Alte dennoch Recht hätte; wenn ſein Kind laſterhaft würde — Gott im Himmel! rief er laut: die Thräne des Vaters müßte ewig auf meiner Seele brennen! Ich konnte ſie retten, und wollte nicht. O Käthe! ich will die Nächte durch arbeiten. Himmel! unſer wären drei junge ſtarke Menſchen, und wir ſollten die Kraft nicht haben, zweien Menſchen das Leben zu erhalten? O, ich Thor! ich rechnete Zahlen, und dachte mit keinem Gedanken an die Vorſehung, und an der Menſchen Allmacht, wenn ſie wollen. Nein Jakobine, du ſollſt kommen; dein Vater ſoll aufhören zu trauern. Wir wollen alle glücklich ſeyn.

Er ſchlief die Nacht heiter, und ſtand am andern Morgen heiter auf. Ich komme erſt am Abend zu Hauſe, ſagte er zur Frau Grumbach, die aus ihrem Zimmer kam. Grüßen Sie den Vater. Jakobinens Brief ſteckte er zu ſich, ging fort, miethete ein Kariol, und fuhr nach dem Gute der adeligen Dame, bei der Jakobine war. Im Fahren überlegte er, unter welchem Vorwande er Jakobinen holen könne. So viel er ſinnen mochte, er konnte keinen Vorwand finden. Er kam auf dem Gute an, und verlangte die Jungfer Jakobine Grumbach zu ſprechen. Man führte ihn auf ein kleines Stübchen. Da ſaß Jakobine und arbeitete.

Er war Anfangs ſo verlegen wie ſie. Endlich zog er ihren Brief aus der Taſche, zeigte ihr den, und ſagte: Ihr Vater, Jungfer Jakobine, mein Freund — „Sind Sie etwa —“ fragte Jakobine lebhaft, ſah ihn zitternd an, und ihre Arme hoben ſich wie zu einer Umarmung. Ich heiße Liſſow, ſagte er. Ein himmliſches Lächeln verbreitete ſich auf des Mädchens Geſicht. Sie wollte etwas ſagen; aber ſie vermochte es nicht. Sie athmete nur ſchneller, und ihr freundliches Geſicht übergoß ſich mit ſanften Thränen. Endlich redete ſie. „Mein Vater hat mir geſchrieben, was Sie, Sie — O, Gott! wie freue ich mich, daß ich Sie nun auch einmahl ſehe! Ach! ich freue mich ſehr, gewiß ſehr!“ Sie war innig bewegt. „Gewiß, ich freue mich ſehr Sie zu ſehen!“ Das wiederholte ſie wohl noch zehnmahl. Sie hing an ſeinem Auge mit unbeſchreiblicher Huld und Dankbarkeit. „Hätte ich gewußt, in welcher Noth meine guten Eltern waren,‘ fuhr ſie nach einer Pauſe fort: „glauben Sie mir, ich wäre vor Angſt geſtorben.“

Liſſow konnte lange nicht vor dem Strome der Dankbarkeit, womit Jakobine ihn beſtändig unterbrach, zu Worte kommen. Endlich erfuhr ſie denn, daß ſie in ihr väterliches Haus zurückkehren ſollte, und ſie war außer ſich. Es koſtete Liſſow viele Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ſie ihrer Herrſchaft ſagen müſſe, ſie wolle fort. Das that denn Jakobine. „Mein Vater will mich bei ſeinem Tode um ſich haben.“ Man verſtand das falſch. Man meinte, er ſey gefährlich krank, und ließ ſie reiſen. Liſſow hob das vor Freude zitternde Mädchen in den Wagen. Er ſetzte ſich zu ihr, und der Wagen rollte dahin.

Sie kamen am Abend in Berlin an. Liſſow führte ſie zu Fuß von des Fuhrmanns Hauſe zu ihres Vaters Wohnung. Als ſie dieſe erblickte, ſtreckte ſie die Arme danach aus. Sie tanzte mehr als ſie ging. Auf den Treppen lehnte ſie ſich matt an Liſſow. Er führte ſie in ihres Vaters Zimmer. Hier iſt Ihre Jakobine, rief Liſſow: unſchuldig und glücklich!

Jakobine! Vater! Mutter! — Heilige Empfindungen der Natur, wie reich macht ihr den Menſchen! wie genügſam! Da ſtanden ſie, umſchlungen einer von des andern Armen, benetzt einer von des andern Thränen, und vergaßen alles, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, ſich ſelbſt, ja den Schöpfer ihrer Freude, Liſſow. Endlich war der Sturm der Empfindung vorüber. Grumbach warf einen Blick auf Liſſow, nur Einen. Mit dem Blicke betrachtet der Sterbliche ſeinen Schutzengel, der ihm in der Gefahr erſcheint und ihn rettet. O Liſſow! rief er, drückte ſeine Hand auf ſein Herz, und ſchwieg. Seine Frau wollte Liſſowen danken. „Nicht ein Wort von Dank,“ rief der Alte lächelnd ſeiner Frau zu; „der Menſch iſt es werth, daß er keinen andern Dank empfängt, als das Schauſpiel unſers Glückes. Er will nichts als unſere Liebe, und die, die — guter, heiliger Gott! — die hat er.“

Liſſow ſchlich ſich davon, und ließ die Familie allein, ſogar auch eſſen. Spät Abends kam er wieder zu Hauſe. Er hatte ein Bett für Jakobinen beſorgt, an das die

Eltern noch nicht gedacht hatten. Den Abend brachten dieſe damit hin, daß ſie Jakobinen von Liſſow erzählten. Der Vater ſprach von ſeinem ſchönen Herzen, von ſeiner reinen Seele; die Mutter fiel ein, und nannte ihr Stück für Stück, was dieſer Engel von Menſchen alles für ſie gethan hatte.

Erſt am andern Morgen dachte man an die Schwierigkeiten, die Jakobinens Aufenthalt bei ihren Eltern machen würde. Liſſow kam ſelbſt. Man trug ſie ihm vor. Lächelnd nahm er Jakobinens Arm, hob ihn den Eltern entgegen, und ſagte: kann dieſer Arm nicht arbeiten? und wird es dieſem Herzen je an Muth dazu fehlen? an Muth zu arbeiten, und zu entbehren? Es gilt ja für ihre Eltern. Nein, rief er, nein. Vater, Sie ſagen ja ſelbſt, daß Gott Wunder für die Menſchen, durch die Menſchen thut; und dies wäre nicht einmahl ein ſolches Wunder, wie das mit ihrem Armſtuhle. Wir viere können alle entbehren; und wir wollten zweifeln? — „O, ihr Kleinmüthigen! rief der Vater. Er hat Recht. Da fällt mir denn doch ſogleich ein, daß Jakobine eine ſchöne Hand ſchreibt.

Liſſow hat viel mehr zu thun, als er beſtreiten kann. So mag ſie ſchreiben.“ — Ich kann ſchreiben, rief Jakobine; ich kann alles, was ich können ſoll. Ihre Zufriedenheit, mein Vater, iſt der Preis: was wäre mir unmöglich!

Man ſetzte ſich nun zuſammen, und ſprach mit mehr Ruhe über die Einrichtung der kleinen Wirthſchaft. Die drei Grumbachs bezogen Liſſows Zimmer, weil es eine Kammer hatte. In einer Stunde waren die Geräthe vertauſcht. Die Mutter ſetzte ſich zu ihrem Rade, und ſpann. Jakobine beſorgte das Mittagseſſen. Um zwölf ſaßen ſie alle ſo vertraulich um die einzige Schüſſel her, als ob ſie Jahrhunderte ſo gelebt hätten. Jakobine machte unter ihres Vaters Anweiſung ihre erſte Probe mit dem Abſchreiben. Der Alte, der bisher müßig geweſen war, hatte nun auch zu thun. Am Abend, als Liſſow mit ſeinen Papieren in der Hand herüber kam, und Jakobinens Schrift ſah, rief alles mit Augen, die vor Freude leuchteten: o, es geht! es geht! wir ſind glückliche Menſchen! Der Abend wurde ein fröhliches Feſt, und Jakobine war des Feſtes Königin. Ihre Papiere gingen aus einer Hand in die andere.

So lebte die Familie in der höchſten Zufriedenheit fort. Glücklichere Abende hat Liſſow nie wieder erlebt. Da ſaßen ſie um den Tiſch her: Grumbach in ſeinem Armſtuhle, Liſſow und Jakobine neben ihm, die Mutter an ihrem Rade. Man ſcherzte, man lachte, man ſang. Dann erzählte der Alte ein Stück aus ſeinem ſo merkwürdigen Leben. Liſſow ging nie um zehn Uhr von ihm weg, ohne beſſer geworden zu ſeyn, oder ohne etwas mehr zu wiſſen. Gab es weitläuftige Rechnungen, ſo ſaß Jakobine bei Liſſow auf dem Zimmer, und Beide verglichen. Die Rechnung war vollendet. Nun ſaßen ſie da einander gegenüber mit heiteren Geſichtern, und redeten eine kleine Freude für die beiden Alten ab. O meine gute Jakobine! rief Liſſow, und drückte Jakobinens Hand an ſein Herz, wenn ſie etwas fand, wodurch man ihrem Vater am ſicherſten Freude machen konnte. Lieber Liſſow! ſagte ſie, und legte ihre andere Hand liebkoſend an ſeine Wange.

Morgens um ſechs Uhr war die Familie auf dem Zimmer des Alten verſammelt. Man trank Thee, und Liſſow rauchte dem Alten zu Gefallen eine Pfeife mit. Jakobine ſchenkte den Thee ein, und ſtrickte dann ämſig für Liſſow und ihren Vater. Die Mutter ging ab und zu, und beſorgte die Haushaltung. Der Thee war getrunken. Liſſow ging auf ſein Zimmer. Jakobine ſah ihm nach, oder ſie ging, ihre Feder in der Hand, mit ihm, um in ſeiner Geſellſchaft zu arbeiten. Um zwölf rief die Mutter zu Tiſch. Man aß, man arbeitete, und dann brachte der Abend die Glücklichen wieder zuſammen.

Die reinſte Liebe umſing ſie alle vier, eine Liebe, deren Weſen Wohlwollen ohne Anmaßung, Leidenſchaft in der höchſten Ruhe, die tiefſte Empfindung mit der höchſten Zufriedenheit verſchmolzen, und die allerheftigſte Begierde war, aber nur die, glücklich und zufrieden zu machen. Seelenvolle heitre Blicke fielen hier nur auf eben ſo heitre Blicke, und das Herz blieb in dem ruhigſten Schlage. Liſſow drückte Jakobinens Hand an ſeine Bruſt; ihr Blut wallte eben ſo ruhig wie vorher. Ihre Seele war nur ſanft bewegt, und ſie lächelte zufrieden. Sie ſah ihm über die Schulter in eine Rechnung, um zu vergleichen. Ihr Athem ſpielte warm an ſeiner Wange. Schnell drehete er ſein Geſicht um, haſchte einen ſanften Kuß von ihrer rothen Wange, und rechnete dann wieder fort. Sie lächelte nur darüber, und ihr Geſicht wurde wieder ruhig wie vorher. Sie rechnete mit, und der Kuß brachte ſie nicht aus dem Summiren. Waren ſie fertig, ſo las Liſſow aus einem Franzöſiſchen Dichter vor. Eine fremde Leidenſchaft bewegte Beider Herzen. Jakobine vergoß Thränen. Liſſow hörte auf zu leſen, wenn er ihre Thränen ſah. Er lächelte ihr zu, nahm ihr Taſchentuch, trocknete die ſchönen Augen, und mitten unter ſeinen Liebkoſungen wurde ihr Herz wieder ruhig. Sie liebten ſich, wie Schweſter und Bruder, oder wie ein Paar Gatten, deren erſte heiße Liebe die Zeit beſänftigte, und deren Herzen die ſchöneren und feſteren Bande der Tugend, der Freundſchaft, der Elternliebe, des häuslichen Genuſſes, des gemeinſchaftlichen

Glücks und Kummers verbinden. Sie waren höchſt glücklich.

Käthe fehlte indeß Liſſowen noch immer, ſo glücklich er ſich auch fühlte. Gleich Anfangs hatte er dem alten Grumbach ſeine Geſchichte ſo erzählt, daß von Käthen kein Wort darin vorkam. Er ließ es dabei. Eine neue Freude, dachte er, wenn ich ihnen Käthen einſt eben ſo unvermuthet bringe, als Jakobinen. Er konnte ſich nichts Glücklicheres denken, als ſein künſtiges Leben zwiſchen dieſen beiden Mädchen. Noch liebte er Käthen eben ſo zärtlich, wie ehemals. Nur die einzige Veränderung war mit ihm vorgegangen, daß er nicht mehr wie ſonſt ſein höchſtes Glück in der Vorſtellung fand, mit Käthen von allen Menſchen abgeſondert zu leben, ſondern jetzt in allen ſeinen Träumen von dem Glücke mit ihr, immer auch Jakobinen wenigſtens als Nebenperſon gebrauchte. O, wie wird ſich Käthe freuen, dachte er, wenn ich ſie zu dieſem vollkommenen Mädchen führe! Wie werden ſich die beiden Mädchen lieben!

Schwerlich möchte indeß Käthe mit dieſer Liebe der vollkommenen Jakobine gegen

Liſſow zufrieden geweſen ſeyn, ſo rein, ſo ſich ſelbſt unbewußt dieſe Liebe auch war. Liſſow ſprach ſelten von Jakobinens Schönheit; denn er wußte wahrlich nicht mehr recht, ob ſie ſchön ſey oder nicht, wenn er ſich nicht erinnert hätte, daß ſie ihm bei dem erſten Anblicke ſchön vorgekommen war: aber er ſparte ſich ſelbſt manches Buch ab, das Grumbach für nothwendig erklärte, oder arbeitete einmahl ein Paar Nächte durch, um Jakobinen eine Kleidung oder einen Putz zu kaufen; und dieſer Putz ſtand Jakobinen allemahl ſo gut, daß der größte Kenner der Schönheit ihn nicht paſſender hätte erfinden können. An ſeine eigene Kleidung mußte er ſich allemahl erinnern laſſen. Dagegen aber ſaß Jakobine ebenfalls manche Nacht, um für Liſſow ein Paar Manſchetten auszunähen; und kein Schlaf kam in ihr Auge, wenn ſie für ihn arbeitete. Jakobinens Geburtstag ward mit einem Feſte gefeiert, bei dem der Alte ſogar den Ueberfluß tadelte; und Liſſow meinte doch, es ſei ſehr wenig. Liſſow arbeitete jetzt am liebſten Rechnungen, weil Jakobine ihm dabei helfen mußte; und doch ging es dann langſam genug. Hatte Jakobine ein Paar Stunden gearbeitet, ſo ſehnte ſie ſich nach Liſſow. Sie ging über den Saal, ſteckte wenigſtens den Kopf in die Thür, ſah ihn freundlich an, und fliſterte: guten Tag, Liſſow! Er hob den Kopf von ſeiner Arbeit, betrachtete ſie eben ſo freundlich, bis ſie die Thür wieder zumachte, und war nun wenigſtens auf eine Viertelſtunde geſtört.

Ging er einmahl aus (denn ſein Kammerrath bat ihn zuweilen, wenn er keine Geſellſchaft weiter hatte, zu Tiſche), ſo ging Jakobine nicht vom Fenſter weg; und kam er, ſo drehete ſie ſich hüpfend zu ihren Eltern um, und ſagte mit einem Tone, den ihr Vater die Sprache der Seligkeit nannte: er kommt! Sie ging ihm bis an die Treppe entgegen, und kam Hand in Hand mit ihm ins Zimmer. Er blieb dann den Abend gewiß, bis der Alte in ſeinem Stuhle, und die Mutter an ihrem Rade einſchlief. Sie ſaßen am Tiſch und ſprachen armſelige Kleinigkeiten. Ja, wenn Jakobine ein Klavier hätte, ſagte der Vater einmahl im Geſpräch. Sie ſpielt ganz gut. — Ja, wenn ich ein Klavier hätte, wiederholte

Jakobine; und ſchon an demſelben Abend rechnete Liſſow, wie viel Geld er noch hatte. Es ging nicht. Ein Klavier! das war der einzige Gedanke in ſeinem Kopfe. Den andern Tag trieb ihn eine Unruhe aus dem Hauſe. Er wußte ſelbſt nicht, wie es kam: er war immer wieder bei ſeinem Wirthe, einem Inſtrumentenmacher, und hatte doch nicht Geld genug.

Er zog ſeine Uhr hervor, ein Geſchenk der Frau von Flaming, um zu ſehen, wie ſpät es wäre. Wozu brauche ich die Uhr? riefen tauſend Stimmen in ſeinem Innern. Er flog zu einem Uhrmacher, verkaufte die Uhr, eilte dann wieder zu ſeinem Wirthe, und kaufte ein Klavier. Am Abend holte er es ſelbſt, und ſchlich ſich damit auf ſein Zimmer. Er wollte Jakobinen am Morgen, wenn ſie ihn zum Thee riefe, damit überraſchen. Aber was trugen Sie vorhin? fragte Jakobine. Er lächelte, nahm ihre Hand, und führte ſie auf ſein Zimmer. Da ſtand das Klavier. Jakobine erſchrak. O mein Gott! ſagte ſie, und ſah ihn an. Er war ſo freundlich. Sie fiel ihm um den Hals, lag an ſeinem Buſen, und zuletzt hatte ſie vergeſſen, worüber ſie ſich ſo freute. Er zog ſie ans Klavier. Sie ſpielte, und ihr Auge lachte. Liebſte Jakobine! ſagte er, und zog ſie auf ſeinen Schooß. Liſſow! wie gut ſind Sie! ſagte ſie, und trocknete ſich die Augen.

Der Vater kam endlich, weil ſie zu lange ausblieben. Er lächelte. „Hm! ſagte er: war es doch möglich? Aber der Liebe iſt ja nichts unmöglich.“ — Sie lieben die Muſik, lieber Vater, ſagte Liſſow. — „Ja, ja, und Jakobine ſpielt,“ antwortete der Alte. „Aber geſtehen Sie nur, guter Menſch, daß Sie nicht an mich dachten, als Sie das Klavier kauften.“ — Wohl nicht an Sie, ſagte Liſſow; ich dachte an Jakobinen. — „Aber Sie haben doch das Klavier nicht geborgt?“ — Mein Gott, nein! Sie wiſſen, daß ich alles Schuldenmachen haſſe. Tauſendmahl lieber wollte ich die Freude entbehrt haben, Jakobinen eine Freude zu machen. Es koſtet ſehr wenig. — „Aber doch mehr, als Ihr Geldvorrath betrug!“ — Liſſow erröthete. Wie ich Ihnen ſage, es koſtet wenig, ſehr wenig; und ſehen Sie, wie vergnügt Jakobine iſt!

Den andern Tag bemerkte der Vater (Jakobine nicht), daß ihm die Uhr fehlte. „Lieber Sohn, ſagte der Alte zärtlich, mußt du uns denn alles opfern? Du hatteſt die Uhr ſo lieb, und giebſt ſie hin für Jakobinens Vergnügen!“ — Kann ich genug dafür geben, mein Vater? antwortete er zärtlich. Jakobinen funkelten ein Paar Thränen im Auge. Sie ging hinaus, um ſie zu verbergen.

Das Klavier war nun einmahl da, und die Freude dadurch um vieles vergrößert. Jakobine ſpielte fleißig. Nach und nach beſorgte Liſſow auch Noten. Da ſaß er ganze Stunden in der Ecke am Klavier, wenn Jakobine ſpielte, und betrachtete ſie. Sie ſpielte Anfangs die Noten; dann warf ſie einen Blick auf ihn, dann noch einen; dann verwirrte ſie ſich, ſpielte nur die Noten, die ihr Herz diktirte, ſah ihn an, und fiel in die zärtlichſten Melodieen. Auge hing an Auge, Seele floß in Seele, Empfindung ſchmolz in Empfindung über. Seltſam war es, daß Liſſow dabei mit aller Treue an Käthen dachte: an Käthen mit Jakobinens Figur und Blicken, oder an Käthens Bild mit Jakobinens Nahmen. Jakobine lehrte ihn in den Abendſtunden ſingen, und es koſtete ihr nicht viele Mühe, ſeinen natürlichen ſchönen Tenor zu bilden. Er begleitete jetzt ihre Stimme; allein mitten in der Arie hörte er auf, und ſah ſie nur an. Machte ſie ihm Vorwürfe, daß er geſchwiegen habe, ſo behauptete er ſteif und feſt, er hätte die Arie bis ans Ende mit geſungen. Man rief den Vater zum Richter auf. „Kinder, ſagte der, ihr thut jetzt ſo viel, ohne es zu wiſſen, daß der vielleicht auch wohl mitgeſungen hat, ohne daß wir es gehört haben. Ihr habt beide Recht. Gott gebe, daß ihr Euch immer ſo irrt!“

So ſtand es mit beiden jungen Leuten. Der Alte ſah wohl, daß beide ſich zärtlich liebten. Er hatte es lange geſehen, noch länger gewünſcht. Wem konnte er ſeine Jakobine lieber geben, als dieſem edlen Jünglinge, dem er alles, vielleicht gar ſeine Jakobine ſelbſt, zu danken hatte! Wenn er da ſaß, und die beiden jungen Leute einander zärtlich betrachteten, für ihre allerleiſeſten Wünſche Sinne hatten, ſich am Tone der Stimme, an den feinſten Bewegungen verſtanden; — oder wenn er ſah, wie Jakobine am Morgen früh aus dem Bette ſchlich, in ein Paar Minuten angekleidet war, um noch, ehe ſie das Frühſtück bereiten durfte, einige Minuten für Liſſow allein zu haben; oder mit welcher Liſt das unſchuldige Mädchen, wenn früh Morgens zu thun war, den günſtigen Augenblick, ihn auch nur zu ſehen, von weitem vorbereitete, erlauerte, und, wenn ſie ihn nun hatte, wie ein Pfeil dahin flog, heiter wie der Morgen, der durchs Fenſter leuchtete: wenn der Alte das ſah, ſo falteten ſich unbemerkt ſeine Hände, und er ſegnete die beiden liebenden Herzen ſeiner Kinder. Er that, als merkte er nichts, und ſeine Frau hatte ihm heilig verſprechen müſſen, weder in Scherz, noch in Ernſt, die jungen Leute möchten auch thun und ſagen, was ſie wollten, etwas darüber zu reden oder anzudeuten.

Er ſah aus der Ungezwungenheit, aus der Freimüthigkeit, womit ſie einander in ſeiner Gegenwart liebkoſten, ſehr wohl, daß es unter ihnen zu keiner Erklärung gekommen war, daß ſie ſelbſt die Art ihrer Gefühle nicht kannten. Und das freute ihn, weil er wünſchte, Liſſow möchte vorher in eine feſte Lage kommen, ehe er Jakobinen heirathete. Er ſuchte auf alle Weiſe zu verhindern, daß Jakobine durch nichts zu der Bekanntſchaft ihrer Gefühle gebracht würde. Nie hatte er etwas dagegen, Jakobine mochte ſo oft und ſo lange zu Liſſow gehen, als ſie wollte. Er ſcherzte auch nicht darüber, und ſchien es gar nicht zu bemerken. Zu allen Einfällen, auf welche die Liebe das zärtliche Mädchen bringen konnte, gab er ſich her, nannte die allerzärtlichſten Aeußerungen ihrer Leidenſchaft gegen den Jüngling: verdiente Freundſchaft, Dankbarkeit, Vertrauen; ſah nichts, was er nicht ſehen, hörte nichts, was er nicht hören ſollte, und wußte dann wieder die beiden Liebenden ſo fein zu beſchäftigen, oder ihre Liebe ſelbſt ſo zur Quelle ihrer Beſchäftigungen zu machen, daß auch der Müßiggang ſie nicht über ihren Zuſtand belehren konnte. Auf die Frage ſeiner Frau: aber mein Gott, was ſoll daraus werden? antwortete er immer: die Natur wird nicht ſchweigen, liebe Frau. Sey du unbekümmert, und laß die Natur und ihre Herzen ſorgen.

Mit Liſſow war es ſeltſam. Er liebte Jakobinen wirklich, und kannte die Liebe; aber dennoch wußte er nicht, daß er Jakobinen liebte. Er hatte Käthen verſprochen treu zu bleiben. Seine Empfindungen für Jakobinen waren ſo nach und nach ohne alle Heftigkeit entſtanden. Sie ſchienen ihm ſo natürlich; ja, wenn er zuweilen darüber nachdachte, ſo ſchienen ſie ihm mehr Empfindungen des Wohlthuns, der Menſchlichkeit, als der Liebe zu ſeyn. Er bemerkte noch immer einen Unterſchied zwiſchen der Liebe zu Käthen und zu Jakobinen; dieſer Unterſchied machte ihn ſicher. Im Grunde war das, worauf er ſich verließ, nichts weiter als die Achtung für Käthens Rang, die man ihm von Jugend auf beigebracht hatte, und das Sinnliche, das durch die Schwierigkeiten bei ſeiner Liebe zu Käthen hervorgebracht war. Er hatte eben die Achtung für Jakobinen; allein ſie war ſo mit dem Vertrauen zu ihr, mit der Empfindung des Schutzes, den er ihr gab, zuſammen geſchmolzen, daß er ſich der Achtung nicht beſonders bewußt war. Seine Liebe zu Jakobinen war ſo leiſe, ſo nach und nach entſtanden, fand ſo gar kein Hinderniß, verlor ſich ſo in dem Vertrauen zu ihren Eltern, in den Beſchäftigungen, in der Ruhe ihres Lebens, in der Sicherheit, mit der er ſich ihres Beſitzes bewußt war, in der Ruhe und Zufriedenheit, in der unbeſorgten, argloſen Unſchuld Jakobinens, und beſonders in ihrem gemeinſchaftlichen Glücke der Gegenwart — daß kein Gedanke an die Zukunft ſeine Sinnlichkeit rege machen konnte, und daß alſo auch ſein Herz über ſeine Gefühle unwiſſend bleiben mußte.

Jakobine liebte Liſſowen über alle Beſchreibung, und war über alle Beſchreibung unſchuldig. Sie wußte nicht, daß man weniger lieben konnte, als ſie liebte. Sie folgte dem Triebe ihres Herzens, ohne irgend etwas dabei zu denken; und dachte ſie ja daran, ſo glaubte ſie, ihn für alles Gute, das er ihr und ihren Eltern erzeige, noch immer nicht genug zu lieben. Ihre ganze Seele war voll von Liſſow: alle ihre Gedanken gingen von ihm aus, und kehrten wieder zu ihm zurück. Konnte ſie dabei je auf den Gedanken fallen, daß ſie Liſſow ausſchließend liebte? Gewiß nicht.

Dachte ſie an Liſſow, ſo war ſie gezwungen, auch an ihren Vater, an ihre Mutter zu denken. Sie ſah ja überall ſein Bild mit den freundlichen Bildern ihrer Eltern verbunden; die Farben des Bildes wurden durch dieſe Verbindung ſtrahlender, lebendiger. Was konnte ſie Arges daraus haben? Sie dachte ſo unſchuldig an Liſſow, wie an ihre Geſchäfte. Was konnte ſie dafür, daß ihr Vater alle ihre Geſchäfte zu Spielen der Liebe gemacht hatte?

Man leſe dieſe wenigen Abſchnitte, und man wird ſich nicht wundern, daß ich nichts von Unruhen, von Qualen der Liebe, nichts von zärtlichen Zänkereien, von Verſöhnungen, nichts von Eiferſüchteleien, nichts von wollüſtigen Verſuchungen und unwahrſcheinlichen Siegen über das Herz zu erzählen weiß. Es war die Liebe der Natur und zweier ſchönen Herzen, die keinen Widerſtand findet; und die iſt ruhig. Liſſow und Jakobine waren wie zwei Bäume, die nahe an einander aus einem fruchtbaren Boden hervorgeſproßt ſind. Sie haben ſich vereinigt; Eine Rinde umſchließt ſie. Man kann nicht einmahl ſagen, ihre Zweige ſind durch einander geſchlungen; nein, es ſind die Zweige Eines Baumes. Ihre Liebe war ein Bach, der zwiſchen Blumen und Graſe auf einer ſanften Ebne dahin fließt: kein Steinchen hemmt ſeinen Lauf; kein Blinken einer hüpfenden Welle verräth ſein Daſeyn; ohne Geräuſch fließt er ſanft und ungehört unter den Blumen dahin.

Kein Schmerz, auch nicht der leichteſte, störte die Zufriedenheit ihrer Herzen; nicht Eine heftige Begierde, nicht Eine ſtürmiſche Empfindung bewegte ihre Seelen. Was ſollten ſie begehren? was wünſchen? Sie hatten alles, was je ein Paar unſchuldige Herzen beſeſſen haben. Sie bot ihm ja die ſchöne Wange zum Morgengruß; er nahm ſie ja in Gegenwart der Eltern in die Arme, und liebkoſte ihr. Sie ging, wenn ſie wollte, zu ihm, und ſaß neben ihm, von ſeinem Arme umſchlungen. Kam ihr Vater dazu, ſo ſetzte er ſich auf die andere Seite, und ſchlang ſeinen Arm ebenfalls um ihren Leib. So ſaß ſie von Vater und Bruder umſchlungen. Sie fühlte ſich dabei bloß glücklich. War dieſer Zuſtand für den armen Menſchen zu ſchön, als daß er dauern konnte?

Die zwei Jahre, welche Liſſows und Käthens Prüfungszeit ſeyn ſollten, waren beinahe verfloſſen. Der Tag kam näher, da er verſprochen hatte, wieder auf das Gut der Frau von Flaming zurückzukehren. Liſſow verſank in Träume; er wurde tiefſinnig, und zuweilen zerſtreuet. Alle Möglichkeiten, alles was während der Zeit mit Käthen vorgefallen ſeyn könnte, fing an in ſeinem Kopfe umherzugehen. Wie? wenn der Baron unterdeſſen geſtorben wäre! Du ſollteſt da bleiben; Käthe wäre dein! Er erſchrak vor dem Gedanken, Jakobinen zu verlaſſen, und erklärte es ſchlechterdings für eine Unmöglichkeit. Nein, Käthe muß mit nach Berlin. Wie aber, wenn Käthe nicht wollte? Seine Miene ward finſter. Sie wird wollen, wenn ich ihr erzähle, wie glücklich wir hier leben, wenn ich ihr von Jakobinen erzähle, von dieſem reitzenden, liebenswürdigen Mädchen. O, ſie wird wollen! Jakobine würde ja unglücklich werden, wenn ſie mich nicht mehr hätte; und ich? Nein, Käthe muß mit mir, und wir werden glücklich ſeyn.

Es konnte nicht fehlen, in dem fortgeſetzten Laufe dieſer und ähnlicher Gedanken mußte er einſehen lernen, wie ſehr werth ihm Jakobine geworden war, wie innig und wie unzertrennlich feſt ſein ganzes Herz an ihr hing. Ja, einigemahle überraſchte ihn ſogar das Gefühl ſehr lebhaft, daß, wenn er zwiſchen Käthen und Jakobinen zu wählen hätte, er, — Käthen wählen würde, ſagte er laut. Aber da ſtand, wie hingezaubert, Jakobinens Bild anſtatt Käthens; er ſuchte Käthens Bild mit Gewalt herbeizurufen. Nichts half. Da ſtand Jakobinens edle, ſchlanke, zarte Figur, wenn er wählen wollte. Er zitterte vor Scham, vor Schmerz über das Unrecht, das er Käthen that. Eines Abends fing er an ſein Herz zu unterſuchen; er fand wenigſtens halb, daß er zwiſchen Käthen und Jakobinen ſchwankte. Sein Herz zerriß bei dieſer Unterſuchung, und dennoch fing er ſie immer aufs neue an. Unrecht thun? Das war ihm von dem Unmöglichen das Unmöglichſte. Er fühlte, daß er Käthen Unrecht gethan hatte; zu gleicher Zeit fühlte er indeß wohl, wie er zu entſchuldigen war. „Ich wußte es nicht, daß ich ſie — eben ſo heiß liebte, wie dich, meine Käthe.“ Aber jetzt wußte er es. Er legte die Hand auf ſeine wunde Bruſt, und fühlte den tiefſten Schmerz das feinſte Gewebe ſeiner Seele zerreißen. Aber er hielt es nicht für unmöglich, den Schmerz zu tragen und — treu zu ſeyn. Ach, ſeine Wunde war es nicht, die ihn ſchmerzte; es war Jakobinens Wunde. Jakobine! rief er weinend. Und dennoch — er ſprang auf — ich muß fort! Ich machte dich nicht unglücklich, Jakobine! ſeufzte er; dein Schickſal that es. O Himmel, rief er — ſeine Gedanken wendeten ſich auf den Vater —: ſie werden mein Kind unglücklich machen, ſagte der redliche Alte. Und ich, ich muß gerade der ſeyn, ich, der ich ihn, der ich ſie über alles liebe!

So ſtürmten tauſend Gedanken in ſeiner Seele. Jetzt auf einmahl fühlte er ſeine unbegränzte Liebe zu Jakobinen, gerade in eben dem Augenblick, da er ſich entſchloß ſie zu verlieren. Er entſchloß ſich ſie zu verlieren, oder vielmehr, er verlor ſie nur: denn er konnte nicht anders als Käthen treu ſeyn, weil es recht war. Doch zuweilen hörte er auch die leiſe Stimme der Hoffnung durch den tobenden Sturm. Wenn Käthe ihn vergeſſen, wenn die Frau von Flaming Recht gehabt hätte! Ach, es ſchien ihm ſogar ſchon Unrecht, dieſe Hoffnung nur zu denken. Was er konnte, das that er: er ſuchte ſein Herz gegen Jakobinens Leiden zu verhärten; er verſtopfte ſein Ohr gegen ihre Klage. Ich muß! rief er laut: ich muß! Nun warf er ſich gegen vier Uhr ganz angekleidet aufs Bett, konnte aber nicht ſchlafen. Er hörte Jakobinens Klageſtimme, er ſah ihr Leiden. Der Morgen fand ihn noch wach; ſein Herz war zermalmt, aber ſein Entſchluß, recht zu thun, blieb unerſchüttert. Er ſcheute nichts als Jakobinens Anblick.

Am Morgen traf ihn Jakobine bleich und entſtellt. Sie erſchrak, als ſie in die Thüre trat. Er wollte lächeln, und konnte ſein Auge nicht auf ihr feſt halten. Sie näherte ſich langſam, ohne zu fragen, und ſchien vielmehr mit ihren Blicken in ſein Inneres zu dringen. Dann nahm ſie ſeine Hand; die Hand zitterte, und ſuchte ſich ſanft der ihrigen zu entziehen. Sind Sie krank? fragte ſie mit zärtlicher, unruhiger Beſorgniß, und beugte ſich vor ihm nieder, um ſein Auge zu ſehen, das er niederſchlug. Ich bin nicht krank, Jakobine, hob er langſam an; aber ich muß Sie auf einige Zeit verlaſſen. Da wurde Jakobine bleich, und in ihrem Buſen loderte dieſen Augenblick die Flamme der Leidenſchaft verzehrend auf. Sie ſchauerte zuſammen. Verlaſſen? ſagte ſie langſam, mit zitternder Stimme. Nun fühlte ſie, wie ſehr ſie ihn liebte. Sie ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals, und drückte ſein Geſicht an ihr Herz. Ihre Bruſt flog; ihre Küſſe waren brennend, ihre Umarmungen wild. Verlaſſen? ſagte ſie, noch einmahl, und nun in dem Tone des bittern Vorwurfs. O was, was thaten wir Ihnen? rief ſie, und ließ ihn fahren.

Ich muß, Jakobine! ſagte er ſanft. Ich fühle es, dies Herz wird davon zerreißen; aber ich muß! ich muß! Meinen Sie, Jakobine, ſagte er und ſah ſie mit düſter flammenden Blicken an: meinen Sie, ich würde nur einen Augenblick Sie und mein allertheuerſtes Glück verlaſſen, wenn ich nicht müßte? Thränen traten dabei in ſeine Augen. Aber wer zwingt Sie, fragte Jakobine furchtſam und mit gebrochener Stimme: wer zwingt Sie? — Meine Pflicht! antwortete Liſſow mit einem Seufzer. — Pflicht? wiederholte ſie zweimahl, drehete ſich um, und fing an laut zu weinen. Heftig wendete ſie ſich nun zu ihm; ihr Geſicht glühete, ihre Bruſt flog, ihre Arme zitterten. Liſſow, Liſſow, ich liebe dich! jetzt fühle ichs! ich liebe dich mehr als alles auf der Welt. Bedenke das auch, ich werde nicht ohne dich leben! Sie riß ſich gewaltſam aus ſeinen Armen, die ſie umfaßten. Bedenke das! rief ſie noch einmahl, und verließ das Zimmer.

Was iſt dir, Jakobine? rief der Vater ihr entgegen, und ſtand auf, als ſie in das Zimmer trat. Sie zeigte zurück auf die Thür mit wilden Blicken. Er will uns verlaſſen, rief ſie; aber ſagen Sie ihm, o ſagen Sie ihm, Vater, daß es mein Tod iſt! O mein Tod, das fühl' ich! Der Vater ſprang auf. Wie? verlaſſen? Liſſow? Unmöglich! Dann, dann — Das ſprach der Greis mit zitternden Lippen und ungewöhnlicher Heftigkeit. Er beruhigte ſich wieder, ließ ſich erzählen, lächelte, und ſagte: ſey ruhig, Jakobine; du haſt ihn mißverſtanden. Gewiß das haſt du. Ich will zu ihm gehen. Sey ruhig. Ich weiß ſchon halb und halb, was es iſt. Sey ruhig. Es iſt ſo ſchlimm nicht, als du denkſt. Jetzt konnte ſich der Vater kaum aus den Armen des wehmüthig frohen Mädchens los machen. Er ging zu Liſſow hinüber.

Liſſow ſaß noch auf derſelben Stelle; in ſeinem Geſichte lag eine heimliche Verzweiflung. Nach und nach drang ſich der Vater mit Behutſamkeit in ſein Herz. Liſſow mußte ihm ſeine Geſchichte erzählen. Der Vater hatte noch tauſend Fragen zu thun, und Liſſow beantwortete ſie aufrichtig. „Ja, ſagte nun Grumbach: es iſt wahr, es iſt deine Pflicht, junger Menſch, Jakobinen und uns alle zu verlaſſen. Du mußt gehen, und ſollte auch dein Lebewohl mich zum unglücklichen Vater machen. Haſt du unrecht gehandelt, mein Sohn? Nein! Aber ſieh, ſieh, mein Sohn, daß die Natur den Irrthum eben ſo beſtraft, wie das Verbrechen, und oft den Irrthum eines reinen Herzens noch unverbittlicher, als das Verbrechen des Böſewichts. Du lebteſt mit Käthen. Es war natürlich, daß du Käthen liebteſt, eben ſo wie es natürlich war, daß du

Jakobinen und ſie dich liebte. Du hielteſt deine Liebe zu Käthen für rechtmäßig; du irreteſt: denn die Umſtände hatten zwiſchen eure Herzen ein ungeheures Hinderniß geworfen. Die edle Frau von Flaming belehrte dich über deinen Irrthum, und du folgteſt troß deiner Leidenſchaft der Pflicht. Was hatteſt du verbrochen? Nichts, nichts, mein Sohn! Du hatteſt ſogar edel gehandelt. Und dennoch wurdeſt du unglücklich, und Käthe ebenfalls. Siehſt du, mein Sohn, wenn das einzige Geſetz der Natur Tugend war, ſo mußte ſie nur das Verbrechen mit Strafen belegen, und nicht auch den unſchuldigen Irrthum. Aber die ewigen Geſetze der Natur für den Menſchen ſind: Vernunft und Tugend. Zu beiden iſt der Menſch verpflichtet. Und den Uebertreter eines dieſer Geſetze beſtraft die Natur unerbittlich, und muß es zum Wohl der Menſchheit thun. Du hatteſt geliebt, Liſſow; ein Irrthum in der Liebe hatte dich unglücklich gemacht. Warum dachteſt du jetzt nicht über die Natur dieſer Leidenſchaft nach? warum fragteſt du nicht? So unſchuldig biſt du jetzt an Jakobinens Thränen nicht, als du an

Käthens Thränen warſt. Du wußteſt nicht, daß du ſie liebteſt, daß ſie dich liebte, ſagſt du? Ich glaube es, mein Sohn. Aber hätteſt du die Natur der Liebe unterſucht, wie es jetzt deine Pflicht geworden war, ſo würdeſt du wenigſtens begriffen haben, daß aus dem vertrauten Umgange Jakobinens mit dir Liebe werden mußte. Du irrteſt zum zweitenmahle; und deine allerbitterſten Thränen, und ich fürchte Jakobinens gebrochenes Herz, müſſen deinen Irrthum bezahlen. Auch ich, mein Sohn, kannte Eure Liebe; allein ich glaubte, du wäreſt frei, weil du nichts von Käthen ſagteſt. Ich hätte mich nicht darauf verlaſſen ſollen! Wußte ich nicht, daß tauſend Urſachen dich hindern konnten, ganz aufrichtig gegen mich zu ſeyn? Ich irrte, gleich dir; ich gab Eure Liebe zu, ich beförderte ſie, und jetzt ſind Jakobinens Thränen, ihr Unglück, und was daraus Trauriges entſtehen kann, die Strafe meines Irrthums und meiner Nachläſſigkeit. O mein Sohn, der Schlag iſt geſchehen, das Unglück iſt nicht mehr zu ändern. Aber lerne nun, mein Sohn, daß auch der Irrthum ein menſchliches Verbrechen iſt, das dem Gewiſſen ſeine Wunden ſchlägt. Der Unterſchied zwiſchen Bosheit und Irrthum iſt nur dieſer: Bosheit ſchlägt dem Gewiſſen eine Wunde, welche ſelbſt die Ewigkeit nicht ganz heilen wird; der Irrthum ſchlägt eben ſo ſchmerzende Wunden: aber ein glücklicher Zufall kann ſie heilen, oder gewiß heilt ſie doch der Tod. Denke dir nun, du verläßt Jakobinen, findeſt Käthen treu. Jakobine, von ihrer Leidenſchaft, vielleicht der einzigen in ihrem Herzen, und darum deſto allmächtiger, überwältigt, verzehrt ſich in Kummer, welkt dahin, ſtirbt aus Gram und an ihrem heißen Herzen! Sage mir, mein Sohn, würde dieſe Wunde je wieder heilen, ſo lange du athmeſt? Gewiß nicht. Nur erſt in den Gefilden der Ewigkeit, da dir Jakobine glücklich, heiter, entgegen käme, da erſt ſchwänden die Folgen des Irrthums."

Liſſow ließ ſeine Stirn auf den Tiſch ſinken. O Gott! rief er voll Schmerz.

„Aber ſchon die Zeit hebt die Folgen des Irrthums auf. Sieh, du kommſt zu Käthen. Käthen iſt es eben ſo wie dir gegangen. Sie hat dich ſo weit vergeſſen, daß ſie dich aufopfern kann. Du kehrſt zurück, und Jakobine wird dein Weib.“

Liſſow ſprang auf. O Gott, Vater, ſo wird es ſeyn! Ach, und wenn es nicht ſo wäre! ſagte er ſtill vor ſich.

„Nun dann, Jüngling, wenn es nicht ſo wäre, ſo geh, und thue deine Pflicht, ſo viel es dir auch koſtet. Sey in Zukunft weiſer. Du ſiehſt, wie wenig die Tugend ohne Nachdenken iſt; du ſiehſt, daß Irrthum der Cherub iſt, der mit dem flammenden Schwerte den Sterblichen aus dem Paradieſe vertreibt, ſo gut, wie das Verbrechen, wie die Bosheit. Geh, geh, Jüngling; die Pflicht ruft dich. Geh jetzt. Erſpare dir und Jakobinen den Schmerz des Scheidens. Geh!“ — Er ſchloß ihn in ſeine Arme, gab ihm Hut und Stock, und drängte ihn. Liſſow ſchluchzte und ließ ſich wie ein Opfer von dem Alten führen. Er ſtreckte auf dem Saale noch einmahl die Arme gegen die Thür des Zimmers aus, worin Jakobine wohnte. An der erſten Stufe der Treppe, ſchloß ihn der Alte noch einmahl in die Arme. „Vergiß uns nicht, mein Sohn!“ Liſſow ſchwankte die Treppe hinab, und der Alte ging zu Jakobinen ins Zimmer.

Der Alte war wirklich nicht ſo unruhig, wie er in dieſem Geſpräche ſcheinen mag. Aus Liſſows Erzählung von der Art ſeines Liebeshandels mit Käthen, aus der Unterredung der Frau von Flaming mit Liſſow vor ſeiner Flucht von Käthen, ſchloß der Alte ſehr richtig, daß Käthens Liebe zu dem Jünglinge wahrſcheinlich ſchon vorbei wäre. Er hätte das Liſſow ſelbſt ſagen können, und würde dem Jünglinge einige ſehr kummervolle Tage erſpart haben; allein er wollte nicht. Der Alte wußte ſehr wohl aus der Erfahrung, welche Stärke das Herz und die Vernunft aus ſolchen bittern Opfern, die der Menſch der Tugend bringt, gewinnen kann. Er wollte auch den Jüngling die bittern Folgen ſeines Irrthums einige Tage fühlen laſſen; darum ließ er ihn ohne Troſt und ohne Hoffnung fort. Der Alte war ein ſeltſamer Mann. Mit keinem Grundſatze hielt er öfter und hitziger gegen jeden, der mit ihm darüber ſtreiten wollte, auf dem Plane, als mit dem: Irrthum und Aberglaube, Unwiſſenheit und Unbedachtſamkeit ſind eben ſo arge Ungeheuer und Menſchenquäler als Bosheit und Laſter. Er war völlig überzeugt, daß die Vorſehung den Irrthum eben ſo ſchwer, und oft noch ſchwerer verpönt habe, als das Laſter. Daher nannte er Vernunft die einzige Tugend des Menſchen, und alle Tugenden ohne Vernunft gebrechliches Stückwerk. Das: lerne dich ſelbſt kennen! galt ihm über alles. Er meinte, dieſe Ueberſchrift habe nothwendig an den Tempel des weiſeſten aller Götter, und des Vorherſagers der Zukunft gehört; und dabei hielt es der ſeltſame Mann dennoch für eine Thorheit, wenn man ſich hinſetzte, und den jungen Leuten in einer ſchulmäßigen Ordnung die Leidenſchaften des Herzens zerlegte, die Tugenden, die Verſtandeskräfte zergliederte. Das wäre, ſagte er, als wollte ich einen in der Gartenkunſt unterrichten, und nähme ihn auf mein enges Stübchen, von wo er nicht einen Grashalm ſehen könnte, und ſagte ihm nun, wo er Wälder, wo er Wieſen, wo er Waſſerfälle anlegen müßte, damit es ein ſchönes Ganzes würde. Nein, rief er, an Ort und Stelle muß ich das zeigen. Da nehme ich den Schüler mit in eine reitzende Gegend. Hier laſſe ich ihn ſelbſt die Winke der Natur aufſuchen, die ſie überall giebt. Ich laſſe ihn ſeine eigene Empfindung zu Rathe ziehen, die noch einmahl ſo deutlich ſpricht, als alle Gartenbücher. In einem ſchauerlichen Walde, wo ein kühner Bach ſich über Felſen weg ſtürzt, frage ich ihn: Was meinſt du, wenn wir den Wald hier weghieben, und ein Holländiſches Blumenbeet anlegten? Frage dein Herz! Nein, wird er rufen: hieher gehört eine Teufelsbrücke, ein Tempel des Schweigens, eine alte Waſſerleitung in Ruinen. Eben ſo auch mit der Menſchenkenntniß, meinte er. So hatte er ſeine Jakobine erzogen. Sie war unter ſeinen Augen erwachſen, und nur das höchſte Elend hatte ihn zwingen können, ſie von ſich zu geben. Von der Liebe hatte er noch nichts mit ihr geredet. Sie bedurfte es noch nicht, meinte er: denn er war ja bei ihr.

Jetzt aber benutzte er die Gelegenheit, Liſſowen und ſeiner Tochter die Wahrheit zu ſagen. Er gab Liſſowen nur etwas mit auf die Reiſe; die Hauptſache ſparte er bis auf deſſen Wiederkunft. Jetzt trat er nun mit einem ziemlich beruhigenden Geſichte ins Zimmer zu ſeiner Tochter, reichte ihr Liſſows Zimmerſchlüſſel, und ſagte: „Jakobine, du ſollſt Liſſow den Schlüſſel aufheben, bis er wieder kommt. Er muß uns auf einige Tage verlaſſen. Sobald du ruhiger biſt, kann ich dir auch ſagen, warum. Er läßt dich grüßen. Er wollte ſich und dir den Schmerz erſparen, Abſchied zu nehmen.“ — Er iſt fort? rief Jakobine, und wurde bleich. Nun ging das Jammern natürlicher Weiſe an. Eine Zeitlang ertrug es der Alte. Aber warum? warum, lieber Vater? Das war Jakobinens ewige Frage. „So bald du ruhiger biſt, antwortete er, ſo rede ich. Jetzt, liebe Jakobine, iſt natürlich dein Schmerz zu groß, als daß du über das nachdenken könnteſt, was ich dir ſagen werde.“ — Liebſter Vater, ich bin ruhig. — „So? Das beweiſe mir. Du weißt, ich glaube nicht, ich ſehe denn. Da liegen ja Liſſows Rechnungen noch unvollendet. Geh, mache ſie fertig. Auch läßt er dich bitten, Jakobine: wenn du ihn lieb hätteſt, ſo möchteſt du doch die Paar Tage, die er abweſend wäre, für ihn arbeiten; er wollte dann ſein Lebelang für dich arbeiten.“

— Aber warum, lieber Vater, mußte er fort? — „Wie ich ſage, mach die Rechnungen fertig, ſo ſeh ich, daß du ruhig genug biſt, mich zu verſtehen.“

Das war wenigſtens heute nicht möglich; aber doch war der Vater nicht anders zu bewegen. Jakobine ſetzte ſich zu den Rechnungen; und ſo ſchwer, ſo unendlich ſauer ihr die Arbeit auch wurde — ſie vollendete die Rechnungen, und brachte ſie dem Vater. „Iſt es möglich, Jakobine? iſt es möglich? du haſt die Stärke gehabt zu rechnen?“ Er blätterte die Rechnungen durch; dann ſchloß er Jakobinen an ſeine Bruſt, und ſagte fröhlich: „ich habe eine Tochter, die den Schmerz zu überwinden weiß.“

Aber nun, mein Vater, warum?

„Sogleich, mein Kind! Zuvor erſt etwas, das mich und dich näher angeht. Du haſt die Rechnungen vollendet, und doch war dein Herz von allen Seiten wund; ich kenne dein Herz. Du haſt Kummer, Liebe, Verzweiflung überwunden; denn das alles mußteſt du, um die Rechnungen durcharbeiten zu können. Sage mir, Jakobine, wie fingſt du das an?

wie war dir das möglich? Haſt du dabei genau auf deinen inneren Zuſtand Acht gehabt? Wie wurdeſt du ſo ruhig, das zu können?"

Ach, theurer Vater, ich konnte es: das iſt alles, was ich weiß; ich konnte es, um endlich zu erfahren, warum Liſſow —

„Gut! ſo erinnere dich wenigſtens an alles, was du noch wiſſen kannſt. Ich will verſuchen dir deinen Zuſtand deutlich zu machen. Du —"

Ach, beſter Vater, zuerſt, zuerſt reißen Sie mich aus der fürchterlichen Ungewißheit, die mich peinigt, warum Liſſow —

„Liebes Kind, war nicht immer, was ich that, dein Beſtes? Meinſt du, ich würde hier ſtehen und mit dir philoſophiren, wenn nicht eben dieſes Geſpräch deine fürchterliche Ungewißheit endigen und dir die ſchönſten Hoffnungen geben ſollte? Faſſe alle deine Beſinnung zuſammen. Deine Empfindung war unendlicher Schmerz, der, wenn er fortdauerte, dir ſchlechterdings nicht erlaubte, die Rechnungen zu machen. Die Rechnungen ſind gemacht; der Schmerz hat alſo aufgehört. Weshalb? Du wollteſt wiſſen, warum Liſſow uns verlaſſen hat. Du mußteſt nothwendig die Rechnungen vollenden, alſo ruhig werden, wenn du es erfahren wollteſt. Das überlegteſt du; nicht wahr? Dann nahmſt du dir feſt vor, deinen Schmerz ſo lange zu überwinden, bis die Rechnungen gemacht wären; nicht wahr? Nun, antworte mir, liebe Jakobine. Haſt du nun nicht jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Menſch, wenn er gehörig überlegt, nachdenkt, und dann ſich feſt entſchließt, jede, auch noch ſo gewaltige, Empfindung überwältigen kann? Antworte mir! doch ruhig!"

Ihr Herz ſchlug ungeſtüm; aber ſie faßte ſich. Ihr Vater wiederholte, was er geſagt hatte, noch einmahl, und Jakobine antwortete: ja, ich glaube, es iſt ſo möglich!

„Und was machte es möglich, Jakobine? Denke nach, mein Kind. Ein bloßer Wunſch, etwas zu wiſſen, machte es möglich. Wie? wenn nun die Tugend, die Pflicht, die Vernunſt von dir gefordert hätten, deinen Schmerz zu mäßigen? was meinſt du dann? hätteſt du es dann auch gekonnt? Setze den Fall,

Fall, Liſſow wäre weggereiſt, weil er gemerkt hätte, daß er dich mehr liebte, als er durfte; ſetze den Fall, Liſſow hätte ſeine Liebe einem andern Mädchen verſprochen gehabt, ehe er dich kennen lernte. Jetzt fühlte er, daß er dich liebte, und dich fliehen müßte, um ſeinem Worte und ſeiner Pflicht treu zu bleiben. Nun ſtände er hier vor dir, wollte gehen, und könnte nicht: denn er ſähe den Ausbruch deines Schmerzes, deine Verzweiflung. Er entſchlöſſe ſich, lieber die Tugend, die Pflicht, das Recht zu verlaſſen, als dich in deiner Verzweiflung. Jakobine, ſetze den Fall. Du haſt jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Schmerz und die Verzweiflung ſich überwinden laſſen, wenn man muß und will. Jakobine, würdeſt du auch in dieſem Falle deinen Schmerz überwinden, und zu Liſſow, wenn er hier ſtände, ſagen können: geh, Jüngling; thue was recht iſt; ich werde ruhig ſeyn?"

Jakobine ſah ihren Vater an. Ihre Wangen wurden bleich, ihre Lippen blaß. Sie bebte. Der Vater wiederholte die Frage. Sie antwortete leiſe: Ich würde es ſagen und ſterben! —

„Sterben? ſagte der Vater ernſt: ſterben, und mit deinem Tode dem Jünglinge, der dich liebte, der dich über alles, nur die Tugend mehr als dich liebte, einen ſiebenfachen Dolch in die Seele drücken, für ſeine Liebe ihn mit Verzweiflung, für ſeine Tugend ihn mit dem Tode lohnen, da es doch in deiner Gewalt ſtand, den Kummer, die Verzweiflung zu beſiegen, und der wohlthätigen Zeit die völlige Heilung der Wunde anzuvertrauen! Ich will nicht erſt von deinen Eltern reden; denn wer aus Bequemlichkeit nicht einmahl des Geliebten ſchont, der wird noch weniger der Eltern ſchonen. . . . Jakobine, wie würdeſt du handeln?“

Sie warf ſich in ſeine Arme. O ſagen Sie, ſagen Sie, er hat mich auf immer verlaſſen. Er floh mich, weil er ein anderes Mädchen liebt. Reden Sie! Er iſt für mich verloren! O Gott! und ich ſoll nicht eine Thräne um ihn vergießen? ich ſoll mich freuen, daß er dahin iſt, daß ich unglücklich bin? O, was ſoll ich noch hören, ohne klagen zu dürfen!“

Der Vater ſah ihr ſchweigend und ernſt ins Geſicht. „Jakobine, hab' ich das geſagt? Kind, weißt du auch, was du ſprichſt? Klagen iſt das geheiligte Vorrecht des Unglücklichen. Wie ſollte die ſchönſte Tugend, das Mitleiden, entſtehen, wenn wir nicht klagen dürften? Klage, mein Kind, vergieß Thränen; aber ſtoß nicht muthwillig Hülfe, Troſt und Hoffnung zurück, welche die Vernunft dir beut. Beſiege den ſtillen Kummer nicht, nicht die ſanfte Wehmuth: ſie ſind die Zeichen des fühlenden Menſchen; aber beſiege die Verzweiflung: denn die iſt Strafe des Verbrechens, oder das Zeichen der Thorheit. Sag mir, worüber jammerſt du jetzt. Warum ringſt du die Hände?“

Ach, ſoll ich nicht klagen, daß ich ihn auf immer, auf immer verloren habe?

„Aber, Jakobine, ich mag nicht gern, daß man ein Kind iſt. Ich ſagte: ſetze den Fall. Wer ſagt dir, daß Liſſow dir verloren iſt?“

Sie ſah ihn an, als ob ſie die Beſtätigung der Worte in ſeinen Augen leſen wollte. Er lächelte ruhig. „Ich ſage dir ja, ich habe die Wahrſcheinlichkeit, daß er in einigen Tagen wieder hier ſeyn wird. Mit dieſen Worten habe ich dir ja den Schüſſel zu ſeinem Zimmer gegeben.“

Aber warum mußte er uns verlaſſen, mein Vater? warum —

„Ich ſage es dir ſogleich, wenn du ruhig biſt. Ich mag nicht gern eine edle That jemanden erzählen, der nur halb zuhört.“

Jetzt nahm Jakobine ſich zuſammen. Der Vater fing aufs neue an zu unterſuchen, in wie fern und auf welche Art der Menſch ſeine Leidenſchaften unterdrücken könne und müſſe. Er wendete das alles auf den vorliegenden Fall an. Dann unterſuchte er mit Jakobinen das Weſen der Liebe, zeigte ihr, wie ihre Liebe entſtanden war, auf wie mancherlei Weiſe ſie entſtehen kann, zeigte ihr den Unterſchied der Liebe, die aus Eitelkeit, Sinnlichkeit, Selbſtſucht, Langerweile, Gewohnheit, oder aus Tugend und Schönheit entſpringt. Er fing an ſie aufmerkſam zu machen, wie Liebe vergeht, wodurch ſie ſtockt, und zeigte ihr die Mittel, wie eine Liebe, die auch noch ſo heiß iſt, ſich mäßigen läßt.

„Hat dir, fing er dann auf einmahl an, Liſſow niemals etwas von ſeiner erſten Liebe zu einem ſehr hübſchen Mädchen geſagt?“ Er erzählte nun der neugierigen Jakobine, wie Liſſows Liebe zu Käthen entſtanden war, und dann ſetzte er lächelnd hinzu, daß dieſe Liebe, die Liſſow für ewig gehalten hätte, durch den Umgang mit einer Andern nach und nach verſchwunden ſey, ohne daß er es gemerkt habe. Zum zweitenmahl machte er ſeine Tochter aufmerkſam darauf, daß der Menſch, wenn er die rechten Mittel gebrauche, Herr über ſeine Liebe werden könne. Jakobine brach, ſo bald ſie konnte, von dieſem Geſpräche ab, und fragte nach den näheren Umſtänden von Liſſows Liebe zu Käthen. Sie erfuhr alles, aber als eine längſt vergangene Geſchichte, und zuletzt auch, daß Liſſow Käthen verlaſſen habe, um ſeine Pflicht zu thun. —

Und hat er ſie denn nachher nie wieder geſehen? fragte Jakobine nun.

„Er hatte der Frau von Flaming verſprochen, nach zwei Jahren wiederzukommen, um zu ſehen, ob ihm Käthe noch treu ſey.“

Nun? ging er denn nach zwei Jahren?

„Kannſt du ſo fragen, Jakobine, wenn davon die Rede iſt, ob Liſſow ein heilig gegebenes Verſprechen halten wird, oder nicht! Es war zu vermuthen, Käthe hätte in den zwei Jahren ihn ganz, oder doch ſo weit vergeſſen, daß ſie keine Anſprüche mehr auf die Verbindung mit ihm machte, die ihren Verwandten ſo zuwider war, und die Liſſowen ohne Zweifel der Rache des Barons ausgeſetzt hätte. Allein das war nur Vermuthung, und Liſſow hatte verſprochen zu kommen, um zu erfahren, ob Käthe noch Anſprüche auf ſeine Hand machte, oder nicht.“

Er ging alſo, lieber Vater? fragte ſie, und vermuthete noch gar nicht einmal, daß von jetzt die Rede war.

„Ja, meine Tochter, er ging, weil er mußte, und ging, ohne Abſchied von dir zu nehmen, weil er Standhaftigkeit zu dieſer Reiſe brauchte, und dir Standhaftigkeit wünſchte.“ Bei dieſen Worten ſtand der Vater auf, umarmte ſeine Tochter, und ließ ſie allein. Nach einer Stunde ging er wieder zu ihr. Vater, ſagte Jakobine furchtſam, iſt es unrecht, wenn ich wünſche, daß Käthe dem Verlangen ihrer Verwandten Gehör gegeben habe?— „Unrecht? Jakobine, du wünſcheſt ja, daß Käthe vernünftig geweſen wäre. Du thuſt es zwar aus einer Nebenabſicht; aber laß das. Glaubſt du, daß Käthe das thun müßte, und thun könnte?" — O gewiß, ſagte Jakobine. — Der Vater lächelte. „Sicher! Du glaubſt nichts mehr, als daß man vernünftig ſeyn muß und kann. Wie aber? wenn Käthe nun die Forderung der Vernunft nicht erfüllt hätte? Dann würde ich von Jakobinen fordern, zu thun, was Käthe nicht thun wollte; und Jakobine?"

Sie warf ſich ihrem Vater in die Arme. Jakobine, ſagte ſie mit ſanftem Weinen, Jakobine würde klagen, weil ſie unglücklich wäre; aber ihres Vaters Rath würde ſie vor der Verzweiflung bewahren. „Nein, mein Kind, rief der entzückte Alte; du bedarfſt jetzt deines Vaters nicht mehr. Du haſt gezeigt, daß du Herr deines Kummers biſt, und du würdeſt es wieder zeigen, wenn es nöthig wäre. Jetzt, Jakobine, haſt du meine Vaterſorgen belohnt. Ich nenne dich mit Stolz meine Tochter. Komm, mein Kind! Liſſow thut ſeine Pflicht; laß uns die unſrige thun. Wir wollen für ihn arbeiten; er arbeitete ja ſo lange für uns."

Er ſetzte ſich mit Jakobinen an den Schreibtiſch. Sie nahm die Feder. Der Vater diktirte; die Tochter ſchrieb. Noch manche Thräne rollte während des Schreibens über ihre Wange; aber ſie ſchrieb, und das Auge hörte auf Thränen zu vergießen. Die Abende ſaß ihr Vater bei ihr, und klagte mit ihr, oder erzählte von Liſſow und ſeiner Güte. Jakobinens Herz zerſchmolz in Thränen, aber in Thränen einer ſüßen Wehmuth und der befriedigten Tugend.

Liſſow hatte indeß mit eben ſo wundem Herzen Berlin verlaſſen, und wanderte nun den Weg nach dem Gute des Barons. Er kam in dem Dorfe an, und gab ſich einen andern Nahmen. Der Kummer hatte ihn hinlänglich verſtellt. Er zitterte in dem Hauſe, wo er abgetreten war, wenn der Nahme Flaming genannt wurde. Hundertmahl öffnete er ſchon den erſten Tag die Lippen, um nach Käthen zu fragen, und verſchloß ſie immer wieder. Er zitterte, zu hören, daß ſie jammere, ſich in Kummer verzehre. Es ſtanden Thränen in ſeinen Augen, wenn man ihn anſah. Endlich am dritten Tage, da er gegen

Abend ein wenig um das Dorf gegangen war, ſagte er zu ſeiner Wirthin zitternd: da begegnete mir heute Abend eine junge ſchöne Dame (er beſchrieb Käthen ſehr deutlich); war das etwa die Frau von Flaming, die ſie immer ſo lobt? „Nein, ſagte die Bäuerin: das war Fräulein Käthe:“ — er erblaßte — „eine Verwandte der gnädigen Frau. Ach, die hat ein Engelherz. Gott gebe ihr Glück! Sie iſt jetzt Braut.“

Braut? rief Liſſow, und ſprang auf und ſtellte ſich mit einem glühenden Geſichte vor die Frau hin: Braut? war denn das ihr Bräutigam, der mit ihr ging? — „Ganz gewiß, erwiederte die Frau; ein junger bildſchöner Mann, ein Herr von Graßheim. O, ſie ſind immer zuſammen.“ Das iſt eine Liebe, ein Schönthun, eine Herzlichkeit unter den Beiden! Wie ein Paar Tauben auf dem Dache leben ſie. Ja, ſie war recht herunter, vor zwei Jahren, das arme Kind. Blaß wie Papier, und krank, und mager, und ſie konnte keinen Menſchen anſehen ohne Thränen. Da war ſo eine Geſchichte mit unſerm jungen Herrn Quinctius, eine wunderliche Geſchichte.

Man kann nicht recht klug daraus werden. Eine Liebesgeſchichte. Sie wollte erſt den jungen Herrn heirathen, und dann wieder nicht, als der Paſtor ſie trauen will. Man ſagt, er ſoll es ihr angethan haben, mit einem Zopf Haare, den er ihr des Nachts vom Kopfe geſchnitten hat, und einem kleinen Zauberbuche, worin das ſteht. Der Herr Informator hat das Buch verbrannt. Die Kammerjungfern haben nach dem Buche lange getrachtet. Und wie der Paſtor nun ſagt: im Nahmen des dreieinigen Gottes; da iſt auf einmahl der Zauber vorbei, und ſie will den jungen Herrn wieder nicht. Und darum hat ſich auch der junge Herr nicht wollen trauen laſſen, ſondern iſt den Tag vor der Trauung mit ihr davon gelaufen. Aber ſie haſchten ſie auf. Wie ich ſage, da war ſie recht herunter. Sie weinte, und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Sie wollten zwar einmahl ſagen, ſie hielte es mit des ſeligen Paſtors ſeinem Sohn. Aber der lief davon in die Welt, und hat ſich nicht wieder ſehen laſſen. Nemlich ſie hatten eine Prozeſſion an des Herrn Barons Geburtstage, und Fräulein Käthe war die Jungfer Maria, und ſaß auf einem Wagen mit vier weißen Pferden. Da gingen die Pferde mit ihr durch, und da hat der junge Menſch ſie gerettet. Seitdem ſoll ſie ihn ſo lieb gehabt haben. Genug, man kann nicht recht dahinter kommen. Jetzt iſt ſie nun Braut, und alles iſt vergeſſen.“

So erzählte die Bäuerin fort, und Liſſow erfuhr nun, als der Mann und noch einige Nachbarinnen dazu kamen, daß Käthe ihren Bräutigam von Herzen lieb habe, daß die Hochzeit in ein Paar Tagen ſeyn werde, und ſo weiter. Er ſchrieb alſo den Abend ſeinen Brief an die Frau von Flaming. Mittags brachte er ihn ſelbſt durch den Garten dem Gärtnerburſchen. Auf der Stelle, wo er mit Käthen an dem Geburtstage lag, ſetzte er ſich einen Augenblick. O, wie iſt doch alles ſo vergänglich! ſagte er mit Kopfſchütteln. Hätte ich es je glauben ſollen, daß ich und Käthe aufhören könnten, uns zu lieben? Was iſt denn Unvergängliches auf der Erde, wenn es die Liebe nicht iſt? Und Jakobine! ſagte er und hob die Augen gen Himmel: biſt auch du veränderlich? iſt auch deine Liebe vergänglich?

Er ſtand auf, und eilte ſchnell durch den Garten. Ach, was würde er geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß in dem Augenblicke, da er auf der Raſenbank im Garten ſaß und über die Vergänglichkeit philoſophirte, Käthe neben Graßhelm vor dem Prediger ſtand und ihren Eheſegen anhörte! Er eilte raſch fort, ſeiner Liebe, ſeiner Jakobine entgegen.

Während Liſſow mit Seufzern der Sehnſucht den Weg nach Berlin ging, war das Flamingiſche Haus voll hoher Freude. Die jungen Eheleute machten ihre Beſuche bei dem umliegenden Adel; und endlich verließen ſie das Gut des Barons, um nach Berlin abzureiſen. Der Baron ſtudierte jetzt ſehr fleißig die Kreuzzüge; ja, er würde noch in ſeinem Alter das Latein angefangen haben, wenn er gewußt hätte, daß unter Beyers alten Folianten die Geſta Dei per Francos befindlich wären. Aber, er kannte den Schatz nicht, der in den Ringmauern ſeines Hauſes vorhanden war, und er mochte den Kopf ſchütteln, ſo viel er wollte, er mußte ſich überwinden, Joinvilles Leben des heiligen Ludwigs kommen zu laſſen, das ihm Graßheim als das einzige Buch über die Kreuzzüge, und über die adeligen Familien, die ſie mitgemacht haben, zu empfehlen wußte.

„Da muß ich doch, ſagte er vor ſich, den Aerger haben, ein Franzöſiſches Buch in meinem Hauſe zu wiſſen! Was ſoll ich armer Mann aber machen?“ Es kam an. Er brachte es mit einem höchſt beſchämten Geſichte ſeiner Frau. Vorſichtig riegelte er die Thür hinter ſich zu. „Höre, Ronichen, fing er mit einer traurigen Stimme an: die Welt iſt voll von Unglücksfällen, und was nicht zu ändern ſteht, da hilft kein Klagen und Jammern.“ — O mein Gott! rief die Frau von Flaming: was iſt für ein Unglück vorgefallen? Ich bitte dich, ſprich! — „Da haſt du's! ſagte er, und reichte ihr das Buch hin. Du weißt, ich kann das verfluchte Franzöſiſche nicht leiden; und nun ſehe ich mich dennoch endlich durch die Noth gezwungen, ein Franzöſiſches Buch ins Haus zu bringen. Ich bitte dich aber, Ronichen, ſag keinem Menſchen, was ich dir anvertraue. Du ſollſt mir das Buch hier ein wenig vorleſen; und habe ich die Familien erſt heraus, ſo wollen wir es verbrennen. Du kannſt ja Franzöſiſch. Die Thür iſt verriegelt. Wir wollen einmahl leben, wie die Juden unter der Erde die funfzig Jahre."

Die Frau von Flaming ſah nun ihren letzten Wunſch erfüllt, und ganz ohne ihr Zuthun. Sie hatte alle mögliche Liſt angewendet, ihren Mann zu bewegen, daß er Quinctius Franzöſiſch lernen ließe; allein er war in dieſem Punkt immer unerſchütterlich geweſen. Sie nahm das Buch, lächelte, ſchlug es auf, und las einige Zeilen; aber ſie brachte nichts Verſtändliches hervor. Theils machte ihr das Alt-franzöſiſche in der That zu viel Mühe; Theils wollte ſie abſichtlich nichts verſtehen. Sie erklärte ihrem Manne, daß ſie das Buch nicht verſtände. Das half Anfangs nicht. Sie mußte überſetzen, was ſie wußte, und der Baron ſuchte dann mit aller möglichen Geduld Sinn hineinzurathen. Aber bald ſah man, daß es nicht ging. Der Baron ſchüttelte traurig den Kopf. „Ja, ſagte er endlich, es iſt ein Unglück!" Er ſah betrübt in das Buch hinein. „Und Graßheim ſagte, es gebe kein anderes Buch in der Welt, das von den Kreuzzügen handle.“

Nun ſpielte die Frau von Flaming leiſe darauf an, daß Quinctius ja ganz leicht Franzöſiſch lernen könnte; aber der Baron hatte keine Ohren dazu. „Das iſt nichts, Veronichen, das iſt nichts! Hat denn nicht der Junge ſchon den Kopf ſo voll dummes Zeuges? Bedenke doch nur, er wollte Graßhelmen heirathen! Geiſtlich oder weltlich, das iſt doch im Grunde eins. Ich ſchwieg damals, weil ich Gott dankte, daß es ſo abging; aber was da der Beyer herplapperte von Schönheit und Vollkommenheit und Seelenverbindung, das war dummes Zeug. Nun denke einmahl, wenn der Junge noch obendrein Franzöſiſch wüßte! Die Franzöſiſchen Bücher ſtecken voll von ſolchen Dingen. Nichts, nichts! Er ſoll es nicht lernen, und wenn ich hieraus niemahls einen Buchſtaben erfahren ſollte, ſo gern ich es auch möchte!“ — Aber, lieber Mann, fragte die Frau von Flaming, die während deſſen im Joinville geblättert hatte: ſage mir doch, was iſt denn die Oriflamme? — „Das will ich dir ſagen, Ronichen. Das iſt das Panier der Könige von Frankreich, das ſie in der Schlacht trugen. Steht etwas davon im Buche?" — O ja, antwortete ſie treuherzig; (ſie wußte wie ſehr ihn nach einem Buche verlangte, worin der Ritteranzug genau beſchrieben war:) O ja, hier ſteht ein ganzer Ritteranzug vom Kopf bis auf die Füße. — „Wo denn, Ronichen? Der Teufel! wo denn? Lies doch einmahl!" — Ja, das verſteh' ich nicht, lieber Mann. — „Sollte man ſich nicht ärgern, Ronichen? Sieh, die Gelehrten, da laſſen ſie Bücher drucken, von allem Plunder in der Welt, und Kupfer dabei, daß einem das Auge im Kopfe lacht. Aber was iſt es? Schmetterlinge ſinds, oder Bilder von Hirſchen und Elephanten und Papageien, und wie die Wilden in Amerika gehen: das wiſſen wir; aber was doch Kaiſer und Reich angeht, (du weißt, die Ritterſchaft iſt unter dem Reiche mit verſtanden), von der Kleidung der alten Ritter, davon wiſſen ſie nicht ein Wort. Sieh, da frag ich Beyern neulich, was denn ein Morgenſtern geweſen wäre. Ich wußte es nun wohl ſo ungefähr. Die alten Ritter ſchlugen ſich damit in den Schlachten die Köpfe zu Schande.

Schande. Nun will ich es aber genau wiſſen, und frage Beyern darum. Der ſteht da, und ſpricht von der Venus und ſolchem Zeuge mehr, und ſagt: des Morgens hieße ſo ein Ding Lucifer, das iſt der leidige Teufel; und will es ſich nicht abſtreiten laſſen, daß der Morgenſtern ein ander Ding geweſen ſey, als der Gott ſey bei uns. Sieh, da laſſen ſie in die Kalender hinein ſetzen von dem Schafdünger, der Witterung, und ſo weiter. Hört das in die Kalender? Ach, wenn doch einmahl ein Mann käme, und ließe ſo von alten Rittergeſchichten in die Kalender ſetzen, zum Exempel, was ein Morgenſtern für ein Ding geweſen iſt, oder was mir Graßheim ſagte, woher das Wort Seigneur kommt. Das wäre ſo recht was für die Zeit! .. Alſo da ſtehts, Ronichen, was die Ritter getragen haben? Höre, Quinctius ſoll doch Franzöſiſch lernen! Aber leſen ſoll er weiter nichts als dies Buch da, das ſag' ich dir voraus."

Sogleich wurde an Graßheim geſchrieben: er möchte aus Berlin einen Franzöſiſchen Sprachmeiſter ſchicken. Der Sprachmeiſter kam an, und erhielt eine doppelte Inſtruktion von dem Baron und ſeiner Frau. Der Joinville lag zwar auf dem Tiſche; allein man las auch andere Bücher. Quinctius trieb die neue Sprache mit eiſernem Fleiße. Sein Gedächtniß half ihm bald vorwärts, und er machte dem Vater die Freude, ihm ganze Stellen aus Joinville zu überſetzen. Der Sprachmeiſter las mit ihm Ueberſetzungen der Alten; um ſich ſelbſt zu üben, gab er ihm aber heimlich, ohne Wiſſen der Mutter, welche Romane gänzlich unterſagt hatte, dennoch dergleichen in die Hände. Quinctius reitzbare Phantaſie fand Geſchmack an dieſer Lektüre. Er las jede Stunde, die er allein ſeyn konnte, alle Romane, die ihm ſein Sprachmeiſter zu verſchaffen wußte. Kein Buch gefiel ihm aber mehr, als das glückliche Gärtnermädchen. Es zog alle ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; er fand ſich in dem Buche ſo ganz wieder. Ein junger Marquis, ein Jüngling von ungeheuern Talenten, will alles ſich ſelbſt verdanken, und nichts von Andern, nichts von dem Glücke nehmen. Er ſchlägt die größten Stellen aus, die ihm der Hof und das Anſehen ſeines Vaters verſprechen. Er liebt die reitzende Tochter des Gärtners in ſeines Vaters Hauſe; das Mädchen liebt ihn. Er bittet um ihre Hand. Sie ſchlägt ſie ihm ab, ſo lange er etwas von dem Glücke beſitzt, das ihm ſeine Geburt gegeben hat. Der junge Menſch iſt von dem ſtolzen Gedanken ſeiner Geliebten bezaubert, nimmt unter einem fremden Nahmen Dienſte als gemeiner Soldat, ſchwingt ſich in die Höhe, wird von dem Könige geadelt, und heirathet, trotz allen Hinderniſſen ſeiner Familie, endlich ſeine ſchöne Thereſe. Er behält ſeinen erworbnen Adel, weil er den ererbten verachtet, giebt ſeine Güter ſeiner Schweſter, und erwirbt ſich neue. Endlich, da er Vater und Schweſter, Schwager und Familie rettet, und ſie mit ſich ausſöhnt, ſchlägt er ſtolz an ſeine Bruſt, und ruft: ſeht, alles was ich habe, iſt mein, von mir erworben! Nichts danke ich der Geburt, dem Glücke, irgend einem Menſchen. Ich habe mich und mein Weib geadelt, mich reich gemacht. Ich bin das, was mein Ahnherr war: der erſte meines Geſchlechts; und wehe dem Manne, der weniger ſeyn mag!

Dieſer ſtolze, dieſer edle Jüngling ſchwebte Quinctius im Wachen und Schlafen vor. Oft ſtand er da in der Ecke des Zimmers; und träumte von ſeinem Marquis. Auf einmahl murmelte er: „und wehe dem Manne, der weniger ſeyn mag!“ Es konnte nicht fehlen, Quinctius mußte bei der Erziehung, die er genoß, einen ungeheuren Werth auf den Adel legen. Auch ſprach er beinahe eben ſo oft von ſeinen Ahnen, wie ſein Vater: er wollte aber nur ſeine Ahnen an Thaten übertreffen. Sein Vater nannte die Nahmen ſeiner Ahnen her, und Quinctius ihre Thaten; indeß brüſtete ſich dieſer dennoch nicht ſelten damit, daß er von dem großen Cincinnatus abſtamme. Durch ſeinen Lieblingsroman aber litt ſeine Denkungsart eine gänzliche Umänderung. Er antwortete ſeinem Vater nicht mehr, wenn der ihn an die Menge und das Alter ſeiner Ahnen erinnerte. Ja, er warf wohl die Naſe dabei auf. Einmahl, da ſein Vater von dem Glücke ſprach, einen ſolchen Stammbaum zu beſitzen, ſagte er ſogar: hm! ich möchte doch lieber der Erſte eines Stammbaumes ſeyn, als der Hundertſte. — „Wie?

was ſchwatzt der Burſche?“ rief der Baron verdrießlich. — O, lieber Vater, ſagte Quinctius voll Stolz, es iſt doch mehr Verdienſt dabei, einen Stammbaum anzufangen, als ihn zu erben. Ein Flaming iſt mein Vater: das iſt Ihr Verdienſt, und nicht meins. Der Stammbaum, mein Vater, jagt mir, wenn ich ihn anſehe, allemahl eine Schamröthe ab, daß ich noch ſo wenig that, um meinen Nahmen mit Ehren hinein zu ſchreiben.

„Nun ſo ſchreib hinein! Wer hindert dich? Aber Quinctius ſey kein Narr, und werde nicht etwa Soldat! Wir haben den Adel nun einmahl, und der alten Quinctier Blut fließt in unſern Adern. Das Blut, das Blut, mein Sohn, das iſt es; das ehrt man in uns.“

Und nicht meinen Geiſt, und nicht meine Thaten? O pfui! ſo wollte ich, ein Beſenbinder wäre mein Stammvater geweſen; ſo —

„Teufel und Hölle!„ rief der Baron wüthend, und warf mit Ungeſtüm Rüxners Turnierbuch dem Philoſophen nach dem Kopfe. „Ein Beſenbinder, du unadeliger Bube? Was wärſt du denn, du ungerathenes Kind? Nichts mehr als auch ein Beſenbinder, der ſeine Beſen ſo närriſch bände, daß er nicht Einen verkaufte: das wärſt du! Was haſt du denn gethan? ſprich! Was ſind deine Thaten? Ein Haarzopf, den du einem Mädchen abgeſchnitten haſt, ein Buch reines Papier mit einem närriſchen Titel, worin du hineinſchriebſt: ich bin a dato meinen Eltern weggelaufen; und eine Sodomiterei mit Graßheim — Gott vergebe mir die Sünde! — meinſt du dafür giebt man Adelsbriefe?“

Das konnte der Baron ſeinem Quinctius lange nicht vergeben. Quinctius ſchwieg. Du ſollſt es wohl noch ſehen, dachte er, daß ich der Erſte eines neuen Stammes ſeyn werde! In der That fing er nun an darüber nachzudenken, wie er in die Fußſtapfen ſeines Helden kommen wollte. Er machte tauſend Plane, und dabei ging ein Tag nach dem andern hin. Worin er aber ſehr raſch ſeinem Helden folgte, das war deſſen Liebeshandel mit Thereſen.

Der Schulmeiſter des Dorfes hatte eine ſehr hübſche Tochter, die in der Stadt bei einer Verwandtin erzogen, und erſt nach deren Tode zu ihrem Vater auf das Land gekommen war. Sie hatte in ihrem Betragen etwas ſehr Artiges und Gewandtes. Zuweilen wurde ſie von der Frau von Flaming bei ſeinen Nähtereien gebraucht. Quinctius hatte ſie mehreremahle geſehen, ohne Acht auf ſie zu haben. In dieſer Zeit aber, da ihn der Roman ſo ſehr beſchäftigte, ſagte ſeine Mutter einmahl in ſeiner Gegenwart: Schulmeiſters Marie iſt ein ſehr hübſches Mädchen. Sie denkt und fühlt ſo fein, als ob ſie zu den beſſeren Klaſſen der Menſchen gehörte. Ich habe noch nie ein Mädchen von ihrem Stande geſehen, das ein ſo feines Gefühl des Schicklichen und des Unſchicklichen gehabt hätte. Quinctius hörte das, und ſogleich ſtand Thereſe lebendig vor ihm da. Er verließ ſeine Mutter augenblicklich, und ging auf das Zimmer, wo Marie ſaß und arbeitete. Jetzt bemerkte er, was er noch nie bemerkt hatte: Mariens Figur war edel und ſchlank, ihr Fuß ſchön und nett, ihre Hand weiß und rund, ihr Auge feurig und ſprechend, ihr Mund klein und reitzend. Er nahm ein Buch, ſetzte ſich, und betrachtete ſie von der Seite. Marie merkte es, und erröthete.

Er ging, kam wieder, und heftete ſein Auge immer auf Marien; doch hatte er nicht Dreiſtigkeit genug, ſie anzureden. So währte das die zwei Tage, die Marie im Hauſe blieb. Die Arbeit war vollendet, und Marie kehrte zu ihrem Vater zurück. Schon eine Stunde nachher ſah ſie den jungen Herrn vor dem Fenſter vorübergehen, an welchem ſie ſaß und arbeitete. Er grüßte ſehr höflich. Dann kam er wieder. Endlich hörte ſie ihn mit ihrem Vater reden. Wohnt Er denn gut, Schulmeiſter? fragte Quinctius. — „Wollen Ihr Gnaden mein Häuschen einmahl anſehen?“— Quinctius kam herein, und Marie erröthete. Er erkundigte ſich nach des Schulmeiſters Bienenzucht, und Marie mußte dem jungen Herrn Honig holen. Endlich redete er auch Marien an, und ſie konnte vor Erröthen kaum antworten.

Der Schulmeiſter ging, um zu läuten, und Quinctius blieb bei Marien. Er ſetzte ſich ihr zur Seite, und betrachtete ſie mehr, als er redete. Sie konnte die Nadel kaum halten. Er ergriff ihre Hand; ſie zog ſie zurück. Schade, ſagte Quinctius, daß dieſe ſchöne Hand beſtimmt ſeyn ſoll, fürs Brot zu arbeiten! — Das iſt mein Loos nun einmahl, ſagte Marie, und zog die Hand wieder weg. — Ach, Marie, Sie fühlen einen beſſern Geiſt in ſich, als daß Sie ihn zu den Arbeiten eines gewöhnlichen Haushalts verdammen ſollten. Man darf Sie nur ſehen, um zu wiſſen, wie fein Sie denken und fühlen. Nein, das iſt Ihr Loos nicht! — Marie ſah ihn unbemerkt von der Seite an. Der Vater kam zurück.

Quinctius ging mit der feſten Ueberzeugung, daß er Marien über alles liebe. „O, rief er, wie fein, wie zart, wie jungfräulich! Eine holde Schamröthe bedeckte ihr Geſicht, ſo oft ich ſprach. Sie fühlt, ſie fühlt, daß ich ſie liebe.“ Marie war wirklich ein feines, und noch mehr ein züchtiges Mädchen. Sie merkte, daß Quinctius ihr nachlief, und war entſchloſſen ihn abzuweiſen. Denn was konnte er wollen? Aber es ſchmeichelte ihr doch, und ſie lachte in ſich, wenn ſie ihn ſo oft vor ihrem Fenſter vorüber gehen ſah. Die kleine Gardine vor ihrem Fenſter zog ſie jetzt zu, und dann wieder auf, wenn er etwa allzu lange ausblieb. Sie fürchtete, daß er glauben möchte, ſie wäre nicht zu Hauſe. Oefters lachte ſie halb laut, wenn ihr Vater von der Gnade ſprach, die der junge Herr auf ihn geworfen hätte, und ſie putzte ſich jetzt noch einmahl ſo ſchön, wenn ſie nach dem adeligen Hofe ging. Quinctius bemerkte das ſehr wohl, und Mariens Eitelkeit ſchien ihm der Anfang einer romantiſchen Liebe. Die Reitze des Mädchens fingen an, einen wenigſtens eben ſo ſtarken Eindruck auf ſein Herz zu machen, als ſein Plan auf ſeine Phantaſie. Er ſuchte jetzt alle Gelegenheiten Marien zu ſprechen; und die konnten ihm nicht fehlen. Sehr bald entdeckte er ihr ſeine Leidenſchaft. Marie machte Scherz daraus. Quinctius drang in ſie; er bot ihr ſeine Hand und ſein Herz unter ſo ernſthaften Betheurungen ſeiner Treue an, daß ſie wohl ſah, es wäre kein Scherz. Nach dieſem Triumphe war des Mädchens Eitelkeit lüſtern geweſen. „Wie können Sie mir, fing ſie ſehr ernſt an, Ihre Hand anbieten, Herr Baron? Sie vergeſſen, wer mein Vater iſt; Sie vergeſſen, daß eine ehrenvolle Verbindung unter uns unmöglich iſt.“ — Unmöglich? rief er; wie aber, wenn ſie nun dennoch möglich wäre? wenn ich ſie möglich machen könnte? — „Das iſt und wird ſie nun aber nicht, Herr Baron,“ ſagte ſie ſehr feſt.

So antworte mir darauf, Marie: wenn ich nun von deinem Stande wäre, und ich böte dir meine Hand an, reitzendes Mädchen; was würdeſt du dann antworten?

„Aber das ſind Sie ja nicht, Herr Baron.“

Wie aber, wenn ich es wäre? Setze den Fall, Marie, ich wäre ein Prediger, ein Kaufmann, was du willſt; ſetze nur einmahl den Fall: was würdeſt du dann antworten?

„Aber gnädiger Herr, fühlen Sie denn nicht, wie unſchicklich es wäre, wenn ich darauf antwortete? Sie ſind nicht von meinem Stande, das iſt das Einzige, was ich Ihnen antworten kann. Es iſt unmöglich, das iſt alles was ich weiß.“

Aber du ſollſt antworten. Ich liebe dich zärtlich, Thereſe — Marie wollt' ich ſagen, zärtlicher als du denkſt. Wie? wenn es ein Irrthum wäre mit dieſem Stande, auf den du dich immer berufſt? Wie, wenn ich auf einmahl ein Bürger wäre: was würde dein Herz mir dann antworten?

Marie wiederholte, was ſie geſagt hatte. Allein das half nicht. Er drang in ſie, er ließ ihr keine Ruhe; und um ihn los zu werden, ſagte ſie endlich: „Nun, dann wäre es ein Anderes.“ — Dann würdeſt du mich lieben? fragte er weiter. Sie wollte das nicht geſagt haben. Er wurde wieder dringend, und hielt ſie an beiden Händen feſt. Sie wollte ſich los winden. Er drang in ſie. Was hatte ſie dabei zu wagen? Sie wollte ihn los ſeyn. „Aber dann keine Frage weiter, Herr Baron. Das verſprechen Sie mir.“ — Er verſprach.

Sie lächelte. „Wohl denn, Herr Baron; wenn Sie von meinem Stande wären — wohl denn: ich würde Sie lieben!“

Kaum waren die Worte von ihren Lippen, ſo nahm Quinctius ſie in ſeine Arme. Er drückte ſie an ſein Herz, und ſeine Lippen auf ihren Mund, ehe ſie es hindern konnte. Vortreffliches Mädchen! rief er mit Entzücken; ſo habe ich dein Herz, deine Liebe, und deine Hand: denn ich bin von deinem Stande. Der Rang, den du ſo großmüthig ausſchlägſt, iſt nicht mein Loos. Das iſt dir ein Räthſel, meine Geliebte; ich ſehe es an deinen Blicken. Aber das Räthſel ſoll ſich bald auflöſen. Der Liebe und dem Stolze ſind alle Wunder möglich. Du biſt mein, meine ſüße Marie, und keine Gewalt ſoll mich von dir trennen!

Dieſe Worte floſſen vermiſcht mit Küſſen ſo ſchnell von Quinctius Lippen, daß das erſtaunte Mädchen nichts antworten konnte. Er drückte ſie noch einmahl in ſeine Arme, rief: meine Marie! und flog zum Hauſe hinaus.

Was in aller Welt wird das? fragte Marie lachend ſich ſelbſt. Iſt er toll? Er wäre kein Edelmann? Nein, Herr Baron, dann wird doch nichts daraus! — Marie liebte längſt, liebte den Jäger des Barons, einen ſchönen, guten jungen Menſchen. Sie hatte ihm Quinctius Bewerbungen nicht verhehlt, und beide lachten darüber. So ganz richtig war das nun wohl nicht, was ſie dem Jäger verſicherte, daß ſie gar keinen Gefallen an den Bewerbungen des jungen Edelmanns hätte. Sie fand doch ihre Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, daß ſie ſo bemerkt ward. Es machte ihr doch ein kleines Vergnügen, daß ein junger

Mann um ihrentwillen Thorheiten beging. Aber ſo weit hatte ſie es eben nicht treiben wollen; und als ſie es nun recht überlegte, als ſie ſich deſſen erinnerte, was Quinctius mit ſo vieler Zuverſicht geſagt hatte, wurde ihr doch wirklich bange. Und was das Schlimmſte war, ſie konnte jetzt nicht einmahl den Jäger zu Rathe ziehen. Sie entſchloß ſich in Ernſt, den jungen Baron zu vermeiden. Nein, ſagte ſie; mit dem darf man nicht ſpaßen. Sie floh jetzt alle Gelegenheiten, wo Quinctius ſie allein ſprechen konnte. Hätte ſie ihn vorher nur halb ſo behutſam vermieden, er wäre noch nicht im Stande geweſen, ihr ein Wort zu ſagen.

Quinctius zweifelte gar nicht, daß Marie ihn liebte; ihre jetzige Zurückhaltung hielt er für Beſcheidenheit und Großmuth. Er verlor die Geduld nicht, nach tauſend Verſuchen, ſie zu ſehen, noch einen neuen zu machen. Er ſchrieb ihr, und fand alle ſeine Briefe unerbrochen auf ſeinem Zimmer, wohin ſie der Jäger ihm heimlich legte. Marie wußte endlich ſchlechterdings nicht mehr, wohin ſie ſich vor ihm retten ſollte; denn Quinctius war an allen Orten. Der Jäger fing an den Eiferſüchtigen zu ſpielen. Denn, ſagte er, hätteſt du ihm nie weder mit Mienen noch Worten Hoffnung gegeben, ſo müßte er toll ſeyn, wenn er dir ſo nachlieſe. Marie begriff es ſelbſt nicht. Sie nahm ſich ein Herz, und klagte es der Frau von Flaming.

Die Frau von Flaming erſchrak, beſonders als ihr Marie auch ſagte, daß er ihr ſogar ſeine Hand angeboten hätte. Allein ſie erinnerte ſich ihres Ovids noch zu gut, um den Muth zu verlieren. Sie machte ihren Mann aufmerkſam auf Quinctius Alter. Ganz fein wußte ſie ihn dahin zu bringen, daß er ſich entſchloß, ſeinen Sohn nun auf die Akademie zu ſchicken. „Er ſoll ſogleich hin, rief der Alte; denn, wahrhaftig, ich will noch bei meinem Leben einen Enkel haben, deſſen Nahmen ich mit eigener Hand in den Stammbaum ſchreiben kann. Laß Quinctius zu mir kommen.“

Quinctius kam. Aber wie erſtaunte der Alte, da Quinctius geradehin erklärte, daß er keine Akademie beſuchen wollte. Die Mutter lächelte; denn ſie dachte an Marien. Nicht wahr, Quinctius, fragte ſie bedeutend, um ihn wo möglich zu ſchrecken: du haſt geheime Urſachen, hier bei uns zu bleiben?

Hier zu bleiben? antwortete Quinctius ſehr ruhig: mit nichten, liebe Mutter; ich will von hier, ich muß von hier!

„Aber was willſt du denn werden?“ fragte der Vater.

Ein Kaufmann, antwortete Quinctius ſehr ruhig. Sein Vater erſtarrte. Die Mutter ſah ihn errathend an; ſie vermuthete, daß er einen Vorwand hier zu bleiben ſuchte. „Ein Kaufmann? ſagte der Vater langſam. Quinctius, du biſt ein Freiherr!“

In England, Vater, handelt jeder Edelmann. Der erſte Pair des Reiches hält es für eine Ehre Theil an dem Handel zu haben, der die Quelle des Reichthums und des Wohls für alle Nationen iſt. Wenn der ſtolze Engländiſche Edelmann ſich nicht ſchämt —

„So ſollſt du dich ſchämen, du, ein Römiſcher, ein Deutſcher Edelmann! ſo ſollſt du dich ſchämen, einen deiner Vorfahren in der Erde zu beſchimpfen, der das Geſetz gab, daß keiner von Adel Handel treiben ſoll. Sieh, Ronichen, von meinem Nahmen heißt dies Geſetz:

Geſetz: das Flaminiſche. Der Konſul Flaminius, der über die Inſubrier triumphirte, gab es; und, o pfui! ſein Urenkel will ein Geſetz brechen, das alle Edelleute bis jetzt heilig gehalten haben. Sieh, Ronichen, es iſt der größte Glanz meiner Familie, daß alle Edelleute, Grafen und Barone einem meiner Vorfahren gehorchen müſſen bis an den jüngſten Tag. Ein Flaminius verbot dem Adel, Handel zu treiben, und der Adel gehorcht; nur der, der ausgeartete Menſch da, der Urenkel des Geſetzgebers, will das Verbot übertreten! Der Bube weiß es; er hat es mir noch vor einem Monathe vorleſen müſſen."

Aber Vater, gab denn dieſes Geſetz nicht eben der Cajus Flaminius, den Sie immer Cajus Dummhut nennen? dieſer Schmeichler des Volkes, den das Volk eben deswegen wieder zum Konſul wählte, weil er dem Adel das heilige Recht zu handeln raubte? dieſer Tollkopf, der ſich von Hannibal in den engen Päſſen ſchlagen ließ? dieſer —

„Sieh, Ronichen! Schimpf und Schande hab' ich davon, daß der Junge Latein gelernt hat. O, ich ſagte es gleich! Nun ſtellt er ſich hieher, und kapitelt ſeine Vorfahren; bringt ſeine eigene Schande unter die Leute. Sieh, Ronichen, ich wollte es dir mit Vorſatz nicht ſagen, daß es Cajus war, um dich nicht damit zu ärgern. . . . Doch halt, warum willſt du ein Kaufmann werden?“

Um reich zu werden, Vater. Ich bin arm, und will arm ſeyn. Das Vermögen, das Sie beſitzen, iſt nicht mein. Ich ſehe es als ein heiliges Familien-Depot an, das ich meinen Enkeln geben muß, wie ich es empfangen habe. Was ich gebrauche, will ich verdienen. Der große Quinctius, mein Ahnherr, gab das Familienvermögen hin, um die Strafe ſeines Sohnes zu bezahlen. Er lebte von ſeiner Hände Arbeit, und war der Stolz Roms, wie er der Stolz jeder Nation ſeyn würde.

„Ja, Ronichen, das iſt richtig. Er war ein großer Mann, vor dem ganz Rom und alle die tollen Tribunen zitterten.“

Und ſo will ich auch leben, von meiner Hände Arbeit. Er trieb den Pflug, und ich will handeln.“

„Aber, Quinctius, bedenke doch, ein Flaming gab das Geſetz —“

Und ein Flaming ſoll es wieder aufheben, weil es tyranniſch iſt.

„Lieber Gott, mein Sohn, du verlierſt ja den Adel, wenn du handelſt. Bedenke doch das, mein Sohn!“

Quinctius lächelte. Gut, Vater, das weiß ich. Ich verliere dadurch den Adel; aber eben deswegen will ich Kaufmann werden, um ihn zu verlieren und dann mit meinem Vermögen, mit meinen Talenten einen neuen Adel zu erringen. Dann bin ich, was keiner von meiner Familie war: der Letzte meines Stammes, und zugleich der Erſte. Dann habe ich, was ich haben will, den Adel des Verdienſtes, und gebe meinen Vorfahren zurück, was ihnen gehört, ihre Verdienſte. — Jetzt fing die Frau von Flaming an aufmerkſam zu werden.

Der Alte ſchien es nicht ganz zu mißbilligen. Ein doppelter Adel, ein Nahme in zwei Stammbäumen! Er überlegte das mit Kopfſchütteln. „Aber Quinctius,“ warf er ein, „wenn du nun keinen neuen Adel erwirbſt?“

So war ich des alten nicht werth. O wehe, Vater, wehe dem Manne, der weniger will!

„Den Teufel!“ ſchrie der Alte jetzt; „ich wäre alſo meines Adels nicht werth? und du wollteſt dann als Kaufmann leben und ſterben, und mein Nahme Flaming ſollte untergehen? Bube!“ — Nach einer Pauſe fing er wehmüthig wieder an: „Quinctius, mein Sohn, ich bitte dich. O, ich will meinen Kopf zum Pfande ſetzen, das iſt wieder ſo ein Stück von Plato, wie mit der Männerheirath. Seht, daran iſt die verfluchte Gelehrſamkeit Schuld. Denn, Ronichen, du magſt ſagen was du willſt, hat er nicht alle die dummen Streiche aus den Büchern? O, ich weiß, wie das zugeht! Gerade wie mit dem Papſt. Weil der nicht turnierfähig war, ſo brachte er die Turniere in Mißkredit, legte einen Bann darauf, und erreichte nachgerade ſeinen Zweck. Sieh, ſo geht es auch mit den verfluchten Büchern und den Gelehrten. Stiftsfähig ſind ſie nun einmahl nicht, und ihre Würde erbt nicht fort, ob ſie wohl in etlichen Stücken dem Adel gleich geachtet werden; denn ſie wurden, wie der Adel, Ihr und nicht Du genannt. Wie heißt der Ausdruck, Quinctius?“

Voſſitantur.

„Recht, ſo heißt es, Ronichen. Und ſie konnten adelige Kleider tragen. Damit hätten ſie ſollen zufrieden ſeyn, die Neidhardte. Aber nein. Sieh! da ſchreiben Sie: die hohen Domſtifter wären jetzt nichts mehr, als verkehrte Einrichtungen, um einige Faulwänſte zu mäſten; und ich ſetze meinen Stammbaum da zum Pfande, bringe einer einmahl die Gelehrten in die Stiftsſtellen, Sie ſchweigen mäuschenſtill. Und dann ſchreiben ſie wieder in die Welt hinein! der Adel, ohne Verdienſte, wäre der Vorrechte nicht werth, die ſeine Vorfahren durch große Thaten erworben hätten. Dummes, dummes Zeug! als ob beim Adel von Verdienſten die Rede wäre! Das alte Blut, Ronichen, das alte Blut — das iſt es. Und der Glanz von Kaiſer und Reich, der allein vom Adel herkommt: daran denken ſie mit keiner Sylbe. Und dann iſt ja das ganze Reich auf den Adel gegründet, und die ganze Bibel, wie Beyer bewieſen hat, ebenfalls auf

Schild und Helm. Da ſteckt es! Wenn die Feinde, die Türken, hereinbrechen, da ſitzen die Gelehrten ſo mäuschenſtill, und rufen nach dem Adel, und wir müſſen dann mit Gut und Blut abwehren; und hinterher ſchneiden ſie ihre Federn, und ſchelten was ſie nur können. Der Adel ſoll Verdienſte haben! Ja, die hat er von ſeinen Vorfahren her um Kaiſer und Reich. Und wie viele Gelehrte ſind nicht, die von allen ſieben Künſten, die ſie wiſſen ſollten, nicht Eine wiſſen, und heißen doch Magiſter, Profeſſor, und Doktor. Sieh, in ſo einem verdammten Buche hat der Narr da das aufgegabelt, von dem Adel des Verdienſtes, und ſo weiter. Darum will er ein Kaufmann werden. . . Du ſagſt, du verlangſt nichts von Deinen Vorfahren? nichts? auch nicht das edle Blut, das in deinen Adern fließt? So laß dir das Blut abzapfen, wie ein Menſch, den ein toller Hund gebiſſen hat; denn das Blut, du ungerathener Menſch, gehört deinen Vorfahren. Es iſt das heiligſte Depot, das du nicht beſchimpfen darfſt. Das Blut! das Blut! da ſteckt es! Antworte darauf, wenn du kannſt.“

— Lieber Vater, Lucius Flaminius verlor den Adel, weil er ein Böſewicht war, ein elender niederträchtiger Böſewicht. Warum? Er hatte in ſeinen Adern das Blut der Quinctier, ſo rein, wie Cincinnatus. Warum verlor er alſo den Adel? Er war an Verdienſten ſeinen Vorfahren nicht gleich. Bin ich es denn? was hab' ich gethan? Nichts. Ich lege meinen Adel ſo lange ab, bis ich ihn wieder mit Ehren aufnehmen kann. Sie heißen mich ja einen Narren, einen ungerathenen Buben. Soll. . .

„Sieh nur, Nonichen, die Spitzfindigkeiten! Nein, mein Sohn, Quinctius, ich will dich nie wieder ſo heißen. Du biſt ein guter, ein edler Edelmann. Aber ich bitte dich, Quinctius, was braucht denn das deine Mutter zu wiſſen, daß der Lucius zu unſerer Familie gehört hat? Und wer weiß, ob es nicht ein Baſtard geweſen iſt, oder ob nicht die Gelehrten den ganzen Handel aus Neid gegen meine Familie gelogen haben. Laß doch die dummen Dinge unterweges; und ſo iſt der Handel geendigt. Ein Kaufmann wirſt du nicht, damit holla! Und mach mich nicht ärgerlich! Und das, Ronichen, mit dem Lucius — hörſt du? — das bleibt unter uns.“

Quinctius ging, ohne ein Wort zu erwiedern. Sonſt ward der Baron nach einer ſolchen Scene immer bald wieder heiter; aber jetzt blieb er ſtill und finſter ſitzen. Er ſah ſeine Frau an, und ſchüttelte den Kopf; er ſah ſeine Stammbäume, deren jetzt viere waren, an, und ſchüttelte den Kopf. „Ach, Ronichen! der Junge, der Quinctius, macht mir viel Sorge. Sieh, da hängen die vier prächtigſten Stammbäume, die je einer beſeſſen hat, die Juden ausgenommen, die ehedem ihre Geſchlechter bis auf Adam beweiſen konnten. Darum waren ſie auch das auserwählte Volk, und es kamen weit und breit Könige und Königinnen zu ihnen, und alle Völker hatten Reſpekt vor ihnen, und ſie beſiegten alle Völker der Erde. Ronichen, ſieh! wie nun meine Vorfahren Jeruſalem verbrannten, ſo wurden die Stammbäume wahrſcheinlich mit verbrannt, und ſeitdem hatten ſie kein Glück und Stern mehr. Denn daß mit der Zerſtörung Jeruſalems auch die Geſchlechtsregiſter der Juden aufgehört haben, das kann ich dir vorleſen aus einem Buche. Und mit ihren Geſchlechtsregiſtern war auch ihr Muth weg, und ſie hatten keinen Funken Ehre mehr im Leibe. Das iſt auch ganz natürlich. Weiß ich, wer mein Ur-ur-Aeltervater geweſen iſt, ſo ſchäme ich mich doch, weniger zu ſeyn als er Du ſiehſt alſo, was ein Stammbaum für ein Ding iſt! Darum ſind auch die Juden jetzt aller ſchlechten Streiche fähig. Sie betrügen, ſchachern, und laſſen ſich ſchlagen und ſtoßen, ohne ein Wort zu ſagen. Auf die Zigeuner will ich nicht einmahl kommen. Sieh, alſo habe ich, die ehemaligen Juden ausgenommen, die prächtigſten Stammbäume in Europa. Denn die Gemmingen und die Sickingen ſind wohl eben ſo alt, wie die Flaminge; aber nicht Einer ihrer Vorfahren reicht unſrem Cincinnatus und dem Titus das Waſſer. Und von Lucius, Cäſo, und Cajus weiß Niemand ein Wort, als wir und Beyer; und es muß auch nicht auskommen. Sieh, dein Stammbaum ging nur bis 1630, und meiner nicht einmahl ſo weit. Nun habe ich aus dem Nüxner und andern Büchern, Spangenberg und ſo weiter, deinen Stammbaum ausgezogen. Wo ich nur einen Nothaſſt fand, da nahm ich ihn; und Gottlob! Gottlob! es iſt mir gelungen. Dein Stammbaum geht nun bis 939. Mit meinen Vorfahren hatte es keine Noth. Der Livius war wohl nur ein Heide, aber doch ein ganzer Kerl. Indeß, lieber Gott! wie es überall geht — bei jedem Glück iſt auch ein Unglück. Ich muß es dir entdecken, Ronichen; ich bitte dich aber, ſchweig davon, laß es nicht über deine Zunge kommen. In allen Büchern, die vom Deutſchen Adel handeln, habe ich auch nicht ein einzigesmahl den Nahmen Flaming finden können. Ach! ach! Ronichen, das hat mir ſchon lange, lange ſchwer auf dem Herzen gelegen. Nicht ein einzigesmahl! Bei keinem Turnier war ein Flaming, bei keinem! Ein Paar Flemminge waren da, und ich war ſchon ein Paarmahl Willens aus dem E ein A zu machen; aber ich wollte doch nicht Fremden ihre Ehre ſtehlen. Das wollte ich nicht, Ronichen.“

Und das wird dir Gott belohnen, liebſter Mann! rief Veronika, und dabei trat eine Thräne in ihr Auge. Sie fühlte das wahrlich ſchwere Opfer, das ihr Mann hierbei der

Redlichkeit und der Gerechtigkeit gebracht hatte. Aber, vielleicht waren die Flaminge nicht in Deutſchland? Der Baron ſchüttelte den Kopf. „Das dachte ich Anfangs auch. Darum wollte ich gern den Joinville leſen. Ich habe ihn ganz durchgeleſen, ohne ein Wort zu verſtehen, weil ich den Nahmen Flaming zu finden dachte. Er ſteht nicht darin. Das Wort Flamme fand ich wohl hundertmahl; und das, ſagteſt du mir, das hieße Feuer. Nun ſiehſt du, wie der Quinctius iſt: den Lucius, den Cäſo, den Cajus führt er immer von ſeinen Vorfahren im Munde. Ich habe nun ſo eine kleine Familiengeſchichte aufgeſetzt, die ihr nach meinem Tode bei meinem Teſtamente finden werdet. Sieh, Ronichen, der Menſchen wegen, nicht wegen der eitlen Ehre, habe ich hinein geſchrieben, daß 939 ein Flaming im Stechen den Preis erhalten habe von einem Fräulein Nothafft. Du weißt, wie lieb ich dich habe. Sieh, es war immer mein Wunſch, daß ſich ſchon unſere Vorfahren gekannt hätten. Und nachher habe ich noch ein Paar Flaminge bei Turnieren zugegen ſeyn laſſen. Ich thäte doch keinem Unrecht, dachte ich.

Kommt nun aber Quinctius nach meinem Tode einmal über das Turnierbuch, (bis jetzt habe ich es immer weggeſchloſſen), und findet, daß kein Flaming turniert hat, ſo — du kennſt ihn — ſo ſpricht er von nichts, als daß ſeine Vorfahren nicht turniert haben, und mein ganzer Stammbaum wird dadurch ungewiß. Sieh, liebes Ronichen, da wollt' ich dich bitten, ſobald ich todt bin, ſo verbrenne den Rüxner und Spangenbergs Adelſpiegel, daß der Junge ſie nicht in die Hände bekommt. Darauf gieb mir jetzt die Hand, Ronichen."

Seine Frau gab ihm die Hand darauf. „Aber höre, Ronichen, verbrenne ihn ja um Gottes willen nicht eher, als bis du gewiß weißt, daß ich todt bin. Manchmahl liegen die Leute in Ohnmachten, und leben hernach wieder auf. Alſo, Ronichen, nicht eher, als an meinem Begräbnißtage."

Seine Frau verſicherte ihm das, und er wurde in dieſer Rückſicht wieder ruhig, ſo ſehr es ihn auch quälte, daß kein Flaming turniert hatte.

O Vergänglichkeit der menſchlichen Entwürfe! Was hatte der Greis gethan, feindſeliges Geſchick, daß du über ſeine letzten Tage alle die finſtern Wolken ſammelteſt? warum zerſtörteſt du ſeine unſchädlichen Freuden?

Die Frau von Flaming machte alle möglichen Anſtalten, Quinctius von Hauſe zu entfernen; aber es gelang ihr nicht. Der Baron war jetzt eben ſo ſehr gegen die Akademie, wie Quinctius. Die verfluchte Gelehrſamkeit! ſagte er; und Quinctius blieb feſt bei ſeinem Vorſatze, ein Kaufmann zu werden. Dann verliere ich den Adel, dachte er; dann iſt Mariens Hand mein. Und wie ich die Kaufmannſchaft treiben werde, kann es nicht fehlen; ſie muß mich bereichern. Ich will werden, was ehemals die Fuggers waren. Man ſoll meine Verdienſte belohnen, und mein Vater ſoll ſich freuen, wenn er ſeinen Sohn doppelt geadelt in ſeine Arme ſchließt. Dieſe kleine Abweichung von der glücklichen Gärtnerin erlaubte er ſich, weil es ihm zum Soldaten an Herz fehlte, und weil er alſo keine Wahrſcheinlichkeit hatte, bald ſo in die Höhe zu ſteigen, wie er es wünſchte.

Da ſeine Mutter ihn nicht entfernen konnte, ſo fing ſie an ihn zu beſchäftigen. Das hatte ja bei Liſſow geholfen. Sie gab ihm ſo viel zu thun! Quinctius arbeitete mit einer unverwüſtlichen Geduld; allein nach jeder Arbeit ſuchte er Marien eben ſo ämſig auf, wie vorher; und wenn er ihrer habhaft werden konnte, ſo gab er ihr die allerruhigſten Verſicherungen, daß der Zeitpunkt bald da ſey, wo er ſich mit ihr verbinden könne und dürfe. Marie wußte nicht aus und ein. Sie mochte dem jungen Herrn jetzt noch ſo viel verſichern, daß er nie ihre Hand erhalten würde; er lächelte, und glaubte es nicht. „Ich weiß, Marie, wie du denkſt und fühlſt, ſagte er mit einer unerſchütterlichen Gewißheit. Die Zeit wird alles aufhellen.“ Die Frau von Flaming hatte Marien befohlen, ihn verächtlich zu behandeln. Marie verſprach es zwar; allein ſie that es nicht. Denn, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: er iſt doch einmahl der Baron, und meines Geliebten Glück hängt vielleicht bald von ihm ab. Sie war ehrerbietig gegen ihn, und, wenn er ſehr in ſie drang, oft verlegen, wie ſie ihn überall behandeln ſollte. Quinctius ſchloß hieraus auf ihre Liebe, und nannte ihre Verlegenheit: das letzte Wanken ihres liebenden Herzens.

Seine Mutter wußte nicht, was ſie von Quinctius denken ſollte. Mariens verächtliches Betragen (denn das, ſagte Marie, beobachtete ſie gegen ihn) wies ihn nicht ab; die Beſchäftigungen machten ihn nicht kälter, und änderten in ſeinem Verhalten nichts. Er arbeitete den Tag über mit einer Ruhe, mit einer Anſtrengung, die muſterhaft war. Aber kaum hatte er ſeine Arbeit vollendet, ſo ſchlich er zu Marien, ſuchte mit eben der Ruhe und Beſonnenheit die Gelegenheit ſie zu ſprechen, und redete dann mit einem ſo leidenſchaftlichen Feuer zu Marien, daß dieſe ſeiner Mutter nicht genug davon ſagen konnte. Der ganze Ovid war an ihm verloren. O, ſagte ſeine Mutter, ſo giebt es doch eine Seite dieſer wundervollen Leidenſchaft, welche ein ſolcher Kenner des menſchlichen Herzens nicht kannte! Sie irrte ſich ſehr; denn Quinctius liebte Marien nicht. Er redete, wie ſein Roman ihn lehrte; trieb ſeinen Liebeshandel, wie ein Geſchäft, mit der größten Ordnung, mit dem größten Beſonnenheit; ſchlief die Nächte durch ſehr ruhig, und dachte an Marien nicht anders, als an jeden Gegenſtand ſeiner Eitelkeit. Selbſt die Sinnlichkeit, die ſich durch Mariens Schönheit ins Spiel miſchte, wurde bei ihm nie überwiegend. Er konnte, wenn ein Geſchäft ſeine Eitelkeit rege gemacht hatte, ſogar Marien vergeſſen, ob er gleich ſich ſelbſt überredete, daß er ſie unendlich liebe.

Die Mutter würde nun wahrſcheinlich Anſtalt gemacht haben, Marien zu entfernen, wenn nicht andere Gegenſtände ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätten. Die Frau von Amſel lebte mit ihrer Tochter und ihrem Manne in der Nähe des Flamingiſchen Gutes. Sie war ſchon bei des Barons Verheirathung böſe auf ihn geworden; denn ſie hatte ſich in den Kopf geſetzt, ihre Schweſter mit dem reichen Baron zu verheirathen. Schon damals goß ſie das Gift ihrer Zunge über das gute Fräulein Veronika von Nothafft aus, und bezweifelte ihren Adel. Indeß der Umgang mit Flamings Hauſe ging wieder an, ſo ſehr ſie ſich auch ärgerte, daß ſie es ihm an Aufwand nicht gleich thun konnte.

Die Frau von Flaming wußte das. Sie zog ſich daher, wenn ſie zu Amſels fuhr, immer ſehr einfach an, und trug nur ihren ſchlechteſten Schmuck. Das verdroß die Frau von Amſel aufs neue. Ich glaube, ſagte ſie, die Närrin verachtet uns, daß ſie immer wie eine Bürgersfrau aufgezogen kommt. Noch mehr aber verdroß es ſie, daß der Baron ſeine und ſeiner Frau Familie aus dem graueſten Alterthume herleitete. Sie wurde jedesmahl grüngelb, wenn der Baron von den Quinctiern anhob, was er ſicher in jeder Geſellſchaft that. Und dennoch war Niemand geſchäftiger als eben ſie, die kleinſten Umſtände davon herauszubringen. Der Baron hatte ihr hundertmahl im Rüxner ſowohl die Katharine als die Veronika von Nothafft zeigen müſſen, und ſie knirſchte immer mit den Zähnen, wenn ſie die Nahmen erblickte. „Ja, ja, ſagte dann der Baron wohl: alter Wein, meine gnädige Frau, und alter Adel, das ſind die zwei edelſten Dinge in der Welt!“

Noch hatte ſie nicht gefragt, ob die Amſels nicht ebenfalls auf Turnieren geweſen wären. Sie fürchtete, der Baron möchte ihr nein antworten, und wenn ſie zehnmahl im Rüxner ſtänden; denn ſie fühlte, daß ſie einer ſolchen Unwahrheit fähig wäre. Endlich aber fragte ſie doch einmahl, nachdem ſie dem alten Baron eine Stundelang die größten Schmeicheleien geſagt hatte: haben denn auch Amſels turniert? Der Baron ſtrich ſich unruhig über das Geſicht. „Hm!" gnädige Frau, hob er ſtockend an: „der Nahme Amſel ſteht zwar nicht im Turnierbuche; allein es mögen doch wohl einige turniert haben. Man hat die Nahmen vielleicht nicht aufgeſchrieben." Der gutherzige Baron wollte die Pille verſilbern; aber er ſchlug in die Kohlen. So? ſagte die Frau von Amſel ſpitz. Alſo meines Mannes Vorfahren waren nicht ſo viel werth, daß man ihre Nahmen aufſchrieb? Aber Ihre Vorfahren! ja, die verdienten es! Oh, ſagte ſie und ſchlug auf den Rüxner: wer weiß, welch ein Kerl das Lügenbuch gemacht hat! Warum ſollten denn die Amſels nicht ſo gut turniert haben, wie Ihre Vorfahren? Da ſieht man's: Lügen ſind es! Lügen!

Sie hätte dem Baron können ins Geſicht ſagen, er löge, es würde ihn nicht ſo aufgebracht haben, als daß ſie den Rüxner des Lügens beſchuldigte. „Ho! ho! meine gnädige Frau,“ rief er, und ſchob den Rüxner auf die andere Seite des Tiſches: „Kerl? Nehmen Sie nicht ungnädig, Rüxner hat das Buch gemacht, nicht erfunden. Die erſten Turnierſtücke ſind von Meiſter Philips, Kaiſer Heinrichs Kanzler. Und wenn Sie's denn wiſſen wollen, ſo ſind die Amſels eine neue Familie, wie man es auch aus dem Nahmen hört. Denn kein Adeliger wählte vor Alters den Nahmen eines ſo kleinlichen, geſchwätzigen Vogels, wie eine Amſel. Eigentlich gar keinen andern Vogelnahmen, als von Raubvögeln, z. B. Aarhorſt, Falkenſtein, Geiersbach. Nein, nein, dem Rüxner können Sie trauen, wie der Bibel. Die Amſels ſind neu, meine gnädige Frau. Ich laſſe dem Rüxner kein Haar krümmen.“

Man denke ſich die Wuth der Frau von Amſel. Sie warf ihrem Manne den Abend, als ſie zu Hauſe war, hundertmahl ſeinen närriſchen Nahmen vor. Lieber Gott, liebſte Frau, ſagte der Herr von Amſel betrübt: das iſt denn doch wohl meine Schuld nicht. Ich wollte, daß ich Bachſtelze hieße, oder wie du ſonſt willſt. „Mir wäre es recht. — Das ärgert mich gerade nicht, rief ſie voll Grimm, und riß ihm beinahe den Rockärmel ab; aber ich weiß, die Amſels haben turniert, ſo gut wie die Flamings. Der alte neidiſche Kerl will es nur nicht geſtehen. Sieh, Amſel, wenn du wieder einen guten Tag haben willſt, ſo ſchaff mir das verdammte Buch, mit dem der Baron ſo groß thut. Ich will doch wiſſen, ob die Amſels turniert haben oder nicht.

Der Herr von Amſel verſprach, das Buch zu ſchaffen. Er wendete ſich deshalb an den Paſtor ſeines Dorfes. Dieſer bemühete ſich um das Buch, und erhielt es auch ſchon in einigen Tagen von einem benachbarten Antiquarius, mit dem er in Verkehr ſtand. Nun hatte es die Frau von Amſel, und, was noch mehr war, in den beiden dicken Quartbänden zwanzig andere Bücher über den Adel dazu. Sie ſuchte, und ſuchte, und konnte es nicht gebrauchen. Der Paſtor wurde ſelbſt geholt, und man las ihm den Text, daß er ein unbrauchbares Buch gekauft hätte. Er ſchlug der Frau von Amſel das Turnierbuch auf, und las ihr die Nahmen aller Ritter vor, die turniert hatten. Da kam Katharina Nothafft; dann Veronika Nothafft. O weiter! rief ſie: ſuchen Sie Amſels! Amſels ſuchen Sie! Da war kein Amſel; aber Nothaffts die Menge.

Sie wollte verzweifeln, ſetzte ſich ſelbſt vor das Buch, ſuchte, und fand keinen Amſel. Aber jetzt fiel ihr ein, daß auch kein Flaming vorgekommen war. Sie las in drei Tagen das Regiſter noch einmahl durch; und hätte ſie in ihrer Jugend mit ſolcher Aufmerkſamkeit geleſen, wie jetzt, ſo würde ſie fertig leſen gelernt haben. Sie fand keinen Amſel, aber auch keinen Flaming; und das war doch ein Triumph!

Sie fuhr zu Flamings. Richtig war nach einigen Stunden der Baron wieder bei den Römern und den Turnieren. Die Frau von Amſel lächelte. Aber, Herr Baron, haben denn auch einige von Ihrer Familie turniert? Die Frage war dem Baron noch nicht geſchehen. „Hm! hm! von meiner Familie? Ei nun ja, das verſteht ſich.“ — So? Ich habe das Turnierbuch auch, ſagte Frau von Amſel boshaft, und da will ſich kein Flaming finden. — Dem Baron war, als ob ihn der Schlag rührte, als ſie ſagte: ich habe das Turnierbuch auch. Die Frau von Amſel ließ es kommen; ſie hatte es mitgebracht. Er lebte wieder auf, da er die Quartanten ſah; denn ſeins war die Ausgabe in Folio. „Das iſt mein Lebtage kein Turnierbuch,“ rief er freudig. Aber wie ſank ihm der Muth, da die Frau von Amſel es aufſchlug, und vorlas! Leider es war ſein Turnierbuch. Zeigen Sie mir einmahl ihrs, ſagte die Frau von Amſel eifrig: ob da ein Flaming ſteht! — „Ach!“ ſeufzte er laut auf, und der Schmerz zerriß ſeinen feſteſten Lebensfaden.

„Die Flaminge, hob er endlich mit matter Stimme an, waren damals, zu den Zeiten der Turniere, in Frankreich. Das ſteht im Joinville.“ — Zeigen Sie einmahl, rief die Frau von Amſel, die deſto eifriger wurde, je mehr der Baron den Sieg fahren ließ: wo ſtehts? Mein Mann kann Franzöſiſch. „Ach!“ ſeufzte er wieder, noch einmahl ſo tief, und wurde blaß. Sein Gewiſſen ſchlug ihn aus dieſem Winkel.

Die Frau von Flaming ſah ihren Mann erblaſſen. Sie nahm den Faden des Geſpräches auf, den ihr Mann ſo furchtſam fahren ließ, ob ſie ſich gleich ſonſt nie in Familiengeſpräche miſchte. Und wenn meines Mannes Vorfahren auch damals nicht in Frankreich geweſen ſind, ſo müſſen Sie doch irgendwo geweſen ſeyn; denn ehe noch an einen Nothafft gedacht war, (und meine Familie ſteht doch in Ihrem Buche) hatten ſchon die Flaminge in Rom ganze Nationen beſiegt, Triumphe gehalten, Geſetze gegeben, regiert, und ſo weiter.

„Das Geſetz, daß kein Adeliger Handel treiben darf, Ronichen!“ ſagte der Baron matt.

Das Geſetz gab Cincinnatus, und — ?

„Nein, ein Flaminius, Ronichen; den Vornahmen aber weiß ich nicht. Und Titus Flaminius, Ronichen —“

Ja, Frau von Amſel, und Titus Flaminius, das war ein Mann! Er that Dinge, die man noch jetzt bewundert.

„Beſiegte den König Philipp von Macedonien, Ronichen, und machte Griechenland frei, bis auf den heutigen Tag; und Cincinnatus —"

Ja, und Quinctius, und Capitolinus! Einer von ihnen that mehr, als alle Deutſche Edelleute zuſammen gethan haben.

Ja, aber turniert haben ſie doch nicht, ſagte die Frau von Amſel ein wenig klein.

Hm! ſagte die Frau von Flaming: das iſt wohl natürlich; ſie hatten keinen, mit dem ſie es der Mühe werth halten konnten zu turnieren. Vielleicht zählten ſie tauſend Ahnen, und die Deutſchen Edelleute, die allerälteſten, als die Nothaſſte, zählten erſt viere. Die Flaminge wollten nicht turnieren, das war es.

Der Baron hätte mit allen ſeinen Adelskenntniſſen ſo etwas nicht hervorgebracht, wodurch die Frau von Amſel ſo vollkommen in die Flucht geſchlagen wurde. So? ſagte ſie: ſo? Und ſie konnte, ſo lange ſie blieb, kein Wort mehr finden. Der Baron hatte zwar geſiegt; aber der Sieg war ihm ſehr hoch zu ſtehen gekommen. Er betrachtete noch eine Stunde ſeine geliebten Stammbäume mit tiefen Seufzern, und ſchüttelte bei allen Troſtgründen, die ihm ſeine Frau ſagte, ungläubig den Kopf. „Sie haben den Rüxner; und Spangenbergs Adelsregiſter ſteht hintendran im zweiten Theile. Ich habe es geſehen. Und kein Flaming iſt darin. Und des Grafen Solms Regiſter; und kein Flaming! Und das Verzeichniß aller Biſchöfe. Mit den Turnieren, das iſt das wenigſte, Ronichen; ich könnte ſagen, meine Familie wäre aus Sachſen. Die Sachſen haben nicht turniert. Aber, Ronichen, das Verzeichniß aller Biſchöfe in Lübeck, Halberſtadt, Magdeburg, Naumburg und ſo weiter; und überall kein Flaming, kein Flaming an allen Orten. Ach, Ronichen, es iſt mit mir vorbei! Die Frau von Amſel! ſie bringt heraus, daß man überall keinen Flaming findet. Es iſt vorbei! Gott ſey Dank, Ronichen, daß ich nur dich habe. Sie können mir doch nicht ableugnen, daß eine Katharina von Nothafft 939 auf dem Turniere zu Magdeburg geweſen iſt. Gottlob!"

Der gute Alte tröſtete ſich zu früh damit. Die Frau von Amſel kam wüthend nach Hauſe. Sie würde ihrem Manne die beiden Quartanten vielleicht an den Kopf geworfen haben, wenn ſie ſich nicht vor dem Prediger geſchämt hätte, der da war. Mit einem ekelhaften Heulen erzählte ſie die Beſchimpfung, die ſie von der Bettelprinzeſſin, der Flamingen, erlitten hätte. Ihr Mann ſowohl als der Prediger ſuchten ſie zu beruhigen; aber vergebens. Meinen Sie denn in Ernſt, meine gnädige Frau, ſagte endlich der Prediger lächelnd: daß eine Nothafft in Magdeburg auf dem Turniere geweſen iſt? Das iſt ja eine lächerliche Fabel, die ein Kind widerlegen kann. — „Aber, rief ſie, es ſteht ja da gedruckt. Leſen Sie doch nur!“ — Es iſt viel gedruckt, Ihr Gnaden; aber es fragt ſich, ob es auch wahr iſt.

Ein hölliſches Lächeln machte das häßliche Geſicht der Frau von Amſel noch häßlicher. „Herr Paſtor,“ rief ſie,“ wenn Sie das beweiſen können, ſo ſoll der Herr von Amſel Ihnen den Acker pflügen, und Sie den Prozeß gewonnen haben!“ Der Prediger führte ſchon ſeit zwei Jahren einen Prozeß mit der Frau von Amſel über das Pflugrecht des Pfarrackers. Mit dem Herrn von Amſel nicht; der zuckte die Achſeln, wenn von der Sache die Rede war. Der Prozeß ließ ſich hier wohlfeil endigen. Der Prediger nahm die Quartanten mit nach Hauſe, blätterte, und fand ſogleich in der Vorrede die Verſicherung, daß Meiſter Philipſens Turnierſtücke unächt wären. Er ſetzte etwas darüber auf, das dieſe Verſicherung noch heller ins Licht ſtellte. Beim weitern Leſen fand er, daß Rüxner ſelbſt in ſeinem Turnierbuche die Aechtheit derſelben bezweifelte; ja, noch mehr, daß die größere Hälfte der Turniere eine Erfindung der ſpäteren Schriftſteller ſey. Er ſammelte die Zeugniſſe darüber, erhob die Zweifel zur Gewißheit, und erbot ſich endlich, um die Frau von Amſel vollkommen zu überzeugen, ein Reſponſum darüber von jeder Akademie zu ſchaffen, wenn jemand die Koſten anwenden wollte.

Am andern Morgen trug er die kleine Schrift mit den beiden Quartanten zu der Frau von Amſel, und ließ ſie die dahin gehörigen Stellen in dem Buche ſelbſt, gedruckt leſen. Er überzeugte ſie ſo ſchnell von der Wahrheit ſeiner Behauptung, und ſie hatte eine ſo große Freude darüber, daß ſie ihr Wort nicht wieder zurücknahm, was er befürchtet hatte. Aber jetzt mußte der Prediger ſie recht gründlich in der Art des Beweiſes unterrichten; und nach drei Tagen eines rühmlichen Fleißes war ſie im Stande, den Beweis ſo gut zu führen, wie der Prediger ſelbſt. Der Herr von Amſel mußte ſich noch andre drei Tage mit dieſer Auseinanderſetzung quälen laſſen. Die Frau von Amſel ging im ganzen Hauſe umher, ſchlug Knipschen, und rief: Meiſter Philips hat gelogen! Die Domeſtiken im Hauſe wünſchten nichts mehr, als daß Meiſter Philips, den ſie übrigens nicht kannten, alle Tage lügen möchte; denn es regnete jetzt keine Ohrfeigen mehr. Und ſeitdem heißt es auf dem Gute, das jetzt ein Enkel der Frau von Amſel hat, noch immer, wenn die Leute einen fröhlichen Tag haben, ſprichwörtlich: Meiſter Philips hat gelogen! Die Erklärung davon iſt verloren gegangen. Dies aber iſt ſie.

Nach vier Wochen — die Frau war wirklich im Stande geweſen, ihren Triumph ſo lange aufzuſchieben, um ihn deſto vollendeter zu haben — nach vier Wochen war ihr Geburtstag. Auch Flamings wurden gebeten, ihn feiern zu helfen. Es war große Geſellſchaft. Der Baron trat mit einem recht prophetiſchen Schauer in das Haus, und die Frau von Amſel empfing ihn ausgezeichnet freundlich. Zum erſtenmahle ſprach der Baron bei Tiſche nicht von Rom und den Turnieren; und kam man von ungefähr darauf, ſo lenkte er das Geſpräch gefliſſentlich ab. „Nein, nein,“ ſagte er zu ſeiner Frau im Hinfahren, „ich werde mich hüten. Die Amſeln, das iſt ein Hannibal. Ich werde mich hüten, Front gegen ſie zu machen, wie Cajus Dummhut. Ronichen, du mußt niemals den Vornahmen mit nennen, wenn du etwa von dem Flaminiſchen Geſetze ſprichſt. Sie ſoll mich nicht wieder in die Enge bringen, wie damals, Ronichen. Es liegt mir noch in den Knochen. Aber wer ſollte auch denken, daß der Drache den Rüxner hatte! Ein wahrer Volkstribun iſt die Amſeln. Gott behüte jeden Menſchen vor ſo einer Frau! Ich fürchte mich gerade nicht vor ihr! denn mit dem Uebrigen hat es ſeine Richtigkeit; und Lügen, Ronichen, hat all mein Tage nicht gut gethan. Das hab' ich empfunden!“

Nach Tiſche, da die Geſellſchaft bei dem Kaffee ſaß, fing denn die Frau von Amſel an. Sie ſprach von des Barons großer Kenntniß in Adelsſachen. Das beſtätigte die ganze Geſellſchaft, die davon überzeugt war. Aber eins, Herr Baron, fuhr ſie freundlich fort: wir haben uns nun ſeit der Geburt Ihres Sohns — ach, lieber Gott! warum haben Sie denn den jungen Herrn nicht mitgebracht? — ja, ſeit Ihres Herrn Sohns Geburt haben wir uns nun alle auf das Turnierbuch verlaſſen, und den Junkern und Fräulein Nahmen daraus gegeben. Und nun denken Sie einmahl, Herr Baron, an dem ganzen Buche iſt nicht ein wahres Wort. So kann man ſich irren! Der Baron lächelte. „Ei! ei! Sie haben es ja ſelbſt, das Buch. Was wollt' es nicht wahr ſeyn! Die ganze Geſellſchaft hat es ja bei mir geſehen." — Ja das Buch, lieber Herr Baron, iſt wohl da; aber es ſtehen nichts als Lügen darin, ſagte ſie mitleidig heulend.

Der Baron fing Feuer. Seine Frau wollte das Gewitter ableiten; aber der Baron rief: „Ronichen, laß nur! Hier bin ich auf freiem Felde. Hier kann man mit Gott und Ehren Front machen. Was? Lügen ſtänden in dem Buche?“

Ja, lieber Gott, zu Magdeburg iſt ja niemals ein Turnier gehalten.

„Ha! ha! ha! Meine Frau Stammmutter, Katharina von Nothafft, hat ja die Helme mit beſchaut. Geben Sie doch her!“ Er ſchlug das Turnier auf, las mit lauter Stimme, hielt den Finger unter den Nahmen Nothafft, ging rund herum, und zeigte ihn jedem in der Geſellſchaft. „Da ſehen Sie! Was meinen Sie, wird denn wohl der Kanzler eines Kaiſers ſo abſcheulich lügen? Da würde ja der Kaiſer geſagt haben: Meiſter Philips, Ihr lügt! (Denn die Bürgerlichen in Amt und Würden hießen alle Ihr, wie der Adel.) Ihr lügt ja ganz abſcheulich. Was? ich hätte zu Magdeburg turniert? Es iſt ja nicht wahr!“

Die Geſellſchaft nickte ihm Beifall zu. Nun aber ſchlug die Frau von Amſel ihm eine andere Stelle auf. Leſen Sie doch dies auch, Herr Baron. Der Baron fing an die Stelle zu leſen, worin Meiſter Philips Artikel für eine Fabel erklärt werden. Er vollendete nicht; das Buch ſank ihm aus den Händen. Die Frau von Amſel las ſie ganz aus. Man ſtritt nun dafür und dawider. Der Baron ſaß wie ein Geiſt da, und hörte ſtillſchweigend zu. Seine Frau allein focht noch ritterlich. Aber die Frau von Amſel war ihrer Sache zu gewiß. Sie las nun Rüxners Behauptung, daß das alte Turnierbuch erdichtet wäre. Da ſtand der Baron noch einmahl auf, und las die Stelle ſelbſt. Ein tiefer Seufzer entfuhr ſeiner Bruſt, ſeine Arme ſanken ſchwach und matt an ihm nieder. Er ſetzte ſich langſam zu ſeiner Frau, und fliſterte ihr zu: „Das iſt mein Tod, Ronichen! Rüxner ſagt es ſelbſt.“

Während deſſen überzeugte die Frau von Amſel die Geſellſchaft vollkommen. Meiſter Philips hat gelogen! rief ſie. — Ja, ja! Meiſter Philips hat gelogen! rief die ganze Geſellſchaft nach. — Sie ſehen, liebſter, beſter, charmanteſter Baron, fing die Frau von Amſel wieder an: mit den Turnieren der Nothaffte iſt es eben ſo weit her, wie mit den Turnieren der Flaminge.

„Nun denn, ſo hol es der Teufel!“ rief der Baron auf einmahl wüthend. „Laß anſpannen, Ronichen!“ Er ſchwankte in ein anderes Zimmer. Es wurde ein Aufruhr. Man fragte, und war in Verlegenheit. Die Frau von Flaming nahm von der Frau von Amſel Abſchied. Sie ſagte: Ich wünſche Ihnen in der That, wohl zu leben. In der That! Sie werden einſehen, daß das in der jetzigen Stunde ſehr viel von mir iſt.

Wie ſo, meine Engelsfrau von Flaming? fragte jene freundlich. Kann ich denn dafür, daß kein Nothafft turniert hat? Und dann bleiben ja Ihrem Herrn Gemahl noch immer ſeine Römiſchen Vorfahren!

Ja, die bleiben ihm, antwortete die ſanfte Frau von Flaming doch ein wenig ſpitz: die bleiben ihm; und, was noch mehr iſt als alle Vorfahren bis zu Adam, auch das Gefühl bleibt ihm, daß er nur Leute zu Tiſche bat, um ihnen Vergnügen zu machen, und nicht um ſie zu ärgern. Sie verbeugte ſich und ging. Die Närrin! rief die Frau von Amſel hinter ihr her: es iſt ja Chriſtenpflicht, dem Hochmüthigen ſeinen Hochmuth zu nehmen.

Schweigend fuhr der Baron zu Hauſe. Er antwortete auf Alles, was die Frau von Flaming fragte, nur mit Seufzern. Tiefſinnig ging er im Saale auf und nieder. Er ſchien den Anblick ſeiner Stammbäume zu vermeiden. „Ach,“ ſagte er tief aufſeufzend, „hätte ich ſie nicht ſo ſehr geliebt! . . . O, ſo iſt denn alles vergänglich! auch ſogar die Stammbäume! Ach, worauf iſt nun noch in der Welt zu bauen, da Meiſter Philips oder Rüxner mich betrogen hat? Gleich viel, wer. Nein, nun will ich keinem Buche mehr trauen! Ach, Katharina, Veronika, Heymeran, Adolph, und ihr andern zwei und dreißig Nothaffte, ach! ihr waret mein Stolz, der Glanz meiner Familie; und nun es um und um kommt, ſeid ihr nicht einmahl da geweſen! Ach, wie hat ein Kanzler ſo lügen können! was ſoll man von den andern Büchern ſagen, wenn Meiſter Philips gelogen hat! Kein Flaming nach Chriſti Geburt, als ich, mein Vater, mein Großvater, und Quinctius! Denn ob ſie meine heidniſchen Vorfahren in den Stiftern gelten laſſen, das weiß ich nicht. Ach, war das nicht Elends genug? Und nun, die zwei und

dreißig Nothaffte dazu! Ich armer Mann!"
So klagte der Baron in lauter Abſätzen den ganzen Abend durch.

Am andern Morgen ſaß er matt vor ſeinen Stammbäumen, und berechnete die Lükken, welche die Frau von Amſel hinein gearbeitet hatte. Sie waren groß. Sein ganzer chriſtlicher Stammbaum verſchwand bis auf ſeinen Großvater; ſeiner Veronika Stammbaum mußte bis auf den Aeltervater geſtrichen werden: alles übrige war von dem Baron, theils aus dem Rüxner, theils aus Sagen ſeiner Frau, theils aus eigener Erfindung gezogen und aufgeſchrieben. Es blieb ihm nichts übrig als ſein Römiſcher Stammbaum. Wenn er lange ſeinen ſchweren Blick auf die Lücken gerichtet hatte, ſo wendete er ihn wieder auf die Heiden, um ſeinen Schmerz zu lindern. Er raffte allen Muth zuſammen. „So hab' ich," rief er, und hielt beide Hände ſchützend gegen den heidniſchen Stammbaum: „ſo hab' ich doch Euch noch, und beſonders dich, Cincinnatus! Wie oft haſt du triumphirt! unzählige Mahle! Wie oft haſt du Rom gerettet! unzählige Mahle! Sechsmahl biſt du Konſul geweſen, dreimahl Diktator, und das leztemahl im achtzigſten Jahre, und das alles 452 Jahre vor Chriſti Geburt! In allen Kriegen haben deine Kinder, deine Nachkommen gedient, und haben geſiegt, bis auf den Cajus.. Lieber Gott, ward doch der große Eugen auch geſchlagen, und iſt doch der große Eugen! Schlug doch Cajus die Inſubrier am Po, und triumphirte! Nein, Gottlob und Dank, daß Ihr mir bleibt!" So triumphirte der Baron wieder mit ſeinen Ahnen.

Quinctius kam zu ihm. Sogleich verließ der Baron ſeine Stammbäume, und ſezte ſich in ſeinen Lehnſtuhl. Ihm grauete davor, ſeinem Sohne, dieſem Feinde des ererbten Adels, ſeinen Verluſt zu klagen. Man ſprach von andern Dingen. Quinctius hatte ſchon zehnmahl im Geſpräche geſagt: ja, Vater, was iſt denn wahr? Mit dieſer Frage quälte er Beyern ſchon drei Tage hindurch. Er hatte einen kleinen Franzöſiſchen Traktat voll witziger Spöttereien über die Wahrheit geleſen, worin alles, was der Menſch iſt, weiß und fühlt, lächerlich gemacht wurde. Der Dummkopf, hieß es in einer Stelle, glaubt alles; das Genie zweifelt an allem, weil alles zweifelhaft iſt. Die einzige Wahrheit auf der Erde iſt die, daß wir nichts gewiß wiſſen. Dieſe Sätze, und die Beweiſe dafür, hatten ſich tief in Quinctius Seele gedrückt. Erſt quälte er Beyern; dann fing er mit ſeiner Mutter an. Die aber fragte; in welchem Buche haſt du das wieder geleſen? Er ſchämte ſich, daß ihm ſeine Mutter ſogleich auf die Spur kam, und ging zu ſeinem Vater. Sein Vater merkte nicht darauf. Er rückte näher. Was iſt wahr? Glauben Sie mir, mein Vater, die Philoſophie iſt ſo ſchwankend, wie alles in der Welt. Der Eine bildet ſich Wirbel ein, und beweiſt ſie; der Andere Atomen, und beweiſt ſie ſo gut wie jener; und keiner weiß, was er will. Der iſt ein Materialiſt, jener ein Spiritualiſt; und Beide wiſſen nicht, was Materie, was Geiſt iſt. „Gottlob und Dank,“ ſagte der Baron, „daß du endlich auf die rechten Sprünge kommſt!. Es iſt freilich das dummſte Zeug. Ich verſtehe nichts davon, ſo oft du mir auch von den Dingen, Atomen und Monaden, und wie ſie alle heißen, vorerzählt haſt. Da ſagt' ich immer, das iſt ja raſendes Zeug; aber da ſollt' ich nicht Recht haben. Und ſiehſt du? nun kommſt du auch dahin. Das iſt recht, Quinctius!"

Ja, Vater, ich komme dahin; aber auf einem ganz anderen Wege, als Sie.

„Das iſt einerlei, wenn wir nur da ſind. Die ganze Philoſophie geb' ich für einen Vorfahren mehr."

Nein, ich frage: was iſt wahr? Und die Antwort iſt: nichts iſt wahr! nichts in der Welt! Alles iſt zweifelhaft.

Der Baron ſeufzte tief auf. „Auch ſogar Rüxners Turnierbuch. Das iſt eben der Teufel!"

Rüxners Turnierbuch? Das iſt nun gar Geſchichte. Da ſieht es noch windiger aus, als in der Philoſophie. Da frag' ich mich: was iſt in der Geſchichte wahr? Nichts; alles iſt zweifelhaft, oder ein Gott hätte müſſen die Geſchichte ſchreiben. Der Menſch? O, da lobt er einen Böſewicht, weil er ihn fürchtet, tadelt einen Tugendhaften, weil er ihn beneidet. Er ſchiebt den handelnden Perſonen ſeinen Geiſt, ſeine Empfindungen unter, ſetzt Begebenheiten hinzu, weil ſie ihm zu einer ſchönen Tirade Anlaß geben, läßt eine wichtige Begebenheit weg, weil er auf die Feſtung käme, wenn er ſie ſchriebe, wie er ſie weiß. Leſen Sie die Geſchichte eines Krieges von den zwei Partheien geſchrieben; Sie würden nicht glauben, daß es Eine Begebenheit ſeyn ſolle, wenn nicht Nahmen und Jahrzahlen übereinſtimmten. Jede Parthei ſchreibt die Vortheile der andern dem Glücke zu, beſchuldigt ſie der größten Grauſamkeit, der Feigherzigkeit, und behält alle Tugenden für ſich. Jedes Glück iſt ein Plan geweſen, und jedes Unglück ein Zufall. Was ſoll man glauben? Nichts; denn alles iſt zweifelhaft. So, ſehen Sie, ſo räſonnire ich.

„Das iſt wahr, So ging es mit den Zeitungen letzthin; man wußte mein Tage nicht, wer geſiegt hatte. Das iſt wahr, da haſt du Recht. Aber was iſt bei dem allen an dem ganzen Kram gelegen? Ob ichs weiß oder nicht; wenn nur die Nahmen wahr ſind: denn darauf kommt es doch am Ende nur an, ob man weiß, daß mein Vorfahr in dem Kriege kommandirender General geweſen iſt, und ſo oder ſo geheißen hat; ſo bleibt doch der Stammbaum gewiß.“

Auch bei den Nahmen frage ich: was iſt wahr? Nichts; denn alles iſt zweifelhaft. In der Geſchichte kommen Perſonen vor, die gar nicht gelebt haben. So zum Beiſpiel. . . Der Baron wurde bleich; er glaubte, Quinctius wiſſe ſein Unglück ſchon. Quinctius wollte eben in die Mythologie der Alten, als der Baron ihn unterbrach.

„Ja, ja,“ ſagte der Baron mit einem tiefen Seufzer; „das iſt mein größtes Unglück. Alle zwei und dreißig Nothaffte, und darunter auch dein Pathe, Heymeran von Nothafft zu Wernberg! Leider, ich weiß es ſchon, Quinctius.“ Quinctius erſtaunte. Sein Vater erklärte es ihm. — Sehen Sie, fuhr Quinctius fort, ſehen Sie. Es freuet mich, daß Sie ſelbſt ſo ein auffallendes Beiſpiel —

„Je, du Rabenſohn! das freuet dich? das freuet dich? Ach, Gott! das iſt ein Elend! Das freuet dich, daß ich und du einen Theil und den beſten Theil unſerer Ahnen verloren haben? Aber ſo höre doch einer den Menſchen! Das will mein Sohn ſeyn!“

Das freuet mich nicht, Vater; ich ſage nur: da es doch nun einmahl iſt, ſo kann es dazu dienen, Sie zu überzeugen, wie zweifelhaft ſelbſt die Nahmen in der Geſchichte ſind. Was werden nun die Begebenheiten nicht ſeyn?

„Den Teufel auch! Du biſt ein Narr! Hat einer aufgeſchrieben, wann ich geboren und geſtorben bin: wie kann das noch zweifelhaft ſeyn? Man darf ja nur das Kirchenbuch nachſchlagen; das muß es ja doch gewiß machen.“

Wie aber? wenn nun das Kirchenbuch verbrannt iſt; alle Urkunden von Ihnen mit verbrannt ſind: wie ſoll man da —?

„Du biſt ein Narr! Müſſen denn nun eben alle Kirchenbücher verbrennen? Ich ſpreche nur von Nahmen und Stammbäumen; nicht von Begebenheiten. Was geht es mich an, ob unſer Vorfahr Cincinnatus durch dumme oder kluge Streiche geſiegt hat, wenn ich nur ſagen kann, Anno denn und denn hat

Cincinnatus triumphirt. Sieh, davon ſpreche ich.“

Und ich, Vater, frage: was iſt wahr? und antworte: nichts; am wenigſten die Geſchichte. Ich frage: hat Cincinnatus gelebt? hat er triumphirt? und antworte: ich weiß es nicht, ich glaube es nicht.

„Wie? was?“ ſchrie der Baron, und ſprang auf: „was ſagſt du? Zum Höllenteufel! du glaubſt nicht, daß er gelebt hat? Narr! Bube! Ich will dir beweiſen, daß er gelebt hat. Es ſteht in hundert Büchern, und alle Menſchen ſagen, er hat gelebt.“

Hören Sie mich doch. Livius ſelbſt erzählt, daß, als Rom von den Galliern verbrannt wurde, alle öffentlichen Dokumente, alle öffentlichen Verhandlungen, alle ſchriftlichen Nachrichten mit verbrannt ſind. Er ſelbſt ſagt, daß die Römiſche Geſchichte erſt nach dieſer Zeit anfange gewiß zu werden. Cincinnatus hat vor der Verbrennung Roms gelebt. Die Geſchichte von ihm iſt alſo nur Volksſage, Tradition Woher ſoll alſo die Gewißheit kommen? Quinctier haben gelebt vor den Galliern, das iſt gewiß. Das ſieht man, weil ſie in der Zeit, da die Geſchichte anfängt gewiſſer zu werden, da ſind, und ſich auf ihr altes Geſchlecht berufen.

Der Baron erholte ſich. Blaß und zitternd ſaß er ſchon da. „Gottlob!“ ſagte er, „daß du wieder einlenkſt. Alſo Quinctier, das haſt du ſelbſt geſagt, waren da. Nun Gottlob! Es ſoll weiter nichts thun, daß ſie nicht alle triumphirt haben, wenn ſie nur da geweſen ſind. Ja, ja! nur da geweſen, mein Sohn! Laß ſie gethan haben, was ſie wollen. Ob es der Haſenfuß, der Livius, aufgeſchrieben hat oder nicht! Laß das. So viel iſt denn doch wahr, daß die Quinctier und die Flaminier gelebt haben und meine Vorfahren geweſen ſind.“

Lieber Vater, ich frage mich: was iſt wahr? Nichts. Die Flaminier, ſagen Sie, ſind Ihre Vorfahren geweſen. Woher wiſſen Sie das? wo ſind die Dokumente, die es beweiſen? Sie ſagen, die Flaminier ſind mit Cäſar und Druſus an den Rhein gezogen. Die Geſchichte ſchweigt davon. Die Römiſche Geſchichte nennt keinen Flaminius, die Deutſche keinen Flaming. Die Flaminge müßten am Rhein Güter gehabt haben; und davon weiß ich nichts. Sagen Sie mir, was Sie davon wiſſen, und Sie ſollen ſehen, wie ungewiß es wird.

Mit matter Stimme, mit ſtarren Augen, mit blauen Lippen hob der Baron leiſe an: „Mein Vater hat es mir geſagt. Quinctius, ich bitte dich, mache deinen Großvater nicht in der Erde zum Lügner.“

Zum Lügner nicht, Vater, behüte Gott! Nein! Sie ſagten einmahl, mein Großvater habe Gemmingens Traktat von dem Alter ſeiner Familie fleißig geleſen; „und gerade ſo, hat er geſagt, wie die Gemmingen von Geminius abſtammen, ſtammen wir von dem Flaminius ab.“ Mein Großvater hat das gewünſcht, weil er ein altes Geſchlecht für einen Vorzug hielt. Was man wünſcht, glaubt man leicht: eine neue Quelle des Unwahren. Es ging dem Großvater mit dem Flaminius, wie Ihnen mit den Nothaffts. Gemmingen ſelbſt giebt ja ſeine Stammherleitung nur für eine Vermuthung, nicht für Wahrheit aus; und er hat doch den Grund für ſich, daß er am Rhein große Güter hat, und ſeinen Nahmen in den älteſten Urkunden findet. Von dem allen können Sie nicht Eins für Ihre Behauptung anführen. Noch mehr, lieber Vater — hob er auf einmahl triumphirend an; denn in dem Augenblicke fiel ihm ſein Plan mit Marien ein, und er vergaß ſeinen Traktat von der Wahrheit — Noch mehr, lieber Vater! Sie ſehen nun, wie ſehr durchdacht es iſt, wenn ich mir alle Mühe gebe, das zu erfüllen, was ich Ihnen neulich ſagte, wenn ich zu dem von Ihnen ererbten Adel den neuen Adel des Verdienſtes hinzufügen will. Der Adel der Flaminge iſt ungewiß; allein mein neuer Adel, den ich erwerben werde, iſt gewiß, weil ich ihn alsdann mit dem Adelsbriefe beweiſen kann. Meinen Sie nicht, daß ich recht habe? —

Der Baron antwortete mit einem Seufzer. Er reichte ſeinem Sohne die Hand. Sie war kalt. Sein Stolz war gebrochen, und mit ſeinem Stolze auch ſeine Hitze. Er lächelte; ach! es war das Lächeln des geheimſten, verſchwiegenſten Schmerzes, der das Leben zerreißt. Quinctius ſah es nicht. Er glaubte vielmehr, ſeinen Vater überzeugt zu haben. Auf dieſes zufällige Geſpräch bauete er in ſeiner Phantaſie einen neuen romantiſchen Plan: den, ſeinen Vater zu bereden, daß er den Adel ganz niederlegen, und einen neuen erwerben ſollte. Was wird Marie ſagen, dachte er, wenn ſie erfährt, daß wir Bürgerliche ſind? Er wollte aufs neue anheben; allein ſein Vater ſchlich eben in ſein Schlafzimmer, und Quinctius ging zu Marien.

Das Herz des Barons war gebrochen. Er wußte ſeinem Sohne auf deſſen Gründe nichts zu antworten; denn ſo verhielt es ſich, wie Quinctius geſagt hatte. Sein Vater war durch Gemmingens Abhandlung vom Alter ſeines Geſchlechtes verleitet worden, eben die Ableitung von ſich Anfangs zu vermuthen, dann zu behaupten. Daran erinnerte ſich der Baron noch ſehr wohl. So war nun des Barons Stolz dahin, die zwei und dreißig Nothaffte, und alle Quinctier und ihre Thaten! Er ſchlich in ſein Schlafzimmer, legte ſich aufs Bett, und fühlte ſich ſehr matt. Alle ſeine Kraft war gebrochen, ſeine Stärke vertrocknet. Er lag und ſeufzte. Beſtändig ſchlug der Schmerz mit harten Schlägen an ſein Herz.

Immer tönte es ſchrecklich in ſeine Ohren: der Adel der Flaminge iſt ungewiß! und jedesmahl fuhr er zuſammen, ohne daß er noch das Herz hatte, ſich gegen dieſen ihm ſo ſchrecklichen Gedanken aufzulehnen. Es ſchien ihm ſo gewiß, daß er glaubte, man würde ihn nicht mehr anerkennen. So lag er ein Paar Stunden allein, und fühlte ſich immer tiefer in ſein Elend verſunken.

Endlich ſchellte er mit matten Händen. Mariens Bräutigam, der Jäger, kam. Der Baron ließ ſich die Stammbäume in das Schlafzimmer bringen. Sein Ton war gegen den Jäger ſo ſanft, ſo höflich, daß dieſer Muth faßte, dem Baron zu ſagen, was ihm ſeit einer Stunde ſchwer auf dem Herzen lag.

Quinctius war von ſeinem Vater ſogleich zu Marien gelaufen. Des Morgens erwartete ihn Marie nie, weil er ſich da beſchäftigte. Er fand ſie allein, und in einen reinlichen, ſehr netten Morgenhabit gekleidet, der ganz über ihren Stand war. Sie hatte nehmlich von der Frau von Flaming einen ihrer Anzüge erhalten, um etwas daran zu nähen. Er war fertig. Marie zog aus einem

Zuge von Eitelkeit die Morgenkleidung der gnädigen Frau an, ſtellte ſich vor den kleinen Spiegel, nahm ihre Haube ab, und wollte eben ihrem Haar eine zu der Kleidung paſſende Form geben, als Quinctius die Thür aufriß und hereinflog. Marie erſchrak. Quinctius warf einen Blick auf ſie. Sie war in dieſem Anzuge wirklich reitzend. Ihre Locken, die ſie eben in die Höhe nehmen wollte, fielen auf die weißen nackten Schultern, und über die volle Bruſt. Quinctius ſchon vorher brennendes Auge brannte jetzt noch mehr. Er nahm Marien in ſeine Arme; es regnete Küſſe auf ihre Lippen, auf ihren Buſen. Sie konnte ſich nicht aus den Armen des ungeſtümen Menſchen losmachen. „O, wie ſchön, Marie,“ rief er, „wie ſchön biſt du! wie haſt du es errathen, meine Geliebte, daß ich dir jetzt eine ſo frohe Nachricht zu bringen habe! Jetzt wird dein beſcheidnes Herz nicht länger zögern ſich mir zu öffnen, und mir endlich die Liebe zu geſtehen, die ich ſchon ſo lange verdient habe. Höre, Marie, ich habe denn endlich den Adel, den du ſo haſſeſt, abgelegt; ich habe meinen Vater überzeugt, daß unſer Adel eine Thorheit, eine Fabel iſt. Jetzt bin ich nun in der That, was du biſt, Marie: nicht mehr gnädiger Herr, ſondern Herr Flaming. Das Wunder, das du für unmöglich hielteſt, iſt vollendet. Du biſt von meinem Stande, und ich der glücklichſte Mann auf Erden. Wenn du willſt, ſo führe ich dich jetzt zu meinem Vater, und er wird dich ſegnen; denn was könnte ihn noch abhalten, dich ſeine Tochter zu nennen, da er einſieht, daß ich nicht mehr bin als du?“

Marie blieb bei ſeinen Worten noch ſtarrer und überraſchter ſtehen, als bei ſeinen Liebkoſungen. Es wurde Ernſt, das ſah ſie wohl, ob ſie gleich nicht begriff, wie. Sie blickte ihn an, fürchtete ſich etwas zu ſagen, und konnte auch keine Worte hervorbringen, ſo erſchrocken war ſie. In dem Augenblicke ſah ſie den Jäger über den Kirchhof auf ihr Haus zukommen. Mein Vater! rief ſie; gehen Sie durch den Garten! „Nein,“ ſagte Quinctius: „er ſoll alles wiſſen!“ — Mein Gott! rief Marie ängſtlich; wenn er mich ſo antrifft! Sie bedeckte die ſchöne Bruſt mit der linken Hand, und drängte mit der rechten Quinctius gegen die Thür. Gehen Sie, wenn Sie mich lieben! ſagte ſie. — Quinctius flog durch den Garten, und Marie hüpfte ihrem Geliebten entgegen.

Länger durfte Marie nicht ſchweigen. Sie erzählte dem Jäger den ganzen Handel, und ſie wurden beide eins, daß, da die Frau von Flaming nicht helfen wollte oder könnte, der Jäger es bei der erſten Gelegenheit dem alten Baron ſagen ſollte. Die Gelegenheit fand ſich denn zwei Stunden nachher, da der Jäger ihm die Stammbäume ins Schlafzimmer bringen mußte Ueberdies war der Baron ſo gut, ſo ſanft, daß der Jäger ihm wohl noch mehr geſagt hätte.

Ihr Gnaden, Herr Baron, fing der Jäger an, nehmen es nicht ungnädig. Ich habe Ihnen etwas zu entdecken. Der junge Herr Baron läuft jetzt immer hinter Schulmeiſters Marie her. Das arme Mädchen hat ſich gewehrt, ſo gut ſie konnte. Aber es hilft nichts. Heute nun hat der junge Herr Marien geſagt: er wäre kein Adeliger, er wäre ein Bürgerlicher; und ſie ſoll ihn mit Gewalt heirathen; und Ihr Gnaden wären auch nicht von Adel, und die gnädige Frau auch nicht.

„Gott! meine Stammbäume!“ rief der Baron, faßte ſie mit bebenden Händen, drückte ſie auf ſein brechendes Herz, zuckte ein Paarmahl, und ſein Geiſt verließ den durch den heftigen Schreck getödteten Körper. Der Jäger ſchrie laut um Hülfe; das Haus kam zuſammen. Die Frau von Amſel! jammerte die Wittwe. Quinctius ſchlug das Herz. Er warf ſich an der Seite ſeines Vaters nieder, verſöhnte deſſen Schatten mit aufrichtigen, reuevollen Thränen, und verbrannte gleich nachher den Traktat von der Wahrheit. Auch der Jäger benetzte die Leiche mit Thränen der Reue; denn durch ſeine Unvorſichtigkeit war nun ſein Nebenbuhler ſogar ſein hochgebietender Herr geworden. Man beerdigte die Leiche, und der junge Baron übernahm nun die Regierung ſeiner Güter.

Marie wurde tiefſinnig, als ſie den Tod des gnädigen Herrn erfuhr. Sie ſaß ein Paar Stunden ſtill da; man ſah es ihr an, daß ſie mit ſich ſelbſt kämpfte. Noch dieſen Abend ſagte ſie dem Jäger ſehr freundlich, daß er ſich jetzt mit ſeinen Beſuchen ja verſehen möchte, weil er ſonſt ſich und ſie in das größte Unglück ſtürzen könnte. Als der Leichenzug nach der Kirche ging, ſtand ſie ſehr reitzend gekleidet in der Thür, und ihre Blicke betrachteten den jungen Baron wenigſtens eben ſo liebreich als den Jäger. Ihr Vater mußte ſich auf ihren Rath den andern Tag eine Vermehrung ſeines Gehaltes von dem jungen Baron ausbitten. Geh Er nur, Vater, ſagte ſie lächelnd, und fordere Er; der Baron ſchlägt es Ihm nicht ab. Der Schulmeiſter ging, und erhielt ſogleich eine Zulage. Marie erkundigte ſich, ob der Baron ihm ſonſt nichts geſagt hätte. Nun? was ſollte er mir denn ſonſt noch ſagen? fragte der Vater. Marie antwortete lachend: das wird ſich zeigen!

Der Baron ging aus, und Marie ſtand in der Thür, oder am offnen Fenſter; er kam zu Hauſe, und ſie ſtand noch da. Schlich der Jäger ſich auf den Kirchhof, ſogleich flog ſie in ihre Kammer, und zog den Schlüſſel ab, und der Jäger ſuchte ſie im ganzen Dorfe. Acht Tage hatte das ſo gedauert, und der Baron war noch nicht bey Marien geweſen. Sie war ſchon Willens, für den Jäger wieder zu Hauſe zu ſeyn, und ſich nicht mehr ſo ſorgſam anzukleiden. Das dachte ſie eines Abends, als die Thür ſich öffnete, und der junge Baron hereintrat. Sie war allein. Marie! ſagte er, und reichte ihr die Hand. Sie glühete, legte ihre zitternde Hand in die ſeinige, und ſchlug ihr Auge nieder. Er zog ſie zu ſich, ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, und drückte ſeine Lippen auf ihren Mund. Hier wurde die Statüe belebt. Sie bedeckte ſeinen Mund mit Küſſen, hängte ſich an ihn, und umarmte ihn feſt.

Marie war wirklich eine ſchöne, edle, volle Figur, und jetzt ſo reitzend gekleidet, als ſie nur gekonnt hatte. Sie gab ſich ſchweigend dem Jünglinge ganz hin. Ihre Liebkoſungen riſſen ihn fort. Das hatte er noch nie gefühlt, was er jetzt fühlte. Seine Bruſt war voll Entzücken, voll Verlangen. Er wußte nicht, wie er dem reitzenden Mädchen ſeine Leidenſchaft deutlich genug ſagen ſollte. „Meine Marie! meine theure Marie!“ rief er. „Bald mein Weib, mein geliebtes Weib! Nicht wahr Marie? Bald! O ſag es, ſag es mir! laß endlich deine Lippen bekennen, daß du mich liebſt! Liebſt du mich, Marie?"

Sie ſeufzte: ja! und umfing ihn heißer. Aber, gnädiger Herr, hob ſie an, werden —

„Gnädiger Herr? Marie! wie nennſt du mich? Wie? haſt du vergeſſen, was ich dir bin? Ich bin von deinem Stande. Nenne mich Geliebter, nenne mich Quinctius, Flaming; nur gieb mir nicht den elenden Titel, den ich bald ablegen werde."

Warum denn ablegen? dachte Marie. Sie ſagte es nicht, und ſchien zu vergeſſen, was ſie hatte fragen wollen. Nach einigen Verſuchen nannte ſie ihn: Geliebter, Quinctius, Theurer; und beſiegelte jeden Nahmen mit noch heißeren Küſſen. Er verließ endlich ſeine Geliebte, als ihr Vater kam; und ſie warf ſich in dem ſtolzen Traume, bald gnädige Frau zu ſeyn, in ihr kleines Bett.

Quinctius liebte Marien in der That nicht, ſo heftig ſein Gefühl für ſie auch aufgereitzt war. Er fühlte nichts als Sinnlichkeit. Da er aber noch gegen Niemanden eine eigentliche Liebe empfunden hatte, ſo konnte er ſie mit dem Gefühle der Sinnlichkeit nicht vergleichen; und dieſes wurde um deſto heftiger, da es das einzige Gefühl ſeines Herzens war und ſich mit ſeiner Eitelkeit vereinigte. Niemahls hatte er auch in ſeinem Leben das Gefühl geliebt zu ſeyn, ſo wahr, mit ſolcher Freude gefühlt, als dieſen Abend in Mariens Armen. Er kam wonnetrunken zu Hauſe, und verſchloß ſich in ſein Zimmer. Hundertmahl ſtand er ſchon auf dem Punkte, wieder zu Marien zu gehen, ſo ſpät es auch war. Er ſchämte ſich nur vor Marien ſelbſt. Erſt ſpät ſchloß er das Auge, und ſchlief dann in unruhigen, wollüſtigen Träumen. Am folgenden Morgen aber war er früh bei ſeiner Geliebten. Sie hatte das aus ihrem feinen Inſtinkte erwartet. Ihr Vater war entfernt, und ſie — der Inſtinkt leitete ſie auch hier ſehr richtig — ſehr reinlich, aber gar nicht ſo gekleidet, daß ſie ſchicklich Beſuch von einem Manne annehmen konnte. Sie trug ein ſehr enges Mieder ohne Aermeln, und ihr Hemde bedeckte nur den halben Arm. Sie hatte ſich ja ſo eben erſt die Hände gewaſchen, und es war noch ſo früh. Was konnte ſie alſo dafür, daß ihr das ſchöne Haar noch frei um den

Nacken und um die Schultern ſchwamm? was dafür, daß ein weißes kurzes Röckchen den ſchönſten Fuß zeigte? was dafür, daß nur ein leichtes Tuch den Buſen kaum verhüllte? So ſollte Quinctius denken, meinte ſie, und irrte ſich nicht. Freilich hatte Marie dieſen Anzug ſehr ſorgfältig gewählt, weil ſie den verliebten Baron in ihr Netz ſchlingen wollte.

Man werfe mir nicht ein, daß ich Marien oben ein ſehr züchtiges Mädchen genannt habe. Sie war das wirklich; und wenn Quinctius ſie hätte verführen wollen, er würde böſes Spiel mit ihr gehabt haben. Allerdings brauchte ſie Buhlerkünſte; aber nur, weil ſie den Jüngling, deſſen Frau ſie werden wollte, nicht liebte. Hätte ſie ihn geliebt, ſo wäre ſie auf ſein Herz losgegangen; aber ſie wollte ſich nur durch ſeine Hand glücklich machen. Der Eigennutz will nichts als die Sinne beſtricken, oder es muß eine ausgelernte Buhlerin im Spiele ſeyn; und dennoch wird dieſe eben ſo ſtarke Angriffe auf die Sinne machen, als auf das Herz. Die unſchuldige Liebe allein ſchmückt ſich, um zu gefallen; ſie iſt ihres Sieges gewiß. Der Eigennutz ſchmückt ſich, um zu reitzen; er fürchtet, den Raub zu verlieren.

Quinctius öffnete die Thür. Marie ſchrie ein wenig auf, und wollte entfliehen; aber Quinctius hielt ſie. „Wie?“ rief er, und küßte die runden, weißen Arme mit Entzücken: „entfliehen willſt du? O Marie, weißt du nicht, daß du ſo am ſchönſten biſt? So! ſo!“ Er betrachtete ſie mit verſchlingenden Blicken, und verlor ſich im Anſchauen, in Liebkoſungen. Mariens Sieg war ungezweifelt; denn wenn ſie es verlangt hätte, er hätte ſich auf der Stelle mit ihr kopuliren laſſen. Sie erhielt jetzt, was ſie wünſchte: ein ſehr beſtimmtes Verſprechen, daß er ſie heirathen wollte. — Aber mein Gott, mein Geliebter, was wird Ihre Mutter dazu ſagen! — „Was ſie will, Marie; und ich glaube, nicht viel. Schweig nur noch einige Tage, Marie, bis ich für mündig erklärt bin; dann kann Niemand in der Welt etwas dagegen ſagen, daß ich das ſchönſte aller Mädchen liebe, daß du mein Weib wirſt.“ Marie verabredete jetzt mit ihm einen ſo überlegten Plan, wie ſie ſich ſehen könnten, ohne bemerkt zu werden, daß Quinctius hätte überzeugt werden müſſen, ſie wolle nur ſeine Hand, wenn er nicht von ſeiner aufgereitzten Sinnlichkeit verblendet geweſen wäre.

Quinctius Sinnlichkeit war ſo heftig aufgereitzt, daß Beide jetzt gefallen ſeyn würden, wenn Marie ihn geliebt hätte, oder wenn ſie nicht ſo züchtig geweſen wäre. Sie waren einige Stunden ſo zuſammen, und Marie erhielt eine Summe Geldes von ihm, die ſie noch denſelben Tag verwendete, um ſich beſſere Kleider zu ſchaffen. Mariens Plan, einander unbemerkt zu ſehen, billigte Quinctius wohl; aber es war ihm nicht möglich, ihn auszuführen. Er fühlte in den Stunden, wo er Marien nicht ſah, oder nicht allein ſah, ein Mißbehagen, das er unerträglich fand. Marie wollte der Frau von Flaming ihre Abſicht verbergen, bis Quinctius für mündig erklärt wäre; dann trauete ſie ſich Stärke genug zu, ihn feſt zu halten. Seine Beſuche bei dem Schulmeiſter wurden ſo häufig, daß ſie dem Jäger nicht verborgen bleiben konnten. Schon längſt hatte er Unrath gemerkt; denn ſeit des alten Barons Tode war Marie niemahls für ihn zu Hauſe. Er ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe, wenn er die Thür wieder verlaſſen mußte, die ihm ſonſt zu allen Zeiten offen geſtanden hatte. Jetzt fing er an einen kleinen Zweifel in Mariens Treue zu ſetzen, und er ſagte ſeine Meinung darüber der Frau von Flaming.

Die Frau von Flaming erfuhr nun, welchen Antheil der Jäger an dieſer Sache nahm. Sie hielt den Liebeshandel ihres Sohnes mit Marien für ganz geendigt, weil dieſe nichts mehr davon ſagte. Ohne dem Jäger etwas anders als: es iſt gut! geantwortet zu haben, überlegte ſie die Sache, und traf die Wahrheit ziemlich richtig. Das beunruhigte ſie ſehr; denn ſie ſah jetzt wohl, daß Marie, die reitzende Marie, alle Mittel anwenden würde, ihren Sohn feſt zu halten. Sie ließ Marien, wie zu einer Arbeit, zu ſich kommen, wies ihr ein abgelegenes Zimmer dazu an, und ſagte ihr freundlich: ſie würde mit ihrem Sohne ein Paar Stunden ſpazieren fahren, und dann zuſehen, ob ſie fleißig geweſen wäre. Marie hörte den Wagen vorfahren, ſah ihren Geliebten mit ſeiner Mutter einſteigen, und das Herz klopfte ihr vor Freude, wenn ſie daran dachte, daß ſie ſelbſt bald ſo einſteigen würde. Kaum waren ſie vom Hoſe herunter, ſo fing die Frau von Flaming ruhig an: Höre, lieber Quinctius, der Jäger hat mich gebeten, bei dir ein gutes Wort für ihn einzulegen. Er will heirathen. Der Burſche iſt gut; ich dächte, lieber Quinctius — „Mit Freuden, liebe Mutter. Wen will er denn heirathen?“ — Schulmeiſters Marie, ſagte ſie ohne alle Schärfe. Ein hübſches Paar! — „Wie? Marien? Das iſt nicht möglich. Der Kerl iſt ein Narr! Ich ſoll für ihn anhalten?“ — O nein, lieber Sohn; ein ſo hübſcher Burſche ſpricht in ſolchen Fällen beredter für ſich, als ſein Herr. Mit Marien iſt es richtig. Er will ein Verſprechen von dir auf eine Förſterſtelle. — „Der Kerl iſt ein Narr, liebe Mutter. Marie nimmt ihn nicht.“ — Er verſichert aber, daß ſie ihn liebt.

Quinctius hieß den Jäger einmahl über das andere einen Narren, und leugnete Mariens Liebe zu ihm. Ganz ruhig ſagte die Frau von Flaming: den Beweis, ſollte ich denken, müßte ich dir ſogleich geben können. Der Jäger machte Umſtände mitzufahren, und gab mit einer ſo verlegenen Miene Geſchäfte vor, daß ich wohl ſah, er wollte nicht. Dann ſchlich er ſchon vorhin um das Zimmer her, worin Marie arbeitet. Ich wollte darauf wetten, daß er bei ihr iſt. Sieh, wir gehen durch den Garten zurück, und — Sie ließ halten, und ſtieg mit ihrem Sohne aus. Beide gingen durch den Garten, die Treppe hinauf, in ein Zimmer, das von dem, worin Marie nähete, nur durch eine Bretterwand getrennt war. Im Gehen aber bat die Mutter ihren Sohn, ihre Gegenwart durch nichts zu verrathen. Es ſind unſere Domeſtiken, und wir behorchen ſie; ich möchte nicht gern, daß ſie es wüßten. Quinctius verſprach es.

Sie waren im Zimmer, und Marie ſang bei ihrer Arbeit. Nach einigen Augenblicken kam auch der Jäger, und ging auf Marien zu. Sie wurde in hohem Grade verlegen. „Marie," ſagte der Jäger mit zärtlicher Stimme, „was habe ich dir gethan? Sag! Iſt das die Liebe, die Treue, die du mir verſprochen haſt?“ — Quinctius horchte hoch auf.

Marie ſah ängſtlich umher. Es war, als ob ihr ahnete, daß man ſie behorche. Der Jäger wiederholte ſeine Vorwürfe. Marie ſagte endlich: Aber wenn ich nun auch einmahl mit Ihm ſcherzte, muß denn das ſogleich Ernſt ſeyn? Quinctius ſah ſeine Mutter an.

„Scherz alſo? O Marie, wie oft haſt du mich nicht geküßt, und mir ewige Treue geſchworen! Und jetzt ſoll das Scherz geweſen ſeyn? Meinſt du, ich weiß nicht, warum es Scherz ſeyn ſoll? Hochmuth iſt es! Du willſt gnädige Frau werden. O, ich weiß recht gut, daß der junge Herr Morgens früh und Abends ſpät bei dir iſt.“ — Die Mutter ſah ihren Sohn mit Erſtaunen an, und Quinctius ſchlug die Augen nieder.

Gut! rief Marie; wenn Ers denn alſo weiß, ſo weiß Ers, und ſo laß Er mich in Ruhe!

„In Ruhe? O Marie! daß du mich liebſt, weiß ich; daß du mich nur aus Hochmuth verläßt, weiß ich auch.“ Die Thränen ſtanden dem armen Menſchen in den Augen. „Sieh, Marie, ich kann ohne dich nicht leben. Ach, wenn du wüßteſt, wie herzlich ich dich liebe, du würdeſt mich nicht um den Baron vertauſchen, das würdeſt du nicht. Iſt es recht, Marie? iſt es recht? Du haſt oft Gott angerufen, er ſollte Zeuge ſeyn, daß du mir treu wäreſt und mich mehr liebteſt, als alle Könige und Kaiſer; und jetzt lachſt du über mich, daß ich der unglücklichſte Menſch auf der Welt bin! Sieh, Marie, ich bitte dich hier zum letztenmahle, bleib mir treu. Was hab' ich dir denn gethan? Ich habe dich geliebt; das iſt alles. Mehr als mich ſelbſt, liebe ich dich noch; und du?“ — Man hörte Marien ſchluchzen.

„Weinſt du, Marie?„ fuhr der Jäger fort. „O nein, weine nicht! Ach, Marie, bleib mir treu, ich bitte dich; denn ich liebe dich gar zu ſehr. O Marie, ſieh, ich will dich auf meinen Händen durch das Leben tragen; ich will dich ehren, wie den lieben Gott! Marie!„

Ich kann nicht, ich darf nicht, Karl! Es iſt vorbei! Nein, ich kann nicht. Gott mag es mir vergeben! ſo ſchluchzte Marie.

„Du kannſt nicht? Marie ſieh, dies iſt meine letzte Stunde. Meine Flinte iſt geladen. Ohne dich leben mag ich nicht. Sieh denn, du biſt Schuld an meinem Tode. Marie! ſo gieb mir noch einen Kuß; dann will ich mir eine Kugel durch die Bruſt ſchießen, und dich vor Gottes Gericht verklagen, daß du mich dahin brachteſt. Mich haſt du betrogen; den Baron betrügſt du auch. Denn wer Einem nicht treu iſt, der iſt Keinem treu. O, ich will bald von der falſchen Welt kommen, Marie!“

Karl, rief Marie: willſt du denn meinem Glücke im Wege ſtehen? Ich will dich glücklich machen. Habe nur Geduld!

„Glücklich kann ich nicht ſeyn ohne dich. Gott mag es dir vergeben! Adieu! mich ſiehſt du nicht wieder!“

Er eilte davon, Marie ihm nach. Sie umſchloß ihn. Der Jäger riß ſich aus ihren Armen, und beide verließen das Zimmer. Schweigend ſtand die Frau von Flaming auf. Mit Thränen in den Augen ging ſie auf ihren Sohn zu, und ſchloß ihn in ihre Arme. Wir haben, ſagte ſie gerührt, Beide hier mehr gehört,

gehört, als wir wollten. Aber jetzt weiß ich, was mein Sohn thun wird; denn er iſt ein edler Mann. Eine Leidenſchaft könnte ihn verblenden; aber ſie kann ihn nicht von dem Wege des Edelmuths ableiten, den er immer gegangen iſt. Marie, mein Sohn, das weiß ich, Marie wird meine Tochter nicht. — Sie öffnete die Thür zu Mariens Zimmer. — Ich will ausfahren, und Quinctius wird, wenn ich zu Hauſe komme, den Handel geendigt haben. Mein Sohn iſt ſo groß wie Scipio, der einem Feinde die Geliebte, die er ſelbſt anbetete, wieder gab. — Sie führte ihn auf Mariens Zimmer, zog die Thür hinter ihm zu, ging in den Garten, ſtieg in den Wagen, und fuhr ruhig ſpazieren.

Quinctius ſtand wie betäubt in Mariens Zimmer. Er ſah wohl, daß Marie in einen Handel mit dem Jäger verwickelt geweſen war; aber dennoch beredete ihn ſeine Sinnlichkeit, daß die Sache geendigt wäre. Schlag auf Schlag wurde ſein Herz hin und her geriſſen: jetzt von der Begierde nach Marien; dann von der Eitelkeit, zu ſeyn wie Scipio. Das Vertrauen, das ſeine Mutter auf ihn, auf ſeinen Edelmuth ſetzte, rührte ihn. Wie würde ſie erſtaunen, dachte er, wenn ich, während ſie ſpazieren fährt, Marien an den Jäger verheirathete! So ſtand er, und ſeine Bruſt hob ſich voll Stolz; aber jetzt riß ihn wieder die Begierde mächtig mit ſich fort.

Auf einmahl öffnete ſich die Thür, und Marie trat mit naſſen Augen und klopfender Bruſt herein. Der Stolz ſchwieg bei Quinctius, und die Liebe redete allein. Zugleich erwachte auch die Eiferſucht, wie von einem Zauberſchlage erweckt, in ſeiner Bruſt. Marie erſchrak, als ſie den Baron ſah, und ſuchte ſogleich ihre Thränen zu verbergen. „Was weinſt du, Marie?“ fragte der Baron jetzt. Ich komme aus der Küche, antwortete ſie ſtockend; und die iſt voll Rauch. Als ſie das ſagte, betrachtete er ſie mit brennenden Augen. Sie blickte ihn mit dem zauberiſchen, liebevollen Lächeln an, dem nicht leicht ein Mann widerſteht. Er breitete ſeine Arme aus, und ſie flog hinein. Nun legte ſie ſich zärtlich an ſeine Bruſt. So zauberiſch waren ihre Liebkoſungen noch nie geweſen. Sie hatte den Ernſt in ſeinen Blicken wohl bemerkt. Die

Mutter rechnete doch zu viel auf Quinctius Eitelkeit; ſie dachte nicht daran, daß die Sinnlichkeit der ſtärkſte aller Triebe iſt. Seine Mutter war vergeſſen. Er hielt ſeine Geliebte in ſeinen Armen, und vergaß ſelbſt den Jäger. Marie hätte vollkommen geſiegt, wenn ſie eine Buhlerin geweſen wäre. Sie beruhigte mit großer Innigkeit jeden Zweifel in ſeiner Bruſt. Ja, in ſeinem Kopfe bewegte ſich ſchon der Gedanke, den Handel, wie ſeine Mutter gebeten hatte, zu endigen und ſich auf der Stelle mit Marien trauen zu laſſen. Er drückte ſie zärtlich an ſeine klopfende Bruſt. Sie lag da wie ſchlummernd; ihr Auge allein, das ſie mit zärtlicher Liebe zu dem ſeinigen aufgeſchlagen hatte, lebte. Er betrachtete ſie mit brennenden, entzückten Blicken. Sie unterbrach den Lauf ſeiner Gedanken nicht, und ließ ſich von ihm betrachten, weil ſie fühlte, daß ſie nichts ſo Feſſelndes ſagen konnte, als er ſelbſt dachte und empfand.

Marie hörte jetzt des Jägers Fußtritte auf der Treppe. Hätte ſie in dieſem Augenblick ein Paar Worte geſagt, um ihn zu belehren, daß der Baron bei ihr war: der Jäger wäre weggeblieben, und ſie hätte geſiegt. Allein das arme, gutherzige Mädchen wollte den Jäger doch nicht ſo ſchrecklich martern. Sie hatte ihn erſt eben, als ſie hinter ihm herlief, durch ein Paar gute Worte beruhigt. Jetzt wurde ſie ängſtlich, als ſie ſeinen Gang hörte. Sie wand ſich aus den Armen des Barons, und machte mit einer verlegenen Miene ein Paar Verſuche, ihn zu entfernen. Noch immer war der Baron nicht aufmerkſam; aber trennen konnte er ſich von dem ſchönen Mädchen nicht. Es kommt Jemand, ſagte ſie jetzt, und machte ſich aus ſeinen Armen los. „Wer? wer kommt?“ fragte der Baron, und horchte. Der Sand auf dem Saale knarrte. Gewiß die Jungfer der gnädigen Frau, ſagte Marie erröthend. „So?“ erwiederte Quinctius mit gerunzelter Stirn: „wenn es nicht der Jäger iſt!“

Da ſtand ſie; eine Todtenbläſſe zog ſich über ihr Geſicht, und verrieth nur allzu deutlich die innere Schuld ihres Herzens. Hätte ſie die Kunſt verſtanden, welche die große Welt lehrt, nur zu erblaſſen und zu erröthen, wenn man es nöthig hat, ſo wäre alles gut gegangen. Aber ſie verſtand die Kunſt nicht; ſie war wie vernichtet, und wagte es nicht ihr Auge emporzuheben, mit dem ſie des Sieges doch ſo gewiß hätte ſeyn können. „Du haſt den Jäger geliebt?“ fragte der Baron. Sie fühlte ſich ſchuldig, und ſchwieg. Aber in dieſer demüthigen Stellung lag wieder ſo viel Reitzendes, und das blaſſe Geſicht, über welches langſam Thränen herabrollten, war ſo ſchön, daß es die Eiferſucht des Barons zur Hälfte wieder verlöſchte. Sie hätte das an dem Tone der Stimme hören können, mit dem der Baron ſagte: „Marie, du biſt falſch!“ Jetzt mußte ſie ſich in ſeine Arme werfen, und rufen: nein, ich liebte den Jäger nicht; aber ich wollte ihm meine Hand geben, um durch die Pflicht meine Liebe zu dem liebenswürdigſten aller Menſchen, zu dem Baron von Flaming, zu unterdrücken. Hätte ſie das geſagt, ſo wäre ſie in einer Stunde des Barons Frau geweſen; denn ſo etwas vermuthete er.

Von dem allen ſagte ſie nichts. Sie ſchwieg erſt, und dann ſagte ſie das allerunſchicklichſte, was ſie ſagen konnte: ich habe den Jäger, ſeitdem ſie mir die Ehe verſprachen, nie wieder allein geſehen, außer nur heute; und das ſagte ſie ſo zitternd, daß man die Schuld ſogar in ihrer Stimme hörte. Noch war nicht alles verloren. „Und du liebſt ihn noch heimlich?“ fragte der Baron. „Ich habe dein ganzes Geſpräch mit ihm gehört.“ Marie verlor hier alle Beſinnung. Sie konnte aus des Barons Betragen ſchließen, daß ſie ſich nicht verſchnappt hatte; aber ſie war zu unſchuldig dazu. Ihr Herz erinnerte ſie, daß ſie den Jäger noch liebte. Ach, gnädiger Herr, ſagte ſie und hob die Hände bittend zu ihm auf: ich war Ihnen doch auch gut, gewiß das war ich, eben ſo gut wie Karln. Der Baron runzelte die Stirn. Er ging an die Thür, und öffnete ſie. Der Jäger ſtand unentſchloſſen auf dem Saale. „Komm herein!“ rief er. Der Jäger kam zitternd. Ach vergeben Sie mir nur, fing Marie ſchluchzend an, und machen Sie mich nicht unglücklich! Eben ſann des Barons Liebe noch auf eine Ausflucht. Nun war es vergebens. Doch noch einmahl ſprach ſein Herz für das geliebte Mädchen. Er fragte bitter: „Willſt du den Jäger heirathen?“ Sie ſagte mit verſchämten Blicken: ja!

Da ging der Baron verdrießlich an die Thür. Er drehete ſich noch einmahl um, und ſagte zu dem Jäger: hole den Herrn Paſtor; er ſoll die Agende mitbringen. Dann ging er in ſein Zimmer. Hier erwachte ſeine Eitelkeit wieder. Seine Eiferſucht, ſein Verdruß wurde ſchwächer, als er daran dachte, was ſeine Mutter ſagen würde, wenn ſie Marien und den Jäger ſchon getrauet fände. Scipio fiel ihm ein, und ſtolz lächelnd ging er im Zimmer auf und nieder. Der Prediger kam. Quinctius führte ihn zu Marien, und in einer Viertelſtunde war ſie mit dem Jäger kopulirt. Jetzt warf Quinctius noch einen finſteren Blick auf das reitzende Mädchen, das an des Jägers Seite ſo verſchämt erröthend da ſtand. Er wiſchte ſich über das Geſicht. Sein Herz empörte ſich aufs neue; ſein Zorn gegen das junge Ehepaar erwachte. Jetzt hörte er den Wagen ſeiner Mutter auf den Hof rollen; und ſein Geſicht erheiterte ſich gewaltſam. „Du biſt Förſter in Braunrode!“ ſagte er zu dem Jäger; „führe dich gut auf, und ich will für dein Glück ſorgen. Hier zum Anfange Eurer Wirthſchaft!“ Er gab dem jungen Paare einige Goldſtücke. „Sey deinem Manne treu,“ ſagte er zu Marien. — O gewiß, gewiß; denn ich liebe ihn über alles, antwortete ſie. — Er verließ ſchnell das Zimmer.

Seine Mutter begegnete ihm. Er nahm ihre Hand, und führte ſie zu dem jungen Paare. „Wollen Sie nicht Marien Glück wünſchen?“ fragte er freudig. „Sie hat den Förſter in Braunrode geheirathet.“ Die Frau von Flaming umarmte ihren Sohn. Der Baron ging auf ſein Zimmer. Den ganzen Tag über miſchte ſich beſtändig Schmerz in den Triumph ſeiner Eitelkeit; ja, es gab Minuten, worin er das Opfer, das er gebracht hatte, ſtark bereuete. Er ſah Marien als junge Frau wieder. Sie ſchien ihm ſo reitzend, daß er ſein Auge abwenden mußte. Er gab dem Jäger den beſtimmteſten Befehl, nach Braunrode abzureiſen, weil er ſich nicht die Stärke zutrauete, lange um das reitzende Weibchen zu ſeyn und zu ſchweigen. Das junge Ehepaar reiſte ab.

Die Frau von Flaming befürchtete nun, daß aufs neue die Idee, Kaufmann zu werden, bei ihm erwachen würde; allein mit Mariens Liebe war auch der ganze romantiſche Plan gefallen, und ſeine Mutter konnte ihn nun deſto leichter bereden, eine Akademie zu beſuchen. Die Anſtalten wurden getroffen, und der Baron ging nach der damals berühmteſten Akademie in Deutſchland ab. Beyer kam als Prediger auf eins ſeiner Güter. Quinctius nahm mit Thränen von ſeinem alten Lehrer Abſchied. Sie haben ein ſchönes Herz, ſagte Beyer; Gott erhalte es Ihnen, Herr Baron. Suchen Sie ſich noch beſonders Menſchenkenntniß zu erwerben. Die fehlt Ihnen; und glauben Sie nicht, daß das Neue immer das Beſte iſt. — „Menſchenkenntniß, lieber Beyer," antwortete Quinctius ſchluchzend, „ſoll mir nicht fehlen. Kampanellas Methode iſt untrüglich. Ich bin nur einmahl in meinem Leben von einem Menſchen betrogen worden, und das gewiß bitter. (Er dachte an Marien.) Und eben dieſer einzige Menſch war es, bei dem ich Kampanellas Methode nicht gebrauchte, weil mir das Herz zu voll war."

Ich kenne Kampanellas Methode nicht, erwiederte Beyer; aber iſt ſie untrüglich, ſo vergeſſen Sie nicht, ſie bei jedem Menſchen zu gebrauchen, wenn Ihnen das Herz auch noch ſo voll ſeyn ſollte. Trauen Sie nie dem erſten Eindrucke, lieber Herr Baron; überlegen Sie alles, was Sie thun, reiſlich. Folgen Sie lieber den betretenen Wegen als den Fußſteigen. Ihr Geiſt lockt Sie ohnehin zu viel von den ebenen Bahnen ab.

Die letzten Worte verloren ſich in ein doppeltes Schluchzen. Noch gerührter aber war Beyer, als er auf ſeiner neuen Pfarre ſein Haus ſehr artig möblirt, ſeine Böden, ſeine Keller, ſeine Vorrathskammern gefüllt fand, und als der Verwalter zu ihm kam, um ihm zu ſagen, daß er von dem Baron Befehl habe, ihm ein ſchönes Reitpferd zu füttern und ihm jährlich vierhundert Thaler auszuzahlen. Beyer dankte der gnädigen Frau dafür; denn er glaubte, es käme von ihr. Allein ſie wußte nichts davon; es war ein Einfall von Quinctius. Als ſeine Mutter es ihm mit Freudenthränen ſagte, antwortete Quinctius: „von meinem Vater empfing ich das Leben; von Beyern mehr als das: den Geiſt, das Leben zu nützen.“ Die Thräne der Mutter ſtand, als er das ſagte. Sie dachte böſer von ihm, als er verdiente. Sie meinte, er habe das alles gethan, um dieſen Einfall des großen Alexanders anzubringen. Quinctius dachte nicht an Alexander, als er dem Verwalter die Befehle gab. Er folgte dem Drange ſeines Herzens. Aber er konnte keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, etwas zu ſagen, das einmahl ein großer Man geſagt hatte.

Bei ſeiner Abreiſe auf die Akademie bat ihn ſeine Mutter, ſich vor dem Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte zu hüten. Er lächelte. „Man hat mich zweimahl betrogen, liebe Mutter; Käthe und Marie. Ich weiß, was ich von den Weibern zu denken habe.“

Und was denkſt du denn von den Weibern, mein Sohn?

„Daß Sie eine Ausnahme von dieſem Geſchlechte ſind.“

Was denkſt du denn aber von den andern? Ich bitte dich, ſag es mir.

„Wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen? . . Sie, theure Mutter, nehme ich gänzlich aus. Ich habe die Weiber kennen lernen; ſie ſind falſch und treulos, und der Indiſche Philoſoph hat Recht, wenn er ſagt: das Weib hat ſechs Laſter; eine unordentliche Begierde nach koſtbaren Kleidern und Putz und nach ſeltnen Leckereien; einen unmäßigen Hang zu allem ſinnlichen Vergnügen; eine unnatürliche Reitzbarkeit für Beleidigungen; eine tief verſteckte, grauſame Rachbegierde; eine ungeheure Neigung zu verläumden; und eine natürliche unüberwindliche Anlage zur Untreue, Falſchheit, und Betrügerei. Mahomed redet im Koran von den Weibern nie anders als von Halbmenſchen. Der Charakter der Weiber iſt, nach dem Ausſpruche aller Morgenländiſchen Völker, ein Zuſammenfluß von Laſtern. Sehen Sie, Mutter, ſo denken die älteſten Völker auf der Erde, die alſo das Weib am längſten kennen, von dem weiblichen Geſchlecht; und ich, ich habe wenigſtens die Erfahrung gemacht, daß ſie nicht ganz Unrecht haben. Bei dieſer Ueberzeugung, denke ich, wird mir das weibliche Geſchlecht nicht gefährlich ſeyn.“

Lieber Sohn, wer ſchlecht von dem weiblichen Geſchlechte denkt, iſt der Raub jeder feilen Kreatur, die dreiſt genug iſt ſich aufzudringen, und klug genug ſich zu verſtellen. Wer die Weiber für Betrügerinnen hält, wird gewiß betrogen, und verdient es noch obendrein. — Quinctius lächelte über die unnütze Beſorgniß ſeiner Mutter. — Wann, mein Sohn, ſagte ſie, wann wirſt du doch einmahl für dich ſelbſt denken, und nicht immer wie deine Bücher? — „Iſt es denn eine Schande,“ antwortete er, „zu denken, wie die Weiſeſten dachten?“ — Er reiſte ab.

Ende des erſten Theils.

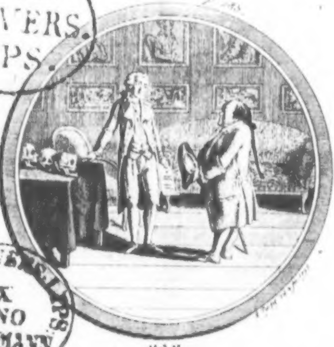
Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming.

Zweiter Theil

Turpe est difficiles habere nugas
Et ſtultus labor est ineptiarum.

Martial.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
ECKERMANN

von
Guſtav Freier.

Berlin 1795.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Leben und Thaten

des

Freiherrn

Quinctius Heymeran von Flaming.

Zweiter Theil.

Der Baron kam, ausgerüſtet mit einer großen Menge Sprachkenntniſſe, auf der Akademie an. Er verſtand Griechiſch, Latein, Franzöſiſch. Auch hatte er alle Spitzfindigkeiten einer ſcholaſtiſchen Philoſophie im Kopfe. Seine Menſchenkenntniß vermehrte er nach Kampanella's Methode, die ihm freilich noch manche lächerliche Händel zuzog.

Zuerſt warf er ſich mit aller Gewalt in die Philoſophie. Allein er ließ bald nach; denn der Lehrer derſelben, ein ſehr heller Kopf, ſpottete über die ſcholaſtiſchen Träume: er war ein Anhänger von Hume. Zwar gefiel es Anfangs dem Baron, hier ſein Ungläubigkeits-Syſtem, womit er einmahl ſeinem Vater alle ſeine Vorfahren raubte, erweiſen zu hören; allein da die meiſten Studenten hier ſo gut, wie der Baron, eben dem Syſtem anhingen, Hume's Lehrſätze mißverſtanden und ſie in eine Art von Idealismus verwandelten, und er noch mit keinem Profeſſor Umgang hatte, welcher dieſes Syſtem beſtritt, ſo konnte er nicht damit glänzen. Er forderte zwar, wenn er mit einem Leibnizianer in Geſellſchaft war, ihn auf, die Nothwendigkeit der Urideen zu beweiſen; allein die Studenten waren ihm nicht gewachſen, und hörten ihn höchſt ſelten oder doch gleichgültig an. Er verließ die rauhen Felder der Weisheit bald.

Nun ſtudierte er die Griechiſchen Alterthümer. Der Lehrer derſelben war der abgeſagteſte Feind aller neuen Sitten, Gewohnheiten, Kleidungen, Speiſen, und Regierungsformen. Er bewies ſeinen Zuhörern tagtäglich mit großem Eifer, daß nur die Griechen gegeſſen, ſich gekleidet, und gelebt hätten; daß die zwölf Tafeln der Römer mehr Weisheit in ſich faßten, als alle Regierungen in der Welt, die Engliſche nicht ausgenommen. Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe ſetzte er dem Chriſtenthum an die Seite; von Pythagoras Zahlen redete er mit einer Ehrfurcht, mit einem ſo heiligen Dunkel, daß man ihn ſo wenig als den Pythagoras verſtand. Der Baron aß von dieſem Augenblick an nicht eine Bohne mehr, und nahm ein Kollegium über die Algebra. Er begriff nichts davon, ſprach aber doch beſtändig von den heiligen Zahlen. „Die Aegypter, meine hochgeehrteſten Herren, ſagte der Profeſſor, die Aegypter haben mehr Weisheit an ihre Pyramiden gegraben, als jetzt in allen Büchern der Welt ſteht; ſo wie eine Zeile aus dem Homer mehr werth iſt, als alles was die achtzehntehalb Jahrhunderte an Kenntniſſen geliefert haben. Eine Lesart im Homer berichtigen, den Sinn eines Hieroglyphen an einem Obelisk entdecken, iſt mehr als Luthers Reformation. Ach, meine Herren, was ſind doch die großen Männer der neuen Zeit gegen die Alten! Nichts. Leibnitzen will ich ausnehmen. Der wird unſterblich bleiben, wenn auch ſeine Philoſophie gänzlich vergeſſen iſt, die er doch nur den Alten nachſchrieb, ohne ſie zu verſtehen. Eine Idee hat ihn unſterblich gemacht: die Idee, eine allgemeine Sprache zu erfinden, eine Ideenſprache, eine Ideenſchrift! Dieſe Idee iſt eines Plato, eines Pythagoras, würdig. Eine Hieroglyphenſchrift! Wehe dem Jahrhundert, das dieſe große Erfindung des Mannes ſo kalt aufnahm, ſo leichtſinnig verwarf! Wer wird ſie ausführen, dieſe ſtolze Idee? wer wird den Lorbeer, das Geſchenk einer dankbaren Welt und Nachwelt, verdienen?“

Ich! dachte der Baron; und nun mochte der Profeſſor ſchreien, ſo viel er wollte, der Baron war in der Ideenſchrift verſunken. Er flog nach Hauſe, verſchloß ſich, nahm Papier, mahlte Hieroglyphen, dachte nichts als Hieroglyphen, und träumte nichts als ſie. Er beſchäftigte ſich einen ganzen Monat damit. Seine Bedienten, die Papier, Wände, Tiſche mit dieſen Figuren vollgezeichnet fanden, glaubten, und ſchrieben nach Hauſe, ihr junger gnädiger Herr lerne jetzt das Zaubern. Der Monat war verfloſſen, und der Baron verlor die Geduld bei der Arbeit. Oft wußte er nicht, wo ihm der Kopf ſtand. Er ſchrieb in dieſer Zeit an ſeine Mutter, und ſie fand, anſtatt der gewöhnlichen Worte, Kreiſe, Dreiecke, Vierecke, Zahlen. Ein Poſtſkript belehrte ſie von der Idee ihres Sohnes; ſonſt hätte ſie ihn für raſend gehalten. Sie verſtand nicht die Hälfte von dem Briefe.

Er ging mit ſeiner Arbeit zu ſeinem Lehrer, und zog ihn zu Rathe. Ei! Ei! Herr Baron, ſagte der: ich bitte Sie! wie kann man Ideen, etwas Unſichtbares, mit Zeichen, etwas Sichtbarem, darſtellen, ſo daß dieſe Zeichen allgemein verſtändlich wären?

„Sie ſagten aber in den Alterthümern, daß es ein Verdienſt um die Menſchheit wäre, dieſe allgemeine Sprache zu erfinden.“

Ei! ei! Herr Baron, das war auch in den Alterthümern, bei Gelegenheit der Hieroglyphen. Wer will ſich damit den Kopf zerbrechen! Da wird viel geſagt und gelobt, lieber Herr Baron, und man weiß nicht, was daran iſt. Ich kann Ihnen keinen Rath geben; denn den Leibnitz habe ich nicht ſelbſt geleſen, und die Hieroglyphen hat ſchon mancher feine Kopf erklären wollen, ohne es zu vermögen. Man iſt ja noch überall in Streit, was die Pyramiden eigentlich ſind. Vielleicht ſind ſie nur ein Einfall der Aegyptiſchen Prieſter, bei dem ſie ſelbſt nichts gedacht haben. Es geht den Herren Geiſtlichen manchmahl ſo. Hören Sie einmahl unſern Herrn Hauptpaſtor; der predigt oft, als ob er beſoldet wäre, hörbare Hieroglyphen zu machen. Was wollen Sie Sich damit den Kopf erhitzen? Eſſen Sie mit mir, lieber Herr Baron. — Man trug eben ein Gericht große Bohnen auf, die der Profeſſor, dem weiſen Pythagoras zum Trotze, ſehr gern aß.

Der Baron ging voll Verachtung gegen ſeinen Lehrer, und beſuchte deſſen Stunde nicht wieder. Aber ſo ganz konnte er doch die Idee eine allgemeine Sprache zu erfinden, nicht fahren laſſen. „Thu das Gegentheil von dem, was gethan wird, wenn du erfinden willſt!" das fiel ihm ein. Ideenſprache, Ideenſchrift! Der erſte Gedanke einer allgemeinen Empfindungsſprache loderte in ihm auf. Wie? dachte er; kann ich doch, wenn ich die Bewegungen Andrer nachmache, in mir die Empfindungen erregen, die der Andre hat! Sieh da! rief er, und klatſchte in die Hände: hätteſt du wohl gedacht, großer Kampanella, daß deine Erfindung der Keim einer ſo ungeheuren, vielleicht den ganzen Erdball umändernden Wiſſenſchaft, einer von den allergrößten Revolutionen, werden ſollte! Die Empfindungen jedes Menſchen ſind in mir ſelbſt lesbar, ſobald ich ſeine Bewegungen nachmache. Was bedarf ich weiter? Nichts, als mich nur im Leſen, und dann im Sprechen zu üben. Das kann ſo ſchwer nicht ſeyn! Und da alle Ideen, fuhr er fort zu grübeln, nach dem großen Hume, von den Erfahrungen durch die Uebung abgezogen ſind, alſo doch einmal Empfindungen geweſen ſeyn müſſen; ſo kann es nicht fehlen, jeder, auch der allerfeinſte, der allerabgezogenſte Begriff muß ſeine Miene haben, die ihn auf dem Geſicht abſpiegelt. Und ſo, Himmel! o Himmel! rief er: ſo könnte es dahin kommen, daß meine Geſichts-Bewegungs-Sprache die ganze Philoſophie reinigte, ihre Gränzen beſtimmte, das Denkbare und Undenkbare feſtſetzte, allen Wiſſenſchaften, der Philoſophie, ja der Religion ſelbſt und der Moral, Gewißheit gäbe, ihre Principien entwickelte und — Er ſprang voll Entzücken auf, breitete die Arme gen Himmel, und jauchzte vor Freude.

Sogleich fing er ſeine Arbeiten an. Schade, daß ſeine Aufſätze, ſeine Bemerkungen darüber, deren eine ungeheure Menge wurde, nicht in unſere Hände gerathen ſind! Ganz unbekannt mögen ſie indeß nicht geblieben ſeyn. Sein Geiſt, ſeine Schriften ſcheinen mehrere Gelehrte beſeelt zu haben; denn ſeitdem wurde die Phyſiognomik ausgearbeitet, und man las ſogar unbekannte Sprachen durch Berührung der Schrift. Natürlicher Weiſe fing jetzt der Baron das Nachmachen der Mienen, der Bewegungen, der Stellungen in allen Geſellſchaften ſehr lebhaft an. Beſonders war er dann ſehr eifrig, wenn er zwei Menſchen eine ihm unbekannte Sprache reden hörte. Dann ſtand er neben ihnen wie feſtgezaubert, und keine ihrer Bewegungen entging ihm. Sein Geſicht wurde ſo gelenkſam, ſo geſchmeidig, daß man ihn nicht ohne Erſtaunen anſehen konnte. Aber was war ſeinem Entzücken zu vergleichen, als er ein Paarmal wirklich den Gegenſtand eines Geſpräches errieth, das zwei Menſchen in einer fremden Sprache führten! Er taumelte vor Freude. Iſt es möglich? rief er: blieb es mir verbehalten zu entdecken, was die Gabe der fremden Sprachen bei den erſten Chriſten geweſen iſt? Es war nichts als meine allgemeine Bewegungsſprache; und ſo iſt das Wunder erklärt.

Er fing jetzt an mit ſeiner Erfindung laut zu werden. Warum, ſagte er, ſind alle wilden Völker ſo pantomimiſch? warum reden ſie mehr mit Geſicht, Händen und Füßen, als mit der Zunge? Natürlich! ſie reden noch die Sprache, welche ihnen die Natur zum Wohl des Menſchen mitgab, und welche der Menſch durch ſeine ſo doppelſinnige Wortſprache verdrängt hat. Der Baron fing wirklich an Aufſehen zu erregen. Man ſpottete über ihn. Die Frauenzimmer verfolgten ihn mit ihren Einfällen in allen Geſellſchaften. Er machte ihnen ihre Geſichter nach; und Mahomeds Satz, daß die Weiber von Natur ungeheuer falſche, verläumderiſche, thörichte Spötterinnen alles Guten und Edlen ſind, wurde bei ihm immer feſter. – . .

Das Alphabet ſeiner neuen Sprache war fertig. Es beſtand in lauter Geſichtern mit verzerrten Mienen, die ein Mahler nach des Barons Geſichte gezeichnet hatte. Das Geſicht iſt der Spiegel der Seele; was alſo in der Seele wirklich iſt, zeigt ſich auf dem Geſichte. Denkt die Seele alſo etwas, das nicht wirklich iſt, ſo kann es ſich auch nicht auf dem Geſichte abſpiegeln. Was alſo auf dem Geſichte keine Bewegung macht, iſt nicht wirklich da. Das waren die Hauptſätze von Quinctius neuer Bewegungs-Philoſophie, die er immer mehr und mehr ausarbeitete.

Aber nach und nach mußte ſein Eifer ſich abkühlen; denn Niemand wollte mit ihm ſeine Sprache reden, nur ſeine zwei Bedienten ausgenommen, die denn endlich ſeine Verzerrungen des Geſichtes verſtehen lernten. Auf dieſe beiden Bedienten berief er ſich immer, wenn man über ſeine neue Sprache ſpottete. Endlich ging es damit ſo weit, daß ihm die Kinder auf der Gaſſe in den Weg traten, und ihm Fratzengeſichter machten. Er wurde der Märtyrer ſeine Erfindung, tröſtete ſich aber damit, daß es allen großen Männern auf ähnliche Art gegangen ſey. So wählte er auch das Mittel, das ſie wählten, wenn ſie konnten. Er entfloh, und bezog eine andere Akademie, mit dem feſten Vorſatze, ſeine Erfindung zu verſchweigen. Allein, was ihm immer aufs neue dem Geſpötte ausſetzte, war ſeine Gewohnheit, ſogleich wenn er Leute reden ſah, Geſichter zu ſchneiden, zu lachen, wenn ſie lachten, den Kopf zu ſchütteln, wenn ſie ihn ſchüttelten, ſich zu bewegen, wie ſie ſich bewegten.

Dieſe ſeltſame Gewohnheit machte ihn ſogleich wieder zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Haben Sie den Baron von Flaming ſchon geſehen? fragte man überall. Man bedauerte ihn, und nannte ſeine Gewohnheit: Nervenſchwäche, Krankheit. Nur ein Profeſſor der Theologie wurde aufmerkſam auf den Baron. Iſt er etwa aus Amerika? fragte er einen, der den Baron kannte. — „Nein; er iſt ein Deutſcher.“ — Oder ſeine Vorfahren? fragte der Profeſſor weiter. — „Auch nicht.“ — Ein Mongole muß er doch ſeyn, brummte der Profeſſor in ſich, und ſuchte Gelegenheit, den Baron zu ſehen.

Die Gelegenheit fand ſich. Der Profeſſor ſah den Baron ſtarr an; ſogleich betrachtete dieſer den Profeſſor mit eben ſo ſtarren Augen. Um Vergebung, Herr Baron, fing der Profeſſor an, iſt das Ihr eigenes Haar, was ſie tragen? und betrachtete das blonde Haar des Barons. — „O ja, Herr Profeſſor, o ja. Warum? Meinten Sie . . . ?“ — Ich dachte, weil es blondes Haar iſt. — „Darf man kein blondes Haar tragen?“ — O ja, man darf wohl; allein ich dachte, Sie müßten ſchwarzes Haar haben. — „Ich ſchwarzes Haar? Warum denn eben ich?“ — Der Profeſſor wurde verlegen, und entfernte ſich.

Er betrachtete den Baron mit Kopfſchütteln. Sind der Herr Baron, fing er bald nachher wieder an, aus Deutſchland gebürtig? — „Aufzuwarten.“ — Aber Ihre Vorfahren können doch nicht aus Deutſchland ſeyn. — „Nun, warum denn nicht?“ — Ich glaubte, etwa aus Amerika, ſagte der Profeſſor, und betrachtete den Baron aufmerkſam. — „Aber warum aus Amerika?“ — Der Profeſſor wurde wieder verlegen, und ging.

Der Baron bemerkte, daß der Profeſſor ihn immer in den Augen hatte. Geſchwind machte er ihm alle Mienen nach, und fühlte dabei keine üble Empfindung. Das Geſicht des Profeſſors ſagte nach des Barons Sprache: ich bin aufmerkſam auf dich, und bin irre an dir. Der Baron ſtand auf, ging zu dem Profeſſor, gab ihm die Hand ſehr freundſchaftlich, und ſagte: „Sie finden etwas an mir, das Sie ſich nicht erklären können, Herr Profeſſor.“ Der Profeſſor nickte: Ja, ja, Herr Baron. Sie gingen Beide in ein Fenſter. Sagen Sie mir, lieber Herr Baron, Sie haben ein ſtarkes Gedächtniß? Sprachen ſind ſo recht ihre Sache? Der Baron prallte zurück. Hm! dachte er, weiß der etwa —?

„Nun ja, ich kann Ihnen das wohl geſtehen, Herr Profeſſor. Aber warum fragen Sie darnach?“

Ich errieth es aus Ihrem Weſen, ſagte der Profeſſor freundlich lächelnd.

Der Baron erſtaunte noch mehr. Er hatte ſchon von dem Profeſſor als von einem ſehr gelehrten Manne, der aber manche ſeiner Kenntniſſe dem Publikum ganz entzöge, reden hören. Sollte er etwa gerade eben meine Wiſſenſchaft verheimlichen? dachte der Baron. Aber, fing der Profeſſor wieder an, aus Amerika muß denn doch einer ihrer Vorfahren ſeyn? — „Nein, ich verſichere Ihnen.“ — Der Profeſſor ſchüttelte den Kopf. Haben denn der Herr Baron die Gewohnheit, alle Mienen nachzumachen, von Jugend auf? —

Der Baron lächelte: „nein, gar nicht von Jugend auf.“ — O, ſo vergeben Sie mir, ſagte der Profeſſor gutherzig. Alſo eine Krankheit? — „Auch das nicht. Es iſt Vorſatz, es iſt Wiſſenſchaft.“ — So? fragte der Profeſſor neugierig. Wie ſo?

„Alle wilden Völker, Herr Profeſſor, reden mehr durch Mienen, Geberden, Bewegungen.“

Nicht alle, nicht alle, fiel der Profeſſor lächelnd ein. Die vom Celtiſchen Völkerſtamme gewiß nicht. Darauf verlaſſen Sie ſich, Herr Baron. Die Menſchen von edleren Menſchenracen haben die Geſchmeidigkeit des Körpers nicht, die dazu gehört. Die Celten auf der unterſten Stufe ihrer Kultur redeten nie durch Mienen und Bewegungen. Sie erfanden, aber ſie ahmten nicht nach.

„Aber ich habe ja die Geſchmeidigkeit, und ich bin ein Deutſcher. Oder ſind die Deutſchen keine Celten?“

O ja, Herr Baron, ja, ja! Eben deswegen fragte ich nach Ihrem Gedächtniſſe, nach Ihren Vorfahren. Ich muß Ihnen in Vertrauen ſagen, Herr Baron (er ſah ſich ver-

legen

legen um), daß ich nun vierzig Jahre damit zugebracht habe, eine Wiſſenſchaft zu ſtudieren, die vielleicht einmahl — jetzt ſind die Zeiten noch nicht — Tag in alle Wiſſenſchaften, Tag in die Geſchichte des Menſchen bringen wird.

„Sicher iſt das eine allgemeine Sprache für alle Menſchen der Erde durch die Bewegungen . . .“

Nein, nein! Allgemein? Herr Baron, wenn ich Ihnen nun beweiſe, daß die Menſchen in Racen abgetheilt ſind, die ſich durch weſentliche Abſonderungen der Natur ſtärker von einander unterſcheiden, als die Racen der Thiere; ſo werden Sie mir leicht zugeben, daß keine allgemeine Sprache für das menſchliche Geſchlecht möglich iſt.

„Wenn Sie mir das beweiſen, Herr Profeſſor!“

Das werde ich. Kommen Sie doch zu mir. Aber unſere Geſpräche bleiben unter uns, ganz unter uns.

Der Profeſſor war wirklich ein ſehr gelehrter Mann. Von Jugend auf las er am liebſten Reiſebeſchreibungen und Geſchichte. —

Nichts war ihm unbegreiflicher, als daß die Kultur in Aſien, dem am längſten bewohnten Lande, keine, und in Europa ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte. Er dachte dieſem Räthſel lange nach. Auf einmal fuhr es wie ein Blitz durch ſeine Seele: wie, wenn wir Europäer ganz andere Menſchen wären als die Aſiaten! Sogleich fing er an, unter dieſem Geſichtspunkt alle ſeine Kenntniſſe noch einmahl zu wiederholen, zu ordnen, und feſt zu ſtellen. Alles wurde ihm nun klar: die unterſchiedenen Farben der Menſchen, die verſchiedene Form der Geſichter, die verſchiedenen Sitten, Gewohnheiten, die verſchiedene, Stärke und Schwäche des Geiſtes bei den Völkern.

Er ſchüttelte zwar den Kopf nicht wenig, als er an ſeine neue Theorie dachte, und ihm dabei einfiel, daß er Profeſſor der Theologie war. Aber nein! rief er: es iſt nicht möglich, daß Neger und Amerikaner, Kalmykken, Morgenländer, Griechen und Deutſche von Adam abſtammen können. Es iſt nicht möglich. Die Morgenländer, das gebe ich zu, und das ließe ſich erweiſen; aber nicht die

Celten, nicht die Slaven. Er brachte ſein Syſtem in Ordnung, und theilte die Menſchen in vier Hauptſtämme: in Mongolen, wozu er Neger und Amerikaner rechnete; in Morgenländer; in Slaven, und Celten. Jeder Klaſſe gab er ihre Kennzeichen, ihre Farbe, ihre Sprache. Ja, er unterſchied ſie durch die geringſten Kleinigkeiten; und je mehr er las, deſto feſter, deſto unumſtößlicher wurde ihm ſeine Theorie. Fand er etwas, das nicht hinein paßte, ſo machte das eine Ausnahme. Erzählte ein Reiſebeſchreiber Dinge, die ſein Syſtem zum Wanken brachten, ſo hatte der Reiſebeſchreiber nicht die Wahrheit geſagt, oder nicht recht geſehen. Kurz, der Profeſſor ging von ſeiner Hypotheſe aus, und bildete die Fakta nach ihr.

Jetzt hatte er ſein Syſtem fertig. Die vier Menſchenracen waren nun von ihm in die gehörigen Schranken abgeſondert, die ſie nicht überſchreiten konnten. Ihre innere Organiſation band ſie an ihre Unvollkommenheiten, und verewigte dieſe. Bald wurde die neue Theorie in Geſellſchaften mit anderen Profeſſoren, dann auch auf dem Katheder merklich.

Das Dogma von der Erbſünde machte der Profeſſor durch die Bedingung: wenn alle Menſchen von Adam abſtammen, zweifelhaft. Mit jedem halben Jahre wurde er dreiſter. Wie es jedem Ketzer geht — diesmal griff er die Erbſünde an; im folgenden halben Jahre zog er bei dem vorzüglichſten Artikel ſolche Folgerungen aus ſeiner Hypotheſe, daß den Studenten, die es merkten, die Haare zu Berge ſtanden. Kurz, nach einigen Jahren behauptete er, die Celten hätten keinen Erlöſer nöthig gehabt; in Adam hätten nur die Morgenländer geſündigt.

Das kam denn zum Glück endlich aus. Die theologiſche Fakultät bedauerte nichts mehr, als daß man nicht mehr verbrennen dürfe. Die Bürger in der Stadt ſpieen dem Ketzer nach. Die Mediciner behaupteten nach der Sektion eines Negers, aus dem Magen deſſelben, daß er eben ſo denken müſſe, wie alle Deutſchen. Die Philoſophen wollten nicht mit der Sprache heraus; ſie meinten Anfangs, es könnte wohl ſeyn. Als ſie aber hörten, daß ſchwarzes Haar ein Zeichen von unedler Abkunft ſeyn ſollte — alle vier Philoſophen hatten unglücklicher Weiſe ſchwarzes Haar —: ſo ſchlugen ſie ſich zu den Theologen. Die Juriſten ſchrieen am meiſten; denn, riefen ſie, es geht gegen das Herkommen. Der einzige Kameraliſt, der ſogar vom Hofe zuweilen Aufträge im Finanzſache bekam, hielt es mit dem Profeſſor, weil dieſer ihm ſagte, daß der Hof mit gutem Gewiſſen jedem Schwarzkopf eine doppelte Kontribution auflegen könnte. Genug, es gab einen Lärm, der unerhört war. Man ſchrie ſo lange, bis der Hof ſich ins Mittel legte. Der Profeſſor mußte widerrufen. Die Dogmatik wurde ihm unterſagt. Die halbe Stadt brach ihren Umgang mit ihm ab, und der Kameraliſt zuerſt.

Man denke ſich das Elend des guten Profeſſors, der etwas Unerhörtes, noch nie Geſagtes, lehren konnte, und nicht durfte! Denn aus dem, was er geſagt hatte, wußte man eigentlich noch nicht, was er wollte. Er mußte ſein Syſtem verſchweigen wie einen Hochverrath. Selbſt in ſeinem eigenen Hauſe, unter ſeiner eigenen Familie, war ſein Syſtem noch verhaßter als auf der Akademie. Seine Frau hatte krauſes, ſchwarzes Haar. Der

Himmel mag wiſſen, wie ſie dahinter gekommen ſeyn mochte, daß ſchwarzes Haar ein Zeichen unedler Abſtammung wäre. Genug, ſie hatte es erfahren; und nun mußte der arme Mann ſein Syſtem ſo oft, mit ſo derben Anmerkungen, verhöhnen und verſpotten hören, mußte es um des lieben Hausfriedens willen ſo oft ſelbſt widerrufen, daß er die Stunde verfluchte, da er zuerſt von ſeiner Theorie geſprochen hatte.

Und doch konnte er es nicht laſſen; in jeder Geſellſchaft mußte er etwas davon anbringen. So auch bei dem Baron. Nun ging aber auch des Profeſſors glückliche Zeit an. Der Baron war der rechte Mann für ihn. Nach einigen Unterredungen, die der Baron mit dem Profeſſor gehabt hatte, und worin dieſer ihn prüfte, ob er auch ſchweigen könnte, war er mit Leib und Seele in dem neuen Syſtem.

Der Baron zog zu dem Profeſſor ins Haus, und nahm bei ihm ein Privatiſſimum über dieſe neue Wiſſenſchaft. Der Alte hatte aus allen möglichen Reiſebeſchreibungen Kollektanea geſammelt, und theilte nun ſeinen ganzen Schatz dem jungen Flaming mit. Dieſer ſtudierte mit einem ſolchen Eifer, daß er bald eben ſo weit war, wie ſein Meiſter; ja, es gingen nur wenige Monate hin, ſo übertraf er in der Anwendung der neuen Lehre ſeinen Meiſter bei weitem.

Der Profeſſor lehrte ihn die Kennzeichen der verſchiedenen Menſchenracen kennen. Der unedelſte Menſchenſtamm, ſagte er, hat wollichtes, ſtarkes, ſchwarzes Haar, Stutznaſen, dicke Lippen, große Beißmuſkeln, ſtarke Kinnladen, weißere Zähne, größere Köpfe, dicke Haut, runden Bauch, große Ohren, eingedrückte Stirnen, kleine tiefe Augen, und ſo weiter. Der Baron kehrte nach ſeiner Lebhaftigkeit den Satz um. „Wer, ſagte er, eine Stutznaſe, dicke Lippen und ſo weiter hat, gehört zu dem unedelſten Menſchenſtamme. Ja, ja, rief er: darum betrog mich Marie. Jetzt ſeh ich's. Sie hatte ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen. Jetzt ſeh ich's ein.“ Er träumte nun von nichts als von Menſchenracen, und fing an, alles in dieſes Syſtem hinein zu zwingen. Jetzt hatte er wieder jedermann in Augen, nicht um zu wiſſen, wie er dächte, ſondern um zu ſehen, ob nicht ein Zeichen von unedlerer Abkunſt an ihm zu entdecken wäre. Indeß war er doch mit dieſer Hypotheſe ein wenig behutſamer, als mit ſeinen vorigen, ſo viele Mühe es ihm auch koſtete, ſeine neuen Kenntniſſe zu verbergen. Ich würde ein unglücklicher Mann werden, ſagte der Profeſſor, wenn es auskäme, daß ich Sie unterrichtet habe. Der Baron ſchwieg, und ſtudierte deſto ämſiger mit ſeinem alten Freunde; aber auf die Länge wurde es ihm doch zu ſauer, etwas zu verſchweigen, das er allein wußte. Er entſchloß ſich, von der Akademie abzugehen, wo ſeine Eitelkeit ſo ſehr in der Preſſe war. Bald nahm er von ſeinem Lehrer einen rührenden Abſchied, und ging in die Reſidenz eines kleinen Deutſchen Fürſten, in deſſen Lande ein Theil ſeiner Güter lag.

Er miethete ein ſehr gutes Haus, ließ von ſeinen Gütern mehrere Domeſtiken, Equipage, Möbles kommen, und richtete ſich für die damalige Zeit gewiß ſehr elegant ein. Bald wurde er bei Hofe vorgeſtellt, und benahm ſich ſehr gut. Der Fürſt, dachte er, iſt nur ein größerer Vaſall als ich. Natürlicher Weiſe bewarb man ſich um ſeine Bekanntſchaft; man wußte ja, daß er ſehr reich war. Alle Fräulein am Hofe machten Jagd auf den jungen Baron; aber ſo ein ſeltſamer Menſch war ihnen noch nicht vorgekommen. Sobald er in eine Geſellſchaft eintrat, ſchien er alle Anweſende mit ſeinen Blicken zu verſchlingen; auf jedem Mädchen blieben ſeine ſtarren feuervollen Blicke hangen. Jedes Fräulein glaubte, wenn ſie ſeine Blicke ſah, ihn ſchon im Netze zu haben; und den Augenblick nachher war er ſo kalt, als ob er Haubenköpfe rings um ſich hätte. An dieſem Mädchen ſah er ſchwarzes Haar; dort ſchreckten ihn zwei Reihen ſehr weißer Zähne zurück; bei der ſchauderte er vor einer vollen Bruſt; dieſe war ihm zu rund; jene hatte eine Stutznaſe; eine andere zu dicke Lippen; kurz, jede hatte wenigſtens Ein Kennzeichen einer Slaviſchen Abkunft an ſich, das ihn abhielt, ſich näher mit ihr einzulaſſen. Der Koran ſteckte ihm überdies noch immer im Kopfe, und vergiftete alles, was ſeine jetzige Hypotheſe ihm etwa Gutes von dem weiblichen Geſchlechte ſagte.

Mit den Männern ging es viel, viel beſſer; nur beleidigte er überall die gewöhnlichen Sitten.

Der Liebling des Fürſten war ein Schwarzkopf; und ſo ſehr er ſich auch Mühe um Flamings Freundſchaft gab, ſo blieb dieſer doch kalt und entfernt von ihm. Indeß bis jetzt war wenigſtens noch niemand durch ſeine Lieblings-Hypotheſe beleidigt; denn man ahnete ſie nicht einmal. Man hielt den Baron für einen gelehrten Sonderling. Die Lebensart, die man in ſeinem Hauſe führte, rechtfertigte dieſe Benennung völlig. Man aß bei ihm ſehr gut, und eine große Menge von Schüſſeln; nur bemerkte man nie fettes Fleiſch, und der Sallat wurde beinahe ganz ohne Oel gegeſſen. Man trank ſehr guten, aber leichten Wein, und wenig; die Herren waren aber gewohnt viel zu trinken. Nach Tiſche wurde anſtatt Kaffee Limonade, oder andre kalte Getränke gegeben. Kein warmes Getränk war bei dem Baron zu finden. Keine Karte wurde angerührt. Ein Koncert war die einzige Unterhaltung, wobei denn die ganze Geſellſchaft gähnte. Und nun mochte man dem Baron vorſtellen, ſo viel man wollte, daß er ſich nach der Mode richten müßte; er hatte auf alles nur Eine Antwort: „ich bin ein Celte, und will einer bleiben.“ Er ſtand ſehr früh auf, und legte ſich um zehn Uhr nieder. Er war ein Feind aller Komplimente. „Seyn Sie mir willkommen!“ das hätte er ſelbſt dem Fürſten geſagt, wenn dieſer ihn beſucht hätte. Er war gaſtfrei, hülfſertig, großmüthig, gegen ſeine Bedienten ſehr menſchlich. Jeder Unglückliche konnte ſich dreiſt an ihn wenden; er war ſicher, daß der Baron ihm half, wenn er blondes Haar hatte. War der Unglückliche auch ſo unglücklich, ein Mongoliſches Abzeichen an ſich zu tragen, ſo half der Baron ihm wohl, aber doch nur mit einer gewiſſen Härte.

Man begriff nicht, warum er gegen dieſe Menſchen ſo edel, gegen jene ſo kalt handelte; denn bis jetzt war noch wenig von ſeiner Theorie zum Vorſchein gekommen. Man lachte über ihn, und die Armen der Stadt beteten ihn an. Sein Zimmer war ſeltſam dekorirt. An den Wänden hingen Kupferſtiche und Zeichnungen von Menſchenköpfen und

Kleidungen aus allen Ländern; Zeichnungen von Hütten, Kähnen, Geräthen aller Wilden. Auf dem Tiſche ſtanden drei bis vier Todtenköpfe: einer war der Kopf eines Koſaken; die anderen, Schedel von Deutſchen. Zwiſchen Büchern aller Art, doch meiſtens Seltenheiten, lagen ganze Stöße Papiere voll der ſeltſamſten Zeichen, noch aus den Zeiten der Ideenſprache her. Er lächelte immer ſehr zufrieden, wenn Jemand alles das betrachtete, ohne errathen zu können, was es bedeute.

Das hatte ungefähr ein Jahr ſo gedauert, als ſeine Hypotheſe losbrach. Die gute Pfarre auf einem ſeiner Güter wurde vakant. Ein Kandidat wendete ſich an die Geliebte des Fürſten um eine Empfehlung an den Baron. Der Fürſt ließ ihn durch den Hofmarſchall erſuchen, dem Kandidaten die Pfarre zu geben. Der Baron verſprach es halb und halb. Der Kandidat kam zu ihm. Der Baron ſah ihn an. Eine Stutznaſe, kleine ſchwarze Augen und pechſchwarzes Haar fielen ihm ſogleich auf. Ich bin der Kandidat, Ihr Gnaden, hob der Kandidat an, dem Sie die Pfarre in . . . — „Das ſind Sie? So bedaure ich, ſagte der Baron; Sie können mein Pfarrer nicht werden.“ Er machte ihm eine ganz kalte Verbeugung, und ließ ihn gehen.

Noch denſelben Tag war der Hofmarſchall bei dem Baron. Nun, lieber, goldner Baron, iſt der junge Menſch bei Ihnen geweſen? Der Fürſt verläßt ſich darauf, daß Sie ihm die Pfarre geben. Er hat noch heute mit mir davon geſprochen, und zwar mit großem Eifer.

„Ich bedaure, der Mann wird mein Pfarrer nicht.“

Mein Gott, was ſagen Sie? Nicht möglich! Ich habe dem Fürſten Ihr und mein Wort darüber gegeben.

„Das bedaure ich in der That; aber mein Pfarrer wird er nicht: das iſt ſo gewiß, als ich hier ſtehe.“

Herr Baron, bedenken Sie auch . . .? Sie werden den Fürſten vor den Kopf ſtoßen!

„Sehr möglich.“

Und der Fürſt hat dem jungen Manne verſprochen, daß er die Pfarre haben ſoll.

„Das konnte der Fürſt nicht; denn ich habe die Pfarre zu vergeben, und —“

Sie ſcherzen, Herr Baron. Der Fürſt hat doch Ihr Wort; und das müſſen Sie halten. —

„Ich gab ihm mein Wort nur unter Bedingungen. Wie ich Ihnen ſage, es iſt nicht möglich.“

Nicht möglich? Seltſam! Aber warum nicht? Bedenken Sie, der Fürſt ... Warum denn nicht?

„Sehen Sie, der Menſch hat eine Stutznaſe, große dicke Lippen, ſchwarzes Haar, kleine ſchwarze Augen. Es iſt nicht möglich.“

Nun ſehe ich, daß Sie ſcherzen, lieber Baron; denn was kann der Menſch dafür, daß er ſchwarze Augen hat?

„Ich eben ſo wenig. Soll ich denn aber zum Reiten ein elendes Pferd nehmen, wenn ich einen Normann haben kann?“

Was hat aber die Stutznaſe mit dem Predigen zu thun?

„Sehr viel, Herr Hofmarſchall: mehr als Sie glauben; und die dicken Lippen dazu.“

Der Menſch iſt ſehr geſchickt, das verſichere ich Ihnen. Er hat wichtige Empfehlungen. Fünf Sprachen ſoll er ſprechen.

„Gedächtniß ſpreche ich den Stutznaſen nicht ab. Ein Japaner, der Europa durchreiſt iſt, lernte in vier Wochen jede Sprache fertig reden; und die Japaner ſind noch ſchlimmer daran, als Ihr Kandidat.“

Aber, liebſter Baron, bedenken Sie doch: der Fürſt . . .! Und dann kennen Sie ja den jungen Mann nicht.

„Herr Hofmarſchall, er wird mein Pfarrer nicht; denn er hat alle Kennzeichen einer unedlen Abkunſt an ſich.“

Muß denn Ihr Pfarrer von Adel ſeyn? Das iſt wieder etwas Neues!

„So edel wenigſtens, Herr Hofmarſchall, als Sie immer zu ſeyn glauben. Er ſoll mir ſeine Ahnen nicht beweiſen; mir iſt es gleich, ob ſein Vater ein Tagelöhner war. Aber vom edelſten Menſchenſtamme muß er ſeyn; kurz, ein Celte.“

Aber mein Gott, Sie haben ja nur drei Worte mit ihm geſprochen, als er bei Ihnen geweſen iſt. Sprechen Sie nur einmal länger mit ihm. Er muß Ihnen gefallen. Ein gefälliger Menſch, Herr Baron; er läßt ſich alles bieten, iſt ſo geſchmeidig —

„Ja, ja, das dacht' ich, das dacht' ich! Recht! Und wenn er mir auch gefallen hätte, jetzt würde er mein Pfarrer doch nicht!"

Weil er eine Stutznaſe und ſchwarzes Haar hat? Seltſam, Herr Baron! Die ganze Stadt wird darüber lachen, und der Hof dazu.

„Hof und Stadt lachen über mehr ernſthafte Dinge. Das mögen ſie. Aber mein Pfarrer wird der Kandidat nicht."

Der Fürſt muß das reſſentiren. Bedenken Sie, Herr Baron! Vielleicht kann der Fürſt eben ſo wenig blaue Augen, lange Naſen, blondes Haar leiden; und Sie haben das alles.

„Von Naſen und Augen, fuhr der Baron erhitzt auf, iſt hier die Rede nicht; ſondern von den Kennzeichen des innern Menſchen, von edlern oder unedlern Menſchen. Sehen Sie hier, Herr Hofmarſchall!" — Er ſtellte zwei Schedel vor ihm auf den Tiſch. — „Finden Sie keinen Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Schedeln? Sehen Sie hier den Backenknochen! wie ſtark an dieſem, wie flach an jenem! Sehen Sie dieſe beiden Stirnen, dieſe Naſenbeine, dieſe Kiefern, dieſe ganze Form der Köpfe. Wie verſchieden! Der Fürſt gebe mir einen Menſchen mit einem ſolchen Schedel, mit einer ſolchen Stirn; und ich ſchenke ihm vier Sprachen von fünfen.“

Sie redeten ja nur eben von der Naſe und von der Farbe des Haars; und jetzt . . .

„Rede ich von nichts anderem; denn dieſer Schedel kann kein anderes Haar treiben, als blondes, keine andere Naſe bilden als eine edle lange, und das Gehirn in dieſem ſtolz gewölbten Schedel keine andern Gedanken ſchaffen, als ſeine, edle, tugendhafte. Nun ſehen ſie den andern Kopf! Hat die Natur die Kinnladen auf Koſten des Uebrigen nicht ſo vergrößert, als ob der, der dieſen Schedel trug, nichts zu thun haben ſollte, als zu freſſen und zu ſterben?“

Aber Herr Baron, wie gehört das hieher? Was hat denn dieſer Todtenkopf mit dem Predigen zu thun? ſagen Sie um des Himmels willen!

„Die Natur, Herr Hofmarſchall, ſchuf mehrere Menſchenarten, wie mehrere Thierarten: eine edler als die andre, eine unter ihnen die edelſte. Sie gab allen Arten ihre körperlichen Kennzeichen, wie Sie dieſelben hier an dieſen zwei Köpfen ſehen können. Dies iſt der Schedel eines edlen Deutſchen; und jener eines unedleren Koſaken. Nun, hoffe ich, wird man es mir nicht übel nehmen, wenn ich meinen Unterthanen einen Prediger aus dem edelſten Menſchenſtamme geben will."

Lieber Herr Baron, neu iſt das alles, was Sie mir da ſagen; iſt es aber auch eben ſo gewiß? Der Fürſt könnte dann wenigſtens die Räthe entbehren, welche die Kandidaten examiniren müſſen. Iſt das wirklich gewiß, Herr Baron?

„So gewiß, als Erfahrung und Nachdenken irgend etwas machen können." Der Baron fing jetzt an mit einer triumphirenden Beredſamkeit dem Hofmarſchall die Kennzeichen der edleren und unedleren Menſchenracen aus einander zu ſetzen. „Sehen Sie," ſchloß er zuletzt, „ſo ſteigt die Natur von den Inſekten, die ganz Magen ſind, bis zu den Thieren, bei denen der Kopf ſich von dem übrigen Körper unterſcheidet, und von dem unterſten Thiere wieder bis zu dem edlen Roß oder Hirſch, welche die Köpfe empor heben, von da zu dem Affen, der es von allen Thieren zuerſt wagt, aufrecht zu gehen, bis zu dem aufrecht gehenden Menſchen. Und hier, im Menſchen, geht die Natur noch einmal den ganzen Raum, den ſie ſchaffend durchlaufen hat, wiederholend durch und bildet noch einmal im vernünftigen Menſchen die ganze Schöpfung. Da ſteht, von ihren Händen gebildet, der unedelſte Menſchenſtamm. Alle Theile des Kopfes, die zum Eſſen gehören, ſind größer und ſtärker, als bei den edleren Menſchen. Die Beißmuskeln, die ſcharfen, ſpitzen, zackigen, weißen thieriſchen Zähne, die ſtarken Backenknochen, die dicken, weiten Lippen, die ſammetartige, dicke, undurchdringliche, ſchwarze Haut, der dicke Bauch, das lebloſe Auge, die thieriſche hinten über gedrückte Stirn, das platte, runde Geſicht, die krummen Beine aller Negern, Amerikaner oder ſüdlichen Aſiaten, zuſammen genommen mit ihrer Gefühlloſigkeit, Reitzbarkeit, ſcharfen Sinnen, bloßem Wortgedächtniſſe, Mangel an ſittlichem Gefühl und Nachdenken, und den daraus folgenden Laſtern: dies alles beweiſt hinlänglich, daß die Natur mit ihnen den Raum zwiſchen dem Thier und den edleren Menſchen füllen wollte. So ſteigt die Natur, vielleicht mit zwanzig verſchiedenen Arten, bis zu dem Celten hinauf, der an ſeiner edlen ſchlanken Geſtalt, auf ſeiner weißen zarten Haut, in ſeinem ſtrahlenden, blitzenden blauen Auge, auf ſeiner erhabenen Stirn, in den blonden Haarlocken, auf der erhabenen Bruſt, auf dem ſchönen Oval ſeines Geſichtes, auf den feinen, lächelnden Lippen den Stempel der vollendeten Schöpfung trägt, und durch ſeine Erfindungskraft, durch ſein feines, zartes und raſches Gefühl für Schmerz und Sittlichkeit, durch ſeine Liebe zur Ordnung und Schönheit, durch ſeine zartere Lebenskraft, durch ſeinen höheren Genuß in Uebung ſeiner Geiſteskräfte, durch ſeinen Ueberdruß im Genuſſe der Sinne ſich auch des Vorrechtes werth macht, der Liebling der Vorſehung und der Herr der Schöpfung, ſelbſt ſeiner unedleren Brüder zu ſeyn.“

Des Barons Geſicht glühete bei dieſer Rede vor Stolz und Freude. „Und ſomit,“ fing er auf einmal wieder an, „ſehen Sie wohl, kann der Menſch, der die Kennzeichen einer unedleren Menſchenrace an ſich trägt, mein Pfarrer nicht werden.“ Der Hofmarſchall machte noch einige Verſuche, mit ſeinem Verlangen durchzudringen; allein Flaming hatte Recht: der Kandidat mit der Stutznaſe wurde ſein Pfarrer nicht. Indeß der Hofmarſchall hatte auch Recht. Der Baron machte ſich den Fürſten zum Feinde, und nicht allein den, ſondern auch noch einige Dutzend Räthe, Kammerherren, Aerzte und Prediger, die entweder Stutznaſen, oder ſchwarzes Haar, oder kurze Stirnen, oder runde Bäuche, oder ſtarke Backenknochen, oder dicke weitgeſchlitzte Lippen hatten. Denn ſo wenig man auch an des Barons Eintheilung der Menſchenſtämme glaubte, die bei dieſer Gelegenheit ſowohl durch den Hofmarſchall, als auch durch den Kandidaten bekannt geworden war: ſo gebrauchten dennoch einige Spötter dieſelbe, Theils über den Baron zu lachen, Theils ihre Neigung zu Spöttereien zu befriedigen. Und zu des Barons Unglück ließ ſich ſogar ſeine Folgerung aus dicken Lippen, kurzen Stirnen, dicken Bäuchen u. ſ. w. auf einige dieſer Herren anwenden. Man kann leicht denken, wie der Baron und ſein Syſtem dabei fuhren.

Nun hatte man des Herrn von Flaming ganze Sonderbarkeit heraus; und jetzt, da man die Urſache davon wußte, hieß er auf einmal ein ausgemachter Narr. Der Fürſt hatte ihn ſo genannt. Die Spötter in der Stadt und am Hofe ſuchten nun ernſtlich hinter die ganze Vorſtellungsweiſe des Barons zu kommen. Ueberall, wohin er kam, mußte er ſein Syſtem aus einander ſetzen, und er that es mit der Eitelkeit eines jungen Mannes. Jedesmal, wenn er auf dieſen Gegenſtand kam, gerieth er in Feuer; und ſo konnte er freilich nicht mit Behutſamkeit reden. Man widerſprach; aber da kam man übel an. Der Baron bewies aus zehn Reiſebeſchreibungen, daß er Recht hatte. Er erklärte alle Laſter, alle Thorheiten, jeden Aberglauben, jede einfältige Gewohnheit, jede Tugend, jede Erfindung aus ſeiner Hypotheſe. Er miſchte ſie in alles, wendete ſie auf alles an, löſte durch ſie alles auf, was in der Stadt, am Hofe, und an dem Menſchen räthſelhaft geweſen war. Es konnte nicht fehlen, er mußte beleidigen. Sprach man von der Armuth der Unterthanen, ſo fand er die Urſache davon in dem dicken Bauche und den großen Ohren des erſten Geheimenraths.

Der Geheimerath aber hatte nicht allein große, ſondern auch feine Ohren. Er erfuhr es wieder, daß Flaming ihn einen Mongolen genannt hatte; und er war der Mann nicht, den man ungeſtraft beleidigen durfte. Augenblicklich ſann er auf ein Mittel, ſich zu rächen, und er fand es endlich in Verbindung mit einer Frau von Hauſen. Die Frau von Hauſen war erſt nachher, da man das Syſtem des Barons ſchon kannte, angekommen. Sie traf den Baron in einer Geſellſchaft. Die Damen neckten ihn; ſie aber nahm ihn und ſein Syſtem in Schutz, und ließ es ſich geduldig von ihm aus einander ſetzen. Es war ihr nicht ſchwer, den gutherzigen, leichtgläubigen, eitlen jungen Mann in ihm auszufinden. Sie ſchien von ſeinen Sätzen ganz entzückt, und ſprach den Nachmittag faſt mit Niemanden als mit ihm. Man glaubte, die Frau von Hauſen wollte ſich über ihn luſtig machen; aber das war ihre Meinung gar nicht. Sie kannte den großen Reichthum des Barons von Flaming, und entwarf auf der Stelle den Plan, ihn für ihr Fräulein Tochter einzufangen.

Sie drückte dem Baron beim Weggehen die Hand, und bat ihn, ſie zu beſuchen. Man wird, ſagte ſie, von den meiſten unſerer jungen Herren ſo fade unterhalten, daß ich mich freue, Sie hier gefunden zu haben. Ich werde eine gelehrige Schülerin von Ihnen ſeyn. — Der Weihrauch ging nicht verloren. Der Baron küßte ihr mit Entzücken die Hand, und ſagte: „wenn Sie's erlauben, ſo bin ich morgen bei Ihnen.“

Jettchen, ſagte die Frau von Hauſen den Abend zu ihrer Tochter, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die dich ſehr intereſſirt: mit dem jungen Baron Flaming. Er iſt ein ſehr reicher Kavalier, gewiß der reichſte im ganzen Fürſtenthume: ein wenig ein Thor, aber ein ſo gutherziger, daß man ihn lieben muß. Du haſt ja von ſeinen Grillen gehört, von ſeinen Menſchenſtämmen. Er ſpricht darüber wie ein Buch. Ich dächte, Jettchen, das wäre eine Partie für dich. Nur ſey klug!

Dein Vermögen iſt gering, das weißt du; die Beſoldungen am Hofe ſind knapp. Ueberleg' es dir. Morgen kommt Flaming zu uns.

Jettchen warf die Naſe auf. — Ein Thor? Nun, darum iſt mir's denn doch auch nicht zu thun! — Indeß ſie überlegte es die Nacht durch, und den andern Mittag kam ſie ſo ſchön friſirt, ſo ſchön und geſchmackvoll geputzt zum Vorſchein, daß ihre Mutter ſie über die rothe Wange ſtreichelte. — Du biſt wirklich heute bezaubernd, Jettchen. Wenn ich das Kirchenfenſter-Geſicht, die Emilie, dagegen betrachte! Die zieht ſich immer an wie ein Bauermädchen. Von Jettchen lerne! Aber an dir iſt Hopfen und Malz verloren. Wir werden dich wohl todt füttern müſſen; denn wer wird dich nehmen? Nackt wie eine Made, und dann noch obendrein ſtolz! — „Ach, liebe Tante," ſagte Emilie ſanft, „ich habe ja den Putz nicht, den Jettchen hat." — So? Sehe nur einer, wie trotzig! Nicht wahr, ich ſoll es meinem Kinde entziehen, und dir geben? Nein, gehorſamer Diener. — „Ach liebſte Tante, ich bin ja zufrieden mit dem, was ich habe." — Und was haſt du denn, Fräulein Armuth? Was du haſt, iſt von mir. Ein Kleidchen, eine elende Fahne von Batavia-Taſſent, hatteſt du, als du ins Haus kamſt. Aber ſo geht es. Hätte dein Vater nicht dem Bettelvolke alles zugeſteckt, ſo brauchte ich mir nicht das Brot abzudarben, um dich zu kleiden.

„Ach, liebſte Tante, ich habe meinen Vater ſo ſehr geliebt!“ — So? Den, der dich in Armuth verſinken ließ, den liebſt du; aber mich, die ich Mutterſtelle bei dir vertrete, mich liebſt du nicht. O, weine nur nicht. Ich kenne ja deine Krokodillsthränen ſchon. — „Ach, mein Vater hatte ja ſein Unglück nicht verſchuldet. Der Brand, die Feinde“ — Ei was! halts Maul! . . . Jettchen, wie ich dir ſage. Es iſt ein ſehr guter, reicher Menſch. Stoß dich nicht an ſeine Grillen. Glaube mir, ſo eine Grille iſt oft beſſer, als gar keine. Jettchen lächelte ſchon triumphirend.

Der Baron kam. Hätte die Frau von Hauſen die Grille des Herrn von Flaming genauer gekannt, ſie würde ihrer Tochter den Rath gegeben haben, den betrügenden Flor auf der Bruſt etwas weniger zu blähen. Ein

Griechiſcher Buſen gehörte bei ihm auch zu den Kennzeichen des Celtiſchen Stammes.

Man empfing den Baron ſehr artig. Höre Jettchen, fing dann die Mutter auf einmal an, nun laß dir einmal den Herrn Baron etwas von den Menſchenſtämmen erzählen. Der Baron erzählte, und Jettchen liſpelte einmal über das andere: das iſt recht hübſch. Die Mutter aber machte Einwürfe, ließ ſich erklären, und zu ihrer großen Freude hörte ſie denn, daß langes blondes Haar ein ſicheres Kennzeichen einer Celtin wäre. Nun, da iſt Jettchen gewiß eine Celtin; denn die hat Haar, Herr Baron — ſchöner muß es keine Kaiſerin tragen. Das ſah der Baron; aber zu gleicher Zeit bemerkte er an Jettchen, die er noch nicht aufmerkſam betrachtet hatte, ein Paar runde, zum Kuß gewölbte Lippen, auf die Jettchen ſich nicht wenig einbildete. Sein Blick fiel ihre Geſtalt herab, und er ſah einen Buſen, der eben auch nicht Celtiſch ſchien.

Nun, ſagte die Frau von Hauſen, Sie betrachten gewiß Jettchen, ob ſie eine Celtin iſt. Ja, das iſt ein Deutſches Mädchen!

So Deutſch eben nicht, dachte er. Aber indem ſah er Jettchens Zähne. Sie lachte. Schön waren ihre Zähne eben nicht; deswegen lachte ſie auch ſelten. Hier aber that ſie es. „Ihre Zähne, mein gnädiges Fräulein," hob er gutherzig an, „haben eine ſchöne Farbe." Jettchen verlor beinahe die Beſinnung, und die Mutter wußte nicht, was ſie dazu denken ſollte. „Denn ſo weiße, glänzende Zähne," ſetzte der Baron hinzu, „ſind allemal das Zeichen eines thieriſchen Gemüths." Beide Damen erholten ſich. Da haben Sie recht, lieber Baron; da haben Sie recht. Da iſt meines Bruders Tochter hier im Hauſe; die hat Zähne im Munde, wie Alabaſter ſo blendend weiß. Sieh, ich habe manchmal das Mädchen darum beneidet. Ich hielt weiße Zähne für eine Schönheit.

„Da irrten Sie ſehr, meine gnädige Frau. Alle Mohren haben blendend weiße, ſpitze Zähne, gleichſam um anzuzeigen, daß ſie noch den Thieren ähnlich ſind, und nur leben, um zu eſſen. Kein Wilder weiß von Zahnweh und übeln Zähnen. Das iſt kein gutes Zeichen. Indeß Ihre Niece —"

Nein, das trifft auf ein Haar zu. Das Mädchen weiß nichts als eſſen. Sieh, du mein Gott! ſollte einer das denken, daß Sie das alles ſo auf ein Haar wiſſen! Und bei der da hat kein Zahnpulver, kein Abfeilen geholfen. Je, mein Gott, wie haben Sie denn das alles gelernt?

Nach und nach kam denn das Geſpräch in einen recht guten Gang. Auch Jettchen war gar nicht mehr ſparſam mit Weihrauch gegen den Baron, nachdem ihr die Mutter ein Paar verweiſende Winke gegeben hatte. Der Baron fing an ſich bei Jettchen zu gefallen, und alle drei machten ein recht heiteres Kleeblatt aus. Man verließ einander endlich mit dem Verſprechen, ſich bald wieder zu ſehen. Der Baron hatte zu viel Vergnügen an der Frau von Hauſen gehabt, als daß er nicht hätte Wort halten ſollen. Er ging erſt alle acht Tage, dann alle drei Tage, endlich täglich hin, und immer fand er Jettchen reitzend gekleidet, immer freundlicher und vertrauter gegen ihn; und immer wurde ſein Verlangen ſtärker, Jettchen wieder ſo reitzend und ſo freundlich zu ſehen. Jettchen wagte es jetzt ſchon hin und wieder ihre Launen blicken zu laſſen, und Flaming merkte ſie nicht. Sie hatte die Migraine, wenn er kam, und er ſaß eine Stunde da an ihrer Bergere, auf der ſie, in einem reitzenden Nachtkleide, wie eine ſchlummernde Venus lag. Er ſaß da, tröſtete ſie, drückte ihr die Stirn, und dachte mit keinem Gedanken mehr an ſein Syſtem.

Die Frau von Hauſen konnte es jetzt ſchon wagen, ihren Triumph öffentlich zu zeigen. Sie bat eine große Geſellſchaft zum Diner, und der Baron wurde mit eingeladen. Jettchen war wie eine Prinzeſſin gekleidet. Der Baron konnte kein Auge von ihr verwenden. Er hätte jetzt darauf geſchworen, ſie habe die feinſten Lippen von der Welt; auch fing er an ihren Buſen ſchön zu finden. Sie befahl mit einer ſtolzen Miene dem Baren, ihr allerlei kleine Dienſte zu leiſten; und er flog. Sie zeigte ihren ganzen Triumph, den reichen Baron an ſich gefeſſelt zu haben. Man ging endlich in den Saal zu Tiſche. Jettchen nahm gleichgültig des Barons Arm, den er ihr mit Ehrerbietung bot, und ließ ſich von ihm zu Tiſche führen. Die Geſellſchaft ordnete ſich hinter den Stühlen. Der Baron ſtand bei Jettchen. Noch einmahl öffnete ſich leiſe die Thür — Emilie trat furchtſam herein, und machte der Geſellſchaft eine ſtumme Verbeugung, die nicht Einer, ausgenommen der Baron, erwiederte. Sie trug nur ein wollenes Kleid; und ſo ſchlecht es auch gemacht war, ſo konnte es doch die ungemein ſchlanke Geſtalt des Mädchens nicht verbergen. Ihr blondes Haar war leicht friſirt, ganz ohne Schmuck und Kunſt. Ein weißes, einfaches Tuch bedeckte den Hals bis unter das Kinn; aber, was man vom Halſe ſah, war weiß wie das Tuch. Sie hatte das Auge faſt immer bedeckt; doch wenn ſie es einmal erhob, ſo ſtrahlte eine ſo ſanfte, wehmüthige Seele daraus hervor, daß man Mitleiden mit ihr haben mußte, ohne daran zu denken. Ein Officier bot ihr, als man ſich ſetzen ſollte, eine beſſere Stelle; aber die Tante rief laut von oben herab: Emilie, biſt du nicht geſcheidt? Wo denkt das Mädchen hin? Dir gehört die unterſte Stelle!

Emilie ſetzte ſich mit einer Geduld, die unglaublich war. Man ſah nichts auf ihrem

Geſichte, keinen Unmuth, keinen Trotz, nur eine leichte Röthe, die über ihr Geſicht flog, aber ſich auch den Augenblick wieder in die blendende, weiße Farbe ihres Geſichts verlor. Der Baron hatte zwar die Tante und Jettchen viel von Emilien, und nicht zu ihrem Lobe, erzählen hören; aber geſehen hatte er ſie noch nicht, ſo oft er auch da geweſen war. Er ſah ſie zum erſtenmal; und — er wußte ſelbſt nicht, wie es zuging — ſeine Blicke fielen immer wieder auf Emilien. So ungefähr hatte er ſich immer das Ideal ſeiner Celtin geträumt, in dieſer ſchlanken, leichten, reitzenden Geſtalt. Die Frau von Hauſen hatte heute Emiliens Anzug ſelbſt beſorgt, ſo wenig ſie ſich auch ſonſt um ſie bekümmerte. Sie wußte ſchon aus Erfahrung, daß man bisweilen Jettchen über Emilien vergeſſen konnte. Heute wollte ſie ihre Sachen recht gut machen, und machte ſie in der That recht ſchlimm. Schöner hätte ſie das Tuch für des Barons Empfindung nicht ſtecken können, als gerade ſo. „Welch eine jungfräuliche Züchtigkeit! dachte Flaming. Welch ein Celtiſcher Buſen! Welch eine hohe Geſtalt! So züchtig war Herrmanns Gattin gekleidet! So trug ſie gewiß ihr blondes Haar, nicht mit dem verdammten Firlefanz bedeckt, womit Jettchen ihr blondes Haar immer verſtellt. Welche Lippen!“ Er ſah ſie eſſen; man bemerkte es kaum. „Ja, das ſind die rechten Lippen; ſo zart! der Mund ſo klein, die Stirn ſo ſtolz!“

Das waren die Anmerkungen, die der Baron jeden Augenblick machte, den Jettchen ihm nicht mit Fragen raubte. Die Frau von Hauſen ſah den Baron nicht; ſie wäre ſonſt gewiß nicht ſo heiter geweſen. Jettchen aber war ihres Sieges viel zu gewiß, um ſeine Blicke zu bemerken. Ein Paarmal begegneten Emiliens Augen den ſeinigen, und es ſchien ihm, als wäre ihr Blick nachdenkend und bittend. Das machte ihn neugierig. Er würde viel darum gegeben haben, wenn er ſich ihre Blicke hätte erklären können. Zum Glück fiel ihm ſeine Empfindungsſprache wieder ein. Er machte ihre Blicke, die Züge ihres Geſichtes, die Lage ihrer Augen, nach; und er fühlte in ſich, daß nur ein Unglücklicher ſo ausſehen könne. Er machte ihren bittenden Blick nach; und er fühlte, daß ſie ihn um Schutz, um Hülfe erſuche. Emilie erröthete, als ſie ſah, daß der Baron auf ſie merkte. Das war ſehr natürlich. Sie hatte von ihrer Tante den Baron von Flaming ſo oft mit boshaften Anmerkungen über ſie nennen hören, daß er merkwürdig für ſie geworden war. Hundertmahl hatte die Tante zu ihr geſagt: heirathet Jettchen den Baron, ſo zieh' ich auf ſeine Güter, und du auch, wenn Jettchen und der Baron dich haben wollen. Alſo führe dich darnach auf, daß du ihre Gnade erhältſt. Du ſollſt es wohl noch ſehen, wenn der Baron dich erſt füttern muß, daß er unnütze Leute nicht gern ſieht! Du ſollſt wohl noch ſehen, was ich bin, und was der Baron iſt! Da ſollſt du erſt lernen, was fremde Leute ſind!

Nun ſah ſie den Baron heute zum erſtenmahle, und blickte ihn darauf an, was ſie von ihm zu erwarten hätte. Zugleich bemerkte ſie, daß er aufmerkſam auf ſie wurde. Sie erröthete, und dachte nichts weniger, als daß er da ſaß und ſie bewunderte. Des Barons Mitleiden, und ſein Verlangen, ihr zu helfen, wurden immer größer; denn das Schelten der

Tante über den ganzen Tiſch hin nahm kein Ende. Brauchte einer etwas, ſo rief ſie: „aber, Emilie, wo haſt du die Augen? Ein Mädchen, wie du, muß die Augen allerwärts haben!“ Verſah ein Bedienter etwas, ſo ſchrie ſie: „Emilie, von dir hat man doch auch gar keine Hülfe. Sieh doch, was der Johann da macht! Ja, ich thäte wohl, wenn ich dich bediente. Du biſt zur Prinzeſſin geboren.“ Ein alter Officier, der das mit Verdruß hörte, und jedesmal Emilien mitleidig anſah und ihre Geduld bewunderte, machte doch endlich die Frau von Hauſen ſtill. Sie erzählte, daß im dreißigjährigen Kriege die Güter ihrer Vorfahren von den Kaiſerlichen ganz und gar verheert und abgebrannt wären? Und wer war Schuld daran? fuhr ſie fort.

„Da unten, das ſchöne Mädchen, das an allem in der Welt Schuld iſt;“ ſagte der Officier trocken, und ſah die Frau von Hauſen ſtarr an. Sie warf einen wüthenden Blick auf Emilien. Der Officier fühlte, daß er es noch ſchlimmer gemacht hatte. Er fing nun eben ſo trocken an, der Frau von Hauſen ungeheure Schmeicheleien ins Geſicht zu ſagen, und erzählte der Geſellſchaft mit ſeiner Trompetenſtimme unter andern, daß alle Männer ſich in die Frau von Hauſen verliebt hätten, als ſie noch Mädchen geweſen wäre. Es gelang ihm. Die Frau von Hauſen wurde heiter, und ſchickte Emilien ein halbes Glas Wein. Emilie trank es halb; und es fiel eine Thräne hinein. Flaming und der alte Officier ſahen das. Emilie verließ den Tiſch, als das Deſſert kam.

Nach Tiſche ging der alte Oberſte unten an die Tafel. Er nahm heimlich Emiliens Glas mit der Neige Wein, und trank es mit Vergnügen aus. „Sie haben das ſchönſte Glas Wein getrunken,“ ſagte Flaming zu dem Oberſten. — Haben Sie es auch geſehen? fragte der Alte, und gab dem Baron die Hand. — Wie ſo? fragte Jettchen; was war es für Wein? — Hm! erwiederte der Oberſt; haben Sie je von der Kleopatra gehört? Die löſte echte Perlen in Wein auf, und trank ſie. In dieſem Weine, mein Fräulein, war eine Perle aufgelöſt, die mehr werth war, als alle Perlen der Welt; und wäre ich da wie der junge Baron, ſo würde ich nach der Wüſchel fiſchen, worin dieſe Perlen wachſen. Denn wer die Muſchel fiſcht, mein Fräulein, iſt der glücklichſte Kerl auf der Erde. Aber, Herr Baron, ich kenne Sie nicht. (Der Oberſt war fremd.) Sie haben es bemerkt. Wir müſſen Freunde werden. Kommen Sie! Noch eine Flaſche Wein auf die Geſundheit der Muſchel! — Der Baron ſchlug es aus, und begriff übrigens nicht, wie ein Slave, wofür er den Oberſten wegen ſeines Trinkens hielt, einer ſo feinen Empfindung fähig ſeyn konnte. Er drückte ihm die Hand, ob er gleich ein Slave war.

Hm! — dachte der Oberſt, der ſich bei Einigen in der Geſellſchaft nach dem Baron erkundigt, und von ihnen gehört hatte, daß er ein ausgemachter Narr ſey: — hm! das Herz iſt doch ein ſchönes Ding; es zwingt ſogar den Thoren zur Menſchlichkeit, zur feinſten Empfindung. Und er gab dem Baron die Hand wieder, ob er ihn gleich für einen Thoren hielt.

Auf den Baron hatten indeß die Paar Worte des Oberſten große Wirkung gemacht. „Und wäre ich da, wie der junge Baron, ich würde nach der Muſchel fiſchen, worin dieſe Perlen wachſen." Da ſtand er am Fenſter, und ſchien die Scheiben zu zählen. Er dachte an nichts als an Emilien. „So iſt es!" murmelte er. „Der Adel dieſer vollkommenen Celtin iſt ſogleich ſichtbar! Mein Auge hing an ihr, als ſie hereintrat; und ſogar dieſer Slave, dieſer dickbäuchige, ſchwarzhaarige Oberſt, fühlte die Würde des beſſern Menſchenſtammes, und demüthigte ſich vor ihr." Er nahm den Oberſten, der ihn jetzt aufſuchte, allein. „Aber, Herr Oberſt," fragte er neugierig, „woran merkten Sie ſogleich die Vortrefflichkeit des Mädchens? An dem ſchönen blonden Haar, oder an der Kleidung?" Der Oberſt ſah ihn groß an. Ei zum Teufel, Herr Baron, ich weiß, ſo Gott will, nicht einmahl, ob das Mädchen blondes Haar oder eine Perücke trägt. Kleidung? Was kann man daraus ſehen? Nicht einen Pfifferling. Der Baron lächelte. „Wie kommt es denn, ſagte er, daß der Slave auch in wärmern Gegenden ſeinen Schafpelz nicht ablegt, wenn nicht die Kleidung —?"

Der Oberſt ſah ihn groß an. Ja, was

der Schafpelz mit dem lieben Mädchen zu thun hat, weiß ich nicht; aber ſtecken Sie das Mädchen in zehn Schafpelze, ich finde ſie dennoch heraus. Wie es zugeht, weiß ich nicht.

„So wie der Hund etwa, der, wenn er zu dem Löwen geführt wird, auch ohne ihn zu ſehen, ſogleich winſelt und ſich zu ſeines Herrn Füßen ſchmiegt?"

Der Oberſt ſchüttelte den Kopf. Das hat der Hund am Geruche. Sie trauen mir eine verteufelt feine Naſe zu, wenn Sie meinen, ich wittere die guten Mädchen. Die Manier wäre nicht übel; und in ſo weit iſt es wahr, unſere jungen Herren kann man eine Gaſſe lang am Geruche wittern. Aber das Mädchen roch nach nichts als nach Unſchuld und Leiden.

Auf Eine Art, dachte Flaming, muß er doch errathen haben, daß Emilie eine Celtin iſt. Und woher die Ehrfurcht, die jeder Mohr, jeder Amerikaner dem Europäer, wenn er ihn zum erſtenmal ſieht, ſogleich erzeigt? Sey es auch nicht der Geruch, ſo muß es ein andrer Sinn ſeyn, der ihm ſagt: beuge dich, hier iſt ein Celte! wie es dem Hunde mit

mit dem Löwen geht. Er bekennt ſogleich durch ſein Winſeln: hier iſt der König der Thiere! Ich vermuthe am Geruche. „Am Geruche!“ ſagte er jetzt laut. Der Oberſt lachte.

Meinetwegen am Geruch! Wenn das Mädchen nur riechen könnte, daß wir Beiden ihr gern ihr Leiden erleichterten!

„Sehen Sie, Herr Oberſt, auch die Sprache ſagt ſo, und — vox populi, vox dei. Man ſagt: er hat es gerochen, er hat eine feine Naſe. Sicher hat dieſer Sinn mehr auf ſich, als wir vielleicht meinen. Alle Neger haben einen ganz eigenen Geruch. Die Amerikaner unterſcheiden die verſchiedenen Nationen durch die Naſe. O, jetzt wird es mir gewiß. Warum ſollte man nicht eine Celtin ſo gut am Geruch unterſcheiden, wie eine Negerin? Sie unterſchieden Emilien doch ſogleich, und ſie war am ärmlichſten gekleidet.“

Der Oberſt ſah umher, ob Niemand ihn erlöſen würde. Schon wollte er ſich umdrehen. „Aber Herr Oberſt,“ fuhr der Baron fort, „ihr helfen wollen und müſſen wir. Die Eine Thräne, die ſie weinte, hat mir das

Herz umgedrehet. Wehe dem Manne, der hier gleichgültig zuſehen könnte! Sie lebt in der Sklaverei einer tyranniſchen Tante; davon müſſen wir ſie erlöſen. Was meinen Sie, Herr Oberſt?"

Da ſteckt es, lieber Herr Baron. Ich habe mit meinen ſechs unerwachſenen Kindern kaum zu leben.

„Und ich bin zu jung, ſie zu mir zu nehmen. Aber wiſſen Sie was, Herr Oberſt? Nehmen Sie das Mädchen zu ſich, und ich bezahle für ſie. Geben Sie ihr Ihre Liebe; ich will ihr das minder Beſſere, ihren Unterhalt, geben. Ich beneide Sie, Herr Oberſt, um das, was Sie ihr geben werden. Wahrhaftig, ich wünſchte, das Mädchen dürfte von Niemand anders etwas empfangen als von mir. Sind dreihundert Thaler jährlich genug? Verſteht ſich, für die Kleidung ſorge ich überdies."

Der Oberſt fing wieder an den Kopf gewaltig zu ſchütteln. Er konnte den Baron nicht begreifen. Laß ſeyn! — rief er auf einmal ganz laut, nahm den Baron beim Kopf, und küßte ihn — laß ſeyn! Ich halte mich an

Ihr Herz, lieber Baron! Wer keine Thränen ſehen kann, (ſetzte er leiſe hinzu, weil die Geſellſchaft anfing zu horchen) ohne ſie trocknen zu wollen, mag meintwegen Gras wachſen ſehen. Sie riechen, und ich fühle: das iſt eins, wenn wir nur übereins handeln.

Jetzt bildeten Sie denn Beide den Plan aus. Der Oberſt ſollte Emilien zu ſich nehmen. Dreihundert Thaler wollte der Oberſt durchaus nicht; es war ihm zu viel. „Gut, ſie wird es dennoch einmahl brauchen,“ meinte der Baron. Alles war unter ihnen Beiden verabredet. Auf einmahl fiel dem Baron ein, daß der Oberſt ein Slave war. Der ganze Handel wäre wieder rückgängig geworden, wenn der Baron einen Blondkopf gewußt hätte, der ſie für ſechshundert Thaler wollte. Jetzt mußte er es bei dem Oberſten laſſen. Die Tante, meinten Beide, würde nichts dagegen haben.

Der Oberſt ſuchte nun Emilien auf. Er fand ſie in einem kleinen Stübchen, wo ſie ein Kleid für die Tante zurecht machte. Hören Sie, liebes Kind, ſagte der Oberſt: kann man wohl ein Wort in Vertrauen mit Ihnen reden? Bleiben Sie ſitzen. Nähen

Sie fort in Gottes Nahmen. Ich begreiſe wohl, daß Sie nicht viel Zeit übrig haben; und ein Geplauder mit einem alten Manne erſetzt die Schelte der Tante nicht. Ja, wenn es ein junger Menſch wäre! Püppchen, ich und ein junger Ritter, der Baron Flaming, haben den Plan gemacht, Sie zu entführen, wenn Sie nichts dagegen haben. Sie kennen meine älteſten Töchter; wollen Sie mit denen leben? Ich will Ihr Vater ſeyn. Sie haben lange nicht empfunden, was Liebe heißt; Sie müſſen es endlich wieder lernen. Nun, Püppchen?

Emiliens Hände ließen die Arbeit fallen. Ihre Augen voll Thränen hoben ſich auf den Oberſten. Ein lieblicheres Geſicht hatte der Oberſt nie geſehen. Es waren Thränen des Leidens, der Dankbarkeit, die Emilie vergoß. Sie ergriff des Oberſten Hand, und drückte, eh er es hindern konnte, ihre Lippen darauf. Dann aber ſank ſie langſam zurück. Der Kummer verhüllte alle die Züge wieder, welche ſo eben die Freude gehoben hatte. — „Nun, Püppchen? Antwort!“ — Emilie ſagte langſam: ich kann nicht, Herr Oberſt.

„Was zum Daus! Sie leben hier mit der Tante in der Hölle! Das iſt Ziererei. Warum können Sie nicht? Heraus! Sie ſind ein ehrliches Mädchen! Heraus!“ Emilie erröthete. Sie ſind gütiger, Herr Oberſt, als Sie es ſeyn dürfen. Aber ich darf nicht undankbar ſeyn; ich darf Ihr Anerbieten nicht annehmen. Meine Tante iſt hart gegen mich: ſie bezahlt ſich ſelbſt die Schulden, die ich mache. Sie, Herr Oberſt, würden gütig gegen mich ſeyn; und wie ſollte ich es da ertragen können, Ihnen zur Laſt zu fallen! Sie haben Kinder —

„Und bin ein armer Teufel, wollen Sie ſagen, gutes, liebes Kind. Aber Sie ſind reich. Sie werden nicht umſonſt bei mir ſeyn. Fragen Sie nicht weiter; aber ich ſetze Ihnen meinen alten Kopf zum Pfande, daß Sie jährlich dreihundert Thaler haben.“

Emilie erſtaunte. Wie? auf welche Weiſe? Herr Oberſt, ich bitte Sie. Sagen Sie mir, wer ſich ſo großmüthig meiner annimmt.

„Aber es bleibt unter uns. Der Baron von Flamina hat Ihre Thräne geſehen. Dieſer reiche Mann iſt es; und alſo —“

O Gott, ſagte Emilie betrübt; ſoll ich denn nie aufhören der Tante verbindlich zu ſeyn? Ach, Herr Oberſt, Sie würden mich erſt recht bedauern, wenn Sie wüßten, wie ſchwer mir das ſüßeſte Gefühl, der Dankbarkeit, gegen ſie wird! Der Baron Flaming? Und weiß das meine Tante?

„Ei, behüte Gott, Püppchen! nicht ein Wort; und ſie darf es auch nicht wiſſen. Niemand weiß es, als ich, Sie und der Baron.

Nach manchem Hin- und Herreden war denn Emilie entſchloſſen, mit dem Oberſten zu ziehen, wenn es anders die Tante erlaubte, woran man aber gar nicht zweifelte. „Sie ſollen ſogleich Nachricht haben,“ ſagte der Oberſt. Er ging und that der Tante den Antrag. Dieſe ſah ihn darauf an, machte Einwürfe, und wollte einige Zeit haben ſich darauf zu bedenken. Der Oberſt geſtand die zu. Die Tante — Dank der Etiquette! — fühlte doch einige Scham, ihres Bruders Tochter zu einem Fremden zu ſchicken, einem Fremden, der nicht halb ſo viel Vermögen hatte, als ſie ſelbſt. Sie ſann hin und her auf einen Vorwand, ſie hingeben zu können, ohne ſich dem Gerede der Menſchen — denn für die Sprache ihres Gewiſſens war ſie todt — auszuſetzen. Aber ſie fand keinen Vorwand, ſo gern ſie auch Emilien losgeworden wäre; und das unglückliche Mädchen mußte auch dafür leiden, daß ſie durch die heiligen Bande des Bluts ihr verwandt war.

Gegen Abend verlor ſich denn ein Theil der Geſellſchaft. Die wenigen, welche blieben, ſetzten ſich zum Spiele. Der Oberſt bat den Baron, eine Partie mit ihm und Jettchen zu machen. Das hätte der Baron bald übel genommen. „Ich ſpiele nicht, Herr Oberſt; ich bin ein Celte.“ Der Oberſt ſchaffte den dritten Mann, und lachte mit Jettchen über den Baron von Herzen. Man ſetzte ſich und ſpielte. Der Baron ging in das Nebenzimmer, und hing ſeinen Grillen nach, die ihn bald auf Emilien brachten. „O, ſie ſpielt gewiß nicht,“ ſagte er vor ſich. Die Bedienten liefen hin und her; es war ihm zu geräuſchvoll. Er ging zu Jettchen an den Spieltiſch, und bat ſich ihren Zimmerſchlüſſel aus. „Ich will ein wenig leſen,“ ſagte er. Jettchen gab ihm den

Schlüſſel, und er ſchlenderte langſam über den Saal nach ihrem Zimmer zu.

Nahe an dem Zimmer hörte er eine weibliche Stimme ſingen. Er ging den Gang hinunter, und ſah durch eine halb offne Thür. Da ſaß Emilie bei einer Arbeit, und ſang leiſe. Er ſtand lange da, und betrachtete ſie, ohne ſie anzureden. Emilie ſah nicht von ihrer Arbeit auf. Alle die Empfindungen, die er ehedem bei Marien gefühlt hatte, erwachten wieder in ihm. So hatte er auch Marien zuerſt geſehen; und hier nun eine Blondine, eine Unglückliche! Sein Gefühl war wirklich ein reines Wohlwollen für das Mädchen. So hatte er ſie eine Zeit lang betrachtet. „Emilie!“ ſagte er endlich, nicht mit ſeinem gewöhnlichen Tone, ſondern mit einer ſehr natürlichen Rührung. Emilie flog auf, und erröthete. Er trat zu ihr in das Zimmer, und zog die Thür hinter ſich zu. Dann ergriff er des Mädchens Hand, und küßte ſie. „Endlich,“ ſagte er, habe ich gefunden, was ich ſo lange ſuchte: ein edles Mädchen!“ Sie verſtand nicht, was er damit ſagen wollte, und erröthete über und über. „O, erröthen Sie nur, Emilie, erröthen Sie nur; aber erſchrekken Sie nicht! Denn ich bin, was Sie ſind, rein und edel. Warum ſoll ich Ihnen nicht ſagen, was ich fühlte, als ich Sie zum erſtenmahle ſah? Ich empfand tief in meiner Seele, daß wir Beiden zuſammen gehören, daß wir für einander geſchaffen und durch ein beſſeres Band mit einander verbunden ſind, als Sie durch die Bande des Bluts mit Ihren Verwandten: durch die Aehnlichkeit, die Verwandtſchaft unſrer Herzen, unſerer Seelen.“ Dabei hielt der Baron ihre Hand, und drückte ſie zärtlich.

Das arme Mädchen glaubte eine Liebeserklärung in der beſten Form zu hören; und der Baron ſprach von nichts als von ſeinem Syſtem. Der Bräutigam ihrer Kuſine! Sie wußte nicht einmahl, wohin ſie ihre Augen wenden, noch viel weniger, was ſie ſagen ſollte. In ihrer Verlegenheit beſann ſie ſich, was ſie erwiedern könnte; und darüber ging die Zeit zur Antwort hin. Der Herr Oberſt von Brenſen, fing ſie endlich in der Angſt an, hat mir Ihre gütige Geſinnung eröffnet.

„Liebe Emilie, gütig? Nicht doch! Was Ihnen

Ihnen der Oberſt Brenſen geſagt hat, war nur für die Unglückliche. Das hätte ich gethan, wenn Sie auch nicht einen Zug dieſes hohen, edlen Geiſtes an ſich trügen; das hätte ich gethan, auch ohne Sie geſehen zu haben; das war Pflicht gegen das menſchliche Geſchlecht. Daß ich aber — er beugte ſich tief vor ihr, und küßte ihre Hand mit Ehrerbietung — daß ich aber meine Ehrfurcht für Sie äußere, mich vor Ihnen beuge, wie ich mich vor keiner Fürſtin beugen würde, wenn ſie nicht ſo wäre wie Sie, das iſt auch Pflicht, aber Pflicht gegen die edelſte Gattung des Menſchen. Das erſte war ich den Menſchen ſchuldig; dies Ihnen, Emilie!“

Er küßte ihr noch einmahl die Hand, und in dem Augenblick öffnete Frau von Hauſen die Thür. „So? ſo? machen Sie den Mädchen auf ihren Kammern die Cour, Herr Baron?“ Das ſagte die Frau von Hauſen in einem freundlichen Tone, und warf ein Paar wüthende Blicke auf Emilien. „Kommen Sie, kommen Sie!“ Sie zog ihn mit Gewalt aus Emiliens Zimmer, und ſchrie dann zehnmahl aus Leibeskräften: „Jettchen!“ bis Jettchen endlich verdrießlich kam. „Hier haſt du einen Gefangenen,“ rief die Mutter in einem widerlich ſcherzhaften Tone, und winkte Jettchen mit den Augen zu; „er war bei Emilien, und küßte ihr die Hand.“ Jettchen machte eine ſeltſame Miene, und nahm den Baron mit in das Spielzimmer. Die Frau von Hauſen ging zurück zu Emilien.

Hier erhob ſich nun für das arme Mädchen ein Ungewitter, wie ſie noch keins ertragen hatte. „Mannstoll biſt du,“ rief die Tante; „denn welche ehrliche Mannsperſon wird zu dir kommen, wenn du ſie nicht lockſt? Aber da ſtellt ſie ſich hin, wo ſie nur eine Mannsperſon wittert, und ſingt! O, ich kenne deine Künſte wohl, du verliebte Ilſe! Ja, du mit deinem papiernen Geſicht, und mit der Hopfenſtangen-Figur!“

Da riß dem Mädchen die Geduld. Bis jetzt hatte ſie geſchwiegen. Mit einem vor Scham und Verdruß glühenden Geſichte ſagte ſie: O Tante, ich ſchmeichle keinen Männern, um ſie an mich zu ziehen; eine Tochter habe ich nicht, und ich ſelbſt verlange nicht zu heirathen.

„Verlange? verlange? Was ſagte der Fuchs zu den Weintrauben, die er nicht haſchen konnte? Verlangen! Sieh einmahl! Was haſt du mit dem Baron geſprochen? Sag es ja ehrlich, das rath' ich dir! Denn er muß doch mit der Sprache heraus, wenn ihn Jettchen fragt.“

Er ſagte mir — woher nahm die ſanfte Emilie das Herz und die Bitterkeit zu den Worten? — er ſagte mir: wenn er eine Tochter hätte, er wollte ſie lieber ermorden, als ſie bei ſeinem Tode einer Schweſter übergeben!

„Das ſagte er? fragte die Frau von Hauſen ſpöttiſch. So ſag ihm, dies hätte ich geantwortet.“ Sie ſchlug Emilien wüthend ins Geſicht; und nun brach ein Sturm von Scheltworten über Emilien los, die wenigſtens diesmal fühlte, daß ſie die Wuth ihrer Tante veranlaßt hatte.

Am Abend, als die andere Geſellſchaft weggefahren und der Baron noch allein bei den zwei Damen war, fing man an ihn ſehr ſtrenge zu examiniren. Gleich auf die erſte Frage der Mutter: wie ihm Emilie gefiele? antwortete er ſehr deutlich: ſie gefällt mir über alle Beſchreibung wohl. Auf Jettchens Frage, was er bei Emilien gemacht habe, erwiederte er: ich habe Emilien geſagt, wie ſehr ſie mir gefällt. Die Mutter zählte nun ein ſo langes Verzeichniß von Emiliens Laſtern auf, daß ſelbſt Jettchen davor erröthete, und ihrer Mutter ein paarmahl ins Wort fiel. Der Baron blieb aber dabei: „es iſt nicht möglich; denn ſie iſt eine reine Celtin!“ Zum erſtenmahle widerſprachen Mutter und Tochter dem Menſchenracen-Syſtem. Der Baron lächelte und ſagte: „glauben Sie, was Sie wollen; Emilie iſt das edelſte Mädchen, das ich jemals geſehen habe.“

Sie ſoll zum Oberſten Brenſen, Jettchen, und wenn die ganze Welt mich eine Rabenſchweſter nennte. Nein, die Liebe fängt von ſich ſelbſt an; und wer nicht barmherzig iſt gegen ſein Blut, der kann es auch nicht gegen Andere ſeyn. Sie ſoll zu Brenſen!

Noch mehr wurde ſie in dieſem Plane beſtärkt, da der Baron, als er den andern Tag bei ihr war, wohl hundert Verſuche machte, Emilien zu ſehen. Die Mutter hatte viele Mühe ihn davon abzubringen. Auch ſprach der Baron ſehr ernſthaft mit ihr über ihre Härte gegen Emilien. Die Frau ſpie Feuer und Flamme, und mußte dennoch freundlich bleiben. Ich habe kein Vermögen, ſagte ſie; ich kann ihr keine beſſere Kleidung geben als ſie hat. Daß ſie ihr nicht beſſer ſteht, iſt nicht meine Schuld. Das Mädchen hat einen Leib, auf den nichts paßt und dem nichts ſitzt.

„Wie?“ rief der Baron erhitzt; „wie? die Kleidung ſtände Emilien nicht? Gnädige Frau, ſie war ja geſtern gekleidet wie ein Engel. Von der Kleidung rede ich nicht. Dieſe ſchöne ſchlanke Geſtalt; dieſer Griechiſche Buſen; dieſer . . .“

Buſen? Wo Sie doch wohl die Augen gehabt haben mögen, Herr Baron! Da ſehen Sie doch einmahl Jettchen! Das iſt eine Geſtalt! ſo voll, ſo rund!

Je, Mama! was machen Sie denn? Wenn er nun Emilien ſchön findet, wer kann es ihm wehren?

„Ja, Fräulein Jettchen, Sie wiſſen, wie gut ich Ihnen bin; aber ſeitdem ich Emilien geſehen habe, iſt es mir noch mehr aufgefallen, daß Sie Sich fehlerhaft kleiden.“

Aber mein Gott, Herr Baron, Sie dürfen ja nur ſagen, wie Jettchen ſich anziehen ſoll. Sie wiſſen, daß ſie alles thut, was Sie wünſchen. Was haben Sie denn an Jettchens Anzuge auszuſetzen?

„Wie läßt ſich das ſagen? Sehen Sie, Emilie trat daher. Ihr weißes Tuch verbarg die Bruſt, bis an den Hals. Ihr Buſen war höchſtens an einer ganz leichten Erhöhung zu bemerken. Jettchens Bruſt — das weiß ich jetzt von neulich Morgen, wo ich ſie noch ganz im Neglige antraf — iſt eben ſo ſchön Celtiſch; aber da hat ſie die Grille, und faltet Flor, und Tücher, und ich glaube gar Drath, unter ihr Tuch, bis ſie den Buſen einer häßlichen Lappländerin, oder gar einer Kalmyckin bekommt.“

Aber, mein Gott, das iſt ja die neueſte Mode, liebſter Herr Baron! Was ſoll man denn machen?

„Mode oder nicht. Da will ich meinen Kopf zum Pfande ſetzen, irgend eine wollüſtige Slavin, die das ungerechte Schickſal irgendwo an einen Hof geworfen hatte, brachte dieſe Mode zuerſt auf. Man laſſe ihr das! Die Natur gab ihr dieſe Bruſt, um die fürchterliche Leidenſchaft der Wolluſt zu bezeichnen, die in ihren Adern wüthet. Was ſoll man von den jungen Mädchen jetzt glauben? Doch wohl nichts anders, als daß ſie bei dem männlichen Geſchlechte keine beſſere Leidenſchaft, als bloß die Wolluſt, erregen wollen, weil ſie ſelbſt nichts als wollüſtig ſind.“

Ja, Herr Baron, ſo denken Sie nach Ihrem Syſtem. Aber Andere kennen das nicht; die denken anders.

„Nein, gnädige Frau. Ich habe das Syſtem ausgearbeitet; aber jeder ehrliche Mann, wenn er es auch nicht kennt, fühlt es. Warum machte Emilie die Mode nicht mit? Es iſt, das ſage ich ja, kein Tropfen Blut von einem Slaven in ihr. Dieſe holde Schamhaftigkeit begleitet alle ihre Schritte. Jettchen iſt eben ſo keuſch wie Emilie, das weiß ich; aber die verdammte Mode! Wenn Jettchen geht, ſo ſeh' ich allemahl den Fuß; von Emilien nie. Das Gewand bedeckt ihr, wie einer Veſtalin, auch die Spitze des Fußes.“

Ja, rief die Frau von Hauſen, weil ſie einen Fuß hat, wie ein Trampelthier. Gieb doch einmahl einen Schuh von ihr her! . . Da ſehn Sie nur! Und hier iſt einer von Jettchens Schuhen. Der da iſt eine Handbreit länger.

„Wieder ein neuer Zug in dem Gemählde einer vollkommenen Celtin. Hat Jettchen keinen größeren Fuß, als dieſer Schuh zeigt, ſo iſt ihr Fuß für ihre Geſtalt zu kurz; und nur die Slaviſchen Völker, oder gar die Mongolen, als die Sineſen, binden ſich die Füße, weil ſie einen kleinen Fuß für eine Schönheit halten. Emiliens Fuß wird gerade die Länge der Schönheit haben."

Jettchen riß ihm die Schuhe aus der Hand. Sie wollen heute nun einmal Emilien loben! Meinetwegen! Gute Nacht! Ich bin müde.

Die arme Emilie mußte auch das entgelten. Jettchen wollte ſchlechterdings mit dem Baron brechen; ihre Mutter gab ihr doch aber zu bedenken, daß ſein ungeheures Vermögen keine Kleinigkeit ſey. Jettchen entſchloß ſich anders. Am nächſten Morgen machte Frau von Hauſen die Kammerjungfer ihrer

Tochter. Sie zog ſie ſelbſt an; und wirklich gerieth der Baron in Entzücken, als er Jettchen ſah, die Reifrock, Italiäniſche Blumen, Allongen, Buſen und allen den modiſchen Firleſanz abgelegt hatte. Dafür war auch dem Bedienten befohlen, heute jedermann abzuweiſen. Man ſchämte ſich, natürlich zu ſeyn.

„Nun ſollen Sie ſehen, ſagte der Baron, daß Jettchen viel Aehnliches mit Emilien hat. Laſſen Sie ſie einmal kommen.“ Aber die arme Emilie war zu einer Freundin gegangen, ſo oft er auch nach ihr fragte.

Wahrſcheinlich würde der erſte Eindruck, den Emilie auf des Barons Herz gemacht hatte, durch die Bemühungen der Mutter wieder erloſchen ſeyn, wenn ſich nicht die Kammerjungfer im Hauſe dieſer aufkeimenden Liebe angenommen hätte. Jungfer Lieschen war die Vertraute ihrer gnädigen Frau; ſie wußte alſo recht gut, was dieſe fürchtete. Aber ſie ſprach bisweilen auch mit Emilien vertraut, und ſah ihre Thränen. Sie war die Einzige im Hauſe, die Mitleiden mit ihr hatte, und erfuhr auch des armen Mädchens Hoffnungen, bald von ihrer Tante erlöſt zu ſeyn.

Lieschen dachte dem allen nach. Was? der Baron will jährlich dreihundert Thaler Koſtgeld für das Fräulein bezahlen? Ho! ho! das thut man nicht aus Mitleiden. Da ſteckt mehr dahinter, als das Fräulein glaubt. Eine Liebe! eine Liebe!

Das Mädchen klatſchte in die Hände: denn erſtlich hatte ſie Emilien herzlich lieb; zweitens ſah ſie voraus, daß es hier nothwendig eine Intrigue geben mußte, und Lieschen intriguirte gern, wie beinahe jede Kammerjungfer; und drittens ſteckte Lieschens Vortheil mit darunter: denn ſie war des Lebens bei der Frau von Hauſen, wo es zwar Geheimniſſe aber auch Maulſchellen gab, herzlich ſatt, und wünſchte ſich eine Herrſchaft, wie Emilien, ob ſie gleich dieſe zuweilen für ſtolz hielt.

„Wenn Sie erſt einmal Frau von Flaming ſind, mein gnädiges Fräulein, ſo empfehle ich mich in Ihre Dienſte.“ Das ſagte ſie einmal zu Emilien, um das Eis zu brechen. Emilie erſtaunte und fragte. Lieschen fing an ihr Syſtem aus einander zu ſetzen, und gab ihr verſteckt den Rath, das Eiſen zu ſchmieden, weil es warm ſey. Emilie wurde darüber in Ernſt böſe. Sie verwarf Lieschens Vorſchläge gänzlich, und drohete ſogar mit der Tante. Lieschen ſchlich davon, maulte mit Emilien, und — wurde wieder gut.

Nun fiel ſie auf einen Plan, der noch verwickelter und ihr alſo noch angenehmer war: Emiliens und des Barons Liebe zu befördern, ohne daß Beide es wüßten. Sie ſteckte dem Baron beim Weggehen einen Zettel in die Hand, nachdem ſie ſich hatte ſein Wort geben laſſen, daß er ſie nicht verrathen wollte. In dieſem Zettel klagte ſie ihm den Haß der Frau von Hauſen gegen Emilien, und die Leiden des armen Mädchens. Sie beſchwor ihn, der Unglücklichen zu helfen, weil Emilie auf ſeine Hülfe mit großem Zutrauen rechne. Auch ſagte ſie ihm, daß man Emilien durch alle möglichen Kunſtgriffe von ihm entfernte, weil man fürchtete, er möchte die Vollkommenheiten des Mädchens bemerken, und ihr helfen. Noch ſetzte ſie hinzu: ſie ginge am Abend, wenn Aſſemblee wäre, mit Emilien auf dem Weidendamme vor dem Thore ſpazieren; wollte er ſie ſprechen, ſo wäre dies der Ort. Sie bat ihn aber dringend, ja Emilien zu verſchweigen, daß ſie ihm etwas von ihr geſagt hätte; denn Emilie wäre über dieſen Punkt gar zu empfindlich, und würde es ihr nie vergeben, wenn ſie jemahls erführe, daß ſie ſich an ihn gewendet hätte, ſo groß auch Emiliens Zutrauen zu ihm ſey.

Der Baron las, und las wieder. „Das ſag ich ja! Eine Celtin! Sie iſt unglücklich, und ſchweigt. Sie weiß, daß ich ihr helfen will, und ſchweigt. Aber ich will ihr helfen, wie der Bruder der Schweſter. Ich will ſie ſehen.“ — Am Aſſemblee-Tage ging er nach dem Weidendamme. Da waren auch Lieschen und Emilie. Das Mädchen hatte Emilien eine Kappe aufgeſchwatzt, die ſie verſtellte. Der Baron kam und redete Emilien an. Sie erſchrak ſehr heftig; noch heftiger Lieschen. Emilie nahm zitternd den Arm, den der Baron ihr anbot. Allein ſchon nach ein Paar Schritten ſagte ſie zitternd, und mit ſehr ſchöner Stimme: ich will Sie doch bitten, Herr Baron, mich zu verlaſſen. Meine Tante weiß nicht, daß ich hier mit Ihnen gehe, und ich halte es für Unrecht. Ich darf es nicht ſagen, und was man nicht ſagen darf, iſt, dünkt mich, allemahl nicht recht.

„Schöne Seele! reine Seele!“ ſagte der Baron mit Bewunderung, und ließ ihren Arm fahren. „Aber helfen will ich Ihnen, wenn ich Sie auch nie wieder ſehen ſollte. Darf ich Ihnen ſchreiben, Emilie?“

Ich dürfte meiner Tante nicht ſagen, daß Sie mir geſchrieben haben, Herr Baron. Ueberlaſſen Sie eine Unglückliche Ihrem Schickſale. Es kann nicht immer ſo hart bleiben; die Zeit wird es lindern.

„Nein, die Zeit, Deutſches Mädchen, Mädchen von dem edelſten Menſchenſtamme, die Zeit ſoll Ihr Schickſal nicht lindern; ich will es lindern. Ich!“ Bei dieſen Worten drangen Thränen aus ſeinen Augen, und eine fiel auf ihre Hand. Sie verneigte ſich gegen ihn, um Abſchied zu nehmen. — Aber, mein Gott! rief Lieschen; das begreiſe ein Chriſtenmenſch! So reden Sie doch erſt ab, wie ihr geholfen werden kann, da der Zufall Sie zuſammen geführt hat. — Nein, Lieschen, komme Sie! wir gehen nach Hauſe, ſagte das Fräulein. Lieschen rief laut: nein! und wenn ich morgen meinen Dienſt verlieren ſollte, ſo muß ich meinen Willen haben. In einer Stunde bin ich wieder hier, und hole Sie ab, gnädiges Fräulein. Mit dieſen Worten flog ſie davon, als ob die Feinde hinter ihr her wären. Emilie und der Baron ſtanden über Lieschens Streich beſtürzt da. Einfältigere Leute, als die Beiden, habe ich doch mein Tage nicht geſehen, ſagte Lieschen im Laufen, und ſchimpfte wie ein Rohrſperling.

Was war zu thun? Emilie konnte nicht mit dem Baron, und ohne Lieschen, zurückkehren. Sie gingen alſo auf dem einſamen Weidendamme hin und her. Der Baron ſetzte nun Emilien ſein Menſchenracen-Syſtem aus einander, und erklärte ihr, warum ſie einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Jetzt ſah Emilie denn wohl, daß es nicht Liebe war, was der Baron für ſie fühlte, und ihr wurde leichter um das Herz. Sie verſtand zwar nicht recht viel von ſeinem Syſtem; aber er ſagte ihr doch: „Sehen Sie, Emilie, ſehen Sie, daß es meine heiligſte Pflicht iſt, Sie zu retten? und daß mich keine Umſtände, keine Ausreden davon losmachen können? Sie ſind eine

Celtin. O, es wäre ja grauſam, wenn Sie klagen ſollten! Und ich? ich hörte Ihre Klagen, und gäbe Ihnen nichts als Mitleiden? Nein, Emilie, wenn Sie wollen, ſo führe ich Sie jetzt gleich zu dem Oberſten; ſo ſoll heute Ihre letzte Thräne gefloſſen ſeyn. Der Oberſt iſt zwar ein Slave; allein fürs erſte müſſen wir nehmen, was wir haben, bis es mir gelingt, Sie wieder zu Ihres Gleichen zu bringen. Und dann hat mir der Oberſt geſagt: alle ſeine Töchter wären Blondinen; und ſo hielten Sie ſich an die Töchter, und nicht an den Vater. Sein Herz iſt ſchön, iſt Celtiſch, das geſtehe ich; aber ſeine Sitten und ſein Körper ſind durchaus Slaviſch."

So ſeltſam das alles Emilien klang, ſo konnte ſie doch nicht leugnen, daß kein übler Sinn darin lag. Man ſetze anſtatt Celte, dachte ſie, ein guter Menſch; und dann iſt es doch rührend zu hören, wie ein guter Menſch es für die heiligſte Pflicht erklärt, einen unglücklichen Guten zu retten, alles für ſeine Rettung aufzuopfern. Genug, Emilie hatte Neigung, das ſchön zu finden, was der Baron ſagte; und ſie fand es ſo. Noch nie hatte ihr Herz die thätige Hülſe eines Menſchen empfunden. Hier ſtand ein Mann, der mit vollem Herzen ſich zu ihrem Schutz erbot, der es auf ihr Geſicht hin, auf ihre Geſtalt, auf ihre Augen, auf ihr Haar hin that; und welchem Mädchen würde das nicht ſchmeichelhaft ſeyn? beſonders wenn es, wie Emilie, fühlte, ſein innerer Gehalt widerſpreche der Vorausſetzung nicht. Genug, Emilie, die feine, gute, kluge Emilie, war die Erſte, die den Baron nicht einen Narren ſchalt.

Dabei lag indeß noch eine andere Urſache zum Grunde. Emilie hatte wirklich einen ſehr tiefen und innigen Eindruck auf den Baron gemacht: nicht bloß durch ihre Schönheit, ſondern hauptſächlich durch ihr Leiden und durch die Geduld, mit der ſie es ertrug. Als er ſie nun ſprach, und den Ton, den reinen Ton ihrer Stimme hörte, ihr unſchuldvolles Geſicht, ihr frommes Auge, ihren freundlichen Mund, die überaus ſchöne Geſtalt erblickte, wurde der erſte Eindruck noch tiefer, noch inniger; und ſo hatte er ihr heute mehr zu ſagen, als gewöhnlich Andren, und er ſagte ihr alles mit einem Tone, dem ſein bewegtes Herz etwas Natürliches, etwas Rührendes gab, das er ſonſt nicht hatte. Er ſprach von ſeinem Syſtem; aber war es nicht Emilien ſehr ſchmeichelhaft, daß er in ihr das Ideal ſeines Syſtems fand? Ueber die Art, wie Emilien zu helfen wäre, wurde nichts ausgemacht; man wollte erſt den Oberſten ſprechen. So kam man denn auf andere Dinge. Emilie wurde geſprächiger. Das arme Kind brachte ja ſonſt ganze Tage zu, wo es nicht zwei Worte redete. Sie erzählte dem Baron von ihrem ſeligen Vater mit einer Herzlichkeit, mit einer ſo unverſtellten Traurigkeit und Liebe, daß ſie den Baron mit ihrer Wärme anſteckte. Er vergaß wirklich auf eine Viertelſtunde ſein Syſtem, ſeine allgemeine Sprache, ſeine ganze Eitelkeit, um Emilien zu tröſten, ihr Muth einzuſprechen, und ſie zu erheitern. Dann erzählte er ihr ſeine Jugendbegebenheiten, ſeinen Liebeshandel mit Käthen. Emilie lächelte. „Ach, ſagte der Baron ſeufzend, ich wußte damals nicht, was Liebe iſt; allein...“ Emilie ſah ruhig und ernſt vor ſich auf den

Weg, und er hatte nicht das Herz zu ſagen, was er ſagen wollte: jetzt kenne ich ſie.

Nach einer Stunde kam Lieschen wieder. Der Baron und Emilie trennten ſich. Lieschen ſagte: künftige Woche hier wieder wie heute! und Emilie hatte nicht das Herz darauf zu antworten. Träumend kam der Baron zu Hauſe. Er fühlte eine Empfindung in ſich, die er auch bei Marien nicht gehabt hatte: ein heiteres, fröhliches Verlangen Emilien wieder zu ſehen, ſie immer ſo bei ſich zu haben, wie heute, ihre Hand in ſeinem Arme liegend, indeß ihre Lippen ein heiteres Geſchwätz trieben. Auf einmahl haßte er die Frau von Hauſen und Jettchen, ohne zu wiſſen, warum. Er verabſcheute ſie; und doch hatte ihm Emilie nichts von den Leiden erzählt, die ſie von ihnen erdulden mußte. Aber trotz dem allen beſchloß er, — wie fein die Liebe macht! — morgen wieder hin zu gehen und gegen Jettchen ſehr freundlich zu ſeyn. Er kam, und ſprach von Emilien nicht ein Wort. Sein Juſtinkt war durch die Liebe geweckt. Jetzt beobachtete er Mutter und Tochter ſehr genau, und merkte zum erſtenmahle, daß Jettchen einen Anſchlag auf ſeine Hand hatte. Er machte tauſend Bemerkungen, die er ohne Leidenſchaft gewiß nicht gemacht haben würde.

Emilie hatte heute einen ſehr guten Abend, den Sie dem Baron verdankte; und was noch mehr war, ſie freute ſich, daß ſie den guten Abend Niemanden anders, als dem Baron zu danken hatte. Jetzt lag dem Baron nichts mehr am Herzen, als Emilien zu dem Oberſten in Sicherheit zu bringen. Der Oberſt erhielt von der Frau von Hauſen das Jawort. Alles war voll Freude. Schon wurde ſogar der Tag der Abreiſe angeſetzt. Der Baron wollte Emilien noch einmahl ſprechen, ehe ſie abreiſte. Er ging den Abend auf den Weidendamm, und traf Emilien. Sie erröthete wohl ein wenig; aber man war nun ſchon bekannter, und ſie hängte ſich nun ſchon zutraulicher an den Arm des Barons. Lieschen ſaß unter einer Weide, und flocht Kränze von Gras zum Wahrſagen.

Emilie freute ſich über die Nachricht, daß ihre Abreiſe ſo nahe wäre. Der Baron erzählte ihr, daß er den Oberſten, trotz ſeinem

Slaviſchen Bauche, ſehr lieb gewonnen habe, und ihn oft beſuchen werde, um zu ſehen, ob ſeiner lieben Emilie wohl ſey. Die Stunde war wie eine Minute verſtrichen. Emilie entfernte ſich mit Lieschen; und ſchwer ſeufzend, als habe er ſich von ſich ſelbſt getrennt, ging der Baron zu Hauſe, und träumte von nichts als von Emilien.

Am andern Morgen beſuchte er die Frau von Hauſen. Es war ihm doch ein Troſt, mit Emilien unter einem Dache zu ſeyn. Die Frau von Hauſen empfing ihn ſehr zweideutig. Jettchen verließ das Zimmer, mit rothen Augen, wie es ſchien. Herr Baron, ſagte die Mutter, wir haben geſtern einen Verdruß gehabt, den ich Ihnen mittheilen muß, weil ich Mutter bin. Man beſchuldigt Jettchen am Hofe eines zu vertrauten Umganges mit Ihnen. Es war geſtern ein Gefliſter, ein Geziſchel über Jettchen. Ich frage, und man entdeckt mir endlich, um mich zu warnen, das Gerücht, daß der gute Nahme meiner Tochter verloren ſey, wenn ſie nicht Ihre Hand erhalte. Es iſt wahr, Herr Baron, der Hof hat nicht Unrecht. Sie . . .

„Wie? nicht Unrecht? wie? ich mit Jettchen einen zu vertrauten Umgang? Wer ſagt das? wer . . .?“

Der ganze Hof. Man hat auch Urſache dazu. Sie ſind alle Tage in unſerm Hauſe, ſind Jettchens Moitié bei allen Partieen, ſitzen immer bei ihr am Tiſche. Natürlicher Weiſe fragt man, warum? Das hat man mich ſchon lange gefragt. Ich habe Sie ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht. (Wirklich hatte ſie dem Baron verſchiedene mahle im Scherz etwas davon geſagt; aber immer mit dem Zuſatze: laß Sie reden!) Dennoch ſetzten Sie Ihre Beſuche fort. Was ſollte ich davon denken? Natürlich dachte ich, Sie würden dem Gerede des Hofes durch eine Heirath ein Ende machen. Dazu berechtigte uns Ihr vertrauter Ton. Sie nannten meine Tochter, auch ſogar in Geſellſchaft: Jettchen! Natürlich. Jettchen liebt Sie leidenſchaftlich; und auch Sie haben hundertmahl erklärt, daß Sie Jettchen liebten. Ich war geſtern am Hofe im Gedränge, und ſagte, Jettchen wäre Ihre Braut. Das mußte ich thun, um Jettchens Ehre zu retten; und Sie, Herr Baron, was Sie thun müſſen, das wird Ihnen Ihr Herz ſagen.

Man denke ſich den Baron. Er ſtand da wie eine Bildſäule, ſah die Frau von Hauſen mit großen, ſtieren Augen an, und ſprach kein Wort. Vor acht Tagen dieſelbe Scene; und der Baron hätte mit Jettchen Verlobung gehalten. Aber jetzt erwachte ſeine Liebe zu Emilien gewaltſam. Er fühlte in dieſem Augenblicke, daß Emilie ſeine Frau werden müſſe, wenn er glücklich ſeyn wolle. Wie geſagt, er ſah die Frau von Hauſen ſtarr an, und antwortete kein Wort.

Nun trat Jettchen ſelbſt herein, und es hingen Thränen in ihren ſchönen blauen Augen. Meine Ehre — ſchluchzte ſie; weiter konnte ſie nichts ſagen. Die Frau von Hauſen wurde von Herzen verlegen, als der Baron noch immer auf derſelben Stelle ſtand, erſt ſie, dann Jettchen anſah, und endlich nach Hut und Stock in die Ecke blickte. Jettchen faßte ſeine Hand; ſie zitterte. Die Mutter nahm die andere; er zog ſie zurück. Reden Sie! ſagte Jettchen ſchluchzend. Er ſah Jettchen an. Reden Sie! rief die Mutter; er ſah die Mutter an. Mein Gott, was ſagen Sie? fragte Jettchen; er ſah Jettchen an. Seyn Sie menſchlich! rief die Mutter; er drückte die Lippen zuſammen. Baron! rief die Mutter, und warf Jettchen an ſeine Bruſt: ſie iſt Ihr Weib, oder Sie ſind ein Böſewicht. Jettchen umfaßte ihn; er zog mechaniſch den Kopf in die Höhe, damit Sie ihn nicht küſſen ſollte.

Sieh, heulte die Mutter jetzt, und faßte Jettchen heftig an: ermorden will ich dich, wenn der Böſewicht dich nicht heirathet! — Ach ja! rief Jettchen: lieber will ich mich ins Waſſer ſtürzen, als in Schande leben. Er ſah nach ſeinem Hute in die Ecke. Jettchen ſank vor ihm nieder; die Mutter ſtreckte die Arme nach ihm aus. Er ſah einer Fliege nach, die an der Decke flog. Sie thaten alles Mögliche; aber der Baron war weder aus ſeiner Stellung, noch aus ſeinem Stillſchweigen zu bringen. Alſo Sie wollen Jettchen nicht? fragte die Mutter endlich mit einem ſpitzen Tone. Er ſchüttelte mit dem Kopſe. Ha! ha! ha! lachte die Mutter. Ha! ha! ha! lachte die Tochter. Der Baron ſchüttelte ſich; ihm wurde bange. Aber

Emilien wollen Sie? fragte die Mutter höhniſch; die ſchöne, ſchlanke Emilie? die reitzende, vollkommne Celtin? die mit Ihnen an den Aſſemblee-Abenden in den dunklen Welden umher läuft? Ach, lieber Gott, über die keuſche Celtin! Fühlen Sie denn nicht, Herr Baron, daß man zuweilen mit Narren ſcherzt, um lachen zu können? So macht es ja der ganze Hof mit Ihnen! Ihr Syſtem iſt bekannt genug. Aber Emilie iſt ſelbſt für einen Thoren zu gut. Nicht wahr? der Oberſt ſollte ſie mitnehmen, um ſie Ihnen in die Hände zu ſpielen? Nein, Herr Baron! Sagen Sie dem Oberſten: Emilie wäre in guten Händen. Sie haben uns zum letztenmahle geſehen, Herr Baron, mich, Jettchen, und Emilien.

Jetzt bekam er endlich die Sprache wieder. „Emilien nicht, gnädige Frau, ich ſtehe Ihnen dafür; und, beim Himmel! Sie ſollen mir für jede Thräne, die Emilie vergießt, Rechenſchaft geben.“ Die Frau von Hauſen lachte mit erſtickter Wuth. Ich wäre eine reiche Frau, wenn ich für jede Thräne, die Emilie ſeit geſtern weint, einen Thaler hätte. Leben Sie wohl, Herr Baron, und grüßen Sie Ihre Celten und

Mongolen. Für die Celtin, die Närrin, Emilie, will ich ſorgen, daß ſie den Weidendamm nicht wieder ſehen ſoll. Jettchen öffnete dem Baron die Thür; und er ging langſam weg.

Hinter ihm her, zur Hausthür heraus, flog Lieschen laut ſchreiend. Kupple wieder! rief die Frau von Hauſen, und die Hausthür flog hinter ihnen zu. Der Baron nahm Lieschen mit nach ſeiner Wohnung, und hier erzählte ſie ihm den ganzen Zuſammenhang der Sache. Die Frau von Hauſen hatte auf der Aſſemblee wirklich Verdruß gehabt. Sie ging vor Tiſch wieder weg. Man ſchellt nach Lieschen; ſie iſt mit Emilien ſpazieren gegangen. Es iſt ſchönes Wetter; Mutter und Tochter wollen auch ins Freie. Das Ungefähr führt ſie von hinten auf den Weidendamm. Sie ſehen Emilien am Arme des Barons vertraulich daher gehen. O, das war abſcheulich! Jettchen will hin, und dem Baron ſeine Niederträchtigkeit vorwerfen; die Mutter hält ſie zurück. Man geht nach Hauſe, überlegt, und macht einen Plan. Emilie kommt. Die Tante examinirt erſt ſie, dann Lieschen. Kurz, die Tante erfährt durch Emiliens Wahrheitsliebe, und Lieschens Zorn den ganzen Handel, ja von Lieschen noch mehr als wahr iſt. Laß nur, Jettchen! ſagt die Mutter. Er iſt ein Narr. Laß ihn nur morgen kommen; wir wollen ihm das Gewiſſen ſo rühren, daß er Gott danken ſoll, wenn er mit der Verlobung loskommt. Sie redeten ab, was wir ſchon gehört haben.

Der Baron flog nun zum Oberſten, um ſich bei dem Raths zu erholen. Was iſt Ihnen begegnet? rief der Oberſt, als er den Baron todtenbleich ſah. „Emilie iſt für uns verloren!“ rief dieſer, und erzählte dem Oberſten, mit unverſtelltem Schmerze, mit der natürlichſten Leidenſchaft, ohne nur einmahl an die Menſchenracen zu denken. Er ſchloß den Oberſten, der ihm bei dem allen Hoffnung machte, zärtlich an ſeine Bruſt, und dachte nicht daran, daß er ein Slave war.

Ho! rief der Oberſt; hier koſtet es Entſchloſſenheit, Baron. Die alte Zigeunerin, die Ihnen ihre Tochter aufkuppeln wollte, wird Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, ehe ſie uns Emilien ausliefert. Ich armer Sünder bekomme ſie nicht, das ſeh' ich; denn ſie wird ſagen: ich bin ihre Tante; mein Bruder hat mir ſein Kind übergeben. Sie aber bekämen ſie wohl; denn Sie könnten ſagen: Emilie ſoll meine Frau werden! — „Ja, bei Gott, liebſter Freund, Emilie ſoll meine Frau werden! das ſoll ſie!“ — Nun, wie ſtehen Sie denn mit dem Mädchen? Liebt Emilie Sie? Wird ſie auch ja ſagen? — „Das weiß der Himmel! Mein Vermögen gäb' ich darum, wenn ich wüßte, daß ſie mich liebte!“ — Sehen Sie, lieber Baron, da hätten Sie Ihre Naſe brauchen ſollen. Wiſſen müſſen wir das vorher ſchlechterdings; ſonſt . . . Was ſollen wir thun? Es wird Künſte koſten, uns zu Emilien durchzudringen! Da haben Sie recht, eine Mongolin iſt die Alte, troz ihren blonden Haaren. Sehen Sie, Herr, das hatt' ich weg, als ſie mir das erſte Wort ſagte. Eine Mongolin! Und wenn es noch elendere Menſchen auf dem Erdboden giebt, ſo dürfen wir ſie dreiſt dazu rechnen, ohne ihr Unrecht zu thun.

„O, laſſen Sie die Frau ſeyn, was ſie will, und geben Sie Rath. Wie ſprech' ich Emilien? wie ſeh' ich ſie?“

Lieber Baron, das muß Lieschen uns ſagen. Dazu ſind wir Beide nicht pfiffig genug. Schicken Sie mir Lieschen.

Der Baron eilte nach Hauſe, und ſchickte Lieschen zum Oberſten. Er ſelber ſetzte ſich nieder, als der erſte Schmerz vorüber war, und ſuchte ſein Syſtem, das dieſe Geſchichte ziemlich zum Wanken gebracht hatte, wieder zum Stehen zu bringen. Nach einigen Augenblicken nahm er eine Feder, und ſchrieb mit großen Buchſtaben: es giebt Celten, die, troß den blonden Haaren und den blauen Augen, wie die ärgſten Mongolen handeln. Zwar hatten ſie, die Frau von Hauſen und ihre Tochter, Beide dicke Lippen und kleine Füße: zum vollen Beweiſe, daß ihr Blut nicht ganz rein Celtiſch war. Auch hab' ich einen Slaven kennen lernen, der troß ſeinem dicken Bauche und ſeinem ſchwarzen Haare ſo edel handelte, wie ein Celte, wenn anders die natürliche Ehrfurcht, die jeder Slave für den Celten hat, nicht mehr die Urſache davon war, als innerer Edelmuth. Indeß ſeine Töchter ſind Blondinen, und ſo iſt vielleicht ſein Blut ſchon veredelt.“ Des Barons Syſtem war gerettet. Er hoffte auch Emilien gerettet zu ſehen; Lieschen hatte ihm Hoffnung dazu gemacht.

Die Frau von Hauſen war noch denſelben Morgen umhergefahren, und hatte überall erzählt, daß der Baron von Flaming um Jettchen angehalten, und daß ſie auch nichts dagegen gehabt habe. Auf einmahl aber — fuhr ſie fort, und ſchlug die Augen andächtig in die Höhe — komme ich dahinter, daß er meines Bruders Tochter, Emilien, verführen will oder verführt hat; Gott mag es wiſſen. Wenn ich mit Jettchen in Geſellſchaft bin, ſo läuft er mit Emilien, mit dieſer liſtigen Schlange, die ich in meinem Buſen erwärmt habe, in der Stadt umher, oder ſitzt bei ihr auf der Kammer. Sehen Sie, das iſt der Menſch, der immer von Tugend ſpricht, der alle Menſchen für Slaven, Mohren und Mongolen hält! Was konnte ich machen? Ich verbat mir ſeine Beſuche, und das arme verführte Mädchen muß ich hüten, wie mein Auge im Kopfe. Ich bin es ja meinem ſeligen Bruder in der Erde ſchuldig.

Das erzählte ſie auch dem erſten Geheimenrathe, aus deſſen dickem Bauche und langen

Ohren der Baron die Armuth der Bauern erklärt hatte. „Abſcheulich, o, abſcheulich!“ rief er, und legte beide Hände gefalten über ſeinen Bauch. „Das iſt ja unerhört!“

Und denken Ew. Excellenz, er drohet mir die empfindlichſte Rache; er drohet, Emilien zu entführen. Ins Geſicht hat er mir geſagt, daß er Emilien mir zum Trotze haben will! Denken Sie nur, das ſagt er mir ins Geſicht!

„Ei! ei! Laſſen Sie ihn nur. Er ſoll es ſchon empfinden, daß die Gerechtigkeit hier im Lande nicht eingeſchlafen iſt. Geben Sie mir doch ſogleich Nachricht, meine gnädige Frau, wenn etwas in dieſer Sache vorfällt. Es iſt doch gut, wenn man Se. Durchlaucht prävenirt. Ein unverſchämter Menſch iſt er, dieſer Herr Baron, der ſich über alle Leute aufhält, und ſelbſt den Fürſten nicht verſchont.“

O behüte! Denken Sie nur, was er neulich ſagte. Wohl noch zehn Andere haben es gehört. Ich ſchäme mich beinahe es nachzuſagen.

„Nein, nein, erzählen Sie nur, erzählen Sie. So etwas muß ans Sonnenlicht. Was ſagte er denn?“ Sie erzählte es.

Wirklich hatte der Baron hundertmahl behauptet, und Hunderte hatten es gehört, daß man hundert ſchwarzhaarige, runde, ſette, krummbeinige, ſtutznaſige und rundlippige Huren gegen Eine ſchlanke, langnaſige, dünnlippige Blondine, die liederlich wäre, finden würde. Er dachte dabei an nichts, an keinen Menſchen insbeſondre. Die Zuhörer wollten ſich todt kichern, wenn er das ſagte; in allen Geſellſchaften brachte man ihn auf dies Kapitel zurück, und er behauptete immer daſſelbe. Die Geliebte des Fürſten war gerade brünett, ſehr korpulent und rundlippig. Daher das laute Gelächter.

Bis jetzt war es der Geliebten des Fürſten verſchwiegen geblieben; denn wer hatte das Herz, es ihr zu ſagen? Nun aber ſpielte die Frau von Hauſen dieſe unſchuldige Bemerkung des Barons in die Hände des Geheimenraths, und zwar mit dem Zuſatze, daß er die Geliebte des Fürſten mit dieſer Beſchreibung gemeint habe. Von da flog die Bemerkung in das Vorzimmer der Frau Geheimeräthin. Aus den Händen der Kammerjungfer flog ſie zu der Kammerfrau der Mätreſſe; und die lief hinauf, ſchlug in die Hände, und erzählte die Bemerkung, natürlicher Weiſe mit allen den Zuſätzen, welche ſie in den vielen Händen erhalten hatte.

Die Mätreſſe wüthete vor Zorn. Frau von Hauſen machte den andern Tag einen Beſuch bei ihr, und äußerte, daß der Baron nicht empfindlicher zu beſtrafen wäre, als wenn man ihm Emilien, die er liebte, vorenthalten könnte. Der Geheimerath wurde zu Rathe gezogen. „Hm!“ ſagte der: „wenn Emilie ihn, und er Emilien will, ſo dürfen Sie es nicht hindern, oder es müßte durch einen Machtſpruch von obenher geſchehen.“

Aber wie kann ich dem Menſchen meines Bruders Tochter geben? Er hat ja den Verſtand verloren! Er iſt ein Narr!

„Das müſſen Sie gerichtlich erweiſen. Ihre Niece hat nichts. Wahrhaftig, wenn er den rechten Weg geht, ſo gewinnt er.“

Er ſoll ſie nicht haben, rief die Mätreſſe, und wenn er Himmel und Erde umkehrte! Er ſoll nicht! — Der Geheimerath zuckte die Achſeln.

Habe ich denn nicht Mutterrecht über ein Mäd-

Mädchen, das ich ganz erhalten muß? Er ſoll ſie nicht haben!

„Ja, die Geſetze! die Geſetze! die fragen nach den Gründen, warum er ſie nicht bekommen ſoll; und die haben wir nicht. Hat ihm denn Fräulein Emilie ihr Wort ſchon gegeben?“

Noch nicht. Er kam in mein Haus, um Jettchen zu heirathen, und heimlich verführt er mir meine Niece.

Der alte Herr ließ ſich erzählen. „So, ſo!“ ſagte er. „Das iſt ein Andres! Hinter Ihrem Rücken? verführen? und betrügt Fräulein Jettchen? Das iſt ein Andres! O, laſſen Sie nur. Da ſollen die Geſetze ſchon für uns ſprechen. Das hieße ja der Verführung Thür und Thor öffnen, wenn man den hinterliſtigen Verführer ſeinen Zweck erreichen ließe. Freilich, das iſt ein Andres. Des Exempels wegen, der Sitten wegen, die ohnehin ſchon ſchlimm genug ſind, können die Geſetze und das Konſiſtorium das nicht erlauben. Nein, nein! Da er auf krummen Wegen ſich hat wollen verheirathen, und noch obendrein, durch eine vorgeſpiegelte Verbindung mit einem andern Mädchen, die mütterliche Autorität hintergangen, betrogen, hinter Ihren Rücken ihres Bruders Tochter verführt hat; — nein, das iſt ein Andres. Nein, er ſoll ſie nicht haben! Laſſen Sie mich nur ſorgen."

So ſprach der Geheimerath. Der Oberſt hingegen ſagte: Sie müſſen Sie haben, Baronchen! Zu allererſt aber brauchen wir Emiliens Jawort. Dann halten Sie bei der Tante ordentlich an; dann bekommen Sie abſchlägige Antwort; dann nehmen wir einen Advokaten, und der beweiſt, daß ein Mann, der liebt und geliebt wird, einem Mädchen näher iſt als alle Tanten in der Welt, beſonders als ſo eine Beſtie von Tante, wie dieſe, die blondes Haar hat, und doch eine Beſtie iſt.

„Und dann, und dann, liebſter Oberſt?" fragte der Baron eifrig.

Und dann, wenn die Geſetze klug ſind, und die Tante mit den blonden Haaren nicht etwa der Gerechtigkeit ein Bein unterſchlägt, ſo treiben ſie uns nicht aufs äußerſte, ſondern geben uns Emilien heraus, und wir machen Hochzeit.

„Lieber Oberſt, der Geheimerath, auf den doch alles ankommt, hat einen gar zu dicken Bauch.“

Ei, zum Teufel, dicker iſt er doch nicht als meiner. Und was hat Ihnen mein Bauch je Uebles gethan? He! Antwort!

„Das iſt wahr; aber ich gäbe viel darum, wenn Sie ihn nicht hätten. Denn ſagen Sie, was Sie wollen . . .“

Zum Henker! das wollt' ich auch: denn er iſt mir ſehr unbequem; aber Ihnen nicht. Wollen die Geſetze uns nicht hören, wie es ſehr leicht der Fall ſeyn kann, ſo ſollen Sie erfahren, daß ein dickbäuchiger Oberſt mit einem Herzen, wie er es haben muß, ſo wenig leiden kann, daß ein unſchuldiges Mädchen gepeinigt wird, als ein Verliebter, der noch obendrein durch ſein Syſtem verpflichtet iſt, alle Blondinen zu tröſten. Sie ſollen es mit meinem Herzen und Ihrem Syſtem aufnehmen. Wir entführen die ſchöne, reitzende, unglückliche Emilie; und dann . . .

„Dann flieg ich mit ihr über die Gränze. Da lernt ſie mich erſt kennen, ob ich ihrer, und ich ſie, ob ſie meiner werth iſt.“

Was? was? Halt! das iſt nichts! Ueber der Gränze werdet Ihr getrauet, und dann lernt Euch kennen, ſo viel Ihr wollt. Was? kennen lernen? Warum nicht lieber gar erſt ein Probejahr! Nichts! nichts! Gleich getrauet!

„Ich habe gerade nichts dagegen, wenn Emilie will; ſonſt ſind die Probenächte und die Probejahre ſehr Celtiſch: denn gerade da, wo ſich das reinſte Celtiſche Blut erhalten hat, ſind die Probejahre Sitte, auf dem Schwarzwalde, in der Schweiz, in Schottland und Irland. Ich will Ihnen Reiſebeſchreibungen leihen. Sie ſollen ſehen, daß es reine Celtiſche Sitten ſind. Wenn alſo Emilie ſelbſt mich erſt näher kennen lernen wollte, ſo . . .“

So hätten Sie nichts dagegen? Ich dann auch nichts. Aber ich ſtehe Ihnen dafür, daß Emilie, ſo eine reine Celtin ſie auch ſeyn mag, nichts davon wird hören wollen. Den Teufel auch! das ſollte die Tante erfahren; Emilie ſchlüge ſich den Augenblick auf die Seite der Schwarzköpfe, und lachte den Blondkopf aus. Den Teufel auch, mit Ihren Probejahren!

„Aber ſie ſind rein Celtiſch, und müſſen folglich auch weiſe und edel ſeyn.“

Nun aber, Baron, begreifen Sie noch nicht, daß es mit Ihrem Syſtem hapert, ſo weiß ich nicht, wo Ihre Augen geblieben ſind. Ein Paar Celtinnen haben Sie häßlich betrogen, und peinigen ein armes, unſchuldiges Mädchen aufs Blut; hier ſteht ein Slave vor Ihnen, wie Sie mich nennen, und riſſe ſich gern das Herz aus der Bruſt, um es mit dem Mädchen zu theilen. Merken Sie noch nichts?

„Ja, Sie ſind ein edler Mann, liebſter Oberſt, und ich begreife wahrhaftig nicht, wie Sie ſchwarzes Haar haben können; aber laſſen Sie das gut ſeyn, und ſagen Sie mir, was zu thun iſt. Wie bekommen wir Emiliens Jawort?“

Das müſſen Sie holen, und, wenn die Spartaner Celten geweſen ſind, auf eine Celtiſche Weiſe. Sie ſteigen dieſe Nacht mit einer Leiter an Emiliens Fenſter in die Höhe, wechſeln Ringe mit ihr, geben ihr einen Kuß, ſteigen aber nicht etwa ins Fenſter hinein, lärmen nicht, und laſſen dieſe Schrift hier von

Emilien unterſchreiben, wozu Sie eine Feder voll Tinte mitnehmen müſſen. Emilie weiß Beſcheid. Lieschen hat ihr einen Brief in die Hände zu ſpielen gewußt, der ihr von allen Anſtalten Nachricht giebt. Alles iſt dazu bereit. Lieschen wird mit Ihnen gehen und Ihnen das Fenſter zeigen. Dann haben wir Brief und Siegel, und dann fangen wir an zu trotzen.

Es war alles ſo, wie der Oberſt ſagte. Nur wußte er den kleinen Umſtand nicht, daß die Frau von Hauſen Emilien bei dem Leſen des Briefes ertappt, ihr den Brief entriſſen und ihn anſtatt Emiliens geleſen hatte. Emilie wurde nun auf eine andere Kammer gebettet. Die Frau von Hauſen nahm mit Jettchen und einigen Anverwandten Beſitz von der, worin Emilie bisher geſchlafen hatte, und wartete mit Ungeduld auf den Baron. Um halb zwei Uhr legte dieſer eine Leiter an, und ſtieg in die Höhe. Das verabredete Zeichen, ein weißes Tuch, hing zum Fenſter heraus. Der Baron kam mit dem Kopfe vor dem offnen Fenſter in die Höhe. Kommen Sie herein! rief eine weibliche Stimme. Der Baron kletterte in das Fenſter, ſprang auf den Boden, nahm Emilien in die Arme, und drückte, nach des Oberſten Befehl, nicht Einen Kuß auf ihre Lippen, ſondern tauſend. Die vermeinte Emilie ſchrie. Eine Nebenthür flog auf, und der Baron ſtand da in den Armen der Frau von Hauſen, von zehn Menſchen, deren jeder ein Licht trug, umringt.

Ha! der Baron Flaming! rief die Frau von Hauſen. Was wollen Sie hier, Herr Baron? — „Was ich will?“ fragte der Baron erſtaunt. — Ja, was Sie wollen? fragte ein Anderer. — Ich werde mich bei dem Fürſten über Sie beklagen, Herr Baron, und das liederliche Mädchen werde ich weg ſchaffen. — „Liederlich?“ rief der Baron ergrimmt. „Wer ſagt das?“ — Nun, fing Jettchen an, ein Mädchen, das des Nachts Beſuche von einem jungen Manne durch das Fenſter annimmt — Der Baron fiel ein: „das Mädchen iſt tauſendmal keuſcher als Sie, mein Fräulein.“ Was? ſchrie Jettchen: was? — Die Mutter machte die Thür auf, und ein Herr leuchtete. Jettchen hob ihre Hände, mit den zehn Fingern vorwärts gekehrt, empor. — Gehen Sie, Herr Baron; Sie ſollen morgen mehr hören! ſo rieſen noch ein Paar Stimmen. Der Baron ging zum Zimmer hinaus. Man begleitete ihn die Treppe hinunter, und öffnete die Hausthür. Er ſtand unten auf der Straße, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Am andern Morgen erhielt er aus dem fürſtlichen Kabinette einen Befehl, worin ihm angedeutet wurde „die Frau von Hauſen und ihre ganze Familie künftig mit allen Anträgen, von welcher Art ſie auch ſeyn möchten, in Ruhe zu laſſen, weil Se. Durchlaucht ſehr ernſtlich gewillet wären, nicht zu leiden, daß zügelloſe junge Leute hinter dem Rücken der Eltern, oder derer, die Eltern Stelle verträten, Mädchen verführten, ſich bei nächtlicher Zeit heimlich in die Häuſer ſchlichen, ſo den Ungehorſam der Kinder gegen die Eltern und nächſten Anverwandten beſtärkten, und Schande in die Familien brächten, weil ſelbſt die Glückſeligkeit des Staates auf dem kindlichen Gehorſam, auf der häuslichen und Familien-Eintracht, und auf einfachen unſchuldigen Sitten beruhe. Dem Baron ſey ja ein rechtlicher Weg offen geweſen, wenn er Abſichten auf die Tochter oder Bruderstochter der Frau von Hauſen gehabt habe; da er aber den ungeſetzmäßigen Weg der Verführung eingeſchlagen, ſo würden die Geſetze, Andern zum Beiſpiel, nicht zugeben, daß ungehorſame Anverwandte, die ihre Pflegeeltern betrögen, Verbindungen vollführen könnten, wenn auch dieſe Verbindungen ſonſt nichts gegen ſich hätten. Er habe alſo jede andere Verbindung, welche er wolle, ordentlich zu ſuchen; allein dagegen ſolle er alle Hoffnung fahren laſſen, ſich wider den Willen der Frau von Hauſen mit ihrer Tochter oder Bruderstochter zu verbinden. Uebrigens ſey dieſe Strafe für die freventlichen Beleidigungen, welche die Frau von Hauſen von ihm erlitten habe, ohnedies noch ſehr gering.“

Er las die Sentenz wohl hundertmahl, und fand, daß der Weg Rechtens ihm ganz abgeſchnitten war. Sogleich flog er zum Oberſten, erzählte ihm ſeine nächtliche Begebenheit, gab ihm das Kabinetsſchreiben, und bat um Rath. Herr, ſagte der Oberſt, wenn ich mit Fleiſch und Blut überlege, ſo ſag' ich: nun genug! wir haben gethan was wir ſollten. Der Fürſt, und was noch ſchlimmer iſt, ſeine Geliebte, die Sie einmahl eine Hure genannt haben ſollen, weil ſie ſchwarzes Haar und dicke Lippen hat, ſind gegen uns. Die Geſetze haben ſogar, ſo unſchuldig wir auch ſind, Parthei wider uns genommen. Der Geheimerath iſt erſchrecklich erbittert gegen Sie. Sie haben ſeine Ohren und ſeinen Bauch getadelt; alſo . . .

„Aber iſt es nicht wahr? Sehen Sie, er hat einen Bauch wie ein Stückfaß; und wie geht es im Lande zu? Und hat denn nicht die Geliebte des Fürſten, wie Sie die Frau nennen, einen pechſchwarzen Kopf, und Lippen wie eine Negerin?“

Wahr! wahr! Aber ſo tröſten Sie ſich denn. Ihr Syſtem hat Sie um Ihre Geliebte gebracht; denn wenn Sie wußten, wie ſehr elende Menſchen die Rache lieben, ſo konnten Sie ja gleich befürchten, daß Ihre Sachen ſchlecht ſtanden.

„Aber ohne mein Syſtem hätte ich auch Emilien nie geliebt!“

Zum Teufel, Herr, Sie lieben Emilien, weil ſie liebenswürdig iſt. Wären ihre Augen ſchwarz, und hätten ſo unſchuldig geweint, wie

wie die blauen; Sie würden das Mädchen eben ſo geliebt haben, dafür ſteh' ich Ihnen.

„Wahrhaftig nicht, liebſter Oberſt. Ich muß doch wiſſen, wie ich daran bin mit meinem Herzen. Sehen Sie, da ſteckt ein gewiſſer Zug, ein gewiſſer Inſtinkt in uns, den Sie nicht ableugnen werden. Tauſend Menſchen haben ſich auf den erſten Blick in ein Frauenzimmer verliebt. Wie wollen Sie das anders erklären, als gerade dadurch?"

Wodurch denn zum Henker? wodurch?

„Sehen Sie, die edelſte Menſchennatur hat etwas an ſich, das an ſich zieht, das Ehrerbietung und Vertrauen erregt, und zwar auf den erſten Blick; ob nun durch den Geruch, oder durch noch einen andern Sinn . . ."

Warum nicht gar wie der Baſelisk durch ein Gift, das aus den Augen ſtrömt! Seltſamer Menſch, warum ſuchen Sie denn immer meilenweit von ſich, was Ihnen vor der Naſe liegt? Ja, jeder edle Menſch hat etwas an ſich, das anzieht, Vertrauen und ſo weiter erregt; nehmlich die Gutherzigkeit auf dem Geſichte, die Redlichkeit im Auge, die Herzlichkeit im Blicke.

„Ja, ich ließe das noch bei einigen Menſchen gelten, doch nicht bei allen; denn woher hätten die Indianer für die Europäer den überaus großen Reſpekt, der ſo weit geht, daß ſie es für eine Ehre halten, wenn der Europäer bei ihren Weibern und Töchtern ſchläſt? Doch wohl nur daher, weil ſie ihre Nation durch edleres Blut veredlen wollen.“

Aber, zum Teufel! da müſſen ja die Indianer Ihr Syſtem von Grund aus kennen, wenn das ihre Abſicht iſt. Sehen Sie, die rohen wilden Matroſen fliegen unter den friedlichen, nackten, wehrloſen Indianern ans Land. Ihre Flinten, ihre Kartätſchen, ihre Grauſamkeiten, ihre unerhörte Barbarei verſchafften ihnen bald Reſpekt unter den Indianern. Nun griffen die wollüſtigen Matroſen nach den nackten Weibern, und ein Mann, der das nicht leiden wollte, wurde todt geſchlagen. Das iſt das ganze Räthſel. Die armen Indianer bringen den Europäern ihre Weiber, nicht um ihren Stamm zu veredeln, ſondern, wie ſie ihnen ihr Gold bringen, um am Leben zu bleiben. Als ich noch ein Junge war, kamen einmahl die Koſaken in dieſe Gegend. Sie ſollten geſehen haben, was für Reſpekt die Sachſen für dieſe rohen Leute hatten. Schlief ein ſolcher Kerl bei einem blonden Bauermädchen, ſo ſteh ich Ihnen dafür, der Vater ſagte kein Wort dazu, und wenn er auch dabei war. Ja, er ſagte wohl: gut, gut! Aber wahrhaftig thaten das die Bauern nicht, um ihr Blut zu veredeln; ſie fürchteten das lange Meſſer der Kerl: denn die Kerl ſchnitten den Leuten die Köpfe ab, als ob es Rüben geweſen wären. Wo iſt denn da nun Ihr geheimer Sinn, Ihr Inſtinkt?

„Ja, ja, zur Noth läßt ſich das hören; aber, Herr Oberſt, warum ſoll ich dieſe Erklärung wählen, da . . .“

Warum? weil ſie die ſimpelſte, weil ſie deutlich iſt, weil ſie in die Augen ſpringt.

„Aber ſie paßt nicht in mein Syſtem, und mein Syſtem iſt in tauſend andern Fällen richtig.“

Recht! Darum hole der Teufel alle Syſteme; nur unſer Planetenſyſtem nicht! Da zerret Ihr ſo lange, bis alles hinein paßt, es mag zu lang oder zu kurz ſeyn, wie der Räuber in dem Märchen, der ein eiſernes Bett hatte, in das jeder Reiſende paſſen mußte. Den Kleinen ſtampfte er ſo lange, bis er paßte; und dem Großen ſchnitt er ſo viel von Kopf und Füßen ab, bis auch er die rechte Länge hatte. Nur wenige kamen mit dem Leben davon. So ein Bett iſt Ihr Syſtem; und darum drehen Sie auch jeder Wahrheit den Hals um, weil ſie nun einmahl nicht paſſen will.

„Um des Himmels willen, lieber Oberſt, ereifern Sie ſich nur nicht!"

Nicht ereifern? Sie haben ein gutes Herz, und darum liebe ich Sie; aber da wirſt Ihr Verſtand Ihrem Herzen immer eine Tonne aus Ihrem Syſtem in den Weg, um damit zu ſpielen, und um alle Wärme, die dem Herzen ſo noth thut, zu erkälten. Wir ſollten alle Tage den lieben Gott auf den Knieen bitten, daß er unſere Herzen mit Bruderliebe erfüllte, weil ohnehin Geitz, Haß, Neid, Reichthum und Armuth, Stolz und Narrheit der Bruderliebe in den Weg treten; Sie aber kommen daher und ſchreien, wenn einer ſeine milde

Hand öffnet: vorgeſehen! das iſt dein Bruder nicht! es iſt ein Slave! ein Mongole! Sieh das ſchwarze Haar, den dicken Bauch! es iſt dein Bruder nicht! Ohnehin beriechen ſich jetzt die Menſchen, wenn zwei zuſammen kommen, erſt, nach welcher Religion ſie duften, von welchem Stande, und wie ihre Meinungen ſind; und nun ſollen ſie gar erſt nachſehen, ob der Andre ſchwarzes Haar hat oder blondes; ſich fragen: iſſeſt du gern fettes Fleiſch oder mageres, damit ich weiß, ob ich dein Freund ſeyn kann! Baron! Baron!

„Die Wahrheit muß ich lehren, wenn ſie auch noch ſo ſchrecklich iſt; und darum ...“

Die Wahrheit, Herr, iſt nie ſchrecklich; denn ſie kommt von Gott. Ich laſſe Ihren Satz einmal gelten. Aber bei einer ſchrecklichen Wahrheit muß ich denn doch wohl erſt nachſehen, ob ſie Wahrheit iſt; und kann ich das Ding auf irgend eine andre Art erklären, ſo muß ich, oder ich wäre ein Unmenſch, oder, nach Ihrer Sprache, ein Mongole. Wie ich ſage, ich allein müßte im Stande ſeyn, Ihr Syſtem zu ſtürzen, weil Sie in meinem dicken Bauche ein Herz, und in meinem ſchwarzen

Kopf Gehirn gefunden haben. Die Tante Hauſer hat einen Kopf ſo blond wie ein reifes Kornfeld, und iſt eine Beſtie, ſo weit ſie warm iſt. Das ſind ſo ein Paar Exempel, Herr; und deren giebt es noch tauſend.

„Mein Syſtem, Herr Oberſt, wird ja nie Volks-Syſtem werden; und ſo kann es nie ſchaden.“

Den Teufel auch! In Ihren Händen wird es keinen Schaden thun, weil Sie zum Glück ein Herz haben, das über Ihr Syſtem lacht. Aber denken Sie nur, wenn einmal ein Menſch, wie zum Exempel die Tante Hauſen, Ihr Syſtem annähme, und eine Emilie ein Schwarzkopf wäre, was dann? Oder gar ein Fürſt nähme Ihr Syſtem an, wofür Sie nicht ſtehen können. Es gäbe ja eine ſchöne Finanz-Spekulation! Jeder müßte ſein ſchwarzes Haar und ſeinen Bauch verzollen. Viſitatoren liefen im Lande umher, und mäßen Bauch und Bruſt und Beine; ſie witterten aus, wo ein ſchwarzköpfiger herzensguter Junge eine Blondine heirathen wollte, und er müßte Lizent davon bezahlen, oder er wäre gezwungen, ſich ſchlechterdings in einen Schwarzkopf zu verlieben.

„O, bei Gott!“ rief der Baron, „das wäre ſehr gut. Und ſpricht hier nicht die Natur deutlich? Es werden mehr Knaben geboren als Mädchen; aber nur in Europa, wo die Celten wohnen: in Aſien, wo die Vielweiberei herrſcht, mehr Mädchen als Knaben. Wie wollte ſonſt die Vielweiberei dort herrſchen können? Sehen Sie, die Natur hat geſprochen. Die Knaben, die hier mehr geboren werden, beſtimmte die Natur dazu, nach und nach die unedleren Nationen zu veredlen, bis nicht ein Tropfen unedles Blut mehr auf der Erde iſt. Und ſehen Sie — o Gott, was für helle Ideen erhalte ich in dieſem Augenblicke! — darum eben war es bei unſern Vorfahren den Adeligen ſo ſtreng verboten, eine Bürgerliche zu heirathen. Da ſteckt es. Der Adel enthielt das reine Blut der Celten. Slaven und Wenden hatten ſich über Deutſchland verbreitet. Man ſuchte durch Geſetze das reine Celtiſche Blut unvermiſcht, und mit ihm die edelſten Tugenden rein zu erhalten.“

Ei, zum Teufel! laſſen Sie uns davon ſchweigen. Wenn ich nicht Ihr Herz kennte, Baron, ſo hielte ich Sie für einen Mongolen. Und damit Amen! Ich ſehe, Sie ſind nicht zu beſſern. Alſo kein Wort mehr. Punktum.

„Nein, liebſter Oberſt, jetzt habe ich Sie. Ich bitte Sie, laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen. Sehen Sie, der Adel ...“

Und Emilie mag weinen, während Sie philoſophiren! Nicht wahr?

„Emilie! O Himmel! Sagen Sie, wie befreien wir ſie? Ich bin reich, Herr Oberſt, ſehr reich. Brauchen Sie mein Vermögen. Retten Sie, als ob Emilie Ihre Tochter wäre. Leiden ſoll ſie nicht länger. Ich weiß, was die Frau von Hauſen will. Ich ſoll Emilien nicht haben. Da fällt mir ein, liebſter Oberſt, wenn ich mich verbindlich machte, Emilien nie zu heirathen; ſollten wir das unglückliche Mädchen auch dann nicht aus den Klauen der Tante retten können?“

Den Teufel auch! So bekommen Sie ja Emilien nicht. Und Sie lieben das Mädchen. Das ginge, wenn es Ihr Ernſt wäre.

„O, ſo retten Sie! Brauchen Sie mein

ganzes Vermögen; retten Sie Emilien! Ich will ſie niemals wieder ſehen, wenn ſie nur ruhig und glücklich lebt. Ja, ich will mich dazu verbindlich machen. Ach, Oberſt, ich liebe das Mädchen über alles; aber ich will!“

Aber du Wetterjunge, rief der Oberſt, und drückte den Baron feſt an ſein Herz: fühlſt du denn nicht, daß ſo ein Entſchluß mehr werth iſt, als alle Syſteme, die du erfinden kannſt? Nein, du ſollſt Emilien haben, und wenn ſie mit Ketten an die Tante angebunden wäre! Sie ſoll deine Frau werden, und wenn du mich auch hundertmal einen Slaven ſchiltſt!

Lieschen wurde beordert, auf alle mögliche Weiſe Nachrichten von Emilien einzuziehen. Sie verſchaffte Nachrichten; aber nicht ſehr tröſtliche. Die Tante Hauſen marterte das arme Mädchen auf alle nur erſinnliche Weiſe. Sie wollte die fromme, religiöſe Emilie zwingen, einen Eid abzulegen, nie an eine Heirath mit dem Baron zu denken. Allein Emilie war ſtandhaft. Sie hatte es beſtimmt abgeſchlagen, und ihr Zuſtand war ſeitdem noch härter. Man hätte nichts erzählen können, wodurch der Baron mehr gerührt geworden wäre. Er warf ſich dem Oberſten beinahe zu Füßen, und zerfloß in Thränen; er drohete ſogar, die Tante zu ermorden, wenn er Emilien nicht anders retten könnte.

Schöne Celten! rief der Oberſt zornig. Nein, da ehre mir Gott den Neger! Er benetzt doch ſein Kind mit Thränen, drückt es vorher an ſeine Bruſt, eh' er es dem grauſamen Europäer zum Sklaven verhandelt! Nein, bei Gott! lieber will ich mitten in der Mongolei wohnen, lieber unter den Kamtſchadalen, als unter ſolchen Celten! Da liegt Ihr Syſtem!

„Nein! rief der Baron; nein! Die Hauſen iſt keine Celtin; ſie iſt ein Kakerlake, eine Spielart der Natur!"

So behüte uns Gott, daß die Natur nicht die Spielſucht bekommt, wenn dieſe Beſtie eine Spielart iſt! Noch Einen Gang für das Mädchen; und wenn der nicht hilft, ſo wollen wir die Domeſtiken der Hauſen beſtechen, ſo ungern ich grauer, alter, ehrlicher Kerl mich auch zu Spitzbübereien herablaſſe. Aber, ſage einer was er mag, will man nicht alles um ſich her zu Grunde gerichtet ſehen, ſo muß man ſchon ein Spitzbube, ein Celte, mit ſeyn. Im Kriege war es immer, als ginge ich zum Tode, wenn ich mit meiner Schwadron marſchiren mußte, um einer Stadt die Kontribution anzuſagen. Aber, bei meiner Seele! ich könnte mich jetzt über einen Auftrag hieher freuen. Die Tante ſollte ihren Teufel an mir haben . . . Meinen Pallaſch, Johann! . . . Ich wollte ihr die wildeſten Kerl auf den Leib hetzen. . . . Den Hut, den Stock! . . . Sie ſollte an den Huſaren-Oberſten denken! . . . Bleiben Sie, Baron! Ich bin in einer halben Stunde wieder hier. Dann Viktoria; oder wir ſchießen mit goldnen Kugeln!

In dieſem Eifer ging der alte ehrwürdige Mann zum Fürſten. Er ließ ſich melden, und wurde vorgelaſſen. Ich komme, Ew. Durchlaucht, hob er ehrerbietig an, nicht in meiner eigenen Sache. Gott ſey Dank, daß es nicht meine eigene Sache iſt; ſonſt ſtände es ſchon toller oder gut! Ich komme, ein Paar Worte für den Baron von Flaming zu reden.

„Der Baron Flaming iſt ein zügelloſer junger Menſch, Herr Oberſt. Doch das bei Seite. Was wollen Sie für ihn?“

Gerechtigkeit, Ew. Durchlaucht, Gerechtigkeit! Nichts weiter. Der Baron iſt mein Freund; und wenn graues Haar und ein Portd'epee, das ich nun funfzig Jahr mit Ehren getragen habe, Glauben verdienen, ſo iſt Fläming ein ehrlicher Mann, ein edler Mann, der ſeine Grillen hat, aber es wahrhaftig mit der Welt gut meint. Er liebt ein Mädchen, die Bruderstochter der Frau von Hauſen. Ew. Durchlaucht, am ganzen Hofe ſind vielleicht nicht zwei Damen, die ſo geliebt zu werden verdienen, wie dieſes Mädchen. Der Baron liebt ſie, und ſie ihn. Die Frau von Hauſen iſt nicht werth, die Tante des Mädchens zu ſeyn. Man widerſetzt ſich dieſer ehrenvollen Verbindung; ich weiß nicht, warum.

„Der junge Mann hat das Mädchen, von dem Sie reden, verführt. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß er ſogar des Nachts zu ihr ins Fenſter geſtiegen iſt."

Das weiß ich, Ew. Durchlaucht; denn ich ſelbſt habe dem jungen Manne geſagt: ſteigen Sie ins Fenſter. Ew. Durchlaucht, es iſt eine Huſaren-Regel: wenn der Feind von vorn nicht zu attakiren iſt, ſo geht man ihm in die Flanke. Der Baron war die Nacht auf einem ehrlicheren Wege, als mancher, der am hellen lichten Tage, vor aller Menſchen Augen, in die Hausthür geht. Er wollte ein unglückliches Mädchen aus der allergrauſamſten Sklaverei reißen, worin Neid und Haß, Rache und Eiferſucht eines Weibes einen Menſchen halten können. Er war auf dem Wege der Tugend; und der Weg der Tugend iſt ehrlich, wenn er auch zum Fenſter hinein geht.

Nun erzählte er dem Fürſten den ganzen Vorgang der Sache. Der Fürſt war gewiß ein edler Mann. Er hatte ſeine Schwächen; aber wer hat ſie nicht? „Iſt das ſo, Herr Oberſt?“ fragte er gerührt.

Ew. Durchlaucht, ich bin ein alter Officier. Nie habe ich gezittert, meinem Fürſten, wenn er meine Meinung hören wollte, ſie ganz ungeſchminkt zu ſagen. Ich werde nicht erſt jetzt noch zittern lernen, da das Grab vor meinen Füßen liegt. So iſt es, wie ich ſage. Und Sie dürften nur das Mädchen ſelbſt einen Augenblick ſehen, um ſo überzeugt zu ſeyn, wie ich, daß die Frau von Hauſen Ewr. Durchlaucht Schutz zu einer Büberei gebraucht.

„Ich wäre doch neugierig, ſagte der Fürſt lächelnd, ein Mädchen zu ſehen, das einen alten Huſaren ſo in Feuer ſetzen konnte. Wahrlich, Herr Oberſt, das wär' ich"

Ich will ſie holen, wenn Sie mir ein Paar Zeilen an die Tante mitgeben, die den Schatz bewacht.

Der Fürſt beſann ſich einen Augenblick. „Meinetwegen! Nur muß die Frau von Hauſen nicht gekränkt werden. Fahren Sie, und nehmen Sie . . . ja, nehmen Sie den Kammerjunker mit." Er ging in das Vorzimmer, und ſagte dem dienſthabenden Kammerjunker: „Sie fahren mit dem Oberſten zur Frau von Hauſen, und ſagen ihr, daß alles, was der Oberſt thut, mein Wille iſt." Er verbeugte ſich, und ging.

Der Oberſt ſtieg mit dem Kammerjunker in den Wagen. Die Frau von Hauſen wurde blaß, als ſie ihn in ihr Zimmer treten ſah. „Wo iſt Emilie, gnädige Frau? Sie muß ſogleich mit mir." Die Frau von Hauſen wurde bitter und böſe, und vor ohnmächtiger Wuth leichenblaß, als der Oberſt ſagte: „fragen Sie da den Herrn Kammerjunker, ob nicht der Fürſt Ihnen ſagen läßt, daß es ſein Wille iſt, was ich fordre. Wo iſt Emilie?“ Emilie mußte erſcheinen. Sie kam mit einem rührenden Geſichte, das noch jetzt, ſo blaß es auch war, die glänzendſte Schönheit verdunkelte. „Wie?“ rief der Oberſt, als er ſie ſah, und drückte ihr die Hand: „Thränen in deinen ſchönen Augen, mein theures Kind, meine gute Emilie? Aber wahrlich, es ſind die letzten, die du weinſt! Von nun an ſoll nur die Freude und die befriedigte Tugend dir Thränen auspreſſen. Komm, mein Kind! Wie konnte ein Herz auf der Erde hart gegen dieſe Unſchuld ſeyn!“ Er hob ſie auf. Emilie ſah rings umher Alle an, und konnte ſich kaum beſinnen. Die Tante ſtand da, wie eine häßliche Bildſäule. Sie rührte ſich noch nicht, als der Wagen mit Emilien und ihren beiden Begleitern ſchon wieder die Straße hinunter auf das Schloß zu rollte.

Emilie wollte fragen: Bringen Sie mich zu dem Baron? Aber ſie erröthete nur; ſie hatte das Herz nicht, in Gegenwart des Fremden die Frage zu thun. Auf dem Schloßhofe ſtiegen ſie aus. Der Oberſt nahm Emiliens Arm, und führte ſie die Treppe hinauf in des Fürſten Zimmer. Dies iſt Emilie, ſagte er mit einem triumphirenden Blick auf ſie. — „Seyn Sie ohne Furcht, mein Kind,“ ſagte der Fürſt, und beobachtete ſie ſehr aufmerkſam: „ich bin Ihr Freund!“ Emilie warf jetzt ihren Blick auf den Fürſten; ſie erkannte ihn an dem Orden.

Man ſah, ſie ſammelte ſich, um etwas zu ſagen. Thränen traten in ihre Augen. Ich bin ſehr unglücklich! ſagte ſie halb dem Fürſten, halb dem Oberſten. O, ich bitte Sie, gönnen Sie mir nur eine Freiſtätte, wo ich einſam ſeyn darf. Glücklich will ich nicht werden; meine Tante wäre unglücklich, wenn ich glücklich würde. O, nur eine Freiſtätte, wo ich einſam ſeyn darf!

Der Fürſt ergriff ihre Hand. „Mein ſchönes Fräulein, wer ſo viele Freunde hat, wie Sie, darf kühnlich mehr fordern. — Sagten Sie nicht von einem jungen Manne, den ſie liebt, Herr Oberſt?“ Emilie erröthete. „Sieh da! nun weiß ich auch, wie dieſes ſchöne blaſſe

Geſicht ausſehen wird, wenn der Arm der Liebe ſeine Freiſtätte geworden iſt. Hören Sie, ſchönes Fräulein, ich dächte, ſie ließen den Alten ſammt den Jungen fahren, und ſchenkten mir Ihre Freundſchaft. Wir wollten der böſen Tante ſchon vergelten.“ Emilie ergriff mit einer raſchen Zärtlichkeit des Oberſten Hand, und ſagte beſtürzt: es iſt mein Vater!

Ja, bei Gott! rief der Alte, das bin ich, und was ich habe, iſt dein, Emilie: ein Herz voll Muth und Liebe!

„Und ich könnte ihr dennoch mehr geben,“ ſagte der Fürſt ſcherzend zum Oberſten: „mehr als Sie.“

Emilie ſchüttelte ganz heimlich mit dem Kopfe dem Oberſten zu, als wollte ſie ſagen: das kann er nicht. Der Fürſt ſah es. „Meinen Sie nicht, Emilie, fragte er, daß die Hand des jungen Barons mehr werth wäre, als die Liebe des alten Soldaten?“

Sie ſah den Oberſten zärtlich an. Der Fürſt wiederholte die Frage. Emilie wurde verwirrt. „Nun? lieben Sie den Baron? Seyn Sie aufrichtig, Emilie!“ — Mein Herz iſt ſo voll von Dankbarkeit, ſagte ſie, und legte dabei die Hand auf die Bruſt, daß —

„Daß die Liebe keinen Platz mehr darin hat?“ fragte der Fürſt.

Daß auch meine Liebe nichts iſt als Dankbarkeit, erwiederte ſie leiſe. Ich habe ja von meinem Vater alles! ſetzte ſie, mit einem zärtlichen Blick auf den Oberſten, hinzu. Ach, Ew. Durchlaucht, wenn ich nicht ſo unglücklich wäre, ich würde nichts als dankbar ſeyn!

Der Fürſt ſah nach der Uhr. „Unglücklich, liebes Kind? Ich glaube, ich ſelbſt habe dazu beigetragen. Aber Geduld, liebes Mädchen. Die Stunde iſt gekommen, da Ihr Glück anhebt; und damit Sie dieſe Stunde nicht vergeſſen, (er band ihr ſeine Uhr in das Schürzenband), ſo tragen ſie die Uhr hier zum Andenken dieſer Stunde.“ Er warf ſich an den Schreibtiſch, und ſchrieb auf eine Karte an die Frau von Hauſen: „Ich bin Emiliens Freund, und hoffe, man wird das von jetzt an nie vergeſſen. Von Zeit zu Zeit werde ich mich nach Emiliens Zuſtand erkundigen, und es Ihnen danken, wenn er glücklich iſt.“ . . . „Geben Sie dieſe Karte Ihrer Tante, ſagte der Fürſt zu Emilien; und nun leben Sie wohl. Es ſoll alles gut gehen.“ Er ging mit ihr in das Vorzimmer, wo er ſie dem Kammerjunker übergab, um ſie nach Hauſe zu begleiten.

„Nun, Herr Oberſt, war es ſo recht? Ein liebenswürdiges Mädchen! in der That, ein liebenswürdiges Mädchen! Herr, Sie haben Recht, nach der kletterte ich ſelbſt einmal durch das Fenſter. Ein ſehr ſchönes Geſchöpf! reitzend über alle Beſchreibung!“

Der Oberſt ſtand kalt da. Und nun, Ew. Durchlaucht? Ich muß doch etwas gethan haben!

„Nun ja, die Frau von Hauſen wird jetzt dem Baron ſchon die Hausthür wieder öffnen; ich ſtehe dafür. Und quälen wird ſie das ſchöne Mädchen auch nicht mehr. Was konnte ich mehr thun? Man muß doch das Aufſehen vermeiden. Es ſoll alles gut gehen.“

Der Oberſt begab ſich weg.

Emilie war indeſſen zu Hauſe gekommen. Der Kammerjunker fuhr zurück, und ſie ſtand da im Zimmer, von den Blicken der Tante durchbohrt. „Haſt du den Fürſten geſprochen?“ fragte die Tante in einem ſpitzen, giftigen Tone. — Ja, meine liebſte Tante, antwortete Emilie zärtlich; und er läßt ſich Ihnen empfehlen. Er ſagte mir viel Gutes von Ihnen. Der Oberſt hat ihn an meinen ſeligen Vater erinnert, den der Fürſt gekannt hat. Er war neugierig, mich zu ſehen.

Ja, wo Ihr ſeyd, der Oberſt und du, ſagte die Tante zweideutig, da kann ich denken, was man Gutes von mir ſpricht. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie daran wäre. Emilie war entſchloſſen, ihrer Tante die Karte des Fürſten nicht zu geben. Dieſer großmüthige Entſchluß brachte eine gewiſſe Wärme gegen ihre Tante hervor, die ſie ſonſt nicht fühlte. Jetzt entdeckte ſie noch eine Spur von Liebe zu ihrer Tante in ihrem Herzen. Sie nahm ihre Hand, küßte ſie, und ſagte: liebſte Tante, ſeyn Sie doch nur ein wenig gütig gegen mich. Der Tante blieb das ein Räthſel. Sie hatte große Luſt, ihre ganze Galle über Emilien auszugießen; aber ſie wagte es nicht. Was mag der Fürſt gewollt haben? das war ihr einziger Gedanke.

Jetzt erblickte ſie die Uhr. „Was iſt

denn das da?“ fragte ſie mit einer Stimme, worin die Wuth mit einer falſchen Freundlichkeit rang, ſo daß die Frage zu einer Art von Gluckſen wurde. — Der Fürſt hat mir die Uhr geſchenkt. Es ſoll ein Andenken ſeiner Freundſchaft für mich ſeyn. — Glühend roth wurde die Tante, dann wieder grünlich blaß. Sie hob die Hand auf, und ließ ſie wieder ſinken. Nun war ſie verlegen, wie ſie Emilien behandeln ſollte. Sie fuhr nach ihrer Gewohnheit auf, und mitten darin ſank ihre Stimme bis zur Sanftmuth. Die giftigſten Leidenſchaften ſtürmten in ihrer Bruſt. Nach einigem Kampfe ließ ſie ſich die Unterredung, die Emilie mit dem Fürſten gehabt hatte, erzählen.

Sie ſchüttelte den Kopf, weil ſie Emilien nicht glaubte; denn immer ſtand der Oberſt vor ihr, der fürchterliche Mann. Emilie ließ freilich ein Paarmal mit einfließen, daß der Fürſt ſie ſeines Schutzes, ſeiner Freundſchaft verſichert hätte. Genug, die Tante wurde durch die Ungewißheit, worin Emiliens Erzählung ſie ganz zufällig verſetzte, bitter beſtraft. Sie war zu furchtſam, Emilien etwas zu ſagen, und ließ nun ihre verdoppelte Wuth an den Bedienten aus.

Jettchen kam zu Hauſe, hörte, und erſtaunte. Die Mutter ging mit ihr allein. Sie fliſterten eine halbe Stunde; und nun nannte Jettchen zum erſten mahle Emilien: liebſte Kuſine! Noch nie hatte man Emilien höflich begegnet. Sie wurde jetzt durch die zweideutigen Zeichen einer falſchen Freundlichkeit ſo gerührt, daß ſie die Uhr abband, und ſie Jettchen ſchenkte. Die Thränen traten ihr dabei in die Augen. Jettchen weigerte ſich mit habſüchtigen Blicken, die Uhr zu nehmen. O nehmen Sie, nehmen Sie, ſagte Emilie mit Thränen; und ſchenken Sie mir Ihre Liebe dafür. Sie drang ihr die Uhr auf.

Jettchen erröthete, und nahm mit ungewiſſer Hand die Uhr. Sie machte wirklich eine Bewegung, als wollte ſie Emilien die Hand küſſen; es wurde indeß eine Umarmung daraus. In dem Augenblick bekam der Bediente von der gnädigen Frau eine Maulſchelle, daß er dem Fräulein Emilien kein Weinglas hingeſetzt hatte. Die Tante verzog ihren Mund immer bis zur Grimaſſe zum Lächeln; und da ſie einmal zu Emilien „liebes Kind“ ſagte, ſo brachen Thränenſtröme aus des guten Mädchens Augen hervor. Emilie warf ſich ihrer Tante an den Buſen, und ſchluchzte laut. Noch nie war die Tante ſo verlegen geweſen, wie jetzt; ſie ſaß da, ſo hölzern, ſo ſteif. Bald lächelte ſie, bald hob ſie die Hände empor, als ob ſie Emilien umfaſſen wollte, und ließ ſie wieder ſinken. Ja, ja! ſagte ſie, und immer ſagte ſie wieder: ja, ja! weiter nichts. Sie dankte von Herzen Gott, als Emilie endlich zu Bette ging. Ja, ja! ſagte ſie noch zu ihrer Tochter, ohne zu vollenden. Ja, ja! und immer ja, ja!

Der Oberſt kam zu dem Baron. „Nun, rief dieſer ihm lebhaft entgegen: wie iſt es? wie ſtehts?“

Ja, wie iſt es! wie ſtehts! Gut, könnt' ich ſagen; und was Emilien betrifft, wirklich gut. Ihr Fürſt iſt ein guter Menſch; ich wollte, ich könnte ſagen, ein guter Fürſt. Er hat Emilien geſehen, und ſie feierlich ſeines Schutzes verſichert. Wenn es nur hilft!

„O, warum nicht, lieber Oberſt? warum

nicht? O, ich bitte Sie, die Runzeln von Ihrer Stirn. Denn ich bin ſo glücklich! Ich kenne die Tante Hauſen. Sie trägt gewiß Emilien jetzt auf den Händen. Was haben Sie denn mit dem Fürſten?"

Was ich mit ihm habe? Er war aufgebracht auf Sie und Emilien. Man hatte Sie beide gewiß nicht vortheilhaft geſchildert. Ich beredete ihn, Emilien zu ſehen. Er ſah ſie, bewunderte ſie, und hielt ihre Sache, die er nicht kannte, für gerecht, weil Emilie ein ſchönes Auge und eine ſchöne Geſtalt hatte. — Was ſoll man glauben?

„Aber, lieber Oberſt, es iſt ja beinahe, als ob Sie mir die ſchnelle, die unerwartete Hülfe nicht gönnten!"

Wenn es Hülfe iſt, ſage ich. Der Fürſt iſt gut, denkt menſchlich; aber, lieber Baron, ein Fürſt ſoll kalt urtheilen, kalt wie ein geſchriebenes Geſetz, ehe er warm fühlt. Hätte er da geſtanden, mit einer kalten Stirn, gefragt, Emiliens Unſchuld, Ihre Unſchuld geprüft, gezweifelt, und dann erſt geglaubt, als er Ueberzeugung hatte, ſo wollte ich hier einen Ehrenſprung thun, und Sie ſollten eine

Flaſche Wein auf ſein Wohl mit mir trinken, oder ſich mit mir ſchlagen. Aber nein; er ſah Emilien, fand ſie ſchön, und folglich unſchuldig. Ein Fürſt muß keine Augen haben.

„Da ſehen Sie, liebſter Herzensoberſt, da ſehen Sie ja, was ich ſage, und was Sie nicht glauben wollen: die Wirkung der edlen Celtiſchen Natur. Der Fürſt ſah die Celtin; mit der Empfindung, womit er ein höheres Weſen, einen Geiſt, erſcheinen geſehen hätte: mit Ehrfurcht. Nun ſehen Sie doch wohl endlich einmahl?“

„Zum Teufel, ſitzen Sie ſchon wieder auf? Steigen Sie ab, Baron! Ich ſehe nichts weiter, als daß Ihr Fürſt jedem Eindrucke folgt. Eine gefährliche Eigenſchaft für Sie und für Emilien. Der Eindruck verfliegt. Ein anderer ſchöner Mund behauptet, es ſey nicht ſo; und der Fürſt vergißt Emilien wieder. Doch wir wollen das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt. Auf morgen Mittag laſſen wir uns Beide bei der Tante melden. Jetzt zittert ſie vor uns, wie jeder Niederträchtige, und giebt uns Emilien; dann wollen wir es dem Fürſten danken, daß es ſo gegangen iſt.

„Ja, das wollen wir,“ rief der Baron, und fiel dem Oberſten in die Arme. „O, ich bin glücklich, daß ich Emiliens Auge nur ohne Thränen weiß. O, mein Vater, mehr als mein Vater! Emiliens Retter! wie dank ich Ihnen.“

Der Oberſt hatte mit ſeiner Vermuthung von dem Fürſten nicht Unrecht. Von Emilien fuhr der Fürſt ſogleich zu ſeiner Geliebten. Er war ſo voll von Emiliens Schönheit, Naivetät und Unſchuld, daß er ſogleich ſeiner Geliebten die kleine Begebenheit erzählte. „Nein, meine Liebe,“ ſagte er; „Sie haben wahrhaftig keinen Begriff von der ganz eigenen Schönheit dieſes Mädchens. Sie war blöde. Aber denken Sie ja nicht an die Blödigkeit, die ſo albern ausſieht, die dumme Ziererei, die närriſche, lächerliche Verlegenheit, mit der ein Landmädchen ſich zum erſten mahle der Fürſtin und dem Hofe präſentiren läßt! Gar nicht. Es war reitzende, ſehr reitzende Unſchuld. Und was das Mädchen ſagte, war ſo ſchön geſagt, kam ſo tief, ſo ohne Zwang aus der Seele hervor, daß das ſchon allein ſie höchſt intereſſant machte. Nein, Sie haben ſich arg von der Hauſen betriegen laſſen. Ich will meine Ehre an einen Heller ſetzen, daß dieſes Mädchen ſo tugendhaft als ſchön iſt. Man darf nur ihre Stimme hören. So etwas Intereſſantes iſt mir noch nie vorgekommen, ein ſo reiner, ſo inniger Ton. O, glauben Sie mir, Liebe, da ſtiege ich ins Fenſter, und wenn ich zuverläſſig wüßte, daß ich den Hals bräche."

Nun wahrhaftig, wo Sie doch die Augen zuweilen haben! Ein blaſſes, hageres Geſicht, ohne alles Feuer, ohne . . .

„Aber das weiß ich: die Mutter iſt kokett mit ihrer Tochter, wie ſie es noch vor einigen Jahren mit ſich ſelbſt war; und ſo ein Gegenſtück, wie Emilie, kann ſchaden. Geitzig iſt die Hauſen dazu. Sie ſollten nur geſehen haben, wie ärmlich das Mädchen gekleidet war! Und trotz der Kleidung eine Figur! o, eine Figur, ſo ſchlank, ſo edel!"

Die Geliebte ſuchte das Geſpräch auf etwas Andres zu leiten; aber vergebens. Der Fürſt fing immer aufs neue an von Emilien zu ſprechen. Er ſaß ſogar einige Minuten ſchweigend da, und dachte an Emilien; denn mitten im Nachdenken ſagte er auf einmahl wieder: o, es iſt ein wunderſchönes Mädchen!

Mit einem ſolchen Enthuſiasmus hatte der Fürſt noch nie von einem Mädchen geſprochen. Der Frau von Koch — ſo hieß die Geliebte. — wurde angſt bei dem Handel. Schon ſeit einigen Wochen hatte ſie gemerkt, daß der Fürſt in ſeinem Betragen gegen ſie nachläſſiger geworden war. Sie zitterte, als der Fürſt ſagte: „ich werde mich genau erkundigen laſſen, wie die Hauſen mit dem Mädchen umgeht. Zwar denke ich, jetzt recht gut: denn ich habe dem Mädchen eine Karte an die Tante mitgegeben; allein ich werde ſie nächſtens ſelbſt überraſchen, um zu ſehen, wie man meine Befehle reſpektirt.“ Er ſprach den Abend von nichts, als von Emilien. „Wenn Sie die Frau von Hauſen ſehen,“ ſagte er noch beim Abſchiednehmen, „ſo eröffnen Sie ihr meine Meinung.“

Die Frau von Koch ſchlief ſehr unruhig. Am andern Morgen fuhr ſie zu der Frau von Hauſen. Ach, ſie war ſo artig, ſo liebenswürdig, ſo freundlich. Man kam auf Emilien. Die Frau von Koch horchte bei der

Hauſen hin. Dieſe ſeufzte: was ſoll ich machen? Das Mädchen hat ſeinen Willen, und lacht mich obendrein aus. Die Koch lächelte. „Fürchten Sie ſich vor der Karte, die der Fürſt Ihnen geſchrieben hat?“ — Welche Karte? — Man erklärte ſich, und Emilie mußte die Karte hergeben. Die Frau von Koch rückte immer näher. „Jetzt freilich iſt wohl eigentlich nichts zu thun. Der Baron wird uns Beide auslachen; und Ihr armes Jettchen bedaure ich herzlich, wenn der Baron das Mädchen bekommt. Das wird am Hofe einen Lärm geben!“ — Ja das Mädchen iſt ordentlich zu meinem Unglück geboren, ſeufzte die Tante.

In dem Augenblick ließen der Oberſt und der Baron ſich auf den Nachmittag melden. Die Hauſen ſchlug die Hände zuſammen, und ſah die Frau von Koch an. „Abgeſagt; aber höflich!“ Die Frau von Hauſen bedauerte; ſie wollte ſich die Ehre auf einandermahl ausbitten laſſen. Frau von Koch drang nun in die Andre, daß ſie dem Baron Emilien abſchlagen ſollte; aber der Tante war gar zu bange vor dem Fürſten. Die Koch lächelte:

„Folgen Sie mir, Frau von Hauſen; ich ſtehe für alles. Seyn Sie unbeſorgt; und wenn Sie nicht Muth genug haben, ſo habe ich ihn. Geben Sie mir Emilien. Ich ſchicke ſie fort. Der Baron ſoll ſie nicht haben, der unverſchämte Geck! Und hier bleiben darf ſie nicht. Nein, das darf ſie nicht!“

Noch bänger war der Frau von Koch, als der Fürſt auch heute wieder anfing von Emilien zu ſprechen. „Sind Sie bei der Hauſen geweſen? Was macht Emilie? Haben Sie das Mädchen geſehen? Sie wird doch gut gehalten?“ So kam Frage auf Frage. Die arme Frau von Koch wurde doch endlich ungeduldig. Ich habe das Mädchen geſehen; ja! Sie iſt niemals ſchlecht gehalten worden, und die Frau von Hauſen hat ſich bitter beklagt, daß Sie mit einer Karte, und obendrein mit einer unverſiegelten, ihre Haushaltung und Kinderzucht reguliren wollen.

„Aber das Mädchen iſt wahrhaftig unſchuldig, liebſte Frau von Koch! Sie ſollten ſie nur geſehn haben.“

Ei nun ja; ermordet hat ſie keinen. Sie hat einen Liebeshandel hinter ihrer Tante Rükken getrieben, der Oberſt, Ew. Durchlaucht, mag ſagen, was er will. Ins Fenſter iſt der Baron doch geſtiegen. Und freilich, nun dürfen die jungen Herren und die jungen Mädchen nur erfahren, was vorgefallen iſt. Man darf nur hübſch ſeyn, zum Fürſten gehen, und klagen, ſo ſchreiben Se. Durchlaucht allen Mädchen einen Erlaubnißſchein, durch Thür und Fenſter ſo viele Liebhaber zu ſich kommen zu laſſen, als ſie nur wollen. Lieber Gott! das wird eine ſchöne Kinderzucht werden! So hab' ich heute ſchon an drei Orten von jungen Mädchen gehört.

„Was reden Sie nun da einmal wieder, meine ſchöne Frau! Das hätte Jemand geſagt? Nicht möglich!“

Warum nicht? was wäre denn unmögliches daran? Der Oberſt hatte von dem reichen Baron ein Verſprechen auf eine Penſion von dreihundert Thalern jährlich bekommen. Dafür freilich, hieß es, ſollte er Emilien zu ſich nehmen. Denn daß der Baron Emilien heirathen wollte, das kam erſt ſpät hinzu. Der Baron hätte Emilien bei dem Oberſten beſucht. Da war freilich keine Tante mehr, die ihn auffing, wenn er Nachts in die Fenſter ſtieg. So ſtand es. Und nun auf einmal geht das Gerede in der Stadt, Se. Durchlaucht haben der Hauſen befohlen, Ihres Bruders Tochter ſchalten und walten zu laſſen. Die Hauſen iſt eine Plaudertaſche, und boshaft dazu. Da ſetzt ſie ſich hin, zieht Ihre allerliebſte Karte hervor, verdreht aus Bosheit den Sinn Ihrer Worte, und ich möchte dann in die Erde ſinken, wenn ich ſolche ſchiefe Urtheile über Ew. Durchlaucht hören muß.

Der Fürſt runzelte die Stirn. „Aber, mein Gott, wer mich kennt — und meine Unterthanen kennen mich ja, — der wird doch wiſſen, daß ich kein toller Tyrann bin, der den Eltern in ihre Erziehung greifen will!“

Ja, wer kennt Sie denn ſo, wie ich Sie kenne?

„So ſagen Sie, was hätt' ich anders thun ſollen? Das Mädchen ſtand da und redete wie ein guter Geiſt; der Oberſt ſprach wie ein Buch. Ich hätte darauf ſchwören wollen, und will es noch, daß das Mädchen unſchuldig iſt.“

O ja, das geb' ich Ihnen zu. Wie geſagt, die Hauſen iſt ein boshafter Geitzhals. Sie mag das arme Mädchen genug gequält haben; denn ſie wollte ihre Tochter dem reichen Flaming aufhängen. Davon rede ich nicht; ſondern von dem tollen Geſchwätze, das in der Stadt auf Ihre Rechnung umherläuft. Ich habe mir heute ſchon das undankbare Geſchäft gemacht, an drei Orte hin zu fahren, und dem Geſchwätze laut zu widerſprechen. Laſſen Sie ſich doch einmahl, ſagte ich überall, von der Hauſen die Karte Sr. Durchlaucht zeigen; aber eher glauben Sie nicht.

„Die Hauſen wird die Karte zeigen.“

Das wird ſie nicht. Hier iſt die Karte. Es hat mir Mühe genug gekoſtet, ſie dem Weibe aus den Händen zu ſchwatzen.

Der Fürſt nahm die Karte, und zerriß ſie. „O, Sie ſind eine liebenswürdige Frau! Aber was iſt nun anzufangen?“

Das Böſe wieder gut zu machen, ſo viel es ſich thun läßt. Der Baron kann für jetzt Emilien ſchlechterdings nicht bekommen. Und wer weiß im Grunde, ob er ſie will! Der Menſch iſt durchaus ein Narr, und ich glaube, auch ein böſer Menſch.

„Das glaube ich nicht, Frau von Koch.

Ein Narr, das gebe ich zu, mit ſeinen Menſchenracen. Aber ein Mann, der den Armen ſo viel Gutes thut, und jedem Unglücklichen Hülfe und Schutz giebt, iſt kein Böſewicht. Nein, das nicht; gewiß nicht! Gäbe doch der Himmel, daß alle meine Unterthanen ſolche Böſewichter wären; und ich wollte viel mit ihnen ausrichten.“

Nun, Emilien kann er fürs erſte doch nicht bekommen, oder Sie beleidigen Ihr Kabinet, Ihr Konſiſtorium, und, was noch mehr iſt, ſich ſelbſt. Die ganze Stadt weiß, welche Antwort Sie Flamingen vor einigen Tagen gegeben haben.

„Freilich wohl, es iſt ein fataler Handel. Ich wollte, er hätte ſie, und ich wäre aus dem Spiel.“

Auch muß er ſie haben; denn warum ſollte man das Mädchen, dem hämiſchen Neide der Frau von Hauſen zu Gefallen, nicht glücklich machen? Aber nur jetzt nicht. Bleibt Emilie hier, ſo hat der Baron ja Ihre Einwilligung. Er entführt das Mädchen der Frau von Hauſen unter der Naſe, und, was noch ſchlimmer iſt, beruft ſich auf Sie. Was wollen Sie dann machen?

„Ei, die Frau von Hauſen wird ja ein Mädchen hüten können, nur ſo lange, bis die Sache ſich verblutet hat.“

Da dauert mich wieder das Mädchen, das die Hölle in dem Hauſe haben würde. Sie kennen die Hauſen nicht. Doch laſſen Sie mich nur machen. Das Mädchen muß nicht leiden, durchaus nicht. Laſſen Sie mich nur. Die Hauſen ſoll ihren Willen nicht haben, und Ihr Wort ſoll gerettet ſeyn. Laſſen Sie mich, laſſen Sie mich!

„O, Sie ſind wahrhaftig die reitzendſte Frau von der Welt. Machen Sie nur, Liebe, daß Niemanden wehe geſchieht. Jede Klage meiner Unterthanen ſcheint mich zu treffen; und wenn ich es bedenke, ſo iſt es auch ſo: denn bin ich nicht der Fürſt, der Vater, der Herr des Landes? Hören Sie, daß ja Niemanden wehe geſchieht!“

Wer wird nach dieſer Unterredung nicht gern geſtehen, daß der Fürſt ein ſehr guter Menſch war! Wirklich konnte niemand tiefer als er fühlen, was es heiße:

Vater eines Volkes zu ſeyn. Ach, er gab ſein ganzes Herz hin, trauete weil er ehrlich war, prüfte nicht, weil er jedem ſein Herz zutraute, und wurde betrogen, betrogen um die Freude, für die allein er zu leben glaubte: die Freude, ſeine Kinder glücklich zu machen.

Auch umgaben ihn keine Böſewichter; nur Menſchen, in manchem Betracht ſogar gute Menſchen. Die Frau von Koch war gar keine üble Frau; ſie liebte den Fürſten, ſie liebte ſogar ſeinen Ruhm. Man hatte viele Mühe gehabt, ſie in ſeine Arme zu liefern; denn ſie war zu Zeiten eine Schwärmerin, aber nur zu Zeiten. Sie betrachtete ſich als des Fürſten Frau, ſie war ihm pünktlich treu; und aus dieſem Geſichtspunkte her hielt ſie ſich ſelbſt für die züchtigſte Frau im ganzen Fürſtenthume. Sie konnte geduldig Beleidigungen ertragen; aber deſto unverſöhnlicher war ſie auch, wenn man ihre Tugend nur in den geringſten Zweifel zog. Und dennoch miſchte ſie niemals den Fürſten unmittelbar in ihre Händel. Sie nutzte ſein Anſehen, um ſich zu rächen; aber ſie ſchonte dabei ſeiner Ehre. Der Fürſt wußte das, und ſetzte um ſo grösseres Vertrauen in ſie.

Der Baron hatte ſie „eine Hure“ genannt. Das glaubte ſie um ſo feſter, da er ſie in manchen Geſellſchaften ſehr nachläſſig behandelte. Sie wußte nicht, daß der Baron gegen jeden Schwarzkopf ſehr nachläſſig war. Was Wunder, daß die Frau von Koch alles aufbot, um den erſten Wunſch des Barons, Emilien zu heirathen, vereiteln zu können! Emilien ſuchte ſie dadurch ſchadlos zu halten, daß ſie dieſelbe von ihrer grauſamen Tante wegbrachte. Das Mädchen, dachte ſie, findet mit ihrem Geſichte noch immer einen Mann, der geſcheidter iſt, als der Baron; und dem Fürſten kommt denn doch das ſchöne Mädchen auch aus den Augen. — Wie es in der Welt geht! Jedermann trieb hier ſein Spiel, immer dem andern in die Quer; und jeder glaubte ſich berechtigt, es ſo zu treiben. Die Gewiſſen ſchliefen ſehr ruhig, ſelbſt bei der Hauſen.

Den Tag nachher kam die Tante Hauſen zu der Frau von Koch, und hörte von ihr, daß der Fürſt es gern ſähe, wenn Emilie entfernt würde. Die Tante hatte nichts dagegen; nur bat ſie, Emillen gut zu halten, weil es doch ihres Bruders Tochter wäre. Die Frau von Koch lächelte. „Seyn Sie unbeſorgt,“ ſagte ſie ein wenig boshaft; „Emilie ſoll wenigſtens nichts verlieren.“ Nun wurde für den folgenden Morgen ein Spaziergang mit Emilien nach dem Gartenhauſe der Frau von Koch verabredet. Selbſt Jettchen ſollte nichts davon wiſſen. Am andern Morgen machte dieſe einen Beſuch, und Frau von Hauſen ging mit Emilien ſpazieren. Vor dem Thore begegnete ihnen Frau von Koch, und lud ſie auf ihr Gartenhaus ein. Man ging hin. Frau von Koch bat beide Damen zu Tiſch. Die Frau von Hauſen konnte nicht. Gut; dann Emilie. Emilie blieb, und die Frau von Hauſen fuhr von da in Geſellſchaft.

Nun hatte die Frau von Koch Emilien allein. Wie geſagt, ſie war eine liebenswürdige Frau. Sie fing an mit Emilien zu plaudern, machte ſie treuherzig, ließ ſich erzählen, und vergoß wirklich aufrichtige Thränen des Mitleidens. Bald ſchloß ſie das arme verlaſſene Mädchen an ihre ſchöne Bruſt, ſtreichelte ihr die blaſſen Wangen, und trocknete ihr die Augen.

gen. Kurz, nach einer Stunde hatte die Frau von Koch Emiliens ganzes Herz. Sie aßen allein in einem grünen Kabinette von Roſen. Seyn Sie heiter, liebe Emilie; Sie ſind hier bei einer Frau, die Sie liebt. — „Ach,“ ſagte Emilie mit heitern Augen, „könnte ich hier, oder in irgend einem Winkel der Erde, der ſo ſchön wäre, wie dieſer, immer leben!“ Frau von Koch ſtand auf, und ſchloß das Mädchen in ihre Arme. Auf einmal hob ſie an: höre, liebe Emilie, ſey meine Tochter, oder meine Schweſter, was du am liebſten willſt. Du biſt ſechzehn Jahre, ich ſechs und zwanzig. Das iſt ein geringer Unterſchied. Schweſter alſo. Oder willſt du lieber Tochter? „Tochter!“ ſtammelte Emilie; und der Frau von Koch drangen Thränen aus den Augen. — Gut, meine liebſte Tochter, gut! Ja, von nun an meine Tochter! — Sie ſetzte ſich vertraulich zu ihr.

Die Hauſen, mein Kind, haßt dich. Du haſt Jettchen den reichen Baron weggefiſcht; und dies vergiebt die Hauſen dir nie. Alles war freilich ſeit vorgeſtern auf dem Wege, ſich zu arrangiren. Der Oberſt Brenſen hatte das Eis gebrochen. Oder wie? liebſt du wirklich den Baron ſo leidenſchaftlich? Dann wäre mein Plan nicht viel werth.

Emilie ſagte gutmüthig: „Ja, ich liebe ihn; denn er, er war es, der mich von der Sklaverei meiner Tante befreien wollte. Ach, gnädige Frau . . .!“

Mütterchen, willſt du ſagen.

„Mütterchen, Sie liebt jedermann; aber ich Arme, ich hatte auf der weiten Welt keinen Menſchen, der mich liebte, der zu meiner Rettung einen Finger gerührt hätte. Glauben Sie mir, Mütterchen, manchmahl war ich ordentlich überzeugt, der Himmel müſſe ſich meiner annehmen und mir einen Helfer ſchikken. Ach, wie will ich ihn lieben! dachte ich. Da kamen der Baron und der Oberſt — Sie wiſſen es nicht; nein, Sie können es nicht wiſſen, wie einer Verlaſſenen iſt, wenn ſie nun endlich Jemand findet, der es mit ihr hält, der ihr Liebe zeigt.“

Die Frau von Koch trocknete ſich die Augen. Bald hätte der Baron geſiegt; ſie wankte ſchon ſehr ſtark.

„Sehen Sie,“ fuhr Emilie fort; „meine

Tante verdrehete mir alles. Ich hatte den Baron von ungefähr auf dem Weidendamme getroffen; und nun, o Gott! nun hieß ſie mich ein liederliches Mädchen, hieß mich öffentlich ſo. Denken Sie nur!“

Die Thräne der Frau von Koch ſtand; ihr Entſchluß wurde wieder feſt. Mich, dachte ſie, hat der Narr eine Hure geheißen; er ſoll ſie nicht haben! Er ſoll nicht! Eine krummbeinige Hure! Hat der Narr meine Beine je geſehen? Er ſoll ſie nicht!

Ja ſieh, liebes Töchterchen, wie es ſteht. Der Baron — gut, ich will glauben, daß er dich liebt. Aber heirathen? Ich zweifle daran, daß es gehen wird. Der Fürſt hat es ihm ſchlechterdings unterſagt; und wenn er es auch jetzt erlauben wollte, ſeitdem er dich kennt, ſo kann er doch nicht gut, eben weil er es verboten hat. Die Hauſen dringt mit aller Gewalt darauf, daß der Baron dich nicht haben ſoll. Was läßt ſich nun machen? Es iſt ein dummer Handel. Und zu jung biſt du im Grunde auch wohl. Nach einigen Jahren, freilich, da ließe ſich eher etwas thun. Aber du willſt nicht warten.

Emilie erröthete. „Warten, liebſte Mutter? O, ſagen Sie das nie wieder. Ach, warten will ich noch zehn Jahre, ja Lebenslang, wenn . . . wenn ich . . . nur nicht mit der Tante leben muß.“

Gut, Emilie; ſo faſſe einen raſchen Entſchluß. Aber Kind, ſchweigen mußt du, wie das Grab; oder du machſt mich unglücklich.

Emilie fiel der Frau von Koch in die Arme: „Schweigen wie das Grab, liebſte, gütigſte Mutter.“

Ich habe heimlich ein Gut gekauft, in der ſchönſten, reitzendſten Gegend der Welt. Da will ich meine Tage beſchließen. Vielleicht ziehe ich bald, ach! ſehr bald dorthin, oder bin gezwungen, es zu thun. Dahin geh, Emilie, dahin geh. Sey dort in meiner Abweſenheit Herr des Gutes; baue, verſchönere das Paradies, das du dort finden wirſt. Du biſt mitleidig; dort wirſt du Unglückliche genug zu tröſten finden. Ich habe dort einen Verwalter, und weiß nicht, ob er mir treu iſt, noch weniger, ob er die Unterthanen drückt. Dahin geh, Emilie. Sey die Aufſeherin des Verwalters, und die Mutter der Armen und Unglücklichen. Bringe mir alles in Stand. Ich hoffe und fürchte, ſetzte ſie mit Thränen hinzu, ich werde dir bald nachkommen. . . . Du ſollſt alles erfahren, Emilie,“ fuhr ſie nachdenkend, mit niedergeſchlagenen Augen, fort; „denn ich habe ſo gut Liebe nöthig, als du. Du kennſt den Fürſten. Der Staat gab ihm eine Fürſtin, eine Gemahlin; die Liebe gab ihm ein Weib. Dies Weib bin ich. Ach! ich liebte ihn, und liebe ihn noch. Ich zittre vor dem Augenblicke, da der Tod oder ſeine Untreue ihn von mir trennen wird; und doch kann dieſer Augenblick nahe ſeyn. Ich habe, Gottlob! nie einen Menſchen beleidigt, nie die Gelder des Staates verſchwendet, nie jemanden gedrückt. Aber dennoch weiß ich, daß ich verachtet und gehaßt ſeyn werde, ſo bald er ſtirbt, oder aufhört mich zu lieben. Auf dieſen Fall, Emilie, habe ich mir das Gut gekauft, ſogar ohne des Fürſten Wiſſen. Dort will ich dann meine Thränen verbergen. Dahin, Emilie, geh, daß ich dann eine Freundin finde, an deren Buſen ich meine Thränen weinen kann.“

Dies war einer von den ſchwärmeriſchen Augenblicken der Frau von Koch. Sie zerfloß bei dieſen Worten in Thränen, netzte Emiliens Geſicht damit, drückte das Mädchen an ſich, küßte es, und war außer ſich. Emilie hing, wie alle Unglücklichen, auch ein wenig zur Schwärmerei hin. Sie weinte mit ihrer ſchönen Mutter. Ja, ich will hin, ich will hin; und Sie ſollen dort ein Paradies finden, und ein Herz, das keine andere Freude kennen wird, als Sie zu erheitern. Ich will hin!"

Die Domeſtiken nahmen das Eſſen ab. Man ſchwatzte von dem Wetter. Nach Tiſche überlegte man alles gehörig. Die Erlaubniß Deiner Tante habe ich, Emilie. — „Und der Baron, und der Oberſt?" — Schreib Ihnen auf einige Jahre ein Abſchiedsbillet, und du haſt obendrein den Vortheil, die Treue deines Geliebten prüfen zu können."

Frau von Koch arbeitete dieſe letzte Vorſtellung noch aus, und Emiliens warme Phantaſie ergriff ſie lebhaft. „Ja, rief ſie, ich werde dann, wenn er mir treu bleibt, die ſeltene Gewißheit haben, daß er mich wirklich liebt.

Aber Mütterchen, wenn der Baron nun glaubte, mein Billet wäre erzwungen! Er trauet meiner Tante alles zu. Meine Tante könnte Verdruß davon haben.

Sie waren Beide jetzt zu allen romantiſchen Planen geſtimmt. Frau von Koch ſchlug vor, und Emilie nahm an. Die erſtere ließ einen Miethswagen holen. Emilie ſtieg am Thor ein, und hielt ein von ihr geſchriebenes Billet in der Hand. Sie fuhr vor des Barons Haus. Ein ſehr treuer Burſche der Frau von Koch ſtand in einem Ueberrocke hinten auf. „Herr Baron, ein Frauenzimmer will Sie auf einen Augenblick ſprechen. Sie hält unten im Wagen vor der Thüre.“ Der Baron ſprang hinunter. Emilie lächelte ihm aus dem Wagenfenſter entgegen. Emilie! rief er voll Entzücken. „Bſt!“ rief Emilie, und reichte ihm die Hand aus dem Wagen. Der Baron küßte ihr die Hand. Sie gab ihm ihr Billet. „Leſen Sie das, Herr Baron, und folgen Sie mir nicht.“

Dahin flog der Wagen, wie ein Sturmwind. Der Baron ſah ihm nach, bis er verſchwand. Langſam ging er auf ſein Zimmer.

Es war Emilie, rief er dem Oberſten entgegen, und hier iſt ein Billet von ihr. Er riß das Billet auf, und las vor:

„Ich verlaſſe Sie auf einige Zeit, mein theuerſter, großmüthiger Freund; freiwillig: denn ich brachte Ihnen mein Lebewohl ſelbſt. Seyn Sie nicht unruhig meinetwegen. Ich bin glücklich, gewiß das bin ich. Sie lieben mich, und ich kenne keine größere Freude, als Ihnen die Treue aufzubewahren, die Ihnen mein Mund und mein Herz freiwillig gaben. Von meinem zweiten Vater, dem Oberſten, nehme ich mit Thränen Abſchied. Sagen Sie ihm, daß ich glücklich leben werde, bis mein vollendetes Glück mich Sie wieder finden läßt. Wir ſehen uns wieder. Ihre treue Emilie.“

Der Baron konnte vor Stammeln den Brief kaum ausleſen. Was, der Teufel, iſt das? rief der Oberſt. Wo war ſie? wer ſaß bei ihr im Wagen? — Der Baron erzählte. — Allein im Wagen? So war ſie nicht gezwungen, das Billet zu ſchreiben. Aber warum verläßt ſie uns? — Jedes Wort in dem Billet wurde nun abgewogen, unterſucht, bezweiſelt, wie ein alter Kodex; aber man fand eben ſo wenig, als man gewöhnlich bei Handſchriften findet. Beide ſahen ſich verwundert an.

Emilie war indeß wieder zu der Frau von Koch gekommen, und dieſe hatte während der Zeit Wäſche, Kleider und alles Nöthige zu ihrer Reiſe beſorgt. Nachts um zwölf Uhr ſtieg Emilie mit der Frau von Koch in den Wagen. Dahin fuhren ſie: Emilie mit fröhlichem Herzen; denn die ſchönſten Bilder eines freien, heitern, wohlthätigen Lebens ſchwebten in bunten Farben vor ihrer Seele, welche Sklaverei ſo lange niedergedrückt hatte.

Sie fuhren die Nacht durch. Am Morgen fand Emilie einen kleinen Wagen, der voraus gegangen war. Hier trennten ſich die beiden Freundinnen mit heißen Thränen. Emilie fuhr in Begleitung eines alten Bedienten, den die Frau von Koch in Ruhe ſetzen wollte, mit Poſtpferden weiter, und die leztere kehrte zurück. Niemand in der Stadt konnte errathen, wo Emilie geblieben war. „Nun wird mir der Oberſt wieder auf den Hals fallen!“

ſagte der Fürſt verdrießlich zu der Frau von Koch. „Und das arme Mädchen muß ſich aus einem Winkel in den andern werfen laſſen, weil die Frau von Koch eine Grille im Kopfe hat!“

Der Oberſt wird Ihnen nicht auf den Hals fallen! Für Sie und Ihren Ruhm habe ich geſorgt, ſo viel es mir auch gekoſtet hat. In acht Tagen ſollen Sie von Emilien einen Brief leſen, woraus Sie ſehen werden, daß ſie ganz gern in dem Winkel iſt, in den meine Hand ſie ſtieß. Meine Grille führte ich aus, um mir tauſend andere zu erſparen, wozu ich leicht hätte Anlaß bekommen können. Es iſt alles ſo beſſer. Wir, die Hauſen, ich, der Baron, der Oberſt und Emilie ſelbſt ſind zufrieden; es wäre doch ſeltſam, wenn Sie allein nicht mit mir zufrieden ſeyn ſollten. — Der Fürſt ſchwieg, las wirklich nach acht Tagen ein Paar Worte von Emilien, die ihr Vergnügen bezeugten, vergaß Emilien, und — war zufrieden.

Der Baron allein und der Oberſt waren unzufrieden. Ha! ſagte der Oberſt eifrig; dahinter ſteckt etwas. Emiliens Einfall wegzureiſen, kommt nicht von ihr ſelbſt. Der Pferdefuß ſieht ganz deutlich unter dem Rocke hervor. Ich ſetze meinen Kopf daran, die Tante iſt im Spiel. Das Mädchen war zu einfach, um ſolche ſeltſame Einfälle für ſich ſelbſt auszubrüten. Die Tante, das ſoll einer ſehen, hat hier wieder Teufelskniffe gehabt.

„Und dennoch ſoll ſie ſich geirrt haben! Ich will nicht eher ruhen, als bis ich ſie finde.“ So ſprachen Beide bis um Mitternacht hin. Am andern Morgen ſaß der Baron zu Pferde, und ſprengte die Straſſe hinunter, die Emilie gefahren war, zum Thor hinaus. Da gingen vier Wege ab. Welchen ſollte er nehmen? Er legte dem Pferde den Zügel auf den Hals, und es ging gerade aus. Nun fragte er jeden Menſchen, der ihm begegnete, ob er nicht einen Wagen mit einem Frauenzimmer geſehen habe. Er galoppirte raſch hinter jeder Kutſche her, die er bemerkte, ſah in jedes Kutſchfenſter, und — erfuhr nichts.

So zog er acht Tage, wie ein Straßenräuber, auf allen Landſtraßen die Kreuz und Quer, ſo daß ſein Reitknecht oft dachte, es müſſe mit dem Baron nicht richtig ſeyn. Abgemattet kam er wieder zurück. „Ich habe ſie nicht gefunden!“ rief er dem Oberſten betrübt zu. — Wo haben Sie Emilien denn geſucht? — „Ueberall! in jedem Wagen, dem ich begegnete.“

Aber zum Teufel! Sie müſſen doch irgend eine Vermuthung gehabt haben, der ſie nachgeritten ſind; ſonſt —

„Nun, zum Thore hinaus muß ſie doch gefahren ſeyn! Mein Engländer wird an den Kreuzzug denken. — Sie iſt verloren!“

Jetzt theilte der Oberſt ihm ſeine Vermuthungen mit. Er hatte Lieschen auf Kundſchaft ausgeſandt. Lieschen, höre. Kein Mäuschen muß die letzten Tage bei der Hauſen geweſen ſeyn, ohne daß wir es wiſſen! — Lieschen erfuhr, daß die Frau von Koch bei der Hauſen, und dann dieſe wieder bei der Frau von Koch geweſen war. Sie wußte auch, daß beide Damen mit großem Eifer von Emilien geſprochen hatten. Dann war Emilie mit ihrer Tante ſpazieren gegangen, und ſeitdem nicht zurück gekommen. Der Miethkutſcher wurde ausgefragt. Er hatte das Fräulein vor dem Neuthore abgeholt, und auch wieder auf eben die

Stelle hingefahren. Vor dem Neuthore lag das Gartenhaus der Frau von Koch. Emilie hatte da gegeſſen. Frau von Koch war in der Nacht verreiſt, und erſt am Mittage zurückgekommen. Wohin aber? das konnte man nicht heraus bringen. Der Kutſcher, der gefahren hatte, war über dieſen Punkt ſo ſtumm, wie ſeine Pferde. Kurz und gut, ſagte der Oberſt, Emilie iſt von der Frau von Koch weggebracht.

„Da ſehen Sie!“ rief der Baron. „Und die Frau von Koch hat pechſchwarzes Haar! Da ſehen Sie es! Und dicke Lippen, und wahrhaſtig eine ganz Slaviſche Naſe, und einen Fuß, klein wie ein Kinderfuß, und Zähne wie Alabaſter!“

Aber zum Teufel, die Tante! Was hat denn die? Blondes Haar, und gar keine Zähne!

„Aber dicke Lippen, und einen Leib wie eine Trommel. Ich ſage Ihnen, es iſt eine Spielart, wie eine Schecke.“

Aber zum Henker! warum hatte denn die Allerwelts-Slavin, die Koch, nicht den gehörigen natürlichen Reſpekt für Emiliens edle Celten-Natur? He? Darauf antworten Sie!

„Keinen Reſpekt? Hat ſie es denn gewagt, Hand an Emilien zu legen? Ueberliſtet wurde das arme Mädchen; und ſie verließ mich freiwillig. Gewalt würden ſie gegen Emilien nie gewagt haben."

Nun, bei Gott! brummte der Oberſt vor ſich; ſo hat es doch nie einem Thoren an einer Antwort gefehlt. Meinetwegen, ſagte er laut; die Frau von Koch ſoll zuweilen Anfälle von Großmuth haben, die ſie alsdann ſehr weit treibt. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, und Emilien liebte, ich ſuchte die Freundſchaft der Frau von Koch zu gewinnen.

„Ja, liebſter Oberſt, ich wollte mich für Emilien unter die Füße eines Mongolen ſchmiegen. Ja, das will ich!"

Und laſſen Sie das ewige Schimpfen auf ſchwarzes Haar, und ſo weiter. Bis jetzt haben Sie dadurch noch nichts als Feinde.

Der Baron verſprach alles, was der Oberſt verlangte; denn er liebte Emilien. Er drängte ſich in alle Geſellſchaften, wo er die Frau von Koch zu finden hoffen konnte. Immer bezeigte er ihr die gehörige Aufmerkſamkeit, und hütete ſich vor allen Ausfällen gegen ſchwarzes Haar und volle Buſen. Es ging gut. Emiliens Briefe an die Frau von Koch waren voll von dem Baron. Die Schwärmerei dieſer Briefe ſteckte die Frau von Koch an. Sie näherte ſich dem Baron nach und nach. Er nahm ſich zuſammen, und die Dame machte auf einmahl die Bemerkung, daß Flaming kein ſo übler Mann wäre, als man ihn ihr geſchildert hätte. Und wie ſchnell that ſie ihm Schritte entgegen, als ſie ihn einmal ihre Lieblingsmeinung — und darum ihre Lieblingsmeinung, weil ihre Ehre darauf gegründet war — mit einem unverſtellten Enthuſiasmus vertheidigen hörte.

Man ſprach von der Heirath eines jungen Mannes, der ein Mädchen ohne alles Vermögen und ohne Rang geheirathet hatte. Der Menſch iſt ein Narr! hieß es. „Aber ich ſehe doch nicht, ſagte Flaming, warum er ein Narr ſeyn ſoll.“ Man ſetzte alle Gründe auseinander. „Wie?“ rief Flaming voll Eifer; „deswegen? deswegen? Bei Gott! Sie müſſen hier eine ſonderbare Vorſtellung von der Ehe haben. Ja, wenn ich bedenke, was die Ehe nach den heiligen Geſetzen der Natur, die ſie den edleren Völkerſtämmen tief in die

Seele drückte, ſeyn ſollte, ſo muß ich behaupten, daß tauſend Paare, die förmlich kopulirt ſind, nicht in der Ehe leben. Der heirathet, um ein Haus zu machen; der, um bequeme Tage zu haben; jener aus politiſchen Gründen; dieſer aus Geitz; ein Anderer, um in eine mächtige Familie zu kommen; Tauſende, weil es Mode iſt; Tauſende aus Wolluſt. Iſt das Ehe? Wenn es ſo heißt, nun, bei Gott! ſo hat man den heiligſten Nahmen an ein elendes Ding verſchwendet. Werfen Sie Ihre Augen auf die elendeſten Völker der Erde. Sie heirathen alle aus eben dieſen Gründen: die Mongolen, um Sklavinnen an ihren Weibern zu beſitzen; die Morgenländer, ihre thieriſche Wolluſt zu befriedigen, oder um Nachkommen zu hinterlaſſen; die Amerikaner aus Faulheit, und aus Eitelkeit ein Weib zu haben, ſo kalt ſie auch ſind. Leſen Sie den Gumilla oder den Charlevoix darüber. Das ſind die Ehen der allerverächtlichſten Völker auf dem Erdboden. Eitelkeit, Hochmuth, Geitz, Tyrannei und Wolluſt. Darum herrſcht dort auch die Vielweiberei, und hier, wo man die Sitten dieſer elenden Menſchen nachahmt, die Untreue.

Nein, die heilige, ſanfte Flamme der reinen Liebe, der gegenſeitigen Achtung, der Freundſchaft, das alleruneigennützigſte Vertauſchen der Herzen gab die Natur nur ihren Lieblingen, den edelſten Menſchen. Der Mann fragt hier nicht: welchen Rang haſt du? wie groß iſt dein Vermögen? wirſt du Kinder gebären können? haſt du Reitze die Wolluſt zu befriedigen? ſondern er ſchauet dem holden ſittſamen Mädchen durch das Auge in die Seele, fragt nichts als: biſt du edel geſinnt wie ich? haſt du die Tugenden des edelſten Menſchen? fließt dein Blut ſo rein wie das meinige durch dein Herz? liebſt du mich, um mir alles in der Welt aufopfern zu können, das Scepter über die Erde für eine Hütte, in der ich lebe? Und ſagt das Mädchen ja, ſchlingt ſie ihren Arm um des Mannes Hals, und drückt ihn an die keuſche Bruſt, ſo iſt die Ehe geſchloſſen. Die Natur beugt ſich lächelnd und ſegnend auf die Liebenden herab; und dies iſt die einzige wahre, die edelſte Ehe im ſchönſten Sinne des Wortes, die ich annehme. So heiratheten unſere alleredelſten Vorfahren; und darum wohnten Keuſchheit, Zufriedenheit, Freiheit und Tugend mit ihnen in ihren Eichenwäldern.“

Aber unſere Vorfahren verboten ja die Mißheirathen. Kein Adeliger durfte je eine Bügerliche zur Gattin nehmen.

„Ganz recht. Aber damals wohnte die Tugend, die Keuſchheit bei dem Adel. Er enthielt den edelſten Menſchenſtamm. Doch wie iſt er jetzt herabgeſunken von ſeiner Höhe! Man ſieht ja, . . .“ Hier hielt er inne; er wollte ſagen: eben ſo viele Schwarzköpfe unter dem Adel als Blondköpfe unter den Bürgern. Doch zum Glück dachte er an die Frau von Koch, die mit großem Wohlgefallen zuhörte. — „Itzt,“ fuhr er fort, „wohnt die Tugend überall; und glücklich, wer ſie zu finden weiß! Nach den Geſetzen der Natur könnte itzt ein Fürſt ſein Herz einem Bauermädchen anbieten; und die Natur, die Vorſehung, die Vernunft, alle Schutzgeiſter der Menſchen würden dieſe Ehe rechtfertigen.“

Die Frau von Koch erröthete vor Freude. Ja, dachte ſie mit Triumph, ſo iſt es; ſo bin ich des Fürſten Weib, und die Fürſtin iſt — die Fürſtin. Sie lächelte dem Baron ſehr freundlich zu. Ach! ſie hätte nur wiſſen ſollen, daß er, ihres Haares wegen, ſelbſt ſeinen Bedienten bedauert haben würde, wenn der ſie hätte heirathen ſollen.

Von dieſem Augenblicke an war des Barons Glück bei ihr beſchloſſen. Sie ſchrieb an Emilien ganze Seiten von nichts als von dem guten, liebenswürdigen Flaming; und ſie hätte jetzt gleich Emilien wiederkommen laſſen, wenn ihr nicht die Vorſtellung ſchwer geworden wäre, das Mädchen, das ſie wirklich liebte, zu verlieren. Der Baron rückte täglich in der Gunſt der Frau von Koch ſo ſichtbar vorwärts, daß er ſelbſt die ſchönſten Hoffnungen faßte. Frau von Koch fing ſogar ſchon freiwillig an, mit ihm von Emilien zu ſprechen. Sie ſcherzte mit ihm darüber, ſie zeigte ihm ſchon hin und wieder, wenn er allein bei ihr war, Stückchen von Emiliens Briefen; und dieſe Stückchen hoben ſeine Liebe noch höher: denn Emilie ſprach von ihm mit einer Schwärmerei, wie ein reines Herz voll Liebe und Dankbarkeit ſie immer hat. Er ſchrieb ſchon an den Oberſten, der wieder abgereiſt war, ſein Triumphlied. Aber auf einmahl brach er ſelbſt allen Umgang mit der Frau von Koch ab. Er war kalt, mißtrauiſch gegen ſie, überlegte jetzt alles, was er ſagte, erſt zehnmahl, und wog jedes Wort auf einer Goldwage. Die Frau von Koch drang in ihn: er ſollte ihr ſagen, womit ſie ihn beleidigt hätte; aber er zog dabei allemahl die Stirn kraus, und ſchwieg.

An den Oberſten ſchrieb er: „Liebſter Oberſt, ich habe meinen Umgang mit der Frau von Koch, auf den Sie ſo ſehr rechneten, aufgeben müſſen. Sie iſt viel zu wollüſtig, als daß ich ihr je trauen könnte. Ich habe ſie einmahl beleidigt; und ein Wollüſtiger iſt durchaus unverſöhnlich. Emilien erwarte ich von der Hand des Geſchicks, von ihr ſelbſt, und von ihrer Liebe zu mir. Und warum ſoll ich auch aus den Händen dieſer elenden Buhlerin ein Geſchenk annehmen, das ſie nur beſudeln kann? Nein, ich traue jedem Menſchen, nur dem Wollüſtling nicht. Er kann nicht vergeben. Ich trage geduldig, mit Faſſung; aber Emilie iſt mein: das fühl' ich wie mein Daſeyn."

Wie das gekommen war? Wie alles bei dem Baron kam. Er las, ich weiß nicht in welchem Buche: übergebogene Nägel auf den Fingern von ſehr weißer, todter, oder blauer Farbe, wären ein untrügliches Zeichen von der Liederlichkeit eines Mädchens. Jetzt nahm er in jeder Geſellſchaft die Hände aller Mädchen, und beſah die Nägel auf den Fingern ſehr aufmerkſam. Weil er faſt überall weiße oder blaue Nägel zu finden glaubte, ſo erſtaunte er über die Zügelloſigkeit der Sitten unter dem weiblichen Geſchlechte. „Hm!“ ſagte er, wenn von einem Mädchen die Rede war: „ihre Unſchuld iſt dahin; denn die Nägel, die Nägel!“ Das kam aus. Die Mädchen liefen vor dem Baron, als ob er die Peſt hätte. Die jungen Herren machten es ihm nach; und ſeitdem trugen die jungen Mädchen in Geſellſchaft Fingerhandſchuh: nicht aus böſem Gewiſſen, ſagten ſie; aber wer will ſich immer taxiren laſſen! Der Baron wurde wieder allgemein verhaßt. So hatte er auch die Nägel der Frau von Koch beſehen, und den Kopf geſchüttelt; denn ihre Nägel waren übergebogen, und ſehr todtenweiß. Er ſagte nichts; er dachte bloß: „Hm! da iſt es kein Wunder; denn ſie iſt eine Slavin, und die ſind alle wollüſtig. Aber, wenn doch nun der Oberſt noch hier wäre, und mit eignen Augen ſähe, wie mein Syſtem ſo ganz zutrifft!"

Der Baron dachte mit keinem Gedanken daran, wie unbarmherzig es iſt, ſo etwas Allgemeines als Kennzeichen von Laſtern und Tugenden anzugeben; ſein Herz würde ſonſt vor Reue geblutet haben. Er hatte indeß keine ſchlechtere Meinung von der Frau von Koch als vorher, da er nur glaubte, daß ſie eine Slavin wäre. Aber er las gerade Cromwells Leben. Die Freunde Cromwells riethen ihm, ſich mit Karl II. zu vergleichen, ihm die Hand ſeiner Tochter und mit ihr die Krone zu geben. Cromwell überlegte den Vorſchlag ſehr lange. „Nein, ſagte endlich dieſer Kenner des menſchlichen Herzens: nein, Karl Stuart wird mir nie verzeihen; auch wenn er wollte, auch wenn er es verſpräche. Er iſt unverſöhnlich; denn er iſt ein Wollüſtling. Ich darf ihm nie trauen; denn er iſt ein Wollüſtling!" Dieſe Worte las der Baron. Er begriff nicht, warum ein Wollüſtling unverſöhnlich iſt; aber eben darum hatte dieſe Maxime ſo großen Reitz für ihn, und er wünſchte eine Gelegenheit, ſie wieder anzubringen. Jetzt dachte er an die übergebogenen Nägel der Frau von Koch. Nein, rief er; ich kann ihr nie trauen: denn ſie iſt ein wollüſtiges Weib! und ſo brach er allen Umgang mit ihr ab.

Dennoch wäre alles gut gegangen, wenn er hätte ſchweigen können. Man fragte ihn um die Urſache ſeines Bruchs mit der Frau von Koch. Er ſagte, was er dem Oberſten geſchrieben hatte. „Ich habe die Frau von Koch einmahl beleidigt. Sie iſt ein wollüſtiges Weib; und der Wollüſtige iſt durchaus unverſöhnlich. Traue ihr, wer will; ich nicht!“

Ein junger Mann, der ſich einbildete, daß der Baron Flaming durch die Frau von Koch ein Amt ſuchte, das er ſelbſt gern haben wollte, wußte dieſe Bemerkung des Engliſchen Protektors, welche Flaming auf die Frau von Koch angewendet hatte, dieſer wieder in die Hände zu ſpielen. Man denke an die Empfindlichkeit der Frau von Koch in dieſem Punkte. Sie tobte. Daran zweifeln konnte ſie nicht; denn ſie erinnerte ſich genau, daß der Baron auch ihre Nägel beſehen hatte. O, rief ſie; der elende Heuchler! Erſt nennt er mich eine reine, unſchuldige Seele, meine Verbindung mit dem Fürſten eine Ehe, welche die Natur mit lächelnden Blicken heiligt; und nun, o Gott! der elende Böſewicht! jetzt geht er umher, nennt mich ein liederliches Weib, eine wollüſtige Kreatur. Nein, er ſoll ſie nicht haben! nein, Emilie, nein!

Sie vereinigte ſich jetzt mit den übrigen Feinden des Barons, deren nicht wenige waren. Man hatte nur auf dieſes Signal gewartet, um ihm allen möglichen Verdruß zu machen. Er mochte nun unternehmen, was er wollte: alles wurde ſchief ausgelegt und verläſtert. Die Frau von Koch verbarg den Haß gar nicht mehr, den ſie gegen ihn hatte; ſie zeigte ihn öffentlich, und oft. Der Baron ſchrieb an den Oberſten:

„O, wie ſehr hatte ich Recht, daß ich mich von ihr trennte. Ein wollüſtiges Weib iſt unverſöhnlich. Alles hat ſich gegen mich verſchworen. O, Sie glauben nicht, wie viel Slaviſches Blut hier fließt. Und wenn ich noch nicht von meinem Syſtem überzeugt geweſen wäre, ſo würde ich es jetzt ſeyn. Die Koch mit ihrem ſchwarzen Haar, der Geheimerath mit ſeinem dicken Bauche, Jettchen mit ihrem Lappländiſchen Buſen, und die Hauſen mit ihren Negerlippen machen mir ſo viel Verdruß, daß ich meines Lebens nicht mehr froh werde. O wehe! wehe! daß jemals die Slaven in Deutſchland eindringen mußten! Wenn mich Emilie nicht hielte, glauben Sie mir, ich zöge heute nach Biscaya oder Aſturien, und ſchlüge meine Hütte und mein Grab da auf, wo jeder, auch der Viehhirt, ein Edelmann iſt; ich zöge in eins von den beiden Ländern, in denen man das Celtiſche Blut noch allein unvermiſcht und rein antrifft, ſo rein, wie es vielleicht vor Jahrtauſenden in den Adern der Bewohner vom Kaukaſus floß: unter die Menſchen, die Spanien ſeinen Stolz nennt, unter die edlen Biscayer. Ah, jetzt hier an dem Leben, das ich führe, ſehe ich erſt, wie recht Sie einmahl hatten, als Sie in Scherze ſagten: man ſollte jede Ehe zwiſchen einem Blondkopf und einem Schwarzkopf als Blutſchande verbieten; und jeden Mann, der Mongoliſche Kennzeichen an ſich trüge, ließe ich, wenn ich Fürſt wäre, in meiner Kapelle Diskantſänger werden. Das wäre Aufklärung, das wäre wahre Menſchlichkeit; und wenn nun einmahl ſtehende Heere nothwendig ſind, ſo würde in meinem Lande jeder Schwarzkopf Soldat werden. Sie bewundern jetzt den großen König; ich bewundre ihn mit Ihnen. Aber betrachten Sie ſeinen Kopf, ſehen Sie ſein himmelblaues, großes, ſchön geſpaltenes Auge, ſein blondes Haar, ſeine edle Naſe; dann werden Sie den Muth begreifen, womit er ſeine Feinde demüthigt, und die Weisheit, womit er ſeine Völker glücklich macht. Er iſt ein reiner Celte. Leben Sie wohl. Ich bleibe Emilien treu, das iſt alles, was ich Ihnen ſagen kann."

So ſchrieb er. Der Entſchluß, die Reſidenz zu verlaſſen, war in ſeinem Kopfe feſt; nur wußte er noch nicht, wohin er ſich wenden, und was er unternehmen ſollte. Er machte tauſend Plane, und verwarf ſie wieder. Einen Abend fiel ihm beim Leſen eines Buches folgende Stelle in die Augen: C'est à la campagne, que les ecrivains acquierent plus de nobleſse et d'élevation dans les idées, deviennent plus forts et plus touchans; c'est là que se developpent toutes les forces de l'ame. Das war ein gewaltiger Schlag an ſein Herz. Er ſtützte den Kopf in die Hand, und las die Stelle noch dreimahl. Schon längſt war er Willens geweſen, ſeine Ideen über die verſchiednen Menſchenracen zu Papier zu bringen. Er hatte ſogar ſchon angefangen; allein es fehlte ihm an Erhabenheit: ſeine Ideen blieben ſo kalt; und hier wurden ihm Stärke, Rührung und Erhabenheit verſprochen. Verwirrrte Bilder eines philoſophiſchen, ruhigen, gelehrten Lebens auf dem Lande, erhellt von dem Glanze eines unſterblichen Ruhms, flogen durch ſeinen Kopf. Ach, dachte er, niemand wird dich da ſehen, als die Paar Bauern, die nicht wiſſen, wer du biſt; die in dir nur ihren Edelmann, und nie den Mann achten, der die größte Revolution auf der Erde bewirken will, nehmlich das Laſter, den Aberglauben in ihren Quellen zu verſtopfen, und die Reinheit des menſchlichen Geſchlechts wieder herzuſtellen. Er ſchüttelte traurig den Kopf, und las weiter: enseigner la saine morale, combattre la superstition et le fanatisme, ruiner de vieux préjugés, rendre les hommes réspectables! quel bien peut faire un philoſophe à la campagne, s'il réunit un ésprit juſte à un coeur honnête! Schlag auf Schlag! und dieſer letzte Schlag traf ſein Herz zugleich mit, ſein Herz, das ſo reitzbar für das Gute war. Ein fröhlicher Tumult entſtand in ſeiner Seele. Er ſah ſich ſchon als den Schutzgeiſt von Hunderten guter Menſchen, die ihn anbeteten, weil er ſie gelehrt hatte ihren Werth zu fühlen und glücklich zu ſeyn. „Ja!“ rief er entzückt: „ich will die Welt unterrichten, und ihr zugleich ein Beiſpiel geben, wie ſie die Menſchen glücklich machen ſoll!“ Der Entſchluß, auf ſeine Güter zu gehen, wurde feſt.

Sechs Jahre hatte er nun ſeine Güter nicht geſehen. Seine Mutter lebte Theils in Berlin bei Käthen, Theils auf einem Landhauſe in Schleſien, das ſie gekauft hatte. Kaum nahm er ſich die Zeit ſeine Sachen in Ordnung zu bringen. Er packte ſeine Bücher, ſeine Todtenköpfe, ſeine Papiere, ſeine Inſtrumente ein, nahm von Niemanden Abſchied, und reiſte in aller Stille nach ſeinen Gütern ab.

An einem ſchönen September-Abende kam er vor dem Dorfe an, wo ſein Ritterſitz war.

„Da wohnen die Menſchen, die ich glücklich machen will!“ rief er mit leuchtenden Augen. Er ließ den Wagen vor dem Dorfe halten, und ſtieg aus, um durch das Dorf zu gehen. An dem erſten Hauſe begegnete ihm ein Bauerburſche mit blondem Haar und blauen Augen. Das nahm er als ein gutes Vorbedeutungszeichen auf. Er blieb ſtehen, und ſah dem Burſchen nach. „Iſt es nicht,“ rief er laut, und ſchlug die Hände zuſammen, „iſt es nicht abſcheulich? Dieſe Menſchen mit den Zeichen der edelſten Abkunft, geboren zu Glück durch Tugend, Weisheit und Selbſtgefühl ihres Werthes, leben, um die ſchönſten Anlagen ihrer Seele unter niederdrückenden Arbeiten auszurotten? — Nein! nein! rief er noch lauter, es ſoll anders werden!“

Die Fenſter in den Hütten öffneten ſich. Man betrachtete den Fremden, der auf der Gaſſe mit ſich ſelbſt redete. Flaming nickte jedem Geſichte einen freundlichen Gruß zu, und ging langſam weiter. Jetzt kam ihm ein Mädchen entgegen, das wirklich die hübſcheſte Blondine im ganzen Dorfe war. Der Baron erſtaunte über das Mädchen. Sie hatte alle Zeichen der edelſten Abkunft an ſich; und die ſchlanke Geſtalt, der Griechiſche Buſen, das feine Geſichtchen, der edle Gang; die kleinen Schritte, und die hellen Farben ihrer Kleidung vollendeten des Barons Erſtaunen. „O!“ rief er ſo laut, daß es das Mädchen beinahe hörte, „der Himmel gebe mir hier zehn ſolche weibliche Geſchöpfe, und ich trotze damit einer Welt voll Slaven!“

Das Mädchen ſah ſeine bedeutenden Blicke, und wollte ihm ausweichen; allein der Baron trat ihr in den Weg. Er ſah ſie lächelnd an, umfaßte ihren ſchlanken Leib, und ſagte dann mit entzückter Stimme: „Liebes, liebes Mädchen!“ Das Mädchen erröthete und wand ſich aus ſeinen Armen. „Recht, recht! liebes Deutſches Mädchen!“ rief der Baron, und ließ ſie fahren; „ich ehre die keuſche Unſchuld Deiner Seele. Du biſt vom edelſten Adel, mein Kind!“ — Das Mädchen ſah ihn mit großen Augen an. Ich von Adel? fragte ſie lachend, und wollte gehen. „Du von Adel!“ ſagte Flaming, und ergriff ihre Hand. „Wie heißeſt Du, mein Kind?“— Roſine Herrmann, antwortete das Mädchen verſchämt. — „Herr=

mann! Herrmann! O richtig! Alles ſtimmt zuſammen, Nahme und Geſicht. Recht! Herrmann! Dein Geſicht kann Deine Geburt nicht verläugnen. Dein Vater, Mädchen, ſage ich Dir, iſt vom edelſten Adel, edler als Du glaubſt. Du denkſt, er iſt ein Bauer; aber ich ſage Dir…" Das Mädchen entſchlüpfte ihm, und ging in ein nahes Haus.

„Iſt der Menſch ein Narr?" fragte der Beſitzer dieſes Hauſes Roſen. „Du von Adel? Nahme und Geſicht ſtimmten zu? Dein Vater wäre ein Edelmann?" Ei, ſagte Roſe, der Menſch iſt nicht geſcheidt.

Man ſah dem Baron nach, und er blieb wohl noch zehnmal bei der Jugend ſeines Dorfes, beſonders bei der weiblichen, ſtehen. Die Bauern in den Fenſtern oder vor den Thüren ſchüttelten die Köpfe über den Fremden, der indeſſen immer auf den Edelhof zuging. Nach einer halben Stunde wußte das ganze Dorf, daß der Fremde, der heute alle Mädchen angehalten hatte, Quinctius, der junge Baron war. Jetzt wurde das Kopfſchütteln der Bauern noch ſtärker und allgemeiner. Alle Nachbaren traten zuſammen. Väter und Mütter ſanden an der Freundlichkeit des gnädigen Herrn gegen ihre ſchlanken Töchter gar kein Behagen; und die jungen Bauerkerl, die vorher gelacht hatten, noch weniger. Aber am ärgſten war die Unruhe bei Roſens Eltern. Roſe hatte des Barons Geſpräch mit ihr ihrer Mutter erzählt; der Bauar, der es mit angehört hatte, ihrem Vater.

Roſens Vater ſtützte den Elbogen auf den Tiſch, und ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Roſens Vater ſoll ein Edelmann ſeyn? Herrmann? So heißt kein Anderer hier im Dorfe. Das iſt doch ſeltſam!“ Er ſprach mit ſeiner Frau darüber. Sie leugnete, daß der Baron das geſagt habe. Das vermehrte ſeinen Argwohn, und ſetzte ihn in Hitze. „Leugne nur nicht!“ rief er; „ein Hurkind hat er Roſen geheißen. Veit hat es gehört. Nahme und Geſicht, hat er geſagt, träſen zu. Ein Edelmann, hat er geſagt, wäre ihr Vater!“ Die Mutter weinte und ſchimpfte; der Vater fluchte und lärmte. Auch Roſe weinte. Zu dieſer Scene der Wuth und Bekümmerniß kam nun auch Roſens Bräutigam. Schon ſein Geſicht ſagte ihr, er wolle mit ihr zanken, daß der Edelmann ſie auf öffentlicher Straße in die Arme genommen, und, noch mehr, daß ſie es gelitten habe. Kurz, die ganze Gemeinde dachte nichts weniger, als daß ihr Edelmann auf das Land gezogen ſey, ſie glücklich zu machen; und wo der Edelmann, der am Abend ſpät noch einmahl durch das Dorf ging, auf einen Bauern traf, da ſah er auch ein kaltes, mürriſches Mißtrauen in dem Geſichte. Die Mädchen aber liefen vor ihm, als ob er die Peſt an ſich hätte. Er konnte keine Blondine mehr zur Sprache bringen, und freute ſich über die keuſche Zurückgezogenheit der Mädchen, ohne ein Verbot der Eltern und der jungen Bauerburſchen zu ahnen.

Als er die höchſt nöthigen Einrichtungen zu ſeinem häuslichen Leben gemacht hatte, ſtellte er ſich an das Fenſter, und ſah mit einer ſehr fröhlichen Miene auf die Hütten herunter, die in dem blaſſen Lichte des Herbſtabends ruhig vor ihm lagen. Tauſend verworrene Bilder, Plane und Wünſche drängten ſich vor ſeine Seele. Mit wohlwollenderem Blick und Herzen hat vielleicht nie ein Herr auf die Wohnungen ſeiner Unterthanen herabgeſehen, als jetzt Flaming, und mit mehr Widerwillen haben wohl nie Unterthanen an ihre Herrſchaft gedacht als jetzt die ſeinigen.

„Genug,“ rief Flaming endlich den Hütten zu; „ich will Euch glücklich machen. Ich habe Euch meine heißen Begierden nach Ruhm und Ehre aufgeopfert! Euer Glück ſoll mein Stolz ſeyn; und wenn mein Nahme nur in dieſen Hütten mit dankbaren Thränen der Freude genannt wird, ſo mag die übrige Welt vergeſſen, daß ich gelebt habe!“

Dieſe ſo wohlthuenden Gefühle der Liebe füllten ſein Herz mit einer ſtolzen Fröhlichkeit. Er ging heiter im Zimmer auf und nieder, und ſah entzückt rings umher, als ob er unter ſeinen glücklichen Unterthanen ginge. „Und der Welt will ich zeigen,“ rief er jetzt ſtillſtehend und mit einem ſtolzen Lächeln, „bis auf welchen hohen Grad der Vollkommenheit die Menſchheit ſteigen kann, wenn ein fühlendes Herz, wenn die Weisheit ſich ihrer annimmt.“ Der Zuwachs dieſer Idee, von der Welt bewundert zu werden, hob ſeine Empfindung, ſo hoch ſie ſteigen konnte. Er warf ſich ſogleich an den Schreibtiſch, und bearbeitete einen Plan ſeine Unterthanen glücklich zu machen. „Alles,“ rief er, nachdem er eine halbe Stunde den Kopf geſtützt hatte, „alles kommt doch im Grunde darauf an, der Natur zu folgen. Die Natur hat den Weg zum menſchlichen Glück ſo deutlich vorgezeichnet; nie hat ein Philoſoph nur je einen andern finden können. Nein, es kommt nur darauf an, meine theuren Unterthanen zum Gefühl ihres edlen Werthes zu bringen, ſie zu der Vollkommenheit zu heben, die der edelſte Menſchenſtamm erreichen kann; alles wegzuſchaffen, was Sitte der unedleren Slaven, oder gar Verderbniß Mongoliſcher Nationen iſt. Nachkommen von Wenden, Polen, Böhmen, Ruſſen oder andern Slaviſchen Nationen ſind gewiß noch unter meinen Unterthanen.“

Er erinnerte ſich jetzt, daß er ſogar heute ſchon einige Bauern mit ſchwarzen Köpfen, Stutznaſen, ſtarken Backenknochen, oder krummen Beinen geſehen hatte. „Wohl!“ rief er; „ſie ſind da, um glücklich zu ſeyn, wie ich. Ich will dieſen verſäumten Kindern der

Natur ein zärtlicher Vater werden; ich will ſie veredlen, ohne meinen edleren Unterthanen zu ſchaden, und meine und deine Kinder, Emilie, ſollen nur noch wenige Tropfen unedles Bluts aus meinen Dörfern wegzuſchaffen haben!“

Nun brachte er an ſeinem Schreibtiſche die halbe Nacht damit zu, einen Plan auszuarbeiten, wie er ſeine Unterthanen glücklich machen wollte. Er war entſchloſſen, ſogleich den nächſten Tag anzufangen. Den Juſtizamtmann hatte er ganz früh zu ſich beſtellen laſſen; und am Morgen ſtudierte er noch eine kleine Rede ein, die er an ihn halten wollte. Seine Theorie von den Menſchenracen hatte er ganz in Kurzem zu Papier gebracht, um ſie dem Amtmanne mitzutheilen. Hierin waren alle körperliche und moraliſche Kennzeichen der Menſchenſtämme angegeben, und folglich leicht zu überſehen, was für Reformen noch in ſeinen Dörfern zu machen wären.

Er wartete ungeduldig auf den Amtmann. Endlich wurde dieſer gemeldet. Flaming eilte, ſeine Papiere in der Hand, mit geöffneten

Lippen, in zitternder Ungeduld, auf die Thür zu. Die Thür ging auf, und ein kleiner, dickbäuchiger Mann mit ſchwarzem Haar, ſchwarzen Augen, und einem ſpitzen Kinne trat ihm mit einigen tiefen Verbeugungen entgegen.

Der Plan von Glückſeligkeit, der ſo lebendig in Flamings feuriger Seele lag, ſchrumpfte, als er den Bauch des Amtmanns erblickte, über die Hälfte zuſammen. „O, zu allen Teufeln!“ rief er laut, und drehete ſich unmuthig von dem Amtmann ab. Er war zu ſehr überraſcht von dem ſo ganz unerwarteten Anblick. Der Juſtizamtmann, der erſt ſeit einigen Jahren hier ſtand, folglich den Baron noch nicht kannte, und ihm, nach den Erzählungen der Bauern im Dorfe, wenigſtens keinen Glückſeligkeitsplan für ſeine Unterthanen zutraute, war ohnedies ſchon mit einem verlegenen Geſicht in das Zimmer getreten. Er wurde noch verlegener, als der Baron ſich fluchend von ihm wendete. Indeß er redete ihn an, wünſchte ihm Glück zu ſeiner Ankunft, u. ſ. w. Seine Verlegenheit ſtieg aber mit jeder Minute, da der Edelmann keine Sylbe antwortete, ſondern mit krauſer Stirn bald ein Papier, das er in der Hand hielt, bald ihn ſtarr betrachtete. Flaming konnte nichts antworten; denn er hatte nichts gehört. Er ſah mit Verdruß, daß er dem Amtmanne ſeine Theorie von den Menſchenſtämmen nicht mittheilen konnte, ohne ihm wehe zu thun, weil er ſelbſt die meiſten Kennzeichen einer Slaviſchen Abkunſt an ſich trug.

Wiſſen muß ich es doch, dachte er mit Kopfſchütteln; und ſo fragte er den verlegenen Mann auf einmal: „was für ein Landsmann ſind Sie, Herr Amtmann?“ und zu gleicher Zeit fing er an den Kopf des Amtsmanns mit dem Koſaken-Schedel, der nebſt andern Todtenköpfen ſchon ausgepackt war und auf dem Tiſche ſtand, zu vergleichen.

Ein Sachſe, Herr Baron.

Flaming ſchüttelte den Kopf, und ſah auf den Schedel. „Aber Ihre Vorfahren?“

Aus Preußen, Herr Baron.

„Hm! ganz recht! ganz recht! Das konnte nicht anders ſeyn!“ rief Flaming, und lächelte, daß ſeine Theorie ſich ſo gut hielt.

Er ging einen Augenblick im Zimmer umher, und nickte ſich freundlich Beifall zu. Dann zeigte er auf den Koſaken-Kopf, und ſagte: „Das hab' ich gedacht, Herr Amtmann; das hab' ich gedacht!“

Der Amtmann folgte dem zeigenden Finger des Barons, bemerkte die Todtenköpfe, und blieb verlegen ſtehen. Flaming aber hatte in dieſem Augenblicke ſeinen ganzen Plan vergeſſen, und ſeine Phantaſie ging mit ſeiner Hypotheſe durch. Er lächelte höchſt freundlich, daß ſeine Theorie ſich ſo richtig bewährte.

„Nicht wahr, Herr Amtmann,“ fuhr er mit funkelnden Augen und einem gutherzigen Tone fort: „Sie eſſen gern fette, öhlichte Speiſen?. nicht wahr, ich hab' es errathen?“

Der Amtmann erröthete, weil er die Frage für Spott über ſeinen Bauch hielt. Er verbeugte ſich mechaniſch.

„O, ich will Ihnen noch mehr ſagen, lieber Herr Amtmann,“ fuhr der Baron eifrig fort. „Sie ſollen Wunder ſehen. Sie trinken lieber warme Getränke als kalte? nicht wahr? — Sie mögen dunkelfarbige Kleider lieber leiden, als helle Farben? nicht wahr?

Sie tragen gern weite Beinkleider? nicht wahr?" —

Der arme Amtmann, der ohnedies nicht zu den Dreiſteſten gehörte, hatte bei dieſen Fragen, von denen er auch nicht das Mindeſte begriff, faſt die Beſinnung verloren. Er wollte etwas ſagen; es wurde aber nur eine Verbeugung daraus. Dieſe hielt der Baron für ein Ja. Nun fuhr er fort, legte dem Amtmanne die Hand auf die Schulter, und ſah von Zeit zu Zeit in ſein Papier. „Hören Sie nur zu, Herr Amtmann: Sie ſind eiferſüchtig, ſehr eiferſüchtig. Und" — er ſah wieder in ſein Papier nach neuen Kennzeichen des Slaviſchen Völkerſtammes — „nicht wahr, Sie ſind verheirathet? und dann — ſeyn Sie einmahl aufrichtig — Sie legten einen eingebildeten Werth auf die Jungfrauſchaft Ihrer jetzigen Frau?"

Aber, mein Gott, Herr Baron .... fing der Amtmann erröthend an. Er endigte nicht. Der Baron fuhr fort. „Sie rauchen gern Taback, ſtarken Taback? Und dann, nicht wahr? Sie ſind ein Freund von ſtarken Getränken?"

Der Amtmann, der den Baron immer in das Papier blicken ſah, glaubte bei ihm verläumdet zu ſeyn. Er unterbrach ihn hier: Trinken, gnädiger Herr, iſt mein Fehler nicht. Zum Beweiſe dient meine feſte Geſundheit; ich bin noch niemahls in meinem Leben krank geweſen.

„Recht, recht!“ rief der Baron noch erhitzter; „auch das hab' ich gewußt.“ Und um den Amtmann zu überzeugen, daß er es wirklich gewußt habe, zeigte er ihm auf dem Papiere folgende Worte: „er wird nie oder ſelten krank; und wird er es einmahl, ſo bedarf er keiner Arzneimittel. Die Natur iſt ſein Arzt; denn er hat ſehr viel thieriſche Lebenskraft.“ „Iſt es nicht mit Ihnen ſo, wie es hier ſteht?“

Jetzt verſank der Amtmann in ein Erſtaunen ohne Gleichen. Er war feſt überzeugt, das Er auf dem Papiere ſolle ihn bezeichnen, da es doch nichts anders als der Sklave bedeutete. Den letzten Umſtand, der ihm vorgeleſen war, geſtand er ein, und erwartete nun ängſtlich, was für Beſchuldigungen dieſer Steckbrief noch weiter enthalten würde.

Der Baron glühete vor Freude, daß ſeine Hypotheſe ſo beſtätigt wurde; allein auf einmahl fiel ihm ſein Glückſeligkeitsplan auf dem Tiſche in die Augen. Er legte ſeine Theorie von den Menſchenracen auf den Plan, kreuzte die Arme übereinander, ſeufzte tief, und ſagte langſam: „das iſt doch Schade, ſehr Schade!“

Gnädiger Herr, was iſt denn Schade? fragte der Amtmann, dem der Muth bei des Barons Freundlichkeit gewachſen war. Was iſt denn Schade?

„Daß Sie, daß Ihre Vorfahren aus Preußen abſtammen, daß . . . daß . . . Sie können ein ehrlicher Mann ſeyn, Herr Amtmann, und ich wollte darauf ſchwören, daß Sie es ſind; aber . . .“

Ich bin verläumdet, Herr Baron, ſagte der Amtmann mit einer Art von Heftigkeit.

„Verläumdet?“ Jetzt erſt merkte Flaming, in welche Lage der Amtmann durch ſeine Fragen gebracht war. „Seyn Sie ruhig, Herr Amtmann,“ ſagte er mit Güte. „Ich meine wahrhaftig nichts Uebels. Es ſollte mir nahe gehen, wenn ich Sie beleidigt hätte; denn was können Sie für die Aehnlichkeit? „Er ſah aufs neue den Koſaken-Kopf an.

Flaming ſuchte wirklich — ſo gutherzig war er — ein Mittel, den Mann zu rechtfertigen. Vielleicht, dachte er, war ſeine Mutter eine Deutſche; und dann iſt er doch halb ein edler Celte. „Wo ſtammt denn Ihre Mutter her?“ fragte er jetzt den Amtmann. „Aus Deutſchland gewiß?“

Meine Mutter war eine Polin.

„Nun, ſo hol's der Henker!“ rief der Baron. „Eine Polin? Ich wollte, daß... Nun, zu ändern iſt es nicht. Laſſen Sie es gut ſeyn, laſſen Sie es gut ſeyn! Sie können nicht dafür, und ich eben ſo wenig.“ Mit dieſen Worten ging er heftig im Zimmer auf und nieder, und brummte von Zeit zu Zeit: „eine Polin! Hol's der Henker!“

Der Amtmann wurde von Sekunde zu Sekunde verlegener, und dem gutherzigen Baron, der es bemerkte, ging ſeine Verlegenheit nahe. Er trat von neuem freundlich zu dem Amtmann, um ihn aufs ſchonendſte mit der Urſache ſeines Verdruſſes bekannt zu machen. „Sehen Sie, lieber Herr Amtmann, fing er zutraulich an; „ich bin hieher gekommen, um meine Unterthanen ſo glücklich zu machen, als Menſchen es nur ſeyn können. Ich habe ein Herz, Herr Amtmann, welches das menſchliche Elend, die Bedrückungen, unter denen der edle menſchliche Geiſt liegt, tief empfindet. Glückliche Zufälle und ein anhaltendes Studium der menſchlichen Natur, haben mich mit den Haupturſachen des menſchlichen Elendes, und mit den einzigen Mitteln, ihnen abzuhelfen, bekannt gemacht. Ich bin reich genug, es mit allen Hinderniſſen aufzunehmen.“ (In dem Laufe dieſer Ideen vergaß er, daß er einen Slaven vor ſich hatte. Der Glückſeligkeitsplan füllte ſeine Seele, und die Augen leuchteten ihm von den Strahlen der Gutherzigkeit.) „Ich will,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „der Wohlthäter meiner Unterthanen ſeyn. Sie ſollen mich wie ihren Vater lieben. Ich habe ihrer Glückſeligkeit eine Laufbahn voll Ehre, eine heiße Leidenſchaft, ein Leben voll Bequemlichkeit, voll der feinſten Freuden, auf die mein Stand, mein Reichthum und meine Verbindungen mit den größten Gelehrten mir Anſprüche gaben, aufgeopfert; ich will die ſtillern und ruhigern Freuden, welche Unſchuld, Einſamkeit, Verborgenheit und die Natur geben, mit meinen Unterthanen theilen, und ihre Glückſeligkeit ſoll meine einzige Belohnung dafür ſeyn. Sie Herr Amtmann, ſind ein Menſch wie ich. Sie müſſen das Vertrauen belohnen, das ich Ihnen ſchenke, indem ich Ihnen einen Theil von der Glückſeligkeit meiner Unterthanen anvertraue; Sie müſſen mit mir gemeinſchaftlich arbeiten, denken, wachen und ausführen. Meine Unterthanen ſind meiſtens des höchſten menſchlichen Glückes fähig; denn ſie ſind faſt alle reine Deutſche. Ich, Herr Amtmann, und Sie ſelbſt ...“ Auf einmahl ſchwieg er mitten in dem feurigſten Strome ſeiner Beredtſamkeit. Er wollte ſagen: Sie ſelbſt ſind ein Deutſcher; und nun fiel ihm ein, daß der Amtmann ein Slave war. Er ſah den Amtmann mit einer Miene an, die ſowohl ihn als auch ſeine Unterthanen bedauerte.

Der Amtmann war während der kleinen Anrede wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Er nickte freundlich mit dem Kopfe, und ſann ſchon hin und her, welche Vorſchläge er ſelnem enthuſiaſtiſchen Edelmanne zum Wohl der Bauern zuerſt thun wollte. Da der Baron ſchwieg, ſo hob er ſehr gutherzig an: Was ich zur Ausführung Ihrer edlen Abſichten thun kann, gnädiger Herr, will ich ſehr gern thun. Ihr Vertrauen iſt mir ſehr ſchmeichelhaft.

„Legen Sie mir nur nichts dabei in den Weg,“ ſagte Flaming mit einer ſo empfindlichen Kälte, daß dem Amtmanne das Wort zwiſchen den Lippen blieb. Der Baron machte eine Verbeugung. Der Amtmann dankte Gott, als er auf der Gaſſe war, ging augenblicklich zu dem Paſtor hin, und fluchte unterweges von Herzen auf den tollen Baron, von dem er nichts begriffen hatte.

„Nun? wie haben Sie unſern jungen gnädigen Herrn gefunden?“ fragte der Paſtor; und ſeine Schweſter ſprang bei dieſer Frage aus dem Nebenzimmer hervor. Ja, wie hab' ich ihn gefunden? antwortete der Amtmann mit gerunzelter Stirn, und erinnerte ſich noch einmahl der ganzen Unterredung mit allen Zeichen des Verdruſſes. Bei Verſtande kann er unmöglich ſeyn, unmöglich; denn ſo durch einander ſpricht kein Vernünftiger. Entweder er hat mich zum Narren gehabt, oder ich bin bei ihm verläumdet. Sehen Sie, dieſen Augenblick iſt er ſo freundlich, wie ein Menſch nur ſeyn kann, und ſpricht wie ein Buch; aber dann fährt er unvermuthet auf, man weiß nicht warum, und thut Fragen, als ob er alle Menſchen zu Narren hätte.

Ja, ſagte des Paſtors Schweſter; es wird wohl ſo ein Wildfang ſeyn, der keinen ehrlichen Mann ungehudelt, und kein Mädchen ungeneckt kann gehen laſſen. Geſtern hat er alle Mädchen angehalten.

Das kann wohl ſeyn, meinte der Amtmann; ein Paar Aeußerungen von ihm klangen nicht ſehr ehrbar. Er ſagte mir mit einem ſpöttiſchen Lachen: ich ſey eiferſüchtig; und hernach lachte er darüber, daß meine Frau noch Jungfer geweſen wäre, als ich ſie geheirathet hätte. Ach, glauben Sie mir, wir werden unſere Noth mit ihm haben. Er ſagte mir ins Geſicht, ich tränke.

„Es ſoll indeß ein gelehrter Mann ſeyn,“ ſetzte der Paſtor hinzu.

Nun ſo hat er den Verſtand wegſtudiert.

So etwas muß es auch ſeyn. Er hatte drei oder vier Todtenköpfe auf dem Tiſche ſtehen. Jetzt ſprach er von dem Studium der menſchlichen Natur und von Verbindungen mit den größten Gelehrten; und zwiſchen durch wieder das tollſte Zeug.

Der Prediger ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und zog ſich an, um ſelbſt zu dem Baron zu gehen. Der Amtmann begab ſich voll Verdruß nach Hauſe. Der Prediger wollte eben weg, als Flaming zu ihm kam.

Das Herz ſchlug dem Baron, als der Amtmann von ihm gegangen war. Er fühlte, daß er den Mann tief beleidigt hatte, und daß er ihm Genugthuung geben mußte. Sogleich ging er zu dem Amtmanne, mit dem feſten Vorſatze, ſeine Härte wieder gut zu machen und gar nicht an die Menſchenſtämme zu denken. Er fand, anſtatt des Amtmannes, deſſen Frau, ein hübſches Weib, mit zwei liebenswürdigen Kindern, deren blondes Haar ihn völlig mit dem ſchwarzköpfigen Vater verſöhnte. Flaming ſetzte ſich bei ihr nieder, ſchäkerte auf eine ſo vertrauliche Weiſe mit den Kindern, und ſagte der Mutter ſelbſt ſo viel Schönes, daß dieſe ganz von ihm eingenommen wurde. Von ihr ging er, weil ihm der Amtmann zu lange ausblieb, zu dem Pfarrer, und traf ihn an der Thüre.

Auch hier war Flaming ſehr artig und zutraulich. Mit dem Pfarrer ſowohl als mit ſeiner Schweſter, einem liebenswürdigen Mädchen, das bei kaſtanienbraunem Haare doch blaue Augen hatte, ſchwatzte er ſo heiter und ſo unterhaltend, daß Beide nicht wußten, was ſie von den Aeußerungen des Amtmanns denken ſollten. Er war gegen Karolinen (ſo hieß das Mädchen) ſehr beſcheiden, und redete von der Liederlichkeit mit einem ſo unverſtellten Abſcheu, daß ſie ſogar anfing die Ausſage der Bauern für Unwahrheit zu halten.

Genug, der Baron von Flaming hatte Aller Beifall, und des Amtmanns Zweifel wurden Nachmittags, als der Paſtor und ſeine Schweſter zu ihm kamen, ſo einmüthig und ſo hitzig widerlegt, daß er ſchweigen mußte.

Der Herr von Flaming war unterdeſſen zu dem feſten Entſchluſſe gekommen, ſeine Theorie, auf welche er das Glück ſeiner Unterthanen gründen wollte, zu verſchweigen; denn überall traf er auf Dinge, die ihn dazu nöthigten.

Der Amtmann war ſelbſt ein Slave. Der Prediger hatte zwar blondes Haar und blaue Augen; allein in der Stunde, die der Baron mit ihm zugebracht, und in der er ihm über ſeine Hypotheſe ganz fein auf den Zahn gefühlt, hatte er auch bemerkt, daß der Paſtor ſteif und feſt an eine allgemeine Abſtammung von Adam glaubte, und, was noch mehr war, dieſe Meinung mit ſeltener Gelehrſamkeit zu verfechten wußte. Trotz der Gelehrſamkeit des Pfarrers aber, und trotz dem ſchwarzen Haare, dem Slaviſchen Kinne und Geſichte des Amtmanns, würde Flaming dennoch mit ſeiner Hypotheſe auf den Kampfplatz gerückt ſeyn, wenn ihn nicht ganz beſonders die Furcht, des Paſtors Schweſter zu beleidigen, davon abgehalten hätte. Flaming konnte ſich nicht läugnen, daß Karoline manche Zeichen einer Slaviſchen Abkunft an ſich hatte; aber, der Himmel mochte wiſſen, wie es zuging, dieſe Slaviſchen Eigenthümlichkeiten ſtanden dem Mädchen ſo gut, daß bei einem andern Manne als Flaming dadurch die ganze Hypotheſe in Gefahr gerathen wäre.

Flaming traf Karolinen in dem ungekünſtelten Morgenanzuge. Ihr braunes, dunkles Haar ringelte ſich auf einem weißen wächſernen Halſe ſo ſchön, daß in der That das blondeſte Haar dieſe Wirkung nicht hätte hervorbringen können. Ihr Buſen war voll, wie ihre ganze Geſtalt rund und üppig; ihr Arm, und ihre Hand rund und fleiſchig; ihre roſenrothen Lippen zum Kuſſe rund und hoch gewölbt; über ihren Lippen ſtand ein kleines hübſches Stutznäschen, das aber ihr Geſicht äußerſt witzig machte. Geſtalt und Geſicht, Arm und Buſen waren nicht Celtiſch, das ſah Flaming wohl; aber — wie es zuging, das mag die Natur verantworten, die ſchon mehrern Syſtemen böſe Streiche geſpielt hat — Flaming heftete ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf dieſe reitzende Slaviſche Figur, und in manchem Augenblicke hätte er ſich nicht Eins von allen dieſen Zeichen eines unedlen Geſchlechtes für alle Schätze der Welt nehmen laſſen. Dabei war Karoline ausgelaſſen heiter. Sie lachte und plauderte, wenn ſie einmal hinein kam, ohne Aufhören fort; aber ſie zeigte beim Lachen einen Mund voll ſo ſchöner weißer Zähne, und beim Plaudern wurden Auge und Geſicht ſo angenehm lebendig, daß der Baron keinen Blick von ihr wendete, ob er gleich Plaudern, Lachen und ſehr weiße Zähne ebenfalls für Zeichen einer unedlen Abkunft hielt. Kurz, er konnte ſchlechterdings nicht mit ſeiner Theorie hervorrücken, weil es ihm unmöglich war Karolinen zu beleidigen. Er entſchloß ſich alſo die Glückſeligkeit ſeiner Bauern auf Schleifwegen zu gründen, ohne ſeine Theorie bekannt werden zu laſſen; und damit machte er denn ſogleich den Anfang.

Den nächſten Tag ließ er die Hausväter und Hausmütter des Dorfes auf dem großen Saal in ſeinem Schloſſe zuſammen kommen. Mißtrauiſch ſtanden die Alten in einem engen Kreiſe da, und fliſterten mit einander. Noch mißtrauiſcher waren die jungen Männer junger hübſcher Weiber, und ſahen jedem Bedienten, der durch den Saal ging, bedenklich nach. Endlich erſchien der Baron von Flaming. „Guten Tag, meine lieben Freunde und Kinder!“ rief er mit einem zutraulichen Tone. Aber da war kein Blick, der ihm antwortete, kein Mund, der ſeinen Gruß erwiederte.

Der Baron trat mitten unter die Bauern. Auf ſein Winken ſchloſſen ſie einen Kreis um ihn her. „Ich habe,“ hob er freundlich an, „die Stadt verlaſſen, meine Freunde, um in Euren Armen glücklich zu ſeyn und mein Leben unter Euch zu beſchließen. Hier bin ich nun: nicht, wie viele meines Gleichen, Euch zu drücken, Eure Ernten mit meinen Jagden zu zerſtören; nein, Euch glücklich zu machen. Ich verlange nichts von Euch, als daß Ihr meinem Rathe folgt, der nur auf Euer Glück abzweckt. Um meinen Eintritt unter Euch zu heiligen, will ich einigen von Euch die Frohndienſte erlaſſen, die Ihr mir zu thun ſchuldig ſeyd. Ihr könnt leicht denken, daß ich Gründe haben muß, warum ich ſie nicht allen erlaſſe; aber ich hoffe, daß es bald in meiner Gewalt ſtehen wird, gegen jeden von Euch gleich gütig zu ſeyn.“

Die Bauern, die das nicht erwartet hatten, ſahen ſich unter einander an und ſchwiegen, beſonders da ſie bemerkten, mit welcher Aufmerkſamkeit der Baron ſie alle, vorzüglich aber die jungen Weiber, betrachtete.

Jetzt ließ ſich der Baron das Dienſtbuch bringen. Nun mußte ein Hausvater nach dem andern mit ſeiner Hausfrau herzutreten, wie ihre Nahmen im Buche folgten. Flaming betrachtete jedes Paar ſehr lange und ſehr genau; dann ſchrieb er etwas auf ein Blatt Papier. Es war eine Todtenſtille im Saale, ſo lange die Muſterung währte.

Der Baron unterſuchte bei jedem Paare ganz genau die Kennzeichen ihres edleren oder unedleren Urſprungs, um die Größe ſeiner Wohlthat darnach abzumeſſen. Er war ganz vollkommen überzeugt, daß alle Nachkommen der unedleren Menſchenſtämme auf die Rechte und Freiheiten der edlen Celten keine Anſprüche machen könnten; ja, auch davon, daß die Slaviſchen Einwohner ſeiner Dörfer ſeine Wohlthaten mißbrauchen würden. So hatte er denn an den Frohndienſten einen Zaum, mit dem er die unſittlichere Natur der Schwarzköpfe bändigen konnte. Eben ſo viel lag ihm daran, dieſen Unterſchied gleich Anfangs fühlbar zu machen, damit der bedeutendſte Theil ſeines Plans, die Heirathen zwiſchen den edleren und unedleren Menſchen ſeiner Herrſchaft zu hindern, deſto leichter auszuführen wäre.

Jetzt las er die Nahmen der Glücklichen, denen er alle Frohndienſte erlaſſen wollte, laut vor. Man kann leicht denken, daß es lauter Blondköpfe mit blauen Augen waren. Den Köpfen mit braunem Haar erließ er die Hälfte, und allen Schwarzen doch etwas; nur bei Einem, der ein gar zu Mohriſches Geſicht hatte, ſchüttelte Flaming wohl zehnmal den Kopf, und erließ ihm gar nichts.

Der Amtmann, welcher gegenwärtig war, um der Handlung gerichtliche Kraft zu geben, ſchüttelte den Kopf eben ſo oft als der Baron. Er ſann hin und her über die Urſachen, die der Baron haben könnte, dieſem zu erlaſſen und jenem nicht; aber er ſann nichts heraus. Der alte Mann mit dem Mohrengeſichte trat endlich, da alles vollendet war, beſcheiden an den Tiſch, und fragte den Baron mit bebender Stimme: „Was hab' ich denn Böſes gethan, Ihr Gnaden, daß Sie mich vor der ganzen Gemeinde beſchimpfen? Ich bin ein ehrlicher Mann, ſeit zwanzig Jahren hier Schulze im Dorfe. Ihr hochſeliger Herr Vater gab mir das Zeugniß der Ehrlichkeit dadurch, daß er mich zum Schulzen machte. Ich verlange keinen Erlaß meiner Dienſte: denn Sie ſind Herr zu ſchenken, wem Sie wollen; aber, Ihr Gnaden, bitten kann ich Sie doch wohl, daß ſie erklären, ob Sie mich für einen ehrlichen Mann halten oder nicht.“ Der Amtmann und die Gemeinde gaben unaufgefordert dem Schulzen das beſte Zeugniß. Der Baron gerieth in Verlegenheit. Er war überzeugt, daß er dieſem Negergeſichte kein Unrecht gethan haben konnte; und doch erhob ſich in ſeinem Innern eine Stimme, die für den Alten ſprach. Alſo erklärte er öffentlich, daß er nichts gegen den Schulzen habe. Mehr wollte dieſer nicht. Er ſchlug es ſogar, doch ohne alle Bitterkeit, aus, als der Edelmann ihm eben ſo viel erlaſſen wollte, wie den übrigen Schwarzköpfen. Nun ſtand der Baron auf, und erklärte der Gemeinde noch zuletzt, daß er ihr eine Bedingung bekannt machen würde, die jeder beobachten müßte, wenn er die Wohlthat auf ſeinem Gute behalten wollte. „Die Bedingung iſt nicht ſchwer, meine Freunde," ſagte er. „Es iſt eine Kleinigkeit, welche nichts als die natürliche Ordnung der Familien betrifft." Die Blondköpfe dankten jetzt dem Baron, und die Schwarzhaarigen ſchüttelten die Köpfe, die ihr Unglück verurſacht hatten. Der Baron verließ zufrieden den Saal, und die Bauern folgten ihm mit mannigfaltigen Gedanken und Empfindungen.

Die Schwarzköpfe blieben auf dem Kirchhofe ſtehen, und ſahen mit finſtern Blicken den Blondköpfen nach, die freudig zu ihren Hütten eilten. Was meint Ihr dazu? fragte ein Alter. Wie nennt Ihr das? Alle kamen überein, daß der Baron der allerpartheiiſchſte Mann in der Welt wäre. Man ging die Lebensläufe der Blondköpfe durch, und fand ſchlechterdings keine Urſachen darin, die ſie zu dem ſo ausgezeichneten Vorzuge berechtigten. Warum aber hat der Baron den Unterſchied gemacht? fragte jeder. Es kamen ſo viele Hypotheſen zum Vorſchein, als Schwarzköpfe da waren; allein jede hatte ihre Schwierigkeiten. Einige meinten, die andere Parthei müſſe ſie verläumdet haben. Unmöglich. Niemand hatte den Baron vorher geſprochen. Kurz, man erhitzte ſich, man ſtritt, ohne etwas auszumachen, und am Ende ging jeder Schwarzkopf mit einem Herzen voll Erbitterung gegen Flaming nach Hauſe.

Auch die Blondköpfe nahmen zu Hauſe die Urſache ihres Glücks in Ueberlegung, und brachten eben ſo wenig heraus. Indeß ſie ließen es dahin geſtellt ſeyn, und waren mit ihrem Edelmanne zufrieden. Natürlicher Weiſe erregte die Partheilichkeit des Barons auf der einen Seite Neid, auf der andern Stolz; und noch denſelben Abend brachen ein Paar Weiber los. Die Schwarze ſchrie der Blonden zu: ja, du haſt eine hübſche Tochter; und wir wiſſen wohl, daß der Baron ſchon den erſten Tag freundlich mit ihr geſprochen hat. Eine Hand wäſcht die andere; und wer giebt, will haben. Hätte ich eine hübſche Tochter, ich dürfte auch nicht mehr zur Frohne. Da, Herrmann iſt auch los davon, und Veit und Richter. O, der gnädige Herr weiß wohl: wer fahren will, muß ſchmieren. Herrmanns Roſe hat er ja vor aller Menſchen Augen in die Arme genommen; mit Richters Trinen hat er vor der Scheune geſchwatzt, und Veits

Tochter hat er ſogar über den Steig geholfen. O ja, verkauft ihr nur Euer Fleiſch und Blut um Sündengeld! Wir wollen ſehen, wer am weiteſten kommt!

Dieſes Geſchwätz der Weiber traf, und traf gewaltig; denn ſo viel war richtig: die Eltern aller der Mädchen, mit denen der Edelmann die beiden Tage hindurch geſprochen und freundlich geſprochen hatte, waren unter der Zahl der Glücklichen. Die Töchter der Schwarzköpfe hingegen hatte er nicht angeſehen, wenn ſie ihm auch begegnet waren. O, man ſieht es ja, hieß es den andern Tag ſchon allgemein im Dorfe: den Vätern ſchenkt der Baron die Frohndienſte; aber die Töchter ſollen ihn abbezahlen. Pfui, das Sündengeld!

Obgleich dieſe Erklärung von des Barons Partheilichkeit auf keine Weiſe von ihm ſelbſt beſtätigt wurde, (denn alle Mädchen ſahen ſehr bald, daß ſie vor ihm ſehr ſicher waren): ſo blieben dennoch die Schwarzköpfe ſtarrköpfig dabei, weil ſie auf ſolche Art wenigſtens ihre Rache gegen die Blonden befriedigten. Und durch die bekannt gemachte Bedingung des Barons wurde dieſe Rache noch glühender; dieſe Bedingung ſetzte nehmlich feſt, daß jeder, dem die Frohndienſte erlaſſen wären, ſogleich dies Vorrecht wieder verlieren ſollte, wenn er in eine Familie heirathete, welche dieſes Vorrechtes nicht genöſſe. Der Baron hatte dabei eine doppelte Abſicht: erſtlich ſeine Celtiſchen Unterthanen unvermiſcht zu erhalten; und dann durch Vortheile und Wohlthaten junge Blondköpfe aus den benachbarten Dörfern anzulocken, ſich mit den ſchwarzköpfigen Mädchen ſeiner Dörfer zu verheirathen, und ſo das Slaviſche Blut zu veredeln.

Konnten die Schwarzköpfe dieſe Verachtung wohl ertragen? Unmöglich! Der Haß gegen den Baron und gegen die glücklichen Blonden wurde glühend. Es kam zwiſchen beiden Theilen zu Neckereien, zu Stößen, zu Händeln, und zuletzt zu Schlägen. Natürlich waren die Schwarzköpfe allemahl die Anſtifter der Schlägereien; natürlich folgte die bürgerliche Strafe des Amtmanns; natürlich hob das den Triumph der einen und den Haß der andern Parthei, und eben ſo natürlich wurde der Edelmann in ſeinem Glauben beſtärkt, daß die Schwarzköpfe durch ihre Organiſation mehr zu Laſtern geneigt, und von unedlerer Natur wären, als die Blondköpfe, weil jene immer die Anfänger der Schlägereien, und in ihrer Rache unverſöhnlich und unmäßig waren. „O,“ rief er, als ihm der Amtmann einen Bericht von einer neuen Schlägerei gab, „da ſtreiten die Philoſophen ſchon Jahrtauſende über die Urſachen der Freiheit und des Despotismus, über den Sklavenſinn der Aſiaten, und über das unauslöſchliche Gefühl der Freiheit in der Bruſt der Europäer, über die Grauſamkeit, den unbeugſamen Trotz ſo mancher Völker, und über die Lenkſamkeit andrer; und hier, hier in meinem Dorfe, iſt das Räthſel aufgelöſt. Wohlthaten und Freiheiten ſind die Bewegungsgründe zu allem Guten für meine edlern Unterthanen; und Kerker und Schläge können die wenigen Nachkommen eines unedleren Stammes nicht bändigen. Zufälle, rufen die Philoſophen. Organiſations-Unterſchied, Racen-Unterſchied, ſag' ich. Da ſteckt es! da ſteckt es! Denn, ſagen Sie, Herr Amtmann, fuhr er eifrig fort, hätte bei den Hindus, unter dem ſchönſten Himmel, wo die ganze Natur ſo ſanft iſt, der harte, der dem Anſcheine nach ſo unmenſchliche Kaſten-Unterſchied entſtehen können, wenn nicht die Natur ſelbſt durch ihre Bildung der Menſchen dieſe Scheidewand geheiligt hätte? Warum, ſagen Sie mir, warum konnte ſich der alte Deutſche Adel ſo hoch über die andern Stände erheben? Warum beſtrafte Infamie die Verbindung eines Edeln mit einer Unedeln?" — Es war doch hart, erwiederte der Amtmann. — „Hart? Mit nichten, ſage ich Ihnen. Edleres Blut floß in den Adern des alten Adels: eine edlere Organiſation hob ihn empor; nicht Sitten, nicht Stolz, nicht Gebräuche. Warum ſinkt jetzt der Adel immer mehr? warum hat er die tiefe Verehrung verloren? An Stolz, an Anſprüchen darauf fehlt es ihm wahrhaftig nicht. Aber die Unmöglichkeit ſtellt ſich ihm in den Weg. Als der erſte Adelsbrief für Geld gegeben wurde, da war der Adel vernichtet. Edles Blut vermiſchte ſich mit dem unedleren; es floß in alle Stände über, und mit ihm alle Tugenden des beſſeren Blutes. Das unedlere Blut hingegen miſchte ſich auch mit dem edleren: der Adel fühlte ſich erniedrigt, und der unedlere Menſchenſtamm erhoben. O, glauben Sie mir, ich kenne kein abſcheulicheres Verbrechen, als eine

Mißheirath. Es iſt das einzige Verbrechen gegen die Natur, wahre Sodomiterei! Aber, bei Gott, hier in meinem Dorfe ſoll es nicht Statt haben. Keine Mißheirath! das rath' ich Ihnen."

Mag er doch das halten, wie er will! dachte der Amtmann, der ſehr wenig von des Barons Deklamation verſtanden hatte, und gar nicht einmahl daran dachte, daß er bei Mißheirath auch an ſeine Bauern denken könnte. Indeß der Baron hatte Recht. Täglich gab es Händel und blutige Köpfe. Er ſchärfte die Strafen für die Schwarzköpfe, und der Blondköpfe nahm er ſich bei allen Gelegenheiten an. Ja er war partheiiſch in der Gerechtigkeitspflege; denn er glaubte, daß ein Vorwurf, ein Tadel, für einen Blondkopf eine eben ſo große Strafe ſey, als für einen Schwarzkopf acht Tage Gefängniß bei Waſſer und Brot.

Darüber nahm denn die Erbitterung der Schwarzköpfe, und der Stolz der Blondköpfe mit jedem Tage zu. Beide Partheien kamen nicht mehr zuſammen, weder in der Schenke, noch auf den Feldern. Alle Verbindungen unter den Familien wurden abgebrochen. Der

Unterſchied wurde täglich größer, ſo wie man des Edelmanns Wünſche nach und nach kennen lernte. Der Baron haßte alles, was den Wenden, oder Polen, oder Ruſſen kenntlich macht. Die Blondköpfe, die ihren großen Vortheil dabei ſahen, wenn ſie die Wünſche ihres gütigen Barons erfüllten, ſchafften nach und nach alles ab, was er nicht leiden konnte. Sie wählten zu ihren Kleidungen helle Farben; denn ſie waren gewiß, daß der Baron ihnen dann die Hälfte der Koſten wiedergab. Die Mannsperſonen trugen im Winter keine Schafpelze mehr; die Mädchen Röcke, welche wenigſtens eine Hand breit länger waren, als ſonſt, und Schuhe mit hohen Hacken. Sie ſuchten ihre Taille zu verlängern, ſchnürten ſich feſter, machten, wenn ſie gingen, kleinere Schritte, und der Baron war dafür bei allen Gelegenheiten ihr Wohlthäter. Er ſtellte Verſuche an, den Schwarzköpfen eben dieſe Sitten angenehm zu machen; und ſie thaten das Gegentheil. Sie ſahen jetzt ein Mittel, dem Edelmanne Verdruß zu erregen. Die Mannsperſonen trugen ſogar im Sommer Pelze und weite Beinkleider; und Schwarz wurde die Lieblingsfarbe dieſer Parthei. Die Mädchen machten

machten ihre Röcke noch kürzer als ſonſt, und trugen nichts als platte Schuhe. Sie banden die Röcke hoch hinauf über die Hüſten, und vergrößerten ſowohl dieſe als den Buſen durch eine Menge Tücher und Röcke, die ſie einen über den andren trugen.

„Sehen Sie doch, lieber Oberſt,“ ſagte der Baron dem Oberſten Brenſen, der ihn beſuchte, um etwas von Emilien zu erfahren: „ſehen Sie doch nur auf die Gaſſe! Finden Sie einen Blondkopf in meinem Dorfe, den Sie nicht ſogleich auch an der Kleidung erkennen, ſo will ich mein Syſtem aufgeben. Ich bitte Sie, verſuchen Sie es nur. Gehen Sie ein paarmahl mein Dorf auf und nieder; und ſind Sie dann nicht überzeugt, ſo will ich nie ein Wort mehr darüber verlieren.“ Der Oberſt that das; und zu ſeinem Erſtaunen ſah er einen ſo auffallenden Unterſchied in der Kleidung und dem Benehmen der Schwarz- und der Blondköpfe, daß er nicht mehr wußte, was er ſagen ſollte.

Jetzt triumphirte der Baron laut, und trieb ſeinen Satz ſo weit er konnte. Und eben dieſer Triumph über den Oberſten gab ihm auch die Stärke, den Bitten einer ganzen Familie und, noch mehr, den Empfindungen ſeines eigenen Herzens zu widerſtehen.

Das Dorf war in zwei nicht zu verſöhnende Partheien getheilt, und auch dieſer Zwieſpalt unter den Schwarzen und Blonden im Dorfe trug nicht wenig zu Flamings Triumphe bei. „Die Natur hat ſie getrennt,“ rief er, ſo oft er von Händeln unter beiden Partheien hörte. Die Natur? erwiederte der Oberſt; das iſt nicht! das kann nicht ſeyn! Wie? die Natur, die unaölässig das ſchöne Band der Liebe um alle Menſchen zu ſchlingen bemühet iſt, die Natur ſoll hier, ſagen Sie, Widerwillen, gegenſeitigen Haß geſchaffen haben und befeſtigen? Wenn das Wahrheit wäre, ſo wäre es die ſchrecklichſte, die je des Menſchen Vernunft erdacht hat.

Der Baron zuckte die Achſeln. „Der freien Vernunft,“ ſagte er mitleidig lächelnd, „iſt die ſchrecklichſte Wahrheit lieber, als der angenehmſte Traum.“

Das mag ſeyn, erwiederte der Oberſt, wenn ich ſtreng, ſehr ſtreng beweiſen kann, daß das Wahrheit iſt, was ich glaube. Ich bitte Sie, lieber Baron, bedenken Sie, was aus Ihren Sätzen folgt. Sie öffnen dem allerſchrecklichſten Despotismus Thor und Pforten. Sie erniedrigen Millionen Menſchen auf einmahl; heiligen die Barbarei der Menſchen gegen Menſchen; heiligen die Sklaverei, die Bedrückungen; ſetzen vielleicht auf zwei Drittel der Menſchen das ewige, unauslöſchliche Brandmahl der Leibeigenſchaft, indem Sie die Natur zur Schöpferin der Sklaverei machen; Sie geben der Bosheit, der Gewinnſucht die ſicherſten Waffen, und bedecken ſie mit dem unangreiflichen Schilde eines Naturgeſetzes.

Der Baron zuckte die Achſeln. „Freilich, es thut mir weh um den armen Neger; allein die Natur ſchuf auch Eſel und andere Laſtthiere. Können wir ſie zwingen es anders zu machen?"

Pfui! rief der Oberſt: pfui! Eſel und Menſchen! Zum Teufel, Herr, laſſen Sie uns davon ſchweigen. Traurig genug, daß ich mich vor dem Arme der Vorſehung in den Staub beugen muß, wenn er ganze Geſchlechter von Menſchen zerſchmettert; aber fluchen würde ich der Vorſehung, wenn ich glauben müßte, daß Elend und Schande des halben menſchlichen Geſchlechtes ihr ewiges Geſetz wäre. Still davon! ſtill!

„Aber, lieber Oberſt, Sie reden von Elend, von Schande, und bedenken nicht, daß die Menſchen von den niedern Menſchenracen der Schande und der Härte, womit ſie behandelt werden müſſen, eine unüberwindliche Gefühlloſigkeit entgegen ſetzen, die ihnen von der Natur als eine Entſchädigung gegeben wurde; bedenken nicht, daß dieſe Härte, dieſe Strenge, welche Sie Barbarei und Grauſamkeit nennen, für die Mongolen nothwendig iſt. Leſen Sie nur etwas über den Charakter der Negerſklaven.“

„Recht, über ihren Charakter, den eure Grauſamkeit ihnen giebt, ſo wie die Härte der Eltern die Kinder tückiſch, ſtarrköpfig und gefühllos macht! . . . Guter Gott! dieſer Menſch, der auf ſein Herz ſtolz ſeyn könnte, künſtelt in ſich ſelbſt eine unnatürliche Grauſamkeit hinein; und beſchuldigt die ſanfte, die liebende Natur einer Härte, deren er ſelbſt nicht fähig iſt. Herr, laſſen Sie mir die Natur ungeſchoren!

„Wie aber, lieber Oberſt, wenn wir beſſeren Menſchen nun da ſind, unſere verſäumten

Brüder zu veredlen? Unter den Celtiſchen Völkerſchaften werden mehr Knaben als Mädchen geboren: das ſagt Ihnen jede Todtenliſte. Unter den Mongolen, Morgenländern u. ſ. w. mehr Mädchen als Knaben; denn ſonſt ließe ſich die Vielweiberei bei ihnen nicht erklären. Wie? wenn die überzähligen Celtiſchen Männer von der Natur beſtimmt wären, durch Verbindungen mit den überzähligen Mädchen der unedleren Nationen dieſe nach und nach zu veredlen, (wie es denn in Amerika und Oſtindien ſchon der Fall iſt,) bis ſo endlich die unedlern Menſchen von der Erde weggeſchafft würden?"

Die Natur ſchafft nichts, was weggeſchafft werden ſoll. Sie macht keine Fehler, die wir zu verbeſſern hätten. Wehe dem Menſchengeſchlechte, deſſen Glückſeligkeit die Natur dem Verſtande der Menſchen vertrauen müßte! Nein, Herr, ich will Ihnen ſagen, wie es iſt. Sie putzen Ihr Syſtem mit allen Künſten, die Sie wiſſen, aus, um etwas noch nie Geſagtes ſagen zu können. Sie wollen Beweiſe für Ihr Syſtem, und finden ſie. Ein ehrlicher Mann unter den Negern, Ein großer Mann unter den Amerikanern ſtürzt Ihr ganzes Syſtem, das ohnehin von der ewigen Güte ſchon verdammt iſt, weil ich, zum Beweiſe, wenn Ihr Syſtem ausgemacht richtig wäre, mit meinem ſchwarzen Haar und dicken Bauche die größten Bosheiten vertheidigen könnte. Die Vorſehung wäre ja dann die Mitſchuldige der Mörder; der Richterſtuhl des Ewigen würde ja umgeſtürzt; denn der Ewige hätte ja bei der Schöpfung der Mongolen das Laſter geheiligt und geſegnet. Herr, dieſe Lehre könnte nur der Teufel erfinden, und ein Elender glauben, weil er damit die Wunden ſeines Gewiſſens zu heilen hoffen könnte. Oder meinen Sie, daß ein Menſch, und wenn ſein Haar auch ſo blond wäre, wie Flachs, ſein Auge ſo blau wie dort der Himmel, und ſeine Naſe ſo lang und fein, wie die Naſe eines Windhunds — meinen Sie, daß ein ſolcher Menſch noch einen Augenblick glauben könnte, Tugend ſey Befehl der ewigen Güte, wenn er zugleich überzeugt wäre, daß Gott andere Menſchen, Menſchen ſage ich, vernünftige Weſen, durch ihre Organiſation gezwungen habe, zugleich vernünftig und laſterhaft zu ſeyn?

„Sie ſind hitzig, lieber Oberſt. Wie kann ich mit Ihnen fortdisputiren?“

Ei, zum Teufel, gewiſſe Dinge ſind ſo toll, daß ſie jeden ehrlichen Mann mit toll machen. So — und, zum Henker, wer möchte da kalt bleiben? — könnte eben ſo gut ein Fürſt auf die Idee fallen, den Krieg und das Ermorden in Schlachten zu einem Geſetze der Natur und der Vorſehung zu machen, weil die Natur mehr Knaben geboren werden läßt als Mädchen. Die Natur erſetzt die Lücke, die der unmenſchliche Krieg macht; aber ſie ſchafft nicht, um ſchlachten zu laſſen. So verhärtet die Natur auch Menſchen, die unmenſchlich behandelt werden; aber ſie ſchafft ſie nicht hart, um ſie hart behandeln zu laſſen. Was Sie zur Urſache machen, iſt Wirkung. Kurz, Herr, ſo lange noch ein Menſchenverſtand etwas, und hätte es auch nur das Gewicht eines Sandkorns, gegen Ihr Syſtem ſagen kann, ſo lange ſollte kein ehrlicher Mann dies Syſtem behaupten, weil es abſcheulich iſt. —

Der Baron lächelte und ſchwieg. Er glaubte, der Oberſt vertheidigte das Gegentheil, weil er ſelbſt ſchwarzes Haar hatte.

Die Liebe gab indeß den Angriffen des Oberſten neue Kraft. So groß auch der Haß beider Partheien im Dorfe gegen einander war, ſo hatte dennoch die Liebe einige Herzen der jungen Leute vor dieſem Haſſe bewahrt. Der Schulz mit dem Mohrengeſichte war des blonden Herrmanns Nachbar. Herrmanns Tochter und des Schulzen Sohn hatten als Kinder zuſammen geſpielt; als Knabe und Mädchen ſteckten ſie immer zuſammen im Garten, auf der Wieſe, im Felde, auf der Scheuer. Sie hatten ſich immer etwas zu ſagen, das Niemand hören; immer etwas zu ſchenken, eine Blume, ein Band, eine Hutſchnalle, das Niemand ſehen; ſogar immer etwas mit einander zu zanken, in das ſich Niemand miſchen durfte. Dann ging Roſine daher mit niedergeſchlagenen Augen, und Schulzens Sohn ſchlug Knipschen vor ſich, und ſchalt vor ſich allein, bis ſie einander trafen, ſich anſahen und ſich verſöhnten, ohne des Zankes weiter zu gedenken. Unter dieſen Händeln waren Roſine und Konrad zwanzig Jahre alt geworden, ohne daß ihnen Beiden dieſe Kleinigkeiten nur einen Augenblick lange Weile gemacht hätten. Auch legte ihnen Niemand dabei etwas in den Weg; denn die Eltern waren beinahe eben ſo gute Freunde wie die Kinder.

Nun trennte ſich das Dorf, wie geſagt, in zwei Partheien. Lange noch hielt ſich der Schulz, ohne von dem Haſſe der ſeinigen mit fortgeriſſen zu werden. Roſine und Konrad kannten gar keine Parthei. Nach und nach aber mußte der Schulz, ſo gutmüthig er auch war, dennoch die ſeinige ergreifen; denn auch auf ihn fielen die Bedrückungen des Edelmanns. Flaming hatte Anſtalt gemacht, den Negerkopf des Schulzenamts zu entſetzen, und es Herrmannen zu geben. Das merkte jener. Da entſtand die erſte Kälte zwiſchen den beiden Nachbaren, die denn bald in den entſchiedenſten Haß ausartete. Der Schulz wies Roſinen mit Härte von ſeinem Brunnen weg, wo ſie Waſſer ſchöpfen wollte. Roſine hatte in ihrem Hauſe die Meinung herrſchend zu machen gewußt, daß Schulzens Waſſer für Vieh und Menſchen das geſundeſte im Dorfe wäre; und wollte Jemand einen Trunk Waſſer haben, ſo holte ſie ſogleich friſches von

Schulzens Hofe. Sie hatte ein Syſtem, das ſie mit unbeſchreiblichem Eifer vertheidigte: daß Waſſer, wenn es eine Stunde geſtanden habe, der ungeſundeſte Trunk ſey. Es iſt, ſagte ſie, ein ſo kurzer Gang von hier zu Schulzens, und Konrad hilft mir ziehen. Ich will friſches holen. Und doch blieb ſie oft mit dem friſchen Waſſer aus, eben weil Konrad ihr half.

So wie der Schulz ſie von ſeinem Brunnen gewieſen, ſie über das Entbehren des geſunden Waſſers daraus geweint, und ihren Vater mit Thränen gebeten, ja des Waſſers wegen die alte Freundſchaft mit Schulzens wieder anzuknüpfen, von ihrem Vater aber den Befehl erhalten hatte, keinen Fuß mehr über Schulzens Schwelle zu ſetzen; ſo war auch ihr Syſtem dahin. Sie bot Niemanden mehr ein Glas friſches Waſſer an. Dagegen aber war ſie nun von einer andren Seite deſto thätiger für die Haushaltung. Wenn ihre Eltern zu Bett gingen, ſo rief ſie: wie ſieht das hier aus! und fing an, Dinge, die ſie ſelbſt in den Weg geſtellt hatte, wegzuräumen, hatte ſich dann noch nicht ausgezogen, oder erſchrak, wenn ſie ſich ausziehen mußte, über ein Loch in ihrer Schürze, ſuchte Nadeln und Zwirn, und ſchlich, wenn die Eltern fort waren, zur Thür hinaus, ſtreichelte den Hofhund, und ging an den Zaun, wo Konrad ſchon wartete.

Konrad fluchte dann über den Baron, Roſine weinte, und Beide tröſteten ſich eins in des andern Armen. Konrad hatte weiter keine Hofnung mehr, als Soldat zu werden und Roſinen mitzunehmen; Roſine fand in ihrer ſanftern Bruſt noch immer Hoffnungen, mit denen ſie Konraden hinhielt. Kurz, die Liebe der beiden jungen Leute bekam ihre größte Stärke durch die Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legte, durch dieſe verſtohlnen Beſuche, durch dieſe gegenſeitigen Tröſtungen; und die ſanfte Roſine wurde durch ihre Liebe ſtark, ſo wie der unbeſonnene Konrad durch die ſeinige vorſichtig.

Der alte Schulz ertappte das verliebte Paar eines Nachts, als die Pferde ſo ſchrecklich lärmten, und er endlich aufſtand, um ſeinen Konrad zu ſuchen. Roſine entfloh, und Konrad hörte nur halb die Drohungen ſeines

Vaters. Am' andern Morgen hob der Schulze wieder an, und drohete ſeinem Sohne die härteſten Strafen, wenn er noch mit einem Gedanken an das Mädchen denken würde. Die Mutter, die ihren Sohn kannte, und einen Sturm zwiſchen ihm und dem Vater befürchtete, erſtaunte, als Konrad ganz ruhig daſtand und ſeinen Vater, ohne ihn zu unterbrechen, ausreden ließ. Vater, ſagte dann Konrad, ich habe Euch ausreden laſſen; nun laßt auch mich reden. Roſinen hab' ich lieb gehabt, das wißt Ihr, von der Wiege an. Ihr hattet zwanzig Jahre nichts dagegen. Nun auf einmahl fordert Ihr, ich ſoll ſie nicht mehr lieb haben, und Roſine hat mir nichts Leides, ſondern alles Liebes gethan. Ihr könnt viel fordern; aber es iſt doch auch die Frage, ob ich's halten kann. Seht, Vater, ich habe mich ſelbſt recht ordentlich gefragt, ob ich wohl von Roſinen laſſen könnte; ſeht, hier in meinem Gewiſſen iſt eine Stimme, die ruft, wenn ich ſo frage: nein! Ich habe es ihr hundertmahl geſchworen, ſie nicht zu laſſen; und ein ehrlicher Kerl will ich bleiben. Wollt Ihr es nun nicht haben, gut! ſo ſagt es mir ordentlich und ein- für allemahl; dann geh' ich unter das Volk. In Ungarn geht es ſo wieder los. Gott mag mir und Euch dann gnädig ſeyn! Bleib' ich, ſo war es Gottes und Euer Wille; und dann, fuhr er mit ſtillen Thränen fort, bitte ich Euch, nehmt Euch meiner Roſine an, wenn ſie wiederkommt: denn ſie geht mit mir, das hat ſie mir geſchworen.

Dieſer ruhige Ton und ſeine ſtillen Thränen (Konrad war eben nicht fürs Weinen) brachten den Alten aus dem Texte. Die Mutter hing ſchon an ihres Sohnes Halſe, und ſchwor ihm, Roſine ſollte ſein werden, troz Vater, Baron und Roſinens Eltern. Der alte Schulz drehete ſich bedächtig ab, murmelte vor ſich hin etwas von ungerathnen Kindern, und die Sache blieb unentſchieden.

In Roſinens Hauſe ging eine beinahe ähnliche Scene vor. Der alte Herrmann, der von des Nachbars Hofe her ein Paar kräftige Ermahnungen bekommen hatte, auf ſeine Tochter zu achten, daß ſie nicht des Nachts ehrliche Kerl an ſich zöge, fragte und erfuhr. Er ſtürzte grimmig in das Haus, und wüthend auf Roſinen zu. Roſine gab nun alles verloren, und in dieſer Vorſtellung fand ſie eine ungewöhnliche Stärke. Sie ſprang hinter ihrem Rade auf. Das blaue ſanfte Auge blitzte; ein ungewöhnliches Feuer goß ſich auf ihre Wangen. Ja, rief ſie auf einmahl mit einer Stimme, die man an ihr gar nicht kannte, und mit einer herriſchen Stellung: ja, ich habe ihn lieb, und will ihn ewig lieb haben, und einen Eid habe ich darauf geſchworen, daß ich ſeine Frau werden will; und wollt Ihr nicht, ſo wird er Soldat, und ich gehe mit ihm davon.

Der Vater verſuchte noch ein Paarmal den Muth ſeiner Tochter nieder zu ſchelten, aber vergebens. Sie verſicherte ſehr feierlich, daß ſie mit Konraden nach Ungarn gegen die Türken gehen würde. Und bin ich da unglücklich, ſagte ſie, ſo habt Ihr es auf Eurem Gewiſſen! Mit dieſen Worten ging ſie zur Thür hinaus, auf den Hof. Konrad ſah ſie, und ſprang an den Zaun. Sie redeten da öffentlich mit einander, und gaben ſich die Hände. Die Väter bemerkten es durch die Fenſter, ſchüttelten die Köpfe, und ſchwiegen.

Ein Paar Tage lang ſahen die Väter dem Umgange der jungen Leute ſtillſchweigend und unthätig zu; dann grüßten ſie einander über den Zaun hin, ſprachen ein Paar Worte, und ſchloſſen endlich förmlich Frieden. Man ſprach hin und her über die Verbindung der jungen Leute. Der alte Herrmann wollte die Freiheit ſeines Gutes nicht wieder verlieren. Man wurde eins, dem Baron den Fall vorzutragen, und der alte Herrmann that es ſchon am folgenden Tage. „Wie?“ rief der Baron; „Roſine und des Schulzen Sohn? Das iſt nicht möglich! Herrmann, Ihr ſeyd betrogen, und Eure Tochter beſchwatzt! Wie? dieſer ſchwarze Krauskopf, dieſes Geſicht mit den dicken Negerlippen? Nein, nein! beim Himmel! nein! Nein, Herrmann, lieber gebt ſie dem Teufel!“ Herrmann kreuzte ſich. Es iſt aber doch ein Chriſtenmenſch, Ihr Gnaden. „Das iſt wohl wahr; aber der Himmel mag wiſſen, wie dieſer Menſch aus der Mongolei hierher nach Deutſchland hat kommen können. Nein, Herrmann, kurz und gut, Roſinen bekommt er nicht, wenn Euch noch das Geringſte an meiner Freundſchaft gelegen iſt.“ Herrmann ſchlich nach Hauſe.

Die beiden Familien wendeten ſich um

Vorbitte an den Amtmann, an den Prediger; der Baron blieb aber ſtandhaft bei ſeiner Weigerung. Man wendete ſich endlich an den Oberſten. „Da ſehen Sie ja nun," hob der Oberſt an, daß es nicht an der Natur liegt, wenn Ihre Schwarzköpfe von den Blondköpfen getrennt ſind. Ein einziger ſolcher Fall, wie dieſer, wo eine Blondine einen Schwarzen liebt, zeigt denn doch ... „Liebt?" fragte der Baron lachend. „Von dem Negergeſichte glaube ich wohl, daß er die Celtin lieben mag; aber für das Mädchen ſtehe ich. Sie iſt gezwungen von den Eltern, oder beſchwatzt. Denn Sie ſollten dieſes Mädchen kennen: ſchön wie eine junge Nymphe, ſchlank, fein, züchtig! Kurz, es iſt nicht möglich."

In dem Augenblicke ließ ſich des Schulzen Sohn melden. „Nun ſollen Sie ſehen," ſagte der Baron. „Geben Sie auf das Mohrengeſicht Acht, und dann bemerken Sie ſeine Aeußerungen, ſeinen Charakter. Ich hoffe, er ſoll ihn zeigen." Konrad kam. Der Baron fuhr auf ihn ein, um ihn furchtſam zu machen. Der Oberſt behielt ihn im Auge. „Ich weiß, was du willſt," rief der Baron.

„Herr-

„Herrmanns Roſinen. Ich gebe meine Einwilligung niemals.“ Der junge Menſch blieb beſcheiden, aber ohne Furcht, daſtehen. Ja, Ihr Gnaden, ich will Sie bitten, meiner Heirath mit Roſinen nichts in den Weg zu legen. Eigentlich, Ihr Gnaden, wenn alles Recht wäre, was in der Ordnung iſt, weiß ich nicht einmal, ob ich einen Menſchen auf der Welt um ſeine Einwilligung zu bitten hätte. Ich habe Roſinen lieb, Roſine mich. Wir ſind Beide im vernünſtigen Alter. Ich kann arbeiten, das Mädchen auch. Ich bin ein ehrlicher Kerl, ſie ein ehrliches Mädchen. Ich muß ſie haben oder ſterben, das fühl' ich hier in meiner Bruſt, ſo gut wie ich fühle, daß ich lebe. Sie ſagt daſſelbe; und mehr, Ihr Gnaden, dächte ich, forderte Gott nicht von einem Paar Menſchen, die ſich heirathen wollen.

Der Oberſt ſchlug die Arme unter, und lächelte. Der Baron ſah es, und das Lächeln verdroß ihn. „Höre, ſagte er zu dem Burſchen: überleg, was ich dir ſagen will. Was ſoll ich dir geben, wenn du Roſinen fahren läßt?“ — Wie? ſagte Konrad, und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht: da ſind Sie, da iſt die ganze Welt zu arm, mir Roſinen zu bezahlen. Ja, dann verdient' ich Roſinen nicht, wenn ich ſie verkaufen könnte! Der Oberſt lächelte noch mehr. „Ich glaube, Burſche,“ rief Flaming mit gerunzelter Stirn, „du trotzeſt?“ — Ich habe nichts Uebels gethan, erwiederte der Jüngling, und weiß alſo nicht, wovor ich mich fürchten ſollte.

„Du fürchteſt alſo gar nicht, daß ich dir Roſinen abſchlagen werde? Gut denn, ich ſchlage ſie dir ab.“

Das können Sie, Ihr Gnaden, ſagte der Bauer mit feſter Stimme; wenn aber der Vater will —

„Ich ſtehe dir dafür, der Vater wird nicht wollen. Du ſollſt ſie nicht haben.“

Das können Sie nicht ſagen, auch wenn ihr Vater nicht will. So lange Roſine mich lieb hat, und ſo lange dieſe beiden Arme (er hielt ſie dem Baron geballt entgegen) arbeiten können, ſo lange kann kein Kaiſer ſagen, ich ſoll ſie nicht haben. Unſre Eltern können uns enterben; das iſt alles. Brot wächſt auf der ganzen Erde für die Menſchen, die ehrlich ſind;

das kann Roſine mit mir finden. Aber ob ſie ohne mich einen Mann wieder findet, der ſie ſo liebt wie ich, und den ſie ſo liebt, wie mich, das weiß Roſine. Ich fürchte mich nicht; alſo Ihr Gnaden —

„Ich ſage dir, du ſollſt Roſinen nicht haben, und damit gut.“ Der Bauer lächelte und ging.

Gott ſegne mir, ſagte nun der Oberſt, die Mongolen, wenn ſie alle ſo ſind! Nun, was haben Sie gegen den Burſchen, Baron? edel, furchtlos, beſtimmt, kalt, wie ein Mann ſeyn muß. Nun?

„Aber ſahen Sie nicht das Geſicht? dieſe dicken Lippen, das wollichte Haar, die kleinen brennenden Augen?“

Recht verliebte Augen, voll Muth und Entſchloſſenheit, und ein Paar runde Lippen, recht zum Küſſen.

„Ich ſage Ihnen, das Mädchen liebt ihn nicht, ſo ſehr der Burſche auch von ihr windbeutelte.“

Man entſchloß ſich das Mädchen holen zu laſſen. Roſine kam, und bat den Baron mit allem, was die unglückliche Liebe, was der wahreſte Schmerz, was die Furcht ewig von dem Geliebten getrennt zu werden, was die Thränen eines gebrochenen, natürlichen Herzens, was Tugend, Schönheit nur Rührendes haben, ſie ihrem Geliebten zu geben. „Mädchen,“ rief der Baron hundertmal: „wie iſt es möglich? wie kannſt du das Mohrengeſicht lieben?“ Aber Roſine hielt dem Geſichte ihres Konrads eine eben ſo große Lobrede, als ſeinem Herzen. Der Baron war gerührt. Roſine fiel ihm zu Füßen; der Oberſt redete ihm zu. Er konnte kaum widerſtehen. Und dieſe Ehe, lieber Baron, ſagte der Oberſt, ſoll Sie künftig immer ans Ohr zupfen, wenn Sie mit Ihrem Syſteme ſchwärmen. „Schwärmen?“ ſagte der Baron, und das Mitleiden verſchwand wieder aus ſeinen Augen. „Meinen Sie, daß die Thränen einer verirrten Thörin das Gebäude der Weisheit ſtürzen können, ſo irren Sie. Es bleibt dabei, — ſo wendete er ſich an Roſinen — ich werde nie meine Einwilligung in Eure Ehe geben. Das ſag deinem Vater und dem — jungen Menſchen. Ich bedaure dich, armes Kind, ſetzte er mitleidig hinzu; aber es iſt zu deinem Beſten.“

Roſine ſtand auf, trocknete geſchwind ihre Augen, ſah den Baron mit einer Art von Abſcheu an, und ſagte dann mit Heftigkeit: gut! ich will . . . Sie erröthete, endigte nicht, und ging.

Baron, fing nun der Oberſt an, ſo hole doch der Teufel alle Syſteme, wenn eins im Stande iſt, ein ſolches Herz, wie das Ihrige, ſo von Grund aus zu verſteinern! Wie können Sie des Jünglings Edelmuthe, ſeinem feſten männlichen Trotze, wie den rührenden Thränen dieſes Mädchens voll Liebe, dieſes ſanften Geſchöpfes widerſtehen? Sie leugnen ſelbſt nicht ab, daß Ihr Syſtem auf ſchreckliche Folgen führt. Sie können nicht leugnen, — denn, beim Himmel! in Ihrer Bruſt iſt mein Zeuge — daß der Burſche mit dem Mohrengeſichte ſich wie ein edler Menſch betrug; nicht leugnen, daß die Celtin da den Menſchen trotz ſeiner Mongolen-Organiſation heftig und mit allen Kräften liebt. Das iſt Ein Beweis gegen Ihr Syſtem; und Ein Beweis muß Ihnen hier ſo viel ſeyn, als Millionen, weil es ein abſcheuliches Syſtem iſt. Aus Ihrem eignen Syſteme will ich Ihnen denn ſogar beweiſen, daß Sie ſelbſt ein Mongole ſind. Sie, Sie ſelbſt . . .

„Wie? ich?“ fragte der Baron voll Verwunderung.

Sie! Sie ſelbſt! Da liegt der Beweis, da unter Ihren Füßen. (Er zeigte auf einen Pudel, den der Baron unbeſchreiblich lieb hatte, weil er ſo treu war.) Hundertmahl haben Sie mir geſagt, daß es ein ſicheres Kennzeichen eines unedleren Menſchenſtammes ſey, wenn ein Menſch große Liebe und Achtung für Thiere bezeige. Der Aſiat trauet dem Elephanten Menſchenverſtand zu; der Araber verehrt ſein Kameel, ſein Roß; der Peruaner ſein Lama; der Lappe ſein Rennthier; der Kamtſchadale ſeinen Hund, der ihn zieht und nährt. Alle lieben dieſe Thiere mehr als ihre Weiber. Sie haben mich aufgefordert, unter den Celtiſchen Nationen nur Eine zu nennen, welche die Thiere ſo verehre, wie jene die ihrigen. Da ſind Sie ſelbſt! Stunden lang können Sie von Ihrem Pudel reden, von ſeiner Treue, von ſeinem Verſtande, von ſeiner Klugheit. Mehr kann der Peruaner ſein Laſtthier nicht lieben, als Sie Ihren Pudel. Entweder geben Sie zu, daß es mit den Kennzeichen der unedleren Menſchenracen, und alſo mit Ihrem ganzen Syſteme, nicht richtig iſt, oder geſtehen Sie, daß Sie ſelbſt ein Mongole ſind.

„Aber, Herr Oberſt, ſehen Sie denn nicht, daß alle dieſe Nationen mit ihren Thieren anders umgehen als ich mit . . . ?“

Ei ja; ſie haben aber auch ganz andere Dienſte von ihren Thieren, als Sie von dem Pudel. Und wie viel anders denn? Ich habe Sie ſchon Viertelſtunden lang mit dem Pudel reden hören. Das kann eigentlich nur ein Raſender. Ich weiß wohl, man vergißt in einem ſolchen Augenblicke, daß es ein Thier iſt. Jene Nationen auf ihrer Stufe der Kultur, die mit den Thieren aufgewachſen, an die Unterhaltung mit ihnen gewöhnt ſind, von ihnen genährt und bekleidet werden: mich dünkt, man kann ſie immer mit uns Menſchen ſeyn laſſen, und das Räthſel dennoch auflöſen. Der Aſiat liebt ſeinen Elephanten, wie Sie Ihren Pudel.

„Sie ſpotten, Herr Oberſt! Ich liebe meinen Pudel nicht im mindeſten, wenn Sie es ſo nehmen.“

Gut denn, Baron; ſo geben Sie mir den

Pudel. Sie wiſſen, wie gern ich ihn ſchon lange gehabt hätte. Sie verlieren an ihm nichts, da Sie ihn nicht lieben; und ich werde ihn lieben.

Flaming lächelte, lockte den Pudel an ſich, und ſtreichelte ihn. „Ich muß Ihnen den Pudel abſchlagen; wenn ich auch den Hund nicht liebe, ſo liebt der Pudel doch mich. Es würde dem armen Thiere nahe gehen, wenn es von mir getrennt würde. Der Pudel kann nicht eine Stunde ohne mich ſeyn, obwohl ich ohne ihn.“

O pfui, Baron! Alſo dem häßlichen Thiere dort thut es weh, wenn es von Ihnen getrennt wird, und da fühlt Ihr Herz Mitleiden; aber, wenn zwei Menſchenherzen von einander geriſſen werden, die ohne einander unglücklich ſind, da bleiben Sie hart? Großer Gott! dieſer Menſch hat ein Syſtem erfunden, nach welchem es ihm erlaubt iſt, gegen eine Beſtie gütiger zu ſeyn, als gegen ein Geſchöpf, in deſſen Herzen kein Blut klopft, Menſchenblut! Zum Teufel! ich will mich nicht weiter ärgern; und wenn Emilie nicht wäre, Sie ſollten mich nicht wieder ſehen. Doch noch das, und zwar zum letzten mahle. Sie werden alles das, was Sie beſonders unter denen Nationen finden, die Sie ſo ſehr erniedrigen wollen — alles das werden Sie auch unter uns finden, nur anders geformt, in einem ſanfteren Lichte, als eine Reiſebeſchreibung es geben kann. Laſſen Sie einen Philoſophen aus einem andern Welttheile eine Reiſe durch das gebildetſte Land von Europa machen, und ſeine Reiſe beſchreiben; laſſen Sie es ihm aufgefallen ſeyn, daß beinahe in jedem Hauſe ein Schoßhund oder eine Katze der Liebling einer Familie iſt; laſſen Sie ihn ſagen: „die Celten in Europa halten beinahe in jedem Hauſe ein Thier, das ſie lieber haben als ihre Kinder. Die Hausmutter trägt dieſes Thier faſt beſtändig auf den Armen, und nimmt es in jede Geſellſchaft mit. Zu Hauſe darf es auf den koſtbarſten Stühlen liegen. Alle Glieder der Familie ſagen dem Thiere eine Schmeichelei über die andre, liebkoſen ihm, küſſen ihm Schnauze und Pfoten, reden ganze Viertelſtunden mit dieſem Thiere, als ob es Vernunft hätte; und dieſes Thier iſt, ſo viel ich mich auch erkundigt habe, für ſeine Anbeter ohne Nutzen.“ Laſſen Sie einen Reiſenden, dies ſchreiben — und welcher Zug darin iſt übertrieben? — und laſſen Sie dann einen Syſtemmacher von Ihrem Schlage über eine ſolche Reiſebeſchreibung gerathen: ſo ſteht augenblicklich der Europäer unter der Klaſſe von Nationen, die den Thieren Verſtand zutrauen und ſie göttlich verehren. Ich habe einen Theil der Reiſebeſchreibungen geleſen, die Sie immer im Munde führen. Die Nachrichten von den Gebräuchen der Völker ſind nicht anders, als eine Nachricht von unſern Schooßhunden. Der Reiſebeſchreiber ſtellt den Gebrauch, den er nicht kennt, in ein grelles Licht, hebt ihn aus der Menge andrer Umſtände, die ſeine Seltſamkeit mildern, allein aus, giebt ihm Allgemeinheit, die er nicht hat, legt einen größeren Werth darauf, als er ſollte, und iſt darin unſchuldig. Er fragte jeden, den er antraf, nach dieſem Gebrauche, der im Lande unbemerkt bleibt, hörte von Jedem darüber reden, weil jeder gefragt wurde; und ſiehe da! der Artikel in der Reiſebeſchreibung iſt fertig, und geht in Syſteme von der Natur des Menſchen, von ſeiner moraliſchen Denkart über. Sehen Sie, das iſt meine Meinung. Und nun kein

Wort weiter davon! Der Oberſt ging voll Zorn hinaus.

Der Baron von Flaming wurde doch nachdenkend: nicht über die Richtigkeit ſeines Syſtems; (denn daran zweifelte er auf keine Weiſe, und er hatte ſich ſo hinein gearbeitet, hatte alles in der Welt in ſo genaue Beziehung auf ſein Syſtem gebracht, dachte nichts in der Welt, las nichts, als nur in Beziehung auf ſein Syſtem, ſo daß jeder Angriff darauf vergeblich ſeyn mußte); aber Roſinens Thränen, und der Kummer des jungen Menſchen über die Trennung von ſeiner Geliebten lagen ſchwer auf ſeinem Herzen. Troz ſeinem Syſteme würde er dennoch zuletzt in die Verbindung der beiden jungen Leute gewilligt haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß er dann jedem erlauben müßte, eine Slavin, ja, noch etwas ärgeres, wohl gareine Zigeunerin, (die er, nicht wie ſein Vater für Juden, ſondern für die elendeſte Kaſte der Hindus hielt) zu heirathen. Er ſeufzte tief auf. „Lieber, guter Gott!“ rief er: „muß ich nicht hart ſeyn? kann ich die Glückſeligkeit meiner Unterthanen ſo leichtſinnig aufs Spiel ſetzen? es wagen, daß eine mahl einer von den elenden Mongolen, die hier in Horden umherziehn . . ? Nein! der Burſche iſt ein Slave, und der Liebe nicht fähig. Sie wäre unglücklich mit ihm: denn ſie forderte Liebe, Achtung; und er würde ſie nach ſeiner Natur zur Sklavin erniedrigen. Sie wäre mit ihm unglücklich. Nein! nein!“

Er ließ den alten Herrmann holen, und ſuchte ihn von der Idee, ſeine Tochter dem jungen Menſchen zu geben, abzubringen. Der Alte aber blieb dabei, ſeine Tochter würde davon gehen. Warum, fragte der Alte endlich, wollen es denn Ihr Gnaden nicht zugeben? — „Herrmann,“ ſagte der Baron, „ich thue es allein um Eurer Tochter willen. Wenn Ihr es denn wiſſen wollt. . . Aber ich ſage Euch, ſchweigt! Seht doch nur dem Schulzen ins Geſicht. Seht Ihr denn da gar nichts?“

Nein, Ihr Gnaden, nicht das Mindeſte. Er ſieht aus wie alle andre Menſchen.

„Herrmann, der alte Schulze ſieht aus wie ein Zigeuner. Die Farbe, die Naſe, die Augen, die Lippen....“

Behüte Gott! Ihr Gnaden wollen doch nicht den Schulzen zu einem Diebe und Mörder machen?

„Ich nicht; aber daß er von Zigeunern abſtammt, das weiß ich, und daß Art von Art nicht läßt, das weiß ich noch gewiſſer. Wollt Ihr, Herrmann, Ihr ein Abſtämmling von den freien Sachſen, wie es Eure blauen Augen und Euer helles Haar beweiſen — wollt Ihr Eure Tochter einem Abkömmlinge von Zigeunern, oder doch wenigſtens einem Wenden geben, ſo thut es; aber ich erlaſſe keinem Wenden die Frohndienſte. Und Eure Tochter ſollte doch von Euch erben, was Ihr von Euren Voreltern ererbt habt: reines Deutſches Blut!“

Der alte Herrmann wiſchte ſich die Stirn. Er ſann ein Paar Augenblicke nach, und erinnerte ſich, daß der Baron keinem Schwarzkopfe die Frohndienſte erlaſſen hatte. Auf einmahl war ihm das Betragen des Barons deutlich. Kennt man denn die Wenden, fragte er, am ſchwarzen Haar, Ihr Gnaden?

„Nicht am Haar allein, Herrmann; noch an tauſend andern Zeichen. Aber ich bitte Euch, ſchweigt davon!“

Nicht ein Wort, Ihr Gnaden! Und der Konrad ſoll ſie nicht haben! Der Teufel traue den Wenden!

Herrmann ging nach Hauſe. Er fand Konraden dort, nahm ihn ſtillſchweigend beym Arm, führte ihn an die Thür, öffnete ſie, und ſagte; Du biſt zum letztenmahl hier geweſen; meine Tochter iſt nicht für Dich! und damit warf er ihn zur Thür hinaus. Die Frau fragte ihn um die Urſache ſeiner ſchnellen Veränderung; er antwortete in Räthſeln, und ſo wenig ſeine Frau als Roſinens Thränen brachten etwas von ihm heraus. Der Schulz kam ſelbſt zu Herrmannen; allein Herrmann behandelte den Alten ſo ſtolz, daß dieſer ſeinem Sohne ebenfalls verbot, weiter an Roſinen zu denken. Konrad ſprach Roſinen ein Paar Augenblicke durch ein Loch, das in den Stall ging. Nachts um zwölf Uhr ſtand er, mit einem Pack Kleider und Wäſche unter dem Arm, und einem Bündelchen Geld in der Taſche, am Dorfe draußen. Roſine kam eben ſo bepackt, warf ſich in Konrads Arme, und benetzte ihn mit Thränen der Angſt. „Weine nicht, Roſine," ſagte er zuverſichtlich, und hob ihr Geſicht gen Himmel. „Da ſieh hin! Gott iſt uns gnädig; aber ich wollte alle mein Geld wegſchenken, wenn er uns ein Zeichen ſeiner Gnade gäbe, damit Du rudig wärſt." In dem Augenblicke ſchneuzte ſich hell ein Stern, und zog ſich am Himmel herab, wohin ſie wollten.

Sieh, ſieh! Gott iſt uns gnädig! rief Roſine jauchzend. Er zeigt uns den Weg! Konrad nahm Roſinen in die Arme, und unter Liebkoſungen flogen ſie den Weg, den ihnen die Lufterſcheinung zeigte.

Dies Ende hatte ſo wenig Herrmann als der Baron erwartet. Der Alte hätte, um das zu verhüten, ſeine Tochter lieber einem wirklichen Zigeuner gegeben; und der Baron konnte ein Paar Tage hindurch den Gedanken nicht aus der Seele los werden: wie wird es den unglücklichen Flüchtlingen, wie nun den kinderloſen Eltern gehen? und wer iſt Schuld daran? Noch tiefer und ſchmerzlicher drückte ſich dieſer Gedanke in ſein Herz, als ein Bedienter ihm erzählte, daß der alte Schulze aus Kummer über ſeinen Sohn todtſterbenskrank ſey. Er verfinſterte die Stirn, und nannte den ganzen Tag hindurch nicht Eins von ſeinen Lieblingsworten, als Menſchenracen, Celten, Wenden, Slaven, Mongolen; ja, als er einige Tage nachher hörte, daß der alte Schulz wirklich im Tode läge, konnte er dem Drange ſeines Herzens nicht widerſtehen, den Mann zu beſuchen, und ihm den Kummer, den er ihm gemacht hatte, wieder abzubitten.

Er ging wirklich zu ihm hin, ſo ſehr er auch vor dem Anblick des unglücklichen Vaters zitterte. Da lag der Alte bleich auf dem Bette, kraft- und muthlos. Ach! auch das noch? rief er ſchauernd, als er den Baron erblickte, und verſuchte ſich umzudrehen. „Nein,“ rief auf einmahl der Baron mit dem Tone der Reue, der gutherzigſten Liebe, ging auf das Bette zu, und ergriff des Kranken Hand: „nein, lieber Schulze, Ihr ſollt nicht aus der Welt gehen, ohne mir vergeben zu haben. O, wendet Euer Auge nicht von mir! laßt mir die Hand! Denkt, Euer Sohn ſtände hier, faßte Eure ſterbende Hand, und bäte um Euren Segen.“

Ach, mein Sohn, mein armer Sohn! ſeufzte der Alte. Da wird er liegen auf dem Schlachtfelde, verwundet, und niemand bringt ihm eine Erquickung, niemand verbindet ſeine Wunden; niemand! Jammern wird er nach Troſt und Hülfe, und niemand, niemand! — Dieſe Töne des bitterſten Schmerzes mit dem Accente des höchſten Jammers aus der Bruſt des Sterbenden hervorgehaucht, zerriſſen des Barons Herz.

„Nein!“ rief er laut, und beugte ſich über den Kranken: „ich will Dir Deinen Sohn wiederſchaffen. Du ſollſt nicht ohne ihn, nicht troſtlos ſterben!“ Ein Strahl von Freude ſtieg in das erloſchne Auge des Vaters. Er ergriff haſtig des Barons Hand, und drückte ſie an ſeine kalten Lippen. „Gott!“ ſeufzte Flaming; „was hab' ich gethan!“ — Er riß ſich los, eilte nach Hauſe, und ließ ſatteln. Alle Bedienten, ſo viel ihrer da waren, mußten aufſitzen. Er vertheilte ſie auf alle Straßen, und er ſelbſt ritt mit dem Oberſten, der ihn hundertmahl fragte: wohin? zu Emilien?

„Nicht zu Emilien,“ antwortete der Baron. „Ich ſuche die unglücklichen Liebenden auf, um ſie ihren Eltern zurückzugeben, ihren Eltern, die ich unglücklich gemacht habe. Laſſen Sie uns eilen!“ Der Oberſt umarmte den Baron, und rief: „jetzt, Baron, ſind Sie mir ein Celte, und wenn Sie das Geſicht eines Mopſes hätten. Zum Teufel! ſehen Sie wohl, daß ich recht habe? Sie reden oft, daß einem ſchaudert möchte. Aber Empfindung, ſag' ich, Handeln, macht den Menſchen, nicht das Syſtem; eben ſo wenig, wie eine Mopsnaſe oder ein Paar krumme Beine, oder gelbe Farbe, oder ein dicker Bauch. Laſſen Sie uns reiten. Haben wir den Jungen mit ſeinem Mädchen wieder, ſo ſollen Sie dem Negermaule einen Bruderkuß geben, und damit Ihr Syſtem den Abſchied bekommen. — Flaming ſah und hörte nicht, ſondern eilte vorwärts. Nach acht Tage langen vergeblichen Bemühungen war er wieder zu Hauſe. Der Schulze ſtarb eine Stunde vor ſeiner Ankunft. Die Bedienten kamen ebenfalls zurück, ohne von dem jungen Paare Nachricht erhalten zu haben.

Die Zeit heilte die Wunde wieder aus, welche dieſe Begebenheit dem Herzen des Barons geſchlagen hatte, und ſo fing denn auch ſein Syſtem wieder an emporzukommen; aber mit ſeinen Bauern verdarb er es immer mehr. So ſehr er die Blonden unter ſeinen Bauern durch unerwartete, ja durch unnöthige Wohlthaten vor den Schwarzen auszeichnete, ſo war er dennoch auch bei jedem Unglücke der Schwarzen ein hülfreicher Vater. Jedem Mangel half er ab, jedes Unglück ſuchte er zu mildern. Allein er verdarb jede Wohlthat, die er den Schwarzen erzeigte, wieder durch eine Art von Verachtung, durch die Art und Weiſe, wie er ihnen die Wohlthat gab; und hundertmal mußte er ausrufen: „o, die undankbaren, die gefühlloſen Seelen!“ Auch Herrmann war nicht wieder von dem Baron zu gewinnen. Er ſchrieb ihm öffentlich den Verluſt ſeiner Tochter zu, die er nicht vergeſſen konnte. Nach gerade wurde denn auch das Syſtem des Edelmanns unter den Bauern bekannt. Der alte Herrmann war in ſeinem Schmerze plauderhaſt geweſen. Die Blonden ſagten einander ins Ohr: der Edelmann habe in ſeinem Familienarchiv alte Nachrichten, woraus erhelle, daß die Vorfahren aller derer, denen er die Frohndienſte nicht erlaſſen hätte, Zigeuner geweſen wären, wie man denn das auch noch aus dem ſchwarzen Haare dieſer Leute ſehen könne. Und wahr iſt es, rief ein alter Bauer; denn denkt nur zurück: der ſelige Baron haßte nichts mehr als die Zigeuner. Er hat es ſeinem Sohne noch auf dem Sterbebette anbefohlen, uns andern die Frohndienſte zu erlaſſen, und den Schwarzen nicht. — Das blieb Anfangs wie ein dumpfes Geſpräch unter den Weißen; dann verbreitete es ſich auch unter die Schwarzen, und endlich kam das Gerücht als Injurienklage vor den Amtmann.

Ja! rief der Verklagte; ja, es ſind Zigeuner. Der gnädige Herr weiß es am beſten. Im alten Buche ſteht es; alle die mit ſchwarzen Köpfen ſind Zigeuner, und darum müſſen ſie zur Frohne und wir nicht, und wir dürfen ihnen darum ja unſere Töchter nicht geben, eben weil es Zigeuner ſind. Der Amtmann wollte lachen; allein die weitere Auseinanderſetzung des Bauern überzeugte ihn bald, daß mehr an dieſem Geſchwätze ſeyn müſſe. Er verglich die Partheien, und nun erinnerte er ſich aller Reden des Barons. Auf einmahl wurde ihm alles hell: die Auszeichnung der Schwarzen, die ſeltſamen, räthſelhaften Geſpräche des Edelmanns, das Heirathsverbot und manche andere Dinge.

Er lief zu dem Paſtor, und ſagte ihm ſeine Vermuthungen. Man lachte; aber der Amtmann wurde ernſthaft genug, als ſich von Tage zu Tage die Klagen über das Zigeunerſchelten vermehrten, und jeder Bauer ſich auf den Baron und das alte Buch berief. Der Amtmann ſah ſich endlich gezwungen, mit dem Baron darüber zu ſprechen. „Die Bauern haben ſo Unrecht nicht,“ fing dieſer lächelnd an. Er ſetzte nun ſo mild wie möglich dem Amtmanne ſein Syſtem von den Menſchenracen auseinander. Indeß, ſo mild er es auch gethan hatte, ſo erröthete der Amtmann doch vor Verdruß, als er ſah, daß auch er ſelbſt von dem Baron mit zu den ſchlechteren Menſchen gerechnet wurde. Dieſer Gedanke brachte ihn nach und nach in Hitze, beſonders als der Baron bei der Erklärung ſeines Syſtems immer mehr vergaß, wen er vor ſich hatte. Ich habe, hob er auf einmal an; ich habe ſchon manchen Narren mit blondem Haar und blauen Augen geſehen, Ihr Gnaden, das verſichere ich Ihnen.

„Das haben Sie nicht, lieber Amtmann,“ antwortete Flaming ſehr gelaſſen. „Es iſt Ihnen ſo vorgekommen; denn um einen Menſchen aus der edelſten Race richtig zu beurtheilen, muß man ſelbſt ein Celte ſeyn.“

Ho! ho! rief der Amtmann, dem die Geduld verging; um einen Narren richtig zu beurtheilen . . .

„Muß man ſelbſt ein Narr ſeyn,“ unterbrach Flaming den Amtmann ruhig, und legte die Hand auf deſſen Aermel.

Wie? rief der Amtmann erhitzt; bin ich hier, um mich von Ihnen ſchimpfen zu laſſen?

„Schimpfen?“ fragte der Baron befremdet; denn er hatte an nichts weniger gedacht, als den Amtmann zu beleidigen. „Schimpfen? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was Sie wollen, lieber Amtmann. Denken Sie doch nur nach! Um einen Narren richtig zu beurtheilen, das heißt, um einzuſehen, wie ſeine Narrheiten in ſich zuſammenhangen, muß man etwas Aehnliches bei ſich fühlen, alſo auch ein Narr ſeyn, ſo wie man durchaus ein Menſch ſeyn muß, um den Menſchen richtig zu beurtheilen. Um aber zu beurtheilen, ob ein Menſch ein Narr ſey oder nicht, dazu gehört Vernunft, Beurtheilungsgabe; und alſo um einen edleren Menſchen richtig zu beurtheilen, muß man durchaus ein eben ſo edler Menſch ſeyn, eben die Reiſe der Urtheilskraft haben: ſonſt kann freilich der Celte oft dem Slaven wie ein Narr erſcheinen, ohne daß er es iſt.“

Ho! ho! alle dieſe Spitzfindigkeiten — fing der Amtmann ergrimmt, und doch verlegen an —

„Scheinen Ihnen nur ſo, lieber Amtmann. Wer richtig und rein denken kann, redet nie ſo wie Sie. Die falſchen Ausdrücke, die unbeſtimmten Worte, die man wählt, haben immer ihren Grund in verwirrten Vorſtellungen. Man redet richtig, wenn man richtig denkt. Sehen Sie, lieber Amtmann, ſicher fließt ſchon in Ihren Adern edles, Celtiſches Blut; es würde alſo nur auf Sie ſelbſt ankommen, ſo rein und hell zu denken, wie es Ihnen möglich iſt. Merken Sie nur fürs erſte die neun Lateiniſchen Wörterchen, die wahrlich einen großen Sinn enthalten: an, quid, cur...“

Herr Baron! ſagte der Amtmann entrüſtet; ich bin der Schule entwachſen!

„Ich nie, Herr Amtmann,“ antwortete der Baron lächelnd; „und das, ſeh' ich jetzt, iſt unſer Unterſchied. Ich lerne noch immer, weil ich noch immer lernen kann. Indeß wie Sie wollen, Herr Amtmann.“ Er verbeugte ſich. Der Amtmann ging, und der Baron ſagte mitleidig: „Lieber Gott, wie ſie ſich abnein, dieſe vernachläſſigten Menſchenracen! gerade wie der Sineſe, der, wenn er die Form kennt, in der er ſeine Verbeugungen macht, gegen ſich den edlen Celten verachtet.“

Der Amtmann lief wüthend zu dem Prediger, und klagte dem ſein Leid. Der Letztere ließ ſich weitläuftig alles erzählen, was der Baron geſagt hatte. Nun, meinte er dann, im Ganzen mag der Baron nicht unrecht haben; denn in Abſicht des ordentlichen, hellen Denkens ſeyd Ihr Juriſten faſt alle ein wenig Mongoliſch. Da hat der Baron nicht unrecht.

„Herr Gevatter, rief der Amtmann, bleiben Sie damit weg! Wenn ein Stand in der Ordnung denkt und ſchreibt, ſo iſt es der unſrige. Wir müſſen ja alles bis ins Unendliche abtheilen.“

Ihr ſchreibt freilich: erſtlich, zweitens, und ſo weiter; aber das kommt mir, wenn ich eine juriſtiſche Schrift leſe, gerade ſo vor, als wenn ich mit einem Raſenden rede, der ſeine tollen Ideen in einem guten Style vorträgt. Ein wenig Philoſophie könnte wahrhaftig der ganzen Fakultät nicht ſchaden. Der Prediger fing nun an das Syſtem, ſo viel ihm der Amtmann davon mittheilen konnte, zu ſtudieren; und dann ging er zu dem Baron: denn die ganze Gemeinde gerieth durch das Syſtem in Zerrüttung. Der Prediger redete alle Sonntage von der Verträglichkeit, und er hatte den Verdruß zu ſehen, daß die jungen Burſche ſich noch auf dem Kirchhofe vor ſeinen Augen bei den Köpfen nahmen, und ſich die blonden und ſchwarzen Haare auſrauften.

Der Baron ſetzte dem Prediger mit großem Triumphe ſein Syſtem auseinander. „Sie, lieber Paſtor, werden es richtig beurtheilen; denn Sie ſelbſt ſind ein edler Celte.“ — Gnädiger Herr, Ihr Syſtem ſoll einmahl wahr ſeyn, wie es da auf dem Papiere ſteht; aber man ſollte es doch verſchweigen, wie den böſeſten und reitzendſten Irrthum. Sie ſehen, nur erſt ein Paar Züge Ihres Syſtems ſind unter Ihren Unterthanen bekannt geworden, und ſchon liegen ſich beide Partheien alle Tage in den Haaren. Denken Sie Sich nun den Fall, die Blondköpfe erfahren erſt Ihr Syſtem in ſeiner ganzen Ausdehnung; ſie erfahren, daß ſie ganz andere Menſchen ſind als die andern, daß ſie von edleren Urmenſchen abſtammen, daß die andere Parthei ſie an Verſtandeskräften nie erreichen kann, daß ſie zu größern Genüſſen, daß ſie zum Beherrſchen der andern Parthei geboren ſind: ſo werden ...

„So werden ſie,“ fiel der Baron ein, „die Väter, die Lehrer, die Freunde, die Beſchützer ihrer vernachläſſigten Brüder werden.“

Ja, wahrhaftig, rief der Prediger, das ſehen wir jetzt alle Tage! Die edlen Celten behandeln ihre von der Natur vernachläſſigten Brüder mit aller Härte und Verachtung, die nur der dummſte Stolz geben kann; und die andern bezahlen ihnen mit dem glühendſten Haſſe. Wie ſoll das aber auch anders ſeyn? warum ſoll ich den nicht verachten, den die Natur verachtet hat? warum den nicht hart behandeln, den die Natur hart behandelte? O, laſſen Sie erſt Ihr Syſtem bekannt ſeyn, und Sie ſollen ſehen, wie die menſchliche Grauſamkeit, der Stolz, die Wolluſt, die Härte, die Bosheit dieſe Sätze brauchen werden, um alle ihre Verbrechen zu vertheidigen. Ich predige: Liebet alle Menſchen; denn es ſind Eure

Verwandte, Eure Brüder! Die Menſchen werden dann ſagen: Nein, es ſind Fremde, die ich beleidige; nicht meines Blutes, nicht Geſellen meiner Natur, halbe Thiere. Ich predige: Liebet den Menſchen; denn Gott, die Liebe, hat ſie voll Vollkommenheit zum Glück erſchaffen. Sie werden mir antworten: Gott hat dieſe Menſchen zur Sklaverei, zu unſern Knechten, uns zu ihren Herren erſchaffen. Das wird die Folge ſeyn. Wen man verachtet, den kann man nicht lieben; und wer uns haſſet, dem können wir nicht wohlthun.

„Wenn mein Syſtem wahr iſt, lieber Prediger,“ antwortete der Baron ganz kalt, „ſo mag es bekannt werden. Die Natur mag die Folgen verantworten; was kümmern den Philoſophen die Folgen der Wahrheit?“

Der Prediger mochte dem Baron die Wirkungen ſeines Syſtems noch ſo ſchrecklich mahlen, der Baron blieb immer gleich kalt. Er mußte endlich das Syſtem ſelbſt angreifen. Da hatte Flaming ihn erwartet. Er gab ihm den Zettel, der ehemals für den Amtmann beſtimmt war, und auf dem die Kennzeichen der Völkerſtämme, ins Kurze gezogen, tabellariſch ſtanden. Der Prediger fing an laut zu leſen: „Die Mongoliſchen Völkerſchaften verachten die Jungfrauſchaft; ja, unter manchen von ihnen iſt eine Hure ſchätzbarer als eine Jungfrau. Sie ſodern keine Treue von ihren Weibern, ſind nicht eiferſüchtig.“

Der Prediger lächelte. Man ſollte denken, daß die Mongolen hauptſächlich in den großen Reſidenzen ihre Wohnplätze hätten; oder der Celte muß durch Umſtände zu eben den Sitten kommen können, zu denen, wie Sie ſagen, die Organiſation den Mongolen verdammt: und dann, wahrhaftig, hat der Celte vor dem Mongolen nichts voraus. Wenigſtens ſollen die erſten Stände in Paris, London, Wien, Rom, Madrid, u. ſ. w. gerade eben ſo über den Werth der Keuſchheit denken, wie hier die Mongolen. Wie? fragte der Prediger ſpitz: da die Celten durch Umſtände zu dieſen Begriffen kommen können, ſollte man nicht den armen Mongolen eben dieſe Wohlthat gönnen, ohne daß die Natur beſchuldigt wird, eine ganz ungeheure Menge von nichtswürdigen Menſchen geſchaffen zu haben? Und dann, Ihr Gnaden, ſollten denn alle, alle Mongolen, nicht Einen ausgenommen . . .?

„Alle, alle, lieber Prediger; nicht Einen ausgenommen: dafür ſteh' ich Ihnen.“

Aber, fuhr der Prediger fort, Sie ſelbſt nehmen ja hier die Sineſen aus. Der Baron erröthete. Der Prediger las weiter: „Die Slaviſchen Völkerſchaften legen einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft, und die Celten ſchätzen die jungfräuliche Unſchuld.“

„Sehen Sie, hob der Baron an, ſagen Sie ſelbſt, können das einerlei Menſchen ſeyn? Die Mongolen achten eine Hure höher als eine Jungfrau; der Slave legt einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft; und der . . .“

Was heißt das, einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft legen? fiel der Prediger ein.

„Die Slaven, lieber Prediger, die Türken, alle Morgenländer, die alten Juden forderten, wenn ſie ihre Heirath vollzogen, ſichtbare Zeichen, daß ihre Bräute noch Jungfern geweſen waren; und dieſe Zeichen mußten den Hochzeitgäſten vorgewieſen werden.“

Und, gnädiger Herr, es iſt ein ſichres, ein beſtimmtes Merkmahl eines Slaven, wenn er ein ſichtbares Zeichen fordert, daß ſeine Braut noch Jungfer iſt?

„Eins von den Hauptkennzeichen. Ich glaube, der Slave ließe ſich lieber tödten, als daß er ſeinen Hochzeitgäſten nicht, entweder in Natur, oder durch ein Symbol, einen Beweis von der Jungferſchaft ſeiner jungen Frau gäbe.“

Nun, ſagte der Prediger lachend, wenn ſich die übrigen Kennzeichen Ihrer Menſchenracen nicht beſſer halten, als dieſe beiden, ſo getraue ich mir noch wohl, Adam in ſeiner Würde als allgemeinen Stammvater der Menſchen zu vertheidigen. Sie haben uns zum Beſten, Herr Baron; Sie wollen ſehen, wie leichtgläubig wir ſind! — Der Baron ſtutzte. — Oder, fuhr der Prediger lachend fort, Sie machen Satiren, und ziehen unter den Nahmen Mongolen, Slaven und ſo weiter die Menſchen und ihre Fehler durch. Was gilt die Wette, ich finde Ihnen in Paris, oder London, in jeder großen Reſidenz, Mongolen die Menge, die das ehrlichſte Mädchen wie eine Hure, und eine Hure wie das ehrlichſte Mädchen behandeln; die ihre Weiber verkuppeln für Geld, für ein Band, für einen goldenen Schlüſſel; die. . . . Und nun gar Ihre Slaven mit dem ſichtbaren Zeichen der Jungferſchaft! Wahrhaftig, Sie haben uns zum Beſten. Das fordert ja eben ſo gut jeder Deutſche von ſeiner Braut.

„Wie? jeder Deutſche?“ rief der Baron verdutzt. „Nun? laſſen Sie doch hören! Was für ein Zeichen wäre denn das?“

Der Brautkranz, Herr Baron; der Brautkranz.

„Sie ſcherzen,“ erwiederte der Baron etwas unwillig; „aber zur Unzeit. Das iſt ganz etwas Anderes.“

Eben daſſelbe, Herr Baron, wirklich eben daſſelbe. Nur ſind Sie an den Brautkranz der Deutſchen gewöhnt, und an das Betttuch der Morgenländer, oder den zerbrochenen Topf der Liefländer nicht. Jenes körperliche Zeichen der Morgenländer konnte man nur dort fordern, wo die frühen Heirathen dieſes Zeichen natürlich und bedeutend machen. Bei ſpätern Heirathen muß jenes Zeichen der Jungferſchaft begreiflicher Weiſe öfters nicht vorhanden ſeyn; indeß war doch jedem Manne von Ehre daran gelegen zu zeigen, daß er keine liederliche Metze in ſein Bett aufgenommen habe. Man wählte alſo andere Zeichen der Keuſchheit: der rohe Slave eine ganze Schüſſel; der chriſtliche Deutſche das Symbol der Unſchuld in der Kirche, den Kranz. Aber ich ſtehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß Sie mit den größten Anerbietungen keinen Blondkopf unter Ihren Unterthanen bereden werden, ſeine Braut ohne Kranz in die Kirche zu führen. Weit eher, glaube ich, bereden Sie mit einer Flaſche Branntwein einen rohen Slaven, auf ſein Zeichen der Jungferſchaft bei ſeiner Braut Verzicht zu thun. Ich ſtehe Ihnen dafür, auf dies Zeichen der Jungferſchaft legt der Celte einen eben ſo großen und eingebildeten Werth, als der Slave. Wäre der Brautkranz bei uns nicht Mode, und Sie hätten ihn in einer Reiſebeſchreibung bei einem fremden Volke gefunden; ſo wäre er Ihnen aufgefallen, und Sie hätten in ihr Kollektaneenbuch eingetragen: „Das Volk N. N. legt einen eingebildeten Werth auf die Jungferſchaft. Jede Braut muß dort einen

Kranz

Kranz tragen; und weiß ſich eine in Abſicht ihres geführten Lebens nicht ſicher, ſo ſetzt ſie nur mit Zittern den jungfräulichen Kranz auf: denn man hat ſogar Beiſpiele, daß der Prediger der Braut den Kranz abgenommen, oder daß ihre Feinde ihr auf den Kirchweg gehacktes Stroh geſtreuet haben. Jeder Bräutigam verlangt von ſeiner Braut den Kranz; am Hochzeittage wird er ihr feierlich vom Haare genommen, und die Gäſte übergeben ihn dem Bräutigam. Ja, man nennt bei dieſem Volke ſogar die Jungferſchaft ſelbſt: den Kranz." So würden Sie geſchrieben haben; und wehe dann dem armen Völkchen, wenn Sie auf den Einfall gekommen wären, ein Syſtem der Menſchenracen zu ſchreiben!

Der Baron ſtutzte. Er legte den Kopf in die Hand, und fing an nachzudenken. Der Prediger glaubte, er habe den Sieg ſchon gewonnen; aber der Baron überlegte bloß, ob nicht dieſer Kranz eine Slaviſche Sitte ſey. „Ja," rief er; „es iſt ſo! es muß ſo ſeyn! Und die Beläge dazu werde ich ja irgendwo auffinden." — Er verbeugte ſich gegen den

Prediger. Dieſer ging, und der Baron eilte in ſeine Bibliothek, mit dem Entſchluſſe, irgend einen Beweis zu finden, daß der Brautkranz mit den Slaven nach Deutſchland gekommen ſey. Wie leicht war der zu finden! Der Kranz iſt Römiſche Sitte; die Römer hatten ihn von den Griechen; und wurde nicht Griechenland von Phönicien aus bevölkert, wo dieſe Sitte zu Hauſe gehört, wo ſelbſt die Juden, mit denen wir ſo genau bekannt ſind, wohnten? Freudig ſprang er auf, und merkte die Sitte des Brautkranzes als ein Slaviſches Ueberbleibſel an.

Die Unruhen, die Schlägereien unter den Bauern des Barons hatten denn doch die Wirkung auf ihn, daß er nichts weiter von ſeinem Syſteme ſprach; und da die ſchwarze Parthei der weißen und dem Baron drohete, ihre Sache an das höchſte Landestribunal zu bringen, und mit Ernſt davon ſprach, den Baron zu dem Beweiſe anzuhalten, daß ſchwarzes Haar eine Schande ſey; da ferner der Amtmann dem Baron vorſtellte, daß er leicht zu einer Ehrenerklärung angehalten werden könnte, indem ſein Syſtem noch nicht privilegirt ſey: ſo erging ein ſtrenger Befehl an die Blonden, Niemanden ſein ſchwarzes Haar weiter vorzuwerfen. Als dann der Amtmann den erſten Schuldigen wirklich ernſthaft beſtrafte, ſo wurde die Ruhe leidlich wieder hergeſtellt. Nur hatte der Baron den Verdruß, daß jetzt auch die Blonden, trotz ſeinen Wohlthaten, ihn verläſterten.

Die Liebe der Blonden verwandelte ſich ſogar in Haß gegen den Baron. Es kam ein Officier in das Dorf, um die junge Mannſchaft zu meſſen. Der Baron, bei dem er aß, erkundigte ſich, welche Leute er zu Rekruten wählen würde. Der Officier nannte ſie ihm. Es waren zwei Schwarze und ein Blonder. Der Weißkopf, der zum Soldaten beſtimmt war, ſtand, als dieſes Geſpräch anhob, vor der Thüre des Eßzimmers, weil er den Baron um ſeine Fürſprache bitten wollte. Er verlor kein Wort von dem Geſpräche. „Auch die Beiden haben Sie gewählt?“ fragte der Baron, als er die Nahmen der Schwarzköpfe hörte, und zuckte die Achſeln.

Meinen Sie nicht, erwiederte der Officier, daß ich gut gewählt habe?

„Wenn die Größe den Soldaten macht, Herr Lieutenant, ſo haben Sie gut gewählt. Fordern Sie aber Muth, Treue, Entſchloſſenheit, Vaterlandsliebe, dann, freilich, haben Sie nicht gut gewählt. Unſer König iſt ein Deutſcher; er will auch Deutſche haben, um Deutſchland zu beſchützen: und dieſe beiden Menſchen. . .“

Sind es Ausländer, Herr Baron? Freilich, dann —

„Sie heißen Deutſche, ſind hier geboren und erzogen; allein — Sehen Sie, Herr Lieutenant — . . .“ Nun war er in ſeinem Syſtem, und bewies dem Officier, daß eine Armee mit blondem Haar und blauen Augen noch einmahl ſo treu, ſo muthig, ſo einſichtsvoll, ſo entſchloſſen, ſo ausharrend fechten müſſe, als eine mit ſchwarzem Haare. „Eine ſolche Armee koſtet mehr; denn der Celte kann ſich nicht mit den elenden Nahrungsmitteln begnügen, mit denen ein Slave zufrieden iſt. Eine Ruſſiſche Arme lebt beinahe von nichts; ein Paar Zwiebeln, eine Handvoll Wurzeln nähren den Koſaken ganze Tage. Das kann ihm kein Deutſcher nachthun; aber er kann ausharren, fechten, ohne je den Muth zu verlieren: das kann der Ruſſe nicht. O, rief er eifrig, lebte Tacitus noch, und ſähe jetzt eine Deutſche Armee, vor der Rom ſonſt zitterte; ſähe er die vielen Schwarzköpfe darunter — er würde ausrufen: Schande für Deutſchland! Das ſind keine Teutonen mehr; das ſind verächtliche Hunnen oder Sarmaten! Die fechten um Sold; nicht mehr für Freiheit und Vaterland!“

Der Enthuſiasmus des Barons ſteckte den jungen Officier an. Sie haben Recht, Herr Baron, rief er; wahrhaftig, man vergißt das alles, wenn man nichts als die Zolle, die der Burſche mißt, im Kopfe haben muß. Aber ich gebe Ihnen mein Wort von nun an nehm' ich nie einen andern Rekruten, als einen mit blondem Haar und blauen Augen. Für die beiden Schwarzköpfe wähle ich noch heute zwei Blonde.

In dieſem Augenblick entſprang der Weißkopf, der von dem Geſpräche nichts weiter begriff, als daß der Baron dem Officier zugeredet hatte, nur Blondköpfe zu Soldaten auszuheben. Seine Erzählung davon durchlief das Dorf wie ein Bliß. Man glaubte ſie nicht, weil man der Gunſt des Barons zu gewiß war; aber wie erſtaunten die Blondköpfe, wie triumphirten die Schwarzköpfe, als der Officier, anſtatt der beiden ſchwarzen Rekruten, ein Paar blonde nahm und damit abmarſchirte.

Fürchterlich erwachte nun der Haß der Blondköpfe gegen ihren Beſchützer. Die Eltern der beiden neuen Rekruten liefen heulend zu dem Baron, und machten ihm die bitterſten Vorwürfe. Nie war er ſo in Verlegenheit geweſen als in dieſer Stunde. Die Thränen, das Jammern der Eltern über ihre Söhne drang ihm durch das Herz, ſo unceltiſch es ihm auch vorkam, daß ſie gar nicht auf ſeine Vorſtellung hörten, wie ehrenvoll es für ſie und ihre Kinder ſey, wenn ihnen, und nicht den Schwarzköpfen, das Vaterland ſeine Vertheidigung anvertraue. Er mußte ihnen zuletzt verſprechen, ſie wieder los zu ſchaffen; das allein konnte die Eltern beruhigen. Nun aber ging der Lärmen zwiſchen beiden Partheien aufs neue los. Die Schwarzen lachten und jubelten laut, und ſpotteten über die Gunſt des Barons, der ſeine lieben Kinder unter die Soldaten brächte. Die Weißen riefen: Euch will ja der König nicht! Schande genug für Euch, daß der König Euch nicht für werth hält, ihm zu dienen! — O, das mag er thun! antworteten die Schwarzen triumphirend.

„Die Elenden!“ rief der Baron. „Wie? und man will noch mein Syſtem angreifen? will noch nicht ſehen, wie feigherzig, wie gefühllos gegen die Schande dieſe Nachkommen der Slaven ſind?“ Der gute Baron ſah nicht, wie gern ſeine blonden Unterthanen in dem Falle geweſen wären, eben das ſagen zu können, was die Schwarzen ſagten; ſah nicht, wie ſehr ſie ihn haßten, daß er ſie in den Fall geſetzt hatte, ſo tapfer thun zu müſſen.

Indeß, troß allen Schwierigkeiten, die dem Baron in den Weg gelegt wurden, genoß er denn doch nach gerade des Triumphes, ſeinen Glückſeligkeitsplan immer mehr ausgeführt zu ſehen. Das Herz lachte ihm vor Freude, wenn er ſeine Blondinen in ihren engen hellfarbigen Miedern und langen Röcken, mit kleinen Schritten, oder die jungen Burſche in hellblauen Röcken, engen Beinkleidern und Filzhüten über die Gaſſen gehen ſah. „Sehen Sie,“

ſagte er dann dem Oberſten Brenſen jedesmahl, und drückte ihm die Hand; „ſehen Sie, wie ſchön der Strohhut über den blauen Augen ſteht!“ Und darin hatte er recht. Die Mädchen putzten ſich wie die Bräute; denn ihr Putz koſtete ihnen nichts. Sie ſchonten Hände und Haut; denn der Baron unterſtützte ſie ſo reichlich, daß ſie keine harte Arbeit zu thun brauchten. Auch den Triumph hatte der Baron erlebt, daß ſogar die Brünetten anfingen etwas von ihrer Liebe zu der Slaviſchen Kleidung nachzulaſſen. Er war feſt überzeugt, daß ſeine Vorſtellungen das bewirkt hätten; allein die armen ſchwarzen Mädchen mußten wohl nachgeben, wenn ſie nicht alle ihre Liebhaber verlieren wollten, denen die ſchlanken, wohlgekleideten Blondinen ſehr in die Augen ſtachen.

Fielen den Weißköpfen ihre Häuſer zuſammen, ſo unterſtützte der Baron ſie mit Geld und Baumaterialien, wenn ſie ſo baueten, wie er wollte. Folglich ließ jeder Weißkopf ſein Haus mit der Front, und nicht wie ſonſt mit dem Giebel, auf die Gaſſe bauen. Die Häuſer bekamen hohe und helle Fenſter. Das Vieh wurde weiter von dem Wohnhauſe abgeſondert, und die Bauern befanden ſich jetzt in ihren Celtiſchen Häuſern wirklich beſſer, als vorher in ihren Slaviſchen Baracken. Den Schwarzen hingegen unterſtützte der Baron bei einem Baue ſo ſpärlich, daß er bei der vorigen Bauart bleiben mußte. „Sehen Sie,“ ſagte der Baron zu dem Oberſten; „ſelbſt in dieſen Kleinigkeiten hat die verſchiedene Organiſation den Celten von dem Slaven getrennt. Geben Sie Acht. Aus dieſem neuen Hauſe en front, aus dieſem hohen hellen Fenſter ſieht gewiß ein Blondkopf; dort aus jenem Hauſe, das ebenfalls erſt gebauet iſt, das den Giebel auf die Gaſſe kehrt und ſo kleine dunkle Fenſter hat, ſieht ein Schwarzkopf. Nun? was ſagen Sie dazu?“

Der Mann wird reicher ſeyn als jener, antwortete der Oberſt.

„Mit nichten. Sie ſind Beide gleich reich; allein die Organiſation treibt jenen, ſich hell und licht, und dieſen, ſich verſteckt und dunkel anzubauen.“ Der Baron verſchwieg ſehr ſorgfältig, daß er ſelbſt das helle Haus gebauet hatte. Bei einem ſolchen Falle mußte der Oberſt ſich immer gefangen geben, weil er wirklich nichts davon begriff. Er ſchüttelte nur ſtillſchweigend den Kopf über die ſeltſame Erklärung. Der Baron ſah das Kopfſchütteln, lächelte und ſagte: „warum bauet der Biber in Kanada und an der Elbe einerlei Gebäude? warum die Bienen in meinem Garten und in Aſien gleiche Zellen? warum der Sperling in Europa und Afrika ein ähnliches Neſt? Die gleiche Organiſation treibt ſie dazu. Sehen Sie, aus demſelben Grunde bauet der Slave in Aſien eben das Haus, das der Slave auf meinen Gütern bauet: dunkel, eng und ſchmutzig; und der Celte am Kaukaſus, wie in Deutſchland, hell, groß, und reinlich. Zweifeln Sie noch? Ich könnte Ihnen das mit tauſend andern Fällen belegen, mit der Kleidung, mit dem Schnitte der Haare, mit den Möbeln, mit der Art zu ſitzen, zu gehen, zu tanzen, und ſo weiter, die allen Slaven, und allen Celten eigenthümlich ſind.“

So hole der Teufel den Menſchen, der bauen, eſſen, ſitzen, tanzen, denken, fühlen, und handeln muß, wie ſeine Organiſation ihn zwingt! Fühlen Sie denn nicht, wozu Sie den Menſchen machen? Zu einem Stocknarren der Natur, zu einer Marionette, die das hölzerne Maul aufreißt, und von Vernunft, von Moralität ſpricht, bloß um damit zu lachen zu machen. Herr, ich würde mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn ich Ihr Syſtem glauben müßte. Nein, zu allem Glück ſehen auch noch Weißköpfe aus engen, dunkeln Häuſern hervor. Aber gewiß haben Sie nie einen Fuchs aus einem Bibergebäude hervorſchauen ſehen. Und das beweiſt eins für alles.

„Ich ſtehe Ihnen dafür, das Haus hat dann gewiß ein Slave gebauet, kein Celte; und nur davon iſt die Rede.“ —

Die Weißköpfe auf dem Gute des Barons lebten beſſer als die Schwarzen. Ihre Wohlhabenheit kam ſo ſchnell, ſo ohne Mühe, daß ſie anfingen beſſer zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen als ſonſt. Sie waren bequemer, als die Schwarzen. Der Oberſt, der jetzt, wenn er bei dem Baron war, ſich mehr um die Bauern bekümmerte, ſagte das dem Baron, und warnte ihn vor ihrem Luxus.

„Sehen Sie, ein neuer Zug des Celten! Er muß beſſer eſſen, er kann nicht ſo hart liegen, als der Slave. Mit Einem Worte:

der Celte iſt weicher, zarter, als der Slave. Das werden Sie bei allen meinen Weißköpfen finden.“

Aber Ihre Celten werden zuletzt verhungern müſſen, wenn Sie fortfahren ſo zart zu ſeyn.

„Sorgen Sie nicht! Der Slave verſchwelgt das auf einmahl, wovon der Celte einen Monat lang genießt. Sehen Sie zu. Sie werden meine Weißköpfe wenigſtens in eben ſo gutem Vermögenszuſtande finden, als die Schwarzen. Der Celte genießt mäßig; der Slave verſchlingt, frißt. Bei den Mongolen iſt das noch ſichtbarer. Alle Theile des Kopfes, die zum Eſſen gehören, Beißmuskeln, Zähne, Backenknochen, ſind bei ihnen um vieles größer und ſtärker, als bei den Celten. Sagen Sie ſelbſt, muß ich nun nicht ſchließen, daß die Natur ſie zum Verſchlingen, zum Freſſen, zu den elendeſten Nahrungsmitteln beſtimmt hat?“

Aber, zum Teufel, Herr! wer heißt Sie ſo ſchließen? Die Mongolen ſind durch den Grad der Kultur, durch Klima, Beſchäftigung, Lage, Umſtände gezwungen, die härteſten Nahrungsmittel, rohes Fleiſch, gedörrte Fiſche, Wallfiſchfleiſch, harte Wurzeln und dergleichen, zu verzehren. Ei, zum Teufel! ein Kind ſieht ja ein, daß ein Menſch, der nur Suppen, Spinat, weich gekochtes Fleiſch und Biskuit ißt, ſeine Beißmuskeln nicht ſo ausarbeiten kann, wie ein junger Mongole, dem die Mutter ein Stück rohes Fleiſch zum Frühſtück giebt. Wer, zum Henker, wird, wenn er eines Bauern Hand und Arm befühlt, ſagen: dieſe Hand iſt härter, größer, muskulöſer, ſtärker, knochiger als meine; darum hat die Natur den Mann zu harten Arbeiten beſtimmt und mich für den Sofa! Des Mannes Hand iſt durch die Arbeit hart geworden, wie des Mongolen Beißwerkzeuge durch die Arbeit ſtärker. Mit Ihrer Art zu ſchließen könnte ich ja von einem Geräderten behaupten: die Natur hat dieſen Unglücklichen beſtimmt, aufs Rad geflochten zu werden; denn ſeht einmahl her, wie viel geſchmeidiger ſeine Knochen ſind, als die meinigen: ſie laſſen ſich biegen wie eine Weidenruthe.

„Ihre Vergleiche, Herr Oberſt, ſind ſo ſeltſam . . .“

Wie Ihre Beweiſe, Herr Baron.

So zankten ſie ſich täglich; allein der Baron blieb unerſchüttert, und genoß des hohen Triumphes, bald alles was Slaviſch war, aus ſeinen Dörfern weggeſchafft zu haben. Denn ſchon dreimahl hatte er ſogar das Glück gehabt, von auswärts her junge Blondköpfe mit drei Brünetten aus ſeinem Dorfe zu verheirathen. Die Eltern ſahen das gern; denn, ſo ſehr ſie die Blondköpfe auch haßten, ſo fühlten ſie dennoch, daß es jetzt kein geringes Glück ſey, blondes Haar zu haben, beſonders da der Baron die Befreiung von den Frohndienſten zum Preiſe dieſer Verbindungen machte. Ein Paar Schwarzköpfe ſuchten voll Verdruß darüber, daß ſie ſo zurückgeſetzt wurden, ihre Höfe los zu werden. Der Baron kaufte ſie, und verkaufte ſie mit Schaden wieder, allein an die beiden blondeſten Jünglinge, die in der Gegend zu finden waren. So ſah er fröhlich dem Tage entgegen, da er rufen konnte: alle meine Unterthanen ſind die edelſten Celten!

Die Prophezeiungen des Amtmanns, der dem Dorfe den vollen Untergang verkündigt hatte, trafen nicht ein. Die Schweſter des

Predigers nahm den Baron ſogar in Schutz. „Ich verſtehe von ſeinem Syſteme nichts, ſagte ſie, und mag nichts davon verſtehen; aber daß Ihr beide das Syſtem in die Hölle verdammt, begreife ich doch auch nicht. Der Baron iſt nur zwei Jahre hier, und das Dorf hat zehn neue Häuſer, in denen man nicht vor Geſtank vergeht. Die Mädchen im Dorfe kleiden ſich niedlich; die jungen Burſche auch: das mag ich leiden. Die Schulden des Dorfes ſind bezahlt, und keiner hier leidet mehr Noth. Nehmt mir's nicht übel; bringt ein Syſtem das in zwei Jahren hervor, ſo kann man ihm wohl zu gute halten, daß es ſchwarzes Haar und Augen verdammt, und dicke Bäuche haßt, obgleich Ihrer, Herr Amtmann, Ihnen recht hübſch läßt. Ich ſelbſt mag lieber einen ſchlanken jungen Menſchen leiden, als einen kurzen, dicken. Die Bauern prügelten ſich ſonſt alle Tage; aber das iſt nun vorbei. Daß der Baron die Schwarzen aus dem Dorfe nach und nach wegſchafft, kann ihm Niemand verdenken. Du ſchaffſt alle Pergamentbände nach und nach aus deiner Bibliothek, und nimmſt

Franzbände; und da der Amtmann ſchafft alle Blumen, die nur einen gelben Punkt haben, ohne Gnade ab. Es ſind aber Menſchen, ſagt Ihr. Gut! Der Baron thut doch keinem Unrecht, und jagt doch keinen fort. Er kauft die Güter, und ſchafft, was Ihr nicht leugnen könnt, ſehr hübſche Jungen wieder hinein."

Aber, ſagte der Prediger, was hätte mit eben dem Gelde, das dies alles koſtet, nicht können gewirkt werden!

„Gebe der Himmel, daß erſt alle Edelleute ihr Geld nur ſo nützen, wie der Baron! Er läßt es ſich etwas koſten, blonde Bauern ins Dorf zu ziehen; aber er macht ſie wohlhabend und glücklich. Andre Edelleute ſchaffen für ihr Geld Hunde, Pferde, Meubles, und machen ihre Bauermädchen liederlich, ihre Bauern arm. Das Syſtem iſt noch gut genug."

Wenn es nicht bekannter wird, ſagte der Prediger, und es nur dabei bleibt; was ich aber nicht glaube!

Der Prediger hatte Recht; es blieb nicht dabei. Bei der nächſten Hochzeit im Dorfe ließ

ließ der Baron den Bräutigam zu ſich rufen. Der Brautkranz, dieſer letzte Slaviſche Sauerteig, lag ihm gar zu drückend auf dem Herzen. „Höre,“ ſagte er zu dem Bräutigam; „du ſollſt mir einen Gefallen erzeigen.“ Der Bauer lächelte. „Eine Kleinigkeit, die nichts in der Welt auf ſich hat . . . Du biſt doch feſt überzeugt, daß deine Braut Jungfer iſt?“ — Der Bauer ſtutzte. O ja, Ihr Gnaden! ja, das bin ich! — „Und du würdeſt doch ſicher kein Mädchen heirathen, von der du vermuthen könnteſt, daß ſie ſich ſchlecht aufgeführt hätte?“ — Nein, rief der Bauer; wahrhaftig nicht! Glauben Ihr Gnaden, das thät' ich nicht. Das weiß das ganze Dorf, ſo wie es weiß, daß meine Braut ſich immer ehrlich aufgeführt hat, und unſchuldig wie ein neugebornes Mädchen iſt. Da muß im ganzen Dorfe kein Mann ſeyn, der ſich eines Kuſſes von ihr rühmen könnte, ausgenommen ich ſeit meiner Verlobung.

„Deſto beſſer, wenn das Dorf ſo von dir und deiner Braut denkt! Deſto leichter wird dir der Gefalle ſeyn, den ich von dir verlange. Laß dich mit deiner Braut trauen, ohne daß ſie eine Brautkrone trägt; ich will dir auch ein ganz neues Wohnhaus bauen laſſen.“ — Der Bauer ſtutzte wieder. Ihr Gnaden, ſagte er mit argwöhniſchen Blicken, wiſſen Sie etwa was, haben Sie etwas gehört, ſo ſagen Sie. Was? keine Krone? So weit wär' es? Das muß ich wiſſen!

Der Baron beruhigte den Bauer. Eben weil wir, du, ich und das ganze Dorf, überzeugt ſind, daß deine Braut eine ehrliche Jungfer iſt, ſo kann es dir ja einerlei ſeyn, ob ſie eine Krone trägt oder nicht. Wie geſagt, ich will dir . . .“

Aber der Bauer ſchlug es kurz ab. Der Baron bat, befahl, drohete; es half nichts. „Wenn nun aber deine Braut will?“ fragte der Baron. — Ihr Gnaden, ſagte der Bauer erbittert: wenn meine Braut ohne Kranz in die Kirche käme — ja, bei meiner Seele! ſtatt ihr dieſe Hand zu geben als Mann, wollte ich ſie damit zur Kirche hinaus prügeln!

„Aber mein Gott, Menſch! wenn ſie nun ein' ehrliches Mädchen iſt, kann es dir denn nicht gleichgültig ſeyn, ob . . .“

Ob ſie einen Kranz trägt? gleichgültig?

Nein! nimmermehr! Wenn ſie heute mir entdeckte: ſieh, Hans, ich habe einmahl gefehlt, ich bin einmahl zu Falle gekommen; und es wüßte keiner darum, das wollt' ich ihr noch vergeben. Aber ohne Kranz in die Kirche — ich ſtieße ſie mit den Füßen vom Altare weg! das thät' ich!

„Aber du Narr, rief der Baron hitzig; iſt dir denn das Zeichen der Sache lieber, als die Sache ſelbſt?“

Ei was, Sache hin, Sache her! das ſind Poſſen. Darnach hör' ich nicht. Aber an den Brautkranz, nicht rühr an! Der iſt das Beſte an der ganzen Hochzeit; das iſt ja ordentlich das Chriſtenthum dabei; das hieße Gott ſpotten. Lieber die Hand hier, als den Kranz! Ei ſeh doch einer! ohne Kranz! lieber mein Leben! Nicht alſo!

Der Baron machte einen neuen Verſuch, der aber noch übler ablief; denn der Bauer wurde hitziger, und drohete. Der Baron wurde endlich durch des Menſchen Unvernunft, durch eine ſo unbegreifliche Anhänglichkeit an das Slaventhum, ſo erbittert, daß er ihn ſchimpfte. „Geſtohlen, rief er in der

Wuth, geſtohlen haſt du das blonde Haar, geſtohlen die blauen Augen! Ein Bankert, ein Baſtart biſt du, du unvernünftiger Menſch! Ein Kakerlake war dein Vater, ein Hurkind biſt du! Alles an dir lügt. Und den Brautkranz ſoll deine Braut nicht tragen, und Niemand mehr im Dorfe, ſo lange ich lebe; oder ich laſſe Euch die Kirche zuſchließen! Keine Braut ſoll mehr einen Kranz tragen, weder deine, du Elender, noch eine andre!“

Der Bauer eilte wüthend zu Hauſe, und fand da eben ſeine Braut mit ihren Eltern und Anverwandten. Daß dich die Peſt! rief er beim Hereintreten. Denkt nur, denkt! Der Edelmann will meiner Braut verbieten ſich in einem Kranze trauen zu laſſen! — Alle ſprangen auf. Wer, wie, wo, was? ſchrieen alle durch einander. „Sie ſoll keinen Kranz tragen.“ — Wer? meine Tochter? was? hat ſie ſich nicht ehrlich aufgeführt? Das hat er geſagt, der Baron? — „Das hat er geſagt!“ rief der erhitzte Bräutigam. Und mich hat er ein Hurkind genannt, hat geſagt, Ihr wärt mein Vater nicht, ſondern ein — ich weiß nicht mehr, wie mein Vater heißen ſollte.

Ein neuer Lärm. Du ein Hurkind? Wie? Ich wäre dein Vater nicht? — Des Bräutigams Mutter fing an eben ſo kräftig zu ſchreien, als der Braut Mutter ſchon ſchrie. Die Väter fluchten unter einander. Den Teufel auch! das wollen wir ihm wohl ſagen. Sie ſoll einen Kranz tragen; zwei, wenn wir's wollen! — „Ja, ſeht nur zu," rief der Bräutigam: „er will uns die Kirche vor der Naſe zuſchließen laſſen." — Je, das iſt doch unerhört! riefen die Alten; unſere Kirche? Wahrhaftigen Gott! gebt Acht, das geht immer weiter. Zuerſt hat er uns beredet, die Schwarzköpfe wären Zigeuner —

Ja, ja, da ſeht Ihr's nun, hob ein alter Schwarzkopf an, ein Verwandter der Braut; den ſeligen ehrlichen Schulzen hat er auch auf den Kirchhof gebracht! Wer weiß, wo ſein Sohn jetzt modert, und Herrmanns Tochter in der Irre herumläuft!

Herrmann ſprang auf. Das iſt wahr, ſchrie er; mich hat er um meine Tochter gebracht. Ich leid' es nicht, das ſag' ich.

Ja, ja! Und darf er uns denn befehlen, an wen wir unſere Kinder verheirathen ſollen?

Das thut ja der König nicht einmahl; und der Edelmann nimmt ſich das heraus! Und hat er nicht Joſt und Hannig ſo lange gezwiebelt, bis ſie ihm die Höfe verkaufen mußten? Und nachher handelt er mit unſern Gütern! Iſt das Recht?

Und wir dürfen nicht tragen, was wir wollen! keine Pelzmützen! Und der Schäfer ſogar hat müſſen ſeinen Schafpelz ablegen! Und ſagt noch lange, er iſt uns gut, und bringt unſere Kinder unter die Soldaten!

Und jetzt, das iſt doch allzu arg, will er uns gar verbieten, unſere Töchter in Kränzen trauen zu laſſen, als ob ſie Huren wären! und da, den Bräutigam heißt er ein Hurkind!

Das laute Geſchrei dieſer Leute, die ſich unter einander immer ſtärker erhitzten, zog mehr Leute herbei; und jedem wurde mit tauſend Zuſätzen erzählt, daß der Baron verboten habe, Brautkränze zu tragen.

Endlich giengen die Eltern der Brautleute zu dem Edelmann, um ihn zu fragen, ob das ſeine Meinung wäre. Der Baron ſaß eben und ärgerte ſich über den Triumph, den der

Prediger haben würde, wenn die Braut doch einen Kranz trüge. Er ſann auf Mittel, die Eltern der Brautleute mit Güte auf ſeine Seite zu bringen, als gerade die beiden Väter zu ihm herein kamen. Die Bauern fragten mit einer ſcheinbaren Unterthänigkeit, ob er den Bräuten verboten habe, Kränze zu tragen. Der Baron wollte kurz und gut verſuchen, was ſeine Entſchloſſenheit ausrichten würde. Er ſagte: „ich habe es verboten; und künftig trägt keine Braut einen Kranz mehr.“ — Und wollen denn Ihr Gnaden uns die Kirche zuſchließen laſſen? fragten die Bauern weiter. — „Ja!“ ſagte der Baron kurz ab; „wenn Ihr nicht gehorchen wollt, ja!“ — Wir wollen Ihr Gnaden Antwort ſagen, erwiederten die Bauern, und gingen.

Sie kamen zu Hauſe, und brachten die Antwort. Die Geſellſchaft erhitzte ſich, und man beſchloß allgemein, den Edelmann bei der Regierung zu verklagen. Der alte Schwarzkopf, auf deſſen Verſchmitztheit und Racheifer man ſich verlaſſen konnte, erhielt den Auftrag, in einer benachbarten Stadt eine Klage von einem Advokaten aufſetzen zu laſſen. Man gab ihm dazu eine Vollmacht; und der Alte, der ſich freuete, daß endlich der Tag der Rache gekommen war, ging unverzüglich in Geſellſchaft des Bräutigams und des Brautvaters nach der Stadt.

Sie wendeten ſich an einen Winkeladvokaten, den ſie ſchon länger kannten, und der Herz genug hatte, ſelbſt den König beim Könige zu verklagen; aber ſelbſt dieſer Mann erſtaunte über die ſeltſame Klage der Bauern, und fragte mehrere mahle: Leute, lügt Ihr auch nicht? das iſt ja nicht möglich! Sie erzählten indeß dem Advokaten ſo viele kleine Umſtände, ſetzten alles ſo genau auseinander, und waren ſo einſtimmig in ihrer Ausſage, daß er nicht länger zweifeln konnte, und die Klage aufſetzte, ſo wie die Bauern ſie haben wollten. Der Advokat war eine von denen boshaften Seelen, die keine Gelegenheit vorüber gehen laſſen, wo ſie ehrliche Leute necken können, von denen ſie beleidigt zu ſeyn glauben. Der Regierungs-Präſident hatte ein paarmahl ſehr ernſtlich mit dem Advokaten über ſein Aufhetzen der Bauern geſprochen. Jetzt fand der Advokat eine Gelegenheit, ſich an dem Präſidenten auf Koſten eines Dritten ſo bitter zu rächen, als er nur wünſchte. Boshaft lächelnd ſchrieb er, und die Feder flog wie von ſelbſt. Die Klage wurde eingegeben.

„Hier iſt, ſagte der vortragende Rath in der nächſten Seſſion, eine ſo höchſt ſeltſame Klage, daß man kaum ſeinen eigenen Augen trauet. Die Gemeinde in Zaringen beſchwert ſich, daß ihr Gutsherr, der Baron von Flaming, ſie ſeit zwei Jahren auf die unerhörteſte Art gemißhandelt und unterdrückt habe, und bittet um ſchleunige Hülfe. Sie ſagt: Erſtlich habe der Baron alle Bauern, alle Familien gegen einander aufgehetzt, wüthenden Haß und Zwietracht in der Gemeinde verbreitet und unterhalten, und ſeine Freude an den Schlägereien der Bauern gehabt, wie das die Akten des Juſtiz-Amtmannes bewieſen, die man mit den Akten vor der Ankunft des Barons vergleichen müſſe, um zu ſehen, wie ruhig und friedlich die Gemeinde vorher gelebt hätte. Um dieſen Haß recht glühend zu machen, habe der Baron den Bauern mit blondem Haar und blauen Augen vorgeſpiegelt: die mit ſchwarzem Haare wären Nachkommen von Zigeunern, und müßten eigentlich nur Leibeigene und Sklaven der andern ſeyn; ſo wie er denn auch alle Menſchen, die ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen, einen dicken Bauch, und dicke Lippen hätten, und gar ſchwarze Kleider trügen, bitter haßte, und ſie geradehin für Dummköpfe, Mörder, Hurer und Diebe erklärte, in welchem Stande und Würden dieſe Menſchen auch lebten;" (Hier verzogen alle Räthe die Lippen zum Lächeln, ausgenommen der Präſident, mit dem dieſe Beſchreibung, ſelbſt bis auf das ſchwarze Kleid, das er immer trug, völlig zutraf. Bei dieſem Punkte hatte der Koncipient der Klage ſich auch am weitläuftigſten ausgelaſſen, weil es der Punkt ſeiner Rache war.) — „wie der Baron denn auch ſogar den Juſtizamtmann damit verächtlich zu machen geſucht. Und ſo hätte denn auch kein Bauer, der ſo unglücklich ſey, ſchwarzes Haar zu haben, Gerechtigkeit erhalten, ſondern wäre bedrückt, und oft ganz unſchuldig mit Gefängniß und andern harten Strafen belegt worden, wie ſich das aus den Akten des Dorfes ergeben würde. Der Baron habe ferner das Heirathen zwiſchen Weiß- und Schwarzköpſen bei harter Straſe verboten, wie er denn auch ein Paar junge, gute Leute, den Sohn des Schulzen im Dorfe, und die Tochter des Bauern Herrmann, die mit Einwilligung ihrer Anverwandten ſich verlobt gehabt, an ihrer Heirath gehindert, und ſie endlich auf eine tyranniſche Weiſe gezwungen habe, in die Welt zu gehen, worüber der alte Schulze vor Gram geſtorben, und ſein Hof noch leer ſtehe, weil man nicht erfahren können, wohin der junge Menſch gegangen ſey. Ueberall habe der Baron ſeine Unterthanen von ſchwarzer Farbe ſo gedrückt, daß ſie ſich aus Noth entſchließen müſſen, ihm ihre Güter zu verkaufen, und das Dorf, worin ſie geboren worden, und ihre Familien zu verlaſſen. Zu dieſen unerhörten, ſinnloſen Bedrückungen gehöre, daß der Baron den Mannsperſonen verboten habe, Pelzmützen, Pelze, weite Beinkleider, und Röcke von ſchwarzer oder dunkelblauer Farbe zu tragen; die Mädchen hätten müſſen in Einem Rocke, und beinahe ohne Bedeckung auf der Bruſt gehen. (Ein allgemeines Gelächter.) Sie hätten kein fettes Fleiſch eſſen dürfen, und was dergleichen noch mehr wäre. Die Weißköpfe hätte er auf eine andre Weiſe gedrückt. Er habe bei Aushebung der Rekruten den dazu kommandirten Officier zu bereden gewußt, nur Weißköpfe zu nehmen, und die Schwarzköpfe zu verſchonen. Ferner habe er die Weißköpfe in ihrem Gewiſſen bedrückt, und in ihrem Glauben irre gemacht, da er ohne Scheu öffentlich behauptet: die Weißköpfe ſtammten nicht von Adam ab, und die wahre Erbſünde ſey ein dicker Bauch und ſchwarzes Haar. (Gelächter.) Er mache die Familien irre, indem er feſt behaupte, daß der und der ein Baſtart ſey. Jetzt habe er nun gar jeder Braut verboten einen Brautkranz zu tragen, und wolle dadurch die ehrlichen Mädchen zu Huren herabwürdigen; ja, er gehe in ſeiner Tyrannei ſo weit, daß er ſchon gedrohet habe, er wolle die Kirche, die doch der Gemeinde gehöre, verſchließen laſſen. Die unglückliche und ganz verlaſſene Gemeinde von Zaringen bitte nun um Hülfe, Unterſuchung ihrer gerechten Klagen, und ſchleunige Abhelfung ihrer Beſchwerden, weil jetzt eine Braut befürchten müſſe, ohne Kranz zur Trauung zu gehen, und ſich dadurch noch vor der Nachwelt zu beſchimpfen."

Ein Erſtaunen ohne Gleichen ergriff die ganze Verſammlung. Man ſah ſich an, lachte und zweifelte. Dieſer dachte ſich den Baron ſo, jener anders. „Das iſt ein boshafter Menſch, der ſein Vergnügen daran findet, Menſchen zu martern, ein Ungeheuer, wenn nur die Hälfte von dem allen wahr iſt!“ So rief ein junger Rath, und ſtand mit funkelnden Augen auf. „Ich vermuthe, ſagte ſchmunzelnd ein anderer, es iſt ein Bon vivant, ein Mädchenjäger! Er zwingt die Mädchen halb nakkend zu gehen. Die Bauern ſind eiferſüchtig. So läßt ſich das andere erklären.“ — „Ein Spottvogel, rief ein dritter, der den Prediger, den Amtmann und die ganze Welt zu Narren macht. Das wird es ſeyn; denn es iſt gar zu toll.“ — „Oder der Baron muß den Verſtand verloren haben, ſo kommt es mir vor,“ ſagte ein vierter. — „Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, er iſt alles zuſammen, ſagte der Präſident: und ein neumodiger Philoſoph dazu, der es gern ſähe, wenn die Räthe der Landeskollegien in Reitjacken gingen! Der Narr, der!“

Ein Rath bekam den Auftrag, die Klage an Ort und Stelle zu unterſuchen; und dem

Prediger in Zatingen wurde ſogleich befohlen, die Braut mit einem Kranze zu trauen, wenn ſonſt nichts im Wege ſtände. Der deputirte Rath ſchickte dem Baron die Klage der Gemeinde nebſt ſeinem Kommiſſoriale zu, und beſtimmte den Tag, wann er in Zaringen eintreffen würde. Der Schlag kam dem Baron ſo unerwartet, daß er kaum ſeinen Augen traute, als er die Klage las. Er ließ den Amtmann rufen. Dieſer erſtaunte eben ſo ſehr, wie der Baron. Der Prediger, eben ſo erſtaunt über den Befehl, die Braut mit einem Kranze zu trauen, kam dazu; und jetzt fand man denn ſo ziemlich die Urſache der Klage aus. Auch die Gemeinde erhielt das Kommiſſoriale von der Regierung; und ſo geſchäftig der Baron mit dem Amtmann und dem Prediger war, einen Entſchluß zu faſſen, ſo geſchäftig waren auch die Bauern, welche die Klage angefangen hatten, die übrigen, welche noch nichts davon wußten, auf ihre Seite zu bringen. Die Weißköpfe ließen ſich überreden, weil man ihnen vormahlte, daß der Baron jetzt gezwungen werden ſolle, ohne Bedingung die Befreiung ihrer Güter von

Frohndienſten feſt zu ſetzen, die nie gewiß ſey, ſo lange die Bedingung noch beſtehe.

Der Amtmann machte einen Verſuch, die Gemeinde zu bereden, daß ſie die Klage zurücknehmen möchte. Der Pfarrer billigte das nicht; und ſeine Prophezeiung traf ein. Die Bauern wurden jetzt erſt recht eifrig; ſie hielten dieſen Vorſchlag für eine Anerkennung, daß ſie den Prozeß gewinnen müßten. Der Prediger erkundigte ſich heimlich nach der eigentlichen Abſicht der Bauern; denn ſo viel ſah er wohl ein, daß ſie ſelbſt es mit dieſer Klage nicht recht ernſtlich meinen, und höchſtens, weil der Schein für ſie war, eine Demüthigung des Edelmannes bewirken konnten. Er brachte wirklich heraus, daß ſie hofften, bei dieſer Gelegenheit unbedingte Befreiung von ihren Dienſten zu erhalten. Dies ſagte er dem Edelmanne, und ſtellte ihm zugleich vor, daß er, da der Schein ganz gegen ihn ſey, in dieſem Prozeſſe eine ſchlechte, demüthigende Rolle ſpielen werde. Er gab ihm ſogar zu verſtehen, daß er mit einem kleinen Opfer, welches er den Bauern freiwillig brächte, ſie leicht bewegen würde, die Klage zurückzunehmen.

„Wie?“ rief Flaming in einer wirklich edlen Stellung: „dieſe Undankbaren ſollten mich zwingen, ihnen die Wohlthaten zu geben, die ich ihnen freiwillig antrug, nur unter der Bedingung, daß ich ſie glücklich machen dürfte? Nimmermehr! Habe ich denn Unrecht? O, die Undankbaren! Da ſtehen, anſtatt verfallener Hütten, reinliche Häuſer; anſtatt unfruchtbarer Aecker, reiche Ernten. Da gehen ſie, ſonſt wie zerlumpte Bettler, jetzt anſtändig und reinlich gekleidet! Und mich, der ich ihnen das alles gab, mich klagen ſie als einen Tyrannen, als einen Raſenden an? O, laſſen Sie mich! laſſen Sie mich! Ich werde ſtillſchweigend den Kommiſſarius bei der Hand nehmen, und ihm die reinlichen Häuſer zeigen, die Ställe voll Pferde, die Heerden Kühe und Schafe, die Aecker voll Dünger und voll Saat. Ich werde ihm die Bücher aufſchlagen, ihm die Schulden zeigen, welche die undankbaren Menſchen ſeit den zwei Jahren, die ich hier bin, abbezahlt haben. Dann will ich ihn fragen: bin ich ein Tyrann? bin ich ein Raſender? und die Elenden werden verſtummen.“

Das

Das werden ſie nicht, gnädiger Herr, edler Mann, ſagte der Prediger voll Affekt; das werden ſie nicht. Sie kennen die Bauern nicht! Sie werden, troß dem, auf die Unterſuchung der einzelnen Klagpunkte dringen; und da iſt der Schein gegen Sie, mein theuerſter Herr Baron.

„Nein, nein!“ rief der Baron; das können ſie nicht. Menſchen mit dem blondeſten Haar, mit den blaueſten Augen! das können ſie nicht; es wäre, o wahrhaftig! es wäre ein Mongolen-Streich.“

Bauern, Ew. Gnaden, ſind Mongolen, ſo lange ihre Erziehung nicht beſſer iſt. Der Menſch ohne Bildung der Seele iſt immer mehr oder weniger Mongole. Der gebildete Mann iſt der einzige Celte auf der Erde.

Hier unterbrach der Amtmann den Baron, der ſo eben anfangen wollte, ſein Syſtem zu vertheidigen: mir fällt etwas ein. Ew. Gnaden haben Recht. Abzwingen muß man ſich nichts laſſen. Verſprechen Sie den Weißköpfen die vollkommene Freiheit von dem Frohndienſte, ſo machen wir die Gemeinde uneinig, und der Sieg iſt unſer. Die Weißen treten dann auf unſere Seite, dafür ſteh' ich Ihnen.

Der Baron ſah den Amtmann verächtlich an: „den Rath verzeih' ich Ihnen, weil Sie ihn mir geben. Ich ſoll mich zu Künſten herablaſſen, den Betrieger ſpielen? Liſt und Verſchmitztheit, Herr Amtmann, ſind nicht die Waffen, womit ein Celte ſich vertheidigt. Hätte ich Unrecht, ſo würde ich geradezu ſagen: ich bin ſchuldig. Allein ich habe Recht; und das Recht geht keine Schleifwege. Wie? ſollen meine Unterthanen von mir lernen, daß Betriegen erlaubt iſt. Fort! laſſen Sie mich! Ich will mich vertheidigen. Und was ſorg' ich? Ich werde der Regierung mein ganzes Syſtem vorlegen; ja, vielleicht iſt dies der Zeitpunkt, den die Vorſehung herbei führt, das Auge des Staats auf mein Syſtem zu richten."

Der Prediger ſchwieg mit einer bedauernden Miene, und ging; denn hier war jetzt kein Rath mehr möglich. Aber er ging, mit Achtung, mit Ehrfurcht für das Herz des Edelmanns erfüllt. Und wenn ich es bedenke, ſagte er vor ſich im Gehen, ſo iſt dies

Syſtem, ſo thöricht es auch ſeyn mag, ein Beweis mehr von ſeinem ſchönen Herzen. Setze ich anſtatt des Celten, den gebildeten Weiſen, anſtatt des Mongolen, den verwahrloſeten, rohen Menſchen: ſo hat er Recht; und was könnte man Schöneres thun, als den armen Mongolen veredlen?

Der Baron war nun feſt entſchloſſen, die Sache ihren Gang gehen zu laſſen. Zu gleicher Zeit aber mußte doch auch die Vorſtellung bei ihm ſehr deutlich werden, daß er ſich bisher durch ſein Syſtem nichts als bittre Feinde gemacht hatte. Er durchflog ganz kurz ſeinen Lebenslauf. Wie viel Noth hatte ihm der Geheimerath mit den großen Ohren, die Frau von Koch, die Frau von Hauſen gemacht! und nun jetzt wie viel Verdruß machten ihm nicht ſeine Slaviſchen Unterthanen! Denn es war dem Baron kein Geheimniß, daß der liſtige Schwarzkopf an der Spitze ſeiner aufgebrachten Unterthanen ſtand. Es konnte ihm nicht entgehen, daß er allen dieſen Verdruß würde vermieden haben, wenn er ſein Syſtem verſchwiegen hätte. Seine natürliche Gutherzigkeit führte ihn aber zugleich auf den Gedanken, daß ſein Syſtem auch Andern eben ſo vielen Verdruß erregt habe, als ihm ſelbſt. „Ja,“ rief er; „es iſt wahr, wie weh muß es nicht einem Manne thun, wenn er ſich auf einmal aus der Klaſſe der beſſern Menſchen weggeſtoßen ſieht! — Wohl!“ rief er dann nach einer Pauſe; „noch einmal alſo will ich mein Syſtem vorlegen, und dann es auf ewig in meine Bruſt vergraben. Unbemerkt will ich thun, was ich kann; verborgen, verſtohlen will ich jede Ehe der Celten mit den unedleren Slaven verhindern. Die Vorſehung mag das Uebrige thun!“ Er ſtand ruhig auf, und ritt eben ſo ruhig durch die Fluren ſeines Dorfes. Von einer Anhöhe betrachtete er ſein Dorf, deſſen ſchöne Häuſer aus den üppigen Blüthen der Fruchtbäume hervorſahen. „Sey es, wie es ſey! Sie ſind jetzt glücklicher, als ehemals. Undank belohnte von jeher den Wohlthäter der Menſchen; und ihr Undank ſoll mich nicht abhalten ihnen Gutes zu erweiſen. Ja, ihr ſollt frei ſeyn von allen Frohndienſten! Ihr haßt mich, und ich will Euch wohlthun!“

Dieſes ſchöne Gefühl erfüllte ihn mit jenem edlen Stolze, der das Herz erhebt. Langſam ritt er durch die Gaſſen ſeines Dorfes. Mit Vergnügen ſah er den Wohlſtand ſeiner undankbaren Bauern, und er beſchloß, gleich nach Beendigung des Prozeſſes Schwarzen und Blonden die Freiheit von allen Dienſten ohne Bedingung zu geben.

Der Tag der Kommiſſion rückte heran. Der Regierungsrath fuhr mit einem Referendar in das Dorf ein. Sie hatten ein elendes, verfallenes Dorf erwartet, und fanden zu ihrem Erſtaunen große, reinliche Häuſer. Der Referendar machte den Rath auf die wohlgekleideten Bauermädchen aufmerkſam, auf die frohen, reinlichen Kinder, die vor den Häuſern ſpielten. Sie fuhren auf den Edelhof. Mich ſoll nur wundern, wie ſich der tolle Baron gegen uns nehmen wird, ſagte der Referendar; und ſie ſtiegen aus.

Der Baron empfing ſie mit Anſtand, beſcheiden, ohne jene falſche Höflichkeit, die den Richter beſtechen, ohne den erborgten Trotz, der ihn ſchrecken ſoll. Doch fuhr er ein wenig zuſammen, als er ſah, daß keiner ſeiner Unterthanen ein ſo Slaviſches Anſehen hatte, wie der Regierungsrath. Er wollte dieſem ſein Syſtem, ganz ins Kurze gezogen, vorlegen; und ſeinem Aufſatze war eine Vertheidigung gegen die einzelnen Klagpunkte angehängt. Aber er ſchob dieſe Vertheidigung unter ſeine andern Papiere, als er ein Paar Blicke auf den Regierungsrath geworfen hatte. Himmel! ſeufzte er heimlich; iſt es nicht, als ob mir alle Slaven auf den Leib gebannt wären? Er fühlte nun freilich wohl, daß eine Auseinanderſetzung ſeines Syſtems aufs neüe einem Menſchen wehe thun müßte, und war daher unentſchloſſen.

„Meine Bauern,“ fing er endlich an, „haben mich angeklagt, ich ſey ihr Tyrann, ihr Unterdrücker, ein Raſender, der ſein Vergnügen daran finde, ſie unglücklich zu machen. Ueber die einzelnen Punkte müſſen wir freilich auch reden; allein erlauben Sie, Herr Regierungsrath, daß ich zuerſt im Allgemeinen meine Vertheidigung führen darf.“ Die Bauern wurden auf das Schloß beſchieden. Sie kamen. Der Regierungsrath wollte nun anfangen zu ſchreiben; allein der Baron hielt ihn davon ab. „Was ich ſagen will, mag ungeſchrieben bleiben. Es betrifft nur mich.“ Er ließ das Hypothekenbuch bringen, ſchlug einen Bauer nach dem andern auf, und zeigte dem Regierungsrathe die Summen, die jeder vor zwei Jahren ſchuldig geweſen war, und nun ſchon abbezahlt hatte. Dann ſetzte er dem Regierungsrath aus einander, und zwar in Gegenwart der Bauern, daß er ihnen Theils Summen ohne Zinſen, oder doch zu ganz unbedeutenden Zinſen vorgeſchoſſen, und die Bezahlung in Korn zu hohen Preiſen zurückgenommen hatte. Kurz, er machte dem Rathe deutlich, daß die Bauern durch ihn ſchuldenfrei waren. Die Bauern geſtanden das zu. Der Regierungsrath wendete ſich nun zornig zu ihnen. „Nicht ein Wort!“ ſagte der Baron. „Weiter!“ — Jeder Bauer mußte angeben, wie viel Vieh er vor zwei Jahren gehabt hatte, und wie viel er jetzt habe. Der Unterſchied war auffallend. Alle geſtanden ebenfalls, daß der Baron es ihnen Theils zu ſehr mäßigen Preiſen verkauft, Theils geborgt, Theils auch geſchenkt hatte. „Sie ſelbſt,“ fuhr der Baron fort, „ſind durch die Flur gekommen, und werden nun leicht begreifen, warum ſich die Felder hier vor den benachbarten Fluren auszeichnen. Das Dorf haben Sie geſehen, Herr Rath; ich wollte, Sie hätten es auch vor zwei Jahren geſehen. Die Häuſer hab' ich Theils ganz auf meine Koſten bauen laſſen, Theils ihnen die Baumaterialien geſchenkt. Wenn einer — hier ſtehen ſie alle, ſie mögen reden — wenn einer von ihnen ein Unglück hatte, Hagelſchlag, oder Waſſerfluth, ſo habe ich den Schaden erſetzt. Wenn einer von ihnen krank lag, ſo hab' ich den Arzt holen laſſen, Arzt und Arznei bezahlt. In jeder Noth konnten ſie ſich frei an mich wenden, und niemand kann ſagen, daß er ohne Hülfe von mir gegangen iſt." Die Bauern ſchwiegen. „Einem Theile von ihnen," hob der Baron nach einer Pauſe wieder an, „hab' ich die Dienſte erlaſſen, die ſie mir ſchuldig waren. Sehen Sie, Herr Rath, jetzt kennen Sie den Tyrannen, den Unterdrücker dieſer Menſchen! Das hab' ich ihnen gethan!"

Jetzt wollte der Regierungsrath anhebe.. Der Baron aber fiel ein: „Nein, Herr Rath, ſeyn Sie ruhig. Dies iſt nichts als ein Prb vatakt. — Jetzt mit Euch ein Paar Worte, ihr Undankbaren! Ich habe Euch Gutes erzeigt, das werdet Ihr nicht leugnen. Zum Dank dafür ruft Ihr mich für ein Ungeheuer aus. Aber ich will Frieden! Wollt Ihr Eure Klage zurücknehmen?“ — Es entſtand ein Gemurmel. — „Jetzt keine Antwort. Beſinnt Euch. Nachmittags ſagt mir, was Ihr thun wollt.“ Die Bauern gingen, und der Baron ebenfalls, um nicht Verdacht zu erregen.

Der Rath konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen. Er ſagte zu dem Prediger, der zur Geſellſchaft bei ihm blieb: das iſt mir unbegreiflich; die Klage der Gemeinde . . .

Iſt, fiel der Prediger ein, einzeln genommen, ſo wahr, wie des Barons Vertheidigung.

Das iſt nicht möglich, ſagte der Rath: denn das ſind Handlungen eines raſenden Tyrannen; und Ihr Baron —

Iſt ein edler Mann, wollen Sie ſagen, und Sie haben Recht. Eine einzige Grille von ihm, ſeltſame Zufälle, einzelne Handlungen, die raſend ſcheinen, ohne es zu ſeyn, unzuſammenhängend, und ſehr wohl zuſammenhangen, haben die Klage veranlaßt, die, ſo ſeltſam ſie klingt, dennoch wahr iſt. Die Bauern haben Recht, und der Baron auch. Und ich glaube, Herr Rath, auch Sie haben Urſache auf Ihrer Hut zu ſeyn, daß die Grille des Barons Sie nicht mehr beleidigt, als eine bloße Grille es eigentlich ſollte. Doch verzeihen Sie. Vielleicht nehmen die Bauern ihre Klage zurück; und dann iſt jedes Wort, das ich geſagt habe, und das nicht zu des Barons Lobe iſt, ſchon zu viel.

Die Bauern nahmen die Klage nicht zurück, ſo ſehr auch das Benehmen des Barons ſie in Beſtürzung geſetzt hatte. Der Schwarzkopf wußte ſeine Rachſucht allen Andern mitzutheilen. Sie ließen Nachmittags dem Baron ſagen: die Sache wäre einmahl angefangen, und ſollte den Weg Rechtens gehen. Wirklich hatten die Bauern auch ſo unrecht nicht; der Schwarzkopf machte ſie aufmerkſam, daß ſie durch Zurücknahme der Klage ſtillſchweigend ſich anheiſchig' machten, ihre Töchter ohne einen Kranz trauen zu laſſen.

„Die Undankbaren!“ rief der Baron voll Verdruß; „die Elenden! die Niederträchtigen!

Gut denn! von nun an will ich ihr Herr ſeyn! Sie ſtoßen die Würde, welche die Natur ihnen gegeben hat, von ſich. Gut denn! ſo ſollen ſie mir die Dienſte leiſten, wozu die Natur nur den Slaven verdammte. Ich habe ihnen einen Vergleich angeboten; das ſoll meine letzte Güte gegen ſie ſeyn!“ Aber da dachte er wieder an den Rath mit dem ſchwarzen Haar. Er ſtützte nachdenkend den Kopf in die Hand. Alſo bin ich gezwungen, noch einmahl einem Menſchen wehe zu thun, der in dem glücklichen Wahne iſt, zu den beſſeren Menſchen zu gehören?“ Dieſer Gedanke fiel mit aller Schwere auf das milde Herz des Barons. „Nein!“ rief er; „er bleibe in dem ſüßen Wahne!“ Es koſtete, zur Ehre des Barons ſey es geſagt, ihm nicht viel Mühe ſeine Begierde nach Rache an den Bauern zu unterdrücken. Er eilte zu ihnen. „Ihr ſollt Euren Willen haben,“ rief er ihnen ohne Hitze zu. „Laßt Eure Töchter mit Kränzen trauen; ja, wenn Ihr wollt, hängt ihnen ein blutiges Betttuch um, und führt ſie ſo mit Trompeten im Dorfe umher; kleidet Euch in Pelz, wenn Ihr wollt: ich will es gern ſehen. Zieht Eu ren Töchtern zehn Röcke über einander an, mir ſoll es künftig gleich ſeyn. Gebt Euren Töchtern Mohren zu Männern, wie Ihr wollt. Aber nehmt Eure Klage zurück; und ich erlaſſe dafür Euch Allen, Schwarzen und Blonden, die Frohndienſte.“

Aber ohne alle Bedingung? fragte der Schwarzkopf.

„Ohne alle Bedingung, wenn Ihr die Klage zurücknehmt.“

Die Bauern thaten das, und der ganze Handel endigte ſich mit einem „Vivat hoch!“ das ſie dem Baron brachten, ſobald ſie das Inſtrument, welches Ihnen die Freiheit ſicherte, in Händen hatten. Noch an eben dem Tage gab der Baron ihnen ein Paar Tonnen Bier zu vertrinken, wobei denn natürlicher Weiſe auch getanzt wurde. „Sehen Sie, fliſterte er dem Prediger zu; ſie ſind doch nicht ſo undankbar, als Sie glaubten. Ich kannte ſie dennoch beſſer, als Sie.“ Beinahe hätte er ihnen noch mehr gegeben, als ſie verlangten; denn ſogar die Töchter der Schwarzköpfe waren beim Tanze ſo ſchlank, und ſo hellfarbig gekleidet, wie die Blondinen.

O, reitzende Mädchen! ſagte der junge Referendar zu dem Baron. Solche allerliebſte ſchlanke Bauermädchen hab' ich in meinem Leben nicht geſehen. „Ich bin's," ſagte der Baron mit Stolz, „der ſie ſo reitzend gemacht hat, und eben darum haben ſie mich verklagt!"

Am andern Morgen fuhren der Rath und ſein Gehülfe wieder ab, bezaubert von dem Edelmuthe des Barons, und gemartert von Neugierde, wie eine ſolche Klage gegen ihn möglich geweſen ſey. Tauſend Gerüchte, eins noch toller als das andere, verbreiteten ſich in der Gegend. Man erklärte den Baron für raſend; aber die benachbarten Bauern ſagten: nun ſo gebe doch Gott, daß alle Edelleute ſo raſend werden!

Der Baron war durch die anſcheinende Dankbarkeit ſeiner Bauern völlig mit ihnen ausgeſöhnt, und ſann ſchon die Nacht hindurch wieder auf Mittel ſie völlig zu celtiſiren. Die Bauern aber handelten gerade wie alle rohe Menſchen. Sie fühlten, daß ſie den Baron beleidigt hatten, und glaubten ihn zu ſeiner letzten großen Wohlthat gezwungen zu haben;

daher erwarteten ſie jetzt von ihm alles mögliche Böſe. Sie ſetzten ſich gegen ihn gewiſſermaßen in Vertheidigungsſtand, wären völlig entſchloſſen, ihm ſo viel Verdruß zu machen, als ſie von ihm befürchteten, und fingen, nach Art aller rohen Menſchen, auch ſogleich damit an. Zu gleicher Zeit glaubten ſie das wahre Mittel gefunden zu haben, wie ſie von dem Baron alles erlangen könnten, was ſie wollten; und das, meinten ſie, wäre Trotz, und Drohung zu klagen. Nachdem einige Tage ruhig verlaufen waren, hatte die Gemeinde eine Forderung an den Baron. Er war in der Stimmung ſie ihnen zu gewähren; allein ſie machten die Forderung mit einem ſolchen Ungeſtüm, daß der Baron beinahe nicht umhin konnte, ſie ihnen abzuſchlagen. Der Abgeordnete der Bauern drohete nun ſogleich in ſehr harten Ausdrücken dem Baron mit einer Klage. Dieſer verlor die Geduld, warf den Bauer zum Zimmer hinaus, und ließ ihn einſtecken.

Jetzt war der Krieg öffentlich erklärt. Die Bauern klagten wirklich, und wurden abgewieſen. Nun ſchlug die Flamme der Rache hoch auf. Der beſtrafte Abgeordnete, ein Blondkopf, trug ſchon an eben dem Tage, da er aus dem Gefängniſſe gekommen war, einen Schafpelz und weite Beinkleider. Seine Töchter mußten, ſchwarz gekleidet, mit wenigſtens sechs Röcken, hoch hinauf gebunden, dem Baron überall begegnen. Der Baron ließ ſich ſeinen Verdruß darüber zu ſehr merken; und jeder Bauer, dem er auch das Unmögliche abſchlug, kroch ſogleich mit ſeiner Familie in Schafpelze und dunkle Kleider. Wollte das nicht helfen, ſo drohete er mit einem ſchwarzköpfigen Schwiegerſohn; ach! und der Baron mußte in der That ſehen, daß zwei ſeiner ſchönſten Blondinen an Schwarzköpfe verheirathet wurden, und konnte es nicht hindern.

Der Pfarrer hingegen war ſeit eben der Zeit, da die Bauern anfingen, ſich zu Slaven zu machen, wenn nicht ein Anhänger des Syſtems, doch kein Feind deſſelben mehr. Er hielt dadurch ſeinen edlen Baron für manchen Verdruß ſchadlos. So ging er auch, nach der Trauung der Blondine mit dem Schwarzkopfe, zu dem Baron, und fand ihn, wie er erwartet hatte, mit gerunzelter Stirn, voll Verdruß. Der Prediger lenkte das Geſpräch auf das Syſtem. „Was halten Sie,“ fing auf einmahl der Baron an, — „was halten Sie von dem ehemaligen Rechte des Adels, die erſte Nacht bei der Braut ſeiner Unterthanen zu ſchlafen?“

Es war das abſcheulichſte Recht, das je von dem Geiſte des Feudalſyſtems erfunden wurde. Wehe denen Zeiten, da dieſes Recht galt!

Der Baron lächelte, und brach ab. Nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: „Glauben Sie wohl, daß unſere Vorfahren mein Syſtem ſehr wohl kannten, mein Syſtem, in ſeiner ganzen Ausdehnung? Ich meine vom fünften bis zehnten Jahrhundert.“

Das wäre! ſagte der Pfarrer lachend. Ohne Reiſebeſchreibungen, dies Syſtem?

„Und ich verſichere Ihnen,“ ſagte der Baron feierlich, „ſie haben es gekannt. Man ſchimpft jetzt immer auf den Geiſt des Feudalſyſtems, man nennt ihn den Geiſt der Sklaverei, der Grauſamkeit. O, lieber Freund, dieſes Feudalſyſtem war das Syſtem der höchſten Weisheit; das ſicherſte Mittel, das Menſchengeſchlecht zu veredeln. Wehe,

wehe

wehe unſerm Zeitalter, daß dieſes Syſtem dahin iſt!“

Dahin? fragte der Pfarrer verwundert. Es herrſcht ja noch faſt mit aller ſeiner fürchterlichen Ausdehnung. Der Adel, gnädiger Herr, macht ja noch alle die Anſprüche, die ihm dies finſtre Recht ehedem gab.

„Das Syſtem iſt noch da, lieber Prediger; aber der Geiſt, der wohlthätige Geiſt dieſes Syſtems iſt verflogen, iſt verloren. Freilich macht der Adel noch alle die Anſprüche, die ehedem der Adel machte; aber hat er Recht dazu?“

Mich dünkt, Herr Baron, der Adel hat nie Recht dazu gehabt; Gewalt müßte denn Recht ſeyn.

„Ich glaube, lieber Prediger, die Sache wäre noch zu unterſuchen. So, zum Beiſpiel, das Recht der erſten Nacht . . .“

Wie? Herr Baron, Sie könnten noch anſtehen zu glauben, daß nie ein Menſch das Recht haben kann, das Weib eines Andern, und ſey er, wer er wolle, in Beſitz zu nehmen? Sie wollten dieſes unſinnige, dieſes raſende Recht vertheidigen?

„Eben weil es ſo raſend, ſo auffallend unſinnig iſt, wenn es obenhin angeſehen wird, eben deshalb wird man geneigt, nach der Veranlaſſung dieſes Rechtes zu forſchen. Wie hat der Adel nur den Gedanken faſſen können, ſich dieſes Recht zuzueignen?“

Ganz im Sinne des Feudal-Syſtems, nach welchem der Herr alles, der Sklav gar nichts galt.

„Sie zerhauen den Knoten, anſtatt ihn zu löſen. Warum glaubte der Edle alles zu ſeyn, und hielt den Sklaven für nichts? Sehen Sie, die Frage bleibt noch immer die erſte. — Wie glaubte der Edle dieſes Recht zu haben? Warum achtete er ſeinen Eigenen ſo wenig, daß er ihm auch ſogar ſein Weib nahm? Laſſen Sie uns zum Beiſpiel ſetzen, (der Baron erröthete, als er das ſagte) ich hätte das Recht jetzt noch, das ehedem meine Vorfahren gewiß hatten, die erſte Nacht von jeder Braut fordern zu können. Sie haben heute eine edle Celtin mit einem unedlen Slaven kopulirt. Wie, wenn ich nun — ich ſetze nur den Fall — wenn ich mich nun meines Rechtes bediente, in der Abſicht, ganz allein in der Abſicht, einen reinen Celten mit der Braut zu zeugen, und ſo wenigſtens Einen Celten in jeder Familie zu erhalten? So hätte denn doch dieſes Recht, das dem Anſcheine nach ſo unſinnig iſt, wenigſtens ein milderes, billigeres Anſehen; ja, wenn Sie wollen, ſo wird es durch die Abſicht geheiligt.“

Wahrhaftig, Herr Baron, Sie ſcherzen.

„Laſſen Sie mich weiter reden. Wie? wenn nun unſere edlen Vorfahren bei dieſem Rechte keine andere Abſicht gehabt hätten, als die: durch den Gebrauch dieſes Rechtes nach und nach ihre unedleren Eigenen zu veredeln? Noch mehr. Wenn ich Ihnen nun beweiſen kann, daß alle übrigen Umſtände mit dieſer Abſicht zuſammen ſtimmen, ſo ...“

Bei Gott, Sie müßten Merkur, der Gott der Ueberredung ſelbſt ſeyn, wenn Sie das könnten!

„Warum erbte der älteſte Sohn des Bauern das Gut des Vaters? warum nur der älteſte? Man hatte auf dieſes Recht der erſten Nacht kalkulirt. Der älteſte Sohn war vielleicht unter zehnmahlen fünfmahl der Sohn des Edelmanns, alſo ein halber Celte. Die jüngern Söhne waren gewiß Söhne des Vaters, alſo ganze Slaven. Sie wurden von der Erbſchaft ausgeſchloſſen. Der Halbcelte, der älteſte, ſetzte den Stamm fort; und mit jeder Generation wurde das Blut reiner, und die Menſchenrace edler."

Sie müßten eine Geſchichte des Mittelalters ſchreiben, gnädiger Herr!

„Sie ſpotten; aber ich ſtehe Ihnen dafür, ſie würde ſehr neue Vorſtellungen enthalten. Doch in Ernſt, glauben Sie…"

Ich glaube, Herr Baron, der größte Theil des jetzigen Adels würde dieſes Recht der erſten Nacht, in der ſo reinen und edlen Abſicht, unſre Kinder zu Halbſchlägen zu machen, ſehr gern ergreifen; nur fürchte ich, jeder Bürger, er ſey weiß oder ſchwarz, wird ſich das Recht nicht wieder nehmen laſſen, ſeine Kinder, ſo gut oder ſo ſchlecht er kann, ſelbſt zu zeugen. Beinahe falle ich auf die Vermuthung, daß, da der Adel in den Mittelzeiten Ihr Syſtem ſo gut kannte, der jetzige Adel wenigſtens dieſen Theil Ihres Syſtems kennen muß; denn die Herren ſind ſehr geſchäftig, unſere jungen hübſchen Mädchen, ſogar noch ehe ſie einen

Mann haben, mit edlem Blute zu inokuliren. O wahrhaftig, das würde gut gehen! Wenn ein Vater ſich die greiſen Haare ausraufte, daß ſeine unſchuldige Tochter verführt wäre, ſo riefe der junge Herr: was ſchreiet der alte Narr? was flucht er auf mich? iſt das der Dank dafür, daß ich die reine, edle Abſicht hatte, ſeinem Enkel edles Blut zu ſchaffen, und ihm durch die angebornen Tugenden meines Blutes die Koſten einer mühſamen Erziehung zu erſparen?

„Wie aber wollen Sie anders dieſes ſeltſame Recht erklären? Sie ſchelten es Unſinn: Ihre Erklärung iſt höchſt unwahrſcheinlich; die meinige wenigſtens wahrſcheinlicher, als die Ihrige: denn ſie giebt einen denkbaren Grund an, und zeigt den Zuſammenhang dieſes Grundes mit andern Umſtänden. Und den Canon werden Sie doch noch wiſſen: Si id inest, quod minus probabile est inesse, inerit etiam id, quod magis probabile est inesse. Wann hörte dieſes Recht der erſten Nacht auf? Zu der Zeit, da der Adel ſelbſt nicht mehr rein Celtiſch war, da er ſich durch Mißheirathen mit bürgerlichen Weibern, oder in neugeadelten Familien mit den Slaven vermiſcht hatte. Die Abſicht bei dieſem Rechte der erſten Nacht konnte nicht mehr erreicht werden, und der Eigene, der keinen Vortheil mehr bei dieſem Handel ſah, behielt ſeine Braut für ſich.“

Welche andre Umſtände, Herr Baron? Der Sklav hatte ſich fühlen gelernt; er verſagte dem Edeln ſeine Braut, und ſo wurde dies Recht vergeſſen.

„Herr Prediger, Sie geben, anſtatt einer Antwort, die Frage zurück, die Sie beantworten ſollen. Warum fühlte ſich der Eigene des Edelmanns, daß er ihm jetzt die Braut verſagte? Warum gab der Edelmann zu, daß man ihm die Braut verſagen durfte? Das ganze Mittelalter leitet ja mit ſeinen Gebräuchen auf die Idee hin, daß es zweierlei Menſchen gebe: edle und unedle; wahrhaftig nicht in dem Sinne, wie wir es jetzt nehmen, als bloße Titulatur. Nein, der Edle war tapferer, ſchöner, redlicher, klüger, als der Unedle. Dieſe höheren Tugenden erbten vom Vater auf die Kinder, und drückten ihren eigenen unnachahmlichen Stempel auf das Geſicht. auf den ganzen Körper des Edlen. Dieſe Kennzeichen des reinſten Stammes waren damals deutlicher, ſichtbarer als jetzt, da vielleicht keine Familie in Deutſchland mehr ganz von Slaviſchem Blute rein iſt. Schlagen Sie auf, welchen Schriftſteller aus dem Mittelalter Sie wollen; und Sie werden überall Spuren finden, daß die Natur ihr vollkommenſtes Geſchöpf, den reinen Celten, auch am Körper vorzüglich ausgezeichnet hatte. Selbſt unter dem ſchmutzigen Kleide eines Leibeigenen, oder eines Bettlers, war er nicht zu verkennen, ſo wie die Sonne, auch wenn ein Nebel vor ihr iſt, noch immer ſichtbar bleibt. Sehen Sie hier, was die Suanhita von Regner ſagt, der als Hirt zu ihr kommt: der Adel ſeines Stammes leuchtet hell von ſeiner edlen Stirn, und in dem Spiegel ſeines Geſichtes ſtrahlt ſeine edle Geburt. Vergleichen Sie damit die Beſchreibung der Edeln in den Schriftſtellern des Mittelalters; alle reden ſie von den blitzenden blauen Augen, von der edeln Naſe, dem goldenen Haar, der ſchlanken hohen Geſtalt, und der hoch gewölbten Stirn der Edeln. Ich bitte Sie, Freund, ſeyn Sie nicht blind.

Wie hätte man je auf den Einfall kommen können, den Adel bei allen Nationen von der Geburt her zu benennen, wenn man nicht allgemein überzeugt geweſen wäre, daß dieſe Menſchen eine andere, eine edlere Race ausmachten, als die andern Menſchen? Der Grieche nennt ſeinen Adel εὐγενεῖς, wohlgeboren, edelgeboren, wie wir; der Italiäner buona nascita. Es wäre doch ein ſeltſames Zuſammentreffen von Zufällen, das ein ſo durchdachtes, ein ſo zuſammenhangendes Syſtem, wie das Adels-Syſtem war, hätte hervorbringen können!“

Und was wollen Sie daraus folgern?

„Daß das ganze Feudal-Syſtem nicht zur Unterdrückung, ſondern zur Veredlung der unedleren Menſchen beſtimmt war, und, wenn das auch nicht mit Gewißheit auszumachen wäre, daß wir mit Modifikationen das Feudal-Syſtem wieder einführen ſollten.“

Wie? nicht zur Unterdrückung? Zum Beweiſe, die Fräuleinſteuer! war auch die beſtimmt zur Veredlung der Menſchen?

„Nicht anders. Die damaligen Töchter der Edeln waren reine Celtinnen; damit nun dieſe-Celtinnen nicht etwa aus Mangel an Ausſteuer unverheirathet blieben, und alſo die Zahl der edeln Menſchen nicht vermindert würde: ſo mußten die Slaven die Ausſteuer jeder Celtin zuſammenbringen, und ſie hatten dann den Vortheil ...“

Daß die Söhne der Celtin zur Dankbarkeit für die Ausſteuer das Recht der erſten Nacht gebrauchten, und ſo den armen Slaven nachhalfen! Ganz recht! — Wie ich merke, verkaufte man damals ſchon den Adel um Geld, nur auf eine andere Weiſe. Und das, meinen Sie, ſollte man wieder einführen? Der Adel würde ganz wohl damit zufrieden ſeyn!

„Freilich ſollte man das wieder einführen! Nur verſtehen Sie, wer eigentlich zum Adel gehört. Bloß die Blondköpfe. Wie viele Blondinen bleiben nicht aus Mangel an Ausſteuer ſitzen? wie viele Celten, die ſie hätten gebären können, gehen nicht verloren? Eine Blondinen- oder Celtinnen-Steuer wäre alſo gar nicht unrecht.“

Die Brünetten würden Ihnen das wenig Dank wiſſen! Doch ja, ſie wären dann durch das Recht der erſten Nacht entſchädigt. Wahrhaftig, wenn Ihr Menſchenracen-Syſtem eingeführt würde, das müßte eine ſchöne Wirthſchaft geben! Die Juden, die nun einmal ſammt und ſonders Schwarzköpfe ſind, ſollte man doch wohl wenigſtens erſt zu Chriſten machen, ehe man ſie ihrem Veredlungs-Syſtem unterwürfe! Und dazu iſt Ihnen ſchon in die Hände gearbeitet. In Halle giebt es ein Judenbekehrungs-Inſtitut. Da würden Miſſionarien in alle Welt gehen!

„Sie ſcherzen, Herr Prediger. Aber die Idee iſt ernſthafter, als Sie denken, ſelbſt die mit den Miſſionarien. Was haben alle Miſſionen geholfen? Nichts, ſo viel wie nichts. Der jüdiſche und heidniſche und mahomedaniſche Aberglaube iſt ſo feſt mit der Slaviſchen oder Mongoliſchen Natur dieſer Menſchen verwebt, daß es vergebliche Mühe iſt, ſie zu unterrichten, wenn man nicht vorher ihr Blut zu veredeln ſucht.“

Wahrhaftig, die Idee iſt Gold werth! Alſo die ſämmtlichen Miſſionen aufgehoben, und mit dem Gelde ſenden wir junge hübſche Blondköpfe mit Ovids arte amandi — (der

Baron wurde roth bis an die Ohrzipfel) — in alle Welt, zu allen Slaviſchen und Mongoliſchen Weibern und Mädchen, und geben ihnen mit Brief und Siegel das Recht der erſten Nacht bei allen Mädchen, die nicht Blondinen ſind, wie der Papſt den Spaniern das Recht die Indianer zu Sklaven zu machen. O wahrhaftig, unerhört iſt dieſer Weg, Chriſten zu machen, gar nicht. Die alten Nationen, die Europa wie eine Fluth überſchwemmten, wurden faſt alle auf dieſe Weiſe durch die Weiber und die Liebe zu Chriſten. Nur, fürchte ich, möchten wenige Miſſionarien mit den Köpfen wiederkommen; oder man müßte ſie an der Spitze von Armeen abſenden, welche die Männer in Reſpekt hielten. Wahrhaftig, Ihr Syſtem fängt an mir einzuleuchten!

Der Baron ſah wohl, daß der Prediger ſcherzte; aber dieſe große Idee, die Welt zu veredeln, überall das Slaviſche und Mongoliſche Blut zu verdrängen, hatte er jetzt zum erſtenmahle, und hing daher um ſo feſter an ihr. Die Hoffnung ſein Dorf zu veredeln, hatte er aufgeben müſſen; deſto intereſſanter wurde ihm die Idee, die ganze Erde zu veredeln.

„Ja!“ rief er auf einmahl, ſprang auf, und faßte des Predigers Hand: „ſcherzen Sie, ſo viel Sie wollen. Es iſt eine erhabene Idee, das ganze menſchliche Geſchlecht zu Brüdern zu machen, zu edlen Brüdern, zu edlen Söhnen der heiligen Vorſehung, die ſie alle, alle zu dem erhabenſten Charakter beſtimmte, nur einen durch den andern; die ſie alleſamt durch die gemeinſame Menſchennatur verband, und durch eine verſchiedene Organiſation trennte, um ihren edelſten Söhnen Gegenſtände der Liebe, des Mitleidens, des Nachdenkens an den unvollkommenen Menſchen zu geben und ſie ſchon hier auf Erden zu lehren, was ihr Geſchäft in den Gefilden des Himmels ſeyn muß: Geiſter zur Vollkommenheit empor zu bilden! Ja, ſie war gütig, die Vorſehung, auch als ſie meine unedleren Brüder ſchuf: denn dieſe ſollten aus unſern Händen, aus den Händen der Edleren, die höchſte Wohlthat der Vorſehung, eine veredelte Natur, empfangen; und ſo ſchlang die Vorſehung um die Menſchen das Band der heiligſten Liebe, dadurch, daß ſie die eine Hälfte des Menſchengeſchlechtes hülfsbedürftig machte, und die andere ſegnete, ihr helfen zu können: ſo wie die Liebe der Mutter aus der Hülfloſigkeit ihrer Kinder entſteht. So, ja ſo, knüpfte die Vorſehung die beiden Hälften des menſchlichen Geſchlechtes zuſammen, wie ſie Mutter und Kind mit Liebe verknüpfte!"

Thränen des edelſten Gefühls ſtanden bei dieſen Worten in den blauen, zum Himmel gewendeten Augen des Barons. Der Prediger hatte alle Mühe, ſich nicht von dem Enthuſiasmus des Barons anſtecken zu laſſen; doch fiel er dadurch wenigſtens in einen ernſthaften Ton zurück. Die Vorſehung, ſagen Sie, liebſter Herr Baron? Ja, es iſt etwas Großes, Schönes in der Idee, das ganze Geſchlecht der Menſchen zu veredeln; und wahrhaftig ich ehre Ihr Herz, wenn ich auch Ihr Syſtem verwerfen muß. Wo hat die Vorſehung je für Ihr Syſtem geſprochen?

„In der ganzen menſchlichen Natur ſpricht ſie dafür. Sie ruft ja gleichſam den Celten herbei, den unedleren Menſchen zu veredeln. Jeder Mongole, er wohne in Aſien, Afrika oder

Amerika, hat überall das Eigenthümliche, das ihm die Natur mit großer Weisheit gab, um den Weg zu ſeiner Veredlung zu bahnen.“ —

Nun? wahrhaftig, Sie machen mich neugierig!

„Er bietet jedem Fremden ſein Weib und ſeine Töchter zu Bettgenoſſinnen an. Wie leicht alſo . . .“

Es war nicht möglich ernſthaft zu bleiben. Der Prediger lachte. — Aber, mein Gott, läßt ſich denn gar keine andere Art der Menſchenveredlung denken, als allein dieſe doch höchſt unbequeme durch den Beiſchlaf?

„Nein, keine andere,“ ſagte Flaming ſehr ernſthaft. „Man hat den dummen Amerikaner mit der genaueſten Sorgſamkeit unterrichtet; man hat tauſend Verſuche mit Negern gemacht. Sie blieben was ſie waren: Kinder am Verſtande, und gefühllos. Aber die Kreolen, die Kinder der Weißen und Mongolen, erhalten durch die Beimiſchung des edlen Blutes ſogleich Fähigkeit zu allem, was der Celte lernen kann. Es iſt kein andrer Weg als die Vermiſchung des Blutes; und dieſen hat die Natur in der Kälte des Mongolen für ſein Weib erleichtert. Wenn nun die Kriege nicht mehr bei uns die Ueberzahl der jungen Männer wegreißen — wozu anders ſollen dieſe dann gebraucht werden, als zu Kolonieen unter den Mongolen? O glückliche Zeiten, da unſere junge Mannſchaft nicht mehr ausziehen wird Menſchen zu morden, ſondern Menſchen zu zeugen! nicht Blut zu vergießen, ſondern zu veredeln! — Wahrhaftig, Herr Prediger, Ihr Lachen verdrießt mich."

Ich muß lachen, und wenn es meinen Kopf koſtete. Die Vorſtellung einer ſolchen Armee hat ſo viel Lächerliches; und, beim Himmel! wenn die Päpſte lauter Blondköpfe zu Mönchen beſtimmt hätten, ſo würde ich auf den Gedanken gerathen, ſie hätten Ihr Syſtem gekannt, und die Mönchsorden zu dieſer Art von Aufklärung beſtimmt. Gregor VII. der die Eheloſigkeit der Geiſtlichen befahl, wäre dann der Schutzheilige der Mongolen und Slaven.

„Nein, lieber Freund; aber wenn die Zeit einmahl kommt, — und ſie muß kommen — daß die Fürſten die Klöſter aufheben, weil die Mönche ihren Zweck nicht erfüllen; — ſoll man dann nicht die Kloſtereinkünfte zu dem gebrauchen, wozu ſie urſprünglich beſtimmt waren: zur Veredlung des Menſchengeſchlechtes? Die ganze Einrichtung der Klöſter bedürfte nur einer ganz unmerklichen Abänderung, und dieſe unnützen Inſtitute würden wohlthätig für die Menſchheit werden.“

Bravo! und, wahrhaftig! man würde ſich hier gerade an die rechten Männer wenden! Denn wenigſtens ſind ſie von jeher dafür bekannt, daß ſie die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechtes geliebt haben. Schade, daß ſie ſelbſt keine Celten ſind! — Uebrigens würde dann noch die Frage ſeyn: ſind noch echte Celten in Deutſchland?

„Sie ſind noch da. Alle Familien, die in den katholiſchen hohen Stiftern geſeſſen haben, ſind echt Celtiſch; denn ſie hüteten ſich am ſorgſamſten vor Mißheirathen. Dann der Malteſerorden; auch der fordert von ſeinen Mitgliedern eine ſchwere Ahnenprobe. Da fließt das Celtiſche Blut noch ganz echt.“

Und dieſe Herren haben denn, ohne ein Wort von Ihrem Syſteme zu wiſſen, ſchon ſeit Jahrhunderten ſich es blutſauer werden laſſen, die Menſchen zu veredeln! Aber die Welt iſt ſo undankbar geweſen, ſie dafür zu haſſen. Die Herren ſelbſt haben ſich zu Tode geſonnen, den Zweck ihres Daſeyns zu erfahren. Sie ſelbſt verſtummten, wenn man ſie fragte: was thut ihr für die Menſchheit, die euch ſo reichlich nährt? Sie ſchämten ſich zu ſagen: wir eſſen fürſtlich, trinken königlich, ſchlafen uns wieder hungrig und durſtig; und die übrige Zeit verführen wir Eure Weiber und Töchter. Man wollte das ihnen nicht als Verdienſte gelten laſſen; und, ſiehe da! jetzt kommt heraus, daß es für ſie gar keine edlere Beſchäftigung gab, als dieſe. Nur will man wieder die Städte, wo die hohen Stifter ihren Sitz haben, nicht für die keuſcheſten und tugendhafteſten in Deutſchland gelten laſſen, obgleich die Domherren ſchon ſeit Jahrhunderten an der Aufklärung arbeiten, die Sie meinen. Aber, mein theuerſter Herr Baron, ſehen Sie denn nicht, daß . . .

„Ich bin meiner Meinung, Sie der Ihrigen; die kommenden Jahrhunderte werden entſcheiden. Sie wollen in einen luftleeren Raum Licht tragen, um das Dunkel zu vertreiben. Ich will erſt Luft hineinſchaffen, ohne welche das Licht nicht brennen kann; und Sie fragen mich ſpöttelnd: iſt denn die Luft Licht? Sie wollen den Mongolen unterrichten. Ich habe nichts dagegen; nur will ich ihn erſt gelehrig machen: und das kann er nicht anders werden, als durch Veredlung ſeines Blutes.“

Jeder von Beiden lächelte über des Andern halsſtarrige Blindheit, und ſie gingen, Beide mehr in ihren Meinungen beſtärkt, anſtatt einander überzeugt zu haben, wie denn das gewöhnlich ſo geht.

Der Baron brachte den Abend halb mit Verdruß, halb mit hohem Vergnügen hin. Jetzt dachte er an den Slaven, der heute die edelſte Celtin im Dorfe als ſein Weib in ſeine Arme ſchloß; jetzt wieder an alle die großen Ideen, die er in dem Geſpräche mit dem Pfarrer entwickelt hatte. Er ließ zuletzt den Slaven fahren, und blieb mit ſeiner Phantaſie bei der Idee, die ganze Erde mit Celtiſchem edlen Blute zu ſchwängern. „O“ rief er endlich entzückt aus, „wenn erſt Domherren, Malteſer, Johanniter, Mönche von allen Farben, nur alle mit blauen Augen, ausziehen, nicht mehr gegen die Türkiſchen Seeräuber, oder gegen die Philoſophen und Ketzer, ſondern gegen die unedle Natur des Menſchen; ja! ich ſelbſt wollte wie ein anderer Peter Eremita an ihrer Spitze ſeyn. Verdunkeln würden wir den Zug des Bacchus nach Indien, Seſoſtris wohlthätige Heerzüge, verdunkeln die Reiſen der Griechiſchen Philoſophen, alle Züge, ſelbſt die Kreuzzüge der Franken nach Paläſtina, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß die Kreuzritter manche Saraceniſche Familie mögen veredelt haben. Ja, ich würde mit gehen; Emiliens Thränen ſogar ſollten mich nicht abhalten!“ So rief der Baron voll Entzücken. Vor Freude glühend warf er ſich in ſein Bett, und vergaß über alle die veredelten Mongolen ganz und gar, daß hundert Schritte von ihm eine Celtin entceltet wurde.

Dieſe Idee würde ihm ſein Dorf verleidet haben, auch wenn die Bauern ihm weniger Verdruß gemacht hätten, als ſie ihm wirklich machten. Er war völlig entſchloſſen ſein Dorf zu verlaſſen; nur hatte er noch keine beſtimmte Vorſtellung, wohin er ſollte. Emiliens reitzendes Bild, das bis jetzt unter dem Plane, ſeine Bauern zu veredeln, begraben gelegen hatte, hob ſich jetzt wieder mit hellen Farben in ſeiner Phantaſie empor. Aber wo war Emilie? Der Oberſt hatte ſogar die Frau von Koch wieder geſprochen, und ſie zu einer Verſöhnung mit dem Baron geneigt gefunden. Machen Sie ihr doch nur einen Beſuch, ſagte der Oberſt. Während Sie hier Sich mit Ihren Bauern herumbalgen, um eine Handvoll blondes Haar in ihr Dorf zu ziehen, könnten Sie ſelbſt ſchon ein Paar Jungen oder Mädchen von Emilien im Hauſe herumlaufen haben, die ja, wenn Ihr Syſtem nur halb richtig iſt, um den Kopf ſo blond ſeyn müſſen, wie Kanarienvögel. Machen Sie doch der Frau von Koch nur einen Beſuch! Die Frau, ſag' ich Ihnen, iſt ſo ſchlimm nicht, wie Sie glauben.

„Nie mit der Frau von Koch ein Wort von Emilien, Herr Oberſt! Ich habe ſie beleidigt; und ein Wollüſtling, wie ich Ihnen ſage, kann nie vergeben, auch wenn er ſchwört, auch ſelbſt wenn er wollte."

Aber, zum Teufel, Herr Baron . . .

„Fluchen Sie, ſo viel Sie wollen. Ihre Flüche werden die Frau von Koch nicht beſſer machen als ſie iſt, und eben ſo wenig mich dahin bringen, von meiner Ueberzeugung abzugehen. Emilie ſoll mein ſeyn, ohne die Frau von Koch.“

Der Oberſt ärgerte ſich und ſchwieg. Auf einmahl verſchwand die Frau von Koch aus der Reſidenz. Der Fürſt hatte ein anderes Mädchen ſchön gefunden. Frau von Koch verſuchte erſt alle Mittel, ihn von ſeiner Leidenſchaft abzubringen; als ſie das unmöglich fand, verkaufte ſie ihr Haus und ihre Möbles. Nun gab es am Hofe Verwirrung. Der Fürſt, ſagte man ſich ins Ohr, hatte Verſuche gemacht, die Eiferſucht der Frau von Koch zu beſänftigen. Das war mißlungen, und die Frau von Koch verſchwunden. Man wollte ſogar wiſſen, daß ihre Abreiſe dem Fürſten Thränen gekoſtet hätte. So viel behauptete man mit Gewißheit, daß der Fürſt kein Geld geſpart habe, den Weg, den ſie genommen, und ihren Aufenthalt auszuſpüren. Ob es ihm gelungen ſey, konnte man nicht ſagen. Wenigſtens war er eine Zeitlang weg geweſen, man wußte nicht wo, und dann voll Verdruß zurückgekommen. So erzählte man in der Reſidenz.

Mit dieſen Nachrichten kam der Oberſt gerade um dieſe Zeit bei dem Baron an, und theilte ſie ihm ganz kalt mit. Die Einzige, — ſo endigte er — die Emiliens Aufenthalt wußte, iſt nun verſchwunden, und alſo . . . ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Der Baron antwortete ſehr ruhig: „Gut, ſo ſuchen wir ſie auf. Sie wird doch auf der Oberfläche der Erde zu finden ſeyn, und dann hab' ich der Frau von Koch, von der ich nun einmahl nichts wiſſen mag, nichts zu danken. Morgen reiſ' ich ab; und wahrhaftig! lieber Oberſt, ich werde nicht eher zurückkehren, als bis ich Emilien gefunden habe."

Sie verwickeln ſich da in unendliche Schwierigkeiten. In dem weiten Deutſchland ein Mädchen aufzuſuchen!

„Emilie verdient es. Seyn Sie ruhig, ich werde ſie finden. Morgen ſchon, morgen ſchon reiſe ich ab."

Der Oberſt begriff nicht, wie es zuging, daß der Baron auf einmahl mit dieſem Enthuſiasmus Emilien aufſuchen wollte. Indeß er intereſſirte ſich für Emilien. Er drückte den Baron in ſeine Arme. „Sehen Sie,“ rief er, „dieſen Enthuſiasmus mag ich leiden; denn er iſt menſchlich.“ Allein der Oberſt wußte nicht, wie genau dieſer Reiſe-Enthuſiasmus mit dem Syſtem des Barons zuſammenhing, und wie vielfache Gründe er hatte, die Reiſe zu machen. Emilien aufzuſuchen, war ein Grund. Er wußte, welch einen Gefallen er dem Oberſten damit that; und ihm ſelbſt war die Idee intereſſant, Emilien auf dieſe Art ſeine Liebe zu zeigen, und ſie als den Preis ſeiner Reiſe zurückzubringen. Zu gleicher Zeit hatte er aber auch einen Zweck für ſich ſelbſt. Er wollte ſeine Theorie durch die Praxis beſtätigen. Der Prediger hatte ihm oft den Einwurf gemacht: Sie reden mit ſolcher Gewißheit von den Sitten der Celten und Slaven, als ob Sie Ihr ganzes Leben hindurch auf Reiſen an Ort und Stelle Verſuche mit Ihrer Theorie angeſtellt hätten; und doch haben Sie ſeit der Erfindung Ihres Syſtems noch nicht mehr als einen Punkt von Ihrem Vaterlande geſehen.

Gut, dachte der Baron nun; ſo will ich

denn Deutſchland durchſtreifen, überall wie ein Spion die Slaven und die Celten belauern, und dann endlich den Unglauben niederſchlagen! Ja, ich will die Celten aufſuchen, wo ſie noch echt und ungemiſcht ſind: in den geiſtlichen Fürſtenthümern. An ihrem Urbilde will ich mein Auge üben, bis ich ſelbſt den kleinſten Zug der Celtiſchen Schönheit in dem Nebel der Slaviſchen Geſtalt aufzufinden vermag. — Dieſe Abſicht behielt er übrigens für ſich.

Noch vor einigen Tagen war der Baron in einer benachbarten Stadt in Geſellſchaft geweſen. Man ſprach da über den Werth der alten und der neuern Gelehrten. Wie iſt es möglich, ſagte ein ſehr gelehrter Mann von großen Kenntniſſen, daß die jetzigen Gelehrten den Alten gleich kommen können? Die Philoſophie der Alten war wirkliche Lebensphiloſophie; die unſrige ſchwebt ewig in dem Gebiete des Himmels. Daher denn die Energie, die hohe Einfalt in den Schriften der Alten. Und wie iſt es jetzt? Der Gelehrte muß ein Amt annehmen, das ihn an ſein Zimmer, an ſeinen Wohnort feſſelt. Er lernt den Menſchen, für den er arbeitet, nicht anders kennen, als aus Büchern. Wie dürftig ſind daher bei uns die Moralphiloſophie und die Geſetzgebung, die beiden Wiſſenſchaften, auf denen die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes beruhet! Der Gelehrte hat ſelten Leidenſchaften. Den Menſchen in der Welt lernt er nicht kennen; er mißkennt alſo die Kraft des Hebels, der den Menſchen in Bewegung ſetzt: die Gewalt, das Weſen der Leidenſchaften. Die Erziehung und die Moral überläßt er daher dem Zufalle, und die Geſetzgebung dem Finanz-Miniſter. Er ſelbſt bringt ſein ganzes Leben damit zu, neue Lesarten zu finden, eine verlorne Stelle in einem Schriftſteller zu ergänzen, oder Dinge zu erklären, die ſich gar nicht erklären laſſen. Der Griechiſche Philoſoph lebte unter ſeinen Mitbürgern; er kannte ſie, ihre Bedürfniſſe, ihre Wünſche, ihre Leidenſchaften; er kannte die Verfaſſung ſeines Vaterlandes und der benachbarten Staaten. Er durchreiſte die bekannte Welt, unterſuchte an Ort und Stelle, ſah den Menſchen in allen Verhältniſſen; und dieſer Menſch und ſein Herz war ſein Studium. Wehe uns Allen, wenn die alten Schriftſteller verloren gingen, oder wenn wir uns einbildeten, wir könnten ihrer entbehren! Mit ihnen ginge alle Moralphiloſophie, alle Geſetzgebung verloren; denn was der Gelehrte von dem Menſchen noch weiß, weiß er allein aus den Alten. Wo iſt denn der Reiche unter uns, der ſtolz genug wäre, einen Theil ſeines Vermögens aufzuwenden, um ſein Vaterland, und die Menſchen auf Reiſen zu ſtudieren? Man reiſt an die Höfe, durchſucht die Bildergalerieen, ſtudiert die Vorzimmer der Großen, und kommt zurück, ohne einen Menſchen geſehen zu haben. Wo iſt denn bei uns ein Montesquieu?

Das Herz ſchlug dem Baron ungeſtüm. Er erröthete vor Vergnügen, drängte ſich begierig an den Mann, der geſprochen hatte, ſchnitt ihn von der übrigen Geſellſchaft ab, und bemerkte Niemanden als ihn allein. Bald zog er den Mann in ein tiefes Geſpräch, und geſtand ihm dann mit innerer, heimlicher Freude, daß er ſchon lange entſchloſſen ſey, eine ſolche Reiſe zu machen, wie die, von der er geſprochen habe. Er bat ſich den Rath des Gelehrten aus. Dieſer freuete ſich, daß ein Mann, von deſſen Kenntniſſen er ſchon viel gehört hatte, ihn um Rath fragte. Er hielt dem Baron alſo eine Vorleſung über die Art und Weiſe einer ſolchen Reiſe. Der Baron ſchien aufmerkſam zuzuhören; er dachte aber an nichts, als an das Erſtaunen, worein der Gelehrte gerathen müßte, hier einen Montesquieu, einen Xenophon, vor ſich zu haben. „Nein,“ ſagte der Baron beim Abſchiede zu ihm; „ich komme nicht eher wieder, als bis ich unter den Menſchen die Gründe der Moral und der Geſetzgebung gefunden habe.“

Den andern Morgen ging er zum Prediger, um dem ſeinen Plan zu einer philoſophiſchen Reiſe mitzutheilen. Er fand ihn nicht, wohl aber ſeine Schweſter bei einem Buche, das ſie mit Thränen benetzte. „Warum weinen Sie?“ fragte er Karolinen. — O, erwiederte ſie: wenn ich reich und ein Mann wäre! — „Nun? dann würden Sie . . .?“

Das thun, ſagte das Mädchen mit großer Rührung, was hier im Buche der edelſte Menſch thut. Sehen Sie, ein reicher, ſehr reicher junger Mann, den Ehre- und Liebe lokken, verläßt alles, und macht eine Reiſe durch Frankreich, um die Orte des Elendes aufzuſuchen, die Gefängniſſe, die Hütten der Armen, der Kranken, die Strohlager der Bettler, den Aufenthalt der Unterdrückten. Ach, Sie glauben nicht, welche rührende Scenen das veranlaßt, Herr Baron! Hören Sie nur! – Sie las ihm einige ſolche Scenen vor. Der Baron wurde gerührt. — O. ſagen Sie ſelbſt, Herr Baron, iſt es nicht wahr, was er ſagt? Sie las aus l'homme voyageur: Jedes Feſt, das ein Reicher feiert, iſt die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, ſo lange noch in dem ganzen Umfange Frankreichs ein Menſch iſt, der ohne Brot ſich auf ſein Bund Stroh wirſt; jeder Pallaſt ein Denkmahl der Grauſamkeit, ſo lange noch eine Familie im Königreiche ohne Obdach umher irrt, dem Sturm, dem Regen ausgeſetzt; jeder Edelſtein blitzt zu Eurer Schande, ſo lange noch eine Mutter aus Verzweiflung ſchreiet, daß ſie keine Lumpen hat ihr Kind einzuhüllen. Tauſende reiſen: der, die Gelehrſamkeit mit unnützen Schlüſſen zu verwirren; jener, um die Verzeichniſſe der Bildſäulen zu vermehren; dieſer wirſt Summen weg, um ſagen zu können, er habe auf den Alpen geſtanden; der, um die Verfaſſung ſeiner Nachbaren zu kennen. Ach, wann wird denn einmahl ein Menſch zu Menſchen und um Menſchen reiſen! wann wird der Schmerz eines Elenden, der im Gefängniſſe wehklagt, eines Armen, der um Brot ſchreiet für ſeine Kinder, wenn ſie ihre um Hülfe jammernden Blicke auf ihn wenden — wann wird dieſer Schmerz einmahl einem Reiſenden ſo intereſſant ſeyn, wie der todte Schmerz des Laokoon! Wann wird eine Mutter, die an der Leiche ihres Kindes ſich das Haar ausrauſt, weil ſie es vor Hunger mußte ſterben laſſen, Eure grauſamen Blicke von der marmornen Mutter, der Niobe, und ihren Kindern abziehen! Wer, wer wird der erſte Menſch ſeyn, der als Menſch reiſt!

„Ich,“ rief der Baron; „ich, Mamſel! ich will der erſte ſeyn! Bei Gott, das will ich!“

Der Baron mußte Karolinen die Hand darauf geben, daß er eine ſolche Reiſe machen wollte. Er that es, und that es von Herzen. Nur bat er das Mädchen, die Abſicht ſeiner Reiſe zu verſchweigen. Sie verſprach das; allein er mußte ihr dagegen verſprechen, daß er ihr alle Scenen, die er ſehen würde, ausführlich erzählen wollte. Nach einigen Tagen wurden die Anſtalten zur Reiſe gemacht. Der Baron ſtieg, mit guten Wechſeln verſehen, in den Wagen. In der einen Taſche des Wagens ſteckte Montesquieu, und Emiliens Brieftaſche mit ihrem Portrait, das ſie ihm von dem Gute der Frau von Koch geſchickt hatte; in der andern l'homme voyageur, und das Syſtem von den Kennzeichen der Menſchenracen. Der Baron hatte alſo die vierfachen Abſichten ſeiner Reiſe immer bei der Hand. „Ja," rief er, „Emilie! deinetwegen verlaſſe ich meine Ruhe, um ſie wieder mit dir zu theilen!" Nach einigen Augenblicken fliſterte er: „ſo in Bücher und Kapitel, wie Montesquieu, theile ich meine Bemerkungen nicht ein. Das macht den Styl trocken." Dann ſah er zum Wagen hinaus, ob ſich nicht bald ein Unglücklicher finden würde, dem er helfen könnte; und dann zog er ſein Syſtem hervor, ſchlug frohlockend auf den Pack Papier, und rief: „es ſoll mich doch wundern, wie die Domherren in Mainz ausſehen werden!" So rollte der Wagen immer den Weg nach Berlin zu.

Er kam in Berlin an, und erſtaunte ſelbſt darüber, daß er nicht Eine Gelegenheit gehabt hatte, irgend etwas Anderes in ſein Taſchenbuch einzuzeichnen, als die Nahmen der Poſtſtationen. „O, wahrhaftig,“ rief er, „wenn das ſo fortgeht, ſo weiß ich, und wenn ich Jahre lang reiſe, nichts zu ſagen, als daß ich Jahre lang gereiſt bin. Da iſt kein Dorf, in welchem nicht dem homme voyageur aus einer Hütte das Geſchrei eines Elenden entgegenſchallt, den er rettet. Entweder es muß im Preußiſchen anders ſeyn, als in Frankreich, oder ich bin unter einem Unglücksgeſtirn geboren.“ Und da hatte der Baron nicht Unrecht. Bei jedem Armen, der den Hut in den Schlag hielt, hatte er ſtill halten laſſen. Er redete den Armen an, fragte, wollte eine intereſſante Begebenheit hören; und der Bettler wiederholte nichts als ſein: Gott wird's vergelten! Er warf harte Thaler in den Hut, um des Armen Zunge zu löſen, und hörte nichts als: Gott wird's vergelten! Davon aber ließ ſich nichts aufſchreiben, oder erzählen. Kurz, er war in Berlin, und es verdroß ihn, daß er keinen Unglücklichen geſehen, keiner Mutter ſeinen Mantel hatte geben können, um ihr Kind einzuhüllen.

Er ſtieg bei ſeiner erſten Geliebten, der Frau von Graßheim, ab. Die Freude, einander wiederzuſehen, war auf beiden Seiten ungemein groß. Mit leuchtenden, vor Freude leuchtenden Augen ſaß Käthe da, erzählte von ihrer Kindheit, und ließ ſich von Quinctius erzählen. Ach, ſagte ſie zuletzt mit einem ſehr ſehnſuchtsvollen Blicke: die Freuden der Kindheit, lieber Vetter, ſind doch das Einzige, warum es ſich verlohnt, gelebt zu haben. Und haben Sie nie etwas von Liſſow wieder gehört? fragte ſie mit ungewiſſer Stimme. „Nicht das mindeſte,“ antwortete der Baron; und ein kleiner Seufzer ſtahl ſich aus Käthens Buſen, bis in die Lippen. Käthe war nicht unglücklich: ihr Mann liebte ſie ſogar; allein er war an das Stadtleben gewöhnt, und ſie an die Ergießungen eines immer vollen Herzens in einer ruhigen Einſamkeit. Sie hatte vielleicht ſeit Jahren nicht an Liſſow gedacht; jetzt aber wurden durch des Barons Gegenwart alle die alten Ideen, alle die alten Gefühle, wieder lebendig.

dig. Der ſchöne Geiſt der Kindheit berührte Käthens Seele.

Käthe nahm den Baron immer allein, um ihn an dies oder jenes zu erinnern; und der Herr von Graßheim gab eine Fete nach der andern, wobei Käthe Langeweile hatte, weil ſie nicht von Liſſow, von dem Triumphe, von ihrer Schreibſtunde, erzählen konnte. Der Baron verſicherte Käthen, daß es eine Hauptabſicht ſeiner Reiſe ſey, Liſſowen aufzuſuchen; und er verſprach ihr, nicht ohne ihn zurückzukommen. Einmahl, einmahl möchte ich ihn wohl ſehen, ſagte Käthe. Ob er wohl verheirathet ſeyn mag? . . . O, ich wünſche ihm eine Frau, die ihn liebt, und die er liebt, ſetzte ſie ſeufzend hinzu.

Der Baron wurde von den Spaziergängen und Spazierfahrten, die er mit Käthen machen mußte, um mit ihr von ihren Kinderjahren zu ſchwatzen, von den Bällen und Geſellſchaften, die Graßheim ſeinetwegen gab, ſo feſt gehalten, daß ihm noch nicht Ein Elender in Berlin vorgekommen war; und hier hatte er doch eine ſo große Menge der rührendſten Begebenheiten erwartet. Er philoſophirte auch nicht über die Einwohner von Berlin, und ſogar ſein Veredlungs Syſtem wurde halb und halb vergeſſen. Die Schwarzköpfe in Berlin waren ſo artig wie die Blond'öpfe, ſo daß er ſie kaum bemerkte. Er erkundigte ſich nach Emilien; man kannte ſie nicht einmahl. Kurz, es wollte mit ſeiner Reiſe nicht gehen, ſo viele Seiten ſie auch hatte. Er wünſchte ſich von Berlin weg; nur Käthens herzliche Bitten hielten ihn noch.

So ſaß der Baron eines Tages wieder mit Käthen und ihrem jüngſten Knaben im Wagen, um eine Spazierfahrt zu machen. Sie fuhren nach Friedrichsfelde zu. Im Dorfe ließ Käthe halten, um ihrem Knaben, der ſie in ihren Geſprächen immer mit Fragen ſtörte, Kirſchen zu kaufen. Man ſtieg aus. Jedesmahl, wenn ich ein Dorf mit einem Schloſſe ſehe, ſagte Käthe, fällt mir Zaringen ein; und ſehen Sie, Vetter Quinctius, ſo ungefähr lag gerade unſer Schloß, wo wir ſo vergnügt waren. O laſſen Sie uns einmahl durch das Dorf gehen! Käthe hängte ſich an des Barons Arm, ſchlenderte die Gaſſe hinauf, und behauptete von jeder Gruppe Bäume, daß auch in Zaringen da oder dort eine ähnliche geſtanden habe. Der Baron lächelte, widerſprach aber nicht. Auf einmahl blieb Käthens Sohn ſtehen, und zeigte mit dem Finger auf ein Paar Kinder, die vor einem kleinen Häuschen ſpielten. Er zupfte Käthen am Rocke, und rief freudig: Mama, das ſind Kinder, die beiden! Soll ich ihnen Kirſchen abgeben? — Das thu! ſagte Käthe. Der Knabe lief auf das Haus zu, blieb einige Schritte von den Kindern ſtehen, und hielt ihnen ſtumm den Hut hin. Die Kinder betrachteten ihn. Da! rief der kleine Graßheim: Kirſchen!

Der Baron und Käthe blieben ſtehen. Sehen Sie den Alten! ſagte Käthe zum Baron. Der Baron warf einen Blick auf einen alten Mann, der auf einem Raſen vor dem Hauſe im Schatten ſaß, den Blick an den Boden geheftet, und die Hände auf die Knie gefaltet. Die Stellung hatte etwas Rührendes. Der Baron riß ſich von Käthen los; denn ihm fiel auf einmahl ſein l'homme voyageur ein. Er trat dem alten Manne näher. Dieſer blickte auf, zog eine weiße Mütze von einem ſchneeweißen Haar, und grüßte den Baron. Er war reinlich, aber ſehr ärmlich gekleidet; die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, ſchön wie Amor und Pſyche, eben ſo, und in Trauer.

Der Baron fragte den Alten nach dem Nahmen des Dorfes, um ein Geſpräch mit ihm anzufangen; Käthe ſetzte ſich nieder, nahm die beiden Kinder vor ſich, liebkoſ'te ihnen, drückte ſie an ſich, und rief einmahl über das andere: welch ein Paar Engel! Flaming ſetzte indeſſen ſein Geſpräch fort. Der Alte ſchien mit einer gewiſſen Scheu, mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zu reden, und das Geſpräch gern abbrechen zu wollen; Flaming aber war nach ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm gar nicht Willens, es fahren zu laſſen. Er ſetzte ſich vertraulich bei dem Alten auf den Raſen. „Lieber Vater, Er ſcheint unglücklich. Ich bin ein Menſch wie Er. Faſſe Er Vertrauen zu mir! Kann ich helfen?“ — Der Alte ſchüttelte traurig den Kopf. Der Baron wurde noch eifriger. „Hm! das wäre doch eine ſeltſame Art von Unglück, dem man nicht abhelfen könnte! Ich bin reich, ſehr reich.“ —

Armuth? ſagte der Alte; und lächelte mit einem Ausdruck im Geſichte, der unbeſchreiblich rührend war. O, ich wollte mit den beiden Kindern da von Haus zu Haus gehen; mein graues Haar und die Unſchuld der Kinder würden Tauſende rühren. Armuth iſt kein Unglück, ſetzte er mit Kopfſchütteln hinzu. — „Nun? was iſt denn Unglück?" fragte der Baron jetzt in Ernſt gerührt, und faßte des Alten Hand. Käthe näherte ſich bei dieſem Geſpräche dem Alten. „Was iſt denn Unglück?" fragte der Baron zum zweiten mahle. — Verzweiflung an der Menſchheit, ſagte der Alte mit bebender Stimme, und Thränen ſchoſſen in ſein Auge. „Hier iſt ein Menſch!" rief der Baron, und zeigte auf ſich. Käthe näherte ſich einen Schritt mit zärtlichem Blicke. Der Alte ſah durch ſeine Thränen den Baron lächelnd an. Ich danke Ihnen, mein Herr; aber ich muß Sie bitten, uns zu verlaſſen. (Seine Stimme wurde ſchluchzend.) Wir ſind ſo unglücklich, daß . . . daß . . . die Hoffnung, die Sie uns geben könnten, ein Dolch mehr iſt, der unſer Herz durchfährt. Ich bitte Sie, uns zu verlaſſen. Geht hinein, ſagte er zu den Kindern; geht hinein, ſucht den Vater. Die Kinder gingen hinein. Ich bejammere den Stamm nicht, fuhr er nun fort, als ob er mit dem Himmel redete: der iſt dahin; aber daß er die jungen Keime zerſchmettern ſoll, o das! das! . . . Ich bitte Sie, ſagte der Alte, und ſtand auf.

Iſt den Kindern etwa die Mutter geſtorben? fragte Käthe gerührt; ſie ſind in Trauer.

Der Alte winkte, und antwortete leiſe: ja! Jetzt wiſſen Sie unſer Unglück; nun bitte ich Sie . . .

Das iſt zwar ein großes Unglück, ſagte Käthe beruhigend; aber die Zeit wird . . .

Sterben iſt kein Unglück, erwiederte der Alte; man begräbt ja ſeinen geliebten Todten neben ſeinem eigenen Grabe. Aber dieſer Tod . . .

Nun denn? fragte Käthe: was iſt denn das Traurige an dieſem Tode? Laß Er es uns doch wiſſen.

„Darf ich nicht einen Augenblick eintreten?“ fragte der Baron. „Wenn Geld nicht hilft, ſo hab' ich Mitleiden, Thränen.“

Er näherte ſich der Thüre. Der Alte ergriff des Barons Hand, und hielt ihn auf. Ich bitte Sie, thun Sie es nicht. Der Unglückliche, den Sie ſehen wollen, haßt die Menſchen. Ihr Anblick würde ihn zu ſehr erſchüttern; ja, ich kann Ihnen nicht dafür ſtehen, ob er Sie nur höflich empfinge.

„Ich gehe zu ihm, um ihm ein Herz anzubieten, um ſeine Thränen mit einer warmen Bruſt aufzufangen. Mich wird er gewiß aufnehmen.“ Er bot Käthen den Arm, und ging durch das Haus in den offnen Garten. Käthe zitterte vor Furcht, und ihre Bruſt war von Mitleiden gepreßt. Als ſie in den Garten traten, ſahen ſie hinten in einem kleinen, finſtern Gebüſch einen ſchwarz gekleideten Mann ſitzen. Er ſaß auf einem Raſenhügel, und hatte ſeine Stirn in ſeine Hand niedergebeugt. Langſam gingen ſie Beide den Gang zu ihm hinunter. Käthe zitterte immer mehr. Der Alte folgte ihnen mit dem kleinen Mädchen an der Hand. Der ſchwarz gekleidete Mann hörte endlich die Schritte der Kommenden. Er hob ſein bleiches Geſicht empor, ſtand dann auf, runzelte die Stirn, und machte eine Wendung in einen andern Gang. Der Baron eilte zu ihm, und faßte ſeine Hand. Käthe blieb ein Paar Schritte von ihm ſtehen. Der Mann riß die Hand los, und fragte mit einem finſtern Blick auf den Baron: was wollen Sie von mir?

„Gott im Himmel!“ rief der Baron: „Liſſow! Liſſow!“

O Schmerz! o Elend des menſchlichen Lebens! Der Unglückliche war Liſſow.

Käthe hörte den Baron dieſen Nahmen ausrufen, warf einen Blick auf den Unglücklichen, erkannte ihn, ſchluchzte, hob die Arme, ließ ſie ſinken, und ſtammelte leiſe: Liſſow! Ihr Buſen flog. Sie hob den Fuß, die Arme, und konnte vor Schrecken kaum ſtehen. Da brachen auf einmahl Thränen in Strömen aus ihren Augen, und das Geſchrei, das gewaltige Geſchrei: Liſſow! Liſſow! aus ihren Lippen. In einem Augenblick lag ſie an ſeinem Buſen. Liſſow, der unglückliche Liſſow ſtand betäubt in des Barons und Käthens Armen. Befremdet betrachtete er jetzt den Baron, noch befremdeter die Dame, die an ſeinem Halſe hing und ihn mit Thränen benetzte. Er ſchien wie aus einem tiefen Traume zu erwachen. Käthe! ſagte er endlich ſanft, halb fragend, halb verſichernd. Das war ſein alter Ton, und Käthe umſchlang ihn noch feſter. Liſſow! rief ſie noch einmahl zärtlich. Jetzt umfaßten ſeine Arme ihren Rücken, und nach und nach drückte er ſie an ſich. Sie lag an ſeinem Buſen. Er ſeufzte tief auf, und nun floſſen ſeine Thränen auf ihre Stirn herab; die Umarmung wurde inniger und inniger.

O Liſſow, ſagte endlich Käthe, und machte ſich ſanft aus ſeinen Armen los: Sie ſind es, und ſind unglücklich? Sogleich verdunkelte ſich der Strahl der Heiterkeit, der in ſeinem Auge leuchtete. Er legte die eine Hand an die Stirn, die andere auf ſein Herz. Nach und nach ſank ſein Haupt auf die Bruſt herab; ſeine Blicke wurden finſter, und hefteten ſich an den Boden. Jetzt hatte Käthe Zeit ihn zu betrachten. Liſſow war in einem ſchwarzen, abgetragenen Rocke; die blaſſe Farbe ſeines Geſichtes ſchien durch die Farbe der Kleidung noch bleicher. Sein langes Haar lag ungebunden und verwirrt auf ſeinem Rücken.

In den Augen brannte ein unſtätes Feuer; die Züge um Naſe und Mund ſchienen wie von Thränen eingegraben. Die erſte Empfindung des Wiederſehens bei Käthen hörte auf, und machte dem zärtlichſten Mitleiden Platz. Sie betrachtete ihn mit brennenden Augen; Thränen fielen ihr unbewußt über die Wangen. Liſſow! ſagte ſie gerührt. Er hörte nicht. O Liſſow! wiederholte ſie mit einem zerſchmetternden Tone. Sein Haupt ſank noch tiefer. Sie ergriff ſeine Hand. O, um Gottes willen, Liſſow, ſagte ſie: hören Sie mich! Käthe redet ja mit Ihnen. Er ſtand ſtumm, mit ſtarren Blicken da. Jetzt brachte der Alte das kleine Mädchen, legte es in Käthens Arme, und fliſterte ihr zu: das Kind heißt Jakobine. Käthe drückte das Kind innig an ihre Bruſt. „O Liſſow! rief ſie; ſehen Sie her, Ihre Tochter auf Käthens Arme, an Käthens Herzen! Liſſow, Käthe iſt Jakobinens Mutter!“

Jakobine! ſagte er und ſchlug verzehrende Blicke gen Himmel. „Jakobine! ſagte Käthe nach. Sehen Sie, Liſſow. Hier iſt Ihre Jakobine!“ Liſſow ließ einen Blick auf ſeine Tochter fallen. Er ſah ſie an Käthens Bruſt.

Seine Blicke wurden ruhiger. Er trat zu Käthen, ſtreichelte dem Kinde die Wangen, küßte es, und benetzte es mit Thränen, die jetzt gewaltſam aus ſeinen Augen hervorbrachen. Das Kind umfaßte ihn mit ſeinen kleinen Händen, und ſtammelte: Lieber Vater! ich habe wieder eine Mutter! Sanft hob er das Kind aus Käthens Armen, legte es an ſein Herz, betrachtete es mit liebevollen Blikken, und führte dann Käthen nur mit Winken auf den Raſenhügel. Er kniete nieder, mit dem Kinde auf ſeinen Armen, und ſagte leiſe: dich will ich lieben! Dann verſank er in die Blumen, die auf dem Hügel ſtanden; das Kind hielt er auf ſeinen Knieen.

Der Baron trocknete ſich die Augen. „Nein, Liſſow, rief Käthe beinahe ſchluchzend: ich habe Theil an Ihnen.“ Sie ſetzte ſich neben ihm auf den Raſen, nahm das Kind auf ihren Schooß, drückte es mit der einen Hand an ihre Bruſt, warf die andere um Liſſows Schultern, und zog ihn ſo zu dem Kinde. Da! rief er auf einmahl, und zeigte auf den Raſen, auf dem Käthe ſaß. „Was iſt da?“ fragte Käthe ablenkend. Da iſt meine Mutter begraben, ſagte das Kind. Käthe ward von einem ſeltſamen Schrecken ergriffen, ſprang auf, und betrachtete das Grab. O Himmel! Jakobinens Grab! rief Liſſow jammernd, und verbarg das Geſicht in die Blumen. Das Kind ſuchte mit ſeinen Händchen ihn aufzurichten. Ich bin ja deine Jakobine! ſagte es lächelnd. Er ſah das Kind lange ſtarr an, und ſeine Blicke wurden freundlicher. Bald nahm er das Kind auf ſeine Arme, drückte es an ſich, benetzte es mit Thränen, und ging ſchnell in einen andern Theil des Gartens.

O, Gott ſegne Sie! ſagte der Alte, und beugte ſich auf Käthens Hand; Sie haben ſein Herz zerſchmettert. Gottlob! er hat noch nicht alles Gefühl verloren. Jetzt, ich bitte Sie, verlaſſen Sie ihn; er möchte ſonſt unter der Laſt ſeiner ſchrecklichen, kämpfenden Empfindung erliegen. „Aber was iſt ihm begegnet?" fragte Käthe weinend. Morgen! rief der Alte. Sie ſollen alles wiſſen. Jetzt verlaſſen Sie uns. Er nahm Liſſows Knaben, und ging mit ihm dem Vater nach.

Der Baron führte Käthen aus dem Hauſe. Ich bleibe hier, ſagte er; und Käthe erwiederte: thun Sie das; verlaſſen Sie ihn nicht! Der Baron führte Käthen an den Wagen. Sie ſtieg mit dem Tuche vor ihren Augen ein, und bald verſank ſie in ſeltſame Träumereien, in denen ſie nichts deutlich dachte. Ach, rief ſie auf einmahl, ſo würde er auch mich geliebt haben! Sie beneidete das Loos des Weibes, auf deſſen Hügel ſie geſeſſen hatte.

Der Baron ging wieder in das Haus hinein, und in den Garten. „Ich gehe nicht von hier, ſagte der Baron dem Alten, der ihm im Eingange begegnete. Bei Gott! ich verlaſſe ihn nicht; ich bleibe auch die Nacht hier.“ — Laſſen Sie, ſagte der Alte, den Unglücklichen ſich wenigſtens etwas wieder erholen. Jetzt muß er allein bleiben. Der Baron folgte. Er ſetzte ſich vor dem Hauſe auf die Raſenbank, und zog ſeine Schreibtafel hervor, um dieſe Begebenheit aufzuzeichnen; allein dazu war er doch zu bewegt. Sein Herz entriß ſeiner Eitelkeit den Triumph. Nach einer Stunde ungefähr kam Liſſow zwiſchen ſeinen beiden Kindern aus dem Garten, und ging in das Zimmer. Flaming trat auf einen Wink des Alten hinein. Liſſow ſah ihn an. Wo iſt Käthe? fragte er ſich beſinnend; und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: habt Ihr Euch des Unglücklichen auch einmahl erinnert? Mit dieſen Worten reichte er dem Baron die Hand.

„Lieber Liſſow,“ ſagte der Baron, „ich könnte fragen, erinnerſt du dich unſer noch? Doch laß das, lieber Liſſow, und ſey mir willkommen, du Geſpiele meiner Jugend. Vergiß alles, und laß uns einmahl wieder in die Zeiten unſrer Kindheit zurückkehren. Beyer lebt noch, und liebt dich wie ehemals.“ Und iſt glücklich? fragte Liſſow eifrig. — „Sehr glücklich!“ — Liſſow lächelte. Und deine Mutter, lieber Baron? — „In ein Paar Tagen ſollſt du ſie ſprechen; ſie kommt nach Berlin, und wird ſich freuen dich wieder zu ſehen.“ — Und weinte nicht, Käthe? fragte er auf einmahl, als ob er ſich beſänne. — Ja, ſie weinte, mein Sohn, ſagte der Alte. Dein unvermutheter Anblick hatte ihr Herz getroffen. — „Sie iſt doch glücklich?“ — Wie eine Frau es ſeyn kann. Sie liebt ihren Gatten, hat vier geſunde Kinder, und“ — Wie iſt es? fragte Liſſow; hab' ich nicht einen

Knaben bei ihr geſehen? — „Eben das war ihr Sohn.“

Liſſow lächelte. Die finſtre Falte des nagenden Grams zog ſich von ſeiner Stirn; und wenn er in Träume verſank, nicht mehr hörte, ſo gab der Alte dem kleinen Mädchen einen Wink. Sie trat dann zu ihrem Vater, faßte ſeine Hände, und ſagte, wenn ihr Spiel mit ſeiner Hand nicht helfen wollte: ich bin ja Jakobine, Vater. So wie der Nahme Jakobine Liſſows Ohr traf, blickte er auf, nahm die Kleine in die Arme, küßte ſie, und hörte dann einige Zeit wieder.

Ach, lieber Flaming; hob Liſſow auf einmahl an, wenn du wüßteſt, was ich trage, was ich leide! — Der Alte lächelte; denn der Ton, mit dem Liſſow das ſagte, war ſo ſanft, ſo zärtlich klagend.

„Sey ein Mann!“ ſagte der Baron. „Dein Schickſal hat dich getroffen; aber die Freundſchaft wird dich heilen.“

Bei dem Worte Freundſchaft verdunkelte ſich auf einmahl Liſſows Geſicht. Sein Auge flammte wild. Er ſprang auf, und verließ das Zimmer. Vermeiden Sie, ſagte der Alte, die Wörter Freundſchaft und Freund; ſie machen eine zu ſtarke Bewegung in ſeinen Gefühlen. Der Alte — es war Jakobinens Vater — erzählte nun dem Baron ganz in Kurzem Liſſows Geſchichte. Nachher ſuchte man dieſen im Garten auf; er war aber nicht mehr da. Der Vater, ſagte die kleine Jakobine, hat mir ſchon gute Nacht gewünſcht; er iſt ſchon zu Bett. Noch lange ſaßen der Baron und der Alte da und ſprachen mit einander. Der Baron erbot ſich zu allem, was geſchehen könnte, um Liſſowen zu helfen. Der Alte faßte ſeine Hand, und ſagte: Sie hat uns der Himmel geſandt; denn der Himmel konnte dies Herz und ſein Schickſal nicht ganz ſinken laſſen!

Mit Zittern ergreife ich die Feder, um Liſſows Schickſal zu ſchildern. Der Leſer wird ſich erinnern, daß er an dem Tage, da Käthe Frau von Graßheim wurde, Zaringen verließ und nach Berlin zurück ging. Jakobine war leidlich ruhig geworden. Sie ſaß eben und machte Rechnungen, als Liſſow ankam. Auf einmahl hörte ſie auf zu ſchreiben, horchte, legte die Feder nieder, wechſelte die Farbe, und

kehrte

kehrte ihr Geſicht gegen die Thür hin. „Was iſt dir, Jakobine?“ fragte der Vater. Sie hatte recht gehört; es war Liſſows Fußtritt auf der Treppe.“ Er öffnete die Thür, und Jakobine flog ihm fröhlich aufſchreiend entgegen. Sein heiteres Geſicht, und die Wärme, mit der er Jakobinen an ſein Herz drückte, ſagten mehr, als Worte hätten ſagen können. Der Vater bewillkommte den Jüngling, und ging dann einen Augenblick hinaus. Seine Frau fand ihn mit entblößtem Haupte, mit gen Himmel gerichteten Augen am Fenſter ſtehen. Jakobine war vor Freude außer ſich; ſie konnte ihren Geliebten nicht aus den zitternden Armen laſſen. „Verloren,“ rief ſie, und hielt ihn feſt umſchlöſſen: „verloren hätte ich dich bald! dich verloren! Ach, was wäre dann aus mir geworden! Aber nun, nun habe ich dich ja wieder! O, ſehen Sie Vater; er iſt da! Er iſt da, Mutter!“ Und man konnte wirklich nicht ſagen, ob ſie weinte oder lachte. Sah man ſie an, ſo ſah man Thränen in Strömen über ihre Wangen rollen, und ihre Lippen bei den Worten, die ſie ſagte, vor Weinen beben; hörte man ſie aber, ſo waren es Töne einer Jauchzenden, lachende Worte in triumphirendem Accente geſprochen.

Liſſow befand ſich in einem eben ſo leidenſchaftlichen Zuſtande. Beide hörten nicht auf einander zu betrachten, als ob ſie ſich ein Jahrhundert nicht geſehen hätten. Sah Liſſow ſich zufällig einmal nach der Thür um, ſo flog Jakobine ſchon dahin, um ihn aufzuhalten, weil ſie von ihm ſelbſt ſeine Begebenheit mit Käthen hören wollte. Liſſow erzählte denn auch; und Jakobine wurde jedesmahl bleich, wenn ſie daran dachte, daß Käthe ihn hätte in Zaringen behalten können. Der Alte ſah wohl ein, daß jetzt der Umgang zwiſchen den beiden Leuten gefährlich werden könnte, da ſie nun das Bewußtſeyn ihrer Gefühle bekommen hatten. Jakobine war nicht einen Augenblick mehr ohne Liſſow; ſie befürchtete immer, ihn noch einmahl ſo unvermuthet zu verlieren. Die kleinſte Falte auf ſeinem Geſichte bemerkte ſie, und oft fielen ſo warme Scenen vor, daß gewiß große Gefahr für die jungen Leute geweſen ſeyn würde, wenn man ſie mehr oder weniger bewacht hätte. Der Alte ſprach mit Liſſow; und dieſer drang in ſeinen Gönner den Kammerrath, ſeine Verſprechungen zu erfüllen. Damit zog es ſich noch einige Monathe hin. Der Kammerrath bot endlich dem ihn ſo brauchbaren jungen Manne, den er gern in ſeiner Nähe behalten wollte, eine kleine Stelle an, bei der er in Friedrichsfelde wohnen mußte; übrigens fügte er große Verſprechungen hinzu. Der Alte hatte nichts dagegen. „Zweihundert Thaler,“ ſagte er, „iſt zwar wenig; aber Unſchuld und Liebe brauchen auch nicht viel: und dieſes immer ſichre, baare Kapital habt Ihr von der Natur zur Ausſtattung bekommen.“ Jakobine und Liſſow hatten nun alles, alles erreicht, was ihr Herz wünſchte. Die Erde war jetzt zu klein für ihr Glück; ſie ſchwärmten mit ihren Gefühlen bis in den Himmel.

O, ihr heiligen, ſeligen Stunden, wer kann euer Glück ausſprechen! ihr Stunden von dem Augenblicke an, da der Vater mit ſegnenden Blicken, mit zitternden Händen, mit betender Seele, mit erſchüttertem Herzen vor die Liebenden trat, und mit gebrochener Stimme zu Liſſow ſagte: „nimm ſie, und liebe ſie, wie ich ſie liebe!“ bis zu dem Augenblicke, da Jakobine mit ihrem Geliebten vor dem Prediger ſtand, die letzte, die ganze Kraft ihrer Seele in das Ja! das ſie ausſprach, zuſammen drängte, und dann bleich, matt und bebend ſich auf den Geliebten ſtützte, dem ſie ſich ganz hingegeben hatte! O ihr ſüßen Stunden, ihr goldenen Träume dieſer Stunden, warum ließ das Schickſal euch nur Träume bleiben! Da ſaß Jakobine neben dem Geliebten, ſeine Hand in die ihrige geſchlungen, jetzt auf ihr Herz, dann auf ihre warmen Lippen gedrückt. Da ſaßen ſie wie die Eltern des Menſchengeſchlechts, in der weiten Schöpfung allein, mit ſich zufrieden. Sie redeten von der Unendlichkeit ihrer Liebe, und von der Unendlichkeit ihres Glücks; fühlten die gränzenloſe Gewalt ihrer Liebe, und träumten in thörichter Sicherheit auch ein gränzenloſes, unwandelbares Glück. Ihrer eigenen Herzen, ihrer Liebe waren ſie ſicher, und glaubten auch ihres Glückes eben ſo ſicher zu ſeyn. Ach, warum erlaubte das Schickſal der Unſchuld nur eine ewige unwandelbare Liebe, und machte das Glück ſo veränderlich! Warum iſt das Herz ſo ſtark, und das Glück des Menſchen ſo ſchwach! Wer kann glücklich zu ſeyn hoffen, wenn Unſchuld und Verborgenheit keine Schutzwehr gegen das Elend ſind!

Beider Herzen waren allmächtiger, als ihre Phantaſie. Sie fühlten eine Liebe, welche ihre Phantaſie auch in den heißeſten Träumen nicht gemahlt hatte. Jakobine war Liſſows Braut; jeder Augenblick knüpfte ein neues feſtes Band um ihre Seelen, und hob eine neue Blüthe ihres Glückes hervor. Sie wurde ſein Weib. Mehr ſein, als vorher, glaubte ſie nicht werden zu können; und doch war ſie mehr ſein, da ſie ihm zur Seite beim Erwachen die ſchönen Augen aufſchlug, ſich halb aufrichtete, die Arme über ihn ausbreitete, als ob ſie ihn allein, wie der unendliche Raum, umfangen wollte; da ſie ſich mit pochender Bruſt über ihn beugte, leiſe mit dem Schlafenden redete, ihm die Haarlocken, den ſäuſelnden Athem küßte, nicht die rothen Lippen, um ihn nicht zu erwecken; da ſie endlich, hingeriſſen von dem Gefühle, ganz die Seinige zu ſeyn, ihn mit Küſſen und Freudenthränen erweckte, und nun ſogleich der holde Nahme: mein Weib, meine Jakobine! freudig von ſeinen Lippen zitterte. Glücklicher, als jetzt, glaubte ſie nicht werden zu können; und doch war ſie es, als ſie an Liſſows Hand in das Haus, in das Zimmer trat, das ſie mit ihm bewohnen, in den verwilderten Garten, den nun ihre und Liſſows Hände bearbeiten ſollten. Mit zitternder Hand brach ſie zwei blühende Zweige von einem Baume, kränzte mit dem einen Liſſow, mit dem andern ſich ſelbſt, umfaßte ihn dann, und nahm ſo gleichſam feierlich Beſitz von dem Garten, den die Liebe zu einem Garten Gottes machte. Zitternd ſtand ſie an einem Roſenſtocke, zeigte ihrem Manne ſchweigend eine kleine Knoſpe, und bethauete ſie mit ihren Thränen. Sie wollte ſprechen, und konnte nicht. Noch immer ſchweigend umfaßte ſie den Geliebten, lächelte ihm zu, und ſeufzte; ihre Bruſt ſchlug hoch, ihr Glück war ihr zu groß. Sie führte ihn in ein Gebüſch, warf ſich auf die Knie nieder, und hob die Hände gefaltet zu ihm empor. Er ſank in ihre Arme. Sie wußte ſelbſt nicht, ob ſie vor Liſſow oder vor dem Himmel geknieet hatte; ſie war nichts, ſie fühlte nichts als unausſprechliches Glück und unendliche Liebe.

Jeder Tag war beiden immer ein Feiertag der heiligſten Liebe, den die rührendſte Unſchuld, die ganz ſich hingebende Vertraulichkeit, und der immer neue Reitz ſchamhafter Keuſchheit verſchönerten. Jedes kleine, häusliche, unbedeutende Geſchäft erhielt durch ſie ein rührendes Intereſſe; jeder ſchwere Augenblick floh durch ſie mit leichten Flügeln vorüber; jedes Mittagsmahl wurde durch ſie zu einer Gaſterei, und ſelbſt den Mangel machte die Liebe zu Reichthum. Wehe dem Manne, der das Leben verläßt, ohne in dem Zauberkreiſe der Liebe empfunden zu haben, welch ein Schatz das Leben iſt!

Wenn der frühe Morgen die Glücklichen zu dem Genuſſe des heitern Tages erweckte, Jakobine dann nach einigen Augenblicken den dampfenden Thee in die Laube trug, ihrem Vater und ihrem Manne ein frohes Lied entgegen ſang; wenn Liſſow dann, ſeinen Arm um Jakobinens ſchlanken Leib geſchlungen, mit ihr auf und ab ging, bis ſeine Geſchäfte ihn riefen; wenn ſie ihm an ihrem Rade, oder mit einer andern Arbeit, zur Seite ſaß, und ihre Blicke, ihre hellen, freundlichen, zärtlichen Blicke, ſo oft er aufſah, wie erquickende Sonnenſtrahlen, auf ihn fielen; wenn ſie ab und zuging, den Tiſch deckte, das einzige Gericht auftrug, und Lachen, Scherz, Vertraulichkeit, Liebe um den Tiſch her flogen: dann ſprang Liſſow oft auf, ſchloß ſeine Jakobine an ſeinen Buſen, und rief: iſt es möglich? ſind wir Menſchen? ſind wir auf der Erde?

Am Abend ſaßen ſie vor der Thür unter ihren Maulbeerbäumen, ſprachen und ſangen. Der Alte ſchlich ſich dann leiſe weg, wenn Jakobine ſich auf Liſſows Knie ſetzte, ihre Wange auf ſeiner Bruſt wiegte, und ſüße Worte fliſterte. Sie ſelbſt lachten, wenn ſie ſich wieder beſannen; denn es war Mitternacht. Heilige Freuden der Unſchuld!

Du kannſt immer die Windeln nähen, ſagte die Mutter einmahl zu Jakobinen. Jakobine und Liſſow ſprangen bei dieſen Worten auf, und ſtanden in ſprachloſer Freude, eins in des andern Armen. Jetzt war Jakobine ihrem Manne heilig. Ihre Freude, von der ſie glaubten, daß ſie auf dem höchſten Gipfel wäre, nahm einen andern Charakter an, und wurde noch einmahl ſo entzückend. Jetzt faßte Liſſow Jakobinens Hand mit einer ſo zarten Ehrerbietung, und ſeine Liebkoſungen waren ſo innig, ſo unbeſchreiblich rührend, daß Jakobine ſich oft aus ſeinen Armen reißen mußte. Sie verzweifelte, ihm ſeine Liebe vergelten zu können. „Mutter!“ liſpelte er ihr zuweilen in der ſüßeſten Vertraulichkeit zu; und dann ſchloß er ſie ſanft in ſeine Arme, und küßte ihre Hand mit einem Ausdruck der Dankbarkeit, der Freude, daß ſie zitterte. Er hatte ſie Braut und Weib genannt. Sie glaubte, daß nun kein Nahme mehr ſey, der ihrem Herzen größere Freude geben könne; aber, er nannte ſie: Mutter! und der ganze Himmel floß in ihren Buſen über.

Jakobine wurde Mutter. Wer kann die Freuden der Seligen beſchreiben! Liſſows Hütte war ein Tempel der Ruhe, des Glücks, der Tugend, der ſchönſten Menſchlichkeit, und jedes mütterliche Geſchäft ein Feſt für die glücklichen Eltern. Sie legte den Knaben an ihren keuſchen Buſen, und ihre lächelnden Blicke hingen ſegnend auf dem Kinde. In der Ferne ſtand Liſſow, verloren in den Anblick, mit frohen, dankenden Augen. Dann trat er langſam näher, ſetzte ſich zu Jakobinen, bald auf die Lehne des Stuhls, bald zu ihren Füßen, und drückte ſanfte Küſſe auf ihr Gewand, oder auf ihre Locken. Jakobine ſchmeichelte ihm indeſſen mit der Hand; aber ihre Blicke hingen unverwendet auf ihrem Sohne. Die Mutterwürde gab ihr einen neuen Charakter: ihr Weſen erhielt etwas Erhabenes; ihre Fröhlichkeit verwandelte ſich in eine heilige Ruhe; ihr Blick glich dem Blick einer jungfräulichen, keuſchen Veſtalin. So war Liſſow noch nicht geliebt, wie jetzt, da ſie ſich zwiſchen ihn und ſeinen Sohn theilte. Sie gebar ihm ſeine Tochter. Liſſow nannte ſie Jakobine; er liebte Mutter und Tochter mit doppelter Liebe, und auch er ſchien nun ſein Herz zu theilen.

Sein Glück war ſo groß, daß nichts in der Welt ſeine Ruhe ſtören konnte, als nur der Gedanke an ſeinen oder Jakobinens Tod. Er ſchien ſein Schickſal zu ahnen, und zitterte davor. Hundertmahl ſang er mit bewegter Stimme ein Liedchen, das er gemacht hatte, als er das erſtemahl ſeinen Sohn an Jakobinens nährendem Buſen liegen ſah. So oft er es ſang, wurde ſein Auge naß; und Jakobine hörte es doch ſo gern. Mit dieſem Liede, mit dem erſten Tone davon, hätte er ſie können aus dem Todesſchlummer aufſingen. Es hieß ſo:

Kennſt du die Thräne wohl, die, voll Entzücken,
Aus meiner Bruſt ſich in mein Auge gießt,
Wenn du dein Kind, mit ſegenvollen Blicken,
So ſanft, ſo mütterlich an deinen Buſen ſchließt? – –
Als Gott, der Schaffende, mit ſegenvollen Blicken
Die Schöpfung väterlich an ſeinen Buſen ſchloß:
Da weint' ein Engel [illegible] und dieſe Thräne floß
In meine Bruſt, die Thräne voll Entzücken! – –
O Jakobine! Weib! der Himmel gab uns Beiden
Am Grabe ſchon der Engel Seligkeit;
O Weib! o du! du gabſt uns Engelfreuden:
Warum nicht auch, ach! die Unſterblichkeit?

Und gab ich dir denn nicht die Unſterblichkeit, ſagte Jakobine nach dieſem Liede einmahl, mit meiner Liebe, für welche nur die Unſterblichkeit hinreicht, ſo wie ſie unſterblich iſt? Liſſow ſchloß ſie ſchweigend in die Arme.

Um dieſe Zeit machte Liſſow die Bekanntſchaft, die ſein ganzes Glück zerſchmettern ſollte. Er ging an einem kalten Wintertage nach

Berlin, um Rechnungen dahin zu bringen, die er ausgezogen hatte. In einer engen Gaſſe ſah er ein Schauſpiel, das ihn aufhielt. Ein Mann ſtürzte aus einem kleinen Häuschen, und hinter ihm her ein armſelig bekleidetes junges Weib, das ein Kind auf dem Arme trug, und dem ein anderes Kind laufend folgte. „O, um Gottes willen!“ rief das Weib, und ergriff den Mann am Arm, um ihn aufzuhalten: „wohin willſt du? Ach, ich bitte dich, fange kein Unglück an! bedenke mich, bedenke deine Kinder!“ Bei dieſen Worten rollten Thränen aus ihren Augen. Sie lehnte das Kind an die Wange ihres Mannes, und ſie ſelbſt liebkoſte ihm, um ihn zurückzuhalten. Der Mann, auf deſſen Geſicht entſchloſſene Verzweiflung lag, wozu es gar nicht gemacht ſchien; der Mann antwortete: eben das bedenk' ich! dich bedenk' ich, und meine Kinder; darum laß mich gehn! . . . Wollt Ihr da im Schnee umkommen? ſetzte er in einem bittern Tone hinzu. Ich muß! ich muß! — Er riß ſich los, und eilte die Gaſſe hinauf. „Gott im Himmel! mein Mann! mein Mann!“ ſchrie das Weib. Die Kinder fingen beide an zu ſchreien, und hängten ſich feſt an die Mutter, die dem Manne nach wollte. Liſſow ſtand an der andern Seite der Gaſſe. Eben wollte er hinüber, und das Weib fragen; da hielt ihn ein junger Mann an, und erkundigte ſich, was es hier gäbe. „Unglück! Elend!“ antwortete Liſſow, und wollte fort. Nun was für Unglück? fragte der junge Mann weiter. „Ei,“ rief Liſſow, der ſich feſtgehalten fühlte, voll Verdruß: „Laſſen Sie mich; ich will ſehen, ob ich helfen kann.“ Er eilte zu dem Weibe; und der junge Mann blieb gegen über ſtehen, die Scene abzuwarten.

Liſſow redete die Frau, die mit immer ängſtlichern Blicken die Gaſſe hinauf ihrem Manne nachſah, freundlich an. Sie rang die Hände. O, rief ſie; wenn nur meinem Manne kein Unglück begegnet! Liſſow fragte, und erfuhr endlich, was er wiſſen wollte. Des Mannes Krankheit hatte dieſe Familie zurückgebracht. Lange noch kämpften ſie mit übermenſchlichen Kräften gegen das Unglück, und mit ihrer ehlichen Liebe gegen den Kummer. Sie verkauften Kleidung, Hausrath, und hatten kleine Schulden. Ihr Wirth fürchtete, um ſeine Hausmiethe zu kommen, die ſie ſeit einem Jahre ſchuldig waren, klagte, ließ ſie auspfänden, und wollte ſie zum Hauſe hinaus werfen. Im Winter, ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Obdach, ohne Kleidung! Verzweifelnd war der Mann aufgeſprungen, und hatte ſich vor dem Wirth auf die Knie geworfen; aber der war unbeweglich geweſen. Jetzt! jetzt! hatte der Mann mit funkelnden Augen gerufen. Den Richter will ich doch ſprechen, der mein Weib und meine Kinder zum Hungertode verurtheilt! Mit dieſen Worten ſprang er aus dem Zimmer, und ſein Weib, um ihn zu halten, hinter ihm her.

Liſſow fragte die Frau, wie viel Geld ſie fürs erſte gebrauche, um die Auspfändung zu hindern. Sie ſah ihn mit Augen an, die voll Hoffnung ſchwammen, in die ſich aber ſogleich wieder die Thräne der Verzweiflung goß. „Ach!“ rief ſie; „es iſt viel, ſehr viel! Zwanzig Thaler! wer wird mir die geben?“ Liſſow zog ſeine Börſe mit einer innig betrübten Miene hervor. Guter Gott, ſagte er für ſich: warum bin ich nicht reich! Er ſchüttete, was er hatte, in die Hand der Frau. Es mochten ungefähr drei Thaler ſeyn. Das iſt alles, was ich habe, ſagte er, vor Scham und Betrübniß erröthend. Aber, hob er auf einmahl freudig wieder an: warte ſie, hier nur eine halbe Stunde auf mich. Ich werde ihr das Uebrige ſchaffen können. Die Frau erſtarrte, und Liſſow flog über die Gaſſe nach dem Kammerrath zu, um von dem die zwanzig Thaler zu borgen. Mitten im Eilen ergriff ihn der junge Mann aufs neue, und rief: wohin wollen Sie? hören Sie doch, lieber Freund! Nehmen Sie doch! O laſſen Sie mich, ſagte Liſſow; oder borgen Sie mir die zwanzig Thaler, welche die Frau braucht. Der junge Mann lächelte. Warum nicht? ſagte er; wenn Sie einmahl borgen müſſen, bin ich ſo gut wie ein Andrer. Er zog ſeine Börſe, gab Liſſowen vier Louisd'or, und ſagte: Hier! geben Sie das der Frau, und dann kommen Sie zu mir. Ich gehe in das Kaffeehaus dort. — Wie? wo? der Frau? rief Liſſow voll Freude, und ſprang zu der Frau hinüber. Hier, ſagte er, ſind die zwanzig Thaler. Man kann leicht denken, welche Wirkung dieſe unverhoffte Hülfe auf die Frau machte. Sie hatte das Gold in der

Hand, ſah es an und dann Liſſowen, wollte reden, konnte nicht, ſeufzte; wollte wenigſtens lächeln, und konnte auch das nicht, weil die Thränen das Lächeln in ihren Augen verlöſchten. Sie ſchlug ihre Blicke zum Himmel auf. O Herr! die beiden Worte ſagte ſie dem Retter, der vor ihr ſtand. Sie überſtrömte des Kindes Wangen mit heißen, inbrünſtigen Küſſen; nothwendig mußte ſie ihrem Gefühle der Dankbarkeit Luft machen, und würde, um es zu thun, einen todten Pfeiler umarmt haben.

Nicht lange, ſo blickten ihre Augen fröhlich auf. Sie ließ Liſſow ſtehen, und eilte ihrem Manne entgegen, der mit geſenktem Kopfe die Gaſſe langſam wieder herunter kam. Als er ſein Weib ſah, eilte er, ergriff ſie, und ſagte bitter: komm! vor ſeinem Hauſe wollen wir verhungern! Die Frau hielt ihm freudig das Gold hin, wies auf Liſſow, und rief: der: der! der Engel! Der Mann blieb ſtarr wie eine Bildſäule ſtehen. Liſſow näherte ſich ein Paar Schritte, rief der Frau zu: wir ſehen uns heute noch wieder; und eilte dann fort. Vor dem Kaffeehauſe rief ihn der junge Mann, der ihm das Geld geliehen hatte, und Liſſow ging hinein.

Es war der junge Freiherr von Rheinfelden. Er hatte aus einer Grille ſeines Vaters, der durch eine Erbſchaft von einem alten Oheim und Malteſer-Ritter reich geworden war, ebenfalls Malteſer-Ritter werden müſſen, und lebte jetzt in Berlin. Dieſer junge Mann voll Geiſt, voll Talente, voll Großmuth, war ein wenig wild und ungebunden. „Dafür, ſagte er ſchäkernd, bin ich ein Ritter, verdammt ewig allein zu leben, ein Zwitterthier, eine Pflanze ohne Blüthe, ohne Frucht, beſtimmt unbeweint zu verdorren. Ich habe mein Kreuz auf mich genommen, und muß ein wenig tollen, um es mir zu erleichtern. Was geht es Euch an? Habe ich doch Niemanden in der Welt, vor dem ich mich zu ſchämen, dem ich Rechenſchaft zu geben hätte! Ihr werdet Männer, Ehegatten, Väter, Großväter; und es iſt gut, daß ihr auch weiſe werdet. Ich aber bleibe ewig ein Jüngling, und Jugend hat keine Tugend.“ So ſcherzte er ſelbſt über ſeinen Stand und über die Thorheiten, die er beging.

Er blieb, von dem Anblicke des Weibes gerührt, vor Liſſow ſtehen. Wäre dieſer nicht zu der Frau gegangen, ſo würde er ſelbſt es gethan und geholfen haben. Der Ritter ging nicht, weil ſich Leute ſammelten. Indeß hörte er Liſſows Geſpräch mit der Frau, ſah, daß Liſſow nicht helfen konnte, und griff ſchon nach der Kleinigkeit in die Taſche. Er hielt Liſſowen auf, um ihm das Geld zu geben, und beſtellte ihn dann in das Kaffeehaus, um durch ihn der Familie, deren Schickſal ihn gerührt hatte — oder, wenn wir recht aufrichtig ſeyn wollen, der artigen Frau, die ihm gefiel — wieder aufzuhelfen. Er ſchlürfte eine Taſſe Chokolate, trat an ein Fenſter, und ſagte lachend: wie alles ſo ſeltſam vertheilt iſt! Dem armen Teufel ſtanden die Thränen in den Augen vor Mitleiden; er wollte gern helfen und konnte nicht! Ja! der Himmel vertheilt den Reichthum wie die Ordenskreuze!

Liſſow kam. „Hören Sie, lieber Mann,“ ſagte der Ritter lachend, „was für Sicherheit geben Sie mir denn für meine vier Louisd'or? Ihr gutherziges, ehrliches Geſicht? nicht wahr? Nun, trinken Sie eine Taſſe Chokolate! Wie ſteht es denn eigentlich mit der Familie?“ —

Wollen Sie hier eine halbe Stunde verziehen, antwortete Liſſow, ſo will ich Ihnen das Geld wiederbringen. Ich hoffe, es geliehen zu bekommen. Die halbe Stunde freilich, muß Ihnen mein Geſicht zur Sicherheit dienen. Ich heiße Liſſow, und bin Inſpektor bei *** in Friedrichsfelde.

„Wahrſcheinlich noch unverheirathet? Denn ſonſt würde das Weibchen zu Hauſe eine Gardinenpredigt halten!“

Ich habe ein Weib und zwei Kinder, ſagte Liſſow mit einem heitern Geſicht. Aber eben das; der Gedanke an mein Weib, an meine Kinder — o mein Herr, es iſt das Schrecklichſte in der Natur, wenn ein Mann ſein Weib und ſeine Kinder unglücklich werden ſieht, ohne Hülfe zu finden. Etwas Schrecklicheres kann ich mir nicht denken. Ich ſelbſt bin arm; und ſo könnte . . .

„Arm? und Sie borgen zwanzig Thaler, um Andern zu helfen? Wenn das auch großmüthig ſeyn mag, ſo iſt es doch unüberlegt, Herr Liſſow.“

Wohl wahr; aber wenn wir immer rechnen wollten, ſo — Und überdies, glaube ich, rechnen in einem ſolchen Falle iſt ſchon unmenſchlich, die härteſte Grauſamkeit! Rechnet denn der Himmel mit uns?

„Nun, Sie ſagen ja ſelbſt, daß er mit Ihnen ſehr karg gerechnet hat; und ſo ...“

Karg? mit mir? fiel Liſſow ein, und ſeine Augen leuchteten vor Freude. Nein, mein Herr; Sie reden mit dem glücklichſten Manne, den je die Erde getragen hat. Glücklicher, als ich bin, kann ich nie, nie, werden.

„Wahrhaftig; das muß man Ihren Augen ja wohl glauben, wenn man auch zweifeln wollte. Nun, mit den vier Louisd'or hat es keine Eil. Sie können mir ſie ja nach Ihrer Bequemlichkeit wieder geben. Erkundigen Sie ſich doch einmahl nach den Umſtänden der Familie, wie ihr zu helfen wäre. Morgen um dieſe Zeit bin ich wieder hier. Wenn es nöthig iſt, ſo will ich mein Scherflein ſo gut geben, wie Sie, ob ich gleich nicht ſo glücklich und ſo reich bin, wie Sie. Bei mir hat der Himmel in der That ſeltſam gerechnet; er gab mir ein Kreuz zu tragen, das ich erſt im Grabe los werden kann, ſo ſchwer es mir auch wird.“

Liſſow ſah ihm mitleidig ins Geſicht. Darf ich fragen, fing er gutherzig an, was…?

„Lieber Mann, erwiederte der Ritter, mir iſt nicht zu helfen. Ich muß mein Kreuz forttragen bis an meinen Tod, ſo gut oder ſo ſchlecht ich es im Stande bin. Adieu. Morgen ſehen wir uns, wenn Sie mir mein Geld bringen.“

Er ging, und ſchon auf dem Wege ärgerte es ihn, daß er ſich nicht näher nach Liſſow erkundigt hatte, der ſo gut und in einem ſo gebildeten Tone ſprach. Sollte er mir wohl die zwanzig Thaler wiederbringen? dachte der Ritter, und wagte es doch nicht, daran zu zweifeln.

Am andern Morgen war Liſſow eher im Kaffeehauſe als der Ritter. Er legte die vier Louisd'or auf den Tiſch, und dankte dem Ritter für ſein Zutrauen. Dieſer ließ das Geld liegen. „Und unſre unglückliche Familie?“ fragte er. Liſſow lächelte. Sie iſt nicht mehr unglücklich, mein Herr; indeß wenn dieſe vier Louisd'or zu Ihrem Ueberfluſſe gehörten…

„Gut, ſie gehören dazu, Herr Liſſow.“

Und Ihnen daran gelegen wäre, eine Familie, eine tugendhafte Familie, ganz gerettet zu wiſſen, ſo . . . Liſſow ſetzte dem Ritter die Umſtände, die Bedürfniſſe der Familie aus einander, und machte ihm mit hinreißender Beredtſamkeit begreiflich, daß vier Louisd'or dem Manne Mittel geben würden, arbeiten und ſich nähren zu können. Ich, ſo ſchloß Liſſow mit einem Seufzer, ich habe nicht einen Heller mehr; ſonſt . . .

„Nicht einen Heller mehr? Seltſamer Mann! Wie? Sie haben alles weg gegeben? und wenn ich recht verſtanden habe, mehr, als Sie geſtern ſchon gaben? Aber denken Sie denn nicht daran, daß Sie ſelbſt Mangel leiden können?“

Das war Ueberfluß, mein Herr. Zwar hatte ich die Summe ſchon beſtimmt; doch —

„Beſtimmt? wozu?“

Zu einem beſſern Klaviere für meine Frau. Aber, mich dünkt, die Ergießungen zufrieden gemachter Herzen ſind die beſte Muſik, die der Menſch ſich verſchaffen kann. Ich kann warten; der Unglückliche nicht. Ich bin glücklich.

Der Ritter war bewegt, und ſtand auf. „Ja, das ſind Sie, rief er; wahrhaftig das ſind Sie, oder Niemand iſt glücklich, wenn

Sie es nicht ſind! Ja, rief er auf einmahl wie zu ſich ſelbſt:

La vertu sçait trouver le seul point
immuable,
Elle rend le bonheur aussi parfait
que stable."

Und wenn die Tugend uns auch nicht immer glücklich macht, hob Liſſow an, ſo macht ſie uns doch wenigſtens zufrieden.

Der Ritter erſtaunte, daß Liſſow Franzöſiſch verſtand. „Und Inſpektor ſind Sie?" fragte er voll Verwunderung, nachdem er eine Stunde mit Liſſow geſprochen hatte. Liſſow fand nichts Seltſames dabei, daß er nur Inſpektor war. Seine Zufriedenheit vollendete das Erſtaunen des Ritters. Er gab Liſſowen eine große Summe. „Nehmen Sie," ſagte er, „nehmen Sie, lieber Mann. In Ihren Händen wird dieſe Summe wuchern. Ich habe das kleinſte Verdienſt dabei. Wahrhaftig, ich fange an mich zu ſchämen, daß es ſo wenig iſt. Nehmen Sie. Sie haben mir zum erſtenmahle gezeigt, daß die Tugend mehr iſt, als Heuchelei; denn Sie ſind wahrlich tugendhaft, und zufrieden damit, daß andere Leute mehr haben als Sie. Leben Sie wohl!“

Er eilte zur Thür hinaus. Liſſow war erſtaunt über die Summe, die vor ihm lag. Bald ging er zu der unglücklichen Familie. Er übertraf ihre allerkühnſte Hoffnung, und entzog ſich durch eine ſchnelle Flucht ihren Thränen und ihren rührenden Segnungen. Drei Tage nachher brachten zwei Träger Liſſowen ein Silbermanniſches Klavier, um deſſen Saiten ein Zettel geſchlungen war. Jakobine nahm ihn, und las: „eine ſchönere Harmonie liegt nicht in dieſen Saiten, als in dem Herzen des Mannes, dem ich mit dieſem Inſtrumente nichts als einen Beweis geben wollte, daß ich der wahren Tugend huldige.“ Siehſt du? ſagte Jakobine mit Entzücken, und drückte voll Stolz den Geliebten an ihre Bruſt. Jetzt flog ſie an das Klavier, und ſpielte. „O, rief ſie, nun verzweifle ich nicht, noch eine große Virtuoſin zu werden; und wenn der ſeltſame Mann einmahl hierher kommt, ſo ſoll er mir ſo gut huldigen, wie dir.“ Liſſow mußte ihr den Mann beſchreiben, der ſeine Tugend ſo geehrt hatte. „Ich wollte viel darum geben, wenn ich ihm einmahl ſagen könnte, wie gut ich ihm bin, daß er dich liebt, daß er dich achtet. Und weißt du ſeinen Nahmen nicht?“ Liſſow hatte ihn nicht darnach gefragt.

Der Ritter vergaß ſeinen ſeltenen Inſpektor eben ſo ſchnell, als der Eindruck geweſen war, den dieſer auf ihn gemacht hatte; aber Liſſow vergaß den Ritter nicht. Er war ihm noch Rechnung von der Summe ſchuldig, die er wirklich mit der feinſten Behutſamkeit angewendet hatte; und, noch mehr, er war ihm Dank für das Vergnügen ſchuldig, welches das Inſtrument Jakobinen machte. Liſſow ging, ſo oft er nach Berlin kam, auf das Kaffeehaus, und fragte nach dem Fremden; allein man hatte ihn nicht wieder geſehen. Endlich begegnete er ihm einmahl zufällig. Dem Himmel ſey Dank! rief Liſſow laut: da iſt er! Der Ritter erkannte ihn nach einigem Beſinnen. „Sieh da, Herr Inſpektor! wie geht es?“ — Ich habe Ihnen viel zu ſagen, mein theurer Herr. Der Ritter nahm ihn mit nach Hauſe. Liſſow übergab ihm die Berechnung der Summe, die er von ihm erhalten hatte. Der Ritter erſtaunte darüber, wie viel Gutes mit dem

Gelde gethan war. „Wahrhaftig, Herr Liſſow, Sie ſollten mich faſt überreden, daß der Reichthum einen großen Werth habe. Wie fangen Sie das an, lieber Freund? Glauben Sie mir, ich habe Summen verſchleudert; und nicht Glückliche, ſondern Unverſchämte oder Undankbare gemacht. Wie fangen Sie es an, die Menſchen in der That glücklich zu machen?“

Ich liebe den Unglücklichen, mein Herr, ſagte Liſſow ſanft. Sie gaben vielleicht, ohne ihn zu lieben.

Der Ritter erröthete. „Sie haben Recht, lieber Freund. Aber uns Reichen fehlt es meiſtens an Zeit, uns ſo genau zu erkundigen.“

An Zeit, Gutes zu thun? fragte Liſſow betrübt. Von Ihnen, lieber Herr, hör' ich das ungern!

„Warum von mir? warum das?“

Weil — weil es ſchmerzt, ſich geirrt zu haben. Meine Frau ſagt jedesmahl, wenn ſie das Klavier aufmacht: der edle Mann! Und wahrhaftig, Sie ſind edel, Sie müſſen es ſeyn; denn Ihr Herz iſt dazu geſchaffen, das Unglück Andrer tief zu fühlen.

Der Ritter lächelte zwar; doch fühlte er ſich verlegen, und das war er wirklich nicht oft. „Sie ſind ein ſeltſamer Mann, ſagte der Ritter, und reichte ihm die Hand. Aber, um recht aufrichtig zu ſeyn — ich bedarf, trotz der Menſchlichkeit, die Sie ſo gütig ſind mir zuzuſchreiben, dennoch eines ſolchen Mannes, wie Sie. Hier, lieber, guter Liſſow, iſt eine gleiche Summe; vertheilen Sie die, und rechnen Sie jeden Monath auf eine ähnliche. Fällt etwas Außerordentliches vor, ſo gehört es nicht in den Monath. Dann kommen Sie zu mir. Ich traue meiner eigenen Tugend nicht ſo viel wie der Ihrigen, und ich will einmahl mit einem fremden Herzen handeln.“

Oder einen fremden Nahmen gebrauchen, um unerkannt . . .

„Wie Sie wollen. Es wird mir bei Ihnen nicht ſchaden, wenn Sie mich für beſſer halten, als ich bin. Schaffen Sie mir aber noch Einen ſolchen Menſchen, wie Sie ſind, ſo geb' ich Ihnen mein Wort, ich bin der Dritte; denn da würde es ſich ſchon der Mühe verlohnen, tugendhaft zu ſeyn.“

Liſſow legte die Hand auf die Bruſt. Doch verſchwieg er, was ihm auf der Zunge ſchwebte:

die Nahmen ſeines Schwiegervaters, ſeiner Gattin und der Frau von Flaming. Ich kenne, ſagte er endlich, Menſchen, die wirklich Menſchen ſind, und Sie würden Sich freuen, dieſe Menſchen zu kennen. Er ging. Von einem Domeſtiken erfuhr er den Nahmen des Ritters. Hm! ſagte er im Gehen; das heißt doch die Beſcheidenheit weit getrieben! Solche Summen monathlich an Unglückliche, und er ſagt: er traue ſeinem eignen Herzen nicht!

Der Ritter ſtand lachend auf, als Liſſow das Zimmer verlaſſen hatte. Er trallerte ein Liedchen; und doch fand er, daß Liſſow ein ſehr ausgezeichneter Mann war. Das wäre doch ſeltſam, ſagte er, und nahm den Hut; was ich verzweifelte zu finden, hätte ich gefunden, einen Tugendhaften? Thorheit! wer kennt ihn denn ſo genau? Eitelkeit, eine feine zarte Eitelkeit; weiter nichts!

Et cette vanité secrète et délicate
Enfante quelquefois de nobles actions.

Das ſang er, und flog ſeinem Vergnügen zu. Als er nach Hauſe kam, fielen ihm Liſſows Rechnungen wieder in die Hände. Er las. „Und iſt das ſo?“ fragte er zweifelhaft.

Er ſuchte die darin genannten Leute auf, und fand, daß Geld nur das Kleinſte an den Wohlthaten geweſen war, welche die Unglücklichen von Liſſow empfangen hatten. Liſſow war durch manche ſeiner Arbeiten ſo genau mit dem Umfange der Gewerbe bekannt geworden, daß der Rath, den er den Handwerkern gab, ihnen den Zuſtand ſicherte, worein ſie das ihnen geſchenkte Geld verſetzte.

Ja, wahrhaftig, ſagte der Ritter auf dem Rückwege nachdenkend: er hat Recht; denn ohne den Unglücklichen zu lieben, wäre doch das ein mühſamer Triumph für die Eitelkeit. Aber wie fängt dieſer Menſch es an, die Unglücklichen zu lieben, die durch Roheit, Schmutz und ihre langweiligen Klagen noch nichts bei mir erregt haben, als den Wunſch, mich ſo ſchnell als möglich von ihnen zu befreien? Hm! er ſelbſt iſt aus dieſem Stande; in einer ſchmutzigen Armuth erzogen, fühlt er den Ekel nicht, den uns die Armuth erregt.

Das nächſte mahl da Liſſow wieder zu ihm kam, (und er kam bald) betrachtete der Ritter ſeinen Anzug genau. Liſſow war zwar einfach gekleidet, aber ſehr reinlich, und in der Wäſche ſogar ſehr elegant. Der Ritter fragte, und Liſſow erzählte ihm, daß er bei dem Baron von Flaming in dem allergrößten Ueberfluſſe erzogen worden ſey. „Nun,“ ſagte der Ritter, und reichte ihm die Hand; „es mag ſeyn. Was will ich auch die Fäden aufſuchen, von denen das Herz bewegt wird! Die Menſchen, denen wir helfen, ſtehen ſich darum nicht ſchlechter und nicht beſſer. Beſſer ſogar, will ich behaupten. Und habe ich je einen Freund nöthig, ſo gebe der Himmel, daß ich ſo einen finde, wie dieſer Mann iſt!“ Liſſow verſtand von dieſem Geſchwätze nichts. Er hielt ſich an des Ritters Handlungen, und überſah ſeine Worte; ſo ſtieg denn ſeine Achtung für den Ritter von Tage zu Tage. Dieſer mochte wollen oder nicht: er konnte ſich gegen Liſſows Tugend, und noch mehr gegen Liſſows Liebe, die ihn ſo ſichtlich umfaßte, am Ende nicht länger vertheidigen. Zwar lachte er ſelbſt über ſeine Kinderei, wie er es nannte; aber er fing an, ſich dem edlen Manne hinzugeben. An die Stelle des perſiflirenden Tons, den er vorher gegen Liſſow angenommen hatte, weil er ihn für einen gutherzigen Thoren hielt, trat ein edlerer Ton, der von Tage zu Tage freundſchaftlicher, und endlich, zum Erſtaunen des Ritters, vertraut, ja, pathetiſch wurde. Es gab Stunden, wo es ihn dünkte, daß er eben ſo gut ein Schwärmer in der Tugend und in der Freundſchaft ſey, wie Liſſow. Das kam dem Ritter, der gewohnt war, beſtändig Rechenſchaft von ſeinem Herzen zu fordern, ſeltſam genug vor. Er haßte nichts mehr als Schwärmerei; und für dieſe hielt er beinahe jede Empfindung, die nicht unmittelbar vom Körper ausging. Durch den Umgang mit Liſſow fühlte er ſein Herz erwärmt, und er erröthete dafür. Er konnte die Urſache nicht finden. „Hm!“ ſagte er endlich: „der Enthuſiasmus ſteckt an, weil der Menſch ein geſelliges Thier iſt.

Ainsi soit passion, soit besoin, soit
ſoiblesse,
Pour la société tout homme s'intéresse.“

Und er folgte dieſesmahl dem Zuge ſeines Herzens, weil er ihm wohlthat. Was kann der Liebe widerſtehen? Der Ritter ſah ſich in der

That von Liſſow geliebt. Achtung hatte er überall erhalten; aber noch nie Liebe. Sein kaltes Herz ſtieß alle Herzen, die ſich an ihn hängen wollten, zurück. Hier fand er zum erſtenmahle Liebe, eine warme, zärtliche, zutrauenvolle Liebe, ein Herz, das ihm immer offen ſtand, das nie forderte, ſondern ſich glücklich fühlte, wenn es geben konnte. Umſonſt ſuchte er ein Intereſſe auf, das Liſſowen an ihn ziehen könnte. Eitelkeit? Liſſow wußte kaum ſeinen Nahmen, und ging jedesmahl wieder weg, wenn er hörte, daß der Ritter Geſellſchaft hatte. Er war nur Freund, wenn er mit ihm allein war; ſobald ein Menſch dazu kam, war er der Inſpektor, der des Ritters Geſchäfte beſorgte.

Dieſesmahl konnte er ſich nicht leugnen, daß Liebe Liſſowen zu ihm hin zog, und er fühlte mit großem Vergnügen, daß auch ſein Herz ſich ſeinem Freunde immer mehr hingab. Die Kälte des Ritters war eine künſtliche Rinde geweſen, welche ſein langer Aufenthalt in Frankreich, ſeine Lektüre, eine glänzende aber falſche Philoſophie, und der Stolz ſelbſtſtändig zu ſeyn, um ſein Herz gezogen hatten.

Sie fiel jetzt von ſeinem Herzen ab; er überließ ſich ſeinen natürlichen Gefühlen, und wurde nun wirklich Liſſows Freund.

Der Ritter pflegte immer zu weit zu gehen. Er war jetzt unzufrieden mit Liſſows ſeltenen Beſuchen, bat ihn zu allen ſeinen Geſellſchaften, that ſogar ſtolz mit ihm, und es machte ihm Vergnügen, wenn er ſagen konnte: dies iſt mein Buſenfreund, der Inſpektor Liſſow von Friedrichsfelde. „Was ich habe, will ich ganz haben!“ ſagte er einmahl; „und Sie, mein lieber Liſſow, theilen Ihr Herz zwiſchen mir und Ihrer Frau, oder vielmehr, ich habe nur den kleineren Theil Ihrer Liebe.“

Nein, ſagte Liſſow, ich liebe Sie von ganzem Herzen, wie ich meine Frau von ganzem Herzen liebe; und könnte ich mit Ihnen und mit ihr den Weg durch das Leben bis an meinen Tod gehen, ſo wären meine feurigſten Wünſche erreicht.

Liſſow hatte ſo oft von ſeiner Gattin, von ihrer reinen Unſchuld, von ihrem Herzen, ſogar von ihren Wünſchen ihres Mannes Freund kennen zu lernen, geſprochen, daß der Ritter nicht begriff, wie er nicht eher auf den Gedanken gekommen war, das häusliche Leben ſeines Liſſow, von dem dieſer ſo viele Wunder erzählte, einmahl mit eigenen Augen zu ſehen. Er warf ſich eines Tages auf ein Pferd, ritt nach Friedrichsfelde, ließ ſich Liſſows Haus zeigen, öffnete das Zimmer, und trat hinein. Das iſt er, Jakobine! rief Liſſow fröhlich: das iſt mein Rheinfelden!

Das iſt er? das iſt dein Freund? ſagte Jakobine leiſe, und neigte ſich mit einer ſeelenvollen Freundlichkeit vor dem Ritter. Der Ritter hatte freilich aus Liſſows Erzählungen kein unangenehmes Bild von Jakobinen in der Seele; aber wie wenig war es dem Weibe ähnlich, das jetzt mit dieſer bezaubernden Unſchuld, mit dieſem ſeelenvollen Geſichte vor ihm ſtand! Er hatte eine niedliche, kleine Frau erwartet, die blöde und verlegen ſeyn würde; und da ſtand die ſchlanke, edle Figur des holden Weibes vor ihm, und bot ihm mit ſüßer Unſchuld die Hand. Seyn Sie uns willkommen! ſagte ſie mit einem Wohllaut in der Stimme, der ſich in die Tiefen ſeiner Seele ſtahl, um da ewig zu tönen. Er konnte ſein Auge nicht von ihrem Geſichte wenden, und dennoch ſeinen Blick nicht feſt halten. Zum erſten mahle in ſeinem Leben war er blöde. Liſſow machte endlich ſeiner Verlegenheit ein Ende. Er zog ihn in ein Geſpräch, das bald allgemein wurde. Das Erſtaunen des Ritters über dieſe Familie nahm immer mehr zu, je näher er die einzelnen Perſonen kennen lernte. Seine Blicke wurden mit Gewalt von Jakobinen auf den Alten gezogen, als dieſen ein Paar Fragen von Liſſow zur Theilnahme an dem Geſpräche veranlaßten. Die anſpruchloſe, reife Weisheit des Greiſes; ſeine genaue Bekanntſchaft mit der Welt, mit den Menſchen aus allen Ständen; ſeine ſo treffenden Urtheile; ſeine Bekanntſchaft mit dem Herzen, den Leidenſchaften, den verſchiedenen Syſtemen der Lebensphiloſophie; die kalte Ruhe, mit der er alles anſah und beurtheilte; ſeine Billigkeit gegen die Thorheiten — erregten des Ritters Erſtaunen; ſeine leidenſchaftliche Stärke und Wärme des Herzens, ſein Enthuſiasmus für das Gute, ſeine tiefe Ehrfurcht für jede Tugend erfüllten ihn mit unbeſchreiblicher Achtung. Liſſow hatte ihm Liebe für den Tugendhaften abgezwungen; der Alte zwang ihm Liebe für die Tugend ab. Er ſah hier, was er zu ſehen verzweifelt hatte: einen Mann, der mit der tiefſten Weltkenntniß die Tugend des allereinfachſten Herzens verband. Da ſaß der Ritter, ſtumm, horchend, nachdenkend, genießend. Er fühlte ſich ernſter als je, und doch auch heiterer als je. So gern er wollte, konnte er ſich doch des dumpfen Gefühls nicht erwehren, daß er in dieſer Geſellſchaft ſehr wenig bedeutete. Von dem allen, was ihm ſonſt eine Geſellſchaft angenehm machte, empfand er hier nichts. Hier hatte er nicht geglänzt, nicht geſpottet, nicht die Geſellſchaft mit ſich weggeriſſen; er folgte dem ſanften Zuge eines zufälligen Geſpräches, und die Stunden flogen dahin, wie Augenblicke. Er bat, und zum erſtenmahle von Herzen, um die Erlaubniß wieder kommen zu dürfen; und zum erſtenmahle wünſchte er, von dieſen Menſchen nicht geachtet, ſondern geliebt zu werden.

Auf dem Rückwege überdachte er das alles. Er legte ſeinem Pferde den Zügel auf den Hals, und ſtützte läſſig die Hände auf den Sattel. Jetzt konnte er ſich nicht länger leugnen, daß es ein Glück giebt, welches nur von den Händen der Unſchuld, der Familieneinigkeit, der Liebe, und der Tugend vertheilt wird. Er wiederholte ſich alles, was er geſehen hatte; es war nichts, als was er auch in tauſend andern Häuſern ſchon ſonſt ſah: eine Frau, die ihren Mann liebte; ein Alter, der da ſaß, mit den Kindern ſpielte, und ſeine Taſſe Thee trank. Er hatte nichts geſehen, als eine Familie mit ihren kleinen unbedeutenden Geſchäften; aber der Geiſt, der hier Vater und Mutter, Kinder und den Großvater belebte, aus jedem Auge hervorleuchtete, aus jeder Bewegung ſprach, der Geiſt der heitern Liebe, der ungezwungenſten Zufriedenheit, des allerſchönſten Vertrauens, dieſer Geiſt hatte ihm alles bedeutend gemacht. „Ja,“ rief er auf einmahl; „er hatte wohl recht, als er ſagte, lernen Sie nur erſt meine Familie kennen! — Der Alte! der Alte, ſagte er auf ſeinem Zimmer, iſt der Geiſt, der ſie alle beſeelt.“

Er kam wieder hin. Jeden Tag lernte er einen neuen Vorzug an jedem Mitgliede dieſer Familie lieben. Bald dachte er, Liſſow wäre die Seele dieſes Hauſes; er ſah, wie zärtlich alles im Hauſe an ihm hing, wie ſelbſt der Alte, wenn er von Liſſow redete, aufſtand, die Hand auf die Bruſt legte, und feierlich verſicherte: ſo ein Herz hab' ich nie geſehen! bald wieder, der Greis wäre es, wenn er ſah, wie alles Rath von ihm forderte, alles ſich vor ſeiner Erfahrung beugte; bald war es Jakobine, wenn ſie am Klaviere ſaß, mit ihrer reinen, ſanften, rührenden Stimme die Herzen aller entzückte, oder mit ihren Phantaſieen alle Herzen weg riß, wenn ſie an Liſſows Halſe hing, oder ihre Tochter an ihren Buſen drückte, wenn jeder dann gern ſchwieg und ſich an dem Anblicke dieſer zärtlichen Mutter weidete. Der Ritter ſah nicht, daß es die Tugend war, die ſie alle beſeelte.

Wie es dem Ritter immer ging — er unterſuchte, und fand, daß auf die Länge ein ſolches Leben ohne alle Abwechſelung langweilig werden müßte. Aber, troß dieſem Urtheile war Liſſows Haus für ihn ſo unterhaltend, daß er alle Tage kam. Er lachte über ſich ſelbſt; und dennoch ging, ritt oder fuhr er alle Tage nach Friedrichsfelde. Er war gleichſam ein Glied dieſer Familie geworden, und verdiente, es zu ſeyn. Die beiden Kinder ſaßen eben ſo gern auf ſei nem als auf ihres Vaters Schooße, und zuletzt gingen ſie und Jakobine ihm auch wohl ein Viertelſtündchen entgegen, wenn er zu lange wegblieb. Er erhielt, was ihm hier zu erhalten der feurigſte Wunſch war: die Liebe des ganzen Hauſes.

Ja, ſagte Jakobinens Vater, Rheinfelden fehlte uns noch, um vollkommen glücklich zu ſeyn. Der Alte hatte einen Gegenſtand mehr, an dem er ſeinen ſcharfen Verſtand üben konnte. Manche von ſeinen Bemerkungen über die Menſchen, ging bei Liſſow und Jakobinen verloren, weil ſie die Welt zu wenig kannten, um ſeine Bemerkung fein zu finden. Bei dem Ritter war das nicht der Fall. Er und der Alte unterſuchten ſtundenlang die Leidenſchaften des Herzens, den Zweck des Lebens, den Weg zum wahren Glück; Jakobine und Liſſow gingen ihn nur.

Ja, ſagte Liſſow; Rheinfelden hat uns noch gefehlt! — Ja, wiederholte Jakobine, er hat uns noch gefehlt! Liſſow ſowohl als Jakobine, hatten nun einen, dem ſie ſagen konnten, wie ſie ſich liebten, warum Jakobine, warum Liſſow dieſe Liebe verdiente. Jakobine ſaß bei Rheinſelden, und erzählte ihm von Liſſow, wie er ſie und ihre Eltern gerettet, wie er ſie geliebt habe, wie ſchön ſein Herz, wie gut er ſey. Liſſow erzählte etwas ähnliches. Rheinfelden blies die Flöte außerordentlich gut Jakobine ſang mit Liſſow dazu. Er hatte ihnen noch gefehlt. Rheinfelden erzählte gut, ſcherzte äußerſt fein, und brachte unmerklich Ueberfluß, Wohlhabenheit in Liſſows Haus. Er allein hatte ihnen noch gefehlt; und Rheinfelden ſelbſt fand ſich auf einmahl durch unzerreißliche Bande an die Familie gefeſſelt.

Er ſaß bei Jakobinen, hielt ihr, wenn Liſſow abgerufen wurde, den Zwirn, den ſie aufwickelte, und fand das Geſchäft nicht langweilig; denn Jakobine ſtand vor ihm mit holder Freundlichkeit, und ihre runden Arme bewegten ſich ſo reitzend vor ſeinen Augen, und ihre rothen, friſchen Lippen plauderten mit ihm ſo freundlich, ſo vertraulich. Das Vertrauen wurde von beiden Seiten unbegränzt. Rheinfelden nannte ſie, wie Liſſow: Jakobine! Sie nannte ihn: Rheinfelden! Jetzt pflanzte er mit ihr im Garten, dann jagte er ſich mit ihr, ihren Kindern und ihrem Manne. Er wußte nicht, wen er mehr liebte, Liſſow, Jakobinen, oder den Alten. Sein Unterſuchungsgeiſt, ſogar ſeine Zweifelſucht plagte ihn ſeltner. Er war glücklich, er war gut; und unterſuchte nicht warum. Kinder! ſagte er hundertmahl: Ihr, Ihr habt mich zu einem Menſchen gemacht! Hundertmahl ſagte er Jakobinen, und küßte ihre Hand mit einer ruhigen Zärtlichkeit: Sie, liebe Jakobine, Sie haben mich gelehrt, daß in einer Weiberbruſt ein Herz ſchlagen kann, ein Herz, dem man mehr als Worte, dem man Liebe und Ehrfurcht ſchuldig iſt. O wahrhaftig, Jakobine, Sie haben mich die Liebe eines Ehepaars achten gelehrt.

Und wahrhaftig, der Ritter ſagte die Wahrheit. Er brach mit einer Frau, die ihm theuer geweſen war; denn er achtete ſie nicht mehr, ſeitdem er Jakobinen kannte. Jetzt fing Jakobinens Liebenswürdigkeit an einen immer tiefern Eindruck auf ihn zu machen. Er fühlte Liebe für ſie, aber jene ruhige, heitre, womit der Bruder ſeine liebenswerthe Schweſter liebt. Sein Herz war voll von Jakobinen; allein ſeine Sinne ganz unbeſchäftigt. Und wie hätte auch Jakobinens ſtille Unſchuld, ihre keuſche

Einfalt die Wolluſt in Bewegung bringen können? Er ging neben ihr; und ſie legte ihre weiche Hand in die ſeinige. Sie hielt ihm ihre ſchöne Wange hin, wenn er kam und wenn er ging. Das war Gewohnheit, oder wurde Gewohnheit; denn freilich brachte der erſte Kuß, den er auf ihre Wange drückte, ſein ganzes Herz in Aufruhr. Keine zweideutige Anſpielung; auch nicht die allerkleinſte, konnte ſeine Phantaſie erregen. Jakobine wußte nicht einmahl, was gefallen wollen heißt. Gegen den Ritter war ſie immer gleich natürlich, gleich freundſchaftlich; und an ihrem Manne hing ſie immer mit der unausſprechlichſten Leidenſchaft. Sie war ſchön, reitzend, in der friſchen Blüthe ihrer Jugend; aber das alles nur für ihren Mann. Für den Ritter war ſie nichts als gütig, heiter, freundſchaftlich, und ſo blieb ſeine Sinnlichkeit ruhig. Ihr Umgang mit ihm war Gewohnheit.

Wehe dem Herzen, das einmahl ſeine Unſchuld verloren hat! Ein Zufall, eine bloße Kleinigkeit, kann den alten Sturm der Leidenſchaft wieder rege machen. Die Unſchuld iſt wie die zarte Blume einer Schneeflocke; ein Hauch verzehrt ſie.

Der Ritter war vorher in Abſicht der Liebe einem ſehr ſinnlichen Syſteme gefolgt. Sein unglücklicher Stand verbot ihm die Ehe. Wie leicht mußte er nun durch ſeine Begebenheiten (er war jung, ſchön und reich) auf den Gedanken gerathen: Liebe iſt nichts als Wolluſt! Hier in Liſſows Hauſe lernte er zuerſt die Liebe kennen; und jetzt ſah er mit Schrecken, welches Glückes ſein Stand ihn beraubte. Je mehr er Jakobinen kennen lernte, deſto gewiſſer wurde er auch, daß ſie nicht wollüſtig war. Anfangs freilich, wenn Jakobine ſo zutraulich mit ihm ging, oder mit ihm allein in der Laube ſaß, und mit ihm ſchwatzte, ſtieg wohl leiſe der Gedanke bei ihm auf: wer weiß? Aber nun kam Liſſow. Jakobinens Ruhe, ihr unveränderter Ton, und ihr Betragen gegen ihn in Liſſows Gegenwart, machten ihn irre, und ſehr bald ſagte er ſich mit voller Ueberzeugung: ſie iſt das unſchuldigſte Weib, das ich je geſehen habe. Er wurde ſo ruhig bei Jakobinen, wie er noch nie bei einem ſo ſchönen Weibe geweſen war; Jakobinens Unſchuld ſchläferte ſeine Sinne ein.

Eines Tages war er wieder da, und es

kamen alle Zufälle zuſammen, um das Elend der Glücklichen anzufangen. Liſſow hatte zu thun. Rheinfelden ſaß mit Jakobinen im Garten, in den vertraulichſten Geſprächen. So anhaltend, ſo ungeſtört hatte er noch nie mit ihr geſprochen. Die Reitze ihres ſchönen Geiſtes brachen, wie die Sonne nach einem lange anhaltenden Nebel, völlig hervor. Sonſt war das Geſpräch getheilt geweſen; jetzt mußte Jakobine allein ihn unterhalten. Sie wurde immer lebendiger, und er um ſo einſylbiger. Unter andern erzählte ſie ihm von dem Tode ihrer Mutter, die ungefähr ein Jahr nach ihrer Verheirathung geſtorben war. Ihr Herz ſchlug, ihre Augen füllten ſich mit ſchönen Thränen; und in der Hitze des Geſpräches faßte ſie des Ritters Hände, und drückte ſie, als ob es ihrer Mutter Hände wären. „O, ſchloß ſie zuletzt, lieber Rheinfelden, der Tod, der Tod iſt nicht ſchwer, wenn die Liebe eines Mannes, die Liebe der Kinder am Sterbebette ſteht! Man ſchließt das Auge in dem ſüßen Gefühle, daß man geliebt iſt! Und auch ich bin Weib, und Mutter.“ Sie nahm ihre kleine Tochter, die neben ihr auf der Erde ſaß, drückte ſie innig an ihre Bruſt, ging dann ein Paarmahl den Garten auf und nieder, und ſprach, wie es ſchien, mit ſich ſelbſt. Auf einmahl trat ſie an das Fenſter von ihres Mannes Arbeitszimmer, das in den Garten ſah, öffnete es, reichte ihm mit dem zärtlichſten Blicke ihre Hand hinein, und kam dann wieder in die Laube.

Der Ritter ſagte, als ſie im Garten auf und nieder ging: welch ein Weib! Er betrachtete ſie mit einer wohlwollenden und heißen Sehnſucht. Sie ſchien ihm reitzender, ſchöner, erhabner. Welch ein Weib! ſagte er noch einmahl. Der Glückliche! ſetzte er ſtill hinzu. — „Kommen Sie, Rheinfelden,“ ſagte Jakobine; „das Geſpräch hat mich zu ſehr bewegt. Laſſen Sie uns ein wenig Muſik machen. Ich habe es nicht gern, daß mir der Wind, die Luft meine Thränen abtrocknet, ſondern Liſſows Hand; und eben ſo wenig mag ich eine ſüße Empfindung, wie die jetzige, ſo im Plaudern auf einmahl zerſtören. Die Muſik hallt die Töne der Empfindung noch immer nach.“ Sie gingen. Jakobine phantaſirte mit ſo tiefer Wahrheit, daß der Ritter ihre

Finger hätte küſſen mögen. Er legte ihr ein Paar Geſänge vor, welche die Empfindung nicht ſtörten. Endlich ließ er die Flöte ganz ſinken, um nur Jakobinen zu hören. So hatte ſie nie geſungen, und ſo hatte auch das Herz des Ritters noch nie gepocht, wie jetzt. Er beugte die Stirn in ſeine Hand, und murmelte zweimahl vor ſich: der Glückliche! o, der glückliche Liſſow!

Sein Herz, ſeine ganze Empfindung war rege gemacht. Er nahm, als ſie fertig war, ihr Gewand, und küßte es, ohne daß ſie es bemerkte. Ein Gewitter zwang ſie aufzuhören; der Donner überſtimmte Jakobinens Geſang. Jetzt kamen Liſſow, der Alte und die Kinder. Jakobine flog Liſſowen in die Arme. Das that ſie immer, ohne daß es dem Ritter auffiel. Heute bemerkte er es. O, dachte er; wenn ein ſolches Weib mir nach vollendeter Arbeit in die Arme fiele! Er ſtand auf, und ging ein paarmahle das Zimmer ſtillſchweigend auf und nieder. Dann rief er nach ſeinen Pferden. In ſeiner Empfindung war kein Neid; nur der Wunſch, ſo glücklich zu ſeyn wie Liſſow. Das Gefühl ſeines Standes fiel zum erſtenmahle drückend ſchwer auf ihn. Er wollte fort.

Man bat ihn, erſt das Gewitter vorüber gehen zu laſſen. Er lächelte. „Wird es denn einmahl vorüber gehen?“ fragte er zweideutig. Nun, erwiederte Jakobine, ſo bleiben Sie ganz und gar hier; und unter der Bedingung mag es fort donnern. Schlagen Sie ein! Sie hielt ihm die Hand hin. Er nahm die Hand, und küßte ſie feuriger, als er es ſonſt zu thun gewohnt war. Das Gewitter ging wirklich nicht vorüber, und er mußte ſich wider ſeinem Willen entſchließen da zu bleiben. Das gab eine Art von Feſt im Hauſe. Der Knabe holte dem Ritter Pantoffeln; Jakobine brachte ihm mit heitern Scherzen ein Nachtkleid von ihrem Liſſow, und man zwang ihn, um ihn gewiß zu behalten, es anzuziehen. Spät gegen Abend verſchwand Jakobine auf ein Paar Augenblicke, und kam dann ebenfalls in einem leichten, ſehr reinlichen Nachtkleide wieder.

Sehen Sie, ſagte Jakobine, daß ich nicht ſo umſtändlich bin, wie Sie! Nun plaudern wir ſo noch ein Stündchen. Wir nennen das hier unſere Feierſtunden. Der Ritter betrachtete Jakobinen, in dem leichten Nachtkleide. So erſt war ſie reitzend. O das ſchöne, das reitzende Weib! dachte er, und ſeine Phantaſie gerieth in eine lüſterne Bewegung. Bald verſank er in düſtre Träume, aus denen ihn weder Jakobine, noch der Alte herausſchwatzen konnten. Er warf brennende Blicke auf das reitzende Weib, belauerte alle ihre Bewegungen, ging im Zimmer auf und nieder, um ſie von jeder Seite zu ſehen, und antwortete verkehrt auf alle Fragen, mit denen man ihn zerſtreuen wollte.

Sie ſind müde, ſagte endlich Jakobine. Liſſow und Jakobine brachten ihn auf eine Kammer, wo er ſchlafen ſollte. Gute Nacht! ſagten ſie, und Liſſow warf ſeinen Arm um den runden, weichen Leib Jakobinens. Noch einmahl ſah er ſich nach dem Ritter um, ſagte freudig: ſo glücklich wie ich ſind Sie doch nicht! drückte Jakobinen an ſein Herz, und verſchwand.

Der Ritter warf ſich in einen Stuhl, und ſagte leiſe: nein! ſo glücklich bin nicht! Er konnte Jakobinens Geſtalt nicht vor ſeinen Augen

gen los werden. Immer ſah er, wie Liſſow ſeinen Arm um ihren Leib warf, und ſie an ſich drückte. O, murmelte er halb, nur einmahl möchte ich meinen Arm ſo um dich ſchlagen, einmahl dich an dieſes Herz drücken! Das Schickſal würde meinen Arm nicht wieder loswinden. Er warf ſich unruhig in ſein Bett; ſeine aufgeregte Phantaſie verfolgte Jakobinen bis auf ihr Lager, bis in die Arme ihres Mannes, und füllte ſeine Bruſt mit Neid und mit wilden Flammen. Die Sinnlichkeit war in ihm entbrannt, und verfolgte ihn in ſeinen Träumen.

Am andern Morgen erwachte er früh. Sein erſter Gedanke war die reitzende Jakobine, nicht mehr die unſchuldige, ſanfte, treue Gattin, die Mutter, ſo wie er ſie ſonſt dachte; nein, die reitzende Jakobine, mit der ſchlanken Geſtalt, mit dem vollen Buſen, mit den runden Armen. Noch einmahl möchte ich ſie ſo ſehen, dachte er, und ſprang auf. Er warf ſich in die Kleider. Sie muß doch, ehe ſie ſich ankleidet — Er hörte die Gartenthür aufgehen, und ſchlich ans Fenſter. Es war Jakobine in der leichten Morgenkleidung; ihr

Haar hing, in der ſchönen Unordnung der Nacht, auf ihre Schultern herunter. Ihr Mieder umgab den ſchönen Leib und die keuſche Bruſt ſo eng! Ohne Geräuſch trug ſie Stühle in den Garten. Sie ſorgte emſig für das Vergnügen ihres Gaſtes, der ſo ungroßmüthig ſie belauerte. Er wollte ſie ſo in der Nähe ſehen, und flog in den Garten hinunter. Wie? ſchon auf? fragte Jakobine heiter, und reichte ihm nach ihrer Gewohnheit ihre Wange. Der Ritter drückte ſie zitternd an ſich. Sie ging hinein. Er hatte das Herz nicht ſie zu halten. Nach ein Paar Minuten kam ſie gekleidet wieder, und erzählte Liſſowen, daß der Ritter ſie überraſcht habe. Ich hatte noch nicht einmahl eine Haube auf, ſagte ſie; und ſo haſt du ſogar mich nicht oft geſehen.

Mit einer größern Freundlichkeit, als er wirklich fühlte, bot der Ritter ſeinem Freunde die Hand. War dies der Augenblick, wo der Ritter ſein Verbrechen ahnete? wo das Herz, im Vorgefühl ſeines künftigen Entſchluſſes, falſch wurde? Wer mag das beſtimmen? Der Ritter ſelbſt dachte noch nichts Arges. Er war ſich ſeines eigenen Zuſtandes nicht bewußt.

Eine unbekannte, nahmenloſe Empfindung ſtieg von Zeit zu Zeit leiſe und ſchmerzhaft in ſeiner Seele auf. Er war nicht ſo heiter wie immer, und wollte noch heitrer ſcheinen als ſonſt. Wenigſtens wurde er falſch. War das noch Tugend, Genugthuung für ſeine Begierden, oder ſchon der Anfang ſeines Betruges?

Envain on chercheroit le point de la distance
Où la vertu finit, où le vice commence.

Dieſen Vers ſagte er ſelbſt ſo oft dem Alten, wenn ſie das Gewebe des menſchlichen Herzens unterſuchten. Der Ritter blieb noch ein Paar Stunden. Eine ſeltſame Unruhe, die er nicht bemeiſtern konnte, trieb ihn endlich fort, ob ihn gleich Liſſow bat, daß er bleiben und Jakobinen Geſellſchaft leiſten möchte, weil er auch noch heute mit dem Alten zu thun hätte.

Jetzt war der Ritter zu Hauſe. Er fühlte wohl, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war; allein er floh mit Vorſatz die Unterſuchung ſeines Zuſtandes, ob er gleich ſonſt ſeine Empfindungen gern anatomirte: ſo, wie ein unglücklicher Spieler ſein Geld nicht nachzählen will, weil er mehr verloren zu haben fürchtet, als er jetzt noch denkt. Er ſuchte ſich von dem Gedanken an Liſſow ſowohl als an Jakobinen los zu machen. Sonſt dachte er an beide mit gleicher Empfindung, mit einer heitern Zufriedenheit; jetzt an Jakobinen mit einer hohen Sehnſucht, an Liſſow mit einer leiſen Unruhe. Er flog heute und den folgenden Tag von Geſellſchaft zu Geſellſchaft; er ſuchte die Vergnügungen auf, die ihm ſonſt am ſchmackhafteſten geweſen waren: überall blieb er gleich zerſtreuet, und Jakobinens Geſtalt, wie er ſie den Morgen geſehen hatte, verfolgte ihn.

Abends warf er ſich auf ſeinen Sofa, halb entſchloſſen ſich dem Laufe ſeiner Phantaſie zu überlaſſen. Seine Phantaſie führte ihn zu Wünſchen, zu Vorſtellungen, die — das fühlte er ſehr hell — für ſeinen Freund ſehr grauſam waren; und dennoch überließ er ſich dieſen Vorſtellungen, oder — ſie riſſen ihn, wie er glaubte, gewaltſam mit fort.

Was ich für ein Kind bin! rief er. Iſt es, wenn ich eine reitzende Frau ſehe, nicht natürlich, zu wünſchen, daß es meine

Frau ſeyn möchte? Soll die Tugend blind, ſtumm, taub und ſteinern machen? Hab' ich nicht hundert mahl eben ſo gewünſcht, Jakobinens Vater möchte mit mir leben? Hab' ich nicht ſelbſt dieſen Wunſch gegen Liſſowen geäußert? Hab' ich nicht Liſſowen ſogar geſagt: ein Weib, wie Ihre Jakobine, würde mich in einem Abgrunde von Elend glücklich machen? und hat er mich dafür nicht an ſeine Bruſt geſchloſſen? Das war ein Wunſch im Allgemeinen. Wohl! aber mußte nicht das Herz endlich einzelne Züge von dem Glücke, dieſes reitzende Weib zu beſitzen, hervorheben? mußte ſich nicht das Herz an dieſe einzelnen Züge feſter hängen, als an das Allgemeine? O, ich bin ein Kind. Ich wünſche mir ein Weib, ſo ſanft, ſo unſchuldig, ſo tugendhaft, wie Jakobine; man hat nichts gegen den Wunſch, man belächelt ihn, man hält ihn für einen Beweis meiner Tugend. Und nun, wenn ich mir dieſen Wunſch, wie es natürlich iſt, vereinzele; wenn ich hinzu ſetze: ich würde ſie unendlich lieben, ich würde meine Arme um ſie ſchlingen, ſie an mein Herz drücken, von ihren Lippen tauſend Küſſe nehmen; ſo ſchreiet man: der Böſewicht! Was thu' ich denn jetzt mehr? Ich wünſche mir den Beſitz des Weibes. Darf mein Auge nicht ſchön finden, was ſchön iſt? Soll mein Herz allein kalt bleiben bei dieſer jugendlichen, friſchen, reinen, lieblichen, unſchuldigen Schönheit? Seltſame Forderung! Ich wünſche mir, dieſes reine Herz zu beſitzen; ich wünſche, dieſen Buſen, unter dem ein ſolches Herz ſchlägt, in ewiger inniger Umarmung an mein Herz drücken zu dürfen. Kommt das nicht auf Eins? kann das eine ohne das andre Statt finden? Ja, wenn ich Liſſow haßte; wenn ich ausſchließend ihren Beſitz mir wünſchte; ihren Mann deswegen haßte, weil er ihr Mann iſt: dann wäre ich ein Verbrecher! dann!

So philoſophirte der Ritter. Allein er philoſophirte die Unruhe nicht weg, die ihn immer mit ſchmerzhaften Schlägen an ſeinen Freund erinnerte; und trotz ſeiner Philoſophie. ſtellte ſich ihm etwas in den Weg, das ihn hinderte, nach Friedrichsfelde hinüber zu reiten, ſo groß auch der Zug ſeines Herzens dahin war. Erſt den dritten Tag kam er hinüber. Mit einer unruhigen Empfindung ſah er die Freude der Familie, die ihm an der Thür entgegen ſtürzte. Liſſows Vorwürfe, daß er ſo lange weggeblieben, waren wie Schnitte durch ſein Herz. Kaum konnte er ſein Auge auf ihm feſthalten. Er wünſchte ſich weg; er wünſchte Liſſowen nie geſehen zu haben. Bald warf er ſich in ein langes Geſpräch mit Liſſow, um nur Jakobinens Anblick zu entgehen. Er hatte es heute ſogar vermieden, ſie zu küſſen. Deſto zärtlicher war er gegen Liſſow; er gab ſeinem Tone, wenn er mit dieſem ſprach, etwas Rührendes. Alle ſeine Bewegungen waren geſpannter; und wirklich wurde durch dieſes Opfer, das er Liſſowen brachte, und das er der Tugend zu bringen glaubte, ſeine Unruhe milder. Er ſchwankte zwiſchen beiden. In dem Augenblicke, da er Liſſowen die Hand heftig freundlich reichte, wendete er ſein Auge unmuthig ab; denn Liſſow zog mit der andern Hand Jakobinen zu ſich, und drückte ſie an ſeine Bruſt.

Dieſe Scenen wiederholten ſich ein Paar mahl. Jakobine bemerkte die Innigkeit, mit welcher der Ritter heute Liſſowen umfaßte.

Er hat ihn in drei Tagen nicht geſehen, dachte ſie; o, wie muß er ihn lieben! Sie trat vor den Ritter hin. O, ſagte ſie mit funkelnden Blicken, und faßte ſeine Hand: lieben Sie ihn denn wirklich ſo zärtlich? lieben Sie meinen Mann? Der Ritter erröthete, und wurde verlegen. Er warf verſtohlen einen Blick auf ſie. Ihr holdes Auge bat ihn um Liebe für ihren Mann. Ja, ſagte er feurig; ich liebe ihn, ich will ihn lieben! Sie haben mein Wort; ich liebe ihn! Jakobine öffnete ihre Arme, und ſchloß ihn mit großer Herzlichkeit an ihre Bruſt. Er wagte es kaum, ihre Lippen zu berühren. Sein Herz wurde noch ſtürmender, ſeine Unruhe ſchmerzlicher. Er eilte nach Berlin.

Jakobinens Frage: lieben Sie meinen Mann wirklich? brachte ihn zu ſehr heilſamen Unterſuchungen. Es lag in dieſer Frage ein ſo tiefer Vorwurf, daß ſie ſeine ganze Seele aufregte. „Und hat ſie nicht recht? liebe ich ihn? liebe ich ihn ſo zärtlich, wie ich ihn zu lieben ſcheinen möchte?“ Seine Eigenliebe konnte ihn gegen die Wahrheit dieſes Vorwurfes nicht vertheidigen. Wirklich fand er in ſeinem Innern einen geheimen Neid, eine ſtille Eiferſucht gegen

Liſſow. Er fühlte, wohin dieſe gehäſſigen Empfindungen ihn führen könnten; er fühlte es mit dem Unmuth eines Herzens, das alle Betriegereien haßt: denn er war nicht niederträchtig.

Indeß er mochte thun, was er wollte — dennoch konnte er ſich nicht von der Sehnſucht nach Jakobinen befreien. Er wollte mit Gewalt ſeinen vorigen Zuſtand wieder herſtellen; aber da ſtand Jakobine vor ihm in der reitzenden Morgenkleidung. Seine verdorbene Phantaſie warf die feſteſten Entſchlüſſe ſeiner Menſchlichkeit um. Er kämpfte, immer matter und matter, und hielt zuletzt, um ſich zu beruhigen, den Sieg für unmöglich.

Ja, rief er, nachdem er noch ein Paar mahle in Friedrichsfelde geweſen war: ja, ich liebe ſie mit allen Kräften meiner Seele, und bin unglücklich, aber nicht laſterhaft. Nein, nicht laſterhaft! Wie ſoll ich dem Zauber dieſer himmliſchen Unſchuld, wie der Allmacht dieſer ſeelenvollen Reitze widerſtehen? Liebt nicht auch Liſſow ſie? ſagt er nicht, wie ich, gerade wie ich: man muß ſie lieben! man kann ihrem Herzen nicht widerſtehen? Wir lieben ſie beide: der ganze Unterſchied iſt der, daß er ſie zuerſt ſah.

Er würde ſie auch, wenn ſie mein Weib wäre — o Himmel! wenn ſie mein Weib wäre! — ja, er würde ſie auch dann lieben. Und ſoll ich ſie nun nicht lieben? ſoll ich die Seligkeit nicht lieben, weil ſie nicht mein iſt? nicht meine Arme nach dem Himmel ſehnend ausſtrecken, weil Engel ihn bewohnen und nicht ich? Iſt Liebe ein Verbrechen, warum gab mir denn der Himmel dies verlangende Herz? Nein, ich liebe ſie, ich muß ſie lieben, ich will ſie lieben! Ich muß unglücklich ſeyn, aber nicht laſterhaft. Verſchließen will ich dies brennende Verlangen in meine Bruſt; aber ſehen will ich ſie, ſehen, anbeten, mich nach ihr ſehnen, und ſterben! Ja, ich habe die Freundſchaft verrathen; ich verrathe das Vertrauen der Glücklichen; ja, ich liebe ihn nicht mehr; ich beleidige ihn: denn in Gedanken ſtrecke ich die Arme nach ſeiner Glückſeligkeit aus. Freilich, ich würde den ermorden, der nur von fern ſie liebte, wenn ſie mein Weib wäre. Ja, Liſſow iſt beleidigt; aber das Schickſal führt den Streich, nicht meine Hand. Das Schickſal beleidigt ihn durch mich, und mich macht es zur Strafe unglücklich.

Man ſieht, jetzt ſchob der Ritter den Haß, die Eiferſucht gegen Liſſow, die er zuerſt ein Verbrechen nannte, auf das Schickſal. Läugnen konnte er ſein Unrecht nicht; aber er hielt es für ein Werk des Geſchicks. Er vertheidigte den Haß gegen Liſſow mit Gründen. O, wann, wann hätte es der Leidenſchaft an Gründen gefehlt? Das Herz iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Verſtand, und der Verſtand hält gleichen Schritt mit dem Verbrechen.

Er war nun feſt entſchloſſen, ſeine Leidenſchaft zu verbergen. Sein Glück ſoll mir heilig ſeyn, wie meine Liebe! rief er; kein Seufzer, kein Blick ſoll mein Elend und ſeinen Triumph verrathen. Er ſey glücklich! Die Gerechtigkeit fordert von mir nur, ihn des Guten nicht zu berauben, das mich unendlich glücklich machen würde. O, wenn ich ihn auch nicht mehr liebe, ſo bin ich doch gerecht gegen ihn; und welch ein Opfer iſt hier nicht die Gerechtigkeit!

Seine Spitzfündigkeiten ſchützten ihn dennoch nicht gegen die ſtillen aber gewaltigen Vorwürfe, die in dem Zutrauen lagen, womit Liſſow ihn aufnahm. Liſſows Freundſchaft peinigte ihn. Seine Heiterkeit war dahin, und er ſaß ſtumm, ohne Theilnahme, unter der glücklichen Familie, da. Liſſows ſorgende Freundſchaft, ſeine theilnehmenden, mitleidigen Fragen: was fehlt Ihnen, geliebter Rheinfelden? hielten den Entſchluß des Ritters, ſeine Liebe zu verbergen, feſt; ja, ſie erregten noch zuweilen bei ihm den Gedanken, ſie zu bekämpfen, oder zu entfliehen, um durch ſeine Stimmung die reine Zufriedenheit ſeiner Freunde nicht länger zu ſtören. Er fing den Kampf mit kaltem Herzen an, und ſeine Flucht beſtand darin, daß er einige Tage wegblieb. Dann konnte er die Sehnſucht, Jakobinen zu ſehen, nicht länger unterdrücken. Er ritt hinaus, mit dem Entſchluſſe, heiter zu ſcheinen; und ſeine Heiterkeit war eine ſpottende Ausgelaſſenheit.

Selbſt der Entſchluß, ſeine Liebe zu verſchweigen, wurde ihm nach und nach zu ſchwer. Wäre Jakobine nicht in ſo hohem Grade unſchuldig geweſen, ſie hätte ſchon längſt ſeine brennende Leidenſchaft merken müſſen. An ihm lag es nicht, wenn ihr ſeine Liebe verborgen blieb. „Was fehlt Ihnen, Rheinfelden?“

ſo fragte ſie, und warf gütige, tröſtende Blicke auf ihn. „Seyn Sie doch heiter, damit auch ich es ſeyn kann; oder gießen Sie wenigſtens Ihren Kummer in den Buſen eines von Ihren Freunden, die Sie ſo herzlich lieben!“ So ſagte ſie ein ander mahl, faßte ſeine Hand, und drückte ſie. Er ſtand zitternd vor ihr, betrachtete ſie mit glühenden, ſtill verlangenden Blicken, und legte ſeine brennenden Lippen auf ihre Hand. Dann riß er ſich raſch von ihr los, und ging allein, grollend, im Garten auf und nieder. Er war im Begriff geweſen, ſich vor ihr nieder zu werfen, und zu rufen: „du, Jakobine, fehlſt mir! du!“ Mit Mühe hatte er ſich gehalten. Wenn er in ihrem Auge die zärtliche Theilnahme las, ihren Händedruck fühlte, die Worte, die bewegten Worte, hörte, die ſie mit dem Accent der Liebe zu ihm ſagte; ſo ſtieg auch wohl der Gedanke bei ihm auf: wie, wenn ſie mich lieben könnte! wenn dieſe zärtliche Theilnahme die hervorkeimende Knoſpe ihrer Liebe wäre! Er ſah ſie rathend, vor Freude zitternd, darauf an. Gern hätte er ſie an ſeine Bruſt geriſſen, und ihr geſagt: ich liebe dich! Aber er wagte es nicht; denn ſie war noch immer ein liebendes Weib, das mit unſäglicher Innigkeit an ihrem Manne hing, und vergaß, wenn dieſer ihr zulächelte, Rheinfeldens Kummer gänzlich.

Und ſoll ich denn immer leiden und ſchweigen? fliſterte er ergrimmt, und beugte die Stirn in ſeine Hand nieder. Soll ſie es denn nie wiſſen, nie ahnen, daß ich um ihretwillen mich verzehre? Ach, ihr Mitleiden würde mich aufrichten, ihre Theilnahme mich glücklich machen, ihre Bitte mir den Muth geben meine Liebe aufzuopfern. Jetzt — o, das iſt die Hölle! das iſt die Hölle! — jetzt muß ich vor ihr ſtehen, ſie ſehen, ſie hören. Sie drückt mir die Hand, umarmt mich, und facht in meinem Buſen die Flamme dreifach an. Wenigſtens darf ich ihr doch ſagen: verbirg dein Auge, gieb mir dieſe ſchöne Hand nicht mehr, biete mir nicht mehr dieſe holde Wange; ſey kalt, ſey hart gegen mich! Das iſt doch kein Verbrechen? Ich will ihr ſelbſt die Waffen gegen meine Liebe, gegen mein Glück darreichen. Sie ſoll mich zerſchmettern, wenn ſie mich nicht retten kann! Nein, geſchehe was da will, ſie ſoll es wiſſen, daß meine Verzweiflung ihr Werk iſt. Ich werde ſie dann nicht mehr ſehen; ſie wird mir das Haus verbieten, und der Glückliche ſeinen Schatz vor mir verſchließen. Mag er. Wohl denn! deſto dreiſter kann ich es ihr ſagen. Ich opfere mich ſelbſt; und das iſt doch kein Verbrechen?

Aber der Ritter meinte das ſo ernſtlich nicht. Jakobinen meiden? Er zitterte vor dem Gedanken. Auch miſchte ſich ganz leiſe die Eitelkeit mit ins Spiel. Jakobinens Mitleiden ſchien ihm immer mehr als Mitleiden. Er ſagte ſich das nicht deutlich; aber er wagte es doch, ſie ſeine Liebe ahnen zu laſſen; ja, er fing ſogar an, dem Alten ſowohl, als Liſſowen, beſonders dem erſteren, ſeine üble Laune zu verbergen. Jetzt verſank er nur dann in eine traurige Stellung, wenn er wußte, daß Jakobine ihn allein bemerkte. Dadurch wollte er ihre Aufmerkſamkeit erregen, und es gelang ihm.

So ging er, wenn Liſſow arbeitete, und der Alte die Kinder unterrichtete, allein im Garten umher. Jakobine, das wußte er, lief von ihrem Manne zu ihren Kindern, und ſah dann auf einen Augenblick nach ihrem Freunde. Er warf ſich in eine Laube, ſtützte den

Kopf auf, und ſaß unbeweglich, in Kummer verloren da. Jakobine kam. Sie ſah ihn ſchon in der Ferne, und kam mit theilnehmenden Blicken näher. Vor der Laube ſtand ſie ſtill, und betrachtete ihn. O, lieber Rheinfelden! hob ſie auf einmahl an. Er fuhr zuſammen, nahm eine heitre Miene an, und that ein Paar Fragen. Jakobine ſetzte ſich zu ihm. Sie haben Kummer, lieber Rheinfelden, und ſeit einigen Tagen verbergen Sie ihn uns. Das iſt noch ſchlimmer, als vorher!

Er lächelte. „Sollen denn meine Schickſale Ihre Zufriedenheit ſtören? Sie ſehen, Jakobine, ich bin heiter."

Nein, Rheinfelden; ich mag die Verſtellung nicht, auch wenn es Großmuth iſt, ſich zu verſtellen. Den Kummer eines Freundes theilen, giebt größere Freude, als Sie denken: es iſt wie ein kühler Regen an einem heißen Tage; er macht alle Gewächſe friſcher und duftender. Die Verſtellung iſt etwas Uebeles: Mißtrauen, Stolz, oder ſo etwas. Pfui! Wir theilen ja unſere Freuden mit Ihnen; warum wollen Sie karger ſeyn als wir, und uns noch obendrein betriegen?

Der Ritter erröthete. Dieſer Anfang paßte gar nicht in ſeinen Plan. „In der That, Jakobine,“ ſagte er ſehr ruhig, „ich bin heiter, und verſpreche Ihnen; ich will es noch mehr werden. Kommen Sie, laſſen Sie uns ein Stündchen plaudern.“

Sie ſind nun einmahl zu unſerm Glück nothwendig, und darum ſollen Sie mit uns zufrieden ſeyn. O wahrhaftig, es iſt ja nicht ſchwer glücklich zu leben. Wie einfach, wie gering iſt unſre Bemühung es zu ſeyn; und wir ſind es ſo von Herzen!

„Ach, Jakobine, wollte Gott, ich könnte ſo glücklich werden, wie Sie, wie Liſſow! Alle Schätze der Welt gäbe ich darum, ſo zu leben wie Sie, in der ſtillen Einſamkeit, in dem heitern Genuſſe der Liebe, der Freundſchaft und der Thätigkeit!“

Nicht wahr? ſagte Jakobine mit lächelnden Augen. O hundertmahl, hundertmahl habe ich mir das ſo gedacht, und, glauben Sie mir, das Herz pochte mir dabei vor Freude: Sie müßten mit uns in Einem Dorfe wohnen, hier oder anderwärts, gleichviel; nur uns gegenüber. Ihre Kinder, meine Kinder, Ihre Frau, ich, Sie und Liſſow, wir machten eine einzige Familie aus durch Liebe, Freundſchaft, Zufriedenheit. O, meinen Sie nicht, daß uns die Engel beneiden ſollten? Denken Sie einmahl, aber ordentlich, im Ernſt: Sie hätten eine Frau ...

„Wenn Sie eine Schweſter hätten, Jakobine,“ ſagte der Ritter wirklich in Ernſt; „ich wollte mich ihr zu Füßen werfen, um ihr Herz bitten, und dann mit Euch glücklich ſeyn, und ſollte ich zehntauſend Schwüre brechen.“

Ich habe noch viele Schweſtern. Suchen Sie nur ...

„Die haben Sie nicht, Jakobine, beſcheidne, demüthige Frau. Schweſtern haben Sie nicht! Wüßte ich eine, die nur die Hälfte Ihrer Tugenden beſäße; mein Fuß ſollte nicht ruhen, bis ich ſie gefunden hätte. Dann wollte ich ſie Ihnen bringen, und da an Ihrem Garten meine Hütte bauen. Dieſe Laube müßte gemeinſchaftlich ſeyn; hier wollten wir leben, uns lieben und mit Zufriedenheit den Tod erwarten. Mein Ordenskreuz, das mich zu einem Leben ohne Liebe verdammt, wollte ich abreißen. Zu einem Spielzeuge meiner Kinder wollt' ich es machen, und wenn alle Eidſchwüre des Menſchengeſchlechts daran hafteten.“

Wie? fragte Jakobine erſtaunt. Sie ſagten ſchon neulich einmahl ſo etwas. Dürfen Sie nicht heirathen?

„Nein,“ erwiederte der Ritter. „Ich bin ein Malteſer. Dies Kreuz, das die Thorheit erfand, das Europa Millionen Menſchen koſtet, verbindet mich, auf alle Freuden, welche die heiligſten Verhältniſſe der Menſchen geben, Verzicht zu thun. Ich darf nicht Geliebter, nicht Gatte, nicht Vater ſeyn; ich darf kein Herz haben. Fühlen Sie nun, Jakobine, warum ich klagen kann, warum Liſſows Glück, dieſes unausſprechliche Glück, meine Bruſt mit einer Hölle füllt? Fühlen Sie es? Hier habe ich gelernt, welch ein Glück es iſt geliebt zu ſeyn. Sie, Jakobine, lehrten es mich. Hier zuerſt ſah ich ein Weib, das mir dieſes Kreuz verhaßt machte. Hätte ich Sie nie geſehen, Jakobine; nie geſehen, was ein Weib dem Manne ſeyn kann: o dann . . .“

Jakobine gerieth in einen ſeltſamen Zuſtand der Empfindung. Was ſollte ſie zu dem allen ſagen? Er hatte ja Recht; und Troſt, wie Hoffnung, war hier unmöglich. Sie ſchwieg, warf einen mitleidigen Blick auf den Ritter, drückte ihm die Hand, und ſchlug dann ihr Auge nieder. Sie wagte es nicht, den Unglücklichen wieder zu betrachten, dem ſie gar nicht zu helfen wußte. Was konnte die arme Jakobine dafür, daß der Ritter ihren Händedruck, ihr Stillſchweigen, ihre Seufzer, die verſtohlnen Blicke, mit denen ſie ihn heimlich betrachtete, falſch auslegte? was dafür, daß ſich in ſeiner Seele der fröhlichſte Tumult der Hoffnungen erhob?

Jakobine erzählte dies Geſpräch ihrem Vater, ihrem Manne. Man fand es natürlich, daß der Ritter, der in dieſer Familienverbindung das höchſte irdiſche Glück ſo wahr, ſo lebendig ſah, eben ſo glücklich zu ſeyn wünſchen müßte. Alle drei vereinigten ſich, durch die innigſte Freundſchaft ihm ſein hartes Geſchick ſo viel als möglich zu erleichtern. „Aber wie?“ fragte Jakobine; „wenn der Ritter ein Mädchen liebte, und geliebt würde? Wäre es gar keine Möglichkeit, daß er ...“

Wie du fragen kannſt, meine Tochter! Hatte er früher ein Herz im Buſen, oder ſein Kreuz auf dem Rocke? Wenn er liebte, wenn dieſe Liebe ſein Alles wäre, wie ſie zum Beiſpiel *dein* Alles iſt, ſo würde er das Zeichen von ſeines Vaters Thorheit nicht länger am Rocke dulden, und ſollte er mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Kindern in eine Wüſte flüchten, und den Pflug führen.

Ob er wohl liebt? Die arme Jakobine würde viel darum gegeben haben, wenn ihr Jemand dieſe Frage hätte beantworten können. Sie betrachtete jetzt den Ritter oft mit nachdenklich gefalteter Stirn, mit rathenden, verſtohlnen Blicken. O, wenn er wirklich liebte, dachte ſie: wie unglücklich wäre er dann! Sie behandelte ihn mit dem allerzärtlichſten Mitleiden, und kam ſeinen kleinſten Wünſchen zuvor. Wenn ſie mit ihm redete, ſo war alles, ihr Ton, ihre Blicke, ihre Bewegungen, affektvoll, beinahe geſpannt, nicht mehr ſo ruhig, ſo gelaſſen, wie ſonſt. Der Ritter ſchwamm in einem Meere von Wonne. Er hielt ihr

Mitleiden für hervorbrechende Liebe, ihre zurückhaltende Schonung für Kampf mit ſich ſelbſt, mit ihrem Herzen, ihre ſtillen Blicke voll freundſchaftlichen Kummers für liebevolle Sehnſucht. Jetzt würde er ſich ihr zu Füßen geworfen, und ihr ſeine Leidenſchaft bekannt haben, wenn nicht eine Bemerkung ihn zurückgehalten hätte.

Jakobine war in Gegenwart ihres Mannes ſo ruhig, ſo unverſtellt zufrieden. und hing noch eben ſo innig, wie vorher, an ſeinem Halſe. Ihre Stirn wurde ſo heiter, ihr Geſicht ſtrahlte von Freude, wenn Liſſow nach einer Abweſenheit wieder kam. Das allein machte den Ritter ungewiß. „Wie, dieſe unſchuldige Seele, die ſo überſpannte Begriffe von Treue und Tugend hat, liebt mich, und hängt dennoch ſo heiter, ſo ruhig in den Armen ihres Mannes? Keine Spur von Reue, von Unruhe ſollte ſich bei ihr zeigen, wenn die Umarmung ihres Mannes, wenn die zärtlichen Verſicherungen ihrer Liebe ihr den ſtillen Vorwurf machen, du betriegſt deinen Mann? — Jakobine, die unſchuldige Jakobine, dieſe Seele ohne Falſch, ſollte Meiſterin in der Buhlerei ſeyn, und lächelnd dem Manne, den ſie doch wenigſtens achten muß, weil ſie ihm Glück und alles ſchuldig iſt, den Dolch in den Buſen ſtoßen? Unmöglich. Das kann Jakobine nicht!" Er faltete die Stirn vor Verdruß.

Und dennoch, da ſaß ſie wieder bei ihm, drückte ſeine Hand, und betrachtete ihn mit ſehnſuchtsvollen Blicken, mit ſtillem Grame, den ſie vergebens zu verbergen ſuchte. Ja, jetzt ſtand ſie auf, und verließ ihn, um ihre heftige innere Bewegung nicht merken zu laſſen. Was war das? wie ſollte er ſich das erklären?

Ja, rief er endlich; ſie liebt mich, ja, ſie liebt mich! Ach! und die unſchuldige Seele ahnet es nicht. Sie iſt ruhig, weil ſie ihre Liebe für Freundſchaft hält; ſie weiß es ſelbſt nicht, daß die Küſſe, die Liebkoſungen, die ſie ihrem Manne giebt, nur Gewohnheit ſind. In der holdeſten Unſchuld folgt ſie dem Zuge ihres Herzens, und ahnet es nicht, daß grauſame, ſelbſtſüchtige, tyranniſche Menſchen dieſen ſchönen Drang des Herzens Verbrechen benannt haben. Kann Jakobine mit ihrem ſchönen reinen Herzen ein Verbrechen begehen? Ja, ſie liebt mich, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

An dieſes Selbſtgeſpräch, das des Ritters Bruſt mit neuen entzückenden Hoffnungen belebte, knüpfte ſich denn doch auch die Vorſtellung, die einem nicht ganz verwahrloſeten Herzen ſo natürlich war: „wenn nun Jakobine endlich erfährt, daß ſie mich liebt; wenn ſie nun weiß, daß ſie ihren Mann betriegt: wie wird ihr dann ſeyn?“ Jakobine — das konnte er ſich nicht leugnen — mußte dann in einen entſetzlichen Zuſtand gerathen. Er kannte ſie ja, und wußte, wie empfindlich, wie zart ihr Herz war. Der Gedanke erfüllte ihn mit einem ſtillen Kummer. Er ſah, daß dieſe Liebe, ehe Jakobine dadurch glücklich werden konnte, ihr feines Tugendgefühl und ihre Unſchuld zerſtören mußte; und dennoch — o der entſetzlichen Wolluſt! — riß ihn ſeine Leidenſchaft nach einigen vergeblichen Kämpfen mit ſich dahin. „Ihr Herz wird bluten,“ rief er giftig, durch den Widerſpruch ſeines Gewiſſens erbittert; „aber ihr Verſtand wird und ſoll die Wunde heilen. Iſt ihr Herz, mit ſeinen Leidenſchaften, ihr Werk? kann ſie denn dafür, daß der Himmel ſie ſo machte? Gut! ſie that, was ſie konnte, was ich that: ſie kämpfte mit allen Kräften ihrer Seele. Iſt es denn ihre Schuld, wenn ſie endlich in dieſem ungleichen Kampfe unterliegt? iſt es ihre Schuld, wenn thörichte Menſchen den Gehorſam gegen die ewigen unwiderſtehlichen Geſetze der Natur und unſers Herzens *Verbrechen* nennen? iſt es ihre Schuld, wenn ſie ſich dem Manne hingiebt, der ſie mit unausſprechlicher, gewaltiger Liebe umfaßt? Denn iſt das Liebe, was dieſer kalte Glückliche für ſie empfindet? Nein, bei Gott! ich allein liebe ſie. Er konnte ſie ſo nicht lieben, wie ich. Nur Zufriedenheit, Ruhe, iſt das Gefühl, das ihre Umarmung in ihm errregt. Mit einem freundlichen Lächeln belohnt er ſie, wenn ſie die ſchönen Arme um ihn ſchlingt. O Himmel! Zufriedenheit? Lächeln? Mit tauſend Leben, mit dem Himmel ſelbſt würde ich eine Umarmung von ihr erkaufen! Iſt ſie eine Verbrecherin, wenn ſie ihr Herz dem Manne nimmt, der es wie ein Hausgeräth betrachtet, und es *dem* giebt, in deſſen Bruſt ein ähnliches Herz ſchlägt? Soll die heiße

Liebe um kalte Worte buhlen? Nein, Jakobine, in deinem Buſen liegt der Himmel; ich ſehe ihn, ſinke nieder, und bete ihn an!

Indeß ließ ſeine Menſchlichkeit ihn immer weniger thun, als er wollte. Dieſe Betrachtung hielt ihn doch ab, Jakobinen mit ihrem eigenen Zuſtande und mit ſeiner Liebe bekannt zu machen. Er beſchloß, die Entwickelung Jakobinen ſelbſt zu überlaſſen. Gut! rief er; kalt will ich hier ſtehen, kalt wie ein Marmorbild. Ich will die Flamme nicht anfachen, die mit verborgener Gewalt in ihrem Buſen lodert; kein Wort, kein Seufzer von mir ſoll die Rechte der Freundſchaft beleidigen. In ſtiller Unterwerfung unter das Geſetz, das man Tugend nennt, will ich harren; aber wenn ihr Herz endlich unter dem gewaltigen Drucke der Natur erliegt, ſich öffnet, und die Flamme ihrer Liebe hervorbricht; wenn ihre Arme ſich freiwillig heben, mich zu umfaſſen: o, dann ſoll kein Menſch und kein Gott mich hindern, die Seligkeit ihrer Liebe zu erringen; dann flieg' ich an ihre Bruſt, und wenn die Blitze des Ewigen dahin führen, wo ſie ſteht und mir die Arme entgegen hält.

Der Ritter hatte ſich geirrt. Jakobine war wohl zärtlich gegen ihn; aber ihr Herz öffnete ſich nie in Liebe zu ihm, ihre Arme breiteten ſich nur für den beneideten Liſſow aus. Der Ritter, der nicht handeln, und dennoch glücklich werden wollte, der jeden Tag auf ein deutlicheres Zeichen von Jakobinens Liebe rechnete, wußte nicht zu begreifen, wie Jakobine ſich ſo ganz gleich bleiben konnte. Ihr Zutrauen zu ihm war ohne Gränzen, ihre Zärtlichkeit kam aus dem Herzen: das ſah er an ihren Blicken, das hörte er an ihrem Tone; und dennoch blieb alles, wie es war. Jetzt ſah er ſich genöthigt, die Unthätigkeit, hinter der er ſein Gewiſſen verbarg, fahren zu laſſen. Er erſtaunte über die hohe Unſchuld, die Jakobinen den Zuſtand ihres Herzens ſo ſehr und ſo anhaltend verbergen konnte, und trat ihr nun einen Schritt näher. Von jetzt an war er um ſie wie ihr Schatten. Sie hatte nicht den leiſeſten Wunſch, den Rheinfelden nicht errieth und befriedigte. Er ſchloß ſich immer mehr an Jakobinen an, und ſchien ſich nur an die Familie im Allgemeinen anzuſchließen. Um des Vaters Freundſchaft, um

Liſſows Liebe, bewarb er ſich emſig, und es gelang ihm damit nur allzuſehr. Auf die unmerklichſte Weiſe erregte er in dem Kopfe des Alten die Idee, daß er ganz nach Friedrichsfelde herausziehen möchte. Der Alte trug das Liſſowen und ſeiner Tochter vor. Man wunderte ſich allgemein, daß man nicht ſchon längſt auf dieſen Gedanken gekommen war. Der Ritter hatte, als man den Wunſch äußerte, mancherlei dagegen, bis Jakobine ſagte: thun Sie es uns zu gefallen. Nun drückte er ihr die Hand, warf ſich Liſſowen um den Hals, und rief: wohl! ſo bin ich denn auf ewig der Eurige! Man dankte Jakobinen, daß ſie den Ritter dazu bewogen hatte, und ſie lächelte zufrieden.

Er zog nun nach Friedrichsfelde, und jetzt hob dort ein andres Leben an. Alles athmete nun Freude, Schönheit und Ueberfluß. Die Tage waren nun lauter Feſte, und Jakobine bei jedem die Königin, obgleich der Ritter bald den Alten, bald Liſſowen, bald die Kinder zum Anlaſſe ſeiner Feſte gebrauchte. Jakobine ſah wohl, daß er nur ihr Vergnügen hauptſächlich im Sinne hatte, und ein ſeelenvolles Lächeln belohnte ihn dafür. Wem hätte je die Liebe eines Menſchen nicht geſchmeichelt? Jetzt gab der Ritter Jakobinen die Summen, die ſonſt Liſſow unter die Armen in Friedrichsfelde vertheilte. Er hatte mit Jakobinen immer ſeine kleinen Geheimniſſe: bald ein heimliches Feſt, Liſſowen zu überraſchen; bald die Angelegenheiten eines Unglücklichen, und die Art ihm zu helfen. Immer hatte er Jakobinen ein Paar Worte allein zu ſagen. Dann ſaßen ſie in der Laube und flißterten; dann war er ſchon mit dem Aufgange der Sonne bei ihr, wenn noch alle Anderen im Hauſe ſchliefen, und ſie ließ ſich in ihrem Morgenanzuge beim Frühſtück überraſchen: ſo lange hatte ſie mit Rheinfelden geplaudert. Aber dennoch kam Rheinfelden mit Jakobinen nicht weiter. Sie plauderte ganze Morgen mit ihm, allein von nichts als von Liſſow, oder von einem Unglücklichen. Brachte er ein anderes Geſpräch auf die Bahn, mochte es auch noch ſo intereſſant ſeyn, ſo bemerkte Jakobine, daß ſie noch nicht angekleidet war. Nur ein Paar Minuten warten Sie, ſagte ſie dann; ich bin bald wieder hier. — So ein Weib hatte er noch nie geſehen, das ihm wie ein Aal entſchlüpfte, wenn er es feſt zu halten glaubte.

Nach und nach, theils aus Empfindung, theils mit Vorſatz, ſpielte er ſeine Rolle wieder ins Tragiſche über. Er verlor alles bei Jakobinen, Geduld, Hoffnung, Mühe, Nachſinnen; nur ſeine Liebe nicht. Sie ward vielmehr eine glühende, verzweiflungsvolle Leidenſchaft, als er Jakobinen immer näher kennen lernte, als ſich ihr Geiſt, ihr Herz mit tauſend immer neuen Reitzen vor ihm entfaltete, als er ſie in jedem Verhältniſſe ſah, mit den Reitzen der Jugend, der Geſundheit und der Schönheit bekleidet. Oft ſtand er auf ſeinem Zimmer, wenn ſie vor ſeiner Kammerthür ſich aus ſeinen Armen losmachte, nun den ſchönen Arm um ihren Mann ſchlang und mit ihm ging — oft ſtand er erbittert, ergrimmt, verzweifelnd, ballte die Hände, murmelte unvernehmliche Worte, und fluchte auf Jakobinens Unſchuld, die doch der Reitz ſeiner Liebe war.

Sein Gemüthszuſtand wurde immer unleidlicher; und dennoch mußte er ihn in eine Hülle von Heiterkeit und Freundſchaft kleiden. Die Anſtrengung, die ihm das koſtete, erbitterte ihn noch mehr. Er fing an ſeinen

Freund, den er bis jetzt bedauert hatte, zu haſſen. Mit Verzweiflung, in die ſich eine Art von Beſchämung miſchte, dachte er daran, daß ihm dieſes einfache, ſo leicht zu berückende Herz endlich dennoch entſchlüpfen könnte. Zum erſten mahle flog die Idee — halb als Gedanke, halb als Entſchluß — durch ſeine Seele, Jakobinen zu verführen. „Meines Vaters Thorheit, oder mein Schickſal, hat mich verdammt, die Hände an fremdes Gut legen zu müſſen. Das Geſchick mag es verantworten. Warum gab es mir dieſes Herz mit der verzehrenden Flamme, und das Todtenkreuz des widernatürlichen Ordens? Iſt es ein Verbrechen, ſo begeht es der Himmel!“ — Die Freundſchaft verrathen! ſagte leiſe eine Stimme in ſeinem Innern. Er ſchlug beſchämt und erbittert den Blick zu Boden. „Verrathen? Nun, was heißt das eigentlich? Ich nehme ihm ja nichts. Iſt nicht der Verluſt, den er erleidet, bloße Einbildung, Stolz, Selbſtſucht? Wie leicht wäre es überdies nicht, ihm den Verluſt zu verhehlen? und dann leidet er nichts!“ — Ihn betriegen! ſagte die Stimme wieder. „Himmel!“ rief er mit dem Fuße ſtampfend; „ſoll denn an dieſen Menſchen, dieſen kalten Menſchen, der mit jedem Weibe glücklich ſeyn würde, ſolche unbegränzte Seligkeit verſchwendet ſeyn? Soll denn der blinde Zufall, der über Geburt und Reichthum entſcheidet, auch über das Einzige entſcheiden, was dem Leben Werth giebt, über Herzen? Er ſieht Jakobinen früher als ich: ſein ganzes Verdienſt. Er lächelt ihr zu; mehr konnte er nicht. Er bietet ihr ſeine Hand, weil ihr Beſitz ſeine Zufriedenheit nicht ſtören wird; ſie giebt ſie ihm, weil ſie nie fühlte, was Liebe heißt. So iſt es! Und nun ſtehe ich da mit dieſem glühenden Herzen, kann ihr ein Glück bieten, das ſie in ſeinen Armen nicht ahnet, kann in ihren Armen ein Glück finden, deſſen er nicht fähig iſt, und ſoll verzweifeln, weil ein Zufall ihn früher auf den Platz warf, den die Vorſehung, wenn anders eine über den Menſchen waltet, mir beſtimmen mußte! Himmel und Hölle! Da ſteht ſie vor ihm! Alle Freuden des ganzen Lebens, alle Seligkeiten des ganzen Himmels locken in ihre Arme, an ihre Bruſt; und er bietet ihr gleichgültig die Hand mit einem Lächeln, das kaum hinreichte,

hinreichte, die Liebkoſung eines gemeinen Weibes zu bezahlen. O, mit einem Dolche in der Hand möchte ich mir den Eingang in dieſes Paradies eröffnen, deſſen Blüthen ungenoſſen verwelken, deſſen goldene Früchte ungenoſſen abfallen! Da ſtehen wir Drei, von einem verzweiflungsvollen Geſchick zuſammen geſtellt, in ſeinem grauſamen Netze gefangen, von ihm verdammt, zwiſchen Verbrechen und Verbrechen zu wählen. Sie würde an meinem Herzen, in meinen Armen, in den Flammen meiner hohen, ewigen, unbegränzten Liebe das höchſte Loos des menſchlichen Glücks erreichen; ich würde vergehen vor Entzücken, um in ihren Armen, unter ihren Lippen zum lebendigen Entzücken wieder zu erwachen; er würde über den Verluſt ein Paar kalte Klagen ſeufzen und ſich mit der Fügung der Vorſehung tröſten, oder wohl gar den Verluſt ihres Herzens nicht einmahl merken, und mit uns glücklich ſeyn. O! und ich darf nicht! ich ſoll verzweifeln, weil ein barbariſches Vorurtheil der erhabenſten Liebe das Siegel des Verbrechens aufdrückt, und nur „die Liebe billigt, die eine kalte Ceremonie geheiligt hat!“

Finſter, unentſchloſſen ging er umher; er wurde kalt und bitter, ſelbſt gegen Jakobinen. Jetzt verhärteten ſich immer mehr Faſern ſeines Herzens. Er fluchte auf ſich ſelbſt, daß er nicht grauſam, nicht Böſewicht genug war, den Entſchluß ſeinen Freund zu verrathen feſt zu halten. Wenn Liſſow ihm die Hand ſo zutraulich bot, ſo wurde ſein Herz geſpalten; und zugleich zerriß auch der feſteſte Entſchluß ihn zu betriegen. O, Dank ſey dem Himmel, es iſt nicht leicht ein Böſewicht zu ſeyn! Das Verbrechen ſiegt nur nach langen Kämpfen, und zugleich öffnet es das Herz wieder der Reue, indem es ſelbſt das Glück zerſchmettert, für deſſen Beſitz es kämpfte. Rheinfelden ließ ſich unthätig von dem Sturme der Leidenſchaft treiben. Jetzt wenn Jakobine neben ihm ſaß, ſeine Hand drückte, und ihn mit ihrer ſanften, liebevollen Stimme fragte: was iſt Ihnen? Seyn Sie heiter; wir lieben Sie ja ſo herzlich! — ſo war der Entſchluß da: ſie ſoll mein ſeyn. Wenn ihm dann wieder Liſſow ſagte: hat denn die Freundſchaft alle Gewalt über Ihren Kummer verloren? ſo reichte der Ritter ihm die Hand, ſtand auf, entfernte ſich, und ſchwor: ich will ihn nicht verrathen! und mit jedem Schwur wurde ſein Herz ſchwächer. Er erklärte ſich ſogar, weil er mußte, über die Urſache ſeines Kummers. „Ich fühle,“ ſagte er zu dem Alten, „wie glücklich man ſeyn kann, wenn man Gatte, wenn man Vater iſt. Ich ſehe hier alle Tage, wie unter dem belebenden Sonnenſcheine der Liebe, des häuslichen Glücks alle Tugenden keimen und gedeihen, und nur unter ihm gedeihen können. Aber mich hat das Geſchick ausgeſchloſſen aus dieſem allgemeinen Paradieſe; es verdammt mich entweder zu Verbrechen, oder zu einem freuden- und tugendloſen Leben!“

Oder, ſetzte der Alte lächelnd hinzu, zu einer großen Handlung: die Schranken, die Ihnen die Thorheit bauete, mit einemmahle zu überſpringen, und in nahmenloſer Verborgenheit die Freuden der Liebe, der Freundſchaft, und die Tugenden der Natur, des Herzens zu ſuchen und zu finden, und troß Ihrem Ordenskreuze glücklich zu ſeyn.

Der Ritter ſchüttelte den Kopf. Das Ordenskreuz hätte er gern und leicht abgeworfen, wäre nur ſein Gewiſſen eben ſo leicht abzuwerfen geweſen. Der arme unglückliche Rheinfelden! ſagte der Alte nachher, als er ſein Geſpräch mit ihm ſeinen beiden Kindern erzählte. Redet ihm nicht zu, fuhr er fort, überlaßt es ſeinem Herzen. Die Natur allein und ſein Herz müſſen ihm den Muth geben, ſeinen Stand abzuwerfen, und ſeine Verhältniſſe zu vergeſſen; ſonſt war er der Natur und ſeines Herzens nicht werth. Ich vermuthe ſogar aus einigen Worten von ihm, daß ſein Herz nicht mehr frei iſt. Der Alte ſchloß das aus des Ritters Worten: „mich hat das Geſchick zu Verbrechen verdammt.“

Da war die alte Idee wieder in Jakobinens Kopfe: wie? wenn der Ritter liebte? wie unglücklich müßte er dann ſeyn! Sie verſprach zwar, eben ſo gut, wie ihr Mann, den Ritter und ſeinen Kummer ſich ſelbſt zu überlaſſen; allein die Begierde, zu wiſſen, ob der Ritter wirklich liebte, und der Wunſch, ihn mit einem Weibe glücklich zu ſehen, wurden doch bei ihr ſo ſtark, daß ſie ſich kaum enthalten konnte, ihn zu fragen. Sie ſprach von dieſer Idee ſo oft mit Liſſow und ihrem Vater, daß dieſer ſie noch einmahl erinnern mußte, nicht mit dem Ritter zu reden. „Das Opfer, das er der Natur bringen muß, iſt ſchwer, mein Kind. Er ſoll ſeiner Familie entſagen, ſeinem Nahmen, ſeinem Stande, allen ſeinen Hoffnungen in der Welt. Sein Weib, ſeine Kinder und die Verborgenheit, in der er lebt, müſſen das Einzige ſeyn, worin er bis an ſeinen Tod ſein Gluck findet. Er iſt ein Menſch, Jakobine; und ſein Herz hat noch andere Wünſche als das deinige. Es iſt an Ehre, an Glanz, an Ehrfurcht gewöhnt; das deinige kennt nichts als die Liebe. Unſer wird er immer bleiben, er ſey Ritter oder Menſch. Ueberlaß ihn ſich ſelbſt. Sein Herz muß den Kampf allein kämpfen, ſiegen oder ſinken. Wir werden mit ihm glücklich ſeyn, oder ihn tröſten. Laß ihn.“ Jakobine verſprach es.

Ihr Mitleiden mit dem Ritter wurde nun aber deſto zärtlicher. Ihr fielen immer die kummervollen Tage ein, da ſie von Liſſow getrennt war. Sie dachte ſich den Schmerz des Ritters, wie den ihrigen, und hielt es für Pflicht, ihn wenigſtens zu tröſten, wenn ſie ihm auch nicht rathen ſollte. Jetzt ſchloß ſie ſich noch inniger an den Ritter; ihre

Freundſchaft wurde nun ſo zart, ſo herzlich, daß aufs neue bei dem Ritter die Hoffnung erwachte. Wie die Weiber nun ſind! Jakobine ſagte dem Ritter nichts; aber zuweilen machte ſie doch eine feine Anſpielung auf eine unglückliche Liebe, und jedesmahl that ſie das mit einem tiefen Seufzer. O Himmel! o Entzücken! Rheinfeldens Seele verging vor Freude bei dieſem erſten Strahle der Seligkeit. Er ſah ſie an, ergriff dieſe Anſpielung, und war eben im Begriff loszubrechen. Jakobine ſah es. Sie zitterte vor dem Vertrauen, das ſchon auf ſeinen Lippen ſchwebte, weil ſie fürchtete, ihm alsdann rathen zu ſollen. Der Ritter bemerkte ihre Unruhe, und ſenkte das Geſtändniß ſeiner unglücklichen Liebe wieder in ſein Herz zurück. Laß ihre Empfindung erſt ihr Herz zerſprengen! rief ihm der Inſtinkt zu. Er ſchwieg mit einer kummervollen Miene, und drückte nur wild Jakobinens Hände.

Jetzt zweifelte Jakobine nicht mehr, daß der Unglückliche ein Mädchen liebte. Sie wäre ruhig geworden, wenn ſie nur noch gewußt hätte, ob er wieder geliebt werde. Dem

Mädchen, das ſie ſich dachte, lieh ſie alle Reitze, und die Thränen, die ſie ſelbſt ehedem vergoſſen hatte. Sie liebte es ſchon im voraus, und liſpelte ſtill: o ſie ſoll mich lieben, und wir wollen glücklich ſeyn! Wenn der Ritter bei ihr allein war, ſah ſie nicht, wie ſeine Blicke voll Sehnſucht auf ihr hingen; ſie dachte nichts bei ſeinen Händedrücken, bei ſeiner ſtummen Verzweifluug. Man hätte Jakobinen ſagen können, der Ritter liebe ſie; gewiß würde ſie es niemanden, ja kaum ihm ſelbſt, geglaubt haben. Sie hatte gar keinen Sinn dafür, wie man das Weib eines Andern lieben könne. Ihr ſchönes Herz war für die Tugend geſchaffen; ſie hielt das Verbrechen bei jedem, den ſie liebte, für unmöglich. So bahnte ſie ſelbſt in der heiligſten Unſchuld, in dem zärtlichſten Mitleiden, den Weg zu ihrem Verderben.

Der Ritter wollte die Hoffnung, die Jakobine ſelbſt ihm gegeben hatte, nicht wieder fahren laſſen, und ging ſeinen Weg fort. Jetzt entfuhr ihm eine Anſpielung auf eine unglückliche Liebe; dann nannte er ſich den unglücklichſten aller Menſchen. Jakobine, die nichts mehr ſagen wollte, ſeufzte doch, wenn ſie das hörte; ihr Buſen ſchlug, und zuweilen rann ſogar eine Thräne des Mitleidens aus ihrem Auge. Jetzt klagte er, daß ſich ein Vorurtheil ſo grauſam ſeiner Glückſeligkeit in den Weg ſtelle. (Er meinte die eheliche Treue, und ſie dachte an ſein Ordensgelübde.) Sie ſeufzte darüber. „Aber, rief er dann, ſollen Vorurtheile die Seligkeit zweier Herzen zerſtören?“ Sie ſah ihn nachdenkend von der Seite an, ſeufzte wieder, ſtand auf, und ging, weil ſie an ihres Vaters Rath, den Ritter ſich ſelbſt zu überlaſſen, dachte.

„Ja, ſie liebt mich,“ rief der Ritter voll ſtolzer Freude. „Die Strahlen ihrer Liebe brechen ſchon gewaltig aus ihrem Herzen hervor. Ja, ſie liebt mich! O ich Glücklicher! Was kann die Freundſchaft, was die Tugend nun noch fordern? Bei Gott! nichts. Soll ich ihr Herz unter meiner Liebe, deren Allmacht ich ſo gut kenne, brechen laſſen, damit ich Ihm eine kalte Klage erſpare? Soll dies Weib unglücklich werden, dies Weib, das der Himmel zum Genuſſe des höchſten Glückes ſchuf? Iſt unſere Liebe ein Verbrechen, ſo hat dies tugendhafte

Weib mit ihrer Unſchuld ſie zur Tugend geheiligt. Jakobine liebt; und jetzt will ich meine Liebe gegen den Himmel vertheidigen. Jakobine liebt; und ſie iſt keines Verbrechens fähig. Die Eine Thräne, die ſie weinte, hat alle Schuld von ihrem und von meinem Herzen abgewaſchen. Mehr als dieſe Eine koſtbare Thräne können das beleidigte Vorurtheil und die beleidigte Freundſchaft nicht fordern! Sie haben ihr Opfer: dieſe Thräne. Und nun brich hervor, du allmächtige Liebe, und belohne den langen blutigen Kampf zweier Herzen, welche die Natur für einander beſtimmte!"

Er warf ſich, wie ohne Bewußtſeyn, auf die Knie, als ob er vor Jakobinen läge. Im Uebermaße ſeiner Freude trieb er Thorheiten. Er ſah den Augenblick ganz nahe, da Jakobine, von Liebe überwältigt, ihn an den ſchönen Buſen drücken würde; und eilte mit ſeiner aufgereitzten Phantaſie dieſem Augenblicke vor, dem großen Augenblicke, da ihr Herz erliegen würde unter der Hand der mächtigen Liebe. Jetzt zitterte er vor Entzücken, wenn er die Gewalt der Leidenſchaft dachte, mit der ſie, ſie, dieſes Weib, das nichts als Liebe war, an ihm hangen würde; dann wieder vor Furcht, daß eben dieſe Gewalt ihrer Leidenſchaft ſie verrathen möchte: denn ſogar in Liſſows Gegenwart warf Jakobine Blicke der kummervollſten Liebe auf ihn.

So war es wirklich. Jakobine fühlte das zärtlichſte Mitleiden für den Unglücklichen, und zeigte, weil ſie nichts von des Ritters Gedanken ahnte, ihm offen, was ſie fühlte. Er bewunderte nur Liſſows Blindheit, und dankte dem Himmel dafür. Am meiſten erſtaunte er aber darüber, daß auch der Alte, der feine Alte, ſich ſo betriegen ließ. Er gab ſich alle Mühe, Beide in dieſer gutmüthigen Sicherheit zu erhalten. Gegen Liſſow war er, ſo ſchwer es ihm auch wurde, jetzt freundſchaftlicher und zärtlicher als je. Um ihn zu betriegen? Ueber dieſen Gedanken flog er weg. Seltſam genug heuchelte er ſich ſelbſt vor, daß er Freundſchaft für Liſſow fühlte. Er tröſtete ſich mit dem Beiſpiele Jakobinens, die, wie er ſah, noch eben ſo zärtlich gegen Liſſow war, wie ſonſt.

Noch einmal warnte ihn ſein Genius gewaltig. Wenn die Familie Abends zuſammen war, ſo machte man Muſik, oder plauderte, oder las die Reihe herum vor. Unſre Deutſche Litteratur blühete damals erſt auf; man las daher gewöhnlich Franzöſiſch. Jakobine mußte eines Abends leſen. Der Alte ſaß an ihrer Seite, mit ſeinem Taback; gegenüber der Ritter, der ſeine Hand vertraulich auf Liſſows Knie ruhen ließ, und um deſſen Rücken Liſſow ſeinen Arm geſchlagen hatte. Sie gaben ſich Zeichen bei jeder ſchönen Stelle, oder ſo oft Jakobine etwas vorzüglich gut deklamirte. Jakobine las mit immer ſteigendem Enthuſiasmus. Ihre Augen blitzten, ihr Buſen klopfte, ihre Stimme wurde immer reiner und inniger. Liſſow ſah mit zärtlichen Blicken ſein reitzendes Weib an. Leiſe ſeufzte er dem Ritter ein frohes Ach zu, und drückte ihn zärtlich an ſich. Der Ritter liebkoſ'te ihm. In dem Augenblicke las Jakobine mit beinahe erſtickter Stimme die beiden Verſe:

Sans crainte, sans soupçon, au milieu
du danger,
Il caresse la main qui le doit égorger.

Der Gedanke fiel mit ſolcher Gewalt, und ſo ſchnell, auf des Ritters Herz, daß er aufſprang und ſich eilig entfernte. Er lief auf ſein Zimmer; da ſtand ſein Verbrechen in der ganzen Abſcheulichkeit, unbeweglich, vor ſeiner Seele. Wohin er ſah, was er auch denken mochte: immer kam der Vers, „er drückt mit Liebe die Hand, die den Dolch auf ſein Herz zückt," wieder in ſeine Seele. Itzt erwachte ſein Gewiſſen noch einmahl, donnernd, ſtechend. Er verhüllte ſein Geſicht, und mit bittrer klagender Stimme wiederholte er laut die beiden Verſe. O, abſcheulich! abſcheulich! rief er. Ich grabe einen Abgrund unter den Füßen des Menſchen, der mich liebt, der voll Zutrauen an meiner Bruſt liegt, und ſchlummert! Nein, nein, nein! Sterben kann ich; und bis über das Grab hinaus wird mich ja dieſe fürchterliche Liebe nicht verfolgen. Fort von hier! fort! Nein, dieſe Hand, die ihm ewige Freundſchaft gelobte, die er ſo oft an ſeine Bruſt voll Liebe, voll Freundſchaft drückte, ſoll ihn nicht ermorden!

Liſſow kam herauf, um ihn zu fragen, ob ihm etwas zugeſtoßen ſey. Der Ritter fiel in ſeine Arme. „Vergebt mir," ſagte er; „vergebt mir die Unruhe, die ich Euch mache. Mein unglückliches Geſtirn! Nein, es ſoll Euch nicht länger quälen. Seyd glücklich; ich will fort, ich muß fort, und mein Glück, meine Ruhe aufſuchen. Vielleicht finde ich ſie wieder.“ — Wen hoffen Sie zu finden? Rheinfelden, ich beſchwöre Sie, ſeyn Sie aufrichtig! Wen ſuchen Sie? Reden Sie. Vielleicht können wir Ihnen helfen. — Der Ritter ſchüttelte den Kopf. — Nun denn, ſagte Liſſow, der jetzt durch des Ritters eigene Worte die Vermuthung, daß er geliebt hätte, und die Geliebte aufſuchen wollte, beſtätigt glaubte: nun denn, ich will nicht weiter in Sie dringen. Nur ſchonen Sie Jakobinen; ſie nimmt größern Theil an Ihrem Zuſtande, als Sie vielleicht wiſſen. Ihre Heftigkeit hat ſie ſehr erſchreckt.

Der Ritter erſtarrte. Er ſchwieg, und ſeine Empfindung heftete ſich mit neuer Gewalt an Jakobinen. Sein Entſchluß zu gehen war dahin. Er verwünſchte ſeine Heftigkeit, und lächelte dann heimlich über Liſſows Mißverſtändniß. Als Jakobine mit Liſſow ſchlafen ging, und vor ſeiner Thüre mit zärtlicher Stimme fragte: iſt Ihnen beſſer, lieber Rheinfelden? ſprang er an die Thür, und riß ſie auf.

Kaum ſah er die reitzende Jakobine, ſo ſchwor er ſchon wieder mit raſender Wuth: ſie ſoll mein ſeyn! — O, die Wolluſt iſt das ſchrecklichſte von allen Laſtern. Sie verſpottet die donnernde Stimme des Gewiſſens, die warnende Stimme des Himmels; noch mitten unter der zuſammen ſtürzenden Schöpfung würde ſie die lüſternen Arme nach ihrem Raube ausſtrecken. Wehe dem Herzen, das die Unſchuld verloren hat!

„Jakobine iſt ſehr erſchrocken über meine Heftigkeit? ſie nimmt mehr Theil an mir, als ich weiß?“ Aus dieſen beiden Vorſtellungen mahlte der Ritter die Nacht hindurch wollüſtige Bilder. Der Morgen fand ihn ſchon entſchloſſen, ſeinen Arm um ſeinen Raub zu ſchlagen, und ſollte Liſſows Herz in Verzweiflung darüber brechen. Ueber die letzte Vorſtellung ſchlüpfte er weg; ſeine lüſterne Begierde verſchlang alle andern Gedanken. Er flog jetzt den Weg des Verbrechens, den er vorher langſam gegangen war.

Liſſow ging nach Berlin, und der Alte mußte indeſſen ſeine Geſchäfte verrichten. Mit glühender Freude ſetzte der Ritter ſich in die fernſte

Laube des Gartens. Er war entſchloſſen, heute den entſcheidenden Schritt zu thun. Das erfüllte ihn mit bitterer Unruhe, und er zitterte ſogar vor Jakobinen ſelbſt. Jakobine war den Vormittag mit Rechnungen, die fertig ſeyn ſollten, beſchäftigt. Sie kam wohl ein Paarmahl, aber nur auf Augenblicke, und vertröſtete ihn auf den Nachmittag und Abend. Gegen vier Uhr hatte ſie endlich jene Arbeit fertig, und kam mit ihrer weiblichen zu ihm. Auf ihrer Stirn lag Unruhe; ſie heftete ihre Blicke feſt auf den Ritter, und alles an ihr war in einer geſpannten Bewegung. Mit einer kleinen Verwirrung ſetzte ſie ſich zu ihm, und ſah ihn gerührt an.

Liſſow hatte Jakobinen gebeten, dem Ritter ſein Geheimniß zu entreißen. Was auch der Vater dagegen haben mag, Jakobine, ſagte er allein zu ihr: ſein Zuſtand iſt zu wild, zu heftig, als daß wir länger ruhig zuſehen könnten, wie es enden wird. Du haſt ſein Vertrauen mehr als wir alle. Suche ſein Geheimniß zu erfahren. Gewiß er liebt; und ſein Herz erliegt unter der Unentſchloſſenheit. Gieb dir Mühe, Jakobine; er kann es deiner Freundſchaft nicht abſchlagen.

Jetzt war Jakobine endlich auf dem Punkte, auf dem ſie ſchon lange zu ſeyn gewünſcht hatte: ſie ſollte nun erfahren, wen der Ritter liebte, und ob die ſchöne Hoffnung ihres Herzens, an Rheinfeldens Weibe eine Freundin zu finden, erfüllt werden würde. Wir werden ungeſtört bleiben, lieber Rheinfelden, fing ſie mit großer Freundlichkeit an: die Kleinen hab' ich meinem Mann entgegen geſchickt, und mein Vater hat Geſchäfte. (In des Ritters Auge flog der hellſte Strahl der ſchönſten Hoffnung; denn klang das nicht, als ob ſie ihm andeuten wollte: jetzt iſt es Zeit, mir Ihr Herz zu entdecken?) Nun, ſagen Sie mir doch endlich, fuhr ſie noch zärtlicher fort: was machte Sie geſtern ſo wild? Sie ſollten ſich ſelbſt geſehen haben! Was war Ihnen denn, Rheinfelden?

„Die Verſe, die Sie laſen, Jakobine,“ fuhr er unbedachtſam heraus. Jakobine ſchwieg nachſinnend. Sie wollte ſich der Verſe erinnern. Die Verſe? ſagte ſie. Es waren, wie mich dünkt, die: sans crainte, sans soupçon, und wie es weiter heißt: er liebkoſt der Hand, die ihn ermorden ſoll. Weshalb fielen Ihnen denn die Verſe ſo auf? „Ich

„Ich war ein Kind,“ ſagte der Ritter einlenkend, „als ich meinem Vater das Verſprechen ablegen mußte, Malteſer zu werden. Ohne Argwohn, wie unglücklich das Kreuz mich machen könnte, ließ ich mich von meinem Vater zum Altare führen; ich küßte die Hand, die mein Glück zerſtörte. Das fiel mir ein; dieſes Gefühl meines Elends ergriff mich.“

Ihres Elendes, lieber Rheinfelden? (Sie ließ ihr Strickzeug in ihren Schooß ſinken.) Wenn Sie wüßten, wie das Wort mich ſchmerzt! Liebſter Rheinfelden, iſt denn Ihr Elend ſo gewiß? Hoffnung hat ja jeder Sterbliche; und Sie allein hätten keine?

„Ich allein habe keine. Die jammervollſte Verzweiflung iſt mein Loos.“

Nein, Rheinfelden, ſagte Jakobine ſehr bewegt; verzweifeln ſollen Sie nicht. — Sie legte ihre Hand drückend auf die ſeinige. Er ergriff die Hand, und drückte ſie an ſeine Lippen. „Ach, wenn Sie mein Elend kennten, Jakobine!“ rief er ſchmerzlich. „Ach, wenn ich es Ihnen ſagen könnte!“ — Sie ſah ihn mitleidig von der Seite an, und ſchwieg. Er fuhr fort: „aber ſo muß ich ſchweigen und verzweifeln. Meine Wünſche ſind Unmöglichkeit, mein Elend ohne Hoffnung.

Sie ſeufzte, und nun ſchwiegen ſie Beide ziemlich lange. Jakobine arbeitete langſam, und ſeufzte von Zeit zu Zeit; ſie ſann darauf, wie ſie es anfangen ſollte, ihm das Geheimniß zu entreißen, das er ihr nicht ſagen konnte.

„O Jakobine,“ hob er nach einiger Zeit wieder an, „wenn Sie in dieſe Bruſt ſehen könnten, Sie würden Mitleiden mit mir haben.“ Jakobine ließ ihre Arbeit ſinken, ſah ihn wehmüthig lächelnd an, und legte die Hand auf die Bruſt. Ach, Sie wiſſen nicht, ſagte ſie beinahe weinend, was ich für Sie empfinde. So reden Sie! was iſt Ihnen?

„Ich liebe,“ rief er und ſprang auf; „ich liebe mit unſäglicher Leidenſchaft, und bin unglücklich!“ Nun verließ er die Laube, und ging wild ein Paarmahl den Garten auf und nieder. Jakobine ſaß ſtill da, und betrachtete den Unglücklichen mit tiefem Schmerze. Sie faltete die Hände auf ihrem Schooße, und milde Thränen floſſen über ihre Wangen. Jetzt wußte ſie gewiß, was ſie vorher ſchon vermuthete; aber ſie zitterte vor der weitern

Erklärung. Sie fürchtete, ſie wußte ſelbſt nicht, was. Mit ihrem hellen Verſtande ſah ſie leicht ein, daß tauſend Fälle möglich wären, wo die Geliebte des Ritters, auch wenn ſie eine eben ſo glühende Leidenſchaft hätte, in Verhältniſſen ſeyn könnte, die es ihr unmöglich machten, ihm in die Verborgenheit zu folgen, welche allein ſeine Entſagung des Ordens bedecken konnte. O! ſeufzte ſie, und ſchlug die Hände zuſammen: der Unglückliche! Sie blieb zitternd in der Laube ſitzen. Was ſollte, was konnte ſie ihm ſagen?

Der Ritter ſah ſie die Hände ringen und ſeufzen. Er triumphirte ſchon. „Ja, ſie liebt mich!“ Sogleich ging er wieder zu ihr, ſetzte ſich neben ſie, und beugte die Stirn in die Hand. O Rheinfelden, ſagte ſie ſeufzend, ich bitte Sie, nicht dieſe hoffnungsloſe Stellung! Seyn Sie großmüthig; ſchonen Sie meiner!

„Ich liebe,“ ſagte er, ohne ſeine Stellung zu verändern; „und der Himmel ſelbſt kann meine Liebe nicht verdammen: denn ich liebe ein Herz, eine Seele, eine Unſchuld, die ſelbſt Engel anbeten würden, wenn ſie unter Menſchen wallten.“ Jakobine ſeufzte aufs neue.

So hatte ſie ſich die unbekannte Freundin gedacht, die ſie an Rheinfeldens Geliebter zu bekommen hoffte.

Und es wäre unmöglich? Das dachte Jakobine. Sie faßte ſeine Hand, drückte ſie, und fragte, halb ſchon die Antwort bei ihrer Frage ahndend: unmöglich? — „Ja, rief er, unmöglich! und das eben iſt mein Elend! Ach, vielleicht ſtellt ſich nur ein elender Zufall mir in den Weg; ein elendes Vorurtheil ſtürzt mich in dieſen Abgrund der Verzweiflung. Der Himmel, die Natur, die Liebe ſind auf meiner Seite; ja, ich wage es zu hoffen, auch das Herz, das ſchöne Herz des vollkommenſten Weibes auf Erden iſt auf meiner Seite: und dennoch — o, ich Unglücklicher!“ Er wollte aufſpringen. Sie ergriff zitternd ſeine beiden Hände. O Rheinfelden, rief ſie; ich bitte, ſchonen Sie meiner. Wollte Gott, ich könnte Ihnen mehr geben, als Mitleiden! Ach, ich weiß, Rheinfelden, ich weiß was Sie leiden. Auch ich kenne dieſe Thränen. — Sie verſank in ſtille Träume an jene Stunden, wo Liſſow ſie verlaſſen hatte. Thräne auf Thräne rollte von ihrer Wange. Sie ſtand langſam auf. Er faßte ihre Hand, und drückte ſie an ſeine naſſen Augen. „O, Ihr Mitleiden, Jakobine,“ ſtammelte er; „Ihr ſchönes Mitleiden — Gott! O, entziehen Sie mir wenigſtens Ihr Mitleiden nie. Nein, Sie kennen meinen Schmerz nicht; Sie fühlen nicht, was ich fühle. Nein, das fühlte nie ein Menſch. Ich war dazu aufbehalten, den ganzen Zorn des Himmels in ſeinem bitterſten Kelche zu leeren! — Jakobine!“ rief er wild, ſprang auf, und faßte ſie in ſeine Arme.

Sie drückte ihn einen Augenblick ſanft an ſich; dann wand ſie ſich aus ſeinen Armen los. Nein, Rheinfelden, ſagte ſie ſanft; laſſen Sie mich jetzt. Ich muß mich erholen. Werden Sie ruhiger, ich bitte Sie, werden Sie ruhiger! Nachdenken findet den Weg zum Glück, den die Verzweiflung überſieht. Laſſen Sie mich jetzt. Sie drückte ſeine Hand, und ging, zärtlich nach ihm zurückſehend, in das Haus.

„Wie?“ ſagte er, als ſie verſchwunden war: „wie war das? Nachdenken findet den Weg zum Glück, den die Verzweiflung überſieht? Das war ſo räthſelhaft, ſo hoffnungsreich, und doch ſo ruhig geſagt.“ Er konnte nichts heraus ſinnen. Er hatte auf einen fürchterlichen Sturm bei Jakobinen gerechnet, und ſah ſie nun in völliger Ruhe. „Hat ſie mich nicht verſtanden? Aber ihr Betragen, ihre Seufzer, ihre Thränen, ihre Worte! Auch ſie kennt meine Thränen! Ihre Umarmung zuletzt!“ Es blieb ihm etwas Räthſelhaftes in Jakobinens Betragen; dennoch aber war nun die lauteſte, wildeſte Freude in ſeiner Bruſt. „Noch eine ſolche Stunde, noch eine ſolche Unterredung, und ſie iſt mein!“ Nichts rechnet falſcher, als das Verbrechen, als die Begierde. Ein einziger Gedanke an Jakobinens Unſchuld hätte ihn überzeugen müſſen, daß ſie nicht fähig war, ihre Kinder wegzuſchicken, um mit ihm ungeſtört allein zu ſeyn, und ihm es dann noch zu ſagen. Er verlor ſich in ſeinem erträumten Glücke; aber ein fürchterlicher Schlag ſtürzte das ganze Gebäude ſeines Glückes und ſeines Verbrechens über den Haufen.

Er ſaß noch immer im Garten, und hoffte auf Jakobinen. Endlich kam ſie; allein an der Hand des verhaßten Liſſow. Sie gingen gerade auf die Laube zu, wo der Ritter ſaß. Mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit nahm Jakobine des Ritters Hand, und ſagte in einem ſüßen Tone: Sie haben mich zu Ihrer Vertrauten gemacht, lieber Rheinfelden, und ich kann nun nicht zufrieden leben, wenn ich nicht hoffen darf, daß Sie glücklich ſeyn werden. Ja, Liſſow, ich habe unſers Freundes Geheimniß. Er liebt, er liebt ein unſchuldiges, tugendhaftes Mädchen. Ein Zufall, ein Vorurtheil ſtellt ſich ſeinem Glücke in den Weg. Wenn dieſes Kreuz das Hinderniß Ihres Glükkes iſt, lieber unglücklicher Rheinfelden, ſo zögern Sie nicht, reißen Sie es ab, und tauſchen Sie dafür den Himmel ein, deſſen Seligkeit Sie (und darauf bin ich ſtolz) durch mich und Liſſow kennen gelernt haben. Ich bin zur Tröſterin der Unglücklichen nicht gemacht; denn, lieber Liſſow, ich habe heute Nachmittag mehr Thränen vergoſſen, als er ſelbſt. Er hat mir beinahe das Herz gebrochen. Ich dankte Gott, als ich allein war. Ihr ſeyd zwei Männer; doch das will wenig ſagen. Aber ihr ſeid Freunde, und Freunde, die Männer ſind: was wäre denen unmöglich? Sie können nicht überlegen, das weiß ich, lieber Rheinfelden. Ich kenne Ihren Zuſtand, ich habe Ihre Thränen ſelbſt geweint; aber Liſſow ſoll mit Ihnen überlegen. Schon vorhin habe ich Ihnen geſagt: Nachdenken findet den Weg zum Glück, den Ihre Verzweiflung überſieht. Und nun, bedenken Sie, noch Eins fehlt zu meinem Himmel: eine Freundin; und, Rheinfelden, die will ich Ihnen zu danken haben. Ich bitte Sie, lieber Rheinfelden, ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, und legte ihre Hand an ſeine Wange: nehmen Sie Liſſows Rath an. Auch Ihr Glück muß möglich ſeyn, Rheinfelden. Nein, ich zweifle nicht mehr daran. — Sie ſchlug ihr Auge gen Himmel, und eine Thräne rollte über ihre Wange. — Sie werden glücklich werden; nur trauen Sie Ihren Freunden.

Das ſagte Jakobine mit einem Tone, der ſcherzhaft ſeyn ſollte, in den ſich aber noch immer die ſchöne Stimme eines zärtlichen Mitleidens miſchte; und nun ließ ſie die beiden Freunde allein. Es ſo zu machen, hatte ſie in der Zeit, da ſie von Rheinfelden ging, bis Liſſow kam, beſchloſſen.

Man werfe einen Blick auf den Ritter; man denke an den Zuſtand ſeiner Empfindung in dieſem Augenblicke. Als Jakobine anfing zu reden, erſchrak er heftig. Als er aber endlich begriff, was ſie wollte, als nun das ſtolze Gebäude ſeines Glückes zuſammen ſtürzte, ſtand er da, der nackte, beſchämte Verbrecher, mit dem bittern Gefühle ſeiner Nichtswürdigkeit und ſeiner Schande: den Blick auf den Boden geheftet, bleich, zitternd, ergrimmt vor Scham, vor innerer tief beugender Scham, ſich ſo geirrt zu haben, vergebens ein Elender, ein Nichtswürdiger geweſen zu ſeyn. Da ſtand er, und der ganze Lohn ſeiner Verbrechen war das unauslöſchliche Gefühl ſeiner Schande, ſeiner Lächerlichkeit. Wäre ſeine Hand in dieſem Augenblicke bewaffnet geweſen, ſo hätte er in ſeinem Grimme, gleichviel wen, ſich, oder Liſſow, oder Jakobinen, ermorden können. Er ſtand wie eingewurzelt; die betrogene Freundſchaft, die beleidigte Liebe, das verrathene Zutrauen waren in dieſem Augenblicke bitter gerächt. Er hörte nicht, was Liſſow ſagte, und käuete nur an den Nägeln.

Mein Gott! rief Liſſow; Rheinfelden!

Kommen Sie zu ſich! Was ſtarren Sie ſo zu Boden? Wenn Sie nicht glücklich ſind, ſo ſeyn Sie wenigſtens ein Mann, ſo verdienen Sie wenigſtens durch Standhaftigkeit es zu ſeyn! Es dauerte lange, ehe er Liſſowen nur hörte. Giftige, Rache dürſtende Empfindungen hoben ſich, wie ſtürmende Wellen, in ſeiner Bruſt, und wurden wieder von Scham, von Selbſtverachtung verſchlungen. Wahrlich, er war in dieſem Augenblicke ein Böſewicht. Sein Ehrgefühl zerriß, und mit ihm das feſteſte Gewebe ſeiner Tugend. Er empfand noch Liebe für Jakobinen; aber es war eine fürchterliche Liebe geworden: Wolluſt, mit Haß und Rache geſchwängert. Er hatte das Herz nicht, ſein Auge gegen Liſſow aufzuſchlagen, ſo niedergeſchmettert war er; aber einen Dolch hätte er gegen ihn erhoben. Bis dahin war er Jakobinen noch nicht fürchterlich geweſen; jetzt war er es geworden. Seine Schande gab er dem Weibe Schuld, das ihn ſo freundſchaftlich liebte; und ſeine wollüſtige Begierde wurde durch die Begierde nach Rache noch ſchärfer und gewaltiger. Aus welchen ſeltſamen Fäden ſind die Verbrechen der Menſchen gewebt!

Endlich verſchaffte ſich Liſſow Gehör. Er drang mit allem, was die Freundſchaft Rührendes hat, in den Ritter, und ſuchte das Herz, das ſich ihm verſchloß, zu öffnen. „Ja, ich liebe,“ ſagte endlich der Ritter, weil er wohl fühlte, daß er ſprechen mußte; „ja, ich liebe ein Mädchen mit der glühendſten Leidenſchaft. Ich bin unglücklich; ſetzte er bitter hinzu: zerſchmettert, vernichtet! Laſſen Sie mich. Sie kämpfen ſo gut mit der Unmöglichkeit, wie ich. Ich werde nie glücklich werden, ſo wenig wie Sie von mir die nähern Umſtände meines Elendes erfahren können. Ihre Freundſchaft martert mich, ohne mich zu tröſten. Sie wiſſen nun die Urſache meiner Verzweiflung. Ich liebe ein Mädchen, liebte Sie ſchon, ehe ich mit Ihnen bekannt war, und vergaß ſie aus Leichtſinn. Ihr Glück hat mich wieder an die Verlorne erinnert, mit der ich eben ſo glücklich hätte ſeyn können. Meine Leidenſchaft, die nur ſchlummerte, iſt erwacht, und ich bin ohne Hoffnung ihr Raub. Jetzt wiſſen Sie alles. Nun laſſen Sie mich. Sie haben meine Wunden geſehen; gönnen Sie mir nun auch Zeit, ſie wieder zu verbinden.

Er ſchloß Liſſowen mit einer widrigen Empfindung in die Arme, ging auf ſein Zimmer, und kam den Abend nicht wieder zum Vorſchein.

Die ganze Nacht hindurch dauerte der Sturm ſeiner wilden Empfindungen fort. Der Schlaf nahm ſeinem Haſſe die ſchärfſte Spitze; Eigenliebe, die Schweſter der Tugend ſowohl als des Laſters, beſänftigte auch ſeinen Haß gegen Jakobinen. „Kann nicht Jakobine eine Abſicht gehabt haben, die ich nicht weiß? und wenn auch das nicht, ſo fängt doch ihr Herz an, ſo lebendigen Antheil an mir zu nehmen, daß...“ Neue Hoffnungen, freilich mit bitterer Scham gemiſcht, ſtiegen bei ihm auf. Sie unterdrückten zwar ſeinen Grimm; allein ſeine Empfindungen behielten doch alle einen Zug von dieſer gehäſſigen Leidenſchaft. Es ſchien ihm jetzt, als ob ſeine Ehre an Jakobinens Beſitze hafte. Die Hoffnung, ihre Liebe zu gewinnen, vernichtete zwar ſeine Rachſucht; aber der Gedanke, Jakobine könnte ihm entgehen, entzündete ſie ſogleich wieder. Durch den Zuſammenſchlag aller dieſer Empfindungen hatte er jetzt eine beſtimmte Abſicht bekommen, Jakobinen, es koſte was es wolle, zur Seinigen zu machen. Er wollte ſich von dem Lächerlichen, ſich ſo ſeltſam in Jakobinen geirrt zu haben, befreien, und ſeine Eigenliebe ſo gut als ſeine Begierde nach Jakobinen befriedigen. Nun traten alle Kräfte ſeiner Seele, die doch vorher noch leiſe und laut widerſtanden, auf die Seite ſeiner Wolluſt Die Erfüllung ſeines Wunſches befriedigte nicht mehr allein ſeine Begierde; ſie rächte ihn auch an Jakobinen, die ihn ſo empfindlich getäuſcht hatte, ſie befriedigte auch ſeinen gekränkten Stolz. Wie konnte die leiſe Stimme ſeines Gewiſſens ſich noch in dem Sturme dieſer drei wilden Leidenſchaften — der Wolluſt, der Rachſucht und des Stolzes - Gehör verſchaffen? Es ſchwieg, von dem Tumulte betäubt.

Er trug nun die Maske fort, die ihm der Zufall gegeben hatte. Jetzt konnte er mit Jakobinen frei von ſeiner unglücklichen Liebe reden. Er mahlte ihr ein Bild von ſeiner Geliebten, worin ſie hätte ſich ſelbſt erkennen müſſen, wenn ſie weniger beſcheiden geweſen wäre. Sie erſtaunte voll Ehrfurcht vor ihren eigenen Tugenden, bewunderte das Herz, das ſie ſelbſt hatte, und fand zum erſtenmahle die heißeſte

Liebe nicht genug für ihre eigenen Vollkommenheiten. Sie drang nun mit neuer Gewalt in den Ritter, ihr zu ſagen, warum er an dem Beſitze dieſes liebenswerthen Geſchöpfes verzweifle. Der Ritter ließ ſich lange bitten; endlich wagte er es, ihr das Geheimniß zu entdecken. „Meine Geliebte,“ ſagte er, als Jakobine einmahl wieder lebhaft in ihn drang: „meine Geliebte iſt ſchon verheirathet.“ — Jakobine warf einen heftigen Blick auf ihn, nur Einen; dann ſtand ſie auf, und verließ ihn.

Der Ritter konnte ſich den Blick nicht erklären. Es war ein Blick, als ob ſie heftig überraſcht, heftig erſchreckt wäre. „Wie?“ fragte der Ritter ſich ſelbſt: „ſollte ſie gemerkt haben, daß ich ſie meine?“ Jakobinens Betragen ſchien ihm das zu beſtätigen. Sie vermied es ſichtlich, mit ihm allein zu ſeyn; und war ſie durch Umſtände dazu gezwungen, ſo ſuchte ſie mit allen Zeichen einer ängſtlichen Verlegenheit dem Geſpräche von ſeiner Liebe zu entgehen. Aber dennoch war ſie noch eben ſo zärtlich gegen den Ritter, wie ſonſt; ja, ihre Zärtlichkeit hatte ſogar etwas Geheimnißvolles bekommen, etwas unendlich

Rührendes. Der Ritter forſchte jetzt ganz fein: ob ſie ihrem Manne oder ihrem Vater etwas geſagt hätte; allein beide wußten nicht das Mindeſte.

So raſch er vorher verfahren war, ſo behutſam verfuhr er jetzt. Er fühlte ſehr wohl, daß er mit einem ſeltnen Weibe zu thun hatte. Zwar ſtieg ſeine Hoffnung wieder; allein er überließ ſich ihr nur mit Mißtrauen. Freilich konnte er beinahe nicht mehr zweifeln, daß ſie nun ſein Herz kannte: warum ſollte ſie ihn ſonſt vermeiden, warum ein Geſpräch fliehen, woran ſie ſonſt ſo großen Antheil genommen hatte? Sie ſchien unruhig, verlegen, wehmüthig, und dennoch zärtlich. War das Liebe, mit dem Gefühl ihres Unrechts? Was konnte es ſonſt ſeyn? Er glaubte es, war glücklich, und zitterte dennoch.

Kaum hatte er das Herz ſie anzuſehen, wenn ſie ſo unruhig neben ihm ſaß; noch weniger wagte er es, mit ihr von ſeiner Liebe zu ſprechen, weil er noch immer mit Schrecken an ſeinen erſten Irrthum dachte. Er glaubte heimliche Liebe zu ihm in ihrem ſanften Auge zu ſehen; aber dennoch zitterte er vor Jakobinens Tugend.

Jakobine dachte mit keinem Gedanken daran, daß der Ritter ſie meinen könnte. Sie hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ihm ein ſolches Hinderniß im Wege ſtände. Sein Ordensgelübde, oder ſo etwas, das ſich durch einen feſten Entſchluß voll Tugend wegräumen ließe, war alles, was ſie ſich dachte. Sie entſetzte ſich, als der Ritter ihr ſagte: meine Geliebte iſt ſchon verheirathet; und Sie würde ſich mit dem allerentſchiedenſten Abſcheu von ihm gewendet haben, wenn ſie nicht die Vorſtellung gehabt hätte: der Ritter habe der Hand ſeiner Geliebten um ſeines Ordens willen entſagen müſſen. Seinen Kummer hielt ſie für Reue, daß er ſeinem Orden die Liebe aufgeopfert habe. Des Wunſches, das Weib eines Andern zu beſitzen, glaubte ſie ihn gar nicht fähig, und rechnete es ihm hoch an, daß er nicht einen Schritt wagte, ſich ſeiner Geliebten wieder zu nähern. Sie achtete ihn dafür, daß er in ſeiner Verzweiflung dennoch ſtark genug ſey, in Friedrichsfelde, getrennt von ſeiner Geliebten, zu leben; und daß er Berlin (wo dieſe nach ihrer Meinung war) verlaſſen habe. Freilich hielt ſie es für Unrecht,

recht, daß er, wenn auch ganz heimlich, das Weib eines Andern liebte; „aber," ſagte ſie traurig, „er iſt ja ein Menſch! Und wenn Liſſow nicht zurückgekommen wäre — würde ich je ſo ſtark geweſen ſeyn, ihn nicht zu lieben? Er thut nicht recht; aber wie ſchwer iſt hier die Tugend!" Aus Mitleiden, aus Liebe zu dem Ritter, verſchwieg ſie das Geheimniß ihrem Vater und ihrem Manne, weil ſie deren brennenden Haß gegen jeden kannte, der das Eigenthum eines andern kränkte. Sie wollte dem Ritter nicht noch obenein den Troſt der Freundſchaft, und das Bedauern der Tugend entziehen. Für ihr Theil vermied ſie es indeß von jetzt an, mit ihm allein zu ſeyn, weil ſie davor zitterte, einmahl mehr hören zu müſſen, als ſie wünſchte. Sie war zu gut, um ihm zu ſagen: Sie thun Unrecht!

Der Ritter hoffte noch immer, Jakobine ſollte ſich ihm nach und nach mehr nähern; aber vergebens. Sie wurde, als er von ſeiner Liebe ſchwieg, ſogar wieder ruhiger. Er mußte noch einen Schritt thun; und er that ihn mit Zittern. „Ihre ſcheue Tugend," dachte er, „muß ſich nach und nach an den Anblick des — Verbrechens, ſprang auf ſeine Zunge, er verſchluckte das Wort mit gefalteter Stirn — an den Gedanken gewöhnen, daß es kein Verbrechen iſt, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen.“ In einem Geſpräche mit ihr über die Gewalt der Leidenſchaften ſagte er, nachdem er ihr mehrere auffallende Beiſpiele erzählt hatte: „Wie? wollen Sie, Jakobine, Sie gütige, mitleidige Seele, ein Weib verdammen, wenn ſie ſich einer glühenden Leidenſchaft hingiebt, die ihr ganzes Weſen durchflammt, die das Werk des Himmels iſt, der ihr das Herz gab? Wollen Sie das Weib verdammen, das endlich nach einem langen, ſchweren Kampfe unter einer verzehrenden Liebe erliegt? das mit heißen Thränen, mit ganz aufgelöſter Seele endlich geſteht: die allmächtige Natur iſt ſtärker, als ich; das nun endlich nach dem ohnmächtigen Ringen mit der Natur, mit ihrem Herzen, mit ihrer Liebe, mit dem was die Menſchen Tugend und Treue nennen, ſich an den Buſen des Mannes wirft, der ſie Jahre lang anbetete, ſein ganzes Weſen ihr hingab? wollen Sie ein ſolches Weib verdammen, wenn ſie endlich das Wort bricht, das ſie ſo unvorſichtig ihrem Manne gab, ihn ewig zu lieben, ihrem Manne, der durch Kälte und Gleichgültigkeit ja beweiſt, daß er ihrer Liebe überdrüßig iſt?"

Jakobine ſprang mit einem ſehr ſichtlichen Abſcheu auf. Ich bitte, Rheinfelden, rief ſie mit funkelnden Augen: ich bitte, ſchweigen Sie! Die elendeſte, die allerverächtlichſte Leidenſchaft, die Wolluſt, nennen Sie ein Werk des Himmels? dieſe Abſcheulichkeit nennen Sie Liebe? Wie? ich ſollte ein ſo verächtliches Geſchöpf, das wollüſtig in die Arme eines fremden Mannes ſtürzt, ihre Treue bricht, ihren Mann verächtlich macht, ihr häusliches Glück ſtört, den Nahmen Mutter ſchändet, alle Bande der Natur zerreißt, um ihrer Wolluſt zu fröhnen — ein ſolches Weib ſollte ich nicht verachten? nicht haſſen? Ich bitte Sie, reden Sie nicht mehr davon. Es iſt gräßlich! gräßlich! — Sie zitterte vor Abſcheu bei dieſen Worten.

„Ich rede nicht von Wolluſt, Jakobine," ſagte der Ritter einlenkend; „ich rede von einer reinen, keuſchen Liebe, von dieſer höchſten Liebe der Seele, die der Stolz des Menſchen iſt.“

Nun, ſo haben Sie Sich ſehr ſeltſam ausgedrückt; ſo paßt nichts von dem, was Sie ſagten. Sie lieben mich, nicht wahr? Ich liebe Sie wieder, und gewiß, Rheinfelden, von ganzem Herzen. Hundertmahl haben wir Ihnen geſagt, wie nothwendig Sie zu unſerer Zufriedenheit ſind. Aber dieſe Liebe hat mir noch nicht den geringſten Kampf gekoſtet. Ich liebe Sie zärtlich, und gewiß eben ſo zärtlich, wie mein Mann; aber dieſe Liebe ſtimmt mit meinem Herzen überein, mit meiner Tugend, mit dem Himmel, mit der Natur, mit allem, was Sie vorhin nannten, und wovon Sie ſagten, daß man damit kämpfen müßte. Meine Freundſchaft zu Ihnen vermehrt meine Zufriedenheit, und macht mir keine Unruhe.

„Aber,“ ſagte der Ritter beſtürzt und lauernd, „ſetzen Sie den Fall, Jakobine, Sie bemerkten an mir mehr Vollkommenheiten als an ihrem Manne: ich wäre wohlthätiger, edler, großmüthiger, gütiger, klüger, gebildeter; nehmen Sie die Eigenſchaft, die bei Ih nen den größten Eindruck machen müßte, geben Sie mir die, ſo — Sie können nicht läugnen, ſo könnte bei Ihnen doch der Wunſch aufſteigen . . .“

Jakobine lächelte. Ei nun ja! Und der Wunſch, lieber Rheinfelden, ſteigt auch oft bei mir auf. Schon hundertmahl habe ich gewünſcht, daß Liſſow ſo viel Muſik, ſo viele Sprachen verſtehen möchte, wie Sie. Aber was hat das damit zu thun? Gut, ich würde dann wünſchen, mein Mann möchte auch die Eigenſchaften haben, die Sie da nannten. —

„Sie wollen mich nicht verſtehen, Jakobine,“ ſagte der Ritter empfindlich. — Nun? fragte Jakobine. — Der Ritter fuhr fort: „ſo könnte doch wohl bei der tugendhafteſten Frau der Wunſch aufſteigen, dem vollkommneren Manne ihre Hand gegeben zu haben. Wenn nun, ſetzen Sie den Fall, dieſer fremde Mann an dem Weibe Vollkommenheiten bemerkte, die er noch nirgends fand; wenn ſeine wohlwollende Empfindung für das Weib immer wüchſe, Liebe, heiße Liebe würde —“

Nun? fragte Jakobine wieder. — Der Ritter ſchwieg einige Augenblicke; dann fuhr er fort: „ſo könnte doch der Wunſch bei ihm entſtehen, dieſes Weib zu beſitzen. Wenn nun das Weib, mag ſie ſo tugendhaft ſeyn, wie ſie will, ſeine Liebe bemerkt, ihn ſchätzt, ihm Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaubt; wenn nach und nach die Empfindungen ſich erhöhen, verfeinern; wenn die gegenſeitige Liebe Leidenſchaft, eine verzehrende Flamme wird: ſo . . .“

Ich verſtehe Sie wirklich noch nicht, ſo gern ich Sie auch verſtehen möchte. Nun ja, eine Frau kann tauſend gute Eigenſchaften an einem Manne bemerken, die ihr Mann nicht in einem ſo hohen Grade hat; obgleich das ſchon ſchwer iſt, wenn eine Frau ihren Mann wirklich liebt: denn ich glaube, ſchon die Eigenliebe verdeckt der Frau die Fehler ihres Mannes. Indeß kann doch die höchſte Werthſchätzung eines andern Mannes nicht den Grad der Liebe erreichen, den das allerinnigſte Vertrauen der Ehe, und die Liebe zu gemeinſchaftlichen Kindern — o, die Stärke dieſer Liebe kennen Sie gar nicht, Rheinfelden! — zwiſchen Mann und Weib hervorbringen. Welche fremde Liebe könnte ſtark genug werden, die heiligen, die vielfachen Bande, welche die Natur, die Liebe, die Hoffnung, die Zufriedenheit, die Dankbarkeit, das Vertrauen und alle Tugenden um Mann und Weib geſchlungen haben, zu zerreißen? Unmöglich! ganz unmöglich! Ich weiß wohl, daß es geſchieht; ja, mein Vater ſagt, daß es ſogar häufig geſchieht. Wolluſt, ſagt mein Vater. Nun denn, ſo iſt dieſe Wolluſt das abſcheulichſte aller Laſter, eben weil es alle Bande der Natur zerreißt. O Himmel! — fuhr ſie fort, und hob beide Arme in großer Bewegung empor — wie wäre es mir möglich, je zu vergeſſen, daß ich Liſſows glückliches Weib, daß ich Mutter ſeiner Kinder bin, daß ich ihm, ſeiner Liebe, und meiner Liebe, alles, jeden Genuß, jede Hoffnung, jede Tugend ſogar verdanke! O, ich bitte Sie, Rheinfelden, ſchweigen Sie.

Der Ritter ſchwieg erſtaunt und erbittert über die hohe Unſchuld dieſes Weibes, die ihn nun ſchon zweimahl ſo beſchämend getäuſcht hatte; aber eben dieſe hohe Unſchuld wurde für ſeine Wolluſt ein Reitz mehr. „Welch eine Seligkeit,“ dachte er in ſeinen grauſamen Träumen, „wenn nun endlich dieſes Weib im

Kampfe mit der Liebe erliegt; wenn dieſe ſchönen Arme, widerſtrebend, endlich von der Liebe gehoben, mich zitternd umſchlingen; wenn ihre ſchöne Bruſt voll Liebe und voll Angſt an meinem Herzen ſchlägt!“ Der Wollüſtling iſt der grauſamſte Egoiſt: er zerſtört, um zu genießen; er hauet den Baum nieder, um ſeine Früchte zu pflücken; er kennt nichts, er will nichts, als ſich ſelbſt.

Der Ritter ſah nun wohl, daß er nicht zum Zwecke kommen würde, wenn er nicht Jakobinens reine Seele vergiftete. Er ſchwieg eine Zeitlang ganz von ſeiner Liebe; allein deſto mehr ſuchte er in den öfteren Unterredungen, die er ſich mit Jakobinen zu verſchaffen wußte, den Grund ihrer Tugend, ihre Vorſtellungen von der Tugend, zu erſchüttern. Er fühlte wohl, daß er auf dieſem Wege ſehr leiſe gehen mußte, um Jakobinen nicht ganz und auf einmahl von ſich zu entfernen. Ganz fein ſchob er in ſeine Geſpräche Anmerkungen, Zweifel, Fragen ein, welche die Tugend zweifelhaft, ja lächerlich machen ſollten. Jakobine bemerkte dies an ihrem Freunde, und zitterte für ihn. Sie vermuthete, daß Leidenſchaft für ſeine

Geliebte ſein Herz irre führte, und fing ein Paarmahl an, mit ihm über dieſen Gegenſtand zu disputiren: allein der Ritter war ihr doch zu gewandt; ſie konnte zulezt gewöhnlich nichts weiter ſagen, als: es iſt nicht ſo; das fühl' ich! es iſt abſcheulich! Sie ſchwieg ganz über dieſen Punkt; deſto mehr aber bedauerte ſie im Stillen ihren Freund, daß ſein Herz dieſe falſche Wendung bekommen hatte. Sie freuete ſich nur darüber, daß ihr Mann und ihr Vater nichts von dieſen abſcheulichen Grundſätzen des Ritters merkten; beſonders ihr Vater, dem aber doch ſeit einiger Zeit in dem Benehmen des Ritters etwas Zweideutiges aufgefallen zu ſeyn ſchien. Sie wollte den Ritter warnen.

Eines Abends ſchlug ſie vor, Pope's Verſuch über den Menſchen zu leſen, den der Ritter in einer Franzöſiſchen Ueberſetzung bekommen hatte. Sie nahm das Buch in großer Bewegung, und las mit gerührter Stimme. Auf einmahl wurde ſie unruhig; ihre Hand zitterte, ihr Buſen klopfte, ihre Stimme wurde affektvoller, ihre Augen funkelten. Sie warf einen ſprechenden Blick auf den Ritter, und las nun den Vers:

Prétendrez-vous qu'il n'est ni vices, ni vertus?

Sie machte eine lange Pauſe, in der ſie ſich zu erholen ſchien. Dann las ſie mit ſanfter Stimme weiter, und legte die Hand auf die Bruſt.

L'esprit veut-il prouver une telle chimère,
Le coeur le contredit, et le force à se taire.

Mit einem tiefen Seufzer fuhr ſie fort, und ihre Augen ſchimmerten von ein Paar Thränen:

Le vice est regardé comme un monstre odieux
Dans le premier instant qu'il paroît à nos yeux;
Mais l'horreur qui le suit, par degrés diminue,
Nous nous accoûtumons à soutenir sa vue:
Bientôt le coeur pour lui se laisse interesser,
Et notre aveuglement va jusqu'á l'embrasser.

Sie konnte vor Rührung nicht weiter leſen, warf noch einen Blick durch ihre rinnenden Thränen auf den Ritter, ſchlug das Buch zu, und ſchwieg. Der Ritter erröthete; er fühlte ſehr deutlich, daß dieſe Lektüre ihm beſtimmt geweſen war.

Der Alte fragte Jakobinen, was in dieſer Stelle für ſie ſo rührend geweſen wäre. — „O,“ erwiederte ſie, „iſt es nicht ſchrecklich, daß ein edler Mann am Ende ſo weit kommen kann, das Verbrechen lieb zu gewinnen?“

Man redete nun über dieſe Stelle, über die Macht des Laſters. Der Ritter ſchwieg; aber doch nicht ganz ruhig. Sein Herz war auf der Folter. Das Verbrechen, ſagte der Alte, wird dem Menſchen gewöhnlich ſehr leicht. Der erſte Schritt dazu iſt der ſchwerſte; die übrigen folgen von ſelbſt. C'est le prémier pas qui coûte! „Nun, ſo behüte Gott,“ ſagte Jakobine gerührt, „uns alle vor dem erſten Schritte!“ Sie ſah den Ritter noch einmahl flüchtig an. Er hing mit finſtern nachdenkenden Blicken an dem Boden. Jakobine lächelte, als ſie ſeine Stellung ſah; ſie glaubte ſein Herz getroffen zu haben.

Arme Jakobine, wie wenig kannteſt du den Wollüſtigen! Der erſte Schritt, von dem du ihn abhalten wollteſt, war längſt gethan; er ſtand ſchon am Ziele des Verbrechens. In dieſem Augenblicke, da du ihn gerührt glaubteſt, brannte die abſcheuliche Flamme in ſeinem Buſen noch lodernder. Deine ſchöne Stimme, nicht die Worte, die du laſeſt, brachte ſein Herz in eine zitternde Bewegung. Dein pochender Buſen rührte ihn nicht, ſein Anblick erfüllte ihn mit heißen Begierden. Er brauchte die Waffen, womit du die Tugend vertheidigen wollteſt, gegen ſie. Die Worte, die du laſeſt, wendete er auf dich an. Sie waren der Schutzbrief ſeines Verbrechens, und reitzten ihn zu einem neuen Angriff auf deine Unſchuld!

„Ja,“ ſagte der Ritter, als er allein war, „ja, ſo iſt es. Die Untreue gegen ihren Mann ſcheint ihr ein abſcheuliches Ungeheuer. Aber man darf ihren Blick nur daran gewöhnen, ſo verſchwindet die häßliche Geſtalt; und zuletzt wird ſie meine Liebe für das Glück ihres Lebens halten. Richtig! der erſte Schritt iſt der ſchwerſte; und zu dem werde ich ja das gute argloſe Weib verleiten können!" Schon längſt hatte den Ritter ſein Genius verlaſſen. Arznei wurde ihm zu Gift; und Jakobine, die ſeine Tugend retten wollte, riß den letzten Keim derſelben aus ſeiner Seele. Der Wollüſtige findet in dem beſten Buche, wie überall, Nahrung für ſeine Flamme. Die martervolle Hölle löſcht ſeine Begierden nicht aus, und auch den reinen Himmel voll Unſchuld beſleckt er mit ſeinen Trieben. Nichts iſt dem Wollüſtigen heilig: eine weibliche Leiche entflammt ſeine Begierde, und eine weinende Magdalena lockt ihn mit ihren frommen Thränen zu nichts als zu Verbrechen. Der Ritter ſchwor es ſich, ſeine ſchöne Heilige zu beſitzen, die jetzt neue Reitze für ihn hatte.

Aber bald mußte er die Hoffnung, Jakobinen zu verführen, gänzlich aufgeben. Die tiefe Ehrerbietung, die er ihr bezeigte; die innige Anhänglichkeit, womit er ſich ihr hingab; die feinſten Schmeicheleien, die er ihrer Schönheit, ihrem Geiſte machte, um nur ihre Eitelkeit zu erregen: alles wurde zu nichts an dieſer demüthigen, reinen, treuen Seele.

Mit Verzweiflung ſah er ſich weiter als jemals von ſeinem Ziele entfernt. Er beſaß Jakobinens Achtung: denn er ſchwieg jetzt ganz von ſeinen Grundſätzen; ihr Vertrauen: wem trauete ihr argloſes Herz nicht? ihre Liebe, ihre reine Liebe: denn ſie glaubte, ihn der Tugend gerettet zu haben — Aber Liſſow, dieſer Glückliche, hatte ihre ganze Seele allein und ungetheilt.

Die Unmöglichkeit machte ſeine Begierden noch glühender. Er verzehrte ſich in der Hölle, die in ſeinem Buſen brannte. Seine Eiferſucht gegen Liſſow wurde bitterer Haß, und dennoch ſchmeichelte er ihm. Er haßte ſogar Jakobinens Kinder, weil Jakobine ſie ſo innig an ihre ſchöne Bruſt ſchloß. Feſt mußte er ſein ſchreckliches Geheimniß, ſeine Liebe, in ſein Herz verſchließen; keine Klage durfte hervorbrechen. Seinen Haß, ſeine Eiferſucht mußte er in ſeine Bruſt einkerkern. Die Verzweiflung drohete ſein Herz zu zerſprengen, und ſein Geſicht mußte lächeln. Er brachte der Erfüllung ſeiner Begierde fürchterliche Opfer; aber deſto unumſtößlicher wurde auch ſein Entſchluß, dieſe Begierde zu befriedigen. Voll

Wuth rang er die Hände, daß es kein Mittel gab, die Tugend gewaltſam zu zerſtören.

So war ſein Zuſtand. Jakobine kämpfte nicht mehr mit dem Laſter; ſie kämpfte mit der Verzweiflung. Ihre Unſchuld konnte er nicht zerſtören; aber ein unglücklicher Zufall lehrte ihn ein Mittel, ihre Ruhe zu vernichten. Er that es im wilden Taumel ſeiner Verzweiflung, als ſein moraliſches Gefühl nicht mehr reden konnte. Dahin führt die Wolluſt!

Ein junges Weib, Jakobinens Nachbarin, ſtarb nach einer ſchweren Krankheit. Jakobine war täglich in ihrem Hauſe geweſen. Anfangs zeigte die Kranke die allerfürchterlichſte Angſt vor dem Tode. Sie wurde kränker, und mit jedem Tage ruhiger. Ihr Mann kündigte ihr mit Händeringen ihren Tod an; ſie lächelte, und verſank ſogleich wieder in den Schlummer, worin ſie auch nach einigen Tagen ſtarb, ohne, wie es ſchien, den Tod zu bemerken, der ihr Leben endigte. Ach, wie ſchrecklich iſt der Tod! ſagte Jakobine, als ſie von dem Sterbebette der Frau zu Hauſe kam. Sie ſah mit ängſtlichen, zärtlichen Blicken auf ihren Mann, und reichte ihm beide Hände zu. Liſſow nahm ſie in ſeine Arme; ſie ſchloß ſich feſt an ihn, und der Ritter trat unmuthig an das Fenſter.

Für wen ſchrecklich? fragte der Alte, der keine Gelegenheit vorüberließ, wo er Bemerkungen machen konnte. Für den Zurückbleibenden: das geb' ich zu. Allein für den Sterbenden? wo iſt für den das Schreckliche?

„Wenn ich Liſſow, wenn ich meine Kinder, Euch alle verlaſſen ſollte! O Gott!" — Sie ſchauderte.

Die Natur würde dir leicht über dieſen Augenblick helfen, Jakobine. Sie verläßt ihre Kinder auch im Tode nicht. Da iſt ihre ſegnende Hand um nichts weniger mächtig als im Leben. — Wie ſtarb die Frau?

Jakobine erzählte. Nun, ſiehſt du? ſagte der Alte triumphirend; in dieſen ſchweren Augenblicken nimmt die gütige Natur den Sterbenden ſanft in ihre Arme, an ihren mütterlichen Buſen. Schlummernd betritt er die Gränze des Lebens, vor der er zitterte. Er lächelt noch bei dem letzten erlöſchenden Funken des Lichtes, und fühlt nicht, daß es der

letzte

letzte iſt. Dieſer Schlummer, der alle Krankheiten endet, iſt das Opium, das dir der Arzt in deiner letzten ſchweren Geburt gab, um dich zu betäuben. Du fühlteſt die Schmerzen der Geburt ſo wenig, wie der Sterbende, wenn die Natur ihm ihr Opium gegeben hat, die Schmerzen des Todes.

Dieſe unglückliche Vergleichung zerſchmetterte das Glück der Familie. Der Ritter horchte hoch auf. „Opium betäubte ſie ſo, daß ſie die Schmerzen der Geburt nicht fühlte?“ Glühend heiß floß ein Gedanke durch ſeine Seele. Ihn ſchauderte vor dem gewaltſamen Mittel; nur die Verzweiflung ſtreckte die Hand, aber nicht ohne Zittern, darnach aus. Er ſchwankte ſchrecklich. Seine Tugend erhob noch einmahl die unterdrückte Stimme, und rief ihm zu: Ungeheuer! — Nein! rief er, ſprang mit Heftigkeit auf, und ſeine Augen rollten fürchterlich. Er wollte dem ſchrecklichen Gedanken mit Gewalt entfliehen; aber immer kam er nach kurzen Zwiſchenzeiten wieder. So oft er Jakobinen ſah, fiel ihm der Gedanke aufs neue ein, und jedesmahl ergriff ihn eine fürchterliche Angſt.

Nach und nach verlor der Gedanke bei ihm ſein Schreckliches; allein noch immer dachte der Ritter ihn nur als eine Möglichkeit, die allenfalls in einem Romane zu gebrauchen wäre. In Berlin ſprach er mit einem Arzte darüber, nur um gewiß zu werden, ob Opium die Wirkung thun könne, oder nicht. Er erkundigte ſich genau nach allen Vorſichtsmaßregeln, die man dabei beobachten müſſe; und noch immer überredete er ſich ſelbſt, daß er nie im Stande ſey, ein ſolches Mittel zu gebrauchen.

Jetzt beſtürmte er mit aller Gewalt, mit aller möglichen Zärtlichkeit Jakobinens Herz, und gab ſich keine Rechenſchaft davon, wie es zuging. Schon lange hatte er die Unterſuchung ſeines Herzens geſcheuet; er hätte ſonſt leicht einſehen können, daß dies der letzte Verſuch auf ihr Herz ſeyn ſollte. Jakobine blieb ſich vollkommen gleich. „Bei Gott!“ rief er, die Hände ringend, und im Schmerze der Verzweiflung: „ſie zwingt mich, grauſam zu ſeyn.“

Immer näher erkundigte er ſich nach dem Gebrauche des betäubenden Mittels, und verſchaffte es ſich. Er wurde todtenbleich, wenn er es betrachtete, und legte es tief unter andre Sachen. Bald holte er es wieder hervor, betrachtete es mit wilden Blicken, warf es mit Abſchen von ſich, rang die Hände, und konnte dennoch nicht Herr des Gedankens werden. Er kämpfte mit der Wuth eines Verzweifelten, und immer wurde er matter.

Fort über die Geſchichte des abſcheulichſten Verbrechens. Die Qualen einer dreifachen Hölle ergriffen den Ritter ſchon, ehe es begangen war. Es wurde an einem Tage vollführt, da Liſſow in der benachbarten Gegend eine Gutsübergabe hatte. Jakobine bekam noch Abends ſpät einen Brief von Liſſow. Sie lief zu dem Ritter, um ihm den Brief zu zeigen. Ihre Fröhlichkeit reitzte die Begierde des Böſewichts, und erleichterte ihm das Verbrechen. Sie trank das betäubende Gift in einem Glaſe Wein auf Liſſows Geſundheit. Bei jedem Tropfen, den ſie hinunter trank, wälzte ſich die Hölle mit ihren Qualen in das Herz des Verbrechers. Er hätte ihr beinahe das Glas wieder entriſſen.

Wehe ihm! Das Mittel, welches die Natur gab, den Schmerz zu lindern, brauchte er, Schmerz zu ſchaffen! — Das Mittel that ſeine Wirkung; das abſcheulichſte Verbrechen wurde begangen.

Einen Augenblick triumphirte das Laſter, aber nur einen Augenblick; die Reue fiel mit Geierklauen in des Ritters Herz, ſobald die That verübt war. Jakobine erwachte aus der Betäubung. Ein Blick auf ſich, auf den Ritter, auf den Ort, wo ſie war, überzeugte ſie von ihrer Schande und von des Ritters Verbrechen. Todtenbleich, an allen Gliedern zitternd, ſlog ſie vom Lager auf, und warf einen Blick auf den Ritter. In ſeinem bleichen Geſicht, in ſeinen ſcheuen Blikken war ſein Verbrechen unverkennbar. Er hob die Hände zu Jakobinen auf. „Verzeihung!“ ſeufzte er leiſe; „meine verzweiflungsvolle Liebe!“ Er wollte Jakobinens Hand ergreifen; ſeine Bewegung gab der bleichen Bildſäule wieder Leben. Sie zog ihre Hand heftig zurück, und blickte auf ihn mit Haß, Verachtung, Ekel, Betrübniß und Verzweiflung. Er ſtarrte den Boden an. Heiliger Gott!

rief ſie. Mit langſamen, ungewiſſen Schritten, die geballte Hand feſt auf ihr Herz gedrückt, ſchwankte ſie zum Zimmer hinaus, und eine ſtarre Thräne kalter Verzweiflung ſtand in ihrem matten Auge. Der Ritter verhüllte mit beiden Händen das Geſicht. Ihm war, als ob die Decke auf ihn herabſtürzen wollte. Eine unnennbare Angſt ergriff ihn; ihn dünkte, als ob er Jakobinens Klagegeſchrei mit dem Heulen der Hölle hörte. Die Stimme verfolgte, trieb und ängſtete ihn. Er konnte nicht länger im Hauſe bleiben. Mit zitternder Hand ſchrieb er dieſe Worte auf ein Papier: „Sie ſind gerächt, unſchuldige Jakobine. Die Hölle iſt in meiner Bruſt! Ich will ſie tragen; nur werden Sie nicht unglücklich!“

Mit dieſem Billet ſchlich er langſam nach Jakobinens Zimmer, und öſſnete es leiſe. Jakobine lag vor dem Bette ihrer beiden Kinder auf den Knieen, und hatte ihr Geſicht in die gefalteten Hände gelegt. Ihr Athem flog laut und ängſtlich. Er kniete hinter ihr nieder, und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Drückende Angſt lag wie ein Felsſtück auf ſeinem Herzen. Wild ſah ſie ſich um. Das Papier fiel ihm aus der zitternden Hand. Er ſprang auf, verließ das Zimmer, taumelte zum Hauſe hinaus, den Weg nach Berlin, und ſah immer hinter ſich, weil er den ſchweren Gang der Rache hörte. Ermattet, ohne Hut, bleich, verſtört, wild kam er mit dem Morgen nach Berlin. Er ſchloß ſich in ſein Zimmer, und wurde erſt am Abend ſichtbar. Seine Bedienten kannten ihn kaum: ſo war er entſtellt!

Am andern Morgen fand der Alte, dem Jakobine zu lange ausblieb, ſeine unglückliche Tochter an dem Bette ihrer Kinder knieen. „Jakobine, fragte der Vater, was machſt du?“ Jakobine ſah ſich wild nach ihm um. Der Vater erſchrak, als er das bleiche Geſicht voll ſtarrer Wildheit ſah. „Was machſt du, Jakobine?“ fragte er noch einmahl, und reichte ihr die Hand. Ich bete, ſagte ſie in einem ungewöhnlichen Tone. Er hob ſie auf, nahm ſie an ſeinen Buſen, und rief: „Jakobine, liebſte Jakobine!“ Sie antwortete nicht. Er faßte ihren Puls, der wild und fieberhaft flog. „Du biſt krank, mein Kind,“ rief er ängſtlich. „Ich bitte dich, Jakobine, lege dich zu Bett.“ Er führte ſie an ihr Bett; ſie ſank matt hinein, und ſchloß das ſtarre Auge. Der Alte lief nach dem Zimmer des Ritters, und fand ihn nicht. Er ſchickte einen Boten in die Stadt an den Arzt, und einen an Liſſow. Der Arzt fand Jakobinen in dem heftigſten Fieber, und zuckte die Achſeln. Liſſow kam am Abend. Der Alte wollte ihn vorbereiten. Liſſow riß ſich mit wüthender Gewalt von ihm los, und ſtürzte in Jakobinens Zimmer. „Jakobine!“ rief er, als er das Zimmer öffnete. Er hob die Arme auf, und blieb ſo, ſtarr und bleich, an der Thüre ſtehen, als er ihr Geſicht ſah. „Jakobine!“ ſchrie er verzweifelnd. Sie ſchlug das Auge auf; aber es ſank ſogleich wieder. Liſſow jammerte, lief umher, rang die Hände, rollte das Auge. Schweigend küßte er des Arztes Hände, drückte ſie auf ſeine Bruſt, und konnte doch nichts ſagen. Er zeigte nur auf die Kranke, und ſein Athem flog eben ſo ſchnell wie Jakobinens Athem.

Der Arzt wurde gerührt von dieſer ſtummen Verzweiflung. Er blieb ſogar die Nacht. Das Fieber währte ſieben Tage. Liſſow ſaß ununterbrochen an ihrem Bette, und ſah mit ſtarren Augen nach ihr hin. So blieb er, faſt ohne Nahrung und ohne Schlaf. Am achten Tage ſagte der Arzt dem Alten: Entfernen Sie den Mann; die Frau ſtirbt. „Stirbt?“ fragte der Alte mit keuchender Bruſt. „O, lieber Herr, dann iſt es eins, ob wir alle einen Tag früher, oder einen Tag ſpäter ſterben.“ Der Alte eilte von dem Arzte weg in das Zimmer, warf ſich am Bette ſeiner Tochter nieder, ergriff ihre heißen Hände, benetzte ſie mit Thränen, und rief ſchluchzend: „O Jakobine! Jakobine! muß ich dein Grab graben! Sie ſtirbt, Liſſow! ſie ſtirbt!“

Liſſow ſaß ohne Bewegung da. Auf einmahl riß er ſich die Weſte und das Hemde auf, um ſeiner Bruſt Luft zu ſchaffen; man hätte ſein Geſicht für ruhig halten ſollen: doch endlich ſtürzte er mit dem ſchmetternden Jammergeſchrei: „o Jakobine!“ auf ihr Bett. Sie ſchlug die Augen auf, betrachtete ihn, reichte ihm langſam, in matten Abſätzen, die Hand, und wollte lächeln; aber ſie konnte nur den Mund freundlich verzucken. Liſſow riß ſich von ihr los, und warf ſich laut jammernd zu

Boden. Man mußte ihn halten. Aber Jakobine verlangte ihn zu ſprechen; und ſogleich war er ſanft wie ein Lamm. Er trat an das Bett, und hielt ſein Ohr an ihren Mund. Sie liſpelte leiſe, aber verſtändlich: „ich bin unſchuldig, liebſter Mann. Ich ſchwöre bei Gott, vor dem ich nun bald ſtehe: ich bin unſchuldig. Aber der Abſcheuliche hat mich entſetzlich betrogen. Denn ſieh, ich wußte nichts von meinen Sinnen. Es war mein Tod! Ich bin dir treu geweſen bis an den letzten Hauch meiner Bruſt.“ Liſſow ſah ſie ſtarr an. Er mußte ſich anſtrengen, um ſie zu verſtehen. Wer denn, Jakobine? fragte er. „Rheinfelden!“ ſagte ſie; und in das leidenſchaftloſe, aufgelöſ'te, bleiche Geſicht ſtieg noch einmahl ein Zug von Unmuth, von vergebendem Haſſe (ſo möchte ich ihre Miene nennen), als ſie den Nahmen Rheinfelden nannte. „Ich habe ihm vergeben,“ fuhr ſie fort. „Sag ihm das, Liſſow; aber ich danke Gott, daß ich ſterbe! Ich bin Deine Jakobine.“ Sie wollte die Arme aufheben, und konnte nicht. „O Liſſow, nimm mich noch einmahl in deine Arme.“ Sie brachte mühſam ihre Hände um ſeinen

Nacken. Seufzend ſuchten ihre Lippen die ſeinigen, und fanden ſie. „Liſſow!“ ſeufzte ſie, und drückte die kalten Lippen auf ſeinen Mund. Ein leiſer Hauch flog aus ihrer Bruſt, und ſie hing entſeelt in ſeinen Armen.

Liſſow hielt ſie noch immer ſanft umſchloſſen und an ſeinen Lippen. Er redete noch mit ihr. „O, meine geliebte Jakobine,“ ſagte er; „nein, du ſtirbſt nicht. Nein! nein! Gott wird dich mir erhalten!“

O Gott! rief der Alte, der es ſah, daß ſie ſchon todt war: kannſt du des Unglücklichen noch ſpotten? Sohn! ſagte er laut; ſie iſt todt. Verzweifle! — „Wer iſt todt?“ rief Liſſow, und ließ Jakobinen fallen. Er ſah ſie an, und ſchüttelte den Kopf zu wiederholten mahlen. Seine Miene würde man ein Lächeln genannt haben, wenn man die andern Geſichter und die Leiche nicht geſehen hätte. Er betrachtete ſie ſtarr, faßte mit zweifelndem Geſicht ihren Puls, und legte ſeine Hand auf ihr Herz. „Sie iſt wirklich todt, Vater!“ rief er auf einmahl, und drückte den Alten wild an ſeine Bruſt. Es koſtete Mühe, ihn los zu reißen; ihn aus dem Zimmer weg zu bringen, war unmöglich. Kaum konnte man ihn bereden, ſie in den Sarg legen zu laſſen. Er ſaß neben ihrem Sarge, und führte mit ihr ſo ſeltſame, und doch ſo rührende Geſpräche, daß niemand ihn mit trocknen Augen ſehen oder hören konnte.

Er verliert den Verſtand, ſagte der Arzt, wenn wir nicht ein Mittel finden, ihm eine andere Idee intereſſant zu machen. Der Alte fing an von dem Ritter zu ſprechen, den jeder, nur der Alte nicht, ganz vergeſſen hatte. Sobald Liſſow den Nahmen Rheinfelden hörte, wurde ſein Geſicht auf einmahl angeſpannt. Er horchte, und ſchien ſich zu beſinnen, tief zu beſinnen, legte die Hand an die Stirn, und ſchüttelte den Kopf, als ob er ſich nicht an das erinnern könnte, was er wiſſen wollte. So ſaß er eine Weile, und ſprang dann plötzlich auf. Man trug einige von Jakobinens Kleidungsſtücken aus dem Zimmer. Er nahm ſie und packte ſie in einen Schrank. Dann ſuchte er alles zuſammen, was Jakobinen gehört hatte. Jedes Bändchen, jedes Stückchen Papier, auf dem ihr Nahme ſtand, drückte er mit wilden Geberden an ſeine Lippen. Auf einmahl bemerkte er noch ein Papier in einem Winkel. Es war Rheinfeldens Billet. Er las es, las es wieder, und ſeine Augen fingen an zu funkeln. Jetzt flog er aus dem Zimmer. „Wo iſt Rheinfelden?“ rief er. In Berlin, antwortete deſſen Knecht, der wohl wußte, daß ſein Herr immer dort war, wenn er ſich nicht in Friedrichsfelde befand. Liſſow flog in den Stall. Dort fand er Rheinfeldens Pferd geſattelt, weil man nach der Stadt geſchickt hatte. Im eiligſten Galopp flog er nach Berlin, und vor Rheinfeldens Haus. Die Bedienten freuten ſich, als ſie Liſſowen ſahen, weil ſie glaubten, daß er ihren Herrn, der ſeit acht Tagen kein Wort geſprochen hatte, aufmuntern würde. Sattelt Eurem Herrn ein Pferd! rief Liſſow; geſchwind! Dann flog er nach des Ritters Zimmer, und riß die Thür auf. Der Ritter wurde todtenbleich. „Sie wollen Rache, Liſſow?“ ſagte er bitter lächelnd, als er des ſanften Liſſows wildes Geſicht ſah. „Sie ſind ſchon gerächt; mein . . .“

Ich will wiſſen, ob Jakobine unſchuldig iſt, ſagte Liſſow kalt und grimmig. Ich will Licht, Licht will ich!

„Jakobine iſt unſchuldig, unſchuldig wie ein Engel Gottes,“ erwiederte der Ritter kalt betheuernd.

Das ſollen Sie in Jakobinens Gegenwart ſagen. Die Welt ſoll es wiſſen, daß ſie unſchuldig iſt!

„Soll ich ſie noch einmahl ſehen?“ fragte der Ritter ſchmerzhaft. „Auch das! Ich werde doch ein Wort der Vergebung von ihren Lippen hören, wenn ſie meine Verzweifſlung ſieht.“ Er ging mit Liſſow hinunter, und Beide ſetzten ſich zu Pferde. Liſſow antwortete auf alles, was der Ritter fragte, verkehrt; ja, er ſchien ihn zuweilen nicht zu kennen. Der Ritter befand ſich in der That in einem bedauernswürdigen Zuſtande. Sein ganzes Herz, ſeine ganze Seele war eine brennende Wunde; eine immer lebendige Hölle in ſeiner Bruſt rächte Jakobinen bitter. Er ſuchte unterweges durch die rührendſten Geſtändniſſe ſeines Unrechts Liſſowen zu rühren; aber dieſer blieb immer gleich ſeltſam.

Sie kamen in Friedrichsfelde an. Liſſow flog die Treppe hinauf, und Rheinfelden hinter ihm her. Jener öffnete die Thür, und ſtürzte hinein; dieſer folgte ihm auf dem Fuße. Beide ſahen zugleich den Sarg, in welchem Jakobine, noch immer ſchön wie eine Grazie, weiß gekleidet lag. „Barmherziger Gott!“ riefen ſie Beide mit Einem Schrei; „iſt ſie todt?“ Beide ſtürzten ohnmächtig an der Seite des Sarges nieder.

Liſſow ſchien Jakobinens Tod vergeſſen, und bloß die Idee ihrer Unſchuld und der Ritter ſeine ganze Seele beſchäftigt zu haben. Dieſer hingegen, welcher nichts von Jakobinens Tode ahnte; nichts vermuthete, als eine kleine Streitigkeit zwiſchen beiden Eheleuten, die ſein Zeugniß beilegen ſollte; nichts fürchtete als die ſeltſame Wildheit des Mannes, aber entſchloſſen war, ihm jede Genugthuung, auch eine blutige, zu geben — trat wirklich etwas beruhigter in das Zimmer; und da lag Jakobine. todt, ſtarr, kalt, ausgeſtreckt vor ihm. Fürchterlicher iſt wohl nie ein Menſch überraſcht worden, fürchterlicher hat die ewige Gerechtigkeit wohl nie geſtraft, als hier. Der Ritter ſah, ſchrie auf, und ſank betäubt zu Boden.

Man hatte Mühe ſie Beide zu ſich ſelbſt zu bringen. Liſſow ſtürzte ſogleich über Jakobinens Leichnam her, badete ihn mit heiſſen Thränen, verlor wieder jede andere Idee als ihren Tod, rief ihr zu, verſicherte jedem mit den allergräßlichſten Schwüren, ſie müſſe wieder erwachen, wenn eine Vorſehung ſey, und zerriß ſich das Haar, wenn ihn die ſtarre Kälte des Leichnams von ihrem Tode überzeugte.

„Sie iſt todt, mein Sohn!“ ſagte der Alte; „leider, wirklich todt!“ Liſſow ſah ihn an. Wirklich todt? jammerte er; nun denn, rief er wüthend: ſo ſchlagt die Welt in Scherben; denn die Krone der Schöpfung iſt dahin. Da liegt ſie! Die zerſtörte Schöpfung ſoll ihr Grab ſeyn! Liſſows Sohn, ein Knabe von fünf Jahren, warf ſich ihm ſchreiend in die Arme. Was willſt du noch länger leben? rief Liſſow. Geh ihr nach! Er ergriff den Knaben wüthend, den man kaum ſeinen Händen entreiſſen konnte. Dann trat er wieder zu dem Leichnam, und ſank matt über ihn hin.

In einem Winkel des Zimmers ſaß der Ritter, bleich, todtenbleich, die Augen an den Boden geheftet. Er zitterte an allen Gliedern; ſein Auge war ſtarr, die Lippen blau, die Hände konvulſiviſch zuſammen gefaltet. Er wagte es, ſeine Blicke bis an den Fuß des Sarges zu heben; höher nie: dann ſchlug er die Augen wieder zu Boden, und bebte wie ein Verbrecher, der das Schwert des Nachrichters erblickt. Kein Wort war aus ihm zu bringen, kein Seufzer, keine Thräne. Wenn Liſſow ſich ihm von ungefähr näherte, ſo wurde er noch bleicher, ſo verbarg er ſich feigherzig. Jakobinens Tochter, die an ihn ſo gewöhnt war, kam heimlich, an der Wand ſich hindrängend, zu ihm. Guter Ritter, ſagte das Kind, weinend, und faßte ſeine Hand: mach die Mutter wieder lebendig. Ich habe keinen mehr, der mich auf den Schooß nimmt! Da ſprang er auf. „Auch du?“ rief er wimmernd, und verhüllte ſein Geſicht. „Noch nicht genug, ſtrafende Gerechtigkeit?“ Trotzig ſprang er vor Liſſow hin. „Liſſow!“ rief er fürchterlich; „ich bin Jakobinens Mörder! Ich! Ich gab ihr Opium! ich entehrte ſie! Sie iſt unſchuldig!“ Liſſow hörte nicht; er ſaß bei dem Leichnam ſeiner Jakobine, und horchte auf den Schlag ihres Herzens. Das Weltgericht hätte hereinbrechen können, er

würde

würde es nicht gemerkt haben. Der Alte faßte des Ritters Arm, und zeigte auf Jakobinen. Da ſieh hin, ſagte er; da ſieh hin, Elender! Jakobinens Mörder biſt du; willſt du auch ihn noch zu deinem Mörder machen? Geh! die Hölle mit dir!

Der Ritter nahte ſich bebend der Thüre. Geh, rief der Alte ihm nach, und betritt dieſes Haus nie wieder! — Man half dem Ritter auf ſein Pferd, und er ſprengte davon.

Jakobine mußte endlich beerdigt werden. Der Alte ſchlug Liſſowen vor, ſie im Garten an ihrem Lieblingsplatze zu begraben, und den Hügel dann mit Roſen zu bepflanzen. Das geſchah wirklich, ſo ungewöhnlich ein ſolches Begräbniß auch war.

Von jetzt an ſaß Liſſow in ſeinem Trauerkreide, weinend, klagend, oft verzweifelnd, den ganzen Tag, die halben Nächte auf dem Grabe. Er rührte ſeine Arbeit nicht an, und hörte kaum hin, wenn der Alte davon ſprach. Ein einziges Mittel gab es, ihn zu ſich ſelbſt zu bringen; und das war ſeine Tochter Jakobine. Die Mutter hatte das Kind ungemein lieb gehabt; und der Alte machte einmahl die Anmerkung, daß es der Seligen ſehr ähnlich ſähe. Das Kind ſchickte man zu ihm; es ſchmeichelte dem Vater, ſagte zu ihm: ich bin Jakobine, bat ihn um das, was man von ihm wollte; und er that es.

Liſſows erſter ſinnenloſer Schmerz ging endlich vorüber; der Alte erſchütterte ihn. Eines Abends ſaß Liſſow, wie gewöhnlich, am Grabe ſeiner Frau. Der Alte führte beide Kinder hinzu, und ſagte laut: „da knieet hin auf das Grab Eurer Mutter.“ Die Kinder knieeten, und Liſſow ſah es lächelnd. „Bittet Eure Mutter Jakobine, daß ſie Euch nachhole; denn Euer Vater, Jakobinens Mann, ſtirbt unthätig in Kummer, läßt Euch verhungern, läßt ein Paar Kinder von Jakobinen verhungern und ohne Erziehung aufwachſen, weil es ihm Mühe macht, ein Mann zu ſeyn.“

Liſſow ſchloß die beiden Kinder ſchweigend an ſeine Bruſt, nahm ſie auf ſeine Arme, ging hinein, weinte, und fand in ſeinen Thränen Erleichterung. Er nahm ſogar zum erſtenmahl die Feder wieder in die Hand. Der Alte dankte dem Himmel, als Liſſow nur mit Mühe ſein Amt verſah; an Nebenarbeiten durfte man und ſein Lächeln die Freude einer ganzen Welt über dein Herz verbreiten! Ich weiß nicht, wie du das nicht ſiehſt, nicht fühlſt!

Eliſabeth umarmte ihre Schweſter, anſtatt zu antworten; und endlich flüſterte ſie: habe doch Geduld mit mir, liebe Auguſte! — Karl ſagte mir heimlich: Auguſte redet, als wollte ſie Pahlen gern für ſich ſelbſt haben. Doch gerührt hatte ſie uns Alle. Wir beſtätigten einſtimmig ihr Lob auf Salzmannen; aber ſie ſah bei unſern Lobeserhebungen mit einer Art von Stolz auf uns hin, ereiferte ſich über jeden doppeldeutigen Ausdruck, und verbeſſerte jedes kalte Wort durch ein wärmeres, ausdruckvolleres. In der That, ſagte Karl, ſeine Tugenden machen ihn ſchon zu einem Mitgliede unſrer Familie, auch wenn er uns nie näher angehören ſollte. — Seine Tugenden? antwortete ihm Auguſte raſch, und ſah ihn von der Seite an: die Erde iſt zu klein für ſein Herz: und wenn er nicht unſre Eliſabeth liebte, ſo dürfte er niemand lieben!

Wem ſchmeichelſt du da? fragte Eliſabeth, Auguſten liebkoſend. — Ich ſage, was ich fühle, antwortete ſie; denn ich wollte ihn lieber ſtets betrübt ſehen, als glücklich in den Armen einer Andern.

O, warum ſahen wir noch immer die Liebe des Mädchens nicht, die doch ſo offen aus dem unſchuldigen Herzen hervorbrach! Sie ſelbſt wußte eben ſo wenig davon, als wir. Ihr ſchuldloſes Herz verwechſelte die Liebe zu Eliſabeth, die Liebe zu allem Guten und Schönen mit der Liebe zu Salzmann. Alle ihre Wünſche, die ganze Sehnſucht ihres Herzens war ja befriedigt, wenn Eliſabeth ſeine Gattin wurde. Ihre kindliche Phantaſie ſetzte das ganze Reich der Liebe, alle ihre Entzückungen, auf ein fremdes Gebiet. — Eliſabeth, ſagte ſie einmal mit flammenden Augen: dann ziehe ich zu dir, und lebe mit dir und Salzmannen. Ich ſorge für die Haushaltung, und bin mit euch glücklich. Wir gehen mit ihm ſpazieren, du an Einer Seite, ich an der andern; wir hören Beide ihn erzählen. Er liebt uns, und wir lieben ihn wieder. O Eliſabeth, welche Tage wollen wir leben!

Dieſe Vorſtellungen, welche nur die reinſte Unſchuld geben kann, machten es Auguſten möglich, in einer fremden Liebe glücklich zu ſeyn, und täuſchten ſie über ihre Empfindungen. Sie hatte alles, was ſie wünſchte; denn ſie theilte ja mit der geliebten Schweſter das Herz des geliebten Mannes. Und jetzt beſaß ſie es ſogar mehr, als Eliſabeth: denn ſie hatte ſein Vertrauen, ging allein an ſeiner Seite, ſah ſeine Thränen, hörte ſeine Seufzer, und fühlte ſeine Händedrücke. Auf wen konnte ſie eiferſüchtig werden, wen beneiden? Niemanden: denn ſie hatte Alles. Kein Neid, keine Eiferſucht, keine Begierde, keine

Selbſtſucht brachte einen Mißlaut in die ſchöne Harmonie ihrer unſchuldigen Herzen.

Auguſte merkte nichts, und wir eben ſo wenig. Sie drang nun mit der ganzen Heftigkeit ihres Charakters, und mit der ganzen Kraft ihrer jetzigen Gefühle in Eliſabeth, daß ſie Salzmannen ihre Hand geben ſollte; aber — der unglückliche Pahlen ſtand im Wege. Eliſabeth war jeden Augenblick bereit, das Opfer zu bringen; ſie zitterte nur, nicht ihr Herz allein, ſondern auch Pahlens Herz zu treffen. Freilich fühlte ſie ihre Liebe zu dieſem noch nicht vermindert; allein ſie fing an einzuſehen, daß unſre Gründe für die Heirath mit Salzmann vernünftig waren. Sie liebte ihre Schweſter Auguſte mit der größten Innigkeit; und deren Vorſtellungen von dem glücklichen Leben, das ſie zuſammen führen wollten, machten einen nicht ſchwachen Eindruck auf ihr Herz. Sobald ſie Salzmannen aus dem Spiele ließ, ſchien ihr dieſes Loos ſehr wünſchenswerth; ja ſie fing zuweilen ſchon an, mit zu mahlen, wenn Auguſte mahlte. „Am Morgen nehmen wir unſre Arbeit, und ſetzen uns in den Schatten einer Linde, Auguſte!“ — Und Salzmann ſitzt zwiſchen uns, Eliſabeth! — „Und Abends hänge ich mich in deinen Arm, und wir gehen in das ſchöne Weidenthal, liebes Guſtchen!“ — Und Salzmann geht zwiſchen uns, und wir hören ihn erzählen. — „Ach,“ ſagte dann Eliſabeth ſeufzend; „eben ſo glücklich könnten wir auch mit Pahlen ſeyn, eben ſo glücklich!“ — Auguſte ſchüttelte den Kopf; nein, gewiß nicht, Eliſabeth! Ich weiß nicht warum; aber ich fühle es, und . . . Ja ich weiß auch, warum. — Und nun folgte ſogleich eine feurige Lobrede auf Salzmann, unter welcher Eliſabeth bei ängſtlichen Schlägen ihres Herzens an Pahlen dachte.

Beide Mädchen verglichen oft Pahlen und Salzmannen mit einander, und in dieſen Streitigkeiten trug jedes Mal Auguſte den Sieg davon; aber nur ſcheinbar. Sie erhob Salzmannen, und tadelte Pahlen. Eliſabeth wagte es nicht, jenen zu tadeln, um ihrer Schweſter, die ihr wehe that, nicht wieder weh zu thun. Sie verbarg ihre Betrübniß in ein ſanftes Lächeln; allein ihr Herz vertheidigte in der Stille Pahlen mit größerer Lebhaftigkeit, wenn er angegriffen wurde, und ihre Liebe hob ſich durch Auguſtens ungerechten Tadel nur noch ſtärker.

„Pahlen iſt ein ſehr gebildeter Mann!“

Nun, dafür mag er Gott, ſeinem Hofmeiſter und der Welt danken. Salzmann iſt freilich nicht ſo geſchliffen, das gebe ich zu; aber Selbſtſtändigkeit iſt doch etwas Großes an einem Manne. Was er iſt, verdankt er nur ſich. Und wie zart iſt ſein Betragen, wie fein ſein Ausdruck, wenn es darauf ankommt, ein Herz zu ſchonen!

„Pahlen ſpricht beſſer!“

Pah! wie ein Buch; aber Salzmann wie ein Menſch: lebendig, kräftig. Ueberall ſeh' ich bey ihm das Herz; bei Pahlen nichts als die Kultur. Und ſchreiben kann Salzmann! . . . Du wirſt wieder ſagen, Pahlen ſchreibt ſchön. Gut! aber Salzmann ſchreibt ſtark, lebendig. — Sie nahm ein Billet, das ſie von ihm bekommen hatte, aus der Taſche, und las es ihrer Schweſter vor.

„Recht gut,“ ſagte Eliſabeth; „und ich wundere mich, wie es der Mann in ſeiner Lage ſo weit gebracht hat. Aber Guſtchen, lies einmal dieſen Brief von Pahlen! Welche Geſinnungen! welche Großmuth! und wie edel der Ausdruck!“ — Auguſte nahm den Brief, und ſagte lächelnd: der Geliebte an die Geliebte! das iſt ein großer Unterſchied! Ich hoffe, daß Salzmann dir noch ſchreiben ſoll; und dann wollen wir ſehen.

„Aber ſo lies doch nur!“

Auguſte las leiſe vor ſich. Bei einer Stelle lächelte ſie, und ſagte dann: ich will hoffen, daß er hier nicht prahlt, Eliſabeth; daß er wirklich, ſo denkt, wie er ſchreibt.

„O gewiß! . . . Was meinſt du denn?“

Dieſe Stelle. Höre zu! „Ich fühle die Großmuth, meine Eliſabeth, daß Sie mir Ihre Liebe geſtanden; allein ich wäre nicht werth ſie zu fühlen, ich verdiente das Glück Ihrer Liebe nicht, wenn ich Ihre Großmuth und Ihr Vertrauen, das der Schmerz und das Dringen Ihrer gütigen Schweſter Ihnen entriß je mißbrauchen könnte. Ich bin der Ihrige, wie auch mein Schickſal ſeyn mag; ich bin mit den unzerreißlichen Banden, welche Liebe, Dankbarkeit und Treue knüpfen können, auf ewig an Sie gefeſſelt. Wäre es möglich, daß mein Herz je aufhörte, Sie zu lieben, ſo würden Tugend, Dankbarkeit, Pflicht, und die Erinnerung, wie viel Sie für mich thathen, als Sie mir Ihre Liebe geſtanden, eben ſo unzerreißliche Bande ſeyn, als es die Liebe, die Treue, und Ihre Schönheit jetzt ſind.“

„Sie haben auf mein Herz, auf meine Hand ewige, unzerſtörbare Anſprüche, welche die Tugend geheiligt hat. Selbſt das Unmögliche, das Schrecklichſte angenommen, daß Sie mir den gerechteſten Vorwand geben könnten, mit Ihnen zu brechen; ſelbſt das noch Unmöglichere vorausgeſetzt, daß mein Herz in eben dieſem Augenblicke aufgehört hätte, Sie zu lieben: ſo würden Ihre Anſprüche auf meine Hand mir dennoch heilig ſeyn. Ich bin ewig der Ihrige. Keine Gewalt, kein Schmerz wird mich je von Ihnen trennen; und wehe mir, wenn es einen Augenblick geben könnte, wo ich anders dächte, als ſo! ich würde dann mir ſelbſt verächtlich ſeyn. Aber Sie bindet das nicht, theures, geliebtes Mädchen, wie es den Mann bindet. Freiwillig geſtand ich Ihnen meine Liebe, und gab Ihnen das Verſprechen meiner Treue: Ihnen aber entriß ich es. Ich liebe Sie unendlich; doch — ich bin ein Mann. Es könnte ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden geben, wo es Ihnen ein Glück ſchiene, mich nie geſehen zu haben, wo bei Ihnen der Wunſch entſtände, daß ich Ihnen das ſtille Geheimniß Ihrer Liebe nicht geraubt haben möchte. Eliſabeth, Sie glücklich zu ſehen, iſt der erſte Wunſch meines Lebens. Mit Ihnen glücklich zu ſeyn, iſt der höchſte meines Herzens; allein er ſteht jenem nach. Ich habe weiter keine Anſprüche auf Sie, als die, welche Ihre Treue und das Glück mir aufbewahren. O, daß ich ſie ewig behielte! — Aber, meine theure Eliſabeth, jener Fall könnte eintreten; und ich will ein Herz nicht beängſtigen, deſſen heiterſtes Glück der Wunſch meines Lebens iſt. Müſſen Sie; wollen Sie in einer andern Verbindung glücklich ſeyn; zwingt Sie die eiſerne Nothwendigkeit — mich kann ſie nie zwingen; ich bin allein, ohne Eltern, ohne Geſchwiſter, und das Verſprechen meiner Treue war freiwillig —: ſo ſey es. Ich traure dann, und ſterbe; doch meine Eliſabeth wird glücklich ſeyn, und ich werde mein und Ihr Schickſal ſegnen. Dieſe Worte habe ich mit zitternder Hand, aber mit einem ſtarken Herzen, geſchrieben. In einem ſolchen Falle ſchicken Sie mir dieſen Brief zurück, Eliſabeth; er enthält meine Ueberzeugung, Ihre Vertheidigung, und — ich werde ein Mann ſeyn!“

„Was mich zu dieſer Erklärung bewegt, fragen Sie? Sie ſelbſt, durch die Vermuthung, daß Ihre Familie vielleicht den Gedanken habe, Sie zu verheirathen.“

„Nun?“ fragte Eliſabeth, und trocknete ſich die Augen.

Mich dünkt, jeder Mann ſollte ſo denken; denn, Eliſabeth, es iſt doch etwas ganz anderes mit einem Mädchen, als mit einem Manne. Ein Mädchen hat für eine Untreue tauſend Entſchuldigungen; der Mann nicht Eine.

„Tauſend? wie meinſt du das! Auguſte, wie meinſt du das! O, es wäre entſetzlich, wenn ich ihm je untreu werden könnte!“

Tauſend, liebſte Eliſabeth; denn es iſt wahr, was Pahlen ſagt: der Mann ſucht, wählt; und was er auch wählt — es iſt ſein freier Wille.

„O, ich liebte ihn früher, als er mich!“

Das iſt unmöglich, liebe Schweſter. Ein Mädchen kann nie zuerſt lieben. Aber geſetzt, es wäre möglich; geſetzt, du hätteſt ihn zuerſt geliebt: würdeſt du es ihm geſagt haben? und ſo hat er dich dennoch geſucht, gewählt, ja, noch mehr, wie er ſelbſt geſteht, er hat dir dein Herz, deine Liebe entriſſen. Das bindet den Mann auf ewig; das Mädchen nicht ſo.

„Ich bitte dich, Auguſte, ich bitte dich!“

Auf die Folgen mag ich nicht einmal kommen; denn brichſt du mit Pahlen, und er hat ſeine Liebe überwunden, ſo ſteht alles, wie vorher: es iſt nichts geweſen, als ein ſüßer Traum. Bricht aber der Mann, ſo ſteht das Mädchen verlaſſen, verſpottet, verachtet da. Das Herz des Mannes kann von einer unglücklichen Liebe gebrochen werden; nur das unſrige von einer getäuſchten, betrogenen. Ich wollte, Eliſabeth, du hätteſt meine Romane geleſen; jetzt ſehe ich erſt recht ein, wie wahr das alles iſt. Glaub mir, mich ſoll gewiß Niemand täuſchen. Ich kenne dieſe ſchöne, aber gefährliche Leidenſchaft beſſer, als du, armes Mädchen!

(„Armes Mädchen, du ſelbſt!“ muß ich hier hinzu ſetzen.)

Aber, fuhr Auguſte fort, ſey es auch unrecht, treulos zu ſeyn; bei dir wäre es nicht ſo: denn Pahlen giebt dir ja dein Wort zurück. Und er thut Recht daran. O Eliſabeth, um uns Alle, und dich ſelbſt glücklich zu machen — lieber Gott, wie ſpielt der Menſch mit dem Glücke ſeines ganzen Lebens! — darfſt du ja nur ein Couvert um dieſen Brief ſchlagen, und ihn Pahlen ſchicken: dann biſt du die glücklichſte Frau, die der Erdboden trägt, und ich — das glücklichſte Mädchen, das je gelebt hat.

„Und dieſe Großmuth, Auguſte, ſagte Eliſabeth mit inniger Rührung — „dieſe Großmuth ſoll ich ſo belohnen?“

Welche Großmuth? Daß er dir erlaubt, glücklich zu ſeyn und einen Andern glücklich zu machen, da es nun doch einmal unmöglich iſt, es mit ihm zu ſeyn? Nun ja, es iſt edel, es iſt großmüthig. Aber, wenn du ihm dafür Dank ſchuldig zu ſeyn glaubſt — welchen biſt du denn Salzmannen ſchuldig, der dem Vater ſein Vermögen anbot, um dich mit Pahlen glücklich zu ſehen! Wenn Pahlen für ſeinen Edelmuth deine Liebe verdient: was haſt du denn Salzmannen für ſeinen tauſendmal größeren Edelmuth zu geben? ein kaltes Mitleiden? ein bedauerndes Achſelzukken? Lieber Gott!

„Ein Auge voll Thränen!“ ſagte Eliſabeth; „eine Bruſt voll Schmerz, und, wenn der Himmel deine Wünſche erfüllen will, treue Liebe, und gänzliches Vertrauen. Ach, Auguſte, vergrößere die Angſt und die Ungewißheit meiner verzagenden Seele nicht noch mehr! Ich liebe Pahlen. Wer von Beiden der edelſte iſt, das richte Gott; aber nicht den edelſten ſoll ich lieben, ſondern den, welchem ich Herz und Treue gab. Auguſte, macht mich unglücklich, ich will euch dennoch lieben; aber macht mich nur nicht treulos! Ein reines Herz ohne Verbrechen iſt ja alles, was mir von Glück jezt noch übrig iſt. O, laßt es nicht mehr denken: denn in allen Stunden, die ſeine Geſchäfte ihm übrig ließen, ſaß er ſchwermüthig auf Jakobinens Grabe.

So war nun etwa ein Jahr hingelaufen, als Flaming und Frau von Grasheim zu ihm kamen. Der Alte freute ſich darüber, weil er hoffte, daß ſie Liſſows Herz aufs neue beleben würden. Er erzählte dem Baron das Weſentliche von Liſſows Geſchichte, doch ohne dabei Rheinfeldens Stand zu beſtimmen; und Beide ſannen auf Mittel, wie Liſſow der Welt wiederzugeben wäre.

Am andern Morgen trat Liſſow heiterer als gewöhnlich in das Zimmer. Er reichte dem Baron freundlich die Hand, und blieb heiter, bis Flaming ihn fragte: wie iſt es dir denn gegangen? Liſſow antwortete nicht. Er nahm ſeine Tochter auf den Arm, zeigte auf den Alten, und ging nach Jakobinens Grabe. Sehen Sie, ſagte der Alte; ſo iſt er. O, ſetzte er eifrig hinzu, härter konnte der Himmel die Erde nicht ſtrafen, als mit dem fürchterlichſten aller Triebe, mit der Wolluſt. Sie zertrümmert lachend das Glück ganzer Familien; ſie mir!“ — Sie fiel Auguſten in die Arme. Beide Schweſtern weinten, und gingen endlich ganz verſöhnt, aber troſtlos, aus einander.

Allmählig machten dieſe wiederholten Verſuche tiefen Eindruck in Eliſabeths Seele. Salzmann wurde bei uns immer beliebter; er gewann unſer Aller Vertrauen, und verdiente ſich durch tauſend kleine und große Gefälligkeiten, die zuſammen genommen ſehr beträchtlich waren, auch unſre Dankbarkeit. Eliſabeth konnte nicht umhin, den Mann, den wir alle liebten, hochzuachten, und ihm Beweiſe ihres Vertrauens und ihrer Freundſchaft zu geben. Ihre Liebe zu Pahlen verlor dadurch nicht an Stärke; denn wohl hundertmal ſagte ſie zu Auguſten: es würde ihr ſchwerer ſeyn, Pahlen zu verlaſſen, wenn ſie aufgehört hätte, ihn zu lieben, als jetzt, da ſie ihn noch mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte; denn jetzt hätte ſie bei dieſem Opfer doch den Troſt, eben ſo viel hinzugeben, wie Pahlen ſelbſt. Dieſer verlor alſo nichts bei Eliſabeth; Salzmann aber gewann jeden Tag, ich möchte faſt ſagen jede Stunde, mehr Raum, wenn nicht in ihrem Herzen, doch in ihrem Verſtande. Der Fall, den Pahlen befürchtete, war wirklich gekommen. Gerührt von Salzmanns zarter Liebe, beſtürmt von unſern Bitten, geſtand Eliſabeth Anfangs durch Winke, dann mit Worten, ihrer Schweſter, und endlich in einer rührenden Unterredung uns Allen, daß ſie es für ein Glück halten würde, wenn ſie Pahlen nie geſehen hätte.

O, rief Auguſte triumphirend: der groſe Augenblick iſt da, Eliſabeth! Unſre Wünſche ſind erfüllt! Nun haſt du noch Eins zu thun: die Erlaubniß deines Geliebten zu benutzen Ein Couvert um den Brief, und wir Alle ſind glücklich! — Eliſabeth verſtand ſie, wir nicht. Sie ſagte: „Auguſte, wenn ich das je thäte würdeſt du nicht zittern, daß mein Herz während des Siegelns brechen könnte? Ach, ich fühle ſo etwas, Auguſte. Jetzt iſt alles gut; wir ſind glücklich oder wir glauben doch, es zu ſeyn. O jetzt, Auguſte, jetzt, da noch nichts vollendet iſt, nicht einmal der Entſchluß, jetzt,“ — (ſie wurde bei jedem Worte, das ſie ſagte, ernſter und feierlicher — „da unſer Glück noch Hoffnung, und das Elend, das allein ich befürchte, noch von der Zukunft verhüllt iſt: o, jetzt möchte ich die Zeit aufhalten können! Ich möchte dieſe Minute, wo ich hier in eurer Mitte . . . noch unſchuldig . . noch frei vom Verbrechen . . . (Sie ſank auf die Knie; wir wurden heftig erſchüttert) . . . meine Hände zu Gott erhebe; o, dieſe Minute, ſo ſchwer ſie auf meinem Herzen liegt, möchte ich feſthalten! feſthalten! Die kommende? Kannſt du ſagen, Auguſte, ob ſie uns nicht Elend, Troſtloſigkeit, ach! und andere Thränen, als wir jetzt weinen, bringen wird? Schweſter, treibe die Zeit nicht an, beflügele den Augenblick nicht, der vielleicht über uns Alle, und über mich am meiſten, ſein ſchreckliches Wehe! ausruft. O, Auguſte! o, mein Vater! laſſen Sie mich handeln, laſſen Sie mich den Entſchluß faſſen! Rathen Sie mir ja nicht zu! Was jetzt unſere Wünſche ſind — wie werden wir das nach Jahren nennen! O guter Gott! laß ſie Schmerz, Jammer, Elend heißen; nur nicht Verbrechen, nicht Schuld!

Sie ſtand heftig auf, heftiger, als ich ſie je geſehen hatte. Von nun an, ſagte ſie ſchnell und ernſt, will ich mir ſelbſt rathen. Ich bitte Sie, von Allem zu ſchweigen, was Sie wünſchen, und nicht wünſchen. Jetzt bin ich in der Lage, wo mein Geiſt zwiſchen Pflicht und Pflicht ſchwankt. O, wäre es zwiſchen Schmerz und Pflicht: wie glücklich würde ich ſeyn!

Sie ging hinaus. Wir Alle ſchwiegen, und ſahen einander nur beſtürzt an. Jetzt miſche ich mich nicht mehr hinein! ſagte Auguſte ſchnell. Mag ſie den Einen oder den Andern wählen: ich liebe ſie! — Auch wir Andern nahmen uns ſchweigend vor, nichts mehr zu ſagen. Die Arme! wir wünſchten, und ſie trug allen Schmerz.

Jetzt eröffnete ſich ein ganz neues Schauſpiel. Eliſabeth war bei Salzmanns nächſtem Beſuche offenbar freundlicher und zutraulicher gegen ihn. Man hätte ſagen können, ſie wäre es nur für uns; denn er ſelbſt merkte weiter nichts, als daß

ſie

ſie heiterer war, als gewöhnlich: aber dieſe Heiterkeit gab ihm das größte Entzücken. Es ſchien, als ob er es heute zum erſten Male wagte, ſeine Augen auf das ſchöne Mädchen zu richten. Sie verſchlang er gleichſam mit ſeinen Blicken voll Sehnſucht; für uns Andren hatte er heute keine Sinne: er überhörte hundert Fragen, die Auguſte mit der innigſten Freundlichkeit an ihn that. Es ging ſo weit, daß Auguſte ihn über ſein zerſtreutes Weſen neckte.

Eliſabeths Güte und Vertrauen gegen ihn nahm ſtufenweiſe zu. Sie ging jetzt mit ihm in Auguſtens Geſellſchaft ſpazieren, und blieb zuweilen ſogar mit ihm allein. — Auguſte hatte uns die Stelle aus Pahlens Briefe, wodurch Eliſabeth ihre Freiheit wieder bekam, ſchon längſt mitgetheilt; ich dankte daher mit frohem Herzen dem Himmel für die glückliche Wendung unſres Schickſals, und wir Alle waren glücklich.

Doch auf einmal wurde Auguſte bisweilen ernſt, und dann war ſie wieder ausgelaſſen fröhlich; aber dieſe Fröhlichkeit hatte etwas Wildes, Regelloſes, ſo daß ſie uns Allen auffiel. An manchem Tage war ſie wie ſonſt; doch bald wurde ſie wieder ernſt, finſter, übellauniſch, ſogar bitter. Sie ſuchte die Einſamkeit; ja, Eliſabeth überraſchte ſie einige Male in Thränen. Fragten wir ſie nach der Urſache, ſo ſchlug ſie ein Gelächter darüber auf, daß wir uns Alle ſo ſehr irrten.

Wir riethen hin und her; doch niemand von uns konnte auch nur die mindeſte Veranlaſſung zu dieſem ſeltſamen Benehmen finden. Trotz der Gewalt, die ſie ſich anthat, uns ihren Unmuth zu verbergen, brach er dennoch zuweilen hervor, und einige Male ſo gewaltſam, daß ich ihr Verweiſe geben mußte.

Endlich gaben wir Eliſabeth, die allein von ihrer üblen Laune verſchont blieb, den Auftrag ihr das Geheimniß zu entreißen. Vergebens. Eliſabeth kam zitternd wieder zu uns. Anfangs lacht Auguſte und ſcherzt; als aber Eliſabeth immer bewegter wird, mit ängſtlicher Liebe immer ſtärker auf ihr Herz eindringt: da wird Auguſte bleich, fällt ihr zitternd um den Hals, und ruft: laß mich, Eliſabeth! Jede Frage iſt ein Dolchſtoß in mein Herz. Habe Geduld mit mir; es wird, es muß beſſer werden! Nur frag um Gottes willen nicht, oder ich bin verloren!

Eliſabeth bat, als ſie uns das erzählte: wir möchten für jetzt nicht weiter in das arme Mädchen dringen.

Die Unglückliche! ſie liebte Salzmannen, und ſie liebte ihn ſchon lange, ohne es zu wiſſen. Von dem erſten Augenblicke an war die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt mit allen Empfindungen ihrer Seele nährte, gewachſen, und hatte ſich mit ihren heiligſten Wünſchen, mit ihren ſchönſten Hoffnungen, mit den lieblichſten Bildern der Zukunft auf das innigſte vereinigt. Ohne Vorſicht, ganz ohne Ahnung ſog ſie das Gift der Liebe ein: denn alles, wodurch ſie ihre Leidenſchaft anfachte, glaubte ſie für Eliſabeth zu thun. Die Liebe nahm hier die unſchuldige Geſtalt der Geſchwiſterliebe an, und betrog ſo ein Herz. Auguſte wollte bei ihrer Schweſter leben. Ach, täglich um ihn zu ſeyn, das war ja der höchſte ihrer Wünſche; mehr wollte, und mehr dachte ſie nicht: darum ſprach ſie ſo eifrig für ihn zu Eliſabeth; ſie wollte ihn glücklich ſehen, um es ſelbſt zu ſeyn.

Als aber Eliſabeth gegen Salzmannen freundlicher wurde, da fühlte Auguſte auf einmal mit erſtarrendem Schrecken, daß er für ſie verloren war. Er hatte nur noch Augen und Ohren für ihre Schweſter. Was ſie ſich tauſendmal mit pochendem Herzen und mit Freudenthränen geträumt hatte, das geſchah jetzt: er ging zwiſchen ihr und Eliſabeth ſpazieren; aber ſie war ihm nichts mehr, die glückliche Eliſabeth alles. Sie ließ ſeinen Arm los, und blieb zurück: er bemerkte es nicht. Sie ging betrübt wieder an ſeine Seite, und nun blieb Eliſabeth zurück: da zögerte ſein Schritt und ſeine Sprache, und er ſah ſich verlangend um. Er hörte nicht auf das, was Auguſte ſagte; ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen.

Jetzt fühlte ſie Unmuth, und gab ihm Undank Schuld. Als ſie Abends allein war, überdachte ſie alle Scenen des Spazierganges; ſie erinnerte ſich, daß er flammende Blicke auf Eliſabeth geworfen, daß ein freundliches Wort von dieſer das ſchönſte Roſenroth über ſein Geſicht gegoſſen und daß ſeine Hand gezittert, als ihre Schweſter im Geſpräch ſie mit der ihrigen berührt hatte. Es drang eine Thräne in ihr Auge, und in ihrer Bruſt wüthete, ohne daß ſie es ahnete, die Furie Eiferſucht. Sie warf ſich in dem Bette umher, ſchalt ihn wieder undankbar, ſuchte vergebens einzuſchlafen, und hörte ſtundenlang nicht auf einzelne Thränen zu weinen.

Am folgenden Morgen war ſie heiter, und lachte über ſich ſelbſt; aber doch erregte es ihr Unruhe, daß wir von Salzmanns Aufmerkſamkeit für Eliſabeth ſprachen. Als dann Salzmann wiederkam, fühlte ſie das Gähren eines Giftes in ihrer Bruſt, und ein ſchnelleres Strömen ihres Blutes. Ihre Empfindung wurde zu heftig, ſo daß ſie ſogar eine gewiſſe Bitterkeit gegen ihre geliebte Schweſter fühlte. Sie ging hinaus, um ſich einſam zu überreden es ſey nicht ſo; aber — es war dennoch ſo. Wenn Eliſabeth nur einen Blick auf Salzmannen warf, ſo fühlte Auguſte den erſtarrenden Gifthauch eines Ungeheuers verheerend über ihre Seele hinziehen. Sie erſchrack vor ſich ſelbſt; und als ſie nun überlegte, nachkann: da fand ſie mit Grauen, daß ſie Salzmannen liebte.

Jetzt ſah ſie auf einmal ihre Täuſchung; jetzt fühlte ſie auf einmal die verzehrende Flamme der Liebe, die ſie vorher für eine freundſchaftliche Wärme gehalten hatte, und mit der Liebe zugleich auch die Eiferſucht. Mitten unter den feurigſten Wünſchen, den edlen Salzmann zu beſitzen, haßte ſie ihn. Es tobte ein Sturm in ihrer Bruſt, der ſich endlich in Thränen auflöſ'te. Daß ſie liebte, war ihr das Fürchterliche nicht; aber daß in ihrem Herzen zuweilen ein Funke von Haß gegen ihre Schweſter aufblitzte: davor zitterte ſie, deshalb rang ſie die Hände.

Sie drang prüfend in das Innerſte ihres Herzens, um ein Mittel zu finden, wie ſie den wilden Sturm darin beſänftigen könnte; und ſie ſtand zitternd vor dem Abgrunde da, den ſie jetzt entdeckte. Doch eben die Stärke der Leidenſchaft gab ihr den Muth, ſie beherrſchen zu wollen. Sie befand ſich allein in ihrer Schlafkammer; wir Andern waren auf das Feld gegangen. Und was iſt es denn nun Großes, ſagte ſie, ein Gefühl zu beherrſchen! ein Gefühl, welches zwar das ganze Herz durchdringt, welches ich aber doch muß unterdrücken können, da meine Seele es geſchaffen hat. Ich kann nicht haſſen, was ich liebe, wohl aber kann ich die Augen verſchließen, das Ohr verſtopfen, und, wenn ich auch das nicht kann, doch gerecht ſeyn! . . .

Iſt es keine Fabel, daß Menſchen den Schmerz beſiegt, ſogar dabei gelacht haben; hat es Brutus Gattin gekonnt: ſo wird ja auch dieſes Herz ihn beſiegen können. Beugen? Ach, ich Arme fühle, das kann ich nicht. Ich werde nicht aufhören zu lieben; aber auch nicht anfangen zu haſſen. Eliſabeth! du Gute, du Edle! in meinem Herzen ſollte Haß gegen dich ſeyn können? O, lieber wollte ich es ja zerſtören! ... Haß gegen dich, du Unſchuldige, die du aus Liebe zu mir thateſt, was jetzt meine Seele zerreißt! ... Sie knieete neben dem Bette ihrer Schweſter nieder, und drückte die weinenden Augen an das Kopfküſſen. Hier, hier jammerte ſie: hier, wo dein Herz voll Liebe für uns Alle ruht, hier ſchwöre ich Niemanden zu haſſen. O, wüßteſt du, theure Schweſter, welche Thränen ich hier weine: du würdeſt alles für mich hingeben, die heißeſte Liebe in deinem Herzen, dein Herz ſelbſt. O du Geduldige! du verbirgſt uns die Thränen, die wir dir auspreſſen, und lächelſt, wenn wir dich quälen! Und dich könnte ich haſſen? — Nein! ich liebe dich, und will dich jetzt noch mehr lieben, weil ich eben ſo unglücklich bin, wie du. — Sie richtete ſich getröſtet und muthig auf, kam uns mit wehmüthiger Liebe im Geſicht entgegen, hängte ſich in Eliſabeths Arm, und liebkoſte ihr mit mehr als gewöhnlicher Innigkeit.

Die Stärke einer edlen Seele.

Auguſte wiederholte ſich ihr Gelübde alle Tage, und brach es nie. Sie hängte ſich mit noch ſeelenvollerer Zärtlichkeit an ihre Schweſter Ach, ſie hatte nicht mit der Eiferſucht allein zu kämpfen! Gegen den Haß vertheidigte ſie ihr Herz mit unglaublicher Stärke; aber der Liebe gab ſie ſich wie ein gebundenes Opferlamm hin: nicht, als ob ſie den Kampf nicht hätte wagen können — welcher Kampf wäre der Unſchuld zu ſchwer! — ſondern weil eine leiſe, geheime Hoffnung, die auf Salzmanns Liebe, den Kampf unnöthig machte. Dieſer Kampf mit Hoffnung und Furcht war aber ermattender, als der mit der Liebe ſelbſt. Auguſte rechnete jetzt auf Eliſabeths Treue gegen Pahlen, die ſie ſelber untergraben hatte; ſie hoffte auf Salzmanns Freundſchaft, auf ſein Vertrauen, das ſie für den Anfang der Liebe hielt: aber die Blicke, die er auf Eliſabeth warf, zerſtörten ihre Hoffnung wieder. Bald wollte ſie der guten Schweſter ihre unglückliche Leidenſchaft entdecken, bald wieder ihr Herz ſich ſelbſt verbergen. Ach, was half ihr das Entdecken, als daß ſie die Verbindung ihrer Schweſter mit Salzmannen ſtörte, das Glück des edlen Mannes zertrümmerte, und — abgewieſen, unglücklich, mitten unter andern Unglücklichen daſtand! Die Begierde will den Beſitz; die Liebe will nur Liebe.

würde die ganze Erde zertrümmern, um ihre Begierden zu befriedigen.

„Ja, bei Gott!“ rief Flaming: „Sie haben Recht, lieber Alter. Der feinſte Menſchenkenner Cromwell ſchlug jede Verſöhnung mit Karln II aus, weil dieſer ein Wollüſtling war. Die Wolluſt macht zu allen Verbrechen fähig. Ich ſelbſt, fuhr er traurig fort, ich ſelbſt bin durch ein wollüſtiges Weib elend geworden, und meine tugendhafte Geliebte lebt leider noch in der Gewalt dieſes Weibes.‘ O Himmel! mit der Wolluſt würde der größte Theil der Verbrechen die Erde verlaſſen. Ach! und ſie greift immer weiter um ſich, da die Eltern bei den Heirathen ihrer Kinder ſo unverantwortlich gleichgültig ſind. Die Wolluſt wird Familienfehler.“

Sehr recht! ſagte der Alte; man darf nur die Familienportraits in verſchiedenen Häuſern aufmerkſam betrachten: hier hangen lauter keuſche unſchuldige Geſichter; dort ſpricht aus jedem Geſichte der Vorfahren ſchon deutlich die Wolluſt. Beinahe ließe ſich beſtimmen, mit welcher Perſon die Wolluſt in eine Familie eingedrungen ſey. Die Geſchichte des Originals

Sobald Auguſte ruhig überlegte, ſah ſie wohl, daß, wenn ſie ſich ihrer Schweſter entdeckte, Salzmanns Hand frei bleibe, und daß vielleicht die Zeit ſeine jetzige Liebe beſiegen könnte. Ihr Herz nahm dieſe entfernte Hoffnung begierig auf, und ein neuer Lebensſtrom erfriſchte ihre vergehende Kraft. Aber ſah ſie Salzmannen bei Eliſabeth; ſah ſie, wie ſeine heiße Liebe jetzt, da er hoffte, mit neuer Gewalt, mit neuem Entzücken hervorbrach: dann zerſtörte der erſtarrende Zweifel ihre blühenden Hoffnungen wieder. Sie fühlte in ihrem eigenen Herzen, daß Salzmann nicht aufhören könnte, Eliſabeth zu lieben, und alle ihre Hoffnungen waren vernichtet. Ihr Herz verſchloß ſich wieder, und ſie ſchwor es ſich zu, nie einen Menſchen hinein blicken zu laſſen, am wenigſten Eliſabeth; denn wenn er ſie nicht liebte (und das allein war ihr Unglück): was lag ihr daran, wer ihn ſonſt beſaß?

In dieſem fürchterlichen Hin- und Herſchwanken von Hoffnung zu Zweifel, von zu großer Wärme zu erſtarrender Kälte (dem Härteſten, was der Menſch zu erdulden haben kann), ging Ein ſchwerer Tag, Eine ſchwere Woche nach der andern hin, und mit jedem Tage ſah die Arme das Ziel, nach dem ſie ſtrebte, ſich immer weiter entfernen, Eine Hoffnung nach der andern erlöſchen. Wir Alle bemerkten Auguſtens Kummer wohl, nur Salzmann nicht; er lebte in den erſten blendenden Hoffnungsſtrahlen der Liebe. War Auguſte abweſend, ſo fragte er nicht nach ihr; ſah er ſie wieder, ſo hatte er ſie nicht einmal vermißt, und ſagte ihr nur, wie entzückt ihn die Hoffnung auf Eliſabeths Liebe machte.

Auguſte ſah mit Schauder den Augenblick näher kommen, da Eliſabeth Salzmannen ihre Hand geben wurde. Bei dieſer Vorſtellung gerieth auf einmal ihr ganzes Herz in Aufruhr. Jetzt wollte ſie, was ſie nur konnte — ihrer Schweſter zu Füßen fallen, ihr alles entdecken. In der Gefahr, ihn zu verlieren, fühlte ſie zum erſten Male, daß es auch ein Glück ſey, ihn nur zu beſitzen, wenn gleich ungeliebt. Doch dieſer Gedanke erregte ein quälendes Gefühl der Beſchämung in ihrer Seele; dadurch wurde ihr der Muth zu dem entſcheidenden Schritte geraubt, und ſo ging die koſtbare Zeit wieder verloren.

Sie konnte nicht mehr in Salzmanns Geſellſchaft aushalten, und ſuchte die Einſamkeit, weil ſie nur noch in ihren Träumen eine Hoffnung fand, die ſie in der Wirklichkeit nicht mehr hatte. Endlich ſiegte das Gefühl ihres Unglücks dennoch über ihre Scham. Sie fühlt jetzt mit dem tiefſten Schmerze, daß ſie den Geliebten nicht verlieren durfte, und war entſchloſſen, Eliſabeth ihr Geheimniß errathen zu laſſen. Jetzt erwartete ſie ihre Schweſter in der Schlafkammer. Sie hatte überdacht; wie ſie alles ſagen wollte, ſobald

Eliſabeth nur fragte, was ſie faſt immer zu thun pflegte.

Eliſabeth kam nun zu ihr, ſetzte ſich an den kleinen Tiſch, ſtützte den Arm auf, legte ihre Stirn in die Hand, und ſeufzte. Auguſte ſaß in dem Schatten der Stuhllehne, damit Eliſabeth die glühende Schamröthe nicht ſehen ſollte, die das ſchwere Geſtändniß über ihre Wangen gießen mußte.

„Auguſte!“ ſagte Eliſabeth ſeufzend; und Auguſte ſeufzte mit. Es entſtand eine Pauſe, und während der Zeit wiederholte Auguſte voll glühender Scham ihre Rolle.

„Ach, liebſte Schweſter,“ ſagte Eliſabeth, und legte die Stirn noch tiefer in die Hand: „du glaubſt nicht, wie wunderbar ich gerührt und bewegt bin: Mein eigenes Herz iſt mir ein Räthſel. Ich liebe Pahlen, und ... dennoch habe ich heute ... Salzmannen, ach, freilich ... Hoffnung gegeben, daß ich ihn lieben werde.“

Auguſte wurde todtenbleich. Sie machte weiter keine Bewegung, als daß ſie — es koſtete ihr die ganze Kraft ihres Körpers — langſam die kalten zitternden Hände in dem Schooße faltete.

Nach einer langen ſchrecklichen Pauſe, in welcher beide einander nicht anſahen, fragte Auguſte mit matten, kranken, ſchweren Tönen: du liebſt ihn wirklich? — Wieder eine lange Pauſe, in der ein heißer Schmerz alle ſeine Schauer langſam in Auguſtens Bruſt aufhäufte.

„Wirklich! ich liebe ihn!“ antwortete Eliſabeth mit eben ſo ſchweren Tönen; und dieſe Worte klangen Auguſten wie der Ruf der allgemeinen Vernichtung. Sie wollte die Hand erheben, um ihre Bläſſe zu verbergen; aber ſie hatte nicht die Kraft dazu.

„Und wäre mein Herz nicht ſchon ſein geweſen,“ fuhr Eliſabeth in Abſätzen fort; „ſo hätte ich es ihm heute gegeben; denn, Auguſte, du haſt keinen Begriff von der Liebe, von der Zärtlichkeit dieſes Mannes. Ja, ich liebe ihn! Jetzt fühle ich, meine Auguſte, daß der Himmel mich für ihn beſtimmte, daß in der Freundſchaft dieſes edlen Mannes, in der Stille ſeines Herzens und ſeines Standes, mein Glück liegt. Hätte Pahlen auch alle Schwierigkeiten überwunden; wäre ich mit Bewilligung ſeiner Familie ſeine Frau geworden; mein an einfache, beſcheidene Stille gewöhntes Herz würde bei dem Glanze ſeines Standes, bei der Bürde des Reichthums gezittert haben; denn ich habe ſchon lange gefühlt, daß Glänz und Reichthum mir nicht zukommt. Für mich paßt das Schattendach einer Linde, und nicht die ſchöne Decke eines prächtigen Saales; die einfache, herzliche Liebe eines ſtillen Mannes, und nicht der Triumph eines ſtrahleckenden Herzens — obgleich auch Pahlen für den ſtillen Genuß geſchaffen iſt, wie irgend ein Menſch auf der Welt. Ja, Auguſte, ich liebte Pahlen, und liebte ihn noch; aber ich zitterte vor ſeinem Namen, vor ſeinem Range. Jetzt iſt mein Herz ſo leicht, ſo frei; ich zittre nur noch vor der Stunde, wo ich den Brief einſiegeln werde ... O, Schweſter!“ ſetzte ſie weinend hinzu; „ich wollte, du nennteſt mich glücklich, damit ich mich ſelbſt ſo nennen könnte!“

Hier ſtand Eliſabeth auf, ging zu Auguſten, legte das brennende Geſicht an die kalte Wange ihrer Schweſter, ſchloß ſie an die zitternde Bruſt, und ſagte: „o, Auguſte! bin ich nun glücklich?“

Dieſe zärtlichen Liebkoſungen löſ'ten die Todeskälte des unglücklichen Mädchens auf. „O, bin ich glücklich?“ fragte Eliſabeth noch einmal.

Das biſt du, ſagte Auguſte; Niemand außer mir weiß, wie glücklich du biſt. Ich fühle es in ... —

In herzlicher Vertraulichkeit beugte ſich Eliſabeth jetzt über ſie hin, und flüſterte ihr zu: „dir allein; Auguſte, habe ich mein Herz aufgeſchloſſen.“

Und ihm! ſagte Auguſte, wie kalt, wie ruhig.

„Nein! ihm öffnete ſich mein Herz gewaltſam in einem Blicke, einem Lächeln, einem Hänbedrucke. Dir habe ich es freiwillig geöffnet!... Bin ich glücklich, Auguſte?“

Ach! glücklich!

„Und Ihr Alle, ſeyd Ihr glücklich?“

Auguſte ließ bei dieſer Frage das Geſicht noch tiefer auf die Bruſt ſinken; doch ſagte ſie, freilich kämpfend und langſam; Alle! Alle!

„O,“ ſagte Eliſabeth, und legte ihr Geſicht noch vertraulicher an Auguſtens Wange: „nun will ich auch an nichts mehr denken. Alles, was noch finſter iſt, wird noch und nach hell werden, was noch ſchmerzt, wird heilen. Ich hoffe, du ſollſt noch Zeuge meines Glückes ſeyn, Auguſte!“ — (Sie hielt ein Zucken in Auguſtens Armen für ein zärtliches Drücken.)

Nur [illegible] nicht, Eliſabeth! fliſterte Auguſte; nicht Zeuge: o Gott!

„Auguſte!“ ſagte Eliſabeth dringend: „wie! nicht Zeuge? O, jetzt ſeh' ich erſt, wie bleich du wieder biſt!“

Eben deßhalb! ſagte Auguſte kalt. Paßt dieſe Bläſſe zu den blühenden Geſichtern der glücklichen Liebe? Sey glücklich, Eliſabeth: das wünſche ich, das bete ich. Aber nichts mehr!

Jetzt drang Eliſabeth mit Bitten, mit Thränen in ihre Schweſter, daß ſie ihr die Urſache ihres Grams entdecken ſollte. Ein Paar Mal hatte die ſchreckliche Empfindung Auguſten ganz nahe zu dem Entſchluſſe gebracht, ihrer Schweſter alles zu geſtehen, und ſchon waren ihr einige Worte entfallen, die das Geheimniß beinahe ahnen ließen. Eliſabeth ſprang gleich auf, ſchlug die Hände vor das Geſicht, und rief in dem Tone des Schreckens: Auguſte! — Auguſte ſah ſich verrathen, wenn ſie nicht ſchnell einlenkte; und jetzt, da ihre Schweſter Salzmannen liebte, hätten ihr ſelbſt die größten Qualen ihr Geheimniß nicht entriſſen. Sie faßte ſich, trat vor Eliſabeth hin, und ſagte: ſo höre! — (Noch in dieſem Augenblick ſann ſie, was ſie Schreckliches ſagen könnte, um die Wahrheit dahinter zu verbergen. Sie fühlte, daß man ihr Geheimniß errathen würde, wenn ſie nicht eine Urſache für ihren Gram angeben könnte.) — So höre! hob ſie noch einmal an. In einer Nacht, zwiſchen Wachen und Schlaf, im unruhigen Schlummer, oder im ruhigſten Wachen, ich weiß nicht, welches von beiden, erſchien mir mein Schutzgeiſt.

„Erſchien dir, Auguſte? Du träumteſt!“

Erſchien! glaube mir, Eliſabeth, erſchien! Er lächelte, und hielt ſegnend ſeine Hand über meinen Kopf und über mein Herz. Wie glücklich war ich! . . . Auf einmal welkten die Roſen, mit denen er ſein Haar bekränzt hatte. Er warf einen trüben Blick auf mich, der ſchmerzend in meine

Seele drang. Arme! ſagte er mit Trauertönen: wie unglücklich biſt du! Ich verlaſſe dich auf ewig! — Und er zerrann in einen dunklen Schatten. Mein Herz blutet an der ewig unheilbaren Wunde, welche dieſe Worte mir ſchlugen. — Sie legte weinend das Geſicht auf Eliſabeths Schulter.

„Träumerin!“ ſagte Eliſabeth ernſt. „Ein Traum, noch weniger als ein Traum, ein Bild deiner Phantaſie, wäre die Quelle deines Grams? Auguſte! Auguſte!“

O höre! fuhr Auguſte ſchnell und ängſtlich fort; „er ſank in einen unendlichen Abgrund. Ueber mir glänzte noch die Schöpfung, die Sonnen, die Monde der Hoffnung. Aber Ein Mond nach dem andern, Eine Sonne nach der andern ſank jetzt in das offne Grab. Endlich verſank die ganze Schöpfung, und der letzte Schimmer in dem Abgrunde erloſch. Ich ſtand im Dunkel allein. Ach du ſinkſt! rief eine ſchreckliche Stimme; wir verſinken Alle! Kein Morgen dämmert dir wieder. — Du zerrinnſt, wie die Geſtalt deines Genius! rief eine tröſtende Stimme. Ich ſank, und verging — verging auf immer. O, Eliſabeth!

Voll von dem Gefühl ihres Elendes, erzählte Auguſte ihrer Schweſter die Wahrheit in dieſen finſtern Bildern. Sie ſtand im Begriffe fortzufahren und die Urſache ihres Grams zu entdecken:

aber ſie zögerte, weil ſie nicht wußte, wie ſie es am beſten thun könnte. Eliſabeth, welche die Bilder unrecht deutete, half ihr aus der Verlegenheit. Kaum hatte Auguſte geendigt, ſo rief Eliſabeth mit einem Tone des Schreckens: „O, du Unglückliche! du zweifelſt an der Fortdauer deiner Seele!“ Sie ſchloß die geliebte Schweſter in ihre zitternden Arme, an ihr klopfendes Herz, ließ ſie nicht weiter reden, und beſtürmte ſie ſogleich mit allen Gründen für ein künftiges Leben, die ſie nur wußte.

Auguſte ſah es gern, daß Eliſabeth auf eine ganz falſche, und doch ſo ſcheinbare, Spur gekommen war. Sie ließ ihr den Irrthum, widerlegte ihre Gründe nicht, ſaß nur in finſterem Trübſinne da, und ſagte zuletzt: ich bin unglücklich, Schweſter; aber glaube mir, du wirſt mich nicht von meinem Gram befreien! — Beide legten ſich mit Thränen nieder, und Auguſte entſchloß ſich, es bei dem Irrthume ihrer Schweſter zu laſſen, weil ſie doch dadurch einen Vorwand für ihren Gram erhielt.

Am folgenden Morgen war ich in der That ſehr glücklich: denn die Art, womit Salzmann den Abend vorher von mir und meiner Frau Abſchied genommen hatte, gab uns faſt gänzliche Gewißheit, daß die beiden jungen Leute mit einander eins ſeyn müßten. Wie der Menſch nun iſt — jeden Glücksfall rechnet er ſich ſo gern als eine

Tugend

Tugend an. Ich hielt eben meinem Karl eine Rede über die Quellen der Heiterkeit, der Zufriedenheit. „Sieh," ſagte ich: „iſt es Pflicht, ein leichtes Uebel mit Geduld zu tragen; ſo ſind wir auch zum Ertragen eines ſchweren verpflichtet. Aber ich gehe noch weiter, mein Sohn," fuhr ich triumphirend fort. „Iſt kein Uebel auf der Welt, kein Leiden, kein Elend, kein Unfall, den der Menſch nicht nach zehn oder zwanzig Jahren vergeſſen hätte; — und was vergäße der Menſch nicht! — ſo iſt gar kein Uebel auf der Welt. Ich nehme euch Alle zu Zeugen, Frau und Kinder, daß man auch bei dem größten Leiden ruhig und mit Gewißheit ſagen kann: nach einem Jahre, oder nach zehn, habe ich es vergeſſen; und da ich das nun ſagen kann: wer will mich hindern, mir gleich auf der Stelle das Jahr ſchon abgelaufen zu denken!"

Es giebt Leiden, die man nicht vergißt! ſagte meine Frau.

„Nenne mir doch eins von allen, die uns getroffen haben, das dir noch jetzt ſchmerzliche Thränen koſtete? Aber wenn auch, liebe Frau! kommt denn nicht ein Augenblick, wo alles vergeſſen iſt, Leiden und Freude? Und warum ſollte ein Mann — ein Mann! — nicht mitten unter dem bitterſten Schmerze ſagen können: ich will ruhig ſeyn und auf das Grab hoffen! Wenigſtens ich, mein Sohn, hoffe . . ."

von jedem Familienportrait in den Häuſern müßte intereſſante Aufſchlüſſe geben.

„Himmel! rief Flaming fröhlich erſtaunt, Sie bringen mich auf eine Idee, die nicht mit Golde zu bezahlen iſt. Dieſe Familienportraits ſind die wahren, die ſicherſten Urkunden zu der moraliſchen Geſchichte jeder Familie. Ich brauchte nichts weiter als die Portraits der Menſchen, die zu allen Zeiten gewirkt haben; und alle hiſtoriſchen Werke könnten für mich immerhin untergehen. Aus den Portraits allein wollte ich eine Weltgeſchichte ſchreiben, gegen die ſich Boſſuet, Rollin und Hübner verkriechen ſollten. Warum erhielten die Alten — o, ſehen Sie, wie ein ſo zufälliger Gedanke Licht über tauſend Dinge verbreitet! — warum erhielten die Alten das Andenken ihrer großen Männer in Statüen und Gemählden? Warum bezeichnet Homer an ſeinen Helden ſo genau die Farbe des Haars und der Augen? Warum beſchreibt er ihre Geſtalt, ihren Gang, ihre Schultern ſo weitläuftig? warum die Wunden, woran ſeine Helden ſtarben, ſo genau, als ob er Wundarzt geweſen wäre? Wir ſollten über ſeine Helden in keinem Zweifel blei-

In dieſem Augenblick trat Eliſabeth mit einem blaſſen Geſicht, und mit Augen, worin noch Thränen hingen, in das Zimmer, und warf einen Blick auf mich, der mich ſehr unruhig machte. Sie ſeufzte, und ſchien mir etwas ſagen zu wollen. Mein Herz wurde beklemmt, und ich ſtammelte zitternd: „Eliſabeth, ich fürchte, du haſt mir ein Unglück anzukündigen.“ Ach, erwiederte ſie ſchluchzend; das größte, was uns Allen begegnen konnte! — Sie trat auf mich zu, und liſperte: ich habe Ihnen etwas von Auguſten zu ſagen. Ich zog ſie zitternd in einen Winkel der Stube, und ſie ſagte mir leiſe: Auguſtens Gram liegt in ihrer Seele. Die Unglückliche zweifelt an der Fortdauer nach dem Tode.

Ich erholte mich von dem Schrecken, den mir ihr Geſicht und ihre erſten Worte verurſacht hatten: nicht, weil ich dies Unglück für klein hielt, (denn welches könnte größer ſeyn!) ſondern weil ich glaubte, dem Unglück abhelfen zu können. Meine Frau trat herzu, und Eliſabeth ſagte das Geheimniß auch ihr. Wir ließen die Kleinen hinausgehen, und nun erzählte Eliſabeth ausführlich, was ſie wußte. Meine Frau jammerte, daß ſie die allerſchwerſten Leiden in ihrem Hauſe haben müſſe: erſt einen Liebeshandel, und nun gar Gottesläugnung. Ich durchlief während der Zeit die Beweisgründe für die Unſterblichkeit der Seele, und unterſuchte, welcher von allen wohl die meiſie Wirkung auf des Mädchens Verſtand thun würde. Mein Karl holte Cicero's tuſkulaniſche Unterſuchungen, blätterte den Traktat von der Verachtung des Todes auf, und fragte: was für Gründe giebt ſie denn an? (Er ſah ſtolz in ſein Buch, und ſetzte ſich in Bereitſchaft, ſiegend auf ihre Gründe antworten zu können.)

Gar keine! antwortete Eliſabeth traurig.

Gar keine? Wie in aller Welt kann man etwas glauben ohne Gründe? das iſt ja nicht möglich!

Ach, Karl, ſagte Eliſabeth zärtlich: das iſt wohl möglich. Trat ich im Frühling Abends in unſern Garten, und das Gewölbe voll Sterne breitete ſich über mich aus, die Nachtigall ſang einſam in dem Dunkel, und mein Herz ſchlug dabei freudenvoll: o, dann wußte ich lebendig, daß Gott iſt, lebendiger, als nach den längſten, deutlichſten Beweiſen in unſern Stunden.

Schöne Beweiſe! eine Nachtigall, und ein ſchlagendes Herz! ſagte Karl lächelnd.

O, ſagte Eliſabeth mit emporgerichteten Blicken: wenn eine brütende Nachtigall voll Liebe für ihre Jungen, und ein frohes Menſchenherz, nur Eins, das die Liebe der Nachtigall fühlt, keine Beweiſe für das Daſeyn eines allgemeinen Vaters ſind, ſo giebt es gar keine. Und, lieber Karl, wenn nicht ein ſolches ſtilles lebendiges

Gefühl den Glauben wieder in Auguſtens Herz bringt — deine Bücher werden es nicht thun, ſo gut ſie auch ſeyn mögen.

„Du wirfſt den Weizen mit der Spreu weg, Eliſabeth,“ ſagte ich. „Eins nicht ohne das Andere! Kopf und Herz ſind das Geſpann des Glaubens.“

Nein, erwiederte Eliſabeth: ich vertheidige nur Auguſten, mein Vater; denn ich fürchte, daß Karl mit eiskalten Schlüſſen, mit dem erſtarrenden „wenn das iſt, ſo iſt das; alſo!“ über Auguſtens warmes Herz herfallen wird. O Vater, eine Thräne in einem Auge und ein Gebet zu Gott ſind für ein zweifelndes Herz die beſten Gründe. Glauben Sie mir, mich überfiel zuweilen ein Grauen, wenn ich ſo die Beweiſe für und wieder anhörte, weil man ſo eiskalt von dem künftigen Leben ſprach, wie von dem Wetter, das morgen ſeyn würde. Ach, Vater, hätte ich die Natur, die brütenden Vögelchen, die glücklichen Inſekten, das frohe Leben der Welt, die ſtille Nacht mit den Sternen, den Schlag der Thurmuhr nicht gehabt: die Bücher hätten mich gerade zum Zweifeln bringen können; denn ſo oft ich die Gründe anhörte, fragte eine Stimme in meinem Innern, als ſie der Bücher ſpottete: und wenn es nun dennoch nicht wahr wäre? Ein Blick in die Sterne, und über die Sterne hinaus, wo Gott iſt, gab mir wieder Wärme, und machte mich zuverſichtlich. Ich bitte Sie, laſſen Sie Karln nicht an Auguſtens Herz.

Es war, als ahnete ſie, daß ich ſelbſt mich hinan machen wollte, und mit nichts anderm, als Karl. „Was meinſt du aber, Eliſabeth,“ fragte ich, „was wir thun ſollen?“ — Sie ſcheuen, ſie mit verdoppelter Zärtlichkeit lieben. O dann wird der Strahl der Ewigkeit durch das Herz wieder in ihre Seele dringen. Eine Kleinigkeit, ein Traum, nahm ihr die Ruhe; der Glaube an unſre Liebe ſoll ſie ihr wiedergeben.

Karl lächelte ein wenig ſpöttiſch; ich nicht: mir fiel eine Begebenheit aus meinen akademiſchen Jahren ein, die ich meinem Sohne erzählte. Hier iſt ſie.

Die Oeffnung im Fenſterladen.

Ich hörte die Metaphyſik bei einem ehrwürdigen alten Manne, der wegen ſeiner Güte, ſeiner Toleranz und Gelehrſamkeit von der ganzen Univerſität geachtet wurde. Nachdem er die Atheiſten widerlegt, das Daſeyn Gottes erwieſen, und die Beweiſe aller Philoſophen dafür vorgetragen hatte, ſagte er endlich zum Schluß — ich ſehe den ehrwürdigen Greis noch, wie er aufſtand (ſonſt ſaß er immer), und mit unverkennbarer Rührung in Auge und Stimme anhob: „Das, meine Hochgeehrteſte Herren, das müſſen ſie, als Gelehrte, als Philoſophen, wiſſen. Es iſt ſogar auch brauchbar; denn in den froheſten und traurigſten Augenblicken des menſchlichen Lebens, wenn unſer Herz, von der ſtillen Natur umringt, oder von einer tugendhaften Handlung gehoben, oder von einem ſchweren Kummer gepreßt, oder an das Herz eines Freundes, einer Gattin, einer Mutter, eines Kindes gedrückt — wenn unſer Herz dann Gott fühlt, ihn glaubt, auf ihn vertraut: dann erhöhet dies kalte Wiſſen unſer Gefühl, unſern Glauben, unſer Vertrauen. Aber wem im Leben nichts von dem Allen begegnet, der hat von dem Wiſſen nichts, gar nichts. Ueber das Daſeyn des Einhorns, oder der Inſel Atlantis ließe ſich eben ſo ſcharfſinnig und mit eben der Philoſophiſchen Würde ſpekuliren. Ich habe dreißig Jahre lang die Beweiſe für das Daſeyn Gottes vorgetragen, meine Herren, und ich alter Mann gehe noch immer mit einem geheimen Grauen an die Unterſuchung; denn die Kälte, womit der Kopf ſie vernimmt, könnte leicht ein Herz für das lebendige Gefühl des Glaubens an Gott erkälten. Es iſt ein Unterſchied, meine Herren, unter glauben und wiſſen. An Gott glauben, heißt ein redlicher Mann, ein guter Staatsbürger, ein edelmüthiger Freund, ein treuer Gatte, ein guter Sohn, ein guter Vater, menſchlich im Glück, und geduldig im Unglück ſeyn: wiſſen, daß ein Gott ſey, heißt wiſſen, wie Ariſtoteles, Plato, die Scholaſtiker, Jaquelot, Carteſius, Thomaſius, und ſo weiter bis zu Wolf hin, das Daſeyn Gottes erwieſen haben; oder — es heißt gar nichts. Wahrheit, meine Herren? in dieſem wilden Kampfe der verketzernden Partheien? Der reine, belebende Strahl der ewigen Wahrheit dringt nur durch das Herz in die Seele. Merken Sie Sich das! Morgen mehr.“ — Er verließ den Lehrſtuhl mit naſſen Augen.

Ich bildete mir nicht wenig darauf ein in meinen Heften und in meinem Kopfe eine vollſtändige Widerlegung des Spinoza, des Bayle und Hobbes zu haben. Daher begriff ich nicht, was er mit den letzten Worten: „die Wahrheit dringt durch das Herz in die Seele!“ ſagen wollte; und was ich davon verſtand, glaubte ich nicht. Die feierliche Sprache des Mannes, ſeine naſſen Augen, ſein ehrwürdiges Alter, ſein Tiefſinn, ſein tugendhaftes Leben, nichts von dem Allen machte Eindruck auf mich. Doch eine Kleinigkeit, ein Bild von jenem Bilde, drückte dieſe Wahrheit auf ewig in meine Seele. Wie ſeltſam, wie ſchwach iſt der Menſch! — Am folgenden Morgen lag ich im Bette, und ſann über die Worte des Greiſes nach. Hätte ich nur, dachte ich, den Spinoza hier, ich wollte ihm wohl zeigen, was Wahrheit iſt: Mit dieſen Worten oder Gedanken ſchlug ich die Augen auf. Ich hatte Laden vor meinen Fenſtern; damit aber nicht alles Licht ausgeſchloſſen würde, war darin oben eine Oeffnung, welche die Geſtalt eines Herzens hatte. Durch dieſes Herz drang das Licht des Morgens, und fiel mir in die Augen. Ich ſprang auf, und ſagte erſchüttert, auf einmal von der Wahrheit jenes Satzes durchdrungen: „ja, der Strahl der Wahrheit dringt durch das Herz in die Seele!“ Auf dem Rande meines Bettes ſitzend, heftete ich die Augen auf die Oeffnung, durch welche das Licht drang, ſann dem Satze nach, verſäumte meine Collegia, und hörte nicht auf zu ſinnen.

Jeden Morgen, wenn ich erwachte, wendete ich meine Augen, beinahe unwillkührlich, auf die Oeffnung in dem Fenſterladen. Nicht lange, ſo ſchloß ich mit Bayle, mit Spinoza, mit Hobbes Frieden. Hat mich irgend etwas tolerant gegen fremde Meinungen gemacht, ſo war es dieſer kleine Umſtand.

„Und könnte nicht," ſagte ich nun zu meinem Sohne, „durch etwas Aehnliches Auguſte zur Zweiflerin geworden ſeyn? Der Menſch handelt mehr nach ſolchen Impulſen, als nach Gründen, mein Sohn. Das iſt zwar demüthigend für uns, aber wahr." Mein Sohn hatte nicht aufgehört zu lächeln, und ſagte nun: ich geſtehe, demüthigend muß ſo etwas ſeyn. — „Ja! und da den Menſchen Demuth am beſten kleidet, ſo iſt von Zeit zu Zeit ein ſolches Loch im Fenſterladen, als ein Temperir-Mittel, recht nützlich. Bei mir war es mehr, was du auch glauben magſt: es machte meinen Kopf demüthig, und mein Herz groß. Achteten die Menſchen auf die Antriebe ihrer Handlungen, ſie würden auf mehr ſolche Dinge ſtoßen. Du lachſt über die Augurn, mein Sohn, weil Cicero darüber gelacht hat; aber ſo etwas von einem gläubigen Augur ſitzt in allen Menſchen, denk' ich. Läßt man nicht Hühner freſſen, ſo zählt man Rockknöpfe ab.

Noch einmal die Stärke einer edlen Seele.

Es wurde nun Karln unterſagt, ſich gegen Auguſten merken zu laſſen, daß er ihr Geheimniß wiſſe. Wir Eltern nahmen uns daſſelbe vor, und überließen den Anfang der Bekehrung Eliſabeth. Endlich kam die Zweiflerin zum Vorſchein. Sie klagte über Kopfweh, über Mattigkeit, über Herzklopfen, das ihr den Athem benähme. Wir hörten ſie bedauernd an. Meine Frau hatte zwar Zeichen des Verdruſſes im Geſichte; (denn trotz ihrem hellen Verſtande hielt ſie Zweifel an den Wahrheiten der Religion für einen böſen Vorſatz, weil ſie ſelbſt nie gezweifelt hatte): aber bei dem Anblicke des armen Mädchens, das ſo demüthig, ohne ein Auge zu erheben, als drückte das Bewußtſeyn einer ſchweren Schuld ſie nieder, zitternd daher kam — bei dieſem Anblick verwandelten ſich die Zeichen des Verdruſſes in Thränen des Mitleidens. Karls Ton wurde ſanfter als gewöhnlich, und wenn er etwas erzählte, ſo wendete er ſich, wie wir Alle, nur an Auguſten. Wir umfaßten ſie mit wehmüthiger, ſtiller Liebe, und ihr Auge wurde nicht trocken.

Auguſte hatte ſich verſprechen laſſen, daß Eliſabeth ſie nur als krank ankündigen wollte; aber ſie mochte dennoch die Wahrheit merken, beſonders wohl an dem behutſamen und zärtlichen Tone, mit dem die Wörter: „Grab, Tod, Unſterblichkeit,“ ausgeſprochen wurden. Sie ſtand früher vom Tiſche auf, weil ſie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, und Eliſabeth begleitete ſie. Keiner von uns blieb ſitzen. Ich gieng auf mein Stübchen, und riegelte hinter mir zu. Ungeachtet meiner Ueberzeugung, daß Gründe auf das kranke Herz meiner Tochter nicht viel wirken könnten, las ich dennoch Cicero's Unterſuchung de contemnenda morte (von der Verachtung des Todes) aufmerkſam durch. Ich ſchuttelte den Kopf, weil ich nicht begriff, warum mir auf einmal alle Gründe des Philoſophen für die Fortdauer der Seele ſo wenig beweiſend vorkamen. Bei der Stelle: „iſt der Tod Vernichtung, ſo iſt er kein Uebel,“ durchlief mich ein Schauder. „O,“ dachte ich, und ſtand auf: „ich möchte wiſſen, ob Cicero dieſe Stelle vor oder nach dem Tode ſeiner Tochter geſchrieben hat; und ich gäbe viel darum, wenn er ſie noch einmal an dem Aſchenkruge ſeiner Tochter geleſen hätte.“ Jetzt holte ich meine Hefte hervor, ſchlug alle meine Bücher nach, und ſchüttelte überall den Kopf. „Ach,“ ſagte ich endlich: „über dieſen Gegenſtand ſollte ein Philoſoph nur an dem Sterbebette ſeiner Gattin, ſeines Freundes, — wenn er einen hat, den er liebt, nicht bloß einen, mit dem er diſputirt, — oder ſeines einzigen Kindes ſchreiben. Ich wollte darauf wetten, faſt Alle, die davon handeln, haben während des Schreibens mehr an die Unſterblichkeit ihres ben. Ein einziger Umſtand dieſer Art, ob ein Menſch an einer ſolchen Wunde ſtirbt, oder ob er aufkommt, ſagt mir mehr von ſeinem Charakter, als zwei Seiten darüber; denn die thieriſche Lebenskraft ſteht immer mit ſeinem moraliſchen Innern in Verhältniß. Ein Menſch, der an ſchweren Wunden fällt, zwei Tage auf dem Schlachtfelde liegt, dann erſt verbunden wird, und doch davon kommt, iſt ein unedler Menſch, ein Irokeſe, und wenn er das Heer kommandirt hätte. Paris iſt wollüſtig und feige; und die Wunde, die er bekommt, heilt unmittelbar wieder. Sehen Sie da den Slaven! Sehen Sie, wie genau Homer von den unterſchiednen Menſchenracen und ihren Kennzeichen unterrichtet war, und warum er gleichſam die Portraits aller ſeiner Helden ſo genau gemahlt hat! — Ein großer Gedanke mit den Familienportraits!“

Der Alte begriff nicht ſo eigentlich, wie das alles, was er da hörte, zuſammenhing. Er erwiederte lächelnd: dem ſey, wie ihm wolle. Wenn wir nur ein Mittel hätten, dieſen fürchterlichen Trieb der Wolluſt ſicher zu leiten.

Namens, als an die Unſterblichkeit ihrer Seele gedacht, und keiner von ihnen hat, wie ich heute, vor dem bleichen Geſichte, vor den naſſen Augen, vor dem vergehenden Herzen eines zweifelnden Kindes geſtanden. Guter Gott, was wird daraus werden, wenn ſie nun endlich fragt! Womit kann ich ihr antworten, als mit einem Herzen voll Liebe, mit einer zitternden Umarmung, und mit einem hoffenden Blicke gen Himmel!

Während ich auf die ſeynwollenden Aerzte dieſer Krankheit ſchalt, hatte Eliſabeth die Kur ſchon angefangen, aber ganz verkehrt. Sie war mit Auguſten in das Birkenhölzchen gegangen. Dort ſagte ſie ihr nichts von der Unſterblichkeit, ſondern machte ſie nur aufmerkſam auf die Schönheiten der herbſtlichen Natur. Auguſte ging tiefſinnig neben ihr her, und phantaſierte über die fallenden Blätter, über die ſterbenden Pflanzen. Wenn ſie damit Thränen in die Augen ihrer Schweſter gelockt hatte, dann ſank ſie wieder an ihr Herz, und bat ſie, Geduld mit ihr zu haben. Sie erzwang ein Lächeln, und fing endlich ein Geſpräch von ihrer Kindheit an, in das Eliſabeth gern einfiel. Beide erinnerten ſich an die ſüße, frohe Liebe, die ſie ſchon als Kinder für einander gehabt hatten. Eliſabeth ſagte: „nie war ein Streit unter uns, der uns länger als eine Viertelſtunde entzweiet hätte.“

Und nur unſre Hände, unſre Lippen, ſagte Auguſte; nicht unſre Herzen: denn ich liebte dich nie mehr, Eliſabeth, als wenn ich dich beleidigt hatte, oder von dir beleidigt war.

„Und wie wir in Allem gleich dachten und fühlten! Was ich liebte, das liebteſt auch du, Auguſte“ — Hier ließ Auguſte das kummervolle Geſicht, mit neuen Wolken bedeckt, auf die Bruſt ſinken, und antwortete ſeufzend: Ja! Eliſabeth erzählte lächelnd, wie oft ſie Beide ſich für einander aufgeopfert hätten. Auguſte ſank an ihre Bruſt, und dachte, mit einer wehmüthigen frohen Empfindung: ich opfere mich jetzt wieder auf, und gänzlich, mein Glück, mein Herz, mein Leben; aber das weißt du nicht, und ſollſt es auch nicht erfahren. „Und nie,“ fuhr Eliſabeth ſie inniger an ſich drückend, fort: „nie ſoll uns das Schickſal, der Tod, die Ewigkeit anders finden, als ſo!“ Auguſte ſeufzte; aber ſie betheuerte es laut, und in ſich, daß nichts ſie je von dem Herzen ihrer Schweſter trennen ſollte.

Mit fröhlichen Blicken fing Eliſabeth endlich an, das Leben zu mahlen, das ſie nun bald in Salzmanns Armen führen würde. Auguſte fühlte jedes Wort, wie einen Dolchſtoß, in ihrem Herzen; aber dennoch lächelte ſie, lehnte ſich nur an Eliſabeths Bruſt, und ſagte zuletzt, um die ihr ſo ſchreckliche Beſchreibung nicht länger hören zu müſſen, mit leiſen Tönen: ich bitte dich, liebe Eliſabeth, eile nur! zögre nicht länger, damit ich es noch erlebe! Ich werde ruhig ſeyn, wenn du ganz glücklich biſt. Eliſabeth verſprach das lächelnd; doch auch ſie verbarg ihren Kummer: ſie glaubte noch immer, es wäre Auguſtens Wunſch, daß ſie Salzmanns Gattin würde; nun wollte ſie glücklicher ſcheinen, als ſie war, um ihrer Schweſter Vergnügen zu machen. Deshalb ſagte ſie mehr von ihrer Liebe zu Salzmannen, als ſie eigentlich konnte. Jetzt ſah Auguſte, da ſie gänzlich verloren war: denn Eliſabeth liebte ihren Geliebten eben ſo innig, wie ſie ſelbſt.

Beide kamen, entkräftet von den geheimen Opfern, die ſie einander gebracht hatten, zu Hauſe. Auguſte beſchloß, ſobald ſie allein war, mit unbegreiflicher Kraft, die ſie aus Eliſabeths Liebe hernahm, von nun an zu lächeln, und edel; ſchweigend, zu fallen.

Am folgenden Morgen weckte ſie ihre Schweſter lächelnd auf, und erzählt ihr heiter einen andern froheren Traum, der ihr einen Theil ihrer Ruhe wiedergegeben habe. Beide kamen heiter zu uns. Meine Unruhe verflog wie ein ſchwerer Morgentraum; und nun, da Auguſtens Herz wieder geſund war, hielt ich es für Zeit, mit Gründen der Vernunft auf ihren Kopf zu wirken. Ich nahm ſie allein, und ſagte ihr: „liebe Tochter, ich weiß die Quelle deines Grams.“ (Sie erblaßte, und ergriff zitternd meine Hände.) „Eliſabeth hat ſie mir entdeckt.“ — So? fragte ſie

kalt

BIBL. UNIVERS. LIPS.

kalt und gezogen: das iſt ein anders. — Ich heb an, meine Gründe in Reih und Glied zu ſtellen.

O, mein Vater, unterbrach ſie mich: wenn Sie mich ſegnend an Ihr Herz drücken: was wünſchen Sie mir dann? nicht wahr: ein Glück ohne Ende? Nun, ſollte mir denn die ewige Liebe einen ſchlechtern Segen geben, als Sie? — Ihre Frage überraſchte mich. Ich drückte ſie an meine Bruſt, und ſagte: „nun, ſo bewahre denn Gott dein Herz!“

Mein Herz! mein Herz! ſagte ſie trauernd. Ein zerſchlagenes Herz, ſetzte ſie ſtark hinzu, wird Gott nicht verachten! und dann riß ſie ſich aus meinen Armen.

Salzmann kam wieder. Er hing mit den Augen, wie mit dem Herzen, an Eliſabeth, und Auguſte hatte den Muth das anzuſehen. Sie hielt ſich, auch wenn Eliſabeth an Salzmanns Seite ſaß, aufrecht. Jede Minute wär ein blutiger Kampf; und dennoch erlag ſie nicht: ſie bat ihre Schweſter nur, bald zu endigen. Eliſabeth verſprach es; aber ſie zögerte mit blutendem Herzen einen Tag nach dem andern, wenn Auguſte mit blutendem Herzen ſie antrieb.

Ich hätte gern eben die Bitte an Eliſabeth gethan, wie Auguſte; doch ich ergab mich in die Zögerung, um meiner Frau willen, die faſt an jedem Tage von Eliſabeths Jugend ſprach. Zwar ſuchte ich ſie von ihrem Vorurtheile zu heilen, und wollte ſie ſogar dadurch überliſten, daß ich Eliſabeths eigentlichen Geburtstag ſchon mit für ein Jahr zählte, und ſie folglich um eins älter machte; aber meine Frau ließ ſich nicht hintergehen, und blieb dabei, daß jeder Tag, den Eliſabeth zögerte, ein Gewinn für ſie wäre.

Auguſte hatte bei ihrer hoffnungsloſen Liebe den Muth zu lächeln; aber der verſchloſſene Gram griff die Quellen ihres Lebens an. Jede Nacht löſ'te ein Blatt von den Roſen ihrer Wangen ab, jede löſchte einen Funken ihrer blitzenden Augen aus. Wir bemerkten das kaum, weil ſie jeden Verluſt mit einem noch heitereren Lächeln bedeckte. Nur Salzmann bemerkte es, und machte uns aufmerkſam. Sie leugnete alles, und berief ſich auf ihr Lächeln. Wir beruhigten uns, und hofften, daß der nächſte Frühling alles wieder gut machen ſollte.

Auch Eliſabet wurde mit jedem Tage bläſſer: das bemerkte Salzmann nicht, wohl aber wir. Sie ſagte: meine Angſt um Auguſten iſt Schuld daran. — Einen traurigern Winter habe ich nie erlebt, als dieſen. Eliſabeths Unruhe machte uns alle unruhig; die Mutter ſagte ſogar: ich wollte, es wäre vorüber, ob ſie gleich noch viel zu jung iſt!

Als ich das hörte, drang ich in Eliſabeth. Sie verſprach mir, die Sache bald zu endigen;

nur bat ſie, ich möchte noch ſchweigen. Salzmann kam und ging mit gleicher Liebe, und Auguſte lächelte. Das Weihnachtsfeſt näherte ſich. Keins von meinen Kindern äußerte den Wunſch, ein Geſchenk zu bekommen; denn alle wußten, daß wir nichts hatten. Der Wagen war ſchon längſt wieder um die Hälfte des Preiſes verkauft, und das Geld dafür zu dringenden Bedürfniſſen verwendet. Oft ſaß ich mit ſchwerem Herzen da, und dachte an den nahen Sylveſter-Abend, der in unſrem Hauſe ein Familienfeſt geworden war, an welchem wir Alle gleichen Antheil nahmen. Ein Kind, das ſo augenſcheinlich dem Grabe entgegen welkte; ein anderes, das ſeine zitternde Hand einem Manne geben ſollte, den wir, und nicht ihr Herz, gewählt hatten; zertrümmerte Hoffnungen, drückende Armuth, trübe Ausſichten in die Zukunft: das war es, was ich meiner Frau an dieſem Sylveſter-Abend geben konnte.

Ich ſtand am Weihnachts-Abend vor dem Tiſche, auf welchem vier Lichter brannten, und auf dem doch einige Kleinigkeiten für die jüngeren Kinder lagen, die meine beiden Töchter — ach, eine von ihnen war die ſterbende Auguſte! — in ein Paar kalten Nächten erſponnen hatten. Bei der allgemeinen Freude brach mir beinahe das Herz, und meine Kinder wußten ſehr wohl, daß ich darum betrübt war, weil ich an dem letzten Tage im Jahre nur bleiche Wangen, nur naſſe

Augen, nur trauernde Geſichter um meine Frau herſtellen konnte. Nun wollte Eliſabeth, daß ich an dieſem Tage doch Ein Geſicht voll Entzückens ſehen ſollte. Sie ſagte Niemanden etwas von ihrem Entſchluſſe, und bat nur Salzmannen, ſich den Sylveſter-Abend in unſerm Hofe aufzuhalten, damit er ſogleich kommen könnte, wenn ſie ihm ein Zeichen gäbe.

Einige Tage vorher holte ſie nach einer in heißen Thränen zugebrachten Stunde ihre Briefe von Bahlen hervor, ſchlug um einen davon ein Couvert, legte eine Oblate unter, und ergriff das Petſchaft. Auguſte ſah das mit hochfliegender Bruſt, und fragte matt: was machſt du, Eliſabeth? Mit einem Seufzer antwortete dieſe: „ich ſiegle den Brief ein — du weißt ja, welchen.“ Sie ſiegelte, und als ſie aufſah, lag Auguſte, mit einer Ohnmacht kämpfend, an den Stuhl gelehnt. Eliſabeth ſprang ſchreiend hinzu, und war noch in großer Angſt um ihre Schweſter beſchäftigt, als dieſe ſich erholte, ſich faßte, und lächelnd ſagte: du brauchſt darüber nicht zu erſchrecken, Eliſabeth. Das kommt und geht; es hat nichts zu bedeuten, und wird noch öfter ſo kommen.

Eliſabeth zitterte, und erholte ſich erſt weit ſpäter, als Auguſte. Dieſe fing wieder von dem Briefe an. Eliſabeth ſagte: „ich bitte dich, mache die Aufſchrift an Bahlen; mir zittern die Hände noch von dem Schrecken. Auguſte ermannte ſich, nahm die Feder, drückte die zitternde Hand feſt auf den Tiſch, und ſchrieb. Dann aber ging ſie erſchöpft hinaus in den Garten. Die ſcharfe Decemberluft und ein Blick auf die funkelnden Sterne gaben ihrem Körper Kraft, und ihrem Herzen neuen Muth, ſo daß ſie lächelnd zurückkommen konnte.

Der Sylveſter-Abend.

Am letzten Tage im Jahre herrſchte eine traurige Stille in unſerm ganzen Hauſe. Jeder von uns ſuchte ſich Muth zu machen; ach, und die uns Alle erfreuen wollte, Eliſabeth, bedurfte gerade den meiſten. Man ſollte, ſagte Karl zu ſeinen beiden älteren Schweſtern, mit denen er allein war — man ſollte einen ſcheidenden Feind mit freundlichern Blicken gehen laſſen, als wir dies Jahr! „Ach, dieſes Jahr!“ ſeufzte Eliſabeth. — Man ſollte, fuhr er fort, ſich in jedem Jahre zwei Tage wählen, an denen man, dem Schickſal zum Trotz, alle ſeine Leiden vergäße; und dazu ſchlüge ich den erſten und letzten im Jahre vor. — Vergäße! ſagte Auguſte ſeufzend.

Dieſer Tag, fuhr Karl fort zu philoſophiren, vermehrt unſer Unglück, anſtatt es zu lindern, bloß weil ihn der Vater zur Freude ausgewählt hat. Der Menſch ſollte keinen Tag für die Freude beſtimmen. — „Ach, freilich, freilich!“ ſagte Eliſabeth: „und wenn du wüßteſt, Karl, mit welchem ſchweren Herzen ich dieſen Tag beſchließen werde . . .“ —

Dieſen Tag? ſagte Auguſte. O Eliſabeth, ſpotte nicht! Einen Tag von den vielen im Jahre — wer wollte Einen nicht gern mit ſchwerem Herzen beſchließen! Aber es giebt Menſchen, die nie andre als ſchwere, kummervolle Tage ſehen, und doch lächeln. Was iſt es denn auch! Laßt uns nur am Abend lächelnd in die Arme unſrer Eltern ſinken. Ich wenigſtens will das; denn es iſt der letzte December, den ich erlebe. — Ihre Geſchwiſter verſtanden dieſe doppeldeutigen Worte nicht.

Am Abend nach Tiſche rechnete ich alle die Freuden her, die wir in dieſem Jahre gehabt hatten; aber in jedem Geſichte, auch in dem meinigen, ſtanden die langen Leiden, die wir noch jetzt hatten. — Laß es gut ſeyn! ſagte meine Frau: das Herz wird uns ſonſt nur noch ſchwerer. Mache heute lieber keine Rechnung.

„Wir haben ſie nicht gemacht, ſondern Gott. Und wer weiß, welche Freude das künftige Jahr für uns haben wird!“

Oder auch dieſes noch, ſagte Eliſabeth zitternd. Mit dieſen Worten ging ſie an das Fenſter, und öffnete es einen Augenblick.

Jetzt trat Salzmann in das Zimmer. Eliſabeth nahm ſeine Hand, zog ihn vor uns hin, kniete nieder, und ſagte mit bebender Stimme: hier iſt noch ein Sohn, der Bräutigam Ihrer Eliſabeth. O, ſegnen Sie uns! — Auch Salzmann kniete nieder.

So eben erhob ich meine Hand, ſie zu ſegnen; da taumelte Auguſte gegen ihren Bruder hin. Er fing ſie auf, als ſie mit einem Schrei an ſeine Bruſt ſank. Eine Todtenbläſſe goß ſich über ihr Geſicht, und ſie lag bald wie leblos da.

Alles ſprang auf, und beſchäftigte ſich mit ihr. Nach einer langen Ohnmacht kam ſie wieder zu ſich. Sie wollte lächeln; es war aber, als ob ein Schmerz das Lächeln hemmte, ehe es auf ihre Lippen kommen konnte. Zu Bette! ſagte ſie; und wir trugen ſie fort. Ihr Puls flog heftig, ihre Bruſt keuchte. Eliſabeth vergaß alles; ſie blieb mit der Mutter am Bette der geliebten Schweſter, und wollte auch die ganze Nacht bei ihr wachen. Salzmann ging um elf Uhr weg; auch mich wollten meine Frau und Eliſabeth nicht bei ſich behalten. Ich ging auf meine Stube, und legte meine Stirn an das kalte Fenſter. Jetzt ſchlug

Der Baron war ſchon auf dem Wege mit ſeinem Plane hervorzurücken. „Es ſind Mittel da,“ fieng er an; „allein ſie hangen mehr von den Fürſten ab, als von uns. Da giebt es Domherren, Mönche von allen Farben“.— der Alte horchte auf, und Liſſow trat in die Thür; Flaming fuhr fort — da giebt es Deutſche Herren, Malteſer-Ritter...“

Richtig, ſagte der Alte, und Liſſow ſeufzte. Richtig, Herr Baron; Sie faſſen das Ding am rechten Ende.

Der Baron lächelte. „Merken Sie etwas? hab' ich etwa ſchon davon geſprochen? Alſo dieſe Domherren, Mönche, Malteſer, Deutſche Herren, die jüngern Söhne aus den adeligen Familien, die nicht heirathen können, Soldaten werden“ . . .

Recht! recht! ſagte der Alte, und nickte mit dem Kopfe; gerade die ſind es, die ich meine.

O, in die tiefſten Abgründe der Hölle mit ihnen allen! rief Liſſow, und verließ das Zimmer.

Was iſt ihm jetzt wieder, fragte der Baron, daß er die Leute, die ich genannt habe, verwünſcht?

die Uhr zwölf; das alte Jahr riß ſich von der Zeit ab. Ich zählte die Schläge der Uhr, als ob der letzte von ihnen Auguſtens Leben endigen ſollte. Mein Auge war voll Thränen, meine Bruſt voll Schmerz. Ich empfing das neue Jahr knieend, aber nicht voll Hoffnung. Mein Herz zitterte; ich konnte kaum beten.

Ende des erſten Bandes.

Leben eines armen Landpredigers.

Herausgegeben
von
Auguſt Lafontaine.

Zweiter Band.

1902, 3425

Frankfurt und Leipzig.
1801.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Leben eines armen Landpredigers.

Zweiter Band.

Der Neujahrstag.

Ach, es iſt an jedem Tage ſchwer, ein Unglück zu tragen; doch bei einem merkwürdigen Zeitabſchnitte, als an ſeinem Geburtstage, oder an dem Neujahrstage, wird es doppelt ſchwer. Man glaubt ſich dann beinahe berechtigt, mit dem harten Schickſal zu hadern. Am Sonntage, an Feſten, ſchließt ja, meint man, der grauſamſte Herr ſeinen Negerſklaven von der Kette los: iſt denn das Schickſal härter, als der Menſch? Es ſollte am letzten Tage des Jahres alle Thränen trocknen, alle Wunden des Herzens heilen, damit nur fröhliche, zufriedene Herzen das neue Jahr begrüßten. Aber es iſt anders, ganz anders. Wir armen Menſchen!

Der erſte Morgen im neuen Jahre war heiter. Ich erhob meine düſtre Stirn zu dem wolkenloſen Himmel; aber es war kein Troſt für mich: der Kontraſt der Natur mit meinem Herzen machte mich nur finſterer. Noch ſchwermüthiger wurde ich, als meine Frau mit der Miene des Verzagens, und mit leiſen Tritten, als wollte ſie meinen betäubten Schmerz nicht wecken, in mein Stübchen kam, mir das Frühſtück zu bringen. Sie erwähnte kein Wort von dem neuen Jahre, und warf nur einen ſprechenden Blick auf mich, als ſollte ich nicht fragen, als hätte ſie mir nur Elend anzukündigen. „Du hoffeſt nichts," ſagte ich endlich mit bebenden Lippen; „denn du wünſcheſt nichts, liebe Frau. . . . Es iſt Neujahr!"

Gott gebe uns Allen Geduld!, ſagte ſie leiſe, und faltete die Hände. „Und Muth!" ſetzte ich hinzu. — Geduld! wiederholte ſie. O, Muth — woher ſollten wir armen Menſchen den nehmen? Auguſte iſt krank, ſehr krank! . . . Und wenn das noch Alles wäre! Es geht etwas vor, das wir nicht wiſſen. Eliſabeth iſt vielleicht noch kränker, als Auguſte. . .

Ich ſtand zitternd auf, um hinunter zu gehen. Meine Frau hielt mich zurück, und ſagte: ich bitte dich, ſieh ſie jetzt nicht! Du mußt ja predigen! — „Eben darum!" antwortete ich heftig. „Und müßte ich ihr vor der Predigt die Augen zudrücken . . . Ich wäre aber nicht im Stande ein Wort zu ſagen, wenn ich mein Elend nicht gänzlich kennte."

Ich ging hinunter. Auguſte ſchlummerte un ruhig in einem heftigen Fieber. Eliſabeth ſaß an dem Bette, und bemerkte mich nicht: ſie hatte das bleiche Geſicht gegen die Kranke hin gewendet, und das erloſchene Auge auf ſie geheftet. Meine vier andern Kinder, die mir nachgefolgt waren, ſtanden mit verhaltenem Athem in der Ferne, und warfen Blicke, die in Thränen erſtarben, auf die geliebte Schweſter. Der Anblick dieſes ſtillen Jammers drang wie ein tödtlicher Pfeil durch meine Seele. Ich ging wieder hinauf, und nahm den Entwurf meiner Predigt vor . . . Gott! Vater im Himmel! Muth ſollte ich meiner Gemeine heute zuſprechen, und ich hatte nichts als troſtloſe Thränen! So ſchwer es mir auch wurde, ich las die Predigt dennoch durch. Ach, ich fühlte jezt, wie armſelig der Troſt für ein zerriſſenes Herz iſt! Was meine Bauern tröſten ſollte, tröſtete mich ſelbſt nicht. Meine arme Gemeine hatte im Sommer die ganze Ernte durch einen Hagelſchlag verloren, und für dieſen Unglücksfall, durch den ich ſelbſt mit gelitten hatte, war meine Predigt eingerichtet.

Es war nöthig, daß ich mir künſtlich Muth zu machen ſuchte. Ich überſah den Weg, den die Sonne heute zurücklegen, und dachte mir die Seufzer der matten, kranken, kummervollen Menſchen, über welche ſie heute hingehen würde. Alle dieſe Seufzer ſollten die meinigen betäuben; aber meine Seufzer waren die einzigen in der Natur, mein Herz das einzige, das ängſtlich ſchlug. Ich erhob

Nun, ſagte der Alte; Rheinfelden, Jakobinens Mörder, dieſer wollüſtige Böſewicht, war ein Malteſer. Und ſind es denn nicht gerade jene Menſchen, welche in die Familien brechen und den giftigen Samen der Wolluſt darin ausſäen?

Der Baron ſchwieg. Ein Malteſer! und, als er ſich genau erkundigte, ein ſehr blonder, blauäugiger Malteſer! Das war zu arg; denn nun konnte er mit ſeinem Plane, von eben dieſen Rittern und Domherren die Keuſchheit des menſchlichen Geſchlechtes behüten zu laſſen, gar nicht hervor rücken. Der arme Baron! er ſchwieg, um ſeinen Freund nicht zu kränken. Indeß bildete er den Plan mit den Familienportraits aus. Manchmahl, dachte er, iſt doch wohl auch in die älteſte Familie Deutſchlands Slaviſches Blut gekommen; denn dieſer Malteſer, dieſer Rheinfelden, zum Exempel, muß, troß ſeinen zwei und dreißig Ahnen, doch nicht echt Celtiſch geweſen ſeyn. Ganz gewiß hat ſeine Mutter oder ſeine Großmutter die eheliche Treue gebrochen. Oder wer weiß, woran es ſonſt liegt? Hätte ich die Portraits ſeiner Vorfahren, ich wollte mich mit meiner Phantaſie über die Sonne, und ſtreifte bis an die Gränzen der Schöpfung; doch es blieb, wie es war: mein Seufzen dauerte fort, und war das einzige, das ich hörte. Nun erhob ich mich über die Gegenwart, flog an den Rand der Vergangenheit, der Zukunft, ſah die Ruhe in allen vorhandenen Gräbern, dachte mir die Ruhe der künftigen: doch vergebens; nirgends ward ich getröſtet.

Das hat nichts zu bedeuten, ſagte jetzt mein Schulmeiſter auf der Treppe zu meiner Frau; ich kenne das Fieber, wie mich ſelbſt. Vollblütigkeit, Herzklopfen, Anwandlung von Ohnmachten. Ganz recht. Seyn Sie unbeſorgt; in drei Tagen iſt Alles vorüber, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Ach, es waren entzückende Worte. — Der Herr Gevatter meint, ſagte meine Frau mit lächelndem Geſichte, es iſt mit Auguſten nicht gefährlich. Nicht wahr, Herr Gevatter?

Ja wohl! ſagte der alte Mann, und erzählte ſogleich zehn ähnliche Beiſpiele. Nun ging ich getröſtet, mit reicher Hoffnung. in die Kirche; doch ich ſelbſt ſchlug in meiner Predigt dieſe Hoffnung wieder zu Boden. „Es iſt unrecht," ſagte ich; „aber der Menſch iſt nun ſo. Bei jedem Unglück klagt er, als ob es das ſchlimmſte wäre, das ihm begegnen könnte. Wie denn, meine Freunde, wenn nun jeder von euch, anſtatt neben ſeinem vom Hagel niedergeſchlagenen Kornſelbe, neben dem Sterbebette ſeines geliebten Kindes geſtanden hätte? Würden eure Klagen in dieſem Falle troſtloſer, eure Thränen heißer, euer Murren gegen die Vorſehung lauter geweſen ſeyn, als an dem Tage, da eure Ernte verloren ging? Wohl ſchwerlich. Der künftige Sommer kann euch die verlorne Ernte wiedergeben; aber was erſetzt einer Mutter ihr geſtorbenes Kind? Ein anderes! Gewiß nicht. Das begrabene iſt in ihren Augen das einzige. So ſollte ſich alſo der Kummer wohl nach dem Unglück richten. Ihr kennt ja das Sprichwort: wie die Waare, ſo das Geld. Nun, ſo auch: ein kleines Unglück, wenig Thränen. Aber nein. Der Menſch beweint faſt alles gleich ſtark; und das thut er mehr aus Furcht, als aus Betrübniß. — Eins nehme ich aus: wenn er eine geliebte Leiche beweint; da, denk' ich, iſt der Schmerz gerecht, und ſogar nützlich."

„Gerecht!" fuhr ich fort; und jetzt ſah ich meine Auguſte bleich im Sarge liegen, hörte ihren Kranz zwiſchen den andern in der Kirche rauſchen, und Thränen erſtickten meine Stimme. Ich mußte abbrechen, um mich zu erholen, und konnte vor Rührung kaum die Predigt endigen. Mein Gebet zu Gott um Segen für uns Alle war heiß; es kam aus dem vollen Herzen eines Vaters. Noch auf dem Wege nach Hauſe floſſen meine Thränen.

Als ich über die Hausflur ging, ſagte unſre Magd zu meiner jüngſten Tochter: weinen Sie nicht, Hannchen! Was man am Neujahrstage thut, muß man das ganze Jahr thun! — Wird der Leſer wohl glauben, daß dieſe Worte mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne kamen, daß ich bei Tiſche Frau und Kinder bat, ſie möchten doch nur einmal lächeln, wenn ſie nicht froh ausſehen könnten? Ach, Unglück iſt die wahre Quelle des Aberglaubens, wie des Glaubens. Ein Herz, dem Menſchen nicht helfen können, oder das ſie troſtlos laſſen, ſucht Hülfe in einer andern Welt, ſchöpft ſeine Hoffnungen aus zufälligen Worten, oder dem Fluge der Vögel, macht den Fall eines Steinchens auf den oder jenen Ort zu einem Orakel, und fodert von der Vorſehung mit feſtem Glauben Wunder.

Nach Tiſche kam endlich der Arzt, den wir hatten rufen laſſen. O, was kann ein Menſch dem andern werden! Er war uns Allen ein Gott, weil er uns Hoffnung gab. Der Himmel laſſe es ihm zur Belohnung nie an Hoffnung fehlen! Er blieb die Nacht hindurch mit Eliſabeth am Bette der Kranken. Als er am Morgen wieder wegritt, verſprach er, bald wieder zu kommen; und er hielt Wort. Die Boten nach der Stadt; die Arzenei; die Belohnung, welche wir dem Arzte ſchuldig waren — wir mußten jetzt auch das letzte Silbergeräth, das wir noch hatten, in Geld verwandeln. Ich dachte gar nichts, als ich das Gewicht der Löffel für den Goldſchmid aufzeichnete;

und die Thränen in den Augen meiner Frau hielt ich für Thränen unſers gemeinſchaftlichen Kummers. Als ich aber das Päckchen eingeſiegelt hatte, fiel meine Frau mir um den Hals, und ſagte mit rührenden Tönen: nun iſt alles dahin, was wir hatten! Ach, was mögen die Leute von uns und unſrer Wirthſchaft denken! — Jezt ſah ich erſt, warum ſie weinte. „Alles dahin?“ ſagte ich auffahrend. „Kannſt du über das elende Metall vergeſſen, daß vielleicht die Rettung unſeres Kindes damit erkauft wird? Das hätte ich nimmermehr von dir gedacht!“ — So meinte ich es nicht, erwiederte ſie leiſe. Was liegt an den Löffeln? Aber daß ſie *verkauft* werden!

Ich verſtand ſie auch jezt noch nicht, und ſprang unwillig auf. Die Arme! Ihr Herz war ſo ſchwer belaſtet; und ich gab ihr nun noch die neue, ihr ſo ungewohnte Laſt meines Unwillens zu tragen! Ach, ſie war nur ſchwach; ich war hart, ſehr hart. — Wir Männer, die wir uns auf Reiſen, in der Fremde, bei Mangel, an Entbehrungen, an beſchämende Lagen gewöhnt haben, wir greifen oft mit zu rauhen Händen in das zarte Gewebe eines weiblichen Herzens. Meine Frau hatte von Jugend auf einen ſilbernen Löffel gehabt: welche Beſchämung für ſie, jezt mit einem von Zinn eſſen zu müſſen! Indeß, wären die Löffel geſtohlen worden, oder verbrannt: ſie hätte ſich wenig daraus gemacht; und wären ſie unmittelbar als

Arzenei zu brauchen geweſen: ſie hätte auch den letzten mit Freuden aufgeopfert. Aber verkauft! Die ruhige Wohlhabenheit ihrer Eltern hatte ihr Herz gegen dieſe Vorſtellung empfindlich gemacht. — Noch einmal: ich war ſehr hart, und blieb es auch da noch, als ich ſah, daß meiner Frau kein Opfer für unſre Auguſte zu groß war. Sie gönnte ſich kaum einige Stunden Schlaf, und gar keine Erholung; ſie beherrſchte mit mehr als männlichem Muthe ihren Schmerz, um nur Auguſten ein lächelndes Geſicht zu zeigen, wenn ſie die Augen aufſchlug: aber am Tiſche nahm ſie den Löffel von Zinn jedes Mal mit einem Seufzer in die Hand. Es half nichts, daß ich von Diogenes ſprach, der ſeinen hölzernen Becher wegwarf, als er einen Knaben aus der Hand trinken ſah; es half nichts, daß mein Karl aus der Anabaſis*) das Gegenſtück zu dem Diogenes erzählte, wie die zehntauſend Griechen mit Röhren ihr Getränk einſogen: ſie ſeufzte dennoch. Es kommt uns ſchwer an, ſagte Eliſabeth, von einer Gewohnheit abzugehn. Ich bin gewohnt, Vater, mein Geſicht ſehen zu laſſen. Eine Morgenländerin, denk' ich, würde nicht aufhören zu erröthen, wenn ſie ihren Schleier ablegen müßte.

So wie du, wenn du als eine Hottentottin gekleidet gehen ſollteſt, ſagte Karl; und Eliſabeth erröthete ſchon.

Das Mädchen warf mir mein Unrecht gegen

---

*) Xenophons Rückzug.

ihre Mutter ſehr treffend vor. Hatte ſie etwas gemerkt? — Nach Tiſche ſagte ich zu meiner Frau: „ich habe nicht alle Hoffnung verloren, einmal wieder ſilberne Löffel zu bekommen.“ Sie umarmte mich lächelnd, und erwiederte: gewiß, du verſtandeſt mich nicht; aber es iſt gut, daß du wieder freundlich biſt.

Auguſtens Gefahr war vorüber, und wir hatten nun Zeit zu überlegen, was Geheimnißvolles an ihrer Krankheit geweſen ſeyn möchte. Es fand ſich nichts: denn ihre Heiterkeit, die mit ihrer Geſundheit zurückkehrte, machte Eliſabeths Vermuthungen (die ſie übrigens nicht einmal gegen uns äuſſern wollte) höchſt ungewiß. Eliſabeth hatte in der That die Wahrheit getroffen: ſie glaubte, Auguſte liebe Salzmannen; da ſie aber ihre Schweſter wieder heiter ſah, ſo ſchwieg ſie, um das arme Mädchen nicht zu kränken.

Auguſte liebte noch immer, und mit gleicher Leidenſchaft; ſie beherrſchte aber jezt ihr Herz mit mehr Stärke, als vorher. Das groſe Opfer war nun von ihr gebracht, der ſchwerſte Augenblick überwunden: ſie hatte ihre Schweſter als Salzmanns Braut geſehen. Das Gefühl der neuen Geſundheit ſchien ihr ein höherer Grad von moraliſcher Stärke. Doch nein; die Geſundheit ihres Körpers gab ihrem Geiſte wirklich Kraft, und ihrem Herzen, mitten in den peinlichen Gefühlen der hoffnungsloſen Leidenſchaft, eine gröſſere Ruhe. So konnte ſie jetzt mit der äuſſerſten Behutſamkeit über ihr Geheimniß wachen, dem Eliſabeth beinahe auf die Spur gekommen wäre.

Als Auguſte faſt gänzlich wieder hergeſtellt war, benutzte Eliſabeth eine Gelegenheit, ihrer Schweſter das tiefe Geheimniß zu entreiſſen. Sie ſagte: mein Herz iſt ſeit dem Sylveſter-Abend nicht wieder ruhig geworden. Ich fühle, Auguſte, daß ich treulos gegen Pahlen bin, und werde es fühlen, ſo lange ich lebe. O, fuhr ſie mit niedergeſchlagenen Augen und pochendem Herzen fort; wenn ich mir nur die Möglichkeit denke, daß meine Verbindung mit Salzmann dennoch nicht zu Stande käme; dann wird mein Herz ſo leicht, als ob das Leben mit allen ſeinen Laſten ſchon von mir genommen wäre.

Auguſte wendete ſich ab, um die glühende Röthe, die ihr bleiches Geſicht übergoß, zu verbergen, und ſagte leiſe: du liebſt Salzmannen mehr, als du ſelber weißt. — „Ja, ich liebe ihn," ſagte Eliſabeth; „aber als meinen Bruder. Er iſt ein rechtſchaffner, ein edler Mann, Auguſte; und wie höchſt glücklich würde ich ſeyn; wenn das Vertrauen, das er dir immer bezeigt hat, . . ."

Ich bitte dich, welches Vertrauen? ſagte Auguſte raſch. Er bezeigte es mir, weil ich mit ihm von dir ſprach.

„Wenn es Liebe geworden wäre!" fuhr Eliſabeth ſort; aber in dieſer entſcheidenden Sekunde, wo ſie ihre Blicke auf Auguſten heften mußte, um die Gluth der Liebe in dem Geſichte derſelben, und das heftige Wallen ihres Buſens zu ſehen, ſchlug das unſchuldige Mädchen aus dem feinſten Gefühle des Schicklichen die Augen nieder, und konnte alſo nichts bemerken.

Auguſte hatte nun Zeit, ſich zu faſſen, und ſagte mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte ziemlich ruhig: freilich! aber ſo iſt es doch beſſer. Er liebt dich, und auch du wirſt ihn gewiß lieben! gewiß!

„Wenn du ſeine Frau geworden wäreſt,“ fuhr Eliſabeth fort. Auguſte merkte an dem Erröthen und dem ungewiſſen Tone ihrer Schweſter, daß dieſe ihrem Geheimniſſe nachſpürte. Sie antwortete daher beherzt: So! du willſt einen Baron, und ich ſoll mich mit einem Pachter begnügen! Nein, nicht alſo! Du ſagſt ja ſelbſt, ich ſchicke mich beſſer in die große Welt, als du. Nimm du Salzmannen; wer weiß, was Pählen thut! Jetzt blickte Eliſabeth wieder auf, und ſah in Auguſtens Geſicht ein, wie es ſchien, unverſtelltes Lächeln. Wie konnte ſie nun noch zweifeln, daß ihre Vermuthung irre geweſen wäre!

Auch Salzmann hatte ein wenig in Auguſtens Herz geblickt. Er kam zwar, ſo lange ſie krank lag, öfters zu uns; allein er drang nicht darauf, daß Eliſabeth ihm ihr Verſprechen wiederholen ſollte, und verlangte auch nicht, Auguſten zu ſehen, ob er gleich ſeine Geliebte faſt nur bei der ſprechen konnte. Es wunderte mich ein wenig, daß er nur zu mir kam, und ſich ſo geheimnißvoll nach Auguſten, beſonders nach dem gegenſeitigen Benehmen der beiden Schweſtern, erkundigte. Ich behandelte ihn mit dem Vertrauen eines Vaters; er äuſſerte aber ſeine Vermuthungen eben ſo wenig, wie Eliſabeth. Als Auguſte endlich ganz wieder geſund war, und ihre gewöhnliche Heiterkeit hatte, gab auch er ſeine Vermuthungen auf, und die Ruhe unſeres Hauſes wurde wieder hergeſtellt. Doch nein; es blieb eine dumpfe Stille unter uns, wie die ängſtliche Stille nach einem Gewitter, das ſich verzogen hat, aber tief am Horizonte noch immer drohend liegt.

Eliſabeth ging zwar ſehr freundlich mit Salzmannen um; und ſie zeigte ihm indeß mehr Höflichkeit, als Vertrauen. Auguſte war heiter; doch zuweilen wurde ſie von einem ſchnellen Schmerze ergriffen, den ſie dann unter einer übertriebenen Luſtigkeit zu verbergen ſuchte. Wir, meine Frau und ich, wußten nicht, ob wir dem gehofften Ziele nahe, oder noch weit davon entfernt waren. Eliſabeth vermied es mit augenſcheinlicher Unruhe, von dem Sylveſter-Abend zu reden, und Salzmann eben ſo. Wir Alle beobachteten einander; und bei gegenſeitigem Auflauern kann man nicht zu Ruhe und Vertrauen kommen.

Meine Frau hatte Recht: Eliſabeth war kränker als Auguſte; ſie hatte am Sylveſter-Abend zum erſten Mahle gefühlt, wie groß das Opfer war, das ſie bringen wollte. Jezt betrachtete ſie ſich zwar als Salzmanns Braut, und hielt ſogar ſchon einen Gedanken an Pahlen für unrecht; doch eben die Gewalt, welche ſie ſich anthat. ermattete ihre Kräfte nach und nach. Sie verſchwieg indeß den ſtillen Gram, der an ihrem Leben nagte, und zeigte uns in jedem Augenblicke, auch in dem ſchwerſten, wenigſtens ein wehmüthiges Lächeln.

Die Stärke der jugendlichen Liebe.

Und warum ſoll denn dieſer Muth eines jungen Herzens, für den Beſitz eines andern alles hinzugeben, alles zu leiden, an des Geliebten Bruſt in Armuth, in einer Wüſte, in einer Höhle ſich glücklich zu fühlen, ja ſich ihm in das Grab nachzuſtürzen — warum ſoll dieſer Muth nur eine Thorheit ſeyn? Verändert einige Namen; laßt eine Gattin das für ihren Gatten thun: und ihr bewundert ſie mit Ehrfurcht. Iſt denn Muth nicht *immer* Muth? Opfer nicht *immer* Opfer, und wenn es auch einem Traume gebracht würde? Was ſind denn die Opfer, die wir dem Golde, dem Range wohl ſagen, wer eigentlich Schuld daran iſt. O Himmel, daß die Menſchen auch die beſten Gewohnheiten untergehen laſſen! Die Ahnen aus Wachs in den Vorſälen der Römer, welch eine unendlich weiſe Einrichtung! Da hatte man auf einmahl die Geſchichte der Familie vor ſich. Darum erhielten ſich in Rom die Tugenden ſo lange, und mit den Tugenden die Freiheit. Beide ſanken, als die Geſchlechter nicht länger rein blieben. Unſere Stammbäume bedecken die Verbrechen der Urmütter mit prächtigen Rahmen. Eine Stutznaſe, ein ſchwarzer Bart auf einem Familienbilde hätte ſie der Welt gezeigt, und die Familie der Schande Preis gegeben!

Die Idee von den Familienportraits drückte ſich tief bei ihm ein. Einige Tage nachher kaufte er in ganz Berlin alle Portraits, die er nur immer aufzutreiben wußte, und ſchickte ſie nach Hauſe. Sein Verwalter erſtaunte, als ganze Kiſten voll alter Köpfe in allerlei Kleidungen, gut und ſchlecht gemahlt, ankamen, und der Baron dabei befahl, dieſe Köpfe wohl aufzubewahren; noch mehr aber erſtaunte er, als Liſſow, ſeine beiden Kinder bringen? . . . Wenn die Jugend ſich in ihren Empfindungen irrt: irren wir uns weniger? und iſt Mucius darum kein Held, weil ſeine Hand ſich irrte, weil er den Schreiber anſtatt des Königs traf? . . . Wendet dieſe feurige Schwärmerei? junger Herzen, die ihr vergebens bekämpft, und die ſich euren Blicken verbirgt, weil ihr ſie verſpottet, da ihr ſie nicht beſiegen könnt — wendet ſie auf das Gute, das Schöne, das Wahre. Anſtatt die emporſtrebenden Herzen durch kleinlichen Eigennutz niederzudrücken, erhebt ſie zu Gott, zu dem Glauben an die Tugend, an die Ewigkeit. Die Sorgen des Lebens, die Laſter der Menſchen, Thränen über getäuſchte Freundſchaft, werden die feurigen Herzen nur allzu früh erkälten; nur allzu früh kommt die Zeit, da man immer nur für morgen ſorgt, denkt und arbeitet. Laßt doch einen Strahl von dem Roſenlichte des jugendlichen Glaubens auf das trübe Dunkel der männlichen Tage fallen! . . . Der Wunſch, die Sehnſucht eines Greiſes will nichts Anderes, als was die Jugend glaubt: eine Welt voll Tugend, voll treuer Liebe, und die Ewigkeit. – Was wünſcht Ihr in den ſtillen ſchönſten Augenblicken, wo Ihr noch Menſchen ſeyd, in den Armen eurer Kinder, unter der Laſt eines Unglücks? Nichts als den ſchönen Traum der Jugend.

Wir ſaßen eines Tages beiſammen, und auch Salzmann war bei uns. Eliſabeth wurde hinausgerufen,

gerufen, und etwa nach zehn Minuten ſtürzte ſie todtenbleich, an allen Gliedern bebend, wieder in die Thür. Er iſt da! brachte ſie endlich hervor, und hob die gefalteten Hände auf. Wer? fragten wir Alle auf einmal, und Auguſte umfaßte ihre Schweſter. (Wir Alle wußten, wer da war, ſelbſt Salzmann; denn er wurde bleich.) Pahlen! rief Eliſabeth. Er will mich ſprechen. „Wo iſt er?" fragte ich. „Wie? das wagt er? Bis hieher, bis unter die Augen deines Vaters, verfolgt dich dieſer Menſch? Ich werde ihn ſprechen! ich!" Schon wollte ich hinausgehen; aber Eliſabeth warf ſich an meine Bruſt, und rief: o, mein Vater, leſen Sie! Er verfolgt mich nicht. Leſen Sie! Er iſt beſſer, als ich. — Sie gab mir ein Billet.

Salzmann ſtand auf und griff mit Thränen in den Augen nach ſeinem Hute. Karl nahm ihm den Hut wieder ab, und ſagte: ich denke, lieber Salzmann, Sie müſſen bleiben. Nicht wahr, lieber Vater? Hat irgend ein Menſch das Recht, hier zu ſeyn, ſo ſind Sie es. — Meine Gegenwart, ſagte Salzmann leiſe und wehmüthig, könnte Eliſabeth ängſtigen. Erlauben Sie mir . . . — Nein, nein, ſagte Eliſabeth mit bebender Stimme, und faßte ſeine Hand; bleiben Sie! Nur der erſte Augenblick hat mich erſchüttert. Ich werde ihn nicht ſprechen, wenn meine Eltern und Sie es nicht wollen. Sie müſſen bleiben. Ich bin ruhig.

Salzmann ſah mich an, und da ich ſchwieg, ſo beſtand er darauf, daß er weggehen wollte. Meine Gegenwart, ſagte er, wird Ihnen Allen einen gewiſſen Zwang auflegen. Um Ihr Vertrauen nicht zu verlieren, will ich gehen. — Eben darum müſſen Sie bleiben, rief mein Sohn erhitzt: Ihre Gegenwart muß uns keinen Zwang auflegen, oder wir verdienen das Vertrauen nicht, das Sie zu uns haben! . . . O, lieber Vater! (ſo wendete er ſich an mich) wohin iſt das Vertrauen, die unbeſorgte Liebe, die uns ſonſt ſo glücklich machte! Jeder von uns iſt ein guter Menſch; und wenn wir nicht glücklich ſind, . (wir ſind es aber wirklich nicht Sie, lieber Vater am wenigſten): ſo iſt nur das Schuld, daß wir unſere Herzen vor einander verbergen. Eliſabeth lächelt, wenn ſie Thränen vergießt; Auguſte hüpft und lacht, wenn ſie den tiefſten Schmerz empfindet; Sie ſchütteln auch in Ihren beſten Stunden beſorgt den Kopf über uns! . . . Ich dringe darauf, Salzmann muß bleiben; er muß Alles wiſſen, was wir thun. Sie ſelbſt haben geſagt: Vertrauen iſt die ſicherſte Stütze der Liebe. (Das hatte ich noch heute geſagt; doch in dieſer Ausdehnung meinte ich es nicht.)

Was war jetzt zu thun? Salzmann mußte bleiben, oder er hatte Urſache meine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen. Ich ſah Pahlens Billet, ohne zu leſen. Was ſchreibt er denn? fragte mein Sohn. Leſen Sie, ſagte Eliſabeth. Auguſte hatte ſich mit einem ganz eigenen Geſichte, das völlig kalt ſchien, in eine Ecke geſetzt; doch die brennende Blicke ihrer Augen, und die dunkle Gluth ihrer Wangen verriethen, welchen nahen Theil ſie an dem Vorgange nahm.

Eliſabet', gute Eliſabeth! ſagte Karl; ich bitte dich, ſey aufrichtig. Was iſt das alles? warum ſchreibt Pahlen? warum iſt er hier?

Eliſabeth ſetzte ſich, ſeufzte tief, und erzählte dann, daß ſie Pahlen geliebt habe. Endlich nahm ſie ſeinen Brief, den der Leſer ſchon kennt, und von dem ſie eine Abſchrift behalten hatte, aus dem Buſen: (eben kein Beweis, daß es mit dieſer Liebe ſchon zu Ende wäre.) Sie las ihn vor, und mit Tönen, die ſehr deutlich ſagten, wie tief er ihr Herz gerührt hatte. Dann ſagte ſie zitternd: dieſen Brief habe ich ihm, wie er ſelbſt es verlangte, wiedergeſchickt, ohne ein Wort dabei zu ſchreiben. Seitdem habe ich ihn nicht geſprochen, und keine Zeile von ihm bekommen. Ach, ich hoffte, er wäre glücklich, und ich war zufrieden. Heute nun — das Billet brachte mir ein Knabe. Leſen Sie es vor, mein Vater.

Ich las: „Hier bin ich, theure Eliſabeth; zwanzig Schritte weit von Ihnen: nicht um Ihr Glück zu ſtören, nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen; nein, nur um Sie noch einmal zu ſehen, um ein Lebewohl von Ihren Lippen zu hören. O, Ihr lächelndes Auge lege wenigſtens noch einen Segen, noch eine Freude auf meine traurigen Tage; dann will ich gehen. Müſſen Sie mir auch das verweigern, Eliſabeth, ſo will ich es dulden. Schreiben Sie dann nur unter meinen Namen ein Lebewohl; und dieſe Züge ſollen ein Troſt für den ſeyn, den das harte Schickſal von Allem geſchieden hat. Pahlen."

Es war, als ich las, eine Todtenſtille, die nur durch Auguſtens lautes Schluchzen und Eliſabeths leiſe Seufzer unterbrochen wurde. Salzmann ſah vor ſich nieder, ohne Stellung und Geſicht zu verändern. Mein Sohn räuſperte ſich, als wollte er reden; und doch ſchwieg er wieder. Niemand von uns Allen hatte den Muth, etwas über das Billet zu äuſſern. „Hm! hm!" ſagte ich endlich, und ſah Eliſabeth an, die das bleiche Geſicht in ihr Tuch drückte. Gern hätte ich geſagt: du ſollſt ihn nicht ſprechen; wenn Salzmann nicht gegenwärtig geweſen wäre. Ich ſah Alle der Reihe nach an; doch Niemand beantwortete meinen Blick nur mit einer Sylbe. „Hm!" ſagte ich endlich; „ein Lebewohl kannſt du leicht unter das Billet ſchreiben."

Vater, ſagte mein Sohn; ich dächte, Pahlen verdiente eine Erklärung. Wie Eliſabeth ſelbſt ſagt, weiß er ja noch nichts.

„Er verdient auch nichts zu wiſſen; denn er verleitete Eliſabeth hinter unſerm Rücken zu einer Unbeſonnenheit."

Er verleitete? . . . Wie Eliſabeth und Auguſte erzählt haben, verleitete er **nicht**; ſondern . . . Laſſen Sie Eliſabeth reden!

„Er iſt ein Mann," ſagte ich hart: — „ein Mann, der das Herz kennt; ſie iſt ein unerfahrnes Landmädchen. Ja, er verleitete ſie!"

Ein Mann iſt er, Vater, ein wahrer Mann: das zeigt der Brief von ihm, den Eliſabeth vorgeleſen hat; das zeigt ſein Schweigen, ſein Tragen —

„Und ſein Hierſeyn?" fragte ich ſpöttiſch.

Er iſt auch ein Menſch, Vater, antwortete mein Sohn etwas hitzig. Ich kenne die Leidenſchaft nicht; aber nach dem, was Sie ſelbſt ſeit einiger Zeit darüber geäuſſert haben, kann ich Bahlens Betragen nicht ſchlecht finden, höchſtens ſchwach. Er iſt ein Menſch, ein guter Menſch, der von Eliſabeth wenigſtens eine Entſchuldigung verdient. Laſſen Sie Eliſabeth reden!

„Was ſollen wir ihm ſagen?" fragte ich ſanfter.

Was man immer ſagen ſollte: die Wahrheit!

„Es wäre beſſer, mein Sohn, wenn er niemand von uns ſpräche, wenn einer, ich oder du, ihm ſchriebe. Er iſt ein Mann, und wird es tragen. Er iſt ein Menſch; und darum wollen wir ihn nicht ſehen: denn auch wir ſind Menſchen.

Ich glaube, meine gute Eliſabeth wird derſelben Meinung ſeyn.“ (Eliſabeth machte nur eine bejahende Bewegung.) „Ich will ihm ſogleich ſchreiben, und du ſollſt ihm das Billet bringen; ſo wird er ſehen, daß wir ihn achten und bedauern.“

Als ich jetzt die Thür aufmachte, um auf mein Stübchen zu gehen, ſtand Pahlen ſelbſt vor mir. So zornig ich auch im Herzen auf ihn war, ſo entwaffneten doch ſeine demüthige, furchtſame Stellung, ſein blaſſes trauerndes Geſicht, der zitternde leiſe Ton ſeiner Anrede, und meine eigne Höflichkeit ſogleich meinen Zorn. Zwar blieb ich in der offnen Thür vor ihm ſtehen, weil ich noch unentſchloſſen war, ob ich ihn einlaſſen ſollte, oder nicht; aber Eliſabeth ſah ihn: ſie ſprang geſchwind auf, und machte mit ausgebreiteten Armen eine Bewegung nach ihm hin, die gar nicht falſch verſtanden werden konnte. Doch in demſelben Augenblicke bedeckte ſie mit beiden Händen das Geſicht, und wendete ſich zitternd ab. Pahlen ging jetzt, ebenfalls mit ausgebreiteten Armen, neben mir weg in das Zimmer und auf Eliſabeth zu: doch nach dem erſten Schritte blieb er furchtſam ſtehen; ſeine Arme ſanken, und er ſagte mit ſehr leiſem Tone: vergeben Sie mir, Herr Prediger. Ich weiß nicht, ob Sie wiſſen; aber ich vermuthe . . . —

„Ja, Herr von Pahlen,“ ſagte ich; „leider wiſſen wir, daß Sie die Gaſtfreundſchaft meines Hauſes nicht genug achteten, daß Sie das Herz eines argloſen, unſchuldigen, wehrloſen Mädchens verleiteten, daß Sie uns Allen, die wir nichts hatten, als die Freuden der Ruhe und einer zufriedenen Armuth, den Kummer der Ungewißheit, und die Bürden einer unglücklichen Leidenſchaft auflegten. O, mein Herr, wenn Sie ein guter Menſch ſind, ſo mußten Sie bedenken, daß nur die ungeſtörteſte Ruhe uns die Armuth, die Beſchränktheit, in der wir leben, erträglich machen konnte. Sie mußten fühlen, daß, als Sie Eliſabeths Herz beunruhigten, Sie auch unſre Herzen mit Gram erfüllten. Unſer Glück beſteht nur in ſichrer Stille; ſelbſt eine große Hoffnung iſt für uns ſchon eine Laſt. Sie konnten uns alſo nur unglücklich machen. Wir haben endlich unſre Ruhe wiedergefunden; laſſen Sie uns dieſes unſer einziges Gut!"

Als ich anfing zu reden, blickte er mich noch furchtſam an; doch allmählich wurde ſein Blick dreiſter, und er ſah mir frei ins Geſicht, als ob ich ihm die ſchönſte Lobrede hielte. Haben Sie, ſagte er ſanft, doch ſtolz — haben Sie die Ruhe wiedergefunden, Sie Alle, auch Eliſabeth: ſo irrte ich mich nur in dem Gegenſtande meines Kummers; ſo bin ich es allein, der ſie auf immer verloren hat, allein, der Mitleiden verdient.

„Mein Herr," ſagte ich ſchnell; „Sie ſind doch nicht ſo grauſam, zu hoffen, daß wir unglücklich ſind?"

Zu hoffen? antwortete er bitter: o, Herr Prediger, meine Hoffnung wollte etwas Anderes. Sie iſt längſt dahin! . . . Ja, ich hoffte, Eliſabeths Herz ſollte nicht ſo ruhig ſeyn. Wie ſoll ich das ausdrücken, was ich wünſchte und hoffte? Ich liebte Ihre Tochter, und liebe ſie noch: was hülfe es, wenn ich Ihnen ſagte, wie ſehr! (Hier drangen Thränen aus ſeinen Augen.) Was Sie für Ihre Eliſabeth vernichtet glaubten, die einfache Ruhe des Herzens, eben die ſollte ſie an meinem Herzen bei einer ewig treuen Liebe im höchſten Maße finden. Das wußte, das fühlte, das hoffte ich; es war der einzige Wunſch meines Lebens. Er iſt nicht erfüllt. Wie das auch zugegangen ſeyn mag — ich habe kein Recht danach zu fragen. Doch Eliſabeth glücklich zu ſehen, was dieſes Glück auch meinem Herzen koſte, iſt der Wunſch . . . nein, ich wünſche nichts mehr . . . iſt nicht der Wunſch meines Herzens; aber . . . wie ſoll ich mich ausdrücken? . . . ich würde tauſend Leben für Eliſabeths Glück geben, tauſend Mal ſo viel Elend, als ich ſchon trage, eine leichte Laſt nennen, wenn ſie dadurch ruhig würde.

„Und fühlten Sie denn nicht, Herr Baron, daß dieſer Beſuch dem Herzen meiner Tochter neue Thränen koſten kann? Wären Sie großmüthig, ſo . . .“ —

. . . ſo hätte ich wegbleiben ſollen. Ich bin drei Monate weggeblieben, und habe nach den

Paar Briefen, die ich heimlich in Eliſabeths Hände zu bringen wußte, mir vorgenommen, nicht eher wieder einen Schritt zu thun, als bis ich durch meine äuſſere Lage zu Hoffnungen berechtigt wäre. Aber ich bin ein Menſch! Iſt mein ganzes Glück, das unausſprechliche Glück meines Lebens, für Eliſabeths Zufriedenheit hingeopfert, ſo will ich die Hand ſegnen, die es opferte, und wäre es auch die Hand eines Fremden. Aber ich mußte wiſſen, um welchen Preis ich geopfert würde. So feſt entſchloſſen ich war, Eliſabeth nicht zu ſehen, wenn ſie es nicht wollte, eben ſo feſt bin ich auch entſchloſſen, ihr Glück nicht aufopfern zu laſſen. Im Wirthshauſe hörte ich, daß ſie krank geweſen, und gerade um die Zeit, da ich ihren Brief hätte erhalten ſollen (ich war verreiſt, als er kam) krank geworden iſt. Dies brachte mich zu dem Entſchluſſe, Eliſabeth zu ſehen; denn, liebte ſie mich, hätte ſie mir den Brief gezwungen geſchickt; ſo . . . —

„Auguſte," unterbrach ich ihn, „war es, die am Sylveſtertage krank wurde; und daß Eliſabeth Ihnen den Brief ſchickte, davon wußten wir Eltern nichts."

Hier erblaßte Pahlen, und ſchien mit angeſtrengter Kraft einen Seufzer zu unterdrücken. Dann, ſagte er leiſe und wehmüthig, dann vergeben Sie mir, daß ich mich hier eindrängte. Dann . . . dann . . . — Er faßte ſich, warf ſcheue Blicke auf Eliſabeth, ſeufzte tief, und ſagte lang-

und ihr Großvater in Zaringen anlangten, und auf Befehl des Barons von den beſten Zimmern im Schloſſe Beſitz nahmen, ſo wie auch von den ſämmtlichen Einkünften der Güter, worüber ſie allein dem Baron Rechnung abzulegen brauchten.

Trotz den ſeltſamen Ideen, die der Baron im Kopfe hatte, und die er zuletzt wirklich gegen den Alten auskramte, gelang es doch ſeiner Herzlichkeit, ſeiner unverſtellten Liebe zu Liſſow, deſſen erſterbendes Herz wieder zu erquicken, wobei Käthe ihn mit dem freundſchaftlichſten Enthuſiasmus unterſtützte. Da ſaßen Käthe und der Baron neben ihm. Sie drückte ſeine Tochter auf dem Schooße an ihre Bruſt; er hatte ſeinen Arm um Liſſow geſchlungen, und gegenüber ſaß der Großvater mit dem Knaben auf ſeinen Knieen. Man erzählte von Käthens und Liſſows Liebe, wobei Käthen noch jetzt das Herz ſchlug; man ſprach von Jakobinen, ihrer Tugend, ihrem Schickſale; und die Thränen der Andern milderten Liſſows ſtummen Schmerz. Sein Kummer wurde zum erſtenmahle menſchlich und angenehm. Zum erſtenmahle nahm er auch ſam: Eliſabeth ſeyn Sie glücklich! leben Sie wohl! Sie hob das ſchwere Auge langſam, richtete einen ſterbenden Blick auf ihn, erzwang ein Lächeln, machte eine Bewegung mit der Hand, und rührte die Lippen, doch ohne einen Ton hervor zu bringen. Haben Sie kein Wort für mich? kein Lebewohl, Eliſabeth? fragte Pahlen wehmüthig. Jetzt hob ſie das bleiche Geſicht und die zitternden Hände gen Himmel. Ich kann nicht mehr! rief ſie laut. Leben Sie wohl, Pahlen. Ich bin unglücklich, wie Sie! Sie ſank langſam in einen Stuhl, und rief: Pahlen! Er näherte ſich. Sie reichte ihm halb die Hand, und zog ſie halb wieder zurück; aber in den Blicken, die ſie auf ihn warf, flammte die heiſſeſte Liebe. Jetzt kniete Pahlen vor ihr nieder, und ſie beugte ſich zu ihm herab. Wir hörten den ſchmerzlichen Ausruf: Eliſabeth! Pahlen! und auf einmal kniete ſie vor ihm, von ihm umfaßt, und ihn umfaſſend.

„Eliſabeth!" rief ich, und ſprang hinzu, um ſie aus ihrer Vergeſſenheit zu wecken. Ich wollte ſie an ihrem Arm in die Höhe ziehen; aber Pahlen ſprang auf und hob ſie empor. Er hielt ſie mit dem linken Arm umſchlungen; mit der rechten Hand wehrte er mich von ihr ab, und ſagte: ein Wort! nur ein Wort von Eliſabeth! Liebſt du mich? — Eliſabeth lehnte ihr Geſicht an ſeine Bruſt; dann riß ſie ſich plötzlich von ihm los, und ſagte mit Tönen, die uns Alle erſchütterten: ich bin die Braut dieſes Mannes! Salzmann hatte bisher, wie es ſchiene, ohne Theilnahme da geſeſſen; jetzt, da Eliſabeth das ſagte, erblaßte er, und ſprang in wilder Heftigkeit auf. Sein Auge fing an zu funkeln, und ſein blaſſes Geſicht wurde dunkelroth. Er faßte zitternd Eliſabeths Hand, und ſagte mit leiſen Tönen, die einen ſchrecklichen Kontraſt mit ſeinen wilden Bewegungen machten: ich bitte Sie, Wahrheit! Lieben Sie ihn? — Ja, ſagte Eliſabeth: ich liebe ihn! Sie wollte fortfahren; aber Salzmann ließ ihre Hand ſehr heftig los, und ſah mit einem aſchfarbenen Geſicht uns Alle rings umher an, als ob er von einer Ohnmacht zu ſich ſelbſt käme. Endlich erleichterte er ſeine Bruſt durch einen langen, lauten Seufzer; dann ging er auf Eliſabeth zu, ergriff ihre Hand, zog ſie zu Bahlen, legte Beider Hände in einander, zerdrückte die hervordringenden Thränen zwiſchen den Augenliedern, und ſtürzte wild aus dem Zimmer.

Er that das alles ſo ſchnell, und wir waren ſo betäubt, daß Niemand von uns ihn anreden konnte. Doch, was er mit dem Zuſammenlegen der Hände ſagen wollte, ließ ſich nicht verkennen. Meine Frau ſaß verlegen da; in ihrem Geſichte ſah ich aber, daß ihr dieſe Kataſtrophe eben nicht mißfiel. Eliſabeths Liebe zu Bahlen ſtand nehmlich bei ihr dem Wunſche, ſie als Salzmanns Gattin zu ſehen, immer entgegen. „Siehſt du?“ ſagte ich zu meinem Sohne, der die Arme über die

Bruſt gekreuzt hatte, und aufmerkſam daſtand — „ſiehſt du wohl, daß ſie einander nicht ſprechen mußten? Ich habe es voraus geſagt!"

Aber, erwiederte er mit dem Ausdrucke des Vergnügens, wir wiſſen nun, woran wir ſind; und Eliſabeth iſt ſo glücklich!

„Nun ſind alle unſre Hoffnungen vernichtet!" ſagte ich im Vorübergehen zu Auguſten. Sie fiel mir um den Hals, preßte mich in einer ſehr gewaltſamen Bewegung an die Bruſt, und ſagte mit dem Ausdrucke der höchſten Freude: o Gott, o Gott! mein Vater! — Eine glühende Röthe verſchönerte dabei ihre Wange, und ein Strahl von Entzücken belebte ihr Auge.

Pahlen und Eliſabeth ſtanden noch immer Hand in Hand, und verſicherten einander mit den zärtlichſten Blicken, daß ſie ſich liebten, und daß keine Gewalt ſie trennen ſollte. So waren denn alle meine Plane, alle meine Hoffnungen wieder zerſtört, und ich ſah aufs neue einer ſehr finſtern Zukunft entgegen. Endlich warf Pahlen ſich vor mir nieder, und faßte meine Hand. „Das iſt alles recht gut und ſchön," ſagte ich verlegen: „aber was nun weiter?" Nein, Herr Baron, nie werde ich meine Einwilligung zu einer Liebe geben, die in der Folge Sie und meine Tochter unglücklich machen würde. Eliſabeth kniete neben ihm nieder. „Nein, nein," rief ich; „es iſt vergeblich!" —

Komm, Karl! rief Auguſte mit ihrem alten luſtigen Weſen. Sie warf ſich hinter Eliſabeth auf die Kniee, hielt um dieſe her mir die Arme entgegen, und ſagte in ihrem komiſchen Tone, der aber bald in Wehmuth überging: Vater, machen Sie die arme Eliſabeth glücklich! Sagen Sie Ja, damit wir alle einader einmal wieder heiter anſehen können. Stellen Sie die Ruhe und Zufriedenheit wieder her, die uns fehlt! — Meine Frau trat mit einem lächelnden Geſichte vor mich hin; mein Sohn hing mit funkelnden Blicken an beiden Liebenden. Ich ſagte endlich: „ſteht auf! Wir wollen ſehen:"

Jetzt ſprang Alles auf, mich zu umarmen, und die Scene endigte ſich mit einem Freudengeſchrei.

Examen und Hochzeit.

Wir ſetzten uns nun Alle rings um den Tiſch. „Ehe ich mich zu irgend etwas verpflichte," hob ich an, „muß ich wiſſen, woran ich bin." Und nun examinirte ich den Herrn von Pahlen ſogleich ein wenig über ſeine Umſtände. Er war mündig, und alſo ſein eigener Herr. Von ſeinem Oheim hing es nur in ſo fern ab, als er ſich in der Hoffnung, Erbe ſeiner Güter zu werden, von ihm abhängig machen wollte; er glaubte übrigens, daß ſein Oheim nie in ſeine Verbindung mit Eliſabeth willigen, und ihn, wenn er ſie dennoch ſchlöſſe, enterben würde. Ich hielt Pahlen eine lange, nachdrückliche Rede über ſeine Pflicht, das Vermögen ſeines Oheims nicht zu verſcherzen; er faßte aber Eliſabeth in die Arme, und fragte mit Entzücken: lieber Vater, würden Sie Ihre Eliſabeth für Millionen hingeben? — „Nicht für alle Schätze der Erde!" antwortete ich. — Nun denn, ſagte er lächelnd und mit Wehmuth: Sie haben ſich ſelbſt widerlegt. Ihnen iſt ſie nicht für Millionen feil, Ihnen, der Sie noch fünf andre Kinder haben, die Sie nicht weniger lieben, Ihnen, der Sie eine noch geliebtere Gattin beſitzen; und mir, der ich Eliſabeth allein liebe, mir ſollte ſie für eine Hand voll Gold feil ſeyn? Sie ſpotten in der That, mein Vater.

Eliſabeth warf einen zärtlichen Blick auf Pahlen, und dann einen ſtolzen auf uns Alle nach der Reihe. Der Tauſend! ſagte Auguſte; wie ſteigt man im Preiſe, wenn man liebt und — geliebt wird! ſetzte ſie ſeufzend hinzu.

„Und Ihr Vermögen, Pahlen?" fragte ich.

Ein kleines Gütchen, das höchſtens drittehalb hundert Thaler einträgt: der letzte Reſt eines großen Vermögens, um das meinen Vater rachgierige Feinde und ſein eigner Edelmuth brachten. Ich muß Ihnen alles ſagen. Auf dieſem Gütchen wohnt der alte Kammerdiener meines Vaters, ein guter, edler Menſch, deſſen Treue gegen meinen Vater auch durch das größte Unglück nie erſchüttert wurde, und der bei ihm bis in den Tod aushielt. Dieſem habe ich bis jetzt den Ertrag des Gütchens gelaſſen. Ich lebte von den Geſchenken meines Oheims, und von einem Kapitale, das aber bis auf eine unbeträchtliche Summe geſchmolzen iſt. Sie ſehen, ich bin arm; aber, wenn Eliſabeth mein iſt, ſo bin ich der Reichſte auf der Erde.

„Und Ihre Ausſichten?"

Er zuckte die Schulter. Mein Oheim iſt nicht allein ſtolz, ſondern auch rachſüchtig; er wird mir, da er großes Anſehen hat, überall im Wege ſtehen. Ich darf jetzt auf kein Amt rechnen, dem ich Genüge leiſten könnte; und für ein gelehrtes Amt bin ich nicht erzogen.

„Drittehalb hundert Thaler!" Ich ſchüttelte den Kopf.

Aber, ſagte Auguſte, warum rechnen Sie denn nicht von den Millionen, die Eliſabeth werth iſt, etwas zu den drittehalb hundert Thalern hinzu?

„Und der Kammerdiener obendrein!" Ich ſchüttelte den Kopf noch bedenklicher. „Und Ihre Plane, Herr von Pahlen?"

Hier kann ich Ihnen antworten, ſagte Pahlen heiter. Mein Plan iſt, Eliſabeth zu lieben, und glücklich zu ſeyn. Was Sie von mir fodern, und was Eliſabeth fodern wird, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Gütchen hinreicht, die Bedürfniſſe eines genügſamen Menſchen zu befriedigen.

„Wie viel haben Sie bis jetzt gebraucht?" fragte ich lächelnd.

Mehr, als dreimal ſo viel; aber nicht gebraucht, ſondern verthan. Was brauchen Sie denn, lieber Vater?

„Nicht mehr, als Sie haben."

Nun? Sie widerlegen ſich heute immer ſelbſt. Die einfache Genügſamkeit, worin Eliſabeth erzogen iſt, . . . —

„die Sie aber nicht kennen."

. . . die

. . . die ich wohl kenne! Bis in mein funfzehntes Jahr führte ich mit meinem Vater ein Leben, gegen welches das Ihrige verſchwenderiſch iſt. Wir lebten von der kleinen Penſion meines Vaters zufrieden, und ſogar mit Anſtand; denn es iſt der wahre Anſtand, ſich einzuſchränken, und nicht zu klagen. Das Gütchen fiel meinem Vater erſt einige Monate vor ſeinem Tode zu. Es erfüllte alle meine Wünſche, bis der Sohn meines Oheims ſtarb, um deſſentwillen mein Vater — arm geworden war. Ich könnte ſogar noch einen großen Prozeß gewinnen, werde ihn aber nie führen, weil ihn mein Vater nicht führen wollte. Auch habe ich einen ſehr reichen mütterlichen Oheim ohne Erben, der ein ſeltſamer Menſch iſt, und der mich haßt, weil ich meiner Mutter Sohn bin. An Hoffnungen fehlt es mir alſo nicht; doch nur auf Eine allein rechne ich: auf Eliſabeths Liebe.

„Hm! ein volles Herz und leere Hände!"

Ich freue mich, daß es mir eben ſo gut geht, wie Ihnen, mein Vater.

Leere Hände, ſagte Auguſte, ſollten alle Liebende haben; denn ich weiß nicht, wie ſie einander ſonſt recht herzlich umarmen können.

„Ein Wortſpiel, Auguſte! Ich bitte dich, ſchweig mit deinen Poſſen bei ernſthaften Unterredungen."

Wo ſteht doch das, Karl, fuhr ſie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit fort, daß auf allen Synoden und Concilien (ſo heißen ja die Dinger?) die weiſeſten Männer darum nie etwas Geſcheidtes anfingen und herausbrachten, weil ſie ſo feierlich und ernſt waren, und ſich eines Spaßes ſchämten? Was ich ſagte, iſt freilich ein Wortſpiel; aber es hat gewiß einen Sinn, eine Bedeutung. Mit vollen Händen kann man einander nicht umfaſſen. Ich bin arm, Vater; aber ich möchte, daß mein Geliebter — wenn ich einen hätte — noch ärmer wäre, als ich: dann könnte ich für ihn arbeiten, ſorgen, die Nächte durch wachen. Ich an ſeinem Herzen, er an dem meinigen: ſo wollten wir alles Elend vergeſſen. Mitten in dem drückendſten Mangel würde ich ihn heiter anlächeln, und bei jedem wiederkehrenden Elende wollte ich — noch größer als Arria, die ja nur Einmal lächelnd duldete — lächelnd ſagen: Geliebter, es ſchmerzt nicht! Könnte das eine Reiche, Vater? Läßt ſich alſo nicht ſehr richtig ſagen: volle Hände, ein leeres Herz? O, wie voll muß Herz und Seele werden, wenn man für einen geliebten Menſchen ſorgt, arbeitet, darbt, hungert, ſtirbt! Die Reichen hören auf, einander zu lieben, weil ſie nichts für einander thun können.

„Die Armen,“ ſagte ich etwas unzufrieden; denn das naſeweiſe Mädchen entkräftete ſchon alle Folgerungen, die ich noch machen wollte — „die

Armen hören auf, einander zu lieben, weil ſie vor Sorgen keine Zeit dazu haben."

Ja, die ganz Armen, fiel Eliſabeth ein. Auch wir waren arm, lieber Vater; aber zog unſre Armuth uns nicht deſto feſter zuſammen? War unſre Liebe jemals inniger, als wenn wir wußten, daß es uns fehlte, als wenn wir den Mangel in Ihrem Geſichte laſen? Wann zeigten Sie am meiſten Zärtlichkeit gegen die Mutter? Gerade, wenn eine Sorge für die Mutter Sie drückte. Wann ſprachen Sie am gütigſten, am freundlichſten und vertraulichſten zu uns? Gerade dann, wenn wir nichts hatten als trockenes Brot. Ja, Auguſte hat Recht: leere Hände, ein volles Herz!

Wenn ich, ſagte Karl erröthend und ſtockend, eine Geliebte hätte . . .

So wäreſt du, unterbrach ihn Auguſte, ganz auf deinem Platze; denn die Sprache der Liebenden iſt noch kürzer, als die Lakoniſche, die dir ſo ſehr gefällt.

Karl ſprach jetzt zum erſten Male von Liebe und einer Geliebten. „Was wollteſt du denn, Karl?" fragte ich.

Er antwortete, noch ſtärker erröthend: Für ſie zu ſorgen, zu arbeiten, zu ſterben ſogar, ſcheint mir eine Kleinigkeit: aber ſie zu lieben, und ſie einem Andern zu geben, wie Salzmann heute:

wieder Theil an ſeinen übrigen Verhältniſſen und Geſchäften.

Nein, ſagte der Baron, dieſe Arbeit iſt nicht für dein Herz, Liſſow. Weinende Augen können nicht rechnen, und ein kummervolles Herz erliegt unter dem Geldzählen. Ich will dich in eine Lage ſetzen, die für dich paßt. Geh auf meine Güter. Dort ſind Gegenſtände für dein Herz: Unglückliche. Verſuch es, ob meine Unterthanen von deiner Hand die Wohlthaten annehmen wollen, die ich ihnen vergebens anbot. Das wird dich erheitern. Ich kenne dich.

Und, lispelte Käthe, da werden die guten Geiſter unſerer kindiſchen Freuden Sie umſchweben, lieber Liſſow: die Geiſter einer zärtlichen Freundſchaft. . Ach! ſetzte ſie ſeufzend hinzu; es waren ſehr glückliche Zeiten!

Zwar koſtete es Mühe, Liſſowen zu bereden, daß er Jakobinens Grab verließe; allein es gelang den Vorſtellungen des Alten, und den herzlichen Bitten des Barons. Er netzte das Grab noch einmahl mit Thränen des tiefſten Schmerzes; beſuchte noch einmahl alle die theuren Stellen, wo er mit Jakobinen ſo glücklich das ſcheint mir groß. — Eliſabeth ſchlug beſchämt die Augen nieder. Auguſte wurde ſtill, und Pahlen erkundigte ſich jetzt zum erſten Male nach dem jungen Manne, der Eliſabeths Hand in die ſeinige gelegt hatte. Auguſte erzählte, wie edel, wie großmüthig Salzmann geweſen wäre. Dabei fing ſie an laut zu weinen, und ging hinaus, ſich zu erholen.

Ich dankte dem Himmel, daß ſie fort war; denn nun konnte ich doch zu Worte kommen. Meine Frau hatte wohl hundert Mal öfter als ich, den Kopf geſchüttelt — nur über Pahlens geringes Vermögen, ſondern über die zärtlichen Liebkoſungen, die er ſeiner Eliſabeth machte, und die ſie ſich gefallen ließ; denn ſo lange ſie meine Braut war, betrug ſie ſich äuſſerſt zurückhaltend gegen mich, und ich konnte ſie nur mit groſſer Mühe bereden, mir das Zeichen mit dem weiſſen Tuche aus dem Dachfenſter zu geben, ſo unſchuldig das auch war. Jetzt rief ſie mich hinaus, und ſagte: ich bitte dich, gieb deine Einwilligung; und willſt du mir einen Gefallen thun, ſo traue ſie je eher je lieber. Gott weiß, wie es mir mit meinen Kindern geht! Als ich noch Mädchen war, ich hätte das nicht einmal denken mögen, was die ganz offen ſagen.

„Was man nicht ſagen mag, muß man auch nicht denken, liebe Frau; und was unſre Kinder in unſrer Gegenwart ſagen, dürfen ſie auch denken.“

Ach, erwiederte ſie ängſtlich; in dieſem Punkte biſt du ein Freigeiſt. Das kommt noch von der Goldſchmidstochter!

„Nein, liebſte Frau,“ ſagte ich herzlich, und drückte ſie an meine Bruſt; „was ich von der Liebe glaube, das haſt du mich gelehrt: daß es nichts Höheres in der Natur giebt, daß kein Band, auch nicht das Band der Freundſchaft oder der Rechtſchaffenheit, ſo heilig, ſo feſt iſt, zu ſo vielen Tugenden verpflichtet und antreibt, als die Liebe. Sie iſt, möchte ich ſagen, der Grund aller Tugend; denn was würde der Menſch ſeyn, wenn er nicht Gatte und Gattin, nicht Vater und Mutter wäre! . . . Ich wollte nur, Pahlen wäre nicht gekommen.“

Ich wollte, ſie wären Mann und Frau! Wer ſie nicht kennt, ſollte ſie jetzt ſchon dafür halten: ſo gehen ſie mit einander um! — Sie bat mich unruhig, daß ich eilen möchte. Und dann, ſetzte ſie mit Schärfe hinzu, will ich Auguſten wohl hüten.

Ich verſprach, zu thun, was möglich wäre, und ging wieder hinein. Pahlen erzählte mir nun auf meine Nachfrage, daß eben ſein Oheim ſeinen Vater arm gemacht habe, um ſeinen einzigen Sohn zu bereichern. Er hätte, ſagte er, die Dokumente, welche die Betriegerei erwieſen, in Händen; indeß würde er ſo wenig wie ſein Vater Gebrauch davon machen, weil er einem nahen Verwandten nicht ſeine Ehre rauben wollte.

Ich ließ mir etwas Näheres von dieſen Dokumenten erzählen, und ſah nun wohl ein, daß der Oheim es nie wagen konnte, ſeinen Neffen völlig gegen ſich aufzubringen, ſobald es nur wußte, daß dieſe Dokumente noch vorhanden waren. Die Summe, die Pahlen noch hatte, war übrigens nicht ſo unbeträchtlich, als er ſie machte. Das Gütchen ließ ſich, nach ſeiner Beſchreibung davon, ſehr leicht verbeſſern und zu einem höhern Ertrage bringen, beſonders wenn er es ſelbſt bewirthſchaften wollte, wozu er ſich mit Freuden verſtand. Der Kammerdiener war ein Greis, ein ehrlicher Mann, der ſeinen jungen Herrn von ganzem Herzen liebte, und gewiß nur nothdürftigen Unterhalt bis an ſeinen Tod verlangte.

Ich bat Pahlen, er möchte das Gütchen beſehen und Anſtalten treffen, daß er mit Eliſabeth darauf leben könnte. Dann redete ich mit ihm heimlich ab, daß an dem ſchon nahen Geburtstage meiner Frau ſeine Hochzeit ſeyn ſollte. „Ich werde,“ ſagte ich, „das Conſiſtorium um Erlaubniß bitten, Sie und meine Tochter Ein- für allemal aufbieten zu dürfen. Reiſen Sie morgen früh in der Stille ab, und kommen Sie nicht eher als am Hochzeittage wieder.“ (Das verlangte ich von ihm, damit meine Frau an der Zärtlichkeit des jungen Paares keinen Anſtoß nähme.)

Wir hatten Niemanden zur Hochzeit einzuladen, als den Bruder meiner Frau, von dem ich wußte, daß er nicht kommen würde. Pahlen gab ſeinen Oheimen Nachricht von ſeiner Verbindung, und zwar in ſo beſtimmten Ausdrücken, daß keiner von Beiden es wagte, ihm etwas in den Weg zu legen.

Der Geburtstag meiner Frau, der in dieſem Jahre auf einen Sonntag fiel, war endlich da. Ich mußte es mir während der Predigt beſtändig aus dem Sinne ſchlagen, welchen theuren Namen ich heute zu proklamiren hatte. Nach der Predigt nahm ich mit ſchwerem Herzen den Zettel hervor, und während daß ich die wenigen Worte ablas, brach ich in wehmüthig frohe Thränen aus. In meinem Stuhle dachte ich dann, unter dem letzten Liede, an die frohen Geſichter, mit denen meine Familie mich empfangen würde; doch als ich in das Haus trat, kam mir Eliſabeth mit dem Tiſchzeuge entgegen, und ſagte ganz ruhig: heute haben Sie nicht lange gepredigt, lieber Vater. Auguſte, die in der Kirche geweſen war, zog ſich ſehr gleichgültig aus. Aber auf einmal ſtürzte meine Frau herein, und warf ſich mir laut weinend in die Arme. Dann drückte ſie Eliſabeth an ihr Herz, und ſagte ſchluchzend: Gott ſegne dich, mein Kind! Er gebe dir Tage, wie ich ſie gehabt habe: Tage der Freundſchaft, des Vertrauens, der Liebe! Auguſte ließ die Hände ſinken, und ſah, wie erſtarrt, dem ungewöhnlichen Auftritte zu.

„Sieh Frau," ſagte ich, und führte Eliſabeth zu ihr hin; damit binde ich dich heute an: mit ihrem und deinem Brautkranze." (Ich ſetzte ihn Eliſabeth auf.) Auguſte ſprang herbei, und rief: nun weiß ich es! Du biſt Braut! heute iſt dein Hochzeittag! Ach! ſetzte ſie etwas beſchämt hinzu; es war mir wie ein Traum, daß der Vater dich heute aufgeboten hätte. Ich ſaß zuletzt in ſo tiefen Gedanken.

Jetzt trat Pahlen in das Zimmer, und nahm die hold erröthende Braut in ſeine Arme. In einem Augenblick hatte ſich die frohe Nachricht durch das ganze Haus verbreitet. Alle meine Kinder kamen freudig herein, und Eliſabeth ſank von Einem liebevollen Herzen an das andere. Für mich war dieſer Auftritt zu lärmend. Ach, die Freude eines Vaters an ſeinem Kinde iſt nicht laut, nicht jauchzend, ſondern ſtill, demüthig, beſorgt. In dem Brautkranze ſieht ſie ſchon den Todtenkranz; in dem erſten Weinen des Neugebornen hört ſie ſchon alle die Klagen, welche ihm das harte Schickſal im ganzen Leben auspreſſen wird; an dem Roſenkranze des Glückes zählt ſie ſchon alle kleine Dornen. Sie hat nur Thränen, nur Gebete. — Ich ging in meine Schlafkammer, fand da meine Frau ſchon auf den Knieen, und blieb ſtill, um ſie nicht zu unterbrechen. O, die Kinder wiſſen nicht, wie ihre Mutter, wie ihr Vater ſie liebt! Wer ſonſt auf der Erde betet für fremdes Glück, als nur die Eltern? Selbſt der Liebende wünſchet der Geliebten nicht ohne Eigennutz; er will dabei immer, daß ſie ihn lieben ſoll. Der Wunſch einer Mutter für ihr Kind iſt reiner, göttlicher; nur der: ſey glücklich! ſonſt will ſie nichts.

Die Trauung war um drei Uhr Nachmittags, in der Kirche. O, ich wünſchte, daß jeder Vater ſeinen Sohn oder ſeine Tochter trauen müßte! Von meinen Empfindungen ſage ich nichts. — Auguſte fliſterte mir am Abend zu: ſie glaubte Salzmannen in der Kirche, auch unter den Zuſchauern vor der Thür bemerkt zu haben. Ich ſeufzte: der arme Menſch! und Auguſte ſeufzte mit.

Der Fremde.

Iſt es erlaubt? rief eine helle Stimme durch die Thür, welche ſich öffnete; und ein kleiner, dürrer Mann mit einem grauen vertrockneten Geſichte trat, als wir uns umſahen, ſchon ſehr raſch herein. Ich ſtand vom Tiſche auf, an dem wir beim Eſſen ſaſſen, und fragte, was ihm beliebte. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Prediger, erwiederte der Fremde ſehr lebendig und freundlich. Mein Fuhrmann meint, er könne heute Abend mit ſeinen Pferden nicht mehr nach der Stadt kommen. Die

Wege ſind grundlos. Ich muß die Nacht im Dorfe bleiben; und wenn Ihnen nun ein guter Menſch und ein fröhlicher Gaſt bei Ihrem Familienfeſte und Ihrer Vaterfreude nicht zuwider wäre, ſo brächte ich wohl ein Paar Stündchen bei Ihnen zu. — Das Alles ſagte er ſo ſchnellzüngig, und die ganze kleine Figur war dabei in ſo lebhafter Bewegung, daß meine Kinder das Lachen nur mit Mühe unterdrücken konnten.

Die Bitte ſetzte mich in Verlegenheit. Wir waren (bis auf den Schulmeiſter, den ich eingeladen hatte, weil er unſre Eliſabeth von Herzen liebte) ſo gänzlich unter uns, daß der Anblick eines fremden Geſichtes unſre ſtille Freude ſtören mußte. Meine Frau, und alle Kinder, ſogar Eliſabeth, ſahen finſter aus, und ſchienen zu wünſchen, daß ich dem kleinen Manne ſeine Bitte abſchlagen möchte. Doch ehe ich Worte finden konnte, ſagte er ſchon: ich leſe in Ihren Augen, daß ich Ihnen eben nicht willkommen bin; und wer weiß, ob ich in Ihrer Stelle, und ſo wie Sie da ſind, (denn, wie ich merke, iſt wohl gar kein Fremder hier,) nicht gerade eben ſo ausſähe. Ein fremdes Geſicht drückt bei ſolchen Gelegenheiten alle Herzen zu, das weiß ich wohl. Es ſollte nicht ſo ſeyn; aber es iſt ſo. Nun, auch ich bin Vater von einem Trüppchen Kinder; auch meine Tochter iſt Braut, und ſobald ich an Ort und Stelle bin, hat ſie Hochzeit. Gott ſegne das Kind, und auch das Ihrige! . . . Als ich im Gaſthofe da drüben erfuhr, daß hier Hochzeit wäre, dachte ich, mit meinen Empfindungen, mit meinem Herzen würde ich wohl hier paſſen. Wenigſtens wollte ich dem Vater und der Mutter die Hand drücken und ſagen: Glück zu eurer und zu meiner Freude! (Dabei nahm er meine Hand, und drückte ſie.)

In der That, es war unmöglich, den Mann ſo ganz kalt abzufertigen; auch wurden die Geſichter meiner Familie ſchon freundlicher. Ich bat ihn alſo, ſich niederzulaſſen. Er ſetzte ſich ohne Umſtände, und — hielt, was er verſprochen hatte: er war ein fröhlicher Gaſt; nach einer halben Stunde wußten wir kaum noch, daß wir einen Fremden bei uns hatten.

Als wir vom Tiſche aufſtanden, warf ſich Eliſabeth an meine Bruſt; denn bis zu dieſem Augenblicke hatte wegen des Abendeſſens, das doch ein wenig feſtlich ſeyn ſollte, eine ſolche Geſchäftigkeit, eine ſolche Verwirrung geherrſcht, daß unſre Herzen nicht ruhig genug geweſen waren, ſich zu ergießen. (Zwar hatte ich heimlich einige Anſtalten treffen laſſen; aber ein Mann vergißt in ſolchen Fällen tauſend nothwendige Kleinigkeiten.) Ich legte die Hand auf Eliſabeths Stirn, und ſagte: Gott gebe dir immer Tage, wie der heutige! Dann ſank ſie ihrer Mutter in die Arme, und endlich ihren Geſchwiſtern.

Graumännchen (dieſen Namen hatten meine Kinder dem Fremden gegeben, weil er ganz in Grau gekleidet war) faßte Eliſabeths Hand, und ſagte: Gott gebe Ihnen Freude am Leben, Geduld und Muth dazu, und wenigſtens alle Jahre einmal einen Tag, wie heute!

O, das iſt zu wenig! rief Auguſte: für Eliſabeth zu wenig! Ihr Brautgeſchenk iſt auch gar zu karg! Ohnehin nimmt meine gute Schweſter die Freude immer ſo auf, wie wir das Leiden: mit Thränen.

Wie wird ſie aber den Schmerz aufnehmen? fragte der Fremde lächelnd. Das Zeugniß, das Sie Ihrer Schweſter geben, iſt böſer, als mein Wunſch.

„Sie legen es nur böſe aus," ſagte ich. „Meine Eliſabeth nimmt den Schmerz mit Geduld auf, und die Freude mit ſtiller Wehmuth."

Das ſollte ſie nicht. Mit Muth ſoll der Menſch den Schmerz aufnehmen, und mit Fröhlichkeit die Freude. . . . Den Schmerz vergeſſen! die Freude genoſſen!

Muth? ſagte Auguſte halb unwillig. O, Sie wiſſen nicht, welch eines Muthes das weiche Herz meiner Schweſter fähig iſt! Wenn ich Ihnen nur erzählte . . . — Eliſabeth umfaßte ſie ſanft.

Es verdroß mich, daß der Fremde an Eliſabeths Seelengröße zweifelte, und ich ſagte ihm in wenigen Worten, welch ein Opfer ſie hatte bringen wollen. Jetzt faßte er mit einem ſehr milden Geſichte, das ihn wohl kleidete, Eliſabeths Hand. Dann wendete er ſich zu mir, und ſagte: o, davon rede ich nicht. Ich weiß, mit welcher Stärke ein weiches Herz das Leiden ertragen kann. Das trauete ich Ihrer Tochter auch zu, ſobald ich ſie nur ſah. Sie nimmt die Freude auf, wie Andre den Schmerz, äuſſerte die Kleine hier; und Sie ſagten: ſie nimmt die Freude mit ſtiller Wehmuth auf. Beides ſollte nicht ſeyn; und ſo wünſchte ich Ihnen, liebe Braut, Freude am Leben, und Muth zur Fröhlichkeit. Ihr Herz ſey weich gegen fremdes Elend, und feſt gegen eigenes. Fröhlichkeit iſt Dank gegen Gott. Ein zu weiches Herz ſchlägt nur für den Unglücklichen; den Glücklichen ſtößt es nicht ſelten mit Härte von ſich. Mitfreude iſt eine Tugend, zu welcher mehr Muth gehört, als zum Mitleiden. Wir ſollen ja nicht weich, nicht mitleidig; wir ſollen gut ſeyn.

Das Alles ſagte der kleine Mann, ob es gleich Sentenzen waren, in einem ſo heitern Tone, als ob er uns etwas Angenehmes erzählte. Und nun flocht er manche Hiſtörchen ein, die auch den Kleinſten deutlich machten, was er ſagen wollte. Er bemächtigte ſich unſer Aller (Eliſabeth ausgenommen) durch ſeine gute Laune gänzlich, ſo daß ich geweſen war; dann ſtieg er ſtumm mit ſeiner Familie in den Wagen, und fuhr nach Zaringen ab. Der Alte dachte heimlich, einmahl über das andere: Gott ſey Dank dafür! Er wird glücklich werden! Und Käthe, die herzliche Käthe, ſeufzte: es iſt gut, daß er weg kommt; denn ich habe ihn doch einmahl recht innig geliebt, und er iſt ſo unglücklich!

Deſto mehr ließ Käthe ſich nun mit ihrem Vetter, dem Baron, ein, deſſen ſchönes Herz ſie bei dieſer Gelegenheit aufs neue bewundert hatte. Mit großer Geduld hörte ſie alle ſeine Grillen an. Sein Syſtem gefiel ihr ſogar: denn ein Paar Berliniſche Damen, denen ihr Mann mehr als gewöhnliche Höflichkeit bewies, hatten ſchwarzes Haar; und nun konnte ſie doch mit gutem Gewiſſen auf die Brünetten ſchimpfen: ſie berief ſich auf ihres Vetters Syſtem. Das aber gefiel ihr an dem Syſtem nicht allein; ſie gründete darauf das Glück ihrer Freundin Auguſte von Breitenbach.

„Liebe Auguſte,“ ſagte ſie lebhaft, und faßte ſie bei der Hand: „ſey nicht wunderlich. Ich will dich nicht ausbieten. Aber es nur den Wunſch meiner Familie erfüllte, als ich ihm ein Nachtlager anbot. Nun ließ er einen kleinen Koffer aus dem Gaſthofe holen, ſetzte ſich dann mit uns in einen Kreis, und war höchſt unterhaltend. Niemand von uns merkte, wie ſpät es war, und daß Eliſabeth und Pahlen fehlten. Die Kleinen gingen endlich eins nach dem andern zu Bett, und das Geſpräch wurde nun wieder ernſthafter. Wovon konnten wir anders reden, als von unſern Hoffnungen auf Eliſabeths Glück? Und davon kamen wir auf das Glück ſelbſt.

Mich dünkt, ſagte unſer Gaſt, dem zufolge, was Sie mir von Ihrem Leben erzählen, ſind Sie glücklich.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Es gehört, glaube ich, zum Glücke doch etwas mehr, als ich habe. Nicht viel, doch etwas.“

Das ſagen alle Menſchen, alle: die reichſten, wie die ärmſten. Sonach könnte niemand glücklich ſeyn; denn wir hören nie auf zu wünſchen.

Aber nach Ihren Aeusserungen, ſagte Auguſte, könnte jeder glücklich ſeyn, auch der Aermſte.

Wohl; wenn er und die Seinigen ſich ſatt eſſen können, wenn ſie frei, geſund und gute Menſchen ſind. Nennen Sie mir das Andre, was dann noch zum Glücke des Lebens fehlt; und ich beweiſe Ihnen, Kleine, daß nur Neid, Eitelkeit und ſo weiter, es wünſchen.

Neid, Eitelkeit — die denn am Ende doch auch befriedigt ſeyn wollen, da wir nun einmal eitel, neidiſch und ſo weiter ſind.

Muß jeder Menſch eitel und neidiſch ſeyn? und iſt ein neidiſcher Menſch ſo gut, als er ſeyn kann? Antworten Sie, Kleine!

Aber dann müßten die Menſchen ſo leben, wie wir gelebt haben. Ich bin nur Einmal in der Stadt geweſen, und kenne das doch!

Ich ſehe nicht ein, warum Menſchen, welche wiſſen, was ſie wollen und was ſie bedürfen, anders leben ſollten, als Sie gelebt haben.

Können wir Alle ſo leben? dürfen wir Alle ſo im häuslichen Kreiſe bleiben?

Mehr oder weniger können wir es Alle. Und kann man es nicht; muß man mit Menſchen leben: nun, ſo gehe man mit ihnen um, wie eine zärtliche Mutter mit ihren Kindern. Sie wird von den geliebten Kindern hundertmal beleidigt, und vergiebt ihnen immer, iſt nachſichtig gegen jeden Fehler, und freuet ſich über jede gute Eigenſchaft. . . . Man ſey nicht bloß gerecht gegen die Menſchen: denn das können ſie fodern; man ſey auch nachgiebig, man erweiſe ihnen Wohlwollen: und um das zu können, habe man Wohlwollen gegen alle. Ich lebe unter Menſchen, und bin durch Nachgeben — ſelbſt da, wo ein Zufall machte, daß ich Recht hatte — weit mit ihnen gekommen. Gewiß, ich bin glücklich; die Menſchen machen mir keinen Verdruß. Man hat mich betrogen, ſo gut wie Andre. Ich habe Wohlthaten an Undankbare verſchwendet, und bin mit Eiteln, Rangſüchtigen, Hochmüthigen, Groben, Nachläſſigen zuſammen getroffen. Nun, da ließ ich den Eiteln ſich erheben, und ſchwieg, räumte dem Rangſüchtigen die Oberſtelle ein, gab dem Groben nach, verlangte von dem Undankbaren nichts, entzog mich dem Betrieger, und dachte: es iſt nun nicht anders. So kam ich um den Verdruß [illegible], den ſolche Menſchen machen, und lebte ſo ſtill, auf ſo wenige Menſchen beſchränkt als möglich. Meine Plane waren immer kleiner als meine Mittel. Ich that in dem Kreiſe, in welchen mich der Zufall verſetzt hatte, ſo viel Gutes als ich konnte, und ließ die Welt gehen, wie ſie wollte. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß.

Mein Karl hatte ſchon lange mit gerunzelter Stirn da geſeſſen, und ich wünſchte, daß er losbrechen möchte. Hm! ſagte er jetzt; es würde nicht viel Großes dabei herauskommen, wenn alle Menſchen ſo dächten. — Wenn alle ſo dächten, erwiederte unſer Gaſt, ſo würden alle glücklich ſeyn; und das wäre doch, glaube ich, etwas ſehr Großes: die Vorſehung kann keinen andern Zweck mit den Menſchen haben.

So

So lange das aber nicht iſt, ſagte Karl lebhaft, ſoll der Menſch dieſen Zweck der Vorſehung befördern; er ſoll nicht auf dem Platze ſtehen bleiben, wohin der Zufall ihn ſtellte; er ſoll nicht bloß in dem engen Kreiſe ſeiner Familie, ſeines Dorfes, ſeiner Stadt, ſeines Vaterlandes — er ſoll auf die ganze Erde, auf die ganze Menſchheit wirken: das iſt der Kreis, der des Menſchen würdig iſt.

Recht! ſagte der Fremde lächelnd; und auf dieſen weiten unermeßlichen Kreis wirkt er eben am thätigſten, am ſicherſten in ſeinem engen Kreiſe, mit Liebe, mit Wohlwollen, mit häuslicher Tugend. Er ſoll? er ſoll? Was ſoll er? Das Gute thun, das er thun kann, und woraus die Vorſehung (wahrlich nicht der Menſch) das Beſſere macht, das auf dem Strome der Zeit herbei kommt. Wo iſt denn das Gute, das die Menſchen ausgeführt hätten, weil ſie wollten? Sie ſehen das Gute, das Große, das Schöne, ſie erkennen es; aber zwiſchen erkennen und wollen, feſt wollen, Leben und alles an dieſen Willen ſetzen, iſt ein großer Unterſchied. Ueberrechnen Sie alles Gute und Große auf der Erde; ich will Ihnen den Keim dazu Jahrhunderte vorher zeigen: wie alle gute Menſchen in dem engen Kreiſe ihrer Tugenden, ohne es zu wiſſen, daran arbeiteten; wie . . .

Aber, ſagte Karl triumphirend; der große

Mann, der es nun ausführte; der es erkannte, es wollte, es that!

Wer wäre denn der große Mann, der es ausführte, weil er *wollte*? . . . Weil er *mußte*; weil der erſte Schritt, den er that, ihn zu allen übrigen unaufhaltſam fortriß; weil er gezwungen war, alles zu *wagen*, um nicht alles zu *verlieren*! . . . Es iſt ſehr merkwürdig, daß faſt alle große Reformatoren keine Familie hatten! . . . Was könnte der Menſch denn nur für einen *Welttheil* thun? Nichts. Dieſe Wirkſamkeit iſt der Traum eines jungen Herzens, oder der Wunſch eines wilden Ehrgeizigen. Der Macedoniſche Alexander hatte in ſeiner Feuerſeele den ſtolzen Plan geboren, drei Welttheile durch die Griechiſche Kultur mit einander zu verbinden: der größte, vielleicht auch der edelſte Gedanke, der je in eines Eroberers Seele gekommen iſt. Aber wie blutig, wie ſchrecklich waren die Wege, die zu dem Ziele führten!

„Gelt nicht," ſagte ich, „auch die Vorſehung hat oft ſchreckliche Wege zum Ziele?"

Die Vorſehung! Ja, die höchſte Weisheit, Liebe; aber ein Staub, ein Menſch, der das Grab vor ſeinen Füßen hat — darf der wagen, was die ewige Vorſehung thut, weil ſie ihres Sieges gewiß iſt? Alexanders Plan wurde zertrümmert, und das Blut war vergebens gefloſſen. Was für Gutes würden wir denn haben, wenn Menſchenhände es uns hätten geben ſollen? Columbus entdeckte einen Welttheil voll Wilder. Hier hatte Europa Gelegenheit, den Segen der Vorſehung über weite Länder zu verbreiten; aber — die grauſamen Spanier opferten Millionen Menſchen ihrer Habſucht auf: in den Bergwerken jammerten die Elenden, und beteten um den Tod.

Ich hoffe, ſagte meine Frau mit einem leiſen Seufzer, die Spanier wußten nicht, was ſie thaten.

O, ſie wußten es. Las Caſas iſt der ehrwürdige Zeuge, daß ſeine Zeitgenoſſen das Gute, die Veredlung eines neuen Welttheils, kannten, und das Böſe, den Tod, die ſchimpfliche Sklaverei von Millionen gutartiger Menſchen, wollten, aus Habſucht wollten. Einer nahm ſich ihrer an, Einer von Allen, Las Caſas. Jahrhunderte gingen hin, und der grauſame blutige Kreis der Spanier erweiterte ſich immer mehr, ſo daß ſie den neuen Welttheil zu entvölkern droheten. Und was thaten die Menſchen? Sie diſputirten über das Gute, das geſchehen konnte. Da hielt die Vorſehung ihren Schild über die unglücklichen Schlachtopfer. Ein kleiner Umſtand rettete das Spaniſche Amerika: einige Spaniſche Pferde, die ſich in der Wildniß verloren und vermehrten, machten aus den furchtſamen Indianern räuberiſche Beduinen; und nun zittern ihre Tyrannen.

„Auch ich hoffe," ſagte ich mitleidig, „die Spanier wußten nicht, was ſie thaten. Die dunkeln Zeiten . . ." —

Jetzt leben wir in hellen, und die aufgeklärteſten Nationen, die Engländer und Franzoſen, entvölkerten Afrika, um die Neger in den Zuckerpflanzungen ſterben zu laſſen. Sie wiſſen, was ſie thun; ſie kennen die Grauſamkeit, die ſie im Angeſichte des Menſchengeſchlechtes und Gottes begehen. Es iſt ſchrecklich; aber ſie werden fortfahren zu morden, bis die Vorſehung vielleicht durch einen eben ſo kleinen Umſtand Afrika von ſeinen Menſchenräubern befreiet!

„Das wird die Vorſehung!" ſagte ich. „O, wenn ſie es mich noch erleben ließe!"

(Ich habe es erlebt. Der Fremde hatte Recht. Die Menſchen wollten nicht; aber eine lange nicht geachtete Wurzel, die Runkelrübe, wird in der Hand der Vorſehung das Mittel, einem ganzen Welttheile Ruhe, Frieden und Familienglück wiederzugeben. In Berlin preßte man Zucker aus dieſer Wurzel, und Afrika wird glücklich.)

Wer wird, fuhr der Fremde fort, die Hindu retten? Kein großer Mann; das Geſchrei der Habſucht würde ſeine Stimme unterdrücken, oder man würde ihn verfolgen, ihn in Ketten werfen, wenn er ſie zu laut erhöbe. Die Vorſehung muß den Menſchen das Gute aufdringen. Selbſt der

Beſſere kann nichts, als mit Hoffnung an die Zukunft denken, und in ſeinem kleinen Kreiſe Gutes thun.

Jetzt ſchlug es zwölf, und der Fremde ging zu Bette. — Ein rechter Philoſoph, ſagte Karl, iſt er nicht; aber ich wollte darauf wetten, ein guter Menſch. — Ich denke, ſagte Auguſte, ein recht guter Menſch iſt eben ſo der rechte Philoſoph; oder du mußt ganz etwas Beſonderes unter einem Philoſophen verſtehen. Karl gähnte, und wir legten uns Alle nieder.

Die Ausſteuer.

Am folgenden Morgen waren wir zerſtreut. Ich dachte mit ſchwerem Herzen an die Trennung von Eliſabeth, und meine Frau überſann mit eben ſo ſchwerem die Ausſteuer, die ſie ihr zu geben hatte. Karl ging mit dem Fremden im Garten auf und nieder, und Beide diſputirten. Wenn doch der Mann erſt aufbräche! ſagten wir, ich und meine Frau, zu gleicher Zeit. Es kam endlich ein Bote aus dem Gaſthofe mit der Nachricht, daß ſein Wagen angeſpannt wäre. Ich ſehe Sie wieder, lieber Freund, ſagte er; und bald! — Er öffnete ſeinen Koffer, nahm aus einem Papiere einige

Schnüre Perlen, und ſagte zu Auguſten: etwas von dem Uebrigen, das noch zum Glücke des Lebens fehlt! Nicht wahr? Damit band er ihr die Perlen um den Hals; dann nahm er freundlich von uns Abſchied, und ſetzte ſich in den Wagen.

Auguſte ſagte mir leiſe: hätte nicht Eliſabeth das Geſchenk bekommen ſollen? — Auch mir kam es ſeltſam vor, daß der Fremde die Kleinigkeit nicht der jungen Frau geſchenkt hatte.

Als die neuen Eheleute zum Vorſchein kamen, ſetzte ich mich zu ihnen, und Pahlen erzählte mir, daß er von ſeinem Oheim, dem Baron, einen ſehr drohenden Brief bekommen hätte, der alle Hoffnung zu einer Ausſöhnung vernichtete. Meine Frau ſchüttelte den Kopf, und ſeufzte. Ich aber wiederholte nun einen Theil deſſen, was geſtern unſer Gaſt geſagt hatte. „Deſto beſſer!“ ſagte ich; „ſo bleibt Eliſabeth in ihrer Sphäre. Sie, Herr Sohn, werden nicht mehr haben, als ich, doch eben ſo glücklich ſeyn können.“ Aber — trotz allem meinem Reden wurde meine Frau immer trauriger, und ſeufzte immer tiefer. Ich fuhr gegen Pahlen und meinen Sohn fort: „die Beiſpiele einer feſten Liebe, einiger innigen Anhänglichkeit, ſind überhaupt ſelten, doch am ſeltenſten unter den Reichen. Gemeinſchaftliche Sorgen ſind das feſte Band der Herzen. Was können Reiche für einander thun? Nichts, gar nichts! Wäre ich reich: es fragt ſich, ob ich dann meine Frau, und ſie mich, ſo zärtlich lieben würde, als jetzt. O, Sie wiſſen nicht, was das edelmüthige Weib für mich gethan hat! Sie ſorgte, ſie arbeitete, ging erſt um Mitternacht zu Bette, ſtand ſchon mit der Sonne wieder auf, verſagte ſich jede Freude, und ertrug jeden Mangel, damit nur mich der Mangel nicht erreichen ſollte. Dieſe gemeinſchaftlichen Sorgen, dieſe gegenſeitigen Opfer vermehrten unſre Liebe; und die Liebe war unſer Glück. Sie werden ein ähnliches Schickſal haben, und glücklich ſeyn."

Meine Frau wurde mit jeder Stunde trauriger — nicht über Pahlens Armuth, ſondern über unſre eigene: ſie ſorgte für Eliſabeths Ausſteuer, und war den ganzen Tag beſchäftigt, alle Kiſten und Schränke auszukramen. Es verdroß mich zuletzt, daß meine ſchönen Reden über die Entbehrlichkeit des Reichthums gar nichts helfen wollten. Ich warf den Deckel eines Koffers zu, ſetzte mich darauf, und ſagte: „ich bitte dich, „kam aus dieſen Koffern unſer froher Muth! Und wenn ſie voll Gold geweſen wären, würde er daraus gekommen ſeyn!"

Ich mag es eintheilen, wie ich will, ſagte ſie ſeufzend, ohne mir zu antworten: für unſre drei Söhne bleibt nicht ein Handtuch übrig. Ach, und wenn es nur für die Mädchen reichte!

„Wovon ſprichſt du?" fragte ich böſe.

iſt ja keine Sünde, wenn man ſich ſo benimmt, wie es die Männer nun gerade wollen. Mein Vetter iſt wahrhaftig der beſte, gütigſte, edelſte Mann unter der Sonne, ſogar der vernünftigſte Mann, ſein Steckenpferd ausgenommen, daß er die Menſchen eintheilt, wie die Hunde in Mopſe, Pudel, Spitze. Liebe? Ach, mein gutes Guſtchen! Ja, du haſt Recht! So eine Liebe, wie der Liſſow ſie hatte, von dem ich dir erzählt habe, ja, die iſt freilich ein Glück. Aber die meiſten Männer? Glaube mir, es iſt tauſendmahl ſicherer einen guten Mann zu haben, als einen Mann, der uns ein Paar Monathe liebt, und dann thut, was er Luſt hat, ohne ſich weiter um uns zu bekümmern.

Auguſte von Breitenbach hatte freilich noch viel dawider; allein ſie trug ihre Einwürfe nur vor, um ſie widerlegt zu ſehen. Sie war reitzend, aber arm; und der Baron mochte ſeyn wie er wollte — in ſeinem Geſichte lagen Güte und Unſchuld ſehr ſichtlich. Er hatte Auguſten, eine helle Blondine, ſogar ſchon ausgezeichnet. Käthe ſtudierte jetzt des Barons Syſtem; und was ſie lernte, lehrte

Von Eliſabeths Ausſteuer. Ich ſoll doch meine Tochter wohl nicht nackend aus dem Hauſe ſtoſſen?

„Stößt uns doch Gott nackend in die Welt, liebe Frau.“

Aber die Mutterliebe empfängt das Kind.

„Und legen denn nicht auch wir unſre Eliſabeth an ein Herz, von dem ſie geliebt wird?“

Ich wollte mich behelfen, und ich weiß, du behilfſt dich auch; aber ... (ſie zeigte mit der Hand auf einen Stuhl, der vollgepackt lag) da liegt, was Eliſabeth bekommen kann, wenn ich den jüngern kein Unrecht thun will. Man kann es in der Schürze wegtragen!

„Da liegt es!“ rief ich jetzt, in Ernſt böſe; „da liegt es! Guter Gott! und wenn es tauſendmal ſo viel wäre; es würden ja doch nur Lumpen, Fetzen ſeyn. Und das ſchöne Herz unſrer Eliſabeth, und alle ihre Tugenden, ihre Genügſamkeit, ihren Fleiß, ihre Unſchuld; und ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Liebe; und ihr Vertrauen auf den guten Vater im Himmel; und die Geduld, den Muth, womit ſie die Armuth tragen und erleichtern wird: das alles, und Gottes Segen, unſern Segen, unſre Thränen; das Alles rechnet die undankbare Mutter für nichts! ... Könnteſt du deiner Tochter eine Krone mitgeben, würdeſt du auch nur die kleinſte ihrer Tugenden dafür vertauſchen wollen? Nun, wenn ſelbſt eine Krone nicht Eine Tugend aufwiegt: was kann denn das da für Werth haben?"

Sie ſah mich traurig an; aber dennoch nahm ſie wieder ein Tiſchtuch auf, betrachtete es, und vertauſchte es weinend gegen ein anderes. Jetzt kam Auguſte, und ich ſetzte das Geſpräch wieder fort. Das Mädchen, dachte ich, ſollte auf meine Seite treten; aber nein: ſie beſah Eliſabeths Ausſteuer, und ſchüttelte den Kopf. Die Mutter ſagte zu ihr: mehr kann Eliſabeth nicht bekommen, ob ſie gleich die älteſte und beſte unter euch iſt Das gehört dir; und das da, Hannchen.

Mir? fragte Auguſte; wirklich mir, liebſte Mutter?

Wirklich dir, wenn wir nicht noch größres Unglück haben.

Auguſte nahm ihr Pack auf, legte es ſtillſchweigend zu Eliſabeths Ausſteuer, und fiel dann ihrer Mutter mit flehenden Blicken um den Hals.

Nein, liebes Kind! ſagte die Mutter zärtlich: das geht nicht an; in der That nicht!

O, ich bitte Sie, wenn ich noch Eine ruhige Minute haben ſoll! —— Auguſte bat ſo dringend und mit ſo zärtlichen Thränen, daß die Mutter endlich ihre Einwilligung gab. Nun denn, ſagte meine Frau; wenn du heiratheſt, ſo wollen wir, ich und dein Vater, das Letzte mit dir theilen, was wir noch haben. Mutter und Tochter hielten einander ſchweigend umarmt.

„O," rief ich bewegt; „warum habe ich nicht Millionen unter euch zu theilen, ihr guten, edlen Seelen!" — O, welche Kinder haben wir! ſagte meine Frau, und ſchlang ihre Arme um mich. Wie reich ſind wir! — Aber Eliſabeth darf es nicht wiſſen! riefen wir alle Drei auf einmal, und gaben einander die Hände. Meine Frau war jetzt beruhigt, ſogar wieder fröhlich; doch ſie ſollte in Kurzem eine noch größere Freude haben.

Wir überlegten, ob wir nicht bei dem Amtmann Schenk einen Beſuch machen müßten. Es war eben ſo viel dafür als dawider zu ſagen. Umgang hatten wir nicht mit der Familie; indeß ſahen wir einander doch von Zeit zu Zeit beim Spazierengehen. — Wenn wir ſie beſuchten, ſagte meine Frau, ſo könnten ſie glauben, wir wollten damit groß thun, daß unſre Tochter einen Edelmann geheirathet hat. Indeß nach einigem Ueberlegen gingen wir, ich, meine Frau und das junge Ehepaar, doch hinüber. Auguſte beſtand darauf, Eliſabeth müßte ſich putzen; dieſe aber wollte ſo einfach als möglich gekleidet ſeyn.

Wir wurden mit ſeltſamen Geſichtern empfangen. Die Frau Amtmannin nannte unſre Eliſabeth bei jedem dritten Worte: Frau von Pahlen; und der Amtmann ſogar: meine gnädige Frau;

aber nie ohne ein kleines ſpöttiſches Lächeln. Auch meine ehemalige Geliebte, die Frau Buchhalterin, ging ab und zu; und hätten nicht die Geſichter des Amtmanns und ſeiner Frau ſehr deutlich geſprochen, ſo würden uns doch die höhniſchen Blicke der Ausgeberin geſagt haben, wie man in dieſem Hauſe gegen uns geſinnt war.

Eliſabeth betrug ſich vortrefflich. Sie ſtand ſo beſcheiden da, bewunderte die Pracht des Zimmers, worin wir uns befanden, ſo natürlich, und ſprach von der beſchränkten Lage, worin ſie leben würde, ſo unbefangen, daß ſie den Uebermuth der ſtolzen Leute zähmten. Die Amtmanninn wurde freundlicher; der Amtmann blieb freilich gegen uns übermüthig, doch deſto demüthiger war er gegen Pahlen, der ſo frei und ſtolz daſtand, als ob er der reichſte Edelmann im ganzen Lande wäre. Der Beſuch endigte beſſer, als er angefangen hatte, und wir gingen ſo ziemlich zufrieden nach Hauſe.

Nach einigen Tagen ließ der Amtmann uns Eltern, das junge Ehepaar, und auch Auguſten und Karln, zum Eſſen einladen. Der Bediente ſagte uns dabei: das Feſt würde zu Ehren der Mamſell Schenk (der Tochter des Amtmanns) angeſtellt, die aus ihrer Penſionsanſtalt zum Beſuch bei ihren Eltern käme.

Auguſte machte wieder einige Plane, wie ſie uns einiges Anſehn geben wollte, und Eliſabeth hatte genug zu thun, ſie davon abzubringen. Wenigſtens putzte ſich Auguſte nun doch etwas mehr, als wir Uebrigen. Ob ich dir, ſagte ſie zu ihrer Schweſter, die Perlen umbinde, die mir Graumännchen geſchenkt hat? Eliſabeth wollte ſie nicht. Auguſte nahm ſie in die Hand, und ſagte: nun, hübſch ſind ſie nicht; aber ich binde ſie um.

Die Amtmannin ſtellte uns ihre Tochter vor: ein Mädchen von funfzehn Jahren, ganz das Gegentheil der Mutter. Julchen (ſo hieß ſie) verbeugte ſich gegen uns mit einer ſanften Beſcheidenheit; und ſobald ihre Mutter nur den Rücken wendete, blickte ſie hold lächelnd auf meine Töchter, oder gab einer von ihnen die Hand.

Aus den Anſtalten im ganzen Hauſe, und beſonders im Beſuchzimmer, ſah ich, daß wir eingeladen waren, den Reichthum und die Pracht des Hauſes zu bewundern. Es kam mehr Geſellſchaft und die Amtmannin ſtellte immer zuerſt meine Eliſabeth vor: „Frau von Pahlen, die Tochter unſers Herrn Paſtors;“ und dann ihre eigene Tochter. Man ſah uns von oben bis unten lächelnd an, ſo daß wir in einer nicht geringen Verlegenheit waren. Auguſtens Blut gerieth in Wallung; Eliſabeth ſchien nur lange Weile zu haben; Karl war ſo hölzern und furchtſam, wie ich ihn noch nie geſehen hatte. Pahlen blieb unbefangen, und ſchien nichts von dem, was wir empfanden, zu merken; doch endlich ſah er ein Paarmal ſtarr auf ein ſpöttiſches Geſicht, und fragte mit einem Tone, der mich hätte zum Zittern bringen können: was wollen Sie wiſſen? was beliebt Ihnen? — Nun, wurde man mit den ſpottenden Mienen ein wenig behutſamer.

Die Amtmannin hatte nichts angeſtiftet; denn es lag ihr nur daran, mit ihrer Tochter zu glänzen, und meine Töchter ſollten dem Mädchen zur Folie dienen. Es war — ſollte man es glauben! — unſre einfache Kleidung, was uns dem Spotte dieſer Menſchen ausſetzte; und nur Pahlen mit ſeiner Furchtloſigkeit ſicherte uns vor förmlichen Beleidigungen.

Die Tochter des Amtmanns erröthete nicht weniger, als wir, und nahm durch eine vertrauliche Freundlichkeit, die ſie trotz den Blicken ihrer Mutter behielt, Auguſten und Eliſabeth unter ihren Schutz, ſo daß Alles nach und nach wieder ins Geleiſe kam.

Beim Eſſen bedauerte ich am meiſten Karln, der ſich eine halbe Elle zu weit vom Tiſche abgeſezt hatte, und ſo beſtürzt ausſah, als ob er unter Geſpenſtern ſäße. Von ungefähr warf ein altes Fräulein einen Blick auf Auguſten, und ſtarrte ſie lange an. Nun flüſterte ſie ihrer Nachbarin etwas zu; und auch die heftete ſtarre Blicke auf Auguſten. Dieſe erröthete, und als es ihr zu lange währte, ſagte ſie endlich mit krauſer Stirn: Sie betrachten mich ſo genau. Habe ich etwas an mir, das . . .

O nein, antwortete das Fräulein; wir ſehen nur Ihren Halsſchmuck an. Auguſtens Auge funkelte vor Unwillen; aber ſie irrte ſich ſehr. Die Amtmannin ſah nach ihr hin, ſtand dann auf, faßte die Perlen an, und ſagte: ſie ſind wahrhaftig echt! So etwas Schönes habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Erlauben Sie doch, liebes Kind. — Auguſte band die Perlen los. — Dagegen ſind deine nichts, Julchen, fuhr die Amtmannin fort; hole ſie einmal!

Die Perlen wurden gebracht, mit Auguſtens Halsſchmuck verglichen, und dieſer nun von allen Anweſenden nach der Reihe bewundert. Julchen band ihn Auguſten wieder ein, und ſagte mit einem Kuſſe: Ihr Schmuck iſt ſehr koſtbar.

Auguſte ſaß jezt viel freier, viel ſtolzer da, als vorher. Ein Paar Schnüre Perlen machten die ganze Geſellſchaft, ſelbſt das alte Fräulein, gegen uns höflicher. Die Amtmannin wollte nun auf eine andre Art über uns triumphiren. Sie ſprach von der Penſionsanſtalt, worin ihre Tochter erzogen war, und von den Geldſummen, die ſie gekoſtet hatte, machte Nebenanmerkungen über die Erziehung auf dem Lande, über Kultur und feine Sitten, die man nur in der Stadt bekommen könne, und ſpielte dabei ſo deutlich auf uns an, daß wir ganz einfältig hätten ſeyn müſſen, um es nicht zu merken.

Julchen warf einen flehenden Blick auf ihre unbeſcheidene Mutter; doch, nun nahm der Vater das Wort: „Sie ſpricht Franzöſiſch, wie eine Hofdame, ſpielt das Klavier zum Entzücken, und ſpricht auch Engliſch: nicht wahr, Julchen?"

Das arme Mädchen war wie auf der Folter. Sie wagte es wohl mit furchtſamer Beſcheidenheit, das Geſpräch auf etwas Andres zu leiten; doch ihr Vater war nicht davon abzubringen. Sprich doch einmal Franzöſiſch! ſagte er. Ziere dich nicht, Julchen! Wir ſchlugen vor Angſt und Mitleiden die Augen nieder, als die ganze Geſellſchaft in das beſchämte Mädchen drang, daß ſie Franzöſiſch ſprechen ſollte. Pahlen redete ſie endlich Franzöſiſch an, und ſagte ihr, glaube ich, ungefähr: man müſſe dem Sturme nachgeben. Sie antwortete mit zitternder Stimme einige Worte, und Pahlen ſprach nun weiter Franzöſiſch. Da er bemerkte und erfuhr, daß in der Geſellſchaft niemand die fremde Sprache verſtand, (das alte Fräulein ausgenommen, das doch aber auch eben nicht viel davon wußte): ſo bat er Julchen in einigen etwas räthſelhaften Redensarten, ſich über die Art, wie ſie hier ausgeſetzt würde, zu beruhigen, und den ganzen Auftritt wie eine Komedie zu betrachten.

Sie antwortete mit einer Thräne im Auge: o, Herr Baron, wenn ich allein hier ausgeſetzt würde . . . Ich habe den Wunſch meiner Eltern zu ſpät erfüllt: das geht mir jetzt nahe. Gewiß, ich mußte ſogleich jetzt anfangen zu ſprechen; aber ich war zu furchtſam, und konnte nicht, ob mir gleich ſchon ahnete, was folgen würde. Pahlen, der neben ihr ſaß, küßte ihr die Hand. Bravo! rief der Vater, der das ſah, mit funkelnden Augen: Herr von Pahlen, Sie ſind ja ſelbſt in Frankreich geweſen. Nicht wahr, meine Tochter ſpricht ſchön? — Was Ihre Tochter ſagte, antwortete Pahlen kalt, würde in jeder Sprache ſchön ſeyn. Er ſetzte ſogleich ſein Geſpräch mit Julchen fort, weil der Vater ſchon wieder im Begriff ſtand, ihr eine Lobrede zu halten.

Es war in der That ein angenehmer Anblick, das Mädchen in dieſer lieblichen Verwirrung, mit der holden Röthe auf den Wangen, ſprechen zu ſehen. Ob ich gleich von dem, was ſie ſagte, nur einzelne Worte errieth, ſo glaubte ich doch, ſie ganz zu verſtehen, da Pahlen ihr mit allen Zeichen der Achtung zuhörte. Auch Engliſch Julchen! fing der Vater wieder an. Nach Tiſche ſpielſt du und ſingſt. — Faſſen Sie Muth, liebes Kind! ſagte Pahlen. Sie lächelte wehmüthig, und ſagte: o, wenn Sie doch auch Engliſch ſprächen! Er verbeugte ſich, und zeigte auf uns Alle. Pahlen foderte meinen Karl auf; der erröthete aber nicht weniger, als Julchen, und brachte einige Worte nur ſtammelnd hervor. Auguſte fiel ein, und ſagte ihr: wir alle nähmen Theil an ihrer Lage. O, rief Julchen auf einmal fröhlich: auch Sie ſprechen Engliſch? Nun will ich die Marter, die ich ausgeſtanden habe,

gern

gern vergeſſen; nun kann ich Ihnen für die Theilnahme danken, die Sie mir bezeigen, kann Ihnen ſagen, wie lieb ich Sie habe, wie ſehr Sie mich gleich bei dem erſten Anblick einnahmen. Auguſte ſagte ihr ungefähr daſſelbe; und nun miſchte ſich auch Eliſabeth, die ſchon lange freundliche, zärtliche Blicke auf Julchen geworfen hatte, hinein. Auch ich ſprach, und verſicherte, ſo wie Vahlen, dem Mädchen meine Achtung und Freundſchaft. Sie entſchuldigte die Unbeſcheidenheit ihrer Eltern auf eine ſo kindliche und feine Weiſe, daß ſie unſer ganzes Herz gewann, und daß Auguſte ihr ſagte: Sie müſſen meine Freundin werden. Mitten unter vielen, meiſtens armſeligen Menſchen entſtand nun eine Unterredung voll Geiſt und Herzlichkeit. Wir ſahen endlich an den Blicken der Eltern, daß es ihnen damit zu lange währte, und brachen ab.

Meine Kinder bekamen immer mehr Ungezwungenheit und Muth, Karln ausgenommen, der zu der ganzen Unterredung faſt nicht eine Sylbe beigetragen hatte. Hm! ſagte die Amtmannin; das hätte ich nicht gedacht! und dabei ſah ſie von einer meiner Töchter auf die andere. Nach Tiſche klopfte ſie Auguſten auf die Wange, und ſagte freundlich: einen ſolchen Halsſchmuck, liebes Kind, und ſo fertig Engliſch! das hätte ich nicht gedacht! Wenn nur der Herr Schwager ſeinen Onkel nicht mit der Heirath vor den Kopf geſtoßen hatte!

ſie ihre Freundin. Das Netz war ausgeſpannt, worin man den Baron fangen wollte. Käthe ging einmal mit ihm ſpazieren. Unterweges fiel ihr ein, ihre Freundin zu beſuchen, vor deren Hauſe ſie vorüber kamen. Haben Sie das Fräulein Breitenbach ſchon geſehen, Vetter? fragte Käthe gleichgültig. Man ging hinein. Des Barons Blicke fielen ſogleich auf dreißig Portraits, die im Zimmer umher hingen, und die Käthe in zwanzig Trödelladen zuſammen gekauft hatte, um ſie zu Auguſtens Ahnen dienen zu laſſen. Es waren die unſchuldigſten Geſichter, die man nur auftreiben können; und ein Mahler hatte ſogar einige Paare ſchwarzer Augen, und einige Köpfe mit ſchwarzem Haar blau und blond färben müſſen. So eine Folge von Blondköpfen hatte der Baron noch nie geſehen. Seine Augen blieben ſtarr auf die Bilder gerichtet. „Die häßlichen Bilder, ſagte Käthe, fallen doch jedermann auf! Laß ſie doch weghängen!“

Auguſte erröthete. Warum? erwiederte ſie; meine Vorfahren ſind mir heilig.

Der Baron fing an, Auguſten mit den weiblichen Köpfen zu vergleichen. Er lächelte.

Jetzt trat Julchen herzu. Sie umarmte meine Tochter mit großer Herzlichkeit, bat um ihre Freundſchaft, und verſicherte ihrer Mutter, daß die Engliſche Ausſprache meiner Kinder weit reiner wäre, als ihre eigene, (ſie hatte nicht ganz Unrecht) und daß ſie noch viel von uns lernen könnte. — Nun denn, ſagte die Mutter; ſo wird Mamſell Auguſte wohl ſo gut ſeyn, dich bisweilen zu beſuchen, ſo lange du hier biſt: dann kannſt du dich üben.

Wir gingen endlich ſehr zufrieden nach Hauſe. Auguſte war fröhlich, doch ohne an unſerm Geſpräche über den heutigen Tag viel Theil zu nehmen. Sie ſaß vielmehr faſt immer in Gedanken, aber in heitern: das ſah man an ihrem lächelnden Munde, den ſie zuweilen rührte, als ob ſie heimlich mit ſich ſelbſt ſpräche. Zwei Tage nachher, Abends ſpät, als wir, ich und meine Frau, uns ſo eben auskleiden wollten, ging die Thür auf, und Auguſte trat mit einem heimlichen Geſichte herein. Sie wollte ruhig ausſehen; aber ihre Augen funkelten. Als ſie nur die Lippen öffnete, drängen Thränen aus ihren Augen, und nun warf ſie ſich an die Bruſt ihrer Mutter.

„Aber was haſt du, Auguſte?” fragte ich. Sie zog ein Paket hervor, und gab es ihrer Mutter. Es waren zu unſrem Erſtaunen zwei Dutzend ſilberne Löffel. Dann gab ſie der Mutter noch eine Rolle; und als wir dieſe aufmachten, war eine größre Anzahl Dukaten darin, als ich je in meinem Leben gehabt hatte. „Auguſte!“ rief ich; „was iſt das?“ Sie fing an zu ſchluchzen, und ſagte: meine gütige Eltern, dies iſt für Eliſabeth, wenn an ihrer Ausſteuer noch etwas fehlt, und für Karln, wenn er auf die Akademie geht. Und hier, hier, liebe Mutter; (ſie gab ihr eine von den vier Perlenſchnüren) hier iſt ein Nothſchatz, wenn uns irgend ein Unglück treffen ſollte.

O mein Gott! du haſt deine Perlen verkauft? rief meine Frau. Und ſo viel waren ſie werth? — Mehr als ich glaubte. Seitdem ich wußte, wie viel ſie werth waren, (ich hörte es zufälliger Weiſe von dem Fräulein): ſeitdem drückte mich jede Perle wie eine ſchwere Laſt. Ich ſchrieb geſtern an Madama Salzberg, erzählte ihr aufrichtig, und bat ſie, drei Schnüre zu verkaufen. Heute habe ich das alles dafür bekommen. Und dieſe letzte Schnur, liebe Mutter, — ſie band ihr die Perlen ſchnell um den Arm.

Jezt erhob ſich ein Streit der Großmuth zwiſchen Mutter und Tochter, wobei ich mit naſſen Augen zuhörte. O meine Mutter, ſagte Auguſte: ſo lange auch nur die kleinſte Sorge auf Ihrem Herzen läge, würde dieſe koſtbare Schnur mich drücken. Ach, ſo lange noch Perlen in Ihren Augen ſind, ſoll keine an meinem Halſe hangen.

O, mein Kind, das ſind Thränen der Freude! ſagte die Mutter.

„Der ſüßeſten, der zärtlichſten Freude, meine Auguſte!" rief ich. „Und dieſe Thränen, mein geliebtes Kind, ſind koſtbarer, als die ſchönſten Perlen. Ein Engel wird ſie ſammeln, und ſie werden einſt als unvergänglicher Schmuck auf deinem Haupte glänzen."

O darum, ſagte Auguſte entzückt, aber ſanft —: darum nehmen Sie! nehmen Sie! Meine Frau nahm die Perlen, und drückte ihren Mund darauf. Gute Nacht! ſagte Auguſte leiſe. — Gute Nacht! ſagten auch wir leiſe, als ob wir fühlten, daß Geiſter um uns ſchwebten. Weiter nichts, als gute Nacht! aber die Seligkeit ruhte auf dieſen Worten. O, wie reich waren wir jezt!

Meine Frau kaufte (was ich ihr hoch anrechnete) für Eliſabeth nur das Allernothwendigſte. Sie kleidete ſich und die Kinder neu, und Auguſte bekam nicht mehr und nichts Beſſeres, als die andern. Ich küßte meine Frau dafür, daß ſie die Empfindung ihrer Tochter mit ſolcher Zartheit ſchonte. Aber, als wir dann mit Auguſten allein waren, und meine Frau ihr ſagte: ſieh, mein Kind, ich bin neu gekleidet! als ihr dabei die Stimme brach, und Auguſten Thränen aus den Augen ſtürzten; da ſchwamm mein Herz in ſüßer Wehmuth. Ich umarmte Beide, und ſagte: „ſind wir denn nicht glücklich? Könnten wir glücklicher ſeyn?"

Die Trennung.

Eliſabeth erfuhr von dem Allen nichts; ſie wußte nicht einmal, daß ein Menſch an ihre Ausſteuer dachte, und vergaß alles um ſich her in dem Zauberkreiſe der Liebe. Das gute Mädchen wollte es ſich nicht merken laſſen; aber ſie würde es gern geſehen haben, wenn wir die Zeit, die ſie noch bei uns bleiben ſollte, abgekürzt hätten. Unſer Haus war für ſie gar nicht mehr da: ſie ſprach immer von Pahlens Hauſe, das nun auch ihr gehörte; über der Linde, die vor deſſen Hauſe ſtand, und die ſie noch gar nicht geſehen hatte, vergaß ſie die Kaſtanienbäume vor dem unſrigen, unter denen ſie ſo glücklich geweſen war. Wir, meine Frau, und ich, bemerkten es nur allzuwohl, und ſo ſehr ich es auch zu vertheidigen ſuchte, ſo that es mir doch wirklich weh, daß ſie ihr Glück an dem *ungeprüften* Herzen ihres Mannes finden wollte, und ſich von den *geprüften* ihrer Familie wegſehnte.

O, wie kann die Liebe das! ſagte meine Frau, am Tage vor Eliſabeths Abreiſe, mit Kopfſchütteln. „Laß uns Gott loben,“ erwiederte ich, „daß ſie es kann! Es iſt ein Wunder, da haſt du Recht, liebe Frau; aber nicht ein Wunder unſerer Thorheit, ſondern der Güte Gottes. Wenn die Liebe das nicht könnte; wenn ein Seufzer, ein Händedruck des Geliebten nicht ſtärker lockte, als ein Mutterherz: ſo blieben die Menſchen, wie Mehlthau an einem Blatte, in einem Winkel der Erde bei einander. Alle Familienthorheiten, alle Familienlaſter verewigten ſich dann, und die Familienfalte, ſo häßlich ſie auch wäre, würde endlich die Falte des Menſchengeſichtes. Gleich einem ſtehenden Waſſer würden die Menſchen ſtocken, ſtarren, modern in den unwandelbaren Sitten und der unwandelbaren Denkart ihrer Vorfahren."

Graumännchen, der heute wieder bei uns war, fiel ein: wie alle Völker, die ſich durch Kaſten- oder Innungszwang von andern Kaſten und Gewerben, oder durch Religion von andern Völkern abſonderten. Sie veredeln ſich nicht, und bleiben ſauer, wie der wilde Fruchtbaum im Walde. Der Menſch iſt kein Thier, liebe Frau Predigerin; er ſoll nie auf derſelben Stufe ſtehen bleiben. Alle Völker haben ihre Thorheiten, ihre Tugenden, wie ihre Irrthümer und ihre Laſter. Die letztern ſoll jedes austauſchen gegen fremde Wahrheiten und Tugenden. Dieſe ſind eine Bank, worin jedes Volk, auch das verachtetſte, ſeine Aktien hat und Zinſen ſodern darf. Sollen das die Völker der Erde, ſo ſollen es noch mehr die einzelnen Menſchen. Darum hat die Natur, nicht ein menſchliches Geſetz, die Blutſchande ſo hoch verpönt; darum treibt die Liebe jedes Kind aus der ſichern Obhut der Eltern und Geſchwiſter, in die unſichern Umarmungen eines oder einer Fremden: denn der Menſch ſoll an ſonſt nichts hangen, als an Wahrheit und Recht.

Und, ſagte Karl, ein wenig ſtolz auf ſeinen Gedanken — darum wurden die Griechen, dieſe Sammlung von Flüchtlingen und Abentheurern aus Aſien, Afrika und dem Norden von Europa, das originellſte Volk auf der Erde, das nie wieder eins erreichen wird. — Wahr! ſagte Graumännchen; wenigſtens halb. Aber könnte es nie wieder erreicht werden: warum hätte es denn die Vorſehung untergehen laſſen? Es lieferte dem Menſchengeſchlechte den reichen Tribut ſeiner Künſte, ſeines feinen Sinnes, ſeines poetiſchen Gefühls, und ſeiner Bürgertugenden; dann verſchwand es (was davon jetzt noch übrig iſt, kommt nicht in Anſchlag), weil die Menſchen nicht Griechen ſeyn konnten, ſondern weil ſie Menſchen — aus allem Wahren, Schönen und Guten jedes Himmelſtriches, jeder Kultur zuſammengeſetzt — ſeyn ſollten. Müßten wir ſonſt nicht mit der Vorſehung hadern, daß ſie die geſittete Römerwelt von den rauhen Barbaren des Nordens vernichten ließ? Ein Volk reißt ſich, wie ein Mädchen von ſeiner Mutter, von dem mütterlichen Boden los, und ſchließt durch Ehen einen Bund mit fremden Völkern. Das ſollte ſeyn, damit wir Menſchen würden.

„Frau," ſagte ich; „jetzt ſiehſt du, warum Eliſabeth . . ."

Ich ging, unterbrach ſie mich ſeufzend, mit mehr Betrübniß aus dem väterlichen Hauſe.

Der Morgen, da ſie mit mir das Haus ihres Vaters verließ, ſtand vor meiner Seele. „Frau, als wir uns durch den Garten fortſchlichen, und du unter der Geisblattlaube noch ſtill ſtandeſt und ſagteſt: lebt wohl! lebt alle wohl! als du mir dann an die Bruſt fielſt; — da ſagte ich: Auguſte, wirſt du nie dieſen Gang bereuen? Du wendeteſt dein Auge voll Thränen auf mich, und antworteteſt: o, ſolche Thränen einer überirdiſchen Seligkeit werde ich nie wieder weinen, als jetzt, da ich an deiner Hand dies Haus verlaſſe. Soll Eliſabeth anders gehen, als du?" — Meine Frau ſchwieg; doch überzeugt war ſie nicht.

Eliſabeth freuete ſich ſehr auf das Haus, das ſie mit ihrem Manne bewohnen ſollte; und ſo traurig der Abſchied von ihrer Mutter und ihren drei jüngſten Geſchwiſtern auch war, (wir andern begleiteten ſie): ſo tanzte ſie doch bald am Arme ihres Mannes dahin, und würde getanzt haben, wenn auch eine Sandwüſte, und das tiefſte Elend ſie erwartet hätte. Wir gingen etwas trauriger neben und hinter ihr her.

Vahlens Gütchen lag etwa ſechs Meilen weit von unſerm Dorfe. Eliſabeths Ausſteuer war an einen Fuhrmann verdungen; meine Frau fand es aber zu koſtbar, auch für uns einen Wagen bis dahin zu miethen. Graumännchen, oder (mit ſeinem wahren Namen) Friedleben, beſchloß, als er von der Fußreiſe hörte, uns zu begleiten, und ſo machten wir, ich, meine drei Aelteſten, Friedleben und Pahlen, uns an einem ſchönen Morgen im Junius auf. Karl und Pahlen trugen etwas Linnen für uns, und Friedleben, ſo ſchwach er auch ſchien, eine vollgepackte Jagdtaſche. Noch von einem Vivat unſerer Jüngſten, und von einer Thräne meiner Frau begleitet, zog unſere Karawane guter Dinge auf Raſenrode zu, wo mein Schwiegervater Prediger geweſen war.

Vor zwanzig Jahren, ſagte ich zu meinen Kindern, trat ich mit eurer Mutter aus jener kleinen Thür da, und führte ſie nach meinem Hauſe, wie Pahlen jetzt unſre Eliſabeth. Friedleben merkte, daß ich den Wunſch hatte, an dieſer Thür zu verweilen; er that uns daher den Vorſchlag, hier zu frühſtücken, und wir lagerten uns auf den Raſen. Bei dem Anblicke dieſer Thür, und der Geißblattlaube dahinter, erinnerte ich mich meiner Jugend ſehr lebhaft. Ich durſte nur die Augen auf Eliſabeth richten, ſo ſah ich meine Frau in ihrer blühenden Jugend vor mir. Nie werde ich wieder mit der ſüßen Wehmuth dieſes Augenblickes empfinden, wie ſchnell das Leben dahin geht, und wie ſich alles ändert. Dieſer Gedanke ergriff mich. Ich erzählte meinen Kindern meine Heirathsgeſchichte, und ſprach von dem Glücke meiner Liebe mit einem Feuer, das durch den Anblick der Thür, und ein Paar Gläſer Wein (Friedleben hatte einige Flaſchen mitgenommen) entzündet war.

Nach mir hielt, zu unſerm großen Erſtaunen, mein Sohn eine Lobrede auf die Liebe, und mit einem ihm ganz ungewöhnlichen Feuer.

„Mein Sohn,“ ſagte ich in der erſten Pauſe, die er machte; „ich ſehe es nicht gern, daß du von der Liebe ſo begeiſtert redeſt.“

Warum nicht? antwortete er. Soll das, was meinen Vater noch jetzt begeiſtern kann, mich kalt laſſen? Und iſt denn nicht die Liebe, wie ich ſie mir denke, mein Vater, dieſes ſo ganz Eins-ſeyn mit einem andern menſchlichen Weſen — und ein Freund wäre mir dazu noch willkommener, als eine Geliebte. — Dieſes Eins-ſeyn, ſage ich? das iſt noch zu wenig! Je mehr ich darüber nachſinne, (und ſeit dem Augenblicke, da Pahlen Ihre Einwilligung erhielt und Eliſabeth an ſeine Bruſt drückte, iſt dieſe Liebe mein ſteter Gedanke geweſen); je mehr ich darüber grübele, ſinne, denke und leſe: deſto mehr . . . —

„Die verdammten Romane!“ rief ich. „Sag, woher haſt du ſie bekommen!“

Ich habe nie einen geleſen, ſo neugierig mich auch Auguſtens zehnfache Liebe machte. Die Mutter nahm ſie ja weg. Aber noch an dem Abend, da Pahlen Eliſabeth ſo außer ſich in ſeine Arme nahm, fiel mir Abratos im Xenophon ein. Ich hatte die Geſchichte mit ſeiner Frau wohl hundert Mal geleſen, und den Abend las ich ſie wieder. O, er war glücklicher, als Cyrus ſelbſt; denn er hatte einen Menſchen, die Panthea, die aus Liebe zu ihm ſtarb.

„Ich wollte, du hätteſt das nicht geleſen!" ſagte ich ernſthaft.

Warum nicht, Vater? Ich war in dem Augenblicke eben der Treue, eben der Liebe fähig. Und Eponinens Liebe im Suetonius, und im Plutarch!

„Nun, ſo möcht' ich doch . . .!" rief ich. „Die Kinder ſollten gar nicht leſen lernen, wenn ſelbſt die ehrwürdigen Alten dieſe gefährliche Leidenſchaft lehren!"

O Vater, ſagte Auguſte; hier bei dieſer Thür, bei dieſer Laube, wo Sie vor zwanzig Jahren in den Armen unſerer Mutter ſtanden, ſollten Sie ſo nicht ſagen. Gefährlich nennen Sie dieſe Leidenſchaft? Ja, ſie mag es ſeyn; aber nicht für Ihre Kinder. Uns kann die Flamme wohl ſchmerzen, aber nicht verächtlich machen. — Recht! rief Karl. Das Feuer vom Himmel traf und ver-

„Ihre Vorfahren?“ fragte er. „Ich glaube, kein Menſch in der Welt hat einen ſo glänzenden, reinen Stammbaum, wie Sie, mein Fräulein. O, ſagen Sie mir, wie kommen Sie zu dieſem Stammbaume? Der erſte, den ich von der Art ſehe!“

Mein Urältervater, ſagte Auguſte ſtockend und erröthend, ſchrieb ſeinen Nachkommen vor, dieſe Familiengemählde immer fortzuſetzen. Er hatte ſogar die Sonderbarkeit, daß er ſie verpflichten wollte, die blonde Farbe, die ſie an allen Köpfen bemerken werden, in der Familie zu erhalten. Meine Vorfahren richteten ſich wirklich darnach, und heiratheten, wie Sie ſehen, lauter Blondinen. Es war eine Grille, Herr Baron; allein —

„Eine Grille?“ ſagte der Baron lächelnd. „Um Vergebung, mein theures Fräulein; vorausgeſetzt — Doch woher wiſſen Sie das?“

Auguſte erröthete. Käthe fiel ein: Guſtchen, war es nicht der da mit der Halskette, der die ſeltſame Grille hatte? Sehen Sie, Vetter, wir haben oft darüber gelacht, als Auguſtens Mutter noch lebte. Er hat ſogar behauptet, Kain habe ſchwarzes, und Abel blonzehrte nur die edelſten Menſchen. Und iſt nicht die Liebe mehr, als ein Blitzſtrahl, mehr, als das Feuer des Himmels, — die Flamme aus einer beſſern Welt? — Vater, ſagte Eliſabeth, Ihre Kinder werden ewig lieben: denn Ihre Liebe hat die Flamme in unſren Herzen angezündet, aber die Liebe wird, wie Feuer, unſre Herzen läutern, reinigen: wir werden durch ſie ſtärker und größer ſeyn.

Ja, das werden wir, riefen ſie alle drei. Und das Bild der Geliebten, fuhr Karl fort, das in meiner Seele ſo lebendig ſteht, iſt kein Traumbild, kein Wahn. Mein Auge ſucht es; meine Seele hat es längſt gefunden. Es kann ſeyn, daß dieſe Hand nie die ihrige faßt; aber dennoch würde ich für ſie ſterben, und, wenn ich das nicht ſoll, um ihretwillen, für ſie tugendhaft ſeyn.

Hm! hm! brummte Friedleben. Darum tugendhaft? Das ſollte kein Menſch, Kinderchen. Und dennoch mag etwas daran ſeyn. Die Sehnſucht nach der idealiſchen Geliebten — iſt ſie etwas anderes, als die Sehnſucht nach einer beſſern Welt? und fodern nicht alle Ideale, ſie mögen ſeyn, welche ſie wollen, den Glauben an die Tugend?

„Ich liebe das Sterben nach Idealen nicht," fiel ich ein; „es macht unzufrieden mit der Welt."

Und wer würde das Beſſere wollen, wenn er es nicht kennte? und wer kann das Beſſere kennen, ohne es zu wollen? Wehe dem Herzen, das kein andres Ideal hat, als dieſes Leben, wie es iſt! Das Ideal ſoll uns beſſer, gütiger, menſchlicher machen; und das iſt genug. Zufrieden ſollten wir nicht ſeyn, weder mit uns, noch mit Andern. Ich liebe die Träumer nicht, die den Himmel blauer, die Erde grüner, die Sonne milder, und die Nacht heller haben wollen, die Jugendblüthe im Alter ſuchen, und von dem Menſchen die Vollkommenheit der Engel fodern. Aber iſt der ein Träumer, welcher ſagt: die Menſchen würden glücklicher ſeyn, wenn ſie alle aufrichtig, gerecht und menſchlich wären, wie Sokrates? (Und ſo gerecht, ſo aufrichtig, ſo menſchlich zu ſeyn, das ſteht in jedes Menſchen Gewalt.) Iſt der ein Träumer, der die Leidenſchaften ſeines Herzens mit feſtem Willen beherrſcht? der ſich vornimmt, dem beſten der Menſchen gleich zu ſeyn, weil es nur auf ihn ſelbſt ankommt, ſo zu werden, und ſogar beſſer? — Es iſt ein Ideal der edelſten Menſchheit; und danach ſtreben, heißt: ein Menſch ſeyn im edelſten Sinne.

„Das meint aber Karl nicht!“ ſagte ich.

Ja, erwiederte Friedleben; ich behaupte, er meint es. Sein Streben nach dieſem Ideale fällt nur mit einem erwachten Sehnen ſeines Herzens zuſammen; und ſo geht es zu, daß ſein Ideal die Geſtalt eines ſchönen Mädchens hat.

In dieſem Augenblicke warf der Wind die Gartenthür auf, der wir, ich und Friedleben, gegenüber ſaſſen; und in der offnen Thüre ſtand Julchen, die Tochter des Amtmanns Schenk. Sie erröthete, als wir ſie ſahen, hüpfte aber ſogleich in Auguſtens Arme, und erzählte ihr, daß ſie dieſen Augenblick von der jungen Predigerin herkäme, bei der ſie einen Morgenbeſuch gemacht hätte. (Das war nicht ganz richtig; denn ſo lange wir hier ſaſſen, hatte ich Julchens einen Fuß unter der Thüre weg geſehen.)

Unſer Geſpräch von Idealen war nun zu Ende, und wir machten uns auf. Julchen begleitete uns noch eine Strecke bis an das Hölzchen, durch das unſer Weg ging. Sobald ſie von uns Abſchied genommen hatte, ſagte Auguſte: ich wollte darauf wetten, daß Julchen Schenk einige Züge von Karls Ideal hat. Karl erröthete und widerſprach ihr mit großer Hitze; dann blieb er immer zwanzig Schritte hinter uns, und war in tiefen Gedanken, indeß wir fröhlich weiter gingen.

Wir blieben die Nacht in einem kleinen Landſtädtchen; und hier erhob ſich ein ernſthafter Streit zwiſchen Pahlen und Friedleben, an dem wir nur durch Mienen Theil nahmen. Pahlen behandelte den Wirth des Gaſthofs, einen ſchlichten kleinſtädtiſchen Bürger, oder vielmehr Landmann, ein wenig nachläſſig, und bekam dafür von Friedleben einen Verweis. Er ſagte zu ſeiner Vertheidigung:

dieſer Menſch ſey doch in der ſittlichen Welt beinahe gar nichts, beinahe eine bloſſe Null.

„Das ſind viele,“ erwiederte Friedleben: „oder ſie ſcheinen es vielmehr; und eben dadurch veranlaſſen ſie oft die beſten Menſchen, ſie als eine Null zu behandeln. Das finde ich hart; denn was kann der Mann dafür, daß er das nicht iſt, was wir ſind? Aber er bleibt ein Menſch, ſo unbedeutend er auch ſeyn mag; und den ſollen wir in ihm ehren. Fragte ich Sie, Herr von Pahlen, worin Sie denn in dem Augenblicke, da Sie den Mann ſahen, ihren höheren Werth ſetzten: ſo müßten Sie geſtehen, daß Sie nur darum, weil Sie beſſer und geläufiger zu denken, zu ſprechen gewohnt ſind, und einige Kenntniſſe mehr haben, als er, ihn mißhandelten.“

Mißhandelten? fragte Pahlen beleidigt.

„Mißhandelten!“ wiederholte Friedleben feſt: „denn Sie ſprachen mit ihm, ohne ihn anzuſehen; Sie beantworteten ein Paar neugierige Fragen von ihm nur mit einer krauſen Stirn und einem Naſerümpfen.“

Daran iſt er gewöhnt, ſagte Auguſte: mich würde das ſchmerzen; aber er fühlt es nicht.

„Das iſt ein Glück für den Mann, aber keine Entſchuldigung für Ihren Schwager; denn ſonſt könnte ein Dey von Algier, der geiſtloſe, niedrige Sklaven beherrſcht, und ſie unmenſchlich behandelt, eben ſo ſagen: ſie fühlen es nicht; ſie ſind daran gewöhnt. Wir Grauſamen, daß ſie ſich daran gewöhnen konnten, uns nicht als ihres Gleichen anzuſehen! Man ſchreiet über die Sklaverei der Negern; aber behandeln nicht die meiſten Menſchen in den höhern Ständen ihre Dienſtboten faſt eben ſo? Ich weiß, daß in hundert Büchern die Lehre: „mache dich nicht mit Domeſtiken gemein; ſey ernſt, ſey kurz mit ihnen!“ als Klugheitsregel ſteht. Dieſer Satz, wenn er etwas bedeuten ſoll, heißt: mache dich mit keinem Menſchen gemein. — Behandle jeden gütig, mit Vertrauen, mit Achtung; das iſt eine Regel der Sittlichkeit. Ich weiß, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt; aber ich weiß auch, was Millionen Menſchen erdulden müſſen, damit unſer Leben — nicht zufriedener, nein nur glänzender werde; und eben darum möchte ich die Läſt, die ihnen das Schickſal aufgelegt hat, auch nicht mit einem unfreundlichen Blicke, einem kalten Geſichte, oder einem rauhen Worte vermehren. Die Armen ſind nicht ſo reich, nicht ſo gut gekleidet, nicht ſo unterrichtet, mit Einem Worte nicht ſo glücklich, als wir. Das ſollte ihnen unſer Mitleiden, unſre Liebe erwerben. Dann hätten wir Recht, uns über ſie zu erheben, wenn wir ſagen dürften: wir ſind tugendhafter, ſtandhafter im Leiden, mäßiger im Glück, treuer, gütiger, hülfreicher, als ſie. Aber wären wir das: wie könnten wir uns ſo hart, ſo rauh, ſo hochmüthig gegen ſie betragen?“

Sie haben Recht, ſagte Pahlen, ein wenig verdrießlich. Allein die Nullität dieſer Leute, ihre Roheit, ihre Habſucht, ihr Mißtrauen, ihr kriechendes Weſen ſcheinen uns Fehler ihres Charakters, da ſie doch nur Fehler ihres Standes, ihrer Erziehung ſind; und ſo wäre ſelbſt die Nichtachtung dieſer Leute (bei guten Menſchen meine ich) nur Haß gegen das Laſter.

„Nichts als Stolz!“ erwiederte Friedleben trocken. „Wir ſind daran gewöhnt, dieſe Menſchen von Jugend auf in unſern Dienſten zu ſehen: denn ob der Wirth hier im Hauſe eins von den Laſtern hat, die Sie ſo eben nannten, ſteht dahin; und hätte er ſie auch alle, ſo ſöhnte ſich mein Herz dennoch mit ihm aus. Ich denke ihn mir, wie er ſeine Kinder, ſeine Frau in die Arme nimmt, wie ſeiner Verwandtenliebe (ein Wort, das der Reiche oft gänzlich vergißt) kein Opfer zu ſchwer wird. Oder ich denke ihn mir hinter ſeinem Pfluge an einem Regentage, an ſeinem Weizenfelde im heiſſen Sommer mit der Senſe in der Hand; und dann nenne ich ihn mit Freuden: Menſch und Bruder!“

Jetzt trat der Wirth wieder herein. Meine Kinder, ſelbſt Pahlen, behandelten ihn mit freundlicher Güte, doch ohne deshalb zu vertraut mit ihm zu werden; und nach einer Stunde hatten wir ein Zimmerchen mit Betten gewonnen, obgleich der Mann vorher geſagt hatte, daß er uns keine verſchaffen könnte. „Seht ihr?“ ſagte ich, als Auguſte wieder kam, und die Anſtalten lobte.

Am folgenden Morgen ziemlich früh gingen wir weiter, und gegen Abend erreichten wir Pahlens Dorf. Eliſabeth war außer ſich, als ſie das Häuschen ſah, dem Pahlen und der alte Kammerdiener durch eine angenehme Farbe eine gewiſſe Eleganz gegeben hatten. Es iſt doch recht hübſch! ſagte ſie in einer Aufwallung von Freude und Stolz. Ich muß geſtehen, daß es mir ſelbſt gefiel, und ich würde gern mein Wohlgefallen an dem Hauſe und dem reinlichen, mit Sand beſtreuten Hofe geäußert haben, wenn ich nicht Friedlebens gerunzelte Stirn bemerkt hätte. Der Kammerdiener, ein alter Mann, deſſen Geſicht recht ehrwürdig war, empfing uns mit vielen Verbeugungen, und wollte durchaus der jungen Frau den Rock oder die Hand küſſen, was ſie denn, wie billig, nicht zugab. Nach jedem dritten Worte kam wieder Gnade oder gnädig; und da der alte Mann in weißen ſeidenen Strümpfen, die aber das Alter gelb gefärbt, und in einem Rocke mit goldgeſponnenen Knöpfen, die es noch ſtärker beſchädigt hatte, in einer ſteifen Tanzſtellung daſtand: ſo fürchtete ich, er möchte einen übeln Eindruck auf Friedleben machen, der nichts ſo bitter zu tadeln pflegte, als die Sucht zu prunken. Friedleben ſchüttelte aber dem alten Manne ſehr herzlich die Hand, und er allein von uns ſagte mit einer aufrichtigen Freundlichkeit ein Paar beifällige Worte über deſſen Putz. Als Bahlen ſeine junge Frau nun in das Wohnzimmer führte, wurden wir alle durch eine neue Papiertapete und durch recht elegante Möbel überraſcht. O, rief Eliſabeth freudig, und fiel ihrem Mann um den Hals: o, ich danke dir, Lieber! — Auguſte warf ſich mit ihrer Lebhaftigkeit ſogleich in den Sofa, um ihn zu probiren. Wir, ich und Karl, blickten lächelnd im Zimmer umher; ich getrauete mir aber wieder nicht, etwas zu ſagen, weil Friedlebens Stirn jetzt noch ſtärker gerunzelt war, als ſchon vor dem Hauſe.

O, ſagte Auguſte; ich finde es hier ſchön, ob Sie gleich ein finſtres Geſicht machen, Herr Friedleben.

„Und auch Ihre Schweſter findet es ſo," ſagte Friedleben ernſt: „das iſt in der Ordnung. . . . Die Rabbinen erzählen, was ich auch feſt glaube: der Teufel ſey nicht in der *Geſtalt* einer Schlange zu der Mutter aller Menſchen gekommen, um ſie zu verführen, ſondern *auf* einer großen ausgeputzten Schlange, als *Reiter*. Wäre er zu Fuß gekommen, er hätte ſie nicht verführt."

Das iſt nichts Beſonderes, ſagte Auguſte. Freilich, ein häßlicher Teufel würde nicht viel ausgerichtet haben.

„Wir ſollen uns gar nicht verführen laſſen, weder durch einen häßlichen Teufel, noch durch einen ſchönen."

Hier ſehe ich aber keinen Teufel, ſondern nur eine ſchöne rothe Tapete und hübſche Möbel.

Ich erzählte, was der Leſer ſchon weiß, wie ich meine Frau in unſer Wohnzimmer geführt hätte, und ſetzte hinzu: „damals konnte ich ein ganz hübſches Sümmchen erſparen; aber ein ſolcher Augenblick, wo man ſeine Geliebte, wie einen jungen König, huldigend empfängt, kommt im Leben nur Einmal: und da muß man mit einem Triumphbogen nicht knickern.“

Was mich ernſthaft macht, ſagte Friedleben zu mir, iſt etwas Anderes; ich will es Ihnen nachher ſagen. (Eliſabeth und Pahlen hörten nichts von dieſem Geſpräche; ſie waren in das Gärtchen hinter dem Hauſe gegangen.)

Wir, Friedleben und ich, ſtiegen nun die Treppe hinauf, um das ganze Haus zu beſehen. Ich ſchüttelte wohl zehnmal den Kopf; denn es gab hier kein Zimmer, wo nicht durch irgend einen Winkel der Wind gepfiffen hätte. „Eine luſtige Wohnung,“ ſagte ich endlich in einem ſcherzenden Tone, unter dem ich meine unangenehmen Empfindungen zu verbergen ſuchte.

Richtig, erwiederte Friedleben; das iſt der Teufel auf der geputzten Schlange. Ich ſah es ſchon draußen.

Seine Anmerkungen machten einen unangenehmen Eindruck auf mich, ſo ſehr ich auch ihre

Wahrheit fühlte. Doch um ihn nichts merken zu laſſen, fuhr ich ſcherzend fort: „das Haus iſt ein wahres Gegenſtück zu dem geputzten und abgeriſſenen Kammerdiener. Sie haben wohl nicht bemerkt . . .“

Der alte Mann, ſagte Friedleben ernſt, kleidet ſich gewiß alle Feſttage ſo. Wer wollte des treuen, ehrlichen Greiſes ſpotten, wenn er der jungen einziehenden Königin eine Ehrenpforte errichtet, die ſchon hundertmal bei Feſten gebraucht worden iſt! Aber . . . — Er brach ab.

„Aber?“ ſagte ich. „Fahren Sie fort; Sie ſind noch nicht fertig.“

Er ſchwieg noch einen Augenblick; dann hob er wieder an: Sie ſelbſt haben mir geſagt, daß Pahlen arm iſt. Wie, wenn er nicht vergeſſen hätte, nicht vergeſſen *könnte*, daß er geboren wurde, in Ueberfluß und Pracht zu leben? Mir ſcheint es beinahe ſo. Er ſpricht zu viel von dem Opfer, das er ſeiner Liebe gebracht hat, um es nicht größer zu finden, als es für das Glück Ihrer Tochter gut iſt.

„Hm! erwiederte ich kalt; „was machen wir aber?“

Sie ſind ſein und Eliſabeths Vater; warnen Sie ihn. Seine Hoffnungen ſtützen ſich auf nichts. Lehren Sie ihn ſein Glück hier kennen und genießen, und es nicht erſt von der ungewiſſen Zukunft erwarten. Er hat hier eben ſo viel, als Sie, ja, nach der Güte des hieſigen Bodens zu urtheilen, noch einmal ſo viel, wenn er ſeyn will, was er hier ſeyn muß: ein ſtiller, einfacher Landmann. Dringen Sie darauf, daß er uns morgen ſeine Aecker zeigen ſoll. Ich verſtehe mich ein wenig auf den Landbau.

Ich hörte ihn kalt an, weil es mir ſchien, als wäre er gar zu tadelſüchtig und wollte ſich ein Anſehn über uns Alle geben. Mir fielen die Perlenſchnüre wieder ein, die er Auguſten geſchenkt hatte, aber Dankbarkeit war meine Empfindung bei dieſer Erinnerung nicht, obgleich — was ſoll ich es leugnen? — durch dieſes Geſchenk mein Haus auf einige Jahre (das glaubte ich wenigſtens) wieder von Sorgen befreyt worden war; vielmehr dachte ich, er ſpielte darum den Tadler gegen uns, weil wir ihm Verbindlichkeit hätten. Jetzt wurde ich noch kälter, und ſagte ihm einige empfindliche Worte.

Gut! ſagte er; nach meinen Grundſätzen ſollte ich von dieſem Augenblick an ſchweigen; aber, lieber Prediger, ich fühle mich von Ihnen und Ihrer Familie ſo feſt angezogen, wie noch von keiner. Mich dünkt, ich habe Ihnen das gezeigt . . .

„Ja, und meine Tochter Auguſte hat Ihr Geſchenk . . . —"

Er ſah mich mit einem ſolchen Blicke an, daß ich ſchweigen mußte. Nicht das, Herr Prediger, fuhr er fort: denn die Perlen waren nicht ich; ſie wurden bei Ceilan gefiſcht. Ich meine etwas Andres: daß ich Ihnen verzeihen kann, was Sie ſo eben geſagt haben, daß ich Sie liebe, daß ich Sie auch jetzt mit vollem Herzen . . . — Er drückte mich an ſeine Bruſt. Dann ſah er rings um ſich her, und ſagte: guter Gott! hier pfeift der Wind, und der Regen wird durch die Decke tröpfeln; aber, was mehr iſt, als dieſe Armſeligkeit: ich fürchte, hier wird einſt Eliſabeth ſeufzen und Thränen fallen laſſen. Ich wünſche allen Menſchen Gutes; doch Ihrer Tochter — die liebe ich wie mein eigenes Kind.

Konnte ich das hören, ohne ihn in meine Arme zu nehmen? Jetzt war ich wieder ich ſelbſt, fand alles richtig, was er ſagte, und verſprach ihm, mit Pahlen zu reden.

Pahlen erröthete, als er ſah, daß Friedleben die Löcher in den Wänden verklebte, wobei ihm Auguſte treulich, doch unter ſtetem Lachen und Witzeln, half. Er wollte ſcherzen; allein es gelang ihm nicht, und nun entſchuldigte er ſich ſehr ernſthaft bei mir in Friedlebens Gegenwart. Sie haben hier nicht gelebt, Pahlen, ſagte dieſer ſanft: vielleicht ſehen Sie die Wände jetzt zum erſten Male; ſonſt hätten wir wohl das Zimmer unten weniger elegant, und die Zimmer hier oben weniger luſtig gefunden.

Seine Zimmer, ſagte Auguſte, ſind wie Oſſians Geiſter: man kann die Sterne durchſcheinen ſehen. Pahlen hörte nicht auf zu erröthen.

Am folgenden Morgen beſuchten wir die Aecker, und Friedleben nahm eine Schreibtafel mit. Als wir fertig waren, ſagte er zu Pahlen vergnügt: Sie können ein reicher Mann werden. Das Gut iſt vortrefflich, nur vernachläſſigt. Sieben hundert Thaler muß es im Durchſchnitt einbringen, wenn Sie ſelbſt der edelſten Beſchäftigung, dem Landbaue, vorſtehen wollen. Pahlen, in deſſen Geſichte bisher ein kleiner Widerwille gegen Friedleben geweſen war, wurde nun ungewöhnlich heiter. Er ging zwiſchen ihm und Eliſabeth, ſprach von dem Ackerbau in England, machte Plane, wie glücklich er mit ſeiner Frau als Landmann leben wollte, berechnete ſchon, wie er die Einnahme von ſieben hundert Thalern anwenden könnte, und ließ ein Wort von einem hübſchen Wagen fallen. Friedleben ſchüttelte den Kopf bei Pahlens Verſprechungen, nichts weiter zu ſeyn, als ein Landmann; und endlich ſagte er lächelnd: ich liebe ſolche Herzen, wie das Ihrige, denen überall Hoffnungen entgegen lachen. Das Verſchwinden einer oder der andern läßt ſie ruhig, und ſie haben ſogleich eine neue; doch nur Schade, daß dieſe glücklichen Menſchen, während ſie Plane machen, des künftigen Glückes zu genießen, oft die Mittel vernachläſſigen, es ſich zu verſchaffen! Sie bauen einen Pallaſt in der Zukunft, und laſſen die Hütte in der Gegenwart einſtürzen; anſtatt im Frühlinge an einem guten Tage das Feld zu beſtellen, freuen ſie ſich ſchon über die reiche Ernte des künftigen Sommers.

Pahlen fand ſich getroffen, und gelobte Beſſerung, ſprach aber nach einigen Minuten wieder von einem ſchönen Garten, den er für ſeine Eliſabeth anlegen wollte. Vergeſſen Sie nicht, ſagte Friedleben, daß Ihre Eliſabeth ſatt ſeyn muß, wenn ſie einen ſchönen Garten ſchön finden ſoll.

Ich ſprach mit Eliſabeth unter vier Augen, und bat ſie, ihren Mann mit Güte oft daran zu erinnern, daß unſer Leben zu kurz ſey, um es mit Planen zu einem glücklichern, als man nun einmal habe, hinzubringen. Sie war ängſtlich darüber, daß wir nicht ganz mit dem geliebten Pahlen zufrieden ſchienen, und hätte uns gern überredet, die Löcher in den Wänden wären keine Löcher. Du haſt Recht, ſagte Auguſte: die Wände ſind von Roſafilet; und ſo können ſie nicht anders ſeyn.

Endlich reiſten wir zurück. Auguſte hätte den Bitten ihrer Schweſter nachgegeben, und ſich noch einige Zeit bei ihr aufgehalten, wenn nicht Friedleben ſo ernſtlich dagegen geweſen wäre. Er ſagte:

das junge Paar muß wenigſtens ein Jahr lang allein ſeyn, um ſich einzurichten, für ſich einzurichten.

Die Verzweiflung.

Auf der Rückreiſe kamen wir Nachmittags wieder in den Gaſthof, wo wir auf der Hinreiſe übernachtet hatten. Der Wirth empfing uns ſehr freundlich, ſagte uns aber: er könne uns kein Zimmer zum Schlafen geben; alle Betten im Hauſe wären ſchon beſtellt; es hätten ſich zu dem Freiſchieſſen, das heute auf der Wieſe gehalten würde, eine Menge Fremder eingefunden. Wir ergaben uns in Geduld, ob wir gleich von dem Wege ermüdet waren, und auf Betten gerechnet hatten.

Gegen Abend gingen wir auf die Wieſe, wo das Schießen gehalten wurde, und trafen da die ſo genannte ſchöne Welt aus einem Umkreiſe von drei bis vier Meilen, in dem beſten Putze, den Jeder und Jede hatte. Auguſte, die in ſehr einfachen Reiſekleidern war, erröthete einmal über das andere, als die meiſten Frauenzimmer ſie muſterten, und äuſſerte den Wunſch, nach Hauſe zu gehen. Friedleben aber, der ſich in dieſem bunten Getümmel ſehr wohl befand, bat ſie, zu bleiben. Ich bin eine Närrin, ſagte ſie endlich ſehr aufrichtig, mag ich wollen oder nicht. Mir fehlen ein Paar Ellen Zeug, ein Paar Federn auf dem Hute, das iſt alles; und ich ſchäme mich, als hätte ich etwas Böſes begangen.

Armes Mädchen! ſagte Friedleben lachend. Nun, wir wollen ſehen, ob wir nicht mit ähnlichen Armſeligkeiten Aufſehen machen können. Er faßte Auguſtens Hand, und zog ſie in das ſtärkſte Gedränge der Frauenzimmer vor eine Bude mit Galanterie-Waaren. Indem er durchzukommen ſuchte, ſprach er ganz laut Engliſch mit Auguſten; und dieſe ſagte: bravo! ich ſoll die Engländerin machen! Wirklich imponirte dieſe Armſeligkeit, beſonders da Friedleben einige Kleinigkeiten, ohne zu handeln, kaufte, und da Auguſte — mit einer Dreiſtigkeit, die ich ihr nicht zugetrauet hätte — ein Paar Mal laut lachte. Jetzt warf man ſcheue Blicke auf uns, und ziſterte einander zu, daß wir Engländer ſeyn müßten. Auguſte, der ihre Rolle Vergnügen machte, ging nun ſtolz die Wieſe auf und ab, als ob ſie die Königin des Feſtes wäre. Auf einmal hielt Friedleben am Ende der Wieſe ſie auf, und ſagte: ich wünſchte nicht, liebes Kind, daß Sie dieſe Menſchen darum verächtlich fänden, weil man Ihnen Platz macht, wohin Sie treten; noch weniger, daß Sie auf Ihr Engliſch, weil man hier darüber erſtaunt, eitel würden. Sie ſollen nur lernen, liebes Kind, wie wenig es bedeutet, von Menſchen verachtet zu werden, die ſo bewundern können.

Kleinſtädterei, ſagte Karl; das iſt unſer Glück,

O, mein guter Freund, antwortete Friedleben, die Menſchen ſind überall ſo ziemlich einander gleich. Wer ſie kennt, kann ihnen leicht imponiren. Ich habe es noch immer gekonnt, wo ich auch geweſen bin: hier mit einem Solitair im Ringe, der einigen Werth hatte, dort mit der Adreſſe an einen Geſandten, der mich zu einem Diner einlud; hier mit einem Taſchenbuche voll Wechſel, das ich blicken ließ, dort mit einer Beſchreibung, die ich vom Eskurial machte. Es kommt nur darauf an, daß man weiß, was an jedem Orte neu oder ſelten iſt; dann wird man, wenn man will, bewundert.

Wir ſetzten uns unter eine Weide, und ſprachen weiter über die Welt, die wir hier im Kleinen vor uns hatten. Friedleben verließ uns; doch nach einer Weile kam er wieder, und erzählte, daß er in einem Zelte geweſen ſey, worin Pharao geſpielt werde. Er beſchrieb uns den verſchiedenen Ausdruck in den Geſichtern der Spieler ſo lebhaft, daß wir Alle neugierig wurden, die Scene zu ſehen. Wir traten in ein dunkles, niedriges Zelt, und ich muſterte am Eingange die Trinker, als auf einmal Auguſte bleich und zitternd zu mir ſagte: er iſt es! er iſt es! Reden Sie ihn an! ziehen Sie ihn zurück von dem Abgrunde!

„Wen denn?" fragte ich, beſtürzt über die Angſt, worin ſie war. Sie zog mich näher zu dem Tiſche, an welchem man ſpielte, und ſagte, noch immer bebend: ſehen Sie,, Vater! Salzmann ſtand am Tiſche, mit bleichem, abgefallenem Geſichte, aber mit brennenden Augen. Er mußte beträchtlich verloren haben; denn ein Mann hinter ihm ſagte:, Sie ſind nicht glücklich. Ich bitte, hören Sie auf. — Ich will nun aber ſpielen! antwortete er unwillig, ſtürzte ein Glas Wein hinunter, und beſetzte ſeine Karte noch höher.

Reden Sie ihn an! fliſterte Auguſte hinter mir. Ich ſagte ihr: „ſobald er einmal vom Spieltiſche weggeht, werde ich Gelegenheit nehmen, ihn zu ſprechen.“ O nein, nein! fliſterte ſie, und ſogleich ging ſie zu dem Tiſche, legte die zitternde Hand an ſeinen Arm, und fliſterte: lieber Salzmann! Er ſah ſich verdrießlich um, erkannte Auguſten, und ſagte, in einem abſichtlich bis zum Gemeinen vernachläſſigten Tone: ſieh da! ſind Sie auch hier? Ich bitte Sie, hob Auguſte wieder an: nur ein Paar Worte! Er legte ſeine Karten hin, und verließ mit ihr das Zelt. Ich ging ihnen nach, und ſah, daß ſie ſich unter den Buden verloren. Auguſte kam endlich allein zu mir zurück, und faßte meine Hände mit einer Heftigkeit, die mich erſchreckte. Ich glaube, ſagte ſie, er iſt gerettet. O, denken Sie nichts Böſes von ihm, lieber Vater. Er hat mir geſtanden, daß er aus Verzweiflung trinkt und ſpielt! aus Verzweiflung! Ach, er wird ſie nie vergeſſen! nie! nie! (Hier fielen heiße Thränen auf meine Hände, die ſie noch immer hielt.) Ich war außer mir, lieber Vater, und ich bin es noch. Sein Herz . . . ich glaube, daß ich es erſchüttert habe; und mein Herz . . . das brach in dieſer ſchrecklichen Minute. Ich fürchte, ich fürchte, (das ſagte ſie mit dem Ausdrucke des Leidens) er weiß nun . . . Ach nie, nie mag ich wieder eine ſolche Stunde erleben. Aber es ſchien, als hätte ich ihn (o Gott gebe es!) tief, tief erſchüttert. Er wäre ſeines Lebens müde, ſagte er, mit ſanfter gerührter Stimme; und dabei faltete er die Hände über die Bruſt, als wollte er ſie zerdrücken. Ach, da wußte ich kaum noch von mir ſelbſt, und . . .

„Erhole dich, liebe Auguſte!" unterbrach ich ſie, weil ſie ganz laut ſprach, und weil Menſchen neben uns waren. Ich hatte ſie nie ſo geſehen. „Du haſt ihn gewiß erſchüttert, wenn du ſo mit ihm geredet haſt; denn er war gut, Auguſte. Ich denke, er iſt gerettet, und von dir gerettet."

Gerettet von mir! rief ſie entzückt, aber noch immer weinend. Schnell faltete ſie die Hände, hob ſie gen Himmel, und ſagte: o, und wenn er denn auch nun weiß, was ich leide!

„Mein Kind!" ſagte ich ſchnell und bewegt: „wie? O, du Unglückliche! So iſt es doch wahr, was Eliſabeth ſich ſcheuete, uns zu ſagen, und was ich nur aus ihren ängſtlichen Blicken ahnete? Du liebſt . . ."

Sie ſtarrte mich an, als ob ſie mich errathen wollte. Dann fragte ſie ängſtlich: Vater, habe ich jetzt etwas geſagt . . .?

„Ja, mein unglückliches Kind! ich habe in dein Herz geſehen." Sie warf ſich an meine Bruſt; dann ſtand ſie wieder ohne alle Bewegung da, legte die Hand an die Stirn, bedeckte die Augen, und ſagte leiſe: Sie werden mich nun verachten; und auch er! Er wird mich verachten!

Dieſe Worte brachte ſie ſo ängſtlich, ſo gebrochen hervor, als ob ſie mit jedem einen Theil ihres Lebens verhauchte. Ich war wirklich im Begriff, ihr vorzuſtellen, wie entehrend es für ein junges Mädchen ſey, einen Mann zu lieben, ohne von ihm geliebt zu werden; aber wie könnte ich ihr jezt nur ein unfreundliches Wort ſagen? „Auguſte," hob ich, ſo ſanft als möglich an; „ich fühle nur Mitleiden für dich. Und wenn du dich deiner Empfindung ſchämen mußteſt: dürfteſt du nicht ſtolz auf die Stärke ſeyn, mit der du ſie ſo lange verſchwiegen haſt?" Sie ließ das Geſicht auf die Bruſt ſinken, und ſagte: o, was kann er von mir denken! Er weiß, daß ich ihn liebe, daß ich darum krank wurde! . . . O mein Vater, wofür muß er mich halten! denn habe ich mich ihm nicht angetragen? O, wenn er gerettet iſt, ſo koſtet es mir die Ruhe meines Lebens. Jetzt fühle ich, was ich von nun an ihm und allen Menſchen ſeyn werde, ob ich gleich unſchuldig bin! O, kom-

Käthe, fuhr er eifrig fort, das Fräulein ſelbſt verdient eines Königs Hand; denn dieſe Ahnen, dieſe Ahnen...“

Käthe lächelte; ſie wußte am beſten, wie viel ſie koſteten. Der Stammbaum war wohlfeil genug.

„Erlaubt das Fräulein wohl, daß ich ſie öfter beſuche?“

Sie, oder ihre Ahnen? Doch, lieber Vetter, Sie beſuchen wohl beide. Es ſah höchſt drollig aus, als ſie die hübſche Auguſte da rings im Zimmer umher führten, und ſie mit den alten Köpfen verglichen. Ich hätte mir das nicht gefallen laſſen; aber Auguſte folgte Ihnen mit einem ſo freundlichen Geſichte, daß ſie nicht angenehmer ausſehen könnte, wenn ſie als Ihre Braut mit Ihnen bei den Verwandten komplimentirte. — Mir iſt an den Köpfen die Unſchuld in allen den Geſichtern aufgefallen, nicht das blonde Haar und die blauen Augen; die Unſchuld! die Unſchuld!

„Das iſt einerlei, liebe Käthe, blondes Haar oder Unſchuld, wie ein heller Himmel das Zeichen von gutem Wetter iſt. So ſeh' ich in dem Fräulein ſelbſt das unſchuldigmen Sie! laſſen Sie uns eilen! Er darf mich nie wiederſehen! nie! oder ich verginge vor Scham.

So eben kam Salzmann, die Arme über die Bruſt gekreuzt, in tiefem Nachdenken gegangen. Auguſte zog mich ſchnell hinter den Buden fort, und ging an meiner Seite zitternd nach dem Wirthshauſe, wo wir das Gaſtzimmer ganz leer fanden. Sie ſetzte ſich in einen Winkel, ſtützte den Kopf, ſtand dann plötzlich auf, trat vor mich hin, und ſagte: ich bitte Sie, lieber Vater, niemanden ein Wort von dem Allen zu entdecken, auch meiner Mutter nicht! Das iſt der einzige Wunſch, den ich jetzt noch habe. (Ich verſprach ihr das feierlich.) Und Er . . . Glauben Sie nicht, daß auch er die Schande des unglücklichen Mädchens verſchweigen wird, dem nur ſeine Verzweiflung das unglückliche Geheimniß entriſſen hat?

„Ich bin davon überzeugt, mein Kind; denn er iſt ein ſehr guter Menſch, trotz dem Spielen und Trinken.“ (Das ſagte ich nur, um etwas zu antworten; denn Auguſtens kalter und doch ſo wilder Blick machte mich bange.)

Jetzt wiſſen Sie es und Er! Nie kann ich wieder die Augen vor ihm aufheben, nie vor Ihnen. Doch ja, Vater! (ſie legte das blaſſe Geſicht auf meine Schulter;) gegen Sie darf ich die Augen erheben, und gegen den Himmel: Sie werden von Ihrer Auguſte nichts Uebels denken;

und der Himmel — der gab mir Herz, und auch . . . meine Liebe!

„Dein Herz, mein Kind; deine Liebe wohl nicht: die gab dir ein unbewachter Augenblick, deine argloſe Jugend. Laß uns dem Himmel nicht unſre Schwachheiten Schuld geben, damit wir nicht aufhören vor ihnen zu zittern."

Aber ich fühle, meine Seele iſt rein, iſt ſchuldlos.

„Wohl, Auguſte! Deſto mehr wirſt du deinem ſchwachen Herzen mißtrauen, und Andern ihre Schwächen vergeben."

Sie küßte meine Hand. O, nie ſollen Sie wieder einen Seufzer von mir hören. Ich will, wenn auch nicht glücklich, doch gut und ſtark ſeyn.

Ich brach in Thränen aus, und ſagte: „Gott ſegne dich, wie ich dich ſegne, meine gute, unſchuldige Auguſte!" — Nie habe ich eins meiner Kinder nach einer edlen Handlung mit dieſer zarten Freude an die Bruſt gedrückt, wie jetzt Auguſten, die gefehlt hatte und ſich wieder erhob. Wäre Eliſabeth zugegen geweſen, ſie würde vielleicht geſagt haben: o, wie ſelig iſt Gott, daß er ſeinen Kindern vergeben kann! Und könnte das nicht auch ein Vater, ſelbſt ein Philoſoph, ohne zu erröthen, ſagen, wenn er ſeinem bereuenden Kinde verzeihet? Iſt denn nicht Alles, was wir von Gott denken, menſchlich?

Nun verlangte ich — noch jetzt bin ich darüber unzufrieden, daß ich die Härte begehen konnte, ſie ſo zu beſchämen — ich verlangte, ſie ſollte mir ſagen, wie alles gekommen wäre. Sie bat, ich möchte mit ihr ein wenig in das Gärtchen am Hauſe gehen, und da erzählte ſie mir, was der Leſer ſchon weiß. Ich wollte nun auch wiſſen, was ſie Salzmannen heute geſagt hätte. Ihre Erzählung war aber ſehr unzuſammenhängend; denn die wilde Verzweiflung des unglücklichen Mannes hatte ſie außer ſich geſetzt. Sie wußte nur, daß Salzmann in dem Weidenhölzchen am Ende der Wieſe vor ihr niedergeſunken war, und ihr betheuert hatte, daß er nie wieder eine Karte anrühren, und nie wieder zu viel trinken wolle. Dieſe Stellung, ſagte ſie, und ſeine Thränen, ſeine wehmüthige Zärtlichkeit hätten ſie überwältigt; ſie wäre in ſeine Arme geſunken, und hätte ihm ihre Liebe geſtanden.

„Und er?" fragte ich.

Er? O, weiß ich das? Ich war erſchüttert, in der größten Verwirrung. Er drückte mich an ſich, und ich fühlte ſeine Lippen an den meinigen. O, Vater, ich zitterte in dieſem Augenblicke vor glühender Scham, daß ich mich vielleicht ſeinem Mitleiden, oder wohl gar ſeiner Verachtung, ſo hingegeben hatte. Ja, ſeiner Verachtung! Ach, ich weiß es gewiß! — Sie bedeckte das glühende Geſicht mit beiden Händen, und ging zitternd neben mir her.

„Nein, mein Kind; du ängſtigeſt dich vergebens. Verachtung nicht. Dein Geſtändniß überraſchte ihn; er iſt ein junger Mann, und du biſt Eliſabeths Schweſter. Ich will nicht ſagen, daß es Liebe war, was er fühlte; aber warum ſollte es die nicht werden können?"

Jetzt zog ſie heftig beide Hände von dem Geſichte, und ſagte ſchnell: ja, Verachtung; mit der behandelte er mich. Ich fühlte das dunkel; darum riß ich mich aus ſeinen Armen, und floh zu Ihnen.

Als ich etwas Näheres von ihr zu erfahren ſuchte, konnte ich am Ende errathen, daß Salzmann ſeine Lippen an ihren Buſen gedrückt hatte. Ich war nicht mit mir ſelbſt eins, was ich dazu ſagen ſollte; daher ſchwieg ich, und beſchloß im Zurückgehen, den Ausgang der Begebenheit mit Geduld zu erwarten. Indeß machte ich mir einige Hoffnung, daß Salzmann dennoch vielleicht mein Sohn werden könnte.

Friedleben und Karl waren, als wir kamen, ſchon im Wirthshauſe. Wir hatten beſchloſſen, die Nacht in der Gaſtſtube zu bleiben, und, ohne geſchlafen zu haben, bei Tagesanbruch weiter zu gehen; doch Auguſtens Zuſtand machte eine Aenderung dieſes Planes nöthig. Der Wirth bot uns endlich eine kleine Kammer an, worin wir eine reinliche Streu finden ſollten. Auguſten war das ſehr willkommen, da ſie nun Hoffnung hatte, allein ſeyn zu können, oder wenigſtens nicht in dem betäubenden Getümmel der berauſchten Gäſte bleiben zu müſſen. Ich ging mit meinen Kindern in den Verſchlag. Auguſte warf ſich ſogleich nieder, und Karl legte ſich auf die andre Seite. Als ich merkte, daß Beide eingeſchlafen waren, verließ ich die kleine Kammer wieder, um mit Friedleben zu ſprechen, der in der Gaſtſtube hatte bleiben wollen. Das Lärmen wurde aber, weil man nicht aufhörte zu trinken, mit jeder Minute größer, und wir mußten am Ende eine allgemeine Schlägerei befürchten. Nun bat ich Friedleben, mit mir in die Kammer zu gehen, wo wir ruhig ſeyn könnten; und er that es.

Wir ſetzten uns Beide auf eine niedrige Bank, und hatten Auguſten gerade vor uns. Friedleben betrachtete ſie mit heiterm Lächeln, und ſiſterte mir zu: ſo ſchlummert die Unſchuld! Ich weiß nicht, welcher Franzoſe geſagt hat: bei einem Schlafenden könne man die tiefſten phyſiognomiſchen Bemerkungen machen*), und man ſollte die Fürſten und Miniſter öffentlich ſchlafen laſſen. Ich war, als ich das las, ein junger Laffe, der gern experimentirte, und zog mir tauſend ſchlimme Händel zu, weil ich überall, wo ich durfte und nicht durfte, mit einer Blendlaterne phyſiognomiſche Streifzüge anſtellte. Alle meine Entdeckungen liefen darauf hinaus, daß die Menſchen im Schlaf etwas einfältiger und viel ehrlicher ausſehen, als im Wachen, wenn anders ihr Schlummer ruhig iſt. Ich möchte vielmehr ſagen: man ſollte ſeinen Feind oft ſchlafen ſehen, um ſich mit dem ſanften Geſichte, aus welchem dann jede Falte des Neides, des Haſſes und des Hohnes vertilgt iſt, zu verſöhnen. Beinahe wollte ich behaupten, daß im Schlaf jeder Menſch ſeine Jugendjahre wieder durchſpielt. Sehen Sie nur, wie Ihre Auguſte lächelt. Gott erhalte ihr das fröhliche Herz!

---

*) Mercier behauptete dieſes Paradoxon vor Kurzem aufs neue.

„Gott gebe es ihr wieder!" ſagte ich. Friedleben ſah mich verwundert an; und ich erzählte ihm nun leiſe, was Auguſten begegnet war, da ich mich auf ſeine Verſchwiegenheit verlaſſen konnte und den Rath eines ehrlichen Mannes bedurfte. Sie liebt hoffnungslos, ſagte er in einzelnen Abſätzen; und auf der ganzen Reiſe war ſie ſo heiter! . . . So wohlthätig iſt die Natur, daß ſie dem Schmerze nur Augenblicke erlaubt. Die ruhigen Stunden der Unglücklichen wiegen die ſorgenvollen bei weitem: der Tag fliegt ihnen unter Arbeit, Hoffnung, und kleinen Freuden dahin; die Nacht giebt ihnen einen ſanften Schlummer. Nur einige Minuten bleiben für die Sorge übrig.

„Das dürften die harten Reichen nicht hören!"

Warum dürften ſie nicht hören, daß die Natur viel gütiger iſt, als ſie? . . . Sehen Sie, wie Ihre unglückliche Auguſte lächelt! . . . Aber ihm läßt ſich nichts. Ihre Tochter hat Recht. Sie darf ihn nicht wiederſehen; doch er wohl ſie. Das müſſen Sie abwarten. Sie ſind ein glücklicher Vater; und auch Ihre Kinder ſind glücklich: denn es ſind gute Menſchen!

Unter Wünſchen für das Glück meiner Kinder ſchliefen wir ein, und erwachten erſt, als die Sonne ſchon lange über dem Horizonte war.

Erwartungen.

So wie Auguſte nur die Augen öffnete, ſah ich, daß der Geber des Guten, der Schlaf, ihren Schmerz gemildert und ihr neue Hoffnungen gegeben hatte. Ohne ihren Wunſch zu äuſſern, wußte ſie es ſo anzuſtellen, daß wir noch einmal über die Wieſe gingen; aber der, den ſie mit ſchnell umherfliegenden Blicken ſuchte, war nicht da. Als wir endlich den eigentlichen Rückweg antraten, ſah ſie ſich von Zeit zu Zeit um, ob uns Niemand folgte. Auf der letzten Hälfte des Weges wurde ſie ſtiller und ernſter; doch das Freudengeſchrei, womit ihre Geſchwiſter uns empfingen, erheiterte ſie wieder.

Der Nachmittag und der Abend verlieſen unter Erzählungen, die kein Ende nahmen, da meine Frau auch die größte Kleinigkeit von dem Hauſe wiſſen wollte, worin ihre Eliſabeth nun lebte. Kein Wort über die verfallenen Wände, über das durchlöcherte Dach; wir gaben ihr die Roſen ohne alle Dornen. Nun, wie ſah es denn wohl ſo aus? fragte ſie zuletzt mit einem heitern Lächeln. Ich hätte dieſe Frage nicht zu beantworten gewußt, da wir alles ſchon mit der größten Genauigkeit beſchrieben hatten; doch Auguſte verſtand ihre Mutter vollkommen. Sie ſagte: unſre Amtmannin würde in dem Hauſe wohnen können, ſo ſieht es aus. Meine Frau lächelte noch heiterer, und war mit der Antwort zufrieden. O, die Eitelkeit des Weibes und der Mutter!

Nachdem wir am folgenden Tage unſre Beſchreibungen bis auf die geringſten Kleinigkeiten wiederholt, und Karl ſogar, wie er es konnte, einen Auf- und Grundriß des Hauſes gemacht hatte, von dem meine Frau nichts verſtand, den ſie aber dennoch mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln lange betrachtete; und nachdem unſre Reiſegeſchichte (aus der indeß Salzmann wegblieb) erzählt war: kehrten wir endlich Alle wieder zu unſern gewöhnlichen Beſchäftigungen zurück. Friedleben nahm von uns Abſchied, und zwang uns ein Geſchenk auf, wodurch die Koſten, die uns ſein Beſuch gemacht hatte, vergütet wurden. Unſre Achtung für ihn nahm in dem Verhältniſſe zu, wie unſer Vertrauen zu ihm ſtieg, was gewiß ein ſeltener Fall iſt. Wir wußten aber von ihm noch immer nichts weiter, als ſeinen Namen, nicht einmal ſeinen Wohnort. Daß er reich ſeyn müßte, behauptete Auguſte; wir vermutheten es nur. Sie wollte ſogar wiſſen, er habe weder Frau noch Kinder, ob er gleich an Eliſabeths Hochzeittage ausdrücklich das Gegentheil geſagt hatte. Kurz, ſeine Umſtände blieben uns ein Räthſel; aber ſein Herz nicht: das lag uns Allen ſo offen da, daß wir vergebens darüber geſtritten haben würden, wer von uns das meiſte Vertrauen zu ihm hätte. Er ſchien uns ein wenig allzu tadelſüchtig, und bisweilen zur Unzeit Philoſoph: aber er war ein Menſch; und wenn einmal die Sorge für die Zukunft ſchwer auf unſre Herzen fiel, ſo ſagten wir getroſt: wir haben ja Friedleben; der wird uns nicht verlaſſen!

Nie hatte er geäußert, daß er im Fall der Noth etwas für uns thun würde; und dennoch gründete ſich auf ihn jede Hoffnung, die wir faſſen konnten. Meine Frau erzählte ihm einmal, wie Auguſte die Perlen angewendet hätte; er nickte nur freundlich mit dem Kopfe, und reichte nachher Auguſten die Hand, ohne ihr ein Wort zu ſagen. Ich ſetzte ihm aus einander, wie edelmüthig ſie dabei geweſen wäre, und beſchrieb ihm die zärtliche Scene, die es gegeben hätte; er hörte aber ſchweigend zu, obgleich mit ſichtbarer Freude in den Augen.

Als er abreiſte, ſagte er mir: haben Sie Acht auf Auguſten; doch miſchen Sie Sich in nichts. Das Herz des lieben Mädchens wird ſich ſchon heraus finden, — Ich verſprach ihm, ſeinen Rath zu befolgen.

So ſchmerzlich es Auguſten auch ſeyn mußte, daß ſie dem jungen Mann ihre Liebe geſtanden hatte, ſo war ſie doch wohl nicht ganz darüber mißvergnügt, und es mochte eine geheime Hoffnung, noch von ihm geliebt zu werden, im Grunde ihrer Seele liegen. Sie ſchien zu erwarten, daß er kommen würde; denn ſie ſtand oft an dem Fenſter, das auf den Weg nach ſeinem Vorwerk hinſah. Als aber ihre Hoffnungen immer getäuſcht wurden, fiel endlich die Scham ſehr ſchwer auf ihr Herz, und ſie verſank in Schwermuth. Indeß verbarg ſie ihre Empfindungen, und täuſchte Alle im Hauſe durch ein erzwungenes Lächeln; nur mich nicht, da ich ihr Leiden wohl bemerkte.

Ich hielt es endlich für nöthig, mit ihr zu ſprechen, und wählte dazu meinen Geburtstag. Sie fiel am Morgen ſanft weinend in meine Arme; und ich ſagte: „mein Kind, ich wünſchte, du wäreſt einmal ganz aufrichtig gegen deinen Vater." Sie beſann ſich einige Sekunden; dann ſagte ſie lebhaft: ich will es ſeyn! ganz! . . . Er liebt mich nicht, mein Vater: das wußte ich ſchon lange, und das iſt nur die Hälfte meines Leidens. Doch, ich habe das Gefühl meines eigenen Werthes verſie, ſüßeſte Geſchöpf unter der Sonne. O, Käthe, wie glücklich muß der Mann ſeyn, dem ſie zu Theil wird!“

Zu Theil wird? Es iſt noch die Frage, ob ſie überhaupt Jemanden zu Theil wird. Unſere jungen Herren fragen den Henker nach goldenem Haar; und ich glaube, das iſt das Einzige, was Auguſte von Gold hat. Sie lebt von einer Penſion.

Der Baron wurde tiefſinnig. Er hörte nicht auf von Auguſten und von ihren Vorfahren zu reden. Bald ging er wieder zu ihr, und behandelte ſie mit der zärtlichſten Ehrerbietung. Sie erröthete, wenn Käthe in die Hände klatſchte und ſie ſchon im voraus Frau von Flaming nannte. Aber ſie wurden doch an dem Baron irre. So zärtlich er auch gegen Auguſten und ihre Vorfahren war, ſo kam er doch nie näher, und Auguſte hatte ihre Freundin gebeten, ihn nicht weiter zu treiben.

Käthe aber trieb ihn dennoch weiter. Eines Morgens kam ſie auf ſein Zimmer, und leitete das Geſpräch bald auf Auguſten. Nun, ſagte ſie, kann die Reihe an die Schwarzköpfe kommen; und es müßte ſehr lächerlich loren, und er verachtet mich: das zerreißt mein Herz. Er kommt nicht, weil er fürchtet, daß ich mich ihm noch einmal anbieten möchte.

„Auguſte, welche finſtre Vorſtellungen! Geſetzt nun auch, es wäre ſo, wie du meinſt — wie viele Männer halten nicht um ein Mädchen an, und bekommen eine abſchlägige Antwort! Iſt denn die Liebe etwas Willkührliches? Er liebt dich nicht, und du liebſt ihn: das iſt ein Unfall, aber keine Schande." —

O, mit den Männern iſt es anders. Nein, lieber Vater, nein! Ein Mädchen kann einem Manne, dem es ſich angetragen hat, nie wieder in die Augen ſehen. O, und wenn ich aufhörte, ihn zu lieben: ich würde doch nie glücklich werden; denn dieſes quälende Gefühl, daß ich die weibliche Schamhaftigkeit verletzt habe, muß nun, wie ein verſchwiegenes Verbrechen, mein ganzes Leben belaſten.

„Du ſiehſt Geſpenſter, mein Kind. In England bieten ſich ja Mädchen in den Zeitungen an; und wer weiß, ob das nicht auch in Deutſchland bald Mode wird."

Es kann nie Mode werden, das fühle ich. Ach, wie entartet muß ein Mädchen ſeyn, das ſich ſo ſchamlos ausbietet! Jeder Mann, der in ſeinen eignen Augen Werth hat, muß ein ſolches Geſchöpf mit der größten Verachtung anſehn. Das fühle ich, das weiß ich, mein Vater. Mir entriß nur Mitleiden das Geſtändniß; und doch wird mein Herz nie heilen. Laſſen Sie uns davon aufhören! Sie ſagten einmal: wenn von Muth und Beleidigungen der männlichen Ehre die Rede iſt, hat das Weib keine Stimme; um darüber urtheilen zu können, muß man ein Mann ſeyn. Glauben Sie mir: über jungfräuliche Würde hat der **Mann** keine Stimme.

Ich erinnerte mich, was ich fühlte, als ich meine Frau kennen lernte und in dem Irrthum ſtand, daß ſie Abſichten auf mich hätte. „Du kannſt Recht haben, mein Kind," ſagte ich; „allein dein Geheimniß entſchlüpfte dir nur. Oder hältſt du es ſchon für eine Schande, zu lieben?"

Nein, Vater; meine Liebe war, als noch niemand ſie kannte, das ſtille Glück meines Lebens. Aber jetzt? . . . Er verachtet mich!

„Wenn er dich nun auch verachtete — er thäte dir ja Unrecht, Auguſte. Und iſt es denn nicht ein Verdienſt, Unrecht mit Geduld zu ertragen? iſt es nicht eben ſo edelmüthig, als zu lieben und zu ſchweigen? Auguſte, haſt du nur Pflichten gegen ihn und dich? ſind deine Eltern, deine Geſchwiſter, und die übrige Welt dir nicht auch etwas? Dein ſchwaches Herz, mein Kind, entriß dir den Sieg über deine Liebe; und nun wollteſt du troſtlos daſtehen und verzagen? Erkämpfe einen beſſern Sieg: den über deinen Schmerz. Wenn du nicht glücklich biſt, mein Kind, ſo mache Andere deſto glücklicher! . . . Sag, iſt denn jungfräulicher Hochmuth nicht auch Hochmuth? und haſt du ſchon vergeſſen, was Hannchen geſtern aus dem Zuſchauer vorlas: no passion covers itself under more disguises than pride *)" — Ich machte ihr dieſen Vorwurf ungern, und drückte ſie dabei zärtlich an mein Herz; aber — ſollte wohl nicht ein heimlicher Stolz mit im Spiele geweſen ſeyn?

Sie ging, ohne mir zu antworten; und das ſah ich recht gern, da ich nun ſicher wußte, daß mein Vorwurf ihr Herz getroffen hatte.

Am Abend war ſie wieder ſorgfältiger gekleidet. (Bisher hatte ſie ſogar ihren Anzug vernachläſſigt: ſo erniedrigt fühlte ſie ſich durch einen einzigen Fehler; oder — war auch das verſteckter Stolz?) Sie nahm Theil an unſern Unterredungen, ſogar an den Spielen der Kleinern, und war von dem Tage an fleißiger, als je. So heiter, wie ſonſt, wurde ſie nicht wieder; doch der ſanfte Ernſt ſtand ihrem lebendigen Geſichte gut. Wir Alle liebten ſie jetzt noch herzlicher, als vorher. Ich faßte ſie einmal in meine Arme, und ſagte: „welches Opfer wäre einem meiner Kinder zu ſchwer!" Jetzt ſtiegen zum erſten Male wieder

---

*) Keine Leidenſchaft verſteckt ſich auf mannichfachere Weiſe, als der Stolz.

Thränen in ihre Augen. Sie küßte ſchweigend meine Hand, und ging heiterer an ihre Arbeit.

Noch immer wohnte die Freude unter unſerm Dache; nur ihre Geſtalt hatte ſich verändert: es war nicht mehr die jugendliche, lachende Göttin, die, mit Roſen bekränzt, daher hüpft, und ſcherzend Blumen verſtreut; es war eine ruhige, ſtille Göttin, die, mit dem Zweige des Friedens in der Hand, ſich auf eine Säule lehnt und ſanft lächelt. Wir hatten Frieden mit uns ſelbſt; und darf der Menſch noch mehr verlangen?

Auguſte tritt in die Welt.

Die Sorge, was aus Karln werden ſollte, trat uns mit jedem Monate näher; und die noch übrige Perlenſchnur, nebſt dem wenigen vorhandenen Gelde, reichte kaum hin, ihn ein Jahr lang außer dem Hauſe zu unterhalten. Doch wir hatten ein noch nähere Sorge. In Eliſabeths Briefen kamen Wendungen und einzelne Worte vor, die jeder vo uns mit Kopfſchütteln las, ohne ſeine Bedenklichkeit zu äußern. Was es war, wußte wohl nu Auguſte; denn die bekam von ihrer Schweſter mehrere Briefe, die ſie uns nicht mittheilte. Endlic aber mußte ſie uns dennoch ſagen, wie es mit El ſabeth ſtand.

Friedleben hatte Recht, wenigſtens zur Hälfte. Dahlen liebte ſeine Frau unausſprechlich; doch eben ſeine Liebe und die Gewohnheit zu glänzen, verleiteten ihn zu Ausgaben, die ſeine Einkünfte überſtiegen. Sobald er Geld einnahm, wendete er alles, was er nicht in derſelben Woche nöthig hatte, an irgend etwas zum Putz für ſeine Frau, an irgend eine elegante Kleinigkeit, und borgte dann, um nicht hungern zu müſſen. Wenn Eliſabeth darüber betrübt war, vertröſtete er ſie auf den größeren Ertrag ſeines Gutes, oder machte ihr Hoffnung, von ſeinen Oheimen unterſtützt zu werden.

Auguſte erzählte uns das mit großer Betrübniß, und las uns auch Einiges vor, was ihr Eliſabeth geſchrieben hatte. In dem einen Briefe hieß es: „wenn du es nicht wäreſt, in deren Seele ich alle meine Gedanken und Empfindungen auszuſchütten gewohnt bin; ich dürfte nicht einmal klagen: denn es iſt die innigſte Liebe, was uns arm macht. Ich ſpare, wie du leicht denken kannſt, ſo viel als möglich. O, ich bin bei dem Allen ſo glücklich, daß mein Mann nicht weiß, was ich thue, und wie ich lebe, um den Putz wieder zu erwerben, den er mir ſchenkt. Sieh, Auguſte, ich trage oft, ihm zu gefallen, ein neues Kleid, und eſſe nur ſo viel, als das Leben fodert. Der alte Mann, der bei uns iſt, der Kammerdiener — o, welche edle Menſchen giebt es!

— der entzieht ſich die nothwendigſten Bedürfniſſe, um ſich nur gut kleiden zu können, weil er weiß, daß mein Mann es gern ſieht. Das Herz möchte mir brechen, wenn mein guter Pahlen mit einem fröhlichen Geſichte daſteht, und ſagt: es geht doch alles beſſer, als wir dachten! Oft kann ich ihm vor Thränen nicht antworten. Ich werfe mich an ſeine Bruſt, und ſage nur: ja, ja! Das meine ich auch von Herzen ſo; denn es könnte noch viel ſchlimmer gehen, wenn wir nicht Alle gut wären."

„Der Kammerdiener bekommt monatlich — nicht viel, ſehr wenig, ſagt mein Mann mit Achſelzucken; aber, ach! ſehr viel, allzu viel für unſre Umſtände. O, liebe Auguſte, was empfand ich, als mir der alte Mann nach zwei Monaten das Geld heimlich brachte, und, indem er es mir hinreichte, mit zitternder Stimme ſagte: verwahren Sie es mir, Ihr Gnaden, bis auf mein Alter; wer weiß, wie ich es noch einmal brauche!" Und als ich es nun endlich nahm, und der alte Mann, um mich über ſeine Meinung nicht in Zweifel zu laſſen, ſtockend hinzuſetzte: „es iſt wenig, Ihr Gnaden; aber es muß einmal mit Dero Herrn Gemahl beſſer werden; dann können Sie es mir erſtatten. Bis dahin habe ich es nicht nöthig. Sollten es alſo Ew. Gnaden gebrauchen, ſo . . ." — Mir rollten die Thränen aus den Augen, und auch er fing nun an zu weinen. Das rührte mich mehr als ſein Geld; denn daß er ſich in meiner Gegenwart

Thränen herausnahm, wie er ſich ausdrückte: das war mir ein Beweis ſeines edeln Herzens. O Auguſte! du weißt nicht, welcher kalte Schauder mich überlief, ſo oft er in dieſer Unterredung: Ew. Gnaden, zu mir ſagte. Hätte er mich Eliſabeth genannt, ich würde an ſeiner Bruſt mein volles, von Sorgen ſchweres Herz erleichtert haben. Jetzt freilich gab ich dem edeln Menſchen nur die Hand, und ſagte zitternd: o, wir Beide lieben meinen Pahlen!"

„Der alte Mann iſt uns eine große Hülfe. Er führt die Aufſicht über den Hof, über Feld und Scheune. Wenn er es nur beſſer verſtände!"

„Ach, Auguſte, dieſer Abſtich zwiſchen äußerem Glanz und innerer Armuth — du weißt nicht, was ich leide, und wie ich arbeiten muß, um Pahlen zu verbergen, was er ſo ungern ſehen mag. Ich habe ſanft mit ihm darüber geſprochen, nur in Fragen, wie er das meinte. Er verweiſt mich auf ſeine Oheime, auf die ungewiſſe Zukunft. Ach, ſollte man nicht leben, als wäre in der Zukunft nichts zu hoffen, damit man ſich genügen ließe?"

„Sieh, Auguſte, dieſe einzige kleine Wolke hängt über meiner Ehe. Ich frage mich oft: richteſt du nicht bloß darum deine Augen auf dieſe kleine Wolke, weil dein Himmel ſo heiter iſt? Wenn er ganz von ſchwarzen Wolken bedeckt würde, ich dürfte ja nicht klagen, ſo lange ſein Herz mein wäre. Und das iſt mein! Ich bin glücklich!"

Auguſte konnte vor Weinen kaum leſen, und wir vor Betrübniß kaum hören. Zuletzt las ſie uns noch eine rührende Stelle vor, die Eliſabeths Hoffnung, Mutter zu werden, betraf. „Thränen der Freude, und Thränen des Kummers,“ ſchrieb Eliſabeth, „werden das Kind empfangen; aber die Armuth, hoffe ich, ſoll es ſtark machen, und gut. Ach, Auguſte, ich zittre oft, vor dem Augenblicke; denn welche Noth kann dann vielleicht ſchon auf uns liegen, die das Kind mit träfe! Nun, es wird ja meiner Bruſt nicht an Nahrung fehlen, und meinem Herzen nicht an Liebe.“

Jetzt erhob ſich ein lautes Schluchzen im Zimmer. Meine Frau ſchien ſich auf die Kniee werfen zu wollen; aber auf einmal lief ſie zu dem Schranke, (die Kinder jauchzten vor Freude) und holte das Geld hervor, das von dem Verkauf der Perlen noch übrig war.

Ich warf einen mitleidigen Blick auf Karln. Meine Frau bemerkte es, und legte das Geld mit einer Art von Scheu auf den Tiſch. Da ich ſchwieg, ſo fing ſie an, es ſehr langſam zu theilen, und ſagte endlich mit einem tiefen Seufzer: ich glaube, es iſt noch zu wenig!

Warum nicht ganz, Mutter? fragte Karl.

Weil es für dich beſtimmt war, antwortete ſie ſchluchzend.

„Schick unſerer Eliſabeth Alles!" rief ich. „Laß uns der Vorſehung trauen; ſie wird unſern Sohn nicht verlaſſen!"

Sie ſchüttelte den Kopf, und ſagte leiſe: nein, das gehört ihm.

O Mutter, ſagte Karl jetzt, ſehr zärtlich, doch lebhaft: ſo hart ſtoßen Sie mich aus dem Hauſe? ſo hart? Guter Gott!

Aus dem Hauſe? fragte Auguſte verwundert.

Könnte ich es hier noch eine Minute aushalten, wenn über der Sorge um mich meine Schweſter hülflos bliebe? O, lieber wollte ich ja noch heute vor Hunger und vor Kälte ſterben! Eliſabeth bekommt es ganz, Mutter; oder ich verlaſſe ein Haus, worin mich jeder haſſen müßte. — Der junge Menſch ſagte das ſo männlich und mit ſolchem Feuer, daß wir Alle vergaßen, wie kalt philoſophiſch er ſonſt war. Meine Frau mußte thun, was er verlangte, ohne weiter von ihm gebeten zu werden.

Nun war es aber die Frage, wie das Geld bei Eliſabeth anzubringen wäre, ohne ſie merken zu laſſen, daß wir ihre Briefe an Auguſte geleſen hätten. Meine Frau meinte, wir ſollten ihr den Beweis unſerer Liebe nicht verſchweigen; doch Auguſte ſagte: dann nimmt ſie es nicht.

Wie? erwiederte meine Frau empfindlich: ſie ſollte von einem Bedienten nehmen, und von uns nicht?

„Ich möchte nicht gern, liebe Frau," ſagte ich, „daß du den Wohlthäter unſrer Eliſabeth, er ſey wer er wolle, anders nenneſt, als ſie ſelbſt: eine edle Seele!"

Das mag er ſeyn, antwortete ſie: aber Bedienter iſt er doch auch; und ich greife nur das an, daß ſie von uns nichts ſollte nehmen wollen.

„Du greifſt mehr an, gute Frau; denn ſonſt hätteſt du geſagt: ſie ſollte von einem Fremden nehmen, und von uns nicht! O, der gute alte Mann, der meine Tochter Ew. Gnaden nennt, und ihr ſeine ganze Habſeligkeit giebt; der ihr noch mehr gab: Thränen, die er für reſpektwidrig hielt! Hätte Eliſabeth ihn doch an ihre Bruſt gedrückt, troß ſeinen Titeln! Ich thäte es gewiß, wenn er hier wäre."

Ich auch, ſagte meine Frau jetzt ſanfter; ja gewiß, um das Unrecht wieder gut zu machen, das ich ihm gethan habe.

Sie nimmt es vielleicht, hob Auguſte an: aber ſie wird nie wieder klagen; und dann werde ich vor Angſt vergehen.

Das ſchien richtig. Wir ſuchten daher ein Mittel, das Geld bei ihr anzubringen, und ſielen endlich auf die Lotterie. Ich hätte, ſollte Auguſeyn, wenn nach ein Paar hundert Jahren eben ſo viele Schwarzköpfe bei einer Enkelin von Auguſten hingen, als jetzt bei ihr Blondköpfe. Der Baron fragte. Käthe erzählte ganz kalt: ein Mann, der einen Kopf hat ſo ſchwarz wie eine Steinkohle, Augen, wie die Nacht, wirbt um Auguſten, und ...

„Um Auguſten?“ rief der Baron; „um Auguſten? Nein! das kann nicht ſeyn! Und Auguſte? Sagen Sie, Käthe!“

Freilich gäbe ſie ihre Hand lieber einem Andern; allein was ſoll das arme Mädchen machen? Man drängt ſie. Sie hat kein Vermögen. Wenn ſie zu leben hätte, ſo könnte ſie es abwarten.

„Nein, beim Himmel!“ rief der Baron; „gezwungen ſoll dieſes unbeſchreiblich liebenswürdige Mädchen nicht werden. O Käthe, helfen Sie mir! Was braucht Auguſte, um bequem, in Ueberfluß zu leben? Großer Gott! reichen denn Schönheit, Tugend und die höchſte Unſchuld nicht mehr hin, die Blicke edler Männer auf ſich zu ziehen? Gut! beſſer kann ich das verächtliche Metall nicht gebrauchen, als um Auguſten, dieſe ſchöne, reine Celſie ihr ſchreiben, ein Loos von Frickleben geſchenkt bekommen, auf das ein Gewinn von ſechs hundert Thalern gefallen wäre. So iſt, meinte Karl, auch für die Folge der Weg nicht verſperrt, ihr Hülfe zukommen zu laſſen. Wir ſeufzten Alle. Was konnten wir ihr noch geben, als höchſtens die Perlenſchnur, die etwa ſechzig Thaler werth war?

Karl ſollte ſich ſogleich auf den Weg machen und ſeiner Schweſter das Geld bringen. Auguſte ſchrieb den Brief, begleitete ihren Bruder ziemlich weit, und kam dann ganz heiter wieder.

Es ging alles glücklich; Eliſabeth hatte die Fabel von dem Lotterielooſe geglaubt. Sie dankte uns, und Auguſte bekam eine Antwort, die uns aufs neue rührte. Wir hatten mit dem Gelde unſer Kind von ſchweren Sorgen befreyet; aber zu unſerer Betrübniß war die Summe, die uns ſo groß dünkte, ſchon faſt ganz wieder ausgegeben. Mit dem Reſte wirthſchaftete Eliſabeth ſehr genau; doch jeder Brief von ihr machte uns immer trauriger. Ihre Entbindung näherte ſich, und ihre Armuth wurde größer; Pahlen hatte alles Geld und ſeinen Getreidevorrath an ein atlaſſenes Taufküſſen und geſtickte Windeln gewendet. Wir waren jetzt noch übler daran, als vorher; denn mußte Eliſabeth nicht auf uns rechnen, da ſie glaubte, daß wir die große Summe in der Lotterie gewonnen hätten! Wenn wir nun nichts von uns hören ließen:

was konnte ſie denken? — Die Perlenſchnur wurde verkauft, und wir ſchickten ihr das Geld dafür als Pathengeſchenk, doch in ſeltene Münzen umgeſetzt, damit ſie nichts argwöhnen ſollte. Sie bat uns, zur Taufe zu kommen. Ich wollte wenigſtens Auguſten hinreiſen laſſen, und erwartete nur die Nachricht von der Entbindung; doch auf einmal wurde mein Vorhaben vereitelt.

Es kam ein Brief mit Gelde an Auguſten. Sie wurde bleich, als ſie ihn erbrach, und ſah uns furchtſam an. „Von Eliſabeth!" fragte ich zitternd. — Nein, antwortete ſie, jetzt wieder entſchloſſen. Verzeihen Sie mir, lieber Vater, daß ich ohne Ihr Wiſſen über mein Schickſal beſtimmt habe. Ich bin Gouvernante bei den Töchtern des Herrn von Heerbruch. — Meine Frau wollte wiſſen, was eine Gouvernante wäre. Als ich es ihr beſchrieb, und zwar, um Auguſten zum Nachdenken zu bringen, mit etwas ſtarken Zügen; hielt ſie es für ſchimpflich, daß ihr Kind auf dieſe Art in einem fremden Hauſe leben ſollte, und es koſtete Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß eine Erzieherin keine Magd ſey. Ich machte nun Auguſten Vorſtellungen. „Mein Kind," ſagte ich, in der That ſehr traurig; „ein Mädchen ſollte aus den Armen der Eltern nur in die Arme eines Mannes gehen. Du kennſt die Welt nicht. Man wird dort den kleinſten Fehler an dir bemerken, um nur das Recht zu haben, deine Vorzüge zu vergeſſen.

Hier fandeſt du Liebe; dort wirſt du zufrieden ſeyn müſſen, wenn du nur Höflichkeit findeſt. Du ſagſt: es iſt ehrenvoll, Menſchen zu bilden. O, glaube doch ja nicht, daß man dir die Bildung der Kinder anvertrauen wird! Auch hat deine Mutter nicht ganz Unrecht: du wirſt der erſte Domeſtik in der Familie ſeyn, und darum der verhaßteſte, weil du nicht dafür gelten willſt. Rechne nicht auf Dankbarkeit dafür, daß du den Eltern mehr giebſt, als du von ihnen bekommſt, daß du ihre Kinder erzieheſt. Du wirſt für deine Mühe bezahlt, und das ſchließt immer den Begriff des Dienens in ſich."

Auguſte konnte nichts dagegen ſagen; ſie blieb aber feſt bei ihrem Entſchluſſe; und das, wodurch ſie ſo unerſchütterlich wurde, — war Eliſabeths Lage. Meine Frau ſagte: ich bitte dich, liebes Kind, mache mir nicht den Gram, zu dienen, ſo lange wir noch im Stande ſind, dir Brot zu geben. Jetzt floſſen Auguſtens Thränen. Mir, liebſte Mutter, können Sie Brot geben. Was bedürfte ich auch, um mich deshalb in eine Welt zu drängen, von der ich wenigſtens ſchon weiß, daß ſie mein Herz nicht achten wird! Aber Eliſabeth! Ihr beſtes Kind, Mutter! Sie iſt nicht glücklich. Ich kann ihr einen Theil ihrer Sorgen abnehmen; und — ſollte ich es nicht?

Wie denn ſo? fragte meine Frau.

Ich bekomme hundert Thaler Gehalt, und einige Präſente. Auch habe ich manche Stunden für mich; in denen kann ich durch Nähen und andere Arbeiten verdienen, was ich an Kleidung brauche. Meiner Eliſabeth ſchicke ich, was ich nicht habe. Für ſie verlaſſe ich mein väterliches Haus, das — ganze Glück meines Lebens.

Ich ſah jetzt in ihren Augen etwas glänzen, und verſtand es. „Auch die Nachbarſchaft Salzmanns,“ ſchien ſie ſagen zu wollen.

„Meine gute Auguſte!“ hob ich mit gerührter Freude an. „Nun, wer weiß, ob nicht dein Schutzengel dir den Gedanken eingegeben hat. Uns wirſt du in den Zerſtreuungen der Welt nicht vergeſſen; aber vieles Andre. Ich hoffe, du ſollſt dort das Glück deines Lebens wieder finden.“

Sie lächelte wehmüthig, und gab mir, um das Geſpräch abzubrechen, den Brief. Er war von Oheim Friedrichs Schweſter, Madame Salzberg, mit der Auguſte in einiger Verbindung geblieben war, und die ihr auch die Gouvernanten-Stelle verſchafft hatte. Der Brief konnte unſre Sorge gar nicht vermindern. Madame Salzberg ſchrieb: das Haus des Herrn von Heerbruch ſey eins der größten in Berlin, und habe alles, was zum Verführen eines jungen Herzens tauge. Es herrſche ein etwas freier Ton darin, weil die jetzige Frau, eine ehemalige Hofdame, jung und ſehr lebhaft ſey, u. ſ. w.

Ich ſchwieg zwar, als ich das geleſen hatte;

aber das Herz that mir weh. Auch meine Frau las den Brief, und ſagte dann mit heißen Thränen: nein, nimmermehr werde ich mein Kind in ein ſolches Haus der Verführung gehen laſſen! Ich ließ ſie reden, ſo viel ſie wollte, und beſtärkte ſie ſogar in ihren Beſorgniſſen. O, rief Auguſte nun, was für ein Geſchöpf müßte ich ſeyn, wenn Ihre Beſorgniß Grund hätte!

„Ich zweifle, mein Kind,“ ſagte ich, „ob du ſie kennſt.“

Ich kenne ſie allerdings, erwiederte ſie erröthend. O, meine Mutter, fürchten Sie nichts!

„Ja, du kennſt ſie,“ hob ich wieder an; „das ſehe ich an deinem Erröthen. Aber kennſt du die Verführung der Welt?“

Auch die, mein Vater. — Sie zog zu unſerm Erſtaunen aus dem Futteral einer Beſeler Bibel in Folio einige kleine Bände hervor, und ſagte: leſen Sie das. Es iſt ein Roman; Klariſſe. — Meine Frau ſchlug die Hände darüber zuſammen, daß Auguſte einen Roman hatte, und noch dazu in dem Futteral einer Bibel. Sie ſagte ſehr unwillig: nein, das iſt zu arg! Einen Roman machen ſie aus der Bibel!

„Leider thun ſie das; und Auguſte nicht allein, liebe Frau: die größten Theologen thun es zuweilen.“

Was Sie mir ſagen könnten, lieber Vater, das alles weiß ich aus dieſem Buche. Ein Teufel verführt darin einen Engel. Leſen Sie, und Sie werden überzeugt ſeyn, daß ich ſicher bin.

„Sicher? ſicher? Auguſte, hier verführt, ſagſt du, ein Teufel einen Engel. Konnte ein Engel verführt werden: warum du nicht? Biſt du beſſer?“

Nicht beſſer, lieber Vater; aber vorſichtiger. Hätte Klariſſe dieſes Buch geleſen, es würde keinem Teufel gelungen ſeyn, ſie zu verführen.

„Hatte ſie nichts Anderes geleſen, mein Kind? . . . Was ſtürzte ſie denn?“

Ihre Liebe, mein Vater.

O Gott! Auguſte, was ſichert dich denn gegen dieſe abſcheuliche Leidenſchaft? fragte meine Frau, und warf das Buch auf den Tiſch.

Dieſe Leidenſchaft ſelbſt, theure Mutter. (Auguſte brach in Thränen aus, und warf ſich an die Bruſt ihrer Mutter.) Ich liebe, und werde ewig lieben: das ſichert mich. Fragen Sie den lieben Vater, wie ich liebe. — Als ſie das geſagt hatte, ging ſie aus dem Zimmer.

Meine Frau war bleich, und ſah mich ſehr ängſtlich an. Ich erzählte ihr, was ich von Auguſtens Liebe wußte. Sie begriff noch immer nicht, wie ein Mädchen einen Mann lieben könne, der nicht förmlich um ſie angehalten habe. Zwar ſchwieg ſie; aber an ihren Mienen ſah ich, was für bedenkliche Vorſtellungen ſie von dem Herzen ihrer Tochter hatte. Nach einer Weile ſchalt ſie auf die Romane, und verwünſchte unſre Bekanntſchaft mit dem Oheim Friedrich, dem ſie unſer Unglück Schuld gab. Sie hätte gern auch Eliſabeths Liebe auf die Rechnung der Romane geſetzt, wenn nicht das Gegentheil völlig bekannt geweſen wäre.

Endlich wurde ſie des zweckloſen Disputirens über die Liebe müde, und ich fing an die Klariſſe zu leſen. Gleich auf den erſten Blättern kamen einige Bemerkungen vor, die ich meiner Frau mittheilte. Ich las weiter, und rief mehr Einmal unwillkührlich: wahr! vortrefflich! Ihre Neugierde wurde geſpannt, und als ich aufhörte, griff ſie ſelbſt nach dem Buche. Sie las bis um Mitternacht, und, wie ich aus ihren Mienen ſah, mit großer Theilnahme. Auch am folgenden Morgen fand ich ſie einige Male in unſerer Schlafkammer bei dem Buche. „Geſtehe nur,“ ſagte ich ihr endlich, „daß ein ſolches Buch kein Gift iſt.“ Sie las verſtohlen weiter, ſo oft ſie nur konnte; und nicht lange, ſo ſagte ſie: Auguſte hat doch wohl Recht, daß ein ſolches Buch einen guten Menſchen nicht ſchlechter macht, vielmehr beſſer; oder es müßte denn Romane geben, die nicht ſo wären, wie dieſer.

Wir laſen die Klariſſe ganz, und nun wurden wir noch bedenklicher, unſre Tochter in die Welt gehen zu laſſen. Doch alle Mühe, die wir uns gaben, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen, war vergeblich, und wir mußten endlich einwilligen. Der ſchwere Tag ihrer Abreiſe kam. Wir konnten das geliebte Kind nicht aus unſern Armen laſſen. „Klariſſe!" rief ich, als ſie endlich gehen mußte; und auch die Mutter rief: Klariſſe! Auguſte kehrte noch einmal um, ſank vor uns nieder, und ſagte: dieſer Name ſoll wie ein guter Schutzgeiſt um mich ſchweben! dieſer Name, und meine hoffnungsloſe Liebe! — Sie riß ſich aus unſern Armen, und ſetzte ſich in den Wagen, der ſie in die Stadt brachte, von wo ſie weiter nach Berlin reiſen ſollte.

Mein Sohn.

Wir Alle fühlten erſt jetzt, wie viel uns an Auguſten fehlte. Sie hatte uns zeither noch immer erheitert, ſo viel es ihrem Herzen auch koſtete. Im Grunde war ſie die ſtärkſte von uns allen. Sie ſetzte ſich jedem kleinen häuslichen Unfalle, wenn wir die Hände ſinken ließen, muthig entgegen, oder ſcherzte ihn weg, oder ſuchte ihm durch irgend eine Erfindung abzuhelfen. Auch erſparte ſie uns wirklich viel durch ihr Talent, ſo Manches ſelbſt zu machen, und dem Alten den Schein des Neuen zu geben, wodurch ſie uns aus tauſend kleinen und größeren Verlegenheiten half.

Gleich am Tage nach ihrer Abreiſe ſprach Karl mit finſtrer Stirn von der Zukunft; und was konnten wir ihm ſagen, da wir betrübter waren, als er!

Er ſollte ſtudieren, und wir waren kaum im Stande, uns nothdürftig zu erhalten, ihn alſo auf einer Univerſität, gar nicht. Muß er denn ſtudieren? ſagte Friedleben, der uns bald nach Auguſtens Abreiſe beſuchte, und dem ich — die Wahrheit zu geſtehen — meine Sorge für Karln darum anvertraute, weil ich von ihm Hülfe erwartete. Muß er denn ſtudieren? Oder iſt er es müde, hier in der Stille zu leben?

„Was ich ihn lehren kann," ſagte ich, „das weiß er ſchon. Er verſchwendet hier ſeine Zeit."

Warum thut er das! Auf eine Univerſität können Sie ihn nicht ſchicken. Ein Handwerk zu lernen, iſt er zu alt. Ich ſehe nicht ein, wodurch ihre Umſtände ſich auf einmal ſo verbeſſern ſollten, daß ſie im Stande wären, ihn drei Jahre lang zu erhalten. Nun, ſo laſſen Sie ihn in die Welt gehen.

Meine Frau erſchrak eben ſo ſehr wie ich über den Ausdruck: in die Welt gehen. Nein, ſagte ſie; und müßte ich die Kleider vom Leibe verkaufen, ſo ſoll er doch das nicht. Ihr Rath iſt nicht freundſchaftlich. Ich ſollte meinen Sohn einen Landſtreicher werden laſſen?

Sie ſtoſſen ſich nur an einem Worte. Er kann nicht ſtudieren, das wiſſen Sie ſelbſt; und ſo iſt es Unrecht, den jungen Menſchen um die Zeit zu bringen, die er anwenden könnte, in der Welt ein Glück zu ſuchen, das er hier nicht finden wird. Giebt es denn für ihn weiter nichts zu lernen, als Sprachen? Gut, daß er einige verſteht; aber Zweck müſſen ſie nicht ſeyn. Laſſen Sie ihn lernen, was noch nie einen Menſchen gänzlich hat ſinken laſſen, Mathematik in allen ihren Theilen. Bücher will ich anſchaffen, und nach einigen Jahren, wenn er mehr kann, als einen Klaſſiker überſetzen, mag er dreiſt in die Welt gehen; es wird ihm nicht fehlen.

So zerrann die Hoffnung meiner Frau und, die Wahrheit zu ſagen, auch die meinige, daß Karl einmal mein Adjunktus werden, oder gar ein höheres geiſtliches Amt bekommen ſollte. Friedleben ſprach nun mit ihm ſelbſt, und wider mein Vermuthen ergriff der junge Menſch den Vorſchlag mit großem Feuer. Haben Sie, ſagte Friedleben, Kenntniſſe in der Mathematik, (doch mehr als gemeine): ſo ſtehen Ihnen tauſend Wege offen. Sie können gleichſam wählen: Berg- und Waſſerbau, bürgerliche Baukunſt, Landvermeſſungen, tin, aus den wollüſtigen, zerſtörenden Armen eines Slaven zu retten! Sagen Sie Käthe, wie ſpielen wir Auguſten eine große Summe in die Hände, ohne daß ſie weiß, von wem ſie kommt? Ich bitte Sie, ſuchen Sie ein Mittel auf. Beſtimmen Sie die Summe, ſo groß Sie wollen.“

Aber mein Gott, Vetter; Sie ſind höchſt ſeltſam. Was ſoll Auguſten Ihr Geld helfen? Wenn nun kein Andrer kommt als ein Schwarzkopf? Ein Schwarzkopf iſt am Ende doch beſſer als gar keiner; und heirathen muß ein Mädchen.

„Dafür laſſen Sie dann Auguſten und das Schickſal ſorgen. Ich ſtehe Ihnen dafür, ein Schwarzkopf erhält ihre Hand nicht.“ Er lächelte mit ſolcher Zuverſicht, daß Käthe glaubte, er ſelbſt habe Abſichten auf Auguſten. Sie wurde ruhig; und um Auguſten vor einer Verlegenheit zu ſichern, ſagte ſie nachher: ihre Freundin hätte den Schwarzkopf abgewieſen. „Sehen Sie?“ erwiederte der Baron. „O, das vortreffliche Mädchen! könnte ich ſie doch dafür belohnen!“ Der Baron wurde noch zärtlicher gegen Auguſten; ſie ſowohl als Käthe hoffte.

Artillerie, Ingenierweſen, und noch vieles Andre. Artillerie! wiederholte Karl zu meinem Schrecken (er hatte ſchon zuweilen davon geſprochen, daß man im Militair am ſchnellſten ſein Glück machen könne); ich ſchwieg aber, um meine Frau nicht aufmerkſam zu machen, die von dem Hauſe ihres Vaters her die ſchrecklichſten Begriffe von dem Soldatenſtande hatte.

Karl mußte mit Friedleben in die Stadt gehen, und kam mit einer Menge Bücher wieder. Er fing an, ſehr eifrig Mathematik zu treiben, ſobald ihm Friedleben, über deſſen Kenntniſſe ich jezt erſtaunte, nur einige Stunden Unterricht gegeben hatte.

Friedleben nahm, als er wieder abreiſte, meinen zweiten Sohn mit ſich, um ihn in einer Apotheke als Lehrling unterzubringen. So war nun die Hälfte meiner Kinder von uns entfernt! Doch das Schrecklichſte von allem war Karls Beſchaftigung, die dazu dienen ſollte, ihn in die weite Welt zu ſtoßen. Er arbeitete übrigens mit erſtaunlichem Eifer, und machte in ſeiner neuen Wiſſenſchaft ſehr ſchnelle Fortſchritte.

Friedleben, der von Zeit zu Zeit wieder zu uns kam, wurde mir immer räthſelhafter. Er liebte vielleicht keins von meinen Kindern ſo herzlich, als eben Karln; und doch that er für ihn ſo wenig. Daß er reich war, konnten wir nicht mehr bezweiſeln, zumal da er es ſelbſt zuweilen mitten im Geſpräch gegen ſeinen Willen verrieth; und doch lieh er Karln die nothwendigen Bücher nur, und gab ihm weiter nicht, als ein ganz altes Reißzeug, das erſt reparirt werden mußte, ehe es zu brauchen war. Karl machte, als er nur einige Stunden Anweiſung bekommen hatte, in Kurzem ſo ſchöne Riſſe, daß Friedleben vor Freude darüber die Augen funkelten. Jetzt nahm ihn dieſer zuweilen auf einige Tage mit in die Stadt, um ihn dort mancherlei ſehen zu laſſen, wovon ihm Kupferſtiche keine recht deutliche Begriffe geben konnten. Dadurch verſchaffte er meinem Sohne ſehr gründliche Kenntniſſe; doch auf dieſen Reiſen lebte er immer, als ob er nicht das mindeſte Vermögen hätte, ſo daß Karl, wenn er wieder nach Hauſe kam, unſre gewiß ſehr frugale Mahlzeiten als ein Wohlleben anſehen mußte.

Er iſt ein Geizhals! murmelte meine Frau.

„Und verſchenkt ſolche Perlen?“ fragte ich. — Kurz, er blieb uns ein Räthſel, und wir wußten jetzt von ihm noch nicht viel mehr, als an dem Abend, da der Zufall uns mit ihm bekannt machte. Gewiß hatte er uns lieb; er war gern in unſrem Hauſe, und aß die ärmlichſte Koſt mit uns, ohne je den Einfall zu haben, uns Geld zu etwas Andrem anzubieten. Aber wir Alle (auch meine Frau, ob ſie ihn gleich für geizig erklärte) waren überzeugt, daß wir in einer eigentlichen

Noth auf ſeine Hülfe rechnen könnten. Er würde mich und meine Familie, wenn wir ohne Rettung geweſen wären, zu ſich genommen haben; jetzt aber hielt er uns in unſrer Lage gar nicht für unglücklich, und ſagte, wenn er bei der einfachſten Mahlzeit mitten zwiſchen meinen Kindern ſaß, wohl hundertmal: Sie ſind ein glücklicher Mann, lieber Hebenroth!

Das ſagte er, als, noch auſſer dem künftigen Schickſale meines Sohnes, auch ſein gänzlich verändertes Weſen mich oft in große Sorge ſetzte. Karl war nicht mehr der kalte Philoſoph, der überall das Wie und Warum unterſuchte, ſondern ſchien von einem ganz andern Geiſte belebt zu werden. Neben ſeiner anſtrengenden Arbeit gab er ſich auch, noch dazu heimlich, mit der Poeſie ab, und ſeine Gedichte beſangen, was mir nun vollends nicht gefiel, die Liebe. Der Termin, den ihm Friedleben zu ſeinem Eintritt in die Welt geſetzt hatte, währte ihm viel zu lange, und er ſprach jetzt öfter als je davon, daß man im Militair am höchſten ſteigen könne, und daß er gern in der Preußiſchen Artillerie dienen möchte. Friedleben äußerte kein Mißfallen über ſeine Wünſche, und wir, die Eltern, wagten es nicht, dagegen zu reden, weil wir keine andre Ausſicht für ihn hatten. Indeß hofften wir noch immer auf die Hülfe unſres Freundes, da er nicht zugab, daß Karl ſich nur mit der Kriegeswiſſenſchaft beſchäftigte. „Es wird ſich finden,"

finden," ſagte ich, um meine Frau zu beruhigen. „Laß nur erſt die Zeit kommen, da Karl ſich entſchließen muß. Friedleben liebt den Soldatenſtand eben ſo wenig, als wir."

Jetzt waren zwei Jahre verfloſſen, ſeitdem Auguſte unſer Haus verlaſſen hatte. Sie ſchien ſich in ihrer Lage glücklich zu fühlen, und wurde geachtet, weil ſie ihre Pflichten mit der pünktlichſten Sorgfalt erfüllte.

Eliſabeth war ſchon Mutter von zwei Kindern. Sie kämpfte zwar, gleich uns, mit der Dürftigkeit; doch — ihr Mann liebte ſie, und Auguſte erleichterte ihre Sorgen durch das Geld, das ſie ihr regelmäßig ſchickte. Auch uns eröffnete das gute Mädchen eine heitere Ausſicht: ſie hatte Hoffnung, daß Karl durch die Fürſprache des Herrn von Heerbruch Unterſtützung bekommen würde; und nun mußte er auf unſer dringendes Bitten verſprechen, daß er Theologie ſtudieren wollte, wogegen auch Friedleben gar nichts einwendete.

Meine Frau war ſehr glücklich, da ſie nun die Ausſicht hatte, ihren größten Wunſch, daß einer von ihren Söhnen Geiſtlicher werden möchte, erfüllt zu ſehen; und jetzt ergab ſie ſich auch ruhig darein, daß der jüngſte, Wilhelm, zu ſeinem Oheim, dem Papierfabrikanten in die Lehre kommen ſollte.

Unglück.

Eines Abends ſaßen wir beiſammen, und träumten von unſern Hoffnungen. „Liebe Frau," hob ich an; „ſind denn nun nicht alle unſre Sorgen vergeblich geweſen? Können wir nicht dem Himmel danken, daß er uns ſo glücklich werden ließ? Und hat Friedleben nicht Recht, daß man nicht bei allen Gelegenheiten mit Geld drein werfen muß? Freilich, mit einer Rolle Dukaten hätte er uns über alle unſre Sorgen weggeholfen; aber iſt es nicht beſſer, daß wir uns ſelbſt durch unſre Liebe geholfen haben? Das Schickſal hat unſre Kinder aus einander geriſſen; doch unſre Armuth wird uns feſt an einander halten. Wie glücklich iſt Auguſte, daß ſie ihre Schweſter unterſtützen und ihrem Bruder eine frohe Ausſicht eröffnen kann! Würde ſie das können, wenn wir nicht arm wären?" — Meine Frau nickte freundlich mit dem Kopfe.

In dieſem Augenblicke pochte Jemand an, und es trat ein Officier von unſern Truppen in das Zimmer. (Meine Frau ging hinaus, ſobald ſie nur die Uniform erblickte.) Ich habe, fing der Officier mit einer ſanften Stimme an, einen Auftrag an Sie, Herr Prediger, der mir wehe thut. Ihr älteſter Sohn will Soldat werden. (Ich fing an zu zittern.) Freilich, fuhr er fort, bleibt ein Vater auch Vater eines Kindes, das nicht geräth,

„Wie ſo?“ fragte ich zitternd.

Lieber Mann, erwiederte der Officier; Ihr Sohn hat wollen in Preußiſche Dienſte gehen. Wenn er nun einmal dienen will, ſo hat ſein Vaterland die nächſten Rechte auf ihn. Ich habe den Auftrag ihn abzuholen.

Es war mir, als würde ich vom Blitze getroffen. — Ohne zu antworten, faßte ich nur die Hand des Officiers, hielt ſie feſt, und ſuchte Athem zu ſchöpfen.

Ihr Sohn, fuhr er fort, wird doch einige Kenntniſſe haben, Herr Prediger, und ſo kann er mit der Zeit wohl weiter kommen. Wenn er, wie ich hoffe, nicht ganz verdorben iſt, ſo ... —

Hier unterbrach ich ihn mit Heftigkeit: „Verdorben? Mein Sohn iſt die Freude, der Stolz ſeiner Eltern. Er will nicht Soldat werden.“ Der Officier zog ſeine Ordre hervor. Sie heißen doch Bebenroth? . . . Ihr Sohn Karl iſt etwa acht Zoll groß, und hat wollen in Preußiſche Dienſte gehen. Ich wünſchte nicht, daß Sie etwas leugneten, das wir ſchon wiſſen.

„Ja,“ ſagte ich; „er wollte, weil er zu arm war zum Studieren. Jetzt aber zeigen ſich Hoffnungen; und Sie werden doch nicht ſo grauſam ſeyn, die wieder zu zerſtören? O, mein Herr, auf dieſem Sohne beruhet das ganze Glück meiner Familie.“

Das ganze Glück? erwiederte er lächelnd. Der Vater freilich muß ſo ſagen. Aber, Herr Prediger, daß Ihr Sohn ein Wildfang iſt, wiſſen wir ſehr wohl. Ich wünſchte, Sie lieſſen mich in Güte abmachen, was doch geſchehen müßte, ſelbſt, wenn es ſo wäre, wie Sie ſagen.

Jetzt trat Karl in das Zimmer. Das iſt er? fragte der Officier, und betrachtete ihn ſehr aufmerkſam. Mein Sohn verbeugte ſich; dann aber fragte er: was iſt Ihnen, lieber Vater? Sie ſind auſſer ſich.

„Dieſer Herr," antwortete ich zitternd, „will dich abholen. Man hält dich für einen ungerathenen Sohn." Der Officier erklärte Karln, was er hier wollte, und zeigte ihm ſeine Ordre. Karl erſchrak heftig. Ja, ſagte er, als er ſich eine Minute lang beſonnen hatte; ich wollte Soldat werden, nicht, mein Herr, als ob ich, wie Sie glauben, ein verächtlicher Menſch wäre, ſondern, weil ich — laſſen Sie mich einmal ſagen, was wahr iſt — weil ich fühlte, daß ich dieſem Stande Ehre machen würde, und weil ich in der Welt gern vorwärts kommen möchte. — Nun denn, junger Mann, ſagte der Officier lächelnd; ſo ſind wir ja Eins.

Das ſind wir nicht, mein Herr; oder — mein Vater müßte einwilligen.

Der Officier fuhr fort mit ihm zu ſprechen, und wurde mit jeder Minute weicher und gütiger, ſo daß ich ſchon das Beſte hoffte. Karl holte endlich ſeine Riſſe. Der Officier küßte ihn, und fliſterte ihm dann etwas zu. Endlich erklärte er mir, in der That ſehr mitleidig, daß er durchaus nicht von ſeiner Ordre abweichen könne. Sie müſſen einen Feind haben, Herr Prediger, ſetzte er hinzu; man hat Ihren Sohn als einen Wüſtling angegeben, der aus Verzweiflung in Preußiſche Dienſte gehen wolle.

„Guter Gott!“ rief ich; „nein, ich habe in der weiten Welt keinen Feind.“

Sie nicht, mein Vater, ſagte Karl; aber ich habe einen, und kenne ihn. Laſſen Sie uns gefaßt ſeyn! Denken Sie an die Mutter! — Ich erblaßte; denn ſchon jetzt hörte ich Jammergeſchrei. „O, deine Mutter!“ ſagte ich, und rang die Hände. Karl wendete ſich wehmüthig an den Officier: Sie hören, mein Herr, wie es hier iſt. Mit meinen Wünſchen vertrüge ſich Ihre Ordre, zumal da Sie mir ſolche Verſprechungen geben; doch — ich habe eine theure Mutter. O, wenn es möglich iſt, ſo laſſen Sie mich! Iſt es möglich?

Leider, nein! ſagte der Officier gerührt. Ich habe die ſtrengſte Ordre, Sie mitzunehmen, wie ich Sie finde.

Nun denn! ſagte Karl. Sie ſtehen vor einem weinenden Vater, und werden nichts Unwahres ſagen. Wiederholen Sie mir in ſeiner Gegenwart Ihre Verſprechungen noch einmal.

Der Officier drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſagte mit einem Tone, worin die Aufrichtigkeit nicht zu verkennen war: ich will dein Vater ſeyn. Verlangſt du noch ein anderes Verſprechen? Du ſollſt zur Artillerie, und nicht als Gemeiner Ich will für dich ſorgen, als wäreſt du mein Sohn. — In einigen Worten ſagte er uns nun, was er thun wollte.

Ich hoffte jetzt wieder; aber meine Frau jammerte mich. In aller Geſchwindigkeit redete ich daher mit dem Officier ab, daß ſie gar nichts erfahren, und daß vorgegeben werden ſollte, Karl würde als Kondukteur angeſtellt.

Indem wir uns alle Drei die Hand darauf gaben, ſtürzte meine Frau ganz todtenbleich in das Zimmer, und fiel ihrem Sohne halb ohnmächtig in die Arme. Ein Unterofficier hatte mit einigen Mann unſer Haus beſetzt. Meine Frau fragt ihn, und er antwortet rauh; ihr Sohn ſolle zum Regimente abgeholt werden. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, wollte ſie dem Officier zu Füſſen fallen, was er aber nicht geſchehen ließ. Er ſchickte ſogleich ſeine Leute weg; erſt dadurch wurde ſie ſo weit beruhigt, daß ſie fähig war, uns anzuhören.

Alle meine Troſtgründe halfen nichts. Endlich ſahen wir einander ſchweigend an; denn wie ſollten wir ihr die Nachricht beibringen, daß Karl ſchon morgen früh fort müſſe! „Wer auch dein Feind ſeyn mag, Karl," ſagte ich zuletzt; „ich wünſchte nicht, daß er Zeuge von der Angſt deiner Mutter wäre." Jetzt fragte Karl den Officier, ob er wohl noch einmal ausgehen dürfe; und der Officier erlaubte es, als er dem jungen Menſchen ſtarr in die Augen geſehen hatte.

Nun wurden Anſtalten zum Abendeſſen gemacht, und während der Zeit erklärte ich meinen übrigen Kindern, daß Karl uns verlaſſen würde. Uns allen ſtanden Thränen in den Augen, und niemand aß, ſelbſt der Officier nicht. Karl kam mit gerunzelter Stirn zurück. Der Officier verſprach ihm noch einmal, ſich ſeiner väterlich anzunehmen; doch wir blieben troſtlos, und gingen auch ſo aus einander.

Wir hatten eine ſchreckliche Nacht! — Am Morgen kam unſer Karl ſchon völlig zur Reiſe angekleidet. Wir gaben ihm alles Geld, das wir hatten, und meine Frau drang ihm ein Paar goldene Ohrringe auf, die ihr noch übrig geblieben waren. Der Officier ſchien uns Zeit zum Abſchiednehmen laſſen zu wollen. Endlich kam er, und bat uns ſanft, nicht länger zu zögern. O Gott! rief jetzt meine Frau, mit aufgehobenen Händen: kannſt du gnädig auf eine Welt blicken, in der man einer Mutter ihren Sohn vom Herzen reißt?

Der Baron erklärte ſich aber niemals. Käthe gab ſich alle Mühe, ihm jeden Schritt, den er vorwärts thun ſollte, zu erleichtern. Auguſte war täglich in Käthens Hauſe, und immer des Barons Moitié. Er machte ihr wirklich auf eine ſehr feine Weiſe große Geſchenke, weil Käthe erklärt hatte, daß ſie ſich nicht in Geldſachen miſchen wollte. Nichts wäre gewiſſer, dachten beide Frauenzimmer, als daß der Baron ſich nun bald erklären würde; aber es geſchah dennoch nicht.

Käthe mußte wieder einen Schritt thun. Jetzt bewarb ſich ein Blondkopf heimlich um Auguſtens Liebe. „So? ſagte der Baron ſeufzend; wenn ich nur die Köpfe hätte! Welch ein Schatz die ſind!“

Aber, mein Himmel! ſeltſamer Menſch, nehmen Sie doch die Köpfe, und Auguſtens Hand dazu!

„Ich? — Ich habe ſchon eine Braut, liebe Käthe.“ Das ſagte er ſo trocken, wie die unbedeutendſte Nachricht.

Käthe war wie aus den Wolken gefallen. Eine Braut? rief ſie mit Unwillen und Verwunderung. Und das ſagen Sie erſt jetzt?

— Ja, ſagte der Officier mit groſer Rührung; ja! er blickt ſegnend auf Mutter und Sohn, und verzeihet darum den Andern. Auch mich ſieht er gnädig an, weil ich ein Herz für eine ſolche Scene habe.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und und des Amtmanns Tochter, Julchen, trat in einem leichten Morgenanzuge raſch in das Zimmer. Sie wollte lächeln; doch es drangen Thränen aus ihren Augen. Karl ergriff ihre Hand, legte ſeine Lippen darauf, und blieb eine lange Minute ſo ſtehen.

Ich weiß Alles, ſagte ſie leiſe, Iſt keine Rettung? — Ich ſchüttelte den Kopf, und drückte ihr die Hand für ihre Theilnahme.

Jetzt! rief Karl ganz freudig, und griff nach ſeinem Hute.

So fremd, Karl? ſagte Julchen zu meinem Erſtaunen. So wollen Sie mich verlaſſen? Ich habe nun nichts mehr zu verbergen. Leben Sie wohl! Mit dieſen Worten breitete ſie die Arme aus, und nun ruhete ſein Mund lange auf dem ihrigen, Julie, wir ſehen uns wieder! rief er endlich mit Entzücken, und verließ ſehr raſch das Zimmer. Der Officier folgte ihm. Meine Frau ging in das Schlafzimmer, für ihren Sohn zu beten; ich ſah ihm mit Thränen in den Augen nach. Wohl hundertmal faßte ich den Entſchluß, ihn zu begleiten; aber durfte ich meine Frau allein laſſen? „Sey ein Mann!“ rief ich ihm durch das Fenſter nach. Doch ich ſelbſt war ja keiner; ich vergaß in meinem Schmerze Julien, ließ ſie allein, und ging hinauf in mein kleines Zimmer.

Etwa ſechs Wochen nachher kam Friedleben. Meine Frau ging, ſobald ſie ihn nur ſah, mit Unmuth weg; denn ihm ſchrieb ſie, und nicht ohne Grund, das Unglück unſres Sohnes zu. Er fragte ſogleich nach Karln; und ich erzählte ihm, was geſchehen war, verhehlte ihm auch nicht, daß wir ihn für die Urſache unſeres Grames halten müßten.

Er hörte alles an, ohne mich zu unterbrechen, aber nicht mit ſeinem gewöhnlichen heiteren Geſichte, ſondern mit niedergeſchlagenen Augen. Als ich fertig war, ſagte er ernſt: ich hoffe, wir werden ihn los machen können. Warum ſoll ich nicht geſtehen, daß es meine Schuld iſt? *mehr* meine Schuld, als Sie wohl glauben! Er ging mit groſſen Schritten eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann ſagte er in einem unmuthigen Tone: ich bin ein guter Menſch; gewiß, das bin ich. Aber warum iſt mir das nicht genug? Weiß ich denn nicht, daß der Menſch nicht mehr ſeyn *kann*, und daß er zum Spott wird, wenn er mehr ſeyn *will*? . . . Hätte ich nicht Hoffnung, meinen guten Karl von einem Stande, den ich gewiß nicht liebe, zu befreien: ich würde mir das nie vergeben, was ich gethan habe. Sie ſollen Alles wiſſen. Ich war ein hochmüthiger Thor, und glaubte die Zukunft lenken zu können, weil ich mehr Geld habe, als ich verzehre. Leider habe ich ein falſches Spiel geſpielt. Ich wollte mehr thun, als der Menſch thun ſoll. Ich Thor, ich übermüthiger Thor, bildete mir ein, daß ich bei Ihnen wohl einmal die Rolle der Vorſehung übernehmen könnte, die uns zu verlaſſen ſcheint, eben wenn ſie helfen will.

„Recht!" ſagte ich: „und darum wollten Sie auch ſo unbekannt bleiben, ſo räthſelhaft; darum wiſſen wir ſo wenig von Ihnen.

Das nicht! erwiederte er. Ich habe Ihnen nichts von mir verborgen, was Sie zu erfahren brauchten. Das meine ich nicht, ſondern . . . Sie wiſſen, wie ich Sie kennen lernte. Gleich am erſten Abend liebte ich Sie und Ihre ganze Familie, weil mir ſelten ſo einfache, herzliche Menſchen vorgekommen waren. Ich bin reich, vielleicht zu reich. Aber ich wollte Sie nicht wohlhabend machen, weil Sie glücklich waren, ſo glücklich als Menſchen es ſeyn können. Doch zutreten, wenn der Mangel drückend würde, und mit Ihnen Alles theilen, wenn es Noth thäte: das wollte ich. Ich bin vorſichtig geworden; große Geldſummen machen eben ſo leicht Unglückliche, als Glückliche. Um Eliſabeth auszuſteuern, ſchenkte ich Auguſten Perlen; denn ob ſie gleich ein wenig eitel war, ſo trauete ich ihrem Herzen doch zu, daß ſie den Schmuck ſo anwenden würde, wie ich es wünſchte. Sie that es; und als Sie es mir erzählten, dachte ich: o, in den Händen dieſer Menſchen wird alles zu Segen. Die Güte, die Unſchuld Ihrer Familie verführte mich. Ich dachte nur an ihre Herzen, und nicht an die unſichtbare Hand, welche die Weisheit der Menſchen ſo oft zur Thorheit macht.

„Wie verſtehen Sie das?" fragte ich.

Das ſollen Sie hören. Pahlen iſt ein guter Menſch; doch — ich ſah, daß er durch ſeine Eitelkeit, durch ſein Vertrauen auf leere Hoffnungen Ihre Eliſabeth unglücklich machen würde. Nun wollte ich ihn von der verderblichen Eitelkeit heilen, und ihn ſein Glück in dem einfachen, beſcheidenen und beſchränkten Landleben finden lehren. Recht gut! Aber damit Eliſabeth gewinnen ſollte, ſetzte ich Ihr und Ihrer Kinder Glück auf's Spiel. . . . Sie unterſtützten Eliſabeth, und gaben ihr, um Pahlens Eitelkeit zu befriedigen, Alles, was Sie hatten, ſelbſt das, was für Karin zum Studieren beſtimmt war. Auguſte wurde Gouvernante, damit Pahlen verſchwenden könnte. Das Alles reichte, wie ich wohl wußte, noch immer nicht hin. Nun, wenn Sie endlich ganz arm wären, wollte ich vor Pahlen hintreten — ich dachte ordentlich mit Vergnügen an die Stunde, da ich ſein Herz in die Preſſe nehmen würde — ich wollte vor ihn hintreten: und ſagen; ſo weit haſt du es gebracht! Eine achtenswerthe Familie iſt durch deine Schuld in Armuth und Mangel; dein Schwager, ein ſehr edler, talentvoller Jüngling, ſteht in Gefahr, ein verlorner Menſch zu werden, weil du das Geld, wovon er auf einer Univerſität ſtudieren ſollte, für Tapeten, Kleider und Hausgeräth ausgabſt; die Schweſter deiner Frau mußte unter fremden Menſchen leben, und das ſauer von ihr verdiente Geld verſchwendeteſt du für elenden Tand. Sie Alle arbeiteten für dich, brachten dir Opfer. Und was thateſt du? Du machteſt ſie unglücklich! . . . Nun werden Sie, denke ich, einſehen, was ich wollte. Darum machte ich Ihnen gar keine Hoffnung, daß Karl ſtudieren könnte. Ich rechnete darauf, daß mein Plan auch der Plan der Vorſehung ſeyn ſollte. Du haſt, dachte ich, mit edlen Menſchen zu thun. Ich vergaß aber, daß der Menſch die Zukunft nicht in ſeiner Gewalt hat. Mit Einem Worte: der Plan war zu künſtlich, um nicht ſo etwas von Egoismus zu haben. Und das Schlimmſte iſt, daß mich der Himmel ſchon in ein Paar ähnlichen Fällen gezüchtigt hat.

So ſehr auch in einem andern Falle Friedlebens künſtlicher Plan, weil er ganz auf Menſchenkenntniß berechnet war, meinen Beifall gehabt haben würde, ſo konnte ich jetzt doch nur den Kopf dazu ſchütteln. „Der arme Junge!“ ſeufzte ich; „und er hatte Sie ſo lieb!“ Dieſer Vorwurf ſchmerzte ihn. Ich hoffe, ſagte er, alles wieder gut machen zu können. Wohin iſt er gebracht? — Das wußte ich nicht; Karl hatte nur verſprochen, zu ſchreiben, ſobald der Ort ſeines Aufenthaltes beſtimmt wäre. Friedleben, der ſchon nach ſeinem Hute gegriffen hatte, warf ihn unmuthig wieder hin, und blieb den ganzen Abend verdrießlich.

Die Geduld, mit der er die Vorwürfe und Sticheleien meiner Frau ertrug, verſöhnte mich wieder mit ihm. Ich erzählte meiner Frau, ſobald er zu Bette war, was ſein Plan geweſen wäre; aber anſtatt ihn dadurch bei ihr zu rechtfertigen, ſprach ich ſein Verdammungsurtheil. O, der abſcheuliche Mann! rief ſie zornig. Alſo deshalb ließ er uns ohne Hülfe? Um Pahlen recht wehe zu thun, that er uns wehe?

„Bedenke doch, liebe Frau!” unterbrach ich ſie: „wir hatten ja kein Recht, von ihm zu verlangen, daß er Geld zu Karls Studieren hergeben ſollte.”

Das hatten wir freilich nicht; auch würden wir nie etwas von ihm gefodert haben. Aber hatte er denn das Recht, unſerer Kinder Glück auf's Spiel zu ſetzen? Hatte er das Recht, Pahlen zu demüthigen?

„Ich bitte dich, liebe Frau, ſprich leiſer! Er ſchläft ja dicht hier neben, und kann jede Sylbe hören!”

Mag er doch! Oder ſoll er nicht hören, wie eine Mutter jammert, der ihre Kinder entriſſen werden?

„Liebſte Frau, beſinne dich! Würde es uns denn anders gegangen ſeyn, wenn wir ihn auch gar nicht gekannt hätten? Hat er uns denn etwas zu leide gethan?“

Freilich hat er das. Der Einfall mit dem Soldatenſtande rührt von ihm her. Und wenn das auch nicht wäre — ohne ihn würde alles anders gegangen ſeyn. Wir hätten mehr Vertrauen auf Gott gehabt, und in dieſem Vertrauen gewagt, was wir nun nicht wagten, weil Er ſich hineinmiſchte und ſich unſer Vertrauen zu erwerben wußte. Und kann er denn wohl ſagen, daß Karl verhungert ſeyn würde, wenn wir ihn nach Halle geſchickt hätten, wo ihm der Herr von Heerbruch nützlich ſeyn wollte? Kann er das? Hätte Gott uns fallen laſſen, um Pahlen zu beſſern, ſo war es ganz etwas Anderes. Der konnte wieder helfen! Aber daß ein Menſch ſo mit uns umgehen, ſo der liebe Gott ſeyn will . . .!

„Liebe Frau, das iſt ja das höchſte Ziel der Menſchen!“

Hochmüthiger Menſchen! die ihre Hand in Allem haben wollen; die ſich einbilden; hinterher alles mit einer Hand voll Gold wieder gut machen zu können. Kann er mir meine Thränen, meine

Angſt bezahlen? . . . Gott weiß, wozu die Thränen gut ſind, die er mich weinen läßt; aber weiß das ein Menſch? Sag du, was du willſt: Friedleben hat es mit uns gemacht, wie jener Hofmeiſter, der den Spielkameraden des Dauphin peitſchte, wenn der Prinz einen Fehler begangen hatte; und das war unmenſchlich!

Jetzt hörte ich ein Geräuſch in der Kammer, wo Friedleben ſchlief. Meine Frau ſprach weiter; als aber ein Finger leiſe an die Thür klopfte, ſchwieg ſie. Die Thür öffnete ſich; Friedleben ſteckte den Kopf herein, und ſagte mit ſanfter Stimme: Mutterchen, ich habe kein Kopfküſſen bekommen. Meine Frau änderte augenblicklich Ton, Geſicht und alles. Kein Kopfküſſen? Ei, wie iſt denn das zugegangen! Nehmen Sie es nur ja nicht übel.

Nicht doch, Mütterchen. Sie leihen mir wohl für dieſe Nacht das Ihrige?

Von Herzen gern, wenn Sie Sich damit behelfen wollen, antwortete ſie freundlich.

Gute Frau! ſagte Friedleben zärtlich: dieſen Kopf, der Ihnen ſo weh gethan hat, wollen Sie ſanft betten; und dies Herz, das Sie liebt, legen Sie in Dornen! Aber thun Sie es nur, fahren Sie fort mich zu ſchelten; ich habe es verdient. Auf dieſes Küſſen mögen wohl Thränen gefallen ſeyn, die ich Ihnen ausgepreßt habe; und es iſt eine gerechte Strafe, daß ich meine Augen auf eben die Stelle lege, wohin Ihre Thränen gefloſſen ſind.

Meine Frau lächelte und erröthete vor Verlegenheit. Sie haben Recht, hob Friedleben wieder an. Ich nahm mir heraus, Ihr Schickſal zu leiten. Mein Herz that es nicht; aber mein Kopf! ... Ich wollte, Sie gäben mir zu dem Kopfküſſen da auch eine gute Nacht, liebe Mutter. Das Beiſpiel mit dem Dauphin war ein wenig hart; aber es hat mir eingeleuchtet.

War es das? fragte ſie mitleidig.

Sehr! Sie haben mich da ſo arg in die Preſſe genommen, wie ich es beinahe mit Pahlen nicht im Sinne hatte. Nun, ich ſage Ihnen, Karl ſoll los kommen. Doch, da überhebe ich mich ſchon wieder! Auguſte ſoll bald hier ſeyn. Pahlen wollen wir ein wenig die Wahrheit ſagen; und kann er nicht ohne das Flitterwerk leben, ſo ſoll doch niemand weiter darunter leiden.

Meine Frau fiel ihm hier, Theils aus Mitleiden, Theils wegen der ſchönen Hoffnungen, die er uns gab, um den Hals, und alles war vergeſſen. Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo ſagte ſie: er iſt doch kein böſer Mann! Gut gemeint hat er es am Ende; und haben wir nur Karln erſt wieder, ſo will ich ihm recht herzlich danken, wenn er Pahlen beſſert.

„Gut

„Gut gemeint, liebe Frau: daran halte ich mich. Den Kopf kann ich allenfalls überſehen, ob es gleich beſſer iſt, wenn er nichts Unrechtes angiebt. Das Herz iſt das Vornehmſte am Menſchen: den Kopf brauchen wir nur zum Leben, das Herz zum Sterben.“

Am folgenden Morgen war Friedleben wieder finſter. Ich mußte ihm den ganzen Vorfall mit Karln noch einmal erzählen. Er ſtutzte, als er jetzt erfuhr, daß des Amtmanns Tochter zu uns gekommen war, und erkundigte ſich auf das genaueſte nach dem Charakter des Mädchens; auch wollte er wiſſen, zu welcher Zeit ſie wohl ſpazieren zu gehen pflegte. Daß Karl ſie liebte und von ihr geliebt wurde, ſchien uns Allen ausgemacht; doch wie er mit ihr bekannt geworden war, das blieb uns unbegreiflich. Indeß gefiel dieſe Liebe mir und meiner Frau gar nicht, da wir wußten, daß Julchens Vater auf einen vornehmen, und die Mutter auf einen reichen Mann für ihre Tochter rechneten.

Friedleben ſchwieg; er durchſuchte nur Karls Papiere, fand aber weiter nichts, als ein Paar Entwürfe zu Briefen, die Karl an Julchen geſchrieben hatte, und aus denen wir nun mit Schrecken ſahen, daß der Amtmann Schenk durch meine ehemalige Geliebte, die Frau Buchhalterin, die Liebe ſeiner Tochter erfahren hatte. Es wurde in dieſen Briefen auch von Soldaten geredet, als ob der

„Die ſchönſte Blondine, die ich über alles in der Welt liebe. Ach, Sie ſollten ſie kennen, liebe Käthe! noch blonder beinahe als Auguſte! Hätte ſie Auguſtens Stammbaum, und wüßte ich, an welchem Orte der Erde ſie iſt, ſo wäre ich der glücklichſte Menſch von der Welt.“ Der Baron mußte Käthen erzählen; und nach der Art, wie er es that, verzweifelte ſie gar nicht daran, ihren Wunſch mit Auguſten zu erreichen. Ohne ſich an die verlorne Emilie zu kehren, arbeitete ſie immer gerade auf des Barons Herz los. Sie brachte ihn mit Auguſten in ſo vertrauliche Situationen, und warf ſo viele Fäden, von Schmeichelei und Lob gedrehet, für ihn aus, daß ſie in der That ſein Herz nahe genug an Auguſten zog. Auch die dreißig Portraits thaten ihre Wirkung. Kurz, der Baron wäre allem Anſcheine nach unthätig in Berlin geblieben, wenn der Oberſt ihn nicht mit den allerdringendſten Bitten fortgebracht hätte.

Käthe ließ ſich indeß dadurch nicht irre machen. Sie ſchlug einen Briefwechſel zwiſchen Auguſten und dem Baron vor, der von Beiden angenommen wurde. Auguſtens Dank-

Amtmann auf dieſe Art ſeine Rache zu nehmen gedächte. Jetzt war uns alles deutlich; der Amtmann hatte Karln als einen Taugenichts angegeben, der in fremde Dienſte gehen wolle. In dieſem Augenblick wurde er mir mit ſeinem ganzen Hauſe fürchterlich, und ich wünſchte mich weit von dem Dorfe weg, worin ich mit ihm wohnen mußte.

Ach! jammerte meine Frau; Karl iſt verloren! Wir ſehen ihn nicht wieder! Und ich bin Schuld daran. O, hätte ich doch dem Unmenſchen nie ſeine Livree vorgeworfen! — Friedleben ſprang raſch auf, und fragte: iſt denn dieſer Menſch allmächtig, daß ſie Beide ſo vor ihm zittern? (Auch ich ging nehmlich nach dieſen Aufklärungen ganz ohne Troſt umher.) Werden denn nicht ehrliche Leute, wie wir, eben ſo viel ausrichten können, als dieſes Geſindel?

Sein Schwager, ſagte meine Frau, iſt Rath. — „Und der Onkel ſeiner Frau,“ ſetzte ich hinzu, „hat überall ſeinen Anhang, in jedem Landes-Kollegium. Es iſt der reiche Kammerrath!“

Ich, erwiederte Friedleben, — ich bin weder Rath noch Kammerrath, und in keinem Landes-Kollegio iſt nur ein Schreiber, der mein Freund wäre; doch ich habe ein Herz ohne Furcht und Scheu, und damit kann man weit kommen. Will aber alles nicht helfen, ſo haben wir noch Gott, und am Ende das Grab und die Ewigkeit, das gerechte Oberappellations-Gericht aller Bedrückten. — Wenn ich nur erſt wüßte, wo Karl wäre!

Endlich kam ein Brief von Karln. Es ging ihm wohl: der Officier, welcher ihn abgeholt hatte, war ihm ſehr nützlich geweſen. „Ich genieße," ſchrieb er, „allgemeiner Achtung, die mir aber nicht meine Kenntniſſe verſchafft haben, ſondern der Umſtand, daß mein Beſchützer mich zu einem Mittagseſſen einlud. Man behandelt mich, wie mehrere junge Leute von meinem Stande, ſehr wohl. Noch bin ich bei keinem Regimente, ſondern übe mich bloß praktiſch in der Artillerie-Wiſſenſchaft. Der Schutz meines Freundes muß kräftig gewirkt haben; denn mir war ein hartes Schickſal zugedacht. Aus mancherlei Aeuſſerungen kann ich ſchlieſſen, daß meine Kenntniſſe (die ich jetzt Friedleben nicht genug verdanken kann) mir den Schutz meines edlen Freundes, und durch ihn auch das Wohlwollen des alten Generals B** erworben haben; deſſen Söhne ich, ſo lange ich hier bin, in der Mathematik und im Engliſchen unterrichte. Meine Feinde ſind nun verlegen geworden, obgleich nicht unſchlüſſig mir zu ſchaden. Man würde mich gewiß als Gemeinen unter ein Infanterie-Regiment geſteckt haben, wenn der alte General nicht gedrohet hätte, ſich meinetwegen gerade an den König zu wenden. Ich bin noch hier, ſoll aber fort; man iſt nur noch ungewiß, wohin ich ſoll. Dem Bruder meines

Beſchützers, einem vortrefflichen Officier, hat man mich abgeſchlagen; er will es aber noch durchſetzen, mich zu bekommen. Ich habe bedeutende Feinde, ſagt man mir von allen Seiten; und ich lächle dazu. Was mich ſo ruhig macht, iſt die Genügſamkeit, an die Sie mich von Jugend auf gewöhnt haben, und der Glaube an die Treue guter Menſchen."

„Antworten Sie mir noch nicht, lieber Vater; denn ich zweifle, ob ich nur noch einige Tage hier ſeyn werde. Ihr Brief würde alſo ſchwerlich in meine Hände kommen."

Friedleben drang darauf, daß ich ſogleich antworten ſollte, und auch er ſelbſt ſchrieb auf der Stelle an Karln. Unſre Briefe wurden an Karls Freund adreſſirt, und ſchon nach einigen Tagen kam die Antwort. Mein Sohn war noch immer in der vorigen Ungewißheit. „Wenn Herr Friedleben noch bei Ihnen iſt," ſchrieb er mir, „ſo ſagen Sie ihm, daß es mir ſchwer wird, ihm zu gehorchen. Ich habe ſeinen Hamburger Wechſel erhalten, und mir die Summe auszahlen laſſen. Gerade durch einen der Aufſeher, die mich beobachten, ließ ich ihn dem Banquier präſentiren; alſo darf ich darauf rechnen, daß es nicht unbekannt bleiben wird. Ich wußte mit dem Gelde nichts weiter anzufangen, als daß ich mich gut kleidete, und den ärmern Familien meiner Kameraden etwas ſchenkte."

Ich drückte Friedleben, mit Thränen in den Augen, die Hand. Hm! ſagte er; eine armſelige Kleinigkeit. Ich möchte das Volk, das auf ſein Geld pocht, gern ein wenig in Verlegenheit ſetzen. Meine Meinung war, er ſollte ſich einen Bedienten halten, und ein Paar Pferde anſchaffen. Glauben Sie mir, das Volk, das ihn unglücklich machen will, würde nicht wenig erſchrocken ſeyn, wenn dann noch dazu von Hamburg ein Kreditbrief für ihn auf zehntauſend Thaler angekommen wäre, um den ich ſchon vorläufig geſchrieben habe.

„Um des Himmels willen!" rief ich erſtaunt. „So viel Geld in den Händen eines jungen Menſchen!"

Was wäre dabei zu fürchten? Es ſollte Aufſehen machen, und Karl würde ſich die Summe nie auszahlen laſſen.

„Lieber Freund," ſagte ich mit Kopfſchütteln: „ich weiß nicht, woher Sie den Muth nehmen, unſern Feinden ſo zu trotzen? Ich möchte mich gern mit meiner Familie in die tiefſte Einſamkeit verbergen, um nur nicht mehr von ihnen bemerkt zu werden; und Sie fodern die Feinde ordentlich auf! Iſt das nicht Uebermuth?

Sie haben wieder Recht, ſagte Friedleben. Am Ende werde ich Sie noch um Ihre tugendhafte Armuth beneiden, weil das Geld mich hochmüthig und herrſchſüchtig macht. . . . Morgen wollen wir zu Karln. Ich hoffe, Sie ſollen ihn wieder bekommen.

Der Abſchied.

Mit groſſer Freude ſetzten wir, ich und meine Frau, uns mit Friedleben in einen Wagen, den er beſtellt hatte, und waren nach zwei Tagen in Hannover. Friedleben ging aus, um ſich zu erkundigen, wo Karl wäre, und wie er losgemacht werden könnte. Erſt gegen Abend kam er wieder, und nun ſah ich zum erſten Male den Ausdruck der Angſt in ſeinem Geſichte. Er faßte meine Frau und mich bei der Hand, und ſagte mit ſchmerzlichen Tönen: er iſt nicht mehr hier! Aber, wo er auch ſeyn mag, er bleibt in der Hand Gottes!

Dieſe bedeutenden Worte machten mich ſehr ängſtlich. Ich fragte zitternd: „er lebt doch, und es geht ihm wohl?“

Er iſt in Stade, antwortete Friedleben furchtſam. —

Ich bitte Sie, rief meine Frau; ſagen Sie nur Alles auf einmal: denn Ihr Geſicht verkündigt nichts als Unglück.

Ja! ſtieß er jetzt in der Angſt heraus: Sie ſollen das hölliſche Gewebe kennen lernen. Karl liebt des Amtmanns Tochter; die Buchhalterin entdeckt das, und verräth es. Der Vater verlangt von Julchen, dieſer Liebe zu entſagen. Sie bleibt ſtandhaft, und man ſchweigt, weil man nichts zu thun weiß. Endlich erfährt man aus Karls Briefen, die man der Tochter nimmt, daß er ſein Glück im Militair zu finden hofft. Das nützt man hier in Hannover; und nun wird er aus Ihrem Hauſe weggeholt. Die ſtolze, reiche Familie glaubt nicht ſicher zu ſeyn, ſo lange Karl noch unter Einem Himmel mit ſeiner Geliebten athmet, beſonders da ſich Beſchützer finden, die ſich ſeiner annehmen.

Ich ſeufzte. Friedleben drückte zitternd meine Hand, und fuhr in Abſätzen fort: er iſt . . . als Unterofficier angeſtellt. Sein Regiment . . . ſoll nach Madras.

O, du barmherziger Gott! rief ich aus, und wendete meine Arme nach meiner Frau hin, um ſie aufzufangen, wenn ſie bei dieſem fürchterlichen Namen zu Boden fallen wollte. Sie blieb aber ruhig ſitzen, und fragte nur ein wenig beſorgt: iſt es denn in Madras ſo ſchlimm?

Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihr zu ſagen, daß Madras in Oſtindien läge. „So ſchlimm eben nicht, liebe Frau!" ſagte ich. „Der Ort hat, ſo viel ich weiß, geſunde Luft, und

Gott iſt da, wie überall. Etwas weiter als Stade, liegt es freilich von uns."

Alſo loskommen wird er nicht? fragte ſie. Wir ſchüttelten Beide den Kopf. Nun, hob ſie wieder an; es iſt jezt kein Krieg, und Gott wird uns ja auch davor bewahren. Ich hoffe alles Gute; denn mir träumte dieſe Nacht . . . —

Unmöglich konnte ich ſie ihren Traum erzählen laſſen; es hätte Ihrem Herzen neue Hoffnungen gegeben, und ich ſah nicht ein, wie wir ſie in dem Irrthume erhalten wollten, daß Madras einige Meilen hinter Stade läge. „Liebe Frau," unterbrach ich ſie; „es iſt ein Unglück für uns, dein Traum mag ſo ſchön geweſen ſeyn, als er will, Du weißt ja, wie weh Hoffnungen thun, die nicht erfüllt werden." Sie lächelte. Ja, es iſt ein Unglück; aber ob er in Madras oder in Stade Soldat ſeyn muß, das läuft auf Eins hinaus. Wie weit iſt es denn von hier? — Wir ſagten Beide in groſſer Verlegenheit: recht genau weiß ich es nicht.

Verſchwiegen konnte es ihr nicht bleiben, das wußten wir; und doch zögerten wir Beide, ihr den wohlthätigen Irrthum zu nehmen. Sie lächelte, und das verdoppelte meinen Schmerz. Ich mußte einen Augenblick mit Friedleben allein ſeyn, und bat daher meine Frau, ſie möchte drauſſen etwas beſtellen. Kaum war ſie vor der Thür, ſo hörte ich ſie fragen: Herr Wirth, wie weit iſt denn Madras von hier?

Hören Sie? rief ich Friedleben zu, und ſprang hinaus. Meine Frau war todtenbleich, und ſchwankte an meinem Arm in das Zimmer. „Etwa zwei tauſend Meilen; es liegt in Oſtindien,“ hatte der Wirth ihr geantwortet.

Es währte lange, ehe ſie ſich wieder ein wenig erholte, und nun mahlte ſie das Unglück ihres Sohnes mit Allem aus, was ihr die Phantaſie nur darbot. Sie ſuchte das Schrecklichſte aus allen Welttheilen zuſammen, Erdbeben, Peſt und reiſſende Thiere; ja, ſie verſetzte Kanibalen nach Oſtindien. — Da wir ſie einmal über die Entfernung von Madras getäuſcht hatten, ſo wollte ſie uns jetzt auch das wirklich Wahre nicht glauben. Sie ſah ihren Sohn ſchon auf einem Weſerkahne (ſo dachte ſie ſich ein Seeſchiff) mitten in dem Weltmeere verſinken, oder, wenn er denn ja ſeinen Beſtimmungsort erreichte, ihn bald von Kanibalen erſchlagen.

Ich bin ſelbſt da geweſen, ſagte Friedleben endlich, um ſie zu unterbrechen. Er fing an von der Reiſe und von dem Lande zu erzählen. Meine Frau hörte zwar zu; doch ihre Angſt wurde immer größer, da ſie nun einiger Maßen einen Begriff von der unermeßlichen Größe des Weltmeeres bekam, deſſen Umfang ſie ſich bisher vielleicht einige Tagereiſen groß gedacht hatte. Nun war, glaubte ſie, keine Rettung mehr für Karln. Ein Kahn voll Menſchen auf dieſem unermeßlichen Meere! und Thurm-hohe Wellen, die darüber hinſchlagen! — Wir machten ihr eine Beſchreibung von einem Seeſchiffe; die erklärte ſie aber gerade für eine Fabel.

„Du wirſt es ſehen," ſagte ich am Ende ungeduldig; „wir reiſen nach Stade." Friedleben ſah mich an, und ſchüttelte faſt unmerklich den Kopf, um mir einen Wink zu geben; ich fuhr aber fort: „wir reiſen nach Stade; und ſollten wir uns auch hin betteln." Sie ſprang auf, fiel mir um den Hals, und ſagte: ja, ich muß meinen Karl noch einmal ſehen!

„Das ſollſt du, liebe Frau; das ſollſt du! Und dann wirſt du dich mit deinen eignen Augen überzeugen, daß ein Seeſchiff etwas Andres iſt, als ein Weſerkahn."

Friedleben ſchüttelte noch immer den Kopf; doch endlich ſagte er: nun, meinethalben! und ſogleich war meine Frau in der Kammer, um einzupacken. „Sie hat keinen Begriff von einem Schiffe," ſagte ich; „wenn ſie den bekommt, ſo wird ſie ruhiger werden."

Haben Sie je das Meer geſehen?

„Nein."

Ihre Frau denkt ſich die Wellen wie Thürme; ſo hoch ſind ſie wohl eben nicht.

„Nun, um ſo eher wird es ſie beruhigen."

Das gebe Gott! Ich zweifle aber. Das Meer iſt ein furchtbarer Anblick; furchtbarer, als die Phantaſie ſich etwas denken kann. Es iſt ein Bild der Unermeßlichkeit. Wenn ſie es geſehen hat, wird ihr auch das ſtärkſte Schiff ein elender Fiſchernachen ſcheinen.

„Aber," fragte ich mit Angſt; „iſt denn mein Sohn nicht ſterblich? Wir müſſen ihn noch einmal ſehen; und bräche uns der Abſchied von ihm das Herz — ja, wir müſſen ihn ſehen! Er iſt unſer Sohn; ich darf ihn nicht um den Troſt bringen, noch einmal an dem Herzen geweint zu haben, unter dem er gelegen hat. Friedleben, Sie können unmöglich Vater ſeyn!"

Ich bin es nicht, ſagte er gerührt. . . . Nun, Sie ſollen ihn ſehen, und, was ein Menſch kann, das will ich für ihn thun.

Wir reiſten noch denſelben Abend ab, und kamen ohne Unfall nach Stade. Friedleben ging ſogleich aus, ſich nach unſerm Sohne zu erkundigen; wir Eltern blieben im Wirthshauſe, und zitterten vor Verlangen nach ihm. Etwa nach einer halben Stunde trat er an Friedlebens Hand in das Zimmer. Mein Karl! rief die Mutter; und er lag an ihrem Herzen.

barkeit für des Barons Güte gegen ſie war wirklich ſchon der Liebe ähnlich; auch hatte die Ehrerbietung, die er ihr bei allen Gelegenheiten bezeigte, einen tiefen Eindruck bei ihr gemacht. Zwar waren es dreißig in allen Trödelbuden zuſammen gekaufte Geſichter, um derentwillen er ſie achtete; aber, lieber Himmel, hat der Baron nicht Brüder, die eine Reihe ungewiſſer Nahmen eben ſo tief verehren, als er die Köpfe? und iſt es nicht dem Menſchen gewöhnlich gleichviel, warum er geachtet wird?

Der Abſchied, den ſie Beide von einander nahmen, war in der That ſehr zärtlich. Auguſte vergoß einige Thränen, und auch der Baron war gerührt. Er küßte ihre Hand mit Herzlichkeit, und ſagte: „O, warum ſah ich Sie ſo ſpät! oder warum ſah ich Sie jemals! Und wenn ich Sie ſehen mußte, Auguſte — warum iſt es mir nicht erlaubt, wie jenem glücklichen ...“ Er brach ab, verſank in ſtille Träume, drückte Auguſtens Hand, und ſagte ſchnell Lebewohl. Noch im Reiſewagen wiederholte er: warum iſt es mir nicht erlaubt, wie jenem glücklichen Gleichen, Wir hatten ihn jetzt ungefähr ſeit drittehal Monaten nicht geſehen. Es ſchien uns, als wär er in dieſer Zeit gröſſer geworden, und zu unſrer Freude glühete ſein Geſicht von Geſundheit. Di Uniform kleidete ihn gut; hätte nicht die böſe Reiſe nach Oſtindien alles verdorben, ſo würde mir ſein Anblick groſſes Vergnügen gemacht haben.

Ich bemerkte deutlich, daß Friedleben ihn zu ſeiner Rolle vorbereitet hatte; doch war die Freude, mit der er von ſeiner Reiſe nach einem ſo entfernten Lande ſprach, nicht ganz erkünſtelt. Seine Heiterkeit machte auch mich wieder heiter, zumal da er uns etwas Näheres von ſeinen Umſtänden erzählte, die wirklich ſehr vortheilhaft waren. Er hatte von ſeinem Kapitain, dem Bruder ſeines Beſchützers, das Verſprechen, zu avanciren, und durch Friedlebens anſehnliches Geſchenk war er in Stand geſetzt worden, ſich viele Bequemlichkeiten zu verſchaffen.

Friedleben verließ uns bald, damit wir den ganzen Abend mit Karln allein ſeyn könnten. Meine Frau wurde wieder ganz muthig, beſonders da der Wirth des Gaſthofes ihr verſicherte, daß es mit der Reiſe nach Madras ſo gar viel nicht auf ſich hätte. Der Mann war mehrere Male in Oſtindien geweſen, und wußte nicht zu begreifen, wie man das Meer gefährlicher finden könne, als das feſte Land. Er benahm meiner Frau auch ihre Vorſtellungen von Menſchenfreſſern, von Erdbeben nd allen übrigen Schrecken, die ihre Phantaſie ſchaffen hatte.

Karl erhielt von ſeinem Kapitain Erlaubniß, is zur Abfahrt bei uns bleiben zu dürfen. Friedleben ließ ſich vor Geſchäftigkeit wenig bei uns ſehen. Er reiſte auf einige Tage nach Hamburg, ſchrieb Briefe, kaufte ein, und ſtellte kleine Gaſtereien an, zu denen er Karls Officiere einlud. Zwei Tage vor der Abfahrt gab er Karln eine Menge Empfehlungsſchreiben und Kreditbriefe an die vornehmſten Handlungshäuſer in den Engliſch-Oſtindiſchen Beſitzungen. Er verſah ihn überflüßig mit Geld, ließ ein Paar Kiſten mit Europäiſchen Waaren für ihn einſchiffen, und rieth ihm übrigens, ſich unterweges alle nautiſche Kenntniſſe zu erwerben. Der Kapitain des Schiffes, auf dem Karl die Fahrt machen ſollte, Herr Elsworth, war glücklicher Weiſe Friedlebens Freund, (wie denn dieſer in Hamburg und allen Seeſtädten eine Menge Bekanntſchaften zu haben ſchien.) Er verſprach, als er einmal bei uns aß, väterlich für Karln zu ſorgen, und ſetzte, mit einem Blicke auf Friedleben, hinzu: es müßte doch ſchlimm gehen, wenn wir ihn nicht in den Dienſt der Kompagnie brächten. Alles um uns her war muthig und heiter, gab uns die beſten Hoffnungen, und wünſchte uns Glück; dadurch wurde ſogar meine Frau wieder muthig.

Endlich ſollten die Schiffe anlegen. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es zuging, daß wir noch gar nicht darauf gefallen waren, ſie zu ſehen. Kapitain Elsworth lud mich und meine Frau auf das ſeinige ein, und wir fuhren dahin. Friedleben unterhielt unterweges meine Frau in Einem fort, und ſehr eifrig, wahrſcheinlich damit ſie keinen Blick auf die große Waſſerfläche werfen ſollte, die von der Höhe herunter zu überſehen war. Wir befanden uns bald im Schiffe, und Elsworth führte meine Frau überall darin umher, wobei er mit großer Ruhmredigkeit von deſſen Feſtigkeit und Stärke ſprach.

Ich glaube nicht, ſagte mir meine Frau mit einem Händedrucke, daß Wind und Wellen einem ſolchen Schiffe etwas anhaben können.

„Beſonders, liebe Frau, wenn das Gebet frommer Eltern für einen guten, edeln Sohn es begleitet.“

Das meine ich eben, lieber Mann; ob ich es gleich heute recht gern hörte, als Herr Elsworth ſagte: er wollte mit dem Schiffe auch dem Teufel trotzen. Du weißt, ich kann das Fluchen ſonſt nicht leiden; aber in dieſem war doch etwas Beruhigendes, ſo gut wie in deinen Worten, daß unſre Gebete das Schiff begleiten werden.

Friedleben führte mich auf die andere Seite des Schiffes, wo man die Ausſicht in das Meer hin hatte, und öffnete eine von den Luken, welche auf dieſer Seite alle verſchloſſen waren, damit meine Frau nicht hinausſehen ſollte. An der Landſpitze ſchäumten die Wellen; und wo ſie ſich an den Sandbänken brachen, die hier ſich weit hin erſtrecken, ſtürzten ſie wie Berge über einander her. Hinten ſchloß der Himmel oder das Meer (nichts trennte beide) die graue Unermeßlichkeit. Die Sonne, die zuweilen hinter Wolken hervorbrach, warf tauſend zückende Blitze auf die Spitzen der Wellen, und beleuchtete an dem fernen Himmel die Segel eines daher fliegenden Schiffes.

Es überfiel mich ein Grauen, und ein ſegelndes Schiff, das ſo eben um die Landſpitze bog und auf den unſteten Wellen daher taumelte, ſchien mir in der größten Gefahr zu ſeyn. Ich erwartete mit gepreßter Bruſt jeden Augenblick, daß es verſinken würde. „O Gott!“ ſeufzte ich: „ſehen Sie! das Schiff wird von den Wellen verſchlungen!“ Friedleben ſagte lächelnd: ſeyn Sie ohne Sorgen; hier iſt nichts in Gefahr. Dieſen ruhigen windſtillen Tag haben wir eben gewählt, um Ihrer Frau das Schiff zu zeigen. Auch Sie dürften es, merke ich wohl, nicht ſehen, wenn ein friſcher Wind ginge.

Ich äuſſerte meine Verwunderung. „Aber,“ ſagte ich, „geht es mir mit dem Leben anders? Vorher hielt ich meine ruhigen Tage oft für ſtürmiſch, weil ich den Sturm noch nicht kannte. Jetzt aber . . .“ Ich hob meine Hände gefaltet auf. Friedleben umfaßte mich, und ſagte: ſey nicht undankbar, guter Menſch! Gott behüte dich vor wirklichen Stürmen des Lebens! Er laſſe dich nie vor einem deiner Kinder ſtehen, das nicht die Laſt eines Unglücks, ſondern ein Verbrechen auf dem Herzen trägt. Du kannſt deinen Sohn an die Bruſt drücken, und ſagen: Gott erhalte dich ſo! Wer das ſagen kann . . .

„Gott ſey gelobt! das kann ich! Und wenn Karl wiederkommt; wenn ich ihm zurufe: willkommen an der Bruſt . . .“

Willkommen! riefen auf einmal nahe bei uns wohl hundert Stimmen. Das Schiff, für welches ich beſorgt geweſen war, legte an, und in dem Augenblicke erhellte das volle Sonnenlicht die graue Weite. Ich ſah, wie Menſchen vom Ufer abſtieſſen, und wie die auf dem Schiffe den Ankommenden die Arme entgegen ſtreckten. Dieſer Auftritt, der mir eine glückliche Vorbedeutung ſchien, machte mein Herz ſtark. Ich ging in die Kajüte, wo mein Sohn war, und ſagte: „reiſe mit Gott, mein Sohn! Ich weiß, er wird dich erhalten. . . . Laß ihn reiſen, liebe Frau! wir ſehen ihn wieder!“ — Sie umfaßte ihren Sohn, und in dieſem Augenblicke ſagte der Kapitain: es iſt gut, daß Sie Lebewohl ſagen. Dieſen Abend werden die Truppen eingeſchifft; und morgen denk' ich in offner See zu ſeyn.

Friedleben nahm meinen Sohn bei Seite, ſprach noch lange mit ihm, und führte ihn dann zu Herrn

Ei-

Elsworth. Jetzt hörten wir vom Ufer her Trommeln und Hoboen, und es regte ſich Alles auf dem Schiffe. Meine Frau hatte nur noch Zeit, ihren Karl zum letzten Male an ihr Herz zu drücken. Die Matroſen riefen ſchon ihr Huſſah, und Elsworth trieb uns, in das Boot zu ſteigen. Wir waren am Ufer, ehe wir uns hatten beſinnen können. Friedleben bat uns, allein in die Stadt zurückzukehren und ihn da zu erwarten; er ſelbſt wollte Karln noch bis über die Dünen hinaus begleiten, und ſtieg in ein Boot, um wieder nach dem Schiffe hin zu fahren.

Da ſtanden wir nun einſam, verlaſſen, am Ufer, und ſahen die Truppen einſchiffen. Ich wollte meine Frau bereden, ſich in den Wagen zu ſetzen; ſie ſagte aber laut weinend: nein, ich bleibe hier; er wird uns noch einmal zuwinken! Sie glaubte jeden Augenblick, Karl auf dem Verdecke zu ſehen, und ihr Schluchzen wurde ſtärker. Ein Fremder fragte theilnehmend, warum ſie weinte. Sie antwortete (nie ſind Worte ſo tief in meine Seele gedrungen): o, mein Sohn! Selbſt der Fremde wurde durch dieſen Ausruf bis zu Thränen gerührt. Nach einer langen Pauſe ſagte er: hier werden Sie nichts mehr ſehen. Das dauert bis ſpät Abends, und in der Nacht geht es fort. Aber etwa fünf Meilen von hier an der Landſpitze legen die Schiffe vielleicht noch einmal an. Es wäre möglich, daß Sie Ihren Sohn da noch einmal zu ſehen bekämen.

O, ich muß hin! rief meine Frau, und eilte zu dem Wagen. Unſer Kutſcher kannte die Gegend ſehr wohl, und war ſogleich bereit, uns hinzufahren. In einem Dorfe, das dicht am Ufer liegt, hielten wir an, und der Kutſcher führte uns, ſobald er ſeine Pferde untergebracht hatte, auf einen Hügel, auf dem ein Paar Eichen ſtanden. Ich erſchrak, meiner Frau wegen, als ich ſah, daß hier eine freie Ausſicht auf das Meer hin war. Es erhob ſich ein kühler Wind aus Weſten, und die See, oder die Mündung des Fluſſes, fing an ſich zu kräuſeln. Jetzt ſaß meine Frau ganz kraftlos da, und ſtarrte in das Meer hinunter, das ihr die Freude ihres Lebens entriſſen hätte.

Der Wind nahm zu. Ich wollte ſie bereden, in das Haus am Abhange des Hügels zu gehen, worin die Neugierde eine Menge Menſchen verſammelt hatte: ſie ſchüttelte aber langſam den Kopf. „Liebe Frau," ſagte ich endlich; „der Wind wird dir ſchaden." Sie erwiederte: o, wie kann ich hier an mich denken!

Nachmittags kamen endlich die Schiffe, und ich fürchtete noch eine ſehr ſchmerzliche Scene; es war mir daher recht lieb, daß mehrere von den anweſenden Leuten ſagten: bei dem Weſtwinde dürften die Schiffe nicht anlegen. Je näher die Schiffe kamen, deſto ſtärker wurde der Wind. O Gott! rief meine Frau ſehr ängſtlich; welch ein Sturm!

Doch alle Anweſende verſicherten, der Wind ſey gut und glücklich.

Die Schiffe legten nicht an, ſondern fuhren weiter. Meine Frau blieb ſitzen, bis ſich endlich auch das letzte Segel in dem grauen Dunſte verlor. Ich wollte noch dieſen Abend nach Stade zurückfahren; ſie war aber ſo matt, daß ſie die Nacht über in dem Dorfe bleiben mußte. Erſt am folgenden Morgen war ſie fähig, die Reiſe zu machen. Ich zitterte, als ich ſie mit ſolcher Kälte, mit ſolcher ſtummen Verzweiflung ſitzen ſah, und dankte Gott, als Friedleben, der die Schiffe bis in das offne Meer hinaus begleitet hatte, endlich zurückkam. Er brachte meiner Frau ein Paar Zeilen von Karln mit, und ſagte: ich wette, die brauchen keine drei Monate zu der Fahrt nach Madras. Beſſere Segler habe ich in meinem Leben nicht geſehen.

Wir fuhren traurig wieder zurück. Da Pahlens Dorf nicht weit aus dem Wege lag, ſo machte Friedleben meiner Frau die Freude, ſie, gegen alle ihre Erwartung, zu der geliebten Eliſabeth zu bringen.

Elternfreude.

Vor dem Dorfe ließen wir den Wagen die Landſtraſſe weiter fahren, und gingen den kürzeren Fußſteig. „Woran denken Sie?“ fragte ich Friedleben. — Als wir das erſte Mal hier waren, flüſterte er mir ins Ohr, klebte ich Pahlen einige Löcher in den Wänden zu; dieſes Mal will ich die Wunden in ſeinem Gewiſſen aufreiſſen, um ſie dann wieder zu heilen. Ich ſinne auf eine Predigt, die ich dem jungen Manne halten will. — Er mußte mir die Hand darauf geben, daß er es bis morgen aufſchieben wollte. Wir ſchlichen uns an das Haus, und ſahen durch die offen ſtehende Stubenthür unſre Eliſabeth, die uns gar nicht bemerkte, in einem ſehr reinlichen, aber höchſt einfachen Anzuge, ohne allen Putz, an einem Spinnrade ſitzen. Ihr älteſtes Kind ſaß neben ihr am Boden, und horchte auf ein Lied, das ſie ſang; das zweite lag neben ihr in der Wiege.

Mehr! mehr! rief das Kind, ſo oft ſie eine Strophe geendigt hatte; und ſie ſing, mit dem Ausdruck der Mutterliebe im Geſichte, aufs neue an. Eliſabeth! rief endlich meine Frau in die Thür, und ſtreckte ihr die Arme entgegen. Jetzt ſprang die geliebte Tochter auf, und lag ſogleich in unſern Armen.

Das Zimmer war ſehr rechtlich für eine kleine Landökonomie eingerichtet, und der ehemalige falſche Prunk faſt gänzlich verſchwunden. Wir, Friedleben und ich fürchtete, daß Noth die Veränderung bewirkt hätte; doch Eliſabeths Heiterkeit bewies das Gegentheil. Sobald die Umarmungen vorüber waren, zeigte ſie ſich als Mutter. Sie nahm ihr Kind auf, brachte es uns, und ſagte eine Stelle aus einem Engliſchen Dichter, die wir einmal (und ſie ſelber mit) als eine Ziererei getadelt hatten: „ich habe mein Weſen verdoppelt; jetzt ſchlagen zwei Herzen in Liebe für Sie!“ Von ihr, mit Thränen in den Augen geſagt, ſchien es, als wäre das die Sprache der Natur. Ich nahm das Kind auf meine Arme, und ſegnete es mit Vaterliebe.

Mit jeder Viertelſtunde ſahen wir immer deutlicher, daß hier eine große Veränderung vorgegangen war. Der Kammerdiener kam, nicht mehr in einem Kleide mit goldbeſponnenen Knöpfen, ſondern in einem bequemen Rocke, an dem man die Spuren der Arbeit ſehen konnte. Friedleben ging hinaus, lief im Hofe umher, und ſah in alle Thüren. Nach einer Weile kam er wieder, und ſagte mit dem freundlichſten Geſichte: jetzt, liebe junge Frau, gefällt es mir bei Ihnen; denn ich weiß, Sie ſind glücklich. Wann kommt Vahlen wieder? (Sie wußte es nicht genau.) Ich hatte eine Predigt für ihn in Bereitſchaft, die nun, dem Himmel ſey Dank, nicht mehr nöthig iſt.

zwei Weiber zu nehmen! Nicht aus Wolluſt, ſetzte er hinzu, thu' ich dieſen Wunſch, das weiß der Himmel; auch nicht aus Stolz, wie ein unedler Slave: nein, aus dem edlen Verlangen, eine reine Celtin zu retten. Er beſchäftigte ſich mit den Mitteln, es möglich zu machen, und ſo kam er immer weiter von Berlin und der geliebten Auguſte.

Ende des zweiten Theils.

Druckfehler:

Seite 51. Z. 16. Das ? muß ein . ſeyn.
98. = 2. Ihren lies Ihrem.
130. = 12. hatte l. hat.
271. = 15. ſchwarzes Haar und Augen l. ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen.
314. = 7. ihrem l. Ihrem.
474. = 12. ein Paar l. einem Paar.
511. = 12. die ſie l. die Sie.

Einige andre Kleinigkeiten wird der Leſer gefälligſt ſelbſt verbeſſern.

Eliſabeth lächelte, als ſähe ſie den Himmel offen, und ſagte, mit ausgebreiteten Armen: ja, ich bin glücklich! Doch ſie ließ die Arme ſogleich wieder fallen, und ſenkte den Blick zu Boden, als wollte ſie ſagen: mein Glück macht mich nur demüthiger. Lieber Vater, fuhr ſie nach einigen Sekunden fort; ich wußte gewiß, daß ich einmal glücklich werden müßte: denn mein Mann liebt mich, und er iſt gut. Nur fürchtete ich, die Noth oder die Reue würde es bewirken. Aber nein; ich verdanke es ganz allein dem edlen Herzen meines Mannes. O, er iſt ſo gut! ſo gut! und ich bin ſo glücklich!

Die fromme Eliſabeth beugte ihre Kniee an die Wiege ihres Kindes, als wollte ſie es aufnehmen; aber ein Blick, den ſie verſtohlen in die Höhe warf, und ihre Hände, die ſich auf der Bruſt des Kindes falteten, ſagten mir, was ſie in dieſem Augenblicke dachte.

Abends erzählte ſie uns — ein wenig verworren, weil alles ihrem guten Manne zum Lobe gereichen ſollte, die Geſchichte ſeiner Bekehrung. Auch der Kammerdiener gab am nächſten Tage ſeinen Beitrag zu der Erzählung, und ſo bekam ſie denn mehr Licht und Zuſammenhang. Der alte Mann ſieht, daß ſich die junge Frau unter Sorgen quält, und nimmt ſich einmal die Freiheit, ſeinem jungen Herrn Ermahnungen zu geben. Pahlen findet das um ſo unzeitiger, da er ſich einbildet, ſeine Haushaltung ſey in der beſten Ordnung. Er antwortet mit Kälte. Der Alte, den das verdrießt, wiederholt ſeine Ermahnungen, und zwar ſchärfer. Pahlen verweiſt ihm mit Härte ſeine Unbeſcheidenheit, und jetzt eben trat Eliſabeth in das Zimmer. Der Alte ſchweigt, ſchüttelt den grauen Kopf, und geht betrübt hinaus.

Eliſabeth ſieht ihm nach, wirft einen Blick auf Pahlen, der finſter da ſteht, und ſagt: lieber Mann, ſo ſollte der ehrwürdige Alte dich nie verlaſſen! Pahlen antwortet verdrießlich: freilich nicht; er ſollte aber auch nicht vergeſſen, daß er ein alter Domeſtik iſt, dem wir viel zu gute halten. — Eliſabeth kann es nicht ertragen, daß Pahlen dem alten Manne dieſen Vorwurf macht. Sie antwortet ſanft: das thut er auch nicht, lieber Mann, gewiß nicht! Pahlen ſtreichelt ihr lächelnd die Wange, und ſagt: gutes Weib! Doch ſein Lächeln ſcheint zu verrathen, daß er nicht glaubt; und nun hebt ſie wieder an: wenn du wüßteſt, Pahlen, was dieſer Mann thut; er würde nicht ſo von dir gegangen ſeyn!

Was thut er denn? fragt Pahlen dringend. Eliſabeth geräth in Verlegenheit, und nun wird ihr Mann noch dringender. Sie will ausweichen, verwickelt ſich aber immer mehr. Endlich erfährt er, daß der alte Mann nicht nur kein Gehalt bekommt, ſondern zeither auch wohl, ſelbſt ohne Eliſabeths Wiſſen, manches Nothwendige von ſeinem Erſparten bezahlt hat.

Warum giebſt du das zu? fragt Pahlen mit dem Ernſt eines Beleidigten, und ruft ſogleich den Alten, ehe Eliſabeth, die in der größten Verwirrung iſt, es hindern kann. — [illegible] weiß jetzt, ſagt er ernſt, aber gütig, woher deine Anmerkungen über mich kamen, guter Menſch. Das ſoll nicht länger ſo ſeyn! Ich will mich lieber behelfen, damit du nicht klagen kannſt. Wie oft haſt du dein Monatsgehalt ſtehen laſſen? — Hm! hm! erwiederte der Alte; Anmerkungen! Wenn Ew. Gnaden glauben, daß ich mir darum Anmerkungen erlaubt habe, weil die gnädige Frau mir meine Gage aufhebt, ſo irren Sie Sich. Ich wollte Denſelben mein Blut aus dem Herzen geben; aber ich kann es nicht mehr mit anſehen, wie die gnädige Frau ſich abmartert und abſorgt, indeß Sie thun, als ob . . . —

Abmartert? abſorgt? fragt Pahlen mit einem Blicke auf Eliſabeth. Was iſt das? wofür ſorgſt du?

Du weißt ja, lieber Mann, wie der gute Alte iſt! Daß ich manche Arbeit ſelbſt verrichte, das nennt er abmartern. — Der Alte ſchüttelt den Kopf, als wolle er widerſprechen. Nun, ſo rede du! ſagt Pahlen zu ihm. Die gnädige Frau, — antwortet der Alte, ohne ſich an Eliſabeths Winken mit den Augen zu kehren — entzieht ſich alles. Guter Gott! Alles! ſage ich; um nur Sie nicht merken zu laſſen, wie übel es mit Ihnen ſteht.

Ich ſchone die Kleider, die du mir ſchenkeſt, fällt Eliſabeth ein; ich ändere das eine, und färbe das andre, wenn du glaubſt, es iſt ein neues. Das Geld, das du mir zu einer Haube ſchenkſt, gebe ich in der Wirthſchaft aus, und ſtecke eine alte Haube um, daß ſie wie neu ausſieht. Das ſind die Wunderthaten alle, die er meint. Kleinigkeiten; es iſt nicht der Mühe werth, davon zu reden.

O, das iſt noch nicht Alles! ſagte der alte Kammerdiener.

Nun ja, fällt Eliſabeth ein. Ich bin fleißig, entziehe mir wohl eine Stunde Morgenſchlaf, und ſo weiter. — Eine Stunde murmelt der Alte. Manche halbe Nacht! Es geht mir durch das Herz. Nein, ich kann nicht länger ſchweigen. Wenn der Herr Baron abweſend ſind — Nun denn, ſagt Eliſabeth; ich eſſe gern einfach. Wozu ſoll mein Mann das wiſſen? — Einfach! lieber Gott! das Geſinde hat es beſſer, als die gnädige Frau. Ich habe nicht einen Biſſen hinunter bringen können, wenn ich Sie ſo darben ſah, damit der gnädige Herr nur ſeinen Willen hätte. Kurz, wäre die gnädige Frau nicht, wir würden längſt zu Grunde gegangen ſeyn. Die Briefe mit Geld . . . —

Welche Briefe mit Geld? fragt Pahlen erſtaunt. Eliſabeth wirft ſich an ſeine Bruſt, und die Thränen dringen ihr aus den Augen. Welche Briefe? fragt Pahlen noch einmal.

Kleinigkeiten von meinen Eltern, zu meinen Geburtstagen. Du weißt ja, wie ſehr ſie mich lieben.

Hm! hm! ſagt der Alte: ich hätte die Thränen nicht ſehen müſſen, die Sie bei den Briefen weinten. Freudenthränen waren es nicht. Und wenn es Noth thäte, ſo wollte ich nichts ſagen; aber es könnte anders, er könnte beſſer ſeyn. Wer weiß, wie das Geld zuſammen gedarbt iſt, das hier zu überflüßigen Dingen verwendet wird! (Pahlen fühlt ſich von dieſem Vorwurf tief getroffen, und ſchweigt, mit niedergeſchlagenen Augen.) Wenn die gnädige Frau ein neues Kleid anzogen, lieber Gott! es war, als ſollten Sie ein Marterhemde anziehen; denn in der Eltern Hauſe, oder wo das Geld ſonſt hergekommen iſt, mußten ſie es ſich erſt abdarben.

Pahlen reicht ſeiner Frau die Hand, und ſagt betrübt: Eliſabeth, ſo wenig verdiene ich dein Vertrauen!

O, lieber Mann, ich ſtellte dir in der erſten Zeit ja oft vor, daß es ſo nicht ginge; du ſchienſt es aber nicht zu glauben, und wurdeſt verdrießlich, wenn ich davon anfing. Das Geld, das wir ſo nöthig zum Unterhalt brauchten, gabſt du für andre aus. Ich that, was ich konnte, um dir meine Sorgen, und bisweilen auch wohl einen kleinen Mangel, zu verbergen. — Und ſchwiegeſt, Eliſabeth! — Nein, ich erinnerte dich ja oft an Friedlebens Rath, und verhehlte dir nichts als meine Sorge. Ja, lieber Mann, ich habe mit Thränen von Auguſten Unterſtützung angenommen, weil ich fühlte, daß ſie meinen armen Eltern, und nicht uns, gehörte. Lies nur, was Auguſte mir darüber geſchrieben hat.

Sie holte Auguſtens Briefe, und gab Pahlen einige davon. Um meinetwillen alſo, ſagte Pahlen, als er ſie geleſen hatte, iſt ſie aus dem väterlichen Hauſe gegangen? — Er wollte jetzt Alles wiſſen, und Eliſabeth verſchwieg ihm nichts mehr. Als er Auguſtens und unſre Briefe geleſen hatte, und als Eliſabeth geſtand, daß ſie glaubte, wir hätten den Gewinn in der Lotterie nur erdichtet; da rief er: iſt es möglich! O Gott! kann auch ein guter Menſch ſo blind ſeyn! . . . Liebe Eliſabeth! nun wollen wir glücklich werden! Er warf ſeinen Rock mit den goldenen Epaulets ab, und wollte ſich auf der Stelle wie ein Bauer kleiden. Eliſabeth hatte Mühe, den feurigen Mann, der alles mit Ungeſtüm that, von dem raſchen Schritte abzuhalten. Laß uns, ſagte ſie, die Aenderungen, die wir nöthig finden, nach und nach vornehmen.

Nein, Eliſabeth, erwiederte er; wer nicht den Muth hat, ſogleich die Sklavenkette der Thorheit zu zerbrechen, der trägt ſie ewig.

Die ſchönſten Triumphe der Tugend ſind die, welche niemand bemerken kann. Der Entſchluß zum Guten iſt ja nicht unſer Ziel, ſondern das Gute ſelbſt; und das erreicht man nur langſam, lieber Pahlen.

Nein, Eliſabeth, wir wollen als Bauern leben, weil es ſo beſſer iſt. Sieh, dieſe Kleidung...

Iſt dein, und bezahlt, lieber Mann, folglich die wohlfeilſte, die du jezt tragen kannſt. Wir wollen ja ſparen; nun, ſo laß uns damit anfangen, daß wir unſre Kleider und alles was wir haben, ſo lange gebrauchen, als möglich.

Eliſabeth fing noch heute an, die nothwendigſten Aenderungen in der Haushaltung vorzunehmen. Sie führte nun förmlich die Aufſicht über die Kühe und die Milch, was ſie vorher nur unter der Hand hatte thun dürfen. Ihre Kleidung wurde mit jeder Woche einfacher, und das Haus gewann allmählich das Anſehen eines reichen Bauergutes. Ein Kabinet bei dem Wohnzimmer, das Pahlen ihr Boudoir nannte, machte ſie zu einer Milchkammer, und in Kurzem lohnte ſie einen Knecht und eine Magd ab. Pahlen merkte bei dem Allen kaum, wie ſehr ſich ſeine Wirthſchaft verändert hatte, da Eliſabeth dem Neuen immer das Anſehen des Alten zu geben wußte. Er war jezt unter den Geſchäften des Ackerbaues, die er mit vielem Eifer trieb, ſogar glücklicher, als vorher bei ſeinem müßigen Leben; denn Eliſabeth verſüßte ſie ihm durch Liebe. Sie beſuchte ihn, mit ihrer Arbeit in den hand, auf dem Felde, wenn er bei den Pflügern war, oder ſie brachte ihm in einem Körbchen das Frühſtück, und genoß es mit ihm unter dem Schatten eines Baumes.

Pahlen hatte ſeine Aenderungen nicht in der Stille gemacht, und nun hielt ihn die Scham ſo lange bei ſeinen Beſchäftigungen feſt, bis ſie ihm zur Gewohnheit geworden waren, und bis er wirklich Geſchmack am Landbau gewonnen hatte. Er bat übrigens ſeine Eliſabeth, ſie möchte uns nichts ſchreiben, damit er die Freude hätte, uns nach Jahr und Tag, wenn wir ihn einmal beſuchten, zu überraſchen.

Die Stürme meines Lebens (ſo ſchloß Eliſabeth ihre Erzählung) ſind vorüber, und die Erinnerung an eine überſtandene Gefahr iſt ja ein Vergnügen.

Meine Frau ſah mich an, und ich verſtand ihren Blick. „Auch Karls Stürme werden vorübergehen,“ ſagte ich; „und wie lange noch, ſo ſagen wir zu ihm mit frohem Herzen: willkommen!“

Das nunmehrige Glück unſrer Eliſabeth machte aber unſre Sorge für Karln in der That noch bitterer. So viel uns Friedleben auch ermahnte, der Gegenwart zu genießen, ſo ſagte ich oder meine Frau doch öfters: jetzt wären wir im Stande, für den armen Jungen viel zu thun! Selbſt Eliſabeth könnte nun die Freude haben, ihn zu unterſtützen. Ach, ſeufzte meine Frau; wir hätten damals mehr Vertrauen auf Gott haben ſollen! — Recht, erwiederte Friedleben, der einen Vorwurf in dieſen Worten fühlte: recht, als ich auf die Predigt ſtudierte, die Bahlen halten wollte! Gott hat meine Buß- und Strafpredigt nicht gebraucht; er hat geſegnet, wo ich fluchen wollte. Wir erkennen unſre Fehler, liebe Mutter, wie es recht iſt; und Gott wird mich ja behüten, daß ich nicht einmal wieder in den meinigen falle, ſondern Gutes thue, ohne erſt große Pläne zu machen. Wir hätten damals mehr Vertrauen haben ſollen; das heißt doch wohl: wir wollen es jetzt haben. Nun denn, dazu helfe Ihnen der Himmel! Karl iſt jetzt ſo gut unter der Segenshand Gottes, als er es in Halle oder Göttingen geweſen wäre. Damals, ſagen Sie; warum nicht auch jetzt?

Damals, ſagte meine Frau, war es anders; denn wir ſehen ja, daß alles gut gegangen wäre, wenn wir gewartet hätten.

Recht! erwiederte Friedleben. Nun, ſo wollen wir wieder warten, bis alles gut geht; denn das heißt ja Vertrauen.

Am folgenden Morgen mußte uns Eliſabeth am Klaviere vorſingen, und wir vergaſſen darüber alle unſre Sorgen. Doch auf einmal ſtürzte der Kammerdiener in das Zimmer, und rief uns ſehr ängſtlich zu: um Gottes willen! da kommt der alte Herr Baron, der Onkel des jungen gnädigen Herrn! Eliſabeth ſtand zitternd vom Klaviere auf. Meine Frau erſchrak, und ich ſelbſt verlor allen Muth; denn was uns Pahlen von der Heftigkeit und dem Hochmuthe ſeines Oheims erzählt hatte, würde wohl auch einen Mann, der muthiger geweſen wäre, als ich, verlegen gemacht haben.

Friedleben, der Eliſabeths Sohn auf dem Schooße hatte, blieb ohne alle Zeichen von Furcht ganz ruhig ſitzen. Was thun wir? ſagte Eliſabeth ängſtlich. Ach, wenn doch mein Mann zu Hauſe wäre! — Gott ſey uns gnädig! rief der Kammerdiener; der Wagen fährt ſchon um den Garten! . . . Ob die gnädige Frau ihm wohl entgegen gehen müſſen? — Das muß die gnädige Frau nicht, lieber Alter; denn ſie iſt eine Dame, ſagte Friedleben ruhig. Als Frau vom Hauſe kann ſie es indeß wohl thun.

So eben fuhr der Wagen, und der Oheim ſtieg aus; doch wir rührten uns nicht von der Stelle. Nur der Kammerdiener ging mit tiefen Verbeugungen dem Baron entgegen, der ihn ſogleich mit einer rauhen Stimme fragte: „ſind ſie hier zu Hauſe?“

Nur die gnädige Frau.

„Allein?“

Die Eltern der gnädigen Frau ſind hier.

„Alſo der Pfaffe! Nun, das iſt mir lieb! — —

Bei dem Worte Pfaffe drängte ſich meine Frau vor mich, als wollte ſie mich beſchützen. „Seid doch ruhig, Kinder," ſagte ich leiſe; „es iſt ja nur ein Menſch! Habt doch Vertrauen auf Gott!" — Schlechter, erwiederte Friedleben lächelnd, habe ich das Vertrauen auf Gott in meinem Leben nicht anbringen hören. Sie werden machen, daß Ihre Tochter allen Muth verliert. Ruhig, liebe Eliſabeth! Sie ſind die Gemahlin des Barons von Pahlen. Vergeſſen Sie das nicht!

Hier ſtieß der Baron, der prächtig gekleidet war, und einen Stern auf der Bruſt hatte, die Stubenthür auf, und trat mit Ungeſtüm in das Zimmer. Er blieb nahe an der Schwelle ſtehen, und ſah uns rings umher an. „Sind Sie die Paſtorentochter?" fragte er endlich. (Eliſabeth machte eine Verbeugung.) „Und der da?" (Er zeigte mit ſeinem Rohre auf mich.) — Das iſt mein Vater, antwortete ſie zitternd. „Und die da, wohl die Frau Mutter; . . . Nun, ſo hab' ich ja die ganze Sippſchaft beiſammen . . . Und der da?" Er zeigte mit dem Rohre auf Friedleben.

Friedleben, der ihm den Rücken halb zugedrehet hatte, wendete nun den Kopf ein wenig, ſah ihm ins Geſicht, und ſagte: ich bin ein Mann! Und, — er wendete ſich an Eliſabeth, indem er mit der Pfeife, die er gerade rauchte, auf den

Baron zeigte: wer iſt denn der da, liebe Eliſabeth, der hier ſo examinirt? Eliſabeth warf einen bittenden, und der Baron einen wüthenden Blick auf Friedleben; er ließ ſich aber nicht aus ſeiner Faſſung bringen, und fing ſogleich wieder an, das Kind zu ſchaukeln.

„Iſt mein unwürdiger Neffe nicht zu Hauſe?“ fragte der Baron wieder, ohne ſich an Jemand unter uns beſtimmt zu wenden. Alles ſchwieg. „Werde ich Antwort bekommen, junge Frau?“ fragte er endlich. Eliſabeth hatte allen Muth verloren; daher ſagte ich: mein Schwiegerſohn iſt verreiſt.

„Ihr Schwiegerſohn? . . . Ich rathe Ihnen, meinen Neffen nicht noch einmal ſo zu nennen!

Friedleben fing in einen ſehr komiſchen Tone an: des Herrn Predigers Schwiegerſohn, der junge Baron Pahlen iſt nicht zu Hauſe.

Der Baron ſah Friedleben von der Seite unwillig an, warf ſich in den Sofa, und ſagte endlich: „in der That, ich bin hier in übler Geſellſchaft.“

Ich bedaure Sie und uns, Herr Baron, ſagte Friedleben, der wieder ganz ruhig mit dem Kinde ſpielte: wir gleichfalls.

„Was?“ rief der Baron, und ſprang auf. (Friedleben ſetzte nur das Kind auf den Boden; er ſelbſt blieb ruhig ſitzen.) „Welche Geſellſchaft meinen Sie?“

Die Ihrige, antwortete Friedleben kalt. Oder meinen Sie wirklich, Ihre Geſellſchaft wäre der jungen Frau und ihren Eltern angenehm?

„Das ſoll ſie auch nicht ſeyn. Glauben Sie etwa“ (ſo wendete er ſich an mich), „es wäre mir gleichgültig, daß Sie Ihre Tochter an meinen unbeſonnenen Neffen verkuppelt, und dadurch meinen Namen beſchimpft haben?“

Friedlebens ruhige Kälte hatte mir wieder einigen Muth gemacht. Ich ſagte: „Herr Baron, ich muß Sie bitten, Ihre Worte beſſer zu wählen. Sie reden von Kuppeln. Ich habe meine Tochter nur wider Willen an Ihren Neffen verheirathet.“

„Wider Willen?“ fragte er höhniſch: „ſo müßte ich mir ja die Verwandtſchaft mit Ihnen wohl gar für eine Ehre rechnen? . . . Ich habe der Thorheit lange genug zugeſehen. Die Leidenſchaft, auf die mein Neffe ſich berief, wird ja nun wohl verraucht ſeyn. Was Sie hofften, mein Herr Prediger, das geſchieht nicht. Sie glaubten, Ihre Tochter ſollte den reichen Baron Pahlen bekommen; er iſt und bleibt aber der arme. Indeß, wenn die junge Frau vernünftig ſeyn will, ſo ſoll es mir auf einige tauſend Thaler nicht ankommen. Eine Scheidung . . . —“

Eliſabeth bezeugte ihren Abſcheu vor dieſer Niederträchtigkeit. Ich fiel ein: „mein Herr, wir ſind nicht adelig; das giebt Ihnen aber nicht das Recht, uns zu beſchimpfen. Und wenn Sie ſo fortſahren . . ."

„Nun? was dann? was dann, Herr Schwarzrock?" fragte er höhniſch, und trat einen Schritt auf mich zu. Ich verlor meinen Muth zur Hälfte wieder; doch, da ich ſah, welches Uebergewicht Friedleben durch ſeine Kälte und Entſchloſſenheit hatte, ſo nahm ich meine Kräfte zuſammen, und ſagte, freilich ein wenig zitternd: „Sie finden uns verächtlich, Herr Baron; ich weiß aber nicht, wer hier der Verächtlichſte iſt."

„Was?" rief er; „Herr, ſagen Sie das noch einmal! Was wiſſen Sie nicht?" Sein Geſicht brannte, ſeine Augen funkelten. Ich ſchwieg; und er fragte noch einmal: „was wiſſen Sie nicht?"

Friedleben, der wöhrend deſſen langſam neben mich hingetreten war, hob an, er weiß nicht, Herr Baron, wer hier der Verächtlichſte iſt.

„Hölle und Teufel!" rief der Baron ohne Friedleben anzuſehen: „Sie ſind unglücklich, wenn Sie das noch einmal ſagen!"

Ich weiß nicht, ſagte Friedleben, wer hier der Verächtlichſte iſt.

„Ich bitte Sie, mein Herr, ſich zu mäßigen.

Mit Ihnen habe ich nichts zu ſchaffen, ſondern nur mit dem Schwarzrocke da."

Wahrſcheinlich, ſagte Friedleben, weil Sie einem farbigen Rocke nicht trauen. Herr Baron, ich wollte des Spaßes wegen, den es vielleicht gäbe, Sie könnten die Grauröcke noch weniger leiden, als die Schwarzröcke.

„Ihr Wunſch kann erfüllt werden, Herr Graurock! Hüten Sie Sich!"

Was wollen Sie denn eigentlich hier, Herr Baron? fragte Friedleben mit einem ſtarren Blick auf ihn. Ich bin, ſo lange Ihr Neffe abweſend iſt, Beſchützer ſeiner Gemahlin; und von dieſem Augenblicke an werde ich Ihnen keine Beleidigung mehr überſehen.

„Wer ſind Sie denn, daß Sie einen ſo hohen Ton annehmen?"

Ein Mann, der allenfalls den Schulzen im Dorfe zu finden weiß, wenn Sie nicht artiger werden.

„Wie? Man drohet? hier in dieſem Hauſe? Dies Geſind . . ." — Er ſprach das Wort nicht ganz aus, weil Friedleben ihn ſtarr anſah — „man wagt es, mir zu drohen?"

Nun kein Wort mehr! rief Friedleben; oder ich zeige Ihnen, daß ich mehr kann, als drohen. Was wollen Sie?

Ein wenig beſtürzt erwiederte der Baron: „ich bin hier, um dem Menſchen, der meinen Namen hat, anzukündigen, daß er nicht mehr auf mich rechnen ſoll. Mein Vermögen gehört von nun an den Verwandten meiner Frau.“

Haben Sie das gehört, Eliſabeth? fragte Friedleben ernſt.

Ja.

Bekümmert es Sie?

Nein. Er ſtöre nur unſer Glück nicht: das iſt Alles, was wir uns wünſchen.

Sie hören, Herr Baron, ſagte Friedleben immer ernſter, man achtet hier Ihr Geld eben ſo wenig, als Ihre Drohungen.

„So?“ hob der Baron grimmig wieder an. „Nun, ich hoffe bald das Recht zu haben, hier den Herrn vom Hauſe zu ſpielen. Sagen Sie doch Ihrem Herrn Gemahl, meinem würdigen Neffen, er möchte ſich einer gewiſſen Verſchreibung erinnern. Hat er davon nie etwas erwähnt?“

Eliſabeth erblaßte, und ſagte zitternd: er erzählte mir einmal davon; aber dabei ſetzte er hinzu, Herr Baron: Sie würden es nie wagen, ihn, den Sohn Ihres Bruders, ſo ungerecht zu behandeln.

Was iſt denn das, liebe Eliſabeth? fragte Friedleben.

„Nichts weiter," antwortete der Baron höhniſch, als daß dieſes Gütchen, auf welches man ſo trotzt, mein Eigenthum iſt."

Sie frage ich nicht, ſagte Friedleben; ſondern die Frau Baronin. . . . Was iſt denn das, meine Liebe? Reden Sie dreiſt.

Mein Mann hat, als er auf Reiſen gegangen iſt, dem Herrn Baron bei einer Art von Scherz dies kleine Gut verſchreiben müſſen: zwar mit allen gerichtlichen Formen, aber doch nur zum Scherz, ſagte mir mein Mann beſtimmt.

„Ich ſcherze in ſolchen Fällen nie," ſagte der Baron höhniſch. „Mein Neffe mag geglaubt haben zu ſcherzen; mir aber war es völliger Ernſt."

Mein Mann, nahm Eliſabeth wieder das Wort, glaubte um ſo weniger, daß Sie jemals dieſen Scherz zu ſeinem Nachtheile anwenden könnten, da er Ihnen erſt vor Kurzem ein Dokument geſchickt hat, das Ihnen ſehr wichtig war. (Pahlen hatte das Dokument aus den Händen gegeben, das die Betriegerei ſeines Oheims unwiderſprechlich erwies.)

„Das war es mir auch," ſagte der Baron lachend; „ſehr wichtig, weil ich nun erſt jenes ſcherzhafte Dokument gebrauchen kann, wie ich will. Sehen Sie, mein Herr Beſchützer," (ſo wendete er ſich an Friedleben) „auch noch etwas

Andres will ich hier: meine Rechte auf dieſes Gut gültig machen.“ (Meine Frau faßte zitternd nach meiner Hand, und ich konnte ſie ihr vor Schrecken kaum drücken.) „Man ſollte doch nicht eher triumphiren, als bis man geſiegt hätte! . . . Jetzt bin ich Ihnen doch höflich genug?“

Herr Baron, ſagte Friedleben, ſo gerührt, wie ich ihn nie geſehen hatte — Sie haben das Schickſal einer ganzen Familie in Ihrer Gewalt. In den Adern dieſer lächelnden Kinder fließt das Blut Ihres Vaters, und Ihres Bruders, eines ſehr edlen Menſchen.

„Sehr edel!“ erwiederte der Baron. „Er heirathete nicht vernünftiger, als mein Herr Neffe; und mein Vater ſtarb aus Gram über ihn.“

Herr Baron, Sie ſcherzen. Es iſt nicht möglich, daß ein Menſch ſo grauſam ſeyn kann, beſonders wenn das wahr iſt, was die Aeuſſerungen Ihres Neffen andeuten.

„Was denn? Er hüte ſich ja, etwas anzudeuten!“

Nein, Sie können Ihre nächſten Verwandten nicht ſo dem hülfloſeſten Elende Preis geben.

„Bemühen Sie Sich nicht weiter, mein Herr Beſchützer! Jetzt kommt Ihre Höflichkeit zu ſpät. Ich habe der jungen Frau dort einen Antrag gemacht.“

Eliſabeth unterbrach ihn ſtolz: ich bitte Sie, zu ſchweigen. Nehmen Sie das Gütchen, nehmen Sie Alles, was wir haben. Unſre Hände werden uns ernähren. Gott ſey Dank, daß mein Mann arbeiten kann! Ich werde dennoch glücklich ſeyn.

Friedleben ſagte: ja, das wirſt du, meine Tochter! Du haſt ein Herz, alles zu entbehren, nur nicht Liebe und Tugend. Er nahm das Kind auf, hielt es dem Baron hin, und ſagte: erbarmen Sie Sich dieſes Kindes! — Der harte Mann wendete das Geſicht ab, und hielt die Hand ſeitwärts, als wollte er das Kind von ſich ſtoſſen. Nimm dein Kind! rief Friedleben; er iſt nicht barmherzig, und verdient alſo keine Schonung. Nun trat er mit gluhenden Augen vor den Baron hin, und ſagte: Sie ſind ein Unmenſch, Herr Baron!

„Mein Herr, jetzt iſt die Reihe an mir. Hüten Sie Sich, daß Sie mich nicht in Hitze bringen!"

Das will ich eben; zehnmal will ich es, um Sie zehnmal mit Furcht wieder abzukühlen. Sehen Sie, Herr, der Unredliche fürchtet ſich immer, ſelbſt wo er das Recht auf ſeiner Seite hat. Alſo, Sie ſind ein Unmenſch, ein Betrieger! — Ich erſtarrte, als ich das hörte, und hielt Friedleben für raſend. Der Baron fuhr wüthend auf ihn los; Friedleben ſagte ihm aber: erinnern Sie

Sich wohl des Advokaten Schummel? Jetzt erblaßte der Baron, und in ſeinen Augen war eine Miſchung von Wuth und Schrecken. „Wir werden einander weiter ſprechen!" ſagte er endlich, und wollte aus dem Zimmer.

Friedleben vertrat ihm den Weg. Siehſt du grauſamer Unmenſch, daß ich mich darauf verſtehe, ſolche Herzen, wie du eins haſt, zu treffen? . . . Ich bin kein großer Herr; aber, was ich weiß, iſt mir etwas werth: denn, Herr Baron, es giebt Sie in meine Hände. — Der Baron warf forſchende Blicke auf ihn, verſuchte dann eine gleichgültige Miene zu machen, und ſagte: Sie ſind auch der Mann dazu, mich in Furcht zu ſetzen!"

Wir wollen ſehen, Herr Baron. Ich war bei Schummel, und faßte ihn gerade an dem Flecke, wo man ſolche Böſewichte faſſen muß, nicht bei dem Gewiſſen, nicht bei der Furcht vor Gott oder dem Teufel, ſondern bei der Furcht vor Ketten oder dem Galgen.

„Ha! ha! ha! Den faßte man nur mit Gelde."

Das iſt die zweite Handhabe des Böſewichts; aber, daß ich die erſte richtig faßte, ſollen Sie gleich hören. Er holte die rothe Korduan-Mappe hervor. . . . Warum werden Sie denn ſo blaß, Herr Baron? . . . Sie ſehen, daß ich die zwei Handhaben kenne, bei denen man ſolche Menſchen,

wie dieſer Schimmel, angreifen muß. Er bewilligte Alles, was ich verlanget. Und auch Sie werden das thun, Herr Baron! . . . Liebe Eliſabeth, laſſen Sie doch ſogleich den Gerichtshalter rufen! Er ſoll ein Paar Zeugen mitbringen. Eilen Sie! — Eliſabeth ging hinaus; wir, ich und meine Frau ſtanden in groſſem Erſtaunen da, weil wir Wunder zu ſehen glaubten.

„Was wollen Sie von mir?" fragte der Baron ſehr kleinlaut . . . „Sie dürfen nicht mit mir ſpielen," ſetzte er ſtolz hinzu; „denn was Sie denken, mein Herr . . ."

Was glauben Sie denn, daß ich denke? Soll ich Ihnen ſagen, was Sie denken? Sie denken: wie weiß dieſer Teufel das? was mag er wohl noch ſonſt wiſſen?

Der Baron warf ſich auf einen Stuhl, und legte nachläſſig ſeinen Stockknopf an den Mund; doch das Wechſeln ſeiner Farbe zeigte den Sturm in ſeinem Innern. Er ſtand endlich trotzig auf, und ſagte: „ich gehe. Thun Sie, was Sie wollen, mein Herr. Ich fürchte Sie nicht; aber bringen Sie es nicht dahin, daß ich Sie nöthige, mich zu fürchten."

Ich bin ein ehrlicher Mann, antwortete Friedleben; und der fürchtet nichts als ſein Gewiſſen — Sie gehen nicht!

„Wer wird es mir wehren?" fragte der Baron, und ging an die Thür.

Ueber das erſte Dokument in der rothen Mappe, von dem Grafen Braun unterzeichnet, erſtaunte ich.

Der Baron blieb ſtehen, und blickte finſter zu Boden. Dann fragte er ſcheu: „ſind Sie ein böſer Geiſt?"

Sie bleiben, Herr Baron, und bewilligen, was ich verlangen werde.

Der Gerichtshalter kam mit einigen Zeugen, und Friedleben ſagte: nehmen Sie ein Inſtrument auf, das dem Baron Pahlen, dem Gemahl der jungen Frau hier, zwanzig tauſend Thaler, nach vierzehn Tagen zu heben, von dieſem Herrn, dem Baron Pahlen zuſichert.

„Zwanzig tauſend Thaler?" ſagte der Baron halb leiſe. „Nimmermehr! Thun Sie, was Sie wollen. Wir werden einander ſprechen."

Es iſt nicht zu viel. Von dem Fideikommiß auf Borndorf! ſagte Friedleben.

Der Baron erblaßte aufs neue. Der Gerichtshalter ſchrieb das Inſtrument, ließ es von dem Baron unterzeichnen, und ſtellte es dann meiner Tochter zu. Ich weiß nicht, ſagte Eliſabeth, ob ich es nehmen darf. Nein, Gewalt ſoll mir nie etwas von dem Oheime meines Mannes geben. Friedleben drang in Eliſabeth, ſich nicht länger zu weigern; ſie wollte aber durchaus nicht. Sehen Sie, mein Herr, ſagte Friedleben, das ſind Menſchen, wie Ihnen wohl noch nicht viele vorgekommen ſeyn mögen! . . . Liebe Eliſabeth, der Herr Baron ſchenkt Ihnen nichts; er giebt Ihnen nur, was Ihnen gehört. Fragen Sie ihn ſelbſt.

„Ja, ja," erwiederte der Baron ſehr ſchnell. „Es gehört eigentlich meinem Neffen. Nehmen Sie." (Eliſabeth nahm es jetzt.) „Aber mein Herr," hob der Baron nun an; „Sie ſehen ein, welch ein Opfer ich meinem Neffen gebracht habe. Ich kann doch darauf rechnen, daß Sie ſchweigen werden? Welche Sicherheit geben Sie mir?"

Sicherheit? Haben wir Beide einen Kontrakt gemacht? Nein, ich gebe, ich verſpreche Ihnen gar nichts. Und wenn ich Ihnen auch verſpräche, was Sie wollen; Sie blieben dennoch in meiner Gewalt; denn das iſt eben die Strafe des Verbrechers, daß er niemals trauet, und nie die Ketten zerreißen kann, die ihn feſſeln.

„Wie? mein Herr, nichts verſprächen Sie mir für dieſe Summe? So ſchrecklich wäre ich überliſtet?"

Ueberliſtet? ſagte Friedleben mit einem unbeſchreiblichen Stolz im Blick, und ſogar in der Stellung. Geben Sie ihm das Inſtrument wieder, Eliſabeth. (Sie that es.) Ich verſpreche Ihnen nichts, gar nichts. . . . Nun, was ſtehen Sie da? Zerreiſſen Sie es doch; Sie haben es ja wieder in Händen.

„Abſcheulich!" rief der Baron. „Nun . . . Aber wehe Ihnen, wenn Sie nicht ſchweigen!" (Er gab Eliſabeth das Inſtrument zurück.)

Ich glaube, Sie drohen, Herr Baron! ſagte Friedleben gelaſſen.

„O nein."

Ohne Zweifel haben Sie wohl auch die Verſchreibung Ihres Neffen auf dieſes Gütchen bei ſich?

Der Baron zog ſie hervor, und gab ſie Eliſabeth. Friedleben las ſie, und zerriß ſie dann. Sie ſollten, ſagte er mit einem unwilligen Blicke, dem Himmel danken, wenn Alles, was Sie gethan haben, ſo vernichtet wäre . . . Und wofür gethan? (Sein Ton wurde gerührt.) Für einen Sohn, der ſchon eine Handvoll Staub iſt! . . . Wenn Sie damals, als Ihr Sohn noch lebte, eine Entſchuldigung hatten, ſo haben Sie jetzt keine mehr. Der Tod zerriß alle Ihre Plane; und Sie ſcheueten Sich nicht, ſie aufs neue wieder anzuknüpfen? Was haben Sie denn nun? Das Bewußtſeyn vergebens begangener Sünden! die Sie Ihrem Herzen abzwingen mußten; denn es iſt nicht immer ſo geweſen, wie jetzt. Sie waren ein edler Jüngling. Hochmuth hat Sie v der Höhe fallen laſſen, auf der Sie ſtanden. nahm Ihnen den Bruder, den Sie liebten, u der Sie liebte. Noch ſterbend ſagte er zu ſeine Sohne: verfolge ihn nicht; er iſt mein Brude und er liebte mich einſt. Wie konnten Sie de je vergeſſen? wie konnten Sie den edelmüthige Sohn Ihres edelmüthigen Bruders unglücklich ma chen wollen?

„Er war mein Erbe!" ſagte der Baron fi ſter. „Ich erzog ihn, und hielt ihn wie meinen Sohn."

Weil er Ihren Namen führte; nur darum. Als er dieſem edeln, guten Weibe ſeine Hand gab, da ſollte er fallen, wie ſein Vater. Sie konnten Ihrem Bruder eine Handlung nicht verzeihen, nicht weil Sie dieſelbe für ein Vergehen hielten, ſondern weil er Ihnen damit zuvorgekommen war. Sie haßten Ihren Bruder aus Neid aus Eiferſucht.

Erſtaunt und zitternd ſagte der Baron: „ſind Sie ein höheres Weſen?"

Nur ein Menſch, der Sie, der Ihre Schickſale kennt, und Sie in ſeiner Gewalt hat. — Der Baron hielt ihm, wie bittend, ſeine Hand hin. — Nein, ſagte Friedleben; ich hoffte, eine beſſere Empfindung, als die Furcht, ſollte auf Sie wirken: Scham oder Reue. Mit dieſen Worten ging er, mehr gerührt als zornig, in das Nebenzimmer, und ließ uns Alle in großer Verlegenheit ſtehen. Ich warf verſtohlen einen Blick auf den Baron, der wie vernichtet daſtand, und mein Gefühl ſagte mir, daß ich irgend etwas ſprechen müßte. „Der Herr Baron," hob ich endlich ganz ohne Kopf an, „haben wohl die Wege noch ſehr grundlos gefunden?" Kaum hatte ich dieſe Frage hervorgeſtammelt, ſo fühlte ich ſchon, daß es gar nicht möglich wäre, nach einer ſolchen Scene etwas Einfältigeres zu ſagen. Ich erröthete, und ſah ſehr ängſtlich vor mich nieder, noch ehe meine Frau mich am Elbogen zupfte.

Nach einigen Sekunden antwortete der Baron mit finſtern Blicken, doch in einem gütigen Tone: Gott Lob! . . . ja, die Wege ſind ſchlecht. — „Gott Lob, ja!" wiederholte ich mechaniſch." Meine Frau ſetzte furchtſam die wichtige Anmerkung hinzu: bei ſchlechten Wegen ſey es übel zu reiſen.

Ich weiß nicht, was wir noch mehr geſprochen haben. Friedleben aber ſagte uns nachher: er hätte in ſeinem Leben nie eine ſo lächerliche Unterredung gehört, als die unſrige, beſonders weil wir dabei ſo eifrig geweſen wären.

Auf einmal aber fragte mich der Baron, mit einem zwar ſcheuen, aber doch freundlichen Blicke: wer iſt denn der Herr, der in das Zimmer gegangen iſt? Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte.

Er iſt ein rechtſchaffener Mann, ſagte ich endlich nach langem Beſinnen: zwar ein wenig heftig; aber er meint es mit allen Menſchen gut, das können Sie mir glauben.

„Ich bin nicht der unbillige Mann,“ erwiederte er, „für den er mich zu halten ſcheint. Es würde mir lieb ſeyn, wenn ich die Sache in Güte abmachen könnte.“ Eliſabeth ſtand auf, und näherte ſich ihm furchtſam, mit dem Inſtrument in der Hand. Herr Baron, ſagte ſie mit Thränen in den Augen und bittend: jetzt, da wir das Gut behalten, bin ich ſo glücklich! Dies iſt zu viel, gewiß zu viel.

„O nein, nein!“ erwiederte er, und ſchob das Papier zurück; „es iſt nicht zu viel!“ Dabei hatte er die Augen immer auf die Thür geheftet, durch die Friedleben weggegangen war.

Eliſabeth ſuchte ihm das Papier aufzudringen. Er weigerte ſich, es zu nehmen; doch offenbar nur aus Furcht vor dem Unbekannten. Endlich ſagte Eliſabeth leiſe: es ſoll Niemand erfahren, daß Sie es zurückgenommen haben. — Jetzt glaubte ich, mitſprechen zu müſſen. Wenn nun aber, ſagte ich, der Herr Baron durchaus verlangt, daß du es behalten ſollſt, ſo —

Ich fürchte, lieber Vater, unterbrach mich Eliſabeth, daß ich es mit meiner Glückſeligkeit werde bezahlen müſſen.

Der Herr Baron wird deshalb keinen Unwillen auf uns haben.

Das iſt es nicht, was ich meine, ſagte Eliſabeth zärtlich. Ach, ich zittre vor den Wirkungen dieſer großen Summe. Werden wir glücklich bleiben, wenn wir ſo reich werden? O, ich bitte Sie, Herr Baron, nehmen Sie wieder, was wir nicht nöthig haben und nicht zu brauchen wiſſen. Geben Sie mir und meinem Manne Ihre Liebe, daß wir völlig glücklich ſeyn können. — Der Baron ſah Eliſabeth lange ſchweigend und forſchend an; endlich nahm er das Papier, und ſteckte es in die Taſche.

Eliſabeth ſagte froh und leiſe: o, ich danke Ihnen; Sie haben mir eine ſchwere Sorge abgenommen! . . . Ich bitte Sie, lieber Vater, verſchweigen Sie es unſerm Freunde.

Dieſe Großmuth ſchien mir ein wenig unüberlegt, und ich machte Einwendungen dagegen. Der Baron ſetzte ſich, und heftete ſchweigend finſtre Blicke auf uns. Eliſabeth ſagte mir nun ihre Gründe, und zwar leiſe, damit Friedleben nichts hören ſollte. Sie machte mir eine ſehr rührende Schilderung von dem frohen Leben, deſſen ſie jetzt genöſſe, und zu dem Arbeit und Genügſamkeit ſo weſentlich gehörten.

Ich ſchüttelte den Kopf, und ſagte endlich: mein Kind, die Summe, welche der Herr Baron ſo gütig geweſen iſt in dem Dokumente zu verſchreiben, gehört ja deinem Manne, und nicht dir. Darfſt du ſie alſo weggeben?" — Ja, lieber Vater, das darf ich. Mein Mann liebte mich nicht mehr, wenn ich das nicht dürfte. Und, lieber Vater, eine ſo große Summe, auf ſolche Art erhalten — ich könnte nie wieder, ohne zu erröthen, einem Menſchen in die Augen ſehen.

„Das iſt freilich wahr, mein Kind; ja da haſt du Recht! . . . Friedleben (ſagte ich mit einem Blicke auf den Baron) ſoll nichts erfahren." Bei dieſen Worten fühlte ich meine Bruſt erweitert; und als meine Frau unſre Tochter an ihr Herz drückte, und ihr leiſe ſagte: recht mein Kind; Gott wird dich dafür ſegnen! da fühlte ich eine edelmüthige Verachtung alles Goldes auf der Erde. Aber — warum hat doch der Menſch eine edle Empfindung ſo ſelten ganz rein! — zugleich fühlte ich auch eine Art von Stolz gegen den Baron. Ich ſtand auf, ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und ab, und ſagte: „recht ſo, Eliſabeth! Der Reichſte iſt, wer den Reichthum zu entbehren verſteht. Ja, Herr Baron, behalten Sie, was wir nicht bedürfen."

Der Baron ſah uns befremdet an, zog nach einer Weile das Papier wieder hervor, reichte es Eliſabeth hin, und ſagte ernſt, nicht finſter: „itzt gebe ich es Ihnen freiwillig, und von ganzem Herzen." Eliſabeth nahm das Dokument, und zerriß es, doch ohne Heftigkeit. Recht, Eliſabeth! ſagte ich, und meine Schritte wurden noch ſtolzer. Es kümmerte mich gar nicht, als ich die Stücke Papier zu Boden fallen ſah. Ich hätte in dieſem Augenblicke zu dem reichſten Könige, faſt wie Diogenes zu dem Macedonier, ſagen können: tritt auf die Seite, daß ich meine Tochter ſehe, die den Reichthum verachtet!

Die meiſten Leſer werden das unglaublich finden, oder höchſt thöricht nennen; und in manchen Stunden ſcheint es mir ſelbſt nicht anders. Doch, wer in ſolchen Augenblicken, wie dieſer, nicht zwanzig tauſend Thaler, oder noch zehnmal mehr — auf Zahlen kann es überhaupt bei ſo etwas nicht ankommen — gleichgültig wegwerfen kann, der iſt des Guten nicht werth, das der Reichthum für den Menſchen hat. Man wird ſagen, es könne, es müſſe ſogar, manche Stunde, manchen Monat, ja manches Jahr geben, wo man eine ſolche Handlung bereue; und darum ſey ſie thöricht. Ja, ſolche Stunden, Monate und Jahre giebt es; aber was wäre der Menſch, wenn nicht in manchen Stunden ſein Herz ſich ſo erweiterte, daß er die ganze Erde darüber vergäße! — —

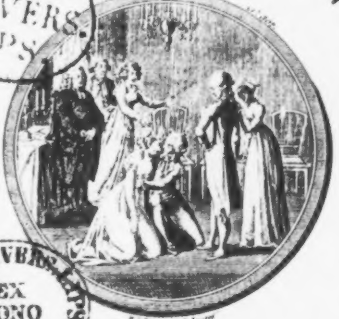
Auf der Univerſität, wo ich ſtudierte, war ein Magiſter, der von den Profeſſoren oft: der Tolle, genannt wurde, weil er in gewiſſen Stunden die entſchiedenſte Verachtung gegen die Gelehrſamkeit bezeugte, ſo ein grundgelehrter Mann er auch war.

Leben und Thaten
des
Freiherrn
Quinctius Heymeran von Flaming.

Dritter Theil.

Turpe est difficiles habere nugas
Et stultus labor est ineptiarum.
Martial.

BIBL. UNIVERS. LIPS.



BIBL. UNIVERS. LIPS.
EX
DONO
UCKERMANN

von
Guſtav Freier.

Berlin, 1796.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Er ſtarb früh, und ich glaube für die gelehrte Welt nicht weniger zu früh, als für die ſittliche. Um das einzige Kind einer jammernden Mutter zu retten, ſtürzte er ſich in ein brennendes Haus, ob ihm gleich ein Profeſſor der Phyſik erweiſen wollte, daß das Haus nicht eine Minute mehr ſtehen könne. Indem er mit dem Kinde kommt, und es der Mutter in den Schooß wirft, beſchädigt ihn ein fallender Balken ſo ſehr, daß er nach einigen Tagen ſterben muß. O, mein Gott! ſagte der Phyſiker; ich habe es Ihnen ja voraus geſagt. Der Sterbende erwiederte: Sie hatten Recht; und ich glaube, jetzt würde ich nicht in die Flammen ſpringen: wer aber nicht in gewiſſen Augenblicken ſein Leben wagen kann, der iſt nicht werth es zu haben. — So geht es, ſagten die Profeſſoren nachher, wenn man ſich nicht daran gewöhnt, in allen Fällen kalt und mit Beſonnenheit zu überlegen! Uns jungen Leuten gefiel des Magiſters Sprung; deſto weniger waren wir aber damit zufrieden, daß er durch die Worte: „ich glaube, jetzt würde ich nicht in die Flammen ſpringen," ſeine Handlung halb gemißbilligt hatte. Nunmehr, da ich ein alter Mann bin, bewundere ich die Aufrichtigkeit des Magiſters, der ſo nahe vor ſeinem gewiſſen Tode ganz offen geſtand: er ſey einer ſolchen Handlung nicht immer fähig.

Wie geſagt, man nannte ihn den tollen Magiſter, nicht weil er oft ſo etwas that, ſondern weil er behauptete, daß man es thun müſſe. Wir Studenten hörten ihn gern, ob wir gleich eine Art von Verachtung gegen ihn fühlten, Theils weil die übrigen Lehrer ſo viel Nachtheiliges von ihm ſagten, Theils weil er gar nicht das feierliche Weſen und den großen Ernſt hatte, womit die meiſten andern Profeſſoren ihre Kollegia laſen.

Dieſer Magiſter war (und eben darum erinnerte ich mich ſeiner bei dieſer Gelegenheit) ein eifriger Vertheidiger des Enthuſiasmus, den die gewöhnlichen Klugheitsregeln des Lebens nicht kümmern; und eben das zog ihm den Tadel der übrigen Lehrer zu. Er las Geſchichte. Man ließ ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ein großer, gelehrter Kenner dieſer Wiſſenſchaft ſey; allein man ſagte (und wir jungen Leute ſagten es treuherzig nach), er ſey nicht kalt genug, er urtheile nicht ruhig, ſondern nehme immer ſelbſt Partyei. Es kam eine Flugſchrift heraus, worin ihm dieſe Fehler vorgeworfen wurden; und ein Student hatte die Unverſchämtheit, ſie ihm auf den Katheder zu legen. Er lächelte, als er ſie bemerkte, und ſagte: ich kenne ſie ſchon, meine Herren. Glauben Sie mir, wen gewiſſe Perioden in der Geſchichte kalt laſſen, wer ohne Schauder von einem Pizarro, einem Dubois erzählen, oder ohne Herzklopfen, ohne funkelnde Augen einen Genius der Welt, einen Antonin, nennen kann: der iſt nicht werth Geſchichte zu wiſſen, und noch weniger ſie zu lehren. Ich bin ein Menſch, meine Herren, und erzähle Ihnen die Geſchichte meiner und Ihrer Mitmenſchen. Mögen erhabnere Geiſter ruhig auf den Ameiſenhaufen, die Erde, herabſehen: wir Menſchen ſollen nichts, was uns angeht, kalt betrachten. Es giebt Zeitpunkte in der Geſchichte, wo die Vorſehung, wo die Tugend und der Glaube an die Ewigkeit verſchwunden zu ſeyn ſcheinen; und wem dabei nicht das Herz bricht, der iſt nur — ein Gelehrter."

Ich ſage jetzt: wer in ſolchen Augenblicken, wie der unſrige mit dem alten Baron war, nicht eine Verſchreibung auf einige tauſend Thaler zerreiſſen kann, der iſt kein Menſch; denn er berechnet den Werth des Lebens nach Procenten.

Friedleben kam endlich wieder mit ſeiner gewöhnlichen Miene in das Zimmer. Eliſabeth trat ſogleich über das zerriſſene Papier, damit es nicht zu ſehen ſeyn ſollte. Der Baron ſaß noch immer auf der vorigen Stelle, und ſein Geſicht war finſter, aber nicht auf eine widrige Art: es ſchien, als dächte er der Bedeutung eines angenehmen Traumes nach.

Friedleben ſah ihm ſtarr ins Geſicht; doch der Baron hielt ſeine Blicke unerſchrocken aus. „Ich wünſchte," ſagte dieſer endlich, und näherte ſich ihm: „wir könnten Freunde werden." (Friedleben antwortete nicht.) „Mein Herz iſt . . . . Ich war in der Jugend nicht, was ich nachher wurde, weil alles mißlang, was die Freude meines Lebens ſeyn ſollte. Als mein Bruder . . . Wiſſen Sie, daß er in der Jugend nicht beſſer war, als ich?" (Friedleben nickte mit dem Kopfe.) „Als ich durch ihn meine ſchönſte Hoffnung verloren hatte . . . Ja, ich haßte ihn; er nahm mir alles, das Herz, das ich liebte. Wiſſen Sie auch das?"

Ja, ſagte Friedleben kalt; aber Ihr Bruder war unſchuldig.

„Das war er; doch ich glaubte es damals nicht."

Sie erfuhren es.

„Als es zu ſpät war; ich haßte ihn ſchon."

Zu ſpät? . . . Doch ja, es läßt ſich denken. Aber warum verfolgten Sie ihn noch?

„Weil er mir über die Schritte, durch die ich ihm hatte weh thun wollen, Verachtung bezeugte."

Friedleben dachte ein wenig nach. Hm, es kann wahr ſeyn! Freilich . . . Aber Ihr Neffe!

„Mein Neffe?" (Wieder finſter.) „Gleichgültig konnte ich bei ſeiner Verbindung nicht bleiben, beſonders da man mir erzählte, ſeine Braut ſey die Verlobte eines jungen Mannes, den ſie liebe, und Pahlen bekomme ihre Hand nur um ſeines Ranges und meines Reichthums willen. Ich wollte nur ſeine Frau für ihre Untreue beſtraſen; doch jetzt, jetzt . . .“ — Er trat auf Eliſabeth zu, drückte ſie an ſeine Bruſt, und ſagte: „meine Tochter! meine edle, geliebte Tochter!“ (Nun zog er ſie von dem zerriſſenen Dokumente fort.) „Du warfſt zwanzig tauſend Thaler weg; aber du gewanneſt dadurch mein Herz.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Pahlen trat in das Zimmer. Er blieb, beinahe ſtarr vor freudigem Schrecken, einige Augenblicke an der Schwelle ſtehen, und eilte dann auf ſeinen Oheim zu, der jetzt auch ihn umfaßte. Die Freude wurde allgemein; nur Friedleben blieb ganz kalt. O, fragte Pahlen endlich; wem habe ich dieſe glückliche Veränderung zu danken?

Mir! antwortete Friedleben mit einem ſehr übermüthigen Weſen.

Ich bemerkte, welche Wirkung dieſes Wort, in einem ſolchen Tone ausgeſprochen, auf den alten Pahlen that, und ſagte ſehr ernſt: nicht ſowohl Ihnen haben wir dieſe Veränderung zu danken, ob Sie gleich die Veranlaſſung dazu geweſen ſind, als vielmehr dem Herrn Baron ſelbſt.

Mir, mir! wiederholte Friedleben noch übermüthiger als vorher: mir; denn ich jagte ihn in Furcht.

Ich erſtaunte über die unzeitige und grobe Eitelkeit eines Mannes, der ſich bisher immer ſo gut betragen hatte, und gab ihm meinen Unwillen durch Mienen zu erkennen. Er blieb aber bey ſeinem Benehmen, und es war augenſcheinlich, daß er die Abſicht hatte, den Baron zu beleidigen. Mir, mir! ſagte er noch einmal.

„Ja," erwiederte der Baron; „ich habe Sie gefürchtet. Aber bemerken Sie wohl: ich habe Sie gefürchtet. Jetzt, mein Herr . . ." — Er nahm ſeinen Neffen in die Arme, und ſagte: „mein Sohn, ich wußte den größten Theil von dem Vermögen deines Vaters an mich zu bringen. Fühle, welch ein Opfer in dieſem Geſtändniſſe liegt!" Er legte einen Augenblick die Stirn auf ſeines Neffen Schulter; dann hob er langſam das Geſicht auf, und ſagte, von den Armen ſeines Neffen umfaßt: „mein Herr, jetzt fürchte ich Sie nicht mehr. Kommt, meine Kinder!" Pahlen und Eliſabeth mußten ſich neben ihn ſetzen.

Es war etwas Edles in dem Benehmen des Barons, wodurch Friedlebens Grobheit noch verächtlicher wurde. „Man kann fallen," ſagte ich zu dieſem mit Unwillen; „aber man kann auch edler wieder aufſtehen."

Hm! ſagte Friedleben: fallen bleibt fallen. Es iſt beſſer nicht zu fallen; glauben Sie mir, die Flecken davon bleiben.

„Doch ſich übermüthig erheben," antwortete ich, „iſt noch ſchlimmer als fallen."

Da haben Sie Recht, erwiederte er lächelnd, und mit einem Händedruck. Es freuet mich, daß Sie mir die Wahrheit ſagen, obgleich der glückliche Ausgang wohl etwas zu Ihrem Muthe beigetragen haben mag.

Er hatte mich errathen; denn erſt jetzt, da ich wußte, daß meine Tochter reich war, fühlte ich mich dreiſter. Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder, und konnte Friedleben, auch als er mir noch einmal die Hand drückte, nicht anſehen. Nun wendete er ſich wieder an den Baron, und fragte ſcherzend (was mir noch viel weniger gefiel): alſo Sie fürchten mich nicht mehr?

Der Baron ſah ihm mit einiger Verachtung ins Geſicht, und ſchwieg. Nun, ſagte Friedleben auf einmal, mit ſeiner gewöhnlichen Miene voll Leben und Feuer: wenn Sie mich nicht mehr fürchten, ſo ſollen Sie mich lieben. (Er riß den Aermel auf, und zeigte dem Baron eine große Narbe dicht an der Handwurzel.) Erkenne mich endlich und ſchweig! Ich liebe dich noch immer.

Der Baron ſprang auf, ſtürzte in ſeine Arme, und rief: „o, biſt du es, Ludwig? biſt du es wirklich? So finde ich dich endlich nach dreißig Jahren wieder? Ludwig, ſo lange konnteſt du mich verlaſſen! O, du Schutzgeiſt meines Herzens! ich fiel nicht eher, als bis du von mir gewichen wareſt.“

Jetzt ſtanden Thränen in Friedlebens Augen, wie in den unſrigen, und er konnte vor Rührung, die er vergebens zu verbergen ſuchte, nicht reden. Klage mich nicht an, ſagte er endlich abgebrochen; ich verließ dich, weil du fieleſt.

„Bei Gott!" ſagte der Baron; „bei dem Geiſte unſrer Freundſchaft, die der Tod geheiligt hat: ich fiel, als du mich verlieſſeſt, nicht eher. Sieh, die Liebe gab ich hin, und blieb, was ich war: Ich. Doch als ich auch die Freundſchaft, dieſen köſtlichſten Schmuck meines Lebens, verlor: da fiel ich, da wollt ich fallen, aus Trotz, aus Verzweiflung. Ludwig, wie konnteſt du mich ſo fallen laſſen!"

Du fieleſt ſchon früher; die Liebe verderbte dich.

„Nein, ich ſtrauchelte wohl — o, du kennſt dieſe gewaltige Leidenſchaft nicht! — aber ich blieb ſtehen.. Hätteſt du mich geliebt, wie ich dich, du würdeſt mich nicht zu früh verlaſſen haben. Ich hätte dich nie verlaſſen, und dir immer meine helfende Hand geboten. O, wer noch einen tugendhaften Freund hat, der iſt nicht gefallen. Noch einmal: bei Gott! ich fiel, weil du mich verlieſſeſt."

Weil, ſagſt du? weil?

„Ja, es muß heraus, ja! weil! weil! Du verlieſſeſt mich aus Verachtung, eben als ich wieder deiner würdig daſtand . . . Er iſt dahin," ſagte ich nun kalt. Das Leben wurde mir eine öde Wüſte. Der Abgrund einer Leidenſchaft, der Rache, lag vor mir, und ich ſtürzte mich hinein. Ein Wort von dir, Ludwig, und wäre es der härteſte Vorwurf geweſen, hätte mich herausgeriſſen. O, warum wendeteſt du dich ſo kalt, ſo verachtend von mir ab?

Friedleben ſtand nachdenkend da. Endlich ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen: weil ich mehr als ein Menſch ſeyn wollte; weil ich es für beſſer hielt, die Wahrheit zu lieben, als einen Menſchen; weil ich — o, weil ich war, was ich noch jezt zuweilen bin, ein ſchwärmeriſcher Thor, der den Menſchen vergißt, um nach einer Idee zu ſtreben. Du kennſt mich ja. Noch immer habe ich mich nicht viel gebeſſert; ich bin und bleibe der alte herrſchſüchtige Ludwig. . . . Es iſt nicht wenig, was ich in meinem Leben aufgeopfert habe. Alles vergaß ich; nur dich nicht, Pahlen. Dieſe Wunde hat immer fort geblutet. Wie oft nahm ich mir vor, zu dir zurückzukehren! Aber, dachte ich dann, er wird dich nicht mehr lieben; du wirſt ihn beſchämen, und nichts weiter.

„O, wäreſt du gekommen, Ludwig!"

Und heute — deine Geheimniſſe haben mir groſſe Summen gekoſtet, und mir groſſe Leiden verurſacht — heute, als du vor mir ſtandeſt, und mein Herz die alte Liebe zu dir fühlte; o, ich hielt s kaum noch aus. Er zittert vor einem Menſchen! dachte ich mit dem tiefſten Schmerze: er, der ſonſt vor gar nichts zitterte, als vor dem Laſter und Verbrechen! — Ich ging dort in das Zimmer, und fühlte mit Grauen, daß ich allein war. O Pahlen! bin ich es nicht mehr?

Wir Beide ſind es nicht," ſagte der Baron, und drückte ihn in ſeine Arme. „Aber geſteh, daß du mich verlieſſeſt, als du es nicht geſollt hätteſt."

Das hat ſo manche Stunde meines Lebens verbittert. Ich dachte, wenn du bei ihm geblieben wäreſt, es würde vielleicht anders, es würde beſſer ſeyn. Jetzt ſehe ich, daß es wirklich ſo geweſen wäre. Damals verließ ich dich in dem thörichten Glauben an vollkommne Menſchen. Aber verdiente ich denn einen zu finden? War ich ſelbſt ohne Fehler?

Beide Freunde hatten gänzlich vergeſſen, daß ſie Zeugen bei ihrer Unterredung hatten. Pahlen redete ſie an, als ſie jetzt, einander umfaſſend da ſtanden; und nun gingen ſie hinaus.

Ich glaube, ſagte Pahlen zu uns, wir werden noch etwas Wichtiges erfahren. Friedleben iſt gewiß der Bruder meiner Mutter: eben der ſeltſame Menſch, von dem ich Ihnen einmal erzählte, daß er ſehr reich und ohne Kinder wäre. Ich meinte immer, er haßte mich; denn er hat meine Mutter anders verheirathen wollen, und, wie ich

aus dieſer Unterredung ſchließen muß, an meinen Oheim. Mein Vater hatte üble Begriffe von ihm; er hielt ihn für einen Schwärmer, für einen herrſchſüchtigen Tollkopf; und er mochte wohl nicht ganz Unrecht haben. Meine Mutter aber erklärte ihn für den edelſten Menſchen auf der Erde. Ich hörte zuweilen, er wäre der vertrauteſte Freund meines Oheims; und eben das bringt mich auf meine Vermuthung.

Die beiden Freunde gingen lange im Garten auf und ab. Endlich kamen ſie, mit der heiterſten Freude in den Augen, wieder. Der junge Pahlen warf forſchende Blicke auf Friedleben, welcher lächelnd da ſtand, und ſagte endlich: Oheim! — Friedleben nahm ihn in die Arme; dann ging er zu Eliſabeth, und ſagte zärtlich: ja, ich bin euer Oheim, euer Vater, der Bruder deiner guten Mutter. Dein Brief an meinen Faktor kam früh genug in meine Hände. Daß du, bei dem Verhältniſſe mit deinem Oheim, eine Bürgerliche heirathen wollteſt, machte mich aufmerkſam, und ich entſchloß mich, deine Braut und deine Schwiegereltern kennen zu lernen. Zu meiner Freude fand ich, was ich ſo ſelten einmal geſehen hatte: eine glückliche, tugendhafte, genügſame Familie. Sie wurden mir lieb, guter Vater (ſo wendete er ſich zu mir); aber ich fiel wieder in meinen alten Fehler. Der junge Herr da ſollte eine Lektion bekommen (Pahlen ſchien ſich ſehr zu wundern); und meine Vorbereitung dazu koſtete den Eltern ihren geliebten Sohn. Gegen meine Erwartung hat Eliſabeth dich ſchon gebeſſert, und ich ſtehe nun wie ein Sünder vor euch.

Pahlen erfuhr erſt jetzt das Schickſal unſeres Karls, und bekam nun wenigſtens noch einen Theil der Lektion, die ihm zugedacht geweſen war. Daß wir, hob Friedleben endlich lächelnd an — daß wir reich ſind, wißt Ihr nun. Es wäre lächerlich, wenn ich euch noch länger verhehlen wollte, daß Ihr es mit uns ſeyd. Freilich hatte ich nicht übel Luſt dazu; doch ſo eben habe ich von meinem alten Freunde die Ermahnung bekommen, mein altes Spiel nicht wieder anzufangen. Macht nun, was Ihr wollt. Ich habe für das letzte Sechstel meines Lebens die Ruhe gefunden (er umfaßte den Baron), die ich auf der ganzen Erde vergebens ſuchte. Auch Ihr werdet ſie wiederfinden. Daß Karl ein Stück von der Welt zu ſehen bekommt, iſt nicht übel; daß er bequem leben und in einigen Jahren wieder hier ſeyn kann, dafür iſt geſorgt. Jetzt gehe ich nach Berlin, um Auguſten wieder zu holen; und dann, Pahlen, bleibe ich bei dir bis an meinen Tod.

Er erzählte uns nun, ſo viel wir von ſeinem Leben wiſſen ſollten, meiſtens unbedeutende Dinge. Auch von der Unterbrechung ſeiner Freundſchaft mit dem Baron ſagte er einige

Worte. Eliſabeth ſchüttelte ſanft den Kopf; er bemerkte es, und verlangte zu wiſſen, was ſie dächte. Sie meinte, er hätte auch den verloren gegebenen Freund mehr ſchonen ſollen. Er vertheidigte ſich damit, damit man der Wahrheit getreu bleiben müſſe. Es wäre übel, ſagte Eliſabeth, wenn die Wahrheit ſich nicht mit Liebe und ſanfter Schonung vertrüge.

Hm! hm! erwiederte Friedleben mit einem drolligen Lächeln: ich habe geſchwiegen, wo es nöthig war; aber ſoll ich denn auch meinen Freunden die Wahrheit verſchweigen?

Bedürfen denn Ihre Freunde nicht eben die Schonung, wie die Andern? Sagen Sie jedem, was Sie von ihm denken; aber ſagen Sie es ihm ſo, als läge er auf ſeinem Sterbebette. Möchten Sie einem Sterbenden ein hartes Wort ſagen? Nun, und wir Menſchen ſind ja Sterbende.

Hm! hm! Du könnteſt Recht haben, liebe Tochter. Wohl denn! aber nie werde ich euch verſchweigen, daß ich euch liebe.

Auguſte.

Auguſte.

In einigen Tagen reiſten wir, meine Frau und ich, nach Hauſe, Friedleben aber (oder, wie er jetzt genannt wurde, Oheim Ludwig) nach Berlin. — Ein Glück giebt die Hoffnung zu einem andern, ſo wie ein Unglück Furcht vor einem zweiten erregt. Meine Frau ſetzte ſich ganz ruhig vor eine Karte von den beiden Halbkugeln der Erde, und ich zeigte ihr die ungeheuer weite Reiſe um Europa und Afrika nach Oſtindien mit dem Finger. „Hier,“ ſagte ich, „liegt Stade, und hier Madras.“ Sie fragte bloß neugierig: warum nimmt man denn aber nicht lieber den kürzeren Weg zu Lande? Ich weiß zwar gewiß, daß Gott unſern Sohn auf dem Meere bewahren wird; aber wie ich ſehe, könnte man ſehr wohl zu Lande nach Oſtindien kommen, und es iſt doch recht verkehrt, daß man ſich lieber dem ungetreuen Meere anvertrauet, als den Menſchen in dieſen Ländern. Warum thut man denn das? — „Guter Gott!“ ſagte ich, von dieſer Frage gerührt, und legte die Hand auf die Länder, durch welche meine Frau die kürzere Reiſe gezeichnet hatte: „weil hier Menſchen wohnen, die grauſamer ſind, als das Meer. Aber ich fürchte, die Hindu, und hier die ſchwarzen Bewohner dieſer Küſte, und die Menſchen hier (ich zeigte auf Amerika) mögen wohl daſſelbe von den Engländern ſagen: ſie ſind grauſamer als das Meer, das an unſern Küſten ſtürmt. Laß uns die Karte weglegen, liebe Frau; denn es kommt mir gar zu gräßlich vor, wenn ich in dieſem zwei Spannen langen Raume alle die Raubneſter, die chriſtlichen und die mahomedaniſchen, ſo auf einmal ſehe, und mir dabei denke, wie hier und überall das Jammergeſchrei von Millionen Unglücklicher vergebens zum Himmel aufſteigt; wie hier Erdbeben und Peſt, Meer und Flüſſe, Flamme und Orkane auf der Erde wüthen, und der Menſch, als wären die zerſtörenden Elemente nur ſchwache Gehülfen ſeiner Grauſamkeit, überall, noch wilder als die Natur, mit ſeiner Mordfackel zerſtört und vernichtet!"

Aber das Fleckchen, ſagte meine Frau, wo unſer Haus ſteht — es mag wohl ſehr klein ſeyn . . . (Ich zeigte ihr die Stelle.) Meinſt du nicht, daß Gott auf dieſes Fleckchen mit Wohlgefallen herabſieht? Und Karl mag ſeyn, wo er will; ich hoffe, Gott wird auch dahin mit Wohlgefallen ſehen. Hier herum muß er jetzt wohl ſeyn. (Sie wies mit dem Finger auf den Aequator.) Ich bejahete das zu ihrer Beruhigung. Sie zog die Karte näher, und es fiel eine Thräne aus ihren Augen auf die Sklavenküſte. Sie wollte die Thräne abwiſchen; ich ſagte aber: „laß ſie, gute Frau: weine alle deine Thränen dahin: dort ſind noch heißere gefallen. Man ſollte das Land die Thränenküſte nennen." — Ich wollte ſagen, lieber Mann, fuhr ſie mit naſſen Augen fort: es giebt auf der Erde noch mehr, es giebt recht viele ſolche Stellen, wohin Gott mit Wohlgefallen ſehen kann.

„Die Stelle wenigſtens, wohin deine Thräne fiel, gehört nicht dazu"

Auch die wohl, lieber Mann. Weißt du, wie Karl einmal, als er uns ein Stück aus der Geſchichte vorgeleſen hatte, in Verwünſchungen gegen die Menſchen ausbrach? Man ſollte ſie haſſen, verabſcheuen! rief er. Da ſagte Eliſabeth: ich ſehe den Menſchen nur in ſeinem Hauſe, unter ſeinen Kindern, in den Armen ſeines Weibes, unter den ermüdenden Arbeiten, unter den zärtlichen Sorgen für ſeine Familie; und da kann ich mich ſogar mit dem böſeſten ausſöhnen. Lieber Mann, auch Gott, denke ich, macht es ſo mit uns Menſchen. Er ſieht uns in unſern Häuſern, mitten unter unſern Kindern; und da mögen doch wohl auf der Erde, ſelbſt hier, wo meine Thräne liegt, Stellen genug ſeyn, auf die er ſegnend blickt. Das menſchliche Herz hat ja, wie du oft ſelbſt ſagſt, zwei Seiten: eine gute und eine ſchlimme. Nun, ich glaube, Gott wird die gute nicht vergeſſen. Auch auf einem Schlachtfelde, dem Schrecklichſten, was ich mir denken kann, überrechne ich, wie Eliſabeth, nicht die Wunden, die Leichen, die Schreie der Verzweiflung, ſondern die mitleidigen Thränen, die ängſtlichen Herzen, die heißen Gebete voll Inbrunſt, die Wünſche der Väter, Kinder und Gatten. Und ſollte Gott nicht vor einer Schlacht alle die Herzen zählen, die gern weit davon wären, die gern Frieden hätten? Deren ſind doch aber wohl gewiß faſt alle! . . . Und ſag, ſollte wohl auf der ganzen Erde ein Menſch ſeyn, der nicht Einmal in ſeinem Leben Freudenthränen geweint hätte? Laß mit den Glauben; denn eben durch ihn kann ich mit Ruhe auf die Stelle ſehen, wo Karl jetzt iſt.

Aus dieſem Grunde war meine Frau wohl ſo ruhig nicht: ſie hoffte, auch Karl würde glücklich werden, weil Eliſabeth es geworden war. Karl kommt gewiß zurück! ſetzte ſie auch ſogleich verſichernd hinzu. Ich ſagte mit eben der Zuverſicht: gewiß! gewiß! denn Eliſabeths Glück hatte auch mich mit Hoffnung belebt. Wir faßten gemeinſchaftlich den Entſchluß, von nun an dem Leiden ſtille Geduld und frohe Hoffnung entgegen zu ſetzen. Das Schickſal nahm uns bald beim Worte.

Hier ſind einige Briefe von Auguſten, die wir von der argloſen Eliſabeth leider zu ſpät erhielten.

1.

„Seit einem Monate, liebe Schweſter, lebe ich nun in meiner neuen Welt, wie Ihr Alle ſie nennt; und ich bin ſchon ſo bekannt darin, als ich es in unſerm Hauſe war. Gerade ſo habe ich es mir gedacht, wie ich es nun wirklich finde. Es iſt mir nichts Fremdes vorgekommen, nichts was mich verlegen gemacht hätte. Große Welt! das iſt ſo ein leeres Schreckbild, wie es noch hundert andre giebt. Große! ich möchte nur wiſſen, was Großes daran wäre. Viel Kleinliches, viel Lächerliches, viel Langweiliges habe ich darin gefunden; etwas Großes bis jezt noch gar nicht. Doch, liebe Eliſabeth, das findet man überhaupt wohl nur ſelten, wo man iſt. Soll etwas groß ſeyn, ſo gehört dazu ein Abſtand von hundert oder tauſend Jahren, eine Entfernung von einigen hundert Meilen, oder — Herzen, wie wir ſie haben, wenn du anders die Empfindung der Liebe groß nennen willſt. Indeß unterhaltend finde ich das Leben; und das iſt vielleicht die einzige Wirkung, die das Neue auf mich thut.

„Du kennſt die Menſchen nicht!“ ſagte unſer Vater zu mir. Menſchenkenntniß! das iſt wieder ſo ein Schreckbild, vor dem ſich Alles fürchtet, und an dem doch eben ſo wenig iſt, wie an dem erſten. Es mag einfältige Leute geben, die unter die Menſchen hineinſehen, wie in eine ganz neue Welt; die ſich ſelbſt nicht kennen, und nie Andre beobachtet haben, weil ſie nichts thaten, als eſſen, trinken und ſchlafen. Allein ich möchte doch wiſſen, was hier unter dieſen Menſchen vorfiele, das wir nicht auf unſerer Pfarre eben ſo gut erlebt hätten, oder doch erlebt haben könnten. Es fehlt nur ſelten Jemanden an Menſchenkenntniß; denn faſt jeder beurtheilt die Lage eines Andern, die Verſehen, welche dieſer gemacht hat, die Mittel, die er hätte wählen müſſen, ziemlich richtig, er hat nur nicht Gewandtheit und Behülflichkeit genug in ſeinen eigenen ſchwierigen Lagen. Meiſtens weiß er ſehr wohl, wie er ſich helfen müßte; er iſt aber zu eitel, oder zu herrſchſüchtig, zu hitzig, zu furchtſam, oder wohl gar zu tugendhaft, ſich ſo oder ſo zu helfen.

Betriegen ſoll mich hier nicht leicht Jemand, wenn ich nur mich ſelbſt nicht betriege. Wer hier von der Welt verführt wird, der wurde nicht verführt, weil er ſie nicht kannte, ſondern weil er gern fallen wollte, weil ſein Herz zu ſchwach, oder ſchon verführt war. Sey alſo ganz ohne Sorgen für mich, meine gute Eliſabeth. Die Liebe in deinem Briefe hat mich gerührt; doch über deine Beſorgniſſe habe ich gelächelt. Ich hielt das Bild eines Weltmannes, das du mit ſo blenden Farben mahlſt, gegen die wirklichen Menſchen, mit denen ich umgehe, und die nicht um ein Haar klüger ſind, als wir, obgleich wohl tauſendmal eingebildeter.

Doch das Vorurtheil von der Feinheit dieſer Leute iſt unerſchütterlich, weil ſie ſich für recht viel zu geben wiſſen, und uns andre Menſchen für recht wenig erklären. So war hier auch „mein Debüt," wie es der Herr von Heerbruch nannte. „Ich freue mich, Sie bei uns zu ſehen,“ ſagte er ſehr artig. „Sie ſind mir empfohlen, Mamſell; und Ihre Jugend iſt Ihnen bei mir gerade nicht nachtheilig. Ich wünſche meinen beiden Töchtern eine Freundin zu geben, und, weil ich Reiſen nach England zu machen habe, auch eine Lehrerin der Engliſchen Sprache. Sie ſind vom Lande. Die hieſige Art zu leben, wird Ihnen Anfangs ein wenig fremd ſeyn; doch wenn ſie nur recht aufmerkſam ſind,“ (ich machte geſchwind eine Verbeugung) „ſo werden Sie endlich wohl lernen, was man nur in der Welt lernen kann: die ſchwere Kunſt, ſich zu benehmen, und glücklich zu ſeyn, ohne Anſprüche zu machen.“ Das, und noch vieles Andre der Art, plauderte der Mann mit einem recht artigen Weſen, ohne daran zu denken, daß er dadurch ein armes Landmädchen um alle Beſinnung bringen könnte, die ſie etwa hätte. Er ſagte mir noch einige Artigkeiten über mein Geſicht, und dann führte er mich zu ſeinen Töchtern, einem Paar lieber Mädchen von ſieben und ſechs Jahren. Die gnädige Frau ſagte mir am Abend, als ich ſie ſprach, ganz daſſelbe, bis auf die Komplimente über mein Geſicht; und von nun an dachte niemand weiter an das arme unwiſſende Landmädchen: denn ich ſah mir, um nicht aufzufallen, gleich am folgenden Tage den Schnitt zu ein Paar Kleidern der gnädigen Frau ab, lachte, wenn einer von ihnen einen Einfall hatte, erzählte ihn wieder, wenn Ge-

Leben und Thaten

des

Freiherrn

Quinctius Heymeran von Flaming.

Dritter Theil.

ſellſchaft da war, und galt nun für ein charmantes, liebes Kind, das in der kurzen Zeit ſich ſchon ſuperbe unter Menſchen zu benehmen gelernt habe.

Heerbruch iſt ſehr reich, und ſein Haus mag wohl eins der rauſchendſten in Berlin ſeyn. Die gnädige Frau gilt für ſchön, und ſie iſt es auch; nur fehlt ihr der rührende Zug der heitern Unſchuld. Ich habe ſie in Augenblicken geſehen, wo ſie ſehr ſchön war: wenn ſie mit ihren Töchtern ſcherzte. Sie will kalt ſeyn, und das giebt ihrem Geſicht einen Zug von Hohn, der es nicht kleidet. Herr von Heerbruch gilt für einen angenehmen Mann, der das Talent zu unterhalten „in einem ſublimen Grade" beſitze. Mag es ſeyn; allein er affektirt eine Gleichgültigkeit gegen alles Große und Edle, die mich erſchrecken würde, wenn es ihm Ernſt damit wäre. Er iſt beſſer, als er ſcheinen will. So z. B. liebt er ſeine Frau, und iſt ſogar ein wenig eiferſüchtig; aber doch affektirt er eine verbindliche, polirte Gleichgültigkeit gegen ſie. „Keinen Menſchen geniren, liebes Kind: da haben Sie die ganze Kunſt zu leben!" Das ſagte er mir einmal; und es war völlig ſein Ernſt. Er iſt einige Monate in England geweſen, und ſpricht das Engliſche ziemlich ſchlecht; dafür möchte er aber gern das Leben eines Londoners kopiren.

Was ich am meiſten fürchtete, Zurückſetzung, davon leide ich nicht im mindeſten. Sie achten mich — nicht darum, weil ich mich jetzt zu benehmen weiß; ſie achteten mich vom erſten Augenblick an, weil — weil ſie artige Menſchen ſind. Aber das läuft ja am Ende auf Eins hinaus; ſie würden nicht ſo artig ſeyn, wenn ſie nicht ſo gut wären. Ich werde faſt in alle Geſellſchaften mitgenommen, und ſahre in einem ſchönen Wagen. Anfangs that das ſeine Wirkung auf mich; auch finde ich noch jetzt das Leben eines Reichen ſehr bequem und ganz vernünftig, trotz Allem, was die Philoſophen, von Diogenes an bis auf den Bruder Karl, dagegen ſagen mögen. Es iſt mir, als hätte ich es von der Wiege an ſo gehabt.

Ich habe — denn mein Geſicht iſt ja roth und weiß — wohl auch meine Anbeter, und die gnädige Frau findet die Art und Weiſe, wie ich die Herren behandle, allerliebſt. Sogar den Herrn von Heerbruch ſelbſt könnte ich dazu rechnen; denn er ſagt mir zuweilen in Gegenwart ſeiner Frau ſehr viel Artiges, was ich denn nicht weniger artig erwiedere. Es macht mir oft Vergnügen, mich unter dieſen Leutchen umzutreiben; ich ſpiele nehmlich in einem halben Tage wohl zehn Rollen. Beinahe möchte ich ſagen, ich hätte dieſe feinen Leute zum Beſten; und, Eliſabeth, manchmal verdienten ſie es wirklich.

Zuweilen überfällt mich aber doch eine Sehnſucht nach dir oder nach Hauſe: nicht, als ob ich des Lebens hier überdrüßig wäre (denn, wie geſagt, es iſt bequem und unterhaltend), ſondern, weil ich mich nach einem Herzen ſehne, nach einem vollen, von Thränen des Kummers oder der Freude vollen Herzen. Hier habe ich nur Converſation, oft ganz angenehme, weil man auch mit gebildeten Menſchen zuſammentrifft, aber nur Converſation. Wenn nicht zuweilen das Spiel die Herzen in Bewegung ſetzte, ich glaube, ſie müßten endlich bei der ewigen Ruhe ſtill ſtehen. Mir klopft das Herz noch immer; denn ich denke an meine Eliſabeth.

Das beikommende Paket giebt dir eine Probe, wie deine Auguſte, deren Namen man nach und nach in Bouverot verwandelt hat, hier gekleidet geht."

2.

„Was machſt du, Eliſabeth? und was dein Kind? — Ich lebe noch: das iſt alles, was ich von mir ſagen kann. Hier ſetzt nur Blut, oder höchſtens eine artige Schmeichelei, das Herz in Bewegung. Liebe, Wohlwollen, Innigkeit? Man kennt die Wörter kaum. Neulich ſagte ich dem Herrn von Heerbruch und Herrn Lisborne, einem Engländer, der von ſeiner Nation doch etwas übrig behalten hat: man ahnet hier nicht einmal, welch ein Vergnügen in dem Schmerze liegt.

Beide lachten, und Heerbruch ſagte: „Sie übertreiben doch alles! Ich habe Ihnen zugeſtanden, daß die heſtigen Bewegungen der Seele eine

Art von Unterhaltung geben können." — Unterhaltung! welch ein Wort! unterbrach ich ihn. — „Aber der Schmerz ein Vergnügen! Ich bin doch begierig auf den Witz, mit dem Sie das erweiſen werden." — O, liebe Eliſabeth, mir fiel ein, wie oft wir die vergehenden Herzen mit einem erhabenen Gefühle unſerer Seligkeit an einander gedrückt hatten. Alle die Stunden des Schmerzes, der Sorge, des Grams, die ſo ſüß waren, alle dieſe Stunden aus unſrer Kindheit, ſtanden wie Göttergeſtalten vor mir; aber ich konnte nichts ſagen: es wäre Entweihung der Göttergeſtalten geweſen, wenn ich vor dieſen Menſchen von ihnen geredet hätte — vor dieſen Menſchen, die gar nicht wiſſen, was ein Opfer iſt. Ich ſchwieg; doch in meinem Geſichte mochte der Widerſchein jener Stunden ſchimmern. Lisborne übernahm meine Vertheidigung, und witzelte toll genug, worüber denn Heerbruch lachte.

Ich war ernſter, als ich es mit dieſen Menſchen hätte ſeyn ſollen. Mein Herr, ſagte ich zu Lisborne: ich wollte nichts übertreiben. Haben Sie denn nie den ſüßen Schmerz der Freundſchaft gefühlt, wenn Sie einen Freund, dem Sie nicht helfen konnten, doch an das volle Herz drückten, das ſich jedes Opfers fähig fühlte?

„Ah, das geht ins Große!" ſagte Heerbruch. Lisborne legte die Hand auf ſeinen Arm, damit er ſchweigen ſollte; und dann ſagte er: Ah, Sie meinen etwas ſehr Ernſtes. — Heerbruch lächelte; Lisborne aber blieb ernſt. Jener glaubte, der Engländer wolle mich perſiffiren. Darüber lächelte ich; denn ich bemerkte den trüben Ernſt in ſeinen Augen.

„Welchen Freund meinen Sie denn," fragte Heerbruch zweideutig — „welchen Freund, den man ſo, jedes Opfers fähig, an das volle Herz drückt?"

Niemanden Ihres gleichen, Herr von Heerbruch, ſagte ich lächelnd.

„Das laſſe ich gelten!" erwiederte er lachend; „ja, für eine Geliebte kann ſogar der Schmerz ſüß ſeyn." Er lachte; Lisborne, der mich verſtand, lachte; ich lachte, und wir gingen lachend aus einander.

Dieſer Lisborne (nach ſeinem Aufwande zu urtheilen, ein reicher Mann) iſt zwar in der großen Welt geweſen, hat aber doch das Gepräge ſeiner Nation nicht ganz verloren. Er beträgt ſich fein, artig; und man ſollte ihn für nicht mehr halten, als die Uebrigen, wenn er ſich nicht ſelbſt zuweilen über ſein Betragen erklärte. „Warum ſoll man ernſter mit dieſen Leuten ſeyn, die nun einmal nichts können, als die Zähne zeigen? Sie achten nur eine elende Münze, deren Gepräge längſt abgegriffen iſt, den Jargon: iſt es ein Verbrechen, wenn man dieſe nichtswürdige Münze bei ſich führt?" Uebrigens iſt er edel, warm (doch nur ſelten), und meiſtens ernſt. Sein Enthuſiasmus für das Edle und Große hat in der Welt das lebhafte Kolorit verloren; aber ich wollte alles darauf wetten, daß ſein Herz, trotz der äußeren Kälte (die dem Manne doch auch wohl anſteht), eben ſo warm fühlt, wie die unſrigen.

Als Lisborne, der Anfangs nicht hier war, zum erſten Mal in unſer Haus kam, ſtellte mich Heerbruch ihm als eine halbe Landsmännin vor. Er redete mich ſehr artig in ſeiner Mutterſprache an, ob er gleich das Deutſche fertig ſpricht. Wir ſprachen lange mit einander, und er ſchien Gefallen an meiner Unterhaltung zu finden, wahrſcheinlich, weil er einmal wieder Engliſch ſprechen konnte, oder — Liebe Eliſabeth, dir kann ich nichts in meinem Herzen verbergen, auch wenn ich darüber erröthen muß. Ich Thörin hielt ſeine lange Unterredung mit mir, und die Achtung, die er mir bezeigte, für die Wirkung meines Geſichtes; denn ſein Auge ſchien mit Wohlgefallen an mir zu hangen. Er blickte nachher ſogar nicht ſelten dahin, wo ich ſaß, und näherte ſich mir öfter, als jedem Andern. Dies beſchäftigte meine Eitelkeit auf eine ganz angenehme Weiſe; denn dieſer Lisborne gilt für ſehr verſtändig, und ſein Urtheil bedeutet in ſeinem Cirkel nicht wenig. Er iſt ein ſchöner Mann, und hat in der großen Welt den Sinn für das Große nicht verloren, was denn, wie du mir zugeben wirſt, Charakter vorausſetzt. Ich möchte ſa-

gen: er ſteht wie ein ſchönes Bild an den Gedän
der groſsen und der erhabnen Welt. Mit Energi
verbindet er eine ſehr feine Politur; kurz, er i
ein Mann, wie Männer alle ſeyn ſollten; ed
und artig zugleich.“

3.

„Ich habe mit dem Herrn von Heerbruch einen ewigen Streit über das Herz, und über den Genuß, den jede groſse Empfindung giebt. „Aberglaube, kindiſcher Aberglaube!“ ſagt er. „Bah! man lebt, und lebt, wie man kann. Tugend, mein ſchönes Kind, ſo viel Sie wollen; nur nicht eine, die ſo finſter iſt, wie die Leute, die ſie Berufshalber lehren. Gewiſſen? Hm! ein bloſser Wortſtreit! Wir nennen Ehre, was das Volk Gewiſſen nennt, und ſind am Ende, trotz unſern zehn oder zwölf Schüſſeln, unſern Domeſtiken, Equipagen, und ſo weiter, eben ſo fromm, wie die Leute, die uns deshalb in den Bann thun, und die das alles gern ſelbſt hätten.“ — Noch frömmer, erwiederte ich; es giebt gar keine frömmeren Leute als die Vornehmen. Das meine ich in vollem Ernſte, Herr von Heerbruch. — Ich nannte ihm ein Paar Häuſer, in denen man die roheſten Ausſchweifungen begeht, und dann in die Kirche fährt, und ſo weiter; auch nannte ich ihm einige Männer, die hart, die grauſam ſind, die ſich jedes Mittel, durch das ſie ſteigen können, erlauben, und dennoch Nächte hindurch beten, um Geiſtererſcheinungen zu bekommen. „Still, ſtill!“ ſagte er erröthend: „ich bin ſelbſt einmal an dieſer Thorheit krank geweſen.“ Und nun erzählte er mir eine Begebenheit der Art. Lisborne beſtätigte meine Behauptung. „Die Wahrſager in London,“ ſagte er, „haben ihre beſte Einnahme gerade von den ſtarken Geiſtern, die an nichts als an ſich ſelbſt glauben. Ich begreife nicht, wie man ſo getäuſcht werden kann.“

„Sie ſollten wiſſen,“ ſagte Heerbruch, „wie geſchickt dieſe Menſchen die Neugierde ihrer Zuhörer zu ſpannen verſtehen, und wie blendend ihre Verſprechungen ſind. Es hat auch ehemals Betrieger gegeben; doch ſo feine, als jetzt, gewiß nicht.“

Verzeihen Sie, fiel ich ein; ich behaupte, dieſe Leute verſtehen ihr Handwerk nicht ſonderlich. Denn was verſprechen ſie? Langes Leben, eine Tinktur Geld zu machen, höchſtens das Erſcheinen von Geiſtern. Die Griechiſchen Wahrſager kannten ihre Leute, die vornehme Welt, viel beſſer. Sie verſprachen den Reichen, ſie gegen Gewiſſensbiſſe zu ſichern. — Das bezweifelte Lisborne. Ich wußte nicht mehr recht, wo wir das einmal geleſen haben, berief mich aber ganz dreiſt auf Plato's Republik; und nun hätteſt du ſehen ſollen, wie die beiden Männer erſtaunten, daß ein Mädchen dieſen Namen nur nennen konnte!

Unſer Geſpräch nahm jetzt eine ernſthafte Wendung; es wurde über den Mißbrauch des Reichthums geſprochen. Ich ſagte dem Herrn von Heerbruch, der nur verweichlicht iſt, mit lachendem Munde Wahrheiten, die ich ihm ſchon lange zugedacht hatte. Er hörte ſie an, geſtand ſie zu, und ließ es damit gut ſeyn. Fahren Sie ſo fort, ſagte Lisborne nachher; er ſchwankt ſchon. Nein, erwiederte ich: wer ſchwankt, der will nicht. Er ſchwankt nur, um Ausflüchte zu ſuchen; und wer die ſucht, der findet ſie auch. Dieſen Augenblick oder gar nicht: das iſt der Wahlſpruch der Reue.

Seit dieſer Unterredung ſcheint wenigſtens Lisborne ſeinen Reichthum, wenn auch nicht ſokratiſch, doch ohne Uebermuth, zu gebrauchen. Und ſo ſage denn nur nicht, Eliſabeth, ich wäre ganz vergebens hier. Wer weiß, wie viele Arme die Folgen dieſer Unterredung ſchon mit Freuden empfunden haben! Sieh, man darf nur auf die rechte Stelle kommen, um ein Philoſoph zu ſeyn. Hier bin ich das. Ich genieße alle Bequemlichkeiten, die der Reichthum giebt, doch ohne mich deshalb zu ſeiner Sklavin zu machen. Wenn es ſeyn müßte, ſo würde ich mit leichtem Herzen unter den Kronleuchtern weg, aus den hellen Sälen, und von den prächtigen Tafeln wieder in das enge Stübchen, zu der einſamen Lampe und den fruga-

len

den Mahlzeiten unſeres Vaters zurückkehren. Zwar bin ich noch immer der Meinung, daß man weiſe ſeyn kann, ohne ſein ganzes Vermögen unter Arme zu vertheilen, oder barfuß zu gehen, oder ſeinen Becher wegzuwerfen und aus der Hand zu trinken; ich liebe eine helle, ſchöne Wohnung und ſo manche Bequemlichkeit: aber ich haſſe die freudenloſe Verſchwendung, den unnützen Uebermuth, mit dem man Tauſende wegwirft, um dafür reich genannt zu werden und die Augen der Menge auf ſich zu ziehen.

Karl würde ſchelten, wenn er das läſe; auch du Eliſabeth wirſt mich für nicht menſchlich genug halten, und mich an die Alten erinnern, unter deren Lehren und Beiſpielen wir erzogen ſind. Mich dünkt aber, Eliſabeth, man nimmt das, was die Alten ſagen, oft ein wenig allzu wörtlich. In Sparta betete man um die Gnade tugendhaft zu ſeyn, und ſchloß dann jedes Mal mit den Worten: „gebt uns, ihr Götter, die Stärke das Unrecht zu ertragen!“ Schön! erhaben! wer wird das leugnen? — Wir ſingen oft: „was Gott thut, das iſt wohlgethan.“ Dieſes Gebet iſt nicht weniger ſchön, als jenes; allein wer wird nun behaupten, wir hätten wirklich ſo viele Reſignation, als die Worte ausdrücken? Wenn ich mich hier einfach kleide, ſo thue ich nicht weniger, als was Sokrates that, der keine Schuhe trug. Kurz, ſey ohne Sorgen, meine theure Eliſabeth; die

Welt wird das Herze deiner Auguſte nicht verführen."

4.

„Heerbruch, liebe Eliſabeth, iſt aus meinem Herrn mein Freund, und aus meinem Freunde mein Liebhaber geworden: — nicht, weil er mich liebt, ſondern weil er lange Weile hat. Wie könnte er mit einem jungen Mädchen einige Monate unter demſelben Dache zubringen, ohne ihr etwas Angenehmes über ihre Liebenswürdigkeit zu ſagen! Anfangs hatte ich große Luſt, die Sache ernſthaft zu nehmen. Ich hörte ſeine Liebeserklärung mit Kälte, ohne ihn zu unterbrechen, und zeigte ihm ſtufenweiſe mehr weibliche Würde. Als er fertig war, hob ich an: ſagen Sie mir doch, Herr von Heerbruch, welche Antwort haben Sie auf das Alles erwartet? Ich glaubte Wunder, wie beſtürzt ihn dieſe Frage machen ſollte. Aber nein; er ſagte lächelnd: „welche Antwort? In der That, Sie können ſeltſame Fragen thun, liebe Bouverot! Es wäre toll, wenn ich Erwartungen hätte. Ja, Wünſche! wenn Sie nach denen fragten: die könnte ich Ihnen geſtehen. Doch auch das kaum: ſo ernſthaft ſehen Sie aus!"

Ernſthaft? Ja, Herr von Heerbruch! Oder glauben Sie, ſo etwas müſſe ſchmeichelhaft ſeyn? Das wäre wenigſtens ſehr eitel.

Er lachte. „Ich kann Ihnen nicht wehren, von mir zu denken, was Sie wollen, ſo wenig wie Sie mir wehren können, Sie für das liebenswürdigſte Mädchen auf der Erde zu halten.“

Dies Geſpräch, antwortete ich empfindlich, läßt mich fühlen, daß ich in Ihrem Hauſe, und von Ihnen abhängig bin.

„Auf meine Ehre, das ſind Sie nicht; das waren Sie von dem erſten Augenblicke an ſo wenig wie jetzt. Ich weiß nicht, wie Sie eine ſo ſchwarze Seite an dem freundlichſten Dinge von der Welt auffinden können. Sagen Sie mir nur, wodurch ich den mindeſten Uebermuth gezeigt habe.“

Ich fühlte, daß ich mich nicht in Erörterungen einlaſſen durfte, und brach das Geſpräch ab. Er verfolgt mich ſeitdem mit Liebeserklärungen, und ich — nach einem Winke der gnädigen Frau, die ſehr wohl geſehen hat, was er ihr wenig zu verbergen ſucht — nehme die Sache als Scherz, und thue wohl daran. Nicht ſelten lacht er mit, wenn ich lache; zuweilen iſt er aber doch ſo ernſthaft, daß ich beinahe glauben ſollte, es wäre ſein Ernſt. Ich laſſe mich indeß durchaus nicht bereden, die Sache ernſthaft zu behandeln, ſondern ſpotte und witzle über ſeine Liebe; und die gnädige Frau ſagt mir dafür wohl hundertmal: Sie ſind ein unvergleiches Mädchen!

Warum, frage ich oft mich ſelbſt — warum kann ich es mit Lisborne nicht eben ſo machen? . . . Du erſchrickſt, liebes Kind? Ich bitte dich, ſey ruhig. Ja, Lisborne liebt mich, und mit wahrer Leidenſchaft. Aber ich liebe ihn nicht, und kann ihn nie lieben. Glaube mir das, Eliſabeth. Doch bei dem Allen iſt mir ſeine Liebe ernſthaft.

Er drängt ſich an mich, und zeigt mir eine Achtung, welche durch die Feinheit, mit der er ſie ſogar vor mir zu verbergen ſucht, zu einem ſüſſen Opfer wird. Nie ſagt er mir ein Wort von Liebe; er ſucht nur mein Vertrauen, meine Freundſchaft zu gewinnen, und zwar durch das einzige Mittel, das dem Manne anſteht, durch Achtung und die feinſte Schonung meines Herzens. Anfangs ſagte er mir Artigkeiten, wie jeder junge Mann; er ſchmeichelte mir auch (freilich immer in witzigen Wendungen, aber doch auffallend), und machte ſogar meinen Reitzen Komplimente, was die Männer, wenn ſie uns kennten, nie thun würden: denn ſo eitel wir auch auf Schönheit ſeyn mögen, ſo hören wir es doch nicht gern, wenn man uns ins Geſicht ſagt, daß wir ſchön ſind; ein ſtummer Blick iſt uns da mehr werth, als die ſchönſte Rede in den feinſten Wendungen.

Ich behandelte Lisborne'n eben ſo, wie den Herrn von Heerbruch; doch auf einmal nahmen ſeine Schmeicheleien ein Ende, und er ſagte es mir wohl gar auf eine feine Art, wenn ich einen Fehler begangen hatte. Seine Unterredungen mit mir wurden ernſthafter, ſeine Achtung ſichtbarer, ſein Vertrauen beſcheidener und zarter. Er foderte mich nicht mehr zum Reden auf, wie ſonſt, und ſchien mich nicht weniger als ſich ſelbſt verbergen zu wollen. Vorher ſuchte er mir die Bewunderung der Geſellſchaft zu verſchaffen, jetzt nur ihre Achtung. Nicht ein Wort mehr von Liebe; er vermied es ſogar, im Allgemeinen mit mir von dieſer Leidenſchaft zu ſprechen, die ſonſt, freilich immer wider meinen Willen, oft der Gegenſtand unſrer Unterredungen geweſen war.

Ja, liebe Eliſabeth, man ſage, was man wolle, es iſt ſchmeichelhaft, von einem edlen Manne ſo geachtet zu werden; es iſt ſogar rührend, einen Mann lieben und ſchweigen zu ſehen. Dieſe ſtille Liebe, die ſchweigende Achtung, wirkt auf das Herz. Wehe dem Mädchen, das mit der verhehlten, nur von ihr bemerkten Leidenſchaft eines Mannes Spott treibt! Ich könnte es nicht, auch wenn Lisborne weniger achtungswürdig wäre. — Seitdem bin ich gütiger gegen ihn, und aufmerkſamer auf mich ſelbſt. Ich ſuche ſeine Liebe (ſie ſey entſtanden, wie ſie wolle) durch die Tugenden zu verdienen, um derentwillen er mich liebt. O Eliſabeth, wie iſt es möglich, daß manche Frau die Liebe ihres Mannes braucht, ihn zu unterjochen? wie kann ſie auf dieſe Liebe hin es wagen, ſich und ihre Tugenden zu vernachlaſſigen? Die Liebe glaube ich, hat einen ſo zweideutigen Urſprung, daß jede Frau nicht genug eilen kann, ſich die reinſten Tugenden zu erwerben, und ſo die Liebe ihres Mannes zu rechtfertigen. Ein böſes Weib, das auf die Liebe ihres Mannes trotzt, erniedrigt ihn.

Gewiß, Eliſabeth, ſeitdem Lisborne mich liebt, bin ich beſſer, ſtandhafter, gütiger, beſcheidener geworden; ich ziehe mich mehr zurück, und verachte den Beifall, um den ich mich ſonſt bemühete. — Leb wohl, und ſey ruhig, Eliſabeth."

5.

Wie, Eliſabeth? So denkſt du von deiner Auguſte? ſo? „Meine Bemerkung über die Griechen könne wahr ſeyn, ſchreibſt du; aber aus meiner Feder ſey ſie nichts als der Beweis eines verſchlimmerten Herzens." Eliſabeth, und das konnteſt du ſchreiben, ohne zu zittern? . . . Daß ich meine einfache Kleidung mit Sokrates Einfachheit verglichen habe, hältſt du für Spott des menſchlichſten Weiſen? O, mußt du deiner Schweſter Unrecht thun, um nur einen Sterblichen, ſey es auch der beſte, in dem Glanze der Götter zu erblicken? Du findeſt meinen Ton gegen Heerbruch leichtſinnig, wo nicht noch ſchlimmer; ich — ich finde ihn nur nicht unterhaltend. Daß ich von Liborne's Liebe mit Anſtand ſpreche, ſagſt du, komme daher, weil ich ihn ſchon liebe; und dieſe Liebe bringe dich zum

Zittern, weil er ein Engländer ſey, weil er ſeine Liebe verſchweige, und weil er mich alſo verführen wollte.

Nun, ſo höre, Eliſabeth, und fürchte nicht länger für das Herz deiner Schweſter, ſondern — für ihr Schickſal. Als du einmal glaubteſt, ich kämpfte mit Zweifeln an der Unſterblichkeit der Seele, da kämpfte ich mit einer unglücklichen hoffnungsloſen Liebe; als ich den letzten Sylveſter-Abend, den wir zuſammen feierten, ohnmächtig niederſank, da war der Gedanke, wie rettungslos mein Schickſal ſey, auf mein liebendes Herz gefallen. Ich hatte die Stärke, euch Allen zu verſchweigen, was ich empfand. Eines Tages, Eliſabeth, lag der Mann, den ich mit unbeſchreiblicher Gewalt liebte, noch jetzt liebe, vor mir auf den Knieen. Mein heißes Herz hatte mich überwältigt, und meine Hoffnung glücklich zu werden, mich hingeriſſen. Ich ſtand in ſeinen Armen; ſein Herz öffnete ſich unter dem Gefühle meiner Liebe, meiner Thränen, meines Mitleidens, meiner Tugend. Jetzt konnte ich glücklich werden; ein Kuß, ein Händedruck, ein ſüßes Wort aus meinem Munde gab mir vielleicht alles, was ich wünſchte. Aber ich wollte nicht, Eliſabeth; ich verſchmähete eine Liebe, die mir nicht das Herz, ſondern nur die Sinne gegeben hätten, und wählte ein freudenloſes Leben, weil ich ein froheres nicht wählen zu können glaubte, ohne insgeheim erröthen zu müſſen.

Ich liebe den Mann noch jetzt, bin noch jetzt unglücklich; ich werde nie aufhören ihn zu lieben und unglücklich zu ſeyn. Glaubſt du noch, Eliſabeth, daß ich von Liborne's Liebe darum mit Anſtand rede, weil ich ihn wieder liebe? Nein, ich ſehe das Leben nicht ſo an, wie Karl, als eine Entbehrungsſchule, als eine Marterkammer, oder, wie du, als den heiligen Vorabend zu einem heiligern Feſte, wo man ſich nur auf morgen freuet, und den Abend vergißt. Das Leben ſelbſt iſt mir ein heiliger Feſttag, an dem ſich putzen darf, wer Putz hat, an dem ein fröhlicher Blick, eine glühende Wange und ein lachendes Auge wohl ſtehen. Aber, Eliſabeth, ich werde dieſen heiligen Feſttag nicht entweihen. So verſchieden unſre Anſicht des Lebens auch ſeyn mag, ſo haben wir doch Alle einerlei Herzen: Herzen, welche die Tugend lieben. Wir Alle würden, wie Sokrates, lieber den Tod als eine ſchimpfliche Handlung wählen; denn der Tod, ſagte der große Mann, hat nichts Schimpfliches."

6.

„Wir haben dieſen Sommer ſechs Wochen in Schleſien auf dem Lande zugebracht, liebe Eliſabeth, und zwar auf einem Gütchen, das Heerbruch da in einer paradieſiſchen Gegend hat. Er machte ſich mit dieſer Landpartie ein Verdienſt bei mir.

„Sie ſollen nicht mehr klagen,“ ſagte er, „daß Sie keine Nachtigall zu hören bekommen; oder vielmehr,“ ſetzte er angenehm hinzu, — ich habe die Reiſe durchgeſetzt, um mir von dieſem undankbaren Herzen doch Einmal einen Dank zu verdienen.“ Das war recht artig, beſonders da die Reiſe wirklich meinetwegen gemacht wurde; denn die gnädige Frau hat ſich erſt gar nicht dazu entſchließen wollen. Ich dankte ihm mit aller der Lebhaftigkeit, die meine Sehnſucht nach dem Lande mir geben konnte, und ſeine Artigkeit wirkte mehr auf mich, als ich ihn merken ließ. In der That, ſagte ich, aber nur lachend, wenn Sie es oft ſo machen, ſo fangen Sie an mir gefährlich zu werden. Noch mehr gefiel es mir, daß er für Alles ſorgte, was mich unterhalten konnte, daß er meine Lieblingsbücher einpacken ließ, und eine Jungfer mitnahm, die ein ſehr ſchätzbares Mädchen, und mein Liebling unter den Domeſtiken iſt. Ich freute mich ſo ſehr auf das Land, daß ich mir vornahm, recht gütig gegen Heerbruch zu ſeyn; und oft mit ihm im Felde und Walde umher zu ſtreifen. Er hatte mir eine reitzende Beſchreibung von der Lage des kleinen Gutes am Fuß des Gebirges gemacht. Ich weiß nicht, ſagte Madame nachher, wie du auf einmal zu dem chevallereſken Geſchmack kommſt, auf dem Lande leben zu wollen. Berge! nun ja, deren man überdrüßig wird, wie jedes andern Dinges! Wälder, die ſo dicht und finſter ſind, daß einem vor Mörder- und Diebeshöhlen grauet! Mit

Einem Worte: ich weiß nicht, wie man ſo etwas angenehm finden kann. — Wir, Heerbruch und ich, vertheidigten das Landleben; Lisborne (was mich wunderte) und Madame nahmen die Parthei der Stadt.

„Haben Sie," fragte Lisborne, „je bei den Alten eine ſchöne Ausſicht gelobt gefunden? Lebten nicht alle ihre großen Männer in den Städten? und ſagte nicht Ihr Heiliger Sokrates ſelbſt: er könne von den Bäumen und Feldern nichts lernen; darum lebe er in der Stadt?" — Es war mir lächerlich, daß er die Alten in einen Streit über den Vorzug des Land- oder Stadtlebens miſchte. Ich hätte darauf ſchwören mögen, er wolle mich wegen meiner Liebe zu den Alten, oder die gnädige Frau wegen ihrer Anhänglichkeit an dem Stadtleben perſiffiren; aber keinesweges: es war ganz ſein Ernſt, und er wurde verdrießlich, da es ihm nicht gelang, den Plan zu hintertreiben. Den Abend vor unſrer Abreiſe ließ er ſich bei mir anmelden, und trat mit einer verſtörten Miene in mein Zimmer.

Sie mißgönnen mir mein Glück, rief ich ihm entgegen; alſo machen Sie den Abſchied nur kurz.

„Ich gönne Ihnen," erwiederte er ernſt, „die Freude des Landlebens; allein . . ." — Er ſchwieg, und ſah verlegen umher. „Ich habe Ihnen eine Warnung, als einen Schutzgeiſt, in die einſamen Wälder, in die laue Luft, zu den Geſängen der Nachtigallen mitzugeben; denn der Frühling iſt oft ſo gefährlich, wie ein volles Herz." Als ich ihn ſtarr anſah, ſchwieg er einige Sekunden; dann fuhr er fort: „ich weiß nicht, wie ich es Ihnen ſagen ſoll; und doch müſſen Sie es wiſſen."

Was man ſagen muß, Herr Lisborne, kann nicht beleidigen. Sagen Sie es, wie Sie wollen; nur das Einzige haben Sie zu überlegen, ob ich das, wovon Sie mir den Anfang geſagt haben, nothwendig wiſſen muß. — Nicht wahr, Eliſabeth? der Anfang war in der That ein wenig unverſchämt.

Er fing nach einer Verbeugung wieder an: „Heerbruch liebt Sie. Mögen Sie ſeine Liebe ſo ächerlich finden, als Sie wollen: er liebt Sie, vielleicht gerade darum, jetzt ſehr ernſthaft." Das ſagte er mit einer Art von Hitze, die er nicht nterdrücken konnte. Er durfte, glaubte ich, icht fortfahren; denn das Uebrige konnte ich leicht rrathen. Ich danke Ihnen, ſagte ich lächelnd; ähme Herr von Heerbruch auch zehn Frühlinge u Hülfe, ich würde ſeine Liebe dennoch ſehr ſpaß- aft finden. Und nun bitte ich Sie, Herr Lis- orne, nichts mehr darüber zu ſagen.

Er beſann ſich, in offenbarer Verlegenheit. Das Einzige noch," ſagte er kämpfend: „Heer-

Im Wagen überlief der Baron nun noch einmahl ſeinen Reiſeplan, den Auguſte mit ihren blonden Ahnen, und Liſſows Unglück einigermaßen in Vergeſſenheit gebracht hatten. Schon war er Monathe lang abweſend, und hatte Karolinen noch nicht eine einzige Anekdote à la l'homme voyageur ſchreiben können. Er blieb in Treuenbriezen, in Wittenberg, in Düben jedesmahl einen Tag, und brachte ihn damit hin, daß er im Orte umherſchlenderte und jedes kleine, verfallene Häuschen betrachtete, ob nicht ein junges Mädchen laut ſchreiend heraus ſtürzen und ihn um ſeine Hülfe anflehen würde. Aber die Thüren blieben verſchloſſen, oder die Menſchen, die heraustraten, ſahen zum Theil ſo vergnügt, zum Theil ſo gleichgültig aus, daß keine Hoffnung war, einen Brief mit ihnen anzufüllen.

Wo der Baron nur die kleinſte Spur von Kummer auf einem Geſichte ſah, da blieb er bruch hoſſt von dem Lande, von der Einſamkeit, von den Spaziergängen etwas, deſſen Ihr Herz nicht fähig iſt. Dieſe Reiſe auf das Land iſt ein Plan, Sie . . ." — Er brach ab.

Ich erſtarrte; aber doch fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, dem Engländer ein wenig näher zu treten: denn ſeine Verwirrung, ſeine Ungeduld, ſein ſcheues Weſen waren mir an ihm neu. Ich verſtehe, ſagte ich; aber — woher wiſſen Sie das? Dieſe Frage, bei der ich ihm feſt in die Augen ſah, vermehrte ſeine Beſtürzung. Er ſtammelte etwas her, das aber keine Antwort war. Ich wiederholte meine Frage ſcharf; denn er fing an mir zu mißfallen, und ich verhehlte ihm das nicht. „Ein Ungefähr," ſagte er, als er ſich nach und nach erholte, „einige Worte, die Heerbruchen entfielen, und der Umſtand, daß er oft großen Widerwillen gegen das Landleben geäuſſert hatte, gaben mir zuerſt Verdacht."

Und die Gewißheit? fragte ich, noch eben ſo ſcharf.

„Meine Liebe," ſagte er auf einmal mit dem Feuer eines ſtürmiſchen jungen Mannes, „meine unausſprechliche Liebe zu Ihnen angebetes Mädchen, die Ihnen ein Geheimniß bleiben ſollte, bis ich mich erſt Ihres Vertrauens und Ihrer Freundſchaft werth gemacht hätte. Dieſe Liebe gab mir Gewißheit von Heerbruchs unwürdigem, abſcheulichen Plane. Ich kenne Ihr Herz, ich kenne Ihren Charakter, und fürchtete nichts. Aber daß Heerbruch nur einen ſolchen Gedanken haben konnte, war mir unerträglich. Ich wollte Ihnen verſchweigen, was ich wußte, und ſuchte Ihnen die Reiſe auszureden. Unruhe, der ſchmerzliche Gedanke an eine Trennung von Ihnen, hat mir dieſes Geſtändniß entriſſen. Antworten Sie mir nicht, meine Theure! Ich werde nie Stärke genug haben, ein Nein von Ihnen zu hören; und jetzt verdiene ich noch kein Ja." — Sie müſſen mich jetzt hören, Herr Lisborne, ſagte ich mit einer Härte, die ich mir nicht erlaubt haben würde, wenn die Wendung, die er nahm, mir weniger mißfallen hätte. Heerbruch, fuhr ich fort, ſchien mir zu ſcherzen; doch, wenn Sie Sich nicht geirrt haben, ſo iſt er mir verächtlich. Uebrigens, Herr Lisborne — jede Liebe, auch die Liebe eines edlen Mannes, iſt mir unangenehm; denn ich kann ſie nicht erwiedern. Ich liebe ſchon.

Er warf einen ſchnellen Blick auf mich. „Sie lieben?" ſagte er finſter. „Darf ich fragen ...?"—

Sie dürfen nichts fragen, Herr Lisborne; denn ich darf nicht antworten. Ich habe Ihnen das Geheimniß meines Herzens anvertrauet, weil ich Sie achte.

Er verbeugte ſich ſehr tief, küßte meine Hand, und ſagte: „Sie kommen bald wieder!" Mit dieſen Worten ging er.

Ich ſah ihm nach, und ſchüttelte den Kopf denn es hatte mir etwas an ihm mißfallen, ob ic gleich nicht eigentlich wußte, was; und doch gefi mir ſein Weggehen,. die Ruhe, mit der er mic verließ, das Lächeln ſogar, das ich in ſeinem Geſichte bemerkte.

Am folgenden Morgen traten wir die Reiſe nach Schleſien an. Lisborne hatte nicht unrecht geſehen; Heerbruch that alles nur Mögliche, mich davon zu überzeugen. Ich kann dir gar nicht ſagen, liebe Eliſabeth, wie verächtlich mir der Menſch wurde. Dieſe widrige Idee verfolgte mich Anfangs auf allen Spaziergängen, auch den einſamſten, die ich, troß ſeinem geſchäftigen Aufdringen, am Ende dennoch machen konnte. Ich hielt ihn mit einem Ernſte, der freilich wohl zu viel Verachtendes hatte, in gehöriger Entfernung; aber nur auf einigen Streifzügen, die ich mit meinen Zöglingen machte, genoß ich des Paradieſes ganz, das eine Schlange entweihte. Um mich zu ſichern, hielt ich mich mehr zu der gnädigen Frau, und fand an ihr, was ich gar nicht vermuthet hatte, ein edles, gutes Weſen, das wieder lieben kann, wenn es Liebe erhält. Die ſchöne Form wird ſcheinbar in dem flatternden Nebel der großen Welt zerriſſen: wie im wirklichen Nebel der Freund ſo lange unkenntlich bleibt, bis man ihm ganz nahe tritt. Mag es ihr wohl mit mir nicht eben ſo gegangen ſeyn? Was konnte ſie von mir glauben?

Ich hatte immer eine Witzjagd mit den Herren, und mit ihrem Manne ſogar einen Liebeshandel!

Wie das kam? O, der Zufall iſt meiſtens menſchlicher als unſer Wille. Madame hörte hinter einem Bosket eine Unterredung, die ich mit ihrem Manne hatte. Er verließ mich endlich, und ſie trat hervor. An ihren glänzenden Augen, an der Innigkeit, mit der ſie mich küßte, und an der Liebe, die ſie mir jetzt, anſtatt bloßer Artigkeit, zeigte, ſah ich wohl, daß ihr kein Wort von der Unterredung entgangen war.

Ich traute ihr vorher nicht einmal zu, daß ſie Thränen über die Treuloſigkeit ihres Mannes haben könnte; und ſie hatte mehr: ein weiches Herz. Sie ſchwieg, und auch ich ſagte nichts; aber ihre Zärtlichkeit, ihre Händedrücke ſagten mir, daß ſie mir bisher ſo wenig getrauet hatte, als ihrem Manne. War ich ihr nicht Erſatz ſchuldig? Ich drängte mich jetzt an ſie. Armes Weib! dachte ich: wie mag dein Herz bei den Unterredungen deines Mannes mit mir gezittert haben! Welcher Muth gehörte zu jedem lächelnden Blicke, zu jedem freundlichen Worte, das du mir gabſt! Ich will dich dafür lieben. Und, Eliſabeth, als ſich nun ihr Herz mir aufſchloß, da zeigte ſich der lieblichſte Kern in einer Schale von Convenienz, Vorurtheil und Mode.

Sie verſöhnte mich ſogar halb und halb mit ihrem Manne, den ſie wirklich liebt. Anfangs ſpottete Heerbruch darüber, daß wir unzertrennlich wären; als er aber ſah, daß wir uns Beide immer nur beiſammen finden ließen, drang er auf die Rückreiſe. Wir baten noch um Aufſchub, und er ging ohne uns wieder nach Berlin. Jetzt, Eliſabeth, war ich mit der Frau von Heerbruch allein. Ihr Herz wurde in den Umarmungen ihrer Kinder, an dem Buſen der Natur, mit jedem Tage weicher, und ich lebte die letzten drei Wochen unbeſchreiblich glücklich.

Seit ein Paar Tagen bin ich wieder hier. Madame will ſich von nun an mehr ihren Kindern widmen, und auch einige kleine Reiſen mit uns machen. Jetzt erſt bin ich recht glücklich. Lisborne'n habe ich nur im Vorübergehen, am Spieltiſch, geſprochen.

7.

Die kleinen Tagebücher von meinen Reiſen haben dir Vergnügen gemacht, liebe Eliſabeth? O, die Reiſen ſelbſt machen mir noch weit mehr. Ich kenne kein größeres Vergnügen, als zu reiſen. Eins ausgenommen, das mir nicht beſtimmt war: dein ruhiges Leben in den Armen der Liebe. Jetzt leſe ich faſt weiter nichts, als Reiſebeſchreibungen, die mir Lisborne verſchafft. Er ſelbſt hat groſze Reiſen durch ganz Europa gemacht, und ſeine Erzählungen davon ſind ſo intereſſant, wie das beſte

Buch.

Buch. Ach, von dieſem Lisborne, liebe Eliſabeth. Du thuſt ihm Unrecht; er iſt ein edler, ſehr edler Mann. Höre nur!

Eines Morgens ganz früh (ich war noch im leichteſten Anzuge, weil ich kaum das Bett verlaſſen hatte) pocht jemand leiſe an meine Thür, und macht ſie auf, ohne daß ich herein gerufen habe. Lisborne, den ich nach der letzten Unterredung noch nicht eigentlich wieder geſprochen hatte, weil ich eine Unterredung mit ihm vermied, trat in Reiſekleidern herein. Ich zeigte nach einer flüchtigen Verbeugung auf einen Stuhl, und ging in die Kammer, um eine Enveloppe zu nehmen. Es verdroß mich, daß er zu einer Zeit kam, wo er mich, wie ihm nicht unbekannt war, gewiß allein fand. Er ſchien meine Gedanken zu errathen, und ſagte freimüthig: „ich habe gerade dieſe Stunde zu meinem Beſuche gewählt, weil ich wußte, daß mich Niemand ſtören würde. Schon heute reiſ' ich ab, um meine theure Verwandte, die Lady Gower, in Deutſchland zu empfangen. Vorher aber, meine liebe Freundin, mußte ich mit Ihnen über etwas ſprechen, das meinem Herzen am nächſten liegt. Sie lieben, . . ." — Hier wollte ich ihn unterbrechen; er fuhr aber mit ruhiger Freimüthigkeit fort: „ich habe nicht das Recht Sie zu fragen, *wen* Sie lieben; doch iſt Ihr Freund zu der Frage berechtigt: warum ſind Sie nicht glücklich? Ich liebte Sie, theures Mädchen, ich liebe Sie noch, und werde vielleicht nie aufhören Sie zu lieben; aber ich bin ein Mann, und will mit dem Schickſal nicht darüber hadern, daß es ſchwer iſt. Ich kann Ihre Hand nicht bekommen, wohl aber Ihr Bruder, Ihr Freund ſeyn; und das iſt noch immer ſehr viel." (Er küßte meine Hand.) „Sie lieben. Nur dies einzige Wort haben Sie mir geſagt. Sie lieben, und ſind nicht glücklich. Warum nicht? Ich bin reich, vielleicht allzu reich. Meine Freundin, ich würde nicht bloß reich, ich würde glücklich ſeyn, wenn ich Sie glücklich machen könnte. Es fehlt mir nicht an bedeutenden Freunden hier, in England und in Hannover. Da Sie aus den Deutſchen Staaten meines Königs gebürtig ſind, ſo wäre ich vielleicht im Stande, Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen . . . Ich bitte, ſagen Sie mir: warum ſind Sie nicht glücklich? Warum übernahmen Sie eine Rolle in dieſem Hauſe, die Ihrer unwürdig iſt? Laſſen Sie mich Ihr Glück befördern, und ich will mich ſelbſt für glücklich halten. Warum ſind Sie nicht glücklich?"

Es ſtrömten Thränen aus meinen Augen. Jetzt ſtanden mir Gold und Anſehn zu Gebote; und dennoch war ich nicht glücklich! Edelmüthiger Mann, ſagte ich endlich leiſe; es kann mir Niemand helfen! Nun drang er mit freundſchaftlichem Ungeſtüm in mich, ihm die Urſache meines Unglückes zu entdecken; doch vergebens. Er ſchien endlich überzeugt zu werden, daß es Geheimniſſe giebt, die ſich nicht mittheilen laſſen. Zuletzt fragte er noch einmal: „lieben Sie wirklich?“ Ich antwortete beſtimmt Ja. Nun wendete er das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand, das Reiſen, ohne ſeiner Liebe und ſeiner edelmüthigen Anerbietungen weiter zu erwähnen. Er ſagte mir viel von dem edlen Charakter, der ſchwärmeriſchen aber ſchönen Seele und dem heißen Herzen ſeiner Verwandtin der Lady Gower, und glaubte, daß er ſie würde bewegen können, einige Zeit in Berlin zu bleiben. „Ich darf zwar,“ ſagte er, nicht hoffen, ſie in die Welt einzuführen; indeß ich könnte ihr hier (er küßte meine Hand) vielleicht eine Bekanntſchaft geben, die ſie ſchadlos halten würde.“ Er machte mich in der That ſehr neugierig auf dieſe Frau, welche Europa durchreiſen will, weil eine unglückliche Liebe . . . Ach, Eliſabeth! könnte ich doch auch den Schmerz ſo verreiſen!

Er nahm endlich Abſchied von mir, und ich ſagte dem edlen Manne mit inniger Rührung Lebewohl. Der Himmel beſchütze ihn, und belohne ſein großes Herz, das ſo unglücklich iſt als das meinige, aber ſtärker.

8.

Wir ſehen unſern Karl in langer Zeit nicht wieder. Ich habe einen Brief von Hannchen.

Vater und Mutter haben ihr aus Stade geſchrieben. Sie wollen ihm dort noch Lebewohl ſagen, ehe er Europa verläßt. O, Eliſabeth! er, die Freude ſeiner Eltern, er muß fort; und ich — es iſt mir, wie es einem gefangenen Zugvogel ſeyn mag, wenn er das frohe Geſchrei der fortziehenden hört. Ich ſehe unſerm guten Bruder nach, und weine. Wäre ich an ſeiner Stelle geweſen, unſer Vater hätte mir geſagt: in einem andern Welttheile wird vielleicht dein Schmerz ſich mildern. Ach, ich würde es geglaubt haben, und der Hoffnung von Einem Welttheile zum andern nachgegangen ſeyn. O vergebens! der arme Karl! Gott ſey mit ihm!

9.

Jetzt bin ich hier von allen Herzen getrennt, liebe Schweſter. Ich muß weg. — Es iſt nicht leicht, mit Menſchen zu leben, die uns nicht lieben; aber noch weit ſchwerer, mit Menſchen, die uns geliebt haben. Haben! Frau von Heerbruch — o, es mag ſeyn, wie ſie ſagt, daß ſie mich noch liebt; aber ihre Liebe iſt ſo abgemeſſen, ſo feierlich, ſo mißtrauiſch, daß ich mich bei ihrem Haſſe beſſer befinden würde, als bei ihrem Lächeln, bei ihren lauernden Blicken, die nur Fehler an mir auszuſpähen ſuchen. — Jede Umarmung, mit der ſie mich beehrt, thut eine verkehrte Wirkung: ſie macht mein Herz, und auch das ihrige, noch kälter. Wir wenden uns, beſchämt darüber, daß wir beide ſo falſch ſind, von einander ab, und jede Verſöhnung trennt uns nur noch weiter, weil jede Erweichung unſeres Herzens uns an uns ſelbſt wie eine Tugend, und an dem andern wie ein Geſtändniß ſeines Unrechts vorkommt. Der arme Menſch! Ja, er gehört nur in den Familienkreis, wo die Liebe mit ihm aufkeimte und die feinſten Lebenswurzeln in dem innerſten Gewebe des Herzens verwachſen ließ. Eine Freundſchaft, die der Menſch in ſpätern Jahren ſchließt, iſt eine Pflanze, die man nicht früh genug ſäete: ehe ſie blühet, hat der kalte Herbſt ſie ſchon getödtet.

O, die Welt hat Recht, Eliſabeth, daß ſie vor zu innigem Vertrauen warnet. Jene kalte Regel, die wir in unſerm Kreiſe der Liebe mit Abſcheu hörten: „behandle deine Freunde ſo, als ſollten ſie einmal deine Feinde werden!“ iſt in der großen Welt erfunden. Umgang, ein lächelnder, höflicher Umgang, mit dem Namen und den Formen der Freundſchaft, das iſt alles, was ſie ertragen kann. Zwei junge Bäumchen, die ſo nahe beiſammen ſtehen, daß ſie ſich berühren, verwachſen in einander, und werden von demſelben Nahrungsſaft erhalten; trauert das eine, ſo trauert das andre mit, und ſie ſterben zugleich. Zwei große Bäume, die einander erſt im Alter berühren, verwunden ſich nur, ohne ſich zu vereinigen: ſie ſchlagen zwar die Zweige in einander, ſtehen, redete den Menſchen an, und fragte; doch immer bekam er eine beißende Antwort, oder die Verſicherung: ich bin vergnügt. „Nun, ſo hole doch der Henker alles Glück!“ rief er ärgerlich; „iſt denn nicht ſo viel Unglück in der Welt, daß man einen Brief damit anfüllen kann? ... Großer Gott!“ ſetzte er hinzu: „hier bin ich, entſchloſſen zu helfen; und nun — was das für Menſchen ſind! — iſt kein Unglücklicher da!“ Doch in dem Augenblicke fühlte er auch ſchon mit Beſchämung die Unbarmherzigkeit ſeines Wunſches. Genug, er kam in Leipzig an, ohne weiter etwas Merkwürdiges gethan zu haben, als daß er ſich zwiſchen Wittenberg und Düben auf den Stein ſetzte, auf dem der Reformator Luther ſo oft geſeſſen haben ſoll, da nachſann, die Stirn rieb, und endlich ausrief: „hier ſaß ehemals Luther; jetzt ich! Und wer weiß, ob nicht einmahl nach Jahrhunderten ein Reiſender ſagt: hier ſaß der große Flaming, der Erfinder des Syſtems die Menſchenſtämme zu veredeln!“ — He! Ihr Gnaden, ſagte der Poſtillon, als Flaming wieder im Wagen ſaß, und zeigte mit der Peitſche nach dem Steine — ſo ein Mann aber nicht die Herzen; Einer muß weg, damit ſie nicht beide abſterben. Da haſt du die Jugendliebe, und die Freundſchaft der ſpäteren Jahre.

Das Herz der Frau von Heerbruch und das meinige ſchloſſen ſich mit Wärme an einander, um ſich deſto kälter wieder abzuſtoßen. Ob ich nicht Schuld daran bin? O, Eliſabeth, freilich trage ich die Schuld ſo gut wie ſie. Ich trauete unſerer Liebe mehr, als ich ſollte. Es war mein Wunſch, die Frau, die ihren Mann liebt und nur durch die Welt von ihm getrennt wurde, glücklicher zu machen. Um ihr ſein Herz wiederzugeben, vereinigte ich in dem engern, vertraulichern Kreiſe der Familie und einiger beſſern Menſchen, die reinſten und ſchönſten Freuden, welche die Erde hat. Ich ſann darauf, dem Genuſſe, zumal in dem Zimmer der Kinder, durch Mannichfaltigkeit Reitz zu geben und zu erhalten. Das gelang recht gut; Heerbruch fand Geſchmack an dem Kreiſe von einfacheren, verſtändigern und beſſern Menſchen, voll Vertrauens, voll Liebe. Nach einer Scene, worin ſich ſein Herz erweicht und der Liebe geöffnet hatte, warf ich mich an die Bruſt meiner Freundin, und ſagte mit Thränen in den Augen: o, wie glücklich werde ich ſelbſt ſeyn, wenn Sie erſt vollkommen glücklich ſind!

Sie machte ſich kalt aus meinen Armen los, und ſagte: „daß ich ſo glücklich werden muß, ſo, auf dieſe Weiſe, das thut weh!"

Ich ſah ſie erſtaunt, doch ruhig, an, und ſie ſchlug die Augen nieder. „Wem habe ich es zu verdanken," fuhr ſie leiſe und langſam fort, „daß mein Mann wieder mein iſt? Ihnen! Und ich darf nicht einmal in ſeinem Herzen nach den Gründen forſchen, die auf ihn wirkten. Glauben Sie mir, es iſt ſo viel Saures als Süßes an einer ſolchen Stunde, Ihren guten Willen, liebe Bonverot, Ihre Freundſchaft kenne ich." Dabei trat ſie noch kälter einen Schritt zurück. Seit dieſer Minute (ſie war etwa vor vierzehn Tagen) haben ſich unſre Herzen gegen einander verſchloſſen. Durch jeden Verſuch, den wir Beide machen, einander wieder zu lieben, werden wir nur kälter. Sie war nicht eiferſüchtig, als ihr Mann mich liebte; aber jetzt iſt ſie es auf jeden Beweis von Achtung, den er mir giebt. Doch, ich frage mich: würde ich in ihrer Stelle es weniger ſeyn? Sie haßt mich, weil mir Eitelkeit einen Triumph über ſie geben könnte. Ich bin nicht eitel darauf, Eliſabeth; ich liebte ſie ja, und liebe ſie noch. Ach, wenn ſie das wüßte, wenn ſie die reine Liebe meines Herzens kennte; ſie würde mir nur den Wunſch nach Einem Triumphe zutrauen: dem, ſie glücklich gemacht zu haben.

Aber dazu gehört von beiden Seiten eine Liebe, wie wir ſie fühlen. Einem Andren zu verzeihen, auch — was das Schwerſte iſt — die Fehler, die man ſelbſt begangen hat: dazu gehört die innige, feſte Liebe einer gemeinſchaftlich verlebten Jugend.

Ich muß weg von hier, das fühle ich; ſie würde mich ſonſt am Ende noch haſſen, und das ſoll ſie nicht. Bin ich gegangen, ſo wird ſie ihres Glückes froh werden, und vielleicht mit Wünſchen, mit Sehnſucht, an mein Herz zurückdenken, das ſie jetzt von ſich ſtößt. Du wirſt bald mehr von mir hören.

Lisborne iſt wieder hier, und mit ihm ſeine Verwandte, die Lady Gower (eine Frau etwa von ſechs und zwanzig Jahren), aber ganz incognito, weshalb ſie auch an dem entfernteſten Ende der Stadt wohnt. Sie beſuchte mich neulich, als die Familie bei einem Hoffeſte war; indeß, recht aufrichtig geſtanden, ſie gefiel mir nur halb. Lisborne hatte mir ihre natürliche Empfindung, ihre feine Sentimentalität gerühmt; ich fand aber etwas Geziertes an ihr, das mein Herz, ſo gern ich es ihr auch öffnen wollte, doch immer wieder verſchloß. Sie ſprach mit großem Entzücken von dem Vergnügen zu reiſen, und erzählte mir, daß ſie noch im Herbſte nach Italien hin wollte, um in Neapel den Frühling (denn das wäre der Winter dort) zu genieſſen. Lisborne, der zugegen war, beſchrieb die Reiſe mit ſeinem ſchönen Feuer. Ach, jetzt beneidete ich zum erſten Male einen Menſchen um ſeinen Reichthum.

Ich erwiederte den Beſuch, und Mylady zeigte mir nun Ausſichten von den ſchönſten Gegenden in der Schweiz und Italien. Liebe Eliſabeth, ich kann dir nicht leugnen, daß ich wünſchte, ſie möchte mir den Vorſchlag thun, mit ihr zu reiſen. Zuweilen ſchien es mir wirklich, als wollte ſie dieſe Saite anſchlagen; und wer weiß, was ich thäte! —

Sie hat bei mir gewonnen, ſeitdem ich ſie wieder geſehen habe. Jetzt behandelt ſie mich mit einem Zutrauen, mit einer Freundſchaft, die ich nicht verdiene, und die ich wohl nur des edlen Lisborne's guter Meinung von mir verdanke. Trotz ihrem tiefen, ſchwärmeriſchen Gefühle kann ſie zu meinem Erſtaunen ſehr heiter ſeyn; doch auch ihre Heiterkeit trägt die Farbe ihrer Nation: eine große, vertrauensvolle, zurückhaltungsloſe Freiheit, die ich zuweilen, wenn ich den Engliſchen Charakter nicht kennte, wohl ein wenig anſtößig finden würde. Gegen Lisborne beträgt ſie ſich, ohne Zweifel aus großer Achtung, zurückhaltend. In ſeiner Gegenwart iſt ſie beſcheiden, ernſt, ja wohl finſter: ein Beweis ihres zarten, weiblichen Herzens, dem im Beiſeyn eines Mannes ſogar die Freude nicht mehr erlaubt ſcheint. Wenn ſie mit mir allein iſt, kann ſie viel lachen; und dieſe Fröhlichkeit des Herzens bei ihrem Schickſale kann ich nicht umhin zu bewundern.

Wie fremd, wie feindlich vielmehr, die Frau von Heerbruch jetzt gegen mich iſt, kannſt du daraus beurtheilen, daß Lisborne das ganze Verhältniß weiß, worin wir mit einander ſtehen. Er ſprach geſtern mit mir davon, und auf eine Art, die mir keinen Zweifel an ihrem Haſſe übrig ließ. Ich ſuchte ſie zu rechtfertigen. Lisllorne verbeugte ſich, und ſagte: „wenn Sie die Frau in Schutz nehmen, ſo muß ich das freilich als einen Befehl anſehen, zu ſchweigen. Frau von Heerbruch iſt nicht ſo edelmüthig als Sie; und — ich muß Ihnen ſagen, Ihr Edelmuth, meine Freundin, würde mir ein wenig künſtlich, oder wohl gar ein wenig eitel vorkommen, wenn ich nicht Urſache hätte zu glauben, daß Sie wohl nur den kleinſten Theil von dem wiſſen, was die Frau Ihnen Schuld giebt." Ich hielt es für unſchicklich, weiter zu fragen; doch aus einzelnen Worten, die ihm entfielen, merkte ich, welchen Rath er mir gegeben haben würde, wenn ich ihn verlangt hätte: nehmlich, nicht länger im Heerbruchiſchen Hauſe zu bleiben. Ich dankte ihm im Herzen für die Delikateſſe, mit der er über dieſen Punkt wegſchlüpfte, und es meinem eigenen Gefühle des Anſtändigen überließ, einen Entſchluß zu faſſen.

In der That, er kam mir mit dieſem Eifer für meine Ruhe, und mit dieſer Schonung meines Ehrgefühls liebenswürdig vor, liebenswürdiger als je; und wenn er fortfährt, ſich auf eine ſo edle Weiſe um mein Herz zu bewerben, ſo kann es ihm am Ende wohl noch gelingen, eine Leidenſchaft zu beſiegen, die zu meinem Unglück unvergänglich zu ſeyn ſcheint.

Ach, Eliſabeth! das Herz behält noch immer Tiefen, wohin kein fremder Blick, auch nicht der Blick der zärtlichſten Liebe dringt. Oft iſt es mir, als ſollte ich mich, mit allen meinen zerſtörten, unvollendeten, ungebornen Wünſchen, von der Erde hinab in das Weltall ſtürzen; als würde nur der ewige, gränzenloſe Raum der Welt, das Anſchauen der Unendlichkeit, und die Unendlichkeit ſelbſt, mein heiſſes Herz erfüllen und heilen. Es iſt mir, als ob andre, größere Wünſche meine Liebe auslöſchen könnten, als *wäre* ſie ſchon erloſchen; und dennoch würde ich auch in dem unendlichen Raume nichts Anderes fühlen und wollen, als die Befriedigung dieſes unerklärlichen Herzens. O, da ich auf der Erde ſo allein ſtehe — ich möchte mich aufſchwingen zu den Wolken! Aber mein Herz iſt größer, als die unendliche Welt; ich würde, auch wenn ich unter der Wonne verginge, rufen: ich war nicht glücklich! — Gute Schweſter, ich war nicht glücklich, ich bin, ich werde es nicht. Auch an Liborne's Bruſt würde ich es nicht ſeyn; nie und nirgends würde ich etwas Anderes haben, als Thränen, Wünſche, heiße Schmerzen, und — keine Hoffnung!

Ich ſinne und ſinne. Kann ich hier bleiben? Nein! Und *muß* ich gehen: an weſſen Herz ſoll ich fliehen? an das Herz eines Mannes, der mich liebt, und den ich nicht liebe? Und warum nicht liebe? O, ich wünſchte, jene Fabel von Liebestränken, von den Theſſaliſchen Zauberinnen wäre wahr; ohne Zittern wollte ich den Becher ergreifen, und meinem Herzen Vergeſſenheit geben. Ach, iſt die Liebe eines edlen Mannes kein Zaubertrank, ſo giebt es für mich keinen, als den Entſchluß, — den Entſchluß, dem gewiß die Reue folgt.

Lisborne iſt ein edler Mann, ein ſehr edler Mann. Eliſabeth, hier kann ich nicht mehr bleiben!

Wahres Unglück.

Meine Frau und ich, wir hatten, wie der Leſer ſchon weiß, uns vorgenommen, dem Schickſal ſtille Geduld entgegen zu ſetzen, in jeder dunkeln Nacht auf den Morgen zu hoffen, und bei jedem ſteilen Berge, den wir in der heißen Sonne erklimmen müßten, an das ſchattige Thal dahinter zu denken. „Das können wir,“ ſagte ich; „und können wir es nicht, ſo giebt es ja noch ein ſchattiges Thal voll Ruhe: das Grab. Was hindert uns, bei jedem Unfalle, wenn alle Hülfe verſchwunden iſt, uns damit zu tröſten? Ja, liebe Frau, könnte man dem Menſchen das Grab nehmen, ſo müßte er troſtlos zittern. Könnte Er nicht über die Grenzen des Lebens kommen, wie die alten Römer nicht aus dem Gebiete des Römiſchen Reiches, ſo wäre das Unglück furchtbarer, als die tollen Tyrannen in Rom auf Cäſars Stuhle."

Ich, ſagte meine Frau mit einem ſanften Lächeln — ich tröſte mich noch anders: mit dem Gott der Liebe jenſeits des Grabes, der uns ſchon dieſſeits geholfen hat, wenn es nöthig war. Haben wir unſern Karl erſt wieder, ſo ſehe ich nicht, was uns eben noch Großes begegnen könnte: denn arm ſind wir ja nicht mehr, da Eliſabeth eine reiche Frau iſt; und ein Apotheker kann auch ein ehrlicher Mann ſeyn, obgleich unſer Ludwig jetzt wohl etwas Beſſeres werden könnte.

So etwas kühlte mich jedes Mal bis unter dem Gefrierpunkt ab, wenn ſich meine Phantaſie durch ſo große Ideen, wie die von dem Grabe und der Römiſchen Welt, erwärmt hatte. Ob ich ſchon, ſo gut wie meine Frau, bei dem Gedanken an die Ewigkeit zugleich an unſern Apothekerburſchen denken konnte, und obſchon die größten Ideen in meinem Geiſte oft von den kleinſten durchſchnitten wurden; ſo ſchämte ich mich doch zu ſagen, was ich dachte, und nahm es übel, wenn meine Frau ſich ihres Herzens nicht ſchämte, das groß genug war, auch bei dem Erhabenſten an ihre Kinder zu denken.

„Etwas Beſſeres!" ſagte ich. „Wenn er ein ehrlicher Mann wird, ſo will ich Gott danken. Das gehört aber nicht hieher, ganz und gar nicht.“

Unſer Sohn nicht? fragte ſie unſchuldig. Von unſern Kindern reden wir ja eben; denn welches Unglück kann uns denn noch begegnen?

Ich ſchwieg und ſchämte mich über mein Aufſahren. In dem Augenblick pochte Jemand an das Fenſter, und wir bekamen einen Brief. Ich erbrach ihn, und ſah unten den Namen des Oheims Ludwig. Es waren nur einige Zeilen, aber von ſchwerem Inhalt: „Auguſte iſt fort. Die Nachrichten von ihrer Flucht ſind ſo widerſprechend, daß ich noch nichts darüber ſagen kann. So viel weiß ich indeß gewiß, daß ſie in der Gewalt eines reichen Böſewichtes iſt. Ob freiwillig, oder nicht? Wir wollen das Letztere hoffen. Ich bin ihr auf der Spur. Sie ſollen bald wieder Nachricht von mir haben.“

Ich las das nur mit den Augen; meine Frau aber merkte an dem Wechſel meiner Geſichtsfarbe, daß der Brief uns ein Unglück ankündigte. Ungeachtet meines Schreckens nahm ich mir doch vor, ihr die Nachricht zu verſchweigen; ſie wurde aber todtenbleich, und rief: ach, Karl! unſer Karl!

„Karln betrifft es nicht,“ ſagte ich; „aber ein Unglück erleben wir freilich! . . . Auguſte iſt von Heerbruchs weg.“

Nun, Gott Lob! ſagte meine Frau, und holte freier Athem. Das haben wir ja gewünſcht.

„Ja; aber Friedleben weiß nicht, wo ſie iſt.“

Meine Frau nahm mir den Brief aus der Hand, erblaßte, und mußte ſich niederſetzen.

„Ich hoffe,“ ſagte ich zitternd, „es wird beſſer ſeyn, als es nach dieſen in der Eil geſchriebenen Worten ſcheint.“ Meine Frau nahm das Billet noch einmal, und las, wie ein Unglücksprophet, nur einzelne Worte laut vor, als: „Flucht! . . . in der Gewalt eines reichen Böſewichtes! . . . freiwillig!“ Aus dieſen Worten ſetzte ich mir das gräßlichſte Unglück zuſammen.

„Freiwillig?“ rief ich: „nein, guter Gott! nur das nicht! O, ſoll mein Herz brechen, ſo laß es unter doppeltem Schmerze geſchehen, nur nicht unter dieſem ſchrecklichen Worte: freiwillig!“ Ich nahm, ergriffen von dem Gedanken an meine Hülfloſigkeit, demüthig die Mütze ab; doch bald warf ich ſie, im Zorne über die Vorſtellung, daß Auguſte verführt wäre, an den Boden. „Freiwillig?“ rief ich mit ſtärkerer Stimme: „das ſteht nicht in dem Briefe; und ſteht es darin, ſo iſt es doch nicht in Auguſtens Herzen! gewiß nicht!“

Meine Frau fiel mir in die Arme, die ich hoch aufgehoben hatte, und zog ſie herunter. Ich hob ſie mit ſtrebender Gewalt wieder auf. „Und iſt kommt auch nicht wieder! Ich ſage immer: der ſelige Doktor Luther, und der Mann, der die Kartoffeln erfand, haben nicht ihres Gleichen; der eine hat die Seele, der andere den Magen ſatt gemacht: und darüber geht doch in der Welt nichts. Ja, wenn ich ſo mit der Poſtkaleſche an dem Steine wegfahre, und daran denke, daß der kleine Burſche, der ſo ein Mann wurde, da geſeſſen hat; dann wünſch' ich immer: wärſt du doch damals ſchon Poſtillion geweſen! Ich hätte ihn immer frei mit nach Wittenberg genommen, und ſollte ich auch jedesmahl zwanzig Prügel von dem Poſtmeiſter dafür bekommen haben. Nun könnte ich doch ſagen: den großen Mann hab' ich gefahren!

„Schwager,“ erwiederte der Baron; „vielleicht hat Er ſchon einen größern Mann gefahren, als Luther geweſen iſt.“

Der Poſtillion ſchüttelte den Kopf. Ne, ne; das hätte ich ja merken müſſen. Kaufleute und Juden, die ſchwere Menge! auch Edelleute, Offiziere, Frauenzimmer von allerlei Ständen; aber noch keinen großen Mann.

es," rief ich wieder; „iſt ſie freiwillig . . .: o, ſo ſende deinen Unglücksengel über mein Haupt herab . . ." —

Mann! lieber Mann! jammerte meine Frau; verſuche Gott nicht!

„Laß mich, laß mich! Was hülfe mir dann alles, was deine Liebe, die Liebe unſerer andern Kinder, was die ganze Welt! Ich möchte dann nicht mehr leben!"

O, laß uns an das Grab denken! rief ſie ängſtlich. (Sie erinnerte ſich unſers Geſpräches.)

„An das Grab? Du biſt eine Thörin, eine arge Thörin! An das Grab? O, ich verkehrter Menſch! ich Uebermüthiger! Dachte ich nicht in meinem ſtolzen Wahn, daß alle Wellen des Unglücks ſich am Grabe brechen müßten? Sieh da, dieſes Wort: freiwillig! reicht über das Grab hinaus, bis an die letzte Grenze des Daſeyns. Freiwillig wurde ſie die Beute eines Böſewichtes; ſie verkaufte ſich der Sünde! O, Frau, den Flecken wäſcht der Tod nicht ab; der verweſet im Grabe nicht, der wird uns quälen in Zeit und Ewigkeit!"

Meine Frau, die ſich die größte Mühe gab, mich zu beruhigen, und meine feſt zuſammen geballten Hände aus einander zu reißen, ließ bei dieſen Worten die Arme kraftlos ſinken; ſie ſah mich, leiſe ſeufzend, mit dem Bick eines Sterbenden an, und lehnte ſich kraftlos an einen Stuhl.

„Was iſt dir?“ fragte ich, aufs neue erſchrekkend. O, antwortete ſie; du haſt mir das Herz gebrochen! Es iſt vorbei mit mir! Ach Gott! meine Auguſte ſollte verdammt ſeyn? und ihr Vater hätte das Urtheil geſprochen? — Das ſagte ſie mit den ſchneidendſten Tönen des Jammers. Ich verlör den Gang meiner Vorſtellungen, und ergriff die ihrige, als ob ſie mir ganz neu wäre. „Nicht verdammt!“ ſagte ich in einem tröſtenden Tone; „der Barmherzige wird richten. Und den ſchlimmſten Fall angenommen, liebe Frau, daß es wahr wäre, was Friedleben ſchreibt: freiwillig! — wird Gott nicht ihre Jugend anſehen? den Kampf ihres zitternden Herzens, ehe ſie in die Sünde willigte, ihre Reue, ihre Sehnſucht nach unſerm Rath, und die Schuld eines Teufels, der ſie verführt hat? Ja, eines Teufels! Eva war nicht unſchuldiger, als unſre Auguſte, nicht frommer, nicht heiliger; und doch unterlag ſie der Verführung der Schlange. Aber — muß es denn wahr ſeyn? Sagt denn Oheim Ludwig nicht, er hoffe, ſie ſey nicht freiwillig gegangen? Sollten wir Eltern weniger hoffen, als ein Fremder? ſollen wir von unſerm Kinde, das wir kennen, ſchlimmer denken, als er?“

Und nun, da Hoffnung und Mitleiden Auguſtens Schuld vermindert hatten, fiel unſer ganzer Zorn auf ihren Verführer. „O,“ ſagte ich zulezt, von meiner Leidenſchaft blind gemacht: „ſey er ſo reich und ſo mächtig, wie er wolle: ein beleidigter Vater wird ſich dennoch an ihm rächen. Er ſoll wohl ſehen, daß er die Unſchuld eines guten Mädchens nicht ungeſtraft verletzen darf!" Ich griff ſchon nach Hut und Stock. Meine Frau erinnerte mich, daß ich nicht einmal wüßte, wo ich den Verführer ſuchen ſollte; und als ich noch nicht kälter wurde, machte ſie mich aufmerkſam, daß es mir an Gelde zu einer wahrſcheinlich ſehr weiten Reiſe fehle, und daß es dem Böſewichte durch ſeinen Reichthum ſehr leicht werden müſſe, mir zu entgehen. „Nun," rief ich endlich; „ſo verdamme ihn Gott, dem er gewiß nicht entgehen kann!"

Sollte wohl Eliſabeth etwas Näheres wiſſen,? fragte meine Frau nach einigen Stunden. Ich ſchickte ſogleich einen Boten mit ein Paar Zeilen an ſie ab, und bekam nun Auguſtens Briefe, die der Leſer ſchon kennt, mit einem von ihr ſelbſt, worin ſie uns Eltern die beſten Hoffnungen machte.

Wir fielen mit unbeſchreiblicher Begierde über die Briefe her; und mit jedem Worte, das wir darin laſen, vermehrte ſich unſre Hoffnung. Als wir fertig waren (der Schluß des letzten Briefes hatte uns ſehr gerührt), ſahen wir einander mit einem ſchmerzlichen Vergnügen an. Die dunkle Wolke über uns zerfloß in einen lichten Nebel, durch den ein Stern der Hoffnung blickte. Wir kannten freilich Oheim Ludwigs Nachricht mit Auguſtens Briefen nicht reimen, und behielten eine quälende Ungewißheit über ihr Schickſal, obgleich nicht über ihr Herz.

Endlich kam Oheim Ludwig ſelbſt, und ſchon ſeine Miene verkündigte Unglück. „Wo iſt ſie?“ fragten wir Beide. Er zuckte die Achſeln, und ſagte: noch weiß ich nicht, wie ich euch tröſten ſoll, Ihr unglücklichen Eltern. Aber auf der Er[illegible] iſt der Böſewicht doch! „Lisborne?“ fragte ich. — Woher wiſſen Sie den Namen? . . . Ja, dieſer Teufel, dieſer Lisborne, hat das unſchuldige Mädchen verführt. — „Nein, unmöglich! das konnte der edle Lisborne nicht!“ — Oheim Ludwig ſtarrte mich an.

Wir holten unſre Briefe hervor, die er nun langſam und ſehr bedächtig durchlas. Er ſchüttelte mehrere Male den Kopf, und wir erſchracken, ſo oft er das that. Dieſer Lisborne, ſagte er endlich finſter, iſt ein ſchlauer Böſewicht; und — er runzelte die Stirn — Auguſte hätte das nicht gewußt? Hätte ſie es gewußt; wären die letzten Briefe Heuchelei: dann . . . Die angebliche Lady Gower war Lisborne's Mätreſſe. Die Frau von Heerbruch hat Auguſtens Umgang mit dieſem elenden Weibe gemerkt und ihr Warnungen gegeben. . . . Doch der letzte Brief, der ihren Charakter ſo richtig angiebt, ſcheint für Auguſtens Unſchuld zu ſprechen. Nun, entkommen ſoll mir der Böſewicht nicht. Wehe ihm, wenn ich ihn ertappe!

Wehe ihm, wenn Auguſte unſchuldig iſt! und doppelt, tauſendfach wehe, wenn er ſie verführt hat! —

Oheim Ludwig erzählte nun mir allein, aber behutſam, daß die Frau von Heerbruch (über die er ſehr günſtig urtheilte) gar keine gute Meinung von Auguſten gehabt hätte, wodurch er denn meine Hoffnungen wieder ſehr verminderte. Doch, ſetzte er hinzu, was Auguſte von dieſer Frau ſchreibt, macht mich in meinem Urtheile zweifelhaft. — Frau von Heerbruch hatte ihm geſagt, Auguſte habe ſehr wohl gewußt, daß Lisborne ein ausſchweifender Menſch ſey; dafür gelte er in allen Häuſern, wo man ihn kenne. Auch in der Wohnung der Lady Gower hatte Oheim Ludwig ſich erkundigt; und ſelbſt da war ihm geſagt worden: Mlle. Bouverot müſſe den Charakter des Elenden wohl gekannt haben. — Er blieb nur einige Tage bei uns, und fing dann ſogleich wieder an Auguſten zu ſuchen.

Wir waren in einer fürchterlichen Ungewißheit. Wollte Auguſte eine Reiſe machen: warum ging ſie heimlich aus dem Heerbruchiſchen Hauſe? Warum ſagte ſie Eliſabeth nichts von der Kataſtrophe? warum ſchrieb ſie auch jetzt noch nicht? . . . Und auf der andren Seite wieder ihre Briefe. — Nach und nach verminderte ſich unſer Glaube an ihre völlige Unſchuld immer mehr. Mit jedem Tage wurde es uns wahrſcheinlicher, daß ſie freiwillig mit ihrem Verführer geflohen wäre; und da ſie nun auch nicht einmal ſchrieb, ſo nagte der Gram immer tiefer an unſren Herzen. Ach; wir empfanden leider noch ſchlimmere Folgen: ein feindſeliger Geiſt, in der Geſtalt Auguſtens, entzweite mich und meine Frau. Verwünſchte meine Frau unſre Tochter, ſo ſchien mir dieſe nur unglücklich, nicht laſterhaft, und ich vertheidigte ſie. Drückte dann das Gewicht der Gründe für ihre Schuld einmal wieder ſchwer auf meine Seele, und ich ſagte etwas Hartes über ſie; ſo nahm meine Frau ſie in Schutz, oder ſchrieb wohl gar mir einen Theil der Schuld an unſerm Unglück zu, weil ich mit Auguſten in der Stadt geweſen wäre und ſo freie Grundſätze über die Liebe hätte. Ach, jetzt war es nicht mehr jener ſanfte, liebevolle Streit, der ſich immer mit Lächeln und einer größern Innigkeit endigte; es war ein giftiges Gezänk, das mit einigen kalten oder bittern Worten aufhörte, und uns jedes Mal weiter trennte. „Frau,“ ſagte ich endlich: „unſer Leben iſt dem Elende Preis gegeben! . . . Du biſt unſchuldig,“ ſetzte ich ſogleich hinzu, weil ich ihre finſtre Miene ſah, „und ich auch. Ich freue mich nur auf meinen oder deinen Tod, weil wir dann einander alles vergeben werden, unſer Unglück, unſer Elend. Käme doch der Augenblick nur bald! Dann würden wir uns wieder lieben.“

Jetzt trat ſie mir einen Schritt näher, und ſuchte ihre Thränen zurückzuhalten, vermochte es aber nicht. Warum vertheidigſt du ſie denn immer, wenn ich ſie ſchuldig finde? und warum redeſt du wieder hart von ihr, wenn der Gedanke daran mir beinahe das Herz bricht? — „Warum? Weil ich ſie liebe, weil ich ihr Vater bin, wie du ihre Mutter, und weil doch niemand mit Gewißheit ſagen kann, daß ſie ſchuldig iſt. Unſer Streit kommt immer nur von Liebe zu Auguſten her; doch unſre Herzen werden dadurch hart. Du kenneſt mich nicht mehr, liebe Frau!"

Sie reichte mir die Hand, und wir verſprachen einander die Unglückliche gar nicht mehr zu erwähnen, es dem ewigen Richter zu überlaſſen; ob ſie ſchuldig oder unſchuldig ſey, und einander wieder von Herzen zu lieben. Wir hielten unſer Verſprechen; doch nun war es beinahe noch ſchlimmer. Unaufhörlich ſtanden meiner Frau die Augen voll Thränen: ſie ſprach in dem matten Tone eines Kranken; ſie ſchlich ſo langſam, als folgte ſie einer Leiche, und ſo leiſe, als wollte ſie einen Sterbenden nicht erſchrecken. Nie ging ſie anders als gedankenlos oder gedankenvoll umher, und ſuchte ſtillweinend etwas, das ſie nie zu nennen wußte. Wenn ich ſie mit ſanfter Stimme fragte: „was ſuchſt du denn, liebe Frau?" ſo gab ſie weinend zur Antwort: ach Gott, ich weiß es ja nicht! und ſogleich fing ſie wieder an zu ſuchen. Die Blattern hatten ein Kind in unſerm Dorfe ſehr entſtellt. Als ſie es ſah, drückte ſie unſre jüngſte Tochter mit Heftigkeit an die Bruſt, und ſagte:

wäre ihr Geſicht doch auch ſo zerriſſen! — Die That des Böſewichtes lag ſchwer und laſtend auf unſrer Seele. An den troſtloſen Vater und die jammernde Mutter hatte er wohl nicht gedacht, als er ſie beging!

Eine ſchmerzliche Erinnerung.

In der erſten Zeit nach Eliſabeths Verheirathung beſuchte uns Salzmann gar nicht. Seitdem Auguſte in Berlin war, kam er zuweilen, doch nur ſelten. Kalt oder fremd betrug er ſich nicht gegen uns, aber gleichſam ſcheu. Er war ſtill, ſprach faſt immer nur einzelne Worte, und ſaß nur bei uns, als ob ihm das Sitzen Vergnügen machte. Wir hatten ihn um dieſe Zeit in vielen Wochen nicht geſehen; doch nun kam er alle Tage unter den ſeltſamſten Vorwänden. Natürlicher Weiſe ſagten wir ihm nichts von Auguſtens Schickſal. Endlich aber, als er wieder eine ganze Stunde ſchweigend da geſeſſen hatte, fragte er auf einmal, ohne alle Vorbereitung: was macht denn Mamſell Auguſte? Ich ſah ihn darauf an, ob er etwa eine Veranlaſſung zu dieſer Frage hätte. Sein Geſicht war verſtört, und er ſchlug die Augen nieder. Ich antwortete ſeufzend: „wir hoffen, daß es ihr wohl geht."

Er ſtand auf, trat mir näher, und fragte: haben Sie lange keine Briefe von ihr? (Ich ſah ihn errathend an, und ſchüttelte den Kopf.) Lieber Herr Prediger, fuhr er fort, man hat mir von Berlin aus . . . — „Ach, leider!“ unterbrach ich ihn: „wir wiſſen es ſchon.“ — Alſo iſt es doch wahr? fragte er beſtürzt. (Ich nickte mit dem Kopfe.) Nun (er nahm ſeinen Hut) — Gott mache ſie recht glücklich! Der Mann, den ſie heirathet, iſt reich. —

„Ja, er hat ſein Auskommen.“

Ich habe gehört, er wäre ein ſehr reicher vornehmer Engländer . . . Gott laſſe es ihr wohl gehen! ſehr wohl! Ihre Kinder haben viel Glück; aber ſie verdienen es auch.

Dieſe Worte trafen alle Wunden meines Herzens. Ich ſah den freundlichen jungen Mann, den Auguſte geliebt hatte, mit ſeinem offnen, redlichen Geſichte vor mir, und dachte: wenn ſie jetzt als ein glückliches Weib ſo neben ihm ſtände! Bei dieſer Vorſtellung verlor ich meine Beſonnenheit. Ich umfaßte den jungen Mann, drückte ihn innig an meine Bruſt, und ſagte in einer ſchmerzlichen Erweichung meines Herzens: „mein Sohn! o, hätteſt du es gewußt; vielleicht wäre es jetzt ganz anders! Hätteſt du gewußt, wie ſie dich liebte mit ihrer reinen, jungfräulichen Seele . . .!“ — Mich liebte? fragte er erſtaunt; mich? mich? — Ich merkte, daß ich zu viel geſagt hatte, und ſchwieg in peinlicher Verlegenheit. — Mich? liebte? mich? fragte er noch einmal. Ich antwortete endlich: „es iſt zu ſpät, Ihnen noch länger zu verhehlen, was wahr iſt. Ja, Auguſte hat ſie geliebt, und mit unausſprechlicher Leidenſchaft.“ — Er legte die Hand an die Stirn; dann fragte er ſchnell: und jetzt heirathet ſie?

Ich wußte wieder nicht, was ich antworten ſollte. „Nun ja,“ brachte ich endlich hervor: „einen Engländer. Ich hätte freilich gewünſcht ...“

Wahrſcheinlich geht ſie alſo nach England? — „Ja, das iſt es eben! Ich werde ſie wohl in meinem Leben nicht wiederſehen.“ Hier konnte ich vor Weinen nicht mehr reden. Salzmann drückte mir ſchweigend die Hand, und ging.

Den ganzen Abend ließ der Schmerz mich nicht los. Meine Phantaſie entwarf ein liebliches Gemählde von dem Glücke, deſſen ich genießen würde, wenn Auguſte Salzmanns Gattin wäre. Und nun! . . . Heute half es nichts, daß ich mich dem Geber des Guten, dem Schlaf, in die Arme warf. Er ſtillt alle Schmerzen, nur nicht den Schmerz eines Vaters, einer Mutter über ihr Kind: den ſtillt allein ſein Bruder, der Tod. „Ach,“ rief ich, „wenn ſie ſchuldig iſt — werde ich ſie auch nur jenſeits des Grabes vergeſſen können?“

„Noch keinen, meint Er? Er kann ja nicht wiſſen, wen er heute fährt!“

Der Poſtillion wendete ſich geſchwind um, ſah den Baron ſtarr an, dann wieder vorwärts, und ſchüttelte den Kopf. Nun? fragte er auf einmahl wieder; wer ſind Sie denn, Ihr Gnaden? Was haben Sie denn gethan? Großes, mein' ich.

„Ei, lieber Schwager, hatte denn Luther in ſeinen jungen Jahren ſchon etwas Großes gethan? Und das Große lag doch ſchon in ihm.“

Iſt wohl wahr; aber ich will darauf wetten, Luther hat damals auch noch nicht geſagt: ich bin ein großer Mann. — Flaming erröthete. — Das will ich thun! fuhr der Poſtillion fort; lieber Gott, wenn's darauf ankäme, ſo wären alle Menſchen Luthers. Nein, Hunde, die bellen, beißen nicht. Ich will wohl behaupten, Ihr Gnaden, daß Luther erſt daran gedacht hat, ein großer Mann zu werden, als er es ſchon war. Je, es kann wohl ſeyn, daß Sie noch einmahl große Dinge thun in der Welt; aber dann iſt es doch gewiß das nicht, was Sie jetzt denken. Denn

Die Erſcheinung.

Eliſabeth kam. Als ſie aus dem Wagen ſtieg, blieb ich, wie feſtgezaubert, auf meinem Stuhle am Fenſter ſitzen. Ich hatte nicht den Muth, ihr entgegen zu gehen, und ſagte nur ganz leiſe zu meiner Frau, die von Zeit zu Zeit einmal ſeufzte: „da kommt unſre Eliſabeth!" Sie ſchrie auf, bewegte ſich aber nicht von der Stelle, als hätte das Elend ſie, wie mich, in Stein verwandelt. Eliſabeth öffnete leiſe die Thür, und blieb mit ihrem bleichen Geſichte — ach, es war ein Spiegel, worin wir unſer eignes Elend ſahen! — auf der Schwelle ſtehen. Sie erhob ihre in Thränen ſchwimmenden Augen nicht, und wir, wir armen Eltern, rangen die Hände, und hatten kein Wort, nicht einmal ein Willkommen, für unſre geliebte Tochter! Dicht vor der Schwelle warf ſie ſich auf die Kniee nieder, und rief mit jammernden Tönen: Auguſte iſt unſchuldig! ſie iſt unſchuldig, oder ich müßte verzagen! Jetzt fiel die Laſt unſeres Elendes, unſers Jammers ſo ſchwer, ſo quälend auf mein Herz, daß ich aufſprang und in voller Verzweiflung rief: „ich bitte dich, ſchweig! Willſt du uns noch ganz wahnſinnig machen? Halb ſind wir es ja ſchon!" Eliſabeth ſtand erſchrocken auf, und ich ſetzte mich wieder, von dieſen wenigen Worten bis zum Sterben ermattet. Es währte beinahe eine Stunde, ehe wir unſre gute Tochter umarmten.

Eliſabeths Schmerz war weicher, ſanfter, als der unſrige, weil ſie ihre Schweſter für unſchuldig hielt. Als wir ihr ſagten, daß Oheim Ludwig keine Spur von ihr zu finden wiſſe, und daß ſie, wenn auch unſchuldig, doch verloren ſey; da ſank ſie in eine tiefe Ohnmacht. Sie erholte ſich endlich, und nun wurde unſer Schmerz durch ſie wehmüthig, ſanfter und beſſer. Ihre Phantaſie war unaufhörlich mit dem Bilde der geliebten Auguſte beſchäftigt: hier hatte ſie geſeſſen, dort geſtanden, hier in meinen Armen, dort an der Bruſt ihrer Mutter gelegen.

Salzmann kam nach einigen Tagen, und Eliſabeth warf ſich ihm in die Arme; denn — Auguſte hatte ihn ja geliebt. Sie goß ihren Schmerz in ſeine Bruſt, und lockte Thränen aus ſeinen Augen. Er erfuhr jetzt halb und halb das Schickſal des unglücklichen Mädchens. Doch glaubte er noch immer, ſie wär' verheirathet; und er war zu beſcheiden, als daß er uns die Wahrheit abgefragt hätte.

So ſaßen wir träumend und ſeufzend; da eilte mit wankenden Schritten ein Bauernmädchen über unſern Hof. Die Thür flog auf, und — o, ein erſchütternder Anblick! — Auguſte ſtürzte zu unſern Füßen nieder. Wir erkannten ſie Aufangs nicht in ihrer elenden Kleidung: ſo entſtellt und abgefallen war ſie. Doch, als ſie die Jammertöne hervorſtieß: barmherziger Gott! ich kann nicht mehr! da ſprangen wir auf ſie zu, und fielen — Salzmann mitten unter uns — rings um ſie her auf die Kniee. Nur Eliſabeth allein hielt ſie umfaßt, wurde allein von ihren bebenden Armen umſchlungen; und ſo ſanken beide Schweſtern, feſt an einander gedrückt, ohnmächtig in unſre Arme. Als Auguſte wieder erwachte, ſah ſie mit wilden Blicken um ſich her. Sie wußte nicht, was ſie that, und ſtreckte ſchweigend erſt ihrer Mutter, dann Eliſabeth, dann mir, und endlich Salzmannen die Arme entgegen. Wir brachten ſie mit Mühe zu Bett; und ſobald Eliſabeth die Gardinen zugezogen hatte, um das Schlafzimmer zu verdunkeln, ſchlief ſie ein.

Eliſabeth beſtand darauf, die Nacht hindurch bei ihr zu wachen. Auch Salzmann wollte das; und wir konnten ihn nur mit Mühe davon abbringen. Ganz außer ſich erzählte er jedem von uns: ſie hat mich umarmt! Haben Sie es wohl geſehen? Sie hat mich umarmt! — Wir, meine Frau und ich, konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun. So wie nur der Morgen anbrach, kleideten wir uns an, und ſetzten uns vor Auguſtens Bette. Sie ſchlief noch immer ſo feſt, als hätte ſie ſeit Monaten keine Ruhe gehabt. Wir ſprachen leiſe über unſre Furcht und Hoffnung: doch

Eliſabeth behauptete immer mit der höchſten Zuverſicht, ihre Schweſter ſey unſchuldig.

Endlich erwachte Auguſte; und ſo wie ſie uns erblickte, ſtrahlte das Lächeln einer Seligen aus ihren nun wieder hellen und funkelnden Augen. Noch ehe ſie uns die Hand zuſtrecken konnte, ſagten wir alle Drei mit dem größten Vertrauen: du biſt unſchuldig!

Bei dieſem Ausruf ſah ſie uns verwundert, doch mit der vorigen Heiterkeit, an. — Ich habe das immer behauptet, liebſte Auguſte! rief Eliſabeth. Wiſſen Sie denn ſchon, ſagte Auguſte, daß ich in der Gewalt eines Böſewichtes war? Nicht möglich! Ich ſelbſt weiß es ja erſt ſeit fünf oder ſechs Tagen.

Nun kam es zu gegenſeitigen Erörterungen. Auguſte wird durch Lisborne überzeugt, daß die Frau von Heerbruch ihre Feindin iſt, und entſchließt ſich, das Haus zu verlaſſen. Sie rechnet zuverſichtlich darauf, daß Mylady Gower ihr den Anrag machen ſoll, ſie zu begleiten; doch dieſe ſagt nicht eher etwas davon, als den Tag vor ihrer Abreiſe. Auguſte willigt ohne weiteres Bedenken n, verlangt aber einige Tage, um Anſtalten trefen zu können. Dazu will ſich Mylady nicht verehen. Lisborne kommt dazu, und Beide bereen Auguſten endlich, nur in einem Briefe Abſchied zu nehmen, und ſich ſo die Unannehmlichkeit zu erſparen, die eine Unterredung mit der Frau von Heerbruch nothwendig haben müſſe.

Auguſte packt in Eil ihre Kleider, ſchreibt den Brief, und reiſt heimlich mit der Engländerin ab. Dieſe giebt vor, ſie müſſe nothwendig erſt nach Hamburg, und es ſey möglich, daß ihre Angelegenheiten ſie einige Wochen da aufhielten. Sie bezieht ein Landhaus in der Nähe von Hamburg, und lebt da ganz ſtill. Doch nach einigen Tagen kommt Lisborne, unter dem Vorwande, er habe Auguſtens wegen mit dem Herrn von Heerbruch einen Streit gehabt, und deshalb Berlin verlaſſen müſſen. Lady Gower thut ihm nun den Vorſchlag, nach einigen Wochen mit ihr zu reiſen. Auguſte findet das zwar bedenklich; doch — was ſoll ſie thun? Nicht lange, ſo äußert Mylady Gower, Anfangs nur halb ſcherzend, zuweilen Grundſätze, die ein reines Herz verabſcheuen muß. Auguſte ahnet nun etwas Uebels, doch gar nicht von Lisborne'n, der in ſeiner Ehrerbietung gegen ſie und in der zarteſten Feinheit der Sitten ſich immer gleich bleibt.

Das Landhaus wird nun ein Aufenthalt der Freude, der unterhaltendſten Zerſtreuungen; jeden Abend kommt eine Geſellſchaft von jungen Engländern bei der Lady Gower zuſammen. Der Ton wird immer freier; doch Lisborne bleibt ernſt und edel. Bis tief in die Nacht wird bald geſpielt, bald getanzt, wozu man auch Frauenzimmer mitbringt. Auguſte äußert ihr Erſtaunen darüber; die Lady antwortet aber: man muß ſich an die Freuden der Welt gewöhnen, ohne ſie zu lieben.

Mit ihrer alten Offenheit geſtand uns Auguſte, daß dieſes ewige Schwärmen nicht ohne Wirkung auf ſie geblieben ſey. Ich war wie betäubt, ſagte ſie; ich taumelte ſchon an dem Rande des Abgrundes. Lisborne wurde nach und nach etwas dreiſter, ohne daß ich es ſah, oder darauf achtet. Die wilde Freude der Lady Gower entſchuldigte er mit ihrer nationellen Originalität, und ich war ſo arglos, ihm zu glauben.

Unter dem Schwarme von jungen Männern zeichnete Auguſte einen aus, der zuweilen mitten in der Freude ernſt blieb, oder wohl gar die Stirn runzelte. Sie ſpricht oft mit ihm, und eines Tages findet er ſie in einer Laube bei einem Engliſchen Romane in Thränen. Er fragt, warum ſie weine. Sie zeigt ihm das Buch, (die Geſchichte eines jungen Mädchens, das von einem Verführer verlaſſen iſt), und ſagt die Worte, die ihr Thränen in die Augen gebracht haben: Alas, whither shall I fly? He has deceived, ruined and left me *)! Der junge Engländer ſieht ſie lange ſtarr an, und endlich ſteigen Thränen des Mitleids in ſeine Augen. „Und das," fragt er langſam, „rührt

---

*) Ach, wohin ſoll ich fliehen? Er hat mich betrogen, unglücklich gemacht, und verlaſſen.

Sie? . . . Sie?" — Warum nicht? Iſt es nicht das größte Unglück, wenn ein unſchuldiges Mädchen von einem Böſewichte . . . — „Poor girl *)!" ſagt der Engländer nur halb laut, und geht einige Schritte. Doch auf einmal wendet er ſich wieder um, tritt raſch auf Auguſten zu, und fragt mit Heftigkeit: „biſt du noch zu retten? biſt du noch unſchuldig? Sind das ſchon Thränen der Reue, oder nur des Mitleidens?" — Auguſte ſpringt ängſtlich auf, und ruft: um Gottes willen! O, mein Herr, was haben Sie mir zu ſagen? — „Nichts," erwiedert der junge Mann mit trübem Ernſt, und zeigt auf den Titel des Buches — „nichts, als daß Sie dieſes ſind, oder noch werden ſollen." — Auguſte erblaßt, und ſagt zitternd: nimmermehr! Kommen Sie, mein Herr! Ich will zu Lisborne; er ſoll mir ſagen . . . — Armes Mädchen, er wird mich einen Verläumder nennen, und Sie aufs neue betriegen. . . . Morgen, um eben dieſe Zeit will ich Ihnen beweiſen, was ich geſagt habe."

Auguſte eilt, ſo bald er weggegangen iſt, in das Haus, und ſtellt ſich unpäßlich. Am folgenden Tage bringt ihr der Engländer einen Brief, den Lisborne aus Berlin an ſeinen vertrauteſten Freund in Hamburg, einen leichtſinnigen Wüſtling, geſchrieben hat, um durch dieſen ein Landhaus miethen

---

*) Armes Mädchen.

miethen zu laſſen. In dem Briefe heißt es: er habe in Berlin ein Mädchen kennen lernen, das er beſitzen müſſe, es möge koſten, was es wolle. Schon ſey es ihm gelungen, zwiſchen Auguſten und der Frau von Heerbruch Uneinigkeit zu erregen, und bei jener Luſt zum Reiſen zu erwecken. Seine ehemalige Geliebte, deren er überdrüßig ſey und die er Lady Gower genannt habe, werde das Mädchen nach dem Landhauſe bringen; es müſſe doch ſeltſam zugehen, wenn er durch betäubende Vergnügungen nicht ſeinen Zweck erreichen ſolle, u. ſ. w.

Auguſte, die Lisborne's Hand ſehr wohl kannte, ſah jetzt mit Schrecken und Abſcheu, daß er es ſchon bei ſeiner erſten Bekanntſchaft mit ihr darauf angelegt hatte, ſie zu verführen. O, der ſchändliche Böſewicht! ſagte ſie heftig. Dieſen Brief will ich ihm vor die Füße werfen, und dann gehen. — „Gehen?" fragte der Engländer; „gehen, wenn Sie ihm ſagen, daß Sie ihn verlaſſen wollen? Bedenken Sie, daß Lisborne ein ſehr reicher und ſehr vornehmer Mann iſt. Es hat ihm viel gekoſtet, Sie hieher zu bringen. Glauben Sie, er würde ſie ſo ruhig aus ſeinen Händen laſſen? Sie haben Aufſeher, die Sie beobachten, und er hat Geld genug, ſelbſt eine Gewaltſamkeit den Augen oder der Rache der Geſetze zu entziehen."

Der Engländer trennte ſich von ihr, als mehr

Geſellſchaft kam. Auguſte, die in der größten Angſt war, wollte den Garten verlaſſen; ſie fand aber die Thür verſchloſſen, und der Gärtner weigerte ſich unter mancherlei ſeltſamen Entſchuldigungen, ſie zu öffnen. Jetzt faßte ſie in der Verzweiflung einen kühnen Entſchluß. Sie nahm am Abend heimlich die Kleidung eines Bauermädchens weg, das auf dem Landhauſe diente, und legte die ihrige dafür hin. Um Mitternacht ging ſie zitternd durch den Garten, kam mit Hülfe eines ſchmalen Bretes, das ſie über einen Waſſergraben legte, glücklich hinaus, und ſchlug, ſobald ſie im freien Felde war, den erſten Weg ein, der nach Süden führte. Das arme Mädchen hatte in der Angſt ihre Börſe in der Taſche ſtecken laſſen, und ſo war ſie ganz ohne Geld, bis auf einige wenige Schillinge, in dem Rocke des Bauermädchens. Sie lief mehr, als ſie ging, ſo lange es ihre Kräfte nur zulaſſen wollten. Jetzt zitterte ſie vor allen Menſchen, wagte es nicht einmal in eine Schenke einzukehren, und ſchlief einige Nächte in Heuſchobern auf den Wieſen. So kam ſie nach fünf Tagen, entkräftet von Hunger, und ermüdet von dem beſchwerlichen Gehen, endlich bei uns an. Wir hatten ſie unſchuldig wieder, und waren glücklich.

Oheim Ludwig kehrte von ſeinen Streifereien zurück, ohne Lisborne, oder auch nur eine Spur von ihm, gefunden zu haben. Als er in das Zimmer trat, riefen wir ihm freudig zu: Auguſte iſt unſchuldig! und er drückte ſie fröhlich an ſein Herz. Sobald ſie ihm ihre Geſchichte erzählt hatte, ging er mit ihr in ein andres Zimmer. Nach einer langen Unterredung kam er heiter, Auguſte aber etwas betreten, wieder zu uns. Er hatte ihr gezeigt, welche Fehler ſie gleich Anfangs aus Eitelkeit begangen hatte. Sie geſtand uns nachher beſchämt: ich glaubte die Welt zu kennen und die Menſchen zu überſehen; ſo wurde es dem Böſewicht deſto leichter, mich zu betriegen.

Die Ueberraſchung.

Ich hatte Urſache zu glauben, daß Salzmann Auguſten liebte; und daß er von ihr geliebt wurde, wußten wir Alle. Eliſabeth bat mich, ihr freie Hand zu laſſen und die Herzen der beiden Liebenden nicht zu ſtören; ſonſt hätte ich wohl nicht übel Luſt gehabt, mich ins Spiel zu miſchen.

Salzmann liebte Auguſten wirklich. Er hatte ihre Neigung zu ihm ſchon lange vermuthet, und den Abend nach dem Freiſchießen war ſeine Vermuthung beinahe zur Gewißheit geworden. Doch, daß Auguſte ſich aus ſeinen Umarmungen riß, machte ihn wieder zweifelhaft; und dazu kam noch auſſerdem das beſchämende Bewußtſeyn, daß er ſie das Große, was in einem Menſchen ſteckt; das muß, denk' ich, ſo auf einmahl heraus; wie die Funken aus dem Feuerſtahle; man muß nicht eher davon reden, als bis es da iſt: das Andere iſt bloße Eitelkeit. Als zum Exempel mein Junge zu Hauſe; der will immer General werden. Ich lache dazu.

Der Baron ſchwieg den übrigen Weg beſchämt, und gab dann dem Poſtillion ein doppeltes Trinkgeld, um es ſich ſelbſt zu beweiſen, daß er keinen Groll auf ihn habe.

In Leipzig war es Flamings erſtes Geſchäft, in den engen Nebengaſſen auf und ab zu gehen, um Stoff für Briefe an Karolinen zu ſammeln. Wirklich fand er hier, was er ſuchte: einen Unglücklichen; aber ſein eigenes Herz litt dabei nicht wenig. Aus einem kleinen Hauſe kam ein armer Mann, mit tiefem Kummer in ſeiner Miene. Flaming, der jeden ſtarr anſah, betrachtete ihn ebenfalls genau, und erinnerte ſich dunkel, ihn ſchon geſehen zu haben. Auch der Mann betrachtete den Baron ſtarr, als ob er ſich auf das Geſicht beſinnen wollte. Auf einmahl ſchien er den Baron zu erkennen, und zugleich wurde ſeine Miene Wibeleidigt hatte. Jetzt, da ſie zurückgekommen war, erwachte ſeine Liebe aufs neue; aber ſein Irrthum, daß ſie einen Engländer geheirathet habe, und die Dunkelheit, worin die ganze Geſchichte für ihn gehüllt blieb, machte ihn mißtrauiſch. Er wendete ſich endlich, einige Tage nach Auguſtens Rückkehr, an Eliſabeth, und geſtand ihr ſeine Liebe, aber auch ſeine Beſorgniſſe und ſeine Zweifel. Sie gab ihm die Briefe ihrer Schweſter, und erzählte ihm Alles ganz offen.

Der junge Mann wollte nun ſogleich zu Auguſten, und ihr ſeine Hand anbieten. Eliſabeth ſtellte ihm aber vor, daß ſein Antrag, ſo kurze Zeit nach dem Unfall ihrer Schweſter, mehr eine Wirkung des Mitleidens als der Liebe ſcheinen könnte. Sie bat ihn, den Umgang in unſerm Hauſe ruhig fortzuſetzen, und abzuwarten, daß Auguſte Zutrauen zu ihm bekäme.

Salzmann beſuchte uns nun ziemlich oft. Er war ruhiger, als ich es wünſchte, und Auguſte kälter, als ich es erwartet hatte; der Umgang zwiſchen Beiden war, möchte ich ſagen, abgemeſſen. Ich ſah das acht oder vierzehn Tage lang an, und machte nun, um Auguſten zur Sprache zu bringen, Anſpielungen; ſie ſchwieg aber, und ich gab ſchon alle Hoffnung auf. So verging der Herbſt, und der Anfang des Winters.

Endlich kam der Sylveſtertag. Oheim Ludwig und alle meine Kinder, auch Pahlen, waren ſchon einige Tage vorher zu uns gekommen, — nur freilich der arme Karl nicht. Als ich am Morgen, zuletzt von Allen im Hauſe, aufſtand und in das frohe Gewimmel meiner Kinder und Enkel trat, die ſämmtlich ſo gut, obgleich nur einfach, gekleidet waren, und in deren Kreiſe ein Geiſt der herzlichſten Liebe zu ſchweben ſchien; als ich einen Blick auf meine Frau warf, und das wehmüthige frohe Lächeln ſah, womit ſie ſo ſtolz und zugleich ſo demüthig in dem frohen Kreiſe ſtand: da wurde ich von dem Gefühle meines Glückes ergriffen, und ſagte: „warum wollen wir zögern bis gegen den Abend? warum nicht jetzt ſchon laut ſagen, wie ſehr wir uns freüen und einander lieben! Mutter! ſieh deine Kinder, und laß uns Gott preiſen!" — Ich umarmte meine Frau, und Alles drängte ſich nun herbei, ſie zu umfaſſen. Eliſabeth brachte ihr den jüngſten Enkel; die beiden älteren Kinder hängten ſich an ihre Schürze. Es war eine ſehr rührende Scene, ein Augenblick voll himmliſcher Freude! — Und als nun meine Frau, um ihre Thränen nicht ſehen zu laſſen, das Geſicht an ihrem Enkel verbarg, und dabei die Hand ſegnend auf ſeine Stirn legte; als Eliſabeth, mit doppelter, dreifacher Liebe im Herzen, ſchweigend an die Bruſt ihrer Mutter ſank, und ſich dann mit einem ſprechenden Blicke raſch zu Auguſten wendete, und ſie umarmte, als wollte ſie ſagen: ſo ſelig wirſt auch du einſt ſeyn! — da rief ich: „Gott wird uns einen Sylveſtertag erleben laſſen, an dem wir noch glücklicher ſind!"

Meine Frau verſtand mich nicht: ſie ſagte mit Thränen der Betrübniß: Gott ſegne unſern Karl! — Gott ſegne ihn! wiederholten wir Alle mit leiſer Stimme. Jetzt miſchte ſich eine milde Traurigkeit in die laute Freude, und machte ſie ruhiger. Der Tag verging uns in dieſem ſtillen, ſanften Genuſſe; als aber nun der Abend herankam, wurden wir ſehr verlegen. Jeder von uns hatte ein Geſchenk für meine Frau; doch alle Freude war — möchte ich ſagen — am Morgen und Mittage ſchon aufgezehrt, und jetzt brachten wir unſre Geſchenke ein wenig ſteif zum Vorſchein, ſo daß wir einer über den andern lächelten. Es iſt, ſagte meine Frau, und zeigte auf den Tiſch, der voll reicher Geſchenke lag, die Eliſabeth uns Allen gemacht hatte — es iſt doch ſeltſam, daß wir dabei faſt gleichgültig ſind. Sonſt machte uns ein Band, oder eine andre Kleinigkeit, ſo große Freude!

Seht Ihr? ſagte Oheim Ludwig, der es auch nicht an Geſchenken hatte fehlen laſſen — ſeht Ihr, daß Ihr jetzt ärmer ſeyd? Was koſtet euch das Alles? Weiter nichts, als die Mühe, einen Boten wegzuſchicken, der es einkaufte. Gewiß, jetzt habt Ihr einander ſonſt nichts mehr zu ſchenken, als eure Liebe. — Hatte er nicht Recht? Die Kleinigkeit die meine beiden Töchter einige Jahre früher in ein Paar kalten Nächten für ihre Geſchwiſter erſponnen hatten, rührte uns bis zu Thränen der ſüßeſten Freude; und heute lieſſen uns die reichlichſten Geſchenke kalt. — Wir gingen früh aus einander; Eliſabeth und Auguſte hatten ſich ſchon um neun Uhr aus dem Zimmer entfernt.

Ich blieb noch angekleidet, weil ich hinausgehen wollte, um, wie ich es zu thun gewohnt war, den letzten Glockenſchlag des ſcheidenden Jahres zu hören. Meine Frau ſaß neben mir, und wir ſprachen mit einander von Auguſten. Da öffnete ſich die Thür, und Eliſabeth blickte herein. Sie ſind noch nicht zu Bette, ſagte ſie zurückſehend; und nun kam ſie, mit Salzmann an der Hand zu uns. Auguſte folgte ihnen langſam und mit ſcheuen Blikken. Eliſabeth lächelte, und mein Herz ſchlug in froher Ahnung. Sie winkte den beiden Andern vergebens, zu reden, und ſagte endlich: lieber Vater, ſie bitten um Ihren Segen. Heute haben ſie einander ihre Liebe geſtanden.

„Gott ſegne Euch, meine Kinder!" ſagte ich, mit gerührter Freude. Salzmann nahm Auguſtens Hand, und drückte ſeine Lippen darauf. Sie ſtand ohne Bewegung da, und nur die Thränen, die über ihre blaſſe Wange floſſen, zeigten, daß ſie lebte. Auguſte, ſagte Eliſabeth, fühlſt du dich denn nicht glücklich? (Sie blieb in ihrer Stellung.) Liebſte Auguſte, ich bitte dich, rede! Er liebt dich ja; er hat dich ſchon lange geliebt! — Täuſcheſt du mich auch nicht? fragte Auguſte zitternd. — Nein, Auguſte, er hat nur mir zu gefallen ſo lange geſchwiegen. Salzmann, reden Sie ſelbſt. — Er wendete ſich zu Auguſten. Sprechen Sie mein Urtheil. Ich gehe nicht von hier weg, ohne zu wiſſen, ob ich der glücklichſte oder der unglücklichſte Menſch bin. — Sie ſchwieg noch immer. — Auguſte, geliebte Auguſte! hob er zärtlich wieder an; o, wie habe ich Sie ſchon lange geliebt! — Und Sie wiſſen . . .? fragte Auguſte. — Alles, alles, Ihre Tugend, Ihre Unſchuld, Ihre . . . O, beſtätigen Sie das Glück, das Ihr Vater und Ihre Schweſter mich hoffen lieſſen! Er faßte ihre Hand, und nun ſank Auguſte mit lautem Schluchzen an ſeine Bruſt, und ſie hielten ſich lange ſprachlos umarmt.

Eliſabeth hatte von Salzmannen verlangt, daß er vor dem Sylveſterabend Auguſten nichts ſagen ſollte, und er war ſo übereilt geweſen, das zu verſprechen. Dieſer Umſtand verurſachte ſeine anſcheinende Kälte, und nun konnte ſich Auguſte ebenfalls nicht anders als kalt gegen ihn betragen. Am Sylveſterabend kommt Salzmann. Eliſabeth führt ihre Schweſter hinaus, und fliſtert ihr im Gehen zu: auch für dich habe ich ein Geſchenk, liebe Auguſte. Sie wird aber für ihre unüberlegte Ueberraſchung beſtraft: die beiden Liebenden, anſtatt einander mit lauter Freude in die Arme zu fliegen, ſtehen betreten da. Eliſabeth will ihnen Zeit laſſen, ſich zu erklären; doch ſie merkt ſehr bald, daß ſie bei weitem zu viel gehofft hat. Salzmann und

Auguſte ſind und bleiben verlegen. Es kommt endlich zu einem Geſpräche über gleichgültige Gegenſtände, wobei Eliſabeth faſt die Geduld verliert. Endlich muß ſie den Knoten mit Gewalt zerhauen. Sie erklärt Auguſten, daß Salzmann ſie liebe, und ihm, daß er von ihrer Schweſter geliebt werde. So viele Freude ſie ſich von dieſer Ueberraſchung verſprochen hat, ſo große Angſt macht ihr nun das Benehmen der Liebenden, welches freilich ganz natürlich war. Sie zieht endlich Beide zu mir in das Zimmer; und hier erſt, vor mehreren Zeugen, ſind ſie zur Sprache zu bringen.

O Auguſte, ſagte Eliſabeth nun, da die Liebenden einander umarmt hielten: wie viel Angſt haſt du mir gemacht! Koſtet es denn ſo viele Mühe zu ſagen: ich liebe! Auguſte antwortete hold erröthend: kaum kann ich es jetzt ſagen. Doch ja! ich liebe Sie; ich bin glücklich! — Eliſabeth war auſſer ſich vor Freude, und rief: ſie iſt glücklich! meine gute Auguſte iſt glücklich!

Endlich kam es zu Erklärungen, und die Herzen der Liebenden öffneten ſich gegen einander. Die Zeit flog bei Geſprächen, bei ſanften Händedrücken ſchnell dahin, und es ſchlug drei Viertel auf Zwölf, ehe wir es dachten. Unter neuen Aeußerungen der Freude und der Zärtlichkeit ſchlug es zwölf Uhr voll. Ich drückte die beiden Liebenden an meine Bruſt, und ſagte mehr als Einmal: „meine Kinder! meine geliebten Kinder! . . . So,“ hob ich nach dem letzten Schlage an — „ſo mögen euch alle Jahre verflieſſen! Ach, Auguſte, wie ganz anders drangen vor vier Jahren die Schläge der Uhr in dieſer Stunde durch meine Seele! — Gute Nacht! meine Kinder!" ſagte ich ſchnell, weil ich noch auf meinem Studierſtübchen den beſtirnten Himmel anſehen wollte. Ich öffnete das Fenſter, und dachte: „deckt nicht dieſer funkelnde Himmel Millionen glücklicher Väter und Mütter, Millionen Herzen voll ſeliger Liebe?" Nach einer Viertelſtunde kam auch meine Frau herauf, und ſtellte ſich ſchweigend zu mir an das Fenſter. Ich legte meinen Arm um ihre Schultern, und ſagte: „hängt nicht eben dieſer Himmel, unter dem wir ſo glücklich ſind, aber wärmer und milder, auch über Indien? Sind wir jetzt nicht glücklich?" — Gott ſey gelobt! ſagte meine Frau, und wir gingen mit ruhiger Freude hinunter.

Meine Frau bat mich, Auguſtens und Salzmanns Trauung nicht lange aufzuſchieben. Ich fange wirklich an, ſagte ſie ganz ernſthaft, mich vor Unfällen zu fürchten. Mir iſt, als ich aus meiner Eltern Haus in unſer jetziges gehen ſollte, nichts von dem Allen begegnet, was unſre Töchter erleben. Wären die jungen Leute nur erſt Mann und Frau! Sag du, was du willſt, es fehlte nicht viel, ſo wurden Eliſabeth und Auguſte unglücklich. Daß alles noch ſo gut abläuft, dafür können wir Gott nicht genug danken; denn wir haben keinen Theil daran.

„Ja, Frau, den haben wir an dem, was Gutes dabei iſt; doch wollen wir auch dafür Gott danken. Daß Eliſabeth eine reiche Frau geworden iſt, meine ich nicht; und daß Auguſte Salzmannen heirathet, eben ſo wenig. Beides iſt Glück. Aber daß Eliſabeth mitten in ihrer Armuth, und Auguſte mitten in dem Leiden einer hoffnungsloſen Liebe tugendhaft blieb: ſieh, das iſt das Gute dabei, und daran haben wir Theil. Jetzt, da die trüben Tage überſtanden ſind, danke ich Gott, daß er ſie uns hat erleben laſſen; denn unſre Kinder ſind dadurch gebeſſert worden. Erinnere dich, was Seneca ſagt: wer das Unglück nicht kennen gelernt hat, kennt die Welt nur von Einer Seite, und hat das Schauſpiel des Lebens nur halb geſehen."

Wohl wahr! Aber — was fehlte uns denn, wenn wir nun in unſer Grab gingen, ohne die andere Hälfte geſehen zu haben?

„Viel, liebe Frau, ſehr viel! Der lebendige Glaube, daß ein gutes Gewiſſen ein großer Schatz iſt; das Bewußtſeyn, wie ſtark das Herz ſeyn kann; die innige Liebe zu einander, die hohe Freude an unſerm Glücke. Wir ſind durch kleine Leiden beſſer geworden; und dafür laß uns Gott danken!"

Das thue ich, ſagte meine Frau gerührt. Aber Gott kann doch gewiß nicht darüber zürnen, wenn eine Mutter ſich freuet, daß ihre Kinder glücklich ſind.

„Gewiß nicht, liebe Frau. Freude über fremdes Glück macht uns ja ihm ähnlich.“

Ich habe die Welt kennen lernen, und jetzt zittre ich vor ihr. Wir lebten hier ganz in der Einſamkeit, und doch blieben wir nicht in Ruhe. Aber Eliſabeth — die wird nun bald in die Stadt ziehen; und — wie würde es vollends mit ihren Kindern werden! Ich dächte, wir nähmen ihr Lottchen, noch ehe es heranwächſt, ganz zu uns. Da wir nun wiſſen, was für Unheil die Liebe anrichten kann, ſo werden wir ja die Enkelinn wohl beſſer hüten, als die Töchter. Ich habe ſchon mit unſrer Eliſabeth davon geſprochen; ſie will uns das Kind ſogleich hier laſſen, damit wir doch nicht ganz einſam ſind.

Ich gab ihr lächelnd meine Einwilligung, ob ich gleich vorausſah, daß wir im Alter das Herz eines jungen Mädchens nicht beſſer hüten würden, als in früheren Jahren.

Auguſtens Hochzeit war, weil meine Frau es wünſchte, ſchon nach vierzehn Tagen. Oheim Ludwig und Eliſabeth ſorgten für ihre Ausſtattung, und gaben ſo reichlich, daß in unſerm größten Zimmer alle Tiſche und Stühle voll lagen. Als meine

Frau das Alles ziemlich gleichgültig anſah, fragte ich: „war wohl Eliſabeths kleine Ausſtattung, die Auguſten ihre Perlen und dir ſo ſüße Thränen koſtete — war die wohl nicht ſchäzbarer, als dieſe ganze Herrlichkeit? Eliſabeth nahm, was wir ihr gaben, mit zitternder Freude; und Auguſte? die hat das Alles faſt gleichgültig angeſehen. Ja, es iſt augenſcheinlich, daß Sorgen das Leben verſchönern."

Meine Frau lächelte; ſie blieb aber dabei, es wäre jezt beſſer, als ehemals. Die Thränen, ſagte ſie, waren bitterer, als du glaubſt; erſt jezt ſind ſie ſüß geworden. Oheim Ludwig behauptete, meine Frau hätte Recht, wenigſtens mehr als zur Hälfte, ob es gleich wahr ſey, daß eine träge glükliche Ruhe fur den Menſchen eben ſo wenig tauge, als das Unglück. — Wir ſtritten, ohne etwas auszumachen, und geſtanden endlich, wir könnten einander nicht überzeugen. — Dieſer Streit beweiſt, glaube ich, ſagte Eliſabeth, daß der Menſch mit ſeiner Sehnſucht und ſeinen Wünſchen für eine größere Welt als dieſe gehört. Giebt es denn, auſſer der Liebe, ein Glück, das uns nicht durch eine ſtille Sehnſucht nach etwas Beſſerem gleichgültig würde? O, der Körper des Menſchen dürfte nur unſterblich ſeyn: das Grab würde bald der heißeſte Wunſch auch des Glücklichſten werden.

Sobald uns nach der Hochzeit alles verlaſſen hatte, (auch Oheim Ludwig, der Pahlen und deſderwille, Zorn und Abſcheu. „Er ſcheint mich zu kennen, mein Freund!“ hob Flaming an, und nicht ſehr freundlich, weil der Mann ein ſehr negerartiges Geſicht hatte. — Ja, leider! kenne ich Sie, erwiederte der Andre; und Flaming erkannte ihn nun ſogleich an der Stimme. Es war Konrad, des Schulzen Sohn, der mit Roſinen, Herrmanns Tochter, Zaringen heimlich verlaſſen hatte. „Ach, Konrad!“ rief der Baron mit gutherziger Freude, und bot ihm die Hand; — „Gottlob, ich ſehe dich geſund wieder! Deine Roſine iſt doch auch geſund? Geſchwind, Konrad, antworte! ſeyd Ihr glücklich? Nun, lieber Konrad, es iſt wahr, ich habe dich beleidigt; aber ich will alles wieder gut machen.“ — Gut machen? ſagte Konrad, und trocknete ſich mit einem kleinen Schnupftuche, das er hervorzog und lange betrachtete, die Augen. Gut machen? wiederholte er noch einmahl, und ſchüttelte ſanft den Kopf. Ach, das hab' ich ja nicht gekonnt; wie wollten Sie es denn, Ihr Gnaden? Zwar ſind Sie wohl am meiſten Schuld daran; aber ich doch faſt ſo gut wie Sie. Gott mag es mir vergeben! Das Unglück iſt ſen Frau in die Stadt begleitete), ſuchte meine Frau alle Bücher zuſammen, in denen ſie nur ein Wort von Liebe vermuthete, und packte ſie weg, ſo tief ſie konnte. Ich hoffe, ſagte ſie, nun wollen wir erſt recht ruhig leben. Hannchen iſt die verſtändigſte von unſern Töchtern, und wenn wir zu Eliſabeth reiſen, ſo werden ja wohl keine junge Herren bei ihr ſeyn, in die ſich ein Mädchen ſo geſchwind verlieben kann.

„Wir wollen in Ruhe abwarten," ſagte ich, „was mit Hannchen werden wird; ob du gleich den Zeitpunkt, da ein Mädchen ſoll an Liebe denken dürfen, wohl ein wenig zu weit hinaus ſetzeſt, liebe Frau. Nun, es ſoll mich freuen, wenn es dir nach Wunſche glückt."

Nachrichten.

Alles Vergangene war mir nach einigen Wochen wie ein angenehmer Traum, und es herrſchte in meinem Hauſe eine ungeſtörte Ruhe; denn Hannchen verdiente noch immer den Beinamen; die Weiſe, den wir ihr ſchon als einem acht- oder zehnjährigen Kinde gaben. Meine Frau meinte auch, Hannchen würde ſich in Punkte der Liebe ganz anders benehmen, als ihre beiden ältern

Schweſtern; ich aber dachte: wer weiß, was noch geſchehen kann, wenn der Zufall ſie in Verſuchung führt. Schon mehr als Einmal hatte ich bemerkt, daß Hannchen, wenn meine Frau auf dem Felde war, die geiſtlichen Arien bei Seite legte, und dafür die zärtlichen Lieder, welche Pahlen ihr geſchenkt hatte, mit vielem Ausdruck ſang; doch ſchwieg ich davon, weil ich befürchtete, daß meine Frau ſonſt auch einen Theil der Muſikalien verſtecken möchte.

Genug, durch Hannchen wurde unſre Ruhe nicht geſtört, und wir waren glücklich. Von unſern Kindern bekamen wir immer nur frohe Nachrichten, die denn natürlicher Weiſe unſer Glück noch vermehrten. Auguſte beſuchte uns ziemlich oft. Sie war jetzt wieder eben ſo heiter, als in ihrem vierzehnten Jahre. Faſt jedes Mal, wenn ſie bei uns war, hielt ſie der Liebe lange Lobreden, neckte Hannchen mit ihrer Weisheit, und kündigte der Mutter an, daß Hannchen ihr einmal das Leben erſt recht ſauer machen würde. Meine Frau ſchalt hinter ihr her, ſo oft ſie wieder wegfuhr; doch nach drei Tagen ſtand ſie ſchon wieder halbe Stunden am Fenſter meines Stübchens, ſah auf den Weg den Auguſte kommen mußte, und fragte: ob denn die Amtmannin uns ganz und gar vergißt? (So nannte meine Frau Auguſten ſchon jetzt, weil Salzmann auf Johannis eine größere Pachtung antreten ſollte, die ihm Oheim Ludwig und Pahlen verſchafft hatten.) Den vierten Tag ſchickte ſie einen Boten ab; denn Auguſte war, wie ſie nicht leugnen konnte, die Freude ihres und meines Lebens.

Endlich wurde auch ſie weiter von uns getrennt, und konnte uns nur ſelten noch beſuchen. Sie ſchrieb uns indeß ziemlich oft, und wir erbrachen ihre Briefe immer mit funkelnden Augen, da jede Zeile darin die lachendſte Heiterkeit verrieth. Aber der Leſer denke ſich unſre Freude, als wir nun gar in kurzer Zeit nach einander zwei Briefe von unſerm Karl erhielten! So wie ich die Schriftzüge ſeiner Hand erblickte, ſprang ich auf, und rief: „von Karln!“ Meine Frau ſtand zitternd da, riß mir den Brief, ſobald ich ihn nur mit bebenden Lippen ſchnell durchlaufen hatte, aus der Hand, mochte ihn jetzt, da ſie ſchon wußte, daß es dem geliebten Sohne wohl ging, nicht leſen, ſondern betrachtete nur die Handſchrift, und benetzte ſie mit heißen Thränen. Mir war, als ſollte die Freude mein Herz zerſprengen. — Endlich laſen wir den Brief recht langſam und bedächtig. So wie darin vorkam, daß unſers Sohnes Leben in großer Gefahr geſchwebt hatte, faltete meine Frau die bebenden Hände, als wollte ſie um Rettung für ihn beten. Sie trug den Brief, ſorgfältig verwahrt mit ſich umher, las ihn täglich mehr als Einmal, dankte Gott für des geliebten Sohnes Glück, und erträumte ſich dann wieder die ſeltſam-

ſten,

ſten, gar nicht möglichen Gefahren. Jetzt hätte ich auch nicht Ein rauhes Wort mehr zu ihr ſagen können; ich liebte ſie noch inniger, und behandelte ihr weiches Herz noch ſanfter, als je.

Auch Oheim Ludwig ſchrieb an uns, und legte einen Brief von dem guten Elsworth bei, der das ausführlich erzählte, was Karl nur uns mit wenigen Worten geſagt hatte. Von dem erſten Augenblicke an, da Karl das Schiff betrat, war er unermüdet, alles zu lernen, was zum Seedienſte gehört. Mit einer Kühnheit und Stärke, die kein Matroſe größer haben konnte, verrichtete er die ſchwerſten und gewagteſten Arbeiten, wobei ihm ſeine feſte Geſundheit zu Statten kam, ſo wie ihn Wißbegierde wieder zu anhaltendem Fleiße trieb, wenn Windſtille oder glückliche Winde faſt alle Arbeit auf dem Schiffe unnöthig machten. Die Fahrt bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung dauerte ſechs Monate, und gab unſerm Sohne, da das Geſchwader heftige Stürme und andre Zufälle erlitt, einen Schatz von Erfahrungen, die ſich mancher Andre nur auf wiederholten Seereiſen ſammeln kann. Elsworth ſagte in ſeinem Briefe, daß Karl ihm, beſonders als ein großer Theil ſeiner Mannſchaft krank gelegen hätte, höchſt nützlich geweſen wäre. Auf der zweiten Hälfte der Reiſe nahmen die Unglücksfälle noch zu. Der Commodore, der das Geſchwader kommandirte, gerieth in nicht geringe Verlegenheit, da die meiſten Officiere ſeines

Schiffes krank waren. Elsworth empfahl ihm den jungen Deutſchen, und Karl kam nun auf das Schiff des Commodore. Auch hier arbeitete er ſehr eifrig und ohne zu ermüden. In dem Indiſchen Meere zerſtreuete ein Orkan die Flotte. Karl arbeitete jezt wie der gemeinſte Matroſe, ob er gleich den Dienſt eines See-Cadetten verſah. Es war, als ob die ganze Natur ſich zum Untergange des Schiffes verſchworen hätte. Um Mitternacht weckte jeden am Bord das fürchterliche Wort: Feuer: Es brannte im zweiten Raum. Alles war beſchäftigt, zu löſchen, und ſelbſt die Kranken eilten herbei; doch man vermochte nicht, den Flammen Einhalt zu thun.

Auch die Muthigſten ſchreckte endlich das Geſchrei: es iſt ſchon nahe bei der Pulverkammer! Man gab die Nothſignale, und es näherte ſich eins von den andern Schiffen. So wie die Flamme immer weiter um ſich griff, ſezten die Matroſen die Schaluppen aus, und alle Ordnung, alle Subordination hatte ein Ende. Der Commodore befahl; doch jeder eilte, nur bald in die Schaluppe zu kommen. Einer von den Officieren ſchlug ein Mittel zur Rettung vor; es mangelte aber ſchon an den nöthigen Händen. Befehlen Sie, ſagte Karl zu dem Commodore; hier ſind noch Leute, die Muth haben, mit Ihnen zu ſterben. Als das Gedränge aufgehört hatte, fing man an, mit mehr Ordnung zu arbeiten; doch die Flamme griff noch immer um ſich, und der Commodore ſelbſt gab die Hoffnung auf, das Schiff zu retten. Jezt ſtürzten ſich noch Einige in die Boote, die unterdeſſen zurückgekommen waren. Ich verlaſſe mein Schiff nicht! rief der Commodore. Wer bleibt bei mir? — Karl antwortete früher als jeder Andre: ich! Was noch am Bord war, fing mit der Kraft der Verzweiflung wieder an zu arbeiten. Jezt wendete ſich auf einmal der Wind, und die See ging hoch. „Legt das Schiff an den Wind!" rief Karl; „die hohen Wellen helfen löſchen!" Die Gefahr vermindert ſich in Kurzem, und das Schiff wird endlich gerettet. Nun giebt der Commodore Signale, daß die ſämmtlichen Schiffe ſich nähern ſollen. Auch das, welches die Flüchtlinge aufgenommen hat, kommt, und dieſe kehren beſchämt an Bord zurück. Der Commodore iſt ſo edelmüthig, nicht Acht zu geben, wer ſie ſind; unſern Karl aber umarmt er öffentlich, und ſagt: junger Menſch, du biſt mit einer großen Seele geboren! — Das Geſchwader ſegelt weiter. Karl bleibt fleißig, und gewinnt durch Beſcheidenheit allgemeine Liebe. Endlich geht man bei Madras vor Anker. Den Tag nach der Ausſchiffung erhält Karl von dem General Gouverneur ſeinen Abſchied, und wird nun förmlich als Midſhipmann am Bord des Schiffes, auf welchem er ſich befunden hat, angeſtellt. Sey ferner brav, mein Sohn! ſagt der Commodore zu ihm; und Karl iſt von dieſer Zeit an ſein Liebling; doch ohne eben ausgezeichnet zu werden. Er bekommt mancherlei Aufträge, und hat Gelegenheit, ſich bei der Küſtenſchiffahrt zu üben, ja auch etwas Beträchtliches zu gewinnen. Elsworth will ihn in den Dienſt der Kompagnie bringen; Karl ſchlägt das aber aus, um bei dem Commodore zu bleiben. „Mein Sohn, du willſt mich nicht verlaſſen?“ ſagt dieſer; „nun, ſo iſt es billig, daß auch ich dich nicht verlaſſe!“ Mit dieſen Worten legt er ihm die Hand auf die Schulter: „ein Zeichen,“ ſchrieb Elsworth, „daß ſein Glück ſo gut wie gemacht iſt.“

„Und wenn auch nicht,“ ſagte ich; „es war gut von Karln: ſo mußte er handeln.“

Ich wollte, wir hätten ihn wieder! ſeufzte meine Frau: denn wäre nicht auch hier ſein Glück ſo gut wie gemacht? Ach, wer weiß, mit wie vielen Stürmen und Unfällen er es dort erſt erkaufen muß! . . . Sieh nur, lieber Vater, da hat er noch auf den Rand geſchrieben: grüßen Sie meine Freunde! Wie ſchwer mag es dem armen Karl geworden ſeyn, nicht deutlicher zu ſchreiben! Er meint doch gewiß des Amtmanns Tochter, Julchen.

„Hm!“ erwiederte ich; „es wäre mir eben nicht lieb, wenn er die meinte. Das Mädchen gefällt mir nicht. Iſt ſie je wieder bei uns geweſen? hat ſie uns je ein Wort davon geſagt, wie ſie mit unſerem Sohne ſo bekannt geworden iſt?“

— Seit dem Morgen, da Karl unſer Haus verließ, war Julchen wirklich nie wieder zu uns gekommen, ja wir hatten ſie kaum wieder geſehen, ob ſie gleich ſchon ſeit geraumer Zeit ganz bei ihrem Vater lebte. Oheim Ludwig entſchuldigte ſie immer, und ich vermuthete aus einigen Umſtänden, daß Karl ihm ſogar Aufträge für ſie gegeben hatte. Mein kleiner Unwille gegen ſie rührte wohl von dem Verdruſſe darüber her, daß ſie mich nicht zu ihrem Vertrauten machte.

Eine Hochzeit.

So lebten wir noch zwei Jahre, ohne daß unſre Ruhe durch irgend etwas geſtört wurde. Nun hielt ein Prediger in unſerer Nachbarſchaft, ein Witwer, der einen Sohn von ſieben Jahren hatte, bei uns um Hannchen an, nachdem er zweimal mit ihr in Geſellſchaft geweſen war. Es machte meiner Frau nicht wenig Freude, daß Hannchen noch von gar nichts wußte, durch den Antrag völlig überraſcht wurde, und ſich einige Tage Bedenkzeit ausbat. Hier war doch endlich einmal eine Freierei in der gehörigen Form! Da gab es erſt Beſuche, dann das Jawort, und endlich eine feierliche Verlobung; jezt konnte denn meine Frau ſo recht genießen, was ſie bei der Verheirathung ihrer beiden älteren Töchter nur ſehr ungern entbehrt hatte.

Ich habe nie eine ſo ehrbare, bedachtſame Braut geſehen, als Hannchen, und nie einen ernſthafteren und ruhigern Bräutigam, als den ihrigen. Meine Frau, der es jetzt nicht an Geld fehlte, die Ausſtattung gehörig zu beſorgen, war meiſtens in lauter Fröhlichkeit; Hannchen aber trieb alles ſo ordentlich, und überlegte mit ſo vieler Ruhe, daß mir dabei am Ende angſt und bange wurde. Ich ſagte ihr in einer guten Stunde, daß ihr Betragen mich beſorgt machte. Sie erwiederte aber: ich bin glücklich, lieber Vater, die Mutter iſt es, und auch Sie . . . Haben Sie nur Geduld! Sie freuen Sich gewiß noch über mein Glück.

Der Hochzeitstag kam endlich, und ich hatte wieder alle meine Kinder bei mir. Auguſte gab ſich vergebens Mühe, Hannchen aus ihrem Ernſte zu bringen; und eben ſo wenig gelang es ihr bei dem Bräutigam, der ihren Spöttereien über ſeine Kälte nur ein ruhiges Lächeln entgegen ſetzte. Eliſabeth wurde über die Kälte des Brautpaares erſt verlegen, und dann traurig. Sie ſprach mit Hannchen lange ohne Zeugen; und nach dieſer Unterredung war eine zärtliche Freude in ihren Augen, obgleich die Braut ſo ehrbar blieb, wie ſie vorher geweſen war. Das beruhigte mich denn ein wenig. Auguſte führte Hannchen, die in der That ein ſchönes Mädchen war, vor den Bräutigam hin, und fragte ihn neckend: ſie gefällt Ihnen wohl nicht? Er blieb aber ſo kalt, daß ſie endlich ganz unwillig wurde. Selbſt bei Tiſche blieb jeder ernſt, und zuletzt gähnten wir Alle: ſo fein ordentlich ging es zu, worüber denn meine Frau im Herzen ihre große Freude hatte.

Am folgenden Morgen hielt die Mutter Auguſten eine Strafpredigt, und Hannchen eine Lobrede. (Eliſabeth blieb verſchont, obgleich, was Auguſte bekam, ihr mitgalt.) Als die jungen Eheleute uns verlaſſen hatten, und meine Frau gar nicht aufhörte, Hannchen wegen ihrer Sittſamkeit zu loben, zog Auguſte endlich ein Paket Briefe hervor, und bat um Erlaubniß, daraus vorleſen zu dürfen. Alle dieſe Briefe, in denen ſie aber die Namen unterdrückte, glüheten von einer heißen, ſchwärmeriſchen Liebe. Meine Frau erklärte ſie geradezu für ſchlecht, und fing wieder an unſere Hannchen zu loben, an die ihr Bräutigam gewiß nicht ſolche Briefe hätte ſchreiben dürfen. Doch endlich wurden ſie aufmerkſam; ſie erröthete, und machte ein finſtres Geſicht. Ich lachte, und ſelbſt Eliſabeth, die vorher Auguſten oft zugewinkt hatte, mußte lächeln; denn dieſe glühend ſchwärmeriſchen Briefe waren an Hannchen geſchrieben, und von ihrem jetzigen Manne. Beide hatten einander ſchon lange gekannt und geliebt. Sie betrugen ſich als Brautleute ſo kalt gegen einander, weil Hannchen wußte, daß ihre Mutter ſich darüber freuen würde.

geſchehen! — So ſchloß er mit einem tiefen Seufzer.

„Iſt Roſine todt?“ fragte Flaming furchtſam. — Ach, wollte Gott! ſagte Konrad, und ſein ſtilles Weinen wurde ein heftiges Schluchzen. — „Aber ſo rede doch! wo iſt ſie?“ — Konrad zeigte mit der Hand nach dem Hauſe, aus dem er gekommen war, und ſagte: da, unter dem Dache! Flaming ließ ihn ſtehen, und ging in das Haus, lief die Treppen hinan, ſo hoch er kommen konnte, und öffnete die Thür einer Dachkammer. Da ſaß Roſine an einem Spinnrade, ein wenig bleich, mit ſchlaffen Geſichtszügen und matten, halb erloſchnen Augen. Flaming ſah ſie an, um die Urſache heraus zu bringen, warum Konrad wünſchte, daß ſie todt ſeyn möchte. Eben kam Konrad die Treppe herauf. „Nun?“ fragte Flaming ihn, mit einem Blick auf Roſinen: „was iſt ihr denn?“ — Roſine ſah den Baron, und dann Konraden an. Dieſer war verlegen, und zupfte den Baron am Kleide, daß er die Kammer verlaſſen möchte; allein der Baron trat auf Roſinen zu. Jetzt ſah er freilich, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen

Eliſabeth hatte die Briefe von Hannchen bekommen, als ſie ihr mit ſchweſterlicher Liebe Beſorgniſſe über die Kälte ihres Bräutigems äußerte. — Sehen Sie, Mutter, ſagte Auguſte am Ende: die Liebe kann tauſend Geſtalten, ſogar die Geſtalt der Gleichgültigkeit, annehmen; doch immer iſt ſie Liebe. Ich verſteckte meine Romane in ein Bibelfutteral, und Hannchen ihr heißes Herz in einen Tugend- und Sittenſpiegel.

Meine Frau lächelte, ſo ſchwer es ihr auch werden mochte, und blickte dann mißtrauiſch auf Lottchen, die mit ihrer Puppe ſpielte. Ich merkte, daß ſie aufs neue den Entſchluß faßte, Lottchen recht ſorgfältig vor aller Bekanntſchaft mit der Liebe zu hüten; und — Hannchens Stiefſohn war eben der Karl, an den Lottchen mein Briefpapier verſchickte.

Die Verſöhnung.

Eines Morgens pochte jemand bei uns an, und der Amtmann Schenk trat in das Zimmer. Mich überlief ein Schauder, als ich ihn ſah; meine Frau machte ein finſteres Geſicht, und ging ſogleich wieder an ihre Arbeit, ohne ſeine freundliche Anrede mit etwas Andrem als einer Verbeugung erwiedert zu haben. Er that mir einen Vorſchlag, der die Verbeſſerung meines Pfarrackers betraf; ich konnte ihm aber nicht einmal danken, und ſagte, ich müßte die Sache erſt überlegen, obgleich der Vortheil für mich ſehr einleuchtend war. Wirklich nahm ich mir ſchon vor, den Antrag auszuſchlagen, um nur dem Manne, durch deſſen Schuld unſer Karl jetzt in Oſtindien lebte, nicht verbunden zu ſeyn. Sie, ſagte er ſehr verlegen und ſchüchtern, haben es freilich jetzt nicht nöthig; Ihr Nachfolger würde Ihnen aber Dank dafür wiſſen.

„Nun wohl denn,“ ſagte ich kalt: „für meinen Nachfolger nehm' ich es an.“ Der Amtmann ſah vor ſich nieder, und blickte nur von Zeit zu Zeit auf meine Frau oder auf mich, — wie es ſchien, um zu beobachten, wer von uns Beiden die freundlichſte Miene hätte. Er ſprach abgebrochen von dieſem und jenem, was uns angenehm ſeyn konnte; ſo z. B. fand er in Lottchen einen Engel, das wahre Bild ihrer ſchönen Mutter, und erkundigte ſich nach dem hohen Befinden der gnädigen Frau Baronin von Pahlen. Meine Frau antwortete immer nur einſylbig; es ſchien, als ob ſie heute gar keine Eitelkeit hätte. Wer an ſeinen Kindern, fing er wieder an, ſo viele Freude erlebt, als Sie, liebe Frau Predigerin, der kann ſich glücklich ſchätzen.

Hier traf er unvorſichtig das Herz der Mutter.

Meine Frau ſagte, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen, in einem harten Tone: o, meine Augen hören nicht auf um meinen Karl zu weinen; und an dieſen Thränen ſind Sie Schuld, Herr Amtmann!

Ich? erwiederte er in der ſichtlichſten Beſtürzung. Sie werden doch von mir nicht glauben, daß ich daran . . .

. . . Schuld bin? unterbrach ihn meine Frau. O ja, wir wiſſen es ſehr wohl. Sie haben ihn als einen ſchlechten Menſchen denuncirt. Wir würden ihn indeß wieder los bekommen haben, wenn nicht die Verwandten Ihrer Frau es hintertrieben hätten. Damals waren wir arm und hülflos; was lag alſo daran, ob ein geliebter, wohlgerathener Sohn im Meere unterging oder nicht! Aber Gottes Gerichte werden nicht ausbleiben, Herr Amtmann: das ſage ich Ihnen vorher! —

Jetzt, da meine Frau ſo hart gegen ihn war, konnte ich unmöglich ſchweigen; denn einem Menſchen, wie ſehr man auch von ihm beleidigt ſeyn mag, Gottes Gerichte ankündigen, heißt ja, ſie über ihn anrufen. Und darf das der arme, ſchwache Menſch? — „Liebe Frau, ſagte ich ſanft; „auf dem Throne dort oben ſitzt ein anderer Richter als eine beleidigte Mutter: die ewige Liebe, die verzeihende Barmherzigkeit!“

Meine Frau ſah mich finſter an und ſchwieg.

Der Amtmann wendete ſich nun ſogleich an mich. Und wenn wir auch gefehlt hätten, lieber Herr Prediger, ſo hoffe ich doch, es wird zum Guten ausſchlagen. Der Herr Sohn iſt ja, höre ich, auf dem beſten Wege, ſein Glück zu machen.

Hier hätte er es ſchon gemacht, ſagte meine Frau; und dort muß er es mit Noth und Todesangſt erkaufen! Seine Seufzer über Sie, Herr Amtmann —

„Seufzer! Liebe Frau, wer weiß denn, ob er ſeufzt. Vielleicht thut er nach jeder überſtandenen Gefahr, bei jeder großen muthigen Handlung etwas Beſſeres.“

Der Amtmann, der noch immer ſehr demüthig daſtand, ſagte endlich: ich wollte, es wäre nicht geſchehen! Vergeben Sie mir, was ich gethan habe.

Meine Frau beugte ſich tiefer auf ihre Arbeit, und antwortete nicht. Ich war ſchon halb verſöhnt; daß meine Frau es noch nicht war, kam davon her, daß ſie den Amtmann nur hörte, nicht ſah, wie ich.

Die Zeiten haben ſich geändert, fuhr er demüthig fort: werden Sie mir es nicht vergeben?

O ja, ſagte meine Frau, noch immer ohne aufzublicken: als eine gute Chriſtin; aber Gott weiß, vergeſſen kann ich es nicht, daß mein beſtes

Kind Tag für Tag mit dem Tode kämpfen muß. Nein, ich werde es nicht vergeſſen, ſo lange ich lebe!

Der Amtmann griff nach ſeinem Hute. Ich wollte, ſagte er, eine Bitte an Sie thun; doch jezt . . . iſt es wohl beſſer, daß ich wieder gehe.

Endlich blickte meine Frau ihn an. Seine Stellung war jezt nicht mehr ganz ſo gebeugt, wie vorher; aber dennoch machte ſie Eindruck auf ihr Herz. Eine Bitte? ſagte ſie: o, wenn wir Ihnen dienen können, recht gern, mit Freuden.

Ach! ſagte er mit einem tiefen Seufzer: Sie könnten mir einen groſſen Gefallen thun, mir, meiner Frau und meinem Kinde. Wir haben, wie Sie wiſſen, ſeit einigen Jahren ſchlechte Ernten gehabt; und ich bin noch durch andre Unglücksfälle, durch meine beiden Verwalter, auch wohl durch eigene Schuld, ſehr heruntergekommen. Meine Frau hat gethan, was ihr möglich war. Ich könnte mir helfen, wenn der Herr Graf von Raugart nur Geduld hätte. Es hat ihm aber jemand in den Kopf geſezt, ich wäre in groſer Noth. Wie geſagt, ich könnte mir helfen, da meine Haushaltung jezt ſehr eingeſchränkt iſt; nun verlangt aber der Herr Graf einen Vorſtand von fünftauſend Thalern, wenn ich die Pachtung behalten will. Die weiß ich nicht anzuſchaffen; und muß ich von den Gütern weg, gerade jezt, da ich mich hoffentlich von meinem Schaden erholen würde: ſo bin ich ein unglücklicher Mann. Ich zwar bin nicht mehr jung, und wollte wohl ſehen, wie ich meine Paar Tage noch hinbrächte; aber meine Tochter! . . . meine arme Tochter! Seine Augen wurden naß, und ſeine Stimme bebend.) Ich bin Vater! ich bin Vater! Das ſagte er mit wahrem Gefühle.

„Was ſollen wir denn dabei thun? was können wir thun?" fragten wir, meine Frau und ich, zu gleicher Zeit und mit wahrem Mitleiden.

Der junge Herr Graf von Raugart (der alte war todt) iſt ein vertrauter Freund Ihres Schwiegerſohnes, des Herrn Barons von Pahlen. Es würde dem nur ein Paar Worte koſten —

„Ich gebe Ihnen die Hand darauf, daß ich ſogleich an meine Tochter ſchreiben will."

O, wollen Sie das? ſagte er freundlich. Nun, ſo iſt das Andere, was ich gehört habe, nur ein bloſes Gerede: nehmlich, daß der Herr Amtmann Salzmann die Güter des Grafen Raugart pachten würde.

Wir, meine Frau und ich, ſahen uns gegenſeitig an. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte; denn Auguſte hatte uns in dem letzten Briefe geſchrieben: vielleicht bringt uns das gute Glück in Kurzem auf immer nahe zuſammen. Wir hatten

Beide nicht errathen, was ſie damit meinte, und vergebens darüber geſonnen; doch jetzt war es uns auf einmal deutlich. „Hm!“ ſagte ich offen; „an dem Gerede könnte doch wohl mehr ſeyn, als Sie glauben, Herr Amtmann. Jetzt eben denke ich daran, daß es möglich iſt.“

Er wurde blaß. Möglich? Sie ſagten mir ja . . . —

Ich erzählte ihm nun, was Auguſte geſchrieben hatte. Er hörte mir ängſtlich zu, und ſeufzte. Endlich ſagte er: es geht mir auf meine alten Tage unglücklich, Herr Prediger! ſehr unglücklich! Er wendete ſich ab, ſeine Thränen zu verbergen. Ich ſehe wohl, fuhr er dann wehmüthig fort, daß ich nicht hoffen darf! Auf einmal ergriff er meine Hand, und ſagte: ich bin verloren!

„Verloren? Laſſen Sie den Muth nicht ſinken. Es giebt ja der Pachtungen mehr.“

Meine Umſtände derangirt. Ich habe Schulden, drückende Schulden. Meine Gläubiger werden aufwachen; ich bin ganz ruinirt. Er blickte gen Himmel, und ſagte ſchmerzlich: ach! ich ſchlug auf Ihren Sohn; Ihre Tochter ſchlägt auf mich. Meinten Sie das nicht vorhin mit dem Gerichte Gottes, Frau Predigerin?

Davor ſoll mich Gott behüten! antwortete meine Frau, und faßte ſeine Hand. Als ich das im mütterlichen Schmerze herausſtieß, hielt ich Sie noch für glücklich; jetzt würde ich die harten Worte gewiß nicht ſagen. Aber — verdenken werden Sie es uns nicht, wenn wir unſer Kind in der Nähe zu haben wünſchen.

Ich dachte nicht, daß ich ſo von Ihnen weggehen würde! ſagte er ſeufzend, und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Wie denn?" fragte ich; „wie gehen Sie denn von uns? Haben wir Sie durch irgend ein Wort gekränkt, Herr Amtmann?"

Nein, aber ich komme troſtlos, als ein Bettler, zu Frau und Kind wieder nach Hauſe. — Er wollte gehen; doch wir Beide faßten nach ſeinen Händen, um ihn aufzuhalten.

Wäre Ihnen denn geholfen, wenn Sie hier blieben? fragte meine Frau.

O gewiß. Die Pachtung iſt vortheilhaft. Meine Verſchwendungen haben aufgehört. Ich wäre nicht mehr reich; aber ich könnte doch leben.

„Frau!" rief ich, und ſah ihr ſtarr ins Geſicht. Sie fiel mir um den Hals, und drückte mich feſt an ſich. „Nicht wahr?" fragte ich. — O gewiß! antwortete ſie, mit Thränen in den Augen. Wir verſtanden uns in dieſen einzelnen Worten. „Freilich würden wir glücklich ſeyn," hob ich an, „wenn unſre Auguſte ſo nahe bei uns wäre; aber . . ." — Aber, fiel meine Frau ein;

wir könnten doch keine frohe Stunde in dem Hauſe haben, aus dem wir einen Menſchen vertrieben hätten.

„Und können wir nicht alle Jahre ein Paar Mal öfter zu ihr reiſen?“

Und kann ſie nicht öfter zu uns kommen?

Des Amtmanns Geſicht erheiterte ſich. Nein, ſagte meine Frau ſehr mitleidig: unſre Tochter ſoll Sie nicht verdrängen, Herr Amtmann. Das wird, das kann ſie nicht. Ich will noch heute an ſie ſchreiben. — Der Amtmann ließ Hut und Stock fallen, faßte zitternd beide Hände meiner Frau, und rief: iſt es wahr? o, iſt es wahr? Ach, wenn es nur nicht zu ſpät iſt! und wenn es Sie nur nicht gereuet!

„Gereuen? erwiederte ich. „Gereuen ſollte uns dieſe Stunde, die unſern Herzen ſo wohlthut? Und iſt denn ein Freund in der Nähe nicht auch etwas werth? Und werden Sie in der Folge nicht unſer Freund ſeyn?“ Er drückte mir die Hand, und doch wiederholte er noch immer ängſtlich: wenn es nur nicht zu ſpät iſt!

In dieſem Augenblicke trat Auguſte, die uns einmal hatte überraſchen wollen, mit ihrem Manne in die Thür. Beide blickten verlegen auf den Amtmann, und ich merkte nun ſogleich, daß deſſen Furcht nicht ungegründet war. Jezt wurde er noch beſtürzter, und wollte weggehen; ich ſagte aber:

aber: „nein, Herr Amtmann, bleiben Sie! In der Noth prüft man ſeine Freunde." -- Er antwortete betrübt: Sie können meine Freunde nicht ſeyn!

„Die Noth," fuhr ich fort, „prüft nicht allein Freunde, ſondern auch Menſchen. Das ſind wir, und ich denke, Sie werden uns nicht mit dieſem finſtern Geſichte verlaſſen. Bleiben Sie, mir zu zu gefallen." Nun fragte ich Salzmannen, ob er Hoffnung hätte, die Pachtung der Naugartiſchen Güter zu bekommen. Er bejahete meine Frage. Mit Bewilligung des Amtmanns ſagte ich ihm und Auguſten, was dieſer wünſchte, befürchtete, und ſo weiter. Das that ich, ſo kalt ich nur konnte, um den Amtmann ſehen zu laſſen, wie edelmüthig meine Kinder wären; ich wurde aber für meine Eitelkeit beſtraft: Auguſte ſowohl als Salzmann bedauerten zwar den Amtmann, ſagten aber nicht ein Wort davon, daß ſie ihm die Pachtung laſſen wollten.

O, daß man faſt immer erſt die Phantaſie zu Hülfe rufen muß, wenn das Herz eines Menſchen zu einer edlen Handlung erweicht werden ſoll! daß ein Opfer, welches er bringt, ſo ſelten ganz rein iſt! daß der Unglückliche erſt mit Oelzweigen an den Altären der Götter flehend bitten muß, ehe ein Menſch ihm hilft! — Das dachte ich, als ich ſah, mit welcher Kälte meine beiden Kinder ſich betrugen. „Ich wollte, Auguſte," ſagte ich einwar. „Du biſt krank geweſen, armes Mädchen?" fragte er gutherzig. — Ja, antwortete Roſine mit einem empfindlichen Tone; aber was geht das Sie an? — „Mich, liebes Kind? Viel, ſehr viel! ... Und ich bin hier, es wieder gut zu machen; denn ich bin Schuld an deinem Elende, an deiner Krankheit." Sie? fragte Roſine, und betrachtete den Baron, den ſie noch immer nicht erkannte, genauer. Wenn Sie es wiſſen — es hat dem armen Menſchen (auf Konraden zeigend) an funfzig Thaler gekoſtet, und ſeitdem bin ich nicht wieder geſund geworden. ... Ich wollte, fing ſie weinend wieder an, daß ich mein Tage keinen von Ihnen geſehen hätte. Ihr, ihr habt mich auf der Seele. Ach, Konrad, wäre ich dir gefolgt, und nicht dieſen abſcheulichen Böſewichtern! Sie verbarg ihr Geſicht in ein kleines Tuch, und ſchluchzte.

Flaming ſtand, wie von einem Blitze getroffen, und ſah Konraden an. — Roſine, ſagte Konrad, beſinne dich doch! Das iſt ja keiner von den abſcheulichen Menſchen, die dich unglücklich gemacht haben; es iſt ja der gnädige Herr von Zaringen. Jetzt erkannte ihn Ropfindlich, „der Menſch brauchte nicht erſt an einem Altare die Arme auszuſtrecken," um Mitleiden zu finden!"

Niemand verſtand mich, und meine Kinder ſahen mich verwundert an. „Ich könnte," fuhr ich fort, „in dem Amtshauſe, wenn du darin wohnteſt, keine frohe Minute haben; denn immer würde ich den Mann hier vor mir ſehen, der mit Frau und Kind vergebens die Hände zu Euch ausſtreckte."

Man verſtand mich wieder nicht. In der That, ſagte Auguſte, ich weiß nicht, wovon die Rede iſt. — Von dem Herrn Amtmann, erwiederte meine Frau, ſehr theilnehmend. Er iſt verloren, wenn Ihr ihn hier vertreibt. Jetzt trat er ſelbſt näher, und ſprach nur die einzelnen Worte: „ich bin Vater . . . Frau . . . Kind!" mit zitternden Tönen des Schmerzes; und meinen Kindern ſtiegen Thränen in die Augen. Er ſchilderte, wieder nur abgebrochen, wie er mit ſeiner Tochter als Bettler würde umherirren müſſen; und auf einmal riefen Auguſte und Salzmann; Gott ſoll uns bewahren, Herr Amtmann! Sie müſſen bleiben! wenn das Sie retten kann!

Er blickte gen Himmel, ließ Hut und Stock fallen, breitete die Arme aus, und trat mitten in das Zimmer. (O, ſchon das Gefühl für eine edle Handlung verſchönert!) — Ja, rief er froh; das wird mich retten! O Gott! Gott! Ich muß meiner unglücklichen Frau und meinem guten Kinde dieſe frohe Nachricht bringen! Er ging an die Thür, wendete ſich aber wieder um, und ſagte: Sie würden mich ganz glücklich machen, wenn Sie mir in Gegenwart meiner Familie Ihr Verſprechen beſtätigten.

Wir gingen, ohne uns erſt umzukleiden, mit ihm. Ich bleibe! rief er, als er in froher Eil, noch vor uns, in das Zimmer trat; ich bleibe! wir ſind gerettet! — Die Amtmannin machte ein finſtres Geſicht, und verbeugte ſich kalt gegen uns. Der Amtmann kündigte in wenigen Worten an, daß Salzmann auf die Pachtung Verzicht thäte. Sie ſind ſehr gütig, ſagte die Amtmannin. Es würde jetzt freilich ſchwer halten, eine andre gute Pachtung zu bekommen; und da mein Mann das Gut beträchtlich meliorirt hat, ſo —

Kind! rief der Amtmann; ſag die Wahrheit. Wir wären Bettler, wenn wir von hier weg müßten. Nein, Herr Prediger! es gehe mir, wie es wolle: gegen Sie werde ich nie heucheln. Mein Aufwand ging über meine Kräfte. Ich bin herunter gekommen; aber Ihr Herr Schwiegerſohn ſoll ſehen, daß ich mich retten kann; wenn ich hier bleibe. — Er holte ſeine Bücher, und Salzmann mußte ſie, ſo viel wir auch dagegen ſagen mochten, in einem Nebenzimmer durchſehen. Die Amtmannin weinte, und konnte die Augen nicht aufſchlagen. Julchen, ein ſehr liebliches Mädchen, hatte die meiſte Faſſung: ſie ſetzte uns Stühle, und fing ein Geſpräch an, um ihre Mutter zu zerſtreuen. Endlich, als die Amtmännin wieder ruhig war, wünſchte Julchen von Auguſten etwas Näheres zu erfahren; und dieſe erzählte, was ſie wußte, ſchonte aber dabei der Amtmännin ſo viel als möglich. Liebe Mutter, ſagte Julchen zärtlich: nun iſt ja die ſchwere Laſt von Ihrem Herzen weggewälzt. Was Sie und der Vater nicht zu hoffen wagten, was ich aber hoffte, oder vielmehr voraus wußte, das iſt geſchehen. Dieſen Morgen ſagten Sie: es müßten Engel ſeyn, wenn ſie das thäten! Sehen Sie? mein Glaube an gute Menſchen hat mich nicht betrogen.

Jetzt kam der Amtmann mit Salzmannen zurück, deſſen Augen von ſanfter Freude glänzten, und der nun das beſtätigte, was der Amtmann verſichert hatte. Dieſer faßte die Hand ſeiner Tochter, führte ſie zu mir, und ſagte: ſie liebt Ihren Sohn. Ich ſollte Sie nicht daran erinnern; doch ich thue es, ſelbſt auf die Gefahr, daß Sie Ihr Wort zurücknehmen könnten. Ich hoffe zu Gott, er wird wiederkommen; und dann — dann will ich mit Freuden dieſe Hand in die ſeinige legen.

Julchen erröthete, und verbarg ihre glühenden Wangen an der Bruſt meiner Frau. Dieſe ſagte, ihren Grundſätzen zum Trotze: liebe Tochter, werden Sie nicht roth! Ich bin ſtolz auf meinen Karl, und auch Sie werden es, hoffe ich, einmal ſeyn. — Mutter, ſagte Auguſte; ich glaube, Ihre-

Söhne haben ein Privilegium, das Ihre Töchter nicht hatten. Karls Liebe war doch ſo heimlich, wie ſie nur immer ſeyn konnte. — Meine Frau wurde ein wenig verlegen; doch nahm ſie die künftige Schwiegertochter wohl noch dreimal in ihre Arme. Auguſte machte nun die Bemerkung, daß die Mütter vor der Hochzeit die Schwiegertöchter, und nach der Hochzeit die Schwiegerſöhne mehr liebten. Sie hatte einen drolligen Einfall über den andern, und brachte bald uns Alle zum Lachen, ſelbſt die Amtmannin, die nun endlich bei der allgemeinen Fröhlichkeit etwas herzlicher gegen uns wurde.

Wir blieben da, und eine frugale Mahlzeit (hier die erſte dieſer Art, zu welcher man Gäſte hatte) zog unſre Herzen noch näher an einander. Jetzt bemerkten wir, daß der Amtmann und ſeine Frau gar nicht die ſchlechten Menſchen wären, für die wir ſie bisher gehalten hatten: er war nur eitel, und ſie ein wenig ſtolz. Ich ſagte das Julchen mit einer Art von Vergnügen. Sie lächelte, und erwiederte mir: gerade daſſelbe haben mir meine Eltern von Ihnen geſagt. „Von uns?" fragte ich betreten, und in der That ein wenig empfindlich. Sie wollte einlenken; ich drang aber in ſie, mir frei heraus zu ſagen, was ihre Eltern gegen uns gehabt hätten. Meine Mutter hielt Sie ehemals für neidiſch, ſagte Julchen; und mein Vater für eitel auf Ihr jetziges Glück. O, ich wußte es beſſer; aber der Schein war gegen Sie.

„Der Schein?" fragte ich noch erſtaunter. Julchen erzählte auf meine Bitte einige kleine Umſtände; und — ſie hatte wirklich Recht. „Ich fürchte, liebes Kind," ſagte ich, „daß es wohl gar mehr als Schein war." Ach, erwiederte ſie; man darf die Menſchen nur lieben, um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ja ſie edler, beſſer zu finden, als ſie ſind.

Eine große Lehre für die Menſchen! Man iſt ungerecht, ohne es zu wollen, ohne es zu wiſſen. — Den nächſten Sonntag predigte ich über den Spruch: „Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler!" über den ich bis dahin nie eine Predigt hatte zuſammen bringen können. Ich ging mein Leben durch, und fand zu meiner Beſchämung, daß ich tauſend Gelegenheiten, bei denen der Amtmann gekränkt werden konnte, nicht vermieden, und hundert andre wohl gar geſucht hatte.

Die ſchwere Wahl.

Der Graf Raugart wollte es ſich zwar gefallen laſſen, daß der Amtmann Schenk die Pachtung behielte; er verlangte aber Sicherheit, und deshalb den ſchon erwähnten Vorſtand. Ich ließ es den Oheim Ludwig merken, daß mir ein Gefalle das mit geſchähe, wenn dem Amtmanne geholfen würde; der hatte aber kein Ohr für meine Aeußerungen; und als ich es ihm ſehr nahe legte, fragte er auf einmal: würden Sie mir rathen, an einen ganz Fremden, der in des Amtmanns Lage wäre, eine ſo beträchtliche Summe zu wagen? — Ich antwortete offenherzig: „nein!" — Nun denn! erwiederte er lächelnd. Sie möchten das gute Werk, das Sie angefangen haben, nicht gern verloren gehen laſſen; ich aber mag nicht gern große Summen auf ein ungewiſſes Vielleicht hinwerfen. Von Schenks Umſtänden weiß ich nicht genug, um überrechnen zu können, welche Sicherheit ich haben würde. Es könnte Mißwachs, oder ein Hagelſchlag kommen; und möchten Sie mir dann den Rath gegeben haben? — Darauf konnte ich freilich nichts antworten; es kam mir aber doch ein wenig eigennützig vor, daß er nicht einige tauſend Thaler an eine Sache wenden wollte, die das wirklich war, wofür er ſie ganz offen erklärte: meine [illegible]. Er erkundigte ſich jetzt näher nach den Umſtänden des Amtmanns, und zog ſich zurück, da er ſie ſchlimmer fand, als er und wir geglaubt hatten.

Der Amtmann bemühete ſich bei mehreren Verwandten ſeiner Frau, die Summe, die er brauchte, zu bekommen; doch alle gaben ihm eine abſchlägige Antwort. Salzmann und Pahlen erboten ſich, ihm zu leihen, was ſie entbehren könnten; das war aber nicht hinreichend. So verfloß ein Jahr. Eins gute Ernte und Erſparniſſe in der Haushaltung hatten zwar des Amtmanns Umſtände verbeſſert; dagegen wurde ihm aber jetzt ein Kapital gekündigt, und — noch immer fehlte die Summe, auf welche Alles ankam. Endlich verſucht er das letzte Mittel, bei dem er gar keine Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolges hatte. Er wendete ſich auf Friedlebens Rath an einen alten Oheim ſeiner Frau, der mit der ganzen, reichen, ſtolzen Familie in Uneinigkeit lebte, und der von ihr nicht anders als „ein Menſchenfeind, ein Grillenfänger, ein alter Geizhals" genannt wurde. Die Amtmannin hoffte um ſo weniger von ihm, da ſie ihn einmal ſogar perſönlich beleidigt hatte.

Gegen alles Erwarten ſchrieb der alte Mann: er würde ſelbſt kommen, um zu ſehen, was ſich thun ließe. Wir waren gerade auf dem Amte, als er in einer alten, häßlichen Chaiſe, mit Bauerpferden beſpannt, und mit einem Bauer auf dem Bocke, ankam. Sehen Sie, ſagte die Amtmannin: er iſt ſteinreich; und ſo fährt er immer! Der Amtmann ſeufzte. Ich merkte, daß er dachte: wäre ich ſo gefahren, dann brauchte ich ihn jetzt nicht.

Des alten Mannes Geſicht war ſo gutherzig, daß ich ihm ohne alles Bedenken mein ganzes Schickſal hätte anvertrauen wollen. „Wie geht es?" fragte er ſeine Nichte freundlich ernſt. — Sie antwortete ſeufzend: wir ſind durch Unglücksfälle heruntergekommen, lieber Onkel. — „Sind denn das Unglücksfälle?“ fragte er lächelnd; und zeigte auf die prächtigen Möbel. „Doch davon nachher!“ — Er kam dreiſt auf mich zu, gab mir die Hand, und ſagte: „es freuet mich, einen Mann Ihrer Art hier zu ſehen.“ — Auf ſein Verlangen wurde Julchen gerufen. Sie kam in dem einfachſten Anzuge, und war, wie man ihr anſah, mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt geweſen. Er legte ſeine Hand unter ihr Kinn, betrachtete ſie lange mit innigem Vergnügen, und ſagte endlich: „es freuet mich, Kind, daß ich von dir viel Gutes höre. Ich habe dich lieb.“

O, ſo werden Sie mir das nicht abſchlagen, was mich allein glücklich machen kann, Hülfe für meine Eltern.

„Wenn ſich helfen läßt, ja! Wiſſen denn die da (er zeigte auf mich und meine Frau) um alles?“ — Das wurde bejahet; und nun hob er an: viertauſend Thaler helfen Ihm nicht, Herr Neffe. Ich weiß mehr von Seinen Umſtänden, als Er denkt.“ — Er machte dem Amtmann nachdrückliche Vorwürfe über ſeine tolle Wirthſchaft, ſagte aber alles Harte ſehr gutmüthig, ſo daß man es ihm nicht übel nehmen konnte, und ſchloß endlich damit: „ſag' Er mir die reine Wahrheit; denn noch immer weiß ich nicht Alles. Helfen will ich wohl, Herr Neffe: aber ich muß auch ſehen, ob ich wieder zu meinem Gelde kommen kann. Reinen Wein!

Verſchweigt Er mir etwas, ſo fahre ich auf der Stelle wieder nach Hauſe.“

Lieber Oheim! ſagte Julchen bittend.

„Ich bin nicht böſe, liebe Nichte; aber all' mein Lebtage hab' ich gern auf Waſſer gefahren, wo ich den Grund ſehen konnte. Iſt der Grund nicht gar zu tief, ſo verſpreche ich dir, daß ich helfen will. Doch, Jungfer Nichte, auch du mußt etwas dabei thun. Willſt du das?“

Fodern Sie von mir, was Sie wollen.

„Die Hand darauf! Etwas Böſes werde ich nicht verlangen. . . . Nun die Papiere her, Herr Neffe!“

Wir wollten gehen; der alte Mann beſtand aber darauf, daß wir bleiben ſollten. „Gute Menſchen,“ ſagte er, „ſind mir an jedem Orte recht. Ich und mein Herr Neffe da, wir können Streit mit einander bekommen, und ſo giebt es vielleicht Gelegenheit, daß Sie ein gutes Wort darein reden können, wenn einer von uns etwa eigenſinnig wäre.“

Selbſt der Amtmann bat uns, zu bleiben. Der Alte gab ihm die Hand, und ſagte: „es iſt mir lieb, daß Er keine Zeugen ſcheuet, Herr Neffe. Nun, Er ſoll ſehen, daß ich billig bin, wenn Er aufrichtig iſt.“

„Das will ich gewiß ſeyn. Meine Tochter weiß um Alles.

„Nun, ſo bleib hier, Jungfer Nichte."

Die Papiere wurden vorgelegt, und der Amtmann ſetzte ſeine Umſtände, zwar mit Aengſtlichkeit, aber doch ganz aufrichtig, aus einander. Die Schulden waren größer, als wir geglaubt hatten. Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſagte: „Hm! Herr Neffe, nehm' Er mir's nicht übel, das iſt arg! Wenn nun der liebe Gott Ihn von der Welt abgefodert hätte? Es ſind ja Gelder darunter von ganz armen Leuten! Und wozu iſt das Alles verſchleudert? Die Menſchen, die hier aßen und tranken, ſollten ſagen: der Amtmann Schenk führt einen guten Tiſch, und iſt recht hübſch eingerichtet. Was aber würden denn die Armen ſagen, die Ihm ihr Bißchen Geld geliehen haben? Pfui, ſchäm' Er Sich! Was ſagt denn Sein Gewiſſen, Herr? und was Gott?"

Der Amtmann erwiederte bleich und ſtammelnd: Julchen weiß, daß kein Armer etwas verlöre, auch wenn ich noch heute ſtürbe.

So war es wirklich. Das Geld lag eingeſiegelt da, und Julchen hatte es in Verwahrung. „Verhielte es ſich denn ſo," ſagte der Alte mit gerunzelter Stirn und einem ſcharfen Blick auf Julchen — „es wäre Spiegelfechterei; denn wenn Noth an Mann ginge, ſo würde es doch gebraucht."

Ich bin in Noth geweſen, und habe es nicht angegriffen. Aber freilich . . . — Er zuckte die Achſeln.

ſine, und eine glühende Schamröthe überzog ihr Geſicht. Sie wimmerte mit den Tönen eines vor Scham und Reue gebrochenen Herzens, legte die Stirn auf einen kleinen Tiſch, und winkte mit der Hand, daß ſie gehen ſollten. Konrad faßte den Baron an, und fliſterte leiſe mit flehenden Blicken: kommen Sie um Gottes willen, Ihr Gnaden! Ihr Anblick muß dem armen Mädchen das Herz vollends brechen. So zog er den Baron ſanft zur Thür hinaus, und dieſer folgte ihm, ohne es zu wiſſen. Er ging neben Konraden her, die Gaſſe hinauf, nach ſeinem Wirthshauſe zu, ſchüttelte einmahl über das andere den Kopf, und ſagte ſchmerzlich: „ach Gott!“

Konrad wollte ihn vor der Thür verlaſſen; allein Flaming ſchlug ſeine Arme um ihn. „Nein,“ ſagte er mit menſchlicher Rührung; „nein Konrad, du bleibſt bei mir! O ihr Unglücklichen, wie ſoll ich das wieder gut machen, was ich euch zu leide gethan habe! Nein, ich will Alles wiſſen, Alles, du Unglücklicher, und — unglücklich durch mich!“ Er drückte Konrads Hand an ſeine Bruſt, und zog ihn ſo mit ſich in ſein Zimmer. Hier warf er zärtli-

„Hole das Geld!“

Julchen geſtand erröthend, daß ſie es ohne Wiſſen ihres Vaters ſchon bezahlt hätte, und zeigte die Quittungen vor.

„Naſeweis! Doch das haſt du mit deinem Vater abzumachen.“

Wann? fragte der Amtmann.

Vor einigen Tagen, antwortete Julchen, als Sie gar keine Hoffnung mehr hatten, Sich zu retten. Ich wußte, lieber Vater, daß ich Ihren eignen Wunſch erfüllte.

Wenn auch das nicht, mein Kind, ſo haſt du doch recht daran gethan.

„Hm!“ hob der Alte wieder an: „wenn dein Vater damit zufrieden iſt, Julchen; ich kann es dir wohl verzeihen. . . . Aber, laſſe Er uns weiter rechnen, Herr Neffe.“ — Es kam eine beträchtliche Summe heraus, die der Amtmann nöthig hatte. Der Alte ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und ſagte von zu Zeit zu Zeit: „das iſt zu viel! Das kann ich nicht, wahrhaftig nicht! Und etwas? Entweder Alles oder nichts. Alles aber — wie geſagt, das iſt mir zu viel.“

Ich glaubte ein gutes Wort einlegen zu müſſen; der Alte blieb aber vor mir ſtehen, und ſagte: „Herr, Sie wiſſen ja nicht, wie arm oder wie reich ich bin. Kurz, es iſt zu viel; und etwas hilft ihm nichts.“ Julchen fiel ihm ſanft weinend um den Hals. „Topp!“ ſagte er auf einmal: „ich wollte damit erſt ſo hintennach kommen; denn es ſollte nicht von mir heißen: für etwas muß etwas ſeyn! . . . Es geht, Jungfer Nichte, wenn du willſt!“

O, ich — ich will alles! ſelbſt das Schrecklichſte!

„Nun, nun! ſchrecklich iſt das eben nicht, was ich verlange. Weißt du wohl noch, Kind, daß du einmal bei Hannover ſpazieren gegangen, und auf dem Rückwege von einem tüchtigen Platzregen überfallen worden biſt? ferner, daß ein junger Menſch dir ſeinen Mantel umgehängt hat, damit die Jungfer, die vom Laufen erhitzt war, ſich im Regen nicht erkälten ſollte?“

O ja; es war ein ſehr artiger junger Mann.

„Das iſt er noch, Nichte Julchen, und mein Freund dazu, nicht bloß mein Vetter. Nun ſieh, Kind, als der junge Menſch dir den Mantel umhängt, bemerkt er, daß du ein hübſches Figürchen biſt, und was er in der Geſchwindigkeit noch ſonſt an dir bemerkt. Da wird er, ſo zu ſagen, erſchrecklich in dich verliebt, und läuft der Kutſche nach, die ſie euch aus der Penſion entgegen ſchicken. Er erfährt, daß du eine Mamſell Schenk, und meine Nichte biſt. Aber er hat nichts, und iſt nichts, und ich habe ihm eingeprägt, daß man, ſo lange man eine Frau nicht zu ernähren weiß, zwar wohl lieben darf, aber ſchweigen muß. Das thut mein Freund; doch macht er mich bei Gelegenheit zu ſeinem Vertrauten. Nun kommt der Brief von deinem Vater, und zugleich die Beſtallung zu einem artigen Aemtchen für meinen jungen Freund. Ich habe ihm zwanzigtauſend Thaler verſprochen. Zehntauſend ſind hier nöthig. Heirathe den jungen Menſchen, und wir ſind aus aller Noth. Er theilt mit deinem Vater; und ich lege zu, was etwa noch fehlt."

Wir Alle erſchraken mehr oder weniger. Julchen ward bleich, und ſagte: o, gütiger Oheim, meine Hand iſt ſchon verſagt. Der Sohn des ehrwürdigen Mannes dort . . .

„So? Ja, das iſt ein Anderes. Freilich, nun geht es nicht. Jetzt wollte ich nur, daß ich geſchwiegen hätte; denn es wird dich unruhig machen. . . . Wo iſt denn dein Bräutigam? und was iſt er denn?"

Er iſt . . . — er iſt . . . — fingen wir Alle zugleich an.

Noch nichts, ſagte die Amtmannin. Er befindet ſich in Oſtindien; und ſo ganz ausgemacht iſt es mit der Partie denn auch noch nicht.

„Nun, ſo laßt doch hören!" ſagte der Alte, und ſetzte ſich.

Ich erzählte, um es die Amtmannin nicht thun zu laſſen, von der heimlichen Liebe der beiden jungen Leute. Der Alte ſchüttelte den Kopf; und als ich fertig war, ſagte er trocken: „Ihr Sohn mag ein wackerer junger Mann ſeyn; aber meine Tochter gäbe ich ihm nicht. Nehmen Sie mir das nicht übel. Junge Leute haben wohl Rechte, aber auch Pflichten! . . . Julchen, du kannſt deinen Vater retten!“ .

Ich habe, ſagte der Amtmann, wirklich ebel bei dem jungen Herrn Bebenroth viel gut zu machen.

„Was denn? Laß' Er doch hören, Herr Neffe.“ Der Amtmann erzählte aufrichtig, was er gethan hatte. „Nach Hauſe hätte ich ihn geſchickt,“ ſagte der Alte nun; „aber nicht nach Oſtindien. — Kinder,“ fuhr er mit freundlichem Eifer fort; „ich bin kein Kopfhänger, und gönne der lieben Jugend ihre Freuden. Deine Thränen und dein blaſſes Geſicht dauern mich, Julchen. Ich wünſchte, es wäre anders. Mein junger Freund würde dich am Ende vergeſſen und auch wohl ein Mädchen finden, das eben ſo ſchlank wäre, wie du. Aber, Julchen, wenn du glaubſt, daß die Liebe, ſo ſchön und groß ſie dir auch ſcheinen mag, der Zweck des menſchlichen Lebens iſt, ſo irrſt du dich. Der Lohn eines guten Lebens mag ſie ſeyn.“

O, iſt denn nicht Liebe Alles, was die Natur von uns fodert?

„Recht! eine Liebe, die bis ins Grab aushält, die den Tod und das Glück verachtet: ſo zum Exempel die Liebe einer Tochter zu ihren Eltern. Doch mich geht das nichts an. Handle, wie du es verantworten kannſt. . . . Wenn nun einmal, anſtatt deines Liebhabers, die Nachricht käme, daß er todt wäre! . . . Aber thu, was du willſt, Julchen. Laß deinen Vater zu Grunde gehen, und halte ein Verſprechen, das, um recht mild davon zu urtheilen, das Kind eines unſchuldigen Verlangens iſt. Gewiß, nichts weiter! . . . Laß den Sohn des Herrn Predigers dich ſo zärtlich, ſo unausſprechlich lieben, als es nur immer möglich iſt, ſo hat doch dein Vater dich ſchon zwanzig Jahre lang geliebt; und jener kann in der längſten, zufriedenſten Ehe dir nicht mehr Gutes erweiſen, als dein Vater dir ſchon lange erwieſen hat. Jetzt habe ich dir geſagt, was ich auf dem Herzen hatte, und waſche meine Hände in Unſchuld."

Da ſaſſen wir nun, und ſahen einander ſchweigend an. Schenk warf zuweilen einen bittenden Blick auf ſeine Tochter, und ſeine Frau gab uns durch ihre Mienen deutlich genug zu verſtehen, daß es ihr lieb ſeyn würde, wenn wir gingen. Meine Frau weinte. Ich ſtand endlich auf, und nahm meinen Hut. O, ſagte Julchen, auch Sie wollen uns verlaſſen? auch Sie? Reden Sie doch! Karl iſt ja Ihr Sohn!

„Ja,

„Ja, er iſt mein Sohn, und mein Stolz!" ſagte ich. Meine Frau nahm ſchluchzend Julchen in ihre Arme; doch wagte ſie es nicht zu ſagen: ſeyn Sie ihm treu! Wir gingen endlich ſehr betrübt nach Hauſe; denn erſt heute hatten wir recht geſehen, welch ein edles Mädchen die Geliebte meines Sohnes war. Meine Frau ſchalt auf den Oheim. Ich tadelte das; ſie fiel mir aber um den Hals, und ſagte: o, laß mich nur! ich meine ihn ja nicht.

„Wen denn ſonſt?"

Ach, nur unſer hartes Schickſal. Karl iſt verloren! War nicht auch Eliſabeth bereit, ihre Liebe aufzuopfern? . . . Wenn Julchen ihren Vater nicht retten wollte, ſo könnte ich nicht mehr wünſchen, daß ſie meine Schwiegertochter würde; und rettet ſie ihn, ſo wird ſie es nicht. Das iſt doch wohl ein hartes Schickſal, lieber Vater.

„Aber," fragte ich, „iſt denn ſchon Alles verloren? Wird Pahlen, wird Salzmann, wird nicht ſelbſt Oheim Ludwig für das Glück ſeines Lieblings etwas thun?"

Oheim Ludwig kam bald ſelbſt, und beinahe meine erſten Worte zu ihm waren: „ſagen Sie, iſt Karls Glück nicht mehr werth, als einige tauſend Thaler?"

Ei ja wohl!

Ich erzählte ihm Julchens Lage. Er überlegte, wie man ſie für Karln erhalten könnte, und ich machte mir ſchon die beſte Hoffnung. Doch auf einmal fing er an: aber wie denn, wenn Karl ſie vergeſſen hätte?

„Vergeſſen?“

Ja; die jungen Leute haben einander in mehreren Jahren nicht geſehen. Wer weiß, wie lange Karl noch wegbleibt, und in welche Verbindungen er geräth! — Kurz, Oheim Ludwig fand Eine Bedenklichkeit über die andre.

Sie mögen ihn lieb haben, ſagte meine Frau zuletzt ein wenig empfindlich; aber Ihr Sohn iſt er nicht! Es ſind zehntauſend Thaler. Wenn es auch zehn Millionen wären, und wir hätten ſie nur! — Er lächelte und ſchwieg.

Am folgenden Morgen ſprach er mit mir allein, und ſeine Vorſtellungen über die unſichre Zukunft und die Unbeſtändigkeit junger Herzen machten mich ſo unruhig, daß er mich beinahe überredete, die Hand aus dem Spiele zu laſſen. Ich ſtellte meiner Frau ſeine Gründe vor; doch auf ſie that nicht Einer Wirkung. Sie ſchalt den Oheim Ludwig karg, und es koſtete mir nicht wenig Mühe, den förmlichen Ausbruch ihres Unwillens zu verhüten.

Juschen kam ſelbſt, und ihr blaſſes Geſicht, ihre Augen voll Thränen kündigten uns ſchon an, daß ſie keinen Troſt zu bringen hatte. Sie erzählte uns: der Oheim, ſo gut und menſchlich er auch ſey, wolle dennoch nicht von ſeiner Bedingung abgehen. Er habe ihr erklärt, daß er ſich nicht anders auf die Rettung ihres Vaters einlaſſen könne, als wenn ſie ſeinen Vetter heirathe.

Ich ſagte wenig; meine Frau aber ſchalt auf die geizigen Leute, wovon ſich denn Oheim Ludwig, der ruhig zuhörte, ſeinen Theil nehmen konnte. Endlich ſprach dieſer noch einmal ſo treffend über die Unſicherheit der Zukunft, daß ich faſt ganz auf ſeine Seite trat. Jetzt zog Julchen Karls letzten Brief an ſie aus der Taſche, und las ihn, oft von Thränen unterbrochen, vor. Er verſprach ihr darin ewige Treue, und beſchwor ſie, ihm das einzige Glück ſeines Lebens, ihre Liebe, zu erhalten.

O, ſagte meine Frau mit einem Blicke auf den Oheim Ludwig: wen das nicht rührt, der muß ein Herz von Stein haben!

Ich war ſehr gerührt, und obgleich Oheim Ludwig mich an Salzmanns erloſchene Liebe zu Eliſabeth erinnerte, ſo umfaßte ich Julchen dennoch, und ſchwor ihr mit dem Feuer eines Jünglings, daß ſie Karln behalten ſollte. Sobald Oheim Ludwig wieder abgereiſt war, ſchrieb ich an meine beiden Schwiegerſöhne, und bat ſie dringend, für die unglückliche Geliebte ihres Schwagers zu thun, was ihnen nur möglich wäre. Ich glaubte ſo feſt, es könnte gar nicht fehlſchlagen, daß ich es Julchens Eltern ſogleich ankündigen wollte. Doch hier fand ich die Stimmung ganz verändert. Der Amtmann ſchwankte, und ſeine Frau ſagte mir trokken heraus: Julchen würde ihren Oheim beerben, wenn ſie den Mann heirathete, dem er ſie geben wollte. Und Sie, Herr Prediger, ſetzte ſie gezwun-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19610/019

gen freundlich hinzu, Sie werden doch dem Glück unſrer Tochter nicht im Wege ſtehen?

Der Amtmann war dankbarer. Erbſchaft hin, Erbſchaft her! ſagte er; wenn ich nur baar Geld hätte! Julchen ſollte dann nicht hungern; und ob ſie einmal zehntauſend Thaler mehr hätte oder nicht; daran ſollte mir nichts liegen. Ich habe nun gelernt, daß gute Wirthſchaft und Sparſamkeit das ſicherſte Vermögen iſt. — Julchen fragte ſehr traurig, wann Antwort von Salzmann und Pahlen kommen könnte. — Wir gingen unzufrieden aus einander.

Endlich erhielt ich einen der ſehnlich gehofften Briefe. Eliſabeth ſchickte alles, was ſie an Koſtbarkeiten hatte. Ach, jetzt ſah ich es nicht gern, daß ſie in ihrem Aufwande noch immer ſo beſcheiden war. — Ihr Brief gab keinen Troſt. Pahlen hatte einen beträchtlichen Verluſt erlitten, und es war ihm nicht möglich, zu helfen. Man ſah, welche Mühe es ihr gekoſtet hatte, ſeine Weigerung, ſo gut es anging, zu entſchuldigen. Nun war meine Hoffnung vernichtet; denn was konnte Salzmann thun? — Er erbot ſich freilich zu mehr, als ich erwartete; aber das reichte doch bei weitem nicht hin. Ich brachte Julchen die traurige Nachricht, daß Karl jetzt auf weiter nichts mehr zu rechnen hätte, als auf ihr eigenes Herz und ihre Standhaftigkeit.

Und was rathen Sie mir? fragte Julchen in dem Tone der Troſtloſigkeit. Ich antwortete ihr che Blicke auf Konraden. „Armer, armer Menſch!“ ſagte er, und ſeine Augen benetzten ſich mit edlen, ſchönen Thränen; „ich weiß, ich ahne, was ich hören werde. Ach, guter Gott! das reitzende Mädchen krank, in Lumpen, vielleicht ohne Nahrung, ohne … Konrad, ich habe kein Bett geſehen!“ Konrad zuckte die Schultern. „Barmherziger Gott!“ rief Flaming, und flog die Treppe hinunter zu dem Wirthe. Mit Thränen in den Augen rief er eilig, und drückte dem Manne die Hand: „ein Zimmer, Herr Wirth! ein Bett, ſo weich, ſo ſchön Sie es haben, für eine Unglückliche, die durch mich unglücklich iſt! Ich bitte, eilen Sie; und ich will doppelt zahlen.“ Voll von dem Gedanken an die Unglückliche und an ſein Unrecht, lief er nun zu Roſinen. „O du arme, arme bedauerungswürdige Seele!“ ſagte er, als er in ihre Kammer trat, und faßte ihre Hand; — „komm in meinen Schutz, in den Schutz des Mannes, durch den du unglücklich geworden biſt! Ich habe ein Herz, ich habe Thränen und Reue für dich.“ Er blickte in der Kammer umher, ſah ein Strohlager mit Lumpen benur mit einem Seufzer, und ging bald wieder nach Hauſe, weil ihre Thränen und die unwilligen Blicke ihrer Mutter mich drückten.

Nach einigen Tagen kam der Amtmann zu mir, und bat mich, mit ihm zu gehen, weil Julchen mich und meine Frau zu ſprechen wünſchte. O, lieber Herr Prediger, ſagte er unterweges; ich hoffe, Sie werden bedenken, daß Sie ſelber Vater ſind. Sie vergeſſen gewiß nicht, daß Sie mit meinem Kinde reden! Ich wußte nicht, was er damit ſagen wollte, und ging in großer Erwartung neben ihm weiter. Julchen kam mir und meiner Frau entgegen, und ſagte heftig: Sie, die Eltern des Mannes, den ich liebe, Sie ſollen entſcheiden. Nicht ich; Sie! Muß ich mein Herz von ihm losreißen? Muß ich? Mein Vater verlangt es nicht von mir; aber ſein bittendes Geſicht, ſeine naſſen Augen! Ach, ich bin unglücklich, was ich auch thun mag! Ja, Sie müſſen entſcheiden!

Ich wußte nicht zu antworten, und trat faſt unwillkührlich an das Fenſter. Als ich in die offne Gegend hinausblickte, war es mir, als ſtände mein Sohn in der weiten Ferne, und ſtreckte die Arme flehend nach mir aus. Ich hob den Blick zu dem Himmel, und ſo eben brach die Sonne durch ein Gewölk, das der ſcharfe Wind zerriß. „Und wird denn," ſagte ich, „nicht auch durch das Dunkel des Unglücks eines beſſeren Glückes brechen? Mein Sohn, dein Vater kann ein Kind nicht von ſeinen heiligſten Pflichten losſprechen, um dich einmal in dem zweideutigen Traume dieſes Lebens lächeln zu ſehen. Sey unglücklich, weil es ſeyn muß! Du erfährſt ja erſt ein Jahr ſpäter, daß du es wurdeſt."

Ich wendete mich wieder um, und heftete meine Augen auf Julchens todtenbleiches Geſicht. Mein Herz war jezt ſtark; doch meine Stimme brach, als ich die Worte ſagte: „meine Tochter Eliſabeth liebte einen ſehr edlen jungen Mann. Ich bat ſie, einem andren, den ſie *nicht* liebte, ihre Hand zu geben, weil es ihren Eltern nützlich war. Sie willigte ein; und noch geſteht ſie, daß die ſchreckliche Minute, in der ſie das ganze Glück ihres Lebens aufzuopfern glaubte, die ſeligſte ihres Lebens geweſen iſt." Ich ſchwieg. Da Julchen mich noch immer ſtarr anſah, ſo ſagte ich leiſe: „ich habe entſchieden, Geliebte meines Sohnes!" Jezt ſtürzte ſie vor ihrem Vater nieder, und rief: Sie ſind gerettet! Es entſtand eine tiefe Stille, die auch nicht von einem Athemzuge unterbrochen wurde; wir Alle feierten den Triumph der kindlichen Liebe, und unſre Herzen ſchlugen frei und ruhig. Nur der Vater wagte es nicht, einen Blick auf ſeine weinende Tochter zu werfen; er hob die Augen gen Himmel, und ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Endlich, als ſie ſeine Hand ergriff, ſagte er mit ſtockender Stimme: du biſt nicht unglücklich; *ich allein* bin es. Er hob ſie auf, ließ ſie ſtehen, ohne ſie zu umarmen, trat vor den Oheim hin, und ſagte: jezt erſt fühle ich, wie unrecht ich gehandelt habe! Aber dieſe Stunde — auch das fühle ich — hat mich zu einem guten Menſchen gemacht. Julchen! komm her, mein Kind. (Er drückte ſie an ſein Herz.) Was auch daraus entſtehen mag, du ſollſt glücklich werden. Nein, ich will dein Opfer nicht. Mag ich auch arm ſeyn — ich habe dich ja, und wir werden nicht umkommen!

Die Tochter hing in des Vaters Armen, und die Empfindungen wurden mit jedem Pulsſchlage ſüßer, reiner, edler. Jetzt brachten Beide, die Tochter und der Vater, kein Opfer mehr; ſie waren glücklich! Der Vater ergab ſich endlich, und die Tochter behielt den Sieg.

Ich trat, während die beiden Herzen noch in dieſem edlen Streite waren, zu dem Oheim, und ſagte mit bebender Stimme: o, mein Herr, rührt Sie das nicht? — Guter Mann, erwiederte er, nicht weniger gerührt: mein Herz zerfließt in Mitleid und Freude, in Thränen und Jauchzen. Aber ſind ſie denn nicht glücklich, und ſind wir Alle es nicht mit ihnen? Wäre Ihr Sohn hier, er müßte kein edler Menſch ſeyn, wenn er ſich nicht glücklich fühlte. Könnte ich anders — glauben Sie denn, daß ich mich noch beſinnen würde? — Darauf konnte ich denn freilich nichts antworten.

Julchen brachte mir jetzt die Briefe meines Sohnes, und ich nahm ſie an wie den letzten Händedruck eines Sterbenden. Nun! ſagte ſie zitternd zu dem alten Oheim: ſo bin ich dann die Braut Ihres Freundes! ſagen Sie ihm das! Er nickte, anſtatt zu antworten, nur mit dem Kopfe, drückte

Julchen die Hand, und verließ das Zimmer, — wie es ſchien, um ſeine Wehmuth zu verbergen. Ich ſah ihn im Garten auf und nieder gehen, und hoffte noch immer, daß er ſich bei dieſem einſamen Spazieren anders beſinnen würde. Er kam aber lächeld zurück, und ſprach nun mit den Eltern (Julchen war nicht mehr im Zimmer) von der Heirath und dem Hochzeitstage ſo beſtimmt, daß ich alle Hoffnung aufgeben mußte. Ich ging mit Stolz im Herzen zu Hauſe. „Wenn es ein Unglück iſt,“ ſagte ich zu meiner Frau, „ſo müſſen uns Engel darum beneiden. Und wäre Karl zugegen geweſen, er würde jetzt daſſelbe ſagen.“ — Sie antwortete mit einem Seufzer.

Juliens Hochzeit.

Ich ſchreibe dieſen Abſchnitt unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken, dem Vivatrufen von tauſend und wieder tauſend Menſchen auf den Straßen. Es iſt der Sylveſtertag des Jahrhunderts. Pahlen lud uns ein, daß wir an dem allgemeinen Feſte Theil nehmen ſollten; und wir reiſten zu ihm hin. Alle meine Kinder und Enkel ſind bei ihm zuſammen gekommen — gute, glückliche Menſchen. Um elf Uhr gingen ſie weg, die Illuminationen zu ſehen, und dann einer Feierlichkeit in einem öffentlichen Hauſe beizuwohnen; ich blieb wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu Hauſe. Das Zimmer, worin ich mich befand, war illuminirt, und eben ſo die Häuſer gegenüber. Ich blickte durch das Fenſter auf die vorüberſtrömende Menge, und wurde ſehr gerührt. Sie Alle ſah ich in ihr Grab verſinken, und dachte: dieſen Tag erlebt keiner von Allen noch einmal. Wenn er wieder kommt, tönen dieſe frohen Stimmen nicht mehr, und alle die Herzen, aus denen ſie kommen, ſind in Staub zerfallen. Auch das meinige! . . . Nie in meinem Leben habe ich ſo ängſtlich, ſo trauernd an meinen Tod gedacht, als in dieſer Stunde. Bei jedem jährlich wiederkehrenden Feſte, einem Geburts-, Namens-, Hochzeits- oder Neujahrstage, kann der Menſch doch meiſtens ſagen: über ein Jahr wollen wir, will's Gott, den oder jenen dazu einladen; doch an dem Säcular-Tage — was kann er da ſagen, der arme Eintags-Menſch? Ueber ein Jahrhundert iſt dieſe ganze Generation dahin, und andere Augen ſehen die Feier. Erlebt ſie ja einer zweimal, ſo ſah er die erſte nur in dem Nebel der Kindheit, und die andre ſieht er im kindiſchen Wahnſinne des Alters. Dem Menſchen, der die Ewigkeit ſein nennt, iſt, ſo lange er nicht mehr als Menſch iſt, ſchon ein Jahrhundert zu viel? — Jedes Gelächter, jedes frohe Geſchrei auf der Straße ging mir durch die Seele. O, dachte ich, wenn dieſer Tag euch nicht an eure Vergänglichkeit erinnert — was kann es denn ſonſt thun? Das Lachen, das Jauchzen wurde mir fürchterlich; das helle Zimmer, worin ich auf und nieder ging, und die Erleuchtung gegen über erregte mir Grauen. Ich kam mir vor wie ein Schatten, der in dieſem Lichtmeere ſchwömme. Auf einmal rief ich laut: ich werfe keinen Schatten mehr! und mich überlief ein eiskalter Schauder nach dem andern.

Ich pochte einer alten tauben Magd (der einzigen, die mit mir im Hauſe war), und foderte ein Licht, um in ein abgelegenes Zimmer zu gehen. Sie verſtand mich nicht. Wer dieſen Tag noch einmal erlebt, ſagte ſie endlich, der kann von Glück ſagen. Sie brachte mir, als ich ihr mein Verlangen in die Ohren geſchrieen hatte, ein kleines Lämpchen mit einigen Tropfen Oel. (Alles andere war zu der Erleuchtung verbraucht.) Ich ging in ein enges Stübchen im Hintergebäude, und ſetzte das Lämpchen auf den Tiſch. Hier umgab mich in der Dämmerung eine Todtenſtille: es war mir, als wäre ich in mein Grab getreten; und doch befand ich mich hier beſſer. Ich ſtützte den Kopf in die Hand, und dachte weiter an die Flüchtigkeit des Lebens; da donnerten auf einmal die Kanonen, da läuteten alle Glocken der Stadt, und von dem nahen Thurme hallten Poſaunen und Pauken. O, es war mir, als tönte unter dem Krachen der vergehenden Erde die Poſaune des letzten Gerichtes, und als läuteten die Glocken dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu Grabe.

Wehmüthiger bin ich nie geweſen. „Ach,“ ſagte ich, „gleicht nicht jeder Menſch dieſem Lämpchen, das nur einige Tropfen Oel hat? Guter Gott! warum muß denn der Tod ſeyn!“ — Ich durchlief mein Leben noch einmal, als ſtände ich vor dem Richterſtuhle des Ewigen. „Hier,“ ſagte ich, und legte die Hand auf Mein Tagebuch, aus dem ich meinen Kindern ſeit einiger Zeit vorgeleſen und das ſie mit Vergnügen angehört hatten: „hier ſteht es ja, wie glücklich ich geweſen bin! Und ich Undankbarer, ich klage?

Oheim Ludwig hatte mir geſagt: er glaubte, ich würde wohl noch ein Paar Jahre mit meinem Buche zu thun haben. Das fiel mir wieder ein, und ich nahm die Feder, um den Schluß zu ſchreiben. Ich thue es, wirklich bei den letzten Tropfen Oel, unter Glockengeläut, und einem „Herr Gott, dich loben wir!“ des Tauſende aus vollem Herzen ſingen.

So weit bin ich; und da fällt mir ein, daß ich dem Acontius einen Poſſen ſpiele. Die erſte Hälfte meines Buches iſt noch im alten Jahrhundert gedruckt; die zweite wird erſt im neuen fertig: ſo erlebt es doch in der That das zweite Jahrhundert. — Ich bin heiter geworden: jetzt könnte ich mit der Menge jauchzen; doch ich will lieber, daß der Leſer ſich mit mir freuen ſoll. —

Der Oheim des Amtmanns Schenk war abgereiſt. Er verſprach, zu rechter Zeit zu ſchreiben, wann er mit dem Bräutigam kommen könnte.

Ungefähr nach einem Vierteljahre kam er wieder; aber den Bräutigam hatte ein nothwendiges Amtsgeſchäft gehindert, ihn zu begleiten. Der Hochzeittag wurde indeß beſtimmt, und Julchen bat mich nun, ſie zu trauen. Ich mußte es verſprechen, ſo ungern ich es auch that. Jetzt ging ich ſelten mehr auf das Amt, weil Julchens blaſſes Geſicht mein Mitleid erregte. Den Tag vor der Hochzeit bekam der Oheim einen Brief, worin der Bräutigam ihm ſchrieb, daß er nicht früher als an dem Hochzeitstage ſelbſt eintreffen könnte. Als ich nach Tiſche mit ſchwerem Herzen zur Trauung ging, fand ich Julchen ſchon als Braut gekleidet, mit einem Kranz auf dem Kopfe. Ihre Eltern waren jetzt glücklich, und auch ſie ſelbſt war es gewiſſermaßen durch das Bewußtſeyn, ihren Vater gerettet zu haben. Auf einmal rief der Amtmann: ſie kommen! Ich blickte mit finſterer Stirn, und mit einem kleinen Schauder durch das Fenſter, und ſah einen jungen wohlgewachſenen Mann in reicher, prächtiger Kleidung aus einem ſchönen Wagen ſteigen, dem noch einige andre folgten.

O nun! ſagte Julchen ängſtlich zu mir. Ach, ſtehehen Sie mir bei in dieſem ſchweren Augenblick! — Ihr Oheim lächelte, und ſetzte ſich recht gravitätiſch in einen Lehnſtuhl. Jetzt ſprang die Thür auf, und — o Gott! wie ſage ich dem Leſer, was ich fühlte! — mein Karl ſtürzte herein, und ſank mit dem Ausruf: meine geliebte Julie! zu ihren Füßen nieder. Er war auf einmal von ſechs Armen umſchlungen. „Karl!“ riefen wir, meine Frau, Julchen und ich, zugleich. Jetzt drangen alle meine Kinder mit einem lauten Freudengeſchrey in das Zimmer. Oheim Ludwig, der ihnen folgte, umarmte mich mit der lebhaften Freude eines jungen Menſchen; und nun merkte ich denn wohl, daß mein

Karl der Bräutigam wäre. Ich fragte Auguſten; ſie antwortete: wir haben es erſt geſtern Abend erfahren. Oheim Ludwig hat Alles veranſtaltet. Dieſer kam jezt wieder zu mir heran, und ſagte: es hat Mühe gekoſtet, Alles ſo auf Stunde und Minute zu berechnen, daß es Wirkung thun konnte. Ich habe Karls Braut geprüft, und ſie iſt beſtanden.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Ei! laſſen Sie doch das Prüfen! Iſt denn die Freude wohl der Angſt werth, die wir ausgeſtanden haben!"

Ach, ſagte er, halb klagend; ich kann es bei guten Menſchen nicht laſſen. Ein Herz, das ſich opfert, iſt für mich ein ſo ſchöner Anblick.

Endlich kamen wir zum Erzählen. Karl hatte den Abſchied als Lieutenant, und brachte ein anſehnliches Vermögen mit. Oheim Ludwig wußte, wann Karl nach Europa zurückkommen würde, und redete mit dem alten Oheim der Amtmannin, einem muntern Greiſe, die Ueberraſchung ab. Dieſer liebte ſeine Nichte, hatte ſie ſchon lange im Stillen beobachten laſſen, und freuete ſich, daß ſie in ihrer Prüfung ſo bewährt gefunden wurde.

Unſre Freude läßt ſich nicht beſchreiben. Als ich meinen Sohn getrauet hatte, umfaßte ihn Oheim Ludwig, und ſagte: nun ziehen wir auf das Land, und bauen es. Bei dir, Sohn Karl, will ich meine Tage in Ruhe beſchlieſſen.

Wir waren und blieben glücklich. Ich kann dem Leſer weiter nichts ſagen, als was für ihn ſo wenig iſt, ob es gleich für uns ſo viel war: wir lebten in ungeſtörter Ruhe!

So eben verhallen die letzten Töne des Glockengeläutes, und ich ſage meinem Leſer Lebewohl.

Als meine Kinder zurückgekommen waren, las ich ihnen den Schluß des Buches vor. Karl und Julchen meinten, ich wäre über ihren glücklichſten Tag zu ſchnell hinweg geeilt. Doch, ſagte Julchen, glücklicher ſind wir, als der Leſer es glauben kann! (Sie drückte ihre Kinder an das Herz.) So wie ich das Manuſkript zuſchlug, rief Lottchen: aber ſoll denn der Leſer nicht erfahren, daß ich ſeit dem Anfange der Geſchichte zwei Jahr älter geworden bin? und daß . . . daß Sie jetzt nicht mehr böſe ſind, und die Großmutter auch nicht, wenn ich zuweilen einen Bogen Briefpapier beſchreibe?

„Recht, Lottchen!“ erwiederte ich: „das ſollen die Leſer noch erfahren; und was im vorigen Jahrhundert nicht geſchehen konnte, das geſchieht wohl in dieſem, wenn anders dein Couſin fleißig und gut bleibt.“

O gewiß! ſagte ſie, und ſchlug die Hände zuſammen: er liebt mich ja noch mehr, als die Alle, von denen Sie in dem Buche erzählen, ſich liebten.

„Gott laſſe dich glücklich werden, und gebe jedem guten Mädchen die reine, innige Liebe eines edlen Mannes zum Lohn der Unſchuld und erfüllten Pflichten!“

deckt, und ſchlug langſam die Hände zuſammen. „O Gott!“ fliſterte er leiſe; „wie ſoll ich das wieder gut machen!“ Nun faßte er Roſinen an, führte ſie behutſam die Treppe hinunter, und ging mit ihr über die Straße, ohne nur einmahl zu bemerken, daß die Vorübergehenden ſtehen blieben, und über die Bettlerin an dem Arme eines ſehr reich gekleideten jungen Mannes erſtaunten.

Roſine wußte nicht, wie ihr geſchah; ſie wollte ihm nicht folgen, und war ſchon mit ihm an der Thüre des Wirthshauſes. Der Baron führte ſie auf ihr Zimmer. „Hier, meine gute Roſine, hier ruhe dich aus, und erhole dich von deinem Elende! Sag, was du gebrauchſt: Alles ſollſt du haben. Ich bitte dich, liebes Mädchen, lege dich nieder.“ Er beſtellte Eſſen, Kleider, einen Arzt, und alles, was zu Roſinens Bequemlichkeit dienen konnte. Dann ging er wieder auf ſein Zimmer zu Konraden, und beſtand darauf, daß dieſer mit ihm eſſen ſollte. Als ſie nach Tiſche allein waren, bat er Konraden, ihm ſeine und Roſinens Schickſale zu erzählen. „Glaube mir, Konrad,“ ſagte er, und legte ihm die

Märchen, Erzählungen
und
# kleine Romane

---

von
Auguſt Lafontaine.

Ungültig
he Lese-Biblio
Ungültig

Erſter Band.

Berlin 1802.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK + BERLIN

1960. 2411

Rudloffsche Lese-Bibliothek.

I.

Die Liſt der Natur, oder Liſt über Liſt.

Der alte Balduin floh die Menſchen, die ihn unglücklich gemacht hatten, und erſtieg, mit ſeinem dreyjährigen Sohn auf dem Arme, das unbewohnte Rieſengebirge. „Hier,“ ſagte er, und warf ſich auf ein Felsſtück in einer Grotte: „hier, fern von den grauſamen Menſchen und den noch grauſamern Leidenſchaften, will ich dich erziehen, mein Sohn. Die gütigere Natur wird uns nähren, und wir werden glücklich ſeyn.“

Rübezahl, der mächtige Geiſt, ſchwebte mit neugierigen Blicken über Balduin. Er trat in der Geſtalt eines Klausners zu ihm, und erboth ſich, ihm eine Zelle, die ſein Wink hinter den Felſen hervorrief, zu überlaſſen. Balduin nahm den Vorſchlag an, und erzählte nun dem Geiſte, welche Unfälle ihn zu dem Entſchluſſe bewogen hätten, hier, von allen Menſchen abgeſondert, mit ſeinem Sohne zu leben.

Rübezahl, der bis jetzt keine andre Menſchen als rohe und unwiſſende Landleute kennen gelernt hatte, fand an Balduin einen Philoſophen, der ſeine Wißbegierde über die Natur des Menſchen befriedigen konnte, und entdeckte ihm ſeine höhere Natur. Beyde wurden nach und nach Freunde; und Balduin fand in ſpitzfündigen Unterſuchungen über den Menſchen, denen Rübezahl ein williges lernbegieriges Ohr lieh, den Reiz des Lebens wieder. Er hatte einmahl einen ganzen Tag docirt; da ſetzte ſich der Geiſt mit ihm unter einen blühenden Fliederbaum, und ſagte: „höre, Alter! du treibſt deinen Scherz mit mir. Wiederhohle mir das noch einmahl. Die Liebe wäre ein Naturtrieb? ein Naturtrieb aller Menſchen? die Geſchlechtsliebe nähmlich?"

Ganz richtig, ſagte der alte Balduin; du haſt mich verſtanden. Dieſer Trieb äußert ſich in gewiſſen Jahren gerade nach eben ſolchen körperlichen Geſetzen, wie der Hunger. Die Mönche, die du dort im Kloſter beobachtet haſt, beweiſen das Gegentheil nicht; ſie mögen leben, ohne dieſen mächtigen Trieb zu befriedigen (und ſelbſt daran zweifle ich noch): aber ohne dieſen Trieb ſelbſt lebt kein Menſch.

„Ihr Menſchen ſeyd ſeltſame Geſchöpfe! Wenn ich nur erſt wüßte, welche Natur bey euch die Oberhand hätte: das Thier oder der Geiſt! Denn hier ſeyd Ihr nun wieder ganz Thiere. Wenn dieſe Liebe ein Inſtinkt iſt, (woran ich doch faſt zweifeln möchte): — müßte er ſich nicht überall auf gleiche Weiſe äußern? Und haſt du mir nicht ganze Stunden lang erzählt, wie verſchieden ſich die Völker in der Liebe benehmen?"

Der Geſchlechtstrieb iſt allgemein, iſt Folge unſrer Thiernatur. Wie aber dieſer oder jener ihn ausdrückt; wie er das Weib behandelt: — das iſt Folge ſeiner Art zu denken, zu fühlen, und hängt von dem Grade ſeiner Bildung, von ſeiner geiſtigen Natur ab. Bey jenem Menſchen iſt der Trieb bloß thieriſch: er will nur ein Weib; er findet es, und verlangt nichts mehr. Dieſer Mann aber verlangt von dem Weibe auch Jugend, Schönheit, Geiſt. —

„Jugend und Schönheit! Was hat der Geiſt damit zu ſchaffen? Das muß ich wiſſen, ich, ein Geiſt, nichts mehr als ein Geiſt. Und mit deiner äußern Form, die mit der innern Form harmonirt, biſt du ein Thor, wie alle deine Philoſophen. Iſt die Jugend das Alter der Weisheit und der Tugend? Kann eine Frau mit Runzeln nicht weiſe und gut ſeyn?“

Laß uns darüber nicht ſtreiten. Gewiß, du glaubſt nicht, wie weit unſre Philoſophen in dieſem Puncte gehen. Kurz, der Mann wünſcht ſich ein ſolches Weib, und muß ihre Liebe mit Geiſt und Herz erobern.

„Und wenn er ein ſolches Weib nicht fände?“

Balduin lächelte. Sieh, Rübezahl, da ſind wir nun wieder Kinder, trotz unſrer Vernunft. Wenn wir ein ſolches Weib nicht finden, ſo täuſchen wir uns ſelbſt ſo lange, bis wir glauben, es gefunden zu haben. Der Jüngling hält dann an ſeiner Geliebten Einfalt für Unſchuld, Bosheit für Witz, Buhlerey für lebhaften Geiſt. Man heirathet; und jeder iſt wenigſtens die erſten vier Wochen hindurch zufrieden. Da hilft kein Zureden, kein Vernünfteln. Die Liebe ſtürzt alles vor ſich her nieder, betriegt die ſchärfſte Aufſicht, überliſtet die feinſte Liſt, zerſprenget Bande und Kerker, täuſcht die ungeheuren Forderungen des Jünglings, wie die kluge Erfahrung des Greiſes; und kurz . . . —

„Halt, halt! Wie macht ſie das? Eine neue Seite deiner Liebe! Wie war das? Wie geht das zu?“

So wie der Hunger erfinderiſch macht, eben ſo auch die Liebe. Ihr Drängen iſt unwiderſtehlich; ſo bald ſie erwacht, ſcheint den Menſchen ein neuer Geiſt, eine neue Vernunft zu beleben: die Vernunft der Liebe. Sie erfindet in Minuten, was das menſchliche Geſchlecht ohne ſie erſt in Jahrtauſenden erfunden hätte; ſie erfindet in einem Augenblicke eine neue Sprache, aus Augenwinken, Kopfneigen, Händedrücken und Seufzern zuſammengeſetzt, welche die Liebenden, und nur ſie allein, verſtehen. Der Jüngling zittert, wenn er liebt, vor nichts: er kennt keine Gefahr; ſelbſt der Tod iſt ihm ein leichtes Opfer. Und bey dieſer Kraft des Willens gibt die Liebe eine Liſt im Handeln, eine Feinheit im Beobachten, eine Schnelligkeit, Hülfsmittel zu erfinden, die man vorher nicht geahnet hätte. Kurz, ſie hebt alle Kräfte des Geiſtes ſo ſchnell, als ob ſie dieſelben erſt hervorbrächte. Das funfzehnjährige Mädchen betriegt mit erſtaunlicher Gewandtheit ihre liſtige Mutter, die doch ſelbſt alle Ränke der Liebe kennt. Und wenn Meere zwiſchen einem liebenden Paare liegen: die Liebe findet einen Pfad durch die ſtürmenden Wellen.

„Ho, ho! guter Freund! ich liebe das Uibertreiben nicht."

Ich könnte dir rührende Geſchichten davon erzählen.

„Wie? und dieſe Liebe, die ſo weiſe macht, täuſchte ſich ſelbſt ſo grob? hielte, wie du vorhin ſagteſt, Dummheit für Unſchuld, und ſo weiter? Das klingt ein wenig widerſprechend. Zwar ſeyd ihr Menſchen das Geſchlecht voll Widerſprüche; aber das iſt doch ein wenig allzu arg. Hier muß ich ſehen, ehe ich glaube." Er ſtand auf, und ſagte lächelnd: „Davon wollen wir ein ander Mahl wieder reden. Ich komme bald wieder, alter Balduin." Mit dieſen Worten erhob ſich Rübezahl in die Luft, und zerfloß in eine Nebelwolke, die dann ſchnell, wie ein Blitz, verſchwand.

Nach einigen Minuten war er, mit einem Kinde auf dem Arme, wieder im Garten, und ſagte lächelnd: „ſieh, Balduin, ich muß doch verſuchen, ob in dieſem kleinen Geſchöpfe die Allmacht verborgen liegt, welche du Liebe nennſt. Und wenn es auch ſo wäre (was ich aber noch nicht glaube): ſo ſoll doch dieſer Schreyhals die Grenzen, die ich ihm ſetzen will, nicht überſchreiten. Ich werde dieß Mädchen ohne allen Umgang mit Menſchen erziehen; und — was willſt du wetten? — dein mächtiger Inſtinkt wird ſich in dieſer Bruſt nicht regen. Aber regte er ſich auch: er ſoll doch das kleine Geſchöpf nicht liſtiger machen, als ich bin; wenigſtens ſollſt du ſehen, daß man ein Mädchen hüthen kann. Eine Probe mit deinem Sohne, wovon du vorher ſpracheſt, iſt nicht entſcheidend, ſo ehrlich du auch zu Werke zu gehen entſchloſſen biſt; denn ihr Menſchen könnt nicht ſchweigen. Ich aber, guter Alter, kann das. Leb wohl; wir ſehen uns wieder."

Rübezahl erhob ſich mit dem kleinen Mädchen in die Luft, und verſchwand in der Gegend des höhern Gebirges.

Das kleine Geſchöpf, mit dem die wichtige Probe angeſtellt werden ſollte, war ein Kind der heiſſeſten, unglücklichſten Liebe. Die Mutter, welche es gebohren hätte, war das ſchönſte Mädchen ihrer Gegend, die Tochter eines ſtolzen Sächſiſchen Ritters. Ein junger, muthiger, aber armer Edelknecht, im Dienſte ihres Vaters, gewann ihr Herz. Beyde Liebende ſahen die Unmöglichkeit, einander zu beſitzen; doch ſo wie ihre Hoffnungen ſchwanden, ſtieg ihr Muth, ihre Entſchloſſenheit, mit ihrer Leidenſchaft. Das Fräulein öffnete endlich dem geliebten Jünglinge ihr keuſches Schlafgemach; ſie konnte ihm ihre Hand nicht geben, und gab ihm ihre Unſchuld.

Schon acht Monathe trug Kunigunde den Zeugen ihrer verborgenen Zärtlichkeit unter dem Herzen, als ihr Vater zu einer Fehde auszog. Ihr Geliebter blieb unter dem Vorwande einer Krankheit auf der Burg, und nach einigen Tagen entflohen Beyde. Arm, verlaſſen, umher irrend, ohne Obdach, ohne Freunde, und dennoch unausſprechlich glücklich, kamen ſie am Fuße des Rieſengebirges an. „Endlich!" rief das erſchöpfte Weib mit freudigen Blicken, und ſchlang ihre Arme um den geliebten Mann: „endlich! Dieſe unzugänglichen Felſen werden uns ſchützen!" Sie

Hand auf die Schulter; „von nun an ſollt ihr nichts erfahren, als Glück und Ueberfluß. Erzähle! Verſchweige mir nichts; und wenn auch mein Herz darüber zerreißen müßte.“

Konrad ſah erſt eine Zeitlang zu Boden, als ob er ſich ſammeln wollte; dann trocknete er ſich die Augen, und fing mit Ehrfurcht und wohlwollender Empfindung an.

Ich und Roſine entliefen aus Zaringen. Wir konnten Ihnen nicht gehorchen, Ihr Gnaden. Ach! Sie glauben gar nicht, wie lieb ich damals Roſinen hatte, und Roſine mich! Sie hätte, troß meinem Mohrengeſichte, das ich ja haben ſoll, nicht von mir gelaſſen, und wenn ich auch noch obendrein ſchwarz wie ein Mohr geweſen wäre. — Bis dahin hatte der Baron mit keinem Gedanken an ſein Syſtem gedacht, und in Konraden nur den Menſchen geſehen; jeßt aber fiel ihm deſſen Geſicht wieder ſehr auf, und er wurde deſto begieriger auf die Geſchichte. — Wir gingen in das Sächſiſche nach Düben, wo ein Bekannter von mir wohnte. Da wollten wir uns nun ſogleich trauen laſſen; das ging aber nicht, weil es im Sächſiſchen viele Umſtände macht.

forderte von der Natur weiter nichts als Leben und einen Raum zu ihren Umarmungen; ihr Glück lag in ihrem vollen Herzen.

Rübezahl war ſchon eine Zeit lang unſichtbar neben den Liebenden her gegangen. Es rührte ihn, daß der junge Mann mit den beſorgteſten Blicken hier einen Stein aus dem Wege riß, dort in die Dornen ſprang und ſie mit blutigen Händen aus dem Wege beugte, dann wieder das junge, zarte Weib mehr trug als führte. Wären ſie alle, dachte er, wie dieſes Paar, es würde eine Freude ſeyn, ihnen zu helfen. — Er ebnete vor ihnen den Weg, den ſie gehen wollten.

Endlich ſetzte ſich Kunigunde auf ein Felsſtück. Der Geliebte nahm ſie in ſeine Arme, und an ſeinen Lippen vergaß ſie den beſchwerlichen Weg, die dunkle Zukunft. Er ſah mit begierigen Blicken in den Felſen umher nach einer Grotte; doch er fand weder die, noch Nahrung, und klagte ſich ſelbſt als den Mörder des edelſten Geſchöpfes an. Kunigunde ſchien ihren traurigen Zuſtand gar nicht zu fühlen; ſie erheiterte den Geliebten, und ſagte zärtlich: „in deinen Armen iſt auch der Tod ein Glück."

„Die ſeltſamen Menſchen!" dachte Rübezahl „Wie kann neben einer ſo zärtlichen, alles aufopfernden Großmuth in ihren Herzen der elendeſte Eigennutz wohnen! neben dieſer Liebe, dieſer hohen Freundſchaft, die ich in den Gefilden der Geiſterwelt nicht reiner gefunden habe, die größte Niedrigkeit!" — Auf ſeinen Wink ſtieg hinter den Felſen eine niedliche Hütte hervor. Nun zeigte er ſich den Liebenden in der Geſtalt eines

Landmannes, und bath ſie, bey ihm einzukehren. Beyde wußten nicht, wie ſie ihm ihre Dankbarkeit genug bezeugen ſollten, und er konnte ſie nur mit Mühe beruhigen. Als er ihnen dann die Hütte, mit dem Garten und dem Felde daneben ſchenkte, blieb ihnen gar kein Wunſch mehr übrig.

Endlich kam die Stunde der Geburt. Dieſe koſtete dem jungen Weibe nach einigen Tagen das Leben; und nach einem Monathe tödtete der Gram auch den Vater des Kindes. Nun war Rübezahl auf einmahl im Beſitz eines Menſchen. Er hatte den Aeltern verſprochen, ihre Tochter nicht zu verlaſſen, und wollte ſein Verſprechen erfüllen. Als der Vater begraben war, nahm er das Kind auf ſeine Arme, und ſagte: „was ich thun kann, armes Geſchöpf, will ich für dich thun. Wenn ich es nur verſtände, mit euch umzugehen!"

Er fragte ſeinen Philoſophen um Rath. Das Geſpräch zwiſchen Beyden kam von der Geſchichte der Aeltern auf die Liebe, und ſo gerieth der Geiſt auf den Gedanken, die Behauptungen des Philoſophen von den Wirkungen dieſer Leidenſchaft durch die Erfahrung zu widerlegen.

Als er das kleine Mädchen mit ſich in die Luft genommen hatte, ſah er ſich nach einem gänzlich abgeſonderten Felſen um. Er fand einen, wie er ihn wünſchte, und ſchwebte ſogleich auf ihn nieder. Auf ſeinen Wink verſanken rings umher alle Ausgänge, und der Felſen, die künftige Wohnung des Mädchens, hob ſich nun auf allen Seiten ſteil empor. Die Wände deſſelben waren ſo glatt, daß auch nicht einmahl ein Vogel eine Spalte daran fand, worin er hätte niſten können. Die Gegend umher wurde eine völlig unfruchtbare Wildniß; doch oben auf dem Felſen verbreitete Rübezahl den ganzen Reichthum der Natur: eine niedliche Hütte ſtand in dem Schatten duftender Linden; eine friſche Quelle rieſelte klar aus einer Felswand hervor, ſchlängelte ſich in vielen Krümmungen durch ein Dach von Blumen, und verlor ſich dann in eine Spalte des Geſteins; eine Hecke von Roſen umgab die ganze Felſeninſel; die Früchte aller Jahrszeiten, die Blumen aller Monathe, deckten Zweige und Boden. Auf dieſem weideten Lämmer, und ein Paar Kühe lagen im fetten Klee. Reiches Futter mußte in Kurzem alle Singvögel der Gegend herbey ziehen, und tauſend Stimmen das kleine Paradies beleben.

Als Rübezahl dieß alles in einem Augenblicke gethan hatte, trug er das ſchlummernde Kind auf ein weiches Lager. Dann betrachtete er es lächelnd, und ſagte: „Die Liebe machte deine Aeltern unglücklich; *deine* Bruſt, holdes Kind, will ich vor ihren Pfeilen ſichern: ſie ſoll nur von der Freude, nicht von der Liebe, gehoben werden.“

Er verließ nun die Felſeninſel wieder, um den alten Philoſophen zu beſuchen. Sein Fußtritt ſtürzte noch rings umher die Felſen ein, ſo daß ſelbſt der kühnſte Jäger es nicht wagen konnte, ſich der Wohnung des kleinen Mädchens zu nahern. Auch thürmte er eine Mauer rings um den Rand des Felſenſauf, ſo daß Agnes ſelbſt gehindert wurde, in das Thal hinab zu blicken.

Rübezahl erzählte dem alten Balduin, welche Anſtalten er getroffen hatte, Agnes — ſo hieß das Mädchen — von den Menſchen abzuſondern. Und dennoch, erwiederte Balduin, wird die Liebe in ihrer Bruſt erwachen — wenn gleich nur als eine nahmen- und gegenſtandsloſe Sehnſucht. Ob ſie dann glücklich ſeyn wird, muß uns die Zeit lehren.

„Die Liebe wird nicht in ihr erwachen," erwiederte Rübezahl lächelnd. „Du ſagſt, ſie iſt ein geflügelter Gott; ich ſtehe dir aber dafür, daß dieſer Gott, und wenn er auch Adlerflügel hätte, nicht auf meinen Felſen kommen ſoll."

Ach! wollte der Himmel, ſeufzte Balduin, daß der Menſch dieſe tobende, quälende Leidenſchaft, die Liebe, nie kennen zu lernen brauchte! Mit ſchmeichelnder Hand nimmt ſie ihm das Herz aus der Bruſt, um es zu zerdrücken; ſie gibt ihm Rieſenkräfte, damit er ſich ſelbſt abmatte; ſie verſpricht ihm den ganzen Himmel: und wenn ſich das Herz öffnet, ihn aufzunehmen, dann gießt ſie den bitterſten Wermuth hinein. Du kenneſt meine Geſchichte, Rübezahl; du weißt, wie unglücklich die Liebe mich gemacht hat.

„Zur Genüge, guter Freund. — Wenn du es wünſcheſt, ſo will ich dich eben ſo mit Abgründen einbauen, wie mein Mädchen, und ich ſtehe dir dafür, dein Sohn ſoll ein Greis werden, ohne die Liebe kennen zu lernen. Ich werfe dort hinten gegen die Ebene noch einige Felſen vor, und dein Sohn iſt von den Menſchen eben ſo abgeſondert, wie Agnes."

Der Philoſoph ſann ein wenig nach, und — erlaubte es; doch mit der Bedingung, daß es von ihm abhangen müßte, den Weg wieder zu öffnen, ſo bald es ihm gefiele. Rübezahl willigte lächelnd ein. Ein Paar Felſen verſchütteten ſo gleich den einzigen Weg, der zu Balduins Wohnung führte, und auch dieſer war nun mit ſeinem Sohne Herrmann gänzlich von anderen Menſchen getrennt. Dafür wurde indeß Rübezahl deſto mehr ſein Freund: er ſchaffte alles an, was zu der Erziehung des jungen Herrmann gehörte, und Balduin hatte nie glücklicher gelebt als jetzt in ſeiner völligen Einſamkeit.

Eine andere Freundſchaft als die zwiſchen Rübezahl, der nie etwas forderte, und zwiſchen Balduin, der nicht einmahl dankbar zu ſeyn brauchte, möchte wohl ſchwerlich bis zum entſcheidenden Zeitpunkte der Probe gedauert haben; doch dieſe dauerte wirklich ſo lange: vielleicht mit darum, weil Rübezahl bey der Erziehung ſeiner Agnes den Rath des alten Philoſophen eben ſo nöthig hatte, wie dieſer zu ſeinen Bedürfniſſen des Geiſtes Hülfe.

Alles ging ſehr gut von ſtatten. Trotz Balduins Vorherſagungen, daß Agnes ohne die Hülfe einer Wärterin und des Laufzaums immer nur kriechen würde, lernte ſie gehen, und auch ſprechen. Niemahls hatte ſie lange Weile. Zur großen Freude ihres Pflegevaters jagte ſie ſich mit ihren Kaninchen ganze Stunden auf dem Felſen umher; dann ſpielte ſie an der Quelle mit den Blumen, ohne nach einem Menſchen zu verlangen. Der ganzen Natur um ſich her gab ſie Leben und Gefühl: ſie ſprach mit den im Winde nickenden Blumen, liebkoſete den duftenden Stauden, zwitſcherte den ſingenden Vögeln fröhlich nach, jagte ſich laut lachelnd mit ihrem Hündchen, ſchloß eine zärtliche Freundſchaft mit ihren Lämmern, ſchalt auf die wilden Kaninchen, ehrte die hohen Buchen und Linden, plauderte mit der rieſelnden Quelle, betrachtete mit Ehrfurcht das Gewölbe des Himmels, und zitterte vor dem rollenden Donner.

Oft ſaß Agnes auch unter einem Roſengebüſche, und lockte mit zärtlichem Girren, mit freundlich vertraulichen Blicken die liebe Taube. Dieſe flog heran, ſetzte ſich auf ihren Schooß, oder hüpfte auf ihre Schulter, und ſchlug ſie zärtlich mit den Flügeln. Agnes ſtreichelte die Taube, ließ ſie das Futter zwiſchen ihren Lippen wegnehmen, und verbarg ſie, wenn es regnete, an ihrer Bruſt; mit Einem Worte: die Taube war ihre geliebte Freundin. Bis jetzt hatte Agnes die Mauer, welche ſich um den Felſen her zog, noch nicht einmahl bemerkt. — Alle ihre Gedanken, ihre Wünſche, und ſogar ihre Träume, blieben in dem Kreiſe der Roſenhecke; es ahnete ihr nicht einmahl, daß außer ihr und ihrem Vater noch andere, ihnen ähnliche Geſchöpfe da ſeyn könnten. In jeder Woche brachte Rübezahl einen Tag bey ſeinem Philoſophen zu, und Agnes fragte nie: wo geheſt du hin? — Wenn er dann wieder aus dem Gebüſche hervor trat, flog ſie ihm mit einem Freudengeſchrey entgegen, und erzählte ihm, auf ſeinen Knieen ſitzend, wie fröhlich ſie heute geweſen wäre und geſpielt hätte.

Rübezahl hatte eine reine Liebe zu Agnes, die er vor den Unruhen des menſchlichen Herzens verwahren wollte. Je größer ſie wurde, deſto mehr mußte ſie ſich nützlich beſchäftigen: die Blumen kamen nicht mehr von ſelbſt hervor, und die Stauden vertrockneten, wenn ſie keine Pflege erhielten. Nun lehrte Rübezahl Agnes Blumen ziehen, Stauden pflanzen, und den Garten bearbeiten. Auf einer Spindel, die er ihr ſchnitzte, ſpann ſie die ſeidene Wolle ihrer Lämmer, oder den Flachs, den ſie ſelbſt gebauet hatte. Auch webte ſie jetzt ihre Kleidung ſich ſelbſt, und dieſe leichten Arbeiten wurden das Vergnügen ihres Lebens. Rübezahl gab ihr nach einiger Zeit eine Laute, lehrte ſie das Inſtrument ſpielen, und Lieder — an die Freude, an den Fleiß, an die Natur — dazu ſingen. Agnes ſang mit einer lieblichen Stimme die Lieder ihres Lehrers, und ſie ſelbſt dichtete in der Einſamkeit manches an ihre Lämmer, an ihre Blumen, und beſonders an ihre Taube.

So entfloh unter Freude, Arbeit und Geſang ein Jahr nach dem andern, und Agnes erreichte ein Alter von vierzehn Jahren. Holde Unſchuld lag in ihrem ganzen Geſichte, vertrauliche Freundlichkeit lächelte auf ihren zarten rothen Lippen und in ihren heitern blauen Augen. Sie war ſchön wie ihre Mutter, aber noch tauſendmahl reitzender: ihre blonden Locken ſchwammen leicht um ihre Stirn, auf die Schultern und über den Rücken hinab. Ein Kranz von Blumen, den ſie ſich jeden Morgen flocht, war ihr einziger Putz. Nie wurde ſie durch rauhe Witterung genöthigt, etwas in ihrer Kleidung zu verändern: denn die ſanfte Luft eines ewigen Frühlings zauberte auf dieſem Felſen den lauten Himmel Griechenlands hervor. Sie trug nur ein einziges Gewand, das ihr bis auf die Füße floß; die Bequemlichkeit lehrte ſie es unter der Bruſt gürten und bey dem Arbeiten aufſchürzen.

Noch immer blieben ihre Gedanken in dem Umkreiſe ihrer Mauern. Wenn der Mond über die letzte Roſenhecke hervorſtieg, empfing ſie ihn mit frohen Blicken, und zuweilen fragte ſie ihren Lehrer wohl: woher kommt er mit ſeinem ſchönen Lichte? Rübezahl antwortete: „ich weiß es eben ſo wenig, wie du, Agnes;“ und ſie war damit zufrieden. Nicht wahr? fragte ſie lächelnd: er geht, wenn er die Nacht hindurch geleuchtet hat, zur Ruhe, wie ich, wie die Sonne, die Vögel, und meine Taube am Abend? — Aber nie kam ſie auf den Gedanken, jenſeits der Mauer ſeine Ruheſtätte zu ſuchen.

Mit kluger Vorſicht hatte Rübezahl alles verhüthet, was ihr eine Vorſtellung von dem Werden der lebendigen Geſchöpfe geben konnte: ſie ſah die Neſter der Vögel nicht; alles war auf ihrer Felſeninſel, nichts wurde, nur die Pflanzen ausgenommen. So wie ſie das Werden nie ſah, ſo hatte ſie auch den Tod nie geſehen. Die ganze lebendige Natur ſchien ihr ein ewiges Selbſt; und da Rübezahl ſie die Zeit nicht nach Jahren zählen lehrte, ſo kam ſie nie auf die Frage: wann wurde ich? — Ich bin! das war ihr einziger Gedanke. Was ſie um ſich hatte, das kannte ſie; es reichte hin, ſie glücklich zu machen, und nie hob irgend ein Verlangen ihre Bruſt.

Herrmann, der Sohn des Philoſophen, wurde freylich anders erzogen, ſo ſehr auch Rübezahl darauf drang, daß er eben ſo unwiſſend bleiben ſollte, wie Agnes, und ſo ſehr auch Balduin ſich vorgeſetzt hatte, dieſes Verlangen zu erfüllen. Es ging dem Manne, wie es dem alten Aſtramond in Idris und Zenide geht: er hat Lile überredet, daß, außer ihr, ihm und den Thieren, nichts Lebendes auf der Erde ſey; und dennoch ſpricht er von Rittern, von grauſamen Schönen, von Königen, die aus ihrer Hand das Diadem bekommen werden. — Balduin vergaß ſehr oft, daß Herrmann nichts von den Menſchen wiſſen ſollte; er brauchte die Vorſtellung von ihnen beynahe jeden Augenblick, wenigſtens zu einem Gleichniſſe, und zuletzt mußte er ſich freywillig zu dem Geſtändniſſe, daß die Erde voll Menſchen ſey, entſchlieſſen. So veranlaßte er den Knaben zu tauſend verſchiednen Fragen; und ſeine dunkeln Antworten warfen Feuer in deſſen Phantaſie, ſo daß er noch neugieriger wurde. Der Knabe fing nun bald an, mit ſei nen Gedanken über die Felſen wegzuſchweifen welche ihm die Ebene verbargen; und den müh mmen, gefährlichen Weg zu ihrem Gipfel hinauf u klimmen, war ihm lieber, als das Spiel auf er blumenvollen Wieſe vor ſeiner Hütte.

„Siehſt du ſein Verlangen nach Menſchen?“ agte Balduin. Rübezahl fand das in dieſem

Falle ſehr natürlich; er erzählte aber dagegen von der Zufriedenheit ſeiner Agnes, und zog daraus den Schluß, daß die Liebe eine künſtliche Pflanze ſey, deren Keim nur die von andern Menſchen entzündete Phantaſie entwickle. — Er glaubte beynahe den Sieg über den Philoſophen in Händen zu haben; doch jetzt, in einem Alter von funfzehn Jahren, fing Agnes ſelbſt an, ihn wegen ſeines Triumphes beſorgt zu machen.

Ihr Frohſinn war nicht mehr ſo laut, ſo anhaltend, wie ſonſt. Als Rübezahl dieß bemerkte, vermehrte er ihre Arbeiten; und ihre reine, argloſe, ahnungsloſe Fröhlichkeit kehrte zurück: doch nur auf einige Tage; dann zeigte ſich in ihrem Auge wieder — nicht eben Trauer, aber doch eine ſtillere, in ſich gekehrte Heiterkeit, ein ruhiger Ernſt. Die wilden Spiele mit ihren Kaninchen hörten auf, der Ton ihrer Stimme wurde ſanfter, ihre Bewegungen weniger lebhaft, ihre Geſänge ausdrucksvoller, ihr Gang langſamer. Jetzt ſtand ſie Minuten, dann Viertel, und endlich ganze Stunden ſchweigend unter dem Himmel, betrachtete ſeine Sterne, oder verfolgte den Mond mit ihren Blicken bis jenſeits der Mauer. Fragte ihr Lehrer: wonach ſiehſt du? dann wußte ſie ſelbſt nicht zu ſagen, warum ſie den Anblick des hohen Sterngewölbes jetzt ſchöner fände, als ehemahls.

„Mich dünkt, Agnes," ſagte Rübezahl, du „liebſt deine Lämmer nicht mehr ſo, wie ſonſt, „und auch deine Taube nicht." Agnes lockte die Lämmer an ſich, und liebkoſ'te der Taube; aber nur einige Augenblicke. „Ehemahls ſpielteſt du

Sie verlangten Scheine aus Zarlngen; und die konnten wir nicht ſchaffen. Das war das erſte Unglück. Ich wurde Knecht in Düben; Roſine wohnte ein Paar Häuſer von mir, und ſpann. Wir konnten leben, da wir fleißig waren. Um einen Thaler Geld beizulegen, behalf ich mich elend, und that es mit Freuden. — Der Baron nickte. „Ja, ja! das Behelfen wird euch nicht ſchwer!" — Es wurde mir ſehr leicht, fuhr Konrad fort; denn ich that es aus Liebe zu Roſen. Eine Zeitlang ging Alles gut; nun aber ſah ich, daß Roſe ein Band hatte, dann ein Tuch, dann wieder ſonſt etwas, ohne es von mir bekommen zu haben. Sie ging jetzt zu Tanze mit den Soldaten, die in Düben ſtanden. Ich hatte nichts Arges daraus, und war deſto ſparſamer. Sie iſt jung, dachte ich; laß ſie vergnügt ſeyn. Dabei blieb es aber nicht. Ein junger Offizier war hinter ihr her. Ich ſchüttelte wohl den Kopf, wenn ich ſie des Abends mit ihm vor der Thüre antraf; aber ſie lachte mich aus, und es war wieder gut. Endlich wurde es immer ärger und ärger. Ich warnte Roſinen; und als das nicht half, ſagte ich ihr: wir länger mit ihr?" ſagte Rübezahl; „warum jetzt nicht?" Agnes wußte nichts zu antworten, und zweifelte, ob ihr Vater auch Recht habe. Ich glaube, ſagte ſie lächelnd, man wird ernſter, ſo wie man größer wird.

Sollte mein Philoſoph dennoch Recht haben? dachte Rübezahl; und er forſchte genau nach den inneren Empfindungen, nach den geheimſten Gefühlen ſeiner Agnes. Sie erzählte ihm mit der argloſeſten Unſchuld; aber — ſie konnte ihm weiter nichts ſagen, als daß ſie jetzt den Abendhimmel ſo gern betrachte, weil er größer ſey, als der Garten; und daß ſie wünſchte, einmahl wie ein Vogel in das blaue Gewölbe hinein fliegen, und den Lauf des ſtillen Mondes begleiten zu können.

„Das iſt unmöglich, liebes Kind," ſagte Rübezahl. — Ich weiß es, erwiederte Agnes ſanft; auch möchte ich es nur, wenn es möglich wäre!

Der Geiſt war nur zufrieden, daß Agnes nichts Andres wünſchte. Er ſah nicht, daß ihr Wunſch von der Sehnſucht herrührte, in dem unermeßlichen Raume einen Gegenſtand für ihre Empfindungen zu ſuchen. „Und wenn es möglich wäre," fragte er: „was wollteſt du da?" — Auf dieſe Frage wußte Agnes wieder nicht zu antworten.

Dieſe gegenſtandsloſen Empfindungen und Gedanken vergingen; aber ach! ſie kamen wieder, und jedes Mahl mit größerer Stärke. Agnes ſaß jetzt oft in ſehnſuchtsvolle Träumereyen verſunken, und weder das Girren der Taube auf ihrer Schulter, noch die fröhlichen Spiele der Lämmer konnten ſie daraus erwecken.

Rübezahl warf ihr vor, ſie wäre undankbar gegen die Geſchöpfe, von denen ſie ſo zärtlich geliebt würde. Nun drückte ſie die Taube an ihre Bruſt, doch ohne den Blick von den Wolken abzuwenden. — Endlich, als ihres Vaters Vorwürfe nicht aufhörten, fing ſie an, ſich zu vertheidigen, und beſchuldigte ihre Taube der Undankbarkeit. Glaube mir, ſetzte ſie hinzu, und nickte mit dem Kopfe, als ob ſie den Gedanken erſt in dieſem Augenblicke fände: — ich liebe meine Taube zärtlicher, als ſie mich. Denn — fuhr ſie nach einigem Nachdenken fort — ich ſage ihr, daß ich ſie liebe; aber die Taube? — ſie kann ja nicht reden! . . . Ach! wenn ſie reden könnte, wie ich; du ſollteſt ſehen, wie lieb ich ſie haben würde!

Rübezahl brach ſchnell das Geſpräch ab; denn es ſchien ihm zu Vorſtellungen zu führen, die er verhindern wollte. Agnes aber brach ihre Träume nicht eben ſo ſchnell ab. Das war es. Reden! Sie wünſchte ſich ein Geſchöpf, das reden könnte, und ſagte es ihrem Lehrer. „Nun, du haſt ja mich, Agnes!“ erwiederte er. Sie ſank an ſeine Bruſt, und ſagte: ja, dich habe ich. — „Und dennoch fehlt dir etwas?“ — — Sie wußte wieder nichts zu antworten; aber befriedigt war ſie durch dieſen Einwurf nicht. Sobald ſie allein war, drückte ſie die Taube an ihre Bruſt, und ſagte: ach! wenn du reden könnteſt; wie lieb wollte ich dich haben! wie ſehr lieb!

Jetzt tönten aus den Saiten ihrer Laute ſehnſuchtsvolle, ſanfte Melodeien, von Seufzern begleitet: nicht mehr die frohen Geſänge ihrer Kindheit; ihre Lieder waren jetzt der Widerhall ihres bewegten Herzens. Verſchloſſen und in ſich gekehrt ging ſie unter den Bäumen, hatte die Arme über einander geſchlagen, und ließ den Kopf auf den Buſen nieder hangen. Ohne das Gezwitſcher der Vögel zu hören, legte ſie ſich an die ſanfter rieſelnde Quelle, und ſtützte träumend die ſinnende Stirn. Der Abend und die ſtille Nacht wurden ihre Lieblingszeit: dann ſaß ſie mit der Laute im dichteſten Gebüſche, ſang zu ihren Tönen, und heftete die Blicke unaufhörlich an den beſtirnten Himmel, oder verfolgte mit ihnen den einſamen Gang des Mondes.

Rübezahl belauſchte ſie oft in ihren Träumereyen, gegen die jetzt Vorwürfe, Ermahnungen, und ſelbſt Arbeit, nicht mehr halfen. Sie ſpann, ſie pflanzte, ſie begoß ihre Blumen, ſie webte: aber man ſah an ihren Blicken, wie wenig dieſe Arbeiten ihre Theilnahme erregten; und ſobald die Geſchäfte des Tages vollendet waren, nahm ſie ſeufzend ihre Laute, ging in das dunkelſte Gebüſch, und ſang mit bebender gerührter Stimme.

Rübezahl dachte, als er ſie eines Abends wieder behorchte: ja, mein Philoſoph hat doch Recht! — Sie ſang:

Du gehſt ſo traurig durch die Wolken,
Und ſuchſt, und findeſt nicht,
O Mond! und fülleſt alle Blumen
Mit deiner Thränen Thau.
Gewiß, gewiß, du weinſt:
Du biſt allein, wie ich!

Ich folge deinem hohen Gange,
Mit ſtillem Trauerblick,
Und ſanfte Töne meiner Laute
Begleiten immer dich.
Ich weine, Mond mit dir:
Ich bin allein, wie du!

„Balduin,“ ſagte der Geiſt bey der nächſten Unterredung mit ſeinem Freunde; „du ſcheinſt Recht zu haben, wenigſten von Einer Seite. Meine arme Agnes fühlt, daß ſie allein iſt, und wünſcht ſich Geſellſchaft. Doch ob das nun dein Geſchlechtstrieb ſey, oder nur der Trieb zur Geſelligkeit, das iſt noch nicht ausgemacht.“

Balduin triumphirte. „Aber geſetzt auch,“ fuhr Rübezahl fort, „es wäre der erſte Keim der Liebe; ſo habe ich doch darin den Sieg, daß dieſe Liebe meiner Agnes nicht von ihrer Felſeninſel herunter helfen ſoll. Wenigſtens will ich allen Müttern durch ein Beyſpiel zeigen, daß es möglich iſt, ein Mädchen zu hüthen, wenn auch die Liebe anfängt, ſich in der jungen Bruſt zu regen. Darauf biethe ich dir noch einmahl eine Wette an, ſo hoch du willſt.“

Nun, erwiederte Balduin; alle Mütter haben auch nicht gleich einen hohen, ſteilen Felſen, auf dem ſie ihre Töchter einſperren können.“

Der Geiſt erzählte nun umſtändlich, mit welchen Symptomen ſich die Krankheit ſeiner Agnes äußere. Es war dem Philoſophen darum zu thun, ſie ganz genau zu kennen, weil denn doch bey einem ſo erzogenen Mädchen alle Ausbrüche der Empfindungen rein=menſchlich ſeyn mußten. Daher unterhielten ſich die beyden Freunde jetzt wieder beſtändig von Agnes und ihrem Zuſtande.

Rübezahl war, ſehr menſchlich, auf den Gedanken gekommen, ſeiner Agnes eine Geſellſchaft zu geben, nach der ſie ſo ſehr verlangte; und er ſchlug dazu den Sohn des Philoſophen, den jungen Herrmann, vor, dem es ebenfalls unerträglich wurde, daß er nie über die ſteilen Felſen wegkonnte, hinter denen er Menſchen ahnete, und ſogar Mädchen. Der Jüngling war nähmlich ſo liſtig geweſen, von ſeinem Vater einige Worte über das weibliche Geſchlecht und die Liebe herauszulocken. Jetzt erhoben ſich in ſeiner Seele die ſeltſamſten Vorſtellungen, die feurigſten Wünſche, die heftigſten Begierden; und wenn die Felſen am Ausgange nicht völlig unerſteiglich geweſen wären, er würde ſie erſtiegen haben. Schon hatte er tauſend Wege verſucht, ſie zu erklimmen, um nur einen Blick in das Land zu thun, wo ſich die lieblichen, reitzenden Geſchöpfe, von denen ſein Vater ſo räthſelhaft redete und ſchwieg, befinden mußten. Wie geſagt, Rübezahl, der Geiſt, fühlte ſo menſchlich, die Leiden der jungen Leute endigen zu wollen; doch Balduin, der Menſch, war ſo unmenſchlich, ihn zu bitten, daß er die Probe mit Agnes fortſetzen möchte: Hat man doch, ſagte er, Hunde lebendig geöffnet, und Schildkröten den halben Kopf weggeſchnitten, um Verſuche zu machen: und das thaten Philoſophen!

Rübezahl ſchüttelte bedenklich den Kopf über die Philoſophen und ihre Verſuche. „Es iſt dein Glück," ſagte er, „daß die Geiſter nicht ſo philoſophiſch denken; Ihr würde ſchlecht dabey fahren!" Indeß ergab er ſich, da Balduin ihm verſichernd ſagte: „Agnes leidet nicht ſo ſchmerzlich, als es dir ſcheint. Du weißt nicht, wie ſüß ſolche Thränen ſind!"

Nach einiger Zeit fand Rübezahl das wirklich, und noch viel mehr, als er erwartet hatte: ſeine Agnes war wieder vollkommen zufrieden, ja noch fröhlicher, als er ſie jemahls geſehen hatte. Jetzt ſtrahlte wieder ein lebendiges Roth von ihren ſonſt blaſſen Wangen; ihre Blicke funkelten von Entzücken; ihr Gang war leicht und tanzend, ihre Stimme laut und jauchzend. Rübezahl erſtaunte über dieſe ſchnelle Veränderung, und fragte Agnes nach der Urſache ihrer Heiterkeit; ſie konnte ihm aber weiter nichts ſagen, als daß ſie ſich höchſt glücklich fühle. Ihr Grübeln hatte aufgehört; ja, ſie fragte ſogar nichts mehr. Ihre Laute tönte wieder der Freude und dem Glücke; ein neues höheres Leben ſchien ihre Seele zu erfüllen, ihr ganzes Weſen ſich geändert zu haben. Sie war innig bewegt, und konnte nicht Worte genug finden, ihre glücklichen Gefühle zu beſchreiben; und ſo oft ſie es verſuchte, glänzten Thränen der Wonne in ihren funkelnden Augen. Zuweilen legte ſie ſich auch wohl an Rübezahls Bruſt, und umarmte ihn mit großer Innigkeit. Sie ging jetzt öfter als je ganz einſam in die Alleen; aber ſie tanzte dabey, und jauchzte vor Freude. Rübezahl bemerkte das mit neuem Erſtaunen, und eilte zu ſeinem Philoſophen, ſich Raths zu erhohlen.

Auch der alte Balduin konnte Agnes Frohſinn nicht begreifen. Eine Urſache mußte indeß aufgefunden werden: man überredete ſich daher, Agnes ſey krank geweſen, und ihre jetzige Fröhlichkeit ſey das ſchöne Gefühl der wieder hergeſtellten Geſundheit.

Der Geiſt befragte nach ſeiner Rückkehr Agnes ſelbſt. Sie bejahete alles, und ſagte endlich mit lauter Freude: ja, ich war krank; doch nun bin ich wieder geſund, auf ewig geſund! — Sie blieb geſund, und ihr Glück, wie ihre Freude, vergrößerte ſich mit jedem Tage.

So hatte denn Rübezahl ſein Spiel gegen den alten Propheten gewonnen. Jetzt war er ſeiner Sache ſo gewiß, daß er Agnes ſogar zu verſtehen gab, es konnten jenſeits ihrer Roſenhecke wohl noch andre ihr ähnliche Geſchöpfe ſeyn. Sie hörte dieſe Vermuthung mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt an, und warf nicht einmahl einen Blick auf die Mauer, durch welche ſie von den Geſchöpfen ihrer Art getrennt wurde.

Rübezahl wagte es nun ſogar, zu fragen, ob ſie ſich nicht einmahl von dem Felſen hinab wünſche. Sie antwortete: warum ſollte ich das! Bin ich doch hier ſo glücklich! Und ſchon in demſelben Augenblicke ſchien ſie die Frage vergeſſen zu haben! ſie verfolgte ſingend und hüpfend ein Paar Schmetterlinge, und begoß dann ruhig ihre Blumen.

Der alte Balduin wunderte ſich eben ſo ſehr, wie der Geiſt, daß ſein Inſtinkt ſich bey dieſem Mädchen gar nicht zeigen wollte. Er ſagte zwar: gib Acht, es wird noch kommen! Agnes war aber ſchon ſechzehn Jahre alt, und Balduin ſelber zweifelte zuweilen, ob bey ihr dieſer Trieb, da er ſo lange geſchwiegen hatte, ſich jetzt noch regen würde. Indeß ganz konnte er den Glauben an die Allgemeinheit des Inſtinktes dennoch nicht aufgeben.

Er hatte vollkommen Recht. Agnes Fröhlichkeit, die ihn, wie ſeinen Freund, in Verwundrung ſetzte, war nichts anders als eine Folge ihrer erwachten und beglückten Liebe.

Der junge Herrmann hatte ſchon lange, doch immer vergebens, einen Weg aus den Felſen geſucht. Zuletzt würde er auch gewiß ein Mittel hinüber zu kommen gefunden haben, wenn nicht Rübezahl, der ihn und ſeine Arbeiten beobachtete, immer in einer Minute die Arbeiten ganzer Tage wieder zerſtört hätte, weil er wohl ſah, daß die Kraft eines höheren Weſens dazu gehörte, den Jüngling im Thale feſt zu halten.

Herrmann, der bey allen Hinderniſſen den Muth nicht verlor, entſchloß ſich endlich, das unnütze Arbeiten aufzugeben und Liſt zu gebrauchen. Wenn der alte Mann — Rübezahl hatte die Geſtalt eines Greiſes angenommen — zu ſeinem Vater kam, befahl ihm dieſer jedes Mahl, zu gehen, ſo gern er auch ſonſt in ſeines Sohnes Geſellſchaft war; und die beyden Alten blieben dann den ganzen Tag beyſammen. Was ſprachen ſie mit einander? Wovon ſonſt, meinte Herrmann, als von dem, was ſeine Bruſt ſo gänzlich erfüllte: von den Menſchen, und von der Liebe! Vielleicht konnten ſie wohl gar von dem Wege ſprechen, der in das erſehnte Land führte. Er zitterte vor Freude bey dieſem Gedanken, und beſchloß, ſie zu behorchen. Als der fremde Greis das nächſte Mahl wiederkam, war Herrmann ſchon längſt mit Bogen und Pfeilen auf die Jagd gegangen; er hatte ſogar Lebensmittel für den ganzen Tag mit ſich genommen, ſo daß die beyden Alten völlig ſicher mit einander ſprechen konnten. Heimlich aber war er zurückgekehrt, und ſaß in ſeinem Schlafgemache, das er ſchon am frühen Morgen verfinſtert hatte, ſtill wie der Tod. Er durfte nicht fürchten, entdeckt zu werden; denn ſein Vater ging nie in das Schlafzimmer des Sohnes, weil er glaubte, auch ein Jüngling habe das Recht, Geheimniſſe für ſich zu behalten.

Herrmann legte das Ohr an die Thür, und horchte. Als er den Alten von der Trauer des einſamen Mädchens reden hörte, fing ſein Herz an zu pochen, und ſeine Augen funkelten Der Greis beſchrieb dann des Mädchens reitzende Geſtalt, und wiederhohlt ihre Worte, ihren Geſang an den Mond. Des Jünglings Herz zerſchmolz in Mitleiden. Er hörte, daß der Alte am Abend zu dem Mädchen zurückkehren werde; in einzelnen Worten auch, daß ſie auf einem hohen, ſteilen Felſen wohne, und daß es unmöglich ſey, da hinauf zu kommen. Sein ganzer Körper bebte, und das Blut floh aus ſeinen Wangen. Der Alte ſprach noch von des

Mädchens Sehnſucht nach Menſchen; und Herrmann ſeufzte: wie ich! wie ich!

Er verſank in ſüſſe Träume, und tauſend ſeltſame Bilder flogen durch ſeine Phantaſie. „Ein Mädchen! Wie iſt es geſtaltet?“ Ungefähr wie er ſelbſt, das hatte er ſich aus dem Geſpräche zuſammen geſetzt. „Ein Mädchen! Und mich nannten ſie einen Jüngling.“ Er hörte ſeinen Vater die Gewalt der Liebe ſchildern, und ſchon bey dieſen Worten ſchlug ſein Herz in ungeſtümer Liebe zu der theuren Agnes.

„Wo iſt ſie? wo der Felſen, auf dem ſie wohnt?“ Er hörte, daß ihr Aufenthalt ein Geheimniß ſeyn ſollte. „O,“ ſeufzte er ſchmerzlich, „wer wird mir ſagen, wo ich es finden kann, das holde, theure, geliebte Mädchen!“ Leiſe ſtieg er aus dem Hinterfenſter, und verbarg ſich zwiſchen den Felſen, wohin ſein Vater den Greis nach jedem Beſuche zu begleiten pflegte.

Beyde kamen am Abend. Der räthſelhafte Alte ſprach, ehe er Abſchied nahm, noch lange mit Balduin, und zeigte mehrere Mahle auf eine wilde Gegend hin. „Sollte ſie wohl da leben?“ dachte Herrmann. Auf einmahl löſ'te ſich jetzt zu ſeinem Erſtaunen der Alte in einen Nebel auf, der dann in die Höhe ſtieg, und ſich oben in den Klippen verlor, die hier gräßlich durch einander lagen. Der Jüngling ſah dem Nebel nach, ſo weit er konnte, und kehrte dann traurig zu ſeinem Vater zurück. Er zitterte vor dem wunderbaren Greiſe, der ein Menſch war, und zugleich eine Nebelwolke; aber denoch wagte er es, ſich in einen Kampf mit ihm einzulaſſen.

wollten von Düben wegziehen in das Preußiſche, wo es mit dem Trauen doch nicht ſo gar ſchwer hält. Da drohete der Offizier mit Schlägen. Roſine wollte nicht von Düben weg. Ich ſah wohl, daß ſie es nicht mehr ſo recht mit mir meinte; — (der Baron nickte) — aber verlaſſen konnte ich ſie doch nicht, ſie mochte auch thun, was ſie wollte. Das hatte ich mir ſelbſt geſchworen; denn ſie war ja mir zu Liebe weggelaufen. Ich bat ſie mit Thränen, wieder zu werden wie ſonſt. Aber nun wurde ſie empfindlich, gab mir ſpitze Worte, und that hinterher doch, was nicht recht war. Ach! ich wurde wohl manchmahl bitter und böſe auf ſie; doch dann fiel mir immer ein, daß ich ſie zum Weglaufen beredet hatte, und ich blieb geduldig. Endlich mußte die Garniſon von Düben weg. Ich dankte Gott dafür recht herzlich. Nun, dachte ich, ſoll alles wieder ins Geleiſe kommen! Denn lieb, das wußte ich, hatte ſie mich noch immer; aber Fleiſch und Blut mochten ihr wohl zu mächtig werden.

„Du meinſt, guter Konrad, ſie wäre wol-

lüſtig

Bey ſeinem Horchen hatte er auch gehört, daß eben dieſer Greis ſeine Verſuche, zu entfliehen, immer vereitelte. Zu ſeinem Vergnügen glaubte man aber, er wäre nur an der entgegengeſetzten Seite des Thales beſeſtigt. Er beſchloß daher, die Arbeiten dort zuweilen fortzuſetzen, damit ſeine Aufſeher irre geführt würden, ſeinen eigentlichen Plan aber mit der größten Vorſicht zu verbergen.

Sobald Rübezahl wieder zum Beſuche kam, eilte Herrmann auf deſſen Wege die Felſen hinan. Von ſeinen vergeblichen Arbeiten her war er gewohnt, wie eine Gemſe zu klettern: er überſtieg alle Klippen, ſprang mit dem kühnſten Muthe über die furchtbarſten Schlünde, und behielt dabey eine hohe Klippe, an welcher der Nebel verſchwunden war, immer im Auge. Wo er einen ſteilen, glatten Felſen bemerkte, da ſtarrte er hinauf, und gab ſich Mühe, ihn zu erklettern. Er ſtieg auf Klippen, auf die vor ihm wohl nie ein Menſch gekommen ſeyn mochte; doch nirgends fand er, was er ſuchte: die Bäume, die Hütte, das Mädchen, von denen der wunderbare Alte geredet hatte.

Endlich, als er immer tiefer in die Klippen drang, ſah er ſich an dem Fuße des höchſten Felſens, deſſen Wände ſo glatt waren, wie polirter Marmor. Er umging ihn von allen Seiten; doch auf jeder war er gleich-ſenkrecht. Nun erſtieg er eine Klippe in der Ferne, und ſah über dem Rande des Felſens die Wipfel blühender Bäume hervorragen. „O, hier!“ rief er, und ſeine funkelnden Augen ſtarrten dahin. Er eilte wieder in das Thal hinunter, und ſah die glatte Wand hinauf:

da war aber auch nicht einmahl eine Spalte, in die er nur einen Finger hätte ſetzen können.

Er ging um den Felſen her, und rief mit lauter Stimme: „Agnes!“ Doch nur das Echo gab ihm Antwort. Nun erſtieg er den nächſten Felſen, und rief wohl tauſend Mahl den Nahmen: Agnes! Doch immer antwortete ihm nur der Widerhall. Endlich ergriffen ihn Grimm und Verzweiflung. Er zerbrach ſeinen Bogen, ſeine Pfeile, und riß das Hifthorn von der Seite, um es an dem Felſen zu zerſchmettern. Aber auf einmahl dachte er: dieß iſt das Mittel! Er ſetzte das Horn an den Mund, und fing ſchmetternd an zu blaſen, daß es rings in den Klippen widerhallte. „O Agnes!“ rief er dann, und ſtreckte die Arme nach dem Felſen aus: „Geliebte! hörſt du nicht endlich, daß ich hier bin?“

Agnes hatte ihn gehört. So eben ſaß ſie wieder in dem dunkelſten Gebüſche des Gartens, und dachte mit Wehmuth daran, daß ſie allein war. „Ach, ſeufzte ſie, werde ich immer hier bleiben müſſen, und immer allein? Jetzt tönte das Horn hinter der Mauer herauf; und ſie horchte. Noch einmahl ſchmetterte es in den Klippen; ſie ſprang auf, und lief an die Seite des Gartens, woher die Töne kamen. Alles war fürchterlich ſtill. Zum dritten Mahl ertönte das Horn hinter der Mauer herauf, wie aus der Unendlichkeit her; Agnes fühlte ein Grauen und ſtarrte die Mauer an. Hinter ihr, ſo bildete ſie ſich ein, war dichte Finſterniß, ein unermeßlicher Abgrund. Wer mag da rufen? dachte ſie, erbebend. Ach, dort, tief in den dunkeln Schlünden — wer kann dort ſeyn?“ Sie horchte, und vernahm eine ſanfte himmliſche Melodie, Töne, ſo ſüß und ſchmelzend, wie ſie nur ihre Seele ſich denken konnte. Es drangen Thränen aus ihren Augen, und dennoch rang ſie vor Angſt die Hände. Sie rief in wildem Schrecken fürchterlich laut den Nahmen ihres Vaters; und ſogleich verſtummten die lieblichen Töne.

Herrmann hatte ihr Geſchrey gehört. Er ließ, als er eine Stimme vernahm, ſeine Flöte, die er immer bey ſich trug, aus den zitternden Händen fallen, und horchte. Alles war wieder ſtill; und nun fing er an, mit rührender Stimme ein Lied zu ſingen, das er in dieſen Tagen an ſeine unbekannte Geliebte gemacht hätte.

Werd' ich denn dich niemahls finden?
Ach, bey Mond- und Sonnenſtrahl
Such ich dich in dunkeln Stunden,
Such ich dich im Felſenthal.

Auf den ſteilſten Klippenwegen,
Uiber Höh'n, durch Dorn und Wald
Dring' ich, holde Traumgeſtalt,
Dir mit Schmerz und Luſt entgegen.

Wer kann Agnes Empfindungen beſchreiben, als ſie eine Menſchenſtimme hörte, und eine, die — das hoffte ſie mit dem Entzücken des Himmels! — von ihr ſang! Ein tauſendfaches neues Leben erhob ſich in ihrer Bruſt, und erfüllte ſie mit Entzücken, mit unausſprechlicher Wonne. Sie wollte reden: doch ihre bebenden Lippen konnten die von Seufzern zerriſſenen Worte nicht ausſprechen. „O bleib! bleib!“ brachte ſie endlich, mit fliegender Bruſt, nur halb deutlich hervor. Auf Einmahl hörte ſie ihren Nahmen: Agnes! laut rufen. Sie lief ängſtlich an der Mauer hin und her, und rief in ſchrecklicher Angſt aufs neue: „o bleib! bleib!... Ich komme! ich komme!“ ſetzte ſie hinzu, weil ſie befürchtete, daß die Stimme, die ihrem Ohre ſo wohlthat, ſich entfernen möchte. — Aber, ach! ſie wußte noch nicht, wie ſie über die Mauer weg ſehen ſollte, zu der ſie ſich erſt durch die Dornen der Roſen drängen mußte.

Schnell hohlte ſie ein Tiſchchen, und dann einen Stuhl, den ſie auf jenes ſetzte. Sie ſtieg hinauf, und ragte nun bis an den Buſen über die Mauer hervor. Anfangs irrte ihr Auge, wie geblendet, in der Gegend umher; doch die Töne: „Agnes, geliebte, theure Agnes!“ zogen ihre Blicke ſogleich dahin, wo Herrmann ſtand. Er ſtreckte ihr die Arme entgegen, und rief mit zitternder Freude: o Agnes! wie lieb' ich dich! — Sie lächelte ihm zu, und nannte ihn mit den zärtlichſten Nahmen, die ſie wußte: „Taube, Mond, Sonne!“ und endlich auch: „geliebtes, theures Weſen!“

Die Augenblicke waren koſtbar. Sobald der erſte Sturm des Entzückens ſich gelegt hatte, fragte Herrmann: ob es keinen Weg von dem Felſen herunter gäbe. Agnes erhob ſich, ſo hoch ſie konnte; es war ihr, als ob ſie ſich in ſeine Arme hinab ſtürzen ſollte. Beyde klagten; denn ſie ſahen keine Möglichkeit, zu einander zu kommen. Die Sonne ſank tiefer, und

Herr-

Herrmann fühlte, daß er ſeine Geliebte verlaſſen mußte, wenn er ſie nicht ganz verlieren wollte. Agnes bath ihn dringend, noch zu bleiben; und nun geſtand er ihr ſein Verhältniß mit ihrem alten Hülder.

Der Himmel hat uns zuſammen geführt, ſagte er zuletzt; und nichts ſoll uns trennen. — Dein Felſen wird nicht unerſteiglich ſeyn. Die Liebe muß mich ein Mittel lehren, dich zu retten. Aber, Agnes ſoll ich dich nicht auf immer verlieren, ſo ſchweig! Dein Tyrann hat die Abſicht, dich ewig dort oben einzukerkern. Merkt er, daß du nur weißt, es gibt noch einen Menſchen außer ihm, ſo verſperrt er den Weg zu dir mit unerſteiglichen Felſen. Du weißt nicht, wie mächtig er iſt!

„Mächtig?“ rief Agnes; „o, er ſoll es mir doch nicht wehren, mich von dieſem Felſen hinunter zu ſtürzen; ach! und wenn ich nur einen Augenblick bey dir ſeyn könnte, dann … Dich verlieren? Nein, ich will ſchweigen. Nur komm bald wieder zu mir.“

Das verſprach Herrmann, als er ſich endlich von dem geliebten Felſen entfernte, weil die Sonne dem Horizonte ſchon ſehr nahe war. Er ſprang die Klippen hinunter, und entging den Blicken des mächtigen Geiſtes.

Tyrann? Kerkermeiſter? dachte Agnes, als ſie allein war. Sie liebte ihren Wohlthäter zärtlich, und hätte ihm ſo gern alles entdeckt; aber dann ſtand ſie ja in Gefahr, ihn, den ſie mehr liebte, als ſich ſelbſt, zu verlieren! — — Heute konnte ſie ihren Lehrer unmöglich ſehen;

ſie war ja ihrer ſelbſt nicht mächtig. Sie legte ſich geſchwind auf ihr Lager, und als er wieder kam; ſchlief ſie ſchon feſt.

Die ſechs Sonnen, die erſt über ihrem Felſen weggleiten ſollten, ehe ſie den Geliebten wiederſähe, ſchienen ihr erſtaunlich träge; aber troz ihrer peinlichen langen Weile, wurden ihr dennoch die Tage zu Minuten: ſo viel hatte ſie zu denken, zu vermuthen, zu träumen, zu genieſſen! Noch wußte ſie gar nichts. Wer war das Weſen, das ſie ſo innig, ſo unausſprechlich, liebte? Wo lebte es? War es wie ſie? war es ein Menſch? Das Alles ſollte ſie erſt nach ſechs langen Tagen erfahren. — Wohl tauſendmahl ſchwebte ihr ſchon eine Frage an ihren Vater auf den Lippen; aber — ſie ſchwieg ängſtlich und zitternd, weil der geliebte Unbekannte es von ihr gefordert hatte. Sie floh, ſehr glücklich und ſehr unglücklich, in die Einſamkeit, weinte da, und zählte an den Schlägen ihres Herzens die Länge des Tages.

Dem Jünglinge ging es faſt eben ſo; doch währten ihm die ſechs Tage weniger lang, weil er mit den geſpannteſten Kräften ſeiner Seele auf Mittel ſann, den Felſen zu erſteigen. Er dachte an eine Leiter. Aber wie ſollte er ſie über die Felſen ſchaffen? Und dort in der Nähe des Felſens war nicht einmahl ein Baum, aus dem er ſie verfertigen konnte; ja, wenn er auch eine zu Stande brachte — wo ſollte er ſie vor den Augen des wunderbaren Alten verbergen?

Und dennoch mußte er eine Leiter haben. Auf einmahl fiel ihm ein, er könnte ja eine von

Stricken machen; die ließe ſich tragen und verbergen. Mit freudiger Eil hohlte er alle ſeine Jagd- und Fiſchnetze, nahm alle Seile, die in der Hütte waren, und flocht noch andre von Weiden zuſammen. Tag und Nacht verfertigte er nur Seile, und am fünften Tage war die Leiter vollendet.

Er machte ſchon Proben damit, als er ſie erſt zur Hälfte fertig hatte, und bemerkte Fehler und Vortheile. Jetzt befeſtigte er ein Paar eiſerne Hacken daran; dann trug er ſie noch Abends vorher den halben Weg zu dem Felſen, und verbarg ſie in eine finſtere Höhle. Sobald am folgenden Morgen der Greis bey ſeinem Vater war, eilte er die Felſen hinan, hohlte ſeine Leiter, und ſchleppte ſie, faſt unter der Laſt erliegend, endlich bis zu dem Fuße des Felſens, an deſſen Rande Agnes ſchon lange auf ihn hoffte.

Sie begrüßte ihn mit lauter Freude; doch faſt in demſelben Augenblicke ließ der Jüngling die Arme vor Verzweiflung ſinken: denn wer ſollte nun die Leiter den Felſen hinauf, in Agnes Hände ſchaffen? O, ich Unglücklicher! rief er, und betrachtete ſeine Leiter, die er nicht brauchen konnte, mit wilden verzweiflungsvollen Blicken. Agnes jammerte mit ihm, ohne zu wiſſen, warum. Endlich erfuhr ſie die Urſache ſeiner Verzweiflung, und fragte: ob ſie ihm nicht helfen könnte. Ein Seil, um die Leiter daran herauf zu ziehen, hatte ſie nicht. — Sie wollte ihren Schleyer, ihr Gewand in Stücke reiſſen, und dieſe an einander knüpfen. Doch — wie konnte das die Leiter tragen? Beyde rangen traurig und klagend die Hände.

Auf Einmahl rief Agnes: haſt du nicht unten eine leichte Schnur? — Ich weiß ein Mittel, die Leiter herauf zu ſchaffen. Sie verließ die Mauer ſchnell, und Herrmann knüpfte ſogleich den untern Theil der Leiter, die mit dünnen Schnüren von ſeinem Jägernetze umwunden war, aus einander. Als er die leichten Schnüre abgenommen hatte, zeigte ſich Agnes wieder an der Mauer, und hatte ihre Taube bey ſich. Sie wickelte dieſe locker in ihren Schleyer, ſo daß ſie noch ein wenig flattern konnte, damit die Heftigkeit des Falles vermindert würde. Dann warf ſie die Taube von dem Felſen hinunter, und rief dem Jünglinge zu: Binde ihr den Faden an den Fuß; ſie wird mir ihn bringen. — Die Taube flatterte zu Boden. Herrmann band ihr den Faden an, und ſie brachte ihn dem zärtlichen Mädchen.

Nun zog Agnes die Leiter in die Höhe, und hängte die eiſernen Hacken an die Mauer. Der Jüngling erſtieg in freudiger Eil den Felſen, und ſank dann in die ausgebreiteten, zitternden Arme des liebetrunknen Mädchens.

Wer kann die Empfindungen eines Herzens in dem ſüßeſten Augenblicke des menſchlichen Lebens beſchreiben! Da ſtanden die beyden ſchönen Kinder der Natur, einander umfaſſend, an das Herz drückend, Mund an Mund, Stirn an Stirn, und hielten ſich lange in ſprachloſer, entzückensvoller Umarmung. Sie hatten das Ziel aller ihrer Wünſche erreicht, und nun waren Seufzer ihre Worte, Thränen die Zeichen ihrer Freude. —

Herrmann kam zuerſt wieder zu ſich ſelbſt. Er betrachtete die ſchöne Agnes mit einem wehmüthigen Lächeln, und küßte ihre Stirn, ihre naſſen Augen, ihren friſchen Mund, ihre lieblich glühenden Wangen. Sie lächelte, und gab ihm ſeine Küſſe wieder. Endlich trug ihr Herz die ſüße Laſt des Entzückens nicht länger; es brach in Worte aus. Beyde ſetzten ſich, und nun that Agnes tauſend Fragen: „wer biſt du? eben das, was ich bin? wo wohnſt du?“ Herrmann hatte nicht weniger Gegenfragen zu thun. Agnes bewunderte ſeine Kleidung, und er die ihrige. Sie nannte ſich ein Mädchen. — Ja, ja, ſagte Herrmann; ein Mädchen mußt du ſeyn! — O, das fühl' ich an meiner unausſprechlichen Liebe zu dir. Er nannte ſich einen Jüngling; Agnes ſah ihn darauf an, und fragte: „was iſt denn ein Jüngling?“ Beyde konnten den Unterſchied nicht errathen, den ihre hochſchlagenden Herzen nur ahneten; ſie fühlten ſonſt nichts als ihre unendliche Liebe.

Jetzt ſank die eilende Sonne, die Herrmann ſchon mehrere Mahle mit bebenden Blicken betrachtet hatte, immer tiefer; und es war ihm, als ſtürze ſie vom Himmel. Agnes! rief er voll Schrecken, und zeigte auf die Sonne. Agnes glaubte zwar, den geliebten Jüngling verbergen zu können; er ſagte aber: wohin dringt das Auge des wunderbaren alten Mannes nicht! Ich muß gehen! — Sie nahmen tauſendmahl

Abſchied, und trennten ſich am Ende nur mit ſchmerzlichen Thränen.

Agnes behielt die Schnur oben. Herrmann ſtieg die Leiter hinunter, die ſie ihm dann zuwarf, und mit der er ſich ſogleich in eine Felſenhöhle verſteckte. Erſt als es dunkle Nacht war, eilte er auf den bekannten Wegen nach ſeines Vaters Hütte zurück. Agnes ſaß trauernd, und war glücklich; ſie weinte, und war glücklich; ſie brach in Verwünſchungen gegen ihr Schickſal und gegen den Alten aus; und war dennoch glücklich. — Kaum konnte ſie antworten, als Rübezahl zurückkam; ſie verſank immer wieder aufs neue in den ſtillen Nachgenuß ihres Glückes, und Rübezahl mußte ſie endlich ihren Träumen überlaſſen.

Er befürchtete, daß nun dennoch in Agnes Herzen der Trieb, vor dem er ſie hatte behüthen wollen, endlich rege würde. Aber je näher die Zeit, da ſie ihren Geliebten erwarten konnte, heran kam: deſto fröhlicher ward ſie, und an dem Tage vor dem beſtimmten ging ihre Freude bis zu einem Taumel. Nur das Einzige war ihr drückend, daß ſie Rübezahlen ihr Glück nicht entdecken durfte. Ach! es wurde ihr ſo ſchwer, zu ſchweigen: ſie weinte, die ganze Natur müße ihre Wonne mit ihr theilen. — Um ſich das Herz zu erleichtern, machte ſie ihre Taube, ihre Lämmer, die Vögel auf den Zweigen, die duftenden Gebüſche zu ihren Vertrauten. Sie gab den wehenden Lüftchen ihre Seufzer mit, und bath die Quelle, dem geliebten Jünglinge ihren Nahmen zuzumurmeln. Die Liebe hatte, wie durch einen Zauberſchlag, die ganze Natur für ſie beſeelt.

lüſtig geweſen? Nein, das war ſie nicht; dafür ſtehe ich dir.“

Ach, Ihr Gnaden, leider! war ſie es; ſie hat es mir nachher ſelbſt geſtanden. Freilich war ſie verführt, das weiß ich wohl; aber in ihrem Blute muß es doch gelegen haben. Warum blieb ich ihr denn treu? Es wurden mir viele Vorſchläge gemacht, weil ich fleißig und ordentlich war. Nun fand ich Roſinen immer ſtill und unruhig, wenn ich zu ihr kam, und ganz beſonders. Sie nahm mich in ihre Arme, und drückte mich an ihre Bruſt; aber dabei ſtanden ihr Thränen in den Augen. Sehen Sie, da hatte ſie ſchon den Anſchlag gemacht, mit dem Officier nach Leipzig zu gehen. Das war ihr Gewiſſen, und dann noch immer die alte Liebe zu mir.

Die Soldaten zogen ab, und den andern Tag war auch Roſe fort. In der erſten Hitze ſchwor ich, mich nie wieder nach ihr umzuſehen; aber ſchon nach vier Wochen war ich anders geſonnen. Ich überdachte ihr Schickſal, und — glauben Sie mir, ich habe darüber die Thränen geweint, die ſie hätte weinen ſollen. Mit meiner Liebe war es freilich

Kaum war Rübezahl von dem Felſen weg, ſo ſtand Agnes ſchon horchend an der Mauer. — Endlich hörte ſie Herrmanns Flöte, und nun ſtieg ſie ſchnell hinauf. Die Leiter wurde befeſtigt, und bald ſank Herrmann, mit noch größerem Entzücken als das erſte Mahl, in der Geliebten Arme. Beyde hatten während der langen Trennung auf tauſend Fragen geſonnen, die ſie an einander thun wollten. Nun lag Agnes an der Bruſt des geliebten Jünglings; nun konnte ſie erfahren, wo der Mond und die Sonne blieben, wenn ſie hinter die Mauer hinab ſänken. Aber — ſie fragte wieder nicht; auch nicht einmahl, ob er eben das Verlangen, eben die Sehnſucht, wie ſie, empfunden habe. An ſeiner Bruſt, in ſeinen Armen, vergaß ſie Alles. Doch die Natur kam ihren Fragen zuvor; ſie führte ihre ſchönen Kinder den Weg der Liebe. Beyde ſanken einander näher, und Agnes gab ſich ganz dem glücklichen Herrmann. —

Das große Geheimniß der Natur war ihnen nun enthüllt; ſie wußten, wer ſie waren: er ein Mann, ſie ein Weib. Keine Reue, kein Kummer begleitete dieſe Entdeckung. Sie fühlten ſich nun auf ewig, und noch inniger, als ſie gehofft hatten, vereinigt. Die Unſchuld war bey ihren Umarmungen nicht aus ihrer Seele geflohen, und ihre Freuden wurden dadurch erhöhet. Der Genuß tödtete ihre Liebe nicht, weil nicht die Phantaſie ihre Begierden entzündet hatte; da er nicht ihr Ziel geweſen war, ſo gewährte er ihnen nur eine Seligkeit der Liebe mehr. Die Natur ſchenkte ihnen alle ihre heiligen Freuden rein und unvermiſcht.

Die beyden Liebenden ahneten nicht, daß ihr Entzücken noch größer werden könnte. Sie waren nur erſt Mann und Weib, und wußten nicht, daß die Nahmen: Vater und Mutter, noch ſeligere Freuden bezeichnen. Doch wenn ſie es auch gewußt hätten, ſie ahneten nicht, daß die Liebe ihnen dieſe heiligen Nahmen geben könnte. — Ihr Glück war ſchon unendlich groß; und — wodurch es noch vergrößert wurde — ſie errötheten nicht davor. — Mit frommer argloſer Zärtlichkeit ſaßen ſie Beyde im kühlen Gebüſche. — — Agnes auf Herrmanns Knieen, ihr ſchönes, frohes, unſchuldiges Geſicht an ſeine Bruſt lehnend, ihre Arme um ihn ſchlingend, und ſeiner liebkoſenden Zärtlichkeit gänzlich hingegeben. Beyde kannten keinen andern Wunſch, als den, ewig ſo zu ſitzen. — Doch dieſer ihr einziger Wunſch blieb unerfüllt: die Sonne ſank, und ſie mußten ſich trennen. Sie weinten, als ſie einander verlieſſen; doch ſie gewöhnten ſich an die Trennung, und daß ſie nur Einen Tag in jeder Woche beyſammen ſeyn konnten, erhöhete ihre Freude.

Rübezahl bemerkte mit Verwunderung die Heiterkeit, das hohe Vergnügen, das in Agnes Geſichte glänzte. Sie hatte nicht Einen Wunſch, nicht Ein Verlangen mehr; ſie verwirrte ihn nicht länger mit vorwitzigen Fragen, und betrübte ihn nicht mehr durch trauernde, ſehnſuchtsvolle Geſänge. Sonne und Mond durchliefen jetzt ihre Bahn, ohne daß Agnes fragte: wohin gehen ſie?

Oft verſicherte ſie ihrem Lehrer, ſie ſey vollkommen glücklich; und ihr Auge glänzte dabey ſo ſichtbar von Freude, daß er endlich glauben mußte, ſie habe keine Wünſche mehr.

Rübezahl hatte alſo den Philoſophen nun wirklich widerlegt. Dieſer blieb zwar dabey, daß Agnes noch einmahl anfangen könne, zu trauern, daß ſie endlich ſogar anfangen müſſe, ihren Zuſtand unerträglich zu finden; allein ihr Glück nahm mit jeder Woche zu: ſie wurde immer heiterer, und — worüber der Geiſt ſowohl als der Philoſoph noch mehr erſtaunte — ſie fing an, von Dingen zu reden, von denen ſie nie etwas gehört hatte.

Das war ſehr natürlich. Sie lernte aus den Unterredungen mit Herrmann vieles, was ſie ſich in den Geſprächen mit ihrem alten Lehrer unbedachtſam wieder entfallen ließ. — „Woher weißt du das, Agnes?“ fragte dieſer. Sie antwortete dann ein wenig verwirrt: ich denke es mir in meinen einſamen Stunden, und glaube, ſo muß es ſeyn. Kurz, die einſame Agnes errieth ſehr viel, und ahnete ſehr oft etwas, das wirklich ſo war; aber daß ſie ein Herz hätte, und lieben könnte: das ahnete ſie nie. Ihr Verſtand machte ohne Unterricht große Fortſchritte; nur ihr Herz, ihr Geſchlechtstrieb blieben ſtumm und todt.

„Wie ſehr haſt du dich geirrt, alter Balduin!“ ſagte Rübezahl zu ſeinem Philoſophen. „Beynahe möchte ich den Verſtand für einen Inſtinkt eurer Natur halten; denn das Mädchen ſpricht von Dingen, die ſie nie geſehen, und gebraucht Wörter, die ſie nie gehört hat. Aber deine Liebe? dein Geſchlechtstrieb? — auch nicht eine Spur davon. Ihr Herz bleibt ruhig, ohne alle Bewegung; nur ihr Verſtand iſt in ewiger Regſamkeit. Ich glaube, am Ende erräth das Mädchen aus ſich ſelbſt, daß du hier unten mit deinem Sohne wohnſt und daß ich euch beſuche; doch nie wird ſie das Verlangen haben, euch zu ſehen. Jetzt ſteh' ich dafür, deine Liebe iſt ein Unding, und die Liſt deiner Liebe iſt nun vollends gar nichts.“

Der Philoſoph ſchüttelte abermahls den Kopf, bezweifelte das alles, und disputirte, ohne etwas auszumachen. Während er und Rübezahl disputirten, ſaßen die Liebenden beyſammen, und genoſſen ihres Glückes mit der Unſchuld und Einfalt reiner Herzen. — So übt der einfache, gute Menſch die Tugend, während die Philoſophen ſich über die Gründe der Tugend mit der Feindſeligſten Bitterkeit ſtreiten.

Es waren Monathe hingelaufen, und jetzt veränderte ſich Agnes ſchlanke Geſtalt, ohne daß ſie oder Herrmann es merkte. Das ſonſt ſo fröhliche Mädchen empfand nach und nach eine ſüße Mattigkeit; ſie konnte ihre Lämmer nicht mehr einhohlen und die Alleen ihres Gartens nicht mehr mit der gewöhnlichen Schnelligkeit auf und nieder hüpfen. Es war, als ahnete ihr das ſüße Glück der Mutterfreuden. Jetzt hatte ſie ſanftere, reinere Empfindungen in ihrer Bruſt; ſie lag mit einer ſüßen, matten Sehnſucht, mit einem himmliſchen Wohlwollen in ihres Herrmanns Armen.

Bey Agnes war keine Kränklichkeit der Vorbothe der höchſten, der mütterlichen Freude; die Natur gab ihrer geliebten Tochter das Glück ohne Angſt, ohne Schmerzen. Agnes näherte ſich der großen Stunde, in der ſie Mutter werden ſollte, ohne Aengſtlichkeit, ohn Furcht. Sie fühlte ſich verändert, und ſagte es dem geliebten Jüngling; doch dieſe Veränderung war nur eine innigere Zärtlichkeit, ein heiligeres Vertrauen, ein ruhiges Sehnen, eine ſüße Wehmuth, ein ſanfter Traum von der Zukunft.

Eines Morgens, gerade an dem glücklichen Tage, an welchem ſie den geliebten Jüngling wiederſehen ſollte, erwachte Agnes in dem Gefühl eines leichten Schmerzens; aber dennoch ſtand ſie von ihrem Lager auf, um ihrem Lehrer Lebewohl zu ſagen, der den Felſen verließ, ohne etwas zu ahnen, oder zu fürchten. Nur mühſam ging ſie an die Mauer; ſie fühlte ſich matter, als jemahls, und konnte kaum die Leiter herauf ziehen. Herrmann erſchrack, als er ſie in ſeine Arme faſſen wollte, vor ihrem bleichen Geſichte. „Was iſt dir, Agnes?" fragte er, mit einem ſtarren Blicke. Ich weiß es nicht, antwortete ſie: ich fühle mich ſo ſeltſam; es iſt, als ſänke eine neue Welt in meine Seele, oder als ſollte ich in eine andere Welt verſinken. Du haſt mir vom Sterben erzählt: wie nun das Leben nach und nach ermattet, das Ohr nicht mehr hört, das Auge erliſcht, das Gefühl verſchwindet. So, eben ſo, iſt mir. — Bey dieſen Worten ſchwankte ſie in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, und wurde noch bleicher. Ach, Herrmann! ſeufzte ſie mit dem letzten Lächeln, und warf den erlöſchenden Blick auf ihn: mich dünkt, jetzt ſterbe ich. Leb wohl! Der letzte Hauch der Röthe verſchwand von ihren Wangen. O weh! rief ſie, von dem ſüßen Schmerze des Gebärens ergriffen. Herrmann legte ſie ſanft in ſeine Blumen, kniete neben ihr nieder, war bleich wie ſie, und rief in fürchterlicher Angſt: „Agnes! geliebte Agnes!“ Sein Auge wurde verfinſtert, und er ſank ohnmächtig neben der Geliebten nieder.

Endlich hörte er, wie aus der Ferne, ſeinen Nahmen rufen. Er öffnete das ſchwere Auge, und Agnes hatte einen holden Knaben in ihren Armen. Sie hing mit den zärtlichſten Blicken an dem Kinde, und benetzte es mit Thränen des Entzückens. Jetzt hatte ſie ſogar den geliebten Jüngling vergeſſen, der die rathenden Blicke rings umher warf, den zu ſuchen, der den Knaben gebracht hätte. „Agnes!“ rief er endlich; „was iſt das?“ Agnes hob das entzückte Auge auf den Geliebten, und ſagte mit freudiger Stimme: dieß holde Geſchöpf hab' ich unter meinem Herzen getragen, ohne es zu wiſſen.

„Du?“ rief Herrmann aufſpringend, und in ſeinen Augen flammte die fröhlichſte Gewißheit. „Agnes, ich weiß Alles. Es iſt dein Sohn, und du biſt ſeine Mutter! Vergebens hat mir mein Vater das verhehlt. Er nannte die brütende Nachtigall, wenn ſie neben den kleinen unbefiederten Geſchöpfen zärtlich im Neſte ſaß, die Mutter der Kleinen.“ Vor Wonne zitternd, ſank Herrmann zu Agnes Füßen, beugte das glühende Geſicht über den holden Knaben, umfaßte zugleich mit bebenden Händen ſeine Agnes, und rief: „o theure,

theure, über alles geliebte Agnes! Entzücken ohne Maß! Ich bin ſein Vater! er iſt mein Sohn, unſer Sohn; wir ſind ſeine Aeltern! ich! du!" Er überſtrömte das Kind mit Küſſen und Thränen. Beyde hielten das Kind umarmt, und rieſen unzählige Mahle, immer lauter, immer jauchzender: Vater! Mutter!

Jede Minute brachte den Liebenden neue und immer höhere Freuden. Der Knabe öffnete die Augen, und Agnes jauchzte; er ſchrie, und Agnes rieth auf tauſend Urſachen ſeines Geſchreyes. Wird er eſſen, wie wir? fragte ſie eilig; und als Herrmann das bejahete, wollte ſie ihm die ſüßeſten Früchte hohlen. „Nein, Agnes," ſagte Herrmann: „du haſt ihn unter deinem Herzen getragen, und an deinem Herzen mußt du ihn auch nähren." Sie ſah den Jüngling lächelnd und erröthend an; er legte das Kind in ihre Arme, an ihre Bruſt. Er faßte mit ſeinen kleinen Händen den mütterlichen Buſen, und trank die erſte Nahrung. O Gott! ſagte Agnes mit wonnevollen Blicken; wie gütig iſt deine Natur! Ach, Herrmann! ich ahnete das ſüße Glück nicht, daß ich, ich ſelbſt, mein Kind ernähren könne!

Unter dieſen Geſprächen, unter dieſen ſchönen und theuren Genüſſen war ihnen der Tag verfloſſen, und noch immer ſaßen ſie in den Blumen. Der Knabe hing jetzt, als die Abendluft ſich erhob, zum erſten Mahle an Agnes Bruſt. Herrmann bath die zärtliche Mutter, mit ihm in die Hütte zu gehen. Sie ſtand mühſam auf, und, von dem Geliebten unterſtützt, das ſäugende Kind mit liebevollen Blicken betrachtend, ging ſie neben ihm her. Der Knabe entſchlummerte, und Agnes legte ihn ſanft auf ihr Lager. Beyde Aeltern ſtanden Hand in Hand bey ihm, und ſahen ihn mit den Empfindungen der Seligen an. Auf einmahl wendete ſich Herrmann erſchrocken zu Agnes. „Aber,“ fragte er unruhig und traurig, „wo ſoll der Knabe bleiben?“ Agnes Auge funkelte ſtärker. Wo? fragte ſie: Hier, an dieſem Herzen; an dieſer Bruſt! Laß ihn kommen, den Feind unſerer Liebe, unſeres Glückes! Mein Leben mag er mir nehmen, doch meinen Sohn nicht!

„Aber,“ ſagte Herrmann, „er wird uns trennen, dich auf einen höheren Felſen ſchleppen, und ich werde vor Schmerz vergehen. Und du, Agnes? und du? Agnes! o Agnes! — laß uns fliehen!“

In dieſem Augenblicke hörten ſie Rübezahl im Garten rufen. Agnes wurde bleich. Geſchwind! flüſterte ſie, und riß die Decke ihres Bettes auf: geſchwind! verbirg dich mit unſerm Sohne! hieher!

Herrmann nahm den Knaben an ſeine Bruſt, und legte ſich nieder. Agnes legte die Decke über ihn, und dann ging ſie dem Geiſte entgegen. Sie faßte allen ihren Muth zuſammen, um ſich nicht zu verrathen. So früh? fragte ſie lächelnd, und both dem Geiſte die Hand. „So blaß, Agnes?“ fragte Rübezahl mit einem ſtarren Blicke.

Mir war dieſen Morgen nicht wohl; jetzt aber iſt es wieder beſſer. Ich bin das glücklichſte aller Geſchöpfe.

„Weil du außer mir das einzige biſt, das ſich glücklich denken kann, mein' ich. Aber höre, liebes Kind, ſetze dich hier zu mir, oder — die Luft geht rauch — laß uns in deine Hütte gehen.“ Agnes ſetzte ſich ſogleich auf eine Raſenbank, und zog ihn neben ſich nieder. Er winkte mit dem Augenliede, daß der rauhe Wind ſchwieg und nun eine laue, ſanfte Luft das Mädchen umſäuſelte. — So ungewöhnlich früh heute? fragte Agnes etwas unruhig noch einmahl.

Rübezahl war wirklich einige Stunden früher zurückgekommen, als gewöhnlich; und das ging ſehr natürlich zu. Er hatte heute wieder mit ſeinem Philoſophen viel über Agnes disputirt. „Sieh,“ ſagte er, nachdem er ihren Zuſtand noch einmahl geſchildert hatte; „ſieh, auch nicht die kleinſte Spur von Liebe regt ſich in ihrer Bruſt. Du wirſt alſo doch zugeben müſſen, daß du dich geirrt haſt.“ — Ich das zugeben? rief der alte Balduin. Es kann unmöglich ſo ſeyn, wie du ſagſt. Agnes iſt nicht glücklich; oder wäre ſie es wirklich, ſo hätte die Liebe ſie glücklich gemacht: wenn ſie nicht von dem Felſen verlangt, ſo hält die Liebe ſie feſt, und ſie hat dich betrogen.

„Mich betrogen? lieber Balduin, du redeſt Worte ohne Sinn. In der ganzen Gegend iſt kein Menſch; und lebten Tauſende darin — der Felſen iſt ſo ſteil und glatt, daß nicht ein Vogel an ſeinen Wänden niſten kann. Ich ſtehe dafür, ſie weiß nicht, daß außer ihr und mir noch ein Menſch auf der Erde lebt.“

Der Streit wurde lebhaft. Balduin meinte, Rübezahl hätte gut erzählen von einem Mädchen, das Niemand ſähe, als er. „O, guter

Freund," ſagte Rübezahl erhitzt, „wenn es nur darauf ankommt, ſo will ich dich bald überzeugen, daß du mit deiner Allmacht der Liebe ein Thor biſt. Ich will dir meine Agnes hohlen; ohnedieß hatte ich mir ſchon vorgenommen, ſie nun unter Menſchen zu bringen. Du ſollſt ſehen, wie befremdet ſie ſeyn wird, wenn ſie deinen Sohn ſieht, ſo hübſch der Burſche auch iſt. Jetzt auf der Stelle will ich ſie hohlen." Er wartete Balduins Antwort nicht ab, und kehrte nach ſeinem Felſen zurück.

Da ſaß er nun neben Agnes auf der Raſenbank, und hob mit Lächeln an: „du haſt Recht, liebes Kind; ich komme heute früher als gewöhnlich, und zwar um deinetwillen. Dein innerer Sinn hat dir zugetragen, daß dieſer Garten bis an jene Mauer nicht die ganze Erde iſt. Ich hatte meine Urſachen, es dir zu verſchweigen; jetzt aber will ich dich auf die Erde führen."

Agnes horchte mit Entzücken. Schon wollte ſie ihm zu Füßen fallen und ihm alles entdecken; doch that ſie vorher noch mit anſcheinender Gleichgiltigkeit die Frage: auf die Erde, ſagſt du? Nicht wahr, es gibt da Menſchen wie ich? — „Nein liebe Agnes," antwortete Rübezahl lächelnd; „wir Beyden ſind die einzigen vernünftigen Geſchöpfe auf der Erde. Komm, Agnes, leg deine Arme um meinen Hals. Ich will dich ſo auf die Erde tragen."

Nein, rief Agnes zurückbebend; ich mag die Erde nicht ſehen. Keine Gewalt ſoll mich von hier wegbringen. Dieß iſt meine Welt; hier will ich leben!

vorbei; aber deſto größer wurde nun mein Mitleiden. Ich ſtellte mir ſchon vorher vor, wie es mit Roſen kommen würde: liederlich, verſchwenderiſch, krank, und zuletzt arm. Nun darbte ich mir jeden Heller ab, um Geld zu haben, wenn das unglückliche Mädchen von der ganzen Welt verlaſſen ſeyn würde. Der Bauer, bei dem ich diente, bot mir ſeine Tochter an, weil ich ſo treu und fleißig war. Ich hätte das Mädchen wohl genommen; aber ich konnte nicht: denn ich mußte ja nur für Roſinen leben und arbeiten.

Ich zog nach Leipzig, wo Roſine war, und vermiethete mich in einem Gaſthofe als Hausknecht, um bei der Hand zu ſeyn. Der Offizier bezahlte da eine Stube für ſie. Ich hätte ſie faſt nicht gekannt, als ich ihr zum erſtenmahl begegnete: ſo geputzt ging ſie. Sie wurde roth, als ſie mich ſah. Ach, ſie ſchämte ſich doch noch! Ich redete ſie an, und ſagte ihr mit Thränen vorher, wie es ihr gehen würde. Sie weinte auch wohl; aber meine Vorſtellungen halfen nicht, da ſie nun ſchon an das Weſen gewöhnt war. Das Herz wollte mir brechen, wenn ich an ſie dachte. Auf

Rübezahl bath; Agnes beſtand aber darauf, daß ſie auf dem Felſen bleiben wolle. Er ſuchte ihre Neugierde rege zu machen; doch alle ſeine Erzählungen von den Schönheiten der Erde ließen ſie gleichgiltig. Nun mußte er weiter gehen. „Wie aber, Agnes, wenn nun noch mehr Menſchen, wie du und ich, auf der Erde lebten? wie dann?“ Auch dann nicht! erwiederte Agnes. Ich will dieſen Felſen nicht verlaſſen. — Rübezahl fing an, ihr die Menſchen mit den lieblichſten Farben zu ſchildern; doch wieder vergebens. Endlich, nach tauſend mißlungenen Verſuchen, erklärte er der armen Agnes ganz trocken: ſie müße durchaus noch heute, in Güte oder mit Gewalt, den Felſen verlaſſen. Zugleich verſank auf ſeinen Wink ein Theil der Mauer, und er führte ſie an die nun offne Stelle. Sie ſah das weite Abendgefilde im Glanze der untergehenden Sonne vor ſich liegen, und wurde dennoch nicht neugierig, es näher kennen zu lernen.

Rübezahl umfaßte ſie endlich mit der Stärke eines mächtigern Weſens. Ach, rief ſie, laß mich wenigſtens erſt meiner theuern Einſamkeit Lebewohl ſagen. Er ſetzte ſie nieder, und ſchnell erfand ſie ein Mittel, die Felſeninſel nicht ohne den Geliebten und ihr Kind verlaſſen zu dürfen. Sie ſah mit Schaudern in den Abgrund hinab. „Dir ſchwindelt bey der Tiefe?“ fragte Rübezahl. Ja, antwortete Agnes eilig; mir ſchwindelt. Gut, ich will, was du befiehlſt; nur vergönne es mir auf eine Weiſe, die mir die ſicherſte ſcheint. Sieh, ich würde fallen, wenn ich den Abgrund ſo unter mir ſähe. Ich will mich in mein Bett legen, und die Decke über das Geſicht ziehen; dann trägſt du mich, wohin du willſt.

Rübezahl lächelte, und bewilligte dem furchtſamen Kinde die Bitte. Agnes lief davon. Aber, ſagte ſie, zurückkehrend — aber verſprich mir, daß du mir die Decke nicht nehmen willſt; ich würde ſonſt vor Angſt hinunterſtürzen. Als er ihr auch das verſprochen hatte, eilte ſie zu der Hütte, und in ihre Kammer. Rübezahl wollte mit ihr gehen; ſie bath ihn aber, zurückzubleiben. Wie könnte ich mich, ſagte ſie, in Gegenwart eines Mannes niederlegen? — „Nun denn,“ erwiederte er; „ſo rufe mich, wenn du liegſt.“

Agnes flog in ihre Hütte, und in die Arme Herrmanns, der noch immer bleich und zitternd unter der Decke lag. Sie reichte ihrem Kinde die mütterliche Bruſt, um es vom Schreyen abzuhalten, ſchlang einen Arm um den Geliebten, drückte ihn feſt an ſich, ſagte ihm in einigen Worten, was er wiſſen mußte, und bath ihn, ja recht ruhig zu liegen. Dann rief ſie: Vater ich bin fertig.

Rübezahl trat in das Zimmer, und ſagte: nun, du haſt dich auch ſehr eingehüllt! Jetzt ließ er die Hütte leiſe verſinken, hob das Bett ſanft auf ſeinen Kopf, ſchwang ſich mit demſelben empor, und nahm den Weg durch die Luft zu Balduins Hütte. Unterweges fiel es ihm ein, Agnes zu überraſchen; und ſogleich verbreitete er ſchlummererregende Düfte rings um ihr Bett. Sie ſchlief an dem Herzen des Geliebten ein; an ihrer Bruſt hing ſchlafend der Säugling, und auch Herrmann, der die Lippen auf Agnes Stirn gedrückt, und ihren ſchönen Leib mit dem einen Arme umfaßt hatte, wurde von der Zauberey überwältigt, und lag bald in dem feſteſten Schlafe.

Nach wenigen Minuten war Rübezahl mit ſeiner Laſt, wohin er wollte, und ſetzte das Bett zu den Füßen des erſchrockenen Balduin nieder. „Hier bringe ich das Mädchen,“ rief er; „in dieſem Bette. Sie ſchläft ganz feſt, und ſie ſoll ſchlafen, bis dein Sohn wieder hier iſt. Wann kommt er? . . . Gib Acht, auch wenn ſie deinen Sohn ſieht, wird ſie mich dennoch bitten, ſie wieder auf ihren Felſen zu bringen, den ſie nur mit Thränen verlaſſen hat. Oder wenn der Anblick des Jünglings die todte Kraft der Liebe in ihr weckt: nun wohl, ſo haben wir doch das Vergnügen, die erſten Ausbrüche der ſo eben erwachenden Leidenſchaft zu ſehen.“

Der ſo eben erwachenden Leidenſchaft! ſagte Balduin, ein wenig ſpöttiſch.

„Du willſt nicht glauben? Nun, ſo ſollen dich deine Augen überzeugen! . . . Wann kommt dein Sohn?“

Gewöhnlich, ſo bald es finſter iſt. Aber laß mich das Mädchen ſehen. — (Er faßte an die Decke).

„Nein; ich habe ihr das verſprochen. Sie ſelbſt ſoll die Decke abwerfen, ſobald dein Sohn hier iſt. Welche Sprünge der Jüngling machen wird, wenn er nun endlich ein Mädchen ſieht, deſſen Daſeyn er bloß ahnend wünſcht!“

Agnes ſchlummerte unter der Hülle ganz ruhig. Es war Mitternacht, und Herrmann ließ ſich noch immer nicht ſehen. Rübezahl wurde endlich ungeduldig. „Sie ſoll erwachen," rief er; „und morgen mag ſie dann deinen Sohn erwecken: denn er kommt ja nicht." Er winkte mit der Hand; und der Schlaf zerrann. „Agnes!" rief er; „wir ſind an Ort und Stelle. Komm hervor!" Sie ſchwieg. „Agnes!" rief er noch einmahl; „wir ſind auf feſtem Boden.... Nun?"

Ach Gott! ſeufzte Agnes, ohne die Decke zu bewegen. Nein, nein; ich kann nicht!

„Du kannſt nicht? So kann ich.... Nun, Alter, bald wirſt du ſehen, daß du ein Thor biſt." Er riß die Decke von den Liebenden, und — fuhr mit einem lauten Schrey zurück.

Agnes hielt mit dem einen Arme den Säugling, der ruhig an ihrem Buſen ſeine Nahrung trank; mit dem andern hatte ſie den geliebten Herrmann umfaßt, und ihr Geſicht lag auf deſſen Bruſt. Der Jüngling blickte, halb bittend, halb trotzig, zu Rübezahl auf, und ſagte: vergib, du wunderbares Weſen, der zärtlichen Liebe! — O, vergib mir! rief Agnes; die Liebe... mein Herz... —

Balduin ſtand eben ſo erſtaunt da, wie der Geiſt. Jener fragte: wie geht das zu? und dieſer: „wie kommſt du zu dem Mädchen in das Bett?"

Die Liebe! rief das junge Paar zugleich. Beyde ſprangen auf, und warfen ſich, einander umfaſſend, dem Geiſt zu Füßen. O, vergib mir um dieſes unſchuldigen Kindes willen! rief Agnes; vergib der zärtlichen Mutter!

„Mutter?" fragte Rübezahl noch erſtaunter. „Du, Mutter? Mutter dieſes Kindes? Und der da der Vater? Sagt mir, wie . . .? Wie biſt du auf den Felſen gekommen?"

Agnes und Herrmann erzählten; die beyden Alten hörten mit immer wachſendem Erſtaunen zu. „Heuchlerin!" rief der Geiſt; „du konnteſt mich ſo betriegen?"

Ach, die Liebe . . . — ſeufzte Agnes.

Balduin umarmte ſeinen Sohn. Siehſt du nun? ſagte er bedeutend zu dem Geiſte.

Rübezahl lachte endlich laut „Wahrhaftig," ſagte er; „du haſt gewonnen. Und ich trage dir noch obendrein den Beweis deines Sieges auf dem Kopfe zu! . . . Nun denn! wenn ich nicht im Stande war, ein Mädchen zu hüthen, ſo kann es wohl kein Menſch. Nimm dein Weib, Herrmann; ich bin ihr Vater. Der Felſen und meine Freundſchaft ſey ihr Brautſchatz."

Herrmann ſank freudig in Agnes Arme. Balduin ſegnete ſeine Kinder und ſeinen Enkel. Rübezahl rief: „ja ich ſehe, die Natur gab der Liebe ihre ganze Allmacht!" — Und, riefen Agnes und Herrmann, einander umarmend, den liebenden Herzen die Seligkeit des Himmels!

II.

Die unſchuldige Verführerin.

Der Baron von Kielegge an Franz Walther.

1.

Sachtleben,

Hier bin ich, mein guter Franz; und mehr weiß ich dir auch nicht zu ſagen. Es iſt mir wie einem, der ſeine Ehre verloren hat, und den nun das übrige Leben wie nichts dünkt. Sie haben mit eiskalten Händen in mein Herz gegriffen. Es iſt vorbey. Ja, guter Freund, mich beſtimmen Verdruß, Trotz, Eigenſinn; aber bey dieſem Trotze befinde ich mich wohl. Ich würde gar nichts ſeyn, wenn ich nicht das wäre, was ich bin. Sie kennen mich ja, und ſollten gewußt haben, daß ich, ſo behandelt, verderben mußte. Warum verpflanzten ſie den Baum aus dem heiſſen Himmelsſtriche in den kalten Boden des Nordens? Dürfen ſie ſich nun wundern, daß er vertrocknet?

Der blaue, reine Himmel, der über meiner Seele hing, iſt zu einem dunkeln, giftigen Nebel geworden, das lebendige Gluhtmeer, worin ich ſo fröhlich war, zu einer Eismaſſe, die mich feſt hält. Mit Einem Worte, es iſt vorbey. Nein, ich beneide dich nicht, wenn ich mir denke, wie du in dem Wunderlande dein warmes Herz mit Freude und Genuß überfüllſt. Ich ſtehe gähnend in dem Steinhaufen, den man mein Schloß nennt, und ſtarre die Menſchen rings um mich her mit kalten Augen an.

Doch, du verlangſt etwas Näheres; und das will ich dir geben — recht kalt und ordentlich. Ich ging aus Mayland nach der Schweiz. Von Airole brach ich Morgens früh auf. Etwa in einer Stunde hatte ich eine kleine Karavane von Maulthieren eingehohlt, die nach Altorf wollte: ein Paar Kaufleute, und bey ihnen ein Mädchen, — ein Mädchen! Doch höre! Sie ritt auf ihrem Maulthiere mit verbundenen Augen. Schon die ſchöne, edle Geſtalt fiel mir auf; als ich ſie aber erreichte, und ihr Geſicht ſah, dieſes liebliche Geſicht, das ohne den ſchönſten Reitz des Menſchen, das Auge, dennoch ſo ſchön war! . . . Sie verlieren ſehr viel! ſagte ich zu ihr. (Du kennſt ja die furchtbar erhabenen Ausſichten, lieber Franz). Sie antwortete mir, wie einem alten Bekannten (daß ich erſt jetzt gekommen war, wußte ſie nicht), und in den wohlklingendſten Tönen, welche tief in meine Seele drangen. „Ach,“ ſagte ſie; „ich weiß, wie viel ich verliere, und fürchte, daß ich nicht immer ſo muthig bleiben werde, die Binde vor den Augen zu behalten: denn — was das Schlimmſte iſt — ich ſehe in meiner Phantaſie wohl tiefere Schlünde, als die neben mir ſeyn mögen. Aber ich habe meiner Mutter verſprochen, mir dieß gefährliche Vergnügen zu verſagen.“

So hob meine Unterredung mit ihr an. Ich beſchrieb ihr die Gegenden, durch die wir kamen, und du glaubſt nicht, mit welchem Geiſte, welcher Feinheit, ſie das Geſpräch unterhielt, ohne daß je eine läſtige Pauſe entſtand. Ich ritt, wo ich konnte, neben ihr her; und während der Reiſe bekam unſer Geſpräch einen wärmern, zutraulichern Ton: wahrſcheinlich, weil ihre Augen verbunden waren. Sie dankte mir mit Herzlichkeit für meine Unterhaltung, und wollte wiſſen, wie es zugegangen wäre, daß ſie mich vorher überſehen hätte. Ich antwortete lächelnd: das will ich Ihnen ſagen, wenn wir bey dem Kloſter ſind. O, ich hätte die Reiſe Monathe lang verzögern mögen!

Wir erreichten endlich das Kloſter. Ich hielt ihr Maulthier, während ſie ſich das Tuch von den Augen abband; und nun erblickte ſie zu ihrer Verwunderung mich, einen ihr völlig Unbekannten. Sie wurde verlegen, doch nur einen Augenblick. Dann reichte ſie mir lächelnd die Hand, daß ich ihr von dem Maulthiere herunter helfen ſollte, und ſagte im Abſteigen auf eine feine, ſcherzende Weiſe: „was der Blinde durch das Geſicht einbüßt, erſetzt ihm die Natur faſt immer durch das Gehör.“ Sie machte eine Verbeugung; und ich ſtand da, wie ein einfältiger Knabe; denn es blitzten ein Paar große, blaue, fromme Augen, unter dunkeln langen Wimpern, aus ihrem holden Geſichte hervor. Wohl tauſend Mahl hatte ich mich gefragt: wie wird dir ſeyn, wenn ſie die Augen öffnet! Ich dachte mir dieſe ſchwarz, lebendig, blitzend, und in dem ganzen Geſichte den lebhafteſten Ausdruck der Fröhlichkeit; nun ſtand aber die Unſchuld, eine Madonna, ein frommer bethender Engel, vor mir.

Ich kann dir nicht ſagen, welchen Eindruck dieſe Unterredung auf mich machte. Meine Empfindung nahm einen andern Charakter an: ſie wurde eine ſanfte Achtung des Wundergeſchöpfes. Ich führte ſie in das Kloſter. Meine demüthigere Beſcheidenheit mußte ihr auffallen; denn ſie erröthete einige Mahle. Ihr Betragen wurde noch milder: es war etwas Fremderes, aber auch Zarteres, zwiſchen uns gekommen. Hierzu mochte freylich der Umſtand beytragen, daß ſie mich vorher für einen der Kaufleute gehalten hatte, die alle ziemlich bey Jahren waren.

Als wir weiter reiſen wollten, band ſie ſich mit einer Art von Widerwillen das Tuch um die Augen, und hängte einen Schleyer von grünem Flor in Falten über ihr Geſicht, ſo daß es beynahe gar nicht zu ſehen war, ob wir gleich eine mildere Luft hatten, als am Morgen. Bemerkſt du dieſen feinen Zug der Weiblichkeit? Sie verbirgt ihr Geſicht, wenn nicht das Auge die Blicke eines Fremden beherrſchen kann. — Ich begriff ſie ſogleich. Sie erröthete, als einer der Kaufleute ſie fragte: warum ſie heute ihr Geſicht ſo verhülle.

Auf dem Wege vom Hoſpitale bis Urſeren ſank ihr Maulthier einige Mahle in die Kniee, und ſie wurde ängſtlich. Da das meinige denſelben Fehler hatte, und der Weg hier ſteinig war, ſo that ich ihr den Vorſchlag, abzuſteigen, und erboth mich, ſie die kurze Strecke zu führen. Sie ließ ſich das gefallen; aber zugleich wollte ſie das Tuch von den Augen nehmen. Ich ſagte ihr, der Weg wäre breit genug, nur wegen der Abgründe an der Seite ein wenig fürchterlich. Jetzt ſtieg ſie ab, ohne etwas zu erwiedern, und reichte mir die Hand. Als ich nun ihre weiche, ein wenig zitternde Hand in der meinigen hatte, und ſie durch das Geſtein führte — ich weiß nicht, was es war; aber mein Herz pochte ungeſtüm. Mir zitterten die Arme, die ich einige Mahle um ſie ſchlingen mußte, weil ich ſie mit mehr Sicherheit über Spalten heben wollte. Es wurde mir wohl, da ſie wieder auf dem Maulthiere ſaß? aber wie war mir, als ich ſie an meine Bruſt gedrückt hielt, und ſie ſo hinüber hob! Ihr Athem berührte meine Wangen. Sie beugte ihre Lippen ab, als fürchtete ſie, ich würde ſie küſſen. Ach, dieſe ſchönen Wangen ſo nahe an meinen Lippen! Und doch — Nein, ſie hatte nichts zu fürchten.

Wir blieben die Nacht in Wattingen, und ich verſchaffte dem holden Geſchöpfe Betten, die bey der Menge von Reiſenden ſchwer zu bekommen waren. Sie hatte die Mühe, die es mir machte, bemerkt, und dankte mir dafür; doch erſt am folgenden Tage. Jetzt, wenn der Weg eben war, ging ſie an meiner Seite. Wir kamen endlich in Altorf an, und ich begleitete ſie zu dem Hauſe ihres Vaters, eines geehrten Landmannes. Als ſie ihre Aeltern begrüßt hatte, und zwiſchen ihnen, Beyde mit ihren Händen faſſend, daſtand, ſagte ſie mit einer zärtlichen Rührung: „o, ich habe Ihnen viel zu danken, mein Herr! ſehr viel!“ Jetzt, in dem Schutze ihrer ehrwürdigen Aeltern, glaubte ſie, mir das ohne Gefahr ſagen zu können. Die Aeltern fragten, erfuheinmahl verſchwand ſie aus dem Hauſe, und ich konnte lange nicht erfahren, wo ſie wäre. Der Officier war ihrer überdrüßig geworden. Lieber, barmherziger Gott! meine Roſine steckte in einem liederlichen Hauſe. Glauben Sie, ich habe vor ihr auf den Knieen gelegen, und ſie gebeten, das Haus zu verlaſſen. Dann weinte ſie; aber es war, als ob ſie an Gott und Menſchen verzweifelt wäre. Lange nachher hat ſie mir geſtanden, ſie hätte mir nicht getrauet, ſich zu ſehr vor mir geſchämt und mir keinen Dank ſchuldig ſeyn wollen. Endlich ſchickte ſie zu mir, und ließ mich rufen. Ach, den Tag werde ich mitten im Himmel nicht vergeſſen! Sie war in Lumpen gekleidet, mager, blaß und matt. Mit keinem Auge konnte ſie mich anſehen. Ich bin krank, ſagte ſie, und lachte ſo halb und halb dabei. Mir gingen die Augen über bei dem Lachen. Mich hungert ſo ſehr, ſagte ſie nun, und fing an fürchterlich zu weinen, und die Zähne zuſammen zu ſtoßen, als ob ſie das Fieber hätte. Ach, ich mußte laut ſchreien, ſo weh that mir das Herz. Sie ſtieß gegen den Officier, der ſie verführt hatte, einen Fluch aus, daß mir ren, und wollten mich nun durchaus nicht weg laſſen.

Ich blieb, und beſuchte dann, was auch ſchon vorher meine Abſicht geweſen war, von hier aus die kleinen Cantons. — Immer kehrte ich nach Altorf zurück, und wurde jedes Mahl mit gleicher Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Jetzt erſt öffnete ſich ein heiterer Himmel über meinem Leben. Ich liebte das Mädchen, und fühlte beſtimmt, daß mein ganzes Glück in dem Beſitze dieſes holden Geſchöpfes läge. Mein ganzes Glück! Alles, mein Daſeyn, meine Hoffnungen waren an ſie gebunden. Glaube mir, ich that, was ich nur konnte, mich zu überreden, daß es nicht ſo ſey. Ich verſuchte alles, dieſer Feſſeln los zu werden; denn — du kennſt ja meine Mutter. Endlich, als ich nun mit der größten Beſtimmtheit wußte, was mein Leben ohne dieſes Mädchen ſeyn würde, ſeyn müßte, ſchrieb ich meiner Mutter, und legte mein Schickſal in ihre Hände. Ich geſtand ihr offen, das Mädchen ſey die Tochter eines Landsmanns, aber eines Landsmans, deſſen Vorfahren gleichen Rang mit Fürſten gehabt hätten. (Die Familie hat dem Canton Schweiz mehrere Landamtmanne gegeben.) „Alle meine Hoffnung, ſchrieb ich ihr, alle, hingen an dieſem Mädchen. Wenn ſie Nein ſagte, ſo würde ich gehorchen: dann ſey aber Alles mit mir aus. Ihre Antwort wollte ich in Zürich erwarten.“ Ich ſiegelte den Brief, und nahm Abſchied von meiner Geliebten — auf immer. Sie wußte nicht, daß ich ſie liebte; ich aber ahnete, von ihr geliebt zu ſeyn.

In Zürich bekam ich Antwort von meiner Mutter. Laß mich davon ſchweigen! Der Brief war ſchön: — wie Alles, was ſie ſchrieb, voll Geiſt und Güte. Aber das Glück meines Lebens ſchlug ſie mir ab, rund ab. Ich beſtellte Pferde, und war nach acht Tagen hier. Meine Mutter kam ſogleich von Groß-Ecken, wo ſie jetzt lebt (wie gewöhnlich auf einem prächtigen Fuße), um mich zu empfangen. Wir Beyde ſuchten Wärme in die erſte Unterredung zu bringen; ich fühlte aber, daß ich durch ſie zu Grunde gegangen war, und ſie ſelbſt — auch ſie mußte das fühlen.

Sie bezeugte mir ihr Mitleiden über den Zuſtand meines Herzens, und mitten dazwiſchen lenkte ſie meine Aufmerkſamkeit auf die Pracht des Hauſes, das ſie für mich hat erbauen laſſen. Wenn ſie wirklich glaubt, daß mich das tröſten kann, ſo hat ſie nie auch nur von fern gewußt, wer ich bin. Nun leben wir, und treiben es, wie wir können. Sie möchte mich gern überreden, das Glück des Lebens beſtehe in einer kleinen Hofhaltung. Eine Menge Bedienter mit prächtigen Livreen, ein Paar Poſtzüge reich geſchirrter Pferde, Haushofmeiſter, Kammerdiener, Kaſſirer, Jäger, und, was weiß ich wer noch ſonſt, ſind in meinem Dienſt: baare Müßiggänger; denn nur mein alter Jakob geht bey mir aus und ein, und auch der hat nicht viel zu thun.

Ich ſitze in meinem kleinen Zimmerchen, das von den ſchönen Linden beſchattet wird, unter denen wir Beyde als Kinder ſo fröhlich ſpielten. Es war das Stübchen des Tafeldeckers, der mir aber weichen mußte. Die andern Zimmer werden ewig leer bleiben. Ich lächle bitter, wenn meine Mutter von dem Flügel des Hauſes ſpricht, „wo deine künftige Gemahlin wohnen ſoll!“ ſagt ſie. Guter

Gott! — Meine Leute ſind in der größten Unruhe, und zum Unglück kann ich ihr nicht abhelfen. Denke dir ein Dutzend Menſchen, die alle zu meinem Dienſte beſtimmt ſind, für die ich aber nicht das allerkleinſte Geſchäft weiß, und die mich verlegen anſtarren, ſo oft ich ihnen begegne.

Der Prediger iſt ein unleidlich höflicher Mann aus der Schule meiner Mutter. — Mir fiel, als er mich beſuchte, zur Unzeit dein alter ehrwürdiger Vater ein. Es zieht mich zu der Pfarre, wo ich ſonſt ſo glücklich war; und vor der Hausthür kehre ich wieder um, weil ich die niedrigen Schmeicheleyen fürchte. Vielleicht thue ich allen den Leuten Unrecht; denn was wiſſen ſie weiter von mir, als daß ich der Sohn meiner Mutter, und hochfreyherrlicher Beſitzer anſehnlicher Güter bin? Aber iſt mir denn nicht das Leben abgeſtorben? und wer iſt Schuld daran?

Meine Mutter fand eine Enkelin der Winkelriede für mich zu gering, weil — weil kein Pergament den Adel ihrer Ahnen beurkundet; und nun hat ſie einige Fräulein aus ihrer Familie um ſich – gute Mädchen, hübſche Mädchen; warum nicht? ... Sieh, ich bin zuweilen gegen die armen Geſchöpfe ungerecht, weil ich gemerkt habe, daß eins von ihnen den poetiſchen Thoren einfangen ſoll. Ich kann mir meine Mutter recht genau vorſtellen. „Ein junger Menſch,“ ſagt ſie, „der ſein Herz dem erſten hübſchen Geſichte anträgt, das ihm oben auf den Alpen begegnet, und das er intereſſant findet, weil es verbundene Augen hat: mit dem haben Sie es zu thun, Fräulein. Es wird Ihnen keine Mühe machen, ihm die Schweizerin aus dem Kopfe zu bringen, und aus dem Herzen dazu, wenn ſie anders je darin war." So hat ſie geſagt, ſo ſagt ſie noch; und das erbittert mich, Franz.

Ich ſchicke dir hierbey einen Wechſel. Neulich ſagte meine Mutter zu dem Pfarrer: „mein Sohn iſt der Beſchützer des Sohnes von Ihrem Vorgänger. Ich hoffe, mein Sohn, dein Protegé wird dir einmahl Ehre machen!" Guter Gott! Franz, als du in den Katakomben deine Bruſt den Meſſern der Räuber entgegen warfſt, und ich das Blut aus der Wunde über deinem Herzen wegſog, und du mit Thränen in den Augen und lächelnd mich umfaßteſt: wer war da der Protegé, wenn ein ſolches Wort unter uns gebraucht werden kann? — Ich bin ſein Freund! ſagte ich ſcharf und kalt.

O, gnädiger Herr, ſagte der Pfarrer; wenn er wüßte, was Sie jetzt von ihm ſagen: er würde ſich ſehr gratuliren.

Ganz und gar nicht, erwiederte ich kalt; denn auch er iſt mein Freund, Herr Pfarrer.

Er lächelte, ich lächelte, meine Mutter lächelte; und ſo lächelnd endigen wir Alles. Adieu, Franz. Komm bald zurück, oder ich haſſe die Kunſtwerke noch, weil ſie dir lieber ſind, als ich. Adieu.

2.

Sachſleben.

Ich mag nicht gern über Dinge ſtreiten, die man bald ſo, bald anders drehen kann. Es iſt wahr, was du ſchreibſt, daß man nicht mit Naſerümpfen von dem Range reden ſollte, den mir die Geburt angewieſen hat. Habe ich denn das gethan? Haſt du mich nicht verſtanden, Franz? oder willſt du, weil du bürgerlich gebohren wurdeſt, den Großmüthigen gegen mich ſpielen? — Habe ich etwa geſagt: ich wünſchte, der Himmel hätte mich in der Hütte eines Bauern zur Welt kommen laſſen? — Nein, gewiß nicht. — Ich achte meinen Rang; aber — Doch ich mag keine Worte darüber verlieren. Du verſtehſt mich. Ich will nur nicht zu einem Verdienſte machen, was ein Zufall iſt.

Jetzt, da meine Mutter ſieht, daß meine poetiſche Raſerey länger dauert, als ſie geglaubt hat, jetzt will ſie mit mir über die Sache ſtreiten, will mir erweiſen, daß meine Liebe keine Liebe ſey, weil ein Freyherr aus einer ſo alten Familie wie ich ein bürgerliches Mädchen nicht lieben könne. Damit nun mein alter Nahme nicht ausſterbe, ſoll ich lieben, was ich nicht lieben kann; und damit ich zum Heirathen Luſt bekommen möge, hat ſie mir ein Paar weißatlaſſene Betten, mit goldnen Borten, mit roth-atlaſſnen Umhängen, in die mein Wappen geſtickt iſt, machen laſſen. Glaubſt du nicht, daß ſie mich für ein Kind hält?

— Die armen Mädchen, welche den Schwärmer einfangen ſollten, ſind wieder weggeſchickt, weil ſie ſich etwas albern dabey benahmen. Mit einem liſtigen Auge präſentirte mir meine Mutter nun eine ſchöne Blondine, die nach meinem Geſchmacke ſeyn ſoll: eine weinerliche Empfindſame, welche die Sonne mit Thränen untergehen ſieht; alle Tage ein Gedichtchen macht, worin ſich Sonne und Wonne, warm und Harm, Bruſt und Luſt, Herz und Schmerz ganz richtig reimen; bey jedem Baum im Park, bey jeder Raſenbank ausruft! o, lieber Vetter, wie ſchön! welche nichts als die Natur liebt, und von jedem Morgenlüſtchen den Schnupfen bekommt. Damit du nicht etwa glaubſt, ich übertriebe, ſo ſchicke ich dir ein Dutzend Gedichte von ihr, und eben ſo viele Idyllen, wie ſie ihre Proſa nennt. Dabey iſt man ſeiner Sache mit mir ſo gewiß, und geht ſo dreiſt auf mich los, daß ich alle meine Gewandtheit nöthig habe, des armen Mädchens zu ſchonen.

Ich ſchreibe dir dieß im Reiſekleide; denn in einer Viertelſtunde fahre ich, um der Sache ein Ende zu machen, auf die Enten- und Schnepfenjagd nach Sengerſſen, wohin du denn deine Briefe addreſſiren magſt. Nach vier Wochen erwartet mich meine Mutter wieder hier in Sachtleben. Ich denke aber, ſogar den Winter in Sengerſſen zu bleiben, um wieder der untergehenden Sonne Geſchmack abzugewinnen, den mir die Blondine mit ihrem Weinen beynahe genommen hat. Und ſo Adieu. Man glaubt um ſo feſter an meine baldige Rückkehr; da ich weder Koch noch Kammerdiener, weder Küchenwagen noch Haushofmeiſter, ja nicht einmahl Silberzeug mitnehmen: weiter nichts als meinen alten Jakob, und ein Paket Muſikalien. Ich bin ohnedieß in Sengerſſen lieber, als hier. Das Haus dort iſt kleiner, ſtiller, heimlicher; die Gegend — Doch, Franz, wie oft haben wir auf dem Felſen geſeſſen, den rauſchenden Fluß zu unſern Füſſen, die verſinkende Sonne vor uns; und wie oft ſind wir ſchweigend, Hand in Hand, die glänzenden Blicke auf den erſten Stern, der durch die Dämmerung brach, geheftet, nach Hauſe gegangen! O Franz, wann werden wir das wieder können! —

5.

Sengerſſen.

Ich fange an, einen leichten Schleyer über die finſtre Geſtalt meines Lebens zu ziehen; und das will viel ſagen. Gerade wie meine Schweitzerin: ich verbinde mir die Augen, um die Abgründe nicht zu ſehen, die vor meinen Füſſen ſind. So gut es gehen will, beſchäftige ich mich. Wenn nichts Beſſeres, habe ich hier doch Ruhe. Ruhe! Ich könnte mich hier einbauen, einmauern. Was ich noch zu finden hoffen kann, finde ich hier. Man braucht doch in der That nicht viel, wenigſtens zufrieden zu ſeyn, wenn man ein Herz für den Menſchen hat. Du erinnerſt dich doch wohl des alten Gebhardi? Wenigſtens erinnert er ſich deiner noch mit Freuden; und du ſiehſt wohl ein, daß das „dem alten Herrn," wie wir ihn immer nannten, bey mir keinen Schaden thut. „Ein wackerer Junge," ſagte er von dir, „der mir tauſend Streiche ſpielte, dem ich aber nicht böſe werden konnte, ich und er mochten es anfangen, wie wir wollten. Er ging nie eine Treppe hinauf oder herunter, wie andre Menſchen," fuhr er lachelnd fort: „immer neben her, auf dem Geländer, oder dem Geſimſe." — Das thut er noch jetzt, fiel ich lachelnd ein. „Noch jetzt?" fragte er mit Erſtaunen.

Ich erklärte ihm das, und erzählte ihm den Vorfall in den Katakomben. Da ſprang der alte Herr auf, ſtellte ſich mit ausgeſpreitzten Beinen mitten in das Zimmer, durchſägte mit der rechten Hand die Luft, und rief: „nein, und wenn Sie Ihre Güter mit ihm theilten, Sie könnten ihm das nie verdanken, was er für Sie gethan hat. Nie! wahrhaftig nie! Da hilft kein Stand, kein Anſehn, Herr Baron. Es würde mir durchs Herz gehen, Ihr Gnaden, wenn Sie je, ſelbſt an des Kaiſers Hofe, vergeſſen könnten, daß der Franz ſo gut iſt, wie der Kaiſer!" Das ſagte der Alte ſo feurig, ſo kräftig, und warf mir Blicke zu, als wenn ich ſchon Luſt hätte, es zu vergeſſen. Und dieſer Alte (das weißt du wohl noch) hat, weil er auf unſern Gütern erzogen iſt, die tiefſte Achtung für meinen Nahmen, für meinen Rang. Ich drückte ihm die Hand, und mußte ihm hinterher die Begebenheit wohl noch zehnmahl erzählen.

Als ich vor ſeine Thüre fuhr, ſtürzte er eilfertig heraus, und rief: „Herr Baron, haben Sie die Gnade, nur fünf Minuten im Wagen zu bleiben. Ich bin angezogen wie der Wind.“ Allein ich folgte ihm auf dem Fuſſe nach. — Er warf ſeinen Schlafrock ab, und rief: „Fiekchen! Der gnädige Herr. Geſchwind meinen Rock!“ — Jetzt kam aber Jakob; dem gab er die Hand, und vergaß das Ankleiden, weil er doch mit dem ehrlichen Alten erſt ſprechen mußte. Endlich, als er ſich beſann, trieb er mich, nach ſeiner Gewohnheit, aus allen Zimmern, weil ihm nicht ein einziges rein genug war, ſchickte mir ſogleich Förſter, Verwalter und Haushälterin zu, da nun, wie er ſagte, ſeine Regierung aufhörte, gab Befehl, die Büchſen zu putzen, die Gondel zu repariren, den Jagdwagen hervorzuziehen, die Netze in Stand zu ſetzen, die Fenſter zu waſchen, die Stuben zu ſcheuern, beſtellte Töpfer, Maurer, Zimmerleute, und ließ dem Prediger ſagen, daß ich da wäre. Ich ſtand unterdeſſen auf der Hausflur, und lachte herzlich; denn in ſeine Wohnſtube wollte er mich durchaus nicht gehen laſſen, und in allen andern Zimmern wurden ſchon Anſtalten zum Auskehren oder Scheuern getroffen. Endlich kam der Prediger. Soll ich dem Manne, fragte ich lachend, hier auf der Flur Audienz geben? — Er ſchämte ſich ein wenig, und ließ mich in ſeine Wohnſtube gehen, die aber ſeine Tochter Fiekchen hinter meinem Rücken auskehren mußte. — „Man ſollte den Tod vor Aerger haben, Ihr Gnaden!“ ſagte er; „es iſt kein Zimmer im Hauſe trocken!“ Ich ging ein Paar Stunden auf den

Vogelherd, damit er nur Zeit hätte, ſeine Anſtalten zu treffen.

Sieh, ſo umſtändlich, ſo unbequem höflich, wie dieſer Alte, iſt in Sachtleben niemand; und dennoch finde ich ſeine umſtändliche Höflichkeit nicht unangenehm, nur lächerlich: ja, auch das kaum. Etwas wurde mir freylich ein wenig läſtig; das habe ich ihm aber abgewöhnt. So oft ich ins Haus trat, oder von ihm weg ging, begleitete er mich, mit ſeiner rothen Sammetmütze unter dem Arme, ehrerbiethig bis in mein Zimmer, ja oft bis oben in das zweyte Stockwerk, wo die Bücher noch immer ſind. Ich bath ihn, mich allein gehen zu laſſen; und als das nicht half, befahl ich es ihm: doch eben ſo vergebens. Nun fing ich es anders an. Er begleitete mich bis in mein Zimmer, und wollte dann gehen; ich begleitete ihn aber wieder bis in das ſeinige, und ging. Er, hinter mir her, bis zu dem meinigen. Ich aber (ſo viele Verbeugungen er auch machte, die ich alle erwiederte) ging wieder mit ihm bis in ſein Zimmer. Nun ſtand er ein wenig verlegen da; als ich aber: Adieu, Alter! ſagte, half nichts; er folgte mir wieder. Die Tochter kicherte. — Ich hinderte ihn nicht; dann aber folgte ich ihm wieder, und ſagte: wir wollen nur die Thür gleich offen laſſen, lieber Alter; denn wahrſcheinlich werden wir einander wohl bis morgen früh begleiten.

Das half. „Wenn der Herr Baron befehlen," ſagte er. Ja, ich befehle, wenn Sie erlauben. Nun ließ er mich gehen. Am folgenden Tage hob er aufs neue an; da ich ihn aber ohne die Beine vor Angſt zitterten. Ich nahm ſie mit mir in das Haus, und dankte Gott auf den Knieen, daß ich mir etwas geſpart hatte; denn ich konnte ihr doch nun Gutes thun. Aber der Arzt, die Arzney, und einige Kleidungsſtücke, die ich ihr kaufte — das alles nahm mein Bißchen Geld bald weg. Ach, Ihr Gnaden, heute hatte ich nichts mehr für ſie. Noch nicht einen Biſſen habe ich heute genoſſen, außer hier bei Ihnen; mein Eſſen hat ſie bekommen. Ich ſelbſt bin elend bei dem Leben geworden. Sehen Sie! am Tage hatte ich die ſchwere Arbeit im Hauſe; dann, wenn alles zu Bette war, ſaß ich in meiner Kammer, und ſpann Wolle bis Mitternacht, ja manchmahl bis des Morgens, um ſie nur ernähren zu können. O, wie manchen Tag habe ich von Waſſer gelebt, und ihr am Abend mit Freuden mein Eſſen hingetragen!

Konrad fing nun an laut zu weinen. Flaming wendete ſich ab, um die Thränen zu verbergen, die auch über ſeine Wangen ſtrömten. Auf einmahl wendete er ſich zu Konrad, ſchloß ihn zärtlich in ſeine Arme, und ſagte: „O, du edler, du guter, großmüthiger Menſch!

Gnade wieder begleitete, ſo bekam ich Ruhe. — Jetzt bleibt er nur in der offnen Stubenthüre ſtehen, um mich doch mit den Augen zu begleiten.

Nunmehr habe ich mich hier eingerichtet, jage, fiſche, leſe, mache Muſik, und befinde mich bey dem einſamen Leben wohl. Beſuche in der Nachbarſchaft habe ich nicht gemacht, auch einige, die man mir machen wollte, verbethen. — Ich ſchweife im Lande umher nach Abenteuern; es will mir aber keines aufſtoſſen, und ſo fange ich mein altes Leben wieder an. Aus den Waldungen umher bilde ich mir einen Park, deſſen Mittelpunct mein Vogelherd iſt. „Sie machen den Garten zu Wald," ſagte der alte Herr, „und den Wald zum Garten." Seitdem er nun weiß, daß ich mich dafür intereſſire, greift er mir zuweilen in mein Tagewerk hinein, und auf eine höchſt ſeltſame Weiſe. Sieh, da laſſe ich mir eine Moosſhütte bauen; und weil doch bey dem Menſchen alles eine Beziehung haben muß, ſo gebe ich ihr die Form einer Hütte auf Otaheiti. In meiner Abweſenheit nimmt der alte Herr den Mahler, der mir den Vogelherd ein wenig aufputzt, und läßt an die Hütte mein ganzes Wappen mit den grellſten Farben mahlen. — Vor einem Tempel der Veſta, der in einem ſchönen Winkel an einen Hügel hingelehnt iſt, ſehe ich nach einigen Tagen zwey Preuſſiſche Grenadiere von Holz, in bunten Farben. Jenes fand ich lächerlich, dieſes aber war mir in der That zuwider; und doch hatte ich nicht das Herz, dem alten Manne ſeine Freude zu verderben, die er mir ſo unverhohlen zeigte. — Glücklicher Weiſe konnte ich den Grenadieren einen beſſeren Platz im Garten anweiſen: vor der Jagdkammer, wo ſie denn eben nicht ſehr in die Augen fallen.

Sieh, ſo arbeitet der alte Herr in mein Werk hinein. Er läßt meine Felsſitze weiſſen, und ich habe genug zu wehren, daß er nur nicht die Eichen und Buchen beſchneiden läßt, unter denen ich Sitze anlege. Ich gönne ihm ſeine Freude. Und warum auch nicht? Es iſt ja Wohlwollen, was ſeine ungeſchickte Hand leitet. Ich mag ihn nicht einmahl in dem Traume ſeiner Eitelkeit ſtören; meine einfachen Anlagen hält er nähmlich für die Folge meiner dürftigen Ideen. Hat er mir etwas verdorben, ſo ſagt er: „Ja, ja, Ew. Gnaden, ich habe noch immer kluge Anſchläge, ſo alt ich auch bin.“ Und wie beſcheiden wieder! Er gibt mir die Ehre ſeiner Einfälle, und ich gelte in der ganzen Gegend für einen Menſchen, der das ewige Feuer der Veſta von Grenadieren bewachen läßt.

Sieh, da habe ich gleichſam ein Stück aus unſerer Jugend wiederhohlt; denn — weißt du noch, wie er unſere Schilder von Pappe, die wir als Oreſt und Pylades trugen, bemahlt hatte: meins mit dem Familienwappen; und deins mit einer Bibel? Erinnerſt du dich noch, daß wir in unſerer kindiſchen Freundſchaft beſchloſſen, aus beyden Wappen Eins zu machen, und es zu führen? O, wir hätten es thun ſollen! Warum fällt mir das jetzt ein? Ach, hier bin ich auf dem alten Tummelplatze unſerer Kindheit und unſerer Liebe. Franz, werden die Zeiten wieder kommen? Und — lieben wir uns jetzt noch ſo, wie damahls, als mein Vater uns Oreſt und Pylades nannte? O, er wußte, was Freundſchaft iſt!

Ja, Franz, auch wir wiſſen es. Wir wiſſen es theurer Franz!

4.

Sengerſen.

Wenn das nicht etwa ein Irrthum iſt, mit Gebhardis Tochter. Oder — wie iſt mir denn, Franz? Weiß ich doch kaum, wo deine Schweſter jetzt lebt. Gebildet? Daß ich nicht wüßte! So etwas entgeht unſern Blicken nicht leicht. Geiſt? Den würde ich doch bemerkt haben. Und ſogar Charakter? Die Wahrheit zu ſagen, Franz, ich glaube das nicht. Seit deinem Briefe habe ich auf das Mädchen geachtet; ich finde aber nicht, daß ich mein Urtheil über ſie zu ändern hätte. Ein gutes, einfaches, liebes, fleißiges Geſchöpf, das ſeinen Vater recht von Herzen liebt, einer großen Haushaltung mit Ordnung vorſteht, fromm iſt, glaube ich, und ſo weiter! alles Tugenden, die freylich viel werth ſind, in der Regel mehr werth ſind, als ausgezeichnete Größe der Seele, die ein Mädchen ſich nicht ſelten nur auf Koſten ihrer weiblichen Beſcheidenheit, der Perle in dem Kranze der weiblichen Tugenden, erwirbt.

Wer weiß denn, was deine Schweſter für Bildung hält oder dafür halten kann! Wie geſagt, ich habe ſeitdem ein wenig mehr auf die Tochter des alten Herrn Acht gehabt, und nichts bemerkt, was des Aufzeichnens werth wäre. Ihr Leben iſt ſtill, genügſam. Sie kleidet ſich recht gut, doch wohl beynahe allzu einfach. (Du weißt, ich will, daß ein Mädchen ſich ein wenig putzen ſoll: denn ein nachläſſig gekleidetes bezeichnet eine Braut, oder eine, welche die Männer verachtet; und das ſollte keine thun.) Wie geſagt, ich verſtehe das nicht; und wenn du dich nicht ſo angelegentlich erkundigt hätteſt, ſo würde ich dir nur im Vorübergehen geantwortet haben. Jetzt bekommſt du darüber einen eigenen Brief. Du traueſt mir ſcharfe Augen zu. Aber, wie geſagt, ich ſehe hier nichts als ein gutartiges, übrigens unbedeutendes Mädchen. Adieu.

5.

Sachtleben.

Franz, Franz! was haſt du gemacht? Eine Schuld auf mein Leben geworfen, eine Schuld, die mich ewig drücken wird. Gern möchte ich mir ſagen: „was iſt es denn nun mehr! Ein ſchwacher Augenblick, den die Natur verantworten mag, die ihn herbey führte.“ Vergebens! ich fühle den Stachel in meiner Seele: eine Unruhe, die, ſo gelinde ſie auch iſt, ſich dennoch marternd in alle meine Empfindungen miſcht. Wäre es doch Schmerz, tiefe Reue! Ich kann ſogar wünſchen, daß meine Schuld noch größer wäre, um ſie durch mehr-Schmerz, mehr Reue abzubüßen. Franz, ſieh, das ſchmerzt mich, daß ich den Himmel, daß ich ſogar dich mit meiner Schuld belaſte. Ich finde nicht heraus. Bin ich ſchlimmer, als ich denke, oder beſſer? — Nun, was iſt es denn? ruf' ich hundert Mahl in kindiſchem Trotze gegen mein eignes Herz. Es iſt viel! ſagte eine geheime Stimme, die ich nicht unterdrücken kann.

Einem andern Gedanken gehe ich aus dem Wege, wie einem ſchrecklichen Geſpenſte. Ach, ich nahm mir in den böſeſten Stunden vor, dir alles zu verſchweigen, weil ich voraus weiß, daß du ſagen wirſt: „bezahle die Schuld, die du in unmännlicher Unbeſonnenheit machteſt! Trage wie ein Mann die Folgen deines Vergehens!" Guter Franz ich bin nicht böſe; denn ich habe den Muth, dir jetzt. bey dieſen Empfindungen zu ſchreiben.

Ich bekam deinen Brief, worin du dich nach Gebhardis Tochter erkundigteſt; und den zweyten, worin du mir ſchriebſt: „ich überſehe die unſchätzbare Perle, weil ſie nicht in Gold gefaßt auf einem Diademe glänze." Von dem allen fand ich bey dem Mädchen nichts, und lächelte über deine gutherzige Leichtgläubigkeit. Ich ließ mich mit ihr in ein Geſpräch ein, ſah aber nie mehr, als eine liebe Unſchuld, ein gutartiges Geſchöpf. Da kam dein dritter Brief. Du ſchriebſt von ihr:

She moved, and heaven with unknown radiance gleamed;
She spoke, and listening angels hided the sound;
She smiled, and universal nature beamed *)!

---

*) Sie geht: mit neuem Schimmer ſtrahlt der Himmel;
Sie ſpricht: und lauſchend ſchweigen alle Engel;
Sie lächelt: und das ganze Weltall glänzt.

Ich las dieſe Verſe wohl hundert Mahl, und erſtaunte, daß du ſie auf das Mädchen anwenden konnteſt. Zwar erfuhr ich nun von dem Vater, den ich darüber vernahm, daß der Prediger Günther ſein Fiekchen erzogen hätte; doch wußte er mir nicht mehr zu ſagen, als daß ſie ſehr gut und ſehr verſtändig wäre. Ich beobachtete ſie in ihrem häuslichen Leben, belauerte ihre geheimſten Tritte, und fand noch immer nichts von dem Allen, was Ihr fandet, aber etwas, wovon Ihr nicht ein Wort ſagtet: daß ſie höchſt reitzend war. Das hatte ich gleich Anfangs ſo gut geſehen, wie jetzt, doch ohne alle Wünſche.

O Franz, die Neugierde iſt ein gefährlicher Feind der Unſchuld. — Ich belauerte ſie, hinter einer Gardine in dem Bibliothek-Zimmer verſteckt, auf ihrem Stübchen, wo ſie Abends und Morgens mehrere Stunden allein zubringt. Wenn man ſo im ſtillen Dunkel liegt, und wenn das Fernglas ein argloſes reitzendes Mädchen in der Einſamkeit, wo ſie ſich unbewacht glaubt, mit allen ihren Bewegungen, die ſo unſchuldig ſind, und doch vor dem Auge des Lauſchers ſo lockend werden, (ſo ſchuldig, möcht' ich ſagen) ganz nahe vor die Augen hinzaubert; dann verwandelt die Phantaſie den züchtigen Schleyer der Unſchuld in das durchſichtige Gewand der Wolluſt. Jede Bewegung erhält einen Sinn, jeder Reitz wird eine Lockung. Ich ſah ſie in geſchäftiger Eil ſich an- und auskleiden. Sie wußte nichts von dem nahen Auge des Lauſchers; und dennoch ſo züchtig! Dabey gerieth mein Herz in eine geheime, Unglück prophezeihende Bewegung.

Jetzt belauſchte ich ſie nicht mehr, um die ſtillen Beſchäftigungen einer ſchönen Seele zu entdecken, ſondern, um das reitzende Mädchen zu ſehen. Ich ſuchte ſie am Tage auf, behandelte ſie, als ob ich von allen den Vollkommenheiten, die du an ihr kennen willſt, an die ich aber nicht glaubte, überzeugt wäre, und zog das argloſe, unvertheidigte Herz des unſchuldigen Geſchöpfes mit allen den Künſten an mich, welche Rang, Reichthum, eine lebhafte Phantaſie, ein geheimer, mir ſelbſt noch unbewußter Plan ſie zu verführen, und — laß mich auch hinzuſetzen, mein warmes Herz mir gaben. In gewiſſen Augenblicken war ich feſt überzeugt, daß ich ſie liebte; und dann verſchwand die ſtille Unruhe im Grunde meiner Seele. Ach, und eben in dieſen täuſchenden Augenblicken entriß ich dem wehrloſen Herzen des armen Mädchens die Schutzwehr der Unſchuld, die ich zu achten glaubte. Ich war am gefährlichſten, wenn ich mich am tugendhafteſten fühlte. Meine Sinnlichkeit mißbrauchte den Sieg, den nur meine anſcheinende Liebe über ihr Herz erhalten konnte

So ging der Winter hin. Konnte ich dir ſchreiben, Franz? Deine Briefe kündigten mir Streifereyen in Kalabrien und Sicilien an; du wareſt nirgends. Da kam der ſchöne Frühling: die verjüngte Natur, die blühenden Aepfel- und Pfirſichbäume, die einſamen Spaziergänge vollendeten mein Verderben, und das ihrige. Ach ich fürchte, ſie liebte mich, ſie liebt mich noch jetzt. Ich ſie nicht. Mein Rauſch, meine Täuſchung war zerſtört; an die Stelle der Liebe trat, eben ſo heiß, die Reue, und, noch marternder, Mitleiden, das tiefſte Mitleiden, mit dem unglücklichen Mädchen, das verzweifelnd aus den Armen des Verführers ſtürzte.

Ich ſah ſie am folgenden Tage nicht; ſie war krank, wie mir der Vater ſagte. Als ich ſie ſprechen wollte, verbath ſie ſich meinen Beſuch. Ich war ungroßmüthig genug, dieſe zarte Schamhaftigkeit zu mißbrauchen, und trat in ihr Zimmer. So wie ſie mich ſah, bedeckte ſie das blaſſe Geſicht mit beyden Händen, und rief mit zitternden Tönen: „o, ich beſchwöre Sie, mich zu verlaſſen!“ Sieh, Franz, — wirſt du das von mir glauben? und dennoch iſt es ſo! — das hatte ich gehofft. Ich machte mir noch ein Verdienſt aus meiner Heucheley. Sie wollen es, Sophie! ſagte ich mit einer künſtlichen Bewegung, die meinen Schmerz bezeichnen ſollte; und ſo warf ich mich in den Wagen, überließ ſie dem Gram, der Troſtloſigkeit, der Verzweiflung, und war froh, ihren Vorwürfen entkommen zu ſeyn.

Nun bin ich hier in Sachtleben, und mein Herz iſt ein Raub aller Furien. Mir fehlt der Troſt, den ſie doch hat: daß Liebe, nicht Wolluſt, mein Herz ſo ſchwach machte. Wo biſt du Franz? wo? Ach, hätteſt du wieder geſchrieben, oder hätteſt du gar nicht geſchrieben: es wäre anders und beſſer!

6.

Sachtleben.

Noch immer nicht eine Zeile von dir, Franz. Und jetzt, da du mir vielleicht näher kommſt, fliehe ich dich. Fliehe? Nein, Franz. Obſchon, wenn du mich wieder ſiehſt, deine Stirn voll Falten, obſchon dein erſtes Wort ein Vorwurf ſeyn wird; doch fliehe ich nicht vor dir. Ich gehe nach Dännemark und Schweden, um — Nein, Franz, ich will mich nicht darauf berufen, daß mein Oheim in Kopenhagen mich ſchon lange zu ſehen gewünſcht hat; daß es meiner Mutter lieb wäre, wenn ich in den teutſchen Provinzen des Königs angeſetzt würde; daß die Reiſe ſchon lange halb und halb verabredet war. Ja, Franz, ich fliehe nach Schweden, um der furchtbaren Hinkenden zu entkommen. Ich könnte bis an den Nordpol fliehen; ſie würde mich auch dort erreichen. Ihre flammende Fackel iſt in meiner Bruſt; und das Eis des Nordens wird ſie nicht verlöſchen. Ich wäre zu dir gereiſt; aber führt nicht der Weg nach Italien durch die Schweiz? und müſſen jetzt nicht alle meine Hoffnungen todt ſeyn, auch die, welche ich, trotz dem Verſprechen, das ich meiner Mutter gab, in dem Innerſten meiner Seele, wie die Quelle meines Lebens, aufbewahrte? Ich fliehe; am liebſten möchte ich mir ſelbſt entfliehen.

Und doch — habe ich denn ſo ganz und gar Unrecht? können denn Lage, Täuſchung, Schwäche mir nicht die mindeſte Entſchuldigung geben? — Sie wies mich ab; ich ging aber wieder nach Gengerſſen. Es war zu ſichtlich, zu auffallend, daß ſie mich vermied; ich mußte nothwendig glauben, daß ſie entſchloſſen wäre, die Verbindung mit mir abgebrochen ſeyn zu laſſen. Freylich ſah ich das gern; aber da es nun einmahl ſo war: durfte ich denn nun nicht thun, was unſre Ruhe völlig wieder herſtellen konnte? Ein junger angenehmer Mann in der Nähe, ein Kandidat, bewarb ſich um ihr Freundſchaft. Das entdeckte mir ein Zufall, oder meine Aufmerkſamkeit auf alles, was ſie anging. Ich ſprach den jungen Mann. Er gefiel mir, und ich ließ ihn merken daß ich ihm wohlwollte. Doch trieb ich das alles ſo langſam, ſo natürlich, ſo ſchonend, daß auch nicht der mindeſte Schatten von Verdacht auf ſie fallen konnte.

Der Prediger in Sengerſſen bath mich um einen Subſtituten. Das war natürlich, da er alt und ſchwach iſt. Ich wählte den jungen Mann, ließ dem Alten das ganze Pfarrhaus und die ſämmtlichen Einkünfte, räumte jenem einen Flügel der Gutswohnung ein, und ſicherte ihm ein anſehnliches Gehalt zu. Jetzt ließ der junge Mann nicht undeutlich merken, daß er Sophiens Hand zu bekommen wünſche, und bath um meine Vermittlung. Die ſchlug ich ihm geradezu ab; ich ſchrieb aber Sophien, was ich gethan hatte, und bath ſie, das Glück des jungen Mannes durch das unſchätzbare Geſchenk ihrer Hand zu befeſtigen.

Mein Brief war ſo zart, daß er ſelbſt die ſcheueſte Tugend nicht hätte beleidigen können. Ihre Antwort ſollte ruhig ſeyn, oder war es wirklich. Sie bath mich, ihr Schickſal ihrem eigenen Entſchluſſe zu überlaſſen, und mich, bis ſie den beſtimmt hätwie beneid' ich dir das reine, edle, große Herz, das in deiner Bruſt ſchlägt!"

Konrad verſprach, als er wegging, den andern Morgen wieder zu kommen. Flaming legte ſich nieder; aber er konnte kein Auge zuthun, weil Roſinens Schickſal ihm zu ſchwer auf der Seele lag. Er fühlte ſein Unrecht, und ſann auf Plane, es wieder gut zu machen. Dabei dachte er auch mit Bewunderung an Konrads reinen Edelmuth. „Welch ein großer Menſch!" ſagte er die Nacht hindurch wohl hundertmahl zu ſich ſelbſt. Doch, als er eine Stunde geſchlafen hatte, war ſeine Bewunderung ſchon weniger lebendig. „Dieſer ſchwarze Negerkopf?" dachte er: „wie iſt das möglich! Und dieſe ſchlanke, blauäugige Blondine? noch unmöglicher!" Er grübelte ſtundenlang, wie das mit ſeinem Syſteme zu vereinigen wäre. „Es iſt nicht ſo," rief er endlich, „wie Konrad es mir erzählt hat. Ich thue am beſten, wenn ich zu Roſinen hinüber gehe; da werde ich ja hören!" Er ging zu Roſinen, und ihre Augen füllten ſich mit dankbaren, zärtlichen Thränen, ſobald er nur von Konrad anfing. Sie hob die Hände gefaltet te, aus Sengerſſen zu entfernen. Ich reiſe ab, und glaube, es iſt alles aufs beſte eingeleitet. Nach vierzehn Tagen komme ich zurück. Ich hoffe ſie als Braut zu ſehen, und ihr zeigen zu können, welchen Antheil ich an ihrem Wohl nehme; ſie hat aber dem jungen Prediger eine beſtimmt abſchlägige Antwort gegeben, und iſt nicht mehr im Orte.

„Ich begreife nichts davon," ſagte ihr Vater, als er mir das mit Kopfſchütteln erzählte. „Am Tage heiter, doch Morgens und Abends in Thränen. Es wäre mir lieb geweſen, wenn ſie den Prediger geheirathet hätte; auch weiß ich, daß ſie vor Jahr und Tag nicht Nein geſagt haben würde. Hat der Prediger einen dummen Streich gemacht, wie ich vermuthe, ſo iſt alles vorbey; denn Fiekchen, Ihr Gnaden, hatte ganz eigene Grillen. So ein Jugendfehler ſchien ihr — Gott weiß! — das unverzeihlichſte Verbrechen."

Dieſe Unterredung, und hundert ähnliche, mußte ich ertragen. Ach, wenn der Alte nicht gar zu gutherzig wäre — er würde an dem Wechſeln meiner Geſichtsfarbe geſehen haben, daß ich der Verbrecher bin. Es war mir nicht möglich, die Sache ſo zu laſſen. Ich kämpfte lange zwiſchen Entſchluß und Entſchluß; endlich fuhr ich zu dem Prediger Günther, wo ſie ſich aufhielt, und ließ mich unter meinem Nahmen bey der Mamſell Gebhardi melden. Man führte mich in ein Zimmer. Nach einigen Minuten trat ein Mädchen, die Tochter des Predigers, der nicht zu Hauſe war, mit einem ſo geſpannten, erſchrockenen Geſichte herein, daß ich

Anfangs, — ſtelle dir vor, mit welchem Entſetzen! — auf den Gedanken gerieth, ſie wiſſe mein Verbrechen.

„Herr Baron," ſagte das Mädchen; „meine Freundin Gebhardi iſt in der That nicht im Stande, einen Fremden zu ſehen. Sie iſt ſchwach, oder wohl krank. Da ſie vermuthet, daß Sie wohl ſonſt nichts als einenen Auftrag von ihrem Vater an ſie haben, ſo bittet ſie, daß Sie ihn mir mittheilen möchten." Ich zitterte; aber dennoch drang ich darauf, ſie ſelbſt zu ſprechen. „O, Herr Baron," ſagte das Mädchen: „es müßte etwas ſehr Angenehmes ſeyn, was ſie meiner Freundin zu ſagen hätten; ſonſt bäthe ich Sie, ihr eine Unterredung zu erſparen, die ſie gewiß ermatten würde. Sie iſt krank!" — Das Wort krank betonte ſie ſtark.

Ich weiß nicht, welch ein böſer Geiſt mich ſo feſt hielt. Mein Inners war zerriſſen; und doch beſtand ich darauf, Sophien zu ſprechen. Endlich führte das Mädchen ſie in das Zimmer; und nun hatte mich die Furie auf der Stelle, wo ſie mich haben mußte. Sophie ſchwankte, bleich, mit erloſchenem Auge und fliegender Bruſt, herein. Sie ſetzte ſich matt in einen Stuhl, und winkte ihrer Freundin, uns zu verlaſſen.

Als wir allein waren, wollte ſie reden, und rang mit einem Lächeln, das ſie zu erzwingen ſuchte. Vergebens. Seufzer erſtickten ihre Worte, eine tiefe Wehmuth ihr Lächeln. Ich warf mich in einer halben Betäubung ihr zu Füßen. Mit dem Entſchluße, ihr auf der Stelle meine Hand zu geben, rief ich: was muß ich thun, meine Theure, Sie wieder glücklich zu machen?

Mich

„Mich nie wiederſehen!" antwortete ſie in langgezogenen, ſchweren Tönen.

Theure Sophie, ſagte ich und wollte ihre Hand ergreifen, die ſie bebend zurückzog: ich bin hier, um Ihnen die vollgiltigſte Genugthuung zu geben; die vollgiltigſte, ſage ich.

„Welche, Herr Baron?" erwiederte ſie; und auf die blaſſen Wangen ſtieg eine ſchöne Röthe. „Welche?" Ich wollte einfallen; ſie winkte mir aber Stillſchweigen zu. „Von Genugthuung, Herr Baron," hob ſie langſam wieder an, „kann die Rede nie mehr ſeyn; die iſt unmöglich, völlig unmöglich, weil Sie mich nicht liebten. Aber um Mitleiden bitte ich Sie; deſſen bedarf, und das verdien' ich. Auch bitte ich Sie um eine Güte, nur um Eine: mich nie wiederzuſehen!"

Das rührte mich, Franz; doch zugleich fiel mir der Gedanke ein, ob ſie nicht etwa eine Maske vornähme, um mich zu rühren. Ich both ihr noch einmahl meine Hand an. Sie zerfloß in Thränen, ſchlug ſie aber aus, ernſtlich aus. — Jetzt verſicherte ich, daß ich ſie liebte. „Herr Baron," ſagte ſie; „ſo großmüthig dieſe Täuſchung auch iſt bleibt ſie dennoch Täuſchung. Es war eine Zeit, da ich es glaubte; allein Ihr Brief ... O, Herr Baron, ich muß Sie dringend bitten, mich zu verlaſſen. Ich will glauben, daß Sie nicht wußten, was Sie thaten, als Sie mir einen fremden Mann antrugen. Daran dachten Sie wohl nicht, daß Sie dieſes Herz zerdrückten, daß Sie mein Daſeyn vernichteten."

Sie zog die Klingel neben ihr; und ihre Freundin trat herein. Jezt ſtand ſie auf, und ſagte: „Leben Sie wohl. Ich hoffe, wir ſehen uns nie wieder.“ Mit dieſen Worten ging ſie aus dem Zimmer. Ich war wie betäubt; es fiel mir in ſeiner ganzen Schrecklichkeit auf, wie ſehr mein Brief ſie beleidigt haben mußte.

Ich beſchwor ihre Freundin, mir noch auf eine halbe Stunde Gehör bey ihr zu verſchaffen. Meine Klagen rührten das Mädchen; doch Sophie ſchlug mir die Unterredung rund ab — Ich ſchrieb ihr aus dem Wirthshauſe, erhielt aber meinen Brief unerbrochen in einem Converte zurück, worin die Worte ſtanden: “ Mein Herr, wenn Ihnen die wenigen Stunden, die ich noch zu leben habe, etwas werth ſind, ſo machen Sie keinen Verſuch, mich wiederzuſehen. Leben Sie wohl! Ich halte Sie nach unſerer Unterredung nicht länger für einen Böſewicht, und verzeihe Ihnen, weil ich mir ſelbſt verzeihe.“

Endlich verließ ich die Gegend, nach hundert mißlungnen Verſuchen, ſie zu ſehen, ihr zu ſchreiben. Ich hoffte, hier in Sachtleben die Ruhe wieder zu finden. Vergebens! Jezt will ich ſie unter dem ewigen Eiſe des Nordens ſuchen. Ach, die Furien Griechenlands ſind uns übrig geblieben, aber kein Tempel, der uns von dem Verbrechen reinigt. Der Muttermörder Alkmäon fand Ruhe vor den Furien auf einem Lande, das erſt nach ſeiner Frevelthat entſtanden war. Ich? Wohin ich fliehe, wird ihre Geſtalt vor mir ſtehen. Leb wohl, Franz, auf lange Zeit! Leb wohl.

Sophie an Auguſten.

7.

Sengerſen.

Ich ſchicke dir hier das Buch zurück; und, aufrichtig geſtanden, es gefällt mir nicht. Die Wahrheit, welche für uns paßt, wie für Jeden, der kein Gelehrter ſeyn kann, muß nicht nur einfach ſeyn, ſondern auch können einfach ausgedrückt werden. Eine Wahrheit, die auf einer Menge von ſpitzfündigen Schlüſſen beruhet, die einem einfachen, geſunden Verſtande nicht ſogleich einleuchtet, die — möchte ich ſagen — dem Herzen nicht ſogleich als wahr gefühlt wird: die paßt nicht für mich. Lebenswahrheit hat einen Charakter, der ſie bezeichnet: ſie iſt verſtändlich. Für den Gelehrten mag das ſeyn, ein nützliches Spiel des Verſtandes; wir ſollen die Wahrheit mehr üben, als bekritteln. Und hier iſt alles ſo koſtbar ausgedrückt: man ſtutzt auf jeder Seite vor etwas Neuem; ich glaube aber, wir müſſen gegen das Neue eine Art von Mißtrauen haben. Es würde mir leid thun, wenn das nicht auch deines Vaters Meinung wäre.

Ich habe jetzt ein wenig mehr Geſchäfte, als ſonſt; der Baron von Kielegge iſt angekommen, um den Herbſt und vielleicht auch einen Theil des Winters hier zuzubringen. Mein Vater gerieth vor Freuden außer ſich, als er den jungen Herrn, der ſeine Kindheit hier zugebracht hat, wiederſah. Ich ſelbſt war nicht wenig neugierig, einen Mann kennen zu lernen, den mein Vater ein Wunder der Welt nannte, und den er — bis auf Henriettens Bruder, den Buſenfreund des Barons — für den edelſten aller Jünglinge erklärt. Dir kann ich ja wohl geſtehen, daß Henriettens Erzählungen von dem Baron, und einige Briefe ihres Bruders Franz, die ebenfalls ſein Lob, und nur ſein Lob enthielten, zu dieſer Neugierde nicht wenig beytrugen. Er iſt ein junger Mann, von vier und zwanzig Jahren etwa, deſſen Geſicht ein Zug von Ernſt recht intereſſant macht; und wirklich, liebe Auguſte, thut er wenigſtens nichts, was dem Lobe meines Vaters und ſeines Freundes widerſpräche.

Er ſpricht gut, und — ſo viel ich nach einigen Unterredungen, die er in meiner Gegenwart mit meinem Vater hielt, darüber urtheilen kann — mit einem eindringenden, feſten Tone. Sein alter Bedienter, ein ehrwürdiger Mann, liebt ihn väterlich; und das iſt wohl ein ſicheres Zeichen, daß er ein guter Menſch ſeyn muß.

Wenn er mit funkelnden Augen, mit einem ſchönen Entzücken von ſeinem Freunde ſpricht, dann ſeh' ich ihn am liebſten. Ein Paarmahl hat er mich über die Grenze weggeführt, die ich mir in meinem Betragen gegen ihn beſonders darum geſteckt habe, weil er ſo gütig und artig iſt. Er erzählte meinem Vater, wie ſein Franz in den unterirdiſchen Gewölben zu Rom oder Neapel — ich hatte große Luſt, ihn zu fragen, weßhalb er dahin gegangen wäre; denn die Beſchreibung dieſer Höhlen intereſſirte mich — wie ſein Franz ihm dort das Leben gerettet hätte. Und nun wendete er ſich in einer Art von Begeiſterung, mit einer ſolchen Herzlichkeit an ſeinen entfernten Freund, daß ich mich abwenden mußte, um ihn das Vergnügen und die Wehmuth, die mich mit großer Gewalt ergriffen, nicht ſehen zu laſſen.

Als mein Vater ihn auf ſeine Jugend brachte, fiel er mit einer Wärme ein, die beynahe an Schwärmerey grenzte, und redete von ſeinem verſtorbenen Vater, der ein vortreflicher Mann geweſen ſeyn ſoll, höchſt kindlich und ehrerbiethig; eben ſo von ſeiner Wärterin, die noch hier lebt, und mit der er, wie ein Sohn mit ſeiner Mutter, umgeht. Ich blickte ihn zuweilen von der Seite verſtohlen an, um zu beobachten, ob dieſe Wärme wohl nicht ein wenig erkünſtelt wäre. Aber nein: er brauchte die einfachſten Worte, um ſeine Gefühle zu bezeichnen; er blieb nur ſo lange bey einem Gegenſtande, bis mein Vater ihn auf einen andern brachte. Ton, Stimme und Geſicht wechſelten bey minder und mehr intereſſanten Gegenſtänden. Sein Auge funkelte, wenn er den Nahmen Franz ausſprach; ſein ganzes Geſicht bekam einen ſchönen Zug von tiefer

Ehrerbiethung, ſo oft mein Vater ſagte: „und der ſelige Papa!“

In der That, liebes Kind, der junge Mann intereſſirte mich. Dein Vater hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, wir Mädchen hätten den Schwärmer von jeder Art weit lieber, als den ruhigen, geſetzten Mann mit vieler Beſonnenheit. Und ein recht angenehmer Schwärmer iſt der Baron.

Sieh, jetzt war bey uns auf einmahl alles lebendig. Der ſteife, abgezirkelte Garten wurde, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, in einen Luſthain verwandelt. Jeder Hügel, jedes Thal bekam Nahmen und Beſtimmung, die ſich faſt immer auf den Sohn oder den Freund bezogen.

War er einen Tag abweſend, ſo durchſtreifte ich ſeine Schöpfung, und es freute mich, daß mein Herz alle ſeine Lieblingsplätze errieth. — O gewiß, — du wirſt lächeln, Auguſte — ich wußte mir insgeheim nicht wenig damit, daß unſer Geſchmack ſo übereinſtimmend war. Auf meiner Lieblingsſtelle oben zwiſchen den Felſen, wo man unter ſich das Rauſchen des Fluſſes hört, hat er von rohen Steinen einen Altar der ſchönen Einſamkeit errichten laſſen. — Wilder Wein ſchlingt ſich verbergend um ein Gerüſt, und hängt wie eine Laube über den Altar und den Sitz, meinen Sitz und den ſeinigen, ſchauerlich hin.

Er wird Sengerſſen wieder verlaſſen; und iſt es nun nicht, als ob er mein Leben hätte verſchönern wollen? Glaube nicht, daß ich weniger dankbar dafür bin, weil er das alles that, ohne zu wiſſen, für wen, und weil er noch nicht zehn Worte mit mir geſprochen hat. Ich vermeide ihn (wohl mehr als es eigentlich nöthig wäre), weil ich fühle — wie drücke ich mich nun aus, damit du nicht zu ſehr lachſt? weil ich fühle, daß mir ſeine Geſellſchaft leicht zu angenehm werden könnte.

Ich habe nicht geſcherzt, liebe Auguſte. — Was ich vorhin zuletzt ſchrieb, iſt mein Ernſt, ob es gleich ein wenig eitel ſcheinen kann. — Du ſollteſt nur wiſſen, wie gut er iſt! Täglich erweiſet er den Unglücklichen auf ſeinen Gütern Wohlthaten, ohne es künſtlich zu verbergen, und ohne darüber zu reden. — Er handelt, wie ſein Herz es ihm gebiethet, und nimmt perſönlichen Theil an den Unglücklichen. So iſt es mir lieb, daß er mich faſt gar nicht zu bemerken ſcheint, und daß ich den Muth habe, ihm mancherley kleine Talente zu verbergen.

Er weiß nicht, daß wenigſtens Ein Herz in Sengerſſen ſeine Größe fühlt und achtet. Zuweilen redet er mich an; ich antworte aber, wie man es wohl thut, wenn man eben keine Zeit hat, das Kürzeſte das Beſte. Das iſt ein Triumph für mich, und — glaube mir! — nicht der kleinſte, nicht der leichteſte; denn es koſtet mir oft nicht wenig Mühe, zu ſchweigen, wo ich wohl etwas Verſtändiges zu ſagen wüßte. Wenn du mich darum nicht lobſt, ſo wird mich doch dein Vater loben; und ſein Lob und deine Liebe ſind ja Alles, was ich mir wünſche.

8.

Sengérſſen.

Was du von Liebe, von dem Erwachen meines Herzens plauderſt, liebe Auguſte, iſt — woran du wohl nicht gedacht haſt -- gar nicht unwahr; doch zum Glücke kann ich dir mit einem heiteren Geſichte und einem frohen Herzen ſchreiben. Wäre der Baron von meinem Stande, zeichnete er mich aus, verlangte er meine Hand: ich fühle, daß ich glücklich ſeyn würde. Das alles iſt nun aber nicht; und ſo fühle ich nichts weiter, als daß ich meinen Weg fortgehen muß. Ich treibe meine Geſchäfte, nähe, plätte, koche, kurz, ich beſorge die Haushaltung, und vergeſſe oft halbe Tage lang, daß zwey Zimmer weit von mir ein junger Mann wohnt, ſo gut, ſo edel, wie ich noch keinen gekannt habe.

Daß dein Vater über meinen Brief ein wenig bedenklich geworden iſt, wundert mich gar nicht. Ich ſelbſt bin es ja, und jetzt betrage ich mich behuthſamer als je, da der Baron — der Himmel mag wiſſen, warum? — mich auf einmahl bemerkt, mich gefliſſentlich in Geſpräche zieht, mich beobachtet, und mir nachgeht, wenn ich einmahl verſtohlen durch den Garten ſchleichen will.

zum Himmel empor, betete rührend für den edlen Menſchen, und klagte ſich der allergrauſamſten Undankbarkeit gegen ihn an. O, rief ſie zuletzt mit einer furchtbaren Ueberſpannung, mit flammenden Augen, hochſchlagender Bruſt, und erſchütternder Stimme: O nein, keine Mutter, kein Vater, kein Engel hätte ſo an mir gehandelt, wie Konrad! Und ich weiß, Gott hat mir meine Sünden um Konrads willen vergeben! Ach, — rief ſie nun wieder, mit einem Strome heißer Thränen, und mit erſtickter Stimme, in das Bett-Tuch verhüllt, die Hände ſchmerzlich ringend: — ach, wie habe ich ihn beleidigt! wie gequält! wie betrogen! Nein, nein! Gott kann mir nicht vergeben!

Ihr Enthuſiasmus riß den Baron aufs neue mit hin, ſo daß er in Lob, in Bewunderung des edlen Menſchen ausbrach. Jetzt öffnete Konrad die Thür, und ein ſeelenvolles Lächeln, demüthige, anbetende Blicke des Mädchens empfingen ihn. Konrad drückte dem wohlthätigen Baron die Hände, als er Roſinens jetzigen Zuſtand ſah. Flaming ließ Beide allein. Das Negergeſicht verſchwand in ſeiner Phantaſie, und anſtatt deſſen ſah er ei-

Er ſieht mich oft lange und mit einer gewiſſen Befremdung an, thut Fragen, die ich von ihm nicht erwarte, und will mein Urtheil über Dinge hören, von denen er gewiß nicht weiß, daß ich fähig bin, darüber zu urtheilen. Ich antworte einfach, am meiſten das goldne: ich weiß es nicht; und ſo läßt er mich gehen. Nach drey oder vier Tagen iſt es aber wieder, als wollte er mich über meine Kenntniſſe vernehmen, als wollte er mich aushorchen.

Auguſte, es koſtet dieſem pochenden Herzen oft ſchwere Mühe, mit dem unbedeutenden Geſichte vor ihm zu ſtehen, und allen Schein zu vermeiden, als ob ich ihn flöhe, oder ſuchte. Es koſtet Mühe; aber ſie lohnt auch: denn was würde deine arme Sophie leiden, wenn ihr Herz noch ſtärker pochte, als jetzt, wenn ſie anders, als heiter, als lachend, an ihn denken müßte!

Du glaubſt nicht, wie gut, wie edel, wie großmüthig, und wie kindlich er dabey iſt! Du glaubſt nicht, wie ungeſtüm dieß eitle Herz oft ſchlägt, wenn er von dem Glücke der Freundſchaft, von dem Glücke der Liebe . . . Weißt du, was ich bemerkt zu haben glaube? Er liebt; — und ſo wäre ich ja ſicher. — Er liebt unglücklich; und ſo — O lächle nicht! Ich möchte das Mädchen nur einmahl ſehen, daß dieſer Mann liebte, und von dem er nicht wieder geliebt würde. Wachend und träumend ſtelle ich ſie mir vor. — Wenn ich ſie ſähe, dann würde ich doch wiſſen, daß er mich nicht lieben könnte; und dann — wäre ich ja wohl am ſicherſten: nicht wahr? — Leb wohl.

9.

Sengerſſen.

Ach, Auguſte! als wir mit einander verabredeten, ein Zeichen auf unſre Briefe zu ſetzen, wenn ſie gänzlich unter uns bleiben ſollten, da dachte ich nicht, daß ich es je für mich nöthig haben würde. Und nun! — Ich werde das Zeichen doppelt auf den Umſchlag ſetzen, und bitte dich, jeden künftigen Brief von mir wie ein Heiligthum, ſelbſt deinem Vater, zu verbergen. Ach! brauchte ich das, wenn nicht ſchon eine Schuld auf meinem Herzen läge?

Eine Schuld! Erſchrick nicht, liebe Auguſte. Ich zittre nicht vor meinem Herzen (es iſt noch rein), aber wohl vor dem Schickſale, das drohend über mir hängt. — Wäre des Barons Vater ein Prediger, ein Pächter geweſen, ſo würde jetzt der Himmel rein und heiter, ein Bild meines Herzens, über mir glänzen, Engel und Menſchen würden ſegnende Blicke auf mich werfen, und die Zukunft wie eine ſchöne Triumphpforte vor mir ſtehen. Aber — er iſt ein Baron; und nun liegt der Himmel ſchwer und dunkel auf meinem Haupte; die Zukunft ſteht drohend und ſchwarz vor mir da; die Menſchen werfen ſpottende, und, wenn ſie beſſer ſind, mitleidige Blicke auf mich. Die Engel? nun, die ſegnen mich dennoch.

Ja, ich liebe ihn. Lange, ſehr lange kämpfte ich. Du erfuhreſt nichts von dieſem Kampfe, liebe Auguſte, weil nur die Siegerin ihn dir erzählen ſollte. Und jezt? — Ich liebte ihn. Auch das hätte dein Vater wiſſen mögen; denn meine Liebe, obgleich Liebe, war nur ein höheres Wohlwollen, ein ſtiller, ſeliger Genuß meines eigenen Herzens. Ich liebte hoffnungslos. Erſt zitterte ich vor dieſem Worte; als ich aber wußte, daß ich ihn liebte, da verſchwand meine Furcht vor dieſer Vorſtellung, und ich fühlte mich in meiner ſtillen Liebe glücklich. Kein Seufzer (meine Bruſt war leicht) verrieth das Geheimniß meiner Bruſt. Er war gleichgiltig gegen mich. Nur in den wildern Träumen meiner Phantaſie that das meinem Herzen weh; in jeder beſſeren Stunde war es für mich eine Quelle von Zufriedenheit. Ich gab mich dem ſanften Zuge meines Herzens gänzlich hin: ich war ja meiner ſo ſicher; er wußte, er ſah ja nicht, daß ich ihn mit allen Kräften meiner Seele liebte. O, es hätte mein ganzes Leben ſo fortdauern können: ich wäre glücklich geweſen, ohne mehr zu wünſchen.

Auf einmahl, ganz auf einmahl — ich ſchwöre dir, kein Blick hatte ihm mein Geheimniß verrathen! — auf einmahl, gänzlich ohne ſtufenweiſes Uibergehen von einer Empfindung zur andern, drängte er ſich an mich, mit allen Zeichen der Leidenſchaft, und einer ſo heftigen, daß ich mißtrauiſch wurde. Ich ſuchte mir ſein Benehmen, daß mir unbegreiflich war, zu erklären. Auguſte, könnte es ihm nicht eben ſo gegangen ſeyn, wie mir? könnte nicht dieſe ſtille, mächtige Leidenſchaft ſein Herz, könnte nicht eine Hoffnung ſeinen Entſchluß zu ſchweigen überwältigt haben? Warum wäre denn das auch ſo ganz undenkbar?

Er hat ſeiner Mutter, ſeiner Familie, ſeinem Stande Rechenſchaft zu geben. Das mag ſchwer ſeyn; aber unmöglich iſt es doch nicht. Indeß dem ſey wie ihm wolle, genug, er liebte mich; ich möchte ſagen: er liebte mich mehr, als ich ihn; denn er ſtand mit einem Schritte an dem Ziele, das in unermeßlicher Ferne von mir lag. Er drängte ſich zu mir, ſuchte mich auf, kam meinen kleinſten Wünſchen zuvor, und riß mein Herz mit Gewalt an ſich. Nie ſagte er mir, daß er mich liebte; und dafür dankte ich ihm im Herzen: denn was wäre aus deiner armen Sophie geworden, wenn er geredet hätte! Aber läßt ſich die Liebe verbergen? Ich fürchte, er kennt mein Herz, wie ich das ſeinige. Lange kann dieſer peinlich-angenehme Zuſtand nicht mehr dauern. Ich ſehe das ſüße Geſtändniß auf ſeinen Lippen ſchweben; nur mein Ernſt, meine anſcheinende Ruhe hält es zurück. Ach, wenn er wüßte, was ich fühle; er und ich, wir wären glücklich!

Glücklich? Ja, ich lege die Hand an die Stirn; und nie kann ich etwas Anderes denken, als: ich werde glücklich ſeyn. Das wirſt du mit dem finſtern Anfange meines Briefes nicht zu reimen wiſſen; aber bey einem Anfange iſt man ja immer ein wenig feyerlich, und eben darum nicht ganz wahr. Ich ſähe es lieber, wenn er von meinem Stande wäre; doch da das nun einmahl nicht iſt, nicht ſeyn kann: ſo fühle ich denn doch, trotz Allem, was dein Vater darüber ſagt, daß ſein Rang mich nicht hindern würde, mit ihm glücklich zu ſeyn, und ihn glücklich zu machen. Die Zeit hat das Vorurtheil geſchwächt; als dein Vater jung war und ſich ſeine Begriffe über Manches bildete, herrſchte es noch in ſeiner ganzen Stärke. Man würde mich der Rangſucht, vielleicht der Habſucht beſchuldigen; ja! Das vergäße ſich aber. Ich finde jetzt ſo viele Schwierigkeiten nicht mehr, Auguſte, als ich noch vor einem Monathe fand. Damahls ſchien mir alles unmöglich, und jetzt ſcheint es mir ſehr leicht. Ich erwarte, was mein Schickſal über mich verhängen wird; fordert er aber meine Hand, iſt er frey entſchloſſen, mein zu werden, dann — Auguſte, mein Herz ſchlägt dennoch ängſtlich. Ach, ich fühle, die Minute, in der ich zum erſten Mahle unter ſeine Verwandten treten ſollte, würde mir peinlich ſeyn, und wenn mich auch das Geſtändniß ſeiner Liebe zu dem glücklichſten Weſen gemacht hätte.

Ich bin glücklich und unglücklich. Der Anfang meines Briefes iſt wahrer, als ich es hinterher ſelbſt glaubte. Ich ſchrieb ihn mit zitterndem Herzen, mit naſſen Augen. Ach, ich liebe ihn: das iſt Alles, was ich weiß.

10.

Sengerſſen.

Auguſte! Ich bin verloren, auf ewig verloren! Entſetzlich! Wie wird das enden! wie! O, wäre ich todt! bedeckte das Grab dieß vernichtete Herz!

Wieder ein Tag hin! ein Tag, lang wie die Ewigkeit, und voll Qualen, wie die Hölle. Schon glaubte ich, meine zitternde Hand hätte die letzten Züge auf das Papier geſchrieben. Ich konnte dir nicht einmahl ein Lebewohl ſagen. O lebe wohl! lebe glücklich, Auguſte! Flieh, haſſe, verachte die Männer! Das räth dir deine ſterbende Freundin. Der gewaltige Schmerz muß und wird mein Herz brechen. Wie könnte ich das Leben ertragen! Leb wohl!

Ich bin noch, ich fühle mein verhaßtes Daſeyn noch immer. O, ich wurde betrogen, wie noch Keine, mit dem kälteſten Spotte betrogen. Weh mir! Ich ſtarre die Welt an, wie ein Gefängniß. Und wäre das nun erſt, was ich befürchte! Wäre das! Ach, meine Sinne ſehen ja nichts mehr als nur mein Elend, meine Verzweiflung. Hier liege ich, und hebe die zitternden Hände auf zu einer Welt ohne Mitleid, in ein gräßliches Dunkel, wo nur die Stimme des Verbrechens, das Hohngelächter der Laſterhaften ertönt.

Mochte er mich betrogen haben, der lächelnde, heuchleriſche Böſewicht! mochte er! Aber dieſen Brief ſchrieb er mir! O, mit dem in der Hand will ich ſterben, mit dem in der Hand ihn anklagen; und er ſoll zittern! Dieſer Brief, wie iſt es möglich, daß er nicht mein Herz zerſchmetterte! Ich lege ihn auf die pochende Bruſt; ach! und dennoch hört ſie nicht auf zu ſchlagen. O, verſpottet mit dieſer Liebe! ſo verſpottet! mit dem giftigſten Hohngelächter!

Verzweiflung ſoll dieſer zuckenden Hand die Kraft geben, dir mein Elend zu ſchreiben. Nimm dieſen Brief, Auguſte, nimm ihn, wenn ich todt bin, und wirf ihn dem Verräther ins Geſicht. — Du ſollſt meine Rache erben.

Er liebte mich nicht, der wolluſtige Böſewicht; ich war nur zu ſeinem Opfer erſehen. — Das Bubenſtück gelang ihm. Ich ſank in den Abgrund, den er zu meinen Füſſen aufgegraben hatte. Ach, ſicher durch ſeine erlogene Liebe, durch ſeine geheuchelte Tugend, ging ich von Verderben zu Verderben; mein Herz, meine Unſchuld begünſtigten die Plane ſeines Haſſes. Ich wurde verführt; doch nur *mich* ſah ich mit Abſcheu an, nicht ihn. Er kam, und wollte mich ſprechen. Ich war nicht im Stande ihn zu ſehen. O, hätte ich ihn doch geſprochen! mein Schmerz würde ſeine Grauſamkeit entwaffnet haben. Unmöglich konnte er *ſagen*, was er *ſchrieb*; und *hätte* er es geſagt, ſo wäre ich auf der Stelle geſtorben. —

Auguſte, ich leſe wieder, was er geſchrieben hat, und glaube, daß eine Zauberey mein Auge täuſcht. Kann ich dann nicht mehr zweifeln, daß er es ſchrieb, ſo ſuche ich nach einem mildernden Worte in dieſem entſetzlichen Briefe; doch ſein Mitleiden iſt Hohn, ſein Bedauern ein giftiger Spott. Höre Auguſte! Er trägt mir die Hand eines Andern an. „Ich traue Ihnen,“ ſchreibt er, „Charakter genug zu, ſich unter die gebiethende Nothwendigkeit zu beugen!" Sieh, einen ſchändlichen Betrug trauet er mir zu. Nicht genug, daß er mich betrogen hat: — er will auch noch ein fremdes Herz in meine Schande verwickeln. Das nennt er meinen Charakter! darauf bauet er mit einer mich ſo erniedrigenden Zuverſicht, daß ich vor dem bittern Gefühle meiner Schande — denn was muß ich in ſeinen Augen ſeyn, daß er mir, jetzt ſchon, die Hand eines Andern, gleichviel ob eines ehrlichen Mannes, oder eines von ihm erkauften Niederträchtigen, anträgt! — daß ich mich vor mir ſelbſt verbergen möchte. O, ich dachte auch ſchon die grauſamſten Gedanken. Oder wünſchte er etwa, daß ich mein Leben endigen ſollte? wünſchte er das? Was mich erhielt, Auguſte, was in meine fürchterliche Verzweiflung einen Tropfen Ruhe goß, war der Gedanke an deinen und deines Vaters Schmerz. Und dennoch zittere ich noch jetzt vor mir ſelbſt.

21.

Sengerſſen.

O Auguſte, was habe ich gethan! Schrieb ich dir das wirklich? So weißt du meine Schande, und bitteſt mich dennoch, zu dir zu kommen? Darf ich je wieder mein Auge zu dir aufſchlagen? Kannſt du je dieß Herz, worin die wilde Flamme des Laſters brannte, den Sitz der Unſchuld, drücken? Würde nicht die finſtere

Reue, die ewige Trauer, der ſtumme Schmerz des unglücklichen Mädchens eure Tage voll Heiterkeit trüben? und dürfen in dem Tempel der Tugend die Seufzer eines Laſterhaften erſchallen, auch wenn es die Seufzer der Reue ſind?

Auguſte, ſprich mich nicht frey von aller Schuld. Ich verführte mich ſelbſt. Warnte mich dein Vater nicht? Sagteſt du, wenn auch nur ſcherzend, mir nicht mein Schickſal voraus? Ach! ich trotzte auf mein Herz, das noch keine Gefahr geprüft hatte; ich hielt es für einen Triumph, mit der Gefahr zu ſpielen. Wußte ich nicht, was dein Vater ſo oft ſagte: 'wir ſollten vor dem erſten Schritte zu einem ungewöhnlichen Verhältniſſe zittern, weil Niemand wiſſe, wie weit dieſer erſte Schritt am Ende führen könne?

O jetzt, da der Sturm der wilden Leidenſchaften, des Haſſes, der Verzweiflung, aufgehört hat; jetzt, da mein Herz nur unter den Thränen eines finſteren Grams zerfließt: jetzt ſehe ich deutlich, daß und wie ich fehlte, daß die Hälfte der Schuld mein iſt, und daß du Siegerin geweſen ſeyn würdeſt, wo ich die Ruhe meines Lebens auf immer verloren habe.

Nein, Auguſte, wenn ich auch zu dir komme, ich kann nie wieder ruhig, nie wieder glücklich werden. O, täuſche mich nicht mit Hoffnungen, die mein Herz nur dann faſſen könnte, wenn es verderbter wäre, als es iſt. Es gibt nur Einen Troſt für mich: den, daß ich das Vergehen einer unglücklichen Minute, einer thörichten Eitelkeit, mein ganzes Leben hindurch büßen werde. Ich habe mich wie eine Nonne von der Welt geſchieden, nur mit einem heiligeren Gelübde. Das Glück der Häuslichkeit, der heiligſten Verbindungen zwiſchen Menſchen, iſt für mich nicht mehr. Freundſchaft und Wohlwollen bleiben mir übrig, ſonſt nichts. Du wirſt mich verſtehen; und ich möchte nicht gern, daß du nur ein Wort dagegen ſagteſt, weil ſich doch nichts Wahres dagegen ſagen läßt.

Auf die Bedingung, daß ich gänzlich aus der Welt verſchwinden darf, komme ich zu dir; nur auf dieſe Bedingung, Auguſte. Sonſt würde ich ſogar den Muth haben, dich und deinen Vater auf immer zu verlaſſen. Ich verlange ausdrücklich, daß du deinem Vater alles ſageſt; denn er muß wiſſen, wen er bey ſich aufnehmen ſoll. Nur um das Einzige bitte ich ihn, daß er nie mit mir über die Sache ſpricht. Will er mich nicht aufnehmen, ſo ſchicke mir durch den Bothen ein Andenken an dich, einen Ring, eine Haarlocke, und laß mich dann ohne Abſchied gehen. Sobald der Bothe zurück iſt, reiſe ich von hier ab — entweder zu euch, oder in die tiefſte Einſamkeit. Sag mir in deiner Antwort beſtimmt, ob Ihr, du und dein Vater, meinen Vorſatz, ganz aus der Welt zu verſchwinden, billiget; denn, Auguſte, ich mag die Sache betrachten, von welcher Seite ich will, ſo fühle ich, daß von nun an eine mehr als klöſterliche Einſamkeit mich der Welt entziehen muß. Für Herzen wie das meinige, wäre das Kloſter eine Wohlthat; ich aber kann mehr als ein Kloſter finden: die ſchöne Einſamkeit bey euch, wo mich noch Niemand nen Apollokopf mit goldenen Locken auf Konrads Schultern. „Eine Ausnahme von der Regel!" ſagte er endlich, mit ſich zufrieden.

Roſine erholte ſich unter der Pflege eines vernünftigen Arztes, und bei beſſeren Nahrungsmitteln. Die Farbe kehrte wieder auf ihre Wangen, das Feuer in ihr Auge zurück. Flaming ließ ihr gute Kleider machen, und bemerkte jetzt erſt, daß ſie noch immer ein ſehr reitzendes Geſchöpf war. Ihr ehemaliger jungfräulicher Blick, und die friſche, glänzende Farbe der Unſchuld, wurde durch einen Zug von ſanfter Traurigkeit, von ſtillem, geduldigem Gram freilich nicht erſetzt, doch wenigſtens darüber vergeſſen. Je geſunder Roſine wurde, und je mehr die Züge der Schönheit auf ihr Geſicht zurückkehrten, deſto trauriger wurde ſie, und auch Konrad. Der gute Menſch behandelte Roſinen mit einer zärtlichen Freundlichkeit, aber zugleich auch vorſichtig zurückgezogen; ſie hingegen ihn mit einer brennenden Leidenſchaft, die indeß zu feierlich war, um etwas mehr zu ſeyn, als die höchſte Dankbarkeit. Flaming hielt dies Betragen für zurückkehrende Liebe, weil er nicht merkte, daß kennt, und das freundſchaftliche Herz meiner Auguſte. Leb wohl.

12.

Sellenberg.

Nun, Auguſte, iſt mein letztes Geſchäft mit der Welt beendigt. Mein Vater ſtarb in meinen Armen, ruhig, lächelnd, wie ſein ganzes Leben geweſen war. Er iſt reicher als ich dachte, als er ſelbſt wiſſen mochte. Deinen Vater hat er im Teſtamente zu meinem Vormunde ernannt, und ihn von aller Verantwortung frey gemacht. Ich ſtehe alſo, wie ich es wünſchte, nur mit ihm in Verbindung. Unter ſeiner Vollmacht habe ich, was da war, in baares Geld verwandelt. Ich nahm von Allen Abſchied, als ginge ich gerades Weges nach Weſtphalen, wo ich Verwandte von mütterlicher Seite habe, deren Nahmen man nicht kennt; ſo bin ich denn für meine hieſigen Bekannten völlig verſchwunden. Mit Zittern beſuchte ich noch den Park, das Otaheitiſche Häuschen; an der Laube ſtand ich mit gefaltnen Händen, und zerfloß in milden Thränen. Mitten unter dieſen bittern Empfindungen regte ſich dennoch ein ſanftes Gefühl von Liebe, das mich nicht ganz unglücklich ſeyn ließ. Ach, Auguſte, ich habe ihn unbeſchreiblich geliebt; denn — ich liebe ihn ja noch! Einen ſchwermüthigen Tag — es donnerte vom Morgen bis zum Abend in der Ferne — brachte ich in dem Parke zu, und überſann mit finſterem Staunen den Gang meines Schickſales. Was that ich Arme? fragte ich, in Thränen zerflieſſend, wohl hundertmahl. Warum mußte ein edler Menſch ein Verbrechen, vielleicht das einzige in ſeinem Leben, auf Koſten meines ganzen Glückes begehen? So quälte ich mich mit Zweifeln. Ach, Auguſte, dein Vater ſchüttelt den Kopf zu unſerm Glauben, daß er dennoch ein guter Menſch ſey. O, wenn er wüßte, was ich leide, er lieſſe mir den Glauben unangetaſtet. Auch behalte ich ihn, ob mir gleich die Begebenheit noch räthſelhafter geworden iſt, ſeitdem ich Walthers Schweſter geſprochen habe. Ich nahm den Weg über Sellenberg, um Henrietten Lebewohl zu ſagen; denn auch ſie ſoll glauben, daß ich nach Weſtphalen reiſe. Mit dem dritten Worte waren wir bey ihrem edlen Bruder; und mit dem vierten bey dem Baron.

Auguſte, ich habe mich nicht geirrt. Er hat mich nie geliebt, wie du glaubteſt, und wie auch ich zuweilen glauben wollte. Er liebte, er liebt vielleicht noch jetzt, eine ſchöne Schweizerin, mit der er eine Reiſe durch Italien, oder aus Italien, gemacht hat. Ganz genau war Henriette nicht unterrichtet; ſie wußte nur, daß des Barons Mutter die Verbindung nicht hat zugeben wollen, und daß er von ſeiner Geliebten weggereiſt iſt, ohne ihr ſeine Leidenſchaft zu entdecken. Am Ende zeigte ſie mir einen Brief ihres Bruders, dem zufolge dieſe Schweizerin ein ſehr vortrefliches Mädchen ſeyn muß. Wenn man das lieſt, ſagte ich lächelnd, ſollte man glauben, dein

Bruder liebte die Schweizerin eben ſo heiß, wie der Baron ſie je geliebt haben kann.

Henriette erwiederte lächelnd: „das will mein Bruder nicht zugeben, ob er gleich ganz offen geſteht, daß er entſchloſſen iſt, noch den ganzen Sommer in und um Altorf zu bleiben. ... Wenn er ſie auch liebte," ſetzte ſie vertraulich hinzu: „er würde ſchweigen und ſterben; denn er rechnet noch immer darauf, daß ſein Freund ihre Hand bekommen ſoll. Du hätteſt," fuhr ſie fort, und ſah mich ein wenig lauernd an, „meinem Bruder vielleicht einen großen Dienſt erweiſen können, wenn du ..." — Ich erröthete. Sie bemerkte es, und brach ab. — Nun? wenn ...? fragte ich.

„Der Baron hielt dich, wie mein Bruder mir ſchreibt, für ein gutes, liebes Mädchen; aber auch für weiter nichts. Uibrigens hat er dich ſehr reitzend gefunden. Du weißt, wie eitel man auf ſeine Freundinnen iſt. Nun, ſo ſchrieb ich denn meinem Bruder: in Sengerſſen, bey dir, wäre der Baron noch ſchlimmer daran, als bey allen Mädchen in der ganzen Schweiz. Ich dachte Wunder, wie weit es mit dem Baron gehen ſollte Er findet dich ſchön; gut. Aber du verbirgſt ihm deinen Geiſt, machſt immerfort die bloſſe Haushälterin; und er reiſt wieder weg, ohne auch nur zu ahnen, mit welch einem Mädchen er acht Monathe in demſelben Hauſe gelebt hat. Sieh," fuhr ſie fort: „das war freylich nur ein Gedankenſpiel für mich allein; es wurde mir aber ernſthaft, als mein Bruder, der dieſen Winter, Gott weiß wo, geſteckt hat,

UNIV BIBL

mir aus Altorf ſchrieb, ſich auf das genaueſte nach dir erkundigte, und mich bath, dich im Auge zu behalten, und ihm fleißig von dir und Allem, was dich anginge, Nachricht zu geben. Ich dachte, die Liebe, die ich wünſchte, wäre ſchon in völligem Gange. Auf einmahl reiſt der Baron nach Schweden; und du gehſt von Sengerſſen weg, man weiß nicht, wohin. Aus ein Paar Worten, die meinem Bruder aus der Feder geſchlüpft ſind, ſetze ich mir nun ein allerliebſtes Geſchichtchen zuſammen, und bedauere nur, daß es nicht geglückt iſt.“

Ich konnte vor Erwartung nicht reden, und ſah ſie nur mit ſtarrem Blicke an. Sie fuhr fort: — „Mein Bruder Franz liebt, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, die ſchöne Schweizerin. Der Baron hätte dich geliebt, meint er, wenn du nicht gar zu beſcheiden gegen ihn geweſen wäreſt.“

Sieh, ſo plauderte ſie weiter, und zeigte mir auch die Briefe. Was ich darin ſah, war weiter nichts, als daß der Baron mich nicht liebte. Von allem Andern, was ſie darin zu finden glaubte, fand ich wenig. Mein Gefühl wurde mir zu ſchwer, und ich ſagte ihr Lebewohl. Ich ging auf das Poſthaus, und wollte abfahren; aber — o lache nicht, Auguſte! — ich entſchloß mich, noch einen Tag zu bleiben, um Franzens Briefe noch einmahl zu leſen. Es iſt ſchon ſpät. Was ich aber auch morgen wieder in den Briefen finden werde — gewiß nur Thränen, nur neuen Kummer — : ſo weiß ich doch, daß für mich die tiefſte Einſamkeit gehört. Es iſt alſo gut, ſehr gut, daß ich von deinem Vater als eine Witwe angekündigt worden bin; — und könnte ich mich denn nicht ſo betrachten? Deshalb freue ich mich, daß dein Vater den Ruf nach Bergeleben angenommen hat, ob er gleich dadurch von allen ſeinen Freunden getrennt wird. Dort kennt mich Niemand, und ich kann ſo einſam leben, wie ich will. Das Stübchen, mit den Kaſtanienbäumen vor den Fenſtern, um das ich bitte, iſt ſo dämmernd, ſo heimlich. Nur Eins fällt mir zur Laſt: mein Vermögen. Ich wollte, dein Vater erlaubte mir, es durch eine Schenkung mit ſeinen Kindern zu theilen. Es würde uns Alle wohlhabend machen; mich macht es reich, und der Gedanke, das zu ſeyn, iſt mir widrig. Ach, Auguſte! warum liebte er mich nicht! Nein, ich bringe dieſen Brief dir ſelbſt. Ich ſehe Henrietten nicht wieder. Dieſe Nacht reiſe ich ab. Denn was könnte ſie mir ſagen, als: er liebte dich nicht!

Ich habe auf ewig von ihr Abſchied genommen. Ja, Auguſte, Allem, was mir theuer iſt, ſage ich ewiges Lebewohl. Ich Unglückliche!

Der Baron von Kielegge an Franz Walther.

13.

Lidköping.

Franz, hier an einem Fluſſe, der einen vaterländiſchen Nahmen hat, an der Gothiſchen Elbe in einem Dörfchen, erhalte ich zum erſten Mahle Nachrichten aus Teutſchland, von dir, von Allem, was mich angeht. O zittre nicht, mich zu treffen! Du nicht, die Rache iſt es, die mich trifft. Verhülle deine Trauerbothſchaften nicht in ſchmeichelnde, ſanfte Worte. Du thuſt es vergebens, mein Freund; es gibt Federn, die härter ſind, als die deinige. — Sieh, da ſtand ich auf dem Felſen, an den höchſten Waſſerfällen in Europa, denen von Trollhätta. Ach, dieſer fürchterliche Waſſerſturz erinnerte mich an den Rheinfall: und von da flog ich in die glücklichen Thäler der Schweiz, wo ich doch einmahl in meinem Leben glücklich geweſen bin. Unter dieſem gewaltigen Brauſen ſtieg die kurze ſchöne Zeit, wo noch kein Verbrechen auf meinem Herzen lag, wo ich noch den Muth hatte die ſchwerſten Opfer zu bringen, in holder Geſtalt vor mir auf. Ich lagerte mich in dieſen wilden, öden Felſen, einem harten, rauhen Bilde der ſchönen Schweiz. Jetzt wagte ich es wieder, doch nur in der weiteſten Ferne, das Traumbild einer ſchönen Hoffnung vor mir aufzuſtellen. Ich dachte mir das ſo tief von mir beleidigte Mädchen ruhig, glücklich. Der Himmel war verſöhnt, und ich eilte, wie auf Flügeln, den Weg vom Norden zurück nach jenem Paradieſe, wo ſie wohnt, die ich liebe, die ich nie vergeſſen werde. Nun trat ich in das Landhaus, das du jetzt kennſt, deſſen Vorſprung eine Laube von Geisblatt iſt, von wo man die ſchönſte Ausſicht auf den See hat, und wo ich, ehe der Wille meiner Mutter mich zum Elende verdammte, ſo glückliche Stunden mit dem edlen Mädchen zubrachte.

Es gelang mir, als ich ſo da ſaß, ein Bild meines ehemahligen Paradieſes hervorzuzaubern, und ich war eine Minute glücklich. Auf einmahl hörte ich ein Geſchrey mehrerer Stimmen. Ich wurde unmuthig darüber, daß ich nicht einmahl hier, in dieſer felſigen Wildniß, ruhig träumen ſollte. Bald ſtieg eine Menge Menſchen, groß und klein, von beyden Geſchlechtern, zwiſchen den Felſen hinan, und mit ihnen eine Frau, die im heftigſten Schmerze die Hände rang. Zwey Männer führten ſie oben auf den Felſen; und die Uibrigen folgten unruhig. Ich ging ihnen nach, um zu erfahren, welche Abſicht man mit dem Weibe hätte. Dort! dort! ſagte ein Alter, und zeigte auf eine Inſel, die zwiſchen zweyen von den Waſſerfällen liegt.

O, mein Sohn! mein Sohn! rief die Frau mit Tönen des Jammers, und ſank ohnmächtig zurück. Man trug ſie die Felſen hinab; unten hörte ich ſie aufs neue rufen: o mein Sohn! mein Sohn!

Ich fragte einen alten Bauer aus Trollhätta, der zurück geblieben war, um den Zuſammenhang der Begebenheit. So viel ich ihn verſtand, erzählte er mir Folgendes. Im vorigen Herbſte reißt der wüthende Strom einen Kahn zwiſchen den Felſen durch, in den Waſſerraum zwiſchen den zwey Waſſerfällen. Der Kahn wird zerſchmettert; ein Menſch rettet ſich aber auf die Inſel, die der wilde Strom hier zwiſchen den Klippen bildet. Nie hat ein Menſch ſie betreten, als dieſer allein, ſeit Jahrtauſenden allein. Er jammert und durchgeht mit wankenden Schritten das Eiland ſeines Todes, dieſen Aufenthalt der Verzweiflung. Die Einwohner von Trollhätta ſind zuſammengelaufen: viele Menſchen ſtehen auf den Spitzen der Klippen, und ſtarren ſeufzend hinab. Ihre Angſt, ihr Geſchrey, vermehrt das Schrecken des Unglücklichen noch. Er flehet um Hülfe, die doch unmöglich iſt. Der Strom brauſet fürchterlich, pfeilſchnell, mit unwiderſtehlicher Gewalt über den felſigen Abſchuß dem zweyten hohen Sturze zu. Die muthigſten unter den Zuſchauern bringen von Klippe zu Klippe dem Unglücklichen näher, ihm die ſchreckliche Nachricht zu bringen, daß er nicht zu retten iſt. Man bringt Seile, Leitern, Balken, Haken: ohnmächtige Werkzeuge, die gar nichts nützen, die dem Verzweifelnden nur zeigen, daß die Menſchen ihn gern retten möchten, und es nicht können. Wie iſt es möglich, ein Seil durch die wüthende Wellen zu bringen?

Der Unglückliche ſinkt endlich auf die Kniee, und ſcheint den Allmächtigen um Hülfe anzuflehen. Die Menſchen rings umher auf den Felſen bethen knieend mit ihm; und dieſe demüthige Stellung iſt ihm nur der ſichre Beweis, daß er nicht länger hoffen darf. Als die Sonne untergeht, bleibt er allein, rings von dem ſchaudervollen Toben des Waſſerſturzes umgeben.

Noch iſt er nicht ganz verlaſſen: denn er ſieht die Nacht hindurch Rauch in den Felſen aufſteigen. Am folgenden Morgen ſind die Felſen wieder mit Menſchen bedeckt, welche die Arme zu ihm ausbreiten, und ängſtlich durch einander laufen. Man ſchleppt ſich mit Pfählen, mit Seilen, und richtet Fernröhre auf den Unglücklichen. Seine Hoffnung ſteigt; aber die Sonne legt ihre Bahn zurück, und er iſt noch immer hülflos. Von Hunger und Angſt ermattet, ſinkt er endlich nieder. Am folgenden Morgen hofft er aufs neue; doch wieder vergebens. An dem unbeweglichen Stehen der Zuſchauer ſieht er, daß ſie nur noch ſeinen Tod erwarten. Er raſ't in der ſchrecklichſten Verzweiflung. Endlich — o, iſt es denn ſo ſchwer zu ſterben, Franz? endlich deutet er durch Zeichen an, daß man ihn erſchießen ſoll. Er flehet lange vergebens, bis man Gewehr bringt; doch Niemand will ſich entſchließen, dem Hoffnungsloſen auf die einzige noch mögliche Art zu helfen. Als er die Gewehre ſieht, knieet er bethend nieder. Noch immer wird ſein Tod verzögert. Endlich ergreift ein alter Mann die Flinte, blickt zu den Wolken auf, ruft mit einem, ach! ſo menſchlichen Unwillen: O Gott! ſieht dein Auge hieher nicht? und drückt ab. Der Unglückliche ſinkt, ſträubt ſich noch gegen den von ihm ſelbſt gewählten Tod, und ſtirbt erſt von mehreren Schüſſen getroffen.

Seine Mutter, eben die Frau, welche heute die Felſen hinangeführt wurde, iſt nach einem Jahre endlich ſo weit beruhigt, daß ſie den Todesort ihres Sohnes ſehen kann, deſſen Gebeine längſt von dem wilden Strome weggeriſſen ſind. In ihrem Schmerze hat ſie dem Alten, der den Qualen ihres Sohnes ein Ende gemacht, geflucht: und er ſoll darüber unruhig ſeyn. Als der Bauer, der mir das erzählte, von mir weggegangen war, ſank ich wieder zwiſchen den Felſen hin, und betrachtete die Inſel, wo der Unglückliche die drey ſchrecklichen Tage zugebracht hat. Meine geſchäftige Phantaſie fing an Vergleichungen zwiſchen mir und ihm zu machen. Und, dachte ich ängſtlich, bin ich denn nicht durch meine eigenen Handlungen eben ſo auf ewig von Unglück umringt?

Das hatte ich kaum geſagt, als mein alter Jakob meinen Nahmen rief, und mir ein Paket Briefe brachte.

Ich riß den deinigen auf, Franz, und durchlief ihn. Die Schweizerin iſt alſo noch frey? Du glaubſt aber nicht, daß ſie mich geliebt hat? — Und Sophie iſt todt? Guter Franz! Dieſe Nachricht ſetzeſt du ſo beyläufig, ſo ſchonend dazu. Du ſchreibſt: „ein hitziges Fieber, das die geſundeſten Menſchen in der Stadt, wo Sophie wohnte, wegriß, hat auch ſie, trotz ihrer feſten Geſundheit, getödtet. Das arme Mädchen! Ich vermuthe aus einer Stelle in dem Briefe meiner Schweſter, daß ſie eine glückliche Braut geweſen iſt.“ So ſchreibſt du. Sie war alſo geſund, überdieß Braut, und ſoihrer Empfindung von beiden Seiten die ſchönſte Blüthe, das Vertrauen, fehlte. Er glaubte, Beide hätten nur nicht den Muth, ſich gegen einander zu erklären, und ergriff daher die erſte Gelegenheit, dies zu bewirken. Als Konrad Roſinen einmahl fragte, wie ſie ſich befände, und ſie lächelnd antwortete: beſſer als ich es verdiene; da brach der Baron los. „Ich weiß, was euch Beiden fehlt, Kinderchen,“ ſagte er, und nahm erſt Konrads, dann Roſinens Hand. „Dieſe beiden Hände muß ein Prediger zuſammenlegen. Nicht wahr, Roſine? nicht wahr, Konrad?“ — Konrad ſah vor ſich nieder, und ſchwieg; doch zog er die Hand nicht zurück. Roſinens Hand fing an heftig zu zittern. „Nun, Konrad?“ ſagte der Baron; „rede!“

Konrad antwortete langſam: wenn es Roſinen glücklich machen kann, ſo ſey es!

Roſine zog ihre Hand heftig zurück, und wurde bleich. Sie wollte reden, konnte nicht, ſank, die Hände ringend, auf einen Stuhl, und ſah den Baron mit wilden, bittenden Augen an. „Roſine,“ ſagte der Baron; „ſey keine Thörin! ſtoß dein Glück nicht von dir!“

gar eine glückliche Braut. O Franz, dieſe Seile werden mich doch nicht von meiner einſamen unzugänglichen Inſel retten. Meine Mutter hat mir anders geſchrieben; „Gebhardis Tochter iſt endlich nach einer langen Krankheit, die mehr ein finſtrer Gram ihres Gemüths, als körperliche Schwäche geweſen ſeyn mag, geſtorben. Sie hat ſeit ihres Vaters Tode in der tiefſten Einſamkeit gelebt, und iſt mit jedem Tage kränker geworden.“ Meine Mutter muß doch wohl beſtimmter wiſſen, wie ſie ſtarb, warum ſie ſtarb, als du in der Schweiz. Seit ihres Vaters Tode! Er ſtarb, gerade als ich nach Schweden ging. Sieh, meine Mutter bezeichnet den Zeitpunct ſo genau, daß ich gar nicht zweifeln kann, warum ſie ſtarb.

Alſo todt! todt! Als ich das las, war mir, als bewegten ſich die Felſen um mich her. Ich ſchwankte zitterd nach Hauſe. Zwiſchen den Felſen hervor, glaubte ich, würde mir ihr Schatten entgegen treten; in dem Donner des Waſſerfalles hörte ich ihre Seufzer. O Franz, das Bild ihres Todes wird ewig um mich ſeyn, wie um jenen der reiſſende Strom in den Felſen. Und — darf ich, wie er die Hände gen Himmel heben? —

Die Schweizerin iſt alſo noch frey. — Du ſchreibſt ſo kalt über das Mädchen, miſſeſt deine Ausdrücke ſo behuthſam ab, mäſſigeſt jedes kleine Lob mit einem Aber, oder einem Wenn, fängſt einmahl ſo warm an, endigeſt aber ſo kalt, und gehſt ſo bedächtig um die Schilderung des Mädchens her! Ihren Siz am See beſchreibſt du, wie Pauſanias den Thron Jupiters; und was ſie that, ſagte, dachte, das erzählſt du ſo kurz, als wollteſt du irgend einen Spartaner in Lakonismen übertreffen. Entweder willſt du nicht deutlich ſagen, was du von dem Mädchen denkſt, oder du möchteſt mich gern wieder mit einer Hoffnung einwiegen. Hältſt du mich für ein Kind, guter Franz?

Ich bin an Trollhätta feſt gebunden, bis dein Brief mir ſagt, was ich thun muß. Hier, der Inſel gegenüber, will ich Sophien betrauern; und liebt mich die Schweizerin nicht, ſo ... O Franz, habe ich denn gewünſcht, daß ſie mich lieben ſoll? Ich verſtehe dich zum erſten Mahle nicht. Daß du neugierig warſt, das Mädchen zu ſehen, welches ich liebte, iſt natürlich. Aber — O, laß das, Franz; laß das. Es werden noch viele Thränen fließen, ehe ich — wieder ruhig bin. Hier, vor Trollhätta, will ich den Winter abwarten. Den Sommer gehe ich nach Stockholm. Mein Oheim reiſt nach Petersburg, und ich ſoll ihn begleiten.

Wenn ich das alles zuſammen faſſe: ſie ſcheint mich nicht zu lieben; die Andere ſtarb vor Gram, weil ich ihr das Herz brach; und ich ſitze hier zwiſchen den Felſen, mit Verzweiflung in der Bruſt, und habe das Toben des ſtürzenden Waſſers vor mir. Ich dürfte mich nur einen Zoll breit vorwärts beugen ... O, du weißt nicht, wie ich kämpfen muß, um nicht ... Daß ich noch lebe — Franz, es iſt ein Opfer, das ich dir bringe; und nun habe ich mit dir abgerechnet.

„Sie ſcheint mir nicht zu lieben. Sie ſcheint! Welch ein ſeltſames Wort! Hatteſt du nicht irgend ein anderes? Sie liebt dich nicht, war tauſendmahl tröſtender; denn ſie könnte mich ja doch noch in der Folge lieben. Aber, ſie ſcheint! Iſt es nicht, als hätte deine Freundſchaft mit ihre Liebe erwerben wollen, als hätte ſie ſelbſt verſucht, wie viel ſie für dich thun könnte. und — Guter Franz, ich weiß, was ich mir daraus zu nehmen habe. Aber Trollhätta will ich verlaſſen. Mein Jakob packt ein. Ich will die Felſen, den Abgrund, die Inſel nicht wiederſehen. Morgen reiſe ich nach Stockholm. Leb wohl!

14.

Berlin.

Da bin ich zurück auf dem vaterländiſchen Boden. Der Frühling, den ich in vier Jahren nicht geſehen habe, ſteht in ſeiner glänzendſten Schönheit vor mir, und Nachtigallen ſingen mir ihr Willkommen entgegen. Was iſt der Sommer ohne Frühling! Ein Leben ohne Liebe.

Du hatteſt Recht, du geliebter Prophet. Ich habe die Ruhe wieder gefunden. Ruhe? O, wie arm iſt die Sprache, daß ich dieſes Wort brauchen muß, um den Zuſtand meiner Seele zu bezeichnen! Ja, ich treibe alles, was ich vor ſieben Jahren trieb, als ich über den Gotthard nach Altorf reiſte. Mein Leben geht denſelben Gang, den es damahls ging; aber die heitere Farbe fehlt, in welcher alles ſtrahlte, der leichte, milde Lenzhauch, der alles belebte. Es iſt der lachende, prächtige Wintergarten des Fürſten Potemkin, den die Zauberruthe einer Fee hervorgerufen zu haben ſcheint, und nicht die Kraft eines Sterblichen: mitten unter den Blühten der Wendekreiſe, den üppigen Gebüſchen, fehlt dennoch das freye, leichte Athmen der Bruſt, der lebendige Hauch der Natur. Es iſt, als wollte Alles mit Einem Mahle verſinken, verdorren, erſtarren. Man genießt und zittert; man ſagt nur leiſe: o, wie ſchön!

Der Park in Sengerſſen, durch den der ſchaffende, balſamiſche Hauch der freyen Natur erquickend, belebend ſäuſelte, war in ſeiner einfachen Schönheit reicher, als dieſe Zaubergärten. Der freye Schlag des Herzens in meiner leichten Bruſt vor ſieben Jahren, fehlt mir jetzt; und das war der lebendige Athem, der dem Leben Reitz gab.

Ich habe vergeſſen, weiter nichts; und kaum das. Die Geſtalten, die ſo dunkel und furchtbar mir nahe ſtanden, ſind jetzt nur weiter entfernt. Sechs Jahre haben einen leichten Schleyer über ſie gezogen, den aber oft eine ſtille Stunde, die Mitternacht, oder eine unbekannte Sehnſucht abreißt. Sie ſtehen noch Unglück weiſſagend da. Die Nemeſis hat mich noch nicht verlaſſen; ſie trat dicht an meine Seite, als ich wieder auf dem vaterländiſchen Boden ſtand, als ich das Wehen des Frühlings wieder fühlte. Mir war beſſer auf dem kalten Boden des Nordens, den nur eine ſtarre, Aſiatiſche Pracht bedeckt. Hier trat ich wieder in meine alte Welt, und das Alte wurde neu, alle bedeckte Wunden brachen wieder auf. Ich zittre, Sachtleben zu betreten, und noch mehr Sengerſſen; der Schlag der Nachtigallen hat alles, was ſchlummerte, wieder geweckt.

Du lebſt noch immer in dem ſchönen Lande jenſeits und dieſzſeits der Alpen. Altorf und Rom! Und doch verrathen die kleinen Briefe, die du mir von Zeit zu Zeit geſchrieben haſt, eine Schwermuth, die nicht mein Schickſal allein dir gegeben zu haben ſcheint. Soll denn Niemand glucklich ſeyn? auch du nicht? Ich fühle, Franz, wir verſchweigen einander Beyde viel, ich dir, du mir. Und iſt denn nicht ein Brief, wie ein Fremder, dem man nur das halbe Geheimniß anvertrauet, dem man nur ein Paar räthſelhafte Worte, einige undeutliche Winke an den Freund mitgibt, weil er nicht der Freund ſelbſt iſt? Es wird anders und beſſer ſeyn, wenn ich dich wieder in meinen Armen halte, Franz. Ach, ich werde meinen Kummer auf dein Herz legen, und frey athmen; du wirſt mir ſagen, was dir iſt, und unſre Herzen ſollen in der erſten Umarmung heilen. Eine Schuld, ein Verbrechen iſt es nicht, was auf den deinigen liegt; das ſehe ich aus jedem Worte, welches du ſchreibſt. Und ſo ſey zufrieden! denn nur das iſt Elend, nur das ſollte der Menſch betrauern: alles Andre heilt die Zeit, oder das Grab verbirgt es. Ich wollte, du kämeſt. Freylich weiß ich nicht, ob ich nach Sachtleben reiſen oder wieder umkehren werde. Träfen wir einander doch zuerſt wieder auf dem Hügel in Sengerſſen! Es ſcheint aber, als hielten dich Berge. Oder — Franz! was hält dich, wenn es die Berge nicht ſind?

Marie an Eliſabeth.

15.

Altorf.

Ich bitte dich, Eliſabeth, komm zurück. Durch deinen ſanften Geiſt, deine heitre Fröhlichkeit wird mein Vater die Geduld wieder bekommen, die ihn verlaſſen hat, ſeitdem du weg biſt, und die mein Bitten ihm nicht wiedergeben kann, weil ich ſeine Tochter bin, und weil er glaubt, auch das Herz müſſe ſich unter das väterliche Anſehen beugen. Er drängt mich mehr als je, meine Hand dem biedern Unſpach zu geben. Was ſoll ich ſagen? Kann ich ihm geſtehen, daß ich ſo thöricht bin, auf die Hand eines Mannes zu hoffen, der ſeine Liebe wie ein Verbrechen verbirgt? Und würde mein Vater nicht Recht haben, wenn er mich eine verkehrte Thörin hieße? Habe ich nicht tauſend Mahl mich ſelbſt ſo genannt?

Er iſt wieder fort nach Rom. Als er Abſchied nahm, faßte er meine Hand, und führte ſie zitternd an ſeine Lippen. Alſo wieder ſchwärmen, lieber Walther? ſagte ich lächelnd. Wird Rom Sie niemahls ſättigen? „Ich weiß," erwiederte er, „daß mein Freund, der Baron Kielegge, wieder in Teutſchland angekommen iſt." — Nach Teutſchland reiſen Sie alſo? fragte ich erſchrocken. „Nein, nach Rom," antwortete er, und zwar ein wenig beſtürzt, weil er merken mochte, daß zwiſchen ſeiner Reiſe nach Rom und der

Ankunft ſeines Freundes in Teutſchland kein Zuſammenhang war.

Er ſah vor ſich nieder, und ich auch. „O Marie,“ ſagte er feurig; „wüßten Sie, welch eines Menſchen Schutzengel Sie ſeyn könnten, wenn Sie dem Baron, der Sie noch immer liebt, Ihre Hand gäben!“ Ich kenne ja Ihren Freund, erwiederte ich lächelnd; und habe Ihnen ja geſtanden, daß ich ſeine Freundin geweſen bin, ob ich ihn gleich nie liebte. — „Sie liebten ihn, Marie!“ ſagte er ernſt. — Nun denn! zugegeben, ich hätte ihn geliebt, oder vielmehr, ich wäre auf dem Wege geweſen, ihn zu lieben: was ſoll das? Ich liebe ihn nicht, und werde ihn nie lieben. Das Opfer, das er ſeiner Mutter gebracht hat, verdient meine Achtung; aber er zwinge mich nicht, ihm das Gute wieder zu rauben. Nähme er ſein Opfer zurück, ſo würde er ſeine Mutter beleidigen, ohne das Mädchen, das über dieſes Opfer wohl ein wenig empfindlich werden dürfte, zu gewinnen. Ihr Freund, ſagen Sie, iſt ein Mann. Dieſe Würde darf er nicht verlieren, wenn ich ihn achten ſoll. Ich bitte Sie, davon zu ſchweigen.

Walther ſchwieg nicht. Einen beredteren Anwalt als ihn, hätte der Baron nicht wählen können. Er redete mit Kraft, obgleich ſeine eigene Liebe aus manchem ſeiner Blicke hervorbrach. Wir verließen einander, von dem unnützen Kampfe ermattet. O, ſollte er nicht wiſſen, daß ich ihn liebe, wie ich weiß, daß er mich liebt?

Ich habe ſchon zwey Briefe von ihm, aus Urſeren und Mailand. Wie wird das enden! Erinnerſt du dich noch, daß er einmahl (du warſt ſo unvorſichtig, ſein Urtheil über einen ähnlichen Fall zu verlangen) daß er die dunkel glühenden Blicke auf mich warf, und dann mit einem fürchterlichen Ernſte ſagte: nie würde ich die Hand eines Mädchens, das mein Freund liebte, annehmen. Du erſchrackſt, ob du gleich nachher mit Lachen darüber hinſchlüpfen wollteſt. Und nun meines Vaters Bitten und Vorſtellungen, denen ich nichts entgegen ſetzen kann, als eine thörichte Hoffnung, eine Hoffnung, vor der ein Mädchen erröthen muß. Noch einmahl: wie wird das enden! Du antworteſt: zuletzt wird ſeine Liebe ſiegen. Siegen? Eine Liebe, die fünf Jahre hindurch nicht ſiegte? Und wenn ſie ſiegte: ach! war es denn nicht der edelmüthige Kampf ſeiner Freundſchaft und ſeiner Liebe, war es denn nicht der Sieg, den jene immer erkämpfte, wodurch mein Herz ſo ſtark an ihn gezogen wurde?

Ich bitte dich, komm! komm! Wo Kopf und Herz nicht eins ſind, da ſollte der Menſch ſich blindlings an die Liebe eines Fremden, ſogar an den Rath eines Fremden halten. Und wer liebte mich denn wohl ſo uneigennützig, wie mein Vater! Komm du, daß ich nicht ohne Beyſtand bin, wenn mein Vater Kopf und Herz ſo ſiegend bekämpft. Was kann ich weiter ſagen, als daß ich den edlen Walther liebe!

Der Baron von Kielegge an Franz Walther.

16.

Deſſau.

Hat das Schickſal ſein Spiel mit mir? oder — Ich mag die andre Frage nicht thun, weil ich ſie ernſtlich meine — Doch warum nicht? — oder gibt es Geſpenſter? So eben hat eins vor mir geſtanden, Franz, ein Geſpenſt, das mich verfolgt, verſchwindet und wieder erſcheint. Du lächelſt? So höre!

Aus Berlin wirſt du einen Brief von mir bekommen haben. Vor ſechs oder acht Wochen gehe ich dort im Thiergarten eine der finſtern Seitenalleen. Die Töne der fernen Muſik, die von den Zelten her ſchallen, ſenken mich in ſchöne Phantaſien, in traurige Erinnerungen, in Sehnſucht und Schmerz. Ich trete aus dem Dunkel der Tannen auf einen hellen Platz hervor; und das helle Licht erweckt mich aus meinen Träumereyen. Auf einmahl ſehe ich auf einer Bank ein Frauenzimmer ſitzen. Ich erſtarre; es ſind Sophiens Züge, zum Erſtaunen ähnlich, ſo ähnlich, daß ich wie eingewurzelt ſtehen bleibe, und daß mir ein Ausruf des Schreckens entfährt. Das Frauenzimmer blickt auf. Ich erwartete, daß ſie mich erkennen, daß auch ſie erſtarren wird; aber ſie ſieht mich nur ein wenig befremdet an, und als ich mich faſſe, fährt ſie mit Apathie fort, in dem Buche, das ſie in der Hand hält, zu leſen

Ich nähere mich langſam im Kreiſe, (der Platz iſt ein Halbcirkel); und ſo ſeh' ich ſie erſt von vorn, dann von der Seite. Mein Erſtaunen nimmt zu, je mehr ich ſie betrachte. — So wie ich ihr nahe komme, grüße ich ſie, und glaube, daß ſie mich erkennen wird; ſie blickt mich aber, als ſie mir dankt, ganz ruhig an. Ich gehe zitternd vorüber. — Auf der andern Seite des Kreiſes bleibe ich ſtehen, und kehre dann zurück. Sie ſchlägt ein wenig eilig das Buch zu, und geht weg. Ich folge ihr von weitem verſtohlen nach, und ſuche nur das rothe Kleid im Auge zu behalten, um ſie nicht zu verlieren. Sie nimmt den Weg nach den Zelten, und ſetzt ſich da zu einer Geſellſchaft von Bekannten. Ich ſtelle mich hinter ſie, und höre ſie reden. Es iſt Sophie, der Ton ihrer Stimme, o! derſelbe Ton, der noch in meiner Seele lebt, den ich unmöglich verkennen kann. Nur hat ihr Deutſch einen fremden Accent, der die Ausländerin verräth.

Ich ſehe in ihrer Geſellſchaft einen Bekannten von mir. Dem folge ich, ſobald er aufſteht, und frage ihn, wer ſie ſey. — „Madame Balagno." — Und ihr Vater hieß? — „Das könnte er mir nicht ſagen. Sie wäre aus der Italiäniſchen Schweiz gebürtig." — Nicht möglich! Sie iſt eine Deutſche.

Der Mann erkundigt ſich, mir zu gefallen, und bringt mir die Beſtätigung, daß ſie eine Italiänerin iſt. Ich athme wieder freyer, und ſage ihm, welche erſtaunliche Aehnlichkeit ich zwi-

— Nein! nimmermehr! rief ſie endlich ſchluchzend. Der Baron drang in ſie; Konrad aber ſagte mit großer Rührung: Ihr Gnaden, verſchonen Sie Roſinen. Sie wird, ſie kann nie einwilligen!

Aber, rief ſie heftig, deine Magd ſeyn, Konrad, ſo lange dies Auge Thränen weinen kann.

Nicht Magd, Roſine, ſagte Konrad, und reichte ihr die Hand; mein Liebſtes auf der Welt, mein Alles. Nein, das Andere würde dein Herz brechen. Roſine, das verlang' ich nicht. Nein, Roſine, traue mir! Nimmermehr!

Nimmermehr? O, Konrad, gewiß? niemahls? und wenn ich vor deinen Augen darüber ſterben ſollte?

Niemahls! ſagte Konrad feierlich. — Da flog Roſine in des Jünglings Arme, und hing mit fröhlichen Blicken an ſeinem Halſe, zum erſtenmahle, ſeitdem ſie ihm ungetreu geweſen war. Deine Schweſter, Konrad! rief ſie mit unausſprechlichem Entzücken. O Gott, nun bin ich glücklich! und du auch, Konrad?

Ich bin glücklich, Roſine. Recht! Schwe

ſchen ihr und einer Freundin gefunden habe. Er lächelt und ſtellte mich ihr vor. Ich nenne meinen Nahmen, und zittere; denn jetzt denke ich, wird ſie vor Abſcheu aufſchreyen. Sie verbeugt ſich aber ruhig, und ſpricht ganz unbefangen, ob ich gleich hätte tauſend Eide ſchwören wollen, daß ſie Sophie wäre. (Es war mir ſogar, als ob ſie ſich bey meinem Nahmen ein wenig entfärbte.) Ich redete ſie Italiäniſch an, und glaubte ſo gewiß, ſie wäre Sophie, daß ich ſchon die Aeußerung erwartete, ſie ſpreche nicht Italiäniſch. Sie antwortete aber ſo ohne alle Verlegenheit und ſo fertig, daß ich an ihrem Vaterlande nicht mehr zweifeln konnte. Ich ſagte ihr, wie ſehr mir ihre Aehnlichkeit mit einem Frauenzimmer von meiner Bekanntſchaft aufgefallen wäre. Sie lächelte, und ſetzte die Unterhaltung mit dem Leben, mit dem Feuer ihres Vaterlandes fort.

Jetzt ſah ich erſt, was ich Anfangs nicht bemerkt hatte. Sie war voller, edler von Geſtalt, als Sophie, ihr großes, blaues Auge (eine Seltenheit an einer Italiänerin) ſprechender, feuriger, ihr Gang ſtolzer, ihre Unterhaltung lebendiger, raſcher, witziger. Die Geſellſchaft wollte noch eine Weile gehen. Madame Balagno ging mit mir, und wir ſprachen von ihrem Vaterlande. Wohl noch hundertmal überraſchte mich der Ton ihrer Stimme ſo ſehr, daß ich bezaubert zu ſeyn glaubte; und eben ſo oft lachte ſie über die empfindſame Dinge, die ich ihr ſagte. Als ich Abſchied von ihr nahm, ſagte ich: Madame, ich wünſchte, daß ich Ihnen irgend einen großen Dienſt leiſten, irgend ein großes Opfer bringen könnte.

—n„Sie würden," ſagte ſie lachend, „das thun, weil ich dein Mädchen ahnete? Das Compliment, ob es gleich meinem Geſichte geſagt wird (und ein ſolches Compliment verdirbt bey einer Frau nichts) iſt dennoch nicht artig, mein Herr; denn ich weiß nicht, ob Sie es mir oder dem Mädchen ſagen." Ich hätte ſie gern ernſt gemacht, wie Sophie war; doch vergebens: ſie blieb heiter, und nahm lächelnd von mir Abſchied.

Als ich träumend, mit einer Wunde im Herzen, nach Hauſe gekommen war, erkundigte ich mich näher nach dieſem Abbilde Sophiens. Ich hoffte, ſie wieder zu ſehen; doch nach einigen Tagen war ſie ſchon abgereiſt. Auf einmahl treffe ich ſie in Sansſouci wieder, und erſtaune aufs neue. Sie beſah mit einer Geſellſchaft das neue Schloß und die Bildergallerie. Hier bemerkte ich mehr als je, daß ſie nicht Sophie war, Theils an der flatternden Lebendigkeit ihres Weſens, Theils an einem frohen Leichtſinn, einer kleinen fröhlichen Koketterie, womit ſie mich faſt unaufhörlich neckte, und mir beweiſen wollte: das Mädchen, dem ſie ſo ähnlich ſey, müſſe entweder meine Geliebte oder meine Feindin geweſen ſeyn, weil ſonſt ihr Anblick mich nicht ſo erſchreckt haben könnte. „Oder, mein edler Herr," ſagte ſie, mit dem Finger drohend; „iſt es etwa noch ſchlimmer?" — Die Zeit verging mir in der Geſellſchaft dieſer Frau ſehr angenehm, und ich würde ihr, glaube ich, einige Artigkeiten geſagt haben, wenn nicht Sophiens Geſtalt und Geſicht mich immer ernſt erhalten hätten. Ich geſtand ihr, was mich ſo ernſt machte, und nun wollte ſie etwas Näheres von meinen Verhältniſſen mit Sophien wiſſen.

Aus einzelnen Worten, die mir von Zeit zu Zeit entſchlüpft waren, ſetzte ſie eine Vermuthung zuſammen, die der Wahrheit ziemlich nahe kam. Ich war nicht dreiſt genug, ihr alles abzuleugnen, und ſagte ihr: das Mädchen, dem ſie ſo ähnlich ſehe, habe nicht wenig Urſache gehabt, ſich über mich zu beklagen.

„Und liebten Sie das Mädchen?" fragte ſie. Ich antwortete: nein! — „Deſto beſſer!" erwiederte ſie lachend: „ſo bin auch ich ja bey Ihnen wohl ſicher; und ſo betrachten Sie mich, als Ihre unglückliche Freundin. Schlieſſen Sie durch mich Frieden mit ihr. Ich will Ihnen im Nahmen Ihrer Freundin vergeben."

Das ergriff mich, und meine Augen wurden naß. Ich faßte ihre Hand, und beugte mich darauf nieder.

Auf einmahl zog ſie die Hand zurück, und ſagte ſehr ernſt: „nein, nein! Gewiß haben Sie das Mädchen unverzeiblich beleidigt!" — Sie ſah mich bey dieſen Worten ſtarr an. — Unverzeiblich! wiederhohlte ich. — „Laſſen Sie, fing ſie lächelnd wieder an. „Vielleicht ſcherze ich mit dem unausſprechlichen Jammer eines zerſchmetterten Herzens; und wenn ich Ihrer Freundin ſo ähnlich ſehe, wie Sie ſagen, ſo . . . — Ich fühle, daß ich anfange mich für das Mädchen zu intereſſiren. Gewiß, ich ſollte Ihnen nicht verzeihen; und doch ..,.. — Das Mädchen liebte Sie?" fragte ſie ſchnell. — Ich glaube es, gab ich zur Antwort. „Ja mein Herr;" (mit einer tiefen Verbeugung und einem angenehmen halben Scherze); „dann müſſen wir uns trennen. Ich könnte ihr ſonſt noch ähnlicher werden, als ich es ohnedieß ſchon bin. Leben Sie wohl.“ Sie ging, und nach einer halben Stunde fuhr ſie ab.

Hier in Deſſau — ſo wie ich ausgeſtiegen bin, und die Treppe hinaufgehe, ruft mir ihre ſüſſe Stimme entgegen: „ſieh da, mein Freund! wir ſind beſtimmt, einander überall zu begegnen!“ Und ſo, mit einem leichten, vertraulichen Lächeln, ſchlüpft ſie neben mir die Treppe hinunter, ſpringet mit reizender Behendigkeit in den Wagen, und fährt davon. Ich ſtand wieder halb ohne Bewußtſeyn da; denn ihr erſter Anblick iſt für mich bis zum Erſtarren überraſchend. Sophie! Sophie! und doch ſo anders, ſo gänzlich anders. Wäre Sophie geweſen, wie dieſes Weib, oder hätte ich Sophien nie geſehen — Sieh, das ſchöne Leben in allem, was ſie thut; die freye Selbſtſtändigkeit; die raſche, ich möchte ſagen, männliche, muthige, ſich ſelbſt fühlende Unbeſorgtheit, die doch immer in den Grenzen der Schönheit, der Weiblichkeit bleibt; das feine, holde Lächeln, zwar mit ein wenig Koketterie, aber doch ſo gutmüthig; das leichte, muthwillige, faſt ein wenig unbeſonnene Benehmen, wodurch dieſe Frau gerade ſo liebenswürdig iſt: das alles fehlte Sophien. —

Soll ich vergleichen, dann — Sophie bemerkte mich nicht; ſie wurde nicht um das mindeſte ſchöner, wenn ich mich ihr näherte, auch nicht um den kleinſten Reiz. Was ſie war, das bleibt ſie; ja, es lag ihr nicht einmahl daran.

zu gefallen. Du magſt das loben. Auch behaupte ich nicht, daß die Mädchen zu allen Zeiten, ſelbſt in den unbewachteſten Augenblicken, gleich liebenswürdig ſeyn müſſen; nur dürfen ſie es nicht abſichtlich *weniger* ſeyn, als ſie es ſeyn *können*, und beſonders nicht in Gegenwart eines Mannes. Das war aber der Fall mit Sophien. Grundſatz, wie du einmahl glaubteſt, Stolz gegen unſer Geſchlecht, oder Verachtung der weiblichen Reitze; gleich viel! Eins iſt ſo ſchlimm wie das andere. Ungeſtraft darf auch die Tugend, die Weisheit ſelbſt, die Natur nicht verachten.

Sophie war nicht minder ſchön, als Madame Valagno. Aber wie weiß dieſe ihre Schönheit geltend zu machen! Welche zauberhafte Blicke! welche reitzende Bewegungen! welch ein Gang! welche liebliche Muſik in den Tönen, die von ihren holden Lippen fließen! Dieſe Reitze, auch wohl (und vielleicht noch mehr, als die) ihre Theilnahme an mir, ziehen mich an; ihre Aehnlichkeit mit Sophien, und eine geheime Wunde in meinem Herzen, der Gedanke an Sophiens Grab, ſchrecken mich zurück.

Wie ich ſehe, lieber Franz, habe ich dir einen ſeltſamen Brief geſchrieben. Ich hätte das alles in ein Paar Worte faſſen können: die Frau intereſſirt mich, und ich zittre vor Sophien. — Morgen gehe ich von hier weg. Das Schickſal wird ſie ja nicht wieder in meinen Weg führen. So lächle denn, wie ich lächle, und komm bald aus den Alpen zurück, wie ich aus dem Eiſe des Nordens. Dein Freund erwartet dich.

17.

Deſſau.

Ich bin noch in Deſſau, Franz, weil Madame Balagno mich darum — bath? Nichts weniger! Weil ſie zu wünſchen ſchien, daß ich hier bleiben möchte. Nein, auch das kaum; weil ſie lächelnd ſagte: „Sie wollen ſchon reiſen?" Das hielt mich. Abends ſpät kam ſie wieder. Ich hatte im Fenſter auf ihre Rückkehr gelauert, ob ſie gleich ſchon abgereiſt ſeyn konnte.

Sie fragte den Wirth: „logirt der Herr bey Ihnen, der eben kam, als ich wegfuhr?" Was konnte ich thun? Ich ging ihr entgegen, both ihr meinen Arm, und begleitete ſie auf ihr Zimmer. Ihr Mädchen, das bey uns blieb, that uns keinen Zwang an, da wir Italiäniſch ſprachen. — Ich ſah, daß ſie mich bezaubern wollte; und daß ſie mich dennoch bezauberte, war der größte Triumph ihrer Liebenswürdigkeit. Wir unterhielten uns über vielerley; von allem ſprach ſie ausgezeichnet gut, zuletzt von der Muſik. „Ich bin," ſagte ſie leicht hinwerfend, „auf keinem Inſtrumente Meiſterin, ob mir gleich die Muſik ſehr viel gilt. Die Guitarre allein ſpiele ich mit einiger Fertigkeit, mich dünkt, mehr darum, weil ich ein Frauenzimmer bin, als aus Vorliebe."

Ich war ungewiß, was ſie meinte. Da ich eine Guitarre liegen ſah, ſo reichte ich ſie ihr; und in dem Augenblicke verſtand ich, was ſie ſagen wollte: denn mit dem leichten Inſtrument in den ſchönen Armen, war ſie noch einmahl ſo reizend. Ohne ſich erſt bitten zu laſſen, ſang ſie zu einer ſehr einfachen, und darum ſehr rührenden, Begleitung Klärchens Lied aus Egmont:

Freudvoll,
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſeyn;
Langen,
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Sie ſang mit einer reinen, ſanften Stimme, ſo bedeutend, ſo verſtändig: erſt ruhig, ſinnend, gedankenvoll; dann rührend, und zuletzt mit einem ſolchen wehmüthigen Entzücken, daß ich dir nicht beſchreiben kann, was ich dabey fühlte. Die einfachen Worte und die noch einfachere Muſik bewegten mich ſo tief, weil die Töne ſo tief aus ihrer Seele hervorkamen, daß ſie in die ſchönen, von langen braunen Wimpern beſchatteten Augen Thränen mitbrachten.

„Sie wollen ſchon reiſen?“ fragte ſie, und legte den größten Reiß in dieſe Worte. Es war ihre Abſicht, mich zu halten, und ich blieb. Sie hat hier Geſchäfte, Geldgeſchäfte vermuthe ich. So gut ſie auch unſere Sprache verſteht und ſpricht, ſo wenig kennt ſie doch unſere Sitten. Ich ſagte: vielleicht könnte ich ihr, wenn ich bliebe, einen Verdruß, eine Mühe, einen Gang erſparen

Sie erwiederte lächelnd: „auch ſo!“ aber nicht mit der falſchen Zweideutigkeit eines eitlen Weibes; nein, mit dem naiven Spott eines Kindes. „Ich danke Ihnen dennoch, daß Sie bleiben!“

Am folgenden Tage aß ich mit ihr auf ihrem Zimmer, und nach Tiſche fuhren wir aus, die fürſtlichen Gärten umher zu beſehen. Sie ſaß und ging im höchſten Vertrauen neben mir: im höchſten Vertrauen auf ſich ſelbſt, auf ihren Werth. Es war mir, als ob ich eine geliebte Schweſter führte, die mir durch eine lange Trennung noch theurer geworden wäre. Zuweilen kam ſie in den fröhlichſten Muthwillen, doch ohne dabey dem weiblichen Anſtande nur das Mindeſte zu vergeben. Wir fanden Geſellſchaft, und ſie bezauberte durch ihren Witz nicht mich allein.

Mit dem edlen Mädchen, das ich liebte, deiner Freundin, darf ich ſie freylich nicht vergleichen. Dieſe war ein beſſerer Geiſt aus einer ſchöneren Welt; Madame Balagno iſt nur ein Weib: wenn du willſt, eine Grazie unter den Menſchen, die geliebt ſeyn will, weil ſie fühlt, daß ſie liebenswürdig iſt. An die Schweizerin denke ich mit Bewunderung; an dieſe mit Entzücken. Ich könnte glauben, ſie liebte mich, wenn ich nicht ſähe, daß ſie allen Männern mit eben der holden Freundlichkeit begegnet.

Ob ich ſie liebe? Nein, Franz. Sie intereſſirt mich, als ein ſchönes, reitzendes Geſchöpf. Ich werde ſie ungern verlaſſen; doch werde ich es thun, und dann freylich; ſo lange ich lebe, mit einer angenehmen Empfindung an ſie zurück denken.

Noch bin ich mit ihr in Deſſau. Seltſam! Die Geſchäfte, die ſie hier haben wollte, bedeuteten gar nichts. „Ich war ſchon lange Willens, abzureiſen,“ ſagte ſie mir ſehr zutraulich; „allein“ — bey dieſem Worte rieb ſie mit einem Finger ihre Stirn — „ich bin hier geblieben, weil es mir gefiel. Denn daß wir uns wieder antreffen werden, iſt wenigſtens unwahrſcheinlich.“ — Und darum, fiel ich ein, dächte ich, blieben wir noch bis . . .

„Bis den dreyzehnten,“ ſagte ſie raſch; „den vierzehnten muß ich zu Hauſe ſeyn.“

Alſo wohnt ſie hier in der Nähe. — Sie fragt ſo wenig nach meinen Umſtänden, wie ich nach den ihrigen; indeß ſcheint ſie doch zu wiſſen, daß ich reich bin. Sieh, widerſpräche nicht ihr ganzes Weſen einem ſolchen Verdachte; ich würde beynahe glauben, ſie hätte eine Abſicht auf mich: denn ſie thut alles, um ſich mein Wohlwollen zu erwerben. Mein Wohlwollen? — Genug, ich bleibe. Ich muß doch ſehen, wohin das Abenteuer führt.

18.

Quedlinburg.

In die Hände einer Buhlerin wäre ich gefallen? Franz, aus welchem Worte von mir nahmſt du dieſen giftige Argwohn! Doch ja; wenn ich mich meiner Briefe recht erinnere, ſo hatte ja ich ſelbſt wohl einen ſolchen Gedanken. Aber gewiß nie ſo, wie du. Buhlerin! welch ein Wort! — Wie ſoll ich das ſchöne natürliche Wallen des weiblichen Herzens nennen, wodurch das Weib ein ſo reitzendes Leben bekommt! Sinnlichkeit? das Wort gehört für die Männer. Buhlerey? wie unedel! Gefallſucht? dieſe furchtbare Grimaſſe! Eitelkeit? wie verzerret die das Weib! Nenne es: Grazie, Reitz. Es iſt das Entfalten der Blühte im warmen Hauche des liebeweckenden Frühlings.

Und dennoch hatte ich eine ähnliche Vorſtellung von der Frau. Wie ſoll ich dir aber das nun ſagen! Der künſtliche Frühling in den Wintergärten der Kaiſerin Katharina iſt von dem natürlichen in Neapel nicht ſtärker unterſchieden, als Buhlerey von dem, was dieſes Weib beſeelt. Am beſten iſt, ich ſage dir ganz einfach, daß ich ſie von Stunde zu Stunde mehr lieb gewann; daß mir ihre Geſellſchaft, ohne gerade mein Herz in Bewegung zu bringen (was ja die Liebe thut), von Augenblick zu Augenblick angenehmer wurde; daß ich mich erboth, ſie nach Hauſe zu begleiten; daß ſie dieſen Antrag, auf den ich ein Nein erwartete, mit einer nicht ſonderlich verhehlten Freude annahm, und daß ſie nun ſogleich zur Abreiſe entſchloſſen war.

Sieh, da haſt du wieder die Buhlerin, die ihr Netz ſo ſichtlich plump nach mir auswirft. Nur, guter Freund, iſt es gerade deßhalb nicht da, weil es ſo plump ausgeworfen wurde. Wer wird in Fußangeln gerathen, wenn er darüber ſteht: hier liegen Fußangeln! — Aber was iſt es denn nun ſonſt? Warum ſoll ich nicht ſagen, oder denken, daß meine Geſellſchaft, meine Freundſter! ja, das iſt es. Und nun ſey nicht mehr traurig, Roſine.— Sie wurde in der That von dieſer Stunde an heiter, und Konrad ſagte hinterher zu dem Baron: es war ja ganz unmöglich, Ihr Gnaden. Ich habe Roſinen ſehr lieb. Aber meine Frau? . . . Der Nahme hätte ſie ja auf der Stelle tödten müſſen. Nun ſind wir glücklich.

Der Baron hätte dem Schwarzkopfe die Zartheit der Empfindung nicht zugetrauet. „Wie der Menſch zu dem kohlenſchwarzen Kopfe, den kleinen Augen, und den dicken Mohrenlippen kommt, iſt mir doch ein unauflösliches Räthſel,“ ſagte er. „Aber es wird ſich wohl geben. Die Negernatur bricht gewiß noch durch.“ Er irrte ſich. Konrad und Roſine zogen, nachdem ſie ihr Vermögen in Zaringen zu baarem Gelde gemacht hatten, auf ein Sächſiſches Dorf, kauften ſich dort an, und lebten wie Bruder und Schweſter, in der zärtlichſten Liebe, in der rührendſten Einigkeit. Der Gram nagte an Roſinens zerſtörter Geſundheit, und ſie ſtarb nach einigen Jahren. Als der Arzt ihr den Tod angekündigt hatte, warf ſie einen lächelnden Blick auf Konrad.

ſchaft ihr vielleicht nicht weniger lieb iſt, als mir die ihrige?

Genug, ſie nahm meinen Vorſchlag, ſie zu begleiten, mit offner Freude an, und ließ ſogleich Pferde beſtellen, als ob nun ihr Wunſch erfüllt wäre. Ich fuhr in ihrem Wagen mit, der kaum für drey Perſonen Platz hatte, weil — auf einmahl die Entdeckung gemacht wurde, daß der meinige reparirt werden müßte, ehe ich ihn wieder brauchen könnte. Je näher wir ihrem Wohnorte, einem Dorfe nicht weit von Quedlinburg, kamen, deſto ernſter wurde ſie. Ich dachte: wahrſcheinlich fängt ſie erſt jetzt an zu überlegen, was ich bey ihr ſoll, und daß es auffallend iſt, wenn ſie einen jungen, ihr fremden Mann mitbringt. Während ſie oft ganze Viertelſtunden ſchweigend und in Nachdenken verſunken ſaß, überlegte ich ſelbſt, in welch ein Abenteuer ich mich verwickelt hatte. Von ihren Verhältniſſen wußte ich gar nichts, oder doch nicht viel mehr; das machte aber mein Abenteuer noch anziehender, und gab mir eine Dreiſtigkeit, die ich ſonſt nicht habe. Ich fing an ſie darüber zu necken, daß der Zufall uns in einen ſo engen Raum zuſammen gebracht hätte; — oder mein günſtiges Geſtirn, ſetzte ich hinzu.

Sie ſah mich lange ſtarr an, ohne etwas zu erwiedern, und blieb während der ganzen Reiſe, die wir mit raſchen Pferden machten, ernſthaft, ob ſie gleich wieder heiter zu werden ſuchte. Wir fuhren zwiſchen ſchönen, mit Wäldern beſetzten Höhen, und durch reinliche, gut gebaute Dörfer. Ihr kleines Haus, das wir endlich ſchon in einiger Entfernung ſahen, war einfach und mit

Geſchmack verziert, ohne dadurch das Anſehn einer ländlichen Wohnung verloren zu haben. Ich nahm mir jetzt vor, ſehr genau auf ſie, auf ihre Hausgenoſſen, auf alles zu achten; ſie aber ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß ſie einen Fremden bey ſich hatte: ihre ſchönen Augen blickten mit Sehnſucht vorwärts nach ihrem Hauſe hin. Ich hob ſie aus dem Wagen, und, ohne mir zu danken, ſtürzte ſie mit ausgebreiteten Armen, mit brennenden Wangen und fliegendem Buſen neben mir weg in die offene Thüre. Wem gilt das? dachte ich, und ließ ſie nicht aus den Augen. Sie ſtürzte in ein Zimmer; und da — o, wäreſt du bey dem Auftritt zugegen geweſen, unmöglich hätteſt du dieſe Frau für eine Buhlerin halten können! — da eilte ihr ein Kind, ihre Tochter, mit ausgebreiteten Armen entgegen. Sie nahm es mit lautem Schluchzen an ihr mütterliches Herz, hing ſo in liebender, ſegnender Wehmuth über dem ſchönen Kinde, und hatte alles Andere um ſich her vergeſſen:

Erſt in dieſem Augenblick erfuhr ich, daß ſie Mutter war. Du biſt ſolange weggeblieben! — ſagte das Kind, als die erſte Umarmung endlich aufgehört hatte: was haſt du mir mitgebracht? — Die Mutter faßte, mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck im Geſichte (er war Entzücken und Schmerz zugleich), das Kind aufs neue in die Arme, und rief: „was ich dir mitgebracht habe, du liebes Kind? O, Gott gebe, etwas Gutes! Gott gebe, dein Glück, deine Ruhe!“ — Ganz außer ſich ſagte ſie nach einer Minute noch einmahl: „Mitgebracht? Neue ſchöne Hoffnungen, meine Tochter, oder neue heiſſere Schmerzen.“ — Nie in meinem Leben habe ich ein ſo gewaltſames Entzücken geſehen. Und nun gar an dieſer Frau, von der ich glaubte, daß ihre Leidenſchaften nur ein ſanftes Aufwallen ſeyn könnten! —

Für das Kind alſo hatte ſie die Reiſe gemacht. Warum aber? wozu? Ich habe keinen Beruf, mich danach zu erkundigen; und überdieß ſcheint ſie ihr Geheimniß ſehr feſt zu halten.

Was müßte, ſagte ich eine Weile nachher, der Vater des ſchönen Kindes fühlen, wenn er dieſe Liebe der Mutter ſähe! — Sie antwortete nur mit einem wehmüthigen Blicke und einem tiefen Seufzer; auch ließ ſie ein Paar Thränen fallen, die ſie aber zu verbergen ſuchte.

In der erſten halben Stunde war ſie nur mit dem Kinde beſchäftigt. Deſto beſſer; ſo konnte ich ungehindert beobachten. Die vier Zimmer im Hauſe, von denen mir eins angewieſen wurde, ſind höchſt reinlich, und eben ſo die zwar einfachen, aber ſehr geſchmackvollen Möbel. In ihrem Wohnzimmer iſt eine kleine Sammlung der beſten Werke in den neuern Sprachen; und daß dieſe nicht bloß zur Zierde daſtehen, zeigten mir Zettel von ihrer Hand, die in den Büchern lagen. Außerdem hat ſie ein ſehr gutes Klavier, ein großes Pack Muſikalien zum Singen, und einen Stickrahmen. Ich ſah mich allenthalben um, und nirgends fand ich etwas, das nur im mindeſten zweydeutig geweſen wäre.

Um ſie mit ihrem Kinde allein zu laſſen, ging ich ein wenig in und bey dem Dorfe umher. Sie ſchien mir, als ich ziemlich ſpät zurückkam, Dank dafür zu wiſſen, und ſagte mit der alten offnen Heiterkeit: „ich bin mit meiner Tochter fertig. Seyn Sie mir willkommen, und verzeihen Sie der Mutter, daß ſie Ihnen das erſt jetzt ſagt.“

Der Tiſch war gedeckt, und ſo wie wir uns nur geſetzt hatten, verlor ſich auf einmahl alle Verlegenheit. Ich glaubte Anfangs, meine Gegenwart würde ihr heute etwas läſtig ſeyn; aber nichts weniger: ſie war ihr augenſcheinlich angenehm. Als ich ſie endlich verließ, reichte ſie mir freundlich die Hand, und ich hörte ſie noch bis gegen Mitternacht ſpielen und ſingen.

Am folgenden Morgen fand ich meine Lage doch ein wenig ſeltſam, und beym Frühſtück ſagte ich, ſie möchte mir ihren Wagen bis Quedlinburg leihen. Sie ſah mich bey dieſer Bitte ängſtlich an; doch faßte ſie ſich ſchnell, und fragte ziemlich ruhig: „ſind Sie der Einſamkeit ſchon überdrüßig?“ Ich erinnerte ſie, ſo artig und fein ich nur konnte, an die Verſchiedenheit der Geſchlechter. Sie erwiederte lachend: „man hält der Ausländerin und der Unbekannten viel zu gute. Ich wohne hier, man weiß nicht warum; ich lebe hier, man weiß nicht wovon; ich reiſe, man weiß nicht wohin; ich bringe einen Fremden mit, man weiß nicht wen. Die Menſchen im Dorfe und in der Nachbarſchaft werden ſagen: es iſt ihr Bruder, ihr Vetter. Man läßt mich thun, was ich will, weil man nicht weiß, wer ich bin. Die Mediſance hat bey mir keine Handhabe. Sie ſehen alſo, ich kann ohne Beſorgniß ſeyn; und überdieß habe ich meinem Mädchen, einem treuen, aber ſchwatzhaften Geſchöpfe, — ich weiß nicht, aus welcher Grille — ſchon geſagt, Sie wären mein Bruder. So werden Sie denn in einigen Tagen allgemein dafür gelten. Sprechen Sie nur immer Italiäniſch mit mir und meiner Tochter. Mein Mädchen weiß nicht, daß Sie ein Wort Deutſch können."

Du hätteſt hören müſſen, mit welchem argloſen Vertrauen ſie das ſagte, um gar nichts darin zu finden, das den Anſtand beleidigte. Ich küßte ihr für den vortreflichen Einfall die ſchweſterliche Hand mit dem Entzücken eines zärtlichen Freundes, und wir waren in Ordnung. — Die Kleine, deren Liebe ich mit der Mutter theile, nennt mich Oheim, und ich lerne nun ſogar Deutſch, um doch den Domeſtiken etwas ſagen zu können.

Am folgenden Tage führte mich Madame Balagno bey ihrer Natur ein, wie ſie ſagte, und brachte mich zu ihren Lieblingsſtellen. Bey der Roßtrappe, einem tiefen Schlunde, durch den ſich ein Flüßchen ergießt, erinnerte ich mich ſo lebhaft an die Schweiz, daß die ganze Liebenswürdigkeit meiner Begleiterin dazu gehörte, mich von der Spitze des Felſen, wo ich rechts und links den doppelten, ſteilen und furchtbaren, Schlund vor mir hatte, wieder herunter zu bringen. Es kam noch etwas Anderes dazu. Wir ſtiegen an der rechten Seite des Keſſels einem ſteilen Weg hinan, der gar nichts Gefährliches hat, ſelbſt nicht einmahl für das Auge. Ich merkte aber an dem behuthſamen Gehen meiner Führerin, an den Blicken, die ſie oft nur halb den Berg zur Seite hinunter warf und ſogleich mit Scheu wieder zurückzog, daß ſie ſich fürchtete. Vorher war ich ein wenig wild ſo an dem ſteilen Abhange weggeſprungen; jetzt blieb ich mehr in dem gebahnten Fußſteige, um ihr nicht neue Angſt zu machen.

Sie hatte von einem Schweizerthale geſprochen, das ich ſehen würde. Ich ſpottete ein wenig darüber; doch oben — der Weg geht ohne alle Gefahr über eine Felſenbrücke, welche die Natur gebauet hat — ſtand ich wirklich auf einmahl vor einer Schweizergegend. — Dadurch überraſcht, ſprang ich, ohne mich von ihr halten zu laſſen, ein Felsſtück hinauf und wieder eins hinunter. Nun lag ich auf einer Platte, und ſah den Schlund ganz vor mir.

„O, ich bitte Sie!“ rief ſie mir über das Geſtein zu. Ich war mit meinen Gedanken in Altorf, und konnte die Augen nicht von dem Schlunde wegwenden. Sie mochte über eine Bewegung von mir erſchrecken ſeyn; denn als ich mich umſah, weil mich etwas am Arme faßte, ſtand ſie zitternd und bleich neben mir auf der Platte. „O mein Gott!“ ſagte ſie ängſtlich, und drückte meine Hand; „mir ſchwindelt.“ Ich umfaßte ſie, und hob ſie von Fels zu Fels in Sicherheit.

„Sie ſtunden da auf der Spitze, ſagte ſie jetzt, noch immer zitternd und meine Hand in der ihrigen haltend; „es war ſehr gefährlich!“ — Und dennoch kamen Sie? — „Weil ich Sie bitten wollte, zurück zu gehen.“ Ich verſicherte ihr: für jemand, der auf den Alpen geweſen ſey, habe die Stelle gar nichts Gefährliches. Indeß blieb ich nun an ihrer Seite, um ſie durch meinen Muth nicht zu ängſtigen.

Wir ſaſſen lange oben, ehe ihr Geſicht ſeine Farbe wieder bekam. Dieſe Anhänglichkeit, dieſer Muth, den ihr meine Gefahr gegeben hatte, machte einen ſo lebhaften Eindruck auf mich, daß ich über ſie – und das ſagt viel! — die Schweiz und alles Andre vergaß. Mit einer Empfindung, die ſich der heiligſten Liebe näherte, umfaßte ich ſie, als wir an einen etwas hohen Abhang kamen. Ich hob ſie herunter, und hielt ſie dann eine Sekunde lang an meinem klopfenden Herzen.

Ja, Franz, ich war dem ſchönen Weibe um vieles näher gekommen. Ich ging an ihrer Hand. ſo zögernd ich konnte, und führte ſie auf Abwege, weil ich hoffte, daß noch einmahl eine Felshöhe da ſeyn würde, von der ich ſie herunter heben könnte. Endlich waren wir wirklich an einer. Ich umfaßte meine Begleiterin, hob ſie herab, und drückte dabey meine Lippen an ihre Wangen, die eine ſchöne Röthe übergoß. Mein Herz klopfte laut, und, ich fühlte, daß ich ſie ſchon liebte. Ich brachte das Geſpräch wieder auf meinen gefährlichen Stand, und nun fiel mir ein, daß ſie ja ſelbſt durch die Schweiz gereiſt ſeyn mußte. So furchtſam? ſagte ich; und doch haben Sie, ſo gut wie ich, die Schweiz geſehen. — „Geſehen nicht,“ erwiederte ſie; „ich reiſe mit verbundnen Augen über den Gotthard.“

Mit verbundnen Augen! — Ich ging nun ſchweigend, in tiefen Gedanken, neben ihr. Sie ließ mich ungeſtört; und als ich von ungefähr einen Blick auf ſie warf, bemerkte ich, daß auch ſie in ſtillen Träumen ging, und daß ſie ſeufzte. Wir kamen, ohne ein Wort geſprochen zu haben, in das Thal, wo der Landauer-Wagen ſtand, der uns abhohlen ſollte. Ich bath ſie, allein zu fahren. Sie ſah mich erſt ängſtlich an, lächelte aber bald, und ſtieg ein. Als ich ihr folgen wollte, ſchlug ſie die Thür zu, und rief: „Sie ſollen nicht: denn Sie wünſchen ja, allein zu ſeyn.“ Ich fühlte, daß ich Unrecht hatte. Um meinen Fehler zu verbeſſern, und ſie nachher zu überraſchen, ſtieg ich leiſe hinten auf, und konnte ſie nun von oben herunter ſehen. Als ſie eine kleine Strecke gefahren war, zog ſie ihr Taſchentuch hervor, und trocknete ſich auf dem ganzen Wege mehr als Einmahl die Augen.

Ich ſtieg leiſe, von ihr unbemerkt, wieder ab, ſchweifte im Felde umher, und dachte wohl tauſendmahl: warum weint das holde Weib? und warum verbirgt ſie mir ihre Thränen?

19.

Quedlinburg.

Hm! wenn du am Ende doch Recht hätteſt! wenn dieſe Frau, die ich anbethe, nur ein eitles Weib wäre, und die lange Weile ihres Aufenthaltes — wozu ſie, wer weiß am Ende was? verdammt hat — durch den Triumph über die vergebliche Liebe eines Thoren zerſtreuen wollte!

Ich liebe ſie mit der heftigſten Leidenſchaft; doch wenn ich ſie mit dieſer glühenden Liebe umfaſſe, und ihrem Herzen meine Flamme mitgetheilt zu haben glaube; wenn ihr ſchönes Auge brennt, ihr voller, jugendlicher Buſen fliegt, und nun ſonſt nichts mehr fehlt, als daß wir einander in die Arme ſinken: dann umfaſſe ich, gleich dem Siſyphus, ein kaltes Wolkengebilde, und ſie entſchlüpfet meinem Herzen, ſo wie ihrem eignen, mit der ruhigſten Sicherheit. Stocken denn dieſe Pulſe? frage ich; rollt Eis in ihren Adern? oder ſind dieſe brennenden Blicke, dieſes Wanken, nur Kunſt, nur Lockung? Aber wozu? wozu? Was hat ſie? was will ſie mit mir?

Ich wollte dieſe ſchimpflichen Feſſeln zerſprengen, und war ſchon hundertmahl im Begriff, ihr Lebewohl zu ſagen. Doch ihre Augen ſtehen voll Thränen, die gewiß keine Kunſt ſind, da ſie unbelauſcht, in der tiefſten Einſamkeit, vergoſſen werden. Dann feſſelt mich ihr Zauberlächeln wieder, die holde Freundlichkeit, das zutrauensvolle Hingeben, das mir ihre Liebe verſpricht. — Und dennoch entſchlüpft ſie mir aufs neue. Ich weiß von ihr nicht mehr, als an dem Tage, da ich ſie zum erſten Mahle ſah. Noch weniger, möchte ich ſagen; denn jetzt bin ich ſogar zweifelhaft geworden, ob ſie Wittwe iſt. Oder — hat das Schickſal ſie in meinen Weg geführt, Sophien an mir zu rächen? Ich liebe ſie, ich will tauſend Eide darauf ſchwören, daß auch ſie mich liebt; und dennoch — dennoch muß ich verzweifeln. —

Franz, ſie iſt eine Mutter, wie ich noch keine geſehen habe. Wäre ſie eine Heuchlerin: — ihre Tochter würde dann von der Heucheley zur reinſten Tugend, zu einem Engel gebildet. Ich ſtehe oft hinter ihr, wenn ſie dem Kinde Unterricht gibt. Dann möchte ich niederfallen und den Saum ihres Gewandes küſſen. Ein ſolcher Geiſt, ein ſolches Herz! ruf' ich aus; und deſto ſtärker iſt meine Verzweiflung.

Die entgegengeſetzteſten Plane treiben mich nach allen Seiten. Ich liebe ſie, und habe es ihr geſagt. Es war, als ob bey meinem Geſtändniß die Flamme des ſchönſten Entzückens aus ihren Augen hervor ſtrahlte; doch ſogleich war die Flamme wieder erloſchen. Sie zog ſich ſcherzend zurück, erwähnte der Unterredung nicht wieder, und betrug ſich, wie vorher: zutraulich, freundlich, gütig. Wäre ſie arm, ſo könnte ich denken, ſie wollte mich plündern. Aber ſie iſt wohlhabend. Oder hofft ſie, meine Hand zu erhalten? Warum denn nicht? Ich habe ja nie geäußert, daß ich ihre Hand nicht wünſche. Es bleibt mir ein Räthſel, warum ſie meine Liebe ſo kalt — ſo ſpottend, möchte ich ſagen — abweiſt.

Einmahl war ich ſchon feſt überzeugt, daß ſie nur eitel wäre, und ich beſchloß, ſie zu ſtrafen, ſie in den Netzen ihrer eignen Eitelkeit zu verſtricken. Aber ein Lovelace würde an dieſem Weibe ſcheitern. Ich gab den abſcheulichen Plan auf, den ich in einer ſchwarzen Stunde gefaßt hatte; und aus Verzweiflung dachte ich dennoch wieder an ihn. Alles vergebens. Was hat ſie zur Abſicht? was iſt ihr Geheimniß? Warum

Noch einige Tage, lieber Konrad! ſagte ſie mit zärtlicher Stimme. Wirſt du mir im Himmel mehr angehören als auf Erden? — Konrad ſchwamm in Thränen. — Konrad, nun hab' ich noch Einen Wunſch. Ach, ich wollte, du erriethest ihn! Sagen will ich ihn nicht. Sie streckte ihm die Hand aus dem Bette lächelnd zu, und Konrad ging lächelnd hinaus. Er kam mit dem Pfarrer wieder. Nicht wahr, liebſte Roſine? ſagte er voll Schmerz; das iſt dein Wunſch? du willſt als meine Frau ſterben? Sie richtete ſich noch einmahl mühſam im Bette auf, und ſtreckte Konraden die Arme entgegen. O, Konrad, Gott wird es dir vergelten, daß du mich noch im Tode glücklich machen willſt! Noch einmahl kehrte die Farbe des Wohlſeyns auf ihre Wangen zurück. O, rief ſie, und hob die flammenden Augen gen Himmel: hab' ich das Glück verdient? — Der Prediger fing an die Trauformel zu leſen. Konrad hielt Roſinens Hand, und alle Kräfte ihrer Seele erheben ſich noch einmahl. Ihr Blick war Freude, ihre Bruſt ſchlug hoch und entzückt, ihre Lippen beteten mit unausſprechlichem Gefühle laut nach, was der Preverbirgt ſie ſich mir? Ich ſtehe vor der Zauberin, ich fühle die Feſſeln, und kann ſie nicht zerbrechen.

20.

Quedlinburg.

Ich habe den Weg zu dem Herzen dieſes einzigen Weibes gefunden. Sie liebt mich, Franz! An dieſer Bruſt, in dieſen zitternden Armen hat ſie es mir geſtanden. Die Tochter gab mir das Herz der Mutter. Ich liebte das Kind, ich mußte es lieben, da es mit unausſprechlicher Innigkeit an mir hing; und dieſe Liebe des Kindes gewann mir das Herz der Mutter. Jedes Vergnügen mußte ich dem Kinde machen; jedes Geſchenk erhielt es von mir; alles Gute, ſagte die Mutter, hätte es mir zu verdanken. Sie gab dem Herzen der Tochter die Empfindung, die ſie ſelbſt nicht hatte, und ſchien meine Liebe mehr auf ſie, als auf ſich ſelbſt richten zu wollen.

So gewöhnte ich mich immer mehr an das Kind. Ich fuhr ab und zu; denn ich hatte es doch bald rathſam gefunden, mich in Quedlinburg einzumiethen. Gewöhnlich hohlt mich die Tochter von hier ab, wenn ich zu lange ausblieb; und ſelbſt wenn ich grollte, konnte ſie mich durch eine unſchuldige Bitte weit ſichrer beſänftigen, als die Mutter durch alle ihre bezaubernden Reitze. So ſtand es. Da warf ich mich einmahl der unbegreiflichen Frau zu Füßen, und beſchwor ſie, aufrichtig zu ſeyn.

Sie wollte, wie gewöhnlich, ausweichen. Das erbitterte mich, und ich ſagte, ſo kalt ich konnte: nun denn, Madame! ich ſehe, Sie treiben Ihr Spiel mit mir! — Sie faßte meine Hand; ich zog ſie zurück, und ſie zerfloß in Thränen. Jetzt trat die Kleine in das Zimmer. So wie ſie ihre Mutter weinen ſah, flog ſie auf mich zu, und ſtreckte mir die offnen Arme entgegen. Ich nahm ſie auf; und nun ſtreckte ſie, von mir gehalten, die Arme wieder der Mutter zu. Die Mutter kam näher, und das Kind umſchlang nun mit dem einen Arme ſie, mit dem andern mich.

Sehen Sie, ſagte ich; dieß Kind iſt von jetzt an noch das einzige Band zwiſchen uns. Ich kam hierher, Ihnen auf immer Lebewohl zu ſagen. Daß ich es nicht kann, macht dieſes Kind. Sie lieben es; ich liebe es noch inniger. Käme es auf Sie'an, Madame, ſo entzögen Sie dem Kinde meine Liebe, meine väterliche Liebe. Ich gebe von dieſem Augenblick alle Hoffnungen auf, zu denen Ihr falſches Herz mich berechtigte; doch nimmermehr meine Anſprüche auf dieſes Kind.

Ich drückte es an mich, und benetzte es mit Thränen. Es hängte ſich an meinen Hals, und rief: o, lieber Vater! — Meine Tochter! meine Julie! meine geliebte Tochter! rief ich einmahl über das andre: deine Mutter ſtößt mich von ſich; aber dein Herz ſoll ſie mir nicht entreißen. Du biſt meine Tochter!

Jetzt umfaßte mich das reitzende Weib auf einmahl, und ſank an meine Bruſt. Aus ihren

Augen brachen gewaltſam Thränen der Liebe hervor, und aus ihren Lippen kamen die Worte: „o ich liebe Sie ſchmerzlich!“

Wie? fragte ich, und ſetzte das Kind an den Boden. Sie legte das ſchöne Geſicht an meine Bruſt, und ich drückte den erſten Kuß der Liebe auf ihre Lippen. Jetzt lag ſie, von meinen Armen gehalten, in einer ſanften, leiſen Ohnmacht. Doch nur eine Minute ſtockten ihre Pulſe; dann ſchlugen ſie verdoppelt. Sie umſchlang mich mit rührender Wehmuth, und ſagte: „wie ſchmerzte es mich, daß ich ſchweigen, daß ich das ſchönſte Gefühl meines Lebens verbergen mußte!“

Mußte? fragte ich: mußte? Reden Sie, meine geliebte Freundin! Warum mußt?

Sie ſchwieg, drückte mich noch feſter an ihr Herz, und — ſchwieg dennoch.

Ich drang in ſie; ſie ſagte aber: „erlauben Sie mir, noch eine kurze Zeit von dem Unglück meines Lebens zu ſchweigen. Bald werde ich reden.“ Nun nahm ſie ihre Tochter auf den Arm, und ging eilig in ein anderes Zimmer. Bald nachher bath ſie mich in einem Billet: ich möchte nur auf zwey Tage wegreiſen, damit ſie Zeit hätte, ſie zu faſſen, und damit ſie nicht unter der Laſt ihres Glückes erläge. Natürlicher Weiſe erfüllte ich ihr Verlangen. Franz, wie glücklich bin ich!

21.

Quedlinburg.

Ich habe deinen Brief. Was will ich denn? und was willſt du denn? Bin ich etwa noch ein Knabe, der ſich von einem Talent oder einer Geſchicklichkeit bezaubern läßt: z. B. von dem Klimpern einer auswendig gelernten Sonade, dem nicht ganz ſchlechten Singen einer Arie, oder ein Paar Worten Franzöſiſch? Weiß ich denn etwa nicht, daß es damit gar wenig ſagen will? Der Mann, den ſo etwas bezaubert, heirathet das Mädchen; die Sonate iſt in Kurzem allen Bekannten bis zum Uiberdruß vorgeſpielt, und die Arie aus der Mode gekommen: nun wird das Klavier nicht mehr angeſehen. Laß auch ein ſolches Talent in der höchſten Vollkommenheit daſeyn, — und wie ſelten iſt das der Fall bey einem Frauenzimmer! — : ſo gibt es doch nur von Monath zu Monath ein Paar Stunden Unterhaltung; weiter nichts. Was verlangt denn alſo der verſtändige Mann? Wahrhaftig, ein Weib mit einem reinen, treuen Herzen und einem geſunden Verſtande. Durch den heiligen Athen der Liebe wird das Geſpräch über eine häusliche Arbeit, über das Spiel eines Kindes, zur ſchönſten Unterhaltung. Eine Frau, die nur Talente und Geſchicklichkeiten hat, — ſeltſam genug verwechſelt man die ſo oft mit Bildung des Geiſtes und Herzens — iſt nach einigen Jahren nichts, als die Mumie der Gräfin Königsmark, die ich heute hier in der Domkirche geſehen habe: ſie erinnert den Mann nur an die ſchönen Zeiten, da ihr Talent ihn noch bezauberte. Höchſtens kann ihn ſeine Eitelkeit ein Paar Jahre länger auf dieſen gebrechlichen Krücken der Liebe fortſchleppen.

Weißt du noch, wie der Prediger Wenſen beneidet wurde, als er heirathete? Welch eine Frau! ſagte man; wie gebildet! wie voll Geiſt! Es iſt wahr, ſie kleidete ſich mit Geſchmack, ſie ſpielte die gangbarſten Arien ziemlich fertig, ſang nicht übel, ſprach ein Paar Worte Franzöſiſch, zeichnete ein Blümchen, ſtickte ganz hübſch, und plauderte mit einer recht angenehmen Dreiſtigkeit. Ihr Mann brüſtete ſich nicht wenig gegen ſeinen Kollegen, den ehrlichen Naumann, der ein gutes, einfaches, beſcheidnes Mädchen geheirathet hatte. Doch ehe man es ſich verſah, kamen die Arien und die Kleider der Wenſen aus der Mode; auch ihr Lektüre, auf die ſie ſich gar viel zu gute that, galt nichts mehr, und ſogar ihre Ideen waren veraltet. Sie machte noch immer Prätenſionen, und man fand ſie lächerlich.

Die andere liebte ihren Mann, erzog ihre Kinder gut, war eine hochachtungswerthe Gattin, Mutter und Hausfrau, galt in dem Kreiſe, der für ſie paßte, und ſogar in einem höheren, für ein ſehr liebes Weib, und machte ihren Mann im eigentlichſten Sinne glücklich.

Alſo — nicht die Guitarre in den ſchönen Armen dieſer Frau, ob ſie gleich das Inſtrument vortrefflich ſpielt, nicht ihre liebliche Stimme, nicht ihr fröhliches, witziges Weſen, das keine Koketterie, das nur die natürliche Anmuth eines ſchönen, heitern, kindlichen Geiſtes iſt: nichts von dem Allen zieht mich ſo feſt an ſie; ſondern, was ich an ihr liebe, iſt der beſeelende Geiſt, von dem alles bey ihr ausgeht, und der dieß alles entbehren könnte; es iſt ihr weiches, ſchönes Herz, ihr ſo frey gebildeter Geiſt. Hat nicht Leſſing geſagt: wäre Raphael auch ohne Arme gebohren, er würde dennoch der größte Mahler geworden ſeyn? Sieh, das iſt es! Bey tauſend und wieder tauſend Mädchen ſind ſolche Talente fremde Blumen, die ſie zum Putz anſtecken, und die am Abend verwelken; bey dieſer Frau ſind ſie hervorgeſproßte eigne, deren Wurzeln in ihrer Seele liegen. Brich die Blume: es ſproßt eine neue hervor.

Daß ich nicht weiß, wer ſie iſt, was ſie nach Teutſchland gebracht hat, wovon ſie lebt und ſo weiter, fällt mir manchmahl eben ſo auf, wie dir, nur nicht in demſelben Geiſte. Sie mag Schickſale gehabt haben, über die jeder ehrliche Mann in der Ferne ſein Wehe! ausrufen würde, ich ſo gut wie ein Andrer. Es iſt auch möglich, daß ihr Herz ſich mehr als Einmahl verirrt hat: das ſagen ihre ſchönen, frommen Augen voll Thränen, ihre ſanften Seufzer; aber ein Verbrechen beging ſie nicht: das zeigt ihr ruhiges, ſeelenvolles Lächeln, ihr ſüßes, unbeſorgtes Vertrauen gegen die ganze Natur. Sie mag ſogar Fehler begangen haben; doch längſt hat ſie die wieder gut gemacht, und gewiß liegt keine Schuld auf ihrer reinen Seele.

Oder glaubſt du in der That, Franz, ich verſtände mich ſo wenig auf das Herz, daß ich hier, wo ich doch Zeit genug zum Beobachten

habe,

habe, ſo plump betrogen werden könnte? Glaubſt du das? Es ſcheint faſt ſo, da du den depit amoureux — ich weiß kein andres Wort — den ich zuweilen geäußert habe, gegen die Frau zum Beweiſe aufſtellſt. Laß das, guter Franz! Jetzt reiſe ich zu ihr; die zwey Tage ſind vorüber. Du ſollſt bald wieder Nachricht von mir bekommen.

22.

Thale.

Ohne eine Sylbe meines letzten Briefes zurückzunehmen, ſagte ich dennoch: die Frau iſt unbegreiflich. — Ich ſtürze in ihr Zimmer, und werfe mich ihr zu Füßen. Sie lächelt, hebt mich auf, und ſagt ganz ruhig: ich muß Ihnen doch eine neue Idee zeigen, die mich jetzt beſchäftigt. Natürlicher Weiſe hörte ich nicht zu, und rede von nichts als von meiner Liebe; ſie aber, ohne mir das zu verbiethen, verdrehet mir jedes Wort, und macht aus Allem einen Scherz, ſo daß ich wieder auf eben dem Puncte ſtehe, wo ich ſo lange geſtanden habe.

Was iſt das! fragte ich mich, als ich mit ihr das Gebirge hinan ging. — Sie nahm ihre Rolle wieder auf; ich aber war entſchloſſen, ſie feſt zu halten, und erklärte ihr mit einem ſehr ungeduldigen Ernſt: ihr Benehmen ſchiene mir zweideutig; ſie möchte die Maske abwerfen. Als ſie fortfahren wollte zu ſcherzen, ſagte ich ſchneidend: dieß iſt unſere letzte Unterredung, wenn Sie in dieſem Tone bleiben. Nun wurde ſie ernſt. „Und,“ fragte ſie mit einem feſten Blicke auf mich, „woran weiß ich denn, daß Sie keine Maske tragen? Sie lieben mich, ſagen Sie. Was heißt das? woraus ſoll ich es ſchließen? woraus kann ich es ſo wiſſen, wie es mein Herz bedarf?“

Der Gedanke erbitterte mich. Wie! ſagte ich; Sie bezweifeln meine Liebe? In der That Madame, dann bin ich viel weiter von dem Ziele, als ich glaubte; dann habe ich freylich noch nichts gewonnen, und war ein bloßer gutmüthiger Thor.

„Sie tadeln mich, wenn ich ſcherze. Jetzt bin ich ernſt; ich bitte Sie aber, dasſelbe zu ſeyn. Nun wohl, Sie lieben mich. Ich darf daran nicht zweifeln, weil Sie es ſagen, weil ſie mir durch Worte, Blicke und Handlungen Ihre Leidenſchaft zeigen. Und alſo wäre es wohl wieder eine Beleidigung, wenn ich dieſe ſtolze Liebe auf eine kleine Probe ſtellte?“

Auf welche Sie wollen! rief ich lebhaft.

Sie ſah mich wehmüthig an. „Haben Sie nie durch ähnliche Reden und Handlungen einem Mädchen Veranlaſſung gegeben, zu glauben, das ſie von Ihnen geliebt würde? Wahrheit, mein Freund! offne Wahrheit!“

Du kannſt dir leicht denken, wie ſehr ich erſchrack. Doch ich wollte, ich mußte wahr ſeyn; ſo erzählte ich ihr denn meine Begebenheit mit Sophien ganz aufrichtig. Auch konnte ich nicht wohl anders, da ſie den Zuſammenhang ſchon ſo ziemlich errathen hatte.

Sie fragte lächelnd: „hintergingen Sie das Mädchen abſichtlich, oder täuſchten Sie ſich ſelbſt?"

Ich geſtand ihr, daß ich für Sophien in gewiſſen Stunden etwas der Liebe Aehnliches gefühl hätte.

„Und" — fragte ſie nun, ihre Hand ruhig auf die meinige legend — „wer ſteht denn Ihnen und mir dafür, daß Sie Sich jezt nicht wieder täuſchen?"

Ich hatte die Frage erwartet. Und wie können denn, fragte ich eben ſo ruhig, Männer oder Weiber in dieſem Stück überhaupt zu der Gewißheit kommen, daß ſie ſich nicht täuſchen? (Sie wurde ein wenig verwirrt.) Laſſen Sie, fuhr ich fort, die Leidenſchaft heimliche, ſich ſelbſt täuſchende Sinnlichkeit ſeyn, wie es mit mir bey Sophien vielleicht der Fall geweſen iſt: wäre denn dieſe Leidenſchaft nicht ſtark genug, die ſchwerſte Probe zu beſtehen? Aber noch mehr! In manchen Augenblicken bemerkte ich in der That ganz deutlich, daß meine Leidenſchaft für Sophien nur Sinnlichkeit war; und das iſt jezt . . .

. . . „der Fall nicht," unterbrach ſie mich erröthend. „Aber Sie müßen doch zugeben, daß er es ſeyn könnte. So dürfte denn wohl die Klugheit bey dieſer Leidenſchaft ihre Stimme ſo gut haben, wie das Herz. Und wenn die Liebe, die ſo leicht Täuſchung ſeyn kann, aufhörte, ſo müßte nicht Reue in ihre Stelle treten, ſondern Freundſchaft, Achtung, Vertrauen.

Das müßten ſie, ſagte ich, und küßte ihre Hand; das würden ſie, wenn es möglich wäre, daß meine Liebe aufhören könnte.

„Und," fuhr ſie in demſelben ruhigen Tone fort, „darum, eben darum. müßen wir Weiber dafür ſorgen, daß uns in dem Falle, wenn die Liebe aufhört, kein Vorwurf, auch nicht der kleinſte, belaſten, daß unſer Herz, ja auch unſeren Ruf, kein Verdacht, ſelbſt nicht der mindeſte, treffen kann, damit die Liebe in ihrem Vergehen ſich nicht mit Recht in Reue verwandle. Die heiße Leidenſchaft vergibt alles; die abgekühlte gar nichts."

O, ſagte ich; was hätte ich Ihnen denn wohl zu vergeben, als vielleicht ein zu ſchönes, zu weiches Herz, eine zu vertrauensvolle Liebe gegen alles um Sie her! — Jetzt drangen Thränen in ihre Augen; ich hatte ſie, wie ich es wollte, getroffen. Ich bin überzeugt, fuhr ich fort: wenn ich Sophien geheirathet hätte, meine Empfindung für ſie wäre Liebe geworden.

„Und," fiel ſie ſchnell ein, „Sie heiratheten das Mädchen dennoch nicht, weil . . . weil . . . — darf ich ſagen, was ich denke? — weil es nicht von Ihrem Stande war!" (Ich ſchwieg; denn, was auch daraus werden mag: ich will wahr gegen ſie ſeyn.) „Vielleicht bin ich," fuhr ſie fort, „durch meine Geburt noch weniger, als das Mädchen; und — die vergehende Liebe darf nicht den kleinſten Vorwand finden, Herr Baron, wenn ſie nicht Reue werden ſoll."

diger las. Sie ſteckte mit zitternder Hand den Trauring an ihren Finger, und gab Konraden die Hand. Er ſagte ſchmerzlich: ja. Als der Prediger die Frage an ſie richtete, wurde die Spannung in ihrem Geſicht immer ſtärker, und alle ihre Bewegungen heftig. Sie rief laut, als ob Himmel und Erde es hören ſollte: ja! Konrads Frau! Dann lächelte ſie ihrem Manne zu, und ſagte abgebrochen: nun! nun! Konrad! Mann, Weib! Habe Dank. Jetzt ſtreckte ſie ihre Arme Konraden entgegen, und rief: geſchwind! Er ſank hinein, und ſie ſtarb, als er ihren Mund berührte; die Freude hatte ſie getödtet.

Selbſt der Prediger zerfloß in Thränen — nicht des Mitleidens, ſondern der erhabenſten Rührung. Er bat Konraden, ihm ſeine Geſchichte mitzutheilen; denn bis dahin hatte man im Dorfe Beide für Eheleute gehalten. Als Konrad erzählt hatte, fragte der Prediger: Aber, lieber Konrad, wie konntet Ihr Euch des Mädchens ſo zärtlich annehmen, da Ihr ſo bitter betrogen wart! — Ich preiſe Gott, antwortete Konrad, daß ich es konnte, daß ich ſie dazu lieb genug hatte. Wenn ich

Glauben Sie wirklich, ich könnte an dieſe Armſeligkeit denken? fragte ich lächelnd, und ein wenig ſpöttiſch.

„Armſeligkeit? Warum denn damahls, und warum nicht jetzt? Ich halte übrigens den höheren Stand für keine Armſeligkeit.“

Damahls, als ich kalt geworden war, brauchte ich ihn als Vorwand.

„Und wenn Sie nun wieder kalt würden, mein Herr?

Dieſe Frage brachte mich in Verwirrung. Es laſſen ſich, ſagte ich ſehr gerührt, tauſend Dinge nicht erweiſen, die dennoch wahr ſind. Für Ihre unausſprechliche Mutterliebe haben Sie keinen Erweis, als Ihr Herz; und für meine unendliche Liebe zu Ihnen, habe, will auch ich keinen andern, als mein Herz, und dieſes naſſe Auge. Wenn Sie dem nicht trauen, ſo war ich Ihnen immer gleichgültig.

Sie erblaßte, reichte mir bebend die Hand, und konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. „O,“ ſeufzte ſie leiſe, „bedürfen Sie noch eines Beweiſes von mir, ſo verſtehen Sie Sich ſchlecht auf den Schmerz! Ja, ich liebe Sie: aber dieſe Liebe würde das Elend meines Lebens ſeyn, wenn wenn . .“

Wenn? wenn? . . Reden Sie!

„Wenn Sie mich nicht wiederliebten, wenn etwas in der Natur Ihnen theurer wäre, als ich.“

Stellen Sie mich auf die Probe, meine geliebte Freundin!

„Ach, eben davor zittre ich. Ja, Ihre Liebe wird geprüft werden! . . Wenn Sie mich lieben, ſo laſſen Sie uns gehen. Ich bin erſchöpft. Sie legte ihre Hand in meinen Arm, und vergoß auf dem ganzen Wege Thränen.

23.

Thale.

Sie iſt krank. Seit drey Tagen habe ich ſie nur Augenblicke geſehen. — Krankheit macht gute Menſchen jedes Mahl weicher und ſanfter. Ich ſaß mit ihrem Mädchen an ihrem Bette, und las ihr aus dem Taſſo vor. Dann redete ich dringend für mich ſelbſt. Sie faltete die ſchönen Hände über der Bruſt, hob das ſchmachtende, mit einer Thräne ſanft beglänzte Auge rührend zu mir auf, und ſagte: „o, mein theurer Freund, mir fehlt nichts als die Ueberzeugung, daß ich allein im Stande bin, Sie glücklich zu machen, daß Sie dieſes treue Herz nicht verkennen, und daß es Ihnen Erſatz wäre, wenn auch das härteſte Schickſal Ihnen alles raubte. Ich würde das glücklichſte Weſen ſeyn, wenn ich mir das zutrauen dürfte!“

Es wurde mir ſchwer, mich nicht am Bette niederzuwerfen. Ich bath ſie, ihr Mädchen wegzuſchicken; das ſchlug ſie aber feſt ab. „Jetzt, mein Freund,“ ſagte ſie, „bin ich zu matt, Ihren Bitten zu widerſtehen. Sie wollen doch mein Vertrauen nicht mit Gewalt an ſich reiſſen, da mein Herz es Ihnen ſo gern freywillig gäbe? ... Laſſen Sie mich!"

Ich halte dir gleichſam ihr Tagebuch. Sie iſt geſund, aber räthſelhafter als je. Ich glaubte, ſo eben mit fliegenden Wimpeln in den Hafen einzulaufen; und, ſiehe da! er iſt mit dem Lande verſchwunden. Es gibt jetzt Augenblicke, wo ich ausrufe: ſollte Franz Recht haben? wäre ich wirklich das Spiel eines liſtigen Weibes? Aber welch ein Spiel! Wozu, wofür könnte ſie die ganze Ruhe meines Lebens aufopfern? Wollte ſie mich plündern? Nein, das gewiß nicht. Sie iſt reich, und hat ſo wenige Bedürfniſſe. — Wieder ein Zug in ihrem Charakter, an dem mein Mißtrauen der ſchwärzeſten Stunden ſcheitert. — Sie gebraucht nicht den vierten Theil ihrer Einkünfte; die andern drey Viertel bekommen die Armen in der Gegend. Und ſie gibt ohne alle Prätenſion, als ob ihr das Geben gerade ſo nothwendig und unwillkührlich wäre, wie das Athmen. — Abſichten auf meinen Nahmen, auf meinen Rang? Wozu kann nicht Eitelkeit und Rangſucht treiben! Ich würde ihr das überſehen, und mich dennoch für glücklich halten. Aber wohl zehnmahl habe ich ihr meine Hand angebothen, und jedes Mahl ſagte ſie mit einer Wahrheit, die mir auch nicht den mindeſten Zweifel erlaubte: „o, der verhaßte Rang!" — Nein, Franz, ſie kann mich nicht betriegen; es iſt unmöglich. Und dennoch! dennoch! ... Sieh, ſo reiſſen mich die Wellen in dieſem ſtürmiſchen Meere der Zweifel hin und her.

Aber warum denn betriegen? wozu denn? Erfinde nur irgend eine Urſache, nur die kleinſte, wozu ſie das wollen könnte; und ich will Dir Recht geben. Ich würde das Menſchengeſchlecht haſſen, zu dem ſie gehört, wenn ſie mit meinem Herzen ihr Spiel treiben könnte, bloß um ihr Spiel zu treiben, um mir am Ende zu ſagen: mein Herr, ich bin des Spieles müde; jetzt gehen Sie! Und doch müßte es darauf hinaus laufen.

Wäre denn das ein ſo groſſes Wunder?" wirſt du vielleicht ſagen. „Haben nicht tauſend eitle Weiber daſſelbe Spiel um keinen andern Preis geſpielt?" Freylich haben Sie das. Du ſollteſt aber nur hier ſeyn, um ſogleich überzeugt zu werden, daß unter allem Unmöglichen dieß das Unmöglichſte; du ſollteſt dieſes groſſe, fromme, glaubensvolle Auge ſehen, den reinen Spiegel einer reinen Seele; du ſollteſt die weichen, bebenden, innigen Töne ihrer Worte hören, welche nicht die Lunge hervorzubringen, ſondern in die ſich ihre Seele aufgelöſ't zu haben ſcheint! — Und dennoch! ſage ich wieder; dennoch!

Neulich verſprach ſie ihrer Tochter, um das Kind zu beruhigen, etwas ſchlechterdings Unmögliches. Es lächelte nun ruhig, ſtreckte die Arme kindlich dankbar der ſchönen Mutter zu, und ging dann. Sie ſah der Kleinen wehmüthig nach, und ich ſagte: dieſer argloſe Glaube des Kindes, der auch an der Unmöglichkeit nicht zweifelt, ſobald Ihr Mund ſie möglich nennt, hat etwas

Rührendes; er ſtützt ſich auf das allmächtige Gefühl Ihrer Liebe. Warum — (ich war auf einmahl wieder von meinen Zweifeln ergriffen), — o, warum kann, warum darf ich Ihnen nicht eben ſo glauben, wie dieſes Kind! Wenn Sie es täuſchen, ſo thun Sie das aus Liebe, nur aus Liebe. O, warum iſt mit mir der Fall ſo gänzlich anders! — Sie ſah mich lange feſt und mit der überwältigenden Ruhe des Vertrauens an. — Es ſtiegen Thränen in ihre Augen; und dennoch wendete ſie den Blick nicht von mir ab.

Alle meine Zweifel verſchwanden. O, ſagte ich jetzt mit Entzücken; auch ich habe dieſen feſten Glauben an dich, du unbegreifliches Weſen! — Täuſcheſt du mich, ſo thuſt du es aus Liebe, nur aus Liebe. (Sie ſprang auf, und öffnete die Arme — die Augen, möchte ich ſagen, mit dem Herzen, mit der ganzen Seele.) O, warum, fuhr ich dann etwas ruhiger fort, warum müſſen Sie mich täuſchen! dieſes einfache Herz! dieſe Seele, die ganz von Ihnen erfüllt iſt!

Sie blieb ſtehen, als würde ſie von einer höheren Macht gehalten, und legte ſchweigend die Hand an die Stirn, um mir ihre Thränen zu verbergen. Ich glaubte, jetzt wäre der Augenblick des Vertrauens gekommen. Reden Sie, reden Sie! rief ich ſtürmiſch. Sie blickte mich zärtlich an, und ſagte dann ernſt: „iſt nicht dieſer verdachtloſe Glaube der höchſte, einzige Triumph der Liebe? Und,“ fuhr ſie zitternd fort, „wenn ich ihn nun nicht hätte, ihn nicht anders bekommen könnte, als dadurch, daß ich ihn erſt an Ihnen ſähe: dieſen Glauben, der auch unter einer zuſammenſtürzenden Welt nicht wankt! ... O, wenn dieſer Glaube jemahls wankte! zu ſpät wankte! Ich wollte lieber todt ſeyn, als dieſe Bruſt voll Leiden an ein kaltes Herz voll Zweifel drücken." Sie wendete ſich raſch von mir ab, und ging in den Garten zu ihrer Tochter, die ſie dann, wie ich aus dem Fenſter ſah, umarmte und mit Thränen benetzte.

'Und dennoch! ſage ich wieder; dennoch! — Warum hört ſie nicht auf, ſich mir zu verbergen! —

24.

Sachtleben.

Hier bin ich, guter Franz. Der Genius der kindlichen Liebe riß mich von dem unbegreiflichen Weibe; nicht Zorn, denke ich, nicht Unwille. — Ich kam noch zu rechter Zeit hier an, um von den bleichen Lippen meiner ſterbenden Mutter geſegnet zu werden, ehe der Tod ſie auf ewig verſchloß. „Mich hat verlangt, dich zu ſehen," ſagte ſie ſanft. „Ich fürchte, mein Sohn, daß mein Eigenſinn einige Jahre deines Lebens verbittert hat... Am Rande des Grabes iſt das Leben mehr, als in ſeiner Mitte. Ich gebe dir dein Wort zurück. Sey ein redlicher Mann, mein Sohn: das iſt der einzige Wunſch, den mein brechendes Herz noch hat. Sey ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater!" Sie lächelte mir zu, und war nicht mehr. Uiber meinen Schmerz vergaß ich alles Andre; ich hatte jezt ſonſt keinen Wunſch, als den einzigen, meine Mutter durch nichts betrübt zu haben, und hätte mir ihre Zufriedenheit auch das Glück meines Lebens gekoſtet. Der Sarg eines geliebten Menſchen muß alle Leidenſchaften einſchläfern, alle Schmerzen lindern; doch freylich vertreibt nur der eigene Sarg ſie auf immer. Schon glaubte ich, unter den Zerſtreuungen, die mir die neue Lage verurſachte, die Ruhe meines Lebens wiederzufinden, das doppelſeitige, und doch ſo ſchöne, Herz des wunderbaren Weibes vergeſſen zu können. Aber nein. Ich bin nicht glücklich! Und dennoch finde ich meinen Zuſtand viel beſſer, als da ich noch das Spiel eines Weibes und meines thörichten Herzens war. Warum müſſen aber noch immer aus dem Grunde meiner Seele neue Hoffnungen emporſteigen, die mir ſagen: ſie liebt dich! Sollte meine eigene Eitelkeit ſich ſo tief verbergen können? Ich weiß es nicht, Franz.

So, wie ich es dir beſchrieben habe, lebte ich noch einen Monath bey ihr. Mit jeder Minute glaubte ich, die Maske der Frau abfallen zu ſehen. An jedem Morgen ſagte ich: heute bin ich am Ziel! Und am Abend rief ich unmuthig: es iſt alles vorbey! Ich glich einem Wanderer, der an den labyrinthiſchen Ufern des Mäander hinabgeht: mit jedem Schritte glaubt er die Mündung des Fluſſes, das Meer, zu erreichen; und da ſteht er wieder verzweifelnd an der Quelle. Sie wich mir bald mit Lächeln, bald mit Thränen, jezt mit heiterem Scherz, und dann mit hohem Ernſte aus. Glaubte ich, ſie endlich einmahl gefaßt zu haben, ſo war ſie mir ſchon wieder entſchlüpft.

Ich bemühete mich vergebens, einen anſtändigen Bewegungsgrund für ihr Betragen zu erſinnen, und ſchämte mich, dir mehr zu ſchreiben. Endlich ſtellte ich mich ſelbſt kälter, ſcherzte über den Aufwand von Witz und beſonnenen Künſten, womit ſie mich immer auf Einem Punkte zu halten ſuchte, verglich ſie mit einer Zauberin, die einen armen Wanderer auf einer Stelle feſt banne, daß er weder vor, noch rückwärts könne. Sie ſah mich forſchend an, hatte ſogar leiſe Spuren von betrübter Verlegenheit in ihrem Geſichte, und gab ſich nun Mühe, mich wieder in einen ſentimentalern Ton zu ſtimmen Ich hüthete mich wohl, mich da hinein bringen zu laſſen; und ſogleich hatte die liſtige Künſtlerin die Maske gewechſelt: ſie wurde, ohne den Anſchein des höchſten Vertrauens zu verlieren, kalt, — fremd, möchte ich ſagen, ob ſie gleich immer freundlich blieb. Hm! dachte ich; wer hier die Maske am längſten und ruhigſten trägt, iſt Sieger. Aber ich hätte verzweifeln mögen; ihr Benehmen war am folgenden Tage ſo ruhig, ſo ſich ſelbſt gleich, als ob wir tauſend Jahre ſo gelebt hätten. Sie ging mit mir um, wie eine Schweſter mit ihrem Bruder; und auch jetzt war ſie durch ihre lebendige Unterhaltung unausſprechlich reitzend. Ich verſuchte es noch immer, mit ihr um den Sieg zu kämpfen, und nahm mich ſehr in Acht, das Geſpräch nie leidenſchaftlich werden zu laſſen. Deshalb ſprach ich mit ihr von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden;

doch bey dieſen Unterredungen gewann ich nur neue Liebe für ſie, neue Bewunderung ihres gebildeten Geiſtes. Sie zeigte jetzt Kenntniſſe in dem ganzen Gebiethe der Sittenlehre, der Geſchichte und der Künſte, wie ſie ein Weib gewiß nur ſelten hat, und ſprach darüber mit bezaubernder Anmuth.

Acht Tage lang hielt ich es ſo aus; dann aber verlor ich die Geduld. In dem feſten Entſchluſſe, durch Einen Wurf mein Schickſal zu beſtimmen und der fürchterlichen Ungewißheit ein Ende zu machen, ließ ich eines Morgens den Wagen kommen, befahl meinem Bedienten, einzupacken, und ging in Reiſekleidung zu ihr.

„Sie wollen wegreiſen?“ fragte ſie ernſt. — Ja, erwiederte ich mit einer ziemlich natürlichen Ruhe, obgleich mit brennendem Herzen; ich will, ich muß reiſen, Madame. Sie können nicht zweifeln, daß ich Sie liebe. Ich bitte Sie jetzt — bemerken Sie das wohl! zum letzten Mahle, nicht zu ſagen, daß Sie mich lieben, ſondern mein Schickſal zu entſcheiden. Mein Wagen iſt angeſpannt. Sie ſteigen mit mir ein, wir fahren nach Sengerſſen, und der Prediger dort legt unſere Hände in einander. Wollen Sie das, Madame?

Sie erblaßte, und ihr Herz war augenſcheinlich in groſſer Bewegung; aber ſie ſchwieg. Als ich meine Frage noch einmahl wiederhohlte, heftete ſie einen Blick der Sehnſucht auf mich, und ſagte: „Guter Gott! und Sie wiſſen ja nicht einmahl, wer ich bin!“

Es hängt nur von Ihnen ab, daß ich es erfahre. — Sie ging unruhig im Zimmer auf und nieder, ſchwamm in Thränen, und rang die Hände; ich glaubte aber, feſt bleiben zu müſſen, und ſtand ſo ruhig, ſo gelaſſen da, als ich konnte, und ohne ein Wort zu ſagen.

„Wenn Sie wüßten . . .!“ hob ſie wieder an.

Nun, ſo laſſen Sie mich doch erfahren, was ich ſchon allzu lange nicht weiß.

„Und . . . wenn ich nun Nein ſagte?“ hob ſie gefaßter an.

Dann Madame, würde ich auf immer Abſchied von Ihnen nehmen; denn was für Gründe Sie auch haben mögen, mich ſo zu behandeln — ich achte dennoch Ihren Verſtand zu ſehr, um Ihnen einen Mann„ den Sie einmahl Ihrer Aufmerkſamkeit würdigten, nicht ganz verächtlich werden zu laſſen.

„Verächtlich!“ (Sie blickte gen Himmel.) „Guter Gott!“

Ja, Madame! das würde ich Ihnen, ſelbſt gegen Ihren Willen, wenn ich hier länger das Spiel Ihrer Laune, oder meinethalben auch Ihrer geheimen Unglücksfälle, bliebe. Ich kann darüber nicht urtheilen; doch, wie geſagt, bliebe ich länger in dieſem Verhältniſſe hier, ſo müßte ich Ihre Achtung verlieren. Sie haben zu viel Verſtand, um mir aus Eitelkeit eine ſo unrühmliche Rolle verzeihen zu können; und wen man nicht achtet, den kann man auch nicht lieben. Gehe ich aber, ſo werde ich wenigſtens Ihre Achtung behalten; dieſer Glaube wird für mich ein Troſt in mich ihrer nicht angenommen hätte — was würde aus ihr geworden ſeyn? Sie wäre, verlaſſen von allen Menſchen, im Elende umgekommen, oder, wenn ſie ſich erholt hätte, ein Teufel geworden. Glauben Sie mir, Herr Prediger, meine Treue hat ihr nicht allein Leben und Geſundheit gerettet, ſondern auch die Seele. So ein ſchändliches Gewerbe, wie ſie trieb, kann wohl ſchamlos machen und frech; aber boshaft, teufliſch, werden ſolche Geſchöpfe erſt dann, wenn alle Welt ſie ſo ganz verläßt. Roſine wurde nie ganz böſe; denn ſie hatte noch immer einen Menſchen, der es gut mit ihr meinte. Dankbarkeit gegen einen guten Menſchen — und gewiß, Herr Pfarrer, ich war gut — läßt eine Seele nie ganz ſinken. Ach, ſie wußte, was ich für ſie that; darum hatte ſie mich auch ſo unbeſchreiblich lieb. — Edler Menſch! ſagte der Prediger gerührt; Gott mache Euch glücklich! Konrad wurde es. Er heirathete nach einigen Jahren ein gutes Mädchen aus dem Dorfe, mit dem er noch jetzt zufrieden lebt. Er iſt der Vater von ſieben wohlgezogenen Kindern, und ſeine älteſte Tochter heißt Roſine.

den freudenloſen Tagen ſeyn, die ich künftig zu leben habe.

„Es ſcheint, als hätten Sie Recht, mein theurer Freund," ſagte ſie, mit zunehmender Faſſung. „Ich danke Ihnen, daß Sie Sich ſo milde ausdrücken. Noch mehr, Sie würden Recht zu haben ſcheinen, wenn Sie auch das geſagt hätten, was Sie ohne Zweifel in dieſem Augenblicke fühlen. Ich müßte es ertragen, wenn Ihr letztes Wort für mich ein ſehr rauhes wäre. Allein könnte nicht auch ich Recht haben, wenn ich ſagte: dieſe Alternative, „entweder Sie geben mir Ihre Hand, oder ich ſehe Sie nicht wieder!" müſſe mir Ihre Liebe ein wenig verdächtig machen?"

Sie wollen doch meine Worte nicht verdrehen? Entweder Sie geben mir heute Ihre Hand: oder ich muß Ihnen verächtlich werden, wenn ich noch länger bleibe. Ich gehe von ſelbſt, um es mich nicht am Ende heißen zu laſſen.

„Verächtlich! . . . . O, es iſt doch ein rauhes Wort, mit dem Sie von mir ſcheiden wollen!"

Nur der Mann kann fühlen, was den Mann verächtlich macht. Ich bin nicht Ihr Richter, aber mein eigner.

„Ich werde, ich kann Sie nie verächtlich finden; nie, nie!"

Auch dann nicht, wenn ich mir verächtlich würde? . . . Könnten Sie einen Mann hochachten, der ſich ſelbſt, und den jeder Mann von Ehre nichtswürdig nennen müßte?

„Aber — hatten Sie Sich ſelbſt vergeſſen, oder täuſchten Sie mich, als Sie mir ſagten: „ſetzen Sie meine Liebe auf jede Probe? Wie, wenn dieß nun eine kleine Probe wäre, ob mein Herz mehr Werth für Sie habe, als das Urtheil einiger Menſchen?“

Mein eigenes, Madame, mein eigenes; kein fremdes.

„Nun wohl! auch Ihr eigenes, mein Freund oder mein Herz müßte gleichgiltig gegen Ehre und Schande ſeyn. Ihr Stolz iſt geradezu ein hartes Urtheil über mich. Fürchteten Sie Sich, in dieſem Falle verächtlich zu werden, ſo müßte ich Ihnen ſchon verächtlich ſeyn. Und bin ich Ihnen das, ſo wäre es großmüthiger geweſen, wenn Sie mich ohne alle Erörterung verlaſſen hätten; Ihre Abreiſe würde mich dann hinlänglich beſtraft haben. Jetzt könnte ich ja beynahe glauben, Sie wollten einen Triumph über mich haben. Doch nein, ſo eitel ſind Sie nicht. . . . Sie lieben mich, ſagen Sie, und ich habe Ihnen meine Gegenliebe geſtanden. Nur meine Achtung für Sie, und die Beſorgniß, daß wir einander jetzt vielleicht zum letzten Mahle ſehen, können mich dahin bringen, mich zu vertheidigen. Das ſollte ich am wenigſten gegen einen Mann zu thun brauchen, der alle Proben in ſeiner Liebe beſtehen wollte. Verächtlich bin ich ihnen nicht, denn Sie biethen mir noch jetzt Ihre Hand an. Was denn aber ſonſt? Verdächtig! Und warum? Habe ich Ihnen jemahls geleugnet, daß ich Sie liebe? . . . Ich kämpfte mit mir ſelbſt über den Entſchluß, den ich zu faſſen hätte, und ſuchte Ihnen, wie ich gern geſtehe, dieſen Kampf zu verbergen. Aus Urſachen verhehlte ich Ihnen mein Schickſal und meine Handlungen; mein Charakter hat immer offen vor Ihnen gelegen. Verlaſſen Sie mich, ſo werde ich ruhig ſeyn, obgleich unglücklich. Nur das Andenken an eine Handlung kann meine Ruhe ſtören.“

Aber, meine theure, geliebte Freundin, das iſt es ja eben! So machen Sie mich glücklich; oder vertrauen Sie mir, was Sie hindert, es zu thun.

„Mich hindert nichts, mein Freund, als der Zweifel, ob ich auch im Stande ſeyn werde, Sie glücklich zu machen.“

Nur das? rief ich freudig, und umfaßte ſie. Jetzt biſt du mein, Geliebte, und ſollte ich dich mit Gewalt zu dem Altare ziehen! — Ich warf einen Shawl um ihre Schultern, und wollte ſie aus dem Zimmer führen.

„Nein, nein!“ rief ſie ängſtlich, und ſuchte ſich aus meinen Armen los zu machen. Ich drang mit Liebkoſungen, mit Betheurungen meiner Liebe in ſie. Sie ſchien ſehr gerührt; aber dennoch blieb ſie bey ihrer Weigerung. Ich ließ ſie endlich los, und fragte, über dieſen unbegreiflichen Widerſtand erbittert: nichts als der Zweifel, ob Sie mich glücklich machen können, hindert Sie?

„Nichts, als der!“

Ihre Handlungen hangen von Ihnen allein ab?

„Allein von mir. Ich habe Niemanden auf der Erde Rechenſchaft davon zu geben.“

Sie ſind frey von allen Verbindungen mit einem Manne?

„Frey von allen Verbindungen dieſer und jeder Art."

Sie lieben mich? . . . Madame, ich bitte Sie, genau auf meine Fragen zu merken!

„Ich liebe Sie, ja! Was auch geſchehen mag, ja! . . . Sehen Sie dieſe Thränen! Ich werde Sie ewig lieben."

Wollen Sie mir Ihre Hand geben?

Ihr Zittern wurde ſo heftig, daß ſie ſchwankte. Sie antwortete mit gebrochner Stimme, und weinend: „darüber kann ich mich jetzt noch nicht erklären." — Ich ſah ſie lange an, wiederhohlte dieſelbe Frage noch ein Paar Mahl, und bekam die vorige Antwort. Nun denn! rief ich; ſo leben Sie wohl, Madame. Ich war ſo erbittert, wie ich es nie geweſen bin. Sie wendete ſich um, nahm ihre Tochter, die eben hereintrat, in die Arme, und verbarg ihr Geſicht auf des Kindes Schulter.

Noch einmahl, Madame! rief ich.

Sie hielt mir ihre Tochter hin, und ſagte entſchloſſen: „ſagen Sie dem Kinde Lebewohl!" Nun ſtürzte ich hinaus, warf mich in den Wagen, und fuhr in wildem Galopp davon.

So endigte alles. Begreifſt du das? und meinſt du nicht, daß ich wenigſtens abwarten muß, ob ſie ſelbſt etwas thun wird? Denn daß ſie mich liebt, wird mir mit jedem Augenblicke gewiſſer; und daß ich ſie unendlich liebe — o, es iſt ja das Einzige, was mein ödes Herz noch fühlt!

Soll ich es dir geſtehen? Schon hundert Mahl war ich in dieſem langen tödtlichen Monach entſchloſſen, mich auf ein Pferd zu werfen, und ſie zu beſuchen. Denn — wenn ſie mich nun wirklich liebte! wenn ſie meine Liebe hätte auf die Probe ſtellen wollen! Sagte ſie nicht ſelbſt: verdachtloſer Glaube ſey der höchſte, der einzige Triumph der Liebe? Ja ſie iſt unſchuldig!

Entſcheide du, Franz! entſcheide! Ich warte, bis deine Antwort kommt.

25.

Thale.

Ich hatte mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich deine Antwort nicht eher, als nach einem Monathe, erhalten könnte. Jetzt habe ich ſie endlich. Was du ſchreibſt, iſt gewiß, Franz: nur nicht, wie du es ſchreibſt. „Es ſcheint ſo, als ob ſie mich liebte?“ Es ſcheint ſo? Sie liebt mich gewiß, ſo gewiß, als ich athme! Und bey dem warmen, erquickenden Hauche ihrer Liebe gedeih' ich zu allen Tugenden; ein ſtiller, feſter, frommer Glaube an alles Gute in meinem Herzen hat meine Seele in ihrem Innerſten geläutert, geheiligt. So habe ich mich nie gefühlt, ſelbſt in deinen Armen nicht. Du warſt nur mein, wie ich dein; doch ſie und ich — wir ſind Eins: zwey Farben Eines Lichtſtrahls.

Das alles wußte ich, hatte ich ja geſehen; aber, durch Stolz und Eitelkeit verblendet, riß ich mich los von dem guten Genius, der mir ſegnend ſeine Arme öffnete. Ja, ſie liebte mich, und nur die Beſorgniß eines zu zarten Gewiſſens hielt ſie ab, und hält ſie noch immer ab, ganz die Meinige zu werden. Doch dieſe Beſorgniß, dieſe Bedenklichkeit, verſchwindet jetzt in meinen Armen, als wäre ſie nie geweſen. Du ſchreibſt: „gewiß fühlt ſich dieſe Frau durch eine Schuld, oder eine unverdiente Schande gedrückt.“ Eine Schuld nicht, lieber Franz. Sie hielt es nur für unrecht, mir ihre Hand zu geben, die, meinte ſie, mir Tadel zuziehen würde. „Sey vorſichtig!“ ſchreibſt du. Ich brauche es nicht zu ſeyn. Ach! daß ſie es weniger wäre!

Laß es mich nur geſtehen, daß nach dem Tode meiner Mutter meine Hoffnungen ſich wieder belebten. Ich ging nach Thale; aber ihr Haus bewohnte jetzt eine arme Familie, der ſie es mit dem Garten übergeben hatte. Wann kommt Madame Balagno wieder? fragte ich; und ein alter Mann mit ſchneeweißem Haar antwortete mir: das wird wohl lange währen! Wiſſen Sie es denn nicht, da Sie doch der Bruder ſind? Ach, lieber Herr! ſo fromm Ihre Schweſter war, ſo unglücklich mochte ſie wohl ſeyn!

Unglücklich? wie ſo? — Nun erfuhr ich, daß ſie nach meiner Abreiſe nicht aufgehört hätte zu weinen, und daß ſie ganz blaß geworden wäre. „Ach,“ hatte ſie beym Wegreiſen geſagt: „dieſen Ort muß ich verlaſſen, den einzigen, wo ich glücklich geweſen bin!“ Ich that viele Fragen an den Alten, konnte aber nicht herausbringen, wohin ſie gereiſt wäre, noch wann ſie wiederkommen würde. Ihre Spur verfolgte ich bis in das

Braunſchweigiſche; dann verſchwand ſie gänzlich. Ich kehrte endlich von meinen Streifereyen nach Thale zurück, weil der Alte geäußert hatte, es müßten doch Briefe von ihr ankommen, da ſie das Haus gewiß nicht behalten würde. Ich wohnte in ihrem Zimmer, aus deſſen Fenſtern man das Gebirge ſieht, ſchrieb an ihrem Sekretair, las in den wenigen Büchern, die ſie zurückgelaſſen hatte, und beſuchte alle ihre Lieblingsſtellen in der herrlichen Gegend. Es war mir, als hörte ich an dieſen Stellen noch ihre ſchöne Stimme, ihren leichten Fußtritt. Endlich kam ein Brief von ihr an den Juſtizamtmann. „Er ſollte das Haus verkaufen; wohin er das Geld dafür zu ſchicken hätte, würde ſie noch beſtimmen.“ Sie mußte die Sache ſchon vorher mit dem Manne verabredet haben; denn der Brief enthielt weder Ort noch Datum. Uibrigens ſchien er nicht von ihrer Hand geſchrieben zu ſeyn.

Jetzt ſah ich zu meinem Schrecken, daß ſie ihren Aufenthalt verbergen, daß ſie mich nicht wiederſehen wollte. Ich bath den Juſtizamtmann, das Haus, was es auch koſten möchte, für mich zu kaufen. Der Lauf des Briefes, den ich verfolgte, brachte mich wieder in das Braunſchweigiſche; doch hier verſchwand ihre Spur aufs neue.

Ich reiſte hin und her, durchſuchte alle Dörfer, und kehrte endlich, ohne Hoffnung, nach Thale zurück. Der Juſtizamtmann zweifelte nicht, daß der nächſte Brief ihren Wohnort angeben würde. Bis dahin, daß dieſer erſehnte Brief ankäme, putzte ich mit kindiſcher Freude das Haus und den Garten. Ich richtete mich völlig ein und zwar unter dem Italiänischen Nahmen, den ich ſchon ehemahls geführt hatte. Mein alter Jakob, der Einzige, den ich bey mir habe, iſt ſchon daran gewöhnt, daß ich mich irgendwo anſiedle, und lächet jedes Mahl, wenn er mich nach dem Schweizer-Tobel (mit dieſem Schweizerworte benennt er die Roßtrappe und den Schlund) wallfahrten ſieht. Er ſpricht oft von Altorf, zum Beweiſe, daß er auf einer ganz falſchen Fährte iſt.

Endlich kam ein Brief, und wieder von einer fremden Hand. „Das Geld ſollte an einen Bankier in Braunſchweig geſchickt werden.“ Ich reiſte ſogleich zu dieſem Manne, und erfuhr nun, daß ſie in einem Dörfchen auf dem Harze wohnte. Natürlicher Weiſe eilte ich dahin. So wie ich die Thüre öffnete, ſtürzte ſie mit einem lauten Freudengeſchrey in meine Arme, an mein Herz. O, es war, als ob ein geliebter Ehemann nach einer Jahre langen Trennung in die Arme ſeines treuen, innig geliebten Weibes und zu den Liebkoſungen ſeines Kindes zurückkehrte! Kein Wort, kein Blick von ihr erinnerte mich an meinen rauhen Abſchied. Sie hing in meinen Armen, und ihr Kind umfaßte meine Kniee. So ſtanden wir einige ſelige Minuten. — Endlich habe ich Sie wieder gefunden! rief ich; endlich halte ich Sie wieder an dieſem vollen Herzen! O, wie habe ich Sie in dieſen zwey peinlichen Monathen geſucht!

Ich beſchrieb ihr meine vergeblichen Streifereyen; und ſie hörte lächelnd zu: das Bild einer Seligen, mit Thränen der ſüßeſten Freude in den ſchönen Augen. „O Gott!“ rief ſie endlich; „gib mir ein langes Leben, daß ich dieſem Manne ſeine Liebe vergelten kann!“ Das können Sie, ſagte ich, wenn Sie mit mir nach Thale zurückkehren.

Ich befürchtete eine abſchlägige Antwort; nur Uiberraſchung, dachte ich, hat ihr Aufwallen verurſacht. Aber nein; ſie war ſogleich mit froher Eil bereit. „Verließ ich doch,“ ſagte ſie, ſchon mit Einpacken beſchäftigt, „das Dörfchen nur darum, weil es mich an die Trennung von Ihnen erinnerte. . . . Hier war ich nicht glücklicher! . . . Aber wo, wo wäre ich glücklicher geweſen!“

Nach zwey Stunden ſaßen wir im Wagen. Bey dem Aufgange der Sonne (wir fuhren die Nacht durch) ſahen wir die rothen Dächer von Thale, und ſie rief mit lebhafter Freude: „o, da liegt es!“ Vor dem Hauſe ſagte ſie auf einmahl: „o weh! es iſt ja verkauft! Aber was es auch koſte — ich kaufe es wieder.“ Ich führte ſie lächelnd in die Thür. Sie erſtaunte über die Veränderungen, und umarmte mich, als ich ihr ſagte, daß ich es gekauft hätte. „O ſchön!“ rief ſie; „nun wohne ich bey Ihnen, ſonſt Sie bey mir.“ Sie ging an meiner Hand mit jugendlicher Freude durch Haus und Garten.

Als endlich der Aufruhr des vollen Herzens geſtillt war (denn ich wollte ſie nicht überraſchen), führte ich ſie in eine Laube von wildem Wein, deſſen rothe transparente Blätter den ſchönſten Frühlingstag in den Herbſt hineinzauberten. Hier nahm ich ihre Hand, und ſagte: Sie fühlen, wie ich ſelbſt, meine Liebe, daß wir beyſammen leben müſſen, wenn uns das Leben nicht eine drückende Bürde ſeyn ſoll. Wir ſind Eins. Sterben, oder vereinigt leben: ein Drittes gibt es für uns nicht.

Sie hob die gefaltenen Hände auf, und ſagte: „welche Stunden, welche Tage, welche Wochen! O, nie in meinem Leben war ich ſo unglücklich, als da Sie mich verlaſſen hatten! Ich glaubte, bey meinem ſchuldloſen Herzen würde ich Ihre Abweſenheit ruhiger tragen; aber — vielleicht hätten Sie mich ein Paar Monathe ſpäter nicht mehr gefunden. An jedem Morgen ſtand ich matter und ſterbender wieder auf.“ Ihr blaſſes Geſicht, ihre verweinten Augen, das Verwelkte in der ſonſt ſo vollen, friſchen Geſtalt, beſtätigten die Wahrheit dieſer Worte. Geliebte, du biſt mein! rief ich; auf ewig mein! Zögre nicht länger, mich ganz zu beglücken. Nichts ſteht uns mehr im Wege; ich bin jetzt ſo frey, wie du!

Sie erblaßte, und hielt die ſterbenden Blicke auf mir feſt. Dann ſagte ſie langſam: „ich habe eine Tochter; aber ... ihr Vater war nicht mein Mann. Ein geliebter Verführer ... Um meine Schande zu verbergen, verließ ich Freunde, Verwandte, und floh in die tiefſte Einſamkeit. Hier lebte ich mit meiner Tochter, und nur für ſie, in ſtetem Gram, den ich zuweilen, doch nicht immer, verbergen konnte. Und jetzt, da ich Sie kenne, da ich Sie liebe, da die Hoffnung des ſchönſten Glückes ſo reitzend, ſo lockend vor mir ſteht; jetzt, da alle Träume meiner ſchuldloſen Jugend wieder erwacht ſind, und mich im ſchönſten Roſenlicht umſchweben: — o, die ſchreckliche Täuſchung! Hier, die ſterbenden Blätter des nahen Winters

Der Baron gab Roſinen und Konraden eine große Summe Geldes, mehr als ihr Vermögen in Zaringen betrug, und hielt ſich, als Beide Leipzig verlaſſen hatten, noch einige Zeit dort auf. Der Vorfall mit Konraden brachte denn doch ſein Syſtem zum Wanken, und er hatte es ſchon halb und halb aufgegeben, die geiſtlichen Fürſtenthümer zu beſuchen, um dort die reinen Celten in den Domherren kennen zu lernen; er fürchtete faſt, dieſe möchten es noch heftiger angreifen, als der Ritter Rheinfelden mit ſeinem blonden Haar und zwei und dreißig Ahnen, und als Konrad mit ſeinem Mohrengeſichte. Doch eine Bekanntſchaft mit einem Buchhändler brachte das Syſtem wieder zum Stehen. Der Baron erkundigte ſich auf eine geheimnißvolle Weiſe, wie viel es koſte, ein Buch zu drucken. Der Buchhändler fragte, und der Baron geſtand, daß er ſich wohl entſchließen könnte, ſelbſt etwas drucken zu laſſen, das aber, wie er leiſe hinzu ſetzte, vielen Lärmen und Widerſpruch erregen würde. „Sehen Sie," ſagte er, „es greift alle jetzige Art zu philoſophiren an, und ent-

— ſie lügen einen jungen Frühling: noch heute welken ſie, und fallen ab. So iſt es! Der Himmel vor mir umſtrahlt mich ſchon mit ſeinem Glanze; und — ich muß ihm entſagen!“

Entſagen? Sprechen Sie dieß ſchreckliche Wort nicht wieder aus! Vertrauen gegen Vertrauen, meine Geliebte. Was ich jetzt weiß, habe ich vermuthet; doch nie hat es mich bekümmert. Ein Böſewicht verführte Sie … —

„O ſtill! ſtill!“ unterbrach ſie mich. „Ich liebte ihn, liebte ihn mit allem Feuer eines jugendlichen Herzens. Ich bitte, wecken Sie den ſchlummernden Schmerz in meiner Seele nicht. Es macht mich ruhiger, wenn ich denke, ein unvermeidliches Schickſal habe ihn von meinem Herzen geriſſen. Ach, ich fürchte, daß ich ihm nicht genug zeigte, wie ſehr ich ihn liebte, und daß er mich nur darum verließ.“

Sie war in heftiger Bewegung; es gelang mir aber, ſie zu beruhigen. Ich beſchwor ſie, mir ihre Hand zu geben, und verſprach ihr, der Vater ihrer Tochter zu ſeyn. Sie ſchwieg eine Weile; endlich ſagte ſie ernſt: „noch drey Tage; dann ſollen Sie wiſſen, auf welche Bedingung ich Ihnen meine Hand zu geben bereit bin.“ Heute Abend iſt der dritte Tag verfloſſen. Ich habe nicht einmahl Neugierde, ihre Bedingung zu hören: ſo gewiß bin ich ſchon im Voraus, daß ich ſie unbedenklich und gern erfüllen werde. „Vergeſſen Sie nicht,“ ſagte ſie mir noch, „daß dieſe heiſſe Liebe verfliegen kann, im Laufe der Zeit verfliegen muß, und daß Sie einſt dem Greiſe Rechenſchaft von den Handlungen des Jünglings ſchuldig ſind! Denken Sie daran, daß es dem Manne ſchimpflich iſt, ſein Selbſtgefühl einer Leidenſchaft aufzuopfern!“

Ich habe das mit Beſonnenheit überdacht, und lächle dem Augenblick entgegen, da ſie mich rufen wird. Sie iſt während dieſer drey Tage ernſt, doch ruhig geweſen. Ich ſchicke den Brief nicht eher ab, als bis ich dir ſagen kann: ſie hat mir ihre Hand verſprochen.

Sie iſt mein! Franz, ſie iſt mein! Die Bedingung, unter der ſie es wurde, war nichts als die heilige Schwäche eines gedrückten Mutterherzens. „Ich ſoll ihre Tochter als mein Kind anerkennen, ſoll mich für des Kindes Vater ausgeben.“ Wollte der Himmel, ſagte ich, und nahm ſie in meine Arme: — wollte der Himmel, ich wäre es! Doch, könnte ich Julien dann mehr lieben, als jetzt? . . . Wohl denn! nie ſoll ein zweydeutiges Lächeln von mir oder einem andern Menſchen die Wangen des Kindes mit einer Schamröthe färben. Ich will laut vor meiner Familie und vor jedermann erklären, daß Julie meine Tochter iſt. Willſt du endlich um dieſen Preiß die Meinige ſeyn, Geliebte?

Sie taumelte mit einem Ausruf der Freude in meine Arme, und verſiegelte das Bündniß unſrer Liebe mit einer leichten Ohnmacht. Dann hohlte ſie ihre Tochter, und legte ſie in meine Arme. Liebes Kind, ſagte ich: Gott höre es und ſey Zeuge, daß ich immer dein Vater ſeyn will!

Nein, Franz, ich ſchildre dir den Auftritt nicht, der nun erfolgte. Das ſchöne Weib erlag faſt unter der Seligkeit; nur ein angeſtrengter Kampf hielt ſie aufrecht. Und ich? O, du mußt dir mein Entzücken an dem Herzen dieſes edlen Weibes denken!

Es iſt mir unmöglich, weiter zu ſchreiben. Leb wohl. Ich hoffte, ſchon morgen ſollte ein Prediger unſre Hände in einander legen; aber ſie bath mich um Aufſchub, damit ſie ihre Geſundheit wieder herſtellen könnte. Nun, die Liebe hat ja ſchon wieder ihre Roſen auf die blaſſen Wangen gehaucht, und ihre Flammen in die halb erſtorbenen Augen gegoſſen. Bald iſt ſie mein! Ihre Tochter wird ſchon im Ehe-Kontrakte als Fräulein von Kielegge aufgeführt. Nie darfſt du auch nur durch eine Sylbe verrathen, daß es ſich anders verhält! Leb wohl.

26.

Sengerſen.

Heute, mein edler Franz, beglückt die Liebe deinen Freund. Es iſt der Octobertag, an dem du in den Katakomben dein Leben für das meinige hingabſt. Sie konnte es mir nicht abſchlagen, dieſen Tag aufs neue für mich zu heiligen. O, der Himmel iſt heute hier in Teutſchland eben ſo hell, wie damahls in Italien, als ich mit dir unter der ſäuſelnden Pinie lag, und das ſtrömende Blut über deinem Herzen mit meinen Lippen aufſog. —

Da geht ſie im Garten, mit dem Taſchentuche bald vor den Augen, bald auf dem ängſtlichen Herzen, und ſieht nach dem Fenſter hinauf, an dem ich ſitze. Doch die erſte Stunde dieſes Tages gehört dir, meinem erſten, einzigen Freunde, dem Retter meines Lebens. Ich muß heute an deinem Herzen liegen, ehe ich an das Herz der Geliebten ſinke.

Was machſt du, lieber Franz? Biſt du noch immer in der Schweiz? In deinem letzten Briefe ſtand: „vielleicht bin ich glücklich!“ Vielleicht? O nein, du biſt es gewiß, wenn Freundſchaft dich beglücken kann. Deine Briefe ſind ſeit ein Paar Jahren ſo kurz, ſo abgebrochen, ſo räthſelhaft geweſen — ſo kalt, möchte ich ſagen, wenn du nicht Franz wäreſt —, daß ich glaube, du biſt mit dir ſelbſt nicht eins. Erſt in dem letzten habe ich wieder Spuren von deinem heitern Sinne gefunden. Ich will erwarten, daß du nach deinem Verſprechen bald ſelber kommſt und mir mündlich erklärſt, was du haſt. Warum biſt du aber nicht ſchon hier? Du weißt ja, daß der heutige Tag der feſtlichſte im ganzen Jahre für mich iſt; und du konnteſt mit Sicherheit vermuthen, daß ich mich an keinem andern mit der Geliebten meines Herzens vereinigen würde. Wie war es möglich, daß du ausbliebſt!

Meine Geliebte wünſchte, daß wir in Sengerſſen getrauet würden. Ich ſah das gern; denn hier, in dem kleinen vertraulichern Dorfe, werde ich bey jedem Schritt an dich erinnert. Als wir hier ankamen, wurde ſie von einer eignen Wehmuth — ergriffen, möchte ich ſagen; ihre Thränen hörten nicht auf zu flieſſen. Um ihr Zerſtreuung zu machen, zeigte ich ihr die ſchöne Gegend; es war aber, als ob ihr Kummer ſich nur noch vermehrte. Ich hatte heimlich meinen Jakob voraus geſchickt, um die ſchönſten Zimmer für ſie ein wenig in Stand ſetzen zu laſſen; ſie wählte aber keins davon. — Franz! auch hier wieder — ich hoffe zum letzten Mahle! — trat Sophiens Rachengel vor mich hin. Sie wählte das kleinſte von allen, Sophiens Schlafzimmer; und nun bath ſie mich, ſie allein zu laſſen. —

Ich ging auf die Bibliothek, ihr einige Bücher zu ſuchen. Als ich aufblickte, ſtand ſie mir gegenüber, in ſich verſunken. Ich nahm den Tubus, um ſie zu beobachten. Sie ſank auf die Kniee, und bethete mit gefaltenen Händen. Plötzlich, als ob ein Blitz die dunkleſte Nacht erhellte, ſtand die Zeit, da mein Verbrechen gegen Sophien anfing, vor meiner Seele. Ach, dieſer verhaßte Tubus war Schuld daran. Ich konnte mich kaum erhohlen, und verließ bebend das Zimmer; es war mir, als ob ich die Nemeſis mit furchtbarem Schritte wandeln hörte.

So wie ich meine Geliebte nur wiederſah, bath ich ſie dringend, das Zimmer zu verlaſſen. Sie fragte nach der Urſache, und ich geſtand ſie ihr. — Sanft weinend, verſprach ſie, meinen Wunſch zu erfüllen. Aber dennoch wäre ich lieber in Sachtleben. Ich bin, ſo oft ich an Sophien denke, 'nicht glücklich. Die Nemeſis — werde ich ſie je verſöhnen?

27.

Sophie an Auguſten.

Sengerſen.

Liebſte, theuerſte Auguſte, deine Sophie iſt von den Todten auferſtanden. — Ich lebe; und — noch mehr! — ich bin glücklich, bin die Gattin des Barons. Meine Tochter hat ihren Vater gefunden, ich den Geliebten, und — und — auch er iſt gewiß durch meine Liebe glücklich!

Verzeihe mir, Auguſte, und bitte auch deinen ehrwürdigen Vater, mir zu verzeihen, daß ich Euch mit der Nachricht von meinem Tode täuſchte und betrübte. Ihr zwangt mich ja dazu. Wenn ich deines Vaters Rath befolgte; wenn ich ihm ſchrieb: ich bin Mutter; ſo verſtieß er mich entweder: und das hätte mich getödtet; oder er gab mir (was dein Vater glaubte) ſeine Hand, doch ohne ſeine Liebe: und auch das hätte mich getödtet; denn er wäre unglücklich geworden, und ich liebte ihn ja mehr, als mein Leben. — Als dein Vater endlich drohete, ſelbſt an ihn zu ſchreiben, da floh ich, da täuſchte ich Euch bald nachher mit meinem letzten Lebewohl, da bath ich dringend, Ihr möchtet ihm alles verbergen, und ließ Euch einen Todtenſchein zuſchicken.

Doch endlich fühlte ich, daß es meine Pflicht war, dem Vater ſeine Tochter, und der Tochter ihren Vater nicht zu entziehen. Ich erfuhr ganz zufällig, daß er aus dem Norden zurückkehren würde, ging ihm nach Berlin entgegen, verfolgte ihn unabläſſig, und zog ihn durch alle die kleinen Künſte an mich, welche die Natur unſerm Geſchlechte gegeben hat, und von denen ich in Sengerſſen aus falſcher Beſcheidenheit nie Gebrauch machte. Ich ſah, daß er mich liebte, wollte mich aber noch mehr von ſeiner Liebe überzeugen. Er hielt alle Proben ſtandhaft aus. Endlich, nach langen rührenden Kämpfen — einmahl hatte ich ihn ſchon gänzlich verloren — wurde er mein.

Wir fuhren nach Sengerſſen. Ehe der Prediger kam, der uns trauen ſollte, führte ich ihn in den Park, und in die Laube, wo ich durch Liebe und Schwäche fiel. Ich ſprach mit ihm von Sophien; denn hier war bey ihm, was er auch gar nicht verhehlte, der Gedanke an ſie wieder ſehr lebhaft geworden. Er hörte mich zwar an; doch ſchien er das Geſpräch gern endigen zu wollen. „Und,“ fragte ich, „macht denn der Gedanke an die Unglückliche Sie auch heute trübe?“ — Heute und immer! antwortete er ernſt. O, wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich den Schatten des Mädchens verſöhnen könnte!

„Ich will dich mit ihr verſöhnen! ich bin Sophie!“ rief ich mit meiner letzten Kraft, und ſank leblos vor ihm nieder. Als ich erwachte, ſaß ich auf dem Raſen, und er lag zu meinen Füſſen. Kann ich dir unſer Entzücken beſchreiben? Nun war er ganz glücklich. Meine Tochter kam. Er nahm ſie auf ſeine Arme, knieete ſo vor mir hin, und machte ſich die härteſten Vorwürfe über ſeine Grauſamkeit gegen uns. Als wir endlich ein wenig ruhiger wurden, fing ich an zu erzählen; doch, auf einmahl ſtürzte ein Mann von ſehr edler Geſtalt, mit funkelnden Augen, auf uns zu. So wie der Baron ihn erblickte, rief er, mit ausgeſtreckten Armen: Franz! es iſt Sophie! Und ſieh! das iſt meine Tochter! — Beyde lagen ſogleich einer an des andern Herzen. —

Da kommt meine Frau! ſagte Franz, und führte ein ſehr ſchönes Weib zu uns: eben die Schweizerin, die mein Mann einmahl geliebt hat. Wie kann ich dir die Freude ſchildern, die wir nach und nach in immer höheren Empfindungen genoſſen! Der edelmüthige Franz! er wäre beynahe das Opfer ſeiner Freundſchaft geworden. Laß dir das von ihm ſelbſt erzählen.

Endlich kam der Prediger, und legte unſere Hände in einander. — Ich kann nicht mehr, Auguſte. Der Wagen, der dich und deinen Vater hohlen ſoll, iſt angeſpannt. Morgen ſeyd Ihr hier. O, welche Freudenthränen werde ich noch in deinen Armen weinen! und welche du an dem Herzen deiner glücklichen Sophie!

III.

Die erzwungene Liebe.

Herr Bruder, die Welt iſt jetzt anders, als vor ſechzig Jahren, da Sie geboren wurden.

„Ich habe nicht bemerkt, daß die Menſchen jetzt viel klüger oder beſſer wären," ſagte Herr Schlender zu ſeiner Schwägerin ſehr ruhig. „Man nennt jetzt à la Titus, was man ehemahls einen Pudelkopf nannte: das iſt der ganze Unterſchied."

Aber Bildung, Kultur, Herr Schlender! ... Ein verwaſchnes, verkochtes, vernähtes, verſtricktes Leben: das war ſonſt das harte Loos der Weiber.

„Ein verſticktes, verplaudertes, vertanztes, verſoupirtes iſt es noch jetzt; und jenes finde ich doch wenigſtens nützlicher. — Sie haben indeß nicht Recht, Frau Geheimeräthin. Zu meiner Zeit plauderte, tanzte und ſoupirte man auch. Was jetzt Bildung heißt, hatte damahls nur keinen ſo hübſchen Nahmen; übrigens war die Aſiatiſche Baniſe doch auch ein Buch, das ſeine Leſer fand."

Ich hoffe, lieber Schlender, Sie werden doch nicht verkennen, daß die jetzige Bildung...

„Mode; wahrhaftig weiter nichts! Bildung! die hat ein Menſch, der im Stande iſt, alle ſeine Pflichten zu erfüllen. Das Weib alſo muß, wenn es Anſpruch auf Bildung macht, eine gute Tochter, eine zärtliche Schweſter, eine treue Gattin, eine heitere Geſellſchafterin ihres Mannes, eine liebende Mutter ihrer Kinder, eine gute Hausfrau für die Oekonomie, und eine freundliche Wirthin für die Gäſte ſeyn.“

Es hat damit mehr auf ſich, Herr Bruder. Die Bildung des Geiſtes und des Herzens gehöret....

„... gehört dazu, Frau Schweſter, und in einem hohen Grade: die allerſorgfältigſte Bildung des ganzen Menſchen!“

Nun denn, ſo ſind wir ja eins! Was haben Sie alſo gegen Ihren Sohn?

„Nichts, ſagte Herr Schlender froſtig, „als daß er guten Rath nehmen ſollte, weil er es nicht verſteht, ſich eine gebildete Frau zu ſuchen.“

Sie verſtehen es alſo beſſer? Das klingt freylich recht hübſch, lieber Herr Bruder; doch wenn Sie ſich weiter erklären wollen, ſo ...

... „ſo iſt die Bildung, die ich meine, etwas ganz Andres, als die jetzige Mode, wollen Sie ſagen.“

Recht! denn würden Sie Ihre Tochter, wenn Sie eine hätten, eben ſo erziehen, wie wir die unſrigen?

Davor behüte mich der Himmel! Die Mädhält, wenn Sie wollen, die ärgſten Ketzereien; kurz, es ſtellt die Welt auf den Kopf.“

Der Buchhändler fragte eifrig, und der Baron fing an ihm ſein Syſtem aus einander zu ſetzen. „So etwas,“ ſchloß er zuletzt, „iſt noch nicht geſchrieben; die ganze Welt wird ſich dawider regen, beſonders alle Schwarzköpfe.“

Und alle Schwarzröcke, fiel der Buchhändler ein. Unvergleichlich, Herr Baron! Führen Sie die Idee ja aus!

Hier fand der Baron doch endlich einen Menſchen, der ſein Syſtem billigte, und — was noch mehr zu bewundern war — der es mit großer Unpartheilichkeit ſehr richtig fand, ob er gleich ſelbſt ſchwarzes Haar hatte.

Nun war des Barons Syſtem wieder ſo feſt als je, und ſein Entſchluß an den Rhein zu reiſen, unumſtößlich. Er packte zuſammen, vergaß ſogar ſeinen l'homme voyageur, und es ging nun im Fluge auf Eiſenach los. Dort beſah er weder die Wartburg noch den Mädelſtein. In ganz Eiſenach fand er nichts Merkwürdiges, als daß die Mädchen ihre Laſten auf dem Kopfe trugen, und nicht auf dem chen werden ja heut zu Tage gar nicht erzogen, ſondern leben nur, wie ihre Mütter."

Wir erzögen unſere Töchter nicht? Herr Bruder, wenn man in einem ſolchen Grade ungerecht iſt ...!

„Ungerecht? Könnte ich doch nur mit allen meinen fünf Sinnen begreifen, was man denn eigentlich will! Zum Beyſpiel gehört zu dem Kurſus eines jungen Frauenzimmers jetzt Geographie. Ich muß immer laut auflachen, wenn ich ein kleines Mädchen frage: was lernſt du, mein Kind? und zur Antwort bekomme: Geographie. Es iſt freylich Mode; und da darf man eigentlich nicht nach dem Warum fragen. Ich frage aber dennoch: warum lernen Ihre Töchter Geographie?"

Nun, weil ein Frauenzimmer doch etwas wiſſen, weil der Verſtand gebildet werden muß.

Schlender runzelte die Stirn. „Das iſt, als wollte ich ein junges Frauenzimmer in der Kunſt zu ſparen unterrichten, und finge mit der Numismatik an, zeigte ihr Münzen von Athen und Rom, lehrte ſie aber die gangbaren Geldſorten nicht kennen. Sehen Sie, es ärgert mich gar nicht, daß die Mädchen das alles lernen, (denn hätte ich eine Tochter, ſie lernte das alles auch); ſondern daß ſie es lernen, um es nie zu brauchen. Da wiſſen ſie, wie Zucker gemacht, wie Reiß gebauet, wie Thee gepflückt wird, aber nicht, wie man eine Erbſe legt, oder eine Suppe kocht. Man gibt ihnen die Einkünfte des Preuſſiſchen Staates an, und ſie lernen nicht, wie viel zu einer Haushaltung gehört; ſie hören vom Seehandel, Karawanen-Wegen, und haben die Fabriken ihrer Vaterſtadt nie geſehen; ſie ſprechen über Raphaels Gewänder, und wiſſen ihrem Vater oder ihrem Manne keinen Schlafrock zu machen. Können ſie nun vollends eine Weſte zeichnen, eine Sonate trommeln, und hundert Worte Franzöſiſch plaudern: ſo haben ſie eine vollendete Bildung, von der freylich dem Manne, den Kindern, dem Geſinde nichts zu gute kommt, und durch die weder der Kopf ein wenig heller, noch das Herz ein wenig wärmer geworden iſt. Nun müſſen ſie aber noch weiter: ſie werfen ſich in eine ſpitzfündige, ſchwärmeriſche Philoſophie, die ſie unmöglich begreifen können, werden Freygeiſter in den weiblichen Tugenden, bekritteln Schauſpiele, Gedichte; und wenn dann die Jahre vorüber ſind, in denen ein Paar ſchöne Lippen jedes Wörtchen von ihnen geltend machten, hören ſie am Ende damit auf, daß ſie die Zeit mit Kartenſpielen tödten."

Ich möchte wohl wiſſen, wie Sie Ihre Tochter erziehen würden, wenn ſie eine hätten.

„Hm! ich denke, recht gut. Sie ſollte dergleichen auch lernen, nur beſſer, gründlicher, als gewöhnlich, um noch im Alter Freude daran zu haben, um die angenehmſte Geſellſchaft für ihren Mann, und eine gute Erzieherin ihrer Kinder ſeyn zu können. Doch Baſta!"

Herr Schlender wendete ſich ab; denn er hatte ſich ſchon hundertmahl vorgenommen, nicht wieder über dieſes Thema zu reden, weil ihn doch niemand verſtand. „Man erzieht die Mädchen," ſagte er oft, „als ſollten ſie alle Gelehrte werden; da man aber doch ſo halb und halb einſieht, daß es toll iſt, nichts als Gelehrte bilden zu wollen, ſo läßt man ſie auf dem halben Wege ſtill ſtehen, und nun werden ſie gar nichts.“

Herr Schlender gehörte mit zu einer Familie, die ſeine Ueberzeugungen in dieſem Stücke gewiß nicht ändern konnte. Bildung, Kultur, Humanität: das waren die Wörter, die alle Frauenzimmer dieſer Familie täglich und ſtündlich im Munde führten, und über die er einen ewigen Krieg mit ihnen hatte. Man konnte ihm weit umfaſſende Kenntniſſe nicht abſprechen; auch war er nichts weniger als ein Murrkopf, oder ein Verächter des Schönen. Er hätte, worüber die Frauenzimmer in ſeiner Familie erſtaunten — den feinſten und richtigſten Geſchmack in allem, was zu irgend einer Kunſt gehört. Seine Zimmer waren ſehr einfach gemahlt; und doch fand jedermann ſie ſchön, und ließ ſie in ſeiner Wohnung kopiren. Ein großer Garten bey ſeinem Landhauſe hatte liebliche Partieen im Engliſchen Geſchmack; man konnte ihn aber ſchlechterdings nicht bewegen, eine Holländiſche Partie, die das Haus umgab, zerſtören zu laſſen. Das Theater beſuchte er ſo fleißig, wie irgend einer, und ſeine Prophezeyungen, ob ein Stück ſich halten würde oder nicht, trafen, den lauten Widerſprüchen ſeiner weiblichen Verwandten zum Trotze, jedes Mahl richtig ein. Er ſprach fertig Franzöſiſch, doch nur im höchſten Nothfall: „denn,“ ſagte er, „daß Deutſche mit Deutſchen Franzöſiſch ſprechen, iſt etwas närriſch; und daß Fremde zu uns kommen, ohne unſre Sprache lernen zu wollen, iſt ſehr unverſchämt.“ — Seine kleine Gemähldeſammlung zog das Auge der Kenner auf ſich; indeß lächelte er, ſo oft einer in erhabener Begeiſterung ſtundenlang über ein Stück deklamirte. Er war in Italien geweſen, und hielt den Vatikaniſchen Apoll, ſo wie die Mediceiſche Venus, für ſchön. Doch wenn er erzählte, daß ein Engländer in Rom weiter nichts geſehen habe, als den Apoll, und dann, ohne einen Blick auf Rom ſelbſt zu werfen, wieder nach Hauſe gereiſt ſey; ſo pflegte er hinterher zu ſagen: es hat mehr Narren in der Welt gegeben! Den Homer und Shakeſpear hielt er für ſehr große Dichter; aber dennoch hatte er die Kühnheit, zu behaupten: bisweilen ſey der erſte langweilig, und der andere gemein. In dem Zeitpuncte, da die Franzöſiſchen Schriftſteller alles galten, war er gegen ſie; und als man dann die Engliſche Litteratur faſt anbethete, vertheidigte er die Franzoſen und ihre Schriftſteller. Die alte Philoſophie erklärte er für unbewieſen, ſetzte aber jedes Mahl hinzu: was iſt daran gelegen? Von der neuen ſagte er frey heraus: er verſtehe ſie nicht. Jünglinge warnte er vor dem Paradoxen, Männer vor dem Gemeinen. Er disputirte gern doch nur mit Leuten, die er liebte: „wie ich gern gehe oder reite,“ ſagte er; „nur in der Abſicht, mich thätig zu erhalten.“ Man erklärte ihn oft für einen Sonderling, und wirklich hatte er wenigſtens ſonderbare Meinungen. So behauptete er z. B. in vollem Ernſt: lange Weile ſey das größte Unglück des menſchlichen Lebens.

Sein Sohn, ein recht gutartiger junger Mann, war gerade das Gegentheil von ihm: immer entweder begeiſtert, oder ganz kalt. In Geſellſchaften mußte er allein das Wort haben, oder er ſchwieg gänzlich. Keine Poeſie fand er poetiſch genug, keine Philoſophie dunkel genug. Er griff alles Paradoxe auf, und ſprach immer in Epigrammen. Ihm war alles Gewohnte verhaßt; ſein Vater aber nannte die Gewohnheit, oder vielmehr die Gewöhnung, den Schutzengel alles Guten.

Der Vater liebte das häusliche Leben, ob er gleich darin eben nicht glücklich geweſen war; der Sohn haßte nichts ſo ſehr, als die tödtlich langweilige Beengung dieſes Lebens. Der Vater liebte an den Weibern beſcheidne, ſtille, hausmütterliche Eingezogenheit; der Sohn foderte von ihnen Kraft, Willen, Muth, ſich über alles hinwegzuſetzen. Bis jetzt hatte er indeß bey Weibern nach ſeinem Sinne noch keine Liebe empfunden, obgleich dagegen die Tochter eines Förſters mit ihrer ſtillen Einfalt und frommen Unſchuld ſein Herz beynahe gewonnen hätte. Ein Schauſpiel in Proſa fand der Sohn unerträglich; dem Vater galt es gleich, ob es in Proſa oder Verſen war: doch neigte er ſich auf die Seite der letztern. Kurz, Vater und Sohn waren gänzlich verſchieden, ausgenommen, wo es darauf ankam, einem Unglücklichen zu helfen. Das thaten ſie Beyde: der Vater mit flammenden Augen voll Mitleid, der Sohn mit erhabener Kälte. Dieſer warf dabey auch wohl eine paradoxe Behauptung hin, z. B. der Untergang einer Welt ſey um nichts wichtiger, als das Auffahren eines Maulwurfshügels. Der Vater klopfte ihm dann lächelnd auf die Schulter, und ſagte: „in den Augen Gottes; da haſt du Recht, mein Sohn! Aber, wer ſpricht, oder thut, als wäre er ein Gott, der iſt ein Narr!"

Herr Schlender wünſchte, daß ſein Sohn ſich verheirathen möchte; der Sohn aber ſagte: ich befinde mich ſo beſſer. Was hab' ich den an einer Frau mehr, als jetzt?

„Eine Frau!" antwortete ſein Vater: „das Gefühl des Mannes, und nach Jahr und Tag das Gefühl des Vaters."

Ein ander Mahl, wenn Herr Schlender auf dieſes Geſpräch kam, ſagte der Sohn; liegt Ihnen daran, lieber Vater, thue ich Ihnen einen Gefallen damit; ſo — bin ich bereit, heute, morgen, welchen Tag Sie wollen.

Der Vater lächelte und ſchwieg; er fürchtete aber, daß ſein Sohn einmahl einer liſtigen Buhlerin in die Hände fallen möchte: denn der junge Mann war ſchön, und ſehr reich, weshalb ſchon mehrere Mädchen Verſuche gemacht hatten, ihn zu fangen. Das war nicht gelungen; es konnte doch aber einmahl gelingen. „Und," ſagte der Vater zu der Geheimeräthin, ſeiner Schwägerin, „darum will ich das Prävenire ſpielen, und den Burſchen verheirathen."

An wen denn, Herr Schlender, wenn ich fragen darf?

„An ein gutes, liebes, ſtilles Mädchen, mit dem er, glaube ich, ſehr glücklich ſeyn wird."

Hübſch? —

„So, ſo! Ein Paar helle, kluge, und doch ſehr unſchuldige Augen, eine ſchlanke Figur, Schönheit gehört eben nicht dazu, einen jungen Menſchen verliebt zu machen.“

Für Ihren Sohn, in deſſen Seele ein Ideal der göttlichſten Schönheit iſt?

„Hm! er hat Blut, trotz ſeiner Idealen, und recht warmes Blut; darauf verlaſſe ich mich. Obendrein iſt das Stutznäschen des Mädchen allerliebſt, und Wangen hat ſie, ſo roth wie Kirſchen.“

Vortrefflich! Für Ihren Sohn, dem auch die ſchönſte Naſe noch immer nicht fein, nicht Griechiſch genug iſt!

„Eben darum! Ich will ihm nebenher mit ſeinen Idealen einen Poſſen ſpielen, den er in ſeinem Leben nicht vergeſſen ſoll.“

Nun, und die Geiſtesbildung? Denn, haben Sie das Mädchen nach Ihrem Geſchmacke gewählt, ſo ...

„Ganz nach meinem Geſchmacke. Sie ſpricht nichts als Deutſch, hat kaum ein Klavier geſehen, iſt ihr Lebtage noch in keinem Concerte geweſen, und weiß nicht ein Wort von Don Juan, dem Requiem und der Schöpfung; aber dagegen iſt ſie ſelbſt eine wahre Schöpferin, die durch ihre Arbeit vier armen Geſchwiſtern Brod und Kleider ſchafft, und jetzt auch ihre arme, kranke Mutter ernährt. Sie wäſcht ſehr gut, und ihr bis an die Schulter nackter Arm (denn beym Waſchen iſt ſie ganz in der Mode) läßt ihr vortrefflich.

Und das Mädchen ſoll ihr Sohn heirathen? Wenn Sie es dahin bringen, lieber Schlender, ..

„Dahin bring ich es, mit Gottes Hülfe!“ erwiederte er, feſt verſichernd. — Die Geheimräthin wußte, daß einer ſolchen Verſicherung von ihm zu trauen war; ſie ſah ihn daher ſtarr an, und ſagte: wahrſcheinlich iſt der Verſtand des Mädchens ſo außerordentlich kultivirt, daß Sie darauf rechnen.

„Nun ja, ihr Verſtand! der iſt von einer extra feinen Sorte. Sie hat genug, um eine herzensgute Tochter zu ſeyn, ihre Geſchwiſter mütterlich zu ernähren, und ſich vor nichts zu ſchämen, was ehrlich und gut iſt. Sonſt aber – vielleicht ſoll ſie das Wort Syſtem noch immer zum erſten Mahl in ihrem Leben hören; ſie kennt weder Kant noch Fichte, und hat kein anderes Buch in ihrem Vermögen als Gellert Fabeln, noch dazu defekt. Ohne Bedenken würde ſie den Phidias einen Steinmetzen nennen, und ein Porträt ihres ſeligen Vaters wäre ihr gewiß weit lieber, als die ſchönſte Madonna von Raphael. Was ſie ſingt, ſind geiſtliche Lieder, und in den Kirchenmuſiken machen ihr die gelehrten Fugen große lange Weile. Künſte und Wiſſenſchaften ſind ihr eben das, was Ihnen die Algebra oder das Hebräiſche iſt. Leſen kann ſie ſehr fertig; mit dem Schreiben aber geht es etwas langſam, weil ſie keine Zeit hat, das Tagebuch einer ſchönen Seele zu führen. — Nun kennen Sie meine künftige Schwiegertochter, wie ſie leibt und lebt.“

Die Geheimräthin ſchlug ein lautes Gelächter auf So ernſthaft habe ich Sie noch niemahls ſcherzen hören.

„Nun es wird ſich wohl zeigen, daß ich ganz und gar nicht ſcherze. — Ich muß Ihnen doch auch erzählen, wie ich das Mädchen kennen gelernt habe. Vor einem halben Jahre beſucht mich ein alter Bekannter. Wir rekapituliren ein wenig unſre Jugend und unſre damahligen Freunde. Die meiſten waren ſchon todt. Und wo iſt denn der gute ehrliche Hohleben? frage ich endlich; von dem ich nie wieder etwas gehört. Mein Freund antwortet: auch der iſt todt. Es wundert mich aber, daß du nichts von ihm weißt. Er hat ja hier in Berlin in ärmlichen Umſtänden gelebt. In der That, du hätteſt dich ſeiner annehmen ſollen; er hatte dich immer ſehr lieb. — (Das hatte er, Frau Schweſter; und er war ein braver Menſch, deſſen Umgang ich viel zu verdanken habe.) In Berlin? frage ich. Sieh, da iſt unſer alter Hohleben wieder! Nicht ein Wort habe ich von ihm gewußt. Meinſt du, ich hätte ihn in der Noth gelaſſen? Alſo todt!... Iſt er verheirathet geweſen? — Ja; ſeine Witwe, glaube ich, lebt noch hier in Berlin. Auch Kinder müſſen da ſeyn. — Ich brach ab; denn ich war entſchloſſen, für die Witwe etwas zu thun, da ich es für ihren Mann, meinen Freund, nicht gekonnt hatte. Als ich mich nach ihm erkundigte, erfuhr ich, das er hier — etwas geweſen wäre."

Was denn? fragte die Geheimeräthin neugierig.

„Sie merken ja wohl, daß ich meinen Mann nicht näher bezeichnen will, und daß Hohleben nur ein erdichteter Nahme iſt. — Ich forſchte endlich die Witwe aus, die — irgendwo wohnt, erkundige mich dann bey den Nachbaren, und erfahre, daß ſie fünf Kinder hat, daß die Mutter und die älteſte Tochter für andre Leute nähen, daß ſie ſich ſparſam behelfen, und ſo weiter. Was ich von ihnen hörte, war nicht viel, aber doch nichts als Gutes. Nun ging ich ſelbſt zu der Familie. Die Mutter war kränklich; die Kinder arbeiteten alle fünf ſehr fleißig: drey Mädchen näheten, und zwey Knaben ſtrickten, ſuchten aber, als ich hereintrat, die Strickzeuge zu verbergen. Ich beſtellte ein Dutzend Oberhemden, bat die älteſte Tochter, mir die Leinwand und den Batiſt zu beſorgen, bezahlte ſogleich das Geld dafür, fing nun an zu plaudern, und brachte die Mutter auf ihren ſeligen Mann, doch ohne ſeinen Nahmen zu nennen. Sie ſeufzte, und die älteſte Tochter erinnerte ſich ihres guten Vaters mit einer ungekünſtelten, ſanften Rührung. Ich bedauerte, daß ſeine Familie ſich nicht in den beſten Umſtänden zu befinden ſchiene; aber, anſtatt zu klagen, ſchwieg man bey meinen Bedauern. Daß es mit mir nicht mehr ſo recht fort will, ſagte die Mutter, und daß Riekchen (ſo heißt die älteſte) es ſich ſo ſauer werden laſſen muß: das geht mir nahe. Riekchen lächelte heiter, und die beyden jüngern Mädchen ſagten: wir wachſen ja nun heran, liebe Mutter. Riekchen ſoll bald gute Tage haben: nicht wahr, liebe Schweſter? — Und meine Söhne! hob die Mutter, mit einem zärtlichen Blicke auf die beyden Knaben, wieder an: das iſt es, das iſt es! — „Wie machen Sie es denn mit denen?“ fragte ich. — Ach, wie ſollen wir es machen! — (Bemerken Sie, Frau Geheimeräthin, daß dieſe guten Menſchen immer wir ſagten, anſtatt ich. Schon dieſer Eine Zug beweiſt, denke ich, die Liebe, welche dieſe Familie verbindet.) Wie ſollen wir es machen! Im Leſen hat Riekchen ihnen während der Feyerſtunden und des Sonntags Unterricht

Rücken. Er blieb in Zweifel, ob dies eine Celtiſche oder Slaviſche Sitte ſey, und machte in ſeinem Tagebuche ein großes Notabene.

Vor Berka brach der eine Baum an ſeinem Wagen. Er ſtieg aus, und ging in die Stadt hinein, auf die Poſt zu, die zugleich ein Gaſthof iſt. Auf dem Hausflur des Poſthauſes ſtand ein Kreis von Leuten, die ſehr laut zuſammen ſprachen. — „Es iſt doch ein Menſch!“ rief ein Mann in Zorn; „und das heißt ja, einen ärger behandeln, als einen Hund! Chriſtin her und Chriſtin hin! Es iſt ein Menſch, ſag' ich. Aber ſo machen es die reichen Leute! Ein Schoßhund hat es beſſer, tauſendmahl beſſer, als ein armer fremder Menſch.“

Nun ja! aber ich ſoll ſie doch wohl nicht behalten? erwiederte ein langer dürrer Mann, der Poſtmeiſter. Wie käme ich denn dazu? Sie muß hinterher, ſag' ich, und wenn es ihr auch beide Füße koſtete. Hat ſie nicht Branntwein bekommen zum Waſchen? Nun hab' ich gethan, wie der barmherzige Samariter, Wein und Oel in die Wunden gegoſſen; und damit holla!

gegeben. Das ginge nun wohl. — „Siehe da!“ ſagte ich; „ſind Sie ſo gelehrt. Mamſell, daß Sie unterrichten können!“ — Lieber Gott! gelehrt! Es iſt mir ſauer genug geworden. Ich ſelbſt mußte es erſt halb wieder lernen. Aber ſie in eine gute Schule zu ſchicken, ſind wir zu arm; und von andern hat unſer ſeliger Vater nie etwas gehalten. — Ich ließ die beyden Knaben in ihrem einzigen Buche, Gellerts Fabeln, leſen; und ſie laſen gut, ſo gut, daß ich es von Kindern nie beſſer gehöret habe. „Aber wenn ſie nun größer werden?“ fragte ich wieder

Die Mutter ſeufzte; Rieckchen ſah mich bedeutend, mit einem ſcheuen Augenwinke, an. — Ich that, als ob ich ſie nicht verſtände, und fuhr fort: „denn wenn ſie ſo aufwachſen, ſo iſt zu befürchten, daß ſie Taugenichte werden.“ — Ach, ſeufzte die Mutter; das iſt meine einzige Sorge! Dabey hob ſie die Hände ein wenig auf, und blickte an die Decke. Liebe Mutter, ſagte Rieckchen; Sie wiſſen ja, wie wir es machen. Sorgen Sie nur nicht! Es geht. — „Nun, wie machen Sie es denn?“ fragte ich lächelnd. — O Gott! die guten Seelen! ſagte die Mutter, und ſah die Kinder rings umher, mit Mutterblicken, ſegnend, belohnend, an. — (Frau Geheimeräthin, glauben Sie mir, ich ſtand mit Ehrfurcht vor dieſer Mutter und ihren liebeflammenden Augen. Mir fielen die Worte ein: „wenn auch die Mutter ihres Kindes vergäße!“) Die guten Seelen! ſagte die Frau: da ſitzen ſie jede Nacht zwey Stunden länger; und was ſie in denen verdienen, das ſparen ſie, damit ihre Brüder, wenn ſie größer werden, in die Schule gehen können. Von Riekchen ſage ich nichts; aber wenn die beyden Kleinen ſo mit dem Schlafe kämpfen, und ſich, um munter zu bleiben, die Augen mit kaltem Waſſer waſchen; dann ſtehen mir meine oft voll Thränen. (Frau Geheimeräthin, Sie werden wohl glauben, daß auch meine Augen nicht trocken blieben.). Ich mußte aufſtehen. Ey, liebe Mutter, ſagte das kleinſte Mädchen: thun wir es doch nicht umſonſt! Wenn Karl und Fritz erſt groß ſind, dann haben wir es wieder gut. Und wir ſind ja immer ſo luſtig. Seitdem Riekchen gemerkt hat, (ſo wendete ſich das kleine Mädchen zu mir), daß wir Abends ſo müde werden, erzählt ſie uns ſchöne Geſchichten. Sie denkt ſich das aus, ſagt ſie. — Ich wollte noch mehr wiſſen, und fing wieder an: „wie machen Sie es aber, von Ihrer Arbeit Alles zu beſtreiten? — Wäſche zum Beyſpiel." — Riekchen wäſcht. — „Kleidung?" — Riekchen macht uns die Kleider. (Ich muß Ihnen ſagen, daß Alle ſehr reinlich und anſtändig gekleidet waren.) Kurz, was ich auch fragen mochte, immer bekam ich zur Antwort: Riekchen. Ich ging endlich mit wahrer Ehrfurcht für dieſe Familie, und mit dem feſten Entſchluſſe, ſie in die meinige zu bringen."

O, ich kenne Sie, lieber Schlender! Sie gaben jetzt Geld über Geld, zogen die Familie aus der Armuth hervor, hielten dem Mädchen Lehrer; und wenn nun die Bildung vollendet iſt, dann ... — Nicht übel, beſter Schlender!

„Sie irren ſich. Ich ging nach acht Tagen wieder hin, und hatte die Taſche voll Bücher, Vorſchriften, Federn, Pinſel und Zeichnungen. Den Knaben funkelten die Augen bey dieſen Geſchenken. — Den Mädchen brachte ich Nähnadeln, den feinſten Zwirn, Nähkiſſen und Engliſche Scheeren mit. Wir wurden Freunde; und ſo drang ich nach und nach in das Innere dieſer kleinen glücklichen Haushaltung, deren bewegende Feder Riekchen war. Sie iſt alles: Lehrerin, Ernährerin, Geſellſchafterin, Tröſterin, Friedeſtifterin. Die Andern fühlen das, wenn ſie es auch nicht deutlich denken; denn bey jeder Verlegenheit blicken Alle auf Riekchen. — Ich ließ die Wirthſchaft gehen, wie ſie ging."

Wie! Sie zogen dieſe armen Menſchen nicht aus Ihrem Elende? Ungroßmüthiger Mann!

„Ich freue mich über Ihre Empfindung, Frau Schweſter. Aber — wann habe ich ein Wort von Elend geſagt? — Ich kenne in dem großen Berlin keine Familie, auf die das Glück alle Segnungen ſo reichlich ergöſſe, wie auf dieſe!... Freylich wurden einige kleine Aenderungen gemacht. Zum Beyſpiel, die Knaben gingen in eine Schule, und ſind nun zum Erſtaunen fleißig. Und die Mädchen? denen gebe ich bald eine Haube, oder ein Paar Bänder, bald einige Ellen Kattun oder ein Stück Leinwand. Ich vermehre ihre Freuden; doch arbeiten müſſen ſie noch immer, und ſie ſollen auch arbeiten, bis mein Sohn und Riekchen Hochzeit haben."

Die Geheimeräthin ſchüttelte den Kopf. — Wie alt iſt denn Ihr Riekchen? Nach Ihrer Beſchreibung bin ich der Familie herzlich gut. Wie alt ... —

„Achtzehn Jahr etwa.“

Nun, ſo lieſſe ſich vielleicht noch manches thun, wenn Sie in der That die Abſicht haben, das Mädchen zu Ihrer Schwiegertochter zu machen. Sprach- und Tanzmeiſter. Es wird freylich ſchwer halten, ihr den geſellſchaftlichen Ton zu geben, und beynahe fürchte ich, es iſt ſchon zu ſpät, lieber Schlender. Ihr Sohn ...

„Der will nun einmahl durchaus eine Frau, die höchſt gebildet iſt. Nun wohl! etwa vier Wochen vorher, ehe ſie auftritt, gebe ich ihr die Politur, die ihr noch fehlt, und Ihnen ...“

Vier Wochen? Lieber Schlender, Sie ſcherzen! —

„.... und Ihnen, Frau Schweſter, ſo nebenher die Lehre, daß ein Mädchen die gewöhnlich ſo genannte Bildung in vier Wochen bekommen kann, da Sie hingegen wohl nicht im Stande ſeyn ſollen, aus unſern gebildetſten Damen in zehn Jahren ein Riekchen zu machen.“

Nun wohl! ich fodre Sie dazu auf, Herr Bruder!... Wenn aber Ihr Sohn das Mädchen, trotz allen dieſen ſehr guten Eigenſchaften, dennoch nicht liebte?

„Davor bin ich nicht beſorgt. So viel die jungen Leute auch von Bildung, Geiſt und hohen Naturen reden, ſo ſteckt bey ihnen doch nur Eitelkeit dahinter. Uibrigens werden ja zu dem Allen vier, höchſtens acht Wochen Unterricht hinreichen. Riekchen, mit ihrem Stutznäschen, ſieht ſo klug aus, daß mir davor gar nicht bange iſt.“

Wenn das nun auch *wäre*, und Ihr Sohn liebte das Mädchen *doch* nicht?

„Ey, zum Henker! ſo will ich ihn zwingen, es zu lieben. Solche idealiſche, excentriſche, paradoxe hochfliegende junge Herren, wie er, laſſen ſich am leichteſten fangen. Man körnt ſie mit ihrer eignen Eitelkeit, und da ſtecken ſie im Netze. Für die Liebe laſſe ich Rickchens Stutznäschen, und ſein warmes Blut ſorgen. Bildung, oder vielmehr, was man Franzöſiſch talens nennt — denn, ſagen Sie, ob dieſes Mädchen, das eine ſo gute Tochter, eine ſo zärtliche Schweſter, und eine ſo verſtändige Hauswirthin iſt, nicht eine höchſt achtungswürdige, gebildete Perſon wäre, wenn ſie auch ſtürbe, ohne je ein andres Buch geſehen zu haben, als Gellerts Fabeln?... Geſchicklichkeiten alſo wird ſie nach der Hochzeit erhalten, oder auch nie: das iſt meines Sohnes Sache. Ich an ſeiner Stelle beſönne mich, ob ich ſie ihr verſchaffte; es iſt immer Gefahr dabey.“

Mein Gott, wie ſehr ſetzen Sie alle Bildung herab!

„Ich? Frau Schweſter, niemand auf der Erde kann die Bildung des Menſchen höher achten, als ich. — Rickchen hat ein fein fühlendes Herz, einen ſehr richtigen Verſtand, alle Kenntniſſe, die ihre jetzige Lage fordert, und Anlagen genug, ſich alle andren, die etwa eine andere Lage künftig von ihr fordern wird, zu erwerben. Ihr fehlen nur einige talens, die ſie bekommen kann, ſobald ſie will... Sie ſprechen Franzöſiſch, Frau Schweſter, und zwar beſſer, als tauſend andere Frauenzimmer. Als Ihr Mann Sie kennen lernte, fand er das an Ihnen ſehr liebenswürdig. Sagen Sie mir, hat er, nach dem Flitterjahre der Ehe, jemahls wieder Franzöſiſch mit Ihnen geſprochen?"

Das wohl nicht. Wozu auch?

„Ganz recht. Für ihn könnten Sie die fremde Sprache entbehren; und für ſich ſelbſt dazu, denke ich. Denn — welche Franzöſiſche Bücher leſen Sie denn jetzt?" (Die Geheimeräthin erröthete.) — „Muſik alſo. Ich weiß, Sie haben als Mädchen geſpielt. Wenigſtens erinnere ich mich, daß Ihr Mann entzückt davon war. — Sie lieſſen die Muſik liegen, weil Sie es darin nicht zu der Vollkommenheit gebracht hatten, die man erreichen muß, wenn ein geübtes Ohr wirklich Vergnügen daran finden ſoll. Das Zeichnen! Frau Schweſter, zeichnen Sie noch?"

Böſer Menſch! Aber das Ganze, die Bildung, die der Verſtand dadurch erhält, die Kenntniſſe, die man ſelbſt noch bey dem Manne geltend machen kann... Oder glauben Sie, daß mein Mann ſich auch daraus nichts mehr macht?

„Richtig! das iſt es. Nur eigentliche Kenntniſſe verlangt Ihr Mann gewiß nicht von Ihnen. Sie haben Geographie gelernt, Geſchichte, Naturgeſchichte, Phyſik. — Aber zieht Ihr Mann Sie bey ſeiner Zeitungslektüre oder in irgend einem andren Falle darüber zu Rathe? Das iſt vorbey. — Die jungen Herren, liebe Frau Schweſter, diſputirten mit Ihnen, um ſich ſelbſt intereſſant zu machen; Ihr Mann hat das nicht mehr nöthig. Und was bleibt nun übrig, das einer Frau noch brauchbar iſt? Ein richtig gebildeter Verſtand, die Kunſt mit Anmuth zu unterhalten, und talens, in einem vorzüglichen Grade. — Das ganze Gebieth der Moral, der Menſchenkenntniß und der ſchönen Künſte ſteht dem Weibe offen; es ſoll unterhalten, nicht belehren wollen. Die eigentlichen ernſten Wiſſenſchaften würde ich meiner Tochter verbiethen; ſie machen nur eitel und ſchwatzhaft, ohne Annehmlichkeit zu geben. Wenn Sie nur glaubten, wie übel ſich ein Frauenzimmer bey einem verſtändigen Manne durch die großen Wörter empfiehlt, die heut zu Tage gäng und gebe ſind! Für die Weiber gehören die Blumen der Wiſſenſchaften. Sie ſollen die Grazien ſeyn, welche die Muſen bekränzen, aber nicht die Muſen ſelbſt. — Der Sklavenhändler im Orient läßt ſeine Mädchen für den Harem der Großen bilden...“

Sie wollen doch nicht etwa...?

„Behüthe mich der Schutzgeiſt der Menſchheit! des ſchönſten Theils der Menſchheit! Aber doch etwas könnten wir von dieſen Orientalen lernen: daß die Erziehung der Weiber den Zweck haben ſollte, ſie zu erheiternden Geſellſchafterinnen der Männer zu bilden. Ein Mädchen, das in einem hohen Grade vollkommen vorleſen könnte, würde dem Manne bald die liebſte, unentbehrlichſte Geſellſchaft ſeyn. Alſo, neben den nöthigen Geſchicklichkeiten auf Vorleſen, Singen, Klavier- oder Harfeſpielen, doch alles vorzüglich. Und ſollte das nicht auf funfzehn oder ſechszehn Jahre hinreichen, und des Mannes Herz ſo lange feſſeln, bis an die Stelle der Mutter ihre gleicherzogene Tochter träte? Jetzt treibt ein Mädchen das alles, weil es noch viele andre Dinge lernt, nur halb, zu keinem Zweck, zu keines Menſchen Vergnügen, zu weiter nichts, als um ſich bis zum Traualtare hin einzubilden, ſie ſey doch höchſt intereſſant, und um, wenn ſie einmahl vor dieſem Altare geſtanden hat, das langweiligſte Geſchöpf zu werden, und auch ihren Mann höchſt langweilig zu finden, weil er lieber ein Buch lieſt, als ſie über wiſſenſchaftliche Gegenſtände plaudern hört, über die ſie doch nicht leicht etwas Kluges ſagen wird.“

Und Ihr Riekchen?

„. . . kann das alles noch nicht, iſt aber erſt achtzehn Jahre alt, und nicht an ewiges Umherſchwärmen in Geſellſchaften gewöhnt. Bey ihrem Fleiße wird ſie in ein Paar Monathen viel lernen.“

Sie ſprechen ſo zuverſichtlich davon, lieber Schlender, —

„Ja; weil ich meiner Sache gewiß bin. Riekchen erobert meinen Sohn: das ſollen Sie ſehen! Ich hoffe aber, daß Sie reinen Mund halten werden. Sie glauben doch, daß eine ſolche Frau meinen Sohn glücklich machen wird?“

Wenigſtens nicht arm.

„Auch das iſt ſchon viel! heut zu Tage recht viel! . . . Ich könnte Ihre Hülfe brauchen, liebe Frau Schweſter; und dann ſage ich Ihnen noch etwas. Doch habe ich Sie nicht nöthig, ſo erfahren Sie auch weiter nichts. Aber genug, Sie ſollen zu rechter Zeit ſchon ſehen, daß ein Mädchen wie Riekchen, eine bloße Nähterin, im Stande iſt, einen ſo großen Mann, wie meinen Sohn, zu erobern. Was wetten Sie?“

Nun, Sie ſollen vor Spott nicht ſorgen: das ſage ich Ihnen!

Die Sache war ſchon längſt im Gange. Herr Schlender hatte Rieckchen öfters von ſeinem Sohne erzählt, und dabey zuweilen Anſpielungen auf eine Verbindung zwiſchen ihr und ihm gemacht. Anfangs bemerkte Rieckchen das nicht; doch endlich erröthete ſie bey ſolchen Aeußerungen. Sie kannte den jungen Schlender ſogar ſchon perſönlich; denn ſein Vater hatte ihr einige Mahle geſagt, daß er heute, um die und die Zeit, mit ſeinem Sohne bey ihrer Wohnung vorübergehen würde. Rieckchen ſtand dann richtig am Fenſter, obgleich hinter ihrer Mutter verſteckt, und widerſprach wenigſtens nicht, wenn dieſe das gute Geſicht, den ſchönen Wuchs und den edlen Anſtand des jungen Mannes einmahl über das andre lobte

Herr Schlender errieth aus Rieckchens Erröthen, und erfuhr von der Mutter, daß ſein Sohn ihr nicht mißfallen hatte; und nun ſagte er ihr ganz offen ſeinen Wunſch, daß ſie deſſen Gattin werden möchte. Rieckchen geſtand ihm zögernd und erröthend, daß ſie nicht Nein ſagen würde, wenn der junge Mann um ihre Hand bäthe.

„Sieh, liebe Tochter,“ ſagte nun Herr Schlender; du haſt alles, was zu einer braven Frau gehört: ein Herz, deſſen ein Engel ſich nicht zu ſchämen hätte, einen Kopf, der auf dem rechten Flecke ſteht, und — was auch nicht zu verachten iſt — eine hübſche Figur, ein angenehmes Geſicht, und ein Paar Augen, worin dein reines, unſchuldiges Herz ſich abbildet. Aber bey dem Allen fehlt dir doch eine Kleinigkeit, die heut zu Tage in der Welt recht viel bedeutet, und womit man ſich erſtaunlich viel weiß. Wie geſagt; eine armſelige Kleinigkeit, mein Kind; ein bloßer Firniß, eine unechte Vergoldung, die man aufträgt, um den Leuten weis zu machen, das ganze Ding ſey echtes Gold. Nun, wenn es dir Ernſt iſt, meinen Sohn nicht abzuweiſen, ſo wirſt du auch gern zugeben, daß ich dich ſo ein wenig überfirniſſe."

Riekchen wußte nicht, was er meinte. Er erklärte ſich etwas deutlicher. „Mein Sohn iſt ein ſehr guter Menſch, der, wenn er ſich auf den Werth eines Mädchens verſtände, gewiß keine andre Frau nähme, als dich, gutes Riekchen. Aber, wie junge Leute, die in der Welt aufwuchſen, nun ſind, — da verlangt er von einem Mädchen, das er lieben ſoll, allerley, was gar nicht nöthig iſt, was er indeß für nöthig hält. Sieh, ein Mädchen nach ſeinem Sinne ſoll alles in der Welt kennen, von der Ceder an, bis zum Yſop, drey Sprachen verſtehen oder gar ſprechen, Meiſterin in allen ſieben freyen Künſten ſeyn, Verſe machen, tiefſinnig über das Ich und Nicht-Ich philoſophiren, dabey Muth haben wie ein Mann, Kraft wie ein Irokeſe, und ausgelaſſen von Freyheitsſchwindel, oder, wie die Herrn das nennen, eine in ſich ſelbſt vollendete Natur ſeyn. Es ſoll

„Nein, Poſtmeiſter! rief die erſte Stimme; der Samariter that mehr: er gab dem Wirth zwei Groſchen, und ...“

Da ſind zwei Groſchen; und nun marſch! Mag ſie doch ſehen, wie ſie die Leute einholt. Sie bleiben die Nacht auf der nächſten Station. Chriſtlich, Gottlob! bin ich auch, das muß mir jedermann nachſagen. Friſch! die Füße gewaſchen, und dann fort!

Jetzt trat der Baron in den Kreis. Auf einem Poſtſtücke ſaß, oder lag vielmehr, eine junge Mohrin, von oben bis unten mit Koth beſpritzt, ohne Schuh und Strümpfe. Sie hatte die Augen niedergeſchlagen, und erhob ſie nur, um den anzuſehen, der eben ſprach. „Was giebt es denn hier?“ fragte Flaming; und die Mohrin erhob ſtill ihr Auge, um ihn anzuſehen. Zehn Stimmen fingen nun an, eine die andre verbeſſernd, dem Baron zu erzählen. So viel er begriff, war die Mohrin mit einer fremden Herrſchaft gereiſt. In Eiſenach ſollte dieſe ihretwegen ein Pferd mehr nehmen; nun mußte die Mohrin neben dem Wagen her laufen. Bis hieher war ſie in dem ſchlechten Wege gekommen, obgleich ganz ab-

Dinge mit einander verbinden, die ſchwer zu verbinden ſind, Griechiſche Nacktheit, z. B. mit Franzöſiſcher Zierlichkeit; es ſoll alles mit kritiſchem Sinne bezweifeln, und wieder mit feſtem Herzen glauben; es ſoll ſich ſelbſt der Stoff ſeiner Bildung ſeyn, und das Eigenthum ſeines Herzens nicht ererben, ſondern freythätig erringen."

Behüthe Gott! ſagte Riekchen; was iſt das!

Schlender fuhr fort. „Du mußt deinen Geiſt auf unendlichen Stufen immer höher treiben; es darf für dich keinen Punct des innern Handelns geben, den du nicht zu überſteigen im Stande wäreſt. Du muß immerwährend für das Höchſte kämpfen, dem Niedern entrinnen, und zum Ganzen ſtreben."

O, mein Gott, lieber Herr Schlender! ſagte Riekchen; und die Mutter ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Schlender redete weiter. „Wenn du das alles thuſt, Riekchen, ſo iſt Seele, Kraft und Leben in deinen Handlungen; die Macht der Welt kann dich nicht beugen; du weiſeſt jede Forderung, die dich in deinem Fluge aufhalten könnte, muthig zurück, bis du in deiner urſprünglichen Kraft, ein verklärter Genius, wieder in das heilige Land zurückſchwebſt! . . . Sieh, Riekchen, ſo mußt du ſeyn, wenn du meine Schwiegertochter werden willſt!"

Ach, lieber Gott! ſagte Riekchen, und ſchlug die Hände zuſammen: woher ſollte ich armes Mädchen das Alles nehmen? Ich habe es ja nicht einmahl verſtanden! Wenn Sie das von mir fordern, ſo iſt es unmöglich, das ſehe ich wohl.

„Liebes Kind,“ erwiederte Schlender lächelnd; „das alles biſt du, haſt du gethan, und thuſt du noch alle Tage, weißt und kannſt du — bis auf die drey Sprachen, die ſieben Künſte, die Philoſophie, und ſo weiter, wovon du aber in ein Paar Monathen das Nöthige ſchon noch lernen ſollſt. Wenn du nur erſt, anſtatt mit ſanfter Beſcheidenheit zu ſagen: „ich bin ein gutes Mädchen!“ in einer gebiethenden Stellung und mit ſtolzer Miene ſagen kannſt: „mein Geiſt trägt die Allgewalt an der Stirn, mit der ich die irdiſchen Schranken vernichte und freyer mir eigene Ufer breche;“ dann bedarf es, um meines Sohnes Herz in lichterlohe Flammen zu ſetzen, nur noch ein wenig Mummerey, ein Erſcheinen und Verſchwinden, ein geheimnißvolles Weſen, ein Helldunkel, worin du bald als eine Göttin ſtrahlſt, bald als ein Genius dämmerſt, jetzt als Mädchen ſeufzeſt, dann als Königin herrſcheſt.“

Ich verſtehe heute kein Wort von Ihnen, Herr Schlender, ſagte Riekchen. Und ich eben ſo wenig, ſagte die Mutter.

Herr Schländer erklärte Riekchen, daß ſie eine ähnliche Sprache reden müſſe, wenn ſie mit ſeinem Sohne in Geſellſchaft ſey. „Sag einmahl nach, Riekchen, was ich dir vorſage. Wenn er dich z. B. fragt, was dein Sinnen, deine Beſtimmung ſey; ſo antworteſt du: „ich habe mich bemühet, meine Natur in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt zu vollenden, mich mit dem Ganzen harmoniſch zu machen.“ Sag' das nach, Riekchen.“

Sie that es lachend, und ſetzte dann hinzu: Ich glaube, Sie ſcherzen, Herr Schlender.

„Wahrhaftig nicht, liebes Kind. So mußt du reden!“ — Er ſagte ihr wieder etwas von der Art vor.

„Aber wenn nun ihr Herr Sohn fragte: was heißt denn das? was verſtehen Sie darunter? dann wüßte ich ja nicht zu antworten, und ſtände ſchamroth da!

„Das fragt er nicht, liebes Kind. Doch, den Fall einmahl angenommen, ſo legteſt du die drey vorderen Finger an die Stirn, ließeſt den kleinen über das Auge hangen, und ſagteſt: „wie kann ich etwas beſchreiben, das Farbe und Ton flieht, das der Geiſt iſt, der in uns lebt! Es iſt das heiligſte, obwohl unbegreiflichſte Phänomen, in mir, um mich, durch mich.“ — Dann ſchweigt er gewiß, und fragt ſo etwas nicht wieder.“

Aber, lieber Herr Schlender, heißt denn das wirklich etwas?

„Ja wohl, mein Kind! Der Menſch muß gut ſeyn, und über das Gute nachdenken, um zu *wiſſen*, daß er es thut. Er muß jeden Tag beſſer zu werden ſuchen. Das wäre aber zu einfach, zu menſchlich geſprochen; und da ſpricht man jetzt lieber ſolchen Klingklang.“

Das lerne ich nimmermehr! ſagte Riekchen ein wenig traurig.

„Du mußt nicht allein *das* lernen, ſondern auch noch Franzöſiſch und Muſik; die Gas-Arten, Botanik, und den Galvanismus nicht zu vergeſſen. Doch nur Geduld! in vier oder acht

Wochen ſollſt du ſo gelehrt ſeyn, wie eine hier in Berlin. Darauf verlaß dich. Halte dich nur bereit. Morgen kommt ein Muſikmeiſter; und noch heute ſchicke ich dir eine Guitarre und eine Harfe. Wir wollen ſehen, welches Inſtrument dir am leichteſten wird. Aber fleißig mußt du ſeyn, Rieckchen!“

Schlender hatte bey Rieckchen noch manche Bedenklichkeit zu beſiegen, ehe er ſie dahin bringen konnte, ihm bey der Ausführung ſeines Planes zu helfen; doch ihre Dankbarkeit, und ſeine Verſicherung, daß nur die feurigſte Liebe ſeines Sohnes am Ende den Ausſchlag geben ſollte, bewogen ſie dazu. Die Schauſpieler waren bereit, und die Bühne ſollte eröffnet werden; doch der junge Schlender erwartete den Anfang des Stückes mit einem ſpöttiſchen Lächeln. Seine Tante, die Geheimeräthin, war nicht ganz verſchwiegen: ſie hatte ihm heute einen Wink gegeben, morgen wieder einen; und ſo war er hinter den Plan ſeines Vaters gekommen. Dieſer merkte, daß ſein Sohn etwas wußte; und das war ihm nur um ſo lieber. Er führte den Sohn ein Paar Mahl in eine Geſellſchaft, und ſuchte ihn auf ein junges hübſches Mädchen aufmerkſam zu machen. Der Sohn lächelte, unterredete ſich mit dem Mädchen, und ſagte hinterher: lieber Vater, ich finde das Mädchen recht hübſch, recht artig, recht beſcheiden; auch mag es wohl recht tugendhaft und fleißig ſeyn; aber — es iſt von Herzen langweilig.

Der Vater machte ein finſteres Geſicht, und ſagte: ich glaube, du wirſt ſie in der Folge in-

UNIV. BIBL. BERLIN

tereſſant finden. Als es einige Mahle ſo gegangen war, gab es unerwartet eine ganz neue Erſcheinung. Der alte Kriegesrath Müller brachte ein fremdes junges Frauenzimmer, Mlle. Brockmann, mit in eine Geſellſchaft, wo auch Schlender und ſeine Familie waren. Er, der ſchärfſte Kritiker aller Weiber, raunte heute jedem ins Ohr: ein ſehr intereſſantes Mädchen!

Die Damen muſterten die neue Figur, und bewunderten ihren geſchmackvollen Anzug, der ein wenig idealiſch war, ohne deßhalb Ballkleidung zu ſeyn. Die Fremde ſprach wenig, und ſchien zuweilen ſogar blöde und verlegen; doch ihr Blick war ſprechend, und man traute ihr bald zu, daß auch ihr Mund etwas ſagen könnte, wenn ſie nur wollte.

Müller erzählte dem alten Schlender, im Beyſeyn des Sohnes, von der Fremden, und ſchloß mit den Worten: wenn ich je ein Mädchen geſehen habe, das mit der ſanfteſten Weiblichkeit die feſteſte Selbſtſtändigkeit des Mannes verbindet, ſo iſt es dieſes.

„Lirum, larum!“ ſagte Schlender. „Singen Sie auch in dem Tone, wie die jungen Leute? Selbſtſtändigkeit!“

Auch Verſtand, lieber Schlender, ſo von dem echten! Und bey Dieſer wollte ich darauf ſchwören, daß ihre Empfindlichkeit keine Kunſt iſt, ſondern die Flamme einer brennenden Seele. Sie kennen mich ja, und wiſſen, daß ich erſt ſehen muß, ehe ich glaube.

Der alte Schlender lächelte ſpöttiſch, und ſchüttelte den Kopf. — Ey, der Teufel mit Ihrem

Unglauben! ſagte Müller heftig. — Jetzt näherte ſich die Fremde, und Müller zog ſie in ein Geſpräch mit ſich und ſeinem alten Freunde. Sie führte einen Theil der Unterredung mit unbeſchreiblichem Witze und Feuer; doch zeigte ſich mitten unter dem raſchen, frohen Witze zuweilen eine hohe Bewegung des Herzens, deren ſie aber ſchon in demſelben Augenblicke wieder Herr wurde. Der alte Schlender legte ihr allerley Fallſtricke; doch ſie verwickelte ſich in keinen.

„Nun ja," ſagte Schlender nachher; „ich muß geſtehen, die geht an."

Geht an? ſagte Müller eifrig: geht nur an? Ich weiß wohl, Sie lieben den pedantiſchen Anſtrich der Gelehrſamkeit an dem weiblichen Geſchlechte ſo wenig, wie ich ſelbſt; das muß uns aber nicht ungerecht machen. Dieß Mädchen..

..... würde beſſer gethan haben, fiel der junge Schlender ein, wenn es gar nichts geſagt hätte: denn mein Vater hält den Geiſt für ein Privilegium unſers Geſchlechtes... Bey Ihnen wohnt die Fremde, Herr Kriegesrath?

Das nun nicht, ſagte Müller; auch hat es mit ihr eine eigene Bewandtniß. Sie liebt die Geſellſchaften nicht, weil ihr, äußert ſie ſelbſt, faſt keine witzig oder toll genug iſt. Aber an Kinder hängt ſie ſich mit unbeſchreiblicher Innigkeit. In den Kindern findet ſie, wie ſie ſagt, das ſchöne, vollendete, unentweihte Bild der Natur wieder: ein helles Auge, ein lauteres Herz, das noch nicht das Spiel der Laune, der Eigenliebe, des Zufalls und der Sinnlichkeit iſt; die reine, verſtändliche Schrift der Natur, die faſt bey allen Erwachſenen zu dunkeln, unſichern Hieroglyphen wird.

„Da haben Sie's!" ſagte der alte Schlender; „pure Faſeley, närriſche Empfindſamkeit! Vor zwanzig Jahren ſchwärmten wir mit Mond und Sternen, jetzt mit Glauben, Philoſophie und Humanität. Alles aus Einem Teige gebacken! Pah! wenn es weiter nichts iſt!"

Ich wünſchte, Sie ſähen das Mädchen einmahl mit den magiſchen, bezaubernden Blicken, mit der himmliſchen Freude in ihren Augen, mit dem laut ſchlagenden Herzen; ich wünſchte, Sie hörten es einmahl mit einem Kinde ſprechen: dann würden Sie anders reden!"

Der alte Schlender brach ab, und die Fremde verließ nach einiger Zeit, in Müllers Begleitung, die Geſellſchaft. Die Geheimeräthin, der man ſie vorgeſtellt hatte, war ganz von ihr bezaubert; und nun konnte ihr der Beyfall aller Uibrigen nicht fehlen. Ein höchſt intereſſantes Geſchöpf! ſagte man; und es wurde beſchloſſen, den Kriegsrath Müller um nähere Bekanntſchaft mit ihr zu bitten.

Die Fremde war keine andre als Rieckchen. Schlender, der alle Jahre eine Reiſe über Braunſchweig nach Hamburg machte, hatte dieſes Mahl Rieckchen mitgenommen; denn er ſah ein, daß ſie erſt auf einem andern Theater die Dreiſtigkeit bekommen müßte, die ſie zu ihrer Rolle brauchte. Nebenher lernte Rieckchen unter ſeiner Anleitung die Armſeligkeit kennen, die ſo oft nur von dem Modeton der Geſellſchaften, von nachgebetheten Komplimenten, und dreiſtem Geſchwätze bedeckt wird. Sie ſah Schauſpiele, Gemähldeſammlungen, Statüen, Gärten, ſchöne Gegenden, und hörte dabey die gangbarſten Kunſtwörter. Schlender führte ſie überall als eine nahe Verwandte in große Geſellſchaften, und gab ihr Gelegenheiten, mit ihren ganz neuen Kenntniſſen zu glänzen. Zuweilen wußte er ihr ſogar Bewunderung zu verſchaffen, und ſo kam ſie, gehörig zu ihrer Rolle vorbereitet, wieder nach Berlin zurück.

Sie ſpielte auf der Guitarre ſehr gut das Akkompagnement zweyer Melodieen, die auf mehrere Lieder paßten, um ſie im Nothfalle wieder als etwas Neues geben zu können. So weit war ſie in einem Monathe durch täglichen Unterricht und angeſtrengten Fleiß gekommen. Ferner hatte ſie mit ihrer Schweſter ein Franzöſiſches und ein Engliſches Geſpräch auswendig gelernt, und Beyde konnten es ſehr fertig halten. Außerdem kannte ſie die meiſten hohen Modewörter, und wußte zuletzt ſogar über Dinge, von denen ſie nichts verſtand, mit einer ſolchen Innigkeit zu reden, daß Schlender ſelbſt zuweilen beynahe an ihr irre wurde.

Als Schlender mit ihr wieder in Berlin war, übergab er ſie ſeinem alten vertraute Freunde, dem Kriegesrath Müller, daß der ſie in Geſellſchaft bringen ſollte. Der Sohn hatte ſie doch nun bemerkt; und mehr wollte der Vater fürs erſte nicht. Sie beſuchte ein Paar Tage nachher die Geheimeräthin; und da ſie den Charakter, ſo wie die Lieblingsideen dieſer Frau durch den alten Schlender kannte, und von ihm gehörig unterrichtet war, ſo mußte ſie ſich ganz unfehlbar neuen Beyfall erwerben. Die Geheimeräthin, die ſonſt ihr Lob ganz und gar nicht verſchwendete, konnte nicht aufhören, von dem bezaubernden, lieblichen Mädchen zu reden, das mit einer ſo unbeſchreiblichen Wärme des Herzens ſo viele ruhige Beſonnenheit des Kopfes verbände.

Schon lange wünſchte der junge Schlender, das Mädchen, von dem er ſo viel hörte, wiederzuſehen; allein ſie hatte Berlin verlaſſen, um — ſagte Herr Müller — im Frühlinge ungeſtört der ſchönen Natur zu genießen. Wo iſt ſie denn? fragte der junge Schlender. Müller wurde verlegen, und geſtand endlich, freylich mit Zögern, ſie hätte auch ihm ihren Aufenthalt verſchwiegen. Ein wenig originell iſt das, ſetzte er hinzu —

„Ein wenig närriſch,“ ſagte der alte Schlender, „wenn Sie's nicht übel nehmen wollen!“

Freylich wohl; aber leſen Sie. Er zog einen Brief hervor, den Riekchen ihm geſchrieben hatte, und der ein Meiſterſtück von hoher Schwärmerey war. Schlender ſchüttelte beym Leſen den Kopf, und gerieth dann mit Müllern über den Brief in Streit. Der junge Schlender ſollte entſcheiden. Er las den Brief, fand ihn vortrefflich, und hatte nun das Bild der ſchönen, erhabenen Seele, die ihn geſchrieben hatte, tief im Herzen.

Auf eine ſehr natürliche Veranlaſſung, einen Prozeß über ein Grundſtück, mußten die beyden Schlender, Vater und Sohn, einige Tage nachher eine Fahrt nach einem, etwa anderthalb Meilen entlegnen, Dorfe machen, und traten da bey dem jungen Prediger, einem Freunde des Sohnes, ab. Spät am Abend gingen die beyden Freunde in den Garten, der dicht an einen andern grenzte. Der junge Schlender wurde aufmerkſam bey den Tönen einer Guitarre, die jemand in der Laube des Nachbars ſpielte, und hörte nun lauſchend eine ſehr angenehme Stimme zu dem Inſtrument ein Lied ſingen, das die Ruhe eines in der Welt verlaſſenen und durch die Einſamkeit beglückten Herzens ausdrückte. „Wer iſt das?“ fragte er; und der Prediger antwortete: ein junges Frauenzimmer, ich glaube, aus Berlin, das bey meinem Nachbar ein Zimmer gemiethet hat und hier den Frühling zubringen will. Es muß ein gutes Mädchen ſeyn; alle Leute im Hauſe loben ſie. Ich kenne ſie übrigens nicht; ſie ſcheint auch keinen Umgang haben zu wollen. Ihre Geſellſchaft iſt ein junges vierzehnjähriges Mädchen, und eine ſchon etwas ältliche Frau.

Schlender blieb ganz ruhig, ob ihm gleich die Stimme des Mädchens, und, noch mehr, die Worte ihres Liedes gefallen hatten. Doch am folgenden Morgen ſah er ſeine Nachbarin, und es war — Mamſell Brockmann. Sie ging mit einem jungen Mädchen im Garten auf und nieder, und Beyde waren dabey mit Stricken beſchäftigt. Endlich ſetzten ſie ſich in die Laube, die an den Garten des Predigers ſtieß. Der junge Schlender konnte ſeiner Neugierde nicht widerſtehen, näherte ſich ihnen leiſe, trat an die dichte Hecke, welche beyde Gärten von einander trennte, und hörte nun ein Geſpräch in dem beſten Franzöſiſch, auch in einem recht guten Dialekte: ein Geſpräch, das eben ſo viel Geiſt, als edle, erhabne Geſinnungen verrieth.

Die

gewattet. Als der Wagen weiter fuhr, lief ſie wieder neben her. Aber ſchon an der Fulda blieb ſie vor Entkräftung liegen. Dort fand ſie ein Mann, eben der, welcher ſich ihrer annahm, und brachte ſie in das Poſthaus zurück. — Na, lieber Herr, ſagte der Poſtmeiſter; kann ich ſie denn nun behalten?

Der Streit erhob ſich jetzt aufs neue. Der Poſtmeiſter vertheidigte, um ſeine eigene Härte zu entſchuldigen, die Grauſamkeit der Herrſchaft, welche die Mohrin bei ſich gehabt hatte. Der Andere aber rief: ei, ſie iſt ſo gut ein Menſch, wie wir! gerade ſo gut, wie ich und wie der Herr! Nicht wahr, mein Herr? Mit dieſer Frage wendete er ſich triumphirend an den Baron, in deſſen Augen ſich ſchon das gutherzigſte Mitleiden zeigte.

„Halt, halt, guter Freund!„ rief Flaming: „ſie iſt eine Negerin; und ſo hat ſie durchaus nicht eben die Anſprüche auf Mitleiden und Schonung, wie wir. Sie gehört zu einer ganz andern Menſchenrace, gegen die man nothwendig hart ſeyn muß.“

Die Mohrin ſah den Baron mit einem flehenden Blicke an. — Na, ſeht Ihr? ſagte

Die beyden Mädchen ſtanden endlich auf, und Schlender ſah ihnen mit großer Hochachtung nach, als ſie den Gang hinunter gingen. Jetzt bemerkte er, daß Mlle. Brockmann ſehr ſchön gewachſen war; und als ſie den Gang wieder herauf kam, fand er auch ihr Geſicht weit ſchöner, als er es in der Geſellſchaft bey ſeiner Tante gefunden hatte. Er bedauerte, daß ſie nicht länger im Garten blieb, und wünſchte, daß er ſie bald wiederſehen möchte.

Der Vater wollte nach Berlin zurück; der Sohn hatte aber einen Vorwand, noch einige Tage oder Wochen auf dem Dorfe zu bleiben, und jener ließ es ſich, obgleich nicht recht gern, gefallen. Kaum hatte der Vater ſich in den Wagen geſetzt, ſo war der Sohn ſchon wieder im Garten. Glücklicher Weiſe ging Mlle. Brockmann zur Hinterthür hinaus, die in das Feld führte; nun mußte er ihr nothwendig folgen und ſie anreden. Rickchen freuete ſich ihn hier zu finden, nahm ſeinen Arm (wie es ſchien, mit Vergnügen), und ſagte ihm unverhohlen, daß ſie ihn gern wiederſähe. — Sie ſpielte aus Dankbarkeit die Rolle, welche der alte Schlender ihr vorgeſchrieben hatte [illegible] war ſie feſt entſchloſſen, ſie bald wieder aufzugeben: denn je mehr ſie nachdachte, deſto ſtärker wurde ſie überzeugt, daß ſie keinen Mann — am wenigſten in der Abſicht, ſeine Gattin zu werden — betriegen dürfte. — Ihr Entſchluß, die Täuſchung nicht lange dauern zu laſſen und nie die Gattin des jungen Schlender zu werden, gab ihr nun die Unbefangenheit, die ſie ſonſt nicht gehabt haben würde.

Schlender war entzückt von Rieckchens Geiſte. Beyde trieben ſich in den dunkeln Formeln einer philoſophiſchen Empfindſamkeit umher, und redeten gar viel über die innere Vollendung, über die Unabhängigkeit des Geiſtes von den Sinnen, über des Menſchen harmoniſche Zubildung zur Natur, und mehr dergleichen. Da aber der alte Schlender Rieckchen dieſe Zauberformeln hatte in verſtändliches Deutſch überſetzen müſſen, damit ſie keine Blöſſen gäbe, ſo kam ſie zuweilen aus dem Ton, und ſagte ganz kunſtlos, was ſie fühlte. Schlender würde das bey einem andern Mädchen nicht bemerkt haben; doch bey dieſem ſchien ihm ein ſo einfaches Ausſprechen der Wahrheit die ſchönſte, erhabenſte Seite des Geiſtes, und er verließ Mlle. Brockmann endlich mit der höchſten Bewunderung. Rieckchen, der die ſeltſamen Worte Anfangs ſo lächerlich geweſen waren, fand ſich jetzt ſogar dadurch gerühret, ohne begreifen zu können, wie das zuginge.

Sobald es ſchicklich war, — und hier auf dem Lande war es zu jeder Tageszeit ſchicklich — ſahen Beyde ſich wieder. Rieckchens Sprache ging immer mehr in die natürliche, wahre über, und auch Schlender ſtimmte ſeinen Ton zu dem Einfachen herunter. Ihre Geſpräche verloren nun den hohen Schwulſt; dafür kamen aber ihre Herzen in eine hohe Bewegung. Rieckchen hatte jetzt ganz neue Gefühle, und in dem Augenblicke wurde ihr die Rolle, welche ſie übernommen hatte, höchſt läſtig. Das machte ſie blöde und ängſtlich. Nun wollte ſie ihrem neuen Freunde gern ſagen, daß ſie gar nicht die hohe Bildung hätte, die er ihr zutrauete, und zitterte doch, ihm dieſe Verſtellung zu nehmen, da er ſie vielleicht nur darum achtete.

Schlender, der ihre Aengſtlichkeit bemerkte, legte ſie, wie jeder junge Mann in einem ſolchen Falle, zu ſeinem Vortheil aus, und nach acht Tagen geſtand er ihr zitternd ſeine Liebe. Dieß Geſtändniß gab Riekchen ihre ganze Entſchloſſenheit wieder, und zugleich das Gefühl ihres eigenen Werthes: Mit einer Hoheit, die der alte Schlender gewiß für die höchſte Kunſt, erklärt haben würde, die aber nur die Folge ihrer Empfindungen war, ſagte ſie ihm: „laſſen Sie uns davon auf ewig ſchweigen.“

Auf ewig? rief er, mit allen Zeichen des Schreckens im Geſichte. Riekchen fühlte jetzt die Leiden einer unglücklichen Liebe, und hatte Thränen in den Augen. Schlender bemerkte das, und nach einigen Minuten hatte er ſich wieder gefaßt. Mit Ihnen, meine Theure, ſagte er, kann ich ganz aufrichtig ſeyn. Vertrauen wird Ihre edle Seele nicht beleidigen; Sie erheben ſich ja über die kleinlichen Rückſichten, welche die Sitte der Alltagsmenſchen auch der höheren, freyen, ungefeſſelten Natur vorſchreiben will. Es ſchien mir, als ſpräche in den zarten Bewegungen Ihrer Seele Wohlwollen für mich. Mein Wunſch, meine Hoffnung, und mein Bewußtſeyn, daß ich ein Herz wie das Ihrige, wenn auch nicht zu verdienen, doch zu ehren fähig bin, ließen mich da Liebe ſehen, wo vielleicht nur Freundſchaft, und auch die kaum, war... Ich muß Ihnen mein ganzes Herz eröffnen! Die Thränen in Ihren Augen, Ihr ängſtliches Beſtreben, ſich von mir los zu reiſſen, ſind vielleicht für mich … Wenigſtens werden Sie mir Ihr Mitleiden nicht verſagen, wenn ich mich auch in meinen Hoffnungen täuſchte. Und ſo erlauben Sie mir die Frage, meine Theuerſte: ſind Sie noch frey?

Schlender mußte ſeine Frage dreymahl wiederhohlen. Rieckchen wendete ſich ängſtlich nach allen Seiten, wollte antworten: meine Hand iſt ſchon verſprochen; und ſagte dennoch unwillkührlich: „ja, ich bin frey! Aber,“ ſetzte ſie hinzu, „es iſt unmöglich, Herr Schlender!“

Unmöglich? und Sie ſind noch frey? Ich bitte, ſeyn Sie aufrichtig! Sollte ich mich denn ſo ſchrecklich geirrt haben? Empfänden Sie auch nicht einmahl Mitleiden mit mir? — Er wiederhohlte dieſe und ähnliche Fragen ſo oft und ſo rührend, daß er ihr endlich das Geſtändniß abzwang: er ſey ihr nicht gleichgültig. „Und nun, Herr Schlender,“ ſetzte ſie aber ſogleich mit Entſchloſſenheit hinzu: — „nun keine Frage mehr! Es iſt unmöglich, daß ich Ihnen je meine Hand gebe; ein hartes Schickſal trennt uns auf ewig.“

Schlender bedeckte ihre Hand mit Küſſen, und ſagte in zitternder Freude: da ich Ihr Herz habe, ſo bin ich glücklich, und fürchte kein Schickſal mehr. Und, meine Geliebte, wenn Muth, Entſchloſſenheit, Reichthum, unverdroßene Ausdauer, ja ſelbſt Entfernung von meinem Vaterlande, und eine Flucht in die tiefſte Einöde die Schwierigkeit heben könnten… O, reden Sie! was kann Sie hindern, mir Ihre Hand zu geben? —

Rieckchen wurde immer ängſtlicher; denn ſo feſt ſie auch entſchloſſen war, ſeine Gattin nicht zu werden, ſo wünſchte ſie doch, ſeine Achtung zu behalten, und die Erinnerung an ſeine Liebe ſollte ihr von nun an die trübe Einſamkeit erheitern. Daß ſie ihn betrogen hatte, konnte ſie ihm alſo unmöglich geſtehen; da er aber mit immer größerer Gewalt in ſie drang, daß ſie ihm das Hinderniß ſeines Glückes nennen ſollte, ſo mußte ſie endlich doch etwas ſagen, und — ſagte das Allerunſchicklichſte: „ich bin arm! ſehr arm!“ — Schlender ſtutzte bey dieſer Antwort; er hätte jede andre eher erwartet, als dieſe. Wie? ſagte er, mit einem ſtarren Blick auf ſie. — Doch nein! das können Sie nimmermehr für ein ſo großes Hinderniß halten, oder Sie müßten mich gar nicht achten. Auch iſt es nicht einmahl ſo. Sie ſind ja reich, unſchätzbar reich, an Vorzügen des Geiſtes und Herzens.

„Ich bin ärmer, als Sie glauben!“ ſagte Rieckchen ſeufzend, weil ſie fühlte, daß ſie doch zu einer Art von Geſtändniſſe genöthigt ſeyn würde.

Schlender machte einen Scherz aus dieſer Aeuſſerung. Rieckchen aber ſagte ſehr ernſt: „gewiß, ich bin arm; ich ſollte nur reich ſcheinen! Doch, ich darf nicht reden!“

Er verſtand nicht, was ſie ſagen wollte. — Seine Leidenſchaft ließ ihn aber ſogleich alles Andere vergeſſen. Er warf ſich der Geliebten zu Füßen, und beſchwor ſie, ihn glücklich zu machen. Seine ſo wahre, innige Zärtlichkeit beſiegte auf einige Minuten ihren Entſchluß; ſie ſank in ſeine Arme, dachte nicht länger an ihren Vorſatz, und geſtand ihm mit Thränen ihre Liebe. Er rief: o ich Glücklicher! nun biſt du mein! ewig mein! Dieſer Aufruf weckte Rieckchen aus ihrem ſüſſen

Vergeſſen; ſie riß ſich, bleich wie eine Sterbende, aus ſeinen Armen, und ſagte ihm ſchmerzlich: „es iſt unmöglich! Leben Sie wohl!“ Er hielt ſie, und es gelang ihm, ſie aus dem Garten in das Feld zu führen, wo gerade mehrere Menſchen waren. Jetzt wurde ſie ruhiger, und bekam auch ihre Entſchloſſenheit wieder. „Nun denn,“ ſagte ſie, als er nicht aufhörte in ſie zu dringen: — „ſo muß ich!... Sie lieben mich, Herr Schlender, weil Sie glauben, daß ich Ihrem Ideale von einer Geliebten ähnlich bin.“

Ja, weil Sie das Ideal der weiblichen Größe, der weiblichen Güte ſind.

„Ach, — ich bin ein armes, unwiſſendes Mädchen! So viel ich auch über Muſik geſprochen habe; ich kann nur zwey Arien auf der Guitarre ſpielen; ich verſtehe kein Franzöſiſch: ich bin ...“

Ich habe Sie franzöſiſch ſprechen hören, unterbrach ſie Schlender, mit einigem Unwillen über die neue Ausflucht, welche ſie ſuchte. — Doch, wenn das auch ſo wäre — muß ich nicht Ihren hohen Geiſt bewundern?

‚O, ſoll ich denn vor Beſchämung ſterben? .... Das franzöſiſche Geſpräch habe ich auswendig gelernt, ohne es ganz zu verſtehen. Selbſt die hohen Worte und Redensarten, die Ihnen ſo zu gefallen ſcheinen, hatte ich vor acht oder neun Wochen noch nie in meinem Leben gehört, und mußte ſie mir erſt erklären laſſen. Ich bin weiter nichts, als ein ſtilles, einfaches Mädchen, aber gewiß die Freude meiner guten Mutter, der ich bis vor einigen Monathen durch fleißige Arbeit ihre Noth erleichterte. Und nun — ich bitte Sie dringend — fragen Sie nichts mehr, und laſſen Sie mich wieder in die Einſamkeit zurückgehen, in der ich immer hätte bleiben ſollen, und gern geblieben wäre.“

Schlender begriff noch immer nichts von Allem, was ſie ſagte, und gerieth ſogar auf den Gedanken, ob er nicht einer liſtigen Buhlerin in die Hände gefallen ſey, die endlich Reue empfinde. Doch ſo wie er nur wieder einen Blick auf Rickchens Geſicht voll himmliſcher Unſchuld warf, ſchämte er ſich, daß er nur eine Sekunde hatte zweifeln können. Er ſagte in dem unverkennbaren Tone der Zärtlichkeit: wenn Sie denn auch nicht franzöſiſch ſprechen, und nicht eigentlich muſikaliſch ſind: Ihr ſchönes, edles Vertrauen, die Offenheit mit der Sie eine unwillkührliche Täuſchung zerſtören, macht meine Liebe nur noch inniger.

„O Gott! keine unwillkührliche Täuſchung! Ich wollte Sie täuſchen.“

Sie werden mir immer unbegreiflicher.... Ich fange an zu glauben, daß Sie mich jetzt täuſchen wollen. Aber weßhalb? wozu? Löſen Sie mir endlich das Räthſel; ich bitte Sie dringend. —

„Ich wollte Sie täuſchen; darum kam ich mit dem Herrn Kriegsrath Müller in die Geſellſchaft.“

Und wollte auch der mich täuſchen? Oder haben Sie auch den getäuſcht? Wie wäre das möglich geweſen! Und wozu? was hätte Ihre Abſicht ſeyn können? Das werde ich Ihnen nimmermehr glauben.

Riekchen mußte ihm mehr geſtehen, und durfte doch ſeinen Vater nicht in's Spiel bringen. In der betäubendſten Angſt ſagte ſie endlich: „ja, ich wollte Sie — betriegen. Das iſt das rechte Wort! Doch warum und wozu: das werden Sie nie erfahren. Ich bin beſtraft. Und nun laſſen Sie mich!"

Sie laſſen? Nein, nicht eher, als bis ich alles weiß. Oder — nun wohl! der Kriegsrath Müller! der ſoll mir Rede und Antwort geben!

Riekchen erſchrack, und ſagte dann in dem Tone des dringendſten Bittens: „einem Mädchen, das Sie betriegen wollte, ſind Sie freylich nichts ſchuldig; aber doch einer Unglücklichen Mitleiden. Um des Himmels willen, ſagen Sie dem Kriegsrath Müller nicht, was unter uns vorgefallen iſt! Ich wäre ſonſt vielleicht Schuld an einem Mißverſtändniſſe, das mich noch unglücklicher machen würde."

Auf einmahl hatte Schlender Licht. Sie heißen Hohleben? fragte er. (Riekchen erblaßte.) Nun weiß ich alles!

„Nein, ich heiße nicht Hohleben, Herr Schlender; meine Mutter hieß ... O Gott! wie unglücklich kann ich noch werden!"

Ja, es iſt richtig! Mein Vater ... Sie haben die Rolle, die er Ihnen gegeben hat, nur allzu gut geſpielt; und jetzt, da ich Sie liebe, jetzt ſtoßen Sie mein Herz zurück!

Um Gottes willen! jammerte Riekchen, und ergriff ſeine Hände. O, ich Unglückliche! ſollen der beſte Vater und ſein edler Sohn ſich über mich entzweyen? ... Wenn Sie doch wüßten, wie zärtlich Ihr Vater Sie liebt! Er hat mich wohl hundert Mahl gewarnt, ja recht vorſichtig zu ſeyn, damit Sie ſeinen Plan nicht erriethen. Denn ſonſt würde mein Sohn mich haſſen, ſagte er; und dann wäre ich der unglücklichſte Vater!“

Schlender hatte Zeichen des Unwillens im Geſichte, und endlich ſagte er zu Rieckchen, mit auffallender Kälte: Wollen Sie ſo gütig ſeyn, mir alles zu erzählen, Umſtand für Umſtand, ohne das Mindeſte zu verſchweigen?

Rieckchen ſah ein, daß ſie jetzt nichts Beſſeres thun konnte. Sie ſagte ihm alſo, wie ſie mit ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern gelebt; daß ſein Vater ſie beſucht, und endlich den Einfall gehabt hätte, ſeinen Sohn . . . —

Seinen Sohn zu äffen, fiel er bitter ein.

„Nein, Herr Schlender,“ ſagte Rieckchen; „er hatte gewiß nur die Abſicht, ein armes Mädchen, das er allzu gütig liebte, glücklich zu machen und es in ſeine Familie zu bringen.“

Schlender warf einen durchdringenden Blick auf ſie, und ſetzte ſie durch neue Fragen in große Verlegenheit. Sie wickelte ſich aus einer heraus, um ſogleich wieder in eine andre zu gerathen. Als ſie endlich ſagte, daß ſie ihn ſchon im vorigen Winter geſehen hätte, wollte er immer mehr wiſſen; und, ſo roth ſie auch Einmahl über das andre wurde, mußte ſie am Ende doch geſtehen, daß der Gedanke, ſie lerne für ihn Muſik und Franzöſiſch, ihren Fleiß ſehr befördert habe. Sie erwähnte nun auch ihren Vorſatz, nie ſeine Gattin zu werden und die Täuſchung bald wieder aufhören zu laſſen. Jetzt drang Schlender noch einmahl in ſie, ihm zu ſagen, ob ſie ihn wirklich liebe; und am Ende mußte ſie ihm die geheimſten Empfindungen ihres jugendlichen Herzens, die zarteſten Gefühle ihrer Liebe geſtehen.

Anfangs hatte er mit finſteren Mienen zugehört; doch allmählich wurde ſein Auge heiterer. Als Riekchen ihm endlich mit holdem Erröthen Alles geſagt hatte, was er zu wiſſen verlangte, faßte er ſie auf einmahl in ſeine Arme, drückte ſeinen Mund auf ihre jetzt blaſſen Lippen, und betheuerte ihr, ſie ewig lieben zu wollen. Sie ſank im Uibermaß ihrer Freude halb ohnmächtig in ſeine Arme. Als ſie ſich wieder erhohlt hatte, beſiegte er alle ihre Zweifel, und ſagte in frohem Entzücken: hatte denn mein Vater nicht Recht, mein edles Mädchen? Würde denn die Tugend, die ich jetzt an dir verehre und liebe, den Weg zu meinem Herzen gefunden haben, wenn du mich nicht auf ſein Verlangen getäuſcht hätteſt? Ich war wirklich der Thor, für den mein Vater mich hielt; und er wollte mich dadurch heilen, daß er mir das ſchönſte Glück des Lebens verſchaffte. Du haſt ja alle die Tugenden in der That, die ich ſo thöricht in Worten ſuchte. Und, — o wie edel! — du brachteſt dein liebendes Herz der Tugend zum Opfer!

Endlich überzeugte er Riekchen, daß er ſie auch als ein kunſtloſes, einfaches, unſchuldiges Mädchen liebe, und daß ſie jetzt kein Bedenken mehr tragen dürfe, ihm ihre Hand zu geben. „O," ſagte ſie; „wie gut iſt alles abgegangen! Was wird Ihr Vater ſagen, und wie wird er ſich freuen, daß ich ſo glücklich werde!"

Mein Vater, ſagte Schlender lächelnd, wird über mich lachen, liebſte Friederike; doch den Triumph, den er ſich verſpricht, will ich ihm verder Poſtmeiſter, nahm eine Peitſche von einem Nagel, trat auf die Schwarze zu, hob den Arm auf, und rief: Marſch, ſage ich! Die Mohrin kroch zu den Füßen deſſen, der ſie vertheidigt hatte, und umfaßte ſeine Kniee. Der Barón aber hatte, vor Zorn brennend, dem Poſtmeiſter ſchon die Peitſche aus der Hand geriſſen, und ihn an der Bruſt gepackt. „Unmenſch!“ rief er laut und erbittert; „wag' es, die Hand an die Unglückliche zu legen! Sie ſoll bleiben!“

Aber, der Teufel, Herr! eben ſagten Sie ja ..? — Doch was geht es mich an? wollen Sie für ſie bezahlen?

„Das will ich, du Unmenſch! das will ich! Die Mohrin iſt mein, in meinem Schutze! Komm, du Kleine!“

Die Mohrin bewegte ſich auf den Knieen bis zu Flaming hin; dann kreuzte ſie beide Arme über die Bruſt, beugte ſich nieder, um ſeine Füße zu küſſen, und rief mit einer ehrfurchtsvollen Stimme ſehr feierlich den gewöhnlichen Türkiſchen Gruß: Selam eon aleikon! (Friede ſey mit dir!) — „Sprichſt du Deutſch?“ fragte der Baron. Sie bejahete eiteln. Sag mir, weiß der Prediger etwas von ſeinem Plane?

„Nein; ich glaube es wenigſtens nicht.“

Nun denn, Liebe, du haſt mich getäuſcht; jetzt mußt du auch meinen Vater täuſchen.

„O, ich bitte, laſſen Sie das die einzige Täuſchung in meinem Leben ſeyn! Sie liegt noch immer ſchwer auf meinem Herzen.“

Schlender bath ſie zärtlich, und ſtellte ihr vor, daß ja ſein Vater höchſt angenehm getäuſcht werden ſollte. Riekchen mußte endlich ſeine Bitte — — die erſte, die der Geliebte an ſie that — bewilligen.

Er ſann eine Weile nach; dann führte er ſie zu dem Prediger, und hob ganz ernſthaft an: mit dieſem liebenswürdigen Mädchen — Mademoiſelle, ich weiß in der That Ihren Nahmen noch nicht —

„Brockmann,“ ſagte Riekchen erröthend.

Alſo mit Mamſell Friderike Brockmann habe ich mich heute verlobt, und ſie iſt meine Braut. Ich würde dich bitten, lieber Freund, uns auf der Stelle zu trauen, wenn wir nicht im Preußiſchen lebten. Aber kennſt du nicht einen Prediger an der Grenze, der ſich wohl dazu verſtände?

Der Prediger erſchrack; doch Schlender verwandelt durch eine ganz einfache Erzählung ſein Schrecken in ein lautes Lachen. Als Riekchen dann ſogar die Briefe zum Vorſchein brachte, worin ihr der alte Schlender ihr Betragen vorgeſchrieben hatte, und worin er ſie ſeine liebe künftige Schwiegertochter nannte; ſagte der Prediger heiter: bey dieſen Umſtänden will ich dich ſelbſt trauen; denn hier bin ich wohl vor Verantwortung ſicher.

Nun bekam denn Rieckchen ihre neue Rolle. Sie mußte den alten Schlender ſchreiben: zwar bezeige ſein Sohn ihr Achtung, und ſcheine gern in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn; doch von Liebe könne ſie nichts an ihm bemerken.

Schlender ging endlich nach Berlin zurück, ritt oder fuhr aber unter den ſeltſamſten Vorwänden ſehr oft zu dem Prediger. Der Vater zweifelte nun gar nicht mehr an dem Gelingen ſeines Planes, obgleich Rieckchen ihm nichts von weiteren Fortſchritten ſagte. Er fuhr ſelbſt einmahl wieder ganz heimlich nach dem Dorfe, ſah ſeinen Sohn mit Rieckchen gehen, und hörte nun, daß die beyden jungen Leute faſt immer bey einander redten. Jetzt war er ſeiner Sache vollkommen gewiß, und fuhr lächelnd — eben ſo geheim, wie er gekommen war — wieder nach Hauſe.

Die Geheimräthin fragte ihn am folgenden Tage: nun Herr Bruder? wie ſteht es denn mit Ihrem Sohne? „Recht gut!“ antwortete er lachend: „Sie ſollen bald etwas Neues hören.“ Die Geheimräthin lachte noch lauter, als er, und ſagte: ich glaube, Sie werden bald etwas ganz Neues hören. (Der Neffe hatte nähmlich ſeiner Tante, freylich nur mit halben Worten, anvertraut: er ſchätze Mamſell Brockmann ſehr hoch; ſie möchte aber ja davon ſchweigen, weil ſein Vater, wie ſie wohl wiſſen werde, andere Abſichten mit ihm habe.) Der alte Schlender lachte ſeiner Schwägerin wieder ins Geſicht; und dieſe ſagte ihm nun, ein wenig empfindlich: ich weiß ganz beſtimmt, daß Ihr Sohn ein ſehr gebildetes Mädchen — entweder ſchon liebt, oder doch nahe daran iſt, es zu lieben.

Er hörte nicht auf zu lachen, und nun both ſie ihm eine Wette an, daß der Sohn ſeinen ganzen Plan vereiteln werde. „Ich gehe die Wette ein,“ erwiederte er, und wollte nun dem Spiel ſogleich ein Ende machen.

Er ließ ſeinen Sohn rufen, und ſagte: „höre, deine Tante und ich, wir haben über ein Geheimniß gewettet, das jeder von uns hat; und du ſollſt unſre Wette entſcheiden.“ — Hm! erwiederte der Sohn ernſthaft; alſo zwey Geheimniſſe! Das trifft ſich ja recht glücklich! Ich kann das dritte dazu thun. Und Ihre Wette? Ehe ich ſie entſcheide, will ich mit Ihnen Beyden wetten, ſo hoch Sie wollen: erſtlich, daß ich Ihre Geheimniſſe weiß; zweytens, daß Sie das meinige nicht errathen; drittens, daß Sie Beyde Ihre Wette verloren, und, was das Seltſamſte iſt, auch gewonnen haben.

Er ſagte das ſo ernſthaft, daß ſein Vater ihn rathend, und ein wenig verlegen, anſah. Die Tante lachte, ob ſie gleich nicht wußte, was er meinte.

Beyde nahmen ſeine Wette an, weil er ſich nicht eher zur Entſcheidung der ihrigen verſtehen wollte. Nun forderte er von ſeinem Vater und ſeiner Tante ihre Einwilligung zu der Heirath einer Nichte, die einen jungen braven Mann liebte, gegen den aber Oheim und Tante Vorurtheile hatten. Der Alte glaubte nichts zu wagen, wenn er den Vorſchlag annähme; „denn,“ ſagte er, „es müßte doch ſeltſam zugehn, wenn ich meine Wette mit Ihnen, Frau Schweſter, verlieren und auch gewinnen ſollte! . . . Alſo mein Geheimniß, Herr Sohn; damit fängſt du an.“

Sie lernten die Tochter eines alten Freundes kennen, ein gutes, häusliches Mädchen, und nahmen ſich vor, es dahin zu bringen, daß ich ſie heirathete.

„Das hat dir die Tante geſagt. Aber weiter, guter Freund; denn das iſt am Ende Alles, was du weißt.“

Der Sohn fuhr trocken fort: Sie gaben dem Mädchen in der Geſchwindigkeit eine Art von Bildung, ließen es eine Unterredung in franzöſiſcher Sprache auswendig lernen, ferner ein Paar Lieder auf der Guitarre, und einige ſchöne Worte, die mich aufmerkſam machen ſollten. Das Mädchen wohnt ſeit einiger Zeit in eben dem Dorfe, wo ſie vor ein Paar Monathen mit mir waren. Weiß ich Ihr Geheimniß, lieber Vater?

Der Alte war verdrießlich, daß er ſeinem Sohne gar nicht anſehen konnte, was er dazudächte. Die Geheimräthin lachte ganz laut. „Nun, Herr Sohn, wie denn weiter? ſagte der Vater ſehr verlegen.

Der Sohn fuhr mit großer Ruhe fort: in der That, Sie hätten für dieſe Rolle wenigſtens ein Mädchen abrichten müſſen, das etwas liſtiger geweſen wäre! — Und nun zu Ihrem Geheimniß, liebe Tante. Sie wiſſen, daß ich ein Mädchen ſehr hoch ſchätze, welches in der That von Seiten des Charakters die größte Hochachtung verdient. Jetzt aber errathen Sie mein Geheimniß, wenn Sie können.

„Du haſt verloren, mein Sohn!“ ſagte der Vater. „Dein Geheimniß iſt, daß dieſes Mädchen, welches du ſo hochſchätzeſt, und meine Komödiantin, eine und eben dieſelbe Perſon ſind.“

Das iſt es nicht, mein Vater, ſagte der Sohn ſehr trocken. Sobald ich es Ihnen entdecke, werden Sie geſtehen, daß Sie die Wette mit der Tante verloren haben. Er faßte ſeines Vaters Hand, und ſagte zärtlich: verzeihen Sie mir! Ich kann Ihre Wünſche nicht erfüllen. Die heißeſte Liebe ... Ich bin ſchon verheirathet.

„Verheirathet? Entſetzlich! nein, es iſt nicht wahr. Du willſt mich mit einer Poſſe bezahlen.“

Ich bin gewiß verheirathet, mein Vater, und kann es Ihnen unwiderſprechlich beweiſen. In der That, ich achte das Mädchen, dem Sie meine Hand beſtimmten. Aber ... Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine junge Frau vorſtellen darf, und geben Sie uns Ihren väterlichen Segen.

Der alte Schlender ging mit gerunzelter Stirn im Zimmer auf und nieder; die Tante hörte nicht auf zu lachen. „Ich finde hier nichts Lächerliches,“ ſagte Schlender. — Ich aber recht viel! erwiederte ſeine Schwägerin. Sie lieben ja die feyerlichen Hochzeiten nicht. Nun, hier haben Sie eine Verheirathung ohne alle Hochzeit. Uibrigens iſt meine Wette gewonnen, Herr Bruder.

Auch die meinige! ſagte der junge Schlender. Wie wird ſich die Couſine freuen, wenn ich ihr ſage, daß Oheim und Tante einwilligen!

Treiben ſie keine Poſſen, Herr Sohn! .. Du ſollteſt mich um Verzeihung bitten für ...“

Lieber Vater, ich habe meine Wette gewonnen, und Sie ſind ein Mann von Wort. Darf ich zu meiner Couſine gehen?

„Nein, mein ſpaßhafter Herr Sohn; denn mich dünkt, auch ich ſollte ja gewinnen.“

Es iſt wahr, ſagte der junge Schlender trocken. Verloren haben Sie; denn ich bin ſchon verheirathet; aber Sie müſſen auch gewinnen, daß ich der Couſine die froheſte Nachricht bringen kann. — Er ging hinaus, und nach einigen Minuten führte er Riekchen, deren Wangen die ſchönſte Röthe übergoſſen hatte, und die ihre Augen nicht aufſchlagen konnte, in das Zimmer.

Ah! Mamſell Brockmann! rief die Geheimeräthin. „Ah, Riekchen!“ ſagte der Vater.

Meine junge Frau bittet um Ihren Segen, lieber Vater! heute wollte ich ſie Ihnen vorſtellen, und hatte ſie deshalb nach Berlin geholt. Sie ließen mich rufen, daß ich ihre Wette entſcheiden ſollte, und [illegible]

Der Vater nahm Riekchen, die nur einzelne Worte zur Entſcheidung ſtammelte, in die Arme.

Das iſt wirklich Ihr Riekchen? fragte die Geheimeräthin. O, wie allerliebſt hat die uns betrogen! Kommen Sie, Kind; ich muß Sie küſſen. Sagen Sie mir aber recht ehrlich: ſind Sie denn wirklich ſchon ſeine Frau?

Riekchen lispelte, aufs neue hold erröthend, Ja; und der junge Schlender ſagte: ſchon zwey Monathe macht ſie mich zu dem glücklichſten Manne.

O, die kleine Komodiantin! Vater, Sohn und Tante auf einmahl zu betriegen! . . . Nun gebe ich Ihnen zu, Herr Bruder, daß ein Paar Monathe hinreichen, eine Dame von Ton und Welt zu bilden.

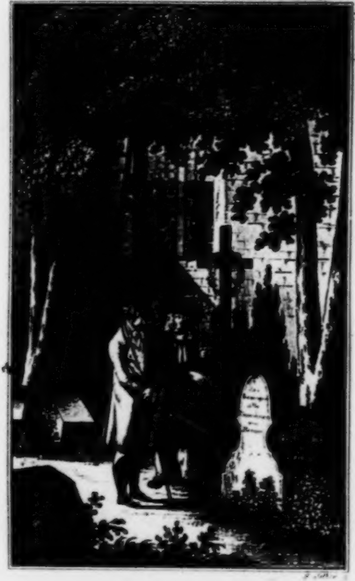
„Sagen Sie auch noch, Frau Schweſter: und daß man bey einem jungen Menſchen Liebe erzwingen kann!“ Kullo[illegible]sche Lese-Bibliothek

Ende des Erſten Theils.

+ [illegible]
[illegible]
2.1936

2 Feb [illegible]

p:137



Märchen, Erzählungen
und
# kleine Romane

von
August Lafontaine.

Audieff'sche Lese-Bibliothek.

Zweiter Band.

Berlin 1802.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

1960.2411

re, ohne ihre Stellung zu verändern. — „Wie heißt du?" — Iglon. — „Aus welchem Lande bist du?" — Aus Habeſch (Abyſſinien). „Wie biſt du nach Deutſchland gekommen?" — Mein Vater todt, meine Brüder todt. Sie ſchleppten mich nach Skanderl (Alexandrien). Da kaufte mich ein Chriſt. Ich kam nach Wien. Mein Herr war gut. Ich trug Seide und Gold. Er verſchenkte mich an den Unbarmherzigen. Iglou konnte nicht mehr laufen; ihre Füße bluteten. Sie ſchlugen Iglou erſt, dann fuhren ſie weg! . . . Du biſt mein Herr!

Das alles ſagte die Mohrin in richtigem Deutſch, nur fremd accentuirt, und mit großer Leidenſchaft, tief aus der Seele hervor. „Steh auf!" ſagte der Baron freundlich. Sie erhob ſich; aber ſie ſchwankte, und zuckte mit dem Munde vor Schmerz an den Füßen. Der Baron ließ ſie in ein Schlafzimmer bringen, und ihr die Füße mit Wein waſchen; dann mußte ſie ſich zu Bett legen. Sie blieb noch lange wach, und ſang mit wenigen Tönen, in großer heftiger Bewegung, ein kurzes Lied, das ſie mehrere mahle wiederholte.

Ausländische Lese-Bibliothek.

I.

Die Irrungen, oder der Vater.

Laſſen Sie ihn ſeyn, wie er iſt: was ſchadet uns das? ſagte die Baſe Hanna zu Herrn Wille, der nachdenkend mit krauſer Stirn im Lehnſtuhl ſaß. Für einen Sohn ſollte dem Vater ja wohl Alles leicht werden. Und nehmen Sie es mir nicht übel, Sie ſind zu ſtreng, Herr Vetter.

Wille zog die Stirn noch krauſer.

Biethet man doch einem böſen Hunde ein Stück Brot, lieber Vater! ſagte Marie, die Tochter lächelnd.

„Recht mein Kind, weil es ein Hund iſt! . . . Ich verſtehe mich ungern dazu, vor einem ſolchen Menſchen zu kriechen.“

Kriechen, Herr Vetter? Wer ſagt denn das! Heißt das kriechen, wenn man ſeinen Sohn empfiehlt?

„Nun wohl, ich will ihm ſchreiben: mein Sohn iſt der älteſte Referendarius, und ein ehrlicher Mann, der für keinen Preiß das Recht beugen, an dem jeder unverſchuldet Arme, jede unglückliche Witwe, jede hilfloſe Waiſe einen muthigen Beſchützer finden wird.“

Warum denn eben das? fragte die Baſe kleinlaut.

Lieber Mann, ſagte Madame Wille, wie weit du gehen darfſt, mußt du am beßten wiſſen. Aber — es iſt dein Sohn, und er hat nie etwas ſo ſehr gewünſcht. Er wird dich für ungefällig halten, da du doch vielleicht vollkommen recht handelſt.

„Hm!“ antwortete Herr Wille finſter; „das iſt es ja eben! ... Ich fühle mehr, als Ihr, daß mein Sohn gegen mich verſtimmt iſt. Kann es denn auch anders ſeyn? Da kreuzet ſich Baſe Hanna, und dir, liebe Frau, ſtehen Freudenthränen in den Augen, wenn ihm eine Arbeit geräth. Die Schweſter fliſtert ihm ein Paar Worte ins Ohr von Genie, von einem großen Manne, und ſo weiter. Der Vater lächelt; er kommt wohl gar in Verſuchung, hin und wieder etwas von der Schreiberey ein wenig närriſch zu finden, und ſagt: nun, mit der Zeit, wenn du erſt Erfahrung haſt, wirſt du es wohl beſſer machen. Da ſteht denn der Herr Sohn, und runzelt die Stirn über den Vater, der den großen Mann nicht ſo recht in ihm ſehen will. Doch das liegt mir nicht ſo ſehr am Herzen, als die Frage: warum wünſcht er denn gerade jetzt ſo feurig, die Hofrathsſtelle zu bekommen? Warum weiſt er jeden Vorſchlag von mir, durch den er auf einmahl vor aller Kabale geſichert würde, zurück?“

Und was ſchlagen Sie ihm denn vor, Herr Vetter? fragte die Baſe, ein wenig erhitzt, doch lächelnd. Ein Vorwerk zu pachten, wobey er höchſtens den Titel Amtsverwalter hätte! Dazu hat der Neveu zu viel Ambition!

„Sie machen ihn ſchlimmer, als er iſt, Baſe," ſagte Herr Wille ein wenig finſter. „Das nicht. Er will mir ſein Glück nicht verdanken."

Das kann wohl ſeyn, ſagte die Tochter. Aber, lieber Vater, wie oft haben Sie ſelbſt nicht geſagt: es iſt das ſüßeſte Gefühl, Alles ſich ſelbſt zu verdanken!

Der Vater ſtreichelte ſeiner Tochter das freundliche Geſicht. „Wenn es das wäre, liebes Kind! Aber, ich fürchte, es iſt etwas Anderes, das ihn treibt, aus dem väterlichen Hauſe zu kommen. Seine Verſchloſſenheit jetzt, ſein öfteres Umherſchwärmen in den letzten ſechs Monathen. Doch, wie es damit auch ſeyn mag: ich will dem Präſidenten recht höflich ſchreiben! recht höflich! Ihr ſollt den Brief leſen."

Die drey Frauenzimmer ſtanden auf. Die Tochter küßte dem Vater die Hand; die Baſe entwarf ſchon die Titel, welche der Herr Präſident in dem Briefe bekommen müßte, und die Frau drückte ihres Mannes Hand an die Bruſt. Wille lächelte freundlich und ging in ſein Schreibkabinet, wo ihm die Baſe geſchäftig Papier und Feder zurecht legte.

Marie, die Tochter, ſchlich eine Weile nachher auf ihres Bruders Zimmer, ihm die Nachricht zu bringen, daß der Vater an den Präſidenten ſchreiben würde. Er legte die Feder auf die Acten, und ſagte dann: es würde mich meinem Ziele näher führen. Und doch, wenn ich wieder bedenke, wie ſich das alles kreuzt, wie wenig ich gewinnen werde, wie das, was etwa gewonnen iſt, ſo leicht wieder verloren gehen kann, verloren gehen wird; dann . . . (Er ſchüttelte heftig den Kopf). Es iſt gut, Marie, wenn der Vater ſchreibt. Hätte ich ihn gebethen: mir zu Gefallen würde er es nicht gethan haben. Und wüßte er . . . o, wüßte er . . . —

„Friedrich!“ unterbrach ihn die Schweſter; „Friedrich, ſag nicht, was du denkſt! Ich dürfte nicht hören, was du noch weniger ſagen darfſt. Was macht dich denn ſo bitter gegen einen Mann, den alle Menſchen lieben, und dem ſogar ſeine Feinde das Zeugniß der höchſten Rechtſchaffenheit nicht verſagen können? Antworte mir einmahl! Laß uns reden, und dann geſteh, was der Vater mit Recht tadelt, dein heimliches, verſchloſſenes Weſen, dein Umhertreiben an Orten, die Niemand kennt. Hat er nicht Recht, wenn er behauptet: ein junger Menſch, der Geheimniße aus den Geſchäften ſeiner freyeſten Stunden macht, iſt Willens, eine Thorheit zu begehen, oder kämpft mit einem Bubenſtück!“

Marie, gibt es nicht noch einen dritten Fall?

„Ja. Oder, ſagte der Vater geſtern, er hat das Vertrauen zu den Menſchen verloren, denen er Vertrauen ſchuldig iſt.“

Nun, ſiehſt du wohl, Marie?

„Aber,“ ſetzte er hinzu, „das iſt das Schlimmſte von Allem. Und, ſagte der Vater nach einer Pauſe mit einem betrübten Geſichte: wenn ich mich nicht irre, ſo iſt das Friedrichs Fall mit mir. Sein edler, ſtolzer Charakter, ſein offnes Herz, das alles mit Zutrauen fordert, und, weil es nichts Böſes fühlt, keine abſchlägige Antwort ertragen kann, ohne kalt zu werden und ſich zuſammen zu ziehen," . . . —

Das hätte der Vater geſagt, und von mir? . . . Marie, ich weiß, wie er ungefähr von mir denkt. Nichts Uibels eben. Wie ſollte er auch? Und daß er ſo denkt, folgt gerade aus ſeinem Charakter.

„Bruder! was haſt du? Gewiß, das ſagte der Vater, und von dir; das hat er oft geſagt."

Natürlich, fuhr Friedrich fort, ohne auf Marien zu hören: der Vater war in ſeiner Jugend arm, ſehr arm, und dabey ein luſtiger Geſelle, den die Armuth ſpornte, nicht zu Boden drückte. Trotz ſeiner unerſchütterlichen Redlichkeit arbeitet er ſich empor; ſein Verſtand wird unter mancherley Menſchen und Geſchäften gebildet. Er durchreiſt die halbe Welt; ſeine Sitten werden, wenn auch nicht geſchliffen, doch artig, und alles, was er angreift, gelingt ihm. Sein Rath iſt immer der beſte; denn er kennt die Menſchen, die Welt, den Gang der Geſchäfte. Nun läßt es ſich begreifen, daß er ſich ein wenig zu viel auf ſeine Einſicht zu gute thut, Sachen beurtheilt, die er nicht ganz verſteht, und ſein Urtheil für untrüglich hält. Er bedurfte nie die Hülfe ſeiner Freunde, ſie aber ſehr oft der ſeinigen, ſeines Rathes, ſeines Vermögens. So warfen ſich ſeine Bekannten ihm in die Arme, und ließen ſich von ihm leiten. Natürlich alſo, daß der Vater ſich daran gewöhnt hat, alles nach ſeinem Kopfe gehen zu ſehn, daß er ein wenig herrſchſüchtig iſt, und gegen Menſchen, die einen eigenen Sinn haben, nicht ganz die Großmuth zeigt, wie gegen andre. Was fordert er nicht von dem Sohne, da er von Fremden ſo viel zu bekommen gewohnt iſt!

„Du hältſt das Kolorit wohl allzu dunkel, Bruder Fritz! Herrſchſüchtig? ja, ein wenig. Wer von Euch Männern iſt das nicht! Auch du biſt es. Aber die ſanfte, zarte Schonung jedes Herzens, die zärtliche, weiche Gefliſſenheit gegen alle Wünſche ...“ —

Ich habe ſie niemahls erfahren! fiel der Sohn mit Hitze ein.

„Hm! der Vater wollte dich nicht auf Reiſen gehen laſſen.“

Als ich keine Luſt dazu hatte, weil ich ſtudiren wollte, trieb er mich ſo oft dazu an; und als ich endlich zu reiſen wünſchte, ſchrieb er kurz ab: Nein!

„Weil du einen Menſchen mitnehmen wollteſt, den der Vater beſſer kannte, als du; der ein ausſchweifender Menſch war.“

Warum ſagte er mir das nicht? Weil ſein: tel est mon plaisir! für den Sohn genug iſt!.. Ich mußte gegen meinen Willen Referendarius werden, weil ich, ſagte er, Menſchen und Geſchäfte kennen lernen ſollte. Jetzt, da ich es gern bin, hätte er mich lieber auf dem Lande, wo es mir nicht mehr gefällt.

„Bruder, wie liſtig das Mißtrauen macht, wie ſpitzfündig! Ein junger Menſch muß nicht ſogleich auf das Land, ſagte der Vater. Und kannſt du leugnen, daß er Recht hat?“

Das hat man nicht, wo man das Recht nur zum Vorwande ſeiner Handlungen braucht.

Er tadelt alles, was Er mir nicht gegeben hat, die Wahl meiner Freunde, zum Beyſpiel.

„Und hatte er nicht immer Recht, wenn er mit einem kleinen ſatyriſchen Lächeln, mit nichts weiter, deinen Enthuſiasmus für deine Freunde ein wenig mäßigte? Wer hat ſich öfter in ihnen geirrt, du oder dein Vater? Und hat er je deine Freundſchaft mit Willbruch getadelt?“

Nein; Willbruch iſt aber auch der Sohn ſeines Freundes.

„Bruder, Willbruch iſt ein guter Menſch und — noch immer dein Freund. Was ſind die Uibrigen? Aber, wäre es nun auch ſo, wie du ſagſt; nun, ich glaube, wenn irgend ein Menſch das Recht hat, auf ſeinen Kopf zu beſtehen, ſo hat es der Mann, von dem du ſelbſt ſagſt, daß er ſich in der Welt, in ihrem Gedränge gebildet, überall die Verhältniſſe, die Menſchen beherrſcht, und dabey die ſtrengſte Redlichkeit behalten hat. Dieſer Gedanke muß dir Ehrfurcht vor deinem Vater einflößen. Liebe für ihn wirſt du fühlen, wenn du daran denkſt, wie ungern er nur den kleinſten Nebenweg geht, wie ungern er dich in deiner jetzigen Carriere ſieht, wie ungern er mit dem elenden Präſidenten zu ſchaffen hat, und dennoch, weil du es wünſcheſt, an ihn ſchreibt.“

Nun gut, ſagte Friedrich: ich will es für Liebe nehmen, weil ich Euch einen Gefallen damit thue. Meint Ihr denn, daß mir nicht ſelbſt daran liegt, ſeine Liebe zu haben? Ich werde ſie, glaube ich, ſehr bald bedürfen. Der Himmel gebe mir dann nur ein recht großes Maß davon, daß nicht Bande zerreißen, die unter Aeltern und Kindern ewig dauern ſollten.

„Du haſt etwas Schlimmes vor, Bruder Friedrich! ... Ich bitte dich mit Thränen, betrübe deinen Vater und uns Alle nicht ſo!"

Hier ſteckte Baſe Hanna den Kopf in die Thür, und meldete, daß der Brief an den Präſidenten ſo eben abgeſchickt ſey. Wirklich? ſagte Friedrich, und nahm den Hut. Ich glaubte das nicht. Aber ich bin nicht undankbar. — Hat er nur in dem gewöhnlichen, nichts ſagenden Tone der Artigkeit geſchrieben, ſo kann es gar nicht fehlen, ich werde Hofrath. Dahinter zwar iſt alles dunkel; allein ... — Er verbeugte ſich gegen die Baſe, die horchend daſtand, und ging mit ein Paar Relationen unter dem Arm, in die Regierungs-Seſſion.

Ich glaube, ſagte die Baſe, die ihm lange nachſah: er iſt kaum Hofrath, ſo ſtellt er uns eine Braut vor, mit der wir Alle nicht zufrieden ſind, am wenigſten der Vater. Denn — da ſitzt er zuweilen und bringt mit einer ganz gleichgiltigen Miene das Geſpräch auf Heirathen, und die Augen blitzen auf den Vater hin, wenn der ihn nicht beobachtet. Der Vater aber, Marie, — wie er nun iſt — der antwortet auf alles die Quer. Wenn es hoch kommt, ſagt er: Fritz, das iſt ein Fall, über den jeder junge Menſch etwas Kluges ſagen kann, ob er gleich hinterher dennoch wohl einfältig handelt. Eine *arme* Frau, und eine *reiche*, Beyde können einen Mann glücklich und unglücklich machen, je nachdem es fällt. Mit deinem Ideale, von dem du träumſt, habe ich nichts zu thun, weil es dergleichen in der Natur nicht gibt. Stelle mir aber ein Mädchen in Fleiſch, Blut und Körper dar, laß mich einen oder ein Paar Monathe ſie beobachten: dann will ich dir wohl ſagen, ob ſie einen Mann glücklich machen wird. Fritz unterſucht dann, ob ein Vater das Recht habe, ſeinem Sohne einzureden, oder nicht. Der Vater hört alles lächelnd an, und fragt: hat ein Mann das Recht, einem Menſchen, der in einen Abgrund ſpringen will, zu ſagen: das iſt ein Abgrund! und, wenn er nicht ſehen kann, oder ſehen will, ihn im Falle der Noth binden zu laſſen? Dein Bruder Fritz ſagt heftig: nein! der Vater aber, mit der kälteſten Ruhe: ich ließe ihn binden, und wollte es vor meinem Gewiſſen verantworten. Fritz geht; dein Vater verwünſcht die Philoſophie, und ich — ich ziehe mir allerley Bemerkungen aus dieſen Geſprächen, zum Exempel, daß Fritz verliebt ſeyn muß, vielleicht in ein armes Mädchen, oder in eins von geringem Stande (wenn es nicht gar noch etwas Schlimmeres iſt,) und daß er Hofrath werden will, damit er ſich nicht mehr von dem Vater befehlen zu laſſen braucht. — Das Alles ſagte die Baſe mit einem recht frohen Triumphe.

Baſe Hanna, ſagte Marie: haben Sie ſich nicht geirrt, wie ich beynahe fürchte, ſo verzeihe Ihnen der Schutzengel des häuslichen Friedens die Fröhlichkeit, mit der Sie erzählen!

Ich freue mich nur, daß ich die beyden verſchwiegenſten Männer, die ich kenne, deinen Vater und deinen Bruder, dennoch abhöre, als ob ſie mir zu Gericht ſäßen.

„Sie freuen Sich alſo, wenn ſie das Todesurtheil über unſre Ruhe ausſprechen hörten? Ach, ich möchte wenigſtens meinem Vater Ihre Entdeckung mittheilen.“ —

Marie! um des Himmels willen nicht! Das Gewitter wird früh genug kommen.

„Vielleicht zertheilte es mein Vater, ehe es käme. Aber nein, vielleicht irren Sie ſich auch, Baſe Hanna!“

Um Mittag, als Friedrich von der Regierung zurückkam, empfing ihn Marie auf der Hausflur, weil die Bemerkungen der Baſe Hanna ſie beunruhigt hatten. Er erwiederte ihren Gruß nicht, und eilte neben ihr weg in ſein Zimmer. Sie ging ihm nach. Er nahm Akten hervor, doch mit einer Heftigkeit, welche die große Bewegung ſeiner Seele deutlich zeigte. „Nun, was hat denn der Präſident geſagt?“ fragte ſie furchtſam.

Nichts, nichts, mein Kind, was dir zu wiſſen gut wäre, antwortete der Bruder abgewendet und kalt. Ich werde nicht Hofrath: das iſt alles. Sag das dem Vater. Er hat ſeinen Willen; doch nur halb, vielleicht gar nicht: denn er zwingt mich, ſelbſtſtändiger zu werden, als ich Luſt hatte. Mich ärgert weiter nichts, Marie, als daß ich nur eine Minute glauben konnte, der Vater hätte Luſt, einen Wunſch zu befriedigen, den Er nicht zuerſt gehabt hat.

Marie drang in ihn, ihr zu ſagen, was er wüßte; er ſchwieg aber hartnäckig, und ſetzte ſich endlich ruhig an ſeine Arbeit.

Indeſſen kam des Barons Wagen an, und nun fand ſich, daß vor dem andern Mittag nicht an die Abreiſe zu denken war. Der Baron hatte nur die Abſicht gehabt, die Mohrin ihrer alten Herrſchaft zu überliefern; jetzt da er bleiben mußte, gerieth er in große Verlegenheit, was er mit ihr anfangen ſollte. Das Abendeſſen wurde gebracht. Iglou trat in das Zimmer, ſtellte ſich mit gekreuzten Armen an den Tiſch, und wartete auf, wobei ſie die Augen immer auf den Baron heftete. Der Baron machte indeſſen den Plan, ſie bei dem Poſtmeiſter ſo lange zu laſſen, bis er zurückkäme, oder bis er erführe, wer ihre Herrſchaft wäre. Er legte ſich endlich nieder. Iglou ließ es ſich von dem Bedienten durchaus nicht nehmen, ihm zu Bette zu leuchten; ſie ging erſt, als Flaming es ihr ausdrücklich befahl.

Am andern Morgen erwachte Flaming ſehr früh, und öffnete die Thür, um ſeinen Bedienten zu rufen. Das erſte, was er ſah, war Iglou, die, in einen Mantel gehüllt, quer vor ſeiner Thür am Boden auf einer Decke lag und ſchlief. Dieſe ergebene Dankbarkeit des unglücklichen Mädchens rührte ihn. Er ſtand

Haben Sie denn an den Präſidenten geſchrieben? fragte Marie ihren Vater, als er aus dem Kabinet in das Eßzimmer kam.

„Ja mein liebes Kind, das habe ich.“

Fritz ſcheint es nicht zu glauben.

„Gewiß kann er nicht daran zweifeln, wenn der Präſident in der Seſſion geweſen iſt.“

Er hat ihn geſprochen, lieber Vater, und ſcheint zu fürchten, daß Ihr Brief mehr geſchadet, als genützt hat.

„Hm! kann auch wohl ſeyn. Und er tobt? Nicht wahr, mein Kind, dein Bruder tobt?“

O, wenn es das wäre! erwiederte Marie wehmüthig: das ginge vorüber. Aber er iſt kalt, bitter, dem Anſcheine nach ruhig; und doch brennt es im Innern. Lieber Vater, was würde ich nicht thun, um Friedrichs Herz dem kindlichen Vertrauen wieder zu öffnen!

„Und was eine Schweſter thun könnte, meinſt du, müßte ein Vater noch eher thun. — Wohl denn, ruf ihn zu mir!... Baſe Hanna, die Suppe wird gebracht, wenn ich klingle; nicht eher! Beſorgen Sie das ſelbſt. Komm, liebe Frau; wir wollen ihn ſprechen.“

Marie ſagte ihrem Bruder mit wenigen Worten, wozu ſie ihn riefe, und bath ihn, ein freundliches Geſicht zu machen.

Herr Wille erwartete ihn, in einem Lehnſtuhle ſitzend, wie ein Richter einen Beklagten; die Mutter ſaß neben ihm. Marie ſetzte ſich abwärts, um ihre Thränen — der Freude oder des Schmerzes — ungeſehen weinen zu können. Der junge Mann trat ruhig herein.

„Wenn alles wäre, wie es ſeyn ſollte,

Sohn Friedrich," hob der Vater an, „ſo hätte ich dich nicht rufen laſſen. Du haſt den Wunſch gehabt, Hofrath zu werden. Freylich ſah ich es nicht recht gern; und du weißt wohl, aus welchen Gründen. Auch könnte ich fragen: warum du jetzt eine Bahn gehen willſt, die du ſonſt nicht liebteſt? Es iſt nicht gut, wenn Neigungen ſo wechſeln. Aber genug, du wünſchteſt es. Deine Mutter und deine Schweſter ſagten mir das; (beſſer hätte ich es wohl von dir ſelbſt erfahren.) Sie bathen mich, dem Präſidenten zu ſchreiben, was ich, wie du weißt, ſehr ungern thue, auch dann ſehr ungern thun würde, wenn er ein redlicher Mann wäre. Ich verſprach es endlich, weil ſie meinten, dein Herz hätte jetzt einen Beweis meiner Liebe nöthig. Lies dieſen Brief, den ich ihm ſchrieb." — Der Sohn las, und gab den Brief dann ſchweigend zurück.

„Sieh, das that ich!" hob der Vater wieder an.

Und dieſen Brief erhielt der Präſident? fragte der Sohn ruhig.

„Nein, einen ganz andern, auf den, wie ich vorausſah, nichts weniger als deine Beförderung erfolgen konnte. Aber ein Umſtand, an dem ich nicht Schuld war, machte das nothwendig. Glaub mir das, mein Sohn. Ich habe dich rufen laſſen, um dir in deiner Mutter und Schweſter Gegenwart die Verſicherung zu geben, daß es mir eine Art von Freude machte, deinen Wunſch, gegen den meinigen zu erfüllen."

Darf ich fragen, ob der Umſtand, der den zweyten Brief nothwendig machte, nicht zu vermeiden war?

„Ja, mein Sohn; wenn ich nur ſechshundert Thaler aufopferte. Aber möchteſt du, daß ich dir ein Amt kaufte?“

Nein; und ſo muß ich mich wohl beruhigen. — Er verbeugte ſich ſtill, und wollte gehen.

Der Vater ſtand auf, faßte ſeine Hand, und ſagte: „Fritz, iſt deine Ruhe Vertrauen zu mir, daß es anders unmöglich war, ſo — bin ich zufrieden; iſt ſie Trotz, ſo — ſag lieber das Härteſte, was ein Sohn nur ſagen kann.“

Weder dieſes, noch jenes, antwortete Fritz. Es iſt nun einmahl nicht anders, das ſeh' ich, und finde mich in mein Schickſal. Nichts weiter. Ich kann nicht verlangen, daß Sie Ihre Grundſätze zu meinem Vortheil aufgeben ſollten.

„Für keinen Preis, mein Sohn, ſo wenig du auch von dieſen Grundſätzen zu halten ſcheinſt. Ich dächte aber, wir ließen dieſe Minute nicht vorübergehen, ohne unſre Herzen gegen einander zu öffnen. Dir erlaube ich, einmahl zu vergeſſen, daß du mein Sohn biſt; ich werde das jetzt doppelt fühlen. Rede! was haſt du gegen mich?“

Friedrich ſah verlegen auf den Boden nieder. Nach einer Pauſe fragte er: wird eine ſolche Unterredung auch nöthig ſeyn?

„Sie hätte nie ſollen nöthig werden. Daß ſie es geworden iſt, hat an dir, an mir, oder an uns Beyden gelegen. Jetzt iſt ſie dir nöthig; denn, gehſt du weg, ſo werden deine Mutter und deine Schweſter ſagen: Fritz weiß ſelbſt nicht, warum er mit ſeinem Vater unzufrieden iſt; und der Vater muß wohl Recht haben: denn er berief ſich auf eine Unterſuchung. Ich traue dir nicht zu, mein Sohn, daß du bloß darum klagen ſollteſt, weil du Sohn biſt, und ich Vater. Alſo bitte ich dich, rede."

Nun denn! Eben heute. Ich hatte gewünſcht, daß Sie dem Präſidenten einen höflichen Brief ſchreiben möchten. Sie verſprachen es, Sie, vielleicht der Einzige unter allen Menſchen, dem der Präſident nichts abſchlägt, weil er ſie achtet und — fürchtet. Sie ſchreiben; und der Präſident — behandelt mich mit ſolcher Verachtung, daß ich gezwungen war, nach der Seſſion zu ihm zu gehen und zu reſigniren.

„Und wäreſt du Hofrath geweſen, und er hätte dich eben ſo behandelt: würdeſt du dann nicht reſignirt haben? Sieh, eben darum mein Sohn, weil das der Fall alle Tage ſeyn konnte, hätte ich mich nicht ſollen bereden laſſen, ihm zu ſchreiben. Ich mußte weniger nachgebend ſeyn, weil ich die Menſchen ſo ziemlich kenne. Doch wieder zur Sache. Ich ſchrieb ihm, und er behandelte dich auf meinen Brief, wie es von einem verächtlichen Menſchen zu erwarten war. Aber das haſt du erſt ſeit ein Paar Stunden gegen mich; was denn ſeit einem Jahre? Denn davon reden wir : . . Du ſchweigſt?"

Weil ich ſehe, daß Sie unſer Geſpräch gern abbrechen wollen. — Ich wünſchte; und Sie verſprachen, meinen Wunſch zu erfüllen. Dann thun Sie das Gegentheil, und mein Wunſch iſt zerſtört.

„Siehſt du, Frau? ſiehſt du Marie? Da habt Ihr, was ich Euch ſagte! Er hat es nicht mit dem Vater zu thun, ſondern mit dem Manne. Mein Charakter verdient ſeine Achtung nicht

mehr

mehr. Daß ich ihn liebe, ſoll ich ihm nicht beweiſen; nein, daß ich nicht doppelzüngig, nicht hämiſch, nicht heuchleriſch bin. Ich verſpreche, was ich nicht halten will, ſchreibe ihm einen Urias-Brief, und ſo weiter. . . Nun denn, junger Menſch, ich ſchrieb dieſen Brief an den Präſidenten. Eben als ich ihn ſiegeln wollte, ließ ſich die Paſtorin Müller melden. Du, liebe Frau, führteſt ſie zu mir. Wie kam ſie dir vor?“

Sehr unglücklich. Sie zitterte und verbarg ihre Thränen. Ach! ſagte ſie in großem Schmerze: finde ich hier keine Hülfe, ſo bin ich verloren! — Seyn Sie ruhig, tröſtete ich ſie; mein Mann wird ſich die Freude nicht verſagen, Ihnen zu helfen, wenn es möglich iſt.

„Nun denn. Ich führte ſie zu einem Stuhle, weil ſie ſchwankte. Sie erzählte mir: auf den Rath eines boshaften Verwandten hätte ſie dem Präſidenten ihr ganzes Vermögen, ſechshundert Thaler anvertraut, und dafür einen Wechſel bekommen, der, wie ſie nun zu ſpät erfahre, nicht in der gehörigen Form ausgeſtellt ſey. Ihre Tochter, durch deren Fleiß ſie bisher ihren Unterhalt gehabt habe, ſey die Braut eines jungen Mannes, den ſie herzlich liebe. Dieſe Heirath werde aber zurückgehen, wenn das Mädchen die ſechshundet Thaler nicht bekomme. Höre weiter! Die Mutter kündigt das Kapital, und geräth faſt in Verzweiflung, als man ihr ſagt, daß ſie keine Hoffnung hat, ihr Geld zu erhalten. Sie geht zu allen Advokaten; aber Niemand will mit der Sache zu thun haben. Die Familie des Bräutigams zieht ſich zurück, und das Mädchen wird krank. Endlich, als die Frau gar keine

Hoffnung mehr hat, wagt ſie es, zu mir, einem Fremden, zu gehen. Ich ſehe den Wechſel an, und ſage: man hat Sie falſch berichtet, liebe Frau Paſtorin. Das Papier iſt gut, wie baares Geld. Ich zahle die ſechshundert Thaler. Die Frau fällt in der erſten Uiberraſchung auf die Kniee, und . . und . . ." — (Hier trocknete Herr Wille ſich die Augen.) „Eure Augen ſollen ſo gut übergehen, wie die meinigen. Die Frau, deren ganzes Glück an dieſer Geldſumme hing, verſicherte mir mit großem Eifer: die Verſchreibung tauge nichts; ſie könne alſo das Geld nicht nehmen. Ich küßte ihr die Hand, wahrhaftig nur, um ihr meine naſſen Augen zu verbergen. Liebe Frau, ſagte ich: ich habe ſo viele Jahre mit dergleichen Dingen zu thun gehabt. Meinen Sie denn, daß ich ſechshundert Thaler aufs Spiel ſetzen würde, wenn nur die mindeſte Gefahr dabey wäre? — So gelang es mir endlich, ſie zu beruhigen. Sie ging nicht, ſie flog über die Straße. Ich ſah ihr am Fenſter nach, und hatte über ihre Rechtſchaffenheit Präſidenten, Hofrathsſtellen und alles Andre in der Welt vergeſſen. Das Herz war mir leicht, federleicht, mein Sohn. Mein Widerwille gegen deinen Wunſch war verſchwunden, und ich wollte meinen Brief an den Präſidenten ſchon ſiegeln. Aber ich mußte ihn doch erſt wieder durchſehen; und nun fing ich an, mich jedes höflichen Wortes, das darin ſtand, zu ſchämen. Ich dachte: vielleicht hat dieſer Menſch in einem Abende das ganze Glück einer Familie verpraßt. Auch fiel mir ein, daß die Frau mir erzählt hatte: als ſie ihm ihre Noth geklagt, habe er gelächelt.

Der Unmenſch! dachte ich, und nahm die Feder. Ich ſchrieb ihm: der Wechſel, den er der Paſtorin Müller ausgeſtellt hätte, wäre jetzt in meinen Händen; ich fragte ihn, ob er das Papier, das nicht in der Form richtig ſey, honoriren wolle, oder nicht. Im letzteren Falle würde ich meinem Konſulenten weitere Aufträge geben. Ich hatte alles vergeſſen, Friedrich. Und als du mir endlich mit deiner Hofrathsſtelle einfielſt — in der That, es war mir lächerlich; denn ich dachte, mein Sohn hätte keine Sylbe in dieſem Briefe anders geſchrieben, als ich.“

Die Frau fiel ihrem Manne um den Hals, und Marie nahm ſeine Hand, um Thränen des Mitleidens und einer ſtolzen kindlichen Freude darauf zu weinen. Fritz war beſchämt. Das wußte ich nicht, Vater, ſagte er mit Herzlichkeit. „Was wußteſt du denn ſonſt, mein Sohn?“ fragte der Vater ein wenig lächelnd. „Wußteſt du denn, was du glaubteſt? . . . Konnte mich meine Vaterliebe nicht gegen dein Mißtrauen ſichern, ſo ſollte es doch gewiß die Ruhe in meinem Geſichte und ein von Vorwürfen freyes Leben gethan haben.“ (Herr Wille ſtand mit glänzenden Augen, in einer edelſtolzen Stellung, vor dem Sohne da.) „Dieſe Erzählung, die du mir abgezwungen haſt, weil ich dir und denen da Ein- für allemahl zeigen wollte, daß ich wünſchte, es wäre anders — dieſe Erzählung wird mich nun wohl in dem einzelnen Falle rechtfertigen; aber dein Mißtrauen, mein Sohn, kann nur ein offenes Herz dir nehmen. — Du haſt Geheimniſſe!“

Fritz ſtand nachſinnehd da, und umarmte dann ſeinen Vater.

Ich bitte dich, lieber Bruder, ſagte Marie: laß dieſe Stunde nicht vorübergehen. Dein Herz iſt ja weich und edel. — Die Mutter lächelte ihm Muth zu.

Darf ich hoffen, hob der Sohn auf einmahl an, daß Sie mir Ihre Einwilligung zu der Verheirathung mit einem liebenswürdigen Mädchen geben werden?

„Hm!“ ſagte der Vater; „das darfſt du nicht bloß hoffen, das kannſt du wiſſen, wenn es mit dem Prädikate liebenswürdig ſeine Richtigkeit hat. Die Frage aber heißt eigentlich nichts weiter, als: darf ich einmahl heirathen? Ja, ich ſehe es gern, wenn du es ſo bald als möglich thuſt.“

Meine Frage heißt mehr, Vater. Ich kenne ein ſolches Mädchen.

„Da haſt du denn Recht. Das iſt gegen meine Wünſche, gegen alle meine Plane. (Er runzelte die Stirn.) „Doch laß hören: wer iſt ſie?“

Erlauben Sie mir, ihren Nahmen noch zu verſchweigen. Ein unverdientes Schickſal zwingt ſie, unbekannt, in der tiefſten Verborgenheit zu leben.

„Dann kann ich dir nicht antworten.“

Ich muß befürchten, mein Vater, daß Sie mir Ihre Einwilligung verſagen werden.

„Ja, mein Sohn, das mußt du! Allerdings verſage ich dir meine Einwilligung. Ein Mädchen, das Urſache hat, ſich zu verbergen und aus ihrem Nahmen ein Geheimniß zu machen; ein Liebhaber, der ſich fürchtet, daß ein ehrlicher

Mann ſeine Wahl nicht billigen werde — in der That, ich muß Nein ſagen, bis es dir gefällt, etwas deutlicher zu reden.“

Vater, iſt das Ihre lezte Antwort?

„Verdienſt du eine andere? Was würdeſt du mir antworten, wenn ich fragte: darf ich eine Handlung begehen, die du aber nicht kennen, und von der du nichts wiſſen ſollſt? Mein Sohn, ich liebe die Mummereyen nicht, und am wenigſten bey Mädchen. Denn, ſo viel ich auch hin und her ſinne, ſo ſeh' ich doch nicht, was ein Mädchen zwingen könnte, ſich zu verbergen. Laß das, mein Sohn. Du fürchteſt, ich werde dir meine Einwilligung nicht geben. Ich ſage dir noch mehr: es iſt die froheſte Hoffnung meines Herzens, dich mit einem Mädchen zu verheirathen, das dich glücklich machen wird. Daß du mir dein Herz aufopfern ſollſt, verlange ich nicht. Du wirſt ſie kennen lernen; und, mein Sohn, — ich wäre glücklich, wenn du ſie liebteſt.“

Jezt klingelte der Vater. Baſe Hanna, die ſo gern das ganze Geſpräch gehört hätte, trat mit der Suppe in das Zimmer, und die Familie ſezte ſich zu Tiſche.

Der Friede war nicht hergeſtellt, ſo ſehr ſich Alle auch Mühe gaben, ruhig zu ſcheinen. Mit dem lezten Biſſen ſtand der Sohn auf, und die Baſe folgte ihm, weil ſie auf ſeiner Stirn die dickſten Wolken des Unmuths bemerkte. Ich darf ja, dachte ſie, nur ein wenig zuſchüren, ſo redet er.

Der alte Wille ging ſchweigend auf und nieder. Marie ging ab und zu, und plauderte allerley, was der Vater gern hörte. Die Mutter ſchüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf, nicht weil ſie fürchtete, daß etwas Uibles entſtehen könnte, ſondern weil es ihr nicht lieb war, daß man aus einer Kleinigkeit ſo viel Aufhebens machte. Die gute Frau beurtheilte alle Menſchen nach ihrem ſanften Herzen, das von Jugend auf immer Opfer gebracht, nie eins gefordert hatte.

Marie wollte ihren Vater, der noch nie ſo finſter geweſen war, zerſtreuen, und fragte: ob es nicht möglich wäre, daß die Furcht vor dem Präſidenten die Heirath der Mamſel Müller hinderte. „Wahrhaftig!“ ſagte der Vater, und blieb vor ihr ſtehen: „du haſt Recht! Mich dünkt auch, die Frau ſagte wirklich ſo etwas. Ruf mir einmahl den Faktor! In der That, ich hätte, glaube ich, nicht wieder daran gedacht: ſo unruhig bin ich über meinen Sohn geworden — unruhiger, als je über das ſchlimmſte Schickſal. Recht, Marie; das wird mich zerſtreuen. Die Zeit nimmt indeß die Hälfte der Noth, ohne daß wir es wiſſen, mit ſich davon.“ Er ſchloß ſich ſogleich mit dem Faktor ein: einem alten ehrlichen, ſehr verſchwiegenen Manne, der den größten Theil ſeines Lebens in Willens Hauſe zugebracht hatte, und, wie Frau und Kinder wußten, ſein innigſter Vertrauter war.

Marie ging zu dem Bruder. Durch die Entdeckung, daß er liebte, und, noch mehr, daß er eine Nahmenloſe liebte, war ſie ungewiß geworden, ob ſie nicht gänzlich auf ſeine Seite lange und betrachtete ſie mit Thränen in den Augen. „Guter Gott!“ ſagte er; „ein Menſch, und von ſeinen Brüdern verkauft! . . . O, es iſt abſcheulich!“ rief er dann laut, und Iglou öffnete die Augen. Sie ſah die Thränen ihres Herrn, das Mitleiden, womit er ſie betrachtete; und ſie ſprang auf, umfaßte ſeine Kniee, und fing an heftig zu weinen.

Es lag in ihrer Bewegung, in ihren Tönen, etwas äußerſt Rührendes, das den Baron augenblicklich überwältigte. Er richtete Iglou auf, nahm ſie in ſeine Arme, drückte ſie an ſeine Bruſt, und ſagte liebkoſend: „nein, ich will dich nicht verlaſſen, armes Geſchöpf!“ Iglou beugte ſich vor ihm, ohne ein Wort zu ſagen; aber ihre naſſen Augen, ihr fliegender Buſen, und ihre auf der Bruſt bebenden Hände zeigten die heftige Bewegung von Dankbarkeit und Liebe, in die ſeine wenigen Worte ſie verſetzt hatten. Der Baron mußte ſich mit Gewalt losreißen; ſo ſehr zog dies dankbare, heftige Geſchöpf ihn an. Er ging ein wenig ins Feld; und Iglou folgte ihm von weitem, ohne ihn aus den Augen zu verlieren. Bei dem Frühſtücke verrichtete ſie treten ſollte. Ihre Phantaſie hatte die Unbekannte ſogleich mit allen möglichen Tugenden ausgeſtattet; und ſie wünſchte zwar, daß Fritz dem Vater nachgeben möchte, — doch nicht in dieſem Einen Puncte. Jetzt lag ihr natürlicher Weiſe daran, die Geliebte des Bruders kennen zu lernen; ſie erinnerte ſich aber, daß es nicht leicht war, etwas von ihm heraus zu bringen. „Er iſt gerade ſo, wie der Vater," ſagte ſie vor ſich, halb laut: „eben ſo ſtolz, ſo verſchwiegen, ſo edelmüthig, ſo ernſt, ſo ruhig, ſo — trotzig, würde ich ſagen, wenn ich es von dem Vater ſagen dürfte." Noch mit ſich ſelbſt redend, ging ſie zu dem Bruder hinein, der ſie fragte: von wem ſprichſt du denn, Marie?

„Ich vergleiche dich mit dem Vater; und da finde ich auf einmahl, daß Ihr Beyden, wenn er ein Dutzend Jahre mehr, und du eins weniger hätteſt, die wahren — wie heißt doch die Komödie, worin die beyden Brüder einander ſo erſtaunlich ähnlich ſind?"

Der Vater und ich? das findeſt du?

„Das finde ich, bis auf die Jahre, und des Vaters feſtern, beſſeren Sinn für die Freude. Aber, Bruder, ich finde noch mehr, je weiter ich dieſen Faden verfolge; z. B., daß immer zwiſchen dir und dem Vater darum etwas iſt, weil Ihr ſo völlig gleich denkt, empfindet und handelt. Ein Paar harte Steine mahlen nicht gut, oder, wie der Vater einmahl ſagte, gleiche Köpfe halten nicht lange Freundſchaft, und was ſich neckt, das liebt ſich. Sieh', da haſt du drey Sprichwörter. Ich glaube, du könnteſt deine Geliebte hier in das Haus bringen (verſteht ſich unter einem fremden Nahmen); und nach einem Monath würde der Vater, wenn er keine Frau mehr hätte, ſagen: Fritz ſoll das Mädchen heirathen, oder ich heirathe es ſelbſt."

Unter einem fremden Nahmen! ja, da würde jeder Mann dasſelbe ſagen. Unter ihrem wahren nähme der Vater ſie ſchwerlich auf.

Marie hatte ihn ein wenig heiter gemacht, wie ſie auch ihren Vater immer zu erheitern wußte. Ich ſelbſt, fuhr er fort, habe zuweilen geglaubt, daß ich dem Vater ähnlich wäre.

„So ähnlich, wie ein Waſſertropfen dem andern. Das Seltſamſte iſt aber, daß Ihr das Beyde ſehr wohl wißt, und doch nicht daran glauben wollt. Der Vater darf nur etwas von ſich erzählen, wie dieſen Morgen von ſeinem Briefe an den Präſidenten, und von der armen Paſtorin; ſo rufſt du: das hätte auch ich gethan! Die Mutter fand es ein wenig ungeſtüm, daß du auf der Stelle reſignirt haſt; und ſogleich ſagte der Vater: ich hätte es eben ſo gemacht! . . . Wäre ich wie du, ſo nähme ich meine Geliebte unter den Arm, brächte ſie ins Haus, und ſagte: hier iſt ſie, Vater! Nicht wahr, Sie nähmen ſie gern ſelbſt? . . . In Ernſt, Bruder, wenn du mich zu deiner Vertrauten machen wollteſt . . ." —

Nun? was dann? fragte der Bruder mit untergeſchlagenen Armen.

„So . . . ſo" . . . —

— wüßte morgen das ganze Haus mein Geheimniß, übermorgen die Nachbarſchaft, in vierzehn Tagen die ganze Stadt.

„Und ich flehe dir dafür, das würde das beſte ſeyn; denn da der Vater alles mit deinen Augen ſieht, ſo kommt es nur darauf an, daß du ihm deine Geliebte zeigſt."

Hier runzelte Fritz die Stirn. Wen der Vater liebt, den liebt er: meinſt du nicht Marie?

„Hm! ja! Eine neue Aehnlichkeit zwiſchen Euch Beyden. Sag, wann hätteſt du je einen deiner Freunde aufgegeben?"

Kann ſeyn. Aber wen der Vater haßt, den haßt er! — (Das ſagte er mit feſter Stimme, doch traurig.)

Marie ergriff ſeine beyden Hände. „Unſer Vater hat nie einen Menſchen gehaßt; nie! nie! und wer das ſagt, iſt ein Verleumder!"

Hier trat der Faktor, mit dem Wechſel des Präſidenten in der Hand, herein. Der Vater läßt fragen . . ., hob er an.

„Nicht wahr, Herr Meyer," unterbrach ihn Marie etwas heftig: „Sie kennen unſern Vater? Hat er jemahls einen Menſchen gehaßt?"

Der alte Meyer blickte ihr mit funkelnden Augen ins Geſicht. Wer ſagt das, Marie?

„Dieſer Unmenſch!" antwortete ſie, und zeigte auf ihren Bruder.

Dein Vater, ſagte der Faktor (er nannte die Kinder noch aus ihren früheren Jahren her Du) hat Feinde gehabt; denn er war ein Mann ohne Furcht, der jedem Böſewicht die Spitze both. Er lernte tauſend Undankbare kennen, die ihn verläſterten, und mit ausgeſuchter Bosheit kränkten; denn er that Tauſenden wohl. Aber nie, Fritz, haßte er: Einen Mann ausgenommen. Ich zittere noch, wenn ich daran denke, wie der ſein Herz angriff und langſam zerdrückte. Ja, den haßte er, und geſtand das auch, doch nur mir allein. Er konnte des Mannes Nahmen nicht nennen hören, ohne zu zittern. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheiten, den Menſchen zu verderben, und dennoch machte er keinen Gebrauch davon. Endlich, als die Nothwehr — nicht für ſich ſelbſt, junger Menſch, ſondern für Unglückliche — ihn zwang, ſeinen Feind zu entwaffnen, da ſah ich ihn zum erſtenmahl unentſchloſſen. Ich haſſe den Menſchen, ſagte er: darf ich ihn verderben? Und als die Noth ihn endlich drängte, da . . . Fritz, dein Vater iſt ein guter, weicher, ſanfter Mann. Ich hoffe, du ſollſt wenigſtens halb werden, was er ganz iſt.

Marie fiel Herrn Meyer um den Hals, und weinte. Auch des alten Mannes erloſchene Augen waren naß geworden.

„Aber es iſt wohl nicht recht,“ hob Marie wieder an, „daß er dem Bruder ſo kurz weg unterſagt, an ein Mädchen zu denken, das er liebt. Wenn Sie, lieber Herr Meyer,“ — ſetzte ſie freundlich hinzu — „mit dem Vater ſprechen . . . Daher kommt alle Unruhe.“

Zwingen wird er deinen Bruder nicht, ſagte der Faktor verſichernd. Er fordert von dem Sohne nur, daß er . . . —

Auch nicht einmahl fordern dürfte er — unterbrach der junge Mann ihn hitzig —, was Er nicht thun würde, eben weil man es von ihm forderte.

Er dürfte nicht? fragte der Faktor mit gutmüthigem Spotte. Als er von ſeiner erſten Reiſe zurückkam, und nun nach langer Armuth ein wohlhabender Mann war, da eilte er nach ſeiner Vaterſtadt zu ſeiner Mutter, mit der er bis dahin alles, alles getheilt hatte, und die von einer Verwandten, einem guten, lieben Mädchen, kindlich gepflegt worden war. Er blieb einige Monathe bey ſeiner Mutter, und das gute Mädchen fing an ihn heimlich zu lieben. Auch Euer Vater liebte, aber — die Tochter eines Kaufmanns in Hamburg. Er wußte durch mich, daß dieſer Kaufmann ſeinen Charakter, ſeine Talente ſchäzte, und ihm die Tochter nicht verſagen würde. Als wir endlich wieder abreiſen wollten, entdeckte ihm ſeine Mutter in meiner Gegenwart, wie es ſtand, und bath ihn: wenn er noch frey wäre, das Mädchen für alle die Liebe und Treue, die es ihr bewieſen hätte, mit ſeiner Hand zu belohnen. Er gerieth in große Unruhe, und ich ſagte der Mutter, um dem Geſpräch ein Ende zu machen, daß er ſchon liebte. Sie ſeufzte, und wir reiſten ab.

Er blieb unruhig. O, wie wäre es meiner Mutter ohne die Liebe dieſes Mädchens ergangen! ſagte er auf der Reiſe wohl hundertmahl. Und ſie ſollte das Leben verlaſſen, ohne dieß Mädchen mit dem Einzigen, wodurch es glücklich werden könnte, mit meiner Hand, belohnt zu ſehen? — Er ſchwankte Monathe lang, und vermied in Hamburg das Haus, worin ſeine Geliebte wohnte. Muß ich nicht — ſagte er endlich zu mir — mit allem, was ich bin und habe, die Tugend des Mädchens belohnen? Er reiſte wieder nach ſeiner Vaterſtadt, both dem Mädchen ſeine Hand an, und — machte es noch heute glücklich. . . . Das Mädchen iſt Eure Mutter. Er liebt ſie von ganzem Herzen, und ſie weiß nicht, welch ein Opfer er ihr gebracht hat. Sieh, Fritz, das that dein Vater, und ſo iſt er, denke ich, wohl berechtigt, zu fordern. Meinſt du nicht? Er weiß, was der Mann vermag; nun hofft er, daß auch ſein Sohn können ſoll, was Er konnte.

Und zweifeln Sie, lieber Herr Meyer, ſagte Fritz, ob ich in einem ähnlichen Falle eben ſo gehandelt hätte?

Marie lächelte. „Sieh da! ſchon wieder eine neue Aehnlichkeit, lieber Bruder! Glauben Sie mir, Herr Meyer, der Vater dürfte das Mädchen, dem er Fritzens Hand zugedacht hat, nur bringen, und ſagen: das that ſie für mich! Fritz würde den Kopf ein wenig hängen; (das, ſagen Sie ja ſelbſt, hat auch der Vater gethan, was aber die Mutter um des Himmelswillen nicht erfahren muß, weil ſie ſonſt noch heute mit ihm zankte). Nun alſo, Fritz würde den Kopf ein wenig hängen; aber er ſagte Ja.“

Herr Meyer drohete ihr lächelnd mit dem Finger. Danke Gott, Marie, daß dein Vater die Uiberraſchungen nicht liebt! Aber — er könnte wohl auch von dir einmahl Gehorſam fordern.

„Nun, ich will doch nicht hoffen, daß er auch mich verſagt hat? Denn — ich muß nur geſtehen, aufopfernde Großmuth iſt meine ſtärkſte Tugend eben nicht. Dann wählte ich lieber in aller Geſchwindigkeit den Erſten den Beſten, und ſagte meinem Vater: ich liebte ihn ſo ſtill, ſo heimlich, wie meine Mutter Sie.“

Und wenn er nun jetzt mit einem Vorſchlage käme, Marie: wen könnteſt du denn in aller Geſchwindigkeit nennen?

„O, mehr als Einen; zum Exempel den jungen Kaufmann in Bremen.“

Welchen denn, Marie? welchen? Ich bin ja mit dir und dem Vater da geweſen.

„Ey, den Mann ohne Nahmen, der mich immer Mamſell Großmann nannte.“ — Sie erröthete bey dieſen Worten. Herr Meyer, ſo ſcharf er ſie auch anſah, bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken. Er wendete ſich wieder zu dem Sohne: Fritz, der Vater läßt dich fragen, ob dir etwa an dem Wechſel des Präſidenten etwas gelegen iſt. Du kannſt damit machen, was du willſt. Hier haſt du ihn. Ich dächte, man ließe den Menſchen einmahl fühlen, daß er nicht ungeſtraft ein Böſewicht ſeyn darf. — Er hatte dieſe Worte noch nicht geendigt, ſo lag der Wechſel ſchon zerriſſen auf dem Boden, und Fritz ſagte gleichgiltig: der Präſident hat mich beleidigt!

Das dachte dein Vater wohl! ſagte Herr Meyer lächelnd; ſogar dieſelben Worte: er hat meinen Sohn beleidigt! Nur eine ſo ſtolze Miene machte er nicht dabey.

„Wahrhaftig, wie ein Waſſertropfen dem andern!“ rief Marie. „Ich begreife nur nicht, wie du Mißtrauen in den Vater ſetzen kannſt!“

Jetzt funkelten die Augen des Bruders, weil der Faktor einen finſtern, und ſogar, wider ſeine Gewohnheit, einen halb ſpöttiſchen Blick auf ihn warf. Sie ſpotten, Herr Meyer, hob er an. Aber — kennen Sie die Nahmen Schacht und Sandberg?

Herr Meyer machte große Augen. Hm! ſagte er: hm! . . . Kurios! . . . Aber, junger Herr, wie in aller Welt kommſt du zu dieſen Nahmen? Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Haſt du gehorcht? Antwort! haſt du gehorcht?

Herr! ſagte Fritz mit Stolz: wenn Sie nicht ſo alt wären, und wenn ich Sie nicht liebte — Sie dürften mich nicht ſo verächtlich behandeln! . . . Ich würde einen Anſchlag auf mein Leben nicht behorchen, und noch weniger Ausbrüche von dem Haſſe meines Vaters gegen — Menſchen, wer ſie auch ſeyn mögen.

Herr Meyer ſchlug die Augen nieder, rieb ſich die Hände, und ſagte nach einer Weile: gehorcht haſt du nicht, Fritz. Die dumme Frage fuhr mir heraus, als du die beyden verzweifelten Nahmen nannteſt. Vergib mir. Ich weiß, daß du nicht im Stande biſt, jemanden zu behorchen, obwohl manche Böſewichte dazu nicht zu gut wären.

Aber ich bin zu gut dazu! erwiederte Fritz.

Gerade wie ſein Vater; nur ſtolzer, Marie. Doch in den Zwanzigen mag der Vater wohl auch ſo geweſen ſeyn.

„Das glaub' ich,“ ſagte Marie. „Aber . . . die beyden Nahmen — wie hießen ſie doch? Den Einen, Sandberg, habe ich behalten. Was iſt denn mit denen?“

Nichts, antwortete Fritz; gar nichts, was dich beunruhigen darf, gute Marie. — Herr Meyer, ich ſagte zu der Schweſter: wen mein Vater haßt, den haßt er! Nun? ſind Sie nicht eben der Meinung?

Der Alte nahm Marien bey der Hand, und führte ſie an die Thür. Hm! ich habe mit deinem Bruder zu reden. Doch — es iſt gut, wenn du zugegen biſt. Bleib nur! bleib, und ſey Zeuge. Aber — verſchwiegen wie das Grab! Ja, es hat eine eigne Bewandtniß mit den Nahmen, die du vorhin nannteſt. Ich kann dir wohl zugeben, daß dein Vater die beyden Menſchen gehaßt hat, wenigſtens den Einen. Hm! hm!

Ich will glauben, daß mein Vater Urſache hatte, ſie zu haſſen. Aber — was haben die Unſchuldigen verbrochen?

Hm! ja! darauf antworte ich nicht. Glaub, was du willſt! . . . Als ich deinen Vater heute, weil ich böſes Wetter zwiſchen dir und ihm bemerkte, an dein Gutes erinnerte, ſagte er mir: kenne ich das nicht? Halt' ich ihn für ſchlecht? Keinesweges. Er iſt ein edler junger Mann, bis auf einige Kleinigkeiten, die das Alter wegſchaffen wird, und die bey mir die Noth ſchon früher wegſchaffte. Aber ich bedarf ſeiner ganzen Liebe, ſeiner ganzen Ehrfurcht, ſeines ganzen Gehorſams, ſeines ganzen Vertrauens zu einem großen Entſchluſſe, den ich von ihm fordern werde. Er ſoll gut machen, was ich nicht gut machen konnte. Und er achtet mich nicht; er hat die Ehrfurcht für meinen Charakter verloren. Ich ſehe voraus, daß durch ihn meine theuerſten Plane mißlingen werden. Er wird durch ſein Beyſpiel ſogar meine Tochter abhalten . . . —

„Nein,“ rief Marie: „mich nicht! Verlangt mein Vater von mir einmahl einen großen Entſchluß: — hier iſt meine Hand!“

Herr Meyer faßte die Hand, und ſagte: ich nehme ſie, Marie, in deines Vaters Nahmen; denn auch von dir fordert er ein großes Opfer. Und Gott ſegne dich, wenn du es ihm bringſt! — Der Alte war bey dieſen Worten ſo feyerlich, daß Marien bange ward, und daß ſie die zitternde Hand zurückzuziehen ſuchte, „Ja, erſt muß ich wiſſen . . .,“ ſagte ſie. — Das ſollſt du, Marie. Fritz, du biſt Zeuge ihres Verſprechens. So ſprach dein Vater, Fritz, und ſein Herz rang mit ſchweren Sorgen. Ich bitte dich, ehre den Charakter deines Vaters!

Wen er haßt, den haßt er! ſagte Fritz noch einmahl, doch etwas ſanfter. — Ich bin ſein Sohn, fing er lauter wieder an, und nicht ſein Sklav, wozu er mich gern machte. Auch ich habe meinen Willen, wie er. Ich ſchwieg, und trug die Kette, an der er mich führte, geduldig; denn ich hatte die tiefſte Verehrung vor ſeinem Herzen, vor ſeinem Leben ohne Flecken. Noch immer liebe ich ihn; ja, ich liebe ihn jetzt mehr, als jemahls, weil ich ihn nun als einen Menſchen kenne, der große Leidenſchaften hat, und alſo mir näher ſteht. Aber er fordre nicht mit Härte von Andern Opfer, die er ſelbſt nicht zu bringen weiß! — Herr Meyer, ich hoffe, Sie werden ſo menſchlich ſeyn, meinen Vater von dieſem Geſpräche nichts erfahren zu laſſen.

Meine Hand darauf! nicht ein Wort! Aber, junger Menſch, woher weißt du denn ſo beſtimmt, daß dein Vater ſchwach war oder es noch iſt?

alle möglichen Dienſte ſehr aufmerkſam und mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit. Der Bediente wollte ſie ebenfalls etwas für ſich thun laſſen; aber ſie antwortete ernſt und mit einer Art von Majeſtät: ich bin meines Herrn Iglou! Sie bemerkte jeden Dienſt, den der Bediente ſeinem Herrn leiſtete; und das zweitemahl that ſie ihn ſelbſt, noch ehe dieſer befohlen hatte. Flaming ſagte ihr endlich: er würde ſie hier laſſen, bis er zurückkäme. Aber ſogleich rollten Thränen aus ihren zu Boden geſchlagenen Augen, und ſie ſagte ſchmerzlich: meine Füße ſind geſund; ich kann wieder nebenher laufen. O, verlaß mich nicht!

Dieſe Worte rührten den Baron, und er verſprach ihr, ſie mitzunehmen. Freudig ſprang das Mädchen nun auf, eilte zu dem Wagen, half mit packen, und rief dabei oft: mein Herr verläßt Iglou nicht!

Als Flaming an den Wagen trat, erhob ſich eine neue Verlegenheit. Er wußte nicht, wo Iglou ſitzen ſollte. Der Bock war von dem Poſtillion und dem Bedienten beſetzt, und hinten ſtand der Koffer. — Du kannſt nirgends ſitzen, rief der Bediente unwillig; nir-

Kannſt du dich nicht irren? Ich bitte dich, überlege . . . —

Glauben Sie denn, Herr Meyer, daß ich gern dieſe Seite an meinem Vater kennen lernte? daß ich nicht zweifelte, kämpfte, und wieder zweifelte, bis ich helles Licht ſah? Reden Sie doch! heben Sie meine Zweifel!

Hm! das kann ich nicht. So recht weiß ich nicht einmahl den Zuſammenhang aller Begebenheiten mit den beyden Menſchen. Aber — wenn du dich dennoch geirrt hätteſt, Fritz!

Wenn, wenn —! Dann fordre mein Vater jedes Opfer; ich bringe es ihm.

Der Faktor ſah ihm ſtarr in die Augen. Die Hand darauf! ſagte er dann. Ein Elender hält ſein Wort nicht. Hörſt du? — Er faßte Friedrichs Hand, und Marie mußte durchſchlagen. Als er aus dem Zimmer gegangen war, ſagte Marie traurig: „Bruder, ich glaube, der alte ehrliche Mann hat uns Beyde gefangen. Ich wollte, daß ich meinen Handſchlag zurück hätte! Aber heraus muß ich bringen, was für einen Vorſchlag der Vater mir thun will. Jetzt wird die Sache ernſthaft! Adieu, Bruder.“ Fritz lächelte; denn er war ja ſeiner Sache völlig gewiß.

Am Abend kam Marie wieder auf ihres Bruders Zimmer, doch nicht, wie gewöhnlich, in einem hüpfenden Gange, mit einem frohen, heitern Geſichte. Sie trat nachſinnend, ein wenig ängſtlich, an den Tiſch, bey welchem Fritz mit einem Buche ſaß. „Bruder,“ hob ſie nach einer langen Pauſe an, in der ſie zehnmahl die Lippen zum Reden geöffnet und wieder verſchloſſen hatte: „mir iſt zu Muthe, als hätte ich die ganze Welt zu Feinden. Der alte Meyer ſieht mir heute aus wie ein Wucherer; und der Vater — ich bin von allen Seiten um ihn her geſchlichen. Er ſchrieb Zahlen, und es war mir, als ob er berechnete, wie hoch er uns Beyde verkaufen könnte. — Du haſt heute zwey Nahmen genannt, Bruder Fritz . . .“ —

Die ſind nicht für dein Ohr, Marie. Vergiß ſie! Wollte der Himmel, auch ich hätte ſie nie gehört!

„Du ſprichſt fürchterlich, lieber Bruder!“ ſagte Marie noch ängſtlicher, und es drangen ein Paar Thränen aus ihren Augen. „Ach, wäreſt du freundlicher, du würdeſt mich fragen: was iſt dir? Denn mir iſt viel! ſehr viel!“

Was iſt dir, liebe Marie? fragte Fritz, nachdem er ſie angeſehen hatte, mit großer Zärtlichkeit.

„Wie hieß doch der Mann, in deſſen Herzen man einen Nahmen mit goldnen Buchſtaben fand? O, lieber Bruder, in meinem Herzen ſteht einer von den beyden Nahmen, die du nannteſt, mit Feuerſchrift. Er füllt meine ganze Seele, und ich bin ſchon glücklich, wenn ihn meine Lippen nur leiſe ausſprechen.“

Marie! rief der Bruder erſchreckend: was iſt das? Scherzeſt du, oder redeſt du in Ernſt? Welchen Nahmen . . . —

„Sandberg! In dieſen Nahmen würde ſich, wenn ich ſtürbe, noch mein letzter Seufzer verwandeln: ſo oft haben ihn meine Lippen genannt. Aber du nannteſt die Nahmen, und ſetzteſt hinzu: wen der Vater haßt, den haßt er! Mich überlief dabey ein Schauder, ohne daß ich noch wußte, warum. Doch nicht lange, ſo fielen mir Umſtände ein; ich ſetzte zuſammen, und fand auf einmahl, daß ich vielleicht das unglücklichſte Geſchöpf hier im Hauſe bin. O ſag: was iſt es mit dem Nahmen Sandberg!"

Fritz ließ den Kopf mit der ſtark gefalteten Stirn auf die Bruſt ſinken, und ſchwieg. Endlich fragte er: kannſt du Vertrauen zu mir haben, Marie, ohne es von mir zu fordern?

„Ach, jetzt macht mich Alles ſo ängſtlich: du, dein Betragen, mein Vater." Sie ſetzte ſich, und fing an zu erzählen. „Wir reiſten vor einem Vierteljahre nach Bremen, der Vater, ich und der alte Meyer. Unſer Wirth — du weißt ja, wie ſehr er den Vater liebt — machte uns alle nur mögliche Vergnügungen, und ich war, wie natürlich, die Königin der Bälle, Spazierfahrten und Gaſtereyen. Nach einigen Tagen gingen wir, um uns zu erhohlen, bloß mit der Familie unſeres Wirthes, nach einem Landhauſe, eine Meile weit von der Stadt. Da wurde ein Fremder angemeldet, der mit dem Sohn unſeres Wirthes — ich weiß nicht, ob von Lübeck oder Hamburg — kam. Es entſtand ein Geflüſter, eine Art von Unruhe, die ich vielleicht nicht bemerkt haben würde, wenn der Vater mir nicht geſagt hätte: wir wollten uns aus guten Gründen einige Tage Großmann nennen. Er gab mir wirklich einen Grund an, der mir aber wie eine Unwahrheit vorkam. Ich wurde neugierig auf den Fremden, der dieſe Unruhe verurſachte. Es war ein junger, liebenswürdiger Mann, der bey dem feinſten Anſtande zugleich eine erſtaunliche Treuherzigkeit hatte, und zwar einfach, aber, was uns Mädchen ſehr wohl gefiel, höchſt elegant gekleidet war. Seinem Nahmen hörte ich nicht; man nannte ihn, von einer weitläuftigen Verwandtſchaft her, Herr Vetter. Es fiel mir zwar auf, daß der Vater jetzt ſo einſylbig, und doch ſo geſpannt war, und daß er mich mehr als gewöhnlich beobachtete; ich ſchob indeß die Schuld davon auf das Geheimnißvolle, das mir von unſerm Wirthe herzurühren ſchien."

„Wir jungen Leute gingen endlich in den Garten, und der Fremde, der mich wahrſcheinlich für die Tochter vom Hauſe hielt, both mir ſeinen Arm. Es ſchien mir unſchicklich, daß Bruder und Schweſter allein bleiben ſollten, wenn er mich führte; Jettchen winkte mir aber, und ſchon an der Gartenthür hatte ſie mir zugeflüſtert: ich habe mit meinem Bruder ein Langes und Breites von Herzensangelegenheiten zu plaudern. So befand ich mich bald mit dem Fremden allein, und wurde ſehr heiter, da die Komödie anfing mich zu beluſtigen. Wir ſprachen bloße Kleinigkeiten; doch, lieber Fritz, dieſe Kleinigkeiten waren mir intereſſant, und, wie es ſchien, dem Fremden nicht weniger. Nach einigen Stunden kam Jettchen wieder zu uns, und brachte die Nachricht, daß die Aeltern kämen. Nun both ihr Bruder mir den Arm. Jettchen ging mit dem Fremden in eine andre Allee;

doch ſobald die Abendluft unſre Alten ins Haus trieb, ging ſie wieder mit ihrem Bruder, und mich führte der Fremde. Dem mußte Jettchen unterdeſſen nothwendig recht viel von meinen tauſend Tugenden gerühmt haben; denn er war jetzt noch weit ehrerbiethiger gegen mich, und auch weit intereſſanter. Am Abend machten wir Muſik, und — offenherzig geſprochen — ich nahm mich einmahl zuſammen. Daß mein Fremder ein wenig albern ausſah, als ich mich auf den ſanften Flügeln eines Adagios, mit meiner ganz hübſchen Stimme, und — was ich ihn aber natürlicher Weiſe nicht merken ließ — einem ſehr bewegten Herzen, ſo hoch als möglich hob, mißfiel mir gar nicht. Jettchens Bruder, der mich am folgenden Morgen führte, weil die Alten mit uns ſpazieren gingen, hob jetzt auch den Fremden bey *mir*. Er erzählte mir von ſeines Freundes Güte, Edelmuthe und Talenten ſo viel Schönes, daß ich in einem ſo blutjungen Manne nicht die Hälfte von allen den Herrlichkeiten geſucht hätte. Sobald die Alten uns verließen, nahm der Fremde meinen Arm wieder, und ſo unſchuldig — auch einem Cato ſollte es ſchwer geworden ſeyn, etwas dagegen zu erinnern. Mir fiel das auf, und ich fand es nun rathſam, die Alten ein wenig genauer zu beobachten. Bald ſchien mir der Vater, bald unſer Wirth an der Verwirrung Schuld zu ſeyn; und endlich kam es mir ſo vor, als wäre Jettchen dem Fremden beſtimmt, und als wollte ſie ihn gern *mir* zuwenden. Kurz, ich wußte nicht, wie ich daran war; wohl aber, daß mir die Geſellſchaft des Fremden von Minute zu Minute lieber wurde. Daß es ihm nicht anders ging, als mir, ſliſterte mir meine Eitelkeit ganz deutlich, und mein Herz ganz leiſe zu. Es gab noch Gelegenheit, daß auch ich ein Paarmahl albern ausſehen konnte, beſonders als er mit einer ſehr ſchönen Tenorſtimme etwas recht Schweres mit unbegreiflicher Leichtigkeit ſang. Aber auf einmahl mußte er fort. Er mußte! Ich ſah alle Geſichter der Reihe nach an, um herauszubringen, wer Schuld an der Trennung wäre, die mich wirklich ſchmerzte. Als er Abſchied nahm, und mir eine Verbeugung machte, warf er noch einen ſtillen traurigen, aber flammenden Blick auf mich. Ich erröthete; und, daß er es bemerkte, war nun eben nicht das rechte Mittel, mir die natürliche Farbe wieder zu geben. Sobald er das Zimmer verlaſſen hatte, trat ich ans Fenſter. Er ſchwang ſich auf ein ſchönes, muthiges Pferd, ſah zu uns herauf, grüßte mich, mich ganz allein, und ſprengte davon. Ja, Fritz, ich wünſchte, daß ich ihn wiederſehen, ihn immer ſehen möchte."

„Als er fort war, ſprach — ſeltſam genug! — niemand ein Wort über ihn; Alle thaten, als wäre er gar nicht da geweſen. Nur Jettchens Bruder ſagte mir verſtohlen: ich hätte tiefen Eindruck auf ſeinen Freund gemacht. Wir gingen wieder nach Bremen, und da gab man, ich glaube mir zu Ehren, einen Ball en masque. Nicht lange, ſo wurde ich von einem Herrn mit den gewöhnlichen Complimenten aufgefordert. Aber, anſtatt zu dem Tanzplatze, führte er mich in ein Nebenzimmer. Darf ich mir, ſagte eine zitternde, mein ganzes Herz bewegende Stimme, einige Minuten Gehör von Ihnen erbitten? Du merkſt wohl, daß es mein Fremder war. Er entdeckte mir ſeine Liebe, und ſagte: es ſey etwas Geheimnißvolles zwiſchen uns, das er, bey ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit Bremen, nicht zu enträthſeln wiſſe, da auch ſein Freund über mich ein ungewöhnliches Stillſchweigen beobachte. Seine Geſchäfte riefen ihn wieder nach Hauſe; er könne aber nicht eher reiſen, als bis er wiſſe, wie ich von ihm denke.“

„Ich gab ihm zu, daß etwas Geheimnißvolles zwiſchen uns ſey. Denn, ſagte ich lächelnd, bis dieſen Augenblick weiß ich ja nicht einmahl Ihren Nahmen. Er erwiederte mir: ich heiße Sandberg.“

Bey dieſem Nahmen ſprang Fritz vom Stuhle auf, und ging ſehr unruhig hin und her. Endlich blieb er vor ſeiner Schweſter ſtehen, und ſagte in dumpfen Tönen: es iſt ein ſehr böſer Genius in unſre Familie getreten; ein Geiſt der Rache, der beleidigte Geiſt der Menſchlichkeit! Höchſt ſeltſam! ... Doch erzähle weiter, Marie.

„Du haſt mich erſchreckt, lieber Fritz. Ich bitte dich ...“

Sey ruhig, und erzähle weiter, Marie.

„Sandberg ſprach ſehr rührend, und fragte mich endlich: ob er wohl auf meines Vaters Einwilligung hoffen dürfe, da er arm ſey und nur für die Zukunft gute Ausſichten habe. Ich antwortete ihm: darauf würde mein Vater nicht ſehen; denn er ſelbſt hätte ein anſehnliches Vermögen, und wüßte, daß ein Mann mit Talenten und Fleiß ſich emporarbeiten könne.“

„Und wer iſt Ihr Vater? fragte er jetzt

ſehr froh. Als ich ihm unſern Nahmen nannte, ſchien er zu erſchrecken, und blieb lange nachdenkend ſitzen, ohne ein Wort zu ſagen. Kurz, er benahm ſich ein wenig albern; denn er hätte mich lieber gar ſtehen laſſen, und wäre davon gegangen. Mein Vater, ſagte ich, iſt ein ſehr edler Mann, und hat mich lieb. In der That, das mußte ich ſagen, um ihn noch aufzuhalten. Er ſeufzte. Endlich fragte er: und Sie kennen meinen Nahmen nicht? — Ich höre ihn heute zum erſten Mahle. – Wenn wir einander jetzt auch zum letzten Mahle ſehen, ſagte er in dem rührendſten Tone; ſo – ſo denken Sie zuweilen an einen Mann, der einige Stunden glücklich war, und dem nun das Leben gleichgiltig iſt, weil er keine Hoffnung hat, Sie jemahls ſein zu nennen! — Er verbeugte ſich, und wollte mich verlaſſen. Ich hielt ihn noch einmahl auf. Sagen Sie mir, warum ſind Sie bey meinem Nahmen ſo erſchrocken? — Um ſo beſſer, erwiederte er, wenn Sie es nicht wiſſen. Er faßte meine Hand, und ließ, als er ſich verbeugte, eine Thräne darauf fallen. Schmerzlicher, ſagte er leiſe, wurde nie ein Lebewohl geſagt. — Leben Sie wohl! — Ich wurde von ſeinem Schmerze mit ergriffen. Es könnte ſeyn, ſagte ich, daß wir einander jetzt zum letzten Mahle ſähen, ob ich gleich nicht begreife, warum. Nun denn: ſo ſey Ihnen dieß ein Andenken an unſern Abſchied. — Kaum bey halbem Bewußtſeyn zog ich einen einfachen Goldring vom Finger, und hielt ihm den hin. Er nahm ihn, und ſagte: o, wäre er mehr als ein Andenken an eine Trennung auf immer! — Er ſoll Sie auch, fiel ich ein, an die Freundſchaft eines reinen und bewegten Herzens erinnern. — Und, fragte er, wenn das Schickſal mir wohlwollte: dürfte er mir noch mehr ſeyn? — Mein Vater, antwortete ich, iſt ein edler Mann, der mich liebt, und der mich gern glücklich ſehen wird. — Ihr Vater! Und wenn er Gründe fände, Nein zu ſagen? fragte er in einem Tone, der ruhig ſeyn ſollte, aber nichts weniger war. Ich antwortete ſchnell: dann ſey dieſer Ring Ihnen ein Andenken an eine unglückliche Liebe! — Mit dieſen Worten ging ich raſch in den Tanzſaal zurück, und ſeitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen. Ich war entſchloſſen, mich dem Vater zu entdecken; doch noch immer erwartete ich, wieder etwas von Sandberg zu hören. Nun kennſt du das einzige Geheimniß meines Herzens. Sag, lieber Bruder: was habe ich zu hoffen? oder — was zu fürchten? —

Zu hoffen? — nicht viel! zu fürchten — alles! So höre denn! Wen der Vater haßt, den haßt er. Sandbergs Vater war der Buſenfreund des unſrigen. Er fallirte zweymahl, und wohl durch eigne Schuld, durch Verſchwendung. Unſer Vater rettete ihn beyde Mahle, und opferte dazu einen großen Theil ſeines eigenen Vermögens auf.

„Daran erkenne ich ihn wieder, unſern edlen Vater! Gott Lob! Ja, ſo iſt er! ſo iſt er!“

Weiter! fuhr der Bruder mit Kälte fort. Das zweyte Mahl richtete der Vater Sandbergs Hausweſen ein, und ſchrieb ihm Geſetze der ſtrengſten Sparſamkeit vor. Sandberg ſchien gebeſſert; er machte aber heimliche Ausgaben, die nicht in meines Vaters Plane ſtanden. Schon das erkältete ihre Freundſchaft. Endlich aber nahm ſich Sandberg, vielleicht aus Gutherzigkeit, aus Großmuth, einer unglücklichen Familie an, die unſern Vater ſchwer beleidigt hatte; und nun verwandelte ſich des Vaters Freundſchaft für ihn in glühenden Haß. Er ſtürzte den unglücklichen Mann, und verfolgte ſogar deſſen Sohn! . . . Marie, glaube mir, deine Liebe iſt ohne Hoffnung; denn unſer Vater, ſo großmüthig, ſo edel er auch handelt, kann nicht verzeihen; wenn er einmahl beleidigt iſt. O, ein unglückliches Schickſal hat uns Beyde, ſeine Kinder, zu Werkzeugen, oder zu Gegenſtänden ſeines Haſſes beſtimmt. Wir müſſen unglücklich werden, oder unglücklich machen: das iſt unſer Schickſal!

Marie ſtand tief erſchüttert, bleich und ſchweigend, da. Endlich fragte ſie: „Bruder, weißt du das Alles gewiß?“

Fritz antwortete ruhig, ich liebe mit der ganzen Leidenſchaft eines jugendlichen Herzens; noch mehr, Marie! mit dem Herzen eines Sohnes, der gut zu machen hat, was ſein Vater verſah — ich liebe mit der Stärke der Tugend ein unglückliches und edles Mädchen! Doch, iſt es nicht ſo, wie ich ſage, und habe ich mich geirrt — du weißt, welch ein Opfer der Vater von mir fordert: meine Hand, mein Herz; — dann bringe ich ihm jedes, das er verlangt, jedes. Ich habe den Faktor mein Wort gegeben, und wiederhohle es dir.

„Aber warum, lieber Bruder, entdeckteſt

gends, du ſchwarzer Teufel! Iglou warf einen furchtſamen Blick auf den Baron, und ſagte: ich darf beiher laufen. „Nein,“ erwiederte Flaming, und ſtieg in den Wagen — „komm zu mir herein, Iglou. Auf der nächſten Station können wir ein Pferd mehr nehmen. Komm!“ Iglou zögerte; doch auf ſeinen Befehl ſtieg ſie ein, und ſetzte ſich zitternd neben ihn. Als der Wagen fortrollte, überlegte der Baron, lächelnd und den Kopf ſchüttelnd, warum er nicht lieber ſeinen blonden, edlen, Celtiſchen Bedienten in den Wagen genommen hätte, als dieſe ſchwarze, unedle Mohrin. „Sie iſt ein ſchwaches Mädchen,“ dachte er endlich; „ſogar noch krank von der geſtrigen Reiſe. Morgen wird es anders ſeyn; Beide ſollen an ihren rechten Platz: Heinrich hieher, und die Mohrin auf den Bock.“

Unter dieſen Gedanken war er eingeſchlummert; doch von einem Stoße des Wagens erwachte er wieder. Da ſaß Iglou vor ihm auf dem Boden, in der unbequemſten Stellung, und hatte ſeine Füße auf ihrem Schooße, ſo daß er beſſer liegen konnte. Mit einer Empfindung von Scham zog er ſogleich die Beidu dich dem Vater nicht? ihm, dem edelſten Manne?“

Wohl zehnmahl ſtand ich im Begriff, ihm mein ganzes Herz zu eröffnen. Doch ſeine Verſchloſſenheit, ſein Heimlichthun, das Verbergen aller ſeiner Handlungen . . . Marie, brauchte er ſeine Handlungen zu verbergen, wenn ſie gut waren?

„Haſt du dir denn etwas ſchlechtes vorzuwerfen, Fritz? Und doch biſt du eben ſo heimlich, eben ſo verſchloſſen, wie der Vater.“

Wenn ich ihm mein Herz öffnete, und das ſeinige nicht gewann, ſo gab ich die Unſchuldige aufs neue ſeiner Verfolgung hin.

„Seiner Verfolgung? O, du harter, grauſamer Menſch! Ich gebe, ohne zu zittern, meinem Vater den Mann hin, den ich liebe; jetzt, in dieſem Augenblick!“ Fritz hielt ſie auf: ſie riß ſich aber los, und ſagte: „ich kann unglücklich ſeyn; aber ich muß wiſſen, ob mein Vater ein Menſch iſt!“

Wie glücklich, dachte Fritz, als ſeine Schweſter weg war, -- wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich mit eben dem Vertrauen ſagen könnte: ich gebe ihm, ohne zu zittern, meine Geliebte hin! Er überſann noch einmahl die Begebenheit, durch die er das kindliche Vertrauen verloren hatte, und fand, daß er ſich keinen Vorwurf zu machen brauchte. Doch nun dachte er wieder an den alten Meyer und die Hunderte von Menſchen, die ſeinen Vater achteten und verehrten. Irrte ich, ſagte er endlich, ſo beſtrafe mich mein Unglück! Er zog ſeinen Uiberrock an, warf ſich auf ein Pferd, und war in einer Stunde bey dem geliebten Mädchen, deſſen Schickſal ihm ſeinen Vater verdächtig gemacht hatte.

Doch eigentlich war der Same zum Mißtrauen ſchon früher in ſeinem Herzen. Sein Vater befahl ihm wenig, ſondern ließ ihm ſeinen eigenen Willen; „denn,“ ſagte er, „Fritz ſoll ein Mann werden!“ Er ſchlug dem Sohne ſelten etwas geradezu ab, nahm ihm aber wohl, und zuweilen recht gern, die Mittel, ſeine Wünſche zu befriedigen; „denn,“ ſagte er wieder, „Fritz ſoll ein Mann werden!“ — Der Sohn ſchwieg, und erwartete die Gründe, warum der Vater ſo handelte; der Vater hoffte, er würde von dem Sohne über die Gründe befragt werden, und ſchwieg, weil dieſer ſchwieg. Ohne es zu glauben, herrſchte er, weil er nicht beherrſcht ſeyn wollte; der Sohn fühlte ſich beherrſcht, und ertrug das ungern, aber, weil der Herrſcher ſein Vater war, ſchweigend.

So verlor der Sohn, als er von der Univerſität zurückkam und wieder in dem väterlichen Hauſe leben mußte, das Vertrauen, die Freundſchaft zu ſeinem Vater, wozu dieſer durch ſein Alter und ſeine Tugenden berechtigt geweſen wäre. Aber er fürchtete ſeinen Vater, und — fürchtete Niemanden, den er nicht achtete. Er ehrte deſſen ſtrenge Redlichkeit, die zarte Humanität, mit der er jeden Unglücklichen behandelte, ja ſelbſt das Glück, das ihn ſo ununterbrochen begleitet hatte. Um ſeinen Vater auch wieder lieben zu können, wünſchte er nichts, als unabhängig von ihm zu ſeyn. Er äußerte ſeinen Wunſch nicht; und der Vater, der den Mangel des Vertrauens nicht merkte, weil er es nicht verloren zu haben glaubte, erwartete, daß der Sohn ihm ſeine Wünſche entdecken würde. Sie achteten einander Beyde, und hätten nur nicht Vater und Sohn ſeyn dürfen, um einander zärtlich zu lieben.

In dieſer Stimmung ritt Fritz eines Tages nach Sorgen, einem nahen Dorfe, wohin ihn ein liebliches, einſames Thal voll Elſen und Ulmen zuweilen lockte. Als er dieß Mahl ſein Pferd im Wirthshauſe untergebracht hatte, und an dem Dorfe weg ging, hörte er aus dem Garten einer kleinen Pachtung den Ton einer Harfe. Er blieb ſtehen, und behorchte eine klagende Phantaſie, die ſich mit einem ſanften Andante endigte. Die Harfe ſchwieg, und er ging weiter nach ſeinem Thale. Bey der Rückkehr am Abend hörte er wieder einige Accorde der Harfe, als wenn Jemand nur mechaniſch in das Inſtrument griffe; und ſo wie er ſich den Garten näherte, vernahm er aus einer Laube, an deren Rückſeite er vorüber mußte, zwey weibliche Stimmen. „Aber was fehlt uns, gute Mutter?“ ſagte die eine, mit dem lieblichſten Tone: „der blaue Himmel, die wunderſchöne erquickende Natur . . .“ —

Du biſt eine Närrin mit deiner Natur! antwortete die andere Stimme etwas rauh und hart. Wer weiß denn hier, daß du ein ſchönes Mädchen biſt! Wer anders als die Bauern im Dorfe ſieht dich! . . . Ich möchte die Harfe in Stücke ſchlagen. Kein Menſch hört ja, wie gut du ſie ſpielſt! Verkaufen müſſen wir ſie noch, um nur Brot zu haben.

„Mein Herz, liebe Mutter, hört die Töne der Harfe; und wenn Ihnen die Einſamkeit auf dem Lande nicht mehr ſo zuwider iſt, dann wird auch Ihr Herz das Inſtrument und Ihre Tochter gern hören.“ Sogleich griff ſie in die Saiten, und ſpielte ein Adagio, das den wildeſten Unmuth hätte beſänftigen müſſen. Doch auf die Mutter that es keine Wirkung; ſie fing aufs neue an, ihr Schickſal bitter zu beklagen.

Fritz, der noch immer ſtehen geblieben war, weil ihn das ſchöne Spiel des Mädchens intereſſirte, hörte aus dem Geſpräche, daß die Familie ehemahls reich geweſen ſeyn mußte; denn die Mutter ſchalt auf einen Mann, der ſie unglücklich gemacht hätte. Beyde Frauenzimmer ſtanden endlich auf, und entfernten ſich. Fritz ritt nach Hauſe, doch nicht ohne große Neugierde, wer das Mädchen wohl ſeyn könnte. Schon nach einigen Tagen war er wieder in Sorgen, und dieß Mahl ging er abſichtlich an dem Garten hin. Er bog die Zweige der Hecke aus einander, und nur zehn Schritt weit von ihm ſaß ein Mädchen an einem Spinnrade, und las dabey in einem Buche, daß ſie auf den Knieen liegen hatte Sie ſchien das ſchon oft gethan zu haben; denn Leſen und Arbeit, Beydes ging ihr von ſtatten. Ihr Geſicht war gerade nicht ſchön, wofür die Mutter es einige Tage vorher erklärte, aber doch ſehr lieblich und edel. In dem geiſtvollen Auge lag eine ſanfte Wehmuth, und durch die weiße Haut der Wangen ſchimmerte eine zarte Röthe. Ihre Kleidung war reinſich gegen den Fremden verbeugte, bath ihn die Mutter, einzutreten.

Mit einem flüchtigen Erröthen, wodurch er die Tochter gleichſam um Verzeihung bath, nahm er die Einladung an, und wurde nun in ein kleines Zimmer geführt, das noch mit einigen Uiberreſten eines vornehmen Lebens geputzt war. Die Mutter ging hinaus, um etwas zu beſtellen, und Fritz blieb nun mit der Tochter allein. An ihrem fremden, ſcheuen Weſen bemerkte er wohl, daß ſeine Anweſenheit ihr nicht lieb war. Er ſagte daher in einem ernſten, ruhigen Tone: Mademoiſelle, ich kenne Sie ſchon genug, um Ihnen offen zu geſtehen, warum ich hier bin. Sie ſcheinen nicht glücklich zu ſeyn. Der Zufall ließ mich vor einigen Abenden einige Worte von einer Unterredung zwiſchen Ihnen und Ihrer Mutter hören, und heute machte er mich zu Ihrem Begleiter. Es iſt nicht viel, was ich Ihnen anzubiethen habe: die Freundſchaft eines Mannes von Ehre, und — wenn Sie den bedürfen — den Schutz einer menſchlichen Familie. Ich wünſchte, Mademoiſelle, Sie fänden in dieſem Anerbiethen nur den herzlichen Wunſch, Ihre Zufriedenheit zu befördern.

Das Mädchen antwortete, hold erröthend, und mit einer Verbeugung: „wahrſcheinlich haben Sie den zu lebhaften Wunſch meiner Mutter, die an Reichthum gewöhnt iſt, nicht ganz verſtanden. Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Güte. Wir ſind aber nicht unglücklich, mein Herr, nicht einmahl arm; und ſo . . .“ —

Und ſo . . . ? Darf ich ſagen, was Sie dachten? So kann ich gehen. (Er nahm ſeinen

Hut)

Hut) Ich fühle mit Beſchämung, daß ich mich Ihnen aufgedrängt habe, und weiß, was die Sitte fordert. Verzeihen Sie einem Manne, den bloß Menſchlichkeit, keine Nebenabſicht, zu Ihnen führte.

„Verzeihen? O, ich danke Ihnen mit gerührtem Herzen!“ Das Mädchen hob die Arme auf, doch ohne den Ort, wo ſie ſtand, zu verlaſſen. Die Stellung war rührend. Ihr Herz geboth ihr, den Menſchen, der ihr Hülfe anboth, zu umfaſſen, die Sitte aber ließ ſie nicht näher treten.

Jetzt kam die Mutter wieder in das Zimmer, und er mußte noch bleiben, da ſie mit Ungeſtüm deßhalb in ihn drang. Er ſprach aber nur von gleichgiltigen Gegenſtänden, und ging, ſobald er ſchicklicher Weiſe konnte. — Als er einmahl wieder in Sorgen war, erkundigte er ſich nach den beyden Frauenzimmern, und erfuhr, daß ſie in einer ſehr beſchränkten Lage bey einer Witwe, der Pächterin eines großen Meyerhofes, lebten. Er vermied recht ſorgfältig alle Gelegenheiten, ſie wieder zu ſehen. Eines Tages aber erzählte ihm die Wirthin, bey der er abzuſteigen pflegte, daß die Mutter des Mädchens geſtorben wäre. Nun ging er auf den Meyerhof, und fand die Tochter in der tiefſten Traurigkeit. Die Pächterin kam dazu, und aus einigen Worten, die ihr entfielen, konnte er ſchließen, daß ſeine junge Freundin ſich in einer völlig hülfloſen Lage befände. Er wiederhohlte ſein neuliches Anerbiethen mit großer Schonung; ſie ſchlug es aber aus, ob ſie gleich dadurch gerührt ſchien. Nun ſprach er heimlich mit der Pächterin, und erfuhr von ihr, daß die Mutter eine Penſion, die ſie jährlich ausgezahlt bekommen, größten Theils an Kleidung und Putz gewendet hätte, und daß nun Schulden zu bezahlen wären. Er bath die Frau, das Mädchen bey ſich zu behalten, und bezahlte ihr das Koſtgeld auf einige Monathe voraus, verboth ihr aber aufs ſtrengſte, es Julien (ſo hieß das Mädchen) zu verrathen. Julie blieb bey der Pächterin, half ihr in den Haushaltungsgeſchäften, und glaubte nichts weniger, als daß der junge Mann, der ſich gar nicht mehr um ſie bekümmerte, ihr Wohlthäter wäre.

So war über ein halbes Jahr vergangen, als die Pächterin endlich einmahl in einer vertraulichen Stunde das Geheimniß ausplauderte. Julie ging nun täglich in das Ulmenthal, und nicht lange, ſo traf ſie da den jungen Wille, deſſen Nahmen ſie aber noch nicht wußte, weil man ihn in dem Wirthshauſe nur Herr Referendarius nannte, und ihn mit einem andren, ihm an Figur ſehr ähnlichen, jungen Manne verwechſelte.

Sie ſagte ihm, was ein zartes, dankbares Herz in einem ſolchen Falle ſagen kann. Er führte ſie nach ihrer Wohnung zurück, und erhielt nun leicht die Erlaubniß, ſie wieder beſuchen zu dürfen. „Ich weiß nicht," ſagte Julie, als Fritz bald wieder zu ihr kam, „wie es nur möglich iſt, daß ich die Menſchen nicht haſſe, ſondern liebe. Unglück, womit ein hartes Schickſal uns überhäuft, iſt freylich mit Geduld wohl zu ertragen; und da es uns zu Gegenſtänden des Mitleidens macht, ſo kann es, denk' ich, ſogar ſüß werden. Aber das Unglück, das wir, meine Aeltern und ich, erlitten haben . . .!“ Sie brach mit einem tiefen Seufzer ab.

Sie tragen es ſo ſchön, ſagte der junge Wille, als wäre es Glück oder nur ein ſüßes Leiden geweſen.

„Ach, es thut doch weh, ſehr weh, wenn ein harter Menſch unſchuldige Herzen ſo zerſchlägt! Und das meinige war gewiß unſchuldig. Sie glauben nicht, mit welcher Grauſamkeit man uns verfolgt hat, und wie eifrig man mir noch jetzt nachſpürt, um mich ganz unglücklich zu machen!“

Entſetzlich! ſagte Fritz. Aber fürchten Sie nichts; und wenn ich Ihres Vertrauens nicht unwerth bin, ſo . . . Wer iſt Ihr Feind?

„Ich nenne den Nahmen nicht gern; er thut meinem Herzen weh, ſo oft ich ihn höre.“

Ich muß ihn kennen, wenn ich Sie vor ihm ſichern ſoll. Sagen Sie mir, wer iſt er!

„Ein reicher Mann, von großem Einfluß: der ehemahlige Bankier Wille in Hamburg.“

Fritz ſprang vor Schrecken auf. Nimmermehr! Sie irren ſich. Der Bankier Gotthold Wille, der Aſſocie . . .?

. . . „von Hummel. Eben der! O, noch ſehe ich, wie er in unſer Comtoir herein ſtürzte, und wie mein Vater erblaßte, als er die funkelnden Augen des Mannes ſah. Ich war damahls etwa acht Jahre alt. Mein Vater und meine Mutter warfen ſich dem harten Manne zu Füßen, und ich faßte in kindiſcher Unſchuld ſeine Hände. Sie werden mich zu Grunde richten! ſagte mein Vater mit Tönen des rührendſten Jammers. Ja, das will ich! erwiederte der grauſame Mann;

das will ich! Wir weinten Alle; doch er war unbeweglich. Mein Vater wurde in Verhaft genommen, und der Gram endigte in Kurzem ſein Leben. Unſer Vermögen ging ganz verloren. Ach, wir wurden ſehr unglücklich!“

Nimmermehr! rief Fritz, mit bleichem Geſichte, und am ganzen Körper zitternd. Unmöglich! ſchlechterdings unmöglich!

„Was iſt Ihnen? Um des Himmels willen!“ ſagte Julie, durch den Ton ſeiner Stimme erſchreckt. Er ſuchte ſich zu faſſen, und hob etwas ruhiger wieder an: gewiß, Sie irren ſich in dem Nahmen. Ich kenne dieſen Wille genau. Er iſt ein edler, ſehr edler Mann. Unmöglich, ſage ich Ihnen.

„Ich irre gewiß nicht, und kann in dieſem Falle nicht irren. Ein edler Mann! ein Freund jedes Unglücklichen! Ja, dafür ward er allgemein gehalten; und eben das machte ihn ſo fürchterlich, ſo allmächtig. Alle gute Menſchen traten auf die Seite dieſes Grauſamen. Mein unglücklicher Vater fand nicht einmahl mehr einen Vertheidiger, als Wille ſich gegen ihn erklärt hatte.“

Glauben Sie mir, Wille iſt der edelſte Mann, der auf der Erde lebt!

„Nein, nein! denn wäre mein Vater auch ſchuldig geweſen: was hatte denn meine Mutter verbrochen, und was ich, daß er uns mit ſolcher Härte unſre Freunde, unſre Beſchützer nahm, daß er jeden verfolgte, den unſer Unglück rührte, und ſogar ſeinen Buſenfreund unglücklich machte, weil er uns Mitleiden gezeigt hatte?“

ne zurück, und machte wieder auf dem Sitze Platz. Er fühlte etwas Widriges bei Iglou's ſklaviſchen Dienſtleiſtungen, ja, gegen ſeinen Willen eine Art von Achtung für ſie, die ſich einige mahle ſogar ganz beſtimmt äußerte. Jetzt wollte er ihre Geſchichte ausführlicher hören; und das Mädchen erzählte mit großem Feuer von ihrer Kindheit, und von der Liebe, die ihre Eltern zu ihr gehabt hätten, wobei ihre Augen in heißen Thränen funkelten. Mit tiefer Wehmuth erzählte ſie dann, wie ſie von ihrer geliebten Schweſter getrennt worden ſey. Ach, ſagte ſie leiſe, ich hielt ſie feſt umſchloſſen, und mein Mund preßte den ihrigen. Da riſſen die harten Kaufleute unſere Arme, unſere Lippen, unſere Seelen aus einander. Iglou! ſchrie ſie noch einmahl, und man trug mich ohnmächtig aus dem Han (Markt) auf das Schiff. Ach, ich liebte meine Schweſter, wie ich jetzt dich liebe! Denke, wenn man mich von deinen Füßen riſſe! Iglou würde vergehen! — Nun erzählte ſie ihm von der Härte ihrer letzten Herrſchaft, wie man ſie mit Schlägen gemißhandelt, und wie oft ſie habe hungern müſſen. Iglou, ſagte

Unmöglich! rief Fritz mit immer größerem Entſetzen. Dieſer Wille iſt mein Wohlthäter: der Bankier Gotthold Wille, Aſſocie von Hummel, der von Hamburg wegzog, ein ſchöner Mann, mit ſchlichten blondem Haar.“

„Richtig! derſelbe! iſt der ein edler Mann: o, dann Wehe der Menſchheit! Ach, Sie kennen mein Schickſal nicht. Nur die verborgenſte Einſamkeit und Veränderung unſers Nahmens konnten uns der Verfolgung des harten Mannes entziehen. Er mag Ihr Wohlthäter ſeyn; aber an mir hat er grauſam gehandelt.“

Fritz ging hinaus, um ſich zu erhohlen; doch zuvor mußte Julie ihm verſprechen, weiter zu erzählen, wie Herr Wille ſie verfolgt habe. Nach einer Viertelſtunde, die er in dem Ulmenthale zubrachte, war er völlig überzeugt, ſie irre ſich in dem Nahmen. Er kehrte ſogleich zurück, und lächelte ungläubig, als ſie ihre Erzählung wieder anfing.

„Nach dem Tode meines Vaters erhielt meine Mutter eine Penſion von einem Bankier, deſſen Nahmen wir erſt ſpäterhin erfuhren, und den ich erſt lange nachher kennen lernte. O, dem edlen Manne habe ich viel zu danken! . . . Er machte meiner Mutter die Bedingung, daß ſie an einem kleinen Orte leben ſollte. Ich allein kam wieder nach Hamburg, in das Haus eines guten Mannes, Herrn Sandberg. Hier wurde ich mit aller Sorgſamkeit, die ein Kind nur von den zärtlichſten und reichſten Aeltern fordern könnte, erzogen. Es währte nicht lange, ſo liebte ich meinen Wohlthäter, ob ich gleich wohl wußte, daß er Willen bey dem Sturze meines Vaters geholfen hatte. So wenig ich auch in meinem damahligen Alter bemerken konnte, ſo entging es mir doch nicht, daß man im Hauſe ein Geheimniß hatte, welches mich und Willen betraf. Herr Sandberg lebte, aber nur ſehr heimlich, auf einem großen Fuße, und gerieth dadurch zuweilen in Verlegenheiten, denen er abhalf, um in noch größere zu gerathen. Es kam mir endlich ſo vor, als ob man vorzüglich auf Willens Unterſtützung rechnete. Daraus, daß Madame Sandberg oft ſehr betrübt war und verſtohlen weinte, ſchloß ich, daß ihres Mannes Umſtände ſehr gefährlich geworden ſeyn müßten. Jetzt fielen zuweilen Unterredungen vor, aus denen ich merkte, daß er ſich nicht mehr ſo feſt auf Willen verließ, wie ehemals; und bey einer ſolchen Unterredung ſah Madame Sandberg mich ſehr oft mit Wehmuth an, umarmte mich auch wohl mit heiſſen Thränen, und ſagte in tiefem Schmerze: du armes, unglückliches Kind!“

„Endlich ſchrieb Herr Wille, daß er kommen würde. Mich überlief ein Schauder, als man mir ſagte, daß ich den bittern Feind meiner Aeltern wiederſehen ſollte. Herr und Madame Sandberg wurden von Tage zu Tage ängſtlicher, und machten allerley Plane, wie ſie mich dem Anblick des Mannes entziehen könnten. Meine Lage war nun äußerſt peinlich. Ich ging eines Morgens zu Herrn Sandberg in ſein Kabinet, und bath ihn, mir zu ſagen, in wie fern ich zu ſeiner Unruhe beytrüge. Er ſtützte lange ſchweigend den Kopf in die Hand; dann küßte er mich, und ſagte: ja, mein Kind, du biſt die Haupturſache meiner Sorgen. Ich wünſchte, daß Herr Wille dich nicht zu ſehen bekäme — er, von dem allein ich noch Hülfe erwarten kann

Denn — ſagte er in heftiger Rührung, und ſprang vom Stuhl auf — wenn er dich ſieht, ſo bin ich verloren! Ich begriff das nicht, und bath ihn, es mir zu erklären.“

„Er ſchloß die Thür ab, und ließ ſich von mir verſprechen, daß ich, was er mir ſagen würde, auch ſogar ſeiner Frau verſchweigen wollte. Du mußt fort, hob er dann an, oder ich bin unglücklich! — Es währte lange, ehe ich den Zuſammenhang von dem Allen herausbringen konnte; und ich war wie vernichtet, als ich ihn endlich erfuhr. Sagen Sie ſelbſt, ob der Haß ſich weiter treiben läßt! — Herr Wille hatte gehört, daß Sandberg ſich meiner annähme. Er war meines Vaters Feind geweſen, und wollte nun auch mich verderben. Herr Sandberg ſollte nur dann Hülfe von ihm bekommen, wenn er mich unglücklich machte, wenn er mich verſtieße, ja, noch mehr! wenn er mich und meine Mutter ſeiner Verfolgung preis gäbe! Das waren die Bedingungen, unter denen der harte Wille helfen wollte! ... Herr Sandberg hatte ihm verſchwiegen, daß ich mich in ſeinem Hauſe befand; nun wußte er es endlich, und die Angſt, worin mein Wohlthäter um meinetwillen war, zeigte mir nur allzu deutlich, wie viel ich zu fürchten hatte.“

Jetzt ſprang der junge Wille auf, und rief betäubt: großer Gott! iſt es möglich? So konnte mein Vater handeln?

Julie ſtarrte ihn an. „Wie?“ ſagte ſie mit den Zeichen des höchſten Schreckens: „es iſt ...“

„Ja, Wille iſt mein Vater! rief Fritz. Aber unmöglich! unmöglich — Er ſah einige Minuten finſter vor ſich nieder; dann ſagte er kalt: Mademoiſelle, laſſen Sie mich alles hören.

Julie war nur durch anhaltendes Bitten dahin zu bringen, daß ſie weiter erzählte. „Ich verließ,“ fuhr ſie endlich fort, „das Haus meiner Wohlthäter, und wurde noch ſo reichlich ausgeſtattet, als es ihre Umſtände nur immer erlaubten. Ach, es koſtete den edlen Menſchen ſchmerzliche Thränen, als ich mich aus ihren Armen losriß. — Herr Sandberg ſchlug mir vor, nahe bey Hamburg zu wohnen, wo ich verborgen ſeyn, und von ihm noch ferner unterſtützt werden könnte. Ich ſtellte mich, als nähme ich den Vorſchlag an, war aber ſchon entſchloſſen, den edlen Mann, der jetzt ſelbſt faſt arm war, nicht länger zu beläſtigen. Daher reiſte ich ſogleich zu meiner Mutter, und ſagte ihr, daß wir geſucht würden. Nun zogen wir hieher nach Sorgen, weit genug weg von dem harten Manne, den wir fürchteten. Die kleine Penſion meiner Mutter ließen wir durch eine Frau erheben, die ehemahls bey meinen Aeltern in Dienſten geweſen war, und auf deren Verſchwiegenheit wir rechnen konnten. So gelang es uns, verborgen zu bleiben, obgleich mit großem Eifer nach uns geforſcht wurde. — Sandberg fiel, und ich fürchte, als ein Opfer ſeines Edelmuthes. Ich verſchwieg auch ihm den Ort unſeres Aufenthaltes, daß er mit gutem Gewiſſen ſagen könnte, er wiſſe ihn nicht.“

Fritz ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Ihm fielen Umſtände ein, die ihn nicht länger an der Wahrheit dieſer Erzählung zweifeln ließen: z. B. der Unwille, den ſein Vater ganz deutlich äußerte, ſo oft der Nahme Schacht genannt wurde. Er erinnerte ſich auch, daß ſein Vater beſonders darum über Sandberg erzürnt war, weil ihm dieſer den Aufenthalt von ein Paar Perſonen, die er ſuchte, nicht entdecken wollte. Ja, ſagte er endlich mit bitterer Kälte: er iſt es; und wenn Sie den Haß des Vaters nicht an dem Sohne rächen wollen, ſo … ſo müſſen Sie mir erlauben, die Härte Ihres Schickſals zu mildern. Unſre Väter waren Feinde. Wir lernten einander kennen, um ihr Vergehen durch Freundſchaft wieder gut zu machen. — Er küßte Julien, die in Thränen zerfloß, die Hand — nicht mit dem Feuer der Liebe, ſondern mit offenbarer Kälte. Sie ſind hier ſicher, ſagte er dann, obgleich mein Vater nur eine Stunde weit von Ihnen wohnt. Wollen Sie aber ja nicht hier bleiben, ſo verſprechen Sie mir nur, daß Sie mir Ihren Aufenthalt nie verbergen wollten. — Sie gab ihm bebend die Hand darauf, und er verließ ſie nun in der peinlichſten Unruhe.

Von jetzt an beobachtete Fritz ſeinen Vater und den Faktor. Durch unabläſſige Aufmerkſamkeit entdeckte er aus einzelnen Worten und Winken, daß wirklich Julie die Perſon war, welche ſein Vater noch immer ſuchte. Und wie ließ ſich auch deſſen Haß gegen den edlen, wohlthätigen Sandberg erklären, wenn er nicht Julien haßte?

Fritz bemühete ſich jetzt ſehr eifrig, bey Julien den Haß ſeines Vaters durch die zarteſte Freundſchaft wieder gut zu machen. Er ſorgte für ihre Bedürfniſſe, für ihre Bequemlichkeit, für ihr Vergnügen, und immer mit ſolcher Schonung und Feinheit, daß ſie ſich der Hochachtung für einen ſo edlen jungen Mann unmöglich erwehren konnte. Nicht lange, ſo liebte er das reitzende Mädchen mit der ganzen Gewalt einer tiefen und ſtillen Leidenſchaft; er hatte aber, ſo viel es ihm auch koſtete, den feſten Entſchluß gefaßt, ihr ſeine Liebe gänzlich zu verbergen, und immer in dem ruhigen Tone einer zutraulichen Freundſchaft zu bleiben. Die Pflicht, der Sohn ſollte ihr geben, was freylich das Herz, der Liebende ſo gern gegeben hätte.

Ich bin Sohn! dachte er, ſo oft ſein Auge bewundernd auf der edlen Geſtalt des Mädchens ruhte; und will hier nichts Andres ſeyn. Meine Tugend, nicht meine Liebe, ſoll das Andenken an den Haß meines Vaters bey ihr vertilgen. — Dieſer ſchweren Rolle blieb er ein volles Jahr getreu. Schon lange konnte er nicht mehr zweifeln, daß Juliens ganzes Herz ihm gehörte; er ſchwieg aber dennoch, und dachte: o, wenn ich ſie nicht liebte! Durch das Opfer, das ich ihr dann brächte, würde ich ſie mit meinem Vater verſöhnen! — Beyde liebten jetzt mit gleicher Leidenſchaft, doch ſchweigend; und eben hierdurch erreichte ihre Liebe den höchſten Grad, und gab ihnen den feinſten Genuß. Doch endlich würden die Thränen der Zärtlichkeit in Juliens flammenden Augen das Herz des Liebenden eröffnet haben, wenn nicht eine neue Idee ſeinen Entſchluß zu ſchweigen noch ſtärker befeſtigt hätte. Er wollte unabhängig ſeyn, ehe er Julien ſein Herz entdeckte: ſie ſollte ihr Glück nicht dem Manne verdanken, der ſie verfolgt hatte; er allein wollte ſie glücklich machen. Und wenn ſie ſich dann als ſeine Gattin die Liebe ſeines Vaters erworben hätte, dann wollte er dieſem, nicht trotzend, nein mit ſchonender Liebe, ſagen: das iſt die Julie, die Sie einſt, ohne ſie zu kennen, verfolgten!

Juliens Vater war ein heuchleriſcher Böſewicht, der nur den ſinnlichen Genüſſen lebte. Wille, der ſeit langer Zeit Bekanntſchaft mit ihm hatte, hielt ihn für einen ehrlichen Mann, und trug kein Bedenken, ihm große Summen zu leihen, ſo, daß er beynahe nur mit Willens Gelde handelte. Von ungefähr entdeckte dieſer endlich einige ſeine Betriegereyen, die Schacht begangen hatte, und ſtellte ihn darüber zur Rede; Schacht ſpielte aber den Scheinheiligen ſo gut, daß er den redlichen Wille täuſchte.

Doch es währte damit nicht lange. Schacht ſetzte ſich, ſobald er konnte, aus aller Verbindung mit Willen, den er bis dahin hatte fürchten müſſen; und nun kam ſein lange genährter Haß gegen den redlichen Mann zum öffnen Ausbruch. Er arbeitete auf alle nur erſinnliche Weiſe gegen Willen und deſſen Unternehmungen; dieſer aber ſetzte den heimlichen Ränken eine ſo feſte Entſchloſſenheit, eine ſo kalte Ruhe entgegen, daß Schacht ſich bald in ſeinen eigenen Netzen fing. Wille hatte es jetzt in ſeiner Gewalt, den Elenden zu ſtürzen, und legte ihm mit Kälte Papiere vor, die das ganz augenſcheinlich bewieſen. Nun fing Schacht an zu bitten. Wille ſagte kalt: ich verachte Sie, Herr.

Aus dieſen Papieren ſollten Sie nur ſehen, daß die beſonnenſte Liſt eines Böſewichts gegen den feſten Willen eines ehrlichen Mannes doch nicht ausreicht. Sie haben nichts von mir zu fürchten; ich warne Sie aber! Bey der erſten Betriegerey, die ich von Ihnen entdecke, ſehen Sie mich wieder, und dann bin ich unerbittlich. Hüthen Sie ſich, daß ich nicht über Sie klagen höre!

Schacht blieb ruhig; aber ſein Haß gegen Wille war nun verdoppelt. Dieſer hätte vielleicht nur einige tauſend Thaler am rechten Orte zu wagen gebraucht, um Schachts ſämmtliche Gläubiger rege zu machen und ihn zu ſtürzen; er war auch wirklich einmahl ſchon halb und halb dazu entſchloſſen. „Ich verliere," ſagte er zu ſeinem Freunde Sandberg, „vielleicht drey tauſend Mark, und rette damit hundert armen Familien ihr kleines Vermögen, das Schacht und ſeine Frau verſchwenden." — Doch der Anblick dieſer Frau und ihrer Tochter Julie, die damahls noch ein ganz junges Kind war, hatte ſeinen Entſchluß wieder umgeſtoßen. „Ich mag den Menſchen nicht ſtürzen," ſagte er bald nachher zu ſeinem Freunde; „ſein ſchönes, unſchuldiges Kind würde ja mit unglücklich. Er iſt doch Vater, dachte ich, als er die liebe Kleine mit einem ſchmerzlichen Blicke anſah. Mag er gehen! Das Kind hat mich gejammert; es ſtreckte mir ſo rührend die Hände zu!"

Wille hatte damahls die Aufſicht über einen jungen Menſchen, den Sohn eines ſeiner vertrauteſten Freunde, eines Schiffskapitains. Auf ein Paar Reiſen, die der Jüngling mit ſeinem Vater gemacht hatte, und noch mehr zu Hauſe, wo er in deſſen Abweſenheit ganz ſich ſelbſt überlaſſen blieb, war er, bey aller Gutherzigkeit, doch ein wenig verwildert. Wille beſſerte ihn in kurzer Zeit ſo ziemlich, theils durch richtige Anwendung einer ruhigen, feſten Strenge, theils durch Beweiſe der innigſten, zärtlichſten Liebe. Es war ſeine ſchönſte und froheſte Hoffnung, den jungen Menſchen ſeinem Vater, wenn dieſer von einer weiten Fahrt zurückkäme, gebeſſert wiedergeben zu können. Er mußte aber oft auf Reiſen ſeyn, und bath daher einen Freund, den jungen Menſchen in ſein Haus zu nehmen. Nicht lange, ſo ſuchte Schacht mit dieſem bekannt zu werden; denn er wußte, in welchem Verhältniß Wille mit ihm ſtand, und erfuhr auch, auf welchen Triumph er ſich freuete. Der Böſewicht lockte den jungen Menſchen zum Spiel, reizte ihn zu Verſchwendungen; und da er ihn ſo weit hatte, belehrte er ihn, wie er Willen durch Heucheley betriegen könnte. Das gelang nur allzu gut. Der junge Menſch lernte ſich verbergen, verlor im Spiele große Summen (nicht an Schacht, doch an deſſen Freunde), gerieth in Schulden, und zerſtörte durch niedrige Ausſchweifungen ſeine Geſundheit.

Wille merkte endlich etwas von dieſen Unordnungen, und redet zu dem jungen Menſchen mit der Innigkeit einer väterlichen Liebe. Er glaubt, deſſen Herz gerührt zu haben, da er ihn weinen ſieht; der Heuchler ſpottet aber des ehrlichen Mannes, und treibt es noch weit ärger, als vorher. Endlich bricht Alles aus; ſeine

Gläubiger erwachen, und Wille muß nothwendig mehrere ſchlechte Streiche von ihm erfahren. Nun entläuft er, und kommt nach Holland, um von dort nach Oſtindien zu gehen. Wille forſcht den Weg aus, den er genommen hat, und eilt ihm nach. Er trifft ihn in Amſterdam; aber zu ſpät: der junge Menſch iſt ſchon ein Opfer ſeiner Ausſchweifungen geworden, und liegt bey einem Zettelverkäufer krank. Wille ſorgt für Aerzte; doch vergebens. Der Jünglig ſtirbt in den Armen ſeines väterlichen Freundes, und klagt noch in der Todesſtunde den Böſewicht Schacht als ſeinen Verführer an.

Zum erſten Mahl in ſeinem Leben ſteht Wille betäubt, faßt ohne Bewußtſeyn, an dem Sarge des Jünglings, den er den Vater gebeſſert, tugendhaft, geſund und glücklich wiedergeben zu können gehofft hat! Nie hätte ihn etwas ſo zu einer ſchweren Rache gereizt, wie der Tod dieſes verführten Jünglings. Er eilte mit fürchterlichen Entſchließungen nach Hamburg, und — traf da ſeinen Freund, den Schiffskapitain, ſchon am Rande des Grabes. Dieſer hatte die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes gleich bey ſeiner Ankunft erfahren. Er blickte Willen, der wehmüthig an ſein Bett trat, nur halb an, ſchlug die Augen nieder, und ſagte endlich mit Tönen des tiefſten Schmerzes: Wille, ich ließ dir meinen einzigen Sohn; du verſprachſt mir, ein Vaterherz für ihn zu haben. Wo iſt er, Wille? wo haſt du ihn?

„Bey Gott!“ erwiederte Wille: „ich hatte für deinen Karl ein Herz, wie ich es dir ſie dann, wußte vorher nicht, was Hunger iſt; wir hatten Datteln genug und Reiß. Iglou hatte nie Hunger gefühlt!

„Du ſollſt ihn nie wieder fühlen, mein Kind,“ ſagte der Baron, und ſtreichelte ihr mitleidig die Wangen. Sie ergriff ſeine Hand, küßte ſie, warf ſich dann, als ob ſie ein Verbrechen begangen hätte, vor ihm nieder, und umfaßte ſeine Beine. Er richtete ſie lächelnd auf, und bat ſie, ihm noch mehr von ihrem Vaterlande zu erzählen.

Sie beſchrieb die Sitten ihres Volkes. Richtig! es waren eben die, welche der Baron ſchon kannte: die Sitten der elendeſten Race. Iglou erzählte aber mit einer Erhabenheit der Ideen, daß ſeine Achtung für ſie um ſo mehr zunehmen mußte, da er ſich überzeugte, daß ſie zu dem elendeſten, verderbteſten Menſchenſtamme gehöre. Kurz, der Celte blieb auf dem Bocke, und die Negerin im Wagen. Zu ſeiner Entſchuldigung dachte Flaming: ich lerne ja von ihr dieſe vernachläſſigten Kinder der Natur und ihre Sitten näher kennen.

So kamen ſie in Frankfurt an. Iglou hatte, Theils mit Gewalt, Theils durch Bitverſprach, und mit dem letzten Hauche nannte er mich Vater."

Nun denn, ſagte der Kranke: ein Vaterherz hatteſt du alſo; doch kein Vaterauge: darüber verliere ich meinen Sohn und das Leben. Du biſt nicht Schuld; aber ich — ich hätte den erſten Schritt des Leichtſinns an ihm bemerkt, und ihn gerettet. „Ich war nicht hier," ſagte Wille ſanft. — Ein Vater hätte den Sohn nicht verlaſſen!

Dieſer ungerechte Vorwurf ging Willen durch die Seele; aber noch ſchmerzlicher würde ſeine Empfindung, als der Kranke, je näher er dem Tode kam, ſeine Bitterkeit gegen ihn immer deutlicher zeigte. Der Sterbende ſprach in der letzten Stunde ſeines Lebens faſt gar nicht mit ihm, ſondern nur mit ſeinem Neffen. Traue, ſagte er endlich zu dieſem, auch deinem Buſenfreunde nicht! Ich that es, und — muß nun troſtlos ſterben! — In Willens erloſchnen Augen funkelten Thränen, als er dieſe Worte hörte.

Sobald ſein Freund die Augen geſchloſſen hatte, ergriff er deſſen kalte Hand, legte ſie auf ſein Herz, und ſagte: „jetzt klage mich an; und der ewige Richter wird mich freyſprechen!" Nie vergaß er ſeinen Schmerz über den Tod des Sohnes und des Vaters; und in der erſten Heftigkeit drohete er dem Urheber dieſes Unglücks mit ausgezeichneter Rache.

Geſchäfte riefen ihn nach Lübeck: er gab aber ſeinem Freunde Sandberg den Auftrag, den Böſewicht Schacht im Auge zu behalten. Sobald er zurückgekommen war, ging er zu Sandberg, und fragte mit funkelnden Augen:

„nun? wie ſteht es mit dem Böſewicht?“ — Er iſt dein, erwiederte Sandberg; du haſt ihn im Netze. Mit einigen tauſend Mark, die du anwendeſt, kannſt du ihn auf immer ſtürzen; und der Menſch verdient es nicht beſſer.

Wille blickte ſtarr auf die ihm vorgelegten Papiere, ſchob ſie dann ſchweigend von ſich, und ſagte nie wieder ein Wort davon, daß er den Menſchen, der ſeinem Herzen ſo wehe gethan hatte, ſtürzen wollte. Endlich aber kam ein Fremder zu ihm, und ſagte: ich höre, daß Sie Schachts Umſtände genau wiſſen. Kann man ihm wohl ohne Gefahr eine Summe anvertrauen? — „Nicht ein Mark!“ antwortete Wille: „er iſt bankerott, ehe man es ſich verſieht; ein Wechſel von zweyhundert Mark kann ihn ſtürzen.“

Der Böſewicht! ſagte der Fremde; ſo macht er noch gute Leute unglücklich. Erſt geſtern hat er fünftauſend Mark von einer Familie aufgenommen, die weiter gar nichts im Vermögen hat.

„Nicht möglich!“ rief Wille; „der Menſch muß ſich ja heute oder morgen inſolvent erklären!“ — Es verhielt ſich wirklich ſo, wie der Fremde ſagte. Schacht hatte Mittel gefunden, ſeinen Bankerott noch zu verzögern. Die Familie, die ihm fünftauſend Mark geliehen, war wenige Stunden nachher gewarnt worden, und hatte ihr Geld zurückgefordert. Er war aber ſo dreiſt geweſen, ganz offenherzig zu ſagen: wenn man Lärm mache, ſo gehe alles verloren; ſchwiege man, ſo könne er die Summe nach einiger Zeit wohl wieder bezahlen.

„Wie?" ſagte Wille, als er dieſe Umſtände erfuhr; „der Elende weiß, daß er nicht bezahlen kann, daß fünftauſend Mark ihn nicht retten, ja nicht einmahl ſeinen Fall verzögern können: und dennoch plündert er eine arme Familie, die von Wechſelgeſchäften nichts verſteht?" — Er verſprach der Familie, ihr wenigſtens einen Theil des Geldes wieder zu ſchaffen, und kaufte ſogleich ein Paar von Schacht ausgeſtellte, und in einigen Tagen zahlbare Wechſel, deren Inhalt viertauſend Mark betrug. Als er die Papiere präſentirte, wurden ſie, zu ſeinem Erſtaunen, bezahlt. Er ließ noch ein Paar andre präſentiren; und nun bath ihn Schacht in einem Billet um Schonung. Er habe, ſchrieb er, Mittel, ſich zu retten. „Noch mehr arme Menſchen unglücklich zu machen!" ſagte Wille; „denn auf der Börſe hat er ſchon ſeit Monathen keinen Kredit mehr." Er entdeckte jetzt, daß Schacht wirklich Anſtalten zu einer neuen Betriegerey machte; und nun erfolgte die Scene, die Julie dem jungen Wille erzählte.

Bey dem Konkursprozeſſe fanden ſich Dinge, durch welche Schacht der härteſten Ahndung ausgeſetzt wurde. Wille verwendete ſich aber heimlich für den Verbrecher. Dieſer ſtarb nicht lange nachher. Die ganze Stadt, die bis jetzt ſeinen Sturz als die gerechteſte Strafe ſo vieler Betriegereyen angeſehen hatte, änderte bey ſeinem Tode auf einmahl die Sprache; man ſchrieb die Schuld von ſeinem Falle, und von dem Elende, worin ſeine Familie nun lebte, auf Willens Rechnung. Die Witwe erhob die härteſten Klagen über Willens Grauſamkeit, und fand damit überall Gehör, obgleich keine Hülfe. Wille ſelbſt bereuete, was er gethan hatte. Ungeachtet er die genaueſten Nachrichten von Schachts Umſtänden zu haben glaubte, fand ſich in deſſen Papieren dennoch, daß er wohl im Stande geweſen wäre, ſich wenigſtens noch ein Jahr zu halten, wenn man ihn nicht abſichtlich geſtürzt hätte. „Und wenn Ein Jahr,“ dachte Wille: „warum nicht noch eins? Darüber kam ſein Bruder vielleicht in gute Umſtände, und konnte ihm, trotz ſeinem Geitze, doch wohl helfen. Während deſſen war die Tochter erzogen. Sie iſt ſchön; vielleicht wurde ſie glücklich verheirathet, und der Schwiegerſohn unterſtützte die Familie.“

Dieſe Gedanken beunruhigten Herrn Wille, und bewogen ihn, noch mehr für Mutter und Tochter zu thun, als er ohnedieß ſchon gewollt hatte. Er ließ unter dem Nahmen Großmann durch ein Handlungshaus der Mutter eine Penſion anbiethen, die ſie aber an einem kleinen Orte verzehren mußte. Ihre Tochter Julie, deren Thränen ihn gerührt hatten, ſollte durch ihn auf ihr ganzes Leben glücklich werden. Er fand es daher nöthig, ſie von der Mutter, die er als eine eitle verſchwenderiſche Thörin kannte, zu trennen. Sandberg mußte ſie zu ſich nehmen, durfte aber Niemanden, und ihr am wenigſten, entdecken, was Wille für ſie that. „Erfährt man,“ ſagte dieſer zu ſeinem Freunde, „daß ich für Mutter und Tochter ſorge; ſo heißt es: nun ja, das iſt ſeine Schuldigkeit; er hat ja den Vater geſtürzt. Und außerdem, lieber Sandberg, — ich muß das kindliche Gefühl in der Bruſt der kleinen Julie ſchonen. Mit welchem Herzen ſoll die

Tochter Wohlthaten von einem Manne annehmen, der an ihres Vaters Unglück Schuld geweſen iſt!" — Er ſtellte ſeinem Freunde Sandberg ein anſehnliches Kapital zu, von deſſen Zinſen ſie erzogen werden, und das ſie, wenn ſie erwachſen wäre, in die Hände bekommen ſollte.

Bald nachher gab Wille den größten Theil ſeiner Geſchäfte auf, und zog in eine Reſidenz, um da noch mehr für die Erziehung ſeiner Kinder zu leben, und noch beſſer für ihren Unterricht ſorgen zu können. Sobald er Hamburg verlaſſen hatte, fing ſein Freund, der jovialiſche, ein wenig leichtſinnige Sandberg, ſein fröhliches, unbeſorgtes Leben wieder an. Wille erfuhr etwas davon, und warnte ihn. Sandberg lächelte aber darüber, ſo lange alles gut ging, und hörte nicht auf, ſich von Vergnügungen fortreißen zu laſſen.

Beyde Freunde ſprachen einander zuweilen in der Nähe von Hamburg auf dem Landhauſe eines Dritten. Hier ſah auch Julie nach fünf oder ſechs Jahren Herrn Wille unter dem Nahmen Großmann wieder. Sie erkannte ihn nicht; denn hier war er ja ein ſo heiterer, froher Mann, der immer mit der ſanften Stimme der zärtlichſten Freundſchaft ſprach. Julie, damahls ein aufblühendes Mädchen von der glücklichſten Bildung, liebte den Feind ihres Vaters; und Wille faßte nach einigen Unterredungen mit ihr, die ihm von ihrem Herzen und Geiſte die vortheilhafteſte Meinung beybrachten, zum erſten Mahle den Entſchluß, ſie einſt mit ſeinem vier oder fünf Jahr älteren Sohne zu verheirathen. Er glaubte, ihr das ſchuldig zu ſeyn, und ſeinen Sohn nicht glücklicher machen zu können, als durch ein ſo liebliches, ſanftes und verſtändiges Mädchen. Je öfter er ſie, bisweilen in Meyers Gegenwart, ſprach: deſto lebhafter war ſein Wunſch, dieſen Plan einſt auszuführen. Doch ſagte er ſeinem Freunde Sandberg nichts davon, weil er, und nicht ohne Grund, jetzt einiges Mißtrauen gegen ihn hatte.

Sandberg war nach und nach wieder in Verlegenheiten gerathen, und fühlte, daß er nicht noch einmahl Unterſtützung von ſeinem Freunde Wille erwarten dürfte. Er ſchränkte nun ſeine Ausgaben ein, und ſah weniger oft Geſellſchaften bey ſich. Doch er blieb ſeinen guten Vorſätzen nicht lange treu, und befand ſich bald wieder in einem Strudel von theuren Vergnügungen. In manchen Stunden des Nachdenkens war er, was ein vernünftiger Hausvater ſeyn ſoll; doch dieſe wurden von den Stunden des Leichtſinns bey weitem überwogen. So gerieth er wieder in eine Menge Schulden, deren Betrag er nicht einmahl wußte, da ſie nicht in ſeinen Büchern aufgezeichnet wurden. In dieſer Lage bekam er Gelegenheit, eine große Handels-Spekulation auszuführen. Er brauchte dazu eine beträchtliche Summe baares Geld; ſein Kredit war aber ſchwankend geworden. Daher nahm er, nach einem ziemlich ſchweren Kampfe mit ſich ſelbſt, das Kapital auf, das Wille ihm für Julien anvertrauet hatte. Die Spekulation gelang; und da er bald nachher noch ein Paar andre ſehr glückliche machte, ſo war er ganz der ſorgloſe Mann, wie ehemahls. Juliens Kapital wurde nicht wieder ausgethan, und ihr auch nichts davon geſagt, obgleich Herr Wille ausdrücklich verlangt hatte, daß ſie mit dem Antritte des funfzehnten Jahres Herr darüber werden, die Dokumente in Händen haben, die Zinſen ſelbſt heben, und ihre Ausgaben ſelbſt beſtreiten ſollte. „Das wird ſie,“ ſagte Wille, „vor der ſinnloſen Verſchwendung und der niedrigen Kargheit mancher Frauen behüthen, die einzelne Thaler wegwerfen, und dann vor einer nöthigen Ausgabe von funfzig erſchrecken.“ Jetzt, da Sandberg Juliens Kapital gebraucht hatte, konnte er ihr vollends nichts davon ſagen; er mußte nothwendig eine günſtigere Zeit erwarten. Zwar hatte er die Summe; allein er konnte ſie jetzt ſehr vortheilhaft anlegen, und ſo vergaß der ſorgloſe Mann in Kurzem, daß ſie ihm nicht gehörte. Nach einigen Jahren war er völlig wieder herunter. Wille erboth ſich, zu helfen; doch es war vorauszuſehen, daß er das nur nach der genaueſten Durchſicht der Bücher thun würde. Sandberg hatte wirklich mehr als Einen Unglücksfall gehabt, der ihn bey dem ſtrengen Wille entſchuldigen konnte; aber — Juliens Kapital war mit verloren gegangen: und wie ſollte er das entſchuldigen! — Er machte allerley Plane, das ſeinem Freunde zu verbergen, und nahm ſich vor, Julien ihr Kapital auszuzahlen, ſobald er ſich nur wieder erhollt hätte. Jetzt ſchrieb aber Wille: er wolle ſelbſt kommen, Sandbergs Geſchäfte in Ordnung bringen, dann Julien ſeinen wahren Nahmen ſagen, und ſie in ſein eigenes Haus nehmen.

Sandberg hatte nun alle Auswege verloren. Einer blieb noch übrig: daß Julie ſich entfernte, damit Wille ſie gar nicht ſprechen könnte. Zwar empfand er die glühendſte Schaam bey dem Gedanken, ſeinen Freund und die ihm ſo liebe Julie betriegen zu müſſen; aber — er that es ja nur auf einige Monathe, und wollte ſich helfen, ohne ihr zu ſchaden.

Wille war kaum angekommen, ſo fragte er ſchon nach Julien. Sandberg wurde verlegen; indeß erzählte er ſeine Fabel: Julie wäre über die Einſchränkungen in ſeiner Haushaltung mißvergnügt geworden, und hätte ihn verlaſſen, um bey ihrer Mutter von den Zinſen des ihr ausgezahlten Kapitals zu leben. Wille glaubte das, und ſagte finſter: „Hm! ich hätte ſie für beſſer gehalten! Sie verläßt eine heruntergekommene Familie, mit der ſie glückliche Tage getheilt hat?“ — Sandberg, der im Grunde ſehr gutmüthig war, ſuchte Julien zu entſchuldigen. Das machte den feinen Menſchenkenner Wille aufmerkſam. Er forſchte nach, und entdeckte in Kurzem ſo ziemlich die Wahrheit: daß Sandberg Julien nie etwas von ihrem Kapitale geſagt, und ſie jetzt durch Liſt aus dem Hauſe geſchafft hatte, damit er ihr nicht Rede und Antwort zu geben brauchte. Sandberg that, als Wille ihm Vorwürfe über dieſes Benehmen machte: das Schlimmſte, was er thun konnte: er leugnete, da doch Wille ſchon Alles wußte. Darüber kam dieſer in Hitze, und nannte ihn einen Betrieger. Sandberg, der nur eine Unbeſonnenheit begangen zu haben glaubte, und ſie je eher je lieber wieder gut machen wollte, fühlte ſich auf das härteſte beleidigt. Wille verlangte, er ſollte ihm Juliens Aufenthalt ſagen, und hielt es für eine Unwahrheit, als Sandberg verſicherte: er wiſſe ſelbſt nicht, wo ſie ſey. Keiner von

Beyden wußte einzulenken, und endlich gingen ſie ſehr erbittert aus einander.

Als Wille kälter geworden war, fand er viele Gründe, ſeinen Freund zu unterſtützen, obgleich nicht Einen, ihn zu entſchuldigen; Sandberg aber wollte nichts von einem Manne annehmen, der ihn einen Betrieger geſcholten hatte. Jeder von Beyden trauerte in Stunden des ruhigeren Nachdenkens über den Verluſt ſeines Jugendfreundes, den er, alles Anſcheins von Haß ungeachtet, noch immer liebte; aber Sandberg hatte die helfende Hand ſeines Freundes ſo verachtend ausgeſchlagen, und dieſer konnte ſie ihm nicht zum zweyten Mahl biethen.

Nicht lange nachher mußte Sandberg, was weder er ſelbſt, noch Wille geglaubt hatte, ſeine Zahlungen einſtellen, und behielt nach der Befriedigung ſeiner Gläubiger nur eine geringe Summe übrig, die ſo eben hinreichte, ſeine Geſchäfte, und zwar ſehr klein, wieder anzufangen. Wille that ihm heimlich wohl, ſchickte ihm aus entlegnen fremden Städten anſehnliche Summen ohne Nahmen zu, brachte ſeinen Sohn, ohne dabey etwas von ſich merken zu laſſen, in einem ſehr guten Handlungshauſe unter, und ließ ihm nach einigen Jahren durch ſeinen Prinzipal eine Summe auszahlen, daß er für ſeine eigene Rechnung handeln könnte. Da er nur Gutes von dem jungen Manne hörte, und da der Faktor Meyer, welcher deſſen perſönliche Bekanntſchaft gemacht hatte, ihn mit einer Art von Begeiſterung lobte: ſo dachte er mit Vergnügen wieder an einen alten Plan, ihm ſeine Tochter zu geben. Daß beyde junge Leute auf dem

Landhauſe bey Bremen zuſammentrafen, war veranſtaltet. Natürlicher Weiſe durfte Sandberg Marien nicht unter ihrem wahren Nahmen kennen lernen, wenn er ſie lieb gewinnen ſollte; daher wurde ſie ihm als Mademoiſelle Großmann vorgeſtellt. Es ging Willen nahe, daß ſie ſeinen ſchönen Plan ſo vereitelte; denn — Sandberg konnte ja nicht den mindeſten Eindruck auf ſie gemacht haben, da ſie nicht ein einziges Mahl ſeinen Nahmen nannte.

Marie ging von dem Bruder ſogleich zu ihrem Vater, mit dem feſten Entſchluſſe, ihm ihr ganzes Herz zu entdecken. Der Vater war gerade in einem ſehr lebhaften Geſpräche mit dem Faktor, und Beyde hörten ſie nicht kommen. Er iſt heimlich, ſagte Herr Meyer, weil Sie es ſind: er verbirgt ſich Ihnen, weil Sie ſich ihm verbergen. Man ſoll mit ſeinen guten Thaten nicht prahlen, aber doch auch nicht den Schein des Gegentheils auf ſich ziehen. Und, verzeihen Sie mir, lieber Herr Wille, das thun Sie, weil Sie die Menſchen nicht achten, und ſich nicht darum kümmern, ob ſie Gutes oder Böſes von Ihnen denken. Allerdings handeln Sie recht, davon bin ich überzeugt; aber Sie ſollen den Leuten auch ſagen, daß Sie ſo handeln. Sie haben ſchon Freunde verloren, lieber Herr Wille, weil ſie von der Freundſchaft Dinge verlangten, die nicht möglich ſind: ein blindes Vertrauen zum Beyſpiel, das Sie ſelbſt nicht hatten, und auch nicht haben konnten. Am Ende werden Sie auch ihre Kinder . . .

ten und Liebkoſungen, den Bedienten faſt von ſeinem Herrn verdrängt. Sie reinigte des Barons Kleider, machte ſein Frühſtück, wartete am Tiſche auf, leuchtete ihm zu Bette, und ſchlief, ſo viel er auch befehlen mochte, jede Nacht auf ſeiner Thürſchwelle. Auch folgte ſie ihm überall hin.

Da die Begleitung einer jungen, edelgeſtalteten Mohrin jedermann auffiel, ſo ließ der Baron ihr Mannskleider machen. Jalou zog ſie nur mit Thränen und auf wiederholten Befehl an. Ach, ſagte ſie ſchluchzend; ſoll ich denn deine Jalou nicht mehr ſeyn? Aber der Baron hatte ſie ja ſo kleiden laſſen, um ſie immer bei ſich haben zu können. Sie begleitete ihn nun wie ſein Schatten, und war ihm unbeſchreiblich treu. Jalou's ganze Seele hängte ſich mit allen Gefühlen an den einzigen Menſchen, der ihr zum erſtenmahle ſeit ihrer Kindheit wohlthat. Ihre Liebe zu dem Baron war Ueberſpannung, Fanatismus der Dankbarkeit; und eben dieſe heftige Liebe, dieſe große Ehrfurcht erregte in des Barons Herzen ganz natürlich Wohlwollen und Gegenliebe. Auch er hatte jetzt zum erſtenmahle das

„Sehen Sie doch!" unterbrach Herr Wille den Alten; „wie es ſcheint, hat Marie mir etwas zu ſagen."

Ey was! Sie haben von Ihrem Sohne eine ſchlechtere Meinung, als er verdient; und er von Ihnen eben ſo. Das iſt Ihre Schuld; denn Sie . . .

„Lieber Alter, was wird Marie von Ihnen denken, wenn ſie vor Ihnen gar nicht zu Worte kommt!"

Ja, ſie ſelbſt kann mir bezeugen, daß Fritz ein edler Menſch iſt, dem weiter nichts fehlt, als Vertrauen zu ſeinem Vater. Ich habe ſeinen Handſchlag, daß er Ihren Wunſch erfüllen will, ſobald er nur weiß, wie das mit Schacht zuſammen hängt. Und auch Marie hat mir die Hand darauf gegeben, daß . . .

Lieber Vater, unterbrach Marie den alten Meyer mit Thränen; Sie wollen gewiß Ihre Kinder nicht unglücklich machen! . . . Ach, ſchon lange hätte ich Ihnen mein Herz entdeckt, wenn nicht ein unglückliches Mißtrauen, woran . . .

Da ſehen Sie! Mißtrauen, und wieder Mißtrauen! Was ſoll nicht der Sohn, wenn ſogar die Tochter nicht frey davon iſt!

„Mißtrauen, Marie? und wäre ich denn wirklich Schuld daran, mein Kind?"

Ja, lieber Vater, auf gewiſſe Weiſe. Ich habe ſeit einiger Zeit bemerkt, daß Sie mich, ich weiß nicht welchem Manne, beſtimmen. Mit Freuden wollte ich Ihnen das Opfer bringen, das Sie wünſchen, wenn nur nicht ſchon eine gewiß unſchuldige, aber unvergängliche Leidenſchaft in meinem Herzen wäre. Ich . . ich liebe mein Vater! Ach! ich habe Ihnen mein Herz verbergen müſſen, weil . . . weil . . .

„Hm! hm!“ ſagte der Vater unmuthig. „Du liebſt alſo ohne meinen Willen?“

Wider meinen eigenen Willen ſogar, lieber Vater. (Herr Meyer nickte ihr mit dem Kopfe zu, und machte ihr dadurch Muth.)

„Und wenn du wußteſt, Marie, daß ich deine Hand ſchon beſtimmt hatte: war es da recht, daß du dein Herz ſo wenig bewachteſt?“

(Der Faktor nickte Einmahl über das andre mit dem Kopfe.)

Bewachen konnte ich mein Herz nicht mehr, lieber Vater; doch aufopfern kann ich es Ihnen, und unglücklich ſeyn, wenn Sie das von mir fordern.

„Hm! hm!“ ſagte der Vater.

Der Faktor hob wieder an: ſehen Sie wohl? Hätten Sie geſagt: Mariechen, ſo und ſo; es iſt ein hübſcher, netter Mann, und dabey auch klug und brav: dann hätte Mariechen ihn zum Wächter über ihr Herz gemacht, und ſo wäre alles richtig. Jetzt aber? Da geht Ihnen nun ein Wunſch verloren, auf deſſen Erfüllung Sie ſich beynahe zwanzig Jahre gefreuet haben; und Ihre Tochter ſteht da, wie eine arme Sünderin, die nicht weiß, ob man Pardon rufen wird, oder nicht. Ich ſage: Pardon; obgleich die Liebe eben kein ſonderlicher Artikel für mich iſt. Etwas muß freylich wohl daran ſeyn, weil ſie auch in die hellen, frohen Augen hier, ſo heiſſe Thränen bringen kann.

„Seit zwanzig Jahren, Marie! Hörſt du, was Herr Meyer ſagt? So lange habe ich mich auf die Erfüllung eines Wunſches gefreuet, den dieſe Minute zerſtört. . . . Mein Kind, es iſt wohl eben ſo ſüß, den größten Wunſch ſeines Vaters zu erfüllen, als den Geliebten zu umarmen! . . . Zwanzig Jahre, wenn ich noch ſo lange lebe, werde ich nun trauern, daß dieſe Minute meine ſchönſte Hoffnung vereitelte.“

Alſo doch keinen Pardon! ſagte der Faktor vor ſich, aber ſo, daß die beyden Andern es hörten.

Marie ſchwieg einige Sekunden. Dann fiel ſie ihrem Vater um den Hals, und rief: ich will, mein Vater! Sie ſollen nicht trauern!

Wille legte ſeine Hand auf ihre Stirn, blickte ſie freundlich an, und ſagte leiſe: „du ſollſt glücklich werden, wenn du verſtändig gewählt haſt. Wer iſt der Mann, den du liebſt?“

Marie zitterte. — Ach, lieber Vater, ich fürchte, Sie werden böſe über mich ſeyn.

Herr Wille erblaßte. Der Faktor trat ein Paar Schritte zurück, und dann rief er mit weit ausgeſtrecktem Arm: das iſt nichts, Marie, ich nehme den Pardon zurück! Zittre ich doch am ganzen Leibe!

„Marie!“ fragte der Vater ernſt: „wer iſt es?“

O Gott! der junge Kaufmann aus . . . Der Sohn Ihres ehemahligen Buſenfreundes Sandberg.

„Wie!“ ſagte der Vater, heftig erſchüttert; und Marie ſank in dieſem Augenblicke vor ihm auf die Kniee.

Der alte Meyer lief, wie wahnſinnig, mit weiten Schritten durch das Zimmer, und ſagte:

iſt Fritz da, ſo bringe ich ihn; denn nun wird es an's Erklären gehen! — Vor der Thüre traf er den jungen Wille, der eben ausgehen wollte, und zog ihn an der Weſte in das Zimmer. Sehr verwundert ſah Fritz ſeine Schweſter knieend ſchluchzen, und den Vater gerührt ſich über ſie hinbeugen. Der Faktor hielt ihn noch immer an der Weſte, und rief: gib Acht! und dann ſey ein ehrlicher Kerl!

Ja, ich liebe den jungen Sandberg, ſchluchzte Marie. Wenn duch der Vater Sie beleidigte, was verbräch der Sohn? Warum haſſen Sie auch den?

Ich ſage, gib Acht, Fritz! gib ja wohl Acht! rief der Faktor wieder, ohne ihn loszulaſſen. Laß kein Wort verloren gehen, das dein Vater ſagt! Ich wollte, er finge endlich einmahl an! Aber nachher ...! Du haſt mir die Hand darauf gegeben.

Der Vater hob Marien auf, legte wieder die Hand auf ihre Stirn, und blickte dann mit Thränen in den Augen gen Himmel. „Marie!“ ſagte er endlich; „o Gott! o Gott!“

Horch, Fritz! nun bricht es los! rief Herr Meyer, und heftete die Augen ſtarr auf ſeinen Freund. Doch Wille blieb, wie träumend, mit geöffneten Armen ſtehen, als ob er ſeinen geliebten Sandberg erwartete. Als Meyer das bemerkte, ließ er Fritzens Weſte los, und ſtürzte ſich in Willens offne Arme. Das geht gut, rief er dieſem zu; aber nur Geduld! es kommt noch beſſer! Bey Marien hat der Himmel geſorgt; bey Fritzen ich.

„O, ich muß mich erhohlen!“ ſagte Wille jetzt, und ging in das Kabinet.

Meyers lautes Reden rief die Mutter und die Baſe Hanna aus dem Nebenzimmer herbey. Marie war wieder auf die Kniee geſunken, und hatte nicht gehört, was der Faktor ſagte. Dieſer trat jetzt vor ſie hin, hob in großem Eiſer beyde Hände, die aus ſehr langen Manſchetten hervorſahen, in die Höhe, und ſtand im Begriff, ihr Muth zuzuſprechen. Die Baſe und die Mutter wollten ſich aber Gehör von ihm verſchaffen, und jede von Beyden hängte ſich an eine von ſeinen Händen, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Doch, ohne auf ſie zu achten, rief er: da geht Herr Wille nun hin, und läßt mich hier ſtehen, ohne daß ich weiß, ob ich reden darf oder nicht. Doch ſo viel kann ich dir ſagen, Marie . . . Fritz, gib Acht! . . . Der junge Sandberg da in Bremen, und du . . . O Muhme Hanna, rufen Sie doch den Herrn, daß er redet!

Wille trat lächelnd ſchon wieder in das Zimmer, und faßte Marien in ſeine Arme. „Mein glückliches Kind, meine edle Tochter! deine Liebe war mein Wunſch. Sandberg, der Sohn meines verlornen Freundes — eben der iſt es, dem ich deine Hand beſtimmte, wenn du ihn lieben könnteſt. Wie iſt es denn zugegangen, liebe Tochter, daß du meinen Wunſch erfüllt haſt, ohne ihn zu wiſſen?“

Marie erzählte. Als ſie fertig war, drückte der Vater ſie aufs neue an ſein Herz, und ſagte dann: „Baſe Hanna, es ſoll angeſpannt werden; wir wollen nach Hamburg. Nicht wahr, Marie? du ſehnſt dich nach deinem Geliebten, wie ich mich nach der Verſöhnung mit meinem alten Freunde. Und daß er dich gern wiederſehen wird, daß er dich von ganzem Herzen liebt, — nicht wahr, lieber Meyer? — das haben wir ſchon ausgekundſchaftet.“ — Fritz, der noch immer mit der geſpannteſten Neugierde dageſtanden hatte, trat jetzt näher herbey. Mein Vater, ſagte er ſanft, Mariens Liebe verſöhnt Sie mit Ihrem alten Freunde?

„Verſöhnt mich, mein Sohn? Nein, ſie gibt mir ihn wieder. Ich war verſöhnt, als ich mich von ihm trennte. Marie, für dich ließ ich den jungen Sandberg unter den vortrefflichſten Menſchen, in der Familie eines edlen Freundes, vollends erziehen.

Dein Vater, Marie, fiel der Faktor eifrig ein, gab alles her, was dein Bräutigam ſich nur wünſchen konnte, und etablirte ihn auch, ohne daß er ein Wort davon wußte. Daß er nach Bremen kam, war kein Ungefähr. Er ſollte dich lieben; darum mußte er dich unter einem andern Nahmen kennen lernen: denn er glaubte ja, der Mann, der ihn heimlich mit Wohlthaten überhäufte, wäre ein Feind ſeines Vaters. . . . Nun aber — der Faktor trat mitten in das Zimmer — nun ſey jeder ſtockſtill! Das Beßte kommt noch. Sieh, Fritz! ſo handelt dein Vater. Haſt du dich nun geirrt, oder nicht?

Fritz trat demüthig zu ſeinem Vater, drückte ihm die Hand, und ſagte: werden Sie es mir verzeihen, daß ich Sie für hart, für unerbittlich hielt? Der Anſchein war gegen Sie, mein Vater; doch ich hätte Sie beſſer kennen ſollen.

„Du wußteſt, wie mir unſer guter Meyer geſagt hat, meine Geſchichte mit Sandberg. Zwar begreiſe ich noch nicht, wie du dadurch ſo mißtrauiſch werden konnteſt; doch... Ich ſelbſt mag wohl zu heimlich geweſen ſeyn. Laß uns das alles vergeſſen!

Nicht vergeſſen! rief der Faktor. Marie, du biſt Zeuge, daß dein Bruder mir die Hand darauf gab, ſobald er ſich in ſeinem Vater geirrt hätte, ihm jedes Opfer zu bringen, das er verlangen würde. Du haſt dich geirrt, junger Herr: und was nun?

O! ſagte Fritz, auf einmahl wie begeiſtert: wenn ich mich geirrt, ganz geirrt hätte, mein Vater, — dann wäre ja das Opfer nicht nöthig; dann wäre ich ja Ihrer Liebe, Ihres Beyfalls gewiß. Dann, dann ... — Er brach wieder ab, und legte die Hand an die Stirn.

Hm! ſagte Meyer: ſeiner Liebe wohl, aber nicht ſeines Beyfalls! Doch ja! auch wohl ſeines Beyfalls; denn du wirſt dir nichts Schlechtes gewählt haben. Aber — fuhr der Alte immer eifriger fort — auch wir haben gewählt, dein Vater und ich! Und ſieh ſie nur erſt! Ein Mädchen wie ein Engel Gottes; ſo ſchön als gut, ſo gut als klug! Fritz, ich bin ein alter Mann; aber ſo eine, wie die, könnte mich zu einem Narren machen, oder zu einem Könige, je nachdem ſie es meinte. Ich ſage: ſieh ſie nur erſt! du wirſt dich ſchämen, daß du haſt von einem Opfer ſprechen können. Da ſteht Marie

Sie iſt ein gutes Kind, und Sandberg hält ſie für einen Engel; doch iſt ſie erſt ſeine Frau — nun, bereuen wird er den Kauf nicht, das weiß ich: der Engel wird indeß wohl verſchwinden, wie das faſt immer ſo geht. Hier aber Fritz? Je näher ich und dein Vater ſie kennen lernten, je öfter wir ſie ſahen, je mehr wir ſie beobachteten, (und dein Vater, mußt du wiſſen, ſah der künftigen Frau ſeines Sohnes ſcharf in die Augen und in's Herz); nun alſo, je länger wir ſie ſahen, deſto mehr wuchſen ihr die Engelflügel, deſto heller wurde der Heiligenſchein um ihr frommes Geſicht.

„Fritz," ſagte der Vater, „unſer Meyer übertreibt nicht im mindeſten. Sieh, wie dem alten Manne die Augen glühen!"

Ja, das thun ſie; und das Herz glühet mir noch ſtärker. Ich will dir den Engel ein wenig beſchreiben; denn Ihr jungen Leute, das weiß ich wohl, ſeht doch mit auf die Perſon. Fritz erſtaunte, denn er hörte ſeine Julie beſchreiben; ſelbſt die kleine Narbe über dem einen Auge wurde von Herrn Meyer nicht vergeſſen. — Sieh, Fritz, ſo iſt ſie! fuhr der Alte dann fort. Und ſie liebt uns, deinen Vater und mich. Wir haben ſie vor Zeiten oft geſprochen. Seit ein Paar Jahren war ſie verſchwunden, und dem Vater wurde ſchon bange, ſie wäre dir weggekapert; doch jetzt ſind wir ihr auf der Spur, und heute oder morgen muß ein Brief kommen, durch den wir erfahren werden, wo wir ſie finden können. Fritz, wenn du uns Alle liebſt, ſo ſage ja nicht Nein; denn ein ſolches Mädchen findeſt du in ganz Europa nicht wieder!

Fritz gerieth endlich auf den Gedanken, ob man nicht gar Julien ſelbſt meinte, und ob der Faktor nicht ſcherzte; doch deſſen und ſeines Vaters Ernſt, auch die Aeußerung, daß Beyde das Mädchen oft geſehen hätten, und daß es ſie Beyde liebte, machte ihn wieder irre.

Entſchließ dich, Fritz, hob Herr Meyer noch einmahl an; denn ich möchte gern, daß du freywillig thäteſt, was du am Ende doch thun mußt, da du dein Wort gegeben haſt. Dein Vater würde nicht mehr glücklich ſeyn, und ich eben ſo wenig, wenn du das Mädchen nicht zur Frau nähmeſt.

Iſt das wahr, mein Vater? fragte Fritz.

„Ja, mein Sohn. Das vortreffliche Mädchen hat von Jugend auf viel Unglück erfahren; und nun würde es mich freuen. . . Ich liebe es, und es liebt auch mich. Iſt dir die Zufriedenheit deines Vaters etwas werth — ſie hängt von dir ab. — Biſt du frey, mein Sohn?“

Ich liebe, ſagte er ruhig, und werde geliebt. Aber ich weiß, mein edler Vater, daß man ſeine Leidenſchaften beſiegen kann. Ich bin bereit, Ihnen ein Opfer zu bringen, wenn Sie es fordern — fordern müſſen.

Wir müſſen, Fritz! rief der Faktor. — Aber komm mir nur nicht wieder mit deinem Opfer! Ich ſage dir: ſchämen wirſt du dich.

Der Vater reichte Fritzen die Hand. „Mein Sohn, du hörſt an dem Eifer, womit unſer Meyer dir das Opfer abdringen will, wie ſehnlich mein Wunſch iſt, dieß Mädchen meine Tochter nennen zu können. Ja, lieber Fritz, der

Sohn ſollte mit ſeiner Hand eine Schuld bezahlen, die der Vater gemacht hat; aber . . .“

Ich bezahle ſie, Vater! unterbrach ihn Fritz. Er nahm ſeines Vaters Hand, und ſagte mit edlem Stolze: Ihr Sohn hat ſchon eine Schuld für Sie bezahlt. Eben dieſe Liebe, mein Vater, die mich ſo glücklich gemacht hätte, und die mich jetzt . . . Nein, unglücklich wird der Sohn nicht ſeyn, der eine Schuld ſeines Vaters abtrug! — Er warf ſich heftig an ſeines Vaters Bruſt, und konnte ſeine Thränen nicht länger unterdrücken.

„Welche Schuld, mein Sohn?“ ſagte der Vater betroffen. „Ich bitte dich, rede!“

Jetzt nicht, mein Vater; aber wenn das Mädchen, deſſen Hand Sie mir beſtimmen, meine Gattin iſt, dann, hoffe ich, werden Sie mir eine tugendhafte Bitte gewähren. —

Was, um des Himmels willen, wird das! rief Herr Mayer ſehr ängſtlich. Ich ſage Pardon, lieber Herr Wille! Fritz ſieht ja aus, wie eine Leiche!

„Mein Sohn,“ ſagte der Vater zärtlich: „du haſt mich für ſtreng gehalten; ich bin es aber gewiß nicht. Was ich von mir ſelbſt zu fordern Muth genug hätte, das will ich nicht von dir fordern. Sey glücklich! . . . Wer iſt deine Geliebte?“

Es thut mir weh, daß ich ſie noch nicht nennen darf. Doch es hängt nur von Ihnen ab, ſie zu ſehen.

Herr Wille ſchüttelte zwar, faſt unmerklich, den Kopf; doch ſagte er: „ſo eben habe ich von dir gelernt, daß man nicht zu ſchnell im Urtheilen ſeyn muß. Ich will warten, bis du das völlig unzweideutige Gefühl, geliebt zu ſeyn; kein Wunder alſo, daß er Neigung zu dem Geſchöpfe bekam, deſſen ganze Seele ſchon ein freundlicher Blick von ihm belebte.

Durch einen Vorfall, der ſich jetzt ereignete, wurde Flamings Wohlwollen für das Mädchen noch größer. Er fuhr in einem Nachen den Main hinunter nach Mainz, und ſtand auf, die ſchöne Gegend umher zu betrachten. Iglou ſaß zu ſeinen Füßen, und ihre Blicke hingen an ſeinen Augen. Der Schiffer war nicht ganz mit dem Fluſſe bekannt, und fuhr gegen einen Baum unter dem Waſſer, wodurch der Nachen einen heftigen Stoß bekam. Der Baron ſtürzte in den Fluß, und der hohe Strom riß ihn mit fort. Alles ſchrie, und blieb vor Schrecken unthätig; Iglou aber ſprang ihrem Herrn nach, ergriff ihn, hielt ihn über dem Waſſer empor, erreichte ſo das Ufer, und brachte ihn hinauf, obgleich nur mit großer Mühe, da er alle Beſinnung verloren hatte. Endlich öffnete er die Augen wieder, und ſein erſter Blick traf auf Iglou's Geſicht, das, mit ſchweren Thränen auf den Wangen, über ihn her hing. Als ſie das erſte Zeichen des Lebens

Räthſel löſeſt. . . . Iſt das Mädchen tugendhaft?"

So gut als klug, ſo klug als ſchön, und ſo ſchön als liebenswürdig.

Hören Sie doch, Herr Meyer! ſagte Marie lächelnd; Fritz iſt Ihr Echo.

„Gut, mein Sohn; das iſt genug. Den Nahmen werde ich ja erfahren. Wann ſoll ich ſie kennen lernen?"

Morgen, mein Vater.

„Beſtellen Sie den Wagen ab, Baſe Hanna. Morgen alſo. Marie, ſag unten, ſie ſollen nach einer Staffette ſchicken." — Er ging in ſein Cabinet, und ſchrieb: „Lieber Sandberg, komm mit deinem Sohne ſo ſchnell als möglich zu mir, um eine unſrer Jugendhoffnungen erfüllt zu ſehen. Dich erwartet eine große Freude. Nichts von Verſöhnung! Wir liebten ja einander immer." Er gab ſeinem Sohne das Blatt zum Siegeln und Beſtellen. Der Faktor murrte ein wenig, und eben ſo die Baſe, weil ſie eigentlich noch gar nichts wußte.

Marie folgte ihrem Bruder, und hielt ihm eine Rede über die Vortrefflichkeit ihres Vaters. Fritz ſchwieg eine lange Weile; dann ſagte er mit gefaltenen Händen: wenn ich mich auch in dem zweyten Falle geirrt hätte, Marie! Und doch . . .! Morgen erſchüttere ich unſers Vaters Herz, oder — ich vergehe vor Scham. — Marie wollte gern mehr wiſſen; ihr Bruder war aber nicht weniger verſchwiegen, als ihr Vater.

Ganz früh am folgenden Tage fuhr Fritz nach Sorgen. Liebe Julie, ſagte er etwas ängſtlich; wollen Sie mir wohl einen Gefallen thun?

— Sie ſagte freundlich: recht gern. — Ich bitte Sie, meinen Vater zu beſuchen, ohne zu verrathen, wer Sie ſind. — Sie erblaßte, und zögerte lange mit der Antwort. Doch — Herr Wille konnte ſie ja unmöglich kennen, da er ſie ſeit ihrer Kindheit nicht geſehen hatte; und ſo verſprach ſie denn endlich, den Wunſch ihres Geliebten zu erfüllen.

Sie bleiben einen Monath bey uns, ſagte Fritz, und haben einen andern Nahmen. Ich gehe unterdeſſen nach Hamburg, meinem künftigen Schwager, dem jungen Sandberg, entgegen. (Julie erſtaunte.) Mein Vater iſt mit ſeinem alten Freunde verſöhnt, und dieſer wird ſpätſtens in vierzehn Tagen bey uns ſeyn.

„Sandberg wird mich erkennen!“ ſagte Julie.

Eben darauf rechne ich. Der Sohn, der Freund, und Ihr edles Herz, meine Geliebte, ſollen meinen Vater mit Ihrem Nahmen verſöhnen.

„O, wenn das möglich wäre!“ ſeufzte Julie.

Mein Vater iſt ein ſehr edler Mann, und ich fürchte, wir thaten ihm Beyde Unrecht.

Julie ſetzte ſich endlich mit ihrem Geliebten in den Wagen. Marie empfing ſie ſchon an der Hausthür, und umarmte das ſchöne Mädchen mit herzlicher Liebe. Julie zitterte und wurde bleich. Marie ſprach ihr aber liebkoſend Muth zu, und führte ſie erſt auf ihr Zimmer, daß ſie ſich erhohlen könnte.

Nach einer halben Stunde brachte die Baſe die Nachricht, daß der Vater und Herr Meyer im Cabinet, wo ſie jeden Morgen einige Zeit allein waren, die Stühle rückten. Nun führte

Marie Julien in das Beſuchzimmer, wo Madame Wille ſie ſchon erwartete, und ihr die zärtlichſte Liebe zeigte. Es währte lange, ehe der Vater kam. Endlich trat er mit dem Faktor herein; und ſo wie er nur einen Blick auf Julien geworfen hatte, rief er fröhlich: „Gott ſey gelobt! ſo hab' ich dich wieder!“

O, mein theurer Wohlthäter! ſagte Julie, und hing an ſeinem Halſe. Bald aber nahm er ihre Hand, und ſagte zu ſeinem Sohne, der wie eine Bildſäule daſtand, in einem Ton, den die große Uiberraſchung zu einem Mitteldinge zwiſchen Frage und Ausrufung machte: „Fritz, das iſt ſie!“

Ja, das iſt ſie, Vater! — Julie ſah Herrn Wille mit einer ſehr verlegnen Miene an, und ſagte: Sie ſind der Vater . . .? O Gott! wo bin ich denn?

Lieber Vater, kennen ſie denn . . .? fragte Fritz.

„Mein Sohn, dieß iſt das Mädchen, deſſen Hand ich dir wünſchte. — Wie ſeltſam ſiehſt du aus?“

Vater, es iſt die Geliebte meines Herzens, Julie Schacht.

Dieß iſt mein und meiner Mutter Wohlthäter, ſagte Julie: Herr Großmann!

Ihr Wohlthäter? rief Fritz. Mein Vater ihr Wohlthäter?

Ihr Wohlthäter! ſagte der alte Meyer ihm leiſe ins Ohr; ihr väterlicher Freund!

Fritz beugte das von Schamröthe glühende Geſicht auf ſeines Vaters Hand, und ſagte: Verzeihung!

„Wofür denn?" fragte Wille. „Ich begreife das alles noch nicht. Doch genug, daß ich ein ſehr glücklicher Vater bin." Steh auf, mein Sohn. Du liebſt Julien, und ſie liebt dich. Nun, ſo ſegne euch Gott!"

Julie mußte ſich von ihrer heftigen Rührung erhohlen, und würde von Marien und der Mutter in ein Nebenzimmer geführt. „Aber Fritz," hob nun Herr Wille wieder an; „deine Liebe, ſagteſt du, wäre eine Schuld, die du für mich abtrügſt? Was meinteſt du denn damit? Denn jetzt . . . Ich weiß überhaupt nicht, warum du mit deiner Liebe ſo geheim thateſt. Welche Schuld alſo?"

O mein Vater! ſoll ich vor Scham vergehen? Ich hielt ſie für Juliens Verfolger. — Er fing an zu erzählen, was er aus dem Munde ſeiner Geliebten wußte.

„Fritz!" ſagte Herr Wille; „das konnteſt du von deinem Vater glauben!" Doch die ganze Geſchichte blieb unaufgeklärt; Wille ſowohl als Meyer ſagten von Zeit zu Zeit nur: hm! hm! als ob ſie erſt jetzt erriethen, wie alles zuſammen hinge. Aber, hob der alte Faktor zuletzt an: ſagen ſollte man doch wenigſtens, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort iſt!

Fritz ehrte das zarte Gefühl ſeines Vaters, der einen ihn treffenden Verdacht unerörtert ließ, um nicht ſeinen Freund in einem üblen Lichte zeigen zu müſſen. Er forſchte nicht weiter, und der Tag verging nun wie ein heiliges Feſt der Liebe.

Nach acht Tagen kam Sandberg. Beyde Freunde hielten einander lange umarmt, als wollten ſie nachhohlen, was ſie verſäumt hatten. Dann ſprach Sandberg leiſe mit Willen, und nur einige Worte. „Wußte ich denn nicht,“ ſagte Herr Wille etwas lauter, „noch aus unſerer Jugend her, daß du ein Wildfang warſt, der immer mit der Reue zu ſchaffen hatte? Nichts weiter davon! Julie iſt hier, und die Braut meines Sohnes.“ Sie wurde gerufen. Sandberg gab ihr, als ſie ſich in ſeine Arme warf, ein Papier, und ſagte: das iſt dein Eigenthum Julie! — Er fliſterte ſeinem Freunde wieder etwas zu. „Guter Menſch!“ ſagte Wille mit zärtlicher Wehmuth. „Aber nun weißt du doch, daß Erfüllung der Pflicht das Entbehren ſogar angenehm macht.“ — (Sandberg hatte ihm geſagt, er habe gedarbt, um Julien ihr Kapital bezahlen zu können.)

Nach einem Monathe war die Hochzeit der jungen Paare. Als der Faktor die Seligkeit der Liebenden in ihren Augen las, ſagte er: ich glaube doch, Herr Wille, es wäre gut geweſen, wenn ich geheirathet hätte. Jetzt komme ich mir nur ſo halb vor; und ganz, Herr Wille, (das iſt Ihr Sprichwort) muß der Menſch alles ſeyn, was er iſt.

„Recht, lieber Alter! Aber Sie ſind auch ganz ein Junggeſelle, an dem Gott und Menſchen ihre Freude haben.“

II.

Die Treue.

1.

Holmheim.

Ich muß den Schutz meines Oheims theuer bezahlen, lieber Franz. Stände nicht meine gute Mutter mit dem bleichen Geſichte vor mir; ſchiene ſie nicht mit ihrem ſegnenden, freundlichen Blicke zu ſagen: lege nicht noch mehr Gram auf dieß zerdrückte Herz, mein Sohn! und hörte ich nicht ſo oft von meiner guten Schweſter: du biſt meine Hoffnung, lieber Bruder! — mein Herz würde es nicht aushalten. Glaubſt du, der Gedanke an die Güter meines Oheims könnte mich bewegen, auch nur eine Stunde lang den kalten, ſchneidenden Blick des Haſſes zu ertragen, mit dem er mich anſieht, und mit dem er mir vorzuwerfen ſcheint, daß ich, und nicht ſein Sohn, der Erbe ſeiner Güter und ſeiner Größe werden muß? Es iſt, als ſagte er mir: lägeſt du doch im Grabe, und Er lebte noch! — O, ich habe es fürchterlich empfunden, daß er ſeinen Sohn verloren hat. Er riß mich aus den Armen meiner geliebten Mutter, ſchleppte mich aus einem ſchmutzigen Kloſter in das andere, zwang mich alles zu treiben, was mir verhaßt war, und nahm mir alles, was ich liebte, ſelbſt meine Flöte, die ich zuletzt ſo oft mit Thränen eines ſtillen wilden Grimms benetzte. Als der Prior ſie mir auf Befehl meines Oheims abforderte, und bey meinen Thränen ſo hämiſch lächelte: da überwältigte mich der Zorn. Ich riß ſie aus ſeiner Hand, zerbrach ſie, und ſchleuderte die Stücke in den Rhein. Nie, ſagte ich, ſoll dieß Inſtrument an eine hohnlachende Lippe kommen; denn meines Vaters heiliger Athem hat es belebt.

Nicht ſo hitzig, junger Herr! ſagte der grinſende Prior. Ich trat an das Fenſter, ſah meiner Flöte nach, und hätte mit ihr im Strome liegen mögen. Nun kam ein Brief von meiner Mutter, die mich ſo rührend bath, doch meine Hitze zu mäßigen und mich des Abſchiedes von ihr zu erinnern. Ich hatte damahls, vor ihr knieend, und ihre zitternden Hände krampfhaft in den meinigen haltend, feyerlich verſprochen, keine Beleidigung, keinen Spott, keinen Hohn zu achten, ſondern alles zu thun, was mein Oheim von mir wollte; und ich habe mein Verſprechen gehalten.

Als ſein Sohn ſtarb — bey Gott! meine Mutter weinte über den Verluſt des unglücklichen Vaters. Sie mußte zu ihm kommen; mich aber (ich war damahls neun Jahre, faſt in dem Alter ſeines Sohnes) ließ ſie zu Hauſe, um ſeinen Schmerz nicht durch meinen Anblick zu erneuern. Ich wurde zu ihm gehohlt. So wie ich in den Saal trat, ſagte meine Mutter mit ihrer ſanften Stimme, die auch den wüthendſten Haß beſänftigen müßte: „da iſt mein Sohn, der Sohn Ihres Bruders, eine arme Waiſe, und bittet Sie um Ihren Schutz.“ Er warf einen fürchterlichen Blick auf mich, legte dann beyde Hände auf das Geſicht, und ſagte: verhaßter Anblick! In dieſem Augenblick zog ſich mein junges Herz auf ewig für ihn zuſammen. Ich ſah ängſtlich in dem Saale umher nach einem andren Geſichte, als dem ſeinigen, und dem bleichen meiner Mutter. Jetzt rief er: betrachteſt du dein Eigenthum? O, du würdeſt dich wohl ſehr freuen, wenn noch eine andre Leiche von hier weggetragen würde! — Mit dieſen Worten ging er aus dem Saale, und kam nicht wieder. Ich hätte dem Schmerze des Vaters verziehen; aber mußte er mich haſſen? Glaube mir, Franz, er würde meinen Tod gewünſcht und ſich darüber gefreuet haben, wenn ich nicht der letzte Holm geweſen wäre. Dieſer Nahme ſchützte mich, nicht das Blut ſeines Vaters und ſeines Bruders, das in meinen Adern fließt.

Ich reiſ'te mit meiner Mutter wieder ab, ohne daß er mich ſehen wollte. Als ich dreyzehn Jahre alt war, nahm er mich ihr weg; und nun gingen meine Leiden an. Seine Empfindung gegen mich iſt immer dieſelbe geblieben: ein dumpfer Haß.

Die Zeit, die ich in dem engen Kloſter zubrachte, war mir dennoch lieber, als wenn ich ſie bey ihm hätte zubringen ſollen. Glück genoß ich nur in den letzten Jahren, und nur durch deine Freundſchaft. Bey dem allen bin ich aber dem harten Manne viel ſchuldig: mein glühendes Herz. Gewiß, ich würde dich nicht ſo geliebt haben, wenn er mich nicht ſo gehaßt hätte; auch hinge ich wohl nicht ſo innig an meiner Mutter, an meiner Schweſter, an der Natur, wenn nicht die Folgen ſeines Haſſes für mich Hohn, Härte, Verfolgung geweſen wären. Er hat mich früh Geduld, feſten Muth und Treue gelehrt. Und was war meinem heiſſen Herzen wohl nöthiger, als die?

Vorgeſtern kam ich hier an, und eine ganze Schaar von Bedienten empfing mich in ehrerbiethiger Stille an den Stufen der großen Treppe. Das hatte er befohlen, und zwar dem Nahmen Holm zu Ehren. Ich ging demüthig durch die Reihen von Bedienten hin. Als mir dann meine Schweſter auf dem Vorſaal entgegen flog, mir nur im Vorüberlaufen die Hand drückte und einen Kuß zuwarf: da fiel die kalte Pracht meines Empfanges ſchwer auf mein Herz, und ich ging in den Saal, als wäre ich von einem Fieber befallen.

Er ſaß mit meiner Mutter am Schachbrett, und ſagte, ohne mich anzuſehen: nun, Madame! Acht gegeben! — Meine Mutter durfte nicht nach mir hinblicken; ſie ließ aber einen Stein vom Tiſche fallen, und warf mir, indem ſie ſich bückte, einen lächelnden Blick zu. Meine Schweſter kam aus einem Hinterzimmer, in das ſie heimlich gegangen war, um dem Oheim zu verbergen, daß ſie mich ſchon geſehen hatte.

Bon jour, mon neveu! rief er endlich. Deine Mutter — das ſagte er zweydeutig lächelnd: und, in der That, es iſt ſeine Stärke, Doppelſinn in ſeine Worte zu legen — deine Mutter ſtirbt noch vor Ungeduld, wenn mein Spiel nicht bald zu Ende geht. Er warf den König um, und ſagte: ſo Madame! Schachmatt!... Wie iſt es gegangen, junger Herr? Sterben dort viele alte Leute?

„Ich weiß es nicht, gnädiger Onkel.“

Es wäre doch viel, wenn du das wirklich nicht wüßteſt! — Nun, junger Herr, du haſt deine Studien vollendet. Ich werde dich placiren, und dann ſollſt du heirathen.

Heirathen? ſagte meine Mutter, erſchrocken und ängſtlich.

Ja, meine Gnädige. Warum Ihre ängſtliche Frage? Kommt Ihnen das ſo unerwartet? Oder ſoll ich etwa den jungen Herrn erſt um Erlaubniß bitten, daran zu denken? — (Mein Blut kochte, und ich wollte ſchon losbrechen; meine Mutter ſah mich aber flehend an. Ich erinnerte mich meines Verſprechens, und ſchwieg.) Deine Hand iſt verſagt. Sobald wir in der Stadt ſind, ſollſt du deine Braut ſehen. (Ich verbeugte mich.) Nun, Herr Neveu, ich dächte, meine Vorſorge wäre doch wohl eines Dankes werth. Vielleicht aber auch nicht; denn Ihr jungen Herren möchtet dieſe Vorſorge uns Alten gern erlaſſen. Doch was du möchteſt, mon neveu? O, ich weiß, du möchteſt viel; du erließeſt mir gern noch mehr!... Nun? biſt du ſtumm geworden?

„Der Graf von Donach empfiehlt ſich zu Gnaden, und ſchickt Ihnen hier die bewußten Papiere.“ (Ich zog meine Schreibtafel hervor.) Er nahm ſie, und ging in das Cabinet. Nun wollte ich auf meine Mutter losſtürzen; aber —

bei ihm ſah, ſchrie ſie vor Freude, ſprang auf, tanzte umher, fiel auf die Kniee, lachte, weinte, und rief dazwiſchen mit der Stimme des brünſtigſten Gebets: Allah ekber! (Gott iſt groß!) Dann lief ſie wieder zu dem Baron, knieete neben ihm, benetzte ihn mit ihren Thränen, und küßte ſeine Hände, ſeine Füße.

Er ſeufzte, und ſah ſich um, ob er nicht liegen könnte. Augenblicklich warf Iglou ſich neben ihm zu Boden, nahm ſeinen Kopf auf ihren Schooß, und wand das Waſſer aus ſeinen Haaren. Während dieſer zärtlichen Scene war auch der Nachen an das Ufer gekommen; der Bedlente, der Schiffer ſtiegen aus, und der Baron verlangte trockne Kleider. Aber auf einmahl wurde der Nachen, den niemand hielt, von dem Strome ergriffen und fortgetrieben. Iglou ſtürzte ſich ſogleich wieder hinein, ſchwamm dem Kahne nach, erreichte ihn, ruderte ihn an das Ufer, und eröffnete, als er nun angebunden war, des Barons Koffer. Man zog dem Baron andre Kleidung an, und brachte ihn nun nach Höchſt, einer kleinen Stadt am Main, die nicht hundert Schritte von dieſem Orte entfernt lag. Iglou ſag, Franz! kann ich dem Unmenſchen das vergeben? — meine Mutter winkte mir ängſtlich zu, daß ich es nicht thun ſollte; denn die Thür des Cabinets ſtand halb offen.

Mich konnte er nicht ſehen; ſo kniecte ich denn einen Augenblick nieder, und ſtreckte meine Arme zu ihr hin. Meine Schweſter weinte ſtill in ihr Schnupftuch; meine Mutter ſah mich mit Augen voll inniger Liebe an, und vergoß Thränen. Ihre Empfindungen wurden ihr endlich zu ſtark, und ſie ſank in Ohnmacht. Meine Schweſter und ich, wir ſtürzten Beyde hinzu, und waren um ſie beſchäftigt. Jetzt rief mich der Unmenſch in das Cabinet. Meine Mutter ſchlug die Augen auf, lächelte mich an, und nun ging ich zu ihm.

Erſt um Mitternacht kam meine Mutter mit meiner Schweſter auf mein Zimmer, eine Minute in meinen Armen zu liegen. Sie bath mich, Geduld zu haben. — „O Mutter!“ ſagte ich; „iſt es denn ſo ſchwer, arm zu ſeyn? Und ſind wir denn wirklich ſo arm, daß wir uns von dieſem kalten, harten Menſchen tyranniſiren laſſen müſſen? Würde uns nicht das Gütchen, das uns der Vater hinterließ, ernähren? Laſſen Sie ihm ſeinen Reichthum, und leben Sie in den Armen Ihrer Kinder, die ſich Ihnen hier nicht öffnen dürfen.“

Meine Schweſter erblaßte. Die Mutter ſagte: unſre Marie liebt, und wird geliebt, mein Sohn. Doch nur die Hoffnung, daß ſie einſt reich ſeyn wird, hat ihr die Einwilligung der beyden Familien verſchafft.

„Und ich!“ preßte mir das Gefühl meines

Elendes aus. „Doch — biſt du glücklich, Marie?“ — (Sie warf ſich weinend in meine Arme) „Nun denn, ſo nehme er meine Hand, und verhandle ſie, an wen er will. Ich werde glücklich ſeyn, wenn du es nur biſt, meine Schweſter.“

Sieh, Franz, ſo bin ich denn an eine Unbekannte verkauft. Mein Herz iſt aufgeopfert für Reichthum, für Prunk, vielleicht ſogar nur dem Haſſe eines feindſeligen Oheims.

Ich zittre vor dem Tage, an dem wir in die Reſidenz gehen werden; ich zittre vor jedem anbrechenden Morgen, vor mir ſelbſt. Franz, ich bin ſehr unglücklich!

2.

* * *s.

Heiliger Gott! war das möglich! — Sobald wir hier waren, ließ mein Oheim mich zu ſich kommen, und ſagte: „deine Braut iſt das künftige Fräulein von Lindenhain, die Tochter eines ehemahligen Bankiers und jetzigen Geheimen Kammerraths. Er wird erſt geadelt, und ſo lange bleibt deine Verheirathung ausgeſetzt. Lindenhain iſt der Günſtling unſeres Herrn, und der Zuſtand der Holmiſchen Güter macht den Beſitz eines ſehr großen Vermögens nöthig. Heute wollen wir ihn beſuchen. Ich hoffe, deine neulich ſchweigende Demuth wird keine Verſtellung geweſen ſeyn; denn ich fordre unbedingten Gehorſam.“

Ich verbeugte mich wieder ſchweigend, und wir gingen. Mein Oheim ſtellte mich dem Vater vor, einem liebenswürdigen Greiſe, der ihn eben nicht mit gütigen Blicken anſah. Mir reichte der alte Lindenhain freundlich die Hand, und ſagte: man hat Sie mir als einen edlen jungen Mann geſchildert. Darum ſollen Sie meine Tochter bekommen, und mit ihr das ganze Glück meines Lebens. Ich darf Ihnen, hoffe ich, nicht erſt ſagen, daß ich das Glück nicht in Reichthum ſeye. Mit dieſem Kinde wäre ich auch bey einem ſehr mäßigen Vermögen ein glücklicher Vater geweſen.

Er ließ ſeine Tochter rufen. Die Thür ging auf. O, heiliger Gott! war es möglich!

Jetzt, lieber Franz, will ich dir etwas erzählen, das ich, als das heiligſte Geheimniß meines Herzens, bisher auch dir verſchwiegen habe.

Erinnere dich, lieber Franz, unſers Aufenthaltes in Koblenz, und meines Lieblingsſitzes am Ufer des Rheins, der Inſel gegenüber, aus deren Bäumen das Dach des Frauenkloſters hervorſah. Weißt du noch, wie oft dieſe Inſel und das Kloſter meine jugendliche Schwärmerey und deine frohere Phantaſie beſchäftigten? Ohne daß du es wußteſt, ſtahl ich mich oft ganz allein den Strom hinauf, und ſaß, wenn du meinteſt, ich wäre in Geſellſchaft, einſam unter den Weiden am Ufer, hing mit meinen Blicken an dem Kloſterdache, und glaubte die Geſänge der Kloſterfrauen zu vernehmen. Die Inſel ſchien mir, weil ſie ſo allein, ſo abgeſondert liegt, ein Sitz der Ruhe und des Glückes. Die Einſamkeit hat ja für jedes heiſſe junge Herz ſo vielen Reitz!

Oft ſaß ich der Inſel gegenüber, und hörte die Glockenſchläge des Kloſterthurms, die für mich etwas ſehr Feyerliches hatten. Ich wünſchte, die Inſel einmahl betreten zu können. Ein Fiſcher aus dem nahen Dorfe fuhr mich oft eine Stunde lang auf dem Rhein umher, und ich ließ mich von ihm auch rings um die Inſel fahren. Mit innigem Vergnügen glitt ich unter den Gebüſchen weg, die ihren Rand umgeben, riß verſtohlen einen Zweig ab, und brauchte ihn, meinen Hut zu bekränzen. Mein öfteres Fahren, und kleine Geſchenke, die ich den Kindern meines Fiſchers gab, hatten mir die Zuneigung des Mannes gewonnen; er ließ mich nun ganz allein rudern, und es befremdete ihn gar nicht, daß ich oft erſt um Mitternacht zurückkehrte. So trieb der Strom meinen Kahn einmahl in die ſchattige Bucht der Inſel, auf der jetzt alles ſehr ſtill war. Noch nie hatte ich es gewagt auszuſteigen. Heute that ich es, und ging nun unter den Bäumen hin — mit einer Empfindung, als wäre ich in dem Aufenthalt einer Gottheit.

Von nun an ſtieg ich öfter aus, und kam dem Kloſter immer näher. Es war zu der Zeit, da ich mich von euch Allen abſonderte, auch von dir, Franz, wie du dich wohl noch erinnern wirſt. An einem ſchönen Sommerabend ging ich durch die Gebüſche. Vor mir ſaß unter einem Baum ein junges Frauenzimmer, ganz in Schwarz gekleidet, das ſich von Zeit zu Zeit die Augen trocknete. Sie bemerkte mich nicht, und ich konnte te ſie alſo in völliger Ruhe betrachten. Daß ſie nicht zu den Nonnen gehörte, zeigte mir ihre Kleidung. So blöde, ſo in mich ſelbſt zurückgezogen ich auch war, hatte ich doch den Muth, ihr näher zu treten und ſie anzureden. Ich fragte, ob der Verwalter auf der Inſel oder am Lande wohnte; und ſie antwortete mir: ſie wiſſe es nicht, weil ſie erſt ſeit dem Tode ihrer Mutter, und nur ein Paar Tage im Kloſter ſey.

Darum also, ſagte ich mitleidig, fließen Ihre Thränen! — Sie ſprach von ihrer Mutter mit ſo vieler kindlichen Liebe, daß ich — du weißt, wie ſehr ich die meinige liebe — mit ihr weinte.

Das Geſpräch ſchien ihr zu ſchmerzlich zu ſeyn; ſie brach es bald ab, und ging. Ich ſetzte mich, wo ſie geſeſſen hatte, und träumte noch eine Stunde in ſchwärmeriſchen Vorſtellungen. Das Mädchen ſelbſt, noch mehr der Ort, wo ich es geſehen, und das Heimliche meiner Fahrt, hatten tiefen Eindruck auf mich gemacht; kein Wunder, daß ein junger Menſch von achtzehn Jahren ſich ein ſchönes Mädchen von funfzehn als ſeine Geliebte träumte. Ich liebte ſie wirklich; und von dem Augenblicke an hatte ich allen Muth verloren, ſie wieder anzureden, ob ich gleich jeden Abend auf der Inſel war, und ſie zuweilen auf demſelben Platze fand. Ich ging dann in der Ferne vorüber, und grüßte. Sie dankte, und nun nahmen wir, als hätten wir es verabredet, — ſie den Weg zum Kloſter, ich den an das Ufer, zu meinem Kahne.

Ihr Bild ſchwebte immer vor meiner Seele, und allmählig fing ich an zu glauben, auch ſie müſſe etwas für mich empfinden. Sie war jetzt faſt jeden Abend an dem gewöhnlichen Orte, hatte ſogar die Bucht, wo ich anlandete, ausgeſpürt; und erwartete mich zuweilen da. Noch mehr! ſie ſtand zuweilen, wenn ich abgefahren war, wieder dort, um mir nachzuſehen. Das alles machte mich aber noch furchtſamer; ich redete ſie niemahls an, und war dennoch glücklich, daß ich ſie nur ſehen konnte.

Eines Tages fuhr ich nach Neuwied. Als ich in die Gondel trat, erblickte ich das Mädchen, das mein Leben ſo genußreich, und mein Herz ſo unruhig machte. Wir errötheten Beyde. Es waren, wie ich bald hörte, Verwandte bey ihr; ich hatte aber nicht den Muth, mich in ein Geſpräch mit ihnen einzulaſſen. Ich warf verſtohlen Blicke auf die Geliebte, und wir errötheten von Zeit zu Zeit, wenn unſre Augen einander begegneten. Irgend eine Merkwürdigkeit am Ufer oder auf dem Fluſſe — ich weiß nicht, was es war; denn ich hörte und ſah nur ſie — lockte die ganze Reiſegeſellſchaft an die Seite der Gondel, wo ich meinen Platz hatte. Man rief auch Annen, daß ſie ſehen ſollte. Nun wußte ich denn endlich ihren Nahmen, mehr aber auch nicht. Es war noch ein Platz neben mir: ſie trat dahin, und ließ die Arme läſſig herabhangen. Ich betrachtete ſie von der Seite, und es ſchien mir, als ſähe ſie eben ſo wenig wie ich. Ich wagte es endlich, auch meinen Arm allmählich ſinken zu laſſen, bis die Spitzen meiner Finger ihre warme, weiche Hand berührten. Sie zog die Hand nicht weg, ob ich gleich zuweilen eine Bewegung fühlte, als wäre ſie im

Begriff, es zu thun. So ſtanden wir, bis ſich Alle wieder ſetzten. Nun berührten ſich unſre Hände ſchnell, und wir erröthеten Beyde noch einmahl.

Bey Neuwied ſtiegen wir aus. Der Schiffer fragte mich, ob ich mit der Geſellſchaft wieder zurückkehren wollte; dann möchte ich um acht Uhr Abends kommen. Kaum war ich im Stande Ja zu ſagen, und hätte faſt mit einer Art von Grobheit Nein geantwortet.

Ich war ſchon um fünf Uhr am Ufer, und hatte mir, weil ich mich meiner Furchtſamkeit ſchämte, feſt vorgenommen, mit ihr zu ſprechen. Sie kam, und das vorige Spiel ging aufs neue an, nur mit dem Unterſchiede, daß wir jetzt neben einander ſaßen. Die Fahrt ging langſam den Rhein hinan. Alle Reiſende ſtiegen aus; wir, meine Geliebte und ich, blieben noch ſitzen. Endlich waren wir ganz allein in der Gondel, von einer heiligen Dämmerung umgeben. Jetzt warf ein Windſtoß die Leinwand, welche man in die Höhe geſchlagen hatte, herunter, und verhüllte uns. Wir griffen Beyde darnach. Meine Hand berührte die ihrige, und ich fühlte, daß ſie zitterte. Nun wurde ich muthiger, und zog ſie näher zu mir. Sie duldete es, ſank ſchweigend an meine Bruſt, und ſeufzte, als meine Arme ſie umfaßten. Ich drückte einen heiſſen Kuß auf ihre Lippen. Das alles geſchah in wenigen Sekunden. Jetzt rief man am Ufer ihren Nahmen. Sie riß ſich aus meinen Armen, und eilte, zu ihren Verwandten zu kommen. Ich ſtand da wie ein überführter Verbrecher, (und doch ſo überglücklich!) bezahlte den

Schiffer, warf mich dann zwiſchen den erſten Felſen, die ich antraf, zu Boden, und dachte mit unausſprechlicher Angſt, daß ich die geliebte Unbekannte durch meinen Ungeſtüm beleidigt hätte.

Ich ſah ſie nicht wieder, ſo viel ich auch von nun an forſchte; ja ich konnte nicht einmahl erfahren, wer ſie wäre. Und dennoch liebte ich ſie mit einer Gewalt, die nur meine Jugend, und mein verſchloſſener Charakter möglich machte.

Thorheit der Jugend! wirſt du lächelnd ſagen. Iſt denn aber der Ehrgeitz des männlichen, und der Geldgeitz des höheren Alters — nicht beſſer; nein! — nur eben ſo gut, wie dieſes, von der Natur geheiligte und beſchützte Gefühl eines jungen Herzens?

Genug, ich liebte meine Unbekannte mit der ſtärkſten Leidenſchaft. Und — denke dir meine Empfindung! — jetzt ſtand ſie auf einmahl vor mir: als meine Braut, die der despotiſche Wille meines Oheims mir aufzwang.

Bey dem erſten Blick erkannten wir einander, und wurden wechſelsweiſe blaß und roth. Mein Oheim konnte ſich unſre Verwirrung freylich nicht richtig erklären, und ſagte mit gerunzelter Stirn: „biſt du ſtumm, junger Herr?“ — Ich hatte doch Beſinnung genug, ihn nicht merken zu laſſen, wie glücklich ſeine Tyranney mich machte, und ſagte meiner Geliebten ein Paar artige Worte über unſer Verhältniß. Sie verbeugte ſich ſchweigend und hocherröthend. Mein Oheim, der mit ihrem Vater Geſchäfte hatte, gab mir einen Wink, daß ich gehen ſollte; der Vater öffnete mir die Gartenthür, und ich both meiner Geliebten den Arm. Kaum waren wir im Boſket, ſo warf ich mich vor ihr nieder, und entdeckte ihr meine lange ſtille Liebe, die nun der gütige Himmel ſo unerwartet beglückte.

„Sie wußten . . . ?“ fragte ſie mit ſanftem Lächeln; „und wollten nur verſuchen, ob ich eine gute, gehorſame Tochter wäre? O, es koſtete mir viel, einer Liebe, die mein Herz ſchon fühlte, ungetreu zu werden.“ Ich ſagte ihr: nur aus Liebe zu meiner Mutter und Schweſter hätte ich dem Oheim gehorcht, ohne mein Glück zu ahnen; und müſſe ihm jetzt auch verbergen, wie glücklich er mich mache, weil er ſonſt vielleicht auf den Gedanken kommen könne, ein Band, das er, ohne mich zu fragen, geknüpft habe, wieder zu zerreiſſen.

Franz, du kannſt dir nicht denken, was ich empfand, als nun das theure, geliebte, und mir noch immer fremde Mädchen ſich an meine Bruſt lehnte, und mit holdem Erröthen mir ihre ſtille, verborgene, fromme Liebe geſtand! Vielleicht hat nie ein Mann etwas Aehnliches empfunden, weil ſchwerlich ſchon einer in dieſer Lage mit ſeiner Geliebten geweſen iſt. Alles, was die Liebe ſonſt nach und nach gibt, Wohlwollen, Achtung, Vertrauen, innige Herzlichkeit: das erhielt ich in Einer Sekunde, als ſie mit holder Scham zum erſten Mahl ihre Lippen auf die meinigen drückte. „O,“ ſagte ſie endlich mit einem rührenden Blicke gen Himmel: „wem habe ich nun dieſes einfache, argloſe Herz, wem meine Ruhe, meine Glückſeligkeit anvertrauet!“

Einem gewiß nicht minder einfachen, argloſen Herzen, das Sie liebt! erwiederte ich, und

UNIV. BIBL. BERLIN

ſah ihr feſt in die Augen, die ſich nach und nach benetzten.

„Ich kenne Sie nicht!“ ſagte ſie ſeufzend.

Auch ich kenne Sie nicht; aber ich liebe Sie, und ich fühle, daß Sie das Glück meines Lebens ſeyn werden.

„Nun denn;“ ſagte ſie mit zärtlicher Rührung: „Mein Herz gehörte Ihnen ſchon lange. Nehmen Sie jetzt mit dieſem Handſchlage auch mein höchſtes Vertrauen, und das Verſprechen der heiligſten Treue. Ja; von dieſem Augenblick an ſind Sie meine Welt, und jeder meiner Gedanken ſoll Ihnen gehören.

Unſre Empfindungen erreichten den höchſten Grad: wir waren wie begeiſtert, und fühlten dennoch eine ſolche Ruhe, eine ſolche ſtille Seligkeit, als wären wir ein Jahrhundert die vertrauteſten Freunde geweſen. Nach einer Stunde, in welcher wir einander unſre geheimſten Gedanken und Empfindungen geſagt hatten, waren unſre Herzen ſo gänzlich Eins geworden, daß keine Gewalt ſie je wieder trennen kann.

Wir mußten uns endlich wieder fremder gegen einander betragen, weil ihr Vater mit meinem Oheim kam. Dieſer ſagte: unſre Verbindung ſollte erklärt werden, ſobald nur eine gewiſſe Angelegenheit (die Standeserhöhung Lindenhains ohne Zweifel) in Ordnung gebracht, und ſobald ich im Dienſt des Fürſten angeſtellt wäre. Auf dem Rückwege ſchien er zu beobachten, ob er nicht ein Zeichen von Verdruß in meinem Geſichte ſehen würde. Ich ſagte ihm aber mit der gleichgiltigſten Miene, ohne alle Zeichen von Unwillen und von Vergnügen: mein Oheim, ich half auch dabei, ſo viel ſie konnte. Kaum lag aber der Baron im Bette, ſo taumelte ſie, wurde gelb, zitterte, und ſank erſchöpft zu Boden. Sie wurde mit Gewalt in ein Bett gebracht; denn ſie wollte ſchlechterdings nicht aus des Barons Zimmer. Einige Stunden, ſo lange ihre erſchöpften Kräfte ihr jeden Widerſtand verſagten, hielt ſie ſich ruhig; dann aber verlangte ſie mit Heftigkeit wieder nach ihrem Herrn.

Der Baron hatte ſich unterdeſſen völlig erholt. Man erzählte ihm nun ſeine Rettung, und ſagte ihm, daß Iglou durchaus nicht im Bette bleiben wollte. Er ging ſogleich zu Iglou, die ihm die Arme entgegen ſtreckte, bat ſie ruhig zu ſeyn, ſetzte ſich vor ihr Bett, faßte ihren Puls, und drückte ihr dabei zärtlich die Hände. Sobald er mit ihr allein war, küßte er mit den Worten: „meine edle Retterin!“ ihre vollen Lippen. Iglou warf in heißer Leidenſchaft ihre Arme um ſeinen Nacken, drückte ihn an ihre Bruſt, ließ dann die Arme ſinken, verhüllte ihr Geſicht, und fing an laut zu weinen. Nach einer halben Stunde kam endlich ein Arzt. Er erklärte, daß weiß zu gehorchen. Jetzt mochte er zum erſten Mahle etwas Andres als Haß für mich empfinden; denn er blickte mich weniger finſter an, und reichte mir die Hand. („Ihr Sohn, Madame," hat er nachher zu meiner Mutter geſagt, „beträgt ſich wenigſtens als ein verſtändiger Menſch. Ich bin mit ihm zufrieden.")

Meine Mutter und Marie blickten mich ſehr ängſtlich an, als wir zurückkamen, und leider konnte ich ihnen nicht einmahl einen Wink geben, ſie zu beruhigen, weil der Oheim mich unaufhörlich beobachtete. Endlich ging er. Nun ſprang meine Mutter auf, und legte ſchluchzend die zitternden Arme um meine Schultern. Als ich ihr dann ſagte: ich bin der glücklichſte Menſch auf der Erde; ich habe in meiner Braut meine Geliebte wieder gefunden! und als ich ſie in wenigen Worten überzeugt hatte, daß ich mit voller Wahrheit ſpräche: — da hob ſie die Arme gen Himmel, und ſagte: „allgütiger Gott! ſo groß, ſo reich iſt die Belohnung eines guten Sohnes! Er opferte mir ſein Herz, und du beſeligſt ihn dafür mit Liebe!"

Wäre mein Oheim Zeuge davon geweſen, mit welchen Empfindungen wir einander umarmten: vielleicht hätte ihn der Gedanke erſchüttert, daß er gegen ſeinen Willen der Schöpfer unſeres Glückes hatte ſeyn müſſen!

So hat mich denn Feindſchaft in den friedlichſten Hafen geleitet! Alle meine Wünſche ſind erfüllt, von eben dem Manne erfüllt, vor dem ich am meiſten zitterte. Der Haß gab mir ein ſchöneres Glück, als mir die zärtlichſte Freundſchaft geben konnte. — So muß, glaube ich, dem Menſchen ſeyn, der bebend in die Arme des Todes ſank, und in demſelben Augenblicke zu einem höheren, glücklicheren Leben erwachte. — Mein Widerwille gegen meinen Oheim hat ſich vermindert, und ich ſehe nun manches, was er thut, in einem weit beſſeren Lichte. Ich würde ihn Vater nennen, wenn er nur ein einziges Mahl „mein Sohn“ zu mir ſagte.

Lindenhain iſt mit ſeiner Tochter ein Paarmahl bey uns geweſen, und wir bey ihm. „Junger Herr,“ ſagte mein Oheim kalt, „da deine Verlobung noch nicht erklärt iſt, ſo wirſt du deine Braut nicht auszeichnen; und Sie Madame, und Sie Fräulein, werden nichts thun oder ſagen, woraus auch nur Lindenhains vermuthen könnten, daß Sie ſchon etwas wiſſen.“ Meine Mutter ſeufzte. Er warf ihr einen finſtern Blick zu, und ſagte: „ſo will ich es!“

Ich bekam aber dennoch Gelegenheit, meine Anne einen ſchönen unbewachten Augenblick an das Herz meiner Mutter zu führen; ja, ich redete ſogar mit ihr ab, zu welcher Zeit es möglich wäre, uns allein zu ſehen. Seitdem hat die übrige Welt für mich aufgehört zu exiſtiren. Ich habe meinem Oheim (was er mir übrigens nicht einmahl anrechnet) mein ganzes Schickſal ruhig überlaſſen, und ſage zu Allem Ja. Er hält das gewiß für die Wirkung meiner Begierde nach ſeinem Vermögen. O, wenn er wüßte, wie höchſt unbedeutend für mich ſein Reichthum iſt, und wie gänzlich ich in den Armen meiner Anne ihn vergeſſe, weil ich nur mein unausſprechliches Glück denke!

Aber wehe mir, wenn er es wüßte! Würde

er ruhig das Glück eines Menſchen anſehen, den er haßt, und den er nur als eine lebloſe Maſchine gebrauchen will: — eine Maſchine, die er nur darum nicht zerſchmettert, weil ſie ſeinen Nahmen hat? Denke nur, Franz! ſelbſt die Unterwürfigkeit, die er doch von mir fordert, giebt ihm neuen Anlaß, mich zu verhöhnen. Als meine Mutter neulich meinen Gehorſam gegen ihn lobt, ſagt er ſpottend: „nun ja! ich liebe ſolche Menſchen, wenn ich ſie auch nicht achten kann.“

Meine Mutter verſchwieg mir das; Marie erzählte es mir wieder. O, ſagte ich; mag er doch! Ich kann ihm jetzt viel, ich kann ihm alles verzeihen. Er hat ja mein Leben zu einer langen Seligkeit gemacht!

3.

N[illegible] * * *n.

Die armen Menſchen! was iſt der Preiß, um den ſie ſich quälen! Auch mir hielt der Ehrgeitz ehemahls den lockenden Lorbeerkranz vor die Augen; aber, Gott Lob! ich lernte früh genug, daß nichts Wünſchenswertheres auf der Erde iſt, als Tugend in ſtiller Genügſamkeit. — Unſer Fürſt, der bey ſeiner blühenden Geſundheit ein langes Leben, und mit ſeiner jungen, ſchönen Gemahlin eine fruchtbare Nachkommenſchaft hoffen ließ, ſetzt ſich zu Pferde, reutet zur Jagd, erhitzt ſich, und wird von einem Ungewitter überfallen. Die Folge davon war ein Fiber, das die Aerzte als unbedeutend anſahen, das aber in drey Tagen ſein Leben endigte. Nun ſollteſt du ſehen, wie der Tod dieſes Einen Mannes plötzlich alles in eine andre Form gegoſſen hat! Der Prinz * *, der hier in einer ſehr abhängigen Lage lebte, und mit dem der Verſtorbene, wie jedermann wußte, ziemlich unzufrieden war, iſt ſein Nachfolger. Er denkt hell; er liebt das Frömmeln nicht; und auf einmahl ſind alle Mönche aus den Geſellſchaften verſchwunden, zu denen ſie vorher ſehr oft gezogen wurden. Man ſpielt den renomiſtiſchen Freygeiſt in allen ſchönen Künſten, da man vorher ganz unerträglich von nichts als von Antiken redete; denn man weiß, daß der Prinz ein Paarmahl über die Kunſtliebhaberey ſeines Vorgängers gelächelt hat.

Wahrhaftig, man ſollte glauben, plötzlich durch einen Zauberſchlag in eine ganz andere Stadt, unter ganz andre Menſchen verſetzt zu ſeyn. Alium crederes senatum, alium populum *), ſagt der ernſte Richter und der feinſte Kenner der Menſchen, mein Tacitus; und konnten dieſe Worte jemahls richtig angewendet werden, ſo iſt es hier, ſeitdem ſich die Nachricht von dem Tode des Fürſten verbreitete. Je falſcher die Ehrerbiethung war, die man dem neuen Fürſten erwies, mit deſto größerem Geräuſche erwies man ſie ihm.

Mein Oheim, der ſchon vorher (aber freylich nur ſehr geheim) mit dem Prinzen in Verbindung geſtanden hatte, wurde zu ihm gerufen. Man erfuhr das; und nun war ſein Haus wie

---

*) Man ſollte den Senat für einen andern, das Volk für ein andres halten.

von Menſchen belagert. Die Günſtlinge des Verſtorbenen ſind vergeſſen, und die Freunde des neuen Fürſten betragen ſich nun gerade eben ſo wie jene, ob ſie gleich ſonſt immer behaupteten: ein Fürſt müſſe keinen Günſtling haben, und wer es ſey, dürfe ſich nicht damit brüſten.

Mein Oheim kam von dem Fürſten mit einem Geſichte zurück, worin nicht weniger Ungewißheit als Triumph zu leſen war. Niemand weiß bis jetzt recht eigentlich, wo er ſein Netz auswerfen ſoll; denn des Fürſten Blick iſt ein bloßes Lächeln, und er ſagt weiter nichts, als: „wir werden ja ſehen!" Man macht ſich Connexionen unter Freunden und Feinden, erwartet ängſtlich, wen man wird lieben, wen man wird haſſen müſſen, und beneidet jeden, der unter der vorigen Regierung mit Strenge behandelt wurde. Es war ein ſeltſames Schauſpiel, wie alles kombinirte, und auf welche ſeltſame Ideen mancher gerieth, um den Weg an den Hof frey zu bekommen oder frey zu behalten. Nur der alte Miniſter, der ſchon unter drey Regierungen immer in gleicher Achtung geblieben iſt, und den der neue Fürſt ſogleich wieder an die Spitze der Geſchäfte ſtellte, blieb ruhig. Er wurde gefragt, wie er es angefangen habe, ſich bey vier neuen Fürſten zu erhalten. Der ehrwürdige Greis erwiederte lächelnd: „ich habe meine Arbeiten mit Liebe und gewiſſenhaft verrichtet, dem Lande als ein ehrlicher Mann gedient. und meinen Herren nie geſchmeichelt: das muß es ſeyn." — Ja wohl, edler Menſch, dachte ich; das iſt es!

Mitten in dieſem lärmenden Drängen und Treiben, von dem mein Oheim ſo gut wie jeder

Andere mit fortgeriſſen wird; lebe ich Tage, wie ſie der Himmel nur ſeinen erklärten Lieblingen zutheilt. Ich kann, da ich noch nicht angeſtellt bin (fürs erſte ſoll ich Kammerjunker werden), täglich zu meiner Anne gehen, die, ſo oft ich ſie ſpreche, den edelſten Ehrgeitz in meiner Bruſt immer ſtärker entzündet: den, in einer tugendhaften Stille, in dem glücklichen Kreiſe eines wechſelſeitigen Vertrauens zu leben, und meine Wünſche auf die Würde des Bürgers, des Freundes, des Gatten, des Vaters, zu beſchränken. O, und wäre ich von der Ehrſucht des Hof- oder Geſchäftsmannes noch nicht ganz frey geweſen: — was ich ſeit einigen Tagen geſehen habe, hätte ihn mit der letzten Faſer aus meiner Seele geriſſen.

Mein Oheim hat tauſend Geſchäfte, achtet gar nicht mehr auf mich, und kömmt nur höchſt ſelten zu Lindenhain, wo ſeine Gegenwart mir immer den unerträglichſten Zwang auflegt. Ein Blick, ein Seufzer von Annen zeigt mir zuweilen, daß ſie nicht ganz ruhig iſt. „Ich fürchte," ſagte ſie geſtern, „mein Vater wird bey dieſer Veränderung verlieren. Er hat viele Feinde."

Feinde? liebe Anne. Dein Vater? Wodurch hätte er irgend einen Menſchen beleidigt?

„Durch ſein ſchnelles Glück. Er kam mit einem großen Vermögen hieher, und zeigte dem vorigen Fürſten, warum ſeine Fabrik- und Finanz-Anlagen nicht hatten gerathen können. Der Fürſt ſchätzte ihn, zog ihn hervor, und beehrte ihn mit ſeinem Vertrauen, ja mit ſeiner Freundſchaft. Der Arme, der Geringe, haßt nicht den Reichen, den Vornehmen; wohl aber den Mann, den er reich oder vornehm *werden* ſieht." — Hat ſie nicht Recht? Iſt dieß nicht beynahe ein allgemeiner Charakterzug des ganzen menſchlichen Geſchlechtes?

Doch ſelbſt Annens Unruhe macht mich noch glücklicher. Wenn das geſchähe, was ſie befürchtet: nun, ihr Vater würde ſich dann für den Uiberreſt ſeines Vermögens ein Gut kaufen, und mein Wunſch, mit ihr im Schooße der Natur zu leben, wäre erfüllt. Als ich einige Worte hierüber äußerte, ſagte ſie mit bedeutenden Blicken: „und Sie könnten dann Ihren Oheim entbehren!" — Ich denke daran nicht gern; denn ich fühle, daß ich ihn, wenn ich ihn entbehren *könnte*, nicht würde entbehren *wollen*. — „Sophiſterey eines falſchen Ehrgefühls!" ſagte meine Anne. Aber ſie irrt ſich. Ich that und duldete alles, um meiner Mutter und meiner Schweſter willen. Wären *ſie* nicht — mein Oheim hätte mich nie wieder geſehen. Doch dann wäre ich auch nicht glücklich geworden. So iſt es denn beſſer, wie es der Zufall gemacht hat. Zufall? Könnte nicht die ewige *Weisheit* es ſo gewollt haben? Adieu.

4.

* * *n.

Mit meiner Geduld iſt es zu Ende, lieber Franz Ich bin mir wiedergegeben; und — dem Himmel ſey Dank! — ich fühle mich beſſer, ſtärker, muthiger, zufriedener mit mir ſelbſt, als ehemahls. Was auch meine Mutter ſagen mag, es war in dem Verhältniſſe mit meinem Oheim und mir etwas Unnatürliches. Dem Weibe, das von Jugend auf an den Zuſtand des Leidens gewöhnt iſt, fiel es nicht auf; mich aber trennte es von mir ſelbſt. „Nachgiebigkeit, mein Sohn, ehrt den Mann, wie das Weib!“ ſagte meine Mutter. — Ja, Mutter, erwiederte ich; aber würden Sie mir gerathen haben, mich den Launen des Oheims ſo aufzuopfern, wenn er arm geweſen wäre? — Das iſt es! Ihr möget ſagen, was ihr wollt. Auch du, Franz! Du meinteſt einmahl: „was iſt es denn nun? Ein Paar Jahre gehorchen, um ein ganzes Leben befehlen zu können.“ Nein, Franz, es war mehr. Ich hatte die Achtung für mich ſelbſt verloren. Zwar ſchwieg ich, und gab euch Allen Recht, dir, meiner Mutter und meiner Schweſter; doch eine laute Stimme in meinem Innern konnte ich nie unterdrücken. Ich war über die Härte, über die Grauſamkeit meines Oheims erbittert; wenn ich aber an die ſtolze Verachtung dachte, mit der er mich als eine willenloſe Maſchine behandelte, ſo fehlte es mir an Muth, ihm einen Vorwurf darüber zu machen. Denn — hatte ich mich ihm nicht als eine Maſchine überlaſſen? — Nicht die Herrſchſucht allein macht Tyrannen, ſondern auch die zahme, feige, niedrige Unterwürfigkeit der Menſchen, die ſich ihr hingeben. Und wozu denn? warum denn? Quid brevi fortes jaculamur aevo multa *)? Warum

---

*) Nah dem kurzen Ziele, was ſtrebt man raſtlos Weiter?

Horaz, nach Ramlers Uiberſetzung.

mußte ich die milde, helle Sonne einer glücklichen Jugend hingeben für die ungewiſſe Hoffnung eines Sonnenblicks im Alter! Nein, ſeitdem ich die Feſſel zerbrochen habe, die meine eigene Feigheit mir angelegt hatte: ſeitdem fühle ich erſt, was ich hätte ſeyn können, wie viel Glück ich ſo lange entbehrte. Die jugendliche raſche Freude, um die ich dich oft beneidete, jenes ſtolze Selbſtgefühl, das die Freude erweckt, bey den Hoffnungen großer Thaten: das habe ich unter der ſtrengen Herrſchaft meines Oheims, und durch die feige Demuth, die ich ſehr unrichtig Tugend nannte, verloren. Warum wagte ich es nie, mich in den lauten Tanz der Jugend zu miſchen? warum blieb ich immer entfernt von eurem frohen Kreiſe? Ihr nanntet das Weisheit, was ſonſt nichts war, als das Gefühl, daß ich dieſe Freude eines ſich ſelbſt gehörenden Herzens nicht verdiente. Ja, Furcht und niedriger Eigennutz brachten mich um den Frohſinn der Jugend. Doch nun will ich mir ſelbſt angehören. Die Feſſel iſt zerſprengt, und der Gefangene hüpft fröhlich in dem freyen Raume der Schöpfung.

Du mußt doch auch wiſſen, wodurch ich mir ſelber wiedergegeben bin. Mein Oheim hatte die Gunſt des neuen Fürſten, deſſen Charakter er genau kennt, durch ein freymüthiges, von Vertraulichkeit und von Schmeicheley gleichweit entferntes Benehmen, wozu ſein natürlicher Charakter ihn ſchon ohnedieß treibt, in einem hohen Grade gewonnen. Er wurde Geheimerrath und Präſident im Finanz-Kollegium. Gleich nachher geſchah, was Anne befürchtete. Eine

Kommiſſion ſollte Lindenhains Rechnungen, und ſeine ſehr großen Forderungen unterſuchen. Mein Oheim bekam den Vorſitz bey dieſer Kommiſſion, und ich dachte: in beſſere Hände kann Lindenhain nicht fallen; ob ich gleich ſehr wohl bemerkte, daß dieſer nicht ganz ruhig blieb, als er die Nahmen der Kommiſſarien hörte. Zum Unglück hatten ſeine neuen Fabrik-Anſtalten gar nicht den Beyfall des nunmehrigen Fürſten. Dieſer hielt ihn für einen von den vielen Projektmachern, welche ſich unter der vorigen Regierung bereicherten, und dann das Land verließen. Es fiel mir freylich auf, daß mein Oheim nun allen Umgang mit Lindenhain abbrach, und gegen mich den Wunſch äußerte, alle öffentliche Beſuche in deſſen Hauſe zu vermeiden. Doch, das konnte er vielleicht nöthig finden, um dem Manne deſto nützlicher zu ſeyn. Damit beruhigte ich Annen, die viel beſorgter war, als ich.

In dem Laufe der Unterſuchung, von deren Gange übrigens nichts bekannt wurde, fing Lindenhain an, ſich über das Verfahren meines Oheims zu beklagen. Da aber dieſer wußte, daß ich meine Braut und ihren Vater oft beſuchte, und mir den Umgang mit der Familie nicht verboth: ſo hatte ich immer guten Muth, und ſuchte auch Annen zu erheitern. Ich war einmahl allein bey ihr im Zimmer, als ihr Vater von einer Sitzung der Kommiſſion zurückkam. Er trat mit einem ſchweren Seufzer herein, ſah mich lange bedeutend an, und ſagte endlich mit einer bittern, ihm nicht gewöhnlichen, Heftigkeit: „weiß Ihr Oheim, daß Sie hier ſind?" Ich bejahete die Frage ganz ruhig. Er rundie Mohrin in einem heftigen Fieber läge, und ging mit dem Baron auf ſein Zimmer, um ihr etwas zu verſchreiben.

Der Baron ſagte lächelnd: „Lieber Herr Doktor, Ihre Mittel möchten wohl bei dieſer Menſchenrace wenig anſchlagen. Bedenken Sie doch die große thieriſche Lebenskraft dieſer Schwarzen! Ihre Arznei iſt für die zarten Gefäße und Säfte der Celtiſchen Nationen berechnet; und dieſe Abyſſinierin ...“ Gut, ſagte der Arzt, und nahm die Feder; wir wollen die Portionen verdoppeln.

Der Baron wurde blaß vor Schrecken. „Nein, Herr Doktor! halten Sie ein!“ rief er zitternd! „Sie könnten das Mädchen tödten. Ich bitte ſie inſtändigſt, ja nicht mehr, als Sie dem zarteſten Frauenzimmer verordnen würden!“

Flaming ſelbſt gab Iglou die Arznei, und nur die Hälfte von dem, was verordnet war; aber doch zitterte er, daß es zu viel ſeyn könnte. Iglou ſagte, als ſie die Arznei nahm, mit einem leidenſchaftlichen Blicke: ich bin längſt geſund; dein Mund hat mich geſund gemacht. Der Baron ſah ſich um, ob ihn runzelte die Stirn, und gab ſich ganz augenſcheinlich Mühe, zu ſchweigen; doch nicht lange, ſo brach er zornig aus: „es wäre ein Meiſterſtück von hölliſcher Bosheit, wenn er mich ſo betrogen hätte, oder, wenn auch Sie mich ſo betriegen könnten!... Nein, Baron, Sie nicht! gewiß nicht!“ ſetzte er ſogleich hinzu. „Verzeihen Sie der Hitze eines bitter gekränkten Mannes. Aber, wie dem auch ſey, in Hinſicht auf Ihre Verbindung mit meiner Anne, habe ich Ihrem Oheim Entdeckungen gemacht, durch die ich unglücklich werden kann, ob ich gleich ganz unſchuldig bin.“

Fürchten Sie nichts von meinem Oheim, ſagte ich ruhig.

„Nichts? Die Entdeckungen des Freundes hat er der Kommiſſion mitgetheilt, die recht abſichtlich mein Unglück erzwingen will. Ich fürchte, Baron, man wird mich arm machen. Doch — wie kann ich bey dem bleichen Geſichte meiner Tochter an den Verluſt meines Vermögens denken! Es iſt mehr. Ich fürchte, Ihr Oheim wird Ihre Verbindung mit Annen zerreißen.“ (Sie wurde noch bleicher, als ſie ſchon war, und fing an ſehr heftig zu zittern.)

Und wenn er alles thäte, was Sie fürchten: — mich von meiner Anne trennen, das kann er nicht!

„Das könnte er nicht? Worauf gründen Sie ihre Behauptung, junger Mann?“

Auf mich! Er kann es nicht, weil ich den feſten, unüberwindlichen Willen habe, meiner Anne treu zu ſeyn.

Nein, ſagte Anne, und lehnte ſich an meine Bruſt: gewiß kann er unſre Herzen nicht von einander reiſſen.

Der Vater ſah mich an. „Aber doch konnte er viel, Baron! Er beherrſcht ſie unumſchränkt. Selbſt dieſe Liebe war ſein, nicht Ihr Wunſch. Daß es Ihnen an gutem Willen fehlt, fürchte ich nicht (denn ich weiß, daß Sie Annen lieben), aber wohl, daß Sie nicht ſtandhaft ſeyn werden. Ich liebe Sie, Baron, ich liebe Sie zärtlich, und darum bin ich deſto ängſtlicher. Ihr Oheim hat Sie immer gehindert, ein Mann zu ſeyn!“ (Franz, dieſe Worte ſchnitten tief in meine Seele).

So kann man freylich von mir denken! . . . Doch Sie, liebe Anne?

Ach, Holm! hat mein Vater nicht einigermaßen Recht? ſagte ſie ängſtlich.

Sehr Recht, erwiederte ich kalt: ſehr Recht! Mein Oheim hat mich gehindert; aber dennoch bin ich ein Mann geworden, bin ich ein Mann geweſen. Und von dieſem Augenblick an (ich faßte ſie in meine Arme) ſoll dir nie wieder ein Menſch den Vorwurf machen können, du liebteſt einen Feigherzigen. — Ich griff nach meinem Hute.

Der Vater hielt mich auf. „Wohin? Sie werden mit dieſer raſchen Hitze alles verderben.“

Raſchen Hitze? In der That, Sie halten mich für noch weniger, als für einen Mann.

„Sie wollen Ihren Oheim zur Rede ſetzen. Bey dieſer Aufwallung . . .“ —

Ganz und gar nicht, ſagte ich ruhig lächelnd; denn ich war kalt geworden. Was habe ich mit meinem Oheim überhaupt noch von einer Verbindung zu ſprechen, die völlig abgeſchloſſen iſt? Aber — wollen Sie ihm etwas über Ihre Angelegenheit ſagen laſſen?

Er ſann einen Augenblick nach. „Uiber meine Angelegenheit? Nein, Baron, wenn über Sie und meine Anne nichts zu reden iſt, dann habe ich gar nichts über Dinge zu ſagen, die ich ſehr wohl empören kann. So viel, als ich zu einem bequemen Leben brauche, müſſen ſie mir doch laſſen! ... Lieber Baron, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr mir Ihre Stellung wohlgefällt.“ (Ich ſtand ruhig lächelnd da, und hielt die Hand meiner Anne). „Ihr Oheim wird Ihre Verbindung mit meiner Tochter zerreiſſen wollen, und mich arm machen: daran zweiſle ich nicht mehr. Doch behält nur Anne dieſes frohe Geſicht, und ſind wir Beyde Männer: was hat er uns dann genommen?“

Und wie viel gab er mir! ſagte ich: dieſe Hand! das Glück meines Lebens, das ich ſchon verloren zu haben glaubte!

„Schon verloren?“

Ich erzählte ihm, wie ich mit Annen bekannt geworden wäre. Wir liebten einander ſchon ſeit drey Jahren! ſagten wir alle Beyde.

„Nun denn! er kann uns nimmermehr ſo viel nehmen, als er uns gegeben hat. Wir bleiben ihm immer Dank ſchuldig.“ — Ich ging in dem ſeligſten Gefühle der Liebe und meines Werthes.

Zu Hauſe trat mir meine Mutter mit einem ſehr verlegenen Geſicht entgegen. Meine Schweſter ſeufzte, als ich vorüber ging. Ich ſah lächelnd auf ſie zurück, und trat näher zu meinem Oheim, der mit der gleichgiltigſten Miene auf mich hinblickte, und dann wieder in einem Stoß Akten blätterte. Aus den Mienen und dem Zuwinken meiner Mutter und meiner Schweſter errieth ich mein Schickſal ſchon; und dennoch — ich weiß nicht warum — wurde meine Empfindung gegen meinen Oheim um nichts bitterer. Ich ſah ihn lächelnd an, und bemerkte — jetzt zum erſten Mahle — in ſeinem Geſichte große Aehnlichkeit mit der Phyſionomie meines Vaters. — Ob meine Entſchloſſenheit oder ſonſt etwas daran Schuld war: — genug, ich fühlte den Wunſch, daß er mein Freund ſeyn möchte.

Ich redete meine Mutter an. Sie erſchrack, und winkte auf den Oheim hin. (Meine Schweſter ſagte mir nachher: ich hätte mit einem ganz andren Tone, als gewöhnlich, geſprochen) Der Oheim betrachtete mich ein Paar Mahl mit finſtern Blicken, als ich, auf einen Stuhl gelehnt, ganz ruhig da ſtand und frey um mich her ſah. Wahrhaftig, Franz, ich fühlte jetzt eine Art von Vertrauen zu ihm, obgleich keine Liebe.

Endlich ſchob er die Akten auf die Seite, ſtreckte die Füße von ſich, legte ſich recht bequem, und ſagte: „mit Lindenhain iſt es aus; er verliert ſein Vermögen. Ich glaubte Anfangs, wenigſtens das retten zu können; allein er hat es überall verdorben.“

Das ſcheint er ſelbſt zu fühlen, antwortete ich mit freyer Bruſt; doch daß er es auch mit Ihnen verdorben haben ſollte, wie er zu fürchten ſcheint, das glaube ich nicht. — Ich komme ſo eben von ihm her, mein Oheim.

„Es iſt dein letzter Beſuch bey ihm geweſen. Ich bedaure es. Kann man aber die Umſtände nicht beherrſchen, ſo iſt es männlich, beſtimmt zu zeigen, daß man es nicht kann. — Scheint dir das etwa nicht ſo? Du machſt ja eine Miene, junger Herr . . .“

Sie haben Recht, ſagte ich ſehr ruhig. Ich halte das mit Ihnen für männlich, wenn man durchaus nicht mehr Herr der Umſtände iſt.

„Wohl denn!“ ſagte er, und lehnte ſich wieder nachläſſig an. Aber dabey warf er einen verachtenden Blick auf mich, weil er glaubte, ich gäbe ihm aus Furchtſamkeit Recht. „Es iſt gut, daß du es ſo nimmſt. Ich lobe deinen Gehorſam. Mit deinem Heiraths-Projekt hat es ein Ende.“

Ein Ende? Nein, gewiß nicht! Mamſell Lindenhain iſt meine Verlobte, . . .

Geweſen! jetzt nicht mehr. „Ihres Vaters Vermögen und Standeserhöhung waren die Bedingung; und da . . .“ —

Wollen Sie mich ruhig anhören, lieber Oheim? —

„Meinſt du, mon neveu, du könnteſt mich unruhig machen?“ fragte er ſpöttiſch. „Alſo mit Einem Wort!“

Lindenhains Tochter wird meine Frau! ſagte ich ſehr beſtimmt.

Er ſah mich an; dann ſprang er mit glühendem Geſichte auf. Doch bald warf er ſich nachläſſig wieder in den Stuhl, und ſagte kalt: „du haſt nicht überlegt . . .“

Ich habe nichts mehr zu überlegen, lieber Oheim, unterbrach ich Ihn. Auf Ihr Verlangen gab ich dem Mädchen mein Wort. Es kann Sie reuen, daß es geſchah; es könnte ſogar mich reuen, daß ich es that. Aber es zu ändern, ſteht weder in Ihrer noch in meiner Gewalt; und ſo iſt es männlich, zu zeigen, daß man die Umſtände nicht beherrſchen kann.

„Ich will!“ ſagte er ſtolz, und ſtreckte die Hand gebiethend von ſich.

Ich wünſchte, theurer Oheim, Sie überlegten, daß Sie hier nicht mehr wollen können; und, wenn Sie es wirklich könnten, daß ich es doch nicht mehr in meiner Gewalt habe, Ihnen zu gehorchen. Mlle. Lindenhain wird meine Frau.

Er ſah mich erſtaunt an; meine Mutter und meine Schweſter zitterten. „Ich glaube,“ ſagte er mit flammenden Augen, und bitter lächelnd, „der junge Menſch hat von einer Tollwurzel gegeſſen. Was! du wollteſt nicht, was ich will? Sprich!“

Ich will nicht, was mir die Ehre verbiethet. Sie werden nicht leugnen, daß ich Ihnen gehorſam geweſen bin, und daß Sie mich ſtreng behandelt haben. Als Sie ſogar über meine Hand, über mein Herz, über das ganze Glück meines Lebens gebothen, gehorchte ich Ihnen, gegen meine Wünſche, weil ich es konnte, weil es mir erlaubt war, Ihnen alles, was von mir abhing, aufzuopfern. Jetzt aber fordern Sie etwas von mir, worüber ich — und zwar auf Ihren Befehl — nicht mehr Herr bin. Lindenhains Tochter wird meine Gattin; denn ſie hat mein Wort. — Dieß Alles ſagte ich mit großer Ruhe, und nahm mich wohl in Acht, weder übermüthig, noch furchtſam zu ſcheinen. Es that Wirkung; ich bemerkte in meines Oheims Geſichte Zeichen von Verlegenheit. Das freuete mich: denn nun fing er alſo an mich zu achten. Ich erwartete, daß er auffahren würde; auch ſah ich ſchon ſeine Augen flammen und ſeine Wangen glühen. Er war im Begriff aufzuſtehen, und ſtemmte ſchon Fuß und Hand auf. Doch mit Einem Mahle lehnte er ſich wieder zurück, lächelte, ſah mich mit höhnenden Kopfſchütteln an, und ſagte: „ſetze dich, und ſchweig!“ — Ich ſetzte mich. Er forderte Papier, ſchrieb, und las mir dann vor. Es war ein Brief an den Grafen Rode, worin er für mich um die Hand ſeiner Tochter anhielt. Er ſiegelte, ohne daß ich ein Wort dazu geſagt hatte, und wollte den Brief nun ſogleich wegſchicken.

Iſt es Ihnen gleichgiltig, fragte ich kalt, ob der Graf beleidigt wird?

„Du fährſt nach Tiſche mit mir zu ihm hin.“

Wohl! ich fahre mit Ihnen, und erkläre dem Grafen, daß ich Lindenhains Tochter heirathe.

Jetzt ſprang er auf, und rief: „Elender! du wagſt es, dich meinem Befehle zu widerſetzen? — Ich frage dich noch einmahl . . .“

Ich werde und kann Ihnen nie eine andre Antwort geben.

„Dieſen Brief zu dem Grafen Rode!" ſagte er zu meiner Schweſter.

Noch ein Wort, mein Oheim, ehe Sie ihn abſchicken. Was ich von Ihnen zu erwarten habe, weiß ich; Sie aber nicht, was Sie von *mir* zu erwarten haben. Es iſt alſo nöthig, daß wir uns mit einander verſtändigen. Ich kann Ihren Widerwillen gegen mich, da ich die Quelle kenne, entſchuldigen. Sie wollen mein Herr ſeyn, und ſind es mit aller nur möglichen Strenge geweſen. Sie *lieben* konnte ich alſo nicht, wohl aber Ihnen *gehorchen*: darum bath mich meine Mutter. Ich gehorchte *Ihnen*, weil ich meiner *Mutter* gehorchen wollte. Und die Belohnung für meinen fürchterlich ſchmerzhaften Gehorſam? Sie verachteten mich, weil Sie glaubten, der Wunſch, Ihr Erbe zu werden, mache mich ſo unterwürfig. Noch einmahl: mein Gehorſam war nur die Folge meiner Liebe zu der beſten Mutter. Er wurde Gewohnheit; nun fürchtete ich Sie in der That. — Wen man fürchtet, den liebt man nicht. Alſo ich kann Sie nicht *lieben*; aber Sie — ſollen mich wenigſtens nicht mehr verachten können. Enterben Sie mich; ich werde es ruhig ertragen. Wenn Sie es wirklich thun – auch dann bin ich Ihnen noch immer das Glück meines Lebens ſchuldig: meine Anne, die ich mit Leidenſchaft liebe. (Er ſah mich ſtolz an; ich fuhr ruhig fort). Sie könnten vielleicht glauben, das ſey der Einfall einer lebhaften Stunde, eines raſchen Aufwallens; aber dann würden Sie irren. So habe ich gefühlt und gedacht, ſeitdem ich denken kann. Und nun noch einmahl: Anne wird meine Frau, ſo wahr ich lebe! Deßhalb erſuche ich Sie, den Brief nicht wegzuſchicken.

Er ſtand mit finſtrem Geſichte da, ſo daß ich glaubte, jetzt müßte ſein Zorn hervorbrechen. Es geſchah nicht; und nun fing ich beynahe wieder an, ihn zu fürchten.

Als er gleich nachher in ſein Cabinet gegangen war, umarmten mich meine Mutter und meine Schweſter. In dieſer Umarmung und in ihrem ganzen Betragen war etwas Ungewöhnliches; eine gewiſſe Achtung, die ſie mir vorher nie gezeigt hatten, machte ihre Liebe noch zärtlicher. O, mein Bruder! ſagte meine ſonſt ſo furchtſame Schweſter mit Stolz: jetzt fürchte ich nichts mehr! Meine Mutter übergab mir noch an demſelben Tage die Familienpapiere, als wäre ich heute mündig geworden. Und war es denn nicht ſo? — Ich ſchäme mich, daß ich ſo lange eine Kette trug, die ein Wort zerſprengen konnte.

Jetzt erſt lebe ich, Franz; jetzt erſt! Selbſt die Domeſtiken, die mich vorher mit einer ſpöttiſchen Ehrerbiethung behandelten, weil ich ein Kind war, haben eine andre Miene gegen mich angenommen. Ich bin heiterer, liebe Annen, liebe meine Mutter und meine Schweſter noch zärtlicher bin, nachſichtiger gegen meinen Oheim, gegen die ganze Welt; denn — ich bin frey geworden! Adieu.

5.

* * *n.

Nein, Franz! nie werde ich (was du mir zu rathen ſcheinſt) meinen Oheim betriegen. Es thut mir ſchon weh, ihm nicht mit jeder Minute ſagen zu dürfen, daß alle ſeine Bemühungen, mich ſeinem Willen geneigter zu machen, vergeblich ſind. Seitdem die Erklärung unter uns vorfiel, hat er ſich gänzlich verändert. Er ſetzte mir ſchon am folgenden Tage ein beſtimmtes, und wirklich allzu anſehnliches, Jahrgeld aus. Ein Paar Tage nachher ernannte mich der Fürſt zum Kammerherrn. Kammerjunker wurde ich bald nach der Regierungsveränderung; und ſchon damahls zeichnete mich der Fürſt um meines Oheims willen aus. Ich ſehe wohl, welche Abſicht dieſer dabey hat, daß er mich in die Hof-Carriere bringt, die er ſelbſt nicht liebt. Er will es mir unmöglich machen, einer Bürgerlichen, und zumahl Annen, meine Hand zu geben. Ich bin täglich um den Fürſten: wie dürfte ich es denn nun wagen, die Tochter eines Mannes, den er haßt, zu heirathen? Uibrigens führt mich mein Oheim von einem rauſchenden Vergnügen zum andern, und nimmt, gegen ſeine Gewohnheit, an allen Feſten Theil. Ohne Zweifel will er mich durch den Glanz des Hofes blenden.

Guter Gott! und wenn ich Abends mit meiner Anne unter ihren Akazien gehe, durch die der Himmel mit ſeinen Sternen, oder der Mond mit ſeinem ſanften Lichte ſchimmert: dann habe ich — den Hof? nein, die ganze Erde, das niemand bemerkte, beugte ſich dann leiſe über ſie hin, und küßte noch einmahl die verhaßten Negerlippen. Er ging, vor ſich ſelbſt erröthend. Einige Minuten nach ihm kam Iglou völlig gekleidet in ſein Zimmer, und warf ſich dankbar vor ihm nieder.

Der Baron fühlte am Abend doch einen leichten Anſtoß von Fieber, und beſchloß wieder nach Frankfurt zu gehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu Waſſer dahin, und er ſelbſt fuhr mit Iglou in einem Miethswagen. Anfangs ſaß er ganz ſtill; denn er war ſich ſo wohlwollender Empfindungen für die Mohrin bewußt, daß er es nicht wagte ſie anzureden. Faſt immer ſah er aus dem Schlage des Wagens, und nur verſtohlen zuweilen auf Iglou; dann aber traf er jedesmahl auf einen Blick der Liebe und des allerdankbarſten Wohlwollens. Ohne zu wiſſen, wie es zuging, umfaßte er die Mohrin, drückte ſie an ſich, küßte ſie, und ſagte leiſe: „Iglou!“ Doch eben ſo ohne alle Veranlaſſung ließ er ſie wieder fahren, und ſah aus dem Schlage in das Feld.

In Frankfurt ſchenkte er Iglou'n, um ſie zu belohnen, einen Beutel mit Gold. Sie

legte

ganze Leben vergeſſen. O, wie können glänzende Flittern ſo blenden, daß man meint, ich würde meinen Himmel, die glücklichſte Liebe, für einen glänzenden Saal voll langweiliger, falſcher Höflichkeit vertauſchen!

Lindenhain iſt bald unruhiger, als er, glaube ich, zu ſeyn braucht, bald ruhiger, als er ſeyn ſollte. Sein Prozeß wird in die Länge gezogen, und bald ſehr ſtreng, bald wieder ſehr läſſig geführt. Er glaubt, in dieſem Benehmen die ſchonende Hand meines Oheims zu ſehen. Um ihn nicht ohne Noth zu beunruhigen, ſchweige ich ganz von deſſen Verlangen, daß ich meine Liebe aufgeben ſoll; und ſo iſt wenigſtens meine Anne ruhig, vielleicht noch ruhiger, als in den glücklichſten Tagen ihres Vaters. Sie liebt die Stille, und den Aufenthalt in der Natur. Dort iſt ſie die Seele, die Alles um ſich her mit reiner Heiterkeit, mit kindlicher Unſchuld belebt. Sie wird für hochmüthig gehalten, und ſo freuet man ſich über den Fall ihres Vaters, weil ſich nun, glaubt man, ihr Stolz wohl legen müſſe. Ich begreife nicht, Anne, ſagte ich zu ihr, wie man Ihnen dieſen Fehler Schuld geben kann.

„Ach,“ erwiederte ſie; „ich kann es mir wohl erklären. Gewiß habe ich den Fehler nicht; ich ſtand aber nicht an der rechten Stelle. Die Pracht, der Glanz der großen Welt imponirte mir, und noch mehr das freye, ungezwungene Weſen der Vornehmen, und ihre ſo leichte Unterhaltung, die freylich keinen großen Werth hat. Ich war blöde, und blieb es. Mein Vater, der ſich wohl nicht imponiren, aber doch blenden ließ, wünſchte, daß ich mich in das Weſen ſchicken möchte. „Nun that ich, was ich konnte, und verſteckte meine Blödigkeit, deren ich nicht Herr war, hinter kaltem Ernſt. Ich ſprach, weil mein Vater es wollte; doch alles, was ich ſagte, war erzwungen. So ſchien ich hochmüthig, ohne etwas anderes zu ſeyn, als furchtſam. Jetzt, da ich Niemanden ſehe als Sie, und einige Familien, denen mein Vater aufgeholfen hat: jetzt bin ich glücklich. Hier" (ſie breitete, wie begeiſtert, ihre Arme gegen das blühende Gebüſch aus, das von Johanniswürmchen glänzte), „unter den ſchwebenden Brillanten der Natur, hier unter dieſem Plafond, den die Abendſonne mit Purpur bemahlt, hier unter den Düften, welche die Natur aus den Nachtviolen verſtreuet, und hier" (ſie warf ſich mit Thränen in meine Arme) „an dem Herzen, das mich liebt, bin ich glücklich. O, wenn auch mein Vater es wäre, ſo könnte ich mich freuen, daß ich nicht mehr ſo reich bin!"

Meine geliebte Anne, ſagte ich, und drückte ſie an mein Herz: — macht dieſe Freude dich nicht reicher, als du, ohne ſie, mit allen Schätzen der Erde ſeyn würdeſt? —

Sie ſagt nicht ein Wort darüber, daß ich am Hofe lebe, und iſt ganz ruhig. Warum ſollte ſie es auch nicht ſeyn? Weiß ſie doch, daß ich alle meine Hoffnungen, meine Ausſichten, ohne Reue hingeben würde, wenn ſie der Preiß dafür wäre. Oft ſtehe ich mitten in dem rauſchenden Lärmen ſpottend da, und freue mich, daß ich allem dieſem Glanze mit Lachen auf immer Lebewohl ſagen könnte. Ich laſſe meinen Oheim thun, was er nur will. Sein Deſpotiſmus; ſein Unmuth, daß er mich nicht überliſten kann; des Fürſten Unwille über Lindenhain: — alles iſt gegen mich. Aber ich bin meiner gewiß, und ſo bleibe ich ruhig. Denn ſag, Franz, was darf ein Menſch fürchten, der entſchloſſen iſt, ſein Leben an den Wunſch ſeines Herzens zu ſetzen? Mag Lindenhain alles verlieren; ich habe ein Gütchen, das uns Brot gibt, und an den Feſttagen auch wohl eine Flaſche Wein. Wie reich würden ſich Millionen Menſchen in meiner Lage glauben! Und wie reich bin ich ſelbſt durch die Liebe meiner Anne! O, wie glücklich werde ich ſeyn!

6.

Borum.

Franz, ſieh den Nahmen des Ortes an, von wo ich dir ſchreibe, und du wirſt — Doch nein! du kannſt nicht wiſſen, wie glücklich ich bin; kannſt dir nicht vorſtellen, welche liebliche Muſik es mir war, als ich ein Mädchen die Kette im Brunnen aufwinden hörte. Ich mußte an das Fenſter treten, mußte einen gerührten Blick auf den Brunnen werfen, und anbethend an Den denken, der in das Herz die unauslöſchliche Liebe zum Vaterlande drückte. — Mein Oheim hat mich nach Borum geführt, und ich verdanke ihm wieder einige der ſchönſten Stunden in meinem Leben.

Wir waren ſeit ſechs Monathen in der Reſidenz ganz ruhig. Mein Oheim beobachtete mich; ich ließ es mich aber nicht kümmern, und hatte für nichts Augen, als für das ſchöne Herz meiner Anne. Da ich auf alles gefaßt war, ſo konnte mir auch alles gleichgiltig ſeyn. Der Fürſt zeichnete mich immer mehr aus; und ich geſtehe dir gern, daß es mir wohlthat. Er legte mir einmahl die Hand auf die Schulter, und ſagte: „Holm, ich werde Sie, glaube ich, bald lieb haben. Es wäre mein Wunſch, Sie irgendwo anzuſtellen, wo Sie dem Lande nützlich ſeyn könnten; aber ich möchte Sie auch nicht gern aus meiner Nähe verlieren. Denken Sie darüber nach, und ſagen Sie mir dann gelegentlich Ihre Wünſche.“ — Lächle du über den Thoren, ſo viel du willſt! Dennoch geſtehe ich dir, daß mein Herz vor Vergnügen ungeſtüm klopfte. Ich nahm mir ſogar ſchon vor, dem Fürſten bey der nächſten Veranlaſſung zu ſagen, daß ich Annen liebte, und ſo weiter; denn in dieſem Augenblicke hätte ich darauf geſchworen, er werde ſich für alles, was mich betreffe, intereſſiren. Ich erzählte Annen die Scene; und nun verſchwand mein Triumph ſchon zur Hälfte. Sie ſeufzte: „ach, kann ein Fürſt je zu Ihnen ſagen, ich liebe Sie?“ Ich erröthete, warf mich in ihre Arme, und ſtand am Abend wieder mit meiner alten Empfindung in dem fürſtlichen Saale.

Der Oberhofmeiſter kliſterte mir frohlockend zu: mein Glück ſey ſo gut wie gemacht, da der Fürſt mich mit ſeiner Gnade beehre und ſo großes Vertrauen in meinen Oheim ſetze. Das ließ mich ganz kalt. Aber nun gab mir der Fürſt einen nicht ganz unwichtigen Auftrag. Als ich ihn erfüllt hatte, wurde ich in ſein Cabinet gerufen, und mein Bericht lag vor ihm. Er ſagte lächelnd: „Holm, es iſt gut, daß nur ich dieſe Papiere ſehe, daß es nur meine Sache iſt. Meine Räthe würden es Ihnen kaum verzeihen, daß Sie nicht Ihren Kopf allein, daß Sie auch Ihr Herz haben reden laſſen. Wenn etwas mich angeht, ſo können Sie es ganz dreiſt immer ſo machen. Ich liebe ein warmes Herz nicht weniger, als einen guten Kopf; jenes iſt oft mit einem Sprunge da, wohin dieſer oft kaum auf hundert Umwegen kommt. Geſtehen Sie mir aber nur, Ihr Benehmen gegen den Oberamtmann war ein wenig unvorſichtig, und es kam Ihnen eben ſo viel darauf an, ihn zu ſchonen, als meinen Auftrag gut zu erfüllen; denn mißlingen konnte es auf dieſe Weiſe allerdings. Doch ich ehre in meinen Dienern mehr den Menſchen, als ich das Werkzeug meines Willens in ihnen liebe. Fahren Sie ſo fort. Bey mir hat Ihnen Ihr Benehmen keinen übeln Dienſt geleiſtet. Wir dürfen nicht immer Menſchen ſeyn, lieber Holm, merken Sie ſich das! Aber wehe dem, der es da, wo er es ſeyn darf, nicht mit Freuden iſt! Ihr Oheim würde Ihr Verhalten nicht billigen, und das Lob, das ich Ihnen gebe, eben ſo wenig. Wir wollen alſo Beyde davon ſchweigen.“ – So ſprach er mit himmliſcher Güte, und ich würde ihm jetzt mein Leben aufgeopfert haben, wenn er es verlangt hätte.

Er gab mir einen neuen wichtigen Auftrag. „Das Geſchäft,“ ſagte er, „bedarf eines gewandten Kopfes, aber auch eines warmen Herzens. Sie werden auf meinen Vortheil ſehen, doch die Unterthanen darüber nicht verſäumen. Wie geſagt, es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie ſo fortfahren.“

Ich erfüllte den Auftrag, der eigene Schwierigkeiten hatte, mit vielem Glücke, mehr durch offnes Benehmen, als durch Kunſt. Der Fürſt war ſehr mit mir zufrieden, und äußerte das auf eine ganz unzweydeutige Weiſe. Sogar mein Oheim wünſchte mir darüber Glück, und zwar mit einer ſo frohen Beſtürzung, daß ich augenſcheinlich ſah, er hatte mir wenigſtens dieß Mahl keine Falle geſtellt. Seitdem begleitete ich den Fürſten öfters auf die Jagd. Er behandelt mich mit einem ſehr ehrenden Vertrauen, ſpricht ſogar mit mir über die Härte in dem Charakter meines Oheims, und ſagt, daß er ihn achtet, aber ihn nicht lieben kann. Neulich nahm er mich mit nach einem Luſtſchloſſe, und zwar beynahe mich allein vom ganzen Hofe. Ich muſte unter ſeinen Augen, mit ihm, arbeiten. Nun wagte ich es einmahl, das Geſpräch von weitem auf Lindenhain zu bringen, und ihn mit einigen Worten zu vertheidigen. Der Fürſt ſah mich ſcharf an, und ſagte kalt: davon höre ich nicht gern etwas. Die Sache iſt im Gange. Es wird ſich finden.

Er ging und ließ mich betroffen ſtehen. Ich ſchüttelte den Kopf, und wagte es nicht wieder, etwas zu ſagen. Nun begreife ich, guter Freund, warum der gehaßte Unſchuldige an einem Hofe ſo ſelten einen Fürſprecher hat. — Der Fürſt betrug ſich nachher wieder ſo gütig gegen

mich,

mich, als zuvor, ja noch gütiger, und ich wurde — lache nicht! — ſein beneideter Günſtling. „Höret Sie, Helm,“ ſagte er einmahl, als ich mit ihm im Schloßgarten auf und nieder ging, mit ſeiner unwiderſtehlichen Freundlichkeit: „mich dünkt, ich habe ein Wort von einer Partie zwiſchen Ihnen und der ſchönen, reichen Gräſin Rode gehört.“

Wohl kaum, Ew. Durchlaucht, erwiederte ich. Mein Oheim kam einmahl auf die Idee; er hat ſie aber, glaube ich, ſchon lange wieder aufgegeben, da er weiß, daß meine Neigung fixirt iſt.

„Er hat ſie gar nicht aufgegeben. Vielmehr weiß ich, daß der Graf Rode darauf entrirt, und daß auch die junge Gräſin nicht abgeneigt iſt. Frey heraus, Helm! ich liebe den Grafen Rode, und ſehe es gern, wenn meine Freunde in Verbindung ſind. Deßhalb intereſſire ich mich ein wenig für dieſe Heirath, und würde gern dazu beytragen, daß ſie zu Stande käme.“ Wir waren jetzt gerade am Ende der Allee bey den Übrigen, und er ging zu ihnen, ohne meine Antwort zu erwarten. Er ſprach nun mit meinem Oheim, und offenbar von mir, da man mich öfters anſah.

Ich fühlte ſehr wohl, lieber Franz, daß ich der Gunſt des Fürſten würde entſagen müſſen, und es that mir leid; doch über meinen Entſchluß war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft, ſo ſehr auch meine neue Lage ſchon anfing mir zu gefallen.

Ich erzählte Annen, was ſie auch durch das Gerücht erfahren konnte: den Antrag des Fürſten. Sie umarmte mich ſchweigend, und ſagte dann: „der Fürſt nimmt meinen Vater ſein Vermögen! . . . Holm! der Hof fängt an Ihnen zu gefallen, die Gunſt des Fürſten iſt Ihnen werth geworden. Wehe mir, wenn Ihnen ſein höchſtes Vertrauen, ſeine Freundſchaft, jemahls mehr ſeyn könnte, als dieſer Händedruck!“

Meine Verſicherungen beruhigten ſie ein wenig, doch nicht ganz. Als ich nach Hauſe ging, überlegte ich, daß alle meine Triumphe doch nicht Eine unruhige Minute werth ſind, die Anne um meinetwillen hat. Ich ſagte zu meinem Oheim, der jetzt auf einem ſehr artigen Fuße mit mir umgeht: der Fürſt intereſſirt ſich für eine Verbindung zwiſchen mir und der Gräfin Rode. Er hat heute mit mir darüber geſprochen.

Mein Oheim fragte lächelnd: „und du?“

Ich hatte nicht mehr Zeit zum Antworten; wir waren am Ende der Allee.

„Der Fürſt hat dein Schweigen als ein Ja genommen, und ſpricht noch heute mit dem Grafen Rode.“

Das würde ich bedauern, lieber Oheim; denn der Fürſt hat keine Urſache, es ſo zu nehmen.

„Er hat es ſo genommen, ſage ich dir. Das weiß ich von ihm ſelbſt; und auch, daß er dem Grafen Rode die Nachricht mittheilen wird. Ob dein Stillſchweigen dieß oder etwas Andres meinen ſollte, iſt jetzt in der That ſehr gleichgiltig. Der Fürſt wird von dir doch wohl das Opfer verlangen, es ſo gemeint zu haben, wie er es ausgelegt hat. Oder glaubſt du das nicht?“

Das kann ſeyn; aber niemahls, lieber Oheim, werde ich ihm das Opfer bringen. Sie ſcheinen zu wünſchen, daß ich am Hofe leben, und den Beyfall des Fürſten haben ſoll. Meine Neigung iſt der Hof nicht. Ich bin nur Ihrem Befehle gehorſam, und werde Ihnen immer gehorchen, bis auf Einen Punct. Es iſt vielleicht gut, wenn ich Ihnen noch einmahl beſtimmt ſage, daß ich Lindenhains Tochter heirathe.

Lächelnd erwiederte er: „nun gut! Es iſt jetzt, denke ich, des Fürſten Sache; ich werde mich nicht hineinmiſchen. Der Fürſt haßt Lindenhainen unverſöhnlich: das mußt du bemerkt haben, wenn du in ſeiner Gegenwart je deſſen Nahmen genannt haſt; und der Befehl deines Fürſten . . .“ —

Wird mich nie zu etwas vermögen, das meine Ehre nicht erlaubt. Sie müßten das wiſſen, um entweder jeden weitern Schritt des Fürſten zu verhüthen, oder ſich nicht zu wundern, wenn ich das beſtimmteſte Nein ſage.

Mein Oheim ſah mich bedenklich an. „Alſo wäre es mit deiner ſo ruhmvoll angefangenen Laufbahn auf einmahl wieder zu Ende?“ ſagte er endlich kalt. „Mich wird nur das Hohngelächter deiner Neider ärgern, wenn ſie das Gebäude unſerer Familiengröße plötzlich wieder einſtürzen ſehen. Ich und der Graf Rode an der Spitze der Geſchäfte; du der Liebling, der vertraute Freund des Fürſten: welch eine große, ſchöne Ausſicht für uns und für das Land! . . Junger Menſch, der Fürſt liebt dich mehr, als du ſelbſt weißt, als du in dem ehrgeitzigſten Traume hoffen dürfteſt. Möchteſt du meinethalben fallen, wenn du es ſo willſt. Aber iſt es dir gleichgiltig, daß du deinen Oheim, deine ganze Famiſie, deine Schweſter, deren lange genährte Hoffnungen die Gunſt des Fürſten zu völliger Gewißheit macht, daß du uns Alle mit in deinen Fall verwickelſt? Und welch ein Fall! — Tauſende haben die Gunſt ihres Fürſten verloren, und blieben noch immer groß, noch immer beneidenswerth. Du aber? Anſtatt mit der Gräfin Rode, trittſt du mit der Tochter eines verachteten, beſchimpften Bettlers an den Altar; anſtatt in dem herrlichen und beneideten Glanze des Hofes zu leben, ſchleichſt du mit einem Bürgermädchen in eine Bauerhütte! O, ich ſehe ſchon, wie elende Menſchen, die nicht halb ſo viel werth ſind, als du, die Achſeln über dich zucken, und recht gütig gegen dich zu ſeyn glauben, wenn ſie ſagen: nun ja! es war ein ganz guter Menſch, aber freylich etwas einfältig. Er hatte ſchale Romane *geleſen*, und bildete ſich nun ein, er müſſe, um ſich intereſſant zu machen, auch einen *ſpielen*."

Bey dieſer Rede war er nicht hitzig, ſondern beynahe wehmüthig geworden. Ich wollte ihn beruhigen, und ſagte: warum ſehen Sie die Sache in einem ſo ſchwarzen Lichte? *Muß* es denn gerade ſo ſeyn, wie Sie es da ſchildern? Wenn ich des Fürſten Liebe habe: wird ſie mir zu gar nichts helfen?

„Recht, mon neveu!" ſagte er nun ſehr freundlich. „Laß uns nichts übereilen. Wir werden ja ſehen!"

Am folgenden Tage bath er mich, eine Reiſe mit ihm zu machen. Wir fuhren nach Holmheim, wo er das in der That ſehr ſchöne Schloß zu unſerm Empfange beſonders hatte einrichten legte den Beutel furchtſam auf den Tiſch, und ſagte mit einem Seufzer: ach, ich war ſo glücklich! Soll ich es nicht mehr ſeyn?

„Um dein Glück zu vermehren, gute Iglou, gebe ich dir ja das Gold. Bezahlen kann ich dir mein Leben nicht.“

Sie ſchob den Beutel wieder zurück. Nimm dein Gold wieder, ſagte ſie; denn ich habe dich lieb. Sie drückte die Hand auf ihre Bruſt, und fuhr in großer Bewegung fort: dies Herz, dieſe Seele, dieſes Leben iſt dein. O, nimm dein Gold zurück; und nimm mein Herz, meine Seele, mein Leben! Nun ergriff ſie ſeine Hand, und legte ſie unter ihren vollen, pochenden Buſen, als ſollte Flaming ihr Herz ſchlagen hören. Es war zerbrochen, ſagte ſie dann wehmüthig und zitternd; du haſt es geheilt. Ach, zerbrich es nicht aufs neue! O, nimm dein Gold, und erlaube, daß ich zuweilen deine Hand küſſen darf. Mit dieſen Worten drückte ſie einen brennenden Kuß auf ſeine Hand.

Der Baron gerieth in Verwirrung. „Ich dachte,“ ſagte er, „Iglou wollte gern wieder zuweilen Frauenzimmerkleider tragen; und dazu war das Geld beſtimmt.“ Mit fröhlicher Eil und prächtig möbliren laſſen. Er wies mir den einen Flügel zur Wohnung an, und gab, als ihm ein Paar ſchwer beladene Wagen aus der Reſidenz nachgefolgt waren, dem umwohnenden Adel einige ſehr glänzende Feten, bey denen ich — ſeltſam genug! — die Hauptperſon machte. Franz, in der Reſidenz hatte ich noch nicht ſo recht gewußt, was es heißt, der Günſtling eines Fürſten zu ſeyn. Hier erſt lernte ich es, und, die Wahrheit zu geſtehen, mit recht angenehmen Empfindungen. Mein Oheim gab mir den ſüßen Zauberſaft aus dem ſchönſten Gefäße zu ſchlürfen. Jetzt verſtand ich, was meine Schweſter meinte, als ſie mir bey dem Abſchiede ſagte: nimm dich in Acht! man will dich beſtricken! Ich verſtand es; und dennoch ging ich in das Netz meines Oheims. Mit wirklichem Wohlgefallen hörte ich ihm zu, als er mir rieth, mich in der Gunſt des Fürſten immer mehr zu befeſtigen, ſie aber nur bey den wichtigſten Fällen zu benutzen und in kleineren Angelegenheiten lieber meinen immer ſtärker wachſenden Einfluß auf die Miniſter anzuwenden. Ich Thor! da horchte ich lächelnd auf die Pfeife des Vogelſängers! Doch, ſo wie er nur den Nahmen „Gräfin Rode“ nannte, war auf einmahl alles vorbey, und er hatte die Mühe, wieder von vorn anfangen zu müſſen.

Endlich fuhren wir, ohne daß ich es wußte, nach Borum, dem kleinen Gütchen meines edlen Vaters, wo ich gebohren bin, und die erſten — ach! die einzig glücklichen — Jahre meiner Jugend verlebt habe. Mein Oheim wollte mir, nach ſeiner Pracht und ſeinem Glanze, nun auch die Armuth, die dunkle Stille zeigen; darum fuhr er mit mir hieher. O, er hätte, um mir die Armuth zu verleiden, nicht Borum wählen müſſen. — „Hier wären wir denn!" ſagte er, als wir am Hofthore hielten, das von Brettern zuſammen geſchlagen iſt. Ich erkannte es an dem Querbalken, mit dem es verſchloſſen wird, und auf dem mich, als Kind, ein alter Bedienter, wenn ich recht fleißig geweſen war, zuweilen reuten ließ. Als ich auf den Hof trat, flogen meine Augen mit den froheſten Blicken rings umher; meine ganze Kindheit ſtand wieder vor mir, und ich ſah meinen edlen Vater unter den beyden Kaſtanienbäumen vor dem Hauſe ſitzen, unter deren Schatten ich ſo glücklich geweſen bin. Der alte Verwalter, der im Dienſt unſrer Familie grau geworden iſt, kam mir mit vertraulicher Freude entgegen. „Junker Joſeph!" ſagte er, und drückte mir die Hände. Er wiederhohlte wohl zehnmahl: „ach, lieber Junker Joſeph!" und ſeine Augen benetzten ſich. So wurde ich empfangen! Und vor dem naſſen Auge des Alten, und bey ſeinen herzlichen Händedrücken verwandelte ſich nun das Häuschen in den Pallaſt einer Fee. Ich vergaß den Hof, den Fürſten, meinen Oheim, Alles in der Welt, und warf mich an den Hals des guten Mannes. Gott Lob, Vater, ſagte ich, daß ich dich noch wiederſehe! — „Ja, Gott Lob!" wiederhohlte der Alte, der jetzt endlich Worte fand. „Was macht denn die liebe Mama, und was Fräulein Mieke?" (So nannte man meine Schweſter). „Ich muß Ihnen doch meinen Xaver zeigen, wie groß der geworden iſt!" — Da kam ſein Sohn, mein Spielgefährte in der Kindheit, und ſchüttelte mir die

Hand. In dem Augenblicke ſagte mein Oheim, dem der Auftritt wohl ein wenig zu warm ſeyn mochte: „nun, lieber Kammerherr, wir wollen hinein gehen. . . . Freuet Euch Alter; aus dem Junker Joſeph iſt der Herr Kammerherr von Holm geworden.“

„Kammerherr oder Junker, Ihr Gnaden, das gilt vor Gott und einem alten treuen Diener dasſelbe, wenn er nur noch das treue Herz hat. Und das hat er, der barmherzige Gott ſey gelobt! Nicht wahr, Junker Joſeph?“ Endlich verließ mich der Alte mit ſeinem Sohne, und es freute mich, daß ich allein war; denn auch mein Oheim entfernte ſich.

Ich ging nun umher auf dem Schauplatze meiner Jugend, mit den alten Träumereyen, den alten Schmerzen und Freuden. Hier hatte ich meinen Vater ſterben ſehen; hier gekniet, ſeinen Segen zu empfangen. — An die Tage der Kindheit knüpfte meine Phantaſie jene Kloſterinſel, jene Fahrten auf dem Rhein, und dann meine ſelige Liebe zu Annen. Nun war ich immer glücklich geweſen. Hier werde ich mit Annen ſitzen, dachte ich, wie mein Vater und meine Mutter hier ſaßen, unter dieſem heiligen Schatten der Kaſtanienbäume. Hier in dem Wohnzimmer meiner Aeltern will auch ich wohnen, in dieſer Kammer ſchlafen, und ein Weinſtock ſoll wieder das Fenſter beſchatten.

Endlich ging ich zu meinem Oheim hinauf, der mit Briefſchreiben beſchäftigt war. „Nun? du haſt dich ja recht genau beſehen!“ ſagte er lächelnd. „Eine wahre Baracke, die in zehn

Jahren zuſammen fällt! Ich begreife nicht, wie dein Vater es hier ausgehalten hat.“

Ich mochte ihm nicht antworten. Er hatte mich hieher geführt, daß ich den Abſtand zwiſchen dieſem Häuschen und ſeinen Palläſten fühlen ſollte. O, wie ſehr verrechnete er ſich! Seine Palläſte, ſeine Marmorſäle voll Seide, Gold und Kryſtall, ſind dennoch leer; hier aber aus dieſen kleinen Zimmerchen, webet mir der Geiſt einer ſchönen Liebe entgegen. Dort kitzelt ſüßer Duft von theuern Wohlgerüchen die Sinne; hier aber füllt der Hauch, der lebendige Athem der Natur das Herz mit ſüßem Vergnügen. Dort begegnen mir ſtarre, kalte Pracht, und boshafter, hämiſcher Neid; hier taumelt mir in lieblichen Geſtalten meine frohe, unſchuldige Kindheit entgegen, und ſchlingt um mein Herz die unzerreißlichſten Bande.

Mein Oheim mochte glauben, ich fühlte das alles, was ich hatte fühlen ſollen. Nun ſuchte er den Eindruck zu verſtärken. Er zog ſpöttiſche Parallelen zwiſchen Borum und der Reſidenz, zwiſchen dem alten Verwalter, der meine Hände mit herzlichem Zutrauen drückte, und dem Hofe, der mir, dem Günſtlinge des Fürſten, beneidete Huldigungen darbringt. Doch eben dadurch machte er meine Liebe zu Borum noch inniger, und meine Kälte gegen das vornehme Leben noch größer.

Am folgenden Morgen bey dem Anbruche des Tages ſtand der Verwalter vor meinem Bette, und ſtörte mich in den ſchönſten Träumen. Ich ſah ihn ein wenig finſter, wohl gar verdrießlich, an. Nun ſagte der Alte etwas ängſtlich:

ich dachte, wir wollten heute einmahl wieder unter der Linde die Sonne aufgehen ſehn. — Das wollen wir! ſagte ich, und ſchüttelte ihm die Hand. Er führte mich über den Kirchhof nach der Linde, und natürlicher Weiſe wurde ich von dem Monumente meines Vaters angezogen. Ich betrachtete mit Rührung die einfach ſchönen Worte, welche meine Mutter hat hinein hauen laſſen: „hier ruhet ein guter Menſch!“ — Das ſteht, ſagte der Verwalter, auf jedem Leichenſteine; aber nicht das, Junker Joſeph. Er führte mich an die Rückſeite, und da ſah ich eine andre Inſchrift, welche die Gemeinde nach der Abreiſe meiner Mutter, ohne unſer Wiſſen, hat einhauen laſſen, die Worte: „das bezeugen alle Einwohner von Borum.“ Der Verwalter erzählte mir, wie die Gemeinde auf den Gedanken gekommen wäre; dann nahm er meine Hand, und ſetzte kräftig hinzu: Ihr Herr Onkel, Junker Joſeph, ſagte geſtern ein Paar Worte von Kammerherren, und die Bedienten haben mir noch mehr erzählt, worüber ich mich zwar freue, was mich aber auch bange gemacht hat. O, lieber Junker Joſeph, Ihr ſeliger Papa hatte keinen Titel, und war auch nicht reich; aber eine ſolche Inſchrift, die ein ganzes Dorf einem Manne ſechs Jahre nach ſeinem Tode ſetzen läßt, iſt, denke ich, in den Augen Gottes und guter Menſchen, eben ſo viel werth, als ein Titel, denn die heiligen Engel, die wohl manchmahl hier zwiſchen den Leichenſteinen ſchweben mögen, haben gewiß Reſpekt vor dieſen ſechs Worten.

Ich hörte das Uibrige nicht, was er noch ſagte; (es war eine ziemlich lange Rede.) Und würdeſt du, rief eine Stimme in meinem Innern, eine ſolche Inſchrift verdienen können, wenn du am Hofe fortlebteſt? In eben dem Augenblick, als ich dieß dachte, ging die Sonne auf, und warf durch das Gebüſch neben dem Grabmahle nur einen Strahl auf die Worte: „hier ruhet ein guter Menſch!“ Dieſer Zufall erſchütterte mich. Ich war ſtolzer, als je die höchſte Gunſt des Fürſten mich machen könnte, und reichte dem Verwalter die Hand, mit dem feſten Entſchluſſe, hier zu leben, und eine Inſchrift zu verdienen, wie mein Vater ſie bekommen hat.

Heute reiſen wir wieder zurück. Mein Oheim iſt zufrieden mit mir; denn ich habe geſchwiegen. Er weiß nicht, daß der unhöfliche Verwalter, die Inſchrift auf dem bloßen Sandſteine, das Häuschen mit den Kaſtanien, die herzliche Zutraulichkeit der Bauern, (er nennt ſie Rohheit) mir feſtere Ketten angelegt haben, als der Fürſt, der Hof und alle Pracht es jemahls können.

7.

***n.

Nun iſt alles geſchehen, lieber Franz. Ob ich beſſer daran bin, als vorher? Gewiß! Ob glücklicher? Auch das! Ja, ich kann es mir nicht leugnen, obgleich wieder eine weite Kluft zwiſchen mir und meinen Wünſchen liegt, obgleich mein ſchöner Traum dahin iſt, und mir in der öden Welt nichts übrig bleibt, als die Seufzer einer unglücklichen Liebe.

Als ich mit meinem Oheim wieder hier in der Reſidenz war, reihete er Feſt an Feſt; und die Gräfin Rode war bey allen die Königin. Ich ſah an den errathenden Blicken, die meine Mutter zuweilen auf mich warf, daß ſie glaubte, ich wäre von ihm gefangen. Und ſie mußte auf dieſen Gedanken kommen; denn ich ging jetzt ſelten zu Lindenhain, um meinen Oheim nicht aufzubringen, ehe der Prozeß geendigt wäre. Anne war unruhig; ich ſchwieg aber ſelbſt gegen ſie, bis ihr Vater mir ſagte, ſie verzehre ſich zwiſchen Furcht und Hoffnung. Meine Anne, fragte ich ſie nun bey dem erſten Wiederſehen: was iſt das höchſte Glück der Liebe? (Sie ſah mich verwundert an.) Wodurch erhält dieſe heftige Leidenſchaft Ruhe? — „Nur durch unerſchütterlichen Glauben an gegenſeitige Treue,“ antwortete ſie.

Recht, meine Anne; nur dadurch. Gott gebe dir dieſe Ruhe! Ich, Anne, fühle ſie, und verdiene, daß auch du ſie fühlſt.

„Weißt du, was mein Schickſal ſeyn müßte, wenn ich betrogen würde?“

Ich weiß es, Anne. Aber ſey ruhig. Ich liebe dich, und nur dich allein; nichts außer dir. Seit einigen Wochen komme ich ſeltener zu dir, um dich deſto früher immer zu ſehen. Bald bin ich ganz dein. — Sie umarmte mich, und war nun ruhig. Mein Oheim ſprach nicht mehr von ſeinem Plane, und ſuchte nur ein Verhältniß des Vertrauens zwiſchen mir und der Gräfin Rode zu bewirken. Ich war höflich, aber kalt. Am Hofe hielt man meine Verbindung für gewiß, und die ganze Stadt ſprach ſchon davon. Selbſt Lindenhain empfing mich jetzt mit einer mißtrauiſchen Kälte; nur Anne war heiter und ruhig. Dieſes feſte Vertrauen in meine Redlichkeit machte mich ſtolz, ſogar eitel; ich wurde nun noch geheimnißvoller mit meinem Plane, und ging noch ſeltner zu Annen. O, meine Eitelkeit machte mich unglücklich?

Mein Oheim glaubte, er habe vollkommen geſiegt, und es bedürfe nur noch eines Anſtoßes, mich zu einer Erklärung zu bringen. Er wendet ſich an den Fürſten. Dieſer, der mich wirklich liebt, und den Menſchen genug achtet, um auch meine Liebe zu achten, deren Gegenſtand er noch nicht kennt, antwortet ihm: er wiſſe, daß ich meine Neigung ſchon fixirt habe. Mein Oheim verſichert, ſie ſey ſchon vergangen, und es komme nur darauf an, mein Vorurtheil, daß ich mein Wort halten müſſe, zu beſiegen. Der Fürſt erbiethet ſich nun, dieſe Verbindung zu vermitteln, wenn er gewiß ſeyn könne, daß er ſich nicht ausſetze.

Bey der erſten Gelegenheit ſpricht er mit mir darüber. Guter Franz, ich muß dir geſtehen, das eben hatte meine thörichte, unbeſonnene Eitelkeit erwartet. Ich Thor! der ich den Hof ſo gut zu kennen glaubte, und ihn doch gar nicht kannte! Nein, es war etwas Andres. Meine Eitelkeit glaubte, ich müßte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen. In dem ſtolzen Wahne, daß ich dem Fürſten unentbehrlich wäre, wollte ich alles: meinen Oheim nicht erbittern, die Gunſt des Fürſten behalten, Lindenhains Prozeß zu Ende bringen, Annen heirathen, den Sommer mit ihr in Borum leben, und den Winter am Hofe der mächtige Günſtling ſeyn.

„Holm,“ ſagte der Fürſt, als wir von einigen Gnadenbezeigungen ſprachen, für die ich mich intereſſirte: „wann wirſt du denn endlich einmahl für dich etwas fordern? Kann ich dir denn gar nichts geben, als meine Freundſchaft? Er nahm den *** Orden aus ſeiner Chatulle, hängte ihn mir um, und verſicherte mir dabey ſeine ewige Liebe. — Franz, ich war ſehr gerührt, — mehr der Worte wegen, die er mir ſagte, als durch das Geſchenk, das er mir machte. — „Und,“ fragte er ſo menſchlich lächelnd, „auch ich darf doch wohl auf deine Liebe rechnen?“

Auf meine Liebe, auf meine tiefſte Verehrung, auf meine ewige Dankbarkeit, auf mein Leben, ſobald Sie es fordern.

„Lieber Holm, du rührſt mich in der That! Welch ein Unmenſch hat das Sprichwort erfunden: ein Fürſt könne keinen Freund haben! Ich habe einen!“ (Jetzt wollte ich mich ihm entdecken; er fuhr aber fort:) „Und nun, lieber Holm, — denn eine Belohnung fordert und gibt die Freundſchaft immer — laß mich heute Abend dem Hofe ankündigen, daß die Gräfin Rode deine Braut iſt. Ich habe“ — (das ſagte er lächelnd) „meinen Kopf darauf geſetzt, daß es ſo ſeyn ſoll.“

O gnädigſter Herr! fiel ich erſchrocken ein —

„Ich weiß wohl,“ unterbrach er mich ſchnell, „daß du eine Neigung gehabt haſt; damit iſt es aber, höre ich, vorüber. Nun bitt’ ich dich als

Freund, und befehle dir als Fürſt, die Hand der Gräfin Rode anzunehmen.“

Ich liebe noch immer mit der heiſſeſten Leidenſchaft, und beſchwöre Euer Durchlaucht, mich . . . —

Er legte mir ſcherzend die Hand auf den Mund. „Ich höre meine Freunde nicht gern mit ſolcher Heftigkeit von einer andern Liebe reden, als von der zu mir. Nun deſto beſſer! du wirſt alſo die Gräfin Rode weniger lieben, als mich.“

Ich werde Sie, gnädigſter Herr, unendlich lieben, (denn Sie werden mich unendlich glücklich machen), wenn Sie mir erlauben, meinem Herzen zu folgen.

„In Ernſt, Holm,“ ſagte er weniger freundlich; „ich höre nicht gern ſo angelegentlich von einer Leidenſchaft reden, die einem Manne nur zur Erhohlung dienen muß. Uibrigens fürchte ich nicht, daß du mir die erſte Bitte abſchlagen wirſt, die ich an dich thue. Ich liebe und ſchätze den Grafen Roden. Er könnte meinen Dienſt, oder wohl gar mein Land verlaſſen, wenn er nicht durch ſeine Tochter hier feſt gehalten würde. Mit einem Wort, ich habe meinen Kopf darauf geſetzt, ihn zu behalten und dich glücklich zu machen. Die Gräfin iſt jung, ſchön, gebildet, und reich: was kannſt du dir weiter wünſchen! Laß mich, Holm; du wirſt mir dafür danken: denn deine ſchwärmeriſche Liebe iſt ja doch nur ein flüchtiger Rauſch, eine Jugendſpielerey.“

Wenn ſie das auch wäre, gnädigſter Herr — meine Hand gehört nicht länger mir; ich griff ſie jetzt nach dem Beutel, und fragte: darf ich wieder deine Iglou ſeyn? — „Ja, Iglou,“ antwortete Flaming verlegen; „aber nur, wenn wir allein ſind.“

Nach einigen Tagen war Iglou geheimnißvoll und fröhlich. Sie fehlte ein Paarmahl, wenn der Baron klingelte. — Eines Abends, als er ſchon abgegeſſen hatte, ging die Thür ſeines Zimmers leiſe auf, und Iglou trat in ſehr vortheilhafter weiblicher Kleidung, halb Türkiſch, halb Franzöſiſch, in ſein Zimmer. Sie trug ein blaßrothes ſeidenes Leibchen, das unter der Bruſt mit einer weißen Binde gegürtet war, und von da zu einem faltenreichen Rocke hinabging; darüber einen weißen Dolman, der hinten weg fiel, und von ihrer ſchönen Geſtalt nichts verbarg. In das Haar hatte ſie Perlen geflochten, und ein Tuch, wodurch es feſt gehalten wurde, fiel hinten lang hinunter. So ſchwebte das ſchlanke Mädchen von edler Geſtalt mit Entzücken auf den Baron zu, knieete vor ihm nieder, faßte ſeine Hand, und drückte ſie feurig an ihren Mund. „Mädchen,“ ſagte der Baron, betrachtete ſie habe mein Wort gegeben. Welchen Bürgen für meine Redlichkeit hätten den Ew. Durchlaucht, wenn ich irgend einem Menſchen mein Wort brechen könnte! . . . O, eben dieſe Stunde, die Sie mir durch eine neue Verſicherung Ihrer Gnade geheiligt haben, hatte ich dazu beſtimmt, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, und das Einzige, was mir zum vollkommenſten Glücke noch fehlt, von Ihnen zu erflehen. Ich liebe, ich werde geliebt, und weiß, daß es einem edlen Herzen ſein Glück, ſeine Ruhe koſten würde, . . .

„Noch einmahl: ich liebe die Übertreibungen nicht, beſonders wenn von dieſer Leidenſchaft die Rede iſt. Man wird ein Stündchen weinen, vielleicht auch das nicht einmahl. — Wer iſt denn die Schöne, der zu Ehren du ſo tapfer ſtreiteſt?

Die Tochter des unglücklichen Lindenhain.

Des Fürſten Miene wurde ſehr ernſt und kalt. „Das iſt unmöglich! Du weißt doch, Holm . . . ? Wie ſoll ich dieſe Seltſamkeit nehmen!“

Ich weiß, daß Lindenhain ſo unglücklich geweſen iſt, ſich Ewr. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen; allein . . .

„So unglücklich? Willſt du deine Worte wohl ein wenig genauer wählen? Er hat Verbrechen begangen, für die meine bloße Ungnade eine ſehr geringe Strafe ſeyn würde! . . . Aber fühlſt du denn wirklich nicht, wie — ich will das mildeſte Wort brauchen — wie unbeſcheiden, wie ungeziemend es von dir iſt, um meine Erlaubniß zu einer ſolchen Verbindung zu bitten? Haſt du in Ernſt daran gedacht, mir vor dem ganzen Hofe ein Ridikule zu geben? Es iſt ein Glück, daß noch Niemand etwas von dieſer ſeltſamen Neigung weiß. Ich will nie wieder ein Wort darüber hören. Merke dir das! . . . Alſo darf ich dem Hofe deine Verbindung mit der Gräfin annonciren?"

Fordern Sie mein Leben, gnädigſter Herr; nur das nicht! Es iſt unmöglich!

Er kehrte mir den Rücken zu, klingelte, und ließ ſich Hut und Stock geben. Ich war ſo ſchwach, zu erblaſſen und zu zittern. „Wenn ich Sie brauche, will ich Sie rufen laſſen," ſagte er noch in der Thür, ſo kalt, ſo verächtlich als möglich. Der Kammerdiener, der mir noch vor einer halben Stunde die allertiefſte Verbeugung gemacht hatte, ſah mich nun über die Achſel an. Ich war verabſchiedet, und ging ergrimmt nach Hauſe.

So unwahrſcheinlich dieſer Fall auch ſeyn mochte, ich hatte ihn dennoch vorher berechnet; und da ſchien es mir ſo leicht, die Feſſeln abzuwerfen, ſo leicht, wie jener Philoſoph, zu ſagen: wenn der Fürſt mich entbehren kann; gut! ich kann ihn entbehren! Jetzt aber? — Ich ſtahl mich beſchämt und verwirrt nach Hauſe. Der Hof war mir dennoch mehr, als ich geglaubt hatte. Doch, ich muß mir auch Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Gewiß, ich bereuete mein Benehmen nicht, und fühlte, daß ich im Stande wäre, dasſelbe noch tauſendmahl zu thun und zu ſagen. — Als ich zu Hauſe kam, war ich ungewiß, ob ich mit meinem Oheim ſprechen ſollte, oder nicht.

Mein Oheim kam mir gerade entgegen, und ſogleich fiel ihm der Orden auf meiner Bruſt in die Augen. Er umarmte mich zärtlich; denn nun war ja, meinte er, alles richtig. Jetzt wurden wir aber durch einen Beſuch unterbrochen, und ſahen einander den ganzen Tag nicht wieder. Am folgenden Morgen fuhr er in die Conferenz, ohne mich geſehen zu haben; und aus der kam er glühend vor Zorn zu Hauſe. Er warf mir wüthend vor, daß ich ein Bürgermädchen heirathen wollte, und daß ich ihn durch mein Stillſchweigen bey dem Fürſten kompromittirt hätte. Nach und nach wurde er ruhiger, und ſagte mir ziemlich ſanft: es gebe kein andres Mittel, die faſt gänzlich verdorbene Sache wieder herzuſtellen, als daß ich die Hand der Gräfin Rode annähme. Es blieb mir in dieſen Umſtänden nichts Andres übrig, als völlig zu brechen. Ich erklärte ihm geradezu: daß keine Verführung, keine Liſt, keine Lockung, keine Gewalt in der Welt mich bewegen könnte, meine Anne zu verlaſſen. Er ſtellte mir freundlich alles vor, was die Phantaſie eines jungen Menſchen verführen kann; ich ſagte ihm aber ruhig: meinen Sie denn, daß ich des Fürſten Freundſchaft gern entbehre? Meine Lage feſſelte mich ſtärker, als ich ſelbſt es glaubte, und vielleicht wäre ich nach einem Jahre nicht mehr ſtark genug geweſen, der Ehrſucht zu widerſtehen. Jetzt kann ich es noch, dem Himmel ſey Dank! und ich will es; bey Gott! ich will es.

Er ſah mir ſtarr in die Augen, drückte mir dann die Hand, und ging aus dem Zimmer. Am Abend ſpät ließ er mich rufen, und gab mir ein Papier: den Befehl, daß Lindenhain verhaftet werden ſollte. „Ich will nicht mit dir ſtreiten, ob es ſo recht iſt," hob er ruhig an. „Lindenhain hat wenigſtens den Buchſtaben der Geſetze gegen ſich, und er iſt — das kannſt du mir glauben — verloren, wenn du ihn nicht retteſt. Lies! (Mit dieſen Worten gab er mir einen Stoß Akten).

Ich las. Lindenhain war ſchlecht vertheidigt worden, und der treuherzige Mann hatte jeden kleinen Fehler allzu ehrlich eingeſtanden. Ich ſah an meines Oheims Kälte ſehr wohl, daß ſein Entſchluß gefaßt war, und mußte ihm nun kalte Entſchloſſenheit entgegen ſetzen. Und wie glauben Sie denn, fragte ich, daß ich ihn retten kann?

„Wenn du die Hand der Gräfin Rode annimmſt. Dieſen Preiß hat der Fürſt auf Lindenhains Freyheit geſetzt."

Dann, ſagte ich ſo kalt als möglich; iſt er ohne Zweifel verloren.

„Junger Menſch," hob er warnend wieder an; „er kann zu zwanzigjährigem Feſtungsarreſt verurtheilt werden! . . . Joſeph," fuhr er mit einer Art von Zärtlichkeit fort; „wir kämpfen gegen einander. Laß uns dabey offen zu Werke gehen. Du willſt in den Armen des Mädchens glücklich werden, und ich will dich in eine ehrenvolle Laufbahn bringen. Der Zufall gibt mir den Sieg. Lindenhains Schickſal iſt entſchieden: ohne mein Zuthun, das glaube mir. Ich habe alles ſo mild zu machen geſucht, als es der Unwille des Fürſten, und die Aengſtlichkeit meiner Kollegen erlaubten. So ſteht es; und du wirſt, hoffe ich, aus den Akten geſehen haben, daß ich nicht ſchuldig bin. Ich weiß, wie du am Ende handeln mußt: daher wünſchte ich, daß du nicht mit deinem Schickſal grollteſt, daß du gern zu thun ſchieneſt, was du zu thun nun doch einmahl nicht umhin kannſt.“

Ich will es überlegen, mein Oheim, erwiederte ich.

Er ſah nach der Uhr. „Gegen Eilf muß dein Entſchluß gefaßt ſeyn.“

Ich verbeugte mich bejahend, und ging nun ſogleich zu Lindenhain, mit dem Entſchluſſe, ihm und Annen Alles zu ſagen, und Beyden noch einmahl feyerlich zu erklären, daß ich die Gräfin Rode nie heirathen würde. Anne kam mir mit ſorgenvoller Miene entgegen, und fiel mir, noch ehe ſie wußte, was ich wollte, mit ſanfter Wehmuth in die Arme. Ich faßte mich, ſo gut ich konnte, und ſagte: Anne, unſre Geſinnungen ſtehen in unſrer Gewalt, nicht unſre Schickſale. – Menſchen können unſer Glück, unſre Hoffnungen zerſtören; aber unſern Willen dürfen ſie nicht beugen. Ich bringe traurige Nachrichten; doch, lieber Vater, ich ſage Ihnen auch mit ſichrer Ruhe, daß nichts in der Welt mich je von dem Herzen meiner Anne reißen ſoll.

Anne ſchwankte ohnmächtig in meine Arme, und rief noch mit der letzten Kraft: Holm, rette meinen Vater! Indem ich mich über ſie hin beugte, fiel der Orden auf ihre Bruſt. „Junger Menſch,“ ſagte Lindenhain ernſt, mit einem ſchneidenden Tone; und nahm das Ordenszeichen in die Hand: „dieß kalte Metall drückt, glaube ich, das Herz des armen Mädchens. Das alſo iſt der Preiß, um den Sie meine Tochter verraſhen!“ – Er legte die Ohnmächtige ſchweigend auf den Sofa, und blickte dann mit Verachtung auf mich hin. Es war leicht voraus zu ſehen, welche Scene erfolgen müßte, wenn Anne wieder zu ſich käme, und ihr Vater ſeinen Verdacht gegen mich noch hätte. Ich riß den Orden von dem Bande ab, warf ihn in einen Winkel, legte meine Hand auf die kalte Bruſt des geliebten Mädchens, und ſagte: möge mich der Fluch des Himmels treffen, wenn ich meine geliebte Anne jemahls verlaſſe, meine Hand jemahls einer Andern gebe!

„Darf ich Ihnen trauen?“ fragte er.

Fordern Sie, welchen Beweis Sie wollen.

„Nun wohl! ſo überlaſſen Sie mich meinem Schickſal, und geben Annen Ihre Hand. Ich bin ein Greis, und kann die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, ſehr wohl einem geliebten Kinde opfern. Wir ſprechen nicht ein Wort mehr davon.“

Jetzt ſchlug Anne die Augen auf, und ihre erſten Worte waren: retten Sie meinen Vater! Ich ſchwieg in dumpfer Verzweiflung, und meine ganze Entſchloſſenheit war dahin; denn erſt jetzt fühlte ich das Schreckliche meiner Lage, in welcher mir keine andere Wahl blieb, als mein oder ein fremdes Elend. „Sie wollen alſo?“ rief der Vater mir zu; „Sie wollen?“ — Nein, antwortete ich: nichts will ich, gar nichts! Der Himmel vollende unſer Schickſal! Ich will das Urtheil nicht ſprechen.

Anne ſah mich, und dann auch ihren Vater, ängſtlich an. O, was iſt es? was haben Sie beſchloſſen? — „Das Beſte für uns Alle,“ ſagte Lindenhain. „Du gehſt mit deinem künftigen Manne aus dem Lande, nach Borum. Wir nehmen jetzt Abſchied von einander. Ich komme nach, ſobald mein Prozeß geendigt iſt.... Sie zögern?“ fragte er.

Nein, ich bin bereit! erwiederte ich. Aber, lieber Vater, wenn Sie hier auf Menſchlichkeit rechnen, ſo irren Sie ſich.

In dieſem Augenblick glaubte ich einen ſehr glücklichen Gedanken zu haben. Gehen Sie mit uns, lieber Vater! rief ich. Erſparen Sie durch Ihre Flucht den grauſamen Menſchen ein Verbrechen.

Er lächelte. „Haben Sie draußen nicht Leute geſehen? Man hält mich ſchon jetzt in Gefangenſchaft. — Nun war meine Entſchloſſenheit aufs neue wieder hin. Lindenhain trieb uns; doch Anne ließ ſich nicht bewegen.

„Welchen Preiß,“ fragte er endlich kalt, „hat man auf meine Freyheit geſetzt? Antworten Sie ruhig, lieber Holm. Höre zu, Anne! Bin ich zu retten, ſo will ich gerettet ſeyn; bin ich es nicht, ſo fordere ich von euch, daß Ihr handelt, wie Ihr ſollt. Alſo welchen Preiß?“

Ich ſoll die Gräfin Rode heirathen, ſagte ich, als er ſeine Frage wiederhohlte.

„Anne, hörſt du? . . . Wollen Sie das? Werden Sie je auf irgend eine Bedingung die Gräfin heirathen?

Ja, mein Vater! rief Anne; ich gebe ihm meine Anſprüche zurück. Er wird, er muß, wenn er mich liebt.

„Holm, antworten Sie. Werden Sie die Gräfin Rode heirathen?“

Nimmermehr, mein Vater! nimmermehr! Mein Leben für Ihre Rettung; aber nicht meine Anne.

„Anne, wenn Holm die Gräfin heirathete: — würdeſt du es überleben?“

Ach, das glaube ich nicht, mein Vater; aber es wird mich auch tödten, wenn man Sie mißhandelt.

„Du ſiehſt alſo,“ ſagte er kalt, „ich bin nicht zu retten. Und darum, mein Sohn Holm, übergebe ich Ihnen meine Tochter, und verlange, daß Sie unverzüglich mit ihr abreiſen ſollen. . . . Liebe Anne, was iſt es denn mehr, als eine leere Drohung? Man kann ja nicht leugnen, daß ich unſchuldig bin, und wird dem Himmel danken, wenn ich endlich einmahl gehe.“ Er machte Annen Muth, und war ſo heiter, daß auch ich wieder Muth bekam. Ich umfaßte meine Geliebte, und redete ihr zu. Sie wollte ſchon von ihrem Vater Abſchied nehmen, als auf einmahl ein Offizier hereintrat, und zu mir ſagte: ich habe im Nahmen des Fürſten mit Ihnen zu reden, Herr Kammerherr.

Mein Schwiegervater und meine Braut, erwiederte ich, dürfen alles wiſſen, was mich betrifft. Was haben Sie mir zu ſagen?

Se. Durchlaucht verlangen Ihr Ehrenwort, daß Sie ohne Dero Erlaubniß die Reſidenz nicht verlaſſen wollen.

Nein, mein Herr! Sagen Sie dem Fürſten, es ſey mir unmöglich, ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Auf dieſen Fall habe ich Befehl, Sie zu Ihrem Oheim zu begleiten. —

Jetzt hatte ich meine ganze Entſchloſſenheit wieder. Ich bath den Offizier, er möchte meinen Oheim erſuchen, zu mir in Lindenhains Haus zu kommen, und dabey erklärte ich ihm, daß nur Gewalt mich von hier wegbringen würde. Übrigens gab ich ihm mein Ehrenwort, nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als bis er zurückgekehrt wäre.

Mein Oheim kam mit ſehr finſtrer Stirn. Wir ſtehen jetzt auf einem völlig entſcheidenden Puncte, hob ich an. Man hat mir meine Freyheit genommen. Ich will erwarten, unter welchem Vorwande, und auf wie lange. Man muß Gewalt gebrauchen, Aufſehen erregende Gewalt, wenn ich dieß Haus verlaſſen ſoll. Ich bin entſchloſſen, mit meiner Braut nach Borunt zu reiſen, noch in dieſer Nacht, noch dieſen Augenblick, wenn man mich nicht gewaltſam daran hindert. Mit Recht kann es mir Niemand wehren. Komm Anne! komm, meine Geliebte! Wir reiſen!

Mein Oheim hatte die Faſſung verloren; endlich ſagte er: „du trotzeſt, Neffe. Ich begreiſe aber nicht, wie du vergeſſen kannſt, daß dein Trotz dem Vater deiner Geliebten höchſt nachtheilig ſeyn muß. . . . Oder, Herr Lindenhain, ſollten Sie nach dem letzten Verhöre wirklich noch auf Rettung hoffen? Dann irren Sie ſich. — Weiß Ihre Tochter, welches Schickſal Sie erwartet?“

Anne erblaßte, und ich ſtand erwartungsvoll da.

Ich kenne mein Schickſal, ſagte Lindenhain. Aber Ihr grauſamen Menſchen habt euch verrechnet. Die Quellen meines Lebens ſind vergiftet, und eure Freude kann nicht länger als einige Tage dauern. Meine Kinder werden glücklich ſeyn, und nur über den Tod ihres Vaters weinen, nicht über ſein Unglück. Geht, meine Kinder; mein Segen folgt euch. Ich bin glücklich, wenn Ihr es ſeyd. Er umfaßte uns, mit Thränen in den Augen. Dann wendete er ſich zu meinem Oheim: Herr Präſident, man glaubt, mich unglücklich gemacht zu haben; und dennoch bin ich zu beneiden.

„Gewiß, Herr Lindenhain," ſagte mein Oheim, in einer ihm ungewöhnlichen Bewegung; „ich will Ihr Unglück nicht. Es freuete mich, daß ich einen Weg ſah, Sie zu retten. Glauben Sie mir," es iſt der einzige, auf dem Sie ſich retten können. Ich möchte Ihre Tochter nicht gern erſchrecken; zwingen Sie mich nicht zu reden!"

Lindenhain trat ernſt auf meinen Oheim zu. Ob Sie mein Unglück wollen, oder meine Rettung, das weiß ich nicht. Man hat mir aber keine Wahl übrig gelaſſen, als zwiſchen meinem Tode und dem langen Elende meiner Tochter. Ich habe gewählt, wie ein Mann, der ſeine Pflichten kennt, wie ein Vater, der für das Glück ſeiner Tochter tauſend Leben hingäbe, wie ein Greis, der nur noch wenige Tage aufzuopfern hat. Wenn Ihr Neffe die Gräfin Rode heirathete, ſo wäre es dasſelbe, als ob er meiner Tochter einen Dolch in das Herz ſtieße .... Was ich zu thun im Stande bin, um meine Tochter zu retten, davon hat ein Mann, wie Sie, Herr Präſident, keinen Begriff. Ich weiß wohl, daß Sie ihr mit ein Paar Worten die heiligſten Schwüre ablocken mit Wohlgefallen, und faßte ihre beiden Hände: „wenn dich jemand geſehen hätte!“

Niemand! Niemand hat Iglou geſehen, als du. — Sie holte einen Mantel herein, den ſie vor der Thür abgeworfen hatte, und mit dem ſie ſich des Nachts bedeckte. So ging ich hieher, ſagte ſie. Ach, nur *deine* Iglou bin ich! — Sie warf den Mantel wieder ab, und ſtand mit leuchtenden Blicken vor ihm. Der Baron betrachtete die ſchlanke, volle Geſtalt des Mädchens, das ſo ganz Liebe für ihn war, aufs neue mit großem Wohlgefallen. Seine Arme hoben ſich ein Paarmahl, ſie zu umfaſſen; doch er hielt ſie, um es nicht zu thun, auf den Rücken. „Nun geh, Iglou, geh!“ ſagte er. — Sie blickte ihn traurig an. Ach, du ſiehſt mich *doch* lieber, wenn ich *nicht* Iglou bin! — „Ich ſehe dich immer gern,“ erwiederte er, umfaßte ſie, und drückte ſie mit Innigkeit an ſeine Bruſt. Sie umſchlang ihn noch inniger, und er ſchob ſie ſanft von ſich. „Nun geh, Iglou! geh! gute Nacht!“ — Gute Nacht! ſeufzte ſie, hüllte ſich in ihren Mantel, und ging langſam und traurig aus dem Zimmer.

können, nie die Gattin Ihres Neffen zu werden; ich weiß, daß Ihr Neffe ſelbſt, wenn Sie ſprächen, — zwar Ihnen fluchen, aber dennoch Ihren Wunſch erfüllen würde. Aber Sie wiſſen nicht, wie ohnmächtig ihr Haß, und wie allmächtig die Liebe eines Vaters iſt. Sie lächeln? . . . Seitdem ſie mir meine Rettung antrugen, wenn ich das Glück meines Kindes aufopfern wollte, habe ich dieſe Stunde vorausgeſehen. Ihr Neffe erfuhr nicht, in welcher Gefahr ich ſchwebte. Aber ich ſah, was man zur Abſicht hatte. Mir blieb kein andres Mittel übrig, als das letzte, das fürchterlichſte, der . . . . — Er brach auf einmahl ab.

Wir Alle, ſelbſt mein Oheim, waren bey dem feyerlichen Tone des Greiſes wie erſtarrt. Anne — und das ſah ich gern — lag ſchluchzend auf meiner Schulter, und ſchien die Worte ihres Vaters kaum zu hören. Dieſer faßte nun meines Oheims Hand, zeigte ihm heimlich etwas, und flüſterte ihm dabey ein Paar Worte zu. Und nun, Herr Präſident, fuhr er dann fort, wird es von Ihnen abhangen, zu reden oder zu ſchweigen, zu retten oder zu verderben! . . . Du reiſeſt in dieſer Nacht, meine Tochter.

Mein Oheim war erblaßt. Er faßte meine Hand, daß ich nicht gehen ſollte, ſchien einige Augenbilcke nachzuſinnen, und ſagte dann langſam: „ich gebe den Gedanken an die Gräfin Rode auf, und will dich nicht zwingen, ſie zu heirathen. Und ſo, mein Herr, wäre denn das Leben Ihrer Tochter, für das Sie beſorgt waren, gerettet. Laſſen Sie mich nun aber auch etwas für Sie thun, Herr Lindenhain. Ich bin nicht Ihr Feind. Mein Neffe ſoll mir nur verſprechen, drey Jahre lang Ihre Tochter nicht zu ſehen, ihr nicht zu ſchreiben, und gar keine Art von Verbindung mit ihr zu unterhalten. Verſtehen Sie mich: drey Jahre lang! Dann mag er Ihre Tochter heirathen, und ich will nichts dagegen ſagen. Verſprich das, Neffe; und Herr Lindenhain ſoll noch in dieſer Nacht reiſen dürfen, wohin er will."

Anne warf ſich meinem Oheim zu Füſſen, und verſprach alles, ſo wie ich ſelbſt es that. Lindenhain ſah mich ſtarr an. Und wenn ſie in den drey Jahren meine Tochter vergäßen . . . Verſprecht das nicht, meine Kinder; Ihr ſeht die Schlange unter den Blumen nicht.

Ich fühlte, daß Lindenhain mit ſeiner Warnung nicht Unrecht hatte; mein Oheim ſagte aber: „dieß Opfer muß dem Fürſten nothwendig gebracht werden, wenn er nicht glauben ſoll, ich habe ihn betrogen. Es wird mir Mühe genug koſten," ſetzte er ruhig hinzu, „den Grafen Rode zu bereden, daß er das Scheitern des Planes mit ſeiner Tochter und meinem Neffen auf ſich nimmt. Merkte der Fürſt, oder einer meiner Feinde, daß noch die mindeſte Verbindung zwiſchen Ihnen, Mademoiſelle, und dir, mein Neffe, Statt fände: wer anders wäre dann das Opfer für meine Nachſicht, als ich ſelbſt?" — Das mußten wir freylich zugeben.

Mein Oheim ließ nun einen Wagen kommen, und man packte. Selbſt Lindenhain, der jetzt einen Schimmer von Hoffnung hatte, fing wieder an, Liebe zum Leben zu fühlen, und eilte, die Anſtalten zur Reiſe zu treffen. Anne gab mir einen Wink, und ich folgte ihr in den Garten. Unter dem Kreiſe von Akazien ſagte ſie: drey Jahre! ohne dich, ohne zu wiſſen, wo du biſt! . . Und wenn ſie nun vorüber ſind, dieſe drey langen, trüben Jahre: wo werde ich dann dich finden! und wie! Wirſt du mir auch noch treu ſeyn, Joſeph?

Hier, ſagte ich; unter dieſen Akazien, findeſt du mich, Anne, und treu, mit eben dem Herzen, wie in dieſer Stunde! —

O, dieſe letzte Umarmung! Welch ein Verſprechen hatte mein grauſamer Oheim uns abgedrungen! Er war, als ich wieder in das Zimmer kam, ſchon weggegangen; ſonſt hätte ich mein Wort zurückgenommen: denn ich kannte ſeine Abſicht ſehr wohl. Lindenhain ſchien nun jeden Verdacht verloren zu haben; er hatte die langen drey Jahre gänzlich vergeſſen, und war voll Freude darüber, daß er dem engen und finſtern Gefängniſſe entging, welches man ihm zugedacht hatte.

Er und meine Anne ſetzten ſich endlich in den Wagen, und fuhren ab. Ich ging unter den Akazien-Kreis zurück, und es war mir, als läge ich im dunkelſten Gefängniß, von allen Menſchen abgeſondert. Drey Jahre! dachte ich, verzweifelnd. Aber treu will ich meiner Geliebten ſeyn: das ſchwöre ich bey den Sternen des Himmels.

8.

* * * n.

Fühle ich nicht eben ſo gut, wie du, lieber Franz, daß es thöricht von mir war, die Bedingung meines Oheims einzugehen? Ich wußte von dem erſten Augenblicke an, welche Abſicht er dabey hatte. Aber in jener ſchrecklichen Stunde hätte ich, um Annen von ihrer Angſt zu befreyen, wohl etwas noch Thörichteres verſprochen. Ich würde meine Zuſage ohne Bedenken breichen, wenn ich wüßte, wo Anne wäre, und wenn ich nicht ſogar Urſache hätte zu befürchten, daß vielleicht Lindenhain noch in der Gewalt meines Oheims iſt.

Das Uibrige, was ich dir noch zu ſagen habe, gilt um nichts mehr, als das Compliment an die Zuſchauer, wenn der Vorhang fällt. Ich ſollte an den Hof gehen, und that es; denn ich glaube nun doch, daß der Fürſt und mein Oheim nicht aus Einer Karte ſpielen. Der Graf Rode brach die Verbindung mit uns ab, daß der Fürſt ſich wieder mit mir ausſöhnen könnte; ich ſehe indeß wohl, daß der Gedanke an dieſe Verbindung noch nicht aufgegeben iſt. So ſpielt jeder ſein Spiel, nur mich ausgenommen, der ich aber dafür jedem ſeins zu verderben ſuche.

Man hatte dem Fürſten geſagt: ich ſey bereit, ſeinen Wunſch zu erfüllen, und wünſche nur Aufſchub, um die Sache mit Anſtand einleiten zu können. Er nahm mich etwas feyerlich, aber doch gnädig, auf. Und ich, mein guter Franz? Ich thue ſeitdem alles, um mir ſelbſt das Spiel zu verderben. Seit drey Tagen könnte ich meinem Oheim Brief und Siegel darüber geben, daß ich es mit dem Fürſten auf immer verdorben habe. Und das wollte ich eben; denn — hätte nicht dieſer gefährliche Ort mich beynahe mir ſelbſt untreu gemacht?

Mein Oheim glaubt noch immer, ich ſoll wieder die vorige Rolle bey dem Fürſten bekommen; aber damit iſt es vorbey. Vorgeſtern trug mir der Fürſt halb und halb eine Miſſion nach Koblenz an den Kurfürſten auf; und ich bezeugte ihm die froheſte Dankbarkeit dafür, daß ich wieder an dem Orte leben ſollte, wo ich meine Jugend zugebracht habe. Er ſah mich finſter an, und nun, hoffe ich, werd' ich dahin gehen, um — nichts zu thun.

9.

***n.

Ich gehe nach Koblenz, lieber Franz, obgleich mein Oheim damit ſehr unzufrieden iſt. Er hat mir über mein Benehmen bittre Vorwürfe gemacht: „ich ſage dir voraus, du biſt vergeſſen!“

Nein, gewiß nicht, lieber Oheim! erwiederte ich. Er ſprach von dem Fürſten, ich von meiner Anne. Du bekommſt hierbey die Abſchrift eines Briefes von ihr. Lies, und höre endlich auf, unſerer Herzen, der Liebe, und ſelbſt der Tugend zu ſpotten.

In dem Briefe findeſt du die rührende Erzählung von den letzten Stunden ihres Vaters;

und du muſst mich für einen Böſewicht halten, wenn du jetzt noch glauben kannſt, daß ich Annen vergeſſen werde. Franz, du kennſt das Herz eben ſo wenig, wie mein Oheim.

Ein armer Mann brachte mir den Brief, und war verſchwunden, ehe ich das Convert erbrochen hatte. Sie muß, glaube ich, hier in der Nähe ſeyn, da kein Poſtzeichen auf dem Briefe war. Ich habe ſeitdem alle kleinen Städte in der Nähe durchſucht, und mich in allen Klöſtern erkundigt, ob eine Koſtgängerin darin aufgenommen ſey; doch umſonſt. Kannſt du noch an ihrer Treue zweifeln, da ſie das Verſprechen, das ſie meinem Oheim gegeben hat, ſo gewiſſenhaft erfüllt?

10.

Koblenz.

Hier, Franz, auf der Inſel, unter dem Gebüſche, wo ich ſie zum erſtenmahl ſah, hier ſitze ich, und ſchreibe dir mit zitternder Hand. Sie iſt todt! meine Anne iſt todt! O, nur auf dieſer kleinen Inſel, nur in dieſem Gebüſche mag ich noch athmen; alles Andre iſt für mich mit ihr todt. Wo ich auch bin, oder ſeyn möchte, hier, auf der andern Hemiſphäre, in den Wüſten des brennenden Afrika, in dem Eiſe des Nordens: überall ſähe ich nur das Grab, in welches die Grauſamkeit meines nächſten Verwandten ſie ſtürzte. Und was hat er denn damit gewonnen? Ich kann nur trauern, nur jammern, bis das Grab auch mich aufnimmt.

Es iſt mir, als trauerte die ganze Natur über den Verluſt ihrer ſchönſten Zierde. Sie wollen mich aufrichten, mich tröſten. Meine Mutter und meine Schweſter ſchreiben mir ſo viel Gutes, ſo viel Schönes. Ach, ſie wiſſen nicht, daß es Schmerzen gibt, die man ſelbſt in dem Schooße der Seligkeit nicht vergeſſen könnte; ſie begreifen nicht, daß der Schmerz dem ganz Unglücklichen die Welt ſeyn kann, in der allein er zu leben wünſcht.

11.

***n.

Ich bin wieder hier in ***n, und habe unter den Akazien geſeufzt, unter denen ſie mir beym Abſchiede ſagte: „in drey Jahren!“ Erſt anderthalb ſind ſeitdem verfloſſen, und ſie iſt ſchon Staub! — Dein Verdacht, Franz, war leer; deine Hoffnung ein Traum. Ach, im erſten Augenblicke goß dein Brief ein glühendes, tauſendfaches Leben in meine Bruſt. Ich kann dir nicht beſchreiben, was ich empfand, als ich darin die Worte las: „dein Oheim hat einen zu großen Vortheil davon, wenn du Annen für todt hältſt. Iſt ſie auch wirklich todt? hat man dich nicht getäuſcht?“ Ob ich gleich den Brief, den ſie mir ſterbend ſchrieb, bekommen, und auch einen Brief von der Aebtiſſin des Luzien-Kloſters über ihren Tod in Händen hatte: — deine Worte jagten mich dennoch gewaltſam auf. Ich nahm Kourier-Pferde, und kam mit einer ſo lebendigen Hoffnung hier an, daß ich meiner Mutter entgegen rief: ſie lebt! mein Oheim hat mich betrogen! — „Um Gotteswillen!“ ſagte meine Mutter: „iſt es möglich!“ Ich erkundigte mich nun, und mein Herz wurde aufs neue von banger Verzweiflung ergriffen, als mir geſagt wurde: mein Oheim wiſſe nichts von Annens Tode, ſondern glaube noch immer, daß ſie lebe.

Anne hatte meiner Mutter geſchrieben, und ſie gebethen, den beygelegten Brief an mich nicht eher abgehen zu laſſen, als bis ſie einen zweyten von der Aebtiſſin des Kloſters, in welchem ſie ſich befinde, erhalten habe. Hier haſt du eine Abſchrift ihres Briefes. — — Sie hat mir mein Bildniß wieder geſchickt, den Ring aber, das Pfand meiner Treue, mit in ihr Grab genommen. Das Alles weiß ich durch meine Mutter. Mein Oheim iſt unſchuldig; er erſchrack ſehr heftig, als ich ihm ſagte: Anne iſt todt!

O, ſo nahe war ſie bey mir! in dem Luzien-Kloſter! Ich fuhr hinaus, und ließ mich bey der Aebtiſſin melden. Die ehrwürdige Frau empfing mich mit Thränen. Ich hatte keine. — Man führte mich, weil ich darum bath, auf die Zelle, wo ſie geſtorben iſt, und nach ihrem Grabe. Ich ſetzte mich ſchweigend darauf, und lächelte, indeß mein Gehirn glühete. Die Aebtiſſin ſagte: ich ſehe, mein Sohn, Sie haben ſich in die Vaterhand Gottes ergeben. Der Barmherzige ſey dafür geprieſen! — O, dieſe Menſchen wiſſen von keinem Schmerz, der nicht ſchreyet. Das gänzliche Verzagen, das Verſinken

ken einer Seele kennen die Glücklichen nicht! — Ich nahm einen blühenden Grashalm und eine handvoll Erde von dem Grabe mit. Sie iſt todt! Wann werde ich ſagen können: ich folge dir, meine Anne!

12.

Koblenz.

Mein Oheim ließ mir einen Monath Ruhe; dann nahm er ſeine alten Plane wieder vor. In der That, ich mußte darüber lächeln. Lieber Oheim, ſagte ich, laſſen Sie mich nur noch ein Paar Monathe um meine Anne trauern; Ihre Plane ſind freylich recht gut. — Ich glaube, Franz, er liebt mich jetzt; denn er wurde darüber gar nicht aufgebracht. „Hier," ſagte er am Ende, „erinnert dich zu viel an ſie. Die Geſchäfte in Koblenz werden dich zerſtreuen. Reiſe dahin zurück, je eher je lieber." — Er weiß nicht, daß hier das Gebüſch iſt, wo ich ſie zuerſt ſah, und die Inſel, auf der ſie lebte; er weiß nicht, daß ich das verwelkte Grashälmchen und die Hand voll Erde habe.

Nein, Franz, ich kann Koblenz noch nicht verlaſſen. Ja, du haſt Recht: ich bin krank; und ſolche Krankheiten, wie die meinige, heilt kein Arzt. Der Glanz, das Getümmel deiner Kaiſerſtadt würde mich nicht zerſtreuen. Wollteſt du der Mutter, die am Sarge ihres einzigen Kindes ſitzt, glückliche Mütter, mit geſunden Kindern in den Armen, zeigen? — Daß du endlich wieder in Wien biſt, ſehe ich gern. Du lebſt nun unter den Augen deiner Verwandten, und das wird dich ſtiller, eingezogener, beſſer machen. Adieu. Wenn mein Schmerz, wie du hoffſt, von den Flügeln der Zeit verwehet ſeyn wird, dann will ich zu dir kommen. Leb wohl.

Der Graf Franz Donach an den Baron Holm.

13.

Wien.

Da bin ich im Hafen, lieber Joſeph. Sieh, man hatte die Ketten ſchon fertig, die mir angelegt werden ſollten; und auf meine Einwilligung rechnete man mit der vollſten Gewißheit. Meine Familie hielt ein General-Concilium, worin man mir ganz trocken ankündigte, daß man mich verheirathen würde. So unangenehm und lächerlich mir das auch war, ſo hatte ich doch nicht den Muth, ein beſtimmtes Nein zu ſagen. Aber da verfügte ich mich aus den Umarmungen meiner frommen Tanten zu meiner Braut, ſpielte eine närriſche Rolle, und beging vor ihren Augen ein Paar arge Unbeſonnenheiten. Sie ſchlug meine Hand aus, und ich lief nun zu meinen Tanten, jammerte: „ich Unglücklicher!“ und bath ſie, die Sache wieder ins Reine zu bringen, verderbte ihnen aber unter der Hand das Spiel, bis denn endlich Niemand mehr mit dem Vetter, „dem das Unglück auf

„Die häßlichen Negerzüge,“ ſagte der Baron, „hat ſie doch wahrhaftig nicht. Ihre Augen ſind offen und groß; ihre Geſtalt iſt edel und fein. Wenn ich nur wüßte, welches Volk Abyſſinien bevölkert hat; ich wollte wohl ſagen, warum ihre Züge nicht ſo häßlich ſind, und warum ihr Herz dieſer zarten Empfindungen fähig iſt.“

Er fing an ſeine Kollektaneen zu Hülfe zu nehmen; aber Iglou's Vaterland lag und blieb unter dem Fluche der Natur. Jetzt fragte er ſie nach ihrer Familie. „Höre, liebe Iglou, beſinne dich! Nicht wahr, dein Vater hatte andere Sitten, er lebte anders, als ſeine Landesleute? Beſinne dich recht!“ — Sie beſann ſich, und ſchüttelte den Kopf. Wir wohnten wie die übrigen, ſangen, ſpielten, ſchliefen, wie es bei uns Sitte war; wir aßen rohes Fleiſch wie die übrigen; wir . . .

„Rohes Fleiſch?“ rief der Baron ungeduldig, und ſprang auf. „Auch du, Iglou? auch du? auch dein Vater?“

Ich habe nie gewußt, daß man Fleiſch anders eſſen kann, als bis ich nach Skanderi kam.

„Aber, Iglou, ſey nicht ſeltſam! Wie

dem Fuße folge," zu thun haben wollte. Ich ſpielte nun den Menſchenfeind, verſchwor die große Welt, ließ mir einen Arzt aufdringen, und ſo weiter. Während deſſen richtete ich meine kleine Wirthſchaft ein, die — ſage du, was du willſt — auf den Genuß, nur auf den Genuß, berechnet iſt. Ich bewohne meinen väterlichen Pallaſt, der in einer Hauptſtraſſe ſteht, gebe alle ſechs Wochen eine große Fete, die ich unerträglich ſteif einrichte, und erſcheine alle Monath einmahl am Hofe, zwar richtig nach der ſtrengſten Etikette gekleidet, aber ſo blöde, ſo ängſtlich, daß die Pagen, wenn ich vorüber gehe, ihr Geſpött mit mir treiben. Jedem, der ſich mir nähert, erzähle ich, wie unglücklich es mir im Heirathen gehe, und daß mich im ganzen heiligen römiſchen Reiche kein Fräulein haben möge. Dabey iſt es denn bekannt geworden, daß ich die übelſten Launen, die unvernünftigſte Eiferſucht, den unüberwindlichſten Starrſinn, und bey einem großen Vermögen den ſchmutzigſten Geldgeitz habe. Auch hat man herausgebracht, daß ich mich jeden Abend mit ein Paar Narren oder Betriegern in den Seitenflügel meines Pallaſtes einſchlieſſe, um Betſtunden zu halten, oder Gold zu machen. Mit dem Einſchließen hat es ſeine Richtigkeit; nur führt aus dem Seitenflügel eine verſteckte Thür in ein Häuschen, das von hinten an das meinige ſtößt, und auf eine Nebengaſſe hinausgeht. Dieß Häuschen hat mein toller, guter, geliebter Zaumer gekauft; und hier haben wir unſre kleine Welt eingerichtet: eine Welt voll heitern Lebens, und raſcher, froher Bewegung. Da genieße ich denn einer freyen Geſelligkeit, die nur der Mittelſtand geben kann, weil er unbeobachtet bleibt. Ein einfaches ſchwarzes Kleid und eine blonde Perrücke geben mir das Anſehn eines Geiſtlichen. Ich heiße Zaumer, und gelte für einen Anverwandten unſres Freundes. So führe ich ein doppeltes Leben: eins vorn im Hauſe, wo ich als Graf Donach des Morgens ſtudire, dann ausgehe, ausreute, und dinire; das andre hinten im Hauſe, wo ich als Abbe Zaumer die Abende mit Freuden der Geſelligkeit zubringe.

Da eſſen bey uns Künſtler, Gelehrte, Schauſpieler, Schauſpielerinnen, luſtige Brüder, ſeltſame Originale: die edelſten Menſchen in Wien, und die tollſten: Ein Paar ſehr gute Schüſſeln; ſehr guter Wein; die unbeſchränkteſte Freyheit, nach Belieben zu gehen, zu kommen, zu eſſen, zu trinken; die neueſten Bücher; Muſik; Lektüre; Bequemlichkeiten aller Art für jede Laune; das zuſammen hat nach und nach die beſten Köpfe an unſer Haus gefeſſelt. Zuweilen gibt es wohl ein Bacchanal, in einem Kreiſe von Schauſpielern und tollen jovialiſchen Leuten; das verlegen wir aber in eine Vorſtadt, oder in irgend einen Garten: mein Hinterhaus iſt und bleibt ein ſchöner Tempel der Muſen, der Grazien, des Sokratiſch-Ariſtippiſchen Genuſſes. Wir feyern Abende, die den ſchönſten Sympoſien der Alten unter Sokrates Vorſitze vielleicht nicht viel nachgeben.

Warum ich dir das ſo umſtändlich ſage, lieber Joſeph? — Ich will nicht über die Art deiner Empfindungen mit dir ſtreiten. Es mag ſeyn, daß dieſe Feerey und dieſe ſchöne Täuſchung einer treuen Liebe dich glücklich gemacht haben. Aber — Anne iſt nun todt; und du wirſt wenigſtens nicht leugnen, daß deine finſtre Trauer eine große Thorheit iſt, wenn nicht gar Verrath an deinem eignen Leben. Verlaß dein Koblenz, deine Zauberinſel, und komm zu mir nach Wien. Die Freundſchaft erwartet dich, mein Hinterhaus, meine Sympoſien, und ein Vergnügen, das nur der edelſte Theil der Menſchheit geben kann. Du wäreſt mir das ſogar ſchuldig, Joſeph. Ich liebe Zaumern: er kennt die Welt und das menſchliche Herz; aber es iſt, als erſtarrte unter ſeinen Blicken das Leben. In deinen zitternden Armen, an deiner hochſchlagenden Bruſt, vor deinen naſſen Augen, war ich beſſer; mag es auch Schwärmerey geweſen ſeyn, wie Zaumer meint. O, wenn ich eine Thorheit begangen hatte, dann ſcheuete ich deinen vergebenden Blick, deine entſchuldigende Vertheidigung weit mehr, als Zaumers Vorwürfe. Seine Weisheit wird mich nie von einem Vergehen abhalten; deine Schwärmerey, die ich belachte, hat es gethan, und könnte es noch jetzt thun. Komm, und ſey der gute Genius deines Freundes!

14.

Wien.

Du ſchwärmſt ärger als je, mein guter, edler Joſeph. Ich kann nur das Diſputiren über Dinge, die ſo relativ ſind, wie dieſes, nicht leiden. Was iſt Glück? Dieſe Frage läßt ſich eben ſo ſchwer beantworten, als die: was iſt ſchön? Der Wilde aus Nordamerika verläßt heimlich die Stadt, ein bequemes Haus, ein ſorgenloſes Leben, um wieder jeden Tag in dem unermeßlichen Labyrinthe ſeiner Wälder dem Tode zu trotzen. Man ruft ihm nach: „du biſt ein Thor!“ und er jauchzt; denn ſeine Wüſte hat ihn ſchon aufgenommen. Jeder ſieht ein eignes Glück, wie einen eigenen Regenbogen., und zwar aus eben den Gründen. Das Beſte, was der Menſch thun könnte, wäre, ſein Glück in Ruhe zu genießen, und Andre das ihrige genießen zu laſſen. Wie du nur dazu kommen magſt, meine Art von Genuß des Lebens für laſterhaft zu halten! Du lieber, ſeltſamer Menſch! Uiber die Tugend iſt ja noch nie ein Streit geweſen. Konfutſe, Solon, Numa, der Geſetzgeber einer wilden Horde, Menſchen, die tauſend Meilen und tauſend Jahre von einander trennen, ſind in den moraliſchen Geſetzen ſo gleich, als hätten ſie alle zu den Füßen Eines und eben desſelben Lehrers geſeſſen; und wir Beyden, die in einem Staate, bey einerley Sitten, nach denſelben Grundſätzen erzogen wurden: wir ſollten über das Gute uneins ſeyn? Nimmermehr! Uneins ſind wir nur über den Begriff des Glückes. Weiter gar nichts, lieber Joſeph. Du liebſt die Dämmerung, bey welcher alles in ſeinen Umriſſen zerfließt; und nichts ſeine feſte Geſtalt, nichts ſeine Farbe hat; du liebſt die ſanften, weit her ſchallenden Töne, welche jede Deutung leiden; du liebſt die Zukunft, dunkle Farben, Thränen, und ſo weiter. — Ich liebe das Mittagslicht, ſcharfe Umriſſe, feſte Geſtalten, laute, fröhliche Töne, die Gegenwart, die Roſenfarbe, das Lachen und den Scherz. Es läßt ſich ſogar aus unſrer Erziehung erklären, warum wir, ich und du, ſo fühlen, ſo fühlen *müſſen*. Ich tolerire dich, lieber Joſeph, und würde meine Hand nie gegen deine Träume, deine Feereyen, deine Schatten, deine Opernwelt aufheben: ſo laß mich denn auch der meinigen in aller Ehrbarkeit genießen..

Liebe? Hm! guter Freund; wer ſagt dir denn, daß ich dieſe Leidenſchaft gar nicht kenne? Nur mache ich aus ihr nicht, wie du, den Zweck meines Daſeyns, ſondern, weil die Natur es ſo wollte, einen ſchönen, aber vorübergehenden Genuß. Ich hoffe nicht (was eine Wendung deines Briefes beynahe zu ſagen ſcheint), daß du mich mit jenen Menſchen verwechſelſt, die nichts kennen, als das Berauſchen der Sinnlichkeit. *Heirathen* mag ich nicht, eben, weil ich das Weib *lieben* will, mit dem ich lebe, eben, weil ich das Geſetz der Natur mehr achte, als die Geſetze der Convenienz. Glücklich zu *ſeyn*, iſt mein Wunſch; aber auch, glücklich zu *machen*. Der ſchöne Zug des jugendlichen Herzens ſoll mir ein Weib geben, nicht meine Familie. Frey ſoll dieß Weib die Arme um mich ſchlingen; und ſo lange Jugend, Phantaſie, Vertrauen, Freude und Zufriedenheit das Herz in dem vollen Pulsſchlage der *Liebe* erhalten können, ſo lange ſoll *dieſe* uns beglücken: dann ſchlinge die Freundſchaft ein weiteres, und dennoch feſtes, Band um unſre Herzen. Mutter- und Vaterliebe erhalte mir das

Vertrauen des Weibes, und ihr meine Freundſchaft. Ich will nicht ihr Tyrann werden; ſie ſey nicht meine Peinigerin, und poche nicht auf Rechte, welche nur die Kirche, und nicht die Natur, ihr geben konnte.

Was du auch dazu ſagen magſt: ſobald ich ein Mädchen finde, das zu dieſen heitern Begriffen vom Leben paßt: ſo — Und ich denke, Freund, ich habe das Mädchen dazu ſchon gefunden. Dazu? zu dieſem Leben? Ich ſage das freylich ſo leicht hin; aber, wenn ich das Mädchen darauf anſehe, ſo kann mir doch wohl der Gedanke einfallen, daß es Mühe koſten wird, ſie von den Ketten eines alten Aberglaubens zu befreyen: denn, was Zaumer meint, daß ſie eine ausgelernte Buhlerin ſey, das kann ich von allem am wenigſten glauben.

Auf einem einſamen Spaziergange hat mir mein guter Genius dieß Mädchen zugeführt. Ein bettelnder Knabe redete ſie an, als ich gerade hinter einem Gebüſche ſtand, wo ich ihren vollen Anblick hatte. Sie war ſchön; das ſah ich; aber nur, wie ich das auch an andern Mädchen tauſendmahl geſehen habe, ohne etwas dabey zu denken. Doch, als ſie mit dem Knaben ſprach; als ich ihre reine Stimme hörte, die von Mitleiden bebte; als ich die Blicke ſah, die ſie erſt gleichgiltig, dann immer theilnehmender, und endlich mit Funkeln und Thränen auf dem Knaben heftete, der ihr das Elend ſeiner kranken Muter ſehr rührend ſchilderte; in der That, da gerieth ich in eine Art von Erſtaunen.

Ich trat mit den Worten: „armer, armer Knabe!“ und mit der Börſe in der Hand, raſch hervor. „Wenn ich nur wüßte,“ ſetzte ich mit einem Blick auf das Mädchen hinzu, „ob auch Alles ſo iſt, wie er es erzählt; dann wollte ich gern völlig helfen!“ und dabey gab ich dem Knaben eine kleine Summe. Das Mädchen erſchrack. Eine Frau, die bey ihr war, und die ſie Mutter nannte, (der Himmel mag wiſſen, wie eine Frau mit einem ſo zweydeutigen Geſichte zu einer ſolchen Tochter gekommen iſt!) miſchte ſich in das Geſpräch. Ich bath dieſe Frau, ſie möchte es übernehmen, für die Kranke Mutter des Knaben zu ſorgen, weil mich ein dringendes Geſchäft auf einige Tage von Wien entfernte. „Es wird vielleicht nicht reichen,“ ſagte ich, indem ich ihr einige Dukaten gab; „doch in ein Paar Tagen komme ich von meiner Reiſe zurück. Ich bitte mir nur Ihre Addreſſe aus, um dann mehr für die Kranke thun zu können.“ Die Frau ſagte mir ihre Wohnung; ich verbeugte mich, und ging meines Weges.

So hatte ich die Bekanntſchaft auf eine ganz natürliche Art eingeleitet. Ich konnte das alles thun; denn die Kleidung beyder Frauenzimmer war nur ärmlich. Unſre Bekanntſchaft ließ ſich gleichſam als das Mittel zu einem guten Werke betrachten, gegen das die jungfräuliche Zurückgezogenheit, die wie ein ſchützender Engel auf dem Geſichte des Mädchens ſchwebte, nichts einwenden konnte. Sie mußte ſogar wünſchen, mich wiederzuſehen. — Was mich jetzt anzog, war nur ihre Geſtalt, ihr Geſicht und ihre Stimme; doch bey dem erſten Beſuche, den ich ihr nach einigen Tagen machte, wurde ich durch ihren Geiſt, ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit bezaubert.

Die Mutter kam mir mit einer anbiethenden Freundlichkeit entgegen. Die Tochter ſchien ängſtlich zu ſeyn, und es immer mehr zu werden, je freundlicher die Mutter wurde. Dieſe belauerte jeden Blick, den ich auf die Tochter warf — nicht mit Argwohn, ſondern mit offenbarem Vergnügen. Ein Paarmahl ließ ſie mich ſogar mit der Tochter allein, und offenbar ganz abſichtlich; doch unter vier Augen wurde ich nur deſto beſcheidener. Sie waren arm, das ſah ich; aber wahrſcheinlich hatten ſie beſſere Tage gehabt: das konnte ich aus den Klagen der Mutter vermuthen, und erfuhr es mit Gewißheit aus ein Paar, ohne Abſicht geſagten, Worten der augenſcheinlich mit vieler Sorgfalt erzogenen Tochter.

Ich bath mir die Erlaubniß aus, ſie bisweilen beſuchen zu dürfen. Die Mutter gab ſie mir ohne Bedenken, und als ich wegging, begleitete ſie mich bis vor die Thür des Zimmers. Ich ſagte ihr, daß ich über die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter erſtaunt wäre; und ſie antwortete mit Winken und leiſen Worten: o, Sie ſollten das Kind nur näher kennen! Sie iſt ein Engel! Nur hat ſie die Grille, alle ihre guten Eigenſchaften verbergen zu wollen, als dürfte man die Gaben Gottes nicht zeigen. — Sie bath mich ſehr inſtändig, oft wieder zu kommen. Kurz, ſie iſt ein gemeines Weib, bey dem Jeder, auch der verächtlichſte Menſch, mit Gelde leichtes Spiel haben würde. Ich durfte mir nur merken laſſen, daß meine Bekanntſchaft mehr als ein Zufall ſey, ſie konnte es nicht fehlen, daß ſie mir die Tochter antrug.

Aus der Verwirrung, in die ſie gerieth, als ich von der armen Kranken anfing, merkte ich wohl, daß ſie einen Theil des ihr anvertrauten Geldes behalten hätte. Ich gab ihr beym Abſchied noch eine Summe für die Kranke; und das Weib war ſo unverſchämt, ſie zu nehmen, trotz dem, daß ſie nachtheilig von der Armen geſprochen hatte. Sie bath mich, ihrer Tochter von dieſer Summe nichts zu ſagen, weil . . . dieſe ſonſt die Summe auf einmahl hingeben könnte, was doch nicht gut ſeyn würde.

„Es hängt von Ihnen ab, das Geld zu brauchen, wie Sie wollen,“ ſagte ich.

Und wenn ich nun etwas für uns verwendete? fragte ſie, wie ſcherzend.

„Mich dünkt, das dürfte Ihre Tochter noch weniger wiſſen!“ ſagte ich, ebenfalls wie ſcherzend. „Rechnen Sie übrigens in jedem Falle auf meine Freundſchaft. Das ſind ja Kleinigkeiten, die wir Ihrer Tochter verſchweigen können.“

Sie grinſete vor Vergnügen, und ich ging mit dem Entſchluſſe, die Tochter wenigſtens aus den Klauen dieſer Mutter zu retten. Jammer lachte mir ins Geſicht. Sehen Sie denn nicht, ſagte er, daß Mutter und Tochter Eine Rolle ſpielen? — Ich lächelte über den kalten Menſchenkenner, der Jeden in ſein Maaß zwingen will, auch dich, lieber Joſeph. Er hielt dich für einen Heuchler, und mich dünkt, er hält dich noch jetzt dafür. „Siehſt du?“ wirſt du ſagen: „habe ich das nicht längſt geſehen, nicht längſt gewußt?“ Aber paßt denn ſein Maaß nicht auf die meiſten Menſchen? Und wenn auch nicht, guter Freund; erſetzt er nicht dieſe Kälte, dieſen Unglauben an reine Tugend, durch das Verdienſt der Freundſchaft, der Heiterkeit, der guten Laune, des Ehrgefühls, der feinſten Delikateſſe, der größten Gefälligkeit, der ſchönſten Mäßigung in allen ſeinen Begierden? Und ſind denn ſolche Tugenden gar nichts werth? Man muß dieſen Zaumer lieben, obgleich ſein Syſtem nichts als Egoiſterey iſt. Aber — geſteh nur, Joſeph, daß auch dein Syſtem Spuren davon hat.

Ich ging wieder zu meinen beyden Damen. Die Tochter war heute noch ſcheuer, und wurde bey jedem Beſuche mißtrauiſcher gegen mich, ſo ſehr ich mich auch in Acht nahm, ſie nicht merken zu laſſen, welchen Eindruck ſie auf mich gemacht hatte. Endlich war ich genöthigt, mich gegen die Mutter, die mir ſichtbar das Spiel verderbte, zu erklären. Ich ging ſehr leiſe, um mich dem Weibe nicht zu verrathen, vor deſſen Gemeinſchaft ich mich ſchämte; allein ſie war ſo zudringlich, und es lag ihr ſo viel daran, ihrer Sache und meiner Leidenſchaft gewiß zu werden, daß ich wenigſtens ihr ſagen mußte, wie ſehr ihre Tochter mir gefiele. Nun hatte ich aber große Mühe, dieſer gefühlloſen, niedrigen Seele begreiflich zu machen, daß die Tochter von meiner Leidenſchaft nichts erfahren dürfe. Joſeph, ich empfand eine Beſchämung ohne Gleichen, als ich dieſer Frau das alles ſagte. Am Ende mußte ich ihr denn drohen, meinen Umgang mit ihrem Hauſe aufzugeben, wenn ſie ſich könnteſt du, wenn du rohes Fleiſch gegeſſen hätteſt, ſo dankbar, ſo ſanft, ſo gut ſeyn? wie mich ſo herzlich, ſo treu lieben?

Weil du gut biſt; weil du dich der verlaſſenen Jalon ſo gütig angenommen haſt.

Flaming ſchüttelte empfindlich den Kopf, und hieß ſie gehen. „Liebe wäre das? Dankbarkeit? Und ſie hat rohes Fleiſch gegeſſen? Nein, unmöglich! Liebe kann es nicht ſeyn; höchſtens thieriſche Wolluſt. Wolluſt! O wahrhaftig, das iſt es auch! Wo hab' ich die Augen gehabt!“ Jetzt fiel ihm ein, mit welcher unbeſchreiblichen Leidenſchaft das Mädchen ihn umarmt hatte, als ſie den Abend ſo reitzend, ſo lockend gekleidet, und ſo heimlich, ſo verſtohlen, ſo kurz vor dem Niederlegen, zu ihm gekommen war. Auch dachte er mit Schamröthe daran, daß ſie ſich ihm ſo gern in weiblicher Kleidung zeigte, ihm immer auf ſein Zimmer leuchtete, ſo gern allein bei ihm ſeyn mochte. „Da hab' ich die Negerin, die wollüſtige Negerin, die ſich dem Manne zu Füßen wirft, und in der niedrigſten Stellung um die Freuden der Wolluſt bettelt! O, wie blind bin ich geweſen! Dieſen abſcheulichen thieriſchen Trieb nicht ganz gleichgiltig, kalt, und theilnahmlos bey allen meinen Beſuchen ſtellte.

Das half. Die ſchöne Tochter ſchien nach weniger Zeit den Argwohn wieder zu verlieren, den ſie durch die Uiberredungen ihrer Mutter bekommen hatte. Ich gewann allmählich ihr Vertrauen, da ich hinlänglich über mich wachte, um ſtets den Ton einer feinen, wohlwollenden Achtung gegen ſie zu behalten; und nun entdeckte ich in des Mädchens Seele unermeßliche Schätze von Güte, Unſchuld und jeder weiblichen Tugend; aber zugleich auch einen Zug von Schwärmerey (freylich ſehr edler Schwärmerey), der für den Plan meines Lebens gar nicht taugte.

Joſeph, ich liebe ſie von ganzer Seele. Nie hätte ich geglaubt, daß die Leidenſchaft ſo gewaltig ſeyn könnte. Es iſt feſt beſchloſſen, ſie ſoll glücklich werden; aber — auch ich will es ſeyn. Fürchte nichts, guter Joſeph. Ich kann jetzt bisweilen ſogar wünſchen, dein Herz zu haben, um mich nur in dieſer Welt voll Gefühle glücklich zu finden. Das iſt nun aber einmal nicht, Joſeph; mein Kopf macht ſo gut Anſprüche auf das Leben, als mein Herz. Doch betriegen will ich das Mädchen nicht, darauf gebe ich dir mein Wort, und ich werde es halten.

Noch ſchwanke ich zwiſchen Planen, zwiſchen den Mitteln, die ich habe, glücklich zu werden und das Mädchen glücklich zu machen. Aber, was auch geſchehen könnte: — nie werde ich ſie betriegen, und ſollte auch mein Herz, das nur für ſie ſo gewaltſam klopft, das Opfer meines Verſprechens werden.

Leb wohl! O, könnten wir ſchwärmen, ſobald wir wollten: wie glücklich wäre dann der Menſch! Du biſt glücklich geweſen, lieber Joſeph, höchſt glücklich: das fühle ich jetzt; aber — haſt du nicht mit dem Kummer deines ganzen Lebens das hohe Glück von ein Paar flüchtigen Monathen zu theuer erkauft? Und ſollte Zaumer wohl nicht wenigſtens darin Recht haben, daß der Menſch eine Thorheit begeht, wenn er etwas, das ſo hinfällig iſt, zu ſehr liebt oder haßt? Sollte er nicht Recht haben, wenn er ſagt: kann die Natur, welche die Schönheit ſo vergänglich machte, wie alles Andre, eine ewige Liebe von uns fordern?

Leb wohl! Gewiß, ich bin nicht laſterhaft, Joſeph!

15.

Wien.

Ich bin kein Böſewicht! ſo endigte ſich, glaube ich, mein letzter Brief. Muß ich dieſen wieder ſo anfangen? Du ſchreibſt mir, ich ſey auf dem Wege, einer zu werden. Aus welchem meiner Worte, ich bitte dich, haſt du das Gift geſogen? . . . Warum, lieber Joſeph, müßt Ihr denn ſo intolerant ſeyn? Trotz allem, was Zaumer mir ſagt, will ich das Mädchen ja nicht betriegen. Ich darf dir nur ganz einfach erzählen, um mich vor jedem Verdachte bey dir zu ſichern. Des Mädchens Vertrauen habe ich im höchſten Grade gewonnen, und zwar dadurch, daß ich ihr offenherzig ſagte, was ich über ihre Mutter dachte. Sie ſeufzte und ſchwieg. Ich ſetzte hinzu, daß ich ſie an jedem andern Orte für ſicherer halten würde, als bey ihrer eigenen Mutter. Sie ſeufzte noch einmahl, und ſah vor ſich nieder; dann legte ſie die flachen Hände langſam zuſammen, und ſagte: wohin ſoll ich? wohin könnt' ich? Man muß das Uibel ertragen, wenn man das Beſſere nicht in ſeiner Gewalt hat.

„Das Beſſere, dächt' ich, ſtände in Ihrer Gewalt. Ich wiederhohle Ihnen, daß ich ſehr reich bin, und hoffe, daß Sie kein Bedenken tragen werden, . . .“

Nein, gewiß nicht, ſagte ſie verſichernd. Aber ich brauche nicht Geld, ſondern den Schutz einer Matrone, einer Mutter, einer mütterlichen Freundin.

„Wenn Sie das für ſo nöthig halten,“ erwiederte ich lächelnd, „ſo weiß ich freylich keinen Rath, und Sie werden dann immer in dem Falle ſeyn, die ſchönſte Zeit des Lebens, die Jugend, Ihrem guten Rufe aufzuopfern, für deſſen Fleckenloſigkeit Ihre Mutter wenig thun würde.“

Was meinen Sie denn, fragte ſie mit einem ſcharfen Blicke, daß ich thun ſollte?

„Nichts, meine ich,“ antwortete ich aufrichtig; „denn wir Männer mögen die Sache wohl mit ganz andern Empfindungen anſehen. Ich weiß nicht, warum Sie, ein Mädchen mit ſo viel Seele, mit ſo vieler Anlage zur Heiterkeit, ſo ganz abhängig von einer Frau bleiben wollen, die Ihnen das Leben doch nur unangenehm machen kann.“

Sie meinen, ich ſollte meine Mutter verlaſſen, und allein leben? Oder, was ſonſt?

„Das nicht. Eine Frau, die bezahlt würde, wäre hinlänglich, die Rolle einer Verwandtin zu ſpielen. Ihr Ruf und Ihre Unabhängigkeit wären dann zugleich geſichert. Es bedürfte dazu nur eines feſten Entſchluſſes und eines guten Gewiſſens.“

Wozu denn, Herr Zoumer? Sie ſetzen mich in Erſtaunen!

„Das wollte ich nicht, und am wenigſten, wenn dieß Erſtaunen Mißtrauen wäre.“ — Sie ſah mich erwartend an; ich fuhr leicht fort: „Ihr Verhältniß, meine Freundin, als die Tochter einer Witwe, ohne ein großes Vermögen, fordert durchaus eine Schonung, bey der Sie allen Anſprüchen auf den Reitz des Lebens entſagen müſſen. Verwandte von Ihnen ſind hier nicht, ſagen Sie ſelbſt. Sie können alſo keinen andern Umgang haben, als mit ihren Nachbaren, ſchlechten oder guten. Selbſt mein Umgang, ſo unſchuldig er auch iſt, wird Ihnen am Ende bey den Nachbaren ſchaden. Glauben Sie das nicht?“ (Sie zuckte die Achſel ein wenig, und ſah mich an. Ich fuhr fort). „Ein Zufall gab mir Ihre Bekanntſchaft; unſere beſſere Natur, unſer ſittlicher Werth, machte uns zu Freunden. Ich würde es für das größte Unglück meines Lebens halten, wenn ich Ihren Umgang jemahls verlöre, oder Ihre Freundſchaft aufgeben müßte. Sie ſelbſt würden, hoffe ich, mir nicht ganz gleichgiltig auf ewig Lebewohl ſagen. Sehen Sie, da iſt der Fall, wo Ihnen Ihr Verhältniß ein Opfer koſten kann; und ich bin eitel genug, zu wünſchen, daß es in Ihren Augen nicht klein ſeyn möchte. Ihre Mutter gibt unſerm Umgange keine Sicherheit.“ —

Ich habe das lange gefühlt, mein Freund; und ich darf Ihnen wohl geſtehen, daß ich dieſes Opfer, wenn ich es bringen müßte, nicht als klein anſehen würde.

„Das iſt es! Aber müſſen Sie es bringen? Könnten Sie nicht, durch eine kleine Verſtellung mehr, unſere Freundſchaft ſichern?

Verſtellung mehr? Wie meinen Sie das?

„Ihre Mutter iſt doch wahrlich nur der Schein eines Schutzes für Sie, nicht ein wirklicher Schutz. Hätten Sie noch einen Vater dazu,“ (ſie erröthete) „dann wäre die Welt befriedigt, und ich dürfte nicht fürchten, Sie einſt zu verlieren. „(Sie ſchwieg nachdenkend.) „Ich bin,“ fuhr ich fort, „hier fremd, wie Sie, noch fremder, weil ich es ſeyn will. Der Zufall gab mir ein großes Vermögen. Ich genieße meines Lebens, und glaube, dieß iſt manchem nützlich. Mir fehlen die Reitze der Freundſchaft nicht, aber doch der Freundſchaft, die Sie meinem Herzen theuer gemacht haben: dieſes zarte Vertrauen, dieſe tugendhaften Ergießungen eines Herzens, dieſe — darf ich es ſagen? — dieſe . . .“ —

Sie unterbrach mich ſchnell. Ehe Sie weiter reden, Herr Zaumer, erſt über mich einige Worte. Mein Schickſal verbiethet mir, je einem Manne meine Hand zu geben; und mein Herz, je einen Mann zu lieben. — (Ich lächelte) Es mag Ihnen ein wenig ſeltſam, oder wohl gar ſehr eitel ſcheinen, daß Ihnen ein Mädchen dieſe Verſicherung gibt; ich fühle aber, daß ich ſie Ihnen geben muß, damit Sie einſehen, warum ich Ihnen mein Vertrauen, meine Freundſchaft ſo unbedenklich geben konnte. Fahren Sie fort. Jetzt kann ich alles hören, was Sie mir zu ſagen haben.

Ich ſtutzte; denn über ihre Wangen rollten Thränen, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte. Als ſie ihre Bitte, daß ich fortfahren möchte, wiederhohlte, ſagte ich ihr: das Leben bey ihrer Mutter ſey nichts weniger als für ſie anſtändig; unter dem Schutze eines männlichen Anverwandten würde ſie weit ſicherer ſeyn.

O Gott! ſagte ſie im tiefſten Schmerze: hätte ich nur einen!

Ich war gerührt, ergriff ihre Hand, und that einen Schritt zu viel. „Könnte ich denn nicht ihr Bruder ſeyn?“ — Als ich bemerkte, wie bedenklich ſie mich anſah, fuhr ich ſchnell fort: ich lebe bey meinem Oheim, dem edelſten Manne ſeiner Zeit. Er würde Sie mit Freuden aufnehmen, und Sie wären dann in der That ſeine Tochter, in der That meine theure Schweſter. Es käme nur auf Sie an, ſich durch die Bekanntſchaft mit meinem Oheim von der Unſchuld meines Planes zu überzeugen. Ich fühle indeß ſehr wohl, daß es einem Frauenzimmer nicht leicht ſeyn mag, ihn anzunehmen.“

Sie fühlen ſehr richtig. Nie wird ſich ein Mädchen dazu entſchließen. — Ich verbeugte mich, und brach das Geſpräch über dieſen Gegenſtand ab.

Sieh, nun gehe ich einen andern Weg. Ihr Verſtand iſt rein und natürlich. Ich ſuche mit der Zeit von *dem* zu erhalten, was mir ihr Herz verſagt hat. Täglich ſpreche ich mit ihr über die Beſtimmung des Lebens. Sie fängt an, einzuſehen, daß Schwärmerey es ſo gut vergilten kann, als kalte Bosheit; daß bey der Tugend der Kopf eben ſo viel, und noch mehr, mitzureden hat, als das Herz, und daß man, um unter Menſchen glücklich zu ſeyn, ſich nicht ganz von ihnen abſondern muß. Das ſieht ſie nicht bloß ein; ſie fängt auch an, es auszuüben. Ihr Geiſt iſt heiterer geworden, und ſie ſtößt die unſchuldigen Freuden des Lebens nicht mehr von ſich. Ich habe Zaumern als meinen Oheim bey ihr eingeführt, und er hat ſich — wie immer, wenn er will — auch bey ihr Liebe und Vertrauen erworben.

Die Mutter, die Anfangs glauben mochte, ich wolle ihre Tochter nur verführen, kann uns Alle nicht begreifen. Jetzt hofft ſie wahrſcheinlich auf eine Heirath, da mein Oheim mit im Spiel iſt. Beyde, ſie und die Tochter, ſind ein Paarmahl bey uns geweſen. Eine alte Schauſpielerin machte meine Tante, und das ſchöne, ſchwärmeriſche Mädchen lernte doch wenigſtens, daß auch unſer Leben ein Leben iſt.

So gehe ich, an der Hand der Freundſchaft und einer fröhlichen Tugend, über nichts als Roſen langſam vorwärts nach dem Reiche der Liebe. Das hat denn allerley Aenderungen in meiner Art zu leben nöthig gemacht. Wir geben keine Bacchanale mehr: unſer Cirkel iſt ausgeſuchter, unſere Soupers ſokratiſcher, unſre Freuden reiner geworden. Ja, du haſt Recht, Joſeph: ein tugendhaftes Mädchen würde ſogar einem Teufel den Schein von Tugend abnöthigen. Wir gewinnen; aber auch meine Geliebte gewinnt. Sie lernt einſehen, daß man lachen, ſcherzen, witzig ſeyn, ſogar ein wenig ſpötten kann, ohne deßhalb der Tugend zu entſagen.

Die Schauſpielerin, welche meine Tante gemacht hat, ließ ich auf einer Reiſe geſtorben ſeyn, und dafür nahm ich eine ſehr ehrwürdige Matrone ins Haus, deren Tugenden ſelbſt Zaumer hochachten muß. Jetzt ſehe ich meine ſchöne Groß (ſo heißt ſie) jede Woche ein Paarmahl bey uns. Sie erhält erſtaunlich geſchwind alle Talente der beſten Erziehung, die ihr noch fehlten: ſie ſpielt, ſie zeichnet, ſie ſtickt, und plaudert ganz vortrefflich.

Eine wahre Ninon! ſagt Zaumer ſelbſt. Aber, ſetzt er jedes Mahl mit einem ſpottenden Tone hinzu: nur Schade, daß ſie in der Jugend von Mönchen oder Nonnen zu allem Großen verhunzt iſt! . . . „Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragt er auch wohl. Guter Gott! weiß ich es denn ſelbſt?

Ich fürchte, ſagte er neulich, das Mädchen wird Sie noch zu einem Schwärmer machen.

„Ein klein wenig Schwärmerey ſtände mir vielleicht nicht übel, wie ſie ihr nicht übel ſteht.“

Was haben Sie den eigentlich mit dem Mädchen vor? Was ſoll die ganze Mummerey? Oder iſt es ein Geheimniß?

„Was es ſoll? Ich liebe das Mädchen, mehr weiß ich nicht. Sie iſt meinem Leben, meinem Glücke nothwendig.“

Nun wohl! und was weiter? . . . Ich fürchte, Freund, Sie werden eine unglückliche Eroberung an dem Mädchen gemacht haben.

wenn es erſt ſo weit kommt, woran ich nicht zweiſle. Die Groß iſt ſchön, nicht ohne Geiſt, eine wahre Perle; aber eine unbeſiegbare Schwärmerin. Jetzt geht ſie lachend den Weg, den ſie von Ihnen geführt wird. Sie werden mit ihr ans Ziel kommen, dann aber weiter nichts als eine verzweifelnde Nonne in den Armen haben, welche die Freuden des Lebens nicht entbehren kann, und ſie doch durch Aengſtlichkeit verbittert. Oder wollen Sie das Mädchen heirathen? Man hat Beyſpiele, daß Männer ſich ſo unterjocht haben.

Auf alle ſeine Fragen konnte ich nur antworten: „ich liebe das Mädchen, Zaumer; mehr weiß ich nicht.“

Sie wiſſen noch ſonſt etwas, Graf, was Sie ſich wahrſcheinlich nicht geſtehen mögen. Ich glaube, Sie wollen das Mädchen verführen; oder — es ſoll ſich ſelbſt verführen. Denn, was Sie Anfangs wollten — das Mädchen überzeugen, daß ſie nichts Beſſeres thun könne, als mit uns und wie wir zu leben: — dieſe Idee haben Sie jetzt wohl nicht mehr. Alſo verführen! Das Wort klingt übel, läßt ſich aber nicht umgehen. Und nun können Sie nicht mit ſich eins werden, ob das, was Sie wollen, recht iſt, oder nicht. Ich erinnere Sie nur an eine ſehr wichtige Regel des Chineſiſchen Geſetzgebers: „Biſt du ungewiß, ob eine Handlung recht oder unrecht ſey, ſo unterlaß ſie!“ Graf, ein Mann, der, wie ich und Sie, dem Schickſal zum Trotze glücklich ſeyn will, muß vor allem Andren ſeiner ſelbſt gewiß ſeyn. Ich fürchte, Sie haben das Mädchen zu Ihrem Unglück kennen lernen.

Sieh, ſo warf mir dieſer Zaumer eine Schlange in die Bruſt! Und warum? weil mein Haus jetzt ein Tempel der ſtillern, heiligern Tugend geworden iſt. O, du wirſt mir eine noch giftigere Schlange an das Herz werfen! Um die Unſchuld zu retten, wirſt du mir zurufen: du willſt ſie verführen!

Nein, Joſeph, das will ich nicht. Ich liebe das Mädchen unausſprechlich; ſey ruhig.

16.

Wien.

Zaumer kannte mich wohl, aber das Mädchen nicht. Er hielt ſie geradezu für eine feine Heuchlerin, welche die Tugend als ein Netz ausgeworfen habe, um mich deſto ſichrer zu fangen. „Sie iſt tugendhaft!“ ſagte ich mit Stolz. Zaumer lächelte dazu. Einmahl, als ich ihm ſein boshaftes Lächeln vorwarf, erwiederte er: bey Gott! Ihr Stolz auf eine Tugend (wenn es denn nun ja Tugend ſeyn ſoll), die ſie zerſtören wollen, kleidet Sie übler, als mich mein ungläubiges Lächeln. Da ich ihn verachtend anſah, ſo ſtand er auf, trat vor mich hin, und fragte: wen ſoll dieſer verachtende Blick treffen? Wenn Sie das geliebte Mädchen nicht verführen wollen: — was denn ſonſt? Reden Sie!

Ich ſtammelte etwas her; denn wenn ich auch den Sinn ſeiner Frage nicht zugab, ſo hielt ich für Dankbarkeit; das heiße Rollen des Blutes für die zarte Empfindung eines liebenden Herzens. Abſcheulich! abſcheulich!“

Am andern Morgen behandelte er die zärtliche Mohrin kalt, herriſch, ſogar hart. Iglou bebte, warf einen furchtſamen Blick auf ihn, und ließ trauernd den Kopf auf ihre Bruſt ſinken. Schweigend und ehrerbietig verrichtete ſie ihre Geſchäfte. Dann ſuchte ſie die Einſamkeit, und weinte ſchmerzliche Thränen, die niemand ſah, und die ſie jedem, am ſorgfältigſten ihrem Herrn, zu verbergen ſuchte. Sie zwang ſich heiter zu ſcheinen, wenn ſie dem Baron aufwartete; aber er hörte Nachts, wenn ſie auf ſeiner Thürſchwelle lag, ihre Seufzer. In einer Nacht ſtand er auf, ſchlich an die Thür, und horchte. Er hörte ſie leiſe weinen, ſogar leiſe ſprechen; und an dem Tone ihrer Stimme, wie an dem Worte Allah, das oft vorkam, merkte er, daß ſie betete. O, ſagte ſie endlich Deutſch: wenn ich ſtürbe, er liebte vielleicht die arme Iglou wieder, wenigſtens aus Mitleiden! Ueber die rührenden, das Herz durchdringenden Accente, mit denen ſie dieſe Worte ſagte, vergaß der Bakonnte ich ihn doch auch nicht leugnen. Er lächelte mitleidig, und ſagte: Graf, Sie ſind auf dem Wege, mich für einen kalten Böſewicht zu halten. Und mögen Sie das doch! Nehmen Sie ſich aber in Acht, daß Sie nicht das Anſehen eines Heuchlers bekommen. Ich glaube nicht an Tugend, in *dem* Sinne, den der Pöbel mit dem Worte verbindet. Glaubte ich aber, wie *Sie* jetzt, an die Tugend der Mlle. Groß; ſo würde ich ihr meine Hand anbiethen, oder ihr ruhig ſagen: ich ſtehe im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, wenn ich länger in Ihrer Geſellſchaft bleibe. Wir wollen einander nicht mehr ſehen! . . . Graf, Sie zittern, und wünſchen das, wovor Sie zittern. Daß Sie *zittern*, gibt Ihnen den Triumph der Tugend; daß Sie *wünſchen*, führt Sie langſam an das Ziel eines Verbrechens. — „Wie?“ rief ich unwillig. — Er fuhr ruhig fort: wozu zwecken alle Schritte ab, die Sie thun? Sie möchten ſich wohl gar Ihre Behuthſamkeit gern als eine Tugend anrechnen! Und geſtehen Sie nur, daß es Augenblicke gibt, wo Sie das wirklich thun; denn der Menſch iſt der größte Heuchler gegen ſich ſelbſt. Aber der Jäger, der ſich auf Umwegen, hinter Gebüſchen, leiſe und langſam dem Wilde nähert, ſagt nicht: ich will das Thier nicht tödten. Er will es allerdings. Und Sie? Sie wollen das Mädchen verführen; denn daß Sie Verſtand genug haben, ſich ſelbſt Ihre letzte Abſicht zu verhehlen, kann doch *mich* nicht blind machen. Wenn Sie ſo fortfahren, wie jetzt, ſo werden Sie mich bald für einen argen Böſewicht halten. Aber, mein Freund, dann iſt auch der Augenblick nahe, wo Sie ſich ſelbſt dafür halten werden; und dafür wenigſtens behüthe mich mein gutes Geſchick! (Ich erröthete.) Machen Sie ſich deutlich, was Sie wollen, berechnen Sie genau, was Sie zu bedürfen glauben, wägen Sie Gewinn und Verluſt gegen einander ab; Sie werden das Mädchen, wenn es nöthig iſt, vergeſſen; aber ſtellen Sie ſich nicht Geſpenſter vor, die nicht da ſind. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten; und Sie ſollen bald erfahren, ob Sie glücklich ſeyn werden und dürfen.

Sieh, Joſeph! er kannte mich nur zu genau, der Böſewicht! Ich warf mich in ſeine Arme, und der Plan, das Mädchen zu verführen, wär gemacht. Zaumer fing die Ausführung mit Frohlocken an; doch ſehr bald bemerkte er, daß dieſes Mädchen keine leichte Beute ſey. Sie ging ſo ruhig, wie eine Göttin, durch unſre Netze, und zerriß ſie, wie Spinnefäden. Alle unſre Veranſtaltungen dienten zu nichts, als den Glauben an ihre Tugend, die wie eine drückende zerſchmetternde Laſt auf meinem Herzen lag, in mir zu vermehren, und in Zaumers Kopfe die Meinung, ſie ſey eine feine Buhlerin, zu beſtärken. O, die edle, ſchöne Seele! rief ich; und er: die feine Heuchlerin!

Zaumer hatte die Dreiſtigkeit, mir eine Art von Gewalt vorzuſchlagen. Als ich ſie mit Abſcheu verwarf, ſagte er lachend: ich würde dieſes Mittel nie ergreifen; Sie aber, fürchte ich, werden es thun: denn die Leidenſchaft hat ſie unterjocht. Er ſagte das mit ſolcher Gewißheit, daß ich mich zitternd von ihm wendete. O Joſeph! für einen ſolchen Böſewicht hält mich dieſer Menſch! Dahin bin ich gekommen! — Ich würdigte ihn keiner Antwort; aber in dieſem Augenblicke fielen auch die Ketten ab, die mich an dieſen Menſchen feſſelten. Joſeph, jetzt ſah ich endlich den Abgrund, an den er mich geführt hatte, und auf den du mich ſchon ſo lange aufmerkſam machteſt.

Ich unterſagte ihm noch an demſelben Tage jede Bemühung um das Mädchen. Er ſah mich höhniſch lachend an; in ſeinen falſchen Blicken lag ſchon der Triumph darüber, daß ich dennoch genöthigt ſeyn würde, meine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Nein, nimmermehr! Wir ſind auf ewig getrennt.

Am folgenden Morgen ging ich zu dem geliebten Mädchen, und geſtand ihr meine heiſſe Leidenſchaft, doch ohne ihr zu ſagen, wer ich wäre. Sie erſchrack, und trat einen Schritt zurück. Nein! ſagte ſie zitternd; nein! Schonen Sie meiner! Das darf und will ich nicht hören! — Ich beſchwor ſie, mir zu ſagen, warum das Geſtändniß der ehrfurchtsvollſten Liebe dieſen Abſcheu bey ihr errege. Sie riß ſich aus meinen Armen, und rief: wir haben einander zum letztenmahle geſehen, wenn Sie je wieder ein Wort hiervon erwähnen!

„Sie lieben mich alſo nicht?“ fragte ich, ohe Beſinnung. Nein! ſagte ſie beſtimmt; ich liebe Sie nicht, und kann Sie nicht lieben! Mit dieſen Worten verließ ſie mich.

Nun war alſo das Urtheil über mich geſprochen. Ich ſchrieb ihr, und bekam Antwort. Nein, ſie liebt mich nicht! In Verzweiflung, in einer hoffnungsloſen Dumpfheit aller meiner Sinne, ging ich zu Zaumern, erzählte ihm alles, und zeigte ihm ihren Brief. Er lächelte, und fragte kalt: Was nun? — „Rathen Sie mir, Zaumer!“ — Es iſt gefährlich, Ihnen zu rathen! Sie wollen den Zweck; aber nicht die Mittel. Mlle. Groß ſetzt wahrſcheinlich den Preiß der Ehe auf ihre Liebe. Ich glaube wohl nicht an ihre Tugend; indeß bin ich doch überzeugt, daß es Menſchen gibt, deren Sinnlichkeit nicht zu erregen iſt; zu denen mag dieſes ſeltne Mädchen wohl gehören; und ſo ſtehen Sie jetzt noch eben ſo weit vom Ziele, als an dem Tage, da Sie mit ihr bekannt wurden. Das Mädchen will Alles oder nichts; und auch Sie wollen Alles. Nun, ſo kommt es darauf an, wer kälter und wer ſtandhafter iſt. Biethen Sie dem Mädchen Ihre Hand an, Graf, und ſehen Sie zu, wie weit Sie das bringt. Was Herr Zaumer verſpricht, braucht ja der Graf Donach nicht zu halten. Oder — wählen Sie jenes verhaßte Mittel, worüber wir uns neulich entzweyeten.

Ich runzelte die Stirn. „Sie will Alles oder nichts, ſagen Sie? Wohl denn! Was der Mann anbiethet, darf ja auch der Graf halten.“

Er erſchrack. Wie? fragte er; Sie wollten . . .? —

„Ich will glücklich ſeyn; und kann ich es an einem tugendhaften, ſchuldloſen Herzen voll Liebe werden, in den Armen der Tugend, der Treue, der — ſpotten Sie, ſo viel Sie wollen! — der ungeſchminkten Frömmigkeit: ſo mag darüber hohnlachen, wer Luſt hat. O, ich ahne jetzt, was Glück iſt, und daß der Weg, den Sie mich gehen ließen, wohl zum Genuſſe führt, aber nicht zum Glück, zur Ruhe, zu einer Hoffnung, die über das Grab hinausreicht. — Liebt das Mädchen mich, ſo wird ſie Gräfin Donach!“

Ich hatte Zaumern noch nie ſo verlegen geſehen. Recht! ſagte er endlich mit einem finſtern Lächeln: um den Preiß haben Sie keine abſchlägige Antwort mehr zu fürchten. Ich wünſche Ihnen im voraus Glück zu Ihrer ſchönen Frau. Die arme Mamſell Groß wird dem Grafen Donach ihre Hand geben; ob aber der Mann ihre Liebe erhalten wird (was er doch wünſcht): das iſt eine andre Frage. Gehen Sie alſo, und ſagen Sie ihr: ich bin der Graf Donach. Die Furie des unauflöslichſten Zweifels wird Sie dann ewig mit der Frage quälen: liebt ſie mich?

„Ich weiß, was Sie jetzt wollen,“ ſagte ich ernſt.

Könnte ich Sie abhalten von dieſer Unbeſonnenheit, der die längſte Reue folgen muß, ſo würde ich es thun. Aber das iſt vergeblich; und ſo möchte ich gern Sie wenigſtens ſo glücklich ſehen, als die Umſtände es erlauben. Ich würde unter dem Nahmen Zaumer dem Mädchen meine Hand anbiethen; dann wäre ich doch ſicher, daß ſie den Mann nähme, und nicht den Grafen. Hinterher könnte ſie ja noch immer erfahren, wer Sie ſind.

Ich fand die Vorſtellung nicht übel. Nun bath er mich, noch drey Tage zu überlegen, ehe ich den entſcheidenden Schritt wagte. Die habe ich ihm verſprochen. Aber dann — wenn ſie mich liebt — führe ich ſie an den Altar, bringe ſie als meine Gattin bald zu dir, mein edler Joſeph, und bin glücklich.

17.

Wien.

Du haſt Recht, Joſeph. Er fürchtet, eine tugendhafte Frau werde mich ſeinen *Netzen entreißen.* Schon jetzt iſt der Böſewicht entdeckt; er hat ſich in ſeinen eigenen Fallſtricken gefangen. — Ohne Zweifel habe ich dir geſchrieben, daß er mich um drey Tage Aufſchub bath. Unterdeſſen ſucht er Gelegenheit das Mädchen allein zu ſprechen, entdeckt ihr in Vertrauen, daß ſie in Gefahr iſt unglücklich zu werden, und ſagt, daß ich ſie liebe, und daß ich ihr meine Hand anbiethen will, weil mir kein andres Mittel übrig bleibe, ihre Tugend zu beſiegen. Er nehme, ſetzt er hinzu, den innigſten Antheil an dem Schickſal eines ſo tugendhaften Mädchens; und eben darum müſſe er ihr ſagen, daß ich nicht der ſey, für den ich mich ausgebe: ein Mann von bürgerlichem Stande. Ich gehöre zu einer alten, ſtolzen Familie, und habe unermeßliche Reichthümer. Sie müſſe wohl einſehen, daß keine Heirath zwiſchen mir und ihr Statt finden könne, da meine Familie, von der ich abhängig ſey, ſie nimmermehr zugeben werde. Das Rathſamſte für ſie würde ſeyn, ſich durch Veränderung ihres Aufenthaltes meinen Verfolgungen zu entzieben, und er ſelbſt wolle dazu beytragen. — Das furchtſame unſchuldige Mädchen erſchrickt bey dieſen Nachrichten; und ſo wenig ſie auch Zaunern trauet, ſo faßt ſie doch den Entſchluß, ſich aus Wien zu entfernen. Sie ſchlägt es ihm indeß geradezu ab, ihn für alles ſorgen zu laſſen, wozu er ſich erbiethet.

Das war vorgegangen. Sie machte eine kleine Reiſe von acht Tagen, und kam heiter zurück. Während deſſen hatte ich ihr geſchrieben. Ich ſchickte ihr den Brief, und erwartete zwiſchen Furcht und Hoffnung ihre Antwort. Als ich keine bekam, ging ich zu ihr. Sie ſagte mir ſogleich, und mit großer Heiterkeit, daß ſie mir recht bald antworten würde, und ich fühlte mein Herz von der frobeſten Hoffnung gehoben.

Jetzt erfahre ich aber von meinen Bedienten, daß man bey ihr Anſtalten trifft, die das Ausziehen aus ihrer Wohnung, oder gar eine Reiſe, anzeigen. Ich gebe einigen meiner Leute Befehl, das Mädchen zu beobachten; denn das triumphirende Lächeln in Zaunners Geſichte ſchien mir etwas Unglückliches zu drohen.

Man bringt heraus, daß Mamſell Groß abreiſen will. Ich ahne das Unglück, das kommen wird, und laſſe meine Pferde angeſchirrt ſtehen, um in jeder Minute fort zu können. Meine Leute beobachten Tag und Nacht das Haus. Eines Abends ſpät kommt ein Bedienter, und ſagt mir ins Ohr: ſie iſt fort; aber ſie entgeht uns nicht. Ich muß ihr ſogleich nach. Sie ſollen morgen Nachricht haben. — Ich gebe ihm Geld, und er verläßt mich.

Am folgenden Tage bekomme ich einen Brief von dem theuren entflohenen Mädchen; und welch einen Brief! die ſchönſte, die reinſte, edelſte Seele ſpricht darin. Noch habe ich Hoffnung, Joſeph: gerade aus dieſem Briefe, ob er mir gleich eine ewige Trennung von ihr ankündigt. Sie ſchreibt mir, was Zaumer ihr entdeckt hat, und ſagt mir: es thue ihr ſchmerzlich leid, daß ich damit umgegangen ſey, ſie unglücklich zu machen; denn mir habe ſie menſchliches Gefühl zugetrauet. „Auch noch jetzt,“ ſchreibt ſie mir, verwechſle ich Sie nicht mit Ihrem Freunde, dieſem kalten, boshaften Egoiſten, der das Leben und das Glück nur nach Genüſſen, nur nach abſcheulichen Freuden berechnet. Er iſt ein Böſewicht; Sie ſind nur verführt!“ Dann beſchwört ſie mich, Zaumers Geſellſchaft zu verlaſſen, und meinem weichen Herzen zu folgen, das von der Natur zum Genuſſe der edelſten Freude, der Tugend, beſtimmt ſey. Endlich ſagt ſie mir ewig Lebewohl, geſteht aber dabey, daß dieſes Lebewohl ihrem Herzen wehe thue.

Als ich dieſen Brief las, zitterte ich vor Zorn über den nichtswürdigen Zaumer, und riß eine geladene Piſtole von der Wand. Doch bald faßte ich mich. — In dieſem Augenblick ſtürzt mein Bedienter in das Zimmer, und ruft: die Mamſell iſt in ***, eine Stunde weit von hier. Sie hat an die Priorin eines Kloſters geſchrieben, und erwartet da die Antwort. Die kann bald kommen; Sie müſſen alſo eilen.

Joſeph, der Wagen hält vor dem Hauſe. Ich erwarte Zaumern noch; denn er ſoll, er muß mich begleiten und dem theuren Mädchen die Wahrheit geſtehen! Ich bin gefaßt. Jetzt kommt er. Leb wohl ſo lange! Leb wohl!

Ich Unglücklicher! Joſeph, was wirſt du hören! Nimm alle deine Faſſung zuſammen. — Kaum habe ich den Muth, fortzufahren. Ich ging ruhig zu Zaumern, und bath ihn, eine kurze Reiſe mit mir zu machen, deren Abſicht ich ihm noch verſchweigen müſſe. Wir kamen in *** an, wo meine Geliebte bey dem Geiſtlichen wohnte. Ich öffnete die Thür des Zimmers, das mir mein Bedienter zeigte, und wir ſtanden vor ihr. Zaumer warf einen ſcheuen Blick auf mich, und erblaßte. Das Mädchen wollte rufen. „Nein,“ ſagte ich bittend, und nahm ihre Hand: „ich bin nicht hier, Sie zu ſtören, Sie zu verfolgen. Sobald Sie wollen, theures Mädchen, gehe ich; doch unmöglich kann ich Sie mit einem Herzen voll Zorn, voll Verachtung gegen mich reiſen laſſen. Hier ſteht der Menſch, der Ihnen die Nachricht gab, daß ich Sie betriegen wollte. Er ſoll reden; er ſoll Ihnen ſagen, was er weiß.“

Zaumer hatte ſich jetzt gefaßt, und ſagte freymüthig: Sie ſpielen hier eine ſeltſame Rolle, und mich laſſen Sie eine noch ſeltſamere ſpielen. Ich will doch ſehen, wie lange das dauert. Aber reden werde ich nicht.

„Du willſt nicht?“ fragte ich mit funkelnden Blicken: „wie? du willſt nicht?“

Er ſprang auf. Ja, Mademoiſelle, hob er nun an; ich will reden, ja! So hören Sie.

Ich ſagte Ihnen, meine ſchöne Geſchwätzige: dieſer junge Mann wolle ſie verführen; er werde Ihnen ſeine Hand anbiethen, und Sie dennoch betrügen. Daran that ich in der That Unrecht. Ich dachte, er ſey noch zu retten. Jetzt ſehe ich, daß ich die Hoffnung aufgeben muß; und ſo erkläre ich Ihnen denn, Mlle., daß dieſer junge Mann, ein reicher Graf, feſt entſchloſſen iſt, Ihnen — was auch die Welt und ſeine Familie dazu ſagen mögen — ſeine Hand zu geben. Es war lediglich mein Einfall, ihm mit dem, was ich Ihnen vor einigen Tagen ſagte, eine Thorheit, und Ihnen, Mlle., ein unglückliches Leben zu erſparen. Doch, wie ich ſehe, haben Sie Ihre Flucht ſo heimlich angeſtellt, und ſind ſo erſtaunlich weit von Wien weggereiſt, daß . . .

Er wollte fortfahren; ich verboth ihm aber, weiter zu reden. Wohl denn! ſagte er, und ging mit einem elenden Trotze.

Jetzt warf ich mich dem Mädchen, das in Thränen ſchwamm, zu Füßen, und ſagte: „Sie ſehen, dieſer Böſewicht wollte uns trennen Ja, meine theuerſte Geliebte, ich geſtehe, daß meine Abſichten Anfangs nicht die reinſten waren; aber ſchon längſt hat Ihre Tugend geſiegt. Ich biethe Ihnen ein Herz voll Ehrfurcht, voll inniger Liebe, ewige Treue, und meine Hand an.“ Sie beugte ſich (wie es ſchien, in tiefem Schmerze) zurück. „O,“ fuhr ich fort, „nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung!“

Alle Hoffnung! ſagte ſie gerührt, und reichte mir die Hand. Von dem erſten Augenblicke an habe ich Freundſchaft für Sie empfunden,

doch

von ſein Syſtem und die Negerin wieder, und ſah in Iglou nur das troſtloſe, liebende Mädchen. Er öffnete die Thür, und ſagte: „trockne deine Thränen, Iglou; ich liebe dich.“ Schon bei dem erſten Worte ſprang ſie auf, und dann drang ſie durch die Thür zu ihm.

O, du liebſt mich wieder? ich bin keine Verlaſſene mehr? ſagte ſie mit froher, zitternder Stimme, ergriff ſeine Hand, und drückte ſie an ihr weinendes Auge, und dann an ihre heißen Lippen. Dem Baron ſchlug das Herz vor ſeltſamen Empfindungen. Er nahm ſie in ſeine Arme, und rief einmahl über das andere unter den zärtlichſten Liebkoſungen: „Iglou! meine liebe, theure Iglou!“

In der Dunkelheit ſah er weder das ſchwarzgefärbte Geſicht, noch die ſchwarzen Arme. Er fühlte nur den runden, weichen Arm, der ſeinen Hals umſchlang, den vollen, jugendlichen Buſen, der an ſeinem Herzen ſchlug; und alle Triebe der Sinnlichkeit wurden in ihm rege. Iglou lag in dem allerleichteſten Gewande, ganz Liebe, ganz Hingebung, an ſeiner Bruſt. Er nahm ſie auf ſeinen Schooß, drückte brennende Küſſe auf ihre doch nicht Liebe. Mein Herz war nur Einer Liebe fähig. O, wenn Sie ſich unglücklich fühlen: ich bin es noch tauſendmahl mehr! Fragen Sie nicht; denn ich kann Ihnen nicht antworten. Ich bin nun ganz hilflos, da auch das Kloſter — der einzige Ort, wo ich noch eine Bekannte hatte — mir eine Zuflucht abſchlägt. Die Frau, bey der ich mich aufhielt, iſt nicht meine Mutter: nur eine Verwandte, die mich gern verkauft hätte, und . . . —

Ich unterbrach ſie. „Nein, hilflos ſind Sie nicht; auch wenn Sie mich haſſen. Sie leben von jetzt an unter dem heiligen Schutze Ihres Bruders. Sagen Sie: was kann ich für Sie thun!"

Sanft weinend antwortete ſie: ſchon lange war ich entſchloſſen, mich Ihnen anzuvertrauen, und Sie um die Hülfe zu bitten, die einem gebrochenen Herzen allein übrig bleibt. Ich wollte in ein Kloſter gehen; doch jetzt will ich das nicht mehr, um meines eigenen Herzens zu ſchonen. Einen Dienſt können Sie mir indeß noch erweiſen; auf ihm beruhet die letzte kleine Hoffnung, die ich noch habe. Sie zog einen Brief hervor, und gab ihn mir mit den Worten: ſeyn Sie ſo gütig, dieſen Brief zu beſtellen, und mir die Antwort hieher zu ſchicken, wo ich bis dahin bleiben werde. Ich bitte Sie aber ſehnlich, mich nicht wieder zu beſuchen.

Sie redete mit dem unwiderſtehlichen Ernſt eines himmliſchen Weſens. Ich nahm den Brief, und erbrach ihn; denn die Aufſchrift war an mich. Wie? ſagte ſie erſtaunt: Sie erbrechen . . . —

„Soll ich ihn hier nicht leſen?" fragte ich verwundert. — Er iſt ja nicht an Sie. — „Allerdings iſt er an mich; es gibt keinen andren Grafen Donach, der Franz hieße.“ Sie erblaßte, und fragte zitternd; Sie ſind der Graf Donach? der in Koblenz ſeine Jugend verlebte, der Buſenfreund des Barons von Holm?

Ich erſtaunte noch mehr, und ſie ſchien zu zweifeln. Der Graf Donach, fuhr ſie fort, ſoll ein ſehr ſeltſamer Mann ſeyn, hochmüthig, ſteif, voll wunderlicher Launen. Durch dieſe Schilderung bin ich abgehalten worden, mich an ihn zu wenden. Und Sie, Sie wären dieſer Graf Donach?

Ich zog deinen letzten Brief hervor, und erwiederte ihr: „dieſer Brief, den ich erſt vor einigen Tagen von dem Baron Holm bekommen habe, mag Ihnen beweiſen, daß ich wirklich der Graf Donach bin.“ Sie ſah mit dem ſtarren Blicke des heftigſten Erſchreckens hinein, erkannte deine Schriftzüge, und zitterte nun ſo heftig, daß ſie den Brief kaum halten konnte. Mit leiſer, ſtockender Stimme hob ſie an: vor einigen Tagen ſagten Sie? — Ich zeigte auf das Datum. — Er lebt! rief ſie nun aus, und ſank ohnmächtig in meine Arme. Während man ihr Hülfe leiſtete, las ich ihren Brief an mich ſelbſt, und taumelte vor Angſt und Freude. Ich hoffe, du wirſt nun ſchon wiſſen, wer das edle Mädchen iſt. Joſeph, deine Anne lebt! und lebt für dich! So eben komme ich von ihrem Bette. Auf ihrem ſchönen Geſichte jagen ſich die tödtliche Bläſſe des Zweifels, und die Roſenröthe der freudigſten Liebe. Sie verlangte deinen Brief; den mußte ich ihr aber abſchlagen, weil die Nachricht, daß du nun am Ende doch genöthigt ſeyſt, die Gräfin Rode zu heirathen, ſie mitten in ihrer großen Freude hätte tödten können. Ich ſagte ihr: dein Brief enthalte ein Familien-Geheimniß, das ich weder ihr, noch ſonſt einem Menſchen mittheilen dürfe; in Wien wolle ich ihr aber Briefe zeigen, die ihr beweiſen würden, wie theuer dir das Andenken an deine Anne noch immer ſey. Sie war außer ſich vor Freude, und erzählte mir nun, wie man ihr die Nachricht von deinem Tode mit höchſt wahrſcheinlichen Umſtänden hinterbracht habe. Alle Zweifel, die ich noch hatte, ſind gelöſt. Sie ſchrieb dir ihren letzten Brief in dem feſten Glauben, daß ſie ſterben würde. Als ſie wieder geſund iſt, bringt ihr die Aebtiſſin des Kloſters zuerſt die Nachricht, daß du krank, und nicht lange nachher die, daß du todt ſeyſt. Mehrere Nachrichten aus * * n, die durch ſehr natürliche Veranlaſſungen an ſie kommen, ſagen eben das. Sie iſt nun von deinem Tode ſo überzeugt, wie du von dem ihrigen. Man erſchreckt ſie mit der Nachricht, daß dein Oheim die heftigſte Begierde habe, ſich an ihr zu rächen, da er glaube, ſie ſey Schuld an ſeines Neffen Tode. Die Aebtiſſin ſagt ihr endlich: um ſie den Verfolgungen des alten Barons zu entziehen, müſſe man ausſprengen, ſie ſey geſtorben. Das Kloſter könne ſie nicht ſichern; ſie ſolle mit einer Verwandtin nach Wien reiſen, und lieber ſogar den Nahmen dieſer Vewandtin, Groß, annehmen. Das unerfahrne, tief gebeugte Mädchen willigt aus Furcht vor deinem Oheim in alles, hält ſich verborgen, und lebt hier unter dem fremden Nahmen, bis dein guſter Genius, lieber Joſeph, und der Rachengel meines verſäumten Herzens mich ſie finden läßt.

Ich Unglücklicher! rief ich; und dennoch war ich voll hoher Freude. — Ich ſchicke dieſen Brief mit dem Kourier eures Geſandten, der morgen abgeht. Da deine Hochzeit erſt zu Ende des folgenden Monaths ſeyn ſoll, ſo — Ich weiß, wie du handeln wirſt, und ſehe mit ſchmerzlicher Wonne dem Augenblick entgegen, da ich, dein Freund und dein Nebenbuhler, dich Glücklichen in die Arme der Geliebten führen werde. Gern hätte ich dir ein Paar Zeilen von Annen mitgeſchickt; ſie iſt aber noch zu unruhig, um ſchreiben zu können: zu krank, will ich nicht ſagen; denn der Arzt lacht über eine Kranke, die vor Freude phantaſirt. Leb wohl.

Der Baron Holm an ſeine Schweſter.

18.

Wien.

Der gütige Himmel hat meinem Leben eine unausſprechliche Seligkeit geſchenkt. Alle meine Wunden ſind geheilt; all mein Gram vergeſſen. Das Grab that ſich auf; meine todt geglaubte Anne ſtand, in der Glorie des Himmels, vor mir, und ſank an meine Bruſt. Anne iſt mein, liebe Schweſter! Morgen wird ſie vor dem Altare meine Gattin.

Ich hätte dir erſt ſagen ſollen, daß mein Oheim, dieſer kalte, grauſame Mann, mich mit der Nachricht von Annens Tode hinterging, Annen auf eine ähnliche Weiſe täuſchte, und ſo uns Beyde höchſt elend machte. Durch die wehmüthigen Seufzer, mit denen er nun von dem Untergange ſeines Nahmens ſprach, erregte er mein Mitleiden. Er bath mich, ihn nicht troſtlos ſterben zu laſſen: er, der mein ganzes Leben troſtlos machen wollte! Ich ſagte nicht Ja, nicht Nein, und ließ mich, wie ein Opfer, ſchweigend führen. Mein Oheim, nicht ich, hielt um die Gräfin Rode an; er, nicht ich, bekam das Jawort. O, es war ihnen auch nicht um mein Herz zu thun, das ſie nicht achteten; nur um meine Hand, meinen Nahmen, und die Gunſt des Fürſten, die aufs neue für mich zu erwachen ſchien, um die ich mich aber wenig kümmerte. Mein Oheim hatte nun ſeinen ſehnlichen Wunſch erreicht; doch ich — hörte nicht auf, zu trauern. Wir waren mit dem Grafen Rode und deſſen Tochter auf ſeinem Gute. Ich erhielt einen Brief von unſerm Geſandten in Wien, und ſteckte ihn unerbrochen zu mir. „Willſt du nicht leſen?“ fragte mein Oheim. „Von dem Geſandten! Das muß doch etwas Beſonderes ſeyn.“

Ich lege dir den Brief des Grafen Donach bey; denn von dem kam er. Den Anfang las ich ſehr ruhig, da er mir eben nichts Unerwartetes ſagte. Auf einmahl ſah ich: „deine Anne lebt! und lebt für dich!“ Es war, als ſchwankte die Erde unter mir, als ſtürzte der Himmel zerſtörend auf mich nieder; und dennoch wogte ein Meer von ſeliger Wonne in meiner Seele. So wird uns ſeyn, wenn wir vom Tode erwachen! — Ich ſchrie auf, und ſtürzte aus dem Zimmer, um einen Wagen zu fordern. Nicht lange, ſo taumelte ich meinen Bedienten ohnmächtig in die Arme, und wurde nun auf mein Zimmer geführt.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette, und ein Bedienter ſaß neben mir. Wo iſt der Brief? war meine erſte Frage. Sie verloren ihn, ſagte der treue Menſch; ich ſteckte ihn ein. Ihr Herr Oheim fragte danach; dem ſagte ich aber, ich hätte ihn nicht geſehen. — Er mußte die Thür verſchließen; dann las ich den Brief — mit Empfindungen, Schweſter, die gewiß nur ſelten ein Herz bewegt haben.

Es währte lange, ehe ich mich wieder erhohlte. Uiber das, was ich zu thun hätte, war ich nicht einen Augenblick unentſchloſſen. Ich ließ ſogleich Pferde beſtellen, ob es mir ſchon für jetzt noch leid that, daß ich die Gräfin Rode ins Gerede bringen müßte. Am Abend ſtand ich auf, und mein Oheim kam mit der Gräfin und ihrem Vater zu mir. „Was war dir denn?" fragte er. „Welche ſchreckliche Nachricht haſt du denn bekommen, lieber Neffe?"

Ich ſah ihn ſtarr an; dann ſagte ich: Herr Oheim, meine Anne lebt noch! Und Sie, Sie waren es, der mich mit der Nachricht von ihrem Tode hinterging!

„Nun ja!" ſagte er ſanft: „ich hoffe, du wirſt jetzt einſehen, daß ich es zu deinem Glücke that!

Zu meinem Glücke, ſagen Sie? —

Die Gräfin Rode näherte ſich. Auch ich hoffe das, ſagte ſie zärtlich, wenn Sie mich anders lieben. Uibrigens weiß ich, lieber Holm, daß Mlle. Lindenhain nach einigen Klagen über Ihren Tod ſich doch früher beruhigt hat, als Sie wohl glauben mögen.

„Auch Sie wußten um dieſes Geheimniß?“ fragte ich, und meine Stimme bebte vor Abſcheu. „O, ihr Mörder!“ rief ich dann fürchterlich, und ſtürzte hinaus. Eben wollte ein Wagen, der noch einige Gäſte gebracht hatte, nach der Reſidenz zurückkehren. Ich ſprang hinein, und ließ fahren, was die Pferde nur laufen konnten. In **n nahm ich Curierpferde, und kam am dritten Tage hier an.

Ich eilte zu Donach. Wir fuhren nach **, dem Dorfe, wo meine Geliebte wohnt. Donach ging zu ihr, um ſie auf meine Ankunft vorzubereiten. Ich hörte ſie aufſchreyen, und konnte nun nicht länger warten. Sie ſtürzte an meine Bruſt, ich umfaßte ſie, und ſo ſanken wir Beyde erſchöpft in unſers Freundes Arme. O, ich habe tauſend Leben; denn dieſe Freude hat mich nicht getödtet!

Ich kann dir nichts von allem ſagen, was in meinem Innern vorging; das nur, wie ich ihre ſanft blaſſen Wangen betrachtete, und mich ihr zu Füßen warf; wie ſie dann vor mir hinſank, und wir einander knieend umarmten; wie oft wir zweifelten, ob uns nicht ein Traum oder Wahnſinn täuſche. Donach mußte uns endlich gewaltſam trennen; denn der Arzt befürchtete, daß Anne den fortdauernden Sturm ihrer Freude nicht ertragen würde.

Ich war erſchöpft von der Reiſe, vom Entzücken, ſchlief zwölf Stunden, und ſchalt nachher auf mich ſelbſt, daß ich der Ermüdung nicht widerſtanden hatte. Nun fuhren wir nach Wien zu Donach. Morgen legt ein Geiſtlicher unſre Hände zuſammen. O, Schweſter, meine Anne blühet wieder wie eine Roſe.

Schon in einigen Tagen reiſen wir von hier ab. Laß doch deinen Mann — der ja an deinem Herzen wohl fühlen muß, wie glücklich ich bin — in Borum einige Anſtalten zu unſerer Aufnahme treffen. Einige nur; ja nichts von Pracht, liebe Schweſter! In die Reſidenz gehe ich nicht wieder, und meinen Oheim habe ich zum letzten Mahle geſprochen. Ich will von nun an nichts als glücklich ſeyn; und was gehört dazu noch mehr, als was ich ſchon habe: ein Herz voll Liebe, ein treues Weib, ein ruhiges Gewiſſen!

Dich, Marie, hoffe ich, mit deinem Manne in Borum zu finden. Auch unſere gute Mutter. Nun wird ſie doch wohl nicht länger den Traum haben, dem ſie ſo lange ihre Ruhe aufopferte: den Traum, daß unſer Oheim uns glücklich machen ſollte! Du biſt glücklich, liebe Marie, obgleich dein Mann nicht einmahl ſo viel hat, wie ich; und ich ſollte es nicht ſeyn? Ich bleibe mein ganzes Leben in Borum.

Der Baron Holm an den Grafen Donach.

19.

Borum.

Hier lebe ich nun ſchon ſeit ſechs Wochen mit meiner Anne und meiner Mutter, lieber Franz. Der Fürſt ließ mir die Reſidenz verbiethen. Ich legte das Reſkript ohne Spott, ſogar ohne Lächeln, bey Seite, ſchlang meinen Arm um Annens Nacken, und fühlte, daß ich ein glücklicher Menſch bin.

Meinen Oheim habe ich nicht wiedergeſehen. Um mir zu zeigen, was ich von ihm zu erwarten habe, läßt er die Verſchreibungen über große Summen, welche er auf ſeine Güter borgt, von mir als nächſtem Agnaten agnoſciren, was gar nicht nöthig, und wenigſtens in dieſem Fall eine bloße Formalität iſt. Ich habe ſehr ruhig, ſehr kalt unterſchrieben.

Noch nicht genug! Ich ſollte meine Einwilligung zu dem Verkauf der Güter geben, forderte ſein Conſulent von mir. Auch das habe ich mit frohem, leichtem Herzen gethan. Er hat die Güter zwar noch nicht verkauft, lebt aber ſo prächtig verſchwenderiſch, daß ihm, wenn er ſo fortfährt, in Kurzem wenig davon übrig bleiben wird. So bin ich denn enterbt. Wenn meine Mutter — wie gewöhnlich mit dem ſanfteſten Geſichte — einmahl etwas davon ſagt, ſo wirft meine Anne ſich an ihre Bruſt. Ich umarme ſie dann Beyde, und die gute Mutter weint Freu-

UNIV. BIBL. BERLIN

denthränen. Bey dem Oheim weinte ſie andre, ſehr ſchmerzliche. Aber ſo iſt der Menſch! Die entbehrlichſten Dinge, an die er ſich gewöhnt hat, glaubt er mitten im Schooße des Glückes nöthig zu haben. — Leb wohl, Franz. Ich freue mich, daß du völlig mit Zaumern zerfallen biſt.

20.

Borum.

Viel Glück, Bruder Franz, zu deiner Ehe. Grüße mir deine liebe kleine Frau, und ſag ihr ſie ſolle ihren Gefangenen, damit er nicht wieder in die weite Welt gehen könne, recht feſt halten, und zwar mit unauflöslichen Ketten: mit den Umarmungen eines Söhnchens und einer Tochter. Sieh, Franz, damit hat Anne mich feſtgezaubert. Auf meinen Armen ſpielt mein älteſtes Kind, ein Mädchen; an der Bruſt meiner Anne liegt mein Sohn, noch ein Säugling, und aus ihren Augen ſtrömt der Himmel in meine Seele.

Mein Oheim iſt mit dem Grafen Rode zerfallen, und man hat ihn ſo weit getrieben, daß er genöthigt geweſen iſt, ſeinen Abſchied zu nehmen. Nun wohnt er auf Holmheim. Er wird es, ſagt man, verkaufen. Ich hoffe nicht, daß er es aus Mangel thut. Zwar, wenn ich manchen Nachrichten glaubte, ſo müßte ich das Aeußerſte befürchten.

Ich höre nichts von ihm, ob er gleich, wie ich erſt hinterher erfahren habe, einige Wochen auf einem kleinen Gütchen in meiner Nähe zugebracht hat. Meine Anne bittet mich, ihn zu be-

Lippen, auf ihre Schultern, hob ſie auf, und zog ſie unter den zärtlichſten Benennungen ſeinem Lager zu. Aber auf einmahl war ihm das Mädchen, wie ein Aal, aus den Händen entſchlüpft. „Iglou!“ rief er, als ſie die Thür öffnete und das Zimmer verließ. Er horchte, und hörte das Rauſchen ihres Gewandes. Nach einigen Minuten war Iglou wieder da: eben ſo ſeelenvoll, eben ſo zärtlich wie vorhin, aber züchtig gekleidet, und den Buſen in ein dichtes Tuch gehüllt. — Du kannſt nicht ſchlafen, ſagte ſie mit höchſt zärtlichem Tone; ſoll deine Iglou dir von ihrem Vaterlande erzählen? Lege dich nieder. — Er that es beſchämt, und ſie ſetzte ſich an ſein Bett. Anfangs war ihre Stimme freilich nicht ganz paſſend; aber ſie kam hinein, und nun erzählte ſie von den Feſten und den unſchuldigen Freuden ihrer Landsleute mit ſo vieler Theilnahme und einer ſo ſichern Ruhe, daß endlich auch in ſeiner Bruſt der Sturm der Sinnlichkeit ſich legte, der immer aufs neue erwachte, wenn er ihre Hand oder ihren Arm berührte. Er ſchlummerte zuletzt unter ihren Erzählungen ſanft ein; und am Morgen fand ſuchen, ſobald er wieder auf dieſem Gütchen ſeyn wird, das er jetzt ein wenig ausbaun läßt, als ob er in der Folge darauf wohnen wollte. Ich ſcheue ſeinen Anblick nicht; aber — könnte er es nicht als Spott anſehen, wenn ich jetzt, da er geſunken iſt, zu ihm käme? — Der Fürſt iſt krank. Vielleicht ändert ſich meines Oheims Schickſal.

Ich hoffe, dich bald hier in Borum zu ſehen. Adieu.

21.

Borum.

Als du mich in den Armen meiner Familie ſaheſt, lieber Franz, glaubteſt du wohl nicht, daß mein Glück noch größer werden könnte. Ich ſelbſt glaubte es nicht; und dennoch hat es ſich vollendet, verdoppelt. Nun habe ich keinen Wunſch mehr; alle Wünſche, die, kaum von mir ſelbſt bemerkt, noch in meiner Seele lagen, ſind erfüllt. Mein Gewiſſen war ruhig: denn ich verdiente von Niemand in der Welt gehaßt zu werden; aber dennoch drückte mich zuweilen der Haß meines Oheims. Ich ſchwieg; doch leiſe Seufzer meiner Anne, und kleine Wendungen im Geſpräche, verriethen mir, daß ſie dieſe Empfindung mit mir theilte. Was ich auch thun und mir ſagen mochte — der Gedanke an meinen Oheim blieb ein Tropfen Wermuth in dem Kelche unſrer Freude. Ich wünſchte wohl — hoffte aber nicht, daß es jemahls anders werden könnte.

Der Fürſt ſtarb ſchnell, und der Prinz * * * trat die Regierung an. Graf Rode, des Verſtorbenen Günſtling, fiel. Nun ſuchte mein Oheim ſich noch einmahl zu heben; das gelang nicht, und zog dem ſtolzen Manne vielmehr eine auffallende Demüthigung zu. — Graf Rode wollte den Grund ſeiner plötzlichen Entlaſſung wiſſen. Man mußte einen Vorwand finden, der ſie rechtfertigte, und man fand ihn in dem Verfahren gegen den Vater meiner Frau, woran der Graf Rode großen Antheil gehabt hat. Nun wurde eine Reviſion des Prozeſſes nöthig. Der alte, edle Miniſter, der jetzt die fünfte Regierung in ſeiner Würde erlebte, forderte mich auf, die Anſprüche meines Schwiegervaters geltend zu machen.

Der Graf Rode wurde gänzlich geſtürzt; man ſchloß mit Lindenhains Tochter einen Vergleich, und ich erhielt wenigſtens einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens. Nun bin ich ſo reich, als meines Oheims Vermögen mich nur je hätte machen können. Anne that mir den Vorſchlag, die Güter meines Oheims wieder an mich zu bringen. Es ließ ſich thun, das wußte ich; aber es war mir unangenehm, daß Anne nicht daran dachte, wie ſchmerzlich es meinem Oheim ſeyn würde, wenn er die Güter in meiner Hand ſähe, wenn ich mit dem Beſitze derſelben ihm gleichſam ins Angeſicht trotzte. Ich ſtellte ihr den Ankauf als ſehr ſchwierig vor; ſie beſtand aber mit einer Art von Wärme darauf. Es geht nicht, meine gute Anne, ſagte ich mit einigem Mißvergnügen darüber, daß ſie (wie es mir ſchien) aus Eitelkeit einen ſolchen Triumph über meinen Oheim verlangte. — „Es muß gehen, wenn du ein Paar tauſend Gulden nicht achteſt,“ ſagte ſie bittend.

Das iſt es nicht, liebe Anne, was mich abhält. Es geht um meines Oheims willen nicht. Bedenke doch nur . . . ! —

„Eben um deines Oheims willen muß es gehen. Wie lange kann ſein Haß noch gegen unſre Liebe aushalten? Und wie wird es ihn dann freuen, das wieder zu bekommen, was zu entbehren ihm gewiß ſehr ſchwer iſt!“ — Ich umarmte meine Frau mit der innigſten Freude. Der Plan wurde verabredet, und ſchon am folgenden Tage reiſte ich ab, um die Sache in Gang zu bringen. Es fanden ſich Schwierigkeiten, die ich vorher nicht vermuthete, und ich blieb länger abweſend, als ich geglaubt hatte. Endlich kam ich ohne alle Gewißheit zurück, und gleich bey meiner Ankunft erfuhr ich, daß auch das letzte kleine Gut meines Oheims verkauft werden ſolle. In welchen Umſtänden mußte er ſeyn! — Auf meine Nachfrage ſagte man mir, daß er ſich bey ſeinem Schwager in Franken aufhielte. Ich ritt an dem zur Verſteigerung beſtimmten Tage nach dem kleinen Gute, um es für jeden Preiß zu kaufen. Kaum ſaß ich mit den andern Kaufluſtigen da, ſo trat mein Oheim, von dem ich glaubte, er wäre in Franken, in das Zimmer. Guter Gott! der ehemahls ſo ſtolze Mann, den die höchſte Pracht umgab, kam jetzt in einem ſchlichten Uiberrocke, langſam gehend, und mit einem freundlichen Geſichte, das unverkennbar den Ausdruck der Beſchämung und einer erzwungenen Kälte hatte.

Als er mich bemerkte, wurde ſeine Miene finſterer. Ich wollte aufſtehen; er winkte mir aber, ſitzen zu bleiben, und die Verſteigerung fing an. Ein Mann, mit dem mein Oheim leiſe ſprach, trieb das Gut in die Höhe; doch ich kaufte es endlich. Jetzt entfernten ſich die Andern nach und nach; nur mein Oheim und ich, wir blieben. Mit halb zugedrückten, finſtern Augen ſah er mich von oben bis unten verachtend an; dann hob er den Fuß, um zu gehen. Ich ergriff ſeine Hand, konnte aber vor der heftigen Bewegung meines Herzens nichts ſagen.

„Geh! geh!“ rief er. „Noch habe ich hier zu befehlen. Erſt über vier Wochen biſt du hier Herr; und dann triumphire!“

Hier, erwiederte ich innig bewegt und ſanft; hier und überall, wo ich das Recht habe zu ſeyn, ſind Sie Herr! . . . Zu ſpät erfuhr ich, daß Sie Sollingen verkaufen wollten, theurer Oheim. Aber, Sie werden es mir nicht abſchlagen, hier wohnen zu bleiben, wenn Sie nicht lieber bey Ihrem Neffen in den Armen einer Familie ſeyn wollen, die von Ihrem Segen die Ruhe ihres Lebens erwartet.

Er ſah mich unwillig an, und ſagte ſtolz: „glaubſt du, ich wäre ſo tief geſunken, daß ich betteln müßte? und bey dir! bey dir!“

Ich benetzte ſeine Hand mit Thränen. Nun wurde ſein Ton milder, ſein Geſicht gütiger. „Was forderſt du denn eigentlich? fragte er, noch immer ſtolz, aber ſanfter. — Nichts, erwiederte ich. Ich bitte Sie nur, lieber Oheim, Sollingen als Ihr Eigenthum, Ihr gänzliches Eigenthum, anzuſehen. Sie ſind hier Herr, und ſollen es bleiben! Er ſchüttelte den Kopf. „Nein! nein!“ rief er in Abſätzen; und jedes Mahl heftiger; aber ſeine Stimme war bewegt. Jetzt warf ich mich an ſeine Bruſt, und bath ihn, mein Vater und der Vater meiner Kinder zu ſeyn. Er fragte kalt und erwartend: „haſt du nicht Holmheim kaufen wollen?“

Ja, lieber Oheim; aber — Gott iſt mein Zeuge! — für Sie. Leſen Sie dieß. (Ich gab ihm einige Briefe, worin meine Mutter mich gebethen hatte, Holmheim, das mein Oheim vorzüglich liebe, auf ſeinen Nahmen zu kaufen.) Er legte, als er las, die Hand vor die Stirn, und ließ ſie dann ſanft auf ſeine Augen ſinken; die Thränen, die er verbergen wollte, drangen aber dennoch hervor.

„Das wäre wahr?“ fragte er zweifelnd. Ich bath ihn, meine Mutter und meine Frau zu befragen. Er ſtand mit herunterhangenden Armen und niedergeſchlagenen Augen ſchweigend da. — „Wenn du etwa glaubſt,“ ſagte er endlich, „daß ich noch etwas habe, ſo irreſt du dich. Ich bin ein Bettler.“

Nein, lieber Oheim; Sie ſind reicher, als Sie jemahls waren. Sie ſind, wenn meine Bitten etwas über Sie vermögen, der angebethete Vater einer glücklichen Familie. O kommen Sie! Meine Kinder haben meinen Vater noch nicht geſehen, mein Vater ſeine Enkel noch nicht. Offne Arme, und Herzen voll Liebe, voll Ehrfurcht erwarten Sie.

Er reichte mir die Hand, und ſagte, noch immer etwas finſter: „mein Sohn!“ Auf einmahl aber faßte er mich in ſeine Arme, und rief: „mein Sohn! mein guter Sohn! Du biſt ein edler Menſch!“ Dann riß er ſich los, und ich ſah ihn den Abend nicht wieder.

Ich blieb bis zum folgenden Morgen, ging zu ihm, und bath: er möchte mit mir fahren; mein Wagen wäre angeſpannt. „Ich will es!" ſagte er finſter; „aber erinnere dich, daß ich nichts verſprochen habe. Deine Frau . . . ich kann es ihr nicht verdenken, wenn ſie anders gegen mich geſinnt iſt, als du."

Als wir in Borum waren, ſtieg er mit Stolz aus dem Wagen, und bey jedem Schritte wurde ſein Gang noch ſtolzer, ſein Geſicht noch herriſcher. Wir traten unvermuthet in unſer Wohnzimmer. Sobald Anne ihn erblickte, ſprang ſie auf, warf ſich vor ihm auf die Kniee, und rief: o kommt, meine Kinder! helft mir den Segen unſeres Vaters erflehen!

Meine Kinder knieeten neben der Mutter vor ihm nieder, küßten ſeine Hände, und nannten ihn mit dem Tone der innigſten Liebe: Vater! Endlich brach ſein Stolz, ſeine Augen ſtanden voll Thränen, und er ſagte: „das iſt zu viel! O Gott! das iſt zu viel! Wie grauſam bin ich gegen dieſe edlen Menſchen geweſen! Meine Tochter! meine gute Tochter, verzeihe mir!"

Wir Alle lagen in ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt!

Seit vier Wochen hat ihn die feine Achtung, die zarte Liebe meiner Frau, und der ehrerbiethige Gehorſam meiner Kinder überzeugt, daß die Freuden des häuslichen Glückes mehr werth ſind, als der bloße Glanz eines Hofes. Oft, wenn er die Kleinen auf den Knieen hält, ruft er mit wahrer Empfindung: wo gibt es noch größeres Glück, als in dem Schooße einer frohen, ſich liebenden Familie!

Rudloffsche Lese-Bibliothek.

Das Haus Bärburg,

oder

der Familienzwiſt.

Von

August Lafontaine.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1805.

Universitäts-Bibliothek Halle

1927 K 1559

er ſie vor ſeinem Bette, in ihren Mantel gehüllt, ruhig ſchlafen.

Jetzt da er ſie ſah, reitzte ſie ſeine Sinnlichkeit nicht mehr, und er erröthete vor ſich ſelbſt, daß dieſer Trieb ihn ſo weit hatte fortreißen können. Er richtete ſich im Bette auf, ſtützte den Kopf mit der Hand, betrachtete die Negerin, die da ſo ruhig ſchlummerte, und fühlte in ſeinem Herzen innige Achtung für ſie. Der Wechſel von Empfindungen in ſeiner Bruſt war ſeltſam. Dieſe Nacht hatte er — deſſen erinnerte er ſich ſehr beſtimmt — für Iglou Liebe, zärtliche Liebe gefühlt, wie noch niemals für irgend ein weibliches Geſchöpf, ſelbſt für Emilien nicht. Er konnte ganz beſtimmt die Wolluſt von dieſem Gefühle unterſcheiden; es waren die zärtlichſten Wünſche, ewig ungetrennt, in der innigſten Verbindung mit Iglou zu leben. Kurz, er hatte Liebe für ſie empfunden, ehe der Sturm der Sinnlichkeit anhob, und auch noch, als unter ihrem Erzählen ſchon längſt das Zittern der Wolluſt aufgehört hatte. Er war ſogar im Begriff geweſen ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und nur Rückerinnerung an Emilien hatte ihn das

Das Haus Bärburg,

oder

der Familienzwiſt.

Was verſtehſt du denn von Juſtiz? Ihr Herren vom Militair überhaupt, was wißt Ihr davon? fragte der Herr von Bärburg hitzig.

„Element!" antwortete der Rittmeiſter; „wir? wir? Daß du es nur weißt, ich leide deine Ausfälle gegen meinen Stand nicht länger. Jeder gute Menſch fühlt, was Juſtiz iſt, ohne eure Geſetze und eure Akten. Und wir Soldaten wiſſen am Ende beſſer, was ſie iſt, als Ihr es wiſſen könnt. Denn, Bruder, ein Menſch, der ein Spielkamerad des Todes iſt, faßt alles mehr vor Gott und mit Gott!"

Nun ja, wenn du willſt. Aber — wirf die Tante in den Schloßgraben!

„Das iſt ſo ein Stückchen von deiner Juſtiz. In den Schloßgraben! Hm, ja! ſie macht mir das Leben zuweilen wohl ſauer. Aber, Bruder, nimm Vernunft an. Was waren wir ohne die Tante? Antwort: ein Paar arme verlaſſene Jungen, die in der Welt keinen Menſchen hatten, der ſich ihrer annahm. Was ich bin, bin ich durch ſie. In den Schloßgraben? Zum Element! ſie gab mir Brot, und, noch mehr als das, Erziehung.“

Du wurdeſt Page, dann Cornet. Und die Erziehung? Bruder, das Schickſal hat dich erzogen. Aus ihren Händen wäre nur ein Katzenherz gekommen.

„Ich bitte dich, ſchweig! Ueber dieſen Punkt will ich nun einmal nichts hören. Sie hat mir Gutes gethan. Wollte ich klügeln — was bliebe an der Welt!“

Sie ſäet Unkraut zwiſchen deinen Weizen; ſie macht dein Haus zum Vorhofe der Hölle. In den Schloßgraben mit ihr!

„Laß ſie ſäen! Mit Gottes Hülfe ſoll der Weizen nicht erſtickt werden. Ohnedies iſt es die Frage, ob ſie nicht Recht hat. An Verſtand fehlt es ihr nicht."

Den hat ſie — zu Klatſchereien: eben genug, ihre Bosheit, ihren Hochmuth hinter der Maske der Weltkenntniß und des Ehrgefühls zu verbergen. Hat ſie nicht zwiſchen Sonnenſtein und dich einen ganzen Berg von Verdruß geworfen? Und Sonnenſtein! Bruder, das thut weh! Er iſt ein edler Mann! —

Der Rittmeiſter wendete ſich unruhig hin und her. „Nun ja, edel. Wer das anders ſagte, der müßte mir vor die Klinge. Aber mehr kannſt du nicht fodern. Sieh, ich bin nun einmal ein Mann; was für einer, das kümmert Niemanden als mich, mein Gewiſſen und den barmherzigen Gott. Ich will mich nicht bevormundſchaften laſſen. Verſtand hin, Verſtand her! Zum Leben gehört am Ende mehr das Herz, mehr — wie ſoll ich ſagen? — mehr ſo, wie ich es hier in der Bruſt fühle, wenn ich einen Unglücklichen ſehe, oder einen lachenden Schurken; ſo ein friſches Attakiren des Feindes, mit dem Säbel in der Hand. Jener Gelehrte bauete ein Meiſterſtück von einer Mühle; aber ſie ging doch nicht, weil es ihr an Waſſer fehlte. So iſt es mit euren Meiſterſtücken! — Ich war einmal verliebt, Bruder. Mein Compagnie-Chef, auch ſo ein weiſer Herr, der auf dem Papiere alles konnte und auf dem Exercierplatze nichts, der ſetzte mir einen halben Tag lang aus einander, was die Liebe iſt und nicht iſt, und wie ich es anfangen müſſe, um nicht verliebt zu ſeyn. Das war alles ſo viel wie nichts. Mein alter General, ein Ehrenmann, ſagte mir: Bärburg, heirathen kann Er das Mädchen nicht; und nur ein Schurke macht ein ehrliches, keuſches Mädchen zur Hure. Das ſchlug an. Sieh, da attakirte ich den Feind mit dem Säbel in der Hand. Verſteh, Bruder: ich ließ mich nach Polen auf die Remonte ſchicken, und das Mädchen, dem ich ſo gut im Herzen ſteckte, wie ſie mir, wurde unterdeſſen eine brave Hausfrau. Sieh, das meine ich. Dein Sonnenſtein mag ein geſcheidter Mann ſeyn; aber — denk an die Mühle!"

Du thuſt ihm Unrecht, und das kommt von der Tante Iſabelle! ſagte der Präſident ganz ruhig, und ritt davon. Er kannte ſeinen Bruder, und wußte, daß ſo etwas bei ihm nachwirkte. — —

„Tralala!" ſang der Rittmeiſter. „Schloßgraben! Was will ich denn? Mich nicht noch in meinen alten Tagen zureiten laſſen." — „Mein Bruder läßt ſich empfehlen," ſagte er zu der Tante Iſabelle, die in das Zimmer trat. Sie neigte vornehm den Kopf. Er könnte ſich wohl ſelbſt empfehlen. Aber nichts wird geſchwinder vergeſſen als Wohlthaten. Als er jung war, hatte ich ihn lieb, ich nahm ihn bei ſeiner Hand, und leitete ihn, ich ließ ihn ein menſchlich Joch ziehen, und in Seilen der Liebe gehen, und gab ihm Futter; aber wenn ich ihn jetzt rufe, ſo wendet er ſich davon, und opfert dem Baal. So wie der Prophet, ſo kann auch ich ſagen.

„Das können Sie nicht. Mein Bruder wird nie vergeſſen, daß Sie ihn in der Jugend unterſtützten."

Er hat es vergeſſen, rein vergeſſen; denn folgt er mir? iſt er mir je gefolgt? Aber es wird ihm wehe werden, wie einer Gebärerin!

„Gott behüte und bewahre! . . . Höllen-Element! wenn Sie nicht eine Jungfer wären, die nicht weiß, wie die Noth in der Geburt thut, ſo . . . Steht nicht Segen genug in der Bibel? Gott mag ſo ſprechen, vor dem wir Alle Sünder ſind; aber ein armer hinfälliger Menſch, wie ich und Sie, Tante? Und wäre ich zehnmal ein Prophet, ich ſagte ſo nicht. Gott bewahre! Er iſt mein Bruder, und Ihrer Schweſter Sohn.“

Wiſſen Sie denn ſchon, Rittmeiſter, daß Sonnenſtein dem Förſter die Klage gegen Hammern zugeſtanden hat?

Der Rittmeiſter machte ein gleichgültiges Geſicht, und ſagte ganz kalt: „ſo?“

Wenn Sie noch nicht merken, wohin das zielt!

„Zielt, und immer zielt! Warum muß es denn zielen? warum auf mich? Sonnenſtein iſt ein Mann, wie es wenige giebt.“

Ein kluger Mann! wer leugnet das? Ein ſteinreicher Mann, gegen den Sie ein Bettler ſind': das weiß die ganze Welt. Freilich, ſeinen Adel hat er in Wien gekauft; und das möchte er ſelbſt gern vergeſſen, wenn es nur Andre vergeſſen wollten.

Gott Lob, ich habe es vergeſſen, oder vielmehr, ich dächte nie mit einem Gedanken daran, wenn Sie nicht alle Tage davon ſprächen."

Nun ja, nun ja! In der Stadt ging es nicht; da wollte man das neugeborne Kindlein nicht gelten laſſen. Natürlich, das hat ihm Haß gegen die alten Familien beigebracht. Nun kommt er hierher; und Sie müſſen fühlen, daß er reich und Gerichtsherr iſt. Ihren guten Freund Hammer! Was Freund! ſagt er; ich bin Herr hier! Sie werden ſehen, er bringt den Hammer noch vom Dienſt.

„Das thut er nicht, ſag' ich Ihnen. Hammer iſt mein Freund, und Sonnenſtein ... Zum Teufel, Tante! wer war es denn, der ſo lange hetzte, und ſo viel Gift in die

Nadelritze goß? Aber Sonnenſtein iſt mein Schwager."

Ihr Schwager? Ihres Bruders Schwager! . . . Wer Schuld an dem allen iſt? Ihr theurer Herr Bruder, der ihm das Gut verkaufte, und die Gerichtsbarkeit dazu. Nun geht es nach dem Sprichwort: wird der Bauer ein Edelmann . . . —

„Tante," fiel der Rittmeiſter ſchnell und hitzig ein: „er iſt ein Ehrenmann, und Hammer kommt nicht vom Dienſt." Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, was er immer that, wenn Iſabelle machte, daß ihm die Galle überlief.

Der Rittmeiſter ſprengte im Galopp vom Hofe, und ſah den Gerichtshalter Hammer. Er hielt den Fuchs an, und ſagte unruhig: „Hammer, die Tante plaudert da allerlei von Ihnen und Sonnenſtein; und Sie, Sie machen ein Geſicht dazu, wie ein armer Sünder." (Der Gerichtshalter zuckte die Achſeln.) „Nun was iſt denn? was iſt es?"

Was will es ſeyn! Ich war Gerichtsvon abgehalten. Jetzt aber, da ſie neben ihm ſchlummerte und er ſie betrachtete, jetzt fühlte er, zu ſeinem Befremden, Wohlwollen, Achtung für das Mädchen, aber nicht mehr Liebe, nicht mehr den alles ausſchließenden Wunſch, ſie zu beſitzen. Er ſah nicht, was zu ſehen ſo natürlich war: daß die Dunkelheit der Nacht ſeiner Phantaſie, anſtatt der edlen, aber ſchwarzen Iglou, eine edle, aber reitzende, blendend weiße unterſchob; daß allein das Gefühl, und nicht das Auge, ſeine Empfindungen rege machte; daß ſein Wohlwollen, ſeine Achtung, ſeine Dankbarkeit gegen Iglou, ſeine Eitelkeit ſich geliebt zu ſehen, Liebe werden mußte, ſo bald Iglou ſeine Sinnlichkeit erregte; daß aber ſeine Sinnlichkeit ganz natürlich aufhörte, ſo bald er die Mohrin mit den häßlichen Neger-Zügen ſah, und daß ohne Sinnlichkeit die Liebe nicht dauern konnte. Der Baron war aber gewohnt, in alles ſein Syſtem zu miſchen; ſo erklärte er ſich denn das Wunder ebenfalls aus ſeinem Syſteme. Er dachte, der Anblick dieſer dicken Lippen, dieſer ſchwarzen Farbe, dieſer wollichten Haare, dieſer großen Backenknochen, muß doch körperlich den Ekel vor einem ſolchen Gehalter bei dem Freiherrn von Bärburg. Nun wurde hier ein Krämer, — oder Kaufmann, (verbeſſerte er, als er die ernſte Miene des Rittmeiſters bemerkte), oder ein Banquier, Gerichtsherr. Es iſt nun doch einmal ein Unterſchied zwiſchen Adel und Adel, ob ich gleich Anfangs das nicht begriff. Ich hielt mich an Ihr Haus, gnädiger Herr, und mochte wohl ein wenig zu dreiſt mit dem neuen Herrn geredet haben. Da iſt nun die Sache mit Engelmanns, die vom Hofe mußten, mit Schobers wegen Schadenerſatzes nach dem Hagelſchlage, und wegen Dienſtbefreiung nach dem Brande, auch die Geſchichte mit dem Förſter. Alles ſteckt ſich jetzt hinter den neuen Herrn, Ihr Gnaden. Ein Speichellecker bin ich nun einmal nicht.

„Doch, Hammer! gegen die Tante! Ich fürchte aber, die will die Menſchen nicht anders haben, als ſo.“ (Hammer lächelte ein wenig, und nickte mit dem Kopfe.) „Aber,“ fuhr der Rittmeiſter fort, „was können denn Engelmanns, was Schober und der Förſter, ja was kann denn Sonnenſtein ſelbſt, wenn er auch wollte, woran ich doch zweifle? Die Sachen ſind ja rechtskräftig geworden."

O, das Geld! Ein Mann, wie der neue regierende Herr hier, der in ſeinem Schuldenbuche Miniſter und Präſidenten hat, kann alles, was er will. Sie wiſſen, gnädiger Herr Rittmeiſter, wie die Sachen damals ſtanden. Wer dachte an eine Veränderung! Damit die Prozeſſe bald abgethan würden, befahlen Sie mir ja ſelbſt wohl hundertmal, den Schneckengang der Gerichtsordnung zu beſchleunigen.

„Das that ich; ja! Und nun? Ich ſitze wie auf einem glühenden Sattel. Weiter, weiter!"

Auf Ihren Befehl umging ich damals hier eine Form, und dort wieder eine. Genug, Herr Rittmeiſter, es fehlt in den Akten an manchen Formalitäten.

Darum laſſen Sie ſich nicht bange ſeyn, Hammer! Und wenn Sonnenſtein der lebendige Gott ſey bei uns ſelbſt wäre: da macht' ich einen Ritt in die Stadt. Mein

Oheim, der Regierungspräſident, iſt ein ehrlicher Mann. Und wollte der nicht hören: bei meiner Seele! für einen Freund ginge ich, ſo ſauer es mir auch ankommen würde, gerade an des Königs Majeſtät. Aber Sonnenſtein iſt nicht der Mann dazu, ſage ich Ihnen."

Ich bin es gar nicht, hob der Gerichtshalter mit Kopfſchütteln an, den er treten will. Wäre ich es: o, Ehrlichkeit läßt Niemanden ganz ſinken! Aber Sie, lieber, guter gnädiger Herr, Sie ſind es.

„Element! ich glaube, Sie ſind heute voll ſüßen Weins, wie die Tante ſagt. Mich treten? Die Tante bläſ't in das Horn, und Sie auch. Warum mich?"

Weil Sie ein Mann ſind; weil Sie vor dieſem klugen und mächtigen Herrn, vor dem ſich wohl eher ein Miniſter gebeugt hat, gerade ſtehen; weil Sie ſich nicht wollen von ihm bevogten, bevormundſchaften laſſen. Wer weiß, ob ihm nicht Ihr Gut anſteht. Hat er doch ſchon um die Waldbreite mit Ihnen unterhandelt!

Der Rittmeiſter runzelte die Stirn. „Aber mein Bruder,“ ſagte er, wie vor ſich; „und Sonnenſtein ſelbſt! Nein, es iſt nicht möglich.“ — Er gab ſeinem Pferde die Sporen, und ſprengte nach einer neuen Anlage hin, die Sonnenſtein jetzt eben machen ließ, und bei der er gewöhnlich ſelbſt zu ſeyn pflegte. Sobald er abgeſtiegen war, ging er raſch und feſt auf Sonnenſtein los. „Bei meiner Ehre!“ ſagte er im Gehen leiſe vor ſich: „es iſt eine ehrliche Seele, die aus den blauen Augen hervorſieht. Stolz mag er ſeyn, auch wohl herrſchſüchtig; aber kein Menſchenverderber.“ — „Wir ſind juſt eben nicht die beſten Freunde, Herr von Sonnenſtein,“ hob er an: „aber Menſchen ſind wir Beide, denk' ich; und jetzt, da ich hier ſo vor Ihnen ſtehe, kommt es mir vor, als wären das Poſſen, was man mir erzählt hat.“ (Sonnenſtein ſah ihn mit freundlichen Augen an, wie immer, wenn der Rittmeiſter mit ſeiner feſten, männlichen, edlen Geſtalt, ſeinem braunen Geſichte, ſeinen Zügen der gutherzigſten Ehrlichkeit, ſeinen funkelnden und doch ſo frommen Augen 'vor ihm ſtand.) „Iſt es wahr, daß Engelmann unter Ihrem Schutze gegen Hammern klagen will? Und auch Schober und der Förſter?"

Unter dem Schutze der Geſetze, Herr Rittmeiſter; und alſo unter dem Schutze aller guten Menſchen, auch unter Ihrem Schutze.

„Wiſſen Sie, daß Hammer in den Sachen dieſer Leute auf meinen beſtimmten Befehl ſo gehandelt hat?"

Nein, Herr Rittmeiſter, ſagte Sonnenſtein freundlich; das konnten Sie nicht befehlen.

Der Rittmeiſter verſtand ihn nicht. „Damals konnte ich befehlen. Er hat auf meinen Befehl ſo gehandelt. Warum zweifeln Sie an der Wahrheit meiner Verſicherung?"

Sie werden heftig, Herr Rittmeiſter; und doch wiederhole ich noch einmal: was Hammer that, befahlen Sie gewiß nicht. Mit dieſem Menſchen haben Sie nichts gemein.

„Nichts? Ich bin ſein Freund! Oder

darf ich auch das nicht ſeyn? . . . Doch ja, ich werde heftig. Alſo ganz kalt: werden Sie Parthei gegen Hammern nehmen?"

Sonnenſtein überlegte einige Augenblikke, was er dem Rittmeiſter, den er achtete, antworten ſollte, damit es zu einer Erklärung käme. Das ſchadete ihm bei dem Rittmeiſter, der nie bei irgend einer Frage auch nur einen Augenblick mit ſeiner Antwort zögerte. „Ein ehrlicher Mann," ſagte der Rittmeiſter heftig, „hat nie nöthig, ſich zu beſinnen, was er auf eine ſo klare Frage antworten ſoll. Ich werde für Hammern mit Leib und Seele Parthei nehmen, ſage ich Ihnen."

Das werden Sie nicht, Herr Rittmeiſter.

Der Rittmeiſter rief nach ſeinem Pferde, und war im Sattel, ehe Sonnenſtein noch ein Wort hervorbringen konnte. „Ich wollte," ſagte er unterweges, „mein Bruder hätte das alles gehört; dann würde er nicht mehr ſagen: der vortreffliche Mann!"

An Hammers Redlichkeit zweifelte der Rittmeiſter nicht; denn er ſelbſt war der

zu-

zutraulichſte Mann auf der Erde, und Hammer der niedrigſte Heuchler.

Sonnenſtein wohnte ſchon ſeit ſechs Monaten in Grundleben, das er von ſeinem Schwager, dem Präſidenten von Bärburg, gekauft hatte. Die beiden Brüder Bärburg liebten einander mit inniger Zärtlichkeit, obgleich ſehr oft Zwiſtigkeiten unter ihnen vorfielen, die bisweilen in offenbare Feindſchaft ausarteten. Sie waren die Söhne einer heruntergekommenen Familie. Ihre Mutter hatte ihren Vater gegen den Willen ihrer Familie geheirathet. Beide lebten einige Jahre glücklich; doch endlich brachen ihre Herzen unter der Laſt des Elendes, und dem unverſöhnlichen Haſſe der beleidigten Familie. Auf dem Sterbebette ſchrieb die Mutter ihrer Schweſter, damaligen Oberhofmeiſterin an einem kleinen fürſtlichen Hofe, einen Brief, in welchem glühende und verzagende Mutterliebe aus jedem Worte ſprach. Die Schweſter brachte den einen Neffen erſt als Pagen unter, und dann als Cornet; dem andern verſchaffte ſie eine Stelle auf einer

Ritter-Akademie. Das war alles, was ſie für die beiden Knaben that. Dieſe machten ſpäterhin eine reiche Erbſchaft von einem Agnaten ihres Vaters; und faſt zu eben der Zeit fiel die Tante Iſabelle in Ungnade, weil ſie an einer Hof-Intrigue gegen den Fürſten Antheil genommen hatte. Sie zog nun mit dem ganzen Stolze ihres ehemaligen Ranges und mit ihrer natürlichen Intriguen-Sucht zu ihrem Neffen, dem Rittmeiſter, der kurz vorher ſeine Frau, bald nach ihrer Entbindung von einer Tochter, verloren hatte.

Der Rittmeiſter ſah ſchon nach vier Wochen ein, daß Tante Iſabelle nicht viel werth war; doch der Gedanke: ſie hat mir in der Jugend wohlgethan, ſetzte ihn über alle Bedenklichkeiten hinweg, und ſie verſtand die Kunſt, durch Nachgeben, wenn er einmal losbrechen wollte, durch ewiges Erinnern an ihre Verdienſte um ihn, durch ſtetes Zurückkommen auf irgend einen Plan, den ſie wider ſeinen Willen durchzuſetzen ſuchte, ihn, dem Anſcheine nach, völlig zu unterjochen. Es geſchah am Ende, was ſie wollte, weil der Rittmeiſter die Geduld verlor, ein ganzes Jahr hindurch jeden Tag zehnmal Nein zu eben der Sache zu ſagen. Lächelnd ſagte ſie: wer etwas feſt will, und immer will, und nie ſeinen Wunſch aus den Augen verliert, erreicht am Ende ſeine Abſicht.

So war ſie Herr auf ſeinem Gute, in ſeinem Hauſe, über ſeine Geſellſchaften und über ſein Vermögen; doch nur bis auf einen gewiſſen Punkt. Das wußten aber nur ſie und er, nicht einmal ſein Bruder, der ihm oft ſeine unmännliche Schwäche vorwarf.

„Schwäche!“ ſagte der Rittmeiſter dann mit funkelnden Augen, eben weil er ſich ein wenig getroffen fühlte. „Du haſt einen Widerwillen gegen die Tante, den ich nicht habe. Sie iſt meiner Mutter Schweſter, und war meine Wohlthäterin, als wir beinahe im Elende umgekommen wären. Nun ja, ſie thut vielerlei, was ich nicht thun würde; aber warum ſoll ich ſie ihr Weſen nicht treiben laſſen, da es ſie glücklich macht, und mich gar nicht unglücklich?“

Zu dieſem Vielerlei gehörte, daß ſie um

zehn Uhr aufſtand, und um vier Uhr aß; um zwei Uhr Nachts zu Bette ging, mit Einem Worte, daß ſie, ſo gut als möglich, ihr ganzes Hofweſen mit allem Ceremoniel auf das Schloß des Rittmeiſters verpflanzt hatte. Deſſen einfaches Leben ſtach freilich gegen das ihrige ſeltſam ab. Er ſtand im Sommer um vier Uhr auf, frühſtückte um neun, aß mit der Tante um vier Uhr zu Abend, und ging um neun Uhr zu Bette. Die Tante machte tauſend vergebliche Verſuche, ihn von ſeiner gemeinen bürgerlichen Lebensweiſe abzubringen. Als ſie endlich einmal Gewalt brauchen wollte, ſagte der Rittmeiſter mit flammenden Augen und donnernder Stimme: Sie waren meine Wohlthäterin; darum mögen Sie hier leben, wie Sie ſelbſt wollen. Aber, zu allen Höllenteufeln! Herr bin ich in meinem Hauſe, und will es bleiben! Morgen ſoll um zwölf Uhr gegeſſen werden; und wer nicht da iſt, mag hungern!"

So weit kam es zwiſchen dem Rittmeiſter und der Tante einige Male; und in Eiſchöpfe erregen. Dieſe Form iſt an ſich häßlich, nicht durch Vergleichung; und ſo hat ſchon die Natur ihr geliebteres Kind, den edlen Celten, gegen jede Erniedrigung verwahrt. Dieſe Form erregt Widerwillen, und tödtet die Liebe, welche die Nacht hervorbringen konnte. O Himmel, wie die Natur doch den Celten ſelbſt durch unbegreifliche Wunder geſichert hat! Und mein Syſtem ſoll nicht wahr ſeyn? Da liegt der Beweis! — Er legte den Finger auf Iglou's Stirn, und ſie erwachte.

Ihr Auge, ihr lächelnder Mund boten ihm einen guten Morgen. Als ſie dann aufſtand, mit liebenden Blicken ſich zu ihm hin beugte, und ihn mit zärtlicher Stimme fragte: bin ich noch deine liebe Iglou? da vermehrte ſich ſein Wohlwollen für ſie aufs neue. Er reichte ihr die Hand, und ſagte: „o, Mädchen, wenn du weiß wäreſt! wenn blonde Locken um deine Stirn ſchwebten! wenn ...“ — O ſagte Iglou mit ſchmerzhaftem Tone: iſt denn das Herz deiner Iglou nichts? Duftet nicht auch die Nachtviole? Sie verbarg ihre weinenden Augen mit der Hand, und ging traurig hinaus.

nem Falle hielt er ſo feſt Wort, daß ſie mit allem ihrem Plagen ihn nicht von ſeinem Entſchluſſe abbringen konnte. Jetzt ſah ſie, daß die Reihe nachzugeben an ihr war. Sie that es, um nicht alles zu verlieren; nun half ihr aber dieſes Nachgeben bei dem gutherzigen Rittmeiſter wieder zur Ausführung irgend eines andern Planes.

Beſonders war die Erziehung ſeiner Tochter der Punkt, in welchem er unbeſiegbar blieb. Er hatte ſeiner Gattin in der letzten Stunde ihres Lebens verſprechen müſſen, das Kind nie einem Andren als ihrer Freundin, der Witwe eines Predigers, anzuvertrauen; und dieſe, eine vortreffliche Frau, lebte nun in ſeinem Hauſe.

Die Tante Iſabelle kam an. Der Rittmeiſter, der ſie nur als Knabe, in dem Glanz ihres Standes und des Hofes, geſehen hatte, empfing ſie mit der alten Ehrerbietung und der heißen Dankbarkeit eines ſchönen Herzens. Er führte ſie in das Zimmer, das ſeine Frau bewohnt hatte, das ſchönſte im Hauſe. Sie drehete auf dem unbeweglichen langen Halſe den Kopf rings im Zimmer umher, und hob an: Mais, mon neveu … ja ſo! — Aber, mein Neffe, Sie werden erlauben, daß ich mir Möbel in einem beſſern Geſchmack kommen laſſe. — „Bruder,“ ſagte der Rittmeiſter nachher: „es geht der Tante mit den Möbeln, wie mir mit den Pferden.“

In einem fremden Hauſe? erwiederte der Präſident, ſanft lächelnd, doch ein wenig ſpöttiſch.

„Fremd? mein Haus? Bruder Hans, ich hoffe, das iſt nicht dein Ernſt. Davor ſey Gott, daß mein Haus je ein fremdes für einen Menſchen ſeyn ſollte, von dem ich nur einen Trunk Waſſer bekommen habe! und nun gar für die Tante, die mich erzogen hat!“ —

Die Möbel kamen an, und waren beſſer, als die Tante ſie erwartete. — So? ſo? ſagte ſie vor ſich; hier läßt ſich etwas machen. Sie wollte einen Bedienten wegjagen, der ihr nicht Reſpekt genug erwieſen hatte, und trug das dem Rittmeiſter vor. Er unterſuchte, gab ſich Mühe ſie zu beruhigen, ſtellte ihr vor, daß der Menſch ganz unſchuldig wäre, und ſagte ihr endlich geradezu, er werde ihn behalten. Von jetzt an behandelten andre Bedienten ſie nachläſſig; doch es mußten ein Paar das Haus auf der Stelle verlaſſen.

So alſo? ſo? ſagte die Tante wieder; und nun ſtudierte ſie den Rittmeiſter ordentlich, wie ein Schauſpieler den Charakter, welchen er ſpielen ſoll. Sie brachte allmählich Jeden, der ihr nicht gefiel, aus dem Hauſe; denn ſie legte es den Leuten ſo nahe, daß ſie irgend eine Impertinenz gegen ſie begingen. Die Predigerwitwe, Jakobinens Erzieherin, war ihr ſchon längſt verhaßter, als jeder Andere, weil dieſe Frau, bei aller gefälligen Sanftmuth, in ihrem Weſen etwas Imponirendes hatte. Endlich wagte ſie ſich auch an dieſe, und hatte ſich recht auf ihre Rolle vorbereitet. Aber nie war ſie ſo übel weggekommen: die ſanfte Frau ſprach ſo nachdrücklich, und, als ihr die Oberhofmeiſterin Grobheiten ſagte, ſo derb, daß dieſe in heftigen Zorn gerieth. Sie lief hinunter zu dem Rittmeiſter. Das Predigerweib . . . hob ſie an. Doch ſchnell ſprang der Rittmeiſter von ſeinem Stuhle auf, und rief donnernd: „Predigerweib? Wen meinen Sie? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie die Freundin meiner verſtorbenen Frau ſo nennen? Tod und Teufel! das will ich nicht hoffen!“

Die Tante war jetzt zu heftig, als daß ſie ſich ihrer Rolle und der Art, wie man den Rittmeiſter behandeln mußte, hätte erinnern können. Ja, rief ſie: eben das Weib meine ich. Hatte denn Ihre Frau eine Freundin unter ihren Domeſtiken? Kurz, dieſes Weib muß noch heute aus dem Hauſe; oder ich verlaſſe es.

„Sie! Sie!“ rief der Rittmeiſter. Er riß das Fenſter auf, und rief in den Hof: „ſpannt an! . . . Sie! da iſt keine Wahl; Sie!“

O, Gott! dieſer undankbare Menſch will die Schweſter ſeiner Mutter, ſeine Wohlthäterin, einer Fremden aufopfern!

„Einer Fremden? aufopfern? Tante, Sie reden irre. Die Freundin meiner geliebten Frau, die Mutter meiner Tochter, eine Fremde? O, welch ein Herz haben Sie! Zum Teufel! gab es denn an Ihrem Hofe nicht Eine Mutter? nicht Einen Vater? Sonſt müßten Sie doch wiſſen, was einem Vater die treue Erzieherin ſeines Kindes iſt!"

Gut, Herr Rittmeiſter. Ich ſehe, was Ihre nächſte Verwandte Ihnen gilt. O, daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen, und ein feſt Siegel auf meine Lippen drücken! Aber ich werde es lernen, ich werde es lernen.

„Das gebe Gott, Tante!" — Er ließ ſie ſtehen, und ging zu ſeiner Tochter. Die Witwe ſagte nicht ein Wort über den Vorfall, und auch der Rittmeiſter ſchwieg.

So alſo? ſagte die Tante ergrimmt. Nun denn! wie Sie wollen, Herr Rittmeiſter! Nach einem Jahre machte ſie den Rittmeiſter einmal recht weich, da ſie ihm ſagte, wie lieb ſie ihn und ſeinen Bruder gehabt hätte; und nun verlangte ſie, daß er ihr die Erziehung ſeiner Tochter überlaſſen ſollte. Die Frau iſt gut, Herr Rittmeiſter, das iſt wahr; aber Ihre Tochter, die Erbin eines ſo großen Vermögens, muß doch einmal Ihrem Nahmen Ehre machen. Sie glauben nicht, mon neveu, wie ſchwer es in ſpäteren Jahren hält, den richtigen Franzöſiſchen accent zu bekommen, ſo daß man einem den Deutſchen nicht anhört.

„Den ſoll man einem Deutſchen anhören! Wofür wäre er denn ein Deutſcher?”

Aber, mein Gott, neveu, was iſt denn Ihre Abſicht mit dem Kinde? für welche Carriere beſtimmen Sie es denn? Doch wohl für den Hof?

„Ganz und gar nicht. Sie ſoll luſtig aufwachſen, einen Mann glücklich machen, und eine glückliche Mutter werden. Gott gebe, eine glücklichere, als ihre eigene!” Die Augen gingen dem Rittmeiſter über. Die Tante wiederholte ihr Verlangen, weil ſie ſich gar nicht auf ſein Herz verſtand. Er antwortete mit einer weichen Stimme, die ſie für ein Zeichen der Nachgiebigkeit hielt; „ich habe meiner ſterbenden Frau verſprochen, das Kind ſonſt Niemanden als ihrer jetzigen Pflegemutter anzuvertrauen.“

Nun? was liegt denn daran, ob Sie das Verſprechen halten, oder nicht?

Er ſah ſie mit ſtarren Augen an; und dann zeigte ſich ein Zug von tiefer Verachtung auf ſeinen Lippen. Seine Farbe erhöhete ſich; ſein Auge funkelte. Sie ſah ängſtlich dem Sturm entgegen, der ſo eben losbrechen wollte, und hob an: lieber Neffe, in der Bibel ſteht . . .

Er unterbrach ſie: „in der Bibel? Ja, recht! da ſteht es auch. Ich habe es noch heute geleſen, und es hat mich erquickt; denn ich weiß, wie hitzig ich bin, und wie leicht ich meine beſten Freunde beleidige. Aber Sie, Tante, Sie! Hier leſen Sie; hier ſteht es.“ Er las, und man hörte ſeine tiefe Verachtung in dem kalten, halb grimmigen, halb ſpottenden Tone: „wenn du gleich ein Schwert zückſt über deinen Freund, ſo macheſt du es nicht ſo ſehr böſe; denn ihr koͤnnt wohl wieder verſoͤhnt werden. Denn man kann alles verſoͤhnen, ausgenommen Schmach, Verachtung und boͤſe Tuͤcke!“ Nun ging er langſam hinaus, und ließ ſie vor der Bibel ſitzen, die ſie ſo oft mißbrauchte.

An dem Tone ſeiner Stimme hoͤrte ſie, daß er ſehr bitter beleidigt war; da es ihr aber an Takt fuͤr ſeine Empfindungen fehlte, ſo ſann ſie vergebens nach, was ihn denn wohl beleidigt haben koͤnnte. Sie las die Stelle in dem Sirach mehrere Male, und konnte immer nicht begreifen, wie ſie auf den gegenwaͤrtigen Fall paßte.

Ihr Verſtand reichte nicht hin, einzuſehen, daß ihr Plan, Philippinen in ihre Gewalt zu bekommen, oder, worauf es eigentlich abgeſehen war, die Predigerwitwe zu verdraͤngen, ſich unmoͤglich ausfuͤhren ließ. Sie hob ſo oft wieder davon an, daß endlich der Rittmeiſter boͤſe wurde und ihr alle Fluͤche ſeines Regimentes an den Kopf warf. Nun gab ſie ihren Plan zwar auf, beſchloß aber, der Witwe das Leben ſo ſauer zu machen, daß ſie von ſelbſt gehen ſollte; und dabei ſang ſie mit heller Stimme den Geſang: „o ſüßer Stand, o ſelig Leben, das aus der wahren Einfalt quillt, wenn ſich ein Herz Gott ſo ergeben,“ ꝛc. was ſie alle Mal that, wenn ſie recht angenehme Dinge dachte, ſo wie ſie jedes Mal Franzöſiſche Opernarien ſang, wenn ſie ängſtlich, betrübt, oder zornig war.

Die Witwe beklagte ſich bei dem Rittmeiſter. Dieſer bat die Tante, und machte ihr Vorſtellungen. Als das nichts half, zog die Witwe mit Philippinen in ein Gartenhaus, und erhielt ihre eigene Bedienung, ihre eigene Küche. Die Tante war außer ſich, und wollte nun auch dahin. Die Witwe ließ ſie aber an der Thüre klingeln, ſo viel ſie wollte; und der Rittmeiſter ſagte ganz kalt: „ich habe den Leuten befohlen, nicht aufzumachen.“

Für den Rittmeiſter hatte die Tante Jeſabel, wie er ſie in ſeinen unmuthigen Stunden nannte, eine Art von Neigung; doch gegen ſeinen Bruder in der That eine Art von Haß, der ſich ſchon aus früheren Zeiten herſchrieb. Der Präſident hatte die Schweſter des Herrn von Sonnenſtein geheirathet, und obendrein, noch ehe dieſer geadelt worden war. Anfangs ſchwor ſie, nie einen Fuß über die Schwelle ihres Neffen zu ſetzen, der ſich ſo weggeworfen, und die Tochter eines Krämers geheirathet habe; doch des Präſidenten Haus war eins der glänzendſten im ganzen Lande, und es wurden fürſtliche Diners darin gegeben: deshalb verſöhnte ſie ſich mit ihm und ſeiner reichen Frau. Sie verſuchte es, auch ihn zu unterjochen, wie den Rittmeiſter; das mißlang aber, und der Präſident that, zum großen Aerger ſeines Bruders, ſelbſt in den gleichgültigſten Dingen immer gerade das Gegentheil von dem, was die Tante wünſchte. Nun ſtieß ſie eine ganze Menge Flüche der Propheten gegen den Präſidenten aus, und noch mehr gegen ſeine Frau, die ſich mit großem Ernſt alle Einmiſchung in ihr Hausweſen verbeten hatte. Sie arbeitete lange daran, die beiden Brüder zu entzweien; es

Er fing an über ſeine Ideen zu philoſophiren, und ſie auf ein Blatt Papier zu werfen. Durch die lange Spekulation erhitzte er ſich; ſeine ſpitzfindigen, wortreichen Schlüſſe wurden ihm volle Wahrheit, ſo nebelartig, ſo dunkel ſie auch noch vor ſeiner Seele ſchwebten. Um ihnen eine deutlichere Form zu geben, und um ihnen zugleich einen Bewunderer zu verſchaffen, nahm er die Feder, und ſchrieb an Liſſow, dem er ſchon vorher von Zeit zu Zeit geſchrieben hatte *).

„Liebe, dieſe vielgeſtaltete Leidenſchaft, dieſes tauſendfarbige Chamäleon, dieſer unhaltbare Proteus — was iſt ſie? Schon Jahrtauſende philoſophiren die Weiſen über dieſe Kraft unſerer Seele, beſchreiben ihre Aeußerungen, ihre Wirkungen, ſchließen von da auf ihre Urſache, und wundern ſich, daß die Liebe ſich hier und dort nicht nach ihren Syſtemen

---

*) Ich rathe jedem Frauenzimmer, und auch jedem Manne, der nicht mit den Thorheiten bekannt iſt, zu denen das Syſtem eines großen Denkers vielen jungen Leuten Veranlaſſung gegeben hat, nachſtehenden Brief zu überſchlagen. Sie würden ihn für unmöglich halten.

gelang ihr auch zuweilen, doch nur auf eine kurze Zeit. Drei Tage hielt der Rittmeiſter die Trennung von ſeinem Bruder wohl aus; dann aber ging er wieder zu ihm. Der Präſident hatte ſich öfters vorgenommen, die Entfernung der Tante zum Preiſe der Verſöhnung zu machen; doch er konnte der Betrübniß, womit ſein Bruder ihm um den Hals fiel, nicht widerſtehen, und Beide verſöhnten ſich ohne Bedingung.

Eines Morgens ging der Rittmeiſter zu ſeinem Bruder. Er ſah auf dem Hofe einige bepackte Wagen, und fand ſeine Schwägerin in Thränen, ſeinen Bruder mit gekreuzten Armen und dem finſterſten Geſichte. „Was iſt denn, lieben Kinder?“ fragte er; und der Präſident antwortete: wir reiſen ab. Seine Frau ſchluchzte, und behandelte den Rittmeiſter mit großer Kälte, ohne ihm auf ſeine Fragen nach der Urſache dieſes Auftrittes Antwort zu geben. Endlich fuhr der Reiſewagen vor. Der Präſident umarmte ſeinen Bruder, und ſagte: Gott ſegne dich! Du biſt unſchuldig. Aber die Tante, das glaube mir, iſt ein hölliſcher Teufel! — Aerger als ein Teufel! ſagte die Präſidentin mit der größten Erbitterung. Beide ſtiegen in den Wagen, und der Rittmeiſter ſah ihnen mit Erſtaunen nach, ohne erfahren zu haben, warum ſie die Tante für einen hölliſchen Teufel erklärten. So oft er ſeinen Bruder nachher ſah (was freilich nur ſelten der Fall war), bat er ihn um Auflöſung des Räthſels. Der Präſident ſchüttelte nur den Kopf, und immer mit allen Zeichen des ſtärkſten Unwillens. Die Präſidentin war ſeit jenem Tage wie gänzlich verwandelt. Anſtatt ihrer ſonſt immer gleichen, ſanften Stimmung hatte ſie jetzt eine ſeltſame Unruhe. Sie liebte ihren Mann noch, ſo wie er ſie; doch ihre Ehe war nicht glücklich. Oft hatte ſie ganze Monate hindurch nicht Einen heitern Tag; ſie litt durch eine immer ſtärker zunehmende Schwermuth, fiel ab, kränkelte, und erlag endlich ihrem langen Leiden. Der Präſident war außer ſich vor Schmerz. Er führte den Rittmeiſter an den Sarg ſeiner Frau, und ſagte ihm, wieder mit Erbitterung: ſieh ſich her, Ludwig! das iſt das Werk unſrer Tante!

Der Rittmeiſter fragte, wie ein Verbrecher zitternd: doch mehr war aus dem Präſidenten nicht zu bringen; ja, er mußte dieſem verſprechen, daß er nie einem Menſchen etwas von den Aeußerungen ſeines Schmerzes ſagen wollte. Es währte lange, ehe der Präſident ſich wieder erholte und etwas ruhiger wurde. Er blieb unverheirathet, nicht aus derſelben Urſache, wie der Rittmeiſter, der nur Einmal in ſeinem Leben lieben konnte, ſondern aus irgend einem andern Grunde, den Niemand zu errathen wußte. Wirklich riß er ſich mit der größten Gewalt von zwei Frauenzimmern nach einander los, die er leidenſchaftlich liebte, und deren Hand man ihm gewiß nicht verſagt hätte. Er wendete nun ſeine ganze Liebe auf ſeinen Sohn, und gab ihm die ſorgfältigſte, dabei aber auch eine ſehr glänzende Erziehung. Sein Haß gegen die Tante blieb immer unvermindert, und er ſah ſie nie anders, als wenn er nach Grundleben kam. Der Rittmeiſter konnte, wenn er das alles überdachte, die Tante zuweilen nicht ohne einen geheimen Schauder anſehen; doch — wie hatte ſie den Tod ſeiner Schwägerin verurſachen können? Er ſchüttelte ungläubig den Kopf; und in der That gerieth er in nicht geringen Unwillen gegen ſeinen Bruder, als einmal ein alter treuer Bedienter deſſelben, mit dem er über den Tod ſeiner Schwägerin redete, die bedenklichen Worte ſagte: mein guter Herr hatte einmal eine ſchwache Stunde, und die gnädige Frau war eiferſüchtig. So etwas kann viel Glück zerſtören, Herr Rittmeiſter.

„Was Teufel! was Teufel!" ſagte der Rittmeiſter, faſt außer ſich; „eine ſchwache Stunde? Behüte Gott! Die Jeſabell? Das wäre ja allzu toll! Darum mußte er fort?"

Ach! ſagte der Bediente betrübt; wer könnte mit dem Fräulein Iſabelle eine ſchwache Stunde haben! Pfui!

„Nun ſo hol's der Henker! Die Tante ſoll auch an allem Schuld ſeyn, was der und der ſelbſt verſchuldet hat" —

Tante Iſabelle füllte die Lücke, welche

die Abreiſe des Präſidenten in ihrer Thätigkeit verurſachte, ſogleich durch den Umgang mit dem Gerichtshalter Hammer, der ſchon oft, doch immer vergebens, Verſuche gemacht hatte, ſich in das Vertrauen des Rittmeiſters zu drängen. Durch gänzliche Unterwürfigkeit unter den Hochmuth und die Launen der Tante, erwarb er ſich ihre Gunſt, und durch ein zutrauliches Weſen, ſo wie durch Verſicherungen ſeiner Redlichkeit, das Vertrauen des argloſen Rittmeiſters. Hammer hatte viele geſellſchaftliche Tugenden: er war immer heiter, machte, wenn der Rittmeiſter nicht wollte, den Wirth für die Gäſte, und beſorgte die Geſchäfte des Gutes pünktlich, und ohne alle Partheilichkeit. „Hm!“ ſagte der Rittmeiſter; „da lerne ich wieder einen ehrlichen Menſchen kennen, der unverdient durch den Argwohn meines Bruders leiden mußte.“ Alle ſeine Geſchäfte, alle ſeine Wohlthaten ließ er nun durch Hammers Hände gehen; denn daß jetzt nur Unwürdige ſeiner Wohlthätigkeit empfohlen wurden, merkte er nicht. Wendete ſich ein Unglücklicher an ihn ſelbſt, ſo ſtellte ſich Hammer ſehr geſchäftig, dem Armen zu helfen; mit dem allen geſchah aber nichts, oder doch nicht viel. Durch ſeine Heuchelei gelang es ihm übrigens in Kurzem, auf den Gütern allmächtig zu werden, wie die Tante es im Hauſe war.

Der Präſident trauete dem Gerichtshalter nicht, ſo ſehr dieſer ſich auch das Anſehen eines ehrlichen Mannes zu geben ſuchte. Nun wurde bei dem Rittmeiſter nach und nach der Verdacht erregt, daß der Präſident ſeinen Hofmeiſter machen wollte. So war der gute Rittmeiſter bei ſeiner ſchwachen Seite gefaßt, und der Präſident gab Veranlaſſungen genug, ihn in ſeinem Verdachte zu beſtärken. Auf dieſe Art gelang es Hammern, dem Präſidenten die klare Ueberſicht der Geſchäfte zu entziehen, und nun wurden unter dem Anſehen des Rittmeiſters ſchreiende Ungerechtigkeiten begangen.

Endlich kaufte Sonnenſtein von dem Präſidenten das Gut, auf welchem auch die Gerichtsbarkeit lag. Soit! ſagte die Tante; aber er ſoll tanzen, wie wir pfeifen. Hammer ſchüttelte den Kopf, und ſeufzte: wenn nur erſt zwei Jahre vorüber wären!

Sonnenſtein beſuchte den Rittmeiſter, der ihn noch nicht kannte, und dem er außerordentlich gefiel. Die Tante war nicht mit ihm zufrieden; denn er hatte ſie mit unverkennbarer Verachtung behandelt. Hammer ſchürte das glimmende Feuer bei ihr fleißig an, weil er gleich bei der erſten Unterredung mit Sonnenſtein geſehen hatte, daß dieſer nicht der Mann dazu war, ſich mißleiten zu laſſen. Man ſuchte den Rittmeiſter gegen ihn einzunehmen, und dichtete ihm an, er und der Präſident hätten es gemeinſchaftlich darauf angelegt, den Rittmeiſter zu unterjochen. Jede von Sonnenſteins Handlungen wurde in ein falſches Licht geſtellt. Da haben wir's! ſagten die Tante und der Gerichtshalter bei jeder Gelegenheit. Gleich die erſten feſten Schritte, die Sonnenſtein that, um die Ordnung auf ſeinen Gütern und in ſeinen Dörfern wieder herzuſtellen, und die auch manche Veranſtaltungen des Rittmeiſters betrafen, wurden Herrſchſucht, Hochmuth, Neid gegen den Geburtsadel des Rittmeiſters genannt; und Sonnenſteins Aeußerungen über den Werth des Adels, welche nur die Tante treffen ſollten, klangen faſt ſo, als ob ſeine beiden Feinde Recht hätten.

Sonnenſtein fand den Rittmeiſter ganz anders, als der Präſident ihn beſchrieben hatte; denn der Rittmeiſter erregte ihm auch bei den nothwendigſten Veränderungen Hinderniſſe. Jener war ſo wenig wie dieſer an Umwege gewöhnt, und ging immer den geraden Weg, doch ſchweigend, ruhig, kalt: Der Rittmeiſter hielt das für Verachtung; und nun wollte Sonnenſtein ſogar den ehrlichen Hammer, den Freund des Rittmeiſters, ſtürzen!

„Tralala!" ſang der Rittmeiſter, als er von Sonnenſtein nach Hauſe kam. „Hammer iſt ein ehrlicher Kerl, und ich ſetze mein ganzes Vermögen daran, daß er hier bleiben ſoll."

Schäme dich nicht, hob die Tante an, deinen Freund zu ſchützen, und melde ihn nicht, ſagt Jeſus Sirach.

„Mir hat er das nicht geſagt, Tante, und keinem ehrlichen Manne. Denn wer ſeinen Freund im Unglück nur verlaſſen könnte, wäre ein ausgemachter Schurke.“

Aber — ſeid klug, wie die Schlangen, und ohne Falſch wie die Tauben! — Mon neveu, das will mit feinen Fingern angegriffen werden.

„Das will es nicht! So mögen Sie Ihre Sachen angreifen! Ich reite zu meinem Oheim, dem Regierungs-Präſidenten; der wird wohl Rath wiſſen.“ —

Iſt denn Ihr Hammer auch gewiß ein ehrlicher Mann? fragte der Oheim, ein wenig bedenklich.

„Ich kann für meine eigne Ehrlichkeit nicht mehr ſtehen, als für die ſeinige.“

Nun, ſo seyn Sie ohne Sorgen, lieber Neffe, und laſſen Sie Sonnenſtein oder jeden Andern nur kommen. Was Ihr Gerichtshalter in der bloßen Form gefehlt hat, ſoll ihm nicht ſchaden.

Der Rittmeiſter kehrte triumphirend zurück, und hielt vor Hammers Fenſter an.

„Dieſes Mal, läßt Ihnen der Präſident ſagen, ſoll Ihnen das Umgehen der Form nicht ſchaden. Seyn Sie ohne Sorgen! Mein Onkel hat mich lieb, und er weiß, daß Sie mein Freund ſind.“

Nach vier Wochen wurde Hammer aufgefodert, die Akten einzuſchicken und ſich zu verantworten. „Ohne Sorgen!“ ſagte der Rittmeiſter zu dem beſtürzten Hammer; „ganz ohne Sorgen! Ich weiß ja, was ich weiß, zum Element! Oder halten Sie den Präſidenten für einen Schurken?“

Es fehlt an aller Form, Herr Rittmeiſter! ſagte Hammer ſehr ängſtlich.

„Was Form! wenn nur die Materie echt iſt.“

Auch in der Materie, lieber Herr Rittmeiſter, kann wohl hin und wieder gefehlt ſeyn.

„Wie! was! in der Materie? das heißt?“ — Er ſah den Gerichtshalter mit geſpannten Blicken an; und dieſer ſeufzte.

Das heißt, ſagte die Tante: Engelmann und Schober hatten ſo ganz Unrecht nicht, bequemen will. Aber noch kein Philoſoph gerieth auf die ſo nothwendige Frage: wie iſt Lieben möglich? welches ſind die Gränzen dieſer übermächtigen Kraft? welches ſind die nothwendigen Bedingungen des Liebens? — So tappte man auf einem unbekannten Lande, mitten im Dunkeln umher. Wirklich waren Philoſophen auf dem Wege, die Principien der Liebe zu entdecken, welche dem geſunden Menſchenverſtande ſo nahe lagen. „Der Menſch liebt das Schöne,“ ſagte man: und hatte Recht; „die ſchöne Form:“ und hatte wieder Recht. Aber was iſt das Schöne? was iſt die ſchöne Form, die man liebt? Dieſe Frage blieb unbeantwortet. Man erfand die Linie der Schönheit; man berechnete die ſchöne Form nach zwei gleichſeitigen Dreiecken, die auf einer geraden Linie unter einander und einander gegenüber ſtehen, und um die man mit der längſten Ausdehnung des Dreiecks Zirkelbogen ſchlug. Man glaubte, ſo das Verhältniß der Schönheitslinie, folglich auch die ſchöne Form, gefunden zu haben; und dieſe Erfahrungsſätze trug man aus der Sinnenwelt — mit Recht oder mit Unrecht, das und der Förſter dazu. Aber es ſind unruhige Köpfe, ſchlechte Menſchen, die man fortjagen muß.

„Was? ſie hatten nicht ganz Unrecht? Ich habe ja mit meinen eignen Augen die Akten geleſen, und die Protokolle, die von Beiden unterſchrieben ſind."

Mon neveu, das haben Sie. Auch war die Sache in ſo fern ganz richtig. Aber da eben hat der gute Hammer die Form umgangen. Die beiden Kerle hätten freilich geſtehen ſollen: denn es waren Zeugen da; aber ſie wollten nun einmal nicht geſtehen.

Das Zeugenverhör war angeſtellt, gnädiger Herr. Es fehlte nur noch an dem Geſtändniß der Schurken. Die Sache hätte ſich Jahre lang hingezogen, und Sie ſelbſt hatten mir wohl tauſendmal befohlen, ich ſollte die . . .

„Was, zum Teufel! falſche Protokolle zu ſchmieden? das hätte ich befohlen? ich? Hole mich der . . ., wenn ich je wieder ein Wort ſage, und dauerte auch ein Prozeß um zwei Groſchen, ſo lange die Welt ſteht! Unterg ſchobene Akten! Ihnen muß, bei meiner Seele! die Geſchwindigkeit mehr am Herzen gelegen haben, als mir! . . . Uebrigens iſt doch aber mit der Sache alles richtig? Antwort, Hammer!"

Richtig, ſo klar wie der Tag, gnädiger Herr Rittmeiſter.

„So muß ich denn noch einmal zu dem Präſidenten." Er drohete Hammern mit dem Finger. „Wenn Sonnenſtein das alles weiß, ſo könnte er wahrhaftig eben ſo zu mir ſagen, wie mein Bruder: was verſtehſt denn du von Juſtiz! Und was ſollte ich antworten! . . . Akten unterſchieben oder unterſchlagen! zum Teufel!" Er befahl zu ſatteln, ſteckte den Pallaſch an, und nahm den Hut. Auf einmal blieb er ſtehen, runzelte die Stirn, und ging endlich unentſchloſſen. Auf dem Saale ſagte ein alter treuer Bedienter, der bei der Unterredung zugegen geweſen war: wenn ich wie Sie wäre, Herr Rittmeiſter, ich ſpräche erſt die Zeugen. Damals wurde im Dorfe viel darüber geredet.

Der Rittmeiſter ſtutzte. „Geredet? was denn? Der Hammer hat einen tüchtigen Ausputzer verdient, ſeh' ich wohl; aber ehrlich iſt er. Doch hole die Zeugen, und bringe ſie auf mein Zimmer." —

Er vernahm die Leute. Sie waren verlegen, und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Nun, hob endlich der dreiſteſte von ihnen an; wir ſind ja hier allein. Was ſollen wir denn antworten, Ihr Gnaden?

„Was Ihr antworten ſollt? Ihr dummen Teufel, die Wahrheit. Verſteht Ihr denn kein Deutſch?"

Die Wahrheit? erwiederte jener lächelnd. Es hat ja dem Herrn Gerichtshalter Mühe genug gekoſtet, die Sache ſo zu drehen und zu wenden, wie ſie jetzt ſteht.

„Zieh ich erſt den Säbel," rief der Rittmeiſter ungeduldig," ſo fuchtle ich euch, daß Ihr Ach und Weh ſchreien ſollt! Die Wahrheit will ich wiſſen, die reine klare Wahrheit!"

Die haben wir ja dem Herrn Gerichtshalter genug geſagt. Aber da ſollten wir mit Gewalt immer etwas anderes geſagt haben; da drohete er uns mit des Herrn Rittmeiſters Ungnade; da ſollten wir die Hofdienſte, die Sie uns erlaſſen hatten, nachthun; da rührte er ganz alte Sachen gegen uns auf, und drohete und verſprach ſo lange, bis einer von uns ſein Geſchreibſel unterſchrieb.

Der Rittmeiſter ſtand da, wie eine Bildſäule, und hob dann die beiden Hände gen Himmel. „Wie! iſt das möglich! Er drohete, er verſprach euch, und brauchte den Nahmen Bärburg zu einem Schurkenſtreiche? Himmel und Hölle! meinen Nahmen? Nein, es iſt nicht möglich! Redet! und wenn Ihr nur einen Zollbreit von der Wahrheit abweicht, ſo — . . .“ Er zog den Säbel, und ſeine Augen funkelten. „Wie iſt es mit Engelmann?“

Der war unſchuldig, wie ein neugebornes Kind, Ihr Gnaden; aber ſein Hof ſtand dem Schulzen an, und des Schulzen Wieſe dem Herrn Gerichtshalter. Da wurde ihm der Hof, der dreimal mehr werth iſt, als der Schulze dafür gegeben hat, über dem Kopfe angeſchlagen; und bei der Auction fiel er dem Schulzen zu, weil ſie ſo heimlich gehalten wurde, daß nur zehn Bauern da waren, von denen keiner mehr bot; weil ſie Geld bekommen hatten. Engelmann durfte nicht muckſen; denn ſein Sohn mißt zehn Zoll, und ſein Schwiegerſohn hatte auch noch eine Sache, die ſogleich zur Unterſuchung gekommen wäre, wenn der Alte nur ein Wort geſagt hätte.

Der Rittmeiſter ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Und Schober?" fragte er dann.

Ei nun, die halbe Remiſſion wegen des Hagelſchlags, und die Hälfte aus der Feuerkaſſe zog der Gerichtshalter; die andre Hälfte mußte Schober als eine Gnade annehmen. Aber wer darf davon ſprechen, Ihr Gnaden! Haben Sie nicht den alten Müller, der ſich den Mund damit verbrannte, einſtecken laſſen?

„Ich?" rief der Rittmeiſter, und hob den Säbel.

Wurde uns denn nicht auf der Gerichtsſtube ein Brief vorgeleſen — wir merkten wohl, daß er von dem Herrn Regierungs-Präſidenten war —, der alles gut hieß? Es iſt Ihr naher Blutsfreund; und wir wiſſen wohl, das fällt einander nicht ab.

„Gerechter Gott! ich!“ rief der Rittmeiſter; „ich alſo war der Tyrann dieſer armen Leute!“

Was Tyrann, Ihr Gnaden! Sie haben uns ſo viel Gutes gethan, daß wir gern ein Auge zudrückten, wenn Hammer ſagte: das will der gnädige Herr nun einmal.

So eben traten Hammer und die Tante Iſabelle in das Zimmer, weil ſie dem Rittmeiſter noch einige Lehren mit auf den Weg geben wollten. Hammer erſchrak, als er die Zeugen und den bloßen Säbel in des Rittmeiſters Hand ſah. „Schurke, hölliſcher Schurke!“ rief dieſer mit Heftigkeit; „näher!“

Pfui, mon neveu! in Gegenwart der Unterthanen!

„In Gegenwart der ganzen Welt! in

Gegenwart des allwiſſenden Gottes, den dieſer Schurke nicht kennt! Antworte! war Engelmann unſchuldig?" Hammer rang die Hände. „Antworte!" rief der Rittmeiſter, und hob den fürchterlichen Säbel Hammer brachte ein unverſtändliches Gewäſch hervor, das ſeine Unſchuld beweiſen ſollte. „Holt den Schulzen, dem er Engelmanns Hof zugeſpielt hat!" rief der Rittmeiſter einem Bauern zu. „Bringt auch den Gerichtsfrohn mit, und Ketten! Nun will ich einmal kurze Juſtiz üben. Ich laſſe dich geſchloſſen vor die Regierung bringen, du Böſewicht, wenn du nicht geſtehſt!"

Die Tante hob mit heuchelnder Stimme an: der Gerechte fühlt Mitleiden; aber der Gottloſe achtet keine Vernunft. Weiſe Leute ſtillen den Zorn! Sprichwör . . . —

Der Rittmeiſter, der Stellen aus der Bibel, ſelbſt wenn die Tante ſie anführte, ſonſt immer mit Ehrfurcht hörte, wendete ſich jetzt mit einer ſo heftigen Bewegung zu ihr hin, daß ihr das Wort auf den Lippen blieb. „Und riefe das hier eine Stimme vom Himmel, ſo würde ich ſagen: es iſt des Teufels Stimme! . . . Holt den Schulzen und den Gerichtsdiener.“ Nun fiel der Gerichtshalter auf die Kniee, und rief: ich will geſtehen! Engelmann war unſchuldig.

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, ſo ſchlug der Rittmeiſter mit dem flachen Säbel auf ihn los. Er ſprang auf; der Rittmeiſter verfolgte ihn aber mit Fuchteln durch den Saal, die Treppe hinunter, über den Hof, ſo daß Hammer, wie vernichtet, nach ſeiner Wohnung kam.

Der Rittmeiſter ſetzte ſich ermattet und athemlos auf eine Bank vor dem Hauſe. Die Tante ließ ihn erſt austoben; dann ging ſie zu ihm. O, der abſcheuliche Menſch! — „Der Teufel!“ fiel er ein. „Ich komme nicht wieder zu mir. In meinem Nahmen einen Hausvater mit Weib und Kind zu einem Bettler zu machen! Ruft mir Engelmannen, Schobern und den Förſter! O Gott! da ſteh’ ich nun vor meinen eigenen Unterthanen, wie ein geſottener Krebs. Und wie vor meinem Gewiſſen! und wie vor Gott, dem

dem ſtrengen Richter des ungerechten Herrn? Die giftigſten Drachen reichen ihren Jungen die Brüſte, und ſäugen ſie; ich aber, ich bin unbarmherzig geweſen gegen meine Kinder! Denn ſind ſie nicht meine Kinder, alle meine Unterthanen?"

Die Tante erſchrak, weil ſie wußte, wie groß ſein Ernſt war, wenn er einmal eine Stelle aus der Bibel anführte. Sie hatte nicht den Muth, nur das Mindeſte für Hammern zu ſagen, und zitterte vor der Entdekkung, daß ſie ſelbſt um alles gewußt hatte.

Engelmann kam. Der Rittmeiſter wurde bei dem Anblick des unſchuldig Gedrückten weich, gab ihm die Hand, bat ihn um Vergebung, und verſprach ihm vollen Erſatz für ſeinen Schaden. Die Tante drehete den Kopf hin und her, wie zwei Winde eine Wetterfahne. Voilà de mon imbecille! ſagte ſie halb laut. Was iſt wohl niedriger! Guter Gott! Horrible! — Aber mit allen ihren Bewegungen brachte ſie den Rittmeiſter nicht aus dem Gefühle ſeiner tiefen Beſchämung.

Als der Mann wieder weggegangen war, ſagte der Rittmeiſter traurig zu der Tante: „ſo gedemüthigt habe ich noch nie vor einem Menſchen geſtanden!"

Das habe ich, leider, geſehen! antwortete ſie mit gerümpfter Naſe. Sie ließ ſich näher auf dieſen Punkt ein; und da der Rittmeiſter jetzt erweicht war, ſo mußte es ihr gelingen, Hammern zu nützen. Mich jammern nur Hammers Frau und die armen drei Kinder! Ihr Glück iſt auf immer dahin!

Der Rittmeiſter ſchwieg; dieſe Idee hatte ſein Herz getroffen: er ſah die Kinder flehend vor ſich, und hörte das Jammergeſchrei der Mutter.

Denn, fuhr die Tante fort, nun hat ja Sonnenſtein gewonnen! Hammer wird abgeſetzt, und muß, wie ein Bettler und mit Schimpf und Schande beladen, im Lande umher irren.

„Die Frau iſt nicht arm," ſagte der Rittmeiſter beruhigend, nur, um ſich ſelbſt zu beruhigen; denn daß die Tante nicht unruhig war, wußte er.

wird ſich finden — auf die Ideenwelt über. Man fand das Schöne, das ſich ſo beſtimmt durch die Form bezeichnet, auch an der Seele, die keiner Form fähig iſt; man verwechſelte Vollkommenheit mit Schönheit, die Wirkungen mit den Urſachen. Man ſuchte nach einer Form, die für alle Menſchen ſchön ſeyn ſollte, glaubte ſie gefunden zu haben, und dachte nicht daran, daß der Chineſe ſeine runden, eckigen Linien die Form der Schönheit nennt, daß jedes Volk, ja faſt jeder Menſch, einen andern Begriff von der Schönheit hat. Die häßlichen Götzenbilder der Mexikaner, der Hindus, der Aegypter, gegen einen Antinous! Eine Moſchee mit ihrem unförmlich langen Thurme, gegen einen Tempel der Minerva, gegen das Pantheon! Man hätte begreifen müſſen, daß es keine allgemeine Form der Schönheit giebt. — Dann rechnete man Farbe, Härte, Weiche, Kraft, Geſundheit mit zu dem Weſen der Schönheit; und ſo mußte die Liebe immer ein Geſpenſt bleiben, das bald aus einem Nebel hervorſchwebt, bald wieder von ihm verſchlungen wird.“

„O, lieber Liſſow, mir war es aufbehal-

Was hilft das Vermögen gegen die Schande, mon neveu! Die Schande, wenn der Vater vom Dienſte gejagt wird, muß wie ein Gift an dem Herzen der Frau und der Kinder nagen, und ſie zu allem möglichen Böſen leiten: denn, was für Ehre haben ſie noch zu verlieren!

Sie wollte ihn mit Jammern verſöhnen, und hätte beinahe das Gegentheil bewirkt. „Ja, ja, der Unmenſch! Sie haben Recht. Ihre Bemerkung iſt wahr, und geht mir, wie ein Schwert, durch die Seele. O, gerechter Gott! jetzt erkenne ich die Wahrheit deines Ausſpruches: bis in's dritte und vierte Glied! Verhüte nur, daß dieſer Gedanke nicht auf die Seele des Böſewichts falle! Die Schande wird wie ein ewiges Brandmahl, wie das Zeichen Kains, an der Stirne der Kinder ſtehen. Guter Gott! ſie wären verloren, wenn du nicht barmherziger wäreſt, als wir wiſſen und glauben.”

Das eben iſt es, mon neveu. Er iſt geſtraft, hart geſtraft. Ich ſtehe Ihnen dafür, er wird nie wieder ein falſches Protokoll ſchmieden. Nun müßte man ihm aber, um der Kinder willen, die Schande der Abſetzung erſparen.

„Zu ſpät! Wer nimmt die Schande von ihm, die meine Hitze . . .? Aber wie konnte ich auch kalt bleiben! Er hat Prügel bekommen.“

Von einem alten Edelmanne! das beſchimpft nicht, mon neveu. Er iſt ja nur ein roturier.

„Beſchimpft ihn auf ewig; denn er iſt ein Menſch. Hunde prügelt man! . . . Er iſt der erſte, den ich aus Verachtung geſchlagen habe.“

Die Tante lächelte. Das vergißt ſich, mon neveu. Bedenken Sie ſeine Kinder! Ihre Pathe, die kleine Ludowike —

„Was ſoll ich? was kann ich? Kann ich die Schande von ſeinem Gewiſſen nehmen? Die Kinder ſind verloren durch die Schande ihres Vaters.“

Ich weiß nicht, wie ſeltſam Sie die Welt anſehen! Nur eine öffentliche Strafe iſt Schande, die Schande, von der ich rede.

„Nein! das iſt die Buße; die Schande liegt in der That.“ Er ſah die Tante lächeln, und wollte ſchon auffahren; doch er drückte die Hand feſt auf ſein Herz, und ſagte: „ich mag die Rührung meines Herzens über meine Hitze, über das Schickſal dieſes Böſewichts, und über das Unglück ſeiner Familie nicht entweihen. Glaubet Sie, was Sie wollen!“

Sie können das Schickſal der Kinder erleichtern. Da Sie nun doch einmal entſchloſſen ſind, Engelmannen und den Andern den erlittenen Schaden zu erſetzen, ſo dürfen Sie ihnen ja nur zur Bedingung machen, daß ſie ihre Klage zurücknehmen.

„Bedingungen machen für das, was ich ſchuldig bin? Tante, fühlen Sie denn gar nicht, was ein Menſch thun muß, der an Gott und ein künftiges Leben glaubt?“

Die Tante hörte nicht auf, ihm den Jammer der unglücklichen Familie zu ſchildern; und am Abend kam, auf ein Billet, das ſie an Hammern geſchrieben hatte, die Mutter ſelbſt mit ihren drei Kindern.

Der Rittmeiſter ging der Frau entgegen, und hielt ſie, als ſie ihm zu Füßen fallen wollte. „O ſtill, ſtill!“ ſagte er, als ſie von ihres Mannes Verbrechen anfing, und zeigte auf die Kinder. „Laſſen Sie die Kinder nicht wiſſen die Schuld ihres Vaters!“ Er nahm die Kinder eins nach dem andern auf ſeine Arme, an ſeine Bruſt; und von Secunde zu Secunde wurde ſein Herz erweichter, ſein Mitleiden mit dem Vater der Kinder größer. Auf einmal wendete er ſich zu der Mutter: „ſagen Sie ihrem Manne, ich will alles thun, was ich kann, ſein Schickſal gelinder zu machen.“ Mit dieſen Worten rettete er ſich vor der allzugroßen Erweichung ſeines Herzens in ein andres Zimmer.

Die Tante folgte ihm bald dahin nach, und ließ ihm nicht eher Ruhe, als bis er endlich ihre Vorſchläge, wie Hammer zu retten ſey, anhörte. Er antwortete wenig; doch endlich verſprach er, es ſo zu machen, wie ſie es wünſchte. „Ich weiß,“ ſagte er, „es iſt nicht recht, was ich thue. Aber Gott wird mir verzeihen. Eine Mutter und der unglückliche Kinder! Das iſt ein Anblick, der wohl den allgerechten Gott ſelbſt zum Mitleiden bewegen könnte."

Er ging noch denſelben Abend zu dem Herrn von Sonnenſtein. Dieſer war jetzt gar nicht in guter Laune, weil Engelmann ihm eine Stunde vorher erklärt hatte, daß er ſeine Klage gegen Hammern zurücknehme, da der Rittmeiſter ſich erboten habe, ihm den erlittenen Schaden zu erſetzen. Er ſah in dem Benehmen des Rittmeiſters nichts als die Luſt, einen Böſewicht dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, und ſchüttelte den Kopf über die Verſicherung ſeines Schwagers, daß der Rittmeiſter zwar hitzig, aber dabei der edelſte Mann auf Gottes Erde ſey. Freilich konnte er im ſchlimmſten Falle, wenn Hammer blieb, wohl deſſen Betrügereien verhindern, aber doch nicht die verborgenen Schliche, womit er die Prozeßſucht der Bauern beförderte, und eben ſo wenig die Unſittlichkeit, die nothwendig daraus erfolgen mußte, wenn die Bauern ſahen, daß ein offenbar Betrieger unbeſtraft in ſeinem Amte blieb.

Der Rittmeiſter hatte unterweges überlegt, wie ſehr Sonnenſtein berechtigt geweſen war, ihm zu ſagen: das habe er dem Gerichtshalter nicht befehlen können. Er ſah jetzt Sonnenſteinen in einem ganz andern Lichte, als ſonſt: denn was er Böſes von ihm wußte, kam alles von Hammern und der Tante; und wie viel Glauben die verdienten, hatte er jetzt, leider! erfahren. So trat er denn ſehr erweicht in das Zimmer, und war entſchloſſen, ſich gänzlich mit dem von ihm verkannten Manne zu verſöhnen. Er fing von dem an, was ihm jetzt das Wichtigſte war: von der Genugthuung, die er Sonnenſteinen zu geben hatte. Mit der offenſten Gutherzigkeit reichte er dieſem die Hand. „Ich bin ein Menſch geweſen, lieber Schwager, kein ſchlechter, das weiß Gott, aber ein recht ſchwacher. Können Sie mir das vergeben, ſo ſchlagen Sie ein, und werden Sie mein Freund.“

Sonnenſtein glaubte, in des Rittmeiſters Geſichte voll freundlichen Zutrauens einen falſchen Triumph zu ſehen, und hielt deſſen

Anerbieten für eine Maske. Kurz, ſein Herz war jetzt durch Unmuth verſchloſſen, und er nahm die dargebotene Hand nicht an. Er verbeugte ſich ganz kalt, und ſagte dann, die Worte ordentlich abzählend: laſſen Sie mich erſt wiſſen, Herr Rittmeiſter, welchen Preis Sie auf meine Freundſchaft ſetzen.

Auch das konnte den Rittmeiſter noch nicht wieder erkälten. „Welchen Preis? Den, welchen ein Ehrenmann auf die Freundſchaft eines andren Ehrenmannes ſetzt. Sie iſt Gottes heiligſte und ſchönſte Gabe, nächſt der Liebe zu Weib und Kind.“

Führte Sie dieſer Wunſch allein zu mir, Herr Rittmeiſter? fragte Sonnenſtein, etwas weniger kalt.

„Nein; ich habe noch etwas Andres von Ihnen zu bitten. Indeß dachte ich bis jetzt an ſonſt nichts, als daß ich Sie beleidigt habe, wie mir das, leider! oft ſo geht.“

Und das Andre? das Andre?

„Betrifft den Gerichtshalter. Meine alte Bitte.“ Sein Ton war durch Sonnenſteins Betragen doch ein wenig kälter geworden.

Den Gerichtshalter alſo! erwiederte Sonnenſtein, ein wenig empfindlich, weil er nun den Eingang des Rittmeiſters für Falſchheit hielt. Offenheit denn gegen Offenheit! Ich nehme unwiderruflich wider Hammern Parthei. Er iſt ein Schurke, und ich begreife nicht, wie Sie . . .

„Wie ich für einen Schurken reden kann? Nicht für ihn; wohl aber für ſeine arme Frau, für ſeine drei unglücklichen Kinder."

Ich denke, die Rede iſt nur von dem Vater! ſagte Sonnenſtein ſehr froſtig.

Der Rittmeiſter runzelte die Stirn ein wenig. „Wenn man von einem Vater ſpricht, ſo iſt allemal auch von der Frau und den Kindern die Rede."

Die Gerechtigkeit kennt nur den Verbrecher.

„Sind Sie denn die Gerechtigkeit, Herr?" fragte der Rittmeiſter ſtolz. „Ich habe in einem Kriegsrechte das Todesurtheil über einen Menſchen ausgeſprochen, der ſich in der Hitze gegen ſeinen Obern vergangen hatte; in der Hitze, Herr! Und ich hatte eben den Fehler, und vielleicht ſtärker, als er! Ich ſprach es, weil ich mußte; aber ich ging nach Hauſe, und zerfloß in Schmerz und Angſt, rechtete mit den Menſchen, wohl auch mit Gott, Herr, und theilte — ich war noch ein armer Teufel – theilte meine Gage mit des Mannes Weibe, bis ihr Sohn herangewachſen war. Kalt mag die Gerechtigkeit bleiben, wie das Reglement, und nicht wiſſen, daß ein Menſch auch Vater, auch Gatte iſt; wir aber ſollten zittern, weil auch wir Gatten, Väter, Menſchen ſind."

Der Ton, womit der Rittmeiſter redete, war erhaben: er drang in Sonnenſteins Seele, und brachte ſie in Bewegung; doch eben dieſe Bewegung ſchärfte ſeine Empfindlichkeit. Was ſoll ich denn? was kann ich? Sie ſprachen ein Todesurtheil; ich thue gar nichts, ſondern überlaſſe alles den Geſetzen. Frau und Kinder werden Gegenſtände meines Mitleidens ſeyn, wie des Ihrigen. Oder ſoll etwa der Verbrecher unbeſtraft bleiben, weil er Frau und Kinder hat? .

Der Rittmeiſter ſah ihn verwundert an;

denn er begriff nicht, wie das Geſpräch die Wendung genommen hatte, daß Sonnenſtein ihm eine ſolche Frage thun konnte. „Der Verbrecher iſt beſtraft,“ antwortete er, wieder mit einiger Wärme. „Ich entdeckte heute ſeine Betriegereien, und habe ihn ſo gefuchtelt, von meinem Zimmer an bis über den Hof, daß er an mich denken ſoll! Er wird nicht leicht wieder eine Betriegerei begehen.“

Waren Sie ſein Richter? fragte Sonnenſtein, der in dieſem Fuchteln nichts als den geſetzloſen Uebermuth eines Soldaten ſah. Aber — ſetzte er hinzu — das haben Sie bei ſich und bei ihm zu verantworten. Das iſt keine Strafe, das iſt eine Beleidigung, für die das Geſetz Sie in Anſpruch nimmt, ſobald Hammer klagt.

Das war richtig; das hatte der Rittmeiſter ſchon ſich ſelber vorgeworfen; doch der Ton, in welchem Sonnenſtein ſprach, verderbte alles. „Ich will meine Handlung nicht preiſen, Herr von Sonnenſtein, ſondern nur ſagen, daß er geſtraft iſt; und alſo . . .“

ten, die Principien der Liebe zu entdecken, alle dieſe Räthſel aufzulöſen, und die erſten Grundzüge einer Wiſſenſchaft zu entwerfen, die allen andern Wiſſenſchaften eine andere Form geben muß. Ich kann dir für jetzt nur einen unvollendeten Grundriß zeichnen; aber ich bin dabei, alles in Ordnung zu bringen. Hier nur dieſe Reſultate! Ich ſehe körperliche Gegenſtände, und lege ihnen Eigenſchaften bei, ohne zu unterſuchen, ob dieſe Eigenſchaften ſich an den Gegenſtänden, die ich ſehe, befinden, oder ob ſie Eigenheiten des betrachtenden Sinnes ſind. Eine ſolche Eigenſchaft iſt die Form der außer mir befindlichen Gegenſtände. Was meiner Empfindung von einem äußeren Gegenſtande an eben demſelben korreſpondirt, iſt das Eigenthum des Gegenſtandes. Nenne das, wenn du willſt, *das Weſen*, oder *die Materie* des Gegenſtandes. Das aber, welches macht, daß das Mannigfaltige des Gegenſtandes in gewiſſen Verhältniſſen geordnet werden kann, nenne ſeine *Form*. Da das, worin die Empfindungen ſich ordnen, und in gewiſſe Form geſtellt werden können, nicht ſelbſt wie-

Wenn ich das auch zugeben wollte, Herr Rittmeiſter, ſo iſt doch die öffentliche Gerechtigkeit nicht befriedigt, ſo iſt doch die Achtung für die Geſetze nicht wieder hergeſtellt. Noch immer iſt ein Betrieger Vorſteher der Gerechtigkeit, ein Dieb Richter der Diebe, ein Menſch, der die Geſetze übertreten hat, ein Diener der Geſetze. Scheint Ihnen das ſo gleichgültig, Herr Rittmeiſter? Oder macht Hammer eine Ausnahme, weil Sie mit ihm umgegangen ſind?

Der Rittmeiſter verſtummte. Das alles war ſo richtig, daß er nicht ein Wort dagegen einwenden konnte. Nach einer langen Pauſe hob er an: „wenn nun aber die Bauern ihre Klagen zurücknähmen, und Hammer ſich in der Stille von hier weg machte?"

Es bliebe immer ein gefährliches Beiſpiel. Doch, Herr Rittmeiſter, ich habe zu dem allen nichts zu ſagen. Die Regierung hat die Akten gefodert, und — ich bin ſo gut Unterthan, wie Sie. Wir können fühlen, wünſchen, hoffen; aber die Gerechtigkeit iſt über uns Alle.

Der Rittmeiſter ging, und ſang unterweges mehr als Einmal: tralala! Doch er konnte die Laſt, die ihn drückte, das Jammergeſchrei der Kinder, und Sonnenſteins Worte: „die öffentliche Gerechtigkeit iſt noch nicht befriedigt,“ nicht wegſingen. „Da habe ich einen Schurken herum geſuchtelt, für nichts und wieder nichts; und wenn ich es recht bedenke — die Sache iſt dadurch ſchlimmer gemacht, als ſie war. Sonnenſtein hat Recht. Doch, mag er ſagen, was er will: ſein Ton hat nicht Recht. Es war mir, als wenn mich im Winter eine ſtille Oſtluft anwehet, die mir den Athem nimmt. Ja, wenn es in einem Buche ſtände, ich wollte es heute noch zehnmal leſen und mir einprägen; aber in eines Menſchen Bruſt muß das nicht ſo kalt ſtehen! Ein Ach! gehört dazwiſchen; ein o weh! ein, daß Gott erbarme! „Nur von dem Vater iſt die Rede!“ Als er das ſagte, meiner höchſten Seele! ich hätte beinahe ſeinen Sohn beim Kopfe genommen, und ausgerufen: du armes, vaterloſes Kind!“

Er ging vor Hammers Hauſe vorüber,

und ſtand an, ob er die Familie ſehen, oder der Gerechtigkeit ihr Opfer bringen ſollte; Da hörte er im Geiſte wieder das Wimmern der Kinder, das Schluchzen der Mutter, und ſah das öde Haus voll Jammers. Aber, — „die öffentliche Gerechtigkeit bliebe unbefriedigt!“ Dieſe Worte hallten in ſeiner Seele wieder, und er ging mit zerriſſenem Herzen vorbei.

Er fand Hammern und deſſen ganze Familie bei ſeiner Tante. Es ärgerte ihn, daß ein Schurke ſo dreiſt ſeyn konnte; und doch fühlte er von jetzt an nur Mitleiden mit dem Unglücklichen, ſo oft er ihn anblickte. Er trat an ein Fenſter, und ſagte vor ſich: „es iſt, als wäre es nicht möglich!“

Nun? fragte die Tante; was ſagte denn der weiſe, edle Herr, der immer wie ein Buch ſpricht?

Der Rittmeiſter antwortete dieſes Mal nicht; denn, ſo wie er jetzt fühlte, hatte die Tante den Herrn von Sonnenſtein ganz richtig bezeichnet. „Der Prozeß geht fort,“ ſagte er nach einigen Minuten ruhig.

Nein, mon neveu. Seyn Sie außer Sorgen. Es ärgert mich nur, daß Sie ſich vergebens an den herrſchſüchtigen Mann gewendet haben. Alles iſt zwiſchen Hammern und dem Förſter, Engelmann, Schobern, und den Uebrigen ſchon abgemacht. Engelmann hat dieſen Nachmittag dem Herrn von Sonnenſtein erklärt, daß Alle ihre Klagen zurücknehmen.

Der Rittmeiſter ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und ſchüttelte ihn noch unwilliger, als er die Freude in Hammers Geſichte ſah. So ſehr ihm auch die Worte der Tante: und die Uebrigen, aufgefallen waren, ſo mochte er doch nicht fragen. Wie könnte ich hier bleiben! dachte er unaufhörlich; und mit jedem Augenblicke vergrößerte ſich ſeine Verachtung gegen Hammern.

Endlich wagte es dieſer, ihn förmlich um ſeine Fürſprache bei dem Präſidenten zu bitten. Der Rittmeiſter machte ein Geſicht, wie ein Kind, das etwas Bittres verſchluckt. „Aber, Hammer, wie können Sie nur den Wunſch haben, hier zu bleiben! Wie können

nen Sie einem Menſchen noch in die Augen ſehen! — Nein, Sie müſſen weg von hier. Sie müſſen, Hammer! Ueberlegen Sie doch nur ſelbſt!"

Er muß hier bleiben, dem Sonnenſtein zum Trotz! Er ſoll hier bleiben! rief die Tante.

„Hammer!" — Der Rittmeiſter zog ihn in einen Winkel. — „Wenn ich einen von meinen Bedienten geprügelt habe, ſo muß er fort, ohne Gnade. Entweder er hat die Prügel verdient: nun, dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich ihn nicht behalten kann; oder er iſt ein Niederträchtiger, der ſich prügeln läßt, ohne ſchuldig zu ſeyn. Auch einen ſolchen Menſchen kann ich nicht um mich behalten. Ich habe in meinem Leben nur zwei Menſchen geprügelt."

Sie ſind zu ſtreng, Herr Rittmeiſter, ſagte Hammer lächelnd.

„Der eine," fuhr der Rittmeiſter verachtend fort, „war ein Dieb, der ſeinen Cameraden beſtohlen hatte; der andre ſind Sie! . . . Wenn Ihre Frau oder Ihre Kinder einmal in Noth ſind — ſie können ſich dreiſt an mich wenden; ich werde ſie nicht verlaſſen.“ — Hammer verbeugte ſich, und trat wieder zu der Tante.

„O, einem Niederträchtigen,“ ſagte der Rittmeiſter, „iſt doch ſchwer beizukommen. — Holla! ſetzt Licht auf den Vorſaal! Herr Hammer will nach Hauſe gehen.“ Das letzte rief er ſo laut, und ſo unwillig, daß Hammer nach Hut und Stocke griff Seine Frau folgte ihm mit den Kindern, und hatte nicht den Muth, den Rittmeiſter anzureden. Dieſer ſah ihnen mitleidig nach, ſo ſehr auch die Ruhe der Frau ihn gegen ſie eingenommen hatte. Kaum waren ſie fort, ſo murmelte er: „der Elende!“

Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen! hob die Tante an, und reihete nun Eine Schriftſtelle an die andre, um dem Rittmeiſter ſeine Hitze vorzuwerfen. Er ſchwieg; ſein Herz war durch den Anblick eines ſo tief geſunkenen Menſchen ſo weich geworden, daß er den Muth verlor, mit Stolz auf ſich ſelbſt zu blicken, und daß er es nicht der Mühe werth hielt, der Tante ein Wort zu erwiedern. Es war nicht Liebe zu Hammern, was dieſe ſo thätig für ihn machte, ſondern Haß gegen Sonnenſtein, oder vielmehr nur der boshafte Kitzel, ihm einen Wunſch zu vereiteln. In vollem Aerger darüber, daß ſie den Rittmeiſter nicht zum Reden bringen konnte, erhob ſie ihre gellende Stimme, und ſang:

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht.

Dieſe Worte rührten den Rittmeiſter unausſprechlich. Er machte ſogleich mit der ganzen Welt Frieden, auch mit ſich ſelbſt; dann ſtand er langſam auf, küßte der ſingenden Tante recht ehrerbietig die Hand, und ging zu ſeiner Tochter, was er immer that, wenn er ſich beſſer, weicher, ſanfter als gewöhnlich fühlte.

Am folgenden Morgen ließ Hammer ihn um eine Stunde Gehör bitten. Er warf ſich dem Rittmeiſter beinahe zu Füßen, und bat um deſſen Verwendung bei dem Regierungspräſidenten, oder doch wenigſtens um

Stillſchweigen über das Geſtändniß der Zeugen.

Der Rittmeiſter hörte ihn ruhig aus; dann ſagte er: „ich bin nicht Ihr Richter. Geſtern habe ich Sie gemißhandelt; aber laſſen Sie uns mit einander aufheben. Sie haben meinen Nahmen zu einer Betriegerei gemißbraucht. Fort müſſen Sie. Wie kann ein Betrieger der Schutz der Betrogenen ſeyn! wie kann ein Betrogener Schutz bei Ihnen ſuchen! — Bei dem Verſprechen wegen Ihrer Frau und Ihrer Kinder bleibt es; ich werde ſie nie verlaſſen.“

Mit Sonnenſtein ſtand es ganz anders. Kaum war der Rittmeiſter von ihm weggegangen, ſo ſchlug ihm ſchon das Herz. Seine Gattin kam aus dem Nebenzimmer, wo ſie Zeuge der Unterredung geweſen war, und fragte: „Wie geht es zu, mein Lieber, daß du den guten Rittmeiſter ſo kalt, ich möchte ſagen ſo feindlich, aufgenommen haſt?“ (Das Herz ſchlug ihm noch ſtärker.) „Er ſprach ſo warm, ſo voll Zutrauens, und du ſo kalt, ſo mißtrauiſch, ja, beinahe ſpöttiſch!“

That ich das wirklich, liebe Sophie? Das iſt doch ſonſt meine Art nicht! — That ich es, ſo bin ich ein launiger Thor.

„Wirklich! Und was der Rittmeiſter ſagte, von dem Vater, von Frau und Kindern, ging zu Herzen; denn es kam aus dem Herzen. Wäre ich eine Fremde, ſo hätte ich bei deiner Antwort glauben können, du müßteſt ein Hageſtolz ſeyn.“ (Er küßte ſeine Frau.) „Du hatteſt wohl Recht mit dem verächtlichen Menſchen, dem Hammer; aber auch der Rittmeiſter hatte nicht Unrecht. Da du ſeine Betriegereien kenneſt, lieber Mann, ſo hätteſt du ja doch Mittel in den Händen, ihn unſchädlich zu machen. Wo es auf das Glück einer Familie ankommt, da ſollten wir immer recht ſehr gewiß ſeyn, daß nichts anderes als die reinſte Gerechtigkeitsliebe bei uns im Spiele ſey. Ich weiß, du biſt ein guter, ein edler Mann; aber — haſt du gar keine Empfindlichkeit gegen Hammern?“

Sonnenſtein legte die Hand auf die Bruſt, und ſagte: gewiß nicht, liebe Sophie! Aber freilich hat mich die Tante — nicht empfindlich; nein, ich haſſe ſie unausſprechlich, dieſe Schlange, die meine Schweſter langſam ermordete! — Doch heute kannſt du wohl Recht haben. Der Rittmeiſter hatte mich wirklich empfindlich gemacht. Ich glaubte Anfangs, er käme bloß in der Abſicht, für Hammern zu ſprechen. —

Am folgenden Morgen war Sonnenſtein heiterer; und nun fand er alles, was der Rittmeiſter ihm geſagt, ſo menſchlich, ſo aufrichtig, daß er nicht begriff, wie es ihn geſtern ſo kalt gelaſſen hatte. Nicht lange, ſo brachte Hammers Frau, in Begleitung ihrer Kinder, der Frau von Sonnenſtein einen rührenden Brief, worin Hammer ſeinen Betriegereien wenigſtens ein beſſeres Mäntelchen umhängte. Dies Mal war Sonnenſtein im Nebenzimmer Zeuge der Unterredung, die ihn rührte, weil ſeine Frau es abſichtlich darauf anlegte. Jetzt kam ihm Alles ganz anders vor. Schober, Engelmann und der Förſter waren befriedigt, und er mußte ſein kaltes Betragen gegen den Rittmeiſter wieder gut machen. Hammer war der Empfindung ſeyn kann, ſo iſt uns, wie du nun einſiehſt, die *Materie* des Gegenſtandes aus der Erfahrung gegeben; die *Form* der Gegenſtände aber liegt ſchon vor aller Erfahrung in der Seele des Betrachtenden, und kann daher ganz abgeſondert von den Gegenſtänden gedacht werden. Sondre von der Vorſtellung eines Körpers alles das ab, was der Verſtand davon denkt, als Subſtanz, Kraft, Theilbarkeit ꝛc. ꝛc.; ingleichen, was die Sinne daran bemerken, als Undurchdringlichkeit, Härte, Farbe ꝛc. ꝛc.: ſo bleibt dir doch noch etwas übrig, nehmlich Ausdehnung und Geſtalt. Faſſe das genau, lieber Liſſow, und das Andere wird dir leicht werden. Du ſiehſt alſo, die Form, die Geſtalt eines Gegenſtandes liegt nicht im Gegenſtande ſelbſt, ſondern in der Seele des Betrachtenden.“

„Ich gebe dir nur Reſultate; denn ich müßte ein Buch ſchreiben, wenn ich dir alles erweiſen wollte. Du kannſt das aber ſelbſt thun, wenn du nachzudenken Luſt haſt. Weiter. Du ſiehſt alſo, was wir *Form* nennen, — Schönheit, Linien, ſchöne Linien, Verhältniſſe der Ausdehnung, — liegt nicht in den überdies im ökonomiſchen Fache ein brauchbarer Mann, und ſein Secretair, ein guter Juriſt, konnte ja die Geſchäfte des Juſtiz-Amtmanns verſehen.

Er ließ Hammern vor ſich kommen, ſchärfte ihm mit harter Hand das Gewiſſen, und beſtimmte die nunmehrigen Grenzen ſeines Amtes. Hammer bewilligte alles; doch ihm lagen des Rittmeiſters Worte: „Sie müſſen fort, Sie ſollen fort!“ ſchwer auf dem Herzen. Er hätte dem Herrn von Sonnenſtein dieſe beſtimmte Erklärung geradezu ſagen ſollen; doch ein Schurke kann ja nicht aufrichtig ſeyn. — Aber, hob er mit einer ſcheinheiligen Miene an, wenn nur der Herr von Bärburg ſeine Einwilligung giebt!

„Dafür ſtehe ich Ihnen; denn geſtern war er ſelbſt . . .“

Ja, geſtern wohl! Doch, wenn er heute erfährt, wie gütig Sie gegen mich ſind, ſo fürchte ich . . .

Sonnenſtein ſtutzte, und ſann nach. „Sollte das möglich ſeyn? Nun,“ — ſetzte er lächelnd hinzu — „das wird ſich finden. Wir werden ja ſehen.“

Hammer ging. Sonnenſtein lächelte; aber dennoch konnte er ſich nicht von dem Gedanken losmachen, den Hammer in ſeine Seele geworfen hatte. —

Sobald die Tante von dieſem erfuhr, daß Sonnenſtein ihn in ſeinem Amte laſſen wollte, ging ſie anders zu Werke. Sie erzählte nun dem Rittmeiſter von Hammern ſo viele kleine Niederträchtigkeiten, Bedrükkungen und Betriegereien, daß er erſtaunte, und endlich ausrief: „Gott Lob, daß er fort muß! Der abſcheuliche Menſch!“

Ja, wenn er nur auch wirklich wegkommt! ſagte die Tante liſtig; denn, wenn Sonnenſtein erfährt, daß Sie auf ſeine Abſetzung dringen, ſo behält er ihn gewiß.

„Sonnenſtein, und immer Sonnenſtein! Er mag ſeine Fehler haben; ſo kleinlich iſt er aber nicht.“

Sie werden ſehen, wer die Menſchen beſſer kennt, ich oder Sie! (Dabei lächelte ſie grinſend.) Er weiß, daß Sie jetzt entſchloſſen ſind, den Betrieger weg zu ſchaffen. Was gilt die Wette, nun ſattelt er um?

„Das thut er nicht!“ — Faſt in demſelben Augenblick kam der Prediger, und erzählte, zu des Rittmeiſters Erſtaunen: Sonnenſtein habe Hammern geſprochen, und dieſer bleibe Gerichtshalter.

„Das bleibt er nicht!“ ſagte der Rittmeiſter erhitzt. Er ſchrieb an Sonnenſtein: „Ich höre, daß Sie Willens ſind, Hammern, deſſen abſcheuliche Verbrechen jedermann bekannt ſind, hier zu laſſen. Sie ſind Gerichtsherr, und ich habe Ihnen nichts einzureden. Beſtehen Sie aber auf Ihr Verlangen, ſo werde ich mich an die Regierung wenden, und eine Unterſuchung fodern. Es ſollte mir leid thun, wenn Hammer für die Unbeſtändigkeit Ihrer Grundſätze büßen müßte.“

Sonnenſtein gab ſeiner Frau lächelnd dieſes Billet. Sie ſagte mehr als Einmal: „Das iſt freilich ſeltſam. So hätte ja Hammer doch wohl Recht!“

Das hätte er! erwiederte Sonnenſtein unwillig. Er ließ Hammern rufen; und dieſer entſchloß ſich, mit den Zähnen knirſchend, zu weichen. Ich gehe, ſagte er. Aber Herr von Sonnenſtein, denken Sie an mich! Ich habe Sie vor dem Herrn Rittmeiſter gewarnt! er iſt ein gefährlicher Mann! Wenn ich reden wollte . . .! Aber nein, ich ſchweige, weil ich nicht neues Unheil ſtiften mag. Genug, ich warne Sie.

„Vor der Tante?" fragte die Frau von Sonnenſtein.

Nicht vor der, ſondern vor dem Rittmeiſter. Den kennt Niemand, als ich und die Tante, die er erſchrecklich haßt, die er aber nicht beleidigen darf, weil er ſie fürchten muß. — Er ging triumphirend, als er dieſes Gift in die noch neue Wunde gegoſſen hatte.

Was war das? fragte die Frau von Sonnenſtein. Das klang ja recht ſehr gefährlich. Glaubſt du daran?

Nein; und doch ſollte ich beinahe daran glauben. Der Umgang mit Hammern, ſeine ſo enge Verbindung mit der Tante, ſein Haß gegen mich, der doch jetzt offenbar am Tage liegt — in der That, liebe Sophie, ein Mann, der ſo edel, ſo treuherzig, ſo einfach ſcheint, wie der Rittmeiſter, und dann doch ganz anders iſt: den muß man wohl als gefährlich fürchten! — Beide ſchwiegen traurig, und in ihrem Herzen wurzelte ein Argwohn ein, den keine frühere Ueberzeugung beſiegen konnte.

Hammer machte noch einen Verſuch auf den Rittmeiſter, fand ihn aber unbeweglich. „Sie müſſen fort, Hammer! Bei dem gerechten Gott! Sie müſſen! Das Herz blutet mir, wenn ich an Ihre Frau und Ihre Kinder denke. Aber Sie können hier nicht bleiben. Ich habe Ihnen ja meine Gründe geſagt.“

Nun denn! Der Herr von Sonnenſtein iſt jetzt mein Beſchützer; aber — aus alter Liebe zu Ihnen, Herr Rittmeiſter: trauen Sie ihm nicht! Mag er auch noch ſo freundlich gegen Sie ſeyn: er und Ihr Herr Bruder haben böſe Dinge gegen Sie vor. Ich warne Sie, Herr Rittmeiſter.

„Unmenſch!“ ſagte der Rittmeiſter, faſt ohnmächtig. „Mein Bruder? O, du Böſewicht! für meine Güte willſt du mich ermorden? Geſteh, Elender, daß du lügſt!“

Ich habe Sie gewarnt, Herr Rittmeiſter! Sie wiſſen nur nicht, um welchen Preis ich dennoch hätte hier bleiben können. Ich wollte aber nicht. Ob Ihr Herr Bruder mit darunter ſteckt, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen; ich vermuthe es aber. Leben Sie wohl. —

Der Rittmeiſter ſaß beinahe wie leblos da. Die Tante kam lauernd herein, und ſagte: Aber, mon neveu, was iſt Ihnen denn? Sie ſehen ja aus, wie eine Leiche.

„O, ich wollte, daß ich eine wäre! . . . Guter Gott, läge ich doch ſchon längſt im Grabe!“

Die Tante forſchte nach der Urſache ſeines Schmerzes; doch wie hätte er ſeine Empfindungen und ſeinen geliebten Bruder ihrem Gifte Preis geben können! Er antwortete ihr nicht; aber aus einzelnen Worten errieth ſie dennoch, daß er einen quälenden

Verdacht gegen ſeinen Bruder und Sonnenſtein hatte; und ihre Augen funkelten von boshafter Freude. Mit tiefer Argliſt ſuchte ſie nun den Bruch unheilbar zu machen, was ihr auch, zu ihrem großen Mißvergnügen, nur allzu ſehr gelang. Zwar konnte ſie Sonnenſteins nicht leiden, weil der Mann reicher war, als der Rittmeiſter, weil die ſchöne, blühende Frau einen ſehr koſtbaren Schmuck hatte, und weil die Familie ſogar von Miniſtern beſucht wurde; aber doch wollte ſie den Umgang nicht ganz aufgeben. Und nun brach der Rittmeiſter alle Verbindung mit dem Hauſe gänzlich ab! — Nach einigen Wochen fing ſie an, ihm die fünfte Bitte im Vaterunſer zu commentiren. Als er kalt und ruhig blieb, hielt ſie ihm eine lange Rede über die Verſöhnlichkeit, doch ohne das Mindeſte dadurch zu bewirken.

Wie kann man ſo hart ſeyn! ſagte ſie endlich erbittert. Dies iſt nur ein unvernünftiges Thier (ſie zeigte auf ihren Hund); aber ich liebe es.

„Das Einzige, was Sie lieben!" antwortete der Rittmeiſter, und ging hinaus.

Sie verlor die Geduld nicht, bis der Rittmeiſter es überdrüßig wurde, immer Nein zu ſagen. Der Umgang wurde wieder eingeleitet; nun aber klatſchte, verdrehete und hetzte ſie wieder ſo lange, bis ein neuer Bruch die Familien trennte. Eines Tages, als ſie das abermals gethan hatte, war die Rede von Hofdamen. Die Tante warf ſich in die Bruſt, und ſagte ſtolz: nur alten Adel duldet man an Höfen. Die Frau von Sonnenſtein wurde endlich erbittert, und erwiederte: „wenn ich auch aus dem älteſten Hauſe in Deutſchland wäre; dienen möchte ich nicht!“

Die Tante, welche ſonſt auf alles eine ſchneidende Antwort zu geben wußte, konnte in dieſem Augenblick vor Schrecken keine finden; ſie erblaßte, ihre Hände zitterten, ihre Lippen wurden blau, und ihre Finger zu ſtarren Haken. Sie ſann auf etwas recht Boshaftes; doch nichts ſchien ihr ſtark genug, und darüber ging der Augenblick verloren. Die Frau von Sonnenſtein ſah ſchon mit Angſt dem Gifte entgegen, welches die Tante auf ſie verſpritzen würde; doch der alte Prediger rettete ſie. „Da haben Sie Recht, gnädige Frau,“ hob er in ſeinem kräftigen Baſſe an. „Freilich, freilich, alle dieſe Klaſſen von Dienenden müſſen ſeyn, von der Hofdame an bis auf den Tagelöhner; das iſt Gottes Ordnung. Wer aber nicht zu dienen braucht, kann Gott danken. Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?“

Die Tante verlor die Beſinnung, und wußte nicht, auf welcher Seite ſie ſich vertheidigen ſollte. Ihnen, ſagte ſie endlich mit zitternder Stimme zu dem Prediger, kann ich die Impertinenz verzeihen; Sie wiſſen nicht, wie albern Sie reden.

Der Prediger gehörte zu denen Menſchen, die man gar nicht angreifen darf. Er war ein frommer Mann, doch eben deshalb ohne alle Menſchenfurcht; und er hätte der Kaiſerin gerade eben ſo geantwortet, wie der Tante. „Impertinenz? Albern?“ Er warf einen Blick auf die Tante, und erſchrak. „Fräulein," fuhr er nun ſanfter fort; „wenn ich nicht an Ihren blauen Lippen und an Ihren ſtarren Augen ſähe, daß Sie in Zorn ſind — und ein Zorniger weiß ja nicht, was er ſagt —: ſo würde ich Ihnen auf das albern dienen. Nun mag es hingehen. Indeß ſollten Sie ſich einmal im Spiegel betrachten, gnädiges Fräulein; dann würden Sie gewiß nicht wieder ſo zornig! Einem grauen Haupte ſteht ſonſt nichts an, als Sanftmuth. Selbſt ein junges und ſo ſchönes Geſicht, wie die Frau von Sonnenſtein hat, würde der Zorn entſtellen: um wie viel mehr das Ihrige!"

Der alte Mann glaubte in der That nicht, daß die Tante wünſchen könne, noch jung zu ſcheinen, und er ſagte das ſo treuherzig, wie eine Schmeichelei. Die Frau von Sonnenſtein konnte ein ganz kleines Lächeln nicht unterdrücken. Das Fräulein ſprang, beinahe heulend, hinter dem Kaffeetiſche auf, ſchleuderte einen wüthenden Blick auf ſie, und ſagte: das hat man davon, wenn man den Gegenſtänden, ſondern im Gemüthe des Betrachtenden; das Mannigfaltige im betrachteten Gegenſtande macht nur, daß wir es ſo oder ſo, in dieſem oder jenem Verhältniſſe zu der Geſtalt, zu der Form, zu der Schönheit ordnen."

„Du wirſt fragen: was gewinnen wir dadurch? — Viel, ſehr viel, mein Lieber. Erſtlich die Gewißheit, daß ſchöne Form der Beweis von innerer Vollkommenheit iſt; und bei dem Menſchen? — daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohnt. Zweitens. Da das Ideal der ſchönen Form in unſerm Gemüthe liegt, bei dem einen Volke aber dieſe Linie das Ideal der ſchönſten Form iſt, bei einem andern Volke jene: ſo beſtimmt das Ideal der ſchönen Form, welches jedes Volk im Gemüthe hat, den Stammunterſchied der Menſchen."

„Gott ſchuf verſchiedene Menſchenarten. Jede Art bekam ihr Ideal des Schönen tief in die Seele gedrückt. Der vollkommenſte Menſchenſtamm erhielt das Gefühl für die ſchönſte Form; der unvollkommnere das Gefühl für die minder ſchöne, und ſo weimit Pöbel umgeht, wenn man ſich wegwirft!

Die Frau von Sonnenſtein wurde nun auch zornig, und ſagte: „o, möchten Sie doch recht oft fühlen, wie weggeworfen . . .“ Sie ſind, wollte ſie ſagen; doch ſie brach ab, weil ihr Mann ſie bedeutend anblickte, und griff nach ihrem Fächer.

Kaum waren die Gäſte fort, ſo tobte die Tante im Hauſe umher, daß alle lebendige Weſen, nur ihr Hund nicht, zitterten.

„O Jeſabell! Jeſabell!“ rief der Rittmeiſter, und ging zu ſeiner Tochter, über deren ſanfte, zärtliche Liebkoſungen er die Tante und allen Verdruß vergaß. —

„Wir haben Sonnenſteins nichts gethan,“ ſagte er ſehr ruhig, als die Tante Rache verlangte. „Und der Prediger? Element! Fräulein, wenn Sie es wagen, den frommen Mann zu beleidigen, ſo achte ich das Blut meiner Mutter nicht, das in Ihren Adern fließt!“ — Die Tante ließ jetzt weislich den Prediger aus dem Spiele; denn, nannte ihr Neffe ſie einmal: Fräulein; ſo bedurfte es nur noch eines Wortes, und ſein Zorn brach in lichten Flammen aus. — „Sie iſt mir eine Mutter geweſen," ſagte er ſeufzend; „aber, guter Gott, am vierten Gebot verdien' ich den Himmel: denn ich habe die Hölle im Hauſe."

Der Rittmeiſter nahm ſich zwar vor, der Tante zum Troß den Umgang mit Sonnensteins fortzuſetzen; doch es war unmöglich: ſie intriguirte ſo lange, bis er oder Sonnenſteins eine Unvorſichtigkeit begingen; und dann hätte ſie gewonnen. Sie regte ſogleich den alten Verdacht wieder auf, und beide Häuſer, die zur Liebe für einander beſtimmt waren, dienten auf dieſe Art zum Spiel eines argliſtigen, boshaften Weibes. —

Je älter die kleine Philippine wurde, deſto mehr lebte der Rittmeiſter bei ihr und der Predigerwitwe, die das ihr anvertrauete Kind mit der Sorgſalt und Zärtlichkeit einer guten Mutter erzog. Sah die Tante einmal Philippinen, ſo redete ſie drei ganze Tage über die verkehrte Erziehung des Kindes. Welch ein Anzug! welch ein abſcheulicher Anzug! Geht das Mädchen nicht vermummt, wie eine Fledermausmaske! Welch ein Anſtand! welch ein Gang! Sehen Sie, mon neveu, ich bin gerade nicht mehr jung; aber ſehen Sie, das iſt ein Gang, das iſt eine Stellung! Philippine wird ja die wahre Frau von Sonnenſtein! Welch eine Sprache! ich bitte, hören Sie nur mich! Da iſt kein Leben! Blöde wie ein albernes Bauermädchen! Sie wird roth, wenn man ſie nur ſcharf anſieht!

„Wolle Gott, daß ſie das nie verlerne! Die Schamröthe iſt der Widerſchein von der Heiligkeit des Herzens.“

Kein Wort Franzöſiſch, kein Tanz, keine Muſik! denn die geiſtlichen Lieder, die ſie ſpielt und ſingt, ſind gar nichts. Und der Unterricht des Pfaffen, ...

„Des Pfaffen? Fräulein, zum Teufel! wollen Sie Reſpekt haben für einen würdigen Mann, der tauſendmal mehr werth iſt, als alle Hofdamen in der Welt?“

Ich rede aus Liebe zu Philippinen; denn ſie iſt die Enkelin meiner Schweſter, die ich ſo zärtlich liebte.

„Die Sie ſo zärtlich liebten? die Sie im Elende umkommen ließen! Das muß ich doch endlich einmal ſagen.“

Die Tante hob die Augen gen Himmel. O, du weißt, mein Gott, wie mein Herz litt, wie ich das Unglück meiner Schweſter fühlte, mit welcher Freude ich mich ihrer Söhne annahm!

Dagegen konnte er nichts einwenden; und ſogleich ſagte er ſanfter: „laſſen Sie es gut ſeyn; Sie wiſſen ja, ich bin hitzig.“ Doch dabei hatte es ſein Bewenden; mit Philippinens Erziehung ließ er es beim Alten, weil das Kind ihn und alle Menſchen, die noch Sinn für reine Unſchuld hatten, mit jedem Jahre mehr entzückte.

Philippinens Mutter war die Tochter eines Landedelmanns geweſen. Ihr Vater, ein guter Menſch, bekümmerte ſich gar nicht um ſie; und ſo hängte ſie ſich mit ihrem weichen, aber dennoch ſtarken Herzen an die Tochter des Predigers im Dorfe, eben die Witwe, von welcher die kleine Philippine jetzt erzogen wurde. Beide Mädchen hatten weiter gar keinen Umgang. Das Dorf, worin ſie wohnten, lag mitten in einem dicken Walde, den tiefe Thäler und ſteile Berge umgaben. Dieſe ſtille, einſame Natur wirkte auf die Herzen der beiden Mädchen. Ihr Spaziergang war nicht eine lachende Wieſe, nicht eine wallende Kornflur, ſondern der dunkle Schatten eines Hochwaldes, worin man nur Schläge der Holzaxt, und das Klappern mehrerer Mühlen hörte. Sie ſaßen nicht an einem klaren, ſanft fließenden Bache, ſondern an einem wild dahin ſchießenden Bergwaſſer, das aus dem Gebirge hervorbrach, und in jedem Frühlinge, bei jedem Gewitter, wilde Zerſtörung verurſachte. Sie hatten eben ſo wenig Bücher, als Umgang, ſo daß nichts die Gefühle, welche die Natur nach und nach in ihrer Bruſt erweckte, falſch leitete, zerſtörte, beſchleunigte, oder verzögerte. Schauerliche Sagen von Ruinen, die in dem Walde lagen, und in denen noch der Geiſt eines treuloſen Ritters umging, der ſeine Geliebte verlaſſen hatte; einige Geſchichten aus der Bibel: das war der ganze Stoff, den ihre Phantaſie von außen erhielt, den aber ihr Herz in dem Laufe ihres Lebens tauſendfach veränderte. Die beiden Kinder ſpielten zuſammen, theilten mit einander, was ſie hatten, pflückten Blumen, gingen an dem Gießbache hinab, ſo weit ſie nur immer konnten, um zu ſehen, wo er endlich bliebe, und ſetzten ſich auf die Ruinen, ohne zu wiſſen, daß eben dies der Ort war, vor dem ſie ſich ſo ſehr fürchteten; bis ein Kohlenbrenner es ihnen endlich ſagte, und ſie dadurch ſo erſchreckte, daß er ſie durch die Verſicherung: „frommen Kindern thue der Geiſt nichts,“ wieder beruhigen mußte. Sie vermieden die Ruinen lange. Endlich ſagte die eine: der Geiſt thut uns nichts, wenn wir fromm ſind; und nun gingen ſie, die kleinen Hände in einander gelegt, wieder bis an den Rand der Ruinen, und nach einigen Tagen wirklich hinein. Sie konnten das wagen; denn ſie waren ja ſo fromm! Jetzt ließen ſie ſich die Geſchichte des Ritters wieder erzählen. Muß er immer, immer umgehen? fragte Philippine. (So hieß die nachmalige Gattin des Rittmeiſters, eben ſo wie ihre Tochter.) „Bis er erlöſ't wird! erwiederte der Erzähler. Beide horchten noch geſpannter. „Zwei Menſchen," fuhr jener fort, „die in Noth und Tod zuſammen aushalten, einander immer treu ſind, immer lieben, können ihn erlöſen; ſonſt niemand."

Philippine wendete die großen blauen Augen zärtlich zu ihrer Geſpielin; und dieſe winkte ihr freudig mit den Augen. Beide lockten einander in die Einſamkeit. Philippine ſagte, als ſie allein waren: „nicht wahr? wir, wir, liebes Guſtchen!" Dieſe drückte das Köpfchen ſchmeichelnd an Philippinens Bruſt, und ſagte: „wir wollen ihn wohl erlöſen! wenn er es nur erfährt!"

Sie gingen jetzt viel dreiſter in die Ruinen, und ſtritten ſich um nichts in der Welt mehr; denn ſie mußten ja einander immer und immer lieben, wenn der Geiſt erlöſ't werden ſollte. So wuchſen die beiden Kinder heran, und ſprachen von der Liebe, von der Untreue des Ritters, ohne zu wiſſen, was Liebe iſt, und ohne es wiſſen zu wollen, da die innige Freundſchaft ihrer Herzen ihnen genügte. Ihr ſtetes Beiſammenſeyn machte die Eltern aufmerkſam. Man erfüllte ihren einzigen Wunſch, ſie gleich zu kleiden. Sie wurden dann auch zuſammen confirmirt, und kurz, ſie lebten nur Ein Leben.

So wurden ſie ſechzehn Jahre alt, und ahneten nicht, daß es außer ihrer Liebe noch eine andre geben könne. Endlich brach das ſüße Geheimniß der Natur in der ahnenden Seele hervor, wie eine Roſe nach und nach aus ihrer Knospe; doch die Freundſchaft heiligte dieſe neue Blüthe ihres Lebens. Sie ſchworen einander ewige Treue, ewige Liebe, eine höhere, treuere, als ein Jüngling ihnen geben könnte. Vor einer andern Liebe zitterten ſie, da dieſe ſie trennen konnte, trennen mußte. Sie verſprachen ſich in dem ſchönſten Augenblicke ihres Lebens: einander, auch wenn das Schickſal ſie nicht beiſammen ließe, jährlich zweimal auf einen Monat zu beſuchen, und immer alles zu theilen, ſogar, wenn ſie Mütter würden, ihre Kinder gemeinſchaftlich zu erziehen, ſo daß ſie bald bei Philippinen, bald bei Guſtchen wären. Das Schickſal hatte ſeine Freude daran, den ſanften Bach ihres Lebens ruhig fortrinnen zu laſſen. Ein junger Prediger bewarb ſich um Guſtchen, und der Rittmeiſter Bärburg um Philippinen. Beide empfanden die höhern Entzückungen der Liebe; doch ſie drückten die vollen glücklichen Herzen auf einander, und verſicherten, ihre Freundſchaft ſey eben ſo heilig. Guſtchens Vater legte in Einer Stunde die Hände beider Mädchen in die Hände glücklicher Männer.

Guſtchens Ehemann wohnte nur eine Stunde weit von Grundleben; die beiden jungen Frauen ſahen daher einander faſt jeden Tag. Auf der Hälfte des Weges hatte der Rittmeiſter eine bedeckte Laube machen laſſen; hier kamen Beide zuſammen, und ſetzten ihr Schäferleben der Kindheit fort.

Guſtchen wurde Witwe, und zog nach Grundleben zu ihrer Freundin. Nun waren Beide ganz vereinigt, und feſt entſchloſſen, immer mit einander zu leben. Da wurde Philippine geboren. Der Arzt kündigte der Mutter den nahen Tod an. Sie überreichte ihrer Freundin in Gegenwart des Rittmeiſters das Kind, und übertrug ihr feierlich alle Rechte einer Mutter. Dann ließ ſie ſich von dem Rittmeiſter verſprechen, daß er das Kind immer unter der Aufſicht ihrer Freundin laſſen wollte, ſo lange Beide es wünſchten. Endlich legte ſie die Arme um ihre Freundin. „Nun, Auguſte! wir waren einander treu im Leben und im Tode! Der Geiſt iſt erlöſ't, unſer unſterblicher Geiſt: Hier haſt du das letzte Unterpfand meiner Liebe, meine Tochter. Sey ihre Mutter; mein Geiſt wird dich und ſie in Liebe umſchweben!“

Die Sterbende ſagte ihrer Freundin noch einige leiſe Worte: eine Warnung vor der Tante, deren Ankunft bald erwartet wurde. Sie ſtarb; und Auguſte nahm, ruhig, zufrieden, wie über die ganze Welt erhaben, Philippinen in ihre Arme. Von jetzt an lebte ſie nur in dem Andenken an ihre ter, bis zu dem häßlichen Feuerländer hinunter, dem vielleicht der Zirkelkreis die ſchönſte Linie iſt. Durch dieſes Gefühl für ihr eigenthümliches Schöne ſonderte die Natur die Menſchenſtämme von einander ab, zwang den vollkommnen Celten nur zur Liebe für die ſchöne Form der Celtin, den Vollkommenſten allein zur Liebe für die Vollkommenſte. Die Stämme vermiſchten ſich, wie natürlich. So entſtanden in den Seelen der Menſchen Millionen Schönheitslinien, die ihre Ideale waren, nach denen ſie ſuchten, die ſie liebten, denen auch ihre innere Vollkommenheit korreſpondirte, und die allein ſie lieben konnten."

„Und wie weiſe, Liſſow! So ſucht der vollkommne Mann nur das vollkommne Weib auf der ganzen Erde, und ruhet nicht eher, als bis er es gefunden hat. Ihr Bild liegt ſchon, noch ehe er ſie ſah, in ſeiner Seele. Sobald das Mädchen mit den inneren Vollkommenheiten, die zu den ſeinigen paſſen, ihm zu Geſichte kommt, ordnet ſein Gemüth die Vollkommenheiten zu der Form, die ihm das höchſte Ideal der Schönheit ſcheint. Er betet an, wo Andere kalt bleiben, hat nun ſeine

Freundin, und für deren Tochter. Der Rittmeiſter ließ den Leichnam ſeiner Gattin an ihrer Lieblingsſtelle im Garten beerdigen. Ueber dem Gewölbe, worin er ruhete, war ein großes Zimmer, mit einem Cabinette, rings von Trauerweiden, hangenden Birken und Zypreſſen umgeben. Im Zimmer hing ein ſchönes Bildniß der Verſtorbenen, über dem Eingange zur Gruft.

Dies war Auguſtens liebſter Aufenthalt, und hierhin rettete ſie ſich vor der Tante; hier erzog ſie die geliebte Tochter ihrer Freundin; hieher ging auch der Rittmeiſter, wenn ihn das Geſchwätz, das Plagen der Tante ermüdet hatte.

Dieſe Frau erzog des Rittmeiſters Tochter. In den erſten Jahren wuchs Philippine natürlich auf; dann gab die Erzieherin ihr ein kleines Mädchen von demſelben Alter, die Tochter des Gärtners, zur Spielgefährtin, und überließ die Kinder ſich ſelbſt, ohne ſonſt etwas zu thun, als daß ſie ihr Vergnügen durch kleine Erzählungen vermehrte. Sie mußte das Herz ihrer Philippine gewinnen; denn wie hätte ſie den Gedanken ertragen können, daß die Tochter ſie nicht eben ſo lieben ſollte, wie die Mutter! Und ihr Plan gelang ihr vollkommen.

Indeß mußte Philippinens Umgang mit der kleinen Tochter des Gärtners aufhören, wenn ſie nicht die Fehler der letztern annehmen ſollte; und ſo war ſie im ſiebenten Jahre wieder mit ihrer Mutter allein. Nun kamen Sonnenſteins, und brachten zwei ſchöne Kinder mit, einen Knaben und ein Mädchen, die ſehr einfach, ſtill und fromm erzogen waren. Philippinens Erzieherin bemühete ſich ſogleich, das Vertrauen der beiden Kinder zu gewinnen; und ihre Pflegetochter liebte den kleinen Erhard und die kleine Minette von ganzem Herzen. Sie waren oft beiſammen, wenn die Tante die Freundſchaft der beiden Häuſer nicht geſtört hatte; war aber dies der Fall, ſo blieb Minette weg, und Philippine mußte wieder mit ihrer Mutter allein ſeyn.

Auguſte hatte etwas gegen des Kindes Umgang mit Sonnenſteins Sohne, obgleich

Beide gerade in demſelben Alter waren: denn Philippine hängte ſich weit ſtärker an ihn, als an ſeine Schweſter. Wirklich paßten jene beſſer zu einander; doch, die Mutter hatte in ihrer Jugend nur eine Freundin gehabt, und die ſollte auch die Tochter nur haben. Der Umgang mit Sonnenſteins wurde, nachdem er einige Mal wieder hergeſtellt war, endlich ganz abgebrochen, und Philippine lebte wieder, obgleich ohne Geſellſchaft, ſehr glücklich; aber doch erinnerte ſie ſich bei jeder Gelegenheit mit vielem Vergnügen ihrer beiden Spielgefährten, und trauerte, daß ſie nicht wiederkamen. „Du wirſt ſie wiederſehen, Philippine, Alle die du liebſt," ſagte die Erzieherin; „auch deine Mutter, die du nicht gekannt haſt. Liebe ſie, wenn du auch von ihnen getrennt biſt, wie ich deine Mutter liebe, die Gott von mir getrennt hat! Ich werde ſie wiederſehen!"

Auguſte erregte in der Seele des Kindes eine zwar künſtliche, aber dennoch wahre Liebe zu ihrer Mutter. Faſt alle ihre Erzählungen betrafen dieſe, und die Freundſchaft, die Liebe ihrer Kinderjahre; und dann ſetzte ſie oft hinzu: „Philippine, deine Mutter ſieht mit Freudenthränen vom Himmel herab auf ihre fromme Tochter; und wenn du recht gut, recht fromm biſt, ſo ſchwebt ihr Geiſt zu uns hernieder. Du wirſt ihre Nähe im Innerſten deiner Seele fühlen.“

Die kleine Philippine vermiſchte die Gegenwart mit der Zukunft, die Erde mit dem Himmel; ſie dachte ſich ihre Mutter und die kleinen Freunde, von denen ſie getrennt war, an Einem Orte, und hoffte, jene eben ſo wiederzuſehen, wie dieſe. Ihre Erzieherin ging oft in das Gewölbe. Philippine begleitete ſie dahin, ſetzte ſich auf den Sarg, und ſprach mit dem Staube ihrer Mutter. So verlor der Tod in ihren Augen das Schreckliche: ſie knüpfte zwei Welten mit einem ſchönen Bande an einander, und wäre mit eben der Empfindung in ein andres Leben getreten, mit welcher ſie aus dem dunklen Theile des Gartens, wo das Monument ihrer Mutter ſtand, in den ſchöneren, freiern, ſonnigen trat. Der ehrwürdige Prediger, der ſie in Religionskenntniſſen unterrichtete, verſtärkte dieſe Gefühle noch, und erfüllte das Herz ſeiner Schülerin mit dem freudigſten Glauben, der ihr eine lebendige Quelle des heiterſten Vertrauens auf das Glück des Lebens und auf den Schutz der Vorſehung wurde.

Frömmer war nie ein Kind, doch auch nie eins heiterer und fröhlicher, als Philippine: ſie kleidete die Ewigkeit in das Roſenlicht der jugendlichen Freude; nur freundliche Weſen aus einer Welt voll Unſchuld umgaben ſie: ſo fühlte ſie ſich, ungeachtet ihrer Einſamkeit, unbeſchreiblich glücklich. Ihre Erzieherin hatte ihr eine lebende Welt gegeben: einige Lämmer, ein Hündchen, eine Menge Hühner, eine Menge Tauben; und allen dieſen Thieren gab ſie ihre Nahrung, alle kannten ihre liebende Gebieterin, und folgten ihrer Stimme. — Sie muß lieben, viel lieben! ſagte die Erzieherin, als der Rittmeiſter ſeine Tochter, umflattert von den Tauben, umhüpſt von den Hühnern, zwiſchen ihren Lämmern ſitzen ſah. „Ich dächte,“ erwiederte er, „ſie ſollte Menſchen lieben; beſonders Kinder.“ Sie erwiederte ſeufzend, weil ſie den Mangel noch tiefer fühlte, als er: Menſchen liebt ſie, ihre ſelige Mutter, Sie, mich, den Prediger, Alle, die ſich ihr nähern. Freilich, Kinder! Aber ſie fühlt den Mangel nicht; ich bin mit ihr ein Kind geworden.

Philippine mußte lieben; denn, wer ſich ihr näherte (die Tante ausgenommen, die ſie indeß nur ſelten ſah), liebte ſie. Gegen die damalige Sitte hing ihr das blonde gelockte Haar frei und natürlich um die Schultern; ein weißes Kleid und eine Blume waren ihr einziger Putz. Wer ſie unter ihren zutraulichen Thieren ſah, glaubte eine Scene aus einer Unſchuldswelt zu ſehen; wer mit ihr ſprach, empfand ein ſüßes Entzücken, weil ſie ſo kindlich, ſo zärtlich, ſo ſchamhaft beſcheiden war, daß ſie nicht von dieſer Erde zu ſeyn ſchien. Da ſie die Welt nicht im mindeſten kannte, und nicht ein einziges Compliment wußte, ſo reichte ſie, ſelbſt als ſie ſchon dreizehn Jahr alt war, mit einem himmliſchen Lächeln jedem Fremden die Hand, und wenn er ihr gefiel, (wie das beinahe immer der Fall war), ſo legte ſie auch wohl das freundliche, ſchöne Geſichtchen an ſeine Bruſt.

So verging auch ihr vierzehntes Jahr bei den fröhlichen Spielen ihrer genußreichen, unſchuldigen, argloſen Kindheit; ſie dachte ſich die Welt wie ihren Garten, und alle Menſchen wie ihre Mutter, ihren Vater, und die Jungfer, die ihr aufwartete: in ihrem reinen Sinne war nicht Ein widriges Bild, in ihrer Seele kein unheiliger Gedanke. Endlich ſagte der Vater zu der Erzieherin: „Liebe Freundin — ich danke Tag für Tag dem allgütigen Gott, daß er Sie meiner Philippine gegeben hat. Und könnte ich mich, Sie, das Kind, und etwa noch einige andre Menſchen, wegtransportiren auf eine Inſel, wo es möglich wäre, immer ſo fort zu leben . . . Ich weiß, das Leben meiner Tochter iſt das Leben des Paradieſes. Aber nachgerade wird ſie groß.“ — (Er erröthete, als er das ſagte.) „Sie iſt vierzehn Jahre, und wächſt zuſehends. So kann ſie doch nicht immer leben; ſie muß doch wiſſen, daß es auch andre Menſchen auf der Erde giebt, ſo Tanten, Hammers, und dergleichen. Ich will ſagen, liebſte, beſte Freundin: ſie muß nun endlich ein wenig in die Welt. Mir iſt recht bange davor; denn was anders kann die Welt, als dieſe Engelsſeele beflecken! Gott gebe dem Kinde Glück, ach! recht viel Glück, und vor allem gute Menſchen!"

Auguſte fühlte, daß der Rittmeiſter Recht hatte; und doch zitterte ſie vor dem Gedanken, daß ihre geliebte Philippine hinausgeſtoßen werden ſollte in den Tummelplatz von Leidenſchaften, Laſtern und Verbrechen. Sie bat den Rittmeiſter nur, in Philippinens Lebensweiſe nicht eher etwas zu verändern, als bis ſie confirmirt ſey, damit bis dahin Friede und Seligkeit ungeſtört ihre Bruſt erfüllten. Das bewilligte der Rittmeiſter gern, und er würde mehr bewilligt haben, wenn Auguſte es verlangt hätte. Dieſe ſah wohl ein, daß Philippine nothwendig unter Menſchen kommen mußte; ſie wollte nur vorher in der feierlichen Stunde des Abendmahls ihr Herz gegen die Angriffe derſelben heiligen.

Der Prediger unterrichtete Philippinen in ihrem Gartenhauſe; doch wünſchte er, daß ſie die letzten Stunden zu ihm kommen möchte, um mit den übrigen Kindern des Dorfes vorbereitet und dann confirmirt zu werden.

Philippine freuete ſich auf dieſen Tag; es war ihr, als ſollte ſie ſchon an ihm in die Welt treten. Sie ging in Begleitung ihres Mädchens zu dem Prediger, verbeugte ſich, als ſie in das Zimmer trat, erröthete, und ſetzte ſich ſchweigend auf den Stuhl, den der Prediger ihr anwies, neben einem Knaben von ihrem Alter. Dieſer Knabe war ihr ehemaliger Spielgefährte, Sonnenſtein. So ſehr ſie auch an Aufmerkſamkeit bei dem Unterrichte gewöhnt war, ſo dachte ſie doch heute faſt immer an ihren jungen Freund, den ſie ſo lange nicht geſehen hatte. Sie glaubte, ihre Erzieherin hätte ihr abſichtlich verſchwiegen, daß ſie ihn wiederſehen ſollte, um ihr eine deſto größere Freude zu machen. Zwar fühlte ſie, daß ſie etwas blöder gegen ihn geworden war, und daß es ihr ſchwer ſeyn würde, ihn anzureden, wenn der Unterricht vorüber wäre; aber er hatte ſie doch ſo freundlich angeblickt: wie hätte ſie nun weggehen können, ohne ihm ein Wort zu ſagen, da ſie ſo herzlich gewünſcht, ihn wiederzuſehen, und da ihre gute Mutter ihr verſichert hatte: du wirſt ihn wiederſehen, wenn du fromm biſt! Nach der Stunde ging ſie mit dem jungen Sonnenſtein durch den Garten des Predigers, der näher zu ihrer Wohnung führte. Hier ſtand ſie auf einmal ſtill, ſah ihn mit den frohen blauen Augen an, und ſagte: „o, Erhard, es iſt recht lange, daß ich dich nicht geſehen habe! Aber ich wußte, daß ich dich wiederſehen würde. Meine Mutter hatte es mir verſichert. Sieh, ich glaubte immer, ſie meinte: wenn ich todt wäre, und du auch. Aber nun geſchieht es noch hier; und hier iſt es doch auch ſchön!"

Philippine war dem Knaben fremder ge-

Hälfte gefunden, und iſt glücklich. So findet der Neger ſeine dicke, rundköpfige Negerin ſchön, weil dieſe Form ihm das höchſte Ideal iſt. So muß die wahre Liebe immer nur auf einmahl, und immer nur durch die körperliche Schönheit, entſtehen. Sieh, wie viel Wahrheit nun auf einmahl die ſchönen, unerklärbaren Mythen der Griechen enthalten! Venus Urania, die reinſte Liebe, die Seelenliebe, iſt nichts als die ſchönſte Form, ohne alle Hülle, ohne Eltern aus dem Meere geboren. Sie iſt die Göttin der Schönheit; die Grazien ſind ihre Dienerinnen. Die perſonificirte Wolluſt hingegen, Amor, trägt die brennende Fackel, die tödtlichen Pfeile der Leidenſchaft, des ungeleiteten Geſchlechtstriebes. Aber ſeine Augen ſind verbunden: er ſieht die ſchöne Form nicht, welche die Liebe beſeelen ſoll; er iſt blind, und ſeine Liebe nichts als thieriſche Wolluſt. Sieh die reitzende Fabel: Amor und Pſyche, die Wolluſt und der Menſch. Wie lehrreich! Sobald Pſyche den Geliebten ſieht, hört die Wolluſt auf; Amor entflieht, und in Pſychens Seele bleibt nichts zurück als das Verlangen, die Sehnſucht nach dem Geliebworden, als er ihr; doch gleich bei den erſten Worten: „o Erhard!“ war ſie ihm wieder die liebe, fromme Philippine. Er drückte ihr die Hand, und ſagte: ich kenne dich noch ſehr wohl. Wir haben dich auch noch recht lieb, Minette und ich; wir denken recht oft an dich, und ſprechen von dir.

Sie legte das Engelsgeſicht auf ſeine Schulter, und ſagte: „o, ich trage euch in meinem Herzen! Aber nun ſeh' ich dich immer!“ — Ihre Jungfer war bei dieſer Scene zugegen, und trieb ſie, zu eilen. Zu Hauſe erzählte Philippine ihrer Mutter mit einer ſchönen Begeiſterung, daß ſie den lieben Erhard wiedergeſehen habe; und den ganzen Tag hindurch ſprach ſie beinahe von nichts, als von ihm.

„Das hatte ich dir nicht verſprochen, mein Kind,“ ſagte Auguſte ſanft: „denn dort hätteſt du ihn nicht wiederſehen ſollen; dort kannſt du ihn nur ſehen, nicht auch mit ihm reden, ja nicht einmal immer an ihn denken, weil es dich an Aufmerkſamkeit auf den Unterricht hindern würde. Du ſollteſt ihn wiederſehen, nur dort nicht!“

Philippine hob die blauen Augen langſam zu ihrer Mutter auf. Ich bin gar nicht aufmerkſam geweſen; faſt die ganze Stunde habe ich daran gedacht, was er ſagen, was ich ſagen, und wie er ſich freuen würde.

„Siehſt du wohl, mein liebes Kind?“

Aber nun hab' ich mich gefreuet; nun hab' ich ihm geſagt, was ich ihm ſagen wollte. Jetzt will ich wieder recht aufmerkſam ſeyn.

„Und weißt du denn, ob er deine Freundſchaft verdient? Iſt er noch ſo fromm, wie er war? iſt ſein Herz noch heilig, wie ehemals?“

Gewiß, Mutter! Du ſollteſt ihn nur ſehen!

Die Mutter ſeufzte: denn ſie fürchtete, der Knabe habe die Reinheit ſeines Herzens verloren; und das machte ſie ängſtlich, nicht Philippinens Begeiſterung. Man glaubte das, obgleich ganz ohne Grund, in Bärburgs Hauſe allgemein, weil die Tante es in Umlauf gebracht hatte, entweder um der Frau von Sonnenſtein wehe zu thun, oder nur, um ſich doch mit irgend etwas zu beſchäftigen. Sie erzählte ihrer Jungfer eine Kleinigkeit von Sonnenſteins Kindern; dieſe Kleinigkeit kam von der Jungfer an den Koch, von dem an einen Bedienten, von dieſem nach und nach an alle Leute im Hauſe, und endlich, von jedem etwas vergrößert, wieder zurück zu der Tante, die ſie dann an den Rittmeiſter brachte. Er erwiederte ihr bloß ein „Tralala!“ Das ärgerte ſie, und ſie ſagte: ich habe es von dem Koch, der es doch wohl wiſſen kann!

„Vor zehn Jahren hat er dort einen Bedienten in's Haus gebracht!“

Die Tante fragte in Gegenwart des Rittmeiſters einen alten Bedienten; und dieſer antwortete: man hört freilich allerlei, was nicht gut iſt!

„Vom Koch; der Koch von dem Reitknecht, der von einem Ungenannten. Laſſen Sie das gut ſeyn, Tante!“

Der Rittmeiſter urtheilte ſehr richtig; aber die Tante wollte ihre Nachrichten anerkannt wiſſen. Sie ſagte nun mit großer

Unverſchämtheit zu ein Paar Speichellekkern des Rittmeiſters halb leiſe: ich höre, daß Sonnenſteins Kinder nicht einſchlagen. Man wußte, daß ſie die Familie haßte, und gab daher das zu, wollte es auch ſelbſt gehört und erfahren haben. Das iſt doch recht ſehr zu bedauern! ſagte ſie nun ſo laut, daß Jedermann es hören mußte. Die armen Eltern! — Richtig fragte der Rittmeiſter gutherzig: „welche Eltern?" — Da erzählt mir ſo eben der Herr hier, daß Sonnenſteins Kinder ... — Alles wurde beſtätigt, und dabei gab man einzelne Umſtände an, die den größten Schein der Wahrheit hatten. „Tralalala!" ſagte der Rittmeiſter wieder, doch nur mit halbem Muthe; und ſo wurde denn die Sage von Sonnenſteins bösartigen Kindern in Bärburgs Hauſe gar nicht mehr bezweifelt.

Der Rittmeiſter ſprach, um Sonnenſteins zu ſchonen, nie ein Wort darüber, und konnte alſo die Wahrheit nicht erfahren. Eben ſo ging es der Predigerwitwe. Auch dieſe, welche überdies nur ſelten Menſchen ſah, ſchwieg aus Achtung für die Eltern, und war betrübt darüber, daß die beiden ſchönen Blüthen ſo früh vernichtet waren. Sie hielt es für ein Glück, daß Philippine nur einige Stunden mit dem jungen Sonnenſtein beiſammen ſeyn ſollte; und, um allen Schaden zu verhüten, ſchickte ſie das geliebte Kind erſt mit dem Anfange der Stunde hin, auch mußte die Jungfer es nach der Stunde ſogleich wieder in Empfang nehmen. Philippine wußte nicht, warum ſie dem lieben Spielgefährten immer ſo ſchnell entriſſen wurde, und klagte es ihrer Mutter. Dieſe ſagte: „ich fürchte, Erhard iſt nicht mehr gut und fromm!“ Nun hielt Philippine ihrem Erhard eine lebhafte Schutzrede, die aber auf die Mutter gar keine Wirkung that.

Sie ſah ihn das nächſte Mal darauf an, ob ihre Mutter wohl Recht haben könnte; doch ſein Geſicht lächelte ihr ſo hell und ſchön entgegen, wie das Geſicht eines Engels. Nun drückte ſie ihm ſchnell die Hand, ohne ſich davor zu ſcheuen, daß der Prediger es ſehen könnte.

Der alte Prediger wendete ſich jetzt mit ſeinen Fragen abwechſelnd an Philippinen und an Erhard. Er redete von dem Glücke eines frommen Chriſten ſo herzlich und ſo erhaben, daß Philippinens Augen bald in Freudenthränen ſchwammen; aber noch größer wurde ihr Entzücken, als Erhard, von dem Feuer ſeines Lehrers, und noch mehr von den ſchimmernden Thränen ſeiner Nachbarin ergriffen, plötzlich aufſtand, und ſeinem Lehrer mit einem Handſchlage verſicherte: ich will, ſo lange ich lebe, vor Gott wandeln!

Was bedurfte es für die fromme Philippine mehr, als dieſer Worte, um feſt zu glauben, daß Erhards Herz noch heilig ſey! Als ſie weggingen, riß ſie ſich, nach einem kurzen Bedenken, auf einmal von ihrer Jungfer los, eilte auf Erhard zu, und ſagte ihm herzlich: ich liebe dich, und will dich ewig lieben. Nun ging ſie zufrieden nach Hauſe, und erzählte ihrer Mutter, was geſchehen war. Dieſe ſchwieg zwar, und lächelte; aber doch widerrief ſie nicht. Philippine wunderte ſich über den ungewöhnlichen Starrſinn ihrer Mutter. Auch ſie ſchwieg nun; doch unmöglich konnte ſie ruhig bleiben, und zugeben, daß Erbarden ſo großes Unrecht geſchah. Sie wollte ihre Mutter überzeugen, daß er gut wäre, und ſann, mit glühenden Wangen, mit pochendem Herzen, auf einen Plan, dies zu bewirken. Die Mutter ſah ihr begeiſtertes Auge, ihre glühende Wange, das Pochen ihres Herzens, wußte auch durch die Jungfer, was Philippine Erharden geſagt hatte; und dennoch blieb ſie ruhig, weil ſie die reine, von aller Sinnlichkeit freie Engelsſeele ihrer Tochter kannte. Auch fing ſie wirklich an, Philippinens Verſicherungen von dem jungen Sonnenſtein mehr zu glauben, als dem Gerüchte, das doch im Grunde nur von der Tante herkam.

Auf den Knaben hatte das alles einen tiefen Eindruck gemacht, doch einen andern. Sonnenſteins lebten viel in der großen Welt, und ihre Kinder wurden meiſtens mit in die Geſellſchaften genommen, die ihren Sitten nicht gefährlich werden konnten. Sie waren Beide vortrefflich erzogen, und zwar ſo, daß ſie ſpäterhin in der großen Welt, wie in der Einſamkeit, in den verwickeltſten Verhältniſſen, wie in dem Genuſſe des einfachen häuslichen Glückes, mit Anſtand leben konnten. Sie kannten die Welt ſchon, und hatten angefangen darin zu leben; doch die Reinheit ihrer Herzen bewahrten religiöſe Empfindungen. Ihre Mutter gab ihnen das beſte Beiſpiel, der Welt den feinen Genuß der Künſte abzugewinnen, ohne ihn durch Aufopferung der edleren Gefühle, der Liebe, der Tugend und des innern Friedens zu erkaufen. Die Kinder laſen ſchon in mehreren Sprachen, ſpielten und ſangen fertig, und waren auch nicht ungeübt im Zeichnen; alle Künſte aber ſchildern, beſingen und zeichnen ja faſt immer nur die Liebe. Auch waren die beiden Kinder mit ihren Eltern jeden Winter einige Monate in der Hauptſtadt, und kamen da in Geſellſchaften, auf Bälle und in das Schauſpiel. So kannten ſie denn die Liebe ſchon, ohne ſie zu fühlen: dieſe gefährliche Leidenſchaft, die einmal ihr

Leben beglücken ſollte, und die ſie ahnend erwarteten.

Erhard hatte die Geſpielin ſeiner Kindheit faſt ganz vergeſſen. Anfangs ſprach er, wenn er mit ſeiner Schweſter einmal allein war, wohl von Philippinen, von ihrem dunkeln Trauer-Bosket, und von den ſinnvollen Spielen, die ſie angab; doch nach und nach wurden dieſe Bilder in ſeiner Seele dunkler. Als er confirmirt werden ſollte, erfuhren ſeine Eltern durch den Prediger, daß auch Philippine, wie Erhard, die letzten Stunden des Unterrichtes beſuchen würde, um nicht durch unvermuthetes Erſcheinen am Tage der Confirmation die übrigen Kinder zu ſtören. Dadurch wurden bei Erhard die alten Bilder wieder aufgefriſcht. Heute wirſt du Philippinen wiederſehen, ſagte Minette. Ob ſie dich wohl noch kennen wird? und du ſie?

Als ſie endlich zu dem Prediger kam, und mit dem leichten, ſchönen Gange herein ſchwebte, war ihm, er wußte ſelbſt nicht wie. Er merkte bald, daß ihre ungewöhnliche Kleidung, die etwas Schäferliches hatte, ihm ſo auffiel. Das ungepuderte, blonde Haar, welches ihr in ſchönen, natürlichen Locken um den Nacken hing, das lange weiße Kleid, welches den Körper ſo leicht, ſo ſchlank machte, ſchien ihm nicht häßlich; er begriff aber nur nicht, wie Philippine in einem ſolchen Anzuge aus dem Hauſe gehen mochte. Als er ſie, neben ihr ſitzend, mit Ruhe betrachtete, glaubte er, nie ein ſchöneres Geſicht geſehen zu haben. Ihre Verbeugung beim Eintreten, ihr Lächeln, ihre Bewegungen, das alles hatte für ihn etwas Fremdes, und war nicht ſo, wie es ſeyn ſollte; aber dennoch konnte er nicht umhin, es äußerſt ſchön zu finden. Sie wurde ihm indeß durch das alles ſo fremd, daß er ſie gewiß nicht angeredet hätte. Doch — im Garten richtete ſie die großen blauen Augen mit einem frohen Blick auf ihn. Und als ſie nun die ſchönen Roſenlippen öffnete, ſich, wieder ſo ungewöhnlich, und doch ſo reitzend, zu ihm beugte, ihre ſchöne ſilberhelle Stimme ihn vertraulich: Erhard und Du nannte; als ſie ihm die zarte Hand reichte, ihm die ten. Sie irrt über die ganze Erde, um ihr Ideal zu ſuchen, und iſt unglücklich, weil ſie der Wolluſt fröhnte. Noch täglich beſtätigt die Erfahrung dieſe lehrreiche Fabel. Die Nacht, die Finſterniß, iſt die Zeit und der Schauplatz der Wolluſt, der Ausſchweifungen, und für die Unſchuld am gefährlichſten. Natürlich! Man ſieht die ſchöne Form nicht, die allein man lieben kann; die Phantaſie hängt das innere Ideal über den Gegenſtand der Wolluſt, wie einen glänzenden Schleier, und betriegt die Seele mit erborgter Schönheit.“

„Ich glaube, man wäre im Stande in der Dunkelheit der Nacht ſelbſt eine Negerin reitzend zu finden; aber der erſte Strahl des Tages zerſtört dieſe unnatürliche Liebe wieder, und man ſchämt ſich ſeines augenblicklichen Irrthums.“ ꝛc. ꝛc.

Emilie ſchien unſerm Baron nun das Ideal zu ſeyn, das er ſuchte; „denn,“ ſagte er, „als ich den erſten Blick auf ſie warf, liebte ich ſie. Ihre Geſtalt ſchlummerte in meiner Seele; ſo, und nicht anders, hatte ich mir immer die vollkommne Celtin gedacht.“ Das räumte er ſo lange und ſo ſtark, bis er end, ſeinige drückte: da nannte er ſie wieder Du, ohne zu wiſſen, wie es zuging, daß er, ſo fremd ihm auch alles an ihr ſchien, dennoch ſo bekannt mit ihr war. Als ſie dann auf einmal den ſchlanken runden Hals beugte, und ihr, gleich einer ſanften Purpurroſe, glühendes Geſicht an ſeine Wange legte, und mit einer Innigkeit, wie er ſie noch nie gehört hatte, zu ihm ſagte: „ich trage euch in meinem Herzen!“ da wollte er ihr antworten; doch das Herz ſchlug ihm zu ängſtlich, zu froh, und er ſchwieg, weil es ihn freuete, ſie ſprechen zu hören und zu ſehen.

Wie eingewurzelt auf der Stelle, wo er ſtand, ſah er ihr nach, als ſie mit ihrem Mädchen nach Hauſe ging, und kehrte endlich, mit einem ganz ungewöhnlichen, tiefen Eindruck im Herzen, auf einem Umwege zurück, damit er die ſüßen Empfindungen ſeiner Seele noch länger genöſſe. Als ſeine Schweſter ihn fragte, antwortete er kalt: ſie war da. — „Nun?“ — Sie war da; ſonſt weiß ich dir nichts zu ſagen.

Mit Zittern ging er das nächſte Mal in die Stunde; und nun war ihre Art ſich zu kleiden, ihm nicht mehr befremdend. Doch wie ſehr wurde er überraſcht, als ſie auf ihn zuflog, und ihm ſagte: „ich liebe dich, und werde dich ewig lieben!“ So jung er auch noch war, und ſo eitel er bei ſeiner Erziehung hätte ſeyn können; ſo konnte er doch Philippinens Worte unmöglich falſch verſtehen. Liebe bedeutete in ihrem Munde etwas Andres, etwas Edleres, Heiligeres, als was er ſich bisher unter dieſem Worte gedacht hatte.

Unglücklicher Weiſe entdeckte Auguſte dem Rittmeiſter ihre Beſorgniſſe. „Der Teufel!“ ſagte er heftig: „wenn nur nicht etwas Andres dahinter ſteckt! Das Mädchen iſt über vierzehn Jahre alt. Man hat Exempel, liebe Auguſte; glauben Sie mir! . . . Und der Erhard — es mag nun viel oder wenig von dem wahr ſeyn, was wir von dem Burſchen gehört haben: ſo viel iſt doch richtig, daß er ſich in der Reſidenz mit ſeinen Eltern auf allen Bällen, in allen Schauſpielen herumgetriegetrieben hat. Gott mag wiſſen, wo noch ſonſt. Nein, das geht weit! „Ich liebe dich, und werde dich ewig lieben!“ Da iſt etwas Anderes im Spiel, als Sie glauben; und, bei meiner Seele!“ — Er ſchlug die Hand aufs Herz, daß es tönte. — „Ich weiß wohl, daß die Tante zwiſchen uns und Sonnenſteins Samen zu Giftpflanzen ausgeſtreuet hat; aber hätten Sonnenſteins nicht Schatten und Sonne, Regen und Pflege dazu hergegeben, ſo wäre es anders. Ein Sonnenſtein bekommt das Mädchen nicht! Lieber wollte ich ſie zu ihrer Mutter hinlegen, in Gottes Arme, als in die Arme meiner Feinde. Sagen Sie das dem Kinde, wenn Sie es rathſam finden. Ich werde es Sonnenſteins ſagen, und zwar recht deutlich, ſobald ſie nur einen Schritt thun!“

Auguſte ſchwieg; denn was konnte ſie erwiedern! Sie wünſchte, daß nur die wenigen Tage bis Pfingſten, wo Philippine zur Communion gehen ſollte, ſchon vorüber ſeyn möchten.

Philippine bildete ihren Plan, die Mutter mit Erhard auszuſöhnen, in den einſamſten Stunden unter ihren Lämmern aus; und darüber kam der Tag der Confirmation heran. Der alte Prediger ſegnete die Kinder auf ſeinem Zimmer ein, und erlaubte, damit ſie nicht zerſtreuet würden, keine Zuſchauer. Hier ſtand der ehrwürdige Greis, wie ein Apoſtel, in dem Kreiſe der Kinder, um ſie noch einmal zu ermahnen. „Seyd fromm,“ ſagte er; „beſonders Ihr Beiden, du Erhard, du Philippine! Der Anblick eurer reinen, ſtillen Herzen hat mir die ſüßeſte Freude gemacht, für die ich dem gütigen himmliſchen Vater danke. Dankt auch ihr Ihm, der euch ſolche Eltern, ſolche Erzieher, ſolche gleiche Herzen gab! Seyd treu bis an's Ende! Gebt mir die Hand auf dieſes theure, werthe Wort: ſeyd treu bis an's Ende!“

Er faßte ihre Hände in ſeine Linke zuſammen; dann legte er ihnen abwechſelnd die Rechte auf die Stirn, und ſegnete ſie, indeß ſeine Thränen ſich mild ergoſſen. „Ich mache euch Beide, dich, Erhard, zu Philippinens, und dich, Philippine, zu Erhards Zeugen und Bürgen dieſes Verſprechens. Wacht einer über des Andern Gottſeligkeit! Ermahnet einander, eure Herzen ſo rein zu erhalten, wie ſie in dieſer heiligen Stunde ſind. Ihr ſeyd von Gott dazu beſtimmt, einmal der Vater, die Mutter, die Beſchützer, die Wohlthäter dieſer Kinder zu werden, die um euch her ſtehen. Seyd es Beide in herzlicher Liebe und Eintracht! Du, o himmliſcher Vater, der du dieſen beiden Kindern Herzen voll Glaubens, Liebe und Hoffnung gabſt, ſprich dein Amen zu dieſem Wunſche!" Und nun ergoß ſich die Begeiſterung des Greiſes in ein erhabenes Gebet, wobei er noch immer die Hände der beiden Kinder in der ſeinigen hielt. Die Seelen der Kinder flogen in glühender Andacht zu Gott empor, und heiße Thränen rollten über die glühenden Wangen. Höher können Menſchenherzen ſich nicht heben, ohne vor Wonne zu vergehen!

„Amen!" ſagte der Greis, und ließ ihre Hände los; doch die Hände blieben vereinigt. Beide Kinder warfen das thränenvolle, blitzende Auge auf einander: ſie ſtanden vor Gott, in hoher Reinheit, in dem erhabenſten und lauterſten Gefühle der Tugend. Philippine reichte ihrem Freunde auch die andre Hand, und ſagte leiſe: du biſt mein Zeuge, Erhard! ich will treu ſeyn bis an's Ende!" — Er drückte beide Hände feſt in den ſeinigen, und wiederholte noch leiſer: treu bis an's Ende! Ihre Seelen floſſen in einander, ihre Herzen waren nun auf ewig verbunden, ohne daß ſie es wußten. Beide dachten in dieſer Minute an gar nichts anders, als an Gott. Sie gingen ruhig nach Hauſe; doch nein! ein ſanfter Sturm, wie die heiligſte Stille, wogte unabläſſig in ihren Herzen. „Mutter," ſagte Philippine; „ich habe ihm verſprochen, treu zu ſeyn bis an's Ende, zu wandeln in ſtiller Gottſeligkeit! O, ich bin ſo glücklich!" Sie hätte in der That nicht ſagen können, wen ſie unter dem Ihm verſtand; auch war ja das nur eine Nebenſache. Unter den Bildern ihrer Seligkeit ſtand auch Erhard in friſchen, lebendigen Farben; ihr Blick fiel aber nicht beſonders auf ihn. Sie entwickelte nichts, ſie ſonderte nichts ab; ihr Gefühl war nur Eins: heilig, ſelig. So, in dem Nachgenuß ihrer Wonne, brachte ſie den Tag zu: ſie blieb einſam bei dem Sarge ihrer Mutter, und dann unter dem finſtern Schatten der Zypreſſen. In der Nacht konnte ſie faſt gar nicht ſchlafen, und am frühen Morgen ging ſie ſchon wieder in den Garten.

In den Geſang der Nachtigall tönte das Frühgeläut der Glocken zur Feier des ſchönſten Feſtes im Jahre; auf allen Zweigen hingen, ſtrahlend wie Diamanten, unzählige Thautropfen. Philippine drückte die naſſen, kühlenden Zweige an die heiße Bruſt; mit Worten konnte ſie nicht beten, weil ihre ganze Seele ein Gebet war.

Ihr wehmüthig frohes Gefühl wurde immer ſtärker, immer gewaltiger, und beengte ihre Bruſt mit einem ſüßen, überirdiſchen Schmerze. Der reine, klare Himmel ſchien ſie zu ſich empor ziehen zu wollen; mit jedem Hauche der Morgenluft, der ihr Blüthendüfte zuwehete, glaubte ſie, hinauf zu ſchweben. Alle Menſchen, die ſie kannte, ihre Mutter, ihre Erzieherin, ihr Vater, Erhard, Minette, die ſie nicht wiedergeſehen hatte, ihr Onkel, deſſen ſie ſich kaum noch erinnerte, ſchienen ſie in lichten, bald kommenden, bald verſchwindenden, Geſtalten zu umringen. Sie brach endlich in einen Strom von frommen Thränen aus, und ging zu dem Sarge ihrer Mutter. Der kalte Marmor, den ſie an ihre offne Bruſt drückte, that ihr wohl; er kühlte ſie ab, und ſtillte die zu gewaltigen Gefühle ihres Herzens. Endlich kam ihre theure Auguſte. Sie eilte ihr entgegen; und in den Armen, an der Bruſt dieſer geliebten zweiten Mutter fand ſie ſo viele Ruhe wieder, daß ſie beten konnte.

Ihr kurzer, unruhiger Schlaf, ihr frühes Aufſtehen, die Morgenluft, die große Bewegung, worin ſie geweſen war: das alles hatte ſie blaß gemacht, blaſſer als gewöhnlich. Nun kleidete ſie ſich in ein langes weißes Gewand, ließ ſich das blonde

Haar in lieblichen Locken um die Stirn flechten, und ſteckte vor die Bruſt eine weiße Lilie, die Lieblingsblume ihrer verſtorbenen Mutter. Dann ſprach ſie mit ihrer Auguſte von den Freuden des heutigen Tages, von der Seligkeit guter Menſchen. Der Rittmeiſter kam langſam durch das Gebüſch gegangen, ſchon mit Thränen in den Augen, noch ehe er ſeine Philippine geſehen hatte. Als er ſie mit blaſſen Wangen, die Hände in dem Schoße gefalten, mit niedergeſenkten Augen, ſtill da ſitzen ſah, betrachtete er ſie lange, und ſagte dann: „o, meine fromme Philippine! Gott ſey gelobt, daß er mich dieſen Tag hat erleben laſſen! War ich jemals hart oder hitzig — ich weiß, das bin ich, ob ich mich gleich nicht erinnern kann, es gegen dich oder deine gute Mutter da geweſen zu ſeyn — Komm, mein Herzenskind, und ſag mir, daß du deinen Vater lieb haſt.“ Sie fiel an ſeine Bruſt; und er ſagte, ſie umfaſſend: „o, hier wollte ich ja tauſend Tanten vergeſſen!“

Als er ſie noch einmal betrachtet hatte, ſagte er lächelnd: „Gott Lob, daß die Tante erſt um zehn Uhr aufſteht! Und dann habe ich ſie zu Schleuſens bitten laſſen. Dieſen Tag, und noch einen, mein liebes Kind, möchte ich gern ohne ein Notabene von der Tante zubringen. Sieh, ich wollte, mein Bruder, dein guter Oheim, wäre hier! Aber" — ſein Ton wurde traurig — „zwiſchen unſre Herzen haben Sonnenſteins, und noch etwas Anderes, eine Scheidewand geſchoben. Doch, da werfe ich meine und andrer Menſchen Schuld ſo in deinen Frieden, auf deine ſchneeweiße Engelsſeele! Ich bin nicht zum Haſſe geboren, auch haſſe ich nicht; aber es thut weh, daß ich nicht lieben ſoll! Weiter will ich nichts ſagen. Gottes Friede ſey mit dir, und mit uns Allen!" — Er mußte ſich losreißen, wenn der Gedanke an ſeinen Bruder ihm nicht die reine Seligkeit dieſes Tages trüben ſollte.

Philippine ging mit ihrer Mutter in die Kirche, und bei jedem Schritte erweiterte ſich ihr Herz immer mehr, daß es die ganze Seligkeit des Himmels faſſen konnte. Nach lich wieder die heißeſte Sehnſucht nach Emilien fühlte. Er war traurig, hielt ſich für unglücklich, und wurde es in der That. Indeß blieb Iglou noch immer eine gefährliche Nebenbuhlerin für Emilien. Sie lag jede Nacht vor dem Zimmer des Barons. So oft er ihre Athemzüge ſäuſeln hörte, malte ſeine geſchäftige Phantaſie ihm jedesmahl richtig die nächtliche Scene vor; und trotz ſeinem Ideale mußte er manche Nacht kämpfen, daß er nicht die ſchlanke Iglou durch irgend ein Geräuſch in ſein Zimmer lockte. Um dieſer Verſuchung ſeiner Sinnlichkeit zu entgehen, ließ er des Nachts Licht brennen. „So,“ ſagte er, „ſeh' ich ſogleich, wie weit Iglou von meinem Ideale abſteht, wenn auch der Zufall ſie einmahl zu mir führen ſollte.“ Aber Iglou ſelbſt erſparte ihm die Verſuchung; ſie war ſeit jener Scene ſcheuer, und kam nicht mehr ſo viel, ſo ſpät zu ihm, beſonders wenn er ſich allein befand.

Dadurch gewann aber das arme Mädchen nichts; denn ſie war ja eine Mohrin, und mußte alſo nothwendig wollüſtig ſeyn. Dieſe Vorſtellung, verbunden mit großem Wohlwolder Predigt trat ſie mit den übrigen Kindern zu dem Altar. Sie ſah und hörte nichts; ſie fühlte nur glühende Andacht bei der erhabenen Handlung. Als die Communion geendigt war, gingen die Kinder noch einmal zu dem Prediger, weil er ihre Nahmen in das Communicanten-Buch eintragen wollte. Hierbei war Philippinens Herz unbeſchäftigt, und nun erſt bemerkte ſie ihren Freund Erhard. In dieſem Augenblick dachte ſie auch an ihren Plan, den ſie ganz vergeſſen hatte. Sie ſagte ihm leiſe: dieſen Nachmittag um vier Uhr erwarte ich dich bei der grünen Gatterthür an unſerm Garten;" und er nickte ihr ſein Ja zu. – Noch heute wollte ſie ihn zu ihrer Mutter führen, und dieſe mit ihm verſöhnen.

Erhards Gefühle waren jetzt nicht mehr ſo ganz ohne alle irdiſche Zumiſchung, wie an dem Tage der Confirmation. Sobald die Rührung, welche der Prediger in ſeiner Seele bewirkt hatte, vorüber war, fing er an, ſich alles zu wiederholen und von einander abzuſondern. Philippinens Bild riß

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 1961/020

ſich von den andächtigen Gefühlen los, und blieb allein vor ſeiner Seele: wie ſie ihre Hände in die ſeinigen gelegt, und ihren Blick auf den ſeinigen geheftet hatte. Des Predigers Rede ſtand mit feurigen Zügen in ſeiner Seele. Er wiederholte ſie ſich; und die Worte: „ihr ſeyd dazu beſtimmt, einmal der Vater, die Mutter, die Wohlthäter dieſer Kinder zu werden,“ hatten für ihn jetzt eine Nebenidee, auf die ſein Geiſt immer wieder zurück wollte, die aber ſein Herz, ſo lange darin der Nachklang der frommen Empfindungen noch nicht verhallt war, nicht zu entwickeln wagte. Doch niemals vermiſchte er Philippinens Empfindungen mit ſeinen eigenen; denn er wußte, daß ſie ſonſt nichts als heilig geweſen war. Er wußte – und wollte nichts wiſſen. Mit einer Unruhe, welche ihm das Bewußtſeyn eines Unrechts ſchien, ſuchte er ſich von allen dieſen Gedanken los zu reißen und nur an die bevorſtehende heilige Handlung zu denken; doch immer blieb Philippine, wie ſie ihre Hände in die ſeinigen legte, vor ſeiner Seeſe, und ihr Bild umſchwebte ihn ſelbſt in den reinſten Augenblicken, wo er ſein Herz zu erheben ſuchte. Das machte ihn ängſtlich, und er glaubte, daß er ſein Verſprechen, treu zu ſeyn bis an's Ende, ſchon gebrochen habe.

Am Morgen des Pfingſttages hatte er ſich mit ſo vieler Anſtrengung zu ſammeln geſucht, daß es ihm endlich gelungen war. Nun aber trat Philippine in die Kirche; und ihre leichte, ſchöne, ätheriſche Geſtalt in weißem Gewande zerſtreuete ihn aufs neue. Sie ſaß ihm gegenüber, ſchlug aber während der ganzen kirchlichen Handlung die Augen nicht auf, und ließ die Hände immer gefaltet in ihrem Schooße ruhen. Offenbar lag Andacht, Erhebung des Herzens, Vergeſſenheit alles Irdiſchen auf dem blaſſen Geſichte, auf den betenden Lippen.

Erhard konnte ſein Auge nicht abwenden von der Geſtalt dieſes betenden Engels; doch eben dieſer Anblick gab ſeiner Seele endlich aufs neue eine heilige Erhebung. Er dachte den Gedanken: wie blaß ſie iſt! Wenn wir nun Beide in dieſem Augenblick ſtürben; dann kämen wir zu Gott! — Nun ſchlug er die Augen nieder, und ſeine Seele ſchwang ſich, doch nur auf den Fittichen des Engels ihm gegenüber, zum Himmel empor. Seine Empfindungen wurden zuletzt wieder vollkommen rein, und er dachte nicht mehr an Philippinen, als nur einen Augenblick, wenn ſein Auge zufällig auf ſie traf.

Bei dem Prediger beſtellte ſie ihn nun in den Garten, und zwar in einem ganz ruhigen Tone, mit einem ganz unbefangenen Geſichte. Das kam ihm ſo unerwartet, das war ihm an dieſem Tage, und bei dieſer Stärke ihrer Empfindungen, unbegreiflich! Der junge Menſch verwechſelte ſein Herz mit dem ihrigen; und nun waren die heiligen Empfindungen des Tages für ihn vernichtet Es regte ſich in ſeiner Seele ein ganz andrer, ein fremder, Strom von Gefühlen. Dieſe hatten für ihn etwas Widriges, höchſt Unangenehmes, dem er aber nicht nachſpüren, das er ſich durchaus nicht entwickeln wollte. Er ging läſſig um den finſtern Abgrund in ſeiner Seele her, und blickte immer nur auf den blumigen Rand, nie in die dunkle Tiefe.

Zu Hauſe zerſtreuete er ſich vorſetzlich, um nur nicht an das zu denken, was ſo widerſtreitend ſeine Seele bewegte. Er entfernte ſich von ſeiner Schweſter, als ſie von Philippinen ſagte: „o, ſie iſt ein Engel geworden! Unſre Eltern ſind ganz von ihr bezaubert.“ Durch eine Zerſtreuung über die andre betrog er ſich um die Zeit, bis es endlich beinahe vier Uhr war; und nun eilte er an den Ort, wo Philippine ihn erwartete.

Schon von weitem ſah er ſie in der Gatterthüre ſtehen, und bei jedem Schritte wurde er muthloſer, blöder, unzufriedener mit ſich ſelbſt und mit Philippinen. Sie winkte ihm freundlich mit der Hand und mit dem Kopfe. Als er endlich bei ihr war, faßte ſie ſogleich ſeine Hand, und ſagte: „o, lieber Erhard, wie glücklich ſind wir Beide! wie ſelig! Wie freuet es mich, daß ich dieſen ſchönen Tag mit dir, dem Spielgefährten meiner Kindheit, gefeiert habe! Nein, nun werde ich dich gewiß nie vergeſſen, und dich immer lieben! Wir wollen fromm ſeyn, und heilig. Heute habe ich dich zum letzten Male vergeſſen, heute in der Kirche. Da dachte ich gar nicht an dich, an keinen Menſchen, nicht einmal an das Leben. Als der Prediger unſre Nahmen aufſchrieb, und ich dich erblickte, da erſchrak ich recht; ich wußte nicht, daß du da warſt."

Sie hätte noch lange ſo fort reden können: Erhard würde ihr keine Sylbe geantwortet haben; denn dieſer Anfang war ihm wieder höchſt unerwartet, und er gerieth darüber in ſeltſame Zweifel. Nun erzählte ſie ihm, ihre Mutter glaube, ſein Herz ſey nicht mehr rein und heilig. „Sieh, Erhard, da habe ich ſchon längſt dieſen Tag gewählt, gerade dieſen Tag, an dem doch wohl kein Menſch eine Unwahrheit ſagen kann. Heute will ich dich zu meiner Mutter führen, und du ſollſt ihr verſichern, daß du fromm und gut biſt. Thu' es mir zu Gefallen, lieber Erhard; heute wird ſie dir glauben."

Da ſtand nun der Engel wieder in der Glorie des Himmels vor ihm! O, Philippine! ſagte er begeiſtert: wie gut biſt du! wie ehre ich dich! Dies iſt der glücklichſte Tag, dies die glücklichſte Stunde meines Lebens. Gieb mir ein Andenken an dieſe Stunde, liebe Philippine: die weiße Lilie vor deiner Bruſt.

Sie gab ihm die Blume lächelnd. „Da nimm ſie, zum Andenken an dieſen Morgen! Und jetzt komm!"

O, Philippine! wirſt du mich auch nie vergeſſen? nie, ſo lange du lebſt? wirſt du mich auch immer lieben?

„Immer!" Sie legte ihre Lippen an seine Wangen, und umfaßte ihn. Er drückte ſie an ſeine Bruſt, und ſagte: ich werde dich ewig lieben! In dieſem Augenblick ſtürzte der Rittmeiſter auf Beide zu, und rief im heftigſten Zorne: „Das iſt zu arg! An dieſem Tage! Gott erbarme ſich! Hab ich's nicht gleich gedacht? Da haſt du den Lohn für dein Rendezvous, du Laffe!" Bei dieſen Worten bekam Erhard eine ſo derbe

Maulſchelle, daß er wie verſteinert ſtehen blieb. Nun faßte der Rittmeiſter Philipplnen bei der Hand, führte ſie eilig durch den Garten zu Auguſten, und ſagte unterweges: „Da haben wir ja das Unheil! An dem heutigen Tage! Mein blaues Wunder habe ich geſehen! Ich alter Narr, ich ſchwimme in Thränen, ich danke Gott auf den Knieen; und ein Paar Stunden nachher giebt es ſolche Teufeleien!“

So war er mit Philippinen bis in die Nähe des Hauſes gekommen, wo die Mutter ſie ſchon erwartete. Sie ſah an den Augen des Rittmeiſters, und an dem bleichen, höchſt ängſtlichen Geſichte der Tochter, daß etwas Ungewöhnliches geſchehen ſeyn mußte; deshalb ließ ſie Philippinen in das Haus gehen, und ſie ſelbſt blieb mit dem Vater draußen. „Hm, ja!“ ſagte er: „ſie ſollen gut ſeyn, die Sonnenſteins, beſſer als ich. Aber Feinde ſind wir nun einmal; und mir von einem Feinde das Liebſte, was ich auf der Welt habe, wegkapern zu laſſen, das leide ich nicht. Liebſte, beſte Frau, Sie haben

haben glatt vorbei geſchoſſen mit Ihrer Religion, oder was es ſonſt ſeyn ſollte, in Philippinens Herzen; ich aber, ich traf ins Schwarze. Da bei der Gartenthüre am Felde, habe ich Philippinen ſo eben auf einem Rendezvous mit dem Laffen, dem Sonnenſtein, ertappt. Beide hatten ſich umarmt, ſo feſt, daß ſie mich nicht hörten und ſahen, ob ich gleich vor Zorn auftrat, wie ein Küraſſier. Ja, liebſte Frau, ich habe wohl hundertmal gedacht: wenn ſich erſt die Bruſt — Gott verzeihe mir die Ausdrücke! aber es muß heraus; denn ſie iſt meine Tochter — wenn ſich erſt die Bruſt eines jungen Mädchens hebt, dann hebt ſich der Teufel gleich mit, die Eitelkeit oder die Fleiſcheslust."

Lieber Herr Rittmeiſter, für Philippinen ſtehe ich. Reden Sie leiſer; ich bitte Sie dringend.

„Stehen Sie? Ich, Frauchen, ich mag nicht für mich ſtehen, und bin doch ein Mann bei Jahren. Für ſo ein Ding wollen Sie ſtehen, das Blut in den Adern hat, wie len für das arme Geſchöpf, veranlaßte den Baron zu dem Wunſche, Iglou von dem Uebermaße der Sinnlichkeit zu heilen. Aber wie war das anzufangen? Er las mancherlei über Seelenliebe, ſchöne Form, Wolluſt, und dergleichen; und nun fand er — der Himmel mag wiſſen in welchem Buche — die Behauptung: Lateinlernen und der Generalbaß wären das wirkſamſte Mittel gegen die Wolluſt *). Der Baron ſtutzte; denn dieſer paradoxe Satz ſtand da ohne allen Beweis. Er ſann auf den Grund für dieſe ſeltſame Behauptung; und — was findet man nicht, wenn man Luſt hat zu finden! „Apollo ſtillte mit den Tönen ſeiner Leyer die wilden Leidenſchaften der rohen Griechen, bildete ſie durch Muſik zu Menſchen. Orpheus zähmte Löwen mit ſeiner Muſik.“ Der Baron ſprang triumphirend auf, als er das gedacht hatte. Er philoſophirte: Schönheit iſt Mannigfaltigkeit harmoniſch zu

---

*) Dieſe Behauptung hat ſich ſogar bis auf unſere Zeiten erhalten. Einer von den erſten Schriftſtellern unſerer Nation empfahl noch vor Kurzem die Sprache der Römer, und den Generalbaß als die ſicherſten Gegengifte gegen die Wolluſt.

Flammen? Ei, der Teufel! Frauchen, Sie ſind ſonſt die Vernunft ſelbſt; aber hier? Ich ſage Ihnen ja, ſie hatten Mund auf Mund, Bruſt an Bruſt, Arm um Arm. Wenn ſie denn dabei abſolut an die Bibel und an Gott gedacht haben ſollen, nun ſo war's der Spruch: Fleiſch von meinem Fleiſch, und Bein von meinem Bein! „Stehe ich!" Liebe Frau, als ob man ſeit Eva's Falle — die doch, hoff' ich, unſchuldiger war, als Philippine, weil ſie aus der Hand Gottes, ſo eben, möchte ich ſagen, von ſeinem Werktiſche gekommen war — als ob man ſeit dem traurigen Exempel für irgend ein Mädchen ſtehen könnte! Und gerade heute! ich möchte ſchwarz werden! Da hatte die Tante wahrhaftig ſo halb und halb Recht, als ſie ſagte: laſſen Sie Ihre Tochter in einem Beinhauſe erziehen; die Liebe wird doch den Eingang dazu finden! . . . Wenn's nur nicht gerade der Sonnenſtein wäre; ich würde thun, als müßte es ſo ſeyn. Aber lieber wollte ich ja, wer weiß wie weit ziehen, zu den Wilden in die neue

Welt, als meine Tochter hundert Schritte von mir in einem Hauſe wiſſen, in das ich nicht anders als mit halbem Herzen gehen könnte!" —

Es war unmöglich, dem Rittmeiſter bei einem ſolchen Eifer in die Rede zu fallen; und Auguſte wußte ihm überdies jetzt nichts zu erwiedern. Endlich hob ſie an: wenn Sie mir verſprechen, nicht ein Wort zu reden, ſo ſollen Sie hören, daß wenigſtens Philippine unſchuldig iſt.

„Unſchuldig? Nun ja! Wer hat dagegen etwas einzuwenden! Weiß ich nicht, daß es nicht ihre Schuld iſt, wenn ſie nachgerade an ihr eigenes Neſt denkt? Aber laſſen Sie doch hören! Ich bin neugierig, was eine Heilige wie Sie zu einer ſolchen Sache ſagen kann!" Er zog ſie fort; doch ehe ſie ihm folgte, mußte er ihr förmlich verſprechen, nicht ein Wort zu der ganzen Verhandlung zu ſagen. Nun gingen ſie Beide zu Philippinen hinein, die weit betrübter darüber war, daß Erhard ſich nicht hatte rechtfertigen können, als daß ihr Vater ſie mit ihm an der Gartenthüre gefunden hatte.

Liebes Kind, hob Auguſte freundlich und zutraulich an: wie kamſt du zu der Geſellſchaft des jungen Menſchen?

Ich habe ihn dieſen Morgen hierher beſtellt, antwortete Philippine ſehr offen. —

Der Rittmeiſter brummte: „unſchuldig!“ Auguſte that, als hörte ſie es nicht, und fragte weiter. Philippine erzählte den ganzen Vorgang ſo aufrichtig, ſo wahr, daß auch nicht der mindeſte Zweifel übrig bleiben konnte. Auguſte ſah den Rittmeiſter ſiegend an. „Tralala!“ ſagte dieſer. „Und du liebſt den Burſchen?“

Ja, von ganzem Herzen. Ich liebte ihn ſchon, als wir noch Kinder waren. Wie es zugeht, daß ich ihn habe vergeſſen können, weiß ich nicht. Aber nein! Mutter, habe ich ihn wohl je vergeſſen? Du tröſteteſt mich ja: ich würde ihn wiederſehen, wie meine ſelige Mutter. Ich habe ihn wieder geſehen, und jetzt liebe ich ihn eben ſo zärtlich, wie dich, Mutter, und wie meinen Vater.

„Nun das iſt deutlich!“ brummte der Rittmeiſter. „Aber, Jungfer,“ fuhr er dann auf: „es jammert mich, daß das alles gerade heute geſchehen muß! Ich hoffte, das ſollte ein Tag ſeyn, an dem ich mich einmal ſo recht von Herzen freuen könnte. Liebe hin, Liebe her! Ich befehle dir, den ſollſt du nicht lieben! Und ſeh' ich ihn wieder in meinem Reviere, ſo will ich ihm ſo zuſprechen, daß er das Wiederkommen wohl vergeſſen ſoll. Da haſt du meine Meinung klar und deutlich!“

Auguſte ſtand auf, um ihn zu begleiten. Draußen fragte er, ſie ſtarr anſehend: „Nun, Frauchen?“ — Morgen mehr, antwortete ſie, und entſchlüpfte ihm.

Er ſetzte ſich nicht weit von dem Hauſe auf einen Sonnenzeiger, und ſchüttelte zehnmal den Kopf. „Iſt es doch,“ hob er an, „als ob mir ſeit einiger Zeit alles ſo ganz gegen Wunſch und Hoffen gehen ſollte! Ich armer Mann! da ſtehe ich dieſen Morgen ſo froh auf, wie ein Vögelchen. Der Tag fängt an wie ein Heilig, heilig, heilig! wie ein Feſt im neuen Jeruſalem; und ehe ich es denke, wird aus dem Heilig ein Wehe! . . . Dieſen Morgen ſtand ich hier am Sonnenzeiger, wie ein Kind, und dachte: die Tante habe ich fortgeſchickt; und nun fodere ich den Teufel heraus, mir heute nur Eine Stunde zu verderben. Ach, er hat ſie mir alle verdorben, und die Nacht dazu, und wer weiß, wie viele Jahre noch hinterdrein! Aber feſt will ich bleiben, meinen Gang ſo unverrückt fortgehen, wie der Schatten hier. Daraus wird nichts, mein Töchterchen! Ich muß einen Schwiegerſohn haben, der mir, und dem ich frei und mit Liebe ins Geſicht ſehen kann. Und könnte ich das bei dem jungen Menſchen? Guter Gott, ich kann es nicht! Iſt es meine Schuld, ſo verzeihe mir! Laß ihn die Krone aller tugendhaften Mädchen finden; nur wende er das Herz meines Kindes nicht von mir ab!" —

Erhard war Anfangs von dem Schlage des Rittmeiſters betäubt. Als er ſich wieder erholt hatte, fühlte er einen ſchnellen heftigen Zorn, und dann die tiefſte Scham, auf eine ſo ſchimpfliche Art behandelt worden zu ſeyn; doch in jede unangenehme Empfindung miſchte ſich die Feier des heutigen Tages, und Philippinens ſanfte, liebkoſende Stimme. Vor dem quälenden Gefühl der Scham verbarg er ſich in ein Gebüſch, und fing laut an zu ſchluchzen, ohne zu wiſſen, ob vor Schmerz, vor Liebe, oder vor Zorn. Erſt nach einer Stunde wagte er es, aus dem Dunkel hervor zu treten; doch auch jetzt noch brannte ſein Geſicht, und er hatte nicht den Muth, irgend einem Menſchen, der ihm begegnete, in die Augen zu ſehen. Auf einem weiten Umwege ſchlich er nach Hauſe, und war nur froh, daß Niemand etwas von dem Vorfalle wußte.

Doch die Sache war nicht ganz ſo unbekannt, wie er glaubte. Die Tante erfuhr, ſobald ſie zurückgekommen war, etwas davon durch ihre Jungfer, und ging nun ſogleich zu dem Rittmeiſter. Mein Gott, mon neveu! was haben Sie mit Sonnenſtein gehabt? Ganz Grundleben iſt voll davon, daß Sie ſeinen Sohn geſchlagen haben.

„Hol's der Teufel! Ganz Grundleben? Ihre Jungfer, Tante, die da herum ſpionirte. Ich rathe ihr, nicht ein Wort mehr davon zu ſagen!"

Aber, ich bitte Sie, was hatte er denn begangen? Zwar weiß ich wohl . . .

„Was wiſſen Sie! Der Burſche that weiter gar nichts, als daß er ſagte: Ihr Diener, Herr Rittmeiſter. Ich antwortete: ſchönen Dank, Erhard. Das iſt es alles!"

Die Tante forſchte, fragte, log, that geheimnißvoll, und brachte ſo faſt das ganze Haus in Aufruhr über die ſchreckliche Begebenheit. Die Nachricht kam in das Dorf, und endlich auch zu Sonnenſteins, was die Tante eben wollte. Sonnenſtein fragte mit ernſtem Geſichte: „Erhard, was haſt du am Pfingſtfeſte mit dem Rittmeiſter gehabt? Er hat dich geſchlagen."

Der junge Menſch ward feuerroth. Nicht viel, antwortete er. Seine Tochter ſtand in der Gartenthüre, als ich vorüberging. Ich redete ſie an. Der Rittmeiſter kam dazu. Sie wiſſen ja, daß er ein Feind von uns iſt. Er ſtieß mich heftig von der Thüre zurück.

„So?" ſagte Sonnenſtein kalt, aber erbittert. „Nun, dafür kannſt du nicht. Man hat Schläge aus dieſem Zurückſtoßen gemacht; der Rittmeiſter ſelbſt erzählt die Sache ſo. Du biſt noch ein Kind, mein Sohn; deshalb laſſe ich es gut ſeyn. Iſt es ſo, wie du ſagſt?"

Es iſt ſo, lieber Vater. — Durfte er verrathen, daß Philippine ihn beſtellt hatte?

„Nun, ſo wirſt du einſehen, mein Sohn, daß du des Rittmeiſters Schwelle nie wieder betreten darfſt. Ich begreife, was dich in dieſen Tagen nach der Gegend, und zu des Rittmeiſters Tochter hin ziehen konnte! . . . Die Schamröthe auf deinen Wangen zeigt, daß du eine pöbelhafte Beleidigung fühlſt; aber ſich ihr zum zweiten Male ausſetzen, hieße, jede, auch die allerniedrigſte, verdienen. Ich hoffe, du wirſt fühlen, was du dir und deinen Eltern ſchuldig biſt! . . . An dem Tage!" ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. „Der rohe Unmenſch! Gerade an dem Tage, an welchem auch das wildeſte Gemüth auf vier und zwanzig Stunden Frieden macht! — Mein Sohn, wir haben zum letzten Mal von dem Rittmeiſter mit einander geſprochen!"

Erhard kannte ſeinen Vater: wenn er ſo mit ernſter Würde ſprach, waren ſeine Entſchlüſſe unerſchütterlich. Er fühlte mit glühender Schamröthe, wie ſehr er beleidigt war; doch gern hätte er den Rittmeiſter entſchuldigt, und offenherzig geſtanden: der Vater fand mich in den Armen, an den Lippen ſeiner Tochter. Aber — konnte er die Heilige Preis geben? —

Sonnenſteins wiſſen es! ſagte die Tante hämiſch; und der kluge Herr hat ſich einmal recht tüchtig geärgert!

„Schlimm, wenn ſie es wiſſen!" erwiederte der Rittmeiſter finſter. „Ich wollte, alle dieſe Klätſchereien holte der Teufel, und Ihr Kammerkätzchen dazu! . . . Sonnenſtein weiß es! Aber wie weiß er es? Ich hätte es ihm ſagen ſollen, ich; und er würde mir geantwortet haben: Sie thaten Recht. Er iſt ſelbſt Vater; ich weiß, was er denken muß, wenn er nicht alles weiß. Gott richte zwiſchen mir und ihm! Ich haſſe ihn nicht; er aber, fürchte ich, haßt mich!" —

Es verkannten einander jetzt mehr Herzen in Grundleben. Philippine ſogar fragte, als ihr Vater das Zimmer verlaſſen hatte, erſt ſich ſelbſt, und dann ihre gute Mutter: „wie! ihn ſoll ich nicht lieben? Worüber war denn der Vater ſo böſe, daß er Erharden ſchlug? Ja, Mutter, er ſchlug ihn, und ſo ſtark!" — Der Eifer, mit dem ſie erzählte, röthete ihre Wangen. — „Die Tante Iſabelle, ſagſt du, hat meinen Vater mit Sonnenſteins entzweiet. Nun, ſchon den Vater zu ſchlagen, wäre nicht gut, nicht recht geweſen; aber was that denn der Sohn?"

Die Ungerechtigkeit ihres Vaters hatte Philippinens Herz empört; und es koſtete der Mutter Mühe, den Sturm in der ſonſt ſo friedlichen Bruſt zu beruhigen. „Ich ſoll ihn nicht lieben," fing ſie nach einer Pauſe wieder an. „Noch Niemanden habe ich ge-

Einem geordnet. Der Generalbaß iſt die Lehre der Harmonieen. Töne erregen Bilder; harmoniſche Töne harmoniſche Bilder, oder ſchöne Formen. Alle rohen Völker haben nur ein Paar Töne; ihre Muſik iſt einſtimmig. Die Kalmykken halten unſere Muſik für abſcheulich; aber auch unſere ſchöne Form. O Gott! wie doch alles zuſammen ſtimmt, wenn man Geiſt hat zu denken! Schönheit, Muſik, Malerei, Baukunſt, alles, alles!“

Mit dem Lateinlernen wollte das Erklären weniger gehen; er fand ſchlechterdings keinen Grund, warum die Lateiniſche Sprache die Wolluſt ausrotten ſollte. Nicht lange, ſo fiel er auf den natürlichen Gedanken, daß die Römer alſo das keuſcheſte Volk auf der Erde geweſen ſeyn müßten. Und die Zeiten des Perſeus? Das war zu arg! „Aber,“ rief er endlich aus, „waren denn die Römer nicht das keuſcheſte Volk der Erde? wenigſtens in den früheren Jahrhunderten? Wurde nicht die erſte Eheſcheidung als eine wichtige Begebenheit betrachtet? Haben nicht die Geſchichtſchreiber den erſten Ehebruch als etwas Merkwürdiges angemerkt? Wann riß die Wolluſt haßt, Niemanden. Ich liebe alle Menſchen; nur gegen die Tante, liebe Mutter, bin ich wohl bisweilen kalt geweſen. Und ihn ſollte ich nicht lieben, ihn? Ach, wie es zugeht, weiß ich nicht — ihn liebe ich mehr, als jeden andren Menſchen. Wie ſollte ich es auch nur anfangen, ihn nicht zu lieben! Ich werde an ihn denken, liebe Mutter, werde von ihm träumen, werde ſeine Stimme hören, und ſein Auge voll Thränen ſehen! Immer klingen die letzten Worte, die er mir ſagte: „ewig werde ich dich lieben,“ — immer klingen ſie mir — nicht in den Ohren, nein in meiner Bruſt; und ſie werden ewig darin klingen!”

So hatte die Mutter Philippinen noch nie geſehen! Sie konnte ihr unmöglich ſagen, was ihr Vater unter Liebe verſtand; und doch war ihr ſeine Hitze auf keine andre Weiſe zu erklären. — Man redet gewöhnlich ſchlecht, wenn man nicht aus dem Herzen redet; und ſo ging es jetzt auch der armen Auguſte. Sie hielt einen langen Vortrag, auf den aber Philippine am Ende erwiederte: „ich habe dich gar nicht verſtanden.“

Du wirſt mich bald verſtehen lernen! ſagte endlich die Mutter ungeduldig; und leider lernte Philippine das früher, als die Mutter es wünſchte.

Die Confirmation war der Zeitpunkt, nach welchem Philippine, wie der Vater der Tante, und auch andren Leuten, geſagt hatte, in die Welt treten ſollte. Die Tante verſtand hierunter etwas ganz Andres, als Auguſte; und der Rittmeiſter ließ Beide in ihrem Glauben, ohne ſich näher zu erklären. Am Tage nach Pfingſten ſollte Philippine in die Hände der Tante fallen. Der Rittmeiſter hatte wohl hundertmal geſagt: „das ſoll ſie nicht!“ Auguſte glaubte aber, daß die Tante ein- für allemal des Mädchens äußere Cultur beſtimmen müßte. Sie war überzeugt, daß Philippine einen unverſöhnlichen Haß gegen alle Putzſucht und Eitelkeit bekommen würde, wenn man ſie gleich Anfangs recht damit quälte; und daß die Tante das thun würde, war vorauszuſehen.

So wie Philippine heute die Augen aufſchlug (ſie hatte länger geſchlafen, als die Mutter), waren ihre erſten Worte wieder: „ich ſoll ihn nicht lieben; und ich habe die ganze Nacht von ihm geträumt!" Die Mutter hatte naſſe Augen; denn ſie dachte ſchon im Aufſtehen an die Noth, die ihre Philippine wenigſtens einige Tage haben würde. Denke an die Tante! ſagte ſie. Wenn ſie aufgeſtanden iſt, um zehn Uhr, will ſie deine Tollette einrichten! — Philippine ging in den Garten, horchte auf den Schlag der Nachtigall, und träumte ſich den Morgen des erſten Pfingſttages zurück. Sie wurde dabei immer heiterer; denn es war ihr lieb, daß ſie jetzt mehr in die Welt kommen ſollte, weil ſie dadurch Hoffnung hatte, ihren Erhard einmal wiederzuſehen.

Endlich wurde ſie von Iſabellens Jungfer abgeholt. „In zehn Minuten," ſagte ſie zu ihrer Mutter, „bin ich wieder hier;" und nun lief ſie die Alleen ſo ſchnell hinunter, daß die Jungfer ihr kaum folgen konnte. Man führte ſie in das Zimmer der

Tante, wo auf den Toiletten Büchſen, Salben, wohlriechende Waſſer, Puder und Haartouren lagen, und wo der Bediente ſchon zum Friſiren bereit ſtand. Philippine ſagte, rings umher blickend: „welch eine Menge Sachen!“ — Liebes Kind, was kann man hier auf dem Lande haben! Man dankt Gott, wenn man nur das allernothwendigſte zuſammenbringt.

Die Tante verlangte nun, ſie ſollte ſich ausziehen, und die Jungfer machte Anſtalt, ihr zu helfen. Philippine erröthete, und ſah bald die Tante, bald den Bedienten an, der nicht von der Stelle wich. Als die Jungfer ihr das Tuch abnehmen wollte, ſagte ſie endlich, mit dem Purpur des Zorns auf der Wange: „Ich werde mich doch nicht in Gegenwart andrer Menſchen entkleiden ſollen?“ — Pfui, ma niece! Die erſte Regel in der Welt heißt: point de pruderie! Julius iſt Friſeur in der Reſidenz geweſen; dem iſt das nichts Neues. — Der Bediente machte eine Grimaſſe, als ob er heimlich kicherte. „Ich thue es nicht!“ ſagte Philippine; und ſogleich ging ſie in das Schlafzimmer der Tante. Sie kam ſittſam in den Pudermantel gehüllt zurück, und ſetzte ſich. Als Julius an ſie heran trat, ſprang ſie wieder auf; doch ſie mußte ſich ergeben. Man brannte die ſchönen Haare, man ſchnitt die langen goldnen Locken weg, man raufte, man zerrte ſie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Als ſie endlich fertig war, ſagte die Tante, ihr einen Spiegel bringend: nun ſollſt du ſehen, was aus dir geworden iſt! Philippine fuhr erſchrocken von dem Spiegel zurück, und weinte vor Betrübniß. „O Gott! wie ſehe ich aus!“

Ah, l'innocente! ſagte die Tante lachend. Wie eine Dame, ma niece. Julius! Hannchen! redet; ſchmeichelt nicht! Iſt ſie nicht zum Verlieben? O, wenn du erſt die airs der großen Welt haſt, mein Kind; wenn du erſt weißt, wie du ſtehen mußt, wie du die Schultern ... Es iſt unverantwortlich, daß dein Vater funfzehn Jahre lang gar nichts für deine Bildung gethan hat! Warte nur, Pinchen! Wenn du erſt dieſe heilige Sainten'y-touche-Miene abgelegt haſt, die für eine Paſtorfrau recht hübſch wäre; wenn deine frommen Augen — auch die muß man haben, mein Kind! — erſt ſchelmiſch lächeln, erſt ſo recht anlockend, verliebt, zärtlich blikken können — in deinem Alter hatte ich ein Paar Augen, ich wäre zur Noth ohne Zunge fertig geworden: ſo ſprachen ſie! - dann, Pinchen, werden ſich die Herzen aller Männer dir zu Füßen legen. Redet, Julius! Hannchen!

Wahrhaftig, Ew. Gnaden, die Herzen aller Männer! erwiederten Beide.

Philippine begriff von dem allen kein Wort, und fand es nur ſehr langweilig. Nun, Julius, hob die Tante wieder an, friſir' Er mich. Hannchen, zieh du das Fräulein unterdeſſen an. Da iſt eine neue Schnürbruſt. In deiner ſieht man ja kaum den Hals. Hier tritt vor mich hin, daß ich ſehen kann, wo es fehlt. Das Puderhemde herunter! — Sie predigte tauben Ohren; Philippine blieb ſtehen, bis Julius hinaus war.

Nun mußte ſie ſich ſchnüren laſſen. Sie

glaubte, ihre Wangen würden vor Gluth aufſpringen, als die Tante und Hannchen allerlei über ihre Geſtalt ſagten, was ſie für höchſt ſittenlos hielt. In dem Augenblick klingelte die Tante, und Julius trat raſch in das Zimmer. Philippine drängte ſich in Hannchens Arme, und verbarg ſich an ihr; zugleich ſagte ſie aber mit feſter, entſchloſſener Stimme: „Tante, ich habe ihr Zimmer zum letzten Male betreten! Geh Er, unverſchämter Menſch, oder ich werde es meinem Vater ſagen!" Julius erſchrak, und ging. Als er fort war, zog Philippine ſogleich das Puderhemde wieder an, und erklärte feſt: ſie würde es nicht eher wieder ablegen, als bis ihre Mutter da wäre.

Alles Bitten, alles Drohen der Tante half nicht; Philippine blieb unbeweglich, und man mußte die Erzieherin kommen laſſen. So wie dieſe nur die Thür aufmachte, eilte ihr Philippine mit ausgebreiteten Armen entgegen, und ſagte: „ach, wie unglücklich bin ich, meine gütige Mutter!"

Unglücklich, Fräulein? fragte Auguſte,

Was iſt Ihnen begegnet? Sie ſind ja erſchrocken!

Philippine ſah ſie ſtarr an, ſank vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee, und ſagte in jammernden Tönen: „hier bleibe ich liegen, bis du mich wieder du, und meine Tochter nennſt.“

Ame ignoble! indigne! rief die Tante, ſich wegwendend, mit Abſcheu. Dein Vater will es, du albernes Geſchöpf! Sie ſoll dich Fräulein nennen, und Sie.

„Hier bleibe ich liegen,“ jammerte Philippine aufs neue, „bis du mich wieder du, und meine Tochter nennſt!“

Komm an das Herz deiner Mutter, meine Tochter! ſagte Auguſte nun, von Philippinens Schmerze überwältigt.

Wollen Sie ihr wohl befehlen, grinſete die Tante höhniſch, daß ſie ſich anziehen läßt?

Philippine warf den Mantel ab, und ließ ſich ankleiden. Doch nun erhob ſich ein neuer Streit: ſie ſollte mit bloßer Bruſt gehen, und weigerte ſich entſchloſſen. Befehlen Sie ihr, zu gehorchen! ſagte die Tante.

Wenn ſie nicht will, ſo wird der Vater entſcheiden müſſen.

Er hat mir völlig freie Gewalt gelaſſen!

„Da iſt er! o, da iſt mein lieber Vater!“ rief Philippine dem Rittmeiſter, der ſo eben herein trat, entgegen.

„Was giebt es denn?“ fragte er mit gerunzelter Stirn. „Tante, ich will Ruhe, Liebe, und Frieden mit meinem Kinde. Zum Teufel! ich habe vor ein Paar Tagen bei der Sonnenuhr Betrachtungen angeſtellt, die ich nicht oft anſtellen darf. Mit meinem Bruder und mit meinem Schwager lebe ich in Unfrieden; das Herz meiner Tochter will ich behalten, und ſollte auch in ihrem ganzen Leben kein Stäubchen Puder auf ihren Kopf kommen!“

Gott ſey Dank! rief Philippine, und riß die falſchen Locken, das Küſſen, die Haarnadeln, und die Bänder vom Kopfe. Sie nahm ihr weißes Kleid auf den Arm, eilte triumphirend die Treppe hinunter durch den

Garten, und war nach einer halben Stunde wieder wie ſonſt gekleidet. Die Tante ſchrie, pelferte, und ſprach halb Franzöſiſch, halb Deutſch. Der Rittmeiſter ſprudelte ihr eine Menge Flüche zu, und ſie ſang endlich mit gellender Stimme:

Hier durch Spott und Hohn,
Dort die Ehrenkron!

Doch der Rittmeiſter, den ſonſt jeder Geſang zum Schweigen brachte, fluchte immer lauter, ſprach von falſchen Zähnen, von grauen Haaren; und nun verlor die Tante alle Beſinnung: ſie gerieth in den ſchrecklichſten Zorn, der ſich zuletzt mit Krämpfen endigte. Bei dieſem Anblicke fiel dem Rittmeiſter der Muth, und er ſagte ſanfter: „hol's der Teufel! Ich bin hitzig, das wiſſen Sie. Nehmen Sie lieber etwas rothes Pulver."

Philippine ſang unterdeſſen mit den Nachtigallen und Finken um die Wette, bis die Mutter kam, und ihr begreiflich machte, daß die Tante nicht ſo ganz Unrecht hätte. Man ließ ſich nun auf Traktaten ein: Phil unter den Römern ein? Als ſie mit den Griechen bekannt wurden, als ſie die Griechiſche Sprache annahmen. Genug, die Römiſche Sprache mußte alſo etwas an ſich haben, das die Wolluſt hinderte; das iſt ja augenſcheinlich."

Nun ſprach er einige Tage hindurch von nichts anderm als von dem Generalbaſſe und der Lateiniſchen Sprache. Er bat Iglou, in beiden Unterricht zu nehmen, und ſie that es mit der Heftigkeit, welche heiße Liebe immer giebt. Der Baron fürchtete, daß ſie bei ihrer Negernatur nicht viel lernen würde; aber ſie machte reißende Fortſchritte. Für die Laute bekam ſie ſogar einen brennenden Enthuſiasmus. Auch fing ſie an zu ſingen, was ſie bei ihrer reinen, zärtlichen Stimme und ihrem Herzen voll Flammen bald ſehr vorzüglich konnte. Ihr Lehrmeiſter erſtaunte über die Leichtigkeit, womit Iglau begriff. „Ach, das Mechaniſche," ſagte Flaming ſeufzend, „begreift ſie wohl: die Melodie; aber die Muſik ſelbſt, die Harmonie — da wird es nicht gehen." Es ging auch mit der Harmonie, und eben ſo mit der Lateiniſchen Sprache. Der Zufall hatte dem lippinens Jungfer ſollte das Friſiren lernen, und ſonſt Niemand ſie bedienen. Noch bedang ſich Philippine ein Halstuch aus, ſo undurchſichtig und ſo groß ſie nur immer wollte. Die Tante mußte nachgeben; ſie ſchwor aber, ſich an dem einfältigen, naſeweiſen Mädchen zu rächen, und übrigens bei der erſten Gelegenheit die Traktaten als null und nichtig zu kaſſiren.

Nun wurde ein Tanzmeiſter berufen. Die Tante zeigte ihm Stellungen, und hatte immer gegen ihn und Philippinen etwas einzuwenden; doch dieſe lernte in Kurzem vortrefflich tanzen. Es wurde eine Franzöſiſche Mamſell aus Lauſanne verſchrieben, dann eine zweite aus Genf, und eine dritte aus Montbeillard. Die Tante zankte binnen einem Jahre eine nach der andern zum Hauſe hinaus; und während deſſen hatte Philippine das Franzöſiſche ſehr gut ſprechen und ſchreiben gelernt. Nun ſollte ſie der Tante Romane vorleſen, oder ſich von ihr vorleſen laſſen. Sie warf bei der erſten Verletzung der Sittlichkeit, die ihr vorkam, das Buch unwillig hin. Die Tante rief: petite impertinente! continuez! ce moment même!

Philippine ſtand auf, und ſagte ſtolz: „ich bin zu gut, um dieſes verächtliche Zeug leſen zu können.“

Heuchlerin! rief die Tante mit glühenden Augen. Du zu gut? Wer nur nicht wüßte, was an dem Tage deiner erſten Communion vorgefallen iſt!

Jetzt war Philippinens innerſtes Heiligthum mit frecher Hand angetaſtet. Ihr Geſicht flammte dunkelroth; ſie ſtand ſo ſtolz da, wie eine Kaiſerin, warf einen Blick der tiefſten Verachtung auf die Tante, wendete ſich langſam um, und ſagte im Gehen: „ich verachte Sie, wie ſonſt keinen Menſchen.“ Und das in Hannchens Gegenwart! Die Tante zerfloß zum erſten Mal in heißen Thränen, mehr des Schmerzes, als des Zorns. Sie ließ den Rittmeiſter rufen. Er ſah in ihren Augen ſanftere Thränen, als er an ihr gewohnt war, und wurde mitleidig. Sie erzählte ihm nun den Vorfall, und er gerieth wirklich in Zorn über Philippinen. Er konnte indeß der Tante doch nicht ſo recht trauen, und ließ ſich daher die Stelle zeigen, welche Philippine nicht hatte leſen wollen. „Aber, zum Teufel!“ hob er nun an — „Gott ſegne das Kind dafür! Tante, verſtehen Sie denn nicht, was das hier heißt?“

Den Reinen iſt alles rein! antwortete ſie ſchluchzend.

„Rein, das . . .? Ich bin Soldat geweſen, Tante, und im Lager geht es nun eben nicht ſo zu, daß Gott mit Wohlgefallen darauf herunter ſehen könnte; aber das iſt nicht einmal mir rein genug. Nun, wie ging es denn weiter? Sie warf das Buch hin? Da that ſie recht. Aber weiter! Sie haben etwas ausgelaſſen.“

Die Tante erzählte, um ſich zu rächen, was Philippine geſagt hatte; und der Rittmeiſter erwiederte: „verächtlicher kenne ich doch wahrhaftig nichts in der Welt, als Sie!“ Mit dieſen Worten ſchlug er die Thüre hinter ſich zu. —

Philippine zerfloß unterdeſſen in heißen Thränen, weil die Tante ſie allzu ſchmerzlich gekränkt hatte; und kein Zureden, kein Befehl konnte ſie bewegen, ſich mit dieſer zu verſöhnen.

„Ich möchte toll werden!" ſagte der Rittmeiſter endlich. „Seit acht Tagen donnern von zehn Uhr Morgens an, die Thüren im Hauſe, daß mir die Ohren weh thun. Mein Haus iſt ja die leibhaftige Hölle."

Warum treiben Ew. Gnaden den Teufel nicht aus? ſagte der alte, treue Bediente.

„Ich weiß, was du meinſt; aber . . . ſie iſt meine Mutter geweſen, als ich hülflos war und kaum das liebe Brot hatte."

Das mag ſeyn. Ich, in Ihrer Stelle, gäbe ihr reichlich; aber zehn gute Meilen weit von hier, oder zwanzig: je weiter, deſto beſſer!

Der Rittmeiſter ſprang auf, und lief zu der Tante, die ſo eben die Thür ihres Vorzimmers zuſchlug, einen Stuhl umwarf und ihrem Mädchen eine Maulſchelle gab. Er faßte ihre Hand ſehr unſanft. „Wo wollen Sie künftig wohnen, Fräulein? in Gotha, in Weimar, in Erfurt, in Dresden? Alles einerlei! Noth ſollen Sie nicht leiden; aber fort müſſen Sie!“

Sie ſah in ſeinem Geſichte nicht Zorn, ſondern nur Ernſt und Kälte, die ihr fürchterlicher waren, als jener. Ach! ſagte ſie, die Hände ringend: meine Seele iſt voll Jammers, mein Leben iſt nahe bei der Hölle!

„Nahe dabei? Mitten darin, Fräulein! und ich dazu, und ganz Grundleben! Das muß ein Ende nehmen. Wo wollen Sie wohnen?“

Meine Freunde haſt du fern von mir gethan, du haſt mich ihnen zum Gräuel gemacht.

„O, möge Gott nicht hören, was Sie da ſagen! Er hat das nicht gethan; Sie ſelbſt, Fräulein Jeſabell. Aber, wenn Sie auch den ganzen Pſalter herſagten, und den 119ten Pſalm zehnmal, ſo müßten Sie doch fort! Ich will hier auf der Erde nicht mehr die Hölle haben.“

Meine Geſtalt iſt jämmerlich vor Elend . . .

„Das iſt ſie; aber nicht vor Elend, ſondern vor Alter, und vor grundböſen Leidenſchaften, als da ſind Neid, Hochmuth, Zorn, Klatſchſucht, und ſo weiter.“

Ich ſchreie zu dir, Herr, daß du vergelteſt meinen Feinden auf ihren Kopf.

„Was? Himmel-Element! Was? auch das noch? Sie rufen Gottes Gerichte über uns? Iſt es noch nicht genug, daß ich mich ſeit ſechzehn langen Jahren habe von Ihnen martern laſſen? Denn Sie, Fräulein Jeſabell, Sie, nicht Gott — ich weiß den 88ſten Pſalm auch — Sie machen, daß meine Freunde und Nächſten, und meine Verwandten ſich fern von mir thun um ſolches Elendes willen! . . . Gottfried!“ rief er jetzt donnernd in den Hof; „ſpann den großen Wagen an! Den Augenblick!“

Nun ſah ſie, daß es Ernſt war. Sie faßte mit krampfhaftem Schmerz auf ihre Bruſt, ſchwankte, hielt ſich zitternd an einem Stuhle, griff nach ſeiner Hand, und ſagte leiſe: auf den Sofa! (Er brachte ſie hin.) Den Leichenwagen laſſen Sie anſpannen! — O, der Sohn meiner lieben Schweſter! Wenn ich erſt Staub und Aſche bin, dann wird ja Friede hier werden!

Der Rittmeiſter machte, ob er gleich das wahrſte Mitleiden fühlte, von Zeit zu Zeit die heftigſten Bewegungen des Zorns; er ärgerte ſich über ſein Mitleiden, und fluchte über ſeine Härte. Die Tante erhielt indeß nur einen zweifelhaften Sieg über ihn. Er beſtellte zwar den Wagen wieder ab; doch ſagte er ihr, ſobald ſie ſich wieder erholt hatte, mit kaltem Ernſt: Fräulein, ſchlägt wieder eine Thür, oder heult Hannchen, oder Julius über Maulſchellen, kurz, hör' ich wieder ſolchen Lärm aus Ihrem Zimmer her, ſo laſſe ich anſpannen, und ſollte der Wagen darüber zum Leichenwagen werden! Da haben Sie meine Meinung kurz und deutlich!"

Es blieb vier Wochen ruhig, und Philippine war wie im Himmel; denn die Tante ſah ſie nicht mehr an, und ſprach kein Wort mit ihr.

Gleich an dem Tage nach Pfingſten hatte Auguſte eingeſehen, daß ſie mit Philippinen über gewiſſe Dinge reden müßte, wenn anders nicht die Tante es auf ihre Art thun ſollte. Sie ſprach daher mit dem geliebten Kinde unter vier Augen über ihr künftiges Leben in der Welt, über die Gefahren der Verführung, über die Heftigkeit der ſinnlichen Triebe, und über die Sittenloſigkeit der meiſten Männer, beſonders in den höheren Ständen.

Philippine hatte hundert Fragen zu thun, und die Mutter gerieth darüber in große Verlegenheit, da ſie ſelbſt nicht wußte, wie weit ſie in ihrer Vertraulichkeit gehen dürfe, oder nicht. Doch endlich nahm ſie Philippinen in ihre Arme, und ſagte mit Thränen: dein Herz war unſchuldig bis dieſen Augenblick, und deine Phantaſie ganz rein. Du wirſt lieben; aber auch deine Liebe müſſe rein ſeyn, wie eine Lilie, und fromm wie ein Gebet!

Das Wort: Lilie, erinnerte Philippinen ſehr lebhaft an Erhard, an den ſie ſchon vorher, bei dem Worte: Liebe, immer gedacht hatte. „So glaubte mein Vater wohl,“ fragte ſie, „ich liebte Erharden mit der — irdiſchen Liebe?“

Ohne Zweifel glaubte er das; und weil du ſelbſt darauf kommſt, mein Kind, ſo prüfe dich doch, ob deine Liebe zu dem jungen Sonnenſtein nicht ein wenig Irdiſches an ſich hatte.

Philippine legte verſichernd die Hand auf ihr Herz, das ſo ruhig, ſo ſchuldlos in ihrem Buſen ſchlug: „Nein, liebe Mutter. Es war Anfangs nichts als Freude über das Wiederſehen meines Geſpielen, und dann eine fromme, gewiß ſehr fromme und ſüße Begeiſterung, worein mich die Rede des Herrn Predigers geſetzt hatte. Sieh, Mutter, wir Beide ſtanden vor ihm. Erhard hatte ſeine Hand in die meinige gelegt. Der gute alte Prediger machte mich zum Zeugen, zum Bürgen bei Erhards Verſprechen, treu zu ſeyn bis an's Ende in der Tugend. Das war es, nur das. — Ich merke jetzt wohl, daß ich gefehlt habe.“ Sie erröthete, und verbarg das glühende Geſicht an dem Buſen der tröſtenden Mutter. „Jetzt erröthe ich; damals nicht. Glaube mir, ich legte meine Wange an ſeine Lippen, wie ich ſie jetzt an deinen Buſen lege. Meine Liebe zu ihm war nichts anders, als meine Liebe zu dir.“

Ich glaube das, mein Kind, ich weiß es. Aber von heute an wird deine Liebe zu ihm, vermuthe ich faſt, etwas anderes ſeyn.

„Ach, liebe Mutter, ich möchte dir ſo gern widerſprechen! Aber warum wäre ich denn roth geworden, wenn ſie nichts anderes wäre! Warum pocht denn mein Herz ſo laut, wenn ich an ihn denke! Iſt es denn etwas Unheiliges, an ihn zu denken, daß ich ſo erröthe, und daß mein Herz ſo ängſtlich pocht?“

Du machſt mich unruhig, Kind; ich weiß nicht, was ich dir antworten ſoll. Etwas Unheiliges iſt es nicht: aber wie leicht, ach! wie leicht, kann es unheilig werden! Dein Vater würde nie in eine Verbindung zwi-

Mädchen einen guten Kopf zum Lehrer gegeben; und ſie lernte von ihm nicht bloß Lateiniſch, ſondern auch denken, fühlen, wie eine Römerin. Sie las jeden Augenblick, den ſie der Laute und ihrem geliebten Herrn abſtehlen konnte; und ihre melancholiſch-ſchwärmeriſche Seele erhielt jetzt durch die Römiſchen Geſchichtſchreiber einen Zug von Größe. Iglou fing auch an zu zeichnen, und zwar unter des Barons Anleitung. Dieſer ſchüttelte den Kopf, als Iglou an der Schlangenlinie, trotz ſeinem Demonſtriren, nichts Schönes finden wollte. Wie kann eine Linie ſchön ſeyn? fragte ſie, und blieb bei ihrem Unglauben. „Das arme Geſchöpf!“ ſagte der Baron mitleidig. „Ach, Iglou, deine Mühe wird vergeblich ſeyn! du wirſt nicht zeichnen lernen.“ Aber trotz der Schlangenlinie lernte Iglou zeichnen. Nun ſagte Flaming, ſie fühle nichts bei den ſchönſten Zeichnungen. — Und was ſoll man dabei fühlen? fragte Iglou; es ſind ja keine Menſchen: und mein Herz gehört den guten Menſchen!

Unter dieſen Beſchäftigungen waren mehrere Monathe verfloſſen. Der Baron überſchen dir und Erhard willigen, auch wenn Ihr ſchon erwachſen wäret. — Doch, mein Kind, jetzt haſt du andre Pflichten; du mußt dich auf dein Leben in der Welt vorbereiten. Liebe wird erſt dann deine Pflicht, wenn dein Vater deine Hand einem Manne beſtimmt.

Philippine ließ den Kopf ſinken, und es drangen ein Paar Thränen unter ihren Augenliedern hervor. „Ach,“ ſagte ſie nach langem Beſinnen: „man kann in der Welt wohl ſehr unglücklich werden, liebe Mutter: nicht wahr?“

Unglück iſt vergänglich, wie das Glück; die Tugend allein iſt ewig, und läßt das Herz nie ganz in Unglück verſinken.

„O, das fühle ich ſchon jetzt, da ich mir denke, wie glücklich und wie unglücklich man ſeyn kann! . . . Mir iſt doch ein wenig ängſtlich!“

Du fühleſt jetzt, vielleicht zu ſtark, zu lebhaft, in welchen Widerſtreit die jungfräuliche Sittſamkeit mit dem Herzen gerathen kann: nicht wahr?

„Das

„Das wohl auch. Aber — ich war ſo glücklich in meiner Unwiſſenheit. Und jetzt? Was mag wohl Erhard von mir denken! und was mein Vater!“

Da ſpricht die Jungfrau aus dir, die holde Scham unſres Geſchlechtes, der lieblichſte Reitz der Schönheit. Fühle immer ſo, mein Kind; und dein Herz wird nicht unglücklich werden! —

Von jetzt an verſtand Philippine die Anſpielungen der Tante, und verachtete ſie immer ſtärker. Die jungfräuliche Scham keimte in dem zarten Herzen hervor, und machte es noch reiner, noch heiliger. Sie dachte — Anfangs mit Unruhe — oft an Erhard; aber ſie wünſchte nicht, ihn wiederzuſehen, weil ſie ſich nie ohne Erröthen an die Scene vor der Gartenthür erinnern konnte. Er ging zuweilen vorüber, wenn ſie am Fenſter ſtand, und grüßte ſie; dann verneigte ſie ſich freundlich, doch mit ſtiller Ruhe, und niemals ſah ſie ihm nach, obgleich ihr Herz bei ſeinem Anblick pochte. „Ich liebe ihn nicht,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „aber ich fühle, daß ich ihn recht herzlich lieben würde, wenn die Vorſehung mich dazu beſtimmt hätte, ſein Leben glücklich zu machen." Sie redete jetzt nur ſelten von ihm mit ihrer Mutter, und freuete ſich, daß ihre Empfindungen für ihn an Stärke verloren, daß er ihr Herz nicht mehr in die vorige Bewegung brachte. Der Vorwurf ihrer Tante, mit dem ſie doch nur den Auftritt an der Gartenthüre gemeint haben konnte, ſchmerzte ſie tief. Sie ſah nun, wie äußerſt vorſichtig ein Mädchen ſeyn muß, den Ruf ihrer Unſchuld zu behüten.

Der arme Erhard wurde das Opfer ihres kindlichen Zutrauens. So ſtark auch die Eindrücke geweſen waren, die ihre liebliche Schönheit und ihre Unſchuld — in Verbindung mit den höchſten Gefühlen der Religioſität — auf ſein Herz gemacht hatten; ſo würden ſie dennoch durch die Zeit und durch den leichten Sinn ſeines Alters wieder erloſchen ſeyn, wenn nicht alles, was ihn umgab, dieſe Eindrücke immer noch verſtärkt hätte. — „Welch ein himmliſches Mädchen iſt des Rittmeiſters Tochter!" ſagte jeder, der zu Sonnenſteins kam, und bei dem Rittmeiſter geweſen war. „Welch ein Engel! welch ein ſegnender Engel!" ſagten alle Domeſtiken. – „Ich will des Teufels ſeyn, Herr Baron," ſagte der Tanzmeiſter ganz entzückt zu Sonnenſtein, „wenn Fräulein Bärburg nicht die ſchönſte der drei Grazien iſt, Fräulein Minetten abgerechnet." So ſprach jeder; und das Schlimmſte war, daß Erhard zu dem allen ſchweigen mußte.

Endlich traf Sonnenſtein, der Vater, einmal mit Philippinen bei dem Prediger zuſammen, und ſie blieb beinahe eine ganze Stunde. Als er zurückkam, ſagte er mit leuchtenden Augen: „ja, liebe Sophie, das Gerücht ſagt noch bei weitem nicht genug von Bärburgs Tochter. Du weißt, wie wenig ich es leiden mag, wenn man ein Mädchen einen Engel nennt; hier aber muß ich das Wort ſelbſt brauchen, weil es das einzige iſt, das paßt. Du haſt nie ein ſo ätheriſches Geſicht geſehen, nie ſchönere Augen. Aber das alles iſt nichts. Vergleiche ich, ſo haben tauſend Mädchen ſolche Augen; doch der Engel hinter den Augen fehlt. Wenn ſie ſpricht, — man weiß nicht, woher die ſanfte Muſik kommt. Was ſie ſagte, könnte auch jede Andre ſagen; doch man möchte ſchwören, es müſſe noch ein geheimer Sinn in ihren Worten liegen.“

Aber wie betrug ſie ſich denn gegen dich?

„Nun, ich habe ja ſchon geſagt: wie ein Engel. Man glaubt immer, in dieſem Augenblick wird ſie ein himmliſcher Glanz umſtrahlen. Ich habe nun gefühlt, geſehen, liebe Sophie, daß es eine Schönheit der Seele giebt, eine ſtille Reinheit, die jedes Talent, jeden Schmuck, jede Kunſt entbehren kann. Philippine iſt freilich in der Einſamkeit erzogen; aber doch begreiſe ich nicht, wie ſie in der Nähe ihrer Tante, dieſes abſcheulichen Weibes, und unter den rohen Fäuſten ihres Vaters das hat werden können!“

Sonnenſtein ſprach jetzt bei jeder Veranlaſſung von Philippinen. Erhard, der es hörte, ging ſtill aus dem Hauſe, und hielt ſich ſo lange in der Nähe von des Rittmeiſters Garten auf, bis er den Engel einmal von weitem ſah. Nun hatte er zwar ihre ſchlanke, zarte Geſtalt geſehen, aber nicht ihren Fuß, ihren Gang. Er kam wieder, und ſah auch den, doch nicht ihren Arm, nicht ihre Augen und ihr Lächeln. So drückte er den Pfeil der Liebe immer tiefer in ſeine Seele. Einige Mal ſtand er im Begriff, den Prediger zu beſuchen, weil er wußte, daß Philippine bei ihm war; doch er hatte eine heilige Scheu vor dieſem Mädchen, und wagte es jetzt nicht, hinein zu gehen. Indeß, da er oft zu dem Prediger ging, ſo fand ihn Philippine dort einmal. Ah! ſagte das würdige alte Ehepaar, als ſie mit ihrer Mutter hereintrat. Erhard erröthete, und fühlte ſich ſo blöde, wie noch nie in ſeinem Leben. Sie grüßte ihn mit einnehmender, doch ſittſamer Freundlichkeit, und redete ihn an. Der Prediger erinnerte Beide an ihre Confirmation. Erhard ſchwamm in einem Meere von Entzücken, und Philippinens Auge funkelte; das war aber auch alles. Er ging, trunken von Liebe, von Entzücken, nach Hauſe; doch zugleich empfand er ein ſehr ſchmerzliches Gefühl: ſie hatte ja mit ihm, dem Freunde, dem Geliebten ihrer Kindheit, nur ſo wenige Worte geſprochen!

Er machte Verſuche, eine Verſöhnung der beiden Familien zu bewirken; doch vergebens. Sein Vater durfte ſogar nicht einmal merken, daß er das Haus eines Mannes zu betreten wünſchte, der ihn ſo unverzeihlich beleidigt hatte. Nicht lange, ſo fing er an, in eine finſtre Schwermuth zu verſinken. Der Vater glaubte, ihn drücke das Gefühl der Abhängigkeit; daher verſchaffte er ihm eine Officierſtelle bei einem Cavallerie-Regimente. Erhard hatte nicht den Muth, etwas dagegen einzuwenden. Als der Tag ſeiner Abreiſe heran nahete, wünſchte er, Philippinen noch einmal zu ſprechen; doch er wagte es nicht, zu ihr zu gehen. Beim Abſchiede umarmte er in ſtiller Traurigkeit ſeine Schweſter, und ſagte ihr: „ich bitte dich dringend, ſchreib mir jeden Poſttag; jeden, wenn auch nur eine einzige Zeile!" Er war dabei ſo ſeltſam heftig, daß ſeine Schweſter ihn fragte: aber was haſt du, Erhard?

„Ach!“ ſeufzte er; „ich muß weg, und — du weißt nichts! Aber wenn du mich liebſt, ſo erfülle meine letzte Bitte!“ —

Philippine hätte ihn gern noch einmal geſehen; ſie dachte mit herzlicher Freundſchaft an den Jüngling, den ſie nie gänzlich vergeſſen konnte, und der nun in die Welt voll Gefahren treten ſollte. Doch ſie mußte ihren Wunſch verſchweigen. Als er in ſeiner Uniform wegritt, ſtand ſie am Fenſter, ſah ihm nach, ſo weit ſie konnte, und zerdrückte eine Thräne in ihren Augen.

Beide waren nun gänzlich getrennt; doch in Philippinens Herzen blieb ein zartes Andenken an ihn, wie eine dunkle Erinnerung aus einer andern Welt, oder wie das Gefühl bei den Tönen einer alten Melodie, bei dem Anblick eines Geſichtes, das man in der Kindheit gern geſehen hat.

Erhard liebte Philippinen mit dem jugendlichen Feuer eines tugendhaften, edlen Herzens. Sie war der Stern, der ihn leitete, der Schutzgeiſt, der ihm bei jedem, auch dem kleinſten, Schritte aus der Bahn der Tugend ernſt entgegentrat. Nach drei Jahren, gerade am Tage ſeiner Abreiſe von Grundleben, ſagte er, in banger Schwermuth: „ich habe dir Wort gehalten; ich bin noch rein und gut. Aber — haſt auch du Wort gehalten? Du wollteſt mich ewig lieben! Ach, könnte ich dich nur Einmal, nur in einem Traume, in einer Ahnung, an dieſes Verſprechen erinnern! Haſt du dein Wort gebrochen, Philippine — du ſollſt keinen Vorwurf von mir hören; aber dann weine eine reuige Thräne auf meine Aſche!“ —

Der Rittmeiſter fühlte ſich während dieſer ganzen Zeit nichts weniger als glücklich. Die Feindſchaft mit ſeinem Bruder war freilich nicht erklärt, aber dennoch beſtand ſie, und lag drückend auf ſeinem Herzen. Die Tante, die ſich ſonſt, um wieder neue Händel erregen zu können, mit ihren Feinden leicht verſöhnte, machte doch mit dem Präſidenten eine Ausnahme, und wendete ganz andre Künſte an, den Rittmeiſter zu überzeugen, daß jener ſeine Feindſchaft verdiene. Sie brachte Briefe zum Vorſchein, und zwar unverdächtige, von des Präſidenten eigner Hand; und ſobald der Rittmeiſter einmal auf den Gedanken an ſeinen Bruder gerieth, war ſie in der größten Thätigkeit, ihn wieder davon abzubringen.

Aber, ſagte Auguſte, ich würde, wenn ich in Ihrer Stelle wäre, den Knoten zerhauen. Er iſt doch Ihr Bruder; und Sie lieben ihn!

„Freilich! Gott weiß, daß ich ihm viel verzeihen wollte. Aber ſtill, Frauchen! ganz ſtill! Hier iſt die Tante einmal im Hellen, und aufrichtig; ich habe Schwarz auf Weiß geſehen. Meinen Sie denn, ich würde mich durch Ohrenbläſereien gegen meinen Bruder einnehmen laſſen? Nein, hier iſt eine ganz beſondre Geſchichte, die ich mit in mein Grab nehmen will.“

Gerade an einem Tage, an welchem er den Gedanken, daß er mit ſeinem Bruder in Unfrieden lebte, ſehr drückend fühlte, hatte er ganz unvermuthet eine große Freuzeugte ſich von Tage zu Tage immer ſtärker, daß Iglou zu den niedrigſten Menſchen gehörte, und aus Wolluſt, aus allen Laſtern zuſammengeſetzt ſey; aber dennoch gewöhnte er ſich ſo ſehr an ihre Geſellſchaft, daß er nicht ohne ſie leben konnte. Er ſtand hinter ihrem Stuhle, wenn ſie zeichnete, ſaß horchend da, wenn ſie ſang, und ließ ſich auch von ihr vorleſen, wobei ſie denn immer tauſend Fragen zu thun hatte, die er mit der größten Geduld beantwortete.

So las Iglou ihm eines Abends eine von Seneka's Kontroverſen vor. Ein Tyrann hetzte die Sklaven auf, die Töchter ihrer Herren zu ſchänden. Die Bürger fliehen. Ein Sklav ſchützt die Tochter ſeines Herrn gegen die Schande. Der Tyrann wird getödtet, die Bürger kehren zurück, die treuloſen Sklaven werden hingerichtet; nur der treue Sklav, der die Jungfrau geſchützt hatte, erhielt ihre Hand von ihrem Vater. Der Sohn klagt den Vater an, und das Mädchen wird dem Sklaven durch einen Urtheilsſpruch der Stadt wieder genommen.

O, das iſt grauſam! rief Iglou. Konnte der Vater den Edelmuth des Jünglings mit de. Die Thür ſeines Zimmers flog auf. Es kam ein Mann in einem ſchlichten blauen Rocke, der auf der Schwelle ſtehen blieb, und ihm zurief: Gerathen! wer bin ich?

„Rohr! lieber Rohr!“ rief der Rittmeiſter.

Getroffen, Bruder Bärburg; getroffen! Haſt du eine Jagd? haſt du einen guten Keller, eine gute Küche?

„Für dich habe ich alles. — Komm an mein Herz, du Retter meines Lebens! Gott ſey Dank, daß ich dich noch wiederſehe!“

Nu, nu! was für Worte! Und die Damen, Bärburg?

„Meine Tochter, und ihre Erzieherin, ihre zweite Mutter. Philippine, daß ich lebe, und daß du in der Welt biſt, haſt du dieſem Ehrenmanne zu verdanken. In einer Vorpoſten-Affaire hatten mich die Kaiſerlichen Weißröcke ſchon unter; da kam dieſer brave Mann, mein Kamerad, und, was die Sache noch größer macht, der nächſte nach mir im Dienſt. Er ſchlug um ſich wie ein Löwe, half mir auf, und ich war gerettet.“

Bruder, das hätte ich für jeden Burſchen in der Eskadron gethan. Poſſen! wofür wären wir denn in der Welt?

„Aber, Rohr, wo haſt du denn geſteckt? Es hieß ja, du wäreſt todt! Wo biſt du denn geweſen?“

In Ungarn, als Gefangener, von Feſtung zu Feſtung geſchleppt. Bruder, man kann tolle Dinge in der Welt erleben! In Mantua ſaß ich zuletzt, vergeſſen beim Auswechſeln der Gefangenen und beim Frieden. Endlich komme ich los, bettele mich in's Vaterland, werde von Herodes zu Pilatus gewieſen, und zuletzt als Poſtmeiſter neunzig Meilen weit fortgeſchickt. Da haſt du meinen Lebenslauf in der Kürze. Endlich haben Se. Majeſtät von mir gehört, und da bekomme ich durch eine allergnädigſte Cabinets-Ordre die Poſtmeiſterſtelle in * * *, die, in Vertrauen geſagt, ſchlechter iſt, als meine vorige. Nun höre ich den Nahmen Bärburg nennen. Was Teufel! Dragoner-Officier, ſo und ſo? Ja. Ich mache mich auf, und da bin ich! . . . Ei, das Fräulein

Tochter iſt . . . Bruder, ich habe einen Sohn und drei Töchter, brave Kinder!

Der Rittmeiſter wußte gar nicht, wie er ſeinem Freunde genug Liebe und Dankbarkeit bezeigen ſollte. Beim Abſchiede ſagte er: „Bruder Rohr, ich muß deine Wirthſchaft ſehen und deine Kinder kennen lernen, beſonders deinen Sohn. Er iſt doch, hoffe ich, ein ehrlicher, Deutſcher Kerl, der, wie ſein Vater, im Stande wäre, ſich für jeden Burſchen von der Eskadron in den Tod zu ſtürzen? Und, Bruder, iſt denn das ganze menſchliche Geſchlecht, beim Lichte beſehen, nicht Eine Eskadron? Dienen wir nicht Alle Einem Herrn, dem Gott des Himmels und der Erde? tragen wir nicht ſeine Uniform, die Menſchengeſtalt? Das meine ich!"

Schlag ein, Bruder! Das meine ich auch; bis auf den Kommandanten von Mantua, der mich in ſeinem feuchten Loche beinahe verſchimmeln ließ. Oder gehört auch der zu der Eskadron, ſo muß er Profoß ſeyn! . . . Mein Sohn iſt ein Bischen nach der heutigen Welt, aber gut und brav.

Der Rittmeiſter beſuchte ſeinen Freund, lernte deſſen Sohn kennen, und war mit ihm zufrieden. — Bei einer Flaſche Wein verabredete er nun mit dem Poſtmeiſter, daß ſeine Philippine und deſſen Sohn einander heirathen ſollten. „Ich habe das Mädchen lieb, wie meinen Augapfel. Wem könnte ich es lieber gönnen, und mein Bischen Hab' und Gut dazu, als dem Sohne des Mannes, ohne deſſen Edelmuth es gar nicht auf die Welt gekommen wäre? Aber reinen Mund gehalten! Die jungen Leute müſſen einander erſt ſehen. Wenn ſie einander nicht gefallen, ſo iſt es nichts."

„Deine Tochter iſt ein Engel, Bärburg. Mein Sohn kann Gott auf den Knieen danken, für eine ſolche Frau und einen ſolchen Schwiegervater. Er ſoll zu dir kommen! —

Der Rittmeiſter machte zu Hauſe eine Schilderung von der Familie, bei der er geweſen war; und immer kam er auf den Sohn zurück. Er hielt, gegen ſeine Gewohnheit, dem jungen Manne lange Lobreden, und zwar in einem ſolchen Tone, und mit ſolchen Anſpielungen, daß Philippine ſowohl als die Uebrigen ſeine geheime Abſicht ſehr bald erriethen. Philippine erblaßte.

Lieutenant iſt der junge Herr von Rohr? fragte die Tante. Nun, jung wenigſtens iſt er denn doch; und da wird das Fräulein Nichte, glaube ich, wohl wenig Umſtände machen. Aber, mon neveu, wo denken Sie denn hin! Ihre Tochter, eine der reichſten Partieen, einem Lieutenant! Die nähme ja wahrhaftig jeder Kammerherr!

„Ja, das glaube ich! Aber, wenn der Lieutenant Rohr arm wäre, wie eine Kirchenmaus, und ſonſt gar nichts, als nur ein ehrlicher Kerl; ſo wäre er mir noch zehnmal lieber: denn, zum Teufel! ſein Vater hat mir das Leben gerettet!“

Das war er Ihnen ſchuldig! Man möchte hier im Hauſe raſend werden! Ein Lieutenant!

Philippine ſchwieg, und erblaßte immer ſtärker. Auf einmal ſtand vor ihrer Phantaſie Erhard, an den ſie lange nicht geodacht hatte, in der reinen Schönheit der Tugend und mit blühenden Wangen. Sie faßte die Hand ihrer Mutter, doch mit Zittern. Beide ließen die Tante zanken, ſo viel ſie wollte, gingen auf ihr Zimmer, und ſaßen da ſtumm einander gegenüber, weil auch die Mutter ſich vor einer Erklärung ſcheuete.

In wenigen Tagen kam der Lieutenant Rohr, ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, an deſſen Benehmen man leicht ſah, daß er hier die Herzen aller Menſchen gewinnen wollte. Gegen Philippinen betrug er ſich ſehr ehrerbietig und zärtlich; mit dem Rittmeiſter ſprach er in einem treuherzigen Tone, der ihm aber nicht natürlich war, und den er darum nicht halten konnte; gegen die Tante, deren Einfluß ſein Vater wohl bemerkt hatte, war er ſehr kriechend, gegen die Predigerwitwe galant, und ſelbſt gegen die Domeſtiken im Hauſe aufmerkſam. Doch eben dadurch, daß er Alle gewinnen wollte, verdarb er es mit Allen, außer mit dem Rittmeiſter, der ihn ſchon als ſeinen Schwiegerſohn anſah, und ihn deshalb liebte. Die Tante fand ihn einfältig, weil er Philippinen mit ſo tiefer Ehrfurcht behandelte. Philippine hätte ihn vielleicht wohl leiden mögen; denn welchem jungen Mädchen gefällt am Ende nicht ein junger feiner Mann, der es mit der tiefſten Ehrfurcht, mit der ehrerbietigſten Zärtlichkeit anbetet! — Doch er verdarb es bei ihr durch ſeine kriechende Geduld gegen die Tante und ihre ſeltſamen Launen.

„Aber was ſoll er denn?“ ſagte der Rittmeiſter hitzig; „etwa mit dem Knittel drein ſchlagen? Er iſt höflich gegen Jedermann, und das muß ich an ihm loben. Frauchen, Sie ſagen zwar nichts; ich ſehe aber an Ihrem bedenklichen Geſichte, daß Sie mit Philippinen in Ein Horn blaſen. Was wollt Ihr denn? Er iſt jung, und nicht häßlich; er hat den Kopf auf dem rechten Flecke, und das Herz auch: wenigſtens weiß ich nichts Böſes von ihm, und habe mich doch genau nach ihm erkundigt. Und nun ſteht Ihr da, die Ihr gar nichts wißt, und ſagt: er iſt höflich! Soll er denn grob ſeyn? ſoll er dir etwa ſagen: Fräulein, Sie ſind eine kleine Närrin? — Zwingen will ich dich nicht, Philippine; aber du mußt dich auch nicht zieren! Sag, iſt er ein Trinker? ein Spieler? ein Religionsſpötter? vor dem dich Gott bewahre! — ein ausſchweifender Menſch? Nein. Ein Verſchwender, ein Lügner, ein falſcher Teufel? Nein! Nun ſo ſag, was er iſt. Höflich. Gut, ſo hat er die Bibel geleſen, worin mit klaren Worten ſteht: einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor! Er flattirt der Tante? Ei, mein Töchterchen, wenn du ihn ſchon geliebt hätteſt, und er wäre zum erſten Mal in's Haus gekommen; ich wette, du hätteſt ihm geſagt: gehen Sie der Tante ein wenig um den Bart, oder ſo etwas. Und wenn er das nicht gewollt hätte: was würdeſt du wohl geſagt haben! Zuletzt, mein Kind, machſt du es ihm wohl noch gar zum Verbrechen, daß er dich liebt!“

Philippine antwortete nur mit einem Seufzer. Auguſte aber ſagte, als ſie mit dem Rittmeiſter allein war: wenn ſie nun kein Herz für ihn hat!

„Frauchen, Sie complottiren mit ihr; und das thut mir leid. „Wenn ſie kein Herz für ihn hat!“ Nun, ſo iſt ihr Herz ſchon verplämpert; denn ſonſt muß ſie ein Herz für ihn haben, weil das Gottes Gebot und Ordnung iſt. Dahinter verſtecken die jungen Mädchen ihren Eigenſinn oder einen geheimen Liebeshandel, mit dem ſie nicht herausrücken wollen, weil ſie ſich davor ſchämen müſſen. Kein Herz für ihn! Er iſt jung, und ein blühender, hübſcher Menſch (was ich in Philippinens Gegenwart nicht ſagen mochte) und von ihrem Stande: ein Officier, ſie eine Officierstochter. Sein Auskommen hat er auch; denn ich werde ihm reichlich geben. Sie muß ein Herz zu ihm haben; er iſt der Sohn des Mannes, dem ich mein Leben verdanke. Sie muß ein Herz für ihn haben; oder ſie hat auch keins für mich! Worauf wartet ſie denn? Ein ſolches Warten iſt entweder Hochmuth, oder Narrheit, oder — Gott behüte in Gnaden! —

Liederlichkeit. Er iſt ihr nicht vornehm, oder nicht Narr genug, oder ſie möchte gern mit ihm ſpielen, wie die Katze mit der Maus. Habe ich nicht Recht? Nur gerade heraus! Hab' ich Recht oder Unrecht?" —

Auguſte erzählte dieſe Unterredung Philippinen; und auch ſie konnte wider den jungen Rohr weiter nichts anführen, als ſein kriechendes Benehmen gegen die Tante. Aber wenn er dich nun dadurch gewinnen könnte, ſagte Auguſte —: wie verzeihlich iſt es dann, ſogar wie ſchmeichelhaft für dich! Denn ob es ihm leicht wird, oder nicht, das kannſt du ja nicht wiſſen. — Philippine weinte; ſie hatte noch etwas Andres im Hinterhalte, das ſie aber nicht nennen durfte: ihren Jugendfreund Erhard. Sie fühlte, daß man ihr antworten würde: du Thörin! liebt er dich denn? hat er dich nicht längſt vergeſſen? hat er dich denn je geliebt? waret ihr damals nicht noch Kinder? Und ſind eure Väter nicht erklärte Feinde? — Sie hatte auf das alles Antworten; doch ihr ſelbſt ſchienen dieſe nur in gewiſſen Augenblicken, wenn ſie weniger belohnen, als mit der Hand des Mädchens? — „Nein!“ ſagte der Baron heftig; „ein weiſer, ein gerechter Urtheilsſpruch, Iglou! … O Himmel!“ fuhr er fort, und ſtand auf; „da liegt ja mein ganzes Syſtem in dieſer Verhandlung. Nein, nein, auch nicht Aufopferung des Lebens giebt dem unedlen Menſchen Recht auf den Beſitz eines edleren Mädchens. Weiſe geurtheilt! O, ihr wußtet was ein Sklav iſt!“

Und bin auch ich eine Sklavin? fragte Iglou mit langſamer Stimme, und ſah den Baron ſtarr an; und deine Sklavin? Alſo …? Sie wurde bleich, und legte die eine Hand auf die Stirn, die andere auf ihr Herz. — Alſo weil der Jüngling nicht frei geboren war, fragte ſie nach einer Pauſe, in der ſie nachzudenken ſchien; ſo … Und er mochte der edelſte, großmüthigſte Menſch ſeyn? —

„Der edelſte, großmüthigſte Menſch? — Dann wäre er nicht Sklav geweſen!“

Nicht? rief Iglou mit brechender Stimme. O, ich Unglückliche! So hab' ich wenigſtens eine Hand, — fuhr ſie mit funkelnden Augen und heftiger Geberde fort — die ſtark ſich in ihre Kindheit zurückdachte, befriedigend. So lebte ſie denn in großer Angſt vor jedem kommenden Tage, ſah ſich oft ſchon mit dem Lieutenant Rohr vor dem Altare, und war in halber Verzweiflung. Doch die Furie des Krieges wurde für ſie eine Wohlthäterin, und rettete ſie.

Der Lieutenant Rohr mußte zu ſeinem Regimente abgehen, weil die Armee nach Böhmen marſchiren ſollte. Er hatte große Luſt, die Sache mit Philippinen vorher in Richtigkeit zu bringen; der Rittmeiſter wollte ſich aber darauf nicht einlaſſen, und verſprach ihm nur, daß Philippine bis zur Beendigung des Krieges unverheirathet bleiben ſollte. Philippine athmete nun wieder freier; doch die Mutter hielt es für ihre Pflicht, ſie darauf vorzubereiten, daß ſie dem Lieutenant Rohr würde ihre Hand geben müſſen.

„Ja,“ ſagte Philippine ſchmerzlich; „kommt er zurück, und mein Vater denkt noch eben ſo, wie jetzt: dann will ich mich nicht weigern.“ Der Rittmeiſter hatte, als er das erfuhr, eine ſehr frohe Stunde, und er entdeckte es unter der Hand ſeinem alten treuen Freunde.

Bald nachher, als die Armee in's Feld gerückt war, bekam der Rittmeiſter einen Brief mit der Nachricht, daß ſein Bruder ohne Hoffnung krank läge. Kaum war eine Stunde verfloſſen, ſo ſaß er ſchon, troß allen Gegenvorſtellungen der Tante, im Wagen, und fuhr, ſo ſchnell er nur konnte. —

Der Präſident ſaß, ganz abgezehrt, ein Bild des Todes, auf dem Sofa. „O, Gott, mein Bruder!" rief der Rittmeiſter; und der Kranke ſtreckte ihm die Hände entgegen. Beide waren in einer Umarmung verſöhnt. Ich ſterbe, Bruder. Du hatteſt etwas gegen mich. Laß es mich wiſſen!

„Das iſt abgethan, Hans, rein vergeſſen. Ich habe dich wieder!"

Du haſt einen Brief geſehen von mir an das Fräulein Schuchradt; die Tante hat ihn dir gegeben.

„Ja, Bruder Hans. Er iſt mir durch die Seele gegangen, durch das Leben; doch ich habe nicht aufgehört dich zu lieben."

Ich möchte noch einmal Kräfte haben, der Tante zu fluchen; denn sie hat meine Frau ermordet, und mir dein Herz geſtohlen.

„Gott ſey mir in meiner letzten Stunde nicht gnädig, Bruder, wenn ich dich nicht immer geliebt habe; wenn nicht jetzt alles vergeſſen iſt! Komm Hans, ich will dir das Küſſen zurecht legen. Wo iſt denn dein Sohn? Am Sterbebette ſeines Vaters ſollte der Sohn nicht fehlen!"

Hier ſoll er fehlen, Ludwig. O, es iſt Glück genug, daß ich dich wieder habe! Mein Sohn iſt auf Reiſen. Sey du nun ſein Vater. Er iſt ein ſehr edler junger Menſch. Seine Erziehung habe ich vollendet, um ſeiner Mutter willen, die ich früh, ach, allzu früh! in das Grab ſtürzte. Ludwig, ich habe für ihren Sohn gelebt. Wenn ich zu ihr in die Ewigkeit komme, kann ich ſagen: vergieb mir noch einmal, um deines Sohnes willen.

„Hans höre auf! Ich muß ja ſchluchzen, wie ein Kind! höre auf! Du warſt eine Stunde ſchwach, und ſonſt dein ganzes Leben hindurch tugendhaft."

Schwach? Ludwig, das Sterbebett kennt nur Wahrheit. Ich verletzte Treu' und Glauben, und brach einer tugendhaften Frau das Herz; da haſt du meine Schuld. Aber, Bruder, daß ich von dir ſchrieb, was du geleſen haſt, that ich nur aus Angſt, aus Noth. Mit keinem Gedanken habe ich in Ernſt daran gedacht. Glaube das einem Sterbenden!

„So muß ich ja an deinem Sterbebette knieen, und dich um Verzeihung bitten! ſo bin ich ja hart gegen dich geweſen! Aber, Bruder, ich habe ſo etwas vermuthet. Sieh, tauſendmal wollte ich zu dir, und dich fragen: konnteſt du das ſchreiben? Doch immer hielt mich die Tante ab, und die Vorſtellung, in welche Angſt du gerathen würdeſt.“

Die Tante? O, ich weiß, warum ſie dich abhielt. Schließ den Schrank dort auf. Darin liegt ein Papier, an dich überſchrieben; das lies nach meinem Tode, doch nicht eher! —

Die Verſöhnung mit dem geliebten Bruder hatte üble Folgen für den Kranken; die

Freude, die Bewegung war für ſein ſchwaches Leben zu ſtark geweſen: er wurde mit jeder Minute ſchwächer, und bald war: Ludwig! ſein letztes Wort, ein Händedruck ſeine letzte Bewegung. —

Der Rittmeiſter wunderte ſich, daß niemand von Sonnenſteins kam, und daß ſein Bruder nicht ein Wort von ihnen geſagt hatte. Er wußte nicht, daß es des Sterbenden ausdrücklicher Wunſch geweſen war, mit dem geliebten Bruder allein zu ſeyn.

Den Tag nach dem Tode des Präſidenten kam deſſen Sohn, und der Rittmeiſter gerieth in ein freudiges Erſtaunen über den ſchönen Jüngling. Er nahm ihn mit der herzlichſten Liebe in ſeine Arme, und es kränkte ihn unbeſchreiblich, daß der junge Mann gegen den Bruder ſeines Vaters ſo kalt war, und ihm zwar höflich, doch ſehr abgezirkelt, begegnete: denn er war feſt überzeugt, daß der Vater dem Sohne nichts von dem Verhältniſſe der beiden Brüder entdeckt haben konnte; und ſo glaubte er, dieſe Kälte läge in dem Charakter des Jünglings.

„Dein Vater,“ ſagte er, nicht ohne Unwillen, „war in der großen Welt alt geworden; doch er verſtand die Kunſt, ein warmes Herz zu behalten.“ Der Jüngling lächelte, anſtatt zu antworten, und verbeugte ſich. „Der Teufel, Burſche!“ ſagte der Rittmeiſter; „wenn ich mit Vaterliebe auf dein Herz avancire, ſo komm mir nicht mit Tanzmeiſter-Schritten entgegen.“

In der That, ſagte der junge Mann mit einer feinen Artigkeit, aber zweideutig; ich komme Ihnen nicht entgegen.

„Haſenfuß!“ Der Rittmeiſter ließ ihn los. — „Du denkſt vielleicht, weil man dir, oder deinem ſchlanken Figürchen, Complimente gemacht hat, wie witzig du biſt, und willſt mich zu deiner Scheibe brauchen. Wenn du mir nicht entgegen kommen willſt, (das wollteſt du doch wohl ſagen); nun, ſo bleib ſtehen, ſo lange du Luſt haſt. Ich liebte deinen Vater, und liebe auch dich. — Hm! bin ich nicht ein Narr, daß ich mich da von dem Wetterhahn irre machen laſſe!“

Der Neffe ſtand ruhig da, ohne ein Wort

zu erwiedern. Drei Tage nach dem Begräbniſſe ſagte er zu dem Rittmeiſter, der es noch nicht aufgegeben hatte, ſich die Liebe ſeines Neffen zu erwerben: Ein Geſchäft, das durchaus keinen Aufſchub leidet, zwingt mich abzureiſen.

„Das heißt: ich ſoll gehen, junger Menſch!“

Das heißt: es nicht, mein Oheim. Sie ſind in dem Hauſe Ihres Bruders immer Herr, wie in Ihrem eigenen. Ich aber bin jetzt nicht Herr über meine Zeit.

Der Rittmeiſter ſah ihn ſtarr an. „Höre, Herrmann, ich will dir ſagen, was du biſt: Ein Aeffchen; und damit Gott befohlen! Ich kann Gott Lob nach Hauſe finden. Uebrigens bleibe ich deines Vaters Bruder, und die bunte Jacke, die du bei deiner Ankunft auf dem Leibe trugſt, und auf die du dir ſo viel einzubilden ſchienſt, ſoll mich nicht aus der Ehrenſtelle herausbringen, ſo wenig mich dein Wind herausblaſen ſoll. Alſo — wenn es dir einmal an Rath und That gebricht, weil die Mädchen und Weiberchen, die dich verzogen haben, dich im Stiche laſſen: ſo wohnt in Grundleben deines Vaters Bruder, der für dich Rath und That, auch Liebe, und, wenn du bis dahin vernünftiger geworden biſt, Vergebung bereit hat. Und nun gehab dich wohl!" .

Der Rittmeiſter fuhr noch heute nach Grundleben zurück. Die Tante ſah ihn ängſtlich an; da ſie aber nichts Beſonderes an ihm bemerkte, ſo war ſie bald wieder in ihrem alten Geleiſe. Er erzählte viel von ſeinem ſeligen Bruder und von deſſen Sohne; erſt am Abend erbrach er, ſeufzend und mit bebenden Händen, das verſiegelte Papier, welches der Sterbende ihm gegeben hatte.

„Wenn du dieſes lieſeſt, Bruder Ludwig, bin ich nicht mehr. Dieſe Blätter enthalten die Geſchichte des glücklichſten und des unglücklichſten Mannes. Du kannteſt meine Frau, Sonnenſteins Schweſter, die mich ſo unausſprechlich glücklich machte. Die Tante haßte meine Frau, — merke das wohl! — weil ſie eine Bürgerliche war. Es mag nicht ihr Plan geweſen ſeyn; denn wie wäre eines

Menſchen Seele einer ſo hölliſchen Bosheit fähig! Aber dennoch! O, Bruder, ſey du der Rächer meines Unglücks an dieſem abſcheulichen Weibe! Ich haſſe Niemanden; ſie aber werde ich noch in dem letzten Augenblicke meines Lebens haſſen.“

„O Gott, du haſt ihm vergeben!“ ſagte der Rittmeiſter, ſeine Mütze abnehmend. „Nein, ſo haßte er nicht!“ — Er fuhr fort zu leſen, doch ſehr ängſtlich.

„Da kam das Fräulein Schuchradt in unſer Haus. Du weißt, daß ſie ein ſehr ſchönes Frauenzimmer war, aber nicht, daß dieſes reitzendes Mädchen, bei der gränzenloſeſten Unbeſonnenheit, bei dem unbegreiflichſten Leichtſinn, doch einen einmal gefaßten Plan feſthielt, und dabei das Talent hatte, jede Geſtalt anzunehmen, und jede, auch die ſchwierigſte, Rolle zu ſpielen, weil nichts in der Welt einen tiefen Eindruck auf ſie machte. Ich hatte, wie dir bekannt iſt, das Schuldenweſen ihres Vaters nach ſeinem Tode zu reguliren, und war deshalb viel in ihrem Hauſe. Sie ſetzt ſich in den

Kopf, mich zu heirathen, und hält meine Artigkeiten, die ich unter gleichen Umſtänden auch jeder Andern geſagt hätte, für Liebeserklärungen. Ich ſchreibe das Vertrauen, die Freundſchaft, die ſie mir gar nicht verbirgt, den Dienſten zu, die ich ihr leiſte; nach und nach aber fällt mir manches auf, und nun ſage ich ihr auf eine gute Art, daß ich ſchon verlobt bin. „So?“ erwiedert ſie, und mit jedem Momente wird ihr Geſicht fröhlicher, bis ſie in ein lautes Lachen ausbricht. „Aber,“ ſagt ſie dann auf einmal ganz ernſt: „das erklären Sie mir ſo ohne alle Umſtände? Doch es iſt gut; denn . . . denn . . . Nun, es iſt vorbei, und ſo gratulire ich.“ — Nachher fällt ihr ein, daß ſie das eigentlich hätte übel nehmen ſollen; denn ein Abweiſen war es, und blieb es.“

„Die Tante kam, mich zu beſuchen, und bei dieſer Gelegenheit, wo möglich, meine Verheirathung mit meiner Braut zu hintertreiben. Sie erfährt, daß ich bei der Schuchradt aus- und eingehe, und beſucht Adelen, (ſo heißt das Fräulein), als eine nahe Vergenug iſt, dies Herz, das du verachteſt, zu zerſchneiden. Mit dieſen Worten ergriff ſie ein ſcharfes Meſſer. Der Baron erſtarrte; er wußte noch nicht einmahl, daß Iglou beleidigt ſeyn konnte: denn er hatte an nichts als an ſein Syſtem gedacht. Schnell fiel er ihr in den Arm, entriß ihr das Meſſer, umfaßte ſie, und drückte ſie an ſein Herz. Iglou zerfloß an ſeiner Bruſt in heißen Thränen. Hundertmahl rief ſie jammernd: o, ich Unglückliche! Der Baron liebkoſte ihr, trocknete die Thränen von ihren Wangen, nannte ſie ſeine theure, ſeine liebe Iglou, ſeine Freundin ſogar; und es gelang ihm ſie vollkommen zu beruhigen. Aber dennoch hatte dieſer Umſtand eine ſo große Wirkung auf Iglou gethan, daß ſie bei der allerkleinſten Gelegenheit aufs neue trauerte. Flaming ſann darauf ſie ganz zu beruhigen, und ſchenkte ihr in Gegenwart ſeines Bedienten und des Hauswirthes ihre Freiheit. Iglou's Augen funkelten vor Freude. Nun, rief ſie laut; nun bin ich, was du biſt: ein Menſch! Habe Dank! Sie nahm ſeine Hand, und drückte ſie an ihre Bruſt; aber ſie warf ſich nicht vor ihm nieder, wie ſie es ſonſt wandte. Adele geſteht ihr nach zehn Minuten, daß ſie mich geliebt und einen Anſchlag auf mich gehabt hat. Die Tante ſinnt nach, was ſich daraus wohl machen ließe, und ſagt endlich: ich wollte, Couſine, Sie liebten ihn noch! — „Zu Befehl! das thu' ich. Aber es iſt alles vorbei; er hat mich abgewieſen, weil er ſchon verlobt iſt." — Und dieſes ſchöne Geſichtchen, das eine ganze Welt in Flammen ſetzen könnte; und dieſes Köpfchen, dem Geiſt und Witz aus den Augen blitzen, ließ ihn ſo geduldig los? — „Was ſollte ich denn thun?" fragt Adele lachend. „Zur Dankbarkeit dafür, daß er drei Monate für mich gearbeitet, mit den häßlichſten Juden, noch ärger als ſie, geſchachert hat, um mir ein Paar tauſend Thaler zu erſparen: dafür ſollte ich ihn von einem Mädchen trennen, das er liebt? Nein, Tante, man hat auch ein Gewiſſen!" —"

„Ich habe nichts Arges. Bei der guten Laune, mit der ſie mich immer aufnimmt, und bei der Theilnahme, die ſie für meine Braut bezeigt, glaube ich, mich in ihr geirrt zu haben. Sie bittet mich um die Bekanntſchaft meiner Braut, und ich führe dieſe zu ihr. Beide Mädchen gefallen einander, und Adele erzählt von dem Edelmuthe, womit ich mich ihrer angenommen habe. Meine Braut mit ihrem ſchönen vollen Herzen hängte ſich ganz an die flatterhafte Adele, die weinen konnte, ſo oft ſie wollte, und ſich dann überredete, ſie habe in ganzem Ernſte geweint. Ich hielt ſie damals für ein fröhliches, heiteres, gutartiges Geſchöpf. Sie hatte meine ganze Achtung, mein höchſtes Wohlwollen, und es ſchmeichelte mir, daß ſie mich auszeichnete."

„Ich zog mit meiner Frau nach Grundleben, und ſie wechſelte mit Adelen vertraute Briefe. Gerade deshalb, weil ſie ſo ernſt war, liebte ſie dieſes lachende Geſchöpf, von dem ſie oft erheitert wurde. Adele lebte jetzt bei einer Verwandten, und als dieſe ſtarb, wußte ſie nirgends hin. Eines Tages war meine Frau, Morgens früh, ohne etwas zu ſagen, weggereiſt, und am Abend hüpfte Adele in meine Arme."

„Ich erſtaunte, als ich hörte, daß ſie bei uns bleiben ſollte; denn ich liebe ſolche Verhältniſſe nicht. Aber meine Frau bat mich ſo zärtlich, daß ich es zugeben mußte. Nun führte mein böſer Genius die Tante zu dir. Sie haßte meine Frau, wie alle Menſchen; auch Adelen würde ſie gehaßt haben, wenn dieſe meine Gattin geweſen wäre. Meine gute Frau hatte einen gewiſſen Widerwillen gegen die Tante, den ſie nicht verbergen konnte; und das machte den Haß noch giftiger.“

„Die Tante beredet die leichtſinnige Adele, daß ich ſie liebe, daß ich gleichgültig gegen meine Frau bin. Ich hatte gar keine Urſache zu Mißtrauen gegen das fröhliche Mädchen, das in meinem Hauſe Leben und Freude verbreitete, und gab ihr täglich Beweiſe einer aufrichtigen Freundſchaft. Ihre Eitelkeit beredet ſie, das für Beweiſe einer geheimen Liebe zu halten, und die Unbeſonnene macht die Tante zu ihrer Vertrauten. Nun hat dieſe unmenſchliche Seele eine Intrigue, und auf jeden Fall Rache dafür, daß

meine

meine Frau ſie mit Kälte behandelt. „O,“ ſagt Adele, und klopft an ihre Stirn: „ich Gänschen! ich gutmüthiges Gänschen! Damals hatte ich ihn in meiner Gewalt. Ich könnte die Frau Ihres Neffen ſeyn.“ — Das können Sie ja noch werden! ſagt die Tante, — wohl nicht in Ernſte, ſondern nur, um Adelen zum Beſten zu haben. Sind denn dieſe beiden funkelnden Augen blind? Sehen Sie denn nicht, Adele, wie ſchmachtend er nach Ihnen hinblickt, wenn ſeine Frau nicht im Zimmer iſt? Kann denn ein ſo locker geknüpftes Eheband nicht aufgelöſ't werden? Oder wäre es denn ſo etwas Strafbares, einen liebenswürdigen Mann von einer Frau, die ſich für ihn nicht paßt, wie er nicht für ſie, zu befreien? — „Tantchen, der Teufel ſollte Sie einmal zu ſeinem Advokaten machen! Sie haben freilich Recht; ich paßte tauſendmal beſſer zu ihm, und wir würden eine närriſche Wirthſchaft mit einander treiben. Aber die Frau iſt meine Freundin!“ — Freundin? Hahaha! Nun, wenn Sie das glauben, ſo hat ſie freilich

Recht, meine weiſe Nichte, in ihrer Meinung von Ihnen. — „Was ſagt ſie denn von mir?“ — Die Tante will erſt nicht mit der Sprache heraus; doch endlich läßt ſie ſich bewegen. Die weiſe Frau Präſidentin ſagt, Sie wären ein hübſcher Haubenkopf, der immer lache, um die ſchönen, weißen Zähne zu zeigen; und troß dem hübſchen Kopfe, und Ihrem Hüpfen, Springen und Lachen, würden Sie eine alte Jungfer werden. — „Das iſt nicht wahr, Tante; das iſt eine Erfindung von Ihnen, wie tauſend andre!“ — Sie können es aus dem Munde Ihrer Freundin hören, ſobald Sie wollen.“

„Adele wird nachdenkend; ſie beſinnt ſich, daß meine Frau ſeit einiger Zeit kälter gegen ſie geweſen iſt. Das hatte wirklich ſeine Richtigkeit; denn es war ihr nicht entgangen, daß Adele ein wenig die Kokette gegen mich ſpielte, und daß meine Augen mit Wohlgefallen an dem ſchönen, fröhlichen Mädchen hingen. Ueberdies ſagten ihr einige ſpitze Anmerkungen der Tante ſogar, daß auch Andre daſſelbe bemerkten.“

„Die Tante verſchafft Adelen Gelegenheit, eine Unterredung zu behorchen, worin meine Frau ſich unwillig und mit einiger Härte über ſie ausdrückt. – Nun? fragt die Tante, als ſie Adelen aus ihrem Schlupfwinkel abruft. (Adele ſtampft mit dem kleinen Fuße. Ich will Ihnen noch mehr ſagen! Meine tugendhafte weiſe Nichte iſt ſo weiſe eben nicht, als Sie denken. Der Herr von Berger könnte uns viel erzählen! – O, die giftige Schlange!. Berger war mit der jüngſten Schweſter meiner Frau verlobt. Die Braut ſtarb; und der Unglückliche, der ſie wahrhaft geliebt hatte, fand bei meiner Frau den Troſt einer zarten Freundſchaft, den Troſt eines gleichen Schmerzes. — Meine Nichte, fährt die Schlange fort, iſt das wahre Bild ihrer verſtorbenen Schweſter. Man will ſogar wiſſen, daß der Herr von Berger ihr ſchon vorher ſehr wohl gefallen hat. Sie ſehen alſo, Adele, daß hier Jeder ſein Theil haben könnte; nur will Niemand den Anfang machen, weil es ſich Niemand zutrauet, eine ſo feine Intrigue mit

Geſchick anzugreifen. Freilich, liebes Kind, gehört dazu mehr Geiſt, als wir Mädchen haben. — „Ich getrauete mir, mit noch mehr fertig zu werden, obgleich dieſer . . . Aber ſagen Sie, was Sie wollen; ich glaube nicht mehr, als ich ſehe.“ — Sie getrauten ſich? Liebe Adele, der Anfang war gut. Man muß durch Lachen und Scherzen die Männer anziehen; aber Sie wiſſen nicht, wie unausſtehlich empfindſam die hochgebietenden Herren ſind. Sie ſpotten über unſre Thränen; und doch glauben ſie nur ihnen allein. Es wäre alles ſchon viel weiter, wenn Sie nur die Kunſt verſtänden meinen Neffen recht an ſich zu feſſeln. Die Männer reden immer von Liebe und Treue, und ſind doch nichts als ſinnlich. Das iſt ihre ſchwache Seite, bei der muß man ſie angreifen; und hält man ſie erſt an dieſer unzerreißlichen Kette, dann iſt es Zeit, mit ihnen weiſe, empfindſam, tugendhaft zu ſeyn. Glauben Sie mir, ſie ſehen es alle gern, wenn wir fallen; aber ſie ſind ſolche Egoiſten, daß wir nur aus Liebe zu ihnen fallen ſollen. Locken und zögern! in dieſen beiden Worten liegt der gewiſſe Sieg jedes Frauenzimmers, und damit habe ich ehemals Wunder gethan.“ —

„Du fragſt, Bruder, wie ich das alles weiß; und das ſollſt du erfahren. Doch erſt muß ich dir dieſe höllische Bosheit weiter entwickeln. — Die leichtſinnige, unbeſonnene Adele glaubt, was ſie hört; ihr Ehrgeitz erwacht, und ſie will der Tante zeigen, daß ſie kann, was dieſe für ſo ſchwer hält. Nun ſetzt ſie alle Künſte der feinſten Buhlerei in Bewegung, mich an ſich zu ziehen. Es gelingt ihr nur allzu gut. — Du wirſt mich verachten, Ludwig. Aber ach! ſie war ſo reitzend, ſo bezaubernd, und ſo ſchlau! Ich liebte ſie nicht, Ludwig; aber ſie hatte meine Sinne in Bewegung gebracht. Das war alles, was ſie mit ihren Reitzen, ihren Künſten bewirken konnte.“

„Meine unglückliche Frau ſieht es, und ſchweigt; ſie hält mich für ungetreu, und entzieht mir ihre Achtung, ihr Vertrauen, ihre Freundſchaft. Adele glaubt nun wirklich, die Tante habe Recht, und meine Frau wünſche die Trennung von mir eben ſo, wie ich ſelbſt. Sie hält es für möglich, ſogar für wahrſcheinlich, daß ſie die Sache zu Aller Zufriedenheit werde endigen können, und drängt ſich immer zärtlicher an mich. Die liſtige, hölliſche Tante leitet jeden ihrer Schritte, und ich erfahre nichts von dem eigentlichen Plane, den ich ſonſt ſogleich mit Abſcheu verworfen hätte. Meine Frau iſt mit Berger verreiſt, und ich bin mit dem ſchönen, unbeſonnenen Geſchöpfe allein. O, wie heiter, wie liebenswürdig, wie mir ſo ganz hingegeben, war ſie in den drei Tagen, die mein Glück auf immer zerſtörten! Sie ſcherzte über Bergers Reiſe mit meiner Frau, und über ihre zärtliche Theilnahme an ihm. Ich ſcherze mit; das beſtärkt ſie in ihrer Meinung von mir. Eine ſchwache Minute, die ich mir nie verzeihen werde, befriedigte meine gereizte Sinnlichkeit. — Ich fahre erſchrocken aus Adelens Armen auf, und zittere vor den Vorwürfen, die ſie mir machen, vor den Wehklagen, in die ſie ausbrechen wird; ſie lächelt aber, ſie iſt fröhlich und nichts als Liebe, heitre, glückliche Liebe. Auch am folgenden Tage bleibt ſie eben ſo heiter, und zeigt mir ganz das zärtliche Vertrauen, wie es nur zwiſchen Eheleuten Statt finden kann. Ich war der Erſte, der ſie aufmerkſam machte, daß jene unglückliche Stunde vielleicht Folgen haben könnte. Sie lächelte, warf ſich in meine Arme, und ſagte mit den Tönen der zärtlichſten, innigſten Liebe: „ich wäre glücklich, ſelbſt wenn es anders ſtände, als es ſteht.“ — Als es ſteht? Wie meinen Sie das, Adele? — Nun entdeckte ſie mir, worauf ſie rechnete, was ſie von mir hoffte. — Unglückliches Mädchen! ſagte ich; wie konnte dieſer abſcheuliche Gedanke in Ihre Seele kommen!“ —

„Sie zählte mir ſehr ruhig alle Umſtände vor. Ich ſprang, ganz außer mir, auf, zeigte ihr meinen Abſcheu vor dieſer Vorſtellung, und ſagte ihr, daß ich meine Frau über alles liebe, daß mein Sohn Herrmann ein Band ſey, welches mich auf ewig an ſie feſſeln würde, ſelbſt wenn ich Urſache öfters gethan hatte. Doch als Wirth und Bedienter hinaus gegangen waren, ſank ſie vor ihm auf die Kniee, und ſagte: Du haſt mich frei gegeben, und jetzt macht mich die Dankbarkeit, dieſes Herz, ewig wieder zu deiner Sklavin.

Flaming fühlte ſich durch dies alles auf eine ſonderbare Weiſe gerührt; aber ſobald er allein war, hielt er ſich wieder an ſein Syſtem. Er lächelte. „Setze," ſagte er, „einen Sklaven auf einen Thron, und er wird ſich freiwillig ſeiner Freiheit begeben. Er kann nichts anders als Sklav ſeyn; denn die Natur hat ihn dazu beſtimmt." Er hielt Iglou's Liebe für ihre ſklaviſche Natur.

Einige Monathe nach dieſer Scene trat er in einen Putzladen, um für Iglou etwas zu kaufen. Er blieb ſtarr vor Verwunderung ſtehen; denn da war die Frau von Koch, und handelte. Schon zog er ſich leiſe wieder zurück, um nicht von ihr bemerkt zu werden und ihr dann heimlich bis in ihre Wohnung zu folgen. Aber in eben dem Augenblicke ſah die Frau von Koch ſich um, und erkannte ihn ſogleich. Ah, lieber Flaming! rief ſie freudig, hätte, ſie zu haſſen. Adele weinte, und redete nicht ein Wort mehr für ihren Plan; doch ſelbſt bei dieſer erſchütternden Scene blieb ſie noch immer leichtſinnig. Sie ſagte: „es iſt unverſchämt, mir ſo geradehin zu erklären, daß Sie Ihre Frau lieben; in der That, ſehr unverſchämt! Nun iſt alſo der Knoten noch viel verwickelter. Am Ende werde ich die Koſten tragen müſſen." — Ich bin unſchuldig! ſagte ich mit Härte. — „Eine noch ärgere Unverſchämtheit! . . . Bin ich nicht eine Närrin, daß ich Ihnen das alles ſo hingehen laſſe? Denn, mein ſchöner Herr, der Sie Ihre Frau ſo zärtlich lieben, Sie ſollen wiſſen, daß Sie in meiner Gewalt ſind! Ich darf ja nur Ihre Frau zu meiner Vertrauten machen." — Ich erſchrak; denn ich wußte, wie weit ſie ihre Unbeſonnenheit zu treiben im Stande war. „Aber auch ich bin unſchuldig," ſetzte ſie hinzu. „Die Tante — o, ich trauete ihrem hämiſchen Weſen ſogleich nicht! — die Tante hat alles zu verantworten, worüber Sie jetzt ſo blaß werden, und worüber ich, ſo lange ich lebe, erröthen muß!" — Die Tante? fragte ich, noch bleicher. Um Gottes willen! die Tante? Was hat denn die mit dem allen zu thun?"

„Nun erzählte mir Adele mit ihrer gewöhnlichen kindiſchen Aufrichtigkeit alles. — Aber wie konnten Sie ſich dieſem boshaften Teufel hingeben? fragte ich. — „Ja, das finde ich ſelbſt jetzt lächerlich; beſonders da ich ſie kenne, ſo gut wie einer. Doch dem Uebel iſt nun nicht mehr abzuhelfen. Sie, mein feiner Herr, was leiden Sie dabei? Aber ich Arme, ich Betrogene! Was ſoll aus mir werden, wenn ich nicht Ihren Namen bekomme!" Sie zerfloß aufs neue in Thränen; doch machte ſie mir keinen Vorwurf. Dann ſprang ſie plötzlich auf: „Die Tante, dieſe Schlange, ſoll meinen ganzen Zorn empfinden!" Ich hielt, ich umſchlang ſie, und mußte Bitten, Flehen, Drohungen, alles anwenden, um ſie zurück zu halten. Wie, Adele! Sie wollen Ihren guten Nahmen dieſer boshaften Creatur anvertrauen, ſich in die Gewalt dieſes Teufels geben? —

Sie beſann ſich endlich, und verſprach mir, zu ſchweigen und die Tante zu betriegen. Ich verſprach ihr dagegen alles, was ſie foderte.“

„Die Tante kam. O Bruder, wie tief empfand ich es, daß ich gegen dieſe Schlange freundlich ſeyn mußte! Wie erniedrigt war ich! wie fühlte ich, erſchrocken vor mir ſelbſt, mein Vergehen in der Furcht vor dieſem Teufel! — Ich ließ ſie mit Adelen allein. Nun, Adele? fragt die Schlange: wie haben Sie dieſe drei Tage genützt? (Ich war im Nebenzimmer, und horchte zitternd; zitternd! ſo war ich geſunken!) „Wie ich gleich ſagte,“ antwortete Adele. „Er liebt ſeine Frau mit felſenfeſter Treue, mit unbeſchreiblicher Liebe; das iſt die Erfahrung, die ich in dieſen drei Tagen gemacht habe.“ — Bruder, ich hätte vor dem Mädchen niederknieen mögen! — Und die Runzeln auf der Stirn? fuhr die Abſcheuliche fort; und der Unmuth in den lachenden Augen? Eine ſolche Erfahrung thut freilich weh! Aber, Kind, wie haben Sie es denn angefangen, das zu erfahren? und noch dazu ſo beſtimmt, ſo gewiß! In der That, Sie müſſen ſeltſam zu Werke gegangen ſeyn. — „So ſeltſam, daß ich mich von Herzen der Rolle ſchäme, die Sie mir aufgetragen hatten. Ich will nichts mehr davon hören. Wenn Sie mir noch ein Wort über dieſe verhaßte Geſchichte ſagen, ſo erzähle ich kurz und gut dem Präſidenten und ſeiner Frau, wozu ich von Ihnen beſtimmt war." — Hier hat es etwas gegeben, merk' ich wohl. Ei nun, meinetwegen! Aber, Adele, wenn die Frau Präſidentin Sie ſo jammert, ſo ſollten Sie doch die dehors ein wenig mehr menagiren; denn — vorgeſtern ſind Sie mit meinem neveu bis lange nach Mitternacht zuſammen geweſen; geſtern haben Sie ihm am Klaviere vorgeſungen, und er hat da neben Ihnen geſeſſen, und ſeinen Arm um den ſchönen Nacken, ſeine Lippen auf den weißen Rücken gelegt. — „Ich glaube, Sie behorchen alle Menſchen! Ja, das habe ich, und das hat er gethan. Aber, das thun wir auch, wenn die Frau zugegen iſt." — Nun, ſo bedaure ich die arme Frau. Sie thäten indeß wohl, wenn Sie ſolche Zuſammenkünfte lieber ein wenig heimlich anſtellten, oder gar nicht; denn Sie wiſſen wohl, liebes Kind, wir ſind ſchwach. Hu! wie roth! wie die ſchönen Wangen glühen! und wie der Buſen fliegt! Kind, Sie machen ſich verdächtig mit Ihrer übeln Laune bei meinem Scherze. — „Sie ſind unverſchämt, Fräulein, und werden mich noch dahin bringen, daß ich den Präſidenten zu Hülfe rufe." — Laſſen Sie ihn immer weg! Denn was ich weiß, Adele, das weiß ich. Sie brauchten nicht einmal roth zu werden." —

„Bruder, ich kam faſt um vor Angſt, ging aber wieder zu ihnen in das Zimmer, um eine Entdeckung zu verhüten, die ſie am Ende der übeln oder guten Laune Adelens entriſſen hätte. Sie belauerte mich mit ihren falſchen, blinzenden kleinen Augen; ich ſpielte aber die Rolle des Gleichgültigen."

„Nun rieth ich Adelen, mein Haus zu verlaſſen. Sie willigte ein, und ich erſann einen Vorwand, der die wahre Urſache recht gut verſteckte; doch die Tante verhinderte Adelens Abreiſe, und ich zitterte. Endlich that die Tante Adelen in ganzem Ernſt den Vorſchlag, ſie ſollte dich heirathen. Adele lacht dazu, wie gewöhnlich. Aber nun macht ſie die fürchterliche Entdeckung, daß ſie ſchwanger iſt. O, welche Tage, welche Stunden! Tauſendmal war ich Willens, meiner Frau alles zu entdecken!“ —

„Adele mußte fort, das ſah ſie ein; ſie verlangte aber von mir, daß ich ſie verheirathen ſollte. Ich verſprach ihr das; und nun äußerte ſie mir ſchriftlich den Wunſch, deine Frau zu werden. Um ſie nur fürs erſte zu beruhigen, antwortete ich ihr: das würde ſich vielleicht thun laſſen.“

„Unter dem Nahmen Madame Reichhelm, wurde ſie in einem abgelegenen kleinen Städtchen von einer Tochter entbunden. Ihr Schickſal hatte ſie erbittert; ſie machte mir jetzt die ſtärkſten Vorwürfe, und drohete mir, die ganze Sache meiner Frau zu entdecken. Nun mußte ich zu allen ihren Einfällen Ja ſagen, auch zu dem, daß du ſie heirathen ſollteſt. Da ich ihr indeß nur verzögernde Antworten gab, ſo wendete ſie ſich an die Tante. Dieſe, welche nun den lange gewünſchten Triumph, die lange gewünſchte Rache für meinen Haß, für die Abneigung meiner Frau in Händen hat, antwortet, entreißt Adelen ſchlau das Geheimniß, bekommt von ihr meine Briefe, und giebt dir einen derſelben, worin du wahrſcheinlich geleſen haſt, daß ich mir Mühe geben wolle, ihre Verbindung mit dir zu Stande zu bringen. Einen andern Brief ſchickt die hölliſche Furie meiner Frau.“

„Meine Frau giebt mir das Blatt mit einem Geſichte, worin die tiefſte Verachtung unverkennbar iſt, und ſagt ſchneidend: „verwahre künftig deine Briefe beſſer!“ Ich blicke in den Brief hinein, und in dem Augenblick iſt auf immer jede Freude von meinem Leben abgeriſſen. — Mit dem Briefe in der zitternden Hand, blieb ich wenigſtens eine Stunde ſitzen; dann that ich, was ich noch thun konnte. Ich ließ meine

Frau bitten, zu mir zu kommen. „Was ſoll ich hören?“ ſagte ſie kalt. „Verſchone mich mit allem, was dir zu deiner Beruhigung nicht ſchlechterdings nothwendig ſcheint. Für meine Beruhigung kannſt du ſonſt nichts thun, als — ſchweigen.“ — Ich erzählte ihr. Sie hörte mich kalt und mit abgewendetem Geſichte an, ohne ein Wort zu reden. „Biſt du fertig?“ fragte ſie endlich, indem ſie aufſtand. — Ja! Ich beſchwöre dich, ſag nur ein Wort, ein einziges ſanftes Wort zu meinem Troſte! Ich bin unglücklicher, als du. — „So höre!“ ſagte ſie; „und es mag dich tröſten! Mein Leben iſt vergiftet, mein Herz bis in das Innerſte verwundet; aber ich liebe dich noch. Iſabelle iſt ein Ungeheuer, Adele eine verächtliche Elende; dich aber bedaure und liebe ich. Verſprich mir nur, nach meinem Tode Adelen nicht zu heirathen.“ — Es war etwas Zermalmendes, etwas gräßlich Kaltes in ihrem Tone.“

„Ich verſprach ihr, was ſie verlangte. Du weißt nicht, ſagte ich dann, welche Nache du nimmſt, Mutter meines Sohnes! Auch mußt du das nie erfahren; denn ich habe jede Rache verdient. Nur das Eine noch. Was ich dir erzählte, iſt die Wahrheit. Willſt du Adelens Briefe leſen? — Sie ſchüttelte, mit Zeichen des ſtärkſten Abſcheues, den Kopf. — Kann, fragte ich leiſe, mit ſchmerzlicher Stimme — kann die Mutter meines Sohnes, kann die ewig Geliebte meines Herzens, mir nie vergeben? — „Ich habe dir vergeben. Doch das Zeichen meiner Vergebung bekommſt du noch, mit dem Zeichen der Verſöhnung; und das ſey dir dann ein Beweis, daß ich wieder glücklich bin! Jetzt bitte ich dich nur um Eins: laß uns von hier wegziehen, laß mich die Tante nicht wiederſehen!" — Mit dieſen Worten verließ ſie mich."

„Ludwig, hier hebe ich die Augen voll Thränen zu Gott empor, und ſage dir: ich habe von dieſer Minute an das ſchrecklichſte Elend getragen, und werde es tragen, bis zu der Stunde, die nicht mehr fern iſt!"

„Ich zog von Grundleben weg. Meine

Frau

Frau blieb unveränderlich ernſt, kalt, aber gütig; nie kam ein Vorwurf über ihre blaſſen Lippen, obgleich nur mein Vergehen die Quelle ihres Lebens vergiftet hatte. Sie welkte, ſie wurde ſchwächer, und endlich — o Gott! — kündigte der Arzt ihr den nahen Tod an. Da wendete ſie mit einem himmliſchen Lächeln ihr Auge zu mir. „Ich muß dich ſehr betrüben, mein geliebter Mann! O, ſo komm denn an mein dich liebendes Herz!" — „Vergebung! Verſöhnung!" Dieſe beiden Worte ſtammelten ihre Lippen. „Und nun bin ich wieder glücklich! Gönne mir dieſes Glück, mein verſöhnter, mein geliebter Mann!" Ich lag auf den Knieen, ich hob die Hände gen Himmel — o, mein Herz war eben ſo gebrochen, wie das ihrige! O, daß ich dich ſo unglücklich machen mußte! daß erſt dieſe Stunde der Anfang deines Glückes iſt! So jammerte ich, und verbarg mein weinendes Auge an ihrem Herzen. — „Geliebter Mann," ſagte ſie, „verzeihe mir nun auch du, ach! was ich nicht ändern konnte. Sag auch du: Vergebung! wie ich und trat auf ihn zu. Gottlob, daß ich Sie finde! Wie glücklich wird Emilie ſeyn! Kommen Sie, kommen Sie! Sie müſſen noch heute zu ihr! — Dieſe Sprache war dem Baron ſo unerwartet, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte. Frau von Koch nahm ſeinen Arm, und ließ ſich von ihm gerade in ſein eigenes Wirthshaus führen. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, und es mußte ſogleich angeſpannt werden. Iglou ſprang, ohne daß es ihr befohlen war, auf den Bock, und die Reiſe ging nach dem Gute der Frau von Koch, die zu Büdesheim, etwa vier Stunden von Frankfurt, in einer ſehr reitzenden Gegend wohnte, und ſie zu einem kleinen Paradieſe verſchönert hatte.

Frau von Koch ſagte dem Baron unterweges die angenehmſten Dinge von Emilien, und er gerieth in Zweifel, ob er ihr nicht Unrecht gethan haben könnte. Dieſe wollüſtige Frau, die Beiſchläferin eines Fürſten, hatte ſeine Beleidigungen vergeſſen? Das ſchien ihm ein Traum. „Nicht wahr?“ ſagte er, und faßte ihre Hand; „die Muſik iſt wohl eine Lieblingsunterhaltung für Sie in Ihrer Einſames ſagte." — Vergebung! rief ich. Gott erbarme ſich mein, und ſpreche bald das Wort: glücklich! auch über mein gebrochenes Herz aus! Und nun noch das Eine: ich habe nie aufgehört dich zu lieben. Meine Sinne waren ungetreu, mein Herz nicht. — „Daran habe ich nie gezweifelt. O, das war es, was mich am Leben feſt hielt." — Das ſagte ſie mit einer Umarmung, die mich entſündigte."

„Sie ſtarb. Ich lebte für den Sohn der Heiligen; einzig und allein für ihn. Adele erfuhr den Tod meiner Gattin, und ſchrieb mir einen Brief, worin jedes Wort ihren Schmerz, ihre nagende Reue bezeugte. Die Unglückliche nahm auf ewig von dem Unglücklichen Abſchied. Sie verſchwand, und ich weiß nicht, wo ſie geblieben iſt. — Die Summen, die du in den beiliegenden Papieren erhältſt, ſind für ſie und meine unglückliche Tochter beſtimmt, wenn ſie noch leben."

„Sonnenſteins wiſſen im Allgemeinen, daß die Tante Schuld an dem Tode meiner Frau iſt. Verſchweige ihnen mein Verbrechen. Ludwig! auch von deinen Lippen hätte ich ſo gern die Worte: Vergebung! Verſöhnung! gehört.“

„Nein, Bruder; ich wollte dich nicht betriegen! nein! Lebe wohl! Und hüte dich vor der Schlange, die du in deinem Buſen nährſt! Lebe wohl!“

Wohl zehnmal hatte der Rittmeiſter das Leſen dieſes Briefes unterbrochen, und immer mit den widerſprechendſten Empfindungen. Bald flammte in ihm der heftigſte Zorn gegen die Tante; bald zerſchmolz ſein Herz wieder in Liebe und Mitleiden mit ſeinem unglücklichen Bruder. Er knieete nieder, nahm die Mütze ab, und ſagte: „Verſöhnung, tauſendmal Verſöhnung; du unglücklicher, guter Menſch! O, daß ich noch einmal deine blaſſen Lippen küſſen, daß ich noch einmal an deinem gebrochenen Herzen rufen könnte: Verſöhnung! Verſöhnung! Aber auf deinem Grabe will ich knieen, und Geduld lernen, wenn ich unglücklich bin, du Unſchuldiger, den die Bosheit eines Weibes zum Märtyrer machte." Er ſprang auf.

„Eines Weibes? Einer hölliſchen Furie! eines Ungeheuers! O, nun weiß ich, wer das Gift in unſer aller Herzen ſpritzte! Gott im Himmel, ſie hat mir wohlgethan. Verzeihe du ihr, nach deiner Barmherzigkeit, und beſſre ſie. Aber ich? ich? Ich, ein ſchwacher Menſch, ich kann nicht. Die Mörderin meines Bruders! Nein, nein!" Er weckte ſeinen alten Bedienten. „Laß ſogleich den großen Wagen anſpannen, ganz in der Stille; und, wenn alles fertig iſt, komm eben ſo ſtill wieder, und rapportire." Er hörte die Jungfer von oben herunter kommen; die Tante war alſo zu Bette. Nicht lange, ſo kam der Bediente wieder, und meldete, daß angeſpannt wäre. „Laß in aller Stille vorfahren, und dann komm wieder herauf."

Sobald dies geſchehen war, ging er — immer mit gleicher Heftigkeit — auf das Zimmer der Tante, und ließ ihre Kleider, ihre Wäſche, ihre Zähne, ihr Haar, einpakken, legte auch ſelbſt mit Hand an. Als die Koffer auf dem Wagen befeſtigt waren, ſagte er zu dem Kutſcher: „der Morgen grauet ſchon; du kannſt den Weg ſehen. Nimm dich in Acht, daß kein Unglück geſchieht!“ Nun ging er wieder hinauf, und öffnete das Schlafzimmer der Tante. So wie ſie die Augen aufſchlug, fragte ſie: Mein Gott! iſt ein Unglück geſchehen? –

„Stehen Sie auf, Fräulein!“ ſagte der Rittmeiſter in einem ſo ſeltſamen Tone, daß ſie mit Einem Sprunge zum Bette heraus war.

Was iſt denn? was iſt denn? Mein Gott, neveu, was geht denn vor?

„Still! Ziehen Sie ſich an!“ — Sie glaubte, das Haus müßte wenigſtens voll Mörder ſeyn, und hatte in fünf Minuten einen Morgenanzug übergeworfen.

Der Rittmeiſter ergriff ihre Hand. „Kommen Sie!“

Wohin ſoll ich? was iſt denn? Meine Jungfer . . . — Sie wollte an die Klingel.

Der Rittmeiſter zog ſie fort. „Der Wagen ſteht bereit. Ihre Sachen ſind in zwei Koffer gepackt. Mein Alter hat Ihre Jungfer geweckt. Sie müſſen dieſen Augenblick fort!"

Die Tante riß ſich los, und fuhr mit ergrimmtem Geſicht und ſchneller Zunge auf den Rittmeiſter zu. Aber ſo hatte ſie ihn noch nie geſehen! Sein Auge blieb ſtarr auf ihr haften; ſein Geſicht behielt die Falten des kälteſten Grimmes. „Still!" ſagte er mit dem vorigen Tone; „Sie müſſen fort!"

Ich will doch ſehen, wer eine Dame, wie mich, in der Nacht fortſchleppen ſoll!

„Ich! Eine Dame, wie Sie? Du Mörderin meines theuren Bruders! du kuppleriſche Verführerin Adelens! du hölliſcher Teufel!"

Sie fuhr erſchrocken zurück. Lieber Neffe, bedenken Sie doch Gottes Gerichte! Bedenken Sie, daß ich die Schweſter Ihrer guten Mutter, Ihre Wohlthäterin bin!

„Bedenken? O, wenn ich bedenke, daß du den beſten Sohn meiner Mutter, den ſie mit Mutterangſt deiner Liebe empfahl, daß du ihn ermordet haſt, du Furie: ſo möchte ich dir das Gift abzapfen, das, ſtatt des Blutes, in deinen Adern rollt!" Sie zitterte; doch ſie wagte es noch einmal, die Entſchloſſenheit des Rittmeiſters wankend zu machen: unglücklicherweiſe entfuhr ihr aber dabei ein Scheltwort auf ſeinen Bruder. Nun zog er in tobender Hitze ein Eiſen aus ihrer Schnürbruſt, und hob es auf. Sie hielt es in der Angſt für einen Dolch, und floh ſchreiend, vor ihm her, die Treppe hinunter. So eben brachte der Bediente ihre Jungfer. Beide wurden in den Wagen gehoben, und der Rittmeiſter rief einem Bedienten zu: „du ſtehſt mir dafür, daß ſie nicht wieder kommen!" Die Tante ſtieß noch einen Fluch gegen ihn aus; dann rollte der Wagen vom Hofe hinunter.

„Ach!" ſeufzte der Rittmeiſter mit leichterer Bruſt. „Noth ſoll ſie nicht leiden! . . . Nun laß uns zu Bett gehen, alter Chriſtoph. Ich denke, wir werden recht ruhig ſchlafen."

Am folgenden Morgen verbreitete die Nachricht, daß die Tante weg wäre, in ganz Grundleben große Freude. Man war neugierig, was den Rittmeiſter bewogen haben könnte, ſie ſo auf einmal, faſt mitten in der Nacht, wegzuſchicken, da er doch nur ein Paar Stunden vorher noch freundlich mit ihr geſprochen hatte. Sonnenſtein ſchüttelte auch darüber den Kopf; es war ihm ein neuer Beweis von der rohen Wildheit des Rittmeiſters. Uebrigens änderte die Entfernung der Tante nichts in dem Verhältniſſe beider Familien. Sie lebten ruhig neben einander, doch ohne den Wunſch, ſich zu verſöhnen.

Der Rittmeiſter wurde vielmehr noch unwilliger, zugleich aber auch wehmüthig, als ſeines Bruders Sohn Herrmann nach Grundleben kam, mehrere Monate bei Sonnenſteins blieb, und ihn dennoch nicht ein einziges Mal beſuchte. „Der Sohn meines geliebten Bruders!“ ſagte er traurig. „O, es iſt, als ruhete ein Fluch auf mir, daß alle Menſchen, die ich am meiſten liebe, mich fliehen!" — Auguſte rieth ihm, den jungen Menſchen einladen zu laſſen. Er ſchüttelte aber unmuthig den Kopf. „Ich kenne ihn ſchon. Er iſt ein hochfahrender Menſch, dem ich viel zu klein, viel zu natürlich bin. O, und Sie ſollten ihn ſehen, Frauchen! Sie ſollten ihn ſehen! Unter der ſchönen hohen Stirn funkeln ein Paar Augen, ſo offen, ſo edel! Mein Herz ſchlug dem Jungen entgegen, als ich ihn ſah; aber ſchon damals ſtieß er ſeines Vaters Bruder von ſich. Nun, ich habe mich ja ſo lange ohne ſeinen Vater behelfen müſſen! Gott wird mich wohl gleichgültiger dagegen machen, daß er hier iſt, und gar nicht daran denkt, mich nur einmal ſehen zu wollen."

Er konnte bei dem allen dieſe Kränkung nicht vergeſſen. Sobald der Nahme Sonnenſtein genannt wurde, ſeufzte er, und ſuchte die Einſamkeit. Seine einzige Freude war jetzt der junge Rohr, der ihm jeden Poſttag aus Böhmen Briefe voll Liebe und zärtlicher Ehrfurcht ſchrieb. „Lieber Gott!" ſagte er zu Auguſten, „wenn ich bedenke, wie ſo nach und nach alle meine Freuden zu Grunde gegangen ſind, meine ſelige Philippine, mein Bruder, ſeine Frau, mein Umgang mit Sonnenſteins; wenn ich ſo alles Herzeleid überlege, was die Jeſabell — Gott gebe ihr ein andres Herz! — über mich gebracht hat: ſo . . . Was iſt doch der Menſch! — Und wenn ich wieder bedenke, daß meine Philippine, ſo gut, ſo fromm ſie auch iſt, vielleicht ſeufzen wird, wenn Gott den jungen Rohr vor den Kugeln und Säbeln der Feinde behütet: ſo wünſch' ich mich zu meiner ſeligen Frau in das Gewölbe. Ach, um meine Mutter glücklich zu machen, hätte ich ja die Tante Iſabelle heirathen wollen! Ich habe nur die einzige Freude noch vor mir. Sagen Sie Philippinen, ſie ſoll mir wenigſtens die nicht verderben. Guter Gott! ich möchte gern wieder noch einen Menſchen um mich ſehen, den ich liebe. Da haben nun Sonnenſteins die Freude, daß Herrmann . . . Man ſagt ja, daß er Minetten heirathen wird. Philippine ſoll auch mir eine ſolche Freude machen. Sagen Sie ihr das!"

Sonnenſteins hatten die Freude, wie der Rittmeiſter ſich ausdrückte, obgleich die Frau von Sonnenſtein von Zeit zu Zeit bei den Hoffnungen ihres Mannes den Kopf ſchüttelte. Sie wollte nehmlich bemerkt haben, daß — und daß . . .

Ihr guten Weiber! ſagte Sonnenſtein lächelnd: wenn der beſtimmte Bräutigam nicht gleich im erſten Augenblicke Euren Töchtern zu Füßen liegt, ſo iſt es Euch in keinem Stücke recht. Ich ſehe es gern, wenn ein junger Menſch ſich mit ſeiner Wahl Zeit nimmt. Was kann Er dafür, daß er nicht weiß, was wir ſchon hinter ſeinem Rücken über ſeine Hand verabredet haben! und was dafür, daß Minette ihm ſchon mit einem vollen Herzen entgegen flog! Das iſt unſre Schuld. —

Der verſtorbene Präſident und Sonnenſteins hatten eine Verbindung zwiſchen Minetten und Herrmann verabredet, und nur dieſer wußte nichts davon. Er war, als keit? Ich ſeh' es Ihnen an, meine theure Frau von Koch, Sie verſtehen den Generalbaß aus dem Grunde."

Sonderbarer Menſch! ſagte die ſchöne Frau; müſſen Sie denn immer den Menſchen etwas anſehen und ſich immer irren? Muſik iſt meine Sache gar nicht. Ich habe ſie hundertmahl angefangen; aber ich muß gar keinen Sinn dafür haben. — Der Baron ließ den Kopf hängen, als er dieſe Erklärung hörte. Indeß, was war zu thun? Er kam durch die wollüſtige Frau doch zu Emilien, dem Ideale der Schönheit, das er ſuchte.

Als ſie am Dorfe waren, ließ die Frau von Koch halten, und ging an der Nieder mit ihm hinauf, bis zu dem Garten. Hier traten ſie in ein kühles, duftendes Gebüſch, durch das ein Labyrinth von gewundenen Gängen führte. Frau von Koch bat den Baron, in einer dunkeln Laube zu bleiben, und ſich nicht zu verrathen. „Iglou," ſagte der Baron; „freue dich! denn ich bin ſo glücklich. Heute ſoll ich meine theuerſte Freundin wiederſehen, von der ein hartes Geſchick mich trennte. O Iglou, dir würde ſo ſeyn, wenn du auf eindas geſchah, auf Reiſen; und als er zurück kam, lebte ſein Vater nicht mehr. — Daß die Frau von Sonnenſtein mit ihren Beſorgniſſen nicht ganz Unrecht hatte, wird der Leſer aus folgenden Briefen ſehen.

1.

Herrmann an Schmidts.

Hamburg.

Die Freude des Himmels umſchwebe Sie, mein Lehrer, mein Freund, mein Vater! Ich bin Ihnen entflohen. Was konnte ich anders thun? Sie fanden eine Schweſter wieder, und mit ihr das Glück Ihres Lebens. Wäre ich werth, Ihr Schüler, Ihr Freund zu ſeyn, wenn ich mich nicht drei Jahre lang in Deutſchland, in der Schweiz, und überall umher treiben könnte, ohne zu ſcheitern? Nein, mein theurer Schmidts, als Sie mein Lehrer wurden, verkauften Sie Sich meinem Vater nicht; denn Sie liebten mich, den wilden jungen Menſchen, der halb Knabe, halb Jüngling war. Mein Herz, mein Vertrauen, meine innige Liebe waren Ihre Belohnung. Als Sie aber meinem kranken Vater verſprachen, mich noch drei Jahre lang von Stadt zu Stadt zu führen: da verkauften Sie Sich ihm; und das mußten Sie nicht, ſondern glücklich ſeyn.

Es freuet mich, daß ich einmal ganz ungehindert nur meine Phantaſie, meine Grillen, meine Launen zu Rathe ziehen darf. Eigentlich ſollte ich in Wien ſeyn, und bin nun hier in Hamburg. Ich ging hierher, weil ein junger Menſch, für den ich in Caſſel anfing mich zu intereſſiren, nach Hamburg reiſte: das hätte ich mit Ihnen nicht gekonnt. Und, mein Freund, ich befinde mich wohl unter der Menſchenmaſſe, die der Handel hier aus beiden Halbkugeln zuſammenführt. Man ſollte jeden jungen Menſchen hierher ſchicken, wäre es auch nur, um ſeine Begriffe von Entfernungen zu berichtigen. Seitdem ich hier bin, iſt es mir bis Paris nur ein Paar Schritte, und bis Neapel (das ich ſonſt wie die Römer ihre Serer betrachtete) ein Paar Schritte weiter. Der Kaiſer von China iſt mir näher gerückt, ſeitdem ich einen ſeiner Unterthanen hier geſehen habe. Und doch, ſo gern ich unter dem Gewühl dieſer Menſchen bin, zwiſchen den wehenden Wimpeln der Schiffe, die Tauſende von Meilen gemacht haben, und fröhlich die lange Reiſe wieder antreten; ſo angenehm mir der Anblick des Lebens, des Treibens, der Bewegung, der Thätigkeit iſt: ſo unangenehm kann er mir doch von Zeit zu Zeit werden; denn — was iſt es, frage ich mich, das dieſen Ameiſenhaufen in eine ſolche lebendige Bewegung bringt? Geld; nichts als das verächtliche Geld!

Liebe zu Gewinn, zu Geld, ſieht man hier auch in den feinſten, ſeelenvollſten Geſichtern. Ich finde das natürlich, wiewohl es mir wehe thut, daß ich es ſo finden muß. Aber — iſt das Uebrige, warum der Menſch arbeitet, ſich mühet, ſich quält, warum er erträgt, was er nicht ertragen ſollte — iſt das mehr? und iſt das ganze Leben mehr? Iſt der Mohr, der mir gegenüber wohnt, und den ganzen Tag auf den Ferſen hockt, Taback raucht und Kaffee trinkt — iſt er nicht klüger, als wir alle? Doch nein! wäre er es, würde er dann hier ſeyn? würde er nicht lieber in dem Schatten ſeiner heimiſchen Palme ſitzen?

Ich will nicht grübeln, wie Sie mir ſonſt vorwarfen. Das Leben iſt ein Räthſel, welches der Unglückliche in der trüben Stunde ſeines Schmerzes, und der Glückliche in der kurzen Minute ſeines Genuſſes errathen zu haben glaubt. Doch auch wir haben es errathen, in den ſchönen genußreichen Stunden unſers Vertrauens, unſerer Freundſchaft, und des Gefühls von ſittlicher Ordnung in der Menſchenwelt. Es iſt die ſtille, reine Freude am Guten, und, für einen jungen Menſchen, wie ich, iſt es, trotz allen Grübeleien, recht viel: der Tempel der Hoffnung, die Bahn der Ehre. Man iſt glücklich, weil man jung iſt: auch das iſt viel. Ich weiß, Sie mißgönnen es mir nicht.

2.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Ich liebe! — Lächeln Sie nicht, guter Schmidts. Könnte ich Ihnen doch mein: „ich liebe!“ mit der Würde ſagen, mit der alles Edle und Gute geſagt werden ſollte! Ich liebe; und in meiner Bruſt iſt nicht das verſchämte, kindiſche Gefühl eines jungen Menſchen, der dem erſten dem beſten Mädchen ſeine Liebeserklärung vordeklamirt hat.

Sie wiſſen, wie oft wir über die ſtärkſte, die gewaltigſte und verderblichſte aller Leidenſchaften mit einander geredet haben, und daß ich ſtark genug war, die erwachenden Gefühle meines Herzens zweimal der Vernunft, der Zufriedenheit meines Vaters, und unſrer Freundſchaft zum Opfer zu bringen. Ich wagte es, auf Ihr Wort hin, zu kämpfen; und ich ſiegte. Alſo hoffe ich, daß Sie jetzt das Geſtändniß meiner Liebe mit der Achtung aufnehmen werden, die ich für mein Herz fodern zu können glaube.

Ich war nach meiner Gewohnheit ein wenig in der benachbarten Gegend umhergeſchweift, kam wieder an die Elbe, und fand am Ufer einen großen Kahn, der nach Hamburg fahren wollte. Das Wetter war ungeſtüm geweſen; deshalb hatte der Kahn hier angelegt. Jetzt wurde es ſtill und ſchön, und ich entſchloß mich, mitzufahren. Kaum hatten wir vom Ufer abgeſtoßen, kaum waren die Segel aufgeſpannt, ſo ſah ich den einen Matroſen fallen und den andern wanken, weil ſie im Dorfe aus langer Weile zu viel getrunken hatten. Der Schiffer am Steuer war ganz nüchtern; und ſo blieb ich ruhig. Kaum aber waren wir in der Mitte des ungeheuren Stromes, ſo heulte der Wind in die Segel, und ward von Minute zu Minute ſtärker. Ich war bisher oben auf dem Verdecke geweſen; der kalte heftige Wind trieb mich aber hinunter in die Cajüte. Man hatte die Fenſterladen zugemacht, um ſich vor dem Winde zu ſchützen; ſo konnte ich denn nur hören, daß zwei Frauenzimmer und drei Männer in der

Caiüte waren, die zuſammen eine Geſellſchaft ausmachten.

Man ſprach allerlei, z. B. über Schauſpiele, und Familienſachen. Ich hatte noch Niemanden in's Geſicht geſehen, ſo finſter war es; aber doch unterſchied ich eins von den Frauenzimmern, Anfangs nur an dem ſchönen Tone ihrer Stimme, und an der ganz fehlerfreien Sprache. Nicht lange, ſo berief man ſich in einem kleinen Streite über ein Schauſpiel — ich weiß nicht, welches — auf ihr Urtheil. Sie ſagte es mit einer ſüßen, ſehr weiblichen Beſcheidenheit; und nun redete ſie ſo ſchön, ihre Bemerkungen waren ſo fein, und doch ſo höchſt natürlich, daß man hätte glauben ſollen, jeder müſſe ſie machen können. Immer traf ſie den Punkt, auf den es gerade ankam: eine Kunſt, die gar nicht leicht iſt, und die Sie einmal für das Eigenthümliche einfacher, großer Seelen erklärten.

Ich miſchte mich in das Geſpräch, und es freute mich, daß ich ein Paar Male mit ihr zuſammentraf. Die Unterhaltung wurde mit jedem Augenblicke intereſſanter; doch auf einmal hörten wir über unſerm Kopfe poltern, und der Kahn machte ungewöhnliche Bewegungen, die von dem Striche, den er bis jetzt gehalten hatte, nicht herrühren konnten. Ich trete an die Thür der Cajüte, höre den Schiffer gräßlich fluchen, gehe hinaus, und habe ein ſchreckliches Schauſpiel vor mir. Der Schiffer ſteht, im Geſichte dunkelroth, über der Cajüte; die Matroſen ſtehen unten an dem Maſt, und beide fluchen einander wild entgegen. Ihm zum Troß wollen wir trinken! rufen die Kerl. Wir ſind Matroſen, aber nicht ſeine Sklaven! Mag der Teufel den Kahn holen, und uns dazu!

Kerl! rief der Schiffer, von dem Verdeck herunter in den Raum ſpringend, und wollte den Matroſen faſſen. Da ſprangen die Uebrigen herbei, und einer zog ſogar ſein Meſſer. Während deſſen zerriß der wüthende Sturm das große Segel. Ich verſtehe zwar nichts von der Schifffahrt, ſah aber doch, daß der Kahn vor dem Winde trieb. Auf den Lärm kamen die übrigen Reiſenden hervor. Ein ältlicher Mann wurde bleich, als er nur einen Blick auf den tobenden Strom, und auf die Lage unſeres Kahnes geworfen hatte. Janſen! rief er mit zitternder Stimme dem Schiffer zu: wir gehen zu Grunde, wenn nicht anders geſteuert wird! — Janſen war jetzt nicht im Stande zu hören; er fluchte nur gräßlich auf die Matroſen. Der Reiſende rief noch lauter: wir ſind verloren! Gott erbarme ſich unſer! — Die Matroſen ſtanden bei dieſem Geſchrei mit einem teufliſch triumphirenden Lächeln da.

Helfen Sie mir, rief Janſen, vor Wuth ganz außer ſich, dieſe Teufels-Kerl, dieſes hölliſche Lumpenpack zur Vernunft bringen, oder wir ſind verloren! Wir ſprangen hervor; doch nun zogen die Unmenſchen ihre Meſſer. Die drei Reiſenden flohen in die Cajüte zurück, und ſchrieen, wie Kinder, um Hülfe, die ſie doch nur in ihrem Muthe finden konnten. Ich zog mein Couteau, und ſprang auf die Seite des Schifſers. Gehen Sie, rief ich mit donnernder Stimme, an das Steuer, wohin Sie gehören! Befehlen Sie den Matroſen; und den Erſten, der ſich widerſetzt, — hier trat ich ihnen ganz nahe — haue ich nieder!

Mein Couteaú ſchien auf die Matroſen Eindruck zu machen. An das Steuer! rief ich dem Schiffer noch einmal zu. Was ſollen die Matroſen thun? — Wie? rief der Verwegenſte unter ihnen; Er will uns kommandiren? — An das Segel! rief der Schiffer. Ich zog eine Taſchenpiſtole hervor, und wiederholte donnernd: an das Segel! und redeſt du noch ein Wort, ſo jage ich dir eine Kugel durch den Kopf, du Böſewicht!

Mein feſter Ton wirkte; alle drei Matroſen gingen an ihre Arbeit. Doch wir näherten uns dem Ufer immer mehr, und der eine Reiſende, welcher den Strom und die Gefahr kannte, hörte nicht auf zu rufen: wir ſind verloren! Die beiden anderen Männer lagen betend auf den Knieen. Das eine Frauenzimmer war in Ohnmacht gemahl deine Schweſter hier antrâfeſt!" — Iglou zitterte vor wehmüthiger Freude, und drückte theilnehmend des Barons Hände. Aber, fragte ſie herzlich, wirſt du nun auch deine Iglou nicht vergeſſen? — „Ich werde dich nie vergeſſen, liebe Iglou!" erwiederte er, und ſie überhäufte ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Doch jetzt mußte er ſchweigen, da er Emiliens Stimme hörte.

Die Frau von Koch unterredete ſich mit Emilien von dem Baron. Sein Herz hob ſich vor Entzücken; denn Emilie ſprach von ihm mit der zärtlichſten Rührung. O, mein halbes Leben gäbe ich darum, wenn er hier wäre! ſagte ſie, als ſie an der Laube wegging, die den Baron verbarg. Die Frau von Koch hielt Emilien hier auf, und jetzt hatte der Baron Zeit, ſeine Geliebte zu betrachten. Nicht leicht konnte ein Mädchen reitzender ſeyn, als Emilie. Sie war ſehr ungewöhnlich, aber äußerſt lieblich, gekleidet. Um ihr blondes Haar zog ſich ein Kranz von Purpurroſen und Kornblumen; ein weißes mit Blumen geſticktes Kleid umfaßte nur ſo eben den ſchönen ſchlanken Leib; und das lange blonde

Haar

fallen; das andre aber trat in die Thür, und ſagte mit feſter lauter Stimme, ſo daß ſie gehört werden konnte: „ich verlaſſe mich auf unſre braven Matroſen; die werden wohl dafür ſorgen, daß wir nicht verſinken.“

Jetzt ſah ſich einer um, und rief: nein, meiner Seele! es wäre ja Schade um ſo eine ſchöne Mamſell! Friſch, Cameraden! gewendet! — Nicht lange, ſo flog unſer Schiff von dem gefährlichen Ufer zurück in die Mitte des Stromes. Nun blickte ich hinter mich, und erſtaunte denn ich ſah den Himmel in dem Geſichte dieſes Mädchens.

Wir blieben Beide ſtehen, prieſen laut die Geſchicklichkeit der Matroſen, und feuerten ſie dadurch immer ſtärker an. „Die Gefahr,“ ſagte mir das Mädchen heimlich, „iſt noch gar nicht vorüber.“ Ich bewunderte ihre Faſſung; denn es war in der That ein fürchterliches Schauſpiel! Das Heulen des Sturms in den Segeln; das Donnern der Wogen am Kiel; die ungleichen Wellen, die ſich, gleich wüthenden

Felnden, elnander entgegenwälzten, doch, wie zu unſerm Untergange verſchworen, ihre ganze Wuth gegen die eine Seite des Kahnes richteten; der ſchwarze Himmel, der tief auf uns herabhing, dann, vom Sturme zerriſſen, ſich öffnete, daß ein Sonnenſtrahl wie ein zuckender Blitz hervorbrach, und in dem fallenden Regen leuchtete, doch bald wieder von tiefem Dunkel verhüllt wurde! Ich hatte die Natur noch nie in dieſem erhabenen Aufruhre geſehen!

Nun flog der Kahn um eine Landzunge, und der Strom erweiterte ſich majeſtätiſch. In dieſem Augenblick legte ſich der Sturm, und es folgte eine tiefe Ruhe: die Wolken zogen ſich am Horizonte hinab, die Sonne ging ſeitwärts immer ſchöner unter; auch der Strom wurde nach und nach immer ſtiller, und endlich gegen Abend, als der volle Mond aufging, glich er einem klaren, glänzenden Spiegel. Jetzt trat das Mädchen mit mir und einem Andern auf das Verdeck, während daß wir nahe an dem ſchönen Ufer hinfuhren, welches mit mahleriſchen Baumgruppen, Dörfern und Landhäuſern beſetzt war. Das Jauchzen der Kinder, die am Ufer ſpielten; kleine Fiſchernachen, die in dem Silber des Fluſſes umher ſchwebten, eine Menge Waſſervögel, die über den glatten Spiegel wegſchoſſen; zwei Waldhörner, die in einem kleinen Gehölz eine ſanfte Melodie blieſen, und tauſend Nachtigallen, die nahe und fern wirbelten: das alles machte ſogar auf die rohen Matroſen Eindruck; ſelbſt ſie feierten den ſchönen Anblick der ruhigen Natur, der freundlichſten Nacht.

Auch die Frau, die ſich jetzt von ihrer Angſt erholt hatte, kam auf das Verdeck, um mir zu danken; denn meine Entſchloſſenheit ſollte nun einmal uns Alle gerettet haben. Ein ſchrecklicher Tag! ſagte ſie. Ich konnte das nicht ſagen, und bemerkte an einem Zuge in dem ſchönen Geſichte des Mädchens, daß ſie eben ſo fühlte, wie ich. Vor Hamburg ward angelegt, weil der Schiffer Luſt hatte, ſich hier in einem Wirthshauſe von ſeiner Angſt zu erholen.

Meine Reiſegefährten baten mich mit Herzlichkeit, die Nacht mit ihnen in einem Landhäuschen zuzubringen. Ich nahm die Einladung an, um nicht eigenſinnig zu ſcheinen.

Man brachte unſre Sachen nach dem Landhauſe, das nicht weit vom Ufer entfernt war. Die Frau befand ſich nicht wohl; auch wir Andern bedurften Ruhe, und gingen bald aus einander.

Das junge Frauenzimmer iſt ſchön: das war alles, was ich dachte. Ihre Faſſung, ihr Muth? Nun, ſie hatte mir ja ſelbſt geſagt, daß ſie ſchon einige Male auf der See geweſen wäre. Ihr warmes, echtes Gefühl für die Schönheit der Natur, das ſie nur durch entzückte Blicke, nicht durch Worte, äußerte, hatte mir gefallen; aber ich war ganz ruhig geblieben. Und bin ich das nicht noch jetzt, da ich ſie von ganzer Seele liebe? bin ich nicht noch ruhiger, als an jenem Abend?

Am folgenden Morgen erkundigten wir uns gegenſeitig, wer wir wären. Man fing noch einmal an, mir zu danken. Ich ſagte:

es war von mir ſonſt nichts, als eine mechaniſche Bewegung, womit ſich jeder Menſch gegen eine drohende Gefahr ſtemmt.

Aber das rettete uns, Herr von Bärburg, erwiederte die Tante, Madame Schuygens; ohne Sie wären wir verloren geweſen.

Die Nichte hatte bisher geſchwiegen, und mir, während die Andern ſprachen, nur mit freudigen Blicken gedankt. Jetzt ſagte ſie lächelnd: „die Alten bauten dem Glücke ſogar Tempel; ſo erlauben Sie uns denn, daß wir dem Glücke danken, welches Sie zu uns führte.“

Ich nahm Abſchied, und man begleitete mich bis auf die Landſtraße. Wir, die Nichte und ich, waren ſchneller gegangen, und hatten bis jetzt nur einzelne Worte über den geſtrigen Tag und Abend geſprochen. Nun blieben wir ſtehen, die Uebrigen zu erwarten. „Seltſam!“ ſagte ſie: „wir kennen Sie erſt ſeit geſtern; und ſchon heute trennen wir uns, wahrſcheinlich auf immer.“ (Ich hatte ihr geſagt, daß ich bald abreiſen würde.) Vielleicht ſehe ich Sie noch einmal, erwiederte ich; und ſie machte eine Verbeugung, ohne mir zu antworten, oder mich auch nur mit einem Blicke einzuladen.

Einige Tage vor dem, welchen ich zum Antritt meiner Reiſe nach England oder Frankreich beſtimmt hatte, ging ich noch einmal zu Madame Schuygens. Ich wurde im Hauſe von niemand empfangen, ging die Treppe hinauf, und hörte in dem geöffneten Zimmer zu einem ſchönen Flügel ſingen. Marie (ſo heißt die Nichte) ſang gerade die letzten Stanzen einer Romanze: ſehr einfache Worte, mit der einfachſten Muſik, welche aber, gewaltig wie die Natur, in das Herz drangen. Der Schluß hieß:

Der Liebe ſtiller Schmerz
Zerbricht das treue Herz.

Nun folgte ein langes Nachſpiel, das erſt ſchmerzlich die letzten Seufzer eines gebrochenen Herzens nachhallte, dann immer ruhiger, immer ſanfter wurde, und ſich mit ein Paar ſtarken, erhabenen Accorden endigte.

Jetzt machte ich eine Bewegung. Sie ſah ſich um, ſprang auf, und kam mir mit einem freundlichen Geſicht entgegen. Verzeihen Sie, ſagte ich: ich bin ſchon ſeit einigen Minuten hier, wollte Sie aber nicht unterbrechen. Sie erwiederte, ein wenig erröthend: „wie werden es meine Verwandten bedauern, daß ſie gerade heute in Hamburg ſind!" — Sie war allein; und, lieber Schmidts, ich hatte eine Art von Freude darüber. Werden Ihre Verwandten nicht noch heute zurückkommen? fragte ich. Es wäre mir lieb, ſie noch einmal zu ſehen, und ich habe keinen andern Tag mehr übrig.

„Wahrſcheinlich gegen Abend," erwiederte ſie.

Ich war entſchloſſen, zu bleiben, und ſagte ihr lächelnd: Wenn man kommt, um auf immer Abſchied zu nehmen, ſo hat man das Vorrecht, ſich nicht ſo genau an die gewöhnliche Sitte zu binden. Ich habe mich darauf gefreuet, den heutigen Tag hier zu verleben, und werde nicht gern wieder weggehen, wenn Sie es mir nicht ausdrücklich befehlen.

„Herr von Bärburg,“ erwiederte ſie lächelnd, „es würde mir nahe gehen, wenn ich Sie durch irgend etwas veranlaßt hätte, das zu ſagen. Sie ſind mir willkommen!“ (Dabei reichte ſie mir zutraulich die Hand.) „Ja, es freuet mich ſogar, daß Sie mich allein finden; denn nun kann ich Ihnen heute wahrſcheinlich eine Freundin vorſtellen, die Ihnen dafür danken wird, daß Sie mich gerettet haben.“ Sie ging hinaus, vermuthlich um ihre Freundin einladen zu laſſen. Als ſie zurückkam, war das Geſpräch Anfangs abgebrochen, und ein wenig gezwungen; ſie ſchien nicht ganz ſo heiter, ſo ruhig, wie ſonſt: doch nach einer Stunde hatte ſich das Fremde verloren. Wir gingen mit einander in einen kleinen Garten, und ſprachen von ihren Blumen, von der Natur, von Muſik, von Land- und Stadtleben. Alles, was ſie ſagte, war einfach, ungeſucht, natürlich; doch alles verrieth einen vollkommen ausgebildeten Geiſt und ein tief fühlendes Herz. Sie verließ mich von Zeit zu Zeit, um nach der Küche zu ſehen, und erkundigte ſich, zuletzt ſogar in meiner Gegenwart, und mit heiterer Ruhe, ob der Bote, den ſie zu ihrer Freundin geſchickt hätte, noch nicht wiedergekommen wäre.

Ich empfand noch immer keine Liebe für ſie; aber ich fühlte, daß ſie die Liebe aller Männer verdient und das Ideal eines edeln Mädchens iſt. Die ſchöne jungfräuliche Würde, worin ſie ſich immer zu erhalten wußte, die feine zarte Weiblichkeit, in deren Gränzen ſie blieb, ohne nur einen Augenblick ängſtlich, verlegen, oder gar genirt und ſteif zu werden, veranlaßte mich zu dem Tone der Vertraulichkeit, zu dem mein naher Abſchied auf immer mir Muth gab, wenn auch mich nicht berechtigte. Ich ſagte ihr, was ich von ihr dachte. Sie nahm das nicht als eine Schmeichelei, als ein fades Compliment auf, wie es tauſend nicht ungebildete Mädchen unter gleichen Umſtänden genommen hätten, ſondern als Wahrheit; und nun erzählte ſie mir, mit einer ſchönen Bewegung ihres Herzens, welch ein vortrefflicher Mann ihr verſtorbener Vater geweſen ſey, und mit welcher Sorgfalt er für ihre Bildung geſorgt habe. In dem allen verrieth ſich indeß nicht die mindeſte Spur von Eitelkeit; was ſie ſagte, war nur eine rührende Lobrede auf ihren Vater.

Ihre Vertraulichkeit diente mir zum Beiſpiel, und ich erzählte ihr von Ihnen, lieber Schmidts. Wir waren Beide ſehr bewegt. Nun ließ ſie mich eine ganze lange Zeit allein, höchſt wahrſcheinlich, weil ſie dieſer ſtarken Bewegung unſerer Herzen nicht trauete. Endlich kam — nicht ihre Freundin. ſondern die Tochter derſelben, ein Kind von dreizehn Jahren, das ſich ihr in die Arme warf, wie man ſich einem edeln Fürſten zu Füßen wirft. Es war ein liebliches Schauſpiel, wie die Kleine mit begeiſterter Liebe, mit ungeheuchelter Ehrfurcht an ihr hing! Sie hatte noch eine jüngere Schweſter bei ſich, ein Kind von acht Jahren; und auch dieſe flog auf Marien zu, und drückte ihre Hand an die kleine Bruſt, mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke der innigſten Zärtlichkeit in dem fröhlichen Geſichte.

Haar ringelte ſich über beide Schultern den Nacken hinab. Jetzt erſt fiel dem Baron ein, daß das Fremde, was er an der Frau von Koch bemerkt hatte, ebenfalls von ihrer ungewöhnlichen Kleidung herrührte, die aber auch ihr ſehr gut ſtand. Er betrachtete mit frohen Blicken das ſchöne Mädchen, das ſo zärtlich von ihm ſprach; aber dennoch ſcheute er ſich hervorzutreten, bis die Frau von Koch hinter Emiliens Rücken ihm winkte. Nun ging er endlich auf Beide zu. „Emilie!“ ſagte er in einem wirklich ſchönen Tone; „bin ich dieſes Andenkens von Ihnen werth?“ Er beugte ſich auf ihre Hand. Emilie erröthete. Die Frau von Koch ſagte ihr ein Paar Worte ins Ohr; nun lächelte Emilie ihr zu, erröthete aufs neue, breitete die Arme aus, drückte den Baron an ihre Bruſt, und ſagte: ſo, hab' ich meiner Freundin verſprochen, meinen Retter zu empfangen. Der Baron verging faſt vor Entzücken, als Emiliens Lippen die ſeinigen berührten.

Er ergriff ihre ſchöne, weiße Hand, legte ſeinen Mund darauf, und zitterte. Ihm fiel ein, wie kalt er gegen Emilien in der Entfer-

Marie ſchien zu fühlen, daß die beiden Kinder nicht hätten mit mir zuſammen kommen ſollen; denn jetzt gerieth ſie aus einer Verlegenheit in die andre. Die Kinder hörten nicht auf, ſie zu loben, ſo ſehr ſie auch ſteuerte und wehrte. Als die ältere Schweſter hörte, daß ich der glückliche Menſch wäre, der ihrer Marie das Leben gerettet hätte, kam ſie, mit der ſchönen Gluth der jungfräulichen Schamhaftigkeit und des liebenden Eifers im Geſichte, auf mich zu, und ſagte: o, ich will ewig an Sie denken, und für Sie beten! — Alſo wiſſen Sie, liebes Kind, fragte ich mit einer liſtigen Miene, wie alles gekommen iſt? Die Kleine wollte reden; doch Marie hinderte ſie daran. Ich bitte Sie, ſagte ich: ſoll ich nicht hören, wie Sie geliebt werden? Julie erzählte mir nun, während Marie den Tiſch beſorgte, wie ihre Marie ſie liebe und ſie unterrichte; wie alle Menſchen Marien liebten, alle, die ſie auch nur ein einziges Mal geſehen hätten. Sie konnte nicht aufhören zu erzählen. Ich fragte ſie aus, und endlich

lich ſeufzte ſie mit einer unbeſchreiblichen Betrübniß in den Augen: ach, glücklich iſt meine gute Marie gar nicht! Aber ſtill! das darf Niemand wiſſen! Marie muß nicht einmal erfahren, daß ich es weiß.

Dieſe Paar Worte machten — ich weiß ſelbſt nicht, warum — einen heftigen Eindruck auf mich. Ich ſtand auf, und trat an ein Fenſter. Was für ein Unglück, was für einen Gram konnte Marie haben? und warum hatte ich gar nichts davon gemerkt, auch nicht den kleinſten Zug des Kummers oder der Sorge in ihrem holden, freundlichen Geſichte, in ihren ſtillen, zufriedenen Augen? Marie kam gerade in das Zimmer, ſah mich im Fenſter ſtehen, blickte — ſorgend, wie es mir ſchien — auf ihre Schülerin, und ſagte nun in freundlichem Scherze: „nicht wahr? meine Julie liebt mich ſehr!"

Ich trat ernſt auf ſie zu. Nicht mehr, als jeder Menſch Sie lieben muß.

„Sie hat Ihnen vermuthlich erzählt, wie

viele Mühe ich mir gegeben habe, ihre Liebe zu gewinnen."

Mademoiſelle, ich bin von Juliens einfacher, wahrer Erzählung zu bewegt, als daß ich jetzt reden könnte. — Bei dieſen Worten faßte ich ihre Hand, und beugte mich darauf nieder; doch ich küßte die Hand nicht, in der That aus einem Gefühle der zarteſten Achtung. Sie wendete ſich von mir ab, nahm Julien in ihre Arme, und drückte ſie mit Blicken der innigſten Zärtlichkeit an ihre Bruſt, doch ohne ſie zu küſſen.

Bei Tiſche nahm ich meinen Platz zwiſchen ihr und Julien. Es war eine Mahlzeit, die ich nie vergeſſen werde! — Um die beiden kleinen Verrätherinnen zum Schweigen zu bringen, erzählte Marie, in einer holden Verwirrung, mit Wangen, die von einem ſanften Purpur angehaucht waren, allerlei Kleinigkeiten. Ich horchte auf den Ton ihrer ſchönen Stimme, auf die feinen Wendungen, die ſie gebrauchte, um keine Veranlaſſung zu neuem Lobe zu geben, und dann auf die Erzählung ſelbſt, die ihr eignes Herz in Bewegung brachte. Jetzt wurde ihre Stimme noch ſchöner. Sie vergaß die eigentliche Abſicht ihrer Erzählung; und ſo näherten wir uns nach und nach einem beſſeren Tone voll freundſchaftlichen Zutrauens, voll reiner Fröhlichkeit. Heiter, ſo heiter, wie ich vielleicht noch nie geweſen war, erzählte ich nun; und das Geſpräch wurde eine lange Reihe von Scherzen und Einfällen.

O, ſagte Julie endlich, ſehr vergnügt: nicht wahr? wenn es immer ſo wäre, wie heute! Aber wenn der Couſin hier . . . — Sie brach ab, weil Marie ihr einen Wink gab. „Der Couſin!“ Ich runzelte die Stirn, als hätte man den Nahmen meines Todfeindes genannt.

Nach Tiſche ſang Julie, und Marie ſpielte dazu. Nein, in dieſem Augenblicke durfte ich ſie nicht bitten, zu ſingen; denn ihre Stimme hätte meine Seele zerſchmolzen. Ich warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihr ſchönes Profil, auf die edle Stirn, die feinen Lippen, die ſchöngeformten Wangen, in deren Roſen das holdeſte Lächeln ein Grübchen gedrückt hatte; ſah nur die ſchöne weiße Hand, mit Sicherheit, und doch ſo ruhig, die ſchwerſten Stellen ausführen, und wiederholte mir unabläſſig die Worte: „ach, glücklich iſt die gute Marie gar nicht!“

Nun kam ein Bote aus Hamburg, der ihr die Nachricht brachte, daß ihre Verwandten in der Stadt bleiben würden. Ich griff nach meinem Hute. „Wird meine Tante nicht das Vergnügen haben, Sie noch einmal zu ſehen?“ fragte ſie, doch bloß höflich, weiter nichts. — Meine Abreiſe iſt auf übermorgen beſtimmt, antwortete ich, ſehr betrübt; denn ich wollte ja von der edelſten, ſchönſten Seele Abſchied nehmen. Meine Augen funkelten — ich weiß ſelbſt nicht, ob von Thränen, oder von einer wehmüthigen Begeiſterung. Ich ergriff ihre Hand, und ſagte mit Tönen, die aus dem Innerſten meines Herzens kamen: nur zwei Augenblicke habe ich Sie geſehen, Mademoiſelle Schuygens; doch dieſe beiden Augenblicke ſind die ſchönſten meines Lebens. Ihre Hand zitterte ein wenig in der meinigen; ſie verbeugte ſich, öffnete die Lippen zweimal, und ſagte dann, wie über ſich ſelbſt lächelnd: „die Art, wie wir einander kennen lernten, war ſo einzig, und die Trennung ſelbſt ſo ſchnell! Ich bitte Sie, die Verſicherung meiner Achtung und meines Vertrauens anzunehmen.“ Ihr Auge fing an zu glänzen. Sie verbeugte ſich tief, als ich ihr die Hand küßte. Nun wendete ich mich, um die gewaltige Bewegung meines Herzens zu beſiegen, ſchnell an Julien, umfaßte ſie, und drückte ſie an mein Herz. Sie ſchlug die Arme um meinen Nacken, und ſagte: o, Sie guter Mann! Sie haben meiner Marie das Leben gerettet! Aber müſſen Sie denn reiſen? müſſen Sie nothwendig? — Lieber Schmidts, es war mir, als ob das eine Stimme vom Himmel riefe! Ich wendete mich wieder zu Marien, und ſagte ganz ruhig: in der That, die liebe Kleine hat Recht. (Sie verſtand mich nicht; denn ihr Betragen blieb unverändert.) Ich muß nicht reiſen; ich brauche nur nicht reiſen zu wollen, und ſo, Mademoiſelle, ſehe ich Sie noch wieder. — Sie verbeugte ſich, und dabei war eine kleine Unruhe in ihrem Geſichte; doch die verſchwand bald wieder, und ſie nahm mit ganz unverſtellter Freundlichkeit von mir Abſchied.

Ich fühlte, und mit Stolz, daß ich ſie liebte. Nicht mit Unruhe dachte ich an ſie, nicht mit der heftigen Sehnſucht der Leidenſchaft, ſondern mit der ruhigſten Hoffnung, mit der Gewißheit ihres Vertrauens, ihrer Freundſchaft. Sie zu heirathen, dieſer Wunſch war noch nicht deutlich in meiner Seele; ich wünſchte ſonſt nichts, als ſie glücklich zu ſehen. Und „glücklich iſt die gute Marie gar nicht!“ hörte ich noch immer Julien ſagen; und „der Couſin!“ Dieſen brachte ich mit Mariens Unglück in Verbindung. Ich träumte allerlei durch einander, und eben daran merkte ich denn, daß mich, troß meiner Ruhe, troß meinem inneren Frieden, an Marien noch etwas Andres intereſſirte, als ihr Glück. Ich ſtellte mir den Couſin immer mit der Figur und dem Geſichte eines hieſigen Mäklers vor, der mich bei einem Geldgeſchäfte um einige Hundert Mark betrogen hat. Sah ich irgend einen alten häßlichen Mann bei einem jungen hübſchen Mädchen, ſo dachte ich den Augenblick an den Couſin. Kurz, lieber Schmidts, der Couſin war es, der mich belehrte, daß ich Marien liebte.

Ich breche ab. Mein Wagen iſt da. Ich gehe für einige Tage auf's Land. Bald ſollen Sie mehr von mir hören.

3.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Ich muß Ihnen weiter erzählen, lieber Schmidts. Gelegentlich erkundigte ich mich nun in den Häuſern meiner Bekannten nach Schuygens. Es giebt hier mehrere dieſes Nahmens, die aus Holland hergezogen ſind; doch von einer Mamſell Schuygens, die ein Wunder von Schönheit und Bildung wäre, will Niemand etwas wiſſen. — Ich beſuchte nach acht oder vierzehn Tagen die Familie wieder. Man empfing mich ſehr freundlich, und nun wurde mir denn der Couſin, unter dem Nahmen Sall, vorgeſtellt, der mir ſehr umſtändlich dafür dankte, daß ich das koſtbare Leben ſeiner Couſine erhalten hätte. Er war weder ein ſchöner Mann, noch ſo häßlich, als ich ihn mir bisher gedacht hatte: ein junger Kaufmann, prächtig, ein wenig allzu ſorgfältig, gekleidet, an dem alles, was er that, ſogleich den Anbeter ſeiner ſchönen Couſine verrieth. Man ſchien nicht zu wiſſen, daß ich neulich da geweſen war, um Abſchied zu nehmen. Aber als ich etwa funfzehn Minuten mit Marien geſprochen hatte, näherte ſich mir der Couſin Sall, fragte mit einem affektirt freundlichen Weſen: wann ich von Hamburg abreiſen würde; und erbot ſich, wenn ich nach einer Handelsſtadt ginge, mir Adreſſen mitzugeben. Ich antwortete ihm trocken, daß mich jetzt noch Geſchäfte in Hamburg zurückhielten. Geſchäfte? fragte er verwundert; ich glaubte, Sie wären ein Edelmann! — Und welche Geſchäfte kann der haben, meinen Sie? fragte ich lächelnd. Er wich nicht von meiner Seite, hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und horchte ſo auf jedes Wort, das ich mit Marien ſprach.

Marie ſelbſt war ſich vollkommen gleich: freundlich, himmliſch freundlich gegen mich, und ſanft gegen den ihr gewiß ſehr läſtigen Couſin, der ihr die fadeſten Schmeicheleien ſagte. Beim Abſchiednehmen erbot Herr Sall ſich noch einmal, mir für meine weitere Reiſe durch Briefe nützlich zu ſeyn, und nannte mir auch einige Städte, welche von einem Reiſenden geſehen zu werden verdienten. Als er hörte, daß ich alles Merkwürdige in Hamburg geſehen hätte, wunderte er ſich ſehr, daß ich noch länger bleiben könnte. Kurz, er gab mir nicht undeutlich, obgleich auch ſehr höflich, zu verſtehen, daß er meine Abreiſe gar nicht bedauern würde. — Fünf glückliche Minuten hatte ich, als Herr Sall ein Paar Zeilen auf ein Aviſo ſeiner Correſpondenten antworten mußte. Marie ſagte mir während nung geweſen war, und er ſagte aufrichtig: „nein, bei Gott! Emilie; dieſen Empfang von Ihnen habe ich nicht verdient. Doch von nun an ſollen Sie mein einziger Gedanke ſeyn, mein einziger Wunſch, meine Welt, mein Alles!“

Und Iglou? und Iglou? — Mit dieſen Worten ſtürzte Iglou aus der Laube, und fiel ihm zu Füßen, wobei Thränen aus ihren blitzenden Augen ſtrömten. Sie ergriff des Barons Hand, und drückte ſie ſchmerzlich an ihre Bruſt. — Und Iglou iſt vergeſſen! ſagte ſie in einem klagenden, vorwerfenden Tone. Emilie ſprang einen Schritt zurück bei dem Anblicke dieſer Geſtalt, und fragte zitternd: wer iſt das?

„Dieſer Knabe,“ antwortete der Baron verlegen, „hat mir das Leben gerettet. — Meinſt du, Iglou, daß ich dich je vergeſſen könnte?“ Er erzählte Emilien von Iglou; doch verſchwieg er ihr Geſchlecht, ob er gleich ſelbſt nicht wußte, warum er das that. Iglou warf einen Blick auf ihn, und dann ging ſie langſam wieder in das Gebüſch. Der Baron mußte nun Emilien die Begebenheit ausführder Zeit recht viele Grüße von Julien. „Die Kleine," ſetzte ſie hinzu, „liebt Sie jetzt eben ſo ſehr, wie mich. Sie denkt noch immer an den ſchönen Tag, da Sie hier waren, und iſt ſtolz darauf, daß ſie Ihr längeres Bleiben in Hamburg veranlaßt hat."

Es brach ein ſo reines Vertrauen aus Juliens Seele hervor. Sagen Sie ihr, ich ließe ihr danken für alles, was ſie mir von ihrer guten Couſine Marie anvertrauet hätte.

„Anvertrauet?" fragte ſie etwas unruhig; doch bald war wieder ein ſanftes, ruhiges Lächeln in ihrem Geſichte. „Anvertrauet? Was kann das Kind von mir wiſſen!"

Sie ſagte mir z. B., was ich ſeitdem nie habe vergeſſen können: ihre gute Marie ſey gar nicht glücklich.

„Die kleine Plauderin! Das war es alſo, was ſie Ihnen geſagt hatte, als ihr Thränen in den Augen ſtanden?"

Das war es. Das Auge des Kindes

ſchwamm in Thränen, und mein Herz in theilnehmender Betrübniß.

Sie blickte zu Boden, und ſagte: „in der That, Sie ſind allzu gütig; aber — Theilnahme eines Freundes thut dem Herzen wohl, und die Ihrige würde mein Leiden vermindert haben, wenn ich eins zu tragen hätte. Was man in Juliens Hauſe, was Juliens gütige Mutter ſo nennt, iſt nichts, oder viel, ſehr viel; doch kein Unglück, unter deſſen Laſt ich leiden müßte. Mein Vater ſtarb: ein vortrefflicher Mann, den ich, ſo lange ich lebe, beweinen werde. Nun zog ich zu meiner Tante. Das nennt man ein Unglück. Iſt es aber nicht vielmehr ein Glück, daß ſie mich nach dem Tode meines Vaters, der mir nichts hinterlaſſen konnte, bei ſich aufnahm? Sie kennen meine Tante. Freilich liebt ſie mich nicht, wie mein Vater mich liebte; aber doch mehr, als ich es je durch den pünktlichſten Gehorſam verdienen kann. Gewiß, Herr von Bärburg, ich lebe hier recht zufrieden, recht glücklich.“ — Jetzt trat der Couſin wieder zu uns, und ich nahm Abſchied, wobei die Tante mich einlud, bald wiederzukommen.

Mariens Schönheit hatte mich entzückt, ihr Geiſt bezaubert; doch ihre immer gleiche Ruhe, ihre immer ſanfte heitre Geduld feſſelten mich. Mochte ſie ſagen, was ſie wollte: ſie war gewiß nicht glücklich. Man ſah, man hörte es nicht; und doch war es ſo unverkennbar, daß die Menſchen, unter denen ſie hier lebte, nicht zu ihrem Geiſte paßten. Sie wiſſen, ich haſſe nichts ſtärker, als die Prätenſionen der ſogenannten gebildeten Leute, die immer mit halber Verachtung von jedem weniger Gebildeten reden. Aber dieſes Mädchen, unter dieſen Menſchen! Ein Vetter, der immer eine rothe Sammet-Weſte ohne Rock trägt, und nichts Anderes über ſeine Zunge kommen läßt, als Tabacksrauch, und die Wörter: Mark Banko, Briefe, Cours, Papiere; die Tante, eine runde, recht gutherzige Frau, die wahrſcheinlich ehemals in einer glänzendern Lage gelebt hat, und daher von nichts anderem redet, als von den Mitteln, zu Ehren zu gelangen;

die bei allen Heirathen in Hamburg berechnet, wie viele tauſend Mark da zuſammen gebracht ſind; an den Fingern alle arme Mädchen herzählt, die nach dem erſten beſten Manne greifen ſollten, um zu Brot und Ehren zu kommen; die den Reichthum für alles hält, doch ihn ſich zu nichts Anderem wünſcht, als jedes Jahr vier große Feten geben zu können, von denen ganz Hamburg ſprechen ſollte, und auf die ſie ſich jedes Mal drei Monate vorbereiten müßte. Sie weiß noch alle Feten, die ſie in ihren glücklichen Zeiten gegeben, und nennt mir ſogar alle Delikateſſen oder Seltenheiten, mit denen ſie ihre Gäſte überraſcht hat! Ihr Mann iſt eine Zeitlang in Nordholland anſäßig geweſen; daher ſingt ſie jeden Morgen vier Holländiſche Pſalmen, die Marie mit dem Flügel begleiten muß, ohne die Sprache zu verſtehen. — Doch, ich greiſe der Geſchichte vor; denn das alles habe ich zum Theil erſt ſpäter erfahren. — Nun folgt der reiche Couſin, der ſich um die Hand der ſchönen Marie bewirbt: ein wahrer, echter Kaufmann, der gar keinen Begriff davon hat, wie ein Menſch einige hundert Thaler in der Taſche oder im Büreau behalten kann, ohne damit zehn Procent gewinnen zu wollen. Er rechnet Marien täglich ſeine Hunderttauſende vor, und begreift nicht, daß ſie davon nicht bezaubert wird. Einige Tauſend Mark, die Marie geerbt hat, ſtehen in ſeiner Handlung, und jeden Sonnabend, wenn er nach der Börſenzeit zu der Tante auf das Landhaus kommt, muß ſie ſich Schilling für Schilling vorrechnen laſſen, wie viel ſie nun gewonnen hat. Darum nennt er ſich auch, mit einem Scherze in ſeiner Manier: „Sall et Compagnie.“ Er begreift nicht, wie Marie je etwas anders leſen mag, als Reimers Rechenkunſt. Für mich bekam er einmal großen Reſpekt, weil ich ihm begreiflich machte, daß die Logarithmen, die er bis dahin für ganz unnütz gehalten hatte, dem Kaufmann allerdings ſehr brauchbar wären.

Dies ſind die Menſchen, die Marien täglich umgeben! Die Tante und der Vetter mit der rothen Sammetweſte quälen ſie obendrein alle Tage einige Stunden, doch ja den Couſin Sall nicht fahren zu laſſen. Er hat ſo und ſo viel Mark Banko, Couſine, ſagt der Vetter; das macht auf Amſterdam ſo viel, auf London — warten Sie, ich will erſt den Cours nachſehen — ja recht! ſo viel, in Paris ſo viel, in Genua ſo viel. —

Ich ging zuweilen wieder hin, und jedes Mal wurde ich kälter aufgenommen. Marie war immer nicht da: bald mußte ſie mit dem Vetter eine Rechnung collationiren, bald hatte ſie einen Beſuch zu machen. Man gab mir auf alle nur mögliche Weiſe zu verſtehen, daß ich doch je eher je lieber abreiſen, oder wenigſtens nicht wiederkommen möchte. Endlich wurde ich ſogar abgewieſen, und mehr als Einmal kurz hinter einander. Die Herrſchaft wäre verreiſt; man wüßte nicht, wann ſie wiederkommen würde. Das war das Ende! —

Ich wünſchte, Marien nur noch Einmal auf ein Paar Minuten allein zu ſprechen, um ſie zu fragen, ob ſie mein ſeyn wolle. Auch das nicht! Denn mein Vater . . .!

Und ich wußte, was Marie mir antworten würde. Ich will ihr nur ſagen, ſie ſolle ſich nicht bewegen laſſen, ihre Hand einem Manne zu geben, den ſie nicht liebe. — Zuweilen ſchweifte ich in weiten Kreiſen um das Landgut her. Aber was wollte ich? Ich kannte ja Marien, und war gewiß, daß ſie mich hinter dem Rücken ihrer Tante nicht würde ſprechen wollen. Einmal hatte ich ihr ſchon geſchrieben; ich zerriß aber den Brief, weil ich ja wußte, daß ſie keinen Brief von mir annehmen würde. Das wußte ich, und freuete mich darüber; aber dennoch war ich beinahe in Verzweiflung. Nun hoffte ich, der Zufall — Zufall? — die Vorſehung ſollte mich begünſtigen, das Mädchen, ohne welches ich nicht leben kann, einmal wieder zu ſehen.

Meine Hoffnung wurde erfüllt. Eines Tages bin ich im Schauſpiele; und auch dieſes feinere Vergnügen zerſtreuet mich nicht. Ich lehne mich an die Brüſtung der Loge, ohne zu hören und zu ſehen. Auf einmal ſtößt jemand mit einem Finger auf meine

Schulter.

Schulter. Ich blicke ſeitwärts; und nun flüſtert eine Stimme mir zu: „Herr von Bärburg!“ Es iſt die kleine Julie. O, mein Gott! ſage ich: Sie ſind es? Sie, meine liebe Julie? Was macht Ihre Couſine?

„Es hat mir rechte Mühe gekoſtet, zu Ihnen zu kommen. Sehen Sie, dort hinten ſaß ich. Ich fürchtete immer, Sie würden weggehen, ehe Sie mich bemerkt hätten. Dort ſitzt meine Mutter; von der ſoll ich Sie grüßen. O, ich mußte Ihnen doch ſagen, daß ich hier bin! Aber freundlich ſind Sie gar nicht mehr, auch blaß, ſo blaß, wie meine Couſine.“

Meine beſte, liebſte Julie; was macht Ihre Couſine?

„Sie ſpricht von Ihnen recht viel, mit der Mama mehr als mit mir, ob ich ihr gleich verſprochen habe, ſie in meinem Leben nicht wieder zu verrathen. Aber warum haben Sie ihr auch wiedergeſagt, was mir ſo herausfuhr, weil ich Marien ſo herzlich liebe!

Sehen Sie nur! Mama lacht, daß ich mich doch zu Ihnen durchgedrängt habe."

Ich ſah hin, und verbeugte mich. Eine junge Frau dankte mir mit holder Freundlichkeit. In dem Zwiſchenakte ſchrieb ſie etwas mit Bleiſtift, und ließ es mir durch ihre Nachbaren zukommen. Es war die Bezeichnung ihres Landhauſes bei Hamburg, und eine Einladung auf den folgenden Tag. Ich verbeugte mich wieder, und nun winkte ſie ihrer Tochter, mit der ich ſo gern noch von Marien geplaudert hätte.

Beim Hinausgehen wartete ich auf ſie, und redete ſie an. „Meine Tochter," ſagte ſie lebhaft, „hat mir von Ihnen ſo viele Gutes geſagt, und Sie haben ſich bei jedem, der Mamſell Schuugens kennt, ſo viele Anrechte auf Dankbarkeit erworben, daß ich es mir erlauben mußte. Sie ohne alle Umſtände einzuladen, ob ich Sie gleich noch nicht kannte. Wir erwarten Sie mit recht frohem Herzen." Nun verbeugte ſie ſich, und ſtieg mit Julien in den Wagen. Dieſe gab mir einen Wink, deſſen Bedeutung ich nicht errathen konnte: es war, als wollte ſie zu verſtehen geben, ſie habe etwas gethan, was ſie nicht hätte thun ſollen.

Ich fuhr am folgenden Tage hinaus, und ſah gleich bei dem erſten Schritt in den Garten, daß hier eine reiche Familie wohnte, und daß ein fühlendes Herz den Garten angelegt hatte. Man führte mich zu Madame Schulz. Julie wollte mir entgegen springen, und kam wirklich mit einem Freudengeſchrei auf mich zu. Doch auf einmal blieb ſie ſtehen, und ſagte: Ach, der Couſin! nun weiß ich es erſt! —

„Herr von Bärburg,“ ſagte die Mutter mit feiner Grazie: „meine Kinder empfangen Sie mit Frohlocken, die Mutter mit recht freundſchaftlicher Wärme.“ —

Nach einer halben Stunde war ich hier wie zu Hauſe. Madame Schulz ſagte mir mit der herzlichen Vertraulichkeit guter Menſchen, daß ihre beiden Töchter nicht aufgehört hätten, von meiner Freundlichkeit, von meiner Güte zu erzählen. „Herr von Bärlich erzählen. Als er damit fertig war, kam Iglou eben in ſich gekehrt den Gang zu ihnen her. Emilie ging auf ſie zu, und ſagte: Fürchte nichts! Dein Herr wird dich nie vergeſſen; und auch ich, mein edler Iglou, bin dir Dank ſchuldig für meines Freundes Leben. Sie zog einige Goldſtücke hervor, und legte ſie in Iglou's Hand. Iglou gab ſie ihr mit Kopfſchütteln zurück. Als dann Emilie in ſie drang, daß ſie nehmen ſollte, ſtürzten auf einmahl wieder Thränen aus ihren Augen, und ſie ſagte mit einer Art von Bitterkeit: Staub für Liebe! für dies Herz Metall!... Ich liebe ihn, ſetzte ſie, auf Flaming zeigend, hinzu. Behalte dein Gold, Weiße. In meinem Lande hatte ich Gold die Menge; aber ich gab Liebe für Liebe! Ihr Alle wißt nicht, wie es hier ſchlägt! Sie legte die Hand auf das Herz, und ging tiefſinnig in das Gebüſch zurück.

Emilie war von dem ſtolzen Gefühle des Knaben gerührt, und ſah ihm mit zärtlicher Empfindung nach. Die Frau von Koch führte nun den Baron im Garten umher, und Emilie erzählte ihm mit Entzücken, wie zufrieburg," fuhr ſie fort, „das muß eine Mutter wohl beſtechen!" Von Marien war gar nicht die Rede; ſelbſt Julie, die, wenn ſie einen Augenblick mit mir allein war, ſogleich mit lachenden Augen auf mich zu kam, ſchwieg von dem, was ich am liebſten gehört hätte, und ich ſah ganz deutlich, daß es ihr verboten war, von Marien zu reden. Gegen die Tiſchzeit kam Herr Schulz, ein Kaufmann, der aber wenig Geſchäfte mehr macht; und nun mußte ich die Scene auf der Elbe erzählen, durch die ich mit Marien bekannt geworden bin.

„Sie wohnt nur eine kleine Stunde von hier," ſagte Herr Schulz. „Warum haſt du ſie nicht eingeladen? Sie iſt die Freundin meiner Frau und meiner Kinder, und wir kennen ſie hier, wie man ſie überall kennt, wohin ſie kommt: als einen wohlthätigen Engel. Haben Sie unſre Freundin ſeitdem wieder geſehen?"

Ich bin einige Male da geweſen, antwortete ich ruhig, weil ich ſah, daß Madame Schulz es gern vermeiden wollte, von ihr zu reden.

„Da geweſen?“ (Er ſah mich verwundert an.) „Sie ſagen das ſo kalt, Herr von Bärburg! Wir reden von ihr immer mit Entzücken.“ Er nahm ſein Glas, und trank auf Mariens Geſundheit. — Es iſt kein Enthuſiaſt, lieber Schmidts, es iſt ein beinahe kalter Mann, der nun wirklich mit Entzücken von dem Mädchen ſprach! Seine Frau wollte ihn gern auf ein andres Geſpräch bringen; er ſchilderte aber die Menſchen, mit denen Marie leben muß, und faſt das ganze Geſpräch bei Tiſche betraf nur dieſe.

Nach dem Kaffee fuhr Herr Schulz in die Stadt, und ich blieb mit der Frau allein. Ich rechnete auf ihre Vermittelung; doch vergebens. Augenſcheinlich vermied ſie das Geſpräch von ihrer Freundin vorſetzlich, ob das gleich ſehr natürlich ſchien. Sie erzählte wohl von Marien, weil wir, Julie und ich, unabläſſig auf ſie zurückkamen; doch ſie ſagte kein Wort, woraus ich nur die kleinſte Hoffnung für mich hätte ſchöpfen können. Noch mehr, ſie bedauerte ſogar, daß ihre Freundin jetzt ſo äußerſt ſelten zu ihr käme. Las ſie vielleicht in meinen Augen die Bitte, daß ich bei ihr Marien noch einmal zu ſehen wünſchte?

Sie bat mich, ihr Haus oft zu beſuchen; und wie gern verſprach ich das! Beim Abſchiede äußerte ich einiges Bedauern über Mariens Lage.

„Mein Mann findet ihre Lage ſo übel, wie die Männer überhaupt jede beſchränkte Lage. Wir Weiber denken darüber anders. Haben Sie eine Klage von Marien gehört?"

Und dennoch kann ſie ſehr unglücklich ſeyn. Wenn ich nur das Einzige bedenke, daß ein Mann, den ſie nicht liebt, ſie mit Anträgen verfolgt . . .

Sie fiel lebhaft ein: „Ein Mann, den ſie nicht liebt? Das hat mein Mann nicht geſagt. Aber wenn auch! Glauben Sie mir, wir Weiber finden eine ſolche Verfolgung ſo läſtig nicht. Herr Sall iſt übrigens ein ſehr ehrlicher, braver Mann."

Madame, ich nehme lebhaften, ſehr innigen Antheil an dem Schickſal der Mamſell Schuygens. Sie werden dem Freunde eine Beſorgniß verzeihen . . .

„Verdanken! Wem wäre es nicht lieb, ſeine Freundin ſo werthgehalten zu ſehen! Aber wahrlich, Sie haben eine zu üble Meinung von Herrn Sall; und — ein Mädchen, Herr von Bärburg, muß ja faſt immer, wie man ſehr richtig ſagt, ihre Hand verſchenken. Dafür bekommt ſie aber etwas, das uns Weibern recht viel gilt: den ehrwürdigen Titel Frau, und einen eigenen Hausſtand.“

Und verkannt wird der edle, ſtille Geiſt; verkannt, vielleicht verſpottet, das ſchöne Herz voll Sehnſucht nach Liebe, nach einem beſſeren Looſe!

„Verkannt? O, wer würde das nicht! Marien würden tauſend Männer verkennen, glauben Sie mir das!“

Aber nicht verhöhnen, nicht zurückſtoßen! ſagte ich mit Feuer.

„Das verhüte ihr guter Engel! Es iſt das Schrecklichſte von allem, wenn die Liebe, die ein ſtilles Herz nach langem Kampfe errungen hat, verſpottet wird."

Errungen? läßt ſich die Liebe erringen?

„Ja; das müſſen wir Weiber meiſtens. Aber darum iſt unſre Liebe unſre Tugend, wie ſie der Männer Lohn iſt. Marie wird den Mann lieben, dem ſie ihre Hand giebt. O, Sie wiſſen nicht, wie edel, wie zart, wie ſchön ihre Seele iſt!"

Ich ſoll Sie heute nicht verſtehen, Madame! Eben, weil ſie ſo ſchön, ſo edel iſt, ſollte ſie nicht weniger erhalten, als ſie geben kann: die reine, edle Liebe eines vollen großen Herzens. In ihren Augen ſollten nie andre als Freudenthränen ſtehen.

„Wäre denn ohne andre Thränen ihr Herz der Freudenthränen werth? Würde der Menſch ſo ſtark werden, wenn er nicht trüge? — Ich achte Ihre Beſorgniß für das Loos meiner Freundin; doch — Mariens Schickſal wird nicht härter ſeyn, als ſie es tragen kann. Sie wird nie unglücklich ſeyn, das weiß ich, weil ich ſie ſchon lange, ich möchte ſagen, von Kindheit auf, kenne."

Jetzt wußte ich nichts mehr zu ſagen, und ging. Hier, guter Schmidts, haben Sie meine Geſchichte. Sie errathen, was mir fehlt: die Einwilligung meines Vaters. Er liebt mich, und — Er entſcheide über das Schickſal ſeines Sohnes! Reiſen Sie zu ihm, leſen Sie ihm meine Briefe vor; auch dieſe Stelle. Ich ehre meinen Vater zu ſehr, als daß ich nicht ſogleich alle Wünſche nach der größten Glückſeligkeit meines Lebens aufgeben ſollte, wenn er Nein ſagt; aber ich bitte ihn, mir dieſe Glückſeligkeit nicht zu verweigern. Daß Sie eilen müſſen, brauche ich nicht erſt zu erinnern. O, die fürchterlichen Worte der Madame Schulz; „ein Mädchen muß ja ihre Hand faſt immer verſchenken!“ Ach, vielleicht iſt Marie ſchon in dem Augenblicke, da ich dies ſchreibe, das Eigenthum eines Andern! Warum habe ich mich ihr nicht zu Füßen geworfen! warum ihr nicht geſagt: ich liebe dich! Aber, ſie hat meine Liebe in meinem Herzen geleſen, und ich die ihrige, wenn nicht in ihrem Herzen, doch in Juliens Worten: Marie ſpricht von Ihnen recht viel.

Könnte ich doch dieſe Julie nur eine einzige Stunde allein ſprechen! Dafür gäbe ich —

Leben Sie wohl!

4.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Ich hoffe auf Antwort von Ihnen, wie der Verbrecher auf das Wort Gnade. Mein Vater wird ſchwächer, ſchreiben Sie mir, aber nicht eine Sylbe Antwort auf meine Bitte. Laſſen Sie ſein Ja den beſten Segen ſeyn, den er giebt. „Die Sache ſcheint Ihnen nicht ſo eilig!“ O, warum nicht, lieber Schmidts? Sie tadeln meine Liebe nicht; aber Sie gehen darüber hin, wie über eine unbedeutende Kleinigkeit. Wenn Sie nicht antworten, Schmidts, ſo muß ich den Knoten zerhauen; ſo mag Marie ſelbſt über das Glück meines und ihres Lebens entſcheiden! —

Ich ging jeden Abend in das Theater,

und in die Loge, in welcher Madame Schulz neulich ſaß, um ſie dort einmal wiederzuſehen. Endlich kam ſie. Ich verbeugte mich, als ſie hereintrat. Sie dankte mir ſo fremd, daß ich erſchrak — ſo in die Luft hin, daß jeder Andere in der Loge den Gruß auf ſich hätte beziehen können. Doch als bei einer vorzüglich intereſſanten Scene alles in der Loge mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörte, ſah ſie ſich nach mir um, und nickte mir mit dem freundlichen, lieben Geſichte zu, als ob ſie mich erſt jetzt erkennte. Sobald der Vorhang fiel, that ſie wieder, als ſehe ſie mich nicht; und auf einmal ſagte ſie — ſo laut, daß ich es hören mußte — zu einem Frauenzimmer neben ihr: „ich glaubte, der Couſin, Herr Sall, würde heute kommen.“ (Das war ein gutes Zeichen.) „Sind Sie übermorgen,“ fragte ſie weiter, „auch bei Schuygens?“ —

Ja. Und Sie, Madame Schulz?

„Ich kann nicht. Ich erwarte einen lieben Beſuch, auf den ich ſchon lange gehofft habe.“

Und der iſt?

„Ein junger Herr,“ antwortete Madame Schulz lachend, „den ich immer auf eine ſeltſame Weiſe einlade: immer in dieſer Loge.“

Das war ein noch beſſeres Zeichen! — Ich verbeugte mich, und ging.

Als ich zwei Tage nachher in ein kleines Bosket trat, das einen Theil des Gartens ausmacht, ſprang mir Julie mit einem Freudengeſchrei entgegen. „Ach, Sie alſo ſind der Beſuch, den mir meine Mutter auf heute verſprach?“ — Nun hatte ich endlich, was ich wünſchte. Ich zog Julien in eine nahe Laube; und ſchon nach einer halben Minute waren wir bei Marien. Die Kleine erzählte mir, doch ſehr vorſichtig, daß Marie noch recht oft käme; und dabei legte ſie den Finger auf den ſchönen lächelnden Mund, als ob ſie nichts verrathen dürfe. „O,“ ſagte ſie dann, recht ſtolz: „ich weiß wohl, was Sie gern wiſſen möchten!“

Nun? was möchte ich denn gern wiſſen? fragte ich lächelnd.

„Sie wollen mich fangen! Ja, wenn ich Ihnen nichts ſagen wollte, ſo würden Sie doch nichts erfahren. Aber ich will Ihnen alles ſagen, was Mama und die Couſine Marie mit einander geſprochen haben, viel, ſehr viel! Ich ſaß dabei und ließ meine Schweſter leſen; aber ſie las, was ſie wollte, und ich hörte, was ich wollte."

Guter Schmidts, ich durfte die Offenherzigkeit des Kindes nicht mißbrauchen, mich nicht eindrängen in Geheimniſſe, die Marie nur der vertrauteſten Freundſchaft entdekken wollte. Nein, liebe Julie! ſagte ich liebkoſend; was Marie der Mama anvertraute, hätten Sie nicht hören ſollen, wie ich es von Ihnen nicht hören will. Man muß Niemanden betriegen.

Die Kleine ſah mich mit großen Augen an. „Aber es iſt ja von Ihnen!"

Deſto weniger darf ich es wiſſen, liebe Julie. Sie haben gefehlt, mein Kind. Horchen iſt etwas ſehr Uebles.

Dem kleinen Mädchen kamen Thränen in die Augen. „Ach, ich bin nur dann neuden und glücklich ſie hier lebe. Die Nieder, ein kleiner Fluß, machte die Gränze des Gartens. Ein dichtes Gebüſch von allerlei blühendem Geſträuch faßte das Ufer ein. Gewundene Gänge ſtahlen ſich hier in das dichte Gebüſch; dann liefen ſie am Waſſer weg, dann endigten ſie ſich unter einer Gruppe von Bäumen, oder in einer kühlen Laube, oder auf einer Höhe, welche die ganze Gegend beherrſchte. Der Garten war Emiliens Werk. Sie und der alte Gärtner hatten ihn angelegt. Man konnte nicht zwanzig Schritte darin gehen, ohne zu bemerken, daß ein fühlendes, ſanftes Herz ihn für die frommen Spiele einer wehmüthigen Phantaſie geſchaffen hatte. Alles war ſtill, ohne Pracht, heimlich und einfach. Das Haus, zu dem ein dunkler Gang von hohen Ulmen führte, paßte zu dem Garten. Es war ehedem ein Kloſter geweſen, und die Frau von Koch hatte, ſo wie Emilie, alles gethan, das ſtille, klöſterliche Anſehen nicht verloren gehen zu laſſen.

Sobald die Frau von Koch von der Untreue des Fürſten überzeugt war, betrachtete ſie ſich als eine Wittwe; und vielleicht haben gierig, wenn es Marien betrifft; ſonſt horche ich nie!"

Am wenigſten darf man den behorchen, den man liebt! Sie werden das nicht wieder thun, liebe Julie.

„O, gewiß nicht!" ſagte ſie; und in dem Augenblicke trat die Mutter mit glänzenden Augen in die Laube. Sie war ſehr freundlich gegen mich, ſehr gütig, und ſagte einige Worte, die mich ſchon jetzt beinahe nicht zweifeln ließen, daß ſie meine Unterredung mit ihrer Tochter gehört hätte. Kaum hatte ſie ſich geſetzt, ſo trug ſie Julien ein Geſchäft im Zimmer auf.

„Marie," hob ſie nun mit großer Freundlichkeit an, — „ich weiß, es wird Sie intereſſiren — Marie hat Herrn Sall ausgeſchlagen." (Ich fühlte, daß meine Wangen glüheten, daß meine Augen von hoher Freude glänzten.) „Nun hat man ihr aber aufs neue einen Monat Bedenkzeit gegeben. Ihre Tante und Herr Sall ſind feſt entſchloſſen, die Verbindung zu Stande zu bringen, es koſte auch, was es wolle."

Die Elenden! fuhr ich auf.

„Herr von Bärburg!“ ſagte ſie warnend. „Sall iſt ein ehrlicher braver Mann, der nur unglücklicher Weiſe nicht zu begreifen weiß, wie ein Mädchen, das nur einige tauſend Mark in Vermögen hat, einen Mann mit einer Million ausſchlagen kann. Das begreifen aber auch andre Menſchen nicht, wie zum Exempel Mariens Tante, die übrigens eine brave ehrliche, gutherzige Frau iſt.“

Ich konnte mich nicht halten. Warum ſoll ich länger ſchweigen? Ich liebe Marien, und mein Herz iſt nicht verächtlich.

„Sie ſagen mir damit kaum etwas Neues,“ erwiederte ſie lächelnd. „Aber, Herr von Bärburg, ich habe dieſen Augenblick gefürchtet; denn das ſoll doch wohl die Einleitung zu einem Geſpräche ſeyn, bei dem ich nur wenige Antworten haben werde. Ich liebe Ihre Aufrichtigkeit, und achte Ihre zarte Empfindung für Marien. Nun denn, Offenheit gegen Offenheit! Ich weiß nicht, was Marie für Sie fühlt. Das aber kann ich Ihnen mit Beſtimmtheit ſagen: ſie denkt nicht an eine Verbindung mit Ihnen, und auf ihre Weigerung gegen Herrn Sall haben Sie gar keinen Einfluß gehabt."

Das heißt, ich ſoll meine Hoffnungen auf Mariens Hand aufgeben?

„Es heißt nicht mehr, als was ich gerade geſagt habe. Marie hat von Ihnen mit Achtung und mit der Wärme geſprochen, womit ihr ſchönes Herz die Pflicht der Dankbarkeit immer erfüllt. Aber ſeitdem ſie weiß, daß wir einander zuweilen ſehen, vermeidet ſie ſolche Geſpräche. Eine Unterredung, welche Julie behorcht hat, betraf Sie, doch von einer ganz andern Seite. Herr Sall möchte ſie gern für einen Abenteurer erklären; und das hat Marien weh gethan. — Je mehr ich unſer Verhältniß überdenke, Herr von Bärburg, deſto deutlicher ſehe ich auch, was Sie bewegen konnte, mir Ihr Herz zu eröffnen, und was Sie wohl gar dahin bringen könnte, zu glauben, zwiſchen mir und Marien finde irgend ein Mittheilen von Geheimniſſen Statt.

Ich lud Sie ein, weil Julie nicht aufhörte, von Ihnen zu reden, und weil Sie Mariens Retter ſind. Sie gewannen meine Achtung, und ich lud Sie zum zweiten Mal ein — auf eine geheimnißvolle Weiſe, weil Herr Sall ein eiferſüchtiges Auge auf Sie hat, und weil die Frau, mit der ich redete, ſeine Schweſter iſt. Erfuhr man, daß Sie bei mir aus- und eingehen, ſo war mein Umgang mit Marien abgebrochen. Ich bin Ihre Freundin, Herr von Bärburg; aber liebe ich Marien mehr, als Sie. Dies muß ich Ihnen ſagen, damit Sie nicht glauben, was nur ein Zufall iſt, ſey ein Plan meiner Freundin."

Ich verſtehe Sie, Madame, erwiederte ich betrübt. Sagen Sie mir nur gerade heraus, daß Marie mich eben ſo wenig liebt, wie Herrn Sall.

„Mit Ihnen iſt ſchwer fertig zu werden! Ich habe Ihnen gerade heraus geſagt, was ich weiß, und ich bitte Sie, meine Worte ganz buchſtäblich zu nehmen."

Aber, Madame, könnte ich denn Marien

nicht ein einziges Mal hier bei Ihnen nur ein Paar Stunden ſprechen? Ich liebe Marien, und erwarte mit jedem Tage die Einwilligung meines Vaters zu einer Verbindung mit ihr. Nun will ich ihr nur ſagen, was ſie doch wiſſen muß: daß ich ſie liebe.

„Gewiſſe Dinge ſind ſo zart, daß man ſie nicht berühren darf. Ich ſoll Marien hieher locken? Oder — ſoll ich ihr vorher ſagen, was ſie hier zu erwarten hat? Hieße dann Kommen nicht, ſchon einwilligen? Würde Marie kommen? Ich glaube kaum. Ihre Tante läßt ſie mit Zutrauen hierher gehen, weil ſie nicht weiß, daß Sie hier ſind; muß ich dieſes Zutrauen nicht ehren? Sie fodern nichts Ungerechtes; aber — Sie hoffen noch auf die Einwilligung Ihres Vaters. Marie, ſage ich Ihnen, iſt ſo ſtolz als gut. Herr von Bärburg, ich wünſche, daß ſie die Ihrige werden möchte; doch um dieſes Wunſches willen bitte ich Sie, ja zu bedenken, daß Sie, wenn Marie Ihnen Ihre Achtung entziehen müßte, auch ihre Liebe nie gewinnen könnten. Ihres

Vaters Einwilligung ſcheint mir das Allernothwendigſte. — Marie hat Salls Hand ausgeſchlagen, und ich wollte Ihnen faſt dafür ſtehen, daß er ſie nie bekommen wird. Jetzt bitte ich Sie, mir nichts weiter zu ſagen. Ich bin Mariens Freundin, und daher verpflichtet, mehr als jeder Andre die Stille zu ehren, womit ſie ihr Herz bedeckt. Kommen Sie!" — Wir gingen in das Haus. Längeres Bleiben wurde mir nun zu einer Pein, und ich kehrte früh nach Hamburg zurück.

Sagen Sie mir, lieber Schmidts, kann ich nicht aus der Behutſamkeit, mit der man ſich gegen mich verwahrt, eben aus der Stille, womit Marie ihr Herz bedeckt — kann ich daraus nicht ſchließen, daß ich ihr nicht gleichgültig bin? Darf ich nicht glauben, daß Madame Schulz mehr weiß, als ſie ſagt, oder, wenn auch nicht weiß, doch vermuthet, ahnet? Ich fürchte, daß ſie in ihrem Zartgefühle zu weit ginge, wenn ſie nicht glaubte, daß ich ihrer nicht bedürfe. Sie handelt ſo, und nicht anders, um von dem

Charakter ihrer Freundin jeden Anſchein von Thätigkeit — die man ja den Mädchen in ſolchen Fällen, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, ſo übel auslegt — zu entfernen. Sollte nicht ein Seufzer, irgend eine kleine Anmerkung über mich einer ſo feinen Frau wie Madame Schulz, Mariens Geheimniß verrathen haben? Lieber Schmidts antworten Sie mir auf dieſe Frage; denn ſie entſcheidet! Ich kann die Einwilligung meines Vaters erwarten, bitte Sie aber, ſo viel als nur möglich, zu eilen.

Und wird nicht Madame Schulz Marien meine Liebe entdecken? wird ſie nicht, wenn ſie ihr nicht alles offen ſagt — doch, warum dürfte ſie das nicht? — ihr wenigſtens leiſe andeuten, daß ich ſie liebe, daß ich mit Sehnſucht den Augenblick erwarte, wo ich ihr meine Liebe erklären kann? — Ich will den Rath der Madame Schulz befolgen, und mich ruhig verhalten.

5.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Madame Schulz iſt eine ſehr liebenswürdige Frau. Ich beſuche ſie jetzt oft mehrere Tage hinter einander. Herr Sall hat erfahren, daß ich bei ihr geweſen bin; und nun iſt — was ſie voraus ſagte — Marien der Umgang mit ihr verboten. Ich begreife nicht, ſagte ich, warum Marie dieſe Tyrannei erträgt. Muß ſie denn bei dieſen harten Verwandten leben? — „Nein, ſie muß nicht; denn ich würde ſie wie einen ſegnenden Engel aufnehmen. Aber ihr Vater hat ſie ſeiner Schwägerin, die er nicht recht kannte, übergeben; und ſie ehrt mit Geduld ſeinen letzten Willen.“ (Ich ſeufzte.) „Können Sie das tadeln?“

Da erzählt mir nun Madame Schulz von Mariens Kinderjahren: die lieblichſten Idyllen voll paradieſiſcher Unſchuld. Sie zeigt mir Briefe von ihrer Freundin: wahre Meiſterſtücke, eben weil in ihnen nicht die mindeſte Kunſt iſt. Ich kopiere ſie mir nach und nach, ohne daß die Schulz es weiß. Auch den Brief, worin ſie unſre Gefahr auf der Elbe beſchreibt, habe ich gefunden. Sie ſagt darin ein Paar Worte zum Lobe — nicht meiner Faſſung, meiner Entſchloſſenheit; ſondern ſie hat einen kleinen Zug bemerkt, den ſie mir hoch anrechnet. Als die Gefahr vorüber war, holte ich aus meinem Flaſchenfutter einige Bouteillen Wein hervor, um ſie unter die Matroſen zu vertheilen. Gerade mit eben dem, der das Meſſer auf mich gezückt, und dem ich die Piſtole vorgehalten hatte, ſtieß ich an, um mich ſo, ſtillſchweigend, mit ihm zu verſöhnen, und war freundlicher gegen ihn, als gegen die übrigen. Dies rechnete ſie mir als eine edle Humanität an. Daß der ſchöne Abend Eindruck auf mich gemacht, hatte ſie nicht einmal bemerkt: ſo war ſie ſelbſt in den Entzückungen ihrer Seele verloren geweſen!

Schmidts, bei der Familie Schulz gehe ich auf dem geheiligten Boden ihrer Kindheit; denn hier — das Landhaus hat Mariens Vater gehört, und nichts iſt ſeitdem verändert worden. Das kleine Gärtchen, worin ſie als Kind ein Dutzend Blümchen gepflanzt, und Erbſen für ihre Vögelchen gezogen hat, iſt noch unangetaſtet; es erbt von Kind auf Kind, und heißt noch jetzt: Mariens Freude. Da ſitze ich unter Roſen, ſehe ſie als ein ſchönes Kind umherhüpfen, und leſe ihre Briefe; da ſitzt Madame Schulz neben mir, und erzählt, wie rein, wie edel, ſich aus dem unſchuldigen, lächelnden, frohen Kinde die ſchamhafte, beſcheidene Jungfrau entwickelt hat; wie die Liebe zu allem Guten und Schönen ſich in die erſte Sehnſucht des erwachenden jungfräulichen Herzens gemiſcht, und zur reinſten, unſchuldigſten, frömmſten Empfindung der Tugend geworden iſt.

O, Sie ſollten hören, lieber Schmidts, mit welcher begeiſterten Liebe die Schulz, die in früheren Zeiten ganz nahe bei ihr wohnte, und alle Tage mit ihr lebte, wie die von ihr redet! Ich danke ihr, ich küſſe ihr die Hände, und betheure ihr tauſendmal, wenige Wittwen ihren verſtorbenen Mann ſo aufrichtig betrauert, wie die Frau von Koch ihren ungetreuen Geliebten. Sie ging nach Büdesheim, und fand den Garten paſſend für ihre Stimmung. Vom erſten Augenblick an hängte ſie ſich nun mit aller Empfindung ihres vollen Herzens an Emilien, deren Liebe ſie ſchon lange hatte. Beide lebten hier in verſchloſſener Einſamkeit; die Frau von Koch betrauerte, und Emilie erwartete ihren Geliebten. Man kann leicht denken, daß jene Anfangs gar nicht des Barons Parthei nahm; Emilie aber, die ihm ſo viel zu danken hatte, vertheidigte ihn immer ſo lebhaft, daß endlich auch ihre Freundin für ihn gewonnen wurde. Frau von Koch bewirkte bei Emilien weiter nichts, als den Entſchluß, des Barons Liebe auf die Probe zu ſetzen. Sieh, mein Kind, ſagte Frau von Koch; wenn er dich liebt, ſo wird er dich ſo lange ſuchen, bis er dich findet. — Emilien, deren Herz nur Dankbarkeit und Achtung für den Baron empfand, gefiel dieſe Probe als etwas Romantiſches; die Vorſtellung, ſich von einem treuen Geliebten ſuchen zu laſſen, war ihr wenigſtens eben ſo andaß ich Marien glücklich machen werde. Wenn ich ſie jetzt noch einmal bäte, mir eine Zuſammenkunft mit Marien zu verſchaffen, ſo würde ſie es, glaub' ich, thun. Sie liebt mich, wie ihren Bruder, und ihre Kinder nennen mich Oheim. Alle lieben mich, alle; doch nur, weil ich ihre Marie ſo unausſprechlich liebe.

Ich erwarte mit brennender Ungeduld ein Paar Worte von Ihnen, und den Segen meines Vaters. Haben Sie mich denn ganz vergeſſen? Lieben Sie Ihren Herrmann nicht mehr? Schmidts, ich bitte Sie dringend, zu eilen!

6.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Wie? Mein Vater dem Tode nahe, und ich ſoll hier bleiben? Hat dieſer Befehl ein fürchterliches Geheimniß zum Grunde, mein theurer Lehrer? oder was ſoll ich ſonſt glauben! Mein Vater ſtirbt, und die Hand eines

Fremden ſoll ihm die Augen zudrücken, nicht die Hand ſeines Sohnes? Ich erſtarre, ſo oft ich das leſe! Hundertmal an Einem Tage bin ich entſchloſſen, dem Befehle nicht zu gehorchen, ſondern zu ihm hin zu eilen; doch Ihre Worte —

O, mein theurer Lehrer, mein Freund, mein Vater! Sie können mich nicht betriegen, nicht täuſchen. „Dein Vater,“ ſchreiben Sie mir, „ſtirbt langſam an der Auszehrung. Er befiehlt dir, zu bleiben, wo du biſt. Ehre dieſen Befehl deines ſterbenden Vaters, Herrmann, ſo ſchwer es dir auch werden mag. Er muß ſich noch mit ſeinem Bruder, dem Rittmeiſter, verſöhnen, und“ — ſo ſchreiben Sie — „ihm eine Sache entdecken, die ſchwer auf ſeinem Leben gelaſtet hat.“ Auch Ihnen iſt die Sache ein Geheimniß? — Schmidts! mein Vater iſt ein ſehr edler Mann; und doch liegt ein ſchwerer Gram auf ſeiner Seele! O, würde nicht ſein Herz an dem ihn liebenden, ihn ehrenden Herzen ſeines Sohnes ſanfter brechen, als vor den Augen eines Bruders, der ſo unverſöhnlich gegen ihn war? Ich höre ſchon die rauhe Stimme des Rittmeiſters, von dem jeder Ton wie ein harter Vorwurf klingen wird. Soll mein Vater nicht lieber die ſanftere, klagende, weinende Stimme ſeines Sohnes hören? Wer darf mich von ihm wegdrängen! Nein, ich komme! In Sohleben erwarte ich ein Billet von Ihnen. Die Pferde ſind beſtellt. Leben Sie wohl.

7.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Hier bin ich wieder! Tauſendmal leſe ich in Ihrem Billet die furchtbaren Worte: „Die Bitte, der Befehl des Vaters darf den Sohn von deſſen Sterbebette zurückweiſen, und der liebende Sohn muß ihn befolgen.“ — Ich ſchweige. Aber mir iſt — o, wie könnte ich es beſchreiben! In jedem Augenblicke höre ich die Seufzer eines Sterbenden; ich höre meines Vaters Stimme

Herrmann! rufen; ich ſehe überall ein offnes Grab!

Die Einwilligung meines Vaters werde ich nicht erhalten, ſagen Sie? O, es iſt grauſam, das Glück des Sohnes auf einen Zeitpunkt zu verweiſen, wo der Vater ihn nicht mehr ſegnen kann! Es liegt viel auf meinem Herzen; ſehr viel! Die ganze Schulziſche Familie iſt während meiner Abweſenheit von hier nach Lübeck gereiſt, wo Madame Schulz eine Schweſter hat. Der Verwalter ſagte mir, als ich ſie beſuchen wollte: man glaube, ich habe Hamburg auf immer verlaſſen. — Ohne Abſchied zu nehmen? — „Ja, Herr von Bärburg, das fiel meiner Herrſchaft ſehr auf; es war ihnen gar nicht gleichgültig, daß man darüber allerlei ſagen konnte. Madame hat recht für Sie geſtritten. Ich habe mich ſogar bei Ihrem Wirth erkundigen müſſen. Die Antwort aber war nicht hin, nicht her; es hieß, Sie wären, ohne einem Menſchen ein Wort zu ſagen, bei Nacht und Nebel davon gegangen." (Bei Nacht und Nebel! Der Ausdruck fiel mir auf. Ich dachte an den Abenteurer, wozu mich Herr Sall gern machen wollte.) „Verzeihen Sie, man braucht ja dieſen Ausdruck wohl bei ſolchen Gelegenheiten. Mamſell Julchen weinte helle Thränen." — Bei welchen Gelegenheiten, Herr Verwalter? Nicht wahr, man ſagte, ich ſey durchgegangen, und zwar ſagte das einer aus Salls Hauſe. — „Nun, da Sie es ſchon wiſſen — Herr Sall ſelbſt. Schulden halber, hieß es, wären Sie durchgegangen. Herr Sall hatte ſogar eine Liſte von den Schulden."

Schmidts, das brachte mein Blut in Wallung. Ergrimmt über den elenden Menſchen, den Sall, der meine Schulden zu Buche trägt, fuhr ich nach Hamburg. Ich ſteckte einen beträchtlichen Wechſel ein, kleidete mich — wie kindiſch war ich! — in die reiche Landſchafts-Uniform, und fuhr zu Herrn Sall, der, ſo wie er mich erblickte, augenſcheinlich erſchrak. Ich bat ihn, mir den Wechſel auf Wien zu Gelde zu machen.

Er betrachtete ihn ſehr genau. Finden Sie ihn verdächtig? fragte ich boshaft; oder meinen Sie etwa, er werde nicht hinreichen, meine Schulden zu bezahlen? — (Er bückte ſich faſt bis auf die Erde.) Sie bücken ſich; aber ich ſage Ihnen, Herr Sall, wenn Sie noch einmal ſo gütig ſind, mit einem Regiſter von meinen Schulden umher zu gehen, ſo werde ich bei Ihnen eine Schuld machen, von der Sie wohl ſchwerlich zu irgend einem Menſchen ein Wort ſagen möchten. — Er bückte ſich wieder ſehr tief, und ſagte: das Papier iſt gut. Wenn Sie befehlen, ſo . . . Der Cours iſt ein halb Procent. —

Die Angſt, womit er das ſagte, machte mich kälter. Ich ſchämte mich meiner Kinderei, ließ mir den Wechſel von ihm bezahlen, und ging ganz kalt und höflich von ihm weg.

Zu Hauſe ſtellte ich aber doch Ueberlegungen an, die mich aufs neue gegen Herrn Sall erbitterten. Wer wußte nun, daß ich nicht davon gelaufen war? Denn Er wird ſich wohl hüten, meiner zu erwähnen. Und wenn nun Marie glaubte, der Mann, für den ihr ſchönes Herz vielleicht zum erſten Male etwas gefühlt hat, ſey ein Betrieger! — Herr Sall! dachte ich; unſre Rechnung iſt noch nicht abgeſchloſſen.

Am folgenden Abend war ich in einer Geſellſchaft, wo ich, ohne es vorher zu wiſſen, die ganze Sippſchaft des edeln Herrn Sall antraf. Sobald man meinen Nahmen hörte, ſprach man ſo bedeutend von Abenteurern, von Menſchen, die, auf einen falſchen Nahmen, auf erdichteten Reichthum hin, borgten, und ſich in gute Familien eindrängten! Auch ein Dummkopf hätte merken müſſen, daß alles das mich treffen ſollte. Herr Sall, Herr Sall! Sie könnten leicht einmal eine andre Münze einnehmen, als Gold oder Silber. Ich ging unmuthig nach Hauſe.

Am nächſten Morgen nehme ich kurz und gut eine Karte, melde darauf meine Rückkehr nach Hamburg, und ſchicke ſie der Tante Schuppens. Mein Bedienter giebt die Karte, wie er nachher ſagt, einem Mädchen, das ſo ſchön iſt, wie ein Engel. Sie hätte gelächelt, ſetzt er hinzu, als ſie die Karte geleſen, und geſagt, ſie ließen ſich empfehlen. Alſo weiß ſie, daß ich wieder da, daß ich kein Betrieger bin; und nun fühle ich mich ruhig. —

Ich habe ein Avertiſſement zerriſſen, das ich in die Zeitungen wollte einrücken laſſen; und meine Rechnung mit Herrn Sall iſt abgethan.

Schulzens ſind noch nicht wieder hier. Ich ſchicke alle Tage hinaus. — Ach, es ſind ſchon wieder einige Wochen hingegangen, ohne daß ich etwas von meinem Vater gehört habe!

8.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Sie ſagen, ich ſolle ohne den Rath der Madame Schulz keinen Schritt thun? Zu ſpät! Ein Rieſenſchritt hat mich — Dank ſey es Herrn Salls plumper Liſt! — nahe an das Ziel gebracht. Ich glaubte, es wäre, da Madame Schulz nicht hier iſt, doch nöthig, die elenden Menſchen, die ſo geſchäftig gegen mich ſind, ein wenig näher zu beobachten; und das war bald geſchehen. Einmal traf ich bei Marien einen jungen Menſchen, Salls Anverwandten, einen Thoren von anderer Art, der mit übertriebener Heftigkeit gegen den Kaufmannsſtand deklamirte. Sein Vater, ehemals ſelbſt ein Kaufmann, war von Hamburg aus nach Wien geſendet, um — ich weiß nicht, ob zu einer Vermählung, oder einer Thronbeſteigung — Glück zu wünſchen. Man hatte ihm in Wien einen Titel gegeben, ihn zum Kaiſerlichen Agenten in Hamburg gemacht, und ihm eine Huldigungs-Medaille geſchenkt. Dieſe läßt er ſtracks mit Brillanten beſetzen, und der Narr iſt fertig. Der Kaiſerliche Adler prangt über ſeiner Hausthür, und die Medaille trägt er ſeitdem, wenigſtens bei Familienſchmäuſen, im Knopfloche. Er zieht ſich vom Handel zurück, läßt ſeine Kinder auf einen größern Fuß erziehen, und ſpricht von

Adel; kurz, der ganzen Familie ſind die Köpfe verdrehet.

Der junge Menſch drängte ſich an mich; doch ich hatte mehr zu thun, als die Thorheiten eines Laffen anzuhören, und eine unkluge Familie in ihrer Narrheit zu beſtärken. Nun, dieſen jungen Menſchen treffe ich wieder bei einer Partie in einem Wirthshauſe. Ich rede ihn an, um irgend ein Wort von ſeiner Couſine zu erfahren — ſehr freundlich, wie ſich verſteht. Er präſentirt mich ſeinem Vater, als den Freiherrn von Bärburg; und dieſer hebt nun ſogleich von ſeiner Ambaſſade an, und von dem Einfluſſe, den er hätte am Kaiſerlichen Hofe haben können.

Es war mir um Nachrichten von der ſchönen Couſine zu thun; deshalb mußte ich aushalten. Man bittet mich, bei der Geſellſchaft zu bleiben; und nun komme ich denn bald auf den Anfang unſerer Bekanntſchaft in dem Hauſe der Madame Schuy'gens. „Ach ja!“ ſagt der junge Menſch. — Und was macht denn Madame Schuygenehm, als die, ihn in ihren Armen zu halten. Sie dachte ſich den Baron immer in ihrer Nähe, und vergaß, daß es ihm ſehr ſchwer ſeyn mußte, ſie aufzufinden.

Ueberhaupt hatte Emiliens Phantaſie ſchon vom Anfang an in dieſer lieblichen Einſamkeit etwas Romantiſches bekommen. Die Idee, hier für ihre Freundin und für den Geliebten zu leben; der ehemalige Druck, unter dem ſie geweſen war, und ihre jetzige Freiheit dagegen; der ſtille einſame Genuß der ſchönen Natur; die Treue, zu der ſie ihrem Geliebten verpflichtet zu ſeyn, und die ſie ſchon durch den bloßen Umgang mit einem andern Manne zu brechen glaubte: alles das füllte ihre Seele mit ſchönen, an Genuß reichen Gefühlen, welche aber durch die Einſamkeit zu Schwärmerei wurden. Nie kam ſie aus Büdesheim weg. Ihr Leben verfloß unter Gärtnerei, Lektüre, und der Beſchäftigung, einige hübſche Mädchen im Dorfe, die ſie an ſich gezogen hatte, zu unterrichten. Sie ging nur vom Zimmer in den Garten, aus dem Garten in das Zimmer, und vermied auch deshalb allen Umgang, weil die Frau von Koch ihr, je mehr ſie des Fürſten Kälte merkgens? was der Vetter in der rothen Sammetweſte? was die Couſine? — „Madame ſingt noch jeden Morgen ihre vier Pſalmen; der Vetter trägt noch immer ſeine rothe Weſte, und eine Feder hinter dem Ohr; Mamſell" — „Was will das Mädchen!" fällt der Vater ein. „Sie hat elende fünftauſend Mark, und Sall, ſein Vermögen abgerechnet, iſt ein naher Verwandter von mir, und ich bin Geſandter in Wien bei des Kaiſers Majeſtät geweſen!"

Ich erfuhr, daß Herr Sall noch immer den Liebhaber macht, und daß Marie dabei bleibt, ihn auszuſchlagen; daß er aber ſeinen Kopf darauf geſetzt hat und ſein ganzes Vermögen daran wagen will, ihre Hand zu erhalten, und daß man, wenn ſie ſich nicht bald freiwillig ergiebt, zu Mitteln greifen wird, die nicht fehlen können.

Gar nicht fehlen können! wiederholt die Frau Reſidentin mit kreiſchender Stimme; denn Sall, müſſen Sie wiſſen, Herr Baron, Sall, unſer Vetter, iſt ein Menſch, der, was er einmal haben will, auch haben muß.

Ich lächelte; denn ich konnte doch nicht fragen: was ſind das für Mittel? Und ſo nahm ich eine Einladung an, als ich gehört hatte, daß ſie von der ganzen Familie mit ſonſt Niemand umgingen, als alle Vierteljahre einmal mit Sall, und alle Woche einmal mit einer alten Muhme von der Familie, die nach der Reihe bei jedem ißt, weil ſie von jedem alles weiß, doch nur das Böſe.

Ich ging einige Mal zu meinem Herrn Reſidenten. Richtig hörte ich immer etwas von Marien, und zwar immer daſſelbe: daß ſie Sall's Hand ausſchlüge. Man nahm mich mit großer Achtung auf, beſonders die Tochter, ein ſehr hübſches Mädchen, ſogar nicht ohne Geiſt und ohne Sinn für das Gute, aber verzerrt durch den Hochmuth, der die ganze reiche Familie beſeſſen hat. Die Muhme trug fleißig zu, und ich nahm mir aus allem, was für mich paßte. Doch endlich brachte die Muhme ganz andre Nachrichten: In Vetter Salls Hauſe kehrte man das Unterſte zu oberſt. Die Zimmer wurden neu gemahlt, die Fenſter bekamen Scheiben von Spiegelglas, das Silber wurde umgearbeitet, und Herr Sall ging nicht mehr, ſondern tanzte im ganzen Hauſe herum; auch hatte er ein Paar brillantene Ohrringe und eine reich beſetzte Uhr beſtellt.

Mein ganzes Inneres war in dem ſtärkſten Aufruhr; doch ich mußte Geduld haben, bis man die Preiſe der Ohrringe, der Uhr, und alles Andre abgemacht hatte. Alſo hat, ſagte ich endlich, als eine Pauſe entſtand, Mamſell Schuygens doch nachgegeben? — (Sie werden leicht denken können, daß meine Stimme zitterte.)

So ſagt man, erwiederte die Muhme; und da ſie eine fremde Stimme hörte, ſo holte ſie ihr Glas hervor, um mich näher in Augenſchein zu nehmen.

Der Herr Baron von Bärburg, ein Freund unſeres Hauſes. —

Ah ſo, ſo! ſagte die Muhme. Sie ſtand auf, trat zwei Schritte näher auf mich zu, und verbeugte ſich; doch nun war es auch vorbei: denn ſie hatte mich ja zu beſchauen, auszuforſchen. Auf mein Alter, meine Zähne, mein Vermögen, meine Güter, meine Ahnen bis in das zwanzigſte Glied, auf alles machte ſie Jagd. Sie hatte die Kunſt zu fragen recht eigentlich ſtudiert. Ich mußte Geduld haben; denn erſt wollte ſie wiſſen, ehe ich etwas von ihr erfahren konnte. Dabei verglich ſie mich mit der Tochter des Hauſes, und that ſehr freundlich und geziert.

Erſt jetzt fiel ihr ein, daß ja Herr Sall einen Nebenbuhler gehabt hatte, Nahmens Bärburg, der Schulden halber bei Nacht und Nebel aus Hamburg weggegangen war. Wie ſollte ſie es nun anfangen, mich darüber zu examiniren! Sie öffnete ſchon den Mund, ſprach aber nicht, und ſah mich erſt lächelnd, dann verdrießlich an. Endlich ließ ſie mich ſitzen, und ging mit der Frau Reſidentin (wie man ſie wenigſtens in der Familie nennt) in ein Nebenzimmer. Nicht lange, ſo kam ſie wieder zurück, trat vor mich hin, und machte mir eine tiefe Verbeugung, als ob ſie ſagen wollte: nun habe ich die Ehre, Sie zu kennen.

Alſo, hob ſie nun wieder mit offnem Munde an, war es ein Irrthum, und Herr Sall hat ſich vergebens gefürchtet. Doch wahr iſt und bleibt es, Mamſell Marie hat ihre Einwilligung gegeben. Da Madame Schulz, auf die ſie ſich verließ, gerade nicht hier iſt, ſo haben ſie dem armen Mädchen gedrohet, ſie nach Nordholland zu einer alten Großtante zu ſchicken, die eine Mennonitin, oder wohl gar noch etwas Schlimmeres, iſt. Endlich hat ſie denn eingewilliget; denn die alte Großtante ſoll ſchon zehn Nichten, die ſie haben beerben wollen, todt gebetet, und todt geſcholten haben. So iſt es! Wer es beſſer weiß, der ſage es! — Nun ſtemmte ſie beide Hände auf die Hüften, ſaß in einer herausfodernden Stellung da, und hielt eine Weile den Mund ſo weit offen, daß man einen Apfel hätte hineinwerfen können.

Uebrigens, hob ſie aufs neue an, begreift Niemand, wie der Vetter Sall, der doch zu einer der größten Familien von Hamburg gehört, ſich ſo viele Mühe um ein

Mädchen geben kann, das in der Welt Gottes nichts weiter hat, als eine glatte Haut. Eine Pedantin iſt ſie, Frau Muhme, die keine Aſſiette an die rechte Stelle zu ſetzen weiß; die alle Thiere kennt, aber eine Schildkröten-Paſtete nicht von einer Auſter-Paſtete zu unterſcheiden weiß, ein weißhäutiges Ding, die als Frau mehr Geld in die Apotheke, als zu dem Schneider ſchicken wird, und die, als ich ſie zum erſten Male ſprach, ihre nächſten Verwandten nicht kannte. Von ihrem Herkommen munkelt man ja auch ſo allerlei. Gott ſey Dank, eine ehrliche Herkunft iſt doch das Beſte im menſchlichen Leben!

Endlich ſchwieg dieſer lebendige Steckbrief, dieſe Läſter-Chronik. Sie ſtemmte beide Hände auf die Hüften, und ſagte: ſo iſt es! ſo! — Nun wollte die giftige Creatur ſogleich wieder über mich her fallen; doch ich nahm meinen Hut, und empfahl mich.

Warum aber, fragte ich zu Hauſe mich ſelbſt — warum ſollte es nicht wahr ſeyn? Iſt denn die Schulz nicht abweſend? Kenne ich die Tante in Nordholland? iſt ſie nicht vielleicht ein Ungeheuer, gegen das Herr Sall für einen Engel gelten könnte? Jetzt wurde mir alles auf einmal ſo ſchrecklich wahr, daß ich hätte verzweifeln mögen!

Am folgenden Morgen ging ich den Weg nach dem Landhauſe ihrer Tante. Ich überlegte noch einmal, was ich Marien anzubieten hätte, und war feſt entſchloſſen, ſie jetzt, es koſte auch, was es wolle, zu ſehen und zu ſprechen. Es begegnete mir ein Wagen, und ich wich hinter ein Gebüſch aus, weil die Straße enge und kothig war. In dem Wagen ſaßen die Tante und der Vetter mit der rothen Weſte. Ich ſetzte meinen Weg nun raſcher, müthiger fort, und ging ſeitwärts durch den Garten, um, ohne abgewieſen zu werden, durch eine Seitenthür in das Haus zu kommen. Nach zehn Schritten trat mir Marie in dem Theile des Gartens entgegen, der durch hohe Obſtbäume und eine Haſelnuß Allee ganz verdeckt iſt.

Sie erſchrak, als ſie mich erblickte; doch faßte ſie ſich bald, und ging ruhig auf mich zu. Wie es mir ſchien, war ſie ein wenig blaſſer, ein wenig hagerer; in ihren Augen glaubte ich Merkmahle eines finſtern Grams, und auf ihren Wangen Spuren von Thränen zu bemerken.

So ſehe ich Sie endlich einmal wieder, meine Freundin! fing ich an, und küßte ihr die Hand. Endlich! O, wie habe ich mich nach dieſem Augenblicke geſehnt!

Sie war in Verlegenheit, und ſchwieg. „Ihr Beſuch ſoll ohne Zweifel meine Tante gelten,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, in welcher ſie ſich geſammelt hatte.

Ganz und gar nicht. Mein Beſuch gilt Sie; Ihre Tante begegnete mir nicht weit von der Stadt.

„Herr von Bärburg, ſo willkommen Sie mir auch immer ſind, ſo muß ich Sie doch bitten, mich nur dann zu ſehen, wenn meine Tante hier iſt. Sie hätten mir dieſe Art von Vorwurf wohl erſparen ſollen!“

Nein, Mademoiſelle, ich bin nicht hier, Sie zu ſehen, ſondern die Pflicht der Menſchlichkeit gegen das edelſte Mädchen zu erfüllen. — Sie ſah mich ſtarr an. — Man will, fuhr ich fort, Sie zwingen, Ihre Hand einem Manne zu geben, der, wenn Sie ihn auch liebten, ſich durch niedrige Ränke Ihrer unwürdig gemacht hätte.

„Man will mich zwingen, Herr von Bärburg; man wird und kann es aber nicht. Indeß — ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme."

Man drohet Ihnen mit einer Tante in Nordholland, weil Madame Schulz nicht hier iſt, auf deren Freundſchaft Sie rechnen könnten.

„Man drohet mir, Herr von Bärburg. Sie ſelbſt werden, ſobald Sie mit Ruhe über die Sache nachdenken, leicht einſehen, daß man mich nicht gegen meinen Willen nach Nordholland transportiren kann. Man drohet mir, wie Kindern: mit etwas Unmöglichem. Und nun ganz offen. Ihre freundſchaftliche Theilnahme an meiner Lage könnte mir leicht drückender werden, als dieſe Lage ſelbſt. Doch das iſt nicht Ihre Schuld. Ich bitte Sie, Herr von Bärburg, mich meinem Schickſal zu überlaſſen; es iſt ſo ſchwer nicht, als Sie glauben. Man kann mir nicht mehr zu leide thun, als ich gerade zu ertragen Willens bin. Uebrigens werde ich nicht zugeben, daß ſich irgend jemand zum Richter in einer Sache aufwirft, die nur ich zu entſcheiden habe.“ Sie ſah mich dabei ruhig an; doch, als ob ſie befürchtete, daß ſie zu viel geſagt hätte, ſetzte ſie gütiger hinzu: „ich danke Ihnen, Herr von Bärburg; aber ich bin auch in dem ſchlimmſten Falle noch gar nicht verlaſſen. Meine Freundin Schulz bleibt mir ja immer.“

Sie iſt nicht hier; und — verzeihen Sie, daß meiner theilnehmenden Beſorgniß für Sie kein Schutz ſicher, keiner ſtark genug ſcheint, als der Schutz eines Mannes, der für Sie, für Ihr Wohl, ohne Bedenken tauſend Leben aufopfern würde; mit Einem Worte, als der meinige!

„Ich danke Ihnen mit Rührung für dieſen ſo ſeltenen Eifer, wenn er auch zu weit getrieben wäre, was er denn wohl ſeyn mag. Sie werden mir gewiß glauben, daß ich Herr über meine Hand bin.“

te, in jedem Briefe ſchrieb: o Emilie, fliehe die Menſchen, dieſe treuloſen, verrätheriſchen Geſchöpfe! Ja, bald wollen wir uns allein, uns ſelbſt, der Freundſchaft leben! Kein Menſch ſoll ſeinen Fuß in das Paradies ſetzen, das du verſchönerſt! — Das ſchrieb Frau von Koch endlich immer beſtimmter, und Emilien wurde es leicht, die Wünſche ihrer Freundin zu erfüllen. Sie war ja ſo glücklich, und ſehnte ſich nach keiner Geſellſchaft. Weil ſie nun einmahl ganz ſich lebte, ſo fing ſie endlich auch an, ſich nach ihrer Phantaſie zu kleiden. Zuerſt ging ſie Morgens früh unfriſirt in den Garten. Dann nahm ſie eine kleine Aenderung mit dem ſteifen, unbequemen Anzuge vor; und ſo bekam ihre Kleidung nach und nach und unbemerkt einen ganz ungewöhnlichen Schnitt. Dieſe Kleidung war leicht und bequem, wie eine Griechin unter dem rauheren Himmel Deutſchlands ſie würde getragen haben. Als die Frau von Koch endlich in Büdesheim ankam, fand auch ſie Geſchmack an dieſer ſeltſamen Art zu leben, weil ſie den Verluſt des Fürſten, den ſie aufrichtig geliebt hatte, ungeſtört betrauern wollte.

In der ganzen Gegend umher wurde von

Herr Sall ſagt, Sie haben eingewilligt, ſeine Gattin zu werden.

„Herr von Bärburg,“ erwiederte ſie mit einem leichten Scherze, „das iſt eine bloße Erweiterung unſers Geſpräches, die nicht zur Sache gehört. Laſſen Sie das aus dem Spiele, was Herr Sall geſagt, und was ich bewilligt haben ſoll, oder nicht. Ich hoffe, Herr von Bärburg, Sie ſind jetzt vollkommen ruhig über mein Schickſal, das, es ſey, wie es wolle, immer nur mein Wille seyn wird.“ Mit dieſen Worten verbeugte ſie ſich, und mir ſtiegen Thränen in die Augen, daß ich ſo, ſo wieder weggehen, noch einmal dem quälenden Schmerze der Ungewißheit überlaſſen bleiben ſollte. Sie bemerkte es, und blickte ſeitwärts, nahm einen Zweig von der Erde auf, flocht ihn mit einem andern zuſammen, und entzog mir ſo die ſchönen Augen, die wahrſcheinlich eine mitleidige Thräne benetzte.

Ruhig, ſagen Sie? Mit tauſend brennenden Pfeilen im Herzen verlaſſe ich Sie; denn ich ſehe, daß ein Weh nach dem andern über mein Herz fallen wird. Sie fühlen, daß Sie mit Ihrer Geduld, mit Ihrem Muthe die Hölle in ein Eliſium verwandeln können; Ihnen wird der Schmerz unterthan und die Quelle einer geiſtigen Freude. Ich ſehe, wie es kommen wird! Sie werden ſich dem Wunſche Ihrer Verwandten aufopfern, mit Ihrem Schmerze die Ruhe der Familie wieder herſtellen.

„Herr von Bärburg," ſagte ſie jetzt in ſtarker Bewegung, „wenn Sie wiſſen, wie ich denken muß; wenn Ihr Herz das meinige erräth: o, ſo machen Sie mir ein ſchweres, aber vielleicht unvermeidliches Opfer nicht noch ſchwerer, nicht — — noch unvermeidlicher!"

Unvermeidlich? fragte ich erſtaunt.

Sie ſah mich an, und ihr blaues Auge bedeckte ſich allmählich mit der langen, ſchönen Wimper. „Man wird mit deſto mehr Härte in mich dringen, je mehr man ſieht, daß ich Freunde habe, die Theil an mir nehmen."

Ich faßte ungeſtüm ihre Hand, die ſie

mir aber ſogleich, mit einer ſehr natürlichen Bewegung nach ihrem Schleier hin, wieder entzog. So ſey es! ſagte ich wild; — und wir Beide ſchwiegen. O Marie! hob ich in der tiefſten Wehmuth wieder an; verſchieben Sie dieſes grauſame Opfer wenigſtens noch einige Wochen!

„Das will ich,“ erwiederte ſie ſchnell und höchſt ängſtlich; „das verſpreche ich Ihnen, wenn Sie mich jetzt verlaſſen wollen.“ Sie verbeugte ſich.

Nein, Marie! (Ich faßte ihre Hand, und drückte ſie an mein Herz.) Mit jedem Tage hoffe ich die Einwilligung eines gütigen Vaters; und dann — hier warf ich mich vor ihr auf die Kniee — und dann, dann, o ihr himmliſchen Mächte! dann gießt alle Güte, alles Mitleiden über das Herz meiner ewig theuren Marie, wenn ich ihr mit bebenden Lippen ſage: ich liebe dich!

„O, mein Gott!“ rief ſie, und ſuchte ſich zitternd aus meinen umſchlingenden Armen los zu machen. „Ich bitte Sie, bei unſrer Freundſchaft, laſſen Sie mich!“ Sie erblaßte; es rollten Thränen über ihre Wangen, und ihr Buſen flog. Sie ſuchte Faſſung, und wendete ſich in einer reitzenden Verwirrung dahin und dorthin.

Marie! ſagte ich ſanft; und in meine ſo lange gequälte Seele kehrte in dieſem Augenblick der Friede zurück. Sagen Sie mir nur Ein gütiges Wort, geben Sie mir nur ein Zeichen, daß Sie mich nicht haſſen, daß Sie mir verzeihen! – Sie ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg. — Ein Wort, Marie! nur Eins! Laſſen Sie mich nicht in Verzweiflung gehen!

Ihre Thränen floſſen ſtärker; doch ſie blieb ſo ſtehen. Ich hörte jeden ihrer Athemzüge, die wie Seufzer klangen. Marie, ſagte ich heftiger, gehören dem Manne, der Sie verfolgt, alle Opfer, und einem Herzen, das Sie liebt, auch nicht das kleinſte? nicht ein Lächeln? ein Wort? ein Blick nur?

Sie wendete den ſchönen Kopf langſam zu mir, ſah mich wehmüthig lächelnd an, und blickte dann wieder zu Boden.

In dieſem Augenblicke kam ihre Tante,

ganz außer Athem, durch das Gebüſch. Du nimmſt deine Zeit recht gut wahr, Marie! (Dabei warf ſie einen wüthenden Blick auf mich.) Ich darf nicht mehr eine Minute außer dem Hauſe ſeyn; ſonſt beſtellſt du dir einen jungen Herrn über den andern!

„Sie bedenken nicht, liebe Tante, daß ich dann nicht einmal der Verbindung mit dem verächtlichſten Manne werth wäre. Der Herr von Bärburg . . .“

Der Herr von Bärburg wird wohl thun, wenn er den Frieden einer bis jetzt immer einigen Familie nicht weiter ſtört!

„Den hat er nie geſtört. Was ſoll denn der Herr von Bärburg von mir denken! Ich bitte, liebe Tante, hören Sie mich an. Der Herr von Bärburg . . .“

Der Herr von Bärburg hat hier nichts, nichts, gar nichts zu ſuchen!

Gott Lob! Madame, ſagte ich, daß die Hoffnungen, die ich vielleicht haben könnte, nicht von Ihnen abhangen. Sie ſind nicht Mariens Mutter.

„Sie iſt meine Mutter, Herr von Bärburg!“

burg!” ſagte Marie erſchüttert. „Ich bitte Sie, das in keinem Falle zu vergeſſen!”

Vergeſſen? Du ſollſt ihn vergeſſen! rief die Tante. Du biſt zu gut für Jemand, von dem kein Menſch weiß, wer und was er iſt! — Sie zog Marien mit ſich fort, und ich blieb ohne Beſinnung ſtehen, bis ich ſie aus den Augen verlor. — Wahrſcheinlich hatten Sie mich doch auf dem Wege bemerkt; denn die Tante mußte ſogleich wieder umgekehrt ſeyn, da ich den viel kürzeren Fußſteig gegangen war.

Und nun, lieber Schmidts, nun! Die Minute entſcheidet. Laſſen Sie mich nicht umſonſt bitten! Sagen Sie meinem Vater, daß ich mein Glück aus ſeinen Händen erwarte. Jetzt, da es ſich, wie Sie mir ſchreiben, mit ſeiner Geſundheit beſſert, da ein neues Leben in ſeine Bruſt zurückkehrt — jetzt! O, dürfte ich mich ihm nur zu Füßen werfen! Aber er hat mir geſchrieben: ich ſolle bleiben; ſein Leben ſey außer Gefahr. O, Schmidts! ſie liebt mich! ja, ſie liebt mich! denn ſie wendete das Auge voll Liebe auf mich, das lächelnde Auge voll zärtlicher Liebe. Jetzt, jetzt! Eilen Sie, Schmidts! Wenn ich Marien verlöre!

9.

Derſelbe an denſelben.

Hamburg.

Ich treibe mich umher wie ein Geſpenſt, das verdammt iſt, raſtlos den Ort ſeines Verbrechen zu umirren. Eine Sylbe, ein Ja von meinem Vater könnte mich erlöſen; und Niemand ruft es dem Gequälten zu! „Es iſt nicht ſo eilig,“ ſchreiben Sie; „die Aeußerung meines ſehnlichen Wunſches könnte der Geſundheit meines Vaters ſchaden!“ O, iſt denn mein Vater ein Tyrann? Hat er nicht tauſendmal über das Vorurtheil unſeres Standes geſpottet? hat nicht er ſelbſt eine Bürgerliche geheirathet? Sie ſagen, es ſey noch Zeit. Schmidts, ſind Sie ein Gott, und wiſſen Sie, welch ein unerſetzliches Elend vielleicht die nächſte Minute gebiert? Können Sie den verfloſſenen Augenblick zu dem künftigen machen? Ich ſtehe hier, und warte; aber ich warte zitternd, zitternd für Sie, für Marien, nicht für mich. Denn was aus mir würde, wenn ich meine Exiſtenz durch das gleichgültige Zögern meines Freundes verloren hätte, das weiß ich. O, ich bitte, zögern Sie nicht länger!

„Es iſt ſo eilig nicht.“ Ich habe nie ſeltſamer über die menſchliche Schwäche, über das menſchliche Schickſal ſpotten hören, als mit dieſen Worten. Guter Gott! die Minute entſcheidet über das Schickſal ganzer Völker; ein Augenblick zerſtört ganze Erdtheile! Wer bedarf der Eil mehr, als die troſtloſeſte Verzweiflung? Denn — in dem Hauſe meines Ex-Ambaſſadeurs weiß man ſeltſame Dinge von der Tante Schuygens und Herrn Sall; man weiß, daß Härte bei Marien der verkehrte Weg geweſen iſt, daß Zwang und Drohungen bei ihrem ſtillen, aber hartnäckigen Eigenſinn unwirkſam ſind, daß man ſich an ihre Großmuth, ihre Güte, ihr Mitleiden wenden, und, wenn auch das nicht helfen ſollte, ihr feines Ehrgefühl in Bewegung bringen muß. „Die Tante,“ ſagte die geſchwätzige Muhme, „iſt ſeit einem ſehr unangenehmen Vorfalle krank.“ (Wahrſcheinlich ſeit meiner Zuſammenkunft mit Marien; denn die Tante ſah mich bei dem Worte: Vorfall, mit ſehr bedeutenden Blicken an.) „Das hat die gutherzige Marie ſchon ſo weich gemacht, daß die Tante nur noch ein wenig kränker werden dürfte, um die Freude zu haben, ſie mit Herrn Sall vor ihrem Bette trauen zu ſehen.“

Schmidts, Sie wiſſen nicht, wie wahr das iſt! Ich bitte, ich beſchwöre Sie, zu eilen!

10.

Derſelbe an denſelben.

Lüneburg.

Bemühen Sie ſich weiter nicht. Sie ſehen, ich bin unterweges. Ich brauche nun weder die Einwilligung meines Vaters, noch die Thätigkeit eines Freundes. Was vom

Leben noch vor mir liegt', kann ſehr wohl unter der Hand des Zufalls gemächlich hinfließen. Ich habe keine Wünſche mehr: und — ſagten Sie nicht einmal, ein Leben ohne Wünſche ſey entweder das glücklichſte, oder das unglücklichſte? O, ſtören Sie die letzten Stunden meines Vaters ja nicht mit einem Wunſche ſeines Sohnes! Ich bin ſehr reſignirt. Ein Paar Zoll breit näher an dem Abgrunde, bei dem mein Wagen umſchlug: und ich war dahin. Jetzt bin ich mit einem zerſchlagenen Kopf, und einem verrenkten Arme davon gekommen. Ich bin ſo reſignirt, daß ich nicht einmal die Frage thue: warum nicht die Paar Zoll weiter! „Es hat keine Eil," ſchrieben Sie, lieber Schmidts. Jetzt lächle ich darüber. Ich lächle, wie die Nemeſis zürnend an die Seite des Uebermüthigen tritt, der bei irgend einem menſchlichen Beginnen ſagt: es hat keine Eil! Drei Zoll weiter, mein Freund, und Sie waren gerechtfertigt.

Eil hätte es wohl ein wenig gehabt; denn — Marie iſt nun Madame Sall. Wer den beiden ſchönen Frauenzimmern geſprochen, die ſo verſchloſſen wie ein Paar Nonnen lebten. Viele Leute ſuchten ihre Bekanntſchaft; aber ſie mußten die Hoffnung dazu endlich ganz aufgeben, da die Frauenzimmer ſchlechterdings keinen Beſuch annahmen, und faſt nie aus Büdesheim heraus gingen. Nur ein junger Mann, Nahmens Hilbert, ein bekannter Spötter, dem es die Welt ſelten recht machen konnte, ließ ſich nicht abweiſen. Er kam von Zeit zu Zeit, und drang beiden Frauenzimmern bis in die finſterſten Lauben des Gartens nach. Frau von Koch, der es in der That Ernſt war, mit Emilien abgeſondert von allen Menſchen zu leben, ſagte ihm ganz trocken: ſie ſähe ihn nicht gern; Hilbert aber verſicherte eben ſo trocken: er würde dennoch kommen. „Und,“ ſetzte er hinzu, „hätten Sie auch das Recht, Madame, — er wußte ihren Nahmen nicht einmahl — ſich von den Menſchen abzuſondern, was doch ein guter Menſch nie hat: ſo haben Sie doch kein Recht, dies Mädchen der Welt zu entziehen, und ihren Kopf, ihr Herz mit Grillen anzufüllen, die nur, wenn auch alle Zufälle ſich nach Ihrem Plane ordhätte das denken ſollen! werden Sie ſagen; und Sie haben wieder Recht. Sall ſagte nicht: es hat keine Eil. Er wußte, wie koſtbar die Augenblicke ſind. Freilich, ein Kaufmann, ein ſo einfältiger Kaufmann wie Sall, der ſonſt nichts weiß, als ſeine Mark nach Dukaten und Pfunden zu berechnen, weiß doch, daß der glückliche Augenblick vorüber geht wie ein Blitz, und daß der Menſch nichts weniger verſäumen darf, als dieſen Augenblick. Wir, Sie und ich, wußten das nicht. Ich? o Gott! Hundertmal fliſterte mir mein guter Genius zu: was bedarf es vorher der Erlaubniß deines Vaters? Eile zu ihr, ergreif ihre Hand, führe ſie an das Bett deines Vaters; und wenn er Marien ſieht, ſo wird ihr ſegenvoller Anblick Geſundheit in die Quellen ſeines Lebens gießen, und er wird dich ſegnen. Vor- oder nachher — läuft das nicht auf Eins hinaus? Das dachte ich hundertmal, und ſchon hob ich den Fuß, zu ihr zu gehen; doch die kindliche Liebe, die Freundſchaft hielten mich zurück.

Und nun iſt es ſo! ſo! Ich komme zu Ihnen, in die Arme der Freundſchaft. Sie werden mich nicht tröſten können; aber — ich liebe Sie noch immer.

11.

Derſelbe an denſelben.

Lüneburg.

Ich ging zu Madame Schulz, die mit ihrer Familie von Lübeck zurückgekommen war, und erzählte ihr, wie weit ich wäre, welche frohe Hoffnungen ich hätte. Sie ſah mir ernſt in's Geſicht, und ſagte: „ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich mich nicht mit Ihnen freuen kann. Hätten Sie doch die Einwilligung Ihres Vaters, ohne die gar nichts zu thun iſt! Sall geht triumphirend umher. Man ſagt, er werde mit ſeiner jungen Frau ſeinen Oheim in Emden beſuchen."

Welche junge Frau?

„In Schuygens Hauſe macht man Anſtalten, die mir gar nicht gefallen! Madame

Schuygens hat Eßtiſche machen laſſen, und noch ein Dutzend ſilberne Leuchter gekauft. Das ſetzt eine Gaſterei oder gar eine Hochzeit voraus." — Ich ſagte ihr, was mir Marie verſprochen hätte. — „Die Zeit, die Sie ſich bedungen haben, iſt verfloſſen, und für die Zufriedenheit ihrer Tante kann Marie große Opfer bringen!" —

Nach Tiſche kam Herr Schulz aus der Stadt. Als er mich ſah, erſchrak er, ſuchte ſich aber zu faſſen, und gab dann ſeiner Frau einen Wink.

Ich fürchte, Sie haben etwas, das mich intereſſirt! ſagte ich zitternd.

Ja, ſtammelte er hervor; freilich habe ich das, und etwas ſehr Neues. Ich glaube, Marie iſt heute Madame Sall geworden.

Ich ſank in einen Stuhl zurück. Man umarmte mich, ſuchte mich zu beruhigen, und machte mir ſogar neue Hoffnungen.

„Woher weißt du das?" fragte Madame Schulz.

Sie ſind heute Ein- für allemal aufgeboten. Ich hörte das nach der Kirche, und ging zu dem Prediger. Er zeigte mir Salls ſchriftliches Verlangen, ihn mit Marien aufzubieten.

Ich trat ſchwankend in das Fenſter, um mich zu faſſen. Das Pferd, auf welchem Herr Schulz gekommen war, wurde noch auf dem Hofe umhergeführt. Ich ſchnell hinunter, ſetze mich auf, und ſprenge nach dem Landhauſe der Madame Schuygens. „Madame iſt weggefahren,“ ſagte mir eine Magd; „Herr Sall und die Mamſell haben heute Hochzeit.“ —

So war es denn vorbei! mit allem vorbei! — Wo? frage ich endlich. — „Das weiß ich nicht.“ — Kommen Sie bald wieder? — „Nein, erſt morgen.“

Ich reite zurück, und mir fällt ein, daß Sie mir ſchrieben: warum biſt du deiner Sache nicht gewiſſer? Aber, als ich Marien bat, mir nur ein Zeichen zu geben, daß ich hoffen dürfe: blickte ſie da nicht lächelnd zu mir nieder? O, auf dieſes Zeichen hätte ich eine Welt, die Seligkeit des Menſchengeſchlechtes, gebauet! Und nun — betrogen!

Das half übrigens. Ich nahm kalt und gefaßt von Schulzens Abſchied, und nach einer Stunde ſaß ich im Wagen. Nahe bei Lüneburg warf ich um. Drei Zolle weiter; und Sie hätten nichts mehr von dem Jünglinge gehört, der auch einmal liebte, und ſo unglücklich wurde! O, darf ich denn nun nicht fragen: warum nicht drei Zoll weiter?

Julie fiel, als ich Abſchied nahm, ſchluchzend in meine Arme. Ach! ſagte das Kind, ich habe Gott ſo viel gebeten, er möchte doch machen, daß Sie mein Couſin würden; denn ich merkte ja gleich, daß Sie Marien liebten. Ach, und Marie liebte Sie auch!

Nein, ſagte ich gerührt, das that ſie nicht. Auch ich habe gebetet; und hätte ſie mich geliebt, nur ſo wie Sie mich lieben, Julie: Gott würde unſer Gebet erhört haben! — Ich drückte das gütige Kind an meine Bruſt, und eilte dann, faſt ſinnenlos, die Treppe hinunter. Madame Schulz nahm ihr Tuch von den naſſen Augen, und wehete mir noch ein Lebewohl zu. —

Marie mochte Recht haben, ſo zu handeln; aber ich war doch auch ein Menſch, ſo gut wie ihre Tante. Wenn ſie für die Thränen eines Menſchen ſo viel thut: glaubte ſie denn, daß mein Auge trocken bleiben würde? wußte ſie denn nicht — Warum nicht drei Zoll weiter!

12.

Derſelbe an denſelben.

Großen-Eich.

Hier bin ich, lieber Schmidts, in dem Sterbezimmer meines guten Vaters! Ich kam zu ſpät; ſein Geiſt war ſchon entflohen. O, wie nun alles dahin iſt, und wie ich in der freudenloſen Oede ſo kalt daſtehe! Ja, Sie hatten Recht. Es war der letzte Wunſch meines Vaters; Sie konnten ihn, den Betrübten, ſo ſchmerzlich Betrübten, nicht auch noch durch den Wunſch ſeines Sohnes betrüben, da dieſer ſeinen letzten Wunſch, an welchem alle ſeine Hoffnungen hingen, zerſtörte. Sie konnten nicht; und ich, in Ihrer Stelle, hätte es eben ſo wenig gekonnt.

Aber warum müſſen Wünſche Wünſchen, Hoffnungen Hoffnungen feindſelig begegnen! Ach, warum muß der Menſch, der kaum aus der Gegenwart den dürftigen Zoll des Glückes zu nehmen verſteht, ſeine Hoffnungen, ſeine Wünſche in die Zukunft hinausweiſen, die er gar nicht kennt! Wir ringen mit der Gegenwart, und werden faſt immer beſiegt; warum müſſen wir noch das Geſpenſt der Zukunft auffodern, mit uns zu kämpfen! Warum muß uns, da wir blindlings in dem Dunkel des Lebens vorwärts tappen — warum muß uns ein Weg, den wir bezeichnen, ohne ihn zu kennen, der Weg zum Glücke ſcheinen! Warum muß dem unweiſen Menſchen ſein Plan weiſe dünken, und jeder andre Thorheit? Warum mußte mein Vater mir die Hand meiner Couſine beſtimmen? warum alle ſeine Hoffnungen und die ganze Glückſeligkeit eines geliebten Sohnes auf dieſes Eine Blatt ſetzen! War er unglücklich, und war er unſchuldig: wie vorſichtig hätte ihn das machen ſollen, lieber Schmidts, nicht den Keim der Schuld und des Unglücks in das Leben ſeines Sohnes zu pflanzen!

Wie glücklich, wie überſelig könnte ich ſeyn! Und was bin ich nun! Ich habe die Krone meines Lebens verloren, den unſchätzbarſten Edelgeſtein aus meinem Glücke. Was ich noch habe, iſt nichts, als die Faſſung, worin er glänzte. Glauben Sie ja nicht, daß ich je vergeſſen kann! Sie glauben das auch nicht, oder Sie müßten alles Zutrauen zu meiner edelſten Kraft verloren haben. Nie werde ich vergeſſen, nie! Ich könnte ein andres Mädchen lieben, das will ich Ihnen zugeben, ob ich gleich jetzt fühle, daß auch nicht einmal das möglich iſt; aber vergeſſen, vergeſſen, was Marie mir geweſen ſeyn würde, wenn ſie mein geworden wäre: nein, das kann ich nicht! O, ſie wäre, wie eine himmliſche Geſtalt, wie ein Geiſt aus einer höheren Welt, zwiſchen mich und das finſtre Leben voll Niedrigkeit getreten! Sie wäre die ſegnende Sonne für alle meine Tugenden, die Quelle meines lebendigſten Glaubens, und der Bürge meiner Unſterblichkeit geweſen. Wie liebte ich ſie denn? Mit einer Liebe, in die ſich keine Begierde, keine Sinnlichkeit miſchte, an der das Blut keinen Antheil hatte. Hätte ich einen Mann gefunden, wie ſie: ich würde ihn eben ſo zärtlich geliebt haben. O, noch jetzt, da ſie einem Andern gehört, iſt ſie der Stern, der meiner Seele in der dunkeln Nacht des Lebens leuchtet. Sie gab ihre Hand, und eben darum gewiß auch ihr Herz, einem Andern; und ich wage es nicht, ſie zu tadeln.

Es konnte nicht anders ſeyn, weil es nicht anders iſt. Aber ich frage noch immer mit einem Seufzer: warum konnte es nicht anders ſeyn?

Ich will nicht klagen, lieber Schmidis; denn Sie haben mich zu einem Manne gebildet. Aber bejammern darf ich doch in mir das grauſame Schickſal des Menſchen.

Mein Oheim, der Rittmeiſter, iſt hier geweſen. Sein hartes Herz hatte ſich endlich durch die letzten Seufzer des Sterbenden verſöhnen laſſen; und das rechnete er mir, dem Sohne, ſehr hoch an. Nein, ich konnte nicht anders, als kalt gegen den Mann ſeyn, der ſeinen ihn liebenden Bruder ſo lange haßte! — Er drängte ſich an mich mit einer gewiſſen Treuherzigkeit, mit einer Innigkeit, die mich eingenommen haben würde, wenn ich ihn nicht gekannt hätte. Und richtig! ſo wie ich ihm nur nicht demüthig entgegen trat, ſtieß er mich mit Härte von ſich. Deſto beſſer! Mein Weg durchkreuze ſich nie wieder mit dem ſeinigen. Unmöglich konnte ich lange mit ihm beiſammen bleiben; die Klagen meines Vaters fielen zu ſchwer auf mein Herz. Ich reiſte ab, um mich von den bittern Empfindungen zu befreien, die des Rittmeiſters Anblick in mir erregen mußte. Bei den Vorwürfen, die er mir auf eine ſehr unangenehme Weiſe machte, blieb ich kalt, und reiſ'te, doch nur auf einige Tage in die Nachbarſchaft.

nen, ſie höchſtens nicht unglücklich machen. Diogenes in der Tonne, und die Mamſell in ihrer Einſamkeit verfehlen ihre Beſtimmung auf eine gleich thörichte Weiſe.“

Man ſtritt dafür, daß Abgeſchiedenheit von den Menſchen erlaubt ſey. Hilbert behauptete feſt das Gegentheil; aber nebenher wußte er die Eitelkeit der Frau von Koch ſo fein zu beſchäftigen, daß ſie, trotz ſeiner Halsſtarrigkeit, nicht böſe auf ihn ſeyn konnte. Er kam wieder, und die Frau von Koch ſagte: er iſt in dich verliebt, Emilie. — Oder in Sie, Mütterchen! erwiederte Emilie. Hilbert lief mit Beiden im Garten umher, plauderte mit Beiden, ſpottete über Beide, und geſtand Beiden, daß, wenn er ſich in die Einſamkeit vergraben müßte, er es doch nur mit ihnen Beiden könnte. Er war das Band, das die beiden Einſiedlerinnen an die Welt knüpfte; denn er erzählte ihnen die Begebenheiten der ganzen Gegend umher.

Hilbert fand ihre Kleidung ſehr ſchön; „denn,“ ſagte er, „ſie iſt bequem, züchtig und natürlich.“ — Sehen Sie nur, erwiederte die Koch, wie Sie Sich ſelbſt widerſpre-

13.

Derſelbe an denſelben.

Großen-Eich.

O Schmidts, ich zähle ja nur erſt Tage, ſeitdem ich ſie verlor! Die Thränen, die ich weinte, als ſie für mich dahin war, ſind ja noch nicht getrocknet. Kann in dieſes naſſe Auge ein Blick der Liebe kommen? können dieſe ſeufzenden Lippen Worte der Zärtlichkeit ſagen? kann dieſe zitternde Hand eine andere faſſen, den Bund der Liebe mit ihr zu ſchließen? — O, iſt denn der Wunſch meines Vaters, daß ich Sonnenſteins Tochter heirathen möchte, ein kalter, unwiderruflicher Befehl? Ich kenne ſie nicht; kaum ſteht noch ein halberloſchenes Bild von ihr in meiner Seele. O, was habe ich verloren! rufe ich. Soll ich nun zu ihr eilen, und rufen: o, was habe ich gefunden?

„Sehen Sie Minetten nur erſt,“ ſchreiben Sie mir. Ich ſähe ſie lieber gar nicht. Iſt ſie gut, ſo wird ſie mich an eine höhere, eine gränzenloſe Güte erinnern; iſt ſie tugendhaft,

tugendhaft, ſo wird vor meiner Seele eine Tugend ſtehen, die zu rein für dieſe Erde iſt! Iſt ſie ſchön — o, Sie ſahen Marien noch nie! Ein milder Wintertag erinnert nur um ſo ſtärker an den ſchönen Frühling, an die blühende Natur, an die Nachtigall und ihre Geſänge der Liebe; er macht die Sehnſucht nach dem Frühlinge nur noch heißer.

Meine Couſine würde nichts dabei gewinnen, wenn ich ſie ſchon jetzt kennen lernte. Laſſen Sie erſt die Tage des ſtärkſten Schmerzes vorüber gehen. Ich kann noch nicht; o, ich ſollte es gar nicht thun müſſen!

Sonnenſtein iſt bei mir geweſen. Er iſt ein edler Mann, doch nicht ſo wie mein Vater. Die Welt hat einen Theil des Gepräges abgegriffen, das die Natur ſo ſchön und rein auf ihn gedrückt hatte. Von dem Wunſche meines Vaters ſagte er kein Wort; und dafür danke ich dem Manne von Welt. Meinen Schmerz ſah er nicht, oder hielt ihn für bloßen Ernſt, und freuete ſich über mein ſolides Weſen. Er ſagte weiter nichts, als daß er wünsche, mich nun bald mitten in ſeiner Familie zu ſehen, die mit Freuden auf meine Ankunft hoffe. Dann erkundigte er ſich ganz fein nach meinen Reiſen, und äußerte lächelnd, daß ein junger Mann von meiner Art wohl nicht ohne alle kleine Abenteuer geblieben ſeyn würde. Ich konnte ihm verſichern, daß mir ein Abenteuer, wie er es meinte, nicht vorgekommen wäre, weil ich keins hätte haben wollen. — O, ein Abenteuer war die reine, ewige Liebe meines Herzens gewiß nicht! — Er ſagte mir recht artige Complimente über die Ordnung, die ich in meine Vermögensumſtände gebracht hätte, lud mich angelegentlich nach Grundleben ein, und machte mir eine Schilderung von ſeiner Frau, die in der That ein ſehr liebenswürdiges Weib ſeyn muß. Von ihr ſprach er mit einer Begeiſterung, die ich ihm ſehr hoch anrechne, da er ſie aus der Kälte der großen Welt gerettet hat. Von ſeiner Tochter ſagte er nur, was ein feiner Weltmann ſagen durfte. Lächelnd ſetzte er dann hinzu: „doch das werden Sie ja ſelbſt ſehen, lieber Neffe; der Vater ſieht an ſeiner Tochter immer zu viel, oder zu wenig.“ Von ſeinem Erhard redete er mit der Liebe und Achtung eines Vaters für einen edlen Sohn, doch mit Beſcheidenheit. Ich geſtehe Ihnen, daß er mir ſehr gefallen hat. Mein Urtheil über den Rittmeiſter beſtätigte er; und dabei erzählte er mir einen Zug von deſſen ungemäßigter Rohheit, über den ich erſtaunte. Sie kennen ja aus den Erzählungen meines Vaters die Tante Iſabelle. Trotz den vereinigten Bemühungen meines Vaters, Sonnenſteins und aller Menſchen, den Rittmeiſter von dieſem Teufel frei zu machen, behielt er ſie ganz ruhig im Hauſe; doch auf einmal, ohne alle Veranlaſſung, holt er die Tante aus dem Bette, ſchleppt ſie in einen Wagen, und ſchickt ſie fort. Da haben Sie den ganzen Rittmeiſter in Einem Zuge!

Ich verſprach Sonnenſteinen, der mir Bedenklichkeiten äußerte, den Rittmeiſter gar nicht zu ſehen. Wir haben uns auch in Großen-Eich auf eine ſolche Art getrennt, daß er wohl ſchwerlich einen Beſuch von mir erwartet oder wünſcht. Deſto beſſer! Ich liebe nun einmal dieſen Rittmeiſter nicht, troz ſeiner rohen Ehrlichkeit, die doch auch ſehr verdächtig erſcheint, wenn man Sonnenſteinen darüber reden hört, den er eben ſo unverſöhnlich haßt, wie meinen Vater, ohne daß ein Menſch begreifen kann, warum.

14.

Derſelbe an denſelben.

Grundieben.

Hier bin ich, lieber Schmidts. Abſichtlich ließ ich einige Wochen vergehen, ehe ich Ihnen ſchrieb, um mein erſtes Urtheil über eine Familie, deren Mitglied ich werden ſoll, berichtigen zu können, wenn ich mich etwa darin geirrt hätte. Doch das war eine unnöthige Vorſicht; man gab ſich mir gleich Anfangs, wie man iſt, weil man ſich gut fühlt. Es war eine ganz eigene, nichts weniger als angenehme Empfindung, in der ich durch den Park auf Sonnenſteins großes, ſchönes Haus zufuhr. So feſt ich mir auch vorgenommen hatte, die Eindrücke der Gegenſtände ruhig aufzunehmen, ſo überfiel mich doch ein Schmerz, ein unfreiwilliges Zittern, als ich aus dem Wagen ſtieg, und die Treppe vor dem Hauſe hinan ging. Meine Tante, die allein zu Hauſe war, nahm mich mit einem feinen Anſtande auf, unter welchem indeß die Innigkeit, die ſie dem Verwandten und dem künftigen Sohne ſchuldig war, nicht im mindeſten litt. Sie hatte mein Herz in der erſten Viertelſtunde gewonnen. Auch ſie ſchwieg von meines Vaters Plane, der ihr eigener Wunſch iſt, und verrieth noch überdies nicht die mindeſte Neugierde. Ich hätte nicht anders aufgenommen werden können, und wenn auch keine Tochter im Hauſe wäre.

Gegen Abend kam der Vater mit Minetten von einem Beſuche zurück. Ich bin gewiß, die Tochter weiß nicht ein Wort von der Abſicht unſrer Eltern; denn ſie kam mir ſo offen, ſo freundlich, ſo unbefangen entgegen, ohne auch nur die kleinſte Verlegenheit zu verrathen. Das verdanke ich ihren Eltern mit hochachtender Liebe. —

Schon nach einer Stunde fühlte ich mich ganz zu Hauſe. Alles Fremde war verſchwunden, und überhaupt war keine Aengſtlichkeit zu bemerken geweſen. Selbſt meines Oheims Kälte ging hier, bei ſeiner Familie, in eine ruhige, angenehme Wärme über. Man hatte meine Ankunft ſpäter erwartet. „Deſto beſſer!" ſagte die Mutter; „nun kann er ſich nach ſeinem Kopf und nach ſeinen Bedürfniſſen einrichten. Minette, müſſen Sie wiſſen, lieber Neffe, hatte nicht übel Luſt, alle Ihre Neigungen und alle Ihre Talente ſchon vorher errathen zu wollen. An der kleinen Bibliothek in Ihren Zimmern werden Sie ſehen, was für einen Geſchmack ſie Ihnen zutrauet. Sie wollte Ihnen auch ein Klavier, einen Meßtiſch, ein Zeichenbret, ein Mikroſkop, und der Himmel weiß was noch ſonſt für Inſtrumente, hinein bringen laſſen; denn das alles mußte der Vetter Herrmann brauchen, weil es der Bruder Erhard um ſich hatte." —

Ich fand in einem meiner Zimmer wirklich eine Sammlung von Büchern, die dem

Geſchmacke der Couſine Ehre machte: die beſten Schriftſteller aller Nationen. Vor dem Klaviere, an das ich mich bald ſetzte, verlor ich mich ſchon nach zwei Minuten in einige Takte der Romanze, die ich Marien einmal ſingen hörte, und dann in eine ſüße Wehmuth, die ſich aber zuletzt in einen ſehr tiefen Gram verwandelte. Es war mir unangenehm, hier, wo mich die freundſchaftliche, ſorgende Güte werther Verwandten umgab, ſogleich von dem Schmerze der Vergangenheit befallen zu werden; doch — ich ſchlug einzelne Accorde an, bis ich zuletzt, in Schmerz, Wehmuth und Sehnſucht verſunken, gänzlich vergaß, wo ich war, und nur in meinen Träumen lebte.

Man neckte mich bei Tiſche mit meinem einſamen, melancholiſchen Anfange, vorzüglich Minette, die eine frohe Heiterkeit — das Kind einer unſchuldigen Seele und einer vollkommenen Geſundheit — hat. Am folgenden Morgen führte mich die Couſine in der umliegenden Gegend umher. Auf einer Höhe blieb ſie ſtehen, und zeigte zweimal auf ein Haus, ohne ein Wort zu reden. Ich fragte; ſie antwortete mit einem leiſeren, bewegten Tone: „da wohnt Ihr Oheim, der Rittmeiſter. Wollen Sie ihn nicht beſuchen?" - Ich ſagte: Nein; und nun ſchwieg ſie mit einem kleinen Seufzer.

So, lieber Schmidts, wurde ich nach und nach auf dem ganz ebenen Wege der Freundſchaft, des Vertrauens, ein Mitglied dieſer achtungswerthen Familie, zu der ich ſchon ganz zu gehören ſcheine. Man behandelt mich in der That mit einer ſo heitern Liebe, daß ich kein Gefühl haben müßte, wenn ich nicht dankbar dafür wäre. Ich bin es; aber, was Sie meinten, lieber Schmidts — o, wie konnten Sie meinem Herzen dieſen Wankelmuth zutrauen!

Minette iſt ein liebenswürdiges Mädchen, und ich möchte ſogar ſagen, ſchöner als Marie; auch hat ſie bei der feinſten Bildung für die Welt ein warmes Herz. Doch ich will, ich kann die beiden Mädchen nicht vergleichen, wie Sie mir zumuthen. Sie haben Recht: Minette paßt überall hin. Sie iſt die ſchönſte Roſe in dem Kranze ihrer Geſpielinnen. Reine Sitten haben ihre Unſchuld bewahrt; ein heller Geiſt wacht über die Gefühle ihres Herzens, und dieſes erwärmt ihren ruhigen Geiſt. Sie iſt immer liebenswürdig, ungezwungen. Marie nahm nur Eine Stelle ein; doch auf der war ſie ein höherer Geiſt. Ihre feinen Sitten hatte ſie nicht in dem Umgange der großen Welt erlernt; ſie kamen unmittelbar aus dem zarten Geiſte, und waren ein Theil ihrer Tugend. Minette iſt eine ſchöne, liebliche, harmoniſche, leichte, vollendete Muſik; Marie ein zauberiſcher Ton, ein Accord aus einer Aeolsharfe, der vom Himmel herabſchwebt, in weiter Ferne leiſe klingt, immer ſtärker wird, die ganze Seele mit geheimnißvollen Ahndungen füllt, und eine Sehnſucht entzündet, für welche das Leben keine Befriedigung gewähren kann.

Das ſind Bilder. Aber warum ſollte ich auch vergleichen! Das Leben war Marien nichts, als eine Bedingung ihres frommen Daſeyns. Liebe war die Luſt, in der ſie chen! Warum finden Sie denn das Andre an uns, was nicht gewöhnlich iſt, ſo lächerlich? — „Warum, Madame? warum? Ich finde Emiliens Kleidung hier ſchön; aber ich würde ſie nicht ſo finden, wenn Emilie in der Welt lebte. Ich finde es himmliſch, wenn Sie und Emilie zwiſchen den jungen Bauermädchen ſitzen und unterrichten, obgleich auch das ungewöhnlich iſt. Ich finde es ſpaßhaft, wenn Emilie den Vögelchen, die Junge haben, Futter zuträgt, da es ihnen im ganzen Garten nicht daran fehlt. Ich finde es lächerlich, daß Emilie ihre Obſtbäume lieber von den Raupen abfreſſen läßt, als daß ſie eine tödtet. Aber" — ſetzte er mit blitzenden Augen hinzu — „ich finde es abſcheulich, ja mehr als abſcheulich, wenn Emilie in einer entlegenen Laube ſitzt, über eine abgefallene Blüthe Thränen vergießt, oder ihr Herz mit einer Wehmuth ohne Gegenſtand abmattet, und ganze Tage mit den Bildern ihrer hochgeſpannten Phantaſie zwiſchen den Engeln verträumt. Die Thränen gehören den Unglücklichen; und ſo lange noch eine gute That unter Menſchen zu athmete; doch ſie konnte ſie großmüthig aufopfern. Sie ſah ein ſchöneres Glück, als die Liebe ihr geben konnte, ein höheres Leben, als das irdiſche, eine heiligere Hoffnung, als den Bund einer fremden Treue. Sie gehörte ſich ſelbſt an; die Liebe gab ihr nichts, was ſie nicht ſchon hatte. — Minette wird lieben, und die Liebe wird ihr alles ſeyn. Sie würde unter dem Schmerz über eine Untreue erliegen. Und dennoch — obgleich Marie mich aufgab, dennoch liebte ſie mich mehr, als Minette jemals lieben kann.

O, warum mußte ich ſie verlieren! o, warum mußte ſie nicht ſo glücklich ſeyn, als ſie zu ſeyn verdiente! — Leben Sie wohl.

Herrmann vergaß Marien nicht; ſie blieb ſeinem Herzen immer heilig. Nach und nach umſpann ihn aber Minette doch mit den ſchönen Fäden ihrer Liebenswürdigkeit. Er hatte ſich geirrt; Minette wußte ſehr wohl, daß ihre Hand ihm beſtimmt war, wenn ſie ihm gefiele. Auch hatte ſie mit ſehr geſpannter Neugierde auf den Tag gehofft, da ſie ihn ſehen würde, ihn, den ihr Vater als den ſchönſten, edelſten von allen jungen Männern lobte. Nun kam er endlich. Sie achtete auf ſich und auf ihre kleinſten Bewegungen, um ihn nicht merken zu laſſen, welchen Antheil ſie an ihm zu nehmen beſtimmt ſey.

Sie fühlte bald, daß er ihres Vaters Lob vollkommen verdiente. Jetzt liebte ſie ihn noch nicht; in ihrem Herzen war nur erſt das Wohlgefallen der Jungfrau an dem ſchönen, furchtloſen, und doch beſcheidenen Jüngling. Sie hatte ſich vorgenommen, ihn zu beobachten, und recht ſorgfältig über ihr Herz zu wachen, damit ſie nicht zu früh verriethe, wie ſchwach ſie gegen ihn wäre. Doch ihre Beobachtungen waren es eben, was in ihrem Herzen allmählich eine ſanfte Neigung, und dann eine ſtille Liebe erregte, die immer mehr zur Leidenſchaft wurde.

Durch ihre Beobachtungen entdeckte ſie aber auch, daß Herrmanns Herz ihren Empfindungen nicht entſprach. Alles, was er that, ſo oft er allein war, verrieth einen geheimen Kummer. Sie glaubte ſchon (und dachte dieſen Gedanken mit Zittern), ihn verloren zu haben; und jetzt, da ſie ihn liebte! Da ſtand das reine, edle Mädchen, tief nachſinnend über ihre Lage, erröthend über ihre zu voreilige Leidenſchaft, ohne Entſchluß über ihr Benehmen für die Zukunft, das unruhig wogende Herz mit der Hand bedeckend. Sie wußte freilich ſchon vor Herrmanns Ankunft, daß ſie ihm beſtimmt wäre; doch alles Andre hatte die Mutter lächelnd ihrem Herzen und ihrer eigenen Klugheit überlaſſen.

Minette war offen genug geweſen, ihrer Mutter zu geſtehen, daß ſie Wohlwollen für Herrmann empfinde; doch ihre Liebe — es war das erſte ſchöne Gefühl, das ihr Herz erhob — verſchwieg ſie. Welches beſſere Mädchen geſteht einem Andern, als dem Geliebten ſelbſt, die erſte Liebe! Doch jetzt? Der Augenblick war da, den die Mutter ihr ſchon angekündigt hatte. Wenn es dir, hatte dieſe geſagt, unweiblich ſcheint, weiter zu gehen, Minette, und du doch nicht ſtehen bleiben kannſt: dann bedarfſt du meines Rathes. Minette hatte das lächelnd verſprochen und dabei geſagt: ich fürchte den Augenblick nicht!

Sie hielt Wort. Eines Tages ſammelte ſie ſich, brachte das ängſtlich klopfende Herz zur Ruhe, und ging in der Dämmerung des Abends, da die Gluth ihrer Wangen ſie nicht verrathen konnte, zu ihrer Mutter. Das Geſpräch war ſogleich bei Herrmann. „Ich fürchte faſt, liebe Mutter, Sie werden Ihren Wunſch nicht erreichen.“

Du fürchteſt das, Kind? meinen Wunſch? Indeß — wie ſo?

„Herrmann — wie ſoll ich mich ausdrücken! (Sie glühete ſchon jetzt.) — Es ſcheint ihm etwas ſchwer auf dem Herzen zu liegen, das ihn . . . verhindert . . .“

Dich zu lieben? Das müßte denn ſehr viel ſeyn, Minette! Aber warum hätte ich denn davon nichts gemerkt, mein Kind? — Sie legte lächelnd ihre Hand an die Wange der Tochter. — Wie dein Geſicht dabei glühet! und wie nun, da ich dir das ſage, deine Hand zittert, und — ſie legte die Hand auf Minettens Bruſt — wie dein Herz pocht! — Liebe Tochter, laß uns aufrichtig ſeyn! Du liebſt ihn. So gern du auch dieſe Liebe den Augen deiner Mutter verbergen möchteſt, ſo . . . — Hier lag die Tochter mit glühenden Wangen und rollenden Thränen an dem Herzen der Mutter. Iſt er, fuhr dieſe fort, nicht ein edler Menſch, der die innigſte Liebe eines Mädchens verdient und rechtfertigt?

„Ja, Mutter, ich liebe ihn,“ ſagte Minette zögernd und leiſe, mit zitternden Tönen. „Ja, ich liebe ihn, und — ich bedarf Ihres Rathes.“

Darum eben entriß ich deinem Herzen

dieſes ſchwere Geſtändniß. Du liebſt ihn, mein Kind, wie ich deinen Vater liebte, und du begreifſt nicht, wie du eine Minute ohne ihn leben kannſt: nicht wahr? — Minette drückte das Geſicht noch feſter an das Herz der Mutter. — Mein Kind, was du bemerkt haſt, iſt auch mir nicht entgangen: ſein Verſinken in ſich ſelbſt, ſeine Liebe zur Einſamkeit, ſein ſchnelles Abſpringen von einer Empfindung zu der entgegengeſetzten, wenn irgend eine Anmerkung, ein Wort geſagt wird, das für ihn, wie es ſcheint, eine geheime Beziehung hat. Es kommt mir ſo vor, als lebte er faſt mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Indeß ſehe ich auch, daß er dich auszeichnet, daß deine Heiterkeit, dein froher Sinn auf ihn wirkt, wie Sonnenſchein auf eine kranke Pflanze, daß er ſich mit Einem Male aufrichtet, daß dann ſein feuriges Auge dich verfolgt, daß er über deine Scherze lächelt, kurz, daß er ſeine Vergangenheit vergißt, und nur in der Gegenwart lebt.

„Viel mehr, als das, liebe Mutter! Er

ſpielt das Klavier vortrefflich. Aber wenn er allein iſt, dann greift er ein Paar Accorde, ſpielt das Ende einer ſanften Melodie, und ſingt dabei immer zwei Zeilen, als ob an dieſen Tönen, an dieſen Worten, ſeine ganze Erinnerung hinge. Dann läßt er die Finger auf den Taſten liegen, und bleibt ſo, vor ſich hin ſehend, ſitzen. — Er liebt mich nicht, er liebt eine Andre! Denn, was Sie ſehen . . ."

Iſt eben ſo wahr, liebe Tochter, als was du ſaheſt.

„Alſo . . . er liebt . . . eine Andre?" fragte Minette mit weichen Tönen, und trat einen Schritt von ihrer Mutter zurück.

Ich will mich nicht länger an dem ſüßen Schmerze deines zärtlichen Herzens weiden. Er hat eine Andre geliebt, mein Kind.

„Iſt das nicht Eins, liebe Mutter? Und — Sie haben das gewußt? O, war das gütig? o, war es mütterlich?"

Wie raſch nun wieder! Ja, mein Kind, ich weiß es, aber erſt ſeit drei Tagen. — Was dich beſorgt machte, ließ auch mich nicht

nicht ruhig. Ich wendete mich deshalb an ſeinen vertrauteſten Freund, den Lehrer ſeiner Jugend, der um den Wunſch ſeines Vaters weiß, an Schmidts, den du ja kennſt und achteſt. Ihm entdeckte ich die Unruhe, in der ich um Herrmanns willen war. Mit ſeiner Antwort ſchickte er mir Herrmanns Briefe aus Hamburg. Er hat geliebt, meine Tochter, ein ſehr vorzügliches Mädchen; aber das Mädchen iſt verheirathet und mit ihrem Manne nach Holland gezogen.

„O, meine gütige Mutter!“ ſagte Minette ſchmeichelnd; mehr zu ſagen, wagte ſie nicht.

Nein, mein Kind; dein Wunſch iſt nichts als Neugierde.

„Gewiß nicht!“ erwiederte Minette noch ſchmeichelnder. „Aber — ſoll ich nicht erfahren, wie der Mann liebte, an deſſen Liebe Sie und der Vater mein ganzes Leben gewieſen haben? ſoll ich nicht erfahren, wie er denkt; was mir zu wiſſen ſo noth thut? In den Briefen an ſeinen Freund hat ſich gewiß ſein ganzes Herz enthüllt; ſoll ich es nicht kennen lernen?"

Die Mutter weigerte ſich noch immer; doch Minette hatte ſo viele Gründe, daß jene endlich ſagte: nun denn! zur Strafe ſollſt du mir die Briefe vorleſen.

Minette lächelte; doch als ihre Mutter die Briefe brachte, nahm ſie den erſten zitternd in die Hand. Beim Leſen wurde ſie immer ruhiger; endlich aber, mitten in einem Briefe, brach ſie ab. „Nein, liebe Mutter; die Strafe iſt für den Wunſch meines Herzens zu groß. Ich muß Verzicht auf die Briefe thun, wenn ich ſie vorleſen ſoll, obgleich mein Herz immer mit Sehnſucht den Wunſch fühlen wird, ſie alle zu leſen." — Sie bedeckte das Auge voll Thränen mit ihrer Hand.

Eigenſinn! ſagte die Mutter. Nun, ſo lies ſie allein. —

Minette ging mit den Briefen (es waren aber nur die aus Hamburg und Lüneburg) ſchnell auf ihr Zimmer, und las ſie dort, bei dem unruhigſten Pochen ihres Herzens. Nun ſaß ſie mit geſtütztem Kopfe da, und es floſſen Thränen über ihre glühenden Wangen. Die Mutter kam, und Minette ſagte traurig: „ich wollte, ich hätte ihn nie geſehen, oder — dieſe Briefe nicht geleſen!"

Du unartiges Mädchen! mußt du mir einen ſo harten Vorwurf machen? Ich mache ihn mir ja ſchon ſelbſt! — Sie umarmte ihre Tochter.

„Ach, dieſe Briefe enthalten das Unglück meines Lebens! Er wird mich nie lieben, nie! denn er hat geliebt! Ich werde immer unglücklich ſeyn!"

Wunderliches Mädchen! Was iſt denn ſo Fürchterliches in dieſen Briefen? — Minette, laß uns vertraulich mit einander reden, wie zwei Schweſtern. Was findeſt du denn in dieſen Briefen? Jugendliche Liebe, vielleicht eine bloße Thorheit. Du glaubſt nicht, wie weit eine ſolche Scene, wie die auf der Elbe, und ein ſolcher Tag, wie der, den Herrmann mit Marien allein zubrachte thun bleibt, iſt es Sünde von Thaten unter den Engeln zu träumen."

Sie ſind ein Menſch ohne Gefühl! ſagten beide Frauenzimmer zugleich; und er antwortete: „wenigſtens fühle ich ſehr tief, daß es andere, beſſere Träume giebt, als dieſe überirdiſchen, durch die Sie noch unglücklich werden können, meine gute Emilie. Ich fühle, daß eine Frau wie Sie, Madame, mit Ihrem Herzen, Ihrem Verſtande, Ihren Reitzen mehr thun könnte, als Blumen an Stäbe binden und junge Bäume ſtützen. Sie könnten das Glück einer Familie machen; Menſchen lieben, anſtatt Ihrer Blumen; häusliches Glück haben, anſtatt ..."

Häusliches Glück? Sie ſind ſeltſam! Wer hat das mehr als wir? Wer liebt es mehr als wir?

„Einſamkeit iſt nicht Eingezogenheit, und häusliches Glück verträgt ſich am wenigſten mit Menſchenfeindſchaft. Wer wird dem Einſiedler, der ſeine Klauſe nicht verläßt, und keinen Menſchen durch Freundſchaft, Liebe und Beiſpiel glücklich macht — wer wird den häuslich nennen?

— wie weit dergleichen ein Herz bringen kann. Aller der Glanz, aller der himmliſche Reitz, den er um das Mädchen verbreitet, iſt vielleicht nichts weiter, als der Abglanz dieſer beiden Tage. — (Minette ſchüttelte den Kopf.) — Aber wenn es auch ſo wäre — unintereſſant kann Marie nach der Beſchreibung ihrer Freundin nicht geweſen ſeyn, obgleich das Zeugniß einer Freundin etwas verdächtig iſt. Er hat geliebt, Minette, wie dein Vater, ehe er mich kannte, eine Andre mit großer Leidenſchaft liebte. Du wirſt lächeln; du . . .

„Haben Sie immer dazu gelächelt, liebe Mutter?“

Was das für eine Frage iſt! Nein; aber ich lächle jetzt darüber, daß ich nicht immer gelächelt habe. —

Die Mutter gab ſich viele ganz vergebliche Mühe, Minetten ihre Beſorgniſſe ausreden zu wollen. Sie war und blieb unglücklich, bis, was der Mutter nicht gelang, Herrmann bewirkte. Er ſah in Minettens ſchönen Augen Thränen, und Kummer in dem ſchönen Geſichte. Die Betrübniß war bei ihr eine geiſtige Schwärmerei geworden; ſie wollte nicht Herrmanns Gattin ſeyn, ſondern ſeine Freundin, um ihn in ſeiner ſtillen Traurigkeit zu tröſten. Die Mutter ſuchte vergebens, ſie zu überzeugen, daß dieſer Weg ſie zu keiner Art von Ruhe führen würde.

„O, das ſoll er auch nicht, Mutter!" erwiederte Minette. Und wie war ihr nun beizukommen?

Mein Kind, es taugt nicht, wenn der Menſch alles mit dem Kopfe abmacht; aber — das wußteſt du ja ſonſt, wie dein Vaterunſer — noch weniger taugt es, wenn das Herz alles, ohne den Kopf zu Hülfe zu nehmen, allein thun will.

„Ich würde ihn verachten, wenn er die vergäße, die er liebte; wenn er eine Andre lieben könnte!"

Die Mutter ſchalt; und doch hatte Minette den rechten Weg eingeſchlagen, der gerade zu dem Ziele führte, wohin ihre Mutter ſie gern bringen wollte. Herrmann bemerkte die Begeiſterung, das Schwärmeriſche, die Traurigkeit in Minettens Augen. Das zog ihn an. Sie hatte jetzt in ihrem Weſen etwas ſo Erhabenes, und gegen ihn eine ſo ſtolze, edle Haltung, aber dabei auch ein ſo zärtliches Vertrauen, ein ſo ruhiges unbeſorgtes Andrängen an ſein Herz, daß er von Tage zu Tage näher zu dem Zauberkreiſe der Liebe hingezogen wurde. Je mehr ihr Schmerz zunahm, deſto mehr verlor ſich ſein eigener. Er ſuchte Minettens Geſellſchaft auf, und gewöhnte ſich an ſie. Die Bilder ſeiner Vergangenheit wurden immer blaſſer, und auch Minettens Gram verlor ſich allmählich. Sie fand nun mit einer kleinen Beſchämung, daß ihre Mutter doch Recht hatte, und daß ihre Idee von Freundſchaft eine Schwärmerei geweſen war, wohinter ſich die Liebe nur zu verbergen ſuchte.

So lebten Beide einige Monate. Minette ſah ihren Sieg über Herrmann immer deutlicher in ſeinen Augen, und in ſeinem Beſtreben, ihr zu gefallen. Er fühlte das ſelbſt, und lächelte darüber, daß die Zeit, die ihm Schmidts ſo oft prophezeiet hatte, ſchon ſo früh gekommen war. Freilich empfand er nicht jene volle, heiße Liebe, jene ſtille, heilige Begeiſterung, die Marie in ſeinem Herzen erweckt hatte; aber doch etwas dem Aehnliches, was ihm noch ſchöner ſchien. Seine jetzige Liebe wuchs unter Roſen, unter Lachen und Scherzen auf. Hier war kein Hinderniß: er ſah Minetten täglich, ſtündlich; und immer lag auf dem ſchönen Geſichte das holde Lächeln der Liebe.

Nun kam Minettens Geburtstag. Er hatte auf eine Poſſe gedacht, die er ausführen wollte; als aber die Mutter ihre Tochter an das Herz drückte, und ihr mit Thränen in den Augen das höchſte Glück des Lebens wünſchte: da ſchien ihm ſeine Poſſe verächtlich. Er nahm Minetten aus den Armen der Mutter in die ſeinigen, und beinahe wäre ſeinen Lippen ſchon in dieſer Minute das ſüße Geheimniß ſeines Herzens entflohen.

Am Abend war er mit Minetten im Garten. Sie hing an ſeinem Arme; ſie war in einem ſchönen Feuer, in der Freude des heutigen Tages, in der ſchönen Begeiſterung der Gewißheit von Herrmanns Liebe. Er legte einen Arm um ihren Leib; und ſie ſagte mit freudigen Blicken: „o, wer iſt glücklich, wenn wir es nicht ſind!“

Wir? wir? Ich durch Sie! O Minette! ich durch Sie? — Sie reichte ihm, hold erröthend, mit Thränen der Liebe in den glänzenden Augen, die Hand, und lag, von ſeinen Armen umſchlungen, an ſeiner Bruſt, an ſeinen Lippen. — Beide fühlten ſich glücklich, ſelig.

1.

Herrmann an Schmidts.

Grundleben.

Schmidts! eine erſtarrende Kälte, o die Kälte des Todes, dringt durch meine Seele. Schrecklich! entſetzlich! Wo iſt die Bahn, der ich folgen könnte? wo der Weg, der nicht zum Verderben führte? Ich bin verloren! —

Marie wohnt in meiner Nähe, und — iſt nicht verheirathet. O, ergreift nicht auch *Ihr* Herz Entſetzen? Da ſteht die ſchreckliche Nemeſis, und fodert den Zoll für die Worte: „es hat keine Eil.“

Marie, die ich liebte, die ich bis zum letzten Athemzuge lieben werde, iſt in meiner Nähe! und nicht verheirathet! Schmidts, fühlen Sie den unausſprechlichen, den endloſen Jammer in meinem Innern? Marie blieb mir treu, und iſt mir ganz nahe!

Großer Gott! ich zittre, Ihnen mehr zu ſagen. „Eilen Sie!“ ſchrieben Sie mir vor einigen Wochen. Ich eilte. An Minettens Geburtsfeſte, erſt vor ein Paar Tagen, ſank ich, berauſcht von Liebe, von Freude, von dem frohen Feſte — ich Unglücklicher! ſank in ihre Arme, und ſchloß den Bund der Liebe an ihren Lippen.

O Gott! kennen Sie auf der weiten Erde einen Menſchen, der gräßlicher elend wäre, als ich?

Da ſitze ich, und wende die Augen, die trocknen, erſtarrten Augen, gen Himmel, und ſuche Hülfe, ach! nur einen Gedanken aus meinem todten, verſteinerten Gehirn! nur einen Gedanken, nur einen Entſchluß, nur eine Thräne! Da ſitze ich, wie jener Höfling, und das ſcharfe Schwert des Schickſals hängt ewig fallend über meinem Haupte. Die dunkle Zukunft dringt immer ſchwärzer auf mich heran. Meine Vergangenheit iſt hin, verſchwunden, zerſtört; die Gegenwart iſt ſonſt nichts als ein Blick auf die finſtre, ſchreckliche Zukunft — O, ich ſitze ohne That, ohne Entſchluß; denn was ich thun, was ich wählen kann, iſt nur Verderben,

— für mich, für alle Menſchen, die ich liebe!

Ich ſinke auf die Kniee, ſpringe ſchaudernd wieder auf, und lache ſo laut, daß es von den Wänden meines Zimmers widerhallt. — Marie iſt da! und Minette liebt mich! O Jammer! Ich fürchte, wahnſinnig zu werden, wenn ich noch lange dieſen Einen Gedanken immerwährend denke. Es iſt mir ſchon eingefallen, ob ich es nicht bin, ob nicht dieſe Vorſtellungen nur Ideen meines kranken Gehirns ſind. Wahnſinnig — das wäre vielleicht das Beſte.

Wie dem auch ſey! Und träte mir noch mehr als mein Schickſal, träte mir die ganze Hölle in den Weg: ich will hindurch! Ich will, ich muß zu Marien! Machen Sie mir keine Einwendung dagegen, Schmidts! Ich will, ich muß!

Sie ſagten: es hat keine Eil. Jetzt ſehen Sie, was die Hölle aus dieſen Worten geſchaffen hat!

O, gränzenloſes Elend! Wenn Minette, ach! mit zitternden Tönen, mich fragt: was iſt Ihnen? ſo fahre ich auf, als hätte ein Geiſt des Schreckens mich ergriffen. Nichts! will ich ihr ſanft erwiedern; aber ich rufe es wüthend, und lache hinterher.

Sehen will ich Marien. Kein Menſch, keine Gewalt ſoll mich daran hindern.

2.

Derſelbe an denſelben.

Grundleben.

O mein Freund, wäre denn die Tugend nichts als eine Leidenſchaft? und das Laſter eben das, nur mächtiger? — Ich habe mich ſelbſt verloren! Gewaltſam greife ich in die Ketten, die mich feſſeln, und — kann ſie nicht zerreißen. War denn meine Tugend nichts als der ruhige Umlauf meines Blutes, nichts als die Folge meines Wohlſeyns? O, wenn meine Phantaſie von Hoffnungen, Begierden, Planen, Zweifeln, Entſchlüſſen, von den wild auflodernden, verzehrenden

Flammen der Leidenſchaft, der Liebe ermattet iſt: dann wende ich den trüben Blick auf meine Pflicht, auf meine Verlobte, auf ihr blaſſes Geſicht, auf ihr thränenvolles Auge, auf das ängſtliche Schlagen ihres Herzens. Ach, und dieſe unheiligen, unreinen Opfer werden mir ſo ſchwer, wie die reinſten, die ich der Tugend bringen könnte! Doch nichts hält mich feſt auf dem Punkte, auf dem ich bleiben ſollte, weil da meine Pflicht iſt; meine Phantaſie, meine Leidenſchaft reißt mich fort. Ich bin wie ein Menſch, der, nach langem Umherirren, in ſein Vaterland zurückkehrt, und, anſtatt der heimiſchen Hütte, die Zerſtörung eines Erdbebens findet.

Von Allem, was ich hatte, iſt mir weiter nichts übrig geblieben, als daß ich weiß, was ich thun ſollte, daß ich fühle, ich bin ein Opfer der Leidenſchaft. Bin ich nun ſo elend genug?

Und doch — o Schmidts! — Nein, ich will nicht mit dem Himmel rechten, nicht mit Ihrem: „es hat keine Eil!“ nicht mit der Tugend. Ich fiel in die Schlinge, die

So ſprach Hilbert oft; doch es war vergeblich: die beiden Frauenzimmer blieben bei ihrer Lebensweiſe. Emilie ſann wohl zuweilen nach, was ſie anders thun könnte, als in der dunkeln Einſamkeit trauern, oder an ihren geliebten Flaming und ſelbſt an Hilbert denken; doch hatte ſie das Herz nicht, den Spötter darum zu fragen. Man geſtand ſich in Kurzem heimlich, und zuletzt ganz offen, daß man den Spötter gern ſähe. Emilie ſaß, wenn ſie ihn erwarten zu können glaubte, wohl eine Stunde auf dem Hügel im Garten, und betrachtete den Weg, der aus dem Hochholze hervorbrach, und den er von Burggräfenrode, wo er den Sommer über auf einem Landhauſe lebte, kommen mußte.

Hilbert, der Sohn eines reichen Kaufmanns in Frankfurt, hatte eine ſehr ausgezeichnete Erziehung gehabt. Er war durch ganz Europa gereiſt, und geſund, froh, mit vielen praktiſchen Kenntniſſen bereichert, zurückgekommen. Nun wollte er den Handel, der ihn in Verbindung mit der ganzen Erde brachte, und den er deshalb wirklich liebte, auf einem edlen Fuß führen; allein ſein Vater, ein mir das Schickſal legte. O Vorſehung! Ein Sandkorn rollte anders, langſamer, durch das Stundenglas der Zeit; und ich war der glücklichſte Menſch, meine Seele blieb rein von einem Verbrechen, rein wie der Thau des Himmels!

Ich will nicht rechten. Aber fragen will ich Sie, die ganze Welt: iſt nicht auch meine reine, heilige Liebe zu Marien eine Tugend? iſt nicht auch dieſe alles beſiegende Liebe ein Schickſal, das mich unwiderſtehlich fortreißt? Welches iſt der Wink des Himmels: meine erſte, freiwillige, reine, heilige Liebe; oder meine Verbindung mit Minetten, die andre Menſchen für mich ſchloſſen? Ich will nicht rechten, nur fragen.

Ich warf mich auf ein Pferd, und ſprengte nach Ronnbergen, mit dem Entſchluſſe, der ſich Anfangs nur wie eine leiſe Ahnung aus meiner Seele empor hob, doch auf dem Wege immer ſtärker, und endlich unerſchütterlich wurde — mit dem feſten Entſchluſſe, ſie in meine Arme zu faſſen, ſie vor den Altar zu führen, mich auf ewig mit ihr zu verbinden, und dann einen unbekannten Winkel der Erde aufzuſuchen, wo ſie ganz mein ſeyn könnte. Aber bei den wenigen Schritten zu ihr verſank ich wieder in die größte Furchtſamkeit. Als ich die Thür öffnete, flog eine leichte Bläſſe über ihr Geſicht, und ihre Bruſt hob ſich in langen beklemmenden Athemzügen. Sie wollte reden; doch die Lippen verſagten ihr den Dienſt. Und ich? o, ich fühlte an dem Erſtarren meines ganzen Körpers, daß ich bleicher war, als ſie. Auf meiner Bruſt lag eine drückende Angſt, die mir den Athem raubte. So ſtanden wir einander gegenüber, ſchweigend, bleich, wie zwei Schreckensgeſtalten. Sie erholte ſich zuerſt, ſagte ein Paar artige Worte, und wurde nun wieder ruhig; auch kehrte ihre Farbe wieder zurück.

Ich ſetzte mich, auf ihre Einladung, neben ſie. Marie! ſagte ich endlich mit gewaltſamer Anſtrengung meiner Kräfte. Meine ganze Seele war bis jetzt nur in meinen Augen geweſen. Ach, ſie ſtand ſo ſchön, ſo edel, da! Marie! rief ich, und aus meinen Augen drang eine Thräne des tiefſten Schmerzes. Ich ſehe Sie wieder; und ſo! ſo!

„Und warum nicht ſo?“ fragte ſie lächelnd. Noch ehe ich antworten konnte, ſetzte ſie eilig hinzu: „ich erfuhr erſt geſtern ganz zufällig, daß Sie Sich hier in der Nähe aufhalten.“ Ihr Ton wurde im Sprechen immer ruhiger, und ſie nahm ihre Arbeit in die Hand. „Wiſſen Sie nicht, was Madame Schulz und ihre Familie macht?“

Ich ſchüttelte den Kopf. Als ich erfuhr, daß Sie verheirathet wären, hob ich endlich an —

„Verheirathet?“ fragte ſie erſchreckend; doch ſie faßte ſich wieder. „Ich kann mir leicht vorſtellen,“ ſagte ſie ruhiger, „wie Sie zu dieſer falſchen Nachricht gekommen ſind. Die Proklamation mit Herrn Sall von der Kanzel . . .“

Herr Schulz brachte die Nachricht mit von Hamburg, und eine Magd auf dem Landhauſe Ihrer Tante beſtätigte mir, daß Sie getrauet würden, oder ſchon wären! — Ich floh in Verzweiflung aus Hamburg.

Sie ſtand auf. Ihr ganzes Geſicht veränderte ſich; ein zartes Lächeln, ein Zug von Vertrauen, von Güte, ja ein Zug von Liebe, den ſie mir nicht verbergen konnte, ein ſanfter Zug von Schwermuth, gab ihrem Geſichte jetzt einen himmliſchen Reiz. So trat ſie einen Schritt auf mich zu, bot mir die Hand, und ſagte mit Tönen — o, womit vergleiche ich die zärtliche Anmuth dieſer Töne! —: „ſeyn Sie mir denn auch jetzt willkommen, Herr von Bärburg, mit Vertrauen, mit reiner Freundſchaft willkommen!"

Was ſie auf einmal ſo rührte, weiß ich nicht. Es war, als bräche plötzlich die Liebe gewaltſam aus ihrem Herzen, ihren Augen, ihrer Stimme hervor. Ich faßte ihre Hand, und drückte ſie an meinen Mund. Sie fuhr in einiger Verwirrung fort: „ich höre, daß Sie mit Ihrer Couſine, dem Fräulein von Sonnenſtein, verlobt ſind. Jedermann erklärt ſie für ein vortreffliches Frauenzimmer, und ſo nehme ich denn innigen Antheil an dem Glücke meines Freundes."

Ihr Ton war ſo feſt, daß ich nicht den Muth hatte, ihr etwas zu erwiedern. Ich ſchlug die Augen zu Boden, und hob an, als wollte ich mich entſchuldigen: die Nachricht von Ihrer Verheirathung . . .

„. . . hat freilich alle meine Freunde getäuſcht. — Ich reiſte mit meiner Tante nach Holland. Was Alle wußten, war mir völlig unbekannt; und ſo blieb ich ganz ruhig. Ich hatte Madame Schulz geſchrieben; ſie muß aber meinen Brief nicht erhalten haben: ſonſt hätte ſie wenigſtens meine Verheirathung nicht glauben können. Man drängte mich auf der ganzen Reiſe, Herrn Sall meine Hand zu geben. Endlich, erſt vor einigen Tagen, auf der Rückreiſe nach Hamburg, entdeckte mir meine Tante, daß mich in Hamburg Jedermann für Madame Sall halte, und daß ich, um meiner Ehre willen, den allgemeinen Glauben beſtätigen müſſe. Herr Sall war ſo unverſchämt, mir den Aufgebotsſchein zu zeigen, und meine Tante geſtand, daß ſie um die Sache gewußt hätte. Jetzt ſagte mir mein Gefühl, daß ich nicht verpflichtet wäre, länger bei einer Frau zu wohnen, die meinen Nahmen ſo Preis gegeben hatte. Ich erklärte der Tante, daß ich hier bleiben würde, bei einer Verwandten meines Vaters, die mich herzlich liebt. Das mußte ſie zuletzt bewilligen, und man reiſte ohne mich nach Hamburg. — Sie nehmen Theil an mir, das weiß ich; darum verſichre ich Ihnen, daß ich glücklich bin. Ich erwarte jeden Tag einen Brief von Madame Schulz; und vielleicht kommt ſie ſogar ſelbſt."

Dieſe letzten Worte nahmen mir allen Muth, ihr zu ſagen, wie unendlich ich ſie liebte. Verlaſſener hat ſich gewiß nie ein Menſch gefühlt, als ich mich in dieſem Augenblicke! verlaſſen von allem, verlaſſen von mir ſelbſt! Es war mir, als fiele eine ſtille Verzweiflung auf mein Herz, und zugleich, als würde alle Schande mit Spott über mich ausgegoſſen. O, konnte ich ihr ſagen, daß ich ſie liebe? Sie, ſie hielt ihr Wort. „Man wird mich nicht zwingen," hatte ſie mir geſagt. Und wer zwang mich? O, mein eigner Wille! Das Zureden meiner Freunde? Nein, nein; mein eigner Wille! Eine begeiſterte Minute ſtieß mich aus dem Zauberkreiſe der Liebe, des Glückes, der Tugend. Sie war mir treu; und ich? — O Gott! — Schmidts, leben Sie wohl!

Doch Sie müſſen ja alles erfahren. Ich ſtand vor ihr, die Augen feſt auf den Boden geheftet, mit dem troſtloſen Gefühle der Scham über meine doppelte Schuld gegen Marien und gegen Minetten, einer Schuld, die mich doppelt mit mir ſelbſt entzweiete, und mich der Schande Preis gab. O, ich fühlte mich ſo vernichtet, daß in dieſer Minute ſelbſt meine Liebe zu Marien unter der Laſt von Scham erſtarb. Es war mir ſogar lieb, daß ſie hinaus ging und mich einige Minuten allein ließ. Ich trat mechaniſch an ein Klavier, und ſpielte den Refrain ihrer Romanze, in tiefen, vergeſſenden Träumen, aus denen ich nicht eher erwachte, als bis ſie mich wieder anredete, um mir ihre Verwohnt in meiner Nähe. Ich muß auch von hier, aus dieſem Aufenthalte des Friedens, fliehen; denn er iſt in Grundleben, nur drei Stunden weit von hier. Meiner guten Verwandten entfiel von ungefähr der Nahme Bärburg, und es goß ſich eine flammende Röthe über mein Geſicht. Ich habe in Hamburg einen jungen Herrn von Bärburg gekannt, ſagte ich, mich tief auf meine Arbeit bückend, und mit der größten Anſtrengung, meinen Ton ruhig zu halten: den Sohn des Präſidenten von Bärburg.

„Der Vater iſt todt," antwortete ſie; „der Sohn hält ſich jetzt in Grundleben auf, und hat ſich da mit ſeiner Couſine verlobt. Ja; er iſt in Hamburg geweſen." — O, liebſte Sophie, meine Seele erſtarrte. Nach einer langen Pauſe hob ich wieder an: das iſt faſt nicht möglich; denn man ſagte . . .

„Du kannſt es mir glauben, Marie. Ich bin mit der Familie ſehr gut bekannt, mit Sonnenſteins, und mit dem Rittmeiſter. Der Herr von Bärburg iſt mit dem Fräulein Sonnenſtein verlobt. O, das ſind ein

Paar Engel! Und eine Liebe! Man möchte gleich wieder jung werden, wenn man ſie beiſammen ſieht!“ Und nun mahlte mir die gute Frau das Bild dieſer Liebe mit einer Art von Begeiſterung aus. Er war es, von dem ſie ſprach, was ich noch immer bezweifelte; denn ſie nannte auch ſeinen Vornahmen: Herrmann.

O, gute Sophie! ja, er liebte mich; aber hatte ich denn Anſprüche auf ihn? Ach, Sie werden bald Ihre Marie nicht mehr in mir erkennen wollen; denn in meiner Seele lag etwas ſo Scharfes, ſo Bittres. Der Treuloſe! dachte ich wohl hundertmal. Ich beſchuldigte meine Verwandte der Uebertreibung, wenn ſie ſeine Braut das ſchönſte, vortrefflichſte Mädchen nannte. Ach, ich liebe ihn! O, Sophie, wie erröthe ich über dieſes Geſtändniß! Von dem Augenblicke an, da ich ſeine Verlobung erfuhr, hätte ich ja das auch nicht einmal mehr denken ſollen! Ach, ich liebe ihn noch immer! O, gute Sophie! darf ich an Ihr Herz fliehen? werden Sie Ihre trauernde Marie aufnehmen?

Mann nach der alten Sitte, ſtimmte nicht dazu, und that vielleicht wohl daran. Er ließ den Sohn an ſein Sterbebett kommen, und ſich von ihm verſprechen, daß er immer mit dem Manne ſeiner Schweſter in Verbindung bleiben, und eben dieſem auch die Beſorgung des Handels überlaſſen wollte. Der junge Hilbert verſprach das, und hielt Wort, ohne je ſeinen geheimen Verdruß zu äußern. Er arbeitete wie der erſte Faktor der Handlung; doch wurde ihm zuletzt das Geſchäft ſo widrig, daß er ſeine frohe Laune darüber verlor. Seine Schweſter bat ihn ſelbſt, ſich die Arbeit leichter zu machen. Er that es, überließ die Handlung ganz ſeinem Schwager, und zog nach Burggräfenrode, wo die Familie ein artiges Landhaus beſaß, um da den Sommer über zu leben.

Seine Familie bat ihn oft, zu heirathen. Er ſchlug es nicht ab; allein er kannte kein Mädchen, dem er ſein Glück hätte anvertrauen mögen. Bei der Ernte ſtreifte er einmahl im Felde umher, und betrachtete die Schnitter mit einer Art von Rührung. So führte ihn der Zufall bis an die Rieder, wo ſie den Gar-

Weg von hier muß ich. Ich höre allzu oft ſeinen Nahmen nennen; und dieſer Nahme zaubert die ſchöne kurze Vergangenheit wieder in meine Seele. Wenn ich nicht flöhe, ſo könnte ich ja ihn ſelbſt einmal ſehen!

O, wie kindiſch bin ich! Betrifft mein Brief nicht ganz allein Ihn? Nein, nie will ich ihn wieder nennen, den Verlobten einer Andern!

Ich habe ihn geſehen, liebe Sophie; und nun iſt alles gut, nun bin ich mir ſelbſt zurückgegeben. — Mir grauete vor einem Geſpenſte; und als es ſich näherte, war es das Bild eines Freundes. Zuweilen zittre ich freilich noch vor einem Gedanken, der wohl ſonſt nichts als die Frucht einer verſteckten Eitelkeit iſt. Aber zu Ihnen muß ich fliehen!

Er ſtürzte in mein Zimmer, und wir Beide ſtanden wie erſtarrt. Ich weiß nicht, was wir ſagten. Es war, als riefe ein Ton des Entſetzens meinen Nahmen aus.

„Als ich erfuhr, daß Sie verheirathet wären . . .“ ſagte er. — O, gebe Gott, daß ich die Nahmen meiner Tante und Salls nur Einmal in meinem Leben wieder mit Ruhe hören kann! Ich ſah nun, daß er unſchuldig war; und das gab mir die Stärke, Ihn, als er meine Hand mit einer zu wilden Heftigkeit ergriff, an ſeine Braut erinnern zu können. Ich erzählte ihm, wie ich hieher gerathen war, und ſchloß mit der Verſicherung, daß ich mich glücklich fühlte. O Sophie! glücklich fühle ich mich wohl nicht; doch ruhig, in der That ſo ruhig, als ob gar kein Schmerz im Leben wäre.

Und er? Das finſtre Auge an den Boden geheftet, ſtand er ohne Worte, ohne Empfindung, da. Er hob die eine Hand langſam, in Abſätzen, an die Stirn, und ſein Mund verzog ſich zu einem Lächeln, das mich ängſtigte. Ich ging hinaus, um mich zu erholen. Als ich wieder in das Zimmer kam, ſaß er am Klaviere, und griff einzelne, aber ſchreckliche, Diſſonanzen. Ich ſtellte ihm meine Verwandte vor. Er ſah ſie von oben bis unten an, ſchüttelte den Kopf, als ob er ſie nicht erkennte, und antwortete nur ein Paarmal, doch ohne Sinn: ja! ja! Dann legte er die Hand wieder vor die Stirn und vor die Augen, als ob er ſcharf über etwas nachſönne.

Meine Verwandte ſah erſt mich an, und dann ihn; ſie mußte merken, daß ein ungewöhnliches Verhältniß unter uns Statt fand. Auf einmal wendete er ſich von uns ab, verbeugte ſich, und ging. Nun hatte ich erſt eine Unterſuchung von meiner Verwandten auszuhalten. O Gott! wie ſchwer wurde es mir, ihr zu verſchweigen, was ich ihr doch verſchweigen mußte: ſeine ehemalige Liebe zu mir!

Doch nun? — Er war mir ein Räthſel, und iſt es noch. Ich fürchtete einige Mal, daß ſeine alte Leidenſchaft erwacht ſeyn könnte. Das fürchte ich jetzt nicht mehr, obwohl — Bin ich denn wirklich ſo eitel? Ach, ich muß zu Ihnen; denn nur an Ihrem Herzen werde ich die Ruhe wiederfinden, die ich verloren habe.

Ja, Sophie, wenn ich alles überdenke, ſo muß ich beinahe fürchten, daß er mich noch liebt. Die Verbindung mit ſeiner Couſine war der Wunſch ſeiner Familie, dem er wohl nur darum nachgegeben hat, weil er mich verheirathet glaubte. O, Sie ſollten ihn geſehen haben, wie er da ſtand, mit dem Auge, das langſam hin und her rollte, mit dem bleichen Geſicht, auf dem auch nicht Ein ſprechender Zug mehr lag, dem Geſicht eines Todten! Ich muß zu Ihnen. Er hörte, er ſah nicht; ſein Gang war ein Schwanken, ein unſichres Taumeln, als er von uns die Gaſſe hinunter ging. Er liebt mich; ach! und er fühlt, ſo tief wie ich, daß wir auf immer getrennt ſind!

2.

Herrmann an Schmidts.

Grundleben.

Ich habe mein Teſtament gemacht, lieber Schmidts. Wie Minette das erfahren hat, weiß ich nicht. Mein Oheim ſetzte mich darüber zur Rede. Er fürchtete, daß ich ein Selbſtmörder werden wollte. Ich verſicherte ihm, daß ich daran mit keinem Gedanken gedacht hätte. „Dieſe Verſicherung," ſagte er, „mit dieſem Geſichte!" Ich trat vor den Spiegel, ohne etwas zu ſehen. Sie müſſen mir glauben, wenn ich verſichere! ſagte ich empfindlich; denn, Schmidts, ich hatte gewiß nicht an Selbſtmord gedacht. Mein Inneres, mein Weſen ſchien ſich mir in gewiſſen Augenblicken in einen Traum aufzulöſen; ich *fürchtete* das Stillſtehen meines Herzens, fürchtete es mit dem Schauder, den jedes lebende Weſen bei dem Gedanken an Nichtſeyn fühlt. Da theilte ich mein Vermögen zwiſchen Marien und Minetten. Mein Oheim hielt mir eine lange Rede über Ergebung in die Zufälle des Lebens. Ich fand das alles recht ſchön, ſogar rührend; denn habe ich mich nicht ergeben in dieſen vernichtenden Zufall, in dieſes ewige Entbehren meines Himmels? — Er hielt mein Zuſtimmen für Spott, für Trotz. Guter Gott! ich habe mit der ganzen Welt, mit dem Leben Frieden gemacht. Ich, Spott! ich, Trotz! Er nannte mich einen Fahrläſſigen, der die Arzenei von ſich ſtoße. Wo iſt denn die Arzenei für den Verluſt, den ich erlitten habe? Ich ſpanne mein Gehirn an, daß ſein feſteſtes Gewebe zerreißen möchte, um in dieſer Finſterniß einen Weg zu erblicken, in meinem Innern nur eine Bewegung des Lebens wieder herzuſtellen; und er wirft mit Gemeinplätzen um ſich, die ich verſpotten dürfte, wenn ich wollte, weil nicht Einer auf meinen Zuſtand paßt. Was ein Menſch kann, weiß ich; was die Zeit thun wird, habe ich ja, leider, erfahren. Leider, o leider! legte ich ja meine Hand in eine andre, und trennte mich auf ewig von Marien, ehe mein Herz, ehe das Schickſal uns getrennt hatte!

Wenn ich bedenke, wie nahe ich der Seligkeit war; wenn ich bedenke, daß ich nur — was ja die Decenz befahl — mein Trauerjahr um die verlorne Geliebte hätte aushalten dürfen — o, nur ſechs Monate! denn ſo lange iſt es her —; wenn ich bedenke, daß ich jetzt triumphirend in ihren Armen, an ihrem Herzen ſtehen, daß ich die entzückenden Worte: ich liebe dich! von ihren Lippen hören würde, daß ſie mein wäre — da haben Sie das Wort: mein! in welches das Schickſal mein Daſeyn verſchloſſen hat: o dann —! Ach, als ich vor ihr ſtand, ſie frei! frei! und mein! mein! und nun meine Thorheit, meine Schuld eine Welt, eine Ewigkeit zwiſchen uns geſtürzt hatte! Ich zittre. An dieſes Geſpinnſt, noch zerreißlicher als die Faden einer Spinne, hatte das Schickſal die Glückſeligkeit dreier ſchuldloſen Menſchen gehängt! —

„Was thut es denn?“ ſagte mein Oheim. „Haſt du je etwas geſehen, das ſich der Zeit nicht ergeben hätte?“

Das iſt es eben! denk' ich. Nach funfzig oder ſechzig Jahren iſt ja ohnehin alles, was jetzt auf der Erde klagt und jauchzt, jammert und triumphirt, mit der Stille des Grabes bedeckt. O, wenn das Troſt ſeyn ſoll, ſo hat der Menſch einen beſſern — gerade den, den mein Oheim fürchtet. Warum ſtürzt denn das Menſchengeſchlecht ſich nicht auf einmal in das ſtille Grab? Eine Minute früher oder ſpäter! Daran dachte er nicht. Er predigte gegen den Selbſtmord, und gab mir die tödtlichen Waffen, die er mir entreißen wollte, ſelbſt in die Hände. Gott hat den Schmerz der Zeit zu ſtillen übergeben, wie er Welten an Sonnenſtrahlen hängt. Das darf Er, weil er Er iſt! Aber darf es darum auch ich? — Ich ſoll mich nicht betrüben, weil die Zeit den Schmerz lindert. Das iſt eine unſinnige Foderung. Darf ich ein Land voll Menſchen lebendig begraben, weil Gott es zuweilen durch ein Erdbeben thut? — Ich faſſe alle Kraft meines Innern zuſammen, um nicht zu fallen; und er bringt mir ein Paar Tanzſchuhe für einen Ball. Friſch angezogen, und getanzt; denn nach Jahr und Tag tanzeſt du ja doch wieder! Nun möchte er gern eine Relation haben von dem, was mir zugeſtoßen iſt; und was hülf' es, wenn ich ſie ihm gäbe? Er würde ſagen: ſieh, Vetter, ſo und ſo wäre es ganz anders gekommen. Ja wohl, ſo und ſo, guter Oheim! Nur Schade, daß wir nicht ſagen können, ob das ſo und ſo beſſer wäre! „Aber Minette geht zu Grunde.“ Das ſoll ſie nicht, Schmidts. Und — wenn mich alle Welt an die Zeit verweiſt — iſt denn Minettens Schmerz allein ewig? So egoiſtiſch iſt der Vater, ſo egoiſtiſch ſind wir Alle. Wir fodern Opfer, wollen aber keine bringen. Doch — leben Sie wohl!

Dieſe Briefe unterrichten den Leſer von Herrmanns Zuſtande. Er war in eine kalte Apathie verſunken, aus der ihn nichts errettete, da er die Schuld ſeines Unglücks ſich ſelbſt beimaß. Beide Briefe an Schmidts wurden nicht abgeſchickt, und blieben unter ſeinen Papieren, weil er in einem faſt gedankenloſen Zuſtande war. Er ſaß den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer allein, und heftete die Augen an die Wand. Gegen Niemanden im Hauſe betrug er ſich unfreundlich; und

und kam Minette, ſo raffte er ſich gewaltſam auf, um ſie nicht durch ſeinen Schmerz zu betrüben. Die Eltern konnten nicht errathen, was ihm fehlte; Minette war die Einzige, welche die Wahrheit ahnete, ob ſie gleich die Unthätigkeit des Liebenden nicht begreifen konnte. Er verließ Grundleben nicht; aber das kalte, blaſſe Geſicht, die verwilderten, ſtarren Blicke zeigten den tiefen Schmerz im Innerſten ſeiner Seele.

Eines Abends, als ſchon jeder Andre im Hauſe ſchlief, ging Minette zu ihm. Sie hatte den Entſchluß gefaßt, ſich um jeden Preis ſein Herz zu öffnen, und ſie führte ihn in einem jener ſtolzen Augenblicke aus, wo die Seele ſich über das Leben, über den Schmerz, über das Glück erhoben hat; wo der Menſch ſich überirdiſche Stärke zutrauet, und ſie, in dem begeiſternden Glauben an ſich ſelbſt, auch beſitzt. Auf ihrem ſchönen Geſichte lag eine ſtolze Ruhe, mitten in der Gluth der tugendhafteſten Begeiſterung. — Herrmann ſtand auf, und ſagte: noch ſo ten der Frau von Koch einſchließt. Er ſetzte ſich unter die Weiden am Ufer; und auf einmahl erblickte er Emilien, die, ohne ihn zu bemerken, aus dem Gebüſch im Garten an das gegenſeitige Ufer des Fluſſes trat.

Die Schönheit des Mädchens, ihre natürliche Kleidung, die Gutherzigkeit und Sanftmuth in ihrem holden Geſichte — alles machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Er erkundigte ſich in Büdesheim nach ihr, und wurde noch neugieriger auf ihre Bekanntſchaft, da er hörte, daß ſie mit ihrer Mutter in der tiefſten Verborgenheit lebte. Bald erzwang er ſich ihre Bekanntſchaft; und je näher er Emilien kennen lernte, deſto inniger liebte er ſie, ob er gleich ſeine Liebe ihr und der Mutter gänzlich verbarg. Natürlicher Weiſe ging er nicht eher nach Frankfurt, als bis der Schnee ihn verjagte. Im Frühlinge kam er mit den Lerchen auf ſein Landhaus zurück, und ſein erſter Gang war zu der Frau von Koch.

Er ſuchte ſich Emiliens Achtung und Freundſchaft zu erwerben, und erhielt ſie. Mit Entzücken bemerkte er zuweilen ſogar einen kleinen Strahl von Liebe in ihrem Auge; doch früh? Ich meinte, es müßte ſchon Mitternacht ſeyn! —

„Es iſt Mitternacht, lieber Herrmann; — auch um unſre Seelen her! — Habe Glauben an mich; und es ſoll heller, froher Tag werden.“ — Er bemerkte die Begeiſterung in Minettens Geſichte, wurde aufmerkſam, riß ſich gewaltſam aus der Schwermuth auf, faßte ihre Hand, und lächelte ihr freundlich zu. „Herrmann,“ — ſie legte ihren Arm um ſeinen Nacken — „ein Herz voll treuer Liebe ſchlägt in meiner Bruſt für dich. Aber was wäre dieſe Liebe, wenn ſie nur mich, und nicht auch dich beglücken wollte! Es wird mich ſchmerzen, deine Hand aufzugeben; doch ich werde deine Liebe behalten, und mein Gewinn iſt dann größer, als das Opfer. Herrmann, laß uns menſchlich gegen einander ſeyn, nur menſchlich! Ich will deinen Schmerz kennen, um ihn zu heilen. Laß dieſe große Minute nicht ungenutzt, ohne Vertrauen, vorüber gehen! Du liebſt mich nicht.“

Herrmann faßte ihre Hand. Ich liebe dich.

„Ja! Warum ſollteſt du auch nicht, da ich dich ſo zärtlich liebe! Aber du liebſt eine Andre mehr, als mich. — Sey offen, lieber Herrmann!“

O, wenn wir nur die Begeiſterung eines Augenblicks brauchten, um glücklich zu ſeyn, und glücklich zu machen: wir wären Alle glücklich! Ich liebe dich, Minette; und hätte ich dich nicht geliebt, ſo würde ich dich von jetzt an lieben. Ich bitte dich, laß dir daran genügen.

„Ich will Vertrauen von dir. Darf ich das nicht fodern, wenn ich deine Geliebte bin? Ich will Wahrheit; die biſt du jedem Menſchen ſchuldig: um wie viel mehr der Geliebten!“

Nun denn! Hier haſt du reine, lautre Wahrheit: ich liebe dich, und du ſollſt glücklich ſeyn!

„Herrmann! ſtoß mein volles Herz, das nur für dich und dein Glück ſchlägt, nicht ſo mit einer kalten Ausflucht von dir! Glaubſt du, ich könne den Schmerz nicht tragen? Ich habe mein Herz geprüft. —

Du liebteſt in Hamburg Marien: das iſt dein Gram. Sieh mich nicht ſo verwundert an. Ich weiß noch mehr; aber, ich bitte, ehre mich durch ein offnes Vertrauen!"

Ich ehre dich mehr, als du foderſt. Mein Gram iſt vorüber; die Flamme der Tugend in deiner Bruſt hat ihn verzehrt. Ich bin dein, Minette.

„Was war dein Gram, Herrmann? ... Ich bin nicht gekommen, deine Liebe zu ſtehlen: ich ſtehe hier, mit dem Vorſatze, gerecht zu ſeyn; aber ich fodre auch Gerechtigkeit."

Mein Gram war eine unmännliche Schwäche. An dem Tage, Minette, da du mit ſtolzer Freude mir ſagſt, daß ich dich glücklich gemacht habe, frage mich wieder; dann will ich dir antworten. Meine Geliebte, willſt du mich beſchämen, erniedrigen? Aller Gram, den ich hatte, iſt vorüber! —

Er wollte Minetten in ſeine Arme ſchließen; doch ſie trat einen Schritt zurück. „Wenn in dieſer Stunde das Weh über unſre Herzen ausgeſprochen wird, Herrmann, ſo ſprachſt du es aus; wenn ein feindſeliger Dämon uns haſſend aus einander reißt, ſo haſt du ihn hervorgerufen!"

Wenn! ſagte Herrmann ſtolz und groß. Friede iſt in dieſer Stunde über unſre Herzen gerufen; ein guter Geiſt ſteht neben uns.

„Soll ich nicht verſchmähen, was du von mir verſchmäheſt, das Opfer deiner Liebe? Herrmann, ein vertrauendes Wort, und wir Alle ſind glücklich. Treue ohne Liebe, Liebe ohne Vertrauen, ſind Dornen für ein weiches Herz. Ich bitte dich, Herrmann!"

Was willſt du, Minette? Soll ich denn der Einzige ſeyn, der alle Opfer bringen muß? Willſt du denn, daß dieſes Herz mit einer neuen Verzweiflung ringen ſoll? Ich muß ſchweigen, Minette. O, ſoll ich denn alles um mich her betrüben? ſoll ich nicht Ein Herz glücklich machen? Minette, du, in deren Herzen für mich die Hoffnung, die letzte Hoffnung einer glücklichen Zukunft, ruhet: willſt auch du mich verlaſſen?

Minettens Herz ſchlug von lauter Wonne; die glücklichſte Liebe funkelte in ihren Augen, und ſie warf ſich in ſeine Arme. „O, Herrmann! ſo habe ich mich wohl gar geirrt, und du liebſt mich wirklich? O, ſage es tauſendmal, ſage nie etwas anderes! Herrmann, du liebſt mich?"

Daran haſt du gezweifelt, Minette? Ich liebe dich treu und ewig. —

Minette verließ ihn mit einem Kuſſe der glücklichen Liebe, und ſchöne Träume wiederholten ihr tauſendmal die Worte: ich liebe dich treu und ewig. —

Herrmann fühlte einen neuen Strom des Lebens in ſeiner Seele. Er ſah wohl, daß Minette zu ihm gekommen war, ihre Anſprüche an ſein Herz aufzugeben; und vielleicht würde er ſelbſt dies Opfer von ihr gefodert haben, wenn Marie gewollt hätte: doch jetzt, da ſie ihm großmüthig das Opfer brachte, jetzt durfte, jetzt konnte er es nicht annehmen, auch wenn Marie es wünſchte; und jetzt trennte er ſich von dieſer freiwillig und auf ewig. In ſeiner Bruſt hatte noch immer eine ſtille Hoffnung gelegen; doch er zerſtörte ſie mit kräftiger Hand, und nun fühlte er ſich glücklicher, als vorher: das drückende Gefühl der Scham löſ'te ſich in Zufriedenheit auf. Endlich hatte er ſich ſelbſt wiedergefunden. Er hob noch einmal die Arme gen Himmel, ſagte langſam und feierlich: ſie iſt mein! und ſank ruhig in die Arme eines erquickenden Schlafes.

Am folgenden Morgen ſchrieb er unter ſeinen zweiten Brief an Schmidts:

„O, liebſter Schmidts, hier ſtehe ich wieder in dem beſſern Gefühle des großen Schmerzes, mit dem ich kämpfe, der mich nicht mehr wie ein gefeſſeltes Opferthier mit ſich ſchleppt. Minettens Edelmuth hat mich mir ſelbſt wiedergegeben. Sie kam zu mir, und opferte mir ihre Anſprüche an mich auf. O, wie war ich geſunken, daß ein Mädchen mich beſchämen mußte! Sie wollte mir durch verführeriſche Großmuth mein Geheimniß entreißen; da erwachte ich, weckte meine Kraft, und gab ihr, was die Gerechtigkeit foderte, mein Herz und meine Hand. Mit der Gewißheit einer treuen Liebe verließ mich die edle

Minette. Nein, nun fürchte ich nichts mehr. Ich liebe Marien; doch ich verſenke dieſe Leidenſchaft bis in die geheimſten Tiefen meiner Seele. Minette iſt mein! Von nun an ſoll Freude auf meinen Lippen wohnen. Ich werde ja vergeſſen lernen, vergeſſen in den Armen des Weibes, das mich lieber verlieren, als mich nicht glücklich ſehen wollte.“

„Ja, Schmidts! ich bin wieder ich ſelbſt. Nie ſehe ich Marien wieder. Aber dieſe Wechſel — ſagen Sie nicht: wie viel! Mein Herz ſagt immer: wie wenig! — dieſe Wechſel ſuchen Sie dem edeln Mädchen auf eine gute Weiſe in die Hände zu ſpielen. Das wird ſie vor Mangel ſichern, und vor dem harten Schickſal, etwas von Menſchen nehmen zu müſſen, die nicht werth ſind, ihre Verwandten zu ſeyn. O, eilen Sie! Aber ſeyn Sie ja behutſam! Es wird aller ihrer Kunſt bedürfen, das beſcheidne, genügſame Mädchen zur Annahme dieſer Armſeligkeit zu bewegen. Schicken Sie mir dieſe Papiere ja nicht zurück!“

„Ich ſehe meinen Oheim im Garten.

Ich will ihn bitten, den Tag meiner Verbindung mit Minetten nicht mehr lange hinauszuſetzen."

Herrmann ging hinunter. Minette — o, mit Augen, aus denen der Triumph der glücklichſten Liebe ſtrahlte! — ſuchte ihn auf ſeinem Zimmer, fand ihn nicht, und erblickte ſeinen Brief, den er einzuſchließen vergeſſen hatte. Sie las die letzten Zeilen, und ihr Entzücken wurde immer größer. In dieſer Trunkenheit ihrer Empfindungen vergaß ſie einen Augenblick, daß der Brief ein fremdes Eigenthum war. Sie las hier ein Wort, dort wieder eins; und bald feſſelten ſie Erſtaunen und Schmerz an den Brief, ſo daß ſie ihn ganz las. Jedes Wort drang wie ein Dolch in ihre Bruſt: es war ihr, als hätte ſie noch nie von ſeiner früheren Liebe reden hören; es war, als ob er ſie jetzt und immer betrogen hätte. Doch der Schluß des Briefes, worin von ihrer Großmuth die Rede war, vertilgte aus ihrer Seele alle Bitterkeit; ſie ſah ihren Edelmuth durch den ſeinigen überwunden. Als ſie den Brief wieder hinlegte, fand ſie auch den erſten, und las ihn. Nun wußte ſie Mariens Aufenthalt. — Sie hörte Tritte auf dem Gange, legte die Briefe an die vorige Stelle, und floh durch ein Nebenzimmer in ihre Einſamkeit. Ihr Herz war durch den ſchnellen Wechſel von Freude und Schmerz ſo gebrochen, daß ſie nicht ſogleich einen Entſchluß faſſen konnte. Sie blieb mehrere Stunden allein, und erſt dann zeigte ſie ſich wieder.

Herrmann hielt ſein Wort; Freude, die glücklichſte Liebe ſtrahlte aus ſeinem Geſichte. Doch eben das, was Minetten beglücken ſollte, machte ſie unglücklich, und beſtärkte ſie in dem Entſchluß, ihm zu entſagen. So wie dieſer Entſchluß in ihrer Seele feſt war, kam ſie in eine leidliche Stimmung, ſelbſt gegen Herrmann.

Der Zufall begünſtigte ſie. Ihre vertrauteſte Freundin, die in der Nähe wohnte, lud ſie ein, auf ein Paar Tage zu ihr zu kommen, und ihre Mutter wünſchte, daß ſie die Einladung annehmen möchte. Sie that es mit anſcheinendem Unmuthe; und ſchon nach zwei Stunden war ſie unterweges. Mit hellen funkelnden Augen, in die ſich aber doch von Zeit zu Zeit eine Thräne drängte, ſaß ſie im Wagen, und überſann den Plan, den ſie, ihrem Herzen zum Trotze, gemacht hatte. Wie triumphirend, ſank ſie in die Arme ihrer Freundin. —

Herrmann ſchickte noch heute ſeine Briefe an Schmidts durch eine Stafette; und nach wenigen Tagen bekam er folgende Antwort:

„Ich bin überraſcht, lieber Herrmann, wahrlich überraſcht von Marien. An ein Mädchen, das ſich ſo rein erhalten könnte, habe ich nicht geglaubt. Ich lächelte über Ihre dringende Empfehlung der größten Behutſamkeit bei der Uebergabe Ihres ſehr großmüthigen Geſchenkes. Es wird ſo vieler Umſtände nicht bedürfen, dachte ich, wenn ein Mann von meinen Jahren dieſe Summen anbietet. Indeß, ich wollte Ihren Wunſch erfüllen, und ließ mich daher unter dem Nahmen Korn aus Hamburg bei ihr anmelden. Eine Magd führte mich in ihr oft glaubte er wieder, ſich geirrt zu haben. Von einer beſtimmteren Erklärung hielt ihn der Umſtand ab, daß er nicht wußte, wer Emilie und ihre Mutter waren. Niemand konnte ihm Auskunft geben, und er ſah, daß Beide es vorſetzlich vermieden, darüber zu ſprechen. So überließ er denn ſeine Liebe und Emiliens Herz der Zeit.

Als endlich der Baron kam, erhielt Hilbert Aufſchluß. Den Tag nach deſſen Ankunft beſuchte er die Frau von Koch, und ſah Emilien mit dem Baron ſehr vertraut im Garten auf und nieder gehen. Frau von Koch führete ihn zu dem Paare, und unterweges ſagte ſie ihm: das iſt der Baron von Flaming, den uns der Zufall zugeführt hat, unſer Freund und wahrſcheinlich Emiliens ... Sie hielt ein. — „Künftiger Gemahl?“ fragte Hilbert ſehr dringend. — Wenn Sie ſchweigen wollen, ja, Emiliens künftiger Gemahl! antwortete ſie ihm, und ſtellte ihn dann dem Baron vor.

Hilbert hatte alle ſeine Stärke nöthig, um bei dieſer ſchrecklichen Erklärung nicht ganz die Faſſung zu verlieren. Kaum konnte er

Zimmer. Als die Thür geöffnet wurde, hörte ich ſie ſingen, und was ſie geſungen hatte, mußte ſie innig bewegt haben; denn ſie trat mit Zügen der Rührung im Geſichte (die ſie indeß ſehr ſchnell verbarg) auf mich zu. Habe ich die Ehre, fing ich in dem trockenſten Tone an, mit Mademoiſelle Schuygens, der Tochter des Herrn Adrian Schuygens aus Hoorn, zu ſprechen? (Sie bejahete.) Und könnten Sie das, fuhr ich fort, allenfalls wohl mit einem Taufſchein beweiſen? (Sie gerieth in Verlegenheit.) Allenfalls, meine ich nur; oder mit dem Zeugniſſe einer angeſeſſenen Perſon, hier oder in Hamburg? (Das konnte ſie.) Ich habe viele Mühe gehabt, Sie, meine wertheſte Mlle., auszufragen, bis ich endlich von Hamburg aus erfuhr, daß Sie ſich hier aufhielten. (Sie ſtand erwartend da, in einer edeln Stellung, freundlich wie ein Engel.) Erinnern Sie Sich wohl noch, Mademoiſelle, daß Ihr Herr Vater ein großes Kapital verlor, und zwar bei dem Falle des Hauſes . . .

„Schwinden in Amſterdam,“ fiel ſie ein; „deſſen erinnere ich mich ſehr wohl.“

Ich ſehe ſchon, Sie ſind die rechte Mlle. Schuygens, an die ich Aufträge habe. Ein Handelshaus, deſſen Nahmen ich verſchweigen ſoll, war mit in den Fall verwickelt. Gerade dieſer Umſtand brachte Ihren ſeligen Vater in ſeinen Verluſt. Das Haus hat ſich erholt. Man wünſcht, der Tochter des Herrn Schuygens den Verluſt zu erſetzen, den der Vater ſo unſchuldig leiden mußte. Ich habe den Auftrag, die Summe, wenn nichts Widriges dabei obwaltet, in Ihre Hände zu liefern. Zugleich, Mlle., habe ich in Hamburg viel Gutes von Ihnen gehört, und von der Härte der Verwandten, bei denen Sie gelebt haben, viel Böſes. Jetzt, da ich Sie ſehe, und Sie ſo verſtändig, ſo ruhig finde, könnte ich auch den zweiten Theil meines Auftrags wohl ausrichten, nehmlich Ihnen die Summe, wenn es Ihnen ſo recht wäre, ohne Formalität, bloß gegen eine ſimple Quittung, zu zahlen.

Sie beſann ſich einen Augenblick; dann ſagte ſie: „wenn Ihnen beides gleich wäre, ſo würde ich Sie bitten, alle Formalitäten zu beobachten. Ich bin nicht mündig; Herr Schulz in Hamburg iſt mein Vormund."

Deſto beſſer; wenn es der Herr Schulz iſt, der ſeine Geſchäfte aufgegeben hat, und mit einer liebenswürdigen Frau und zwei Töchtern auf dem Lande lebt.

„Eben der." — Bei dem Andenken an ihre Freundin ſchwebte auf ihren Lippen ein ſanftes, holdes Lächeln.

Und Sie, fuhr ich fort, brauchten mir nur etwa ein Couvert von Madame oder Herrn Schulz zu zeigen. (Sie holte einen Brief hervor; ich betrachtete Siegel und Schriftzüge genau.) Das iſt mir genug, Mademoiſelle; jetzt bedarf es gar keiner Weitläufigkeiten. Ich zahle, und Sie ſchreiben mir ein Paar Worte, daß Sie das Geld empfangen haben.

„Es bedarf allerdings einer Formalität; denn, mein Herr, die Summe, die Sie zahlen ſollen, gehört mir nicht: ich bin nur Schuygens Stieftochter."

Ich verlor die Beſinnung noch nicht. —

Nur das war noch nöthig, um mich vollkommen zu überzeugen, daß es gar keiner Umſtände mit Ihnen bedarf; denn eben der Stieftochter des Herrn Schuygens, habe ich Ordre, die Summe zu zahlen. — Ich holte mein Taſchenbuch hervor.

„Wie ginge es zu, daß ich, ſeine Stieftochter . . . Mein Vater hat nähere Verwandten. Wie ginge das zu?"

Sehr natürlich, Mademoiſelle. Ihr Vater liebte Sie. Es iſt ſein Wille, daß Ihnen die Summe bezahlt werden ſoll.

„Seltſam! Davon weiß ich kein Wort! — Wie könnte ich aber beweiſen, daß es ſein Wille war, mein Herr?"

Bedarf es deſſen?

Sie ſah mich ein wenig forſchend an. „Allerdings bedarf es deſſen. Ich kann doch nicht eine Summe Geldes behalten, auf die andre Menſchen gegründete Anſprüche haben? zum Beiſpiel meine Tante Schuygens in Hamburg."

Da war ich gefangen, lieber Herrmann. Ich wendete alle meine Beredtſamkeit an, ſie zu überreden, daß das Geld ihr Eigenthum ſey; doch vergebens.

„Was ſtreiten wir darüber, mein Herr?“ ſagte ſie. „Zahlen Sie mir gerichtlich, was Sie mir zu zahlen den Auftrag haben; und das Andre überlaſſen Sie mir.“

Das könnte ich freilich thun, liebe Mademoiſelle, ſagte ich nachſinnend. Aber, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, müßte doch erſt Ihr Vormund darum wiſſen.

„Sie zahlen alſo für meinen Vormund hier an die Gerichte. Ich ſchreibe meiner Tante über die Sache. Meines Vaters Eigenthum wird ihr Niemand ſtreitig machen können. Iſt es Ihnen gefällig, daß es jetzt geſchieht?“

Nun war ich gänzlich gefangen. Mein Auftrag iſt an Sie; für Sie ſoll ich zahlen, oder gar nicht. Die Summe war, wie ich mich ſo eben erinnere, von dem Vermögen Ihrer Mutter genommen.

Sie ſah mich lange und durchdringend an. „Meine Mutter war ſehr arm, mein Herr!“ Ich gerieth in Verwirrung; und ſie

ſie fragte lächelnd: „Irren Sie Sich vielleicht ganz in dem Nahmen? Es war doch Schwinden in Amſterdam, und in Amſterdam etablirt?"

Derſelbe, ſagte ich, mich erholend. Ich bin genau unterrichtet; als das Haus brach, war ich Faktor darin.

„Und wann brach es denn?" — Nun war alles vorbei. Ich erröthete, und ſtammelte etwas her. Sie ſagte: „Ihr Geſicht, mein Herr, verdient Zutrauen; aber Ihre Worte nicht. Das Haus hieß Schwinden in Amſterdam, war aber in Breda etablirt."

Nun denn, liebes edles Mädchen, ſo halten Sie Sich an mein Geſicht, an mein Herz, worin nichts als Redlichkeit iſt.

„Das will ich," erwiederte ſie mit einer unbeſchreiblich holden Freundlichkeit, „ſobald Sie mir ſagen, wer mir das Geld ſendet. Ein Kaufmann aus Holland iſt es gewiß nicht; denn das Haus Schwinden brach, ehe ich geboren wurde. O, laſſen Sie, mein Herr!" (Ich wollte mein Taſchenbuch öffnen.) „So ſehr dieſer Beweis einer Freundſchaft, die unbekannt bleiben will, mich rührt," — ihr Auge benetzte ſich mit einer Thräne, als ſie das ſagte — „ſo kann ich doch von dieſer Güte nicht Gebrauch machen. Ich bin nicht reich, mein Herr, aber auch nicht arm; und eine Wohlthat annehmen — ich leſe in Ihrem Geſichte, daß Sie meine Empfindung billigen — iſt immer mit Schmerz verbunden, am meiſten da, wo die Wohlthat nur Ueberfluß geben kann. Und das iſt wirklich mein Fall."

Ueberfluß in Ihren Händen, Mademoiſelle, iſt eine reiche Ernte für den Armen. Sie dürfen nicht ausſchlagen, was Andre dann entbehren würden. Leſen Sie dieſe Papiere; Sie werden ſehen, daß Sie Recht auf die Summe haben, die ich Ihnen zahlen ſoll. — Ich wollte ihr auf dieſe Art die Wechſel in die Hände ſpielen, und ſie dann ſchnell verlaſſen.

„Nein, nein!" ſagte ſie auf einmal mit hervorbrechenden Thränen, mit einer Aengſtlichkeit, die mir ſeltſam vorkam.

Ich drang ihr die Papiere auf; ſie ſah die Summen und rief: „o, mein Gott!“ Ich wollte gehen; ſie faßte meine Hand. Ich riß mich los; ſie bat mich, die Papiere zurückzunehmen. Nein! ſagte ich entſchloſſen. „O Gott, Gott! ſo muß ich! Der Herr von Bärburg hat Sie geſchickt! Sie ſind ſein Freund Schmidts. Erſparen Sie mir das Zurückſenden, Herr Schmidts.“

Ich war ſchon in der Thür, und wendete mich nun wieder um. Ja, theures, edles Mädchen, ich bin Schmidts. Was hat mich verrathen? — Sie zeigte in meinen Hut, den ich jetzt wieder auf den Tiſch gelegt hatte, und worin mein Nahme mit großen Buchſtaben ſtand. Ich war ſehr betreten über dieſe Entdeckung. Ja, der Herr von Bärburg ſchickt Ihnen dieſe Papiere: nicht ein Geſchenk, eine Wohlthat, wie Sie es nennen; er erfüllt nur den innigſten Wunſch ſeines Herzens, ein edles Mädchen, ſeine Freundin, gegen die Sorgen des Lebens zu ſichern. Würden Sie in ſeiner Stelle nicht daſſelbe thun, wenn Sie einen edlen Menſchen kennten, der . . .

„...der es bedürfte? Ja, dann! Aber das iſt mein Fall nicht. Ihr Freund iſt großmüthig. Ueberfluß annehmen, von wem es auch ſey, iſt, das fühle ich, Erniedrigung. Laſſen Sie uns nicht über einen Punkt ſtreiten, worin Sie und Ihr Freund mir ſchon im Voraus Recht gegeben haben. Die Art, wie ich dieſe Summe erhalten ſollte, zeigt ja deutlich, daß Sie Beide fühlten, ich dürfe ſie nicht annehmen. Nein, mein Herr, die Theilnahme, die mir Ihr Freund immer gezeigt hat, rührt mich. Sagen Sie ihm, daß ich dieſen Augenblick nie vergeſſen werde, ob ich ihn gleich durch Verweigerung betrüben muß. Ich empfinde das Edle ſeiner Abſicht mit inniger Dankbarkeit. Doch annehmen darf ich nicht, gewiß nicht." (Sie war ſehr bewegt; in ihren Augen ſchimmerte eine ſanfte Thräne.) „Es thut mir weh, daß ich ſeinen Wunſch nicht erfüllen darf. Aber ich leide nicht Mangel, gewiß nicht. Ein Frauenzimmer, und die Genügſamkeit, bedürfen ja wenig." — Sie drang mir die Papiere auf.

Ich nehme ſie zurück. Aber, gutes, edles Mädchen, wenn Ein Wunſch Ihres Herzens unbefriedigt bleiben müßte, wenn — auch nicht die mindeſte Sorge müſſen Sie durch Mangel an dem armſeligen Golde haben — dann — Er oder ich! Seyn Sie meine Tochter, Marie, oder ſeine Schweſter! — In dieſem Falle — den die ewige Gerechtigkeit von Ihnen abwehren möge! — kränken Sie Ihre Freunde nicht ſo bitter, freiwillig eine Sorge zu tragen, die Ihnen ſo leicht abgenommen werden konnte. (Sie verbeugte ſich mit einem himmliſchen Lächeln.) Geben Sie mir die Hand darauf; für dieſen Fall. Seyn Sie meine Tochter, Marie. Ihr Vater wird Sie nicht weniger lieben, als Ihre anderen Freunde.

Lieber Herrmann, ich weiß nicht, was an dieſem Mädchen mich ſo ergriff, ſo feſt, ſo innig an ſie band. Ihre Schönheit war es nicht; ich habe ſchönere Mädchen geſehen. Ihre Verlaſſenheit auch nicht; denn ſie trug den Schmerz, wie einen Schmuck, wie eine Krone. Die reine, edle, ſchöne Seele war ein Paar Worte ſagen, welche die Höflichkeit forderte; dann ging er unter einem Vorwande ſogleich allein die Allee auf und nieder, um ſich zu erholen. Er fühlte ſogar eine Art von Haß gegen den Baron in ſeiner Seele aufwallen; und das brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt. Nun blieb er an einer Laube ſtehen, legte die Hand vor die Stirn, und ſagte halb laut vor ſich, mit trauriger, doch feſter Stimme: „ſoll ich darum haſſen, weil ich nicht geliebt werde? ... Nein!“ ſetzte er mit Thränen in den Augen hinzu. — Nein! nein! wiederholte eine traurige Stimme dicht bei ihm. Er ſah auf, und Iglou ſtand in der Laube. Sie legte die Hand auf die Bruſt, als wollte ſie ihr Herz zerdrücken. „Wer biſt du?“ fragte Hilbert, und betrachtete den Mohren. —

Ich bin ..., unglücklich; mein Herz wird brechen. Du weinſt auch!

Hilbert zitterte vor dem Tone, mit dem der Mohr das ſagte. „Aber was fehlt dir, armer Knabe?“ fragte er, und faßte Iglou's Hand. Sie warf einen Blick die Allee hinab auf den Baron, der Emilien umfaßte, ſchüttelte ſanft den Kopf, lächelte, und ſagte: ach, es, die mich zu ihr hin zog. Ein unwiderſtehliches Gefühl von Wehmuth, von Liebe, von Vertrauen, ergriff mich bei dem Anblicke der auf mich gehefteten ſchönen großen blauen Augen, die voll Thränen ſtanden. Ich faßte ihre Hand, und hielt ſie feſt zwiſchen meinen Händen. Liebe Marie, ſagte ich, und meine ganze Seele ſprach in den Worten — ich könnte Sie fragen: wo biſt du ſo lange geweſen, meine Tochter? Wie haſt du deinen Vater ſo lange allein laſſen können? deinen Vater, der dich ſo herzlich liebt? (Sie ſchwieg, und ſchlug die Augen nieder.) Ihr Herz fühlt nichts, ſagt nichts, bei dem Erguſſe einer rein menſchlichen Liebe? Es muß in Ihrem Herzen etwas ſeyn, das meine ſo innige Empfindung rechtfertigt.

Sie hob das Auge wieder zu mir auf, und lächelte, doch ein wenig ungewiß. „Sie waren Bärburgs Lehrer. Ich glaube jetzt, daß ich Sie, auch wenn ich Ihren Nahmen nicht wüßte, erkannt haben würde."

Ich war Bärburgs Lehrer, und bin ſein Freund. Seyn Sie meine Tochter, Marie, in dem ganzen heiligen Sinne dieſes Wortes!

Hier ſagte ſie leiſe, mit niedergeſchlagenen Augen: „mein Vater!" Sie ſagte es mit ungewiſſer Stimme; doch in ihrer Seele — das fühlte ich — war nichts Ungewiſſes, nichts Zweifelndes. Ich nahm ſie an mein Herz, küßte ſie auf die Stirn, und ſagte: mein Kind, meine liebe, theure Tochter! — Noch immer wurde es ihr ſchwer, ſich in das neue Verhältniß zu finden. Doch, als ich mein ganzes Herz vor ihr aufſchloß, da öffnete ſich auch das ihrige kindlich an meiner Bruſt: das reine, edle, große Herz eines Engels an der Bruſt des glücklichen Vaters. Ja, Herrmann, ſie iſt ein Engel. Wer kann das beſſer wiſſen, als ich, dem ſie in der unſchuldigſten Kindlichkeit ihr Herz eröffnete? Nun iſt Ihr Wunſch erfüllt, lieber Herrmann. Marie ſteht unter dem Schutze eines Mannes, der ſie in jedem Falle vor Mangel ſichern kann. Ich ſchicke Ihnen Ihre Wechſel zurück. Nur das Eine kann ich Ihnen noch ſagen, daß Marie Sie hochachtet, weil Sie Ihre Pflicht erkannten und thaten!

Herrmann an Schmidts.

Grundleben.

Schmidts, Sie haben alle Wunden meines Herzens wieder aufgeriſſen! Bei dem Leſen Ihres Briefes wollte ich zu ihr eilen; vor ihr niederfallen, und ſie bitten, mein zu ſeyn. Ihr Vater iſt mein Freund, und auch mein Vater, rief ich laut. Doch der Schluß Ihres Briefes erſtickte die glühenden Wünſche, die hervorbrechende Flamme, das aufwallende Leben, und ich verſank wieder in den finſtern Abgrund der Troſtloſigkeit, der dumpfen Reſignation, des — deſſen, was Sie ja meine Pflicht nennen!

Ja, es iſt jetzt meine Pflicht; vor drei Monaten noch nicht: da war es meine Pflicht, mir das froheſte Leben, die ſeligſte Hoffnung, eine Ewigkeit voll Wonne zu verſchaffen. Und warum nicht auch jetzt? O, Schmidts! bindet nicht das Herz mehr, als der Mund?

die Liebe mehr, als ein Verſprechen? Kann nichts einen Irrthum wieder gut machen, nichts ein flüchtiges Ja zurücknehmen? O, war ich nicht auch Marien Treue ſchuldig? Warum denn allein meiner Couſine? – Doch, Schmidts, ich erkenne meine Pflicht, und will ſie erfüllen. Nur, ſchreiben Sie mir nicht wieder! Sie gießen Gift in meine Wunden, und vernichten meine Vorſätze.

O, Sie glücklicher Mann! Leben Sie wohl!

In Schmidts Briefe ſtand nicht die Hälfte von dem, was er wußte; denn Marie hatte dem Manne, aus deſſen Augen die ruhigſte Weisheit und die gutherzigſte Treue hervorleuchteten, wirklich ihr ganzes Herz eröffnet. Selten konnte ein Menſch nur eine Stunde mit Schmidts beiſammen ſeyn, ohne ſogleich das größte Zutrauen zu ihm zu faſſen. Er verſtand die Kunſt, ſich gleich weit von abſtoßender Höflichkeit und erkünſtelter Wärme zu erhalten, und erregte irgend ein

Menſch ſeine Theilnahme, ſo entging ihm deſſen Herz gewiß nicht. Bei Marien fing er mit ſeinem Vertrauen an, und ſchilderte ihr den ganzen Zuſtand von Herrmanns Herzen. Sie hörte das mit Ergebung; denn der Gedanke, daß dem Unfalle vielleicht noch abzuhelfen wäre, kam gar nicht in ihre Seele. Sie geſtand dem väterlichen Schmidts ihre Liebe, doch nicht eher, als bis er ihr geſagt hatte, daß Herrmanns Verbindung mit Minetten durch nichts zu trennen wäre. Und ihr Geſtändniß war noch überdies ſo weiblich ſchön! Nur heiße Thränen verriethen ihre Liebe; ihr Mund ſprach das Wort nicht aus. Noch mehr! Sie geſtand, eben ſo zart, daß ſie Herrmannen, von dem erſten Augenblicke an, da ſie ihn kennen gelernt, auch geliebt hätte.

Der weiſe, ruhige, väterliche Schmidts ſaß neben dem jungen Mädchen, auf ihre Erzählung horchend; und der ſchöne Ton ihrer Stimme brachte ſein Herz nicht minder in Wallung, als die rührende Erzählung ſelbſt. Er folgte mit ſeinen Blicken der Thräne, die ſich langſam unter ihrer Wimper hervordrängte und auf der ſchönen Wange zerfloß; er bewunderte den leichten Gang, mit dem ſie durch das Zimmer ſchwebte, den kleinen Fuß, deſſen Spitze er nur geſehen hatte; er konnte ſein Auge nicht von den ſchönen weißen Fingern abwenden, deren Grübchen in Karmin getaucht waren, und mitten in den rührendſten Erzählungen von ihrer Jugend horchte er doch auf die Athemzüge ihrer ſanft wallenden Bruſt.

Ich bin ein Thor, ſagte er zu ſich ſelbſt, als er wegging, oder doch auf dem Wege einer zu werden. Habe ich ſie nicht betrachtet, wie ein Mahler, dem ſie ſitzen ſoll? — Immer hatte er die liebliche Geſtalt wieder vor Augen, und ſogar ſeine Träume ſtörte ſie. Ich bin, dachte er, beinahe vierzig, und Marie höchſtens achtzehn. Könnte ich mich wohl thörichter betragen, wenn ich noch eben ſo jung wäre, wie ſie? Er ſpottete über ſich ſelbſt; doch eine unbekannte Gewalt zog ihn wieder zu Marien hin. Nach einigen Tagen verließ er Ronnbergen; aber nicht auf lange

Zeit. Nun machte er ſogar Plane, Marien zu ſeiner Schweſter zu bringen, oder ſich einige Zeit in Rennbergen aufzuhalten. Er ſchrieb an Herrmann, und, ohne daß er ſelbſt es merkte, hatte er beinahe ganz beſtimmt geſagt: Mariens Liebe zu Herrmann ſey nur ein Wohlwollen, das eine kurze Zeit wieder in die Gränze des Anſtandes bringen werde. Als er den Brief überlas, lächelte er über ſich ſelbſt, und zerriß ihn; doch ein zweiter, den er ſchrieb, enthielt wieder eben das. Sollte man nicht glauben, dachte er lächelnd, ich ſelbſt liebe das junge Mädchen, deſſen Vater ich bin?

Hätte er Minettens großmüthigen Plan gekannt, er würde nicht gelächelt haben. Sobald ſich Minette mit ihrer Freundin allein ſah, fiel ſie ihr, faſt mit lautem Schluchzen, um den Hals. Sie war in großer Bewegung; jetzt, in dem Augenblicke, da ihr Entſchluß zur That werden ſollte, fühlte ſie wieder die Größe ihres Opfers. Es koſtete ihrer Freundin Mühe, nur zu verſtehen, was ſie wollte.

Du? ſagte dieſe. Du kannſt ja von deinem ſeltſamen Plane nicht einmal reden, ohne vor Schmerz zu ſterben; und du wollteſt ihn ausführen? Arme Minette!

„Ich werde ſterben, das weiß ich; aber ich führe ihn aus, und du, du mußt mir helfen."

Was iſt denn dein Plan? Sterben, das hab' ich gehört; deinen Herrmann glücklich machen, und ſterben. Wie denn ſo? Laß doch hören! Aber — du kennſt mich. Ich bin die Weisheit ſelbſt, und wenn du bloß ein Schauſpiel für deine Eitelkeit aufführen willſt, ſo . . .

„Nein; er ſoll Marien haben. Ich will ihn ihr abtreten. Er liebt ſie, ſie ihn; ich bin die Unglückliche!"

Die Freundin machte Einwendungen; doch Minette blieb bei ihrem Vorſatze. Nun denn! ſagte jene; ich glaube, du haſt nicht Unrecht. Wenn du Stärke genug hätteſt, deine Liebe und deinen Schmerz für vergänglich zu halten; dann wäre es leicht gethan.

Minette fiel ihr um den Hals: „Wie? o, wie!"

Wie? Auf hundert Arten läßt es ſich machen. Zum Exempel, du ſchreibſt an Herrmann: er wäre bei jener Unterredung in der Nacht — die ich übrigens ein wenig unbeſonnen finde, mein Kind — da wäre er nicht aufrichtig geweſen. Du könnteſt dich unmöglich entſchließen, mit einem Manne zu leben, der dein Vertrauen nicht geehrt hätte.

„Und was weiter?" fragte Minette, ein wenig beſtürzt.

Nun, daſſelbe ſchreibſt du auch an deine Mutter, und erklärſt gerade heraus, du wolleſt Herrmannen nicht.

„Sie werden mich eine empfindliche, eigenſinnige Närrin ſchelten, wenn ich ſeinen Edelmuth für Falſchheit erkläre."

Mögen ſie das, liebes Kind; deſto beſſer! Deine Mutter wird dir antworten: Minette, du biſt eine Närrin. Dann ſagſt du: ich will lieber eine Närrin genannt werden, als unglücklich mit einem Manne leben, der meine Achtung, meine Liebe verloren hat. Herrmann wird das nicht glauben, und ſelbſt hierher kommen, wenn er auch wünſchet, daß du bei deinem Entſchluſſe bleiben möchteſt. (Hier ſeufzte Minette tief.) Er wird dir zu Füßen fallen, ſich verſchwören, verwünſchen, kurz, tauſend Thorheiten treiben. Dann, liebe Minette, werde ich ja ſehen, ob es dein Ernſt iſt, deine Nebenbuhlerin und deinen Liebhaber glücklich zu machen. So wie er auf die Kniee fällt, ſchlägſt du ein lautes Gelächter auf. Dann ſagſt du ernſthaft: mein Herr, Sie hätten ſich dieſe Scene erſparen können; ich liebe keine Theater-Auftritte im wirklichen Leben. Fängt er an zu fluchen (denn, Minette, die jungen Herren können ſogar ihr Glück übel nehmen, wenn ihre Eitelkeit dabei beleidigt wird); — fängt er an, wie der Held in einem Trauerſpiel zu ſchreien und zu toben — ſo ſagſt du trocken: das hat noch gefehlt, mein Herr! Sie werden noch machen, daß ich meine ehemalige Liebe zu Ihnen lächerlich finde. Nun wird dein ſtolzer Vetter böſe, das weiß ich; und dann haſt du ihn. In der Hitze wird er ſeine Worte nicht abwägen, und etwas von Wankelmuth, von da ſich! — Mit dieſen Worten riß ſie ſich von ihm los, und ſtürzte in das Gebüſch.

Das arme, unglückliche Mädchen liebte den Varen mit der heißen Gluth des Himmels, unter dem ſie geboren war. Und das konnte faſt nicht anders ſeyn. Man hatte ſie aus ihrem Vaterlande, aus den Armen ihrer Schweſter weggeriſſen, von allen Menſchen, die ſie liebte, getrennt, zu einer harten Knechtſchaft verdammt; nun fühlte das arme Mädchen ſich ganz verlaſſen, und ihr Herz voll heißer Liebe zerbrochen. Alle Menſchen, denen ſie ſich näherte, verachteten, verabſcheuten und mißhandelten ſie. Dadurch bekam ihr Herz, das zur heftigſten Liebe oder zum tödtlichſten Haſſe geſchaffen war, eine Bitterkeit, die an ihr ſelber nagte. Der Varen war der erſte, der ſie wieder mit Menſchlichkeit behandelte, alle Wunden ihres Herzens heilte, und ſie an ſeine Bruſt aufnahm. Sie fühlte dafür unbeſchreibliche Dankbarkeit; und dieſe Dankbarkeit mußte in einem ſo heißen Herzen bald Liebe werden. In der ganzen Welt war Flaming der einzige Menſch, an dem ihre Hoffnung ſich hielt, die Quelle, aus der ihre Geübler Laune oder Eitelkeit ſagen. Dann ſtehſt du auf — ſitzen mußt du vorher in der ganzen Scene, weil man ſitzend viel kälter bleibt, als ſtehend — alſo, dann ſtehſt du auf, und ſagſt, über die Schulter weg, und die Naſe rümpfend: jetzt, mein Herr, ſind Sie mir verächtlich. Nun beklagſt du dich bei deinen Eltern über ſeine Grobheit, und, wenn du kannſt, in einem derben Tone. Man wird ihm den Brief zeigen. Vielleicht macht er noch einen Verſuch; dann aber ſagſt du: jetzt, mein Herr, kann doch wohl ſonſt nichts, als das Vermögen, das ich zu hoffen habe, Sie anreitzen, meine Hand noch ferner zu wünſchen! Und damit iſt das Spiel zu Ende. Er wird gehen, ſchmollen, in vier Wochen ſeine Verbindung mit der Mamſell Marie, oder, wie ſie heißt, erklären, und glücklich ſeyn. Sieh, das iſt ein Plan, der gar nicht mißlingen kann.

„O, du kennſt dieſe Marie nicht; ſie wird ihn ausſchlagen!“ ſagte Minette mit finſtern Blicken.

Sey du nur erſt von ihm los; für das

Uebrige laß dann die Natur und ihn ſorgen. Ich ſtehe dir dafür, ſie werden ein Paar.

Minette ſchwieg, erröthend, ein wenig ſchmollend, ohne daß ſie wußte, ob mit ihrem Schickſal, oder mit ihrer Freundin. Endlich fragte dieſe: was iſt denn dein Plan?

„Der war zum mindeſten ein wenig feiner, ſchöner, — menſchlicher, möchte ich ſagen.“

Laß doch hören! Sicherheit iſt die Hauptſache bei einem Plan. Nun, laß doch hören!

„Wir ſind hier nahe bei Ronnbergen. Wenn wir nun Marien beſuchten? Ich wollte ihr ſagen, daß ich ihrer früheren Liebe mein Glück zum Opfer bringe. O, wenn ich es ihr nur ſo ſagen könnte, wie ich es geträumt habe! Aber du lachſt ſchon, und ſo ſchweige ich lieber.“

Du ſagſt alſo: „Marie, nehmen Sie ihn; ich will ſterben!“ Sie ſagt: „nehmen Sie ihn, edle Seele! laſſen Sie mich ſterben!“ Dann ſagſt du das wieder, dann ſie wieder, wie zwei Hähne, die den langen

Hals mit den geſträubten Federn gegen einander ausſtrecken, eine Stunde ſo ſtehen, und endlich einander verlaſſen, ohne daß man weiß, was ſie gethan oder gewollt haben. Dann kommt Herrmann, und ruft: „o, ihr großmüthigen Seelen! mich laßt ſterben!“ Und am Ende wirſt du denn wohl, da deine Verlobung öffentlich erklärt iſt, den Sieg davon tragen. Du möchteſt gern, daß Herrmann ſagte: „wie großmüthig iſt Minette!“ Aufgeben willſt du ihn nicht, aber doch ſo thun, als wollteſt du es: nicht wahr? Kind, dazu biete ich meine Hände nicht; das läuft auf eine hübſche Scene hinaus, deren Ihr euch alle drei im Herzen ſchämen müßt. Nein, wie ich geſagt habe: ein Brief, ein Zank, eine tüchtige Beleidigung, und ein Bruch; die Heirath wird ſich dann von ſelbſt finden. — Aber, liebſte Minette, weine nicht! Auch du kannſt ja Herrmanns Frau werden; und — glaube mir, Kind, er hat es gerade eben ſo gemacht, von Marien los zu kommen, wie ich dir rathe, daß du es machen ſollſt. Trotz deinen Bitten, deinem rührenden Flehen, bleibt er dabei, daß er dich liebt. Sieh, es iſt ſein Ernſt, dir nicht Unrecht zu thun und dich glücklich zu machen. Du kannſt mit ihm glücklich ſeyn, wenn du nur willſt.

Minette verbarg ihren Unmuth und ihren Schmerz an der Bruſt ihrer Freundin; denn ob ſie gleich entſchloſſen war, ihre Anſprüche an Herrmann aufzugeben, ſo wollte ſie doch nicht auch das Anrecht auf ſeine Bewunderung verlieren. Sie trug nun Lucien (ſo hieß die Freundin) ihren Plan, Herrmannen ihrer Nebenbuhlerin ſelbſt zu geben, noch einmal vor.

Lucie ſchüttelte den Kopf. Wenn die Marie das iſt, wofür du ſie hältſt, ſo giebt es, wie geſagt, eine hübſche Scene für einen Mahler, für einen Dichter: aber eine Hochzeit kommt nicht heraus; oder das Mädchen müßte viel, viel ſchlechter ſeyn, als du ſie beſchreibſt: und da wäre es denn doch um den guten Herrmann Schade!

„Ueberhaupt," ſagte Minette, „ſollten wir doch das Mädchen kennen lernen, für das ich ſo viel zu thun entſchloſſen bin."

Das könnten wir wohl. Nur muß — Lucie pochte Minetten auf die Bruſt — das Herzchen hier nicht mit dem Kopfe davon laufen, wenn wir ein Mädchen finden, das nicht ganz gewöhnlich iſt. Ich muß dir nur ſagen: ſie macht in Romsbergen ſchon Aufſehen. „Die ſchöne Fremde!“ ſo heißt ſie dort allgemein. Ihre Bekanntſchaft wäre ganz leicht zu machen, wenn ich mich hier auf dieſes Köpfchen verlaſſen dürfte. So viel ich merke, hat Marie (was auch ganz natürlich war) deinen Herrmann aufgegeben, und zwar recht in aller Form: denn Herrmann, der gar nicht übel Luſt hatte, den Faden wieder anzuknüpfen, verlor alle Hoffnung: und das will von einem Mädchen viel ſagen! Aber, Minette, eben dieſes Mädchen laſſe ich nun auch nicht necken.

„Wer will das! O, mein Gott! wer?”

Du, mein Kind Sie hat alle Hoffnung auf den Mann, den ſie liebt, rein hingegeben, weil er verlobt iſt. Nun willſt du ihr entgegentreten — allerdings wie ein guter Geiſt — und ihr ankündigen, daß ſie glücklich ſeyn ſoll. Eine Hoffnung gar nicht faſſen, iſt leicht; doch eine gefaßte Hoffnung aufgeben, ſchwer. Du willſt ihr ſeyn, was die Hexen für Macbeth waren: ſeine Verderberinnen. Nein, das Spiel einer gutmüthigen Schwärmerei ſoll und muß ſie nicht werden.

„Liebe, beſte Lucie, das ſoll ſie auch nicht! Ich ſchwöre es dir bei dieſem wunden Herzen! Ja, du haſt Recht. Aber verſprich mir, daß ich ſie ſehen ſoll. Dann, dann — o, wenn du es billigſt, ſo werde ſie ſein, und kenne die Hand nicht, die ſie glücklich machte!" — Beide Mädchen waren jetzt in der edelſten Begeiſterung der Tugend, und warfen ſich einander in die Arme. Minette erhielt das Verſprechen, daß ſie ihre Nebenbuhlerin ſehen ſollte.

Lucie war ein Mädchen von feſtem, großem Charakter, anſcheinend hart, doch von weichem Herzen und der ſchönſten Menſchlichkeit. Sie kannte Marien ſchon, da ihr Wohnort ganz nahe bei Ronnbergen lag, und hatte mit ihr ſogar eine Art von Freundſchaft geſchloſſen. Jetzt ſagte ſie: ich kenne Marien; ſie iſt ein ſehr edles Mädchen. — Nun erzählte ſie, wie ſie mit Marien bekannt geworden, und daß ſie Beide ſchon Freundinnen wären.

„O Gott! und ſie hat dir ihre Liebe geſtanden?“

Nein, Minette. Ein edles Mädchen redet nicht von einer Liebe, die unrecht iſt. Sie hat mir nicht einmal geſagt, daß ſie Bärburgen kennt. Das habe ich erſt jetzt von dir erfahren. Aber von dir hat ſie geſprochen, und — hu! wie roth du wirſt! — mit einem Intereſſe, das ich mir jetzt wohl erklären kann. Wenn ich bedenke, Minchen, wie ſie von dir ſprach, auf welche Weiſe — ſie iſt gewiß ein ſehr edles Mädchen!

„O, erzähle! erzähle!“

Lucie erzählte ſehr ausführlich. Da war aber auch nicht die mindeſte Anſpielung auf Liebe, keine Spur von Tadel oder Neid. Minette zerfloß in Thränen, und verlangte nun um ſo dringender, Marien kennen zu lernen. Die beiden Freundinnen fuhren ſchon am folgenden Tage zu ihr, nachdem Minette noch einmal verſprochen hatte, daß ſie ſich durch nichts verrathen wollte. Minette hieß Hannchen, und war Luciens Couſine. Als ſie ſich dem Hauſe näherten, worin Marie wohnte, pochte Minettens Herz in heftigen Schlägen; ihre Wangen glüheten, ihre Augen braunten, ihre Hände zitterten, ihre Sprache ſtockte. — Siehſt du, ſagte Lucie, wie gut es iſt, daß ich dich einen Schleier nehmen ließ? Dein Geſicht glühet ja durch den Flor! —

Marie empfing die beiden Mädchen mit holder Freundlichkeit, und Minette konnte den Blick nicht wieder von dem lieblichen Geſichte abwenden. Die Verwandte ſchlug einen Spaziergang in ein nahes Wäldchen vor. Lucie ging mit ihr; Minette blieb mit Marien ein wenig zurück. Sie wollte ſich Muth machen; doch das war nicht möglich, da ihr Herz in Wehmuth und Sehnſucht zerfloß. Sie hielt Mariens Hand in der ihrigen, und drückte ſie von Zeit zu Zeit.

Marie, die bisher von gleichgültigen Sachen geredet hatte, wurde endlich aufmerkſam. Sie ſah ihre Begleiterin an, und bemerkte, daß der Schleier vor dem Geſichte derſelben ganz feucht war. „Was iſt Ihnen?“ fragte ſie, mit einer Stimme, die ganz Liebe und ſchon ein freundlicher Troſt war.

Lucie hatte auf dieſen Fall gedacht, und eine kleine Fabel erfunden, die Minette erzählen ſollte. Dieſe hob ihr Mährchen an; Lucie hörte es, miſchte ſich nun in das Geſpräch, und beſtätigte, was Minette ſagte. Jetzt umfaßte Marie Minetten mit neuer, noch ſchönerer Liebe, und zeigte ihr Mitleiden ſo fein, ſo zart, daß die Letztere ihr nicht länger widerſtehen konnte, und ihr, mit Scham und Sehnſucht, mit liebevoller Begeiſterung und inniger Betrübniß an das Herz fiel. Marie ſchlug in dem Wäldchen einen Seitenweg ein. So kamen beide Mädchen an ein geheimes Plätzchen, das drei große Buchen beſchatteten, und wilde Roſen umgaben.

Als ſie ſich hier geſetzt hatten, ſagte Marie ſanft: „laſſen Sie Ihre Thränen fließen. Auch mein Auge hat Thränen!"

O, wer könnte einen ſolchen Engel betrüben wollen? (Minette drückte die heiße Wange an Mariens Buſen.)

„Wer Sie betrübt hat," antwortete Marie wehmüthig lächelnd und gen Himmel blickend: „das Schickſal."

Und welcher Kummer ...? fragte Minette, gegen die Abrede, weil ſie mit Gewalt in Mariens Herz dringen wollte.

Marie antwortete ſanft: „Sie dürfen guten Menſchen ſagen, was Ihr Kummer iſt; ich aber — und das iſt hart! — habe nicht einmal das Recht, von meiner Betrübniß zu reden." Sie brach ab, verſank aber nun in eine ſo ſtille, geduldige Schwermuth, daß Minette ihre Augen nicht von ihr abwenden konnte.

Ihr Unglück wird nicht ewig dauern, hob Minette nach einer Pauſe wieder an. Marie ſchlug die Augen wieder auf, und lächelte dankbar, doch ohne zu antworten. Nun drang Minette mit den rührendſten fühle Nahrung ſogen. Er hatte ſogar ihre Liebe mit erfreulichen, entzückenden Hoffnungen genährt, ſie an ſeine Bruſt gedrückt, ſie geküßt, ſie unterrichten laſſen, ſie ſelbſt unterrichtet, und ihr die Freiheit geſchenkt. Durch das alles war ihre Leidenſchaft noch glühender geworden; ach, und nun ſah ſie ihn Emilien umfaſſen, hörte ſeine liebkoſenden Worte, ſah ſeine zärtlichen Blicke! Ihr Herz zerriß vor Eiferſucht und Verzweiflung.

Sie ging immer mit Thränen im Auge umher, ſuchte die Einſamkeit, und kehrte dennoch wieder zu dem Baron und zu Emilien zurück. Iglou, die unſere bürgerlichen Verhältniſſe nicht kannte, dachte nichts deutlich, am wenigſten daran, den Baron zu heirathen. Sie liebte ihn, nur, und wollte nur geliebt ſeyn. Haß gegen Emilien fühlte ſie bei ihrer Eiferſucht nicht, ſondern nur den Schmerz, daß Flaming etwas Anderes außer ihr lieben konnte. Dieſen ganzen Tag hatte er noch nicht ein Wort mit ihr geſprochen und ſich ſogar von einem Bedienten im Hauſe aufwarten laſſen. Er war den Morgen, den Mittag, den Nachmittag bei Emilien geweſen, Liebkoſungen immer näher an ihr Herz. Marie fand das befremdend; doch rührte ſie ſo viele Innigkeit, und ſie betrachtete Minetten mit den Blicken der herzlichſten Liebe. Da legte Minette die Arme um ihren Hals, und ſagte mit Tönen der innigſten Zärtlichkeit: o, willſt du mich lieben, wie ich dich liebe? treu, feſt, ewig, bis zum Tode, mehr als das Leben? — Wie konnte Marie dieſen Tönen, dieſen Blicken, dieſer Umarmung widerſtehen! Ihr Herz pochte dem Herzen der neuen Freundin entgegen. „Ja, treu, feſt, ewig will ich dich lieben, du gutes, weiches, unglückliches Mädchen!"

Beide umarmten ſich, und ihre Lippen brannten auf einander. —

Soll ich dein guter Engel ſeyn? fragte Minette weiter.

Marie ſah ſie verwundert an; denn es war etwas ſo Feierliches in dieſer Frage, wie in dem ganzen Weſen des Mädchens. „Sey es, meine Freundin!"

Willſt du bei jedem Glücke, das dir begegnen wird, dieſes Augenblickes, dieſes

Kuſſes, dieſer Thränen, dieſes Herzens gedenken?

„Ich will!" ſagte Marie.

So nimm, fuhr Minette in hoher Begeiſterung fort, nimm, meine Geliebte, das Beſte, das Liebſte, was ich habe. (Sie zog einen goldnen Ring vom Finger, den ihr Herrmann bei ihrer Verlobung geſchenkt hatte.) Und will dir einſt Jemand, wer es auch ſey, einen Ring geben, ſo ſag: ich habe dieſen! Nimm ihn und ſchenke ihn mir! Er bedeutet Schmerz und Glück, Liebe und Liebe; nichts als Liebe! Willſt du ſo ſagen?

Marie trat befremdet, erſtaunt, zurück. „Soll ich nicht erſt erfahren, was das alles bedeutet? Deine Schwärmerei erſchreckt mich!"

Es bedeutet nichts, als daß ich dich liebe. O, zittre nicht vor einem Mädchen, das dich ſo innig liebt! Könnteſt du in mein Herz ſehen: auch du würdeſt mich lieben!

Marie umarmte ſie. „Ich will ſo ſagen."

Der Ring band mich einen Augenblick an ein unausſprechliches Glück. Ich gebe ihn dir, und unſre Liebe ſey ewig! Gott verleihe dir das Glück, das ich an jenem Tage empfand, und verleihe es dir auf immer! Und nun, Marie, meine Marie, bin ich fertig. Ich bin dein guter Geiſt, und wenn du glücklich biſt, erſcheine ich dir wieder. Denk an dieſe Stunde!

Jetzt kamen die beiden Andern, die ſie geſucht hatten. Lucie ſah an Minettens und an Mariens Blicken, daß hier etwas vorgegangen ſeyn mußte; doch hörte ſie bald an Beider Geſpräch, daß es keine Entdekkung war, wie ſie Anfangs fürchtete. Sie ging einen Augenblick mit Marien bei Seite, und dieſe ſagte: „Hannchen iſt eine liebe, holde Schwärmerin!“ Am Abend nahm Minette, zu Luciens Erſtaunen, auf immer Abſchied. „Dich aber ſehe ich wieder,“ flüſterte ſie Marien zu; und dieſe lächelte.

Nun? fragte Lucie neugierig, als ſie mit Minetten im Wagen ſaß.

„Sie iſt das werth, was ich für ſie gethan habe.“

Habe? habe? Was thatſt du denn?

„Sie iſt ſein! Ich habe ſie auf ewig mit ihm vereinigt. Sie hat ſeinen Ring.“

Du biſt eine kleine Schwärmerin! Was beweiſ't ein Ring? Sie kann einen Schrecken davon haben, wenn ſie die Buchſtaben bemerkt und ihre Bedeutung erräth. Da iſt dein Herz doch mit dem Kopfe davon gelaufen!

„Nun, Lucie, nun ſag' mir, was ich ihm ſchreiben ſoll. Du hatteſt Recht; aber auch ich hatte Recht. Jetzt thue ich, was du willſt.“

Nun iſt ja alles verdorben! Herrmann wird den Ring erkennen, wenn auch Marie die Buchſtaben nicht erräth.

„Es iſt ein einfacher Goldring mit einem H., und dem Tage unſrer Verlobung. Ich habe dafür geſorgt, daß Herrmann ihn erkennen ſoll, doch nicht eher, als bis es Zeit iſt.“

Lucie wollte nun Minetten den Plan, den ſie im Herzen billigte, ausreden, weil ſie ihrer Freundin die Stärke nicht zutrauete, die dazu gehörte, das Opfer mit Anſtand und Feſtigkeit zu bringen.

Minette lächelte. „Das Schwerſte iſt überſtanden. Ich liebe Marien, ich liebe ſie wahrhaftig. Jetzt ſage, was ich ſchreiben ſoll.“ Lucie wollte nicht; doch da ſie Minettens Ernſt ſah, gab ſie endlich nach, und Minette ſchrieb nun ihrer Mutter: nach reiflicher Ueberlegung ſey ſie entſchloſſen, ihre Verbindung mit Herrmann abzubrechen. Sie könne unmöglich ihre Hand einem Manne geben, der ſie bei den dringendſten Auffoderungen zu Offenheit habe täuſchen können. „Theure Mutter,“ ſetzte ſie hinzu, „ich habe alles Mögliche verſucht, das ertragen zu wollen, weil dieſe Verbindung Ihr und meines guten Vaters Wunſch iſt; aber ich kann nicht. Ich liebte ihn, doch jetzt nicht mehr. Es wäre mein Unglück, wenn ich ſeine Gattin werden müßte.“

An Herrmann ſchrieb ſie daſſelbe; doch bei dieſem Briefe ſtritt ſie ſich mit Lucien faſt über jeden Ausdruck, weil ihr jeder zu hart ſchien. Bedenke doch nur, Minette, ſagte Lucie, daß du mit jedem harten Worte ein Glied der Kette zerſchlägſt, womit er an dich gefeſſelt iſt! Dann aber traten immer Thränen in Minettens Augen. Sie brachte lange an dem Briefe zu; doch endlich wurden beide geſiegelt. Der Bote war beſtellt, und ſtand ſchon draußen vor dem Zimmer. Lucie hielt die Briefe hoch, und ſagte ernſt: noch iſt es Zeit! Wenn du fühlſt . . .

„Ich fühle, daß du mich für ein Kind hältſt. Er liebt Marien; ſie liebt ihn. Ich verſprach Marien, ihr guter Geiſt zu ſeyn; ſoll ich nun wie ein böſer Dämon zwiſchen die Herzen der Liebenden treten? ſoll ich, ich! die Hand eines Mannes ſtehlen, der mich nicht liebt?"

Lucie küßte Minetten, gab die Briefe dem Boten, und ſagte dann: dein Schickſal iſt nun entſchieden.

„Es war ſchon vorher entſchieden — in dem Herzen jedes beſſeren Menſchen!" erwiederte Minette mit frohem, ſtolzem Muthe. —

Als die Briefe in Grundleben angekommen waren, ging Frau von Sonnenſtein zu Herrmann, und fand ihn ſehr beſtürzt, mit Minettens Briefe in der Hand.

„Was iſt das!“ ſagte er. „Das iſt ein Geheimniß, deſſen Quelle ich nicht kenne. Ich wollte tauſendmal darauf ſchwören, das habe Minette nicht geſchrieben.“

Die Mutter war ſo erſtaunt, wie Herrmann ſelbſt. Aber der Ton! ſagte ſie; der feſte ſichere Ton, mit dem ſie die Verbindung zerreißt!

„Eben der, Mutter, eben der! Die Worte ſchrieb Minettens Hand; doch, glauben Sie mir, nicht Eins kam aus ihrem Herzen. Ich will hinüber; und Sie ſollen ſehen, daß ich ſie an meiner Hand mitbringe. Gewiß iſt es nichts als ein Anfall von übler Laune.“

Aber ſie beruft ſich auf ein Hintergehen ihres Vertrauens. Was iſt denn das?

„Nichts, als eine Laune, nicht einmal Eiferſucht. Oder — vielleicht ſoll es wohl gar nur ein Scherz ſeyn.“

Ein Scherz? In der That, den würde

ich nicht gut heißen. Ich begreiſe das Mädchen nicht. Aber reiſen Sie hinüber, und bringen Sie Minetten mit.

Der Wagen wurde angeſpannt, und Herrmann fuhr, mit dem aufrichtigſten Wunſche, Minetten zu beruhigen, zu ihr hin.

Die beiden Mädchen ſahen von weitem den Wagen. Lucie erkannte durch das Fernrohr Herrmannen, und ſagte lächelnd: da iſt der Verſucher!

Minette ward blaß. „Verleugne mich!"

Du mußt ihn ſprechen, um ſein, um dein ſelbſtwillen, erwiederte Lucie ernſt. Biſt du entſchloſſen, dein Opfer zu bringen, ſo bringe es mit Anſtand. Können dich ſeine Bitten, ſeine Liebkoſungen erſchüttern, ſo hätte dich früher oder ſpäter dein eigenes Herz beredet.

„Ich will! — Denn muß ich nicht, Lucie? . . . Ihm entſagen! auf ewig ihm entſagen! O! — Doch, ich will."

Sie ſpielte die ſchwere Rolle, welche ihr Lucie vorgeſchrieben, Anfangs mit ſtarkem Muthe, mit mehr Standhaftigkeit, als ſie ſich ſelbſt zugetrauet hatte. Doch länger hätte auch der gewaltſame Kampf mit ſeinen Liebkoſungen und Betheuerungen, ſogar mit ſeinen Vorwürfen, und mit ihrem eigenen Herzen, nicht dauern müſſen; ja, ſie würde erlegen ſeyn, wenn nicht der ruhige Blick, den ihre Freundin unabläſſig auf ſie heftete, ſie kräftig unterſtützt hätte.

„Ich will nicht unterſuchen, Couſin," ſagte ſie ihm mit einer ſehr gut erkünſtelten Kälte, „woher die Täuſchung floß, in der Sie mich in jener Nacht erhielten, als ich Sie ſo rührend um Vertrauen bat. Es mag Mitleiden mit mir, Großmuth von Ihnen geweſen ſeyn; genug, mir ſcheint es Verachtung. Ich weiß ſehr wohl, Couſin, daß ſich Ihr Herz wieder zu mir wenden könnte: doch Ihre Achtung hätte ich jetzt unwiederbringlich verloren; und wehe einem Mädchen, das dem Mitleiden des Mannes, der Gewohnheit, der Zeit die Liebe abbetteln ſoll, die nur Achtung, Vertrauen dem Herzen als Gerechtigkeit abfodern müſſen!"

Ich ſchwöre Ihnen, Minette —

„Schwören Sie nicht, Herrmann; denn Sie würden dadurch meine Achtung verlieren. Nicht ich hatte Ihre Liebe, ſondern jene Marie. Ich rang um Ihr Vertrauen; und Ihr Mitleiden verſagte es mir. Sie ſprachen Ihr eigenes Urtheil. Es wird mir gar nicht ſchwer, Ihre Hand aufzugeben, da ich Ihre Liebe und Ihr Vertrauen nicht habe. Die Achtung des Mannes, den ich einmal liebte, blieb das Einzige, was Werth für mich hatte. Ich bitte Sie, ſeyn Sie ein Mann, damit mir Ihre Achtung werth bleibe.“

Sie gebrauchte die ſtärkſten Waffen gegen ihn; doch Herrmann kämpfte mit eben ſo ſtarken. Auf Erörterungen ließ er ſich nicht ein; er wollte ſie nicht überzeugen, ſondern riß ihr Herz mit der ſüßen Gewalt ſeines Flehens, ſeiner Zärtlichkeit, ſeiner gerührten Stimme an ſich, heftete wehmüthige Blicke auf ſie, beſchwor ſie, nannte ſie mit den zärtlichſten Nahmen, die er ihr in den Stunden der ſüßeſten Schwärmerei geohne die arme Iglou anzuſehen, ohne einen freundlichen Blick auf ſie zu werfen. Wie ſollte das ihr Herz ertragen? Sie ſaß, bald ſeufzend, bald wüthend, in der Laube, und ihre Leidenſchaft führte ſie auf ſeltſame Ideen. Wenn die Weiße nicht wäre, dachte ſie, und ſah mit ſtarren Blicken auf Emilien: — er würde mich nicht verlaſſen! ... O, wenn ich hier einen Giftpfeil hätte! Sie ſah Emilien fallen, ſterben, und — ſchlug die Hand vor das Geſicht. Tödten! dachte ſie nun; tödten, die er liebt? weil er ſie liebt? O abſcheulich! In dieſem Augenblicke ſagte Hilbert vor ſich: „ſoll ich darum haſſen, weil ich nicht geliebt werde? — Nein!“ Iglou ſprang betäubt auf, rief mit Thränen in den Augen: nein! nein! und eilte in das Gebüſch, ſich da ihrem Schmerz und ihrer Reue zu überlaſſen. Sie hatte ſchon über ein Jahr den beſten Unterricht gehabt, und ihr Lehrer unterrichtete ſie nicht bloß in der Lateiniſchen Sprache, ſondern bildete auch ihr für die Tugend geſchaffnes Herz.

Hilbert ſah Iglou'n nach, und begriff nicht, was ihr Ausruf bedeuten könnte. Er hielt gegeben, erinnerte ſie an alle die ſchönen Augenblicke der Vergangenheit, an alle die ſchönen Bilder, die ſie ſich von ihrer Zukunft gemahlt hatten. Minette fühlte die ſteigende Gewalt, die er nach und nach über ſie gewann. Schon wurden die Schläge ihres Herzens leiſer, und ihre Stimme milder; ſchon zerfloß ihr Auge in ſanfteren Thränen. Nun warf ſie ängſtlich einen Blick auf ihre Freundin, um in deren Augen zu leſen, ob ſie wohl nachgeben dürfe. Bewegungslos ſtand dieſe da, den ruhigen ernſten Blick auf Minetten geheftet; ihr Auge ſchien zu fragen: wie? du wankſt? Minette warf ſich ihr in die Arme, und ſagte ſchluchzend: „entſcheide du!“

Ich? erwiederte Lucie. Der Herr von Bärburg muß ſelbſt entſcheiden. Doch nur Vertrauen kann ſein und dein Herz retten. Nur das höchſte Vertrauen, Herr von Bärburg; das höchſte von beiden Seiten.

Lucie fühlte das innigſte Mitleiden mit ihrer Freundin. Sie ſah, daß dieſe nach und nach in dem Kampfe ermattete, und daß die Liebe ſiegte. Nun wünſchte ſie, daß Beide ſich wieder vereinigen möchten, und ſie glaubte in Ernſt, daß nur das höchſte Vertrauen von beiden Seiten das könnte. Minettens Bruſt flog vor Entzücken, als ſie Lucien wehmüthig lächeln ſah, und die neue Hoffnung aus ihrem Munde hörte. Herrmann ſtreckte ihr, wie ſeinem Schutzgeiſte, die Arme entgegen. O, rief er: retten Sie mir meine Minette! Ich will alles, alles!

Nun denn, ſagte Lucie eifrig: Sie täuſchten in jener Nacht Minetten; Sie liebten Marien, und — lieben Sie noch? — (Herrmann ſtand an; er fühlte, das dürfe er nicht geſtehen.) —

„Vertrauen, Herrmann; Vertrauen!" rief Minette, ängſtlich und freudig zu gleicher Zeit.

Herrmann ſagte ſtockend: ja, ich liebte ſie, und — ich liebe ſie noch.

„Er hat entſchieden!" ſagte Minette ſtolz, ſich abwendend.

Entſchieden? riefen zu gleicher Zeit Herrmann und Lucie, mit einer Bewegung nach Minetten. Dieſe wendete das glühende Geſicht zu ihnen. „Ich hoffe, Couſin, Sie achten, wenn auch nicht mich, doch mein Geſchlecht genug, um zu wiſſen, daß von dieſem Augenblicke an alle Verbindung unter uns abgebrochen ſeyn muß. Sie lieben mich nicht. Nach dieſem Geſtändniſſe kann ich unmöglich noch ein Wort von einer Verbindung mit Ihnen anhören. Wenn Sie mich nicht genug achten, um nunmehr ganz zu ſchweigen, ſo achte ich mich doch genug, um nichts mehr zu hören!" — Mit dieſen Worten ging ſie aus dem Zimmer.

Herrmann und Lucie ſahen einander erſtaunt an; doch begriffen ſie in demſelben Augenblicke, daß jetzt alles vorbei war. Minette ließ Herrmannen erſuchen, Grundleben bald zu verlaſſen. Er fuhr wie betäubt zurück. Aus dem Gemiſche von Hoffnungen, Schmerz und Scham konnte er nichts deutlich entwickeln. Das Einzige, was er dachte, war der Entſchluß, ſeiner Tante Sonnenſtein den ganzen Vorfall unverhohlen zu entdecken. Sie lächelte. „Lieber Neffe, Alles durften Sie ſagen, nur das nicht.“ — Er bat um Rath. — „Ich bin Minettens Mutter, und — eine Frau; ich kann Ihnen nicht rathen.“

Herrmann verließ Grundleben, bezog aber ein Landhaus in der Nachbarſchaft, mit dem Entſchluſſe, ruhig den Ausgang abzuwarten.

Minettens jungfräulicher Stolz war in ſeiner vollen Stärke erwacht; den größten Schmerz hatte ſie überwunden: was noch zu thun übrig blieb, war nur ein Spiel. Sie hatte ſogar in manchen bittern Stunden Herrmannen halb in Verdacht, daß ſein ganzes Benehmen nur Ziererei geweſen ſey, und ſelbſt gegen Marien war ſie mißtrauiſch. Um Gewißheit zu bekommen, ging ſie nach Nonnbergen; doch ſobald ſie nur Mariens reines Auge ſah, verſchwand ihr Argwohn gänzlich. — Bei einem Spaziergange in das Wäldchen brachte ſie durch eine ſehr natürliche Wendung das Geſpräch auf Bärburgen. Marie wurde ſchnell bewegt; doch nur einen Augenblick: dann ſetzte ſie die Unterredung mit der vorigen Ruhe fort. Minette nannte ihren eigenen Nahmen. Ohne alle Anſtrengung fiel Marie lobend ein; doch wurde ſie immer bewegter, als Minette bei dieſem Gegenſtande blieb.

„Wie iſt mir denn?“ ſagte Minette, mit dem Entſchluſſe, den Augenblick der Entdekkung herbeizuführen: „es ſcheint mir ja, als bewegte Sie dies Geſpräch, liebe Marie?“

So darf ich Sie, deſto zuverſichtlicher bitten, es zu endigen. Die letzten Augenblicke, die ich mit Ihnen habe, ſind mir zu theuer, als daß ich ſie an einen unnützen Schmerz verſchwenden möchte. Die letzten ſind es; denn übermorgen reiſe ich nach Holland ab.

„Uebermorgen?“ fragte Minette beſtürzt, und faßte Mariens Hand. „Uebermorgen? Ich glaube, von Ihnen ſelbſt gehört zu haben . . .“

Daß ich länger hier bleiben würde? Ja, das war meine Abſicht; aber eine ſtrenge Nothwendigkeit drängt mich. — Sie ſagte das ruhig und feſt.

„Und iſt nichts im Stande, Sie hier zu halten, Marie? nicht meine Liebe, nicht dieſes Herz voll Vertrauens?“ — Sie warf ſich an ihre Bruſt.

Ich muß! Nichts darf mich halten; ich muß.

„Und Bärburg,“ hob Minette auf einmal an, „iſt der Verlobte des Fräuleins Sonnenſtein! (Marie verbarg ihre Bewegung in einer Umarmung.) „Und was pocht denn dieſes Herz ſo ſchmerzlich, liebe Marie? Es pochen mehr Herzen ſo! Dieſe Braut — bin ich!“

Sie? rief Marie, und trat einen Schritt zurück; dann aber ſagte ſie zärtlich: Bärburgs Verlobte muß nur von der Wonne ihrer Liebe reden.

„Auch an dieſem Herzen, das ſo laut bei ſeinem Nahmen pocht? an dieſem Herzen, auf das die Entzückungen der ſeligſten Liebe warten?“

Fräulein, das iſt grauſam! ſehr grauſam! O, wenn ich von nun an nie einem Menſchen wieder traute: wer wäre daran Schuld?

„Ich nicht, Marie; Herrmann iſt dein!“

O, das iſt grauſam! rief Marie, die Arme emporſtreckend. Aber, hob ſie auf einmal mit ganz veränderterm Tone an: mein Fräulein, was giebt Ihnen das Recht, alles, was Sie wollen, von mir zu glauben? Nun ja, der Herr von Bärburg lernte mich kennen, und zeigte einige Neigung zu mir.

„Er liebt dich noch, theure Marie, er liebt dich noch. Ich weiß das aus ſeinem eigenen Munde.“

Von ihm ſelbſt? Sie haben mich ſo grauſam, ſo vielfach getäuſcht, mein Fräulein, daß es mir wohl erlaubt iſt, das zu bezweifeln. Er hat die Achtung jedes Mädchens verloren, wenn er Ihnen das ſagen konnte. Ich bitte Sie flehentlich, laſſen Sie uns abbrechen. Und hat er es Ihnen geſagt, ſo giebt Ihnen das kein Recht, mich in Ihre Sache zu verflechten. Mit Einem Worte, Fräulein: ich liebe den Herrn von Bärburg nicht.

„O Marie, verzögere den Augenblick des Glückes für uns Alle nicht! Ich habe ihn verloren, Marie; und du . . .“

Und ich? und ich? Fräulein, wenn Sie ihn ſo verloren haben, ſo müßte er auch mich verlieren, ſelbſt, wenn ich ihn geliebt hätte. Aber ich habe ihn nicht geliebt, und ich reiſe.

Hier näherte ſich Jemand, und Marie ſtand auf. Es war Schmidts, der Marien aufſuchte, und der, als er Minetten erblickte, in ſolche Beſtürzung gerieth, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Sie wundern ſich,“ ſagte Minette kalt, „Bärburgs Braut in der Geſellſchaft ſeiner Geliebten zu finden. Ich bitte Sie, Herr Schmidts, und Sie, Marie: hören Sie mich an. Was ich zu ſagen habe, ſind nur wenige Worte.“

Marie wollte nicht; doch Schmidts beredete ſie, zu hören. Minette erzählte die Begebenheit mit Herrmann ganz ruhig. Sie berief ſich auf deſſen Briefe an Schmidts, verſchwieg nicht, daß ſie Herrmannen geliebt hätte, und erzählte dann, wie er dahin gebracht worden wäre, ihr zu geſtehen, daß er Marien noch liebe. „Und nun, Herr Schmidts, frage ich Sie, habe ich ihn nicht verloren?“

Ich ſehe das noch nicht, Fräulein. Warum könnten Sie, die Sie ſo viel verzeihen wollten, nicht auch das noch verzeihen?

„Herr Schmidts, Sie verſtehen ſich auf das weibliche Herz nicht. Marie, Sie ſind ein Mädchen, wie ich. Er ſagte mir, daß er Sie liebt. Habe ich ihn nun nicht auf immer verloren? O, ſagen Sie: dürfte ich je meine Augen zu ihm aufſchlagen?" — (Marie ſchwieg, und ſah bebend zu Boden.) „Alſo ich habe ihn verloren. Und nun, Marie, wende ich mich zu dir. Willſt du mir die einzige Freude, die mir noch übrig bleibt, deine Hand in Herrmanns Hand zu legen — willſt du mir die nicht gönnen? Er wies mich ab; er erniedrigte mich. Soll ich mich nicht wieder aufrichten dürfen? Stolz darf ich wieder vor ihn hintreten, wenn ich ihm ſagen kann: nimm aus meiner Hand Marien; ſie liebt dich! Marie, willſt auch du mich verſtoßen, wie er?"

Nein, gewiß nicht! ſagte Marie herzlich, und ſie umfaſſend. Aber — Vertrauen gegen Vertrauen: ich liebe ihn nicht.

„Nicht?“ rief Minette aufſpringend. „Großer Gott! du liebſt ihn nicht? O, entſetzlich! Marie! Herr Schmidts! Wie! du liebſt ihn nicht?“

Ich liebe ihn nicht; und dadurch wird alles ganz anders. Meinen Sie nicht, Herr Schmidts? Jetzt haben Sie ihn nicht verloren, Fräulein!

„Gott Lob, Marie, daß du das hinzuſetzeſt! Ich habe ihn verloren; auf immer verloren. Du zwingſt mich, Marie! Ich will dir das größere Opfer bringen. In drei Tagen bin ich mit einem Manne verlobt, den ich nicht liebe. Ich habe ihn verloren; denn ich will es ſo. Vielleicht würde ich noch glücklich, Marie; du verlangſt aber, daß ich unglücklich ſeyn ſoll, und ich will es ſeyn. Dann ſchlage ſeine Hand aus, dann ſey er unglücklich, du und ich, wir alle! Du willſt es ſo.“

Fräulein, ſagte Marie ruhig, muß ich Ihre Sklavin ſeyn, weil Sie großmüthig ſind? Ich liebe ihn nicht. Habe ich nicht daſſelbe Recht, wie Sie, meine Hand einem ſie für einen Knaben von dreizehn oder vierzehn Jahren; und doch machte ihn der leidenſchaftliche Ton ihrer Stimme irre. Mit dem Entſchluſſe, ſeine Liebe aufzugeben, ging er wieder zu Emilien, und ſtellte ſich heiter, ſo viele Mühe es ihm auch koſtete. Nicht lange, ſo war er es wirklich, und er wurde es noch mehr, als er eine geraume Zeit mit dem Baron allein ſprach, und in jedem Worte ſeine Gutherzigkeit bemerkte, ohne zugleich etwas von ſeinen Thorheiten, zu denen das Geſpräch keine Gelegenheit gab, zu erfahren. Sie wird glücklich, dachte er, und drückte dem Baron die Hand. Er dankte dem Himmel, daß Emilie ſeine Liebe noch nicht wußte. —

Der Baron fand den jungen Hilbert, troz ſeinem dunkelbraunen Haare, ſehr liebenswürdig; denn Emilie hatte ihm eine ganze Stunde lang von deſſen edlem Charakter, den ſie nicht kannte, und von deſſen feinem Gefühle, an das ſie nicht glaubte, erzählt. Ihre Innigkeit hatte ſich dem Baron mitgetheilt; er umarmte daher Hilberten mit voller Seele, und bat aufrichtig um ſeine Freundſchaft.

Hilbert, der gern mit ſich ſelbſt Verſuche

Manne zu verweigern, den ich nicht liebe? Ich bitte Sie, edles, großmüthiges Mädchen, mir zu glauben.

„Es wäre ſchrecklich, wenn ich Ihnen glaubte: nicht wahr, Schmidts? Aber warum hätte ich denn das Gegentheil geglaubt? warum Herrmann ſelbſt? und warum Sie, Herr Schmidts? Nein, Sie lieben ihn. Doch — mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich bin in drei Tagen mit einem Manne verlobt, den ich nicht liebe. Dann reiſen Sie, Marie, und ſeyn Sie ſtolz auf eine Tugend, die uns Alle unglücklich machte! Ich bin ſo feſt entſchloſſen, wie Sie. — Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Schmidts."

Fräulein, ſagte Schmidts; und das iſt Ihr feſter Entſchluß?

„Feſt, wie der Sinn dieſes kalten Mädchens. Schrieb nicht einmal Herrmann etwas Aehnliches von ihr? Ja, jetzt erinnere ich mich. Sie beſtraft ihn, weil er einmal nicht an ihr Wort geglaubt hat. Mir brach er ſein Wort; und ich wollte ihn glücklich machen! — Kommen Sie!"

Fräulein, wenn das Ihr feſter Entſchluß iſt, ſo ... Marie, Sie lieben Herrmannen, und — ich kenne das Fräulein. Es iſt unbarmherzig, das Schickſal eines Menſchen auf das eitle Spiel einer zu ſtrengen Tugend zu ſetzen. Ich glaube, Marie, das Fräulein hat Recht, und Sie ...

O Gott! rief Marie, wie begeiſtert; laſſen Sie mein Herz brechen, wenn denn eins brechen muß, und erhalten Sie das ſchöne Herz dieſes Engels! Ich bin gefaßt, ich war es ſchon vorher; gewiß, ich war es. Wird er nicht das Herz lieben, das für ihn brechen wollte? O, kann er mich lieben, wenn er hört, was ſie für ihn that?

„O, du liebſt ihn! du liebſt ihn!" rief Minette, und warf ſich in ihre Arme. „Marie, meine Marie! biſt du nun ſeine Braut?"

Ich bin es, ſagte Marie, in Thränen zerfließend. Aber, Minette, dieſe Wonne iſt ein tödtlicher Schmerz! O, was thue ich! was ſage ich! —

„Nun habe ich den ſchönen Augenblick

erreicht, wo ich ihn glücklich machen kann! An deinem Herzen, Marie, wird er meinen Nahmen mit Freude nennen. Und nun eile! Die Stunden fliegen. Ich zittre, daß ein feindliches Schickſal noch einmal zwiſchen euch treten könnte."

Minette ſagte, wo Herrmann zu finden wäre, und bat Herrn Schmidts, daß er ihn herſchaffen möchte.

Schmidts zuckte die Achſeln. „Heute? in Ihrer Gegenwart? Fräulein, Sie machen ihn glücklich; aber Sie wollen ihn auch erniedrigen.

„Bin ich erniedrigt?" fragte Minette edel; „iſt Marie erniedrigt? Nein, ich fühle mich ſtolzer, als je. Ich will ſeine Hand in dieſe Hand legen, und wenn er ſich erniedrigt fühlt, ſo iſt er das nicht werth, was wir für ihn thaten. Sagen Sie ihm nichts! O, ſehen Sie, wie jetzt Mariens Geſicht wieder die Gluth der glücklichen Liebe färbt, und die ängſtliche Hoffnung der alles entſcheidenden Minute! Eilen Sie! Wir gehen nach Hauſe."

Minette riß den todtenbleichen Schmidts und die ängſtlich zitternde Marie mit ihrer Begeiſterung fort; ſie wollte, und die Andern gehorchten.

Schmidts fuhr zu Herrmannen, und fand ihn auf ſeinem Zimmer in tiefen, melancholiſchen Gedanken. Kommen Sie, wie Sie ſind, lieber Herrmann! ſagte er.

Herrmann runzelte die Stirn, und hob an: „ich will Ihnen erzählen . . .“

Im Wagen; nicht eher! —

Unterweges erzählte Herrmann, doch faſt in einer ſtarren Betäubung, die Augen auf den Boden geheftet, ohne auf den Weg zu achten. Schmidts hörte kaum; denn er war mit der ſeligen Minute beſchäftigt, der er ſeinen Freund entgegen führte, und mit einem ſtillen Schmerze, der ſich im Innerſten ſeines Herzens regte.

Als der Wagen in Ronnbergen hielt, und Schmidts ausſtieg, war es Herrmannen, als ob er das Haus erkennte; doch er dachte ſich dies nicht deutlicher, als bis er auf einmal vor Marien und Minetten ſtand.

Minette ging ihm raſch entgegen, und umarmte ihn. „Herrmann,“ ſagte ſie, „ich liebe dich dennoch; und auch du ſollſt mich lieben.“ Sie nahm Mariens Hand, und legte ſie in die ſeinige. „Nimm ſie, Herrmann; nimm die Geliebte aus den Händen der Liebe.“

Er hielt Mariens Hand, ohne etwas zu begreifen; es ſchien ihm alles nur ein Traum. Marie ſtand ſchweigend da, mit ſchneeweißem Geſicht, mit ängſtlich pochender Bruſt.

„Herrmann!“ ſagte Minette; „Marie iſt dein! ſie liebt dich!“

Jetzt begriff er endlich. Er ſank vor Minetten auf die Kniee, ſagte: o, du …; und nun verbarg er das bleiche Geſicht an ihrem Knie. Sie hob ihn auf, führte ihn zu Marien, und ſagte: „Marie, was haſt du mir verſprochen!“ Marie hob die zitternden Arme, legte ſie um Herrmanns Schulter, drückte dann die Lippen ſanft auf ſeinen Mund, und ſank nun ohnmächtig in ſeine Arme. Das belebte ihn wieder. Er drückte Marien an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen. Seine heißen Thränen, ſeine heißen Küſſe erweckten auch Marien; und nun erfüllte ein allgemeines, begeiſtertes Entzücken alle Herzen. Alle waren glücklich, alle fühlten ſich erhaben. „Biſt du nun glücklich, Herrmann?“ fragte Minette. —

Glücklich! ſelig! antwortete er: glücklich, weil ſie mein iſt, glücklich, weil du ſie mir gabſt; ſtolz auf den Beſitz ihres Herzens, ſtolz auf den Beſitz des deinigen, Minette! O, welch ein Augenblick! der ſchönſte, der größte meines Lebens!

„So wollt' ich dich, Herrmann! Ich bin deiner werth, und habe dich nicht verloren. Du liebſt mich, wie deine Marie.“

Minette, du biſt die Glücklichſte von uns allen. O Marie! und du? du?

Marie hob die ſchönen blauen Augen in Thränen zu ihm auf, und es brach ein tiefer Seufzer aus ihrem Herzen, aus ihren Lippen. Mit dieſem Seufzer war ihr Bund auf ewig geſchloſſen.

Minette verließ mit Schmidts das Zimmer. Die Liebenden waren nun allein, und hefteten die trunkenen Blicke auf einander. Es iſt kein Traum! ſagte Herrmann, und riß Marien an ſein Herz. Sie hängte ſich noch feſter an ihn, als wollte das Schickſal ſie wieder von ihm reißen.

Erſt nach Stunden legte ſich der wilde Tumult des ſchnellen, hohen Entzückens. Man erzählte, fand nun alles ganz natürlich, und wußte nicht zu begreifen, wie es anders hätte kommen können. Aber dennoch warf ſich bald Herrmann, bald Marie mit heißer Dankbarkeit in Minettens Arme.

Endlich kam Mariens Muhme, und erfuhr das Glück ihrer Verwandten. Ihr ſehr umſtändlicher Glückwunſch kühlte die Gluth der Entzückten. Die Muhme wurde abgerufen, weil Jemand ſie zu ſprechen verlangte. Man war nun ruhiger, und ſprach von der Zukunft, von Minettens Eltern.

Mitten im Geſpräch öffnete ſich die Thür, und die Muhme trat mit dem Rittmeiſter Bärburg in das Zimmer. Sie zeigte auf Marien, und ſagte: das iſt meine Verwandte, Mamſell Schuygens.

Und Ihre Nichte, lieber Oheim! ſetzte Minette freundlich hinzu.

„Hm!“ ſagte der Rittmeiſter, heftig erſchreckend, und Minetten betrachtend: „was wiſſen Sie denn davon? Ich frage: was wiſſen Sie davon, Nichte Minchen? Und — was macht Ihr denn hier? wie ſeyd Ihr hierher gekommen? Was . . . — Hört, ich hätte mit der Mamſell wohl ein Paar Worte allein zu reden.“

Lieber Oheim, erwiederte Minette; etwas Wichtigeres wohl ſchwerlich, als was wir mit ihr zu reden haben. Aber, Sie fragen ja nicht einmal, wie ſie Ihre Nichte iſt?

Der Rittmeiſter öffnete den Mund, ſchwieg aber wieder, und ſein Blick wurde immer ängſtlicher. „Nichte! Nichte!“ ſagte er endlich, und ſtieß ſein Rohr feſt auf den Boden. „Das iſt nicht wahr! Das muß ich wiſſen. Die Mamſell hat geplaudert; und das iſt nicht recht!“

Alle ſahen den Rittmeiſter verwundert an, der ſogleich wieder mit Blicken voll Liebe und Nahrung vor Marien ſtand, eine Thräne in den Augen zerdrückte, und dann ſagte: „ja, ich habe mit der Mamſell noch etwas zu reden. Aber damit Sie, liebes Minchen, nicht glauben, daß ich mich ſcheue, ſo will ich es lieber gleich hier abthun. Ihre ſelige Mutter hieß — nicht wahr? — hieß Reichheim, und heirathete nachher Herrn Schuygens?"

So iſt es, antwortete Marie.

Er heftete einen Blick voll Liebe auf Marien. Dann wendete er ſich ſchnell an Minetten: „aber darum kann man ſich doch irren, Nichtchen!"

Mein Vater . . . — hob Marie an.

Der Rittmeiſter unterbrach ſie ſchnell: „ſtill, ſtill, liebes Kind! Ihr Vater, glauben Sie mir, er war mein Herzensfreund; und daß ich ſeine Tochter endlich aufgefunden habe — denn ſehen Sie, liebes Kind, ich bin in Hamburg geweſen, und ſeit vier Wochen ſuche ich Sie überall. Ihre Tante in Hamburg hat mich endlich hierher gewieſen. Daraus aber, Nichte Minchen — merken Sie Sich das! — folgt nichts, ganz und gar nichts."

Folgt, lieber Oheim? ſagte Minette. Daraus ſoll auch nichts folgen; aber . . .

„Nichts, gar nichts." Nun wendete er ſich wieder zu Marien. „Wie geſagt, Ihr Vater, mein Herzenskind, war mein Freund, und, ſehen Sie, mir ſtehen die Thränen in den alten Augen. Ich habe in Hamburg viel Gutes von Ihnen gehört; und . . ." — er wiſchte ſich einmal über das andre die Augen — „ich hoffe, noch rechte Freude an Ihnen zu erleben: denn wenn ich die klaren Augen anſehe, ſo iſt es, als könnte ich Ihnen in's Herz hinein blicken; und da glaube ich denn . . ."

Sie iſt das edelſte Mädchen, das die Erde trägt, ſagte Schmidts.

Der Rittmeiſter blickte auf Schmidts hin, und erkannte ihn nach einem kurzen Beſinnen. „Ah, lieber Herr Schmidts! nun erſt kenne ich Sie. Es iſt betrübt, daß ich mich auf Ihr Geſicht beſinnen mußte; denn mein ſeliger Bruder ſagte auf ſeinem machte, blieb den Abend da. Er hörte den Baron mit Emilien von ſeiner Liebe unverhohlen ſprechen, und Emilien, als auf etwas Bekanntes, mit Zärtlichkeit antworten. Das Zuhören wurde ihm doch ein wenig ſchwer. Er ging hinaus in den Garten, um ſeine Kräfte aufs neue zu ſammeln, ſetzte ſich in eine Laube, ſtützte den Kopf auf, und träumte von dem Glücke, das er an Emiliens Herzen würde gefunden haben. In dieſe Träume verloren, blieb er bis gegen Mitternacht ſitzen. Man glaubte, er wäre ſchon weggegangen, und alle Lichter im Hauſe wurden ausgelöſcht. Auf einmahl hörte er neben der Laube ein Seufzen, das bald ein trauerndes, heftiges Schluchzen wurde, und dann auch einige unvernehmliche Worte, aber mit dem rührenden Tone des höchſten Jammers geſprochen. Nun wurde es ſtill. Dann erklangen einige Lautentöne, als ob eine Hand, ihrer ſelbſt unbewußt, einige Accorde griffe. Bald hob eine wilde und doch ſanfte Melodie an, die in das Herz drang, weil ſie aus dem Herzen kam. Dieſe Melodie wurde ein Paarmahl wiederholt, und nur von Seufzern begleitet. Dann aber ſang

Todbette ein großes Wort von Ihnen: daß Herrmann Ihnen alles, was er wüßte und werden könnte, ſchuldig wäre. Ich habe Ihnen das noch nicht verdankt. Ja, es iſt betrübt, daß ich es noch nicht thun konnte." Seine Augen ſchwammen in Thränen; und alle Andern fanden ſich ſeltſam gerührt. „Nun, wir wollen einmal ſo thun, als ob . . ." — Er reichte Herrmannen und Minetten die Hand; dann nahm er Marien in die Arme. „An deinem Herzen, mein Kind," ſagte er äußerſt gerührt: „nein, du ſollſt mir nicht entgehen; du nicht, wie die Andern! Aber, wie ſeyd Ihr denn mit der Mamſell bekannt geworden?"

Lieber Oheim, wir wundern uns über Ihre Bekanntſchaft mit ihr. Die Mamſell iſt Herrmanns Braut.

„Herrmanns Braut? Nichte, Sie wollen mich alten Mann zum Beſten haben, das ſeh' ich. Aber, in ernſthaften Dingen laſſe ich nicht mit mir ſpaßen."

Nein, Herr Rittmeiſter, ſagte Schmidts: es iſt ſo. Herrmann und Mamſell Schuygens ſind Verlobte. — Der Rittmeiſter blieb ſtarr vor ihm ſtehen.

Ich ſagte Ihnen ja gleich, fiel Minette ein, ſie wäre Ihre Nichte. Der Rittmeiſter ſuchte ſich zu faſſen; doch man ſah, daß er ſich vergebens anſtrengte. „Dabei habe auch ich ein Wort mitzureden!“ brachte er endlich mit gebrochenen Tönen hervor. „Das iſt nichts, das kann in alle Ewigkeit nicht ſeyn!“ Seine Stellung wurde drohend, ſein Geſicht glühete, ſein Auge funkelte. Herrmann trat, mit der Ruhe eines Mannes, an Mariens Seite. Der Rittmeiſter ſah ihn an. „Ich weiß, was du damit ſagen willſt. Du willſt den ſehen, der dir das Mädchen nehmen ſoll. Aber, mein Sohn — o, Gott gebe dieſes Mal meinem Munde Ueberredung! Was könnte ich dagegen haben, Herrmann? Aber Gott, Gott, hat etwas dagegen. Sie wird deine Frau nicht. Ich alter Mann ſtehe hier mit zitternden Händen, und muß erſt hindern, was nimmermehr geſchehen darf. Glaube mir, ſie wird deine Frau nicht!“ — Schmidts, Minette und Marie ſtanden zitternd bei dieſen prophetiſchen Tönen; doch Herrmann hielt lächelnd und ruhig Mariens Hand. „Heiliger Gott!" rief der Rittmeiſter: „ich darf nicht reden; er muß mir glauben. Herrmann, glaube mir, ſie kann deine Frau nicht werden!"

Sie wird es, ſagte Herrmann feſt; und wenn ſie mich liebt, ſo wird ſie es noch heute, ſo wird ſie es dieſen Augenblick. — Er nahm ſeinen Hut.

Bebend rief der Rittmeiſter, mit aufgehobenen Armen: „Herr, deine Gerichte ſind gerecht! Herrmann, Herrmann!" — Herrmann ergriff Mariens Hand, und wollte ſie aus dem Zimmer führen. „Sie iſt deine Schweſter!" ſagte der Rittmeiſter nun mit Tönen der leiſeſten Wehmuth, der tiefſten Troſtloſigkeit.

Alle ergriff ein ſtarres Schrecken. Der Rittmeiſter ſtreckte ſeine Arme nach Herrmannen aus, und dieſer ſah ihn grollend von der Seite an. Ich will deutlich ſehen, Herr Rittmeiſter, ſagte er heftig: ganz deutlich ſehen, was mir bis jetzt eine Fabel ſcheint.

„Unmenſch, glaube dieſen Thränen, dieſem Zittern! glaube dem Tode auf meinen Lippen, in meinem Geſichte! Meinſt du denn, ich könnte deine Eltern beſchuldigen . . .?“

Ich muß deutlich ſehen; deutlich! ſage ich Ihnen. — Marie lag, kaum noch athmend, in Schmidts Armen. Der Rittmeiſter zog mit zitternder Hand ein Papier hervor, und gab es Herrmannen. Dieſer las, erblaßte immer ſtärker, und hauchte dann leiſe hervor: o, meine Schweſter!

Iſt er mein Bruder? fragte Marie; und ein ſchöner Purpur färbte ihre bleichen Wangen. Sie breitete die Arme aus, den Bruder zu umfangen; doch die Arme ſanken kraftlos nieder, und ſie verdeckte das Geſicht, das ſich mit Schamröthe übergoß.

Sie nehmen mir, ſagte Herrmann; und Sie geben mir! O Marie, meine Schweſter! — Sie gab ihm die Hand, und ſagte zärtlich: mein Bruder! Nun warf ſie die leuchtenden Blicke auf den Rittmeiſter. O, Sie geben mir! denn iſt es nicht das, warum ich noch heute betete? Mein Bruder, erkenne die Hand der ewigen Liebe, und den geheimen Wunſch unſrer Herzen. Mein Bruder! Ja, ich habe dich früher erkannt, mein Bruder!

Meine Schweſter! ſagte jetzt Herrmann, das lächelnde Geſicht zu ihr hin wendend. Beide öffneten die Arme, und drückten Herz an Herz, nicht Lippe an Lippe.

Jetzt warf ſich Marie an Minettens Bruſt. Auch du, meine Schweſter! meine Schweſter! Schweigend und hocherröthend ſtand Minette in ihren Armen. Herrmann warf einen Blick auf Minetten, und hob ein Geſpräch mit dem Rittmeiſter an, um ihn zu fragen, ob die Begebenheit bekannt werden dürfe; doch der Rittmeiſter konnte, bei ſeiner großen Bewegung, ihn nicht einmal hören, viel weniger ihm antworten.

Die beiden Mädchen verließen das Zimmer. — Minette, hob Marie an, darf ich etwas ſagen?

Minette drückte den Mund auf ihre Lippen. O Marie, ich bitte dich, ſchweig!

Aber, Minette, verſprich mir, wie ich dir verſprach: wenn die Zeit . . . wenn die Liebe . . .

O, Schweſter! ſagte Minette; ſchweig! Ich erröthe, ich glühe, daß ich nicht Nein ſagen kann. Ueberlaß es der Zeit! —

Sie kamen wieder in das Zimmer. Der Rittmeiſter umfaßte Marien, auf deren Tugenden Schmidts ihm eine Lobrede gehalten hatte, mit großer Zärtlichkeit. „Ich muß fort,“ ſagte er dann. Er umarmte Herrmannen, und flüſterte ihm dabei zu: „was du geleſen haſt, iſt unſer heiligſtes Geheimniß.“ Herrmann und Schmidts nahmen ihre Hüte. Minette, die verlegen da ſtand, foderte ihren Wagen. Man ging ſtill, anſcheinend kalt, aus einander, jeder mit geheimen Hoffnungen, und der Rittmeiſter mit tiefer Wehmuth im Herzen. Marie ſollte fürs erſte noch bei ihrer Verwandten bleiben, und Minette mußte dem Rittmeiſter verſprechen, von dem, was heute vorgegangen ſey, zu Hauſe nichts zu erzählen.

Im Wagen ſagte der Rittmeiſter vor

ſich: das war der betrübteſte Tag meines Lebens! O, mein Bruder, mein Bruder! ich habe dir nicht Wort gehalten! Aber konnte ich es? Gott Lob! du haſt nicht erlebt, daß dein Sohn der Zeuge deiner — Schwachheit wurde!

Als der Rittmeiſter in jener Nacht, da er die Tante aus dem Hauſe ſchickte, den Brief ſeines Bruders las, übermannte ihn der Zorn ſo gänzlich, daß er ein verſiegeltes Papier überſah, welches mit in dem Couverte lag. Er wollte das Geſtändniß ſeines Bruders nicht zum zweiten Male leſen. So oft er das Papier wieder erblickte, ſagte er immer: o, mein Bruder! und ſchob es auf die Seite. Doch endlich nahm er es einmal wieder in die Hände, und fand nun ein verſiegeltes Blatt. Er erbrach es. Sein Bruder bat ihn darin, für ſeine Tochter zu ſorgen, und gab ihm auch Anweiſungen, auf welche Weiſe ſie vielleicht zu finden wäre. Noch ſtand in dem Blatte die Bitte, daß er Sonnenſteins und ſeinem Sohne die ganze Begebenheit verſchweigen möchte.

O, mein Bruder! ſagte er; ſie ſoll meine Tochter ſeyn. Schnell überfiel ihn nun der Gedanke, in welchem Elende die Tochter ſeines Bruders vielleicht leben könnte. Er klingelte, ließ packen und anſpannen. Als vorgefahren war, traten ſo eben Rohr und ſein Sohn in das Zimmer.

Sieh da, Bruder Bärburg! ſagte Rohr; da iſt mein Junge wieder — ein wenig von der Sonne verbrannt; aber — brav hat er gethan! Hier hängt der Beweis davon: der Orden. Philippine erblaßte. Des Rittmeiſters Geſicht erheiterte ſich, und er umarmte den jungen Mann mit groſſer Zärtlichkeit. „Bruder Rohr,“ ſagte er nun, den Orden doch mit einem triumphirenden Lächeln betrachtend: „ich hoffe, dein Sohn hat auch über der Seele einen Orden hangen, den kein König geben kann, ſondern nur das eigne Gewiſſen! Indeß auch dieſer iſt mir lieb; den andern, denk' ich, hat meine Tochter.“

Der junge Menſch beugte ſich tief vor Philippinen, die in reiner Unſchuld vor ihm ſtand. Er fing an, dem Rittmeiſter den Vorfall zu erzählen, bei welchem er den Orden bekommen hatte. Der Rittmeiſter hörte mit Vergnügen zu; doch, als der Wagen vorfuhr, ſagte er: „Ich muß fort, Bruder Rohr, auf ein acht Tage, denk' ich. Ich muß! — Philippine! Du könnteſt mir vorher noch deine Liebe beweiſen.“ (Er heftete die zärtlichſten Blicke auf ſeine fromme Tochter, die bleich und zitternd da ſtand.) „Ich reiſe, mein Kind, um eine Tochter aufzuſuchen. Laß mich noch vorher einen Sohn gefunden haben! Philippine, laß mich mit Freudenthränen reiſen!“ Er faßte die Hand des jungen Mannes, und führte ihn auf ſeine Tochter zu. Unter Philippinen ſchwankte der Boden. Der Vater legte Beider Hände zuſammen, und ſagte ſehr bewegt: „Gott ſegne euch, meine Kinder!“ Philippine ſchwieg; der junge Rohr machte eine tiefe Verbeugung, halb dem Vater, halb der Verlobten. „Ich muß!“ ſagte der Rittmeiſter. „Bruder Rohr, laß die jungen Leute zuſammen, daß ſie einander erſt näher kennen lernen. Nach einigen Tagen komme ich zurück.“

Was Teufel! Freund, Bruder, iſt denn die Reiſe ſo nothwendig? Ich dächte, deine Tochter ginge vor.

„Die ich ſuche, iſt auch meine Tochter. Ich bin in ein Paar Tagen wieder hier. — Sohn, ich habe dir viel gegeben! Ein Vater ſollte das wohl nicht von ſeiner Tochter ſagen. Aber warum nicht? Viel habe ich dir gegeben, mit der Hand hier: ein Engelherz, eine Seele, auf der nicht Eine Schuld liegt. Geld? daran laßt mich jetzt nicht denken; das ſteht in der Gewalt jedes Spitzbuben. Aber reich iſt mein Mädchen, und wenn ſie ihr Vermögen auch mit zehn Geſchwiſtern theilen müßte. Nun, ich muß fort!“

Nur noch Einen Tag, Bruder Bärburg; Einen Tag, um Schwarz auf Weiß zu haben.

„Mein Wort iſt Schwarz auf Weiß. Ich kann nicht länger warten. Die Tochter da iſt glücklich, hoffe ich zu Gott; die auf einmahl eine Stimme, ſo ſanft, ſo rein, von Thränen unterbrochen, nachſtehende Worte:

O weh! o weh! mich feſſeln harte Bande!
So lebe wohl, mein ſüßes Palmenthal!
Die Sohle brennt in glühend heißem Sande,
Und mich verzehrt der Sonne Feuerſtrahl.
Da ſchlug der Schmerz
So wund mein Herz;
Da legte Er
Mein Herz, ſo ſchwer,
So wund, ſo treu,
An ſeine Bruſt;
Und unbewußt
Drückt Er das treue Herz entzwei!

O weh! o weh! Sie reißen meine Hände
Aus deinen los! Sie ſchleppen dich zurück!
Ach zögert noch! Geliebte Schweſter, wende
Noch einmahl nur auf mich den letzten Blick!
Da ſchlug der Schmerz
So wund mein Herz;
Da legte Er
Mein Herz, ſo ſchwer,
So wund, ſo treu,
An ſeine Bruſt;
Und unbewußt
Drückt er das treue Herz entzwei!

andre, die ich ſuche, weint vielleicht die bitterſten Thränen."

Was du nur redeſt! Tochter ſuchen! . . . Einen Tag noch, ſag' ich, um Lebens und Sterbens willen. Die Geldſachen wollen doch abgemacht ſeyn.

„Nimm es mir nicht übel, Bruder, in dieſem Augenblicke, da ich deinem Sohne meine Tochter gegeben habe, ſcheint mir alles Geld der Erde eine elende Armſeligkeit. Gott gebe ihnen etwas Beſſeres: Frieden, Liebe, Vertrauen! Wenn wir einmal eine langweilige Stunde haben, dann wollen wir ſchreiben und handeln. Laß das!"

Hier gab der junge Rohr ſeinem Vater unbemerkt einen Wink; und dieſer ſchwieg.

Der Rittmeiſter fuhr ab. In der Stadt, wo Adele als Madame Reichborn gelebt hatte, erfuhr er nichts weiter, als daß ein Holländer, der ſpäterhin nach Hamburg gezogen ſey, ſie geheirathet habe. Nun reiſte er nach Hamburg, wo er aber Madame Schuygens nicht antraf. Als ſie endlich zurückkam, erfuhr er nach vielen Fragen Mariens Aufenthalt in Ronnbergen. Er überzeugte ſich ſchon in Hamburg, daß dieſe Marie die Tochter ſeines Bruders wäre. Bei der erſten Zuſammenkunft mit ihr mußte er das theure Geheimniß ſeines Bruders Preis geben; und das hatte ihn ſehr weich gemacht. So weich, ſo ſtill, ſo mit einer leiſen, alles Harte in ſeinem Weſen auflöſenden Wehmuth, kam er nach Grundleben, und fand — die Tante Iſabelle. Dieſe Nachricht gab ihm ſeine Tochter, welche ihm, ſo wie ſie den Wagen von fern erblickte, entgegen eilte.

„Gott vergebe mir!" ſagte er, ohne eine Bewegung zum Ausſteigen zu machen. „Weiß ſie, daß ich komme?" — Nein. — „Nun, ſo ſag ihr nichts. Ich will ganz leiſe auf mein Zimmer gehen und mich beſinnen. — Das iſt," ſagte er, doch nicht in ſeinem gewöhnlichen rauhen Tone, „das iſt der Teufel, dem wir alle die ſchöne Wirthſchaft zu danken haben! Doch wer weiß," ſetzte er, die Hand auf ſeine Bruſt legend, hinzu, „ob ſie ſo böſe iſt, oder ob ſie nicht Buße gethan hat, oder," in welchem Elende ſie ſteckt. Nun, Gott vergebe ihr; ich will ihr vergeben. Vergieb auch du mir, Bruder, daß ich deine letzte Bitte nicht erfüllen konnte!"

Er ging nun in das Geſellſchaftszimmer, und fand da die Tante in dem prächtigſten Anzuge, von Brillanten und Perlen überſäet. Mit einem Geſichte voll triumphirender Bosheit kam ſie ihm entgegen. Gott hat ſich meiner angenommen, mon neveu. Ich hoffe, Sie werden Theil an meinem Glücke nehmen. Der junge Reichborn ſtarb, und ſchnell hinterher auch ſein Vater. Ich bin die Erbin des ganzen, beinahe fürſtlichen Vermögens. Jetzt, hoffe ich, werden meine Verwandten mich beſſer behandeln; denn ich kann mit meinem Vermögen thun, was ich will.

„Laſſen Sie uns vergeſſen, Tante!" ſagte der Rittmeiſter in ſeiner jetzigen weichen Stimmung. „Alſo die Reichborns ſind hin? Das bedaure ich."

Die Tante warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, weil ſie in dieſer Aeußerung Neid ſah. — Es verhielt ſich ſo, wie ſie ſagte. Sie war eine Stiefſchweſter von des Rittmeiſters Mutter, und ſo fiel die unermeßlich reiche Erbſchaft nur an ſie. So wie ſie die Nachricht von Reichborns Tode erfuhr, entſtand in ihrer Seele auch der Wunſch, Rache an dem Rittmeiſter zu nehmen, und vorzüglich an Philippinen, die ihr vielleicht noch verhaßter war, als der Vater. Wie das ja oft ſo geht — im Beſitze eines ſehr großen Vermögens, wurde ſie auf einmal geizig. Sie fuhr nach Grundleben, um dort zu glänzen, zu triumphiren, ſich zu rächen, aber zugleich auch, um zu ſparen. Mit ihr kam ein Fräulein Reichborn, ein armes, verlaſſenes Geſchöpf, das in dem Reichbornſchen Hauſe erzogen war, und das ſie, nach dem Teſtamente des Verſtorbenen, bis zur Verheirathung bei ſich behalten mußte. Durch Winke, ſie werde das Mädchen zu ihrer Erbin einſetzen, hatte ſie die Unglückliche zu einer Sklavin aller ihrer Launen gemacht, und nahm ſie nun mit nach Grundleben, um durch ſie den Rittmeiſter ſchrecken zu können. Rache war ihr Wunſch; doch einen Plan hatte ſie noch nicht.

Philippine nahm ſie freundlich auf, ob ſie gleich vor ihr zitterte. Iſabelle ärgerte ſich ſchon in der erſten Minute, daß ſich Philippine ihr und ihrem großen Reichthume nicht zu Füßen legte; und noch erbitterter wurde ſie, da Philippine ſich mit ſo vieler Feſtigkeit ihrer Tyrannei entzog, auf ihre Erzählungen von ihrem Reichthum, auf alle Drohungen, ſie zu enterben, gar nicht achtete. Philippine wußte kaum, was die Tante eigentlich von ihr wollte. Sie hatte mit einem tiefen Schmerze zu kämpfen. Rohr war ihr Verlobter, und ſie fühlte ihr Herz nicht allein kalt gegen ihn, ſondern, ſeitdem ſie Braut war, hatten die jugendlichen Empfindungen für den Geſpielen ihrer Kindheit ſogar neue Stärke bekommen. Sie konnte ſich nicht enthalten zu vergleichen: den artigen, höflichen, unterthänigen, und doch dabei ſo kalten Rohr, gegen den begeiſterten, kraftvollen, feſten, männlichen Erhard. Daß ſie das that, hielt ſie ſelbſt für unrecht; denn ſie konnte nicht Einen Fehler an Rohr finden, der ihre Empfindungen gerechtfertiget hätte. Sie war nicht glücklich; doch nur die einſame Nacht ſah ihre Thränen, hörte die Seufzer ihres wunden Herzens. Sobald ſie, auch nur mit ihrer theuren Mutter, in Geſellſchaft war, hatte ſie Kraft genug, den Schmerz in ihre Bruſt zu verſchließen, ja Ruhe in ihrem Geſichte und ſogar ein Lächeln zu erzwingen; und mehr foderte zum Glück Niemand von ihr.

Rohr, als ihr Verlobter, brachte mehrere Tage hinter einander in ihrem Hauſe zu, und nannte ſie: meine theure Philippine, oft auch noch vertraulicher; in ſeinem Betragen war aber immer etwas Fremdes, als wiſſe er, daß Philippine ihn nicht liebe, oder als fühle er, daß er ihrer nicht werth ſey. Die Haltung zwiſchen beiden Verlobten war recht anſtändig: Rohr ſprach mit jedem Dritten ſehr feurig von den Vollkommenheiten ſeiner Braut, von ſeinem unausſprechlichen Glücke; Philippine von ihm mit der zarten Achtung, die ſie ihrem künftigen Ehemanne ſchuldig zu ſeyn glaubte. Auch die Tante hielt Beide für glücklich; und wenn ihr nun Philippine auch nicht verhaßt geweſen wäre: wie hätte ſie Glückliche ſehen können, ohne das Glück derſelben von ſich abhängig machen, oder es ſtören zu wollen!

In Rohrs Betragen gegen die reiche Tante war augenſcheinlich das Beſtreben, ihr ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Er machte ſich zum Sklaven aller ihrer Launen, und würde, wenn er es insgeheim konnte, ihr Schmeichler. Die Tante gab ihm nun von fern einige Hoffnungen zu ihrem Vermögen. Sie ſchimpfte auf Herrmannen, ſagte ſehr beſtimmt, daß ſie ihn enterben würde, wenn er Minetten heirathete, und ſchalt auf Philippinen wegen ihrer wenigen Ehrerbietung gegen ſie. So brachte ſie heraus, was noch niemand gemerkt hatte, daß Rohr nur Philippinens Vermögen liebte. Schlechte Menſchen erkennen einander ja leicht!

Sobald ſie das wußte, woran ſie eigentlich nie gezweifelt hatte, ſah ſie eine Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Rache, die durch Philippinens Gleichgültigkeit gegen ſie immer brennender geworden war. Sie fing an zweideutig von des Rittmeiſters Vermögen zu ſprechen, beſonders gegen den alten Rohr, der ihr nun noch viel unverſchämter ſchmeichelte, als ſein Sohn. Genug, die Tante hatte an allen Beiden Menſchen gefunden, die ſich, um ihres Reichthums willen, völlig von ihr abhängig machten. Das bemerkte endlich ſogar auch die gute Philippine, beſonders da der alte Rohr, unter dem Schein eines väterlichen Vertrauens, unaufhörlich in ſie drang, ſich um die Liebe der Tante zu bewerben.

Sie haben Recht, mein liebſtes, ſchönſtes Kind, ſagte er: es iſt an der Tante Iſabelle nicht ein gutes Haar; und wäre ſie nicht ſo reich — aus dem Hauſe mit ihr! Aber, goldnes Pinchen, Sie ſind ja ſo tugendhaft, ſo ſanft und ſo klug, daß Sie leicht einſehen werden, wir müſſen den alten Drachen ſtreicheln, bis er einſchläft und wir ſein Geld haben. Nicht wahr, mein goldnes Kind? — Von dem alten Rohr konnte Philippine ſo etwas wohl lächelnd, mit einem leichten Nichtachten, anhören; doch anders war es, wenn ihr Verlobter faſt aus eben dem Tone redete. Es ſchmerzte ſie, daß der Mann, dem ſie ganz angehören ſollte, ſo verächtlich dachte. Sie ſchwieg zwar; doch ſie vergalt ihr unangenehmes Gefühl mit einer verdoppelten Geringſchätzung des Reichthums ihrer Tante. Dieſe verdoppelte denn dafür auch ihren Haß. Sie ſagte ganz laut, daß ſie Philippinen enterben würde, doch nur zu Rohr dem Vater und ſeinem Sohne, nicht mehr zu Philippinen ſelbſt, weil dieſe ihr jedes Mal mit einem ſehr gleichgültigen Lächeln erwiederte: Tante, Sie ſind vollkommen Herr über Ihr Vermögen; und das Fräulein Reichborn hat auch viel nähere Anſprüche, als wir. — Die Rohrs warfen ſich ihr beinahe zu Füßen; und nun ſetzte ſie boshaft hinzu: des Rittmeiſters Vermögen ſey durch tolle Verſchwendung an Arme, Nothleidende und Freunde ſchon ſehr zuſammengeſchmolzen. Sie führte Details an, die den alten Rohr aufmerkſam machten, und ſprach in räthſelhaften Ausdrücken, die ihn ängſteten, zumal da ihm auch die Tochter einfiel, die der Rittmeiſter ſuchte.

„Tauſend Sapperment!" rief er: „meine Gnädigſte, meine Allergnädigſte! Sie ſetzen mir da einen Floh in's Ohr. Ein luſtiger Campan war der Rittmeiſter ſein Lebetage: ernſthaft wohl, und edel; aber insgeheim mochte doch zuweilen etwas paſſiren. Auch theilte er immer den letzten Groſchen mit jedem. Tauſend Sapperment! Sie helfen mir auf etwas. Er hatte da ſo einen Liebeshandel. Und jetzt ſucht er eine Tochter. Das iſt mir aufgefallen."

Eine Tochter? und er ſucht ſie? Hahaha! — Ja, mein lieber Rehr! Wie war es denn? wo ſucht er ſie? Eine Tochter?

„Der Teufel! ich habe ihn gar nicht weiter gefragt; denn, ſehen Sie, meine Gnädigſte, man muß ſich mit ihm in Acht nehmen."

Die Tante fragte weiter, ſann nach, ſetzte zuſammen, und behauptete endlich: der Rittmeiſter habe eine natürliche Tochter, und werde gewiß ſein Vermögen theilen.

O weh! o weh! Sieh, meine Füße bluten!
Mein Buſen fliegt, vergeblich iſt mein Schrei'n.
Dem Wagen nach muß ich durch Regenfluthen,
Durch Dornen gehn, und über Fels und Stein.
Da ſchlug der Schmerz
So wund mein Herz;
Da legte Er
Mein Herz, ſo ſchwer,
So wund, ſo treu,
An ſeine Bruſt:
Und unbewußt
Drückt Er das treue Herz entzwei!

O weh! o weh! Und da nahm er das arme
Verlaßne Kind — ihn jammerte mein Schmerz —
So liebevoll in ſeine Vaterarme,
Und legte ſanft mich an ſein warmes Herz.
Da ſchlug der Schmerz
Nicht mehr mein Herz.
Da heilte Er
Mein Herz, ſo ſchwer.
Es ſchlug beglückt
An ſeiner Bruſt;
Und unbewußt
Hat er das treue Herz zerdrückt.

Nun folgte ein Nachſpiel, das immer trauernder, immer langſamer wurde, und ſich

„Den Teufel auch! Was gehen einen Vater die natürlichen Töchter an! Nein, das fürchte ich nicht. Er weiß ja, ſo etwas hat wenig oder nichts zu bedeuten."

Hahaha! O, trauen Sie dem nur! Den gehen alle Menſchen an. Sie kennen ihn noch nicht, lieber Rohr; ganz und gar nicht.

„So ſchlag der Teufel d'rein!" — Aber Schulden, meine Gnädigſte, hat das Gut hier nicht, auch nicht einen Pfennig: das weiß ich ganz beſtimmt."

Da wiſſen Sie mehr als ich. Hm! ja, Sie können Recht haben. Hahaha! Ich will nichts ſagen, gar nichts. Mein Neveu hat immer die Kunſt verſtanden, reich zu ſcheinen. Wenn indeß einmal Sonnenſtein und der Sohn des Präſidenten wollen, ſo werden Sie wohl anders reden.

„So ſchlag der Teufel d'rein!" rief Rohr wieder; und eine Stunde nachher ging er mit ſeinem Sohne, in einem ſehr lebhaften Geſpräche, die Allee auf und ab.

Vater und Sohn machten Philippinen

ſehr nachdrückliche Vorſtellungen in Betreff der Tante. Philippine wurde ernſt, und erwiederte: nicht für alle Schätze der Welt werde ich je ein Wort ſagen, das ich nicht ſo meine. —

Das Mädchen iſt eine Närrin, mein Sohn! ſagte der alte Rohr nachher. Aber Schulden hat der Rittmeiſter nicht, das ſoll mir die Tante nicht weis machen. Haſt du das Mädchen erſt, ſo laß ihn nur mit Töchtern kommen! Dann haben wir auch ein Wort mit zu reden.

Noch in der ſchmerzlichen Empfindung über Rohrs Eigennutz traf Philippine auf ihre Tante. Dieſe warf ihr Gleichgültigkeit vor, und drohete: lieber will ich mein Vermögen Kirchen und Schulen vermachen, als Euch, Ihr undankbaren Seelen!

„Ich wollte, Sie hätten das ſchon gethan, gnädige Tante, damit Sie endlich einmal aufhörten zu drohen.“ Das ſagte Philippine mit einem ſtolzen Blicke, und ließ die Tante ſtehen. Jetzt war die Tante wüthend, und ſagte ganz öffentlich, daß Fräulein Reichborn ihre Erbin ſeyn ſollte. Rohr wollte ſie beſänftigen; doch vergebens. Sie blieb bei dem, was ſie geſagt hatte, zeigte aber dem jungen Manne, mitten in dem Zorne über ſeine Braut, viel Wohlwollen, und ließ ihn deutlich merken, daß ſie ihm ihr Vermögen gönne.

Wenn die Alte, ſagte der Vater, das gewiß machen wollte, dann, mein Sohn . . . dann — Die Reichborn iſt hübſch, und die Alte ein Geitzteufel; ſie wird gewiß noch mehr zuſammen ſcharren! Und — die Tochter, die der Rittmeiſter ſucht, liegt mir ſchwer auf dem Herzen. Noch Eins, mein Sohn, kann ich dir jetzt wohl ſagen: Philippine liebt dich nicht; das ſeh' ich offenbar. Und wer weiß, ob die Sache mit dem jungen Sonnenſtein ſo ganz vorbei iſt. Die alte Iſabelle ſagt Nein; und ihre Jungfer auch. Der Vater hat an dem Mädchen einen Narren gefreſſen. Die Paſtor-Witwe, die bei ihm ſo viel gilt, paßt uns auf die Finger, wie falſchen Spielern. Wie man eine Hand umdreht, kannſt du um deine

Braut, um deine Fortüne ſeyn. Auf allen Fall — was koſten dir ein Paar Schmeicheleien, die du der Reichborn ſagſt!

Der Sohn fand dieſen hingeworfenen Gedanken ſo übel nicht. Er wendete ſich ganz heimlich, verſtohlen, an die Reichborn. Die Tante merkte es, und befahl nun dem Fräulein, dem jungen Rohr freundlich zu begegnen. „Wer weiß,“ ſagte ſie, „was noch geſchehen kann! Ich würde dich recht gut, recht warm ſetzen!“ —

So ſtand es, als der Rittmeiſter wieder zu Hauſe kam. Die Tante hatte es in ihrer Gewalt, ſich an Philippinen zu rächen, ſie eiferſüchtig zu machen, oder ſie ganz um ihren Geliebten zu bringen, wenn ſie fortführe, ſich gleichgültig gegen ſie zu betragen.

So wie der alte Rohr den Rittmeiſter nur ſah, fragte er auch ſchon: nun, Herzens-Bärburg, haſt du gefunden, was du ſuchteſt? die Tochter, oder — wie ſoll ich ſagen?

„Tochter!“ antwortete der Rittmeiſter im wehmüthigen Andenken an ſeinen Bruder. „Tochter, ſo gut, wie hier dieſe! Ich habe ſie gefunden, und hätte ſie beinahe gleich mitgebracht; doch jetzt . . .“ — Er ſah die Tante an.

Weſſen Tochter denn? fragte dieſe lächelnd. Das klingt ja ſehr räthſelhaft. Weſſen Tochter?

„Eines Mannes, den ich liebte, wie mich ſelbſt. Eine Mamſell Schuygens aus Holland.“ Er bemerkte die lauernden Blicke der Tante, und ſetzte daher ganz kalt hinzu: Rohr, du mußt dich des Schuygens noch erinnern; er war Capitain unter dem Holländiſchen Freicorps.

Einerlei, Bruder, wenn's nur ſo iſt. Schuygeys? Hatten ſie nicht Hellblau und Gelb? Bei Dings da ſtanden wir . . .

„Recht!“ ſagte der Rittmeiſter abbrechend, und begrüßte nun Auguſten. Es ſchien ihm, als hätte dieſe ihm etwas zu ſagen; er gab ihr daher einen Wink, und führte ſie auf ſein Zimmer. Hier fragte Auguſte ängſtlich: lieber Herr Rittmeiſter, kann

die

die Heirath Ihrer Philippine gar nicht wieder zurückgehen?

Der Rittmeiſter erſchrak, und war verlegen. „Nein,“ ſagte er endlich; „Rohr hat mein Wort, meinen Handſchlag, und auch das Wort meiner Tochter. (Auguſte zuckte die Achſeln, mit einer ſehr betrübten Miene.) „Nun?“ fragte der Rittmeiſter.

Jetzt habe ich nichts zu ſagen.

„Den Teufel auch, liebſte Frau! Auf Ihrem Geſichte ſteht ein ganzes Regiſter von Unglücksfällen. Ehe mein Kind unglücklich werden ſoll — denn wenn Sie ein Laſter wüßten von dem Bräutigam, oder einen Schurkenſtreich — einen Jugendſtreich verzeihe ich — Nur heraus mit dem, was Sie wiſſen! Laſſen Sie mich nicht länger auf der Folter!“

Ich weiß nichts, lieber Herr Rittmeiſter, gar nichts. Aber — Vater und Sohn wollen mir nicht gefallen.

„Paperlapap! Der Vater iſt ein jovialiſcher Mann, und freilich wohl geradezu, aber dafür auch grundehrlich.“

Herr Rittmeiſter, wenn Sie nur nicht das Schickſal Ihrer guten Philippine in böſe Hände legen! — Sie erzählte ihm, was ſie bemerkt hatte.

Er ſeufzte. „Aber,“ ſagte er, „ſo etwas könnte man am Ende von jedem Menſchen ſagen. Ich habe mich bei dem Regimente erkundigt. Rohr hat überall das beſte Zeugniß; er iſt brav und rechtſchaffen. Das Uebrige ſteht in Gottes Hand. Mein Wort hat er; und er iſt der Sohn meines Freundes, meines Retters.“

Er iſt ein Schmeichler, Herr Rittmeiſter; und — kann ein Schmeichler ein guter Menſch ſeyn?

Das iſt ein Satz aus Büchern, liebe Auguſte; aus dem wirklichen Leben nicht. Der junge Menſch hat ſich durch die Welt drängen müſſen. Das macht höflich; und Höflichkeit ſieht in hundert Fällen aus, wie Schmeichelei. Ich hoffe, er wird nicht um ſeines Vortheils willen ſchmeicheln.“ So ſagte der Rittmeiſter, um ſich ſelbſt zu beruhigen; denn Auguſtens ſichtbare Aengſtlichkeit erfüllte ſein Herz mit Furcht, mit Ahnungen von Unglück. Er faßte ſeinen künftigen Schwiegerſohn näher ins Auge, und nun ſchien es ihm ſelbſt ſo, als wäre deſſen Charakter zweideutig. Unter der Hand erkundigte er ſich wieder bei dem Regimente nach ihm; doch er hörte nur Lob. Rohr hatte nie eine Strafe erlitten, war pünktlich im Dienſt, beſcheiden, höchſt ſparſam, höflich, aller Menſchen Freund. Das Einzige, was man ihm vorwarf, war rauhe Härte gegen ſeine Untergebenen.

„Das iſt ſchlimm,“ ſagte der Rittmeiſter; „unterthänig gegen die Obern, hart gegen die Untern! Sparſamkeit in der Jugend mag auch wohl nur ſelten eine Tugend ſeyn. Nun, Gott wird ja helfen! Ich kann nichts weiter thun.“ Aber doch zog er noch andre Nachrichten ein, durch die er ängſtlich wurde: man hielt den jungen Rohr für hochmüthig, falſch, habſüchtig. „Stille nur, liebe Auguſte!“ ſagte er; „Philippine muß davon nichts erfahren!“

Ueber Philippinen ſelbſt und ihre Vermuthungen von ihr, ſagte Auguſte kein Wort; der Rittmeiſter glaubte daher ganz treuherzig, daß der junge Rohr die Neigung ſeiner Tochter gewonnen hätte. Rohr verſicherte das, und Philippine widerſprach nicht. „Er liebt ſie!“ ſagte der Rittmeiſter; „und wenn ſie ihn nun nicht zu einem guten Manne macht, ſo iſt es ihre eigne Schuld.“ Das alles konnte aber doch eine geheime Angſt in ſeinem Herzen nicht unterdrücken; vielmehr wurde dieſe immer größer, je öfter er mit beiden Rohrs zuſammen war. Der Alte brachte das Geſpräch ſo oft, ohne alle Veranlaſſung, auf des Rittmeiſters Vermögensumſtände, und wollte ſie ſo gern recht genau kennen lernen, daß dieſem ganz angſt dabei wurde. „Aber,“ ſagte er, „es iſt ja nur der Vater; der Sohn liebt das Mädchen, und denkt anders.“

Allein nun hörte er die Schmeicheleien, mit denen der Sohn die Tante faſt betäubte. Seine Angſt wurde immer drückender; doch er verbarg ſie jedem, und beſonders ſeiner Tochter. Auch Philippine verbarg dem

Vater ihre ſchmerzlichen Empfindungen, die immer zunahmen, je näher ſie ihren künftigen Gatten kennen lernte.

Die Tante hielt jetzt den Rittmeiſter und Philippinen für ſo glücklich, und Beide waren ſo weit davon entfernt ſich vor ihr zu demüthigen, daß ihr Haß gegen ſie ſich immer mehr vergrößerte. Fürchterlich wurde er aber, als endlich eine vollkommne Verſöhnung zwiſchen allen Mitgliedern der Familie erfolgte.

Hierzu gab Herrmann die Veranlaſſung. Er beſuchte eines Tages den Rittmeiſter, und bat ihn um ausführliche Nachrichten von Marien. Niemand wußte, mit wem der Rittmeiſter ſich eingeſchloſſen hatte. „Da lies!“ ſagte dieſer, mit Thränen in den Augen, und gab dem jungen Manne ſeines Vaters Brief. Herrmann las, und die Augen gingen ihm über. Der Rittmeiſter trat zu ihm hin, und küßte ihm die Thränen von den Wangen.

Jetzt erkannte Herrmann die Unſchuld ſeines Oheims. Er ſprang auf, beugte ſich zuletzt in einzelne leiſe Töne verlor. Hilberten war es, als ob noch immer rings um ihn her von der ganzen Natur, leiſe aber ſchrecklich, „o weh! o weh!“ gerufen würde. Die Worte des Liedes konnte er nicht verſtehen; doch der höchſte Schmerz hatte es geſungen, und ſeine Bruſt wallte von Mitleiden über. Er ſtand auf, ging um die Laube hin, und war entſchloſſen, der Unglücklichen ſeine Theilnahme zu bezeugen. Als er ein Geräuſch hörte, ſagte er mit ſanfter Stimme: „o bleiben Sie! bleiben Sie, holdes zärtliches Mädchen! Sie haben auch mein Herz mit Ihrem entzückend traurigen Geſange zerdrückt. Wenn Mitleiden eines vielleicht eben ſo unglücklichen Herzens Sie tröſten kann, ſo bleiben Sie, theures Mädchen!“ — Er fand Iglou's zitternde Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt.

Die arme zärtliche Iglou lehnte ihren Kopf an das Herz, das ihr Mitleiden bot. Hilbert fühlte, daß ihre Thränen floſſen, und drückte ſie innig an ſich. So ſaßen ſie einige Minuten ſchweigend. Auf Hilberts Lippen ſchwebte die Frage: wer ſind Sie? aber dennoch wagte er die Frage nicht. O mein Herz!

auf ſeine Hand, und ſagte: o, mein Vater!

„Mein Sohn! rief der Rittmeiſter: o, mein Sohn! So habe ich dich wieder? Nein, nein! ſage nichts weiter! Wir verkannten einander Beide. Aber, glaube mir, ich habe dich immer geliebt."

Und Sonnenſteins verkennen Sie noch, mein edler Oheim. Darf ich aufrichtig reden? Man wirft Ihnen Härte vor.

„Da hat man Recht, Herrmann. Ich bin rauh, eigenſinnig, und, fürchte ich, zuweilen hart. Habe ich nicht die Tante mitten in der Nacht zum Hauſe hinaus geworfen?"

Lieber Oheim, ſie iſt ein Ungeheuer; ich könnte ſie in dieſem Augenblicke erwürgen!

„Nun, ſiehſt du? Gerade ſo ging es mir. Ich las in der Nacht deines Vaters Brief; und in eben der Nacht mußte ſie fort. Es war aber doch hart! Kein Menſch wird das begriffen haben, und reden durfte ich nicht."

Lieber Oheim, Sie ſind vollkommen gerechtfertigt! ſagte Herrmann; und nun gingen Beide Arm in Arm zu den Uebrigen. „Hier," ſagte der Rittmeiſter mit Augen, in denen Freude funkelte: „Philippine, das iſt mein Sohn Herrmann, meines Bruders Sohn."

Couſine, ſagte Herrmann, mit Entzücken das ſchöne Mädchen betrachtend — daß ich Sie ſo ſpät kennen lerne, iſt eine Schuld, die ich mir nie verzeihen werde. Ihr edler Vater . . .

„Was haſt du mir verſprochen, Herrmann!" unterbrach ihn der Rittmeiſter. „Der da iſt der Bräutigam meiner Philippine." Herrmann verbeugte ſich mit Anſtand; Rohr faſt bis zur Erde. Und ich, rief Iſabelle, bin deines Vaters Tante und Wohlthäterin, die ſein Glück gegründet hat; und du, du biſt ein Ungeſchliffener, daß du dich ſo wenig um deine nächſten Verwandten bekümmerſt. — Herrmann ſah ihr ſo kalt und ſo verachtend in die Augen, daß ihr die letzten Worte auf der Zunge erſtarben.

Couſine — ſo wendete ſich Herrmann lächelnd an Philippinen; Sie haben noch eine Jugendfreundin, Minetten, die mir wohl tauſendmal geſagt hat: ſie ſollten Philippinen nur kennen! Jetzt kenne ich Sie; und der fremde Blick, mit dem Sie mich, einen ſo nahen Verwandten, betrachten, iſt meine Strafe!

„Nun fort, fort!“ ſagte der Rittmeiſter; „ſchaffe mir Marien!“ —

Herrmann ging, und ſchickte aus Sonnenſteins Hauſe, wo er ſchon einige Male wieder geweſen war, einen Wagen nach Ronnbergen. Die Eltern wußten gar nicht, was ſie aus ihm und Minetten machen ſollten. Dieſe war, mehr beſchämt, als betrübt, zurückgekommen, und hatte ihre Mutter, die mit Fragen in ſie drang, gebeten, die Entwickelung ihres Schickſals der Zeit zu überlaſſen. Sie blieb bei ihrem Schweigen, und die Mutter drang nicht weiter in ſie. Herrmann kam in einer Geſchäftsangelegenheit, und behandelte Minetten mit der zarten Achtung eines Freundes. Sie war in ſeiner

Gegenwart ängſtlich, und auch Herrmann zeigte ſich nicht ſo freimüthig und offen, wie ſonſt; aber bei dem allen merkte man an Beiden keine Spur von Unwillen oder Reue. Er ſuchte ſie nicht auf, und ſie floh ihn nicht. Ihre Herzen waren augenſcheinlich in Bewegung; doch in welcher? das blieb den Eltern ein Räthſel. Auch heute kam Herrmann, nach ſeinem Beſuche im Bärburgiſchen Hauſe, und ſagte ſogleich: „Lieber Oheim, der Rittmeiſter iſt ein ſehr edler, ſehr humaner Mann, von dem zarteſten Herzen. Seine Rauhheit wohnt nur auf ſeiner Zunge.“

Es iſt gut, erwiederte Sonnenſtein, daß du ſo von ihm denkſt. Auch ich habe ihn nie für böſe gehalten.

„Böſe? Sein Herz iſt voll der ſanfteſten Humanität. Mein Vater hatte Unrecht; der Rittmeiſter war unſchuldig.“

Es wäre doch ſeltſam, wenn wir ihn ſo gänzlich verkannt hätten!

„Und doch iſt es ſo; denn . . . Wenn ich nur reden dürfte!“ — Er erröthete, und Minette mit ihm.

Ihr Beiden müßt ein ſonderbares Geheimniß mit einander haben, das Euch ſo freundlich und ſo feindlich gegen einander macht.

„Feindlich?“ fragten Beide: „feindlich gewiß nicht!“

Darf ich denn, fragte Sonnenſtein, wohl erfahren, was dein Vater ſeinem Bruder zu leide gethan hatte, das einen ſo langen Haß verdiente?

„Haß? O, der ſanfte, gütige Oheim! Nur ein langer zärtlicher Schmerz war es, was ihn von meinem Vater trennte. Ich, ich ſage Ihnen, lieber Oheim, der Rittmeiſter hatte gar keine Schuld; mein Vater war der Schuldige, oder — das Opfer einer hölliſchen Bosheit. Mir, dem Sohne, können Sie glauben.“

Gewiß, Herrmann, dir glaube ich. Aber — des Rittmeiſters mannigfaltige Rohheiten; z. B., daß er die Tante mitten in der Nacht zum Hauſe hinausgeworfen hat.

In eben der Nacht, lieber Oheim, hätte ich, in des Rittmeiſters Stelle, die Tante erwürgt, wie eine Klapperſchlange, die mir Weib und Kind getödtet hätte. — In eben der Nacht erfuhr der Rittmeiſter aus einem Briefe meines Vaters die hölliſche Bosheit des abſcheulichen Weibes. Ja, ich hätte ſie in dieſer Nacht mit den Zähnen zerreißen können, wie ein Kannibal. (Sein Geſicht glühete.)

Pfui, Herrmann! ſagte die Frau von Sonnenſtein.

Tante, Sie wiſſen nur nicht . . . Dieſer Teufel war auf dem Wege, uns Alle zu verderben! Mich hat die Furie an den Rand des entſetzlichſten Elendes geführt; unſer Aller Herzen hat ſie durch ihre Bosheit zerriſſen! O, wäre mein Oheim nicht, ſo ſtände ich jetzt vielleicht verzweifelnd vor Ihnen; und Minette . . ." — (Minette zerfloß in Thränen) — „Minette," fuhr er ſchneller fort, ſich ihr zu Füßen werfend — „theure Minette: habe ich dich ewig verloren?" Es lag etwas Gräßliches in Herrmanns Tone. Beide Eltern waren, von dieſem Tone ergriffen, aufgeſprungen; und auf einmal endigte er ſo zärtlich zu Minettens Füßen. Minette blickte ihn an, ſchlug die Augen nieder, blickte ihn wieder an, und — ſank in ſeine Arme.

Der Wechſel war ſo ſchnell, daß beide Eltern unwillkührlich lachten. Die Liebenden verſicherten aber ganz ernſthaft, daß ſie dem Rittmeiſter ihr Glück zu verdanken hätten, und daß er der edelſte Mann ſey.

Mehr, ſagte Sonnenſtein, kann ich ihm nicht zu verdanken haben; und ſo wollen wir uns auf morgen bei ihm anmelden laſſen. —

Er ſchrieb dem Rittmeiſter ein Billet; und ſchon eine Stunde nachher kam dieſer mit Philippinen. In ſeinem weichen, herzlichen Tone lag Verſöhnung. Er klagte ſich ſelbſt an; zugleich bat er aber Sonnenſteins, nicht zu ihm zu kommen, ſo lange die Tante bei ihm wäre. „Sie muß bald fort,“ ſetzte er hinzu, „und wenn ſie ſo reich wäre, wie Salomon.“ Er ſtellte ſeine Tochter als Braut vor, und Sonnenſtein that eben das mit ſeiner Minette.

„Von wem? von wem?“ — Sonnenſtein zeigte auf Herrmann; und der Rittmeiſter blickte ſehr bedenklich auf dieſen.

Herrmann ſagte: lieber Oheim, Sie kennen die Geſchichte meines Herzens nicht. Ich bin glücklich, und ſchuldlos.

Auf dem Rückwege entſpannen ſich in Philippinens Seele Gedanken, die eben nicht vortheilhaft für ihren Bräutigam waren. Guter Gott! dachte ſie; warum kam dieſe Stunde nicht ein Jahr früher! Dann war ich gerettet. Jetzt erſt überfiel ein bitterer Schmerz ihre Seele, jetzt, da ſie ſah, wie leicht es geweſen wäre, eine Verſöhnung zwiſchen beiden Familien zu bewirken, jetzt, da ſie ihren Vater und Sonnenſteins ſagen gehört, wie weh ihnen die Feindſchaft gethan, und wie oft ſie gewünſcht hätten, daß ſich ein Vermittler finden möchte. Ihr Vater hatte ſogar die Mißhandlung erwähnt, die er dem jungen Sonnenſtein zugefügt; und Sonnenſteins Antwort war geweſen: eine Kleinigkeit, lieber Schwager. Es war Ihnen etwas durch den Kopf gegangen, irgend eine Laune; der Junge kam Ihnen zu unrechter Zeit in den Weg. Was bedarf es da erſt noch einer Entſchuldigung!

„Es war mehr als das, lieber Sonnenſtein. Ich hatte den Himmel in meiner Seele; und Erhard warf mir — freilich unſchuldig, wie ich Sünder dergleichen ſo oft erſt hinterher merke — er warf mir einen Feuerbrand aus der Hölle in dieſen Himmel. Das machte mich ungeſtüm. Ich kann die Sache nicht erzählen; denn ſehen Sie nur, wie roth die da wird! Es war eine Kinderei, die ich zu hoch nahm. Nun, laſſen Sie Ihren Sohn nur kommen; ich gebe ihm noch Genugthuung. Sie ſollen wiſſen, daß ich mich immer nach ihm erkundigt habe, und die da auch. Er hat brav gethan, habe ich mit Vergnügen gehört.“ —

Dieſes Geſpräch drang tief in Philippinens Seele; ihre ganze ſchöne Kindheit mit allen den begeiſterten Träumen trat aus dem Dunkel der Vergeſſenheit hell hervor. Als ſie zu Hauſe war, ging ſie, trotz dem rauhen Wetter, in den Garten und an das Grab ihrer Mutter, um der Kinderei — wie ihr Vater die Scene am Tage ihrer erſten Communion genannt hatte — nachzudenken. Sie zerfloß in Wehmuth und Thränen, weil ſie ſich ſo unglücklich fühlte. Ihr Herz ſagte ihr, daß ſie Erharden noch liebte, doch jetzt anders, inniger, heißer, als ehemals. O, warum kam dieſer Tag nicht ein Jahr früher! dachte ſie dieſen Abend faſt unaufhörlich. — Auguſte, die ſich nach ihr umſah, überraſchte ſie in Thränen, die ſie jetzt nicht mehr zu verbergen ſuchte. Beide ſahen einander wehmüthig an, und ſchwiegen.

Die Tante wurde immer erbitterter, als ſie die Verſöhnung der beiden Familien erfuhr, und als ſie ſah, daß nur ſie von dem Umgange mit Sonnenſteins ausgeſchloſſen wurde. Sie hätte jetzt durch ihren prächtigen Schmuck ſo gern den Verdruß, den Neid der Frau von Sonnenſtein rege gemacht, und drang daher bei ihrem Neffen darauf, daß die Familie eingeladen werſagte Iglon ſchluchzend, nahm ihre Hand aus der ſeinigen, und hielt ſie auf ihre Bruſt. — „Dein Herz, armes Mädchen?“ wiederholte Hilbert. „Komm, lege dieſes heiße Herz an die Bruſt der Freundſchaft, wenn die Liebe es verſüßt!“ Er umfaßte ſie, und ſeine Hand lag auf einem vollen jugendlichen Buſen. — Nein! nein! rief Iglon, wendete ſich von ihm ab, und machte eine Bewegung, als wenn ſie aufſtehen wollte. „Holdes Mädchen,“ ſagte Hilbert zärtlich, „der Zufall hat mich zu Ihrem Vertrauten gemacht. Seyn Sie meine Freundin. An dieſer Bruſt, liebes Mädchen, ſollſt du Mitleiden, Troſt und Liebe finden.“ Er zog Iglon in ſeine Arme; doch ſie rief mit dem Tone der Verzweiflung: nein, nein! und riß ſich von ihm los. „O,“ ſagte Hilbert, und ſtand auf — „ſtoßen Sie die Freundſchaft nicht von Sich. Welche Hülfe hat der Unglückliche, als das Mitleiden eines Freundes? Sie lieben ohne Hoffnung. Sagen Sie, theures Mädchen, was bleibt Ihnen anders als . . .?“ In dieſem Augenblicke merkte er, daß ſie beide Arme zum Himmel empor hob. Sie wendete ſich von ihm ab, und ſagden ſollte. Er ſchlug das förmlich ab; und nun ſchrie ſie: das geſchieht meinetwegen! — „Ihretwegen!" erwiederte der Rittmeiſter kalt.

Sie fuhr bei Sonnenſteins vor, und Herrmann ſagte ihr am Schlage der Kutſche ſehr trocken: Sonnenſteins verbäten ſich ihre Beſuche. Für dieſen Schimpf foderte ſie von dem Rittmeiſter mit furchtbarem Grimme Genugthuung. Er ſagte kalt: „was geht das mich an!"

Ich verlaſſe Ihr Haus, und mein Vermögen bekommt die Reichborn, wenn Sie nicht mit dem Volke brechen.

„Fräulein!" ſagte der Rittmeiſter mit dem alten Tone, den ſie fürchtete: „geben Sie Ihr Vermögen der Hölle zu einem Teufels-Philanthropin. Mir gilt es gleich!"

Sie verließ ſein Haus nicht; denn erſt mußte ſie die Rache ausüben, die in ihrem Herzen kochte. Der Rittmeiſter war in ſeiner geliebten Tochter am ſchmerzlichſten zu verwunden. Philippine liebte den jungen Rohr; alſo mußte ihre Verheirathung mit

ihm

ihm gehindert werden; und dazu brauchte ſie den alten Rohr als Werkzeug.

Marie war bei dem Rittmeiſter angekommen, und er nannte ſie Tochter, ſie ihn Vater. Nun? ſagte die Tante: ſehen Sie wohl, Herr von Rohr? ſehen Sie? Vergleichen Sie doch nur Philippinens Geſicht mit dieſer Mamſell Marie. Daß ſie ſeine Tochter iſt, muß ja ein Blinder ſehen! (Marie hatte wirklich auffallende Aehnlichkeit mit Philippinen.) Da geht die Hälfte des Vermögens hin! Und die andre Hälfte? Herr von Rohr, bringen Sie doch einmal den Rittmeiſter auf Mitgabe oder Erbſchaft. Was ſagt er denn da? Nichts, ganz und gar nichts. (Das war wieder richtig. So oft auch Rohr von der Mitgabe anhob, nie ließ ſich der Rittmeiſter darauf ein; denn je deutlicher er nach und nach mit zunehmender Betrübniß merkte, daß die beiden Rohrs wirklich ſein Vermögen im Auge hatten: deſto verſchwiegener war er über ſeine Umſtände. Es ſollte wenigſtens den Schein behalten, daß Rohr ſelne Tochter aus Liebe geheirathet hätte.) Schuldenfrei, ſagen Sie? Hahaha! O, über den leichtgläubigen Herrn von Rohr! Fragen Sie nur Sonnenſteins, oder den jungen Bärburg! Die Verſöhnung kommt nicht von ungefähr. Schon längſt hätte Sonnenſtein des Rittmeiſters Gut ſehr gern gehabt; und wir werden ja ſehen, ob er es am Ende nicht bekommt.

Tauſend Sapperment! rief Rohr; wenn das wäre! Aber, mein gnädigſtes Fräulein, Philippine iſt doch Ihre nächſte Verwandte!

Auf mich darf ſie nicht rechnen, Herr von Rohr; denn Sie ſehen ja, wie man mich hier behandelt! Freilich, Ihr Sohn iſt ein artiger junger Menſch, dem ich ſehr wohl will, und mit dem ich auch Anfangs gute Abſichten hatte; aber — ſo iſt es nichts. Da iſt die Reichborn; die liebt mich, und Eine Liebe iſt der andern werth. An einem Manne wird es ihr nicht fehlen; denn eine Schenkung unter Lebendigen ſoll ihr mein Vermögen ſichern.

Tauſend Sapperment, meine Gnädigſte!

Eine Schenkung? Und gegen meinen Sohn hätten Sie nichts?

Nichts, gar nichts! Vielmehr würde es mir recht lieb geweſen ſeyn, wenn die Sache ſich hätte anders drehen und wenden laſſen.

Meine Gnädigſte, Sie ſind, bei meiner Seele, die edelſte Dame auf dem ganzen Erdboden. Aber mein Sohn iſt gebunden: da ſitzt der Teufel!

Fährt dem Rittmeiſter einmal eine Grille durch den Kopf, ſo bricht er ohne Umſtände. Philippine, ſo verliebt ſie auch in Ihren Sohn zu ſeyn ſcheint — ich wollte dafür ſtehen, daß bei ihr das Sprichwort eintrifft: alte Liebe roſtet nicht. Ich habe Ihnen ja erzählt. Der junge Sonnenſtein quittirt, wie ich höre. Seine Eltern haben die erſte Hand zur Verſöhnung geboten, und Philippine geht oft zu ihnen; Ihr Sohn aber wird nicht mit hingenommen. Nun frage ich: warum nicht? Der Rittmeiſter ſchiebt die Hochzeit ſeiner Tochter auf. Ich frage wieder: warum? Die Pfarrersfrau, die im

Grunde den Rittmeiſter und das ganze Haus regiert, hat etwas gegen Sie und Ihren Sohn: das, dächte ich, wäre mit Händen zu greifen! Und, Herr von Rohr, Sie ſind blind, wenn Sie nicht ſehen, daß der Rittmeiſter jetzt ganz anders gegen Sie geſinnt iſt, als im Anfange.

Das ſieht mir ſelbſt ſo aus. Tauſend Sapperment! Ich glaube, Ew. Gnaden können den Leuten in's Herz blicken.

Nun kommt der junge Sonnenſtein; dann braucht man den erſten beſten Vorwand, mit Ihnen zu brechen. Aber, Herr von Rohr, das Fräulein Reichborn iſt zu gut, um das pis-aller zu ſeyn. Ich habe ſie gewarnt; und nun waſche ich meine Hände in Unſchuld. —

Das alles war ſo augenſcheinlich, daß Rohr gar nicht daran zweifeln konnte; und er wußte noch etwas Andres, was der Tante ganz unbekannt war. Philippine liebte ſeinen Sohn nicht. Daß ſie mit dem jungen Sonnenſtein ein geheimes Verſtändniß hätte, ſchien ihm ausgemacht. Die Verſöhnung, und der Umſtand, daß der junge Sonnenſtein gerade jetzt den Dienſt verließ — alles traf, wie verabredet, zuſammen. Du biſt um deine Braut geprellt, mein Sohn, ſagte der Vater. Wenn nur dem alten Drachen mit der Schenkung zu trauen wäre, ſo machteſt du Linksum. Auf allen Fall — man kann doch nicht wiſſen — mach dich ein wenig an die Reichborn, ein wenig mehr, als bisher. Die Alte iſt dir gewogen. Am Ende ſagen wir: du hätteſt Philippinens Abneigung gegen dich gemerkt, und es für unrecht gehalten, ihr Herz zu zwingen.

Rohr machte ſich an das Fräulein Reichborn, und die Tante ließ in Philippinens Gegenwart einige Anmerkungen darüber fliegen. Dieſe dachte lächelnd: ach, wenn das doch wäre! Die Tante hielt dieſes Lächeln für einen Triumph ihrer Sicherheit, für Spott. Nun bekamen das Fräulein Reichborn und der junge Rohr ihre Rollen.

Unter dieſen Umſtänden herrſchte denn faſt bei Jedem im Hauſe Mißtrauen und

Verdruß. Der Rittmeiſter war in ſich gekehrt. Philippine, die das bemerkte, zeigte ihm eine ſtille Heiterkeit; ſo hielt er denn doch wenigſtens ſeine Tochter für glücklich, ob er gleich von ihrer Verbindung mit dem eigennützigen, geldſüchtigen Rohr nicht viel Gutes mehr hoffte. Er beſchloß, ſie ſehr reich auszuſtatten, und beſtimmte den nahen erſten Pfingſttag zu ihrer Hochzeit.

O, nur nicht dieſen Tag! ſagte Philippine im Ausbruch ihres Schmerzes, ſobald ſie allein war; nur nicht dieſen Tag! Doch, ſie konnte ſich nicht überwinden, ihren Vater durch die Bitte um Aufſchub zu betrüben. Rohr hatte nun keine Beſorgniß mehr vor dem jungen Sonnenſtein; auch erfuhr er zu ſeiner Freude halb und halb, wie der Rittmeiſter ſeine Tochter ausſtatten, und was er ihr mitgeben wollte. Die Tante ſah ihre Rache vereitelt, da Rohr ſich nun ſogleich von dem Fräulein Reichborn zurückzog. Sie ſtampfte mit den Füßen, und ſchlug bei jeder Veranlaſſung ihrer Jungfer in's Geſicht; denn der verhaßte Rittmeiſter und die verhaßte Philippine erreichten ja nun doch ihre Wünſche. —

Während deſſen ſaß die arme Philippine einſam, in tiefen Schmerz verloren. Auguſte, die finſter neben ihr ſaß, und lange geſchwiegen hatte, ſagte endlich: ach, Philippine! — Nun ging die Unglückliche zu dem Grabmahl ihrer Mutter, und rief mit Tönen des Jammers: nur nicht dieſen Tag! nur nicht dieſen Tag!

Dann aber, Philippine, biſt du entſchloſſen? fragte Auguſte traurig.

Zu allem; nur nicht dieſen Tag! —

Auguſte ging zu dem Rittmeiſter, und bat ihn um Aufſchub. „Hm! hm! warum?" fragte er; „das geht nicht!"

Nur dieſen Tag nicht, Herr Rittmeiſter, bittet Ihre Tochter.

„Warum nicht dieſen Tag? warum nicht? Eben dieſen Tag habe ich aus guten Urſachen gewählt. Es muß ihr lieb ſeyn, an dieſem Tage den Mann, den ſie liebt . . ."

Den ſie liebt? fragte Auguſte, und hielt die naſſen Augen auf dem Rittmeiſter feſt: den ſie liebt? O, daß Sie wahr redeten!

Der Rittmeiſter runzelte die Stirn. „Liebe Frau, Sie machen mir das Herz ſchwer, ſehr ſchwer. Aber — ſie liebt ihn. Ich habe ja Augen!"

Sie irren ſich ſchrecklich, Herr Rittmeiſter. Doch — nur nicht dieſen Tag! Er erinnert Philippinen an einen zu ſchönen Traum ihrer Jugend, der nun auf immer verſchwunden iſt! . . . Nur dieſen Tag nicht, bittet Ihre unglückliche Tochter.

„Unglückliche?" ſagte er, die Hände faltend, und ſich abwendend. „Nun, ſo erbarme ſich Gott! — — Ich will die Hochzeit aufſchieben. Sagen Sie ihr das."

Unglückliche! Unglückliche! wiederholte er zehnmal hinter einander, und immer wurde ſein Gram noch ſtärker. Jetzt kamen der Unglücksboten mehr. Marie ſah ihn traurig an, und ſagte: ich fürchte, lieber Vater, Philippine iſt nicht glücklich! — Schmidts, der ſich ſchon ſeit mehreren Wochen meiſtens in Grundleben aufhielt, ſagte daſſelbe. Der Rittmeiſter war ganz troſtlos; doch, er wußte nicht los zu kommen, da die Verbindung förmlich erklärt war.

Er kündigte dem jungen Rohr den Aufſchub der Hochzeit an. Dieſer bat ihn mit erkünſtelter Wärme, den Tag ſeines Glückes nicht weiter hinaus zu ſetzen; und der Rittmeiſter gerieth in die höchſte Verlegenheit, da er keinen Grund für ſein Zögern angeben konnte. Er wollte ſeinen künftigen Schwiegerſohn nicht beleidigen; deshalb redete er ſo höchſt räthſelhaft, daß Rohr alles verloren glaubte, beſonders da der Rittmeiſter nicht zu bewegen war, einen andern Tag zu beſtimmen, und da Philippine ſich mit Ernſt und Kälte gegen ihn betrug. Der Rittmeiſter ging, um ſich zu zerſtreuen, oft zu Sonnenſteins. Was war in Rohrs Augen natürlicher, als daß man auf Mittel ſann, ſeine Verbindung rückgängig zu machen?

Vater und Sohn überlegten; denn die Tante, die ihren Plan, ſich zu rächen, noch nicht aufgab, hatte ihnen wieder einige Winke gegeben. Rohr wendete ſich aufs neue an ſie; doch jetzt ſagte ſie ſtolz: das Fräulein Reichborn iſt beleidigt. Allerdings habe ich te leiſe, wie vor ſich, mit einem ſo feſten Tone, daß Hilbert zitterte: Cato, qua exeat, habet (Kato hat einen Ausweg)! und mit dieſem Ausruf entfloh ſie. Hilbert verſtand die Anſpielung auf Kato's freiwilligen Tod. „O, unglückliches Mädchen!“ ſagte er, unausſprechlich gerührt: „wenn dir kein anderer Ausweg übrig bleibt, als das Grab!“ Er wartete noch eine kleine Weile, und ging dann.“

Auf dem Rückwege nach Burggräfenrode überdachte er ſein Abentheuer mit der unglücklichen Sängerin. Er muſterte alle weiblichen Geſchöpfe im Hauſe der Frau von Koch, und es war nicht Eins darunter, dem er dieſe zarte Empfindung hätte zutrauen können. Die ſo ſtolz angebrachten Lateiniſchen Worte machten ihn noch neugieriger, die Unglückliche kennen zu lernen. Er intereſſirte ſich unglaublich für ſeine Unbekannte, und konnte doch nicht einmahl vermuthen, wer ſie ſeyn möchte. Endlich dachte er, die Frau von Koch, oder Emilie müßten durchaus darum wiſſen. In dieſer Meinung brachte er, als er am folgenden Tage eine Viertelſtunde mit Beiden allein war, das Geſpräch auf die Muſik, und von da auf die dieſe Verbindung gewünſcht; aber ein Opfer ſollen Sie mir und meiner Univerſal-Erbin nicht bringen!

O, wer redet von Opfer! Sie, großmüthigſte, edelſte Dame, Sie bringen ein Opfer, wenn Sie mir die Hoffnung geben, mit Ihnen in eine ſo nahe Verbindung zu kommen. Sobald ich Ihrer Güte gewiß bin, werde ich nicht anſtehen, dem Rittmeiſter zu erklären, daß . . .

Auf meine Güte können Sie rechnen. Schreiben Sie an das Fräulein R[illegible]bbern. Einen entſcheidenden Schritt müſſen Sie thun.

Rohr überlegte; die Tante ließ aber einige Mal das Zauberwort: Schenkung unter Lebendigen, fallen. Nun küßte er ihr die Hände, und ſchrieb ſogleich einen artigen Brief an das Fräulein. Die Tante übernahm es, ihn zu beſtellen, und ſagte lächelnd: davon braucht nicht eher etwas bekannt zu werden, als bis ich es wünſche. Und hiermit verſpreche ich Ihnen das Fräulein und mein Vermögen. —

Nun habe ich meine Rache! dachte ſie triumphirend, als ſie wieder allein war. Jetzt verachtet meinen Reichthum, und mich! Nein, unbeſtraft durfte dieſer Uebermuth nicht bleiben! Jetzt habe ich Vater und Tochter! —

Der Pfingſttag kam näher. Minette hatte unterdeſſen an ihren Bruder geſchrieben, daß ſie Herrmanns Braut wäre, und daß Philippine am erſten Pfingſttage den jungen Rohr heirathen würde. Erhard ſagte, als er den Brief geleſen hatte: iſt das die Treue, die ſie mir geſchworen hat? O, dieſen Tag, gerade dieſen, der unſre Liebe heiligte, dieſen wählt die Treuloſe! — Er wollte ſich beruhigen; doch es war ihm unmöglich, da in ſeinem Herzen die erſte Leidenſchaft noch immer glühete. Nach einigen Tagen nahm er Urlaub, und ſprengte nach Grundleben, — nicht um Philippinens Heirath zu ſtören, ſondern nur, um die Treuloſe noch einmal zu ſehen, und ihr an dem Tage, da ſie das Eigenthum eines Andern würde, vor die Augen zu treten.

Er kam am erſten Pfingſttage in Grundleben an, und ſchlich, in ſeinen Mantel gehüllt, ohne von Jemand bemerkt zu werden, an des Rittmeiſters Gartenpforte. Sie wird ſich heute nicht im Garten ſehen laſſen, dachte er; aber deſto beſſer! Niemand ſoll erfahren, wie unglücklich ich bin; und ſie am wenigſten. — So eben wollte er umkehren und ſeinen Bedienten aufſuchen, der ſein Pferd hielt; da erblickte er das Dach des Häuschens, worin Philippine mit ihrer Pflegemutter, an dem Grabmahl ihrer Mutter, gelebt hatte. O, ſagte er jetzt, dort wohnte ſie! dort ſaß ſie an dem Grabe ihrer Mutter, und dachte an mich!

Er ſah umher, und da alles todtenſtill war, ſo ſchlich er durch das Gebüſch dem Hauſe näher. Die Thür ſtand offen. Er trat leiſe hinein, und hörte Philippinens Stimme, aus dem Gewölbe, worin der Leichnam ihrer Mutter ruhete. Ihn durchfuhr ein Todesſchauer, und zugleich das Gefühl einer ſüßen Hoffnung. Er ging näher, und ſah Philippinen, gerade eben ſo gekleidet, wie an dem Tage ihrer Einſegnung, an dem Grabe ihrer Mutter knieen. O, meine theure Mutter! jammerte ſie: du ſiehſt den Schmerz deiner unglücklichen Tochter. An dieſem Tage ſchenkte ich ihm, o ihm! die Lilie, als ein Pfand meiner ewigen Liebe. Ach, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch! Doch, Mutter, mein Vater will, und ich lege dieſe Lilie auf dein Grab; ich weihe meine Liebe und mein Leben dem Tode.

Erhard hörte das mit dem höchſten Entzücken, und zugleich mit der troſtloſeſten Verzweiflung. „Philippine!“ ſagte er ſanft. (Sie hörte nicht.) „Philippine!“ rief er lauter. Sie wendete den Kopf, und ſah in dem Dämmerlichte des Gewölbes den Geliebten in ſeinem weißen Mantel, der wie ein lichter Schein um ihn ſchwebte. — Mit Entſetzen ſprang ſie auf, und rief: o, der Geiſt meines geliebten Erhards!

„Ich bin es ſelbſt,“ ſagte Erhard mit ſanfter Stimme. „Du liebſt mich. Nun, Philippine, laß mich ſterben! Ich bin glücklich!“

Philippine konnte ſich nicht faſſen; ſie begriff nicht, wie er hierher kam, und blieb von weitem, ihm die Hände entgegenſtrekkend, ſtehen. O Gott! rief ſie, wohin ſoll ich fliehen! Sind Sie es, Erhard? O, ich bitte Sie mit Thränen, verlaſſen Sie dieſes Gewölbe.

Ich gehe, Philippine. Aber gieb mir die Lilie — zum Andenken an unſre unglückliche Liebe. Dann will ich gehen.

Sie reichte ihm die Blume mit zitternden Händen. Er nahm ſie, faßte ihre Hand, und drückte ſanft die Lippen darauf. Philippine ſank, von Schmerz überwältigt, und ohnmächtig, an ſeine Bruſt. Er ſetzte ſie auf das Grabmahl, und ſagte: o du, die ich mehr liebe, als mich ſelbſt! So biſt du jetzt noch einmal auf einen Augenblick mein! jetzt, da dein Herz nicht ſchlägt! Ich drücke den Kuß des Abſchieds auf deine kalten Lippen — den Kuß des Abſchiedes, und den Schwur einer ewigen Treue! — Sie fing wieder an zu athmen. Dein harter Vater, fuhr er leiſe fort, macht mich unglücklich. Nun, du ſollſt mich nicht wiederſehen. Leb ewig wohl. — Er legte ſie ſanft an eine Säule auf dem Grabmahl zurück, und ging, das bleiche Geſicht mit den Händen bedeckend. Nach einigen Minuten war er zu Pferde, und ſprengte davon.

Nach ihm ging der Rittmeiſter, der unglückliche Vater, unentſchloſſen, ob er nicht den Liebenden und Geliebten zurückrufen ſollte. Er war Zeuge der ganzen Scene geweſen. Mitleidig folgte er ſeiner Tochter, als er ſie zu dem Grabmahl ihrer Mutter gehen ſah, und verbarg ſich hinter einem Schirme, wo er alles ſah und hörte. Er bewunderte den edeln Jüngling, und ging finſter zurück auf ſein Zimmer. Hier ſann er auf Mittel, ſeine Tochter zu retten; aber — konnte er ſein Wort brechen? konnte es Philippine?

Als er in das Haus trat, kam ihm Rohr entgegen, und bat ihn, den Tag der Hochzeit zu beſtimmen. Schweigend ſchüttelte der Rittmeiſter den Kopf; und auch Rohr ſchwieg nun mit einem zweideutigen Lächeln. Schmidts kam, und bat den Rittmeiſter um einige Augenblicke Gehör. Der Rittmeiſter ſchüttelte betrübt den Kopf. Schmidts redete von Marien, von ſeiner Liebe zu ihr, von ihrem Wohlwollen für ihn; und der Rittmeiſter ſagte: „alle Welt iſt glücklich; nur ich nicht!“

Oben auf dem Saale kam ihm die Tante mit einem wilden, tobenden Geſchrei entgegen; ſie verlangte Genugthuung, ohne daß er hörte, wofür. „Ach,“ ſagte er, mit ungewöhnlicher Weichheit, „wenn es nur ſo etwas wäre; das ließe ſich ertragen.“ Die Tante fuhr fort zu toben; er ließ ſie ſtehen, und ging. —

Philippine erwachte, und wußte nicht, ob ſie den geliebten Erhard wirklich, oder nur im Traum geſehen hatte. Als ſie endlich ihre Lilie vermißte, konnte ſie nicht mehr zweifeln. Ach, rief ſie, die Arme emporhebend: er liebt mich; aber nun iſt keine Rettung mehr! Zu ſpät, zu ſpät! Ich bin die Verlobte, die Braut eines Mannes, der meinem Herzen ewig fremd bleiben wird. Keine Rettung! Ja, ich will den langen, ewigen Schmerz geduldig ertragen!

Sie ging nach dem Zimmer ihres Vaters. Er nahm ſie ſchweigend in ſeine Arme, und ſagte mit bebenden Tönen: „Philippine, du biſt unglücklich; und auch ich bin es. Laß uns muthig ertragen, was ſich nicht ändern läßt!“ Dieſe jammernden Töne erſchütterten das gute Mädchen, und füllten ihr Herz mit einem Muthe, den der Menſch nur dann hat, wenn er das Leben für nichts mehr achtet. Ich bin entſchloſſen, mein Vater, ſagte ſie; ſetzen Sie nun einen Tag an, welchen Sie wollen!

Das jammerte den Vater noch mehr. „Mein Kind,“ ſagte er: „ich weiß alles; der junge Sonnenſtein . . .! Jetzt iſt es unmöglich! O, warum haſt du nicht früher geredet!“ Beider Schmerz wurde immer troſtloſer. Sie hielten einander ſtill umarmt. „Faſſe dich!“ ſagte der Vater. „Wenn er käme! Ich habe Sonnenſteins einladen laſſen; die Tante will ja auf ein Paar Tage verreiſen. Faſſe dich, mein gutes Kind! Du ſiehſt, es iſt nicht zu ändern.“

Ich bin gefaßt, mein Vater! ſagte Philippine groß und edel. Aber — wenn nur die Tante wirklich reiſt! —

Die Tante hatte herausgebracht, daß heute Sonnenſteins kommen würden, und nun blieb ſie, obgleich der Wagen ſchon vor der Thüre hielt. Sonnenſteins kamen, und mit ihnen Erhard, dem Herrmann und Minette bei einem Spaziergange begegnet waren. Seine ſonderbare Heftigkeit hatte Minetten aufmerkſam gemacht; daher fing ſie an, zu ahnen, zu rathen, zu fragen. Erhard mußte, um ſein Geheimniß zu bewahren, mit nach Hauſe, und dann zu dem Rittmeiſter.

Die Tante glänzte, als ſie nach einer halben Stunde in das Beſuchzimmer trat, von Edelgeſteinen, wie der Thron des großen Moguls. Der junge Rohr ging ihr mit Unterthänigkeit entgegen, und trat mit dem Fräulein Reichborn in ein Fenſter. Philippine ſtand bleich, erſchüttert, neben Minetten, die ihr mit Fragen zuſetzte. Erhard wurde von dem Rittmeiſter mit Liebe, mit Zeichen großer Bewegung empfangen.

Rohr ſchrieb Philippinens augenſcheinliche Bewegung dem Wiederſehen des alten Geliebten zu, die Tante der Eiferſucht auf das Fräulein Reichborn: ſie nahm es ſehr übel, daß der Rittmeiſter Sonnenſteins ſo freundſchaftlich behandelte, und ſtichelte ſehr boshaft. Er konnte aus ſeiner jetzigen Weichheit nur in den allerheftigſten Zorn übergehen. Philippine fürchtete, daß dies der Fall ſeyn möchte, und bat ihn daher leiſe, ſich nicht zu ärgern. Er verſprach es, lächelte ſeiner Tochter zu, und fing nun an, (was er noch nie gethan hatte) die Tante zu necken. Das kam ſehr drollig heraus, ſo daß mehr als Einmal ein lautes Gelächter entſtand.

Endlich ſprang die Tante auf, und trat triumphirend in das Zimmer. Nun denn! rief ſie; Neveu, ich deſavouire Sie, da Sie es nicht beſſer wollen. Das Fräulein Reichsborn wird meine Erbin; und zugleich erkläre ich Ihnen, daß ſie Anſprüche auf die Hand des Herrn von Rohr hat.

Der Rittmeiſter und Philippine erblaß-

Laute. „Die Laute ſcheint das Inſtrument der Unglücklichen zu ſeyn,“ ſagte er, und heftete ſeinen Blick auf beide Damen; aber weder Emilie, noch die Frau von Koch, hatte jemals eine Laute geſehen. Er fing auf eine andre Weiſe an zu forſchen, und überzeugte ſich bald, daß Beide nichts von der Laute wußten. Die Sache wurde für ihn immer räthſelhafter. Er betrachtete die Kammerjungfer und jedes Hausmädchen; doch an keiner war auch nur eine Spur von Unglück und Empfindung zu bemerken.

Hilbert blieb heute wieder bis Mitternacht im Garten, und hörte abermals eine trauernde Melodie, und dann ein Lied, welches eben erſt aus dem Stegreiſe gemacht zu werden ſchien. Es war ohne Reime, mehr Recitativ als Geſang, und enthielt die Empfindungen einer auf ewig ſcheidenden Geliebten, die nun das Leben wie eine ſchwere Bürde von ſich wirft, und über die Treuloſigkeit des Geliebten jammert. Hilbert wollte ſich der Sängerin nähern; aber das erſte Geräuſch brachte ſie zum Fliehen. Er folgte ihr, und ſie ging in das Haus, die Treppe hinauf, wo ſie dann leiſe eine Thür verſchloß. Nachdenkend und ten Beide. Erhard zitterte, und hielt ſich an Herrmann. Die Tante triumphirte noch lauter, als ſie die bleichen Geſichter ſah. Reden Sie! ſagte ſie zu dem jungen Rohr, der ſehr verlegen daſtand. Du haſt es nicht beſſer gewollt! ſo wendete ſie ſich, boshaft lächelnd, zu Philippinen, die ihr Geſicht auf Minettens Schulter gelegt hatte: ich habe dich gewarnt! Reden Sie, Herr von Rohr!

Rohr ſtammelte erröthend einige Worte, und ſchwieg beſtürzt, als Jeder die Augen auf ihn heftete. Die Tante warf ihm einen wüthenden Blick zu; und nun ſagte er: Herr Rittmeiſter, meine Lage war hier ſo ungewiß, Fräulein Philippine ſchien ſo wenig Neigung für mich zu haben, — (Hahaha! lachte die Tante ſpöttiſch dazwiſchen) — daß ich es für das Beſte hielt . . .

Für das Beſte hielt? fiel die Tante ein. Man hat mich hier ſo oft und ſo ſchwer beleidigt, daß ich dem Herrn von Rohr mein Vermögen und die Hand des Fräuleins von Reichborn angetragen habe.

„Und, Rohr, Sie nahmen an?“ fragte der Rittmeiſter mit bebender Stimme.

Ich war Ihrer Tochter ſo wenig gewiß, und meine Lage wurde ſo kritiſch, daß ich . . . Sie werden verzeihen . . . daß ich . . .

„. . . daß Sie die Hand des Fräuleins annahmen?" fragte der Rittmeiſter dringend.

Ich konnte nicht anders! ſtammelte Rohr.

Jetzt warf ſich Philippine vor der Tante auf die Kniee, und rief: o, liebe Tante!

Nichts, nichts! ſchrie dieſe. Es iſt zu ſpät! Ich habe dich lange genug gewarnt!

„Tante, Tante!" rief der Rittmeiſter; und im Uebermaß ſeiner Freude knieete er neben ſeiner Tochter vor ihr nieder.

Die Tante rief, im Genuß ihres Triumphes: nichts, nichts! Warum haben Sie Sich nicht warnen laſſen!

O, welches Glück! rief Erhard; und auch er knieete auf der andern Seite neben Philippinen nieder.

Es iſt richtig! ſagte Minette. Er liebt ſie! ja, er liebt ſie! — Und nun ſtürzte ſie auf die Tante zu.

Philippine! rief Auguſte mit Freudenthränen; o, mein gutes Kind, ſo wirſt du dennoch glücklich!

„Er iſt dein!" rief der Rittmeiſter; „du liebſt ihn. O, Erhard, mein Sohn!" Erhard legte den Arm um die Geliebte, und Philippine rief mit Entzücken: Erhard! ſo biſt du mein? Sonnenſcheins riefen: Gott ſegne Euch, Kinder! Nun ſind alle unſre Wünſche erfüllt!

Rohr näherte ſich, und ſagte: das wußte ich wohl. Der Himmel beglücke Sie! Ich nehme meine Anſprüche zurück.

Das wußten Sie? rief die Tante. Das wußten Sie? Und Sie, Sie Geck, verſchwiegen es mir? Reichborn, ich verbiete dir, jemals wieder ein Wort mit dem Menſchen zu reden!

Rohr ſtand wie eine Bildſäule da. Endlich ſtammelte er: Sie haben mir verſprochen, mein gnädiges Fräulein . . . — Aber ſie hörte nicht, und warf nur Blicke des heftigſten Zornes auf die ſeligen Menſchen, die einander umarmten, und ſüße Thränen der höchſten Freude weinten. Auch ſie brach nun in Thränen aus, doch nicht in Freudenthränen. Ihr Geſicht flammte; ſie ballte die Hände, ſchluchzte, ſtampfte den Boden, und fluchte wüthend auf die glücklichen Menſchen. Herrmann nahm ſie kräftig bei der Hand, und ſagte: Ihr Kutſcher wird ungeduldig. Das iſt kein Anblick für Sie.

Sie hängte ſich in ſeinen Arm, und rief mit erſtickter Stimme: Fräulein Reichborn!

Das arme Mädchen warf ſich vor dem Rittmeiſter nieder, und bat ihn, ſie aus den Händen der Tante, und von den Bewerbungen Rohrs, den ſie verachte, zu retten. Der Rittmeiſter faßte ihre Hand, und ſagte: „kommen Sie, liebes Kind; Sie gehören in dieſen Kreis der Liebe!“

Geh, du Schlange! rief die Tante; ich enterbe dich! Rohr eilte ihr nach, bot ihr den Arm, und erinnerte ſie an ihre Verſprechungen. Begleiten Sie mich! befahl ſie ihm; und er ſetzte ſich zu ihr in den Wagen. Herrmann kehrte zurück in Minettens Arme.

„Holt den Pfarrer!" rief der Rittmeiſter. „Drei Paare! und alle meine Kinder! Philippine, ſiehſt du, daß ich den rechten Tag gewählt hatte? Holt den Pfarrer!" — Holt den Pfarrer! rief jetzt auch Sonnenſtein. — „Ordnet euch!" fuhr der Rittmeiſter fort. „Marie und Schmidts! Philippine und Erhard! Herrmann und Minette! O, Gott ſey Dank! Wer hätte glauben ſollen, daß ein Teufel der Schutzgeiſt der Tugend, der Liebe und des Glückes werden würde!"

Ende.

Bei dem Verleger ſind unter andern nachſtehende Bücher zu bekommen:

Lafontaine, Auguſt, Familiengeſchichten 4r bis 12r Bd. 14 Thlr. 12 Gr.

Auch unter folgenden Titeln:

— 4r 5r: Herrmann Lange. Neue Auflage. 8. 1800. 3 Thlr. 8 Gr.

— 6r: Karl Engelmanns Tagebuch. Neue Aufl. 1801. 1 Thlr. 8 Gr.

— 7r 8r: Leben eines armen Landpredigers. Neue Aufl. 1802. 3 Thlr. 12 Gr.

— 9r 10r: Henriette Bellmann, ein Gemählde ſchöner Herzen. 1802. 3 Thlr.

— 11ter 12ter: Barneck und Saldorf. 1805. 3 Thlr. 8 Gr.

Deſſen Theodor, oder Kultur und Humanität. Zwei Bde. Neue Aufl. 1802. 2 Thlr. 16 Gr.

Deſſen kleine Romane und moraliſche Erzählungen 1r – 6r Bd. Dritte verb. Aufl. 1804. 5 Thlr.

7 – 9r Band. 2 Thlr. 12 Gr.

Deſſen Mährchen, Erzählungen und kleine Romane. 1r 2r Bd. 1801. 2 Thlr. 16 Gr.

Deſſen Fedor und Marie, oder: Treue bis zum Tode. Neue verb. Aufl. 1804. 1 Thlr. 12 Gr.

Deſſen So geht es in der Welt. Drei Bände. 1803. 1804. 5 Thlr.

Auch unter folgenden Titeln:

— 1r: Der Baron von Bergedorf, oder das Princip der Tugend. 1 Thlr. 18 Gr.

— 2r 3r: Eduard und Margarethe, oder Spiegel des menſchlichen Lebens. 3 Thlr. 6 Gr.

Die Märtyrer der Liebe, von J. S. 1805. 1 Thlr.

Langbein, A. F. E., Talismane gegen die lange Weile. 1ſte, 2te u. 3te Sammlung. 4 Thlr.

Schink, J. Fr., Johann Fauſt, dramatiſche Phantaſie, nach einer Sage des 16ten Jahrhunderts. 1r u. 2r Theil. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Die Söhne des Thales. Ein dramatisches Gedicht. 1. Theil: Die Templer auf Cypern. 2. Theil: Die Kreuzesbrüder. 1803. 2 Thlr. 20 Gr.

Zeichnungen auf einer Reise nach Wien über Triest und Venedig, und von da zurück durch Tyrol und Salzburg, im Jahre 1798. Mit einer Vignette von Jury und einer Karte. 8. 1800. 1 Thlr. 8 Gr.

(Von den meiſten dieſer Bücher ſind auch Exemplare auf Velinpapier zu bekommen.)

Für den Buchbinder.

An dieſem Bogen ſind zwei Cartons. Der Viertelbogen 499 — 502 wird abgeſchnitten, und zwiſchen dieſen halben Bogen gelegt.

voll ſeltſamer Verſtellungen ging er endlich nach Hauſe.

Er lauerte wieder einige Nächte; aber vergebens. Es ließ ſich keine Sängerin, kein Lautenton hören, und Hilbert mochte ſich erkundigen, ſo viel er wollte, man wußte nichts von einem Mädchen, das Muſik verſtände. Die arme Iglou verbarg ihre Laute, ſo ſchwer es ihr auch wurde, ſich von ihr zu trennen. Der Baron wollte ſchon den erſten Abend nach ſeiner Ankunft in Büdesheim Iglou aus ſeinem Schlafzimmer entfernen. Er hatte ihr ein eignes Zimmerchen anweiſen laſſen, weil er ſehr wohl einſah, daß ihre nächtlichen Beſuche, wenn ihr Geſchlecht bekannt würde, einen häßlichen Verdacht bei Emilien erregen könnten. „Ich ſchlafe allein!“ ſagte er mit halber Stimme und abgewendetem Geſichte; denn er hatte nicht den Muth, dem zärtlichen Mädchen geradezu das zu verweigern, was ihr ſo theuer war. Iglou ſchwieg, der Baron ebenfalls. Als er ſich nach einer langen Pauſe umſah, lag ſie hinter ihm auf den Knieen, und hatte das weinende Geſicht mit beiden Händen bedeckt. „Liebe Iglou,“ ſagte er nun verlegen; „es geht doch in der That nicht! Wenn man nun erführe, daß du ein Mädchen biſt!“

Ach, erwiederte ſie geduldig, iſt es dir eine Schande, daß ein Mädchen dich liebt? O; lieber Herr, laß mich vor Gram ſterben; aber verſchmähe meine Liebe nicht, verſtoß mich nicht! Ich will auf deiner Schwelle liegen, ſchlafen, ſterben!

Sie bat ſo demüthig, ſo geduldig, daß die Verlegenheit des Barons zunahm: „Iglou,“ ſagte er, und ergriff ihre Hand; „weißt du denn von unſren Europäiſchen Sitten noch ſo wenig, daß du …? Liebes Mädchen, ſieh, dieſe Emilie …“ — Iglou fing an zu zittern, und ſagte dann mit zurückgehaltnem Schmerze: dieſe Weiße wird mich tödten! Und, glaube mir, ſie hat mein Herz nicht! … Ach, ſetzte ſie hinzu, wenn ich weiß wäre! wenn blonde Locken um meine Stirn ſchwebten! wenn mein Herz unter einer weißen Bruſt ſchlüge! dann, dann! … Nein, ich bleibe hier; und morgen will ich der Weißen dieſe Bruſt zeigen, die ſie zerfleiſcht, und ihr ſagen: laß uns mit Treue um ſeine Liebe kämpfen, mit

Gehorſam, mit Liebe! Und trägt ihre weiße Haut, ihr blaues Auge, ihr blondes Haar den Sieg davon, ſo will ich dieſe Bruſt mit meinem Blute färben, ihr den Stahl geben, und ſagen: da, ſtirb für ihn, wenn du ihn liebſt, wie ich! Iglou war außer ſich; ſie ſtand da, als ob ſie den Dolch ſchon höbe.

„Iglou,“ ſagte Flaming, und umfaßte ſie ſanft; „iſt es möglich? du könnteſt deinen Freund ſo ſchmerzlich betrüben?“

Der Ton ſeiner Stimme beſänftigte ihre Heftigkeit. Sie legte ihr Geſicht an ſeine Bruſt, und weinte ſtille Thränen. Du haſt mich geliebt, ſagte ſie mit ſanfter Klage. Ach, in jener Nacht fühlte ich das! Und nun, nun opferſt du mich dieſer Weißen, die dich nicht liebt!

So beſtimmt hatte Iglou nie mit ihm geſprochen; aber nie hatte ſie auch ſo beſtimmt gefühlt, was ſie wünſchte, als da der Baron ſich auf Emiliens Hand niederbeugte, und ſie mit Ehrfurcht küßte. In dieſem Augenblicke flog hell und deutlich der Gedanke durch ihre Seele: es ſey ihr Unglück, wenn der Baron einer Andern gehöre als ihr. Flaming ſah bei den letzten Worten das Mädchen ſtarr an. Es war ihm widrig, daß Iglou nur glauben konnte, er habe ſie einmahl geliebt; und dennoch hatte er nicht die Stärke ihr zu widerſprechen. Er bat ſie, jetzt zu gehen und auf ihrem Zimmer zu bleiben; dahin war ſie aber ſelbſt durch Befehle und Bitten nicht zu bringen. Alles, was der Baron von ihr erhielt, war das Verſprechen, ihr Geſchlecht ſo behutſam als möglich zu verbergen, jeden Abend auf ihr Zimmer zu gehen, und nicht eher als um Mitternacht, wenn alles ſchliefe, wiederzukommen. Der Baron mußte dies zugeben, ſo ſehr er auch davor zitterte, daß man es entdecken möchte. „Indeß,“ dachte er, „ich kann ja des Nachts immer Licht brennen, und ſo iſt aller Verdacht leicht wieder gehoben.“

Das arme Mädchen ſah am andern Tage wohl, daß Emilie ſie beſiegt hatte, und ſtarrte mit wilden Blicken auf ſie und auf den Baron. Troſtlos ging ſie auf ihr kleines Zimmer, das im Gebäude ganz abgeſondert lag, weil niemand von dem Hausgeſinde in der Nähe eines Schwarzen ſchlafen mochte. Sie ſchloß ſich ein, nahm die Laute, weinte, ſang, dichtete, und flog dann wieder in den Garten. Für nichts hatte ſie Augen, außer für Emilien und den Baron. Hilberten ſah ſie nicht einmahl, und wußte kaum, daß ſie ſchon einige Worte mit ihm geſprochen hatte. Um Mitternacht ſchlich ſie ſich mit der Laute in den Garten, und ſang ihren Gram, ihre Verzweiflung. Sie entfloh, ſo wohl ihr auch Hilberts Mitleiden that, um ſich ihm nicht zu entdecken, weil ſie dem Baron verſprochen hatte, ihr Geſchlecht zu verbergen. Welchen andern Ausweg haben Sie? fragte Hilbert; und ſie antwortete kühn; was ſie dachte: den Tod! Daß ſie ſo ſeltſam Lateiniſch antwortete, war ganz natürlich. Sie hatte am Morgen ihrem Herrn aus dem Seneka die Unterſuchung über die Vorſehung vorleſen müſſen. Die ſchöne Stelle: „o ein Schauſpiel, würdig, von der Gottheit ſelbſt beobachtet zu werden: ein edler Mann, der mit ſeinem unglücklichen Schickſale ringt!“ machte einen tiefen Eindruck auf ſie. Sie erhob ſich, und ihre Stimme wurde laut, als ſie von Kato las, daß er mit ſtolzer Stirn aufrecht unter dem zuſammenſtürzenden Vaterlande da

ſteht.

ſteht. Ihre Augen flammten; und dennoch zitterte ſie, als die Worte kamen: Kato hat einen Ausweg! den Tod! Sie machte eine lange Pauſe, ſah vor ſich nieder, hob dann das Auge auf den Baron, und ſagte bedeutend: der Unglückliche hat einen Ausweg!

Der Baron bemerkte ſo wenig ihren Blick, als er ihre Worte hörte. In ſeiner Seele tönten noch immer die Worte: es iſt das erhabenſte, göttlichſte Schauſpiel, wenn ein Edler männlich mit dem Unglück ringt! Er ſtand mechaniſch mit Iglou zugleich auf. Sie dachte an den letzten Ausgang aus ihrem Unglükke; und er: wie er unglücklich werden, und dann in ſich der Welt, der Gottheit das erhabenſte, göttlichſte Schauſpiel geben könnte. Er verfinſterte die Stirn, und ſchüttelte den Kopf. Wie konnte er unglücklich werden, da er reich, geſund, geliebt, unverfolgt und frei war! „Iglou,“ ſagte er zuletzt; „ich wollte, daß ich der unglücklichſte der Menſchen wäre!“

Ach, nein! nein!

„Verlaſſen von der ganzen Welt!“

Iglou faßte ſeine Hand. — Ich verließe dich nicht.

„Und um mich her ſtürzte alles in Trümmer!“ —

O, mein Herz bliebe dir! ſagte Iglou mit einem Seufzer.

„Es möchte zuſammenſtürzen; ruhig, mit erhabner Stirn würd' ich verſinken!“

Ich ſtürzte mich dir nach!

„Nein, auch du, Iglou, ſollteſt mich verlaſſen, und dennoch ...“

O du Undankbarer! rief Iglou laut weinend.

„Iglou, und du würdeſt mich nicht bewundern, wenn ich männlich kämpfte?“ —

Bewundern, wenn du wünſcheſt, daß ich dich verlaſſen ſoll?

Beide verſtanden einander nicht. Er ſtellte ſich, als hätte er Geſchäfte, damit Iglou weggehen ſollte. Dann verfolgte er den Gedanken, durch Ruhe bei dem größten Unglück die Bewunderung der Welt zu werden. Schnell durchlief ſeine Phantaſie alle ſeine Verhältniſſe, um zu ſehen, ob nicht irgendwo ein ſchweres Unglück ihm drohe. Doch er ſah überall nichts als Glück und Hoffnungen. „Iſt es nicht ein Unglück, daß ich ſo glücklich bin!“ flüſterte er. Dieſer ſonderbare Gedanke fiel ihm ſelbſt auf. Doch bald rief er lauter: „ja, es iſt ſo! Es liegt Wahrheit in dem Gedanken; denn — er ſchlug den Seneka wieder auf — hier ſteht es: Marcet ſine adverſario virtus! (Unglück ſtärkt die Tugend.) Wenn ich mein Vermögen verlöre! In Berlin öffentlich auf den Straßen wollt' ich Holz ſpalten; . . . nur müßte Liſſow nicht unglücklich werden. — Wenn ich das Opfer eines Fürſten würde! Lachend wollte ich allen Menſchen meine Feſſeln zeigen, und der Kerker ſollte für mich ein Paradies ſeyn. Wenn ich unter dem Schwerte des Henkers ſterben müßte! Ruhig wollte ich hinknieen, und dem Nachrichter ſagen, wie Morus — nein, wie Sokrates — oder Schach wollte ich die Stunde vor meinem Tode ſpielen, oder — ja, ſo etwas wollt' ich. Wenn Emilie einen Andern liebte! Nun, auch das! Ich wollte ruhig, lächelnd ſogar, von hier abreiſen. — Aber dann wüßte ſie ja nicht, wie unglücklich ich wäre. Nein, holde Emilie, du wirſt keinen Andern lieben! nein!"

Kurz, die neue Idee, durch Seelenſtärke im höchſten Unglücke ſelbſt die Katonen zu übertreffen, riß ſeine Blicke völlig von den geſpannten Empfindungen ſeiner treuen Iglou weg, und er zerdrückte in der That das Herz dieſer Armen, weil er ſo wenig Theil daran zu nehmen ſchien. Selbſt Emilien vergaß er über den Seneka. Er las ein Paar Tage nachher, daß der Weiſe weder durch Schmerz, noch durch Glück in ſeiner Ruhe geſtört werde. „Ein gleicher, ruhiger Ernſt,“ ſagte Seneka, „iſt der Charakter des Weiſen.“ Und natürlich war der Baron dieſer Weiſe! Er ſchien kalt und ungerührt bei Emiliens zärtlichſten Liebkoſungen da zu ſtehen, obgleich ſein Herz in Entzücken ſchwamm. Emilie, die ohnedies nicht durch Liebe, ſondern nur durch Dankbarkeit, mehr durch den Verſtand, als durch ihr Herz, ſich zu ihm hingezogen fühlte — Emilie ſagte zu der Frau von Koch: glauben Sie mir, er liebt mich nicht; und ſo ſehr ich ihn auch liebe, ſo ſehr ich ihm verbunden bin: ſo fühle ich mich doch ſtark genug, ihn ſeines Wortes zu entlaſſen, ſo bald es ihm auch nur die kleinſte Aufopferung koſtet.

Der Baron liebte Emilien wirklich, nehmlich, ſo ſehr ein Mann wie er lieben konnte. Emilie war indeß ſchon zu lange an die Vor ſtellung ſeiner Liebe gewöhnt, und hatte ſchon zu lange ſich ſelbſt überredet, daß ſie ihn leidenſchaftlich liebe, als daß es ihr ganz gleichgültig hätte ſeyn können, ob er zärtlich gegen ſie war oder nicht. Sie vergoß Thränen über ſeine Kälte. Doch glaubte ſie, dieſe Kälte nicht beſtrafen zu dürfen. Vielmehr verdoppelte ſie ihre Liebkoſungen; und, ſiehe da! der Baron, der ſich auf dieſe Wirkung ſeiner Weisheit etwas zu gute that, wurde noch ruhiger und kälter. Emilie machte ihm endlich ſogar kleine Vorwürfe. Das war es, was ſeine Eitelkeit erwartete; denn nun konnte er doch ſagen: ich bin ein Weiſer!

„Ich erkenne Ihren Werth, Emilie,“ ſagte er lächelnd, und küßte ihre Hand; „aber ſoll ich wie ein Knabe vor Entzücken vergehen? Wer ehrt Sie mehr, Emilie? der Mann, der Ihnen zu Füßen fällt, der das Glück, Sie die Seinige zu nennen, nicht ruhig ertragen kann, und Ihnen eben dadurch den Beweis giebt, daß er kein Mann iſt; oder der Mann, der ihren Werth ſchätzt, der Sie liebt, deſſen Bruſt aber gegen das Uebermaß des Entzückens, wie gegen das Unglück, gleich⸗ſtark bleibt?" — Ehren? das weiß ich nicht, erwiederte Emilie; aber jener würde mich mehr lieben. — Nun ſetzte der Baron ihr die Pflichten eines Weiſen aus einander. Emilie dachte, als er geendigt hatte, mit einem Seufzer: Ach, mehr Liebe und weniger Weisheit würden mich doch glücklicher machen! Die Liebe kann nicht ſo reden, nicht ſo ruhig denken. Sie ſchüttelte den Kopf; indeß beſchloß ſie, freilich mit einigem Widerwillen, den Baron auch ſo, wie er nun einmahl war, zu lieben.

Iglou, die den Baron und Emilien faſt ununterbrochen beobachtete, zog aus der Kälte des Barons wieder einen Strahl von Hoffnung für ſich. Sie flog an dem Abend, da ſie die Bemerkung zuerſt gemacht hatte, in das Zimmer ihres Herrn, und ſank ihm voll Freude zu Füßen. Im Uebermaß ihres Entzückens verrieth ſie ihre Gedanken; aber zu ihrem Schrecken erklärte ihr der Baron nun mit der größten Apathie: er liebe Emilien unbeſchreiblich, und ſie ſolle ſeine Gattin werden. — Und das, erwiederte Iglou mit Erbitterung, ſagſt du mir ſo kalt? das Gift tröpfelſt du mir ſo ruhig in die Seele? — „Gift?“ hob der Baron an, und überſtrömte nun die glühende Iglou mit Seneka's kalten Sentenzen. „Fata nos ducunt, liebe Iglou, ſagt Seneka: ideo fortiter omne ferendum eſt. Olim conſtitutum eſt, quid gaudeas, quid fleas.“ (Das Schickſal führt uns; daher müſſen wir alles ſtandhaft ertragen. Schon lange wurde beſtimmt, worüber wir uns freuen, worüber wir weinen ſollen.) So fuhr er eine Zeitlang fort, Sentenz an Sentenz zu reihen, und Iglou ſah ihm dabei ſtarr in das Geſicht. Endlich ſchwieg er. „Nun?“ fragte er lächelnd; „nun Iglou? was ſagſt du dazu?“ Ihr Buſen fing an ſich ungeſtüm zu heben, und ihre Blicke wurden Flammen. Mit kalter Stimme ſagte ſie endlich: ein Gott mag ſo ſprechen; aber ein Menſch, der einem Verzweifelnden nichts weiter als das zu ſagen hat, iſt ein Böſewicht! Du haſt mein Urtheil geſprochen. Ich habe dich mit einer brennenden Seele geliebt; und noch jetzt, Undankbarer — ſie warf ſich ihm zu Füßen — ſchlägt dieſe Bruſt flammend für dich, dieſe

Bruſt, die du ſo kalt mir befiehlſt zu durchbohren.

„Befiehlſt? Iglou! ich?“ rief Flaming. Der kalte, bittre Ton des Mädchens, die Entſchloſſenheit in ihrer Stellung und Stimme, brachte ihn zum Zittern. „Iglou, ich bitte dich! Befiehlſt, Iglou?“ — Ja meinen Tod haſt du befohlen, Unmenſch! ſagte Iglou noch kälter. Ich hoffte, du ſollteſt meine blutige Bruſt mit Thränen waſchen. Geh! ich will troſtlos ſterben. — Sie riß ſich aus ſeinen Armen.

„Sterben, Iglou?“ Flaming lief ängſtlich an die Thür, als wollte er Hülfe holen; dann lief er zu Iglou zurück, umarmte ſie, und beſchwor ſie mit Thränen, leben zu bleiben. Er ſtellte ihr ſogar das Verbrechen des Selbſtmordes vor. Sie hörte nicht ein Wort von allem, was er ſagte, und ſtand beinahe fühllos mit geſenktem Kopfe und in finſterer Stille da. Ihr ganzes Innere war durch ſeine erkünſtelte Kälte tief erſchüttert, gekränkt, zerriſſen. Endlich ergoß ſich ihr Schmerz in Thränen, und zugleich ſagte ſie langſam, wie mechaniſch, ebenfalls eine Stelle aus dem Seneka, von der Flaming nichts verſtand, als die ſchrecklichen Worte: patet exitus! (leicht iſt der Weg ins Grab!) Quod tam cito fit, timetis diu? (Ihr bebt; und der Tod iſt nichts als ein Augenblick?) Aengſtlich ſah Iglou umher, fing an zu zittern, und wendete ſich, mit Hülfe ſuchenden, in die Höhe gehobenen Händen, nach allen Seiten. Erſt jetzt ſchien ſie den Baron zu ſehen. Du? rief ſie, wie verwundert, und ſtreckte ihm beide Arme entgegen. Ah, nein! ſagte ſie dann auf einmahl, als ob ſie ſich beſönne, und wollte fort. Aber Flaming ſank in die Arme, die ſie ihm entgegen gebreitet hatte, drückte ſie feſt, innig an ſeine Bruſt, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. In einem Augenblicke hatte er den Seneka, den Weiſen, vergeſſen, und war wieder der gutherzige Flaming, der keinen Unglücklichen ſehen konnte, ohne ihm ſein Mitleiden zu zeigen. Er nannte ſie: „meine liebe Iglou! meine Geliebte!“ zog ſie auf ſeinen Schooß, und verſicherte ihr, daß ſein Leben an das ihrige geknüpft ſey. Anfangs ſaß Iglou da, ohne Theil zu nehmen; dann ſah ſie ihn an, wenn er ſie ſeine geliebte Iglou nannte, als ſuchte ſie die Beſtätigung dieſes Beiwortes in ſeinen Augen; dann vergoß ſie einen Strom von Thränen an ſeiner Bruſt; dann umfaßte ſie ihn, und gab ihm ſeine Liebkoſungen zurück. O, ſagte ſie zweifelnd; warſt du vorhin ein Betrieger: oder biſt du es jetzt?

„Glaubſt du meinen Thränen nicht, liebe Iglou?“ fragte er. — O, du grauſamer Menſch! erwiederte ſie; warum wollteſt du denn deine Iglou ermorden? — Das Herz glaubt ſo gern, was es wünſcht. Auch bei Iglou wirkten des Barons Thränen, und die Verſicherungen, daß er ſie liebe. Die Scene endigte ſich mit einer zärtlichen Verſöhnung. „Nein,“ ſagte Flaming am andern Morgen, als Iglou weggegangen war; „da kann doch kein Menſch kaltes Blut behalten! Seneka ſollte einmahl ein Mädchen vor ſich gehabt haben, das alles ſo ernſthaft genommen hätte, wie Iglou; ſein patet exitus! würde ihm wohl nicht ſo leicht aus der Feder gefloſſen ſeyn. Nein, wahrhaftig, mit Iglou darf ich den Philoſophen nicht ſpielen!“

Aber mit Emilien ſpielte er ihn deſto öfter. Immer unterhielt er ſie von nichts als von der Seelenruhe eines Weiſen, von dem ewigen göttlichen Gleichgewichte, das weder Glück noch Unglück, ſelbſt die entzückendſten Umarmungen einer Geliebten nicht ſtören könnten. Er wollte ſich Emiliens Achtung erwerben, und ſah nicht, wie ſie mitten in ſeinen beſten Deklamationen die Hand vor den heimlich gähnenden Mund hielt; wie kalt ſie ſelbſt bei ſeiner Kälte wurde. Die Frau von Koch fing nach gerade an ſich über ihn zu ärgern, beſonders da er in der Hitze eines Geſpräches mit Hilbert einmal wieder behauptete, daß Gleichgültigkeit gegen den Generalbaß unfehlbar eine beſtimmte Neigung zur Wolluſt verrathe. Sie ſagte zu Emilien: dein Philoſoph, Emilie, iſt ein Narr; und er würde ein höchſt unerträglicher ſeyn, wenn er nicht ſo gutherzig wäre. Auch Hilbert fing an den Kopf über den Baron zu ſchütteln, je mehr er deſſen Art zu denken kennen lernte. An dieſen Thoren, ſagte er mit Unwillen, ſoll das liebenswürdige Mädchen, dieſe reine, einfache Seele, verkauft werden! Aber ſie liebt ihn! Ich Unglücklicher! Doch iſt es möglich? liebt ſie ihn wirklich? kann ſie ihn lieben? Er beobachtete Emilien genauer, und in ſeiner Bruſt erhob ſich ein kleiner Zweifel gegen die Wahrheit ihrer Liebe. Bald bemerkte er auch des Barons Kälte, und nun wurde ſein Herz mit neuen Hoffnungen belebt.

Emilie ſprach einmahl mit ihm über ihre Liebe zu dem Baron. „Ich zweifle, Emilie,“ ſagte Hilbert zitternd, „ob ſie den Baron wirklich ſo heiß lieben, wie Sie ſagen und vielleicht auch glauben.“ Emilie erröthete, und ſchien das ſehr übel zu nehmen. „Und ob der Baron ſelbſt,“ fuhr Hilbert entſchloſſen fort, „auch Sie ſo liebt, wie Sie vorgeben.“ Das nahm Emilie noch mehr übel, und ſie gerieth darüber in ein lebhaftes Geſpräch, worin ſie des Barons Kälte mit deſſen eigenen Gründen vertheidigte. Hilbert ſchwieg. Als Emilie in ihn drang zu antworten, ſagte er: „Laſſen Sie mich! meine Antwort könnte uns leicht zu weit führen.“ Emilie ließ noch immer nicht nach. „Wenn Sie zufrieden ſind,“ ſagte Hilbert zuletzt empfindlich; „was ſollte ich es nicht ſeyn? Aber ich fühle, daß ich Sie anders lieben würde, wenn ich Sie liebte. Ich fände den Himmel, die höchſte Seligkeit in Ihrem Beſitze.“ Dieſe Vorſtellung riß ihn fort. „Emilie,“ ſagte er mit bebender Stimme, und nahm ihre Hand: — „wenn dieſes Herz mein wäre; o Gott! wenn Sie mit einer der Liebkoſungen, die Sie dort verſchwenden, mich beglückten: mein Herz würde die Seligkeit nicht tragen.“ Bei dieſen Worten flammten ſeine Augen, und füllten ſich mit ein Paar Thränen. Auf einmahl ließ er ihre Hand fahren. „Verzeihen Sie mir meine Unbeſonnenheit, reitzende Emilie. Ich vergaß, daß mein Unglück nur durch Schweigen für Sie einen Werth hat.“ Emilie ſtand mit niedergeſchlagenen Augen, mit einer ſchönen Bläſſe im Geſichte, da, und zitterte ein wenig, doch nur ganz unmerklich. Sie wäre gern meilenweit weg geweſen, und wußte doch nicht, wie ſie es anfangen ſollte zu gehen; auch fühlte ſie, daß ſie böſe werden müßte, und konnte es doch nicht. Ihre Bruſt wurde ihr zu enge. Sie war ſehr verlegen, öffnete die Lippen, verſchloß ſie wieder, und ärgerte ſich über ſich ſelbſt, daß ſie ſchlechterdings nicht wußte, was ſie thun ſollte. Das gab ihrer Miene etwas Finſteres.

„Sie ſind beleidigt,“ ſagte Hilbert ruhiger; „und Sie haben Urſache es zu ſeyn. Was geht es Sie an, ob mein Herz unter ſeiner Laſt zerdrückt wurde oder nicht! . . . 'Emilie,' ich will gehen, auf immer gehen; aber ich möchte nicht gern mit dem Haſſe eines Mädchens beladen ſeyn, dem ich nichts Böſes that, als daß ich es nicht einige Jahre früher ſah, das ich nur mit der Schwäche meines armen Herzens beleidigte. Emilie, ſagen Sie mir: adieu! Dies Wort ſoll mich in meine ewige Einſamkeit begleiten. Ich bitte Sie darum.“

Adieu! hauchten Emiliens Lippen leiſe, und ſchnell flog über das blaſſe Geſicht eine hohe Röthe, die ſich aber ſogleich wieder in Bläſſe verlor. „Leben Sie wohl, Emilie,“ ſagte Hilbert zögernd. „Ach, wenn Sie wüßten, wie viel mir dieſer Augenblick koſtet!“ Er zog ſein Tuch hervor, und bedeckte die Augen. „Doch, ich ſoll gehen! ... Nun denn!“ rief er ſchnell; „leben Sie ewig wohl!“ Eben ſo ſchnell hob ſie ihre Augen auf ihn, in denen kein Zorn, aber Thränen waren. Hilb ... Sie endigte den Namen nicht; und Hilbert beugte ſich auf ihre Hand. Der Baron iſt ein ſehr edler Mann, ſagte Emilie ſanft; ich bin ihm Alles, mein Glück, mein Leben, meine Zufriedenheit, und meine Liebe ſchuldig.

„Schuldig?“ fragte Hilbert. — Schuldig, erwiederte Emilie; und ich liebe ihn mit allen Kräften meiner Seele. Laſſen Sie uns nicht wieder davon ſprechen. Kommen Sie! — Eben kam Frau von Koch die Allee herunter, auf ſie zu.

Hilbert wußte in der That nicht, was er thun ſollte. Emilie war gegen ihn freundlich, wie vorher; nur ſchlug ſie ihr Auge nicht auf ihn, und wenn ſie es einmahl that, ſo errödthete ſie leicht. Als er gehen wollte, lud die Frau von Koch ihn auf morgen ein. Er blickte Emilien an, als fragte er ſie, ob er kommen ſolle. Sie lächelte ein wenig, verbeugte ſich, und erröthete über ſich ſelbſt, daß ſie es gethan hatte.

Hilbert ging mit dem feſten Entſchluſſe, nicht wieder zu kommen; allein den andern Morgen fand er tauſend Gründe ſeinen Vorſatz zu brechen. Er ging; doch wachte er ſo unabläſſig über ſich, daß ihn auch nicht ein Blick verrieth. Um ſich bei Emilien nicht zu

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19594/003

vergeſſen, hängte er ſich an den Baron. Er fand immer mehr, daß dieſer voll der ſeltſamſten Grillen war, und begriff durchaus nicht, wie Emilie ihn lieben konnte; aber er mußte ſich denn doch auch geſtehen, daß der Baron, trotz ſeinen Grillen, der gutherzigſte, edelſte, wohlthätigſte Mann wäre. Hilbert ſtellte ihn auf hundert Proben, und hörte nun zuweilen die härteſten Urtheile, über die er erſtarrte; doch, führte er den Baron zu einem Unglücklichen, ſo leuchtete die Flamme der Liebe, der reinſten Menſchlichkeit in deſſen Augen, und alle ſeine Grillen waren vergeſſen. „Aber“ — ſo zankte Hilbert oft mit ſich ſelbſt: — „laß ihn doch die Menſchen eintheilen, wie er will, in Teufel und Engel; wenn er ſie nur alle wie Menſchen, wie ſeine Brüder, behandelt. Laß ihn doch den Generalbaß und die Lateiniſche Sprache für Mittel gegen die Wolluſt halten. Der ſonderbare Menſch verſteht ſelbſt keine Muſik; doch ſeine Geſundheit, ſeine Farbe, ſein Abſcheu vor der Wolluſt zeugen von der Reinheit ſeines Herzens. Laß ihm doch ſein ſeltſames Syſtem von der Liebe, von der Schönheit, die närriſche Grille, daß wir

in

in lauter Schlangenlinien fühlen, ſeine allgemeine Völkerſprache, ſeinen Stoicismus aus dem Seneka; vergießt er doch Thränen bei dem Anblicke des menſchlichen Elendes, behandelt er doch ſeinen Mohrenſklaven wie ſein Kind! Er iſt ein edler Menſch. Und kann denn nicht die Grille, Schmetterlinge, Kupferſtiche oder Münzen zu ſammeln, eben ſo vielen Schaden anrichten, wie die ſeinige? Und, beim Lichte beſehen, ſind denn die Grillen, auf die manche Gelehrten einen ſo hohen Werth legen, nicht wenigſtens eben ſo unbedeutend als die ſeinigen? Da unterſucht einer ſein ganzes Leben hindurch, ob Homer exiſtirt habe oder nicht, ob er in dieſer Stadt oder in jener geboren ſey; er ſchreibt ein Buch darüber, und hält den für einen Barbaren, einen Thoren, einen Unwiſſenden, der ſich an Homers Gedichten genügen läßt, und über dieſe wichtigen Unterſuchungen, und den Lärmen, den ſie erregen, lächelt. Nein, bei Gott! viele Leute könnten eben ſo gut Quinctius Heymeran von Flaming heißen, als mein Baron. Der ganze Unterſchied iſt der, daß der Baron ſeine Narrheiten, ſeine Grillen für ſich allein hat. Aber iſt eine

Narrheit darum keine Narrheit, weil in ihrem Gefolge Hunderte eben dieſelbe Schellenkappe tragen? Er nennt die Schlangenlinie eine weſentliche Form des Empfindens, die unſerm Gemüth angeboren iſt. Wahrhaftig, unſere Philoſophen reden eben ſo unverſtändlich, und leugnen uns den geſunden Menſchenverſtand eben ſo gut ab, wenn wir nicht gerade ſo denken und ſprechen wollen wie ſie. Er betrachtet die Naſe eines edlen Mannes, mißt die Höhe ſeiner Backenknochen, und vergißt ſeinen Charakter darüber; und jener weiß am Sophokles nichts Merkwürdiges zu finden als einige Varianten, und ſchreiet noch ärger als der Baron: ſeht hier, Leute! ich bin der Entdecker! Nein, ſo ein wenig von Quinctius haben wir alle, mehr oder minder. Der kleinſte Thor iſt der, der am wenigſten Werth auf ſeine Thorheiten legt. Jeder ſchreiet ſeine Arbeiten für Rieſenwerke aus, hängt das Wohl der Welt daran, und ruft über die Beſchäftigungen der Andern: Zeitverluſt! Poſſen! Der Dichter zählt Sylben, hungert, und iſt glücklich; der Finanzier lacht darüber, weil er nicht begreift, wie man etwas anderes zählen kann als Geld. Der Philologe beſchreibt genau, wie Achilles Stück für Stück gekleidet war; und er ſelbſt zieht einen braunen und einen ſchwarzen Strumpf an. Der Arzt ſpricht vom Nervenſafte, den er nicht geſehen hat. Der Theologe begreift alle Wunder; nur weiß er nicht zu begreifen, wie die vielköpfigen, durch Anlage und Kultur ſo unterſchiedenen Menſchen verſchieden denken können. Der Philoſoph leugnet alle Wunder, und erklärt Euch die Einfachheit der Seele mit einer Behendigkeit, als ob er ein Taſchenſpieler wäre. Der Hiſtoriker würde den Dichter verbrennen, wenn er dürfte, weil der zuweilen Dinge ſieht, die nicht auf Pergament beurkundet ſind. Der Juriſt vertheidigt ſeinen barbariſchen Styl, den er der Deutlichkeit wegen für nöthig hält; und noch nie hat ein Klient von den Akten, die ſein Leben, ſeine Ehre oder ſein Vermögen betreffen, mehr verſtanden, als von dem Recepte ſeines Hausarztes. O wollte Gott nur, daß alle dieſe Menſchen ſo edel wären wie der Baron! Mit ihren Narrheiten wollten wir noch wohl zurecht kommen."

So dachte Hilbert von dem Baron, und

er ſagte eines Abends, ob es ihm gleich nicht wenig ſauer wurde, als er von Emilien Abſchied nahm: „Sie haben recht, Emilie! der Baron iſt ein ſehr edler Menſch.“ Emilie drückte ihm die Hand für dieſes Lob. Hilbert konnte ſich auch nicht leugnen, daß Emilie mit dem Baron glücklich ſeyn würde, als er nur einmahl mit demſelben von ſeiner Liebe zu ihr geſprochen hatte. Der Baron, der in vielen Stunden gegen Emilien ſelbſt ſo kalt ſchien, ſprach von ihr mit der innigſten Zärtlichkeit, und mit ſchönen Thränen in den Augen. Hilbert konnte nicht länger an ſeiner Liebe zu ihr zweifeln, und ſeine Hoffnungen auf Emiliens Herz ſanken gänzlich. Die kleinen Aeußerungen ihrer Zuneigung, die ſonſt ſeine Hoffnung belebt hatten, hielt er jetzt — für Freundſchaft, und manche kalte Aeußerung gegen den Baron für Wirkung von deſſen eigener Kälte. Er war, ſo unglücklich er ſich auch fühlte, dennoch edel genug, im Herzen Emilien und dem Baron aufrichtig Glück zu wünſchen, ja ſelbſt Emiliens kleine Bedenklichkeiten, die Flamings Philoſophie erregt hatte, zu zerſtreuen. Alles fing nun an freier und glücklicher zu athmen.

Selbſt der Baron verlor, je mehr er Emilien und ihre liebenswürdige Seele kennen lernte, ſeine ſtoiſche Gleichgültigkeit. Er fing wirklich an in Emilien verliebt zu werden, und die Liebe ſchien alle ſeine Grillen nach und nach zu beſiegen. Die einzige Unglückliche war Iglou. Sie zog ſich immer mehr von dem Baron zurück, und weinte in der tiefen Einſamkeit. Er aber achtete ihrer Gefühle nicht, weil er der ſchwarzen Bruſt keine Empfindung zutrauete. So lieb er die Mohrin auch hatte, — und durch ihre Anhänglichkeit, ihre feſte, niemals wankende Treue, ihre hoffnungsloſe Liebe war ſie ihm werther geworden, als er ſelbſt wußte: — ſo überredete er ſich doch, ihre Liebe ſey nichts als Wolluſt, ihre Anhänglichkeit nichts als Aeußerung ihrer Sklavenſeele. Iglou's öftere Anſpielungen auf ihren Tod beſtärkten ihn, ſo ſehr er auch davor zitterte, noch mehr in ſeiner Meinung; denn er fand in ſeinen Heften auch den Charakterzug der Mongoliſchen Völkerſtämme, daß ſie ſich um Kleinigkeiten willen, aus Feigheit, aus Furcht, das Leben nähmen.

Er kannte Iglou's unglaubliche Treue gegen ihr gegebenes Wort, und entlockte ihr daher, als ſie einmahl voll unausſprechlicher Zärtlichkeit zu ſeinen Füßen ſaß und ihm von ihrem Vaterlande erzählte, das Verſprechen: nie freiwillig ihr Leben abzukürzen. Sie legte bei dem Verſprechen ihre Hand auf ſein Herz, und ſagte mit ſeelenvoller Rührung: ja, ich will bei dir aushalten, ja! Und wenn dieſe Bruſt von tauſend giftigen Schlangen der Verzweiflung zerriſſen wird, ſo will ich lächeln, bis ich hinſinke und ſterbe. Nur verſtoß mich nicht!

Die arme Iglou wurde bald auf die Probe geſetzt. Des Barons Kälte gegen Emilien, aus der ſie vorher noch einige Hoffnung geſchöpft hatte, verſchwand, und Liebe leuchtete in ſeinen Augen. Iglou lächelte, um Wort zu halten, wenn das Verderben giftig an ihren Lebenstheilen nagte. Sie zog ſich von ihm zurück, ging träumend und ſtill umher, und ihre Augen ſtanden immer voll Thränen. Nur wenn ſie den Baron ſah, zwang ſie ihre Lippen zum Lächeln. Das Einzige, wozu kein Befehl des Barons, kein Liebkoſen ſie brachte, war, Emilien einen kleinen Dienſt zu leiſten.

Sie wurde überhaupt nicht recht als ein Bedienter angeſehen. Auch bekümmerte man ſich wenig um ſie; und Flaming ſah das gern, weil er noch immer vor der Entdeckung ihres Geſchlechtes zitterte.

Man ſaß einmahl Mittags bey Tiſche. Der Baron kam auf Muſik, ſprach mit Entzücken von ihren Wirkungen, und bat Emilien, Unterricht darin zu nehmen. Welches Inſtrument wünſchen Sie, daß ich lernen ſoll? fragte die gehorſame Emilie. „Die Laute,“ meinte der Baron; „denn in keinem Inſtrumente liegt eine vollkommnere Harmonie als in ihr.“ Sogleich ſtand die unglückliche Lautenſchlägerin wieder vor Hilberts Seele. Ich möchte wohl noch einmahl eine Laute hören, ſagte er. „Das können Sie,“ erwiederte der Baron; „hier im Hauſe iſt jemand, der die Laute gewiß nicht mittelmäßig ſpielt.“ Hilbert ſah ihn ſtarr an. „Iglou!“ rief der Baron. — „Hole deine Laute, Iglou!“ Sie ſah ihn bittend an; er wiederholte aber den Befehl. Ich ſpiele nur dir, ſagte ſie ſanft; ich hole die Laute nicht. „Iglou!“ rief der Baron zum erſtenmahle ernſt. Sie zitterte, ging, und brachte die Laute, aber in großer Bewegung und mit Thränen in den Augen. Der Baron trat zu Iglou, legte ihr die Hand auf die Schulter, und fliſterte: „Iglou, ſpiele gut, und ſing! ich werde dich nie verſtoßen.“ Sie hob das naſſe Auge zu ihm auf. „Etwas Heiteres!“ ſagte der Baron laut. Soll ich gut ſpielen, erwiederte Iglou leiſe, ſo laß es mein Herz thun.

Sie fing ſanft an zu präludiren; doch bald wurde ihr Spiel wilder, erhabener. Immer tiefer ließ ſie ihr Haupt auf die Bruſt ſinken, immer trauernder wurden ihre Töne. Hilbert erſtaunte; eben ſo hatte ſeine Unglückliche geſpielt. Endlich ſang Iglou mit der rührendſten Stimme, die Thränen in jedes Auge lockte:

Der Morgen glüht,
Die Roſe blüht
So roth im Morgenthaue.
Du ſchauſt erfreut:
Sie ſinkt, und ſtreut
Die Blätter auf die Aue.

Die Sonne geht;
Der Wind verweht
Das Röschen. Weh! o wehe!
Dahin! dahin!
Die Roſ' ich bin!
Ich blühe und vergehe.

Hilbert zweifelte nicht einen Augenblick länger, daß Iglou ein Mädchen wäre. Er betrachtete mit innigem Mitleiden die Unglückliche, die da ſaß, und noch immer ihr Inſtrument mit heißen Thränen benetzte. Hoffnungsloſe Liebe, die Treuloſigkeit eines Geliebten, war ihr Unglück, das ſah er deutlich; aber wer war der Geliebte? Iglou ging weg, und im Vorübergehen ſagte ſie zu dem Baron unbemerkt: ich lächle auch jetzt noch! Hilbert, der auf ſie achtete, hörte die Worte. Nun erinnerte er ſich ſeiner erſten Scene mit ihr, und ihrer Empfindlichkeit gegen Emilien; ſo kam er ſehr leicht auf den Gedanken, daß wohl gar der Baron der Gegenſtand ihrer Liebe ſeyn möchte.

Er fragte den Baron um Iglou's Schickſale. Dieſer erzählte ihm, was er wußte; doch verſchwieg er ihr Geſchlecht. Nun verſtand

Hilbert Iglou's ganzen Geſang, und wußte gewiß, daß ſie den Baron liebte. Er ſuchte ſie im Garten auf, redete ſie an, ohne ſie merken zu laſſen, daß er ihr Geſchlecht kenne, und ſprach mit ihr über die Muſik, über den Ausdruck der Leidenſchaften. Nach einer Stunde war ſeine Bruſt voll Achtung für den hohen Geiſt, und voll Mitleidens mit dem Unglücke des Mädchens. Zwar begriff er eigentlich noch nichts von der Art ihrer Verbindung mit dem Baron; aber er war ja in gleichem Falle mit ihr, und das machte ſein Mitleiden noch zarter.

Emilie empfand einigen Widerwillen gegen die Unglückliche, weil ſie den feindlichen Geiſt der Mohrin gegen ſie nur zu oft bemerkt hatte. Zwar war ſie heute bei der Allgewalt des Geſanges nicht fühllos geblieben; aber ſie hielt die Trauer in dem Liede für eine unnatürliche Raſerei, und ſagte das Hilberten. Hilbert ſprach mit ihr ſo geheimnißvoll von dem Mohren, daß es ihre Aufmerkſamkeit erregte. Sie wurde ein wenig empfindlich, als er ſogar Flamings Betragen gegen Iglou hart nannte. Wie Euch Männer doch ein einziges

Talent ſogleich einnimmt! ſagte ſie. Der Schwarze ſpielt die Laute nicht ſchlecht; und Hilbert ſpricht von ihm mit einer Achtung, die . . .

„Nicht, wegen ſeines Lautenſpiels, ſondern wegen ſeines Unglücks. Emilie, wenn Sie wüßten, wie unglücklich dieſer Knabe iſt!“

Nun, wie unglücklich denn? Sein Herr liebt ihn wie ſein Kind; er kann thun, was er will, gehorcht nur wenn er Luſt hat; er . . .

„Emilie, dieſer Mohrenknabe iſt ein ſehr unglückliches Mädchen mit einer hohen Seele, mit einem zerriſſenen Herzen. Ihr Geſchlecht ſoll ein Geheimniß ſeyn, ſo viel ſehe ich wohl; oder vielleicht weiß der Baron ſelbſt nicht, daß ſie ein Mädchen iſt.“

Wie? ein Mädchen? fragte Emilie. — Eben kam der Baron. „Sobald wir allein ſind,“ flüſterte Hilbert ihr noch zu, „will ich Ihnen ſagen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen bin.“

Ein Mädchen? dachte Emilie, und ſah den Baron darauf an, ohne es glauben zu können. Sie ſuchte Hilberten zu ſprechen, und erfuhr nun ſein nächtliches Abentheuer mit Iglou.

Beide kamen, nachdem ſie alles überlegt hatten, dahin überein, daß der Baron ſelbſt Iglou wohl nicht kennen möchte. „Ein Mädchen?“ dachte Emilie, als ſie am Abend allein war; „und Flaming ſollte das nicht wiſſen, da doch die Schwarze ſchon zwei Jahre bei ihm iſt? Wenn ſich Hilbert nur nicht geirrt hat!“ Eben hörte ſie Iglou von dem Baron herauskommen, und öffnete leiſe die Thür, um ſie beim Vorübergehen darauf anzuſehen. Iglou ſchlüpfte über den Gang weg zu ihrem Kämmerchen. Emilie horchte, zögerte, ging den Gang halb hinunter, kehrte wieder um, ging noch einmahl, weiter als vorher, und hörte nun in der Ferne die ſanften Töne der Laute. Sie ſchlich leiſe vor Iglou's Zimmer, und horchte auf das Spiel. Iglou ſang ein Paar Worte, leiſe und traurig. Emilie, die ſich von den ſüßen Tönen nicht losreißen konnte, trat in ein Fenſter, das den Gang ſparſam erhellte; und bei tauſend unruhigen Gedanken über Iglou verging ihr die Zeit ſehr ſchnell. Auf einmahl ſchwieg die Laute, und die Thür öffnete ſich leiſe. Emilie drückte ſich an die Wand, und ſah die Mohrin im Dunkeln dem

Gange zuſchleichen, in welchem der Baron wohnte. Sie hörte eine Thür öffnen, ſchlich ſehr beunruhigt auf ihr Zimmer, und ließ die Thür angelehnt, weil ſie mit jedem Augenblicke hoffte, die Mohrin zurückkommen zu hören. Aber der Morgen fing an zu dämmern, und Iglou kam noch immer nicht. Endlich, als die Lerchen ſangen, öffnete ſich des Barons Thür. Emilie lauſchte, und ſah Iglou den Gang nach ihrem Zimmer zurückgehen. Sie warf ſich beſtürzt in einen Stuhl, und zerfloß in Thränen des Verdruſſes und des Kummers.

„Das alſo,“ dachte ſie, „iſt die Urſache ſeiner Kälte gegen mich! das iſt ſeine Philoſophie! ſeine Gleichmüthigkeit bei meiner Liebe! Gott, eine häßliche Mohrin! und zehn Schritte weit von mir, unter meinen Augen!“ — Alles wurde ihr nun hell: des Barons Kälte, Iglou's unfreundliche Blicke, ihre Trauer, ihr Trotz gegen den Baron. „Abſcheulich!“ rief ſie; „der Menſch iſt nicht werth, daß ich an ihn denke!“ In ihrem Herzen regte ſich eine ſehr bittre Empfindung gegen den Baron. „Eine häßliche Mohrin!“ rief ſie noch einige mahle, ehe ſie einſchlummerte.

Am Morgen überlegte ſie, wie ſie ſich gegen den Baron benehmen ſollte. Ein Kenner würde ſchon daraus, daß ſie der Ueberlegung fähig war, geſchloſſen haben, daß ſie den Baron nicht ſo heiß liebe, als ſie ſelber glaubte. Sie ſchwankte, ob ſie die Frau von Koch oder Hilbert zu Rathe ziehen ſollte. Als ſie mit dem Baron allein war, konnte ſie es doch nicht laſſen, auf die Heuchelei, die Treuloſigkeit und die Wolluſt der Männer zu ſticheln. Der Baron fiel ſogleich ein, und ſprach gegen die Wolluſt, gegen die Treuloſigkeit mit ſo unverſtelltem Eifer, und ließ dabei ſein Auge ſo gutherzig, ſo flammend, ſo redlich auf ihren beobachtenden Blicken hangen, daß ſie wieder auf den Gedanken kam, der Baron müſſe Iglou's Geſchlecht nicht kennen. „Nein, Emilie," ſagte er mit funkelnden Augen: „ich könnte vielleicht jedes Verbrechen begehen; nur Sie betriegen, eine ſo einfache, zutrauliche, ſchöne Seele — das allein könnte ich nicht. Bei Gott! das wäre mir von dem Unmöglichen das Unmöglichſte!"

Emilie wußte nicht mehr, was ſie denken ſollte. Bald nach dieſem Auftritte begegnete ſie Iglou im Garten, und redete ſie mit aufrichtiger Freundlichkeit an. Es gelang ihr, den Widerwillen der Mohrin nach wenigen Minuten zu beſiegen; denn welches Herz konnte der ſanften Emilie widerſtehen? „Iglou,“ ſagte ſie vertraulich, und faßte ihre Hand — „nicht wahr, du biſt ſehr glücklich?“ Iglou ſchüttelte den Kopf. „Mich wundert, armer Knabe, daß du ſo traurig ſeyn kannſt, da doch kein Menſch ſo viele Urſache zur Freude hat, wie du. Der Baron liebt dich unausſprechlich.“ Bei dieſen Worten ſtieg ein Strahl von Freude in Iglou's finſteres Auge, und ſie drückte Emilien die Hand. Emilie fuhr fort: „gewiß er liebt dich; er ſpricht ja von dir mit einem Feuer, daß kein Liebender von ſeiner Braut begeiſterter ſprechen könnte. Noch eben jetzt hörte ich ihn ſagen; er würde alles, alles auf der Welt mit Ruhe verlieren und entbehren können; nur ſeinen Iglou nicht. Ja, Iglou, es freuet mich, daß er dich ſo liebt. Und du liebſt ihn doch wieder? nicht wahr?“ Iglou legte die Hand ſprechend auf das Herz, und ihr Auge wurde naß. „Nun, Iglou,“ fuhr Emilie fort, als ob ſie ſcherzte: „wie wollen wetteifern, ich und du, wer ihn am meiſten lieben kann. Zwar faſt ſollte ich eiferſüchtig auf dich werden; denn manchmahl ſcheint er dich mehr zu lieben als mich. Traure nicht mehr, guter Iglou. Gewiß, ich wünſche dein Glück von Herzen.“

Unter dieſem Geſpräche, bei dem ſich Iglou gern Emilien zu Füßen geworfen hätte, gingen ſie Beide dem Hauſe zu. Emilie verlangte von Iglou einen kleinen Dienſt, und lockte ſie unter dieſem Vorwande mit auf ihr Zimmer. Hier fuhr Emilie fort von dem Baron zu erzählen; dann that ſie Iglou unerwartet den Vorſchlag, einmahl weibliche Kleider anzuziehen, und den Baron damit zu überraſchen. Iglou wurde verlegen. Emilie drang in ſie, bat, ſcherzte, befahl; doch jene blieb dabei, ſie dürfe nicht. Endlich ſchien Emilie nachzugeben. Iglou mußte die Laute holen, ſpielen und ſingen. Emilie war davon entzückt, und ſagte ſcherzend: „umſonſt ſollſt du mir nicht eine ſüße Stunde gemacht haben. Hier gebe ich dir zum Unterpfande meiner Freundſchaft dies Tuch. Ich habe es ſelbſt getragen; darum wird es dir, hoffe ich, lieb ſeyn.“ Iglou nahm

nahm das Tuch mit dankbaren Blicken. „Aber du ſollſt es ſogleich tragen! Das gelbe ſteht ohnedies nicht zu deiner Farbe. Komm!“ Mit ſchneller Hand knüpfte ſie, immer ſchäkernd, das Halstuch auf, und nahm ihr eignes, es der Mohrin um den Hals zu winden. „Halt die Nadel, Iglou!“ ſagte ſie, und öffnete raſch die Weſte. Nun wallte ein weiblicher Buſen ihrer Hand entgegen, und Iglou entzog ſich ihr ſogleich. Emilie war auf dieſen Fall vorbereitet. Sie that, als hätte ſie nichts bemerkt, und half der Mohrin das Halstuch umſchlagen. Doch fühlte ſie, daß ihre Hand ein wenig zitterte, und machte ſich, ſobald ſie konnte, von Iglou's Geſellſchaft los. Sie hatte alſo eine Nebenbuhlerin; ob eine geliebte, eine glückliche: das war nicht eher zu entſcheiden, als bis ſie wußte, ob der Baron Iglou's Geſchlecht kenne, oder nicht. Iglou's Verzweiflung ſchien für ihn zu ſprechen; aber ihre nächtlichen Beſuche! — Emilie legte tiefſinnig die Stirn in die Hand, und blieb geraume Zeit ſo ſitzen. Um Mitternacht hörte ſie Iglou wieder in des Barons Zimmer ſchleichen, und folgte ihr leiſe und zitternd. „Ach,“ ſeufzte ſie; „hier iſt es nicht unrecht zu horchen.“

Sie legte das Ohr an die Thür, und hörte den Baron fragen: „wie geht es zu, daß du heute ſo glücklich biſt?“ — Glücklich! ja glücklich! antwortete Iglou; denn ich weiß, daß du mich wieder liebſt. Die Weiße hat es mir ſelbſt geſagt. „Und konnteſt du je daran zweifeln, meine treue, gute Iglou?“ fragte der Baron. Emilie hörte ein Geräuſch, und floh mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß der Baron ſie betröge, auf ihr Zimmer. Wie unglücklich bin ich! ſagte ſie traurig; und in dem Augenblicke ſtieg Hilberts Bild in ihrer Phantaſie auf. Sie marterte ſich, über die Untreue des Barons recht ſehr betrübt zu ſeyn, und ſtellte ſich recht lebhaft vor, wie er ihrer in den Armen ſeiner Schwarzen ſpotte. Bei dieſem Gedanken fühlte ſie ihre Eitelkeit beleidigt, aber weiter auch nichts. Sie unterſuchte den Zuſtand ihres Herzens genau, und fand mit Erſchrecken, daß es ihr nicht viel koſten würde, die Hand des Barons aufzuopfern. Freilich ſchrieb ſie dieſe Empfindung von Kälte auf ſeine Untreue; aber ſie erröthete doch ein wenig, daß Hilbert ihr immer einfiel, wie er mit flammenden Augen vor ihr ſtand, und mit ſchöner Verwirrung, mit dem innigſten Tone ſagte: „o, wenn Sie mich mit einer der Liebkoſungen beſeligten, die Sie dort verſchwenden; meine Seele würde die Seligkeit nicht tragen!“ Kurz, Emilie zürnte die ganze Nacht durch auf den Baron und auf ſich.

Am andern Morgen war ſie noch gar nicht entſchloſſen, was ſie thun ſollte. Der Frau von Koch die Ausſchweifungen des Barons zu entdecken, das erlaubte ihre Dankbarkeit gegen ihn nicht; und mit dem Baron ſelbſt darüber zu ſprechen, dazu war ſie zu ſchamhaft. Wohl hundertmahl fiel ihr Hilbert ein. Sie wollte ihn gerade nicht zu ihrem Vertrauten machen, ob ſie gleich von ihm den beſten Rath erwarten konnte; aber genug, ſie dachte an ihn. Die Frau von Koch trat herein; und ſchnell trocknete Emilie ihre Thränen ab, die ſie bloß darüber weinte, daß ſie ſich zu nichts entſchließen konnte. Aber die Frau von Koch bemerkte ſogleich ihre Thränen, ihren Verdruß und ihre Eiferſucht. Emilie geſtand nach und nach alles, bis auf ihr Horchen. Die Koch erſtarrte bei der Entdeckung, und Emilie konnte ſie durch alles Bitten und Vertheidigen kaum abhalten, ſogleich zu dem Baron hinüber zu laufen und ihm ihr Haus zu verbieten.

Emilie erzählte nun, um die Hitze der Frau von Koch zu mäßigen; eine Menge Umſtände, die zu des Barons Vertheidigung dienen ſollten, die aber ſo ſeltſam zuſammen geſetzt waren, daß der ganze Handel noch unbegreiflicher wurde. Man beſchloß, erſt zu überlegen. Die Frau von Koch wollte ſich ſelbſt von Iglou's nächtlichen Beſuchen überzeugen, und bis dahin zurückhalten. Emilie wurde bleich, und die Koch dunkelroth, als der Baron kam, und „guten Morgen, Emilie!“ ſagte. Jene ſprach gar nicht; dieſe aber ſagte ſehr viel, beſonders derbe Anmerkungen über die treuloſen Männer. Emilie zitterte; denn jeden Augenblick ſchien es, als ob ihre Freundin losbrechen würde. Nach Tiſche kam Hilbert. Emilie erröthete, und konnte ihn nicht anſehen; aber dennoch dankte ſie dem Himmel, daß er da war, weil die Frau von Koch nun ſchweigen mußte. Doch dieſe war gleich nach Tiſche auf Iglou's Zimmer geweſen, hatte dort die weiblichen Kleider geſunden, war nun völlig überzeugt, und wollte eben losbrechen, als Hilbert zu ihrem großen Mißvergnügen in das Zimmer trat.

Der Baron wußte von nichts. Er ging von Emilien zu der Frau von Koch, und von dieſer zu Emilien. Emilie antwortete ſeufzend; und die Koch konnte kaum verbergen, wie zornig ſie war. Hilbert ſtellte ſich an ein Fenſter, und betrachtete Emilien, die jedesmahl erröthete, ſo oft ſie ihn anſah. Iglou brachte ihrem Herrn ein Glas Waſſer; die Frau von Koch machte eine boshafte Bemerkung über den Charakter des Mohren, und der Baron übernahm deſſen Vertheidigung. Sie müſſen doch auf eine ganz eigne Art Theil an dieſem widerlichen Geſchöpfe nehmen, ſagte die Koch höhniſch. Wahrſcheinlich haben Sie zwei verſchiedene Syſteme: eins, nach dem Sie die Mohren haſſen; und ein andres, nach dem Sie ſie lieben. „Haſſen?“ erwiederte der Baron. „Ich verſichere Ihnen, gnädige Frau, daß ich kein fühlendes Weſen haſſe. Und nun gar dieſes treue, geduldige, gehorſame Geſchöpf!

Wenn ihm auch die Reitze fehlen, die wir beſitzen, ſo . . .“

So hat es doch andere, fiel die Koch boshaft ein, die im Dunkeln ihren Werth haben.

„Ganz recht, ganz recht! Sehen Sie Hilbert, wie der geſunde Menſchenverſtand immer meine Sätze beſtätigt! Sobald die Dunkelheit nicht erlaubt, mein Ideal von Schönheit, meine ſubjektive Schlangenlinie im Gemüthe mit der Form des Gegenſtandes zu vergleichen, ſo . . .“

Ich glaube, Sie wollen ſpotten! rief die Frau von Koch erhitzt. Die Rede iſt hier nicht von Schlangenlinien, ſondern von einer Schlange, die wir in unſerm Buſen erwärmten: von dieſem ſchwarzen Mädchen! Geſtehen Sie nur, Herr Baron: dies widerliche Geſchöpf, das Sie ſo lebhaft vertheidigen, das Sie ſo lange für einen Knaben ausgaben, iſt ein Mädchen! Oder iſt ſie es nicht? — Das kam dem Baron ganz unerwartet. Er warf einen Blick auf Emilien, die ihre Augen bedeckte. „Emilie!“ ſagte er; „ſeyn Sie ruhig! . . . Ja, meine gnädige Frau, dieſes Geſchöpf iſt ein Mädchen.“ Hilbert verbeugte ſich, und wollte gehen. Emilie, die durch den rauhen Ton der Frau von Koch betrübt war, nahm die Hand von den Augen, und blickte um ſich, als ob ſie Hülfe ſuchte. O Hilbert, ſagte ſie bittend, bleiben Sie. Hilbert blieb verlegen.

Alſo ein Mädchen? fuhr die Koch fort. Und das ſagen Sie ſo kalt? Fühlen Sie denn nicht, Herr Baron ...?

„Dies Mädchen hat mir das Leben gerettet. Sie hängt an mir mit unbeſchreiblicher Innigkeit, und keine Gewalt, keine Vorſtellung konnte ſie von mir trennen. Ich gab ihr männliche Kleider, um ... um ... mit Einem Worte, um einem niedrigen Verdachte zu entgehen.“

Und um dieſem Verdachte zu entgehen, laſſen Sie das Mädchen auch wohl jede Nacht heimlich in Ihr Schlafzimmer kommen!

„Auch das wiſſen Sie?“ ſagte er, ein wenig verwirrt. „Aber, was Sie auch denken mögen — ja, das iſt der Grund, warum ſie ſich zu mir ſchleicht.“

Nicht wahr, die Elende hängt an Ihnen

ſo innig, daß ſie auch des Nachts nicht von Ihnen zu trennen iſt?

„Gerade ſo iſt es, gnädige Frau; das verſichre ich Ihnen. Ich hoffe nicht, daß Sie einen ſchimpflichen Verdacht auf mich werfen können.“

Nicht? ha! ha! ha! Ein Mädchen ſchläft jede Nacht bei ihm, ... und — Herr Baron, Sie ſind unverſchämt!

„Wenn ich Ihnen nun ſage, gnädige Frau, daß ich jede Nacht Licht brenne; ſo hoff' ich, Sie werden ...“

Licht? jede Nacht? Nun, Herr Baron, ſoll das Licht etwa ihre Unſchuld bezeugen?

„Ja, meine gnädige Frau, das ſoll und wird es, wenn Sie ruhig genug ſind mich anzuhören. Wäre Emilie die Nächte bei mir geweſen, ſo hätten Sie in der That Urſache, einen Verdacht zu faſſen; denn da würde ſelbſt das Licht der Sonne nicht mein Schutz geweſen ſeyn.“

Sie ſind eben ſo unverſchämt als ausſchweifend, ſagte hier Emilie ſehr bitter, und wollte aus dem Zimmer.

Der Baron vertrat ihr den Weg. „Nein

Emilie, nein! Geliebte, theure Emilie, nein, Sie müſſen bleiben. O Emilie, auch Sie halten mich in dieſem abſcheulichen Verdachte? Sie, Emilie, ſollten doch aus ſich ſelbſt wiſſen, ob ich einer Untreue fähig bin oder nicht.“ — Emilie erröthete. — „Bleiben Sie, Emilie! Sie, Hilbert, ſind mein Zeuge, daß ich ſchon längſt das glaube, was ich jetzt ſagen werde.“

Die Frau von Koch gerieth doch ein wenig in Verlegenheit darüber, daß der Baron ſo freimüthig war, und ſich ſo dreiſt auf Hilbert berief. Sie ſetzte ſich in eine horchende Stellung, und er fing an: „Jeder Menſch, meine gnädige Frau, hat im Gemüth ein Ideal der Schönheit, eine Form, eine Linie, außer der er keine lieben kann.“ Nun ſetzte er der Frau von Koch ſein Syſtem von der Liebe ſehr weitläuftig auseinander. „Sie ſehen alſo, meine theure Frau von Koch,“ ſo endigte er, „daß ich Iglou ruhig in meinem Zimmer, ſelbſt an meiner Seite, konnte ſchlafen laſſen. Sobald das Licht nur hell genug brannte, ihre Form zu unterſcheiden, war Emilie vor aller Untreue von mir ſicher. Und wenn dieſer Satz auch nicht bloß mit Gründen unbezweifelt erwieſen werden könnte, ſo erweiſt ihn doch meine und aller Menſchen Erfahrung hinlänglich. Die Finſterniß iſt die Freundin der Wolluſt; und eine beſorgte Mutter hat, wenn ſie ihre Töchter vor jedem unbeſonnenen Schritte ſichern will, in der That nichts weiter zu thun, als ihnen ein Nachtlicht zu geben: nur nicht, wenn die echte Liebe ſchon da iſt. Wahrhaſtig, Emilie, ich bin unſchuldig; und ich hoffe, Sie ſelbſt werden jetzt davon überzeugt ſeyn. Uebrigens, Emilie, glaube ich nicht, daß Sie wirklich eiferſüchtig ſind. Seyn Sie eben ſo offen wie ich, und Sie werden das geſtehen.“ Emilie erröthete. Die Frau von Koch war durch des Barons Gründe, von denen ſie nichts verſtanden hatte, gar nicht beruhigt; aber ſein ehrlicher, feſter, zutraulicher Ton, ſein Geſicht dabei, und der Abſcheu, mit dem er von der Wolluſt ſprach, verdrängten endlich faſt jeden Zweifel aus ihrer Bruſt. Sie ſah Emilien an, um in ihren Augen zu leſen, ob des Barons Entſchuldigungen ſie befriedigt hätten. Emilie warf einen Blick auf Hilbert; und Hilbert, ſo ſehr er auch bei dieſer Unterſuchung intereſſirt war, biß ſich, um nicht zu lachen, auf die Lippen.

Lieber Baron, ſagte Hilbert, Sie ſind unſchuldig, dafür wollte ich mein Leben zum Pfande ſetzen; aber Sie trauen, glaube ich, einem brennenden Lichte allzu viele Kraft zu. Ich laſſe es gelten, wenn Sie in einem ſolchen Falle noch einen dritten Mann haben, der das Licht ſchneuzt, damit die Form, die Sie in Verſuchung führt, immer recht deutlich iſt.

Aber mein Gott, Herr Baron, müſſen Sie denn alles in der Welt ſo höchſt ſeltſam anfangen? Emilie wäre in der That eine Thörin, wenn ſie Ihnen ein Wort glaubte. Zwei Jahre mit einem Mädchen in einem Zimmer allein zu ſchlafen! und wenn das Mädchen auch zehnmahl ſchwarz iſt, oder die Form nicht hat, wie Sie da ſagen.

„Die Farbe, gnädige Frau, hat nichts damit zu thun; die iſt bloß ein Racen-Kennzeichen. Ich könnte eben ſo ruhig bei einem weißen, ſchönen Mädchen ſchlafen, wenn ſie die Form nicht bei mir hervorbrächte, die nun einmahl mein Ideal iſt.“

Meinetwegen, wenn Emilie will! Wir

wollen nicht näher unterſuchen, Herr Baron, ſondern Ihnen glauben. Aber einen Beweis fordre ich in Emiliens Nahmen: die Schwarze muß fort! — Das ſchlug der Baron beſtimmt ab, ſo viel die Frau von Koch auch ſagen mochte. Emilie hatte noch immer geſchwiegen; jetzt aber näherte ſie ſich dem Baron. Ich will Ihrer Großmuth keine Schranken ſetzen, ſagte ſie; aber der Mann, dem ich meine Hand geben ſoll, muß ſelbſt nicht den Verdacht einer Untreue auf ſich haben. Machen Sie die Mohrin ſo reich, wie Sie wollen, theilen Sie Ihr Vermögen mit ihr; aber Ihr Vertrauen muß ſie nicht mit mir theilen. Entlaſſen Sie die Mohrin; das ſoll mir ein Beweis Ihrer Treue und Ihrer Liebe ſeyn.

Der Baron ſtand verwirrt da. Endlich faßte er Emiliens Hand, und ſagte mit einem herzlichen Tone: „O, Emilie, fordern Sie von mir, was Sie wollen; ich kann für Sie Alles, nur nicht eine Unglückliche betrüben, nur nicht ihr Herz zerbrechen. Gewiß, Emilie, ich liebe Sie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit.“

Geben Sie mir dieſen Beweis Ihrer Liebe!

Entweder ich oder Iglou! Eine von uns Beiden müſſen Sie verlieren.

„Emilie, Sie ſelbſt waren einmahl ohne einen Freund! ... Wenn Sie wüßten, wie dieſes Herz Sie ehrt, und wie unglücklich das Mädchen iſt, das ich verſtoßen ſoll! ... Nein, ich darf nicht ſo unmenſchlich ſeyn.“

Herr Baron, ſagte Emilie empfindlich, nur Eine von uns bleibt Ihnen: ich oder Iglou!

Der Baron ſchilderte ſehr rührend, in welche Verzweiflung Iglou gerathen würde, und vergoß Thränen, als er ihre Geſchichte noch einmahl erzählte. Er wendete ſich bald an die Koch, bald an Emilien, bald an Hilbert, und that alles nur Mögliche, ſie zu rühren. Hilbert ſtand ſtumm da, und runzelte die Stirn; die Koch und Emilie blieben dabei, daß Iglou weg müſſe. Zwar wankte Emilie ein Paarmahl, und es ſtiegen Thränen in ihre Augen; aber die Frau von Koch wußte ihre Empfindlichkeit immer wieder aufs neue rege zu machen.

Endlich hob der Baron in tiefer Bewegung ſeine naſſen Augen gen Himmel, und hielt ſie eine ganze Zeit ſo. „Gut, Emilie!“ ſagte er; „Sie ſollen den Beweis meiner Liebe haben. Ich gebe Ihnen viel, Emilie, ſehr viel; ach! wenn ich das heiße Herz kenne, das ich zerſchmettern ſoll, vielleicht die ganze Ruhe meiner Seele.“

Emilie wankte aufs neue; aber die Blicke der Frau von Koch gaben ihr Feſtigkeit, und ſie blieb bei ihrer Forderung. Sie glaubte überdies nicht einmahl an das heiße, empfindliche Herz der Mohrin; und welch ein Mädchen könnte eine Nebenbuhlerin, die ſo in Schutz genommen wird, ertragen?

Die Frau von Koch öffnete das Fenſter, und winkte Iglou, die unten war. Der Baron wurde bleich, als Iglou in das Zimmer trat. Er zitterte, und verſank in ein tiefes, ſchmerzliches Nachdenken. Höre, Schwarze, fing die Frau von Koch mit kaltem Tone an; du biſt ein Mädchen. Dein Herr heirathet das Fräulein dort; und da die Frau vom Hauſe die weiblichen Domeſtiken zu wählen hat, ſo . . .

„Halten Sie ein, Frau von Koch!“ ſagte der Baron. „Sie ſoll geopfert werden; aber, bei Gott! kein Hohnlachen muß ihre Seufzer begleiten." Er faßte Iglou, die erwartend daſtand, in ſeine Arme. „Haſt du mich lieb, meine gute, edle Iglou?" fragte er mit halb erſtickter, zärtlicher Stimme. Lieb? erwiederte Iglou; lieb? und ſtürzte vor ihm hin, umfaßte ſeine Kniee, und benetzte ſeine Hände mit ihren Thränen. Der Baron wendete ſein Geſicht ab, und drückte nur ihre Hände. Dieſe Scene des Schmerzes fing doch an Emilien zu beleidigen, ſo gerührt ſie ſich auch fühlte. In einem Aufwallen der Empfindlichkeit — und wie natürlich war das in dieſem Falle auch dem ſchönſten Herzen! — trat ſie auf Iglou zu, und ſagte: „Du ſollſt von mir hören, Iglou, was man von dir fordert. Noch heute mußt du fort von hier, von dem Baron!" — Iglou ſprang auf, betrachtete Emilien mit einem verachtenden Blicke, und ſagte bitter: Du haſt mir nichts zu befehlen, Weiße! ... Schlange, giftige Schlange! ſetzte ſie wild hinzu; war das deine Freundlichkeit?

Herr Baron, ſagte Emilie, wollen Sie mich nicht wenigſtens vor Beſchimpfungen ſichern?

Der Baron ſchwieg eine Zeitlang, und ſah erſt Emilien, dann Iglou an, die ihr Geſicht in ihre Hände verbarg. „Iglou," ſagte er endlich ſanft und zärtlich; „wir müſſen uns trennen." — Das Mädchen ſchauderte heftig zuſammen. — „Iglou, es thut dir weh; aber mir nicht weniger. Doch wir müſſen, wenn ich glücklich ſeyn ſoll. Iglou, rede, willſt du meinem Glücke dieſes Opfer bringen?"

Deinem Glücke? fragte ſie traurig und leiſe. Kannſt du nicht anders glücklich ſeyn?

„Ich liebe Emilien, Iglou, und werde ohne ihren Beſitz nie glücklich. Sie verlangt, daß wir uns trennen ſollen; und ich würde vor Gram ſterben, wenn ich ſie verlöre."

Iglou hob die Augen und die Hände gen Himmel. O die Unmenſchen! rief ſie endlich. Das verlangſt du, Weiſſe? und das nennſt du, ihn lieben? Lerne von mir, was Liebe heißt. Sie warf Emilien einen kleinen ſpitzen Dolch vor die Füße. Das war für dein Herz beſtimmt, und dann für das meinige. Aber er würde vor Gram ſterben, wenn du ſtürbeſt. Das rettet dich! ... Ich kann — ſagte ſie in Abſätzen zu dem Baron — ich kann für dich ſterben;

laß

laß die Weiße denn für dich leben und dich glücklich machen: ſo will ich ihr verzeihen, daß ſie mein Herz zerbrochen hat. Leb wohl! Sie griff heftig zitternd nach ſeiner Hand, rief noch einmahl: leb wohl! und ſchwankte gegen die Thür hin. „Nein Iglou, bleib!“ rief der Baron laut; „bleib! Bei Gott! bei dem Glücke der Menſchheit! du ſollſt mich nicht verlaſſen, ſo lange ich lebe. Nein, Emilie! ich wäre Ihrer Hand nicht werth, die Furien würden mich ſogar in Ihren Armen finden, wenn ich dieſes Herz zerſchmettern könnte. Ich liebe Sie unausſprechlich, Emilie; doch die Retterin meines Lebens laſſe ich nicht. Wollen Sie mir darum Ihre Liebe nehmen? Wohl! ich werde ewig um Ihren Verluſt trauern; aber es wird mein Troſt ſeyn, daß ich Ihnen entſagte, um Ihnen und mir eine Unmenſchlichkeit, den Tod dieſes unſchuldigen Mädchens, zu erſparen.“

Edler, edler Menſch! rief Hilbert, und warf ſich in des Barons Arme. Ich liebe Emilien, vielleicht noch unausſprechlicher, als Sie; aber — Emilie, kommen Sie! geben Sie dem edelſten Menſchen Ihre Hand. Emiſie ſank betäubt von einer Menge Empfindungen an des Barons Bruſt. Dann legte ſie ihr Geſicht auf Iglou's Schulter, und weinte laut. Die Frau von Koch ſchüttelte zwar den Kopf; doch ſagte ſie mit Thränen in den Augen: Ihr ſeyd wunderliche Menſchen!... Und Sie lieben Emilien, Hilbert? — Jetzt nicht mehr, antwortete Hilbert; ſie iſt die Braut meines Freundes. Ich ſage das zwar mit zerriſſenem Herzen, aber mit voller Seele. Er umarmte den Baron noch einmahl, und eilte dann weinend aus dem Zimmer.

Der Baron hielt Emilien umfaßt; die Koch umſchlang ſie Beide. Iglou ſchlüpfte zur Thür hinaus; nach einer halben Stunde kam ſie in Mädchenkleidern wieder, und ging auf Emilien zu. Mache ihn glücklich, ſagte ſie mit einem edlen Tone; und ich will deine Sklavin ſeyn. — Edle Seele! ſagte Emilie weinend, und umfaßte ſie: nicht meine Sklavin; meine Freundin! Und nichts ſoll dich von ihm trennen!... Aber jetzt muß ich mich erholen.

Sie ging auf ihr Zimmer, und fing nun an, die Menge der Empfindungen in ihrer

Bruſt von einander abzuſondern. Zwar mußte ſie zugeſtehen, daß der Baron wirklich ein edler Mann ſey; indeß fand ſie es doch ein wenig allzu ſtark, daß er ſie für Iglou hatte fahren laſſen. Sie war von dem Baron aufgeopfert, und von Hilbert auch; aber ſie fühlte doch, daß ein Unterſchied zwiſchen Beiden Statt fand. Daß Hilbert ſie aufgegeben hatte, erregte in ihrem Herzen eine ſchöne, ſüße Empfindung; doch an des Barons Entſagen konnte ſie nicht ohne alle Bitterkeit denken. Sie wollte es ſich nicht deutlich machen, daß Hilbert ſie um eines Mannes, der Baron aber um eines Mädchens willen aufgab. Je länger ſie darüber nachſann, deſto edler und größer fand ſie Hilbert, der immer vor ihrer Seele ſchwebte, wie er mit Thränen in den Augen das Zimmer verließ. Bei dem Urtheile über Flamings Benehmen trat ihr unaufhörlich Iglou in den Weg. Sie wußte ſich nicht heraus zu finden, nahm ſich vor nicht mehr daran zu denken, den Baron recht herzlich zu lieben, und des armen Hilberts — Freundin zu ſeyn. Ach, ſagte ſie noch zuletzt, als ſie dieſe Gedanken nicht mehr denken wollte; wenn der

Baron mich ſo liebte, wie Hilbert: wie glücklich wäre ich dann!... Wenn Hilbert mich nur vergäße! dachte ſie jetzt; und doch wünſchte ſie auch das Gegentheil. Sie fütterte, um ſich zu zerſtreuen, die Kanarienvögel, die Nachtigall, nahm ein Buch, ihr Strickzeug; aber ſie zerſtreuete ſich nicht: Hilbert und der Baron füllten wechſelsweiſe ihr unruhiges Herz.

Iglou kämpfte während der Zeit im Garten mit ſich ſelbſt. Sie ging zuerſt langſam, dann ſchnell, ſetzte ſich, ſprang wieder auf, trocknete die Augen. Auf einmahl ſtand ſie ſtill, und ſchüttelte ſich, als wollte ſie Feſſeln oder eine ſchwere Laſt abwerfen. Dann ging ſie langſam zu Emilien, und fragte ruhig: darf ich auf deinem Zimmer ſchlafen? Emilie reichte ihr die Hand, und antwortete: wo du willſt. — Iglou brachte ihr Bett, ihre Laute, ihre Bücher, auf Emiliens Zimmer. Von jetzt an, ſagte ſie mit kraftvollem, entſchloſſenem Tone, bin ich dein, und will dich lieben. Er opferte ſeine Liebe für mich; ich opfere die meinige für ihn. Gewiß, Emilie, ich werde dich lieben, und dir gehorſam ſeyn! Dieſe Großmuth wirkte gewaltig auf Emiliens

Herz, und ſie beſchloß auch von ihrer Seite der Tugend ein Opfer zu bringen. Ich will, dachte ſie, und ſeufzte dabei, den Baron mit der fleckenloſeſten Treue lieben! Sie ſprach von nichts als von dem Baron, und der Nahme Hilbert kam den ganzen Abend nicht über ihre Lippen.

Am andern Morgen behauptete Emilie, daß Hilbert nie wieder nach Büdesheim kommen würde. Der Baron meinte das Gegentheil, und, um es ihr zu beweiſen, ging er nach Burggräfenrode. Hilbert empfing ihn ſehr zärtlich: und das Geſpräch kam natürlicher Weiſe ſogleich auf die geſtrige Begebenheit. Aber leugnen können Sie nicht, lieber Baron, ſagte Hilbert ernſt, daß Sie die geſtrige Scene, die ſo viel Elend verurſachen konnte, muthwillig herbei geführt haben. Nach Allem, was ich von Ihnen weiß, ſcheinen Sie Ihre Freude daran zu finden, durchaus anders zu handeln und zu denken, als der große Haufe.

„Gar nicht anders, lieber Hilbert, wenn der große Haufe die Wahrheit denkt. Aber kann ich dafür, daß er das ſelten thut?"

Das meine ich nicht. Sie lieben Emilien, und, wie ich jetzt ſehe, heiß. Sie fühlen bei Ihrer Liebe gerade eben ſo, wie wir übrigen Menſchenkinder; aber Sie preſſen ihre Empfindungen in Ihr Herz zuſammen, und ſtellen ſich kalt. Warum thun Sie das? Laſſen Sie mich aufrichtig reden! Weil Seneka ſagt: caret perturbatione vir erectus, oder ſo etwas. Das leſen Sie, und wollen ſeyn, was nie ein Menſch war, auch Seneka nicht. Sie füllen Emiliens Herz mit Zweifeln an Ihrer Liebe, nähren eine fremde Liebe mit Hoffnungen, die ſich auf Ihre Kälte gründen, und geben, zwar unwiſſend, aber doch muthwillig, drei Menſchen den Dolch der Verzweiflung in die Hände. Noch mehr. Sie laſſen ein junges Mädchen auf Ihrem Zimmer ſchlafen, vermummen es in einen Knaben, und...

„Aber, mein Gott, ich ließ ja des Nachts immer Licht brennen! Wie oft ſoll ich das noch ſagen!“

Sie ſind ein ſeltſamer Mann, lieber Baron. Bauen Sie doch Syſteme ſo viel Sie wollen; aber muthen Sie den Menſchen nur nicht zu, darnach zu handeln und zu urtheilen. Merken Sie doch auf ſich ſelbſt! Sie behaupten von allen Negern, daß ſie eine elende Menſchen-Race ſind; und eine Mohrin iſt Ihre Freundin, die Sie zärtlich lieben, die Sie ...

„Hilbert, ich liebe Iglou, wie ich meinen treuen Pudel liebe. Darf ich darum nicht ſagen ...“

„Pfui, Baron! pfui! Der Mann, der ſo ſchön handelt, giebt ſich ſelbſt ein ſo ſchlechtes Zeugniß, um nur nicht geſtehen zu dürſen, daß er geirrt hat! Die Wahrheit liegt nicht ſo weit, wie Sie glauben. Der geſunde Menſchenverſtand findet ſie am ſicherſten; und er iſt nicht ein Geſchenk, das die Vorſehung nur einzelnen Menſchen gab. Welcher Philoſoph hat nicht ſein Syſtem erwieſen, oder doch zu erweiſen geglaubt? Unſere Vernunſt kann vieles, ſehr vieles, ſogar als ſtrenge Wahrheit erweiſen, ohne daß es darum menſchliche Wahrheit wird. Das Herz iſt der Probierſtein der menſchlichen Wahrheit. Unſere für die Ewigkeit, für jeden Zuſtand geſchaffne Vernunſt, muß, wenn ſie ſich anſtrengt, Regeln, Principien für den Willen erblicken, die ihn vielleicht einſt, nach Millionen Jahren, wirklich bewegen werden, ohne daß ſie deshalb ſchon jetzt, da unſer Herz ſo und nicht anders in unſrer Bruſt ſchlägt, die Gründe unſeres Handelns ſeyn können. Sie ſehen zum Beyſpiel ein, ſobald ſie an Gott glauben, daß alles, was geſchieht, gut iſt. Wollen Sie darum zu den Menſchen ſagen: höret auf mitleidig zu ſeyn; denn der unglückliche Zuſtand des Menſchen, der eure Thränen hervorlockt, iſt kein Uebel, ſondern ein Glück! Ihr dürft nicht mitleidig ſeyn, wenn ihr an die ewige Güte glaubt! — Sehen Sie, ſo urtheilt unſre Vernunft, ſobald ſie ſich an die Stelle der höchſten Vernunft ſetzt; und das kann ſie, das mußte ſie können, weil wir ſteigen, immer ſteigen ſollen. Gott ſieht kein Unglück; Alles iſt ihm die höchſte Ordnung, die höchſte Vollkommenheit. Man kann nicht ſagen, Gott ſey des Mitleidens fähig. Wer aber würde es am Menſchen göttlich nennen, wenn er das Elend der Einzelnen mit ungeſtörter Ruhe ſehen könnte? Lieber Baron, es iſt nicht alles wahr, was ſich auch ſtrenge erweiſen läßt. Für die Vernunft ſind tauſend Dinge wahr, und müſſen einmahl auch wirklich werden, die für den Menſchen noch ein unnützer Traum ſind. Das menſchliche Herz iſt der Probierſtein der menſchlichen Wahrheit, die Vernunft mag ſagen, was ſie will. Die Tugend eines höhern, eines vollkommneren Geiſtes könnte in unſern Herzen hier auf der Erde ein Verbrechen ſeyn. Das Geſetz der Vernunft, an ſich betrachtet, wirft die Schande eines Fehlers auf die heiligen Bande des Blutes, auf die Liebe zu Eltern, Geſchwiſtern, Weib und Kind; denn die Vernunft befiehlt ewig nur das Vollkommne zu lieben, und nennt die ſtärkere Liebe zu dem Unvollkommneren einen Fehler. Auch für das menſchliche Geſchlecht werden die Zeiten kommen, da der edelſte Geiſt unſer Bruder, unſer Verwandter ſeyn wird; aber hier auf der Erde wäre es ein Verbrechen, ſeinen Bruder verſchmachten zu laſſen, um einen edleren Mann zu unterſtützen. Die Vernunft des Menſchen ſteht an der Seite des Ewigen, und ruft ihre Befehle, ihre Geſetze aus, die durch alle Ewigkeiten gelten ſollen; das Herz ſteht hier unten an der Seite des ſchwachen Menſchen, und wiederholt die Geſetze der Vernunft, aber nur die, welche für den engen Raum zwiſchen der Wiege und dem Sarge paſſen. Die Vernunft zeichnet den Weg der Tugend mit einer ewigen Linie, wie einen Grundriß; das Herz bepflanzt den Weg mit Roſen, und mahlt den Grundriß zu einer Anſicht, die das Auge reitzt. Die Vernunft nennt die Tugend den Lohn der Tugend; das Herz ſtellt an das Ende des menſchlichen Lebens, durch das es uns leiten ſoll, das Glück als den Lohn der Tugend auf. Die Vernunft befiehlt; das Herz lockt mit Liebkoſungen. Die Vernunft iſt ewig; das Herz für dies Leben, für die Kinderjahre des menſchlichen Geſchlechtes, beſtimmt.

Hilbert hätte noch eine Stunde ſo fortreden können, und wäre einem Philoſophen, zumal einem von dem Schlage des Barons, doch nicht beigekommen. „Eben das,“ ſagte der Baron lächelnd, „iſt das Kennzeichen des Philoſophen, daß er nur das Geſetz der Vernunft hört, und nicht das ſchwache menſchliche Herz. Non reſpicit quid homines turpe judicent, aut miſerum: non it qua populus: ſed ut ſidera contrarium mundo iter intendunt, ita hic adverſus opinionem omnium vadit. (Der Philoſoph nennt etwas ganz Anderes Schande und Unglück, als was die Welt ſo nennt. Er geht immer ſeinen eigenen Weg; und ſo wie die Sterne ſich gerade der Erde entgegen wälzen, ſo geht er gerade den Meinungen Aller entgegen.) Sehen Sie, das iſt ein Philoſoph! Und ſagen Sie ſelbſt, ob nicht alle Philoſophen von jeher ſo waren." Leider! erwiederte Hilbert ſeufzend. Man ſollte glauben, dieſe Stelle wäre eine Satire auf unſere Zeiten. Doch laſſen Sie uns abbrechen. Ich ſehe wohl, wir werden einander nicht bekehren.

Der Baron lächelte triumphirend; er glaubte den Sieg davon getragen zu haben, und ging zufrieden mit ſich ſelbſt, nachdem er Hilberten noch ſehr angelegentlich um die Fortſetzung ſeiner Freundſchaft gebeten hatte.

In Büdesheim nahm nun die Frau von Koch ſogleich Emiliens Verbindung vor, und ſprach mit ihr von ihrem Hochzeitstage. Emilie ſetzte, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, den Tag noch weit hinaus. Sind Sie meiner müde, Mütterchen? fragte ſie zuletzt; und das wirkte. Frau von Koch entwarf nun den Plan, daß Emilie noch ein Jahr in Büdesheim bleiben, der Baron während der Zeit die Reiſen, von denen er ſo viel ſprach, machen, und dann Emilie mit ihm auf ſeine Güter gehen ſollte. Nachher wollten die Frau von Koch und Emilie ſich ein Jahr um das andre beſuchen.

Der Baron war nun über zwei Jahre auf Reiſen, und hatte von dem Allen, was er thun wollte, gar nichts gethan. Er kannte noch nicht die Verfaſſung eines Dorfes, und Montesquieu's Buch las er gerade am wenigſten. Am Rhein, wo die echten Celten wohnen, war er noch nicht geweſen, und der l'homme voyageur hatte in einer Woche mehr Unglücklichen geholfen, als er in vollen zwei Jahren. Unſer Baron ſchämte ſich doch ein wenig, als er das dachte, und es war ihm lieb, daß ihm noch ein Jahr zu ſeiner wichtigen Reiſe vergönnt wurde.

In der größten Geſchwindigkeit machte er nun auch Anſtalten dazu. „Nein, Emilie, halten Sie mich nicht länger. Ich bin zu mehr geboren, als nur in Ihren Armen mich glücklich zu fühlen. Die Menſchheit ruft mich. E republica humani generis ſum! Ich bin ein Weltbürger!“ Beide redeten noch einen pünktlichen Briefwechſel ab. — Nun in der That, ſagte die Frau von Koch, ich freue mich auf Ihre Briefe. Sie ſind ein ſo ſeltſamer Menſch, daß Ihnen bei jedem Schritte eine wunderbare Begebenheit vorkommen muß.

Iglou war die Tage vor des Barons Abreiſe unruhig umher gegangen. Eines Abends ſtürzte ſie zu Emilien in das Zimmer, und rief: ich will bei dir bleiben, und dein ſeyn. Meine Augen voll Thränen ſollen ihn nicht länger martern. Ich will dir von ihm erzählen, bis mein Herz bricht! — Sie blieb bei ihrem Entſchluſſe, und riß ſich mit Gewalt aus des Barons Armen. Emilie und die Koch begleiteten ihn an den Wagen. Als er ſchon eingeſtiegen war, rief die Koch ihm zu: l'homme voyageur, Baron! Was gehen uns die Geſetze an, und die Celten! Schreiben Sie fleißig und ausführlich. — Sonſt glaub ich, ſetzte Emilie hinzu, Sie haben wieder irgendwo eine Iglou gefunden. Leben Sie wohl. — Der Wagen rollte ſchnell dahin.

Sobald der Baron aus Büdesheim hinaus war, zog er ſeinen Montesquieu hervor, ließ langſam fahren, und fing an zu leſen. Schon die beiden erſten Kapitel von den Geſetzen aller Weſen und der Natur füllten ſeine Phantaſie. Hier konnte er ja ſein ganzes Syſtem von den Menſchen-Racen, und von der ſubjektiven Schönheit anbringen. „Armer Hobbes!“ rief er; „und armer Montesquieu! Nicht Krieg, nicht Friede, iſt Naturgeſetz! Ihr mußtet weiter ausholen.“ Er ſann der Idee nach, und wollte nun hundert Dinge auf einmahl. „Ich will die Verfaſſung meines Vaterlandes unterſuchen, ſeine Geſetze, ſeine Verhältniſſe. Nichts ſoll mir entgehen. Ich will keine Mühe ſcheuen, und meinem Vaterlande ein Werk geben, das ihm alle Völker der Erde beneiden ſollen!“ Er ſprang im Wagen hoch auf bei dem Gedanken an ſeinen Ruhm.

Auf einmahl ſtörte ihn das Geſchrei von einigen hundert Menſchen, die auf einer Wieſe bei dem Dorfe Vilbel verſammelt waren. Er ließ halten, ging zu dem Haufen, und fragte, was es da gäbe. Man antwortete ihm nicht, ſondern ſchrie und zankte nur. Er drängte ſich durch den Kreis in den Mittelpunkt. Da lag ein todter Eſel, halb auf dem Ufer der

Nidda, halb in dem Fluſſe ſelbſt, und Soldaten, die als Wache umher ſtanden, ließen Niemanden ſich nähern. „Was ſtehen die Soldaten da?“ fragte er einen rechtlich gekleideten Mann. Dieſer lächelte, und runzelte dann die Stirn. Sie bewachen den Eſel, der da liegt. — „Wie? den Eſel? Nicht möglich!“ — Leider! Und ſehen Sie nur meine ſchöne Wieſe! Die iſt darüber ganz niedergetreten. Der Baron wollte das näher erklärt haben, und ſchlenderte mit dem Manne die Wieſe auf und ab. Sehen Sie, da kommt vor acht Tagen ein alter Mann mit dieſem Eſel hieher, der Töpfe zu Markte bringen ſoll. Er legt ſich Nachts auf der Wieſe nieder, und läßt den Eſel weiden. Der Eſel geht zu nahe an den Fluß, und erſäuft, weil das Ufer gewichen iſt. Nun entſteht unter den beiden Abdeckern des Ortes, dem Heſſiſchen und dem Mainziſchen, ein Streit, wem die Haut des Eſels gehöre. Grund und Boden iſt gemeinſchaftlich Heſſiſch und Mainziſch; der Fluß aber ausſchließend Mainziſch. Der Heſſiſche Abdecker ſagt: der Eſel liegt auf dem Lande; wir theilen die Haut. Nein, ſagt der Mainziſche: er liegt im Fluſſe; die Haut gehört mir. Nun miſcht ſich die Obrigkeit hinein.

„Wie? in dieſen lächerlichen Handel? Guter Freund, Er will mir etwas aufbinden.“

Es kommt hier nicht auf den Eſel an, ſondern auf die Verfaſſung, auf die Rechte der Grundherren. Die Frage kann nicht ſo ſchnell gelöſ't werden; deshalb wird der Eſel bewacht. Meine Wieſe iſt zertreten; und wenn es noch lange dauert, ſo wird der Geruch des Eſels mich am Ende von hier weg jagen.

„Aber die Haut, lieber Mann, wird während der Zeit verderben.“

Ich wollte, ſie wäre ſchon verdorben. Meine arme Wieſe!

„Das wird Koſten machen!“

Freilich, macht es die. Aber man muß doch einmahl wiſſen, wem der Fluß zugehört.

„Nun, wem gehört er denn?“

Der Eine ſagt ſo, der Andere ſo. Man hat ſich hier in dem Gaſthofe ſchon die Köpfe blutig geſchlagen über den Eſel. Mich dauert bei dem Handel nichts als meine Wieſe, meine Naſe, und der arme alte Mann, der mit dem Thiere ſeinen Lebensunterhalt verloren hat,

und

und jetzt vor Schrecken krank liegt, weil ihm einige Spötter geſagt haben, er werde die Koſten des Prozeſſes bezahlen müſſen. Ach, lieber Herr, wenn doch endlich einmahl ein Menſch die Rechte, die Verfaſſung von ganz Deutſchland in Ordnung bringen wollte! Wie manche Wieſe mag es koſten, daß man nicht weiß, wem dies und das eigentlich zuſteht!

Der Baron lächelte. „Gerade mit dem Manne, der das thun wird, redet Er, guter Freund!“

Schnell nahm der Mann ſeinen Hut ab. Gott ſey Dank! Nun? und wem kommt denn die Haut des Eſels zu?

„Noch weiß ich das nicht, mein Freund; aber ich hoffe es zu erfahren.“

Und was wird bis dahin mit meiner Wieſe, meiner Naſe, und der Eſelshaut?

Der Baron erröthete. Nun hatte er doch aber Gelegenheit, ſogleich bei einem Streitpunkte ſeine Kenntniß von der Verfaſſung Deutſchlands anzufangen. Er ging in Vilbel hinein, traf in dem Gaſthofe, wo er füttern ließ, die obrigkeitliche Perſon des Ortes, und erkundigte ſich nach der Verfaſſung des Dorſes. Die Juſtizperſon lächelte zufrieden, forderte noch einen Schoppen Wein, rückte den Stuhl zurecht, und ſagte: ich will Ihnen die Verfaſſung aus einander ſetzen. Er fing von den Hauptſachen an, kam nachher zu dem Einzelnen, und verſicherte jedesmal, ſo oft er einen neuen Punkt anhob: glauben Sie mir, ich könnte Ihnen Monathe erzählen, und würde doch nicht fertig. Der Baron fand tauſend Mißbräuche und Ungerechtigkeiten. Die Juſtizperſon zuckte die Achſeln: ja, aber ſie ſind verfaſſungsmäßig, und laſſen ſich nicht heben, ohne neue Ungerechtigkeiten zu begehen. Dann fiel der Wirth ein, und erinnerte noch an dies und jenes. Kurz, man wurde nicht fertig. Der Baron, der ſich nicht undeutlich hatte merken laſſen, daß er reiſe, um die Staatsverfaſſung Deutſchlands zu ſtudieren und Mittel gegen die Mängel derſelben anzugeben, ſchlug allerlei Reformen für Bilbel vor; aber nicht einer von ſeinen Vorſchlägen erhielt den Beifall ſeiner Zuhörer, ob er ſich gleich auf Platons Republik berief, und ſogar, zum großen Erſtaunen der Juſtizperſon, ein Paarmahl Stellen daraus Griechiſch anführte.

Beſonders machte der Gaſtwirth, ein Mann von vieler geſunder Vernunft, bei allen ſeinen Vorſchlägen Einwendungen, die der Baron in der That nicht aufzulöſen wußte. Er dankte dem Himmel, als ſein Bedienter ihm endlich ſagte, es ſey angeſpannt.

Ein gelehrter Herr! ſagte der Amtsſchreiber zu dem Wirthe, als der Baron im Wagen ſaß. Ei nun ja, erwiederte der Andre; wie ſie alle ſind! Ich will wohl ein Stückfaß Hochheimer gegen ein Maß Werthheimer wetten, daß er mit allem ſeinem Hebräiſchen, oder was es ſonſt ſeyn mochte, den Eſel nicht aus der Nidda bringen würde. Sie ſollen ſehen, die Fiſche bringen ihn hinein, ehe noch die Sentenz kommt, wer die Haut haben ſoll!

Der Baron überlegte auf dem Wege nach Frankfurt ernſthaft ſeine Abſicht, die Verfaſſung von Deutſchland zu ſtudieren. Ein einziges Dorf, ein Punkt gegen Deutſchland, hatte ihm ſchon ſo viel zu ſchaffen gemacht. „Ja,“ ſagte er brummend, und zog den Montesquieu hervor — „über die Regierungsformen ganzer Länder, ganzer Welttheile; hatte er gut ſchreiben! Aber wäre er nur, wie ich, in Vilbel geweſen: ich zweifle, ob er ſich ſo gut aus dem Handel gewickelt hätte.“ Er ſah nun ein, wie ſchwer es iſt, einem Dorfe eine leidliche Verfaſſung zu geben. „Ja,“ murmelte er; „da ſteht einem auch alles in der Welt im Wege. Da hebt ein Kloſter den Zehnten, dort eins. Die Garben müſſen auf dem Felde ſtehen bleiben, bis alles geerntet iſt. Nein, eine Verfaſſung für ein Dorf zu machen, iſt mir zu ſchwer. Ich will eine für die Welt ſchreiben; da geht es ins Große, ins Erhabene, und ich bin durch nichts gehindert. Kein Eſel kann da einen Prozeß verurſachen; denn die Flüſſe, die Seen, ſollen dem gehören, dem Grund und Boden gehört. O Montesquieu, du ſchriebſt die Geſetze, wie ſie ſind; ich will der Welt Geſetze vorlegen, wie ſie ſeyn ſollen!“

In dem Gedanken, nichts mit der Verbeſſerung der beſtehenden Verfaſſungen zu thun zu haben, ſondern eine ganz neue zu ſchaffen, wurde er noch mehr beſtärkt, als er ſich ein wenig um die Verfaſſung von Frankfurt bekümmerte. Er hätte ſein Leben damit zubringen können, das Innere dieſer Stadt, deren

Gebiet nur einige Stunden im Umfange beträgt, zu ſtudieren, und würde — das fühlte er — dennoch manches dem Zufalle haben überlaſſen müſſen. „Nein,“ ſagte er; „was geht mich Frankfurt mit ſeinen Schöſſen an! Ich bin ein Weltbürger, und will die Welt reformiren, nicht einzelne Dörfer und Städte.“ Er ſetzte ſich, und ſchrieb Fragmente eines Buches nieder, das den Titel bekommen ſollte: civitas perfecta (der vollkommne Staat). Jetzt las er alles, was er über dieſen Gegenſtand haben konnte: freilich nicht viel, da die Zahl der Weltreformatoren damals nicht ſo gar groß war; beſonders ſtudierte er Platons Republik. Des göttlichen Philoſophen philoſophiſche Regenten gefielen ihm außerordentlich, und er ſagte ſich ganz leiſe, daß, wenn die Reihe zu herrſchen einmahl an die Philoſophen käme, auch er ſelbſt herrſchen würde. Er bewies allen Königen, daß ſie, wenn die Welt glücklich werden ſollte, ihre Thronen verlaſſen müßten, um ihm und den andern Philoſophen Platz zu machen. Auch mit Platons Gemeinſchaft der Güter war er zufrieden; nur die Gemeinſchaft der Weiber und der Kinder hatte für ihn etwas Anſtößiges. „Den Henker auch!“ rief er; „was hat der große Mann da gemacht! Die Weiber zu verlooſen, das iſt zu arg! Ich könnte ja ſo unglücklich ſeyn, gerade eine ſchwarzhaarige, runde, vollbrüſtige Wendin zu bekommen; und Emilie, meine reitzende Emilie, würde vielleicht die Beute eines kleinäugigen, fettwanſtigen Mongolen-Sprößlings. Gehorſamer Diener! Hätte Plato mein Syſtem gekannt, er würde das nicht geſchrieben, oder, anſtatt der Dichter, alle Schwarzköpfe aus ſeinem Staate verbannt haben!“ Er ließ ſich durch die Deklamationen des Philoſophen nicht hinreiſſen. „O ja,“ ſagte er, „es iſt recht ſchön, daß alle Kinder mich Vater nennen, daß Alle Brüder, Alle Schweſtern ſeyn ſollen. Aber da hat denn doch Ariſtoteles, ſo wenig ich den kalten Schwätzer auch leiden kann, wohl recht, wenn er behauptet, daß dieſe Einrichtung die Liebe der Alten zu den Kindern zerſtören würde. Nein, nein, alles gemein, nur nicht die Weiber!“

Aber ich bitte Sie, Herr Baron, ſagte ein

Senator von Frankfurt zu ihm; warum wollen Sie denn alles über den Haufer ſtoßen?

„Warum? warum? Ich habe eine Wieſe zertreten ſehen um eines todten Eſels willen. Welche entſetzliche Unordnung! Nein, es kann, es wird nicht ſo bleiben. Das Eigenthum, die Grundlage aller Staaten, muß doch wenigſtens ſicher ſeyn!“

Sie wollen, wie Sie ſelbſt ſagen, die Gemeinſchaft der Güter einführen, und können Sich über eine zertretene Wieſe nicht zufrieden geben?

Der Baron blieb diesmal nicht lange in Frankfurt. Er ſuchte nun in Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Koblenz und allen Städten am Rhein, worin es hohe Domſtifte gab, reine Celten auf; aber endlich geſtand er ſich, daß das adelige Blut am Rhein ſehr mit Slaviſchem vermiſcht ſeyn müßte. Dieſer Domherr hatte ſchwarzes Haar, jener mehrere runde Beiſchläferinnen; viele andre waren, weil ſie nichts zu thun hatten und nichts zu wiſſen brauchten, um reich und geehrt zu ſeyn, auf tauſend Dinge gefallen, die, nach des Barons Meinung, für den Celten Unmöglichkelten ſind. In groſſem Aerger ſtieß er Flüche über die Domſtifte aus, und rief voll Schmerz: „nein; die echten Celten ſind hier nicht mehr: denn alle dieſe Menſchen am Rhein, in denen ich blauäugige, goldhaarige Deutſche zu finden hoffte, haben ja Köpfe ſo ſchwarz wie Steinkohlen. Ach, ſie ſind gefallen, die edlen Celten, in den Schlachten bei Gellheim, Tübingen, Sempach, Eßlingen und beſonders bei Reutlingen! Da ſank der Deutſche Adel. Wie könnten ſonſt Schwarzköpfe in den Stiften ſitzen? wie könnten Menſchen mit zwei und dreißig Ahnen ſich Beiſchläferinnen halten? nichts thun als jagen, trinken, eſſen und ſchlafen?“

In Oppenheim brachte er, zum Erſtaunen des Küſters, drei Tage lang mit dem größten Vergnügen in dem Beinhauſe zu, worin einige Tauſend Köpfe ſtehen, und zwar, wie man ſagt, von Spaniern, welche Guſtav, der Retter Deutſchlands, da erſchlagen haben ſoll. Er kaufte ſich von dem Küſter zehn der edelſten Köpfe, das Stück zu einem Louisd'or, packte ſie vorſichtig in eine Kiſte, ſchickte ſie Emilien, und ſchrieb ihr dabei: ſie möchte die Köpfe ja ſorgfältig aufbewahren.

In Koblenz bekam er Händel mit dem Pöbel. Bei einer Proceſſion auf die Karthauſe wollte er in allen den Gemälden, die dort längs dem Gange an der Seite aufgeſtellt ſind und die Paſſion abbilden, keine Figur edel finden, als gerade den Judas und die beiden Schächer, weil nur dieſe drei gelbes Haar und gelbe Bärte hatten. Er ſagte laut: „die Bilder hat ein Dummkopf gemacht; denn unter allen dieſen Figuren iſt kein ehrliches Geſicht, ausgenommen Judas und die beiden Schächer." Ohne Zweifel wäre er hier der Märtyrer ſeines Syſtems geworden, wenn nicht ein Geiſtlicher, der ihn kannte, ihn gegen den Pöbel in Schutz genommen hätte. Der Geiſtliche verwies ihm nachher ſeine Unwiſſenheit. Das ſollte, ſagte er unwillig, ein Proteſtant doch wenigſtens wiſſen, daß Judas einen Fuchskopf hatte! — „Hätte er einen Fuchskopf gehabt, Herr Pater," erwiederte der Baron, „ſo würde er ſeinen Meiſter nicht verrathen haben. Ich ſage Ihnen, ſchwarzes, glänzendes Haar hatte er, kleine Augen, und krumme Beine.“ Der Pater kreuzte ſich, und verließ ihn.

Während Flaming das alles that, den Plato las, den Rouſſeau, den er jetzt in die Hände bekam, mit Begierde verſchlang, Staatsverfaſſungen ſtürzte und baute: während deſſen gingen in Büdesheim Dinge vor, die ihn mehr intereſſirten, als Judas und ſein Bart, als die Celten, die Domſtifte, und die unglücklichen Schlachten, die er ſo laut bejammerte. Kaum hatte er Büdesheim verlaſſen, ſo kehrte die Frau von Koch wieder zu ihrer vorigen Lebensart zurück. Hilbert blieb aus; allein da ſie nun einmahl ganz an ſeine Geſellſchaft gewöhnt war, ſo bat ſie ihn dringend, den Umgang fortzuſetzen. Als das nichts half, mußte Emilie, ob ſie gleich ſehr viel dagegen einzuwenden hatte, ihn einladen. „Sie ſtehen für die Folgen, Mütterchen!“ ſagte Emilie ſeufzend. — Bitte ihn nur recht ſehr, Emilie; ich ſtehe für Alles. Emilie ſchrieb ihm ein Billet, und ſuchte es recht kalt einzurichten; aber nun wurde es ſo unverſtändlich, ſo geheimnißvoll, daß ein Geck es leicht hätte falſch erklären können. Hilbert dachte nach kurzem Ueberlegen:

Ich will hin! Und wenn ſie mich ſogar wieder liebte Ich kenne mein Herz; es iſt wenigſtens keiner Niederträchtigkeit fähig.

Man ging in Büdesheim ſpazieren, man plauderte, ließ ſich von Iglou vorſpielen, und las. Hilbert vermied es mit Emilien allein zu ſeyn; ja, er hütete ſich, was gewiß nicht leicht war, ſelbſt bei den natürlichſten Veranlaſſungen auf ſeine Leidenſchaft anzuſpielen. Das Vertrauen, die Unbefangenheit wurde, wie das guten Menſchen ſo natürlich iſt, ſehr bald wieder hergeſtellt. Frau von Koch glaubte, weil ſie beide Leutchen ſo vernünftig und ruhig ſah, alle Gefahr wäre vorüber. Sie neckte Emilien mit ihrer Aengſtlichkeit, und erzählte Hilberten lachend, daß ſie hätte für ihn Bürge werden müſſen. Hilbert ſah Emilien lächelnd an; und ſie erröthete.

Auf dem Rückwege nach Hauſe überlegte Hilbert nun noch einmahl, und brachte andere Reſultate heraus. „Sie ſtehen für die Folgen!“ hat Emilie geſagt? Was kann ſie damit gemeint haben? Wenn ſie ihres Herzens gewiß wäre, wie könnte ſie dann vor den Folgen beſorgt ſeyn! Sollte etwa auch Emiſie...? Ich bin ein Thor! Aber doch — Sie erröthete und erblaßte, als ich damals... Sie zürnte nicht, ſpottete nicht; ſie vermied mich bloß. O Himmel! wenn... wenn... Und wie ſeltſam betrug ſie ſich bei der Entdeckung, daß Iglou ein Mädchen war! ſo kalt! ſo ruhig! O, wenn es wäre!... Sie verlangte ein Jahr Aufſchub, wendete gegen des Barons Reiſe nichts ein, und nahm ſo kalt von ihm Abſchied!"

Emilie hatte in der That Urſache ſich zu fürchten. Ein Mann, der ſchweigend liebt, in der Stille anbetet, iſt für das Herz eines Mädchens vielleicht noch gefährlicher, als ein Andrer, der ſeine Liebe erklärt und um Gegenliebe flehet. Jener ehrt zugleich durch ſeine ſtille, ſchweigende Liebe den Gegenſtand, den er anbetet. Es liegt ſo etwas Schmeichelndes, ſo etwas Rührendes in dieſem ſtillen, geduldigen Leiden; und die Geliebte möchte den Liebenden ſo gern dafür belohnen, ſollte es auch nur ſeyn, weil er den Muth nicht hat zu klagen.

Dieſen Zuſtand ſah Emilie täglich an Hilberten. War er ſtill, ſo machte ihn ſein Lei den ſo; war er in ſeiner natürlichen Stimmung, ſo zwang er ſich heiter zu ſcheinen, um ihr ſeine Liebe zu verhehlen. Er mochte thun was er wollte — Emiliens Herz, Emiliens Weiblichkeit legte alles zu ſeinem Vortheile aus. Und welches Herz hätte das nicht gethan? und welches Mädchen wäre hier ungerührt geblieben?

Sobald Hilbert zum erſtenmahle wieder in Büdesheim geweſen war, fühlte Emilie ihre Unſicherheit wohl. Sie merkte in ihrem Herzen eine geheime Theilnahme an Hilbert, die Neigung, einen Blick in ſein Inneres zu thun; und ſchon dieſe Theilnahme hielt ſie für ein Verbrechen an dem Baron. Daher blieb ſie immer von Hilbert entfernt und niemals einen Augenblick mit ihm allein. War die Frau von Koch nicht da, ſo hatte Emilie, wenn Hilbert kam, gewiß Iglou bei ſich. Sie dachte ſich ihn gefährlicher, als er war; und in dem Maße, wie ſie das dachte, wurde er ihr wirklich gefährlich. „Es iſt in der That ein ſchöner Mann; ſeine Stellung ſo edel, ſein Blick ſo ruhig, ſo groß!“ Bei dieſen Gedanken drückte ſich Hilberts wirklich ſchöne

Figur tief und mit glühenden Farben in ihre Phantaſie. „Welch ein edler Mann! wie gerecht, wie billig! wie ſehr Herr über ſich ſelbſt! Er liebt mich ſo heiß, und war der Einzige, der dem Baron Gerechtigkeit widerfahren ließ! Und dieſer Mann iſt mein täglicher Geſellſchafter; täglich bin ich Zeuge ſeines Edelmuths, ſeiner Güte, ſeines Duldens und Schweigens!“ Natürlicher Weiſe mußte Hilbert Emilien, je länger ſie das dachte, immer gefährlicher werden. Doch that ſie alles, was ſie nur zu thun wußte, ihn wieder aus ihrem Herzen zu verdrängen. Sie las jeden Tag die Briefe, die ſie von dem Baron bekam. Aber welche Briefe! ſie enthielten faſt weiter nichts als Betrachtungen über die Geſetzgebung, über das weſentliche Schöne, über den Plato. Freilich waren ſie, nach den Wünſchen der Frau von Koch, bogenlang; auch ſprach der Baron darin mit der größten Zärtlichkeit von ſeiner Liebe: doch immer nur nebenher. Von der Urſchönheit, nach der er ſtrebte, kam er auch auf Emiliens Schönheit; aber alles war ſo unter einander geworfen, daß Emilie nicht wußte, ob er ſie oder die

Urſchönheit mehr liebe, ob ſie ihm theurer ſey, oder der Staat, den er ſtiften wollte.

Mit allen dieſen langen Briefen verglich ſie ein kleines Billet von Hilbert (das einzige, das ſie von ihm hatte), worin er ihr Nachricht gab, daß er heute nicht kommen könnte, weil das Geſchick einer unglücklichen Familie ihn hinderte. „Ach, Emilie!“ ſchrieb er; „da ſtehe ich zwiſchen den Unglücklichen. Sie danken mir für meine Freundlichkeit, die mir ſo leicht iſt, für eine Summe Geldes, die ich nicht auf höhere Zinſen anlegen konnte, als wenn ich ihrer Noth damit abhalf. Und für das ſchwere Opfer, das ich den Unglücklichen bringe, Sie, Emilie, heute nicht zu ſehen: dafür dankt mir kein Menſch. Ich trockne die Thränen des Kummers, und möchte ſelbſt Thränen vergießen; ich mache eine Familie glücklich, und bin ſelbſt — zufrieden, weil Ihr Herz mir danken wird, Ihr fühlendes Herz, das keine größere Freude kennt, als Menſchen glücklich zu machen!“

Dies Billet ſchien Emilien nichts als ſie allein zu enthalten. Mitten unter den Unglücklichen ſtand ſie neben Hilberten. Sie hatte Theil an ſeiner Wohlthätigkeit, war die Quelle ſeines Gefühls, ſeiner Gedanken, ſeiner Handlungen. Und nun des Barons Briefe! Sie ſchüttelte den Kopf. „Komm Iglou,“ ſagte ſie endlich; „laß uns von deinem guten Herrn plaudern! Komm, erzähle mir von ſeiner Güte, von ſeiner Menſchlichkeit, von ſeinem Edelmuthe.“ Iglou erzählte mit funkelnden Blicken und heftigen Bewegungen, wie der Baron ſie gefunden, ſich großmüthig ihrer angenommen, und ihr gebrochenes Herz geheilt habe. Sag', wie kann ich anders als ihn lieben? — Emilie ſtand auf, trat an das Fenſter, und dachte ſeufzend: heilte er nicht auch mein gebrochenes Herz? — „Ja,“ rief ſie, und umfaßte Iglou mit weinenden Augen; „ja, er iſt ein edler Mann! Wir wollen ihn lieben; denn er that uns Beiden wohl. Komm, liebe Iglou; wir wollen von nichts ſprechen, als von ihm, an niemanden denken, als an ihn. O, ich möchte mit dir in der tiefſten Einſamkeit, in deinen brennenden Sandwüſten ſeyn, um immer nur von ihm zu ſprechen, an ihn zu denken! Ach Iglou, wie undankbar bin ich gegen ihn!“ — Du undankbar?

bar? fragte Iglou. — „Ja,“ erwiederte Emilie verwirrt; „du retteteſt ihm das Leben! und was that ich für ihn?“

Du machſt ihn glücklich, ſagte Iglou, und ſchlug die Augen nieder. Er liebt dich; und ich! ich! Doch ich bin zufrieden, wenn er mich nur nicht verſtößt. — „Liebt er mich wirklich, Iglou?“ fragte Emilie. „Ich bitte dich, ſprich von ſeiner Liebe zu mir; erzähle mir alles, was du weißt.“ Emilie wollte ihr Herz mit dem Gedanken füllen, wie ſehr ſie geliebt ſey; aber Iglou wußte ihr nichts zu erzählen. Nein, ſagte dieſe; er hat dich nie genannt, nie deiner erwähnt. Ach, er wollte mich nicht kränken!

„Nie mich genannt? nie meiner erwähnt? nie geſagt, daß er mich ſuche? daß er ohne mich nicht leben könne?“

Niemals, ſagte Iglou nach einigem Beſinnen. Ob er die Hoffnung aufgegeben hatte, dich zu finden? Ich war immer bei ihm, und folgte ihm, wohin er ging; aber nie ſuchte er dich, nie nannte er deinen Nahmen. O, er war ſehr verſchwiegen mit ſeiner Liebe! Ich habe oft mit ihm über dieſe heiße Leidenſchaft geſprochen, und dennoch erwähnte er deiner nie. — „Nie erwähnte er meiner?“ Emilie erkundigte ſich jetzt nach allen kleinen Umſtänden, die des Barons Umgang mit Iglou betrafen, und dieſe mußte ihr jede kleine Scene, die ſie mit dem Baron gehabt hatte, erzählen. „Aber Iglou,“ ſagte Emilie dringend; doch ohne alle Heftigkeit —, „wie du erzählſt, ſo ſcheint der Baron dich ja ſchon zärtlich geliebt zu haben!“ — Ach, erwiederte Iglou ſeufzend; oft glaubte ich das ſelbſt, beſonders in einer Nacht. Nie werde ich dieſe heiligen Stunden vergeſſen. O Emilie, da war ich ſo glücklich! ſo glücklich, wie du jetzt! — „Erzähle mir! erzähle!“ rief Emilie, und ſchlang ihre Arme um Iglou's Nacken. Iglou erzählte mit ſtiller froher Erinnerung. Ach, ſetzte ſie traurig hinzu; ſollte ich da nicht glauben, daß er mich liebte? Sag' ſelbſt! Er drückte mich ſo innig an ſeine Bruſt, die ſo ſtark ſchlug, und küßte meinen Mund, meine Schultern, mein Herz. Ach, warum that er das! warum zeigte er mir das hohe Glück, wenn er es wieder zerſtören wollte! Doch ich habe ihm vergeben. Er ſah dieſe ſchwarze

Farbe nicht, die er ſo ſehr haßt. Vielleicht glaubte er, dich in ſeinen Armen zu halten. Ach, noch am andern Morgen ſagte er: wenn du weiß wäreſt, Iglou! wenn blonde Locken um deine Stirn ſchwebten! Und dabei betrachtete er mich mit Blicken, in denen noch ein Schimmer ſeiner ſterbenden Liebe glänzte. Ja, rief Iglou, und legte weinend das Geſicht in Emiliens Schooß: wenn ich weiß wäre, er hätte mich geliebt! ich wäre das glücklichſte Geſchöpf auf der Erde!

Emilie nahm die Unglückliche in ihre Arme, an ihren Buſen; und die Thränen der beiden gefühlvollen Seelen miſchten ſich. „Ach,“ ſagte Emilie ſchluchzend: „du kannſt noch glücklich werden, Iglou; aber ich! ich!“ Sie ging weinend in ihr Kabinet, und verlor ſich in ſtille Träume voll Wehmuth und leiſer Hoffnungen. „Er hat nie meinen Nahmen genannt? Iſt das Liebe? Und wenn Iglou eine Weiße . . . Ach, wollte Gott, ſie wäre es geweſen! ſo . . . Wenn er mich nicht liebte; wenn er ſich nur durch ſein Wort an mich gebunden glaubte: wie unglücklich würde ich, wie unglücklich er ſelbſt ſeyn! Und hat er denn Iglou nicht geliebt? O gewiß, gewiß! Die Nacht, die Worte: wenn du eine Weiße wäreſt! — Und dann … O, ich Unglückliche! … Ja, jetzt erinnere ich mich. Als er hieher kam, und ich ihn mit ſo treuer Liebe in meine Arme ſchloß: geſtand er da nicht ſelbſt, daß er mich vergeſſen hätte? ſagte er nicht ſelbſt: ich bin ſo vieler Liebe nicht werth? … O Himmel! welch ein ſchreckliches Licht! Wie kalt war er nachher gegen mich! Hilbert ſagt zwar, er habe da den Philoſophen ſpielen wollen; aber konnte er das, wenn er mich liebte? Und dann — hat er mich nicht aufgeopfert um dieſes Mädchens willen? … Nein, er liebt mich nicht; ſein Herz hängt an der zärtlichen, treuen Iglou. Und natürlich! ſie hat ihm das Leben gerettet! Konnte er ihre unendliche Liebe anders als mit Liebe belohnen? Wer kann ſich ihr nahen, ohne ſie zu lieben? Sie iſt meine Nebenbuhlerin; und dennoch liebe ich ſie. Ja, er liebt die zärtliche Iglou. Ach, wenn ſie weiß wäre! … Und nun ſeine Briefe! ſo kalt, ſo gelehrt! Wenn ich Hilberts Billet … — Sie holte es, las es durch, und benetzte es mit Thränen.

„Der Unglückliche! Ach, Hilbert, du biſt nicht allein unglücklich!“ Sie erſchrak vor ſich ſelbſt, als ſie das geſagt hatte, und legte ſchnell das Billet wieder weg. „O, der Himmel mag es mir vergeben! Aber wenn er mich nicht liebte, ſo wollte ich, um ihn von läſtigen Banden zu befreien, meine Liebe aufopfern, um ihn trauern, und mich glücklich dünken, wenn er es nur wäre! . . . Wie kalt war ſein Abſchied! wie trieb er, daß er fort kam! Ach, Hilbert geht auf eine Nacht trauriger von mir weg, als der Baron auf ein Jahr!“

Dies dachte Emilie tauſendmahl, in verſchiedenen Geſtalten; und immer war das Reſultat: der Baron liebt mich nicht! An dieſes Reſultat hängte ſich denn ein Gedanke, freilich ohne Worte gedacht, freilich in dem Innerſten des Herzens nur ganz heimlich ausgebrütet: der Gedanke an Hilbert und ſeine Liebe. Zwar bebte, als er nun zum erſtenmahle wieder kam, Emilie vor ihm, wie vor einem Geſpenſte, zurück. Aber was war denn nun Unrechtes an ihrer Freundſchaft für ihn, wenn der Baron ſie nicht liebte? Und daß er ſie nicht liebte, fing jetzt an ihr ſehr gewiß zu werden. Sie zitterte ſchon weniger, wenn ſie an Hilberts Liebe dachte, und gewöhnte ſich zuletzt an dieſen Gedanken, doch noch immer mit dem feſten Entſchluſſe, ihr Schickſal dem Willen des Barons zu überlaſſen, und alle Vertraulichkeit mit Hilberten gänzlich zu vermeiden.

Sie ſcheuete ſich, ſo oft ein Brief von dem Baron ankam, ihn zu öffnen, weil ſie befürchtete, er möchte dieſesmahl zärtlicher geſchrieben haben als ſonſt; und es machte ihr augenſcheinliches Vergnügen, wenn ſie dann wieder eine Abhandlung über den Plato fand. Frau von Koch ſagte: Aber, Emilie, du biſt doch die Geduld ſelbſt, daß du mit ſolchen Briefen zufrieden ſeyn kannſt! Dein Baron iſt in der That ein ſeltſamer Thor, daß er einer Braut ſolches Zeug über die Regierungen ſchreibt. Wahrhaftig, man ſollte darauf ſchwören, er wäre ſo kalt gegen dich, wie Eis. Emilie ließ ſich durch dieſe Bemerkungen in ihrem Vergnügen nicht irre machen; ſie war ja doch um ſo weniger ſchuldig! Wie bebte ſie aber, als eine Kiſte von Flaming mit einem Briefe an ſie ankam. Noch ehe ſie den Brief erbrach, hatte Frau von Koch die Kiſte ſchon öffnen laſſen, die äußerſt vorſichtig gepackt war. Er iſt doch galanter, als ich dachte, ſagte dieſe; und Emilie hielt den Brief noch immer ungeleſen. Auf einmahl ſchrie die Frau von Koch vor Schrecken laut auf; denn ſie hatte den Schedel eines Spaniſchen Soldaten in ihren Händen. Sie war außer ſich vor Zorn und Schrecken. Nein, rief ſie; der iſt ja ärger als Nero! Er läßt nicht einmahl die Todten in Ruhe. Raſend muß er ſeyn, daß er uns zehn Todtenköpfe über den Hals ſchickt! Aber Emilie, wo iſt denn der Brief? Lies doch, was wir damit ſollen. Emilie erbrach und las:

„Vergeblich, liebe Emilie, iſt meine Reiſe in dieſem Paradieſe Deutſchlands. Ein blaues Auge iſt eine Seltenheit, blonder Haarwuchs gar nicht zu ſehen. Was ſoll man von Menſchen ſagen, die den Kopf zu weiter nichts zu haben ſcheinen, als Laſten darauf vom Felde nach Hauſe zu ſchleppen? In unſerm nördlichen Deutſchlande trägt das Weib die Laſten im Arm oder auf dem Rücken; hier arbeitet man, wie der Stier am Pfluge, mit der

Stirn. Schwarze Farben, ſchlechte Nahrungsmittel, Bedrückungen aller Art ſind hier zu Hauſe, und bezeichnen deutlich die Slaven. Ich habe die Domherren geſehen. Ach, wohin iſt der Deutſche Adel! Wehe dem Menſchengeſchlechte! Geben Sie Acht, Emilie, die Domſtifter, ſonſt die Treibhäuſer der edelſten Menſchen, werden untergehen. Bei Tübingen auf dem Schlachtfelde habe ich den Edlen, die dort im Jahre 1156 fielen, mein Thränenopfer gebracht. Ach, wäret ihr nicht gefallen, ihr Gundelfingen, ihr Hohenſteine, ihr Luſtenaus, ihr Lichtenecks, ihr Sternenfelſe; es würden nicht ſo viele Sünden in den heiligen geiſtlichen Stiftsſtädten begangen werden!“

„O, Emilie, laſſen Sie uns fliehen, das Land fliehen, wo die Slaven und ihre Verbrechen herrſchen! Serpunt vitia et in proximum quemque transiliunt et contactu nocent.“

„Hier, Emilie, ſende ich Ihnen zehn edle Schedel von Spaniern. Da ſehen Sie die echte Deutſche Struktur des Kopfes an dem edelſten Menſchenſtamme. Die lange hoch gehobene Stirn, das ſchmale, längliche, ſchöne ovale Geſicht! Mit Wolluſt ſtand ich da vor den fünf tauſend Köpfen in Oppenheim, und konnte nicht ſatt werden ihre Schönheit zu bewundern; beſonders den einen, meine reitzende Emilie, den ich mit einem Kreuze gezeichnet habe. Ich ſetze mein Leben zum Pfande, es iſt der Kopf eines Aſturiers. O Emilie, als ich dieſen edlen Schedel in die Hände nahm, und dieſe ſtolze, erhaben gewölbte Stirn betrachtete, das gebieteriſche Naſenbein, wie es ſich an die feinen Wangen angießt; da rief ich laut: ſo reitzend iſt Emilie! das iſt ihre Stirn, das ihre ſtolze Naſe, das ihre feine, ſanft gehobene Wange! O Emilie, wie lebendig erinnerte mich dieſer Schedel an meine reitzende Celtin! Ich konnte mich nicht von ihm losreißen. Nein, rief ich; mögen Andre nach Rom gehen, und vor der Bildſäule Apolls in Entzückungen gerathen: ich habe hier eben ſo viel Urſache entzückt zu ſeyn! Gewiß, Emilie, ich konnte Ihnen nichts Schöneres ſchicken, als dieſe herrlichen, erhabnen Palläſte der edelſten Seelen. Der kleinſte darunter ſcheint mir ein Schwediſcher Schedel zu ſeyn.“

„Setzen Sie dieſe Köpſe auf Ihren Putztiſch, und ſtudieren Sie die ſchöne Form daran. Nachher vergleichen Sie einmahl zur Probe mit einem dieſer Schedel den . . . — Doch nein! Grüßen Sie meine gute Iglou, und ſagen Sie ihr, daß ſie den Generalbaß und die Lateiniſche Sprache fortſetzen ſoll. Vielleicht vergäße ſie weniger, wenn die Frau von Koch ſich entſchließen könnte, ſich in Beidem von ihr unterrichten zu laſſen. Bereden Sie die Frau von Koch dazu; denn ich liebe meine Freunde, und vorzüglich die Beſchützerin meiner Emilie. Leben Sie wohl, Emilie. Sorgen Sie ja für die Köpfe und für Ihre Geſundheit.“

Nun wahrhaftig, Emilie, ſagte die Frau von Koch ſehr ernſthaft; ich weiß nicht mehr, was ich davon denken ſoll. Das geht doch in der That zu weit. — In dieſem Augenblick öffnete Hilbert die Thür. — Emilie, fuhr die Frau von Koch mitleidig fort, ob es nicht dein Unglück iſt, daß du den Baron kennen gelernt haſt? — Emilie ſchwieg mit einem tiefen Seufzer. — Urtheilen Sie einmahl, Hilbert. Der Baron ſchickt Emilien ein Geſchenk, und das beſteht — in zehn Todtenköpfen. Aber, was noch ärger iſt, einer, den er gezeichnet hat — der hier! Holen Sie ihn doch hervor, Hilbert. Sehen Sie, dieſer Kopf, ſchreibt er mit dürren Worten, habe die auffallendſte Aehnlichkeit mit Emilien, und ſey eben ſo reitzend. In der That, Hilbert, ich glaube, es wird eine Gewiſſensſache, Emilien von dem Baron los zu machen, beſonders da ſie ſelbſt ...

Mütterchen, ich bitte Sie! Nein, ich liebe ihn in der That. Ach, was wäre ich ohne ihn! Laſſen Sie ihn doch! Was thun mir denn ſeine Grillen Leides?

Hilbert erröthete, und las, um es zu verbergen, den Brief. Nun, Hilbert? ſagen Sie ſelbſt! iſt es nicht zu arg?

„Nichts weiter,“ ſagte er lächelnd, „als gewöhnlicher Künſtler-Enthuſiasmus. Dieſe Thorheit iſt ſo ſelten nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen. Hören Sie einmahl jemanden, der in Rom geweſen iſt! Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Raſerei gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder Knochen geformt, das iſt wohl ſo ziemlich einerlei —

und findet in Apolls Geſichte Stoff zu tagelangem Nachdenken, zu den erhabenſten Empfindungen. Sollten Sie den Apoll ſelbſt ſehen, ſo würden Sie glauben, der Menſch ſey nicht bei Sinnen geweſen. Aber er lächelt und bemitleidet Sie, wenn Sie nicht niederfallen und anbeten. Glauben Sie mir, neun und neunzig von Hunderten, die ſich in Rom aufgehalten haben, ſind des Barons leibliche Brüder. Der ganze Unterſchied beſteht darin, daß dort Hunderte an einerlei Narrheit leiden, und daß hier der Baron ſeine eigene für ſich hat. Künſtler-Enthuſiasmus; weiter nichts!"

Sie ſind ja ſelbſt in Italien geweſen, Hilbert, ſagte Emilie mit einer Verbeugung, und freute ſich, ihm das Kompliment machen zu können.

„Ja, mein Fräulein; aber es hat mir auch Mühe genug gekoſtet, wenn jemand den blauen Himmel hier lobte, nicht ſogleich einzufallen: der Himmel in Italien iſt blauer, der Boden grüner, der Menſch edler! Und die Antiken! o Gott! die Antiken! Auch ich hätte die Leute gern von Florenz nach Rom, und von da nach Neapel durch alle Kabinette führen mögen.

Wir Männer ſind ſo eitel auf unſre Reiſen, wie die Weiber auf ihre Liebhaber. — Der Baron iſt ein Enthuſiaſt für Hirnſchedel, und das mag eine Thorheit ſeyn; aber er iſt auch ein Enthuſiaſt, wenn er Augen in Thränen ſieht. Er vergißt über die Todtenſchedel die Lebendigen nicht, und eilt mit funkelnden Augen den Leidenden zu Hülfe; während tauſend andere eben ſo arge Thoren beim Bewundern der marmornen Bildſäulen ihr Herz zu Marmor machen, nur Freude, Entzücken für eine Statue, für ein Gemählde, für eine Münze, für eine Aufſchrift, für eine Variante, für einen wohlklingenden Vers, für eine ſpitzfündige Schlußfolge haben, nur dem Laokoon eine Thräne weinen, und den Unglücklichen mit kaltem Achſelzucken verlaſſen. Der Baron hat ein Herz, das viel, viel werth iſt, und tauſend Thorheiten gut macht. Zwar — wer könnte ſagen, daß er Emilien verdiene!“ — Emilie erröthete wieder, und verbeugte ſich tief. Sie wollte etwas ſagen, und ſchwieg doch.

Meinetwegen macht, was ihr wollt! ſagte die Frau von Koch. Ich weiß, was ich thäte, wenn ich Emilie wäre. Sein Handel mit der

Mohrin, und hätte er auch ſein Zimmer illuminirt gehabt; ſeine Kälte hier, und in allen Briefen! Ich glaube, er könnte Emilien für einen Todtenkopf vertauſchen, wenn er am Kaukaſus — ſo heißt ja wohl der Berg, wo die edelſten Menſchen und, ich glaube, auch der Vogel Greif wohnt? — gefunden wäre. Hilbert, ich wollte, Sie hätten ſo einen Kopf! Dann ſollten Sie ſehen! Und Sie würden doch mit dem Tauſche zufrieden ſeyn? — Hilbert gerieth in Verwirrung. Emilie erröthete einmahl über das andere, und ſagte endlich: o, Mütterchen!

„Gnädige Frau, ſchonen Sie wenigſtens Emiliens. Frei heraus! eine ſolche Meinung könnte dem Baron in Emiliens Herzen ſchaden. Sie beurtheilen ihn ſehr falſch. Er würde Emilien nicht für eine Welt hingeben. O wer, wer würde das! Ja, Emilie, es iſt unbeſcheiden, wenn ich Ihnen die Liebe des Barons zuſichere; aber er liebt Sie in der That. Er gab ſein Herz für Sie auf.“

Sein Herz für mich? fragte Emilie; wie verſtehen Sie das? Ich weiß zwar, daß er mich liebt; aber . . .

„Sein Herz, Emilie! Er gab Ihnen unendlich viel: das Leben ſeiner Iglou, des Mädchens, das ſein Leben gerettet hatte.“

Mich dünkt, es war umgekehrt, erwiederte Emilie. — So ſcheint es mir auch, ſagte die Frau von Koch.

Das wurde es, als Iglou, mit einer Größe, die ich ewig bewundern werde, ſich für ihn hingab. Er wäre ein Unmenſch geweſen, wenn er dagegen ausgehalten hätte. Emilie, er ſagte Ihnen damals: ich gebe Ihnen viel! Er hat Ihnen viel gegeben. Seine Briefe ſind kalt; aber ſein Herz iſt warm. Doch, verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich mich an Sie wendete. Der Streit gilt ja nur die Frau von Koch.“

Wenigſtens wünſche ich, ſagte die Frau von Koch mit Kopfſchütteln, daß es anders wäre. — Emilie und Hilbert ſeufzten zu gleicher Zeit, und errötheten, als ihre Blicke einander begegneten.

Emilie ging auf ihr Zimmer, und träumte. So hatte nun ſelbſt Hilbert ihre leiſen Hoffnungen zerſtört, die Hoffnungen, die ſich auf des Barons Kälte ſtützten! Sie nannte zwar ihre Empfindungen nicht Hoffnung; aber es that ihr doch weh, ſie zerſtört zu ſehen. So edel es auch von Hilbert war, des Barons Rechte zu vertheidigen: ſo fand doch Emilie ſeinen Edelmuth diesmahl ſehr ſtrafbar. Wohl denn! ſagte ſie; ſo will ich den Baron lieben! will, was Hilbert wünſcht, kalt gegen ihn ſeyn! Sie hielt Wort, und that noch mehr, als das; ſie wurde nicht nur kalt gegen Hilbert, ſondern auch empfindlich, oft ſogar ein wenig bitter.

Und nun war es auf einmahl, als ob ſich alles gegen ihre Meinung verſchworen hätte. Es kam ein Brief von dem Baron, den folgenden Poſttag wieder einer, und ſo immer fort. Emilie wurde mit Briefen überſchüttet, und alle athmeten die höchſte Leidenſchaft, die heißeſte jugendlichſte Liebe. Der Baron klagte mit dem tiefſten Schmerze über ſeine Entfernung von Emilien, und aus manchen Stellen blickte ſogar Verzweiflung hervor. Der Celten erwähnte er kaum mehr; auch ſuchte er nicht länger die Domherren auf. Er lebte in der wildeſten Gegend auf dem Hundsrück; da benetzte er die Felſen mit ſeinen Thränen, und wünſchte ſich hinab in die Moſel, um ſeinen Schmerz über die Trennung von Emilien in den Wellen endigen zu können. Ja, ſagte die Frau von Koch, Hilbert hat doch Recht! Das ſind noch Briefe an dich, wie ſie ſeyn müſſen, Emilie! Konnte der wunderliche Menſch nicht immer ſo ſchreiben? Die leſe ich mit Vergnügen!

Emilie ſchien von dem Geiſte des Widerſpruches beſeelt zu ſeyn. In des Barons erſten Briefen fand ſie, trotz dem, was die Koch auch ſagte, noch immer Wärme genug; in dieſen aber wollte ſie die heiße Leidenſchaft ſchlechterdings nicht finden. Sie ſtudierte die Briefe recht abſichtlich, um eine kalte Wendung darin zu entdecken; und zu gleicher Zeit war ſie doch ſo boshaft, Hilberten zu ſagen: Sie haben Recht gehabt, Hilbert; der Baron liebt mich. Leſen Sie dieſe Briefe von ihm! — Hilbert las ſie, und ſchwieg. — Ihr Schweigen, Hilbert, — das habe ich Ihnen ſchon abgemerkt — ſagt immer nicht viel Gutes. Ich bitte um Ihre Meinung, lieber Hilbert.

„Der Baron verzweifelt darüber, daß er von Ihnen entfernt iſt; und er darf nur

„Poſtpferde nehmen, um ſeine Verzweiflung zu endigen!“

Sie halten alſo dieſe Briefe für erkünſtelt, für affektirt? Die Frau von Koch iſt nicht Ihrer Meinung; ſie wartet mit Ungeduld auf jeden Poſttag.

Hilbert hatte wirklich Recht. Die Briefe waren weiter nichts, als Folgen von einem neuen Einfalle des Barons. Er hatte Rouſſeau's politiſche Schriften verſchlungen, und erhielt jetzt auch deſſen Heloiſe. Seine Phantaſie wurde, als er das Buch las, ergriffen. Ein ſolches Buch ſchreiben, oder einen ſolchen Roman ſpielen: — welches von beiden war die intereſſanteſte Idee? Spielen und ſchreiben zugleich. Emilie — ſo träumte er — habe ihn ein Jahr lang von ſich verbannt; er verzweifle, ſuche die wildeſte Gegend im Gebirge auf, und ſchreibe da zwiſchen den Felſen. Hätte Emilie die Heloiſe gekannt, ſie würde ganze Stellen daraus in ſeinen Briefen wiedergefunden haben.

Emilie fühlte ſich durch dieſe leidenſchaftliche Sprache doch ein wenig gerührt, und auch ihre Briefe wurden wärmer. Der Baron freute ſich wie ein Kind, ſeinen Roman ſo hübſch in Gang gebracht zu haben, und es ahnete ihm nicht, daß ſeine erſten ſo kalten Briefe noch einen zweiten Roman eingeleitet hatten, der zwar ſehr geheim, ſelbſt ohne Wiſſen der Helden, aber doch ſehr lebhaft geſpielt wurde.

Hilbert ſchwieg, wachte ſo gar über ſeine Blicke, war nie mit Emilien allein, und vertheidigte den Baron, und deſſen Rechte auf ihr Herz; aber — er ſeufzte, ſo oft er das that. Ganz kalt, unbefangen und arglos ſprach er einige Zeit mit Emilien vom Wetter, von dem Garten, von ihren Kanarienvögeln; und plötzlich, wenn er ſie einmahl lange anſah, fing er an unruhig zu werden, verlor den Zuſammenhang, und ſeine Stimme bebte. Er ging unter dem erſten beſten Vorwande hinaus in den Garten. Emilie ſtand dann heimlich am Fenſter, ſah ihn zwiſchen dem nackten Gebüſch auf und nieder gehen, die Hand an die Stirn legen, oder ſein Auge trocknen; und — was das Seltſamſte war — ſie ſah das mit einer Art von geheimen Vergnügen, fühlte ihr Herz ungeſtüm ſchlagen, legte ihre Hand ebenfalls an die Stirn, und hatte ebenfalls Thränen in ihren Augen.

Hilbert kam endlich heiter wieder; und nun nahm Emilie ſeine Rolle: ſie erröthete, ſeufzte, war unſtät, ungleich, ging auf ihr Zimmer, und endigte da jedesmahl mit einem Strome von Thränen. — Bisher hatte Emilie nur gewußt, daß Hilbert ſie liebte; aber jetzt kam ſie in gewiſſen Augenblicken auf den Gedanken, daß auch ſie Hilberten liebe. Sie bebte, rang die Hände, weinte; und dieſer Kummer gab ihr neuen Muth. Nach einem ſolchen Augenblicke ſchwor ſie dem Baron jedesmahl unverbrüchliche Treue, und fühlte ſich wirklich ſtark genug, den Schwur zu halten. Dann beruhigte ſie ſich wieder, und ſagte zu ſich ſelbſt: „bin ich nicht eine Thörin, daß ich vor einem Schatten zittre! Ich fürchte, daß des armen Hilberts Liebe mein Mitleiden zu ſehr erregen möchte; und nenne dieſes Mitleiden Liebe.“ So war ſie wechſelsweiſe ruhig und unruhig, zufrieden mit ſich und unzufrieden; und ſo gewöhnte ſie ſich immer mehr an ihr Verhältniß zu Hilbert, und an den Umgang mit ihm.

Ihre Betrachtungen über des Barons Benehmen gegen ſie, gegen Iglou, und über ſeine kalten Briefe, füllten ihre Bruſt mit leiſen Hoffnungen. Sie hing dieſen zwar nicht weiter nach; aber ihr Betragen gegen Hilbert bekam doch dadurch etwas Vertrauliches, und ſie ſchien jetzt ruhiger, als ſie war. Hilbert ſelbſt hatte vorher bei ihrer Unruhe manchmahl den Gedanken gefaßt, daß ſie ihn heimlich liebte; doch dieſe Ruhe, dieſes unbefangene Vertrauen gegen ihn, benahm ihm den Gedanken wieder. In ſeinen Schmerz darüber miſchte ſich — zu ſeiner Ehre — dennoch Freude und Zufriedenheit. „Sie fühlt doch die Qualen nicht, die ich fühle!“ ſagte er.

Nun kamen zärtliche Briefe von dem Baron, und Emiliens Unruhe zeigte ſich aufs neue. Sie hielt dieſe Briefe, was auch Hilbert über ſie geurtheilt haben mochte, für Beweiſe von des Barons Liebe; natürliche Eitelkeit, und die Furcht, daß es ſo ſeyn möchte, überredeten ſie davon. Jetzt brach aber ihre Liebe, die bis dahin auf Hoffnungen in ihrem Herzen verborgen geruhet hatte, gewaltſam hervor, da des Barons Briefe ihr alle dieſe

Hoffnungen raubten. Sie fühlte ſich zum erſtenmahle unglücklich; fühlte zum erſtenmahle deutlich und beſtimmt, daß ſie Hilberten liebte, und überließ ſich nun zum erſtenmahle ohne Widerſtand dieſem Gefühle. Jeder neue Brief ſchlug ihre Hoffnungen noch mehr nieder, und vergrößerte zugleich ihre Liebe, ihren Kummer. Alles Vertrauen, alle Unbefangenheit gegen Hilbert verſchwand; ſie wurde einſylbig, wortarm, unruhig, heftig, empfindlich, bitter ſo gar, wenn ſie mit ihm ſprach. Oft ſtanden ihre Augen ohne alle Urſache voll Thränen; ſie hörte nicht, was er ſagte, und unterbrach ihn, wenn er etwas Munteres erzählte, auf einmahl mit einem Seufzer. Sie mochte gern allein ſeyn, und ließ ſich, wenn Hilbert da war, nicht ſehen; doch, blieb er einen Tag weg, ſo war ſie an das Fenſter gebannt, und ſtarrte auf den Weg hin, den er kommen mußte. Kurz, ſie beging, wie man ſieht, alle Thorheiten der Liebe.

Aber auch Hilbert wurde von ihr mit in den Sturm der Leidenſchaft hinein gezogen. Alle Tage nahm er ſich feſt vor, ruhig zu bleiben, und blieb es Anfangs auch ſo ziemlich.

Er that, als ſähe er die Thränen in Emiliens Augen nicht, erzählte fort, wenn ſie auch nicht zuhörte, und nahm, wenn ſie ſich gar nicht ſehen ließ, alle ſeine Stärke zuſammen, aufmerkſam mit der Frau von Koch Piket zu ſpielen. Die Frau von Koch merkte ſeine Unruhe wirklich nicht, und ſagte am Abend zu Emilien: der Hilbert kann doch alles, und alles vortrefflich! Er hat heute wieder gewonnen! Emilie war darüber verdrießlich, und maulte ein wenig. Sie hielt Hilberts Ruhe für ein Verbrechen, und ahndete es mit Kälte, die dann gewöhnlich zu einer empfindlichen Bitterkeit wurde. Hilbert bemerkte die Veränderung, die mit Emilien vorgegangen war, und legte ſie, wie gewiß jeder Mann in ſeinem Falle, zu ſeinem Vortheile aus. Mit Entzücken ſah er ſich geliebt, und hätte ſich gern Emilien zu Füßen geworfen; aber — er dachte an den Baron, und erſtarrte. Zwar führte ihm ſeine Leidenſchaft ſehr bald Gründe vor, mit denen er ſeine Liebe vertheidigen konnte; doch er war gewohnt, ſich an die alten Vorſtellungen von Gerechtigkeit und Pflicht zu binden. Nach einem ſehr langen Kampfe mit ſich ſelbſt, rief er laut, und heftiger, als er jemals geweſen war: „ja, ich liebe ſie! Auch das iſt vielleicht ſchon unrecht; aber, bei Gott! was es mir auch koſten mag — und ich fühle, es wird mir vielleicht alles koſten —: ich werde nie ungerecht ſeyn! Die Leidenſchaft ſoll meine Vernunft nicht überwältigen!“ Er trat ſtolz mitten in ſein Zimmer, und ſagte mit blitzenden Augen: „Emilie iſt Flamings Eigenthum. Wie erworben, wie verdient: das kümmert mich nicht. Sie iſt ſein Eigenthum, und ſoll es bleiben!“

Mit dieſem Vorſatze brachte er ſeine Leidenſchaft freilich nicht zur Ruhe; aber er fühlte doch auf einmahl die Stärke, ihr nicht nachzugeben. Er ging nach Büdesheim, ſetzte ſich zu Emilien, und erzählte ihr Geſchichtchen aus der Nachbarſchaft, ſo daß er ſelbſt über ſeine Stärke erſtaunte. — Wie eitel iſt der Menſch! Gewöhnlich treibt er auch den kleinſten zweideutigen Triumph zu weit! Hilbert faßte Emiliens Hand, was er lange nicht gethan hatte, und fühlte, daß ſie ein wenig zitterte. Noch verlor er den Muth nicht; er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, und erzählte dabei gleichgültig eine Anekdote. Emilie ſah ihn an, als ob ſie zuhörte. Auf einmahl brachen Thränen aus ihren Augen, und ihr Buſen hob ſich. Sie ſprang auf, und ſagte ſchmerzlich: Sie ſpotten meiner! Dieſe Paar Worte brachten Hilberten völlig um ſeine Ruhe, um ſeine Stärke. „Spotten, Emilie?“ ſagte er mit einem Geſichte, auf dem der Schmerz nicht zu verkennen war. „Ach, wenn Sie wüßten, wie viel dieſer Spott mir koſtet; Sie würden ...“

Er hielt inne, und ſchlug die Augen nieder. Auch Emilie heftete ſchweigend ihren Blick auf den Boden. Beide ſeufzten, und wendeten ſich troſtlos von einander ab. Wohl hundertmahl hatten ſie Beide den Vorſatz, ſich zu vermeiden, oder doch wenigſtens kalt gegen einander zu ſeyn; und eben ſo oft brachen ſie ihn wieder. In einer Stunde wechſelten ſie zwanzigmahl die Rollen. Jetzt war Hilbert kalt, ruhig, beſonnen; und Emilie unſtät, empfindlich, bitter. Dann wurde Hilbert weich, traurig, zärtlich, und Emilie in eben dem Grade kalt, ſtreng, ruhig; bis er endlich die Geduld verlor, und nun ebenfalls empfindlich, bitter wurde. So liefen ſie unaufhörlich in dem Kreiſe von guten Vorſätzen, die der eine brach, wenn der andere ſie hielt, vor und hinter einander her. Beide marterten ſich ab mit Entſchluß und Reue; und am Abend geſtanden ſie heimlich ſich ſelbſt ihre Schwäche. Die Liebe führte ſie nach und nach immer näher zuſammen. Jeden Tag wurde ihr Herz weichlicher, ihre Standhaftigkeit geringer, ihr Muth ſchwächer, ihre Unruhe größer, und die Vorwürfe ihres Herzens leiſer. Sie ſahen ſchon das Ende voraus, und zitterten davor. An jedem Morgen ſagte Hilbert: „heute iſt vielleicht das Bubenſtück ſchon vollbracht, und der Baron von mir betrogen!“ und Emilie: heute entdeckt er mir vielleicht ſein Herz; und, ach! ich fühle, daß ich treulos ſeyn werde! Ich Unglückliche!

Noch einmahl trat die Tugend, in Iglou's Geſtalt, wie ein drohender Engel, vor ſie hin. Hilbert fand eines Tages Emilien nicht zu Hauſe, weil ſie mit der Frau von Koch ausgefahren war. Iglou ſagte zu ihm: Emilie läßt dich bitten, ſie zu erwarten. Sie ſah ihn bei dieſen Worten ſtarr an; und der edle

Hilbert konnte ihren Blick nicht ertragen. Er reichte ihr erröthend von der Seite die Hand, und ſagte mit Kopfſchütteln: „wenn ich die Stärke hätte“ — Iglou ſah ihn, als er abbrach, noch einmahl ſtarr ins Geſicht, und ſagte langſam und feierlich: du biſt ein Mann! — Er ſeufzte, und eilte, wie in Verzweiflung, auf Emiliens Zimmer. Dort ſtützte er in großem Schmerze die Stirn in die Hand. Um ſich von ſeinen quälenden Gedanken loszumachen, griff er nach Beſchäftigung. Er blätterte in Iglou's Papieren, die gerade neben ihm lagen. Eine ſtark unterſtrichne Stelle fiel ihm auf. Er las ſie, und ſeine Seele wurde von Entſetzen ergriffen. Iglou hatte die Stelle in der Zeit ihrer Verzweiflung abgeſchrieben, weil ſie zu ihrem Herzen, zu ihren damaligen blutigen Vorſätzen paßte. Sie hieß: patet exitus; ſi pugnare non vultis, licet fugere. (Ihr habt einen Ausweg; wollt ihr nicht kämpfen, ſo könnt ihr doch fliehen.) Er ließ zitternd die Papiere fallen, und ihm war, als ob ſein Schutzgeiſt dieſe Worte donnernd in ſeine Seele gerufen hätte. Bleich, ſtarr, vergehend, ſtand er da. „Fliehen!“ brachte er endlich mit bebender Stimme hervor, und eilte aus dem Zimmer.

Er begegnete Iglou, und umfaßte ſie mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie erſchrak. „Patet!“ rief er; „du haſt recht, Iglou!“ Mit dieſen Worten flog er die Treppe hinunter, durch den Garten, und nach Hauſe.

Als Emilie zurückkam, fragte ſie nach Hilbert, und erfuhr, daß er ſchon weggegangen wäre. Er war heute ſo ſeltſam, ſagte Iglou noch; ſo ſehr ſeltſam! Eine Stunde lang wartete er auf dich; dann kam er mit rollenden Augen, bleich, umarmte mich heftig, und eilte nach Hauſe. Emilie antwortete nur: „ſo?“ ging auf ihr Zimmer, und ſah nach ihm aus dem Fenſter. Anſtatt ſeiner, kam bald ſein Burſche mit einem Papier in der Hand. Das fiel ihr aufs Herz, und ſie flog in den Garten, dem Burſchen entgegen. Ohne zu fragen, riß ſie ihm das Billet weg, erbrach es, und las die Paar Worte, die eine zitternde Hand geſchrieben hatte: „Emilie, ich muß fort! ich muß! Ihre und meine Tugend zu retten. Leben Sie wohl. Ach, ich breite meine Arme durch die leere Luft nach Ihnen aus;

und dann möchte ich ſie gegen mein eignes Herz, gegen mein Leben wenden! Eine wüthende Leidenſchaft hält und treibt mich. Ach! wohin? Wollte doch der Himmel, in die Arme des Todes! Leben Sie wohl! Hilbert.“

Emilie hatte, als ſie das las, dem Burſchen den Rücken zugekehrt. Jetzt, da ſie den Geliebten verlieren ſollte, erwachte bei ihr die Leidenſchaft auf einmahl in allen Punkten ihres Weſens. „In die Arme des Todes!“ ſeufzte ſie nach, und ihre Augen wurden dunkel. Sie hielt ſich an einem Zweige. Durch den Sturm, der in ihrer Seele tobte, hörte ſie, wie aus der Ferne, die Frage: bekomme ich Antwort? Sie wendete ſich um, ſagte ja, lief in ein Gartenhaus, nahm eine Bleifeder, und ſchrieb, ohne zu denken: „Gehen Sie nur! Sie werden mich tödten, Undankbarer! Gehen Sie! Ich will unglücklich ſeyn!“ Sie ſchlug das Billet zuſammen, drückte es mit der Oblate wieder zu, und gab es dem Burſchen. „Lauf! gieb das deinem Herrn! Sag ihm ... Lauf! gieb ihm das! Ich bitte dich, lauf!“ — Mein Herr, erwiederte der Burſche, mit einem ſtarren Blicke auf ſie, will noch heute abreiſen. — „Nein, das wird er nicht!“ ſagte Emilie; „das ſoll er nicht! Darum lauf! eile!“ — Der Knabe lief in vollen Sprüngen.

Nach und nach, als der erſte Taumel vorüber war, beſann ſie ſich; und nun ſchlug ihr das Herz vor bittrer Reue. Zwar wußte ſie nicht, was ſie in dem Billet geſchrieben hatte; aber ſie hätte alles darum gegeben, wenn es wieder in ihrer Gewalt geweſen wäre. Sie rang die Hände, weil Reue, Scham, Verdruß und Angſt ſie quälten. Mit heißeren Thränen, mit heftigerem Schmerze, iſt nie ein Verbrechen gebüßt worden, als jetzt Emiliens Untreue. Ihre Gewiſſensangſt wurde ſo groß, und ihr Puls flog ſo fieberhaft, daß ſie ſich zu Bett legen mußte, wo ſie ſich tauſendmahl den Tod aufrichtig wünſchte.

Das ganze Haus kam in Aufruhr; Iglou knieete weinend an Emiliens Bette, und die Frau von Koch wollte einen Arzt holen laſſen. Emilie betheuerte aber mit ungewöhnlicher Heftigkeit: ſie würde ſterben, wenn ein Arzt käme. In der Angſt wußte die Frau von Koch nicht, was ſie thun ſollte. Sie ſchickte heimlich zu

Hilbert, und ließ ihn bitten, ſogleich herüber zu kommen, weil Emilie ſehr krank geworden wäre.

Das allein fehlte noch, um die Leidenſchaft der Liebenden auf den höchſten Grad zu treiben. Hilbert hatte Emiliens Zettel ſchon bekommen, und die Paar Worte miſchten in ſeine Verzweiflung die höchſte Freude. Es war ein unbeſchreiblicher Tumult in ſeinem Herzen; denn nun wußte er gewiß, daß ſie ihn liebte. Er ließ die Pferde wieder abbeſtellen. Sein Burſche ſagte: das meinte das gnädige Fräulein auch. „Was?“ rief Hilbert heftig; „was meinte das gnädige Fräulein?“ Der Burſche antwortete erſchrocken: Ei nun, als ſie Ihr Billet geleſen hatte, und ſo blaß war, daß es einen Stein hätte jammern mögen — ſehen Sie, die Augen ſtanden ihr ſo ſtarr, als ob ſie todt wäre, und doch flog die Bruſt, als ob ſie ihr das Herz zerſchlagen wollte —: da ſagte ich in der Angſt, Sie wollten abreiſen; und da rief ſie: „nein! das ſoll er nicht!“ — O, bleiben Sie doch ja hier!

Hilbert wendete ſich ab. Er las das Billet wieder, fiel auf die Kniee, und ſchwor furchtbar, nun nichts als ſeine Liebe hören zu wollen. Dann ſchlug er ſich vor die Stirn, nannte ſich einen Böſewicht, ſchwor eben ſo ſchrecklich, Emilien nicht wieder zu ſehen, und bedeckte dabei die Buchſtaben, die ihre Hand geſchrieben hatte, mit Küſſen und Thränen. Dazwiſchen rief er: „patet exitus! das hat mein Schutzgeiſt gerufen! Ich muß fort!" So tobte er von Entſchluß zu Entſchluß, und blieb.

Nun kam der Bote der Frau von Koch. Kaum hatte Hilbert die Worte gehört: Emilie iſt ſehr krank geworden; ſo flog er ſchon zum Zimmer hinaus, warf ſich auf des Boten Pferd, und ſprengte vom Hofe hinunter. Es war ſchon ſehr ſpät, als er nach Büdesheim kam. Ach, lieber Hilbert, hob die Frau von Koch an, als ſie ihn empfing. Er ließ ſie nicht ausreden. „Krank? ſehr krank?" fragte er mit ſchrecklichen Blicken. „Wohl ſchon todt!" ſetzte er mit ängſtlicher, bebender Stimme hinzu. Die Frau von Koch antwortete lächelnd: ich bedaure, daß ich Ihnen den Schrekken verurſacht habe. Emilie hat ſich erholt, und ſchläft jetzt. Gewiß, lieber Hilbert! Sie

ſollen

ſollen es ſehen. Kommen Sie! — Als ſie Emiliens Thür aufmachten, winkte Iglou ihnen zu, daß ſie ſtill ſeyn möchten. Hilbert trat an das Bett, horchte auf ihren Athemzug, ſeufzte tief, und ſagte ängſtlich: „ſie iſt ſo roth!“ Die Frau von Koch wollte ihn wieder mitnehmen; aber er war nicht wegzubringen. Sie ſagte endlich ſcherzend: Nun, lieber Hilbert, wenn Sie wachen wollen, meinetwegen! Iglou iſt ja hier, und es brennen zwei Lichter! Machen Sie den Baron ja nicht zum Lügner!

Die Erinnerung an den Baron kam ſehr zu unrechter Zeit. Hilbert faßte die Hand der Frau von Koch, und ſagte ſchmerzhaft: „o, ſchonen Sie meiner!“

Mein Gott! erwiederte die Koch; was thu ich denn? Nun, meinetwegen; ich will den Baron nicht mehr nennen. Da liegen Bücher. Aber kein Wort mit Iglou, das ſag' ich Ihnen! Emilie könnte ſonſt aufwachen.

Hilbert ſah kein Buch an, und bemerkte Iglou kaum; ſeine Blicke waren ſtarr auf Emiliens verſchloſſene Augen und auf ihre ſich ſanft hebende Bruſt gerichtet. Er wollte vor Wehmuth vergehen. Nach Mitternacht war auch Iglou auf dem Sofa ſanft eingeſchlummert, und Hilbert ſaß noch immer in ſeiner erſten Stellung. Jetzt machte Emilie eine Bewegung, und legte ſich auf die Seite, mit dem Geſichte zu ihm gekehrt. Er erſchrak, ſtand auf, und beugte ſich über ſie hin. Endlich knieete er an dem Bette nieder, um ſich das Behorchen ihres Athems bequemer zu machen. Emiliens zarte, weiße Hand lag vor ihm auf dem Bette. Er berührte, als er eine Weile ſo geknieet hatte, leiſe mit einem Finger ihren Puls, und zählte Schlag an Schlag mit großer Freude. In dem Gefühle ſeiner Wonne vergaß er ſich, und legte ſanft ſeine Lippen auf ihre Hand. Jetzt öffnete Emilie mit einem tiefen Seufzer die Augen. Sie erſchrak und wollte ſchon aufſchreien; doch ſchwieg ſie hoch erröthend, als er mit dem Tone der höchſten Ehrerbietung und der innigſten Zärtlichkeit, „Emilie!“ ſagte. „Emilie!“ wiederholte er noch einmahl, und legte ſeine naſſen Wangen auf ihre Hand. Ach, Hilbert! ſeufzte ſie leiſe, und verbarg ihr glühendes Geſicht in das Küſſen. „Nein, Sie können mir nicht vergeben!“ ſagte er wehmüthig. Emilie drückte ihm leiſe die Hand, hob langſam ihr Geſicht auf, und warf durch ihre Thränen einen furchtſamen Blick auf ihn. Er ſah ſie wehmüthig lächelnd an. „Sie ſind krank, Emilie; und durch meine Schuld!“ Er beugte ſich wieder auf ihre Hand, und ſo feſt, daß ſie ihm mit dieſer Hand kein Merkmahl der Verzeihung geben konnte. Sie erhob die andere, und legte ſie um ſeinen Nacken. Er richtete ſich auf, und ſah mit Entzücken ſich auf einmahl von ihrem Arm umfangen. „Emilie!“ ſagte er ſchnell, ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus, und umfaßte ſie. — Hilbert! Hilbert! ſagte ſie ſeufzend. Sein Nahme ſollte ein Vorwurf ſeyn; aber er wurde ein Seufzer der Liebe. Sie hing entzückt in ſeinen Armen; ihre Lippen an den ſeinigen. „Und nun! nun!“ hob er leiſe, aber mit feſtem Tone an — „nun, Geſchick, laß mich ſterben! Ich habe an Emiliens Herzen geruhet!“ — Nicht ſterben! ſeufzte ſie leiſe, legte die zarte Hand an ſeine Wange, und betrachtete ihn mit verſchämten, und doch lächelnden, traulichen Blicken. In Beider Augen ſchwamm die Wonne der befriedigten, glücklichen Liebe:

in den ſeinigen mit Dankbarkeit, in den ihrigen mit zarter Scham gemiſcht. Je länger ſie einander betrachteten, deſto dunkler wurden nach und nach ihre Blicke. Bald ſchlug Emilie die Augen nieder, ſchüttelte ſchwermüthig den Kopf, winkte verneinend mit der Hand, und ſeufzte: ach, ich Undankbare! Sie drängte langſam Hilberts Hand von ſich weg, und drückte ſie dabei zärtlich. Laſſen Sie mich, Hilbert! ſagte ſie nun; und die Scene endigte ſich, weil Iglou anfing laut zu gähnen.

Hilbert ſetzte ſich, und Emilie verſchloß die Augen. Iglou kam vorſichtig näher, und fragte: ſchläft ſie noch immer? Hilbert zeigte auf Emilien. Iglou befühlte ſanft ihre Hand, und ſagte beſorgt: ſie hat große Hitze. Höre, wie ſchnell die Bruſt klopft! Hätte Iglou nicht Hilberten angeſehen, ſo würde ſie bemerkt haben, wie Emilie erröthete. Sie führte nun Hilberten faſt mit Gewalt auf den Sofa, daß er ſchlafen ſollte, und ſetzte ſich an Emiliens Bett. Endlich war der Morgen da, und nun kam die Frau von Koch. Emilie verſicherte, ſie wäre geſund; Iglou hingegen ſagte mit großer Lebhaftigkeit: ſie iſt noch rank; denn ſie hat die ganze Nacht geſeufzt, und ſich im Bette hin und her geworfen. Doch Emilie bewies bald, daß ſie geſund war; ſie ſtand auf. Als ſie dann zu der Frau von Koch kam, die Hilberten mit auf ihr Zimmer genommen hatte, glänzte eine ſchöne Röthe auf ihren Wangen, und ihr Auge brannte in ungewöhnlichem Feuer.

Die Frau von Koch ſagte: du biſt ſehr krank, Emilie, oder ſehr geſund. Biſt du krank, ſo bitte den Himmel, daß er dich immer ſo bleiben läßt; denn du biſt ſchön wie ein Frühlingsmorgen, ſchön wie die Liebe. Die arme Emilie wußte nicht, wohin ſie die Augen wenden ſollte. Das Gefühl der befriedigten Liebe füllte ihre ganze unſchuldige Seele aus. Sie war ſo glücklich, daß die Unruhe über den Baron die Wonne, unter der ſie ſonſt erlegen wäre, gleichſam nur bis zum Genuſſe mäßigte; und dann hatte ſie ſich ja in der Morgenſtille vorgenommen, mit dem frohen entzückenden Genuſſe dieſer Nacht zufrieden zu ſeyn, und nichts mehr zu wünſchen. Ich bin nun einmahl glücklich geweſen, ſagte die gute Emilie, ehe ſie aufſtand, leiſe vor ſich und mit gefalteten

Händen: nun weiß ich ja, wie ſehr ich geliebt bin, und auch er weiß, wie unausſprechlich ich ihn liebe. Von nun an will ich dem Baron treu ſeyn. Sie fühlte ſich ſo glücklich, daß ſie in ihrer unſchuldigen Einfalt glaubte, ſie bedürfe zu ihrem Glücke nichts weiter, als das Andenken an dieſe Stunde. Nun wollte ſie dem Baron ja wieder treu ſeyn, nie wieder ihre Arme um den geliebten Hilbert ſchlagen. Alle ihre Begierden waren jetzt befriedigt. Eine einzige Stunde hatte ſie für ihr Herz gehabt; ihr ganzes übriges Leben ſollte nun dem Baron und der Treue gewidmet ſeyn. Dieſer Entſchluß, den ſie gleichſam betend faßte, und der ihr ſo leicht auszuführen ſchien, ſöhnte ſie mit ſich ſelbſt aus, und machte das Glück in ihrer Bruſt feſter; daher kam ſie mit dem heiterſten, vergnügteſten Geſichte zu Hilbert und der Frau von Koch in das Zimmer.

Hilbert, der ganz etwas Anderes von dem reitzbaren Gewiſſen des frommen Mädchens erwartet hatte, der ſchon glaubte, ihre Augen würden in Thränen ſeyn, ihre Bruſt unaufhörlich ſeufzen, und der vor ihrem erſten Anblicke zitterte, — Hilbert erſtaunte, als er ihr frohes Auge bemerkte. Er ging ihr entgegen, und küßte ihr die Hand. Sie lächelte ihm zu, wie ein ſegnender Engel, und ſagte ihm: „Lieber Hilbert!“ mit einer Stimme, worin die Liebe ſo hörbar war, daß er einen furchtſamen Blick auf die Frau von Koch warf. Noch mehr erſtaunte er aber, als Emilie ganz offen ſagte: ich bin ſehr glücklich! gewiß, ſehr glücklich! Er küßte ihr noch einmahl die Hand, im Grunde nur, um ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Aber was war dir denn, liebe Emilie? fragte die Koch, die ſich herzlich freute, daß ſie ihre Freundin wieder ſo geſund und heiter ſah. — Ich weiß es ſelbſt nicht, erwiederte Emilie lächelnd. Sie ſetzte ſich mit froher Mine an ihre Arbeit, und warf von Zeit zu Zeit einen dankbaren Blick auf Hilbert. Die Frau von Koch ging einmahl hinaus; und nun näherte ſich Hilbert Emillen, nahm ihre Hand, und ſagte: „wie glücklich bin ich!“ — Auch Sie, Hilbert? Ich bin es ſehr. Sie ſtand mit lächelndem, frohem Blicke auf. Hilbert breitete, überwältigt von ſo vieler Liebe, ſeine Arme aus, ſie zu umfaſſen; aber ſie trat einen Schritt zurück. Nein, Hilbert! von nun an gehöre ich dem Baron. Ich bin glücklich geweſen, und werde es ewig bleiben. Seyn ſie nur mein Freund! — Hilbert ließ die Arme ſinken, und konnte dem Grunde von Emiliens Fröhlichkeit nicht auf die Spur kommen. Endlich ſagte er: „Emilie, Ihr Wille muß mir ewig ein Geſetz ſeyn. Verlangen Sie, daß meine Hand nie wieder die Ihrige berühren ſoll, ſo gehorche ich, und wenn die Hölle ſiebenfach in dieſem Herzen tobte.“ — Die Hand? erwiederte Emilie freundlich; die Hand kann ich Ihnen ja geben, Hilbert. (Sie faßte ſeine Hand, und drückte ſie.) Seyn Sie mein Freund, mein Bruder; aber mein Herz gehört von nun an dem Baron. Ich werde meinen Entſchluß ausführen können; denn Sie ſehen ja, daß ich ſo ruhig bin. — Hilbert ſah ſie lange an. „Emilie, iſt es ſo, dann ſind Sie allmächtig. O, welch ein Geſchöpf, welch ein Herz hab' ich dann verloren!“ — Verloren, Hilbert? Nicht doch! Ich bin Ihre Freundin. Laſſen Sie uns glücklich ſeyn!

Hilbert ſtand wie bezaubert vor dieſem Mädchen, das mit einer glühenden, alles wegreißenden Leidenſchaft, wie mit einem Vogel am Bande, ſpielte, und ſo ruhig lächelte, indeß Er in dem Sturme der Leidenſchaft erliegen zu müſſen glaubte. „Welch ein Herz!“ dachte er; „welch eine Kraft! welch ein Charakter! Ach, dies Mädchen liebt mich; und ich muß es verlieren!“ — Aber Emilie ſpielte nur einen Augenblick mit dieſer verzehrenden Leidenſchaft, und war gerade ſo glücklich, wie ein Kind, das jauchzend in die Hände klatſcht, wenn es die Flammen ſieht, durch die ſeine Ernährer zu Bettlern werden. Sie fand zu ihrem Erſchrecken bald, daß ihr Herz, ihre Liebe, ihr ganzes Weſen Hilberten zugehörte, und dem Baron weiter nichts als ihre Dankbarkeit, ihr Wohlwollen. Nun verdrängten wieder Reue und Gram das Glück aus ihrer Bruſt, das ihre nichts Böſes ahnende Unſchuld auf kurze Zeit hervorgezaubert hatte. Sie ſah ſich als den hülfloſen Raub der Leidenſchaft, die ſie verabſcheuete; und, was ihren Schmerz noch ſchärfte, was ihrer Reue den ſpitzeſten Dolch gab, war der Gedanke, daß Hilbert, wenn ſie ihn nicht zurückgehalten hätte, abgereiſt wäre. Hilberten ſah ſie alſo mit hoher einfacher Großmuth im Lichte der Unſchuld, und nur ſich als Verbrecherin. Ein Ungefähr leitete ſie auf den Gedanken. Sie fragte Hilberten einmahl in einer ruhigen Stunde, gleichſam wie ſcherzend: ob er denn wohl wirklich abgereiſt ſeyn würde, wenn ſie ihm nicht einige Zeilen mit Bleiſtift geſchrieben hätte. Er antwortete beſtimmt ja, weil er aus der Frage nichts Arges hatte; und nun verſank Emilie in einen tiefen Gram, deſſen Urſache ſie Anfangs ſelbſt Hilberten verſchwieg. Als er ſie endlich erfuhr, entſtand ein rührender Kampf der Großmuth zwiſchen den beiden Liebenden, da jeder die Schuld des Andern tragen wollte. Sie unterſuchten, wie vielen Theil jeder von ihnen an ihrem Verbrechen hätte; und dabei lernten ſie denn, wenn auch ſonſt nichts, doch wenigſtens, welche unmerkliche Kleinigkeiten die Leidenſchaften erregen und das Glück oder Elend eines ganzen Lebens beſtimmen.

Noch immer kämpften ſie Beide gegen ihre Leidenſchaft; doch, eben wenn ſie glaubten, ihrem Zwecke näher zu kommen, wurden ſie aufs neue weggeriſſen: wie zwei Menſchen, die mit den ſtürmenden Wellen des Meeres ringen, jetzt das Land erreichen, ſchon jauchzen wollen, und von einer neuen Welle noch weiter in das Meer zurückgeworfen werden. Hilbert berührte zuweilen den Gedanken an Trennung. Emilie ſagte nichts dazu; aber ihre Augen ſtanden dann in Thränen, und ihr Kummer wurde unbeſchreiblich. Ach, ihre Leidenſchaft ſchien ihr ewig; und ſo war es ein Troſt für ſie, mit ihm elend zu ſeyn. Des Barons Name wurde nicht mehr genannt, weil er Beiden die Loſung zum größten Schmerze war; doch deſto öfter rief ihn ihr Herz in den ſtillen einſamen Stunden, und dann durchfuhr allemahl ein Schwert ihre Seele.

Durch den ewigen Kampf mit der unbeſiegbaren Leidenſchaft ermattet, verlor Hilbert zuerſt den Muth, gegen ſie zu kämpfen. Er ließ ſich vom Sturme treiben, und bekam nun mehr Ruhe, doch ach! nur die Ruhe der finſterſten Verzweiflung. Emilie behielt noch den Muth, ſich ſelbſt aufopfern zu wollen. Sehen Sie, Hilbert, ſagte ſie einmahl mit feierlichem Tone, mit ſchlagender Bruſt, und zum Himmel gehobenen Armen: kommt der Bavon zurück, ſo geb' ich ihm meine Hand, und — das ſchwör' ich Ihnen bei Gott! — nicht ein Seufzer ſoll ihm verrathen, was es mir koſtet. Ich bin ſein, werde ſeine Gattin, und mache ihn glücklich. Er muß es nicht ahnen, wie unglücklich ich bin. Mein Elend ſoll tief hier im Herzen wohnen, keine Klage über meine Lippen kommen, und noch mein letzter Blick ein Lächeln für ihn ſeyn! Hilbert, das habe ich feſt beſchloſſen.

Hilbert ſchwieg. Sein Kopf war voll von Planen, Emilien die Seinige nennen zu können, und wohl hundert ſchienen ihm einen glücklichen Erfolg zu verſprechen; doch nie hatte er den Muth, gegen Emilien nur von fern den Wunſch zu äußern, daß ſie dem Baron ihre Hand entziehen möchte.

Auf einmahl zeigte ſich wieder ein neuer Schimmer von Hoffnung. Die Briefe des Barons, die bisher ſo häufig gekommen und ſo lang geweſen waren, wurden jetzt ſelten und kurz. Dieſe Veränderung erfolgte nicht ſtufenweiſe, ſondern plötzlich, auf einmahl; und die Urſache davon war unbegreiflich. Emilie fürchtete, daß Iglou dem Baron ihre Liebe verrathen haben möchte; doch auch das war unwahrſcheinlich. Iglou ſah wohl zuweilen Emilien bedenklich an, wenn ſie Hilberten in einer leidenſchaftlichen Stunde bei ihr antraf; aber ſie hatte gar keinen Begriff davon, wie man etwas anderes als den Baron lieben könnte, und glaubte, die ganze Natur müſſe ihre Empfindung mit ihr theilen. Auch gab ſie zu wenig auf Emilien Acht. Sie ſaß ganze Tage bei ihrer Laute, und bei Lateiniſchen Schriftſtellern; denn ihr Herr verlangte es ja. Ueberdies war Iglou ſelbſt in allen Stücken ſo leidenſchaftlich, daß ihr Emiliens Betragen, ſo lange ſie nichts Beſtimmtes wußte, gar nicht auffallen konnte. Sie liebte Hilberten nächſt dem Baron am meiſten. Wenn ſie bei ihm ſaß, ihm ihre Schickſale erzählte, und er dann ſagte: „ich ſehe wohl, armes Kind, warum du deinen Herrn ſo liebſt!“ ſo warf ſie ſich heftig in ſeine Arme, und vergoß Thränen an ſeinem Herzen. Fand ſie nun auch Emilien und Hilberten einmahl in Thränen, Beide in Gram verſenkt, oder hingeriſſen von der Heftigkeit ihrer Liebe, ſo ſchien ihr das weiter nichts Beſonderes.

Wirklich hatte ſie keine Schuld an des Barons kurzen Briefen, die auch überdies gar kein Mißtrauen verriethen. Man ſann lange nach, und fiel nicht darauf, daß dieſe Briefe einer von den gewöhnlichen Streichen des Barons ſeyn könnten. Er ſchrieb lange zärtliche Briefe, als er die neue Heloiſe las. Nun fand er auf einmahl eine Stelle, worin Rouſſeau es geradezu für das Zeichen von Dummheit erklärt, wenn jemand gern und lange Briefe ſchreibt. Dieſe Behauptung war paradox; der Baron griff ſie daher ſogleich auf, und ſchrieb nun Emilien nur ſelten und kurze Zettel. Natürlicher Weiſe wurden dieſe Zettel auch kalt, und Emiliens Hoffnungen ſtiegen. Aber endlich enthielt eins von dieſen Blättchen die ſchreckliche Nachricht, daß er an ſeine Rückreiſe denke. Emilie wurde bleich, als ſie das las.

Auch die Frau von Koch las den Zettel, und betrachtete nun Emilien lächelnd. „So blaß? und dein geliebter Baron kommt zurück? ... Nun, Emilie, ich habe deinem Spiele lange zugeſehen. Haſt du mir nichts zu entdecken?“

Nichts, Mütterchen!

„Auch nicht, daß du vor der Ankunft des Barons zitterſt? nicht, daß du Hilberten liebſt?“

Nein, auch das nicht! ſagte Emilie entſchloſſen.

„Auch nicht, wenn ich dir verſpreche, daß du Hilberts Frau werden ſollſt?“

Auch dann nicht, Mütterchen; denn ich werde Flamings Frau. Gewiß, ich gebe ihm meine Hand, und nichts in der Welt könnte mich bewegen, ſie Hilberten zu geben.

„Du haſt dich gewiß mit Hilberten gezankt!“

Gezankt mit ihm? . . . Doch da iſt er ja ſelbſt. Hilbert, der Baron kommt zurück. (Hilbert wurde bleich, wie Emilie, und die Frau von Koch lächelte.) Wer erhält meine Hand, Hilbert? — Ohne Stocken, aber mit einem tiefen Seufzer, antwortete Hilbert: der Baron!

Die Frau von Koch machte ein Paar große Augen. „Hört, Kinderchen, ich glaube, ihr wollt euch wohl gar bitten laſſen, einander zu heirathen! Denkt ihr denn, ich habe nichts geſehen? Und wenn ich auch nichts geſehen hätte — du wirſt bleich, Hilbert wird bleich bei der Nachricht; und ...“

Mütterchen, ſagte Emilie feierlich; was Sie auch geſehen haben — und wenn die Erde unter mir in Trümmer fiele, ich gäbe dennoch dem Baron meine Hand

„Aber, Emilie, höre doch nur!“

Nein, Mütterchen, ich habe darüber nichts zu hören. Und wenn des Barons Hand mit Eiterbeulen bedeckt wäre — Gott iſt mein Zeuge, ich nähme ſie dennoch.

Darf ich Sie bitten, Emilie, ſagte Hilbert ſanft, die Frau von Koch wenigſtens auszuhören?

„Emilie, ich weiß, daß du Hilberten liebſt, und daß du mit dem Baron unglücklich ſeyn wirſt. Ich verſpreche dir, die Sache ſo einzurichten, daß es ſcheinen ſoll, als rührte ſie von dem Baron ſelbſt her. Laß mich nur machen! ich kenne ja des Barons Edelmuth!“

Und ſeinen Edelmuth, ſeine Güte, ſollte ich mißbrauchen, ihn zu betriegen? Nein, Mutter, bei dem allwiſſenden Gott! wenn jemand ihm nur ein Wort ſagte, was es auch wäre — glauben Sie mir, die Verzweiflung könnte mich

tödten.

tödten. Wagen Sie es nicht! Hilbert, ich entſage Ihnen feierlich; denn ich gehöre dem Baron ... Wie, Hilbert? Sie ſchweigen?

Hilbert ſagte leiſe: „Sie fordern es, Emilie. Wohl, ich entſage Ihrer Hand. Werden Sie denn, was Sie ſeyn wollen, des Barons Gattin!“

Er wendete ſich ab; und alle drei vergoſſen Thränen. Die Frau von Koch wollte noch Einwürfe machen; aber Emilie drohete ſo feierlich mit dem Allerſchrecklichſten, daß jene ihr heilig verſprach, dem Baron nicht ein Wort zu ſagen. Troſtlos gingen ſie aus einander.

Emilie folgte Hilberten in den Garten, und lange ſaßen Beide ſchweigend unter einem blühenden Apfelbaume. — Wie die Blüthen fallen! fing Emilie endlich an, und reichte Hilberten ein Blüthenblatt hin. „Blühen, und dann abfallen! die Geſchichte des Menſchen!“ ſagte Hilbert bitter. „Aber was ſoll man ſagen, wenn einer die Blüthen abreißt und ſie zertritt?“

Geht das auf mich, Hilbert? Ich liebe den Baron nicht; ich liebe Sie unausſprechlich. Gewiß ſterbe ich vor Gram, wenn ich des Barons Gattin werde; aber dennoch werde ich es. Hilbert, laſſen Sie uns die letzten Augenblicke nicht mit Bitterkeit verderben! Ich bin, was Sie auch ſagen mögen, feſt entſchloſſen. Und, Hilbert! wäre ich Ihrer werth, wenn ich anders dächte? Noch einmahl . . .

„Gut! ich werde dem Baron ſagen: Emilie liebt mich, ich liebe Emilien! und dann, wenn er will, mögen die Blüthen fallen!“

Sie fallen, Hilbert, ſie fallen gewiß! ſagte Emilie mit naſſen Augen, doch feſt. Ich werde dem Baron ſagen: Hilbert irrt ſich; ich fühle nichts als Freundſchaft für ihn, und liebe ihn nicht!... Die Blüthen fallen gewiß!

„Emilie, das wollten Sie dem Baron ſagen? das könnten Sie?“

Es würde mein Herz zerreißen, mein ganzes Weſen vernichten; aber dennoch ſagte ich es ihm. Zwingen Sie mich nicht dazu!

Hilbert ſtand troſtlos auf. „Emilie, ich beſchwöre Sie, zerbrechen Sie nicht muthwillig auch Ihr Herz! Das meinige mögen Sie zerbrechen!“

Meins iſt längſt zerbrochen, Hilbert! Und Ihr Herz? O, es wird heilen, wenn das meinige mit dem Tode kämpft!

Hilbert wendete ſich ab, ſtand auf, und ging einige Schritte bis an das Ufer der Nieder, die von dem Regen im Gebirge hoch angeſchwollen war. „Hier, oder dort!“ ſagte er in großer Bewegung, und zeigte bei hier in den Fluß, bei dort auf den Wald hinter Bädesheim. Dann legte er die Hand an die Stirn. Emilie trat zu ihm hin. „Emilie!“ ſagte er finſter; „ich könnte meine Verzweiſlung hier in den Wellen begraben.“

Ihre Verzweiſlung, erwiederte ſie, und faßte ſeine Hand; aber auch die meinige? Das wollten Sie, Hilbert?

„Emilie, ich bitte, ich beſchwöre Sie. Ja! hier oder dort! (Er zeigte noch einmahl auf den Wald.) Und bei Gott! hier iſt es leichter!“

Als dort? dort? Was iſt denn dort?

Er umfaßte ſie wild. „Dort, dort, Emilie, lebt ein Menſch, ein Unglücklicher, ein Menſch, wie du willſt, daß auch ich einer werden ſoll! ... Emilie ſchlagen Sie die letzte

Hülfe nicht aus, die uns retten kann. Wi ſind Zuſchauer; nur die Koch handelt. Wir ſchweigen ...“

Und betriegen! ... Nein Hilbert, nein! Sie werden das Herz nicht zerſchmettern, das Sie liebte! Ich fürchte den Fluß nicht.

Wohl denn, Emilie! Ich will Ihnen mein Schickſal zeigen; und rührt Sie das nicht, ſo thun Sie, was Sie wollen. Dann ſchweig' ich.“

Ihr Schickſal? wo? ... Hilbert, Sie ſind ſo ſeltſam! Wohin ſoll ich? (Er zog ſie fort.)

„Ich will Ihnen zeigen, was ich ſeyn werde,“ ſagte Hilbert kalt. „Folgen Sie mir.“ — Emilie ging zitternd mit ihm aus dem Garten.

Kaum waren ſie fort, ſo trat Iglou, die das ganze Geſpräch der beiden Liebenden mit Erſtaunen gehört hatte, aus dem Gebüſche hervor. „Iſt es möglich?“ ſagte ſie finſter vor ſich. „Sie betriegen den edelſten aller Menſchen? ... Und dies Herz, dies treue Herz, das nichts kennt als ihn, hat er verworfen!“ — Sie ſtand ernſt an dem Fluſſe da. „O, abſcheulich! Hier!“ (ſie zeigte auf den Fluß.) Ich möchte, was Hilbert nicht wagte! . . . Nein, ich verſprach ihm, zu leben. Er wollte mich nicht verſtoßen; und er verſtieß mich doch! Hat er auch ſein Wort gebrochen — ich will es halten!“ Sie ging langſam durch den Garten in das Haus zurück, und ſah von oben aus dem Fenſter den Liebenden nach. Ihr fiel wieder ein, daß Hilbert geſagt hatte: dort lebt ein Menſch, ein Unglücklicher! Sie gab genau Acht, welchen Weg Beide gingen, und ſah endlich, daß ſie auf einem Holzwege im Hochholze verſchwanden.

Trauernd ging Hilbert neben Emilien her, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie fragte von Zeit zu Zeit: aber was ſoll ich hier? und Hilbert gab ihr immer zur Antwort: „mein Schickſal ſehen!“ Er führte ſie den Holzweg durch Gebüſch fort, bis in den dickſten, finſterſten Theil des Waldes, der zu ſeinem Gute gehörte. Hier, in einem ſchauerlichen Kreiſe von Bäumen, pfiff er laut; und es kam ein Jäger. „Was macht dein Wilder?“ fragte Hilbert.

Der Jäger zuckte die Achſeln, und erwiederte: er bleibt noch immer ſo, wie er war.

„Können wir ihn unbemerkt ſehen?“

O ja, wenn Sie mir nur folgen wollen.

„Weißt du noch nicht, wer er iſt?“

Das iſt unmöglich von ihm zu erfahren.

„Du behandelſt ihn doch ſo, wie ich dir geſagt habe: gütig, ſehr gütig? Sieh ihn ja an, wie mich ſelbſt, Wilhelm!“

Er hat ganz ſeinen Willen; aber er mag keine von den Bequemlichkeiten, die ich ihm tauſendmahl angeboten habe.

„Ich ſage dir Wilheln, behandle ihn ja gütig!“

O, lieber Herr Hilbert, das thäte ich auch ohne Ihren Befehl. Unglücklicher kann ja kein Menſch auf Erden ſeyn, als dieſer. Es thut ihm niemand etwas zu leide.

Der Jäger führte ſie durch Umwege ſeinem Hauſe zu, um einiges Gebüſch weg. Sehen Sie! ſagte er nun auf einmahl; und zehn Schritte von ihnen ſaß der Unglückliche mit dem Rücken an einen Baum gelehnt. Das Geſicht des langen, hagern Mannes konnte ehedem ſogar ſchön geweſen ſeyn; jetzt aber war es verfallen, die Haut gelb und geſpannt. Die Haare hingen ihm verwirrt um die Stirn; ſein Rock war ohne Farbe und zerriſſen, der ganze Anzug unordentlich. Den Elbogen hatte er auf das Knie geſtützt, und die Wange in die Hand gelegt, als ob er tief nachſänne. Er machte weiter keine Bewegung, als daß er das Geſicht aus einer Hand in die andere legte, um ſich die Stellung ſo zu erleichtern.

So ſitzt er ganze Tage, flüſterte der Jäger. — Aber wer iſt er? fragte Emilie. — Das weiß niemand. Er ſpricht immer nur ein Paar Worte, und, wenn er es vermeiden kann, gar nicht. Was er genießt, reicht kaum zu, das Leben hinzuhalten. Er ſchläft auf Stroh, und im vorigen Sommer, als er hier ankam, ſchlief er meiſtens ſogar unter freiem Himmel. Ich habe ihm oft das Bett angeboten, das Sie ihm geben wollen; allein er ſchüttelt den Kopf, und wirft ſich wieder auf ſein Stroh.

Aber was iſt denn die Urſache ſeines Grams? fragte Emilie. — „Still, ſtill, Emilie!" unterbrach ſie Hilbert; „ich bitte Sie, ſtill! Die Urſache dieſes verzehrenden Grams iſt eine unglückliche Liebe. Das ſpricht aus jedem ſeiner Worte. Laſſen Sie uns näher gehen.“ —

Wie kam er hieher? fragte Emilie.

Eines Abends, antwortete der Jäger. Es war ein fürchterliches Wetter; der Regen goß in Strömen, und es donnerte Schlag auf Schlag. Die Hunde fingen auf einmahl an zu bellen. Da kam der Menſch an die Thür. Ich erſchrak, als ich ſein Geſicht ſah; aber doch nahm ich ihn auf. Er forderte Brot. Ich gab ihm, was übrig geblieben war; doch er aß nur Brot, und trank Waſſer dazu. Das Wetter hörte nicht auf; ich mußte ihn behalten. Und nun blieb er von der Stunde an, ohne mich eigentlich zu fragen. Er legt mir von Zeit zu Zeit ein Goldſtück ins Fenſter, vermuthlich als Bezahlung für ſeinen Unterhalt. Ich habe nicht die mindeſte Laſt von ihm; er koſtet in Eſſen und Trinken nicht ſo viel wie ein Jagdhund.

Der Wilde — ſo nannte ihn der Jäger — veränderte ſeine Stellung nicht, als ſie näher traten. Der Jäger redete ihn an: Guten Morgen! Der Wilde nickte mit dem Kopfe, ohne aufzuſehen. — Nimm dich in Acht! es iſt noch zu feucht am Boden. Setze dich doch dort auf die Bank; die habe ich ja für dich machen laſſen. — Es iſt gut! antwortete der Unglückliche mit ernſtem, halb erſticktem Tone. — Sieh dich doch um, Wilder! Hier iſt mein Herr; er meint es gut mit dir. — Der Mann wendete ſich langſam um, ſah Emilien mit einem ſcheuen, furchtſamen, ſtarren Blicke an, und richtete ſich dann langſam auf. Emilie trat mit einer Art von Aengſtlichkeit hinter Hilberten. Er ſah ihr ſtarr nach, ſagte traurig: o, fürchten Sie Sich nicht! und ſchien nun ſein Nachdenken anzuſpannen. Nein, ſagte er dann leiſe vor ſich hin: ſie iſt es nicht!... Nein! nein! rief er mit Heftigkeit, ſchlug die Arme über einander, ging langſam der Bank zu, und ſetzte ſich in ſeine alte Stellung.

Hilbert trat mit Emilien hinter ihn, und bat ſie leiſe, ihn anzureden. Emilie ſagte: wir ſind hier, dem Unglücklichen Troſt zu geben.

Er blickte um ſich, verfinſterte die Stirn, und ſagte murmelnd: Gott! nur die Einſamkeit!... O, ich bitte Sie! hob er nun mit einer heftigen Bewegung an, und zeigte auf Emilien. Dann ſeufzte er tief: ach! ſeyn

Sie menſchlich! laſſen Sie mich allein! und ging langſam in das Gebüſch.

Emilie und Hilbert kehrten zurück. Unterweges ſagte Hilbert: „Emilie, Sie haben mein Schickſal geſehen. Laſſen Sie Sich erbitten!“ Sie ſchwieg lange, und es floſſen Thränen aus ihren Augen. Endlich ſagte ſie: ich habe ihr Geſchick geſehen, Hilbert. Gut! Aber Sie das meinige nicht! Auch ſoll es niemand ſehen; mein Elend wird dieſe Bruſt verſchließen. Hilbert, nein! Sie werden das gewiß nicht thun! Auf meine verwundete Seele wollten Sie auch noch das Gewicht Ihres Unglücks legen? Sie ſind großmüthiger, Hilbert. Ja, ich werde des Barons Gattin. Wenn ich es nicht würde — glücklich wäre ich doch nicht; und ſo iſt es mein Troſt. O, lieber Hilbert, ſchweigen Sie! Der Gedanke, des Barons Gattin zu werden, iſt in der That mein einziger Troſt.

Hilbert ſchwieg. Beide gingen ſtumm neben einander her. Als Emilie auf ihr Zimmer kam, fiel ſie Iglou um den Hals, und ſagte: Ach Iglou, ich habe einen Unglücklichen geſehen! Eine hoffnungsloſe Liebe macht ihn elend! Ich bitte dich, Iglou, nimm deine Laute. Spiele mir das ſanfteſte Lied, das du weißt. Ich bin ſehr traurig. — Iglou nahm die Laute, und ſpielte eine ſanfte, klagende, aber beruhigende Melodie; dann ſang ſie mit ihrer ſchönen, rührenden Stimme ein Lied, das ſie ſelbſt auf ihren Schmerz gemacht hatte.

Der Sonne helles Strahlenlicht,
Des Mondes lächelndes Geſicht
Sieht meine Thränen fließen.
Die hoffnungsloſe Liebe wacht;
Umhüllet mich die Mitternacht
Mit ihren Finſterniſſen:
Doch fällt die Reue nicht mit Dolchen an mein Herz;
Mein Herz war treu! leicht iſt der Liebe Schmerz!

Schweig, ſchweig! rief Emilie, ſprang auf, und riß dem Mädchen die Laute aus der Hand. Deine Töne bewaffnen die Reue mit giftigen Dolchen. Ich bitte dich, ſchweig! — Iglou umfaßte ſie mit Zärtlichkeit, und ſagte in großer Bewegung: Emilie, verletze die Treue nicht; dann iſt dein Leben nicht hoffnungslos!

Emilie legte ihre Wange an Iglou's Bruſt, als wollte ſie von dem treuen Herzen des Mädchens Treue lernen. Dann richtete ſie ſich auf, trat in die Mitte des Zimmers, blickte mit den großen, blauen, in Thränen ſchwimmenden Augen gen Himmel, und rief: mein Herz iſt treu! leicht iſt der Liebe Schmerz.

Sie ging nun im Zimmer auf und nieder, und kämpfte mit ſich ſelbſt. Ihr Auge wurde heiter. Sie flog an den Schreibtiſch, und ſchrieb an Hilbert: „Von dieſem Augenblicke an, Hilbert, bin ich das heilige Eigenthum des Barons. Wenn Sie die Ruhe des Gewiſſens, — ach! wird die Reue ſie mir wieder geben! — wenn Sie den Schmerz einer Unglücklichen achten, ſo ſagen Sie mir niemals wieder das Wort Liebe. Emilie.“

Sie ſchlug das Papier zuſammen, und bat Iglou, es Hilberten zu geben, der im Garten war. Er las es, hielt es lange vor ſeine naſſen Augen, nahm dann einen Bleiſtift, und ſchrieb darunter: „Wohl denn, Emilie! Seyn Sie ruhig. Ich will von Ihnen ruhig ſeyn lernen. Leben Sie wohl.“ Hilbert reichte Iglou die Hand, ſagte ziemlich gelaſſen; grüß Emilien von mir; verließ nun eilig den Garten, und kam gar nicht wieder.

Die Frau von Koch ſchmälte über Emiliens Eigenſinn, als ſie bemerkte, daß Hilbert ausblieb. Emilie antwortete darauf nur: es mußte ſo ſeyn, Mutter! — Das Opfer war gebracht, und Emilie fühlte ſich in den erſten Tagen wirklich ruhiger. Sie blieb viel allein, und dankte dem Himmel, daß ſelbſt Iglou ihres Schmerzes ſchonte und häufig abweſend war. Als die Frau von Koch ihr erzählte, daß Hilbert nach Frankfurt abgereiſt ſey, ſagte ſie lächelnd: Gott Lob, daß er nicht in dem Hochholze lebt! Er iſt ein edler Mann! . . . Mütterchen, überlaſſen Sie mich nur wenigſtens zuerſt der Einſamkeit. Gott! nur die Einſamkeit! ſagte der Wilde. Jetzt ſehe ich, was er damit meinte.“ — Die Frau von Koch verſtand ſie nicht.

Iglou fragte Emilien nach dem Unglücklichen, den ſie geſehen hatte. Emilie erzählte ihr mit einigen Worten, was ſie wußte, und Iglou's Herz wallte von Mitleiden über. Sie erkundigte ſich näher nach ihm bei Hilberts Jäger, und ihr Mitleiden wurde immer gröſer. Als ſie nun nachforſchte, was man gethan hätte, den Unglücklichen zu tröſten, hörte ſie, daß man nichts aus ihm bringen könnte. Sie fragte, wie man mit ihm geſprochen habe, und ſah nun bald, daß mehr Neugierde als Mitleiden die Menſchen geleitet hatte. Hilbert war viel zu ſehr mit ſeinem eigenen Unglücke beſchäftigt geweſen, als daß ihn ein fremdes ſo ſehr hätte intereſſiren können.

Iglou kannte das Unglück aus eigner Erfahrung. Hülfe, ſagte ſie mitleidig, würde mein gebrochnes Herz nicht geheilt haben. Nein! ich bedurfte eines Herzens, um das meinige daran ruhen zu laſſen; ich bedurfte zärtlicher Liebe. Die heilte mich; die erhielt mich aufrecht bei dem drückenden Gefühle, von allen Menſchen um mich her gehaßt zu ſeyn. — Sie beſchloß, dem Unglücklichen im Walde ihr Herz, ihre Liebe zu bringen. Er ſpricht mit Niemanden, ſagte der Jäger; er antwortet nicht; kurz, er flieht alle Menſchen wie die Sünde.

Iglou ſann auf ein Mittel, das gefühlloſe Herz des Unglücklichen erſt wieder des Troſtes bedürftig und empfänglich zu machen; und dieſes Mittel fand ſie endlich in ihrer Laute. Ach, ſagte ſie, die Muſik löſ't das vertrocknete Gefühl in Thränen auf, macht den Kummer menſchlicher, macht den Menſchen des Menſchen und ſeiner Liebe bedürftig und fähig. Ich will es verſuchen, das kranke Herz des Unglücklichen zu heilen; ich will wiedergeben, was ich empfangen habe.

Sie ging gegen Abend, mit ihrer Laute unter dem Arme, dem Hochholze zu. Der Jäger zeigte ihr von weitem den Unglücklichen, der unter ſeinem Baume in der gewöhnlichen Stellung ſaß. Iglou ſetzte ſich in einiger Entfernung von ihm nieder, hob einen ſanften Trauergeſang an, und hatte dabei immer den Unglücklichen im Auge. Als ſie anfing zu ſpielen, ſchien er nichts zu hören; aber bald erhob er langſam den Kopf, doch ohne das Geſicht nach ihr hin zu wenden. Nun fing Iglou auch an, den Klagegeſang eines Unglücklichen zu ſingen, worin ſie aber die Anſpielungen auf einzelne Umſtände mit allgemeinern Empfindungen vertauſchte. Kaum hatte ſie eine Zeile geſungen, ſo ließ der Wilde den Kopf auf die Bruſt ſinken, legte die Hand an die Stirn.

und ſaß ſo ohne Bewegung da. Iglou hörte auf, und legte die Laute in ihren Schooß.

Der Wilde wendete ſein Geſicht nun nach der Gegend hin, wo Iglou ſaß. Sie fing wieder an zu ſingen und zu ſpielen; aber ſehr leiſe. Er hörte aufmerkſam zu; doch blieb er ſitzen. Iglou ſchwieg, und ging auf einer anderen Seite näher zu ihm. So wie ſie aufs neue anfing zu ſingen, wendete er ſein Geſicht zu ihr, und horchte. Nach einer Stunde verließ Iglou den Wald, ohne ihn angeredet zu haben. Am Abend fragte er den Jäger: was war das heute? — Was denn? — Die Muſik. — Der Jäger ſagte, er hätte nichts gehört. Am andern Morgen kam Iglou wieder, und ſpielte. Nach einiger Zeit ſtand der Wilde auf, und ſah ſie an. Sie that erſt, als merkte ſie ihn nicht, und ſang zu ihrer Laute fort; dann aber ſtand auch ſie auf, ging neben ihm weg, und ſagte ſanft zu ihm: die Muſik thut dem wunden Herzen wohl; ich ſtille meinen Kummer damit. — Er ſchüttelte den Kopf, und ging.

Iglou ſetzte ſich unter den Baum, wo er zu ſitzen pflegte, und ſpielte aufs neue. Er näherte ſich allmählich, und endlich ſtand er nahe bei Iglou. Sie fragte: thun die Töne auch deinem Herzen wohl? Ich bin ſo unglücklich, wie du! — „Haſt du einen Menſchen ermordet?“ fragte er mit gräßlich langſamer Stimme. Iglou ſprang voll Schrecken auf, als ſie das hörte; und er entfernte ſich langſam.

Ermordet? ſagte Iglou ängſtlich; und mit Thränen in den Augen. Sie ging zitternd nach dem Förſterhauſe, und ließ ſich von dem Jäger nach Hauſe begleiten. O, ich dachte, er wäre unglücklich, ſagte ſie; und er iſt ein Mörder! Nein, ich gehe nicht wieder hin. Nach einigen Tagen kam der Förſter zu Iglou, und erzählte ihr: der Wilde habe ihn gefragt, wo ſie geblieben ſey. Sie iſt fort! hatte der Jäger geſagt; und der Wilde erwiederte: alles, alles fort! Mich verläßt alles! Das rührte Iglou unausſprechlich. Nein, ſagte ſie: ich will dich nicht verlaſſen, Unglücklicher! Wie dein Schutzgeiſt will ich um dich ſchweben, und den böſen Dämon von dir abhalten. — Sie ging ſogleich mit dem Jäger nach dem Walde.

Ermordet! dachte ſie unterwegs. Aber,

wer weiß, wie? unter welchen Umſtänden? Ach, und braucht nicht ſelbſt des Verbrechers Herz den Troſt der Tugend, um die Tugend zu lieben? Nein, ich will ihn nicht verlaſſen! Das Verbrechen hat ſein Herz zerbrochen; die Tugend ſoll es heilen. — Er ſaß auf der alten Stelle. So wie er den erſten Ton der Laute hörte, wurde er aufmerkſam, kam näher, und ſetzte ſich einige Schritte weit von Iglou in das Gebüſch, als ob ſie ihn nicht ſehen ſollte. Iglou ſpielte und ſang:

Reue löſcht Verbrechen aus,
Und verſöhnt den Himmel!
Reue, Reue wäſcht den Mord
Von den blut'gen Händen.
Sieh, die Rache hebt den Dolch
Hoch für die Verbrechen;
Doch die Reue führt die Hand,
Und die Rache ſegnet.

Flieh, Verbrecher! zitternd flieh!
Mörder! flieh, verzweifle!
Donnernd weckt vergoßnes Blut
Die entſchlafne Rache! —
Sieh, ſie folgt dir, hebt den Dolch!
Weihe und bereue!
Reue löſcht Verbrechen aus,
Und verſöhnt den Himmel!

Sie hatte kaum geendigt, da hörte ſie den Wilden ſchon ſanft weinen. Er ſtand auf, näherte ſich Iglou, warf ſich ihr zu Füßen, und rief mit ängſtlichem Tone, wie der Todesverbrecher Gnade ruft: „Reue löſcht Verbrechen aus, und verſöhnt den Himmel!“ Iglou ſchien ihm ein Engel des Himmels zu ſeyn, der ihm Vergebung ankündigte. Er küßte ihr die Hand, die ſie ihm hinreichte. Komm, ſagte Iglou ſanft; ſetze dich zu mir. Ich will dich tröſten, armer Unglücklicher! — „Reue löſcht Verbrechen aus?“ fragte er wild und heftig; „auch mein Verbrechen? auch meins?“

Auch deins! erwiederte Iglou beruhigend. — „Nein, nein!“ ſagte er zweifelnd. Iglou lockte ſanfte Töne aus ihrer Laute; und ſeine wilden Blicke wurden ruhiger, ſein Auge vergoß Thränen. Endlich ſtand Iglou auf. „Kommſt du wieder?“ fragte er betrübt. Ich verlaſſe dich nicht, antwortete ſie, und reichte ihm die Hand. Er faßte ſie zitternd, und ſagte eifrig: „vergiß die Laute nicht!“ Iglou erwiederte: ich vergeſſe ſie nicht. — Begleite mich aus dem Walde.

Iglou glaubte ihn unterweges in ein Geſpräch verwickeln zu können; aber dazu war es noch zu früh. Er ging ſtumm neben ihr her, hielt ihre Hand, und ſah ſie mit ehrerbietigen Blicken von der Seite an. Sie ſagte ihm: morgen komme ich wieder; aber du mußt mich hier erwarten. Er verſprach es. Als Iglou ging, ſah er ihr nach, und kehrte dann langſam und traurig in den Wald zurück. Er erkundigte ſich bei dem Förſter nach Iglou; doch dieſer verſicherte ihn, daß er ſie nicht kenne. Nun verſuchte er ein Paarmahl ihren Geſang nachzuſingen; und als er nicht konnte, ſagte er ungeduldig: „ach, wenn ich eine Flöte hätte!“

In Burggräfenrode lag eine Flöte, die Hilberten gehörte. Der Förſter holte ſie; doch gab er ſie dem Wilden nicht, weil Iglou ihn gebeten hatte, nichts ohne ihr Wiſſen zu thun. Am andern Morgen ging der Wilde Iglou entgegen. Sie kam, mit der Laute im Arme. Der Förſter näherte ſich in dem Augenblicke, da der Wilde Iglou wieder verließ, ſagte ihr deſſen Verlangen nach einer Flöte, und ſteckte ihr die aus Burggräfenrode zu. Iglou ſpielte den geſtrigen Geſang; und der

Wilde horchte mit heitern Blicken. Nun zog ſie die Flöte hervor, und ſagte: Spiele; ich will ſingen. Der Wilde ſah Iglou mit Erſtaunen an, nahm die Flöte zitternd, wollte hinein hauchen, und vermochte es nicht. Iglou that, als ob ſie es nicht bemerkte. Sie ſpielte ihm die Melodie noch einige mahle vor; und endlich blies er die beiden letzten Reihen mit:

„Reue löſcht Verbrechen aus,
Und verſöhnt den Himmel!“

Es war, als ob ein neues Leben ihn beſeelte, ſo wie er die Töne hervorbrachte.

So ging Iglou täglich auf eine Stunde zu ihrem Wilden, und es gelang ihr, durch Mitleiden und Liebe ſeine Verzweiflung abzuſtumpfen; doch über ſeinen Kummer konnte ſie niemals Herr werden. Er blieb immer gleichtraurig, und ſchwieg hartnäckig über die Urſache ſeines Grames. Indeß gelang es dem zärtlichen Mädchen, ihn mit der Flöte zu beſchäftigen; ſie lehrte ihn Lieder, die zu ſeiner Empfindung paßten. Er ſpielte ſie ganze Tage lang, wurde geſprächiger, redete wieder mit dem Förſter, nahm allerlei kleine Arbeiten im Hauſe vor, und fing ſogar an, ſich reinlicher zu kleiden. Sein Verſtand hatte nicht gelitten; aber durch Schweigen, Einſamkeit, und ewiges Brüten über das eine Bild, das ihm ohne Zweifel immer vor Augen ſchwebte, war er geſchwächt. Er glich jetzt einem Kinde, nur nicht an Unſchuld und Heiterkeit. Iglou ſtellte neben das ſchwarze, ſchreckliche Bild ſeines unbekannten Verbrechens — die höchſte Weisheit hätte nichts Beſſeres thun können, als was hier das Mitleiden des gutherzigen Mädchens that; doch, iſt nicht Menſchlichkeit immer Weisheit? — die frohe, lichte Geſtalt der Hoffnung, und zwar mit ſolchen Farben gemahlt, wie ſie auf ſein ſchwaches Auge wirken konnten. Ein kummervolles Herz weiß den Unglücklichen am ſanfteſten zu behandeln. Der kalte Weiſe würde den Wilden aufgeſucht, und, wenn er auch herausgebracht hätte, was den Armen drückte, ihm geſagt haben: beruhige dich, Unglücklicher; verzweifle nicht! Der Menſch kann fallen; aber Reue verſöhnt alle Verbrechen. Das wäre kaum in des Wilden Ohr, und gewiß nicht in ſeinen Geiſt gekommen. Doch Iglou, die weiche, ſelbſt verlaſſen geweſene Iglou, trat, wie ein Geiſt aus höheren Welten, neben ihn hin. Ihre ſanften Lautentöne öffneten erſt das ſtarre Herz des Verzweifelnden, und lockten erleichternde Thränen aus ſeinen Augen. Sie ſuchte ſein Herz nicht, und fand es eben darum. Als es erweicht, und jedes Eindruckes fähig war, blieb ihr die Urſache ſeiner Leiden nicht verborgen. Sie ſagte ihm nicht, was ihn tröſten könnte, ſondern ſang es ihm in einer herzlichen Melodie, mit den einfachen Worten zu: „Reue löſcht Verbrechen aus!“ Dieſe Worte drangen, auf den Schwingen der Muſik, als hätte ſie ein Engel vom Himmel herab geſungen, in ſein Herz; er glaubte dem anſcheinenden Zufalle, was er der Weisheit nicht geglaubt haben würde. — Der Unglückliche will ja nicht bloß einſehen; er will fühlen, was ihn tröſten ſoll. O, laßt uns, wenn wir der Vernunft den Thron der Erde geben, nicht vergeſſen, daß wir Menſchen ſind, und dem Herzen eben ſo viele Tugenden, eben ſo viel Glück verdanken, als der Vernunft!

Iglou hatte ſein Herz geöffnet, und mit ihrer milden, tröſtenden Stimme wieder Gefühl in ſeine kalte Bruſt gehaucht. Nun gab ſie ihm eine Beſchäftigung, die ihm Bedürfniß war, und durch die ſein Herz geheilt werden konnte: die ſanfte Flöte. Die Verzweiflung hatte ihn zu einem Kinde gemacht; Iglou verlangte nicht mehr von ihm, als er ſeyn konnte, und behandelte ihn als ein Kind. Sie lehrte ihn Lieder, band ihn durch Güte, Liebe und Theilnahme an ſich, und ſprach wenig mit ihm über ſeinen Zuſtand; aber immer hatte ſie eine Thräne für ſeinen Gram, ein Lied für ſeine Zweifel, eine Melodie, die ſeine Gewiſſensangſt verjagte. Dem Wilden fehlte nun nicht länger ein menſchliches Geſchöpf, das er lieben konnte; und ein Menſch, der noch ein fremdes Herz lieben kann, verzweifelt nicht.

Iglou war ſo ganz mit dem Wilden beſchäftigt, daß ſie kaum mehr an Emilien und Hilbert dachte; daher bemerkte ſie nicht, wie ſtill Emilie jetzt für ſich hin lebte. Hilbert war fort, und nun nagte der Gram verborgen, aber gewaltig, an Emiliens Herzen. Frau von Koch ſchwieg jetzt ebenfalls gänzlich; denn Emilie hatte für ſie immer nur die Antwort: ich werde Flamings Gattin. Die Koch berief ſich auf des Barons kurze und kalte Briefe; allein Emilie war durch Hilberten überzeugt worden, daß man ſich bei dem Baron auf nichts der Art verlaſſen könne. Kurz, Emilie blieb ihrem Grame überlaſſen.

Aber die Frau von Koch war, ob ſie gleich ſchwieg, gar nicht Willens, ruhig bei dem Handel zu bleiben. Sie fing damit an, daß ſie alle Zettel des Barons auffing, an denen Emilie in der That nichts verlor. Das völlige Ausbleiben aller Briefe von dem Baron ſollte Emilien wieder eine kleine Hoffnung geben; und ihr Gram wurde in der That dadurch vermindert. Frau von Koch hatte indeß noch andere Abſichten bei dem Auffangen der Briefe. Sie wollte den Baron ſprechen, ehe Emilie ihn ſähe; und dann ſollte auch Emiliens Stillſchweigen — denn natürlicher Weiſe ſchrieb auch ſie ihm nicht, da ſie keine Briefe von ihm erhielt — bei dem Baron die Idee rege machen, daß ſie doch wohl untreu werden könnte. Darauf hatte ſie ihren Plan gebauet. Die gute Frau von Koch!

Endlich beſtimmte Flaming den Tag ſeiner Ankunft in Büdesheim. Frau von Koch bat Hilberten ſchriftlich, er möchte doch den Tag nach ſeinem Landgute gehen und einige Tage da bleiben. Die Antwort verbat ſie ſich; aber ſie verlangte Gehorſam und Verſchwiegenheit. An dem Tage, da der Baron ankommen wollte, wußte Frau von Koch Emilien zu einer Reiſe nach Friedberg zu bereden. Emilie fuhr ab, und nahm Iglou mit. Nun will ich doch ſehen, ſagte die Frau von Koch triumphirend, ob es mir mißlingen ſoll! Ich müßte den Baron nicht kennen! Und wahrhaftig, es möchte meinethalben auch ein Andrer ſeyn; ich wollte hier mit jedem Manne fertig werden!

Der Baron kam an, und Frau von Koch empfing ihn. „Wo iſt Emilie? wo Iglou?“

Nicht hier, und aus Abſichten nicht hier. Hören Sie, lieber Baron. Niemand in der Welt kennt das menſchliche Herz ſo wie Sie. Es haben ſich hier, indeß Sie weg geweſen ſind, Dinge zugetragen ...

Der Baron wurde blaß. „O Gott, Emilie iſt todt! Jetzt ſeh' ich es. Sie hat nicht geantwortet!“

Sie lebt, und iſt geſund; aber ſehr unglücklich. Wenn ich Sie nicht als den allerredelſten Mann kennte — in der That, ſo würde ich das arme Mädchen von Herzen beklagen.

„O, ich bitte Sie, ſchnell! Was iſt ihr? Sagen Sie.“

Lieber Baron, Sie ſind ein Mann, den ich ſchon lange wegen ſeiner Stärke, wegen ſeiner Standhaftigkeit bewundert habe. Mit Ihnen kann man ganz aufrichtig verfahren, wo man mit jedem Andern erſt Umſchweiſe machen müßte.

„O, ſo ſeyn Sie doch aufrichtig! Mein Gott, man kann ja wahrhaftig nicht mehr Umſchweiſe machen, als Sie! Ich bitte Sie: wo iſt Emilie?“

Die Frau von Koch irrte ſich ſchon zu Anfange ganz und gar in dem Baron, da ſie ſeine Eitelkeit rege machen wollte. Er hatte Eitelkeit; aber nur, wenn ſein Herz nicht in Bewegung war. Sie lobte ſeine Menſchenkenntniß, ſeinen Edelmuth, ſeine Standhaftigkeit; und er hörte nicht darauf: denn Emilie war unglücklich. Nun fuhr ſie ſchon mit mehr Verlegenheit fort: Emilie liebt einen Andern … mit Einem Worte, Hilberten. Der Baron erſchrak, und wurde bleich wie die Wand.

„Liebt einen Andern?“ wiederholte er langſam, und blickte zu Boden. Doch auf einmahl ſah er die Frau von Koch lächelnd und heiter an. „Wahrhaftig,“ ſagte er; „Sie haben mich doch auf einen Augenblick aus dem Gleichgewichte gebracht. Aber, merken Sie Sich das, nur auf einen Augenblick. Wo iſt Emilie? Wie konnte ich das nur eine Sekunde lang glauben?“

Wie, lieber Baron? Sie wollen es nicht glauben?

„Nein, ſo wenig als wenn Sie mir ſagten, ich liebte Emilien nicht mehr.“

Ich ſchwöre Ihnen aber ...

„Und ich glaube Ihnen nicht.“

Lieber Baron ...

„Es iſt ja gar nicht möglich, gnädige Frau!“

Mein Gott, aber ...

„Ich ſage Ihnen, es iſt nicht möglich!“

Sie liebt ...

„Mich, mich! keinen Andern auf der Erde!“

Herr Baron, wollen Sie mich anhören?

„Anhören wohl, aber nicht glauben.“

Nun ſo laſſen Sie mich ausreden! Zuerſt kamen — Sie ſind ſelbſt Schuld an Emiliens Schwäche — zuerſt kamen Ihre Briefe, die Abhandlungen, über, Gott weiß was, enthielten; dann . . .

„Emilie hat doch das alles aufgehoben? Es wäre ein unerſetzlicher Verluſt, wenn ſie es verloren hätte!“

Sehen Sie, Emilie ſchloß aus dieſen Briefen, aus Ihrer Begebenheit mit Iglou, aus Ihrer Kälte, als Sie noch hier waren — aus dem allen ſchloß ſie, und zwar mit Recht, daß ſie Ihre Liebe nicht mehr hätte.

„Das haben Sie Sich nur eingebildet, meine liebe Freundin. Emilie weiß von dem Allen nicht ein Wort.“

Aber mein Gott, Herr Baron, wie können Sie denn das ſo ſicher behaupten?

„Ereifern Sie Sich nicht, gnädige Frau. Ich ſage Ihnen, Sie haben Sich das nur eingebildet. Emilie weiß, daß ich ſie liebe; ſie muß das wiſſen, ſo zuverläſſig wiſſen, als ich weiß, daß Sie Sich das alles nur eingebildet haben. Ich bitte Sie, liebe Frau von Koch, hören Sie doch nur ein einziges mahl meine

Auseinanderſetzung der Liebe: wie ſie entſteht; was eigentlich ſchöne Form, was die Form iſt, die ich allein lieben kann. Ich will mich kurz faſſen.“

Verſchonen Sie mich, Herr Baron! Man hört ſich in der That die ewige reine Form, die ſubjektive Schönheit, und wie alle die Herrlichkeiten weiter heißen, zum Ekel. Laſſen Sie das.

„Recht gern; aber dann ſind Sie auch nicht im Stande zu wiſſen, ob Emilie mich liebt, oder nicht.“

Wahrhaftig, Herr Baron, Sie werden mich noch aufbringen!

„In Gottes Nahmen denn! Reden Sie, ſo viel Sie wollen; nur verlangen Sie nicht, daß ich ein Wort glauben ſoll.“ Er ſetzte ſich.

Aber, lieber Baron, warum wollen Sie denn nicht glauben, daß Emilie einen Andern liebt?

„Mit Ihnen iſt wirklich recht ſchwer zu disputiren. Eben wollte ich Ihnen ja die Gründe ſagen, warum Emilie keinen Andern lieben kann, als mich. Da mochten Sie nicht hören; und jetzt ...“

Nun? ſo ſagen Sie her!

„Sehen Sie, die Form, die Geſtalt, die Ausdehnung, die wir an den Gegenſtänden und auch am Menſchen ſehen, gehört nicht dem zu, an dem wir ſie ſehen, ſondern ſie liegt im Gemüthe des Betrachtenden; denn ...“

Um Gottes willen, Herr Baron, ſagen Sie mir das anders! Denn, wenn es auch wahr wäre, ſo iſt es doch eine Raſerei ſo zu reden. Sagen Sie mir das doch mit verſtändlichen Worten!

„Alſo, Frau von Koch, wenn Sie mir erzählten, Emilie wäre vor Ihren Augen am Platfond, mit den Füßen oben, und dem Kopfe unten, umhergegangen, ſo würde ich ſagen: das iſt unmöglich; denn nach den ewigen Geſetzen der Schwere geht es nicht. Eben ſo unmöglich iſt es, daß Emilie einen Andern liebt. Ich errege bei ihr meine Geſtalt; ſie bei mir die ihrige. Nun iſt es unmöglich...“

Wahrhaftig, das iſt doch nicht auszuhalten! Ich betheure Ihnen bei Gott: ſie liebt Hilberten.

„Ein Schwur macht keine Unmöglichkeit möglich.“

Wollen Sie denn Hilberten glauben?

„Wenn Hilbert mir ſagte, Emilie ſey am Platfond . . .“

Aber, ſo nehmen Sie doch, mir zu gefallen, einmahl an; Emilie liebte einen Andern . . .

„Den Fall kann ich nicht annehmen, ſo gern ich auch wollte. Ich kann ja nichts abſolut Unmögliches als möglich vorausſetzen.“

Aber, lieber Baron, es wäre ja doch wohl möglich, daß Emilie Sie nicht liebte; und wenn ſie Sie nun nicht liebte . . .

„Sehen Sie, da machen Sie das Bedingte zur Bedingung!“

Lieber Gott, thun Sie mir es nur einmahl zu gefallen, und nehmen Sie den Fall an. Ich bitte Sie flehentlich darum.

„Gut, gnädige Frau; ich will es thun, um aus der Sache zu kommen. So muß ich alſo den Fall ſetzen, ich wäre raſend; denn anders läßt es ſich nicht machen.“

Nun denn, wenn Emilie Sie alſo nicht liebte — was wäre die Folge davon?

„Die Folge? Das iſt eine ſeltſame Frage! Folge? Das Ding hat keine Folge. Sie liebte mich nicht; das allein ließe ſich ſagen.“

Mich dünkt, es würde doch daraus etwas folgen; zum Beiſpiel: würden Sie dann Emilien heirathen wollen? — Sie glaubte ihn nun gefaßt zu haben, und ſah ihn ſcharf an.

„Heirathen? Aber, in aller Welt, was für höchſt ſeltſame Fragen können Sie thun! Man möchte die Geduld tauſend mahl verlieren. Heirathen, wenn ich ſie nicht liebte? Ich begreife doch gar nicht, durch welchen wunderlichen Zuſammenhang man nur einmahl auf die Idee kommen könnte, die Frage an ſich zu thun, ob man wohl ein Mädchen heirathen wolle, das man nicht heirathen wolle.“

Ich ſage ja nicht, ein Mädchen, das Sie nicht lieben, ſondern ein Mädchen, von dem Sie nicht geliebt werden.

„Aber ſehen Sie denn nicht, daß das vollkommen daſſelbe iſt? Ich liebe Emilien, oder Emilie liebt mich. Das iſt ja ſo eins, wie a iſt gleich a.“

Guter Gott, gieb mir Geduld! — So nehmen Sie mir zu gefallen noch einmahl an, Sie liebten Emilien, Emilie aber Sie nicht; was würden Sie ...?

„Gnädige Frau, in der That, ich ſtehe hier wie verſteinert. Das heißt: ich ſoll einmahl annehmen, daß ich Emilien liebe, und auch wieder nicht liebe. Laſſen Sie uns doch aufhören! Genug, Emilie liebt mich; denn ich liebe ſie.“

Alſo glauben Sie ſchlechterdings nicht, daß ein Mädchen einmahl in ihrer Treue gegen den Geliebten wanken kann?

Treue? das iſt etwas Anderes! Allerdings kann die Sinnlichkeit die geliebte Form leicht verdunkeln, und ein Mädchen treulos ſeyn.“

Gott ſey Dank! endlich! Nun ſo ſetzen Sie den Fall, daß Emilie die Form verdunkelt hat. War es nicht ſo?

„Ich verſtehe Sie; und das iſt hinlänglich. Ich ſoll alſo den Fall ſetzen, Emilie ſey unter meiner Abweſenheit liederlich geworden.“

Mein Gott, nein! Wer ſagt das? Liederlich nicht!

„Was denn?“

Nun, es giebt ja ein Drittes. Ich meine, Emilie hätte nur Neigung zu Hilberten. Verſtehen Sie mich?

„O ja; ich ſoll den Fall ſetzen, Emilie

wäre unter meiner Abweſenheit, nicht liederlich, aber doch wollüſtig geworden, und hätte Neigung liederlich zu werden.“

Aber, mein Gott, ſie ſoll ihn ja nur lieben.

„Lieben? — Wie oft ſoll ich das ſagen! lieben kann ſie nur mich! nur mich! Die Neigung — wenn Sie denn die thieriſche Empfindung ſo nennen wollen — die Neigung zu jedem andern Manne wäre nichts als Wolluſt, Hang zur Liederlichkeit.“

Die Frau von Koch ſeufzte; aber es war nicht anders: ſie mußte ihm folgen, wenn ſie ihren Zweck erreichen wollte. Gut alſo! Setzen Sie den Fall, Emilie wäre wollüſtig geworden, ihre Sinnlichkeit hätte ſich zu Hilberten gewendet, und ſie bildete, von dieſer Sinnlichkeit verführt, ſich nun ein, daß ſie Hilberten mit aller Leidenſchaft liebe. Und da Sie es auf keine andre Weiſe hören wollen, ſo muß ich es Ihnen auf dieſe ſagen: es iſt ſo! iſt in der That ſo!

Der Baron ſah die Frau von Koch ſtarr an. Endlich rief er: „Guter Gott! dieſe reine, fleckenloſe Seele wollüſtig! — O Gott ſagen Sie mir, hat ſie Hilberten oft geſehen?“

Sehr oft; alle Tage.

„Auch des Nachts, im Finſtern?“

Sind Sie unſinnig, Baron? Meinen Sie, daß Emilie, daß ich … Wahrhaftig, Sie ſind von Sinnen.

„Nun,“ ſagte der Baron gelaſſen, „wenn die Form ſichtbar iſt, ſo …“

Die Frau von Koch ſah ein, daß er ihr aufs neue entſchlüpfen würde; ſie gab daher geſchwind nach, ſo weh es ihr auch that, von Emilien ſo ſprechen zu müſſen. Ja, wenn Sie es ſo meinen, mit der Form. Das Gebüſch im Garten kann freilich alle Formen verwirren, ſo groß iſt die Dämmerung darin. Sehen Sie, das arme Mädchen wußte das Geheimniß mit der Form nicht. Sie ſind Schuld an ihrer Untreue. Warum ſagten Sie ihr nicht vorher, daß ſie mit Hilberten in der Sonne bleiben ſollte!

„Nicht das!“ erwiederte der Baron mit Kopfſchütteln. „Ach, ich glaubte, ihre Seele wäre zu rein dazu; ſonſt hätte ſie ſogleich Latein und den Generalbaß anfangen ſollen. Und das ſoll ſie noch! morgen ſchon! O, ich Unglücklicher!“

Ich bedaure Sie in der That, lieber Baron. Aber was fragen Sie nach allem Unglück! Ein Weiſer — wie heißt doch die Stelle, die Sie uns öfters angeführt haben? — Ich kann mir gar keine Vorſtellung davon machen, wie ein Mann das ſtandhaft ertragen kann!

„Sie haben auch Recht. Der Weiſe erträgt Unglück, Schande, Schmerz, Armuth, Verfolgung, und lächelt; doch er trauert, wenn eine ſo reine Seele zu Laſtern hinabſinkt!“

Aber, lieber Baron, was wollen Sie nun dabei thun? Ich ahne Ihren Entſchluß ſchon. Sie werden großmüthig Emilien, was es Ihnen auch koſten mag, Hilberten abtreten.

„Das wäre in der That ſehr unweiſe gehandelt! Das hieße Emilien unglücklich machen! Ich will Ihnen ſagen, was ich thun muß. Die Sinnlichkeit hat auf eine kurze Zeit Emilien den Anblick der reinen Schönheit entzogen. Mein Anblick wird in ihrer Seele die Sinnlichkeit erſticken, und ihre Liebe zu mir wieder erregen. Nach einiger Zeit wird ſie ſelbſt nicht begreifen, wie ſie hat glauben können Hilberten zu lieben.“

Ich ſage Ihnen, lieber Baron, Sie irren ſich ſehr. Emiliens Leidenſchaft iſt ſo ſtark, daß keine Macht ihr Herz von Hilbert losreißen wird. Und in dieſem Falle?

„Ueber Ihre wunderlichen Vorausſetzungen! Gut! in dieſem Falle will ich alles thun, was Sie wollen. Sind Sie nun zufrieden?“

O, Sie ſind der vortrefflichſte, edelmüthigſte Mann, den ich kenne!

„Aber glauben Sie mir, liebe Freundin, Sie haben Sich geirrt. Ich will Ihnen ſagen, wie alles kommen muß. Emilie wird heftig erſchrecken, wenn ſie mich ſieht. Ich werde ihre Hand nehmen, mit ihr an ein Fenſter treten, ſie bitten, mich anzuſehen, und ſie dann fragen: Emilie wollen Sie meine Gattin werden? Emilie wird ſich wie von einem bösartigen Zauber erlöſ't fühlen, und antworten: ich will Ihre Gattin werden. Was wollen Sie darauf wetten?“

Die Frau von Koch wurde blaß vor Schrecken und Aerger; denn Emilie hatte noch heute betheuert: ſie werde allen Menſchen zum

Trotze behaupten, daß ſie den Baron liebe. Der Eigenſinn des Mädchens traf ſeltſam mit der Grille des Barons zuſammen. Die Frau von Koch ſah nun wohl, daß ſie gefangen war, anſtatt ihn zu fangen. Sie hob aufs neue an zu verſichern, zu beſchwören, daß Emilie Hilberten zärtlich, unausſprechlich zärtlich liebe; aber der Baron war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er lächelte, und nur antwortete: „laſſen Sie Emilien kommen, ſo werden Sie ſehen, daß ich Recht habe.“ Frau von Koch wußte voraus, daß Emilie gerade ſo handeln würde, wie der Baron verſicherte. Sie verlor die Geduld, ſchalt den Baron, und weinte ſogar. Mitten in dieſer Unterredung rollte der Wagen mit Emilien auf den Hof, und die Frau von Koch wurde immer bleicher.

Emilie trat allein in das Zimmer, weil Iglou ſogleich in den Wald zu dem Wilden gegangen war. Sie erblaßte, als ſie den Baron erblickte. Er lächelte der Frau von Koch zu, faßte ſchweigend Emiliens zitternde Hand, führte ſie mit einem triumphirenden Blicke an ein Fenſter, ſtellte ſich vor ihr hin, hob ihr niedergeſchlagenes Geſicht in die Höhe, und ſagte ruhig: „ſehen Sie mich an, Emilie!“ Emilie that es. „Nun?“ — Die Frau von Koch unterbrach ihn. Ehe Sie ſprechen, noch ein Wort mit Emilien. Emilie, ich habe dem Baron geſagt, daß du Hilberten mit der allerhöchſten Leidenſchaft liebſt. Mache nicht mit einer Grille drei Menſchen unglücklich! Spiele nicht mit deinem Schickſale! Die Vorſehung hat es jetzt in deine Hand gelegt. Emilie, ſpotte ihrer nicht mit deinem Eigenſinne, der wahrhaftig ein Verbrechen iſt!

Der Baron ſagte: „Emilie, Ihre Phantaſie hat ſie verführt. Hier ſtehe ich jetzt vor Ihnen, und frage Sie: wem wollen Sie Ihre Hand geben? Hilberten oder mir?“ Emilie zitterte. Auf einmahl ſah ſie ihn offen, mit flammenden Augen an, und antwortete: Ihnen, Flaming! Ich habe Hilberten geliebt; aber jetzt liebe ich Sie. — „Nun, gnädige Frau? wer hatte denn Recht? Sehen Sie nun wohl, was die reine Form vermag, an die Sie nicht glauben wollen?“ Die Koch betrachtete ihn mit finſtern Blicken. Sie ſind ein Thor, rief ſie endlich mit Unwillen; und Emilie eine Thörin. Meinetwegen! — Sie verließ, außer ſich vor Verdruß und Aerger, das Zimmer; und noch im Gange rief ſie: macht euch unglücklich! ich bin unſchuldig.

Emilie ſtand vor dem Baron wie eine Verbrecherin. „Nicht wahr, Emilie,“ fragte er ſanft, und drückte ſie an ſeine Bruſt: „jetzt ſchämen Sie Sich Ihrer Verirrung? Aber, ſeyn Sie ruhig, Emilie; ich kenne ja Ihr Herz, und ich habe Ihnen vergeben.“ Dieſe Güte, anſtatt deren Emilie Vorwürfe erwartet hatte, vollendete des Barons Triumph. Emilie warf ſich vor ihm nieder, und rief ſchluchzend: nein, keine Reue kann groß genug ſeyn, mich Ihrer wieder werth zu machen. Ach, Flaming, ich habe Sie beleidigt, tief beleidigt. O, helfen Sie mir, lieber, edler Mann, meine Treuloſigkeit wieder gut machen.

„Das will ich, Emilie. Seyn Sie ruhig. Morgen ſollen Sie Latein anfangen, und Iglou wird ſie im Generalbaß unterrichten.“

Ja, ſagte Emilie; Beſchäftigungen! Ich will alles, alles thun, was ſie wollen. Gewiß, ich werde Sie lieben! — Sie ſchlang ihre Arme um ihn, und verging faſt an ſeiner

Bruſt vor Reue, vor Dankbarkeit und Wehmuth. Die Frau von Koch kam wieder, und ſah ſie in dieſer zärtlichen Stellung. Emilie, ſagte ſie unwillig: was biſt du mehr? eine Heuchlerin oder eine Unſinnige? — O Mutter! Mutter! rief Emilie; ich liebe ihn wieder! — „Hören Sie,“ ſagte Flaming; gerade wie ich es Ihnen voraus ſagte! — Die Frau von Koch lachte über das Mißverſtändniß, und weinte zugleich vor Verdruß.

Emiliens Betragen beſtärkte den Baron noch immer mehr in dem Glauben an ſeine Grillen. Er ſchob das Fremde, das Gezwungene ihrer Liebkoſungen auf ihre reuige Scham, triumphirte nun laut, und verfolgte die arme Frau von Koch mit einer Menge von Spötteleien über ihre Verſicherungen. An ſeinem eigenen Gefühle, als Iglou zu Hauſe kam, hätte er merken ſollen, daß die Frau von Koch Recht hatte. Iglou hörte unten im Hauſe, daß der Baron da ſey; und ſogleich ſtürzte ſie mit einem lauten Freudengeſchrei zu ihm in das Zimmer. Sie flog an ſeine Bruſt, knieete, ſprang wieder auf, jauchzte, weinte, und warf ſich in ſeine Arme, ſobald er ſie ihr nur entgegen hielt. Wohl tauſend Fragen that ſie an ihn, ohne eine Antwort zu bekommen.

Auch in des Barons Bruſt hob ſich eine reine Freude, ein ungemiſchtes inniges Wohlwollen für das fröhliche, glückliche Geſchöpf. Iglou war nicht von ſeiner Seite zu bringen; ſie verdrängte Emilien, die ſich auch geduldig verdrängen ließ. Sie aß nicht, ſie trank nicht, ſie ſprach nicht. Ihre Augen voll Gutherzigkeit, Glück und Liebe waren immer auf den Baron geheftet. Sie ſah und hörte nichts als ihn. Am Tiſche ſtand ſie hinter ſeinem Stuhle, ſeitwärts, daß ſie ihn betrachten konnte, und legte ihre Hand ſanft auf ſeine Schulter. Sie mußte ihn berühren. Von Zeit zu Zeit ſchlug auch er die von Dankbarkeit leuchtenden Augen auf ſie, und ein ſeelenvolles, heitres Lächeln empfing ſeine Blicke.

Emilie ſaß mit niedergeſchlagenen Augen ſtumm an ſeiner Seite. Sie verweigerte ihm ihre Hand nicht, aber bot ſie ihm auch nie. Wenn er ſie lächelnd anſah, ſo lächelte ſie wieder; allein man hätte ihr Lächeln für den Anfang des Weinens halten können. Der Baron erzählte, und Niemand hörte ein Wort.

Die Frau von Koch aß, ohne aufzuſehen, warf Meſſer und Gabel hin, und war müde bis zum Einſchlafen. Sie konnte ſich kaum überwinden, gute Nacht zu ſagen. Iglou hüpfte mit dem Lichte vor Emilien und dem Baron her. Sie ſpielte die halbe Nacht fröhliche Melodieen, und Emilie vergoß die halbe Nacht bittre Thränen.

Am folgenden Morgen ſtand Iglou mit der Dämmerung auf, und das erſte Geräuſch in des Barons Zimmer zog ſie hinein. Sie war noch außer ſich vor Freude. Der Baron fragte nach Emilien. Iglou antwortete; und dann ſagte ſie auf einmahl: ſiehſt du, die Weiße hat doch mein Herz nicht!

„Ihr Herz verirrte ſich. Sie liebt mich wieder.“

Mein Herz aber verirrte ſich nie; ich habe dich immer geliebt. Emilie hat mein Herz nicht; ſie liebt Hilberten.

„Jetzt nicht mehr, Iglou.“

Nicht mehr? Nun, ſo iſt ihr Herz unbeſtändig, wie eine Welle in der See. Ich hörte, wie ſie zu ihm ſagte: ich liebe den Baron nicht; ich liebe dich unendlich. Ihre blauen

Augen ſtanden dabei voll Thränen, und ihre Bruſt war voll Verzweiflung. Sie ſagte: ich muß vor Gram ſterben, wenn ich des Barons Gattin werde; aber ich will es werden.

Der Baron ſetzte Iglou weitläuftig aus einander, warum Emilie nicht ſterben würde. Iglou lächelte: wenn die Weiße deine Gattin wird, und der Gram ſie dann verzehrt, die Verzweiflung ihre Kräfte auftrocknet; wenn ſie nun da liegt, ihre ſchönen blauen Augen gebrochen und verloſchen ſind, das ſchöne Geſicht bleich, ſtarr und kalt — wird es dich tröſten, wenn du ſagſt: ſie liebt mich? Sieh hin, wie bleich ſie iſt, wie ihr Auge immer voll Thränen hängt, wie ſie mit Heftigkeit die Arme um mich ſchlingt, als ſuchte ſie in einem fremden Herzen die Ruhe, die das ihrige nicht hat! Iſt das Liebe? Sie liebt Hilberten, theurer Herr.

„Du ſollſt ſehen, Iglou, ſie wird mir ihre Hand geben.“

Das wird ſie, und dann ſterben. Konnte ich doch dich verlaſſen; liebe ich dich darum nicht?

„Ein Anfall von Wolluſt hat Emilien ...“

Wolluſt? rief Iglou erſtaunt; Wolluſt? O, theuerſter Herr, ich bitte dich. Ach, Emiliens Herz iſt ſo rein, wie das Feuer der Sonne, ſo rein wie das meinige, rein, wie der azurne Himmel. Ich kenne Emilien, Herr. Ihre Unſchuld iſt fleckenlos, himmliſch. Kein unreiner Gedanke hat je ihre Seele bewegt. Liebſter Herr, tödte Emilien; aber läſtre ihr reines Herz nicht. — Der Baron gerieth in Verwirrung.

Nun erzählte Iglou ihm die Scene zwiſchen Emilien und Hilberten, wobei ſie Zeuge geweſen war, und ſagte dann: ſie liebt Hilberten; ſie opfert dir ihre Liebe, und wird ſterben... Iglou ſchlug ihn ganz aus ſeinen Vortheilen; denn ſie ſetzte ſein Herz in Bewegung. Er ſah die ſterbende Emilie, und ſein Herz zerfloß in Mitleiden; er ſah auch die untreue Emilie, und Schmerz und Eiferſucht fielen mit ſcharfen Biſſen ſein Herz an. Aber dennoch hob ſein Syſtem ſich wieder aus dem Mitleiden und der Eiferſucht ſiegend empor. „Es iſt nicht möglich, Iglou!“ ſagte er mit ſtarren, kummervollen Blicken. — Ach, wie es möglich iſt, daß ſie aufhören konnte, dich zu lieben, das weiß ich nicht, das kann ich nicht wiſſen. Aber hat ſie dich geliebt? jemals geliebt? Ich glaube es nicht. Dankbarkeit! Auch die nicht einmahl; denn ich weiß, was Dankbarkeit iſt. Sie iſt ſehr, ſehr unglücklich!

Der Baron fing an tiefſinnig zu werden. Was er der Frau von Koch nicht geglaubt haben würde, und wenn ſie eines Engels Zunge gehabt hätte, das fing er an, bei Iglous Thränen nicht mehr ganz unmöglich zu finden. Er machte zwar ſeiner Iglou die gewöhnlichen Einwürfe; ſie ließ ſich aber nicht darauf ein, ſie zu beſtreiten, ſondern wendete ſich allemahl wieder an ſein Herz. Ach, ſagte ſie treuherzig, du kannſt in Allem, in der Hauptſache, Recht haben; aber wenn du dich in einem kleinen Nebenumſtande geirrt hätteſt, und Emilie, die gute, die unſchuldige, unglückliche Emilie, ins Grab ſänke, weil du glaubteſt nicht irren zu können! Ich ſehe ſie, wie ſie dir die zitternde Hand giebt, ſchweigt, Kummer und Thränen verbirgt, verzweifelt und ſtirbt! O denke dir, ich ſollte eines andern Mannes Weib werden! Gewiß, ich verginge!

„Aber Iglou, ſie würde mich lieben lernen.“

Habe ich dich vergeſſen lernen? Das Herz lernt nichts; es iſt, was es iſt. Ich liebte dich; und habe dich nicht lieben gelernt. — Der Baron ſchwieg. — Iglou hob wieder an: ich bitte dich, ehe du handelſt, prüfe Emiliens Herz, prüfe ihre Liebe!

Sobald der Baron allein war, erwachten alle natürlichen Gefühle ſeines Herzens in ihrer ganzen Stärke: Eiferſucht, Liebe, Mitleiden, Großmuth. „Emilien Hilberten geben?“ ſagte er. „Nein! Der Verführer! Bei Gott! ihr Herz war mein. Der Heuchler hat es mir geraubt, wenn es nicht mehr mein iſt! . . . . Aber Emilie ſterbend! Schrecklich! . . . Doch, kann Iglou nicht irren?“ — Er beſchloß, Emilien zu prüfen, und ging ſogleich zu ihr. „In Thränen, Emilie? Und ich bin da? Sind Thränen der Empfang des Mannes, den Sie lieben?“

Emilie ſchlug die Augen nieder. Laſſen Sie mich weinen, lieber Baron. Habe ich nicht zu bereuen, daß ich Sie nur einen Augenblick vergeſſen konnte?

„Und jetzt, Emilie?“

Ich werde Sie, ich werde mich nie wieder vergeſſen. Jetzt bin ich meines Herzens gewiß. — Sie ging, als er ſie in den Garten führen wollte, geduldig wie ein Lamm mit ihm. Er brauchte hundert Wendungen, ſie zu fragen, ob ſie ihn liebe. Emilie blieb ihrem Entſchluſſe getreu, und antwortete immer auf eine Weiſe: ſie liebe ihn, und wolle ſeine Gattin werden. „Gut, liebe Emilie!“ ſagte er auf einmahl; „ſo laſſen Sie uns alle Zweifel heben: meine, Ihre, und unſerer Freundin, der Koch. Geben Sie mir noch heute Ihre Hand.“ Emilie erſchrak, und wurde blaß. Sie antwortete zitternd: ich bin bereit! Auf einmahl ſagte ſie entſchloſſen, mit funkelnden Augen und in einer edlen, herrſchenden Stellung: ja, ich bin bereit! dieſen Augenblick, wenn Sie wollen! Sie reichte ihm beide Hände, und ſank an ſeine Bruſt. „Ich wollte doch,“ dachte der Baron, „Iglou hätte das gehört und geſehen!“ Er ſchloß Emilien zärtlich in ſeine Arme, und ſagte: Genug, Emilie! Ich kenne Sie nun ganz. Heute nicht, morgen nicht! Sie ſollen ſich erſt völlig erholen.

„Nun Iglou," ſagte der Baron nachher, als er ihr ſeine Unterredung mit Emilien erzählte: „glaubſt du jetzt, daß ſie mich liebt?"

Iglou ſchüttelte den Kopf. Ich wollte, du könnteſt Emilien einmahl mit dem Gegentheile prüfen.

„Du biſt eine Närrin mit deinem Gegentheile! Jetzt redet und macht, was ihr wollt: ich bin Emiliens Herzens gewiß. Wie hab' ich nur zweifeln können bei der Evidenz meines Syſtems!" — Iglou redete wieder ſo nachdrücklich auf ſein Herz ein, daß von neuem ein kleiner Zweifel bei ihm rege wurde. Er ſuchte Emilien auf. Das arme Mädchen hatte nun durch das Betragen des Barons alle, auch die geheimſten Hoffnungen verloren, und eben das gab ihr Muth, das Opfer ihrer Liebe, ihres Herzens und ihrer Hand mit Anſtand zu bringen. Ich bin unglücklich, ſagte ſie, und rang die Hände; aber ich will ihn nicht unglücklich machen. Nein! nein! (Sie trocknete mit Heftigkeit die Augen.) Keine Thränen! meine Augen ſollen trocken ſeyn. (Sie legte heftig die geballte Hand auf die Bruſt, als ob ſie das widerſtrebende Herz niederdrücken wollte.) Still!

ſtill, Herz! — ſagte ſie bitterlächelnd; du ſollſt!

Der Menſch treibt, wenn er im Gange iſt, alles zu weit; ſelbſt ſeine Tugenden. So auch Emilie. Sie ſuchte, obgleich ihre Bruſt zerriſſen war, dennoch heiter zu ſcheinen, kleidete ſich ſehr reitzend an, wozu die Verzweiflung ihr Kräfte lieh, und wendete alle Kraft ihres Lebens auf ein Schauſpiel, das ihr Gewiſſen ihr zur Pflicht machte.

Jetzt kam der Baron mit ſeinen neuen Zweifeln. Emilie flog ihm entgegen an ſeine Bruſt. „So geſchmückt?“ fragte er; und ſie lächelte, obgleich ihr Herz in dem Lächeln beinahe brach. — Soll Ihre Braut ſich nicht ſchmücken? erwiederte ſie mit einer ziemlich natürlichen Heiterkeit. Emilie ließ einige kleine Seufzer nur bis an ihre Lippen bringen, und ſpielte ſonſt ihre erhabne, ſchwere Rolle ſo gut, daß der Baron in Entzücken zerfloß. Jeder Mann würde getäuſcht worden ſeyn; und nun gar Flaming mit ſeinem Syſteme! — Emilie hing an ſeinem Arme, und drückte ihm die Hände. Sie rang wie eine Verzweifelte, und ſiegte über ihren Schmerz. — Es giebt Angenblicke, in denen der Menſch ſeine Allmacht fühlt. Emilie hatte dieſen Augenblick; und das Bewußtſeyn, welche Stärke ſie hätte, und welcher Aufopferung ſie fähig wäre, miſchte zu der Hoffnungsloſigkeit in ihrem Herzen den hohen Triumph der Tugend. Sie fühlte, was ſie konnte, und eben durch dieſes Gefühl konnte ſie noch mehr. Einige Stunden lang hielt ſie ihre Rolle ſo gut, daß ſie ſogar die Frau von Koch täuſchte. Du Flatterhafte! ſagte dieſe nach Tiſche; und Emilie hatte den Muth zu antworten: Liebſte Mutter, in der That, ich habe mich geirrt. Ich liebte den Baron mehr, als ich dachte.

Flaming war außer ſich vor Entzücken. Er fühlte ſich in dem Beſitze Emiliens, die er wirklich liebte, aus tauſend Urſachen glücklich; und jetzt war er ihrer Liebe ſo gewiß, auf dieſe unzweideutige Art ſo gewiß! „Nun, Frau von Koch?“ ſagte er.

Sie haben Recht gehabt, erwiederte dieſe, ob ich es gleich nicht begreiſe.

„Sie begreifen es noch nicht? Mein Gott, mich dünkt, es ließe ſich nun mit Händen greifen. Ich führte Emilien ans Fenſter. Die

Form der Schönheit in ihrem Gemüthe mußte . . .“

Sie haben Recht; nur bleiben Sie mit Ihren Formen weg!

Iglou allein ließ ſich nicht täuſchen. Sie hielt ſich an Emiliens und Hilberts Geſpräch, an Emiliens ihr nicht verhehlte Thränen und Seufzer, an ihre eigene Empfindung; und immer ſagte ſie zu dem Baron: ſie liebt dich nicht; ſie wird ſterben!

Der Baron wurde endlich heftig. „Iglou, glaube mir, ich habe ihr Herz geprüft.“

Ihren Muth; nicht ihr Herz. Prüfe ihr Herz, und du wirſt erfahren, daß ſie Hilberten liebt.

„Sie liebt mich. Du ſollſt ſehen, morgen wird ſie mir ihre Hand geben.“

Das wird ſie; aber prüfe ſie, ob ſie dir ihr Herz giebt.

„Iglou, du biſt ſehr zankſüchtig geworden! Was nennſt du denn: ihr Herz prüfen?“

Ja, ich fühle es wohl; aber ich weiß es nicht zu ſagen. Der Schmerz prüft es nicht; denn ich ſehe, ſie iſt entſchloſſen, jeden Schmerz mit Lächeln zu ertragen. Die Freude allein könnte es. Auf Freude, auf Glück iſt ſie nicht gefaßt. Du würdeſt ſehen, daß ich Recht habe, wenn man ihr ſo auf einmahl die Gewißheit geben könnte, daß ſie Hilberts Gattin werden ſollte.

Der Baron lachte. „Ich ſchwöre dir, Iglou, ſie ſagte nein!“

Gewiß nicht, wenn ſie glaubte, es wäre dein Wunſch, du liebteſt ſie nicht mehr. Sie würde mit dem Entzücken des Himmels in Hilberts Arme ſinken, das weiß ich. Wäre die Probe nur möglich!

„Möglich? warum nicht möglich? Aber ſie iſt unnütz. Ich wollte, Hilbert wäre zur Stelle.“

Hilbert iſt in Burggräfenrode. Ich habe geſtern ſeinen Jäger geſprochen.

„Gut, Iglou, ich will dich überzeugen. Wie ſange ich es wohl am beſten an?“ —

Aber Emilie muß nicht merken, daß ſie geprüft werden ſoll, nicht merken, daß du ſie mit dem kleinſten Opfer glücklich machen willſt. Sie muß glauben, daß du ſie nicht mehr liebſt.

Der Baron lachte wieder. „Ich will es ihr wenigſtens ſagen. — Was ihr für ſeltſame

Menſchen ſeyd! Du ſollſt ſehen, daß ich meine Rolle vortrefflich ſpielen werde!"

Sie liebt Hilberten, ſage ich dir.

„Ungläubige Iglou!" erwiederte der Baron lächelnd.

Er überſann den Plan, bildete ihn aus, und theilte ihn Iglou mit, die ihn dann noch verbeſſerte. Nun wurden alle Anſtalten getroffen, und der Baron harrte ſehnlich ſeinem Triumphe entgegen. „Liebe Emilie," ſagte er, „wollen Sie mich nicht ſchon morgen zum glücklichſten Manne machen? oder, Liebe, wünſchen Sie noch Aufſchub?" — Emilie erwiederte leiſe: ich wünſche nichts, als was Sie wünſchen. Morgen, lieber Baron, morgen oder heute. Und gewiß, ſetzte ſie mit erſtickter Stimme hinzu: nie ſoll am Altare ein Mädchen geſtanden haben, das feſter entſchloſſen geweſen iſt, ſeine Pflichten zu erfüllen! Morgen bin ich Ihre Gattin. Gott, daß ich Sie glücklich machen möchte! — Sie legte ſich an ſeine Bruſt.

„Daß doch Iglou niemals Zeuge von ſo etwas iſt!" dachte der Baron, als er Emilien an ſeinem Herzen hielt. „Das ſollte ſie hören:

wie würde ſie ſich dann ihrer Zweifel ſchämen!" — Der Prediger wurde auf den folgenden Tag zur Trauung beſtellt. Die Frau von Koch widerſetzte ſich zwar; aber Emilie drang durch. Emilie! ſagte die Frau von Koch, als ſie ihre Freundin einen Augenblick allein hatte, mit warnender Stimme: „Emilie! haſt du auch überlegt? haſt du dein Herz geprüft?"

Ich werde es morgen prüfen! erwiederte Emilie lächelnd.

„Morgen erſt? — Emilie, Emilie! du wagſt alles! Ich bitte dich"

Ich wage nichts, liebe Mutter, wozu ich nicht Kraft in mir fühle. Glauben Sie mir, ich bin ſo ſchwach nicht, wie Sie denken, auch ſo unglücklich nicht, wie Sie glauben.

„Und du zitterſt, Emilie?"

Zitterten Sie nicht, als Sie dem Fürſten Ihre Hand zum ewigen Bunde reichten?

Iglou ging mit ihrer Laute zu dem Wilden, und ließ Hilberten durch den Förſter ſagen, daß ſie ihn auf einen Augenblick zu ſprechen wünſchte. Hilbert kam, und ſein Anblick erregte ihr Mitleiden. Sein Geſicht war bleich, ſeine Augen erloſchen, ſein Gang langſam.

Iglou ging ihm entgegen, ergriff ſeine Hand, und fragte ihn: biſt du überzeugt, Hilbert, daß Emilie dich liebt? — Er ſah Iglou lange an. „Warum fragſt du das, Iglou? ... Doch dein Herz kennt das Unglück. Ja, ich bin überzeugt, daß ſie mich liebt.“

Haſt du Muth, für Emiliens Beſitz morgen ...

„Für Emiliens Beſitz? Muth, Iglou, in den Tod zu gehen! Sag, was ſoll ich.“

Geduld! Haſt du Muth, für die Hoffnung auf Emiliens Beſitz — ſo wollte ich ſagen — vielleicht Zeuge zu ſeyn, daß ſie des Barons Gattin wird?

Für die Hoffnung? So iſt noch Hoffnung da? O, für dieſe Hoffnung, Iglou, will ich ... Rede!“

Komm morgen um acht Uhr an die Linde im Garten. Du findeſt einen Kahn, und ſchiffeſt über. Im Garten bei der großen Linde erwarte ich dich. Nicht früher als um acht Uhr, nicht ſpäter! Du ſchweigſt, Hilbert, und hoffeſt. Mit Niemanden mußt du ſprechen, ſelbſt nicht mit Emilien, wenn der Zufall ſie etwa in den Garten führen ſollte. Morgen iſt Emiliens Hochzeit.

„Hochzeit, Iglou?“

Hochzeit mit dem Baron! Du ſchweigſt und hoffeſt. Haſt du mich verſtanden?

„Hochzeit mit dem Baron? Und ich ſoll hoffen? . . . Iglou, ſpotte keines Menſchen, der verzweifelt!“

Schweig und hoffe! Es iſt die letzte Hoffnung, Hilbert. Noch einmahl: haſt du Muth auf ein Vielleicht Emilien am Altare, ja auch wohl als des Barons Gattin zu ſehen? Und wenn ſie das würde — haſt du dann Stärke genug, ihr Herz nicht mit dem Anblicke deiner Verzweiflung zu zerreißen? Haſt du Muth, für die Hoffnung, Emilien dein zu nennen, ruhig zu ſehen, daß ſie auf ewig für dich verloren iſt? Antworte!

Verloren, und hoffen? Ich beſchwöre dich, unbegreifliches Geſchöpf, rede deutlicher! Bedenke, daß dieſe Ungewißheit zerſtörender iſt, als meine Verzweiflung. Sie wird von hier bis morgen mein ganzes Weſen vernichten.“

Ich habe den Plan, dich und Emilien glücklich zu machen; nur das kann ich dir ſagen.

Es iſt möglich, daß er mißlingt; und dann bedarf Emilie des Troſtes, dich gefaßt zu ſehen. Haſt du Muth, wie dein Schickſal auch fällt, muthig zu ſcheinen?

Hilbert faßte Iglou's Hände, benetzte ſie mit Thränen, und drang mit Bitten und Beſchwörungen in ſie, ihm ihren Plan zu entdecken. Sie wendete ſich hin und her, weil ſie des Barons ſo gut, wie Hilberts zu ſchonen hatte. Genug, ſagte ſie endlich verſichernd: du haſt Urſache zu hoffen. Um acht Uhr morgen früh an der Linde! an der großen, die ſich über die Nieder beugt! — Sie verließ ihn ſchnell, weil ſie ſich zu ſchwach fühlte, ſeinen Thränen, ſeinen Bitten länger zu widerſtehen. Nun ſagte ſie dem Baron, daß ſie auf eine gute Art Hilberten nach Büdesheim bringen würde. „Iglou,“ erwiederte er, „du wirſt ſehen, es iſt vergeblich. Sie liebt ihn nicht. Wäreſt du nur zugegen geweſen!“

Iglou ſagte ruhig: Wohl denn! ich bin dann überzeugt, und du ebenſalls, daß du Emilien nicht unglücklich machſt. Dieſe Probe iſt nöthig, ſo nöthig, wie wir ſie verabredet haben. Die Koch, Hilbert, Emilie — Alle werden dann ſehen, daß du dein Glück nicht auf das Elend Anderer bauen willſt. Hilbert wird weinen; aber er wird dich ſegnen. Und deine Iglou? o, die iſt glücklich, wenn du es biſt. — „Ich werde es ſeyn!“ ſagte der Baron.

Die arme Emilie war nun, als ſie ſich allein auf ihrem Zimmer befand, der Raub ihrer zerſtörten Hoffnungen. Die Nähe ihres vollendeten Unglückes entriß ihrem Herzen Seufzer, die ſie vergebens unterdrücken wollte. Ihre Kraft ermattete nun, und ſie erlag, ſchwach wie ein Kind, unter ihrem Schmerze. Iglou kam endlich in das Zimmer. Sie ergriff ihre Laute, und verſuchte den Gram der Unglücklichen zu mildern. Ihr Buſen brannte von Liebe zu Emilien, von Mitleiden und Freude; und doch mußte ſie ihre Freude verbergen, und durfte Emiliens erſtorbene Hoffnungen nicht wieder beleben. Sie nahm die Laute, und ſang mit ihrer reinen Stimme zu einer ſanften, ruhigen Melodie:

Du weinſt, du ringſt verzweiflungsvoll die Hände,
Und hoffnungslos ſchlägt dir das bange Herz:

Wenn nun ſchon längſt dein Schutzgeiſt bei dir ſtände,
Zu lindern und zu enden deinen Schmerz?
Verzweifle nicht, wenn auch das Herz dir bricht!
Dein Schutzgeiſt eilt; hoff', und verzweifle nicht!

Emilie merkte Anfangs nicht auf dieſe Worte, obgleich Iglou ſie mehrere mahle ſpielte. Endlich fragte ſie: „hab' ich auch einen Schutzgeiſt?“ Iglou flog auf ſie zu, und rief herzlich: wenn du auch keinen hätteſt, Emilie; ich will dein Schutzgeiſt ſeyn!

„Recht, Iglou! du haſt die Farbe meines Geſchickes. Du biſt mein Schutzgeiſt.“

Ja dunkel iſt meine Farbe, aber hell meine Hoffnungen. Ich will dein Schutzgeiſt ſeyn, und ſo dir zurufen: Emilie, hoffe! hoffe!

Iglou rief die Worte in einem ſo Vertrauen erregenden Tone, daß Emilie aufſah und einen ſcharfen Blick auf ſie warf. „Hoffe?“ fragte ſie; „kannſt du machen, daß morgen nicht iſt, nicht wird?“

Das wollte ich nicht, wenn ich es auch könnte, weil ich dein Schutzgeiſt bin. Aber dein Schutzgeiſt ruft noch einmahl: Emilie, hoffe! Thränen, Emilie, ſind die Ausſaat, Freuden die Ernte. Soll ich dir das Lied ſingen?

„Nein, deine Laute ſtimmt nicht.“

Meine Laute ſtimmt, Emilie; aber dein Herz . . .

„So ſtimme die Laute nach meinem Herzen! Ach, dann würde ihr erſter Laut mich tödten. Ich bitte dich Iglou, nenne das Wort Hoffnung nicht wieder, und laß uns ſchlafen. Du weißt nicht, wie ſehr ich müde bin.“

So ſey dein Schlummer ſüß! ſagte Iglou, und zerfloß in Thränen; dein Schutzgeiſt wird für dich beten!

Emilie hatte noch kein Auge geſchloſſen, als der ſchreckliche Morgen erſchien. Sie hörte das Gezwitſcher der erwachenden Vögel, den Schlag der Nachtigall, die vor ihrem Fenſter brütete, mit fürchterlicher Angſt. In Burggräfenrode fing es an zu läuten. „Läuteſt du zu meinem Tode, Hilbert?“ fragte ſie, und ſtarrte über den Wald hin. Jetzt ſchien ſie ſich von allen Menſchen verlaſſen, und fing an laut und ſchmerzlich zu weinen. Iglou ſprang von ihrem Lager auf, und faßte Emilien in ihre Arme. Unglückliche, ſagte ſie ſchnell und heftig: weine nicht! Du brichſt mir das Herz! Sieh da! da! (Sie zeigte auf die Linde an der Nieder.) Der Ewige gießt Licht auf die ganze Erde; meinſt du, er habe dein Herz allein vergeſſen? Sieh, wie es durch die dunkeln Wolken bricht! Iſt dein Kummer undurchdringlicher? Hoffe, Emilie! Du haſt der Treue dein Herz zum Opfer gebracht; wird der Ewige, der auf den guten Willen ſegnend herabſieht, dies Opfer zerſchmettern, weil du es bringſt, du Stolze? Hoffe, Emilie, um nicht zu erröthen, daß du verzweifeln konnteſt! Noch einmahl: hoffe!

Emilie warf einen nachdenkenden Blick auf Iglou, deren Augen flammten, und deren Stimme erhaben, rührend, voll Zuverſicht war. Ein Strahl von Hoffnung traf doch einen Augenblick ihr Herz; aber der Gedanke, daß Iglou gar nicht einmahl wiſſe, warum ſie traure, verſchlang ihn wieder. Sie ſagte: kennſt du meine Thränen, Iglou? Iglou erwiederte lächelnd: komm Emilie! ich will dich ankleiden helfen. Sey ſtark! Du wurdeſt zu

Leiden, zu Hoffnungen, zu Freuden geboren; und zu allem gehört Kraft. Komm, ſey ſtark! du biſt es meinem gütigen Herrn ſchuldig.

Die letzten Worte erinnerten Emilien wieder an ihren Entſchluß, das große Opfer mit Standhaftigkeit zu bringen. Sie trocknete ihre Augen, und ſammelte allen ihren Muth. Iglou ſah Emiliens bitterm Kampfe mitleidig zu, und hätte ihr gern ihre Hoffnungen mitgetheilt; aber ſie ſcheute des Barons Veränderlichkeit, und ſelbſt Emiliens Starrſinn. Emilie kleidete ſich an, wobei Iglou ihr half. Als ſie fertig war, brachte Iglou eine Brautkrone hervor. Emilie wurde bleich; doch faßte ſie ſich wieder. „Zeig einmahl,“ ſagte ſie; „was haſt du zur Krone genommen?“ — Iglou erwiederte lächelnd: das menſchliche Leben; einen Kreis von Hoffnungen und Thränen: Roſenknoſpen in einen Zypreſſenzweig geflochten. Es ſoll dich lehren, Emilie, bei den Thränen an die Hoffnungen, und bei den Freuden an die Thränen zu denken. — „Muß auch ich an Hoffnungen denken?“ fragte Emilie. „Doch ja; an die Hoffnung, daß der Kranz welkt. Setz ihn mir auf, Iglou.“ So ſpielte Iglou mit Emiliens

liens Kummer, und hielt ſie dadurch im Zimmer, weil ſie fürchtete, daß der Baron ſich verrathen möchte. Nun flog ſie auf eine Viertelſtunde zu dem Baron hinunter, und fand ihn nachdenkend ſitzen. So nahe ſeinem Glücke, ſo nahe der Stunde, da er die ſchönſte Celtin in ſeine Arme ſchließen ſollte; und nun! — Er fing an es zu bereuen, daß er verſprochen hatte, Emiliens Liebe auf die Probe zu ſetzen. „Iglou,“ ſagte er; „ſollte die heutige Probe Emilien nicht beleidigen?“ Iglou bemerkte ſeine Unruhe, ſeine Reue, und zitterte für ihn und für Emilien. Mit wankender Stimme, mit ſchlagendem Herzen, ſagte ſie die erſte Unwahrheit in ihrem Leben. „Das glaube ich kaum. Beleidigen? wenn du ihr lieber entſagen, als ſie unglücklich ſehen willſt? Zwar fange ich an zu glauben, daß du Recht haſt, daß Emilie dich liebt. — „Mich liebt?“ fiel der Baron ein; und ſein Geſicht erheiterte ſich: „nein, Iglou, ich verlange Gewißheit. Wir wollen die Probe machen; du ſollſt dich überzeugen.“ Iglou erhielt dieſen Gedanken bei ihm lebendig.

Als der Prediger kam, holte Iglou Emilen ab, faßte ſie in ihre Arme, und ſagte: der Prediger iſt da! Nun Emilie ſey ſtark, ſey groß! Emilie fragte zitternd und ängſtlich: und ich ſollte hoffen? — Hoffnung iſt der Lohn der Stärke! erwiederte Iglou.

Mit jedem Schritte, den Emilie dem Baron näher kam, glaubte ſie, die Erde ſänke unter ihren Füßen. Die Frau von Koch, der ſie ſich in die Arme warf, fliſterte ihr leiſe zu: Emilie, noch iſt es Zeit, dich zu retten! Dieſe Worte gaben Emilien ihre Faſſung wieder. Sie wendete ſich zu dem Baron, und ſagte leiſe, mit einem Tone, den er für zärtlich hielt, der aber aus einem troſtloſen kranken Herzen kam: hier iſt meine Hand!... und hier mein Herz! ſetzte ſie mit einer Umarmung ſchnell hinzu.

Man ging auf den Saal. Emilie war blaß, und zitterte, wie jede unſchuldige Braut. Der Prediger trat mit der Agende an den Tiſch; und nun fing der Baron, der ſeiner Sache jetzt völlig gewiß war, mit feſter Stimme an: „Bis hieher, Emilie! Die Stärke, deren Sie über ihr Herz fähig waren, ſey meine Rache und Ihr Triumph. Sie lieben mich nicht, Emilie; Sie lieben Hilberten. Ihre Pflicht hat ſie bis hieher geführt; nun führe die Liebe Sie vor den Altar. Sie ſind frei, Emilie; der Prediger iſt da, der Altar wartet ihrer…“

Und hier iſt Hilbert! rief Iglou, die in dieſem Augenblicke mit Hilberten in die Thür trat. Emilie ſtand wie eine Bildſäule, mit ſchlaff hangenden Armen, da. Ihre Farbe wurde immer weißer und weißer, als der Baron ſprach. Er glaubte, ſie ſollte ihn unterbrechen; aber ſie ſagte kein Wort, und nur ihr Buſen flog in großer Bewegung. Bei Iglou's Ausruf: hier iſt Hilbert! ſchrak ſie zuſammen, und hob die Arme auf, als ob ſie ſich vor ihm ſcheute. Sie warf einen unbeſchreiblichen Blick auf den Baron, neben dem Iglou ſtand, und ſtreckte ihm die Arme entgegen.

„Siehſt du, daß ich Recht habe?“ fliſterte der Baron Iglou zu, ohne ſeinen Blick von Emilien abzuwenden. „Siehſt du, wen ſie liebt?“ — Auf einmahl goß ſich Leben in die Bildſäule. Emilie eilte freudig auf Flaming zu, und ſank ihm zu Füßen. O, iſt es wahr, edelſter der Menſchen? rief ſie; und neben ihr lag Hilbert auf den Knieen vor dem Baron: iſt es wahr? O, gütiger Gott! iſt es kein Traum?

„Emilie,“ ſagte der Baron, ſehr beſtürzt über die Scene: „beruhigen Sie Sich! Sagen Sie doch deutlich, was Sie wünſchen.“

Wünſchen? O, großmüthigſter der Menſchen, hab' ich noch etwas zu wünſchen? Haben Sie nicht alle Wünſche dieſes Herzens geſättigt? O Gott! Hilbert ſoll mein ſeyn! — Mit dieſen Worten ſank ſie in Hilberts Arme. Sie rief: o, geliebter Hilbert! und er: o theure Emilie!

Siehſt du? ſagte Iglou mit funkelnden Augen: ſiehſt du, daß ſie ihn liebt? — Sie eilte in der Liebenden Umarmung. Die Frau von Koch ging ſchnell auf den Baron zu, umarmte ihn mit thränenden Augen, und ſagte: Flaming, bei Gott! die Erde trägt einen ſo edlen Mann nicht mehr als Sie. O, wahrhaftig, auch ich möchte knieen und Ihnen die Hände küſſen. — Sie fiel mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit wirklich auf die Kniee vor ihm. Der Baron ſtand wie verſteinert da, und warf finſtre Blicke umher. Der Prediger kam und gratulirte ihm zu ſeiner edlen That mit vielen Verbeugungen; dann wünſchte er dem liebenden Paare Glück zu der ſo ſchnellen Verbindung. Er ging immer um die Knieenden her, und hörte nicht auf ſich zu verbeugen. Endlich fragte er: iſt es denn Eurer Gnaden Wohlmeynen, daß Dieſelben ſogleich getrauet werden wollen? In dem Falle müßten Sie Sich doch wohl ein wenig von der Erde erheben. Er merkte am Ende wohl, daß er tauben Ohren redete, und ſagte es nun auch der Frau von Koch. Ja wohl! rief die: auf der Stelle! Sie zog Emilien und Hilberten in die Höhe. Emilie ſchloß den Baron freudetrunken in die Arme; und Hilbert drückte deſſen Hand an ſeine Lippen. Der Baron ertrug alles geduldig, und ſah ſtarr vor ſich hin, ohne eine Bewegung zu machen.

Die Frau von Koch zog nun das Paar zu dem Prediger. Alles war im höchſten Taumel der Freude, und niemand merkte, wie wenigen Antheil der Baron nahm. Nach der Traunngs-Ceremonie, der Flaming mit ſtarren Augen zugeſehen hatte, hüpfte Emilie ſogleich zu ihm, und rief frohlockend:

nun! nun, edelſter Mann! Jetzt erwachte er endlich halb aus ſeiner Betäubung. „Alſo, Sie lieben mich nicht?“ fragte er mit trauriger Stimme; und in dem Augenblicke rief Iglou Emilien zu: „hoff und verzweifle nicht!“ damit ſie des Barons Frage nicht hörte. Emilie flog in Iglou's Arme. Ach, mein Schutzgeiſt! geliebte Iglou! Du wußteſt es, du Grauſame! und ließeſt mich verzweifeln! — Mit einem lauten und langen Ach! erwachte denn endlich der Baron aus ſeiner Träumerei. Die Frau von Koch hängte ſich den Augenblick an ſeinen Arm, und rief: in den Garten! Man folgte ihr; aber der Baron ging, als er an ſeiner Thür war, mechaniſch in ſein Zimmer, warf ſich da auf einen Stuhl, und fing aufs neue an, vor Verdruß, Scham, und Kummer in ſeltſame Grillen zu verſinken. Der arme Flaming war wie vernichtet.

Iglou kam, und erzählte ihm, wie Emilie, wie Hilbert ihn anbeteten, wie innig ſie ſeine Großmuth bewunderten; daß Emilie ihn den beſten der Menſchen, und Hilbert ihn einen Gott auf Erden nennte. Aber, ſo wohl ihm das auch that, ſo heilte es dennoch ſeine

Wunde nicht. Er war von zu vielen Seiten, und ſo unvermuthet getroffen. „Eine ſo reine Celtin!“ rief er; „o Himmel! in den Armen eines — höchſtens nur Halb-Celten! Ach, ich könnte ihr Brautbett mit eben der Trauerempfindung betrachten, wie das Schlachtfeld bei Tübingen!... Wie wird nun die Frau von Koch über meine Form der Schönheit ſpotten! Und hat ſie nicht Recht dazu? Da geht das ganze ſchöne Syſtem verloren! Hätte Emilie die Harmonie verſtanden! gewiß wäre ſie mir dann nicht untreu geworden.“ — Er hatte nun an ſeinen Syſtemen, in welche Emilie mit ihrer Treuloſigkeit große Lücken geriſſen hatte, ſo viel auszubeſſern, daß er ſeinen Schmerz nur halb fühlte. Die Sache war nun einmahl geſchehen; er ſpielte daher den Großmüthigen fort, und Iglou verrieth ihn nicht mit einem Blicke. Die beiden Liebenden verehrten ihn in der That mit der allerheißeſten Dankbarkeit und Freundſchaft. Frau von Koch erzählte ihnen in ſeiner Gegenwart ihre Unterredung mit ihm. Warum, fragte ſie dann, behaupteten Sie denn aber ſo heftig das Gegentheil von dem, was Sie doch wußten?

„Ich wollte Emilien den Triumph der erfüllten Pflicht zu ihrem Brautſchatze geben.“ — Nein, ſagte die Koch aufrichtig und mit wahrem Erſtaunen: in der That, einen Mann, der ſo ſehr gegen alle Erwartung ſeinen Weg geht, kenne ich nicht. Sie ſind mir unbegreiflich, Baron!

Noch unbegreiflicher aber wurde ihr und Allen des Barons Großmuth, als ſie ſahen, wie viel ihm Emiliens Verluſt wirklich koſtete. Er blieb meiſtens allein, und ſehr oft überraſchte man ihn in der kummervollſten Stellung. Wenn er die Liebkoſungen des jungen Paares ſah, mußte er ſeine Augen abwenden. Emilie fragte ihn einmahl um die Urſache ſeiner Trauer; denn ſie war feſt überzeugt, daß er ſie nicht mehr geliebt hätte. „Ach!“ ſagte er; und ſein Auge wurde naß: — „ſoll ich nicht um meine verlorne Emilie trauern?“

Emilie legte, ohne darauf zu antworten, einen Augenblick ihre Wange an ſeine Bruſt. Ihre Dankbarkeit wurde Leidenſchaft, und ſie verſäumte ſogar ihren Mann, um den edelmüthigen Flaming zu erheitern. Und wirklich konnte er dem Gedanken, wie glücklich Emilie und Hilbert durch ihn geworden waren, der vereinigten, zärtlichen Liebe, der rührenden Dankbarkeit aller der Menſchen nicht lange widerſtehen. Er wurde wieder heitrer. Seine Liebe zu Emilien verwandelte ſich in die Zärtlichkeit eines Vaters, und Emilie begegnete ihm mit der liebevollen Ehrfurcht eines dankbaren Kindes. Die Frau von Koch behandelte ihn mit einer Achtung, die ihn um ſo mehr ehrte, da er der einzige Mann war, den ſie ſo auszeichnete. Nein, nein, ſagte ſie oft, ein Mann der ſo, mit dieſer Sicherheit, mit dieſer Großmuth, mit dieſer Aufopferung handeln kann, iſt ein Weiſer. Hilbert war zu dankbar gegen den Baron, als daß er ihm ferner hätte widerſprechen ſollen; und ſo genoß denn der Baron zum erſtenmahle des ſo reitzenden Vergnügens, in einem Kreiſe von Menſchen zu ſeyn, die ihn ſagen ließen, was er wollte, ohne dabei zu gähnen.

Das einzige Unangenehme bei der Sache war ihm am Ende nur noch, wenn Emilie auf Hilberts Schooße ſaß, und ihr blondes Haar ſich mit deſſen braunen Locken miſchte. Dann ſtand er wohl auf, und dachte mit Verdruß: „welche Celten ſind da verloren gegangen!“ — Die Frau von Koch hatte große Ehrerbietung für des Barons Weisheit. Nur Ein Punkt verwickelte ſie wieder mit ihm in neue Streitigkeiten. Man ſprach einmahl von Hilberts Kindern, die vielleicht kommen könnten, und die Frau von Koch drang auf eine Amme. Dieſe Vorſtellung war dem Baron abſcheulich. „Ich beſchwöre Sie, Emilie,“ ſagte er eifrig; „ſollten Sie Mutter werden, ſo ſäugen Sie Ihr Kind ſelbſt! Sonſt, bei Gott! geht der Celte ganz und gar verloren.“

Die Frau von Koch kämpfte dagegen; doch Flaming zog auch Hilberten auf ſeine Seite. Er las ihm aus dem Aulus Gellius (Noctes Atticae XII, 1.) vor, und bewies ihm: die Alten wären ſchon längſt ſeiner Meinung geweſen, daß die Ammen den Kindern ihren niedrigen Charakter mittheilten. Er überſetzte der Frau von Koch und Emilien dieſe Stelle. Von jetzt an trug er den Gellius immer bei ſich, und ſobald die Frau von Koch wieder von einer Amme ſprach, zog er ihn hervor. Emilie endigte den Streit durch die Verſicherung: ſie wolle ihr Kind ſelbſt ſäugen; und in dem Falle, daß es unmöglich wäre, ſollte doch die blondeſte Amme in ganz Deutſchland verſchrieben werden. Hilbert beſtätigte das Verſprechen ſeiner Frau mit einem Handſchlage, und Flaming war nun zufrieden, da man doch Emiliens Kinder wenigſtens ſo Celtiſch machen wollte, als es noch möglich war. „Ganze Celten,“ dachte er, „werden ſie freilich nicht; denn Hilberts Haar iſt allzu braun, als daß ich ihm trauen ſollte!“

Der Baron gewöhnte ſich nach und nach ſo ſehr an dieſe Familie, als ob er beſtimmt wäre, ewig mit ihr zu leben. Seine Grillen verloren unter dieſen Menſchen allmählich ihr Auffallendes, ob er ſie gleich nicht fahren ließ. Je näher Hilbert den Baron kennen lernte, deſto mehr ſchätzte er ihn wegen ſeiner Gutherzigkeit, ſeiner uneigennützigen Wohlthätigkeit, und ſelbſt wegen ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe. Er ſuchte ganz von weitem ſeinen Grillen beizukommen; aber das war nicht möglich. Wenn des Barons Syſteme durch Hilberts, immer als Lernbegierde eingekleidete Einwürfe, auf der einen Seite etwas verloren, ſo gewannen ſie auf der andern wieder deſto mehr. Selbſt Emilie lernte durch den langen Umgang mit dem Baron, und aus den Geſprächen mit ihrem Manne, deſſen Grillen kennen, und verſuchte ihn zu heilen; doch es war vergeblich, da die Grillen allzu feſt ſaßen. Iglou, die nun ſchon ganz mit zur Geſellſchaft gehörte, Emiliens Freundin, und noch immer ihr zärtlicher Schutzgeiſt — Iglou war der Meinung, man ſollte ſeine Grillen unangetaſtet laſſen. Hört ihn, ſagte ſie, über die Schwarzen ſprechen, ſo werdet ihr glauben, er könne keinen Mohren ſehen, ohne ihn zu tödten. Und wie liebt er mich! wie zärtlich iſt er für mich, für meine Zufriedenheit beſorgt! Ach, bei Tauſenden iſt das Herz ſchlechter, als der Kopf; und was wolltet ihr lieber? Er läßt alles fahren, nur ſeine Grillen nicht.

Aber wie iſt es möglich, ſagte Emilie, daß er gar nicht merkt, in welche Widerſprüche er ſich verwickelt!

„Dem Gelehrten, liebe Emilie,“ erwiederte Hilbert, „iſt alles möglich. Glaube mir, der Baron hat auf Erden unendlich viele Brüder. Herbert von Cherbury, ein gelehrter, edler Mann, voll der eifrigſten Wahrheitsliebe, ſchrieb ein Buch, worin er die Wahrheit der Wunder in der Bibel beſtreitet. Als er ſein Buch vollendet hatte, ſtand er an, ob er es bekannt machen ſollte oder nicht, weil es vielleicht Schwachen anſtößig ſeyn könnte. Sieh Emilie, welch eine Zartheit des edelſten Gefühls! Er konnte ſeine Zweifel nicht auflöſen. Und was that er nun? Er warf ſich auf die Kniee, und bat Gott, ihm durch ein Wunder ein Zeichen zu geben, ob ſein Buch nützlich ſey oder nicht. „Gott that das Wunder, das ich verlangte:" ſo ſchreibt der Mann in eben dem Buche, worin er die Wahrheit der Wunder beſtreitet. Kannſt du dir einen auffallendern Widerſpruch denken? Ein Buch gegen Wunder zu ſchreiben, und zu glauben, daß des Buches wegen eins geſchehen ſey!'' — Kurz, man ließ den Baron in Ruhe, und bisweilen wußte man wochenlang kaum, daß er Grillen hatte.

Iglou war das Leben dieſes kleinen Kreiſes von Menſchen. Die Römiſchen Schriftſteller, die ſie eifrig ſtudierte, hatten ihr eine Bildung des Geiſtes gegeben, die Frauenzimmer ſelten erhalten. Sie ſprach gut; aber ihre Art ſich auszudrücken, war etwas ſonderbar: kräftig, voll Sentenzen. Die Laute ſpielte ſie höchſt vortrefflich, und trennte ſich nur ſelten von ihr. Ihre Leidenſchaftlichkeit in allen Empfindungen war dabei jetzt ſo gemäßigt, daß ſie nur eine hohe Begeiſterung für alles Schöne und Gute ſchien; und Melancholie, eine Folge ihres Schickſals, gab ihrem ganzen Weſen etwas Erhabenes, etwas Geheimes, Räthſelhaftes. Sie ſchien, wenn ſie ihre Einſamkeit verließ, die ſie noch immer gern ſuchte, aus einer andern Welt zu kommen. Die Unterhaltung nahm, ſobald ſie herein trat, etwas Feierliches an; und fühlte ſie ſich durch irgend einen Gedanken gerührt, ſo griff ſie in die Saiten ihrer Laute, und theilte ihre Empfindung den Andern mit.

Ich weiß nicht, ſagte die Koch, wie es zugeht! Wenn Iglou kommt, ſo iſt es, als ob man ſich ſchämte, von etwas Anderem zu ſprechen, als von Tugend, von Menſchlichkeit. — Und ſo war es wirklich. Iglou begeiſterte Alle; ihre Lautentöne, ihre Geſänge erhoben die Herzen ihrer Freunde, und füllten ſie mit den Ahnungen, den Empfindungen einer beſſeren Welt. Das einzige Gefühl, das der erhabnen Iglou den Stempel des Menſchlichen ausdrückte, war ihre Liebe zu dem Baron. In dieſem Gefühle glich ſie einem ſpielenden Kinde, einem jungen zärtlichen Mädchen. Eine Liebkoſung des Barons, ein finſtrer Blick von ihm ſetzten ſie außer ſich; doch in der Einſamkeit bekam ſie ihren Charakter wieder.

So wie ſie der Schutzgeiſt von Emiliens Liebe geweſen war, ſo blieb ſie noch immer der Schutzgeiſt des Wilden im Walde. Ihre Laute, ihre Geſpräche, ihre begeiſterte Theilnahme hatten das Herz des Unglücklichen wieder erwärmt, und ſeine finſtre Verzweiflung vertrieben. Sie beſaß eine unbeſchreibliche Gewalt über ihn; aber dennoch gelang es ihr nie, zu erfahren, wer er wäre, und welch ein Verbrechen auf ſeinem Herzen läge. Wenn ſie das Geſpräch von fern dahin leitete — denn geradezu fragte ſie nie —, ſo ſenkte er das Haupt auf die Bruſt, blickte wild um ſich, und war nur mit großer Mühe wieder zu beruhigen. Sie vermied daher zuletzt jeden Anlaß, ihn an ſein Verbrechen zu erinnern. Die Flöte war ſeine Beſchäftigung, und das einzige Buch, das er las und ſich von Iglou forderte, Pope's Verſuch über den Menſchen. Iglou hätte ihm gern das Buch wieder genommen, weil es ihn aufs neue in den alten Trübſinn zu ſtürzen ſchien; aber er ließ es ſich nicht nehmen. „Dies Buch," ſagte er einmahl ſehr bedeutend zu Iglou, „war mein Verbrechen, und iſt jetzt deſſen Rache." Iglou verſtand ihn nicht.

Sie ſuchte nach und nach ſeine Blicke wieder auf das thätige Leben zu lenken; aber er ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Alles was ich thue, iſt vergiftet. Hier muß ich ſterben!" Er wurde nie heiter; ſeine Empfindung war nichts als eine traurige Geduld des Leidens. „Hoffnung iſt nicht mehr!" ſagte er; „du biſt meine einzige Hoffnung." Und das war Iglou wirklich. Schon ihr Anblick riß den Wilden aus den Träumen auf, in die er verſank, wenn ſie nicht da war. Er floh alle Menſchen, nur Iglou nicht. Hilbert mußte endlich die Sorge für ihn, die er gern mit ihr getheilt hätte, ihr allein überlaſſen; und ſie ließ, ſelbſt bei ſchlechtem Wetter, ſelten einen

Tag

Tag vergehen, ohne ihren Unglücklichen zu beſuchen.

Man lebte in dem Hauſe der Frau von Koch zufrieden und heiter; und die Heiterkeit wurde durch Emiliens Zuſtand bald noch vermehrt. Sie fühlte, daß ſie Mutter werden würde; und natürlich verſchlang dieſe Idee alle übrigen. Man ſaß Abends um einen runden Tiſch her, Emilie allein in einem Armſtuhle; jeder nahm Theil an ihrer und an Hilberts Freude. Es ſchien, als ſollte das Kind allen Menſchen in dieſem glücklichen Hauſe geboren werden; nie hat eine vielfachere und zärtlichere Liebe einem Kinde entgegen geharrt, als dieſem. Flaming, der immer ſehr methodiſch verfuhr, fing an alles über die Erziehung zu leſen, was er nur kannte, beſonders Rouſſeau und Locke. Er ſteckte mit ſeinem Enthuſiasmus die Uebrigen an, ſo daß ſie gemeinſchaftlich die Erziehung ſtudierten. Emilie ließ ſich jede Methode gefallen, weil alle darin einig waren, daß Kinder mit Liebe erzogen werden müſſen. Dagegen erhoben ſich heftige Streitigkeiten zwiſchen dem Baron, Hilberten und der Frau von Koch. Flaming verlangte, daß alles, was ſich dem Kinde näherte, blond ſeyn ſollte. Aber Iglou? fragten Hilbert, Emilie, die Koch, und Iglou ſelbſt, auf einmahl. Nun freilich, die ſollte eine Ausnahme machen. Das ließ man hingehen; doch außerdem that der Baron ſo ſeltſame Vorſchläge, und drang auch zugleich ſo lebhaft auf Vorkehrungen dazu, daß Hilbert, ſo gern er auch gewollt hätte, nicht dazu ſtill ſchweigen konnte. Man fing an zu disputiren; man wurde zuletzt hitzig. Die Frau von Koch war auf Hilberts Seite, Iglou und Emilie ſtanden zwiſchen Beiden. In der Hitze des Streitens ließ der Baron einmahl ein Wort von dem ſchwarzen Haare und der vollen Bruſt der Frau von Koch fallen; und ſie ſagte ihm: wenn Sie ſelbſt Kinder haben, ſo erziehen Sie ſie meinetwegen, wie Hunde oder wie junge Katzen!

Dieſe Paar Worte machten den Baron ſtill und in ſich gekehrt. Er trat in ein Fenſter. „Iſt es denn nicht wahr?“ fragte er ſich ſelbſt. „Da predige ich Leuten ohne Sinn höhere Weisheit, und ich ſehe voraus, daß die Frau von Koch mit ihrem ſchwarzen Haare doch Unkraut zwiſchen den Weizen ſäen wird. Warum gehe ich nicht lieber, zeuge ſelbſt Kinder, und erziehe ſie nach einem vollkommenen Plane?" Ganz lebendig ſtand auf einmahl Auguſte von Breitenbach vor ſeiner Seele, und rings um ſie her ihre blonden blauäugigen Ahnen. Es war ihm unbegreiflich, wie er nicht ſchon längſt an ſie hatte denken können. Er ging auf ſein Zimmer, überlegte, ſann; und bald war ſein Plan gemacht, ſein Entſchluß gefaßt. Schon nach einer Stunde erklärte er ſeinen Freunden, daß er morgen nach Berlin abreiſen würde, um der Welt zu zeigen, wie man Kinder erziehen müſſe. Er packte ſeine Bücher, ſeine Todtenköpfe, und einige Knochen, die er bei Tübingen auf dem Schlachtfelde gefunden hatte, mit großer Sorgſalt ein. Auch Iglou machte Anſtalten zur Reiſe. „Du willſt mit mir, Iglou?" fragte er; „mich dünkt, du lebſt hier ſo glücklich. Ich habe dir deine Freiheit gegeben. Wenn du bleiben willſt, Iglou..." Ich bin dein bis an den Tod! ſagte das treue Mädchen; wo du nicht biſt, kann ich nicht glücklich ſeyn. Sie lief noch einmahl zu ihrem Wilden. Als ſie ihm ihre Abreiſe ankündigte, hob er ſeine Blicke in die Wolken, und ſagte langſam, traurig: noch immer richteſt du mich! Dann blickte er auf Iglou: Geh! mein Schickſal ruft dich! Er wendete ſich um, und ging ſtill und traurig in das Gebüſch. Iglou hob die Hände zum Himmel, als ob ſie für ihn betete; dann ging ſie eben ſo traurig.

Die Stunde des Abſchiedes war ſehr ſchmerzlich. Iglou hatte wieder Mannskleider angezogen. Emilie ſchenkte ihr einen Ring von großem Werthe; aber von größerem war das Gefühl, mit dem ſie die Mohrin umarmte, mit dem ſie ſagte: ſey glücklich, edle, theure Iglou! mit dem ſie ſich gewaltſam von ihrer Bruſt riß. Iglou ſagte: wir finden uns einmahl wieder, Emilie! Die Hälfte meiner Seele bleibt bei dir. Sie riß ſich los, und ſprang in den Wagen, der ſchnell dahin rollte.

Ununterbrochen ging die Reiſe fort. Nichts hielt den Baron auf; Auguſte und ihre Ahnen waren das Ziel ſeiner Gedanken. Endlich ſah er Berlin vor ſich, und legte ſich nachdenkend in die Ecke des Wagens. Er hatte nun ſeine dreijährige Reiſe vollendet; und es war ſehr natürlich, daß er ſich fragte: was haſt du gewollt? was haſt du gethan? Emilien wollte er aufſuchen und mitbringen; und anſtatt der reinen, blonden, edlen Celtin ſaß neben ihm eine unedle, ſchwarze, dicklippige Mohrin. Er wollte die Staatsverfaſſungen von Europa ſtudieren, und wußte nicht einmahl von Deutſchland etwas mehr, als die Verfaſſung des Dorfes Vilbel, bei dem er doch auch nicht mit Gewißheit ſagen konnte, wem die Haut des Eſels eigentlich gehörte. L'homme voyageur? Ach, bis auf Roſinen und Konrad, von denen er denn doch nicht gern ſprach, und bis auf Iglou, war ihm nicht Ein recht Unglücklicher aufgeſtoßen. Er wollte reine Celten an Ort und Stelle kennen lernen; und anſtatt ihrer hatte er Menſchen gefunden, die lebten, um zu eſſen, zu trinken und ein Paar Mätreſſen zu halten. Einige edle, wohlthätige Domherren galten ihm für nichts. „Es iſt wahr,“ dachte er zu ſeiner Beruhigung, „ich habe nichts von den Abſichten meiner Reiſe erreicht; aber unnütz iſt meine Reiſe doch nicht geweſen. Die Spaniſchen Schedel, welch ein Schatz! Und mein Syſtem über die Liebe!

Freilich bedarf es wohl noch einer Verbeſſerung; oder ich müßte Emilien unter die Ausnahmen rechnen. Aber, wenn auch das alles nicht wäre, ſo bring' ich doch Mittel gegen die Wolluſt mit: die Römiſche Sprache, und den Generalbaß; und die hat denn doch die Erfahrung bewährt. Wie keuſch iſt nicht meine Iglou! wie rein ſind alle ihre Gedanken, wie erhaben alle ihre Begierden! Wenn das die Wirkung bei einer Negerin war; was wird ſie nicht bei einer Celtin ſeyn! Ja, ja, meine Reiſe iſt belohnt genug.

Unter dieſen Gedanken kam er zu Berlin an. Er fand Käthen und ihren Mann nicht, weil ſie nach Schleſien zu ſeiner Mutter gereiſt waren; daher trat er in einem Wirthshauſe ab. Schon am folgenden Morgen ging er, ſo früh er es ſchicklicher Weiſe konnte, zu Auguſten. Er pochte an ihre Thür, und eine angenehme Stimme rief: herein. Als er öffnete, kam ihm ein junges ſchönes Mädchen, aber nicht Auguſte, entgegen. Er fragte nach dem Fräulein von Breitenbach. Das Mädchen wußte von ihr nichts. — „Sie hat hier vor Ihnen gewohnt.“ — Vielleicht weiß mein

Bruder davon, erwiederte das Mädchen, und öffnete eine Nebenthür. Der Bruder wußte eben ſo wenig. Während daß beide Männer mit einander ſprachen, trat das Mädchen an das offne Klavier, und trillerte eine Italiäniſche. Opernarie. Der Bruder erbot ſich, die Wirthin zu rufen, und ging hinaus. „Welch ein ſeltſames Geſchick!“ ſagte der Baron halb vor ſich, halb zu dem Mädchen, das jetzt wieder zu ihm trat. — Das Mädchen intereſſirt Sie ſehr, wie ich ſehe. — „Sehr!, Ich bin in Berlin, ihr meine Hand anzubieten.“ Jetzt kam die Wirthin vom Hauſe, und der Baron hörte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß Auguſte einen Herrn von Pleß geheirathet habe. — „Geheirathet?“ fragte er mit einem tiefen Seufzer. Das Mädchen lachte ganz laut, und ſagte: ich bedaure Sie. Er kommt hieher, — ſo wendete ſie ſich zu ihrem Bruder — um das Fräulein zu heirathen.

„Sie hatte,“ fuhr der Baron fort, „hier im Zimmer eine Menge Portraits hangen. Wiſſen Sie nicht, was aus denen geworden iſt?... Ach, ſagen Sie mir doch: hat der Herr von Pleß ſchwarzes Haar, oder blondes?“

So viel ich mich erinnere, ſchwarzes. Es iſt kein junger Mann mehr: ein dicker Herr, klein dabei. Ja, was wollte ſie machen? Sie hatte kein Vermögen.

„Großer Gott! Und die Portraits?“

Stehen auf dem Boden hier im Hauſe.

„Wie? Ich meine die Portraits, die hier im Zimmer hingen? Der Bodo von Breitenbach . . .“

Eben die.

„Unmöglich! denn dieſe Portraits ſind unſchätzbar. Geſchwind laſſen Sie mich ſie ſehen. Sie gehören Ihnen?“

Ja. Die Frau von Pleß hat ſie mit anderem unbrauchbaren Zeuge hier gelaſſen.

„Madame, ich kaufe ſie, für welchen Preis Sie wollen.“

Nun, hoch will ich eben nicht mit ihnen hinaus; ſie ſtehen mir ohnedies im Wege.

Dem Baron glänzten die Augen vor Freude. „Für welchen Preis?“

Ich will ſie holen laſſen. Für einen Louisd'or ſind ſie ihre. Es mögen wohl zwanzig ſeyn!

„Alſo zwanzig Louisd'or,“ erwiederte Flaming. — Die Wirthin ſah ihn groß an; ſie hatte einen Louisd'or für alle gefordert.

Der Baron betrachtete die Portraits, die in den Vorſaal geſetzt wurden, mit neuem Entzücken. „Sehen Sie," ſagte er zu dem Mädchen und ihrem Bruder, die mit ihm aus dem Zimmer gegangen waren — : „ſehen Sie, das iſt der Bodo! Welch ein Geſicht! welch eine Erhabenheit! Sehen Sie die blonden Locken, die blauen Augen! Der hatte den großen Gedanken, ſeine Nachkommen zu verpflichten, daß ſie edle Menſchen bleiben ſollten. Dieſer Kopf iſt mehr werth, als zehn Raphaels." Das Mädchen lächelte. Welch ein Kopf! hob ſie auf einmahl, wie begeiſtert, an. Wahrhaftig, man ſollte niederfallen und anbeten. Was je Großes und Erhabenes geſchehen iſt, hat dieſer Mann gethan! Und mehr als das! Man kann nicht ſagen, was er geweſen iſt. Ein Fürſt würde ſagen: er war ein großer König! ein Gelehrter: es iſt ein großer Gelehrter! ein Mädchen: es iſt ein großmüthiger Liebhaber! Und ich? ich ſage: es iſt ein großer Koncertmeiſter, ein großer Virtuoſe, ein Generalbaſſiſt, größer als Sebaſtian Bach. Ich habe nie etwas Schöneres, Erhabneres, Lieblicheres geſehen. Steht ihm nicht die goldene Halskette, wie keinem Kaiſer der Reichsapfel und das goldene Zepter?

Der Baron bezahlte Stück für Stück ſehr froh mit einem Louisd'or. Die Wirthin ſagte, als ſie das Geld einſtrich: nein, ein Koncertmeiſter war er nicht, Mamſell Hedler; es iſt meines Mannes Großvater, ein Huf- und Waffenſchmid, der reich bei ſeinem Handwerke wurde. Die Kette hatte ihm Fräulein von Breitenbach erſt mahlen laſſen. — Mamſell Hedler erwiederte lachend: was thut das, Madame? Er war ein großer Schmid, ein erhabner Schmid. Was für Hufeiſen muß der gemacht haben!

Der Baron betrachtete die Frau mit ſtarren Augen. „Wie? ein Hufſchmid? dieſer Bodo?“ — Ja, dieſer mit der Kette. Wir hatten ihn oben vor ein Dachfenſter geſtellt. Da kaufte ihn das Fräulein von mir, als ſie die andern Bilder zuſammen ſuchen ließ. Unſer Nachbar gegenüber, der Mahler, mußte allen blonde Haare und blaue Augen machen. Hier, der da, meines Mannes Großvater, hatte ſonſt Haar, ſo ſchwarz wie ſeine Kohlen. — „Madame, Sie lügen!“ rief der Baron erhitzt. — Nun, ſagte die Frau, die für ihr Geld beſorgt wurde: meinetwegen mag er Kaiſer geweſen ſeyn! Unſer Kauf iſt richtig. Mamſell Hedler iſt Zeuge. — Aber, fing Mamſell Hedler wieder an, ſagen Sie mir doch, warum ließ denn das Fräulein Ihren Großvater zum Blondin machen? — Das weiß ich nicht, Mamſell. Sie kaufte dieſe Portraits auf allen Trödeln zuſammen, und der Mahler da drüben gab ihnen blaue Augen und Flachshaar. — Der Baron ſtand wie betäubt da.

Mamſell Hedler wendete ſich an den Baron. Nun, ſagen Sie mir doch, mein Herr, warum in aller Welt ...? Ich bin ſo neugierig!

„Eine hölliſche Betriegerin,“ rief Flaming wild, „wenn es ſo iſt! ... Madame, können Sie mir den Mahler ſchaffen?“ — Der Mahler kam, und beſtätigte, was die Wirthin erzählt hatte. So aufgebracht war der Baron nie geweſen. Er tobte, und ſtieß das Bildniß des vermeinten Bodo mit den Füßen entzwei.

Mamſell Hedler half ihm treulich, und zertrat die meiſten Portraits. Ganz außer Athem, zog ſie ihn endlich in ihr Zimmer, — und bat ihn, nun zur Dankbarkeit ihr auch den Zuſammenhang der Begebenheit zu erzählen.

Der Baron erwiederte: ſie möchte ihn verſchonen; die Geſchichte wäre ihm unglaublich unangenehm. Die Wirthin fragte ſehr demüthig an, ob ſie das Geld behalten ſolle. „O ja, freilich! und die Portraits dazu!“ rief der Baron unwillig, weil man ihn noch einmahl daran erinnerte. Das fand Mamſell Hedler ſehr großmüthig. Hier alſo, ſagte ſie in einem luſtigen Tone — hier wohnte die Ungetreue, welche die Betriegerei mit den Portraits... Ach, die verwünſchten Portraits werden mich noch um Schlaf und Eſſen bringen, ſo neugierig bin ich!

Jetzt fing denn der Baron an, ſich näher um die Leute zu bekümmern, bei denen er ſich befand. Das Mädchen war eine reitzende Blondine, mit muthwilligen blauen Falkenaugen, und friſchen, rothen Lippen, von ſchlankem Wuchſe, ſchnell und leicht in ihren Bewegungen, mit runden vollen Armen, und in einer Kleidung, zwiſchen Nachtanzug und Negligé. Aber dieſe Kleidung; ihr Tuch, das nur über den Buſen und die Schultern geworfen war, und das ſie alle Augenblicke wieder aufs neue überſchlagen mußte, weil ihre ſchnellen und häufigen Bewegungen es immer verſchoben; der eine Rock, der ihr um die Füße ſchlug, und, wenn ſie in dem Zimmer hin und her flog, wie im Winde flatterte; die Friſur nur halb gepudert, weil ſie auf dem Sofa gelegen hatte: das alles ließ dem Mädchen außerordentlich gut und natürlich. Der Brüder, eine edle Figur, mit Feinheit und Anſtand in allen Bewegungen, war ernſt, ſeine Blicke ſcharf, der Ton ſeiner Stimme angenehm. Er erkundigte ſich nach des Barons Nahmen und Umſtänden, aber ohne unbeſcheiden zu ſeyn, und, wie es ſchien, ohne gerade etwas wiſſen zu wollen. Schon nach einer halben Stunde hatte er einen Theil von den Grillen des Barons weg.

Die Schweſter nahm wenig Theil an dem Geſpräche. Sie jagte ſich mit einem Schooßhunde umher, trallerte ein Liedchen, klimperte ein anderes auf dem Klaviere, und pfiff mit einem Kanarienvogel um die Wette. Dann warf ſie ſich einmahl neben den Baron auf den Sofa, ſchlug die Arme über einander, als ob ſie zuhören wollte, beſah des Barons Points, und lief wieder davon.

Der Bruder ſprach mit dem Baron ſehr gut von den Wirkungen der Muſik; er zweifelte, daß ſo große, wie der Baron behauptete, möglich wären. Zwar, ſetzte er hinzu, habe ich in einzelnen Fällen von dieſer ſchönen Kunſt Wirkungen erlebt, die für Sie ſprechen; aber es iſt die Frage, ob ſie von den Tönen, oder von der Stimmung des Menſchen, der ſie hörte, herrührten. Nun erfuhr der Baron, daß Herr Hebler ein Virtuoſe auf der Geige, und mit ſeinem Inſtrumente durch halb Europa gereiſt war. Man kam auf den Generalbaß. Hebler gab ſogleich zu, daß die Harmonie das ſicherſte Gegengift gegen Ausſchweifungen ſey. Ja, ſagte er; das iſt die göttliche Kraft der Muſik! ein geheimer Zauber! Ich möchte nur wiſſen, Herr Baron, wie es zugeht, daß man nach einer guten Muſik ſo zart, ſo ſeelenvoll fühlt, ſo über alle Sinnlichkeit erhaben iſt!

Der Baron ſuchte ihm das zu erklären. Hedler geſtand aufrichtig, daß er wenig von dem begriffe, was der Baron ſagte. Allein, ſetzte er hinzu, da Sie ein ſo warmer Freund meiner Kunſt ſind, ſo hoffe ich, Sie wieder zu ſehen, Herr Baron; und, was ich heute nicht begriffen habe, begreiſe ich dann vielleicht morgen. Meine Schweſter ſingt nicht übel, und iſt vielleicht eine größere Tonkünſtlerin als ich. Er bat Julchen — ſo hieß die Schweſter — eine Probe zu machen. Sie ſprang an das Klavier, und ſpielte und ſang in der That zum Entzücken des Barons, der hinter ihren Stuhl getreten war. Bald zog ſie mit der linken, bald mit der rechten Hand, je nachdem die eine oder die andre pauſirte, ihr Halstuch zuſammen; aber alle Augenblicke ſah der Baron bald die linke, bald die rechte Schulter, rund und weiß wie Alabaſter. Er küßte Julchen die Hand für ihr bezauberndes Spiel, und bat ſehr angelegentlich um die Erlaubniß, wiederzukommen. Die gab ihm Julchen, doch unter der Bedingung, daß ſie die Geſchichte mit den Portraits erfahren müßte. Er verſprach das, und ging. „Das iſt ein feiner

Kopf, der Hedler!“ ſagte er den Morgen wohl noch zehnmahl.

Den folgenden Tag machte Hedler ihm einen Gegenbeſuch. Man ſprach über die Muſik, man ſtritt zuletzt mit Heftigkeit, und dennoch hatte Hedler des Barons ganzen Beifall. Beide verabredeten, einander oft zu ſehen, ſo lange der Baron in Berlin wäre. Flaming ging nun fleißig zu Hedler, und gefiel ſich da immer mehr. Der denkende Ernſt des Bruders zog ihn eben ſo ſtark an, wie die natürliche Heiterkeit der Schweſter, und es währte nicht lange, ſo machte er ihnen täglich Beſuche.

Hedler war ein ſehr geſchickter Violiniſt, und dabei ein ſehr feiner Kopf, der aber die große Untugend hatte, nirgends recht zufrieden zu ſeyn. Er war der Sohn eines Muſikers in Wien, und kam ſchon als ein junger Menſch von achtzehn Jahren in die dortige Kapelle. Freilich hatte er unläugbare Geſchicklichkeit in ſeiner Kunſt; aber er war auch unbeſchreiblich ſtolz und eitel, und dabei von Jugend auf an ein ganz regelloſes Leben gewöhnt. Er verlor ſeine Stelle, weil er durchaus

aus dem Kapellmeiſter nicht gehorchen wollte, und ging nun nach Italien. Dort war er bald reich: und dann ſpielte er den größen Herrn; bald wieder arm: und dann gab er Koncerte, oder ſuchte ſein Glück in den Karten, oder hängte ſich an irgend einen reichen Müßiggänger, deſſen Launen er ſchmeichelte, um auf ſeine Koſten zu leben. Als ſein Vater in ärmlichen Umſtänden ſtarb, hatte er gerade einem reichen Engländer, an den er ſich jetzt machte, das Leben gerettet. Der Engländer bezahlte ihm dieſen Dienſt mit verſchwenderiſcher Großmuth. Nun ging Hedler nach Wien zurück, fand dort ſeine Schweſter zu einer aufblühenden Schönheit heran gewachſen, ſpielte mit dem Gelde des Engländers den Lord, beleidigte ſeinen alten Feind, den Kapellmeiſter, und mußte endlich Wien aufs neue verlaſſen. Er nahm ſeine Schweſter mit ſich, durchzog Frankreich unter mannichfaltigen Begebenheiten, ſpielte bald den Baron, war bald wieder Künſtler, und fuhr, ſo wie es ſich nun gerade traf, jetzt in einer Equipage, oder ging dann mit der Geige unter dem Arme zum Unterrichte. Auf dieſe Art bekam er nach und nach tiefe Weltkenntniß und einen ſchnellen Takt, Menſchen zu beurtheilen und zu behandeln; wovon er aber weiter keinen Nutzen hatte, als daß er von Zeit zu Zeit einmahl wieder den reichen Mann ſpielen konnte. Dadurch gerieth er natürlicher Weiſe immer tiefer in den Taumel hinein. Er wurde es gewohnt, ſich ewig von dem Zufalle treiben zu laſſen. Zwar betrog er nicht geradezu; aber er machte ſich doch auch kein Gewiſſen daraus, einen reichen Thoren in den Abgrund der Verſchwendung zu ſtürzen. Seine Schweſter gewöhnte ſich mit ihm an dieſe umherſchwärmende Lebensart, an den Genuß der Vergnügungen, an Putz, an Verſchwendung. Sie war nicht liederlich, aber in der That auch nicht unſchuldig. Ein junger hübſcher Franzoſe in Paris erhielt ihr Herz, und ihre Unſchuld dazu. Sie liebte ihn nach ihrem Syſteme, um zu genießen, und würde ihn geheirathet haben, wenn ihr Bruder es hätte zugeben wollen. Der junge Menſch hatte nichts als eine hübſche Figur, und Julchen war gewohnt zu verſchwenden; ſo konnte denn aus einer Heirath mit ihm nichts werden. Sie ſank nie zu den Buhlerinnen hinab, die ſich jedem ergeben, wenn er zahlt. Nein, ſagte ſie; auch mein Herz muß ſein Theil haben. Aber freilich war ihr Herz nichts, als ihre Sinnlichkeit. Sie ergab ſich einem reichen, jungen Engländer, und liebte ihn zärtlich; denn er machte um ihretwillen ungeheuern Aufwand. Alle Künſte der Buhlerei verſtand ſie aus dem Grunde; aber wenn ſich ihr Herz nicht von ſelbſt für den Mann, den ſie fangen ſollte, intereſſirte, ſo war ſie viel zu leichtſinnig, ihre Rolle durchzuführen, ob ſich gleich ihr Bruder viele Mühe gab, ſie dahin zu bringen, daß ſie ihren Vortheil immer im Auge behielte. Sie plünderte ihre Liebhaber: nicht aus Habgierde; nein, aus Sucht zu glänzen, oder zu genießen. Nie hatte ſie über ihr Leben nachgedacht. Sie war leichtſinnig, heiter, ausgelaſſen, gutherzig, großmüthig, verſchwenderiſch; kurz, ſie ſuchte Genuß, und weiter nichts. So war ſie endlich nach Berlin gekommen, freilich nur mit einigen kleinen Ueberreſten ihres vorigen Glanzes.

Julchen gab einen Ring, eine Uhr nach der andern her, und bat den Bruder nur, ihr nichts vorzujammern. Sie fuhr ſpazieren, lief zu allen Luſtbarkeiten, putzte ſich, aß und trank gut; und ſo mußte ſie einen Ring nach dem andern aufopfern. Endlich war ſie doch ein wenig aufmerkſam auf die Zukunft geworden, als der Zufall den Baron mit ihr bekannt machte. Der Bruder zog Erkundigungen über des Barons Vermögen ein, und ſie fielen ſo aus, wie er ſie wünſchte. Nun hielt er der Schweſter eine Vorleſung über des Barons Charakter und über ſeine Grillen. Julchen gähnte. Lieber Himmel, ſagte ſie, was brauche ich das alles zu wiſſen? Alle Männer haben für uns nur Einen Charakter. Jeder hat ein Herz; und das iſt ſein Charakter. Der Baron ſieht recht hübſch aus. Laß mich nur! Ja, doch ja! ich will ja ſo züchtig ſeyn, wie ein Bild. Laß mich doch nur!

Aber Julchen machte bald die Erfahrung, daß es Männer giebt, die einen andern Charakter haben, als den ſie für den allgemeinen hielt. Der Baron ſaß zu allen Tageszeiten ſtundenlang allein bei ihr, weil der Bruder bald Briefe zu ſchreiben hatte, bald einen Freund beſuchen mußte. Dann ſpielte ſie ihm vor, und ſang mit der allerzärtlichſten Stimme, mit Blicken, die, wie ſie glaubte, jedes Männerherz ſchmelzen mußten. Nachher ſetzte ſie ſich wieder neben ihn, plauderte, erzählte ihm tauſend Schnurren, gab ihm Räthſel auf, und wollte ſich todt lachen, wenn er ſie nicht errathen konnte. Ein ſolches Geſchöpf hatte der Baron noch nicht geſehen. Sie knieete vor ihm hin, legte die runden Arme auf ſeine Kniee, und fuhr ſo fort zu plaudern und zu erzählen. Kam er nach Tiſche, ſo gähnte ſie eine Zeitlang; dann warf ſie ſich auf den Sofa, legte ohne Umſtände das ſchöne Geſichtchen an ſeine Bruſt, ſagte: gute Nacht, Baron! und ſchlief wirklich ruhig ein. „O, die holde, nichts beſorgende Unſchuld!“ ſagte der Baron, wenn ſie ſo ſchlief; er blieb ruhig eine halbe Stunde ſitzen, und hörte nicht auf, die ſchöne Geſtalt zu betrachten. Immer ſah er ſie mit wohlwollenden Blicken an, drückte ihr die Hände, und kam gewöhnlich nur in Stunden, wo ſie, wie er wußte, allein war. Er brachte ihr Putz, Kleider, Ringe, Handſchuhe; ja, er vergaß die Nadeln nicht, die ſie brauchte.

Nun, ſiehſt du, Bruder? ſagte Julchen.

Ein Mann wie alle! — Julchen war dankbar für des Barons Geſchenke, drückte ihm die Hände, nannte ihn: ihren lieben Baron, und ließ ſich ſogar ein Paarmahl in ſehr leichter Kleidung von ihm überraſchen. Sie ſang, ſie lachte ihm zu, daß ſie ihm wohl wollte. Auch er wollte ihr wohl: das ſah ſie augenſcheinlich; aber — weiter ging er auch nicht. Er verlangte nichts von ihr, als dieſe ſüße Vertraulichkeit, und blieb dagegen taub bei allen Einfällen ihrer Verſchwendungsſucht. Ich glaube, ſagte ſie zuletzt, der Menſch iſt ein Narr, oder er denkt mich zu heirathen. — Dies Wort griff der Bruder auf. „Wenn du wollteſt, Julie,“ ſagte er; „wenn du deinen Leichtſinn mäßigen könnteſt!“

Ich glaube du ſchwärmſt, Bruder. Heirathen! Ich würde eine ſchöne Hausfrau ſeyn! — „Julchen, eine Hausfrau wenigſtens mit fünf tauſend Thalern Einkünfte, und in der Folge mit noch mehr, hätte es ſo übel juſt nicht.“ — Je nun ja; wenn ich ſie in Paris verzehren könnte!

So weit Julchen den Gedanken, den Baron zu heirathen, Anfangs wegwarf, ſo ſah ſie nach und nach ihn doch in einem andern Lichte. Sie konnte ja gnädige Frau werden! und ſo viel traute ſie ſich wohl zu, daß ſie den Baron dahin bringen würde, ſeine Einkünfte in Paris zu verzehren. Jetzt griff ſie den Handel mit Ueberlegung planmäßig an. Ihr Bruder mußte ihr des Barons Lieblingsneigungen ſagen; denn ſie ſelbſt konnte mit einem Manne Jahrelang umgehen, ohne mehr von ihm zu wiſſen, als daß er in ſie verliebt war. Nun ſprach ſie mit dem Baron aus einem andern Tone. Sie machte ſeine lehrbegierige Schülerin, ſetzte ſich ihm gegenüber, oder neben ihn, ſtreichelte mit ihrer zarten Hand ſeine Wangen, und bat ihn freundlich, ihr dies oder jenes zu erklären. Mit den hellen, blauen, lebendigen Augen hing ſie an ſeinen Blicken und ſeinem Munde. Bei einer Idee, die ſie ſchön finden wollte, oder die ſie wirklich überraſchte, ſprang ſie auf, warf ſich, wie begeiſtert, an ſein Herz, blieb ſo liegen, und bat ihn dann mit der größten Ruhe, weiter fortzufahren. Sie begriff freilich nicht viel von des Barons Syſtemen, warf im Geſpräche faſt alles unter einander, trieb nebenher tauſend

Poſſen, und neckte ihn, wenn ihr Geiſt ſie ergriff, unbarmherzig mit ſeinen eigenen Ideen. Die Menſcheneintheilung nach Haar, Augen und Farbe, verſtand ſie; und darin war ſie ſo eifrig, wie der Baron ſelbſt. Aber mit den Formen, die im Gemüthe des Betrachtenden ſind, wollte es gar nicht gehen. Sie hüpfte laut lachend im Zimmer umher, und rief dabei: alſo, ich hüpfe jetzt in Ihnen umher, und nicht im Zimmer? ich ſitze alſo in Ihnen, und Sie in mir? Aber ich ſehe Sie ja doch von außen, und Sie mich! Der Baron erklärte ihr Stunden, Tage lang an dieſer Lehre; aber das alles half nichts: ſie blieb dabei, daß ſie außer ihm wäre. Er gab indeß nicht alle Hoffnung auf, ſie endlich noch zu überzeugen.

Mit dem Generalbaſſe war es etwas Anderes; das konnte Julchen begreifen. Davon, ſagte ſie, bin ich ein lebendiges Beiſpiel, liebſter Baron. Ich weiß nicht, was Liebe iſt. — „Ei, Liebe, Mamſell Julie, meine ich nicht; eben der Generalbaß kann ſogar zur Liebe reitzen. Ich rede von dem thieriſchen Genuſſe in der Liebe.“ — Ha! ha! von dem!

Ja, das iſt bei mir alles gleich, liebſter Baron; denn wenn einer erſt liebt, ſo iſt er, denke ich, auch nicht weit von jenem.

Darüber entſtand nun ein neuer Streit, von dem Julchen eben ſo wenig begriff, wie von den inneren Formen. Der Baron bewies ihr ſehr umſtändlich, daß Liebe etwas ganz Anderes ſey als Wolluſt, und am Ende ſchien ſie ihn doch einigermaßen zu faſſen. Aber, rief ſie, und ſchlang den runden Arm um des Barons Hals, und drückte ihn an ihren ſchönen Buſen: — wenn das Liebe iſt, beſter Flaming, ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß ich von Herzen in Sie verliebt bin; denn, ſehen Sie, alles das, was Sie da ſagten, von Seelenliebe, Urſchönheit, Sphärenmuſik, Geiſtesvereinigung und ſo weiter — ſehen Sie, das alles habe ich hier in meiner Bruſt ſo lebendig, wie Sie es ſchildern, recht, als ob Sie hinein geſehen hätten.

So eine Bemerkung, die Julchen oft machte, brachte den Baron allemahl richtig aus ſeinem Demonſtriren. Er ſaß dann ſtumm neben ihr, ſpielte mit ihren runden Fingern, mit der alabaſternen, ſeidnen Hand, mit den goldnen Locken; und Julchen, das unſchuldige, argloſe Mädchen, ließ ihn ruhig ſpielen. Sie legte ihr Geſicht auf ſeine Schulter, oder ſang mit ihrer ſchönen Stimme eine rührende Arie; und dem armen Baron war es, als ob er den Sphärengeſang hörte. Er umſchlang das reitzende Mädchen, das ihn, ohne es zu wiſſen, ſo rein, ſo ſeelenvoll liebte.

Während daß die reitzende Julie den Baron, wie eine Spinne ihre Beute, von allen Seiten mit tauſend Fäden feſt an ſich hielt, ſaß die treue Iglou zu Hauſe einſam, und theilte ihre Zeit unter Studieren und Muſik. Der Baron hatte ſie gebeten, ihn nicht mehr zu begleiten; und Iglou ſelbſt, die ſich jetzt mehr ehrte, ſah ein, daß der Wohlſtand es nicht erlaubte. Zwar fiel es ihr auf, daß der Baron ſo wenig zu Hauſe blieb, und es ging ihr nahe, daß er ſo wenig Werth auf ihre Geſellſchaft legte; aber ſie war es ja nun ſchon lange gewohnt, überſehen zu werden. Sie hatte es ſogar ſchweigend ertragen, als der Baron von ſeinem Plane, Auguſten zu heirathen, mit ihr ſprach. Ihre Liebe zu ihm nahm jetzt den beſſern, edlern Charakter der

Freundſchaft, des reinen Wohlwollens, der Dankbarkeit an. Freilich koſtete es ihr noch immer Kummer und Thränen, wenn ſie ſich ihn verheirathet dachte; aber ſie weinte nicht länger, wenn ihr die Phantaſie ihn glücklich zeigte. Jetzt zwang ſie ſich, ihn weniger zu ſehen, und ſuchte einen kältern Ton gegen ihn anzunehmen, damit er ſie nicht für unglücklich halten und dadurch leiden möchte. Sie wollte *allein*, und ganz in ſich, unglücklich ſeyn.

Einmahl war ſie im Zimmer bei dem Baron — und, was er auch ſagen mochte, ſie hatte wieder Frauenzimmerkleider angezogen —, als Hedler zu ihm kam. Dieſer hörte noch die letzten Töne der Laute, auf welcher Iglou ſpielte. Er ſprach mit dem Baron über das Inſtrument, und bat Iglou, ihn etwas hören zu laſſen. Sie ſpielte ein Adagio, und Hedler bewunderte ihren reinen, richtigen Vortrag. Als ſie das Zimmer verlaſſen hatte, fragte er nach dem Verhältniſſe des Barons zu ihr. Der Baron erzählte. Hedler theilte es ſeiner Schweſter mit, und dieſe äußerte gegen den Baron das Verlangen, Iglou einmahl ſpielen zu hören. Der Baron verſprach, daß er ſie mitbringen wollte.

Er bat Iglou, mit ihm zu Julchen zu gehen, und machte ihr eine Beſchreibung von des Mädchens Charakter, wobei er freilich mit zu ſchönen Farben mahlte. Sie wird meine Freundin werden, erwiederte Iglou, wenn ſie ſo iſt, wie du ſagſt. Eines Abends nahm ſie ihre Laute, und ging mit ihm. Als ſie in Julchens Zimmer trat, warf ſie lange einen durchdringenden Blick auf das reitzende Mädchen, ohne ein Wort zu ſagen. Man bat ſie, zu ſpielen; ſie that es, und ihre Muſik hatte einen ernſten erhabnen Gang, wie ihre Seele. Nun legte ſie die Laute nieder, und ſagte zu Julchen: auch du ſpielſt, und ſchön, habe ich von meinem Herrn gehört. Julchen lief an das Klavier, und ſpielte und ſang das Glück der Liebe. Hedler holte ſeine Violine, um Iglou's Laute zu begleiten, und Julchen ſang. Dann ſangen ſie beide ein Duett. Hedler tadelte Iglou's Geſang, als zu einfach. Sie ſagte nach einem langen Geſpräche mit Hedler, in einem ernſten Tone: die wahre Schönheit iſt einfach! Man ſtritt darüber hin und her;

doch Iglou ſagte nur ſehr wenig. Julchen, der das Geſpräch zu langweilig war, trieb tauſend Poſſen, und ſang hüpfend und ſpringend ein Paar Franzöſiſche Vaudevilles, bis die beiden Herren aufhörten zu ſprechen, weil ſie einander vor Julchens Lärmen nicht mehr verſtehen konnten.

Iglou hörte nicht auf das Mädchen zu beobachten, und verwendete faſt keinen Blick von ihr. Julchen wollte ſogar auch Iglou mit in ihre Wildheit hineinziehen; aber dieſe blieb ernſt, und ſagte zuletzt: du biſt ſehr ſchön, Mädchen; aber ſehr leichtſinnig! — „Und du ſehr ſchwarz, mein Kind,“ antwortete Julchen ohne alle Bitterkeit; „aber ſehr weiſſe!... Doch troß dem,“ ſetzte ſie hinzu, „ſpielſt du die Laute wie ein Engel, und dieſer Mund — ſie küßte Iglou's Lippen — ſingt beſſer, als er ſpricht.“

Der Abend verging wie eine Stunde unter Muſik, Geſpräch und Lachen. Julchen bekam Luſt die Laute zu lernen. Sie knieete zu Iglou hin, und ſagte: „du mußt mich unterrichten.“ Ihr ins Ohr ſetzte ſie hinzu: „dir, als einem Mädchen, darf ich es wohl ſagen:

die Laute ſtellt einen hübſchen Arm recht ins Licht.“ Aber noch mehr ein ſchönes Herz! erwiederte Iglou. Julchen nahm die Laute, ſetzte ſich dem Baron gegenüber, und figurirte mit ihren ſchönen Händen. Der Baron ſah dem Spiele lächelnd zu. „O,“ rief Julchen, und ſprang auf: „was wird es erſt ſeyn, wenn dieſe Finger nicht mehr ſtumm ſind!“ — Sie ließ ſich ſogleich die Handgriffe auf der Laute zeigen, und der Baron verſprach ihr eine, wenn ſie fleißig ſeyn wollte. Man ging ſpät aus einander.

Der Baron fragte nun Iglou, was ſie von Julchen dächte. Sie iſt nicht böſe, ſagte Iglou.

„Und du ſollteſt ihren Geiſt kennen, ihre reine Unſchuld, ihr ſchönes Herz, Iglou!“

Ich werde ſie kennen lernen; aber Emiliens prunkloſes, einfaches Herz hat ſie nicht. Sie ſieht aus, als ob ſie nicht lieben könnte.

„Nicht lieben, Iglou? Da irrſt du dich in der That. Ihr Herz iſt für die Liebe geſchaffen: nicht für jene heiße verlangende Liebe; ſondern für die reine Liebe des guten Geiſtes. Und dabei ſo unſchuldig, Iglou! ſie liebkoſt mir ſo unbefangen, ſo arglos, ſo zutraulich, als ob ich ihr Bruder wäre. Aber dafür iſt ſie auch Meiſterin, ich glaube ſogar deine Meiſterin, im Generalbaſſe. Meinſt du nicht?"

Sie ſpielt ſchön, ſie ſingt unvergleichlich; aber ihre Muſik — wie ſoll ich es ſagen? — liebkoſ't, ſchmeichelt dem Herzen. Ihr Geſang ...

„Nun ſoll denn das die Muſik nicht, Iglou?"

Die Muſik ſoll das Herz rühren, erſchüttern, für alles Edle und Gute; ſie ſoll wie der Klang aus der Geiſterwelt ſeyn, wie das Rauſchen der Ewigkeit, welches das Herz erweckt. Der Geſang des ſchönen Mädchens ſchien das Herz einſchläfern zu ſollen. Fühlſt du das nicht auch, ſo habe ich vielleicht geirrt. Aber mein Herz fing an zu pochen bei ihrem Geſange, ohne ſich gehoben zu fühlen.

„Das iſt natürlich, Iglou; ſie ſang den Genuß der Liebe."

Aber jener Liebe, die ſich über das Grab erhebt, hier duldet und ſchweigt, und in der Ewigkeit die erſte Umarmung des Geliebten hofft — ſang ſie den Genuß der Liebe? Ich glaube, nein.

„Du nimmſt auch alles ſehr genau, Iglou! Julchen hatte nicht ganz unrecht, als ſie dich zu ernſt nannte. Wer wird bei einem Kunſtwerke ſo ſtreng ſeyn?“

Streng, bei einem Kunſtwerke, das die ganze Seele für ſich einnimmt, und, wenn es nicht den allerheiligſten Charakter der Tugend trägt, ſogleich Verbrechen iſt! — Würdeſt du deinem Sohne, oder deiner Tochter, Properzens Elegieen in die Hand geben? Du nahmſt ſie ſogar mir, und warfſt ſie ins Feuer. Ich will Allen, ſelbſt dem Philoſophen verzeihen, wenn er das Laſter anpreiſt; aber nicht dem Künſtler, nicht dem Dichter, wenn er das Laſter nur reitzend mahlt. Jener mag das Laſter preiſen; das Herz widerlegt ihn. Der Künſtler aber beſticht das Herz; und ſo vergiftet er die Kraft der Vernunft, und tödtet die Stimme des Gewiſſens. Doch ich werde dir mehr ſagen.

Hedler richtete nun bald eine muſikaliſche Geſellſchaft ein, um den Baron ganz in der Ordnung an ſich zu ziehen, und übertrug ihm die Einrichtung und Form derſelben. Auf einmahl ſchlug Julchen dem Baron vor, in ihre Nähe zu ziehen. Sehen Sie, wir ſind nun täglich zuſammen, ſagte ſie. Sie haben mich die Muſik von einer ganz andern Seite kennen gelehrt. Vorher tändelte ich nur mit den Tönen; und Ihre Schwarze hat Recht, daß die Muſik, wenn ihr der edle Charakter fehlt, ganz hin iſt. Seitdem ich das fühle, ſitze ich hier oft, und phantaſiere; dann wird meine Seele groß, und mein Herz erweitert ſich. Meine naſſen Augen ſagen mir, daß ich etwas Gutes ſpiele. Sehen Sie, wohnten Sie nun in der Nähe, oder gar hier im Hauſe, lieber Baron, ſo riefe ich Sie, und theilte die Gefühle meiner Bruſt mit Ihnen, dem ich dieſe hohen, reinen Empfindungen verdanke. — Es hatte Julchen unendliche Mühe gekoſtet, das, was ſie da ſprach, auswendig zu lernen. Ihr Bruder mußte es ihr wohl zehnmahl vorſagen; und ſie wollte ſich zwiſchenher darüber todt lachen, daß nur jemand glauben könne, die Muſik ſolle etwas anderes, als bloß unterhalten.

Hedler hatte ganz richtig gerechnet. „Das iſt auch wahr, liebes gutes Julchen,“ ſagte der Baron ſchnell; „und wenn Zimmer hier im Hauſe offen wären, ich zöge noch heute herein.“ Es waren Zimmer unbeſetzt, und der Baron zog wirklich noch denſelben Tag zu Julchen.

Jetzt, liebe Schweſter, ſagte Hedler, iſt der Baron unſer, wenn du dich in Acht nimmſt. Er liebt dich noch nicht, wie du glaubſt; aber er iſt auf dem Wege dich zu lieben, und gewiß recht zärtlich, mit allen Kräften ſeiner Seele. Beobachte nur von Zeit zu Zeit Iglou, und lerne ihre Sprache, dieſe hohe Dichterſprache, von ihr. Ich bitte dich, Julchen, lies wenigſtens jetzt zuweilen den Corneille, ſo viele lange Weile er dir auch macht. Das iſt die Sprache, mit der du den Baron bezaubern kannſt. Aber beſonders, liebes Julchen, nimm dich vor der Schwarzen in Acht! Sie nennt den Baron ihren Herrn; und ſie iſt des Barons Herr. Glaube mir, das Mädchen zerreißt ſonſt das ganze Gewebe, das du um den Baron her ſpinnſt.

Julchen lachte über ihren Bruder mit ſeinem Corneille; aber ſie ſah dennoch ein, daß er Recht hatte, und verſprach ihm, die Rolle einer tragiſchen Heldin zu übernehmen. Der Bruder ſetzte noch die Warnung hinzu, ſie möchte dieſe Rolle wenigſtens bei Jglen nicht übertreiben, in der er die Feindin aller ſeiner Plane ahnete. Julchen fing ihre Rolle an, und es machte ihr innerliches Vergnügen, als ſie bemerkte, daß der Baron ganz davon hingeriſſen wurde. Sie ſaß am Klaviere, (der Baron neben ihr), und ſpielte eine Zeitlang. Auf einmahl fing ihr Buſen an ſich gewaltſam zu heben; ſie ſtand auf, ſah dem Baron mit einem rührenden Blicke ins Geſicht, und ſchlug dann das Auge zu Boden. Bat der Baron ſie, fortzufahren, ſo ſagte ſie ſeufzend: nein, ich darf nicht; das Gefühl würde mein Herz zerſprengen. In dieſem mächtigen Gefühle ſetzte ſie ſich zu ihm, ſchlang in hoher Vergeſſenheit ihren Arm um ſeinen Nacken, blickte an die Decke, und zog den gutherzigen Baron, dem die Augen naß wurden, an ihre klopfende Bruſt. Nun rief der Baron ganz außer ſich: „welch ein Reichthum von Gefühlen liegt in Ihrer heißen Bruſt, Julchen! Wie iſt es möglich! bei ſolcher Fröhlichkeit dieſe hohen Gefühle! bei ſolcher Ruhe dieſe erhabne Bewegung!"

Alles ging mit dem Baron vortreſſlich; er gerieth immer tiefer in die Netze des ſchönen Mädchens. Schon Morgens früh hörte er unten Julchens ſchmeichelnde Stimme, und ging zu ihr hinunter. Er fand ſie jetzt nie mehr in einem üppigen Anzuge; aber deſto reitzender war ſie für ihn. Ihr blondes Haar hing noch unfriſirt in natürlichen Locken um das ſchöne, heiter lachende Geſicht; ein enges Nachtmieder bedeckte und zeigte zugleich die ſchlanke, leichte Geſtalt. Sie ſchien ihm nie ſchöner als ſo, und war auch niemals ſchöner. Abends ſpät ging Iglou zuerſt weg, weil ſie immer eine Stunde vor dem Schlafengehen noch zu leſen pflegte. Dann ſchlich Hedler ſich davon, und Julchen blieb mit dem Baron allein.

In der Dämmerung eines Lichtes, in der geräuſchloſen Stille, in dem engen Umfange des Zimmers, war es nun, als ob auf einmahl ein andrer Geiſt, der Geiſt der zärtlichſten Liebe, das Mädchen beſeelte. Ihre Stimme war jetzt ſo ſchmeichelnd, ſo zärtlich, ſo langſam, ihre Bewegungen ſo gemäßigt, ihr Gang ſo leiſe, ſo ſtill, ihre Ruhe ſo wehmüthig, ihr Geſpräch ſo voll Gefühl, daß der Baron jeden Tag auf dieſe Stunde wartete, wie auf das Heil des Himmels. Und bei dieſer äußeren Stille, in welche ſie ihn einwiegte, erregten zugleich ihr zärtlicher Händedruck, ihre gepreßten Seufzer, und die einzelnen Gänge, die ſie auf dem Klaviere anſchlug, den heftigſten Sturm in ſeiner Bruſt. Nach einem leiſen Geſange, den ſie nur mit ſterbendem Athem zu hauchen ſchien, ſetzte ſie ſich zu ihm auf den Sofa, lehnte ſich an ſeine Bruſt, ſeufzte, ſchwieg, umarmte ihn ſchnell und heftig, und ließ ihn wieder fahren. Kurz, es gelang ihr vollkommen, die Rolle zu ſpielen, die der Bruder ihr vorgeſchrieben hatte: ſie erregte bei dem Baron alle Begierden der Sinnlichkeit, ohne ſie befriedigen zu wollen. Wurde der Baron zu heftig, ſo zog ſie ſich zitternd, furchtſam aus ſeinen Armen zurück. Nein, ſagte ſie dann; ich darf nicht mehr mit Ihnen allein ſeyn. — Sie nahm ihr Strickzeug, ſetzte ſich weit von ihm ſtill nieder, und arbeitete emſig mit den ſchönen weißen Händen.

Der Baron verließ ſie jeden Abend verliebter, und der Zuſtand ſeines Herzens fing an ihm deutlich zu werden. Sie war ſo blond, ihr Auge ſo blau, ihre Geſtalt ſo ſchlank! Zwar hatte ſie ſehr weiße Zähne; aber — der Himmel mochte wiſſen, wie das zuging — auch bei Emilien mußte er ja dieſen Fehler überſehen. Ihr Fuß war für eine Celtin zu klein; doch bei dem allen ſo ſchön, ſo reitzend. Genug, Julchen gehörte zu den reinſten Celtinnen; und nun dazu ihre Kenntniß in der Muſik, ihre erhabene Seele, ihre äußerſt große Heiterkeit, die Wirkung ihres reinen Herzens! „Es iſt wahr,“ ſagte der Baron; „Iglou fühlt jetzt eben ſo erhaben, wie ſie; ihre Seele iſt durch Muſik und die Römiſche Sprache erhöhet: aber, ihr fehlt doch noch immer Julchens Heiterkeit, die ſtille, fröhliche Ruhe, welche ihrer gewiß iſt. Es ſcheint, als ob Iglou's Seele über die Bande ihres vernachläſſigten Körpers trauerte; Julchens Seele hingegen triumphirt über die edlere Natur, die ihr zu Theile wurde. Und, o! ſie liebt mich, die ſchöne Seele!“

Er hätte Julchen längſt die Empfindungen ſeines Herzens entdeckt, und ihr ſeine Hand angeboten, wenn Iglou nicht geweſen wäre. Julchen ſelbſt erwartete mit jeder Stunde ſeine Liebeserklärung und das Anerbieten ſeiner Hand, weil er ſchon Anſpielungen darauf gemacht hatte; aber Iglou hielt ihn noch immer davon ab, und, ohne zu wiſſen, wie es zuging, folgte er dem treuen Mädchen. Was der Baron nicht ſah, das war dem hellen Auge der eiferſüchtigen Iglou nicht entgangen. So ſehr auch Julchen, wenn Iglou ſie beobachten konnte, ſich in Acht nahm, ſo brach doch zuweilen ihre natürliche Lebhaftigkeit durch; und Iglou benutzte dieſe Augenblicke, um tiefe Blicke in ihr Herz zu thun. Sie würde ſogleich Julchen für eine Buhlerin erklärt haben, wenn der Bruder nicht die Thorheiten ſeiner Schweſter wieder gut gemacht hätte. Er zitterte vor der ſtillen Aufmerkſamkeit, vor dem ruhigen Umherſchauen der Schwarzen, zumal, als er erſt bemerkte, wie viele Gewalt ſie über den Baron hatte. Nun ſchloß er ſich ſogleich, doch mit aller Beſonnenheit, an Iglou an, wozu die Laute ihm eine ſehr natürliche Veranlaſſung gab. Er bewunderte ihr Spiel, doch ohne zu ſchmeicheln, kam dann von der Muſik auf andre Gegenſtände, und fühlte nach jedem Geſpräche mehr Achtung für Iglou. Er lobte ſie nicht, und widerſprach ihr ſogar oft; aber er ſchien gern in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn. In der That erwarb er ſich Iglou's Wohlwollen in einem hohen Grade. Er führte die Rolle, welche er bei ihr übernommen hatte, mit großer Feinheit durch. Zwar machte er nicht den großen, tugendhaften Helden; aber doch den redlichen, aufrichtigen, argloſen Mann, der gern geſieht, daß er ein Menſch iſt, weil er nichts Böſes thut. Er erzählte Iglou nach und nach ſeinen Lebenslauf, und nahm durch ſeine traurige Schickſale, die er freilich nicht auf ſeine eigne Rechnung ſetzte, das weiche Herz des Mädchens für ſich ein. Endlich bat er Iglou ſogar, ſeine Schweſter von ihrem Leichtſinne zu heilen. Das Mädchen, ſagte er, hat ein ſehr reines Herz; nur giebt ihr Mund zuweilen ihrem eigenen Herzen das ſchlimmſte Zeugniß. So ſprach er oft mit Iglou ganz unbefangen.

Iglou gerieth in Zweifel, was ſie thun ſollte. Hatte ſie den Bruder geſprochen, ſo ſchien ihr alles, was er ſagte, ſo wahr. Sah ſie dann aber die Schweſter wieder allein, und verwickelte ſie in ein nur etwas lebhaftes Geſpräch, worüber Julchen ihre Rolle vergaß, ſo ſchien das Mädchen ihr offenbar eine Buhlerin, ein Geſchöpf ohne alles Herz. Iglou beſchwor den Baron, vorſichtig zu ſeyn. Ich bat dich ehemals, ſagte ſie, Emiliens Liebe zu prüfen; und ich hatte Recht. Jetzt bitte ich dich, prüfe erſt Julchens Charakter, ehe du ihre Liebe prüfſt!

„Ihren Charakter, Iglou? Kann ein Menſch blonder ſeyn, als ſie? weiß ſie nicht den Generalbaß?“

O Herr, du irreſt dich in Emiliens Herzen, und warſt deiner Sache doch ſo gewiß. Aber wenn du dich hier irreſt, im Charakter! ſchrecklich! ſchrecklich! Ach, und ich fürchte, du irrſt dich! Glaube mir, ſie hat kein menſchliches Herz. Sie will nur ſich, nur genießen!

„Iglou, das Laſter kann nicht ſo heiter ſeyn.“

Ich ſage nicht, daß ſie laſterhaft iſt; aber ich fürchte, ſie iſt nicht tugendhaft.

Sie iſt nichts: das Schlimmſte von Allem. Ich bitte dich, ſey vorſichtig.

„Iglou, ſie ſpricht von der Tugend …“

Wie von einem Mährchen, das mit ernſten Mienen erzählt werden ſoll. Ihr Herz hat nie für etwas Anderes geſchlagen, als für ihr Vergnügen. Ich bitte dich, ſey vorſichtig. Zögre. Warte noch einige Wochen, ehe du dich erklärſt. Sie kann die Rolle nicht lange mehr halten.

Julchen ihrer Seits hätte ebenfalls bald Luſt bekommen, Iglou als eine Betriegerin zu betrachten. Ueberhaupt wußte ſie nicht, wie ſie mit dieſer Art von Leuten daran war. Sie hatte nie Menſchen geſehen, die für etwas Anderes als für ihr Vergnügen lebten. Tugend, Aufopferung ſeines Glückes, Reinheit der Seele waren für ſie bloße Wörter, die nur in Romane, und nicht in die wirkliche Welt, gehörten. Ihre ganze Moral beſtand in wenigen Geſetzen: keinen Menſchen zu ermorden, nicht zu ſtehlen, nicht auf eine grobe Weiſe zu betriegen. Dabei war ſie äußerſt mitleidig und bis zum Uebermaße gutherzig. Mit einem Unglücklichen, der ſich nur ein wenig darauf verſtand, ſie zu rühren, theilte ſie ihr letztes Goldſtück. Ihr Bruder hatte ſie in ſolchen Fällen oft eine tugendhafte Närrin geheiſſen; und ſie geſtand ſich ſelbſt, daß er Recht hätte. So hielt ſie ſich denn für nicht wenig tugendhaft. Alles Andre gehörte zu ihrem Vergnügen; und es war ihr noch niemals eingefallen, darüber nachzudenken. Ihr Spiel mit dem Baron hielt ſie ganz und gar nicht für etwas Unrechtes. „Ich brauche Geld, um zu leben, einen reichen Mann, um glücklich zu ſeyn; und er ein hübſches Weib, das ihn glücklich macht. Ich ziehe ihn an mich, bringe ſein Herz in Bewegung, und überzeuge ihn, daß ich ihn glücklich machen kann. Er iſt reich; ich bin ſchön. Er liebt mich; ich werde ſeine Frau. Er giebt mir zu leben, Kleider, Ringe, Equipage, Bediente; und ich gebe ihm dafür mich ſelbſt. Es fragt ſich noch, an welcher Seite das Opfer gröſſer iſt.“ So würde ſie räſonnirt haben, wenn es ihr jemals hätte einfallen können, darüber nachzudenken. Kurz, Julchen dachte, fühlte und handelte gerade ſo, wie jetzt faſt alle Menſchen.

Nun ſtieß dieſes Mädchen mit ihrem Moral-Syſtem auf ein Paar Menſchen, die ſo ganz anders fühlten, als ſie. Mit dem Baron wurde ſie bald fertig; ſie erklärte ihn geradezu für einen Narren, und warf ſeine Tugend zu ſeinen andern Grillen, die ſie belachte. Aber nun lernte ſie Iglou kennen; und auch die zu verlachen, das war unmöglich. Als ſie endlich Iglou's Geſchichte mit dem Baron halb und halb erfuhr, rief ſie: ha! ha! hab' ich dich? Sie iſt eine Heuchlerin, die dem Baron die Tragödien-Rolle nachmacht, und ſeinen Geldbeutel plündert! — Sie erſtaunte, als ſie hörte, daß alle Einkünfte des Barons durch Iglou's Hände gingen; daß auf einen beſtimmten Befehl von ihm Iglou's Unterſchrift hinlänglich war, die größten Summen von ſeinen Gütern und von den Banquiers in Berlin zu beziehen; noch mehr aber, daß Iglou nie Rechnung abgelegt hatte, und es nie zu thun brauchte.

Sie äußerte dem Baron ihre Verwunderung über ſein großes Zutrauen zu Iglou, und meinte, er habe doch immer Urſache zu zweifeln. In ſeinen Augen zeigte ſich bei dieſer Erinnerung ein Blick des Unwillens, und er antwortete mit edlem Eifer: „in den Händen der Vorſehung liegt mein Vermögen nicht ſicherer, als in Iglou's Händen! Sprechen Sie davon nicht mehr!“

Aber die Schwarze könnte Ihnen doch einen großen Verluſt zuziehen!

„Verluſt? Wenn ſie wollte, ſo wäre ich in einem Augenblick ein Bettler. Eine Federzug von ihrer Hand, und ich bin um mein ganzes Vermögen.“

Das heißt viel gewagt!

„Nichts gewagt, Julchen; ich habe mit Iglou zu thun. Was ich mein nenne, iſt das ihrige.“

Aber, wenn ſie nun die Verſchwendung liebte?

„Liebes Kind, Iglou ſpart, und geizt ſogar; und vielleicht von der Hälfte meiner Einkünfte, die ſie überſpart, erfahre ich nicht, wo ſie bleibt.“

Die Hälfte Ihrer Einkünfte? Lieber Baron, welche Vergnügungen könnten Sie dafür genießen! Und Sie fragen nicht, wo das Geld bleibt?

Des Barons Auge glänzte. „Wo es

bleibt? O Himmel, liebſte Julie! Iglou trägt es in die Hütten der Unglücklichen; ihre wohlthätigen Hände vertheilen es unter die Kinder des Unglücks, der Armuth, der Dürftigkeit. Während ich hier bei Ihnen ſo glücklich bin, durchläuft meine gute Iglou die Stadt, und ſucht Hülfsbedürftige, Elende auf. Während Ihre ſchöne Hand aus den Saiten des Klaviers ſüße Töne hervorlockt und mein Herz mit Entzücken füllt, macht auch Iglou Glückliche, trocknet Thränen, wird die Stütze wankender Familien, giebt Kindern ihre Eltern zurück, und ſegnet wie ein guter Geiſt tauſend Herzen."

Julie zweifelte; aber der Baron ſprach mit ſo vielem feſten Glauben von Iglou's unerſchütterlicher Tugend, daß ſie ſchweigen mußte. Sie erzählte das ganze Geſpräch ihrem Bruder, und lächelte über des Barons Treuherzigkeit. Hedler, der es ſehr gern geſehen hätte, wenn der Baron von Iglou los geweſen wäre, wurde aufmerkſam. Iglou ging oft aus, und zwar immer in der äußerſten Stille. Er ſpürte ihren Gängen nach, und ſah zu ſeiner groſſen Beſchämung, daß es Gänge der edelſten

Menſchlichkeit waren. Bei ſeinen Erkundigungen und ſeinem Nachforſchen fand er immer daſſelbe: Menſchen, die mit Thränen des Dankes, mit der höchſten Liebe, mit begeiſtertem Gebete von der Schwarzen ſprachen.

Zu gleicher Zeit fand er auch, daß Iglou auf dieſe Weiſe große Summen ausgab. Er erzählte Julien ſeine Entdeckungen. Ich dachte, ſagte er, die Schwarze, die uns im Wege ſteht, zu ertappen; aber in der That, der Baron verſichert nicht zu viel von ihr. Es iſt ſo; ſie vertheilt ſein Vermögen unter die Armen. Julie erſtaunte, als ihr der Bruder einzelne Fälle erzählte, über Iglou's Art zu denken und zu handeln. Sie ſelbſt gab gern, wenn ſich Gelegenheit dazu zeigte; aber wie man ſich überwinden könnte, den Unglücklichen auszuforſchen, aufzuſuchen, in die kleinen, dürftigen Wohnungen des Elendes zu gehen, den Armen mit Feinheit zu unterſtützen, ein Vergnügen darüber aufzuopfern: das war ihr ſchlechterdings unbegreiflich. Daher glaubte ſie, es müſſe nothwendig noch ein anderer Grund da ſeyn, der Iglou antriebe, ſo zu handeln.

Sie ſprach mit Iglou über die Wohlthätigkeit, und hörte nun zum erſtenmahle die Worte: Tugend, Pflicht, mit einer großen Bedeutung nennen. Die Pflicht zwingt dich dazu, liebe Schwarze? fragte Julchen, und ſah Iglou ſtarr an; die Pflicht? wie kann dich etwas, das in dir iſt, zwingen?

„Zwingt dich nicht deine Begierde, auf einen Ball zu gehen, von dem du dir Freude verſprichſt?“

Ei, das iſt auch eine unendliche Freude!

„Unendliche? Sie dauert vier Stunden, und Kopfweh oder ein Keichhuſten bezahlt ſie.“

Aber du, Iglou, haſt doch gar nichts zum Erſatze für das Kopfweh, das du dir aus den übel riechenden Krankenſtuben der Unglücklichen holſt.

„Doch etwas! etwas, um das du freilich wohl nicht den Falbala von deinem Kleide gäbeſt: das Gefühl, meine Pflicht gethan zu haben.“

Schon wieder Pflicht! Nimm es mir nicht übel, liebes Kind: das bildeſt du dir ein; ſonſt müßte ich es auch fühlen.

„Wir ſangen neulich das ſchöne Duett, und

und dein Bruder vergoß beinahe Thränen, der Baron küßte dir entzückt die Hände. Der Bote von Zaringen ſtand auch da. Du fragteſt ihn, wie ihm das gefiele? Er ſchüttelte lachend den Kopf, und meinte, ſein Schleifer bei dem Pfingſtbiere ginge doch beſſer. Glaubſt du, daß die Empfindung, die bei dem Duett unſre Buſen zuſammenpreßte, darum Einbildung iſt, weil der Bauer nichts dabei fühlte?"

Ja, es gehört ein eigener Sinn für die Muſik, Iglou.

„Wie für die Tugend, ſchöne Julie! Die Tugend iſt die Muſik der Seele; ſie kommt herüber aus den Gefilden der Ewigkeit. Ein Menſch, der, wie jener Bauer, an die wilden Tänze der Freude gewöhnt iſt, ſchüttelt den Kopf dabei. Nur ein Herz, dem das Leben wenig, das Grab viel, die Ewigkeit alles gilt, verſteht die holden Töne der Tugend. O Julie, Julie, wie wenig verſtehſt du dich auf das Glück des Lebens, daß dir das Wort Pflicht nichts als ein Ton iſt! So ſchön dieſe Stirn, ſo voll, ſo ſchön dieſer Buſen; und das Herz darunter ſo leer! Armes, unglückliches Mädchen!" — Iglou umfaßte bei dieſen Worten mit Thränen auf den Wangen das ſtaunende Julchen.

Julchen konnte keine Thränen ſehen, ohne ſogleich auch mit zu weinen. Iglou küßte ihr naſſes Auge. „Sieh,“ ſagte ſie gerührt; „dieſe Paar Thränen machen dich ſchöner, als alle Reitze deines Körpers.“ Sie glaubte Juliens leichtſinniges gefühlloſes Herz getroffen zu haben; und Julie dachte nichts, gar nichts, bei ihren Thränen. Sie umarmte Iglou, drehete ſich um, hüpfte auf ihr Zimmer, und ſang mit lachender Stimme:

Ils sont partis les Jeux, les Ris, les Graces, etc.

und damit war Iglou, die Tugend, und Alles vergeſſen. Armes, unglückliches Mädchen! wiederholte ſie ſpottend, und fing an laut zu lachen.

Iglou glaubte auf Juliens Herz wirken zu können, und gebrauchte ihre Laute wieder; doch es war alles vergeblich. Julie hörte, lächelte und ſchwieg. Ihr Herz war in der That nicht böſe; aber Genuß, Zerſtreuungen der großen Welt hatten es mehr gegen die Stimme der Tugend verhärtet, als ſelbſt Verbrechen das gekonnt hätten. Sie begriff wirklich nicht, ob das, was Iglou ſagte, ihr Scherz oder ihr Ernſt ſey. Ihr Bruder bat ſie, ſich ein wenig an dieſe Sprache zu gewöhnen; aber ſelbſt das war ihr bei ihrem Leichtſinne unmöglich. Sie fragte den Bruder einmahl: aber ſage mir doch, iſt das Heuchelei von Iglou, oder fühlt ſie es wirklich?

Sie fühlt es, antwortete Hedler: wie ein Menſch, der ſeine Träume für Wahrheit hält. — Nun, rief Julie, und tanzte umher —: ſo gebe der Himmel, daß ich ſo träume, wenn ich dreißig Jahr alt bin! So lange wird doch mein Geſichtchen wohl dauern. Wie einer zufrieden ſeyn kann, ohne Vergnügen zu haben, das begreife, wer will; ich nicht! Das Mädchen und der Baron ſind doch ein Paar ſeltſame Menſchen!

Das waren ſie; denn Julie konnte auch mit dem Baron gar nicht fertig werden. Er war freigebig, großmüthig gegen ſie, und erhielt Hedlers ganze Wirthſchaft; ſie durfte nur einen Wunſch äußern, und der Baron erfüllte ihn, wenn er nicht gar zu ausſchweifend war. Das alles that der Baron, und verlangte von ihr dafür weiter nichts, als

Freundſchaft und Vertrauen. Eine ſolche uneigennützige Liebe hatte ſie noch nicht geſehen! und ſie konnte davon um ſo weniger begreifen, da, wenn er ſich allein bei ihr befand, ganz augenſcheinlich ſeine Begierden aufgeregt waren. Sie hatte, um ihn noch mehr zu reitzen, ihm hundertmahl geſagt, daß ſie ihn liebe; und dennoch kämpfte er ſeine Begierden zu Boden. Er riß ſich mit Gewalt aus ihren Armen, und floh das Glück, das er ſehnlich wünſchte, wie ſeine brennenden Augen zeigten.

Julie ließ beinahe ſchon die Hoffnung fahren, mit dem Baron weiter zu kommen; aber, was ihr den Muth nahm, gab dem Bruder die allerbeſten Hoffnungen. „Er liebt dich, Julie,“ ſagte er; „und noch mehr: er achtet dich. Du biſt gewiß auf dem Wege, ſeine Hand zu erhalten.“ Julie ſchüttelte den Kopf, und erwiederte: wenn er mich zu ſeiner Frau machen will, warum erklärt er ſich denn nicht? Ich ſage ihm ja täglich, daß ich ihn liebe. Hedler hielt Iglou für das Hinderniß; und ſie war es. Der Baron hatte ihr ſeine Liebe zu der ſchönen Julie längſt geſtanden. Sie fühlte, daß ſie ſich ſeiner Liebe nicht entgegen ſetzen dürfte, da des Barons Herz nun einmahl nicht ihr war; aber ſie wollte wenigſtens, daß ſeine künftige Gattin ein Herz für ihn haben ſollte: und das traute ſie Julien nicht zu. Betrübt, und doch lächelnd, ſagte ſie: gebe der Himmel, daß ſie deines Herzens werth iſt! Aber ich fürchte, ſie iſt es nicht.

Der Baron behauptete das Gegentheil, und berief ſich auf Juliens blondes Haar und ihre Stärke im Generalbaſſe; Iglou dagegen auf Geſpräche mit Julien, auf Urtheile, die ihr entſchlüpft waren, auf kleine Begebenheiten, bei denen Julie ſich wenigſtens nicht edel benommen hatte. Der Baron konnte das nicht leugnen, nannte es aber Leichtſinn. Iglou erwiederte: Leichtſinn entſpringt bisweilen aus Mangel an Ueberlegung, aber noch öfter aus einem kalten, gefühlloſen Herzen. Laß dir doch Zeit, zu finden, welcher Leichtſinn Julien beherrſcht. Der Baron war überzeugt: der gute. Er wurde zuletzt ungeduldig, und wollte durchaus nicht länger mit ſeiner Erklärung gegen Julien warten. Iglou warf ſich ihm zu Füßen, umſchlang mit bebenden Händen ſeine Kniee, und beſchwor ihn mit heißen Thränen, nur noch eine kurze Zeit zu zögern. Ach, ſagte ſie: ich habe dich unendlich geliebt; ich liebe dich noch, und meine Liebe wird erſt mit meinem Leben enden. Dieſe Liebe habe ich dir aufgeopfert. Ich weiß, daß du mich nie lieben wirſt; aber ſo laß mir wenigſtens den Troſt, daß ein Herz wie das meinige deine Liebe erhält, und nicht die Buhlerei einer herzloſen Puppe.

Iglou's Thränen drangen dem Baron endlich das Verſprechen ab, ſich noch nicht zu erklären, und erſt Ueberzeugung abzuwarten, ob Julie ſeiner werth ſey, oder nicht. Julie, die vorher des Barons Liebeserklärung ſchon auf ſeinen Lippen zu ſehen geglaubt hatte, merkte jetzt, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war; und ſeine häufigen Geſpräche über Leichtſinn zeigten ihr auch die Quelle derſelben. Sie begriff ganz und gar nicht, wie Iglou ſolche Gewalt über den Baron haben konnte. Der Bruder erfuhr endlich von ihm ſein eigentliches Verhältniß zu Iglou; und nun war ihm alles deutlich. „Die Schwarze,“ ſagte er zu Julien, „iſt deine Nebenbuhlerin.“ Julie lachte laut auf. „Deine Nebenbuhlerin,“

wiederholte er kalt; „und zwar eine ſehr gefährliche.“ Er erzählte Julien Iglou's Begebenheiten mit dem Baron. „Sieh, der Baron liebte Emilien innig; und dieſe tugendhafte Mohrin hatte Geſchmeidigkeit und Liſt genug, Emilien und den Baron zu trennen, noch an eben dem Tage zu trennen, da ſie ſich verheirathen wollten.“ — Du ſcherzeſt Bruder! Die Schwarze hätte das gekonnt? — „Sie hat es gekonnt, und wird es auch bei dir können, wenn du nicht vorſichtig biſt.“ — Julie wurde ernſthaft. Nach und nach war es ihr ein ſehr intereſſanter Gedanke geworden, Frau von Flaming zu werden, Güter zu beſitzen; und nun, da ſie des Barons Hand wünſchte, ſollte ſie ihn verlieren, durch ein ſo häßliches Geſchöpf verlieren?

Alles ſtand jetzt auf dem Spiele; und — wie Julie nun einmahl war — ſie ſetzte Alles an Alles. Laß mich! ſagte ſie, und ſang ein luſtiges Liebesliedchen; laß mich! es ſoll Alles gut gehen. Sie erinnerte ſich eines Geſpräches zwiſchen dem Baron und ihrem Bruder über die Verführungen der Sinne. Der Baron behauptete: es ſey unmöglich, ſeine Sinnlichkeit in dem Grade zu reitzen, daß er falle. Hedler behauptete das Gegentheil. „Es würde mich unglücklich machen,“ fuhr der Baron fort, „wenn ich ſo ſchwach wäre. Liebte ich das Mädchen, ſo müßte ich jammern, es ſo ſchwach gefunden und mich ſo ſinnlich gezeigt zu haben; liebte ich es nicht, ſo wäre ich noch unglücklicher: was dürfte ich dem Mädchen zum Erſatze meiner Schwäche anbieten, als meine Hand?“ — Wie? fragte Hedler erſtaunt; Ihre Hand? — Der Baron erzählte ihm ſeine Begebenheit mit Iglou, und ſagte dann ſehr ernſt: „ich würde ihr meine Hand gegeben haben, wenn ich ſchwach genug geweſen wäre, der Sinnlichkeit zu erliegen.“

Auf dieſe Aeußerung bauete Julie ihren Plan. Der Baron fand in der ganzen Geſchichte nichts ſo intereſſant, als die alten Deutſchen; Hermann war ſein Held, und Thusnelda ſeine Heldin. Er hatte Hermanns Begebenheit ſogar in Verſe gebracht, wie man ſie damals in Deutſchland machte, und Iglou mußte ihm ein Paar Geſänge in Noten ſetzen: unter andern den, mit welchem er Thusnelden nach der Schlacht mit Varus den Sieger Hermann empfangen ließ. Es war ein edles Lied, worin die Liebe zu dem Jünglinge mit dem Stolz über den Gatten wetteiferte. Eine ſchönere Muſik kannte der Baron nicht; und Iglou durfte nur die erſten Töne davon anſchlagen, ſo ſagte er zu allem ja.

Eines Abends, gerade an ihrem Namenstage, war Julie, als der Bruder ſich wegbegeben hatte, vorzüglich zärtlich gegen den Baron. Er hatte ein Paar Gläſer Champagner getrunken; ſein Blut floß daher leicht, und ſeine Sinne waren geöffnet. Das Geſpräch wendete ſich ganz natürlich auf Hermann, und der Baron bat Julien, Thusneldens Lied zu ſingen. Sie hatte den Einfall, ob man nicht einmahl ganze Stücke davon aufführen könnte. Dem Baron gefiel dieſe Idee. Mitten in der Unterredung ſprang Julie, wie begeiſtert, auf, und rief: ich will Ihnen die Thusnelde zeigen. Sie flog in ihr Kabinet, und der Baron wartete mit großer Ungeduld.

Auf einmahl öffnete ſich die Thür, und Julie trat, wie Thusnelde gekleidet, mit einem Kranze von Blättern in der Hand, herein. In der That ein reitzendes Geſchöpf! Sie trug ein leichtes dünnes Kleid von feiner Leinwand, unter dem Buſen mit blaßrothem ſeidnem Bande gegürtet. Die Arme waren faſt bis an die Schultern bloß. Das blonde Haar floß in ſeiner natürlichen Farbe und in leichten Locken über den ſchönen Buſen, und hing auf die weißen runden Arme. Die Füße waren nackt, und mit Bändern geſchnürt; das Gewand ging nur bis auf die Knöchel hinunter. Kurz, die reitzende Geſtalt mußte alle Sinne aufregen. Flaming flog auf ſie zu. Sie wich zurück. Nein, ſagte ſie: anrühren dürfen Sie mich nicht; ſonſt gehe ich den Augenblick weg. Er ſetzte ſich wieder, und weidete ſeine Augen an der holden Geſtalt.

Auf einmahl erhob ſie die liebliche Stimme, und ſang, wie begeiſtert, mit den leichteſten, ſchönſten Bewegungen des Körpers, Thusneldens Lied. Sie wendete ſich an den Baron, als ob er Hermann wäre. Bei den Worten: „Hier bring' ich dir den Kranz des Ruhms!“ flog ſie zu dem Baron hin, und ſetzte ihm den Kranz auf. Dann ſang ſie weiter: „und meine Liebe ...“ Sie hielt inne, als ob ſie vor Empfindung nicht weiter ſingen könnte. „Und meine Liebe . . .“ fing ſie noch einmahl an. Sie ſchloß mit einem Seufzer. Ach, Hermann! flüſterte ſie leiſe; und ſo, von Liebe überwältigt, ſank ſie an des Barons laut ſchlagende Bruſt. Er hielt das reitzende, ſo lockend gekleidete Geſchöpf in ſeinen Armen. Noch wollte er widerſtehen; aber ſein Kampf machte den Sieg der Zauberin deſto gewiſſer. Er trank an Juliens Lippen ein wollüſtiges Vergeſſen der Tugend, und der Schutzgeiſt ſeiner reinen Unſchuld entfloh. —

Am Morgen erwachte der Baron in den Armen der reitzenden Geliebten. Ein ſchmerzlich ſüßes Gemiſch von Vorwürfen und Entzücken füllte ſein Herz. Er wollte ſich aus Juliens Armen reißen, und drückte ſie nur noch feſter an ſich. Julie ſpielte ihre Rolle unvergleichlich. Zärtlichkeit und Reue, Thränen und Umarmungen wechſelten bei ihr ab; ſie nannte ſich das glücklichſte und das unglücklichſte Geſchöpf der Erde. Der Baron tröſtete ſie. „Du biſt mein, holde Julie!“ rief er mit den zärtlichſten Liebkoſungen. „Du biſt mein Weib! mein geliebtes, theures Weib! Die Liebe, holdes, gutes Geſchöpf, hat uns betrogen, oder vielmehr, ſie iſt unſerm Schickſale um einige Tage zuvorgekommen." Julie drang auf eine beſtimmte Erklärung; der Baron gab ſie ihr ſehr offen, und wiederholte ihr ein förmliches Eheverſprechen in den bündigſten Ausdrücken. Julie warf ſich an ſeinen Hals, und vergoß an ſeiner Bruſt Thränen des Entzückens. Der Baron ſeufzte aus vollem Herzen: „o Gott! wie glücklich bin ich!"

Er fühlte ſich wirklich in dieſem Augenblicke ſehr glücklich, ohne alle Beimiſchung von Reue glücklich; denn ſo eben waren ihm die Probenächte und Probejahre in dem Schwarzwalde, in der Schweiz und in Schottland eingefallen. Nun ſchloß er Julien zärtlich in ſeine Arme, und flüſterte ihr zu: „Sey heiter, ſey ruhig, liebſtes Julchen! Laß dir von deinem zarten Gewiſſen keine Vorwürfe machen. Was wir thaten, thun alle Hochſchotten, die meiſten Schweizer, und die Bauern im Schwarzwalde. Es iſt echt Celtiſch, holdes Mädchen." Julie lächelte. Die Schweizer nur? dachte ſie. Was der die Menſchen kennt!

Der Bruder, der am Morgen das Vorgefallene aus der Vertraulichkeit des Barons errieth, fragte ihn: wie es zugehe, daß er ſich ſo ſchnell entſchloſſen habe, Julien ſeine Hand anzubieten. Er gab Julien einen feinen Wink, zu geſtehen. Sie bedeckte das Geſicht mit ihrem Taſchentuche, als ob ſie ihre Schamröthe verbergen wollte, und ſchluchzte. Der Bruder drang in den Baron, in ſeine Schweſter; und Julie verrieth ſich durch ein Paar Worte, die ihr entfuhren.

Das eben wollte Hedler. Wie? rief er; Baron, iſt es möglich, was ich fürchte? wovor ich zittre? was mich ewig unruhig machen wird? O Baron, wie ſchlecht haben Sie dann das Zutrauen vergolten, mit dem eine Familie, die nichts hatte als ihre Ehre, Sie in Ihren Schooß aufnahm! Wie unglücklich bin ich! Ach, ich hätte Ihrer Tugend nicht ſo viel trauen ſollen! O, du armes Mädchen! hab' ich dir nicht dein Unglück, deine Schande vorausgeſagt? Konnte es anders enden bei der heißen Leidenſchaft, die du fühlteſt? Gott! ich bin ſo ſchuldig wie ihr! — Er umarmte in wildem Schmerze ſeine Schweſter, die nicht begriff, wozu dieſer Akt der Komödie noch nöthig war. Der Baron ſagte ganz ruhig: „ja es iſt ſo, wie Sie vermuthen. Julie, die gute, ſchöne Julie, iſt mein Weib. Aber ſeyn Sie doch ruhig; ich …“

Nein, nein! ich werde nicht eher ruhig, als bis Sie förmlich mit ihr verbunden ſind. Gut, ich liebe Euch, meine Theuren, und will darüber wegſehen. Es iſt nun einmahl nicht zu ändern. Aber eilen Sie Baron; geben Sie dem unglücklichen Mädchen ihre Ruhe, ihre Unſchuld wieder: das Gefühl, daß ſie nichts verbrochen hat! Noch heute Baron!

„Noch heute? Lieber Hedler, wie iſt das möglich? Ich muß doch erſt meiner Mutter …“

Heute, Baron. Machen Sie Ihre Unbeſonnenheit durch die geſetzliche Trauung wieder gut. Ich thue auf alles Verzicht; Aufgebot, Brautkranz, Ankündigung …

„Recht, lieber Hedler! ohne Brautkranz! Und wenn ich auch die Schwäche nicht gehabt hätte, wenn Julie nicht mit mir gefallen wäre: ſo dürfte ſie dennoch keinen Brautkranz tragen; denn ſie iſt …“

Hedler wurde todtenbleich; Julie ſchrie auf, und ſchloß den Baron heftig in ihre Arme. Beide durchfuhr in dieſem Augenblicke der Gedanke, der Baron wiſſe ihre Begebenheiten. — „EineCeltin,“ wollte der Baron ſagen; aber Juliens Schrei verſchlang das Wort.

Der Baron nahm Julien in ſeine Arme, und nannte ſie hundertmahl: ſeine unſchuldige, ſeine geliebte Julie. Hedler, der noch immer nicht wußte, was der Baron damit gemeint hatte, daß Julie ohnedies keinen Brautkranz tragen dürfe, drang nicht mehr ſo dreiſt auf die augenblickliche Trauung, und der Baron konnte nun dem Gedanken an einen Probemonath ohne Störung nachhangen. Er verſprach noch einmahl feierlich, Julien zu heirathen; und Hedler ſchien ſich zu beruhigen, da er dem Baron auch das Verſprechen abgelockt hatte, ſelbſt Iglou'n nichts von ſeinem Vorſatze zu ſagen. Hedler bat indeß Julien, weil er noch immer etwas beſorgt war, die Trauung, ſo viel es nur möglich ſey, zu betreiben, und dem Baron von jetzt an jede Gunſt zu verſagen, um ihn nicht mit Genuß zu überfüllen.

Julie verſprach das, und fing ſogleich an ihre Rolle zu ſpielen.

Sie ſaß trauernd da; und fragte der Baron ſie um die Urſache ihres Kummers, ſo ſeufzte ſie, ſchloß ihn in ihre Arme, ſagte ein Paar Worte, ohne zu endigen, und trocknete die Augen, in die freilich keine Thräne gekommen war. Der Baron drang ihr endlich das Geſtändniß ab: ſie könne nicht eher ruhig werden, als bis ſie mit ihm getrauet ſey. Ihre Klagen waren ſo rührend, ſo zärtlich, daß ſie dennoch, Troz der groſſen Luſt des Barons die Celtiſchen Probezeiten in ihrem Glanze wieder herzuſtellen, ihren Zweck würde erreicht haben, wenn er nicht zufällig ihre Eitelkeit mit ins Spiel gebracht hätte. „Heimlich trauen?" ſagte er; denn ſie hatte das Wort: heimlich, gebraucht, weil ihr Gewiſſen es ihr in den Mund legte. „Heimlich? Nein, Julie, bei Gott nicht! Warum heimlich? Mit aller Pracht, mit allem Glanze, der meinem Stande und deinen Tugenden angemeſſen iſt, ſollſt du mir deine Hand geben. Ich will dich nicht in meine Familie hinein ſtehlen. Oeffentlich will ich dich unter meine Verwandten

ten führen, und rufen: ſeht, welch ein Weib! Adel? Liebſte, beſte Julie; dein blondes Haar, dein blaues Auge iſt ein alter Stammbaum; dein Blut ſo edel, wie das meinige. Nein, auf meinen Gütern, mitten unter meinen und deinen Unterthanen, ſoll der Altar unſere Hände vereinigen. Heimlich? Bei Gott nicht! So öffentlich wie möglich ſollſt du den Nahmen Frau von Flaming annehmen."

Dieſer Verſuchung konnte Julie nicht widerſtehen. Sie ſah im Geiſte ſich ſchon wie eine Fürſtin geſchmückt, mit Edelgeſteinen bedeckt; und die Vorſtellung: Unterthanen! ſchmeichelte ihrem Stolze. Ja, rief ſie; du haſt Recht, Geliebter! Kein Wort weiter davon! Nur ſo bald als möglich. — Und das über den Baron zu vermögen, traute Julie ſich wohl noch zu.

Der Abend kam heran; und der Baron, der den ganzen Tag über den Gedanken an das Probejahr der Celten nicht hatte los werden können, erröthete, als endlich der Bruder von Julien wegging. Er ſtand ſchon auf, um ebenfalls zu gehen: ſo widrig ſchien ihm jetzt die Vorſtellung; indeß eine heimliche Begierde hielt ihn. Julie ſpielte, ſang, umarmte ihn, und entſchlüpfte ihm dann wieder; aber dennoch war ſie äußerſt zärtlich. Er bat, ſie möchte ſich ihm noch einmahl als Thusnelde zeigen. Sie ſah ihn zögernd an, als ob ſie mit ſich ſelbſt kämpfte. Ach, ſagte ſie endlich, dieſe Thusnelde hat mir viel gekoſtet! Doch, — was könnte ich dir abſchlagen!

Sie kam in dem reitzenden Gewande einer alten Deutſchen Kriegerin, aber mit traurigen Blicken, wieder, nahm die Laute, die ſie ſchon recht gut ſpielte, und ſetzte ſich dem Baron gegenüber. Seine Augen flammten, als er nun mit Muße die ſchöne, liebliche Figur betrachtete, die er geſtern nur verworren ſehen konnte. Sie hatte das holde Geſicht auf den jugendlichen Buſen niedergebeugt, die runden, weißen Arme um die Laute geſchlungen, die kleinen Füße läſſig über einander gelegt, und ſang nun mit langſamer, ſanfter, leiſer und trauriger Stimme Thusneldens Lied während der Schlacht:

Wenn nun ein Römerſchwert ihn trifft!
O Götter! Götter! rettet ihn!
Thusnelde nun verlaſſen trauert!
Verlaſſen? Nein! ich folge ihm!

Dieſe Zeilen ſang ſie halb recitirend, mit niederhangendem Haupte. Bei dem Worte: „verlaſſen?“ richtete ſie langſam den Kopf in die Höhe, und warf traurige Blicke auf den Baron. Sie ſchloß mit einem tiefen Seufzer; dann ſank die Laute aus den weißen Armen auf den Boden. Verlaſſen? ſagte ſie; ach! könnteſt du mich verlaſſen, mein Geliebter? Der Baron ſprang auf, warf ſich vor ihr auf die Kniee, und rief mit naſſen Augen: „nein, geliebte, theure Thuenelde, nimmermehr!“ Sie ſchlang die weißen Arme um ſeine Schultern, und hing an ſeinen Lippen.

Der Baron ſprang auf, faßte ſie in ſeine Arme, und zog ſie auf ſeine Kniee. Alle ſeine Begierden ſtürmten, als er das reizende Mädchen ſo an ſeiner Bruſt hielt. Ihre Liebkoſungen entflammten ſeine Begierden noch mehr; aber auf einmahl entzog ſie ſich ſeinen Armen. Er eilte ihr nach. Sie legte die flache Hand vor ſeine Bruſt, und hielt ihn von ſich ab. Nein, rief ſie, beinahe ſchluchzend; ich bitte dich, geh! geh! Soll wieder die Reue mein Herz zerreißen? Sie ſchlug die Hände zuſammen, hob ſie gefaltet auf, und beugte den

Kopf zur Seite nieder, daß die blonden Locken über den ſchönen Nacken ſchwammen. Was den Baron abhalten ſollte, reitzte ihn noch mehr. Er faßte ſie wieder in ſeine Arme; und ſie riß ſich wieder von ihm los. „Höre mich, geliebte Thusnelde!“ fing er an; „ſetze dich zu mir!“ Nun erklärte er ihr mit ſtokkender Stimme — er wußte die Worte dafür nicht zu finden —, daß ſie ja ſein Weib ſey, und daß ſie als eine Celtin ſchlechterdings nichts gegen eine ſolche vorläufige Ehe haben könne. Aber das alles war in den Wind geſprochen; Julie ſetzte ſeinen Gründen Thränen, ſeinen Vorſtellungen Seufzer, ſeinen Bitten Händeringen entgegen. Er gab endlich nach, ſo wenig er auch zu begreifen wußte, wie eine ſo reine Celtin einen echt Celtiſchen Gebrauch ſo abſcheulich finden konnte. Nach Mitternacht verließ er Juliens Zimmer, und wirklich mit großer Achtung für ihre reine, fleckenloſe Seele. „Welch eine unbeſiegbare Keuſchheit!“ rief er aus. Er hätte ſich nun gern auf der Stelle trauen laſſen, und beſchloß, wenigſtens ſogleich Anſtalten zu treffen, daß Julie ganz ſein würde.

Julie war nun vollkommen überzeugt, daß der Baron ihr nicht entgehen könnte; ſeine Schwüre in dieſer Nacht, ſeine Verſicherungen, ſein Entzücken, alles machte ſie ihrer Sache gewiß. Der Sieg war errungen; und ſie berechnete ſchon, mit welcher Pracht, mit welchem Aufwande ſie leben wollte. Ich werde, dachte ſie, Paris endlich wiederſehen, und als Baronin von Flaming!

So oft Julchen die ſtille Iglou ſah, fiel ihr auch ein, daß dies ihre Nebenbuhlerin war, und ſie bekam jedesmahl Luſt, über ihren Sieg zu triumphiren. Nur das Verbot, die Bitten ihres Bruders, hielten ſie zurück; aber ganz konnte ſie ihrer Eitelkeit den Triumph doch nicht verſagen: ſie machte Anſpielungen, durch die Iglou aufmerkſam wurde. Iglou hatte ſchon bemerkt, daß nicht Alles ſo war, wie es ſeyn ſollte. Sie ſah, in welcher großen Vertraulichkeit der Baron mit Julien lebte, und wie ſichtlich er ſich bemühete, das Geſpräch von dem Mädchen zu vermeiden. Juliens Anſpielungen gaben ihr nun volles Licht.

Sie benutzte die erſte Gelegenheit, da ſie den Baron allein hatte, (was jetzt nicht oft mehr der Fall war), und fragte ihn: du liebſt Julien? Der Baron bejahete es.

Du haſt ihr geſagt, daß du ſie liebſt?

„Liebe Iglou, höre mich an!“

O, ich bitte dich, theuerſter Herr, Vertrauen biſt du deiner Iglou ſchuldig. Du haſt es ihr geſagt? haſt ihr deine Hand verſprochen?

„Ja, Iglou; Julie iſt mein, und ich bin der glücklichſte Mann auf der Erde. Julie iſt mein, und . . . ja Iglou, ich will offenherzig reden — ſie iſt mein Weib.“

Iglou ſchrie auf, und fuhr zurück. Unglücklicher! was haſt du gethan!

Der Baron erzählte ihr ſeine Begebenheit. „Nun ſiehſt du ſelbſt, Iglou, daß ſie mein Weib iſt.“

Iglou blickte gen Himmel, und rief: abſcheuliche Buhlerin!

„Buhlerin?“ fragte der Baron ſanft. „Iglou, ich kann es nicht ertragen, wenn du ungerecht biſt!“

Ungerecht? Theurer, theurer Herr, ich bin nicht ungerecht. Aber du erzählſt ja ſelbſt, daß ſie als Thusnelde ſo reitzend geweſen iſt. Sag mir doch, wie kam das keuſche Mädchen ſogleich zu dieſer lockenden Kleidung? Sie wurde gemacht, dich zu locken. Der Plan, dich zu fangen, war mit buhleriſcher Kälte erſonnen. Wir haben hundertmahl Thusneldens Lieder geſungen; warum kam ſie da nie mit dem Anzuge zum Vorſchein? warum in der Nacht? O, liſtige Buhlerin! abſcheuliches Gewebe von Bosheit!

„Du biſt ungerecht, Iglou! Iſt denn nicht ſchon lange die Rede davon geweſen? einmahl Scenen aus meinem Hermann aufzuführen? Haben wir nicht ſchon längſt von den Kleidungen geſprochen? Natürlicher Weiſe läßt Julie ſich eine ſolche Kleidung machen, und zieht ſie an, als der Zufall unſer Geſpräch auf Thusnelden bringt. Wir waren den Abend ſo heiter geweſen.“

Glaubſt du mich zu überreden, die Begebenheit dieſer Nacht ſey ein bloßer Zufall? Ich kenne ja dieſe Julie. Ich kenne ſie!

„Iglou, muß ich dich denn an jene Nacht erinnern, da eine ähnliche Verwirrung der Sinne dich beinahe zum Opfer deiner Schwäche ...“

Ja, das Herz kann weit treiben! Ich leugne es nicht, theurer Herr, meine Sinne waren dahin; und wenn du gewollt hätteſt, ſo wäre ich gefallen. Nur ein Glück, ich geſtehe es, rettete deine und meine Unſchuld. Aber Julie ſelbſt, ihre Liſt, nicht ihr Herz, riß dich dahin. Sie triumphirt über deine Schwäche; ich würde darüber troſtlos geweſen ſeyn.

„Troſtlos, wenn du mein Weib geworden wärſt? Sieh, Iglou, wie der Eifer dich ungerecht macht!“

Du würdeſt mich geheirathet haben? fragte Iglou mit großen, erwartenden Augen; das würdeſt du?

„Natürlich! Ich hätte dich ja als mein Weib betrachten müſſen, und folglich auch geheirathet. — Was ſinnſt du nach?“

Und hätteſt mich auch geliebt, wenn ich dein Weib geweſen wäre? fragte Iglou mit ſehr bewegter, langſamer, feierlicher Stimme.

„Geliebt oder nicht geliebt, Iglou! Ich würde gethan haben, was meine Pflicht war. Du wärſt mein Weib geworden.“

Iglou warf ſich vor ihm nieder. O theuerſter Herr, wenn du das Glück kennteſt, das für mich in dem Gedanken liegt, dein Weib zu ſeyn! O, Erde und Himmel! Meine Seele wäre vergangen unter der Wonne! Dein Weib!... Und dennoch — ſetzte ſie finſter hinzu — würde ich deine Hand ausgeſchlagen haben. Das weiß ich, das fühle ich, ſo gewiß ich fühle, daß ich bin. Sterben kann ich für dich, aber nimmermehr dich unglücklich machen. Nein, nein, (fuhr ſie ſchwermüthig fort); deine Liebe iſt der Preis, nach dem ich ringe, nicht deine Hand. Julie, ringt nach deiner Hand, nicht nach deiner Liebe; und o! ſie liebt dich nicht: ſie will nichts als dein Vermögen.

„Iglou! Schwärmerin! Ich weiß, daß du meine Freundin biſt, und daß dir an meiner Freundſchaft genugt. Du verſtehſt deine eigenen Gefühle nicht; denn wie könnteſt du mich lieben, da du nicht einmahl von meinem Stamme biſt! Liebe Iglou, was du von mir wünſchen kannſt, das haſt du: meinen Schutz.“

O, das weiß ich, erwiederte Iglou. Aber daß dieſe Julie, die deinem und meinem Herzen, die der Tugend und der Liebe fremd iſt — daß dieſe mit den Künſten der Buhlerei dies

Herz, dies Herz voll Liebe, beſiegen ſoll, das ſchmerzt! O, wenn nun einmahl die ſchöne Larve von ihrem Geſichte fällt, wenn du nun mit gerungenen Händen daſtehſt vor dieſer todten, leeren Geſtalt, und die Liebe forderſt, die ihr blitzendes Auge dir log; dann wirſt du rufen: Iglou, wo find' ich dein Herz! und dies Herz wird in Aſche zerfallen ſeyn. — Sie hielt die Hände vor ihr Geſicht, und verließ ſchluchzend das Zimmer. Der Baron ſah ihr tiefſinnig nach, und ſein Herz empfand die mitleidigſte Rührung.

Iglou ging in die Einſamkeit. Sie war ſich eines tiefen Haſſes gegen Julien bewußt; und für Emilien hatte ſie Liebe gefühlt. „Unrecht thäte ich dem Mädchen?“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Unrecht?“ — Sie war gewohnt, einen ſolchen Gedanken nicht fallen zu laſſen, und überſann noch einmahl Juliens ganzes Benehmen. In der That konnte ſie doch nichts Böſes von ihr ſagen. Julie war ein leichtſinniges, eitles Geſchöpf, das übrigens mit der ganzen Welt gern in Frieden lebte, Niemanden beleidigte, und, wenn ſie ſich nur geputzt hatte und ein Vergnügen vor ſich ſah, gutherzig genug war, alles Andere wegzugeben. Es fehlte ihr auch nicht an Geiſt. Freilich hatte ſie ihren Verſtand nicht zum Nachdenken gewöhnt; aber ſie ſchwatzte doch recht angenehm, und ihre Poſſen ließen ihr ſehr gut. Sie war nicht *edel*, das mußte Iglou ſelbſt mit dem zarteſten Gefühle der Billigkeit zugeſtehen; aber auch nicht böſe. Konnte ſie dabei nicht immer den Baron lieben? und, *wenn* ſie ihn liebte, konnte ſie ihn nicht glücklich machen, und ſelbſt durch ſeine Liebe veredelt werden? Dieſe Frage wußte Iglou nicht zu beantworten.

Iglou kam von ſelbſt auf den Gedanken, ob wohl bei ihr nicht Eiferſucht mit im Spiele ſeyn könnte. Sie ſtützte den Kopf lange in die Hand, und mußte ſich zuletzt freilich geſtehen, daß dieſe Leidenſchaft ihre Gefühle ſchärfte. Aber Emilien hatte ſie nicht gehaßt, und jetzt doch Julien! Ein neues Räthſel. Sie fand endlich, daß Juliens triumphirende Anſpielungen auf ihren Sieg hauptſächlich ihren Haß erregt hatten. Doch ſie fühlte auch Verachtung gegen Julien; und dieſe entſtand aus der Ueberzeugung, daß Julie den Baron nicht liebte, ſondern nur, weil er reich war, ihm Liebe heuchelte. „Aber thut ſie das?“ Schon zum zweitenmahle ſtieß Iglou auf dieſe Frage, und wußte ſie nicht zu beantworten. Sie zitterte, daß ſie ihrer Feindin Unrecht thun möchte. Wie konnte ſie darüber Gewißheit bekommen? Der Baron war, das fühlte ſie, diesmal zu keiner Probe zu bewegen; denn er betrachtete ja Julien ſchon als ſein Weib. Sie überlegte, und fand ſich nicht heraus.

Nur noch Zeit! rief ſie; Zeit, um ihn zu retten! Sie fiel endlich auf einen Plan. Er war ſchwierig, gefährlich; und dennoch beſchloß ſie, ihn auszuführen. Aber auf einmahl ſtieß ſie auf die Frage: leitet dich nicht Eigennutz, Iglou? liegt nicht die Hoffnung im Hintergrunde, den Baron von Julien loszureißen und ihn dann ſelbſt zu behalten? — Sie ging ſchwermüthig auf und ab, und mußte ſich mit ſchlagendem Herzen geſtehen, daß dieſe reitzende Hoffnung tief in ihrer Seele läge. Jetzt gab ſie den Gedanken wieder auf, ihn zu retten. Aber wenn ſie nun wieder dachte, daß er die Beute einer Buhlerin werden, daß ihn ein Herz ohne Liebe, ohne Tugend betriegen ſollte;

dann ergriff ſie den Plan, den ſie entworfen hatte, mit neuem Eifer.

Nein, ſagte ſie zuletzt, erſt will ich mein eigenes Gewiſſen ſichern. Mit großer Feierlichkeit trat ſie mitten in das Zimmer, und rief: ich gebe ihn auf, um ihn retten zu dürfen. Wie die Begebenheiten auch fallen mögen; von nun an entſage ich ſeiner Hand und ſeiner Liebe. Er ſoll nie mein ſeyn! nie, nie! Die Tugend hat meine Verſicherungen gehört. Ich will ihn retten — und ſterben!

Iglou fühlte ſich nun, da ſie ihr eignes Glück aufgeopfert hatte, muthig und ſtark, alles zu wagen. Sie ging zu dem Baron, und ſagte ihm mit Ruhe und Offenheit: ich weiß, daß du Julien heirathen willſt. Wohl denn! ich bin ruhig, ſo ruhig als ich ſeyn kann, wenn dein Glück auf einem ſo gefährlichen Spiele ſteht. Beſtimme mir den Tag deiner Hochzeit. Wir, Julie und ich, paſſen nicht für einander. Ich kann dir auch das letzte Opfer bringen: dich verlaſſen. — Davon wollte der Baron nichts hören; aber Iglou überzeugte ihn ſehr bald, daß es ſeyn müßte. Ihr Ton war räthſelhaft; und ſie wählte dieſen Ton mit Vorſatz. Zuletzt fragte ſie ihn noch ſehr feierlich: haſt du deine Iglou lieb gehabt? (Er umfaßte ſie recht herzlich.) Nun denn! das Leben ohne dich hat noch einen Reitz für mich. Ich kann, wenn nicht glücklich, doch zufrieden werden; oder ſoll ich das nicht? — „Fordre Iglou! ich kann alles für deine Zufriedenheit; nur nicht gegen Julien ungerecht ſeyn.“

Du wäreſt alſo im Stande, auch deiner Iglou ein Opfer zu bringen? — „Iglou, ich bitte dich, rede.“ — Sie drückte ihm die Hand. Du ſollſt es erfahren. Iglou verläßt dich; aber dein Schickſal falle, wie es wolle, ich ſehe dich wieder, wenn meine Gegenwart dir Freude bringen kann, Theil an deinem Glücke zu nehmen, oder mit dir zu weinen! … Wann wirſt du Julien deine Hand geben? — Der Baron wollte noch einen Monat warten, um Anſtalten zu treffen, ſeiner Mutter zu ſchreiben, und alles einzurichten. — Einen Monat? Verſprichſt du mir das? fragte Iglou. — Der Baron gab ihr die Hand darauf. Ich wünſche dir Juliens Liebe, theurer Herr, und ich will ſie anbeten. — Sie verließ ihn mit Thränen in den Augen.

Nun aber ging ſie raſch an die Ausführung ihres romantiſchen Planes. Sie ſchrieb an Emilien, erzählte ihr die ganze Begebenheit mit Julien, ſetzte ihre Beſorgniſſe, daß der Baron betrogen würde, aus einander, beſchwor Emilien, ihn retten zu helfen, und nahm dieſe zur Zeugin, daß ſie der Hand, der Liebe des Barons entſage und nicht aus Eigennutz handle. „Emilie," ſchrieb ſie; „er brachte deinem Glücke ſeine Liebe zum Opfer. Thue nicht weniger für ihn, und opfere ihm einige Bedenklichkeiten auf, die du freilich, das ſehe ich vorher, wohl haben wirſt." Sie unterrichtete Emilien von allen Theilen ihres Plans auf das genaueſte, und ſagte ihr dabei, daß der Plan wegen Kürze der Zeit nicht mehr umgeändert werden könnte. Als Iglou mit Thränen geſchrieben und ihren Brief geendigt hatte, nahm ſie ihn in ihre Hand, hob ihn gen Himmel, und rief: o Ewiger! gieb ihm die Kraft zu rühren! Dann ſchickte ſie ihn mit einer Stafette an Emilien.

Emilie fühlte bei dem Briefe eine ſanfte

Rührung; und doch ſchien ihr Iglou's Vorſchlag unmöglich auszuführen. Sie ging zu ihrem Manne. Lieber Hilbert, hier iſt ein Brief von der guten Iglou. Sie fing an zu erzählen. „Hedler?" ſagte Hilbert, als ob er ſich beſönne; „Mamſell Hedler? Stehen keine nähern Umſtände von dem Mädchen in dem Briefe? Hat ſie nicht einen Bruder, einen vortrefflichen Violinſpieler?"

Ganz recht, lieber Hilbert; und Iglou meint, der regiere alle Fäden der Betriegerei. Kennſt du die Leute?

„Sehr genau, liebe Emilie; von Paris her. Sie iſt eine ungemein ſchöne Blondine, eine wahre Celtin, wie unſer guter Baron ſagt."

Emilie ließ ihren Mann den Brief ganz leſen. „Der Plan iſt toll genug," ſagte er; „und — ſoll ausgeführt werden. Luſtig, liebe Emilie! wir wollen nach Berlin. Packe nur deinen Jungen ein. Der Baron ſoll ſehen, was für einen Celten wir in die Welt geſetzt haben. O Emilie, ich freue mich in der That, den edlen Thoren wiederzuſehen, dem ich das Glück meines Lebens, dem ich dich verdanke.

Noch

Noch mehr aber freue ich mich darauf, daß ich im Stande bin, ihn aus den Händen eines Mädchens zu retten, das erſt ſein Vermögen mit der ſinnloſeſten Verſchwendung gänzlich zu Grunde richten und dann ihn ohne Bedenken verlaſſen würde.“

Mein Gott! in den Händen einer ſolchen ſchwarzen Seele iſt er? O, laß uns eilen!

„Schwarzen Seele, Emilie? Das nun wohl nicht. Wahrhaftig, dieſe Julie würde das Vermögen der ganzen Erde verthun, ohne etwas Arges daraus zu haben, und hinterher mit jedem Unglücklichen weinen, den ſie an den Bettelſtab gebracht hätte. Das Mädchen hat gar keine Seele. Sie will genießen, mit allen Sinnen genießen; und darum iſt der reichſte Mann ihr der willkommenſte. Laß uns eilen, Emilie! Vielleicht verſchafft Iglou's Plan uns noch obendrein das Glück, einen Freund auf Erden zu wiſſen, der ſich für uns aufopfert. Sieh, Emilie, ich bin vergnügt wie ein König. Komm Junge! komm! Du ſollſt dem Manne, ohne deſſen Edelmuth du nicht wäreſt, zur Dankbarkeit für deine Exiſtenz die Ohren voll ſchreien.“ Mit dieſen

Worten nahm Hilbert ſeinen Sohn auf, und eilte aus dem Zimmer.

Die Anſtalten zur Reiſe wurden gemacht, und ſchon am folgenden Morgen ſaß die Familie im Wagen. Nun ging es von früh Morgens bis ſpät in die Nacht auf Berlin zu, das ſie am ſechſten Tage geſund erreichten. Iglou, die ſchon durch eine Staſette Nachricht hatte, empfing die Fremden im Wirthshauſe. Es war ein rührender Anblick, wie Iglou und Emilie, feſt von einander umſchlungen, laut ſchluchzend da ſtanden, bis denn endlich Hilbert Iglou'n ſeinen Knaben zeigte. Mein Sohn! ſagte Emilie; und Iglou ſtreckte die Arme nach ihm aus. Der Knabe bog ſich zurück, fing an zu ſchreien, und äußerte den ſtärkſten Abſcheu. Emilie wollte ihn mit Gewalt der Schwarzen geben; aber dieſe ſagte mit einem ſanften Lächeln: das iſt mein Geſchick nun einmahl! — Aber wer dich kennt, Iglou, erwiederte Emilie weinend, wer dein Herz kennt, der liebt dich, wie ich, der theilte ſein Leben mit dir.

Iglou erkundigte ſich nach ihrem Wilden. Hilbert zuckte die Achſeln, und ſagte: ihm fehlt dein Herz, Iglou, dein feines, geſchmeidiges, zärtliches Herz. Emilie wollte deine Rolle übernehmen; aber, gute Iglou, wer kann das Werk endigen, das dein Herz begonnen hat! Er iſt völlig wieder ſo, wie im Anfange, ausgenommen, daß er jetzt häufig deinen Nahmen nennt, und mit dem allein beruhigt werden kann.

Man ging nun Iglou's Plan genauer durch, und ſchritt dann ſogleich zur Ausführung. Daß Hilbert Julien ſchon kannte, mußte Emilie auf ſeine Bitte verſchweigen.

Als Iglou wieder nach Hauſe gegangen war, ſchrieb Emilie folgenden Brief an den Baron: „Theuerſter Freund, hier ſitze ich verlaſſen, in den Thränen des allerſchrecklichſten Elendes gebadet, und ach! von den Vorſtellungen einer noch ſchrecklicheren Zukunft gefoltert. Die einzige Hoffnung, die mich in dem Sturze meines Glückes noch aufrecht hält, ſind Sie, Sie, ſchon einmahl der Retter meines Glückes und meiner Ruhe. Mein unglücklicher Mann, Hilbert, Ihr Freund, Flaming! ſchmachtet in einem Kerker. Der Fall eines Handelshauſes und ſeine Großmuth ſtürzten auch ihn. Er wollte ſeinen Freund retten, und verbürgte ſich für ihn mit Wechſeln. Bei ſeiner freundſchaftlichen Hitze vergaß er ſich zu erkundigen, ob er Bezahlung hoffen könnte; und jetzt büßt er ſeine Großmuth mit dem Gefängniß. Ein ungeheurer Verluſt meines Schwagers raubte ihm die Mittel, die Wechſel zu bezahlen. O Flaming, was habe ich gelitten, als man ihn aus meinen Armen, aus den Armen meines Sohnes riß! Er warf einen ſterbenden Blick auf mich, und rief mir zu: Flaming! Dieſer Nahme war ſein Troſt, und iſt meine Hoffnung. O Flaming, wenn Sie das Elend kennen ſollten, in das ich verſunken bin! Hundertmahl habe ich meinen Sohn gen Himmel aufgehoben, und um Erbarmen für das unſchuldige Kind geflehet. Ach! es lächelt; und ſein Lächeln ſtürzt mich in Verzweiflung. Man ſagt mir, und ein Billet meines Mannes, das ich Ihnen beilege, beſtätigt es, daß ſechzig tauſend Thaler ihn retten würden, und daß dieſe Summe, wenn man ſie ſchnell anſchaffte, ſogar ſein ganzes Glück wieder herſtellen könnte. Ich weiß nicht, ob es ſo iſt. Man bedauert mich, wenn ich klage, macht ſogar meinem Manne über ſeine Großmuth Vorwürfe, und zuckt die Achſeln, wenn ich um Hülfe bitte. O liebſter, edelſter Mann, erbarmen Sie Sich einer Mutter, die längſt im Elende vergangen wäre, wenn ſie nicht Ihr Herz kennte. Ich zähle die Augenblicke an meinen Thränen, an dem ängſtlichen Schlagen meines zerriſſenen Herzens.

Ihre unglückliche Emilie.

O, ich bitte Sie, verſchweigen Sie jedem Menſchen unſer Unglück!“

Ein Briefträger brachte den Brief, als der Baron bei Iglou war. Er las ihn, wurde blaß, und rief, mit hellen Thränen in den Augen: Iglou! Emilie iſt unglücklich! Gott Lob, Gott Lob! O, ich bin ein glücklicher Menſch! ich kann ihr helfen. Sag' Julien, daß ich heute Abend nicht zu Tiſche komme. Gott Lob, Emilie! ich kann dir helfen.“ Er ſteckte den Brief in die Taſche, und eilte zum Hauſe hinaus. Iglou zerfloß in Thränen, und rief: edler Menſch! und dich ſollt' ich nicht lieben? Nein, ſo lange dieſes Herz ſchlägt, liebe ich dich, und theile mit dir, was ich habe, Leben und Seele!

Am Abend ſpät kam er matt, und dennoch fröhlich, zurück. „Emilie iſt gerettet,“ ſagte er. „Hier, Iglou, ſieh! (Er zog Wechſel auf ſechzig tauſend Thaler hervor.) Verſchließ dieſe Papiere, Iglou, und laß auf morgen eine Staſette beſtellen!... Ich will nur auf einige Augenblicke zu Julien.“ Sein Auge glühete, und ſeine Bruſt hob ſich vor Freude. Er ging zu Julien hinunter, und blieb einige Minuten mit der allerhöchſten Zärtlichkeit bei ihr. „O,“ rief er, als er wieder weggehen wollte; „Julie, wie fühle ich jetzt, daß nur der Tugendhafte der Liebe fähig iſt! Wie unendlich, Julie, wie unbeſchreiblich ſüß, iſt heute meine Liebe zu dir!“ Er eilte weg, ſchrieb einen rührenden Brief an Emilien, und lief dann auf Iglou's Zimmer. Sie war ausgegangen, und hatte den Schlüſſel zu dem Schreibtiſche, worin die Wechſel lagen, mit genommen. Er wartete Eine Stunde, zwei Stunden; Iglou kam nicht. Nun wurde er unruhig; doch gegen Morgen legte er ſich nieder, und befahl, wenn Iglou käme, ihn ſogleich zu wecken. Iglou war auch am Morgen nicht da. „O, mein Gott!“ rief er ungeduldig; „ſucht ſie!“

Er lärmte, er rief. Julie und ihr Bruder gingen zu ihm. Was haben Sie vor, lieber Flaming? — „Iglou hat den Schlüſſel zu dem Schreibtiſche. Ich brauche ihn ſo nothwendig!" — Nun, laſſen Sie ihn doch erbrechen. Als das geſchehen war, fand der Baron nur für zwanzig tauſend Thaler Wechſel, und einen Zettel von Iglou's Hand. Er wurde todtenblaß, und machte den Zettel mit Zittern auf.

Ilou ſchrieb ihm: „Theuerſter Herr, ich habe dich verlaſſen müſſen, weil ich nicht länger ſehen konnte, daß du eine Andere liebſt. Mein Herz zerriß unter den vielfachen Wunden, die deine Hand ihm gab. Ich habe vierzig tauſend Thaler mitgenommen; nicht für mich: ich bedarf nichts; nein, um den einzigen Wunſch, den mein Herz mitten in ſeinem Elende noch fühlt, befriedigen zu können: der Troſt, die Hülfe Unglücklicher zu werden, da ich ſelbſt nicht glücklich ſeyn kann. Dies iſt das letzte Opfer, von dem ich dir neulich ſagte, daß du es mir bringen ſollteſt. Ich bitte, forſche nicht nach mir. Gönne meinem zerbrochenen Herzen die letzte Freiſtätte. Morgen bin ich weit von Berlin. Lebe wohl! O, wenn ich nur erfahren hätte, wodurch Emilie unglücklich geworden iſt! Auch den Kummer ſollte ich noch mit mir nehmen! Du hatteſt nicht Zeit, es deiner Iglou zu ſagen; du gingeſt zu Julien, und ſaheſt Iglou's letzte Thränen nicht. Lebe wohl. Wir ſehen uns wieder. Gewiß, wir ſehen uns wieder, wenn du glücklich oder unglücklich biſt! Iglou."

Des Barons zitternde Hand konnte kaum das Papier halten; der Angſtſchweiß brach in Tropfen aus ſeiner Stirne hervor. Endlich rief er: „o Gott! Gott im Himmel! ſie iſt fort! Gott! großer Gott! die unglückliche Emilie! O es iſt ſchrecklich! ſehr ſchrecklich!" Er warf ſich troſtlos in einen Stuhl. Julie, und ihr Bruder drangen in großer Beſtürzung mit Fragen in ihn. „Iglou iſt fort," ſagte er unruhig; „und die Unglückliche hat mir vierzig tauſend Thaler mit genommen, die beſtimmt waren ... Ich bin in der fürchterlichſten Unruhe." — Vierzig tauſend Thaler? rief Hedler erſtaunt; lieber Baron verſäumen Sie keinen Augenblick! Laſſen Sie der Betriegerin nachſetzen! — „Betriegerin?" fuhr der Baron auf; „nein, das iſt ſie nicht! O wenn ſie wüßte, wozu das Geld beſtimmt war!... Großer Gott! welche Thränen wird ihr das einmahl koſten!“ — Verſäumen Sie keinen Augenblick, lieber Baron! Vierzig tauſend Thaler? Liebſter Baron, wenn Ihnen auch jetzt die Augen über den Charakter der Schwarzen nicht aufgehen! Kommen Sie mit zum Polizei-Präſidenten! — „Was ſoll ich da? Hat er Geld? Geld brauche ich, und noch heute! dieſe Stunde!“

Hedler erfuhr endlich nach vielem Fragen den Zuſammenhang der Begebenheit. Er ſuchte nun mit allen möglichen Gründen den Baron zu bewegen, daß er Iglou als einer Betriegerin nachſetzen ließe. Nichts iſt leichter als das, ſagte er; eine Mohrin verräth ſich überall durch ihre Farbe. Endlich war der Baron es zufrieden, daß man ihr nachforſchte; doch durchaus nicht als einer Betriegerin. Man ſchickte nach allen Thoren; aber es war keine Mohrin paſſirt. Zu Steckbriefen, auch in den ſanfteſten, mildeſten Ausdrücken, konnte man den Baron nicht bewegen. Hedler ſagte endlich empfindlich: ich begreiſe nicht, Herr

Baron, wie ſeltſam das Verhältniß ſeyn muß, worin Sie mit dieſem Mädchen ſtehen, daß es Sie ſo nachſichtig macht. Das Mädchen ſtiehlt Ihnen eine ungeheure Summe, ſetzt Sie dadurch, wie Sie ſelbſt ſagen, in unbeſchreibliche Verlegenheit; und Sie? Sie wiſſen nicht, ob Sie den Diebſtahl nicht lieber gar eine tugendhafte Handlung nennen ſollen! In der That, die Tugend kann, wenn ſie zu weit getrieben wird, Thorheit werden.

„Tugendhaſt nenne ich die Handlung nicht; eine Unbeſonnenheit iſt es. Und mein Verhältniß mit dieſem Mädchen, das Sie nicht begreifen können? Nun, es iſt das Verhältniß der Natur. Das Mädchen liebt mich.“ — Eine ſchöne Liebe, die Sie beſtiehlt! — „Iglou hat mir das Leben gerettet; und ich ſollte ſie der harten Gerechtigkeit überliefern, die ſo wenig auf des Mädchens Gründe zu dieſer Unbeſonnenheit, als auf meine Empfindungen Rückſicht nehmen würde? Nennen Sie das meinetwegen Narrheit. Aber genug, ich will nicht Liebe mit Haß, Güte mit Grauſamkeit, Tugend mit Gefängniß belohnen. Glauben Sie mir, dieſe Iglou, die Sie des

Diebſtahls beſchuldigen, würde jetzt mit Freuden ihr Blut für meine Ruhe aufopfern. Meinen Sie denn, ſie hätte mich auf immer verlaſſen?"

Hedler lachte laut. Julie fragte den Baron: was iſt denn das für eine Emilie, die Sie vorhin nannten?

„Das iſt eben die Unglückliche, der die ſechzig tauſend Thaler beſtimmt waren. Ihr Mann ſitzt wegen einer Wechſelſchuld im Gefängniß. Dieſe Summe konnte ihn retten. Eben geſtern hatte ich ſie zuſammen gebracht; und heute wollte ich ſie abſchicken."

Sechzig tauſend Thaler? fragte Hedler erſtaunt. Und welche Sicherheit haben Sie dafür? — „Sicherheit? Emilie ſchreibt mir, daß dieſe Summe vielleicht das Glück ihres Mannes wieder herſtellen könnte." — Und auf dieſes Vielleicht hin wagen Sie eine ſo große Summe? Wahrhaftig, Herr Baron, mich wundert nur, daß Sie bei dieſer ſeltſamen Großmuth noch eine ſolche Summe wagen können. Jetzt fange ich an einzuſehen, daß Sie der Mohrin Dank für ihren Diebſtahl ſchuldig ſind; ſie hat ſich doch mit vierzig tauſend begnügt! — „Und ſetzt mich in die Verlegenheit, aufs neue vierzig tauſend zu borgen.“ — Aufs neue? und das wäre Ihr Ernſt?

Der Baron ſetzte ihm nun aus einander, wie ſehr er Emilien liebte; und dabei traten ihm aufs neue Thränen des Mitleidens in die Augen. Er ſchwor, er betheuerte Emilien, als ob ſie gegenwärtig wäre, daß er ihr helfen wolle. Julie ſagte mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit: ich ſehe, lieber Flaming, man muß ſich weit eher wünſchen, ihre Freundin zu ſeyn, als ihre Frau!

„Julie,“ ſagte der Baron mit Zärtlichkeit; „dir würde ich mein Leben aufopfern!“ Hedler verlangte von ihm einen Ueberſchlag ſeines Vermögens. Er rechnete, und fand ſehr bald, daß dem Baron nach dem Verluſte der beiden Summen nicht gar viel mehr übrig bleiben würde. „Aber, mein Gott!“ rief der Baron; „die Summen ſind ja nicht verloren.“ — So gewiß verloren, daß ich Ihnen darauf nicht eine zerriſſene Quinte von meiner Geige borgte. Ich bitte Sie, lieber Baron, machen Sie Sich nicht zum Bettler. Und wenn Sie auf Sich ſelbſt nicht achten, ſo vergeſſen Sie doch Julien nicht! Julie liebt Sie; aber ſie iſt auch gewohnt in Bequemlichkeit zu leben. Seyn Sie nicht ungerecht gegen Ihre Geliebte, gegen Ihr Weib, um verſchwenderiſch gegen Ihre Freunde zu ſeyn. — Ich werde doch ſehen, ſagte Julie, wen er mehr liebt: dieſe Emilie, oder mich!

Der Baron ſtand unentſchloſſen da. Er warf einen Blick auf Julien, dann einen auf Emiliens Brief. „Nein,“ ſagte er endlich; „und geſetzt auch, daß die beiden Summen verloren gingen, ſo bliebe mir noch immer ſo viel übrig, daß ich mit Julien auf dem Lande anſtändig leben könnte.“

Auf dem Lande? erwiederte Julie; lieber Flaming, das iſt mir unmöglich! — „Nun, Julie, auch in der Stadt. Aber, wenn du das Land kennteſt! Sieh, mit der Sonne ſtänden wir auf, baueten ſelbſt unſer Feld, gingen ...“ — J. Flaming, Sie ſind doch wahrhaftig nicht geſcheidt! Ich das Feld bauen? O, ich müßte mich ja vor dem lieben Gott ſchämen, der mir die feine Haut, den ſchönen Teint gegeben hat. Lieber Baron, laſſen Sie doch die Poſſen! Meinen Sie denn, ich ſoll vom Winde leben, mich von dem Regenbogen kleiden, und mit den Mücken in der Luft auf Bälle gehen? Behalten Sie Ihr Geld! Sie ſind ja ohnedies ſchon um vierzig tauſend Thaler ärmer.

Hedler fing nun an aus einem andern Tone zu ſprechen. Er ſtellte dem Baron vor, daß Julie, ſo ſehr ſie ihn auch liebte, dennoch nicht die Seinige werden könnte. In der That, lieber Baron, ſagte er, Julie bringt Ihnen ein Opfer, wenn ſie dann Ihre Hand ausſchlägt; doch — ſie iſt nicht daran gewöhnt ſich einzuſchränken.

„Aber, wenn ſie nun ſchon meine Frau wäre, und ich würde arm?“

Davor behüte Sie der Himmel! Dann aber wäre ſie nun einmahl ihre Frau.

„Bei Gott! das iſt ſie ja jetzt ſchon.“

Nun eben deswegen müſſen Sie Ihre Frau nicht unglücklich machen. Wählen Sie Baron! Hier ſtehen Sie zwiſchen Julien, Ihrer Geliebten, und Ihrer Freundin. Bedenken Sie doch! Sie wollen Sich arm machen, damit Ihr Freund reich werde; Sie wollen mit Ihrer Frau in Mangel leben, damit Ihr Freund Ueberfluß habe. Die Thorheit ſpringt ja in die Augen. Bieten Sie Ihren Freunden einen Zufluchtsort auf Ihren Gütern an, und … O, zum Teufel! wenn wir nur die vierzig tauſend Thaler wieder hätten! Ich beſchwöre Sie, Baron, laſſen Sie der ſchwarzen Heuchlerin nachſetzen!

Der Baron ſtand nachdenkend da. Er begriff, daß Hedler nicht Unrecht hatte; und dennoch fühlte er wieder ſehr beſtimmt, daß er Emilien nicht in Noth laſſen dürfte. Sein Herz war mit ſeinem Verſtande in Streit. „O Emilie!“ rief er; „wenn dieſer Schlag des Schickſals mich allein, und nicht auch Julien träfe, mit Freuden wollte ich das Grabſcheit in die Hand nehmen. Ich Unglücklicher! O Gott! wem ſoll ich folgen!“

Julie umarmte ihn, und heftete ihre Lippen auf ſeinen Mund. Hedler redete ihm zu. Auf einmahl rief der Baron mit ſchmerzlicher Stimme: „ja Julie; ich will hart ſeyn. Aber, Julie, Julie! wenn nun Emilie verſinkt unter der Laſt ihrer Verzweiflung; wenn der Kummer, der Gram, die Angſt ihr Herz bricht; wenn ſie ſtirbt, und ihr Schatten uns Beiden erſcheint; wenn ſie ſeufzend mir vorwirſt, daß ich die Freundſchaft brach, daß ich mein Glück dem ihrigen vorzog; wenn ich dann verzweifle: — wer wird mich retten!"

Julie erſchrak vor den Bewegungen des Barons, der mit rollenden Augen die Hände von ſich ſtreckte, als ob Emiliens blutiger Schatten vor ihm ſtände. Meinetwegen, rief ſie; ſo thun Sie, was Sie wollen! Aber... — Ein finſtrer Blick von ihrem Bruder unterbrach ſie. Er ſagte verſichernd: Sie ſehen Geſpenſter Ihrer Phantaſie, Baron. Es ſind ſchon unzählige Familien arm geworden, und darum nicht geſtorben. Man arrangirt ſich, ſo gut man kann, und vergißt über neue Entwürfe zum Glücke, daß man ſchon einmahl glücklich war.

„Nun ja! aber ich würde nicht unglücklich ſeyn; ich würde in Juliens Armen nicht nöthig haben, Entwürfe zu machen, wie ich glücklich werden wollte. O Julie, ich beſchwöre dich, laß mich durch dieſes Opfer, das ich der Freundſchaft bringe, dir den Beweis geben, daß ich nur durch dich glücklich bin. Gieb du

mir

mir ſelbſt den Beweis, daß du mich liebſt, und in meinen Armen dein Glück findeſt.“ — In Ihren Armen, Baron, iſt es recht gut, und ich bin da gewiß ſehr glücklich. Aber meinen Sie denn, daß mich in Ihren Armen nicht hungern wird? Wie geſagt, geben Sie Alles weg; aber . . . — Ein Blick von dem Bruder gebot ihr wieder Stille. Kurz, Hedler bewog den Baron zu dem Entſchluſſe, daß er erſt an Emilien ſchreiben und ſich näher erkundigen wollte.

Der Baron blieb allein mit ſeiner Unruhe. Julie ſagte zu ihrem Bruder: Iglou iſt klüger, als wir Alle. Ich wollte, ich hätte die vierzig tauſend Thaler, und Iglou ſeine Hand; denn der verſchenkte mir ja am Ende die Ringe von den Fingern, die Kleider vom Leibe.

Iglou war indeß, mit einer Kappe vor dem Geſichte, daß man ſie gar nicht bemerkte, noch Abends ſpät zu Hilberts gekommen, und von einem treuen Bedienten eingeführt worden. Sie erzählte mit Thränen die Großmuth des Barons, und zeigte die Wechſel vor. Emilie fiel Hilberten vor Freude laut weinend in die Arme. Hilbert ſagte mit tiefer Rührung, und wie begeiſtert: „welch ein Herz! O, wer kann ſich eines ſolchen Freundes rühmen!“ Daß der Baron, wie Iglou glaubte, noch einmahl die Summe zuſammen bringen würde, um Emilien zu retten, bezweifelte Hilbert. O er wird es! rief Iglou; er muß es! oder mein Plan iſt zerſtört, und Julie wird ſein Weib. Man ſchickte am folgenden Morgen den treuen Bedienten aus, um Acht zu geben, ob der Baron ausgehen würde. Der Bediente kam am Abend zurück, und brachte die gewiſſe Nachricht, daß der Baron den ganzen Tag nicht aus dem Hauſe gekommen wäre. Siehſt du, gute Iglou? ſagte Hilbert; du forderteſt mehr von ihm, als der Menſch leiſten kann.

Iglou legte die Hand auf ihre Bruſt, und erwiederte mit weinender Stimme: ich bin ein Menſch, und fühle, daß ich mehr als das für ihn thun würde. Und gewiß, auch er thäte es, wenn Emilie wollte. — Nun, was ſoll denn Emilie? — Ihn retten; zu ihm gehen. — Emilie, ſagte Hilbert ſchmeichelnd, haſt du Muth genug, die Rolle zu ſpielen? Ich möchte doch einmahl erfahren, wozu Flamings Herz fähig iſt. Emilie, ich bitte dich, plündere ihn bis auf den letzten Pfennig. Nimm deinen Sohn mit. Ich beneide dich im Voraus, daß du einen Menſchen ſehen wirſt, welcher der Freundſchaft Alles, ſeine Liebe, ſeine Hoffnungen, aufopfert. Hilbert unterrichtete Emilien ganz genau in ihrer Rolle; und ſie ging noch den Abend, von dem Bedienten begleitet, und mit ihrem Sohne auf dem Arme, nach Flamings Wohnung.

Die Wirthin wies ſie in Juliens Zimmer. Die Empfindung der Dankbarkeit, der Liebe zu dem Baron, ihre Furchtſamkeit, der Anblick Juliens, die neben dem Baron ſaß, und ihn in ihren Armen hielt, ſein kummervolles Geſicht, und ihre eigene Erwartung, gaben der Rolle, die ſie ſpielen ſollte, viele Natur. Sie zitterte, als ſie die Thür öffnete, wurde blaß, fing an heftig zu weinen, und blickte dem Baron ſchweigend ins Geſicht. Ihre Lippen bebten; ſie konnte nicht ſprechen. „Gott, Emilie!“ rief der Baron, ſprang auf, und flog ihr entgegen. Er nahm ſie zärtlich in ſeine Arme. „Gott, Emilie! wie unglücklich bin ich!“ Emilie beugte ſich auf ihren Sohn, und ſagte mit zitternder Stimme: ach, ſo lerne unglücklich ſeyn, mein Kind! Er kann nicht helfen, der Mann, an den der ſterbende Blick, das letzte Wort deines Vaters uns verwies! Er kann uns nicht helfen!

Julie ſtand in der Ferne da, und ſah Emilien mit gutherzigen Blicken an. Der Baron warf in der Betäubung matte Blicke auf Emilien. Auf einmahl wendete er ſich zu Julien, nahm ihre Hand, und führte ſie zu ſeiner unglücklichen Freundin. „Sieh, Julie," ſagte er; „ſieh dieſe unglückliche Mutter! O Julie, erbarme dich ihrer! Auch du wirſt einmahl Mutter ſeyn. O, erbarme dich ihrer!"

Emilie hielt dieſe Gelegenheit für ſehr vortheilhaft, Julien in ein übles Licht bei dem Baron zu bringen, und ging auf ſie zu. O, wenn Sie helfen können, wer Sie auch ſind, erbarmen Sie Sich einer unglücklichen Mutter, einer verzweifelnden Frau! Sehen Sie, dieſes unſchuldige Kind ſtreckt ſeine Arme nach Ihnen aus. Haben Sie Mitleiden mit dem Kinde. — Emilie glaubte, Julie würde ſie mit Härte von ſich ſtoßen; aber da hatte ſie ſich geirrt. Die gutherzige Julie war durch Emiliens unvermuthetes Erſcheinen überraſcht, und die reitzende Frau in Thränen rührte ſie außerordentlich. Thränen konnte ſie niemals ſehen, ohne ſelbſt zu weinen. Sie nahm Emiliens Kind auf ihre Arme, bedeckte es mit Küſſen, und hatte in einem Augenblicke alle Lehren ihres Bruders vergeſſen. O Flaming, rief ſie, retten Sie! Hier, ich will Ihnen geben was ich habe. O, retten Sie; ich kann die Frau unmöglich länger weinen ſehen. Emilie ſah Julien mit Verwunderung an. Der Baron warf ſich in ihre Arme, und rief: „o, meine göttliche Julie, ich kannte ja dein ſchönes Herz! Sehen Sie, Emilie, das iſt meine Julie, das edle, großmüthige Mädchen. Kommen Sie. — Er führte Emilien zu Julien; und dieſe faßte, noch immer mit Thränen in den Augen, ſie in ihre Arme, und ſagte ſehr mitleidig: arme Frau! was mögen Sie gelitten haben! Gott ſey Dank, daß Sie ſelbſt gekommen ſind! In der That, es geht mir nahe, daß ich etwas gegen Ihre Rettung gehabt habe. Nein, lieber Flaming, retten Sie die Unglückliche! Ich ſelbſt bitte Sie darum.

Dieſe Sonderbarkeit, auf die Emilie nicht gefaßt war, ſetzte ſie in Verlegenheit. Sie fragte den Baron: aber, lieber Flaming, meine Rettung koſtet Ihnen doch keine Aufopferung? — „Mir Emilie? Welche unfreundſchaftliche Frage! Wenn Ihre Rettung ein Opfer iſt, ſo bringt es Ihnen meine Geliebte. Sie opfert Ihnen alles auf, und findet in mir alles, alles wieder. O Emilie, welcher glückliche Mann bin ich, daß dieſes Herz, dieſes einzige Herz, mein iſt! ... O Gott!“ rief er, und breitete die Arme begeiſtert gen Himmel; „iſt in deiner ganzen Welt noch ein ſo glückliches Geſchöpf, wie ich! Emilie gerettet, und dieſes Herz mein! O, ich Glücklicher! ich Seliger!“

Der Baron verließ auf einen Augenblick das Zimmer, und holte die Wechſel auf zwanzig tauſend Thaler. „Hier, Emilie,“ ſagte er, „nehmen Sie. Morgen, hoffe ich, ſollen Sie noch zweimahl ſo viel bekommen.“ Emilie, welche dieſer neue Beweis ſeiner edlen Menſchlichkeit rührte, umarmte ihn mit Innigkeit, und zerfloß in Thränen. Sie hatte ſchon das Geſtändniß auf der Zunge, daß alles erdichtet ſey; aber auf einmahl rief Julie ſchnell: ich bitte Sie, Madame, gehen Sie eilig. Mein Bruder kommt die Straße herauf. Morgen mehr! Morgen, wenn Sie wollen, um dieſe Zeit. Sagen Sie meinem Bruder nichts, Flaming; ſonſt ſteht es dahin, ob ſie gerettet iſt. Sie dauert mich ſehr; aber — ich glaube, wir machen alle Beide höchſt närriſche Streiche. Geſchwind fort! — Sie trieb Emilien aus der Thüre.

Der Bruder kam. Er fand Julien in Thränen, und den Baron in großer Bewegung. Als er fragte, lachte Julie laut auf, und winkte dem Baron, er möchte ſchweigen. Die Unglückliche war weg; nun hatte Juliens Mitleiden aufgehört, und ſie lachte über die Idee, was ihr Bruder ſagen würde, wenn er erführe, was geſchehen wäre. Sie bereuete ihre That gar nicht; aber ſie war nun auch feſt entſchloſſen, den Baron nicht zu heirathen. Das hätte ſie ihm auch ohne alle Umſtände geſagt, weil ſie nichts natürlicher fand, als das; aber ſie ſcheute ſich zum erſtenmahle, etwas zu thun, das ein Menſch für ſchlecht halten könnte: ſie fühlte den Triumph der Tugend. Es ſind doch närriſche Leute, dieſe Menſchen, dachte ſie; ich weiß nicht, man ſchämt ſich bei ihnen ordentlich, daß man vernünftiger iſt als ſie. Die Schwarze beſtiehlt ihn, und er nennt ſie noch immer ſeine tugendhafte Iglou. Der giebt er ſein Vermögen, und ruft: wie glücklich bin ich! Es muß doch ein ſonderbares Ding um die Tugend ſeyn! Man könnte wirklich beinahe auf den närriſchen Gedanken kommen, dieſe Treue, dieſe Freundſchaft wäre etwas Gutes. Sonderbar! dieſe Menſchen denken immer an das Glück Anderer, und wir immer nur an uns. Nein, wahrhaftig, ſeine Frau kann ich nicht werden; aber ſeine Thusnelde bin ich wohl noch einmahl, und es ſoll ihm nicht einen Ring koſten! Wahrhaftig, ich will auch großmüthig ſeyn. Er mag ſo lange, wie es gehen will, glauben, daß ich ihn liebe. Ich wollte wirklich, er käme! er ſollte glücklich ſeyn, der arme Flaming. — So grübelte ſie noch eine Stunde, bald bedenklich, bald laut lachend, fort.

Am andern Morgen früh erhielt der Baron ein Billet von Emilien, worin ſie ihn bat, er möchte zu Hauſe bleiben, und jeden Augenblick bereit ſeyn, zu ihr zu kommen. Ich habe, ſetzte ſie hinzu, Briefe von Frankfurt, über die ich Sie nothwendig ſprechen muß. Eine halbe Stunde nachher kam ein ſehr reich gekleideter Bedienter, und fragte nach Mamſell Hedler. Er verlangte ſie allein zu ſprechen, und gab ihr ein Billet, nebſt einem Käſtchen mit einem koſtbaren Ringe. Das Billet hieß:

Je vous ai trouvé enfin, belle Julie. Je vous ai quitté à Paris. Est-ce ma faute ou la vôtre? Je me croyais aimé de vous, et je me suis trompé. Mais quand on a le coeur fait comme le mien on n'aime qu'une fois en sa vie, et celle qu'on aime, on l'aime trop pour ne l'aimer pas toujours. Malgré votre inconſtance, je sens que je vous aime cent fois plus que moi-même, et que la vie me sera un supplice, si mon amour vous trouve encore insensible. Soyez-en persuadée; et si vous en voulez savoir davantage, vous trouverez à neuf heures du matin une caroſſe à la porte de votre logis. Je demande peut-être plus de vous, que vous ne me devez, et plus que vous ne pouvez; mais notre differend demande une tête-à-tête, et peut-être que votre situation actuelle a besoin de même de cette précaution. En tout cas, soyez persuadée, que je suis discret. *Hilbert.*

Als Julie das Billet geleſen hatte, war ihr ganzes Herz lauter Freude. Sie fragte: wo iſt dein Herr? — Der Bediente erwiederte ehrerbietig: mein Herr befahl mir zu ſchweigen, und Ihre Befehle zu erwarten, ob, und wann der Wagen da ſeyn ſoll. — Wie dein Herr ſchreibt, um neun Uhr.

Julie las, als ſie allein war, das Billet noch einmahl wieder durch. Gott Lob! ſagte ſie; endlich! Das iſt doch gleich ein ganz anderer Styl! Und dieſer Ring, wie glänzend! welches Waſſer! Und wie man ſich irren kann! Habe ich dem Hilbert nicht Beweiſe meiner Liebe gegeben? Wie? ſollte mein Bruder, oder gar der Lord, ihn über meine Empfindungen getäuſcht haben? Ich werde es ja hören.

Hilbert hatte Julien, die auch gegen ihn die Unſchuldige ſpielte, wirklich einige Tage geliebt. Er war damals ein ſchöner, reicher, heitrer, unterhaltender Jüngling; daher liebte ihn Julie, ſo wie ſie lieben konnte. Hilbert lernte ſie, vielleicht zu ſeinem Glücke, früh genug kennen, und brach, ohne ſich darüber zu erklären, den Umgang mit ihr ab. Er wollte ihr Herz; und ſie — was ſie immer wollte — genießen. Bald nachher reiſte er aus Paris ab, und ging nach Deutſchland zurück.

Um neun Uhr hielt vor Juliens Wohnung ein Wagen, mit eben dem Bedienten. Sie hatte ſich unterdeſſen ſehr reitzend gekleidet, und ſchlüpfte zur Thür hinaus in den Wagen, ohne ihrem Bruder nur ein Wort von dieſem neuen Abentheuer mitzutheilen. Kaum war ſie fort, ſo holte der Bediente den Baron zu Emilien, die in einem großen, ſehr prächtigen Zimmer ihres Wirthshauſes war, und den Baron ſo zärtlich, ſo innig, und zugleich mit einer ſo reinen Heiterkeit empfing, daß er erſtaunte.

Lieber, edler Flaming, hob ſie an; Sie ſollen mir noch eine Gefälligkeit erzeigen. Mit dieſen Worten ſchlug ſie eine ſeidne Gardine zurück, und führte ihn in den Alkoven des Zimmers, der durch ein Fenſter vom Hofe her Licht hatte, bat ihn, ſich neben ſie auf den Sofa zu ſetzen, und ließ die Gardine wieder fallen. Hier ſollen Sie mit mir ſitzen, lieber Flaming, und ſchweigen, bis ich Ihnen die Erlaubniß gebe, zu ſprechen. Wollen Sie das? … Was auch dort im Zimmer vorgeht, was auch für Menſchen kommen, was ſie auch ſprechen mögen; Sie ſollen ſtill bleiben, ſchweigen und zuhören. Verſprechen Sie das? — Er verſprach es. Emilie wiederholte alles noch einmahl, und dann gab ſie ein Zeichen mit einer Klingel.

Nach einigen Minuten ging die Thür des Zimmers auf, und eine dem Baron ſehr bekannte männliche Stimme ſagte: „Kommen Sie hier herein, liebſte Julie. Ich habe Ihnen viel zu ſagen. Setzen Sie Sich.“ Und jetzt antwortete eine Stimme, bei welcher der Baron hoch aufhorchte, die Stimme ſeiner Julie: Nun, Hilbert — bei dieſem Namen erkannte er auch die erſtere Stimme, und warf einen fragenden, unruhigen Blick auf Emilien, die ihm die Hand auf den Mund legte — nun Hilbert? mich ſoll nur wundern, wie Sie Ihre Untreue entſchuldigen wollen! — „Meine Untreue, ſchöne Julie? Ich glaubte, Sie liebten mich, ach! und war ſo glücklich! Aber da ging eine gewiſſe lange Figur bei Ihnen aus und ein, ein Lord ...“ — Ich ſchwöre Ihnen, der Lord mit allem ſeinem Golde war Ihnen und mir nicht gefährlich. — „Schwören Sie nicht, ſchönes, reitzendes Mädchen. Ich bin nicht hier, um Ihnen Vorwürfe zu machen; aber Sie lebten nachher mit dem Lord.“ — Nachher, Hilbert; warum ſoll ich das leugnen? A quoi sert la dissimulation avec vous? Nachher lebte ich mit ihm, ja! Mein Gott! Sie verſchwanden auf einmahl; der Lord war, nur nicht, wenn man Sie mit ihm vergleichen konnte, ein liebenswürdiger, großmüthiger junger Mann. — „Passons! passons!“ antwortete Hilbert. „Der Lord war der erſte nicht. Der junge Franzoſe mit dem intereſſanten Geſichte!“ — Mais, antwortete Julie, est ce que vous me voulez rendre responsable des sentiments qui sont une suite necessaire d'un penchant invincible? Ja, lieber Hilbert, ich habe geliebt, und bin glücklich geweſen: hab' ich das je geleugnet? Und noch jetzt je ne me repentirai pas de mes foiblesses. Aber glauben Sie mir, Hilbert, Ihnen wäre ich treu geblieben. Ich liebte Sie in der That mehr als je einen Mann; und wenn Sie nicht glücklich geweſen ſind, Monsieur, ce n'est pas ma faute. — „Wie kam es denn aber, daß Sie mit dem Lord brachen?“ — Wie das immer kommt. Er forderte Treue von mir, und war ſelbſt nicht treu; er beſchuldigte mich der Untreue mit einem Officier, und verließ mich einer Operiſtin wegen. — „Und Ihre jetzige Verbindung, Julie?“ — Iſt in der That die lächerlichſte und ſeltſamſte von der Welt. Ich könnte, wenn ich wollte, noch heute die Freifrau von Flaming, Erb- und Gerichtsfrau von Zarlingen werden. Hilbert, Sie müſſen Sich durchaus das Vergnügen machen, dieſen Baron kennen zu lernen. — „Ich höre, er ſoll ein edler Mann ſeyn.“ — Großmüthig, davon haben Sie keinen Begriff. Sonne, Mond und Sterne würde er wegſchenken, wenn ſie ſein wären. Er hält mich für die Unſchuld ſelbſt; und wahrhaftig, ich bin wenigſtens daran unſchuldig, daß er das glaubt. Gehen Sie zu ihm, und ſchwören Sie ihm, ſo hoch Sie wollen, daß ich ſchon geliebt habe; er glaubt Ihnen nicht, und zwar deshalb, weil ich eine Blondine bin, und den Generalbaß verſtehe. Könnte ich Latein, ſo würde er für meine Unſchuld ſterben, und wenn er mich in Ihren Armen fände. Mais, Monsieur, au moins je suis bien sotte de vous faire toutes ces confidences-là. Hier in dem ſteifen Berlin herrſcht ein ſo kleinſtädtiſcher Ton! Man würde mich in den Bann thun, wenn ich mir merken ließe, daß ich ein Herz habe und fühlen kann. Les femmes d'ici, même dans les bras de leurs amans, veulent passer pour Vestales. Ach, wie ſehne ich mich nach dem ſchönen Paris, wo es kein Verbrechen iſt zu lieben!

Der Baron wurde bleich und roth, eins ums andre, als er die geſchwätzige Julie ſo ſprechen hörte. Emilie drückte ihm die Hand mit aller Zärtlichkeit, um ihn nur ruhig zu erhalten.

Hilbert endigte das Geſpräch mit zärtlichen Liebkoſungen, ſchloß Julien in ſeine Arme, und redete ein neues Rendezvous mit ihr ab. Eben wollte er ſie aus dem Zimmer führen, als der Baron, wüthend wie ein grimmiger Löwe, zwiſchen den Gardinen hervorſtürzte.

„Elendes Weibsbild!“ rief er mit flammenden Augen und bebender Stimme. Julie blieb ſtarr vor Schrecken ſtehen. — Mein Herr, fragte Hilbert, wer giebt Ihnen das Recht mich zu behorchen? Kommen Sie Julie! — Er führte das zitternde Mädchen ſchnell aus dem Zimmer und in den Wagen. Der Baron ſtand da, mit dem Gefühle der Hölle in ſeiner Bruſt. Emilie trat zu ihm, und er wagte es vor Scham nicht, ſein Auge zu ihr aufzuſchlagen. Hilbert kam zurück, ſchloß den Baron in ſeine Arme, und rief: edelſter, großmüthigſter aller Menſchen!

Der Baron ſtand wie eine Bildſäule in den Armen der beiden Eheleute; denn es war ihm noch alles ein Traum. Endlich fragte er: „und wer hat Sie aus dem Gefängniſſe losgemacht?“ — Sehen Sie denn nicht, lieber Flaming, daß wir hier ſind, Sie aus den Schlingen dieſes elenden Mädchens zu retten? Sie wollte Ihr Vermögen; wir machten Sie arm. Hier ſind alle Ihre Wechſel zurück. Flaming, Sie haben mir einen Beweis gegeben, was Freundſchaft vermag. Mein Blut gehört Ihnen, ſobald es Sie retten kann.

„Hilbert, ſagen Sie nichts von dem elenden Metalle. Sie haben mein Herz, das ganze Glück meines Lebens, gerettet. Ich war im Begriff, dieſer Elenden meine Hand zu geben. O Gott! was wäre dann aus mir geworden!“ Er warf ſich an Hilberts Buſen. — Ich will Ihren Retter holen, ſagte Hilbert, und ging hinaus. Iglou ſtürzte in das Zimmer, und ſank dem Baron zu Füßen. Der Baron fiel aus einem Erſtaunen in das andere, und hörte nun von Hilbert den Zuſammenhang der Begebenheit. Er fing Iglou, die vor Freude ſchwankte, auf, drückte ſie an ſeine Bruſt, und rief: „Iglou! edles, treues Mädchen! o, du unbeſchreiblich gute Seele, wie ſoll ich dir danken!“ — Werde glücklich! antwortete das treue Mädchen, und hatte dabei Thränen in den Augen.

Ein ſehr rührender Anblick, dieſe vier Menſchen beiſammen zu ſehen, die durch Dankbarkeit, durch Liebe, durch Tugend, durch gegenſeitige Aufopferungen ſo genau, ſo innig verbunden waren! Es dauerte ſehr lange, ehe der Baron ſich an den Gedanken von der Wirklichkeit der jetzigen Umſtände gewöhnen konnte. Alle Augenblicke that er eine Frage, aus der man ſah, daß er noch immer die Täuſchung mit der Wahrheit vermiſchte.

Es ſtiegen ſogar wieder Gedanken bei ihm auf, welche Julien entſchuldigten, und er konnte ſich, als man von ihr ſprach, nicht enthalten, ſie zu äußern. „Ich begreife noch nicht eigentlich,“ ſagte er furchtſam und mit niedergeſenktem Blicke, „wie dieſe Julie zu dem Allen gekommen iſt. So niedrig, wie Iglou, wie Hilbert ſie glauben, iſt ſie wirklich nicht. Ich berufe mich auf Sie, Emilie. Sie waren geſtern Abend Zeuge von Juliens Großmuth. Sagen Sie ſelbſt, ob das Verſtellung ſeyn konnte!“ Emilie erzählte, und ſetzte hinzu: in der That begreife ich ſelbſt nicht, wie ſo viel Edelmuth bei ſo vieler Niedrigkeit in Einer Bruſt beſtehen kann. Ich weiß es nicht; aber ein Herz, das noch Thränen hat, ſcheint mir nicht ganz verächtlich zu ſeyn.

Beweiſen Thränen Tugend, ſagte Hilbert lachend, ſo tragen die Weiber und die Dachrinnen den Preis davon. Was wollt Ihr denn? Iſt denn etwa ein elendes Gemählde darum nicht elend, weil es einen vergoldeten Rahmen hat? Dieſe Julie mit allen ihren Thränen iſt eine ganz gemeine Buhlerin, ein elendes, verächtliches Geſchöpf.

Lieber Mann, du urtheilſt wohl zu hart!

„Gewiß das thut er!“ ſagte der Baron. „Dieſes verächtliche Geſchöpf bot mir geſtern Abend ihre Habſeligkeiten an, um Emilien zu retten, und verlangte, daß ich Emilien mein Vermögen geben ſollte.“

Wer leugnet das? Aber macht es ſie weniger verächtlich? Es giebt tauſend noch verächtlichere Geſchöpfe; allein iſt ſie darum nicht verächtlich, weil ſie nicht das verächtlichſte iſt? Sagt doch, iſt das Mädchen nicht verächtlich, das einem edlen Manne, wie der Baron, eine Unſchuld heuchelt, die es nicht mehr hat? iſt die Beiſchläferin von einem halben Dutzend reicher Wollüſtlinge nicht verächtlich, wenn ſie einen edlen Mann mit Liebe täuſcht, deren ihr Herz nicht fähig iſt, und wenn ſie heimlich ſeiner ſpottet? Iſt ein Geſchöpf nicht verächtlich, das keine andre Freude kennt als die allerſinnlichſte Wolluſt, das einem Manne, ohne ihn zu achten, ihre Hand giebt, um ſein Vermögen zu verſchwenden?

„Aber ihre Thränen geſtern! Ihr Anerbieten!“

Nun, mein Gott, ſoll denn dieſes ſinnliche Geſchöpf ganz fühllos ſeyn? Sie hat ein ſo genanntes gutes Herz, und muß es haben, eben weil ſie ſo ſinnlich iſt. Deine Thränen, Emilie, deine Klagen, und ihr Mitleiden bewogen ſie zu einer Verſchwendung, zu der ein Ball ſie eben ſo gut gebracht hätte. Wo iſt der Vorſatz, der die Tugend ausmacht? wo das Opfer? wo die Abſicht, einem Menſchen wohlzuthun? Deine Thränen rühren ſie, wie der Anblick eines ſchönen Mannes ihre Sinnlichkeit erregt. Sie giebt, um zu genießen. Ich will nicht behaupten, daß ſie boshaft, hämiſch, tückiſch iſt. Sie iſt gar nichts, und eben darum alles; ſie vermiſcht Tugend und Laſter. Beides iſt ihr gleichgültig. Sie kann ſterben, ohne ein Verbrechen begangen zu haben; aber das iſt nur Zufall: denn in ihrem Herzen liegt wenigſtens die Grundlage zu den ſchauderhafteſten Handlungen. Der bloß ſinnliche Menſch iſt jedes Verbrechens fähig. Wolluſt, Hang zu Vergnügungen, ganz ſinnlicher Egoismus, iſt die abſcheulichſte Geſtalt, die der Menſch annehmen kann.

„In meinem Munde, Hilbert, haben Sie das oft übertrieben genannt.“

Nicht den Satz, lieber Baron, ſondern Ihre Anwendung des Satzes.

„Sie werden lächeln, lieber Hilbert; aber ich kann mir nicht helfen. Wie iſt es möglich, daß dieſe Celtin mit dem blonden Haar, mit den reinen blauen Augen, mit dieſer Fertigkeit in der Muſik, mit dieſem Sinne für Harmonie, mit dieſem edlen ſchlanken Körper . . .“

Begreifen Sie nun endlich, daß blaue oder ſchwarze Augen, daß langes oder wollichtes Haar die Tugend nicht ausmacht? Da ſitzt Iglou, Ihre Retterin, das menſchlichſte, edelſte Geſchöpf, das ich kenne. Unglück hat ihre Seele gehoben, Dankbarkeit ſie geläutert, Liebe ihr Herz veredelt. Die Art ihrer Bildung, die Römiſche Sprache, und die Kenntniſſe, die ſie dadurch erhielt, gaben ihr die Energie ihrer Tugenden, und die Muſik ſchöne Menſchlichkeit.

„Alſo doch Muſik und die Römiſche Sprache?“

Ganz recht; wie dem Reinen alles rein iſt. Der Wollüſtige würde in den Römiſchen Schriftſtellern und in der Muſik Nahrung für ſeine unreine Flamme finden. Bedenken Sie doch nur, faſt alle öffentliche Sängerinnen ſind liederliche Mädchen.

„Aber nicht die Muſik, ſondern, wie Rouſſeau ſagt, das öffentliche zur Schau Treten, zerſtört ihre Schamhaftigkeit.“

Das mag etwas thun; allein die Verführung iſt die Hauptſache: und dann wird die Muſik das Gift, das ihre Seele offen für das Laſter macht, wie alles in der Welt dem Laſterhaften zu Gift wird. Sie ſelbſt, lieber Baron, erzählten mir ja einmal von dem Ritter, der die Frau ihres Freundes Liſſow mit ſeiner Wolluſt hinrichtete, und die Aufmunterung dazu in Pope's ſehr moraliſchem Verſuche über den Menſchen fand. Sehen Sie da, ebenfalls einen Mann mit blondem Haar, der Ihrem Syſteme zum Trotze ein Verbrecher iſt! Was fehlt Julien, um gerade eine ſolche Verbrecherin zu ſeyn, als eine heftige Leidenſchaft, als vielleicht eine Tugend, mehr Energie ihres Herzens? O, lieber Baron, was haben Sie mit allen Ihren Syſtemen bis jetzt gewirkt? Sie waren dabei allen Täuſchungen Ihrer Phantaſie, und den Betriegereien ſo mancher Leute Preis gegeben. Ganz natürlich! Sie beurtheilen den Menſchen nach äußern Kennzeichen; und wie leicht ſind die nachgemacht! Das Fräulein von Breitenbach täuſcht Sie mit einer Galerie auf dem Trödel zuſammen gekaufter Portraits; (Hilbert wußte dieſen Vorfall aus Iglou's Briefe); und können Sie es ihr verdenken, wenn ſie ſich den Werth zu verſchaffen ſucht, den Sie einzig und allein ſchätzen? Reiſten Sie nicht hierher in der ernſten Abſicht, Auguſten Ihre Hand zu geben? Nun, wer den Werth des Herzens ſo wenig ſchätzt, daß er auf eine Reihe Bilder hin heirathen will, der verdient, daß man einen Grobſchmid zu dem Stammvater der Bilderreihe umſchafft. Sie finden Julien. Eine kleine Aufmerkſamkeit hätte Sie ſehr bald belehren müſſen, wen Sie vor ſich hatten. Aber nein; ſie hat blondes Haar, ſie ſpielt und ſingt: und nun ſind Sie ſo entzückt von ihren vielen Tugenden, daß das Mädchen ein Engel hätte ſeyn müſſen, wenn ſie nicht in die Verſuchung gerathen wäre, ſich alle die Tugenden zuzuſchreiben. Schweſter und Bruder nahmen nun eine ſchöne Larve vor, und es war natürlich, daß Sie betrogen werden mußten.

Hilbert hätte noch eine Stunde lang fortreden können, der Baron würde ihm doch nicht geantwortet haben. Er hatte nur den Anfang gehört, und ſann jetzt darauf, wie er alle dieſe Ausnahmen von der Regel erklären könnte. Tauſend Gedanken flogen durch ſeinen Kopf, und hinterher auch tauſend Entwürfe. Er faßte nie einen Gedanken, ohne auch ſogleich zu ſinnen, wie er auszuführen wäre. Was iſt, dachte er, an allen dieſen Verbrechen der Menſchen Schuld, als die Phantaſie, die immer die Begierden ins Feuer ſetzt? Hätte Pope ſeinen Verſuch über den Menſchen nicht in Verſen geſchrieben, — ich will hier dieſe Wechſel gegen einen Heller wetten, der Ritter würde nicht daran gedacht haben, Gift daraus zu ſaugen. Aber da ſetzt er erſt mit den Verſen die Phantaſie in Flammen; an der

Phantaſie hangen tauſend Begierden, die nach dem Verbindungsgeſetze der Ideen alle mit in Bewegung gebracht werden. Hätte Pope, anſtatt die verdammten Verſe zu machen, den Satz in gehöriger Schlußform bewieſen, ſo blieb die Phantaſie aus dem Spiele; die Begierden regten ſich nicht, und Jakobine lebte noch.

„Die Phantaſie, lieber Hilbert;“ fing er auf einmahl an, „iſt an allem Schuld!“

Gott Lob! erwiederte Hilbert, daß Sie das endlich einmahl fühlen.

Der Baron wollte die Idee, die ſelbſt Hilbert billigte, in der Stille durchdenken. Er ſtand auf, drückte Hilbert die Hand, und ſagte: „Sie haben mich auf einen guten Gedanken gebracht. Ein ganz neuer Geiſt belebt mich; alle meine Irrthümer ſind jetzt hoffentlich verſchwunden. Ich will einen Spaziergang machen und weiter denken.“

Gehen Sie, Baron, und laſſen Sie den Gedanken nicht wieder fahren.

Der Baron ging wie ein Träumender, und mit Schweiß vor der Stirn, in den Thiergarten. Er wollte Licht in ſeine Ahnungen bringen; und — wem wäre es nicht gelungen, alles, was er will, zu beweiſen? „Die Phantaſie! die Begierden! die machen den Menſchen laſterhaft; denn wenn er keine Begierden hätte — das muß ja der ſchwärzeſte Neger einſehen —, ſo würde er das Böſe nicht begehren, nicht laſterhaft ſeyn. — Aber daß ich nur nicht wieder in meinen alten Fehler falle! Was iſt denn eine Begierde? was begehrt der Menſch? Er begehrt glücklich zu ſeyn. O, bei Gott! ich hab' es! ich hab' es! Da ſteckt es! Die Phantaſie ſpiegelt ihm die Befriedigung der Sinnlichkeit als ſein Glück vor; daher denn Wolluſt, Ehrſucht, Geldgeitz, Hochmuth, die doch am Ende augenſcheinlich alle Laſter hervorbringen. Wäre es denn gar nicht möglich, daß der Menſch nicht begehrte glücklich zu ſeyn, gar, gar nichts begehrte? Dann wäre auf einmahl allen Laſtern die Wurzel abgeſchnitten. Die Stoiker hatten es ſo weit gebracht: der Weiſe begehrt nichts, fürchtet nichts, liebt nichts. Aber wenn der Menſch nichts begehren, nicht glücklich zu ſeyn wünſchen ſollte, ſo ginge die ganze menſchliche Tugend mit um Henker Man muß ja doch dem Menſchen ſagen: ſey tugendhaft; denn die Tugend macht glücklich. Aber dann — lieber Gott! — dann geht alles den vorigen Weg. Da heißt es wieder: Menſch, mache dich glücklich. Und wenn dann die Tugend nicht immer glücklich macht, die Begierden nach Glück aber durch die Lehre: mache dich glücklich! nun einmahl entbrannt ſind; ſo greift der ſinnliche Menſch natürlich zu jedem Mittel glücklich zu werden. Da ſind wir alſo wieder auf dem vorigen Punkte. Ja, wenn man die Tugend ſo ohne allen Grund anbefehlen könnte, ſo bloß mit den Worten: du ſollſt tugendhaft ſeyn, Menſch, *weil* du ſollſt! Dann käme das Glück aus dem Spiele. Die Phantaſie ließe ſich am Ende wohl wegſchaffen; die Begierden hätten dann keinen Gegenſtand mehr, und man könnte ſagen: begehre die Tugend, Menſch! Und wahrhaftig, die Stoiker ſagten ja ſo; die Tugend war ja ihr höchſtes Gut, oder vielmehr die Ruhe, eine Art von Apathie. Gerade ſo ſagt Seneka: summum bonum est animus fortuita despiciens, virtute laetus. (Das höchſte Gut iſt eine Seele, die alles Zufällige verachtet, und durch Tugend froh iſt). Aber das verdammte virtute laetus! (durch Tugend froh.) Jeder fragt ſogleich: warum ſoll ich tugendhaft ſeyn? und niemand iſt mit der Antwort zufrieden: du ſollſt, weil du ſollſt! Und wenn ich auch hundertmahl das Glück, das die Tugend giebt, von allem ſinnlichen Glücke ſcheide, ſo iſt es doch noch immer Glück, und ich muß den Menſchen darauf hinweiſen, ſich glücklich zu machen. Da haben wir aber wieder das alte Spiel: Glück, Begierden, und ihr Gefolge, die Verbrechen! — Das Glück muß ſchlechterdings aus dem Spiele, das ſehe ich! ... Aber wie? — Die Stoiker ſind völlig meiner Meinung: Nec gaudium quidem, ſagt Seneka, quod ex virtute oritur, quamvis bonum sit, absoluti tamen boni pars est. (Selbſt die Freude, die aus der Tugend entſpringt, iſt, obgleich ein Gut, dennoch kein Theil des höchſten Gutes.) Aber die Gründe dafür? Ja, lieber Gott, was der gute Seneka da ſagt, damit darf jetzt kein ehrlicher Mann mehr kommen. Wenn man noch jetzt den Menſchen verſichern wollte: Gold iſt ſo wenig Glück, wie ein Ordensband; ſo lachten ſie einen aus. Und im Grunde mag es wohl dem großen Römer nicht beſſer gegangen ſeyn. Das geht alſo nicht. — Wenn ich ſo von der Tugend ſagen könnte, wie vom Eſſen oder Trinken: du mußt eſſen, weil du mußt; du fühlſt den Hunger. Aber, hilf gütiger Himmel! iſt denn die Tugend nicht die Speiſe der Seele, und das moraliſche Gefühl ihr Hunger? Mein Gott, wie ein Gleichniß einem auf die Sprünge helfen kann! Du ſollſt tugendhaft ſeyn, Menſch! — Warum? — Es iſt kein Grund da; aber du fühlſt bei dir, daß du ſollſt. Deine Vernunft zwingt dich dazu, weil ſie dir das Geſetz vorſchreibt. Du ſollſt eſſen, weil dich hungert; gerade ſo mit der Tugend! Du ſollſt tugendhaft ſeyn, weil du fühlſt, daß du ſollſt. Ei, und iſt denn das nicht ganz natürlich? Wer in aller Welt würde einem Menſchen, wenn er fragte: warum ſoll ich eſſen? — wer würde ihm antworten: weil du dich glücklich machen mußt! Man ſagt gerade: Narr, weil dich hungert! So iſt auch die Tugend ein Befehl, ein kathegoriſcher Befehl der Vernunft, bei dem ich nicht weiter fragen darf. Ich Glücklicher! da ſteht es ja verſtändlich, hell und deutlich. Weg iſt das Glück, weg die Begierden, weg alle Laſter! O heilige, ewige Vorſicht!" — rief unſer Baron mit ausgebreiteten Armen und flammenden Blicken — „mit Stolz ſehe ich auf die Erde herab, die ich von allen Verbrechen befreiet habe! Jetzt erſt hebt das Reich der Tugend an. Wenn es bisher tugendhafte Menſchen gab, ſo war ihre Tugend eigentlich weiter nichts als ein feines Laſter: Eigennutz; ſie liebten die Tugend, weil die Tugend ſie glücklich machte. Nein, es hat auf Erden noch keinen Tugendhaften gegeben, als jetzt. Hier ſteht der erſte tugendhafte Menſch! Die Stoiker könnten zwar wohl ſagen, ſie hätten die Tugend geliebt; aber ſie nannten die Tugend ſelbſt das höchſte Gut, und liebten ſie, weil ſie das höchſte Gut war, alſo aus Eigennutz. Ich aber ſage nun gar nicht, was die Tugend iſt, und übe ſie aus, weil meine Vernunſt..."

O, Ihr Gnaden, ſagte ein Bettler, ganz nahe bei ihm; um der Tugend willen, ſchenken Sie mir... — „Er iſt ein Narr!" rief der Baron zornig, weil er ſo in dem Strome ſeiner Gedanken geſtört wurde; „geh Er zum

Teufel!" — Zum Teufel? ſagte der Bettler trotzig, und ſetzte den Hut auf; das ſoll mir eine Warnung ſeyn, nicht jeden, der die Hände gen Himmel hebt, für fromm zu halten. Tugend? Das mag die rechte Tugend ſeyn! Er wünſcht einen Menſchen zum Teufel!

Der Baron kreuzte, als er ſich von ſeinem Aerger erholt hatte, die Arme über die Bruſt, und bildete ſein Syſtem noch einmahl in allen Theilen aus. Er war indeß nicht einer von denen Philoſophen, die Moralen ſchreiben, und ſelbſt nicht darnach handeln. Vielmehr nahm er ſich vor, nun völlig tugendhaft zu ſeyn. Er unterſuchte jetzt noch: was heißt denn Tugend? ſtieg mit dieſem Begriffe immer höher, und brachte endlich das Moralgeſetz heraus: handle, als ob du Gott wärſt! Dahin kam er durch einige ſehr natürliche Schlüſſe, und ſo ſchien ihm das Tugendgeſetz am reinſten ausgedrückt, weil es die Begierden, alle Leidenſchaften, alle anderen Seelenkräfte ausſchloß. Er nahm ſich feſt vor, nichts mehr zu hoffen, zu wünſchen, zu fürchten, zu lieben, zu verabſcheuen. „O Himmel!" rief er nun zuletzt fröhlich; „wie wird die Welt erſtaunen, wenn ich ihr mein

Syſtem vorlege! wie wird ſie mich bewundern, wenn ſie nun auf einmahl erfährt, was Tugend iſt! Denn bis jetzt hat es ja noch niemand gewußt.“

Unter dem letzten Selbſtgeſpräche war er mechaniſch vor ſeine Wohnung gerathen. Julie ſah ihn ſchon von weitem die Straße herkommen, und rief ihren Bruder. Beide waren gar nicht mehr ungewiß, wodurch ihre Abſichten auf den Baron verunglückt wären. Julie hatte beim Weggehen, zwar nur mit einem Blicke, aber doch ganz beſtimmt, Iglou geſehen; und nun erinnerte ſie ſich obendrein, daß Emilie eine Madame Hilbert war. Der ganze Handel konnte alſo nichts ſeyn, als ein angelegter Plan, den Baron von Julien abzuziehen. Der Baron beſaß ſein ganzes Vermögen noch. — Die Mohrin, die verdammte, liſtige Schwarze, ſagte Hedler, hat doch den Sieg davon getragen! Julie, wie leicht wäre es uns geweſen, den reichen Thoren dahin zu bringen, daß er uns die Hälfte ſeines Vermögens gegeben hätte! Wir durften ihn nur beſſer kennen. Und jetzt? Doch ich will ihm rathen, daß er ruhig iſt!

Der Baron kam träumend vor das Haus, ging, wie er gewohnt war, in Juliens Zimmer, und ſagte in ſeiner Träumerei mit ſeinem gewöhnlichen Tone: „guten Tag, liebe Julie!“ Aber jetzt beſann er ſich, wen er vor ſich hatte. In ſeiner Bruſt regte ſich ein bitteres Gefühl des Zorns, doch durchkreuzt von dem Gedanken: ich fürchte, haſſe, hoffe, liebe nichts! Er ſetzte ſich, ſo ruhig wie möglich, auf den Sofa; ja, es freute ihn, daß er hier ſogleich ſeine Theorie ausüben konnte. Der Bruder hob mit einer lauernden Kälte an: Sie haben ſehr viele Mühe gehabt, Herr Baron, etwas herauszubringen, das Sie auf dem geraden Wege von Julien oder von mir durch eine bloße Frage hätten erfahren können.

„Ich habe gar keine Mühe gehabt; gar nichts herausbringen wollen.“

Freilich wird der Haß Ihrer Freunde geſchäftig genug geweſen ſeyn, dem Leichtſinne meiner Schweſter die Farbe des Laſters zu geben; und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn Sie Julien jetzt haßten und verachteten.

„Ich haſſe, ich verachte Julien nicht.“

Julie war jung, unbeſonnen, aber nicht

laſterhaft. Es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, eine Anzahl Liebhaber um ſich zu ſehen.

„Natürlich! ihre Phantaſie ſpiegelte ihr das als ein Glück vor. Ich begreiſe das ſehr wohl. Eitelkeit ohne Nachdenken!“

Aber nie verletzte ſie ihre Unſchuld, das ſchwöre ich Ihnen, Herr Baron. Sie ſollen Juliens Begebenheiten erfahren. Julie iſt nicht ſchlechter als Andere. Sie hat gefehlt, wie Millionen Andere fehlen.

„Wie Millionen? Glauben Sie mir, Herr Hedler, Sie können ganz dreiſt ſagen: wie Alle; denn niemand iſt eigentlich tugendhaft.“

Siehſt du, Julie? ſagte ich dir nicht, der Baron würde dich beſſer kennen, als alle deine Feinde glauben? — Alſo, lieber Baron, Sie haſſen Julien nicht?

„Nein, ich haſſe ſie nicht.“

Sie glauben nicht, wie liſtig man Julien zu der Unterredung, die Sie gehört haben, gebracht hat! — Nun, lieber Baron, wenn ich Sie überzeugen kann — freilich müſſen Sie eine hohe Ueberzeugung haben; aber die hoffe ich Ihnen zu geben — wenn ich Sie überzeugen kann, daß Julie, trotz ihrem Leichtſinne, den Sie ſelbſt ſo oft getadelt haben, unſchuldig iſt: hoffen Sie dann noch, glücklich mit ihr werden zu können?

„Glücklich? Ei was! ich verlange nicht glücklich zu ſeyn.“

„Liebſter Baron, ich ſehe aus Ihrer Kälte, daß Juliens Feinde ...

Der Baron lächelte. „Ich verſichere Ihnen, ich habe keinen Haß auf Julien, keine Verachtung; ich haſſe nichts, ich verachte nichts.“

Hedler war in groſſer Verlegenheit. Er fing an Juliens Begebenheiten zu erzählen, und betrachtete dabei den Baron ſehr ſcharf. Der Baron ſchien mit Vergnügen zuzuhören. Nun, Herr Baron, fragte Hedler, bin ich ſo glücklich, daß Sie mir glauben?

„O gewiß, Hedler, ich glaube Ihnen. Julie iſt unſchuldig; wußte ſie denn, was Tugend iſt? Wie kann man von einem Mädchen Tugend verlangen, da ſie bis jetzt ſelbſt dem Philoſophen nicht möglich war! Sie könnten mir ſogar erzählen, daß Julie ihre Unſchuld verloren, daß ſie zu jenen verächtlichen Kreaturen gehört habe, die ſich jedem für Geld Preis geben; ich würde Ihnen glauben.

Wollen Sie ſpotten, Herr Baron?

„Spotten? Ich dächte, Sie ſollten mich doch kennen, daß ich keines Spottes fähig bin. Mein Gott, ein Mädchen, wie Julie, mit dieſem heißen Blute; mit dieſer Sinnlichkeit; mit dieſen feurigen Wünſchen glücklich zu ſeyn; mit der Vorſtellung: mache dich glücklich! erzogen — wie natürlich iſt es, daß ein ſolches Mädchen ſich in den Strudel der Vergnügungen ſtürzt! wie natürlich ſogar, wenn ſie, durch ihre Sinne betrogen, Einmahl oder mehrere mahle das Opfer ihrer Begierden wird! Ich würde erſtaunen, wenn es anders wäre. Hedler, warum ſoll ich Julien — ſelbſt wenn ich ſie auch haſſen könnte und möchte — um etwas haſſen, das ſie bis dahin mit allen Menſchen gemein hatte? Juliens Begebenheit, auch wenn ſie ganz ſo wäre, wie Hilbert ſie erzählt, iſt die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts.“

Sie verzeihen ihr alſo den Leichtſinn, der ſie unglücklich, aber nicht laſterhaft, machte?

„Von ganzem Herzen verzeihe ich ihr.“

Und doch ſind Sie ſo kalt gegen ſie! Lieben Sie denn Julien noch?

Was ſoll die Frage helfen? Ich liebe ſie noch, wenn es heißt: ich haſſe ſie nicht, ich wünſche ihr das höchſte menſchliche Glück, die Tugend, oder vielmehr, nicht das höchſte Glück, ſondern die Tugend, als Tugend. Meinen Sie aber, ob ich von ihr Glück erwarte, ob ich ſie mir wünſche, ob ich von ihr hoffe? Nein, dann liebe ich ſie nicht; dann habe ich vielleicht nie geliebt. Es war eine ſchnelle Betriegerei meiner Sinne, ein Irrthum, den ich abgelegt habe. Ich liebe nichts."

So haben Sie Julien betrogen, als Sie ihr ewige Liebe zuſchweren!

„Ganz natürlich. Ich betrog, und war betrogen."

Ich bin ein Mann von Ehre, Herr Baron!

„Ich nicht."

In der That, es ſcheint ſo.

„Es ſcheint nicht ſo; es iſt ſo! Ehre! Was iſt denn Ehre? Wieder ſo ein ſinnlicher Betrug!"

Herr Baron, Ihre Kälte wird mich aufbringen.

„Ihre Hitze mich aber nicht."

Sie ſind ein Narr, mein Herr...

„Ich war einer."

Den ich zum Zimmer hinauswerfen werde.

„Sie dürfen es nur ſagen; ich will von ſelbſt gehen.“

Sie ſind ein Schurke!

„Sie wiſſen ja wahrhaftig nicht, was ein Schurke iſt.“

Ein feigherziger Kerl, der Stockprügel verdient, und der ſie haben ſoll, wenn er nur noch ein Wort ſagt.

Der Baron wurde, um ſeine Theorie auszuüben, immer kälter, je hitziger Hebler wurde, und er ſah daher dieſen mit dem ruhigſten Blicke an. Hebler war jetzt ſo zornig, daß er den Baron geſchlagen haben würde, wenn ihn nicht deſſen Ruhe aus der Faſſung gebracht hätte. Der Baron lauerte recht auf den Stock des Geigenſpielers; die Worte: „ſchlag, aber höre!“ ſchwebten ihm ſchon auf den Lippen.

Julie machte die Thür auf. Herr Baron, ſagte ſie lachend, Sie ſind ein großer Narr. Haben Sie die Güte zu gehen. — Der Baron, der bis dahin geſeſſen hatte, ſtand ruhig auf. „Leben Sie wohl, Julie!“ ſagte er; „und bemerken Sie noch: die Tugend ...“

Ei, gehn Sie zum Henker mit Ihrer Tugend! Ihre Tugend iſt Ihre Narrheit. Sie ſind ein einfältiger Menſch, und hätten Gott danken ſollen, wenn ich ihr Vormund geworden wäre, um Ihnen meinen Kopf zu leihen. Gehen Sie, Herr Baron. Sie ſind ein Pinſel, und werden einer bleiben. Adieu.

„Liederliches Weibsbild!“ hob der Baron zornig an; aber Julie ſchlug die Thür hinter ihm zu. Vor Zorn glühend roth im Geſichte, und mit bebender Stimme, ſagte er: „Tutus est sapiens nec ulla affici contumelia potest! (Der Weiſe iſt ſicher, und keine Beſchimpfung kann ihn treffen.) Die liederliche Metze! ich einfältig! guter Gott!“

Er ging wieder zu Hilbert, der unterdeſſen mit Emilien eine Reiſe zu dem alten Oberſten Brenſen verabredet hatte. Man that dem Baron den Vorſchlag mit zu reiſen, und er ſagte, freilich mit ſeiner jetzigen Apathie: nun ja. Noch den Abend fuhr man ab, und am andern Mittage war man bei dem Oberſten. Der Oberſte wußte eigentlich gar nichts von des Barons Begebenheiten; denn dieſer hatte, ſeitdem ihm bei Rouſſeau die Bemerkung über das Briefſchreiben vorgekommen war, alle ſeine Korreſpondenzen, auch die mit Brenſen, abgebrochen. Als der Wagen auf den Hof gefahren kam, eilte der alte ehrwürdige Mann hinzu. Flaming ſprang in ſeine Arme, nach ihm Emilie. O Vater, lieber Vater Brenſen! rief Emilie voll Freude, und drückte ihn an ſeine Bruſt. Brenſen umarmte bald den Baron, bald Emilien. Kinder! rief er in Abſätzen; endlich! Gott Lob! Nun Viktoria! Als die Briefe ausblieben, da hätte ich geſchworen, es wäre dem Herrn hier wieder ein Syſtem über den Weg gelaufen, und — Na; Gott Lob! Gott Lob! Baronchen!

Jetzt brachte Emilie ihm ihren Sohn. Der Oberſte nahm ihn auf ſeine Arme, tanzte, ſo ſehr der Junge auch ſchrie, laut ſingend mit ihm auf dem Hofe umher, und rief dabei: ein junger Celte! ein Celte! (Er ging mit dem Knaben zu dem Baron.) Nun, Baron, fängt Ihr Syſtem an mir zu gefallen; denn es bekommt Fleiſch und Bein. Sie haben da einen prächtigen Jungen, lieber Baron.

„Es iſt nicht mein Sohn,“ ſagte der Baron ruhig.

Was, zum Teufel! Emilie hat ihn mir ja gebracht.

„Emilie iſt nicht meine Frau.“

Der Oberſt ſah ſie Alle der Reihe nach an. Was? Baron! Emilie ...

„Iſt die Frau des Mannes dort, Madame Hilbert!“

Emilie brachte ihren Mann. Der Oberſt warf ihm einen finſtern Blick zu. Aber, zum Guckguk! wie iſt denn das gekommen? Ich will meinen grauen Kopf wetten, ſein Syſtem hat ihn um die Frau gebracht. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Hilbert: Sie müſſen ein lieber Mann ſeyn, weil Emilie Ihre Frau iſt; aber ... Petz, alberne Dinge, und kein Ende! Nun reiſ't er uns — das ſollen Sie ſehen — noch an den Kaukaſus, wo die reinſten Celten wohnen, und holt ſich eine Frau. — Jetzt faßte Emilie mit holder Freundlichkeit Jalou's Hand, und führte ſie dem Oberſten näher. Hier, lieber Oberſt, iſt des Barons ..

Frau? rief der Oberſt. Ich will es nicht hoffen. Lieber Gott, Emilie! ich will es nimmermehr hoffen! Eine Schwarze?

Des Barons zärtlichſte Freundin, die Retterin ſeines Lebens und ſeiner Ehre, meine Wohlthäterin; das edelſte Mädchen, das die Erde trägt.

Der Oberſt nahm ſeinen Hut ab, und ſagte freundlich zu dem Baron: und noch ein wenig ſchwärzer, als Ihr Freund der Oberſt Brenſen. Komm, du Schwarze! Wie war das? Das edelſte Mädchen, das die Erde trägt? Viel geſagt, viel, viel, in dem Munde eines Weibes, das ſelbſt ſo gut iſt, wie Emilie! Komm an meine Bruſt, gutes Mädchen! (Er küßte ſie.) Aber kann denn der Baron es dir verzeihen, daß du ſein Leben — war es nicht ſo? — und ſeine Ehre gerettet haſt? Armes Ding, wie oft mag er dir deine Farbe vorgeworfen haben, wie mir den dicken Bauch! Aber kehre dich an nichts! Wenn wir todt ſind, ſo wird der Himmel dich ſo weiß waſchen, wie Schnee. — Und dann wird er mich erſt lieben, ſagte Iglou ſanft. — Dann erſt? Nein, wenn du nur halb ſo gut biſt, wie Emilie ſagt, ſo wird er dich noch hier lieben, troß ſeinem Syſteme und deiner Haut. Apropos, lieber Baron, mein Bauch iſt um ſechs

Zoll dünner geworden. Was ſagt Ihr Syſtem dazu? Bin ich nun nicht auch ſechs Zoll tugendhafter, klüger? ... Nun, kommt herein, Kinderchen; ihr ſollt mir erzählen. — Er faßte Emilien an, und ſie gingen mit ihm hinein.

Man mußte dem Oberſten Alles ſehr ausführlich erzählen; er fragte auch nach den kleinſten Umſtänden der Begebenheiten. Aber zum Henker, Emilie, ſagte er endlich; Sie liebten ja doch den Baron!

Ich liebte ihn wirklich, lieber Oberſt; doch ſeine Kälte, als er in Büdesheim war, und ſeine ſo kalten, ſo ſeltnen, ſo kurzen Briefe! Was ſollte ich glauben?

Aber, lieber Baron, warum ſchrieben Sie denn nicht öfter und länger?

„Mein Gott, Oberſt, nur ein Dummkopf kann lange Briefe ſchreiben.“

Ha! ha! ha! wo ſteht das geſchrieben, Baron? Heraus damit!

„Rouſſeau ſagt es, ſo gut wie ich!“

Gebt Acht! die Bücher bringen den noch um alles. Um die Frau haben ſie ihn ſchon gebracht.

Man erzählte weiter, und der Oberſt begleitete alles mit ſeinen Anmerkungen. Am Ende ſagte er lachend: nun, ich will nichts ſagen. Sie reiſen aus, um die weißeſte Celtin in Deutſchland aufzuſuchen, und ſie zu heirathen, zugleich auch, wie ich jetzt höre, die Celten am Rhein zu ſehen, und was ſie denn noch alles ſo beiher gewollt haben. Endlich kommt er wieder, und hat — eine Mohrin, ſchwarz wie die Nacht, bei ſich, und eine Mohrin, vor der die meiſten Celtinnen ſich ſchämen müſſen.

Der Oberſt war heiter wie ein Kind. Er ſtellte ſeiner Freunden wegen eine große Gaſterei an, ſo ſehr Hilbert und Emilie es auch verbaten. Den Morgen trieb der alte Mann Emilien, ſich ja ſo prächtig als möglich zu kleiden und alle ihre Juwelen anzubringen. Als ſeine Gäſte beiſammen waren, führte er Emilien ſelbſt in die Geſellſchaft ein. Ihr erſter Blick fiel auf die Frau von Hauſen und Jettchen. Sie flog ſogleich auf ihre Tante zu, küßte ihr die Hand, umarmte ſie, und vergoß Thränen an ihrem Halſe. Die Tante wußte nicht, wie ihr geſchah; ſie kannte Emilien nicht. Emilie war jetzt in der vollen Blüthe ihrer

Schönheit, und die prächtige Kleidung machte ſie noch unkenntlicher, als die verfloſſenen Jahre. Emilie ſagte endlich: O, liebe Tante, kennen Sie denn Ihre Emilie nicht mehr? — Ach, Emilie! erwiederte die Frau von Hauſen gezwungen freundlich, und faßte nun erſt ihren Putz recht ins Auge. Sieh einmahl, Jettchen! iſt die Kuſine nicht geputzt wie eine Fürſtin? … Iſt der Schmuck ächt, Kuſinchen?

Aecht! ächt! gnädige Frau, antwortete Brenſen; und ſie hat noch nicht die Hälfte an ſich. Sie ſollten einmahl den Schmuck zuſammen ſehen! Das hier iſt nur der Reiſeſchmuck. Wiſſen Sie denn nicht, welch eine Partie Emilie gemacht hat? Den reichſten Mann in ganz Deutſchland, hier den Herrn von Hilbert. — Nur Hilbert, Herr Oberſt, ſagte Emilie verweiſend; mein Mann iſt ein Kaufmann in Frankfurt. — Alſo eine Kaufmannsfrau? erwiederte die Frau von Hauſen lächelnd. Ja, ja, ein Kaufmann, platzte der Oberſt hervor. Aber, damit ſie wiſſen, meine Gnädige, was das in Frankfurt heißt, ſo will ich Ihnen ſagen … — Ja, ja, Herr Oberſt, fiel die Hauſen ein; aber doch immer ein

Kaufmann!... Gehen Sie denn ſelbſt in den Laden, Frau Kuſine? — Dieſe Bosheit verdroß den Oberſten. In den Laden? Sehen Sie, meine Gnädige, daß ich hier mein Amt verrichten muß? Der Kaufmann Hilbert iſt nicht ſo ein Kaufmann, wie der, von dem Sie alle Tage Ihr Loth Kaffee holen laſſen. — Schnell zog Emilie einen Brillanten-Ring von ihrem, und einen ſimpeln goldenen von Jettchens Finger, und ſagte: erlauben Sie, liebe Tante, daß ich und Jettchen die Ringe zum Andenken wechſeln? Da wurde das gelbrothe Geſicht der Hauſen natürlich gefärbt, und es lagerte ſich darin eine aufrichtige Freundlichkeit. Du biſt noch immer ſo gut! ſagte ſie; aber mache uns doch mit deinem lieben Manne, dem Herrn Vetter, bekannt.

Der Oberſt rief: Hilbert! Hilbert! Hier dieſe Dame, Emiliens Tante — will wiſſen, ſetzte er leiſe hinzu, ob Emilie ſelbſt im Laden handelt? — Nein, meine gnädige Frau, antwortete Hilbert ganz natürlich; wir handeln nur en gros, und Emilie lebt auf ihren Gütern. — Der böſe Mann! ſagte die Hauſen, und ſchlug den Oberſten mit dem Fächer; immer muß er ſpaßen! Alſo der Herr Baron von Flaming — iſt der ſchon verheirathet?

Man präſentirte ihn der Hauſen, die mit ungewöhnlicher Freundlichkeit die Bekanntſchaft wieder erneuerte. Der Baron war auch jetzt, was ihm der Oberſt ſchon vorgeworfen hatte, einſylbig, kalt und hölzern. Sie fragte, ob er denn wohl noch an ſeine alte Liebe zu Jettchen dächte. Er antwortete ruhig: „ich liebe, ich haſſe, ich begehre nichts!“ (ſeine gewöhnliche Antwort, ſeit dem neueſten Syſteme.) — Aber dabei können Sie nicht glücklich ſeyn. — „Glücklich? Ich weiß nichts von Glück, nichts von Unglück. Was ich ſagen kann, iſt: ich bin; ich denke; ich handle.“ — Die Frau von Hauſen wollte wieder mit ihm anknüpfen, und ließ ſich durch alle dieſe Antworten nicht irre machen; aber zuletzt mußte ſie die Hoffnung aufgeben, etwas Anderes von ihm zu hören, als: „ich liebe nichts, und haſſe nichts!“ — Der Menſch iſt ein vollkommner Narr! ſagte ſie nachher zu Jettchen; und Gott Lob, daß es ſo iſt!

Emilie erkundigte ſich mit großer Behutſamkeit nach den Umſtänden der Tante; ſie ſchloß aus Jettchens ſehr einfacher Kleidung, daß ſie nicht die beſten ſeyn müßten. Als ſie unterrichtet war, wußte ſie auf eine ſehr zarte Weiſe der Tante eine Penſion anzubieten. Die Hauſen griff mit beiden Händen zu, und nannte Emilien nun: ihre beſte Kuſine. In der That fühlte ſie etwas der Dankbarkeit Aehnliches. Sie zog Emilien auf die Seite, drückte ihr die Hand, und ſagte ihr: berede doch deinen lieben Mann, daß er ſich adeln läßt. Ich weiß nicht, liebe Kuſine, wenn ich von dir reden will, wie ich dich nennen ſoll. — Emilie war auch von dieſem Beweiſe ihrer Dankbarkeit gerührt. Ich will ſehen, liebe Tante, erwiederte ſie; nur muß ich Zeit dazu haben. Aber ich hoffe, es wird geſchehen, und Sie Sich nicht länger meines Nahmens ſchämen dürfen. — Ei, liebes Kind, wer ſagt von Schämen! — Schämen? rief der Oberſt, der immer um die Hauſen her ſchlich; ſchämen? Schämen Sie Sich, gnädige Frau? Nur immer zu! Die Schamröthe ſteht jedem Geſichte gut; und Ihrem Geſichte müßte ſie beſonders wohl laſſen, wegen der Ungewohnheit. Ich

Ich finde es auch ſehr natürlich, daß Sie von Schämen ſprechen, wenn Sie Emilien anſehen. — Emilie unterbrach ihn; denn er wollte noch weiter fortſahren.

Die Tante reiſte wieder ab, und war von Emiliens Güte bezaubert. Nun, ſagte ſie im Wagen, ſchuldig iſt ſie es mir. Hab' ich ſie denn nicht auferzogen, gekleidet, ihr zu eſſen und zu trinken gegeben? Sie bezahlt mir jetzt das Koſtgeld. — Liebe Mutter, das würde nicht viel ſeyn! — Ei, ſchweig! Man muß das ſagen, Jettchen; was würden ſonſt die Leute davon denken, daß wir von einer Kaufmannsfrau eine Penſion annehmen!

Hilbert und ſeine Emilie verließen den Oberſten, nachdem dieſer noch alle ſeine Galle über den Baron ausgeſchüttet hatte, weil er an ſeiner Freude ſo wenig Theil nahm. Hilbert fliſterte dem Oberſten zu: laſſen Sie ihn! er iſt jetzt in dem Zuſtande der Zerknirſchung.

Man reiſte wieder nach Berlin. Auch Hilbert trennte ſich bald von dem Baron, und fuhr nach Frankfurt zurück. Der Baron hatte auf Iglou's Bitte ſeine Sachen aus ſeiner vorigen Wohnung holen laſſen. Er packte nach Hilberts Abreiſe ebenfalls ſogleich auf, um nach Zaringen zu gehen. Als er aus dem Thore fuhr, ſagte er, halb zu Iglou, die neben ihm im Wagen ſaß, halb zu Berlin: intus omne posui bonum: non egere felicitate, felicitas mea est! (Ich habe alles Gute in mir. Mein Glück beſteht darin, daß ich keines Glückes bedarf.) Ja Iglou, jetzt bin ich glücklich, über das menſchliche Geſchick erhaben! Ich liebe nichts mehr, ich haſſe nichts mehr; ich verlange, ich bedarf kein Glück.“

Iglou antwortete nicht. Sie ſang, indeß der Wagen in dem Sande langſam hin fuhr, mit ihrer ſchönen Stimme:

Freud' und Kummer ſind die Zeugen
Schöner, hoher Menſchlichkeit.
Fremder Kummer ſey mein eigen;
Und des Grames düſtres Schweigen
Ehre meine Traurigkeit!

Freud' und Kummer ſind die Zeugen
Schöner, hoher Menſchlichkeit.
Fremde Freude ſey mein eigen!
Und des Glückes frohe Reigen,
Störe nie mein eignes Leid!

Iglon ſang mit zärtlicher Stimme. „O,“ rief der Baron von der Wahrheit in dem Liede, das er noch nie gehört hatte, überwältigt: „o, Iglon, wie gut biſt du!“ Aber nach einer kleinen Pauſe, in der er ſich beſann, ſagte er murmelnd: ferenda facili animo omnia, et humanius est deridere vitam, quam deplorare. (Alles muß man mit leichtem Herzen ertragen; und es iſt menſchlicher, das Leben zu verlachen, als es zu beweinen.) Er legte ſich mit einem kalten Geſichte ohne alle Theilnahme in die Ecke des Wagens, und ſchwieg.

Ende des dritten Theils.

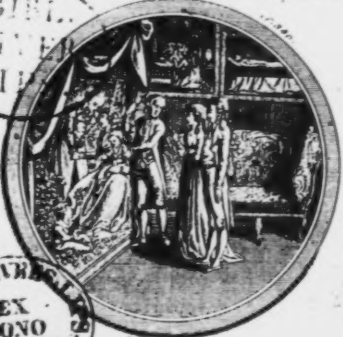
Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming.

Vierter Theil,

Turpe est difficiles habere nugas
Et stultus labor est ineptiarum.

Martial.

BIBL. UNIVER. LIB.



BIBL. UNIV. REG.
EX DONO
UCKERMANN

von
Guſtav Freier.

Berlin 1796.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Leben und Thaten
des
Freiherrn
Quinctius Heymeran von Flaming.

Vierter Theil.

Der Baron kam nach einer glücklichen Reiſe vor Zaringen an. Hier ließ er den Wagen halten, und ſtieg mit Iglou aus. „Sieh, Iglou," ſagte er; „dies iſt der Ort, wo ich von nun an einſam leben will, und wo ich auch dir eine Zuflucht anbiete. Die Städte ſind Wohnplätze der Verbrechen; denn Alles in ihnen reitzt die Phantaſie, die Begierden, die Sinnlichkeit. Das Land iſt der Sitz der Unſchuld, des ruhigen Nachdenkens, wo die Vernunft ungeſtört wirken kann. Hier, Iglou, ſollen bei ſtillem Denken, und bei Handeln, im edelſten Sinne des Wortes, meine Tage verfließen; das Glück ſoll mit ſeinem täuſchenden Anblicke mein Herz nicht verführen, und das Unglück es nicht verletzen. Man tadelt das Leben der Mönche: ich will auch keiner werden; ſie erfüllen einen Theil der Pflicht: Abgeſchiedenheit von der Sinnlichkeit; aber ſie handeln nicht. Ich will Beides: denken und handeln. Das Gefühl iſt ein elendes Werkzeug des böſen Dämons.“ Iglon ſchwieg zu dieſer Deklamation.

Sie gingen in das Dorf hinein. Die hellen, niedlichen Hütten erinnerten den Baron doch ſehr ſtark an ſeine ehemaligen Bemühungen für das Glück ſeiner Unterthanen. Gern hätte er ſeiner Begleiterin ſeine heimliche Freude darüber mitgetheilt; aber er ſchämte ſich es zu thun, weil er ſo eben gegen das Gefühl deklamirt hatte. Es herrſchte indeß in dem Dorfe eine Reinlichkeit, die ihn in Erſtaunen ſetzte. Mitten durch die Straße deſſelben lief eine doppelte Allee von Fruchtbäumen, wie er auch ſchon auf dem Wege zu dem Dorfe eine bemerkt hatte.

Auf einmahl hörte er eine frohe Muſik und ein fernes Jauchzen. Er ging ſtill vor ſich hin, und murmelte: „das iſt nichts! der Tanz entzündet die Phantaſie, und erregt Verbrechen.“ Je näher er ſeinem Hauſe kam deſto deutlicher wurde die Muſik, das frohe Jauchzen; und bald ſah er ein frohes Gewühl von Menſchen jedes Alters und Geſchlechtes.

Unter einigen hohen und ſchattigen Linden tanzten die jungen Leute des Dorfes. An

Tiſchen umher ſaßen die Alten; mitten unter ihnen der Prediger und mehrere wohlgekleidete Menſchen. Er begriff nicht, was das war. Als er näher kam, bemerkte man ihn; aber man kannte ihn nicht. Ein junger Bauer ging auf ihn zu, und lud ihn ſehr artig ein, heran zu kommen. Auf einmahl aber rief er: um des Himmels willen! Ihr Gnaden, unſer guter Herr Baron! Auf dies Geſchrei ſtrömte alles hinzu. Liſſow, der Prediger, der Amtmann, Jakobinens Vater, Karoline, der Amtsverwalter, und alle Einwohner des Dorfes umringten den Baron in frohem Erſtaunen. Niemand hatte ihn erwartet, niemand wußte etwas mehr von ihm, als daß er in Berlin ſey und fürs erſte da bleiben werde.

Er erkundigte ſich nach der Urſache des Feſtes; und der Prediger ſagte ihm: es iſt der gewöhnliche Sonntagstanz. „Der gewöhnliche?“ erwiederte der Baron, und ſchüttelte den Kopf, doch ohne etwas mehr zu ſagen. Er hatte nicht das Herz, ſogleich ſein Mißfallen zu äußern, und, als er erſt zwiſchen ſeinen Freunden ſaß und das Feſt näher kennen lernte, noch weniger. Auf allen Geſichtern lag ein unverſtellter, herzlicher Frohſinn. Die jungen Leute und auch die Kinder trugen reinliche und angenehme Kleidung. Alle waren fröhlich; aber ihre Fröhlichkeit artete nicht in Wildheit, in ein bloßes Toben aus, wie es bei den Landleuten ſo oft der Fall iſt. Die Alten ſaßen um die Tiſche her, und ſprachen von ihrer Haushaltung, von ihrem Ackerbau, von der Erziehung; und zwar immer mit Ruhe, Gelaſſenheit und Nachdenken. Die Kinder ſpielten. Kurz, es war ein Feſt von lauter heiteren Menſchen.

Mit großer Freude, die er aber zu verbergen ſuchte, ſah der Baron, daß es nur wenige Schwarzköpfe unter ihnen gab, und daß alle in helle Farben und züchtig gekleidet waren. So ſehr der Baron ſeine Unterthanen im Auge behielt, eben ſo ſehr beobachteten dieſe ihn, aber noch weit mehr die Mohrin, die ſich auf die Seite geſetzt hatte und dem Schauſpiele der Freude mit frohen Blicken zuſah. Die Kinder ſtellten ſich ſeitwärts zu ihr, und betrachteten ſie mit Neugierde. Sie näherte ſich den Kindern. Dieſe flohen nicht, ſondern ſprachen mit ihr; und ſchon nach einigen Minuten waren ſie hinlänglich vertraut mit ihr, ſie nach allerlei, nach ihrer Farbe, ihrem Vaterlande, u. ſ. w., zu fragen. Iglou gab dem einen ein Band, dem andern eine Nadelbüchſe, dem dritten ein Stück Geld; und die Kinder waren dankbar dafür. Sie trat zu dem Baron, und ſagte: ich habe noch nie unter Landleuten ſo gute Menſchen geſehen, wie hier deine Unterthanen. Sie müſſen ſehr gütig behandelt worden ſeyn; denn ſie ſind des Zutrauens fähig.

Der Prediger betrachtete Iglou mit großen Augen, als ſie dieſe Anmerkung gemacht hatte; und nun erfuhr er von dem Baron ſein Verhältniß mit ihr, und den Grad ihrer Bildung. Gnädiger Herr, ſagte bei dieſer Gelegenheit der Prediger, Sie ſcheinen ſich über das Glück Ihrer Unterthanen nicht ſo zu freuen, wie ich es von Ihrem Herzen erwartete. Der Baron gab nur eine ſehr unbeſtimmte Antwort. Der Prediger erzählte in aller Kürze, was nach des Barons Abreiſe in Zaringen gethan war, und brach in die größten Lobeserhebungen über den alten Grumbach aus. Dieſer würdige Mann, den

Sie uns geſchickt haben, ſagte er, hat das Glück von einigen Hundert Menſchen geſchaffen. Seine reife Weisheit thut nie einen Schritt zurück; denn alle führen an das Ziel. Ich glaubte die Bauern zu kennen; aber Grumbach hat mich erſt gelehrt, wie man es anfangen muß, ſie zu Menſchen, zu glücklichen Menſchen, zu machen. Ihr Zaringen, Herr Baron, fängt an ein Aufenthalt der Unſchuld und des Glückes zu werden. Sie glauben nicht, mit wie Wenigem Grumbach ſo viel thut! Sehen Sie, Herr Baron, und wünſchen Sie Sich Glück dazu —: unter der ganzen Menge iſt kein Unglücklicher und kein Laſterhafter.

„Wie hat das Grumbach angefangen?“ fragte der Baron. — Er belohnt die Tugend mit Zufriedenheit, und beſtraft das Laſter mit Verachtung, erwiederte der Prediger. — „Meine Unterthanen ſind alſo aus Eigennutz tugendhaft, nicht aus Ueberzeugung. Und iſt das Tugend? . . . Doch, lieber Paſtor, laſen Sie uns davon aufhören. Ich mag nicht gern aus einzelnen Daten urtheilen, und werde ja ſehen, was gethan iſt.“

Die jungen Leute tanzten bis um neun Uhr Abends, und gingen, als es läutete, ruhig aus einander; die Hausmütter aber hatten ſich faſt alle ſchon entfernt. Der Baron begab ſich ermüdet auf ſein Zimmer, und ſchloß ſich ein, um ungeſtört zu denken. Er ſtellte ſich an das Fenſter, und betrachtete die Hütten, die in dem hellen Lichte des Sommerabends da lagen. „Ihr ſeyd glücklich,“ ſagte er, zu den Hütten hin gewendet; „ihr armen, verirrten Menſchen! Hier bin ich, und will euch weiter bringen; ich will euch lehren das Glück entbehren zu können. Ja, vor acht Jahren, als ich zum erſtenmahle wieder hierher kam, da war euer Glück mein Ideal, mein Wunſch. O Gott, wie viel höher ſtehe ich jetzt! wie viel weiter bin ich! Jetzt iſt nicht mehr euer Glück das Ziel meines Beſtrebens, ſondern eure Tugend: nicht jene eigennützige, der Vernunſt unwürdige, die giebt um zu nehmen, wohlthut um fröhlich zu ſeyn, liebt um Liebe zu erlangen. Nein! nein! Menſchen, Brüder, Gott gleiche Geſchöpfe! die Tugend will ich euch lehren, die unerſchütterlich, wie Gott ſelbſt, daſteht, nichts kennet als ſich; in dem

Untergange der Welt, mitten unter den ſtürzenden Welten, mitten im Schmerz und Elende, unter dem Geſchrei des Jammers und der Verzweiflung, ſich ſelbſt feſthält, ſich ſelbſt das Ziel iſt, nach dem ſie ſtrebt, und wenn ihr Weg durch Martern und Qualen, durch das Dunkel der Hölle führte!“ Dieſe ſtolze Idee hob ihn hoch; er ſtand, feſt wie ein Fels, im Zimmer, ſein Auge blickte durch wohlthuende Thränen auf die Hütten, ſeine Bruſt ſchlug in langſamen und ſtarken Schlägen.

Auf einmahl hörte er Iglou, die in dem Zimmer dicht neben ihm wohnte, zu ihrer Laute ſingen:

Schwäche iſt des Menſchen Loos:
Darum hängt ein Wolkenſchleier
Vor der Wahrheit reinem Feuer,
Und bedeckt der Zukunft Schooß.
Schwäche iſt des Menſchen Loos.

Furcht und Hoffnung, Freud' und Schmerz
Herrſchen zwiſchen Grab und Wiege.
Sey nicht ſtolz auf Kämpf' und Siege;
Schwach iſt doch, o Menſch, dein Herz,
Schwach bei Hoffnung, Freud' und Schmerz.

Die arme Iglou war auf eben dem Wege, den der Baron mit ſeinen Empfindungen genommen hatte, zu dieſen Reſultaten gelangt, die den ſeinigen ſo ganz entgegen liefen. Freilich ſah ſie nun ein, daß ihre Farbe, ihre äußere Geſtalt, das ewige Hinderniß ihrer Liebe ſeyn würde, und oft war, da ſie ihren inneren Werth fühlte, ihre Empfindung Bitterkeit gegen die ungerechten Menſchen, beſonders gegen den Baron; aber ihre Güte und Nachdenken unterdrückten dieſe Gefühle ſehr bald wieder. Vergebens wünſchte ſie, mit eben der Leichtigkeit auch ihre Leidenſchaft für den Baron unterdrücken zu können; nach jedem Kampfe, jedem Siege, den ſie über ihr Herz davon getragen hatte, fühlte ſie ſich ſchwächer als vorher. Eine Liebkoſung des Barons erregte ihre Leidenſchaft aufs neue; und dieſe ihre eigne Schwäche machte ſie nachſichtiger gegen die Schwächen des Barons. Was ſie endlich über ſich ſelbſt erhielt, war die Stärke, von ihrer Liebe zu ſchweigen. Es iſt nun einmahl ſo! ſagte ſie: ich muß ihn lieben; und er? — er muß das Gegentheil. Wenn nun die Betrübniß, wenn ihr Herz ſie überwältigte, ſo floh ſie zu ihrer Freundin, der Laute; die Muſik nahm ihrem Leiden die Schärfe, und verwandelte ihren Gram in eine ſüße Wehmuth. Natürlich alſo mußte ſie oft gerade das Gegentheil von dem denken, was der Baron dachte; und gewöhnlich ſang ſie ihre Gedanken in kleinen von ihrem Herzen eingegebenen Gedichten, weil nichts den Schmerz des Unglücklichen ſo mildert, wie die Poeſie. Es war alſo ganz natürlich, daß Iglou's Lied die Gedanken des Barons gleichſam beantwortete.

Eben ſo natürlich war es, daß Iglou noch immer mit voller Seele an dem Baron hing, ſo unmöglich es ſonſt auch iſt, daß eine Liebe ohne alle Gegenliebe fortdauern kann. Sie ſah freilich ein, daß der Baron ſie nicht liebte, doch nur, wenn ſie ihren Verſtand um ſein Urtheil fragte; ihr Herz aber — und warum ſollte das nicht eben ſo ſeyn, wie bei allen übrigen Menſchen? — urtheilte anders. Tief in ihrem Inneren lag, ihr ſelbſt unbewußt, eine tröſtende Hoffnung, die ſich auf des Barons Betragen gründete. Er hatte in der That größeres Zutrauen zu ihr, als je zu Emilien, oder zu Julien, und es zeigte ſich bei allen Gelegenheiten, ſelbſt wider ſeinen Willen, immer auf gleiche Weiſe. Er war ſo an Iglou gewöhnt, daß er ohne ſie nicht leben konnte. An ihrer Zufriedenheit nahm er innigen Antheil, und zuweilen betrachtete er ſie mit großem Wohlgefallen, ja, er konnte ſie oft mit Herzlichkeit an ſeine Bruſt drücken. Dieſe Freundſchaft, dieſes Vertrauen des Barons ließ die Hoffnung, daß er ſie noch einmahl lieben könnte, in ihrem Herzen nie ganz ſinken; ſo erhielt ihre Leidenſchaft täglich neue Nahrung, und ſie liebte fort, troß ihren Vorſätzen, troß ihrer Ueberzeugung, daß ſie ſich dadurch ein kummervolles Leben bereitete.

„Ja," ſagte der Baron, als er Iglou's Geſang gehört hatte: „ſchwach iſt des Menſchen Herz; aber daß es keine Stärke hat, daß es nicht die bethörenden Hoffnungen verachtet, iſt unſre Schuld. Warum nähren wir die Phantaſie mit den Bildern des Glückes? warum machen wir das Glück zur Grundlage aller Tugenden? Nein, ich fühle bei mir ſelbſt, daß man ohne Hoffnung, ohne ſo genanntes Glück, in dem Genuſſe des Göttlichſten, was in unſrer Natur iſt, der Vernunft, glücklich ſeyn kann. Grumbach hat es gut gemeint mit meinen Unterthanen. Ich meine es aber noch beſſer; ſie ſollen vernünftig werden!“ Das beſchlöß der Baron; aber als er erfuhr, welche Anſtalten Grumbach getroffen hatte, fühlte er kaum noch Muth, etwas zu ſagen. Das reitzende Gemählde von dem Glücke, der Zufriedenheit ſeiner Unterthanen, erfüllte ſein eignes Herz mit eben den Gefühlen, wie Iglou, die bei Grumbachs Beſchreibung ganz Seligkeit war.

Sobald Grumbach und Liſſow in Zaringen ankamen, und, nach des Barons Willen, von den Einkünften Beſitz genommen hatten, ließ jener es ſeine erſte und angelegentlichſte Beſchäftigung ſeyn, das Gut, deſſen Ertrag,-und die Menſchen, mit denen er von nun an zu thun haben ſollte, kennen zu lernen. Seine ehemaligen Beſchäftigungen machten ihm dieſe Arbeit zu einem Spiele. O Gott! ſagte er; wie glücklich, wie unbeſchreiblich glücklich, könnte der Adel ſeyn, wenn er wollte! Wie erhaben, wie lockend, iſt ſein Loos gefallen! Er verbindet mit der Unabhängigkeit der Fürſten das häusliche Glück des Mittelſtandes. Die

Adeligen haben die Macht der Fürſten; und dieſe Macht hindert ſie nicht, im eigentlichen Sinne Väter ihrer Unterthanen zu ſeyn. Ihnen gehört eine kleine Welt, die ſie zu überſehen im Stande ſind; ſie können mit eignen Händen ſchaffen und wohlthun, da der Fürſt hingegen gezwungen iſt, mit fremden Händen zu wirken, das Glück ſeiner Unterthanen fremden Herzen anzuvertrauen! Wie glücklich könnte der Adel ſeyn!

Anfangs ließ Grumbach alles ruhig fortgehen, ohne ſich hinein zu miſchen; er lernte erſt das Land und die Menſchen kennen, die er ſegnen wollte. Liſſow, dem er ſeine wohlthätigen Plane mittheilte, hätte gern ſogleich angefangen einzureißen, umzuformen, zu verwandeln; aber der Alte blieb ſeinem Grundſatze getreu, daß die Vorſehung den Irrthum, auch wenn er in der beſten Abſicht begangen iſt, eben ſo ernſt beſtraft, wie das Verbrechen, wie die Bosheit. „Wir kennen die Abſicht, die wir haben,“ ſagte er zu Liſſow; „wir kennen die Bildſäule, die wir formen wollen: ſie ſteht lebendig vor unſrer Seele da. Ehe wir aber anfangen zu arbeiten, laß uns erſt den

Stoff genau unterſuchen, die rohe Maſſe, den Marmorblock, den wir in das Bild der Glückſeligkeit verwandeln wollen! laß uns zuſehen, ob die Werkzeuge ſtark und zahlreich genug ſind, daß wir nicht am Ende beſchämt die Arbeit müſſen unvollendet liegen laſſen. Es iſt leicht einzureißen, aber ſchwer aufzubauen. Laß uns ein Obdach behalten, wenn etwa der Bau ſich nicht fördert.“ Grumbachs Weisheit hielt den raſchen Liſſow zurück, als dieſer mit allem Feuer einer Seele, die ſich ſo eben von einem unthätigen Kummer, beſchämt darüber, losgeriſſen hat, ſogleich die Veränderungen in Zaringen anfangen wollte.

Die Umſtände waren günſtig. Die Bauern ſahen mit Freude den Sohn ihres ehemaligen geliebten Predigers, Liſſow, auf dem Schloſſe wohnen; und auch den Alten liebten ſie in Kurzem, weil er ſo umgänglich, nicht im mindeſten ſtolz, ſo ganz und gar mit ihnen ein Landmann war. Grumbach hatte bald die Liebe des ganzen Dorfes, aber noch nicht, was ſchwerer zu gewinnen iſt, das Zutrauen der Familien, das er mit allen Kräften zu erlangen ſuchte. Er wunderte ſich nicht, daß es ſo ſchwer zu gewinnen war. „Natürlich,“ ſagte er, „iſt dieſen Menſchen das Mißtrauen zur andren Natur geworden. Die meiſten Laſten des Staates ruhen auf ihren Schultern; ſie müſſen das Vaterland ernähren, ihm Vertheidiger ſtellen, Pferde und Getreide liefern, Krieges- und Frohnfuhren thun. Der Städter mag eben ſo viel geben, und giebt nach Verhältniß eben ſo viel; aber weit unmerklicher. Der Landmann kann alles, was er giebt, bei Heller und Pfennig berechnen; der Städter merkt kaum, was er bezahlt. Man bemühet ſich nicht, den Landmann zu belehren, daß er den Staat nicht allein erhalten muß; ja, die Verachtung, mit der ihn alles behandelt, beſtärkt ihn in der Meinung, daß alle Stände von ihm fordern, und ſelbſt nichts geben wollen. Wie natürlich iſt nun nicht das Mißtrauen des Landmanns gegen alle andern Stände! Wie ſchwer muß es ſeyn, ſein Mißtrauen zu überwinden, ſelbſt wenn man die Abſicht hat, ihm wohlzuthun! Er fürchtet ſelbſt in einer Wohlthat aus der reinſten Abſicht den Keim zu einer neuen Laſt, und ſtößt die Hand ſeines Wohlthäters zurück, weil er nicht glauben kann, daß ein Menſch aus den beſſeren Ständen es gut mit ihm meine.“

Sie kennen den Bauer nicht! ſagte der kleine Juſtiz-Amtmann. Geben Sie ihm heute die Erde, ſo fordert er morgen den Mond, dann die Sonne; und wehe Ihnen, wenn Sie endlich gezwungen ſind, ihm etwas abzuſchlagen! — „Er fordert, wie alle rohen Menſchen, was er ſieht. Darum muß man ihm ſeine Rohheit nehmen; und das, Herr Amtmann, iſt meine Abſicht, dazu fordre ich Ihren Beiſtand auf.“

Der alte Grumbach erhielt, troß allen Hinderniſſen, allmählig das Vertrauen der Bauern. Er war faſt immer bei ihnen, unterſchied ſich von ihnen in der Kleidung ſehr wenig, gewöhnte ſich an ihre Sprache, fand ſich in ihre Art zu denken, griff nie eins ihrer Lieblingsvorurtheile geradezu an, erwies ihnen tauſend Gefälligkeiten, ſuchte ſogar ihre unvernünſtigen Anliegen zu erfüllen, und ſetzte, wenn er das nicht konnte, wenigſtens etwas Anderes in deſſen Stelle. Grumbach war nur Aufſeher über die adeligen Güter, nicht Herr davon. Was er that, erhielt wirklich doppelten Werth für die Landleute, weil ſie glaubten, er müſſe es ſich ſelbſt abdarben, um die Sachen in den Rechnungen auszugleichen, und weil der Verwalter, ſonſt ein herzensguter Mann, oft klagte, daß Grumbach dem Baron zu viel vergebe. Kurz, nach und nach ſtieg das Vertrauen zu Grumbach und Liſſow, ſo hoch es ſteigen konnte.

Grumbach erſetzte die Summen, die ihm das koſtete, zehnfach durch Verbeſſerung der adeligen Güter; und es gelang ihm, auch die Bauern dahin zu bringen, daß ſie ſeine Art des Ackerbaues und der Landhaushaltung nachahmten. „Sehen Sie wohl,“ ſagte Grumbach zu dem Juſtiz-Amtmanne, „daß es möglich iſt, das Vertrauen dieſer Leute zu gewinnen, ſo bald man will?“ — Das iſt wohl wahr; aber wer braucht denn alles zu thun, was die Leute wollen! Wer will immer nachgeben! immer Unrecht haben! immer dem Bauer Recht laſſen! Was verbindet mich dazu?

„Lieber Gott!“ ſagte Grumbach mit ſtillen demüthigen Blicken; „was mich dazu verbindet? Meine eigene Schwäche, das Gefühl, daß ich ein Menſch bin, und nichts weiter.“

Ach, lieber Herr Amtmann, wie oft mag nicht die Vorſehung es mit uns eben ſo machen, um nur unſer Mißtrauen gegen ſie zu überwinden! Wie oft beleidigt der Menſch die ewige Güte durch ſeine kindiſchen Forderungen! Und hört Gott deswegen auf, die Erde zu ſegnen? Wir ſollen Gutes thun und glücklich machen. Freilich wäre es leichter, wenn die Menſchen das Gute gerade ſo nähmen, wie wir es ihnen gönnen und geben; aber ſoll ich das Gute nur thun, wenn ich es ſo thun kann, wie ich gern will? Es iſt wahrlich vor jenem Richterſtuhle jenſeits des Lebens keine Entſchuldigung, wenn ich ſage: die Menſchen wollten das Gute nicht, wie ich es zu geben Luſt hatte. Ja, es iſt mühſam, dem verachteten, vernachläſſigten Stande der Landleute ſeine Laſter zu nehmen, und ihn des Glückes fähig zu machen; aber ſoll denn die Tugend nicht mühſam ſeyn? fordert ſie nicht das ganze Herz zum Opfer? „Ihr kennt den Landmann nicht!" Was heißt das? Wohl! wenn du ihn denn beſſer kenneſt, ſo richte dich nach ihm, und gieb ihm die Wohlthat, ſo wie er ſie allein mag. Würden Sie den Vater nicht unbarmherzig nennen, der ſeinem Kinde die Arznei ſo bitter, wie ſie iſt, hinreichte, und, wenn es ſie nicht wollte, es ſterben ließe, da doch ein wenig Zucker die Arznei verſüßt und das Kind gerettet hätte? Und ſoll der Edelmann etwas anderes ſeyn, als der Vater ſeiner Bauern?“

Aber da wäre ja der Edelmann der Sklav, der Bediente ſeiner Unterthanen!

„Der Sklav Gottes, der Bediente der Vorſehung, der Prieſter der Tugend! Und giebt es ein ehrenvolleres Amt als dieſes? Der Bauer iſt nun nicht anders; ſoll denn der Beſſere auch nicht anders ſeyn, als der Bauer?“

Dann müßte aber der Adel alle ſeine Rechte aufopfern; und wer kann das von ihm verlangen?

„Nur ein Thor kann das, der nie gefühlt hat, wie ſchwer es iſt, ſich freiwillig eines Vortheils zu begeben. Aber verſchwelgen ſoll er den Ueberfluß nicht, den er hat, ſo lange noch eine unglückliche Familie auf ſeinen Gütern den Himmel um Obdach, um Brot anflehet; mit ſeinen Jagden nicht die

Ernten zerſtören; nicht ein Fremdling auf ſeinen Gütern, unter ſeinen Kindern werden; nicht mit Stolz, mit Verachtung der Menſchheit in ſeinen Unterthanen, die letzte Spur von Tugend bei ihnen niederdrücken. Er ſoll nur menſchlich ſeyn, ſeine Pflicht erfüllen, helfen, wo er kann, unterſtützen, wo er ſinken ſieht, durch Belehrung Licht in die Finſterniß, Troſt in Hütten voll Elend tragen. Das ſoll er; das muß er; oder er verdient den Nahmen Menſch nicht, und noch weniger den großen, anſpruchvollen Nahmen eines Edeln.

Der Amtmann war kein übler Mann; er ließ das Gute wenigſtens geſchehen, wenn man nicht große Opfer von ihm forderte. Ohne gerade zu begreifen, oder gar zuzugeben, daß das Wahrheit ſey, was Grumbach ſagte, half er doch, wo er konnte. Der Prediger aber war ſehr bald mit Leib und Seele auf Grumbachs Seite. Er hatte ſogar den Muth, ſeinen weit romantiſcheren Plan von Glück aufzuopfern, und Grumbachs beſſeren Einſichten zu folgen. Der alte Schulmeiſter wurde zur Ruhe geſetzt. Liſſow, Grumbach und der Prediger übernahmen den Unterricht der Kinder ſo lange, bis man einen jungen vernünftigen Mann zum Lehrer gefunden hatte. Die Schule war in Grumbachs Augen der wichtigſte Gegenſtand. „Ohne Unterricht," ſagte er, „iſt das menſchliche Glück und die menſchliche Tugend nur eine Sommerpflanze, die der erſte Reif des Herbſtes tödtet." Der Prediger ſetzte einen Schulplan auf, und Grumbach ſtrich ihn zur Hälfte durch. „Um des Himmels willen nicht eine Spur von Gelehrſamkeit!" ſagte er. „Nicht ein Wort mehr dürfen die Kinder wiſſen, als ſie in der Folge gerade gebrauchen; aber ihr geſunder Menſchenverſtand kann nie genug gebildet werden." Grumbach war die Seele des Unterrichtes. Es koſtete dem Prediger, dem neuen Schulmeiſter, und ſelbſt Liſſowen, große Mühe, nur einzuſehen, daß das meiſte von dem, was ſie lehren wollten, unnütz war; und noch ſchwerer wurde es ihnen, ihre Kenntniſſe nicht anzubringen. Der Prediger wollte das Daſeyn Gottes, die Unſterblichkeit der Seele erweiſen; Grumbach aber verlangte ausdrücklich, dieſe beiden Lehren ſollten, als ganz bekannt, als Axiome, vorausgeſetzt werden. „Was bedürfen," ſagte er, „dieſe einfachen, natürlichen Gemüther ſolcher Beweiſe? Sie ſollen nicht wiſſen, daß der Grund aller Tugend von den thörichten Menſchen je bezweifelt wurde; und, genau genommen, hat ja auch nie ein Menſch, der ſich fühlte, wirklich daran gezweifelt." Man bauete auf dieſen Grund eine einfache Moral, der beſonders Grumbach in ſeinem Unterrichte ſo viel Herzliches gab, und die er ſo einfach vortrug, daß die Kinder ſie leicht faßten.

Man hütete ſich durchaus, die Alten merken zu laſſen, daß der Unterricht anders war als ſonſt. Die alten Formen, die alte Zeit, die alten Bücher wurden beibehalten und das Neue als etwas ganz Bekanntes vorgetragen. Die Eltern merkten keine Veränderung, weil man ihnen nicht ſagte: ſeht, wir ändern. Grumbach und Liſſow waren zugegen, wenn die jungen Leute tanzten. Was Wunder alſo, daß auch der Prediger hier ſeine Freunde aufſuchte, und den Schulmeiſter mitbrachte! Was Wunder, daß Karoline zuerſt einmahl mit Liſſowen tanzte, und dann auch ihre

Hand einem jungen Bauer gab, den der alte heitre Grumbach antrieb, ſie aufzufordern? Freilich wurde nicht mehr ſo viel Bier getrunken, und der Wirth im Gaſthofe machte ſchele Geſichter; aber Grumbach wußte ihn heimlich zu befriedigen, ja ihn für ſich zu gewinnen. Der Wirth hatte Vortheil davon, daß weniger getrunken wurde. Nun gab Grumbach erſt einmahl auf dem Schloßhofe Sonntags nach der Kirche einen Tanz, und die Alten ſtellten ſich dabei ein. Das geſchah öfter. Grumbach ſchlug den jungen Leuten vor, noch mehrere von ihnen ſollten die Geige und den Baß ſpielen lernen, wie es ein Paar ſchon ziemlich gut konnten. Nach und nach kamen die Sonntagstänze immer mehr in Gang. Man beſtimmte, wie lange das Vergnügen währen, und wie viel es koſten ſollte. Die Schenke wurde nun ganz verlaſſen, und alle Sonntage auf dem Schloſſe getanzt. Einige junge Wüſtlinge fanden zwar das Vergnügen ſehr langweilig: aber man ließ ſie gehen. Sie kamen nach und nach von ſelbſt, und mußten ſich, wenn ſie Theil nehmen wollten, mäßig betragen.

Karoline ging jetzt in die Spinnſtuben der Mädchen, wo man bald ſang, bald Geſpenſter- und Mördergeſchichten erzählte. Grumbach kam einmahl, um Karolinen zu ſprechen. Er hörte eine Weile zu, und erzählte dann den Mädchen einige ſchauerliche Geſpenſtergeſchichten, die aber am Ende ein allgemeines Gelächter erregten. Der Alte kam wieder. Man ſpann, lachte, ſang, erzählte; kurz, man war glücklich. Grumbach ſchlug nun Karolinen vor, ihre Spinnerei in die große Schulſtube zu verlegen. Das geſchah. Jetzt kamen auch der Schulmeiſter, der Prediger, die jungen Burſche. Man ſpielte eine Stunde, und die Mädchen mußten durch doppelten Fleiß die durch Vergnügen verlorne Zeit wieder einbringen.

Karoline unterrichtete die kleinen Mädchen im Stricken, im Nähen, im Spinnen; während der Arbeit lehrte ſie die Kinder aber auch Lieder ſingen, oder erzählte ihnen Geſchichten, ſo daß hier wieder Freude mit der Arbeit verbunden wurde. Die erwachſenen Mädchen waren nun einmahl wie ſie waren, und ſangen ihre, freilich zum Theil ſehr albernen, Lieder.

Aber die kleinen Mädchen lernten von Karolinen beſſere, die Liſſow machte, und die jungfräuliche Zucht athmeten. Karolinens Beiſpiel und Lob erfüllte die jungen Herzen mit keuſcher Scham, und es wuchs hier ein Geſchlecht unſchuldiger, guter Mädchen auf. Bald lernten auch die älteren Mädchen die Lieder der Kinder; denn Karoline ſang ſie ja in der Spinnſtube, und tadelte die andern.

Die Alten waren am ſchwerſten zu bekehren; indeß konnte Grumbach ſie, wenn nicht verwandeln, doch leiten. Jetzt fing Einigkeit an alle Hütten zu beſeligen, Zufriedenheit ihren Wohnplatz unter dieſen unſchuldigen Menſchen aufzuſchlagen. Man hatte nichts übertrieben, nichts beſchleunigt, nichts mit Gewalt gezwungen. Das ganze Dorf war verändert, und keiner von den Einwohnern hatte es gemerkt.

Die Bauern, die ohnedies ſchon durch die Güte des Barons wohlhabend waren, fingen an ſich glücklich zu fühlen und von einem ganz neuen Geiſte beſeelt zu werden. Sie arbeiteten mit Luſt; denn Niemand nahm ihnen die Frucht ihres Fleißes, und am Abend erwartete ſie gewiß ein Vergnügen. Die Alten ſchüttelten wohl zuweilen die grauen Köpfe, und ſeufzten: ach! ſonſt war es viel beſſer! Aber ſie ließen ſich doch durch eine gutgeſchriebene Vorſchrift, oder durch das fertige Leſen und Rechnen ihrer Enkel zufrieden ſtellen. Freilich waren ihnen die Mägde und Knechte wohl zu munter; aber die Arbeit geſchah doch, und zwar ohne Lärmen und Verdruß. Die jungen Männer und Weiber wurden zum Theil durch das Vergnügen gefeſſelt, deſſen ſie mit genoſſen. Auch unternahm Grumbach nichts, ohne ſie vorher um Rath zu fragen. So bewirkte er wichtige Dinge, ohne daß ſie etwas dagegen einwendeten. Die Jünglinge und Mädchen waren glücklich, und ſorgten um nichts, als daß es nicht ſo bleiben möchte. Die Kinder endlich fingen an, dieſes Glückes würdig zu werden. Kurz, durch einfache Anſtalten, welche aber die reinſte Menſchenliebe beſeelte, war es Grumbachen gelungen, hier ein Paradies voll Unſchuld und Glück zu ſchaffen. Die Einrichtungen hatten ſogar ſchon einen hohen Grad von Feſtigkeit erlangt, als auf einmahl der Baron mit Iglou ankam.

Alle vermutheten, der Baron würde die Verwandlung mit Entzücken anſehen; aber er betrug ſich, wie wir ſchon wiſſen, ganz ſonderbar. Indeß ſeine kalte Miene am erſten Tage konnte tauſend andre Gründe haben. Die Paar Worte, die er ſagte, ſchienen zwar wie eine Mißbilligung zu klingen; allein er konnte wohl gerade übler Laune geweſen ſeyn. — Ich verlaſſe mich hauptſächlich darauf, ſagte der Prediger zu ſeiner Schweſter, daß faſt alle Einwohner helle Farben tragen. — Und ich, ſagte Karoline, rechne auf des Barons Herz. Er wird das Glück dieſer Menſchen nicht ſtören, ſelbſt wenn er wollte, nicht.

Am andern Morgen erfuhr denn der Baron, wie geſagt, die Veränderungen auf ſeinem Gute ausführlich. Grumbach erzählte ihm alles mit einer durch den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen ſo begeiſterten Stimmung, daß der Baron ſchwieg, um dem alten Manne ſeine Freude nicht zu verderben. Nun kam Liſſow dazu. Sieh, Flaming, ſagte er; was mich allein über Jakobinens Verluſt tröſtet, iſt das Glück deiner Unterthanen. Selbſt meine Kinder müſſen dem nachſtehen.

Was konnte der Baron dazu ſagen? Bei ſeinem Charakter doch in der That gar nichts. — Der alte Grumbach führte ihn nun auf den ſegenvollen Fluren umher, und drang in ihn, die Urſache ſeines mißbilligenden Schweigens zu entdecken.

Der Baron ſagte ihm einen Theil ſeiner Gedanken, aber nur einen Theil, um noch immer einlenken zu können. Grumbach griff ihn an; und nun war auch kein Halten mehr. Der Baron ging mit der Sprache heraus. „Was wollen Sie mit dem Allen, Grumbach? Glücklich machen? Recht ſchön! recht ſehr menſchlich! Aber auch weiſe? Ich frage: auch weiſe? Der Finanzminiſter vergißt über den Staat den Menſchen. Er will jenen glücklich machen, und betrachtet dieſen bloß als ein Mittel dazu. Er ſieht den Menſchen als ein Laſtthier an, das Steine zu der Aufführung ſeines Gebäudes herbeiſchleppt, und kümmert ſich nicht darum, ob der Menſch unter der Laſt erliegt. Das hat der Philoſoph dem Staatsmanne von jeher vorgeworfen. Und warum? Weil der Staatsmann über ſeinen Zweck den Zweck, den die Vorſehung mit dem Menſchen hat, vergißt. Aber, lieber Grumbach, machen Sie es beſſer?"

Ich hoffe es, Herr Baron. Der Menſch, ſein Glück, iſt mein Zweck, das Ziel, für das ich arbeite. Ich will den Menſchen glücklich machen.

„Aber, was iſt," fragte der Baron lächelnd, „der Zweck der Vorſehung mit dem Menſchen? Doch wohl Vernunft, Tugend. Meinen Sie nicht, lieber Alter?"

Ich bin Ihrer Meinung, Herr Baron.

„Das ſcheint nicht ſo. Wenn Vernunft und Tugend die Beſtimmung des Menſchen iſt, ſo . . . wie ſoll ich mich ausdrücken?... ſo . . . Sie wenigſtens machen das Glück zur Belohnung der Tugend; und Sie müſſen doch geſtehen, daß der Menſch tugendhaft ſeyn ſoll, ſelbſt wenn die Tugend ihn unglücklich machte."

Grumbach erwiederte lächelnd: die Vorſehung, Herr Baron, beſtimmte den Menſchen, durch Vernunft und Tugend glücklich zu werden. Sie kann keinen andern Zweck haben. Vielleicht verlaufen noch Millionen Jahrtauſende; aber — der Augenblick muß einmahl kommen, da Vernunft, Glück, Tugend, vollkommen gleich bedeutende Wörter ſind. Auf der Gewißheit, der unbezweifelten Gewißheit dieſes Satzes, beruhet meine ganze Vernunft, das eigene Bewußtſeyn ihrer ſelbſt. Kann ich auf Erden dieſen Zuſtand hervorbringen, ſo erfülle ich die Worte des weiſeſten unter den Menſchen: „dein Reich komme!“ Ich belohne die Tugend, die Unſchuld Ihrer Unterthanen mit eben ſo unſchuldigen Freuden —

„Aber Sie locken auch durch eben die Freuden die Menſchen zur Tugend an; alſo heben Sie den reinen Begriff der Tugend in den Gemüthern dieſer Menſchen auf, und entſtellen den ganz abſoluten Befehl der Vernunft: Menſch, du ſollſt deine Pflicht erfüllen. Sie machen das Glück zu einem Princip der Tugend.“

Das Glück? Nun, wenn Sie mit dieſem Worte den Begriff verbinden, den der Philoſoph

loſoph damit verbinden muß, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich das nicht ſollte. „Du ſollſt tugendhaft ſeyn,“ iſt der ewige Befehl der Vernunft; und, „du ſollſt glücklich ſeyn,“ der eben ſo ewige, eben ſo ſtrenge Befehl aller unſrer Gefühle. Dieſe beiden — Inſtinkte unſrer Natur möchte ich ſie nennen; dieſe beiden Grundtriebe unſrer moraliſchen und fühlenden Natur, dürfen einander nie widerſprechen. Sie ſind gleich herrſchend, gleich ewig, gleich nothwendig; die beiden großen Lebensſtröme, durch die wir ſind, was wir ſind. Sie wechſeln ewig ihre Natur mit einander. Die Tugend wird die Quelle unſeres Glückes, und aus dem unauslöſchlichen Wunſche, ſich glücklich zu machen, erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl iſt gleichſam der Nachhall des andern: der eine tönt von dem Richterſtuhle des Ewigen; der andre ſäuſelt von dem Meere der ewigen Liebe zu uns hernieder. „Sey tugendhaft! ſey glücklich!“ Zwei Töne, die zugleich erklingen, und die ſchönſte Harmonie des Weltalls bilden; zwei Ströme aus Einer Quelle, die das Paradies einſchließen, und ſich dann wieder vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern iſt todt, iſt ſchrecklich, iſt abſcheulich. „Sey glücklich ohne Tugend!“ und die Erde fällt unter dem Glücke des Menſchen in Trümmer. „Sey tugendhaft ohne Glück!“ und der Thron der ewigen Liebe ſtürzt unter dieſem barbariſchen Befehle. Beide gehören ewig zuſammen, die beiden Stämme Einer Wurzel. Sie haben Eine Natur, Ein Weſen, und befehlen beide, ohne Gründe anzugeben. „Sey glücklich!“ nur ein Narr fragt, warum. „Sey tugendhaft!“ nur ein Raſender fragt nach der Urſache. Das eine erhält die fühlende Natur, das andere die moraliſche. Beide machen unſer Weſen aus, eins und unzertrennlich.

„Ich gebe zu, daß die Tugend zuletzt glücklich machen muß; aber hier, hier unten, widerſpricht die Erfahrung. Grumbach, Sie lehren: ſey tugendhaft, um dich glücklich zu machen! So verwandeln Sie doch wirklich die Tugend in eine Wirkung des Eigennutzes; und, noch mehr! Sie machen den Menſchen irre. Wenn er nun tugendhaft iſt, auf Glück rechnet, und es nicht findet; wie dann?“

Glück! Glück! Herr Baron, Sie ſcheinen Glück, jenes ewige Glück, in das die Tugend ſich einmahl auflöſen muß, mit einigen Freuden des Lebens zu verwechſeln, das Wort bald ſo, bald anders zu gebrauchen. Ich ſage dem Menſchen nicht: ſey tugendhaft, wenn du reich, wenn du geehrt ſeyn willſt! Aber, wenn ich ihm ſage: der Ewige hat den Menſchen geſchaffen, glücklich zu ſeyn, und die Tugend muß einſt das Glück des Menſchen werden; — warum ſoll ich dann nicht ſagen: alſo, Menſch ſey tugendhaft, weil du glücklich ſeyn willſt! Wenn ich den Menſchen auf den Einen ewigen Befehl ſeiner Natur hinweiſe: „ſey tugendhaft!“ und dieſen Befehl göttlich nenne; — warum ſoll ich ihn nicht zugleich auf den andern hinweiſen, der eben ſo göttlich iſt, und jenem Befehle erſt ſeine Würde, ſeine Beſtimmung giebt? auf den Befehl: „ſey glücklich!“ Warum treffen Sie bei allen Völkern weit früher den Glauben an Gott an, als den Glauben an eine künftige Welt? So lange die Menſchen noch in dem einfachen Naturzuſtande lebten, wo das Glück leicht, Zufriedenheit die einſache Folge der erfüllten Pflicht, Tugend und Glück Eins waren, und die Tugend noch nicht zur Quelle von Thränen wurde, die Erfüllung der Pflicht noch nicht zu Kummer zwang: ſo lange bedurfte man der Lehre von einem künftigen Leben nicht, um die moraliſche Natur des Menſchen zu retten. Da war das große Räthſel: giebt die Tugend Glück? ſchon in dieſem Leben gelöſ't, die Güte, die Weisheit Gottes gerechtfertigt; der Tugendhafte durfte noch nicht die troſtloſen Blicke über das Grab hinauswerfen, um dort den Lohn ſeiner Tugend zu ſuchen, den er noch dieſſeits des Grabes fand. Nein, lieber Herr Baron, leugnen Sie doch dieſe einfache Wahrheit nicht mit Spitzfündigkeiten ab. „Sey tugendhaft! ſey glücklich!“ Dieſe beiden göttlichen Stimmen tönen mit gleicher Stärke in unſerer Seele. Auf ſie baue ich die Moral; ſie ſind Eins, beide göttlich! Thue ich unrecht, wenn ich ſie beide verehre, wenn ich ſie beide dem harten, leichtſinnigen Menſchen laut zurufe? „Sey tugendhaft, um glücklich zu ſeyn! Werde glücklich; Tugend iſt Glück.“ Ich kenne nichts Menſchlicheres, nichts Erhabneres, nichts Begreiflicheres, als dieſe Lehre. Eine allein ſchafft Verbrechen, oder macht die Tugend zu einem Geſpenſte, das beſtändig den Dolch auf die Natur des Menſchen zuckt.

„Aber, mein Gott, Sie können doch nicht leugnen, Grumbach, daß es erhabner wäre, bloß weil es Befehl der Vernunft iſt, tugendhaft zu ſeyn.“

O, lieber Herr Baron, was ließe ſich nicht heraus klügeln! Es wäre vielleicht erhabner, wenn die Bäume ohne Wurzeln in freier Luft ſtänden; aber ſie ſtehen nun einmahl nicht ſo, und ſollten nicht ſo ſtehen. Wir haben mit Menſchen zu thun, Herr Baron, mit rohen Menſchen, die man, wenn es ſeyn müßte, ſelbſt durch den gröbſten Eigennutz nur erſt an die Tugend gewöhnen ſollte. Sie ſind kaum Menſchen, und ſollen Philoſophen ſeyn.

Der Baron disputirte noch lange mit Grumbach; ohne daß einer von ihnen, wie das ſehr oft ſo geht, ſeine Meinung aufgab. Auch mochten ſie Beide, wie das ebenfalls gewöhnlich iſt, wohl mehr eins ſeyn, als ſie dachten. Aber ihr Streit endigte ſich wie eine Disputation; ſie wußten bald nicht mehr, was ſie behaupteten, waren von der eigentlichen Frage abgekommen, und ſtritten zuletzt darüber: ob der Dämon des Sokrates ein wirkliches Weſen, oder nichts weiter als das Ahnungsvermögen des Philoſophen geweſen wäre. Der Baron behauptete das Erſtere, und gab ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß wohl mehr Menſchen einen ſolchen Dämon gehabt haben möchten, und noch hätten. Das ließ Grumbach hingehen, ſo ſehr er auch ſonſt, nach ſeinem Syſteme, gegen alle Irrthümer zu Felde zog. Er war froh, daß der Baron nicht weiter darauf fiel, wie ſchon einmahl im Gange der Streitigkeit, der Probe wegen alle ſeine Bauern zu Philoſophen zu machen, und ſie dann ſelbſt zwiſchen Tugend und Glück wählen zu laſſen.

Der Baron hatte nun einmahl die Bahn gebrochen. Er disputirte jetzt auch mit Liſſow über das Weſen der Tugend, dann mit dem Prediger, und endlich ſogar mit dem kleinen Amtmanne. Bei dem kam er aber ſehr übel an. Die Andern waren doch wenigſtens mit ihm der Meinung, daß in der menſchlichen Vernunft ſich das Geſetz: ſey tugendhaft! befinde; der Amtmann aber leugnete dies ab, und behauptete geradezu das Gegentheil. Er war ſo liſtig, oder der Philoſophie ſo ungewohnt, daß er dem Baron alles zugab, was dieſer voranſchickte; wenn aber der Baron nun triumphirend mit ſeinem „folglich“ kam, ſo hatte er leere Aehren gedroſchen. Der Amtmann ſagte ruhig: das läßt es wohl bleiben, Ihr Gnaden. Nichts von Befehl: ſey tugendhaft! Umgekehrt. Der Menſch hat mehr Luſt zum Böſen, als zum Guten. Das muß ja jeder zugeben, der an die Erbſünde glaubt. — „Ich rede ja allein von der Vernunft, lieber Amtmann,“ ſagte der Baron; „von der Sinnlichkeit ſage ich ja kein Wort.“ — Das iſt einerlei, Ihr Gnaden, erwiederte der Amtmann. Er gab nicht nach, bis Grumbach ſich hineinmiſchte, und ihn fragte: „glauben Sie denn, daß der Menſch ein Gewiſſen hat?“—Ja, das iſt etwas Anderes. — „Nun, was befiehlt denn das Gewiſſen?“ — Ei, das befiehlt, nichts Böſes zu thun; aber das Gewiſſen iſt hier in der Bruſt, und nicht, wie der Herr Baron ſagt, im Kopfe, wo die Vernunft ſitzt. Der Amtmann war ein Philoſoph nach ſeiner Art; er verlegte das Gewiſſen dahin, wo er einmahl Aengſtlichkeit über eine begangene Ungerechtigkeit fühlte. Und hatte er damit wohl Unrecht? Genug, er war nicht zu überzeugen. Er blieb steif und feſt bei ſeinem Satze, und berief ſich auf ſein Gefühl.

So zankte man ſich täglich über Pflicht, Recht, Vernunft, Glück und tauſend andere ſolche Dinge. Der Amtmann, der das oft mit anhören mußte, fand zuletzt Geſchmack an dieſen philoſophiſchen Streitigkeiten. Er miſchte ſich mit hinein, und Niemand ſtritt ſo heftig, wie eben er, ob er gleich am wenigſten von der Sache begriff. Er verſtand alles unrecht, verdrehete alles, und kam in der Hitze zu den ſeltſamſten Behauptungen. Die Ändern ſahen das ſehr wohl; aber dennoch riß die Hitze ſie fort, und ſie disputirten mit Niemand mehr als mit dem Amtmann. Nachher lachten ſie ſelbſt über die Thorheit, mit einem Menſchen zu ſtreiten, der gar nicht wußte, wovon die Rede war. Allein der Amtmann fing ſogleich wieder an; und ſie begingen die Thorheit, ihn zu widerlegen, aufs neue. Er hatte eine Lunge, die zur Noth den Mars beim Homer überſchreien konnte. Nun ließ er jeden nur zur Hälfte ausreden, und fing dann mit einem: „Ja! aber“ — wieder an. Ueberzeugen konnte man ihn nicht. Die Andern wurden blau und roth vor Aerger; allein deſto größer war ſein Triumph, daß er ſolche Philoſophen bloß mit Hülfe ſeiner geſunden Vernunft beſiegen konnte. Sie nahmen es ſich hundertmal vor, ihm gar nicht mehr Rede zu ſtehen; aber des kleinen Mannes ſtolze Freude, wenn er einen Einwurf gemacht hatte, brachte doch den Angegriffenen am Ende aus dem Gleichgewichte. Zuweilen ſchlug er ſich auch wohl auf die Parthei eines Angegriffenen, und focht als Sekundant mit; dann hatte er zuletzt alle Streiter gegen ſich, und nun drehete der kleine runde Mann ſich wie ein Kräuſel umher, jedem zu antworten.

Er blieb kalt wie Eis, und ſeine Miene triumphirend. Das verwirrteſte Zeug ſagte er mit gutherziger Unerſchrockenheit her; auch ſchlug er wohl einem, der ſeiner Meinung nach etwas Unverſtändiges vorgebracht hatte, mitleidig lächelnd auf die Achſel, und ſagte: Ei, ei! was war das! Man ging ihm aus dem Wege; aber das half nicht. Er ſuchte die Andren auf, und fing an. Man ſchwieg, und ließ ihn allein reden; doch endlich antwortete Jemand: und nun gab es wieder die vorige Scene.

Als der Amtmann durch das viele Disputiren einige Kunſtwörter gelernt hatte, und wußte, daß man definiren muß; wurde er immer hitziger. Nicht ſelten gerieth der Baron, der am wenigſten ſchweigen konnte, und noch immer den Amtmann einigermaßen zu belehren hoffte, über ihn ſo in Aerger, daß er Tugend, Glück, Recht und Pflicht hätte verwünſchen mögen. Kurz, der Amtmann brachte es zu Karolinens und Iglou's großer Freude ſehr bald dahin, daß nicht mehr disputirt werden durfte. Sobald nur der Baron, der es denn doch nicht ganz laſſen konnte, wieder anfing, ſo hatte er unvermeidlich den Amtmann gegen ſich. Wer den Baron bloß in dieſem Zeitraume geſehen hätte, würde auch nicht Eine von ſeinen gewöhnlichen Grillen an ihm bemerkt haben; denn ſo wie er eine Behauptung machte, fragte der Amtmann den Augenblick: was verſtehen der Herr Baron unter einer Menſchenrace? oder ſonſt etwas.

Der Prediger, der am wenigſten Theil an dem Diſputiren genommen hatte, fand dies Mittel unvergleichlich, den Baron von einer Menge Behauptungen zurück zu bringen. Sobald der Baron ſeine Paradoxa nicht mehr ſagen durfte, verloren ſie allen Reitz für ihn; und vorbringen durfte er nicht Eins mehr, wenn er nicht ſogleich die ganze Beredtſamkeit des Amtmanns fühlen wollte. Der gute Amtmann war, ohne es zu wiſſen, der Beſchützer aller in Zaringen gemachten Veranſtaltungen. Den Unterricht in der Schule fand der Baron eigentlich viel zu einfach, die Beweiſe zu ſchlicht, zu unphiloſophiſch, und ſagte das auch Grumbachen. Dieſer hatte aber ebenfalls bemerkt, wie fürchterlich der Amtmann dem Baron geworden war. Er fing alſo das Geſpräch in deſſen Gegenwart noch einmahl an, und nun trieb der Amtmann den Baron richtig mit ſeiner Lunge in die Enge. Der Baron fluchte in ganzem Ernſt auf den Slaven, und ſchriel in ſeine Tabelle, aber ohne es laut werden zu laſſen: „Die Slaven ſind unausſtehliche Streiter. Das Unglück iſt, ſie begreifen keine Idee, und glauben doch, ſie begriffen zu haben. Sie erſetzen den Mangel an philoſophiſchem Geiſte durch ihre ſtarke Lunge.“

Der Prediger und ſeine Schweſter hatten Recht; der Baron ſtörte das Glück ſeiner Unterthanen nicht: es gefiel ihm ſogar, daß manche Sitten, die er für Celtiſch hielt, eingeführt waren. Daß alle Mädchen ſangen, daß die jungen Burſche faſt alle ein Inſtrument ſpielten, hatte ſeinen entſchiedenſten Beifall; und wollte er nun die kleinen Feſte ſeiner Unterthanen einſtellen, ſo fiel, wie er wohl ſah, auch die Veranlaſſung weg, Muſik zu treiben. So ließ er denn die Feſte fortgehen. Aber bei dem Allen würde er dennoch dem Glücke der Menſchen manche, und in der Folge unüberſteigliche, Hinderniſſe in den Weg gelegt haben, wenn er nicht das Herz gehabt hätte, das Karoline ihm zutrauete.

Alle ſeine Unterthanen waren bei den Sonntagstänzen, in den Spinnſtuben, an ihren Verſammlungsorten ſo glücklich; wie hätte der Baron es nun über ſein Herz bringen können, dieſes Glück zu ſtören! Er ſprach, ehe das Tanzfeſt anging, mit großem Ernſte dagegen; aber noch ehe es Abend wurde, ſchenkte er ſeinen Unterthanen etwas, um ihre Freude zu vermehren. Alles ging ohne Hinderniß und Störung ſeinen Weg.

Iglou war hier ganz an ihrem Orte. Mit der Liebe einer zärtlichen Tochter hing ſie ſehr bald an dem Alten, und er liebte ſie eben ſo zärtlich wieder, obgleich ihre Geiſtesbildung von der ſeinigen ſehr verſchieden war. Sie ſprach in den erhabnen allgemeinen Sentenzen der Römer; der Alte in Sprichwörtern, die für das gemeine Leben paßten. Auch Liſſow liebte Iglou wie das Bild ſeiner Trauer, wie den Nachhall ſeiner Empfindung. Ihre klagende Laute, ihr kummervoller Geſang, ihre hoffnungsloſe Liebe, deren Gegenſtand ſie Niemand mehr ſagte, ſtimmten allzu gut zu Liſſows Empfindung, als daß er nicht ſehr bald hätte dem zärtlich trauernden

Laſter ſprach. Ihre Sentenzen waren dann wie Blitze, welche das heilige Dunkel ihrer Rede auf einen Augenblick erhellten. Sie konnte ihren Ideen nicht den vollkommnen Grad von Deutlichkeit geben, den der Unterricht erfordert; dagegen redete ſie von irgend einer Tugend, über irgend eine edle That, die ſie erzählt hatte, mit einem ſo fortreißenden Feuer, mit einer ſo großen inneren Bewegung, daß ſie auch die größeren Kinder begeiſterte. Sie ſchloß dann mit einigen gedankenreichen Sentenzen, oder auch wohl mit einfachen Verſen, die ſie nach der Unterrichtsſtunde den verſammelten Kindern zu ihrer Laute ſang. Hinterher kam dann der alte Grumbach, und wählte faſt immer denſelben Gegenſtand, den Iglou gehabt hatte. Er machte alles mit Beiſpielen deutlich, erklärte was dunkel geblieben war, und brachte ſo die Wahrheit, mit der Iglou vorher das ganze Herz erfüllt hatte, auch in den Verſtand.

Sie fehlte noch den erwachſenen Mädchen in Zaringen. Karoline war dieſen bisher die Göttin der Freude und der Fröhlichkeit geweſen; Iglou wurde ihnen die Göttin der feuſchen, heiligen Tugend. Jene hatte die Mädchen mit hell klingender Stimme fröhliche Lieder der Liebe und der Freude gelehrt; ſie hatte den Frühling geſungen. Iglou ſang ihnen nun mit rührender Stimme hohe Lieder der Tugend, des jungfräulichen Stolzes, Lieder eines unbefleckten Herzens; ſie ſang die Ewigkeit. Bei Karolinens Liedern lächelten die Mädchen, und ſtimmten leiſe mit ein; ergriff aber Iglou die Laute, und ſtieg ihr Blick mit hohem Feuer gen Himmel, oder ſenkte ſich in ſtiller Beſcheidenheit zu Boden: dann wagten die Mädchen kaum zu athmen, und ein beſſeres, edleres Gefühl hob ſich in ihrer Bruſt. Sie ſangen Karolinens Lieder, wenn ſie beiſammen waren; Iglou's einzelne Verſe nur in der Einſamkeit. Iglou erwarb ſich durch ihre Laute und ihren Geſang allgemeines Wohlwollen. Kannte man ſie erſt, ſo wurde ſie auch geliebt; und dieſe Liebe nahm ihren eignen Charakter an: Ruhe und Erhabenheit.

Der Baron hatte unter dieſen glücklichen Menſchen ſo ziemlich vergeſſen, daß das Glück nicht in ſein Syſtem gehörte. Er ſelbſt war wieder heiter und glücklich geworden, und

fing

fing an ſich mehr für Grumbachs Plan zu intereſſiren. Wie er denn nun war: — er wollte jetzt ſogleich das vollkommne Glück herzaubern. Traf einen Bauer ein Unglück, ſo rief er: „ich bin ja reich, Grumbach; nehmen Sie, geben Sie, ſo viel Sie wollen.“ — Grumbach hatte jetzt Mühe genug, ſeine Großmuth im Zügel zu halten. Ihre Freigebigkeit, Herr Baron, ſagte er, würde Ihre Bauern nachläſſig und träge machen. Wir wollen dem Unglücklichen helfen, aber ihn auch fleißig bleiben laſſen. Geben Sie dem Armen Arbeit, ein Stück Feld, ein Eigenthum; aber ſchenken Sie es ihm nicht. Er mag ſich anſtrengen, es durch Arbeit zu erwerben. Ein erarbeitetes Eigenthum iſt dem Beſitzer noch einmahl ſo werth, als eins, das man ihm ſchenkte. Strecken Sie dem, der ſeine Ernte durch Hagelſchlag verlor, Brot- und Saatkorn vor. Laſſen Sie ihn mit ſeinem Schickſale kämpfen; das wird ſeinen Muth ſtärken, ſein Vertrauen auf Gott und auf ſich ſelbſt beleben. Sehen Sie nicht ruhig zu, wenn Jemand durch Zufälle unglücklich wird; aber machen Sie nicht, daß Trägheit und Unaufmerkſamkeit eben ſo viel gewinnen, wie Fleiß und Nachdenken.

Es hielt ſchwer, den gutherzigen Baron zu dieſer weiſen Mäßigung zu bereden; doch mit Hülfe der Erfahrung gelang es dem klugen Alten, ihn zu überzeugen, daß die rechte Art zu helfen, weiſe Mäßigung, eine noch größere Tugend iſt, als raſches Zufahren. So kam endlich der Baron zu dem großen, edlen Gefühle, daß er eines Tages Iglou um den Hals fallen und rufen konnte: „Gott, Iglou! es iſt kein unglücklicher, kein böſer Menſch unter allen meinen Unterthanen!“ — Keiner? fragte Iglou bedeutend. „Keiner!“ antwortete der Baron mit unverſtellter, hoher Freude. Iglou ſchwieg, ob ihr gleich die Worte auf den Lippen ſchwebten: und wenn ich nun unglücklich wäre? Sie unterdrückte die Frage, weil ſie ſich ſchämte, unter ſo Vielen, die hier glücklich waren, es nicht auch ſelbſt zu ſeyn. Sie konnte es nicht ſeyn; denn ſie liebte noch immer.

Iglou unterhielt mit Emilien einen ſteten Briefwechſel. Dieſe ſchrieb ihr: der Wilde im Hochwalde ſey wieder in ſeine alte Melancholie zurückgefallen; er habe ſich erkundigt, wo Iglou ſich jetzt aufhalte, und ſey, als er die Gegend erfahren, auf einmahl verſchwunden. Vermuthlich werde er ſie aufſuchen. Iglou ſprach mit dem Förſter darüber, und bat ihn, ihr ſogleich Nachricht zu geben, wenn ein Menſch von der und der Geſtalt ſich etwa ſehen ließe. Nach einiger Zeit ſagte ihr der Förſter, daß bei den Köhlern im Walde ein ſolcher Menſch ſich ſchon ſeit einigen Tagen aufgehalten habe. Der Beſchreibung nach mußte es der Wilde ſeyn, nur jetzt noch in größerer Verzweiflung, als ehemals.

Iglou nahm ſogleich ihre Laute, die Tröſterin ſeines Kummers, und ging mit dem Förſter in den Wald. Der Wilde — er war es wirklich — ſaß in der alten Stellung an einer Tanne, mit noch bleicherem Geſichte als ſonſt. So wie Iglou die erſten Töne der Laute anſchlug, ſprang er auf, flog zu ihr, ſtürzte mit Heftigkeit ihr zu Füßen, und rief mit unterdrückter Stimme: O du! du! konnteſt du mich in dem Elende verlaſſen?

Armer Menſch! ſagte Iglou, und reichte

ihm die Hand, die er auf ſein ſchlagendes Herz drückte — : ich will mich nie wieder von dir trennen. Er ſetzte ſich zu ihren Füßen, und betrachtete die tröſtende Laute mit habſüchtigen Blicken. Iglou ſpielte und ſang; da quollen Thränen aus ſeinen Augen hervor. Thränen, ſagte Iglou, erleichtern das Herz! — Ach, erwiederte er; ſeitdem du weg warſt, keine Thräne! Mein Herz war trocken! — Iglou verſprach ihm, alle Tage zu kommen, und hielt Wort. Sie öffnete ſein Herz endlich wieder. Nun verſuchte ſie oft, durch Bitten ihn zu bewegen, daß er mit nach Zaringen ginge; aber er blieb bei ſeinem Kopfſchütteln, ſelbſt wenn ſie ihm drohete, daß ſie ihn ſonſt verlaſſen wollte. Er floh alle Menſchen, und wohnte in einer einzelnen Köhlerhütte. Grumbach gab Iglou allerlei Anſchläge, wie ſie den Unglücklichen in das Dorf locken könnte; doch ſie mißlangen alle, und Gewalt wollte man nicht brauchen. Niemand bekam ihn nun zu ſehen; er entfloh, ſo bald er eine menſchliche Geſtalt ſah, die nicht Iglou, nicht ſein Köhler war.

Der Baron wollte ihm zwar allerlei Bequemlichkeiten geben; aber er nahm keine an. Mancherlei Verſuche, ihn menſchlich zu machen, mißlangen ſämmtlich. Er ſprach mit Niemanden ein Wort, ausgenommen mit Iglou; und auch mit der nur wenig. Iglou ſuchte nun auf Grumbachs Anrathen, ihm ſein Geheimniß zu entreißen; allein er hielt es mit fürchterlicher Verzweiflung feſt. Er zitterte; ſeine Blicke wurden wild, wenn ſie ihn um ſein Verbrechen fragte, und er antwortete nur mit Tönen des heftigſten Schmerzes. Iglou mußte ablaſſen, weil alle ihre Verſuche nichts als eine ganz unnütze Marter waren.

Schon hatte der ſiebenjährige Krieg über ein Jahr lang gewüthet, und noch war die Gegend von Zaringen verſchont geblieben; aber jetzt näherte ſich der Feind zu allgemeinem Schrecken. Die Köhler gingen in das Dorf zurück, und der Wilde mußte allein bleiben. Iglou war ſchmerzlich beſorgt um ihn, da die Straßen anfingen unſicher zu werden. Sie bat den Wilden dringend, mit ihr in das Dorf zu gehen. „Sieh, armer Menſch,“ ſagte ſie mitleidig; „die Koſaken ſchwärmen hier umher. Wenn ſie dich fänden, ſo würden ſie dich vielleicht tödten.“ — Tödten? rief der Wilde mit dem Tone der Freude. O tödten! — „Die Wege ſind nicht mehr ſicher; ich kann nicht mehr zu dir kommen.“ Er hob den Blick klagend in die Wolken; aber er blieb bei ſeinem: nein, nein! ich mag keinen Menſchen ſehen.

Iglou war ſchon öfters in Geſellſchaft Anderer in den Wald gegangen, und der Wilde hätte ſich dann ſogleich verborgen. Grumbach ſchlug vor, ſie ſollte einmahl ein Paar Kinder mit ſich nehmen, weil vielleicht deren Unſchuld ihn menſchlicher machen würde. Iglou nahm Liſſows beide Kinder mit, von denen der Knabe jetzt ungefähr zehn, und das Mädchen acht Jahre alt war. Der alte Großvater unterrichtete Beide in ihrer Rolle, und die kleine Jakobine meinte, ſie wollte den wilden Mann wohl bereden, aus dem dunkeln Walde in das Dorf zu kommen. Iglou ging mit ihnen bei lehrenden Geſprächen in den Wald. Da ſaß der Wilde unter einer Tanne, und hatte das Geſicht in die Hände gelegt. Sie winkte den beiden Kindern, ſich an ihre Seite zu ſetzen, und fing nun an eine tröſtende Melodie zu ſpielen. Der Wilde ſtand auf, und warf einen Blick auf Iglou. Als er die Kinder ſah, blieb er einen Augenblick ſtehen; dann wendete er ſich um, und ging in den Wald, doch langſam, ohne zu fliehen, was er ſonſt immer that, wenn er jemand bei Iglou ſah.

Iglou hoffte lange vergebens, daß er zurückkommen ſollte, und ging endlich wieder nach dem Dorfe. Am folgenden Tage nahm ſie die Kinder abermals mit in den Wald. Der Wilde ſtand auf, als Iglou anfing zu ſpielen, und ſah die Kinder lange an. Er blieb in der Ferne ſtehen, und ſetzte ſich endlich ſogar nieder. Iglou näherte ſich ihm nun. Da ſtand er wieder auf, betrachtete die Kinder, aber nicht mit wilden Blicken, und ging langſam in das Dickicht. Iglou ſchöpfte aus dieſem Vorbedeutungszeichen gute Hoffnung. Einige Tage nachher ertrug der Wilde es ſchon, daß ſie ſich mit den Kleinen ihm näherte. Er betrachtete die Kinder nachdenkend, aber er ſprach nicht. Einmahl fing die kleine Jakobine ein Liedchen an, das Iglou ſie gelehrt hatte. „Sieh, armer Menſch,“ ſagte Iglou; „wenn ich todt bin, ſo ſoll dieſe dir vorſingen.“ Die kleine Jakobine faßte ſeine Hand, und ſagte: das will ich recht gern. Der Wilde ſchien das Kind mit Wohlgefallen zu betrachten, und reichte ihm beim Weggehen die Hand, was er ſelbſt Iglou nicht that. So wurde er täglich gegen die Kleinen vertraulicher, und in eben dem Grade, auch menſchlicher und heiterer. Iglou konnte ihn nun ſchon oft eine ganze Stunde mit beiden allein laſſen.

Eines Tages hatten die Kinder den Auftrag, recht ſehr in ihn zu dringen, daß er mit in das Dorf hinuntergehen möchte. Iglou, die in einiger Entfernung geblieben war, hörte auf einmahl einen lauten entſetzlichen Schrei, und eilte aus dem Gebüſche zu dem Wilden hin. Sie ſah die Kinder beſchäftigt ihn wieder aufzurichten. Eine Todesbläſſe hatte ſein ganzes Geſicht überzogen; ſeine Augen waren ſtarr, ſein ganzer Körper wie ohne Leben. Iglou fragte: was vorgegangen wäre. Nichts, antwortete Jakobine; er verſprach uns, mit in das Dorf zu dem Baron zu gehen, und da fiel er auf einmahl hinten über. Es muß ihm etwas weh gethan haben. Iglou fragte den Wilden ſelbſt. Er ſah ſie mit furchtſamen Blicken an, und antwortete nicht.

Die Kinder baten ihn, er möchte ſein Verſprechen, mit ihnen in das Dorf zu gehen, nun erfüllen. Sie ſuchten ihn aufzurichten, und faßten, als er aufgeſtanden war, ſeine beiden Hände. Er folgte wie eine Bildſäule, wohin man ihn führte. Am Ausgange des Waldes blieb er einen Augenblick ſtehen, und warf ſcheue, furchtſame Blicke auf die Kinder, auf Iglou. Ich weiß, ich weiß! ſagte er; die Stunde der Rache! Engel des Gerichts! ich folge!

O rächende Hand des Himmels! Es war der Ritter Rhelnfelden, den quälende Furien nun ſchon Jahre lang umher getrieben hatten. Er ſprengte von Jakobinens Sarge nach Berlin, und das Geſchrei der Verzweiflung, mit bangem Aechzen untermiſcht, flog ihm, von Friedrichsfelde her, nach. In Berlin verſchloß er ſich acht Tage in ſein Zimmer. Bald ſchien ihm alles, was er geſehen hatte, ein Traum, bald wieder die gräßlichſte Wahrheit.

Friedrichsfelde war ihm zu nahe; er wollte die fürchterliche Nachbarſchaft fliehen, um ſeiner Qual zu entgehen. Aber wohin dringt die Gerechtigkeit des Himmels nicht! — Nun eilte er nach Paris, und ſtürzte ſich in den Strom der Freuden. Vergebens; mitten aus dem Taumel des Tanzes rief ihm Liſſows und Jakobinens ſchreckliche Stimme unaufhörlich zu: wehe, wehe! Mörder! Er floh nach London. Die Furie verließ ihn auch dort nicht, und vergiftete den Becher der Freude an ſeinem Munde. Er ſuchte die Geſellſchaft der wildeſten Wüſtlinge, der entſchloſſenſten Freigeiſter; vergebens! Er läſterte Gott, ſpottete der Unſterblichkeit; vergebens! Tugend und Verbrechen ſind darin eins, daß ſie beide einen Richter und eine ewige Fortdauer glauben. Jakobinens Geſtalt machte ihm das Leben zur Hölle, und ſchreckte ihn zugleich von dem Tode zurück. Schon oft hatte er ſeine Piſtole geladen; aber er zitterte, Jakobinen im Grabe wieder zu finden. So trieb ihn die Angſt umher. Endlich hoffte er nicht länger, der Furie, die ihn verfolgte, zu entfliehen, und ſtand wie ein Opferthier ſtill.

Nun überfiel ein ſtiller Trübſinn, eine quälende Melancholie ſeine Seele; aber mitten in ſeinem Wahnſinne blieb er ſich ſeines Verbrechens bewußt. Er floh auf einer Reiſe von ſeinen Gütern in den Wald bei Büdesheim; und hier ſchuf die Einſamkeit eine neue Welt vor ſeinen Blicken. Jakobine ſtand bleich, ſtarr, todt, und dennoch klagend, überall vor ſeinen Augen. Er fühlte doppelten wilden Schmerz: die Qualen des Lebens, und das Gericht jenſeits des Grabes. Immer tiefer drückte ſich das Bild der rächenden Jakobine in ſeine Seele; immer dunkler wurden die Bilder der Gegenwart. Da kam Iglou, wie ein tröſtender Engel des Himmels, und goß durch die ſanften Töne ihrer Laute einige Ruhe in ſeine tobende Bruſt.

Sie richtete ſeine in trauernden Wahnſinn verſinkende Seele wieder auf, und ließ ihm den erſten Lichtſtrahl der Hoffnung wieder ſchimmern. Ihre Erſcheinung hatte ſo viel Geheimnißvolles, daß er ſie mehr für ein Weſen aus jener Welt hielt, als für einen Menſchen. Dieſen Irrthum beförderten ihre Farbe, ihr Spiel, ihre Geſänge. So blieb der Unglückliche doch nicht ohne allen Troſt; Iglou war ihm ein Unterpfand für die wiederkehrende Gnade des Himmels. Seine Vorſtellungen über ſie wurden nie ganz deutlich; ihr ſtilles Kommen und Gehen beſtärkte ihn in der Meinung, daß ſie ein vom Himmel geſandtes Weſen ſey. Er vermiſchte die Wirklichkeit mit ſeinen überirdiſchen Vorſtellungen; und immer blieb ihm Iglou bald ein Menſch, bald ein Geiſt. Genug, ſein Glück hing von ihr ab. Seine Verzweiflung löſ'te ſich, ſo lange ſie ihn täglich beſuchte, immer mehr in eine tröſtende Reue auf; ſein Wahnſinn wurde milder, und er fing wieder an zu hoffen. Aber auf einmahl verſchwand Iglou, und nun ſank er nach und nach in ſeinen vorigen Zuſtand zurück.

Er rang troſtlos die Hände, daß ſein Schutzgeiſt nicht mehr da war. „Der Engel, der mich tröſtete, iſt verſchwunden!“ ſagte der Unglückliche zu dem Förſter, der ihn aufzuheitern ſuchte. — Du meinſt die Mohrin? fragte der Förſter. Die iſt mit dem Baron abgereiſt. Der Ritter erkundigte ſich, wohin, und war doch des Entſchluſſes fähig, ſeine

Tröſterin wieder aufzuſuchen. Er verließ nach einiger Zeit den Wald bei Büdesheim, und ging in tiefer Schwermuth bis nach Zaringen. Ein Bauer, an den er ſich wendete, ſagte ihm, daß eine Mohrin, welche die Laute ſpielte, im Orte wäre. Der Ritter ging nun in den Wald, und ſchon die Nähe ſeiner Freundin ſchien ihn zu tröſten. Er ſah Iglou wieder, eben ſo unvermuthet, wie das erſtemahl; und ſeine alte Vorſtellung, ſie ſey ein tröſtender Geiſt, den der Himmel ihm ſende, erwachte in ihrer vollen Stärke. Jetzt kam Iglou mit den Kindern, und ſeine ganze Seele wurde von neuen Phantaſieen ergriffen. Er gewöhnte ſich an die Kinder, weil ihre Unſchuld ſeinem Herzen wohl that. In ſtetem Schwanken zwiſchen Wahrheit und Phantaſie hielt er ſie bald für Engel, bald wieder für Menſchen. Nun drangen die Kinder in ihn, er ſollte mit ihnen in das Dorf gehen. Fürchte dich nicht, lieber wilder Mann! ſagte die kleine Jakobine; wir wollen dich an einen guten Ort führen. Er fragte das Kind mit einem ſtarren Blicke: wohin? An einen Ort, erwiederte das kleine Mädchen liebkoſend, wo es dir wohl gehen ſoll. — Ich weiß, ſagte er bedeutend, wohin ihr Befehl habt mich zu bringen! . . . Sage mir doch, fuhr er fort, wer Du biſt, und wie Du heißt.

Das kleine Mädchen antwortete freundlich: ich heiße Jakobine! Auf einmahl durchſtrahlte ein furchtbares Licht ſeine verwirrte, geſpannte Phantaſie. „Und ich heiße Liſſow!“ rief der Knabe. Jakobine! Liſſow! Da ſtanden die beiden Ermordeten in Engelsgeſtalt vor ihm. Er ſchrie vor Schrecken auf, ſtürzte, von dem Schauer der Geiſterwelt ergriffen, hinten über, und wagte es nicht ſein Auge zu erheben.

Jetzt kam Iglou, und half ihn aufrichten. Er folgte, wohin man ihn führte, weil ſeine Phantaſie zerrüttet und ſeine Sinne, wie ſeine Sprache, ihm genommen waren. Der kleine Liſſow lief voraus, um ſeine Ankunft zu melden, und ging ihm dann wieder entgegen.

So kam der Ritter endlich an das Dorf, und wurde durch den Garten geführt. Nach und nach war er von ſeiner Verzückung und

Betäubung zurückgekommen. Die Häuſer, die er ſah, die Landleute, die ihm begegneten und ihn grüßten — alles ſagte ihm, daß Menſchen, und nicht Engel, ihn führten. Nur die Antworten der Kinder: ich bin Jakobine! ich bin Liſſow! blieben ihm räthſelhaft. Er wollte ſchon wieder umkehren; aber er war noch zu zerſtreuet Die beiden Kinder führten ihn in den Gartenſaal, wo Flaming, Grumbach und Liſſow ihn mitleidig erwarteten, und wo Iglou mit der Laute ſchon bereit ſaß. Jakobine ging auf Liſſow zu, und ſagte: hier, Vater, bringen wir ihn dir. Nicht wahr, du willſt ihn lieb haben? Liſſow nahm zärtlich des Ritters Hand. Der Ritter erkannte, ſo wie er die Augen aufſchlug, Liſſowen und Grumbachen, der neben ihm ſtand, auf den erſten Blick. Seine innere Angſt wurde fürchterlich, und ſeine Bruſt flog. Er verbarg ſein bleiches Geſicht, als ob man ihn nicht erkennen ſollte, und ſuchte ſich von Liſſow loszureißen.

Liſſow hielt ſeine Hand feſt, und ſagte zärtlich: Nein, lieber Unglücklicher; vertrauen Sie uns. Die Freundſchaft ſoll Sie tröſten, unſre Liebe den ſchwarzen Dämon, der Sie quält, verjagen. Rheinfelden ſchüttelte in großer Bewegung den Kopf. Grumbach faßte ſeine andre Hand, und ſagte mit liebkoſender Stimme: mein Sohn, ich bin ein Greis geworden. Trauen Sie meiner Erfahrung; Reue und Tugend löſchen alle Verbrechen aus. Der Ewige verzeihet . . .

Aber ihr! rief der Ritter mit dumpfer zitternder Stimme.

Wir? ſagte Grumbach herzlich; wir armen, ſchwachen, der Vergebung ſo bedürftigen Menſchen, ſollten nicht vergeben, wenn der Ewige vergiebt? Kommen Sie an die Bruſt eines Greiſes. Ich verſpreche Ihnen Verſöhnung mit dem Himmel.

Ach! jammerte der Ritter; wird Jakobine ihrem Mörder verzeihen?

Liſſow und Grumbach ſchrieen laut vor Schrecken auf, als er das ſagte, und flogen Beide von ihm zurück. „Er iſt es!“ rief Liſſow; „es iſt der Teufel, der Jakobinen ermordete!“ Der Greis faltete die Hände feſt zuſammen, und in ſeinen Augen lag Abſcheu, in den ſich Mitleiden miſchte. „Teufel!“

ſel!" rief Liſſow aufs neue; „was willſt du?" Der Ritter ſchwankte, und wäre zu Boden geſtürzt, wenn der Baron ihn nicht aufgefangen hätte, in deſſen Armen er nun zitternd, und wie vernichtet, liegen blieb. Vater! ſagte Jakobine; du thuſt dem Unglücklichen weh!

Jglou ſtand zitternd, ängſtlich, zwiſchen ihnen da, bei dieſer Scene des Schreckens und der Angſt. Liſſow war außer ſich; und auch der Alte wußte nicht, was er thun, was er ſprechen ſollte. Jglou ſagte laut: o verzeiht ihm! auch der Ewige verzeiht! — Grumbach warf ſich an Liſſows Bruſt, deſſen Zorn immer ſtärker entbrannte, und führte ihn mit ſanfter Gewalt aus dem Saale.

Endlich erhielt der Ritter ſeine Beſinnung wieder. Er ſah ängſtlich im Saale umher, und fragte: wie? wo? O, ſagt mir, habe ich ihn geſehen? — Der Baron führte ihn zu dem Sofa, und Jglou ſetzte ſich weinend und tröſtend neben ihn. Er warf auf Jglou einen Blick, den ein ſanftes Feuer belebte. O was, ſagte er heimlich, was that ich dir, daß du mich hierher brachteſt, du Grauſame? Jglou umfaßte ihn, und ſagte: wußte ich denn, wer du warſt? O Gott im Himmel, vergieb mir! Ich kannte dich nicht. Meine Abſicht war, dir zu helfen. Du biſt Rheinfelden? O, Liſſow wird dir vergeben, wie Jakobinens Kinder dir vergeben haben. — Die Kinder, die nicht begriffen, was vorging, und die der Ritter mit höchſt ſeltſamen Blicken betrachtete, faßten ſeine Hände, und verſicherten ihm, daß ſie ihn liebten.

Der Baron, den die ganze Scene tief erſchüttert hatte, lief hinaus zu Liſſowen, umarmte ihn, und ſagte in heftiger Bewegung: „lieber Liſſow, wenn du kein Mitleiden mit dem Unglücklichen haſt, der in Verzweiflung verſinkt, ſo habe es mit mir. Sieh, ich will der Vater deiner Kinder ſeyn, will alles, was ich habe, mit ihnen theilen: mein Vermögen, mein Herz, mein Blut, mein Leben. Nur, ich beſchwöre dich bei unſerer Liebe, zerſchmettre das Herz des unglücklichſten von allen Menſchen nicht länger! Laß ihn einen Ton der Vergebung von dir hören; reiche ihm nur einmahl die Hand! Ich bitte dich auf meinen Knieen darum.“ Er kniecte wirklich vor Liſſow nieder.

Liſſow ſtand zitternd, vor Schmerz glühend, da. Er hat Jakobinen ermordet!

„Ja; aber eine ſechsjährige Hölle hat ihn dafür beſtraft. Liſſow, zeige nun, daß du ein Menſch biſt!“

Auch der alte Grumbach bat ihn mit Thränen; und Liſſow ſchwankte. Gott und Jakobine haben ihm vergeben, mein Sohn, ſagte der Alte feierlich; laß uns nicht ſtrenger ſeyn, als ſie! Jakobine bittet dich darum. Folge, Liſſow! — Betäubt wurde Liſſow wieder zu dem Gartenſaale geführt, und der Baron öffnete die Thür. Da lag der Ritter vor Jakobinens Kindern auf den Knieen. Sie hatten ihre kleinen Arme um ſeinen Hals geſchlungen, und benetzten ihn mit Thränen. Dies Schauſpiel rührte Liſſowen mehr als des Barons Bitten, und er ließ ſich zu Rheinfelden hinführen, der nun aufſprang, ſo wie Liſſow ſich näherte. Dieſer reichte ihm von weitem die Hand, und ſeine Lippen ſagten das Wort: Vergebung! Der Ritter faßte ſeine Hand, drückte ſie gewaltſam auf ſein Herz, an ſeine Lippen, und rief: o Liſſow! ſagen Sie noch einmahl: Vergebung!

und treiben Sie die Hölle aus meiner Bruſt.

Vergebung! ſagte Liſſow noch einmahl. „Auch Verſöhnung, Liſſow!“ rief Flaming, und drückte Liſſowen näher. Liſſow legte ſein Geſicht auf Flamings Schulter, und ſeine Arme öffneten ſich, Jakobinens Mörder zu umfaſſen. Vergebung! rief der Ritter heftig und laut; aber nicht Verſöhnung! Verſöhnung dann, wenn Jakobine mir vergeben hat! — Er war mit ſchnellen Schritten an der Thüre, riß ſie auf, rief noch einmal: Vergebung! und verſchwand in einem Augenblicke. Der Baron eilte ihm nach; aber er flog ſchnell über das Feld, und verlor ſich in den Wald.

„O, wie ſtreng und wie gütig iſt die Gerechtigkeit des Himmels! Sie zerſchmettert und heilt; ſie treibt mit ihren Donnern den Verbrecher über die Erde, und er findet Vergebung, wenn ihn eben der Abgrund der Verzweiflung zu verſchlingen droht!“ Dieſe Betrachtungen, die Flaming und Grumbach anſtellten, öffneten Liſſows Herz der Verſöhnung. Durch den unvermutheten Anblick des Menſchen, der ſeine Jakobine ermordet hatte, waren alle die entſchlummerten Gefühle ſeiner ehmaligen Verzweiflung aufs neue geweckt. Aber jetzt ſanken dieſe Gefühle wieder in ſein Herz zurück. Die Geſtalt des unglücklichen Ritters blieb vor ſeiner Seele ſtehen, und forderte Mitleiden, das ein menſchliches Herz nie lange verſagen kann.

Iglou mußte ihm erzählen, wie ſie mit Rheinfelden bekannt geworden war. Ihre Schilderung von den unbeſchreiblichen Martern des Ritters vollendete die Verſöhnung in Liſſows Herzen. Er fühlte keine Liebe zu ihm: Rheinfeldens Nahme und Andenken hatten noch immer für ihn etwas Fürchterliches; aber er dachte doch mit großem Mitleiden an ſeine Qualen. Ohne daß es ein Menſch wußte, ging er in der Nacht mit dem Förſter hinaus zu den Köhlerhütten, und ließ ſich die, worin Rheinfelden lebte, zeigen. Dort! ſagte der Förſter, und wendete Liſſows Laterne auf eine derſelben. Liſſow näherte ſich mit leiſen Schritten, trat hinein, und beleuchtete den Elenden, der auf Stroh da lag. Die friſche Farbe der Jugend, der Geſundheit war von dem einſt ſchönen Geſichte geſchwunden, das jetzt eine gelbe, von der Sonne verbrannte Haut bedeckte. In die Stirn hatte der Kummer ſeine Furchen gezogen; um den Mund und die Augen zeigten ſich Spuren von den Verzuckungen des Wahnſinnes. Die Hände waren lang, dürr und gekrümmt. Das einſt ſo ſchöne blonde Haar hatte der Kummer grau gemacht, und es hing verwirrt um ſeine Schläfe. Selbſt der Schlummer des Unglücklichen war unruhig, und voll ſchrecklicher Träume: er verzog jetzt den Mund zur Wuth, und dann wieder zum Lächeln.

„Rheinfelden!“ rief Liſſow mitleidig; „Rheinfelden!“ Der Ritter fuhr zuſammen, und öffnete dann die Augen. Er erkannte Liſſow nicht, weil dieſer im Schatten ſtand. Liſſow ſetzte die Laterne auf den Tiſch, trat dem Lager näher, und ſagte: ich bin Liſſow! Jetzt ſprang der Ritter auf, und ſtand ſtumm, gebückt, zitternd, wie ein Verbrecher, da. Liſſow hatte Mühe, die Empfindung des Haſſes, die ihn aufs neue durchſchauerte, zu unterdrücken; doch ſagte er: „Rheinfelden, ich habe Ihnen vergeben, und bin hier, Ihnen das noch einmahl zu wiederholen. Sie ſind beſtraft!“

Beſtraft! ſagte der Ritter, und hob die Hände zum Himmel auf. Ja, Liſſow, ich bin das Ziel des göttlichen Zornes. Dieſe Bruſt iſt der Ort aller Höllenqualen. O, keine Vorwürfe! Erbarmen mit dem elendeſten aller Menſchen!

„Ich bringe Ihnen Vergebung, Rheinfelden. Vergebung, Verſöhnung, von mir, meinen Kindern und meinem Vater! Möge auch der Himmel Ihnen vergeben, wie wir, Rheinfelden! Laſſen Sie uns Abſchied von einander nehmen, bis wir uns vor Jakobinens Augen wieder finden! . . . Ihr Anblick, Rheinfelden, erinnert mich ſo ſchrecklich an mein Unglück! . . . Ich vergebe Ihnen; ja, ich vergebe Ihnen. Glauben Sie mir das. Aber, nun gehen Sie, und machen Sie Ihr Verbrechen durch große Tugenden wieder gut. Verzweifeln Sie nicht, Rheinfelden, und laſſen Sie mich erfahren, daß Sie der Tugend wiedergegeben ſind. Seyn Sie ein Freund der Unglücklichen. Sie können es ſeyn, da Sie ein großes Vermögen haben.“ Ein

Strahl von Heiterkeit blitzte aus Rheinfeldens Augen hervor. Es war, als ob ein neues Leben ihn beſeelte. Sie vergeben mir, Liſſow? fragte er. Liſſow breitete zitternd die Arme aus, und erwiederte: ich vergebe Ihnen. Rheinfelden legte, ohne ſeine Arme zu heben, das Geſicht eine Minute lang an Liſſows Herz, und ſagte: ſo! Liſſow ſchlang die Arme um ihn. „Haben Sie mich verſtanden, Rheinfelden?“ — Ja! erwiederte dieſer; ich lebe von nun an der Tugend: nur der Tugend, und Ihnen, Liſſow; Ihnen und Ihren Kindern! Leben Sie wohl, Liſſow! Er ſtand traurig da. — „Erſt Verſöhnung, Rheinfelden!“ ſagte Liſſow, umfaßte ihn, hob ſein Geſicht zu ſich auf, und küßte ihn auf den Mund. „Vor Jakobinen ſehen wir uns wieder.“ — Liſſow, ſagte Rheinfelden betrübt; darf ich Sie nicht eher wiederſehen, als bis wir Staub ſind? — „Kann Ihr Anblick mir Vergnügen machen?“ — Nein, das fühle ich; aber, wenn mein Anblick das einmahl könnte; dann? — „Dann, Rheinfelden, ſollen dieſe Arme Ihnen offen ſtehen. Gehen Sie, und ſöhnen Sie Sich mit Ihrem Herzen aus; mit mir ſind Sie verſöhnt. Leben Sie wohl.“

Iglou fand, als ſie am folgenden Tage in den Wald ging, den Ritter Rheinfelden ganz verändert: ernſt, aber heiter. Er bat Iglou, Liſſowen zu verſchweigen, daß ſie ihn noch geſehen habe. Sie fragte ihn um ſeine Vorſätze; und er antwortete: ich bin mein Leben, meine jetzige Ruhe Liſſowen ſchuldig, und betrachte alles, was ich habe, was ich thun kann, als ſein Eigenthum. Er führte Iglou durch das Dickicht, in ein verborgenes, kleines Thal, das rings von Dornen und feſt in einander verwachſenem Geſträuch umgeben war. In dieſem Thale ſtand eine Art von Hütte, welche die Köhler dem Ritter gezimmert hatten. Hier, ſagte er, wollte ich meine Verzweiflung begraben; und jetzt ſoll dieſe Hütte eine Zeitlang meine Wohnung ſeyn. Ich kann die Gegend noch nicht verlaſſen, wo ich ſo unglücklich, ſo hoffnungslos war, und nun wieder ſo reich an Hoffnung geworden bin. Du allein, meine theure Freundin, ſollſt meinen Aufenthalt wiſſen. Hier iſt meine Welt, bis ich erſt wieder Herr dieſes Geiſtes und dieſes Herzens bin. Ach! ich brauche Zeit meinen Geiſt von den Wunden zu heilen, welche Verbrechen und Verzweiflung ihm geſchlagen haben.

Iglou ſagte: „Einſamkeit heilt ihn wohl nicht. Zerſtreuung, lieber Unglücklicher!“ — Zerſtreuung für den, der vergeſſen will; ich will nicht vergeſſen, will mein Geſchick mit Flammenſchrift in meine Seele graben. Verzweiflung hat mich in der Einſamkeit wahnſinnig gemacht; Verſöhnung mit Liſſow wird mich auch in der Einſamkeit heilen. Nein, Iglou, ich werde den Mann, den ich ſo unmenſchlich beleidigt habe, nie verlaſſen. Wie ſein Schatten, wie ſein Schutzgeiſt, will ich um ihn, um Jakobinens Kinder ſchweben. Nur für ihn und ſie lebe ich noch. Hier will ich wohnen, und Iglou wird mich nicht ganz verlaſſen. — „Das werde ich nicht,“ erwiederte Iglou. — Und nicht verrathen, daß ich noch hier bin. — „Auch das nicht.“

Iglou merkte ſich genau den Weg, der in ſeine Einſamkeit führte. Sie verſprach ihm nach einigen Tagen Bücher. Er ſagte: ich habe mein ganzes Leben genug zu denken, und bedarf keiner Bücher. Sie bot ihm Bequemlichkeiten an; aber er hatte mit Hülfe ſeines Köhlers ſchon für alles geſorgt. Mir fehlt nichts, ſagte er, als deine Laute, dein tröſtender Geſang, und ein Leben voll Tugend, um mein Verbrechen auszulöſchen.

Der Baron ſagte, als man von dem Schickſale des Ritters ſprach: „da ſeht ihr, was blondes Haar thut! Ein Schwarzkopf würde Liſſowen verlacht, und ein andres Weib für ſeine Wolluſt geſucht haben. Der Celte kann fallen, das geſtehe ich zu, ob ich gleich nicht begreiſe, wie er auch das nur kann; aber ſein Herz iſt für die Tugend geſchaffen, und Reue ſöhnt es bald wieder mit dem Himmel aus.“

Und mein Herz? fragte Iglou.

„Dein Herz, liebe Iglou? Gott mag wiſſen, woher du das edle Herz bekommen haſt! Aber, wahrlich, ſo ſchwarz du auch biſt, ich halte dich doch für die erſte Celtin auf der Erde.“ — Iglou lächelte dankbar auch für dieſes Lob; ſie wußte, wie viel es in ſeinem Munde war. „Und dann,“ wenn ich es recht bedenke,“ fing der Baron wieder an; — „was hat Rheinfelden denn Groſſes gethan? Ein Verbrechen begangen; das weiß ich. Aber dafür iſt er beſtraft, oder vielmehr, er hat ſich ſelbſt dafür beſtraft. Doch, was hat er dir gethan, Liſſow, daß du ihn je haſſen konnteſt? Das frage ich.“

Wie, lieber Flaming? das fragſt du? Er hat mir das Glück meines Lebens geraubt, hat Jakobinen ermordet.

„Seltſamer Menſch! auch die Natur hätte ſie einige Jahre ſpäter getödtet; wirſt du darum die Natur haſſen?“

O, ich bitte dich, vernünftle nicht ſo wunderbar! Er hat mich höchſt unglücklich gemacht.

„Unglücklich? Der Philoſoph Demetrius ſagt: der iſt der Unglücklichſte, dem niemals ein Unglück begegnete!“

Nimm es mir nicht übel, Baron, dein Demetrius iſt ein Narr.

Ein Narr, Liſſow? Ich bitte dich, ſey nicht ungerecht! Ihr macht es mir immer zum Vorwurfe, daß ich lauter Paradoxa vortrage. Aber in dieſem Satze iſt doch die allgemeine Menſchenvernunft auf meiner Seite.

Ich bitte dich, ſtelle den weichlichen Mäcenas, der in einem Meere von Freuden ſchwamm, gegen Sokrates, der den Giftbecher trank, oder gegen Mucius, der ſeine Hand in die Flamme hielt: und nun frage die ganze Erde durch. So weichlich unſer Jahrhundert auch iſt, ſo herrſcht doch das Laſter noch nicht ſo unumſchränkt, daß nicht die Meiſten lieber Sokrates und Mucius geweſen ſeyn möchten, als der weichliche Mäcenas. Frag jeden, ob ihm Mucius mit der Hand in den Flammen nicht beſſer gefällt, als wenn er die Hand in dem weichen Buſen ſeiner Geliebten gewärmt hätte; ob ihnen Sokrates mit dem Giftbecher nicht lieber iſt, als ein Glücklicher mit einem Glaſe Champagner vor den Lippen? Iſt nun aber, ſag ſelbſt, das ein Unglück, was die meiſten Menſchen wünſchen? Iſt der ein Unglücklicher, den alle Menſchen beneiden? Ich liebe dich, Liſſow, und würde dich lieben, auch wenn du immer glücklich geweſen wäreſt. Aber jetzt achte ich dich auch; denn dein Unglück hat mir dein Herz gezeigt. Du haſt erſt durch Jakobinens Verluſt dich ſelbſt kennen und ſchätzen lernen. Jetzt weißt du, welche Kräfte in dir liegen, was du vermagſt; und auch ich weiß nun, welch einen Freund ich an dir haben würde, wenn mich Noth träfe. Nun? darfſt du wohl den Menſchen haſſen, der dich veranlaßte, deine Kräfte zu üben, ſtärker zu werden, als dein Geſchick es wollte? Und that das nicht der Ritter?"

Du haſt gut philoſophiren! Aber verliere nur einmahl eine Geliebte!

„Ich habe eine verloren!"

Spotte nicht mit deinem Herzen, mit der Vorſehung, lieber Flaming!

„Du nennſt es Spott der Vorſehung, wenn ich wünſche, ſie möchte mich für würdig halten, an mir zu zeigen, wie ſtark der Menſch ſeyn kann? In der That, Liſſow; dann erſt würde ich mich glücklich ſchätzen, wenn ich unglücklich würde. Iſt der tapfre, unerſchrockne Mann, den der Heerführer zu einer gefahrvollen Unternehmung auswählt, weil er ſich auf ſeinen Muth verläßt, darum unglücklich? Ich würde in dieſem Falle glücklich ſeyn!"

Der Himmel behüte dich, Flaming! Aber,

wenn du nun auf einmahl alles Vermögen verlöreſt; alles, alles!

„Ich wäre nicht ſo arm, wie ich war, als ich geboren wurde.“

Nun, ich wollte doch ſehen, was für Augen du machen würdeſt, wenn man dein Haus, dein Dorf anzündete, und die Flamme es verzehrte!

„Augen? Wahrhaftig nicht! Dann würde ich große Augen machen, wenn die Flamme es nicht verzehrte. Iſt es nicht natürlich, daß die Flamme brennt?“

Wenn man dich auf eine ungerechte Weiſe aus deinem Vaterlande verbannte!

„Ich würde gehen. Müßte ich es doch einmahl verlaſſen, ohne verbannt zu ſeyn.“

Wenn Ungerechtigkeit dich hinaustriebe!

„Möchteſt du lieber, daß es die Gerechtigkeit thäte?“

Wenn ein Unglück über das andre dich träfe: Armuth, Schande, Elend, Verfolgung!

„Es könnte mich nicht weiter treiben, als das Glück: bis in das Grab.“

Wenn dein Elend unerträglich würde?

„Unerträglich? Das heißt, wenn ich die

Standhaftigkeit verlöre. Ja, das wäre ein Unglück!"

Nun dann?

„Dann würde ich Gott danken, daß der Menſch nicht neun Monate braucht, das Leben zu verlaſſen, wie er ſie gebraucht, um darin einzutreten. Der Tod iſt ein Augenblick; und ſoll ich vor dieſem Augenblicke ſiebzig Jahre zittern? ... Aber das alles hältſt du doch für möglich."

Du biſt ein Menſch. Warum ſollte es alſo nicht möglich ſeyn?

„Seht ihr? o, ſeht ihr? Ihr haltet das Alles für möglich, und tadelt mich, wenn ich behaupte, man muß den Menſchen an ſein Geſchick gewöhnen; wenn ich behaupte, es iſt unrecht, daß ihr meine Unterthanen tanzen laßt, daß ihr ſie die Freude kennen lehrt. Nein, weg mit dem Glücke! weg mit den Wollüſten, welche die Tugend ſchwächen, ehe der Feind noch da iſt! Der Ritter war glücklich, und beging ein ungeheures Verbrechen. Glaubt ihr, daß er jetzt noch einmahl im Stande wäre, es zu begehen? Sein Unglück war ſein Glück. Habe ich nicht Recht? Sagt Alle, habe ich nicht Recht?" Grum-

Grumbach lächelte, und that, als hätte er den Streit nicht gehört. Der alte Veit, fing er an, hat endlich dem jungen Leonhard ſeine Tochter gegeben, Herr Baron. Die Redlichkeit des jungen Menſchen, die Geduld, mit der er die abſchlägige Antwort trug, und die Dienſte, die er dennoch dem Vater leiſtete, haben endlich die Härte des alten Mannes überwunden. Heute werden die jungen Leute verlobt. Sie glauben nicht, wie glücklich ſie ſind. Mich dünkt aber, der Alte hätte beſſer gethan, wenn er bei ſeinem Nein geblieben wäre; und ich wollte Sie bitten, Herr Baron, die Verbindung der jungen Leute, wo möglich, zu hintertreiben. — Warum? rief Iglou ſogleich, und ſtellte ſich neben den Baron. Wir haben ja Alle gewünſcht, daß der Vater ſeine Einwilligung geben möchte.

„Nein, lieber Grumbach,“ ſagte der Baron; „Sie müſſen ſehr wichtige Gründe haben, ſonſt kann ich das nicht. Hätten Sie nur Leonhards Bitten gehört!“

Das mag wohl ſeyn, erwiederte Grumbach lächelnd; aber für den Vater müßte es, dünkt mich, doch ein ſehr angenehmes Schauſpiel ſeyn, wenn der junge Menſch ſeinen Wunſch nicht erreichte, und Uebung in der Geduld hätte.

Der Baron erröthete; er fühlte, was der Alte ſagen wollte. „Mich dünkt, lieber Grumbach, der Jüngling hat jetzt das Mädchen ſchon verdient, und der Vater würde unbarmherzig ſeyn, wenn ihn die Geduld des Jünglings nicht gerührt hätte.“ –

Glauben Sie denn, daß Gott unbarmherziger iſt, als dieſer Vater? meinen Sie denn, daß die Geduld, der Muth, womit der Menſch ſein Unglück trägt, ihn nicht auch in den Augen des himmliſchen Vaters des Glückes werth macht? Freilich ſtärkt Unglück die Kräfte des Menſchen, aber nicht immer, noch mehr zu erdulden; es giebt dem Menſchen die Kraft, und ſoll ſie ihm geben, das Glück, das ihm die ewige Güte beſtimmt, mit weiſer Mäßigung zu tragen. Glück, lieber Herr Baron, iſt die Beſtimmung des Menſchen; Ihre Philoſophen mögen auch ſagen, was ſie wollen. Zur Hölle mit der Philoſophie, die lehren kann, der Unglückliche ſey dem Ewigen ein angenehmes Schauſpiel!

Das einzige der Gottheit würdige Schauſpiel iſt das Glück des Tugendhaften.

Der Baron fing zwar an zu disputiren; aber der Amtmann kam, und riß ihn diesesmahl glücklicher Weiſe aus der Klemme, in die er durch des Alten einfache Art zu fragen gerathen war.

Flaming hatte auch gar nicht den Gedanken, das Glück ſeiner Unterthanen anzutaſten; doch ſeine Ideen wurden von dem Schickſale nur allzu gut erfüllt. Er rief: „fort mit dem Glücke! fort mit den Tänzen, mit den Feſten!“ und das Schickſal nahm ihn beim Worte. Schon hing die Wolke, deren Blitze das Glück in Zaringen zerſchmettern ſollten, am Horizonte.

Die Ruſſiſche Armee zog ſich in die Gegend, wo Zaringen lag, und von allen Orten her erfuhr man, welche Grauſamkeiten ihre leichten Truppen begingen. Alle Menſchen aus den beſſeren Ständen eilten nach den Städten; auch ſchrieb des Barons Mutter ihrem Sohne: er möchte Zaringen verlaſſen, und ſich in eine Stadt begeben. Grumbach hatte nichts dawider; vielmehr würde er es gern geſehen haben, weil er hoffte, daß auch Liſſow dann mit den beiden Kindern ſich retten ſollte. Man ſprach oft von dieſem Plane; aber man konnte, weil die Gefahr noch nicht nahe war, zu keinem Entſchluſſe kommen.

Der Prediger ſagte einmahl in einem ſolchen Geſpräche: es ſollte mir ſehr lieb ſeyn, Herr Baron, wenn Ihr Syſtem Recht hätte, daß die Slaven einen natürlichen Reſpekt vor den Blondköpfen haben müſſen. Ich fürchte, wir können dieſer Achtung noch ſehr bedürfen.

„Sie ſollen ſehen, daß mein Syſtem Recht hat!“ erwiederte der Baron. „Ich werde hier bleiben. Meine Unterthanen bedürfen ohnedies jetzt unſerer Hülfe, unſeres Rathes am meiſten. Wir wollen wie Brüder unſer Geſchick mit einander theilen.“

Der Baron hielt Wort, und ſein Syſtem auch. Es näherten ſich Ruſſiſche Truppen. Der Baron befahl ſeinen Bauern, keine Aengſtlichkeit zu äußern, und die Koſaken mit freimüthiger Freundlichkeit aufzunehmen. Er ging, in Vertrauen auf ſein blondes Haar, dem Ruſſiſchen Befehlshaber entgegen. Der Officier hielt ſein Pferd an, als er ſo wohlgekleidete Leute auf ſich zu kommen ſah; und der Baron ſprach nun Franzöſiſch zu ihm, das der Officier, der zu den regulären Truppen gehörte, glücklicher Weiſe verſtand.

„Mein Herr,“ ſagte der Baron mit großer Gutherzigkeit; „das Dorf, das Sie vor Sich ſehen, iſt mein. Sie können, auch wenn Sie wollten, uns nicht ganz von den Beſchwerlichkeiten des Krieges befreien. Daher biete ich Ihnen freiwillig an, was wir haben, und was Sie bedürfen; aber auch, was Sie nicht bedürfen, unſre Freundſchaft. Ich bin ruhig auf meinen Gütern geblieben, weil ich hoffe, daß ich mit Menſchen zu thun haben werde.“ Der Officier lächelte, und ertheilte ſeine Befehle. Er gab dem Baron, als er vom Pferde geſtiegen war, die Hand, und alles lief recht gut ab. Wenigſtens wurden keine zweckloſe Grauſamkeiten verübt; die Koſaken bekamen, was man ihnen geben konnte, und betrugen ſich ganz vernünftig Als ſie wieder weg waren, und das Dorf unbeſetzt blieb, holte man indeß freier wieder Athem.

Bald kamen andre Truppen; aber die hätten weniger Achtung für des Barons Anerbieten, und ſetzten ihm Degen und Piſtolen auf die Bruſt. Die treue Iglou glaubte, man wollte den Baron ermorden, und warf ſich vor ihn. Ihre große Fertigkeit, durch Geberden und Zeichen zu reden, die der Baron für ein beſtimmtes Merkmahl einer unedleren Race hielt, rettete diesmal das ganze Dorf. Iglou war jetzt die Einzige, die mit den Koſaken ſprechen konnte. Bisher war Grumbach, der Ruſſiſch verſtand, Dolmetſcher geweſen; aber einige Mißhandlungen hatten ihn krank gemacht, und Iglou trat nun mit ihrer Pantomime in ſeine Stelle.

Der Baron bereuete es wohl hundertmahl, daß er nicht nach Berlin gegangen war, ob er gleich das Silberzeug hatte eingraben laſſen. Er mußte ſich faſt jeden Tag aufs neue loskaufen. Zuletzt ſteckte er ſich mit Liſſow, dem Prediger und dem Juſtiz-Amtmanne, in Bauernkittel, um neuen Mißhandlungen zu entgehen. Jetzt erhielt der Baron einen Beweis von der Liebe ſeiner Unterthanen, der ihn innig rührte. Es ſprengten einige Ruſſiſche leichte Reiter in das Dorf, und fragten nach dem Baron. Er iſt hier! rief der Anführer; und ich rathe euch, uns zu ſagen, wo er iſt. Der Baron, von dem man aufs neue Geld erpreſſen wollte, ſtand ſelbſt mit unter den Bauern. Dieſe blieben dabei, er wäre nach Berlin abgegangen. Die Ruſſen droheten, das Dorf anzuzünden, wenn man länger leugnete, und ritten auf das Schloß. Der Baron ſah verlegen umher; aber keiner verrieth ihn, und die Reiter ſprengten zurück, ohne ihn entdeckt zu haben.

Iglou fing an heimlich Lebensmittel auf einen Nothfall nach des Ritters Aufenthalte im Walde hinzutragen; und eben daſelbſt verbarg ſie auch ihre Laute, die ſchon einigemahle in Gefahr geſtanden hatte. Dieſer Aufenthalt war ohne Zweifel der allerſicherſte; denn er lag ſo verſteckt und abgelegen, daß niemand, auch wenn er den Wald durchſuchte, auf den Einfall kommen konnte, dahin zu gehen.

Grumbachs Rath, den die Bauern befolgten, weil ſie ihm vollkommen trauten, hatte bisher alle rohen Grauſamkeiten abgewendet.

Freilich waren die Vorräthe aufgezehrt, der Viehſtand vermindert, die Pferde genommen: aber die Ernte auf dem Felde, die Häuſer ſtanden noch; und Grumbach ſagte: mit Gottes Hülfe ſoll uns das Andre wohl wieder werden. Die wenigen Vorräthe, die noch da waren, wurden auf Grumbachs Vorſchlag als gemeines Gut betrachtet. Man verbarg ſie; und Niemand verrieth den Ort, weil jeder Theil daran hatte. Die Einwohner der meiſten benachbarten Dörfer waren zerſtreuet, die Häuſer abgebrannt, die Ernten verheert. Einer verrieth das Eigenthum des Andern; Haß und Neid zündeten die Zwietracht in den Dörfern an. Man entdeckte dem Feinde die Anſchläge gegen ihn. So wuchſen die Grauſamkeiten, die Mißhandlungen, das Elend; und die Dörfer wurden menſchenleer, das Land öde.

Nun ſah der Baron die Wirkungen von Grumbachs Benehmen. Das gemeinſchaftliche Unglück, das anderswo die Menſchen trennte, zog die Einwohner von Zarlingen enger zuſammen. Man betrug ſich gegen den Feind redlich und aufrichtig; und der Lohn dieſes klugen Verhaltens war Sicherheit.

Aber das Schickſal wollte nun die Seelenſtärke des Barons prüfen. Ein Regiment wilder Huſaren rückte in Zaringen ein. Der alte Grumbach, der wieder hergeſtellt war, ging ſogleich dem General entgegen, und überreichte ihm Zeugniſſe von dem Wohlverhalten der Einwohner gegen die Ruſſiſchen Truppen, die ihm auf ſein Bitten mehrere menſchliche Officier gegeben hatten. Was ſoll das? rief der wilde Huſar, und warf die Papiere auf den Boden. Schaff. Lebensmittel, Alter! Von Papier kann ich nicht leben. Grumbach verſicherte dem General mit der tiefſten Ehrerbietung, daß man alles anſchaffen würde, was noch da ſey, und ſammelte ſeine Papiere geduldig wieder auf. Dann führte er den General auf das Schloß des Barons, wies ihm die ſchönſten Zimmer an, und beſorgte Lebensmittel. Der General ließ noch einige Zimmer in Ordnung bringen, und zwar für ſeine Mätreſſe, der er ſogleich einen Huſaren entgegen ſchickte, um ſie hierher rufen zu laſſen. Die Mätreſſe kam. Grumbach half ihr aus dem Wagen, und hörte ſie mit einem prächtig gekleideten Menſchen, der neben ihr ſaß, Deutſch ſprechen. Er redete ſie an, und bat um ihren Schutz, den ſie auch ſogleich verſprach. Es war ein ſehr ſchönes Mädchen, und, was Grumbachen noch mehr galt, ſie hatte in ihrem Geſicht etwas ſehr Gutherziges. Sie ging zu dem General; und ſogleich wurden Befehle gegeben, die Einwohner ſo viel als möglich zu ſchonen. Grumbach war mit Iglou allein auf dem Schloſſe; die Uebrigen lebten bei den Bauern, und brachten die Nächte in einem kleinen Gartenhauſe zu. Die Mätreſſe des Generals klingelte; und Iglou eilte in das Zimmer.

Beide erſtaunten, als ſie einander erkannten. Die Mätreſſe war Julie Hedler. Iglou verrichtete ſchweigend ihren Dienſt, und ging dann. Auch Julie ſagte nichts; Iglou's Anblick hatte ſie zu ſehr überraſcht, als daß ſie ſogleich beſtimmt hätte fühlen können, was ſie wollte.

Julie reiſte mit ihrem Bruder von Berlin nach Petersburg. Unterweges machte ſie die Bekanntſchaft des Ruſſiſchen Generals. Dieſer wendete ſich, mit dem vollen Zeugniſſe ſeiner Leidenſchaft in den Augen, an Juliens Bruder; denn Julie ſelbſt hatte ihm ins Geſicht gelacht, weil ſie es luſtig fand, daß ein ſo alter Mann noch verliebt war. Hedler, der die Vermögensumſtände des Generals ſchon kannte, machte ihm Hoffnungen. Julie ſchalt ihren Bruder einen Narren, als er in ſie drang, den General nicht abzuweiſen; er gab ihr aber eine goldene, mit Brillanten beſetzte Uhr, und zeigte ihr die Ausſicht auf eine dunkle Armuth. Das wirkte auf die verſchwenderiſche, eitle Julie. Sie ergab ſich, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie ſogleich wieder frei ſeyn müßte, wenn ein junger hübſcher Mann da wäre, der ihre Ausgaben beſtreiten könnte. Ein ſolcher Mann fand ſich nicht; Julie blieb alſo bei dem Generale, ging mit ihm nach Königsberg, und dann, weil der Krieg ihr etwas Neues war, ſogar noch weiter. Für ihre Bequemlichkeit ſorgte der alte General, und hätte ſein ganzes Regiment darüber umkommen ſollen, auf alle mögliche Weiſe.

Julie war mit ihrer Lage ganz wohl zufrieden, da ſie den alten wilden Soldaten wie ein Kind lenken konnte, ſo daß ſie die unſin nigſten Einfälle ihrer Verſchwendungsſucht durchſetzte. Hedler ging als Sekretair mit, und bekam eine ſehr reichliche Beſoldung. So brachte der Zufall die beiden Geſchwiſter auf des Barons Güter.

Als Iglou die Thür zugemacht hatte, fiel Julien erſt ein, wie ſehr ſie von dieſem Mädchen und dem Baron beleidigt war. Ihr Zorn brannte lichterloh; aber nur, wie er bei einer Julie brennen konnte. Sie wollte Rache, doch auf ihre Weiſe; und dieſe Rache ſtand nun in ihrer Gewalt. Jetzt war ſie unumſchränkte Beherrſcherin des Barons und ihrer Feindin Iglou: das ſollten Beide fühlen, und zwar recht ſtark. Aber, dachte ſie, als ſie ihren Plan entworfen hatte; iſt denn der Baron auch hier? In dieſem Augenblicke flog die Thür auf, und Hedler ſprang mit ſichtbarer Freude herein. Julie! rief er; der Baron Flaming iſt hier! Ich habe ihn geſehen und gedemüthigt. — Iſt er da? fragte Julie, und klatſchte in die Hände; iſt er da? Auch die Schwarze iſt hier. Nun, ihr ſollt an Julien denken! Geh, bitte ſie Beide zum Eſſen bei dem General, und laß mir mein Schmuckkäſtchen bringen. Der Friſeur ſoll kommen. Nun, ſo mach doch!

Hedler lächelte. Zum Eſſen bitten? Den Teufel auch! Julie, bedenke doch, wie dieſer Geck dich beleidigt hat! Zum Eſſen bitten! Ich will ihm ein anderes Eſſen beſorgen. Julie ſetzte nun ihren Plan aus einander, der denn freilich am Ende auf weiter nichts hinaus lief, als Iglon und Flaming ihre Juwelen zu zeigen. Der General ſollte den Baron mit ungeheuren Forderungen ängſtigen, und dieſer dann wie ein armer Sünder vor ihr ſtehen und ſie um ihre Fürſprache bitten. Dann wollte ſie mit einem ſtolzen Worte dem Generale befehlen, alle ſeine Forderungen zurückzunehmen. Sieh! endigte ſie die Auseinanderſetzung ihres Plans; dann erfährt er, wer ich jetzt bin! O, Bruder, ich will ſo ſtolz ſeyn, wie die Kaiſerin ſelbſt.

Eine ſchöne Rache! erwiederte Hedler. Zum Eſſen bitten, und thun was er verlangt! Nein, der Schurke, der ſtolze Schurke, muß anders büßen. So ſoll er mir nicht davon kommen! Und dieſer ſchwarze Teufel, dieſe Iglon? Nein, nein! Sie ſollen fühlen, wer wir ſind.

Hedler war nicht ganz böſe; aber er konnte es werden, wenn ihm ein Anſchlag mißglückte, oder wenn ſein Stolz beleidigt wurde. Er beſchützte in dieſem verheerenden Kriege Tauſende; allein die Unglücklichen, die er rettete, mußten ſeinen Schutz mit den größten Demüthigungen erkaufen. Er war ſchon vorher gewohnt, wenn es ihm nicht an Gelde fehlte, alle Menſchen mit einem wegwerfenden Stolze zu behandeln; und jetzt zumal, da er das Anſehen des Generals für ſich hatte, hielt er ſich für einen äußerſt wichtigen Mann. Der General kannte die Geſetze der Menſchlichkeit nicht, und Hedler ließ ihm ſeinen Willen. Man drohete den Einwohnern eines Dorfes oder einer Stadt; zugleich aber gab man ihnen zu verſtehen, daß der Sekretair des Generals alles vermöge. Die Leute wendeten ſich an ihn. Mit einer kalten Würde trat er nun in den Kreis der Unglücklichen, warf verachtende Blicke auf ſie, ſagte ihnen dann mit einem niederſchmetternden Stolze, daß er ſie retten wollte, und hielt in der That faſt immer Wort.

Das war ſchon oft geſchehen und ſeine

kleinliche Eitelkeit dadurch noch immer ſtärker aufgeblähet worden, ſo daß er Menſchen aus den erſten Ständen mißhandelte. Er hatte ſich ſo oft vor dem Ahnenſtolze der Vornehmen, mit denen er umgegangen war, demüthigen, ſo oft vor ihrem Range oder Reichthume kriechen müſſen, daß er jetzt zur Rache von Andern ihres Standes eben ſo tiefe Demüthigungen forderte. Der Schmeichler wird ja immer ein Tyrann, wenn er Gewalt bekommt. Hedler ſtand jetzt eben ſo ſtolz, kalt und nachläſſig, mit der Doſe in der Hand, vor einem Grafen, oder Edelmanne, deſſen Güter der General beſetzte, als ehemals demüthig und kriechend vor ſo manchem ſtolzen Thoren. Er pfiff, während daß ſie ihm ihr Elend vorſtellten, drehete ſich von ihnen halb weg, ſchneutzte ſich laut, ſpielte mit ſeinem Hunde, fuhr ſie an, gab ihnen Lehren, tadelte; kurz, er ſpielte den großen Herrn, weil dieſe armſelige Größe, die er von den Umſtänden erborgte, ſeinem Stolze ſchmeichelte. In der That rettete er endlich, und Tauſende nannten den Sekretair Hedler ihren Schutzengel, Tauſende beteten für ihn; aber für den erhabenen

Stolz, der Retter von Tauſenden werden zu können, war ſein Herz zu klein.

Als er aus dem Wagen geſtiegen war, (er hatte nehmlich in prächtiger Kleidung neben Julien geſeſſen) ging er ſogleich mit ſtolzer, verachtender Miene durch das Dorf, um ſich Ehrfurcht erweiſen zu laſſen. Er ließ die Bauern, unter denen auch der Baron war, zuſammenrufen, um ihnen ſeine Befehle anzukündigen. Wem gehört das Dorf? geſchwind! — Dem Baron von Flaming! antwortete ein Bauer. In dem Augenblicke ſah Hedler den Baron in Bauerkleidern daſtehen, und ſein eitles Herz hob ſich hoch. Du dort! rief er ihm zu; komm näher! Der Baron erkannte ihn ſogleich.

Sie ſind Flaming! ſagte er, und betrachtete ihn von oben bis unten ſpöttiſch. Er hoffte, hier den höchſten Triumph der Eitelkeit zu genießen und den Baron vor ſich im Staube zu ſehen. Mehr wollte er auch nicht. Sie ſind Flaming! — „Ja," ſagte der Baron einfach und erwartend; „ich bin der Baron von Flaming." — Die Titel, mein Herr, fallen jetzt weg. Ich bitte, das nicht zu vergeſſen.

geſſen. Was ſoll die Mummerei? warum ſtecken Sie in Bauerkleidern? Antworten Sie. Aber nehmen Sie Sich in Acht, daß Sie nicht Ein unwahres Wort ſagen! — „Ich habe dieſe Kleidung gewählt, weil ſie mich vor Mißhandlungen ſichert.“ — Ihr Ton iſt ſehr ſtolz, Herr von Flaming. Ziehen Sie Ihre ordentlichen Kleider an. — „Ich habe keine andren.“ — Ohne Widerrede! Ich will, ſage ich Ihnen. Und ihr da . . . Glauben Sie mir, wir ſind hier nicht in Berlin! . . . ihr da, macht euch gefaßt, das anzuſchaffen, was der Dienſt meiner Monarchin fordert. Es wird nicht wenig ſeyn.

„Ihr Herr General,“ ſagte Flaming, „wird doch Vorſtellungen annehmen.“ — Ihr Herr General! Ihr Herr General! Sie haben zu thun, was ich befehle. — „Wir können nichts liefern.“ — Man wird euch den Willen machen. — Nun, was ſtehen Sie noch, Herr von Flaming? Ich habe befohlen.

„Ihre Monarchin,“ ſagte Flaming, erbittert über den Stolz des Menſchen — „würde gewiß den Ton nicht billigen, den Sie Sich hier erlauben. Ich werde Ihren General ſelbſt ſprechen, und ihn fragen, ob er ſeinen Diener bevollmächtigt hat . . ." — Herr, das iſt Ihr letztes Wort! (Er winkte einem Huſaren.) Du bewachſt ihn! Ich will doch den Narren kirre machen. — „Aber erniedrigen werden Sie mich nicht," ſagte Flaming ſtolz. Hedler ging durch die erbitterten Bauern, noch erbitterter als ſie, auf das Schloß.

Iglou ſuchte, ſobald ſie Julien geſehen und erkannt hatte, den Baron auf. Sie hörte, daß er gefangen ſaß, und eilte zu ihm. Man wollte ſie nicht einlaſſen. Er rief ihr zu: „Hedler!" und ſie wußte nun den Grund ſeiner Gefangenſchaft. Sie eilte zurück, überlegte, was zu thun ſey, und ging zu Julien. „Er iſt gefangen!" ſagte ſie traurig; „was hat er euch gethan?" — Gefangen? erwiederte Julie; das iſt ohne meinen Willen geſchehen, obgleich der Narr es verdient hat. Ich will ihn los machen. Doch, wie euer Schickſal ſeyn ſoll, werdet ihr noch erfahren. Jetzt habe ich zu befehlen. Sag das dem Baron. Nun brauche einmahl deine Liſt, häßliche Schwarze, und mache ihn los, ohne meine Hülfe. Fort! geh mir aus den Augen!

Iglou ſtand demüthig vor Julien da, ohne ihre Verachtung nur mit einem ſtolzen Blicke zu erwiedern. Sie wollte den Baron los haben, und fühlte, dachte nichts Anderes. Julie ging zu dem General, den Hedler ſchon gegen den Baron erbittert hatte, forderte deſſen Loslaſſung, und erhielt ſie. Nun kündigte ſie dem General an, daß Flaming heute bei ihm eſſen ſollte. Er lachte, und erwiederte: meinetwegen! Aber dein Bruder hat ganz andre Abſichten mit dem Baron, liebes Kind.

Der Baron wurde los gelaſſen und zum Eſſen eingeladen. Julie kam, als er da war, geſchmückt wie eine Fürſtin, und that, als ob ſie ihn kaum bemerkte. Hedler ſetzte ſich, voll Erbitterung, daß der Baron ohne ihn wieder frei war, an den Tiſch, und nahm ſich vor, ihn ſeine Macht noch recht fühlen zu laſſen. Der General befolgte das Beiſpiel Juliens und ihres Bruders, und behandelte den Baron mit der wegwerfendſten Verachtung. Der Baron hatte ſich vorgenommen, wenig zu ſprechen und ſchweigend zu dulden. Iglou mußte bei Tiſche aufwarten, und zwar auf Juliens Befehl, die gegen ſie erbitterter war, als gegen den Baron. Julie kannte die ſtolze Seele des Mädchens, aber nicht deſſen Stärke. Iglou wartete mit der größten Demuth auf; ſie ſchien alles nur für den Baron zu thun, und ihre freundlichen, geduldigen Blicke gaben auch dieſem Standhaftigkeit.

Grumbach hatte dem Baron vorher ſeine Rolle gegeben. Er ſah den eitlen Hedler gleich in dem erſten Geſpräche durch, und milderte deſſen unbarmherzige Abſichten durch einige wohl angebrachte Schmeicheleien, ſo daß alles gut gehen konnte, wenn nichts verdorben wurde. Der General mußte auf Hedlers und Juliens Anſtiſten ungeheure Summen und Lieferungen von dem Baron fordern. Dieſer machte mit aller Demuth Vorſtellungen dagegen; der General erwiederte aber: jetzt nichts davon! Da iſt mein Sekretair; an den haben Sie Sich zu wenden. Erläßt Ihnen der die Hälfte, oder das Ganze, ſo iſt es gut; erläßt er Ihnen nichts, ſo müſſen Sie ſchaffen, oder das Dorf wird, hol mich der Teufel! in Brand geſteckt.

Hedler ſaß mit einer ſtolzen Miene da, und ſpielte mit ſeiner Gabel. Der Baron machte, ſo ſauer es ihm auch wurde, dem eitlen Menſchen ein artiges Kompliment, das dieſer mit einem ſtolzen Kopfneigen beantwortete. Schon fing der Baron an freier Athem zu holen; aber ein unglücklicher Zufall vernichtete alles.

Iglou glaubte es recht gut zu machen, wenn ſie den Gäſten mit großer Demuth aufwartete. Der Baron betrachtete ſie mitleidig. Seine Freundin mußte die Geſchäfte eines Bedienten verrichten, und noch dazu für Menſchen, die er ſo tief verachtete! Iglou bemerkte, was in des Barons Seele vorging, und ihr Blick wurde noch einmahl ſo freundlich; ſie ſchien ſtolz auf die niedrigen Dienſte zu ſeyn, die ſie leiſten mußte. Das war aber ganz gegen Juliens Abſicht: Sie wollte ihre Feindin demüthigen und beſtrafen; nun aber blieb dieſe freundlich, anſtatt mit Thränen in den Augen aufzuwarten. Julie bemerkte die lächelnden Blicke, die Iglou dem Baron zuwarf, hielt ſie für Spott, und ſann auf eine andere Rache an ihrer Feindin.

Sie lachte ein Paarmahl laut, wenn ſie

Iglou anſah. Der General wollte wiſſen, worüber; und Julie ſagte: die häßliche Schwarze da, Herr General, iſt ſo häßlich nicht, wie Sie wohl meinen. Glauben Sie wohl, daß ſie, troß ihrer Haut, einen Liebhaber hat? — Das müßte der Teufel ſeyn! antwortete der General laut auflachend. Der nicht, ſagte Julie; ſondern dieſer Herr da, der Baron Flaming, liebt die häßliche Mohrin, und in einem ſo hohen Grade, ſage ich Ihnen, daß er um ihretwillen die ſchönſten Mädchen verläßt.

Den Teufel auch! Iſt das wahr, Flaming? Lieben Sie das Mädchen? Iſt es wahr?

„Ja, Herr General,“ antwortete Flaming, mit Freude, daß er Iglou ſeine Achtung bezeugen konnte; „ja, ich liebe das Mädchen, und Sie würden Sich darüber nicht länger wundern, wenn es der Mamſell gefiele, zu ſagen, warum ich es liebe.“

Das will ich wohl. Am Tage hat der Herr Baron ſo viel mit dem Generalbaſſe, den Menſchenracen, und gelehrten Narrheiten zu thun, daß er keine Augen hat; aber bei

Nacht ſind alle Katzen grau. — Der General ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf; der Baron erröthete vor Verdruß. — Und dieſe Liebe iſt ſo zärtlich, Herr General! ſo zärtlich! Wenn wir bei dem Herrn Baron äßen, und nicht er bei uns, ſo würde die Schwarze, anſtatt aufzuwarten, mit am Tiſche ſitzen. — Der General lachte ungläubig aufs neue, und ſah Jglou an.

„Es iſt wirklich ſo, Herr General. Und wenn mein König bei mir äße, ſo würde dieſe Schwarze mit an meinem Tiſche ſitzen; denn ihr Herz. . .“

Ihr Herz? — Gehen Sie doch! Sie ſtahl ihm einmahl vierzig tauſend Thaler, und ging damit durch.

Dieſe Unverſchämtheit verdroß den Baron unglaublich, und doch hielt er an ſich. „Ihre Abſicht war edel, Herr General. Ich gewann dadurch.„

Was gewannen Sie denn? fragte Julie empfindlich, weil ſie in dieſen Worten einen Vorwurf fühlte. Was gewannen Sie denn?

„Laſſen Sie uns davon ſchweigen! Aber darum bitte ich Sie, verſchonen Sie ein Mädchen, das der Stolz Ihres Geſchlechtes iſt, wie der Stolz der ganzen Menſchheit. Ja, ich liebe das Mädchen; noch mehr: ich achte, ich ehre es.“

Und ich, ſagte Hedler erbittert, halte dieſe Schwarze für eine verächtliche Kreatur, die mit ihrer Liſt Sie zum Narren hat.

Jetzt verlor der Baron die Faſſung; ſeine Lippen bebten, ſeine Augen blitzten. Iglou ſagte ihm zitternd und in dem flehendſten Tone: bonus nulla affici contumelia potest! (Den Rechtſchaffnen kann keine Beſchimpfung treffen.) Hedler ſprang auf, faßte Iglou heftig an, und rief: ſchweig, und vergiß die Achtung nicht, die du uns ſchuldig biſt, du Elende! — Auch der Baron ſprang auf, und rief, vor Zorn bebend: „Achtung? Ihnen Achtung? Sie ſind ja nicht einmahl fähig, dem Mädchen die Achtung zu erweiſen, die es verdient. Wahrhaftig, Sie ſollten nicht ſo reden; ich kenne Sie ja!“

Julie erröthete, und wurde erbittert, weil der Baron die Worte: „ich kenne Sie ja!“ mit einem ſpottend mitleidigen Lächeln ſagte. Sie weinte vor Zorn. Der General ſprang, als er ihre Thränen ſah, mit ſeiner gewöhnlichen Wildheit auf, und rief in ſchrecklichem Tone Iglou zu: Beſtie! fort, oder du biſt verloren! Der Baron trat ſchnell vor Iglou hin. „Bei Gott!“ rief er außer ſich; „es ſoll ihr Niemand etwas zu leide thun um einer verächtlichen Buhlerin willen!“ Julie tobte; Hedler knirſchte mit den Zähnen; der General fluchte. Wart! rief der General; plündern will ich das Dorf laſſen! Plündert! — Bei dieſem Worte rannten ein Paar Huſaren, die aufwarteten, in das Dorf hinunter, und riefen: plündert! der General will es! Die Huſaren fingen ſogleich an, den willkommnen Befehl zu erfüllen. Die Bauern wollten Einhalt thun, und die wilden Feinde zogen die Säbel. In dem Tumulte, der immer zunahm, wurde ein Ruſſe niedergeſchlagen. Nun ging ein fürchterliches Gemetzel an. Die unglücklichen Einwohner flohen, und die Huſaren ſteckten zur Rache ein Paar Häuſer in Brand. Der Wind trieb die Flamme von Haus zu Haus. „O Gott! Gott im Himmel!“ rief der Baron, als er die Flamme aufſteigen ſah. „Julie!“ rief er erſchüttert;

„helfen Sie! retten Sie!“ Julie bat den General, Einhalt zu thun, und rang die Hände. Der General fluchte und tobte. Erſt hetzt ihr mich, ſagte er unwillig; dann ſoll ich helfen! Er rief aus dem Fenſter den wüthenden Leuten zu, inne zu halten, und ſchickte Officier hinunter. Aber zu helfen war nicht mehr; hier ſchlug eine Flamme heraus, dort wieder eine. Die Einwohner verkrochen ſich in die Häuſer, und die Flammen trieben ſie hinaus in die Säbel der Wüthenden. Ein lautes Jammergeſchrei drang zum Himmel.

Feuer! ſchrie man jetzt im Schloſſe ſelbſt; und bald nahm die Flamme überhand. Der Lärm wurde immer betäubender; man packte ein, und ſpannte die Pferde an. Noch unter den fallenden Trümmern plünderten die Huſaren. Der General ließ Appel blaſen, und das Regiment ſammelte ſich, indeß hier ein Haus, und dort wieder eins ſtürzte. Liſſow eilte die Gaſſen auf und nieder, und rief mit gräßlicher Stimme: „meine Kinder! meine Kinder!“ Er hatte ſie in ein Haus verſchloſſen, um ſie gegen die Grauſamkeit der Huſaren zu ſchützen; und als er nun nach dem Schloſſe eilte, um den Baron zu ſuchen, wurde das Haus plötzlich von den Flammen ergriffen. Er wollte wieder dahin; doch die Säbel der Huſaren hielten ihn ab. Jetzt wollte er durch die Gärten; aber auch dort wurde er zurückgetrieben. Nur nach einer langen und gewaltigen Anſtrengung kam er wieder zu dem Hauſe, worin ſeine Kinder waren.

O Entſetzen! Da lag der alte Grumbach, von einem Säbelhiebe niedergeſtreckt, am Boden, und athmete kaum noch. Das Haus, worin er die Kinder verſchloſſen hatte, war von oben bis unten Eine große Flamme. „Wo ſind meine Kinder?“ ſchrie Liſſow dem Alten zu, und rang die Hände. — Grumbach erwiederte matt: ich wollte ſie retten, als das Haus brannte; da ſchlug ein Unmenſch mich nieder. Ich hörte ihr Jammergeſchrei, und verlor die Sinne. Sind ſie gerettet? Ich weiß es nicht.

Liſſow half dem Alten auf, warf ihm ſein Tuch um die Wunde in der Schulter, brachte ihn dann mit Hülfe eines Bauern aus dem Dorfe, und übergab ihn einigen Landleuten, die ihn einer um den andern trugen. Er ſelbſt eilte den übrigen Flüchtigen nach, und fand den Prediger, deſſen Schweſter, den Juſtiz-Amtmann mit ſeiner Familie; aber niemand wußte etwas von ſeinen Kindern. Liſſow rannte verzweifelnd in das Dorf zurück, und drang durch Flammen, durch fallende Balken. Vergebens; ſeine Kinder waren nicht da. Er würde ſich in die Flammen geſtürzt haben, wenn der alte Grumbach nicht ſeine Hülfe nöthig gehabt hätte. Starr, wie eine Bildſäule des Schreckens, ſtand er allein da, mitten in einer gräßlichen Einſamkeit. Kein Seufzer tönte mehr; nur der dumpfe Schall eines zuſammenſtürzenden Hauſes, und das Kniſtern der Flamme ſtörte zuweilen die Grabesſtille der Verwüſtung.

Noch war eine Hoffnung für den unglücklichen Vater übrig. Vielleicht, dachte er, hat der Baron oder Iglou ſie gerettet. Jetzt eben kam ein Bauer durch die Flammen geſtürzt. „Haſt du meine Kinder geſehen?“ fragte ihn Liſſow. — Nein! — „Oder den Baron, oder Iglou?“ — Der Baron iſt todt; Iglou ſchleppen die Huſaren mit weg. — Auch dieſe Hoffnung war alſo dahin.

Liſſow eilte wieder rund umher, und rief mit lauter verzweifelnder Stimme ſeine Kinder bei Nahmen; niemand antwortete. Er ſuchte die Flüchtigen wieder auf, um zu hören, ob die Kinder ſich gefunden hätten. Sie fehlten, und mit ihnen der Baron, Iglou, und einige Wenige, die unter den Säbeln der Huſaren gefallen waren. An dem Tode des Barons zweifelte niemand. Mehrere hatten ihn fallen, mehrere ihn todt geſehen. Iglou war mit fortgeſchleppt. „Und meine Kinder! auch die!“ ſagte Liſſow, und rang die Hände; „was thaten die Unſchuldigen!“

Einige Bauern hatten die Kinder ſogar noch in dem brennenden Hauſe geſehen, als es eben zuſammengeſtürzt war. Alle Umſtände trafen ein. Der unglückliche Vater konnte an ihrem gräßlichen Tode nicht mehr zweifeln. Er hatte jetzt ſeine Jakobine noch einmahl verloren, und ſank wieder in die alte Verzweiflung zurück.

Es verhielt ſich wirklich ſo, wie die Augenzeugen erzählten; die Kinder waren in dem brennenden Hauſe, noch kurz vorher, ehe es ganz zuſammenſtürzte, und als das Dach ſchon niederſank. Da aber kam der Mörder ihrer Mutter, Rheinfelden, ſie zu retten. Schon am Morgen zogen die Huſaren durch den Wald, worin er ſich aufhielt. Er folgte ihnen von weitem, ſah ſie in Zaringen einrücken, und blieb in der Nähe des Dorfes, um es zu beobachten. Auf einmahl ſchlug die Flamme aus einem Hauſe hervor, und der Ritter flog durch den Schloßgarten in das Dorf. Er irrte vorſichtig in dem Tumulte umher, und ſuchte nur Liſſow. Endlich entdeckte er ihn, und folgte ihm von weitem nach, damit er nahe wäre, jede Gefahr von ihm abhalten zu können. Er verlor ihn einige mahle aus dem Geſichte; dann hörte er ihn laut ſchreien: meine Kinder! Gott, meine Kinder! Der unglückliche Liſſow ſtreckte die Hände nach einem brennenden Hauſe aus, und wollte ſich durchſchlagen; aber er wurde in dem Tumulte zurückgeriſſen. Rheinfelden, der beſonnen genug war, alles zu ſehen, bemerkte einen Weg durch die Gärten. Er drängte ſich mit kühner Entſchloſſenheit durch das wilde Getümmel, und kam glücklich in das brennende Haus, worin Liſſows Kinder ſich befanden.

Der Knabe war entſchloſſen geweſen, das Haus zu verlaſſen; aber die kleine Jakobine wollte ſchlechterdings nicht heraus, weil ein Huſar vor ihren Augen eine Frau und dann ſogar auch ihren Großvater niedergehauen hatte. Sie zitterte, und war nicht wegzubringen. Wir werden verbrennen, Jakobine! ſagte ihr Bruder, und wollte ſie hinausführen; aber ſie ſchrie laut, und riß ſich von ihm los. Der Knabe wurde bleich, als er die Flamme immer näher kommen ſah, und bat Jakobinen, mit ihm zu gehen. Vergebens; ſie befürchtete ermordet zu werden. Gut, ſo will ich mit dir ſterben! ſagte der kleine Liſſow, und umarmte ſeine weinende Schweſter. In dieſem Augenblicke — die Treppe im Hauſe brannte ſchon — flog die Thür auf. Der Ritter ſtürzte in das Zimmer herein; und mit ihm ſchlug die Flamme dem Zuge der Luft nach. Er hob Jakobinen auf ſeinen Arm, nahm den Knaben bei der Hand, war in zwei Sätzen durch die Flamme, und hinter ihm ſtürzte die Treppe. Alle drei blieben unbeſchädigt; nur ihre Haare waren verſengt, die Kleider von Funken ergriffen. Schnell eilte der Ritter mit den Kindern durch den Tumult auf das Feld, und verbarg ſich hinter einigen Gebüſchen. Aber er mußte weiter, da die Wagen der Huſaren anrückten. Nun wollte er ſeitwärts ausbeugen und wieder nach dem Dorfe hin; doch auch von daher kamen Huſaren. Es war ihm unmöglich, das Dorf wieder zu erreichen, da die Huſaren langſam hinter ihm aufmarſchirten. Er wußte die Urſache des Plünderns, des Gemetzels nicht, fürchtete daher das Aergſte, und trug Jakobinen, die ſich gar nicht von ihrer Angſt erholen konnte, immer weiter. Als er eine ziemliche Strecke von den Huſaren entfernt war, ſetzte er das Mädchen nieder. Sie verlangte nach ihrem Vater; und er ſagte ihr: der ſey vorauf gegangen. Nun hatte Jakobine auf einmahl alle ihre Kräfte wieder, und eilte mit vorwärts. Noch immer ſtieg hinter ihnen und von allen Seiten der Staub des fortrückenden Regiments auf. Als der Ritter einige Stunden ſo gegangen war, fand er einen Marketender, und bat ihn, die Kinder auf ſeinen Karren zu nehmen. Der Marketender fuhr weiter, bis Abends ſpät, wo er endlich fütterte und ein Feuer anzündete. Rheinfelden wußte nicht mehr, welcher Weg ihn nach Zaringen führen ſollte; und auch der Marketender, der ſelbſt fremd war, und ſich von einem Infanterie-Reglimente, zu dem er gehörte, verloren hatte, konnte ihn nicht zurecht weiſen. In der ganzen menſchenleeren Gegend war kein Bote zu haben, der dem unglücklichen Liſſow hätte ankündigen können, daß ſeine Kinder noch lebten. Der Ritter ſah ſich, weil Jakobine von dem Schrecken Fieberanfälle bekommen hatte, am folgenden Tage gezwungen, mit dem Marketender weiter zu ziehen. So entfernte er ſich mit den beiden Kindern immer mehr von Zaringen und dem unglücklichen Vater. Er gewann den Marketender durch ein Paar Goldſtücke, ihn für ſeinen Knecht auszugeben, und nun befand er ſich nach einigen Tagen mitten in der Ruſſiſchen Armee.

Er gab ſich jetzt alle erſinnliche Mühe, etwas von Liſſow und dem Baron zu erfahren; aber niemand konnte ihm mehr ſagen, als daß Zaringen ganz niedergebrannt wäre und alle Einwohner ſich zerſtreuet hätten. Endlich verſchaffte er ſich einen Paß von dem Ruſſiſchen General, und ging nun mit den beiden Kindern nach Berlin. Hier ließ er eine Anzeige für Liſſow in alle Zeitungen ſetzen; aber es war unmöglich, Nachrichten aus dem Rücken der Ruſſiſchen Armee zu bekommen. So mußte der Ritter es dem Schickſale überlaſſen, ob Liſſow die Rettung ſeiner Kinder erfahren würde. Er ging, nachdem er lange vergebens gehofft hatte, mit den beiden Kindern endlich auf ſeine Güter; und nun erſt ſchien es ihm, als ob Jakobine mit ihm verſöhnt ſey, und der Himmel ihm verziehen habe.

Auch der Baron war ſo wenig todt, wie Liſſows Kinder. Er warf ſich mit einigen Officieren unter die Plünderer, vergaß, daß er jetzt nichts zu befehlen hatte, riß einen Huſaren von hinten zurück, und ſtürzte von einem Säbelhiebe, der indeß nicht gefährlich war, zu Boden. Schrecken und Blutverluſt hatten ihn blaß gemacht. So ſahen einige Bauern ihn liegen, und hielten ihn für todt. Iglou ſchrie laut. Gleich einer wüthenden Löwin drängte ſie ſich durch den Haufen, und ſuchte den Baron, von dem ſie getrennt war. Julie hatte ihr ein Paar Huſaren mitgegeben, welche ſie ſchützen ſollten. Dieſe gingen neben ihr, und hatten ſie angefaßt. Natürlich glaubte man nun, ſie ſey von den Ruſſen weggeſchleppt. Sie fand endlich den Baron, warf ſich über ihn her, und jammerte vor Verzweiflung. Es war ein rührendes Schauſpiel, als Iglou neben dem Baron auf den Knieen lag, ſeine Hände küßte, und des Wundarztes Knie umfaßte, weil er ſagte: die Wunde hat nichts zu bedeuten.

Der Baron erholte ſich endlich, und ging mit ihr. Julie fuhr in ihrem Wagen an ihnen vorbei, ließ halten, und rief aus dem Fenſter ihnen zu: vergeben Sie mir, Herr Baron; ich bin mehr beſtraft als Sie. Sie riß eine mit Brillanten beſetzte Uhr hervor, und gab ſie einem Huſaren, daß er ſie dem Baron bringen ſollte. Dieſer ſchlug ſie mit einem verachtenden Blicke aus, zeigte auf die Brandſtätte, und ſagte: „ſieh hin und freue dich; das iſt dein Werk! Dieſer Anblick begleite dich durch dein ganzes elendes Leben!“ Julie wurde bleich. Es war mein Wille nicht! rief ſie ſchmerzlich und ganz außer ſich: was machen Sie mir Vorwürfe? Sie warf ihm die Uhr zu; und er gab ſie einem Huſaren. Julie fuhr traurig ab, und Jglou führte nun den Baron in den Wald, zu Rheinfeldens Hütte.

Erſt unterweges fragte der Baron nach dem Schickſale ſeiner Freunde. Jglou meinte, ſie wären alle glücklich entkommen; doch mit Sicherheit wußte ſie es nicht, da ſie ſich ganz allein um den Baron bekümmert hatte. Dieſe treue Anhänglichkeit rührte ihn unausſprechlich. Er blieb ſtehen, umfaßte ſie mit dem rechten Arme, und ſagte innig, mit Thränen in den Augen: „Jglou! meine gute Jglou!“ Jetzt erſt, da ſeine heftigen Leidenſchaften vorüber waren, und andere Empfindungen ſich in ſeine Seele drängten, fing er auf einmahl an, den Schmerz ſeiner Wunde, ſeine Schwäche, und ſeinen Verluſt zu fühlen. Er ſetzte ſich kraftlos mit Jglou unter einen Baum, und fragte, wohin ſie ihn zu führen gedächte. An einen Ort, der dich in Sicherheit bringt, antwortete ſie, und redete ihm zu, noch den kurzen Weg zu machen. Er wurde mehr von ihr getragen, als er ging, und endlich kam er mit Iglou zu Rheinfeldens Hütte. Gegen Iglou's Erwartung war der Ritter nicht da. Dies, ſagte ſie mit Thränen in den Augen, ſoll deine Wohnung ſeyn, bis uns ein hellerer Himmel lacht. Wenn treue, zärtliche Liebe dich glücklich machen kann, ſo ſollſt du es hier werden.

Der Baron wunderte ſich, als er hier Bequemlichkeiten fand, welche dieſe Wildniß nicht verſprach. Ich habe, ſagte Iglou, unſer Geſchick geahnet, und für die Zukunft geſorgt. Sie entkleidete den Baron, weil er den linken Arm nicht brauchen konnte, und brachte ihn zu Bett. Dann zündete ſie Feuer an, und kochte ihm ein Gericht, das er mit ihr von Einem Teller aß. Nun holte ſie ihre Laute hervor, und ſang ihm ſanfte Lieder voll Geduld und Ergebung. „Iglou! herzensgute Iglou!“ rief er noch einmahl, ſtreckte ihr die Hand entgegen, küßte ihren Mund, und ſchlummerte dann ruhiger, als er gehofft hatte, unter ihren ſanften Melodieen ein.

Am andern Morgen, als er die Augen aufſchlug, fand er das Frühſtück ſchon fertig. Iglou hatte nehmlich, als die Durchzüge der

Truppen häufiger wurden, ſehr viel hierher getragen, um es vor den Ruſſen zu ſichern. Sie verband nun ſeine Wunde, und erheiterte ihn dann mit Erzählungen, mit Geſang, mit Muſik. Der Tag verging dem Baron, wie eine Feierſtunde. Er bat Iglou, einmahl in das Dorf zu gehen und ſich um Nachricht von ſeinen Freunden zu bemühen; aber das ſchlug ſie ihm ab. Als er die Urſache ihrer Weigerung zu wiſſen verlangte, ſagte ſie: ich ſelbſt möchte gern Nachricht haben; doch ich gehe nicht. Man könnte mich erblicken, mich wegſchleppen, mich ſogar tödten. Wenn du geſund wärſt, möchte man das; ich ſtürbe dann für dich. Aber jetzt? Wer ſollte dich dann pflegen, wer für dich ſorgen, wer dein Eſſen bereiten? Jetzt bin ich dir nothwendig. Sobald du mich entbehren kannſt, will ich gehen; dann wage ich nur mein, und nicht auch dein Leben. Der Baron antwortete ihr mit zärtlichen Blicken, und Iglou wich nicht eine Stunde von ſeinem Lager.

Iglou würde, wenn ſie auch wirklich nach dem Dorfe gegangen wäre, keinen Bekannten angetroffen haben. Freilich flohen die unglücklichen Einwohner von Zaringen, als das erſte Schrecken vorüber war, nicht weiter. Auf Liſſows Antrieb, der noch immer glaubte ſeine Kinder wieder zu finden, nahmen viele fürs erſte ihren Aufenthalt in einem Walde bei dem Dorfe, und in der Nacht unterſuchten ſie ob noch etwas zu retten ſey; aber ſie fanden nichts als glühende Schutthaufen. Liſſow drang darauf, man ſollte ſich, ſo gut man könnte, einige Hütten erbauen, da die Ernte noch ſtehe, und alſo Lebensunterhalt für den Winter da ſey; aber auch dieſe Hoffnung war bald vernichtet. Am andern Morgen trieb eine Menge Wagen, das Gepäck der Ruſſiſchen Armee, die Unglücklichen aufs neue in den Wald. Die Ernte wurde nun ſogleich abgeſchnitten und den Pferden vorgeworfen, oder verwüſtet. Troſtlos ſahen die Armen einander an, und ſchwiegen in ſtarrer Verzweiflung.

Grumbach ließ die ganze Gemeinde in einen Kreis treten, und redete ihr zu, den Muth nicht ſinken zu laſſen. Der Baron lebt noch, ſagte er. Wäre er todt, ſo würden wir ſeinen Leichnam gefunden haben. Nun, ihr kennt ihn ja, meine Lieben; er wird euch nicht verlaſſen. Eure Aecker bleiben euch, und Hütten werdet ihr wieder bekommen. Ihr habt noch nichts verloren, meine Freunde, wenn ihr Muth und Vertrauen auf die Vorſehung behaltet. Sonſt waret ihr glücklich; jetzt beweiſet durch Geduld und Muth, daß ihr es zu ſeyn verdientet.

Man hielt nun Rath, was zu thun ſey. Zaringen lag an der Heerſtraße, die zu der Oder führt; folglich mußte man ewige Durchmärſche der Armeen, und mit ihnen auch neue Verwüſtungen, befürchten. Zwar beſaß jede Familie noch einen kleinen Geldvorrath, den die Hausmütter auf Grumbachs Antrieb ſchon früh in die Kleider genähet hatten; aber den an eine ungewiſſe Hoffnung zu wagen, wäre nicht vernünftig geweſen, da der Krieg noch lange fortdauern konnte. Man beſchloß einmüthig, den Frieden, oder doch gewiſſere Hoffnungen zu ihm, geduldig abzuwarten. Wenn der Baron lebt, ſagte Grumbach, und wir etwas von ihm erfahren, oder unſere Hoffnungen beſſer werden, ſo laſſen wir die Zaringer in der Berliniſchen Zeitung auffordern. Bis dahin, meine Kinder, thue jeder von euch, was ihn gut dünkt. Wir können nicht beiſammen bleiben. Trennung iſt nothwendig; aber zieht euch, wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, weiter gegen die Gränze von Preußen. An der Oder iſt der Aufenthalt der Armeen. Haltet euch ſo entfernt von ihnen wie möglich, oder ſucht euer Brot bei der Armee ſelbſt.

Der Prediger hielt nun noch eine kleine Ermahnung an ſie, worin er ſie bat, tugendhaft zu bleiben. Alle verſprachen es ſich unter einander, laut weinend. Man ging noch einige Tage in Geſellſchaft; dann trennten ſich die Familien nach und nach. Der Prediger, Grumbach und Liſſow blieben zuſammen, um in Königsberg Ruhe zu ſuchen. Der Amtmann ging nach Stettin, wo er Verwandte hatte.

Das alles geſchah nicht unvorbereitet; Grumbach hatte hierüber, als über einen möglichen Fall, oft mit dem Baron geſprochen, und dieſer konnte alſo ziemlich ſicher wiſſen, wo ſeine Freunde und ſeine Unterthanen ſich aufhalten würden. Man trennte ſich in der Hoffnung, ſich wieder zuſammen zu finden.

Der Baron ſetzte indeſſen ſein Einſiedlerleben mit Iglou fort, und erkannte immer mehr, wie reich des Mädchens Herz an Liebe, Tugend und Freundſchaft war. Sein Verluſt hatte doch größere Wirkung auf ihn gethan, als er dachte. Er überrechnete bei ſich ſelbſt, wie viel ihm noch übrig bleiben würde, wenn er ſeine Güter wieder in den Stand ſetzen wollte, in welchem ſie geweſen waren. Unfehlbar mußten Wohnung und Viehſtand allein beinahe ſein ganzes Vermögen koſten.

Je mehr er dieſen Gedanken nachhing, deſto tiefer und ſchmerzlicher fühlte er ſeinen Verluſt. Das einzige Buch, das er, nebſt einigen Heften über ſein Menſchenracen-Syſtem, gerettet hatte, war ein Band vom Seneka. Er ließ ſich von Iglou die Schrift: de consolatione, wohl hundertmahl vorleſen, beſonders die Stellen, welche die Troſtgründe gegen Armuth enthalten. Aber er fühlte jetzt, daß es ein Anderes iſt, bei Reichthum über die Armuth zu philoſophiren, als bei Mangel und Noth. Doch, wenn er ſchwermüthig wurde, ſo ſetzte Iglou ſich hin, und kommentirte eine Stelle, bei der ſie im Vorleſen abgebrochen hatte, mit einem tröſtenden Geſange, und mit Verſicherungen ihrer ewigen Liebe. Bald erinnerte ſie den Baron, daß der nicht arm iſt, der aus dem Schiffbruche ſeines Glückes noch einen Freund gerettet hat; bald erheiterte ſie ihn mit den Bildern einer lachenden Zukunft, mit Hoffnungen, die ihr Glaube zur Gewißheit erhob. Kurz, Iglon's Liebe tröſtete ihn mehr, als Seneka's Schriften de consolatione, de constantia sapientis, de providentia. Sie erhob ſeinen Muth, erregte und befeſtigte in ſeiner Seele Hoffnungen. Durch ihre Heiterkeit, ihre Geduld bekam auch er Geduld und Heiterkeit wieder.

Seine Wunde ſchloß ſich, und er fand nun Geſchmack an dieſem Einſiedlerleben. Was könnte durch die Liebe nicht Reitze erhalten! — Mit unerſchöpflicher Erfindſamkeit wußte Iglon alle Bedürfniſſe des Lebens anzuſchaffen, oder zu verfertigen. Der Baron konnte nicht länger zuſehen, wie ſeine gute Iglon alles für ihn that, und er für ſie nichts. Er fing nun an, die Sorgen der Haushaltung mit ihr zu theilen; und dieſe Beſchäftigungen, die er ſonſt verachtet hatte, riſſen ihm den Tag ſchneller hin, als ehemals ſeine Bücher und ſeine Spekulationen. Jetzt begriff er, wie die rohen Völker in dem Kreiſe ihrer Beſchäftigungen das ganze Leben zubringen und glücklich ſeyn können, ohne je darüber zu philoſophiren. Er ſammelte auf ſeinen ehemaligen Feldern und in ſeinen Gärten Wurzeln, Gemüſe für den Winter ein, auf den Fall, daß er gezwungen wäre, noch länger mit Iglou hier zu bleiben; er vergaß den Seneka und alle ſeine Syſteme über einen Keller für ſeine Lebensmittel, den er graben wollte. Freilich machte er ein Paarmahl Verſuche, mit Iglou aus dem öden Walde wegzukommen und eine Stadt zu erreichen; aber die ganze Gegend war mit räuberiſchen Koſaken bedeckt, und menſchenleer. Wenn er ja einmahl einen Menſchen antraf, ſo hörte er weiter nichts, als Erzählungen von den Grauſamkeiten der Feinde. So hatte Iglou denn nicht viele Mühe ihn zu bereden, daß er wieder umkehrte. Dieſe Verſuche dienten zu weiter nichts, als daß der Baron einſehen lernte, woher die wilden Nationen ſo ſcharfe Sinne haben und alle äußeren Gegenſtände ſich ſo genau merken können.

Ehe der Baron und Iglon ihren ſichern Aufenthalt verließen, beſprachen ſie ſich über die Mittel, ihn wieder aufzufinden, wenn ſie etwa nicht fortkommen könnten. Sie gingen nur bei Nacht; am Tage verbargen ſie ſich in Gehölze oder Waldungen. Iglon rieth dem Baron, auf die Sterne, auf den Zug der Luft, und auf andre Umſtände zu merken. Er horchte bei jedem kleinen Geräuſche, und beſtieg mit Iglon jeden Hügel, um zu ſehen, ob nicht etwa Koſaken zu entdecken wären. Dies that er mit aller möglichen Anſtrengung, und ſah und hörte nun in Kurzem ſo ſcharf, wie er es einem Celten nie zugetrauet hatte.

Sieh, ſagte Iglon, ſo macht man bei uns alle Reiſen, ja noch mit weit größerer Vorſicht. Wilde Thiere, und noch wildere Menſchen, drohen dem Reiſenden den Tod. Meine Landsleute müſſen ihre Sinne wohl ſchärfen. Wir können an den Fußſtapfen die feindlichen Horden unterſcheiden, ſo wie du jetzt ſehen lernſt, ob die Spuren der wilden Koſaken neu oder ſchon älter ſind. In Strecken von zwanzig Meilen, und oft noch weiter, findeſt du bei uns keine Hütte. Wege ſind in dem Sande gar nicht zu ſehen; und wer ſich irrt, iſt verloren. Daher merken wir ſo genau auf alles Auszeichnende, auf jeden einzelnen Strauch. Wir gewöhnen uns ſogar, uns eine Gegend aus einem andern Punkte zu denken, als in dem wir ſtehen; und es gelingt uns: denn die Gefahr macht dem Menſchen alles möglich. Du glaubſt nicht, wie viel beſſer meine Landsleute ſich auf ihre Sinne verlaſſen können, als hier die Deutſchen. Aber natürlich! Ihr habt hier Dorf an Dorf, Stadt an Stadt, Weg an Weg, Meilenzeiger, allenthalben Menſchen, die ihr fragen könnt; wozu hättet ihr nun ſo ſcharfe Sinne nöthig? Doch der Jäger, der ſie braucht, hat ſie faſt eben ſo ſcharf, wie meine Landsleute.

Iglou erzählte das nur, um dem Baron die Zeit zu vertreiben, und wußte nicht, daß ſie dadurch einen Theil ſeines Syſtems von den Menſchenracen umwarf. „Die ſchlechteren Menſchenracen,“ hatte der Baron wohl hundertmahl geſagt, „haben ſchärfere Sinne, als die Celten;“ und nun lernte er hier aus eigener Erfahrung, daß Uebung und Noth auch dem Celten dieſe ſcharſen Sinne geben. Er ſelbſt hörte jetzt, weil er vor den Koſaken und ihren Säbeln zitterte, in der größten Ferne das Wichern und den Gang der Pferde. Sein Leben hing davon ab, die Hütte im Walde wieder zu finden; und nun war der Weg, den er über Felder und durch Heiden nehmen mußte, ſo beſtimmt und lebendig in ſeiner Phantaſie, daß er ſich getrauete, ohne Iglou ihn wieder zu gehen. Er konnte jetzt mit Iglou um die Wette, auch in beträchtlicher Entfernung, Felder, wo Rüben oder Herbſtgemüſe ſtanden, von allen andern unterſcheiden. So ſchlimm hatte noch niemand ſeinem Syſteme mitgeſpielt, wie jetzt er ſelbſt.

Der Baron und Iglou giengen nach einigen vergeblichen Tagereiſen denſelben Weg, den ſie gekommen waren, zurück, ohne zu fehlen, und erreichten ihre Hütte wieder. Nun verſchob der Baron ſeine Reiſe bis auf den Winter, und machte mit Iglou Anſtalt, auf allen Fall noch drei Monathe da leben zu können. Beide ſammelten die Ueberreſte von Obſt in Zarlngen; und ſelbſt die nicht eingeſtürzten Rauchfänge einiger Hütten verſchafften ihnen einen Vorrath von Lebensmitteln. Sie gruben den Schutt des Schloſſes auf, um zu dem Keller zu kommen, und waren ſo glücklich, ihn zu öffnen. So verſchwanden durch Nachdenken und Arbeitſamkeit alle ihre Sorgen, und der Baron wurde heiter, weil ſeine Plane ihm ſo gut gelangen. Iglou bereicherte die kleine Wirthſchaft noch mit mancher Bequemlichkeit, die ſie unter dem Schutte fand, und brachte einmahl ſogar auch einige Bücher mit, die der Zufall ihr gegeben hatte. Der Baron warf ſie verächtlich an die Seite, und ſagte: „Iglou, ich lerne immer mehr, daß Weisheit und Glück nicht in Büchern, ſondern in dem Herzen der Menſchen wohnen!“ Iglou lächelte ihm Beifall zu.

Sobald die nothwendigen Arbeiten gethan, die Hütte gegen die Kälte des Winters geſchützt, ein Holzvorrath angeſchafft, die Lebensmittel gegen Fäulniß und Froſt geſichert waren: ſorgten der Baron und Iglou auch für das Vergnügen, für die Bequemlichkeit. Noch nie fühlte er ſich ſo heiter, ſo zufrieden, als jetzt, wenn er mit Iglou den Tag über gearbeitet hatte, ſich nun Abends ermüdet in einen

von

von ihm ſelbſt gezimmerten Lehnſtuhl warf, und Iglou dann die Laute nahm, um ihren Geſang damit zu begleiten. Aber nie war auch ſein Herz ſo voll von Iglou geweſen, wie jetzt. Er hatte ſie Anfangs für ſich arbeiten laſſen; jetzt fand er Vergnügen daran, für ſie zu arbeiten. Es war ihm unmöglich, eine Bequemlichkeit zu genießen, die Iglou nicht mit ihm theilte; und er empfand ganz beſtimmt ein höheres, verlangenderes Wohlwollen für ſie in ſeiner Seele. Ihre Geſänge drangen nun tiefer in ſein Herz, und verſetzten ihn in dunkle, ſehnſuchtsvolle Träumereien. Er konnte jetzt mit Wohlgefallen ihre Geſtalt betrachten, und ſie ſchien ihm noch einmal ſo edel, ſo ſchlank, als ſonſt. Oft ſaß er neben ihr, hielt ihre Hand, ſeufzte, ſchwieg, und war dennoch glücklich. Er fing an jede Beſchäftigung mit ihr zu theilen, half ihr in der Küche, bei der Wäſche, oder ſtand doch neben ihr, ſah ihr zu, und ſprach mit ihr.

Kurz, Iglou's tauſendfältige Dienſte, ihre Freundſchaft, ihre Treue, ihre innige Liebe, ihr Geiſt, ihr Charakter, ihre Tugend machten endlich tiefen Eindruck auf das Herz des

Barons; und ihre Liebkoſungen, ihre Umarmungen, ihr zärtliches Hingeben, das durch keinen fremden Eindruck mehr geſtört wurde, erregten auch ſeine Sinnlichkeit. Er ſah kein andres weibliches Geſchöpf mehr, als ſeine Iglou. Schon längſt war ſie ihm nicht mehr häßlich geweſen, und jetzt fing ſie an, ihm ſogar reitzend zu ſcheinen. In den ſtillen dämmerigen Abendſtunden ſaß er ſo oft bei ihr, und hatte ſeinen Arm um ſie geſchlungen, wenn ſie die Laute ſpielte. Dann drückte er ſie zärtlich an ſich; und ſie erwiederte ſeine Liebkoſungen. Er lag an ihrem vollen Buſen, an ihren Lippen, und ſeine Phantaſie wurde empört. Iglou war ja das einzige Geſchöpf, dem er ſeine Empfindungen mittheilen konnte; und natürlicher Weiſe hatten auch alle ſeine Empfindungen nur ſie zum Gegenſtande. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, liebte er ſie wirklich. Er nannte ſeine Empfindung: Freundſchaft; aber ſie war die zärtlichſte Liebe geworden.

Allmählich ſtiegen Begierden, Ahnungen, Sehnſucht, und Wünſche bei ihm auf, die ihn über die Natur ſeiner Gefühle zweifelhaft machten. Beſonders war Abends ſein

Herz gewöhnlich ſo voll daß er ſich geſtehen mußte, ſeine Empfindung für Iglou ſey anders als ſonſt. Eines Abends, da ſie wieder neben ihm ſaß, ihm vorſang, und er ſeinen Arm um ihren Leib geſchlungen hatte, drückte er ſie auf einmahl heftig an ſich, und rief: „o, meine geliebte Thusnelde!“ dies Wort vollendete. Dunkle Empfindungen, welche ehemaligen ähnlich waren, hatten es hervorgerufen, und es gab nun dieſen dunklen Empfindungen einen hohen Grad von Klarheit und Stärke.

Die Gefühle, die er einmahl in Juliens buhleriſchen Umarmungen gehabt hatte, erwachten wieder in ihm, und hefteten ſich auf Iglou. Sie ſchien ihm jetzt ſo ſchön, ſo lockend, ſo reitzend, wie ehemals Julie, ja noch reitzender, da ihre Tugenden mehr Liebe verdienten. Er ſchlang beide Arme um ſeine neue Thusnelde, drückte ſie mit Heftigkeit an ſich, und ſagte ihr, daß er unausſprechliche Liebe für ſie fühle. Nun endlich kam der ſüße, ſelige Augenblick für Iglou, da ihre treue, heiße Liebe durch Gegenliebe belohnt wurde. Schon längſt hatte ſie alle Hoffnung dazu aufgegeben, und auch jetzt konnte ſie ſich noch nicht überreden, daß ihr allzu großes Glück wirklich ſey. Sie glaubte ſeinen furchtſamen, zitternden Bitten um Gegenliebe noch nicht, nicht dem Taumel, worin ihr Händedruck, ihre Seufzer, ihre Liebkoſungen ihn verſetzten. Dies alles ſchien ihr eine überſpannte Dankbarkeit, eine ſtürmiſche Ueberraſchung ſeiner Sinne, wie in jener Nacht zu Frankfurt. Nein, rief ſie, und drängte ihn mit ſchwacher, zitternder Hand von ihrer Bruſt zurück: nein, du liebſt mich nicht! du kannſt mich nicht lieben! O, gieb mir keine Hoffnungen, die nicht erfüllt werden können! Sie würden den letzten Keim meines Lebens tödten.

„Iglou,“ ſagte der Baron mit Innigkeit, „ich liebe dich. Ja, theure Iglou, ich liebe dich unausſprechlich! Ach, lange habe ich ſelbſt daran gezweifelt; doch nun fühle ich, daß ich ohne deinen Beſitz nicht leben kann.“ Iglou war voll der ſeligſten Freude, als er das ſagte. Laut weinend lehnte ſie ihr Geſicht auf ſeine Schulter, und ihr Herz ſchlug vor hoher Wonne, ihre Arme zitterten. Jetzt fing ſie an zu glauben, daß er ſie liebte, und bald zweifelte ſie wieder. Sie drückte ihn an ihre Bruſt, wollte ſich von ihm losreißen, und ſchlang die Arme nur noch feſter um ihn. Ihre innige Bewegung ergoß ſich auch in das Herz des Barons. Er fühlte in dieſem Augenblicke die reine Seligkeit der heiligſten Liebe; ſeine Sinnlichkeit war verſchwunden, und eine unnennbare Ruhe, eine himmliſche Zufriedenheit, an ihre Stelle getreten. Er faßte Iglou's Hand, und bat ſie, ſich neben ihn zu ſetzen. Nun beſchrieb er ihr genau ſeine ehemaligen Empfindungen für ſie, und dann auch ſeine gegenwärtigen. Nach jedem neuen Symptome fragte er: ſag Iglou, iſt das nicht Liebe? heiße Liebe?

Er verhehlte ihr nicht, wie der Name „Thusnelde!“ aus ſeinem Munde gekommen war, und was er bei ihm gewirkt hatte. „Aber, liebe Iglou,“ fuhr er fort; „ſelbſt aus dieſer ſinnlichen Empfindung beweiſe ich dir, daß ich dich liebe, daß ich ohne deinen Beſitz nicht glücklich ſeyn kann. Ja Iglou, du mußt mein Weib werden. Meine Hand, mein Herz, mein Nahme, alles, was ich bin, iſt dein. O wollte Gott, daß ein Prediger hier wäre! er ſollte ſogleich unſre Hände zum ewigen Bunde in einander legen. Aber ſieh, Iglou! dort, dort! (Er zog ſie von dem Sitze auf, und öffnete die Thür der Hütte.) Dort die Sterne, und der Ewige über ihnen, ſind die Zeugen des Bundes, den ich jetzt mit dir ſchließe. — Willſt du mein Weib ſeyn?"

Iglou ſank voll inniger Empfindung auf die Kniee, ſtreckte die Hände zu dem Himmel empor, und betete um Stärke, jetzt Nein ſagen zu können. Sie ſprang wieder auf, flog an des Barons Bruſt, umarmte ihn heftig, und ſagte mit ſchmelzender Stimme: ich bitte dich um Eins. Willſt du es mir gewähren? — „Ich will es!" erwiederte der Baron. — Sie war auf dem Wege, ihre eigne Glückſeligkeit zu hindern, und dennoch brachte ſie endlich ſchluchzend hervor: nun, ich habe dein Verſprechen. Frage mich, ſo lange wir allein ſind, nie wieder, ob ich dein Weib ſeyn will!

Er wollte die Urſachen dieſer ſonderbaren Bitte wiſſen; aber ſie ſagte ihm nur: er würde ſie in der Folge erfahren. Sie blieb unerbittlich, ſo ſehr der Baron auch in ſie drang. In dem Feuer des Geſpräches und der Umarmungen brach er ſein Wort einmahl; ſie erinnerte ihn ſehr feierlich daran, und er war gezwungen, davon zu ſchweigen. Iglou ſchloß in der ganzen Nacht kein Auge. Am Morgen vermuthete ſie, des Barons Leidenſchaft würde ſich abgekühlt haben, und nun eine Scene, wie die in Frankfurt, erfolgen; aber er blieb eben ſo zärtlich, wie er den Abend vorher geweſen war.

Er bat Iglou, ihm wenigſtens die Verſicherung ihrer Liebe zu geben, wenn ſie ihm auch jetzt ihre Hand noch nicht verſprechen wollte. Sie blickte ihm mit der innigſten Liebe in die Augen, und legte dann ſchweigend ihre Wange an ſeine Bruſt. Es ſchien ihr ſonderbar, daß der Baron ſich damit nicht begnügte, und in ſie drang, ihm ihre Liebe mit einem beſtimmten Ja! zu verſichern. Sie that das; doch ſelbſt damit war er nicht zufrieden. Er warf Iglou ihre Kälte vor, und betheuerte ihr, daß ſie ihn nicht halb ſo zärtlich liebe, wie er ſie. Kurz, er beging alle die Thorheiten, zu denen die Liebe immer treibt.

Die glückliche, unendlich glückliche Iglou! Alle die langen kummervollen Jahre des hoffnungslosen Grams ersetzte ihr itzt eine Minute; und dennoch schien sie nicht anders zu seyn als sonst.

Gerade das machte der Baron ihr zum Vorwurfe. So wenig er vorher den stillen Gram ihres Herzens gesehen hatte, so wenig sah er jetzt das hohe Entzücken, unter dem ihre Seele beinahe erlag. Ihre Augen hingen fast immer voll Thränen, ihre Brust arbeitete stets unter der süßen Last ihrer Gefühle. Sie mußte sich hüten ihre Augen auf den Geliebten zu richten; denn ein zärtlicher Blick von ihm setzte sie jedesmal außer sich, so daß sie beinahe zu seinen Füßen niedergesunken wäre. Dann aber hätte er sie umfaßt; ach! und sie wäre gewiß ihren Vorsätzen untreu geworden.

So wahrscheinlich, so gewiß es ihr jetzt bei seiner immer wachsenden Zärtlichkeit wurde, daß er sie wirklich liebte, so stand doch der unglückliche Gedanke: er liebt mich nur, weil er mit mir allein ist! immer vor ihrer Seele, und goß einen Tropfen Wermuth in ihr Entzücken. Die Liebenden waren Beide allein, und jeden Augenblick beiſammen. Des Mädchens Lager ſtand nicht eine Elle breit von dem ſeinigen entfernt. Sie hörte ſeine Seufzer, er die ihrigen; und ihre Hände ruheten verſchlungen in einander, bis der Schlummer ſie trennte. Liebkoſungen, Umarmungen, Betheurungen ewiger Treue, flammende Liebe, Einſamkeit, Stille und Dunkelheit bekämpften das heiße Herz des Mädchens, und zogen ſie einer Schwäche entgegen, die ſelbſt der ſtrengſte Rigoriſt unter ſolchen Umſtänden wohl nur „menſchlich" genannt haben würde; und dennoch beſiegte ihre Tugend alle dieſe Feinde.

Iglou wußte aus des Barons eignem Munde, daß er ſie, wenn er in Frankfurt mit ihr gefallen wäre, von dem Augenblicke an als ſein Weib betrachtet haben würde; und ſie kannte ſeine Redlichkeit. So war ſie denn, wenn ſie ſich ihm ergab, ſeiner Hand gewiß; aber eben das verlieh ihr Stärke, allen Angriffen, ihrem eigenen brennenden Herzen, und — warum ſollte man es nicht ſagen? — ihrer Sinnlichkeit zu widerſtehen.

Vielleicht, dachte ſie ſeufzend, verſchwindet dieſer Taumel bei ihm wieder, wenn er nichts anders iſt als Sinnlichkeit. Er liebt mich wohl nur, weil er mich mit keinem anderen weiblichen Geſchöpfe vergleichen kann. Könnte er das, ach! vielleicht würde dann mein armes Herz wieder ein Raub des alten Grames. Nein! und ſollte mein Herz brechen, ich gebe ihm meine Hand nicht eher, als unter Menſchen, unter den Augen der weißen Mädchen, die alles haben, was ihm gefallen kann, nur nicht mein Herz für ihn. — Sie blieb ihrem Vorſatze treu, und ſiegte, ſo ſchwer der Baron und ihr eignes Herz ihr den Kampf auch machten. Mehr als einmahl ſchwebte ſie nahe an dem Rande des Abgrundes; aber mit der Kraft, welche wahre Tugend im Augenblicke der Gefahr immer hat, riß ſie ſich wieder zurück.

Die Tage verſchwanden Beiden nun wie Augenblicke unter kleinen Zänkereien der Liebe, unter Verſöhnungen, unter Arbeit, Sorge für einander, unter Spielereien, unter den tauſend Kleinigkeiten, welche die Liebe ſo wichtig macht. Nie war Iglou, nie war der

Baron ſo glücklich geweſen, wie hier bei ſo mancher Entbehrung und mitten in der Einſamkeit. Die kleine elende Hütte wurde ein Aufenthalt des höchſten Glückes, das die Vorſehung auf der Erde ertheilen kann: ein Aufenthalt der Liebe, der Tugend und der Zufriedenheit.

Gewiß, wenn nicht Mangel, und Sorge für die Zukunft die Liebenden erinnert hätten, daß hier ihre Wohnung nicht bleiben könne: ihr Herz, ihre Wünſche würden ſie nicht daran erinnert haben. Sie hatten die Ruſſen, die ganze Erde vergeſſen, und lebten nur in ſich ſelbſt. O, wehe dem Menſchen, der, um ſich für glücklich zu halten, mehr braucht, als Liebe, Tugend, eine kleine Hütte, ein Kornfeld, und einen Garten! Iglou und der Baron bedurften nicht mehr; und hätte ſie ihm ihre Hand gegeben, ſo würde er es auch mit den Schrecken des Winters aufgenommen und ſeine glückliche Stille nicht verlaſſen haben. Noth trieb ſie in die Hütte, welche Liebe ihnen zu einem Paradieſe machte; Liebe trieb ſie wieder unter die Menſchen, von denen ſie ſo gern entfernt geblieben wären.

Dem Baron wurde endlich die Hütte, die Wohnung ſeines Glückes, zuwider, und er wünſchte, ſie verlaſſen zu können, um noch glücklicher zu werden. Iglou liebte ihn, das ſah er augenſcheinlich; aber die ganze Gewalt ſeiner Liebe konnte das zärtliche Mädchen nicht dahin bringen, ihm zu ſagen, daß ſie ſeine Gattin ſeyn wollte. Er liebkoſte ihr, drang in ſie mit Bitten, mit Schwüren, zärtlichen Vorwürfen, Umarmungen, zog ſie auf ſeine Kniee, lehnte ihre Wange an ſein Herz, mahlte ihr in dieſer vertraulichen Stellung das Glück ihrer Ehe mit den reitzendſten Farben, und lockte dadurch Thränen der Freude aus ihren Augen, Seufzer der ſüßeſten Sehnſucht aus ihrer Bruſt. Nun fehlte nichts mehr als ihr Verſprechen, ſeine Gattin zu werden. Es lag ſchon auf den lächelnden Lippen, in den vor Freude glänzenden Augen. Er wollte es hervorreißen. „Nun Iglou, theure, geliebte Iglou; willſt du mein Weib werden? Sag doch Ja; ich bitte dich bei unſrer Liebe darum.“ Sie ſeufzte, legte ihm die Hand auf den Mund, und ſagte: Flaming, was haſt du mir verſprochen? O, thu die Frage nicht wieder, ſo lange wir allein ſind. Ich kann, ich darf ſie jetzt nicht beantworten!

„Nun wohl, ſo laß uns die Einſamkeit verlaſſen, Iglou. Ohnehin kommt der Winter.“ Iglou ſchwieg; ach, ſie befürchtete, daß unter Menſchen ihr Glück wieder zuſammen ſtürzen würde. Sie wollte, wenn es nur ein ſchöner Traum wäre, gern noch länger ſo fort träumen; allein Flaming drang mit aller erſinnlichen Gewalt auf ihre Abreiſe. „Ich will, ich muß wiſſen,“ ſagte er, „ob ich der glücklichſte Mann, oder der unglücklichſte ſeyn ſoll.“ Gern hätte Iglou gerufen: du der glücklichſte Mann; ich das glücklichſte Weib! aber ſie ſchwieg und ſeufzte. Beide fingen nun an, mit Ernſt auf ihre Abreiſe zu denken. Sie forſchten die Gegend aus, und fanden ſchon wieder hier und da einzelne Menſchen, welche ihnen die Nachricht gaben, daß die Ruſſen ſich die Oder weiter hinunter gezogen hatten. Doch wäre, ſetzten ſie hinzu, die Straße noch immer nicht ſicher, weil die Oeſtreichiſchen leichten Truppen die Verbindung zwiſchen beiden Heeren machten.

Der Baron wollte gern nach Berlin hin, wo ſeine Mutter ſich jetzt bei Käthen aufhielt. Iglou ließ ſich die Wege, die Gegenden bezeichnen; welche am ſicherſten waren, und Beide traten nun, mit einer Büchſe, einem Hirſchfänger bewaffnet, und mit Lebensmitteln verſehen, ihre Reiſe an. Die Gefahr ſchien ihnen größer, als ſie war. Die Ruſſen und auch die Oeſtreicher hatten ſich zurückgezogen. Nur am erſten Tage ſahen ſie noch Spuren von Verwüſtung. Den folgenden Mittag ſtießen ſie ſchon auf ein Dörfchen, wo die Einwohner wieder Hütten gebauet hatten, freilich um ſie im künftigen Frühjahre noch einmahl zu verlieren. Des Barons Geſicht erheiterte ſich, als er das Dorf erblickte. Er ſchloß in froher Trunkenheit Iglou an ſeine Bruſt, und weidete ſich dann an dem Anblicke von thätigen Menſchen, die zum Theil noch beſchäftigt waren, ſich aufs neue einzurichten. Aber auf einmahl faßte er Iglou's Hand mit einem heftigen Entzücken, und ſagte mit zitternder, froher Stimme: „nun, Iglou, ſind wir unter Menſchen. Jetzt frage ich dich: willſt du mein Weib werden?

Sieh hin, dort ſteht ein Geiſtlicher. Ich habe Wort gehalten; nun aber, liebe, theure Iglou . . .“

Iglou gerieth in Verlegenheit, weil des Barons Dringen ihre ganze Abſicht ſtörte. Aber ſchnell fiel ihr ein Vorwand ein, den er ſelbſt gegründet finden mußte. Lieber Flaming, ſagte ſie; wenn ich auch hier Ja ſagen wollte — was würde es dir und mir helfen? Ich bin noch nicht getauft.

Flaming konnte die Richtigkeit dieſer Einwendung nicht beſtreiten, und ſchwieg mit gerunzelter Stirn; aber deſto ſchneller eilte er nun nach Berlin, und bezog dort ſeine vorige Wohnung, die gerade offen ſtand. An Gelde fehlte es ihm und Iglou nicht, da Beide ziemlich viel in ihre Kleider eingenähet hatten. Noch am Tage ſeiner Ankunft ſorgte er für Kleider, und dann ſprach er mit einem Prediger, der Iglou unterrichten und nachher taufen ſollte. Er ſagte Iglou, was er gethan hatte, und bat ſie dringend, dem Geſchäfte nichts in den Weg zu legen. Sie weinte Freudenthränen; aber dennoch forderte ſie von ihm, er ſollte ſie nun einen Monath lang ſich ſelbſt, der Einſamkeit und dem Unterrichte des Predigers überlaſſen. Als er eingewilligt hatte, bat ſie ihn noch, bei Käthen zu wohnen und von ſeinem Verhältniſſe mit ihr den ganzen Monath hindurch zu ſchweigen.

„Wohl, Iglou! auch das!“ ſagte der Baron; „aber wenn der Monath vorbei iſt — was dann? was dann?“

Dann will ich, was du wünſcheſt.

„Was ich wünſche, Iglou? Weiter nichts in der Welt, als deine Liebe und deinen Beſitz. Iglou, du haſt Mißtrauen gegen mich. Glaube mir, ich werde nie etwas wünſchen, als den Beſitz deines Herzens, und dich ewig lieben. Nun, ſo leb wohl auf einen Monath.“

Der Baron ging zu Käthen, der er ihren muthwilligen Streich mit den Portraits, an den er überdies jetzt gar nicht dachte, ſchon längſt vergeben hatte. Nach den erſten frohen Umarmungen ſeiner Mutter, wurde er ſichtbar traurig. Man ſchrieb dieſe Stimmung dem Verluſte ſeiner Güter zu; er trauerte aber um nichts als um Iglou's Abweſenheit.

Käthe hatte den Plan, ihren Vetter zu

heirathen, noch gar nicht aufgegeben. Sie brachte ihn in Geſellſchaft mit den ſchönſten Mädchen in Berlin; aber er ſah ſie kaum, weil er nur an Iglou dachte. Käthe fragte ihn nun, ob er etwa wieder eine Braut hätte; und er ſchwieg, weil er es Iglou verſprochen hatte. Sie ſuchte ihn mit ſehr hübſchen blonden Mädchen in Unterredungen zu verwickeln, und die Mutter unterſtützte ſie bei ihren Planen; aber er war gefällig, höflich, freundlich, und nichts weiter: er liebte, und hatte für jetzt alle ſeine Syſteme vergeſſen. Seine Mutter fand ihn viel vernünftiger, als ſie ihn ſich gedacht hatte, und vergoß nach jeder Unterredung mit ihm an ſeinem Herzen ſüße mütterliche Thränen.

„Ja, meine theure Mutter," ſagte er einmahl: ich ging wohl mitunter zu weit, ob ich gleich — das verſichere ich Ihnen — nie ganz Unrecht hatte; aber dieſes Herz blieb immer Ihrer werth. Ich theilte die Menſchen in Klaſſen ein, und glaube noch, daß meine Meinung richtig iſt, ſobald ich nur Ausnahmen zugebe; aber nie habe ich einen Menſchen, von welcher Klaſſe er auch war, gehaßt.

Ja, liebe Mutter, in jedem Augenblicke meines Lebens wird mein Herz nur für den Menſchen und für ſein Wohl ſchlagen. Wenn ich nichts gelernt habe, ſo weiß ich doch mit Ueberzeugung, daß Tugend mehr iſt als Wiſſenſchaft, daß Tugend und Liebenswürdigkeit nicht nothwendig an blauen Augen und blondem Haare hangen, und daß ſie unter allen Himmelsſtrichen gedeihen können. Ein Mädchen iſt meine Lehrerin geweſen.“

Ein Mädchen? fragte die Mutter, und wollte mehr von ihr wiſſen. „Sie ſollen ſie kennen lernen, und das bald!“ ſagte der Baron mit Entzücken: „die Retterin Ihres Sohnes, ſeine Freundin, ſeine . . .“ — Er brach ab. Geliebte? fragte die Mutter lächelnd. O mein Sohn, mit Freuden will ich ſie an dies mütterliche Herz aufnehmen. — Der Baron wollte ſich nicht näher erklären, ſo viel ſeine Mutter auch fragte. Sie erkundigte ſich nun wenigſtens nach dem, was ihr das Wichtigſte war, dem moraliſchen Charakter ſeiner Geliebten; und der Baron brach in ungemeſſene Lobeserhebungen über ſie aus. Er zog einen Brief von dem Oberſten Brenſen hervor, der Iglou betraf. Dieſem hatte er geſchrieben, daß er und Iglou gerettet wären. Der Oberſte antwortete ihm: „ich danke Gott, lieber Baron, daß Sie entkommen ſind; denn ich liebe Sie. Aber, daß er mit Ihnen auch das edle Mädchen gerettet hat, deſſen erhabenen Charakter ich erſt aus den Briefen der Hilbert recht habe kennen lernen, das werden ihm alle Unglückliche danken, die ſich dieſem wohlthätigen Engel in der Folge nähern. Grüßen Sie Ihre Freundin von mir, lieber Baron. Was ich nicht konnte, hat ſie doch gekonnt: Ihr verdammtes Menſchenracen-Syſtem über den Haufen geworfen. Gott ſegne das Mädchen dafür!“

Die Frau von Flaming, die den Oberſten kannte, freuete ſich, daß ein ſo edler Mann ihrer künftigen Schwiegertochter ein ſolches Zeugniß gab. Sie erzählte Käthen davon, und dieſe brannte vor Neugierde, ihre künftige Kuſine zu ſehen. Sie ſagte: Von ſeiner erſten Braut, liebe Tante, habe ich hier viel gehört. Sie ſoll ein herrliches Geſchöpf ſeyn, die Hilberten: gut wie ein Engel, und auch eben ſo ſchön. Die reitzendſte Blondine auf der Erde, hat man mir geſagt. Ein wenig zu blond, meinten Andre. Aber der Vetter Quinctius liebt nun einmahl die ſehr Blonden. Geben Sie Acht, blond wird dieſe wieder ſeyn. Ich kann ſie mir ſchon recht denken. Ein ſchlankes Mädchen, weiß wie Alabaſter, mit blaßrothen Lippen, langem blondem Haar, hellblauen Augen. Ach Gott, wenn ich ſie doch erſt einmahl ſähe!

Der Baron hielt Wort. Er ſah Iglou nicht; aber deſto öfter erkundigte er ſich nach ihr bei dem Prediger. Dieſer erſtaunte über den einfachen hohen Geiſt der Mohrin, und meinte, es hätte, da ſie das Religions-Syſtem ſchon recht gut kennte, zu ihrem Unterrichte nur einiger Tage, und nicht eines Monaths, bedurft. Doch Iglou beſtand auf dieſe Verzögerung. Endlich kam der Tag der Taufe, die in aller Stille und nur in des Barons Gegenwart vorgenommen wurde. Iglou war tief gerührt, und Flaming nicht weniger. Er beſchenkte den Prediger ſehr reichlich, und fuhr nun ſogleich mit Iglou nach ihrer Wohnung. Kaum war er in das Zimmer getreten, ſo faßte er ihre Hand, und fragte mit geſpannter Erwartung: „nun, Iglou? nun? Nein, ich werde dich nie anders nennen, als bei dieſem wohlklingenden Nahmen, den ich ſo liebe.“ (Sie hatte bei der Taufe den Nahmen Chriſtiane bekommen.) „Nun Iglou? Ich habe alle Bedingungen erfüllt, und frage dich jetzt noch einmahl: willſt du mein Weib ſeyn?“

Und wenn nun meine Antwort Nein wäre? fragte ſie ihn mit einem ſcharfen Blicke. Er erblaßte, und rief: „Gott im Himmel! habe ich mich auch in dieſem Herzen betrogen? Iſt es möglich? kann auch Iglou falſch ſeyn? Iglou, du brichſt mein Herz!“

Dein Herz? rief Iglou; Liebe, Treue, Entzücken ſollen es brechen. (Sie warf ſich mit einem Strome von zärtlichen Thränen in ſeine Arme.) Ich bin dein, theurer, geliebter Flaming; ich bin dein Weib! O, verzeihe mir! Ach, wie konnte ich an die Erfüllung aller meiner ſo oft zerſtörten Wünſche glauben!

Eine Scene voll unausſprechlichen Entzückens: der Triumph der Liebe. Die Liebe war Tugend geworden, die Tugend Liebe;

Beide hatten, eine in das Weſen der andern verwandelt, zwei Herzen vereinigt. Tugend, Freundſchaft, Dankbarkeit und Treue, alle die beſſern Empfindungen der höheren Seelen, bildeten die Liebe, durch welche dieſe beiden Menſchen ſo glücklich waren. So lernen die höheren Geiſter einer beſſern Welt ſich lieben; mit dieſen Empfindungen ſinken ſie einander an das Herz, ſchwören ſich, eins zu ſeyn, und der ganze Himmel jauchzt in die heilige Verbindung. Iglou und Flaming ſtanden da, in einander verſunken, auf ewig vereinigt: nicht mehr Mohrin und Celte; zwei edle, geiſtige, glückliche Weſen, die ſich ewige Liebe, ewige Tugend verſprachen, und mit Sicherheit wußten, daß ſie ihren Schwur halten würden.

Nun wollte aber der Baron auch nicht länger zögern. Iglou mußte ſogleich mit zu ſeiner Mutter fahren, bei der er Käthen gerade antraf. Er ſtellte ihr Iglou vor, und ſagte: „liebe Mutter, dies iſt das Mädchen, dem ich alles, was ich bin, verdanke; dies iſt meine edle Freundin, meine theure Geliebte, und, wie ich hoffe, in wenigen Tagen meine Gattin.“

Die Frau von Flaming war in einer ſeltſamen Lage. Sie hatte freilich ihrem Sohne eine ſonderbare Heirath zugetrauet, und ihn in dieſem Punkte gleichſam ſchon aufgegeben; aber eine Mohrin! das überſtieg doch alle ihre Erwartungen. Sie blieb ſtumm da ſitzen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Käthe hingegen äußerte ihren Unwillen ganz beſtimmt; ſie ſtand auf, ſtellte ſich in ein Fenſter, und murmelte: o der abſcheuliche Narr! Erſt iſt ihm kein Mädchen weiß genug; und nun holt er ſich eins, das ſchwarz iſt, wie die Nacht! Sie verließ das Zimmer mit auffallender Hitze, ohne noch einen Blick auf Iglou zu werfen.

Die Frau von Flaming ſah ihren Sohn an, weil ſie anfing zu glauben, er könne wohl einen Spaß machen wollen; aber die zärtlichen Blicke, die er Iglou zuwarf, überzeugten ſie bald von dem Gegentheile, und ihre Verwirrung wurde nun immer größer. Sie fühlte, daß ſie etwas ſagen mußte, und konnte doch nicht mit ſich einig werden, was. Jetzt lächelte ſie und ſchlug die Augen auf; dann blickte ſie wieder zu Boden. „Mutter,“ ſagte der umfaßte ſie mit zärtlicher Heftigkeit, und hielt ſie feſt. „Mutter,“ ſagte er zugleich; „wenn Sie dieſes Herz erſt kennen, ſo werden Sie es Sich nie vergeben, daß ſie ihm wehe thaten.“

Iglou’s Ton war ſanft und eindringend; ihre Worte kamen tief aus der Seele hervor, und in jedem, das ſie geſagt hatte, lag ein hoher, geduldiger, ſeelenvoller Schmerz. Es waren nicht Töne, die ſchnell verhallen, wenn ſie die Lippen verlaſſen; nein, Geiſter, welche die Mutter noch immer umſchwebten. Die ſanfte, alles Edle ſchätzende Frau von Flaming fühlte unausſprechliche Rührung, aber zugleich noch immer einen heftigen Widerwillen — nicht gegen Iglou, ſondern gegen die Verbindung ihres Sohnes mit ihr. Sie würde Iglou von dieſem Augenblicke an geliebt haben, wenn das Mädchen nicht ihres Sohnes Hand verlangt hätte. Eine Mohrin! Stärker konnte doch in der That eine Mutter nicht auf die Probe geſetzt werden. Sie warf einen nachdenkenden Blick auf Iglou, hatte bald Thränen in den Augen, und verlangte nun ſanft eine Unterredung mit ihrem Sohne.

Ich weiß, was du willſt, ſagte Iglou: deinen Sohn bereden, mich zu verlaſſen. Du könnteſt ihm alles in meiner Gegenwart ſagen. Ich ſelbſt habe gethan, was du thun willſt, und ſeine Verbindung mit mir verzögert. Schon längſt könnte ich ſein Weib ſeyn; ich wurde es nicht, weil ich ihn liebte, weil ich ihn glücklich machen wollte. Rede ihm zu, mich zu verlaſſen. Ich bin mit dieſem Opfer lange bekannt, und werde ſchweigen. Mit dieſen Worten ging ſie in das Nebenzimmer. Da war Käthe, die gehorcht hatte, und jetzt Iglou gerührt mit einem Händedrucke empfing.

Die Frau von Flaming ließ ſich von ihrem Sohne erzählen, wie er mit Iglou bekannt geworden, und wie ſeine Liebe, wie die ihrige zu ihm, entſtanden war. Sie bat ihn, das mit aller Aufrichtigkeit zu thun. Mein Sohn, ſagte ſie, du haſt nicht nöthig, mir etwas zu verhehlen. Sie iſt dein Weib, ſo bald du willſt, ſo ungern ich es auch ſehen könnte. Ich will nichts als dir rathen. Der Baron erzählte. Sobald er anfing in Extaſe zu kommen, kühlte ſeine Mutter ihn durch ein Paar Fragen wieder ab. Sie zitterte, als ſie hörte, daß Iglou ihn aus den Händen der Buhlerin Julie gerettet hatte; aber zugleich fühlte ſie, daß die Welt eine Verbindung mit dieſer liederlichen Perſon nicht ſo ſeltſam finden würde, wie die mit einer Mohrin. Das ſagte ſie auch dem Baron. „Die Welt,“ erwiederte er, „freilich die würde ſo denken; aber Sie, Mutter, ich, mein Herz, mein Gewiſſen, jeder Tugendhafte, Gott — denken auch die ſo? Und bin ich denen nicht mehr ſchuldig, als der Welt?“ — Ja, lieber Sohn; aber die Welt verlangt Rechenſchaft von dir; und die kannſt du nicht geben. Mein Sohn, es gehört großer Leichtſinn, oder groſe, heroiſche Tugend dazu, ſich über die Urtheile der Welt wegzuſetzen, entweder das nicht zu hören, was ſie urtheilt, oder das ehrwürdig zu finden, was ihr lächerlich ſcheint. Leichtſinnig biſt du nicht; aber wirſt du ſo ſtandhaft, ſo groß, ſo heroiſch ſeyn, daß die Mohrin, ihr Lächeln, ihre Tugend, ihre Umarmung dir immer mehr ſind, als der Beifall der Welt? Wird nie in einem unbewachten Augenblicke ihr Hohngelächter dein Herz treffen? Schon die leichteſte Berührung deines Herzens würde dann ſogleich eine Wunde werden, die deine Glückſeligkeit tödtete und die Seele deiner Gattin langſam vergiftete! Ueberlege das, mein Sohn! Tauſende waren ſtandhaft gegen die Lockungen der Welt; aber nur Einzelne haben ihren Spott verachtet.

„Den Spott der Welt? Mutter, ich will mit Iglou den Spott der ganzen Schöpfung verachten. Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich ſie liebe.“

Was du jetzt könnteſt, weiß ich. Aber, was du nach zwanzig Jahren noch können wirſt, wenn Alter und Ueberlegung deine Liebe kälter gemacht haben: davon rede ich; daran, bitte ich dich, zu denken.

„Meine Liebe? Was nennen Sie ſo? Liebe ich denn, wie thörichte Jünglinge, eine weiße Haut, Roſen auf den Wangen? Meine Liebe iſt von anderer Natur: aus Achtung, Werthſchätzung, Vertrauen, Dankbarkeit, Tugend, Unterhaltung entſtanden. Iglou iſt nicht ſchön, ſagen Sie ſelbſt; und ich will das einmahl zugeben. Wohl denn! ſo iſt meine Liebe nicht die vergängliche, die mit dem Blumenmonath entſteht, und, wenn die Blume welkt, mit ihr ſinkt. Ich liebe Iglou's Geiſt, dieſes unſterbliche Weſen, deſſen Schönheit immer wächſt, deſſen Reitze ſich immer verdoppeln.“

In der That, lieber Quinctius, ich kann dich nicht begreifen. Ich glaubte, Dankbarkeit, Pflicht, hätten dich an dies Mädchen gefeſſelt. Du liebſt ſie alſo zärtlich? Wie iſt das möglich! Wie kannſt du ein ſo häßliches Geſchöpf lieben!

„Häßlich, liebe Mutter? Was iſt denn an ihr häßlich? Nur die Farbe. Ihre Geſtalt iſt edel, groß; ihr Arm, ihr Fuß ſchön; ihr Buſen gewölbt; ihre Augen voll Geiſt, Feuer und Leben; ihr Geſicht voll himmliſcher Unſchuld und Güte. Und ihre Stimme! — haben Sie je eine wohlklingendere gehört? Selbſt ihre Farbe hat ſich ſehr verſchönert, ſeitdem ich ſie kenne, beſonders in den letzten ſechs Monathen. Sehen Sie. . . .“

Genug, genug! unterbrach ihn die Mutter; erzähle nur weiter. Du gingſt alſo nun mit der Mohrin nach Zaringen?

Er erzählte ihr ſeine fernere Geſchichte. Als er auf ſein Leben mit Iglou in der Einſamkeit kam, wußte die Mutter ſich das Entſtehen ſeiner Liebe zu erklären; zu gleicher Zeit fühlte ſie ſich aber von Iglon's Edelmuth tief gerührt, und fing nun an, der Liebe ihres Sohnes eine längere Dauer zuzutrauen. Sie ſah jetzt, wie viele Schwierigkeiten es gekoſtet haben mußte, ehe aus ihres Sohnes Freundſchaft für Iglon dieſe zärtliche, begeiſterte Liebe hatte werden können, da ſein Syſtem von den Menſchenracen ein ſo großes Hinderniß geweſen war. Hieraus ſchloß ſie mit Grund auf die Allmacht ſeiner Neigung, und gab faſt ſchon die Hoffnung auf, etwas gegen ſeinen Entſchluß zu vermögen.

Indeß wußte ſie immer noch nicht, ob alles ſo ſey. Sie bat ihren Sohn, ſie mit Iglon allein zu laſſen, ging zu dem Mädchen, und ließ ſich nun auch von ihr ihre ganze Begebenheit mit dem Baron erzählen. Iglon ſprach mit ihrem natürlichen Feuer von ihrer Liebe, ihrem Kummer, ihrer Verzweiflung, und dann von ihrer Freude, ihrem Entzücken.

Als ſie fertig war, faßte die Frau von Flaming mit zärtlicher Güte ihre Hand, drückte ſie, und ſagte: „ich ſehe, du biſt eben ſo edel und vortrefflich, als du unglücklich geweſen biſt. Wenn du das nicht wäreſt, meine Tochter — (Bei dieſem Worte ſank Iglou vor der Mutter nieder; die Baronin hob ſie auf, und fuhr fort): — wenn du nicht ſo vortrefflich wäreſt, ſo würde ich keine Sylbe verlieren, liebes Kind. Mein Sohn gäbe dir dann ſeine Hand; ich hoffte, ſchwiege, und betete für euer Glück. Aber bei dir, liebe Tochter, kann ich mehr: dir rathen; noch ein größeres Opfer von dir fordern, als du bis jetzt gebracht haſt. (Iglou zitterte.) Mein Sohn hat dich Anfangs nicht geliebt; du ſagſt ſelbſt, daß deine Farbe, deine Geſtalt ihm zuwider geweſen ſind. Er liebt dich jetzt; aber, gutes Mädchen — wie iſt ſeine Liebe entſtanden? In der Einſamkeit, als er mit dir abgeſchieden von allen andern weiblichen Geſchöpfen lebte. Du ſelbſt biſt mißtrauiſch gegen ſeine Empfindung geweſen; ſoll ich es nicht noch jetzt ſeyn? Liebes Kind, wenn nun ſeine Empfindung für dich weiter nichts als eine Selbſttäuſchung wäre! wenn dieſe Liebe, die in der Einſamkeit entſtand, unter den Menſchen wieder verginge! wenn einſt ſein Herz eine andere Liebe fühlte, und er dann entweder dir untreu würde, oder unter der Erfüllung ſeiner Pflicht erläge: würdeſt du dann glücklich ſeyn? Und ſag ſelbſt, ob das nicht möglich iſt!“

Iglou zitterte, und wurde ſichtbar blaß. Sie ging in großer Bewegung einige mahle das Zimmer auf und nieder, ſtand dann plötzlich vor der Baronin ſtill, faßte ihre Hand, und fragte ſie feierlich: glaubſt du, daß es ſo ſeyn wird?

„Wenn es ſo wäre! liebes edles Mädchen, ſage ich; wenn es ſo ginge!“

Meinſt du, fragte Iglou ernſt, daß es ſo gehen kann? Du haſt viel erfahren, und kennſt das Herz genau, hat Liſſow mir geſagt. Ich bitte dich, denke, ehe du ſprichſt, und ſage nichts, was du nicht einſt, wenn Deutſche und Afrikaner vor dem Richtſtuhle des Ewigen ſtehen, und nicht mehr die Farbe uns unterſcheidet, wiederholen möchteſt. Sag, iſt es ſo, wie du vermutheſt? Du triffſt mit einem Ja mein Leben. Aber, wenn du mußt, ſo zerſchlage getroſt dies Herz; es gehört dem Glücke deines Sohnes.

Die Baronin ſtand einen Augenblick an,

weil ſie nicht mit ſich ſelbſt eins werden konnte. Sie war in großer Bewegung; ihre Augen funkelten, und ihre Bruſt hob ſich. „Iglou!“ ſagte ſie dann auf einmahl, und, umfaßte ſie. Doch bald ließ ſie das Mädchen wieder los, und beſann ſich aufs neue. „Iglou,“ ſagte ſie endlich; „es iſt ſo, wie ich ſagte. Mein Sohn täuſcht ſich ſelbſt; er glaubt dich zu lieben, und liebt dich nicht. Das will ich dir an dem großen Tage, den du nannteſt, wiederholen. Du würdeſt ihn unglücklich machen! Gewiß, das würdeſt du!“

Iglou ſtand betäubt da, und eine Thräne, die aus ihrem erſtarrenden Herzen hervorbrach, blieb in dem todten Auge hangen. Nur ihr ſchnelleres Athmen bezeugte, daß ſie noch lebte. In dieſer Minute zerfloß die Welt vor ihrem Blicke; das Daſeyn ſchien ihr ein giftiger Nebel, der Tod die Sonne hinter ihm. Das Opfer, das ſie bringen wollte, war ihr leicht; denn ſie fühlte, daß ſie mit ihrer Liebe auch dem Leben entſagte. — Und dann! dann! rief ſie nach einigen Minuten mit heiteren Blicken. Ihre Hoffnungen flogen mit dieſem Ausruf in die Ewigkeit hinüber, da ſie nun auf der Erde nichts mehr zu verlieren hatte. Ihre Stellung wurde ſtolz und heroiſch. Beides, der reichſte Beſitz, und gänzlicher Mangel, ſelbſt an Hoffnung, macht gleich ſtolz und kühn. — Iglou ſagte kalt, doch mit einem Tone, der das Herz der Baronin bewegte: ich gebe ihn auf; aber ich will ihn nicht wiederſehen.

Die Baronin betrachtete ſie mit leuchtenden Augen; dann ſagte ſie: „nein, edles Mädchen; du ſelbſt mußt dein Opfer vollenden. Du ſelbſt mußt ihm ſagen, daß du nie ſeine Gattin werden willſt. Würde er mir glauben, Iglou, daß du ihn freiwillig aufgiebſt?“

Muß ich? . . . Was muß ich noch, ehe ich vergehe? . . . Ja, ich will es ihm ſagen. — Sie eilte zu der Thür, riß ſie auf, und ſtürzte, mit dem Tode im Blicke, zu dem Baron in das Zimmer. Die Mutter folgte ihr ſchnell, nahm ſie bei der Hand, und ſagte mit Thränen der Freude: „hier, mein Sohn! nimm deine Gattin aus den Händen deiner Mutter. So treu hat nie ein Weib geliebt, wie dieſe ſchöne Seele dich!“

Die Freude traf zu ſchnell. Iglou ſank

ohne Bewußtſeyn an des Barons Herz. Als ſie wieder zu ſich kam, warf ſie ſich der Baronin in die Arme. Sprechen konnte jetzt niemand; nur einzelne Wörter, Seufzer, brachen aus den vollen Herzen hervor. Käthe kam und fragte. „Sie iſt ſein Weib! ſie iſt meine Tochter! — Ich bin ſein Weib! — Sie iſt mein!“ ſo riefen ſie Alle auf einmahl, und umarmten Käthen wechſelsweiſe. Käthe begriff noch immer nicht, wie ihre Tante über eine ſo ſeltſame Verbindung ſo vergnügt ſeyn konnte. Liebe Tante, ſagte ſie nachher, als ſie mit der Baronin allein war, und die ganze Begebenheit wußte: ja, er liebt ſie, und ſie ihn. Aber, bedenken Sie doch! was wird die ganze Stadt dazu ſagen!

„Du, liebe Käthe, berufſt dich auf die Stadt? du? Wäret ihr, du und Liſſow, einander treu geblieben, — liebes Kind, würdeſt du mich nicht für ſehr hart gehalten haben, wenn ich dir meine Einwilligung verweigert hätte, ohne einen andern Grund anzugeben, als den: was würde die Welt dazu ſagen, wenn das Fräulein von Nothaſt einen Predigersſohn heirathete?“

O, liebe Tante, das wäre doch aber auch ganz etwas Anderes geweſen!

„Willſt du mich wohl den Unterſchied lehren?“

Die ganze Welt hätte ſich nicht darüber aufgehalten; höchſtens der Adel. Die Bürgerlichen würden geſagt haben: es iſt recht. Die jungen Leute lieben einander; und kann ſie nicht mit ihm glücklich ſeyn, wenn ſie ihn liebt?

„Nun, könnten das die Menſchen nicht gerade auch jetzt ſagen?“

Das könnten ſie freilich. Aber, liebe Tante, gegen dieſe Verbindung iſt nicht der Adel allein, ſondern alle Menſchen von allen Ständen.

„Ja, das ſind ſie ohne Zweifel. Aber Käthe, wenn du nun nicht anders hätteſt glücklich ſeyn können, als mit Liſſow, hätte ich mich dann an das Urtheil des Adels kehren ſollen?“

Nein, Tante; aber eine Mohrin . . .

„Ruhig, Liebe! Warum hätte ich mich an das Urtheil des Adels nicht kehren dürfen?“

Weil es ungerecht geweſen wäre.

„Nun, worin denn ungerecht?"

Ei, Liebe und Glück gehen vor Rang und Geburt.

„Aber mich dünkt, auch vor Farbe. Iſt die Forderung aller Menſchen, mein Sohn ſoll ein Mädchen, das er liebt, das ihn liebt, nicht heirathen, weil das Mädchen eine ſchwarze Haut hat — iſt die nicht eben ſo ungerecht, als die Forderung: er ſoll kein Mädchen heirathen, das nicht von Adel iſt?"

Das iſt wohl wahr, liebe Tante; aber ich fühle doch einen Unterſchied. Darin, daß er eine Mohrin heirathet, liegt etwas, wodurch es weit unangenehmer wird.

„Nichts, mein Kind, außer, daß alle Menſchen ihre Vorurtheile ſo gut haben, wie der Adel, nur daß keiner ſein Vorurtheil für das will gelten laſſen, was es iſt. Du würdeſt deinem Jungen ohne Zweifel erlauben, eine edle Bürgerliche zu heirathen. Aber eine Mohrin . . ."

Ja, damit ſollte er mir kommen! Ich wollte ihn . . .

„Und, du könnteſt doch wahrhaftig gerade nur antworten, wie mein ſeliger Mann dir, wenn du Liſſows Frau hätteſt werden wollen. Er iſt edel, Onkle, würdeſt du geſagt haben; er iſt gut, und verſtändig; er liebt mich, und wird mich glücklich machen; ihm fehlt nichts als das Wörtchen: Von. Und dein Sohn könnte von der Mohrin ſagen: ſie iſt edel, Mutter, gut und verſtändig; ſie liebt mich, und wird mich glücklich machen; ihr fehlt nichts als eine weiße Haut. Was könnteſt du ihm antworten? Gewiß, wenn alles ſo wäre, nichts Kluges, ſo wenig wie ein Adeliger in einem ſolchen Falle. Du ſiehſt, liebe Käthe, daß alle Menſchen ihre Vorurtheile haben, ſo gut wie der Adel. Der Bürger ſchilt auf unſern Stolz, und auch er hat den ſeinigen, den er mit eben ſo vieler Hitze vertheidigt.“

Aber, Tante, woher kommt es denn, daß man etwas gegen die ſchwarze Farbe hat? Da ſollte man ja beinahe auf des Vetters Syſtem von Menſchenracen fallen.

„Man hält den Adel für etwas Gutes; darum wollen die Adeligen keine Mißheirathen. Man hält die Schönheit, wozu nach unſren Begriffen die weiße Farbe gehört, für etwas

Gutes; und darum will der Europäer keine Verbindung mit einer Schwarzen gelten laſſen. Tugend und Geiſt, liebes Kind, ſind nur Kleinigkeiten, um die man ſich höchſtens nach der Trauung bekümmert.“

Ach, ja! das ſehe ich nun wohl.

„Jeder Stand hat ſeine Mißheirathen. Tauſend Bürgerliche aus den beſſeren Ständen, die auf unſern Stolz ſchelten, und ihn unmenſchlich nennen, würden Himmel und Erde bewegen, ehe ſie ihrem Sohne erlaubten, die Tochter eines Handwerkers, oder eine Magd, zu heirathen.“

Ja, da iſt doch aber die Bildung zu ungleich.

„Das iſt ihr Vorwand. Aber laß das Mädchen gebildet ſeyn; — und was fehlt denn einer Magd, die in guten Häuſern gedient hat, an der gewöhnlichen Bildung? Nichts als die Kleider ihrer Frau, ein Bedienter, und eine Equipage — laß eine Dienſtmagd gebildet ſeyn; und ſie werden dennoch nein ſagen.“

Liebe Tante, halten Sie es denn für billig, daß der Adel ſich ſo abſondert bei den Verbindungen ſeiner Kinder?

„Schlägt der Adelige ſeinem Sohne ein Mädchen ab, das edel, liebenswerth iſt, das ihn glücklich machen würde, und dem nichts fehlt als das Wörtchen Von: ſo iſt er ein Unmenſch, ein Thor. Doch der Bürger, der ſo handelt, iſt das ebenfalls.“

Aber, Tante, mit dem Adel muß es doch auffallender ſeyn; denn uns wirft man ja hauptſächlich dieſen Stolz vor.

„Natürlich. Die meiſten Schriftſteller ſind Bürgerliche: ſie ſehen nur unſer Vorurtheil, weil es ſie beleidigt; und ſo wird es in Schauſpielen, Romanen und Satiren verſpottet. Vertheidigen läßt ſich dieſer Stolz des Adels nicht; darum müſſen wir ſchweigen, wenn es auch Schriftſteller unter uns giebt. Den Bürger über ſeinen Stolz wieder zu geißeln, fällt keinem Adeligen ein, weil dieſer Stolz nicht ihm fühlbar wird, ſondern der Klaſſe, die unter ihm ſteht. Dieſe Klaſſe hat keine Schriftſteller; hätte ſie die, ſo ſollteſt du ſehen, wie ſie den Stolz der beſſeren Stände unter den Bürgerlichen geißeln würden. . . . Man wird es unnatürlich, raſend, abſcheulich nennen, daß mein Sohn eine Mohein heirathet, ſo edel, ſo treu, ſo erhaben das Mädchen auch iſt. Ja, glaube mir, liebe Käthe, man fände eine ſolche Heirath ſogar in einem Romane unnatürlich; doch, niemand würde ſagen können, warum. Tadelt der Philoſoph die Thorheit eines Standes, ſo ruft Alles, nur dieſen Stand ausgenommen: o ſchön! Greift er aber die Thorheit der Menſchen an, ſo hat er Alles gegen ſich."

Nun, liebe Tante, ich will Iglou recht herzlich, recht wie eine Schweſter lieben. Aber — Sie konnten es ja mit dem Vetter Quinctius ſo machen, wie damals mit mir und Liſſow. Durch Trennung würde auch dieſe Liebe wohl vergangen ſeyn.

„Dieſe Liebe wohl ſchwerlich ſo leicht, wie eure damalige kindiſche. Freilich würde ſie am Ende vergehen, ſo feſt und ſtark ſie auch iſt. Allein, liebe Käthe, glaubſt du nicht, daß mein Sohn einmahl eine Heirath ſchließen könnte, bei der vielleicht die Stadt nicht lachen, aber mein Mutterherz bluten würde? Willſt du nicht lieber Iglou deine Kuſine nennen, als jene liederliche Julie? Mein

Sohn iſt nun einmahl gewohnt, alles höchſt ſeltſam anzugreifen; und ich danke Gott, daß er ihm ein Herz für dieſe Mohrin gegeben hat.“

Das alles ſah Käthe ein, und dennoch blieb es ihr unerklärbar, wie Flaming eine Mohrin lieben konnte. Sie begriff es nicht eher, als bis ſie einige Wochen mit Iglou umgegangen war, und nun das treue, edle Mädchen ſelbſt mit Innigkeit liebte. Jetzt ſagte ſie wieder: wie war es möglich, Vetter, daß Sie ſo lange kalt gegen die edle Iglou bleiben konnten! — Die Baronin fühlte ſich, als ſie Iglou's Herz erſt ganz kennen lernte, unausſprechlich glücklich. O, meine Tochter, ſagte ſie oft: in deine Hände wollte ich kühn das Glück einer Welt legen; dein Herz wäre groß genug für ſie. Jetzt trieb ſie ſelbſt Iglou an, den Hochzeitstag zu beſchleunigen. Iglou zögerte noch immer mit banger Furchtſamkeit. O Gott! ſagte ſie, als die Mutter aufs neue in ſie drang: wenn er aufhörte, mich zu lieben! — Iglou, erwiederten Käthe und die Mutter; hörte er auf dich zu lieben, welches Mädchen könnte dann einem

Manne ſeine Hand geben, ohne zu zittern?

Iglou beſtimmte endlich den Tag. Die Trauung wurde in der Stille vorgenommen und ſonſt niemand dazu eingeladen, als der Oberſt Brenſen, der gerade in Geſchäften nach Berlin gekommen war. „Iſt es möglich?“ ſagte der Baron, nach der Trauung. „Wer hätte denken ſollen, daß eine Mohrin meine Frau werden würde! Aber dennoch bin ich ſo glücklich, ſo ſelig!“ Er faßte Iglou mit einer Hand, den Oberſten Brenſen mit der andern, führte Beide an den Kamin, und holte nun einen Stoß Papiere, die ſein Menſchenracen-Syſtem enthielten, und die er aus dem Brande ſeines Schloſſes mit Mühe und Noth gerettet hatte. „Sieh, Iglou,“ ſagte er, und drückte ſie mit Innigkeit an ſein Herz; „du haſt mein Syſtem geſtürzt.“ (Er warf die Papiere mit großem Muth in die Flamme.) „Mache ich es ſo recht, lieber Oberſt?“ Recht ſo, lieber Flaming! Und wer das abſcheuliche, Menſchen trennende Syſtem wieder aus der Flamme hervorholt, dem gebe der Himmel zur Strafe eine Frau, die ſo ſiend iſt, wie ein Blaſſert, und inwendig ſo ſchwarz wie der Teufel! Aber in das Feuer auch mit Ihren übrigen Syſtemen! Sie ſind alle nichts Beſſeres werth, Ihr Syſtem von den Schönheitslinien im Gemüth, vom Generalbaſſe, dem Lateinlernen, und was des Plunders mehr iſt, den Sie erfunden haben.

„Nun, lieber Oberſt, nur nicht zu raſch! Selbſt in dem Syſtem, das dort brennt, war viel Gutes, viel Gedachtes. Und mein Syſtem von der Liebe — das hat Iglou erwieſen. Seitdem ich ſie liebe, entdecke ich alle die Schönheitsformen und Linien an ihr, die ich ehemals an Emilien fand. Wie ſollte das anders zugehen, als daß dieſe Form in meinem Gemüthe iſt, und daß ich ſie jetzt nur an Iglou übertrage? Denn — ſetzen Sie Sich doch, lieber Oberſt — denn die äußere Erſcheinung, oder das, was Iglou eigentlich an ſich iſt. . .“

Iglou, Herzens-Iglou, unterbrach ihn der Oberſt; ich bitte dich, mach, daß du mit ihm zu Bette kommſt! Der Menſch erfindet ſonſt heute Abend noch ein Syſtem, nach welchem er dir beweiſt, was du eigentlich und uneigentlich biſt. Eigentlich biſt du ſeine Frau; aber wenn er erſt in das Syſtemmachen kommt, ſo kannſt du morgen noch etwas ſehr Uneigentliches ſeyn: weder Frau noch Mädchen! — Er ließ die beiden Liebenden allein. Der Baron vergaß in Iglou's Armen ſeine Syſteme wieder, und der Morgen begrüßte ein glückliches Paar Eheleute.

Die Stadt erfuhr dieſe Heirath, und erſtaunte. „Eine Mohrin!“ Man ſagte aber dabei: „der Baron hat in dieſem Kriege ſein Vermögen verloren, und die Mohrin iſt eine reiche Erbin aus Amerika. Er wird ſich ſchon ſchadlos halten. Sie muß doch ungeheuer reich ſeyn! Wie viel mag ſie wohl haben?“ — Man forſchte, und erfuhr, daß ſie arm war. Nun wunderte man ſich erſt recht. Eine Menge Leute drängten ſich zu Graßheims, die junge ſchwarze Frau von Flaming zu ſehen. Man ſah, man ſprach ſie. Nun erklärte man den Baron hinter ſeinem Rücken für einen Narren, und ſeine Mutter für toll. Dabei blieb man auch, troß dem, was einige Vernünftige von dem Charakter und dem Geiſte der Mohrin rühmten.

Zuweilen machte man der Frau von Flaming auch ins Geſicht Vorwürfe darüber, daß ſie die Verheirathung ihres Sohnes mit dieſer häßlichen Mohrin zugegeben hätte, und prophezeiete daraus großes Unglück. Dann aber holte ſie ganz ruhig den la Bruyere, und las die Stelle vor: Si une laide se fait aimer, ce ne peut être qu'éperduement: car il faut que ce soit par de plus secrets et de plus invincibles charmes que ceux de la beauté. „Wie viel Geiſt, ſagte ſie, wie viel Güte des Herzens, wie viele verborgene Reitze des Charakters und der Seele muß meine Schwiegertochter haben, daß ſie meines Sohnes Augen gegen ihre Geſtalt hat verblenden können! Wie ſtark muß eine Liebe nicht ſeyn, die ſolche Wunder thun konnte!“ Frau von Flaming hatte Recht. Der Baron liebte ſeine Gattin mit jedem Tage zärtlicher; Liebe für ſie wurde ſein ganzes Weſen, ſein ganzer Charakter: er war glücklich, und Iglou war es mit ihm.

Jetzt fiel ihm keine ſeiner gewöhnlichen Grillen ein. Er dachte und lebte wie ein anderer Menſch; das Einzige, was ihn auszeichnete, war ſeine zufriedne Ruhe, und die Einſamkeit, die Iglou ihm zu einem Genuſſe von tauſend Freuden machte. Endlich aber verſchaffte ſich doch auch die Mutter mit ihrer Sorgſamkeit Gehör; ſie machte ihren Sohn auf den Zuſtand ſeiner Güter aufmerkſam. Freilich konnte er jetzt nichts thun, da die Ruſſen ſchon wieder anfingen ſich zu nähern; indeß rieth ihm die Mutter, er ſollte ſich ſchon im voraus das Wohlwollen der Miniſter zu erwerben ſuchen. Man hatte in Berlin einen ſo großen Begriff von der Gelehrſamkeit des Barons, daß ein gewiſſer Miniſter, ein Bekannter des Graßheimiſchen Hauſes, der Mutter zu verſtehen gab: ihr Sohn würde wohl daran thun, wenn er irgend ein Amt annähme; und bei ſeinen Kenntniſſen müßte er bald vorwärts kommen.

Die Mutter ſprach mit dem Baron darüber, und dieſe ganz neue Idee gefiel ihm. Er konnte nicht begreifen, wie er ſelbſt nicht ſchon lange auf den Gedanken gefallen war, dem Vaterlande zu dienen. Jetzt ließ er ſich mit großem Enthuſiasmus darauf ein, und ſah ſchon im Geiſte, wie er als Staatsminiſter das Ruder der Regierung führte, und die Bürger glücklich machte. Dieſe edle Idee lockte Freudenthränen in ſeine Augen. Er ſuchte jetzt mehr als Einen Miniſter auf, machte ſich Verbindungen, und nichts ging ihm ſchnell genug. Graßheims Freund, der Miniſter, verſprach ihm, ſeinen Einfluß für ihn zu verwenden, und hielt Wort. Man kam nun zu beſtimmteren Ideen und Fragen.

Auf welches Fach, Herr Baron, fragte der Miniſter, haben Sie Sich denn beſonders gelegt? auf Finanzſachen, Kameralia, oder das juriſtiſche? — Der Baron wußte nicht recht, was er antworten ſollte, und bat ſich Bedenkzeit aus. Ich wünſchte, ſagte der Miniſter gütig, Sie wählten das Juſtizfach. Dann könnte ich Ihnen unmittelbar nützen; und gerade darin fehlt es an philoſophiſchen Köpfen, die das barbariſche Dunkel nach und nach erhellen. Geben Sie mir weitere Nachricht von Ihrem Entſchluſſe.

Der Baron käuete, als er wieder zu Hauſe kam, an den Nägeln, und unterſuchte, in welchem Fache er am thätigſten für das Wohl der Menſchen arbeiten könnte. „Der

Miniſter hat Recht," ſagte er nach einigem Ueberlegen; „das Fach der Juſtiz! Welche barbariſche, willkührliche Geſetze!" Er nahm Feder und Papier, machte einen Entwurf zu einer philoſophiſchen Geſetzgebung, ließ ſich den Montesquieu, den Xenophon holen, machte Auszüge, und vergaß über dieſe Arbeiten beinahe ſeine Iglou. In Kurzem hatte er ſein Syſtem einer ganz neuen Geſetzgebung vollendet, welche Preußen zu einem philoſophiſchen Staate machen und auf die höchſte Stufe des Glückes erheben ſollte. Nun eilte er mit ſeinen Papieren zu dem Miniſter, und legte ſie ihm triumphirend vor. Der Miniſter ſchüttelte den Kopf. Lieber Herr Baron, ſagte er ſanft: Ihre Meinung mag recht gut ſeyn; aber das alles ſind unausführbare Plane, zu denen ſie ſich erſt eine eigene Erde und eigene Menſchen ſchaffen müßten. Ich habe die Cyropädie auch geleſen; doch in der That eine ſolche Erziehung iſt in unſeren monarchiſchen Staaten wenigſtens in den nächſten Jahrhunderten nicht auszuführen. Glauben Sie mir, ſo etwas iſt leichter geſagt, als gethan. Ich will Sie nicht anſetzen, daß Sie dem Staate eine andere Form geben, ſondern, daß ſie in ihm, ſo wie er nun einmal iſt, dazu beitragen ſollen, Menſchen zu beglücken. Anſtatt ihres ganzen Syſtems machen Sie eine Relation, in der Sie zeigen, daß Sie die Landesgeſetze kennen.

„Die Landesgeſetze, Ew. Exzellenz? Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich mich damit nie abgegeben habe.“ Der Miniſter wunderte ſich. Nicht? ſagte er; das bedaure ich ſehr; denn glauben Sie mir, um nur die kleinſte Verbeſſerung in einem Staate mit gutem Erfolge zu unternehmen, muß man die unbedeutendſten Landes- und Provinzialgeſetze, ja ſelbſt die Privilegien einzelner Perſonen kennen. Freilich ſoll der Diener des Staats immer ein Ideal vor ſich ſehen, nach welchem er handelt; aber es ſogleich ausführen wollen, heißt den Staat umſtürzen, nicht, ihn verbeſſern. Montesquieu, Plato und Xenophon haben wohl daran gethan, daß ſie ihre Ideale zeichneten; aber der thut nicht wohl, der ſich einbildet, dieſes Ideal könne, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, zur Wirklichkeit gebracht werden. Vielleicht vergehen noch

Jahrtauſende, ehe unſre gewöhnlichen Staatsdiener Ihren Plato für etwas Andres als einen Raſenden halten. Ihr Herren auf den Studierzimmern habt gut Staaten bauen! Doch unſer einer zittert und bebt, wenn er auch nur den unſinnigſten Mißbrauch abſchaffen will. Alles iſt einem dann entgegen. Nein, Herr Baron, ſtudieren Sie die Landesgeſetze, den Gang unſerer Juſtiz. Glauben Sie mir, unſere jungen Herren prahlen mit der Philoſophie gewöhnlich nur, um ihre Unwiſſenheit und Trägheit dadurch zu verſtecken. Freilich iſt es ganz bequem, an der Staatsmaſchine, die Zufall, Krieg und mehrere Geſetzgebungen gebauet haben, Fehler aufzuſuchen; aber dieſe Maſchine ſo fortzutreiben, daß ſie ſo wenig Menſchen als möglich verletzt, hier den Gang anzuhalten, dort ihn zu beſchleunigen, hin und wieder ohne Aufſehen, ganz in der Stille, etwas auszubeſſern: das iſt mühſamer, doch auch verdienſtlicher, als einen neuen Staat auf Papier zu zeichnen. — Ich hoffe Sie anzuſetzen, ſobald Sie mir werden geſagt haben, welches Fach Sie am beſten kennen, aber nicht in Platons oder

Xenophons Staate, ſondern in dem Preußiſchen.

Der Baron kam ziemlich abgekühlt zu Hauſe. Er fing eine genaue Unterſuchung mit ſich an, und fand zu ſeinem Erſtaunen, daß er, wenn der Miniſter es ſo nehmen wollte, nicht in Ein Staatsfach ſo ganz paßte. Indeß war ihm doch die Idee ſchmeichelhaft, ſeinen Mitbürgern Dienſte zu leiſten; er nahm daher ein Fach nach dem andern vor, und fand überall in ſeinem Kopfe Lücken. „Das Alles, weiß ich nicht,“ rief er am Ende verdrießlich, und warf die Bücher zurück: „nicht ein Wort weiß ich davon. Aber eben deswegen, weil ich ſo unwiſſend darin bin, tauge ich ganz zum Reformator. Gerade dieſe Unwiſſenheit giebt mir einen höheren Charakter; ſie macht mich zu einem Bürger der Welt, des ganzen menſchlichen Geſchlechtes. Der Miniſter iſt wunderlich, daß er Werth auf Kenntniſſe legt, die eine Meile jenſeits der Preußiſchen Beſitzungen nichts ſind, und mit denen ich in Aſien für einen Wahnſinnigen gelten würde. Nein, ich gehöre dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, und von nun an will ich nur im Großen arbeiten, das Ideal eines philoſophiſchen Staates zeichnen.

Aber, troz dieſen ſtolzen Vorſätzen fühlte er doch eine kleine Scham, da er ſich geſtehen mußte, daß er auch das Fach, auf welches er ſich berief, die Philoſophie, nicht gründlich kannte. Selbſt Platons Schriften hatte er nie ſtudiert. Es giebt ja jetzt viele Philoſophen von ſeinem Schlage, die gar nichts geleſen haben als ein Paar politiſche Romane und die Zeitungen, und die ſich dennoch zu Reformatoren des menſchlichen Geſchlechtes aufwerfen!

Der Baron fing nun ſogleich mit großem Eifer an den Plato zu leſen, und ſah' denn freilich wohl, daß Sokrates nur zum Wohl ſeiner Mitbürger philoſophirt hat. Indeß fand er in dem Theätetus eine Stelle, die ein rechter Triumph für ihn war. Er eilte mit glühendem Geſichte zu ſeiner Mutter in das Zimmer. „Hier, liebe Mutter," rief er; „hier iſt eine Stelle, aus der Sie ſehen werden, wie ſehr Unrecht der Miniſter und auch Sie haben, wenn Sie fordern, daß ich die Landesgeſetze wiſſen ſoll." (Er hatte ſeiner

Mutter die Unterredung mit dem Miniſter erzählt, und ſie war der Meinung geweſen, daß dieſer nicht Unrecht hätte.)

Der Baron legte einen Folianten auf den Tiſch, und hob mit lauter Stimme an: „Sie kennen den Sokrates, Mutter, und lieben ihn als den edelſten, den weiſeſten Menſchen. Nun hören Sie, was er von dem Philoſophen ſagt, wie er ihn beſchreibt, den wahren, den erhabenſten Philoſophen. Hören Sie!“ „Der erhabenſte Philoſoph kennt von Jugend auf nicht einmahl den Weg zum Gerichtshofe; er weiß nicht, wo das Juſtiz-Kollegium, wo das Rathhaus, wo das Kammergericht in der Stadt iſt. Von den Landesgeſetzen, von den Edikten hört er ſo wenig als er ſie lieſt. Sich Konnexionen zu machen, damit er zu einem Amte gelange, deshalb Feten zu geben, dazu etwa die Vorſprache hübſcher Mädchen zu brauchen: das fällt ihm nicht im Traume ein. Der ehemalige Zuſtand des Staates, ob er gut oder übel war, ob ſeine Vorfahren daran Theil genommen oder nicht, hat eben ſo wenig Intereſſe für ihn, als den Sand des Meeres zu zählen. Es fällt dem Philoſophen nicht einmahl ein, daß man ſo etwas wiſſen könne.“ — „Sehen Sie, liebe Mutter, auch ich wußte wahrhaftig nicht einmahl, daß ich die Landesgeſetze nicht kenne, als bis es der Miniſter mir ſagte. Doch hören Sie weiter!“ — „Und es iſt nicht etwa Prahlerei, daß er ſich um das Alles nicht bekümmert. Nein! Er iſt nur mit ſeinem Körper in dem Staate zugegen; ſein Geiſt aber, der das alles für kleinlich, für zu niedrig hält, ſchwebt immer über der ganzen Erde, unterſucht nur die Natur des ganzen Univerſums, und deſſen was dazu gehört, nicht aber die Kleinigkeiten, die um ihn her vorgehen.“

Steht das da, mein Sohn? fragte die Frau von Fläming ein wenig ungläubig.

„Soll ich es Ihnen Griechiſch vorleſen? Οὗτοι δε τω . . .“

Ich verſtehe kein Griechiſch. Aber es muß nothwendig in einer andern Bedeutung da ſtehen, als du es geleſen haſt; ſonſt würde ich meine Meinung von Sokrates zurücknehmen.

„Ich verſichere Ihnen, es ſteht hier ſo. Er vergleicht den Philoſophen mit dem Juriſten. Und nun ſehen Sie, liebe Mutter, wie das ſo ganz auf mich paßt. Ich habe ſtudiert, und bin fleißig geweſen; aber nichts, gar nichts, weiß ich von den ſo genannten nützlichen Wiſſenſchaften. Alles weiß ich, doch nur das ganz Allgemeine der Dinge. Es iſt mir, wie hier Sokrates ſagt, nicht einmahl eingefallen, daß man etwas Anderes wiſſen könne; und eben dadurch gehöre ich der Welt, den Menſchen; nicht Einem Lande, Einem Volke. Sie waren ängſtlich, und nun ſehen Sie doch, daß wenigſtens Sokrates und Plato meiner Meinung ſind."

Ich kann die Stelle nicht leſen; aber ſteht ſie ſo da, und iſt ſie eine Vergleichung des Philoſophen mit dem Juriſten, ſo wollte ich wetten, daß ſie anders gemeint ſeyn muß. Es iſt ſicher von den Rabuliſten die Rede, nicht von den Juriſten, welche das Wohl, das Eigenthum, die Ehre und das Leben ihrer Mitbürger vertheidigen. Wenigſtens würde hieraus folgen, daß nicht alle Menſchen Philoſophen ſeyn können, wie du immer behaupteſt. Denn wenn niemand ſich um die Landesgeſetze bekümmerte, ſo würde . . .

„Es würde nichts weiter folgen, liebe Mutter, als daß bei einer Welt voll Philoſophen die Geſetze unnütz wären. Und dahin muß es kommen! Der Zweck des Staates iſt, den Staat unnütz zu machen. So widerſprechend das Ihnen auch ſcheinen mag, ſo iſt es dennoch wahr; und ehe noch ein halbes Jahrhundert vergeht, wird man das von den Dächern predigen.“

Ich weiß nicht, Quinctius, ob ich mich über dich betrüben, oder über dich lächeln ſoll. Wann wirſt du doch endlich die Mittelſtraße halten lernen!

Der Baron blieb aber, trotz dem Allen, dabei, es ſey thöricht, etwas zu wiſſen, das auf die Landesverfaſſung Beziehung habe. So wurde, wie man leicht denken kann, der Umgang mit dem Miniſter abgebrochen, und der Baron wußte von jetzt an nicht, wo die Kammer, das Kammergericht und das Rathhaus in Berlin waren. „Lieber Gott!“ ſagte er; „wer kann das wiſſen! ſolche Kleinigkeiten!“

Der Miniſter hatte ihn indeſſen zu einer Stelle empfohlen, die weniger poſitive Kenntniſſe, als geſunden Menſchenverſtand erforderte. Da Flaming ſich nicht wieder meldete, ſo redete der Miniſter ihn an, als er ihn einmahl bei Graßheim ſah. „In der That, Ew. Excellenz,“ ſagte Flaming lächelnd; „ich fühle mich vollkommen unfähig, dem Staate in irgend einer Stelle zu dienen. Dieſe feſte Ueberzeugung allein hat mich abgehalten, Ihnen beſchwerlich zu fallen.“

Herr Baron, erwiederte der Miniſter, und ergriff mit Wärme ſeine Hand: dieſes Selbſtgeſtändniß iſt mir ſo viel werth, als die beſte Relation, die Sie hätten machen können. Bei dieſer Ihrer Beſcheidenheit kann ich hoffen, daß Sie ſehr bald ein andres Urtheil über ſich fällen werden, und ich habe ſchon für eine Stelle . . .

„Ew. Exzellenz ſind ſehr gütig,“ ſagte der Baron; „ich bedaure nur, daß ich von dieſer Güte keinen Gebrauch machen kann. Kleinliche Angelegenheiten, wie die Umſtände meiner Mitbürger, würden mich nie intereſſiren. Die Juriſten, die Staatsbedienten überhaupt, ſind Sklaven gegen den Philoſophen. Sie müſſen thun, was der Staat will; ich thue, was ich will. Ihr Dichten und Trachten betrifft immer nur Geld, Eigenthum, Leben. So werden ſie kleinlich, ſchlechtdenkend, eigennützig, kriechend. Ihr Geiſt wird erdrückt, und nun erlauben ſie ſich Ränke, Betriegereien, Ungerechtigkeiten. So ſinkt ihr Charakter, ihre ganze Seele, endlich in die niedrigſte Sklaverei.“

Welch ein ſeltſames Bild zeichnen Sie da! ſagte der Miniſter empfindlich.

„Ich zeichne es nicht eigentlich. Sokrates hat es entworfen; und leider! ſind die Züge nur allzu ähnlich, man betrachte wen man will.“

Aber fühlen Sie nicht, Herr Baron, daß ſolche Sätze Sie lächerlich machen werden?

„Was wollte ich nicht! Sokrates ſagt: „wenn der Philoſoph eigene oder Staatsgeſchäfte treiben ſoll, ſo dient er gewiß allen Menſchen zum Gelächter. Man wird ihn für blödſinnig halten. Er verſteht nichts von dem, was die meiſten Menſchen verſtehen. Er kann nicht einmahl wieder ſchimpfen, ohne Gelächter zu erregen; denn er weiß von niemanden etwas Böſes, das er ihm vorwerfen könnte. Er wird ihn alſo mit etwas ſchimpfen, das die Menge nicht für ſchimpflich hält.“ Leſen

Ew. Excellenz die ganze Stelle; ſie ſteht beim Plato im Theätetus. Sie werden dann ſehen, warum ich mich unfähig fühle, je ein Amt anzunehmen, das mich um den menſchlichen Charakter bringen müßte.“

In der That ein albernes Geſchwätz von Plato, wenn er es geſagt hat! erwiederte der Miniſter lächelnd. Doch vielleicht ſagte er es, als er aus Sicilien verbannt worden war. Man muß dergleichen einem verabſchiedeten Günſtlinge zu gut halten. Es iſt die Sprache des Neides.

„Sein Prognoſtikon hat er ſich ſelbſt geſtellt, Ew. Exzellenz. Er ſagt am Ende dieſer Betrachtung von den Juriſten: „dieſe Menſchen bilden ſich Wunder ein, wie wichtig ſie ſind, und halten die Lehren des Philoſophen für albernes Geſchwätz, für Raſerei.“ Natürlich kann ich kein beſſeres Geſchick verlangen, als Plato.“ Der Miniſter drehete ſich mit einer leicht ſpottenden Miene, mit einer kleinen Verbeugung von dem Baron ab, weil das Geſchwätz ihn verdroſſen hatte. Der Baron handelte gerade, wie der Philoſoph, den Plato beſchreibt. Er beleidigte den Miniſter, ohne es zu wiſſen, ohne es einmahl zu ahnen. Er meinte, der Miniſter ſollte ihn bewundern; und dieſer ſagte vor ſich: der Menſch iſt ein ausgemachter Narr! Der Miniſter war nicht rachſüchtig, aber doch ein Menſch. Bei Gelegenheit ſprach die Baronin mit ihm über das ganz von den Ruſſen zerſtörte Gut ihres Sohnes. Gnädige Frau, antwortete er lächelnd; der Staat ſoll und wird helfen, ſobald Hülfe möglich iſt: nach Endigung des Krieges; aber dann erlauben Sie, daß man bei den Unglücklichen und Verdienten anfängt. — „Mein Sohn . . .“ — bedarf nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe keiner Hülfe. Sein Gut gehört zu den Dingen, über die er ſehr weit erhaben iſt. Und überdies — wer dem Vaterlande nicht dienen will, darf auch auf keine Gegendienſte rechnen.

Die Frau von Flaming fragte nicht einmahl nach dem Zuſammenhange, um den Miniſter nicht noch mehr zu erbittern. Sie machte ihrem Sohne einige ſanfte Vorſtellungen. Er lächelte, und fragte: „welcher Miniſter? . . . Ah! iſt der Miniſter? das habe ich ganz vergeſſen. Liebe Mutter, was kümmern mich ſolche Dinge! Wenn nur der Krieg erſt zu Ende iſt, das Geld zum Bau wird ſich finden. Was ſoll ich um dieſe Kleinigkeit beſorgt ſeyn!“ — Kleinigkeit? erwiederte die Mutter. Ich glaube, du träumſt. Vielleicht wird der Bau allein an zwanzig tauſend Thaler koſten.

Iglou zog lächelnd eine Brieftaſche hervor, und ſagte: in der That eine Kleinigkeit, liebe Mutter. Hier iſt ein Wechſel auf die Summe, die Sie eben nannten; und mit umgehender Poſt kann ich noch einmahl ſo viel haben. — Die Frau von Flaming wunderte ſich; der Baron fragte ruhig: „woher?“ — Von Hilberts, antwortete Iglou eben ſo ruhig. Ich ſchrieb ihnen deinen Verluſt, ohne ihn genau zu beſtimmen. Da ſchickte mir Hilbert dieſen Wechſel für die erſten Verlegenheiten. — „So?“ fragte der Baron kalt . . . „Aber was machen denn unſre guten Hilberts?“ fragte er dann ſogleich mit aller Wärme. Iglou erzählte, und von der Geldſumme wurde nicht ein Wort mehr geſprochen. Die Frau von Flaming fand freilich die Ruhe ihres Sohnes, da er ſolche

Freunde hatte, ganz natürlich. Sie erkundigte ſich näher nach der Summe; doch Iglou wußte ihr nicht viel mehr zu ſagen, als daß ſie da war. Auch in Emiliens Briefe, den ſie von Iglou zu leſen bekam, war zu ihrem Erſtaunen von dem Wechſel nur beiläufig, als von einem leichten Opfer der Freundſchaft und Dankbarkeit, die Rede.

Mehrere mahle hatte der Baron nach Königsberg geſchrieben, mehrere mahle einige Artikel für Liſſow in die Zeitungen rücken laſſen; aber nie bekam er Antwort, und war nun über das Geſchick ſeiner Freunde ſehr unruhig. Doch endlich erhielt er unvermuthet Briefe durch einen Preußiſchen Kaufmann, der eine Zeitlang mit der kleinen Kolonie von Flüchtigen ihr Geſchick getheilt hatte. Sie waren mehrere mahle geplündert worden, und dem Hunger, der Verzweiflung ausgeſetzt geweſen. „Ach, lieber Flaming!“ ſchrieb Liſſow; „ich habe Tage erlebt, Grauſamkeiten geſehen, bei denen ich der Vorſehung dankte, daß Jakobine und meine Kinder ſchon dahin waren. Iſt es nicht ſchrecklich, daß Rachſucht und Wuth den Menſchen dahin bringen können,

nen, die Todten zu beneiden! Laß dir von dem Ueberbringer unſre Begebenheiten erzählen. Er iſt in der erſten Zeit der treue Gefährte unſrer Unglücksfälle geweſen; und kannſt du helfen, ſo nimm dich ſeiner an, da wir ihm Freundſchaft und Liebe ſchuldig ſind. Doch, ich Unglücklicher! Vielleicht ſchreibe ich vergebens. Vielleicht biſt du ſchon bei meiner Gattin, bei meinen Kindern! Und ich Verlaſſener bin noch allein auf dieſem großen Leichenfelde, ſehe, wie das Elend um mich her wüthet, wie die Verzweiflung jammert, und wie der einzige Freund des Menſchen, der Tod, endlich langſam folgt, aber dennoch grauſam, wie alles, was menſchlich heißt, erſt ein junges, blühendes Weib, unſchuldige Kinder wegreißt, ehe er mitleidig dem Leben des Troſtloſen ein Ende macht. Mein alter Vater allein iſt größer als unſer Geſchick. Er tröſtet uns lächelnd, wenn wir jammernd die Hände ringen, oder uns ſchweigend in das bleiche Angeſicht ſehen. Ach, ſein Lebensfaden iſt durch das Alter ſchon ſo ſchwach, daß es nur eines Hauches bedarf, ihn zu zerreißen. Darauf verläßt er ſich. Er iſt im Haſen, und ſpricht nun den Unglücklichen, die noch mit der ſtürmenden Welle treiben, Muth zu.“

„Sein Ohr vernimmt ſchon die Friedensgeſänge des Himmels; doch das meinige trifft, ſelbſt im Schlafe, der Jammer einer zerſtörten Welt, und dazwiſchen das Angſtgeſchrei meiner unglücklichen Kinder, wie die ſchreckliche Flamme — — ach, Gott! könnte ich nur dies Einzige ungeſchehen machen; gern wollte ich alle meine Hoffnungen dafür hingeben! — — wie die ſchreckliche Flamme ſie in der Ferne umringt, wie ſie die unſchuldigen Hände gen Himmel aufheben, dann von der Flamme ergriffen werden; wie ſie nun brennen, noch immer um Hülfe ſchreien, und langſam unter Höllenqualen ſterben!“

„O Flaming, da ſitze ich, zittre, und frage: wozu wurde ich geboren! Hat die ewige Güte den dunkeln Plan meines Lebens entworfen? oder gab ſie mich allein dahin, ein Spiel des Zufalls, oder eines böſen Weſens zu ſeyn? Ich freue mich, daß ich nun ganz nackend in meinem Elende da ſtehe, und daß mir nichts mehr geraubt werden kann, als das Leben. Das Leben? O! ſchon längſt iſt mein Geiſt in jenen ſtillen Gefilden der Ruhe, des Grabes. Nur mein Körper athmet noch hier unter dem Geſchrei des Todes. Wollte Gott, meine letzte Stunde hätte geſchlagen! Mein Vater hält dieſen Wunſch für unrecht, für unmenſchlich! Aber ſoll denn der Menſch nicht einmahl hoffen? darf er ſich nicht aus dem Sturme, aus dem Schiffbruche an das Land ſehnen? ſoll er den Giftbecher des Geſchickes mit Blumen kränzen?"

„Ach, du ſollteſt einmahl deine Blicke auf den Kreis deiner unglücklichen Freunde werfen! Ich lächle, daß ſie ſo viel für die Erhaltung eines Jammers thun, den ſie Leben nennen; daß Karoline und ihr Bruder ſo fleißig an dem Wollrade ſpinnen, um ihren Athem zu Klagen, zu Seufzern zu friſten. Auch mein Vater braucht den letzten Reſt ſeiner matten Kraft, den ſchwachen Faden ſeines Lebens zu erhalten. Ich ſpinne mit, um ſie nicht zu betrüben. Sie freuen ſich, wenn ſie am Abend ihre Arbeit verkauft haben, und zählen die wenige Kupfermünze, ihren Gewinn, als ob ſie der Bürge eines beſſeren Schickſals wäre; aber eine Stunde darauf iſt ſie verzehrt, und wir fangen aufs neue unſer Tagewerk an.“

„Ich verberge meine Thränen, verhülle die Wunden meines Herzens, und ſcheine mich mit ihnen zu freuen; denn auch die beſten Menſchen — und das ſind ſie — können den Schmerz eines Andern nicht immer ahnen. Neulich fand mein alter Vater in dem Gurte ſeiner Beinkleider noch ein Goldſtück, das den raubſüchtigen Menſchen, die uns plünderten, entgangen war. Alle traten zu dem elenden Stücke Metall hin, und betrachteten es, wie ein Unglücklicher die Hoffnungen des Himmels. Karoline kaufte ein beſſeres Gericht Eſſen ein, und machte dadurch Alle, nur mich nicht, heiter. Sie ſagte: nun noch Iglou's ſanfte Lautentöne; was fehlte uns dann? Ach! dachte ich; können ihre Lautentöne die Todten erwecken? Sieh, Flaming! das iſt es; ach! das iſt es, weshalb ich mich weg wünſche von dieſem Schauplatze des Jammers. Ein Vater ſitzt zwiſchen ihnen, deſſen Kinder die Flamme verzehrt hat;

und ſie denken nicht daran. Sie ahnen nicht einmahl, daß die Flamme, die meine Kinder tödtete, noch immer verzehrend in meiner Bruſt brennt. Ach, vielleicht biſt auch du glücklich, wenn dieſe Klagen vor deine Augen kommen; und dann wird ein Seufzer, ein Achſelzucken, alles ſeyn, was du für deinen Freund noch haſt. Es iſt nicht deine Schuld, es iſt die Schuld der Natur; ſie gab ja den Menſchen ein Herz, das nichts als ſich ſelbſt fühlt.“

„Sie verweiſen mich auf morgen, und dann wieder auf den folgenden Tag. Ach, ſie bedenken nicht, daß mein Schmerz der Punkt iſt, um den meine Zeit ſich unveränderlich drehet. Sie wollen nicht begreifen, daß mich unmöglich etwas tröſten, daß ſelbſt die Allmacht des Himmels mich nicht anders retten kann, als in das Grab. Ich ſoll mich überreden laſſen, das Grab könne ſeine Todten zurückgeben. Sie ſtellen ein Vielleicht dahin, an das ſie ſelbſt nicht glauben, und ſchmähen, daß mein Schmerz vor dieſem Trugbilde nicht weichen will. Das iſt unſer Zuſtand. Sie ſpinnen ihre Wolle, ihre Hoffnungen, ihr Leben ab; ich nähre meinen Schmerz mit blutender Seele, bis der Tod endlich rufen wird: es iſt genug, du Armer! — Lebe wohl, Flaming. Ach, du hatteſt wohl Recht, als du ſagteſt: man ſollte nichts als unglücklich ſeyn; denn iſt das Leben etwas Anderes als Unglück?“

Der Baron las die Briefe mit naſſen Augen, ließ ſich dann von dem Kaufmanne die Begebenheiten ſeiner Freunde erzählen, und hörte mit klopfendem Herzen. Er unterſtützte den Kaufmann edelmüthig. Aber nun wollte er auch für ſeine Freunde thätig ſeyn, und wußte doch nicht wie, da die Verbindung zwiſchen Preußen und der Mark völlig wieder aufgehoben war. Er lief in Berlin umher, und fragte alle ſeine Bekannten um Rath, wie man Gelder nach Königsberg ſchaffen könnte; aber niemand wußte ihm ein ſichres Mittel anzugeben.

Als er einige Tage geforſcht hatte, entſchloß er ſich, ſelbſt nach Königsberg zu reiſen und ſeinen Freunden Hülfe zu bringen. Seine Mutter bat ihn, ſich nicht ſolcher Gefahr auszuſetzen; er blieb aber feſt bei ſeinem

Entſchluſſe. Nun forderte ſie von Iglou, daß ſie ihn davon abhalten ſollte. Iglou's Augen ſtanden voll Thränen; aber zur Erfüllung dieſes Verlangens war ſie nicht zu bringen. Jetzt erhob ſich ein neuer Streit. Der Baron ſprach mit Iglou darüber, wie ſie während ſeiner Abweſenheit leben ſollte. Sie ſah ihn ſtarr an, und ſagte: ich? während deiner Abweſenheit? Flaming! du glaubſt, ich würde dich in einem Augenblicke deines Lebens verlaſſen? Ich gehe mit dir!

„Du bleibſt, Iglou! Bedenke doch die Gefahren dieſer Reiſe!“

Eben die will ich mit dir theilen. Wäre die Reiſe ſicher, ſo möchteſt du ſie ohne mich machen; aber jetzt! Ich reiſe mit dir.

„Iglou, liebe Iglou, in deinen Umſtänden! Du trägſt ein Kind unter deinem Herzen! Ich bitte dich!“

Angſt um dich würde mich hier tödten; aber in deinen Armen, an deiner Seite, iſt alles, Schmerz und Tod, ein Glück für mich. Ich reiſe mit dir.

Iglou war nicht von ihrem Entſchluſſe abzubringen, und der Baron ſchwankte nun zwiſchen Liebe und Freundſchaft. Jetzt fand ſich ein Mann von bekannter Redlichkeit, der von dem Ruſſiſchen Befehlshaber einen Paß zu einer Reiſe nach Danzig zu erhalten gewußt hatte, und dem man ohne Bedenken Geld anvertrauen konnte. Der Baron gab ihm eine beträchtliche Summe für ſeine Freunde mit, und ſagte zugleich dem unglücklichen Liſſow in einem Briefe, daß ſeine Kinder wohl noch leben könnten. Aber nach einigen Wochen brachte die Familie des Kaufmanns mit lautem Jammer dem Baron die Nachricht, daß er unterweges von umherſtreifenden Räubern beraubt und ermordet ſey. Nun war die vorige Verlegenheit wieder da. Der Baron konnte ſich jetzt noch weniger entſchließen, die Reiſe mit Iglou zu unternehmen, da ihre Entbindung immer näher herankam. Er ſchickte nun mit allen Gelegenheiten, die er finden konnte, kleinere Summen ab, und hoffte, daß wenigſtens Eine an ſeine Freunde kommen würde. Eben ſo ſehr wie dieſe, beunruhigte ihn jetzt auch Iglou, an deren Herzen ein ſtiller Kummer zu nagen ſchien. Er drang in ſie; und ſie ſagte ihm endlich: ach, wir ſind undankbar! Liſſow hat Recht. Wir ſind glücklich, und denken nicht einmahl an die Menſchen, die uns ſo nahe angehen. Können nicht deine Unterthanen vielleicht eben ſo unglücklich ſeyn, wie deine Freunde in Königsberg? und haben ſie nicht auf Hülfe eben das Recht, wie dieſe? Ach, Flaming, konnte ich alle die Familien vergeſſen, mit denen wir ehedem lebten! O, ich bin undankbar gegen die Vorſehung geweſen, die mich ſo hoch erhob, und ſo reich machte!

Der Baron forderte nun ſogleich durch die öffentlichen Blätter ſeine Unterthanen auf: ſie ſollten ſich an ihn wenden, weil er im Stande ſey, ſie wenigſtens vor drückendem Mangel zu ſchützen. Nach und nach meldeten ſie ſich auch größten Theils, und der Baron unterſtützte ſie ſehr freigebig. Niemand hatte dagegen etwas, ausgenommen Grafsheim.

Der Frau von Flaming war es mit ihrem kleinen Landſitze in Schleſien nicht viel beſſer gegangen, als dem Baron mit ſeinem Gute. Sie floh zu Käthen; und dieſe ſchätzte ſich glücklich, daß ſie ihrer Erzieherin nun einmahl ihre Dankbarkeit zeigen konnte. Endlich kamen auch der Baron und Igleu zu ihr. Herr von Graßheim äußerte gleich Anfangs zuweilen einige Unzufriedenheit darüber, daß Käthe ſich bei ſo ſchweren Zeiten mit einer ganzen Familie belaſtete. Käthe tröſtete, bat, maulte ein wenig, und wollte die Bedenklichkeiten ihres Mannes nicht einmahl anhören. Nun bekam der Baron den Wechſel von Hilbert, und beſtritt ſeine Haushaltung ſelbſt. Als er aber ſeinen Freunden ſchickte, und dann gar auch ſeine Unterthanen aufforderte, ſich an ihn zu wenden: da hielt Graßheim es für nöthig, ihm einige Klugheitsregeln über ſeine Verſchwendung zu geben. Wiſſen Sie denn, fragte er, wie lange der Krieg dauert? Ich bin nicht karg, lieber Vetter; aber wegzugeben, was man ſelbſt brauchen könnte, das fordert die Moral nicht. Die Moral will, man ſoll zuerſt an ſich denken; dann . . .

„Erſt an ſich denken?“ fuhr der Baron auf; „das forderte die Moral? Graßheim, das iſt die Moral der Hölle, der ärgſten Böſewichter, des Egoismus! Welch ein Grundſatz! Ich bitte Sie, wie kann der je eine

Regel werden, eine allgemeine Regel für das menſchliche Geſchlecht? Wahrhaftig, Graßheim, Sie wiſſen offenbar nicht, welche Eigenſchaften das Princip einer Wiſſenſchaft haben muß!

Ich rede hier nicht davon, ob ſich das erweiſen läßt. Aber es iſt eine Regel, die jeder vernünftige Menſch anerkennt.

Nun denn, rief der Baron mit leuchtenden Augen, ſo behüte mich Gott vor der Vernunft! Für ſich ſorgen! auf ſich denken!"

Ich kenne ja Ihre Uebertreibungen, lieber Vetter. Aber fragen Sie nur Ihre Frau; ſie wird meiner Meinung ſeyn.

Iglou ſtand auf. Nein, Herr von Graßheim, Gott behüte mich, daß ich je in einer Stunde meines Lebens Ihrer Meinung ſeyn könnte! Wenn dieſe Regel allgemein angenommen wäre, ſo hörte die Tugend, ſo hörte das Glück auf. Welche Mutter würde neun Monate Schwäche und Hülfloſigkeit ertragen, und die Gefahr, den Schmerz der Geburt über ſich nehmen, wenn Ihre Regel wahr wäre! Nein, die Mutter vergißt ſich und ihre Schmerzen, um an das Kind zu denken, das ſie der Welt geben ſoll. Wer würde die gedrückte Tugend in ſeinen Schutz nehmen, wenn er immer nur an ſein Wohlſeyn dächte! O, guter Gott! die Zukunft und mein Geſchick ſind dein; aber mein iſt die gegenwärtige Minute. Laß mich bei dem Anblicke eines Unglücklichen immer vergeſſen, daß ich noch eine Stunde zu leben habe! laß mich nicht denken, daß ich noch etwas andres zu meiner Freude brauche, als eine edle, aufopfernde That!

Ich habe nichts dagegen, — ſagte Graſheim ein wenig empfindlich, aber doch lächelnd, — wenn Sie Beide ſo denken; allein dann müßten Sie Sich auch auf Sich ſelbſt verlaſſen können: denn wenn Sie Sich endlich arm gegeben haben, ſo erwarten Sie natürlicher Weiſe Hülfe von Andren. Ich ſage das nicht etwa, um . . .

„Hülfe von Andren?“ ſagte der Baron; „das hieße ſeine Handlungen auf Wucher verleihen. Ich gebe, weil Unglückliche es bedürfen. Was kümmert es mich, wie der Erfolg für mich ſeyn wird! Das wäre eine ſehr engherzige Großmuth, eine ſehr eigennützige Tugend!“

Aber, lieber Vetter, — mißdeuten Sie meine Worte nicht — wenn der Krieg nun länger dauert, und Sie arm ſind, wer ſoll Sie dann ernähren? Sie geben jetzt ohnedies nur auf fremde Koſten; und eben darum meine ich...

Wer uns ernähren ſoll? Dieſe Arme, ſagte Iglou.

Graßheim lächelte ein wenig ſpöttiſch. Nun, wenn Sie das meinen, ſo muß ich nachgeben. Aber Sie würden ganz gewiß fühlen, daß es leichter iſt, ſo etwas zu ſagen, als zu thun. Dieſe Arme ſind wohl gewohnt die Laute zu halten; doch . . .

Was meine Arme vermögen werden, weiß ich nicht; wohl aber, daß der Vogel, der an ihrem Hauſe niſtet, ohne Arme ernährt wird.

Graßheim ſchwieg. Der Baron dachte über ſein Princip der Moral, und auch Iglou verſank in ein tiefes Nachdenken. Sie fühlte, daß der Herr von Graßheim nicht ganz Unrecht hatte, und daß bei ihrer Art Haus zu halten und zu geben, die Zeit bald kommen würde, wo ſie entweder auf Hilberts oder Graßheims Hülfe rechnen müßten. Als ſie dem Baron ihre Gedanken ſagte, erwiederte er: „Nun, wer hat denn nun Recht? Sagte ich nicht immer: dieſe Weichlichkeit, dieſer Luxus, dieſe Feſte, mit Einem Worte, das Glück, hindert die Tugend? Da mußte ich aber Unrecht haben!“

Werden wir nicht glücklich ſeyn, liebſter Mann, wenn wir Ein Zimmer bewohnen, Ein Gericht eſſen, und die Kleider völlig auftragen?

„Wir werden nicht an das Glück denken, liebe Iglou, und nichts als tugendhaft ſeyn.“

Der Baron ging mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit an die Ausführung des neuen Planes. Jetzt fand er von Graßheim Widerſpruch, und ſogar ſeine Mutter hielt ſeinen Entſchluß für ein wenig allzu großmüthig. „Zu großmüthig, liebe Mutter,“ ſagte der Baron mit ſeiner gerührten und dann ſo ſchönen Stimme — „zu großmüthig, wenn ich mich einſchränke, damit hundert Menſchen nicht vom Hunger gequält werden, und nicht ihr Lager mit Thränen benetzen dürfen?“

Seine Mutter lächelte, und hatte nichts mehr zu ſagen. Der Baron bezog nun mit Iglou ein kleines Zimmer, und ſtrich alles, was nicht nothwendiges Bedürfniß war, aus dem Plane ſeiner Haushaltung weg; und Iglou konnte bei ihrer Denkart das leicht ertragen. Beide lebten in der That von ſehr Wenigem, und gaben der Stadt ein Beiſpiel von Tugend, das, weil es ſo außerordentlich war, nicht ganz ohne Nutzen blieb. Es fand, wenn nicht Nachahmer, doch Bewunderer; ja, manche Familie erſparte ſich eine Gaſterei, und gab wenigſtens einen Theil des Geldes, die ſie gekoſtet haben würde, den Unglücklichen, deren damals in Berlin ſo viele waren. Selbſt Graßheim that, als er ſah, wie einfach und dennoch heiter der Baron und Iglou lebten, ſeiner Gattin den Vorſchlag, eine Schüſſel weniger zu eſſen und das dadurch Erſparte unter Arme zu vertheilen.

Des Barons Wohlthätigkeit wurde zu bekannt, als daß nicht Betrieger, oder Unverſchämte ſie ſollten gemißbraucht haben. Er ahnete keinen Betrug, und gab reichlich. Es war ein Glück, daß er Iglou zur Almoſenpflegerin machte. Sie lernte bald den Betrieger von dem Unglücklichen unterſcheiden, und erhielt nun einen Theil der Summe, die der Baron, weil er nur zu geben verſtand, in Kurzem verſchwendet haben würde. In dieſem Feldzuge näherten ſich die Ruſſen Berlin. Man zitterte vor ihren Grauſamkeiten, und floh. Graßheim ging mit Käthen zu einem Verwandten in dem Herzogthume Magdeburg. Die Baronin fand es unſchicklich, ihn dahin zu begleiten, und entſchloß ſich, mit ihrem Sohne und Jglou anderswohin zu gehen. In Berlin wollte der Baron nicht bleiben, weil Jglou's Entbindung ganz nahe war, und er ſie itzt um ſo weniger einem Schrecken vor Feinden ausſetzen mochte. Er reiſte nun mit ihr und ſeiner Mutter nach einem Städtchen in der Altmark, nahe an der Hannöveriſchen Gränze. Hier fing die Familie ſogleich ihre einfache Lebensart wieder an. Ihr Geld hatte ſehr abgenommen; und dennoch verfloß ihr Leben unter Wohlthun und dem Genuſſe der reinſten häuslichen Freuden.

Jglou gebar mitten in dieſem ruhigen Genuſſe einen geſunden Knaben. Obgleich das Kind ſchon nach einigen Tagen ſchwärzlich gelb wurde, ſo konnte der Baron doch nicht müde werden, es an ſeine Bruſt zu drücken, und ließ ſich durch die Farbe nicht in ſeiner Vaterfreude ſtören. Jetzt ſchlang ſich ein neues und heiligeres Band, elterliche Liebe, um des Barons und Iglou's Herzen. Iglou war, wie jede Schwarze, nach einigen Tagen wieder hergeſtellt, und konnte nach einem Augenblicke von Unruhe ſogleich wieder Hausfrau, und auch Mutter ſeyn. Ihr ohnehin ernſt erhabener Charakter erhielt nun durch ihren Sohn etwas Heiliges. Wenn ſie das Kind an ihren keuſchen Buſen legte, ſo ſchien ſie ein Engel, der eine Welt beherrſcht und ſegnet. Das Glück in des Barons Hauſe erreichte nun den höchſten Grad. Niemand von deſſen Bewohnern konnte angeben, warum er ſich für ſo glücklich hielt; jeder wußte nur, daß er zufrieden lebte, und daß Iglou die Quelle dieſer Zufriedenheit war. Jetzt fiel der Baron zum erſtenmahle auf den Gedanken, daß er nichts zu dem Glücke ſeiner Familie beitrüge, und mit allem ſeinem Studieren wohl überhaupt noch nie etwas Nützliches gethan hätte. „Was haben meine Syſteme gewirkt?“ fragte er ſich ſelbſt; „was hervorgebracht? In der That eigentlich nichts.“ Er fühlte, wie ſehr Iglou's, und auch ſeiner Mutter Leben gegen das ſeinige abſtach. Iglou ſtand mit der Sonne auf, und beſorgte die Haushaltung. Dann arbeitete ſie den Tag über mit ununterbrochenem Fleiße; bisweilen nahm ſie auch wohl auf eine Viertelſtunde die Laute, und ſang ſich Muth zu für ihre mütterlichen Sorgen, oder pries ihr ſtilles Glück, die hohen Freuden anſpruchloſer Wohlthätigkeit. Nun ging ſie wieder neugeſtärkt an ihre Arbeit. Sie machte alles ſelbſt: die Kleider für ihren Sohn, für ihren Mann, ihre Mutter, und ſich. Für Alles wußte ſie Hülfe; für Alles reichte ihr Geiſt und ihre Geſchicklichkeit hin. Sie verfertigte Stickereien, die jedermann bewunderte, ließ ſie verkaufen, und nannte das Geld, das ſie dafür bekam, ihre Armenkaſſe. Am Abend las ſie, oder ſchrieb, ſang, erzählte; doch alles nur, um die Zufriedenheit ihrer Familie zu vermehren.

Die Frau von Flaming blieb wenigſtens nicht ganz hinter ihr zurück, und arbeitete mit ihr um die Wette. Aber wer konnte

Iglou gleich kommen! Alle Geſchäfte, alle Sorgen übernahm dieſe allein; und alle Freuden, alle Bequemlichkeiten ſchienen nur der Mutter und ihrem Manne zu gehören. Die Baronin gewann ihre Tochter unausſprechlich lieb, und drückte ſie oft mit Wolluſt an ihr Herz. Sie ſuchte Iglou liebevoll zu helfen, ihr alles zu erleichtern; aber wenn ſie etwas thun wollte, ſo war es längſt geſchehen. Flaming ſagte: „welch ein Weib iſt meine Iglou!" und die Mutter: Gott! welch eine Tochter habe ich gefunden! Flaming ſah den nützlichen Fleiß ſeiner Gattin und ſeiner Mutter, und ſchämte ſich, daß er ſo gar nichts wirkte. Er fühlte jetzt, daß man, um ein Menſch zu ſeyn, mehr thun müſſe, als ſpekuliren, und nährte den geheimen Wunſch, in das bürgerliche Leben einzutreten. Jetzt fehlte ihm die Gelegenheit dazu; indeß er that, was er konnte. Bald zeichnete er für Iglou Muſter zu Stickereien, die ſie ſonſt ſelbſt gemacht hatte; bald las er ihr und ſeiner Mutter während des Arbeitens vor. Er wurde Vater im eigentlichen Sinne des Wortes, hatte ſeinen Sohn auf den Knieen, während die

Mutter nähete oder ſonſt etwas that, und legte ſogar in der Haushaltung mit Hand an. So kleinlich dieſe Beſchäftigungen auch waren, ſo ſchienen ſie ihm doch jetzt wichtiger, als ſeine ehemaligen Spekulationen; denn ſie gaben ſeinem Herzen ſtille Zufriedenheit. Ein Stickerei-Muſter, das ihm gerathen war, und das Iglou mit doppeltem Eifer ausführte, weil Er es gezeichnet hatte, machte ihn heiterer, froher, als ehemals alle ſeine Syſteme.

Einige angeſehene Häuſer, die in dem Städtchen lebten, wurden aufmerkſam auf dieſe glücklichen Menſchen. So ſeltſam man Anfangs über die Familie auch ſprach, deren vornehmſtes Mitglied eine Mohrin war, ſo erhielt ſie doch endlich allgemeine Achtung. Man erſuchte Iglou nun, einige junge Mädchen aus den beſten Häuſern im Sticken zu unterrichten. Sie that das, und noch viel mehr. In kurzer Zeit gewann ſie die Liebe der Mädchen, und hatte nun auch Gelegenheit, auf ihren Geiſt und ihr Herz zu wirken.

Jetzt erhielt der Baron endlich wieder einen Brief von Liſſow. Dieſer und ſeine Unglücksgefährten hatten von dem Gelde, das Flaming ihnen geſchickt, nur das wenigſte bekommen. Ihr Elend war durch eine Krankheit des Predigers und Karolinens auf den höchſten Grad geſtiegen, und des Barons Geſchenke hatten nur ſo eben zugereicht, ſie nicht in der Noth untergehen zu laſſen. An eine Reiſe zu dem Baron, welche dieſer den Unglücklichen angerathen, konnten ſie gar nicht denken. Liſſow bat den Baron, ihnen, wenn es ihm möglich ſey, zu helfen, damit ſie nicht verzweifeln dürften. Zugleich hatte er einen Zettel von einem Däniſchen Kaufmanne beigelegt, der ſich erbot, Briefe und Gelder richtig nach Königsberg zu ſchaffen, und ſelbſt für die Ueberlieferung zu ſtehen. Der Baron gab Iglou den Brief mit tiefem Schmerze über die Noth ſeiner Freunde. Sie las ihn, und ihr Auge ſchwamm in Thränen. Kaum hatte ſie ihn geleſen, ſo ſprang ſie auf, fiel dem Baron um den Hals, und rief: Gott Lob! Gott Lob! wir können helfen! — Vor Freude zitternd, packten Beide wieder eine große Summe für die Unglücklichen ein. Nach den beträchtlichen Summen, die ſie auch den Unterthanen des Barons ſchon gegeben hatten, blieb ihnen in der That wenig von Hilberts Gelde übrig. „Guter Gott!“ ſagte der Baron, und drückte Iglou mit Innigkeit an ſeine Bruſt: „jetzt ſehe ich, was Fleiß und Arbeitſamkeit ſind! Wie ruhig kann ich dieſe Summe weggeben, da du mein biſt, Iglou! Was würde ich jetzt ohne dich anfangen! Der Krieg wüthet am Main ſo gut, wie an der Oder; und wer weiß, ob nicht Hilberts jetzt unſre Hülfe nöthig haben! Iglou, welche eine ſchöne Seite des Lebens haſt du mir gezeigt! Fleiß und Arbeitſamkeit! O, wie unnütz iſt mein Leben ſonſt vergangen!“

Unnütz? ſagte Iglou. Lieber Mann, ſetze dich nicht ſo tief herab. Deine Wohlthätigkeit, deine Liebe für die Menſchen, deine reine Güte . . .

„Was würden ſie geweſen ſeyn, wenn ich nicht reich geweſen wäre! Was hat dieſe Hand, dieſer Kopf bis dahin erworben? Nein Iglou, ich erröthe vor dir; denn ich bin, ſo lange ich reich war, nie ein Menſch geweſen.

Jetzt ſehe ich, der Menſch ſoll denken, aber auch arbeiten. Was wäre ich ohne dich, Iglou? Ein Verzweifelter, der ſich nicht helfen könnte.“ Er küßte mit Entzücken und tiefer Ehrerbietung die wohlthätigen Hände ſeiner Gattin, und ſie lag vor Freude lächelnd und weinend an ſeiner Bruſt.

Was er ſagte, fühlte er wirklich, und fing nun ſogleich an Unterricht im Zeichnen zu geben. Jetzt vereinigte ſich mit der Zufriedenheit, die ſein Leben beglückte, der Genius, der ſie erhält: das Gefühl, ſie zu verdienen. Iglou gab auch Unterricht in der Muſik; ſo vermehrten ſich die Erwerbsquellen, und mit ihnen die Zufriedenheit dieſer genügſamen Menſchen. Der Baron und ſeine Familie erhielten die Achtung der ganzen Stadt, und ihre Wohlthätigkeit erwarb ihnen die Liebe und Dankbarkeit der Armen. Iglou war hier auf dem Schauplatze, wo ihre Tugenden wirkſam ſeyn konnten. Sie kannte die Unglücklichen, denen ſie gab, die Größe des Elendes, dem ſie abhelfen wollte; und ſie rettete hier mit ihrem kleinen Ueberfluſſe in der That mehr Menſchen, als ehemals mit den großen Summen, die ihr zu Gebote ſtanden. Sie hatte ſonſt, ſo wie der Baron ſelbſt und die Frau von Flaming, oft nur gegeben; hier lernte ſie wohlthun, und erhielt dafür das edelſte Gefühl: Menſchen glücklich gemacht zu haben.

Der Baron war jetzt mit ſeinem Unterrichte, den er auch in Sprachen gab, ſo beſchäftigt, und in der Anwendung ſeiner Kraft ſo glücklich, daß es ihm an Zeit fehlte, neuen Grillen nachzuhangen, wenn er auch Luſt dazu gehabt hätte; indeß ſeine alten Syſteme hatte er noch immer nicht ganz vergeſſen.

Iglou erzog, wie natürlich, ihren Sohn, und zwar, wie ebenfalls natürlich, auf eine ziemlich Abyſſiniſche Weiſe. Der Knabe ſaß neben ihr auf einer Decke im Zimmer, oder auf dem Graſe im Garten. Sie war der Meinung, man müſſe ſich nicht viel mit den Kindern abgeben, ſondern ihnen nur Gelegenheit ſchaffen, ihre Kräfte auszubilden. Dies hatte die Wirkung, daß ihr Sohn fertig ging, als andre Kinder von gleichem Alter noch getragen wurden.* Der Baron erinnerte ſich, als er ſeinen Jungen ſo früh laufen ſah, mit Schrecken aus ſeinem Syſteme, daß die unedleren Menſchenracen alles Körperliche eher und beſſer lernen, als die edleren. Der Knabe ſchrie nicht, wenn er fiel, und ließ ſich ganz ruhig behandeln, wenn er ſich verwundet hatte. „Großer Gott!“ ſeufzte der Baron; „der Mohr, der Neger, iſt gegen den Schmerz unempfindlich!“ Er bemerkte nicht, daß Iglou, wenn der Knabe fiel, ihm gelaſſen zurief: nun, ſteh wieder auf! ohne ſich von der Stelle zu bewegen; daß ſie, wenn er ſich verwundete, ruhig blieb, dann, während ſie ihn verband, von einem Vergnügen ſprach, das ſie ihm machen wollte, und an die Wunde gar nicht zu denken ſchien. — Der Knabe lernte fertig und deutlich ſprechen. Der Baron rief: „Gott behüte! da iſt die verdammte Sprachfertigkeit auch!“ Aber der Knabe *mußte* wohl fertiger ſprechen, als andere Kinder; denn Iglou ſagte ihm alle Wörter deutlich vor, zeigte ihm alle ſinnliche Gegenſtände, wenn es möglich war, und erfüllte nie ſein Verlangen nach etwas, wenn er bloß mit der Hand darauf hinwies, ohne es zu nennen.

Nie haben wohl die Fertigkeiten, die Vollkommenheiten eines Kindes ſeinem Vater ſo viel Vergnügen gemacht, als dem Baron Unmuth und Sorge. Rief Iglou: Friedrich! ſo ließ der Knabe das angenehmſte Spielzeug fallen, und eilte gehorſam zu ihr. „Ach!“ ſeufzte Flaming dann; „die ſklaviſche Natur ſeines Stammes! Er kann nur gehorchen!“ Als der Knabe zum erſtenmahl ungehorſam war, funkelten des Barons Augen vor Freude. „O, Gott Lob!“ ſagte er; „da wirkt doch endlich einmahl mein Blut.“ Er nahm den Knaben gegen Iglou in Schutz, die ihm aber ſeinen Ungehorſam nachher ſehr ſcharf verwies. Jetzt gehorchte der Knabe, wenn die Mutter nicht zugegen war, ſeinem Vater ſehr oft nicht, oder widerſprach ihm; und der Vater küßte ihn für dieſe Beweiſe ſeiner Celtiſchen Natur. Nach und nach äuſſerte der Knabe alle Celtiſchen Eigenſchaften, doch nur, wenn er mit ſeinem Vater allein war. Er gehorchte nicht, ſprach nicht mehr deutlich, konnte nichts mehr ſelbſt ſtellen, oder ohne Hülfe machen, und fühlte den geringſten Stoß. Sobald aber ſeine Mutter kam, war er wieder der leibhaſte Neger: gehorſam, körperlich geſchickt, hart gegen Stöße und Wunden.

Der Baron wußte das nicht zu begreifen, und beinahe wäre er mit einem neuen Syſteme von der Sympathie der Menſchen unter einander zum Vorſchein gekommen. „Bin ich da,“ ſagte er, „ſo iſt der Junge Celtiſch, wie es nur einer ſeyn kann; bei ſeiner Mutter aber wird er wieder ein wahrer Neger. Natürlich! der Junge iſt aus zwei Racen gemiſcht. Vielleicht wirken meine Ausdünſtungen auf ſeine Celtiſchen Fibern!“ — Unſer ſpäteres Manipulations-Syſtem war damals noch nicht bekannt; ſonſt hätte der Baron gewiß geglaubt, ſeine Ausdünſtungen manipulirten das Kind, und brächten ſeine Celtiſche Natur in Bewegung.

Iglou ſagte zuweilen: du verziehſt den Jungen, lieber Mann! Der Baron ſchwieg, weil er ſeine Gattin zu herzlich liebte, um ihr zu erklären, woran es lag, daß ſein Sohn nur ihm nicht gehorchte. Aber zuweilen wurde ihm die Celtiſche Natur des Knaben doch ein wenig zu arg, und er mußte ſeine Zuflucht zu Iglou oder zu der Ruthe nehmen, die von der Mutter ſchon lange nicht mehr gebraucht wurde. Er und Iglou geriethen hierüber in einen ſeltſamen Streit. Sie hielt das Schlagen der Kinder für ſklaviſch, und erlaubte es ſich nur im höchſten Nothfalle, wenn der Knabe ungehorſam war; er hingegen hielt nichts für ſklaviſcher, als den Gehorſam des Knaben. — Und doch mußt du ihn mit der Ruthe erzwingen! ſagte Iglou. Der Baron konnte ihr darauf nichts antworten; es war ihm zu viel Räthſelhaftes in dieſem Phänomen. Noch größer wurde ſeine Verlegenheit, als er in der Folge einige Negeräußerungen bemerkte, die nur gegen ihn ausbrachen. Der Knabe gab, wenn der Vater ihn unterrichten wollte, nicht Acht, und antwortete verkehrt, kindiſch, oder plauderte unaufhörlich dazwiſchen. „Wahre Negernatur!“ ſeufzte der Baron. Die Mutter nahm den Knaben vor; und nun war er aufmerkſam, verſtändig, und faßte ſehr ſchnell. „Wieder mein Blut!“ triumphirte der Baron. Nur konnte er nicht begreifen, wie es zuging, daß der Knabe bei der Mutter Celtiſch, bei ihm aber negerartig war. „Ei,“ ſagte er endlich nach langem Sinnen mit großer Freude: „meine körperliche Natur wirkt auf ſeinen Körper; dann iſt dieſer, mit allem was davon abhängt, Celtiſch, und ſeine Seele nimmt die Negernatur auf, die aus dem Körper weicht. Bei der Mutter macht ihre Ausdünſtung, oder eine körperliche Sympathie, den Körper negerartig; und dann zieht ſeine Celtennatur in die Seele. Richtig! darum iſt ſein Körper bei mir weichlich, ungelehrig, und ſeine Seele unverſtändig, ohne Nachdenken.“

Iglou erklärte das alles ganz natürlich. Der Junge weiß, wie viel du ihm nachſiehſt. Er ſpielt lieber als er lernt, und wagt es bei dir, unaufmerkſam, ungehorſam und trotzig zu ſeyn, weil du es von ihm geduldet haſt. Bei mir wagt er das nicht, weil ich ihm nie Ungehorſam oder andre Untugenden überſehen habe. Nach dieſen Aeußerungen ſagte der Baron nichts von ſeiner Erklärung, und auch in der Folge ſchwieg er ganz davon. Der Knabe zeigte ſo viel Geiſt, ſo viele Fähigkeit, und wurde durch ſeine Mutter zugleich ſo gut und ſanft, daß der Baron ihr bald die Erziehung faſt allein überließ, und ſich nur ſelten hinein miſchte. Seine Achtung für Iglou ſtieg immer höher; und ſeine Mutter konnte nicht aufhören zu ſagen: mein Sohn, du haſt ein herrliches Weib.

Endlich, als bei Iglou's weiſer Leitung des Knaben Verſtand und Herz ſich immer vortheilhafter entwickelten, vergaß der Baron gänzlich, daß Negerblut in ſeinen Adern floß. Er dachte, wenn er Iglou oder ſeinen Sohn anſah, mit Beſchämung an ſein Menſchenracen-Syſtem; und nun, da er überzeugt war, daß er vor der Negernatur ſeines Sohnes nicht mehr zu zittern brauchte, nahm er wieder mit großem Eifer Theil an ſeiner Erziehung. Jetzt ſuchte er Rouſſeaus Emile zum zweitenmahle hervor. Er ſtudierte die Erziehung ſeines Sohnes, und Iglou erzog ihn. Sie lehrte ihn leſen, und er lernte es ohne Schwierigkeit. Als er ſchon ziemlich fertig darin war, bemerkte der Baron es von ungefähr, und ſagte: „um des Himmels willen, nicht leſen!“ Er kann es, erwiederte Iglou. — Der Knabe lernte von ſeiner Mutter Lateiniſch ſprechen. Der Baron meinte, es wäre beſſer, wenn er anſtatt deſſen zimmern oder tiſchern lernte. Iglou hob die Arme des Knaben auf, und ſagte: ſobald die können, auch das. Keine Idee von Rouſſeau gefiel dem Baron beſſer, als daß jeder Knabe ein nützliches Handwerk lernen ſoll. Er ſelbſt hatte zu ſehr gefühlt, wie gut es iſt, etwas zu wiſſen, womit man ſich im Nothfall ernähren kann. „Erſt muß man dafür ſorgen,“ ſagte er, „daß man unabhängig vom Unglück iſt. Wenn ich dich nicht hätte, Iglou, und nicht zeichnen könnte, ich, ehemals ein reicher Baron, müßte jetzt umher laufen und mein Brot vor den Thüren ſuchen.“ Er ſah nicht, daß Iglou ſchon längſt dafür ſorgte, des Knaben Hände an alle Arten von Arbeiten zu gewöhnen.

Sie ließ ihn aus Brot Blumen machen, und übte dadurch ſeine Augen, daß er früh ein Gefühl des Schicklichen, des Zuſammenpaſſenden erhielt. Der Baron rief, als er das bemerkte: „J'aime mieux qu'il pave les grands chemins que de faire de fleurs de porcelaine — oder von Brot, liebe Iglou!“ Der Knabe mußte nun Leuchter, Taſſen oder andre Gefäße aus Brot machen, und der Baron war zufrieden. Faſt eben ſo ging es mit tauſend andren Dingen. — Der Baron wollte ſeiner Frau den Emile vorleſen. Sie verbat es ſich, weil ſie glaubte, es ſey beſſer, ein Kind nach einem fehlerhaften Plane zu erziehen, als nach zweien zugleich; aber dennoch machte ſie es, zu des Barons Erſtaunen, meiſten Theils gerade wie Rouſſeau mit Emile, und oft noch ſchicklicher. Iglou dachte und handelte nach ihren Einſichten. Sie war ſelbſt zu gut gebildet, um große Fehler begehen zu können; kleinere bemerkte ſie bald, und verbeſſerte ſie ſogleich. Ihr Herz und ihr Verſtand waren einfach; die Sitten der großen Welt hatten ihr nicht den Kleinigkeitsgeiſt gegeben, und ſie liebte ihren Sohn: kein Wunder alſo, daß ihr ſeine Erziehung gerieth.

Der Baron fing nun an den Locke zu ſtudieren, und erſtaunte, daß auch dieſer Engliſche Philoſoph eben der Meinung war, wie ſeine Frau. Bei Allem, was dieſe unternahm, zog er ſeine Bücher zu Rathe, und wenn ihr Verfahren denen widerſprach, ſo mußte ſie, trotz dem beſten Erfolg, Unrecht haben. Noch ſpäterhin ſtritt er oft mit Iglou und ſeinen Freunden über die Erziehung ſeines Sohnes.

Iglou wollte, als der Knabe dreizehn Jahr alt war (ich greife hier der Geſchichte vor) anfangen, Lateiniſche Schriftſteller mit ihm zu leſen; und der Prediger ſollte ihn das Griechiſche lehren. Es wurde eine große Verſammlung gehalten, um zu beſtimmen, was geleſen werden ſollte. Iglou ſchlug den Salluſt vor. „Der urtheilt zu viel, liebe Iglou; er iſt, wie Polybius, nicht einfach genug.“ — Cäſar? — „Um des Himmels willen nicht! Was ſoll der Junge aus dem lernen? Da giebt es nichts als Krieg und Schlachten!“ — Thucydides? Xenophon? — „Der erſtere, ja, der erzählt die Fakta, ohne ſie zu beurtheilen, gerade wie es für einen Knaben gehört; aber wieder Schlachten, und immer Schlachten. Ich bitte euch, gewöhnt das Herz des Knaben nicht an Grauſamkeit!“ — Tacitus? — „Der nun gar nicht! Erſtlich iſt er zu voll von Sentenzen und Maximen; ein Knabe hat aber noch nicht Erfahrung genug, um die Wahrheit ſolcher allgemeinen Maximen zu fühlen. Zweitens

— wer will den Tacitus leſen, wenn er den Livius noch nicht geleſen hat? Die Verbrechen der Römiſchen Despoten ſind für ſich allein nichts als abſcheulich; ſie werden nur intereſſant, wenn man die Zeiten der Scipionen, der Fabier, der Publikolas, der Flaminier damit vergleichen kann." — Gut; ſo will ich mit dem Livius anfangen. — „Liebſte Iglou, der Livius hat zu viele Politik. Der geht gar nicht." — Herodot? — „Herodot, lieber Prediger, iſt freilich ohne Urtheile, ohne Sentenzen, voll einzelner kleiner Begebenheiten; aber Sie können doch nicht leugnen, daß er geſchmacklos, kindiſch iſt. Es gehört ſchon ein reifer Verſtand dazu, ihn zu leſen. Der Cornelius Nepos wäre recht gut, (und überhaupt ſollte ein Knabe mehr Biographieen leſen, als Geſchichte, weil ſie ein vollendetes Gemälde des menſchlichen Herzens ſind); aber er iſt zu gedrängt, nicht detaillirt genug. Vellejus iſt zu ſummariſch, und ein elender Schmeichler des Tiberius; Curtius zu geſucht, zu affektirt; Florus zu gelehrt. Die vier und vierzig Bücher von Juſtinus ſind ja nur ein Auszug. Plutarch wäre noch der einzige, weil er voll kleiner bedeutender Anekdoten iſt; aber es fehlt an einer guten kritiſchen Ausgabe von ihm, und überdies iſt er auch wohl zu ſchwer.“

Der alte Grumbach lächelte. „Nun, lieber Vater, ſo geben Sie Rath,“ ſagte der Baron; „mit welchem Schriftſteller ſoll er anfangen?“ — Gleichviel, mit welchem; gerade wie es einerlei iſt, über welches Bein man zuerſt einen Strumpf zieht. — Sie, lieber Herr Baron, verwerfen ja einen nach dem andern.

„Muß ich denn nicht? Habe ich nicht meine Gründe geſagt? Ach, man ſchrieb ſonſt einen chriſtlichen Virgil, einen chriſtlichen Nepos: wann wird endlich die goldne Zeit kommen, da man auch einmahl für die Jugend ſorgt, und einen Tacitus, einen Livius für ſie bearbeitet! Wenn doch die jetzigen Schriftſteller an die Verlegenheit denken wollten, in die ein Vater mit ihren Büchern kommen kann; ſie würden mehr für die Jugend ſchreiben.“

Und die Männer dann ihre Bücher nicht leſen wollen. Der Schriftſteller, beſonders der hiſtoriſche, ſchreibt für Männer. Tacitus würde ein ſchönes Buch geſchrieben haben, wenn er ſeine Annalen für die Römiſchen Knaben beſtimmt hätte! Herr Baron, der Himmel gebe, daß nie die Zeiten kommen, wo die Jugend ihre eigenen hiſtoriſchen Bücher hat! unſre Schriftſteller würden ſonſt ſelbſt zu Kindern werden.

So ging es oft, beſonders als der Baron noch mit Iglou und ſeiner Mutter allein lebte. Iglou wußte indeß immer Mittel, ihre Meinung mit der ſeinigen verträglich zu machen; und der Knabe bewies durch ſeine Fortſchritte, daß ſie Recht hatte. Früh aber ſuchte ſie auch ſein Herz zu bilden. Sie behauptete gegen ihren Mann: das Herz für die Tugend gewinnen, iſt mehr, als den Verſtand davon überzeugen. Das Herz muß die Tugend lieben, wie ein Glück, und das Laſter haſſen, wie ein Unglück. Die bloße Ueberzeugung des Verſtandes von der Pflicht, die Tugend auszuüben, iſt, wenn die Sinnlichkeit erwacht, ein Kind gegen einen Rieſen. Ich ziehe den Rieſen, die Sinnlichkeit, auf die Seite der Tugend, weil ich glaube, daß die erſten Tugenden der Kinder lauter Gefühle des Glücks ſeyn müſſen; dann erſt überzeuge ich den Verſtand, und gebe der Tugend eine neue Kraft.

Der Knabe bedurfte kaum dieſer vorſichtigen Bildung, da er die Beiſpiele ſeiner edlen Eltern ſtets vor Augen hatte. Es verging kein Tag, den Iglou oder Flaming nicht mit einer edlen That bezeichneten. Iglou glaubte, man müſſe, wo möglich, ſelbſt mit Leidenden ſprechen, und ihnen Hülfe bringen; das erhebe den Reitz eines zufriedenen Lebens. Oft machte ſie ihren Sohn zum Zeugen ihrer wohlthätigen Handlungen und ihrer Freude über das ſüße Glück, das ſie gewähren.

Der Knabe war ungefähr vier Jahr alt, als Iglou's Tugend recht eigentlich geprüft wurde. Ein Frauenzimmer in Lumpen, bleich und matt, hatte in der Stadt gebettelt, und lag jetzt in einem Wirthshauſe krank und elend. Sie war, wie ſie ſagte, von den Ruſſen geplündert, gemißhandelt worden, und endlich unter Noth und Elend bis hierher gekommen. Iglou hörte von dieſer Unglücklichen, erkundigte ſich in dem Wirthshauſe näher nach ihr, und erfuhr nun, was wir erzählt haben. Ein menſchenfreundlicher Arzt des Ortes, der täglich in Flamings Hauſe war, beſuchte die Kranke, und brachte Iglou dieſelbe Nachricht, doch mit dem Zuſatze, daß ihre Krankheit anhaltend ſeyn würde. Er wußte übrigens noch nicht einmahl, was ihr fehlte. Daß dieſes Frauenzimmer aus den ſo genannten beſſeren Ständen war, hatte er an ihrer gebildetern Sprache gehört. Iglou machte ſogleich Anſtalt, dem armen Geſchöpfe Pflege zu verſchaffen. Sie ließ die Kranke noch an eben dem Tage auf ein kleines Stübchen in ihrem Hinterhauſe bringen, und nun ging ſie zu ihr, um von ihr ſelbſt ihr Schickſal zu hören.

Als die Kranke nur einen Blick auf Iglou geworfen hatte, ſchrie ſie laut, und ſuchte ſich in ihrem Bette zu verbergen. Iglou, die den Schrei für Ausdruck des Schmerzes hielt, ging mitleidig dem Bette näher, und fragte, was ihr ſo weh thue. Die Kranke antwortete nicht. Iglou ſetzte ſich zu ihr, drückte die dürre, ſchlaffe Hand, und verſicherte ihr, daß ſie Unterſtützung und Freundſchaft finden ſollte.

Die Kranke war ängſtlich; ſie ſah Iglou nur mit einzelnen Blicken, wie verſtohlen, an, und ſprach nur mit dumpfer Stimme einige Worte. Erholen Sie Sich erſt, ſagte Iglou; wir ſprechen weiter. Seyn Sie ohne Sorge; Sie ſind bei Menſchen, die Sie nicht verlaſſen werden. Gewiß nicht! — Gewiß nicht? wiederholte die Kranke mit einer Art von Heftigkeit. Gewiß nicht! ſagte Iglou noch einmahl verſichernd. Die Kranke ſchien nicht daran zu glauben; ſie ſchüttelte den Kopf, und ſeufzte mit ſichtbar großer Unruhe.

Die Kranke konnte Iglou's Verſicherung, daß ſie nicht verlaſſen ſeyn ſollte, in der That nicht leicht glauben; denn ſie war — Julie Hebler, durch ihren Leichtſinn nach und nach bis zur Bettlerin herabgeſunken. Sie verſchwendete als Mätreſſe des Ruſſiſchen Generals ungeheure Summen, ſo ſehr ihr Bruder ſie auch bat, an die Zukunft zu denken. Das konnte Julie nicht, ja nicht einmahl ſich gegen den General mit Klugheit betragen. Unter der Schwadron des Generals war ein junger, ſchön gebildeter Huſar, von Geburt ein Deutſcher, der, um ſeiner Sprache willen, natür licher Weiſe viel mit dem General zu thun hatte. Er wurde zu allem gebraucht, weil man ſich auf ihn verlaſſen konnte. Julie ſah den hübſchen jungen Menſchen täglich, und er gefiel ihr, da ſeine Figur edel, groß, und ſein Geſicht jugendlich ſchön war. Er wagte es einige mahle, Julien für Unglückliche, die er retten wollte, zu bitten, und ſie, die von Natur Gutherzigkeit hatte, erfüllte ſein Verlangen durch ihr vielgeltendes Vorwort. Juliens Bekanntſchaft mit dem jungen Huſaren war nun gemacht; er begegnete ihr indeß immer mit tiefer Ehrerbietung, und wagte es kaum, das reitzende Geſchöpf anzublicken. Damit er Muth bekäme, lächelte Julie ihm zu, wenn er etwas bei ihr zu beſtellen hatte; er blieb aber immer in der ehrerbietigſten Entfernung, obgleich die freundlichen Blicke des reitzenden Mädchens ſein Herz in Bewegung ſetzten. Julie konnte dabei nicht ſtehen bleiben; dazu war der junge Menſch zu hübſch. Ihr Lächeln, ihre Blicke wurden bedeutender, und ſie ließ ſich ſeine Geſchichte von ihm erzählen. Er war von guter Herkunft; aber ſein feuriges Temperament hatte ihn zu Unvorſichtigkeiten, und endlich unter die Huſaren gebracht. Julie ſah ihn mit einem lockenden Blicke an, ſagte: ich will für dein Glück ſorgen! und legte ihre Hand auf ſeinen Arm, der ſogleich anfing zu zittern.

Sie geſtand ihrem Bruder ihre Neigung unverhohlen, und er verwendete ſich für den Huſaren, weil ſie es bei ihrem Leichtſinne ſonſt ſelbſt gethan und dadurch Argwohn bei dem General erregt haben würde. Frick — ſo hieß der junge Mann — wurde Quartiermeiſter der Schwadron, und blieb nun ganz im Gefolge des alten Generals. Er hatte wirklich vielen Edelmuth; allein er war ein Menſch ohne Grundſätze, ohne Tugend. Juliens Blikke lockten ihn; er konnte ihrem zauberiſchen Lächeln nicht widerſtehen, und ſeine Augen fingen an ihre Blicke zu beantworten. Nach und nach wurde er dreiſter, aber nur wie ein Neuling in der Liebe. Ein ernſter Blick von Julien ſchreckte ihn wieder ſehr weit von ihr zurück. Sie ſah, wie das Verlangen nach ihr in ſeinen Augen blitzte; wie ängſtlich, wie ſehnſuchtsvoll ſeine Bruſt in ihrer Gegenwart ſchlug; in welche reitzende Verwirrung er gerieth, wenn ſie mit ihm allein war; wie er mit ſich ſelbſt kämpfte, ob er ſich ihr zu Füßen werfen, oder ehrerbietig ſchweigen ſollte. Dies Schauſpiel machte ihr großes Vergnügen, und erinnerte ſie an die ſüßen Stunden in den Armen des jungen Franzoſen, den ſie vielleicht allein geliebt hatte.

Was ſollte Julien abhalten, den jungen, heiß liebenden Menſchen glücklich zu machen! Eines Tages, als er allein bei ihr war, faßte ſie ſeine Hand, drückte ſie, ohne zu ſprechen, ſah ihn ſchmachtend, lächelnd, halb ſpottend an, legte ihre kleine, weiße Hand auf ſein Herz, und ſagte ſcherzend: o, wie das ſchlägt! Haſt du mich denn ſo lieb? — Der Jüngling zitterte, und wußte nicht, was er antworten ſollte. Sie näherte ihre friſchen, rothen Lippen ſeinem Munde; und ſeine Augen blitzten von heftigen Flammen. Noch immer wußte er nicht, ob das Spott oder Liebe war. Sie legte endlich ihre Lippen an die ſeinigen; und nun warf er ſeine zitternden Arme mit unbeſchreiblichem Feuer um ihren Leib, küßte ſie, und fühlte ihre Küſſe auf ſeinen Lippen brennen. Sie erſtaunte über die heftige Leidenſchaft des jungen Menſchen, der ihr dabei zugleich die größte Ehrerbietung erwies. Mit zärtlichem Hingeben umarmte ſie ihn nun, und ſagte ihm unter Küſſen, daß ſie ihn liebe. Er ſank vor ihr nieder, und weinte auf ihre ſchönen Hände. Sie hob ihn wieder auf an ihren Buſen; und er blieb, ſo leidenſchaftlich er auch war, dennoch in den Gränzen der reineren Zärtlichkeit.

Julie empfand freilich nichts als Wolluſt; aber dennoch wirkte zu ihrem Befremden die Beſcheidenheit des jungen Menſchen ſonderbar auf ſie. Sie fühlte ſich durch ſeine Schüchternheit geehrt, und konnte ſich nicht überwinden, ihn ihre Wünſche merken zu laſſen. Ihre Neigung zu ihm wuchs gerade dadurch, daß er ſo beſcheiden war; ihre eigenen Begierden wurden ruhiger, und ſie fühlte nun in ihrem Herzen einen feineren Genuß der Liebe, den ſie bis jetzt noch nicht gekannt hatte.

Frick war eine von jenen Feuerſeelen, die das Schickſal zu hohen Tugenden, zu den edelſten Gefühlen beſtimmt, bei denen, wenn ſie ſich ſelbſt und dem Anblicke der Laſter um ſie her überlaſſen ſind, das Feuer in ihre Leidenſchaften übergeht, die aber ſtets die Stim-

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19595/004

me der Vorſehung leiſe in ihrer Seele hören, ſtets nur mit Leidenſchaften anfangen, doch mit Verbrechen endigen, weil ſie die Tugend nicht kennen lernten. Jetzt liebte Frick zum erſtenmahle, und mit glühender Leidenſchaft; er würde aber auch mit edler Reinheit geliebt haben, wenn er an ein tugendhaftes Mädchen gerathen wäre. Julie entzündete Liebe und Wolluſt zugleich in ſeiner Bruſt; aber ſeine Liebe bekam den Charakter der Tugend, weil er noch nie geliebt und nie ausſchweifend gelebt hatte. Nur der Umſtand, daß Julie des Generals Mätreſſe war, bewirkte Regungen der Wolluſt bei ihm; doch die Liebe war viel ſtärker, als die Wolluſt. Selbſt bei der Mätreſſe Julie wagte er es nicht, mehr zu fordern, als ihr Herz; aber es ließ ſich voraus ſehen, daß die Sinnlichkeit in Kurzem das Uebergewicht bekommen würde.

Julie ſelbſt verlangte das. Sie öffnete dem Jünglinge die wollüſtigen Arme, und er ſank hinein; doch mitten in dem Genuſſe der Freuden forderte er noch immer ihre Liebe. Er hing mit voller Seele an ihr; aber er war durch Eiferſucht auch ihr Tyrann. Mit Thränen der Wuth, der Verzweiflung, mit ſchrecklichen Drohungen, forderte er von Julien, ſie ſollte den General verlaſſen. Er war fürchterlich in ſeiner Liebe. Julie ſuchte ihn zu überzeugen, daß es beſſer ſey, den General ſofort zu betriegen, und bot ihm Koſtbarkeiten, Gold an. Mit Verachtung ſtieß er Ringe, Uhren und Gold zurück, und ſagte mit blitzenden Augen: Julie, dich will ich! dich! Im Elende wollte ich mit dir vergehen, in Verzweiflung umkommen, und, wenn du mir gehörteſt, nur mir, dennoch glücklich ſeyn. Er fiel ihr zu Füßen, und rang die Hände vor Wuth und Eiferſucht. Du liebſt mich nicht! rief er; es iſt nicht wahr, du liebſt mich nicht! Denn wie könnteſt du ſonſt noch etwas außer mir wünſchenswerth finden? Julie, ich beſchwöre dich, ſey mein! O, ich will dich unendlich, unausſprechlich lieben; für dich arbeiten, daß mir die Sehnen ſpringen! Bringe mich nur nicht zu der raſendſten Verzweiflung.

Eine ſolche heftige Liebe war Julien noch nicht vorgekommen. Was ſie that, ihn zu beruhigen: die zärtlichſten Liebkoſungen, die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit, die Ueberwindung aller ihrer Launen — nichts konnte dieſen Menſchen zu dem machen, wozu ſie ſchon ſo manchen gemacht hatte: zu ihrem Sklaven. Sie fühlte, daß ſie inniger, als je geliebt war, und es freuete ſie, ob ſie gleich auch fühlte, daß Frick ſie gewaltſam beherrſchte. Er zwang ſie, an die Wahrheit ſeiner Empfindungen zu glauben; noch mehr! er zwang ſie zu ähnlichen Empfindungen, und brachte einige Funken von ſeinem Feuer in ihre Seele. Die Wolluſt, die ſie geben konnte, war nicht das Ziel, nach welchem er ſtrebte; nein, es war ihre Liebe, ſie ſelbſt. Er wollte nicht ihrer genießen, ſondern ſie beſitzen. Wenn ſie die ſchönen Arme um ihn ſchlang, ihre heiße Wange an der ſeinigen lag, und er ſich nun mit ihr in die Zukunft hin träumte, wie ſie einander Alles, ewig Alles, ſeyn wollten: das war der Augenblick, wo ſein Auge ſich mit Thränen, ſeine Bruſt mit Entzücken füllte; der Augenblick, wo er betheuerte: er ſey glücklicher, als eine Sprache es ſagen könne.

Anfangs hatte er genoſſen, war aber nicht glücklich geweſen, und am Morgen mit finſtern, mißtrauiſchen Blicken von ihr weggegangen. Erſt als ſie das Fremde für ihn verloren hatte; als der Gedanke, ſie iſt die Mätreſſe des Generals, ein prächtig gekleidetes Frauenzimmer, nicht mehr auf ſeine Phantaſie wirkte; als er ſie Julie und Du nannte: erſt da wurde er glücklich, aber auch eiferſüchtig. Jetzt wollte er mit ihr entfliehen. Wo können wir hin? ſagte Julie. Und denk an die Rache des Generals, wenn wir eingeholt würden! Wir wären Beide verloren! — Er rang die Hände, und knirschte mit den Zähnen. Aber was konnte er erwiedern? Er fügte ſich in die Nothwendigkeit.

„O Julie,“ ſagte er einſt, und betrachtete ſie mit verſchlingenden Blicken; „ich liebe dich! Der Gedanke, ob auch du mich liebſt, nagt wie ein Geier an meinem Herzen.“

Aber, antwortete ſie lächelnd, wie ſoll ich dich Ungläubigen überzeugen, daß ich dich liebe?

Er legte die Fauſt an die Stirn, und rief grimmig: das iſt es, das iſt es! Sieh, wenn ich dich in einem Bettlerkleide, in Noth und Elend gefunden hätte, und die Welt wäre mein geweſen — ach, Julie, Alles würde ich für dein Herz dahin gegeben haben. Barmherziger Gott, daß ich dich ſo, ſo finden, ſo lieben mußte!"

Lieber Frick, wer hat verſprochen, mir meine ehemaligen Begebenheiten nicht mehr vorzuwerfen? Sie ſind geſchehen. Aber habe ich dir nicht geſagt, daß ich dich, dich allein, liebe, wie noch keinen Mann?

Er ſchüttelte den Kopf, und betrachtete ſie mit finſtern Blicken. „Was du ſagſt, kann wahr ſeyn; aber das iſt ja eben das Unglück, das Schreckliche bei der Lebensart, die du geführt haſt, daß dir kein Mann trauen darf! O Julie! könnte ich dein Leben bis zu dem Augenblicke, da du verführt wurdeſt, zurückkaufen — ſieh! hier im Schnee wollte ich Jahre lang knieen, von Wurzeln, von Seewaſſer leben; ich würde es lächelnd ertragen, und für dich beten. Nein, Julie, du kannſt mich nie ganz glücklich machen! Ach, alle deine Reitze gäbe ich für deine Unſchuld!

Ihr Männer ſeyd doch ſeltſam! erwiederte Julie, und ſuchte ihre Empfindlichkeit durch einen leichten Spott zu verbergen. Da ſpricht der Menſch von Unſchuld; und ich wollte nur den Lärm ſehen, den er machen würde, wenn ich ihm mein Schlafzimmer verſchlöſſe! Du, Frick, biſt um nichts beſſer, als die übrigen Männer.

„Ja, ich bin mit dir gefallen; aber eben, daß ich darauf rechnen konnte, iſt das Gift, das an meiner Seele nagt. Wenn du unſchuldig geweſen wärſt, Julie, . . . ſo . . .“

Hätteſt du mich dann mehr geliebt?

„Nein, das nicht. Ich liebe dich bis zum Wahnſinn; aber die Liebe hätte mich dann zu einem guten Geiſte gemacht, zu einem Glücklichen: und jetzt macht ſie mich zu einem Teufel, zu einem Verzweifelten. Julie, ich könnte morden, wenn du meiner überdrüßig würdeſt, einen Andern an dich lockteſt, und mich verſtießeſt. Wenn du das thäteſt — lächle nicht! — wenn du das je thäteſt, ſo . . . Ich mag nicht daran denken, daß es möglich iſt! Du würdeſt ſehen, was Liebe kann!“

So waren ihre Geſpräche faſt immer; und Julie, die wirklich alle die Liebe, deren ihr leeres Herz fähig war, für den jungen Mann empfand, fing endlich an zu begreifen, daß Unſchuld, Keuſchheit, doch nicht etwas ganz Gleichgültiges ſeyn müſſe. Frick lehrte ſie eine Liebe kennen, die nicht bloßer ſinnlicher Genuß iſt, und erwarb ſich zugleich durch Uneigennützigkeit ihre entſchiedene Achtung. Er nahm nie Geſchenke von ihr, ſo viel, ſo oft ſie ihm auch etwas anbot. „Das iſt nicht dein!“ ſagte er mit Stolz und Unwillen: „Geld, an dem mein Elend, meine Verzweiflung klebt. Ich wünſchte, du ſtändeſt nackend da, frei von dem Prunke, den ich mit meiner Ruhe bezahlen muß! Dann würde ich dich mit meinen Kleidern bedecken, und dieſer Säbel ſollte dir alle die Nichtswürdigkeiten erfechten, ohne die du nicht leben, nicht glücklich ſeyn zu können glaubſt!“ Als ſie einmahl in Ernſt böſe wurde, daß er einen ſimpeln goldnen Ring nicht nahm, den ſie ihm anbot, um ſeine Zweifel an ihrer Liebe zu beſiegen: da ſchnitt er ihr mit einer Scheere eine Locke von ihrem blonden Haar. „Das iſt dein,“ ſagte er, „meine geliebte Julie! Dieſes Haar ſchenke mir!“ Er band die Locke zuſammen, und trug ſie nun auf ſeinem Herzen.

Julie lachte über dieſe empfindſamen Tändeleien, dieſe Kleinigkeiten, denen ein volles Herz ſo hohen Werth giebt; und ſie ſelbſt fing zu ihrer Verwunderung nach und nach an, Werth darauf zu legen. Sie ſteckte einen goldnen Ring, den er ihr ſchenkte, lieber an, als einen brillantenen, und trug ebenfalls Haar von ihm auf ihrem Herzen. Mit Unmuth, mit ſichtlichem Widerwillen erduldete ſie die Liebkoſungen des alten Generals, und machte tauſend Erfindungen, um mit ſeinen Beſuchen verſchont zu bleiben. Sie fing an ſich mit einer Art von Schwärmerei an ihren Geliebten zu hängen; und wenn Frick reich geweſen wäre, ſo würde ſie den General gewiß verlaſſen haben. Jetzt theilte ſie wirklich mit ihrem Geliebten alle Gefühle, und wünſchte ſogar, noch unſchuldig zu ſeyn, um ihn ganz glücklich machen zu können.

Stunden lang hörte ſie ſeine Träumereien von der Zukunft mit innigem Vergnügen an; ja, in manchem Augenblicke ihrer Schwärmerei verſprach ſie ihm mit vollem Herzen, ihn zu heirathen.

Eines Tages ſtand der General mit einem

Theile ſeines Regiments auf den Vorpoſten. Da er jetzt vor einem Angriffe ſicher zu ſeyn glaubte, ſo ließ er Julien, die bei der Bagage in einem entfernteren Dorfe war, bitten, zu ihm zu kommen. Frick und ein Paar Huſaren begleiteten ſie bis zu dem Dorfe, in welchem der General ſein Quartier hatte. Gegen Abend entſtand Lärm, und Alles gerieth in Verwirrung. Die Preußiſchen Vorpoſten waren durch einen Wald gegangen, um den Ruſſen in den Rücken zu kommen. Julie mußte ſich nun ſogleich wieder in den Wagen ſetzen, den eine kleine Bedeckung von Huſaren, unter Fricks Anführung, begleitete. Am andern Morgen, als eben die Sonne aufging, hörte man in dem Walde ein Pferdegetrappel, und es ſprengten einzelne Huſaren heran. Der General war genöthigt, ſich zurückzuziehen, und ließ Frick ſagen: er ſollte Julien ſogleich links fahren laſſen, weil rechts der Feind ſtände. Kaum war Frick wieder aufgebrochen, ſo kam auch der Feind ſchon zum Vorſchein. Julie ſchrie vor Angſt. Frick ſprengte an den Wagen, und ſagte in Eil: „Julie, ſo lange ich lebe, wird kein Feind an den Wagen kommen!“ Er befahl dem Kutſcher, langſam und vorſichtig zu fahren; dann ſprengte er zu ſeinem kleinen Trupp.

Sobald die Preußiſchen Huſaren den Wagen ſahen, ſtürzten ſie hinzu, um Beute zu machen. Frick flog ihnen mit gezucktem Säbel entgegen, und ſein Muth begeiſterte ſeine Kameraden. Sie wehrten die Preußen ab, und eilten dann wieder zu dem Wagen. Die Feinde ſtürzten aufs neue heran, und Frick ihnen ſogleich wieder entgegen. Hier fiel einer, dort einer. Vier Ruſſen lagen ſchon, und fünf Preußen, von denen Frick viere niedergehauen hatte. Nur er und ein Ruſſe waren noch am Leben, aber Beide ſchon leicht verwundet; ſie hatten vier unverletzte Preußiſche Huſaren, einen Officier unter ihnen, gegen ſich.

Der Officier bewunderte die Tapferkeit des einzigen Mannes, und rief ihm auf Ruſſiſch zu: er möchte ſich ergeben. Frick antwortete Deutſch: „ich bin kein Ruſſe! Lebendig bekommt ihr mich nicht!“ Nun erhob ſich ein wüthendes Gefecht, worin Frick Wunder der Tapferkeit that. Die Preußen riefen ihm bei jedem Hiebe zu: Bruder Deutſcher, Pardon! Jetzt fiel Fricken ein Gedanke ein. „Halt!“ rief er; „ein Wort!“ — Aber der Wagen fährt nicht weiter! rief der Preußiſche Officier; und er hielt auf Fricks Zuruf. Frick ſagte nun: „ich bin ein Unglücklicher, der jetzt Leben und alles verlieren, oder alles gewinnen muß. Iſt euch mehr an mir, oder an dem Wagen gelegen? Laßt den Wagen fahren, und ich bin euer Bruder, ein Preuße. Wollt ihr das nicht, ſo muß der Säbel entſcheiden. Ich bin entſchloſſen zu ſterben. So lange dieſer Arm noch nicht abgehauen iſt,“ — bei dieſen Worten fuhr ſein Säbel ſchrecklich pfeifend durch die Luft — „ſo lange berührt niemand den Wagen!“ — Aber, fragte der Officier lächelnd; was haſt du mit dem Wagen, braver Kamerad? Willſt du unſer ſeyn, ſo nimm ihn dazu. Du ſollſt dich mit meinen Burſchen in die Beute theilen. Sag, was haſt du mit dem Wagen?

„Er gehört meinem General, der ihn mir anvertrauet hat. Das Mädchen darin iſt meine Geliebte. Wollen Sie, Herr Lieutenant, ſo hole ich das Mädchen, der Wagen fährt, und ich bin der Ihrige.“ — Kamerad, ſo nimm doch den Wagen mit! Er ſoll dein ſeyn. Auf Ehre, ganz dein!

„Herr Lieutenant, ich will das Mädchen, weiter nichts; das Uebrige muß wieder zu der Ruſſiſchen Armee. Bei Gott! ich nähme das Mädchen, wenn es ſeyn könnte, lieber nackt. Dieſer Säbel ſollte ihr wohl Brot ſchaffen und Kleider! Wollen Sie?“ — Gut, ich will. Laß den Wagen zum Teufel fahren! — „Herr Lieutenant, machen Sie, daß ich zu Ihrer Schwadron komme. Sie ſchenken mir den Himmel; und mein Leben, mein Blut, gehört von heute an Ihnen.“ Er ſprengte an den Wagen, und rief glühend: „Julie, ich habe dich und mich gerettet! Willſt du nun mein Weib ſeyn?“ Julie ſprang auf. Gott, lieber Frick, du bluteſt! — „Mit dem Blute,“ ſagte er lächelnd, „habe ich deine Hand erkauft. Willſt du mit mir zu den Preußen übergehen?“ — O ja, lieber Frick. Hier iſt meine Hand. — „So ſteig aus. Wirf deine Ringe, deine Uhren hin. Steig aus, und folge mir!“ — Frick, laß uns den Wagen mitnehmen. — „Der Wagen gehört dem

General,“ ſagte Frick finſter; „ſteig aus und folge mir!“

Julie begriff nichts. Frick erklärte es ihr. „Ich gehe zu den Preußen über, weil ich ein Deutſcher bin, weil ich dich retten will; aber der Wagen wurde mir anvertrauet, und ſoll wieder in die Hände des Generals kommen. Wenn du mich liebſt, Julie, ſo wirf ihm die Ringe, die Uhren, das Gold hin; und bei Gott! dafür will ich vergeſſen, was du geweſen biſt.“ Julie überlegte einen Augenblick. Arm ſollte ſie mit ihm gehen? das Weib, das ſchlechtgekleidete Weib eines Huſaren? Sie fing an zu weinen. Da riß Frick die Mütze ab, zeigte ihr den Hieb auf der Stirn, und ſagte: „ſieh! Blut war mir für dich nicht zu theuer; und du?“ Er riß eine Piſtole aus dem Halſter, und ſetzte ſie, mit einem verachtenden Blicke auf Julien, an die Stirn.

„Nein!“ rief er dann; „ich habe ja erſt dein Gold zu retten!“ Er ſteckte die Piſtole wieder ein, zog den Säbel, und ſprengte gegen die Preußen. „Herr Lieutenant!“ rief er; nichts als Tod! Ich bin Ihr Feind! Sie fechten mit einem Verzweifelten, der ſterben will, ſterben muß, der ſchändlich betrogen iſt. Aber der Wagen muß fahren, ſo lange mein Arm den Säbel noch heben kann!" — Halt! rief der Lieutenant ſeinen Huſaren zu, weil er ſah, daß Frick bleich wurde. Laß den Wagen fahren, ſo weit er kommen kann, Kamerad. Er iſt ja doch unſer; du kannſt ja kaum mehr auf dem Gaule ſitzen. — „Ich?" rief Frick wüthend, ſpornte ſein Pferd, und hob mit der letzten Kraft den Säbel. „Sterben will ich! ſterben!"

Der Officier ſprengte auf ihn zu, und ſchlug ihm den Säbel aus der Hand. Nun wurde Frick vom Pferde geriſſen, und der andere Huſar ſprengte in den Wald. Man hielt den Wagen an, und wendete ihn um. Julie ſchrie laut auf, als ein Preuße ihr die Piſtole vorhielt. Deſerteur! rief der Officier, und gab Fricken den Säbel wieder: der Wagen iſt ſein! — „Gefangener!" ſagte Frick. „Kameraden, der Wagen iſt euer!" Der Officier ſprengte zu dem Wagen hin, erſtaunte über Juliens Schönheit, verſicherte ſie ſeines Schutzes, und ſagte ihr freundlich: ſie möchte ruhig ſeyn. Als der Wagen an den

Platz kam, wo Frick auf der Erde lag und eben von einem Preußen verbunden wurde, ſprang Julie lautſchreiend heraus, ſtürzte ſich neben ihn hin, nahm ſeinen Kopf auf den Schooß, benetzte ſein Geſicht mit Thränen, und gab ihm alle Beweiſe einer zärtlichen Liebe. Frick lächelte, und reichte ihr die Hand. Der Officier rief noch einmahl: Deſerteur, Kamerad! Ich bitte dich, ſag Deſerteur! Das Mädchen iſt dein!

„Deſerteur!“ ſtammelte Frick. „Julie,“ ſetzte er hinzu; „du haſt nicht gewollt, daß ich glücklich würde. Dein Gold iſt dir mehr werth, als ich. Laß mich ſterben, und ſey du nur glücklich!“ Dieſer Edelmuth überwältigte Julien; ſie ſprang auf, machte den Huſaren große Geſchenke, und rief: Wagen und Pferde ſind euer! alles, was ihr findet, iſt euer! Aber vorſichtig verbarg ſie eine kleine Schatulle, die ihre Koſtbarkeiten und eine Summe Geld enthielt. Frick, den man bald wieder auf ſein Pferd gebracht hatte, erzählte nun dem Officier auf deſſen Verlangen. So ſehr er auch die eigentlichen Umſtände im Dunkeln ließ, ſo errieth der Officier dennoch den Zuſammenhang. Er ließ lächelnd anhalten, und ſagte: Mamſell, alles was im Wagen iſt, ſogar die Kleider, die Sie tragen, ſind unſer, und Sie ſelbſt unſre Gefangene. Steigen Sie aus! Zitternd und bleich trat Julie aus dem Wagen. Der Officier bemächtigte ſich ihrer Schatulle, und ſagte dann zu Frick: du biſt mein Rekrut, braver, edler Menſch! Ich bin dir Handgeld ſchuldig. Hier! du bekommſt meine Gefangene, und dieſes Käſtchen. Biſt du nun zufrieden?

Julie reichte ihrem Geliebten die Hand zu; und er ſah den Officier mit dankbaren Blicken an. Sie hielt ihm auch die Schatulle hin; aber die ſchlug er lächelnd aus. „Ich mag ſie nicht; ſie iſt dein, Julie: das Geſchenk eines edlen Mannes. Jetzt ruhet ein anderer Geiſt darauf.“ Er wurde nun gelaſſener, und man kam Mittags bei der Preußiſchen Avantgarde an.

Natürlicher Weiſe machte dieſe kleine Begebenheit Aufſehen. Jeder wollte den jungen, tapfern, edlen Huſaren und ſeine Geliebte kennen lernen, die man denn unbeſchreiblich ſchön fand. Julie verließ, ſo lange Frick noch krank lag, ſein Bett nicht. Sobald er geſund war, wurde er eingeſtellt. Er genoß allgemeiner Achtung in dem Regimente; und da er bei verſchiedenen Gelegenheiten eben die Tapferkeit zeigte, wie in jenem Scharmützel, ſo war es kein Geheimniß mehr, daß der General nur auf Gelegenheit wartete, ihn dem Könige zum Officier vorzuſchlagen. Jetzt zog auch die Ehre Julien an ihn. Sie liebte den Mann, der ſich allgemeine Achtung erwarb, und er mußte nun aus Gefälligkeit für ſie einen Aufwand machen, wie ihn nur der Rang, den er hoffte, entſchuldigen konnte. Sie ſelbſt trug jetzt Amazonenkleider, und blieb immer an der Seite ihres Geliebten.

Der junge Officier, der Fricken zum Gefangenen gemacht hatte, war ſogleich ſein Freund, und Beide wurden das noch mehr in einem Vorpoſtengefechte. Der Officier hatte ſich zu weit gewagt. Auf einmahl ſprengten aus einem Gebüſche mehrere Huſaren hervor, die ihm den Rückweg abſchnitten. Er war umringt, und ſah ſeinen Tod vor Augen; denn die Erbitterung der Ruſſen, welche eben dieſes Huſarenregiment einigemahle ſehr übel mitgenommen hatte, war zu groß, als daß er hätte hoffen können, Pardon zu erhalten. Er wehrte ſich, ſo gut er konnte; auf einmahl hörte er ein heftiges Geſchrei, und zugleich wendete ſich ein Theil der Ruſſen von ihm ab. Nur Ein Preußiſcher Huſar ſchlug ſich mit unbeſchreiblicher Wuth herum. Das gab ihm ſelbſt Muth, und ſeine Hiebe verdoppelten ſich. Jetzt ſprengte der Huſar — es war Frick — herbei, und ſein Säbel ſchmetterte wie ein Blitz zwiſchen den Feinden. Er drang bis zu ſeinem Officier, und griff nun mit einer Kälte und Beſonnenheit an, daß die Feinde den Muth verloren, und ſich zurück zogen. Bald eilten mehrere Preußen herbei, trieben die Feinde in die Flucht, und der Officier war befreiet.

Du haſt mir das Leben gerettet, Frick! ſagte der Officier, und ſchloß den blutenden Frick an ſeine Bruſt. „Ich habe mein Wort gelöſt!“ erwiederte dieſer. Sie ſprengten zurück, und der Officier trank ſogleich mit ſeinem Retter auf ewige unveränderliche Freundſchaft im Leben und Tode. Von dieſem Tage an waren ſie unzertrennlich. Jetzt erſt erzählte Frick dem Officier ſeine Begebenheit mit Jun lien offenherzig. Sein Freund wagte es kaum, gegen ſeine Liebe, oder vielmehr gegen ſeine Abſicht, Julien zu heirathen, einige Erinnerungen zu machen; denn er ſah, wie heftig Fricks Leidenſchaft für das reitzende und ſchöne Mädchen war.

Julie ſelbſt wendete allerlei dagegen ein, als Frick den Wunſch äußerte, ſich ſogleich mit ihr trauen zu laſſen. Sie verlangte, er ſollte warten, bis er Officier wäre; und da auch ſein Freund hierzu rieth, ſo mußte Frick ſeinen Wunſch wohl aufgeben.

Der Feldzug ging zu Ende, ohne daß Frick Lieutenant geworden war. Die Officier fingen nun an in den Winterquartieren ſich von den Beſchwerlichkeiten des Sommers zu erholen. Man tanzte, ſpielte, machte Muſik, und ſtellte Gaſtereien an. Die ſchöne, heitre, angenehme Julie wurde zu allen Luſtbarkeiten eingeladen, und verſäumte keine. Frick ſpottete Anfangs über ihren Hang zu ſolchen Vergnügungen; doch bald wurde er ernſthafter. Julie ſagte: ich bin dir treu; aber warum ſoll ich des Lebens nicht genießen? Und wirklich blieb ſie ihm treu, ſo luſtig ſie auch bisweilen werden konnte, und ſo unbeſonnen ſie an manchem Abentheuer der Officier Theil nahm.

Frick konnte der Subordination wegen nicht in allen den Geſellſchaften ſeyn, zu denen Julie gezogen wurde. Er bat ſie dringend, da weg zu bleiben, wo er ſelbſt nicht hinkommen dürfte. Aber, lieber Frick, ſagte ſie lachend; ſo laß mich doch heiter leben! Ich bleibe dir ja wahrlich treu. — Frick ſchwieg, und verbarg ſeinen Verdruß. Er bat nun ſeinen Freund, Julien überall zu begleiten, wo er ſelbſt nicht ſeyn könnte; und ſein Freund verſprach es. Julie ſpielte, verſchwendete, ſtellte ebenfalls Gaſtereien an; denn ſie glaubte, wie immer, ihr Geld würde kein Ende nehmen. Dazu ſagte nun Frick gar nichts, weil er von allem ihrem Gelde nie etwas angerührt hatte, und auch nichts davon anrühren wollte. Er lebte ſehr einfach; ſein Sold reichte für ſeine und Juliens Bedürfniſſe, die Beute, die er machte, zu Juliens Vergnügen. — „Julie,“ ſagte er nur: „du gewöhnſt dich an Dinge, die ich dir nicht werde geben können; und dann wirſt du aufhören mich zu lieben!″ Julie lachte. Bin ich je eigennützig geweſen, lieber Frick? Will ich nicht gern alles mit dir theilen? Laß es gehen! Iſt mein Geld, das du ohnehin haſſeſt, ausgegeben, ſo eſſe ich mit dir, wenn es ſeyn muß, Kommißbrot. — Sie verſchwendete fort, und hatte von ihrem Gelde bald nichts mehr übrig.

Fricks Freund, der Lieutenant, war immer ihr Begleiter, und, wenn ſie zu Hauſe blieb, ihr Geſellſchafter. Er kam meiſtens ſchon Morgens früh, und ſah die ſchöne Julie, — Fricks enges Stübchen litt es nicht anders — wenn ſie kaum aufgeſtanden war, in ihrem leichten, reitzenden Nachtanzuge. So ſaß ſie, wenn Frick im Dienſte ſeyn mußte, ganze Morgen mit ihm allein, und plauderte, oder ſang ihm vor. Er blieb, wenn Frick die Wache hatte, bis ſpät Abends bei ihr, weil ſein Freund ihn darum gebeten hatte.

In der That eine gefährliche Lage für einen jungen Huſarenofficier, der kein Held in der Tugend war und von Julien wohl keinen großen Widerſtand befürchten durfte. Anfangs ging Alles recht gut; er ehrte ſeines Freundes Liebe und Eiferſucht, weil er wußte, wie viel Julie ihm war, und daß auch dieſe ihren Frick liebte. Aber nun hatte Julie ihr Geld verſchwendet, und mußte ihre Ringe, ihre Uhren verkaufen. Mit Freuden legte Frick ihr ſeine aufgeſparte Beute in den Schooß. — O, wie gut biſt du, lieber Frick! ſagte Julie. „Ich bin es,“ erwiederte er bedeutend; „aber ſey du es nur auch!“ Julie wurde wirklich etwas ſparſamer; doch lange reichte auch ſein Geſchenk nicht.

„Nun Julie,“ ſagte Frick; „nun ſind wir, wo du ſagteſt. Jetzt theile ich mit dir, was ich habe.“ Er ſchrieb jetzt ab, that Wachen für Andre, und nahm, was er ſo ungern that, von ſeinem ſehr reichen Freunde kleine Geſchenke, um Julien mehr als ſeinen Sold geben, und ſie zuweilen mit irgend etwas überraſchen zu können. Aber, was war das alles für die verſchwenderiſche, leichtſinnige Julie! Die Officier wollten ihr ehemals Geſchenke machen, und ſie ſchlug alles aus. Jetzt nahm ſie, was man ihr anbot, und nahm es heimlich. Frick merkte das, und ſprach ſehr ernſthaft mit ihr darüber. Julie unterließ es dennoch nicht, und es gab einige male Scenen, bei denen ſie vor Unmuth und Reue Thränen vergoß.

Frick war von jetzt an übel gelaunt. Er fühlte, daß er für Julien alles zu thun im Stande war; und ſie that ſo gar nichts für ſeine Ruhe. Voll Verdruß über ihren Leichtſinn machte er ihr Vorwürfe, und verſöhnte ſich wieder mit ihr, weil er ſie, trotz allen ihren Fehlern, mit heißer Leidenſchaft liebte. Und Julie? Julie befand ſich nicht mehr wohl bei ihm, weil er ihr die Freuden des Lebens nicht gönnte.

Schon längſt hatte ſie an des Lieutenants Blicken bemerkt, daß ſie ihm nicht gleichgültig war. Noch dachte ſie nicht daran, ihrem Geliebten untreu zu werden; aber — ſie wollte nach ihrer Weiſe leben. Sie erhielt von dem Lieutenant manche ſehr theure Galanterie, und es lag ihr daran, den freigebigen Mann zu behalten. Schon ſonſt war ſie in ihrem Betragen frei geweſen, und der Umgang mit dem ſehr ſinnlichen und oft ſehr ungeſitteten General hatte ſie noch mehr dazu gemacht. Sie wurde gegen den Lieutenant freundlicher, als jemals, drückte ihm die Hände, und zog ihn dadurch immer ſtärker an ſich. Nun fing ſie an zu bemerken, daß der Lieutenant ein junger, ſchöner Mann war, und, was noch mehr ſagen wollte, heiter, jovialiſch, nicht halb ſo ernſt wie Frick. Sie wurde nun immer vertraulicher und lockender. Der junge Officier kämpfte, ſo ſchwer es ihm auch wurde, lange gegen dieſe Zauberin, und nahm ſich ſogar vor, weg zu bleiben; allein ſelbſt Frick bat ihn angelegentlich, ſeine Beſuche fortzuſetzen. Er kam wieder, taumelte von Schritt zu Schritt, erkaufte jeden Genuß mit den bitterſten Vorwürfen ſeines Herzens, und ging dennoch den Weg des Laſters fort. — Er hat dir das Leben gerettet! ſagte ſein Gewiſſen. Und du, ſagte die böſe Luſt, retteſt ihn vielleicht von einer Frau, die über kurz oder lang ſein Unglück machen muß. — Er vertrauet dir ſeine Geliebte! ſagte die Ehre. Braucht er zu wiſſen, daß ſie ihm nicht treu iſt? liſpelte die Begierde. — Sie wird ihn mit einem Andern betriegen, und dann wird man noch obendrein ſeiner ſpotten! ſetzte die Heuchelei hinzu. — Auch iſt es ja ſo weit noch nicht! fliſterte die Falſchheit.

Der junge Mann kämpfte, und wurde nach jedem Siege, den er erkämpft zu haben glaubte, immer ſchwächer. Eines Abends, als Frick auf Kommando nach Fourage gemußt hatte, war der Lieutenant wieder bei Julien, und dieſe ſo lockend gekleidet. Er ſaß neben ihr, und hatte den Arm um den ſchlanken, weichen Leib geſchlungen, während daß ſie mit ſüßer, ſchmachtender Stimme Liebeslieder ſang. Der Lieutenant ſchneuzte zitternd das Licht, und es erloſch. Der unglückliche Frick! Das Verbrechen an Liebe und Freundſchaft wurde begangen.

Die Furie folgte dem Verbrechen auf der Ferſe. Julie war nie bei einer Untreue ſo unruhig geweſen, wie bei dieſer. Sie rieb ſich die Stirn hundertmahl glatt, und eben ſo oft wurde ſie wieder voll Falten. Nun, ſagte ſie lachend, was habe ich denn Großes gethan! Iſt es doch, als ob ich jemanden ermordet hätte! Aber das Lachen wollte gar nicht gelingen. Auch der Lieutenant ging finſter und unruhig umher. Er mochte ſich entſchuldigen, wie er wollte, die Vorwürfe, die auf ſeinem Herzen lagen, blieben gleich drückend.

Er nahm, als Frick wieder gekommen war, auf ein Paar Tage Urlaub, weil er deſſen Anblick nicht aushalten konnte. Gern hätte er auch dem Andenken an die Freuden, die Julie ihm gegeben hatte, entfliehen mögen.

Die erſte laſterhafte That iſt wirklich ſchwarz; die zweite hat ſchon eine hellere Farbe. Der Lieutenant ſah Julien wieder; man blickte ſich an, erröthete, vermied einander, ſuchte ſich dann, beſprach ſich über die Einwürfe, welche das Gewiſſen gemacht hatte, und der arme Frick wurde aufs neue betrogen. Frick merkte nichts. Seine Treuherzigkeit machte ſie dreiſter, und ſie gingen jetzt bei ihrem Betruge planmäßiger zu Werke. Julie war gegen den betrogenen Mann zärtlicher, und der Lieutenant freundſchaftlicher als je. Sie wurde ſogar eingezogener, um einige Officier zu vermeiden, die ihre Untreue gegen Frick vermutheten, und ſich nun Freiheiten gegen ſie erlaubten, die zu dulden ſie doch nicht tief genug geſunken war. Frick ſah ihre größere Eingezogenheit, und war voll Freude darüber. In der heiterſten Stimmung ging er Geſchäfte halber zu einem Rittmeiſter, der gerade ein Glas zu viel getrunken hatte: Lieber Frick, ſagte dieſer nach einigen Neckereien; ich will Ihnen ein Räthſel vorlegen: welchem Thiere wachſen die Hörner erſt, wenn es alt iſt? (Frick wußte es nicht.) Nun, ich will es Ihnen ſagen, mein Schatz. Einem Hahnrei: ſo einem Thiere, wie Sie und wir Alle werden. — „Wie ich? Herr Rittmeiſter!“ — Mein Schatz, wie Sie, ſage ich. Alles in der Welt greift doch in einander! Sie retten dem Lieutenant, Ihrem Buſenfreunde, das Leben, und er ſchenkt Ihnen dafür — zwar kein Königreich; das hat er nicht, aber eine Krone auf die Stirn. — „Herr Rittmeiſter, der Lieutenant iſt mein Freund!“ — Ja, ja mein Schatz, auf Ehre! das iſt er! beſonders wenn Sie nach Brot oder Fourage reiten; dann ſchläft er bei dem Allerwelts-Mädchen! Aber Geduld, ſie wird auch den krönen, dann den Dritten, und ſo weiter. Auf Ehre, mein Schatz, wenn es ſo fortgeht, ſo kann noch das ganze Officier-Corps an die Reihe kommen; und dann wird man unſer Regiment mit Recht die Kronhuſaren nennen.

Frick wurde bleich. Sie werden ja ſo

blaß, mein Schatz! fuhr der Rittmeiſter mit lahmer Zunge fort. Je nun, eine Hand wäſcht die andre. Sie wuſchen die Hand ihres alten Generals; der Lieutenant wäſcht die Ihrige, und ſo wird es fortgehen. Auf Ehre! ſo wird es! Geben Sie Acht.

Frick ging mit zerbrochenem Herzen. Noch immer hing er an Julien mit unbeſchreiblicher Innigkeit, und lebte nur für ſie. Er hatte ihr alles aufgeopfert, hatte dem Lieutenant das Leben gerettet; und eben dieſe beiden Menſchen betrogen ihn ſo ſchändlich. Eine ſo hölliſche Undankbarkeit, die aber bei den Charakteren Beider ganz natürlich war, erfüllte ſein Herz mit kaltem Grimme und Menſchenfeindſchaft. Erſt wollte er ſich von ſeinem Unglücke überzeugen. Und was dann? — Rache, Blut! Seine Seele war ein Raub der wüthendſten Verzweiflung. Doch zuweilen glaubte er wieder einen Augenblick an die Treue Juliens und ſeines Freundes; darum wollte und mußte er Ueberzeugung haben.

Unverzüglich ging er zu dem General, und erbat ſich auf zwei Tage Urlaub. Er erhielt ihn, und zwar in Gegenwart ſeines Freundes, der nun Arm in Arm mit ihm nach Hauſe ging. Frick ſattelte, umfaßte Jullen, drückte ſeinen Freund an ſein Herz, und ſprengte mit Thränen in den Augen fort.

Er ritt nach dem nächſten Dorfe, blieb da bis des Abends ſpät, gab ſein Pferd der dort ſtehenden Wache in Verwahrung, ließ ſich eine Laterne geben, und ging ſo, mit den beiden geladenen Piſtolen in der Hand, wieder nach Hauſe. Erſt ſchlich er ſich auf den Hof, und horchte; alles war ſtill. Nun öffnete er leiſe die Thür ſeines Zimmers, und trat mit der Laterne an das Bett. Da lag Julie ſchlafend in den Armen ſeines Freundes.

Man denke ſich die Empfindung des betrogenen, ſo fürchterlich betrogenen Unglücklichen! Er ſank in einen Stuhl am Bette, ſetzte die Laterne auf den Tiſch, und blieb einige Minuten in der ſtarrſten Verzweiflung ſitzen. Mit aufgehobnen Händen rief er dann das einzige Wort: Gott! Davon erwachten Julie und ihr Buhler.

Um Gottes willen! riefen ſie Beide mit Schrecken, als ſie ſahen, daß Frick vor ihnen ſtand. Der Lieutenant machte eine Bewegung, als ob er aus dem Bette wollte. — Bleib! rief Frick, und hielt ihm die Piſtole entgegen. Der Lieutenant murmelte zitternd einige Worte. Nur das Leben ſchenke mir, lieber Frick! jammerte Julie mit gefaltenen Händen. Frick ſchien nichts zu ſehen und zu hören. Endlich wendete er ſich von ihnen ab, blickte gen Himmel, und ſagte ſchmerzlich: „Gott! Gott! mit Beiden habe ich mein Herz getheilt! und ſie konnten mich betriegen! . . . Elende!“ ſetzte er mit fürchterlicher Stimme, mit rollenden Augen hinzu, und hob die Piſtole auf. Julie und der Lieutenant ſprangen aus dem Bette, und ſanken zitternd ihm zu Füßen. Nur das Leben! rief Julie. „Leben?“ ſagte Frick; „unter Teufeln leben? Fort!“ Schnell ſetzte er die Piſtole an ſeine Stirn, drückte ab, und ſein Gehirn flog, mit Blut vermiſcht, umher. Julie ſank in Ohnmacht, und auch der Lieutenant lag betäubt da, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchehen, und wer getroffen war.

Auf den Schuß kamen Menſchen herbei, und drangen in das Zimmer. Man rief nach Licht, weil Frick im Fallen den Tiſch mit der

Laterne umgeriſſen hatte. Der Lieutenant kam unterdeſſen wieder zu ſich, und ſchwankte halb nackend aus dem Hauſe, ohne daß ihn jemand bemerkte. Als endlich Licht gebracht wurde, öffnete auch Julie die Augen wieder. Fricks Leichnam lag mit der zerſchmetterten Stirn auf ihrer offnen Bruſt, die ſein Gehirn und ſein Blut befleckten. Man ſah ſogleich, daß Hülfe hier unmöglich war, da der Schuß das ganze Gehirn zerſchmettert hatte. Julie richtete ſich bleich und zitternd auf, und konnte kaum ſtehen. Jetzt erblickte ſie das blutige Gehirn an ihrer Bruſt, ſchrie laut, und ſank zum zweitenmahle in Ohnmacht. Man brachte ſie auf das Bett, und wiſchte ihr die Bruſt ab.

Noch wußte niemand, was vorgefallen war. Julie ſprach irre, als ſie wieder zu ſich kam. Man holte den Auditeur des Regiments. Aus Juliens einzelnen Worten — Verwünſchungen gegen ſich und den Lieutenant — begriff er ſehr bald den Zuſammenhang der ſchrecklichen Begebenheit, und ging nun zu dem Lieutenant. Dieſer war todtenbleich, ganz von Blut bedeckt, und erzählte mit heftigen Vorwürfen gegen ſich ſelbſt die Geſchichte, und den Antheil, den er daran hatte.

Der General mußte die Familie des Lieutenants ſchonen; die Sache wurde daher unterdrückt, obgleich jedermann ſie wußte. Man deutete Julien an, daß ſie das Kantonnirungsquartier verlaſſen ſollte. Sie war außer Stande, etwas zu verſtehen; und noch viel weniger konnte ſie reiſen. Bleich und zitternd ſaß ſie unbeweglich da, betrachtete mit Schauder die Stelle ihres Buſens, wo Fricks Gehirn gelegen hatte, und rief in dieſem ſchrecklichen Zuſtande den Namen: Frick! tauſendmahl mit tiefem Schmerze. Der General drang darauf, daß ſie weg ſollte. Ein Officier ſetzte ſie nun mit ihren Sachen in einen Wagen, und brachte ſie einige Meilen rückwärts in ein Städtchen. Hier ſchenkte er ihr noch einen Beutel mit Geld, den der Lieutenant ihm für ſie gegeben hatte, empfahl ſie dem Gaſtwirthe, bei dem er abgetreten war, und fuhr dann wieder nach ſeinem Kantonnirungsquartiere.

Fricks treuloſer Freund ging ſtumm, trau mend umher, und war mit ſeltſamen Vorſtellungen beſchäftigt. Ueberall glaubte er ſeinem ermordeten Freunde zu begegnen. Einige Wochen nachher rückte das Regiment gegen den Feind, und hatte die Ruſſiſchen Huſaren, bei denen Frick geſtanden hatte, gegen ſich. Als der Lieutenant bei einem Vorpoſtengefechte dieſe ſah, weckte ihre Uniform Fricks Bild doppelt lebhaft in ſeiner empörten Phantaſie. Ha! rief er laut: Frick! Frick! kommſt du? Er ſprengte wild zwiſchen die Feinde, und wurde niedergehauen. Das letzte Wort, das er ſprach, war: Frick!

Die unglückliche Julie lag in dem Wirthshauſe faſt ohne Verſtand. Sie konnte nichts denken, als den ſchauderhaften Anblick des Unglücklichen, der mit zerſchmettertem Gehirn auf ihrer Bruſt gelegen hatte. War ſie nur einen Augenblick allein, ſo ſchrie ſie fürchterlich auf, weil ſie zu ſehen glaubte, wie ihr betrogener Freund ſich aufs neue blutig über ſie hinſtürzte. Das Leben, und alles, was es erhalten konnte, war ihr nichts mehr. Ohne Bewußtſeyn gab ſie ein Goldſtück, wo ſie eine Kleinigkeit zu geben brauchte; aber dennoch wollte der Wirth ſie nicht länger behalten, weil er befürchtete, daß ſie ſich das Leben nehmen möchte. Sie mußte das Haus verlaſſen, und irrte nun ein Jahr lang etwa zwanzig Meilen weit in die Runde umher. Die Zeit linderte endlich ihren Schmerz, ihre Verzweiflung, ein wenig; aber als ſie nun wieder zur Beſonnenheit kam, war ihr Geld ausgegeben, ihre Geſundheit zerſtört, ihre Schönheit verblühet.

Sie hatte keinen Zufluchtsort, und wagte es nicht, ihr Auge zum Himmel aufzuheben. So irrte ſie, in Lumpen gehüllt, umher, von inneren Vorwürfen gemartert, von den Menſchen verſtoßen. Tauſendmahl wünſchte ſie ſich den Tod; aber nur mit Zittern: denn jenſeits des Grabes ſtand der blutende Frick. So trieb die rächende Furie ſie endlich bis in die Altemark; und hier fand ſie bei Iglou und Flaming Hülfe.

Das Unglück hatte die leichtſinnige Julie ſo verwandelt, daß ſie Gott ernſtlich dankte, als endlich ein Menſch ſich ihrer annahm. Aber ſie fürchtete, von Iglou erkannt und dann wieder in ihr Elend geſtoßen zu werden; darum ſprach ſie ſo wenig als möglich, und gab, als Iglou wegen ihrer Begebenheiten in ſie drang, ſich einen falſchen Nahmen, um nur, ſo lange die Lüge dauern würde, der Pflege zu genießen. Iglou erkannte ſie wirklich nicht; denn Elend und Verzweiflung hatten alle Spuren von Schönheit an Juliens Körper vertilgt. Das helle, blaue Auge ſtarrte jetzt erloſchen in ſeiner Höhle; die feine Naſe war ſpitz und knöchern geworden; die ehemals ſo friſchen Lippen hingen blaßblau um die gelben, langen Zähne, die ſonſt klein und weiß, wie eine Reihe Perlen, da ſtanden. Die Haut war trocken, unrein und geſpannt; die Röthe der Wangen verſchwunden; die Arme eckig, hager; die Geſtalt lang und dürftig.

Selbſt der Kummer in Juliens Geſichte entſtellte ſie. Es war nicht der freundliche Gram, der um Hülfe flehet und Geduld ſcheint, ſondern ein finſteres, mißtrauiſches, in ſich verhülltes Weſen. Auch ihre Sprache hatte ſich verändert. Es war nicht mehr jene wohltönende, ſichere; ſondern ein ängſtliches, ſcheues Hervorſtoßen der Worte aus der Kehle. Woran hätte Iglou nun die Unglückliche erkennen ſollen?

Sobald Julie merkte, daß man ſie nicht erkannte, verminderte ſich ihre Aengſtlichkeit. Sie fing an mehr zu ſprechen, und erzählte, anſtatt ihrer Geſchichte, einen kleinen Roman, den aber Iglou nicht glaubte, weil offenbare Widerſprüche darin lagen. Die ſcharfſichtige Iglou ſagte von ihr: ſie iſt ein zweideutiges Geſchöpf, das ein Verbrechen auf der Seele hat; doch — ſie iſt unglücklich. Vielleicht lernt ſie von uns den Frieden der Tugend kennen und lieben!

Julie erholte ſich einigermaßen; aber ihr ſcheues, mißtrauiſches Weſen verlor ſich nicht. Der Arzt erklärte ſie für körperlich geſund. Ihre Krankheit, mein Kind, ſagte er zu Julien, liegt in der Seele; und für die iſt kein Arzt auf Erden. Aber guten Rath könnte ich Ihnen geben, wenn Sie Zutrauen zu mir hätten. (Julie erröthete und zitterte.) Sie haben etwas Böſes auf Ihrem Gewiſſen! — Julie wurde bleich. Sie wollte leugnen; aber der Arzt faßte ihre Hand, ging mit ihr an das Fenſter, ſah ihr ſtarr ins Auge, und ſagte mit majeſtätiſchem Ernſte: da ſehen Sie hinaus an den Himmel! Ich bin ein Menſch;

mir brauchen Sie nichts zu geſtehen. Aber dort wohnt Ihr Richter und Retter, wenn Sie ihm trauen. — Juliens Hände flogen vor Zittern; ihre Zähne ſtießen zuſammen, und ihre Bläſſe nahm zu. Sie ſah mit wilden Augen gen Himmel, und ſtieß leiſe heraus: mein Richter! Ihr Retter! ſagte der Arzt. Sie ſchüttelte ängſtlich den Kopf. Iglou faßte ihre zitternden Hände, legte das ſanfte, mitleidige Geſicht an ihre Bruſt, und wiederholte verſichernd: „dein Retter, liebe Unglückliche! gewiß dein Retter!“

Julie war in ihrem ganzen Weſen erſchüttert. Ach, rief ſie; nein, nein! dies Blut wäſcht keine Thräne ab. Sie legte die Hand auf ihren Buſen, der von Fricks Blut befleckt geweſen war. — „Reue, liebes Mädchen,“ ſagte Iglou, „trocknet Ströme von Blut auf. Du wirſt noch glücklich werden!“ Iglou beſtand nicht länger darauf, Juliens Begebenheiten zu erfahren. Sie glaubte, ſich an dieſes verwahrloſete Herz näher anſchließen zu müſſen, daß ſie es mit dem Geiſte ihrer Ruhe füllen könnte; aber es gelang ihr nicht. Julie konnte nur über ihr Unglück verzweifeln,

doch

doch nicht ihre Verbrechen bereuen. Iglou gab die Hoffnung nicht auf, dieſes Herz, wie das Herz des Ritters, der Tugend wieder zu gewinnen, und beſtürmte daher Julien mit Liebe und Mitleiden; aber die gute Iglou wußte nicht, daß man einmahl die Tugend gekannt haben muß, um ſie aufs neue zu lieben.

Julie fühlte ſich wirklich von Iglou's Tugend beſiegt. Sie ſah die Zufriedenheit der glücklichen Familie, und ſie, die ehemals ſo reitzende Julie, war gezwungen, die häßliche Schwarze um ihr Loos zu beneiden, von dem ſie freilich zu gleicher Zeit empfand, daß es ihre Wünſche nicht befriedigen könnte. Julie mußte endlich an den häuslichen Beſchäftigungen Theil nehmen, ob ſie gleich nicht an Arbeit gewöhnt war; denn ſie fühlte, daß man ſie, wenn ſie müßig ginge, nicht länger im Hauſe behalten, und daß ſie dann ganz verſtoßen ſeyn würde. Sie konnte ſich nicht zu der Tugend dieſer Menſchen erheben — nur ihre Tugend beneiden; und dabei zitterte ſie noch immer, daß man entdecken möchte, wer ſie wäre.

In einer ſolchen Stunde voll innerer Pein trat ſie einmahl aus Zerſtreuung an das Klavier, das ſie hier noch nie berührt hatte, und machte einige höchſt traurige Gänge. Iglou hörte mit Erſtaunen zu, und fragte dann: „du ſpielſt das Klavier, Louiſe?“ (So nannte Julie ſich.) Dieſe erſchrak. Iglou bat ſie, fortzufahren; und ſie mußte, da keine Ausflucht möglich war. Julie ſah bald, daß auch ihr Klavierſpielen ſie nicht verrieth, und es war ihr lieb, daß ſie ihr Talent jetzt nicht mehr zu verbergen brauchte. Sie fühlte, was ſie vorher noch nicht gewußt hatte, daß Muſik der Troſt eines gebrochenen Herzens iſt, ja daß ſie ſogar dem Verbrechen die Furiengeſtalt nimmt. Jetzt ſaß ſie Stundenlang am Klaviere, und phantaſierte. Der Baron ſagte: „ihr Verbrechen kann nicht groß ſeyn, Iglou; wenigſtens iſt ſie nicht liederlich geweſen, wie du vermutheſt. Höre nur die richtige Harmonie in ihrem Spiele!“

Endlich entdeckte man von ungefähr auch, daß Julie ſchön und fertig ſang. „Und mit dieſen Talenten, Louiſe,“ ſagte Iglou, „verzweifelſt du an deinem Fortkommen?“ Julie mußte Iglou in ihrem Muſik Unterrichte ablöſen, ſobald ſie die Kunſt zu lehren einigermaßen gelernt hatte. Es fehlte ihr nicht an Verſtand, aber ſchlechterdings an aller Anwendung deſſelben auf den Unterricht. Jede Stunde wurde ihr eben ſo ſchwer, wie der Schülerin. Doch um ſo größer war auch ihr Triumph, als es erſt nur ein wenig ging; ſie hatte ja nun zum erſtenmahle das Bewußtſeyn, durch Arbeit ſich ſelbſt ernähren zu können.

Iglou war faſt immer zugegen bei dem Unterrichte, weil Julie ſonſt anfing mit ihrer Schülerin zu plaudern. Sie ſaß eines Tages vor ſich in Gedanken, als Julie am Klaviere ſang. Auf einmahl kam ihr die Stimme ſehr bekannt vor, und faſt in demſelben Augenblicke ſtand auch das Bild der reitzenden Julie vor ihrer Seele. Sie horchte, und es dünkte ihr immer mehr, als ob ſie Juliens Stimme hörte. Nun ſtand ſie auf, ſetzte ſich ſo, daß ſie Louiſens Profil ſehen konnte; und, ſiehe da! auch Juliens Züge waren in dem Geſichte. Jetzt erinnerte ſich Iglou an alle die Sonderbarkeiten, die Julie Anfangs gezeigt hatte, an ihre Bemühungen, ſich zu verbergen; und dieſe blieben ihr nicht mehr unerklärbar. Sie dachte nun auch wieder an einige Worte, die Julien entfallen waren, und die ebenfalls bewieſen, daß dieſe ſie länger kannte.

Iglou wollte Gewißheit haben. Sie hatte ehedem in Berlin mit Julien oft ein Duett geſungen, daß dieſe jedesmahl mit einer auffallenden Kadence endigte. Am Abend, als ſie mit Julien allein war, brachte ſie das Duett zum Vorſchein, und bat ſie, es mit ihr zu ſingen. Julie ſang, und ſchloß gerade ſo, wie ehemals. Nun konnte Iglou nicht mehr zweifeln. Sie faßte Juliens Hand, und ſagte: du biſt Julie Hedler; nicht Louiſe! Julie wurde blaß, gerieth in Verwirrung, ſtammelte einige Worte, und fing an zu weinen. Iglou verließ das Zimmer, und Julie blieb allein mit ihrem böſen Gewiſſen, und mit der Furcht, daß man ſie aufs neue verſtoßen würde.

Die Thür öffnete ſich, und der Baron trat mit Iglou herein. „Julie,“ ſagte er; „iſt es möglich? Sie ſind es?“ Er ſprach nicht in einem erzürnten Tone. Iglou ſelbſt bot Julien mit einer Art von Zärtlichkeit die Hand, und ſagte: wie froh bin ich, Julie, daß dein Geſchick dich zu uns geführt hat! Liebes, unglückliches Mädchen, du ſollſt noch glücklich werden! — So viele Güte überraſchte Julien; ſie zerfloß in Thränen, wagte es nicht, das Auge aufzuſchlagen, und ſchwieg, weil ſie ſich zum erſtenmahle aufrichtig ihres Lebens ſchämte. Iglou drückte ſie an ihre Bruſt, und der Baron betrachtete ſie mit gutherzigen Blicken. Es war, als hätte man eine geliebte Wohlthäterin, eine theure Freundin wiedergefunden.

Julie fing an ſich über die Zerſtörung von Zaringen zu entſchuldigen. Iglou nahm Flamings Hand, und ſagte: das Unglück, das du anrichteteſt, gab mir dieſe Hand. Du haſt uns glücklich gemacht. Vielleicht wäre ich nie das Weib dieſes edlen Mannes geworden, wenn du uns nicht in die Verlaſſenheit, in den Wald, hinaus geſtoßen hätteſt. Unſer Unglück wurde unſer Glück, und wenn du willſt, ſo ſoll es auch das deinige werden.

Julie ſchüttelte ungläubig den Kopf. Wäre es nur das! ſagte ſie; ach! wäre es nur das! Sie vergeben mir wohl; aber — Sie konnte vor Thränen nicht weiter ſprechen. Zuletzt drang Iglou mit voller Stärke in ſie, und es gelang ihr, Julien das ſchreckliche Geheimniß zu entreißen. Man kann leicht denken, wie fürchterlich die Unterredung für Beide war. Iglou zitterte eben ſo ſehr, wie Julie, und ſah nun, als dieſe ihr Herz aufdeckte, den Geier, der mit ewigen Martern daran nagte; aber zugleich bemerkte ſie auch mit Kummer, daß Julie ihr Verbrechen eigentlich nicht bereuete, ſondern daß nur das Bild des blutenden Frick ſie quälte. Julie klagte mehr den Himmel an, als ſich ſelbſt. Sie hielt es für ungerecht, daß der Himmel ſie mit dieſem wilden Menſchen zuſammen geführt hatte, der über kurz oder lang, ſelbſt wenn ſie treu geweſen wäre, ſich dennoch würde ermordet haben. Dieſe Begebenheit war in ihren Augen nur ein Unglück, und doch lag es ſo ſchwer auf ihrem Herzen.

Iglou gab ſich alle Mühe, ſie zu überzeugen, daß ihre Untreue an Frick ein Verbrechen geweſen ſey. Julie ſchwieg; aber ſie dachte: nur bei dieſem wilden, heftigen Frick konnte ſie ſolche Folgen haben; bei allen andern Männern hätte ſie nichts als höchſtens einen Zank und einen Bruch der Freundſchaft nach ſich gezogen. War es meine Schuld, daß er ſich ſogleich ermordete? — Iglou gab zu, daß Julie nicht unmittelbar an dem Tode ihres Geliebten Schuld geweſen ſey; doch ſuchte ſie ihr aufs neue zu beweiſen, daß ihre Untreue an Frick immer ein Verbrechen bleibe. Julie ſchwieg wieder; denn ſie fühlte wohl, daß ſie und Iglou nicht über die Liebe mit einander ſtreiten konnten. Iglou forderte nun von Julien ein ſehr tugendhaftes Leben, voll edler Thaten, voll Güte und Liebe zu allen Menſchen, wenn ſie ihr Gewiſſen wieder beruhigen wolle. Julie verſprach das zwar; aber heimlich dachte ſie: wie kann es die blutige Geſtalt verſöhnen, wenn ich Andern Gutes thue? wie wird mich das von dem Andenken an ſie befreien?

Aus Angſt vor dem Bilde des ermordeten Frick, das noch immer lebendig vor ihrer Seele ſtand, befolgte Julie Iglou's Rath, doch nur äußerlich. Sie fing an wie Iglou zu denken, nahm Theil an den Wohlthaten, die Iglou Unglücklichen erwies, beſuchte mit ihr Leidende und Kranke; kurz, ſie that Alles, was Iglou that, aber ohne ihr Herz zu haben, und nur, um den fürchterlichen Richter zu verſöhnen, der jenſeits des Grabes ihr drohete. Bei allem ihrem Wohlthun ohne Liebe, wurde ſie nur noch unruhiger, weil Iglou ihr Verbrechen nicht verkleinerte, ſondern es ihr in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit vorſtellte. Sie beklagte ſich über dieſe größere Unruhe, und Iglou ſah nun wohl, woran es Julien fehlte: an richtigen Begriffen von Tugend und Laſter, von Recht und Unrecht. Iglou ſuchte vergebens ihr dieſe Begriffe beizubringen; ſie ſah mit Bedauern, daß Verſäumung in der Jugend unerſetzlich iſt. Julie verwechſelte immer Tugend mit Abbüßung; ihr Verſtand war nicht zu überzeugen, und ihr Herz todt für das Gute.

Iglou mußte ſie zuletzt ihrem Geſchick überlaſſen; ſie freuete ſich indeß, daß Julie ſich jetzt wenigſtens an Arbeit, an manche Tugenden gewöhnte, und hoffte, daß die Zeit endlich ihre Angſt überwinden würde. Freilich erwartete ſie nicht, daß Julie noch tugendhaft, wohl aber, daß ſie unſchädlich, vielleicht nützlich, werden ſollte. Auch darin irrte ſich Iglon. Die ſtille, anhaltende Arbeitſamkeit, das ruhige, in Geſchäften hinfließende Leben wurde Julien immer mehr zur Laſt. Es war ihr unmöglich, ſchon früh aufzuſtehen, thätig zu ſeyn, zu unterrichten, und einem herzlichen, nützlichen Geſpräche, den Ergießungen des Vertrauens und der Liebe, Geſchmack abzugewinnen. Zuverläſſig gehört viel Geiſt und Herz dazu, in der häuslichen Freude ſein Glück zu finden. Hätte Iglon Julien irgend eine große, ſchwere That zur Buße aufgegeben: Julie würde ſie verrichtet haben; doch dieſe ununterbrochene Beſchäftigung mit dem Guten, dieſe kleinen, unbemerkten, fortgeſetzten Tugenden, waren ihr zu ſchwer. Eine ſolche einförmige Lebensart, ſolche Entfernung von allem rauſchendem Vergnügen, von Prunk und Pracht, erregte ihr die drückendſte Langeweile, unter der ihr feſteſter Vorſatz erlag. Sie konnte das Haus nicht verlaſſen, weil ſie nirgends hin wußte; aber ſie war auch nicht glücklich, nicht ruhig, nicht zufrieden.

Ihr Herz wurde immer leerer. Sogar ihre Lebensart als Bettlerin war in ihren Augen glücklicher geweſen, als die jetzige, bei der ſie eben ſo wenig Sorge, als Vergnügen kannte, aber eben daher in vielen unausgefüllten Stunden ein Raub ihrer empörten Phantaſie wurde. Religion mußte, wie ſie wohl fühlte; für ſie etwas Anderes ſeyn, als was Iglou ſie lehrte. Sie ſelbſt konnte ſich ihr Verbrechen nicht vergeben; ſie ſuchte daher einen Andern, der es könnte, und fand ihn.

Ein Geiſtlicher in der Stadt, ein heftiger Polterer, predigte einmahl von dem Zuſtande eines Sünders, und Julie war, wie öfter, in der Kirche, weil ſie ſich nur bei dieſer Gelegenheit mit Anſtand putzen konnte. Der Prediger beſchrieb Juliens Zuſtand ganz genau. Er ſprach von der Angſt des Sünders, von den Qualen der Einſamkeit, von den fürchterlichen Vorwürfen ſeines Gewiſſens, von den ſchrecklichen Bildern ſeiner Phantaſie. Nein! rief er: hier hilft nichts, nicht der Troſt der zärtlichſten Freunde, nicht Arbeit, nicht Beſchäftigung, nicht Thränen der Reue, nicht Buße, ſelbſt nicht gute Handlungen, ſo lange der Sünder nicht weiß, daß Gott verſöhnt iſt, und ihm vergeben hat! Julie war tief erſchüttert; denn das war gerade ihr Zuſtand. Der Prediger forderte den Sünder auf, die Gnadenzeit nicht zu verſcherzen. Er mahlte den Zuſtand derer, die den Weg der Welt gehen, ſich durch Freuden von der rechten Buſſe, von dem Glauben, von Gott abwenden laſſen; und bei dem Allen berief er ſich auf die eigenen Gefühle der Sünder.

Julie kam mit größerer Angſt nach Hauſe. Sie fragte Iglou: was heißt Gott verſöhnen? Iglou antwortete: werden wie er, liebe Julie; ſegnen, wohlthun, tugendhaft ſeyn. Julie fühlte, daß der Prediger etwas Andres gemeint hatte. Er beſchrieb in dem erſchütternden Beſchluſſe ſeines Vortrages die Verzweiflung eines Sünders auf dem Sterbebette. Die Geiſter der Beleidigten, rief er, werden dann an eurer Seite ſtehen, euch martern, euer ſpotten, euch mit wilden Blikken das Unrecht vorwerfen, das ihr ihnen gethan habt. Julie zitterte vor der Erſcheinung Fricks, und brachte die Nacht unter Höllenangſt zu, weil ſie ſeine Stimme zu hören glaubte. Sie war am Morgen ganz außer ſich. Ohne jemanden etwas zu ſagen, zog ſie ſich an, und ging zu dem Prediger.

Sie erklärte ihm weinend, welch eine Wirkung ſeine Predigt auf ihr Herz gethan hätte. Der Prediger, ein bei allem ſeinem Eifer ſehr redlicher Mann, nahm ſie mit Güte auf, und ſie erzählte ihm nun ihre Geſchichte, ſprach von ihren jetzigen Gewiſſensbiſſen, und geſtand ihre Verzweiflung an Gottes Gnade. Er erſchrak; denn er hatte nicht einmahl geglaubt, daß ſo viele Laſter möglich wären, und bei ſeiner Predigt bloß die kleinen Unordnungen in ſeiner Gemeine vor Augen gehabt. Anfangs wußte er ſelbſt nicht, was er ſagen ſollte; doch endlich verwies er Julien auf das Beiſpiel Magdalenens, und fuhr dann fort: wenn ſie ferner Buße thäte, ſo hoffte er, daß Gottes Gnade größer ſeyn würde, als ihre ſchweren Sünden. Unvermerkt gerieth er wieder in ſeinen Eifer, betete mit großer Andacht über Julien, hieß ſie niederknieen, ſegnete ſie zuletzt ein, und bat ſie, bald wieder zu kommen. Julie ſagte ihm, was ihre Freundin ihr gerathen habe, wenn ſie ruhig werden wollte. — „Und Sie haden keine Ruhe gefunden?" — Nein! vielmehr bin ich noch unruhiger geworden. — „Sehen Sie wohl? Gott muß erſt verſöhnt, die Sünde erſt vergeben werden. Gebet, meine Tochter! Gebet!" Er gab Julien ein Gebetbuch für grobe Sünder, rieth ihr, das fleißig zu leſen, und ermahnte ſie, ihr Vertrauen auf Gott zu ſetzen.

Julie ging getröſtet von ihm, ſo wenig ſie auch von dem allen, was er ſagte, begriffen hatte. Ihr Verſtand blieb leer, ihr Herz auch; nur ihre Phantaſie wurde mit neuen Bildern gefüllt, gegen welche die älteren an Lebhaftigkeit verloren. Julie fing an zu leſen. Freilich verſtand ſie von den Gebeten wenig; aber doch ſo viel, daß jeder Sünder Gnade erlangen könne, wenn er ſich vor Gott demüthige. Sie warf ſich auf die Kniee, rang die Hände, weinte, und fühlte ſich getröſtet. Iglou ſchüttelte bedenklich den Kopf, als ſie das bemerkte. Sie verſuchte es ſogar, Juliens dunkle Vorſtellungen aufzuhellen; allein das war vergebens: Julie fühlte ja Troſt in ihrer Seele, und glaubte nun gewiß, auf dem rechten Wege zu ſeyn.

Sie beſuchte den Prediger wieder, und er füllte ihren Kopf mit dem frommen Unſinne von innerer Ergreifung Gottes durch das Gebet. Dieſes fand ſie tauſendmal leichter, als das, was Iglou ihr vorgeſchrieben hatte. Sie betete, rang die Hände, beſuchte die Kirche, quälte ſich ſelbſt, betrübt zu ſeyn, beſchäftigte ſich mit Bildern ihrer Phantaſie, und ging endlich mit zum Abendmahle. Der Prediger ſprach ſie im Nahmen Gottes feierlich von ihren Sünden los. Julie war nun in einem ſehr exaltirten Zuſtande; ſie vergoß Thränen des Entzückens, fühlte ſich tauſendmal leichter, als vorher, umarmte Iglou, und ſagte ihr freudig: jetzt ſey ſie ihrer Sünde entledigt. Iglou ſelbſt weinte und freuete ſich mit, ob ſie gleich die Art nicht billigte, wie Julie zu ihrer Ruhe gekommen war.

Jetzt fing Julie an weniger aufmerkſam in der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten zu werden. Sie verſäumte keine Kirche mehr, ſaß täglich einige Stunden hinter dem Gebetbuche, und machte ſogar die Bußpredigerin gegen den Baron und deſſen Mutter, doch nicht gegen Iglou, bei der ſie nicht den Muth dazu hatte. Nach und nach nahm ſie alle ihre Fehler wieder an, nur in einem frommen Gewande. Sie wurde leichtſinnig, plauderhaft, hatte wieder allerlei ſeltſame Einfälle, und buhlte in der Kirche mit einem Gedankenbilde, da ſie nicht mehr mit Menſchen buhlen durfte. Alles Geld, das ſie erhielt, verwendete ſie darauf, ihre Gebetbücher recht zierlich einbinden zu laſſen. Sie ſpottete jetzt über die gottloſe Welt, wie vorher über die Tugend. Endlich kamen einige Züge ihrer ehemaligen Schönheit zurück. Nun kleidete ſie ſich wieder ſehr nett, doch immer wie eine Heilige. Ein feines Tuch ging ihr bis an das Kinn, um Hals und Bruſt den Augen der Weltkinder zu verbergen; aber bei dem allen ſorgte ſie dafür, daß man ihren ſchönen Buſen wenigſtens errathen konnte. Der Prediger empfahl ſie einigen frommen Familien, und dieſe drangen nun darauf, daß ſie ſich von Flamings trennen ſollte. Sie weigerte ſich; doch bald gab ſie nach, da der Prediger es ihr zu einer Gewiſſensſache machte.

Die heilige Julie ging in des Predigers Hauſe aus und ein. Ein alter Hageſtolz, den ſeine Sünden ebenfalls in den Schooß dieſes ehrlichen Mannes getrieben hatten, traf ſie da oft, und ihr andächtiges, weißes Geſichtchen reitzte noch einmahl ſeine Sinnlichkeit. Er ſagte dem Prediger ſeine Gedanken. Dieſer war nicht dagegen, und in kurzer Zeit hatte er die Freude, die Hände der beiden bekehrten Sünder zuſammen zu fügen.

Juliens Mann wollte nach einem Jahre verzweifeln: ſo quälte ihn ſeine andächtige Frau mit ihrer Verſchwendung, mit ihrer frommen Eitelkeit. Sie betete, zankte, ſang ihn zum Hauſe hinaus, und wurde die Geißel der Stadt, da Niemand frömmer, aber auch verläumderiſcher war, als ſie. Julie gebar einen Sohn, und nach ihrem Wochenbette verdoppelte ſich ihre Andacht. Der ehrliche Prediger ſchüttelte den Kopf, als ſie das erſtemahl wieder gebeichtet hatte, und ſeufzte: ach, der alte Adam ſitzt, wo er ſich erſt eingeniſtet hat, doch gar zu feſt! Auch ihr Mann, der alte, ſchwächliche Hageſtolz, ſchüttelte den Kopf, ſo oft er ſeinen Sohn ſah. Julie dachte gar nicht mehr an ihre ſchreckliche Begebenheit mit Frick, einmahl kurz vor ihrer Niederkunſt

kunſt ausgenommen, wo ſie alles Schießgewehr durch den hübſchen Bedienten, den ihr Mann hielt, aus dem Hauſe bringen ließ. Glaubte ſie etwa, daß auch ihr Mann ſich erſchießen könnte? Kurz, Julie war wieder die vorige, nur in der Geſtalt einer Betſchweſter; doch als ſie älter wurde, legte ſie einen Fehler ab: ſie verſchwendete nicht mehr, ſondern wurde unbeſchreiblich geitzig. Sie ſprach ihrem Manne immer von dem Wunder vor, daß Gottes Gnade größer ſey als alle Sünden, die ein ſchwacher, elender Menſch täglich begehen könne, und hungerte ihn dabei zu Tode. Ihr Sohn hätte ſie in ihrem Alter durch ſeine Verſchwendungen beinahe wieder an den Bettelſtab gebracht; ſie verfluchte ihn, als ſie ſeine Schulden bezahlen mußte, und mitten in dem Abzählen des Geldes wurde ſie von einem Schlagfluſſe getroffen, der ſie in Kurzem tödtete.

Iglou ſagte, als ſie ihre Entdeckung mit Julien gemacht hatte, zu ihrem Manne: iſt dir der Generalbaß noch der Gewährsmann der Tugend? Der Baron wagte es nun doch nicht mehr, das zu behaupten. „Höre, liebe

Iglou," ſagte er: „meinetwegen erziehe unſern Jungen, wie du willſt; denn Gott mag wiſſen, woher es kommt: mir geht doch alles unglücklich. Es iſt, als hätte ſich die ganze Welt verſchworen, daß ich Unrecht haben ſoll in Allem, was ich ſage und thue. Sieh, Iglou, was ich je behauptet habe, das behaupteten vor mir auch ſchon andere Menſchen, und niemand focht ſie an. Aber öffne ich nur den Mund, ſo ſteht auch ſchon jemand da, der das Gegentheil von dem, was ich vorbringe, ſagen will. Hans Jakob Rouſſeau behauptet: ein Dummkopf ſchreibt lange Briefe; die ganze Welt lieſt ſein Buch, und ſchweigt. Ich behaupte es nicht einmahl, höre nur auf zu ſchreiben; und mir koſtet es meine Braut. Doch das war nur das kleinſte Unglück, da ich dich dafür bekommen habe."

Lieber Flaming, eben daß du nicht nur behaupteſt, ſondern auch thuſt, erregt dir den Verdruß.

„Aber, liebſte Iglou, ſoll ich denn etwas behaupten, das ich nicht für wahr halte? und ſind denn die Philoſophen nicht Schurken, wenn ſie Dinge in die Welt hinein ſchreiben, die ſie ſelbſt nicht glauben?"

Nur eitle Menſchen, lieber Flaming; keine Schurken. — Die Wahrheit iſt ſo einfach, daß jeder ſpitze, ungewöhnliche Satz ſogleich Zweifel an ſeiner Richtigkeit erregt. Auch du, lieber Flaming, wollteſt glänzen; aber du warſt zu ehrlich, etwas zu ſagen, daß du nicht als wahr fühlteſt. Du überzeugteſt dich immer zuerſt von deinen Behauptungen, und handelteſt dann darnach.

„Nun, Iglou, ich will einmahl alles ſo einfach denken, und gerade eben ſo anſehen, wie jeder andre Menſch. Ja, das will ich; gerade ſo urtheilen, ſo handeln, wie der allereinfältigſte Mann.“

Sieh, lieber Flaming, nun biſt du ſchon wieder auf einem andern Abwege. Man muß nicht wie der große Hauſe denken, aber auch nicht allein ſtehen wollen. Die Mittelſtraße iſt die beſte; ihr ſoll der Menſch folgen.

„Nein, Iglou, der Wahrheit!“

Nun, eben die liegt in der Mitte.

Der Baron mochte indeß ſagen, was er wollte, er hatte nie ſo wenige Plane gemacht, als in dieſem Zeitpunkte, und war eben deshalb glücklicher, ruhiger, als je. Faßte er auch einmahl irgend einen auffallenden Gedanken bei einem Schriftſteller auf, ſo ſagte er ihn doch zuerſt Iglou, und ſie hatte gewöhnlich das Glück, ihm zu zeigen, daß der Gedanke nichts weniger war, als was er ſchien, paradox, ſondern eine ganz bekannte Wahrheit, nur ſeltſam ausgedrückt. So gingen alle Gelegenheiten, bei denen der Baron etwas Sonderbares hätte unternehmen können, glücklich vorüber. Daß er hundertmahl den Einfall hatte, Soldat zu werden, um für den großen König zu kämpfen, weil es ihn ſchmerzte, an deſſen bewunderten Thaten nicht Theil zu haben; daß er, ſo oft ein neues Buch Aufſehen machte, ſogleich ein Gegenſtück dazu ſchreiben wollte, Papier zuſammen nähete, und den Titel ſehr ſauber auf das erſte Blatt ſchrieb; daß er eine Zeitlang mit Wolf ganz in der Mathematik lebte; zehn Titel und zehn Plane zu Original⸗ Luſt⸗ und Trauerſpielen ſchrieb, um der Deutſchen Bühne aufzuhelfen: das waren Einfälle, die er einen über den andern vergaß.

Endlich theilte ihm Iglou eine Idee mit, die er mit aller Begierde feſthielt: nehmlich, ſein eignes Leben zu beſchreiben. Sie liebte ihn in der That zu ſehr, um ihm ſeinen Fehler geradezu zu ſagen. Doch ſie glaubte, wenn er ſeine Blicke recht aufmerkſam auf ſeinen inneren Zuſtand richtete, und ſich mit den Bewegungsgründen ſeiner Handlungen bekannt machte, ſo müßte er nothwendig ſelbſt darauf fallen, daß er bisher immer nur Geſpenſtern nachgelaufen ſey. Eben dieſe Beſchäftigung war ihr ſelbſt äußerſt nützlich geweſen. Sie hatte ihr eigenes Leben ausführlich beſchrieben; allein ſie hielt es ſo geheim, daß auch ihr Mann nichts davon wußte. Die Selbſtgeſtändniſſe einiger berühmter Männer hatten ſie auf dieſen Gedanken gebracht, ob ſie gleich von ſolchen Schriften behauptete, daß ſie gewiß die Wahrheit nicht enthielten. Wer Selbſtgeſtändniſſe ſchreibt, ſagte ſie, und dabei nur die Ahnung hat, daß ein anderer Menſch ſie zufälliger Weiſe ſehen könne, ſollte das auch erſt tauſend Jahre nach ſeinem Tode ſeyn: der ſchreibt für dieſen Menſchen, und nicht für ſich. Er kann die Wahrheit ſagen, kann ſeine Fehler geſtehen, ſich ſogar Niederträchtigkeiten Schuld geben; aber er wird, wenn er Muth genug dazu hat, doch dieſen Niederträchtigkeiten wenigſtens eine romantiſche Farbe leihen. Er ſchildert einen Teufel, oder einen Engel, weil ein Teufel eben ſo intereſſant ſeyn kann, als ein Engel, und oft noch intereſſanter; aber nie ſich. Der Menſch will intereſſiren, entweder durch hohe Tugenden, oder durch große Verbrechen. Es wird dem Selbſtbiographen keine Mühe machen, ſogar ſeine Verbrechen zu erzählen; er kann ſie ja durch einen Zug von Größe heben, durch einen Zug von Reue mildern, oder durch Erzählung der nachfolgenden Strafe wieder auslöſchen. Aber es iſt dem Menſchen, der ſein Leben für irgend einen Leſer beſchreibt, wohl kaum möglich zu ſagen: ich war (was er doch in den meiſten Augenblikken geweſen iſt) ein thatenloſes Weſen, das der Zufall leitete, und deſſen meiſte Tugenden und Laſter nicht aus Entſchlüſſen und Vorſätzen, ſondern zufälliger Weiſe entſtanden. Er wird alles von ſich geſtehen, nur nicht, daß er oft ſich bloß leidend verhielt, erſt hinterher dachte, ſah, überlegte, was er hätte thun können. Man will thätig geweſen ſeyn; das iſt die Eitelkeit des Menſchen. Die Allermeiſten ſind es nicht; und gerade das geſteht keiner.

Iglou hielt Selbſtgeſtändniſſe für das Nützlichſte, was ein Menſch ſchreiben könne, wenn er ſie bloß für ſich aufſetze, aber für das Allerunnützeſte, wenn er auch nur ſeinen vertrauteſten Freund einen Blick hinein thun, oder ihn wiſſen laſſe, daß er daran ſchreibe. So gut wie gute Romane, ſagte ſie, können Selbſtgeſtändniſſe nicht ſeyn, weil man ihnen die Farbe des Wirklichen geben muß; es ſind alſo immer ſchlechte Bücher, die nur jemand lieſt, der wiſſen will, ob wohl auch ein andrer Menſch eben ſo kleinlich und armſelig iſt, wie er ſelbſt.

Iglou hatte an ihrer Geſchichte immer nur dann geſchrieben, wenn ſie zuverläſſig wußte, daß ſie vollkommen ungeſtört bleiben könnte. Auch würde es niemand mit Gewißheit erfahren haben, wenn ſie nicht in ſpätern Jahren einmahl ſehr krank geworden wäre. Sobald ſie zu Bette liegen mußte, gab ſie ihrem Manne den Schlüſſel zu einem ganz geheimen Fache in ihrem Schranke, und bat ihn, ihr ein Buch zu bringen, das in einem Futterale ſteckte, aber es nicht heraus zu ziehen. Er holte es, und ſah, daß auf dem Futterale mit großen Buchſtaben ſtand: „ich beſchwöre meinen Mann, meine Kinder, meine Mutter, alle meine Freunde, jeden Menſchen, dem die Menſchlichkeit werth iſt; wenn er dies Buch findet, (und dies kann er nur, wenn ein ſchneller Tod mich überraſcht hat), ich beſchwöre jeden Menſchen, dieſes Buch ſogleich in das Feuer zu werfen, ohne es zu leſen. Es enthält nichts Merkwürdiges, kein Geheimniß, das wichtig genug wäre, den letzten Wunſch eines Sterbenden, das Zutrauen eines Menſchen auf Menſchlichkeit, deshalb zu täuſchen.“

Dieſe Worte drückten ſich tief in Flamings Gedächtniß. Er brachte Iglou das Buch, und ſie legte es unter ihr Kopfküſſen, um es, wenn der Arzt ihr das Leben abſpräche, ſogleich zu verbrennen. Als ſie wieder geſund wurde, drang ihr Mann in ſie, nur ihm zu ſagen, was es enthielte. Sie antwortete ruhig: kleine Rechnungen von Wohlthäten, die ich heimlich erwieſen habe, und die ich, wie du weißt, nicht gern bekannt werden laſſe. Der Baron war mit dieſer Antwort zufrieden, und verſprach ihr, wenn ſie vor ihm ſchnell ſterben ſollte, das Buch ungeleſen zu verbrennen.

Liſſow behauptete zuverſichtlich, es ſey ihre Lebensbeſchreibung, eben weil ſie ſo ſehr darauf drang, daß jeder gebildete Menſch dieſe nützliche Arbeit unternehmen ſolle, doch ſo, daß es ſchlechterdings niemand wiſſe, und daß er auf alle Fälle ſchon für ihre Vernichtung geſorgt habe. Wirklich hat niemand Iglou's Buch geleſen. Sie verbrannte es den Tag vor ihrem Tode. Kurz vorher las ſie noch ſelbſt darin, und zwar mit großer Bewegung. Unvermerkt that Liſſow, der an ihrem Sterbebette zugegen war, einen Blick hinein. Er ſah meiſtens nur Charaktere, die ſie ſich ohne Zweifel ſelbſt anſtatt der Buchſtaben erfunden hatte, damit das Buch, wenn es auch durch einen Zufall einem Leſer in die Hände geriethe, doch unverſtändlich wäre. Noch mehr wurde Liſſow in ſeiner Vermuthung durch einige Worte beſtärkt, die Iglou ſagte. Sie legte das Buch auf ein Kohlenbecken, und eine Magd mußte es vor ihren Augen in den Kamin des Zimmers tragen. Als es verbrannt war, ließ ſie ſich das Kohlenbecken bringen. „Aſche!“ ſagte ſie lächelnd, und blies hinein: „und iſt dieſes Leben nicht auch bald Aſche?“ Liſſow fragte nun, ob das Buch nicht ihr Leben enthalten habe? Sie ſah ihn an und ſchwieg.

Flaming ergriff die Idee, ſeinen Lebenslauf aufzuſetzen, wie geſagt, mit großem Eifer. Sobald er den Eingang fertig hatte, las er ihn Iglou vor, und ſie hörte lächelnd zu. Er war allen tugendhaften Menſchen gewidmet. Und nun, ſagte Iglou lächelnd, werden alle tugendhaften Menſchen ſchon wiſſen, was ſie zu erwarten haben: den Lebenslauf eines Tugendhaften! Und gewiß, liebſter Flaming, tugendhaft biſt du geweſen, dies Papier mag nun enthalten, was es will. — „Was es will? Du ſcheinſt nicht zu glauben, Iglou, daß ich die Wahrheit ſchreiben werde. Ich will dir aber beweiſen, daß ich es kann. In dieſem Buche heiße ich nicht Flaming, ſondern Richter; und ſo iſt meine Eitelkeit ohne Stimme.„ — Möchteſt du dich wohl gern in einer Maske lächerlich machen? möchteſt du wohl in einer Stadt, wo man dich nicht kennte, etwas thun, das dir Verachtung zuzöge? — Der Baron begriff nicht, was Iglou mit dieſen Fragen wollte. Er ſchrieb fort, und las ihr vor. Sie fand überall Stellen, die er nicht deutlich genug entwickelt hatte, und er ſah ſich nun in der Verlegenheit, ihr manches zu geſtehen, wie es war. Nun rückte die Biographie nicht ſo raſch fort, wie es ſein Eifer anfänglich erwarten ließ.

Schon bei dem erſten Bogen kam der Baron zu Selbſtgefühlen, zu einer Bekanntſchaft mit ſeinem eignen Herzen, die er ehrlich genug war für nützlich zu halten, die er aber doch ſeiner Frau gern verborgen hätte. Entſtellen wollte er die Begebenheiten um ſo weniger, da er ſeiner Mutter verſprochen hätte, auch ihr ſeine Geſchichte vorzuleſen; und die Motive zu ſeinen Handlungen brachte Iglou gewöhnlich mit ihren vielen Fragen bald heraus. Kurz, er dachte mit Widerwillen daran, ſeine Biographie, ſo wie er ſie ſchreiben mußte, bekannt werden zu laſſen. Bald hörte er ganz auf daran zu arbeiten, und ſagte zu Iglou: „während daß ich ſchreibe, flieht die Zeit, in der ich handeln könnte.“ Aber Iglou's Abſicht war erreicht. Der Baron hatte doch bei dem Aufſetzen ſeiner Jugendgeſchichte, und durch die Unterredungen darüber mit Iglou und ſeiner Mutter, einſehen lernen, daß der Hauptbewegungsgrund aller ſeiner Handlungen weiter nichts geweſen war, als Eitelkeit, der Wunſch ein großer Mann zu ſeyn. Er mochte ſich heraus zu winden ſuchen, ſo viel er wollte, ſeine Mutter und Iglou brachten ihn doch dahin, daß er, wenn auch nicht geſtand, doch einſah, er habe immer nur gehandelt, um für einen großen Mann zu gelten. — Und worin, fragte Iglou, beſtand die Größe, die du liebteſt, deren Schein du haben wollteſt, lieber Flaming? Dieſe Frage veranlaßte neue Erörterungen, neue Fragen und neue Unterſuchungen. Man brachte am Ende heraus, daß er nicht die moraliſche Größe, ſondern die Größe im Verſtande geſucht habe. In der Tugend, behauptete Iglou mit Thränen in den Augen und mit der innigſten Umarmung, iſt nie ein größerer Mann auf Erden geweſen als du!

Man ließ ſich nun auf eine neue Unterſuchung über den Unterſchied der moraliſchen und der intellektuellen Größe ein; und es fand ſich, daß faſt jede Erfindung, durch welche Menſchen groß wurden, jede Revolution des Verſtandes, der Art zu denken, zu philoſophiren, die man einem großen Manne zuſchreibt, nichts als die Wirkung von tauſend Zufällen geweſen iſt; daß zu einer Revolution im Reiche des Denkens, die durch den Namen eines großen Mannes bezeichnet wird, ſchon Jahrhunderte vor ihm der Same ausgeſtreuet war, und daß dieſer auch ohne ihn gekeimt und geblühet hätte. So fand man z. B. daß Luther ohne ſeine, zu der großen Revolution völlig reife Zeit, vielleicht ein unbekannter Mönch geblieben wäre, daß die Reformation ohne ihn, aber er nicht ohne die Reformation das hätte ſeyn können, was ſie waren. Man fand, daß ein großer Mann wohl ſeiner Zeit bedürfe, aber nicht die Zeit gerade eben dieſes Mannes. Der Begriff von Menſchengröße wurde bei dieſen Unterſuchungen um vieles kleiner.

Der Baron erinnerte ſich des Poſtillons, der ihn von Wittenberg nach Düben fuhr. Er hörte jetzt von Iglou gerade eben das, was der, nur einfacher, geſagt hatte: daß alles Bemühen nach Größe das Leben gewöhnlich zu einer Reihe verunglückter Unternehmungen und vergeblicher Anſtrengungen macht, daß die Eitelkeit, ein großer Mann ſeyn zu wollen, die gefährlichſte von allen iſt, weil ein Menſch, dem die Zeit nicht groß werden hilft, den Schein der Größe ſucht, auf Paradoxen fällt, oder gar kein Verdienſt neben ſich leiden will, das Auffallendſte behaupte, und zuletzt zankſüchtig, neidiſch, intolerant wird.

Der Baron fand ſich durch jedes Wort getroffen, und verwünſchte den Einfall, ſeine Lebensbeſchreibung aufzuſetzen, da man ihm bei dieſer Gelegenheit einen ſo hellen Spiegel vorhielt, worin er ſeine Geſtalt ſo deutlich erblickte. Aber doch kam er nun zu Betrachtungen, die in der That ſehr heilſam für ihn waren; er fand endlich, daß er ſein Leben, von dieſer Seite angeſehen, ganz unnütz zugebracht hatte. Es ſchmerzte ihn, das ganze Gebäude ſeiner Größe ſo einſtürzen zu ſehen, und er gab ſich Mühe, wenigſtens etwas zu retten; doch — die grauſame Iglou beleuchtete jede Trümmer deſſelben, und er ſelbſt mußte geſtehen, daß gar nichts Feſtes darunter ſey.

Dies Alles erforderte Zeit; aber deſto bleibender war auch der Eindruck. In der erſten Hitze wollte der Baron alle ſeine Bücher verbrennen; er ſchwor: Plato ſey ein Narr, Seneka ein Raſender, Zeno ein Grillenfänger, Ariſtoteles ein kalter Schwätzer, und Epikur ein Wollüſtling. Den einzigen Diogenes nahm er aus, weil er über die Philoſophen geſpottet hat. Aber warum biſt du ſo böſe auf dieſe Männer? fragte Iglou lächelnd. Sie waren für ihre Zeiten Licht und Sonne. Plato und alle Andren, die du genannt haſt, liebten und empfahlen die Reinheit der Seele, die Tugend. Alle trieben die Menſchen zu dem letzten, großen Ziele, der moraliſchen Vollkommenheit: zwar auf verſchiedenen Wegen; aber doch zu Einem Ziele. Ihr Eifer für die Tugend, für die Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechtes, ihr Herz, hebt ſie empor; ſie werden ewig die

Achtung der Menſchen verdienen und genießen. Sie waren groß, weil ſie die Tugend liebten, und den Geiſt der Menſchen um ſie her nach dem Maße ihres eigenen Lichtes, mit Gefahr des Lebens, mit Aufopferung ihrer Genüſſe, erhellten. Und hätte auch Sokrates ſeinen Dämon geſehen, mit ihm geſprochen; wäre er ein gemeiner Schwärmer geweſen: ſo laß ihn; ſein Dämon war von göttlicher Natur. Er trank ſeinen Schierlingsbecher auf das Wohl der Menſchheit aus. Wollte Gott, wir hätten noch viele der großen Männer, die, gleich ihm, Weisheit nicht bloß lehrten, ſondern auch hätten, die nicht bloß weiſe ſprächen, ſondern auch ſo lebten! Willſt du die Weisheit großer Männer darum verachten, weil ſie nicht ewige Weisheit iſt; weil Irrthum, Grille, Schwärmerei ſie, wie mit einem Nebel, umhüllen? Eben dieſer Nebel macht ihre Weisheit menſchlich.

Der Baron ſchwieg nicht ganz zu allen dieſen Vorſtellungen; aber er konnte doch auch nicht recht viel Treffendes darauf erwiedern, und ſie hatten wenigſtens die Wirkung, daß er jetzt nicht mehr ſogleich mit allen ſeinen Einfällen hervorrückte, ſondern manche erſt genauer beleuchtete. Er wurde mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt; und dadurch war bei einem Manne von ſeiner Art ſchon viel gewonnen. Noch immer hatte indeß eine Meinung, die jeder andren widerſprach, oder etwas Spitzfündiges, etwas ganz Eigenes ſagte, ſeinen entſchiedenen Beifall; und dieſe Schwachheit verlor er nicht, ſo lange er lebte. Er hielt mit dergleichen nicht mehr ſo offen auf dem Kampfplatze, wie ſonſt; aber man ſah doch an ſeinem Lächeln, welches Wohlgefallen er an einer ſolchen Meinung hatte. So würde ihn nichts dahin gebracht haben, die Perſer von Aeſchylus für ein Trauerſpiel gelten zu laſſen. Er bewies vielmehr mit den ſeltſamſten Gründen, ſie wären eine Farce, durch welche Aeſchylus die Athener habe zum Lachen bringen wollen. Gerade mit einer ſolchen ſeltſamen Behauptung hob er gewöhnlich an, wenn ein Fremder ihn beſuchte.

Endlich kam der Tag, der Deutſchland den erſehnten Frieden wiedergab. Nun machte der Baron ſogleich Anſtalten, nach ſeinen verödeten Gütern zu gehen, und ſchrieb an

Liſſow, daß er und ſeine andren Freunde zurückkommen möchten. In Zaringen traf er ſchon wieder einen Theil ſeiner Unterthanen an, die in elenden Hütten wohnten und in der größten Armuth lebten, weil es ihnen an allem mangelte. Der Baron ging gleich nach ſeiner Ankunſt in ſchweren Gedanken mit Iglou und ſeinem Knaben auf den Brandſtellen umher, und tröſtete ſeine Unterthanen mit Hoffnungen. Er hatte Hilbert gebeten, ihm dreißig tauſend Thaler zu leihen, und erhielt ſie in Kurzem durch Wechſel. Jetzt wartete er, ehe er anfing bauen zu laſſen, nur noch auf die Ankunſt des alten Grumbachs, um mit dem zu überlegen; doch ließ er in aller Geſchwindigkeit eine Art von Bude aufzimmern, um bis dahin eine Wohnung für ſich und ſeine Familie zu haben.

Endlich kamen Grumbach, Liſſow, der Prediger und ſeine Schweſter wieder. Der gegenſeitige Empfang dieſer guten Menſchen war ein rührendes Schauſpiel. So wie nur die Bauern die freudige Nachricht brachten: unſer alter guter Vater kommt! eilten der Baron, ſeine Mutter, Iglou und ihr Sohn den vier Unglücklichen entgegen, und warfen ſich ihnen in die Arme. Liſſow hob den Sohn des Barons auf, der jetzt etwa fünf Jahre alt war. „Mein Sohn!“ ſagte Flaming. Dein Sohn! erwiederte der unglückliche Vater, und fing laut an zu weinen.

Grumbach ſtand lächelnd mitten unter ſeinen guten Landleuten, und drückte ihnen der Reihe nach die Hände. Sein Lächeln gab ihnen mehr Hoffnung, als des Barons Güte und Verſprechungen. Iglou nahm Karolinen, die ſehr ärmlich, wie eine Dienſtmagd, gekleidet war, mit in ihr Zimmer, und gab ihr anſtändige Kleidung. Den Prediger und Liſſow führte der Baron in ſeine Wohnung. Der Alte ging ſogleich rings umher, und fand überall, ſelbſt auf den wenigen bebaueten Feldern, die ſichtbarſten Spuren von Elend. Die Bauern, die ihm folgten, beobachteten ſeine Mienen, weil ſie in ſeinem Geſichte leſen wollten, welche Hoffnungen ſie faſſen dürften.

Er wendete ſich zu ihnen, und ſagte: Kinder, ſie haben uns den Boden gelaſſen; und wenn ihr gut geblieben ſeyd, ſo habt ihr nichts verloren, was nicht Fleiß, Nachdenken, gegenſeitige Hülfe, Ordnung und Sparſamkeit euch wieder verſchaffen könnten. Ich hoffe noch mit euch eben ſo glücklich zu ſeyn, als wir es ehemals waren. — Er ließ ſich nun von Allen der Reihe nach erzählen, was für Schickſale ſie gehabt, und wie ſie ſich die Jahre hindurch fortgeholfen hatten. Ohne ſeines eigenen Elendes zu erwähnen, ohne daran nur einmahl zu denken, beklagte er das ihrige aufrichtig. Er brachte den ganzen Tag bald in dieſer Hütte, bald in jener zu, und ging erſt am Abend wieder zu ſeinen Freunden.

So wie er kam, führte der Baron ihn zu dem Gelde, das er auf Hilberts Wechſel gehoben und noch gar nicht angegriffen hatte. „Hier, lieber Grumbach,“ ſagte er, „nehmen Sie. Wir alle ſind unglücklich; und Sie wiſſen am beſten, wie unſerm Unglück abzuhelfen, wie unſer Glück wieder herzuſtellen iſt.“ Grumbach erwiederte lächelnd: es iſt die Frage, Herr Baron, wozu Sie dieſe Summe beſtimmen. Damit können Sie bald wieder in Ordnung kommen. Freilich werden Sie Anfangs keinen Pallaſt, aber doch ein bewohnbares Landhaus haben. Auch wird die Summe zureichen, Ihren Viehſtand, Ihre ganze Wirthſchaft wieder einzurichten. Mit Einem Worte: Sie haben nichts verloren, als die Zinſen dieſer Summe.

„Sie? Sie? Wen verſtehen Sie darunter? doch hoffentlich auch meine armen Unterthanen? Dieſe Summe, lieber Grumbach, iſt Ihre, um den Einwohnern von Zaringen, den Baron von Flaming mit eingeſchloſſen, aufzuhelfen. Ich brauche eine Hütte, Grumbach, die mich und meine Freunde aufnimmt; aber noch weit mehr den Anblick, daß meine Unterthanen glücklich ſind.“

Dem alten Grumbach ſtürzten Thränen aus den Augen. Er drückte den Baron an ſein Herz, und ſagte mit freudiger Rührung: edler, edler Mann! . . . Ja, nun, fuhr er heiter fort, muß die Rechnung anders werden! Alſo nicht bloß Sie, auch Ihre Unterthanen ſollen glücklich ſeyn. O Gott, ſo gieb mir Einſicht, gut Haus zu halten! — Er bat den Baron, fürs erſte den Bauern nichts davon zu ſagen, daß er ſie unterſtützen wollte. Durch dieſe ſechs Jahre Elend, ſagte er, iſt mancher verwildert, und ich möchte Ihnen gern als meine Erbſchaft ein Dorf voll glücklicher Menſchen hinterlaſſen, die es aber auch zu ſeyn verdienen. Der Baron verſprach ihm, daß er in allen Stücken völlig freie Hand haben ſollte.

Nach einigen Wochen kamen auch die übrigen Zaringer wieder: alle arm, alle durch das lange erlittene Elend muthlos, und manche dadurch auch niederträchtig geworden. Zuerſt traf Grumbach Anſtalten, die Menſchen unterzubringen, und ließ hierzu bretterne Buden aufſchlagen. Schon in der erſten Woche machte er ſich mit dem Charakter jedes Einzelnen genau bekannt. Einige, die ſehr verſchlimmert waren, bewog er wegzuziehen, und kaufte ihnen ihre Güter zu einem Preiſe ab, der alle ihre Erwartung überſtieg. Nun wurden Ackergeräthe angeſchafft, und die Felder, ſo gut es ſich thun ließ, beſtellt. Das Ackergeräth verlieh Grumbach nur, das Eigenthumsrecht behielt der Baron. Er kaufte auch ſo viel Schafe und andres Vieh, als er den Winter über ernähren zu können glaubte, und lieh davon jedem Bauer einige Stücke, wobei er den Leuten aber Hoffnung machte, daß ſie es vielleicht zu billigen Preiſen behalten würden. Sommerkorn, und Nahrungsmittel für den Winter wurden ebenfalls angeſchafft und vertheilt, doch immer nur als ein Darlehn. Die Zaringer fingen nun an wieder heitrer zu werden; denn ſo ärmlich auch der Anfang war, ſo konnten ſie ſich doch gegen andre Dörfer in ihrer Nachbarſchaft glücklich ſchätzen.

Bald wurde der Grund zu einem weitläuftigen, bequemen Wohnhauſe für den Baron gelegt, aber nur der eine Flügel aufgeführt, und die Vollendung des Gebäudes bis zu beſſeren Zeiten verſchoben. Auch der Prediger und Karoline wohnten bei dem Baron, da ſo viel gemeinſchaftliches Unglück alle dieſe Menſchen zu Einer Familie gemacht hatte. Sie führten nur Eine Haushaltung, und aßen zuſammen an einem Tiſche, wie natürlich ſehr einfach. Alles war beſchäftigt. Die Bauern arbeiteten für einander, und mit dem froheſten Muthe auch für den Baron, da ſie ſahen, daß er ſelbſt Hand anlegte. Grumbach war der Werkmeiſter, alle Andern ſeine Gehülfen.

Auch Liſſow, der Prediger und Karoline waren immer thätig.

Nach einigen Monathen, die unter den ſtärkſten Anſtrengungen verfloſſen, ſah man endlich einige Ordnung, anſtatt der bisherigen Verwirrung. Es ſtanden zwei Reihen Scheuern da, die einſtweilen zu Wohnungen dienten; der Platz zu den Häuſern war aber ſchon vor jeder Scheuer abgeſteckt. Grumbach fing mit dem Nothwendigſten an; zu gleicher Zeit aber dachte er ſchon an künftige Bequemlichkeiten des Lebens. Er bauete nicht elende Hütten, um ſie in beſſeren Zeiten wieder abzureißen, ſondern nur fürs erſte Scheuern, die immer ſtehen bleiben konnten. Auch von Hausgeräth wurde das Nöthigſte angeſchafft, und es war beinahe alles gemeines Gut, nicht einzelnes Eigenthum. Die Familien mußten ſich nun ſowohl zur Arbeit als zum Genuſſe mit einander verbinden, und lernten durch eine ſehr auffallende Erfahrung, wie viel die Menſchen vermögen, wenn ſie gemeinſchaftlich arbeiten, und wie wenig, wenn ſie einzeln ſind.

In den Stunden der Muße, deren ſie bei

ihrem wenigen Ackerbau und ihrem geringen Viehſtande genug hatten, fällten ſie Holz, zimmerten Balken, räumten Schutt auf, trugen Steine zuſammen, und brennten Kalk. Der alte Grumbach wußte den Bauern deutliche Begriffe von den Arbeiten zu geben, die ſie nicht kannten, und brachte ihnen Neigung dazu bei. Recht gern zeigten die Maurer und Zimmerleute, die des Barons Haus baueten, dieſen geſchäftigen Menſchen die Handgriffe bei ihrer Arbeit; denn ſie liebten den alten Grumbach, der ihnen das Leben leicht machte. So war man den Tag über fleißig, und den Abend verſammelten ſich Alle zum Tanze. Der Baron dachte nicht mehr an ſeinen Grundſatz: ſey tugendhaft aus reinen Vernunft-Principien; denn er ſah zu deutlich, daß die Hoffnung auf den Abendtanz Allen in ſeinem Dorfe den Tag über Kräfte gab.

An den Arbeiten nahm Liſſow Antheil, nur nicht an den Freuden. Sobald Abends die Muſik anhob, ging er heimlich weg, in die Gegend, wo das Haus, in welchem ſeine Kinder verbrannt waren, geſtanden hatte.

Hier ſetzte er ſich nieder, und weinte Jakobinen und ſeinen Kindern Thränen des ſchmerzlichſten Grames. Des armen Liſſows Hoffnung lag jenſeits des Grabes. Die vergänglichen Töne irdiſcher Freude fanden in ſeinem Herzen nicht Einen Ton mehr, der ihnen antwortete. Nur jene himmliſchen Töne, die jenſeits des Grabes her den Unglücklichen lieblich rufen, und den kummervollen Blick mit ſanfter Gewalt in ein andres Leben führen; nur dieſe Töne brachten ſein Herz in eine wehmüthig frohe Bebung, was auch Grumbach dazu ſagen mochte.

Vater, ich helfe ja, ſagte er, wenn Grumbach ihm einmahl Vorwürfe machte; — ich arbeite, als ſollte Zaringen meine Heimath für die Ewigkeit werden. Aber ſoll es mir denn nicht erlaubt ſeyn, meine Blicke in die Gegend zu werfen, die mein Vaterland iſt, die alles enthält, was ich liebe? Soll der Sklav nicht ſeine Blicke ſehnſuchtsvoll über das Meer werfen, das ihn von Weib und Kindern trennt? Wen beleidigt meine Thräne?

„Wen? jedes heitre Herz! . . . Sklav? Welch ein vermeſſener, übermüthiger Vergleich, Liſſow! Darf der Arbeiter im Felde ſeinen Mitarbeiter muthlos machen, wenn er die Blicke immer auf ſeine Hütte wendet, immer auf die Sonne ſieht, ob ſie noch nicht hinunter iſt, und ob die Feierſtunde noch nicht kommt? Darfſt du dir Ruhe wünſchen vor der Arbeit? Genuß, ehe du ihn verdient haſt? Liſſow, Liſſow! hat denn der Himmel Alles, was du liebſt? Haſt du nicht noch dieſſeits des Grabes deinen Vater, der deine Thränen mit ſeinem Kummer bezahlen muß? Haſt du nicht Freunde, die Urſache haben, ſich zu beklagen, daß du ſo undankbar gegen ihre Liebe biſt? Haſt du nicht hier im Leben noch immer die Güte des Ewigen an deiner Seite, und ſind deine Thränen, deine Seufzer nicht Vorwürfe, die du der Vorſehung machſt?"

Die Vorſehung machte mich unglücklich. Kann ſie nun meine Thränen ungerecht finden?

„Die Vorſehung? Liſſow! Wenn Jakobine noch gelebt hätte, als die Ruſſen Zaringen anzündeten; wenn ſie, dies reitzende Weib, ein Raub jener wilden zügelloſen Menſchen geworden, wenn ihre Kinder vor ihren Augen verbrannt wären — was dann? Haſt du nicht ſelbſt oft geſtanden, daß die Vorſehung es mit Jakobinen wohl gemacht habe?"

Ach! aber meine unſchuldigen Kinder!

„Kann die Vorſehung dir nach einigen Jahren nicht wieder zeigen, daß ſie es wohl machte mit deinen Kindern? Und was würdeſt du dann antworten?"

Ich würde ſagen, die Vorſehung konnte ſie wegnehmen — aber auch retten.

„Wohl, das konnte ſie."

Sie that es nicht!

„Liſſow, ſie that es nicht? Kannſt du ſagen, was Rettung heißt? Ich bitte dich, läſtre den Himmel nicht! Wie undankbar biſt du gegen den Himmel, der dir Jahre lang das allerhöchſte Glück gab: ein Weib wie Jakobine, Kinder wie die deinigen! Kannſt du mit dem Himmel rechten, daß er nichts Unvergängliches machte? Selbſt dein Gram iſt es nicht, du Undankbarer! er iſt vergänglich, wie dein Glück es war."

Liſſow lächelte wehmüthig. Mein Gram? ſagte er; ach, und wenn tauſend Jahre über mich hin eilten, er würde noch immer derſelbe ſeyn. Die Zeit macht ihn nur größer. Ich kann nicht wieder glücklich werden!

„Das ſagteſt du auch an Jakobinens Grabe; und dennoch wurdeſt du in den Armen deiner Kinder wieder glücklich.“

Sie ſind dahin, Vater! O, laß mich weinen, bis Gott ſich meiner erbarmt, und mir den Tod ſendet. Er allein kann mich glücklich machen. —

Der Menſch iſt eben ſo thöricht im Schmerze, wie in der Freude. Liſſow klagte die Vorſehung der Härte an; und eben winkte ſie ihrem Engel, ihm den Becher des reinſten Entzückens zu bringen. Er glaubte, ſelbſt die Allmacht könne ſein Elend nicht mildern; und ſie brauchte ſein Glück nicht erſt wieder herzuſtellen, nein, ihm nur Stärke zu geben, daß er es ertragen könnte.

Rheinfelden war mit Liſſows beiden Kindern auf ſeine Güter gegangen. Er erhielt da von Liſſow ſo wenig Nachricht, wie von dem Baron. Seine Erkundigungen, die er ſogleich, und in der Folge öfter, anſtellte, liefen alle fruchtlos ab, weil er ſich immer an Menſchen wendete, die nicht gern Mühe übernahmen.

Er erfuhr nichts durch ſie; doch hoffte er, daß bald wieder Friede ſeyn, und er dann Nachricht von Liſſow erhalten würde. Darüber giengen mehrere Jahre hin, die er indeß zum Beſten der beiden Kinder benutzte.

Sobald Rheinfelden auf ſeinen Gütern angekommen war, machte er Anſtalt, das Unrecht, das er an Jakobinen begangen, an ihren Kindern wieder gut zu machen, wie er es unterweges ſich ſelbſt wohl tauſendmahl geſchworen hatte. Dies war ſein einziger Gedanke. Doch fühlte er ſich dabei gar nicht beruhigt; vielmehr ſagte ihm ſein Gewiſſen: und wenn er auch an den Kindern tauſendmahl mehr thäte, als der ſorgſamſte Vater an ſeinen eigenen, ſo würde das ſein Verbrechen nicht wieder gut machen. Aber eben dieſes Gefühl gab ihm nicht nur unbeſchreiblichen Eifer für das Wohl der Kinder, ſondern es erhielt dieſen Eifer auch in gleicher Stärke. Er verließ ſie nicht eine Stunde, und war um ſo lieber bei ihnen, da er ſie als die einzige Quelle ſeines Glückes auf Erden betrachtete. Lange Einſamkeit und ſeltſame Schickſale hatten ſeinem Herzen große Energie gegeben, und gleichſam jede Spur des Irdiſchen daraus vertilgt. Die Erde mit allen ihren Freuden war ganz vor ſeinen Blicken verſchwunden. Bei der kleinſten Heiterkeit, die nicht unmittelbar mit dem Verlangen ſeines Herzens, ſein Unrecht wieder gut zu machen, zuſammenhing, ſchauderte er; denn er fühlte, daß die Freuden der Erde für ihn aufgehört haben müßten. Immer ſtand Jakobinens Geſtalt vor ſeiner Seele, und erhielt den erhabenen, obgleich überſpannten, Gedanken in ihm lebhaft, daß er nur noch als ein wohlthuender Geiſt auf der Erde ſey, um Gutes zu wirken, und darin ſeinen Genuß zu finden.

Selbſt dieſen Genuß verkümmerte er ſich durch Grübeln darüber, ob er ihn verdiene, oder nicht. Vielleicht zweifelt man, ob er auf ſolche Art glücklich geweſen ſey? Aber er war es gewiß, und vielleicht tauſendmahl mehr, als Andere, die Genuß an Genuß, und Freude an Freude reihen Es giebt Herzen, die der Erde ganz entſagen können, und deren innere Sinne ſchon hier für die Ewigkeit und ihre Freuden aufgehen.

Rheinfelden hatte eine vortreffliche Erziehung bekommen, und war gewiß nicht ohne Tugenden geweſen. Man wird ſich noch erinnern, welch einen Kampf ihm ſein Verbrechen an Jakobinen koſtete, und wie viel ſein eignes, ſonſt großmüthiges, edles und hülfreiches Herz bei ſeiner Leidenſchaft litt. Viele Lektüre, ein leichtes moraliſches Syſtem, umherſchwärmendes Leben, und die Bekanntſchaft mit einigen elenden Weibern hatten ſein Verbrechen veranlaßt. Jakobinens Tod aber, den er nicht fürchtete, und der ihn unvorbereitet traf, erſchütterte ihn ſo durch ſein ganzes Weſen, und brachte das Bild der Ewigkeit und eines vergeltenden Richters in ſo furchtbaren, ſchrecklichen Zügen vor ſeine Seele, daß er ein Böſewicht geweſen ſeyn müßte, wenn er es nur einen Augenblick hätte vergeſſen können.

Als endlich nur die ſchrecklichen, betäubenden Schläge ſeines Gewiſſens aufgehört hatten, Jakobine nicht mehr wie ein Todesengel vor ſeiner Seele ſtand, und er nur einmahl den tröſtenden Gedanken faſſen konnte, daß ſie zu verſöhnen ſey, (und das geſchah in dem Augenblicke, da Liſſow ſagte: Verſöhnung!) — mußte nothwendig ſein Herz wieder Kräfte zu den höchſten Tugenden, zu den ſchwerſten Aufopferungen erhalten; und alle dieſe Tugenden, alle dieſe Stärke ſeines Herzens verwendete er nun auf Jakobinens Kinder.

Er erzog ſie mit noch größerer Vorſicht, als die zärtlichſte Mutter, bildete ihre Herzen zu jeder Tugend und zu den ſchönſten Gefühlen, war immer bei ihnen zugegen, und hütete ſie ſorgfältig vor dem Anblicke des Häßlichen und des Böſen. Kein leichtſinniges Wort, keine zweideutige Geberde befleckte je die reinen Herzen der beiden Kinder. Sie waren ganz unverdorben zu ihm gekommen; durch die Erziehung ihres Vaters und Grumbachs, auch nachher durch das Beiſpiel der edlen, liebevollen Iglou, hatten ſie die ganze Argloſigkeit, die Unbefangenheit der Unſchuldswelt behalten. Wohlthun war ja Alles, was ſie in ihren früheren Jahren hörten und ſahen; und nun zeigte ihnen Rheinfelden aufs neue das Schauſpiel einer ſo umfaſſenden Liebe und Wohlthätigkeit.

Sie erhielten hier aber nicht nur das Beiſpiel von Tugend, ſondern waren ſelbſt die Werkzeuge von Rheinfeldens Güte. Durch ſie half er den Unglücklichen; auf ihre Vorbitte unterſtützte er den Armen; ſie trugen das Geld, das er ihnen gab, in die Hütten des Kummers; ſie empfingen den Dank, den er ſelbſt, als ein Glück, von ſich ſtieß. Ihr ganzes Weſen erhielt bei dieſer Erziehung etwas Sanftes, Gütiges, Mildes; ihre Handlungen bekamen den Charakter einer ſtillen Frömmigkeit. Der Unglückliche, dem ſie Wohlthaten erwieſen, dankte ihnen weniger für dieſe, als für die argloſe, freundliche Theilnahme, für das zärtliche Wohlwollen, das den Werth der Gabe noch erhöhete. Sie thaten Gutes, und ſchienen in ihrer Unſchuld die zu ſeyn, welche Gutes empfingen. Bei aller dieſer ſanften, kindlichen, argloſen Unſchuld erhielten ſie dennoch etwas Erhabenes, einen ſtolzen Zug von Schwärmerei, der aus Rheinfeldens Seele in die ihrige überfloß. Das Laſter war ihnen fürchterlich, und ſie zeigten den größten Abſcheu, wenn nur von einem Verbrechen geſprochen wurde. Ihre Augen flammten dann, ihr Geſicht wurde leidenſchaftlich. Eine ſolche Schwärmerei der Tugend kann freilich, wenn ſie gemißleitet wird, den ſchönſten Charakter verderben; bei ihnen hatte ſie aber etwas höchſt Unſchuldiges, und miſchte ſich innig in ihre argloſe Milde. Sie waren wie zwei Weſen aus einer andren Welt. So wandeln in menſchlicher Geſtalt zwei Engel auf der Erde. Unſchuld ſcheint ihre einzige Tugend zu ſeyn; aber von Zeit zu Zeit bricht doch aus ihr ein Zug der erhabenen, himmliſchen Natur hervor, der den Menſchen zur Anbetung zwingt.

Man tadelte Rheinfelden, daß er den Herzen der beiden Kinder dieſe hohe Richtung gab. Es iſt möglich, ſagte er, daß dieſe himmliſche Güte ſie von allen Menſchen abſondert, daß ſie nie Freunde finden, nie Herzen, die ſie lieben können; aber ſie werden den Menſchen lieben und dadurch glücklich ſeyn. Ob ſie das erhalten werden, was man gewöhnlich Glück nennt, weiß ich nicht: das hängt ja immer vom Zufall ab; aber ſie werden fühlen, daß ſie jedes Glück verdienen. — „Die Menſchen werden ihre Tugenden haſſen, weil ſie ſo rein ſind.“ — Der Ewige wird ſie lieben.

Man muß hieraus nicht etwa ſchließen, daß Rheinfelden ihre Tugenden nur zu einer Wirkung ihrer Gefühle machte; nein, er war eben ſo ſehr für die Bildung ihres Geiſtes beſorgt. Durch die einfachſte Moral überzeugte er ihren Verſtand ſehr leicht von dem, was ihr Herz ſchon lange als wahr fühlte. Sie bekamen nun Geſchmack an der Tugend. Gefühl und Vernunft beſtimmten ihren Willen faſt immer zum Guten; ſie haßten das Böſe, weil es ihrem Gefühl unerträglich, und zugleich, weil ihre Vernunft von dem Unrechte deſſelben überzeugt war.

Rheinfelden lebte nur für die Erziehung der beiden Kinder. Sein Vermögen reichte alſo überflüſſig hin, ihnen die beſte Verſtandesbildung zu verſchaffen. Er nahm zu Lehrern für ſie nicht unwiſſende Anfänger, die ſelbſt noch zu lernen brauchten, ſondern die vorzüglichſten, die zu finden waren. Mit ſo vieler Vorſicht er aber die Lehrer auch wählte, ſo ließ er dennoch nie einen mit den Kindern allein. Man beſtimmte vorher, was gelehrt werden ſollte; und ſo blieb immer Harmonie in dem Unterrichte. Die Kinder rückten ſichtlich fort in allen Wiſſenſchaften, in den Künſten, worin Rheinfelden ſelbſt ein geſchmackvoller Kenner war, und in den lebenden Sprachen, in denen er große Fertigkeit hatte. Der Unterricht in den letzteren und in manchem Andren wurde, wenn es anging, immer auf Spaziergängen, unter dem Genuſſe der Natur ertheilt; denn von Büchern hielt Rheinfelden nicht viel. Veranlaſſungen, wie ſie das Leben gab, führten die Unterredungen herbei; kleine Ereigniſſe in der Gegend umher dienten zur Grundlage der Geſpräche.

Eben ſo wenig wurde der Körper der beiden Kinder verſäumt; ſie lernten tanzen, und der Knabe auch reiten, fechten und ſchwimmen, während daß Jakobine in allen weiblichen Arbeiten Unterricht erhielt. Dabei gewöhnte Rheinfelden ſie an gar keine Art von Pracht oder Luxus, und führte mit ihnen einen ſehr mäßigen Tiſch. Ihre Kleidung war einfach, und Jakobine ſelbſt mußte ſie für ſich, ihren Bruder und Rheinfelden verfertigen. Von Allem bekamen ſie, ſo viel wie möglich, anſchauliche Begriffe. Sie kannten alle Handwerke, ihre Inſtrumente, ihre

Materialien; kurz, Rheinfelden ließ ihnen keine Kenntniß fehlen, die den Menſchen betrifft. Nur das Einzige wußten ſie noch nicht, daß die Menſchen ſo laſterhaft ſind. Ob ſie gleich mit Rheinfelden öfters in die benachbarten großen Städte kamen, ſo erfuhren ſie dennoch nicht, welche Verbrechen die Mauern in ſich ſchloſſen. Erſt, als die Tugend feſt in ihren Seelen gegründet war, lehrte Rheinfelden ſie die Laſter der Menſchen kennen. Er zeigte ihnen nun, auf welchem natürlichen Wege der Menſch zu dieſer Tiefe hinabſinkt, und ſetzte ihnen deutlich aus einander, daß die Menſchen in ihren gewöhnlichen Verhältniſſen und bei ihrer verkehrten Erziehung faſt nicht beſſer ſeyn können.

Nun ſahen ſie denn freilich auf einmahl eine neue Welt, vor der ſie zitterten; aber ſie fühlten nicht Haß gegen dieſe Welt, ſondern Mitleiden. Sie wurden duldſam gegen Andre, und nicht eitel auf ihre eigenen Tugenden; denn ſie ſahen, daß dieſe Tugenden das Werk Rheinfeldens und ihrer früheren Erzieher waren. Rheinfelden machte ſie nun auch mit den Klugheitsregeln bekannt, die ſie beobachten müßten, wenn ſie die Reinheit ihres Herzens unter den Menſchen bewahren wollten. Er ging die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes noch einmahl mit ihnen durch. Bis jetzt war ihnen dieſe nichts andres geweſen, als die Geſchichte der Güte, der Liebe; ſie hatten nur geſehen, wie die Vorſehung den Menſchen von der unterſten Stufe der Kultur immer höher hebt; wie das Licht ſich immer über mehr Nationen verbreitet; wie es immer heller hervordringt; wie ſelbſt die Finſterniß der Barbarei, der Unwiſſenheit, es größer und ſchöner macht; wie alles auf Erden die Vollkommenheit befördern muß, ſelbſt der Menſch, der ſie aus Irrthum verhindern will. Nun aber zog Rheinfelden den Schleier von der Geſchichte ab, und zeigte ihnen auch die Laſter und Verbrechen unter den Menſchen: den zerſtörenden ehrſüchtigen Alexander, den raſenden Kaligula, den heuchleriſchen Tiberius, den blutgierigen Nero, den indolenten Klaudius. Sie lernten jetzt, wie die Menſchen, wenn Eitelkeit und Schmeichelei ſie verblendet, Sinnlichkeit und Wolluſt ſie entnervt, Stolz und Uebermuth ſie hingeriſſen haben, endlich zu Tiegern werden. Er zeigte ihnen, wie Nero mit zitternder Hand das Todesurtheil eines Verbrechers unterzeichnet, und fünf Jahre ſpäter mit eben dieſer Hand ſeine eigne Mutter ermordet; wie ſchrecklich Wolluſt, Ehrgeitz und Habſucht mit dem Glücke der Menſchen ſpielen; wie jede Tugend, auch wenn ſie noch ſo ſtark iſt, zittern muß, der Schmeichelei, der Verführung, den Sinnen, der Wolluſt zu erliegen.

Bei dem letzten Theile dieſer Unterredung war Rheinfelden tief gerührt, weil ſeine eigene Geſchichte vor ſeiner Seele ſtand. Er fuhr mit Thränen in den Augen, mit bebender Stimme fort: „lieben Kinder, wer nur einen Schritt von der Bahn der Tugend abweicht, der verläßt ſie bald ganz; was das Laſter zurückſchrecken ſoll, wird ihm ein Reitz mehr dazu. Der Wollüſtige z. B. ſieht dann nur das Bild der Wolluſt in ihrem lockenden Gewande, nicht das Elend das ſie über Tauſende brachte. Selbſt die Stimme der Tugend giebt ſeiner Begierde Nahrung.“ Er dachte an Pope's Verſuch über den Menſchen, konnte nicht weiter reden, umarmte die Kinder mit Heftigkeit, und ging dann ſchnell weg, um ſich zu erholen.

So wurden Liſſow und ſeine Schweſter nicht nur duldſam gegen die Menſchen, ſondern auch demüthig und vorſichtig. Sie glaubten Rheinfelden, troz ihrem Gefühle, daß auch ſie laſterhaſt werden könnten, wenn ſie nicht ſorgfältig über ſich wachten; und endlich wurde ihr Verſtand davon überzeugt. Nun machte Rheinfelden ſie genau mit dem menſchlichen Herzen bekannt: mit allen Schwächen deſſelben, mit der Heftigkeit der körperlichen Triebe und der Leidenſchaften. Bei ihrer geringen Erfahrung hatten Liſſow und ſeine Schweſter ſchon Weltkenntniß; Rheinfelden warnte ſie aber, ihr nicht zu trauen. Ihr kennt die Welt, ſagte er; aber ihr wißt nicht, wie groß die Verſtellung der Menſchen iſt, und welch eine lange Erfahrung dazu gehört, ſie in den Begebenheiten ſelbſt richtig zu beurtheilen.

Endlich in dem letzten Jahre des Krieges, fing er an, die beiden Kinder mehr unter Menſchen zu bringen, und hielt ſich deshalb eine Zeitlang mit ihnen in Stuttgard auf, wo er ſie für ein Paar nahe Verwandten ausgab, und wo ihm bei ſeinem Range und Reichthume alle Häuſer offen ſtanden. Jakobine war jetzt vierzehn, Liſſow ſechzehn Jahre alt, und beide wurden mit Bewunderung und Liebe aufgenommen. Man hätte Jakobinen, das ſprechend ähnliche Bild ihrer reitzenden Mutter, ihrem Körper nach für ſechzehnjährig halten ſollen; doch ſah man die liebliche, kindliche Unſchuld auf ihrem Geſichte, ſo konnte man ſie wohl kaum für zwölfjährig nehmen. Sprach ſie dann wieder, ſo wußte man gar nicht, was man von ihr glauben ſollte: ſo geiſtvoll war alles, was ſie ſagte.

In Stuttgard lernten ſie und ihr Bruder ſich nun in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe finden, und Beide machten jeden Tag Erfahrungen, welche durch Rheinfeldens Geſpräche erſt recht lehrreich wurden. Man ſagte Jakobinen viele Schmeicheleien, wie das ganz natürlich war, da ſie vortrefflich tanzte, ſehr ſchön ſang, und ſich immer mit Geſchmack, obgleich ſehr einfach, kleidete. Aber zum Unglück wollte ſie reden, nicht ſchwatzen, und fand die Schmeicheleien, die man ihr ſagte, bald äußerſt abgeſchmackt.

Rheinfelden machte ſie aufmerkſam darauf, daß gerade eben die Schmeicheleien auch an die unbedeutendſten weiblichen Geſchöpfe in den Geſellſchaften verſchwendet wurden; aber noch mehr darauf, daß in der großen Welt die Politur Alles bedeckt, für Alles entſchädigt, der einzige Götze iſt, den die Geſellſchaft anbetet und in den ſie ihren Stolz ſetzt. Anfangs konnten ſich beide aufrichtige Seelen nicht daran gewöhnen, daß alle die Freundſchaftsverſicherungen, die ſie täglich bekamen, ſo ganz und gar nichts ſeyn ſollten. Beſonders Jakobine hörte die jungen Frauenzimmer ſo oft von Freundſchaft, von Vertrauen mit ſo vieler Herzlichkeit ſprechen, daß ſie zweifelte, ob ſie Rheinfelden glauben könnte. Er lobte aber in ihrer Gegenwart eine Freundin gegen die andre, warf dann einen kleinen Tadel nach; und nun wurde die arme Freundin den Augenblick hart mitgenommen. So zeigte Rheinfelden ſeinen beiden Zöglingen nach und nach die ganze armſelige Geſtalt der ſo genannten vornehmen Geſellſchaften. Aber, fragte Jakobine, warum kommen denn die Menſchen zuſammen? was iſt ihr Vergnügen dabei? — „Sie haben lange Weile, und wollen ihr entgehen; ſie ſind eitel, und wollen ihren Putz zeigen; ſie ſind boshaft, und wollen Fehler aufſpüren, um ſich gegen einen Dritten darüber aufzuhalten.“

Man kann leicht denken, daß Jakobine keine Freude an der großen Welt fand; ſie und ihr Bruder ſehnten ſich herzlich aus ihr weg. Rheinfelden war auch gar nicht Willens, ſie lange unter dieſer größten Theils ſo verſchrobenen Klaſſe von Menſchen zu laſſen. Er führte ſie nun in einer andern Stadt auch unter den Mittelſtand, machte ſie aufmerkſam auf deſſen Vorzüge, und zeigte ihnen, daß in ihm die meiſte Menſchlichkeit, ſo wie das meiſte Glück, anzutreffen iſt. Dies konnte er ihnen leicht erklären. „In dem Mittelſtande,“ ſagte er, „ſind die Menſchen nicht reich genug, ihre Kinder bloß zum Genuſſe zu beſtimmen; ſie müſſen dieſen nützliche Kenntniſſe beibringen, und ſie zum Fleiß, zu Beſchäftigungen anhalten, daß ſie dereinſt ſich ernähren können. In ihrer Lage brauchen ſie die Hülfe Andrer nöthiger, und fühlen das Bedürfniß der Freundſchaft mehr, als die

Leute von Stande. Daher müſſen ſie menſchlich, freundſchaftlich, arbeitſam und tugendhaft werden. Die unterſte arbeitende Klaſſe der Menſchen hat zu viel mit den Bedürfniſſen des Lebens zu kämpfen, als daß ſie Zeit behielte, ihr Herz und ihren Geiſt zu bilden. Durch das ſtete Bemühen um Lebensunterhalt müſſen bei ihr nothwendig Habſucht, Mißtrauen, Neid, und alle die Laſter entſtehen, die den Menſchen erniedrigen. Hierin haben der erſte und letzte Stand große Aehnlichkeit mit einander. Jener iſt durch Reichthum und ſeinen Rang über das Bedürfniß der Freundſchaft weggeſetzt, will nichts als Genuß, den nur Reichthum ihm verſchaffen kann, und wird daher habſüchtig. Auch dieſer iſt durch ſeine Armuth von allem entfernt, was ihm die Freundſchaft theuer machen könnte, und beſchäftigt ſich nur mit dem Erwerben ſeines Unterhaltes. Der Mittelſtand, der arbeiten muß, aber wohlhabend genug iſt, um es nicht immer zu brauchen, kennt die Freundſchaft, die beſſeren Gefühle des Lebens. In ihm iſt die Tugend gewöhnlich mehr als Anſtand, Freundſchaft mehr als Komplimente, Glück mehr als Geld, das Leben mehr als eine Unterhaltung. Aber je ſtärker der Luxus bei dieſem Stande einreißt, und deſſen Wohlhabenheit, deſſen glückliche Mittelmäßigkeit hindert: deſto mehr muß auch er ſich zu den Fehlern der beiden andren hin neigen.

So befeſtigte Rheinfelden in ihrer Seele nach und nach den Wunſch, in einer glücklichen Beſcheidenheit zu leben. Beſonders mußte er das wegen des jungen Liſſows thun, der voll großer Hoffnungen war, und bisweilen von einer Miniſterſtelle träumte, um ein ganzes Volk glücklich machen zu können.

Mein Sohn, ſagte Rheinfelden zu ihm, werde was du willſt, und wozu du Gelegenheit haſt. Auch der Miniſter kann mit ſeiner Art zu leben zu dem Mittelſtande gehören und glücklich ſeyn. Jene Tugenden ſind nicht einem Stande eigen, ſondern allen Menſchen; nur daß die anderen Stände mehr Schwierigkeiten haben, ſie zu erringen. Ein Adeliger, der menſchlich fühlt, der das Glück des Lebens in der Freundſchaft findet, iſt in der That zu bewundern, ſo wie der Bauer, der unter den Laſten ſeines Lebens Stärke genug behält, irgend einen fremden Menſchen zu lieben.

Was Rheinfelden Anfangs aus dem Gefühle der Pflicht an den beiden Kindern gethan hatte, that er ſehr bald aus Neigung zu ihnen. Er liebte ſie, wie der beſte Vater, und ſie vergalten ihm ſeine Liebe mit der ganzen Zärtlichkeit, welche Achtung, Dankbarkeit und Vertrauen erregen können. Zum Lohne für die Erfüllung ſeiner Pflicht genoß er jetzt des häuslichen Glückes, der ſüßen Freude Vater zu ſeyn, die ſein Stand ihm eigentlich raubte, und die er bei dem gewöhnlichen Gange der Begebenheiten nie erhalten hätte. An den Umgang mit den Kindern war er ſo gewöhnt, daß ihm der Gedanke, einſt wieder ohne ſie leben zu müſſen, unerträglich würde. Sie verſetzten ihn in die Jahre, da er mit ihren Eltern in ſo glücklicher Freundſchaft lebte; denn Jakobine war ganz ihre Mutter, und Liſſow ganz ſein Vater, Beide nur jugendlicher und ſchöner.

Jakobine ſagte ihm tauſendmahl mit den ſeelenvollſten Blicken, mit der innigſten Zärtlichkeit, ſie liebe ihn unter allen Menſchen, ſelbſt ihren Vater kaum ausgenommen, am meiſten. Hier hatte er nun Jakobinen zum zweitenmahle, ſchöner, reitzender, zärtlicher, als die erſte, und ganz ſein, ohne Nebenbuhler ſein; und er ſollte ſie freiwillig abtreten!

Seine Liebe war jetzt rein, frei von allem Sinnlichen, nur die allerzärtlichſte Vaterempfindung, und er konnte ſie mit der ganzen Welt theilen; aber um ſo mehr zitterte er vor dem nahen Augenblicke, wo er ſeine Rechte auf Jakobinen einem Andern übergeben und ſich vielleicht ganz von ihr trennen ſollte. Sein Korreſpondent in Berlin ſchrieb ihm jetzt: der Baron Flaming halte ſich wieder in Zaringen auf, und ein Liſſow lebe bei ihm. Rheinfelden hätte gern noch gezögert, wenn es nicht unrecht geweſen wäre; und überdies trieben ihn ſelbſt die Kinder mit Bitten, mit Fragen, daß er ſie endlich zu ihrem Vater führen möchte.

Bei ſeinem Erziehen hatte er hauptſächlich auch den Zweck gehabt, die Liebe zu ihrem Vater zu erhalten; und dies konnte ihm leicht gelingen, da er deſſen Herz ſo genau kannte. Er ſprach immer mit der größten

Zärtlichkeit von Liſſow, ſchilderte den Kindern mit feurigen Zügen ſeinen edlen Charakter, ſeine wahre Menſchlichkeit, erzählte ihnen oft, wie er ſelbſt mit ihren Eltern bekannt geworden war, und mahlte ihnen mit Begeiſterung die Glückſeligkeit, deren ſie durch einander genoſſen hatten. Von ſeinem Verbrechen gegen ihre Mutter ſprach er nie; und er fühlte ſich ſehr erleichtert, als er merkte, daß ſie gar nichts davon wußten. In der erſten Zeit fragten ſie wohl nach dem Zuſammenhange jener Begebenheit, da ſie und Iglou ihn aus dem Walde zu ihrem Vater brachten; auch erinnerte ſich der Knabe des Ritters ſogar noch von dem Sarge ſeiner Mutter her: aber Rheinfelden, dem die Fragen nach dem allen wie Dolche in das Herz drangen, ſagte ihnen die Wahrheit nicht, ſondern erzählte eine Geſchichte, die alles erklärte, und an der die Kinder nicht zweifelten. Sie wußten nicht, daß ſie den Mörder ihrer Mutter ſo zärtlich liebten, und ihn Vater nannten.

Euer Vater iſt da, lieben Kinder! ſagte Rheinfelden mit einiger Betrübniß, als er den Brief aus Berlin bekommen hatte. Die beiden Geſchwiſter, Jakobine jetzt funfzehn und ihr Bruder ſiebzehn Jahre alt, hüpften auf vor Freude, und warfen ſich an die Bruſt ihres zweiten Vaters. Sie wünſchten noch heute abzureiſen, und begriffen nicht, warum Rheinfelden zögerte. „Nur noch einige Tage,“ ſagte dieſer, „laßt mir das Glück, euer einziger Vater zu ſeyn, meine Kinder. Nur noch einige Tage! Ich muß Anſtalten treffen, ehe ich mit euch reiſe.“ Rheinfelden ließ nun Kleider verfertigen, kaufte mancherlei, und machte dann ſein Teſtament ſo öffentlich und feierlich wie möglich. Endlich waren die Koffer ohne Vorwiſſen der jungen Leute gepackt, und den folgenden Tag ſollte die Reiſe angetreten werden.

Vom Morgen an ging Rheinfelden in großer Unruhe umher, die immer ſtärker wurde, je näher der Abend herankam. Seine beiden Kinder ſuchten vergebens ihn zu erheitern; er blieb ſtumm, und ſein Auge mit einer dunklen Wolke bedeckt. Nach dem Eſſen nahm er ſie mit in ſein Kabinet, wo er immer nur allein war, und wohin ſelbſt Jakobine, ſein Liebling, nicht kommen durfte. Beide mußten ſich ſetzen. Dann ging er einige mahle auf und ab, und ſchien einen gefaßten Entſchluß zu bekämpfen. Endlich ſchlug er ſeine Blicke zum Himmel auf, und ſagte dann feſt: „es muß ſeyn!“ Nun ſetzte er ſich ſeinen beiden Geliebten gegenüber, und fing an: „Ehe wir reiſen, lieben Kinder, muß ich euch noch einmahl an die Tugend und an euer Herz erinnern. Ihr ſeyd Beide tugendhaft, Beide entſchloſſen die Reinheit eures Herzens zu bewahren; aber ihr ſeyd auch Menſchen. Ich will euch jetzt die ſchreckliche Geſchichte eines Mannes erzählen, den der Himmel zu Tugenden beſtimmt hatte, der aber, durch die Sinnlichkeit verleitet, das ſchauderhafteſte Verbrechen beging, der — eure Mutter ermordete.“ — Liſſow ſprang mit Entſetzen im Geſichte auf, und Jakobine warf ſich mit einem Schrei in Rheinfeldens Arme.

Rheinfelden faßte wieder Muth. „Man hat euch dieſe Begebenheit verſchwiegen; aber ihr müßt ſie wiſſen: ſie geht euch und mich zu nahe an. Nun erzählte er ihnen ſeine Bekanntſchaft, ſeinen Umgang mit Liſſow und Jakobinen, doch ſo, daß er anſtatt ſeines eigenen Nahmens einen andern nannte. Er ſetzte ihnen den früheren Zuſtand ſeines Herzens aus einander, und beſchrieb ihnen ſeinen Charakter. „Ihr ſeht,“ fuhr er dann fort, „der Mann war edel, großmüthig, menſchlich; und dennoch wurde er der Mörder eurer Mutter.“ Er erzählte ihnen nun den Gang bei der Verſchlimmerung ſeines Herzens, den der Leſer ſchon kennt.

Ehe er an die ſchreckliche Kataſtrophe der Geſchichte kam, ſtand er auf. Er zog die Schnur einer ſeidnen Gardine; und nun zeigte ſich ein ſchönes Gemählde, das er noch in Berlin, als er Liſſows Freund war, hatte verfertigen laſſen: Jakobine, die ihre Tochter auf dem Schooße hielt, zu ihren Füßen ihr Sohn mit Blumen ſpielend, und neben ihr Liſſow mit Vaterfreude in den Augen.

„Das iſt eure Mutter in ihren glücklichen Tagen,“ ſagte Rheinfelden; und die Kinder hingen mit ſehnſuchtsvollen Blicken an dem Bilde. Nun erzählte er die gräßliche Kataſtrophe mit immer mehr brechender Stimme, und zeigte ihnen dann wieder ein neues Gemählde: Jakobinen, bleich, ſchon mit dem Tode in ihrem ſchönen Geſichte, wie ſie vor dem Bette ihrer Kinder auf den Knieen lag und betete.

Kaum konnte Rheinfelden noch fortfahren. Nach einiger Erholung zeigte er ihnen Jakobinen im Sarge, wie er ſelbſt ſie geſehen, und wie ein Künſtler, der die jungen Leute im Zeichnen unterrichtete, ſie ihm heimlich gemahlt hatte. Das Bild Jakobinens im Sarge war furchtbar tief in Rheinfeldens Seele gedrückt, ſo daß er es dem Mahler Zug für Zug angeben konnte. — Die Kinder ſaßen bleich, ſtumm da, und ſchwammen in Thränen. Liſſow verbarg das Geſicht in ſeine Hände, und bat Rheinfelden mit flehender Stimme, aufzuhören. Jakobine konnte gar nicht ſprechen. Beide ahneten, Beide vermutheten, wer der Mörder ihrer Mutter ſey, und zitterten weit mehr vor dem, was noch folgen würde, als vor dem, was ſie ſchon gehört hatten.

Auf einmahl warf Liſſow ſich vor Rheinfelden nieder, faßte deſſen zitternde Hände, bedeckte ſie mit Thränen, mit Küſſen, und beſchwor ihn, nicht länger zu reden. Als Rheinfelden nicht wollte, faßte er die Hand ſeiner Schweſter, und rief glühend und heftig: komm, ich will dir erzählen, wie dieſer Mann Jakobinens Kinder aus den Flammen trug, wie er unſer Vater war! Jakobine ſprang auf, umfaßte Rheinfelden, und betheuerte ihm, daß auch ſie ſterben würde, wenn er noch länger fortführe. Es war eine rührende Scene, wie die beiden Kinder ihn umſchlungen hielten und mit zärtlichen Bitten zum Schweigen bringen wollten.

Er überließ ſich endlich ihren Liebkoſungen, und weinte nur milde Thränen über ſie. Als er ſich wieder erholt hatte, führte er ſie das Zimmer hinauf, zog eine Schnur, und rief: „hier iſt der Mörder in den Händen der ewigen Gerechtigkeit!“ Jakobinens Kinder ſchauderten vor dieſem Gemählde zurück. Da ſaß Rheinfelden in einem finſtern, felſigen Walde, das bleiche Geſicht in die dürre Hand geſtützt, mit zerriſſenen Kleidern und offner Bruſt, mit ſtarren, wilden Blicken, den Mund zu einem wahnſinnigen Lächeln verzuckt, und in der rechten Hand einen ſcharfen Dolch haltend, mit dem er nach ſeinem Herzen zielte.

„Erkennt ihr den Mörder?“ fragte Rheinfelden. Jakobine nahm die Schnur aus ſeiner Hand, und ließ den Vorhang fallen. Unſer Retter, unſer Vater! riefen Bruder und Schweſter zugleich, und Rheinfelden ſank in ihre offnen Arme.

„Liſſow, mein Sohn! Jakobine, meine Tochter!“ ſagte er feierlich: „ſteigt einmahl die erſte unrechte Begierde in eurem Herzen auf, ſo denkt an mein Gemählde. So weit kann die Sinnlichkeit führen! Ich bitte euch um eins, meine Kinder. Es wird euch leicht ſcheinen, ſo ſchwer es iſt, aber euch tugendhaft erhalten, ſo leicht es ſcheint. Macht irgend einen guten, edlen Menſchen zum Vertrauten eurer Empfindungen, eurer Begierden, eurer Vorſätze und Gedanken. Denkt nicht, euer Gewiſſen ſey hinreichend, der Vertraute eures Herzens zu ſeyn; es iſt eben ſo ſchwach, wie dieſes. Verſprich mir, mein theurer Sohn, keinen deiner Gedanken, deiner Entwürfe, keine deiner Empfindungen mir zu verbergen. Und du Jakobine, wähle dir irgend eine tugendhafte Freundin, und laß ſie die Bewahrerin deines Gewiſſens und deiner Geheimniſſe ſeyn. Verſprecht mir das!„ Sie hingen Beide an ſeinem Halſe, und verſprachen es ihm unter heißen Thränen. „Nun denn,“ ſagte er lächelnd; „ſo ſollt ihr, wie ihr mein Elend geſehen habt, auch meine Hoffnungen ſehen.“ Er zog den Vorhang vor einem großen Gemählde auf. Hier lag er zwiſchen den beiden geliebten Kindern vor Jakobinen auf den Knieen; Jakobine, in dem Glanze des Himmels, lächelte, und reichte ihm die Hand. Er ſah die jungen Leute zärtlich an, und rief in überwallender Bewegung: „zerſtört mir die Hoffnung nicht, euch einſt eurer edlen, unſchuldigen Mutter eben ſo edel, eben ſo unſchuldig zu bringen!“

Sie waren alle Drei unausſprechlich gerührt, voll der Empfindung des Himmels, und gingen weiſer, beſſer aus einander.

Am folgenden Morgen traten ſie mit gleichem Verlangen die Reiſe an, und kamen ohne irgend einen merkwürdigen Vorfall bis zu der nächſten Stadt vor Zaringen. Hier blieben ſie die Nacht, und waren dann am Morgen mit der Sonne auf. Jakobine fand, anſtatt ihres Reiſeanzuges, ein weißes ſeidenes

Kleid, mit Blumen beſetzt, und eine Guirlande von Roſen zum Kopfputze. Ihr Bruder kam, wirklich prächtig gekleidet, mit Rheinfelden zu ihr, als ſie noch unentſchloſſen daſtand, ob ſie das anziehen ſollte oder nicht. „Du ſollſt geſchmückt zu deinem Vater kommen!“ ſagte Rheinfelden; und bald war Jakobine nun gekleidet.

Sie ſetzten ſich nach dem Frühſtücke in den Wagen, und legten die drei Meilen bis Zaringen ſchnell zurück. Vor dem Dorfe ließ Rheinfelden anhalten, und ſtieg aus. „Ich gehe in dieſen Wald, meine Kinder,“ ſagte er, „weil ich eures Vaters erſte Freude nicht trüben will.“ Auch muß ich den Platz wiederſehen, wo ich glücklich wurde. Iglou wird mich zu finden wiſſen. Seht, das Verbrechen hört nicht auf zu ſtrafen! Ich darf euch nicht an das Herz eures Vaters führen.“ Er verließ mit ſchnellen Schritten den Wagen, und verſchwand in den Wald. Den beiden jungen Leuten ſchlug das Herz ungeſtüm vor Freude und Erwartung, als ſie nach Zaringen hineinfuhren.

Eben waren der Baron und ſeine Freunde vom Tiſch aufgeſtanden; Iglou hatte die Laute genommen, und ſang ein Lied der ſtillen Freude. Da ging die Thür auf, und ein ſchöner Jüngling führte an ſeiner Hand ein eben ſo ſchönes Mädchen, deſſen Geſicht blühend wie die Roſe und voll Engelsunſchuld war, mit dem edelſten Anſtande in das Zimmer. So wie ſie herein traten, wendeten Alle ihre Blicke auf das ſchöne Paar, und ſtanden auf. Das holde Mädchen wurde blaß, der jugendliche Buſen ſchlug vor Angſt, und es drangen Thränen aus ihren großen blauen Augen. Das alles geſchah in einem Augenblick; und in einem zweiten ſchwankte das Mädchen, wurde bläſſer, breitete die Arme aus, und rief in einem Tone, für den die Sprache kein Wort hat, und in welchem ſich Schmerz mit Entzücken miſchte: o Vater! Vater! Dabei ſank ſie mit ihrem Bruder vor Liſſow auf die Kniee.

Es war als ob plötzlich der Himmel ſich in die Geſellſchaft herabſenkte. „O gnädiger, barmherziger Gott!“ riefen Alle auf einmahl, ſtreckten die Arme aus, wurden bleich, und weinten laut. Iglou und Karoline ſanken, von ihrem Gefühle hingeriſſen, neben den Kindern nieder, und riefen ihnen nach: Vater! Vater! — Vater! Vater! riefen alle Stimmen, und eilten auf Liſſow zu, der nach einem Blicke auf ſeine Kinder anfing zu ſchwanken, bebte, ſchnell und ängſtlich Athem ſchöpfte, die Arme ausſtrecken wollte, und doch nicht Kraft genug hatte, ſie zu heben. Er taumelte; Flaming und der Prediger faßten ihn auf. Aber ſchon in demſelben Augenblicke erholte er ſich auch wieder, ſank zu ſeinen Kindern auf die Kniee, ſah ſie an, und blickte nun mit dankenden Thränen gen Himmel. Auch ſeine Kinder waren von ihren Gefühlen überwältigt, und lehnten ſich langſam an ſeine Bruſt. Eine rührende Scene voll von einer Seligkeit, für die das Herz der Menſchen von Staub zu klein iſt! — Alle weinten vor Schmerz, der Freude nicht fähig zu ſeyn, liefen unruhig zu einander, und ſuchten in einer Umarmung ihren gepreßten Herzen Luft zu machen, bis endlich ein lautes allgemeines Weinen Linderung gewährte.

Vater und Kinder hielten ſich enge umfaßt, Arm um Arm geſchlungen, und heiße

Seufzer brachen aus ihren übervollen Herzen. Grumbach war der erſte, der wieder Beſinnung erhielt. Er trat auf den Vater und die Kinder zu; aber es währte lange, ehe er ſich Gehör verſchaffen konnte. Endlich machte er Jakobinens Hand von ihres Vaters Halſe los, und rief mit rührender, noch immer vom Weinen unterdrückter Stimme: haſt du denn nicht auch für den Vater deiner Mutter eine Umarmung, Jakobine? Nun blickte ſie auf, und legte ſchwach ihr Geſicht an ſeine Bruſt. Grumbach trug ſie ſchnell in einen Stuhl, und rief: ich glaube, deine Tochter iſt krank, Liſſow! Das wirkte. Liſſow flog auf Jakobinen zu, die ſich nun, weil ſie die Angſt ihres Vaters ſah, ſtark machte, und aufſtand. Er zog ſie wieder in ſeine Arme. Endlich brachte er das erſte Wort: Jakobine! hervor, und nun ſtürzten erleichternde Thränen aus ſeinen Augen. Grumbach trat unterdeſſen zu ſeinem Enkel, und bat ihn zu ſprechen, wenn ſein Vater nicht vor Entzücken ſterben ſollte. Der Jüngling wendete ſich nun mit einer Frage über die andre an ſeinen Vater; und ſo ging die erſte verzehrende Freude bei dieſem vorüber. Man kam nun immer mehr zur Ruhe, und endlich that der Baron die ſehr natürliche Frage: aber, liebſten Kinder, wo ſeyd ihr denn in den ſechs unglücklichen Jahren geweſen?

Auf einmahl fragten Alle: wer rettete euch aus der Flamme? wer hat ſich euer angenommen? euch erzogen? euch ſo gekleidet? Die Kinder gaben immer nur die Eine Antwort: Rheinfelden! — Rheinfelden? rief Liſſow, und drang wieder mit Heftigkeit vor. Wer rettete euch aus dem Feuer?

Vater, ſagte der Sohn; unſer Wohlthäter, unſer Lehrer, Rheinfelden. Wir ſtanden mitten in den Flammen. Jakobine wollte nicht hinaus, weil ein Huſar vor ihren Augen einen Menſchen niedergehauen hatte. Unmöglich konnte ich ſie allein zurücklaſſen. Auf einmahl flog die Stubenthür auf, und die Flamme ſchlug herein. Ein Mann, den wir im erſten Schrecken nicht kannten, nahm Jakobinen auf ſeinen Arm, mich bei der Hand, und eilte ſo mit uns durch die Gluth aus dem Hauſe. Hinter uns ſtürzte es ein. — „Und dieſer Mann?“ — War der edle

Rheinfelden, Vater. — Der edelſte, beſte Menſch! ſetzte Jakobine hinzu. Liſſow umarmte ſeine Kinder aufs neue, als ob ſie eben erſt aus den Flammen gerettet wären. Jetzt erhob ſich wieder eine frohe Verwirrung, welcher die Fragen: nun, wie ging es euch weiter? wo bliebt ihr? ein Ende machten. Jakobine und ihr Bruder erzählten nun ihre Begebenheiten, und ihre Augen ſtanden voll Freudenthränen, als ſie von Rheinfeldens Liebe zu ihnen ſprachen.

„O Gott! Gott!“ rief Liſſow aus einem ſtummen ſüßen Schmerze hervor: „wo iſt der Retter, wo iſt der Vater meiner Kinder, daß ich ihm zu Füßen falle und ihm danke?“ — Er iſt mit uns gekommen, und muß im Walde ſeyn. Iglou, ſagte er, wüßte, wo er wäre. — Kommt! ſagte Iglou; ich will euch führen. Alle, Liſſow mit ſeinen Kindern voran, gingen nun mit ihr, und es war, als ob ſie einen Wettlauf hielten, ſo daß der alte Grumbach kaum folgen konnte.

Rheinfelden hatte unterdeſſen ſeine Hütte wieder aufgeſucht. Er erſtaunte, als er anſtatt ihrer ein kleines niedliches Häuschen ſah, das rings umher mit Roſen und Immergrün bepflanzt war, und über deſſen Thüre die Worte ſtanden: „Hier wurde ich glücklich!“ Der Anblick ſchien ihm Zauberei; denn gerade die Idee, welche er hier ſchon ausgeführt ſah, hatte er ſelbſt ausführen wollen, weil er hier glücklich geworden war. Er ſtand in tiefem Nachdenken vor dem Häuschen, öffnete dann die Thür, trat hinein, und fand das Hausgeräth wieder, das er gebraucht hatte, nur mit einigem andren vermehrt. Alles blieb ihm unbegreiflich, weil er nicht wußte, daß auch Iglou und der Baron in dieſer Einöde ihr Glück gefunden hatten. Es war Iglou's ewiges Treiben geweſen, hier ein Häuschen zu haben, und der alte Grumbach hatte eine Summe dazu ausſetzen müſſen.

Dies kleine Häuschen war Iglou's liebſter Aufenthalt. Hieher ging ſie oft mit ihrem Sohne, hier unterrichtete ſie ihn, hier hatte ſie eine kleine Sammlung von Büchern, hier ſchrieb ſie an ihrer Lebensbeſchreibung, hier betete ſie. Rheinfelden ſetzte ſich auf den hölzernen Stuhl. Er durchlief jetzt noch einmahl ſein Leben, fühlte ſich gänzlich beruhigt, und verſank in ſüße Träume; ihn dünkte, Jakobinens Geſtalt ſchwebe von oben herein, und biete verſöhnt ihm die Hand.

Mitten in ſeinem Traume flog die Thür auf, und Liſſow warf ſich in ſeine Arme. „Rheinfelden!“ rief er; „Retter, Vater meiner Kinder! mein Bruder, mein Geliebter, mein Freund!“ Kaum hatte er das geſagt, ſo war auch ſchon das ganze Häuschen voll Menſchen. Rheinfelden ſank aus einer Umarmung in die andere, und es dünkte ihn, als ob er dadurch entſündigt würde. Ohne ſich lange aufzuhalten, führte man ihn nun, wie in Triumph, nach Zaringen.

Rheinfelden bat den Baron ſogleich, ihm die Hütte im Walde abzutreten. Der Baron erwiederte: „fordern Sie von mir, was Sie wollen, nur nicht dieſe Hütte. Sie hat mich glücklich gemacht, und iſt Iglou's Lieblingsaufenthalt; aber ich will Ihnen dicht daneben ein andres kleines Haus aufbauen laſſen.“

Man ſetzte ſich nun, und erzählte einander gegenſeitig ſeine Schickſale. Liſſow ſaß zwiſchen ſeinen beiden Kindern, und ſagte ihnen, welches Elend er in den ſechs unglücklichen Jahren ertragen, und wie ſehr er ſich um ſie gegrämt habe. Man fand nun, wie leicht es geweſen wäre, ſich alle die Noth zu erſparen; und man wunderte ſich, daß man nicht auf die gehörigen Mittel gefallen war. Grumbach und ſeine unglücklichen Freunde hätten ja auf einem Däniſchen Schiffe zu dem Baron kommen, und Rheinfelden durch noch öfter wiederholte Zeitungsnachrichten den Gram des Vaters endigen können. Beides war ſo leicht geweſen, und doch nicht geſchehen.

Laßt uns doch fragen, hob der alte Grumbach an, warum es nicht geſchah? Weil wir der Vorſehung ſo wenig traueten; weil wir das, was uns traf, Schickſal, unvermeidliches Geſchick nannten, und daher nicht den Muth hatten, uns nach Hülfe umzuſehen. Wie ungerecht, wie undankbar ſind wir Alle gegen die Vorſehung geweſen! Es kam ja nur auf uns an, die Hände nach der Hülfe auszuſtrecken, die ſie uns darbot. Wir klagten, anſtatt zu denken; wir jammerten, anſtatt zu arbeiten; wir ließen uns von dem Sturme treiben, anſtatt ihn muthig zu bekämpfen. Und welcher Unglückliche iſt nicht mit uns in gleichem Falle? Wer ſieht nicht, wenn ſein Elend überſtanden iſt, ein Mittel, wie er ſich hätte davon befreien können? Warum erſann er nun dies Mittel nicht vorher? Weil er klagte, anſtatt zu denken, ſich hingab, anſtatt thätig zu ſeyn. Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, die Natur beſtraft den Irrthum eben ſo wie das Verbrechen? Und ſeht ihr nun, weshalb die Vorſehung das thun muß? Um den Menſchen von ſeiner Trägheit los zu reißen, die ihn ſo leicht auf immer an das Unglück anſchließt. Aber ſeht nun auch, wie ſie, troß dem Menſchen, der ihre ſegnende Hand von ſich ſtößt, dennoch nicht aufhört zu ſegnen. Wir lernten in unſerm Elende entbehren, und wiſſen nun, was der Menſch kann, wenn er will. Unſer Rheinfelden rettet die Kinder, und ſöhnt ſich dadurch mit ſich und dem Himmel aus. Der Baron ſelbſt . . .

„Ich,“ hob der Baron an, „ich weiß, daß die Hand, die uns ſo ſchwer traf, uns dennoch nur geſegnet hat. Das Unglück gab mir meine Iglou, und lehrte mich, was ich noch nicht wußte, daß man auch mit Wenigern glücklich ſeyn kann, und daß Arbeit die Würze des Lebens—iſt.“

Und du, Liſſow? fragte der Alte mit einer Umarmung: — was hat dich das Wiederfinden deiner Kinder gelehrt?

O, mein Vater, erwiederte Liſſow; ſoll ich allein erröthen?

Erröthe immer, mein Sohn, wie wir Alle. Schamröthe iſt die ſchönſte Farbe des ſchwachen Menſchen, die Leibfarbe der Tugend. Aber gelernt haſt du, daß der Himmel nicht aufhört ſelbſt den Undankbaren zu ſegnen. Während daß du ihm Vorwürfe machteſt, ſchuf er dein volles Vaterglück. Sieh deine Kinder an, höre ſie ſprechen, und ſag, ob du ihr Herz, ihren Geiſt ſo hätteſt bilden können, wie es Rheinfeldens zärtliche Liebe gethan hat. Die Vorſehung führte ihn herbei, deine Kinder zu retten. Sie ſollten das Elend, das du, das wir Alle tragen mußten, nicht mit uns theilen. Was wären ſie, Liſſow, und wenn ſie auch unſer Elend überlebt hätten? Sie würden Wolle geſponnen haben; das wäre die ganze Bildung geweſen, die wir ihnen in unſerm Elende hätten geben können. Und nun! ſieh deine beiden Kinder an!

Liſſow warf ſich aufs neue an Rheinfeldens Bruſt, und ging dann hinaus. Sein gen Himmel gewendeter Blick, ſeine gefalteten Hände zeigten, was er that. Er dankte der Vorſehung, bereuete die Vorwürfe, die er ihr gemacht hatte, und war ganz von dem hohen Gefühle durchdrungen, daß ſie mit wohlthätiger Hand die Schickſale der Menſchen leitet. Von dieſem Augenblicke an wurde ſein Herz ſtark für alle Leiden, und er kam beſſer in das Zimmer zurück.

Rheinfelden übergab am folgenden Morgen Liſſowen ſein Teſtament, worin er deſſen Kinder zu ſeinen Haupterben eingeſetzt hatte. Freilich konnte er nur über das baare Geld und die beweglichen Sachen beſtimmen; aber ſein Vermögen war dennoch ſehr beträchtlich, da er mehrere Jahre hindurch faſt nichts von ſeinen ſehr großen Einkünften gebraucht hatte; und es mußte ſich um vieles vergrößern, wenn der Ritter noch einige Jahre lebte, wie ſeine Geſundheit es hoffen ließ. Liſſow war überraſcht, und weigerte ſich, das Teſtament anzunehmen. Rheinfelden ſagte ihm aber: er ſehe die beiden jungen Leute gänzlich wie ſeine eignen Kinder an, und würde ſelbſt in dem Falle, wenn er auch kein Verbrechen wieder gut zu machen hätte, nicht anders verfahren.

Eine ſehr beträchtliche Summe hatte Rheinfelden mitgebracht, und die übergab er Grumbachen, daß er ſie zum allgemeinen Beſten verwenden ſollte. Er erklärte, daß er Liſſows Familie nie wieder verlaſſen würde, und bekam nun ein Zimmer neben Liſſow, mit dem er ſich brüderlich in die Herzen der Kinder theilte. Der alte Grumbach freuete ſich, daß er nun im Stande war, das Glück des Dorfes eher wieder herzuſtellen. Er kaufte ſogleich noch einige ſchlechte Menſchen aus, und betrieb alles mit doppeltem Leben. Der Viehſtand wurde vermehrt, und einige Bauerhäuſer ganz ausgebauet, wozu Grumbach den fleißigſten und beſten unter den Einwohnern von Zaringen das Geld vorſchoß. Man bearbeitete nun auch die Gärten, und zog Hecken um ſie her. Kurz, durch Grumbachs Thätigkeit und des Barons Güte konnte das ganze Dorfe dem Winter mit Hoffnung entgegen ſehen. Die Ernte des Sommergetreides fiel ganz erträglich aus; und Futter für das Vieh hatte man ſo überflüßig, daß noch davon verkauft werden konnte. Die Bauern ſetzten das größte Vertrauen in den alten Grumbach, da ſie immer mehr überzeugt wurden, daß er ſie väterlich liebte und ihr Glück ernſtlich wollte. Deshalb ließen ſie ſich auch jede Veränderung, die er vorſchlug, ohne Widerſpruch gefallen. Nun wurden die Gemeinheiten vertheilt, manche Felder vertauſcht, das Dorf licht und reinlich in gerader Linie gebauet, und die Dächer mit Ziegeln gedeckt; kurz, das neue Zaringen wurde weit ſchöner als das ehemalige, weil dabei ein allgemeiner Plan zum Grunde lag.

Da Rheinfelden ſah, daß man hier das Glück, die Zufriedenheit von einigen hundert Menſchen zur Abſicht hatte, ſo entſchloß er ſich, ohne daß es, außer Grumbachen, jemand erführe, noch eine Summe zur Vollendung des ganzen Werkes herzugeben. Grumbach nahm den Vorſchlag mit Freudenthränen an, und nun ſtieg die alte Ordnung, das alte

Wohlſeyn, wie auf den Schlag einer Zauberruthe wieder hervor. Jetzt wurden auch die noch leeren Güter gebauet, und einſtweilen von den übrigen Einwohnern auf Abtrag ihrer Schulden bearbeitet. Der alte Grumbach gab ſich Mühe, ſie gut wieder zu beſetzen, und er fand bald einige ſehr redliche Familien, die ſich in dem Dorfe ankauften, und von denen er überzeugt ſeyn konnte, daß ſie das Glück, welches er zur Abſicht hatte, nicht hindern würden.

Kurz, ſchon im folgenden Frühjahre ſtand ein ſchönes Dorf wieder da, unter deſſen blühenden Bäumen nur glückliche Menſchen lebten. In der Mitte des Dorfes war ein offner freier Platz zur Kirche und zum Schulhauſe beſtimmt. An dem letzteren, ſo wie an einer Wohnung für den Schullehrer dicht daneben, wurde fleißig gebauet. Es bekam ein Paar helle, geräumige Zimmer für die Kinder, und oben einen großen Saal zum Vergnügen der Einwohner von Zaringen.

Grumbach konnte nun ſchon mit Ruhe an etwas mehr als bloß das Nothwendigſte denken. Die Sparſamkeit, die noch immer in des Varons Hauſe beobachtet wurde, gab ſchon im erſten Herbſte einen Ueberſchuß, den er ohne Bedenken zum Vergnügen der Einwohner beſtimmte.

Die alten Feſte wurden wieder eingeführt, aber jetzt mit mehr Bedeutung. Man feierte die Rückkehr des belebenden Frühlings, die Erbauung von Zaringen, das Feſt des Friedens, und andre wichtige Tage. Iglou erfand die verſchiedenen Feierlichkeiten, mit denen jeder feſtlich begangen werden ſollte, und befolgte dabei den Grundſatz, daß ſie einfach, verſtändlich, rührend ſeyn und das Herz beſſern müßten.

Alles Elend war nun vergeſſen, und Zufriedenheit verdrängte das Andenken an die erlittene Noth. Erhob ſich ja einmahl eine Streitigkeit unter zwei Familien, ſo war Grumbach der Schiedsrichter, und die Bauern unterwarfen ſich ſeinem Ausſpruche willig. Man dachte gar nicht daran, daß der Juſtizamtmann ſich nicht weiter meldete. Er hatte in Stettin ein Amt bekommen; und das war beſonders dem Baron lieb, da er doch nun wieder zuweilen philoſophiren konnte, ohne daß ihm alle Augenblicke jemand in die Rede fiel.

Ein junger, gelehriger, verſtändiger Mann wurde als Schullehrer angeſetzt; und nun erhob ſich zum erſtenmahle eine Streitigkeit unter den Glücklichen. Der Baron drang mit aller Stärke ſeiner Beredtſamkeit darauf, daß die jungen Leute und die Kinder des Dorfes ordentlich, nach dem feſten Syſtem einer philoſophiſchen Schule, unterrichtet werden ſollten. „Ich will euch,“ ſagte er, „nicht gerade mein Syſtem der Moral vorſchreiben, ob ich gleich nicht einſehe, warum ihr es nicht wählen könntet. Nehmt, welches ihr wollt; nur ein Syſtem, das Gründe der Tugend enthält, das die Vernunft überzeugt. Ueberlaßt nicht mehr die Tugend dem Gefühle; macht nicht mehr das Glück zur Bedingung der Tugend. Ihr habt nun geſehen, was uns unſre Tugend half. Die Ruſſen brannten unſer Dorf ſo gut ab, wie die andren in unſrer Nachbarſchaft, worin die Menſchen weniger gut waren. Ich frage: was half unſre Tugend zu unſerem Glücke?“

Was ſie uns half? erwiederte Grumbach

mit einigem Eifer. Sie half uns unſer Unglück tragen, Zaringen aufbauen, und wieder glücklich werden.

„Ja, ja! Aber wenn ſie das alles nicht gethan, wenn ſie ſogar unſer Elend vermehrt hätte, (und der Fall läßt ſich denken): würden wir dann haben weniger tugendhaft ſeyn müſſen? Das frag' ich! O lieber Grumbach, ich bitte Sie bei dem Glücke meiner Unterthanen, ſetzen Sie die Tugend dieſer Menſchen nicht auf einen ſo ſchwankenden Grund, nicht auf ein Vielleicht. Warum ſollen denn dieſe Geſchöpfe, die ſo gut Menſchen ſind, wie wir, allein nicht vernünftig ſeyn, allein nicht aus dem edelſten aller Gründe handeln: weil es vernünftig iſt? Sie ſelbſt ſagen ja immer: die Vorſehung beſtraft den Irrthum, wie das Verbrechen. Nun begreife ich nicht, wie ein Mann, der das ſagt, den Irrthum vertheidigen kann. Und heißt das nicht den Irrthum vertheidigen, wenn man die Menſchen muthwillig über die erſten Gründe des Handelns, über die einzigen wahren Vernunftgründe zur Tugend, in Unwiſſenheit läßt?“

Unwiſſenheit? Irrthum? Wer will das,

lieber Herr Baron! Ich wahrhaftig am allerwenigſten. Sie ſehen ja, mein ganzes einziges Streben geht dahin, Ihre Unterthanen zum Nachdenken über ſich ſelbſt, über andre Menſchen, über das Leben zu veranlaſſen. Ich ſollte das Göttlichſte in unſrer Natur, die Vernunft, hindern? ſie in ihren Wirkungen aufhalten? Nein, lieber Herr Baron, davor behüte mich der Genius der Menſchheit!

„Nun denn, lieber Grumbach, ſo ſind wir ja eins. Deſto beſſer! Alſo laſſen Sie mich doch einen Plan des Unterrichts entwerfen, wie . . .“

Gott gebe, daß wir eins ſind, lieber Herr Baron! . . . Vernunft verpflichtet den Menſchen zur Tugend. Der Menſch bedarf ihrer alſo, um tugendhaft zu ſeyn; aber nicht alle Menſchen bedürfen dazu eines philoſophiſchen Syſtems, ſpitzfündiger Klügeleien, auf die der Philoſoph ſo groſſen Werth legt, und die er ſo gern als das einzige Mittel tugendhaft zu werden, ausſchreien möchte, wie der Quackſalber ſeine Arzeneien, ſeine Univerſaltinkturen.

„Wo denken Sie hin, Grumbach! Die Unterſuchungen der Philoſophen mit Quackſalbereien zu vergleichen!"

Warum nicht? Der Philoſoph ruft: hier mein Grundſatz, mein Syſtem, enthält ächte Tugend. Zeige mir, könnte man zu den meiſten ſagen, deinen Glauben durch deine Thaten. Aus der Unterſuchung, aus den Meinungen der Weiſen ging nie Tugend hervor; und äußerte ſie ſich, ſo war ſie ſchon da, ſo lag ſie ſchon in dem Herzen. Wahrhaftig, die Tugend bedarf des Klügelns nicht; denn ſie ſollte eine Pflanze ſeyn, die jeder Verſtand, auch der einfachſte, bauen könnte. Sie iſt keine Ananas, die nur in dem Treibhauſe, in der künſtlichen Wärme des Syſtems, fortkommt; ſie iſt ein Fruchtkorn, das in jeder Zone, unter jedem Himmel, in der freien Luft, in dem Sonnenſcheine der Natur, gedeihet, und das auch den Winter ertragen kann. Das Herz muß die Tugend voll kindlichen Glaubens an Gott ſchon aufnehmen, wenn ſie Früchte tragen ſoll. Gott ſelbſt hat ja dem allgemeinen Menſchengefühle den Glauben an die Tugend anvertrauet. Wehe dem Menſchengeſchlechte, wenn die Tugend nur die Frucht des Syſtems, der Schule ſeyn ſollte, gleichviel welcher Mann die Schule mit ſeinem Nahmen bezeichnet! Was bedarf ich denn, um tugendhaft zu ſeyn? Kindlicher Liebe zu dem himmliſchen Vater der Menſchen, brüderlicher zu allen Menſchen. Wer die nicht fühlt, der baue Syſteme, ſo viel er will; er iſt deshalb doch nicht tugendhaft: er muß ſich kitzeln, um mitzulachen. Ja, wäre die Tugendlehre eine Kaſuiſtik, dann ließe ich es gelten; aber ſie iſt nichts als die menſchliche Regel: thue den Andern, was du willſt, daß Andre dir thun ſollen. Die Griechen blüheten, baueten große Städte, waren glücklich, fröhlich auf ihren Fluren, und übten Gaſtfreundſchaft, Gerechtigkeit, Milde, Liebe. Und was für eine Moral hatten ſie? Dieſe Moral war kindlich, wie die Menſchen, einfach, herzlich, voll Bilder, voll Gleichniſſe, mehr Gedicht, als Syſtem. „Die Gränzſteine ſind den Göttern heilig; der gaſtliche Zeus haßt den, der nicht gaſtfrei iſt; die Nemeſis wandelt umher, und ſtraft den Uebermüthigen, den Verächter der Götter, den ſtolzen Bedrücker ſeiner Brüder. Die Furien mit Schlangenhaar und giftiger Fackel verfolgen den Mörder.“ Nur dieſer Moral bedurften die einfachen Menſchen. Griechenland bekam Syſteme der Tugend; man disputirte, man ſtritt, man erwies, was Tugend ſey, was ſie nicht ſey: und die vorher ſo glücklichen Menſchen wurden ein Raub der Verbrechen, der Tyrannei, der Habſucht, der . . .

„Sie glauben alſo, man ſolle die Wahrheit nicht hervor rufen? man ſolle nicht denken, die Tugend nicht auf Vernunft gründen?“

Habe ich das geſagt, Herr Baron? Die Tugend iſt einfach, herzlich; und ſo ſoll auch die Vernunft ſeyn, auf welche ſie ſich gründet. Laſſen Sie den Philoſophen tauſend Syſteme ſchaffen; ſie werden immer etwas von der allgemeinen Menſchenvernunft haben: Nie wird ein Philoſoph eins erfinden, nach welchem es Pflicht wäre zu zerſtören. Aber der einfache Landmann bedarf keines künſtlichen Syſtems, ſondern nur eines einfachen, herzlichen Antriebes zum Guten. Zu dieſem Guten verpflichtet die Vernunft ihn eben ſo, wie den Philoſophen. Der Philoſoph erweiſt das; der Landmann fühlt es, und glaubt es darum, ohne zu klügeln. Sagen Sie, was Sie wollen — die Philoſophen zeigen in den weitläuftigſten Syſtemen am Ende doch ſonſt nichts, als daß der Menſch zur Tugend verpflichtet iſt. In der Beſtimmung der Tugend ſind ſie alle gleich, ſo verſchieden auch die Worte ſeyn mögen, mit denen ſie ſagen, was Tugend ſey. Das alſo, was allein der Philoſoph erweiſt, glaubt jeder Menſch, weil er es fühlt; und der gute Menſch fühlt am meiſten, daß er zur Tugend verpflichtet iſt.

„Halten Sie denn eine gute Handlung, die jemand aus Furcht vor der Hölle begeht, in Ernſt für eine tugendhafte?“

Nein, das nicht! Allein das würde uns nicht zu Ende bringen. — Was ſind in Ihren Augen die Erforderniſſe einer tugendhaften Handlung?

„Eine tugendhafte Handlung muß aus reiner Ueberzeugung von ihrer Pflichtmäßigkeit geſchehen; oder, mit andern Worten, die Vernunft allein muß den Grund des Handelns ausmachen.“

Und halten Sie denn das für möglich,

ohne daß irgend etwas Andres, eine Neigung, Liebe zur Tugend, zu Gott, Hoffnung des Glückes, oder ſonſt etwas, ſich hineinmiſcht?

Der Baron lächelte. — „Sie thun ſeltſame Fragen! Wenn ich Tugend für möglich halte, ſo muß ich auch das für möglich halten; denn das allein iſt Tugend.“

So ſeltſam iſt meine Frage wohl nicht. Iſt denn Ueberzeugung von der Pflichtmäßigkeit einer Handlung auch der Grund, daß ſie geſchieht? oder muß noch etwas Anderes hinzukommen, wenn die Handlung nun wirklich gethan werden ſoll? — Der Baron verſtand Grumbachen nicht, und war verlegen. Dieſer fuhr fort: die Vernunſt iſt vollkommen von der Pflichtmäßigkeit einer Handlung überzeugt. Was ſoll nun den Willen beſtimmen, die Handlung zu wollen? Die Sinnlichkeit, die ihm etwas Böſes als ein Glück vorſpiegelt, kann ihn, troß der Vernunſt, zum Böſen fortreißen. Nun muß doch noch etwas auf Seiten der Vernunſt ſeyn, das den Willen für ſie beſtimmt; und das wäre?

„Die Vernunſt ſelbſt,“ erwiederte der Baron.

Dann müßte jeder, der von der Vernunftmäßigkeit der Tugend überzeugt wäre, tugendhaft ſeyn; aber das widerlegt die Erfahrung: denn nicht alle Philoſophen ſind tugendhaft. Der Wille, die Begierde, (mich dünkt, es liegt in dem Worte ſelbſt) iſt ja nichts als Neigung zu etwas, das ein ſcheinbares oder ein wirkliches Gut iſt, etwas, das uns wohl zu thun, uns angenehme Empfindungen zu geben verſpricht. Soll der Wille alſo für die Tugend beſtimmt werden, ſo muß die Tugend nothwendig als etwas Gutes, und das Gegentheil als etwas Böſes erſcheinen; dann wäre ja aber der Eigennutz ſchon wieder da. Die Vernunft thäte alſo bei der Tugend weiter nichts, als daß ſie lehrte, die Tugend ſey vernunftmäßig, und Pflicht. Mit dieſer Handlung iſt das Geſchäft der Vernunft bei der Tugend geendigt. Sie hat erkannt, eingeſehen und überzeugt. Nun iſt die Reihe an dem Willen; und den lockt ganz allein das Glück, das er bei einem Dinge vermuthet, zum Begehren. Sie ſehen alſo, daß die Vernunft noch einmahl zu wirken genöthigt iſt, wenn der Wille anders zur Tugend beſtimmt werden ſoll; ſie muß die Wahrheit geben: Tugend macht glücklich, Laſter unglücklich. Das findet ſie in dieſem Leben nicht; ſie iſt daher gezwungen, ein anderes nach dem Tode, eine Vergeltung des Guten, anzunehmen, wenn ſie ihr Weſen nicht ſelbſt zerſtören ſoll. Alſo ſtellt ſie an das letzte Ziel, das die Menſchheit erreichen kann, das Glück und die Tugend; ſie vereinigt Beides: dieſe für die Vernunft, und jenes für den Willen. Nennen Sie das, wie Sie Luſt haben: es iſt ſo. Die Vernunft erkennt, und der Wille iſt noch unbewegt. Durchaus muß die Sinnlichkeit den Willen in Bewegung ſetzen.

„Die Sinnlichkeit?“

Nennen Sie es auch mit einem andren Worte, wenn Ihnen Sinnlichkeit zuwider iſt. Irgend etwas Anderes als die Vernunft, irgend ein Gefühl, eine Hoffnung, eine Furcht, eine Begierde, ein Abſcheu, ſetzt den Willen in Bewegung. Ehe noch die Vernunft bei dem Menſchen in Thätigkeit iſt, hat dieſe Sinnlichkeit ihr Spiel ſchon Jahre lang getrieben; ob böſe oder gut: das kommt auf

Erziehung, auf Gewöhnung an. Der Menſch wird von guten Menſchen erzogen; und ſeine Phantaſie lernt nun das Gute, die Tugend, als Glück anſehen. Man ſagt ihm ſo oft, ſo nachdrücklich: du kannſt ohne Tugend nicht glücklich ſeyn. Er ſieht, welche Freude die Menſchen um ihn her haben, wenn ihnen etwas Gutes gelungen iſt; er ſieht den Abſcheu, die Verachtung, mit der ſie jedes Verbrechen betrachten: und ſein Wille wird durch Hoffnung, durch Abſcheu, für die Tugend beſtimmt, ehe ſeine Vernunft noch weiß, was Tugend iſt. Eben ſo verhält es ſich mit dem Laſter und mit den laſterhaften Menſchen. Daher wirkt Beiſpiel ſo unendlich viel mehr als Unterricht; daher kann der ſtrengſte Philoſoph, der die allerunelgennützigſte Tugend fordert, und nach ſeinem Syſtem fordern muß, ſo eigennützig, ſo engherzig, ſo ſchwach ſeyn; daher giebt oft ein Menſch, der nie einer Schule angehörte, nie etwas Beſtimmtes über Tugend dachte, bloß durch ſeine Empfindung geleitet, ſo beſtimmte Beweiſe einer erhabenen göttlichen Tugend. Sein Tugendgefühl iſt Geſchmack geworden. Er kann nicht anders handeln; das Gegentheil würde ihm unerträglich ſeyn.

„Bleibt denn eine Handlung, die ſo natürlich iſt, Tugend? hat die Handlung, deren Gegentheil dem Menſchen unmöglich wäre, einen Werth?“

Mag ſie den nicht haben. Aber ſo wäre nur der Menſch, der elende, verächtliche Wünſche und Begierden bei ſich fühlte, und trotz dieſen Begierden gut handelte, tugendhaft; nicht der, welcher nur das Gute liebte, wollte, und, weil er es liebte und wollte, auch thäte. Und doch ſtellen alle Schulen den Letztern als das Ideal der menſchlichen Tugend auf, und haben Recht dazu. Nein, lieber Herr Baron, ſagen Sie, was Sie wollen: Tugend muß glücklich, Laſter unglücklich machen. Das allein kann das Herz für die Tugend intereſſiren, und auf dieſe Weiſe muß ſie durchaus gelehrt werden. Die Vernunft thut nichts weiter, als daß ſie den Satz beſtätigt. und ſeine Möglichkeit lehrt; dem Gefühle war er ſchon längſt wirklich. Sie thut noch mehr; ſie lehrt auch, was Tugend iſt, erfindet ein Moral-Syſtem, und ſichert ſo die wahre Tugend, da die Empfindung ſo leicht ein Verbrechen anſtatt der Tugend ergreift, und dann zerſtört, wenn ſie ſegnen will. Das, dünkt mich, iſt der Unterſchied zwiſchen Vernunft und Herz. Einfache Lehre für das Herz der Kinder und des ganz oder halb rohen Menſchen: Allegorie, Beiſpiel, eine Moral in ſchönen, einfachen, reitzenden Bildern, wie zum Beiſpiel bei den Griechen. Ein Gott wachte bei ihnen über den Hausaltar und über die Gaſtfreundſchaft. Sein Bild ſtand ſichtlich da. Keine Mahlzeit, ohne daß man dem Hausgott ſein kleines Opfer davon brachte, ihm einen Tropfen Wein ausgoß; denn die Mahlzeit war ja Segen der Gottheit, die man verehrte. Ein Fremder trat an den Hausaltar, um zu beten; und in dem Augenblicke gehörte er mit zu der Familie. Die Gottheit ſegnete nicht mehr, wenn man nicht ſeine Mahlzeit mit dem Fremden theilte. Sehen Sie, da iſt die Lehre: ſeyd wohlthätig, weil die Erde Gottes, und Gott der Vater aller Menſchen iſt! in ein Bild gekleidet, wie es ſich für das kindliche Herz der erſten Menſchen ſchickte. Der verſtändigere

Menſch bedarf endlich dieſer Bilder nicht mehr; aber wahrlich noch immer des Glaubens an die Lehre: Gott liebt den Wohlthäthätigen. Und ſo kann das Bild der Höllenqualen ſehr nothwendig für rohe Menſchen ſeyn, die nichts achten, als körperlichen Schmerz. Die Tugend wird endlich Gewöhnung; und deſto beſſer, wenn dann ein ſchöneres Bild hinreicht, ſie in dem Herzen feſt zu halten. Deſto beſſer, wenn endlich der bloße Glaube: die Tugend macht glücklich! das bewirken kann. Aber dieſer Glaube iſt durchaus nöthig.

Der Baron kämpfte zwar noch lange für die Lehre der Stoa; doch alle Stimmen vereinigten ſich gegen ihn. Jeder berief ſich auf ſeine eigene Geſchichte zum Beweiſe, daß die Lehre von dem Glücke, welches die Tugend giebt, ſinnlich oder fein genommen, ſein Herz gebildet habe. Man führte ſogar des Barons eigenes Beiſpiel gegen ihn an. Er ſchwieg zuletzt; doch ergab er ſich darum nicht, und hoffte ſeine Freunde nach und nach zu überzeugen.

Die Schule wurde eröffnet; und der eigentliche Lehrer, ein ſehr einfacher, redlicher Mann, unterrichtete unter Grumbachs Aufſicht. Die Moral, die man vortrug, war herzlich, und gieng deshalb wieder zum Herzen. Man verſäumte indeß den Verſtand der Kinder nicht, ſondern machte ſie mit dem Umfange aller Pflichten bekannt; und hier zeigte ſich wieder eine neue Beſtätigung des Grumbachiſchen Satzes.

Was bedarf es unſeres Streites, lieber Herr Baron? ſagte Grumbach. Ich brauchte Sie nur unterrichten zu laſſen; und Sie würden doch am Ende, gern oder ungern, auf mein Glückſeligkeits-Syſtem zurückkommen müſſen. Setzen Sie den Kindern, welche Tugend Sie wollen, aus einander; immer bleibt menſchliche Glückſeligkeit der Prüfſtein der Tugend. Was heißt: ſey tugendhaft? Drükken Sie es auch noch ſo ſpitzfindig aus; ſagen Sie, wie ſchon ehemals: handle ſo, daß deine Handlung ein allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen werden kann! ſetzen Sie dieſen Satz aus einander, (und das müſſen Sie, wenn er verſtanden werden ſoll); ſo werden Sie doch immer auf die Lehre ſtoßen: thue wohl, befördere die Vollkommenheit, das Glück, das Wohlſeyn des Ganzen!

Sie können das nicht umgehen; und da haben Sie wieder das Glück, um deſſentwillen allein die Tugend wirkſam ſeyn ſoll. Nun fordere ich, was ich ſelbſt thue; denn Pflicht giebt Rechte. Mein Glück bleibt alſo auch hier das Ziel meiner Handlungen. Verſuchen Sie es einmahl mit irgend einer Tugend. Selbſt die Pflichtmäßigkeit einer Handlung läßt ſich nur dann beſtimmen, wenn ſie an das Wohl, an das Glück des Ganzen gehalten wird. Wie geſagt, Sie können es nicht umgehen.

Der Baron ſchwieg. Er ſetzte ſich nun hin, um ein Syſtem auszuarbeiten, mit welchem er alle Angriffe niederzuſchlagen hoffte. „Sie ſollen ſehen!“ ſagte er wohl hundertmahl; doch nie brachte er das Syſtem zum Vorſchein. Da er ſich aber feſt an ſeine Definition der Tugend hielt, ſo behauptete er nun eine Zeitlang, es ſey gar keine Tugend auf Erden möglich. Und dies gab man zu; doch nur mit dem Vorbehalte: eine *ſolche* Tugend, wie *er* meine.

Lieber Baron, ſagte Rheinfelden; halten Sie es nicht für Tugend, daß ich Liſſows

Kinder aus den Flammen rettete, und ſie dann mit Sorgfalt erzog? — „Nein, Rheinfelden!“ erwiederte der Baron. „Sie thaten es nur, um ſich von Ihrer Gewiſſensangſt zu befreien, folglich aus Eigennutz.“ — Ich mußte alſo keine Reue fühlen, um recht eigentlich tugendhaft zu ſeyn? — „Richtig! Sie mußten das Verbrechen nicht begangen haben, wenn Ihre Handlung tugendhaft ſeyn ſollte.“ Es ging hier, wie bei allen Streitigkeiten. Bald behielt der Recht, bald dieſer; und jeder blieb bei ſeiner Meinung.

Indeß hatte die Schule den beſten Fortgang. Ob man gleich lehrte, der Menſch müſſe tugendhaft ſeyn, wenn er glücklich ſeyn wolle, und obgleich der Baron prophezeiete, auf dieſe Art würde man nichts als die eigennützigſten Leute ziehen, die nie eine Hand rührten, wenn ſie nicht ihren Vortheil bei Heller und Pfennig berechnen könnten: ſo wurden die Kinder dennoch ſehr gute Menſchen, welche die Tugend und ihre Wohlthäter von ganzem Herzen liebten, und ſelbſt des Barons Herz gewannen, ob er gleich noch immer bei ſeinem Satze blieb.

Alles nahm Theil an dem Unterrichte. Selbſt die Alten brachten im Winter täglich eine Stunde auf dem großen Saale zu, wo Grumbach Zeitungen vorlas und erklärte, und jede Gelegenheit benutzte, Aberglauben zu bekämpfen, Irrthümer auszurotten, und den Verſtand der Bauern — nicht mit Kenntniſſen zu überladen, ſondern einfach und rein zu erhalten. Der Menſch, ſagte Grumbach, braucht wenig zu wiſſen, um weiſe zu ſeyn, um gut zu handeln und zufrieden zu leben. Den meiſten Schaden thun Aberglaube und Irrthümer. Es kommt gar nicht ſo ſehr auf das Wiſſen an, als auf das Nichtwiſſen der Irrthümer. Eine leichte, einfache, verſtändliche Moral, einige Begriffe von der Natur und den Geſchäften des bürgerlichen Lebens, dann eine vollſtändige Kenntniß des Ackerbaues — was brauchen meine Bauern weiter? Haben ſie das, dann ſind ſie ſo große Philoſophen, als ſie ſeyn müſſen.

Der Baron ſetzte aber die Weisheit noch immer in Vielwiſſen, zumal in das ſyſtematiſche. Er verlangte, der Bauer ſollte den Pflug definiren können; Grumbach bloß, er ſollte im Stande ſeyn, ſelbſt einen Pflug zu verfertigen. Was einer machen kann, ſagte Grumbach, das kann er auch definiren; ob mit Worten, darauf kommt nichts an. — Der Baron verlangte, die Bauern ſollten Mineralogie lernen; Grumbach zeigte ihnen die Beſtandtheile des Bodens um Zaringen, und glaubte, die Erdarten, die ſie nicht in ihrer Flur hätten, wären ihnen gleichgültig.

Endlich zog der Baron ſeine Hand ganz von dem Unterrichte ab, weil man die Bauern nicht in Allem unterrrichten wollte; Grumbach erreichte nicht einmahl das Wenige, das er für nothwendig hielt, und war dennoch zufrieden. Seine Landleute wurden fleißige, glückliche Menſchen, und in einem höheren Grade, als er ſelbſt gedacht hatte. Er ſah, daß die Beiſpiele von Tugend, die ihnen gegeben wurden, mehr thaten, als der Unterricht; und ſo blieb er bei der Behauptung: das Syſtem ſey gut, nur nicht für den Menſchen, ſondern für den Gelehrten.

Unter dieſen Streitigkeiten ging Ein Jahr nach dem andern hin. Die Kinder im Dorfe wurden groß, fleißig und verſtändig; die

die Fluren rings umher waren die beſten in der ganzen umliegenden Gegend, und die Einwohner von Zaringen die wohlhabendſten. Alles gedieh, alles war glücklich, und der Juſtizamtmann, der die erledigte Stelle wieder bekommen hatte, der Ueberflüſſigſte im ganzen Dorfe. Man wußte von keinen Klagen, keinen Strafen, ſelbſt nicht einmahl von Brüchen, da die Mädchen erſt neun Monathe nach der Trauung in das Kindbett kamen. Einem jungen Paare, das ſich liebte, wurde nichts in den Weg gelegt; und Mittel ſich zu nähren, fehlten keinem, ſelbſt wenn ſein Eigenthum nur klein war. Der alte Grumbach ſorgte für Arbeit, bei welcher der Baron nichts weiter verlor, als höchſtens die Zinſen von einem Jahre. Kurz, trotz allen Vorausſagungen des Barons wurden die Menſchen, die um ihn lebten, glücklich, und mit jedem Jahre beſſer, menſchlicher und weiſer. Als Grumbach endlich, von ſeinen Freunden umringt, auf dem Sterbebette lag, faßte er des Barons Hand, und ſagte mit der letzten ſchwindenden Kraft: bald bin ich im Grabe; doch, wenn ich mein Leben noch einmahl wiederholen ſollte, ich wüßte das letzte Viertheil nicht beſſer anzuwenden, als ich es hier bei Ihnen konnte. Ich hinterlaſſe Ihnen ein Dorf voll Menſchen, unter denen nicht Ein Unglücklicher, nicht Ein Böſewicht iſt. Er lächelte freundlich; die Belohnung des Himmels in ſeinem Herzen ſchien ſein Geſicht zu verklären.

Iglou nahm, auf einen ſanften Wink von ihm, mit bebenden Händen die Laute, ſetzte ſich an ſein Bett, und ſpielte in dieſer großen Minute, da ein Weiſer, ihr Freund und Vater, die Erde verließ, mit innigerem Gefühle als jemals. Sie ſang ein Lied an den Tod, in das die Andren ſanft einſtimmten. Der Greis lächelte ihnen Allen zu, ſtreckte ihnen ſeine Arme entgegen, und ſtarb unter den Worten:

Sanft führt der Menſchheit Schutzgeiſt dich,
Der Tod, in beſſ're Welten!

Jakobine lag knieend vor ihm, und hatte ſeine Hand an ihre Lippen gedrückt. Sie ließ die Hand fahren, als ſie das Zucken darin fühlte, und rief mit brechender Stimme: er iſt todt! Eine wehmüthige Stille, ein heiliges, betendes Lächeln feierte ſeinen letzten Augenblick. Alle küßten ihn, und umarmten einander; es war nicht Einer unter ihnen, der nicht fühlte, daß er den Todten einſt wiederſehen werde. Das ganze Dorf begleitete ihn zum Grabe; denn nie wurde ein Menſch aufrichtiger und allgemeiner bedauert als Grumbach, der Aller Freund und Vater geweſen war. Nicht lange nach ihm ſtarb auch die edle Frau von Flaming, und ihr Tod erregte eben ſo gerechte und allgemeine Betrübniß.

Grumbachs Anſtalten geriethen durch ſeinen Tod nicht ins Stocken; er hinterließ ihnen in Iglou, Liſſow und Rheinfelden Beſchützer, die in ſeinem Geiſte fortarbeiteten. Aber freilich hatten dieſe mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als er, da ſie es nicht ganz ſo gut verſtanden, den Baron zu lenken. Dieſer kam jetzt wieder mit mancherlei Planen hervor, die er, wenn der edle Greis noch da geweſen wäre, gewiß nicht geäußert hätte.

Zum Glück für Zaringen fand er bald eine Beſchäftigung, über die er die Schule ſeines Dorfes und alles Andre vergaß. Der Lärm, den Lavaters phyſiognomiſche Fragmente machten, war ihm ſehr unangenehm. Er ließ ſich das theure Werk kommen, las es ſeufzend durch, und ſagte dabei wohl hundertmahl: „ach Iglou! ach Rheinfelden! ach, mein Sohn! wie unglücklich bin ich! wie neidiſch iſt mein Geſchick auf meinen Ruhm geweſen! Seht her! der Ruhm, der dieſen Lavater krönt, gehört eigentlich mir; denn ſchon vor zwanzig Jahren wußte ich das alles, und noch mehr als das. Der Prediger, ſeine Schweſter, alle Bauern im Dorfe ſind meine Zeugen. Ja, es iſt aktenmäßig erwieſen; denn meine Unterthanen haben mich einmahl wegen eben deſſen verklagt, was nun dieſen Lavater zu einem berühmten Manne macht. Schon lange vor ihm habe ich aus dicken Lippen, platter Stirn, ſtarken Backenknochen und aufgeworfenen Naſen, den Charakter der Menſchen beſtimmt. Hätte ich nur die Papiere noch, die ich, leider, an meinem Hochzeittage verbrannt habe! O Iglou, Iglou! um welch ein Glück haſt du mich gebracht! Lieber Rheinfelden, ich war noch weit mehr, als Lavater. Das, wovon er nur einen ſehr kleinen Theil giebt, konnte ich ganz geben.

Er lehrt den Charakter eines Menſchen nur aus dem Geſichte ſchließen; ich aus der ganzen Geſtalt, aus Farbe, Zähnen, Haar. Und dazu hatte ich noch tauſend moraliſche Kennzeichen, und auch Kampanella's Methode, in den Geberden eines Menſchen ſeine Empfindungen, ſeine Gedanken zu leſen. Beinahe glaube ich, daß Lavater irgend etwas von meinem Syſtem erfahren hat. Gott verhüte nur, daß er nicht auch etwas von meiner allgemeinen Sprache wittert! Er wäre im Stande, mir auch dieſe Erfindung zu rauben. Seht Ihr nun wohl? Ihr verlachtet mich immer mit meinem Syſtem: hier iſt es nun gedruckt, und wird von der Welt bewundert. Hätte ich mich nur nicht von den Schwierigkeiten ſchrecken laſſen, die man mir erregte! Mich verklagten ja meine Unterthanen, wie Lavatern das Schuſtergewerk. — Käme ich jetzt noch mit meinen Ideen zum Vorſchein, ſo würde man glauben, ich hätte ſie von Lavatern entlehnt. So werden ſie mir Eine Erfindung nach der andern wegnehmen, und meinen Ruhm einernten. Und wer iſt Schuld daran, als Ihr! Habt ihr nicht immer meinen Syſte-

Syſtemen widerſprochen? Geſteh es nur, Iglou, auch du, ſo lieb du mich haſt, biſt die Feindin meines Ruhmes. Wie unmäßig lachteſt du nicht, als ich die Perſer von Aeſchylus für ein Luſtſpiel erklärte! Ich fürchte, nun wird ein Anderer das drucken laſſen, und dafür bewundert werden.“

Iglou und Rheinfelden ſuchten den Baron zu beruhigen; aber Lavaters Fragmente nagten wie ein Geier an ſeinem Herzen. So oft er in ein Zimmer trat und Silhouetten darin ſah, wurde er traurig. „Ach,“ dachte er, „bei jedem Schattenriſſe könnte man nun an den Baron Flaming denken, wie jetzt dabei an Lavater gedacht wird!“

Er arbeitete nun wieder ſehr fleißig, indeß ſehr geheim, an der weitern Ausbildung ſeiner allgemeinen Sprache; und dieſe Arbeit, der er alle ſeine Zeit widmete, zog ihn gänzlich von andern Geſchäften ab. Das Glück ſeiner Unterthanen konnte alſo durch Iglou's, Rheinfeldens und Liſſows Bemühungen ungehindert wachſen. Des Barons Sohn wurde ein ſehr edler Jüngling, obgleich ſeine Phyſiognomie ſeinen Vater, ſo oft er ſie mit Lavaters Köpſen herzlich, zu einem traurigen Kopfſchütteln brachte.

Nicht lange, ſo lebte der Baron ganz wieder in ſeinen ehemaligen Grillen. Er machte eine Reiſe nach Braunſchweig, und beſprach ſich mit Nikolini, dem großen Pantomimen. Dieſem theilte er ſeine Idee mit, die ſchönſten Trauerſpiele aller Sprachen bloß durch Mimik aufführen zu laſſen. Nikolini lachte ihm ins Geſicht; der Baron nannte ihn einen Poſſenreißer. Er ging, voll Verdruß über den Kaltſinn des Menſchen gegen alles Schöne und Neue, nach Zaringen zurück, und arbeitete wieder an ſeiner Empfindungsſprache."

In den ſpätern Jahren zog ihn die Luftſchifferei ſehr an. Er verſchwendete in der That nicht geringe Summen an eine aëroſtatiſche Maſchine. Als ſie endlich fertig war, fehlte es an jemanden, der darin aufſteigen wollte. Der Baron entſchloß ſich ſelbſt dazu. Aus der ganzen umliegenden Gegend hatten ſich Tauſende von Menſchen geſammelt, ihn in der Luft ſchiffen zu ſehen. Er ſtand, als der Ballon gefüllt war, an der Gondel, aber freilich vor Angſt zitternd. Auch die Frau von

Graßhelm war nach Zaringen gekommen. Sie ſagte: lieber Vetter, erinnern Sie Sich, wie unglücklich Ihre Fahrt auf dem Triumphwagen ablief! Ich fürchte, mit dieſer geht es noch ſchlimmer. Iglou rettete den armen Baron aus der Verlegenheit; ſie ſagte ihm leiſe: ſteig ein, lieber Mann; der Ballon hebt ſich nicht. Er warf einen rathenden Blick auf Iglou, die ihn verſichernd anſah. In dem Augenblicke, da er in die Gondel ſtieg, faßte Iglou den Ballon an, und riß mit einem kleinen Meſſer ein Loch hinein. Die Luft ſtrömte hinaus, und der Taffent fiel zuſammen. Der Baron ſagte, als ſeine Angſt vorüber war: „es gehört doch Muth dazu, einzuſteigen!“ Freilich dankte er heimlich dem Himmel, daß die Maſchine ſich nicht gehoben hatte; indeß er konnte doch nun ſagen, daß er eingeſtiegen war, und ſtand dem bewunderten Blanchard nicht nach.

Nun kam der Zeitpunkt der Kantiſchen Philoſophie; und auch darin fand der Baron nichts, als was er ſchon längſt gewußt hatte. Er ſtudierte Kants Schriften, ſchrieb ſelbſt darüber, und ſah, wo dem Prediger, Rheinſeiden und Liſſow alles dunkel blieb, das hellſte Licht. Er wollte erklären; aber was er ſagte, war noch dunkler, als die Schriften des großen Philoſophen ſelbſt. Von jetzt an ſprach er nur von Raum und Zeit, von ſynthetiſchen und analytiſchen Urtheilen, vom kathegoriſchen Imperativ. Er warf alles über den Haufen; nichts galt ihm mehr für wahr, ausgenommen was Kant geſagt hatte. Jetzt verlangte er von dem Prediger, von dem Schullehrer, ſie ſollten nach Kantiſchen Grundſätzen unterrichten. Beide ſagten: wir verſtehen ihn nicht. „Aber, mein Gott," erwiederte der Baron, „was ſchadet das? Lehren Sie doch nur, was er ſagt!" Man konnte jetzt gar nicht mehr mit ihm auskommen; denn er ſprach ſo dunkel, wie ein Prophet.

Alle ſeine Freunde dankten dem Himmel, als endlich die Franzöſiſche Revolution ſich ſeiner Phantaſie bemächtigte. Die Eroberung der Baſtille ſetzte ihn außer ſich, und in ſeinem Enthuſiasmus wollte er ſelbſt nach Paris. Iglou ſuchte vergebens ihm davon abzurathen. „Nein, Iglou," ſagte er; „laß mich Zeuge davon ſeyn, wie eine große Nation die

Kette der Sklaverei zerbricht.“ Er wär durch keine Vorſtellungen zu halten, und reiſte in der größten Eil. Selbſt bei Emilien in Burggräfenrode hielt er ſich kaum einige Tage auf: ſo ſehr lag ihm Paris am Herzen. Kein Poſtillon brachte ihn ſchnell genug auf den heiligen Boden der Freiheit. Als er hinter Lüzenburg die Franzöſiſche Gränze betrat, ſchien ihn eine andre Luft anzuwehen; ſein Herz ſchlug freier, ſtärker, und der Anblick der Freiheitsbäume, um welche die enthuſiaſtiſchen Landleute tanzten, lockte Thränen aus ſeinen Augen,

„Liebe Iglou,“ ſchrieb er: „ich bin ein alter Mann; aber der erhabene Anblick dieſer Nation, die wie durch einen Zauberſchlag von der entehrendſten Weichlichkeit, von der tiefſten politiſchen Apathie, von dem größten Egoismus, zu der größten Stärke, zu dem edelſten Patriotismus, zu allen Tugenden der erhabenen Römerwelt zurückgekehrt iſt, giebt meinem Herzen noch einmahl jugendliche Kräfte. Hier auf dem heiligen Boden, den die Freiheit, die Tugend und die ſchönſte Menſchlichkeit bewohnen, bin ich ein anderes Weſen.

„Meine Seele iſt noch einmahl ſo ſtark, als ſonſt; meine Bruſt ſchlägt freier. Ich werfe kühne Blicke umher, und es iſt, als ob hier das Weltall mein wäre!" So enthuſiaſtiſch ſprach er in jedem Briefe.

Endlich kam der Baron in Paris an, und hier erwachten ſeine ehemaligen politiſchen Ideen wieder in ihrer ganzen Stärke. Er war zugegen, als die erſte Konſtitution beſchworen wurde, und beſchwor ſie aus vollem Herzen mit. Das Kapitel der Menſchenrechte erfüllte ſein Herz mit der höchſten Wonne. „Ach!" rief er hundertmahl; „wenn doch Grumbach noch lebte, und ſähe, was ein Syſtem thut! Dieſe große Nation hat endlich der Welt ein Beiſpiel gegeben, daß philoſophiſche Syſteme ausführbar ſind. Hier herrſcht ja das Syſtem einer philoſophiſchen Staatsverfaſſung!"

Natürlicher Weiſe machte ſich der Baron mit ſeiner begeiſterten Phantaſie an die Konſtitution; er fand ſie aber bei einer Prüfung nicht frei genug, weil ſie einen König beibehielt. Die mancherlei Broſchüren, welche erhitzte Phantaſieen damals zu Tauſenden hervorbrachten, begeiſterten ihn noch mehr. „Weg mit dem Könige!“ ſagte er in einem politiſchen Klub, deſſen Mitglied er war; und beinahe wäre er das Opfer ſeines republikaniſchen Eiſers geworden. Man ſprach gegen ihn; und er vertheidigte ſeine Grundſätze. Nun wurde man hitzig, ſtürmte auf den Königsfeind ein; und es koſtete ihm Mühe genug, ſich zu retten.

Nach und nach wurden ſeine Grundſätze allgemeiner. Das Projekt einer philoſophiſchen Republik, welches einige philoſophiſche, aber die Menſchen nur nach ſich beurtheilende, Köpfe entworfen hatten, fand immer mehr Anhänger; der Enthuſiasmus der Nation verſtärkte ſich durch das Reiben der ſo unendlich verſchiedenen Köpfe, durch den Widerſtand der monarchiſchen Parthei, durch das Streiten über die verſchiedenen Meinungen. Was man heute, bloß um ſeinen Gegner zu verwirren, behauptet hatte, ohne es ſelbſt zu glauben, das behauptete man morgen wieder, um nicht nachzugeben; übermorgen glaubte man es ſelbſt, und kämpfte, wenn es Noth that, für die Grille von vorgeſtern.

Der Baron befand ſich hier in ſeinem Elemente; er ging der Revolution immer voraus, und war immer noch höher, als ſie. Man hätte ihm beinahe das Leben genommen, als er rief: weg mit dem Könige! und einige Monathe nachher rief faſt jeder eben das. Aber der Baron blieb dabei nicht ſtehen. Selbſt ein agrariſches Geſetz war ihm noch nicht genug; er that in einem vertrauteren Klub den Vorſchlag, auf einmahl alles Eigenthum einzuziehen, es öffentlich zu verwalten, nach Peruaniſcher Sitte den ganzen Boden Frankreichs durch die Nation bearbeiten zu laſſen, alle Künſte (nur die mechaniſchen ausgenommen) und alle Wiſſenſchaften (nur die Philoſophie nicht) wegzuſchaffen, und aus Frankreich eine Spartaniſche Republik zu machen. Das ſchien ihm kinderleicht. „Die Franzoſen,“ ſagte er, „dürfen nur arm ſeyn wollen, um reich, frei und gleich zu werden.“ — Das eben, antwortete einer brüllend, will niemand, wenigſtens keiner, der mehr hat, als er braucht, um trocknes Brot zu eſſen.

„So treibt,“ rief der Baron, „dieſe

Egoiſten von dem Boden der Freiheit, den ſie beſudeln!“ Man ſtaunte ihn an; aber nicht lange, ſo herrſchten ſeine Grundſätze in ganz Frankreich. „Ha!“ rief er; „da ſieht man es! Hier dieſer Boden, dieſes Volk, hat mir gefehlt, um meine Syſteme zu realiſiren. Unter dem Drucke gedeihet kein Syſtem. Ueberall kämpfte ich in meinem Vaterlande mit Schwierigkeiten; ſelbſt die edelſten Menſchen konnten ihre Seelen nicht hoch genug erheben, meine Syſteme wahr zu finden. Und hier, hier iſt mein vollkommner Staat ausgeführt; hier ſteht der erhabene Koloß, den Grumbach und meine andren Freunde für den Traum eines fieberhaften Kranken hielten.“

Mit dem Dekrete, das die Schwarzen für frei erklärte, war er gar nicht zufrieden; denn auch ſein Menſchenracen-Syſtem war aufs neue in ſeinem Kopfe, ob er gleich zu ſeiner Verwunderung fand, daß die meiſten Franken ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen hatten.

Er ehrte zwar die Menſchlichkeit, mit der man ſo viele unglückliche Neger von der drückendſten Kette los machte; aber dennoch war er überzeugt, daß man irrte. Auf einem Kaffeehauſe trug er ſeine Gründe einigen ſeiner Freunde vor. — Alle Menſchen ſind frei! ſchrie auf einmahl ein gemeiner Kerl mit einer rothen Mütze, und ſchwang ſeinen Säbel dem Baron vor dem Geſichte. Seht doch! dieſer Hund von Tyrannen, dieſer Royaliſt, dieſer Anhänger Koburgs, will die Schwarzen wieder an die Kette legen. „Nicht an die Kette; aber ich will . . .“ — Du willſt, du Lohnknecht des Despotismus? Du ſollſt nichts wollen, als was ich will; denn ich bin ein Theil der Souveränetät. Und dahin wollen wir es noch bringen, daß ſogar die Thiere, Hunde und Pferde, frei und gleich ſind, wie die Menſchen. Dahin ſoll es noch kommen! Was? die Schwarzen hätten keinen Verſtand? Da höre einer den Hund von Ariſtokraten! Wir hatten ehedem auch keinen, und konnten nicht am Hofe erſcheinen; aber die Freiheit hat uns Verſtand gegeben. Siehſt du, elende Sklavenſeele? Ich begreife recht gut, daß du uns wieder in das alte Joch hineinſchwatzen willſt. Nieder mit dem Sklaven!

Man umringte den Baron; man fragte,

lärmte, und rief: ein Ariſtokrat! er behauptet, die Sklaven in den Kolonieen dürften nicht frei ſeyn! Endlich zwang man ihn, auf die Kniee zu fallen und den Schwarzen das Unrecht öffentlich abzubitten. Er mußte ſich dazu entſchließen, um der Wuth der tobenden Menge zu entgehen. — Da ſehen Sie die Folgen der Freiheit! ſagte einer ſeiner Bekannten, der mit ihm wegging „Es war grauſam,“ erwiederte der Baron; „aber der Grund, aus dem man tobte, war doch edel. Hätte man nur meine Gründe anhören wollen!“ — Das eben iſt ja unſer Elend, daß niemand mehr hört, ſelbſt den Weiſen nicht.

Noch einigemahle lief der Baron Gefahr, ermordet oder eingekerkert zu werden. So weh es ihm auch that, ſein Syſtem ſo verdammt zu ſehen, ſo blieb er dennoch der Revolution treu. Endlich aber wurde er auf eine härtere Prüfung geſetzt. Wohl hundertmahl hatte er, wenn von dem Morden in den Provinzen die Rede war, ſeinen Freunden geſagt: „laßt es auch Blut koſten; Blut iſt in den jetzigen Zeiten nichts werth. Ich ſehe ſogar ein, daß vielleicht noch einige tauſend Köpfe fallen müſſen, um die Republik zu gründen.“ Was er für nothwendig hielt, geſchah; die gräßlichen Mordſcenen in Paris hoben an, und die Girondins wurden hingerichtet. Das erſchütterte den Baron; aber noch immer verlor er den Muth nicht. Er dankte nur Gott, daß er nicht Gewalthaber war, weil er fühlte, daß er nicht muthig genug ſeyn würde, Menſchenblut zu vergießen, um Menſchen glücklich zu machen. Das Morden wurde die Tagesordnung. Jetzt wollte er den Boden verlaſſen, der mit Leichen und Blut bedeckt war; aber er wagte es nicht, einen Paß zu fordern. Täglich ſah er nun, wie Robespierre das Syſtem, welches er ſelbſt als das glücklichſte für Frankreich angeprieſen hatte, das Syſtem alles Eigenthum aufzuheben, mit Strömen von Blut, mit Verwüſtung des ganzen Landes, einzuführen ſuchte; und mit Zittern fühlte er, daß Robespierre wirklich ſo verfahren mußte, wenn eine vollendete Gleichheit in Frankreich herrſchen ſollte.

Er verwünſchte ſein Syſtem bis in den Abgrund der Hölle, als er endlich ſelbſt e

Folgen der republikaniſchen Tyrannei empfand. Man ſtellte eine Hausdurchſuchung an. Es wurde verrathen, daß er ein Fremder war, und nun ſchleppte man ihn in ein Gefängniß. Täglich ſah er einige Schlachtopfer zu der Guillotine führen, und der grauſame Kerkermeiſter verſicherte ihm oft mit einem tückiſchen Lächeln, daß die Reihe bald auch an ihn kommen würde.

Hier fing der Baron an nachzudenken. Er war in einem kleinen Zimmerchen mit einem alten ehrwürdigen Franzoſen zuſammen, der weiter nichts verbrochen, als daß er einige aus Paris entflohene Unglückliche aufgenommen hatte. Ihr gleiches Schickſal machte ſie bald zu Freunden. Der Baron bemerkte mit Erſtaunen, daß der alte unglückliche Mann noch immer für das Revolutions-Syſtem eingenommen war, das er ſelbſt jetzt von ganzer Seele haßte. Anfangs verbarg er ſeine Geſinnung; doch endlich bekam er Vertrauen zu dem alten Franzoſen. Das neue Syſtem, ſagte dieſer, koſtet mir mein Vermögen, zwei Söhne, die an den Gränzen gefallen ſind, und eine Tochter, die vor Hunger und Angſt geſtorben iſt.

„Und Sie lieben dieſes ſchreckliche Syſtem noch immer?"

Iſt es nicht ſchön, eine ganze Nation frei zu ſehen vom Drucke der willkührlichen Macht, und von dem noch grauſamern Drucke des Aberglaubens? Warum ſoll ich ein Syſtem nicht lieben, das, wenn es allgemein eingeführt wäre, die Menſchen beglücken müßte?

„Beglückt es die Menſchen?" fragte der Baron bitter lächelnd. „Es koſtet Ihnen, wie Sie ſagen . . ."

Zwei Söhne, eine Tochter, meine Freiheit, und höchſt wahrſcheinlich mein Leben. Aber iſt daran die neue Konſtitution ſchuld? Mit nichten, ſondern die Menſchen, die für dieſes Syſtem noch lange nicht reif genug ſind. Lieber Freund, es iſt ein gefährliches Ding um das Syſtemmachen. Wenn der Philoſoph die Syſteme bloß in Büchern ausſtellt, gleichſam zur Schau, als das letzte Ziel, das die Menſchheit erreichen ſollte, vielleicht auch einmahl erreichen *wird*: ſo liebe ich ſie. Sie ſind der Spiegel, in welchem wir ſehen, wie viel uns noch fehlt, um vollkommen zu ſeyn. Aber es iſt ſchlimm, daß der Philoſoph ſelten etwas denkt, was er nicht eitel genug iſt, auch ſogleich ausführen zu wollen; und das macht unſer Unglück. Jedes Zeitalter hat ſeinen Grad von Vollkommenheit, den es erreichen kann, der für die Köpfe und die Herzen des Volkes paßt. Wird ein Volk aufgeklärter und beſſer, ſo findet ſich ganz von ſelbſt ein Zuſtand, der ihm angemeſſen iſt, ohne daß der Philoſoph etwas dazu thun kann, doch auch ohne daß er deshalb unnütz wird. Er ſteht immer eine Stufe höher, als das Volk; ſo wie dieſes neben ihn tritt, ſteigt er wieder eine Stufe hinauf, und lehrt von da das Volk, der Stufe, auf die es gekommen iſt, würdig zu werden. Das geſchieht aber nach und nach, langſam; und bis dahin ſind alle Syſteme der Philoſophen, ſo wahr ſie auch ſeyn mögen, dem Volke nichts als Träume. Das Herz, es mag beſchaffen ſeyn, wie es will, bleibt nie ohne ein Syſtem, das zu ihm paßt, vielleicht wohl nur um ein weniges vollkommener iſt, als die Geſinnung des Volkes; aber viele Syſteme bleiben ohne Herzen, die zu ihnen paſſen. Sie ausführen wollen, heißt der Menſchheit Gewalt anthun; und das war unſer Fall. Die Herzen der Franzoſen hatten immer ein Syſtem, eine Philoſophie, eine Moral, die für ſie paßte. Der fürchterliche Druck von oben ſtürzte die alte Ordnung. Einige Philoſophen, hauptſächlich die Girondins, baueten ein Syſtem, das ihren Köpfen angemeſſen war. Böſewichter entriſſen die Ausführung ihren Händen; und das gewiß gut gemeinte Syſtem wurde nun Unſinn und eine Quelle von Elend. Ungebildete Leute ſollten Philoſophen werden, und waren doch kaum Menſchen. Man wollte Leute, die nichts als Egoiſten geweſen wären, auf einmahl, ohne Uebergang zwingen, alles für das Ganze, nichts mehr für ſich zu thun; und das verlangen Schurken, die allein das Recht haben wollen, Egoiſten zu ſeyn. Wäre Condorcet nicht geſtürzt, vielleicht hätten dann die Freunde des alten Drucks den Boden Frankreichs mit eben ſo vielem Blute gedüngt, als die jetzigen Schurken es thun, um das ſchöne Geſpenſt einer philoſophiſchen Republik herauf zu zaubern, das ſie eben ſo wenig lieben, für das ſie eben ſo wenig paſſen; wie die ausgewanderten Prinzen und der Adel. Ein glänzendes;

zendes, gutes, wahres Syſtem zu bauen, iſt in der That nicht ſchwer; aber Ehre und Dank verdient nur der Erfinder eines für seine Nation guten und wahren Syſtems. Der Menſch, der nun einmahl dazu gemacht iſt, alles zu generaliſiren, findet ſicher das Syſtem aus, deſſen er bedarf. So gab ſich jedes Volk ſeine Theologie, die es gebrauchte; und es verfeinert ſie, wenn ſie nicht mehr paſſen will, ſo wie das Haus der Schnecke größer wird, wenn ſie ſelbſt wächſt. Eine Nation braucht wahrhaftig weniger Syſteme, als Menſchen, die ſich des Einzelnen mit Rath und That annehmen. Einen Menſchen von ſeinem Aberglauben zu befreien, findet man ſo klein, ſo unbedeutend gegen das Beſtreben eine ganze Nation zu belehren und zu erleuchten. Man bedenkt nicht, daß die Weisheit aller Einzelnen zuſammengenommen den Grad, den die Aufklärung einer Nation erreicht hat, mehr beſtimmt, als die Weisheit einiger Gelehrten. Gutes thun, ſegnen, lieben, einzelne Menſchen unterrichten, iſt in der That eben ſo verdienſtlich, als eine ganze Wiſſenſchaft durcharbeiten.

Wenigſtens bedürfen wir des Erſteren mehr, als des Letzteren. Geben Sie Acht, man wird noch ein Dutzend Konſtitutionen machen, und ſie alle wieder abſchaffen, bis Zufall, Noth, Glück oder die Vorſehung meinen armen Landsleuten eine Verfaſſung geben, die vielleicht inkonſequent iſt, aber ſich für den Grad ihrer moraliſchen Bildung ſchickt. Jemand hat behauptet, die jetzige Generation müſſe erſt im Grabe ſeyn; ſie paſſe nicht für die Republik. Er hat Recht; nur begreife ich nicht, warum er nicht auf den Gedanken kommt: die jetzige Konſtitution muß aufgehoben werden; ſie paßt nicht für die Generation. Iſt das nicht der Mörder, der den Reiſenden Beine und Kopf abſchnitt, daß ſie für ſein Bett paſſen ſollten? — Solche Unterredungen führten die beiden Gefangenen bis zu Robespierre'ns Sturze. Der Tod des Tyrannen rettete ſie von der Guillotine.

Sobald der Baron ſeine Freiheit wieder hatte, ſuchte er Päſſe zu bekommen, und verließ nun das Land der Freiheit eben ſo eilig, als er hinein gegangen war. Er kam nach einer Abweſenheit von fünf Jahren wieder in Zaringen an. Iglou und ſein Sohn, jetzt ein ſehr edler Mann, freueten ſich unbeſchreiblich über ſeine Rückkehr. Liſſow und Rheinfelden kamen, ſo bald ſie ſeine Ankunft erfuhren, zu ihm; denn ſie lebten ſchon lange bei Jakobinen, die eine ſehr glückliche Gattin und Mutter geworden war.

Iglou hatte ſich unterdeſſen bemühet, die Zaringer glücklich zu machen, und es war ihr gelungen. Sie erzählte dem Baron zitternd, was ſie für das Wohl der Menſchen gethan hatte; denn ſie fürchtete, daß er Luſt haben möchte, die Franzöſiſche Ordnung der Dinge auch auf ſeinen Gütern einzuführen. Aber zu ihrer großen Freude irrte ſie ſich. „Nichts von Syſtemen, liebe Iglou!" ſagte er mit einer frohen Umarmung. „Die wenigen Tage, die mir die Vorſehung noch ſchenkt, will ich dazu anwenden, daß ich die Thorheiten meines verfloſſenen Lebens wieder gut zu machen ſuche. Alles wollte ich thun, liebe Iglou, und that nichts; du wollteſt nicht viel thun, und haſt Menſchen glücklich gemacht. Ich eitler Thor glaubte, wie Gott, Alles umfaſſen zu können, und habe mein Leben mit

Thorheiten, mit unnützem Abmatten verloren; ich wollte ein Weltbürger ſeyn, und bin darüber nicht einmahl der Bürger meines Staates geworden. Und was wäre ich geweſen, wenn nicht noch mein Herz, meiner Thorheit zum Trotze, menſchlich gefühlt hätte! Nein, ich habe geſehen, daß nicht die Syſteme den Menſchen glücklich machen, ſondern das Herz. Von nun an ſoll es mein Syſtem ſeyn Gutes zu thun, ſo viel ich kann, und nichts mehr.“

Iglou ſank mit Freudenthränen in ſeine Arme, und ſein Sohn drückte ihm zärtlich die Hand. Der Baron hielt Wort. Oft ſagte er, wenn ihm etwas Gutes gelungen war: „wie groß konnte ich ſeyn, wenn ich nicht gar zu weiſe ſeyn wollte!“ Sein Leben erloſch wenige Monathe nach Iglou's Tode. Er ſtarb mit den Worten: „Thue Gutes, mein Sohn, und wolle nicht mehr ſeyn, als es dem Menſchen erlaubt iſt!“

[illegible]

Klara du Pleſſis und Klairant.

Eine Familiengeſchichte

Franzöſiſcher Emigrirten.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

[illegible]

Erklärung der Kupfer.

Scene des Frontiſpizes.	S. 572.
„ der Vignette.	S. 589.

Die Welt hält itzt ihre Blicke auf den Franzöſiſchen Adel geheftet. Die Stimmen ſind darüber getheilt, ob man dieſen Haufen von Unglücklichen mehr fürchten oder bemitleiden müſſe. Man kann ihnen ſein Mitleiden nicht verſagen; denn iſt es nicht für ſie ein großes Unglück, ihr Vermögen, ihr Vaterland, ihre Gewohnheiten, Lebensart, Sitten, ihre Sprache ſogar zu verlieren; gleichſam in eine ganz neue Welt ohne Unterſtützung, ohne Schutz, ohne Mittel beides zu erwerben, mit dem Haſſe des Volks beladen, das ſie ausſtieß, von dem Mißtrauen des Volks empfangen, das ſie aufnimmt, einzutreten? Wahrlich, das Glück hat viel zu thun, wenn ſie ihren Verluſt vergeſſen ſollen. Aber wie viel Einzelne mögen nicht unter ihnen ſeyn, denen auch die Hoffnung fehlt, daß das Glück für ſie je etwas thun kann; bei denen Vermögen, Vaterland, Gewohnheit das wenigſte war, das verloren ging; die bei der Auswanderung ſich ſelbſt, ihre theuerſten Gefühle, ihre ſchönſten Verbindungen verloren, welche Liebe, Freundſchaft, Natur und Tugend geſchloſſen hatten; die mit dem erſten Schritte, den ſie über die Gränze ihres Vaterlandes thaten, fühlten, daß die feinſten Faſern der Zufriedenheit in ihrer Seele für immer zerriſſen! Wie viel Unſchuldige mag ihr Unſtern nicht mit in den allgemeinen Fall ihres geächteten Standes verwickelt haben, für die vergebens das Herz und jedes Gefühl um Schonung ruft! Mit Wolluſt wird man Thränen über das Geſchick manches Unſchuldigen unter ihnen vergießen; Thränen, deren Gerechtigkeit bei dem Benehmen des ganzen Standes Manchem noch zweifelhaft ſcheint.

Wenn ich der Welt einige Begebenheiten von einzelnen ausgewanderten Franzöſiſchen Familien erzähle, ſo darf ſie nicht glauben, daß es Romane ſind. Leider nein! und wenn ſie mich hier an meinem Schreibetiſche ſitzen ſähe, die Dokumente dieſer Begebenheiten vor mir, meine naſſen Blicke ſähe, mit welchen ich die Papiere durchlaufe: ſie bedürfte keines andern Bürgen der Wahrheit dieſer Begebenheiten, als dieſes Anblicks; und hätte ſie, wie ich, von den Lippen des Unglücklichen die rührenden Geſchichten, die ich hier abſchreibe, ſelbſt angehört, ſie würde ſehr leicht meiner Erzählung davon entrathen können. Denn kann der größte Dichter je ſo erzählen, wie ein gebrochenes Herz, wie ein Auge voll Thränen, wie Blicke voll Gram? Ach, ich fühle es, ein Seufzer, ein langſames, kummervolles Kopfſchütteln, ein Händefalten, ein naſſer Blick in die Wolken gekehrt, ſind ganz andere Figuren, als welche die Rhetorik lehrt.

Wo du jetzt auch biſt, mein guter Klairant, dieſe Blätter ſind dir geweiht. Zwar würdeſt du nur mit Mühe die Sprache verſtehen, die deine Schickſale beſchreibt; allein meine mitleidigen Blicke, meine Seufzer, meine geduldige Stille, meine leidende Gelaſſenheit, mit der ich dich ſo oft deine Schickſale erzählen hörte, verſtandeſt du gewiß genau: und dieſe Worte, die ich hier ſchreibe, ſind nur ſchwache, nachhallende Töne jener rührenden Empfindungen. Verſtand ich doch auch nicht jedes deiner Worte. Ich erzähle der Welt deine Schickſale. Helfen konnte ich dir nicht; auch die ganze Welt kann dir nicht helfen. So laß uns beide dran genügen, wenn die Welt mit uns weint; und weinen wird ſie gewiß, wenn ich ihr deine Begebenheiten ganz ungekünſtelt, ganz ohne Schmuck erzähle: und das iſt mein feſter Entſchluß. Wer alſo einen Roman zu finden hofft, wer keinen Geſchmack findet an den kleinen unbedeutenden Begebenheiten des häuslichen Lebens, welche durch Liebe und Freundſchaft ſo bedeutend, ſo rührend werden, der werfe getroſt dies Büchlein beiſeit. Für den war es nicht geſchrieben.

Rechts an der Heerſtraße, die von Luxenburg nach Verdün führt, liegt die Abtei Chatillon, mitten in einem Gemiſche von reizenden Wieſen, Kornfeldern, Weinbergen, grünen Hügeln, ſchattigen Thälern, und kleinen Gehölzen. Nie hatte wohl der Aberglauben einem Manne mit mehr Unrecht verboten Vater zu ſeyn, als dem Prior der Abtei; denn kein Mann auf der Welt liebte Kinder ſo ſehr, und hatte die Liebe aller Kinder in einem ſo hohen Grade, als der Prior. Er grüßte alle Menſchen mit einer freundlichen Höflichkeit; aber einer ſchwangern Frau begegnete er allemal mit einer Art von Achtung, die an Verehrung gränzte; „denn," ſagte er, um dieſe Achtung gegen ſeine Freunde zu vertheidigen: „was thut der Mann, der, um ſein Vaterland zu retten, ſich in Todesgefahr ſtürzt, mehr, als ein Mädchen, das ſich entſchließt Mutter zu werden?" Er redete von der Ehe als von dem heiligſten Sakramente; die Hälfte aller ſeiner Predigten handelte vom Eheſtande und von der Kinderzucht; und jedesmal, wenn er die Römiſchen Dekretalen auf der Bibliothek durchblätterte, und das Dekret von dem eheloſen Stande der Geiſtlichkeit fand, ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſeufzte tief auf; und das hätte er gethan, wenn auch der Erzbiſchof von Verdun gegenwärtig geweſen wäre. So wie ein Burſche in den wenigen Hütten, die zu der Abtei gehörten, achtzehn Jahre alt war, ſo war es des Priors angelegentlichſtes Geſchäft, den Burſchen zu einer Heirath mit einer hübſchen Bäuerin aus Pillon oder Mangienne, zwei Dörfern ſeines Kirchſpiels, zu bereden. Die wenigen

Hütten um die Abtei her wimmelten von Kindern, und von geſunden ſtarken Kindern; denn der Prior ſorgte für das Fortkommen der jungen Eheleute eben ſo ſehr als für die Ehe ſelbſt.

War der Prior nicht auf der Bibliothek oder in Amtsgeſchäften; ſo ſaß er gewiß im Schatten einer ſchönen Allee von Italiäniſchen Pappeln, welche ganz Chatillon umgeben, zwiſchen einem Haufen von Kindern mit einem ſo vergnügten Geſicht, wie ein König unter den Großen ſeines Reichs. Neben ihm lag der Emile von Rouſſeau, den er allein von Rouſſeaus Schriften unendlich liebte, und deshalb er ihm auch alle übrigen Ketzereien von Herzen vergab; und neben Emile ein Papier voll Bonbons aus Verdün, die er jedesmal, wenn er ging, unter die Kinder vertheilte. Zuletzt heftete ſich ſeine ganze ungetheilte Liebe und ſein ganzer Vorrath von Erziehungsplanen auf ein Kind, welches durch das Vermögen ſeiner Eltern einer beſſern Erziehung fähig war.

So eine große Achtung der eheloſe Prior gegen den Eheſtand hatte, eine eben ſo große Abneigung hatte ſeine verheirathete Schweſter dagegen. Dieſe Abneigung gegen den Eheſtand hatte ſie ihrer Tochter, einem hübſchen, feurigen Mädchen mitgetheilt. Das Mädchen wollte ins Kloſter. Die Mutter ſandte ſie, um ſie den Verſuchungen der Stadt zu entziehen, zu ihrem Bruder nach Chatillon; allein er mußte ihr vorher in die Hand verſprechen, das Mädchen nicht etwa zum Heirathen zu überreden. Der Alte that es, und das Mädchen zog auf die Abtei zu ihrem Oheim. Der Alte hielt Anfangs Wort; von ungefähr aber ſah er einmal über ſein Breviar weg zum Fenſter hinaus, und er ſah neben ſeiner Schweſtertochter den jungen Pächter der Güter, die zur Abtei gehörten, ſtehen, und freundlich mit ihr reden. Der Anblick weckte in ſeinem Gehirne die Idee der Kopulation, und von dem Augenblicke an wurde die Idee einer Heirath zwiſchen dem Pächter und ſeiner Schweſtertochter unendlich lebhaft bei ihm. Heimlich kränkte ihn das Verſprechen, das er ſeiner Schweſter gegeben hatte; doch endlich fiel ihm eine Auskunft ein, die er auch ſogleich einſchlug.

Er war mit dem Pächter in der Sakriſtei der Kirche, wo einige Veränderungen vorgenommen werden ſollten. Seine Schweſtertochter kam, um ihm etwas zu ſagen. Dem Alten fiel bei ihrem Anblick ſogleich ſein Plan ein. Er verließ die Sakriſtei, rief beiden zu: ich komme ſogleich wieder, verſchloß, wie von ungefähr, die Sakriſtei, und ließ die jungen Leute wenigſtens zwei Stunden allein bei einander. Er that ſich bei ſich ſelbſt viel auf dieſe Liſt zu gute; "denn," ſagte er: "ſie ſind allein, beide jung, beide hübſch. Es kann nicht fehlen." Es fehlte doch. Die Sakriſtei erinnerte die hübſche Marie an ihr Kloſter. Sie ging alſo nicht von der Thüre der Sakriſtei weg; und alles was der junge Menſch ſagen konnte, ging an der Ungeduld des Mädchens, mit der ſie auf ihres Oheims Wiederkunft harrte, verloren. Wie endlich der Oheim die Thüre öffnete, ſo fiel ihn Marie ſogleich mit Vorwürfen an, daß er ſie einen halben Tag von den Haushaltungsgeſchäften abgehalten hätte. Mamſel Manon hat entſetzliche Langeweile gehabt, ſetzte der Pächter gähnend hinzu; und der Alte runzelte die Stirn. Er veranſtaltete auf alle mögliche Weiſe Zuſammenkünfte zwiſchen beiden. Er ſah indeß die Vertraulichkeit der jungen Leute nicht wachſen. Endlich mußten beide ihm helfen die ganze Bibliothek umſetzen. Hier ließ er ſie unter einem ſchicklichen Vorwande allein, und verſchloß, damit Manon nicht entwiſchen konnte, die Thüre. Beide ſetzten eifrig die angewieſenen Bücher auf. Sie waren fertig. Manon bemerkte, daß ſie eingeſchloſſen waren. Der Oheim war nach Pillon. Der Pächter zog ein Buch mit Kupfern hervor. Manon ließ ſich bereden die Kupfer mit anzuſehen, und ihre Gleichgültigkeit war dahin.

Der junge Menſch ſtand hinter Manon, und um die Kupfer zu beſehen, mußte er nothwendig ſich an das Mädchen anlehnen; ſein Arm umfaßte ſie. So beſahen ſie ein halbes Stündchen die Kupfer. Dann erhob ſich ein Geſpräch von dem wunderlichen Oheim, der ſie beide immer einſchlöſſe. Dann nahm der Pächter Manons Hand, und betrachtete den runden Arm. Manon erröthete, entzog ihm die Hand, ging ans Fenſter, ſah auf den Weg nach Pillon. Der verzweifelte Oheim kam nicht. Man lachte. Der Pächter wurde dreiſter, die arme Manon zerſtreuet. Der Pächter dankte dem Oheim für das Verſchließen; Manon ſchalt darauf. Man zankte; der Pächter nahm Manon in die Arme, und raubte ihren Lippen einen Kuß. Dann wurde Manon böſe, der Pächter bat ſo zärtlich um Vergebung, und glaubte an Manons Vergebung nicht eher, als bis er noch einen Kuß hatte. Kurz, wie der Oheim endlich am Abend die Thüre aufſchloß, ſo flog Manon, wie ein gejagtes Reh, drei Schritte von ihrem Platze. Der Oheim verſicherte nachher, ſie habe auf des Pächters Schooß geſeſſen. Der Pächter ſtammelte ſogar eine halbe Entſchuldigung daher, und Manon erröthete, ſo oft ihr Oheim ſie anſah.

Von dieſem Tage an hatte denn der Oheim die Freude, daß beide jungen Leute ihre heimlichen Zuſammenkünfte ſelbſt veranſtalteten. Ja, ſie trieben es itzt ſo weit, daß ſeine Suppen oft darüber anbrannten. Kurz, es war Zeit, daß der Oheim ſich dazwiſchen legte. Er ließ dem Pächter ein ſchönes großes Haus bauen, gab ihm Manon zum Weibe, und hatte dann auch nach einem Jahre die Freude, einen

Sohn von Manon auf dem Arme zu halten. Des Priors Freude über den Jungen war beinahe ſo groß als des Vaters Freude. Er erzählte jedem, was er alles mit dem Jungen zu thun entſchloſſen ſey, wie er ihn erziehen wollte. Dann legte er den Knaben in die Wiege; zog Rouſſeaus Emile aus der Taſche, wiegte aus Leibeskräften, und las dabei den erſtaunten Eltern die Stellen vor, daß man Kinder nicht wiegen müſſe.

Der Knabe wurde des alten Priors Liebling. Rouſſeaus Grundſätze wurden zwar alle nach und nach bei Seite geſetzt; indeß verlor der Knabe nichts dabei. Der alte Prior hatte ein ſo ſchönes Herz; beide Eltern gehörten ebenfalls zu den gutherzigſten Menſchen, und was alle drei an dem Knaben verzogen, das verbeſſerten die übrigen Kinder in Chatillon. Der Knabe war eigenſinnig, ſtolz, herrſchſüchtig; allein ſeine Spielgefährten eben ſo ſehr. Sein Herz und ſein Kopf wurde von ſeinen Verwandten gebildet, und ſeine Leidenſchaften von ſeinen Spielgefährten gezähmt. Sein Stolz wurde Großmuth, ſeine Herrſchſucht Feſtigkeit: er lernte gehorchen, weil er gebieten wollte; er lernte Menſchen ehren, weil er herrſchen mochte; und der Prior ſchlug den Emile auf, triumphirte über den glücklichen Erfolg ſeiner Methode, und las den Eltern vor, daß es nicht anders hätte kommen können als ſo.

So war der Knabe ſieben Jahre alt geworden, der Liebling nicht allein des Priors, ſondern auch der ganzen Gegend. Er war ein wilder Burſche; und konnte er auf der Wieſe ein Pferd loskoppeln, und ſich hinaufſchwingen, ſo war er den Tag nicht ſichtbar, und Reiter und Roß kamen Abends beide höchſt ermattet wieder. Dagegen konnte der Knabe auch wiederum ganze Stunden bei dem Schulmeiſter ſitzen, und ohne ſich zu rühren, ſich Geſpenſtergeſchichtchen erzählen laſſen; er ſang nie die Romanze von dem armen Heinrich, der von ſeiner Geliebten, einer Nonne, vergiftet war, ohne daß nicht ſeine rothen Wangen voll Thränen hingen. Es thut mir weh, lieber Oheim, ſagte er dann mit leiſer Stimme: daß ihm das Herz brach; aber ich will doch lieber ſo ſterben als an der Bruſtkrankheit, woran der Vater Franz ſtarb; denn

Lucie hielt den Ritter Heinrich in ihren weichen Armen, und an ihren Lippen, und ſtarb auf ſeinem Grabe. Der Prior lächelte, legte die Hand auf des Knaben Stirn, und ſagte freundlich: wenn du ſo zu ſterben Luſt haſt, ſo laß dich nicht bereden, in ein Kloſter zu gehn!

Um dieſe Zeit kam der Vikomte du Pleſſis mit ſeiner Familie von Paris in Pillon an, wo er ein beträchtliches Gut hatte. Er hatte Paris verlaſſen, weil der Miniſter ihn drückte. Er gehörte mit Leib und Seele zu der Parthei der Enzyklopädiſten, welche damals anfingen dem Hofe verdächtig zu werden. Der Prior machte ſchon den Tag nach ſeiner Ankunft dem Herrn von Pleſſis ſeinen Beſuch. Die Bekanntſchaft zwiſchen dem Edelmann und dem Prior nahm ſogleich einen Grad von Herzlichkeit an; denn der Prior war, ganz von ungefähr, durch die Rouſſeauiſchen Schriften halb und halb ein Phyſiokrat geworden. Was den Prior noch ſtärker zu dem Edelmann zog, war ſein liebenswürdiger Sohn von dem Alter ſeines kleinen Vetters. Pleſſis bat den Prior oft zu kommen. Der Prior ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Die Bekanntſchaft zwiſchen beiden Alten wurde ſehr bald eine herzliche Freundſchaft. Pillon lag nur einige hundert Schritte von der Abtei entfernt, und ſo war entweder Pleſſis mit ſeinem Sohn bei dem Prior, oder der Prior mit ſeinem Louis bei dem Edelmann. Die Freundſchaft der beiden Knaben war eben ſo ſchnell geſchloſſen, wie unter den beiden Alten. Während Pleſſis auf die Miniſter ſchimpfte, ſein Syſtem auseinander ſetzte, der Prior in jeder Pauſe das Geſpräch auf die Ehe und Kinderzucht wandte, und die gnädige Frau von der Pariſer Opera ſprach, ſchwärmten die beiden Knaben in den Feldern umher; der kleine Louis Klairant erzählte dem kleinen Pleſſis ſeine Geſpenſtergeſchichten, oder ſang ihm ſeine Romanze von dem unglücklichen Ritter vor, und lernte dagegen von Pleſſis einige Opernarien; ſie verliefen ſich wohl ins Gehölz, an der Heerſtraße, führten mit den Bauerknaben Kriege, und Alt und Jung war herzlich mit einander zufrieden.

Von Tage zu Tage wurden die Verhältniſſe beider Familien feſter. Man beſuchte ſich zu gewiſſen Tagen. Der junge Pleſſis nahm Theil an dem Unterrichte, den Klairant von ſeinem Oheim erhielt. Die Freundſchaft der Alten blieb, wie ſie einen gewiſſen Grad erreicht hatte, ſtehen; allein nicht ſo die Freundſchaft der Kleinen. Sie wurde von Tage zu Tage inniger und vertraulicher. Sie konnten nicht mehr ohne einander leben. Keiner hatte mehr einen geheimen Gedanken vor dem andern; und dieſe Freundſchaft erhielt ſogar einen Anſtrich von Schwärmerei, je öfter ihnen der Prior von den im Leben und Tode aushaltenden Freundſchaften der Alten etwas vorſagte. Erzählte er ihnen von Oreſt und Pylades, von Damon und Pythias; und was ehedem ein Freund, auf ſeinem Freund geſtützt, vermochte; was er wagte, was er forderte von der Freundſchaft, und wie viel er ſelbſt gab: dann lächelten die beiden Knaben einander zu, ſchlungen die kleinen Hände feſt in einander; ihre Augen blitzten vor Muth und Entſchloſſenheit, alles für einander zu wagen. An einem ſolchen Tage ging gewiß eine kleine Veränderung mit ihnen vor. Entweder ſie theilten ihre Börſe mit einander, oder ſie wechſelten ein Kleidungsſtück, oder der gewandtere und dreiſtere Klairant flog den Berg hinter Pillon in Gallop hinab; Pleſſis zitterte zwar bei dem Anblick des ſteilen Berges: doch wagte er es, er ſtürzte hinter ſeinem Freunde her, um ihn nicht zu verlaſſen, und unten fielen ſie einander mit einer Art von liebender Wuth in die Arme.

Je älter die beiden Knaben wurden, deſto mehr Energie erhielt ihre Freundſchaft. Ich, ſagte Pleſſis: ich, Herr von Pillon und Maugienne; du, Pächter von Chatillon. Sieh, da leben wir immer zuſammen, und du kannſt denn bei mir auf meinem Schloſſe wohnen, oder ich wohne bei dir in Chatillon. Sie hatten beide keine Idee von dem Abſtande, welchen die Geburt zwiſchen ihnen gemacht hatte. Der alte Pleſſis fand es auf die Länge zuweilen wohl ein wenig bedenklich, daß ſein Sohn ſich mit dieſer Gewalt an den Sohn eines Pächters hing; allein man betrachtete ihn mehr wie einen Verwandten des Priors, als wie den Sohn eines Pächters. Das wird ſich ſchon geben, dachte der Vikomte: wenn ſie beide erwachſen ſind. Die andern Edelleute in in der Nachbarſchaft verſtanden die Jagd, den Ackerbau; allein nicht einer unter ihnen hatte je von den Enzyklopädiſten reden hören: und ſo dürfte der Herr von Pleſſis den Prior, der nach und nach die Staatskunſt und das Disputiren darüber eben ſo lieb gewann, als Abhandlungen über den Eheſtand, nicht in ſeinem Verwandten beleidigen; denn er liebte den kleinen Klairant doch mehr als alle Syſteme auf der Welt. Der kleine Klairant hatte alſo die Erlaubniß auf den Fuß eines Freundes des jungen Pleſſis auf dem Schloſſe aus- und einzugehen; und man kündigte ihn überall unter dem Namen eines Verwandten des Priors der Abtei an, der mit dem jungen Herrn erzogen würde, um Nacheifer bei ihm zu erwecken. Der alte Prior merkte gar nichts von dieſem Mißſtande. Alles blieb in Ruhe.

Beide Knaben waren vierzehn Jahre alt, wie die zwölfjährige Tochter des Vikomte aus dem Kloſter, wo ſie erzogen wurde, zu Hauſe geholt ward. Der Prior hatte ſo lange aus dem Rouſſeau gepredigt, daß die Kloſtererziehung die ſchlechteſte ſey, die ein Mädchen, das die Natur zum Heirathen und Mutter zu werden beſtimmt hätte, erhalten könnte. Der alte Vikomte hatte ebenfalls einen Anſtrich von Enthuſiasmus für die Kinderzucht und für die Ehe aus dem Kopfe ſeines alten Freundes bekommen, ſo wie dieſer von ihm für die Staatskunſt. Die Mutter fuhr alſo weg, ihre Tochter aus dem Kloſter abzuholen, und der junge Pleſſis hörte nun nicht auf, ſeinem Freunde von ſeiner Schweſter Klara zu erzählen, die er nun ſeit ſechs Jahren nicht geſehen hatte. „O, du wirſt ſie lieben, mein Klairant; gewiß du wirſt ſie lieben!" rief Pleſſis mit Eifer: „und dein Oheim ſoll doch einmal ſehen, was er ſo ſehr zu ſehen wünſcht, und was er für das achte Wunder der Welt hält, eine Familie, die ganz einig durch Liebe und Vertrauen iſt. Sie füllten die ganze Zeit, ehe Klara kam, mit Planen aus, wie glücklich ſie mit ihr leben wollten; die Ideen dazu, das war nicht zu leugnen, gab ihnen der alte Prior ſelbſt, weil er überall ſeine Lieblingsidee von der Verbindung beider Geſchlechter mit anzubringen gewohnt war.

Endlich kam die kleine Klara du Pleſſis

an. Sie wurde von ihrem Vater aus dem Wagen gehoben. Sie erwiederte kaum ihres Vaters Liebkoſungen. Sie warf mit einer befremdeten Schüchternheit furchtſame Blicke auf ihren Bruder, der ihr feurig entgegen ſprang. Sie verbeugte ſich tief und mit einer andächtigen Miene gegen den Prior, und nun blieb ſie verlegen unter dem Haufen der ihr liebkoſenden Menſchen ſtehen. „Sehen Sie,“ flüſterte der Prior dem alten Pleſſis ins Ohr: „das iſt eine Kloſtererziehung! Laſſen Sie das Kind zu ſich ſelbſt kommen.“ Er ging. Die beiden Knaben folgten. Sie hatten ſich einen andern Empfang geträumt. Sie ſchwiegen beide, und des Priors Plan fing an in ihrer Vorſtellung ſehr zuſammen zu ſchrumpfen.

In den erſten Tagen blieb das Verhältniß, wie es war. Es koſtete der kleinen Klara Mühe, ihren Bruder recht dreiſt anzuſehen; allein dieſer, der bei ſeinem Freunde nicht Unrecht wollte gehabt haben, ſtürmte ſo auf das Herz ſeiner Schweſter los, daß er es mehr ſeinen Bitten als ihrer Empfindung zu danken hatte. Wie dem nun auch war, nach und nach wurde Bruder und Schweſter auch vertrauter, und Pleſſis nützte jetzt das Vertrauen ſeiner Schweſter, ſie nach und nach in ſeine Ideen von Freundſchaft hineinzuziehen. Auf jedem Spaziergange redete er mit Klaren von ſeinem Freunde Klairant mit allem dem Enthuſiasmus, den Liebe und kindiſche Eitelkeit geben kann. Klara wurde neugierig, den Freund ihres Bruders zu ſehen, den ſie in der erſten Zuſammenkunft ganz überſehen hatte.

Klairant war itzt vor wie nach alle Tage in Pillon; allein theils war er überall nicht gewohnt, viel im Zimmer zu bleiben, theils wenn er da war, war Klara bei ihrer Mutter; und ſo hatte er Klaren noch nicht wieder geſehen. Jetzt aber nahm Pleſſis einmal ſeinen Freund, und führte ihn, ohne ihm ein Wort zu ſagen, nach ſeiner Schweſter Stübchen. Er öffnete die Thüre, und rief: Hier, Klara, iſt mein Klairant! Das Mädchen ſprang auf, ſtand verlegen da; aber noch verlegener war Klairant ſelbſt. Es koſtete dem Bruder die äußerſte Mühe, nur ein erträgliches Geſpräch in den Gang zu bringen.

Klairant heftete von Zeit zu Zeit verſtohlne Blicke auf Klaren. Die Idee: es iſt die

Schweſter deines Freundes, war Anfangs alles, was ihm das Mädchen bedeutend machte. Eben ſo verſtohlen betrachtete auch Klara den Knaben, den ihr Bruder ihr als den beſten Menſchen ſo feurig und ſo oft geſchildert hatte. Beide erröthheten zu gleicher Zeit, wenn ihre Blicke auf einander trafen, wahrſcheinlich weil ihre Bekanntſchaft kein Zufall war. Der Bruder, dem daran gelegen war, das Fremde unter beiden zu endigen, und noch mehr, Freund und Schweſter zu heben, bat Klaren auf der Harfe zu ſpielen. Klara ſpielte, und ſpielte die Lieblingsromanze Klairants, die ſie von ihrem Bruder erhalten hatte. Klairant mußte ſie ſingen. Man wiederholte die Romanze noch zweimal, man ſpielte noch einige andre Lieder, und beide blieben dennoch verlegen. Pleſſis ſah auf den Geſichtern ſeines Freundes und ſeiner Schweſter beſtimmte Zeichen, daß man nur ſeinetwillen bei einander blieb. Er erröthete zehnmal, daß es nicht gehen wollte. Man ſchied endlich von einander, und Klairant und Klara dankten dem Himmel, daß ſie allein waren.

So ein reizendes Mädchen die kleine Klara auch war, ſo hatte ſie dennoch nur einen höchſt unbedeutenden Eindruck auf Klairant gemacht. Sie war zu blöde, zu furchtſam geweſen, um ſchön zu ſeyn. Sie ſagte zwar ihrem Bruder auf ſeine Frage, wie ihr Klairant gefalle, mit einem aufrichtigen Lächeln: Es iſt wahr, dein Klairant iſt ein ſehr hübſcher Menſch; allein das mußte ihm auch ſogar der Neid eingeſtehen. Die Bemerkung mußte ein jeder machen, der ihn ſah. Klara machte ſie, wie man ſie von einem Gemälde macht. Allein ſehr bald bewirkte Klairant einen tiefern Eindruck in ihre Phantaſie und in ihr Herz. Der Kammerdiener des Vikomte wies einen Bauern ab, der den Edelmann ſprechen wollte. Der Bauer beſtand darauf ihn zu ſprechen, und um ſo mehr, da Klairant ſeine Partei nahm und den Bauer ſelbſt zu melden drohete. Der Kammerdiener lächelte, und ſagte dem Bauer ſehr ſpitz: Nun rath ich dir ſogleich zu gehen, oder es geht nicht gut. Der Bauer ging nicht, weil Klairant ihn zu melden verſprach. Hier verließ den Kammerdiener die Geduld. Er ergriff einen Stock, um den Bauer zu prügeln. Klairant ſprang mit blitzenden Augen auf den ſtolzen Domeſtiken zu, entriß ihm den Stock, und der Kammerdiener hatte ſchon ein halbes Dutzend Hiebe, eh er einmal den Angreifer merkte. Jetzt wandte ſich die ganze Wuth des Domeſtiken gegen Klairant; allein wie ein Pfeil flog der junge Pleſſis ihm zu Hülfe, und der Kammerdiener mußte ſeinen Raub fahren laſſen.

Heulend vor Wuth flog der Domeſtik zu dem Vikomte ins Zimmer. Der junge Pleſſis, der den Einfluß des Domeſtiken kannte, bat ſeinen Freund, dem Ungewitter auszuweichen. Klairant lächelte, und ging ruhig in des Vikomte Zimmer. Klara zitterte, wie ſie Klairant mit einem heitern, ruhigen Geſicht ins Zimmer treten ſah; denn ſie hatte eben gehört, daß ihr Vater dem Kammerdiener eine ausgezeichnete Genugthuung verſprochen hatte. „Und du Bube", rief der Vikomte erhitzt, „biſt noch trotzig genug, zu mir zu kommen? — Weil ich unſchuldig bin, antwortete der Knabe mit einem edlen Ton und mit einem heiteren Geſicht: weil ich unſchuldig bin und verklagt. — Wie? du leugneſt? haſt du nicht den Kammerdiener geſchlagen? —

Ja, das hab' ich; weil er ein Unmenſch war, Herr Vikomte, ein Unmenſch, der einen Ihrer Unterthanen anfiel, der ſich in ſeiner Noth an Sie wenden wollte.

Der Ton ſetzte den alten Vikomte doch in Verlegenheit. Er wollte ſchmählen, und der Knabe berief ſich auf eine Unterſuchung. Endlich entſchied der Vikomte, Klairant ſollte den Kammerdiener um Vergebung bitten. Ich? ſagte Klairant mit Verachtung: ich? dieſen Menſchen? Nimmermehr. Denn, Herr Vikomte, wenn hier dieſen Augenblick Ihr Domeſtik wieder einen Stock gegen einen Ihrer beſſern Unterthanen aufhöbe, ſo würde mich nichts abhalten, noch einmal — Mich zu prügeln? fragte der Kammerdiener wüthend. — Ja, Ihn zu prügeln; denn, Herr Vikomte, der Bauer, der den Tag über für Sie arbeitet, und ſich quält, damit Sie Domeſtiken halten können, iſt mehr werth als alle Kammerdiener in der Welt. Das haben Sie neulich ſelbſt geſagt.

Und das hatte der Vikomte wirklich bei Gelegenheit ſeines Syſtems. Der Vikomte runzelte die Stirn, jetzt mehr aus Verlegenheit als aus Zorn. Der Kammerdiener warf wüthende Blicke auf ſeinen Herrn. Der Vikomte nahm den Knaben bei der Hand, und ſagte mit einem freundlichen Tone: Laß, laß das, und geh und bitt ihm ab. — Nimmermehr! antwortete Klairant kalt. Ich habe recht gethan! — Bitt um Vergebung, oder du ſetzeſt nie wieder einen Fuß über dieſe Schwelle. Fort, bitt ab! — Nein! rief Klairant mit blitzenden Augen. — So geh und laß dich nie wieder ſehen! rief der Alte und ſtieß ihn an die Thüre. Klairant ſah den Vikomte von der Seite an, und ging ſchweigend hinaus. Kommſt du je wieder, ſo biſt du unglücklich! rief der Alte ihm zornig nach. Allein wie groß war ſein Erſtaunen und Klarens Schrecken, als Klairant nach einigen Augenblicken die Thüre öffnete, und den Bauer, über den der Zank entſtanden war, hinein führte.

Böſewicht, rief der Vikomte, jetzt im Ernſt böſe: Du wagſt es?

Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr; ich hatte es dieſem Manne verſprochen, ihm Gehör zu ſchaffen, und ich bin gewohnt Wort zu halten.

Was willſt du? fragte der Edelmann den Bauer.

Der Bauer bat flehentlich um Nachlaß einer kleinen Pacht. Thun Sie es, gnädiger Herr! ſagte Klairant.

Ich bin eben ſo eigenſinnig, wie du, Bube! ſagte der Vikomte gelaſſener; er war nicht ohne alles Gefühl für die That des Knaben geblieben. Der Bauer erhält nicht eher Nachlaß, als bis du um Vergebung bitteſt.

O, rief Klairant, und alle ſeine Geſichtszüge wurden heiter und freundlich: iſt es nur das, gnädiger Herr? Er warf ſich ſchnell vor dem beleidigten Bedienten auf die Knie und bat um Vergebung. Dann ſprang er auf, umarmte den Bauer, dankte dem Vikomte für ſeine Güte; und nun, als ob gar nichts vorgefallen ſey, ſprang er zur Thüre hinaus, und erzählte dem jungen Pleſſis den Ausgang der Sache.

Der Kammerdiener brummte, der Vikomte ſagte verdrießlich: Danke dem Himmel, daß du ſo weit mit dem Burſchen biſt, und überdem ſah er gar nicht aus, als ob er Unrecht hätte.

Nein, lieber Vater, ſagte Klara leiſe: ſo ſah er gar nicht aus. Er ſah aus ſo — ſo ach ſo gut.

Der Eindruck, den Klairant auf Klaren gemacht hatte, war nicht gering. Sie hatte kein Auge während des ganzen Vorganges von ihm gewandt. Da ſtand er ſo ruhig, ſo muthig Anfangs, die rechte Hand auf die Hüfte geſtützt. Auf einmal flogen tauſend Blitze in ſeine Augen, ſeine Wangen wurden dunkelroth, ſeine Stimme bewegt. Nie hatte Klara ein paar ſo blitzende Augen geſehen. Sie zitterte für ihn; ſie wünſchte, er möchte ſtandhaft ſeyn und nicht um Vergebung bitten, und doch zitterte ſie, daß er ihren Vater aufbringen möchte. Sie warf einen Blick voll tiefer Verachtung auf den Kammerdiener, wie er hinausging. Sie erſchrack heftig, wie er wieder hereintrat. Sie vergaß ſich ſogar, ſie klatſchte in die Hände, wie er vor dem Kammerdiener auf den Knieen lag; es verdroß ihr bitter, daß er bei dem ganzen Vorfalle nicht einen Blick auf ſie geworfen hatte. Sie ging auf ihr Zimmer, und immer ſah ſie noch ſeine blitzenden Augen, und das Geſicht voll unendlicher Freundlichkeit, und dann wieder das

Auge voll Trotz. Sie ſah ihn mit ihrem Bruder unten im Garten auf und nieder wandeln, und ſie war ſchon ein paarmal Willens mit ihrer Arbeit hinab zu ihnen zu gehen. Sie fürchtete nur, daß er es merken möchte, daß ſie ſich ſo lange und ſo angelegentlich mit ihm beſchäftigt hatte.

Dies waren die erſten Fäden, woraus das Schickſal eine Liebe ſpann, die ſo lange dauren ſollte als die Herzen dieſer beiden Menſchen ſchlugen. Bei der erſten Gelegenheit, und die Gelegenheit fand ſich bald, ſagte Klara dem Burſchen mit den blitzenden Augen, wie vielen Theil ſie an ſeiner Begebenheit mit dem Kammerdiener genommen habe. O mein Gott, ſagte ſie: Ihre Augen, Klairant, blitzten wie Flammen. Ich würde gebebt haben wie ein Pappelblatt, wenn mein Vater mit mir ſo geredet hätte; und ich weiß nicht, ich habe mich nie ſo gefreuet, als wie Sie, trotz den Drohungen meines Vaters, ſo ſtandhaft blieben. Ja, wenn alle Unglückliche ſolche Freunde hätten wie Sie! Klairant hatte nie daran gedacht, daß ſeine That mehr als ganz gewöhnlich ſey; er fühlte das jetzt bei Klarens Lobe anders. Eine ſanfte wohlthuende Empfindung flog durch ſeine Seele, und dieſe Empfindung löſte ſich in Wohlwollen gegen Klaren auf. Er brachte Klaren noch einige Male auf dieſe kleine Begebenheit, an die er noch nicht wieder gedacht hatte, zurück. Klarens Lob that ihm wohl. O, ſagte der Schmeichler: ich ſah es, wie vielen Theil Sie an dem Unglücklichen nahmen, den ich ſchützte. Ihr ſchöner mitleidiger Blick hätte jeden Menſchen zu ſeinem Schutze aufrufen müſſen. Es war die erſte Lüge, die er ſagte, und er brachte ſie nicht ohne Stammeln und Erröthen hervor.

Jetzt fing Klairant an, Klaren eben ſo gut aufzuſuchen als ihren Bruder; allein hier fand er von Seiten des Vikomte mehr Hinderniſſe, als er erwartet hatte. Klara kam wenig aus der Geſellſchaft ihrer Mutter, und das auf ausdrücklichen Befehl ihres Vaters; und ſo blieb, wenn ſie ſich ſahen, immer etwas Fremdes zurück, das jede Vertraulichkeit hinderte. Auf ihr Zimmer wagte er nicht zu dringen, weil das ausdrücklich verboten war. So gefällig auch der alte Pleſſis in Abſicht ſeines Sohnes war, ſo ungefällig war er hingegen in Abſicht ſeiner Tochter; nicht daß er etwa gefürchtet hätte, Klara könnte je ihre Empfindungen dem Sohne eines Pächters zuwenden: daran dachte er nicht; allein er hielt es ſogar für unſchicklich, ſeine Tochter in der Geſellſchaft dieſes Burſchen zu wiſſen. Beide junge Leute würden ſich gewiß gänzlich vergeſſen haben; denn der ganze Eindruck, den ſie auf einander gemacht hatten, hatte nur ihre Eitelkeit in Bewegung geſetzt: allein der Vikomte ſelbſt gab dieſer ſchon abſterbenden Eitelkeit wiederum neue Kräfte. Schon fing Klairant an, ſich wieder an ſeine vorige Lebensart zu gewöhnen. Er wartete ſeine Stunden ab. Der Schloßgarten, den er eine Zeitlang zu ſeinem Tummelplatze gewählt hatte, wurde ihm wieder zu eben, zu regelmäſſig. Er durchflog wieder mit ſeinem Freunde das Gehölz, wo Berge zu erklettern und Graben zu überſpringen waren. Das Bild der kleinen Klara verſchwand ganz aus ſeiner Phantaſie. Höchſtens fiel ſie ihm bei, wenn er den Kammerdiener erblickte.

Eines Tages, da Klairant ſeinen Freund

zu Hauſe begleitete, trafen ſie im Garten, durch den ſie gingen, Klaren. Deine Schweſter, Pleſſis! ſagte Klairant, und wollte ſchon umkehren. Klara verbeugte ſich, und Klairant mußte doch einen Augenblick Stand halten. Jetzt wollte Pleſſis Beiden ein Beet voll Blumen zeigen. Sie gingen mit ihm, ganz unbefangen, ja vielmehr fremd gegen einander. Bei dem Umbeugen in eine Allee ſtand der Vikomte auf einmal vor ihnen. Klairant bot eben Klaren ſeine Hand, ſie trat auf ihre Schürze, weil ſie eilten. "Klara," ſagte der Vikomte, "geh auf dein Zimmer! Ich verbiete dir mit Klairant zu gehen. Ein Mädchen darf ihrem Stande nie etwas vergeben. Geh! geh!" — Alle drei errötheten. Klara ging zurück. Sie fühlte ſehr tief, daß Klairant von ihrem Vater beleidigt war. Sie warf einen bittenden Blick auf ihn. Sie ſah, wie ſie ging, ſich noch dreimal nach ihm um, und jedesmal freundlicher. Ihr Vater ging nebenher. Klairant war tief erſchüttert. Noch nie hatte er mit Lebhaftigkeit an den Unterſchied des Ranges gedacht, der ihn von der Familie des Vikomte trennte. Er fühlte den Abſtand auf einmal, und mit einer ſo höchſt bittern Empfindung, daß er die Hand vor die Augen ſchlug, und ſo einige Sekunden in ſich verloren mit dem demüthigenden Gefühle der Beleidigung ſtumm da ſtand. Endlich ſank die Hand langſam vor den Augen weg, aus denen große Thränen hervorfunkelten, er warf einen Blick auf den jungen Pleſſis. O Herr du Pleſſis! rief er mit einem zerſchmetternden Tone, und dann ging er langſam drei Schritte von ihm weg. Pleſſis Augen ſtanden voll Thränen. Er flog hinter Klairant her, ſchloß ihn von hinten in die Arme. O mein Klairant, rief er: iſt das deine ewige Freundſchaft, die du mir ſo oft zuſchworſt? Bin ich mein Vater? lieb' ich dich nicht? kann dich Jemand zärtlicher lieben, als ich? hab' ich dir je etwas verſchwiegen? bin ich nicht dein Bruder? O Klairant! Klairant! mein Freund! nenne mich nie wieder ſo, ſo verächtlich!

Klairant ſchluchſte jetzt an Pleſſis Bruſt. Seine Eitelkeit war zu tief gedemüthigt, als daß ihn die Worte ſeines Freundes beruhigen konnten. Er wollte mit Gewalt fort, er wollte mit Gewalt allen Umgang mit dem jungen

Pleſſis aufheben. Nein! rief er: nein! mit welcher Empfindung willſt du den Menſchen deinen Freund nennen, den deine Schweſter mit Verachtung behandelt!

„Meine Schweſter? dich? Klairant, ſey nicht ungerecht. Sahſt du denn den Blick nicht, den ſie auf dich warf, da mein Vater die unglücklichen Worte ſagte? ſahſt du denn nicht, wie ſie ſich noch dreimal nach dir umſah? Waren das Blicke der Verachtung, ſo iſt meine Empfindung gegen dich eben ſo gut Haß zu nennen. Nein, Klairant, laß den Vater denken, wie er will; die Liebe ſeiner Kinder hält dich ſchadlos.“

Eine ganze Stunde brachte Pleſſis zu, ehe er Klairant beruhigen konnte. Dann ſchlenderten ſie beide Arm in Arm, ſchweigend, nach dem Schloſſe zurück. Klairant ging noch immer in dem Gefühle ſeiner gekränkten Eitelkeit, das Schnupftuch auf die Augen gedrückt, nach dem Schloſſe zu. Klara ſtand am Fenſter. Dem armen gutherzigen Mädchen war die Beleidigung, die Klairant erlitten hatte, ſehr nahe gegangen. Sie fühlte zwar keinen Verdruß von ſeiner Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſeyn: denn daran war ſie ſchon ſeit zwei Jahren gewöhnt; allein ſie wünſchte doch Gelegenheit zu haben, ihres Vaters Unrecht wieder gut zu machen. Jetzt ſah ſie Klairant in der kummervollen Stellung in dem Arme ihres Bruders daher kommen. Sie wünſchte, daß er aufſehen möchte; ſie war entſchloſſen, ihm ein ſehr freundliches Geſicht zu machen; allein er ſah nicht auf. Seine Stellung erregte ihr Mitleiden noch ſtärker. Eben gingen ſie unter ihrem Fenſter durch. Sie wollte nun einmal den Antheil deutlich machen, den ſie an Klairant nahm. Raſch warf ſie ihm eine Roſe, die ſie in der Hand hielt, auf den Kopf. Klairant ſah auf. Sie lächelte ihm zu mit aller Anmuth und Freundlichkeit, der ihr Herz fähig war. Klairant hob die Roſe auf, preßte ſie an ſeine Lippen, drückte ſie in die wieder hervorquellenden Thränen, und ſteckte ſie dann mit ſprechender Pantomime an ſein Herz. Die thränenvollen Augen des jungen Menſchen lockten auch aus Klarens Augen ein paar mitleidige Zähren hervor. Klairant ſah es, warf noch einen ſeelenvollen Blick zu Klaren hinauf, ſchlug die Hand über die Augen, drückte die Roſe an ſeinen Mund, und verſchwand.

In dieſem Augenblicke geriethen alle Kräfte der Phantaſie und des Herzens der beiden jungen Leute in Bewegung. Klara blieb den ganzen Abend im Fenſter liegen, und ihre Phantaſie ſchwärmte in dem ſüßen Spiele der befriedigten Eitelkeit umher. Klairants Thränen waren um Klaren vergoſſen. Die Trennung von der reizenden Klara hatten ihn ſo erſchüttert, nicht die Beleidigung ihres Vaters. Die Liebe zu Klaren hatte dieſen Kummer auf ſein Geſicht gepflanzt, nicht die beleidigte Eitelkeit. Ihre Bruſt ſchlug ſtolz bei dieſem Gedanken. Sie ſah ihn, wie er jetzt zu Hauſe voll ſtillen Kummers da ſaß, an nichts als Klaren dachte, von nichts als von Klaren träumte; ſie ſah ihn, wie der Schmerz, von Klaren getrennt zu ſeyn, ſein Herz zerriß; ſie ſah ihn, wie er allein aus ihrem Geſchenk, aus ihrer Roſe, die einzige Freude ſog, der ſein Herz fähig war; und zugleich ſetzte ſich in ihrer Bruſt das unwiderſtehliche Verlangen feſt, den unglücklichen Jüngling wieder zu ſehen, und wenn auch nicht von ſeiner Leidenſchaft zu heilen, doch ihn von der Verzweiflung zu retten. Alle Thüren, wodurch die Liebe zu dem Herzen eingeht, öffneten ſich in des unbedachten Mädchens Bruſt. Der Weg, den der Vater verſchließen wollte, war geebnet, war mit allen lockenden Freuden beſetzt. Klara träumte nur die Nacht von Zuſammenkünften mit Klairant. Tauſend Mittel lagen ſchon in ihrem Kopfe fertig, die Wachſamkeit ihrer Verwandten zu hintergehen, ehe noch ein Wort der Liebe mit Klairant gewechſelt war.

Klairant befand ſich beinahe in demſelben Zuſtande. Auf dem Wege nach Hauſe warf er ſich unter einer Weide auf der Wieſe nieder, ſeine theure Roſe, das koſtbare Unterpfand der Liebe Klarens, in ſeiner Hand. Er hatte die Beleidigung des Vikomte ganz vergeſſen. Seine Eitelkeit ſchwärmte auf einer andern Fahrt. Sie ſah ſich um, dachte er, dreimal mit dieſem koſtbaren Lächeln; und ich Thor, ich unbeſonnener Thor, ich merkte es nicht! ſchon lange zeichnete mich dieſer zärtliche Blick, dieſe holde Freundlichkeit aus; und ich Blinder ſah und hörte nicht. O was mag es dem zarten Herzen des edlen Mädchens gekoſtet haben, mir ihre Liebe mit dieſem theuern Geſchenke zu geſtehen! O wie dank' ich itzt dem ſtolzen Vater, daß ſein Stolz mir dieſen Triumph verſchaffte! Und ich Blinder, ich merkte nichts, und Alle ſchon hatten ihre aufkeimende Liebe gemerkt. Ihr Vater merkte ſie; und ich? ich allein? — Seine Augen blitzten, ſeine Wangen glüheten, ſeine Bruſt hob ſich gewaltig. Jetzt erinnerte er ſich der Worte des Bruders; ſie ſchienen ihm ebenfalls Klarens Liebe zu beſtätigen. Er ſank in das Gras; ſchwärmte in die fernſte Zukunft hinaus; hielt ſeine Klara in ſeinen Armen, küßte ihre rothen, friſchen Lippen. Sein Auge brannte, ſeine Seele arbeitete gewaltſam: und aus ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie goß ſich ein Strom von heißer Liebe in ſein Herz.

Spät und triumphirend kam er am Abend zu Hauſe. Er war fröhlich wie ein König; ſetzte ſeine Roſe in Waſſer, vertheidigte das Glas gegen den allerentfernteſten Angriff, nahm es mit auf ſeine Kammer; kurz er beging alle Thorheiten, die jeder junge Menſch, wenn er liebt, einmal begeht. Am andern

Morgen war er mit der Sonne auf und in dem Pleſſiſchen Garten. Eine ganze Stunde lang, in der allerunbequemſten Stellung hinter einem Gebüſch ſitzend, hatte er ſeine Blikke auf Klarens Fenſter geheftet. Jede neue Minute glaubte er eine Bewegung hinter dem Fenſter zu ſehen. Das iſt ſie! rief er leiſe. Sein Blut flog warm in ſein Geſicht, ſein Athem ſtockte, und es war nichts. Endlich ſah er eine Bewegung. O Himmel! o Erde! ſie war es. Sie ging hinter den Fenſtern. Er ſah ihre Geſtalt. Sie war es. Sie kam ans Fenſter. Der Buſch bewegte ſich gewaltig, an dem er ſich hielt. Sie öffnete das Fenſter. Sie ſtützte ſich in daſſelbe auf einem Ellenbogen. O Himmel! war er ſonſt blind geweſen? denn ſo — ſo reizend hatte er ſie nie geſehen. Ihre braunen Locken floſſen ihr auf den weißen Schultern, und verhüllten allein die jugendliche Bruſt. So ſah er ſie lange, immer entſchloſſen, feſt entſchloſſen, hervorzutreten, und ſich immer mehr hinter den Blättern verbergend.

Auf einmal, er wußte ſelbſt nicht wie, wurde er hervorgeriſſen. Klara erſchrak. Sie trat zurück, ohne die Ausſicht aus dem Fenſter zu verlaſſen. Endlich kam eine weiſſe Hand aus demſelben hervor und zog es an. Nach einigen Augenblicken flog es wieder wie von einem Stoße auf, und Klara kam nach und nach an daſſelbe, aber angekleidet, zurück. Sie warf ein Papier hinaus, und machte dann das Fenſter wieder zu. Klairant nahm das Papier auf, flog in den hinterſten Theil des Gartens, las verſtohlen die Worte: Gehen Sie, Klairant; man könnte Sie bemerken. Er küßte die Buchſtaben, bis ſie verſchwunden waren. Wie ein Trunkener ging er durch Feld und Wald, ſtolperte über jede Wurzel, weil er immer noch den Zettel im Gehen las, und kam gegen Mittag erſt zu Hauſe, wo Pleſſis ſchon ſeit zwei Stunden auf ihn gehofft hatte. Letzterer eilte ſeinem Freunde mit der tröſtenden Miene der Freundſchaft entgegen. Er hatte alle Beweggründe auf dem Wege hervorgeſucht, ſeinen beleidigten Freund aufzuheitern; aber wie erſtaunte er, da Klairant mit allen Zeichen einer wonnevollen Trunkenheit ihm um den Hals fiel, und Thorheiten trieb, die man nur einem vom Tode Geretteten verzeiht. Pleſſis fragte nach der Urſache der Freude, und erhielt nun keine Antwort als Ausflüchte. Klairant fing ſogar an, ſeinen freudigen Ungeſtüm zu zwingen; und noch unbegreiflicher wurde er, da er an der Seite ſeines Freundes in ſtille Träumereien verſank, woraus ihn weder Fragen noch Vorwürfe wecken konnten, bis er endlich von ſelbſt aus den Träumen in fröhliche Poſſen überging. Nahe vor Pillon ſagte er auf einmal: Aha! eh ichs vergeſſe. Nimm doch deiner Schweſter dieſes Vergißmeinnicht mit! — Meiner Schweſter? lieber Klairant! — Nun ja; wir ſtritten neulich über das eigentliche Vergißmeinnicht. Ich verſprach ihr eins zu bringen. Nimm es ihr mit; allein vergiß es nicht.

Pleſſis ſah ſeinem Freunde noch lange nach, und ſchüttelte den Kopf. Er brachte Klaren das Vergißmeinnicht mit Klairants Auftrag. Das iſt alſo das rechte? ſagte Klara erröthend und verwirrt. Sie nahm es, und ſteckte es allein in ein Glas, und verbarg es wie eine Verrätherei.

Man kann leicht ermeſſen, was in Klatens Phantaſie für Bewegungen vorgeben mußten. So ſchmeichelhaft es jedem Frauenzimmer ſeyn muß, geliebt zu ſeyn, um ſo viel ſchmeichelhafter mußte es Klaren ſeyn, von Klairant geliebt zu werden. Klairant war ein ſchöner, männlich ſchöner Jüngling; darüber waren alle weibliche Stimmen in Chatillon, in Pillon und Mangienne eins. Welch ein reizender Junge! ſo hatte Klarens Mutter hundertmal geſagt, wenn Klairant ſich ſehen ließ. Oh, oh! rief die Zofe der gnädigen Frau dann auch, und küßte mit Inbrunſt die Spitzen ihrer Finger: zum Küſſen, gnädige Frau! Markiſinnen und Herzoginnen würden ſich in Paris um ihn reißen! — Ach, ſo einen Mann zu haben! ſetzte die zweite Kammerjungfer der Vikomteß mit einem tiefen Seufzer hinzu, und ſah mit verliebten Augen hinter Klairant her. Der alte Vikomte blickte den jungen Klairant oft lange und ſtarr an. Der Bube! rief er dann: Bei Gott, kein Marſchall von Frankreich kann einen ſtolzern Gang, eine edlere Stellung haben, als dieſer Pächtersſohn. Der Prior lächelte dann: Ja, ja, Herr Vikomte, er beherrſcht mit einem Blick ſein ganzes Geſchlecht; allein dafür wohnt auch in ſeiner Bruſt ein unendlich edles und ſtolzes Herz. Ich verſichre Sie, er würde auch mit keinem Marſchall des Königreichs tauſchen.

Und von dieſem Jünglinge war Klara geliebt, von dieſem Jünglinge, um den Herzoginnen ſich reißen würden, von dieſem Jünglinge, der mit keinem Marſchall tauſchen möchte. O wahrhaftig, man muß es ihr verzeihen, wenn ſie da an ihrem Tiſchchen ſitzt, den weißen Arm läſſig auf ihre Stickerei lehnt, und mit einem triumphirenden Lächeln daran denkt, daß Klairant ſie liebt, und das ſüße Gift der Liebe in das feinſte Gewebe ihrer Seele einſaugt. Und wie geliebt? O Himmel! ihr Herz pocht bei dieſem Gedanken ſtolzer als je in ihrem Leben. Dieſer Jüngling, der mit keinem Marſchall tauſchen würde, ſitzt, ehe die Sonne aufgeht, in einem Gebüſch verbergen, gegen ihrem Fenſter über, und harrt geduldig Stunden lang auf einen ihrer Blicke. Klarens Lächeln hebt den ſtolzen Jüngling in den Himmel, ihr Ernſt ſtürzt ihn in die Hölle. Ihre Augen funkeln vor

Freude bei dieſem Gedanken; ihre Bruſt fängt ſich ſanft an zu heben; ihre feinen Lippen öffnen ſich, um die Seufzer der Freude und der Gegenliebe leiſe zu verhauchen. Langſam geht ſie zu ihrem Vergißmeinnicht. Sie drückt es an ihren Mund, ſie preßt es an ihr wallendes Herz; ſie verſinkt über dieſem theuren Unterpfande ſeiner Liebe in ſüße Träume, in welchen ſie ſich ihm ganz hingiebt, in welchen ſie in ſeine Arme, an ſeine Lippen ſinkt. Was kann Klairant noch von ihr bitten? Er hat alles. Sie iſt ſein. Die Tochter hat ihn an dem Vater gerächt. Sie trägt dem Jüngling, den der Vater verwirft, ihre Liebe, ihr Herz, ihre Hand entgegen. Sie nennt ihre Liebe ihren Stolz, ihren Triumph; ſie denkt nur an ihn.

In dieſem Augenblick der ſüßen betäubenden Schwärmereien hört Klara Klairants Stimme im Garten. Sie erſchrickt, ihr Herz wallt heftig; ſie fliegt ans Fenſter, öffnet es. Klarens Blick trifft ſeinen. Die beiden Blicke vertauſchen ihre Herzen ohne Worte. Sie lächelt herab, mit dem ſehnſuchtsvollen, freundlichen, matten, wehmüthigen Blicke, den nur die Liebe allein machen kann, die erſte ſchwärmeriſche, jugendliche Liebe eines heißen Herzens. Klairant lächelt hinauf, den Blick der Liebe mit Triumph gemiſcht, und legt die Hand feſt auf ſein Herz. Seine Seele liegt in ſeinen Augen, die er zu Klaren empor hebt. Das war ein Augenblick. Dann legt er die Hand auf die Stirn, ſein Haupt ſinkt auf die Bruſt. Aus Klarens Augen ſtehlen ſich ein paar Thränen. Sie legt die Hand auch vor die Stirn. Sie ſeufzt, weil er ſeufzt, ſie weint, weil ſie ihn traurig ſieht. So ſehr eins waren jetzt ſchon ihre Herzen in ihren Empfindungen.

Am andern Morgen war Klara mit dem erſten Sonnenſtrahle auf. Sie flog in ihre Kleidung, dann lauerte ſie hinter der Gardine weg durch eine Fenſterſcheibe. Der liebende Jüngling lag ſchon in ſeinem Gebüſch dem Fenſter gegen über. Klara erröthete. Sie öfnete langſam das Fenſter, legte ſich hinein, betrachtete mit Aufmerkſamkeit jede Gegend des Himmels und des Gartens, nur den Theil nicht, wo Klairant lag. Sie ſumſete ein Liedchen, als ob ſie von nichts wüßte, nichts ahnete; ging zurück, that ein Paar Griffe auf der Harfe, und ſetzte ſie ſchnell wieder hin, weil ihr Mädchen fragte: Mein Gott, ſind Sie ſchon auf? ſtellte ſich mit einem Buch ans Fenſter, ſo unbefangen; und die Bruſt war dem armen Mädchen wie in einen eiſernen Reifen geklemmt. Sie wollte umblättern, und hätte beinahe das Blatt zerriſſen, ſo wenig war ſie ihrer Hand mächtig. Sie ſchlug das Buch zu, holte ihr Vergißmeinnicht, ſteckte es am Fenſter vor ihren Buſen, und alles das in der Abſicht, daß Klairant glauben ſollte, ſie merke ihn nicht. Und noch ſeltſamer. Klairant glaubte das wirklich. Es verdroß ihn, daß ſie nicht einen Blick in die Gegend warf, wo er verborgen war. Endlich kam er hervor. Klara winkte mit der Hand weg, riß das Fenſter zu und verſchwand. Klairant ging, und wußte nicht, ob er ſich freuen oder betrüben ſollte. Er überlegte lange daran, und ſeine ganze Seele ſchwamm ſchon längſt in einer unſäglichen Wonne.

Der Herr du Pleſſis ahnete von allem dieſen nichts; denn Klara befolgte ja ſeine Befehle, und ſelbſt genauer, als er es verlangte. Trat Klairant mit dem jungen Pleſſis ins Zimmer, und Klara war von ungefähr gegenwärtig, ſo überzog eine hohe Scharlachröthe ihr Geſicht. Sie verließ das Zimmer unter dem erſten Vorwande. Eben ſo angelegentlich vermied auch Klairant Klaren. Deſto fleißiger aber wurden die Morgenunterhaltungen fortgeſetzt. Kein Sturm, kein Regen, kein Gewitter hielt Klairant zurück. Er war mit Sonnenaufgang auf ſeinem Poſten, und Klara am Fenſter; und Klara lächelte noch einmal ſo freundlich, wenn es regnete. Das waren nicht die einzigen Gelegenheiten, wo ſie ſich ſahen. Sonntags fuhr Klara mit ihrer Mutter nach Chatillon in die Meſſe. Richtig traf Klara allemal ihren Freund an der Kirchthüre. Sie nahm das Weihwaſſer, und unmittelbar nach ihr Klairant. Er beſpritzte ſich mit einer Art von Wolluſt mit dem Waſſer, in das Klara ihre ſchönen Finger getaucht hatte. Dann kniete er bald hinter ihr, bald entfernt zur Seite, rechts und links. Sie hörte hinter ſich ſeine Seufzer, und ſie ſeufzte mit ihm. Sie ſah ſich von Zeit zu Zeit verſtohlen um. Sie machte Fehler über Fehler. Ihre Mutter mußte ſie oft derb anſtoßen; denn ſie blieb ſtehen, wenn die ganze Gemeinde knieete; ließ das Buch fallen, was ihre Hände hielten, ſeufzte ſtatt den Roſenkranz zu bewegen. Sie hatte nichts von allem dem geſehen, was alle Menſchen ſahen, nicht gehört, was alle Menſchen hörten. Fragte ihre Mutter etwas, ſo ſah ſie dieſelbe ſtarr und mit einem tiefen Seufzer an, und antwortete gar nicht oder verkehrt. Das Mädchen hatte nie andächtiger ausgeſehen, und war nie weniger andächtig geweſen, als ſeit der Zeit, da Klairant immer in der Kirche ihr ſo nahe war. Nach der Kirche traten Mutter und Tochter einen Augenblick bei dem Prior ab. Auch hier ſchien Klairant das geliebte Mädchen zu vermeiden. Er wagte es zwar einmal, ſie anzureden; allein Klarens Zuſtand wurde durch die paar Worte, die er ihr ſagte, ſo auffallend, und er ſelbſt wurde von ſeinen Empfindungen ſo heftig überraſcht, wie er das geliebte Mädchen ſo nahe vor ſich ſtehen ſah, wie ihr Athem ſeine Wangen berührte, der ſtille Blitz in ihrem Auge in ſein Herz fuhr, daß er das Geſpräch ſogleich abbrach, und nie wieder eins wagte. Er ging nun jeden Sonntag durch das Zimmer, wo Mutter und Tochter ſtanden; legte ſtill einen Blumenſtrauß aufs Fenſter, oder auf den Tiſch, oder auf den Betaltar des Priors, und verließ dann ſogleich das Zimmer. Das erſtemal legte er den Strauß mit einem bedeutenden Blick auf Klaren nieder. Sie verſtand den Blick. Sie nahm den Strauß heimlich weg, und legte den ihrigen an ſeine Stelle. So wechſelten ſie Sonntag vor Sonntag ihre Blumenſträuße. Klara und Klairant bewahrten die Sträuße wie Reliquien. Die Mutter fand einmal bei Klaren die Menge Sträuße, die einen Kalender der Liebe enthielten. Klara vertheidigte ihre verwelkten Blumen aus allen Kräften. Die Mutter lachte, und erzählte in Gegenwart des Priors Klarens kindiſchen Einfall alle ihre Blumenſträuße aufzubewahren. Das thun faſt alle jungen Leute, antwortete der Prior gutmüthig: denn mein Louis hat eine Sammlung von welken Blumen, die er ſogar allen friſchen vorzieht. Klara wurde roth wie eine Purpurroſe. Der alte Vikomte lachte ſie aus, und merkte nichts. Klara dankte dem Himmel, und die Blumen waren ihr ſeitdem lieber als je. Und wahrlich, dieſe Blumen gaben allein Beider Liebe Nahrung; ſie erhielten die Verbindung ihrer Herzen immer lebendig, und jeden Sonntag wurde die Liebe wieder durch friſche Blumen angefriſcht.

Dennoch hätte endlich dieſe ſo ſonderbar unterhaltene Liebe ſich in ſich ſelbſt verzehren müſſen, wenn nicht ein Zufall Beider Herzen und Phantaſieen einen neuen und reichen Strom von Nahrung zugeführt hätte. Der Herbſt näherte ſich. Die fröhliche Weinleſe war. Auf der Höhe von Mongienne beſaßen die Abtei und der Vikomte einen gemeinſchaftlichen Weinberg, den ſie verpachtet hatten. Der Pächter lud den Vikomte und den Prior nach der Leſe zu einem kleinen Feſte, das er ſeinen Leuten gab, ein. Der Vikomte fuhr mit ſeiner Familie dahin ab. Der Prior ging mit Klairant auch nach dem Weinberge. Mit Herzpochen zog ſich Klara an; denn dort ſollte ſie ihn ſehen, einen ganzen Tag lang ſehen und ſprechen, ach! und gar vielleicht, wenn es ihr Vater erlaubte, mit ihm tanzen. Sie zog ſich ſorgfältig und reizend an. Nun ſaß ſie im

Wagen; ſie redete nicht ein Wort; nur von Zeit zu Zeit brach ein Seufzer, den ſie jedesmal, wie Taſſo ſagt, in der Mitte entzwei brach, aus ihren reizenden Lippen. Das Auge ihrer Mutter hing mit Wohlgefallen auf ihrem Kinde. So ſchön war Klara noch nie geweſen. Ihre Augen ſtrahlten, ihre Wangen waren in die ſchönſte Roſenfarbe getaucht.

Der Prior ging mit Klairant ab, und er mußte mit jedem zehnten Schritt rufen: Nun Louis, mein Gott, lauf nicht ſo entſetzlich! Wie ſie aber Mangienne, wie ſie das Pachthaus erblickten, des Vikomte Wagen ſahen, ſo ſchlich nun Klairant wieder eben ſo entſetzlich, als er vorher gelaufen war. Zitternd ſtieg er den Weinberg hinan. Er mußte ſtehen, um Athem zu ſchöpfen. Klara ging, ſobald ſie ihn erblickte, in das Pachthaus, und drückte mit ſeltſamen Blicken die Tochter des Pächters in ihre Arme. Mit einer ungewöhnlichen Beſcheidenheit grüßte Klairant die Geſellſchaft. Wahrhaftig, ſagte der Vikomte zu dem Prior: Der Burſche, der Klairant wird alle Tage hübſcher. Sehen Sie die lebendige Farbe ſeines Geſichts, und zugleich das Sanfte, das Gütige, das Beſcheidene in ſeinen Augen, das er ſeit einiger Zeit hat.

Er wird ein Mann, ſagte der Prior: das Knabenfeuer iſt verraucht; und Sie kennen ja die Jahre, Herr Vikomte, wo das Herz an zu fühlen fängt. Man ſieht aus wie ein Grillenfänger, und handelt auch ſo.

Und iſt glücklich, lieber Freund, trotz aller Grillenfängerei.

Der Prior ſeufzte; er dachte an die Dekretalen Gregor's, und er fing eine Abhandlung mit dem Vikomte darüber an. Jetzt, da Klara ihren Vater hinter der Hausthüre her mit dem Prior, und ihre Mutter mit der Pächterin beſchäftigt ſah; wagte ſie es mit einer hohen Röthe und ungewiſſen Schritten hervorzutreten. Sie war in einem tiefen Geſpräch mit der Tochter des Pächters. Das Mädchen aber antwortete nicht ein Wort; denn ſie verſtand ſchlechterdings nichts von allem, was Klara ſagte. Sie machte ganz von weitem Klairant eine tiefe Verbeugung. Klairant dankte eben ſo aus der Ferne her, ohne ſich einen Schritt näher zu wagen.

Sie waren beide ſchon zwei Stunden zuſammen, ohne ein Wort gewechſelt zu haben. Klairant ſchlich ſich auf eine ſeltſame Weiſe zwar näher; auf eine ſeltſame Weiſe: denn er redete auf dem Wege von zehn Schritten, die Klara von ihm entfernt war, wenigſtens mit zehn Menſchen, redete jeden mit einer Miene an, als ob er eben zuſchlagen wollte; ging, ohne eine Antwort abzuwarten, einen Schritt weiter, weil eben der Vikomte nicht herſah. Klaren brannten die Fußſohlen. Sie wollte ſich ebenfalls gern nähern, und es war, als ob an ihren Füßen Blei hinge. Endlich kam er Klaren einen Schritt weit nahe. Da ſah gerade der Vikomte her. Klara ging gegen Norden, Klairant gegen Süden, und wieder waren zehn Schritte zwiſchen Beiden. Klairant verzweifelte daran, den Raum zwiſchen Klaren und ſich vor Abends noch einmal auszumeſſen. Mutter und Väter merkten nichts; wahrhaftig, ſie mußten blind ſeyn. Des Pächters Tochter wollte ſich heimlich zu Tode kichern über Klairant und Klaren.

Man tanzte endlich. Neue Schwierigkeiten! Klairant hätte ſeinen Fuß darum gegeben, wenn er einmal mit Klaren hätte tanzen können; allein er trauete dem Vikomte nicht, und hatte es Urſach: denn ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er ihn betrügen wollte. Er tanzte mit Pächters Suſetten, mit einigen Bäuerinnen, und wenn Klara ſogar in der Tour mit ihm tanzen muſte, ſo wagte er es kaum, ihre Hand feſtzuhalten. — Klara hatte einmal mit des Pächters Sohn getanzt. Der Tanz war geendigt, und ſie ſtellte ſich neben ihre Mutter, und ſah dem Tanze zu. Auf einmal nahm der Vater ſie bei den Schultern, drehete ſie zu ſich um, und ſagte: "Man muß Niemanden die Freude verderben. Du mußt tanzen, Klara! Klairant!" — "O Vater!" ſagte Klara erröthend. "Was ich dir erlaube, das ſetzt dich nicht herab. Klairant!" Langſam kam Klairant. Der Vater gab ihm Klarens Hand. "Hier, Klairant, tanze; aber erhitzt euch nicht!

Wie war in dieſem Augenblick dem Jüngling! Er hielt Klarens weiche Hand in ſeiner; fühlte ſie in der ſeinigen beben, und ein Zittern ergoß ſich durch alle ſeine Glieder. Langſam führte er ſie auf den Platz. Man reihete ſich, die Muſik erhob ſich. Klarant nahm Klarens Hand, und tanzte. Er wagte ſie kaum zu berühren. Mit jedem Takte aber wuchs ſeine Dreiſtigkeit. Er drückte ihre Hand, und fühlte einen ſanften Druck von der ihrigen. Der einzige Druck goß auf einmal Leben in ſeine Glieder. Jetzt ſchlang er ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib. Klara lehnte ſich an ſeinen Buſen, ihre Hand auf ſeine Schulter gedrückt; ſo tanzte er langſam und immer langſamer mit ſeiner ſchönen Laſt hinab. Ein Glück war es, daß eben der Vikomte mitten unter den Enzyklopädiſten in Paris war und Muſik und Gelächter überſchrie, um dem Prior zu beweiſen, daß es des Adels und der Geiſtlichkeit Schade nicht ſeyn würde, wenn man ſein Syſtem einführte; ſonſt hätte er ſehen müſſen, was Alle ſahen, und worüber ein ſo lautes Gelächter entſtand, daß dieſe Tour, die Klairant mit Klaren eben tanzte, trotz alles Winkens der Andern, kein Ende nehmen wollte. Er hielt Klaren in ſeinen Armen, bewegte keinen Fuß mehr, und die Muſikanten wußten nicht, ob ſie fortſpielen ſollten, oder aufhören.

Süſette ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf. Klairant beſann ſich. Der Tanz ging aufs neue an, und Klairant nahm ſich, kleine Vergeſſenheiten abgerechnet, ganz wohl in Obacht. Und dennoch, dennoch, troß dieſer vertrauten Situationen, hatten ſie noch kein Wort gewechſelt. Nach dem Tanze ging Klairant, um ſich zu erhohlen, ins Gebüſch. Hier warf er ſich in dem Uebermaß ſeiner ſeligen Empfindung auf den Boden. Seine Augen ſtanden ſtarr, ſein Körper war ohne Bewegung. Man hätte ihn für eine Bildſäule halten können. Seine Lebenskräfte hatten ſich alle in Einen Punkt gezogen. In ſeiner Bruſt war aller Menſchen Glück. Wie viel iſt eine ſolche Minute werth!

Klara tanzte noch, wie eine Automate. Die kleinſte Veränderung der Tour verwirrte ſie. Man zerrte ſie mehr, als ſie tanzte. Sie warf ſich nach dem Tanz auf eine Bank vor dem Hauſe, lehnte den Kopf hinten über, und verlor ſich ſelbſt in einem Sturm von Empfindung. Da ſaß ſie, theilnahmlos, bis gegen Abend. Es wurde kühl. Die Alten gingen in das Zimmer, und ſchwaßten bei einer Flaſche Wein von der Leſe; die jungen Leute blieben zuſammen in der Küche *), wo ſie ſich um das Kamin herſetzten, um Mährchen und Geſpenſtergeſchichten zu erzählen. Klara ſaß an dem einen Ende des Kamins, Klairant am andern Ende, noch immer in ſich verloren. Man wollte Klaren aus ihrer Zerſtreuung wecken; und Klara, um die Zerſtreuung zu verbergen, nahm das Blasrohr **), und blies das Feuer an. Klairant betrachtete ſie mit brennenden Blicken, wie ſie die ſchönen Lippen auf das Blasrohr drückte. Er nahm ihr die Röhre aus der Hand, legte ſeine Lippen, mit einer auffallenden Wolluſt in ſeinem Blick, auf den Ort, wo Klarens Lippen geruht hatten. Er preßte ſeine Lippen auf das fühlloſe Eiſen; ſchien die Küſſe, die Klara dem Eiſen gegeben hatte, mit ſeinem Munde weg zu ſaugen.

Eine recht ſchauerliche Geſpenſtergeſchichte, die Pleſſis erzählte, zog die Aufmerkſamkeit der ganzen kleinen Geſellſchaft auf ſich, nur allein Klarens Aufmerkſamkeit nicht. Ihr heiterer Blick war allein auf Klairant gerichtet, und auf das ſüße reizende Spiel ſeiner erfinderiſchen Liebe. O wie gern hätte ſie die Küſſe empfangen, die er dem Eiſen gab! Sie nahm ihm die Röhre aus der Hand. Sie warf einen Blick voll holder Freundlichkeit, voll Dankbarkeit auf Klairant, dann drückte ſie einen ſanften Kuß auf die Spitze der Röhre. Klairant verſchlang das Schauſpiel mit vor Freude leuchtenden Augen. Er konnte ſich nicht mehr halten, er vergaß, daß er Zeugen hatte. Er beugte ein Knie zur Erde nieder. Schnell ſchüttelte Klara mit dem Kopfe, und warf einen unruhigen Blick auf ihn. Er beugte ſich geſchwind über das Feuer, ſchob einen Brand in die Flamme, der vor Klarens Füßen lag. Mit einem Blick voll Wehmuth ſtand er auf, verließ die Küche, und ging, ſich von den ihn überwältigenden Empfindungen zu erholen.

---

*) Die Küchen in den meiſten Häuſern in Frankreich aus den untern Ständen ſind, was bei uns die Wohnzimmer ſind.

**) Soufflοir eine eiſerne Röhre, das Feuer anzublaſen.

Sie haben noch kein Wort geredet, zwanzig Augen bewachen ihre Bewegungen; und dennoch lehrt die Liebe ſie unbemerkt Küſſe wechſeln, Küſſe, die ſüßer ſind, als die, welche befriedigte Liebe giebt und empfängt. Jetzt trat der Vikomte in das Zimmer. Der Wagen fuhr vor. Klara nahm Abſchied, in einem Winkel gedrückt ſtand Klairant. Alles begleitete den Edelmann an den Wagen, nur Klairant nicht. Er folgte Klaren mit den Augen. Sie ſah ihn flüchtig an, ſeufzte und ging. Langſam ſchlich er an die Küchenthüre. Mein Fächer! rief Klara. Sie öffnet die Thüre der Küche wieder und ſteht vor Klairant, der eben hinaus will. Klara! ſeufzt er mit einem ſo wehmüthigen Tone, der ſie überwältigte. Sie ſah ihn an, ſcheu, zitternd. Aengſtlich hob ſie ihre Hand. Er breitete die Arme aus. Sie ſank hinein; ihre Lippen berührten ſich heiß, flüchtig. Klara ſtürzte zurück, in den Wagen. Der Wagen raſſelte dahin. Klara ſaß da wie betäubt, und Klairant umfaßte den Thürpfoſten. Es war, als ob die Erde unter ihm ſchwankte.

O Natur! wie unerſchöpflich iſt dein Reichthum! wie vielfach die Banden der Liebe, womit du die Menſchen umſchlingſt! Klara und Klairant kennen ſich kaum; ſie haben ſich kaum dreißigmal geſehen; haben kaum ſo viel

Worte gewechſelt, als ſonſt zwei Menſchen nöthig haben, um ſich als Bekannte zu grüßen: und dennoch ſind ihre Herzen eins, ihre Empfindungen in einander verſchmolzen. Klairant würde ſich für Klaren, die er nicht kennt, in den Schlund der Hölle ſtürzen, wenn ihr Wink es geböte; Klara würde ihm durch ein ſtürmendes Meer, durch gräßliche Wellen folgen, wenn er darum bäte. Wie heißt das Band, womit du dieſe zwei Herzen zuſammenknüpfteſt? Liebe nicht; denn welche Vollkommenheiten kennen ſie von einander? Vertrauen nicht; denn ſie wagen es kaum ſich anzublicken. Achtung noch weniger; ſie kennen ſich faſt nicht. Eitelkeit? o nennet dieſe hingebende Empfindung nicht mit dieſem abſcheulichen Namen. Klairant würde eine Krone um einen Händedruck von Klarens weicher Hand verſchmähen: ſie würde mit ihm in eine Wüſte fliehen, zufrieden, wenn nur Klairants Stimme ſie ſeine theure Klara nennte. So heiſſe dies Band denn wie du ſelbſt: Natur oder Menſchlichkeit. Sie iſt der Stamm, auf dem du die beſſere Liebe impfſt, die daurende Freundſchaft, das wohlthätige

Vertrauen, das volle Ergießen der Herzen gegen einander; ihre Blüten ſind Humanität, und ihre Frucht Glückſeligkeit.

Moraliſt, tadle dieſe Empfindung nicht, weil ſie ſo vergänglich iſt, weil ein Hauch, ein Wort, ein Blick, ein Tag ſie verlöſchen kann; ein Hauch, ein Wort, ein Blick, ein Tag ſie erzeugte; nenne ſie nicht Thorheit, weil der Jüngling nicht ſagen kann, wie ſie entſtand, warum ſie ihn überwältigte. Sie ſteht unter dem Schutze der Natur. Sei ſie auch ein Rauſch, der den Jüngling bethört, der ihn nur zu oft unglücklich macht; weß iſt die Schuld? Dein, der du der ſtärkſten aller Leidenſchaften, wie einer Fabel, ſpotteſt; den Jüngling nicht lehrſt, Liebe von Sinnlichkeit zu unterſcheiden; Sinnlichkeit, Wolluſt und Liebe in Eine Klaſſe wirfſt, und wenn du endlich zufällig dem Sturme ans unſichere Ufer des Alters entronnen biſt, wie der Phariſäer rufſt: Ich danke dir, Gott u. ſ. w.

Liebe war es nicht, was beide Liebenden an einander zog. Es war die erwachte Sinnlichkeit, das regegewordene Herz, es war Natur. Ein Zufall leitete Klairants Empfindung auf Klaren; ein Zufall machte Klairant zum Gegenſtande von Klarens erwachtem Herzen. Eine Unbeſonnenheit des Vaters führte ſie zuſammen, die Eitelkeit knüpfte das Band, die Furcht vor dem Vikomte befeſtigte es. Der Kuß, der einzige Kuß, den Klara Klairant gab, ertheilte der Empfindung eine undenkliche Stärke. Und dennoch, dennoch würde dieſe Liebe, ſo rieſenſtark ſie war, von der Zeit und von der Vergeſſenheit wieder eingeſchläfert worden ſeyn, wenn nicht eine kleine Unbeſonnenheit der Mutter, oder vielmehr ein Zufall, die Liebenden gelehrt hätte, alle Hinderniſſe, welche der Stand ihrer Liebe in den Weg gelegt hatte, zu überſteigen. . . .

Klairant und Klara ſahen ſich in mehreren Tagen gar nicht. Zwar brannte der erſte Kuß noch immer in ihrer Seele nach; zwar war Klairant noch manchen Morgen im Gebüſch dem Fenſter ſeiner Klara gegen über. Nicht alle Morgen mehr; denn Pleſſis hatte ganz leiſe ſeinem Freunde zu verſtehen gegeben, daß ſeine Morgenbeſuche im Garten die Domeſtiken des Hauſes beſchäftigten. Der Gärtner hatte ſie gemerkt. Er unterließ ſie alſo, und mußte ſie unterlaſſen, da der Buſch nicht Blätter genug hatte, ihn zu verbergen. Die sonntäglichen Beſuche ausgenommen, ſahen ſie ſich alſo gar nicht mehr; und dieſe einzige, dieſe letzte Hoffnung wurde auch durch den herannahenden Winter zerſtört. Je heiſſer Klairant liebte, um deſto mehr fürchtete er den Vater ſeiner Klara. Er kam ſeltener mehr nach Pillon. Pleſſis deſto öfter nach Chatillon. Die einzigen Nahrungsmittel ihrer Liebe waren nun ihre ſtillen Träumereien. Aber wie viel mehr iſt ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß, als Träumereien, die das Herz und die Phantaſie nach und nach abmatten! Zwar fand die Liebe Beider anfangs in dieſen ſüßen Träumen Nahrung genug. Klara ſaß ganze Tage auf ihrem Kabinet, an dem Strickrahmen, oder an ihrer Nähterei, oder an einem Buche, ohne einen Stich zu thun, oder einen Buchſtaben zu leſen. Sie ſaß da mit finſtern Blicken, das Köpfchen auf die Bruſt geſenkt, ſah auf eine Stelle, redete, wenn ſie nothwendig reden mußte, mit einem kranken, gelaſſenen Tone, lachte ſehr wenig, verbot ihrem Mädchen zwar nicht Poſſen zu treiben; aber ſie verzog auch keine Miene zum Lachen. Eben ſo für ſich ging ſie auch in den Alleen des Gartens auf und nieder; ſie nahm an nichts Theil. Ein neuer Anzug aus Paris kam an, wurde beſehen, probirt, und weggelegt. Sie konnte ſich ja nicht für ihn ſchmücken. Die Mutter ward beſorgt, ſie fragte einen Arzt; der nannte die Krankheit Trägheit, und ſchob ſie aufs Wachſen. Ach, dachte das arme Mädchen lächelnd bei dieſem Urtheile: ſo gebe Gott, daß ich beſtändig wachſen mag! denn die Krankheit däuchte ihr ſo ſüß. Noch immer brannte Klairants Kuß auf ihren Lippen.

Faſt eben ſo ging es dem armen Klairant. Hundertmal hörte er täglich Vorwürfe ſeiner Eltern, des Priors, ſeines Freundes, daß mit ihm gar nichts mehr anzufangen ſey. Er ging wie in einer halben Schlafſucht umher. Seine liebſten Unterhaltungen hatten allen Reiz für ihn verloren. Anfangs glaubte der Prior, er ſtudire ſo fleißig, weil Klairant ſich ganze Tage auf die Bibliothek verſchloß. Er zog auch jedesmal einen Folianten hervor, ſchlug ihn auf, und verſank dann in Träume, die Niemand ſtörte. Indeß ertappte der Prior ihn ein Paar Tage hindurch über einen griechiſchen Kirchenvater, der nur ein Figurant auf der Bibliothek war, weil Niemand in Chatillon Griechiſch verſtand; und nun ſchüttelte der Prior über Klairant bedenklich den Kopf. Seine Eltern meinten, daß ſeine Krankheit Gelehrſamkeit wäre. Ach! Gelehrſamkeit war es nun nicht; es war noch immer Klarens Kuß, der ihn krank machte.

Nach und nach ließ denn doch die ermattete Phantaſie der Beiden die Flügel ſinken. Durch ſie war alles gethan worden, was je in Romänen geſchrieben ſteht. Klairant hatte Klaren hundertmal entführt, aus Feuer und Waſſer gerettet, ſie dem Vater abgetrotzt, und abgebettelt, war geadelt, war Miniſter, Liebling des Königs geweſen, hatte die halbe Welt als Marſchall von Frankreich zerſtört, Flandern erobert, Länder entdeckt, um Klarens Hand zu erhalten. Klara hatte die Hand von zehn Markis und Herzögen ausgeſchlagen, war ſchon hundertmal dem Tode aus Liebe nahe geweſen, war ſchon zwanzigmal wirklich geſtorben, und hatte dann mit frohem Herzpochen angeſehen, wie ihr Vater an der einen Seite ihres Sarges jammerte, ihr Klairant an der andern Seite ſich ermordete. Sie war ſchon dreimal als Bettlerin mit Klairant um die Erde gegangen, hatte ſchon unendlich oft mit ihm als eine Bäuerin in einer kleinen Hütte, verborgen der ganzen Welt, gelebt. Kurz die Phantaſie konnte nichts Neues mehr erfinden, und die Einſamkeit fing Beiden an ein wenig langweilig zu werden. Hätten ſie nur einen Vertrauten gehabt, denen ſie ihre Opfer, welche ſie der Liebe brachten, hätten erzählen können, ſo wäre die Eitelkeit die Phantaſie doch noch eine Zeitlang zu unterſtützen im Stande geweſen; allein auch der Vertraute fehlte. Die erſte Liebe iſt ſo verſchwiegen wie das Grab. Klara fand niemanden, dem ſie ſich mittheilen konnte. Klairant hatte zwar ſeinen Pleſſis; er nahm ſich auch wohl vor, ihm ſeine Liebe zu entdecken; allein das Wort erſtarb ihm auf der Zunge, wenn er ohne allen Anlaß davon anheben ſollte, und Pleſſis, jung und leichtſinnig, fragte nicht, weil er nichts ahnete. Kurz, die Flamme, welche der erſte Kuß entzündet hatte, fing an ſchwächer zu werden. Klara hörte auf ſo gewaltig zu wachſen, und

Klairant ſo gewaltig gelehrt zu ſeyn. Eine Reiſe von einem Jahre würde den ganzen Handel geendigt haben. Das Schickſal hatte es anders beſtimmt. An welchen Zufällen hängt Himmel und Hölle auf Erden!

Klairant fing jetzt wieder mit mehr Ruhe an ſeine Geſchäfte zu treiben. Die Schwärmerei war ihm zwar zur Nothdurft geworden, und er ward nun ein Schwärmer in der Freundſchaft. Er ſchloß ſich mit immer wachſender Innigkeit an den Bruder ſeiner Geliebten, die er ſo ſelten ſah. Sie ſtudierten jetzt eifriger zuſammen, als jemals. Klairant wollte ſich mit Gewalt für jedes Fach geſchickt machen, um dem Glücke mit Verdienſt und Mühe das abzutrotzen, was die Geburt ihm verſagt hatte; denn noch immer lag die Liebe bei ihm im Hinterhalt. Er kam jetzt zuweilen wieder nach Pillon, ohne Klaren, als nur höchſt ſelten, zu ſehen, und dann doch nur in der fürchterlichen Gegenwart beider Eltern. Der alte Vikomte hatte ihn ſo lieb gewonnen, wie ein Mann aus einer alten Familie den Sohn eines Pächters lieben kann. Er war nicht mehr der ſtolze, wilde Junge, der dem Vikomte ins Angeſicht widerſprach: er war ein beſcheidener Jüngling, der durch ſeine Demuth und durch einen männlichen Ernſt die Ehre verdiente, in dem Hauſe des Vikomte aus- und einzugehen.

So befand ſich einmal Klairant mit dem Prior bei dem Vikomte. Wer iſt denn von Euch beiden der größte? fragte der Vikomte. Stellt Euch einmal, Rücken an Rücken; ſo! Pleſſis war zwei Finger breit höher als Klairant. In dem Augenblick traten Klara und ihre Mutter ins Zimmer. Meine Kinder wachſen mir über den Kopf, ſagte der Vikomte: ſowohl Pleſſis als Klara. Ich glaube, Klara wird dem Klairant nicht viel an Größe nachgeben. — Vier Finger breit wenigſtens, meinte der Prior. Der Vikomte beſtritt das. Komm her, Klara! Stell dich einmal hinter Klairant, mein Gott! mit dem Rücken gegen ihn! Klara zögerte. O Mädchen, fort! ich will Euch meſſen. So! nun recht dicht zuſammen. Er ſchob ſie mit beiden Händen hart an einander. Ein Schauer durchfloß Beide, wie ſie ſich ſo nahe in allen Punkten berührten. Sehen Sie, lieber Prior, ſehen Sie: da fehlt gar nichts. — Wenn Sie Klarens Friſur mitrechnen, ſagte der Prior. „Nein! nein! ohne Friſur. Dreht Euch um Kinder! nun dreht Euch! Geſicht gegen Geſicht! Nun, zum Henker, ſtellt Euch lieber eine Meile aus einander! Dicht, dicht zuſammen! Nun ſehen Sie, Prior! die Stirnen dicht zuſammen! ſo ſteht doch grad auf, und dicht zuſammen! Sehen Sie, nicht zwei Finger iſt er größer als Klara! Nun! nun iſts gut, kleine Närrin! nun iſts gut!"

Allein, Herr Vikomte, es iſt nicht gut! es iſt wahrlich nicht ſo gut wie Sie meinen! Zwei Menſchen, deren Herzen noch heimlich für einander ſchlagen, in eine ſolche Stellung zu bringen, daß Stirn an Stirn liegt, Athem mit Athem ſich miſcht, und beinahe ein Kuß wird. In einer ſolchen Stellung, daß Klairant des Mädchens Herzensſchläge mit ſeiner Bruſt auffängt, mit ſeiner Bruſt, die ſich gewaltſam hebt, und die Unruhe dem Buſen des Mädchens mittheilt. Es iſt nicht gut! Wo hatte der Vikomte die Augen, daß er die Veränderung, die mit beiden in dieſem Momente vorging, nicht bemerkte? Er ſetzte ſich ruhig wieder zu dem Prior. Klara, mit allen Zeichen einer innern heftigen Bewegung, ging ans Fenſter, Klairant drehete ſich gegen die Wand, und taumelte dann beinahe zur Thüre hinaus, in den Garten. Die Mutter warf einen ahnenden Blick auf ihre Tochter. Ihr entging die glühende Röthe ihrer Wangen, die dunkel funkelnden Augen, die heftige Bewegung des Flors um ihren Buſen nicht. Sie ſchüttelte wirklich den Kopf mit einer ſehr bedenklichen Miene, da ſie zwei Stunden nachher ihre Tochter in ihrem Kabinette, den Kopf auf die Hand geſtützt, noch mit eben der Farbe, mit eben den Augen, in eben der gewaltſamen Bewegung, in ſich ſelbſt verſunken, antraf. Ei nun, dachte ſie eine halbe Stunde drauf: es iſt nichts, ſicher nichts. Sie ſehen ſich ja kaum jeden Monat einmal, und immer unter meinen Augen. Sie ließ es gut ſeyn, und vergaß es. Thörichte Mutter!

Ein neuer Sturm ergriff beider Herzen. Die Phantaſie erhob die ungeheuren Flügel wieder. Ein reiner, friſcher Lebensſtrom floß wie zuvor durch die abgeſtorbenen Gefühle. Klairant ſaß da wieder, verſenkt in neuen Träumen. Er fühlte noch immer Klarens Buſen an ſeinem, ach ſo lebendig, ſich heben. Ihr warmer, liebevoller Athem brannte immer an ſeinen Wangen. Ach die Stellung war ſo ſchön; ſeine Phantaſie flog umher nach Mitteln, Klaren wieder zu ſehen, ſie ſo wieder zu ſehen, ſo an ihre Bruſt gedrückt, ſo vertraulich, ſo eng, ſo nah. Die Morgenbeſuche hoben wieder an, und es war des Vikomte Glück, daß dies im Winter vorfiel. Er mußte früh gehen, um nicht entdeckt zu werden. Ach, es entdeckte ihn niemand; aber auch ſeine Klara nicht. Die Beſuche fielen weg; ſie waren vergebens.

Schlag auf Schlag! Ein Monat war hingelaufen ſeit jenem Tage des Meſſens, und Klairant war wieder ruhiger. Pleſſis iſt bei Klairant in Chatillon. Klairant ſitzt da am Tiſch, die Stirn in die Hand gelegt und träumt. Pleſſis, um ſeinen Freund zu erheitern, ſetzt die Haube von Klairants Mutter auf, und treibt Poſſen. Klairant wird heiter. Pleſſis beredet Klairant Weiberzeug anzuziehen. Klairant kleidet ſich wie eine junge Bäuerin an. Excellent! o excellent! ruft Pleſſis: zum Küſſen! Man ſinnt auf neue Poſſen. Klairant malt ſein Geſicht ein wenig, übt ſich einige Augenblicke in der Sprache, in ſeiner ganzen Rolle, und nun geht er zu dem Prior auf die Abtei hinüber. Er läßt ſich bei dem Prior melden. Niemand kennt ihn. Er geht ins Zimmer. Was willſt Du, mein gutes Kind? fragt der Prior. Klairant ſagt mit allem möglichen Ernſt: Ich bin aus Languion, Ihre Hochwürden; die Tochter des reichen Maire. Mein Vater will mich zu einer Ehe zwingen mit einem Mann, den ich nicht lieben kann. Ueberdem, Herr Prior, Klairant nahm die Schürze vor das Geſicht, um verlegen zu ſcheinen, überdem iſt mein Herz ſchon verſchenkt an einen jungen Menſchen, den ich liebe. Ich bin meinem Vater entflohen, Herr Prior, und ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen, weil die ganze Gegend von Ihnen ſagt, daß Sie nichts liebers thäten, als junge Mädchen in Schutz nehmen, die — die — wie ich — verliebt ſind.

Der Prior erröthete, wurde verlegen; auf die Weiſe in der ganzen Gegend bekannt zu ſeyn, war ihm nicht gleichgültig; aber noch verlegener wurde er, da in dieſem Augenblick der Vikomte ins Zimmer trat. Klairant er:

röthete jetzt, er fing an zu zittern. Er hatte den Vikomte eben ſo wenig erwartet, und das gab ſeiner Rolle noch mehr Natur. Der Prior räuſperte ſich, ward roth, ſchnitt Geſichter; das Mädchen zog ſich zurück. Der Vikomte ſah bald das Mädchen, bald den Prior an. Was giebts hier? fragte der Vikomte. Der Prior ſchnitt noch ärgere Geſichter. Klairant ſahs, und brach auf einmal in ein Gelächter aus.

Der Prior hielt itzt den ganzen Antrag für eine Neckerei ſeiner Grundſätze. Bleib, Mädchen! rief er ſeinem Neffen zu, der an die Thüre wollte. Der Prior war böſe. Bleib! ſchrie der Vikomte, der nicht wußte, was Alles das bedeutete. Klairant ſtickte faſt vor Lachen. Der junge Pleſſis kam ins Zimmer. Er lachte laut auf, da er ſeinen Vater das Mädchen beim Rock halten ſah. Ich bin ja Klairant, lieber Oheim! ſchrie endlich das Mädchen. Man erkannte ihn, und Alles brach in ein fröhliches Lachen aus, beſonders wie der Prior noch halb böſe erzählte, was Klairant geſagt hatte.

O ein reizendes Mädchen, rief der

Vikomte: bis zum Erſtaunen gut gemacht! Halt! Klairant, mir fällt etwas ein. Klarens Geburtstag iſt in einigen Tagen — Ha! wie fangen wir das an! Man ſann und ſann, und endlich kam nichts heraus, als Klairant ſollte wie eine Bäuerin aus Manglenne gerade zu Mittage auf Klarens Geburtstage kommen, und im Namen der Mädchen aus Manglenne Klaren ein Angebinde von Blumen bringen. Klairant wollte nicht daran; denn er fühlte das Gefährliche ſeiner Rolle. Der Vikomte befahl, bat, bis er einwilligte. Man verſprach das ſtrengſte Stillſchweigen. O wir wollen dich überraſchen, Klärchen! rief der Vikomte lautlachend im Weggehen.

Der Tag erſchien. Klairant ſtand da, die ſchönſte, die ſchlankſte, die unſchuldigſte Bäuerin von der Welt; eine ſchöne Röthe, eine kleine Aengſtlichkeit machte ihn noch ſchöner. Der Prior, der ihn beſah, eh er nach Pillon ging, that ſogar den Wunſch, daß er wirklich ein Mädchen ſeyn möchte. Die Blumen für Klaren hatte er ſelbſt aus dem Gewächshauſe der Abtei gepflückt, und nach Tiſche ging er mit kleinen Schritten über die Chauſſé hinüber, den Weg nach Pillon zu. Wer ihm begegnete, blieb ſtehen, und ſah dem reizenden Mädchen nach, ſo weit er konnte. Da erblickte er Pillon, da lag das Schloß. Faſt wäre er wieder umgekehrt.

Klara ahnete nichts. Man ſaß um das Kamin her, ſchwatzte. Pleſſis ſtand am Fenſter. Jetzt ſetzte ſich Pleſſis zu ſeiner Schweſter. Die Saalthüre öffnete ſich. Ein Mädchen aus Mangienne will das gnädige Fräulein ſprechen, ſagte der Bediente. Laßt ſie kommen! rief der Vikomte. Klara ſtand auf, ging dem Mädchen entgegen. Sie erkannte Klairant auf den erſten Blick. Sie wurde weiß wie eine Lilie. Sie zitterte. Klairant erröthete; er reichte ihr mit zitternder Hand den Blumenſtrauß, und kaum konnte er die wenigen Worte, die er ſagen wollte, hervorbringen. Klara hielt es für eine Liſt Klairants, ſie heute zu ſehen. Sie zitterte, daß man ihn erkennen möchte. Sie hatte Muth genug, mit ziemlicher Beſinnung zu ſagen: Zu meinem Geburtstage, mein Kind? Eure Liebe rührt mich. Aber komm, mein Kind, du mußt von mir ein Andenken an den heutigen Tag haben. Sie drehte ſich mit vieler Faſſung gegen ihre Eltern. Ihr Muth war während ihrer kleinen Rede gewachſen. Sie verbeugte ſich, und ging mit Klairant auf ihr Zimmer. Hinter ihr her tönte die Lache des Vikomte. Wahrhaftig, ſie kennt ihn nicht! ſie kennt ihn nicht. Jetzt erſt erfuhr Klarens Mutter ihres Mannes Spaß. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe; denn ſie erinnerte ſich der Scene des Meſſens.

Sobald Klara mit Klairant auf ihrem Zimmer war, ſo wandte ſie ſich mit einem ſanften Vorwurfe in der Miene, und mit dem zärtlichen Ausruf: O Klairant, was machen Sie? an ihn. Klairant erzählte in ein Paar Worten den Zuſammenhang, und Klara ſtand vor ihm, betrachtete ihn mit den allerzärtlichſten Blicken. Die weibliche Kleidung ſtand ihm ſo gut. Klairant ergriff ihre Hand, drückte ſeine Lippen auf die Hand, und ſeufzte mit einem unwiderſtehlichen Tone: O Klara! Da ſtanden die beiden reizenden Mädchen mit den liebevollſten Blicken gegen einander über; Hand in Hand, Auge in Auge. Klara vergaß es halb und halb, daß es ein Mann war, der vor ihr ſtand. O Klara! ſeufzte Klairant noch einmal. Klara trat noch einen halben Schritt näher. Klairant umfaßte ſie. Sie verſank in ſeine Arme mit einem Strome von Thränen. So ſtanden ſie lange feſt an einander gedrückt, Mund an Mund, Bruſt an Bruſt. Der Bund war geſchloſſen. O wie lieb' ich Dich, Klara! ſchluchſte Klairant; und ich Dich! ſeufzte Klara. Wie unglücklich bin ich! rief Klara, und hob Kopf und Augen in die Höhe. O daß ich jetzt ſo mit Dir verſänke! ſeufzte Klairant und drückte ſie feſter an ſich.

Ein Geräuſch vor der Thüre brachte ſie zu ſich. Klara flog an ihren Schrank. Sie ſuchte und ſuchte. Eben öffnete ihr Mädchen die Thüre. Hier, mein Kind, ſagte Klara ſchon gefaßt zu Klairant, der ſich noch immer nicht erholen konnte, und gab ihm ein ſeidnes Tuch: das trage zu meinem Andenken, und dieſen goldnen Ring trag ſo lange mir zu Ehren, bis Du jemanden findeſt, den Du mehr liebſt als mich. Grüße die Mädchen in Mangienne. Adieu mein Kind. Klairant verbeugte ſich beinahe ohne alle Beſinnung.

Klairant flog beſtürzt die Treppe hinab, und Klara ging ruhig auf den Saal zurück.

Wo iſt denn das Mädchen, Klara?

Eben gegangen. Ich habe ihr eine Kleinigkeit geſchenkt.

Und wie hat ſie Dir gefallen?

Mir? ſehr wohl. Ich habe nie ein hübſcheres Bauermädchen geſehen.

Der Vater lachte, und jetzt erfuhr Klara, daß es Klairant geweſen ſey. Sie glaubte es nicht eher, als bis ihr Bruder es ihr ebenfalls verſicherte. Mein Mädchen, ſagte Klara lächelnd: die mit mir und Klairant in meinem Kabinette war, erkannte ihn eben ſo wenig. Die Mutter wurde wieder ganz ruhig. Die ganze Welt war mit dem Spaße zufrieden: am meiſten aber doch Klairant. Er küßte das Tuch, das Klara ſelbſt getragen hatte; er drückte es auf ſein Herz. Er betrachtete mit brennenden Augen den Ring, das Unterpfand von Klarens Treue. Er war jetzt auf einmal über alle Bedenklichkeiten weggehoben, und auf dieſem Wege ſchon ſicher, Klaren zu beſitzen. Wie war das anzufangen? O Himmel! rief er: ich Thor! Dieſe

Kleidung gebrauch' ich für eine Poſſe, und ich hätte in dieſer Kleidung das ſchärfſte Auge betrügen können. Er überſann alle Wege, die ihn unerkannt zu Klaren führen konnten. Er war jetzt überzeugt, daß ſie nichts dagegen hatte. Er verſtand ſich mit ihr. Sie war nicht allein mehr ſeine Geliebte; ſie war ſeine Mitverſchworne. Die Liebe hält einen Händedruck für das gefährlichſte Wagſtück. Sie hat ihn gewagt, und alles Uebrige ſcheint ihr ein Kinderſpiel. Längſt hätte Klairant es gewagt, Klaren heimlich zu ſehen: er fürchtete ſie. Das hielt ihn ab. Jetzt, jetzt? Er würde ohne Scheu noch die Nacht ihr Fenſter erklettert haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß ihr Mädchen bei ihr war. So weit hatte der Zufall den Jüngling gebracht.

Klara war ſich ſelbſt ein Räthſel. Sie begriff es nicht, woher ſie den Muth genommen hatte, ſo dreiſt zu lügen. Sie bewunderte ihre Gegenwart des Geiſtes, ihre Faſſung. Sie fühlte es, daß ſie es jetzt mit ihren Eltern aufnehmen könnte, ohne an dem Siege zu verzweifeln. Und wie weit iſt es von dem Gefühle: ich kann thun, was ich wünſche, bis zu dem Entſchluß: ich will es thun? Furchtſam, von ihrem Selbſtgefühl niedergedrückt, war ſie ſonſt umhergeſchlichen. Kam das Geſpräch auf Klairant, ſo erröthete ſie jedesmal, ſchlug die Augen nieder; ſie fürchtete, man möchte darinn das Geſtändniß ihrer Liebe leſen. Jetzt aber trug ſie ihr Haupt ſtolz und muthig empor. Sie ging der Gefahr entgegen, weil ſie Kräfte fühlte ſie zu überwinden. Sie brachte jetzt ſelbſt das Geſpräch auf Klairant. Sie erröthete nicht mehr. Sie übte ſich darin, von ihm ohne Spannung zu reden. Sie übte ſich die Waffen zu tragen, die ſie bald gebrauchen ſollte.

Den Sonntag fuhren Mutter und Tochter in die Meſſe nach Chatillon. Dreiſt ging Klara auf Klairant ein. Mit einem triumphirenden Lächeln ſagte ſie zu ihm: Sie waren das hübſche Bauermädchen, Klairant? Dem Bauermädchen ſchenkte ich ein Tuch. Ihnen bin ich aber meinen Dank noch ſchuldig. Sie reichte ihm zärtlich ihre Hand. Das kam, in Gegenwart der Mutter, dem armen Klairant zu ſchnell. Seine Ideen hatten einen ganz andern Gang genommen. Er erröthete, er zitterte. Er ſtammelte einige Worte, die ſeine Beſtürzung noch deutlicher machten. Klara verwünſchte ihren Einfall. Sie wurde ſelbſt verwirrt. Die Mutter machte bei dem Auftritte ein paar ſehr große Augen. Es ging ſo ab.

Sobald ſie aber wieder in Pillon waren, erkundigte ſich die Mutter bei Klarens Mädchen, was das hübſche Bauermädchen mit ihrer Tochter geredet hätte. Geredet? gar nichts, gnädige Frau. Es konnte vor Thränen nicht reden, und auch dem Fräulein ſtanden die Thränen in den Augen. Die Mutter forſchte, ſprach, fragte ſo lang, bis ſie auch etwas von Klairants Morgenbeſuchen erfuhr. Dazu nun das Aufbewahren der Blumen von beiden Seiten, Klarens Krankheit vom Wachsthum, und Klairants Krankheit von Gelehrſamkeit, deren Umſtände ſie von dem Prior ganz leiſe herausbrachte, und die Klarens Krankheit ſo ähnlich war — kurz, die Mutter traf die Wahrheit ziemlich richtig; und doch wußte ſie nicht zu helfen. Dem Vikomte es mitzutheilen, das ging nicht. Sie kannte ihn. Nur der leiſeſte Verdacht würde den armen Klaikant und Klaren unglücklich gemacht haben. Sie ſchwieg; ſie nahm ſich vor Klaren heimlich zu beobachten, ihr jede Gelegenheit abzuſchneiden Klairant zu ſehen, und ſo dieſe aufkeimende Liebe nach und nach durch die Zeit zu tödten. Vorwürfe, offenbare Widerſetzlichkeit, das wußte ſie ſelbſt aus ihrer Jugend, machten nur die Liebenden vorſichtiger, und die Liebe heiſſer.

Wie richtig iſt doch das inſtinktartige Gefühl der Weiber! Sie hatte Recht, die gute Mutter; wenn ſie nur ſo gehandelt hätte, als ſie fühlte, daß ſie handeln mußte. Die liebe Eitelkeit! Und wer tadelt nicht gern, wenn er Urſach hat! Die Mutter konnte es nicht über das Herz bringen, Klaren ganz ohne Tadel durchwiſchen zu laſſen. Das Mädchen hätte ja denken können, die Mutter wäre ſo blind, daß ſie gar nichts merkte; ſie hätte ſich ja ſogar für liſtiger halten mögen, als ihre Mutter. Bei Gelegenheit alſo machte Mütterchen ganz leiſe, und wie es ſchien ganz unbefangen, Anſpielungen auf Klarens Liebeshändel. Klara ſah Mütterchen an, und dieſes hatte das Herz nicht die

Augen aufzuheben, um ja recht unſchuldig zu ſcheinen. Das kam heute, das kam morgen. Dann erzählte Mütterchen ein Geſchichtchen von einer ihrer Jugendfreundinnen, die immer in der Meſſe einen jungen Menſchen um ſich gehabt hatte, vor dem ſie nie hätte einen Roſenkranz abbeten können, u. ſ. w.

Anfangs war Klaren gar nicht wohl bei dergleichen Geſchichten zu Muth. Sie wurde roth, ſie wurde blaß. Ein Glück war es, daß Mütterchen es ihr nur wollte anzuhören geben, und ſie nicht anſah. So erhielt das Töchterchen wieder Muth, und man erröthete nun nicht mehr, und ward nicht mehr blaß; ſondern man war deſto mehr auf ſeiner Hut. Des Morgens ganz früh kam Mütterchen auf Klarens Zimmer, nickte weiſe mit dem Kopfe, wenn ſie Klaren im Bette fand, machte leiſe das Fenſter auf, und durchflog mit ihren Blikken den Garten, machte noch leiſer die Schubfächer Klarens auf, beſah nicht etwa die Wäſche, ſondern mit Sorgſamkeit jedes Blättchen Papier, und ſchlich dann kopfſchüttelnd wieder fort. Schade nur, daß Klara nicht mehr ſchlief, ſondern durch eine feine Oefnung ihrer Augenlieder alles mit anſah, was Mütterchen that, und jetzt, mit den Anſpielungen zuſammen gehalten, wohl ſah, daß Mütterchen ihr auf der Spur war.

Es entſtand nichts weiter daraus, als ein Wettſtreit der Liſt zwiſchen Mutter und Tochter. Jene glaubte ſich im Vortheil, und dieſe war es wirklich. Klara bedurfte noch eines Stoßes um ihren Sieg in ein Angriffsſyſtem zu verwandeln. Und auch dieſen Stoß gab ihr ein Zufall.

In einem Pakete der neueſten Parlementsbeſchlüſſe, das an den Vikomte von Paris kam, lag auch für ſeine Frau ein Päckchen von Charaden, Epigrammen, Modeneuigkeiten, und unter andern auch ein Liedchen für die Harfe, das, nach der Schreiberin Berichte, der Liebling von ganz Paris war. Die Mutter las das Liedchen. Sie ſtand an, ob ſie es ihrer Tochter geben ſollte; denn es konnte von übler Wirkung auf ihrer Tochter Herz ſeyn. Allein die Eitelkeit überwog. Ein benachbarter Edelmann wurde auf Morgen erwartet. Der Triumph war zu groß, ihn mit dem neueſten Pariſer Chanſon zu überraſchen, als daß die Mutter ihn ſich hätte können entgehen laſſen. Klara wurde gerufen; erhielt den Chanſon, zwar mit einer Moral voll Gegengift; aber ſie erhielt ihn doch, mit dem Auftrage, ihn ja bis Morgen auf der Harfe einzuſpielen.

Klara begab ſich in ihr Kabinet, nahm die Harfe, las den Chanſon durch, ſpielte und dachte an nichts. Die Mutter kam, wiederholte ihre Moral noch einmal, und Klara wurde aufmerkſam. Mädchen, die mit Klaren in einem Falle ſind, mögen das Liedchen in den Franzöſiſchen Blumenleſen aufſuchen. Es fängt ſich an:

Le doux besoin d'aimer, ma mère! la tendresse,
Ces élans enchanteurs, ce trouble, cette ivresse etc.

Im Deutſchen würde es ungefähr ſo klingen:

Die Tochter an die Mutter.

Mutter, was belaurſt du meine Blicke,
Wenn ein ſchöner Jüngling mir vorübergeht? —
Sieh, die Nadel hier, mit der ich ſtricke,
Sieh, das Röschen, wenn ich es zerpflücke,

Selbſt die Feder, die auf meinem Hute wehet,
Reden deutlicher, als meine Blicke. —
Wenn die Liebe reden will:
O die ſchafft den Worten Thor und Brücke,
Aug' und Lippe bleiben Mäuschenſtill!
Ja! wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache,
O ſo hilft kein Argus und kein Drache.

Sag doch nur, was ſollen denn die Riegel,
Welche deine Hand vor meine Kammer ſchiebt? —
Amor, Mutter, hat ja leichte Flügel,
Seine Hand von Wolle ſtößt die Riegel
Leiſe von der Thüre, wenn man liebt;
Und mit ſtillem, ſeidnen Filz bedecket
Er der Liebenden geheimen Pfad;
Keine Diele knarrt, und kein Geräuſch erwecket,
Wenn man Amors Socken an den Füßen hat.
Drum, wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache,
O ſo hilft kein Argus und kein Drache.

Darum, Mutter, darum bitte! bitte!
Laß mich unbelaurt und unbewacht!
Folge mir nicht mehr auf jedem Schritte!
Ungeſehn ſind Amors Zephyrstritte,
Seine Wege tiefe dunkle Nacht.
Haſt du tauſend Augen, tauſend Ohren,
Amor macht ſie alle blind und taub.

Darum laß mich! ich bin doch verloren,
Iſt mein armes Herz erſt Amors Raub.
Denn wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache,
O ſo hilft kein Argus und kein Drache.

Doch noch eins. Laß dich mit dem begnügen,
Was ich ſage; frag mich nicht ſo aus.
Denn ſieh, Mutter, will ich dich betrügen,
Ja, dann finge Amor an mit mir zu lügen,
Und da fändeſt du dich nicht heraus.
Darum wach und ſchlafe ohne Sorgen,
Sieh mich nicht ſtets ſo bedenklich an!
Heute iſt mein Herz noch frei — ach! aber morgen?
Nun ich will ja wehren, was ich kann.
Denn wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache,
O ſo hilft kein Argus und kein Drache.

Nach Tiſche ſchon ſpielte Klara ihrer Mutter das Liedchen ohne Anſtoß mit einer ſehr liſtigen Miene vor. Klara hatte nicht übel Luſt das Lied wahr zu machen, Amors ſeidne Socken anzuziehen, und ſeine leichten Flügel ihm abzuborgen. Denn ach! ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer und einer komiſchen Miene, wohinter ſie ſich ſelbſt eine leiſe Unruhe in ihrer Bruſt verbergen wollte: denn ach! mein armes Herz iſt ja ſchon Amors Raub!

Was hilft mir mein Wehren? Was hilft mein Zögern? Das Lied öffnete Klaren die Augen über ihren Zuſtand, und gab ihr nach und nach einen heimlichen Muth alles das zu wagen, was das Mädchen im Liede mit Amorn ſo ſicher wagen zu können glaubt. Mit jedem Vorſatze, den ſie faßte, fühlte ſie denn doch eine ſchmerzliche Unruhe in ihrem Buſen rege werden, die nicht weichen wollte. Sie fing ſogar an ihren Zuſtand ernſthaft ins Auge zu faſſen. Sie überlegte; ſie ſah, daß tauſend unüberſteigliche Hinderniſſe ihrer Liebe im Wege ſtanden; Hinderniſſe, die ſie zwar Ungerechtigkeit, mit naſſen Augen, ſchalt, die ſie aber doch nicht wegheben konnte. Sie machte ſogar einen leichten Verſuch, wenn ſie an ihren Vater dachte, Herr ihrer Liebe zu werden. Aber bald rief ſie im vollen Ernſt: o das iſt gar nicht möglich! Sie that, was die meiſten Menſchen in ähnlichen Fällen thun; ſie ließ ſich vom Winde treiben, wohin er Luſt hatte. Sie zog ihre Gedanken ganz von dem Gegenſtande ab, und erwartete alles von der Zeit. Im Grunde war es mehr die jungfräuliche Scham, die ſie von thätigen Schritten zurück hielt, als Ueberlegung, oder Furcht vor dem Unrecht.

Deſto thätiger fing aber Klairant an zu werden. Die ſchönen Tage des Februars kamen. Wo Klara jetzt mit ihrer Mutter oder mit ihrem Mädchen ging, überall ſah ſie Klairant, und was das Sonderbare dabei war, immer in einem ſehr ſchicklichen Geſchäfte. Er ſchien kaum einen Blick auf Klaren zu werfen, und dennoch, trotz der Wachſamkeit der Mutter, fand Klairant im Vorübergehen Gelegenheit Klarens Bruſt mit der ſüßen Unruhe anzufüllen, welche die Liebe lebendig erhält. Ueberall war Klara mit Klairant umgeben, Dann warf er Nachts die erſten Blumen in das ofne Fenſter ihres Kabinets. Abends ſpät, wenn ſie allein in ihrem Kabinet ſaß, und, das Köpſchen ſchwermüthig in die Hand geſtützt, dachte: was ſoll daraus werden? auf Gedanken gerieth, die ſeiner Liebe gefährlich waren, ſo hörte ſie die Melodie von der Romanze, die ſie ſo ſehr liebte, in der Ferne ſingen. Es war des armen Klairants Stimme. Dann fing ihr Buſen an unruhig zu pochen. Sie ſtellte ſich ans offne Fenſter; ſie horchte mit voller Seele auf Klairants Stimme. Jetzt nahm ihr Herz den armen Jungen mit einer Gewalt in Schutz, welche die Ueberlegung zum Schweigen brachte. O, plauderte ſie leiſe vor ſich: da entzieht er ſich den Schlaf; da ſitzt er die kalte Nacht, auf dem naſſen Boden, mit Thränen in den ſchönen, treuen Augen; denkt nichts als mich; liebt nichts als mich. Und ich, ich ſollte ſo undankbar ſeyn, ihn haſſen, ihn, der mich ſo zärtlich, ſo treu, ſo innig liebt? Mit Heftigkeit ſtreckte ſie die Arme zum Fenſter hinaus, als ob ſie ihn ſehen könnte. Sie ſchmeichelte ihm, ſie liebkoſ'te ihm, als ob er vor ihrem Fenſter ſtände. Sie liſpelte leiſe ſeinen Namen; nannte ihn hundertmal: Klairant, guter, lieber, einziger Klairant! Sie ſumſete leiſe ſeinen Geſang mit. Seine ſchöne Stimme erregte eine unwiderſtehliche Wehmuth in ihrer Bruſt und lockte Thränen in ihr Auge. Was die Mutter den ganzen Tag über mit ihren Anmerkungen gebaut hatte, das ſtieß der erſte Ton ſeiner Stimme, den Klara hörte, über den Haufen.

Hörte ſie ſie rauſchen, ſo fuhr ſie zu

ſammen. Sie lehnte ſich aus dem Fenſter hervor. Langſam ging er unter demſelben durch. Er ſchien ſie im Dunkel zu erkennen; denn er ſtand einen Augenblick, eh er in der gegenüber ſtehenden Allee verſchwand. Sie glaubte ſogar einen Seufzer gehört zu haben; ja, wenn ſie ſich recht genau beſann, ſo hatte er auch ihren Namen genannt. Fuhr ſie mit ihren Eltern nach Verdün, nach Longui, zu einem benachbarten Adligen; ſie war gewiß, ihn da irgendwo zu ſehen. Befand ſie ſich dort, ſo war ihr erſtes Geſchäft, ſich an irgend ein offnes Fenſter zu ſtehlen; ihre ſuchenden Augen nach allen Gegenden umher zu werfen. Dann ſtand er da, lauſchte durch ein Fenſter in einem benachbarten Hauſe, oder ſtand an der Ecke einer Gaſſe, geduldig wie ein Merkzeichen, und ſtarrte nach dem Fenſter hin, in dem Klara lag. Klara, die arme Klara war an das Fenſter gezaubert. Sie verließ es nur, wenn etwa ihre Mutter ſich näherte, und ſogleich verſchwand auch Klairant.

Mein Gott, welch ein Gänschen iſt die kleine Pleſſis, ſagten die jungen Offiziers in Verdün und Longui, die mit ihr in Geſellſchäft waren. Schade um das ſchöne Geſichtchen! Sie hat kein andres Vergnügen als die Menſchen zu zählen, die über die Gaſſe gehen. — Ach! ſie ſah nur Einen Menſchen, nur Einen auf der Welt. Sie hielt mit ihm durch den Raum von hundert Schritten die ſeelenvollſten Geſpräche.

Immer ſchreitet die Liebe vorwärts. So fand ſich Klara mit ihren Eltern bei einem ihrer Nachbaren. Schon zweimal war ſie mit der Tochter des Hauſes den Garten durchſtrichen, auf dem Felde geweſen, und noch hatte ſie ihn nicht geſehen. Sie ſtand da an der Gartenthüre, ſchaute und ſchaute, und ſah ihn nicht; und Klairant ſtand zehn Schritte von ihr, in der Kleidung eines Bauermädchens. Er näherte ſich beſcheiden, nicht Klaren, nein! ſondern ihrer Freundin. Befehlen Sie? ſagte er ängſtlich und deckte ein Körbchen auf, worin einige Sträuße Veilchen lagen. Klara hörte den Ton der Stimme. Sie erkannte Klairant. Sie erſchrak ein wenig; aber da war das Erſchrecken der Freude. Was haſt du da, mein Kind? fragte ſie mit dem zärtlichſten Accente der Stimme. Klairant konnte kaum antworten. Nach und nach kam das Geſpräch in den Gang. Klara fand bald, daß die Bäuerin aus Pillon ſey, und ihre Freundin bemerkte, daß es die artigſte, die witzigſte Bäuerin war, die ſie je geſehen hatte. Klara führte, ſchwatzend und lachend, die beiden andern Mädchen in ein nahes Wäldchen. Hier ſetzten ſie ſich, in dem Schatten der Gebüſche. Klairants Verlegenheit fing an bei der guten Laune ſeiner Klara zu verſchwinden. Klara hub an das hübſche Bauermädchen auszufragen, und dies erzählte mit einer ſo guten Laune anfangs, und dann mit einer ſo ernſthaften Rührung, von ihrer unglücklichen Liebe, daß Klara nicht wußte, wohin ſie ihre Augen ſchlagen ſollte. Man liebkoſte der hübſchen Bäuerin.

„Wollen wir nicht das Mädchen ein wenig begleiten?“ fragte Klara; „wenn ich nur wüßte, ob meine Mutter bald führe.“ Ihre Freundin wollte ſich erkundigen, und Klara und Klairant waren allein. O Klairant! Klairant! rief Klara und ſchlug ihre Arme um ihn, und drückte ihn an ihre Lippen. Sie war von ſeinem Witz, von dem Lobe, das er von ihrer Freundinn erhalten hatte, bezaubert. Klara, wann;

wann werd' ich Sie wieder ſehen? ſeufzte Klairant und beugte ſeine Stirn auf ihren Schooß.

Wann? – wann? o Klairant, ich will Ihnen Nachricht geben. In Dianens Kirche werden Sie Nachricht finden, wenn wir uns ſehen können. Kaum hatten ſie noch Zeit ſich zu umarmen. Die Freundinn kam zurück. Klaren war die Luſt vergangen, das Mädchen zu begleiten. Man nahm Abſchied, und Klairant ging in weiten Umwegen nach Chatillon zurück.

Einen mächtigen Schritt vorwärts hatte ſie die Liebe getrieben. Klairant war jede Nacht bei der Bildſäule Dianens. Endlich fand er von der geliebten Klara einen Zettel; Das arme Mädchen ſchrieb ihm; o was ſchrieb ſie ihm nicht? Es iſt Unrecht, Klairant! ſchrieb ſie ihm: es iſt Unrecht; wir betrügen meinen Vater; ich werde ihn ins Grab bringen. Die Thränen, die ich jetzt vergieße, ſind der Anfang der väterlichen Rache! Wir müſſen uns vergeſſen. Klairant antwortete in eben dem Tone. Ich muß verzweifeln, ich will verzweifeln, ſchrieb er; denn ich muß dich vergeſſen. Was kann ich dir bieten, Klara? den Haß deiner Eltern; die Thränen der Reue, die Verläumdung der Welt. Ich muß dich vergeſſen. So ſchrieben ſie Beide, und vergaßen ſich nicht. Sie wollten Abſchied, ewigen Abſchied nehmen. Sie beſtellten ſich eine Nacht in das Gehölz hinter dem Garten. Sie erſchienen Beide. Klara ſchlich ſich zitternd hinab. Sie ſanken einer an des andern Buſen. Sie ſchworen, ſich einander zu vergeſſen, und verſiegelten die Schwüre mit den allerentflammendſten Küſſen.

Ach, Klara! rief er, wie der Morgen aus den Bäumen hervorleuchtete: nein! dein Vater mag ſagen, was er will; ich werde dich nie vergeſſen! Klara ſchüttelte den Kopf, und ſeufzte. Sie fühlte eben daſſelbe. Sie nahmen auf ewig Abſchied; Klairant lag zu Klarens Füßen, und bat noch um eine ſolche Nacht, und Klara verſprach ſie ihm, und dann nahmen ſie noch einmal auf ewig Abſchied. Klara wickelte ſich eilig in ihre Saloppe, wie ſie ins Haus und auf ihre Kammer ſchlich; und ein Thränenſtrom benetzte den Taſſent. Sie ſchlief nicht einen Augenblick. Sie fühlte, daß eine ſolche Nacht mehr werth ſey, als ein Jahr von ihrem vorigen Leben. Das arme Ding ſetzte ſich nieder, ſchrieb dem frölichen Jüngling das, und beſchwor ihm, es die letzte Nacht ſeyn zu laſſen.

Man kann leicht denken, daß es nicht die letzte Nacht war, die ſie ſich ſprachen. Klarens Mädchen merkte zwar ſehr wohl ihres Fräuleins Gänge; allein die Liebe half der Liebe. Das Mädchen ſchnarchte, ſo bald ſie ſich nieder gelegt hatte, ſo feſt, daß Klarens Nieſen und Huſten ſie nicht erweckte. Kaum aber war Klara fortgeſchlichen, ſo ſchlich das Mädchen hinterher. Ein Bedienter genoß noch ſüßere Stunden im Arme des liſtigen Hannchens als Klairant in Klarens. Klara erſchien aus dem dunkeln Gange des Gartens. Hannchen und Roſiere huſchten ins Haus, und Klara fand ihr Mädchen allemal richtig im tiefſten Schlafe.

So wurden nach und nach Zofe und Fräulein, Klairant und Roſiere dreiſter. Klara ging jetzt mit Schuhen die Treppe hinab, die ſie ſonſt immer in den Händen trug. Ihr Buſen klopfte nicht mehr ſo unbändig, wenn ſie die Gartenthüre öfnete, und Hannchen ward noch weit bequemer und dreiſter. Ging der Wind kalt, ſo fliſterte Hannchen dem hoffenden Roſicke zu, heraufzukommen. Man ſetzte ſich ans Fenſter, und wenn Klara zurückkehrte, ſo ſprang Hannchen in ihre Kammer und der Bediente ging den Saalgang hinab zu ſeiner. Einmal kam aber Klara früher zurück. Sie hatte Menſchenſtimmen gehört. Sie öfnete die Zimmerthüre und ſah beim Mondenſchimmer, ihr Mädchen auf dem Schoße des Bedienten ſitzen. Man erſchrak von allen Seiten. Man ſah ſich einige Augenblicke ſchweigend an. Der Bediente machte einen Bückling und ging. Hannchen faßte ſich und ſagte halbdreiſt und halbfurchtſam: Gnädiges Fräulein, der Herr Vikomte ſind ſo ſtrenge gegen Sie und gegen mich. Man darf bei Tage kaum einen hübſchen Mann anſehen. Soll ich Sie ausziehen helfen? Nie in ihrem Leben war Klara mehr gedemüthigt. Sie antwortete nichts. Sie ließ ſich ausziehen, und heiſſe Thränen benetzten des Mädchens Hände, wie ſie ihr die Saloppe vom Halſe losband. Dieſer Augenblick war für Klarant gefährlicher, als das Verbot ihres Vaters.

Vaters. Sie ſchlief vor Unruhe nicht eine Minute. Gern hätte ſie geſchmählt, wie ſie am andern Morgen Hannchens liſtig lächelnde und triumphirende Blicke ſah; und ſie mußte ſchweigen. Der Augenblick der Ueberlegung war da. Sie ſaß jetzt mit geſtütztem Kopfe, und fand — mit Widerwillen zwar, aber doch fand ſie etwas Schimpfliches in ihrem Liebeshandel mit Klairant, das durch Hannchens vertrauliche Blicke unerträglich vermehrt wurde. Am Abend ſagte ſie zu dem Mädchen: Zieh mich aus, Hannchen! Die Zofe fragte lächelnd: Jetzt ſchon, gnädiges Fräulein? — Jetzt! antwortete Klara ſtolz. Sie legte ſich nieder, und Klairant und Roſiere hofften die Nacht vergebens.

Heute Nacht, ſagte Hannchen am Morgen bedeutend, werden zwei Menſchen viel Langeweile gehabt haben. Die armen Jungen! Klara erröthete, mehr aus Verdruß als aus Schaam. Sie warf ſich an den Schreibepult, und ſchrieb an Klairant die Worte: Ich darf Sie nicht wiederſehen, Klairant. Fragen Sie nicht um die Urſach. Suchen Sie mich nicht zu ſprechen. Wir müſſen eine Verbindung abbrechen, die mich unglücklich machen müßte. — Bis hierher hatte ihre gekränkte Empfindung die Feder geführt. Unglücklicher Weiſe fiel ihr jetzt bei, was Klairant ſagen würde, wenn er das läſe. Die Liebe erwachte wieder. Sie nahm mit thränenvollen Augen Abſchied von dem Geliebten, und den rührenden Augenblicken, die ſie mit ihm verlebt hatte. Mit zitternder Hand ergriff ſie die Feder aufs neue. Die Liebe führte ihr die Hand. Sie ſchrieb: Leb ewig wohl, mein Klairant. Ewig Deine Klara du Pleſſis. Sie trug das Billet in Dianens Köcher, und nun ging ſie beruhigter wieder zurück. Sie fühlte eine Art des Triumphes, daß ſie ſo ſtark geweſen war, dem Geliebten das zu ſagen; und die Eitelkeit darüber vermehrte ihre Stärke. Was traut ſich das Herz nicht zu? und was wäre es nicht in gewiſſen Augenblicken im Stande auszuführen?

Hannchen wollte den günſtigen Augenblick, ihres Fräuleins Vertraute und Mitverſchworne zu werden, nicht fahren laſſen. Klara fühlte das Erniedrigende dieſes Verhältniſſes. Ohne Kummer war ſie die Geliebte von Klairant geweſen, der nicht mehr war, als ihre Zofe. Sie hatte nie an den Unterſchied gedacht. Hannchen machte ihn ihr fühlbar. Ohne mehr zu wollen, als ſich nur von der Verbindung mit dem Mädchen los zu machen, zerriß ſie auch die feſteſten Fäden mit, die ſie an Klairant knüpften. Jede Miene, die Hannchen machte; jedes vertraute Wort, das ſie ſagte, zerſchnitt ihre Empfindung. Sie wollte ihr Mädchen los ſeyn, und machte ſich von Klairant los.

In dem erſten Augenblicke, da ihr Vater ſie mit einem liebevollen Blicke anſah, bat ſie ihn, Hannchen mit Roſieren zu verheirathen. Sie bat ſo angelegentlich, ſo innig, daß ihr Vater es ihr nicht abſchlagen konnte. Roſiere wurde in die Pacht eines Gütchens in Pillon geſetzt, und Klara machte der Zofe ihr Glück mit einer kaltſtolzen Miene bekannt. O mein gnädiges, gutes Fräulein! rief das Mädchen voll verliebter Dankbarkeit: Sie haben mich glücklich gemacht, und ich will — Klara ſah ſie ſtolz an. Ich verlange nichts von dir. Mein Vater giebt Roſiere die Stelle, nicht ich. — „O mein gnädiges Fräulein, Klairant ſoll wie ein Freund in meinem Hauſe aufgenommen ſeyn, und wenn Sie — Sie dürfen nicht mehr des Nachts wachen, und —." Klara ſah das Mädchen wieder mit der verzweifelt kaltſtolzen Miene an, und das Wort blieb ihr auf den Lippen. Haben Sie doch Zutrauen zu mir, mein gnädiges Fräulein! hob Hannchen aufs neue an. Mein künftiger Mann und Klairant werden gewiß vertraute Freunde werden. Freunde! Klara erröthete vor Verdruß und Scham. Sie biß ſich auf die rothen Lippen. Freunde? wiederholte ſie ein wenig höhniſch. Hannchen ſchwieg betreten und beleidigt ſtill. Was will ſie denn? dachte ſie vor ſich. Roſiere iſt ein Pächter, und der eines Pächters Sohn. Klara drehete ſich hierher, Hannchen dorthin. Man ſchmollte von beiden Seiten; obgleich Klara es nicht leugnen konnte, daß das Mädchen nicht mehr geſagt hatte als recht war. Hannchen, das beleidigte Hannchen, fing ebenfalls an zu überlegen. Sie ſah jetzt die Sache von einer andern Seite, und ſie entdeckte nach einigen Tagen Klarens Mutter den ganzen Handel.

Es iſt nicht möglich! rief die Mutter, und ſchlug die Hände zuſammen. Es iſt nicht möglich! rief ſie noch einmal, und flog in ihrer Tochter Zimmer. Iſt es möglich, du niederträchtiges Mädchen? rief die Mutter mit blitzenden Augen der Tochter zu. O Gott! ein elender Bauer! ohne Namen, ohne Ehre! ich unglückliche Frau! In dieſen Ausrufungen ging es eine Zeitlang fort. Klara ſah ihr Geheimniß verrathen. Mitten in dem feſteſten Entſchluſſe, ihr Verhältniß mit Klairant zu enden, ward ſie dadurch überraſcht. Sie fühlte ſehr tief das Erniedrigende in ihrer Lage. Mit Thränen in den ſchönen Augen, aber doch mit feſter Stimme, hatte ſie noch den Augenblick zuvor ſich ſelbſt geſagt: Nein, es kann nicht anders ſeyn! Ich liebe ihn; aber doch will ich ihn nicht wieder ſehen! Sie war entſchloſſen, ihre Mutter zu bitten, ſie auf eine Zeitlang nach Paris zu ſenden; und ihr ſogar, wenn es ſeyn müßte, ihr theuerſtes Geheimniß zu entdecken. Die Furcht, daß Hannchen ſie verrathen möchte, hatte indeß auch einen großen Antheil an dieſem Entſchluſſe. In dieſer Stimmung ward ſie von ihrer Mutter überraſcht. Sie nahm des Augenblicks wahr, da ihrer Mutter Zorn ſich in einen Thränenſtrom auflöſ'te, und ſagte ganz ruhig: Es iſt wahr, liebe Mutter; ich liebe mit allen Kräften meiner Seele Klairant! Ja — Wie.? ſchrie die Mutter: iſt es doch wahr! So iſt es wahr? und das ſagſt du mir ſelbſt?

Sie überhäufte nun Klaren mit den bitterſten Vorwürfen; ſie ließ ſie nicht zu Wort kommen. Noch immer ſtand die arme Klara da mit einem Geſicht voll ziemlicher Ruhe, die ſich auf den Gedanken ſtützte, daß ſie ihre Schwachheit gut zu machen Willens ſey. Die Mutter verſtand die Miene ganz unrecht. Sie hielt ſie für Trotz, und griff nun zu dem allerunglücklichſten Mittel: ſie fing an mit dem allerbitterſten und mit dem übertriebenſten Spotte Klarens Liebe zu Klairant lächerlich zu machen. Sie nannte Klarens reine, ätheriſche, ſchwärmeriſche Liebe Wolluſt, Liederlichkeit. Sie nannte Klairant einen ſchlechten Kerl, einen Mädchenverführer, einen ſtolzen Betrüger, der durch Schurkereien aus dem niedrigen Stande ſich empor heben wollte. Klarens ruhige Blicke fingen an zu funkeln, eine hohe Röthe goß ſich über ihre Wangen. Sie nahm Klairant in Schutz, weil ihm Unrecht geſchah. Das Geſpräch fing ſich alſo natürlich an zu erhitzen. Je tiefer die Mutter den armen Klairant erniedrigen wollte, deſto höher ſetzte ihn Klara hinauf; und ſie fing an nun eine Beruhigung darin zu finden, den Jüngling, den ſie verlaſſen wollte, wenigſtens vertheidigen zu können. In dem Laufe des Geſprächs nahm ſie auch ihre Liebe in Schutz, die ſie ſelbſt noch einen Augenblick vorher für eine ſüße Schwäche ihres unerfahrnen Herzens gehalten hatte. Ihre Mutter aber nannte ſie nicht ſo. Eine Abſcheulichkeit iſt es! rief ſie. Das ſchändlichſte Verbrechen, was je ein Kind begehen kann, was keine Entſchuldigung verdient! Das war zu arg.

Mit einem furchtſamen, beſchämten Zögern vertheidigte Klara Anfangs dieſe ſo theure Liebe. Sie nannte ſie mit niedergeſchlagenen Blikken einen verzeihlichen Irrthum; dann aber, denn die Mutter blieb bei ihrer Meinung, und übertrieb ſie noch mehr, dann aber ſtieg Klara nach und nach ebenfalls. Sie nannte ihre Liebe eine natürliche, unſchuldige Empfindung, und endlich rief ſie: Nein! nie, nie werd' ich eingeſtehen, daß ich Unrecht habe! Nein! dieſe Liebe, die kein Eigennutz, keine Sinnlichkeit ſchloß, welche von der reinſten Tugend, von jeder beſſern Empfindung meines Herzens gebilligt wird, dieſe reine, fleckenloſe Liebe ſoll ewig meinem Herzen theuer ſeyn! O! rief ſie, und Thränen rollten ſtromweiſe aus ihren Augen, ſie hob beide Arme in einer ſchönen Stellung in die Höhe: Es iſt ein edler Menſch, ein ſehr edler Menſch! Was fehlt ihm? nichts als ein armſeliger Titel. Und ſoll er darum unglücklich ſeyn, ſoll er darum der Raub eines ewigen Grams werden, weil das Glück ihm eine elende Armſeligkeit verſagte? Nein, meine theure Mutter, wenn Sie wollen, daß ich glücklich ſeyn ſoll, wenn Sie wollen, daß dieſes Herz, in dem Ihr Blut ſchlägt — Sie ſank bei dieſen Worten, von ihrer erwachten vielfachen Empfindung überwältigt, auf ihrer Mutter Schulter. Sie wurde blaß, ſie ſchluchzte, ſie wimmerte, halb erſchrocken über ihre eigene Dreiſtigkeit.

Die Mutter ſah ihre Tochter blaß werden, ſie hörte ihr Wimmern, und ſie erſchrak mehr als ihre Tochter ſelbſt. Sie führte ſie auf den

Sofa. In dieſem Augenblick hatte ſie Zorn und Geſpräch vergeſſen. Klara benutzte ihrer Mutter Schwäche mit der ganzen Liſt des weiblichen Inſtinkts. Sie ſchwankte in ihrer Mutter Arm nach dem Sofa. Dann drückte ſie ihre Hand feſt auf ihr Herz, ſah ihre Mutter mit wilden, dann mit kläglichen, ſterbenden Blicken ſtarr an, antwortete nicht, machte Bewegungen, als ob ihr nicht wohl ſey, und ſogleich hieß ſie: Meine gute Klara! mein liebſtes Kind! meine goldne Tochter! Hätte Klara es beſſer verſtanden, ſie hätte ihre Mutter zu ihrer Mitverſchwornen machen können. Die Mutter fühlte ihre Niederlage und ſchwieg von ihrer Tochter Liebe; auch Klara knüpfte das Geſpräch nicht wieder an.

Wie ſie aber allein war, ſo fühlte ſie, daß ihr Vorſatz Klairant zu verlaſſen, dahin war. Furcht, Hoffnungsloſigkeit und Stolz hatten den Vorſatz gebildet. Jetzt aber wußte ihre Mutter ihre Liebe, und die Furcht war verſchwunden. Ihrer Mutter ſchwache Nachgiebigkeit führte ihrem Herzen einen friſchen Strom von lebendiger Hoffnung zu. Ihre eigene Vertheidigung Klairants hatte ihn wieder gehoben. Die Phantaſie that das Uebrige. Nein! rief ſie: die Tugend hat unſre Herzen vereinigt. Und wer weiß, wer weiß, ſetzte ſie lächelnd hinzu: ob nicht das Glück, ſeine Talente, ſeine Liebe — O es kann nicht fehlen. O Klairant! ſchrieb ſie auf einen Zettel: ewig werd ich dich lieben! nichts ſoll mich von dir trennen! meine Mutter kennt meine Liebe; laß ſie die ganze Welt kennen! Ich werde dich wiederſehen. Sie trug das Billet eilig in den Köcher der Diana.

Des armen Mädchens Muth und Hoffnung dauerte nicht lange. Ein fürchterliches Ungewitter thürmte ſich gegen ihre Liebe auf. Hannchen hatte zwar Klarens Mutter heilig verſprochen, zu ſchweigen; allein ſie hielt ſo wenig reinen Mund wie Roſiere. Nach einigen Tagen fliſterte ſich das ganze Haus ins Ohr: Fräulein Klara iſt alle Nächte bei Klairant im Garten, oder Klairant bei dem Fräulein auf dem Zimmer, und dann u. ſ. w. Was Verläumdung und Schwatzhaftigkeit aus dieſem Handel machen konnten, wurde redlich daraus gemacht. Das ging von Mund zu Mund, bis zu dem alten Kammerdiener im

Häuſe. Der Vikomte ſchüttelte mit einem fürchterlichen Ernſt den Kopf, wie er von dem Alten die Nachricht davon erhielt. Dann ſtand er auf, ging heftig im Zimmer auf und nieder, käute grimmig an den Nägeln, ſagte kalt: So? Wie endlich der Bediente ſein Gift, noch durch den alten Haß gegen Klairant geſchärfter, in des Vikomte Bruſt geträufelt hatte, ſo fragte der Letztere mit einem durchdringenden Blick: Iſt das wahr, Alter? Denn haſt du gelogen, ſo biſt du verloren! Der Bediente zuckte die Achſeln: Das ganze Haus und ganz Pillon ſagt ſo wenigſtens. Hannchen wurde gerufen, und dieſe geſtand jetzt mit Schluchzen und Reue, was ſie wußte. Sie wurde entlaſſen mit einem fürchterlichen Befehl zu ſchweigen. Mit gerunzelter Stirn ging nun der Vater zur Tochter. Eben ſaß die Mutter neben ihr, und ſtellte ihr die Thorheit einer ſolchen Liebe vor.

Der Vikomte ergriff ſeiner Frauen Hand, zog ſie von dem Sofa in die Höh, ſah ihr verächtlich ins Geſicht, und ſagte ſpöttiſch: Nicht wahr? du weinſt mit dem verliebten Töchterchen. Klara wurde leichenblaß, wie er das ſagte, und ihre Thränen ſtanden. Jetzt wandte er ſich mit einem grimmig ſpöttiſchen Blicke an ſeine Tochter: Du führſt meinen Namen, Mädchen; allein brandmarken ſollſt du ihn nicht. Iſt es wahr, haſt du dem Bauer aus Chatillon nächtliche Beſuche im Garten gemacht?

Klara zitterte. Sie öffnete die blaſſen Lippen um etwas zu ſagen und verſchloß ſie wieder. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen; Sie machte eine Bewegung, ihres Vaters Hand zu ergreifen. Der Vater lachte. „Thränen ſind Poſſen; damit beſtich du deine Mutter, nicht mich! Ich weiß Mittel deinen Liebeshandel zu endigen, mit andern Thränen, als die, welche du und deine Mutter vergießen. Haſt du Briefe von dem Elenden? wo ſind ſie?" Klara machte keine Bewegung. Sie war wie erſtarrt. Der Vikomte öffnete ihre Schränke, fand Klairants Zettel, las ſie mit ſpottenden Bewegungen; dann reichte er ſie Klaren hin: Lies vor! donnerte er ihr zu: Klara fing ein paarmal an zu leſen. Deutlich! rief der Vikomte. Sie hatte halb einen Zettel geleſen. Du, nennt dich der Elende?

rief der Vater mit flammenden Augen. Eine du Pleſſis nennt ein Bauer du! iſt es möglich! die Niederträchtige! die verächtliche Seele! Er nahm ihr mit Heftigkeit die Zettel aus der Hand und zerriß ſie wüthend in Stücken.

Fühlſt du dein Unrecht? fragte er nach einer Pauſe. Klara ſeufzte leiſe: Ja! Er legte ihr ſeine Fauſt ſchwer auf die Schulter: Und willſt du mir gehorchen? Sie ſank mit einem noch leiſern ja! ihrer Mutter in die Arme. Der Vater legte Papier zurecht, gab Klaren eine Feder. Schreib, ſagte er ruhig: ich will diktiren! Das arme Mädchen war in Verzweiflung. Ihre Seele ſträubte ſich aus allen Kräften; allein ſie mußte. Der Vikomte diktirte ihr ein Paar Worte an Klairant, worin ſie ihn für dieſe Nacht einlud, auf ihr Zimmer zu kommen. Der Vater las, ſiegelte ſelbſt, ließ den Kämmerdiener das Billet durch ein Kind an Klairant beſorgen, und nun ſetzte er ſich ruhig wie es ſchien, nieder. So oft Klara einen Blick auf ihren Vater warf, ſo zitterte ſie; denn ſie ſah in ſeinem Auge einen Strahl von boshafter Freude. Sonſt hatte ſie immer mit Entzücken dem erſten Sterne entgegen gelauſcht; jezt ſtießen ihr die Zähne auf einander vor Angſt, wie ſie den erſten Stern erblickte. Es war Mitternacht. Ihr Vater ſtand hinter einer Jaluſie, und harrte auf Klairant. Endlich! ſagte er leiſe vor ſich, und ihre Angſt wurde fürchterlich. Ihre Bruſt klopfte hoch, ihre Hände zitterten. Sie warf ſich ſtumm zu ihres Vaters Füßen, und in dem Augenblick öffnete ſich die Zimmerthüre und Klairant trat hinein. O Gott! rief Klara laut mit einer ängſtlichen Stimme, und ſchwankte kraftlos auf den Sofa. O Himmel! Klara ſtirbt, du Unmenſch! rief die Mutter, und flog ihrer Tochter zu Hülfe. Klairant war zu einer Bildſäule geworden. Er ſah den Vikomte an, der an der Thür neben ihm ſtand, um ihm den Rückweg abzuſchneiden; dann warf er einen Blick auf Klaren, die mit geſchloſſenen Augen, leichenblaß da lag. Die Beſorgniß für Klaren nahm ſeinem Schrecken, der ihn bei Erblikkung ihres Vaters befiel, die halbe Stärke.

Eben ergriff der Vikomte ihn beim Arm, da ſchrie die Mutter: Um Gotteswillen, Klara iſt todt! Wie ein Bliz flog Klairant an den Sofa; er nahm Klaren in ſeine Arme, legte ſeine Lippen auf ihren kalten Mund, und ſchrie dann mit dem Tone der hofnungsloſeſten Verzweiflung: Sie iſt todt! o Erbarmen! ſie iſt todt! Der Vikomte ſchleuderte ihn von der Tochter weg; aber vergebens. Er warf ſich zu Klarens Füßen, und rief unaufhörlich: ſie iſt todt! ſie iſt todt!

Schrei, Teufel! das Haus zuſammen! rief der Vikomte dazwiſchen, und riß ihn in die Höhe: eine Komödienohnmacht! ich will ſie bald wecken. Er ſchüttelte Klaren, und ſie öffnete das Auge. Sie lebt! ſie lebt! rief Klairant: o ſie lebt! ſie hat das Auge geöffnet! ſie lebt! und bald hätte er im Sturme ſeiner Freude den alten erbitterten Vikomte umarmt. Jetzt ergriff ihn dieſer an der Bruſt, ſchüttelte ihn aus ſeinem Entzücken, und fragte mit allen Zeichen des Zorns: Was willſt du hier, Bube? Klairant ſah den Vikomte mit großen Augen einen Augenblick an. Ich? hier? — „Haſt du den Zettel von Klaren empfangen?" — Den Zettel? ich? — „Du elender Menſch! du Auswurf deines Standes, du wagſt es, meine Tochter zu verführen?" — Herr Vikomte! ſagte jetzt Klairant, der anfing den Zuſammenhang zu begreifen, mit einer aufwallenden Empfindlichkeit: Herr Vikomte, ich? Ihre Tochter verführt? Herr Vikomte! In ſeiner Stimme war etwas Drohendes. "Böſewicht, du niedriger Böſewicht, ſo hat ſie dich verführt?" fragte der Vater mit ſteigender Wuth.

Herr Vikomte, fing Klairant mit bebender Stimme an, er zwang ſich, ſich zu faſſen: Jetzt erſt ſeh ich, was ich ſehen ſoll, daß Sie wiſſen, ich liebe Klaren mit der ehrerbietigſten, zärtlichſten Liebe — ich — bin kein Böſewicht. Mein einziges Verbrechen beſteht darinn, daß mein Vater ein Pächter iſt; und wenn Sie es ſo meinen, ja! ſo bin ich der Verführer Ihrer Tochter. (Er warf einen beſorgenden Blick auf Klaren.) Denn Ihre Tochter — nur meine Thränen, meine Ueberredungen, meine dreiſten Hoffnungen, mein Flehen, meine heiſſe Liebe riſſen ihr Herz weg. Sie liebt mich; aber dieſe Liebe hat ihr Thränen der bitterſten Reue genug gekoſtet. Sie iſt unſchuldig!

„Das weiß ich, Bube! das weiß ich, daß nur deine giftige Zunge mein Mädchen dahin

BIBL. UNIVERS.

hin bringen konnte, ſich ſo weit, ihren Vater, ihren Namen, ihre Ehre zu vergeſſen. Steh auf, Klara! Rede! Da ſteht der Bauer, da ſteht der Elende! Sprich, iſt noch der kleinſte Wunſch in deinem Herzen für ihn? rede! Ich verachte den Elenden! Sprich, thuſt du eben das, ſo will ich dir die Narrheit verzeihen.“

Die arme Klara! ach, ſie kannte ihren Vater; ſie kannte den Sturm, der auf ſeine anſcheinende Ruhe folgte. Sie konnte nichts ſagen; ſie zitterte. Geſteh, rief der Vikomte daß du dich ſelbſt beſchimpft haſt, wie du ihn nur anhörteſt! Wird's? Klara ſagte leiſe: ich geſtehe meine Thorheit! Du giebſt ihn für immer auf, Klara? — Ja, mein Vater. — Verachteſt du den Elenden? — Sie ſeufzte ja! — Klara, halt Wort, ſagte der Vikomte: Du kennſt mich. Nun geh! Klara ging ſchwankend in ihr Kabinet. Die Mutter folgte ihr.

Und nun, du lächerlicher Burſche, fing der Vikomte an: geſteh deine Narrheit, und dann geh zum Teufel, und nimm nie den Namen meiner Tochter auf deine Lippen, oder du biſt unglücklich.

„Herr Vikomte, dieſe Liebe, der ich entſagen ſoll, iſt mein einziger Stolz. Dieſe Empfindung wird nur mit dem letzten Hauche meiner Bruſt aufhören. Was ich Ihnen versprechen kann, iſt das: nie werd ich einem Menſchen ſagen, ich liebte Klara du Pleſſis. Aber wehren ſollen Sie mir nicht, nach ihrem Beſitz mit allen Kräften des Herzens und des Entſchluſſes zu ſtreben, oder um ihren Verluſt zu trauern: beides, beides, ſo lange ich lebe.“

„Zu ſtreben? nach ihrem Beſitz? zum Teufel, ich wollte des Narren lachen; allein deine Narrheit geht zu weit. Menſch, du befindeſt dich in meiner Gewalt. Klairant, du biſt ein Geck. Ich wollte deiner ſchonen um des ehrlichen Priors willen. Ich liefere dich an die erſte Garniſon, oder du, junger Herr, heiratheſt morgen am Tage. Da iſt Süſette aus Mangienne: jung, hübſch und reich; die ſoll dich Thoren verwahren. Wähle, die Trommel oder Süſetten!“

„Keins von beiden, Herr Vikomte. Ich liebe Klara von Pleſſis, und dieſe Liebe —

„Soll dich zu einem braven Soldaten machen, nichts weiter, und — Du glaubſt nicht, wie weit ich gehen kann."

„Das weiß ich; allein machen Sie mit mir, was Sie wollen, was Sie können und dürfen; Sie werden mich nie dahin bringen, die theuern Augenblicke zu bereuen, die mir meine Liebe gab."

Der Vikomte ſah finſter vor ſich hin. Gut denn, ſagte er ſchneidend: ſo magſt du dieſe Nacht denn im Gefängniſſe zubringen. Er wollte an die Schelle. Klairant hielt ihn. Herr Vikomte, wenn Ihre Bedienten mich hier, in der Nacht, auf dem Zimmer Ihrer Tochter finden, Sie erhitzt, mich gefangen — ſchonen Sie den Ruf Ihrer Tochter. Ich ſtehe Ihnen dafür, ich entgehe Ihnen nicht.

So geh zum Teufel! rief der Vikomte, und öffnete das Zimmer. Klairant ging; er warf noch einen Blick auf die Thüre, die Klara von ihm trennte. Er ſeufzte; und ſich ſelbſt unbewußt, ſtand er endlich gegen Morgen in Chatillon vor ſeiner Eltern Hauſe.

Der Vikomte warf ſich unruhig auf den Sofa. Er hatte Mühe genug gehabt, nur ſo weit ſeine Faſſung beizubehalten. Indeß er kannte auch das Herz ſo ziemlich genau, und wußte, daß die Liebe liſtiger iſt als der Zorn. Seine Abſicht war geweſen, den Jüngling ſeiner Tochter verächtlich zu machen, und den ſtolzen Klairant zu demüthigen. Er fühlte, ſeine Abſicht war durch ſeine Hitze, die er nicht völlig hatte bemeiſtern können, vereitelt. Er wußte, daß Klara ſein ganzes Geſpräch mit Klairant im Kabinette gehört hatte; er ſah, daß dieſes Geſpräch eine üble Wirkung auf ſeiner Tochter Herz haben müſſe. Eine Heirath Klairants mit Süſetten, fühlte er, müßte den Handel endigen. Wie aber war Klairant dahin zu bringen? Er konnte den Jüngling nicht verächtlich machen; er wollte ſeine raſche Großmuth, ſeine ſchwärmeriſche Liebe überliſten. In der That war die Drohung, Klairant an eine Garniſon abzuliefern, nur eine ganz eitle Drohung geweſen. Er hatte den alten Prior zu lieb dazu, und ſo ſchlug er einen andren Weg ein.

Er ging den folgenden Tag nach Chatillon, ſuchte Klairant auf. Du kennſt mich, Klairant, ſagte er ruhig zu ihm: ich bin Mann für mein Wort. Du liebſt Klaren; noch mehr, Klára hat dich geliebt. Du hatteſt Recht. Ich kann dir nicht wehren, nach ihrem Beſitze zu ſtreben; ich habe nicht tauſend Augen, dich zu bewachen. Du haſt mich einmal betrogen, und kannſt mich noch hundertmal betrügen. Moraliſiren will ich mit dir nicht; denn ich kenne die Leidenſchaft. Ich bin hier, um dir noch einmal eine Wahl anzutragen: du heiratheſt heute oder morgen Süſetten, oder Klara nimmt den Schleier. Fall mir nicht ins Wort: was du mir ſagen willſt, hat mir Klara und ihre Mutter ſelbſt geſagt; und ich bin unerſchütterlich bei ihren Thränen geblieben.

„Aber, gnädiger Herr, das Vorurtheil des Standes —

„Iſt meine Leidenſchaft, ſo wie Liebe Deine; moraliſiren will ich nicht. Du nimmſt Süſetten, oder Klara den Schleier. Ihre Thränen mögen dann die Strafe ihrer Thorheit ſeyn; über dich habe ich keine Rechte. Du magſt darin lachen, wenn ſie weint. Klairant erblaßte, und das um ſo mehr, weil ſchon einmal die Rede davon geweſen war, daß Klara Nonne werden ſollte. Richtig ging ſein Herz in die Falle, die man ihm gelegt hatte.

„Süſetten, gnädiger Herr, heirathe ich nicht; denn ich liebe ſie nicht; aber — gut dann! Sie ſollen Ihren Willen haben. Hier bin ich! liefern Sie mich in eine Garniſon. Ich will das Opfer Ihres Vorurtheils werden!“

Der Vikomte faßte ihn beim Worte. Man ging zum Prior. Klairant erklärte ſeinen Wunſch Soldat zu werden. Pleſſis verſprach für ſein Glück zu ſorgen. Briefe gingen noch den Tag nach Straßburg, und auch denſelben Tag begab ſich Klara mit ihrer Mutter auf einige Zeit zu des Vikomte Schweſter. Einen Monat darauf verließ auch Klaitant Chatillon; mit der ſtarrſten Gleichgültigkeit ſah er ſeine Sachen packen. Er nahm Abſchied von ſeinem Freunde, ebenfalls mit einer auffallenden Gleichgültigkeit. Kalt ſchloß er ihn an ſeine Bruſt. Es ſchien, als ob die Liebe alle ſeine andern Empfindungen getödtet hätte. Wie er den Saalgang mit dem jungen Pleſſis hinabging, und ſich Klarens Zimmer näherte, ſo fiel er noch einmal ſeinem Freunde mit einer ſonderbaren Heftigkeit in die Arme, und bat ihn, zurückzugehen. Er ging. Klairant öffnete Klarens Zimmer, und trat hinein. Da ſtand er, ſah mit naſſen Augen im Zimmer umher. Er warf ſich einen Augenblick auf den Sofa, legte ſeinen Mund dahin, wo Klarens Wange die Nacht gelegen hatte. So leb wohl, Klara! rief er leiſe: ſo leb wohl! Er wollte gehen, und er hörte ein Geräuſch an der Kabinetsthüre. Er öffnete ſie, und Klarens Hündchen hüpfte freundlich und wimmernd an ihn auf. Man hatte ihn eingeſperrt, um zu verhindern, daß er Klarens Spur nicht nachlieſe. O Gott! ſagte er: ſo find ich doch noch etwas von ihr! Er nahm den Hund auf ſeine Arme; er liebkoſte ihm. Er ſetzte ihn wieder nieder. Der Hund ſprang an ihm auf, und vor ihm her, als ob er mit ihm gehen wollte. O willſt du mit? rief er mit naſſen Blicken: willſt du mein ſeyn? ſo komm! komm! ach! und ſey mir treuer als Klara war! Er ging, ſeine Blicke allein auf das fröliche Thierchen gerichtet, nach Chatillon. Dann warf er ſich Abends in den Wagen, und fuhr nach Straßburg ab.

Der Vikomte hatte ganz richtig gerechnet. Du wirſt Klaren tödten, hatte ihm ſeine Frau geſagt. Die ſtärkſte Liebe hat nicht Stärke genug ein Jahr ohne Nahrung zu leben, lächelte der Alte: wenn ich den Burſchen nur erſt los bin. Klara ſoll mir nicht ſterben, ſo bleich ſie auch jetzt umher wimmert, und die ganze Welt mit ihren Thränen auf ihre Seite zieht. Und ſo war es. Klara hatte in ihrem Kabinette die ganze Unterredung Klairants und ihres Vaters gehört. Man kann denken, welche Empfindungen in ihrer Bruſt rege wurden, wie ſie den unwandelbaren Muth hörte, mit dem Klairant ſeiner Liebe treu blieb. Hätte ſie ſich vor ihrem Vater nicht zu ſehr gefürchtet, ſie wäre noch jetzt in das Zimmer zurückgeeilt, um mit ihm in Liebe und Treue zu wetteifern. Wie ſie allein war, ſo ſtellte ſie ſich ans Fenſter; ſie faltete ihre Hände hinaus. O Klairant! rief ſie: muthiger warſt du als ich; aber treuer ſollſt du nicht ſeyn. Sie weinte die Nacht durch, und am andern Morgen ſah ſie wirklich mitleidenswerth aus. Ihre Wange war bleich, ihr Auge verweint, ihre Stimme krank, ihr Gang langſam, ihre Stellung kummervoll, und alle ihre Antworten Seufzer.

Nach Tiſche fuhr der Wagen vor. Man packte ihre Sachen ein. Sie vermuthete ihre Abreiſe. Sie ſtellte ſich ans Fenſter, ſtarrte mit ängſtlichen Blicken in die Gegenden des Gartens, wo ſie gewohnt war, ihn ſonſt zu ſehen. Er war nicht da. Sie hörte jetzt die Stimme ihres Vaters: Ruft Klaren! O Klairant! ſagte ſie heimlich: ſo ſoll ich dich nicht wiederſehen! Sie nahm eine ihrer alten Blumen, drückte ſie an ihren Mund, in ihre Augen. Dann ließ ſie ſich ganz gelaſſen von ihrem Vater an den Wagen führen. Sie machte noch eine Bewegung, ihren Bruder allein zu ſprechen. Ihr Vater verließ ſie nicht. Sie lehnte ſich weit aus dem Wagen hervor, wie er am Wege nach Chatillon wegfuhr. Er war nicht da. Nun dann! ſagte ſie bitter lächelnd, und faltete die Hände auf die Bruſt; man wird es ſehen, und dann wird es zu ſpät ſeyn. Die Mutter konnte vor Angſt nicht fragen, was man ſehen würde. Indeß man kam bei der Tante noch lebendig an, mehr als die Mutter erwartet hatte.

Hier fand Klara eine heitere Geſellſchaft von jungen Leuten. Die erſten Tage gelang es Niemanden die Kummervolle zu erheitern. Nach einigen Tagen aber, lächelte ſie doch wohl hin und wieder einmal. Der Monat war kaum abgelaufen, und Klärchen befand ſich täglich doch eine ganze Stunde lang heiter. War ſie allein, ſo füllte Klairant ihren ganzen Ideenkreis; aber man ließ ſie ſelten lange allein. So wurde nach und nach die heiſſe Liebe lauer; und noch lauer ward ſie, da ein angenehmer junger Mann ihr die ſchönſten Beweiſe einer zärtlichen Liebe gab. Klairant war darum nicht vergeſſen. Nein! ſie legte ſich ſelten nieder ohne ihm den Schwur ihrer ewigen Treue zu wiederholen. Selten ſtand ſie ohne den Gedanken an ihn auf. Sie ſpielte noch immer, wenn ſie allein war, ihren Roman mit ihm fort. Der Liebe geht es wie dem Kummer. Das Herz hat nicht Stärke genung immer zu weinen, ſo wenig wie immer zu lieben. Sie erhielt keine Nachricht von ihm. Ihr Bruder hatte ihr nur ein einziges mal geſchrieben, daß Klairant Dienſte genommen habe. Das war alles, was ſie von ihm wußte. Ihr Vater beſuchte ſie. Er ſagte lächelnd zu ſeiner Frau: ſie lebt noch! Sie beſuchte auch ihren Vater in Pillon. Hier zwar, umringt von lauter Bildern, die ſie nur mit Klairant vereinigt, zu denken gewohnt war, bekam ihre Liebe einen Rückfall. Aber auch dafür war ihr Vater beſorgt geweſen. Der Vikomte fragte den Prior in Klarens Gegenwart nach Klairants Befinden. Der alte Mann zog einen Brief von ſeinem Oberſten hervor, der auf Bitte des Vikomte, eines Freundes von dieſem Oberſten, geſchrieben war. Er las ihn vor. Der Oberſt ſchrieb: daß Klairant ſich wohl aufführe, und daß er ſein Glück machen würde, wenn er ſeinem Rathe folgen wollte. Er iſt ein hübſcher Junge; eine junge, ſchöne Wittwe liebt ihn, und ich hoffe, er wird ihre Hand annehmen, die ſie ihm mit einem großen Vermögen anbietet. Wenigſtens hat er die erſten Schritte dazu gethan. Er wohnt bei ihr im Hauſe, und ich hoffe Ihnen bald die Nachricht geben zu können, daß er dieſe Verbindung getroffen hat, die ich wünſche.

Klara warf ſchnell einen Blick auf ihren

Vater. Der war ganz unbefangen, und der alte Prior ſaß da, wie die Ehrlichkeit ſelbſt, und redete mit einer kindiſchen Freude von Klairants Kindern. Klaren war bei dem ganzen Geſpräch nicht wohl zu Muth. Die Empfindung des Widerwillens war noch immer heftig genug. Sie ſtand unter einem Vorwand auf, ging, und ſchmählte auf Klairant. Der Gedanke verleidete ihr alle alten Ideen; ſie verließ Pillon wieder, und nur das Bosket, wo ſie die Nächte mit Klairant ehemals zugebracht hatte, entzog ihren Augen ein paar heiſſe Zähren, und ihrem Herzen ein ſehnendes Verlangen, daß die Zeit nicht vergangen ſein möchte. Kurz, fröhlicher und beruhigter reiſte ſie wieder zu ihrer Tante hinunter; und was ihr noch mehr Klairants Untreue beſtätigte, war, daß ihr Bruder noch nicht einen Brief von Klairant erhalten hatte. Der treue Klairant ward nach und nach immer mehr vergeſſen; und fielen noch einmal Klarens Gedanken auf ihn, ſo geſchah es, um ihn der Untreue anzuklagen.

So waren etwa anderthalb Jahre vergangen, und dieſe heiſſe, ewige Liebe war in den wenigen Tagen und mit ihnen verſchwunden. Klara war jetzt ein ſehr reizendes Mädchen, das Verlangen und der Wunſch aller jungen Männer, die ſie kennen lernten. Sie blühete wie eine junge Roſe. Eine muthwillige Heiterkeit lag in ihren hellen Augen und auf ihren Lippen. Ihre Tante war die rechte Frau, ein junges, kummervolles Herz aufzuheitern. Alle Tage Geſellſchaft aus den umliegenden Städten, aus allen Ständen: ein Feſt jagte das andere; und befand ſich keine Geſellſchaft bei der Tante, ſo war die Tante mit ihren Töchtern in einer der umliegenden Städte, und Klara von einem Hofe von Anbetern umlagert. So befand ſich Klara eines Tages in Mez bei dem Gouverneur auf einem Balle. Man ſaß am Tiſch, Klara in ihrer blendendſten Schönheit, in dem reizendſten Anzuge zwiſchen zwei ihrer Anbeter. Lachen, Scherz und Witz flogen um den Tiſch her. Auf einmal wurde ein Aufſtand. Ein Unteroffizier, der dem Gouverneur etwas meldete, ward bleich, taumelte, hielt ſich an dem Stuhl des Gouverneurs, konnte nicht reden, und wäre bald dahin geſunken. Was iſt ihm?

rief der Gouverneur, und ſtand auf, um den taumelnden jungen Menſchen aufzufangen. Das zog die Blicke der ganzen Geſellſchaft dahin. Die Bedienten führten den jungen Mann hinaus.

Klara war in einem ſeltſamen Zuſtande. Sie warf ihre Blicke auf den jungen Menſchen, und — ſie erſchrak beinahe eben ſo heftig, wie er ſelbſt. Denn es war beinahe Klairants Geſicht. Sie zweifelte noch; da warf der Soldat ſeinen ſterbenden Blick ſtarr auf ſie, legte die Hand auf die Bruſt, beugte die Stirn auf einen Stuhl, und ſie ſah ſein Geſicht nicht wieder. Alle ihre Kräfte waren im Aufruhr. War ers? O er wars! So ging das unaufhörlich in ihrem Kopfe. Ihre Heiterkeit war dahin. Sie ſaß da, die trüben Augen auf die Thür geheftet, durch die er verſchwand. Man mußte ihr ſagen, daß man vom Tiſch aufſtehe; denn ſie wäre ſitzen geblieben.

„Der arme Menſch! was mochte ihm fehlen?“ hörte ſie ein Mädchen einen Offizier fragen. Sie ſtellte ſich zu dem Mädchen, und ſah ſtarr auf des Offiziers Lippen. Dieſer

Menſch, ſagte der Offizier lächelnd, iſt eine Seltenheit, der das Mitleiden jedes fühlenden Herzens verdienet, und der ein Beweis iſt, daß wir Männer treuer in der Liebe ſind, als man uns gewöhnlich hält. — Nun? fragte ein Mädchen. Klara erblaßte. Seine Geſchichte wollen Sie wiſſen, meine Damen? ich kann Ihnen nur Bruchſtücke davon geben. — Nun?

„Er kam nach Straßburg unter das Regiment, bei dem ich ſtehe. Er war als ein Menſch von guter Erziehung empfehlen. Ein Zug von Gram, der auf ſeinem Geſicht voll ſtiller Gelaſſenheit, gleichſam nur ſchwebte, machte ihn von Anfang an jedem Menſchen intereſſant. Man wußte lange nicht was die Urſach ſeines Grams ſeyn mochte; denn ſo ſanft er war, ſo verſchloſſen blieb er über dieſen Punkt."

„Eine unglückliche Liebe? nicht wahr?"

„Ja, eine unglückliche Liebe. Man ſuchte ihn zu erheitern. Vergebens. Es fehlte ihm nicht an Gelde, es fehlte ihm nicht an Verſuchungen ſeinem Grame ungetreu zu werden; denn ich habe immer gefunden, daß das weibliche Geſchlecht ſich für ein kummervolles Mannsgeſicht immer ſehr intereſſirt. Allein umſonſt. Er blieb ſeinem ſtummen Kummer getreu. Das erregte Aufſehen. Beſonders machte es ſich der Oberſt zum Geſchäft, den Gram des jungen Menſchen zu zerſtreuen. Der Oberſt ſcheint überdem mehr von des jungen Menſchen Geſchichte zu wiſſen, als ich. Man wollte ihn gern verheirathen. Alle Verſuche ſind fehlgeſchlagen. So wie Sie ihn heute Mittag geſehen haben, ſo iſt er ſeit der Zeit, da ich ihn kenne: ein ſchönes Bild des ſtillſten, gelaſſenſten Kummers."

„Aber woher wiſſen Sie denn, daß Lieben die Urſach ſeines Zuſtandes iſt? Beſonders da der junge Menſch ſo ſtumm über die Urſach ſeines Grams iſt?"

„Das verleugnet ſich nicht; in jedem Worte, in jedem Seufzer hört man bei ihm die Liebe reden und ſeufzen. Sehen Sie, da ſitzt Jemand neben ihm, und ſpricht mit ihm von dem Entzücken der Liebe. Er hat den ſchweren Blick an den Boden geheftet, hört halb träumend zu. Er ſchüttelt ſanft mit dem Kopfe, wenn man von der Dauer dieſes

Glücks

Glücks redet. O, ſagt er dann ſanft lächelnd: man ſollte ſich das nicht überreden! Er bewegt verneinend die Hand, und dabei ſind ſeine Blicke ſo kummervoll, und ſeine Miene ſo gelaſſen traurig, daß ſie einem wehe im Herzen thut. O ſo müßten Sie ihn ſehen! Dann ſteht er wohl auf, legt die Hand auf das Herz, ſpricht mit einer Art von Hitze: Denn ich! ich! o was that ich denn? Nein, ſagt er dann in dem vorigen Tone: man ſollte an keine Liebe glauben; o wie glücklich könnte man denn ſeyn! Er kann wohl zuweilen ein Mädchen mit einem halben Lächeln betrachten, und neckt man ihn damit, ſo ſagt er: Ach, nein! ich glaube, das Herz kann nur einmal lieben. Man lächelt bei einer Blume von Band, weil man ſich dabei ſeiner Blumenzeit erinnert. Sehen Sie, das alles ſagt er mit einem Tone, mit einer Miene, die man dabei hören und ſehen muß, um das zu fühlen, was wir alle dabei fühlen, die wir ihn kennen."

„Aber mein Gott, weiß man denn ſeine Begebenheit nicht?"

„Nicht ein Wort Gewiſſes. Man vermuthet nur, daß ein Mädchen, dem er unendlich viel aufgeopfert haben muß, ihn auf eine höchſt bittere Art verlaſſen hat. O, ſagt er oft: wenn der Menſch nur die Hälfte von der Treue dieſes Hündchens hätte! Er hat ein Hündchen, das er wie ſein Leben liebt, wahrſcheinlich ein Geſchenk ſeines ungetreuen Mädchens.“

Und wiſſen Sie denn, fing ein noch junger Officier an, der zu eben dem Regiment gehörte: die Geſchichte mit dem Hunde? Die Kompagnie wurde doch nach Bedfort verlegt. Ich war mit ihm auf der Wache. Man trommelte mitten in der Nacht Feuerlärm. Das Feuer war gerade in dem Hauſe ausgekommen, wo er ſein Quartier hatte. Er hörte es, und verſchwand. Durch Rauch und Flammen dringt er ins Haus, die Treppe hinan, in ſein Zimmer. Fröhlich ſcheinend, als ob er köſtliche Schätze gerettet hat, kommt er zurück, und hat nichts als ein ſeidnes Tuch, das durch ein goldnes Ringelchen gezogen iſt, und ſein Hündchen gerettet. Man lachte über ſeine Thorheit; denn er hatte ſein Geld richtig verbrennen laſſen. Er hörte das Lachen nicht einmal. Mit fröhlichen Augen betrachtete er ſeine geretteten Schätze. Er ſchmeichelte dem Hündchen. Nun, ſagte er: nun iſt unſre Rechnung abgethan. Du gingſt mit mir, um ihre Untreue mir zu vergüten, und ich habe dir das Leben gerettet! Dann betrachtete er ſtill ſein Tuch, den Ring, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Das iſt alles, alles was ich von ihr habe! Das für meine ewige Liebe, und doch dank' ich Gott, daß ich es gerettet habe.

Weiß man nicht, woher er iſt? fragte ein Mädchen.

„Aus Chatillon in Lothringen; antwortete der Officier. Der arme Klairgut!

O mein Gott! mein Gott! rief Klara jetzt laut aus. Der kleine Kreis ſah ſie an. Sie ſaß da, mit großen Thränentropfen auf den bleichen Wangen. Iſt Ihnen etwas? fragte ein Officier. Die Geſchichte — ſagte Klara ſtockend: die Geſchichte — hat — O die Geſchichte hat ſchon mehreren Augen Thränen entlockt. „Erröthen Sie nicht; die Thränen beweiſen die Güte Ihres Herzens.“ Klara hörte die letzten Worte nicht. Sie war in ſich ſelbſt wieder verſunken. Man kann leicht denken, welche Wirkung die Geſchichte auf ſie machen mußte. Jedes Wort, das der Officier ſagte, war ein Schlag, der ihr Herz zerſchmetterte. Sie ſetzte ſich während der Erzählung, denn ſie konnte nicht mehr ſtehen, ſo matt fühlte ſie ſich. In ihrem Innern ſchrieen tauſend Stimmen der Reue, der Liebe, des Mitleidens, der Dankbarkeit. Züge ſeines Grams zerriſſen ihr Herz, und ſeine Treue goß Balſam in die Wunde. Sie hörte die Erzählung wie in einem Traume. Sie ſieht ihn, wie er durch die Flamme dringt; ſieht ihn, wie er wieder hervorkommt, und ihr Tuch und ihren Ring, die ſie ihm ſchenkte, an ſeine Bruſt drückt. Der Vorwurf, den er ihr in dem geretteten Hunde macht, erſchüttert ſie heftig. Sie ſieht ihn, ach! ſo lebendig! wie er da ſitzt, das Tuch betrachtet, und mit ſeiner ſchönen traurigen Stimme ſagt: Das iſt alles, was ich für meine ewige Liebe habe! Das ſieht ſie einen Augenblick. Sie hört zugleich den Namen Klairant nennen. Er iſt da, denkt ſie. Ihr ſchwindelt. O mein Gott! ruft ſie ängſtlich, und die Geſellſchaft dreht ſich zu ihr um.

Des armen Klairants Zuſtand war nicht beſſer. Der Officier hatte richtig erzählt. Klairant war nach Straßburg gekommen, und tiefer Kummer ſein Begleiter geweſen. Sein gramvolles blaſſes Geſicht, ſeine traurige Gelaſſenheit, die ſtillen Träumereien, in denen er immer umher ging, einige bedeutende Worte, die dem Oberſten des Regiments über des jungen Menſchen Geſchick und Kummer entfuhren, hatten das Intereſſe des Regiments auf ihn gezogen. Man wußte nichts Beſtimmtes über ihn und die Urſach ſeines Grams. Alſo dachte man ſich die ſeltſamſten Schickſale, die ihn betroffen hätten. Man beeiferte ſich ihn zu erheitern, man ſuchte ſeine Freundſchaft, ſein Vertrauen. Sein düſtrer, mißtrauiſcher Gram machte ihn allen jungen Leuten von Gefühl bedeutend. Man liebte ſeinen Kummer, wenn auch nicht den Jüngling. Das fühlte er. Die Zeit, Zerſtreuungen und Vergnügungen würden den Gram verlöſcht haben. Klairant hielt ihn feſt, und die Eitelkeit machte ihn treuer als ſeine Liebe.

Sein Kummer war eine ſüße Trauer geworden. Man liebte ihn derentwegen, wie man einem traurigen Kinde ſchmeichelt. Klairant ward eins, das fortweint, weil man es zu tröſten verſucht. Er trauerte, um intereſſant zu ſeyn, und überredete ſich, daß er um Klarens Verluſt traure.

So war er nach Bedfort, ſo nach Mez gekommen. Die Garniſonen in Frankreich wechſeln. Er trat in den Saal, wo Klara am Tiſch ſaß. Eben öfnete er die Lippen, um dem Gouverneur etwas zu melden. Plötzlich erblickte er die geliebte, die ſo innig geliebte Klara. Ah! ſie ſah dem Bilde nicht ähnlich, das ſeine Phantaſie von ihr machte. Da ſaß ſie, mit vollen roſenrothen Wangen. Ein frohes Lachen ſchwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen ſtrahlte ein heiterer Muthwillen. Sie plauderte ſo vergnügt mit ihrem Nachbar, geſchmückt wie eine frohe Braut. Bleich, abgehärmt hatte er ſie gedacht, mit Augen voll Thränen, mit einer einfachen, farbenloſen Kleidung, die ihren Gram bezeugte. Und ſo! ſo! Alle ſeine Empfindungen wurden rege. So undankbar, ſo treulos! und er ſo treu!

ſo elend! Er taumelte; er ergriff den Stuhl, der vor ihm ſtand; er beugte ſeine Stirn auf die Lehne. Noch einen Blick warf er auf Klaren; ſie ſah ihn an, ſtarr, aufmerkſam. Man führte ihn hinaus.

Zu Hauſe warf er ſich in einen Stuhl. Die wildeſten Empfindungen zerſchnitten ſein Herz. Eiferſucht warf ihre verzehrende Flamme in ſeine Bruſt. Er verſchwor es an ſie zu denken, und er dachte nur an ſie. Am Abend ſpät taumelte er nach des Gouverneurs Hauſe. Eine wildfrohe Muſik tönte ihm entgegen. Er hörte das Rauſchen der Tanzenden. Eine grimmige Wuth ergriff ihn. Er kreuzte die Hände über die Bruſt, und fragte mit bebender Stimme: O! o! iſt es möglich? Nein! rief er: nein! fort! fort! Er wollte fort. Klairant! hörte er leiſe hinter ſich rufen. Wild ſah er ſich um. Klairant! rief es noch einmal ſeufzend. Eine weibliche Geſtalt eilte auf ihn zu. Es war Klara, in eine lange Saloppe gewickelt. Klairant! komm geſchwind! wo iſt dein Haus? geſchwind.

Verſchwunden war der Gram und die Wuth. Klara! rief er, warf einen Blick auf ſie. Er ſah Thränen in ihren Augen, und ergriff ihre Hand. Sie zitterte. Fort! fort! flüſterte Klara. Er wollte ſtehen bleiben. Sie eilten Hand in Hand in Klairants Haus, auf ſein Zimmer, und Klara warf ſich ſanft weinend in einen Stuhl, und verbarg ihr Geſicht in ihre Saloppe.

Klara hatte das Tanzen abgeſchlagen. Mir iſt nicht wohl! ſagte ſie, und ihr Geſicht beſtätigte es. Sie ſtand auf ihrem Zimmer am Fenſter und hoffte auf Klairant. So oft eine Uniform die Gaſſe herab kam, pochte ihr Herz ungeſtüm. Sie hoffte vergebens. Am Abend kam er daher in der finſtern, ſchwermüthigen Stellung. Ach, da iſt er! ſagte ſie leiſe: Klairant! da biſt du! Er ſah nach dem erleuchteten Saale hinauf, an das Fenſter nicht, wo ſie ſtand. Sie lächelte; ſie winkte verſtohlen. Er ſah nicht herauf. Sie rief leiſe, leiſe, und nie hatten ihr Worte mehr Anſtrengung gekoſtet: Klairant! hier! hier bin ich! Er hörte nicht. Da ſchlug er die Arme übereinander. Sie ſah die Stellung, ſie hörte ſeine Worte: O! o! iſt es möglich? Raſch nahm ſie die Saloppe um, flog die Treppe hinab, zum Hauſe hinaus. Er ging ſchon zurück. Sie eilte hinter ihm her, und endlich erreichte ihn ihre Stimme.

Lange ſaß ſie da in dem Stuhle, weinte und verhüllte ihr Geſicht. Klairant wagte es nicht ſie zu ſtören. Endlich ſprang ſie auf mit den Worten: ich muß fort. Sie ſah ihn an; ſie ſank gegen ihn und endlich an ſeine Bruſt. Aufs neue Schwüre einer ewigen Treue! Mein Vater, fing Klärchen im Hinweggehen ſtockend an: mein Vater — iſt jetzt nicht — in Pillon. Er iſt in Paris, mit in der Verſammlung der Notabeln. Freudig ſchloß Klairant ſie für dieſe Nachricht in die Arme. Und ich, ſetzte ſie zärtlich hinzu: ich komme wieder zu meiner Mutter nach Pillon. Ich ſehe dich wieder, Klara! rief Klairant. Klara wickelte ſich in ihren Mantel. Sie flog mit leiſen Schritten über die Gaſſe, und auf ihrem Zimmer rief ſie einmal über das andere: Ich hab ihn wieder.

Klara hielt Wort. Trotz den Bitten ihrer Tante, trotz den Freuden die ſie bei dieſer umſchwebten, kehrte ſie nach dem einſamen Pillon zurück, wo ſie die ſüßeren Freuden der Liebe erwarteten. Klairant hatte der Liebe Wink verſtanden, und einige Tage nach Klarens Ankunft war auch er da. Die Mutter des Mädchens machte zwar ein Paar große Augen, wie ſie Klairants Ankunft hörte; allein Klara that ſo unbefangen, ſo nachläſſig bei der Nachricht, daß ſie auch beſſere Augen, als die ihrer Mutter, getäuſcht haben würde. Die erſten Tage beobachtete Mütterchen die Tochter. Dieſe ſahs, und hielt ſich auf ihrer Huth, bis ſich Mütterchen beruhigte. Wirklich wußte auch Klara nicht, wie ſie eine Zuſammenkunft mit Klairant veranſtalten ſollte. Nun, ſie war doch in ſeiner Nähe, ſie ſah ihn doch zuweilen auf einem Spaziergange, und die Hoffnung, man kann doch nicht immer aufpaſſen, gaben ihr die Heiterkeit, durch welche ihre Mutter betrogen ward.

Klara wandte ſich jetzt an ihre ehemalige Verrätherin, an die Pächterin Roſiere, mit leiſen Anſpielungen. Die junge Frau verſtand ſie, lächelte, gab Anſpielungen, daß alles gut gehen ſollte, zurück; allein nach einigen Tagen verſchwand auch dieſe Hoffnung. Klairant war zu ſtolz oder zu furchtſam, die Pächterin zu ſeiner Vertrauten zu machen. Er antwortete auf Hannchens Anſpielungen nicht ein Wort, und wie ſie ihm mit Klarens Wunſch näher rückte, ſo nannte er mit einer kaltſtolzen Miene die Pächterin eine Thörin. Er ließ ſie ſtehen, ohne ihr nur einmal mit einer Miene Dank zu ſagen. Klara ward halb und Hannchen ganz irre an ihm. Dieſes Glück auszuſchlagen! Klara ſah ſeine brennenden Blicke, die er auf ſie warf, wenn er ſie ſah; und ſie dankte ihm die edle Delikateſſe, mit der er eine Vertraute, wie Hannchen, vermieden hatte.

Durch Klarens Reiſe hatte ſich aber der Kreis ihrer Bekanntſchaften vermehrt. Einige Familjen in der Nähe traten zuſammen, ein kleines Familientheater zu bilden. Man ſpielte einige kleine Stücke. Der Plan wurde vergrößert. Auch die Pächterin Hannchen mußte eine Rolle übernehmen, und noch blieb die Rolle eines jungen Menſchen unbeſetzt. Man hielt Rath, wem man dieſe Rolle anvertrauen könnte. Dieſer und jener ward vorgeſchlagen. Iſt denn nicht ein junger Menſch, fragte ein Officier: in Ihrer Gegend, der Geiſt und Gefühl genug fürs Theater hat? Klaren, ihrer Mutter, und der kleinen Pächterin fiel bei dieſer Frage ſogleich Klairant ein. Die Mutter ſah Klaren mit einer forſchenden, bedenklichen Miene an, und ſchwieg. Klara ſagte ruhig: Ich weiß Niemanden! Sie warf aber einen ſo ſprechenden Blick auf Hannchen, daß dieſe ihn nicht mißverſtehen konnte. Da iſt ja der Klairant wieder hier, ſagte ſie triumphirend: ich dächte, gnädige Frau, der wäre ſehr zu brauchen. Das wohl, ſagte die Mutter: aber — ſie warf einen unruhigen Blick auf Klaren. Dieſe hatte gar nicht auf das Geſpräch gemerkt. Sie ſchäkerte mit dem Officier. Die Mutter gab es endlich zu. Klara hatte in dem Stücke die Hauptrolle, und es konnte nicht gegeben werden, ohne — Klairant. O Eitelkeit!

Klairant erſchien. Die Mutter betrachtete ihn ahnend, wie er herein trat. Klara erröthete und fuhr zuſammen, wie ſie ſeine Stimme hörte. Sie hatte der Thüre und ihrer Mutter den Rücken zugedreht. Man fand Klairants Figur, Stimme und Aktion vortrefflich. Das Stück wurde mit allgemeinem Beifall gegeben. Klara erhielt von den Zuſchauern den Siegespreis. Die Mutter war außer ſich vor Freuden. Ach! ſie bedachte nicht, daß Klara und Klairant hinter den Kuliſſen, in den Proben, jeden Augenblick, den ſie nicht auf dem Theater waren, ebenfalls eine Komödie noch meiſterhafter als die wirkliche aufführten, bei der Klara und Klairant ſich in den Siegespreis ganz in der Stille theilten. Da ſtanden Beide hinter den Kuliſſen, die geſchriebenen Rollen in der Hand, und mit den Rollen ihrer Herzen beſchäftigt, in den allerzärtlichſten Geſprächen, mit Thränen in den Augen. Hanchen lauſchte an der Treppe, die aufs Theater führte. Kam die Mutter, ſo zog Hannchen die Glocke, die das Zeichen zum Niederfallen der Gardine gab; huſch! flog Klara an die andere Seite der Kuliſſen, und Klairant und Klara ſtanden und lernten ämſig ihre Rollen, die armen Kinder! und man mußte ſie dennoch jedesmal rufen, wenn ſie erſcheinen ſollten. Die Mutter ertappte ſie nie zuſammen: was ihre Unruhe hätte erregen ſollen, beruhigte ſie. Sie lächelte zufrieden, wenn ſie Klaren mit den brennenden Augen in ihrer Rolle leſen, und Klairant mit zitternden Händen die Lichter ſchneuzen ſah. Ein Paar Bedienten hatten bei dem Handel die ſchwerſte Rolle. Sie lieſen bei jedem Geklingel an die Gardine, hofften auf das zweite Zeichen, und ſchüttelten die Köpfe über die verwirrte Maſchinerie. Sie wußten eben ſo wenig, wie die andern, von der zweiten Komödie, die man hier in aller Stille gab.

Klairant war bei der wirklichen Aufführung der Komödie ſo zerſtreut, und zugleich voll ſo heftiger Empfindungen, daß er ſeine kleine Rolle mit einem ſo unnatürlichen Pathos, mit einem ſo affektvollen Geſicht und Stimme abdeklamirte, daß er nach Klaren den größten Beifall erhielt. Schade! rief man, daß der junge Menſch mit den brennenden Augen, mit den glühenden Wangen, mit dem ſchönen Affekt, mit der bebenden, zärtlichen Sprache keine größere Rolle hatte. Klarens Herz flog den Schlag des höchſten Triumphs, wie ſie dies Lob hörte. Sie fing jetzt an, ſich ganz heimlich für ihn zu verwenden. Klairant bekam eine größere Rolle, und ſein Beifall ſtieg mit jedem Stück, das aufgeführt wurde. Endlich, ach! endlich bekam er die Rolle ihres Geliebten. Die Mutter, die arme Mutter wußte nicht, was ſie thun ſollte. Sie ahnete die Gefahr, und dennoch — den Triumph zu miſſen, ihre Tochter beklatſchen zu laſſen? ſie gab es ſtillſchweigend zu. Bei der erſten Probe war ſie gegenwärtig. Sie ſah ihre Tochter, und zitterte. O Gott, Madame, ſagte ein Officier vor Entzücken außer ſich, zu ihr: welch eine glückliche Mutter ſind Sie! So etwas hab ich nie geſehen! Der Buſen der Dame hob ſich vor mütterlicher Freude und Sorge. Da ſtand ſie, da ſtand Klara. Der Buſen flog; ſie hob die Augen und Hände gen Himmel, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus den blitzenden Augen. Alle Blicke der übrigen Spieler waren auf Klaren gefeſſelt. Niemand wagte es Athem zu hohlen. Ein leiſes bewunderndes Ah! floß leiſe von den Lippen der Domeſtiken, wie ſie ihr ſchönes Fräulein ſahen. Lange ſtand Klara in dieſer ſchönen Stellung. Auf einmal hob ſie mit ihrer ſchönen, bewegten Stimme ſanft an:

Ciel! que je dois d'encens à ta bonté propice!
Mes pleurs t'ont désarmé: tout change, et la justice,
Aux ſeux, dont j'ai rougi, rendant leur pureté,
En les récompensant, les met en liberté.

Dieſe vier Verſe ſagte ſie mit einer Stimme, ſo bebend, ſo eindringend, ſo fromm, ſo fröhlich. Heiße Thränen ſtrömten dabei über ihre Wangen. Jedes Herz wurde erſchüttert, weil Klarens erſchütterte Seele die Verſe ſprach. Die Mutter ſelbſt vergoß eine Thräne, und zog die Stirn aus Unmuth über die Thräne zuſammen. Dann wandte ſich Klara an ihre Vertraute. Sie ſchloß ſie mit Heftigkeit in ihre Arme, ſchluchzte an ihrer Bruſt. Die arme Vertraute gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit bei Klarens Spiel. So etwas hatte ſie nicht erwartet. Ihre Bewegungen wurden von Herzen hölzern. Klara ſagte leiſe, ſehr leiſe:

Va le chercher, va, cours! Dieux, il m'évite encore,
Faut-il qu'il soit heureux, hélas! et qu'il ignore?

Oh, die Blicke, mit denen ſie den letzten Vers ſagte, waren ſo voll von einer ſo entzückensvollen Fröhlichkeit, daß die argloſeſte Seele hätte Klaren in Verdacht ziehen müſſen. Die Mutter ſah's und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Sie bereuete ihre Bewilligung hundertmal, und ſie wäre bald auf das Theater geſprungen, und hätte der Probe ein Ende gemacht, wie nun endlich Klairant ſelbſt auftrat. Er näherte ſich mit zitternden Schritten ſeiner reizenden Geliebten. Sie ſah ihm entgegen mit einem Blick voll reiner, freundlicher Zärtlichkeit. Er öffnete die Lippen, um zu reden, und verſchloß ſie wieder. Endlich redeten ſie. Sie bewegten nicht eine Hand, und dennoch, dennoch drangen ihre Worte in die Herzen, und entlockten den Augen aller Zuſchauer Thränen. Endlich ſagte Klairant:

— je suis des mortels le plus infortuné! und das mit einer Stimme, mit einem, ſo unendlich rührenden Tone, daß jeder zitterte. Er ſchwieg. Der Suffleur ſagte leiſe, dann lauter weiter vor. Klairant hörte nichts. Er bedeckte mit der Hand das Auge, das voll

Thränen hing. Klara ſah ihn an. Sein Ton war ihr durch die Seele gegangen. Sie ſank auf ſeine Schulter. Ihre Thränen vermiſchten ſich. Es entſtand eine Pauſe, in der dem Suffleur der Angſtſchweiß ausbrach, und die keiner der Zuſchauer bemerkte. Sie glaubten die ſchönſten Verſe zu hören, und hörten nichts als Seufzer der Liebe. Die Natur iſt der beſte Dichter. Klara beſann ſich zuerſt wieder. Der Dialog hob wieder an; die Empfindung der beiden Liebenden ſtieg aufs höchſte. Wie Klairant zu den beiden Verſen kam:

> Je sai ce qu'est un pere et ses droits
> absolus;
> Je sai... que je vous aime... et ne me
> connois plus.

ſo fiel das Gewicht ſeines eigenen Geſchicks, und die Wahrheit der beiden Verſe allgewaltig auf ſein Herz. Mit wilden, rollenden Augen, mit einer heimlichen, grimmigen Stimme ſagte er den lezten Vers. Klara fing an zu zittern. Sie ſchwieg, ſie ſah ängſtlich umher. Der Suffleur ſchrie aus Leibeskräften. Klara hörte nicht. Hannchen hatte ſchon mit halbem Zittern die Scene angeſehen. Sie ſprang hinzu, und ſagte zu Klaren: Da kommen Sie doch immer heraus, gnädiges Fräulein! leſen Sie das Uebrige nur! Sie gab Klaren ihre Rolle in die zitternde Hand, und Klara las das tollſte Zeug. Ein Glück, daß man laut redete, und nicht hörte, was Klara las.

Nein, dachte die Mutter, wie die Probe zu Ende war: ſo kann nur die Liebe reden; ſolche Blicke kann nur die Liebe geben! Nein Klairant darf die Rolle nicht machen! Aber wer? mit wem wird Klara ſo ſchön, ſo rührend ſpielen? Mit wem die Thränen der Zuſchauer und ihr Lob ſo einärnten? Was wird man denken, wenn ich dem beſten Spieler die Rolle nehme, die Niemand ſo natürlich ſpielt, wie eben er. So trieb die Mutter ſich in doppelten Bedenklichkeiten umher; und während deß wurden Klairant und Klara nicht müde ihre Scenen zu probiren, und ſo kam der Tag des Aufführens heran, und Klarens Geſchick wurde der Mode aufgeopfert.

Man ſpielte, und es iſt wahr, nie ſpielten zwei Liebende mit mehr Wahrheit als Klairant und Klara, und die Mutter vergaß in dem fröhlichen Taumel des Händeklatſchens, daß die Wahrheit ihres Spiels nur zu wahr ſey. Bei den Liebenden war indeß auch eine Veränderung durch dieſes Trauerſpiel vergegangen. Klairant ſagte ſo oft die reizenden Verſe her, worin er der Geliebten Hand aus Tugend, aus Edelmuth ausſchlägt, bis ſie endlich einen Eindruck auf ſein Herz machten. Hundertmal hatte er auch zu Hauſe die beiden Verſe:

O Dieu, percez ce coeur de sa bonté allarmé,
Qui serait vertueux, s'il n'avait point aimé!

wüthend ausgerufen. Seine Miene wurde bei den Proben immer finſterer. Er recitirte alle Verſe, in denen er ſeiner Geliebten entſagte, mit einem ſtärkern Nachdruck, und hörte nicht mehr mit der zärtlichen Heiterkeit die Verſicherungen der Liebe von den Lippen ſeiner Klara. Er ſtand vor ihr, betrachtete ſie mit finſtern Blicken, und ſchwieg. Ja, er wendete ſich von ihren Liebkoſungen ab. Mit Klaren war es ganz anders. Die Tragödie hatte eine ganz entgegengeſetzte Wirkung auf ihr

Herz gemacht. Ihr ſchien es eben ſo großmüthig, ihm treu zu bleiben, als es ihm ſchien, ſie zu verlaſſen. Es war nichts als ein Streit der Großmuth zwiſchen Beiden: ſie brachte das Opfer, er ſchlug es aus; und der großmüthige Jüngling gewann dadurch noch mehr bei Klaren. Sie ſah ſeinen inneren Kampf, und ſie verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen ihn. Die ſchwache Eitelkeit ihrer Mutter hatte ſie für eine ſchweigende Billigung ihrer Liebe gehalten; das Lob, das Klairant einärntete, meinte ſie, berechtige zur Liebe gegen ihn. Man lobte ihre zärtliche Liebe gegen Klairant auf dem Theater; und warum nicht auch, fragte ſie ſich ſelbſt triumphirend: warum nicht auch hinter den Kuliſſen? Sein ſchönes Spiel, glaubte ſie, verdiene ihr Herz. O mein Vater ſollte ihn nur einmal dieſe Rolle ſpielen ſehen! ſagte ſie: ſollte ſeine Großmuth ſehen! Nein, rief ſie; ich bin ſein, und wenn er der niedrigſte Bauer wäre!

So ſaß Klairant einmal ganz allein auf dem Theater. Er kam immer, troz dem Entſchluſſe ſie zu verlaſſen, einige Stunden früher, ehe die Probe anging. Da ſaß er, den

Kopf geſtützt, mit ſchweren Blicken, die Bruſt voll Kampf. Klara ſtand hinter ihm zwiſchen den Kuliſſen, und beobachtete ihn. Auf einmal ſtand er auf, hob beide Arme auf, und rief mit einer ſehr bewegten Stimme aus ſeiner Rolle:

Laissez-moi ma vertu, laissez-moi mes malheurs!

Je ne la verrai plus!

Klara trat hervor, ſtellte ſich vor ihm, ſah ihm ernſt in's Auge, legte ihre Hand feierlich auf ſein Herz, und ſagte aus ihrer Rolle ſehr feierlich:

Tu es mon meurtrier, ou tu es mon époux.

Beide erſchraken: ſie vor der Bedeutung ihrer Worte; er vor dem Ernſt, womit ſie das ſagte. Indeß ſie hatte es geſagt, und ihr wurde leicht. Sie legte ſich an ſeine Bruſt, umarmte ihn ſtillſchweigend, ging dann langſam vom Theater hinunter, und ließ ihn allein.

Ganz neue Ideen ſtiegen in ſeiner Seele empor. Klara ſeine Frau? Alle Bedenklichkeiten ſchwiegen vor dem entzückenden Gedanken. Klara ſeine Frau? Seine luſtige, aus

Verſen entſtandene Großmuth ſcheiterte an dieſer Vorſtellung. Er taumelte voll Entzücken. Er ſah Klaren wieder. Sie war anders gegen ihn als ſonſt. Ein inniges Vertrauen, eine ruhige Zärtlichkeit, ein Hingeben voll ſtiller Liebe gaben ihm einen Vorſchmack des Glücks, das ſie ihm in dem Verſe angekündigt hatte. Es mußte ſo ſeyn. Denn die letzte Scheidewand ihrer Liebe war über den Haufen gefallen. Sie hatte ihm hundertmal geſagt: ich liebe dich! und doch blieb eine Zurückhaltung zwiſchen Beiden zurück. Jetzt hatte ſie ihm geſagt: ich will deine Frau ſeyn, oder du tödteſt mich! und ſo feierlich. Sie fühlte, ihr Schickſal war nun unauflöslich an ſeines gebunden. Ja, ſie fand ſich nun dadurch erleichtert, und das Vertrauen, das ſie erkünſteln wollte, war ſehr bald Natur. Wie die Tragödie aufgeführt wurde, wiederholte ſie den Vers noch einmal mit einem ſo feierlichen Nachdruck vor allen Zuſchauern, daß Klairant zitterte. Er glaubte, daß alle Zuſchauer ſein Verhältniß mit Klaren nun kennten, und er ſagte faſt zuhörbar:

Tu l'emportes enfin!

Nach der Scene ſuchte er ſie. Er fand ſie im Anziehezimmer. Sie ſanken einer in des andern Arme voll überfließender Zärtlichkeit. Du haſt mir geſchworen in Gegenwart meiner Mutter, ſagte Klara: denke an deinen Schwur, Klairant: Du biſt mein Mörder, oder mein Gemahl! Mein Weib! mit den Worten ſank er zu ihren Füßen. Welche Kleinigkeiten können zu Entſchlüſſen bringen, die ſonſt Jahre nicht reif gemacht hätten! Klarens Eltern hätten noch immer ihres Kindes Liebe beſiegen können; ein Zufall, und dieſe Liebe wird Vertrauen, reine Freundſchaft; ſie nimmt den Charakter an, der ſie allein unüberwindlich macht.

Von dieſem Tage hoben ganz andre Arten Geſpräche unter beiden Liebenden an. Es war, als ob die Gewißheit, ſich zu beſitzen (die hatten ſich ihre Herzen gegeben), ſie verwandelt hätte. Anfangs redeten ſie von den Mitteln, ihre Wünſche wirklich zu machen. Sie fanden nur eins; und dies eine war ihnen hinlänglich und ſicher. Wir ſind alle Tage zuſammen, ſagte Klara: was fehlt uns? Mit jedem Tage wächſt unſre Liebe, Klairant, und wir ſind glücklich. Meine Mutter billigt ſchweigend die

Verbindung unſrer Herzen, und was vermag nicht ein Weib über ihres Mannes Herz? Denke, wenn ich dich bäte — Sie erröthete. Und ſetze den Fall, fuhr ſie fort: mein Vater iſt unerbittlich, nun dann! mein lieber Klairant, ſagte ſie ſchmeichelnd: ſo verlaſſe ich mein väterliches Haus; Du nimmſt dein Vermögen, und irgend ein kleiner Winkel in Frankreich wird uns ja eine Hütte, den Schatten eines Wäldchens, ein Feld, das unſre Hände gemeinſchaftlich bauen, und ein Grab, wo wir ſchlafen, geben. So ſchwätzte die unerfahrne Klara und von ganzem Herzen: ja, es gab Augenblicke, wo ſie wünſchte, daß ihr Vater unerbittlich ſeyn möchte, um den zweiten Plan ausführen zu können. Klairant ſchüttelte den Kopf. Ach, ſagte er ſeufzend: Klara, du phantaſirſt ſo reizend, daß es mir wehe thut, deine Träume zu zerſtören. Du kennſt das Landleben nur aus der Deshoulieres und aus der Eſtelle.

„Ich? lebe ich nicht ſchon Jahre lang auf dem Lande? Ich bin ja von Jugend auf eine Bäuerin geweſen.“

„Und kennſt vom Lande nichts als die Maitänze, das Aerntefeſt und die Weinleſe. Du weißt nicht, meine gute Klara, mit welchen Leiden dieſe Augenblicke der Freude erkauft werden.“ Dann fing Klairant an ihr das Leben, von dem ſie ſo viel hoffte, mit wahren Farben auszumalen; und wenn Klara nichts weiter zu antworten hatte, ſo ſchlang ſie ihren Arm um Klairants Schultern, und ſang mit zärtlichen Blicken und mit heller Stimme:

nous souffrirons ensemble,
et c'est ne point souffrir;

und auf einen ſolchen Einwurf hat nie ein Herz voll Liebe etwas zu antworten gewußt. Kurz, Klara gewann jedesmal den Sieg, ſo wenig auch die Vernunft ſie unterſtützte. Klairant mußte ihr verſprechen, mit ihr zu entfliehen, wenn ihr Vater unerbittlich ſeyn würde. Nun war der Hauptpunkt abgemacht. Die reizenden Gemälde, die Klarens Phantaſie und Liebe ihm täglich vermalten, hatten die dunkleren Farben ſeiner Gemälde verlöſcht. Er fand jetzt ſüße Augenblicke darin, mit Klaren da zu ſitzen, und ſich von den Beſchäftigungen ihres häuslichen Lebens zu unterhalten. Das war der leidenſchaftlichen

Klara nicht genug. Sie wollte das Leben ſchon jetzt anfangen, das ſie dereinſt führen ſollte. Sie fing an im Garten zu arbeiten; ſie beſuchte die Familien in Pillon, und ſie lernte das Elend in den Bauerhütten kennen, und nicht allein kennen. Sie wurde der Schutzengel der Unglücklichen in Pillon und Mangienne. Die Thränen der Dankbarkeit, die Ausdrücke der ehrerbietigen Liebe, die ſie in jeder Hütte empfingen, gaben ihrer Wohlthätigkeit einen neuen Reiz. Klairant half ihr in dem Geſchäfte des Wohlthuns. Klara fand in ihrem jetzigen Leben unendliche Freuden, Klairant mittelte jedesmal aus, wie den Unglücklichen zu helfen ſey. Beider Liebe nahm nun einen ehrwürdigen Charakter an, den Charakter der Tugend. Ihre Wohlthaten wurden ihre Geſpräche, die Thränen der Freude über einen geretteten Unglücklichen miſchten ſich in die Thränen ihrer Liebe. So floſſen ihre Seelen in einander, und ihre Liebe wurde unüberwindlich.

Die Mutter ſah das Vertrauen zwiſchen Klairant und ihrer Tochter alle Tage wachſen, ſie ſah es mit Schrecken; allein ſie konnte es ſich nicht verhehlen, ſie war Schuld daran; eben ſo wenig als ſie ſich verhehlen konnte, daß Klairant ein ſehr reizender, liebenswürdiger junger Mann war, der auf die Achtung jedes Menſchen Anſprüche hatte. Sie ſprach mit Klaren über ihr Verhältniß mit Klairant, und, wie gewöhnlich alle Mütter, nicht geradeaus, ſondern verſteckt. Klara redete ſich aus, und ſo gewöhnte ſich nach und nach die Mutter an das vertraute Verhältniß Klairants mit ihrer Tochter. Aufſehen konnte es gerade nicht erregen; denn das geſellſchaftliche Theater gab Klairant den Vorwand täglich in Pillon zu ſeyn. Die ſchwache Mutter wollte ihre Tochter noch mehr ſichern. Sie verbreitete alſo die Nachricht, daß Klairant ein Geiſtlicher werden würde. Klara ſowohl als Klairant widerſprachen dem Gerüchte nicht, und ſo fand man es ganz natürlich, daß ein junger Geiſtlicher mit Klaren in einer Laube, oder im Schatten der Allee ſaß, und ihr vorlas oder ſich vorleſen ließ. Man hielt ihn gleichſam für Klarens Lehrer, und Klairant wurde es wirklich. Der junge Pleſſis kam auch von Zeit zu Zeit nach Pillon. Die Entfernung hatte ſeine Liebe gegen den Freund ſeiner Jugend nicht vermindert. Er ſah ſeinen Klairant wieder, und bemerkte ſchon nach dem Verlaufe von einigen Tagen, die Liebe Klairants und ſeiner Schweſter. Er wagte bei Klaren, die er unendlich liebte, einen Verſuch, ihr die Thorheit dieſer Liebe begreiflich zu machen; aber Klara fiel ihm um den Hals, und verſicherte ihm unter heißen Thränen, daß dieſe Liebe zu ihrem Glück ſchlechterdings nothwendig ſey. Glaube mir, Pleſſis, ſagte ſie mit einer Feſtigkeit, mit einer Ruhe, die ihn in Erſtaunen ſetzte: ich liebe Klairant, und keine menſchliche Gewalt iſt im Stande mich von ihm zu trennen. Man kann mich arm, man kann mich unglücklich machen; allein das iſt auch alles was man kann. Mich von ihm trennen, das iſt unmöglich! Ich bin feſt entſchloſſen Klairants Weib zu werden, ob in dieſem Kleide oder in dem Kleide einer Bettlerin, gleichviel! Ob hier im Schloſſe, oder ohne Hütte, ohne Obdach. Gleichviel!

Ihr Ton war ſo entſchloſſen, ſie ſprach ſo frei davon, daß ihr Bruder nichts zu ſagen wagte. Er gab ihr den Rath vorſichtig zu ſeyn, und ſetzte mit einem zärtlichen Händedruck hinzu: Wenn ich einſt hier Herr bin, meine Klara, ſo ſoll es dir an keinem Obdach fehlen. Klarens Hoffnung wuchs. Sie erzählte Klairant dieſe Unterredung, und Klairant entdeckte ſeinem Pleſſis ſeine Liebe, und dieſer umarmte ihn ſchweigend, und ſagte leiſe: Mein geliebter Bruder!

Indeß wurde die Verſammlung der Notablen in Paris aufgehoben, und der Vikomte kehrte nach Pillon zurück. Ein Donnerſchlag für die Liebenden! Zitternd ging Klara ihrem Vater entgegen. Wie eine Verbrecherin ſtand ſie vor ihm. Er ſah ſie an; ſie bebte. Wenn er die Lippen öfnete, ſo glaubte ſie, er würde ſich nach ihrem Umgange mit Klairant erkundigen. Er fragte nicht. Eine Stunde darauf fuhr er nach Chatillon zu ſeinem alten Freunde dem Prior. Hier ſah er Klairant. Klairant erſchrak; allein der Alte ſchien jeden andern Gedanken verloren zu haben als den der Politik. Er erzählte dem Prior die Verhandlungen der Notablen. Zwar fand er die Schritte des dritten Standes, ſich in die Verſammlung der Stände zu drängen, ungerecht und ſtraffällig; aber er vergab ihm, weil er überzeugt war, daß das phyſiokratiſche Syſtem von ihm eingeführt werden würde. Der alte Prior hatte während der Zeit, da der Vikomte in Paris für dieſes Syſtem ſtritt und redete, ſeine Meinung abgeändert. Er war in der Verſammlung der Geiſtlichen zu Verdün ein heftiger Feind dieſes Syſtems geworden, weil es nach ſeiner Meinung auf den Sturz des geiſtlichen Standes abzielte. Die beiden Alten geriethen darüber in einen lebhaften Streit. Der Prior ließ ſich durch Klairant eins von den fliegenden Blättern holen, das gegen das Syſtem war. Klairant brachte es, und ſagte ſehr beſcheiden: Die Gründe gegen das Syſtem ſind aber bloße Scheingründe. Die allgemeine Krankheit dieſer Zeit hatte Klairants nicht verſchont. Er war ſo gut ein Politiker, wie der Vikomte und der Prior, und vielleicht ein beſſerer Politiker als ſie beide, weil er kein Vorurtheil hegte. Scheingründe! recht mein Sohn! rief der Vikomte hitzig, mehr ſind es nicht! und ſo wurde Klairant mit in die Streitigkeit hineingezogen. Klairant vertheidigte das Syſtem mit einer Hitze, welche ihm ſeine Meinung ſowohl als die Liebe gaben. Denn die Liebe hatte eben ſo viel Antheil an ſeiner Meinung als die Politik. Er ſprach für die Erleichterung des Baurenſtandes, weil Klara eine Bäuerin werden wollte. Er redete mit einem Feuer, mit einer ſo hinreißenden Beredſamkeit, daß der Vikomte aufſprang und ihn umarmte. Kurz, der Prior wurde von Klairants heller Stimme überſchrieen, und der Vikomte, der nicht ſo geläufig reden konnte als der Prior, trug mit Klairants Hülfe den Sieg davon.

Der Klairant, rief der Vikomte, wie er zu Hauſe war, und Klara zitterte vor Angſt: der Klairant iſt ein ſehr verſtändiger Burſche geworden. Habt Acht, aus dem Burſchen wird noch etwas. Klarens Bruſt wurde federleicht bei dieſen Worten. Sie glaubte ihres Vaters Einwilligung ſchon gewiß zu ſeyn. Den andern Tag kam der Prior und auf des Vikomte Befehl auch Klairant. Man las die Zeitungen, ſtritt, machte Plane, ſchimpfte; und Klairant nahm ſich ſehr wohl in Acht, ſeine übrigen politiſchen Meinungen zu äußern, der Vikomte würde nicht wenig betroffen ſeyn, einen Anhänger an ſein Syſtem aus demſelben ſolche Folgerungen ziehen zu hören, wie Klairant gewöhnlich that. Klairant ward nun der Vorleſer der Zeitungen und der übrigen politiſchen Blätter in Pillon, und ſo nach und nach der Liebling des Vikomte. Ein größeres Intereſſe, das Intereſſe des Vaterlandes, hatte bei dem Vikomte das Intereſſe an ſeiner Tochter verſchlungen. Er dachte kaum einmal daran, daß Klairant einſt der Verführer ſeiner Tochter geweſen war; und fiel es ihm etwa ein, ſo hatte Mutter und Tochter ein gleiches Intereſſe dabei, irgend eine politiſche Idee in dem Gehirn des Vikomte zu wecken, und Klara und Klairant waren vergeſſen.

Die beiden Liebenden waren zwar vorſichtig genug; allein ſie hatten denn doch noch manche ſüße Stunde, wenn der Vikomte einen Ballen politiſcher Broſchüren von Paris erhalten hatte. Die Hoffnung, ſeine Einwilligung jemals erhalten zu können, hatten ſie zwar aufgegeben; denn bei jedem Eingriff, den der dritte Stand in die Rechte des Adels machte, ſchäumte er vor Wuth. Sein ewiges Geſpräch drehte ſich um den Punkt, daß der Adel ſich jetzt feſter und abgeſonderter als jemals korporiren müßte, um den kühnen Schritten des Bürgers mit deſto größerem Stolz entgegen treten zu können. Dabei war wohl an keine Verbindung ſeiner Tochter mit dem Sohn eines Pächters zu denken; aber übrigens ließ er die Liebenden doch ohne Aufſicht.

Bei dem heftigen Schlage, der alle Franzoſen mit Politik elektriſirte, blieb auch ſogar nicht Klara verſchont. Sie bauete ſich eine neue Regierungsform, bei der freilich ihre Liebe die erſte Rolle ſpielte. So machte jede Pariſer Begebenheit die verſchiedenſten Eindrücke auf dieſe Familie. Bei der Einnahme der Baſtille tanzte der enthuſiaſtiſche Klairant vor Freuden umher; Klara zitterte vor Abſcheu gegen die unmenſchlichen Szenen, die dabei vorgefallen waren, und dankte von Herzen Gott, daß die Baſtille zerſtört war, damit ſie nicht noch einmal eingenommen werden müßte. So werden noch alle die Mauern fallen, rief Klairant, welche die menſchliche Grauſamkeit erbauet hat; auch die Scheidewand, die uns, mich und dich, trennt, meine

Klara! Der Vikomte wüthete über die Unthätigkeit des Hofes. Klarens Mutter betrachtete mit einer Art von Freude den neuen Kopfputz à la bastille. Der Prior berechnete die Gebliebenen, und wie viel Ehen hätten können geſchloſſen werden.

Nach der Einnahme der Baſtille, folgten die größten Begebenheiten reißend auf einander; und die Liebe, die ſtille, geheime Liebe unſers Paares blieb vollkommen unbemerkt, oder unbeachtet. Der umliegende Adel trat zuſammen; man las, man disputirte, man ſchrie, man ſchimpfte. Der Vikomte war die Seele dieſer Geſellſchaft; und das phyſiokratiſche Syſtem konnte allein Frankreich vom Untergang retten: das behauptete die ganze Geſellſchaft. Man fand die Schritte der erſten Nationalverſammlung abſcheulich, entſetzlich. Darin ſtimmte der Vikomte, ſeine Geſellſchaft, und der Prior mit ſeinen Mönchen in Chatillon überein. Klara, Klairant und der junge Pleſſis hingegen bildeten eine heimliche Oppoſitionspartei. Klara! Klara! rief Klairant, und hatte in einer fröhlich zitternden Hand das Blatt, worin die Debatten über die Menſchenrechte ſtanden: wir werden glücklich ſeyn! Sieh, höre, lies! die Nationalverſammlung hat das Recht dekretirt, das jeder Menſch über ſich und ſeine Hand hat. Du biſt frei, Klara! Oeffentlich unter dem erhabenen Schutze der Nation und des Königs kannſt du mir deine Hand geben, und Niemand darf Nein ſagen, wenn unſre Herzen Ja ſagen.

Klara ſah ihren Klairant mit frohen Augen an, ſah, las, hörte; und man kann leicht denken, daß Klara mit Leib und Seele zu den Patrioten gehörte, da die Verſammlung ihre Liebe in Schutz nahm. Der politiſche Klub in Pillon ward immer mehr eingerichtet. Man feierte jede große Begebenheit in Paris entweder mit einem Freudenfeſt, oder mit Flüchen und Schelten. Zu jedem Feſte ward der Prior gebeten, der ſich nach und nach immer mehr von dem Vikomte abſonderte, da ihre Syſteme ſo verſchieden waren, und täglich verſchiedener wurden. Endlich erhielt der Vikomte den Triumph, daß die Nationalverſammlung ſein Syſtem dekretirte. Er lief laut jauchzend auf dem Schloſſe umher, las ſeiner Frau, las Klaren, las jedem Domeſtiken das Dekret vor.

Boten flogen zu dem umwohnenden Adel, zu dem Prior, und luden ſie zu dem Freudenfeſte nach Pillon ein. Schloß und Garten wurden illuminirt; Burgunder und Champagner floſſen. Schon am Nachmittage konnte zur Ehre des feſtgeſtellten Syſtems keiner von den Herren mehr feſt ſtehen. Das Syſtem lebte hoch, und die Herren ſanken nieder. Klairant und Klara genoſſen allein des Feſtes. Aus dem Feſte der bürgerlichen Abgaben war ein Feſt der Liebe geworden.

So laut die Freude in Pillon herrſchte, ſo traurig ſah es dagegen in Chatillon aus. Der Prior war nur eine Stunde in Pillon geblieben. — Er tröſtete ſich indeß mit der Hoffnung, daß endlich auch die Nation ſeine Lieblingshypotheſe, die Prieſterehe, in Schutz nehmen würde. Seine Hoffnung war nicht ohne Grund. Mitten unter den Feſten, die Pillon feierte, erſchienen nun auch die Debatten über die Prieſterehe. Die Mönche in Chatillon hingen eben ſo feſt an dem Syſtem des Priors, als der Adel an dem Syſtem des Vikomte, und gewiß mit mehr Gründen. Chatillon ward nun eben ſo laut, wie Pillon. Heute war

Pillon illuminirt; morgen die Abtei. Die jungen Mönche erſtaunten nur allein darüber, daß der Prior, der die feurigſten Reden zum Lobe ſeiner Meinung hielt, dennoch dagegen war, wie ein junger Mönch ſein Auge auf eine hübſche Bäuerin in Pillon warf, und das Syſtem ausführen wollte. Nein! rief er: laßt uns der Welt zeigen, daß unſere Freude nicht Wolluſt, nicht Begierde iſt. Wir wollen das Dekret ehren: es trägt den Stempel der Vernunft und der Natur; und wir wollen ehelos bleiben, um uns ſelbſt zu ehren. Die jungen Mönche fanden dieſe Folgerungen ſehr inkonſequent. So reihete ſich Feſt an Feſt in Pillon und Chatillon, die Landleute tanzten und waren fröhlich, und wußten nicht warum; die Mönche wußten warum, und waren nicht vergnügt.

Da erſchien das Dekret der Beſteurung des Adels; und der Vikomte flüchte, der Adel ließ die Köpfe hängen, die Muſik hörte auf, die Illuminationen waren zu Ende, und bloß die Landleute feierten ganz heimlich kleine Feſte in ihren Hütten. Schlag auf Schlag: die Geiſtlichen verloren den Zehnten, und Chatillon war in Trauer gehüllt. Je ſtiller Schloß und Abtei wurden, deſto lauter, deſto froher ward es in den Hütten der Landleute; und Klairants und Klarens Liebe verſchmähte kein Feſt. Klara ſchlich ſich in die Hütte, woher die Freude ſcholl; denn dort traf ſie ihren geliebten Klairant mitten unter den frohen Landleuten.

Immer trauriger ward es in Pillon und Chatillon; da erſchien endlich das Feſt der beiden Liebenden. Der Adel ward aufgehaben. Klairant las, las, ſein Geſicht glühete, ſeine Augen brannten. Er flog mit beſtürzter Freude nach Pillon; er ſah Klaren. Klara! Klara! rief er: wir ſind glücklich! Du biſt mein! ich bin dir gleich! Danke Gott, denn du haſt aufgehört mehr zu ſeyn als ein Menſch. Ich bin, was du biſt. Klara verſtand ihn nicht. Endlich, er las ihr eilig vor, ſank ſie vor überwallender Freude in ſeine Arme. Endlich, o Gott ſey Dank! rief ſie: endlich bin ich dein! Sie ſchlangen ihre Arme um einander, und ſtanden ſo lange. O, rief ſie: mein Vater hat ſeine Feſte gefeiert, der Prior ſeine, unſre Dörfer ſind fröhlich geweſen. Wir wollen unſer Feſt, das Feſt unſrer geretteten Liebe auch feiern. Heute Abend, Klairant, komm in die Weinlaube hinten im Park. Sie ſchieden mit Thränen der Freude von einander.

Klara ſtahl die Ueberbleibſel von der Illumination ihres Vaters. Sie trug die Lichter heimlich in die Laube, befeſtigte ſie rund umher. Eine Idee brachte die andre. Roſieres Frau mußte ihr helfen. Klairants Name brannte hinten in der Laube. Am Eingange hing ein Papier mit den Worten: Nicht mehr Klara du Pleſſis! nur Klara, Klairants Geliebte. Ein kleiner Tiſch mit Gebackenem und einer Flaſche Wein ſtand in der Ecke. Klarens Harfe lehnte an der Raſenbank. So erwartete Klara den Geliebten. Sie ſtand an der Laube, und ſah die Allee hinab, woher er kommen mußte. Endlich kam er daher. Sie flog in die Laube, nahm ihre Harfe, und ſpielte und ſang:

Echo, voix errante,
Légére habitante
De ce beau séjour,
Echo, monument de l'amour,
Parle de ma faiblesse au Héros qui m'enchante!

Favoris du printems, de l'amour et des airs,
Oiseaux, dont j'entens les concerts,
Chers confidens de ma tendresse extrême!
Doux ramages des oiseaux,
Voix fidèle des échos,
Répetez à jamais: je l'aime, je l'aime.

Klairant ſtürzte in die Laube zu Klarens Füßen. In ſprachloſem Entzücken hielt er lange ihre Kniee umarmt. Sein Auge hing mit Bewunderung auf den kleinen Anſtalten, die Klara getroffen hatte. Zärtliche Worte dankten ihr dafür, und eine Heiterkeit ohne Gleichen. Klairants Freude war ohne Maß. So hätte er mit Klaren noch nicht gelebt. Sie ſaß auf ſeinem Kniee, theilte jeden Biſſen Gebackenes, theilte jedes Glas Wein. Dann umarmte ihn Klara; dann ſang ſie ihm ein ſüßes Lied vor. Kein einziges Feſt war mit dieſer reinen Freude gefeiert, als dieſes kleine Laubenfeſt der Liebe; allein keins ward ſo fürchterlich geſtört, als eben dieſes ſtille Feſt der Unſchuld.

Bisher hatte der Vikomte ſeinem Unmuthe

über die Dekrete der Nationalverſammlung noch immer durch Fluchen Luſt gemacht. Er hatte ſelbſt nicht einmal geglaubt, daß man die Dekrete ausführen würde. Das Dekret aber von der Aufhebung des Adels erregte im höchſten Grade ſeinen Zorn, und machte ihn nun auch wegen der Zukunft beſorgt. Er las das Dekret, und fluchte nicht. Sein Auge verfinſterte ſich. Er ſtützte die Stirn in die Hand, und blieb nachdenkend ſo ſitzen. Sonſt pflegte er Frau und Tochter vorzuleſen. Dieſesmal ſchwieg er, und verſchloß ſogar das Blatt, welches dieſes Dekret enthielt. Die Abende ſaß er gewöhnlich auf ſeinem Zimmer, und las noch ungeſtört; und er war ſo vertieft, daß ſein Haus hätte brennen können, er hätte es nicht gemerkt. Die Abende alſo befand ſich Klara ganz ſicher vor ihrem Vater. Heute aber ging er mit übereinander geſchlagenen Armen in ſeinem Zimmer auf- und nieder. Seine Bruſt war voll Unruhe, ſeine Stirn voll Falten. O es iſt ſchändlich! ſagte er im Gehen vor ſich. Statt am Abend zu leſen, ſaß er da und ſann, wie dieſer Schlag von dem Adel abzuwenden ſey. Ueberall ſtieß er auf Schwierigkeiten. Er ſah überall den Adel entweder gegen ſich ſelbſt verſchworen, oder ohne Kraſt ſich zu vereinigen. Seine Unruhe nahm zu. Die Fragen ſeiner Frau, die ſeine Unruhe bemerkt hatte, und die ihn erheitern wollte, ſtörten ihn; ſelbſt das Licht ſtörte ihn. Er ging in den Garten hinab, um ungeſtört nachdenken zu können. Träumend ging er in den dunkleren Theil des Gartens. Auf einmal erblickte er ein helles Licht: Klarens Illumination. Was iſt das? Er ging näher. Eine Todtenſtille in der hellen Laube! Er trat in den Eingang und ſah ſeine Klara auf Klairants Schooſſe ſitzen, und an ſeine Bruſt gedrückt. Die beiden Liebenden merkten ihn nicht. In ein leiſes, liebevolles Fliſtern verſenkt, Stirn auf Stirn, Auge in Auge, Mund an Mund, ſaßen ſie da.

Des Vikomte erſter Blick fiel auf die Liebenden, ſein zweiter auf das Papier, und auf die Worte: Nicht mehr Klara dû Pleſſis! Sein Familienname hier ſchon aufgehoben. Warum nicht mehr Klara dû Pleſſis? rief er von ſeinem Zorn übermannt. Klara ſtand in dem Augenblick auf den Füßen hinter dem kleinen Tiſche, und Klairant neben ihr. Man denke den Zorn des Vikomte. Kaum konnte er Worte hervorbringen. Er zerriß das Papier, das ſeine Schande enthielt, in der bitterſten Wuth. Dann ergriff er Klaren. Klairant ſprang zwiſchen ihn und ſeine Tochter. Herr Vikomte, rief er: Klara iſt mein. Nach den Geſetzen der Natur iſt ſie ſchon längſt mein geweſen, und jetzt iſt ſie es auch nach dem Befehl meiner Nation!

Elender! brachte Pkrſſis endlich hervor. Wüthend eilte er um den Tiſch, um Klairant zu ergreifen. In dem Augenblicke huſchte Klara zur Thüre hinaus, Klairant ſtürzte hinter ihr her. Ihr ſeyd des Todes! ſchrie der Vikomte. Klara eilte die Allee hinab nach der hintern Thüre. Klairant hinter ihr her. Jetzt ſtanden ſie Beide auf dem Felde. Wohin, Klairant? wohin? fragte Klara zitternd. Klairant umfaßte ſie: Sey ruhig, Klara! Das Geſetz ſchützt uns. Sie ſank weinend auf ſeine Schulter. Er ſtand da, ſann, ſann; und er wußte eben ſo wenig, was er thun ſollte, als ſie.

Jetzt hörten ſie des Vikomte Stimme,

der nach ſeinen Bedienten rief. Klara ergriff Klairants Hand. Dahin flogen ſie — über das Feld, den Weg nach Chatillon zu. An der Chauſſee ſtanden ſie. Zu meinem Oheim! rief Klairant. Sie flogen die Pappelallee hinab, auf den Kloſterhof, die Treppe hinauf. Raſch öffneten ſie die Thüre, und Klara und Klairant ſtanden beide erſchrocken, zitternd am Tiſch, wo der Prior ſaß. Klairant erzählte, verwickelte ſich, und nach einer langen Zeit erfuhr der Prior den Handel. Aber mein Gott, was wollt Ihr nun? fragte der Prior kopfſchüttelnd.

„Klaren in Ihren Schutz geben."

„Kann ich dem Vater die Tochter vorenthalten?"

„Der Vater hat keine Rechte über der Tochter Hand und Liebe."

„Mein Sohn, mein Sohn! Du hätteſt bedenken ſollen — die Ungleichheit des Standes" —

„Der Adel iſt aufgehoben. Wir haben den Schutz der Nationalverſammlung. Unſere Nation" —

„Iſt von Sinnen, iſt raſend, wie du auch biſt. Eine Verſammlung von Thoren, von

Raſenden kann Euch keinen Schutz geben; denn hat ſie nicht auch den Zehnten aufgehoben?" Der Prior fing an den Satz auszuführen. Klairant ſtampfte mit den Füßen, Klara ſah furchtſam auf die Thüre, der Prior ließ ſich in ſeinem Eifer nicht ſtören. Die Thüre flog auf, und der Vikomte trat hinein, hinter ihm ein Haufen Bediente. Jetzt endigte der Prior ſeinen Beweis. Klara verbarg ſich hinter ihm, und umſchlang ihn mit beiden Armen. Der Vikomte ſchrie, der Prior redete, Klara weinte, Klairant tröſtete ſie, Niemand verſtand ſich. Endlich winkte der Vikomte ſeinen Bedienten. Sie traten hinein. Der Prior drohete ſeine Leute zu rufen, und ſo kam es endlich zu Traktaten, nach denen der Vikomte ſeine Tochter wieder erhielt, aber nur unter dem Verſprechen, ihr zu verzeihen. Der Prior verſuchte zum Beſten ſeines Vetters zu reden. Mit voller Verachtung verwarf der Vikomte alle Vorſchläge. Er wüthete, wie ihn Klairant aufmerkſam auf die Aufhebung des Adels und auf die Einſchränkung der väterlichen Gewalt machte. Er ſchwur, ſeine Tochter in ein Kloſter zu ſtekken. Ach! ſagte der Prior: auch die Klöſter ſind aufgehoben! Auch die Klöſter? rief Klairant: Gott ſei Dank! Auch die Klöſter? fragte der Vikomte: Gott ſei Dank! So iſt der Sieg unſer! Was will der dritte Stand gegen unſre beiden Stände machen, lieber Prior? Wir haben gewonnen! Der Sieg iſt unſer! Anſehen und Geld iſt auf unſrer Seite. Und auf unſrer, Gerechtigkeit und Vernunft! rief Klairant. Der Vikomte zog, ohne ein Wort zu antworten, Klaren in den Wagen, der Wagen rollte dahin, und Klairant hob beide Hände empor, und ſchwor mit einem gräßlichen Schwure: Und dennoch ſoll ſie mein ſeyn! Er warf ſeinem Oheim Schwäche vor, drohete ſogar den Schutz der Geſetze zu fordern, drohete mit der Nationalverſammlung. Der junge Menſch war außer ſich. Er wußte nicht, was er redete. Der Prior ſah ihn mit bedenklichen Blicken an.

Er machte die folgenden Tage tauſend Verſuche Klaren zu ſehen. Sie mißglückten alle. Klara hatte ihren Vater ihren Plan merken laſſen, mit Klairant zu entfliehen. Der Vikomte hütete nun ſeine Tochter wie ſeinen Augapfel. Zu gleicher Zeit ward ſein Unmuth gegen die jetzige Verfaſſung noch bitterer. Er ſah in den entſchloſſenen Schritten Klairants und ſeiner Tochter zu beſtimmt, wie ohnmächtig der Adel geworden war. Wie leicht wäre es ihm ſonſt geworden, ſich von dem dreiſten Burſchen zu befreien! Ein Billet an den nächſten Intendanten, und Klairant hätte ſeine Verwegenheit auf den Kolonieen oder im Gefängniß büßen müſſen. Jetzt trotzte ihm der Menſch ins Angeſicht, drohete mit den Geſetzen, und der Vikomte wagte es nicht einmal den elenden Pächtersſohn anzugreifen. Der Vikomte ward erbittert, und er behandelte jetzt ſeine Unterthanen mit aller der Strenge, welche ihm Geſetze und ſeine Macht erlaubten. Er ſpottete der Freiheit, welche die neue Konſtitution den Bauren gab, weil ſie ſeiner Tochter Unbeſonnenheit in Schutz nahm. Bei jedem neuen Dekrete ward er ſtolzer und ſtrenger. Seine Bauren hatten ihn vielleicht nicht geliebt; aber jetzt fingen ſie an ihn zu haſſen. Sie widerſetzten ſich allen ſeinen Anordnungen, ſelbſt wenn ſie zu ihrem

Nutzen

Nutzen gereichten. Des Vikomte Stolz ertrug das nicht. Er haßte, er verfolgte, wenn nur der Schein des Rechts auf ſeiner Seite war; noch mehr, er brachte die umwohnende Edelleute zu einer gleichen Strenge gegen ihre Unterthanen.

Es war in den fürchterlichen Zeiten, da der Bauer, von ſeiner Kette losgefeſſelt, wüthete, weil er ſich frei fühlte. Mit Begierde hörten die Bauern in Mangienne und Pillon erzählen, wie hier Schlöſſer der Adligen von den Landleuten zerſtört waren, wie dort Bauern ſich aus den Plünderungen der Schlöſſer bereichert hatten. Rache und Habſucht gab auch ihnen den Muth, loszubrechen. Die Veranlaſſung kam. Die Sturmglocke in Mangienne wurde geläutet. Das Dorf war zuſammen. Wüthend, ſich unter einander mit Schwüren, mit Erzählungen von des Vikomte Härte erhitzend, zogen ſie nach Pillon zu. Der Pächter des Vikomte in Mangienne gab ihm Nachricht von der Abſicht der Bauern. Der Vikomte las, wurde bleich, las wieder, ſprang vom Tiſch auf, lief ans Fenſter; ſah hinaus. Dann faßte er auf einmal Klaren, die zitternd da faß, bei den Schultern, und rief fürchterlich: Heute ermorden ſie mich, und du, du und Klairant ſeyd Schuld daran! So weit haſt du es gebracht! Klara ſank laut ſchreiend in ihres Vaters Arme. Die Bedienten ſtürzten voll Angſt herzu. Der alte Mann ſtand da und zitterte. Klarens Mutter konnte vor Angſt nicht aufſtehen. Niemand wußte noch wovon die Rede war. Verſchließt die Thüren! rief der Vikomte. Die Bauern aus Mangienne wollen uns ermorden! Spannt den Wagen an. Klara ſank bleich auf einen Stuhl. Die ſchrecklichen Bilder der brennenden Schlöſſer, der von den wüthenden Landleuten ermordeten Adligen, ſtanden lebendig vor ihren Augen. Jetzt ſcholl ein tobendes Geſchrei aus dem Dorfe her. Bleich ſtürzten die Bedienten in das Zimmer. Klara und ihre Mutter rangen ſchreiend die Hände. Iſt der Wagen angeſpannt? rief der Vikomte. Die Bedienten liefen ängſtlich durch einander. Die wüthenden Stimmen näherten ſich. Man unterſchied ſchon in dem Lärmen die Worte: Zündet an! verbrennt den Tyrannen! zündet an! es lebe die Nazion! es lebe die Freiheit!

Meinen Wagen! meinen Wagen! rief beſtürzt der Vikomte, zu ſpät ſeine Strenge bereuend. Er nahm ſeine Tochter, ſeine Frau, eilte durch die Hinterthüren in den Garten hinab. Kein Wagen war da. Die Bedienten liefen neben ihnen weg durch den Garten, um ſich zu retten. Der Vikomte flog mit ſeiner Familie die Allee hinab. Der letzte Bediente eilte durch die Gartenthüre, ſchlug ſie zu, daß es hallte, und der Vikomte ſtand da vor der verſchloſſenen Thüre, verlaſſen, eingeſperrt, zitternd, todtenbleich. Er ſtreckte die Arme nach der Thüre aus, nach den Bedienten, die in das Gebüſch liefen, dann mit einer troſtloſen Miene gen Himmel. Klara klammerte ſich um das Gitter und ſchrie: O macht auf! um Gottes willen macht auf! In dem Augenblick ſah ſie Klairant, der um den Garten herſchlich, um Klaren zu erblicken. Klairant! rief ſie: mach auf! ſie wollen uns ermorden!

In dem Moment war Klairant an der Thüre, die er verſchloſſen fand. Er kletterte an dem Gitter in die Höhe und ſprang herüber. Klara warf ſich in ſeine Arme mit dem Geſchrei: Rette uns! Der Vikomte ſah mit ſtil lem Ernſt ſeine Tochter in den Armen Klairants liegen. Er ſchwieg. Er fand eine Art von Troſt darin, einen Menſchen mehr um ſich zu haben. Klairant fragte, Klara ſagte mit wenigen Worten den Vorfall. In dem Augenblick drangen die Bauern in den Garten. Klairant flog ihnen entgegen. Ein allgemeines Freudengeſchrei empfing ihn. Sie iſt ſeine Braut! des Tyrannen Tochter iſt ſeine Braut! Klairant! wir wollen dein Unrecht rächen! du biſt beleidigt, wie wir. So hört mich! rief Klairant: hört mich! Er hielt den andringenden Haufen der Bauern auf. Sie ſtanden. Der Vikomte lehnte ſich zitternd ans Gitter. Klara verbarg ſich hinter Klairant. Dieſer ergriff Klaren, er führte ſie einen Schritt vor. Seht, rief er: ſie iſt meine Geliebte, und eure Wohlthäterin! Er wandte ſich an Klaren. Fürchte dich nicht, Klara! Zittre nicht ſo! Du haſt ihnen nichts als Gutes gethan! Sie werden dir nichts Leides thun. Nicht wahr, meine Freunde? Er führte das zitternde Mädchen näher zu dem Haufen.

Sie war umringt. Jedermann drängte ſich um Klairant und um das blaſſe erſchreckte

Mädchen her. Es lebe die Nazion! rief Klairant, und meine Klara! Die Nazion und Klairants Braut! rieſen die Bauern. – Nun zündet das Haus an! Des Tyrannen Haus! rieſen jetzt andere. Wie? rief Klairant: das Haus wollt Ihr anzünden? das Haus meiner Geliebten? Nach und nach ſammelten ſich die Bauern aus Pillon und Chatillon, die der Lärmen herbei gezogen hatte, um Klairant her: theils ſeiner Jugend Spielgefährten, theils Menſchen, denen er, Pleſſis und Klara Wohlthaten erzeigt hatten. Nein! rief er: nein! kommt, ich will euch ſagen, was Ihr thun ſollt. Brennen ſollt Ihr nicht, denn es iſt meiner Geliebten Haus; und hier ſtehen Menſchen, die edel genug ſind, Klaren mit ihrem letzten Blutstropfen gleich mir zu vertheidigen. Er ſah in den Haufen umher. Mit blitzenden Augen fragte er ſeine Bekannten: Nicht wahr? und ſah mit einem ſichern Zutrauen ſie rings umher an; und ohne auf Antwort zu warten, fuhr er mit ſehr entſchloſſener Stimme fort: Aber ein Feſt wollen wir feiern, unſerer Freiheit, der Nazion und meiner Geliebten zu Ehren. Hohlt die Mädchen aus Mangienne.

Klara wird Euch Muſik und Wein beſorgen. Kommt, hohlt Mädchen und Wein! Es lebe die Nazion! Es lebe die Freiheit! Muſik, Mädchen und Wein! Er faßte ein Paar der erbittertesten an, und tanzte ſingend mit ihnen die Allee hinab. Das Alles ging ſo raſch. Das Geſchrei Nazion! Freiheit! Mädchen! Wein! betäubte alles. Die Bauern aus Pillon, aus Chatillon tanzten hinter ihm her. Die aus Manglenne wurden mit fortgeriſſen. Der Geiſt der Fröhlichkeit, dem kein Franzoſe widerſteht, ergriff ſie alle. Das Mitleiden mit Klaren, die Liebe gegen Klairant, hatte ſchon vorher die Wuth gemildert. Klairant hatte ſie auf der Wieſe zwiſchen Pillon und Chatillon. Einige Jünglinge liefen nach Manglenne die Mädchen zu hohlen. Die Muſik erſchien. Die Mädchen aus Pillon und Chatillon ſtrömten herbei. Klara eröfnete mit Klairant den Ball. Sie tanzte nur ein Paar Touren. Dann ſetzte ſie ſich unter eine Weide, und lehnte ſchwach ihre Wange an Klairants Bruſt. Schrecken und Angſt hatten ſie ermattet. Sie ſah nur mit einem ſtillen, dankbaren, freundlichen Blick Klairant ins Auge. Ihre Liebkoſungen waren zärtlicher, inniger als je. Sie gab dem Retter ihrer Eltern, und ihrem Retter vor aller Blicken, die Liebkoſungen, die ſonſt immer die Einſamkeit nur geſehen hatte. Sie war heute nur Liebe, nichts als Liebe; allein die frömmſte, die heiligſte Liebe. Ihre Stimme, wenn ſie mit Klairant redete, war ſo ſchmeichelnd ſanft, ſo bewegt, ihr Auge ward faſt nicht trocken, wenn ſie ihn anſah, ſie hatte eine ſeiner Hände zwiſchen den ihrigen, die ſie gefaltet hatte. Sie ſaß da neben ihm mit dem Blick, mit dem die fromme Unſchuld einen Schutzheiligen betrachtet, der ſie gerettet hat.

Man kann leicht denken, daß der Vikomte eben nicht ſehr große Urſache hatte zufrieden zu ſeyn. Er verdankte Klairant ſein Vermögen, vielleicht gar ſein Leben. Sein Herz war nicht böſe: er fühlte gewiß mit einer ſehr dankbaren Empfindung das Gewicht des Dienſtes, den ihm Klairant geleiſtet hatte. Aber eben ſo viel Bitteres war in ſeiner Empfindung. Seine Tochter die Braut eines gemeinen Menſchen! Er fühlte zu gut, daß dieſes Verhältniß Klairants zu ſeiner Tochter, ihn gerettet hatte; er fühlte aber auch das Erniedrigende, das für ſeinen Stolz darin lag. Wie der Haufen der Bauern den Garten verlaſſen hatte, wie alles ſtill wurde, ſo ging er ſchweigend zu Hauſe. Die Domeſtiken fanden ſich nach und nach wieder ein. Mit einem kalten Grimme gab er Befehle, Wein und Lebensmittel auf die Wieſe zu bringen. Er ſtellte ſich hinter die Jalouſien, die nach der Wieſe ſahen, wo getanzt ward. Er ſah Klairant mit Klaren tanzen; ſah, wie Klara ſich neben Klairant unter die Weide ſetzte, wie ſie ihm liebkoſete. Das alles ging hundert Schritte von ihm vor, und er durfte nicht einmal ſeinen Unwillen darüber äußern. Eine der ſeltenſten Lagen, in welche Frankreichs Schickſal ihn allein verſetzen konnte. Er fühlte mit einer ſehr ſcharfen Bitterkeit dieſe Demüthigung. Er ballte die Hände zuſammen, wenn er bedachte, daß man nur ſeiner darum geſchont hatte, weil ſeine Tochter ſo glücklich geweſen war, die Geliebte Klairants zu ſeyn.

Zwar ließ er der Klugheit Klairants, mit der er die Wuth der Landleute abgelenkt hatte, Gerechtigkeit widerfahren. Ja, er fühlte jagar das Edle in Klairants Benehmen, ihm jetzt kein Verſprechen abzudringen. Denn was hätte der beleidigte Alte abſchlagen können und dürfen? Allein der Anblick Klarens in Klairants Armen füllte ſeine Bruſt mit einem Zorn, der um ſo heftiger war, je ohnmächtiger er ſich fühlte. Er zitterte, wie Klairant das Zimmer öffnete, und herein trat: er zitterte vor Schaam und Zorn; denn er ſah ſich von dem Jünglinge überwältigt. Klairant näherte ſich ihm beſcheiden, und gab ihm mit ſehr behutſamen Ausdrücken zu verſtehen, daß es gut ſeyn würde jetzt zu erſcheinen, und ſich mit ſeinen Bauern ganz wieder zu verſöhnen. Der gedemüthigte Adliche ſagte keine Sylbe; ein freundlicher Blick war die ganze Antwort, und ein bejahendes Kopfneigen. Gegen Abend erſchien denn auch der Vikomte in dem Kreiſe ſeiner Bauern. Der erſte Augenblick machte Herrn und Bauern verlegen. Indeß man that, als ſey gar nichts vorgefallen, und bald war die Fröhlichkeit hergeſtellt. Das Schwerſte für den Vikomte war, in Geſellſchaft Klairants und ſeiner Tochter zu ſeyn, und gleichſam ſtillſchweigend ſeine Bewilligung ihrer Liebe zu geben. Er harrte voll Sehnſucht auf den Augenblick, da er ſchicklicherweiſe mit Klaren die Wieſe verlaſſen konnte.

Um ſeine Verlegenheit weniger drückend zu machen, fing er an, hin und wieder mit einem Bauer zu reden; das ging, und nun wollte er die Freundſchaft ſeiner Bauren ſich wenigſtens ſelbſt verdanken, um das läſtige Gefühl der Dankbarkeit gegen Klairant ſich zu erleichtern. Er ging von einem Bauren zum andern, ſcherzte mit den Mädchen, und es gelang ihm, das Zutrauen zu ſich rege zu machen. Er trank den Aelteſten ſeiner Dörfer zu, und man ſammelte ſich um ihn mit vollen Gläſern her. Man trank das Wohl der Nazion, der Freiheit, des Königs, das Wohl von La Fayette. Der Vikomte trank fröhlich mit. Auf einmal zog ein Bauer, der von Wein und Freude glühte, Klaren und Klairant in den fröhlichen Kreis. Er nahm ein Glas und rief: Klairant und ſeiner ſchönen Braut Glück, und eine baldige Hochzeit! Hoch hoben alle Bauren die Gläſer. Klairant und die Bürgerin Klara, Klairants Braut! Klara fuhr ein wenig zuſammen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihren Vater. Er ward roth, und redete ſchnell, als ob er nichts gehört habe, einen Bauer an. Der Bauer, der die Geſundheit ausgebracht hatte; taumelte auf den Vikomte ein, und ſagte ihm, weſſen Wohl man tränke. Der Vikomte lächelte gezwungen. Mein Sohn, ſagte er zu dem Bauer: ſo etwas muß ein Vater erſt überlegen.

„Ei was! überlegen! Sie haben ſich Beide von Herzen lieb, ſind Beide jung, Beide hübſch, Beide reich, Beide ſich gleich, franzöſiſche Bürger; und Zeit zum Ueberlegen haben Sie ja gehabt von dem Abend an, da Klara mit Klairant nach Chatillon ins Kloſter flüchtete!“ Auf das Wohl des jungen Brautpaars! rief er noch einmal ſehr bedeutend. Alle andern riefen es ihm nach, und umringten den Vater. Der Vikomte zog die Stirn in Falten. Er ſchlug ſein Auge zu Boden, und dachte nichts. In dem Augenblick drängte ſich Klairant in den Kreis. Nein! rief er! nein! ich liebe Klaren mit allen Kräften meiner Seele! um ihren Beſitz will ich tauſendmal mein Leben geben. Aber ihren Beſitz will ich nicht erzwingen. Ich will ihre Hand nur ihrer Liebe danken! Wir ſind jetzt alle freie Franzoſen, meine Freunde, und auch der Herr du Pleſſis ſoll frei ſeyn. Dies ſey das Feſt der Freundſchaft, die wir mit dem Herrn du Pleſſis ſchließen, das Feſt der Freiheit ein Feſt zu Ehren der Nazion. Das Feſt meiner Liebe will ich feiern, mit Euch hier wieder auf dieſer Wieſe feiern, ſo bald der Vater meiner Klara einſehen wird, daß meine Liebe ſeine Tochter, daß ihre Liebe mich glücklich machen wird.

Hier, Herr Vikomte, er führte Klaren zu ihm: hier iſt Ihre Tochter. Wenigſtens ſollen Sie fühlen, daß Sie Ihr Kind einem edlen Manne abſchlugen. Die Thränen rollten ihm bei dieſen Worten über die Wangen. Der Vikomte blieb nicht ohne Gefühl gegen den Edelmuth des Jünglings; er ſah ihn mit Blicken an, die nur darum finſter waren, weil er ſich auch jetzt in der That gedemüthigt fühlte. Stockend ſagte er: Ich ſehe meine Tochter als ein Geſchenk an, das du mir machſt, Klairant. Ich fühle deinen Edelmuth; ich wünſchte — ich — ich danke dir, Klairant. Du biſt ein ſehr edler Menſch, und in der That, ich wünſche dich glücklich zu ſehen. Jetzt aber, meine Freunde, die Begebenheiten des heutigen Tages haben mich zu ſehr angegriffen, laßt mir Zeit! ich hoffe Euch alle glücklich zu machen. Lebt wohl! Komm, meine liebe Klara! Klara reichte Klairant ihre Hand. Sie ſah ihn mit einem heitern, lächelnden, zärtlichen Blick an; dann beugte ſie ſich gegen die Bauern, und ging. Die allerfröhlichſte Hofnung ward in ihrem Herzen lebendig.

Klairant ſah ihr mit Sehnſucht nach. Er blieb noch einige Augenblicke, dann verließ er die Wieſe mit den Bauern. O es wird alles gut gehen, meine Freunde! ſagte er mit thränenden Augen. Wir werden alle glücklich werden! Er verließ ſie mit einer Wehmuth, die er beinahe Fröhlichkeit hätte nennen mögen. Des Vikomte Herz war erſchüttert, das fühlte er. O, rief er vor Freude taumelnd, wie er noch einmal alles überlegt hatte: er wird mich mit dem theuren Geſchenke, mit Klarens Hand überraſchen! Thörichter Jüngling, du kennſt den Stolz des Ranges nicht: er nimmt der Dankbarkeit, der Menſchlichkeit die natürliche Kraft, die alle Herzen bewegt; er nennt jede Wohlthat Pflicht, und die edelſte Großmuth Schuldigkeit.

Der Vikomte kam mit Klaren zu Hauſe. Gute Nacht, meine Klara! ſagte er ſanft und eilig; denn Klara ergriff ſeine Hand. Sie öffnete mit einer bittenden Miene ihre Lippen. Gute Nacht, ſagte er noch einmal, und ließ ſie ſtehen. — Meine Tochter, die Frau eines Pächters! eine du Pleſſis die Frau eines Pächters! Der Gedanke beſchäftigte ihn unaufhörlich, wie er allein war. Sein Stolz erwachte aufs neue mit aller Gewalt. Er überlegte, ſann, fühlte die Schwierigkeiten, ſeine Tochter von der Verbindung zu retten. Er gab ſich Mühe, Klairant haſſenswerth zu finden. Sein Gefühl widerſtand. Geſetz, Umſtände, eignes Gefühl, die zärtlichſte Liebe, die unerſchütterliche Entſchloſſenheit der beiden Liebenden: alles war ihm entgegen; und doch widerſetzte ſich ſein Stolz. Er brachte die Nacht, nicht unentſchloſſen, bloß überlegend zu, wie er ſeine Tochter retten wollte. Am Morgen ſtand er ruhig auf. Er hatte ein Mittel gefunden, und Klairant war verloren.

Klairant träumte noch ſeine ſüßen Hoffnungen. Er blieb den Tag zu Hauſe. Er wollte den Vikomte nicht übereilen. Er wollte einen vollkommnen Sieg gewinnen. Den Tag darauf, er ſaß träumend in ſeinem Zimmer, hörte er eine Stimme auf der Hausflur zu ſeiner Mutter ſagen: Dieſe Nacht ſind ſie abgereiſt, der Vikomte und ſeine ganze Familie. Das ganze Schloß iſt leer. Klairant ſprang auf, flog nach Pillon, ſtürzte in des Vikomte Haus. Ein alter Domeſtik beſtätigte ihm die ſchreckliche Nachricht. Wohin? fragte Klairant. Nach Deutſchland, war die Antwort. „Und Klara?" Nach Deutſchland! — Er ſchlug die Arme über einander, und blieb ſo eingewurzelt ſtehen. Wohin aber? fragte er endlich. „Der Herr will Nachricht von ſich geben."

Er ſchlich ſtill nach Hauſe. Nach mehreren Tagen erhielt er durch Hannchen dies Billet.

Klara an Klairant.

Leb wohl, Klairant! Leb wohl, mein geliebter Klairant! Ach tauſendmal hab ich mit heiſſen Thränen dir Lebewohl zugerufen, die unglückliche Nacht, die uns trennte. Ich habe nur einen Augenblick Zeit dir zu ſchreiben. Wir haben hier in Luxenburg auf meinen Bruder gehofft. Er iſt hier. Er hat mir verſprochen, dir den Zettel zu ſenden. Wir gehen, Gott weiß, wohin? Zehn Briefe hatte ich ſchon angefangen. Meine Thränen haben die Buchſtaben verlöſcht, die meine Hand ſchrieb. Schreib unter meines Bruders Addreſſe. Ich habe ihm erzählt, wie mirs gegangen iſt; er ſtreichelte mir die Wangen, und ſagte, ich ſey unſchuldig. So ſagt auch meine Vernunft, wenn ich mich der Nacht erinnere. Mein Herz ſagt nicht ſo; es wirft mir vor, daß ich dich verlaſſen habe. Ich hätte ſollen ſtandhafter ſeyn. Aber, mein Gott, Klairant! du kennſt mich. Ich kann nicht gut etwas abſchlagen, wenn man mich bittet, und wenn man mich ſo bittet, wie ich gebeten wurde, mit zu reiſen. O ſchreib mir ja, daß ich unſchuldig bin; ich bin es wirklich. Und wer weiß auch, wie lange unſere Abweſenheit dauert? ſo ſagt mein Bruder. Ich mögte gern auch ſo ſagen; aber mein Vater iſt ſo freundlich, ſo gut. Iſt das nicht, als ob er mit ſeiner Freundlichkeit es wieder gut machen will, daß er mich von dir geriſſen hat? Mir treten immer die Thränen in die Augen, wenn er mir die Hand drückt, und mich ſeine liebſte Klara heißt: Ich ſollte ausgehen; denn es befinden ſich hier viele, mit der Revolution nicht zufriedene Franzoſen. Es ſind ſehr unglückliche Menſchen darunter, ſagte mein Vater, wie er heute Morgen von Beſuchen zurückkam. Ja wohl, dacht' ich. Es war, als ſollte mir das Herz brechen bei den Worten; denn keiner von allen iſt ſo unglücklich als deine Klara. Ich bin nicht ausgeweſen. Ich habe an dich gedacht, und das iſt das Einzige, was ich thue. Leb wohl, leb wohl! Schreib ja, und unter der Addreſſe meines Bruders nach Luxemburg. Die Briefe gehn uns nach. Leb wohl.

Klara an Klairant.

Ach wie weit, mein Klairant, bin ich ſchon von dir entfernt! Ich frage jeden, den ich ſehe, wie weit iſt es von hier nach Longuion? Man ſieht es mir an, was ich zurückgelaſſen habe, und nennt mitleidig wenige Stunden. O wenn wir nur über keine Flüſſe kämen; denn jeder Fluß, über den wir fahren, ſcheint mir ein Abgrund zu ſeyn, der mich auf ewig von dir trennt. Mein Bruder verſichert mir, wir würden bald zurückkehren; ach! ich kann es nicht glauben. Mein Vater iſt nie in ſeinem Leben ſo gütig, ſo freundlich gegen mich geweſen, als jetzt; er redet zuweilen von dir, neulich nannte er dich einen guten, braven Jungen. Würde er ſo reden, wenn er je wieder zu dir zurückkehren wollte? Er weiß, wie ſehr ich dich liebe. Würde er dich loben, wenn er nicht gewiß wüßte, daß ich dich nicht wieder ſehen werde? Meine Mutter zuckt die Achſeln, wenn ich ſie frage.

Zerſtreue dich, Klara! ſagt mein Bruder, wenn er mich ſeufzen ſieht. Zerſtreuen? womit denn? Denn alles, alles in der Welt erinnert mich an dich. Wie wir über die Moſel fuhren, ſo fielſt du mir ein; denn Mez liegt auch an der Moſel. Ich dachte daran, wie du ſo blaß wurdeſt, da du mich erblickteſt; wie du auf den Stuhl des Gouverneurs deine Stirn lehnteſt. Ach, ich hatte dich vergeſſen, mein guter Klairant, und du warſt mir ſo treu.

Nein, Klairant, jetzt bin ich ſo bleich, wie du damals warſt. O wenn du jetzt ſo hineinträteſt, ach! du würdeſt es deiner Klara bald anſehen, wie ſehr ſie dich liebt.

Wir ſind jetzt in Trier, ſeit einigen Tagen. Wenn ich es auch einen Augenblick vergeſſen könnte, daß du nicht bei mir biſt, ſo erinnert mich jedes Wort, das ich höre, daran. Nein, nie, nie werd' ich die deutſche Sprache lieben! Jeder Ton geht mir durchs Herz; denn ich höre an ihm, daß ich nicht mehr in Frankreich bin. In Luxemburg merkte ich es noch nicht ſo, daß ich in Deutſchland war, weil dort alles Franzöſiſch redet. Aber hier! ach, hier bin ich erſt recht ſchrecklich allein! Da ſitz ich oft, und ſage mit naſſen Augen und mit gefaltenen Händen dir die Verſe vor — ach! ich ſagte ſie ſonſt mit ſo viel Vergnügen, ich dachte nicht, daß es mir bald eben ſo gehen würde.

Wirf einen mitleidigen Blick auf deine arme Klara *); da ſitzt ſie, ohne Ruhe, und zählt

---

*) Plus de répos pour elle, et les jours et les nuits
Sont des siècles entiers comptés par ses ennuis;
Rien ne la touche plus. La terre rénaissante
Etale envain l'émail de la saison brillante,

an ihren Seufzern die ach! ſo langen Tage, die ſo ewig langen Nächte ab. Nichts, nichts macht ihr mehr Freude: kalt wendet ſie den Blick auf die junge Flur, die der Lenz mit Blumen bekleidet. Der ſchöne See, von grünem Gebüſch umkränzt, die dunkeln Tannen, die der Wind ſanft bewegt, der düſtere, ſchattenreiche Wald, alles hat ſeine Reize verloren. Stumm ſitze ich da, ein Bild der Verzweiflung; und jeder Glockenſchlag dünkt mich die ſchrecklich donnernde Stimme des Todes zu ſeyn.

Geſtern waren wir in der Simeonskirche, um uns zu beſehen. Es iſt eine ſeltſame Kirche, oder eigentlich ſind es zwei Kirchen, von denen eine auf der andern ſteht. Wir waren in der obern Kirche. Man kann aus dieſer

Ces lacs majestueux qui ceignent nos bosquets,
L'aquilon qui mugit à travers les forêts,
Et ces sauvages bois que sans vaine culture,
De son ciseau hardi façonna la nature,
À mes tristes régards ont perdu leurs beautés.
Le morne désespoir s'assied à mes cotés;
Et le signal du temps eſt un son d'épouvante
Où j'entends de la mort la voix sombre et tonnante.

Ich weiß nicht, aus welchem Dichter·

in die untere hinab ſehen, durch ein Gitter, das in dem Fußboden iſt. Ich ſtehe an dem Gitter. Ich ſehe hinab. Da geht jemand unter mir weg. Es war deine Geſtalt, dein Gang, dein Haar. O da iſt er! ſchrie ich laut auf, und ſtürzte die Treppe hinab in die untere Kirche. Ich hohle dich ein, ich breite meine Arme aus. Klairant! ruf ich. Der Mann ſah ſich um. Es war ein fremdes Geſicht. Ich erröthete. Ich ſagte ihm, ich hätte mich geirrt. Der Mann lächelte ſehr leichtfertig. Er verſtand mich nicht. Es war ein Deutſcher. Er faßte meine Hand ſehr dreiſt. O ich ſchämte mich, Klairant; denn eben wie er ſich umſah, wollte ich ihn umarmen. Ich gab mir alle Mühe ihm verſtändlich zu machen, daß ich mich geirrt hätte. Er verſtand auch nicht ein Wort, und er lachte fort, und ließ mich nicht eher, bis mein Vater herbeikam. Ich bin vor Scham noch nie ſo warm geweſen, als hier. Ich bat meinen Vater, dem Mann zu ſagen, daß ich mich geirrt hätte. Mein Vater lachte, verbeugte ſich gegen den Deutſchen, faßte meine Hand, und wir gingen. Ich hätte viel drum gegeben, ſo viel Deutſch zu wiſſen, um ſagen zu können, was ich ſagen wollte; denn der Mann lachte ſo unverſchämt, und ich weiß nicht einmal was er geglaubt hat. Nachher lachte ich ſelbſt darüber.

Ich muß jetzt viel in Geſellſchaft gehen. Es ſind hier viel Franzoſen, die zuſammen ſehr aufgebracht auf die Nationalverſammlung, oder wie man ſie hier nennt, auf die Chaperons mipartis*) ſind. Ach, ich wäre lieber allein, als in dieſen Geſellſchaften, wo man nichts thut, als zankt und ſchimpft. Mein Vater iſt auch dieſes ewigen Lärmens ſchon überdrüßig. Der Geck, ſagte er geſtern von einem jungen Chevalier, der mich mit Gewalt Deutſch lehren will, was er ſelbſt nicht kann: der Geck; er glaubt, Paris kann ohne ihn nicht mehr vier Wochen ſtehen!

Wir haben hier Bälle, Konzerte und Aſſembleen; ach! deine arme Klara nimmt an nichts Theil. Wenn ich tanzen ſehe, ſo fällt mir die Weinleſe zu Mangienne ein, wo ich mit dir tanzte. Denn hör ich, denn ſeh ich nicht mehr; und wenn mich jemand anredet, ſo fahr ich zuſammen, als ob man mich aus dem ſüßeſten Schlafe erweckt hätte. Klairant, werd ich dich wiederſehen? ſo frag ich mit jedem Athemzuge; und Niemand iſt da, der mir aus Mitleiden Ja antwortet.

---

*) Chaperons mipartis, vielleicht der Name einer alten antiroyaliſtiſchen Parthei.

Klairant an Klaren.

Klara, Klara, wir ſind auf ewig getrennt. Ich ſehe es aus den Anſtalten, welche dein Vater hier trifft. Das Schloß wird ausgeräumt. Euer Silbergeräth, Euer Tiſchzeug iſt ſchon fort. Man packt die Möbeln, man hat alle deine Kleider gepackt; und ich, ich habe dazu geholfen. Die Roſiere hatte den Auftrag dazu. Ich kam nach Pillon, ich ging auf dein Zimmer. Ach, täglich bin ich dort geweſen. Es war mir eine Freude, mich auf deine Stühle zu ſetzen; deine Harfe habe ich Stunden lang an meine Bruſt gehalten, und mit meinen Thränen benetzt. Ich bot mich bei dem Verwalter an das Schloß zu bewachen. Er erlaubte es, weil er die Bauern fürchtet, die über Eure Abreiſe aufgebracht ſind. Aufgebracht? ach, mir hat deine

Abreiſe das Herz geſpalten. Sieh, ſo kam ich auf dein Zimmer. Es war noch ſo voll von dir. Auf den Stühlen umher lagen noch Kleidungsſtücke von dir, die du wahrſcheinlich den Tag getragen hatteſt. O ich hatte mich wie ein thörichtes Kind. Da ſaß ich und hängte dein Kleid neben mir auf den Sofa, redete es an, machte ihm Vorwürfe, liebkoſte ihm, als ob du es geweſen wärſt. Mit Widerwillen half ich der Roſiere einpacken. Ich ſagte jedem Kleidungsſtück heimlich ein Lebewohl, ich gab ihnen, wenn ſie nicht herſah, zärtliche Küſſe. Ach, Klara, ich war ſo ſehr Kind, daß ich ein Nachtkleid von dir über die Seite ſchaffte. Ich war entzückt über den kindiſchen Diebſtahl; ich war entzückt, daß man es nicht merkte.

Endlich hatte man alles gepackt, alles fortgeſchafft und ich befand mich allein auf deinem Zimmer. Mit einer Art von Wolluſt ſuchte ich jeden Ort auf, wo du geſeſſen haben konnteſt. Ich vergaß es, daß du entfernt warſt. Denn ich hatte dich, ich redete mit dir, ich ſah deine Thränen, du lagſt in meinen Armen, du wollteſt nicht fort. Du widerſtandeſt den Bitten, den Drohungen deines Vaters. Er reiſte allein ab, und du bliebſt bei mir. Klara, Klara; welche Stunden gab mir meine Phantaſie, die mir treuer war als du! Ach, Klara, wie war es möglich, wie konnteſt du mich verlaſſen? Welche Stunden könnten wir haben! Ich warf mich auf dein Bett: mit einem ſüßen Schauer, der mir durch Mark und Seele drang, hüllte ich mich in die Decke, unter der die reizende Klara geſchlummert hat. Ich bedeckte dein Kopfküſſen mit ſeelenvollen Küſſen, ich benetzte es mit Thränen. Ein Gefühl von Wehmuth und von hoher Freude erhielt mich die Nacht durch wach. Ach, Klara, ich kann dir die tauſendfachen Empfindungen nicht beſchreiben, die ich hatte. Und nun? nun? ich bin nicht von deinen Zimmern wegzubringen. Ich habe mich hier eingerichtet, als wollt ich eine Ewigkeit hier wohnen. Die Roſiere lachte laut auf, wie ſie mich dieſen Mittag traf. Ich aß mit deinem kleinen Taſchenmeſſerchen, das ich gefunden habe. Ich verſteckte mein Tiſchmeſſer, wie ſie herein trat, um mit deinem Meſſer forteſſen zu dürfen. Ich erröthete ſelbſt über diekindiſchen Einfälle meines Herzens; und doch kann ich ihm die Freude nicht verſagen, ſie fortzuſetzen. Ich behelfe mich wie ein Menſch, den der Zufall auf eine unbewohnte Inſel geworfen, und dem es an allem Nothwendigen fehlt. Die kleinen Geräthe, die ich noch von dir gefunden habe, müſſen allen meinen Bedürfniſſen dienen. Aus einer Taſſe trink ich meinen Wein, denn deine Lippen, Klara, haben auch aus ihr getrunken. Ich ſchreibe nur mit einer unbrauchbaren Feder, weil deine Finger ſie gehalten haben. Da ſitzen wir, ich und dein Hündchen, ſo zufrieden, als ob die Welt unſer wäre; und bin ich ſicher, ſo ziehe ich dein Nachtkleid hervor, und — O Klara, ach! wenn du es wäreſt, du ſelbſt, die ich in meinen Armen hielte, die ich an meine Bruſt drückte! Dann fällt mir deine Entfernung ein, ich ſtrecke meine Arme nach dir aus, ich rufe deinen Namen, ich verzweifle. O wie konnteſt du mich verlaſſen! Klara! wie war es möglich!

Ich darf nicht daran gedenken, daß du aufgehört haſt mich zu lieben; eine dumpfe Unthätigkeit überfällt mich, mein Herz iſt dann kalt und ſtarr *), mein Leben hört auf, und ich fühle nur mein Daſein in einer ſtillen Angſt, die mich leiſe peinigt. Tauſendmal habe ich deine Briefe geleſen; tauſendmal habe ich dich angeklagt und vertheidigt. Jetzt rufe ich: Ja, du biſt unſchuldig, Klara! Ach! ich kenne dich, du mußteſt folgen. Dein Vater zwang dich; er trug dich mit Gewalt an den Wagen. Ach, du ſtreckteſt deine Arme nach mir aus, du riefſt meinen Namen. Ich hörte dich nicht, und dein Vater war ohne Mitleiden. Man warf dich in den Wagen. Er flog dahin. Man ſpottete deiner Thränen, deiner Seufzer. Du biſt unſchuldig. Und dann wieder — O Klara, Klara, biſt du unſchuldig? biſt du treu? Wie konnte man dich zwingen? ich begreife es nicht. Ich frage die Roſiere, ich frage den Verwalter, den alten Bedienten, der noch hier iſt; und was ſie erzählen, Klara, was ſie erzählen — O iſt es wahr? du wäreſt ruhig und ſtill an der Hand deines Vater an den Wagen gegangen; du

---

*) Mon coeur est mort et dèsseché. Ich ſchreibe nur ſeine Briefe ab. Was er mir ſagte, war oft noch ſtärker. Es iſt ein Franke, der ſchreibt. Man vergeſſe das nie.

wäreſt ohne Geſchrei, ohne die Hände zurückzuſtrecken, in den Wagen geſtiegen. Ich glaube, ſie weinte, ſagte die Roſiere heute: wie ſie die Treppe mit ihrem Vater herunterkam, ſie hatte ihr Taſchentuch auf den Augen. O Klara! mehr nicht? O Klara, Klara, der roheſte Menſch vergießt Thränen, wenn er einen Ort verläßt, wo er lange gelebt hat. Ich habe oft, wie ich ein Kind war, mit Thränen in den Augen Abends Abſchied von der Laube genommen, in der ich den Tag geſpielt hatte, und ich war gewiß, daß ich ſie den andern Morgen wieder ſah. Wie ich nach Straßburg ging, Klara, wie war mir da! — O da fällt mir es ein, wie ich nach Straßburg ging, da vergaßeſt du mich. Klara, wenn du wirklich aufhörteſt mich zu lieben. Wenn — ich erſchrecke vor mir ſelbſt. Erinnre dich, Klara, des Verſes:

> Der erſte Gottesleugner war ein Herz, das nicht liebte*).

Du weißt, wir fanden ihn ſo wahr; er war aus unſrer Seele geſtohlen. Denn welchen andern Bürgen der Unſterblichkeit hat der Menſch, als Liebe und Gegenliebe? Ach, Klara, welcher andern Empfindung unſers Herzens konnten wir eine ewige Dauer zutrauen als allein, allein unſrer Liebe? Wie feſt wurde unſer Glaube, wenn wir uns beide, Klairant und Klara, Hand in Hand, von allem Menſchlichen entkleidet, nur von unſrer Liebe nicht, von Stern zu Stern, die ganze Schöpfung durchreiſen ſahen! Wir fühlten es ſo innig, ſo innig, daß nur ein liebendes Herz dieſe Hoffnung faſſen kann, daß nur ein Paar Liebende allein nicht vor der Ewigkeit erſchrecken, daß nur Liebe, und Liebe allein, die Ewigkeit hofft und will. Ach, Klara, und dennoch, dennoch muß dieſer Vers anders heißen, wenn er ganz wahr ſeyn ſoll. Ich fühle es mit Zittern, er muß heißen: Der erſte Gottesleugner war ein treues Herz voll Liebe, das betrogen wurde! Denn Klara, wenn du mich betrögeſt, du! du! ſo iſt mein Glaube dahin, meine Hoffnung iſt zerſtört. Wen kann ich hoffen in der Ewigkeit treu zu finden, wenn du die Treue brachſt? und was ſoll die Ewigkeit dem Menſchen ohne Liebe? Klara, Klara, du ſagteſt einmal: Du biſt mein Mörder, oder mein Gatte! Ich fühle das jetzt ſehr, ach! und nicht allein die Mörderin meines Lebens würdeſt du ſeyn, die Mörderin meiner Tugenden, meiner Hoffnung. Klara, leb wohl!

---

*) Le coeur qui n'aima point fut le premier Athée.

Klaicant an Klaren.

Nachher lachte ich ſelbſt darüber, ſchreibſt du. Ach, Klara, ich habe noch nicht einmal lächeln können, und du lachſt? Du kannſt ſchon lachen? jetzt ſchon? So lache denn, ſey heiter, ſcherze, tanze, ich will um unſre Liebe trauern. Mein Oheim tröſtet mich, meine Mutter ſieht mich mit traurigen Blicken an; ach, ihre Liebe kann nicht einen lächelnden Blick mir abſchmeicheln, und du lachſt? Du zerſtreueſt dich in deinen Koncerten, in deinen Aſſembleen, auf deinen Bällen; jede Stunde raubt mir einen Theil deiner Liebe, und zuletzt werd ich vergeſſen ſeyn. Sey es, ſey es, Klara. Während du ſcherzeſt, während du lachſt, geh ich hier umher unter den Zeugen, unter den Denkmalen unſrer Liebe. Jetzt ſitze ich im Bosket, wo wir ſo oft ſaßen; jetzt in der Laube, wo wir das Feſt unſrer geretteten Liebe feierten; ach vielleicht wurde ſie vergebens gefeiert. Dann bin ich auf der Wieſe, wo ich den Tag vor deiner Abreiſe noch mit dir tanzte. Ueberall bin ich von dir umgeben; überall flattern noch die Verſicherungen deiner Treue und die Seufzer unſrer Liebe wie Schutzgeiſter um mich her. Ach Klara, was ſoll dich an mich erinnern? was ſoll dich erinnern an den armen Klairant? Ich fühle es, Klara, du wirſt mich vergeſſen.

Ich habe einen Brief von deinem Bruder. Auch er iſt gegen ſein Vaterland, das unſre Liebe allein in Schutz nahm, das die unnatürliche Mauer niederſtürzte, welche uns auf immer trennte. Was wirſt du, was wird deine hülfloſe Liebe gegen ſie alle wirken können? Dein Vater ſchmeichelt dir, um deine Liebe zu vergiften, um dich von mir zu reiſſen; dein Bruder — er liebt mich zwar — aber wird er ſtandhaft ſeyn gegen die Vorurtheile ſeines Vaters, und wird er mich nicht am Ende haſſen, weil ich mein Vaterland liebe? Denn hat meine Liebe keinen Fürſprecher mehr als dein Herz, Klara. —

Wann werden wir uns wieder ſehen? Die Unruhen in unſerm geliebten Vaterlande nehmen zu. Dein Vater hat durch ſeine Auswanderung den Verdacht auf ſich geladen, ein Feind der Konſtitution zu ſeyn. Der König, ſagt man, will entfliehen, und ſich mit den Ausgewanderten vereinigen. Der Haß des Volkes gegen den Adel wird alle Tage bitterer und gewaltthätiger. Man hat Dekrete, ſehr gewaltſame Dekrete gegen den ausgewanderten Adel in der Verſammlung der Nation vorgeſchlagen; und mein Oheim behauptet, ſie werden bewilligt werden. Klara, Klara, du gehörſt mit zu dieſem Stande! O wenn du auch nicht meinetwillen zurückkehren willſt, ſo kehre deiner ſelbſt willen zurück. Sage deinem harten Vater, ſage ihm, daß die umliegenden Dörfer ihn zu haſſen anfangen. Ach, Klara, ich habe Reden von ihnen gehört; ich habe ſie von Entwürfen ſprechen hören, die ſchrecklich ſind. Auch dich, meine Klara, nannten ſie eine Feindin der Menſchlichkeit, weil du mit deinem Vater gegangen biſt. Ich konnte ihnen nicht ſagen, daß dein Vater dich gezwungen hatte, mit ihm zu gehen, um ihren Haß nicht noch mehr zu ſchärfen.

Ich weiß es, ſagte ich: er kommt zurück. Meint Ihr, ſetzte ich mit einer falſchen Fröhlichkeit hinzu: ich würde ſo ruhig ſeyn, wenn Klara nicht zurückkehrte. Ich ſchob eure Abreiſe auf, Gott weiß, auf welche Urſachen. Ich ſtellte mich heiter, und mir blutete das Herz. Man wollte ſogar den letzten Wagen, den der Verwalter nach Trier ſchickte, anhalten. Man drohete dem Verwalter; der neue Maire von Pillon wollte erſt Erlaubniß dazu von der Municipalität haben. Einige Bauern riefen: man ſollte den Feinden des Vaterlandes keine Mittel zuſenden, die Freiheit umzuſtürzen. Ach, Klara, er meinte auch dich, unter den Feinden des Vaterlandes. Ich erröthete. Der Verwalter gerieth in Furcht. Er zog ſich zurück, und endlich erlaubte man aus Freundſchaft für mich, daß der Wagen fahren durfte. O Klara, ich ſehe ſchrecklichen Scenen entgegen. Ich habe geſtern Nacht, was ich noch an Koſtbarkeiten, an Silber und dergleichen finden konnte, mit Hülfe des Verwalters auf einen von meines Vaters Wagen laden laſſen; denn der Maire hat, wie er ſagt, von der Municipalität Befehl, nichts mehr verabfolgen zu laſſen. Heute Nacht geht er ab. Ich will ihn ſelbſt bis an die Gränze begleiten. Der Prior hat deinem Vater darüber geſchrieben, ſo wie auch über die Ernte. Mein Vater will thun, als ob er ſie dem deinigen ſchon abgekauft habe.

Klara, es iſt, als ob mit dir die Ruhe aus meinem Vaterlande gewichen ſey. Ach, Klara, wenn es wahr wäre, was man ſagt, daß man allen Ausgewanderten die Rückkehr in ihr Vaterland auf ewig verbieten würde. O Klara, kehre zurück, kehre zurück! Mein armer Oheim leidet ſehr. Die letzten Dekrete gegen den geiſtlichen Stand haben ihn krank gemacht. Ein Theil der Geiſtlichkeit in den ſüdlichen Departements hat ſchwören müſſen. Mein Oheim hält den Eid nicht für Unrecht; und dennoch will er ihn nicht leiſten. Nein, ſagte er neulich mit ſehr bewegter Stimme, entblößte ſein weißes Haar, und ſchlug die Augen, in denen eine Thräne ſich ſpiegelte, mit einer Art von Empfindlichkeit gen Himmel: nein! und ſollte ich dieſes graue

Haar noch in ein fremdes Grab niederlegen, und ſollte ich Greis noch am Stabe gebückt meine Abtei verlaſſen müſſen! Er trat in dieſem Augenblick ans Fenſter, ſah mit Sehnſucht in den Garten hinab; du weißt, wie ſehr er ihn liebt. Seine Thränen floſſen häufig. Er faltete die Hände und legte ſie ſo gefalten ins Fenſter, und ſah in den Garten hinaus. Mich rührte das. Ich trat zu ihm, ich ſagte ſehr ſanft: Das können Sie nicht, lieber Oheim, Ihre geliebte Abtei verlaſſen. Wo wollten Sie die Lauben, die Gänge, die Alleen, die Blumen wiederfinden, die Sie ſo lieben; weil Sie alles Selbſt gepflanzt und gezogen haben? Er ſchüttelte den Kopf, als ob er ſagen wollte: Nirgends! Sie halten es für Unrecht, fuhr ich fort: daß der Adel auswandert, Sie halten es für thöricht, und Sie Selbſt — Er ſagte wie in ſich: Man mag wollen oder nicht, man nimmt die Parthei ſeines Standes; und Klara, mein Sohn, ſetzte er heftiger hinzu: wird es auch thun.

Seitdem, meine Klara, ſeitdem kann ich des Gedankens nicht wieder los werden. Unfreiwillig ſag ich oft, wenn ich an nichts wenger als daran denke: „Und Klara wird es auch thun!“ Ach wenn in dem Herzen meines Oheims, der ſchon Jahre lang unter ſeinen Blumen, unter ſeinen Büchern der Welt und ſeinem Stande abgeſtorben war, der von nichts lieber, von nichts mit mehr Hitze ſprach, als von den Reformen der Geiſtlichkeit, wenn in dieſem Herzen der Partheigeiſt ſeines Standes nicht getödtet iſt, ſo — ach Klara, Klara! Wer bin ich? der Sohn eines Bauern. Was kann ich dir bieten? Das Glück einer Bäuerin. Statt deiner Sofas, Stühle von Stroh geflochten; ſtatt deiner leichten Stickerei, die mühſame Beſorgung einer Haushaltung; ſtatt deiner Gärten, ein Feld voll Weitzen; ſtatt deiner Bälle, ein Erntefeſt mit den Bäuerinnen. Ach! ich weiß wohl, was du antworteteſt, wie ich mit dir einmal in der kleinen Hütte des armen Tagelöhners ſaß. Ich fragte dich, Klara: aber wie, wenn das Geſchick uns Beide hierher verbannte; Klara, würde dir meine Liebe hier genügen? Du betrachteteſt lächelnd die Hütte, drückteſt mir die Hand, und ſagteſt mit zärtlicher Stimme den Vers:

*) Dein Herz macht dieſe Hütte für mich zu
einer Welt.

Klara, das ſagte dein Mund in der Stunde des ſüßeſten Rauſches. Dein Herz beſtätigte es. Dein Herz! ach, das ſchwache menſchliche Herz! Und jetzt, da du entfernt biſt, da die Freude, die Pracht, der Rang deinem unbewachten Herzen alle möglichen Schlingen legen: o Klara, komm zurück, komm zurück! um deine Schwüre zu halten, um treu zu bleiben, um einen Jüngling nicht in Verzweiflung zu ſtürzen, der nichts hat als ſeine Liebe; nichts als ſein Herz; der das Glück, das die Vorſehung ſeinem Vaterlande gab, nur darum ſchrecklich finden würde, weil er ihm entſagen müßte. O Klara! komm zurück! Denn iſt der Partheigeiſt des Ranges in deiner Bruſt, ſo iſt Frankreich das einzige Land, das dir keine Vorwürfe machen wird, ihn unterdrückt zu haben, ſo iſt hier das einzige Land, wo das beſiegte Vorurtheil dich erhebt. Hier erhältſt du in meinen Armen einen höhern erhabneren Rang, den Rang einer edlen Bürgerin, die

---

*) — — — avec ta tendresse
Ce toit humble est un monde assez grand
pour mon coeur.

ben? Ich habe bei deinem Briefe lachen und weinen müſſen. Mir floſſen die Thränen ſtromweiſe über die Wangen, wie ich las, daß du auf meinem Zimmer wohnteſt. Ach, verſtohlen ſtand ich da in einen Winkel einer Gallerie hingedrückt, an einer kleinen Oefnung in den Brettern der Gallerie, und weinte. Die Tochter unſrer Wirthin, die etwas Franzöſiſch redet, kam den Gang zu mir her. Sie ſah meine Thränen. Ich hatte ſie zu ſpät gemerkt, um ſie und den Brief verbergen zu können. Sie lächelte mir mitleidig zu und ging vorüber. Nun kam ich an die Stelle, wo du mir ſchreibſt, daß du mit meinem Meſſerchen iſſeſt. Das war mir ſo luſtig rührend, daß ich mitten in meinen Thränen lachen mußte. Eben kam das Mädchen zurück. Sie ſah mich an. „Das muß ein ſeltſamer Brief ſeyn, ſagte ſie, der Sie mitten unter Thränen zum Lachen bringt." Ich ſchluchzte wieder; denn mein Herz ſchwamm in heiſſen Thränen. O, ſagte ich: Sie müſſen mir Papier geben, ich muß den Brief auf Ihrem Zimmer beantworten. Nun ſitze ich hier, und ſchreibe.

Ach, Klairant, noch wohl hundertmal habe ich den Brief geleſen, und nie komme ich an das Ende, ohne daß mir das Herz weh thut. Nein, Klairant, ich werde nicht aufhören dich zu lieben. Und hätte ich es jemals gekonnt, so darf ich ja nur das Ende deines Briefes leſen, und ich bin dir wieder ſo treu, wie je ein Mädchen geweſen iſt. Ach, mein Lieber, wie gern gäbe ich dir die Hand, und träte die Reiſe mit dir von Stern zu Stern die Schöpfung durch an! Ja, fröhlich wollte ich in deinen Armen mich ins Grab legen. Nein, dein treues Herz ſoll nie betrogen werden, Klairant.

Ach, jetzt, jetzt erſt fang ich an zu überlegen, jetzt erſt ſeh ich ein, daß ich betrogen bin. Es iſt wahr, was dir der Verwalter ſagte. Mein Vater hat mich nicht gezwungen, man hat mich nicht an den Wagen hingeſchleppt. Freiwillig ging ich, freiwillig ſtieg ich hinein. Dennoch bin ich unſchuldig, Klairant. Ich will dir es erzählen, wie es kam; und du wirſt ſehen, daß deine Klara unſchuldig iſt. Wie mich mein Vater den Abend zu Hauſe führte, das weißt du; aber das weißt du nicht, was ich den Abend fühlte, was ich noch jetzt fühle. Ich hofte, ich wünſchte, du möchteſt meinem Vater ein Verſprechen abzwingen, meine Hand dir zu geben. Wie der Bauer uns Beide in den Kreis zog, wie ſie alle auf unſere Verbindung tranken; ich warf einen Blick auf meinen Vater. Er war verwirrt, ich glaubte, du würdeſt nun mich fordern. Du thateſt es nicht, Klairant; du führteſt mich zu ihm, du übergabſt mich ihm. Thränen rollten bei den Worten, die du ſagteſt, über deine Wangen. Du hatteſt eben mir, meinem Vater, vielleicht das Leben, gerettet; und du gabſt mich dennoch hin. O Klairant, was in dieſem Augenblick in meinem Herzen vorging, läßt ſich nicht beſchreiben. Meine Liebe wurde nicht ſtärker: denn ich liebte dich unendlich; allein eine unbeſchreibliche Freude, eine ſtolze Ruhe — wo ſoll ich die Worte finden? — erhob ſich in meiner Bruſt. Vorher hatte doch immer noch eine leiſe Unruhe meine Liebe begleitet. Ich fühlte etwas, was dieſer Liebe ſich ganz heimlich widerſetzte; und jetzt? Ach Klairant, hätteſt du nur in dieſem Augenblick deine Blicke, die voll Thränen ſtanden, auf deine Klara geworfen, du hätteſt meine Empfindung auf meinem Geſicht ſehen müſſen. Ich reichte dir die Hand, und meine Seele machte dieſen Handſchlag zu einem Schwur meiner ewigen Treue. Ich verließ dich, ruhig; ich wußte, daß uns nichts mehr trennen konnte.

Kaum war ich mit meinem Vater zu Hauſe, ſo wollt ich mich an ſeinen Hals werfen, nicht um ſeine Einwilligung zu bitten, nein! ich wollte ihm ſagen, daß ich von jetzt an dein wäre. Er mochte mir meine Empfindung anſehen. Schnell ſagte er: gute Nacht, Klara! und ging in ſein Zimmer. Am andern Tage war mein Vater unruhig, zerſtreut; er nannte mich ſeine gute, ſeine theure, ſeine edle Klara; aber ſichtlich vermied er ein Geſpräch mit mir. Beim Abendeſſen, ach! jetzt ſehe ich wie ich betrogen wurde, ſaß er da, freundlich, heiter und zärtlich gegen mich und meine Mutter. Er redete von den unruhigen Zeiten, von der Gefahr, der wir ausgeſetzt geweſen waren, er ſprach von dir, gab dir Namen, die mein Herz mit der reinſten Freude füllten. Klairant, welche Gewalt hat ein Vater über das Herz eines Kindes, wenn er will!

Ich ſehe Stürme voraus, ſagte er, und lächelte uns zu als ob er uns Muth machen wollte: ich ſehe Stürme voraus. Ich ſcheue ſie nicht; denn ich habe noch wenige Jahre zu leben; aber euer Schickſal liegt mir am Herzen, und beſonders Klarens und meines Sohnes Geſchick, die erſt anfangen zu leben. Alle meine Gerechtſame, welche das habſüchtige und unbeſonnene, ungerechte Volk von mir fodert, wollt ich freiwillig niederlegen, wenn ich damit meiner Klara ein Leben voll Zufriedenheit erkaufen könnte. Dabei reichte er mir die Hand, über den Tiſch weg, und drückte ſie mir. Er hielt meine Hand in ſeiner feſt, und ſagte nach einer kleinen Pauſe: welches Band iſt auch feſter als das Band zwiſchen Eltern und Kinder? Hier zeigt ſich die Vorſehung am deutlichſten. Der Geliebte verläßt die Geliebte; aber noch nie hat der Vater ſein Kind verlaſſen, und kein Verbrechen iſt entſetzlicher, als wenn ein Kind ſeine Eltern mit Haß ermordet.

Er ſah mich dabei zärtlich an. Ich drückte Küſſe und Thränen auf ſeine Hand. Ich war tief gerührt, ſelbſt meiner Mutter Augen ſchwammen in Thränen. Nie waren wir ſo gerührt auseinander gegangen. Ich ſetzte mich auf meinem Zimmer noch nieder, und dachte an dich, und hoffte alles. Ich fing an mich auszukleiden. Ach! ich war ſo ruhig, ſo zufrieden. Auf einmal öfnete ſich die Thüre. Mein Vater trat völlig angekleidet in meine Stube. Ich erſtaunte. Er ſetzte ſich auf mein Sofa, zog mich zu ſich, ſah mit einem beſtürzten Geſicht mich an, dann wieder zu Boden. Das machte mich ängſtlich. Endlich fing er mit einem kummervollen Tone an, der mir durchs Herz ging: Du haſt die Gefahr geſehen, meine Klara, in der das Leben deines Vaters geſtern ſchwebte. Klairant war mein Retter; aber kann er es immer ſeyn? Er ſchwieg, ich ebenfalls. Der Anfang hatte mich unruhig gemacht. „Dein Bruder gehört ebenfalls zu dem Stande, den die Nation haßt, und deſſen Beſitzer ſie ermorden muß um ihre Rache zu befriedigen. Auch du, meine Klara, biſt aus dieſem gedrückten Stande. Man wird dir es nie vergeben, daß du eine dü Pleſſis biſt. Ich bin entſchloſſen, mein Vaterland zu verlaſſen, das ſo ungerecht gegen mich handelt, das mir nicht vergeben kann, daß meine Vorfahren ſich um daſſelbe mit Blut und Leben verdient machten." Meine Augen füllten ſich mit Thränen. „Du weinſt, meine gute Klara; aber bald wird die Ruhe in unſer Vaterland zurückkehren, und wir mit ihr. Sieh, mein Kind, ich verlaſſe alles, was ich habe, was ich liebe, mein Land, meine Ruhe, meine Zufriedenheit, die an alles das gebunden iſt. Klara, Klara, aber doch geb' ich es hin, um mehr zu retten als alles das, meine beiden Kinder." Er umarmte mich; er benetzte mich mit ſeinen Thränen. Ich weiß es, Klara, hob er wieder an: welch eine Leidenſchaft dich an Pillon feſſelt; aber, mein Kind, ſollten denn die Thränen eines Vaters nicht ſo mächtig ſeyn als das Lächeln eines Geliebten? meine Bitten nicht ſo mächtig als ſeine Winke? Er drückte meine Hand in ſeinen beiden.

Ich war erſchüttert, mächtig erſchüttert; allein gar nicht entſchloſſen dich zu verlaſſen. Ich ſchwieg alſo, weil ich nicht Ja ſagen konnte. Aber ich ſchluchzte laut. „Ich befehle jetzt nicht, mein Kind; aber ich bitte dich, verlaß deine

Eltern nicht! Kind, es iſt ein Troſt, unter Fremden viel Herzen zu haben, die Vertrauen verdienen. Gehſt du mit uns, Klara?" Meine Bruſt war beklemmt, mein Athem ſtockte. Ich ſchwieg, denn ich konnte nicht Ja ſagen. Er fragte noch zweimal. Endlich fing ich nach einem Strom von Thränen, der mich erleichterte, an. Ich ſagte ihm, wie ſehr ich dich liebte, wie unglücklich ich und du werden würden, wenn ich dich verließe. Ich bat ihn, lag vor ihm auf den Knieen, küßte ſeine Hände, beſchwor ihn, hier zu bleiben. Er hob mich auf, zog mich auf ſeine Knie. Langſam ſagte er: Die Stunde iſt mir zu heilig, als daß ich nicht gern meiner Klara Glückſeligkeit meine eigene aufopfern ſollte. Ja, mein Kind, wenn du willſt, ſo will ich hier bleiben, und wenn du mich nicht begleiten magſt, ſo muß ich hier bleiben. Glaubſt du, Klara, daß ich ohne dich reiſen würde, daß ich dich den Grauſamkeiten einer wüthenden Parthei ausſetzen ſoll? Gut, ich bleibe hier, und geduldig wollen wir tragen, was du nicht vermeiden wollteſt. Hier zog er einen Brief aus der Taſche, zeigte mir die Hand. Er war von ſeinem Bruder aus Paris. Lies, ſagte er: du mußt wenigſtens wiſſen, wie unſer Schickſal ſteht. Ich las und zitterte.

Mein Oheim ſchrieb, daß die herrſchende Parthei auf nichts weniger ausginge, als den ganzen Adel auszurotten, der ihren frechen Schritten, die Monarchie aufzuheben, ſich entgegen ſetzte. Er gab ihm den Rath, ſich mit ſeiner Familie nach Deutſchland oder Flandern zu retten. Nimm, ſchrieb er, jeden Menſchen, den du liebſt, mit: man kerkert die Verwandten der Flüchtigen ein, und behält ſie als Geiſſel für ihre Unternehmungen zurück. Das las ich. „Du ſiehſt, mein Kind, in welcher Gefahr wir ſchweben. Deine Mutter reiſ't heute Nacht ab; dein Bruder hat Befehl, uns in Luxemburg zu treffen. Willſt du bleiben, ſo bleibe ich bei dir. Ich verlaſſe dich nicht eher, als bis unſere grauſamen Feinde mich aus deinen Armen reiſſen, und mich als Geiſſel für meinen Sohn in Ketten ſchlagen." Er ſtand auf, ging einen Schritt vorwärts im Zimmer. „Ich liege dann in Feſſeln, aber ich trage ſie für meine Tochter, für meine Klara; und wenn ſie dann nur mit ihrem Geliebten glücklich, wenn ſie ſelbſt nur von der Verfolgung unſrer Feinde frei iſt, ſo ſollen mir die Feſſeln willkommen ſeyn. Ich trage ſie für meine Tochter."

Nein, rief ich: das wird nicht geſchehen; ſo grauſam iſt die Nation nicht. Ich fiel um ſeinen Hals.

So grauſam nicht, meinſt du? ſagte er bitter lächelnd: wenn mein Sohn, wenn ſeine Mutter zu den Ausgewanderten fliehn? Man ſollte mich frei laſſen, mit dieſem Verdacht?

„O laſſen Sie meine Mutter, laſſen Sie meinen Bruder hier bleiben! Warum ſollen ſie fliehen?"

„Du verlangſt zu viel, mein Kind. Deine Mutter, deinen Bruder ſend ich weg um ſie zu retten; und ich laſſe mich feſſeln, ich ſtürze mich in den hölliſchen Abgrund eines dunkeln, kalten, feuchten Kerkers, damit meine Tochter in den Armen ihres Geliebten fröhlich ſeyn kann." Er öffnete das Fenſter, und rief. Zitternd hörte ich den Wagen vorfahren. Ich ſchluchzte, ich jammerte. Sey ruhig, mein Kind, ſagte er entſchloſſen. Sage deiner Mutter mit Gelaſſenheit Lebewohl. A[illegible] zu dem Elende, in einem fremden Lande zu leben, von ihrem

Manne,

Manne, von ihrer Tochter verlaſſen zu ſeyn, von ihrem Schickſale nichts zu wiſſen, darf ſich nicht der Gedanke geſellen, ihre Tochter weinend zurückgelaſſen zu haben. Sie dachte, du ſollteſt ihr Troſt in ihrem Elende werden; ſie ſagte noch vor wenig Augenblicken: ich gehe ruhig, denn Klara geht mit mir. Trockne dein Auge, mein Kind; dann wollen wir weinen, wenn du deine Zeit erſt unter deinen glücklichen Klairant, und unter deinen gefeſſelten, zum Tode beſtimmten, alten Vater theilſt!

Jetzt trat meine Mutter herein. Klara bleibt mit mir hier, ſagte mein Vater mit einer erkünſtelten Ruhe. Sey unbeſorgt; reiſe, ich und Klara kommen bald nach. Meine Mutter ſtutzte. Sie wollte etwas ſagen, konnte aber vor Weinen nicht. Ich ſank zu meiner guten Mutter Füßen, umarmte ihre Knie. Sie drückte mich an ihr Herz, gab mir die zärtlichſten Nahmen. Mein Vater umarmte uns Beide. Ach, rief er mit einer gepreßten Stimme: meine Klara iſt ſehr grauſam, und dennoch lieb ich ſie! Dennoch lieb ich ſie! ſetzte er laut, laut mit einer klagenden Stimme hinzu.

Ich gehe mit Ihnen in den Tod! rief ich außer mir. Meine Mutter warf mir eine Saloppe um. Mein Vater drückte mich voll Entzücken an ſein Herz. Jetzt meine Tochter, ſagte er: biſt du mir nichts mehr ſchuldig; du haſt deinem Vater das Leben gerettet. Er führte mich die Treppe hinunter. Ich ſchwankte in den Wagen. Klairant! ſeufzte ich leiſe. Mein Herz brach. Ich ſank an meines Vaters Buſen, und der Wagen rollte dahin.

— — — — —

Das lies noch einmal, und dann fälle dein Urtheil über deine Klara. Ach, du laſeſt mir einmal eine Stelle aus einem Schriftſteller vor. Wir verſtanden ſie Beide nicht, und darum drückte ſie ſich ſo feſt in mein Gedächtniß: „Es giebt ein Zuſammentreffen von Umſtänden, wo es eine Tugend iſt, ſchwach zu ſeyn!" Ach, Klairant, ich hätte ſollen ſtandhafter ſeyn; aber je mehr ich leſe, was ich ſchrieb, um deſto mehr ſehe ich die Wahrheit des Satzes ein. Ich verſprach, Klairant; aber ſey du mein Richter, gewiß der ungerechteſte, den ich wählen konnte, und du wirſt ſagen: Klarens Schwäche war Tugend. Ach, ich bereue ſie nicht dieſe Schwäche, ich beweine ſie nur. Nein, Klairant, ich bin unſchuldig! das ſagt meine Vernunft, mein Herz, meine Liebe; wie ſie mir ſagen, daß ich unglücklich bin.

— — — —

Je mehr ich das überdenke, Klairant, deſto mehr zittre ich. Ach, Klairant, da hab ich eine Stunde, eine Stunde voll Jammer allein, allein zugebracht. Ach, Klairant, Klairant, wie nachdenkend hat das Unglück deine heitre Klara gemacht! Ach, von Gedanken zu Gedanken führte mich mein Gram. Ich erſchrak vor den Folgen, ich erſchrak vor einer Stelle deines Briefes. Meine grauſame Einbildungskraft ſpann den Gedanken mit einer Hitze aus, als ob er das größte Glück für mich wäre. Ich zittre, ihn dir zu ſagen. Ach, Klairant, wie ſeltſam ſind unſre Schickſale! welche Kleinigkeiten führten uns zuſammen! welche Kleinigkeiten verknüpften unſre Herzen ſo unzerreißbar feſt! Ach, kann es nicht Schickſale geben, die uns hindern, je den Wunſch zu erreichen, mit einander zu leben? Ach, Klairant, ja, es giebt ein Zuſammentreffen von Umſtänden, die es verhindern können, daß du je mein wirſt. Das dacht ich, das ſpann meine Phantaſie hervor. Und nun die ſchreckliche Stelle deines Briefes, daß ich die Mörderin, ſelbſt deiner Tugenden, ſeyn würde! Klairant, doch nur, wenn ich dich betröge? doch nur, wenn ich meine Schwüre bräche? Ach, Klairant; dann bin ich nie deine Mörderin. Treu werd ich dir ſeyn, Klairant, treu von jetzt an, bis in alle Ewigkeit. Treu werd ich dir ſeyn; denn das iſt eine Handlung meiner Seele. Darüber bin ich Herr. Nein, Klairant, du ſollſt nie an der Ewigkeit zweifeln, und wenn du mich nie wieder ſiehſt, Klairant, ſo ſollſt du deſto fröhlicher der Ewigkeit entgegen ſehen; denn dort, dort wirſt du ein Herz finden, ein Herz voll reiner Liebe, das Herz deiner Klara.

— — — —

Wie heiter haben mich die letzten Gedanken gemacht! Ich habe dir noch ſo viel zu erzählen; aber nun kein Wort mehr! Adieu, Klairant.

— — — —

Pleſſis hat mir ſo eben deinen zweiten Brief gebracht. Du biſt ein Thor, lieber Klairant. Sieh, du verdrehſt mir meine Worte, das haſt du von jeher gethan. Ich habe gelacht, ja! ich bin auf Bällen, auf Konzerten geweſen, ja! Klairant, man muß nicht zanken, weil man üble Laune hat. Will ich deine Briefe ſo auffangen, wie du meine, ich wollte eben ſo gut Gift darin finden: ich könnte ſagen — doch ich will dich nicht beſchämen. Sieh, ich habe deinen Brief in der Hand, leſe ihn durch, halte mich an ſeinen Sinn, an ſeine Empfindung. Was kümmern mich die Worte? Sieh, da ſeh ich dich auf meinem Zimmer ſitzen, mein Hündchen neben dir auf dem Sofa. Mir traten die Thränen bei dem Bilde in die Augen; denn ich ſehe dich da mit einem kummervollen Geſichte, mit einem ſtillen Blicke voll Thränen da ſitzen; du ſtreichelſt von Zeit zu Zeit das kleine, treue Thierchen, lächelſt wohl, erinnerſt ihn an deine Klara; das alles ſehe ich, und mir kommen die Thränen in die Augen. Was kümmern mich deine Worte, die du ſchreibſt: „Da ſitze ich ſo zufrieden als ob die Welt mein wäre." Ich kenne das Zufriedenſeyn ſehr wohl. Zuweilen ſitze ich auch ſo da, in einem Konzerte; die Muſik nimmt mich auf ihre ſanften Flügel und trägt mich nach

Pillon. Denn ſitz ich da, ohne Seele mit lächelnden Lippen. Eine Franzöſin aus Paris ſagte mir neulich in einer ſolchen Stunde: Wollte Gott, ich könnte nur halb ſo glücklich ſeyn als Sie. Pillon war verſchwunden, ich antwortete mit einem kummervollen Blicke: Ach, Kind, das wünſchen Sie ja nicht!

Aber ſo macht Ihr Männer es. Von Jugend auf ſeyd Ihr gewohnt Worte zu unterſuchen; das hängt euch an. Da klebt Ihr an den Worten, und der Sinn entgeht euch, wenn man nicht gerade das Wort braucht, das Ihr gewählt haben würdet. Wir Weiber, auch das einfältigſte, verfehlt ſelten bei Geſprächen, die das Herz betreffen, den Sinn des Redenden. Wir urtheilen aus dem Ganzen, Ihr aus Worten. Ich lachte. Wer heißt dich glauben, daß ich mich daher geſtellt, und aus voller Kehle gelacht habe? Ich lächelte alſo mit einer hellen Bitterkeit, daß du es nicht warſt, und daß ich mich geirret hatte. O Klairant, wenn ich ſchreibe, ſo ſchreibe ich gern ſchnell; meine Feder geht ohnehin langſamer als mein Herz. Drehe mir die Worte nicht mehr um. Soll ich mich lange beſinnen, ſo kann ich nicht weinen, und ich weine gern, wenn ich an dich ſchreibe. Laß das gut ſeyn!

Was mich an dich erinnern ſoll? Ueberlaß du nur ganz ruhig meinem Herzen die Sorge! Ach, mein lieber Freund, wenn mich auch kein Zimmer, kein Bett, kein Kleidungsſtück, kein Bosket, keine Laube an dich erinnert, ſo erinnert mich deine Güte, deine Edelmuth an dich, mein Klairant. Deine Reiſe nach Strasburg, um mich vom Kloſter zu retten, deine treue Liebe, die dich ſo blaß gemacht hatte, deine edle Aufopferung der Gewalt, welche dir die Bauern gaben, du, du, mein guter Klairant, mein edler, treuer, menſchlicher Klairant, erinnerſt mich an dich; du biſt der Schutzgeiſt meiner Treue und meiner Liebe. Meine Liebe iſt nicht hülflos, ſo lange Klairant Klairant iſt, und ſo lange ich die Tugend liebe, und den Edelmuth achte. Mein Bruder liebt dich, und mein Vater wird mit ſeinen Vorurtheilen mich nie verführen; und was du hinten im Briefe von dem Partheigeiſt des Standes ſagteſt, mag auf Männer paſſen, aber ſicher auf kein Weib auf der

Welt, die ſich noch ſo vieler Liebenswürdigkeit bewußt iſt Ein Herz zu rühren.

Mein Vater ſchlug neulich die Saite an, die du fürchteſt. Er ſprach, ohne auf mich zu zielen, wie im Vorbeigehen, von den Freuden des Hofes, von dem Werth des Ranges. Ich ſaß da und hörte zu. Anfangs merkt ich nicht einmal, daß es mir geſagt ſeyn ſollte. Ich ſah es an dem Lächeln meines Bruders, daß es auf mich ging. Dann trat mein Vater mir näher, redete lauter. Er ſprach von dem Elende der Landleute, die nicht in dem Stande geboren ſind; rechnete die Bedürfniſſe her, die ſie aufgeben, die Erniedrigungen, die ſie ertragen müßten. Nun ſah er mich an, und nahm meine Hand: Meinſt du nicht, Klara, daß ich Recht habe?

Ich ſchwieg, ich nahm meine Harfe, und ſang meinem Vater das ſchöne Liedchen *)

---

*) Heureux qui, dans son champ, demeurant à l'écart,
Sans crainte, sans désirs, sans éclat, sans envie,
Dans l'uniformité passa toute sa vie,
Et que le même toit vit enfant et vieillard!

Den erſten Vers hat Klara nur abgeſchrieben. Ich wollte ihn nicht überſetzen; denn wenn ich mich nicht irre, ſo iſt eine reizende von dem Chevalier Boufflers. Es traf, mein Vater ſchwieg; ja er ſchien gerührt, und ſeitdem hab ich nichts mehr über dieſen Punkt reden hören, Klairant, und ich hoffe, ich werde auch von dir nie wieder darüber etwas hören. Vorwürfe, ich weiß es, ſie ſind gleichſam die Nahrung der Liebe. Ach, welche ſchöne, welche entzückende Stunden waren es, da wir uns zankten, um nichts zankten! Ach, oft, lieber Klairant, ſuchte ich vorſätzlich die Gelegenheit auf, Vorwürfe von dir zu hören. Ich ſah dich nicht an, wenn du in den weiten Kreiſen um mich und meine Mutter auf unſern Spatziergängen, her gingeſt; ich ſetzte mich, wenn ich dich hinter dem Gebüſche ſtehen ſah. Du hofteſt, und hofteſt. O ich ſah das wohl, und dann ging ich lachend und ſcherzend zurück, ohne meinen Weg an deinem Verſteck vorüber genommen zu haben. Hinterher ſchlug mir das Herz. Ich zankte mit mir ſelbſt, daß ich es hatte thun können. Ich fürchtete dich, und doch wünſchte ich, daß du mit mir maulen möchteſt. Ich würde mit dir ge-

---

* Ueberſetzung dieſes Liedes in den Gedichten von Göz.

zankt haben, wenn du freundlich geweſen wärſt. Denn wie ſüß waren die Augenblicke unſrer Verſöhnung! ach alles, alles wird, unter den Händen der Liebe zu einer Wohlthat. Aber Klairant, ſo ſüß die Eiferſüchtelei, und die Zankſucht der Liebe iſt, ſo — o ich bitte dich, mache mir keine Vorwürfe mehr, die mich erniedrigen, die mich verächtlich machen; ich bitte dich deiner ſelbſt wegen darum. Denke an jene Regel: *) Eiferſucht ſchmeichelt, aber entſteht ſie aus Egoismus und Mißtrauen, ſo macht ſie den andern verächtlich; und welches Herz erträgt Verachtung ohne zu verzweifeln?

Nein, Klairant, ich ſagte es nicht in dem Rauſche der Liebe; dein Herz macht dieſe Hütte für mich zu einer Welt. Nein, mein theurer Freund, ich fühlte, was ich ſagte, ich ſagte die Wahrheit; denn es iſt noch nicht eine Stunde in meinem Leben geweſen, da ich das nicht eben ſo warm geſagt hätte. Nein, ich ſehe hier keinen einſamen Platz, kein Thal, von Bergen

---

*) La jalousie flatte; mais quand elle naît de l'égoisme et de la défiance, elle désespère et humilie tout à la fois. Ich verſtehe die Worte nicht; den Sinn, glaube ich, ausgedrückt zu haben.

oder von einem Wäldchen eingeſchloſſen, ohne daß nicht ſogleich der Wunſch bei mir ſehr lebendig würde: o ſtände doch hier eine Hütte für mich und Klairant! Sieh, dann meß ich mit meinen Augen ein Plätzchen ab, zu meinem Garten, zu meinem Felde, das uns nährte; ach, und meine Blicke meſſen ſo beſcheiden. Die Hütte, die ich mir denke, iſt gar kein Pallaſt, nein, eine Hütte, mit Weinlaub bekleidet, ein Zimmerchen, und ein Kämmerchen darin, eine Laube vor der Thüre unter zwei Linden. Das iſt alles, was ich wünſche, und ich bin fertig. Unwillkürlich ſagen dann meine Lippen:

Er liebe mich; die ganze Welt iſt mein!*)

und ich habe weiter keinen Wunſch hinzu zu ſetzen. Wie wir von Trier nach Koblenz fuhren, da kamen wir durch ein Thal, es heißt das Martinsthal. Wir ſtiegen oben aus, der Weg geht ein wenig ſteil hinab. Ach, Klairant, welch ein Anblick! welch ein Thal! Ein Abbé, der mit uns ging, erklärte meinem Vater die Entſtehung dieſes Schlundes, ſo nannte er dieſe himmliſche Gegend. Sie ſtanden oft ſtill,

---

*) Tous les biens sont à nous: l'amour nous reste encore!

Ich ging langſam hinab. Sieh, Klairant, du gehſt auf einer ſehr ſchönen, ebenen Chauſſee, zwiſchen Wald und Gebüſch, immer hinab, immer tiefer. Das nimmt kein Ende. Es iſt als ſtiegeſt du in den Abgrund der Erde. Immer höher werden neben dir die Berge, immer dicker der Wald. Mit jedem Schritte, den du thuſt, wird es dunkler. Endlich kommſt du unten in das Thal hinein. Kein Sonnenſtrahl dringt mehr hindurch, eine ſüße Dämmerung umfängt dich, eine heilige Stille, die nur durch das Plätſchern eines Baches, der queer durch das Thal fließt, unterbrochen wird. Der Bach iſt ſo rein, ſo hell, daß du jeden Kieſel auf ſeinem Grunde ſiehſt. Dorther kommt er an dem Berge weg, von leichtem Gebüſch, von grünen, dünnen Stauden umgeben, die das leiſeſte Lüftchen in Bewegung ſetzt. Du kannſt ſeinem Laufe weit nachſehen, denn er fließt langſam im Thale unter einem Gewölbe von Bäumen gerade fort. Wir hatten den Tag eine unerträgliche Hitze, und hier unten war eine ſo ſchöne Kühle, daß einem wohl wurde. Ich ſetzte mich hier auf einen Stein, warf meine Augen hierher und dorthin. Ich trat an den

Rand der Brücke, die über den Bach geht. Ach, rief ich, könnte ich hier mit Klairant wohnen! ach, ſtände dort unter jenem Abhange des Berges; dort im Gebüſch, an dem Bache, die kleinſte Hütte, wo ich mit ihm leben und ſterben könnte! wie gern wollt ich der Welt Lebewohl ſagen! wie gern dahin verſchwinden, wo kein menſchliches Auge uns ſuchen würde! Ich kletterte einen kaum ſichtbaren Fußpfad an der Seite der Brücke hinunter, durch das Gebüſch. Dann ging ich an der Seite des Baches hinab. Hier ſetzte ich mich auf den Raſen am Ufer. Der Bach benetzte die Spitze meiner Schuhe. Ich lehnte mich an eine junge Buche. Rings umher war die Gegend verſchloſſen, ſelbſt die Chauſſee verſchwunden. Ich ſaß da ganz allein. O Klairant, nie, nie iſt mein Wunſch heftiger geweſen, dich bei mir zu haben, als jetzt in dieſem Augenblicke. Ich ſtreckte meine Arme mit Heftigkeit nach dir aus, rief deinen Nahmen, vergoß Thränen. O, ſagte ich, wenn du je hierher kommſt, Klairant, ſo vergiß nicht dieſe Stelle zu ſehen, wo Klara ſaß, und nach dir ſeufzte!

Jetzt hörte ich meine Mutter mit Aengſtlichkeit Klaren rufen. Ich antwortete. Meine Thränen wollt' ich nicht ſehen laſſen, und ſo wuſch ich mein Geſicht in dem hellen Bache. Ich nahm ein zärtliches Lebewohl von ihm, und kletterte wieder die Chauſſee hinauf, wo meine Eltern mich ſchon eine kleine Zeit mit Aengſtlichkeit geſucht hatten. Wir ſtiegen ein, und nun fuhren wir wieder eben ſo ungeheure Berge auf Schneckengängen hinauf, als wir herabgefahren waren. Ach Klairant, eine ſchönere Gegend kann es in der ganzen Welt nicht geben, als dieſes Martinsthal: ſo reizend, ſo einſam, ſo verſchloſſen durch Berge die ganze Gegend hier auch iſt.

— — — —

Mein Brief wird ein Buch, und dennoch muß ich fortfahren. Ach, Freund, deine Unruhe über den Zuſtand unſers Vaterlandes kommt der unſrigen nicht gleich. Du lebſt dort auf dem Lande, du erfährſt den tauſendſten Theil der Begebenheiten nicht, welche hier unſere Bekümmerniſſe ausmachen. Du kennſt das Elend nicht, wir kennen es. Die jetzige Regierung verbreitet durch ihre Dekrete überall Unordnung, Geſetzloſigkeit und Verbrechen, um ihre Abſicht auszuführen, unſern guten Monarchen zu ſtürzen. Ach, Klairant, du warſt irre geführt. Du ſahſt in der Veränderung das Glück unſers Vaterlandes, du taumelteſt vor Entzücken, du jauchzteſt bei jedem neuen Dekrete. Ich jauchzte mit dir, ob ich wohl manchmal ein wenig eiferſüchtig war über mein Vaterland. Aber, Klairant, wir kannten den Zuſtand nicht. Sei einmal hier, hier; höre hier deine Landsleute reden, von dem Elende, das in Paris herrſcht, von dem Drucke, unter welchem jetzt der Monarch, der Adel und die Nation ſchmachten, ach, du würdeſt anders reden.

Man weiß hier mit jeder Stunde, wie's zwei Tage vorher in Paris zugeht. Jede Stunde kommen Kuriere, mit jeder Stunde langen hier Familien, die ſich von Paris flüchteten, an. Ach, mir zittert das Herz vor ihren Erzählungen von den Pariſer Greueln. Ich will die Rechte des Adels nicht verfechten: denn ich gehöre ihm nicht mehr an, ich gehöre nur meinem Klairant; allein man ſollte ihnen wenigſtens die Rechte des Menſchen zugeſtehen. Man plündert ihre Schlöſſer, man beraubt ſie ihres Vermögens, man mordet ſie mitten unter ihren Familien. Noch geſtern erzählte mir die Tochter des Grafen Beaujaulais d'Oiſe. Mir ſchauerte. Sie ſitzen Mittags ruhig am Tiſche, und eſſen. Auf einmal iſt ihr Schloß von wüthenden Bauern umringt. Man dringt über den Graben. Die Zugbrücke war aufgezogen. Ein Haufen Bauern ſtürzt in den Saal, wo die unglückliche Familie ißt. Des Grafen Kinder drängen ſich um den Vater her. Sie fallen vor den Unmenſchen ohne Herzen auf die Knie. Nichts hilft. Man ergreift den Grafen, man wirft ihn zu Boden, und — o Klairant, ich wäre geſtorben — und haut ihm mit großen Säbeln den Kopf ab, ſo daß ſein Blut über ſeine Kinder herſpritzt. Nun reißt man ſeiner Familie die Kleider vom Leibe, treibt ſie hinaus, plündert das Schloß, und zündet es dann an. In die Flammen werfen die Unmenſchen den Leichnam des Ermordeten.

Sieh, das erzählte mir die Tochter des Grafen; wir gingen im Garten auf und nieder, ich vertheidigte die Landleute. Ach, Klairant, mir thut immer das Herz weh, wenn man ſie mit den allerſchimpflichſten Nahmen belegt, wenn man ihnen alle Menſchlichkeit, alles Gefühl abſpricht. Dann fällſt du mir immer ein, und ich kann nicht ſchweigen. Das erzählte mir das Mädchen. Was konnt ich nun ſagen? mir ſchauderte, und ich ſchwieg. Eine ſolche Grauſamkeit berechtigt doch wohl zur Rache? Was es ſei, ich weiß nicht, was mir ſo unangenehm war, als der Bruder des Mädchens ſagte: Sei ruhig, Schweſter! kommen wir einſt zurück, ſo will ich jeden Blutstropfen meines Vaters an den Unmenſchen rächen. Nichts ſoll mich rühren; ich werde nicht barmherzig ſeyn. Langſam will ich unſers Vaters Mörder hinrichten, und erſt vor ihren Augen ihre Weiber und Kinder ermorden. Klairant, ich konnte das nicht mehr anhören, ich lief davon. So viel Mitleiden ich auch gegen die Beaujaulais hatte: denn ich gab mir Mühe, ſehr freundlich gegen ſie zu ſeyn, ſo viel es mir auch bei dem Stolze des Mädchens koſtete; ſo ſcheuete ich mich doch von dem Augenblick an vor ihrer Geſellſchaft. Wenn ich den jungen Grafen anſah, ſo kam es mir immer vor, als ob er eben anfangen wollte, die

„Kinder umzubringen. Es war wohl nur eine Großſprecherei von ihm; aber man ſollte doch auf die Weiſe nicht prahlen.

Der Zirkel, in dem wir leben, iſt nicht groß. Ein Parlamentsrath aus Toulouſe mit ſeiner Familie iſt unſere liebſte Bekanntſchaft. Wir gehen, um uns nicht abzuſondern, und um uns nicht Feindſchaft zuzuziehen, in alle öffentlichen Geſellſchaften, deren hier viele ſind; und doch leben wir ſehr einſam. Man iſt hier gar nicht einig. Neulich ſagte mein Vater: „wenn jede Parthei hier eine eigene Kokarde tragen ſollte, ſo würden die Farben nicht hinreichen, die Partheien zu unterſcheiden. Viele wollen die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt haben. Das iſt unmöglich, meint mein Vater. Viele wollen Aenderungen, Einige dieſe, Andere jene. Und alle dieſe Partheien haſſen ſich unter einander noch heftiger, als ſie alle die herrſchende Parthei in Frankreich haſſen. Und dann, ſagt mein Vater, iſt da noch die Parthei der jungen Stuzzer, die mit ihren Prahlereien, mit ihren Ausſchweifungen, mit ihrem Stolze, mit ihren Narrheiten den ganzen Franzöſiſchen Adel in Deutſchland verächtlich und zugleich verhaßt machen. Und das mag leider wahr ſeyn. Neulich waren wir im Garten. Unſer Wirth, ein Goldſchmid, war auch da. Mein Vater ſagte lächelnd: Nicht wahr, Sie ſehen es gern, daß wir ausgewandert ſind? Sie verdienen Geld hier in Koblenz! Wir verdienen Geld hier in Koblenz, wir verdienen Geld, Herr Vikomte, antwortete er, und unſere Mädchen werden verführt. Mein Vater zuckte die Achſeln.

Du glaubſt nicht, wie unverſchämt die jungen Herren aus Paris ſind. Schon ſeit vierzehn Tagen umflattert mich ein Geck, der alle meine Geduld ermüdet. Er ſah mich, und flog auf mich zu. Nach ein Paar Worten über meine Schönheit, über mein petit air presque ingénu *), über mein petit minois fin, über mein reizendes, boshaftes Lächeln, über meine ſchönen Zähne und friſche Farbe, erklärte er mir, daß er es für ein Glück ohne Maaß hielte, d'arranger entre nous une petite affaire de coeur. Wahrhaftig, Klairant, ich war außer

---

*) Ich habe nichts unüberſetzbarer gefunden als dieſe Stelle in Klarens Briefe. Eine andere Unterredung dieſer Art hab' ich ganz übergangen; allein das iſt auch das einzige, was ich weggelaſſen habe.

mir. Ich ſpottete, ich ward ernſthaft, ſagte ihm ſogar Grobheiten. Nichts half. Er kam wieder, er kam alle Tage. Ich war gezwungen ihn anzuhören. Er nannte mich ſeine kleine Empfindſame, und verſicherte mir hundertmal, daß mein Herz à sentiment ſehr brennbaren Stoff enthielte. Er warnte mich, ich ſollte auf meiner Hut ſeyn vor dem étalage ſeines Feuers. Er würde den glücklichen Augenblick, mich zu rühren, nicht ſuchen; er würde ihn brüskiren. Und darin beſteht meine Stärke! ſetzte er hinzu, und legte die Hand mit einer ſelbſtgefälligen Miene auf ſein Herz. Ich erzählte das nachher einem Mädchen, das man hier für ſehr geſcheid hält. Und Sie nehmen den Scherz übel, mein Kind? ſagte ſie. Scherz? fragte ich ein wenig empfindlich. — „Nun, mein Gott, oder Ernſt. Deſto ſchlimmer, wenn Sie es übel nehmen. Es iſt ein ſehr liebenswürdiger Menſch mit ſeiner Eigenliebe. Und ich wüßte nicht, mit wem Sie eine petite affaire mit mehr Unterhaltung und agrement arrangiren könnten, als gerade mit ihm?"

Ich glühete vor Verdruß. Ein Mann von Ehre, fuhr ſie fort: unterhaltend, voll guter

Einfälle, flüchtig wie ein Schmetterling. Es würde Ihnen Ehre genug ſeyn, wenn Sie ihn einen Monat feſſelten. Es iſt wahr, er würde Ihnen nicht treu*), aber doch nicht treulos, und am allerwenigſten Ihr Verräther ſeyn.

„Das war zu arg. Ich brach los, und ich wurde verlacht. Seitdem heiße ich unter den Damen Gabrielle, und mein Anbeter verfolgt mich noch immer mit ſeiner Galanterie, und verſichert mir, daß zehn Liebeshändel, die er in Koblenz ſchon geführt hat, ihm nicht ſo viele Mühe gemacht haben, als dieſer einzige mit ſeiner kleinen Gabrielle. Das iſt Ton hier, und darum nennt man hier Koblenz klein Paris. Ach, Klairant, Klairant, wenn ich hier einen halben Tag in dieſen Geſellſchaften habe zubringen müſſen, wie innig ſehn' ich mich dann weg von dieſen nichtsſagenden Schäkereien, von dieſen Liebeserklärungen, die mit Lachen gemacht und mit Lachen aufgenommen werden, zu dir hin! wie ſehn' ich mich nach deinem Auge voll ſtiller, und doch ſo gewaltſam hervorbrechender Leidenſchaft! nach deinen freundlichen, vertraulichen Blicken! nach deinem beſcheidenen, und beredten Stillſchweigen! nach deinen Seufzern und Worten, in denen dein Herz ſprach! Und wenn ich dich noch nicht liebte, Klairant, ich würde dich jetzt lieben; ich würde die Natur, unſere Wäldchen, unſere Lauben, unſere heimlichen Plätze aufſuchen, um dein Herz, und deine Liebe zu finden. Ach, ich kann mich jetzt oft mit einer heißen Andacht zu dir zurück wünſchen.

---

*) Inconstant, mais pas perfide, et jamais traitre!

Noch neulich am Abend, eben war ich im Auskleiden begriffen, überfiel mich dieſe Sehnſucht. Ach, Klairant, ich habe Niemanden, dem ich klagen kann, was ich fühle, was mir fehlt. Ich bin gezwungen mit mir ſelbſt zu reden, mir es ſelbſt zu klagen. Ich faltete meine Hände, ſagte laut die ſchönen Verſe, die ich alle Tage hundertmal herſage: „O Ihr elenden Sklaven des Hofes und der Städte, die Ihr Eure Herzen verächtlichen Mädchen ſchenkt, Ihr glaubt die Liebe zu kennen? Nein, Ihr kennt ſie nicht! Die wahre Liebe flieht die Palläſte, wo eine Elende Euch ihre Liebkoſungen verkauft. Die Liebe, das ſchönſte Kind der Natur, kennt Euch nicht. Ihr Wohnplatz iſt der ſchattige Wald, ihr Heiligthum ein heimliches Laubdach, in einem verborgenen Thale voll Frieden und Ruhe."

(Vous, eſclaves flétris et de cours et de villes,
Qui prodiguez votre ame à des maîtreſses viles,
Vous croyez être amans? non, vous ne l'êtes pas.
Des palais, où Phryné vous vendit ses appas,
Le véritable amour et s'indigne et s'exile;
Enſant de la nature, il en cherche l'asyle.
L'amour aime des bois les dédales épais,
S'enſonce dans leur ombre, et s'y nourrit en paix.)

Ich ſagte die Verſe mit einer Wehmuth, mit einer ſo heftigen Leidenſchaft, daß mir das Auge naß wurde. Mein Mädchen ſtand hinter mir, ohne daß ich es wußte. O, mein gnädiges Fräulein, rief ſie voll Mitleiden: was iſt Ihnen? Sie können ja ſo glücklich ſeyn, und ſind ſo unglücklich! — Ich unglücklich? fragte ich: wie ſo? Nun erzählte ſie mir worauf ich ſelbſt noch nicht geachtet habe, daß ich halbe Nächte da ſitze, weine und ſeufze. Sie ſagte mir, daß ſie es nicht wagte ſich eher niederzulegen, als bis ich ſchlafen ginge. Das arme Kind! Sie hat manche Nacht bis an den Morgen an meiner Thüre gehorcht, ob ſie noch Seufzer hörte. Ich habe es mir nun angelobt, mich ſogleich, wenn ich deine Briefe geleſen habe, und die leſe ich alle Abende, niederzulegen, um meiner armen Luzie den Schlaf nicht zu verderben. Ja wer ſchlafen könnte, Klairant! Meinſt du nicht auch? Gute Nacht!

Klara an Klairant.

Ich bin von ganzem Herzen traurig, mein Klairant, von ganzem Herzen traurig. Unſer guter König hat ſich retten wollen, und iſt zu Varennes angehalten und wieder nach Paris gebracht worden. Kannſt du noch ſagen, die Nationalverſammlung ſey nicht grauſam? Anfangs hieß es, er wäre glücklich entkommen. Ich habe herzlich gebetet, daß er entkommen möchte; denn mein Vater ſagt, daß nur das allein einen bürgerlichen Krieg verhindern kann. Alles war hier ſo voller

Freuden. Man illuminirte, man jauchzte, man ſchrie, man umarmte ſich. O es war ein ſehr rührender Anblick! Jeder ſchien ſein eigenes Leiden vergeſſen zu haben, und nur an die glückliche Rettung unſers guten Monarchen zu denken. Man hatte ſogar den Partheihaß vergeſſen; man umarmte ſich vielleicht zum erſtenmal hier von Herzen. Dann kam die Nachricht, es ſey mißglückt. Man wollte lange die erſehnte Hoffnung nicht aufgeben: Jeder zweifelte, und es that einem weh, wenn man die traurigen Geſichter ſah, die mit Schmerz fragten: iſt es denn gewiß wahr? Und das nicht allein, das iſt es nicht allein, was mich kümmert. Du Klairant, du!

Ach, ich bin ſo betrübt, daß ich nicht einmal hoffen mag, und wenn ich auch Hoffnungen hätte. Ich ſitze da und ſehe auf eine Stelle, daß ich dir, daß ich dem guten Könige nicht helfen kann. O Klairant, ſchreib doch, ſchreib, melde mir alles. Zähle mir alle deine Seufzer vor, verſchweig mir keine Thräne, die du vergießt. Klagen lindert den Schmerz, das fühle ich Arme, die ich keinen habe, dem ich klagen kann.

Die Roſiere hat mir einen Zettel geſchrieben. Ach, guter Klairant, iſt es denn wahr, was ſie ſchreibt? Sie meldet mir, daß ſie dich nicht ohne Mitleiden anſehen kann, ſo bleich, ſo kummervoll hat dich der Gram um mich gemacht. Du ſchleichſt umher wie ein Geſpenſt, ſprichſt nichts, ſeufzeſt bloß, und ſitzeſt den ganzen Tag, wenn du nicht bei deinem kranken Oheim biſt, in meiner Laube und denkſt an mich. Ach, Klairant, es war mir ſo ſüß, wenn ich dachte, er weint um dich, er ſeufzt nach dir. Aber jetzt iſt es mir nicht mehr ſüß. Nein, Klairant, erheitre dich! Reden thut wohl. Wenn man eine Zeitlang geſprochen hat, ſo erleichtert ſich doch das Herz ein wenig. Es iſt einem dann, als ob der Kummer in der Ferne ſtände, und einen nur von Zeit zu Zeit berührte. O lieber Klairant, thu mir es zu gefallen, und zerſtreue dich. Sieh, die Roſiere ſchreibt mir von Nationalfeſten, die gefeiert werden. O Klairant, da geh hin, dort tanze, vergiß mich: ich will ja gern zufrieden ſeyn, wenn du den Tag über nur eine Stunde um mich traurig biſt. Am Abend wein ich um dich. Den Tag über muß ich bald hierhin, bald dorthin. Am Abend, ſetz ich mich recht ordentlich zurecht, um an dich zu denken; und ſieh, dann ſchläft man darüber ein. Ich bitte dich, Klairant, ſchone deiner Geſundheit. Ich müßte hier vor Angſt umkommen, wenn ich hörte, daß du krank wäreſt. . . . .

Ach jetzt erſt begreif ich, und mir ſchlägt das Herz laut vor Angſt dabei, jetzt begreif ich, was du meinſt, mit der Verzweiflung, in die ich dich ſtürzen würde, wenn ich nicht zurückkäme. Klairant, du weißt, ich kann nichts weniger auf der Welt leiden als Verzweiflung. Ich bitte dich, ſchreib ja nicht ein Wort davon in deinem nächſten Briefe. Es ängſtigt mich ſehr. Ich ſende dir mein Portrait, lieber Klairant. Anfangs wollt ich nicht daran. Du weißt, daß ich nicht lange ſitzen mag, und noch weniger kann ich es leiden, daß ein Mann mich ſo ſtarr anſieht, wie die Maler thun. Endlich hab ich es doch richtig ausgehalten, weil mir gleich einfiel, dir ein Bild von mir zu ſenden. Mein Vater ſagte, ich ſähe ſo traurig auf dem Bilde aus. Aber mein Gott, wie konnt ich anders ausſehen? Ich dachte an nichts als an dich. Man ſitzt da ſo ſtill, und ſitz ich nur einen Augenblick ſtill, ſo iſt mein zweiter Gedanke du. Sieh, nun bat ich den Maler, mir noch eine Kopie zu machen, für eine in Frankreich zurückgelaſſene Freundin. Und da hätte ich es bald wieder abbeſtellt; denn der Maler lächelte, wie ich das ſagte. Ich mochte vielleicht roth geworden ſeyn. Aber ich faßte Muth; ich that, als ſäh' ich ſein Lächeln nicht, und beſtellte ihm das Uebrige, die Kleidung und ſo weiter. Sieh, Klairant, läßt mir die Kleidung der Bäuerin nicht recht gut? Ach, Klairant, wann wird der Augenblick ſeyn, da ich ſo gekleidet in deine Arme ſinke!

Nein, mein guter Klairant, was bedarf es dazu Frankreich, um zu geſtehen, daß ich dich über alles liebe? Hier, hier kann ich eben ſo gut ſagen: Ich bin die Tochter des Vikomte du Pleſſis, und mein Geliebter iſt ein Bauer! und ich hab es geſagt, ohne vor dir zu erröthen. Mein wunderlicher Liebhaber findet endlich, da ich gegen alle ſeine Etourderieen hart wie ein Fels bin, daß eine glückliche Liebe ihm im Wege ſtehen muß. Er läuft die Nahmen aller meiner Bekannten durch, fällt bald auf dieſen bald auf jenen. Ich lächle dazu. Ach, ruft er: Er iſt noch in Frankreich. Geſtehn Sie nur. Ich ſage Ja! Und heißt? — „Klairant!“ — Klairant? ein verteufelter Nahme! Doch wohl kein Patriot? — „Mit Leib und Seele.“ — Alſo ehmals hieß er? — „Nie anders als Klairant.“ — Klairant? und iſt? — „Ein Bauer, der Sohn eines Pächters.“ — Sie ſcherzen. — „Mit Ihnen nie.“ — Ein Bauer, vielleicht ein Verrückter, der — „So helfe der Himmel Ihnen zu ſeiner Verrücktheit.“ — In Ernſt? — „In Ernſt.“ — Sie lieben ihn? — „Mit allen Kräften meiner Seele.“

Er ſchlug eine laute Lache auf, und mein Vater trat aus dem andern Zimmer zu uns. Worüber lachen Sie ſo, Chevalier? fragt er. Darf ichs ſagen? fragt der Geck. Warum nicht? ſag ich. Ihre Tochter erzählt mir, daß ſie einen Bauer, Nahmens Klairant, liebt. Mein Vater erröthete. Er warf einen Blick voll Vorwurf auf mich. „Meine Tochter, Chevalier, iſt eine Närrin.“ Ich küßte meinem Vater die Hand, und ſagte doch wohl etwas empfindlich: Der Chevalier bringt mich wenigſtens nicht zur Reue über meine Liebe. Ich wollte den Thoren los ſeyn. Er verſtand mich nicht, oder wollte mich nicht verſtehen.

Du wirſt das Gelächter der Welt werden, ſagte mein Vater nachher. „Dann hätt ich Ihr Schickſal, mein Vater. Leute wie der Chevalier, lachen über alle Tugenden, und machen den elenden Rang, den ſie haben, verächtlich. Ich habe Klairant nie mehr geliebt, als ſeit ich ihn hier mit den Leuten meines Standes vergleiche." Mein Vater ſchwieg, und war ſeitdem wieder eben ſo freundlich. Er vermeidet jedes Geſpräch über dich.

Und ich bin das wohl zufrieden; denn was kann man ohne mein Herz von dir ſagen? Nichts, gar nichts. Mein Bruder ſetzt ſich manchmal zu mir, und ſchwatzt von dir. So lieb er dich hat, ſo trifft er dennoch keinen Zug von dir. Es kommt mir gerade ſo vor, als ob ich wieder den Grundriß von Marly ſehe. Da iſt freilich nichts darauf vergeſſen. Da ſteht das Schloß, da ſind die Eſplanaden, da die Terraſſen, da die Gärten, da das reizende Abreuvoir, da die Boskets mit ihren Statuen, mit ihren Baſſins und Waſſerkünſten. Wir ſtanden vor dem Grundriſſe, hörten ihn erklären, und gähnten von ganzem Herzen. Ich war ſelbſt in Marly. Ich habe wenig von alle dem geſehen, was der Grundriß enthält, ich erinnere mich kaum mehr als des einen Boskets mit der Fontaine der Agrippine, und des Muſenſaals. Aber die eine Erinnerung an die Empfindung der heiteren Ruhe, des Friedens, die ich hatte, wie ich in das Bosket hinein trat, ſagt mir von Marly mehr, als die ſtundenlange Beſchreibung nach dem Grundriſſe. Da haſt du, Gott weiß, wie viel und welche gute Eigenſchaften. Ich höre das kalt an, und ich vergehe vor Schmerz und Verlangen, wenn ich mir vorſtelle, wie du da ſtehſt, und mit Thränen in deinen lieben Augen mich zurückwünſcheſt.

Mein Bruder meint Wunder, was er thut, wenn er eine Stunde lang dich gelobt hat; er fürchtet zuweilen, daß das Lob, welches er dir giebt, meine Sehnſucht nach dir zu ſehr ſchärfen werde. Ich lächle über ſeine Furcht. Und da leſ' ich das Ende deines letzten Briefs. O Klara, Klara, wirf deinen Rang zu den

Füßen deines Vaters, komm zurück. Eine Hütte erwartet dich, und Klairant, der dich liebt! Ich ſpringe auf, mein Buſen ſchlägt, ich breite meinen Arm aus dich zu umfangen; ich will fort, allein, bei Nacht, auf unbekannten Wegen fort. Die ganze Natur iſt mit dir im Bunde, die Sterne, denk ich, haben nichts zu thun, als mir den Weg nach der Hütte zu zeigen, wo du ſtehſt, und mich erwarteſt; ich glaube, es iſt kein anderer Weg als der zu dir.

O Klairant, ach, wie oft, wenn ich das Ende deines Briefes leſe, faſſe ich den Vorſatz, zu dir zu fliehen! Mir ſcheint es denn ſo leicht, der Weg ſo kurz, ich ſelbſt ſo ſtark; und was hält mich dann zurück? Nichts, weniger als nichts! Ich habe Muth genug, meinen Vater zu verlaſſen, meine Mutter zu betrüben; ich trotze dem Gedanken, daß ich meinen Eltern entlaufen bin; ich rechne es für nichts, den Spott, die Verachtung der Welt auf mich zu ziehen: und ich bin nicht dreiſt genug, mir eine Poſtchaiſe zu beſtellen. Der Gedanke, ich muß dem Poſtillon ſagen, dahin ſoll er mich fahren, hält mich zurück. Der

Gedanke: ein Reiſender begegnet mir, und ſieht mich ſtarr an, hält mich ab. Ich wäre längſt bei dir, könnte ich fliegen, oder müßte ich durch eine menſchenleere Wüſte mir die rauheſten Wege bahnen. Ich ſchelte auf mich ſelbſt, ich weiß, daß es Kleinigkeiten ſind, und kann ſie nicht überwinden.

Und dennoch wird meine Sehnſucht, dich zu ſehen, täglich ſtärker. Je länger ich hier lebe, deſto mehr mißfalle ich mir hier. Ach, wie kann das Herz, an das volle ſtolze Gefühl der Liebe gewöhnt, ſich mit Tönen begnügen? Mir fehlt hier alles. Die Menſchen verekeln mir auch den Schloßgarten, und die Spatziergänge. Man kann nicht eine kleine Minute irgendwo ſitzen, ſo wird man von Gelächter, von lautem, fröhlichem Geſchwätz, aufgejagt. Ich ſitze jetzt hinter unſerm Hauſe unter den blühenden Apfelbäumen, und traure um die Bäume zu Pillon, die ihre Blüthe auf dich herabſtreuen, ohne daß ich es ſehe und darüber jauchze.

Klairant an Klaren.

Klara, Klara, ich habe dein Bild, ich habe dich, Klara! Da liegt es neben dem Papiere, worauf ich an dich ſchreibe. Da liegt es und lächelt mich an, wenn ich ihm zulächle, und weint mit mir, wenn ich traure. Ich trage es bei mir, nicht einen Augenblick iſt es von mir entfernt. Ich hänge es neben mir auf einen Zweig, in unſrer Laube, ich rede mit ihm, es antwortet mir. Ich bin nicht mehr allein; ich habe dich, Klara, und bin glücklich. Ach Klara, welch ein Meiſterſtück hat der Maler gemacht! wie ähnlich, wie lebendig! Die braunen Haarlocken ſcheinen auf dem Buſen zu ſchweben; wie ſchön iſt die weiſſe, edle Stirn; von dem Strohhute beſchattet! O Klara, wie konnte der Maler dich anſehen und malen! Die feinen blaßrothen Lippen, die ſchönen Wangen, durch die das liebliche Roth, wie durch einen Schleier, durchſchimmert, das weiche, ſeidne, runde Kinn mit dem Grübchen; und dann Klara, die Worte hinten drauf, von deiner Hand geſchrieben: Klairants Geliebte! Ich betrachte eben ſo oft die beiden Worte als das Gemälde. Dieſes biſt du, jenes iſt dein Geiſt, dein Herz, deine Liebe! Wie ich den Umſchlag öffnete, worin es lag, dich erkannte, in der Kleidung die du um meinetwillen liebſt, die Worte las: Klairants Geliebte; o Klara, du weißt nicht, ich ſelbſt habe nicht gewußt, wie ſehr ich dich liebte!

Ich war neidiſch auf mich ſelbſt. Ich legte dein Bild weg, wenn ich es eine Zeitlang angeſehen hatte. Ich holte es wieder hervor. Es war mir immer neu, immer überraſchend. Ich war außer mir. Ich dachte, es müßte reden! Ich hoffte auf das Wunder, das den Pygmalion beglückte. Je länger ich es anſah, deſto lebendiger wurden alle ſeine Züge: die Lippen öffneten ſich, aus den Augen rollten Thränen die ſchönen Wangen hinab. O Klara, welche Augenblicke hab ich gehabt!

Und dann wieder iſt es ſo todt, ſo fühllos, ſo ſtarr. *) „Ach! du reizendes, zu reizendes

---

*) Portrait de mon amante, ah trop charmant peut-être!
Ah, je te parle envain; non, tu ne m'entends pas;
Non, Claire, tu ne peus connoitre
Ni mon amour, ni tes appas.
Tu as ses traits charmans, et tu n'es pas sensible?
Tes beaux yeux ne peuvent me voir?

Gemälde meiner Klara, vergebens rede ich dich an; nein, du hörſt meine Stimme nicht. Fühllos biſt du gegen meine Liebe, und gegen deine Reize. Iſt es möglich? du haſt Klarens reizende Züge, und dennoch biſt du ohne Gefühl? deine ſchönen Blicke ſehen mich nicht? Nein, eine unerbittliche Macht zernichtet alle meine Wünſche, und deine Schönheit wird meine Qual!"

— — —

Ich habe es weggelegt, Klara; ich mußte es weglegen, wenn ich dir ſchreiben wollte. Und dennoch, dennoch — Nein, Klara; ich kann nicht mehr ſchreiben, und wenn jeder Buchſtabe eine Quelle meines Glücks würde. Leb wohl.

Klairant an Klaren.

Ich leſe deine Briefe, Klara, ich leſe ſie wieder, und ich werde nie fertig damit. Mein Herz hatte dein Urtheil längſt geſprochen. Konnteſt du anders als unſchuldig ſeyn? Du

---

Un impitoyable pouvoir
Oppose à tous mes voeux un obstacle invincible;
Ta beauté fait mon désespoir.

biſt es, Klara! Auch der allerleiſeſte Zweifel, den die Einſamkeit und mein Gram um dich in meiner Seele erhebt, iſt beſiegt. Du biſt unſchuldig. Dein Vater hat deine Liebe überliſtet. Er betrog uns Beide. Denn, lies noch einmal, was du ſchriebſt, lies noch einmal die Begebenheit jener unglücklichen Nacht; und du wirſt leicht einſehen, daß dein Vater ſehr ungroßmüthig dein eigenes Herz brauchte, um dein Herz und unſere Liebe zu äffen. Es iſt dein Vater; ich will ſchweigen.

Es kann Schickſale geben, Klara, die uns, ſo lange wir leben, trennen; es iſt wahr, Klara! Aber ich fühle das eben ſo gewiß, daß das nicht lange ſeyn kann. Der Gram würde mein Leben verkürzen, ein Leben, das ohne dich eine drückende Laſt iſt, und am Grabe brechen ſich ja die Wellen des menſchlichen Elendes. Ueber das Grab hinaus reicht es nicht, und dann find ich ja das treue Herz meiner Klara. Es iſt ſehr traurig, meine Klara, wenn man den Keim ſeiner Hoffnungen erſt in ſein Grab pflanzt; doch dem Himmel ſey Dank, daß Eine Hoffnung wenigſtens mich durch das Leben begleitet, die Hoffnung deiner Treue. Und wiederſehen werden wir uns; gewiß, Klara, wiederſehen werde ich dich. Wohin deines Vaters ohnmächtiger Haß dich führen kann, dahin wird ja meine mächtige Liebe dringen können. Eine Tagereiſe, und ich bin bei dir, und ſollte es nur ſeyn, um meinen letzten Seufzer an deinen Lippen auszuhauchen, um dir zu ſagen, daß ich dir treu blieb.

Die Furcht iſt eben ſo eitel als die Hoffnung. Erhalte mir deine Liebe, und keine Drohung, kein Elend, kein Schickſal ſoll je die Hoffnung aus meiner Bruſt reiſſen, die Hoffnung, mit dir einſt glücklich zu ſeyn. Es kann ein Zuſammentreffen von Umſtänden geben. Gut! Es kann auch auf tauſendfache Weiſe anders ſeyn! Ach, wenn eine Liebe, wie unſere, wenn Herzen, wie unſere, nicht zu Hoffnungen berechtigen; ſo machte die Vorſehung die Hoffnung zum Vorrechte des Böſewichts, und ließe dem fühlenden Herzen nichts als das menſchliche Elend. Nein, Klara, ſo traurig ich auch jetzt bin, ſo zweifle ich dennoch nicht. Ich ſehe dich, ich ſehe dich bald, und wir werden glücklich ſeyn. Glücklich? und wären wir es nicht, nicht längſt, wenn wir den

Muth hätten, der menſchlichen Thorheit aus dem Wege zu treten. Was hat denn der Himmel unſerm Glücke in den Weg gelegt? Wodurch hat er gezeigt, daß er unſer Unglück will? Er führte uns zuſammen. Ein Engel, könnte ich ſagen, wachte ja über unſere Liebe, daß ſie die Zeit nicht verlöſchen konnte. Ein Engel führte uns in Metz wieder zuſammen, eben da das Band unſrer Herzen locker wurde. Der ganze Himmel lächelt auf unſere Liebe, und ſegnet ſie; und wir, wir, Klara, ſchreiben unſere Unthätigkeit auf die Rechnung des Himmels, nennen unſere Schwäche Schickſal, und die Thorheit anderer, die wir beſiegen können, ſobald wir wollen, Vorſehung.

Sieh, ich fliege nach Koblenz; was hindert mich? Klara geht eine Gaſſe hinunter, ſetzt ſich mit mir in den Wagen, geht nach Pillon mit mir, wird mein Weib, mein glückliches Weib, Mutter glücklicher Kinder. Eine Reiſe nach Koblenz, ein Gang von etwa hundert Schritten von Klarens Wohnung bis an die Chaiſe iſt die ganze Arbeit, welche unſer Glück koſtet; und wir ſchieben unſere Thränen auf den Himmel, und hadern mit der Vorſehung über unſern Gram. Was wollen wir mehr? was können wir mehr wünſchen? auf welches Zuſammentreffen von glücklichen Umſtänden ſollen wir hoffen? Meinſt du, dein Vater werde je ſeine Einwilligung geben? Nein, das glaubſt du ſelbſt nicht. Auf was gründeſt du deine Hoffnung? Da liegt die Nahrung, dein Leben zu erhalten! Strecke die Hand darnach aus. Nein! Noch ſoll der Himmel ein zweites Wunder thun, er ſoll die Nahrung lehren zu dir zu kommen. Nein, Klara, das Schickſal mag zuweilen dem Verbrechen Felſen in den Weg thürmen. Der Liebe iſt der Weg zum Glück gebahnt. Man darf nur den Muth haben den Weg zu machen, und er iſt ſchon gemacht. So ſitzt die junge Schwalbe auf dem Rande ihres Neſtes. Sie hebt die Flügel, ſie will fliegen; ſie ſcheut den Abgrund, der ihr nicht gefährlich iſt, ſie ſinkt ins träge, enge Gefängniß zurück. Sie ſchlägt beſorgte Blicke hinab in den Abgrund, ſie ſieht die Glücklichen in der freien Luft flattern und glücklich ſeyn. Sie hebt aufs neue die Flügel, die Mutter ſtößt ſie hinab; und nun erſtaunt ſie flatternd über ihre Macht, an der ſie verzweifelte, und zwitſchert entzückt über das Glück, daß die Natur, der Himmel ihr gab, und das ſie allein ſich verſagte.

Sieh, Klara, das iſt meine Hoffnung. Was dein Vater ſagen würde? Vielleicht, Klara, wäreſt du das Band, das ihn wieder mit ſeinem Vaterlande vereinigte. Deine Mutter? Kennt ſie nicht deine Liebe, und bewilligte ſie dieſelbe nicht ehedem. Dein Bruder? er liebt mich. Klara, ich will dich nicht überreden. Nein, Klara; hebt ſich in deiner ſchönen Seele ein Zweifel, ſo iſt er gerecht, ſo bleib, ſo laß uns fort klagen. Du wirſt nicht glücklich ſeyn, aber du wirſt ohne Vorwürfe bleiben; und ich weiß es, Klara, der erſte Vorwurf, den du dir ſelbſt machen müßteſt, wird deine Seele mehr zerreiſſen, als ein langes Elend, das du nicht verſchuldet hatteſt. Nein, Klara, ich will dich nicht bereden, bei unſrer Liebe! ich will das nicht. Es ſteht nicht in unſerer Gewalt, den Schlägen des Schickſals auszuweichen; aber eine vorwurfloſe Seele iſt ein großer Troſt unter den Schlägen des Geſchicks. Ich will dich nicht bereden. Könnt ich dir in meinen Armen ein heiteres, glückliches Leben verſprechen, ſo würde ich dich bereden. Das kann ich nicht, und darum will ich dich nicht bereden.

Ich weiß es Klara, daß du mich liebſt; denn nur eine reine Liebe konnte deine Briefe ſchreiben. Ach, es war auch kein Mißtrauen, das meine Feder leitete. Ich war ſehr betrübt, ich grollte mit meinem Schickſal; der Kranke klagt in ſeinem Schmerze die Hand an, die ihm das Küſſen weicher legt, und macht dem Arzt Vorwürfe, der ihm hilft.

Eben das was nach deines Vaters Meinung den Krieg entzünden ſollte, wird den Frieden erhalten. Der König iſt in Paris nicht unter Feinden, nein, unter ſeinen Kindern. Kannſt du den Menſchen in Koblenz Unpartheilichkeit zutrauen? Ich bejammre es mit dir, wenn ein Tropfen Menſchenblut vergoſſen wird. Die Geſchichte des Grafen Beaujaulais hat mir wie dir Thränen gekoſtet. Aber laß uns darüber ſchweigen; vielleicht ſind wir Beide partheiiſch. Du hörſt täglich die Klagen des geflüchteten Adels; und ich bin täglich unter Menſchen, die mit frohem Herzen die Feſte der errungenen Freiheit feiern, und

Klagen und Freude ſind anſteckend, und machen partheiiſch. Es geht mir nahe, wenn ich denken muß, daß meine Klara einen Gedanken hat, den ich nicht mit ihr theilen ſoll.

Die Roſiere iſt eine Thörin. Der Gram um dich, meine Klara, iſt ſo ſüß, die Einſamkeit ſo reizend, die Stille ſo erquickend, daß ich jetzt nichts anders zu wünſchen wüßte als ſo zu leben, wie ich lebe. Und wie anders ſoll eine Frau, wie die Roſiere, urtheilen, welche die Einſamkeit wie das Grab flieht, den Augenblick für verloren hält, da ſie nicht plaudert, und welche Klara ſchlechthin für eine Thörin erklären würde, wenn ſie dich unter deinen einſamen Apfelbäumen ſitzen ſähe, während Promenaden voll Gelächter und lauten Geſchwätzes dir winken.

Pleſſis an Klairant.

Ich habe keine Antwort von dir erhalten, lieber Klairant; ich hoffe nicht, daß der Zwiſt zwiſchen unſern Meinungen von den Bedürfniſſen unſers gemeinſchaftlichen Vaterlandes auch einen Zwiſt unter unſern Herzen hervorbringen kann. Unſere Freundſchaft iſt mehr als die unſelige Streitigkeit, in welche der tolle Ehrgeiz einiger Raſenden unſere Begriffe und unſer Vaterland geſtürzt hat. Ich klebe nicht an Vorurtheilen, das weißt Du, dies bezeugt meine Liebe gegen dich, und die Güte gegen meine Schweſter; allein nach den Schritten, zu welchen nur der allerausſchweifendſte Ehrgeiz den Muth geben konnte, nach den Schritten, ſich der geheiligten Perſon unſers Königs zu bemächtigen, hoffe ich, ſind wir einerlei Meinung geworden. Ich bin deiner Kindheit Freund und Geſpiele geweſen, ich bin es bis auf den jetzigen Augenblick geblieben; es thut mir weh, dir das verſichern zu müſſen. Es thut mir weh, daß ich zu Umſchweifen meine Zuflucht nehmen mußte, daß ich nicht ſogleich damit anfangen konnte, was ich dir ſagen wollte: Klairant, ich glaube, du thuſt Unrecht! Laß mich einmal wieder zu dir reden, wie ich als Knabe zu dem Knaben Klairant zu reden gewohnt war, mit der ganzen Freimüthigkeit eines liebenden Herzens, mit dem unbeſorgten Vertrauen des Freundes.

Klairant, du thuſt Unrecht! Was haſt du

vor mit meiner Schweſter? Du liebſt ſie, ſie liebt dich, mit all dem Feuer jugendlicher Herzen. Vorurtheile ſtemmen ſich deiner Liebe entgegen, zugegeben! Aber auch Vorurtheile ſetzen den Handlungen des Mannes von Ehre Schranken. Vorurtheile ſind ein Unglück; aber das Unglück fordert Schonung! Was haſt du mit meiner Schweſter vor? Sie hat deine Briefe von mir empfangen; ich glaube nicht, daß du mich zu dem Mittel machen willſt, meinen Vater zu betrügen? Deine erſten Briefe las ſie, weinte, klagte, wurde wieder ruhig. Dieſe Thränen waren ihrem vollen Herzen ein Troſt. Deine Briefe gaben zwar ihrer Liebe Nahrung; aber ſie waren auch die Freude ihres Lebens. Ich laſſe es gehen, ſo oft auch meine zu ſchwache Liebe für Euch Beide Vorwürfe von meiner Vernunft empfängt. Meine Schweſter ſendet dir heimlich ihr Portrait; ich freue mich, denn das Geſchenk macht meinen unglücklichen Freund froh. Sie erhält einen Brief von dir, und ihr ganzer Zuſtand iſt verändert. Sie klagt nicht mehr, ſondern ſie iſt unglücklich. Ich gebe ihr den Brief. Sie nimmt ihn aus meiner Hand mit der gewöhnlichen

Heftigkeit. Sie drückt ihren Mund auf die Züge deiner Hand. Ihr Auge glüht, ihre Wange brennt. Sie ſtürzt in den Garten, ſetzt ſich in das Gartenhaus, erbricht den Brief, lieſt. Ich ſehe aus dem Fenſter ihr zu. Sie lieſt, vergieſst Thränen, lieſt wieder, ſtreckt die Arme empor, verſinkt dann in ein tiefes Nachſinnen. Mit wechſelnden Schritten geht ſie umher, zieht von Zeit zu Zeit den Brief hervor, lieſt, ihr Geſicht wird immer finſterer, ihre Stirn ernſter. Sie hört auf zu weinen; wankt wie im Traume ganze Tage umher. Eine tiefe Trauer liegt auf ihrem Geſicht, eine unſtäte, raſche Unruhe in ihrer Seele. Ihr Geliebter iſt nicht mehr der Gegenſtand ihres Kummers, nein! ihr Vater iſt es geworden. Ihre Mutter iſt es jetzt. Sie wirft die Blicke voll Sehnſucht, mit denen ſie ſonſt allein die Briefe ihres Geliebten betrachtete, jetzt auf ihre Eltern. Ihre Augen füllen ſich mit Thränen, wenn ihre Mutter ihr voll Zärtlichkeit die Hand reicht. Sie zittert, wenn ihr Vater ihr voll Liebe die Wangen ſtreichelt. Die Liebe ihrer Eltern iſt ihr zur Laſt. Sie freut ſich, wenn ihr der Vater ein hattes Wort ſagt; ſie ſtellt ſich ihm in den Weg, wenn er durch ſeine Lage erbittert iſt, um das Vergnügen zu haben, der Gegenſtand ſeiner Erbitterung zu ſeyn.

Iſt ſie auf ihrem Zimmer allein, ſo zieht ſie des Geliebten Briefe hervor, wie ſie ſonſt auch that; allein ſie benetzt die Briefe nicht mehr mit kummervollen Thränen, wie ſonſt. Nein! da ſitzt ſie, lieſt mit entzückten Blicken, nennt ſeinen Namen mit einer hohen Wolluſt. Dann verſinkt ſie in ein tiefes Nachdenken, das mit Thränen anfängt und mit einer frohen zärtlichen Miene endigt. Sie ſteht auf; ſie breitet ihre Arme aus. Es iſt, als ob ſie dem Geliebten in die Arme fliegt. Noch mehr! Klara hat ihre nothwendigſten Kleider und Wäſche in ein Bündelchen gepackt, mit einer Aengſtlichkeit ohne gleichen verbirgt ſie es, ſieht alle Tage nach, ob es noch da iſt. Sie geht jetzt alle Abende, ſonſt ſaß ſie einſam in ihrem Gärtchen, jetzt alle Abende geht ſie, und am liebſten allein, ſo furchtſam ſie iſt, über die Moſelbrücke den Weg hinauf, der nach Frankreich führt. Da ſteht ſie auf der Höhe, und ſchaut mit brennenden Augen den Weg hinauf, und zittert, und kehrt voll Unruhe und voll Thränen den müden Blick zurück.

Was iſt das, Klairant? Meine Schweſter erwartet dich. Sie will ihre Eltern verlaſſen, um mit dir nach Frankreich, dem Zufluchtsort aller Verbrechen, zu fliehen. Dort findet ſie Schutz, das weiß ich. Vergeblich wird ſie dort der Vater mit bittern Klagen zurückfordern, vergeblich die Mutter dort den Schutz der Geſetze fordern, die nur den Raub und den Räuber begünſtigen. — Iſt es nicht ſo, ſo verzeihe der brüderlichen Aufmerkſamkeit, die dann zu weit ging. Iſt es aber ſo, Klairant, dann antworte. Die Freundſchaft und die Bruderliebe ſetzen dich zur Rede.

Du haſt meine Schweſter beredet zu entfliehen, du! Hätteſt du ihr zu bieten, was ſie durch die Flucht aus dem väterlichen Hauſe verliert, ſo wäreſt du weniger ungroßmüthig. Du gewinnſt, wenn ſie flieht; aber ſie verliert. Sie bringt das Opfer, und du beredeſt ſie, es zu bringen. Iſt das Großmuth? Es giebt Bedenklichkeiten, die man nicht aufopfern darf, ohne den Verdacht des Eigennutzes auf ſich zu ziehen; und eigennützig ſcheinen

wollen,

wollen, iſt beinahe eigennützig ſeyn. Meine Schweſter verliert in einer Verbindung mit dir, verliert einen elenden Rang, den ihre Liebe jetzt nicht kennt; aber wird nie ein Zeitpunkt kommen, wo ſie ihn für etwas rechnet? und was willſt du dann ihrer unzufriedenen Miene antworten, mit der ſie dir vorwirft, du habeſt ſie beredet, ein Opfer zu bringen, das ſie darum brachte, weil ſie es nicht kannte? Klairant, ich liebe dich, wahrhaftig ich liebe dich. Und will es das Schickſal, ſo will ich der erſte ſeyn, der dir die Hand als Bruder bietet; allein mein Bruder muß die Geſetze des Edelmuthes nie übertreten. Ich bitte dich, antworte eben ſo aufrichtig, als ich fragte.

Klairant an Pleſſis.

Ich will dir eben ſo aufrichtig antworten, Pleſſis, als du fragteſt; denn ich bin ſo ſtolz wie du. Ich bin ein Franzöſiſcher Bürger, und das biſt du jetzt nicht. Unſere Meinungen ſind verſchieden; aber ich liebe dich. Mein Vaterland könnte mir gebieten, gegen dich zu handeln, aber nie dich zu haſſen. Warum mit mir reden, wie der Knabe ehedem mit dem Knaben; warum nicht lieber wie zwei Männer, die ſich lieben und ehren? Ja, ich habe deiner Schweſter geſchrieben, daß es das einfachſte Mittel wäre uns glücklich zu machen, wenn ich nach Koblenz käme, wenn ſie ihren Vater verließe, in meine Arme eilte, mit mir nach Frankreich ginge, mein Weib würde, mich glücklich machte und ſelbſt glücklich würde! Das habe ich ihr geſchrieben, nicht mehr und nicht weniger; und aus deiner Erzählung von ihr ſeh ich, daß ſie einſieht, wie ſehr ich recht habe.

Vorurtheile muß ich ſchonen, wenn ſie wohl thun; thut denn das Vorurtheil deines Vaters deiner Schweſter wohl? thut es mir wohl? Soll ich mich zu einem ewigen Elende verdammen, ſoll ich Klaren zu einem ewigen Elende verdammen laſſen, um deines Vaters Vorurtheil nicht zu berühren? Und ſoll die Wahrheit nicht gleicher Rechte mit dem Vorurtheil genießen? Was hat dein Vater voraus, daß er von mir und ſeiner Tochter verlangen darf, wir ſollen die allerheiligſten Gefühle der Natur unterdrücken, Gefühle, die eher waren, als die bürgerliche Ordnung, und die länger dauern werden, als die Zeit und die Erde; damit er nicht nöthig habe, einen lange genährten Irrthum aufzugeben? Warum ſoll ich zitternd noch einen vergoldeten Götzen anbeten, wenn ich meine Hände und meine Seele zu dem erhabenen, unſichtbaren Urheber des Weltalls aufheben kann? Warum ſoll ich auf die Rechte des Herzens um der Rechte der Thorheit willen Verzicht thun? Warum ſoll mir eine bittere Stunde deines Vaters heiliger ſeyn, als ein ganzes kummervolles Leben von Klaren? Oder hältſt du die Liebe für ein gleiches Vorurtheil, für eine thörichte Begierde, die mit der Jugend vergeht? Gut dann! Vorurtheil gegen Vorurtheil! und wer hätte dann mehr Schonung zu fordern, die Leidenſchaft eines heiß verlangenden, jugendlichen Herzens, oder die bedächtigere, abgeſtorbene des Alters? Hier ficht wieder der Rieſe mit dem Kinde.

Ich gewinne, ſchreibſt du, wenn Klara zu mir flieht; ſie verliert. Sie bringt das Opfer, und ich berede ſie es zu bringen. Was gewinne ich? was verliert ſie? welches Opfer verlange ich, und welches kann ſie mir bringen? Ich gewinne ein Weib, das ich mit allen Kräften meiner Seele liebe; und ſie gewinnt, wenn ſie mich eben ſo liebt, eben das. Und liebt ſie mich nicht ſo, wer fordert dann, daß ſie zu mir fliehen ſoll? Wo iſt das Opfer? wo iſt die Ungroßmuth, die du mir vorwirfſt? Ihr Rang? Ich kenne nur zweierlei Menſchen: ehrliche Leute und Schurken; und wehe mir, wenn Klara eine andere Rangordnung unter den Menſchen machte, und flöhe dann zu mir! Eigennutz? Wie? Hier? hier, wo ich den Verdacht gegen mich durch die Verbindung mit Klaren reize? Hier, wo ich es nie ſagen dürfte, ſie war die Tochter eines Vikomte? Setze mich auf den Thren der Erde, und verſtoß Klaren in die elende Hütte eines Hirten, oder unter den freien Himmel, das Dach einer Bettlerhorde, ſie wäre dennoch meine Geliebte. Eigennutz? Laßt Klaren der Preis einer lebenslänglichen Galeerenarbeit ſeyn, ich laſſe mich jauchzend an die Ruderbank ſchmieden. Gebt mir die Gewißheit, daß Klara an der Bruſt eines andern Mannes glücklicher ſeyn wird, als an meiner; ich gebe meine Hoffnungen auf ſie hin, und wenn mein Weſen in dem Augenblick darüber zu Grunde ginge.

Eigennutz? Bei Gott, Pleſſis, ich bin ſo ſtolz auf mein Herz, auf meine Liebe, wie kaum La Fayette auf ſeinen Ruhm ſeyn kann. Titel? ich führe jetzt einen, vor dem Ihr in Koblenz zittert, den eines Franzöſiſchen Bürgers; und zittern vor Menſchen ſoll ja den Rang des Mannes beweiſen. Du ſiehſt, wie ſehr ich mich darauf verlaſſe, daß ich recht habe; denn ich bin ins Scherzen gekommen, ohne es zu wollen.

Das iſt meine Antwort, lieber Pleſſis. Findet Klara meine Gründe vernünftig, ſo wirſt du und die ganze Welt mich nicht hindern, ſie in dem erſten Franzöſiſchen Dorfe mein Weib zu nennen. Findet ſie es nicht ſo; erhebt ſich die leiſeſte Stimme des Widerwillens in ihrem Herzen dagegen; ſcheut ſie den Kummer ihrer Eltern, als ihr eigenes Unrecht; ſo ſei ruhig, ich habe ſie gebeten dort zu bleiben, und zu vergeſſen, daß mein Herz für ſie ſchlug. Nicht, weil ich das Opfer zu groß finde, das ſie mir dann brächte: nein, Pleſſis! mein Herz iſt des ihren werth; ſondern weil ich es für abſcheulich halte, den reinen Spiegel einer ſchuldloſen Seele mit dem freſſenden Flecken einer auch nur zweifelhaften Schuld zu trüben, und auf ein Herz, das in dem Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit ſeine Ruhe findet, die Laſt eines Selbſtvorwurfs zu bürden.

Dann erwarte ich, ruhig oder unruhig, glücklich oder unglücklich, gleichviel! den Tag, da, wie du ſagſt, das Schickſal will. Und will es nicht, ſo ſoll wenigſtens keine unmännliche Klage Klarens fromme Ruhe ſtören. Sie ſoll die Freude haben, daß ihr Klairant, auch noch mit ſeinem letzten Athemzuge, das Opfer ſegnet, das ſie dem Vorurtheil ihres Vaters brachte, das Opfer, welches mein Herz in Stücken riß.

Das iſt meine Antwort, frei wie ſie ein Mann einem Manne giebt, der ſein Freund iſt. Nun eine Frage! Man ſpricht bei uns, und auch ſchon in den öffentlichen Blättern, von Kriegszurüſtungen der Ausgewanderten gegen Frankreich. Pleſſis, wirſt du je die Waffen gegen dein Vaterland führen? Nein, Pleſſis, ich glaube nicht, daß je ein Herz, das an meinem Herzen geſchlagen hat, ſo ſinken kann. Und wäre es, wäre es, o Pleſſis, wie fühle ich, daß ich dich liebe, und wäre es, dennoch — nein, aufhören würde ich nicht dich zu lieben; allein dieſe Liebe würde ſeyn wie ein Verbrechen einem frommen Herzen. Pleſſis, denk an die Träume unſerer Jugend, denk unſerer Freundſchaft, unſrer Liebe! O Gott! wenn Geliebte und Freund auf einmal mir und ihrem Glücke wieder gegeben würden! Pleſſis! mein Bruder, mein Freund, mein Mitbürger! Ach, es giebt Vorſtellungen, die ſo reizend ſind, daß ſie dem menſchlichen Looſe zu viel ſcheinen: wie würd' ich das Glück ertragen! und wie kann ich das Gegentheil ertragen! Und wenn dich dein Vaterland haßt, und haſſen muß, ſo iſt dennoch ein Herz in ſeinem Umfange, das an allem Theil nimmt, nur nicht an dieſem Haſſe, und das gern ſein Blut für dich verſprützte. Leb wohl!

Ach, Pleſſis, unſere Freundſchaft, die herzliche Liebe der beiden Knaben, ſchien deinem Vater ebenfalls eine kindiſche Thorheit. Wie? wenn er forderte, Pleſſis ſollte aufhören mich zu lieben? wie, wenn er das forderte? könnte Pleſſis gehorchen? O wie mag es ein Mann wagen, ſich zwiſchen zwei Herzen zu drängen, welche die Natur, und alles was göttlich iſt in unſerer Natur, zuſammenzog? O wie mag ein Menſch ſo vermeſſen ſeyn, ſich gegen den Kreislauf der Erde zu ſtemmen? und iſt das Geſetz der Liebe weniger mächtig als das Geſetz, nach dem die Sphären rollen? Sprich! ſprich ſelbſt! Und eher wird die Erde in ihrem Laufe ſtocken, eher das Band, das die Geſtirne an einander feſſelt, zerreißen, als das Band, das mein Herz an die Kinder des Vikomte du Pleſſis bindet. Laß das, guter Pleſſis, laß das!

Wie will es dein Vater wagen ſich zu beſchweren? War er es nicht, der Klaren nach Mangienne auf die Weinleſe brachte? Legte er nicht ihre Hand in meine, um mit ihr zu tanzen? Drang er nicht darauf, daß ich mich als Bäuerin verkleiden, und Klaren beſuchen mußte? War er es nicht, der mich hieß mit Klaren mich meſſen? Sah er nicht, wie ich mich, wie Klara ſich weigerte? Wir fühlten die Gefahr, und er hieß uns das Band knüpfen; und nun fordert er, ich ſoll die Natur umkehren? O ſprich ſelbſt, iſt es möglich? Es iſt unmöglich!

Klara an Klairant.

Hier bin ich, Klairant! Hier bin ich! bereit dir zu folgen. Ich habe lange geſchwiegen, lange überlegt. Hundertmal ergriff ich die Feder, um dir zu ſchreiben, daß ich entſchloſſen wäre, dein zu ſeyn. Meine Hand zitterte vor Freude, mein Herz drängte meine Hand. Und doch ſtand ich an. O iſt es denn ſo ſchwer, glücklich ſeyn zu wollen! rief ich. Ich will dich nicht bereden, ſchriebſt du. O mein edler, mein guter Klairant, bereden? was bedarf es deiner Ueberredung? Mein Herz, mein eigenes Herz, die Vorſtellung meines Glücks, ach! dieſe ſüße, dieſe reizende Vorſtellung — ich ſaß da, ich wollte an meine Eltern denken; ich zwang meine Phantaſie mir das Geſicht meiner Mutter von Thränen bedeckt, mir die ſtumme Trauer meines Vaters über ihre entflohene Tochter zu malen. Meine ungetreue Phantaſie war mit meiner Liebe im Bunde. Ich ſah meine Mutter, ich ſah meinen Vater: aber wie? wie? o daß eine Minute meines Lebens dieſen himmliſchen Traum erfüllte! Ich ſah meine Mutter; ſie ſchlang den einen Arm um ihre glückliche Klara, und drückte mit der andern, o Klairant! Klairant! den Sohn unſerer Liebe an ihre Bruſt. Du lagſt in den Armen meines Vaters. Ich hörte ihn mit ſeiner Stimme dich mein Sohn! nennen, und mein Inneres zitterte vor Wolluſt. Seine Stimme war Zärtlichkeit, Liebe; nicht einmal die Stimme der Verzeihung.

Nein! nein! ich konnte nichts anders denken, als unſer Glück. Ich mochte es anfangen, wie ich wollte. Ich dachte an den Augenblick, da ich entflohen war, da die Stimme meiner Mutter mich ſuchte, da die kummervolle Miene meines Vaters mich zurück wünſchte. Eine leichte Unruhe hob ſich zwiſchen dem Entzücken meiner Seele. Ach nur einen Augenblick! Alle Bilder waren entflohen. Meine Seele überſchritt den Zeitraum von Jahren. Da ſaß ich in dem ſchönſten Thale der Welt, mit allen Reizen der Natur und der einſamen Gegenden, die ich je geſehen habe, ausgeſchmückt, an deiner Seite, vor einer Hütte, an der ſich Roſen und Wein hinaufſchlangen. Ich ſah dich und mich unter einem Laubdache ſitzen. Ich lag an deiner Bruſt, meine Hand ſpielte mit deinen Haarlocken, und dein Blick voll Zärtlichkeit, ach, Klairant, dein Blick voll heiterer Liebe kündigte mir dein und mein Glück an. Vor uns in den Blumen ſpielten unſre Kinder; die himmliſche Gegend voll eines leichten Roſenlichtes, war mit Lauben, mit kleinen Luſtgehölzen bedeckt: ein entzückender Anblick. Dann ſtandeſt du auf, wir gingen Hand in Hand durch die liebliche Gegend. Da ſah ich mich, wie ich die Blumen begoß, welche deine Hand aufband. Auf einmal war es Abend, die Sterne ſchimmerten durch das Laubdach, der Mond erleuchtete uns Beide, die Natur war in eine heilige Ruhe voll Glück verſunken, und allein unſre Herzen waren noch ruhiger wie ſie. Ach, Klairant, wie der Engel des Paradieſes, folgte ich uns Beiden auf jedem Schritte, und wie der Engel ward ich von unſerm Glück bezaubert. Wir gingen in dem Lichte des Mondes, in ſtillen Geſprächen; wir kehrten in die Hütte zurück, die jetzt eine Laube ſchien; du ſchlummerteſt in meinen Armen, und ich bewachte deinen Schlaf, den nur der Mond beleuchtete.

Ich zeichne dir nur eine Scene, die ich

aushebe. Die Scenen wechſelten und vervielfachten die Freude und unſer Glück. Der Mond verwandelte ſich in die aufgehende Sonne, der Frühling in den Herbſt, wir laſen die Weintrauben unter den Roſen, und brachen das Obſt zwiſchen der Baumblüthe. Nichts behielt einen Augenblick ſeine Geſtalt; das einzige, was unveränderlich blieb, war unſre Liebe und unſer Glück. Was bedarf es bei dieſen Bildern deiner Ueberredung? bei dieſen Bildern, die eben ſo wahr als ſie reizend ſind? Wahr, Klairant! wahr, ſage ich. Was meine Phantaſie hinzuſetzte, wechſelte: Hütte, Thal, Gegend, Zeit; was wahr daran war, das blieb daſſelbe: unſere Liebe, unſere zärtliche Einigkeit. Und nun laß deine Phantaſie die dunkelſten Farben zu ihrem Spiel nehmen; ſtelle unſre Hütte, Klairant, zwiſchen ſchauderhafte Felſen. Statt Roſen und Weinlaub bekleide ſie mit Neſſel und Heidekraut. Einſam, unfruchtbar ſey die Gegend, kein Baum ſtrecke ſeine blühenden Zweige uber uns zum Dache hin, kein Vögelchen baue hieher ſein Neſt, keine Stimme de Fröhlichkeit laſſe ſich hier hören: ſo bleiben wir Beide dennoch dieſelben, Klairant und Klara. Unſere Liebe wird die Gegend verſchönern; unſere Liebe wird die Felſen zu lieblichen Sitzen aushöhlen; Heidekraut wird die Sitze polſtern; unſere Stimmen werden die Gegend beleben. Das Echo in den Felſen wird uns antworten, oder das Gezirpe der Eidechſe im Heidekraut wird Theil an unſrer Freude nehmen. Ach, Klairant, nein, ich kenne kein anderes Elend als deinen Kummer, und die Abweſenheit von dir. Mangel, Armuth, Verachtung? O trag deine dunkeln Farben dreifach auf das Gemälde unſers Lebens; die helle Farbe unſerer Liebe wird dennoch durchſchimmern und ſie alle überſtrahlen. Was bedarf deine Klara? Nichts als ein Stück Leinwand dich und mich zu bekleiden; und welcher Fels triebe nicht für die forſchende Liebe ein paar Blümchen zum Schmuck für meine Locken und für meinen Buſen? Wird uns eine Quelle unſern Durſt zu löſchen fehlen? Nahrung? o haben wir nicht Arme, welche die Liebe ſtärkt, und iſt die gemeinſchaftliche Arbeit nicht der Liebe ein leichtes Spiel? Nein, Klairant, meine Träume ſind wahr, ſo lange du mich liebſt. Führe mich in das Elend hinein; an deiner Hand ſehe ich es nicht, und lächelnd werden wir Beide ſagen können:

*) „Des Schickſals Hand ſtieß uns in ein immerwährendes Elend; aber uns begleitet die ſtets helfende Hoffnung, und unſere Thränen trocknet ihre ſeidene Hand. Unſer Kummer kennt das Entzücken; glückliche Träume erſetzen Tage voll Thränen; und unſere Liebe bedeckt mit Blumen den Abgrund, an deſſen Rande wir leben.“

O Klairant! mein Buſen iſt voll großer ſchöner Hoffnungen. Kein Vorwurf hebt ſich, auch nicht der leiſeſte Zweifel ſtört meinen Geiſt in ſeinem heitern reinen Fluge zu dir. Ich bin Tochter, ich habe nichts als Thränen für den Kummer meiner Eltern; aber die Thränen fließen ohne Vorwurf, ohne Reue. Ich werfe mein Auge voll Thränen zum Himmel, ich mache ihn zum Zeugen meiner Trauer,

---

*) Des destins la chaine redoutable
Nous entraine à d'éternels malheurs:
Mais l'espoir à jamais secourable
De ses mains viendra sécher nos pleurs.
Dans nos maux il sera des délices,
Nous aurons de charmantes erreurs.
Nous serons au bord des précipices;
Mais l'amour les couvrira de fleurs.

aber auch zum Zeugen meiner Unſchuld. Ich beklage meines Vaters Vorurtheil; aber mehr kann ich nicht. Denn ich bin Klairants Geliebte. Sieh, hier ſteh ich, hier ſteh ich, dein! dein! Das Schickſal mag eine Krone zu meinen Füßen werfen, oder einen Abgrund. Ich fliege hinüber in deine Arme. Dort find ich meine Welt, meine Hoffnung, mein Glück, mein Alles! O Himmel! guter Himmel! ſoll Klairant noch eine Thräne vergießen, die meine Hand nicht trocknet? eine Freude genießen, die Klara nicht mit ihm theilt? Du, gütige Vorſicht, gabſt mir mein Herz, du goſſeſt den lebendigen Strom der Liebe über die Erde. Ich fliehe zu Klairant, und folge nur deinen Geſetzen. Komm! komm! eile, Klairant! Ich bin bereit. Ein heiterer Blick voll Seelenruhe, voll des heiligſten Friedens, das reine Herz deiner Klara ſollen dich empfangen. Lebt wohl, meine Eltern, lebt wohl; ich bin traurig, aber nicht laſterhaft; lebt wohl! lebt wohl!

Ich bin fertig, Klairant; ich habe alle meine Geſchäfte mit der Welt, die mir nun fremd wird, abgemacht. Einige Wäſche, eine niedliche Kleidung, wie ſie ſich für Klairants Frau ſchickt, iſt eingepackt. Die Nächte durch habe ich dieſe Kleidung mir gemacht: manche Freudenthräne hat dieſe Kleidung ſchon für unſer Glück geheiligt. Ach! es waren ſchöne, reizende, entzückende Stunden, da ich die Kleidung machte. Alles war ſtill und ſtumm; meine Jaluſien zugezogen, um meine frohen Nächte zu verbergen. Nichts hatte ich bei mir, als den Schutzgeiſt unſrer Liebe. Der Morgen war da, Klairant, ehe ich es dachte, und meine Arbeit, die ich beſchloſſen hatte, gethan. Dann verlöſcht' ich mein Licht, öffnete leiſe meine Jaluſie und mein Fenſter. Da ſtand ich, und athmete mit voller Bruſt die kühle, erfriſchende Morgenluft ein. Unter meinem Fenſter floß der Rhein langſam dahin. Ein grauer Nebel bedeckte ſeine Fluth, oder ein einſamer Nachen ruderte ſtill hinab, und durchſchnitt Welle und Nebel. Ueber dem Ehrenbreitſtein, der meinem Fenſter gegenüber liegt, leuchtete der Tag hervor, und verkündigte das Ende der nächtlichen Stille und den Anfang meiner Ruhe. Sanſt, mit dem ſtillen Laufe des Rheins, ſchwammen dann meine Gedanken

ken zu dir; meine Augen ſchauten, und ſahen in dem flatternden Segel des Nachens dein Bild: die Gegend verſchwand nach und nach, Deine Liebe umgab mich, bis einzelne Stimmen im Hafen, dann das Geſchrei der Schiffer, mich ſtörten, und der erſte Strahl der Sonne mich endlich vom Fenſter verjagte. Ah was für einen ſüßen Schlummer genoß ich in den Morgenſtunden; denn ich habe die Nacht für unſre Liebe gewacht.

O ich hatte mich wie ein Kind, Klairant, mein Kleid war gemacht. Ich zog es an, ich zündete mehrere Lichter an, um mich im Spiegel zu ſehen. Mit ausgebreiteten Armen lief ich meinem Bilde entgegen, als ob ich oder das Bild du wäre. Der Habit paßte, es kleidete mich. Meine Mutter würde die Künſtlerin bewundern, die, von der Liebe gelehrt, wie eine Meiſterin arbeitet.

Ich bin fertig, Klairant; einen Strohhut hab ich gekauft. Ach, Klairant, ich mußte lachen, und doch wurde ich traurig, wie ich den Strohhut erhandelte. Es kauften eben ein paar junge franzöſiſche Edelleute große Säbel in demſelben Laden. Sollte er groß genug ſeyn, fragte ich ein Mädchen, mit dem ich handelte: um gegen die Sonne zu ſchützen? In dem Augenblick fragte einer der jungen Leute den andern im Scherz, und beſah die Schneide des Säbels: Sollte er ſcharf genug ſeyn, mir meinen Adel wieder zu verſchaffen? Da ſtanden wir neben einander. Deine Klara kauft den Hut einer Bäuerin, um das Andenken ihres unglücklichen Ranges ganz zu zerſtören; und der kauft einen Säbel, um ſich den Rang wieder zu erkämpfen. Man kannte mich nicht; ich kam aus der Meſſe, und hatte eine große Levite an, die mich und meinen geliebten Hut verbarg.

Ich bin fertig; ich habe meine Mutter gebeten, meine Kleider meinem Mädchen zu geben, das ich liebe, herzlich liebe, ſeit ſie meinem Kummer ihr Mitleiden ſchenkte. Ich habe meinen Eltern geſchrieben, mit aller Ruhe eines ſchuldloſen Herzens. Nun iſt alles abgemacht. Ich habe alle meine Lieblingsſtellen noch einmal beſucht. Noch einmal bin ich oben auf dem Ehrenbreitſtein geweſen, und habe mich an der erhabenen Ausſicht gelabt. Ach, Klairant, ungern hab ich Abſchied von dieſer köſtlichen Höhe genommen. Sieh, da geht man, wenn man über den Rhein gefahren iſt, ganz ſanft den Berg hinan, auf dem die Feſtung liegt. Teraſſenweiſe hat man in dem Felſen einen Gang gebrochen, der nur ſo breit iſt, daß ein Wagen fahren kann. Der Weg geht immer an der Rheinſeite des Felſen hin und zurück; jetzt ſtehſt du etwa hundert Schritt hoch über dem Wege, auf dem du erſt ſtandeſt, und ſo kömmſt du weiter. Du gehſt immer bald rechts am Felſen, bald links, ſteigſt auf Treppen, die in den Felſen gehauen ſind, gehſt durch ungeheure Thore, wendeſt dich, kommſt immer höher, immer wird dein Geſichtskreis größer, immer die Tiefe ſchrecklicher, in welche du hinab ſiehſt. Endlich biſt du oben. Klairant, welch ein Anblick! Links zwiſchen den Felſen her dringt der breite, ſchöne Rhein, und fließt unter deinen Füßen dahin! Es iſt, als ob der Felſen mit dem, der darauf ſteht, von dem Strome fortgetragen wird, ſo ſteil ſieht man hinab. Koblenz, das jenſeits des Fluſſes liegt, ſteht noch immer unter dir; es war mir, als ſollte ich mit einem Steine hinüber werfen können. Vor mir gießt ſich die Moſel in den Rhein. An ihr blieb mein Auge haften; ſie verfolgte ich, ſo weit mein Auge reichte, ſo weit ſie ſichtbar war; ich ſuchte noch ihren Lauf, wo ſie Berge und Wälder verbergen. Sie kommt von dir. Daher aus dem Walde mußt du kommen. Ich ſtand da, ſtützte mich lange auf die Mauer, ſah in die Gegend hin, die dich verbirgt, und ließ mir die Schluft zeigen, aus der du herauskommen mußt, um deine Klara zu holen. So traurig die Gegend nach Trier zu von dieſer Höhle herab ſcheint — denn finſtre Wälder, oben hin wie mit einer Scheere beſchnitten, enden den Horizont, — ſo konnt ich doch mein Auge nicht abziehen. Rechts und links iſt die Gegend, ſo weit dein Auge reicht, unbeſchreiblich ſchön; voll Dörfer, Städte und Menſchen: ein Gemälde voll Leben, voll eines Lebens von Freude, Arbeitſamkeit und Ueberfluß.

Heute habe ich zum letztenmale dieſes Anblicks genoſſen, Klairant. Ich blieb lange oben. Bei dir, bei dir, Klairant, ſah ich die Sonne untergehen. Dahin liegt Chatillon, ſagte mein Bruder: wo die Sonne untergeht. Dahin liegt es, antwortete ich heftig: dort wohnt er! Und dort, antwortete er gerührt, und zeigte auf die Stadt: dort wohnt dein Vater, Klara, den der Kummer um ſein Vaterland ſo ſchwach gemacht hat, daß der kleinſte Verluſt, den er jetzt erleiden müßte, ihn ins Grab ſtürzen würde. Er ſah mich dabei vielbedeutend an. Klang das nicht ſo, als ob er wüßte, was mein Vorſatz iſt? Ins Grab? meine Flucht wird ihn niederbeugen; aber mein Glück ſoll ihn wieder aufrichten. Wenn er mich liebt, und er liebt mich, Klairant, ſo — nein, er kann nicht traurig ſeyn, wenn ſeine Klara glücklich wird.

Ich bin fertig; komm, eile! Wir wohnen am Rhein, dem Hafen gegen über, bei dem Nachgänger*), Herrn B***, vom Rheinthore das dritte Haus rechts. Mein Fenſter iſt das letzte im Hauſe im erſten Stock, nach dem Thore zu. Vor dem Fenſter ſtehen auswärts zwei Töpfe mit Roſen. Jeden Abend mit dem Schlag zehn, ſobald meine Luzie mich verlaſſen hat, nehm ich die Töpfe hinein. Das iſt dein Zeichen. Meine Eltern gehen früh zu Bett. Dann gieb mir ein Merkmal: ſinge, huſte! o ich werde dich erkennen, Klairant. Ich kenne deinen Athemzug, und ich komme nicht vom Fenſter weg. Ich öffne meine Jaluſie, ſetze meine Blumentöpfe wieder hinaus; und das iſt das Zeichen, daß ich weiß, du biſt da. Dann mit dem Schlag zwölf komme ich herab. Das Haus, wo wir wohnen, wird nicht verſchloſſen, wegen des Schiffszolls. Ich finde dich, Klairant, am Thor, fliege in deinem Arm durch die Stadt. Die Wege bis an das Moſelthor kenn ich genau. Da ſteigen wir in den Wagen, fliegen nach Trier, oder wo du die Wege ſicher glaubſt. Dann, dann, o Klairant, die Feder entſinkt meiner zitternden Hand; dann nach Chatillon. Dein Oheim legt unſre Hände in einander, und ich bin dein Weib. Der gütige Himmel, die ewige Vorſicht ſey unſer Begleiter!

---

*) Das ſcheint der Nahme eines Amtes zu ſeyn. Ein Waſſerzolleinnehmer, vermuthe ich.

Ach, Klairant, die Schwalbe; da flattert ſie, badet ſich im Sonnenſchein, ſchlägt die Flügelchen vor Entzücken noch einmal ſo ſchnell. Sie iſt frei, dahin ſchwingt ſie ſich ihrem

Glück entgegen. Ihr Zwitſchern iſt der Ton der Freude, des Entzückens. O Klairant, ich verſinke in dem Meere von Wonne. Ach wenn ich erſt an deiner Bruſt wieder erwache, um aufs neue in dem Taumel der Freude, in dem Rauſche der Liebe zu verſinken. Eile! In drei Tagen haſt du meinen Brief. Den Donnerſtag kannſt du hier ſeyn. Ach, Klairant, wie zittre ich ſchon, daß ein Freudengeſchrei, wenn ich dich ſehe, deine glückliche Klara verrathen werde. Ah wird mein Herz das Glück tragen, ohne zu brechen?

Jetzt bläſt der Wächter zwölf Uhr. Man lacht darüber, daß man in Deutſchland Leute hält, welche des Nachts die Stunden abrufen. Man findet dieſe Sitte lächerlich. In Frankreich, ſagte ein Spötter: ſchläft man, ohne wiſſen zu wollen, wie lange man ſchläft. Mir iſt dieſe Sitte nie lächerlich geweſen, ſo ſonderbar mir es Anfangs auch vorkam, daß ein Menſch ſich dahin ſtellt und mit dem fürchterlichen Tone eines Hornes und mit einer noch fürchterlichern Stimme alle Menſchen aufweckt, um ihnen zu erzählen, was es geſchlagen hat. Ach, einem ſorgloſen Schläfer mag dieſe Gewohnheit widrig genug ſeyn. Ich ſelbſt winke manchmal aus Leibeskräften an meinem Tiſchchen, wo ich nähe, dem Manne Stillſchweigen zu; denn meine Luzie ſchläft ſo feſt, daß ihr Schnarchen bis in mein Zimmer herüber ſchallt. Ich fürchte immer, er mag ſie ſtören. Aber mir, mir iſt der Mann lieb geworden. Ach, wenn alles um einen her ſtill und todt iſt, wenn kein lebendiges Weſen mehr wachte als ich allein, wenn ich da ſaß in meinem Kummer verſenkt; und der Wächter rief dann ſeine Stunde ab, ſo kam es mir vor, als ob er meinetwillen wachte, als ob er mitleidig mir ſagen wollte: Eine Stunde deines kummervollen Lebens iſt dahin. Ach, es war doch ein Menſch, der mit mir wachte. Es war eine Geſellſchaft, ein Troſt. Er ſchien mir Theil zu nehmen an meinem Grame; ja, ſchon die andere Nacht däuchtete mich ſeine Stimme weniger rauh. Ein verlaſſener Kranker, den der Schlaf floh, oder ein kummervolles Herz, das den Schlaf haßt, weil er vergeſſen lehrt, ſo träume ich, haben dieſe Sitte erfunden.

Hüte dich ja vor dem Wächter. Mit dem Schlag zwölf ſteh am Thor. Dann komme ich. Eine Viertelſtunde nachher ſingt er vor unſerm Hauſe einen Pſalm. Wenn er mich ſähe, wie leicht könnte er uns verrathen! Um zehn alſo biſt du unter meinem Fenſter, und um zwölf am Thor. Klairant, mein Herz pocht bei dieſer Vorſtellung ſo heftig, als wollte es meine Bruſt durchbohren. — Ach, Klairant, wenn du nicht kämeſt? — Wie komme ich auf den Gedanken? Nein, das iſt nicht möglich, Klairant; und doch hat mich der Gedanke ſo erſchreckt, daß ich kalt geworden bin, kalt wie eine Leiche. Klairant, wenn ich um zehn das Fenſter öffnete, dich ſuchte, nicht ſähe, deine Stimme nicht hörte, hoffte; es ſchlüge zwölfe, und du wärſt nicht da? Ach, wie würde mir dann ſeyn? ſag, wie würde mir dann ſeyn? —

Klara an Klairant.

Klairant, du biſt nicht gekommen; es iſt heute Dienſtag, und du biſt nicht gekommen. So iſt ſie erfüllt meine ſchreckliche Ahnung. Ach, mit Zittern ſchon ſiegelte ich den Brief zu. Aber wenn er nicht käme? das war der einzige Gedanke, den meine Seele immer mit mehr Aengſtlichkeit hervorbrachte. Wenn er nicht käme? Je näher der Donnerſtag kam, deſto fürchterlicher drängte ſich der Gedanke hervor. Es wurde Ahnung, Wahrſcheinlichkeit, Gewißheit. Ich ſaß da und zitterte. Nein, rief mein Herz dann mit allen tauſend Stimmen der Liebe: nein, er kann nicht ausbleiben! Und nun, Klairant, o lieber Klairant, der Donnerſtag iſt dahin, der Dienſtag auch, und du biſt nicht da. Ach, Klairant, dieſe Wunde ſchmerzt und brennt. O habe Mitleiden mit deiner Klara! Ach, die Ungewißheit, die Angſt, die Furcht iſt ein entſetzlicher Zuſtand. Meine Einbildungskraft ſpannt mich auf die ſchrecklichſte Folter. Was hat dich abgehalten, Klairant? Ach, ich zittre; mir durch das Wort den Gedanken deutlich und gewiß zu machen, den Gedanken, der ſich oft mit einer Höllenangſt hervorarbeitet, und wieder unter eben der Angſt verſchwindet. Klairant, du biſt krank, krank oder todt! Morgen iſt Poſttag. Ach geht Morgen der Tag hin, ohne — ach, Klairant, das wäre grauſam, ſehr grauſam.

Sieh, der Donnerſtag kam. Freudig erwachte ich. Heute! rief ich voll Andacht, ach gewiß voll frommer Andacht. Ich öffnete mein Fenſter, die Sonne ſtrahlte hinein. Mit Freudenthränen empfing ich ſie. Ich faltete meine Hände gen Himmel, ich betete für dich! für dich, Klairant! Ich faßte allen meinen Muth zuſammen. Welch einen Tag hatte ich für dich zu ertragen! Heute ſollte ich meine Eltern verlaſſen. Mit ſchwerem Herzen ging ich zu ihnen ins Zimmer. Mit Zittern wünſchte ich ihnen einen guten Morgen. Wenn mich meine Mutter anſah, konnt ich kaum meine Thränen zurückhalten. Nein, Klairant, du ſollſt es nicht wiſſen, welch einen Tag deine Klara für dich lebte. Ich ſchloß am Abend meine Eltern in meine Arme: bald hätten Thränen, bald hätte meine Heftigkeit, mit der ich mich an ihre Bruſt preßte, mich verrathen. Ich kam, mir ſelbſt unbewußt, auf mein Zimmer; und der erſte Gedanke an dich, Klairant, gab mir meinen Muth, meine Ruhe wieder. O iſt es recht, Klairant, iſt es recht, daß du, du dein Wort nicht hältſt? Ich verlaſſe um dich meine theuren Eltern, und du? — —

Sieh da ſteh ich am Fenſter, zitternd, bebend. Noch beſtrahlt die Sonne gegen mir über den Fuß des Felſens. Immer höher ſteigt der Schatten. Mein Auge folgt ſeiner langſamen Bewegung ſo unabläſſig, daß ich erblinden möchte. Ich rechne Zoll für Zoll nach. Schon liegt das alte Schloß im Schatten. Dunkeler wird der Felſen. Ich zittre vor Ungeduld. Endlich verliſcht der letzte Strahl oben an der Spitze. Ach, ich Thörin ſtehe da, und vergieße Freudenthränen. Er iſt da! ſeufze ich. Mein Herz ſchlägt ungeſtüm, mein Blut wallt. Jeder Lärm erſchreckt mich, jede Menſchenſtimme ängſtigt mich; denn ſie ſagen mir, daß es noch nicht Nacht iſt. Der Abend iſt da. Ach, ich hätte ihn können knieend empfangen, ſo fröhlich dankbar war das getäuſchte Mädchen. Ich ſende meine Luzie weg. Ich öffne mein Fenſter, nehme die Blumentöpfe hinein, meine zitternden Hände können ſie kaum halten. Ich lauſche durch die Jaluſie. Alles iſt ſo ſtill, ich jauchze darüber. Ich höre keinen Fußtritt, keine Stimme, nichts. Endlich öffne ich das Fenſter wieder. Ich ſehe ängſtlich hinaus. Jetzt muß er kommen! das iſt er! das iſt ſein Gang!

Es war das Klatſchen der Wellen am Ufer. Da kommt er! Meine Hoffnung betrog mein Ohr tauſendmal. Es ſchlägt zehen. Du biſt nicht da. Ich ſtarre hinaus in die Nacht. Ich hole mein Paket Kleidungen hervor, mein Strohhut hängt an meinem Arme. O iſt das recht, Klairant? Ich horche, mein Athem ſteht, ich höre die Schläge meines Herzens. Ich bin betrogen. Du kommſt nicht. Es ſchlägt elfe. Ich ſchleiche in der Angſt hinab, ich gehe ans Thor, und finde dich nicht. Ich ſtehe am Fenſter bis zwölfe, den Blumentopf in meinen Händen. Mir ſchmerzten die Arme vom Tragen. Ich ertrug es. Thränen traten in meine Augen. Kein Vorwurf kam aus meinen Lippen. Die aufgehende Sonne ſah das getäuſchte Mädchen noch am Fenſter geduldig harren und die Thränen ihrer Liebe.

Welche Tage ſind das geweſen, Klairant! Die Müdigkeit hat mich nicht überwältigt. Ich bin blaß, als ob ich aus dem Grabe aufſtände. Es iſt nichts als Ermattung. Nachts harre ich auf dich, und am Tage läßt mich mein Kummer, daß du nicht kommſt, nicht ſchlafen. Meine Eltern fragen beunruhigt: Was iſt dir, Klara? Ich antworte mit Thränen. O ich möchte es der ganzen Welt klagen, daß du mich ſo grauſam getäuſcht haſt. Was kann dich abgehalten haben? Ach, wenn du dich auch bedacht hatteſt; ach, wenn du es auch für nöthig fandeſt, deiner Klara Glück aufzuſchieben, was konnte dich abhalten, mir das ſelbſt zu ſagen? Darf ein anderer als du ſelbſt mir mein Elend ankündigen? Deine Liebkoſungen würden den Schmerz gelindert haben. Ach, ich wäre nicht ſo unglücklich geweſen. Ich hätte dich geſehen, geſprochen; und wer weiß, ob nicht meine Thränen dich dennoch überredet hätten mit mir in den armſeligſten Winkel der Erde zu fliehen? Klairant, hätte ich doch lieber nicht gewußt, wie nahe mir, wie leicht mir mein Glück war. Iſt es recht, Klairant, iſt es recht?

Da ſchwimme ich auf einem elenden Brette mitten im Meer. Du zeigteſt mir das glückliche Ufer, du warfeſt mir Hülfloſen ein rettendes Ruder zu. Eben will ich Unglückliche ans Land ſpringen, und da ſtößt deine grauſame Hand mich wieder mitten in das Meer hinaus. Du folterſt mein Herz jetzt doppelt mit einer getäuſchten Hoffnung meines Glücks. Klairant, iſt es recht? Ach, wenn auch du mich verläſſeſt — nein! nein! du haſt mich nicht verlaſſen. Morgen kommſt du, heute noch werden meine Thränen fließen, und dieſe Nacht werd' ich ſchon an deiner Bruſt getröſtet ſeyn, und ſoll ich auch länger noch der Raub meiner Angſt ſeyn — komm, Klairant, komm! der Schlaf wird mich nicht überwinden. Ich lege meine Stirn in das Fenſter, wenn mich meine Ermüdung überwältigt; ach, ein Seufzer erweckt mich, ein fallendes Roſenblatt verjagt meinen Schlaf. O komm, du wirſt mich nicht ſchlafend finden. Kein Vorwurf, keine Klage, ſoll dich betrüben,*) ich ſehe dich, und mein Schmerz iſt vergeſſen; ich kann nur fröhlich ſeyn, wenn Klairants Arm mich hält. Nur ende, ende meine Angſt; denn was kann dich abhalten? Ach, Klairant, was konnte dich abhalten; wenn du nicht krank biſt?

---

*) J'oublie et mes douleurs et mon ressentiment;
Je ne sais qu'être heureuse auprès de mon amant!

Klairant an Klaren.

Der Schlag, vor dem ich zitterte, iſt gefallen! Das Geſetz, das mich zum ewigen Elende verdammt, iſt da! Die Nation hat die Ausgewanderten zur ewigen Verbannung verurtheilt: ſobald ſie die Gränze ihres Vaterlandes betreten, ſo fließt ihr Blut. Zu ſpät, Klara, zu ſpät haſt du dich entſchloſſen, mein zu ſeyn! Ach du, du Klara, gehörſt mit zu der Zahl, welche die gedankenloſe Strenge der aufgebrachten Nation zum Tode verurtheilt hat. Fliehe, fliehe, Klara, fliehe das Land, das nach deinem Blute lechzt! Wir ſind getrennt! Ich ſtrecke meine Arme über die Gränze hinüber, die uns auf immer ſcheidet. Wars dein guter Geiſt, wars der Schutzgeiſt unſrer treuen Liebe, der dir zufliſterte, daß es ein Zuſammentreffen von Umſtänden gäbe, gegen das nicht Liebe, nicht Muth, nicht Treue, nicht Standhaftigkeit ſchützt? nichts als das Grab! Dahin hat uns unſer Geſchick gebracht. Ach, Klara, wir müſſen unſre Blicke von dem Leben zurückziehen; unſre Hoffnung leuchtet im Grabe. Menſchen haben uns verlaſſen, der Tod allein iſt unſer Freund. Thor-

heit

heit und Wahrheit haben ſich mit einander gegen uns verſchworen; Freiheit und Stolz, Vernunft und Raſerei! Wohin wir unſre Arme ſtrecken, da finden wir Härte; da fliegt uns ein Dolch entgegen. Sie ſcheinen nur ihren Krieg zu führen, um uns elend zu machen. Sie ſind Freunde, wenn wir zu einem von ihnen fliehen wollen. Wo ſollen wir Hülfe ſuchen? Frankreich, das einzige Land, das unſre Liebe ſchützt, das Amen zu der Verbindung unſrer Herzen ſpricht, das einzige Land, das der feſſelloſen Natur, das der Liebe, das der getrennten Liebe einen Zufluchtsort erbauete, verſchließt dir ſeine Gränzen. Das einzige Land, wo dein Vater es nicht gewagt haben konnte, ſeine Hand, ſeine zerſtörende Hand in das Heiligthum unſrer Liebe zu ſchlagen, wo ſeine Vorwürfe, mit welchen er unſre Liebe verfolgte, ein Verbrechen wären, das einzige Land, wo meine Liebe, wo meine Zärtlichkeit eine Tugend iſt, fordert dein Blut, wenn du ſeine Gränze betrittſt. Alle andern Länder der weiten Erde geben uns keinen Winkel, keine Einſamkeit, wo du ſicher in meinen Armen, an meinem Herzen ruhen kannſt, wohin nicht deines Vaters Hand reicht, wo nicht die Thorheit ſeine Gewaltthätigkeit gut heißt, unſre Treue Verbrechen nennt, und unſre Liebe Ungerechtigkeit. Wohin ſollen wir fliehen, Klara? Hier drückt die Freiheit, die Vernunſt, die Natur, das Geſetz das leuchtende Siegel der Ehre, der Tugend auf meine Handlung; dort, dort verfolgt die Schande unſre Schritte, vergiftet unſre Liebe, verbittert unſer Glück, und taſtet die Wurzel unſerer Zufriedenheit an. Dort, wenn ich meinen Arm um das Weib ſchlinge, das mir der Wille des Himmels, mein Herz und ihre Liebe gab, heiß ich ein Böſewicht, ein Verführer, ein elender Eigennütziger! Die Gewalt nimmt deines Vaters Grauſamkeit in Schutz, bedeckt dich mit Schande, und mich mit Elend und Verfolgung. Alles iſt im Bunde, um uns elend zu machen! Wir waren in der weiten Schöpfung die einzigen, vielleicht durch alle Ewigkeit hindurch die einzigen, die das Geſchick mit dem unerhörteſten Schlage zerſchmetterte, daß uns Weisheit und Thorheit, Gewaltthätigkeit und Geſetz, Wahrheit und Irrthum mit gleichem Urtheil zum Elende verdammen! Nein, Klara, meine Hoffnung iſt dahin. „Nein, nicht Menſchen, der Himmel war gegen unſre Liebe verſchworen. Wir ſollten ein Denkmahl ſeines Zorns und des menſchlichen Elendes ſeyn! Ach, ſchlage deine Blicke nicht auf der Erde umher; nein, du findeſt keinen Zufluchtsort. Selbſt die Wilden, welche nichts kennen als die Liebe; welche die Habſucht, welche das Verbrechen, welche ihre Mörder mit Gaſtfreundſchaft aufnehmen, würden hart gegen uns ſeyn: ſie würden zum erſtenmal das Geſetz der Natur übertreten, um uns elend zu machen.“

Nein, Klara, hier ſitz ich. Glaube nicht, daß ich jammere. Nein, mein Auge kennt keine Thräne mehr. Es iſt dem Schmerze nicht gelungen. Das Geſchick hat mit meiner Hoffnung, mit meinem Glücke auch das Organ vernichtet, durch das der Schmerz zu dem Herzen eingeht. Im Uebermaaß des Elendes lag auch die Hülfe dagegen. Meine Empfindung iſt todt, ſie iſt erſtarrt*). Meine Gedanken zählen die Summen meines Elendes ganz kalt auf; kaum hab ich noch ſo viel Gefühl, um dich zu betrauern.

---

*) Elle est devenue stupeur.

Nein, Klara, wir wollen nicht klagen; keine Thräne ſoll der Triumph der Elenden werden, die uns unglücklich machen. Wir wollen die Gegenwart vergeſſen, die Zukunft ſoll unſern Blick nicht auf ſich ziehen. Die Vergangenheit allein, ach unſere glückliche Vergangenheit, ſoll unſer Gedanke werden; und wir ſind dennoch glücklicher als die Millionen, welche die Liebe nicht kennen. Nein, dem Schickſal zum Trotz will ich glücklich ſeyn. Einzig war der Schlag, der uns zerſchmettern ſollte; ganz neue Mittel will ich finden, um heiter zu ſeyn. Sieh, der Sterbliche borgt ſeine Freuden von der vergänglichen Hoffnung der Zukunft. Ich will meine verſchwundenen Hoffnungen, meine Hoffnungen, welche meine vergangenen Jahre längſt erfüllt haben, wieder zurückholen. Klara, waren doch deine verwelkten Blumen, die deine Hand mir geſchenkt hatte, für mich geruchreicher als die, welche ich mir eben pflückte. Sieh, in deine Laube will ich mich ſetzen, zurück in meine verfloſſenen Freuden will ich ſchwärmen. Ich will dein ſchönes Bild umarmen. Täglich, Klara, täglich will ich noch einmal die Weinleſe in Mangienne mit dir feiern.

Alle die Augenblicke, da du in meinen Armen lagſt, da deine reitzende Lippen auf meinen ruhten, will ich wiederholen. Alle die Nächte, da wir im Park bei einander ſaßen, da du deinen ſchönen Arm um meinen Nacken ſchlangeſt, und mich an deinen weichen Buſen drücktest, alle dieſe entzückenden Nächte will ich wiederholen. Nein, es iſt ſo ſchwer nicht, glücklich zu ſeyn. Ich habe Menſchen gekannt, welche die Kunſt verſtanden. O ich werde ſie lernen.

Im Elſaß kam ich auf einer meiner kummervollen Streifereien an ein einſames Kloſter, rings von einem finſtern Gehölz umgeben. Ich öfnete die Thüre. Sie ſchien der Eingang in die Ewigkeit. Eine Todtenſtille kam mir entgegen aus dem dunkeln Kreuzgange. Ein bleicher Mönch lag da unbeweglich vor einem Krucifix auf den Knieen. Er hob ſich allmählich empor, wie er mich ſah; mit einem langſamen feierlichen Gange ſchlich er daher, wie ein Todter, der erſtanden iſt. Wir gingen in einen finſtern Garten. Er ſetzte ſich mit mir auf ſein offnes Grab, an dem ſeine Hand alle Tage arbeitete. Ich zitterte, ſchlug mitleidige Blicke auf das blaſſe, zufriedne Geſicht des Mönchs. Wie er mir ſein Leben beſchrieben hatte, ergriff ich ſeine Hand, drückte ſie und ſagte mit erſtickter Stimme: Wie unglücklich müſſen Sie ſeyn, mein Vater; ganz getrennt von der Welt, von den Menſchen; ohne alle Hoffnung, ohne alle Ausſicht auf morgen, ohne eine Freude, die Sie erwarten können, ohne eine Veränderung Ihres Schickſals, wie können Sie glücklich ſeyn? Wir leben in der Erinnerung, ſagte der Greis mit einer ſanften Stimme und einem zufriedenen Blicke: und ich bin glücklich. Ich durchlebe hier jeden Tag noch einmal meine glückliche Jugend. Ich nehme meine Freude, welche die Welt von der Hoffnung borgt, von der Vergangenheit. Und kann Sie das glücklich machen? fragte ich. Wenn nicht glücklich, doch zufrieden, antwortete er lächelnd. Der Menſch kann viel, wenn er den Muth hat, viel zu wollen. Er kann in der Erinnerung heiter ſeyn, wenn ihm die Gegenwart verſagt iſt.

Ohne daß er einen Gedanken in die Zukunft werfen darf, glücklich? warf ich ein.

Die Zukunft iſt mir nicht verboten, antwortete er heiter. Ich arbeite alle Tage daran.

Er zeigte mir ſein Grab. Sieh, Klara, das iſt von jetzt an unſer Geſchick. Und konnte der Mönch heiter ſeyn, warum nicht wir? Laß uns denken, unſer Geſchick hätte uns in la Trappe begraben. Zwei Gedanken ſind uns erlaubt: unſre verfloſſenen glücklichen Tage, und unſer Grab. Das Uebrige verſagt uns die Ordensregel oder das Schickſal, eine Kloſtermauer oder die Nothwendigkeit, ein blinder Zufall oder die Vorſehung; das iſt eins. Laß die Welt in Nichts zerſtäuben, Klara; die beiden Gedanken, die man uns erlaubt, ſind tröſtend: der Gedanke an unſere Liebe, und an das Grab. O wir waren glücklich, Klara; glücklicher als tauſend andere, und darum mußten wir unglücklicher werden als tauſend andere.

Unglücklicher? O iſt es wahr, was ich hier in meiner Bruſt mit dem brennenden Schmerze fühle, iſt es wahr, daß wir ohne Hoffnung elend ſind? Klara, Klara, welche ſchreckliche Zweifel thürmen ſich auf in meiner Seele, und drohen ihr Weſen zu zernichten? Iſt es wahr, führte uns das Geſchick erſt an die Thüre des Paradieſes, zeigte uns die Herrlichkeiten, um den Schmerz über die Wüſte, in die es uns ſo grauſam hinausſtieß, zu ſchärfen? Ach, es iſt beſſer, an gar keine Vorſehung, als an eine menſchenfeindliche zu glauben! War unſer Geſchick ein Spiel blinder Zufälle? Nun dann, ſo könnte der Wurf noch anders fallen; und fällt er nicht anders, wen hab ich anzuklagen als meine muthloſe, unmännliche Liebe zum Leben? Seh' ich Abſicht, Zweck, bei unſerm Schickſale, ſo — wäre ewige Zernichtung ein Troſt, um deſſen Vollendung meine Kniee feſt auf dieſem Steine wachſen, meine Hände Tage lang gefalten bleiben, und meine Lippen nichts als beten ſollten! O Klara, wie unglücklich ſind wir!

— — — — —

O Mädchen, ſo reizend malſt du unſer Glück! Du warſt bereit, du ſtandſt da, mit deinem Hute an deinem Arme, mit deinem Paket Wäſche, mit deinem Kleide! Du ſaheſt ſo heiter, ſo arglos, ſo kindlich, ſo zutraulich zu dem Himmel empor, wie ein Kind ſorgenlos zu ſeiner Mutter zärtlichen Augen empor blickt. Ein Hut, dich gegen die Sonne zu ſchützen, war alles, was du meinteſt, zu bedürfen. Ach, wie konnte der Himmel dich,

dich mit deiner nichts beſorgenden Unſchuld, mit deinem gläubigen frommen Zutrauen ſo grauſam täuſchen? O ich möchte meine raſende Hand an den Himmel legen, wenn ich leſe, wie du da ſtehſt, gen Himmel lächelſt, ſo freundlich, ſo — O flattre nun, Schwalbe, flattre nun! Der Blitz hat dich getroffen, deine Flügel ſind gelähmt. Flattre nun! Klara, welche Träume haſt du nun von mir? Sieh, jetzt ſitzen wir Beide unter den Ruinen der Welt, verlaſſen, klagend, und bauen aus den ſchwarzen Trümmern das Grab für uns und unſre Glückſeligkeit!

— — —

O und wenn mir auch nichts, nichts von meinem Glück übrig bleibt als deine Briefe, Klara, ſo behalt ich genug, mein Herz mit einer ruhigen Minute zu täuſchen, die mir kein Schickſal rauben kann. Eine ruhige Minute, ſag ich? eine Minute, wo ich wider den Willen des Himmels, den Himmel zu mir herab ziehe; eine Minute, wo mein Elend Empfindungen ſchaft, für die Fürſten ihre Kronen hingeben würden. O wie bin ich geliebt, Klara! Ich leſe deine Briefe, ich vergeſſe die

Größe meines Elendes. Dein Brief zaubert Hoffnungen hervor, die mir das Schickſal verſagte. Von deiner honigſüßen Zunge fließt ein Strom von friſchem Leben in mein Herz. Ich leſe, und ich glaube, Troß dem Geſpenſte, das vor mir ſteht, und mir droht. Ich leſe, und die Melodie deiner Worte überredet mich, daß mein Elend nur eine dunkle Farbe iſt, die meine ſchwarze Phantaſie auf das Gemälde meines Lebens trug; die helle Farbe unſrer Liebe fängt an, ſie zu überſtrahlen. Ich traue dem Himmel Erbarmen, ich traue den Menſchen Mitleiden zu, wenn ich deine Worte voll Güte leſe.

Schon aufs neue ſchuf mein Herz Hoffnungen, ſo ſüße, ſo reizende Hoffnungen. Ach, rief ich: ich will ſie holen. Ich will mit Klaren nach Paris fliegen. Dort will ich ſie vor die Nationalverſammlung führen. Dort ſoll Klara ſtehen mit ihren allmächtigen Thränen im Auge, mit ihrem noch allmächtigeren, flehenden Blicke. Bürger! will ich rufen: Bürger! Geſetzgeber der edelſten Nation! Ihr verdammtet alle Ausgewanderten zum Tode. Hier ſteht Klara du Pleſſis vor euch! Auch ſie iſt zum Tode verdammt; denn ſie verließ ihr Vaterland. Die kindliche Liebe, die Bitten ihrer Eltern zogen ſie über die Gränze Frankreichs; die beſſere, die heiligere Liebe, die Liebe zu mir führte ſie wieder zurück. Leſt dieſen Brief, Geſetzgeber meines Vaterlandes, leſt dieſen Brief, und dann ſprecht ihr Urtheil! Klara, ich ſah Augen Thränen um unſer Geſchick vergießen, Augen, die längſt unter Morden verlernt haben, zu weinen. Blicke voll Mitleiden flogen auf dich und mich. Man las deinen Brief. Die Tribünen jauchzten und weinten. Selbſt die Unmenſchlichſten unter ihnen riefen Gnade! Ich ſank in deine Arme, du verſankſt an meiner Bruſt. Wir gingen, triumphirend, von Paris begleitet, an den Altar des Vaterlandes. Hier wurdeſt du mein Weib, unter dem Schutze des Geſetzes, das gerecht war, weil es hier ſchwieg. So träumte ich, raſch ſprang ich auf, warf mich auf den Boden nieder, dankte dem Himmel für mein Glück. Das war mir ſo gewiß, ſo ſicher. Ich jammerte, daß du nicht da warſt. Ich ſtieg zu meinem kranken Oheim, um auf die wenigen Tage Abſchied von ihm zu nehmen. Ich öffne die Thüre.

Da ſitzt meine Mutter an ſeinem Bette, bleich, mit Thränen auf den blaſſen Wangen. Mein Oheim ſitzt aufgerichtet im Bette; auf ſeinen verfallenen Wangen liegt eine dunkele Röthe, ſein erloſchenes Auge ſtrahlt ungewöhnlich. O die Unmenſchen! ruft er, wie ich herein trete. Ich frage und höre, höre mit Entſetzen, und meine theure Hoffnung verſchwindet wie ein lügenhafter Traum. Saintonge, der Herr von Heſperange, verließ Frankreich, ſeinen Sohn zu überreden zurückzukehren. Sein Sohn war nach Brüſſel gegangen. Des Vaters, der beiden Schweſter Flehen iſt vergebens. Alle drei kehren traurig nach Heſperange zurück. Auf einmal ſtürzen Nationalgarden in Saintonge's Haus, reißen ihn und ſeine beiden Töchter aus den Betten, werfen ſie in einen Wagen, und ſchleppen ſie nach Paris. Man ſtellt Saintonge vor Gericht; er erzählt, die Redlichkeit ſpricht mächtiger aus ſeinen Augen als ſeine Zunge, Thränen bekräftigen was er ſagt. Seine Töchter liegen auf beiden Seiten des Vaters auf den Knieen. Die Schönheit, die Jugend, kindliche Liebe, Schwüre, Verſicherungen, Thränen: alles nimmt den edlen Alten in Schutz. Vergebens. Er iſt ausgewandert. Das unmenſchliche Geſetz ſpricht ſein Urtheil. Sein Blut fließt; und die beiden Töchter ſchmachten im Gefängniß als Geiſſel für den Bruder. Das hör ich, das hör ich. Klara, meine Hoffnung verſchwand, und ich verſank aufs neue in den Abgrund des Elendes, aus dem deine Liebe, deine Ueberredung mich geriſſen hatten.

Ach, Klara, kein Unglück iſt ſo groß als unſeres. Wo iſt der Menſch, der nicht bei ſeinem Elende irgend einen Zeitpunkt findet, auf den er hoffen darf, irgend einen Umſtand erblickt, an den er ſeine Hoffnung anknüpft? O das iſt das Seltene, das iſt das Grauſame in unſerm Elende, daß ſelbſt meine Einbildungskraft nirgend, nirgend, ach ſelbſt nicht in dem Gebiete der Wunder eine Ausſicht finden kann, die nicht ſogleich von der Nacht unſers Elendes verdunkelt würde. Ach, Klara, ich habe alles, alles aufgegeben, auch die einfachſten menſchlichen Bedürfniſſe. Ich habe unſrer Liebe die unfruchtbarſten Felſen, die ſchrecklichſte Wüſte der Erde zum Zufluchtort aufgeſucht. Ich habe eine elende Höhle zu unſerm Wohnort auserſehn, eine fürchterliche Höhle, mitten unter den ſchrecklichſten Felſen, in der ein Vatermörder den Himmel der Grauſamkeit anklagen würde. Vergebens! vergebens! Und könnte ich mich auch durch die Truppen ſtehlen, die unſre Gränzen bewachen, könnte ich auch den Nachforſchungen deines Vaters entgehen, flöhen wir auch dahin, wohin ſich nie ein Fußtritt der Menſchen verirrte, wo wir ſelbſt den Blicken des Himmels verdeckt wären; ach! ſo verſchließt meine Liebe mir den Eingang dahin. Nein, Klara, nein! Ich ſollte dich aus den Armen des Ueberfluſſes, der Bequemlichkeit reißen? ich ſollte dich dem Mangel, dem Elende Preis geben? Deine Liebe würde mir den grauſendſten Schlund der Erde zum Himmel machen; dein Lächeln, deine theuren Blicke würden nackte Felſen mit Blumen bekleiden; aber nur mir, nur mir allein! Meine Liebe würde die Zauberei zerſtören; ich würde verzweifeln bei dem Anblick deines Elendes. Ein Seufzer aus deinen Lippen würde mein Herz zerſpalten, eine unzufriedene Miene von dir würde,

würde — Nein, Klara, ich kann nicht ſo unmenſchlich gegen dich werden, glücklich zu ſeyn. Es iſt vorbei! Ich wünſche dich zu mir, und ſchaudre vor meinem Wunſche. Ich will zu dir eilen; ich fahre zurück. Mein Athem iſt ein anſteckendes Gift, meine Umarmung der Tod. Nein, ich bin wie mit einer verpeſteten Krankheit behaftet; ich treibe die zurück, die ich liebe, ich ſtoße die Arme weg, die mich umfangen wollen! Ich bin unglücklich! Leb wohl, Klara! Leb wohl, meine Geliebte! Es iſt vorbei!

— — — — —

Mein Oheim iſt krank. Da liegt er; todt, kalt, untheilnehmend für alles, was nicht er iſt! Er betaſtet ſeinen Puls mit einer Aufmerkſamkeit, mit einer Unruhe, als ob es der Puls des allgemeinen Lebens wäre, als ob mit ſeinem Herzen das Leben der Schöpfung ſtocken würde! Eine Falte in ſeinem Kopfkiſſen beſchäftigt ihn mehr, als die Welt voll Elend, die ich trage. Ich, die Menſchen um ihn her, ſind zernichtet. Er berechnet den Lauf der Zeit, ach, der jetzigen fürchterlichen Zeit für unſer Vaterland! nach den Stunden, da er

Arzneī nehmen muß. Die ganze Hoffnung des menſchlichen Geſchlechts ſcheint in ſeinem Arzneiglaſe zu liegen; all das tauſendfache Elend, das vielleicht Millionen Herzen niederdrückt, wiegt ein bedenkliches Kopfſchütteln ſeines Arztes nicht auf. Er fühlt ſich beſſer; er lächelt, und er verlangt, auch ich ſoll lächeln; er würde es verlangen, daß ganz Frankreich mit ihm lächeln ſoll. Dann fragt er kalt: Wie iſt dir, Klairant? Sey ein Mann! Klara war dir nicht beſtimmt! O mein Gott, ruft er dann empfindlich: wie kalt biſt du, Klairant, gegen deinen kranken Oheim! Ich ſah die Fliege nicht, die ſich auf ſeine Stirn ſetzte. — Das iſt das menſchliche Leben, Klara! Der kalte, unfruchtbare Verſtand breitet der Tugend einen ſo ungeheuern Wirkungskreis aus, daß er die ganze Schöpfung, das Thierreich und das ungewiſſe Reich der Geiſter mit einſchließt. Das menſchliche Herz umfaßt mit der Kraft Gottes das ganze Weltall; und dann, dann — der Verluſt einer Stecknadel, die Unruhe über den Kopfſchmerz zeigt mit Schrecken den Eigennutz des menſchlichen

Herzens: Alles fremde Elend, das ganze menſchliche Geſchlecht iſt vergeſſen; und der Menſch würde die ganze Glückſeligkeit der Schöpfung dran ſetzen, um ſeine Stecknadel wieder aufzufinden. Nein; der Menſch iſt für das fremde Elend ohne Gefühl, das Mitleiden iſt Eigennutz. Steh da, Klara; verlaſſen; jammernd; mit zerriſſenem Herzen: Du würdeſt mit deinen Klagen, mit deinen Seufzern die Natur zum Zittern bringen; die Sonne würde ſich verbergen, um dein Elend nicht mehr zu ſehen: Nur der Menſch wird kalt und fühllos bei deinen Klagen bleiben; vergießt er Thränen, ſo hat ſie ihm deine Klage nicht erpreßt; ſondern ſeine eigennützige Furcht vor eigenem Elende.“

Klara; das iſt das Bild der Welt! Von der erwarteſt du Hülfe? Dein Vater ſieht ja deine Thränen, ſieht ja dein Elend; und was thut er denn? o Himmel, was thut er? Er reißt dich von dem Herzen, an dem du glücklich warſt. Weine, klage, jammire, verzweifle, ſtirb! Was kümmert's ihn? Er hat doch die unangenehme Empfindung nicht, ſeinen Nahmen mit dem Nahmen eines unbekannten Mannes verbunden zu ſehen. Seine Thorheit muß die Regiererin der Welt ſeyn, und ſollte ſie auch dieſelbe in Trümmern ſchlagen. Es iſt ein Menſch! genug!

O wenn ich das bedenke, Himmel, wenn ich das bedenke, wie mein Glück, wie dies vollendete, überirdiſche Glück, das Engel mit Neid betrachtet haben müßten, wie das Glück, dich mein zu nennen, ſo kalt, ſo gleichgültig von Menſchen zertrümmert wird; wie ein blinder, ein elender Zufall aller Menſchen Glück regiert, wie der Menſch um ſich her, mit Thorheit und Irrthum, mit Neid und Geiz, alles verwüſtet, die Erde zu einer Hölle macht; o wenn ich bedenke, Klara, wenn ich bedenke, wie glücklich ich war, wie glücklich ich hätte ſeyn können; wenn ich bedenke, warum ich's nicht bin, was mich hindert es zu ſeyn, was alle Menſchen hindert glücklich zu ſeyn: o ſo möcht ich mit allen Unglücklichen die Schaufel ergreifen, unſre Gräber graben, und in die Nacht hinabſteigen, die allein die Hoffnung des Unglücklichen ſeyn kann, der über das Leben nur einen Augenblick nachgedacht hat!

Sieh, da liegt mein Oheim, forſcht auf jedem Geſichte, ob es ſich mit ihm gebeſſert hat; er martert ſich den langen, morſchen Faden ſeines Lebens noch um einen Zoll länger zu ſpinnen, noch einen Augenblick länger der Zuſchauer, der verſpottete Zuſchauer des Lebens zu ſeyn, an dem er wahrhaftig weiter keinen Theil nehmen kann! Er erblaßt, wenn ſein Puls wechſelt. Er lächelt einer alten Magd zu, die ihm verſichert, daß ſeine Augen heller ſind; er lächelt ihr mit einem Wohlgefallen zu, das ich nur an die edelſte, an die reinſte Tugend verſchwenden würde. Er ſchmeichelt ſeinem Arzte; ja, er ſucht die unbeſtechliche Vorſicht mit einer prahleriſchen Aufzählung alles des Guten, das er noch thun will, zu beſtechen! O es iſt unbegreiflich! es iſt unbegreiflich! Ich betrachte ihn mit Mitleiden. Wie gern knüpfte ich mein Leben an das ſeinige, und bezahlte ſo, ach nur ſehr wohlfeil, das Gute, das er mir erzeigt hat! Mein Herz, Klara, mein Herz und auch deines muß aus dieſem Stoffe nicht geformt ſeyn. Ich glaube, es würde das Leben einer Geliebten aufopfern, um ſeines zu retten; und ich — ich würde meines dahin werfen, um nur noch einmal deine Hand zu drücken.

Sieh, da geh ich von dem Krankenbette in meine Einſamkeit, betrachte dein Bild, leſe deine Briefe; dann ſetz ich mich wieder an meines Oheims Bett, und beneide die Gefahr, vor der er zittert. Leb wohl, Klara!

Klairant an Klaren.

Ich habe deinen letzten Brief erhalten, meine Klara, und ich bin nicht unglücklicher, als ich war. Der Gedanke deiner frommen Liebe nahm ſogar meinem Schmerze den Stachel. Du haſt für mich gebetet. Klara, dein Gebet iſt erhört; denn eine erquickende Thräne, die erſte ſeit langer Zeit, drängte ſich aus meinem Auge, wie ich das las, und erleichterte mein ſtarres Herz. Ich weiß nicht, warum mir der Gedanke: die betende Klara! ſo rührend, ſo erquickend iſt. Sie iſt erquickend, dieſe Vorſtellung, ſehr erquickend, meine Klara! Ich fühle es tief, daß es eine Täuſchung iſt, und doch iſt ihr Erfolg Wirklichkeit. Du haſt Recht: glückliche Träume erſetzen Tage voll Thränen! Klara hat für mich gebetet! Ich ſchlage ſeitdem wieder hoffende Blicke gen Himmel. Mir iſt, als hätte dein Gebet mich und die Vorſehung wieder verſöhnt. Es iſt ſeltſam, Klara, aber wahr! Du falteſt deine Hände gen Himmel? Sieh, da ſteht dieſes Bild, da ſtehſt du, streckſt deine gefaltene Hände gen Himmel, beteſt für mich. Ich kann der Vorſtellung nicht los werden. Da ſteht ſie, wie mein guter Schutzgeiſt, zwiſchen mir und meinem Elende. Klara, in meinem Herzen hat ſich der Glaube an die Vorſehung wieder gehoben. Gebet? ſonderbar! Wie könnte ein Sterblicher nur auf den Gedanken kommen, wie könnte er das Recht haben, zu beten, zu weinen, zu hoffen, wenn ein blinder Zufall die Welt regierte? Mir iſt nichts gewiſſer, als das. Ein Gebet, Eine Thräne, Eine Hofnung beweiſt für die Vorſehung und für eine erbarmende Vorſehung mehr als die feinſten Syſteme der Philoſophen. Oder war's die Vorſtellung der betenden Klara? Klara, wenn ich denke, du beteſt: o ich glaube, dein Gebet muß das eherne Gewölbe des Himmels ſprengen, der ganze Himmel muß auf dich herabſehen; jeder ſelige Geiſt muß eilen, dein Gebet empor zu bringen. Vorſtellung, Traum, Wahn! ich ſehe das wohl. Und doch — es iſt ſehr ſeltſam! Der Wahn beruhigt mich. Wer will es wagen der betenden Klara etwas abzuſchlagen? Dieſen Blicken voll ſchöner Andacht, dieſen gefaltenen Händen, dieſer demüthigen Stellung? Und hätte die Vorſehung die Regierung der Welt dem blinden Zufalle überlaſſen, o von dieſem Augenblicke an hätte ſie die Zügel der Regierung wieder in die Hände nehmen müſſen, um Klarens Gebet nicht unerhört zu laſſen! Nein, ich kann nicht ohne lindernde Thränen, ohne neue und leiſe Hofnungen dieſe Stelle in deinem Briefe leſen. Es iſt unmöglich! Ich fühle mich beruhigt wider meinen Willen; ich vergieße Thränen, ich ſchlage meine Blicke gen Himmel, zu dem dein Gebet aufflog, und er iſt nicht mehr hart. Ich bin mit mir ſelbſt im Streit, in dem wollüſtigen Streite der ſiegenden Ruhe mit dem gemilderten Schmerze. Ein ſeltſamer Zuſtand! Da ſetz ich mich hin an das Bett meines kranken Oheims; ich fühle mich nach einem Paar Augenblicken, in denen ich nicht immer meine Blicke auf mein Elend gerichtet habe, ſo ruhig, ſo glücklich, daß ich es wage, meinen Oheim zu tröſten. Ich bin ſo ruhig, ſo hofnungsreich, daß ich ſchon wieder von meinen Hofnungen meinem Oheim mittheilen kann; und unterſuche ich mich ſelbſt, ziehe ich mein Herz vor den Richterſtuhl meines Nachdenkens, ſo iſt Klarens Gebet die Quelle ſeiner Ruhe, und ſeiner Hofnungen.

Jetzt laß ich mich genügen an dieſen ſchönen Träumen; ich drücke ſie mit Inbrunſt an mein Herz; ich bin glücklich, ohne mehr zu fragen: wie bin ich's? — Jetzt hebe ich alle Morgen meine Hände für dich zum Himmel empor; gäbe er meinem Gebete nur die halbe Kraft des deinigen! ich zitterte nicht mehr für dich. Ach, und dieſe täuſchende Ruhe kam in dem rechten Zeitpunkte. Sie führte mich leicht über die bitterſten Stunden meines Lebens hinweg. Ich zittre, dir es zu ſagen. Deines Vaters Güter ſind verkauft. Pillon gehört nicht mehr ihm. Es hat einen andern Beſitzer. Unſer Park, die Verhehlung unſrer Liebe, wird in Ackerfeld verwandelt. Täglich gehe ich hin, und beſuche alle die heiligen Stellen noch, wo wir ſo glücklich waren. Unſre Lauben werden umgehauen. Seufzend ſehe ich die Axt fliegen, welche die Wohnplätze unſrer Liebe zerſtört. Ach, zum erſtenmal habe ich es beklagt, daß ich nicht ſo reich war, deines Vaters Wohnung und unſrer Liebe Garten kaufen zu können. Mit ſtillen Seufzern ſehe ich die Dunkelheit der Gebüſche verſchwinden, die uns ſo oft und ſo ſtill verbargen. Die Laube, Klara, ſteht allein noch, in der wir das Feſt unſrer geretteten Liebe feierten. Alle andern Plätze, das ſchöne Ulmenboskett, das du ſo ſehr liebteſt, der Schlangengang an der Wieſe, ſind ſchon zerſtört. Vergebens hat mein Blick um Schonung gebeten. Man wagt es nicht, ein Andenken der verhaßten Pracht deines Standes ſtehen zu laſſen. O Gott, ſagt ich dem Käufer: der reizende Garten! Er ſah mich mitleidig an, runzelte hierauf die Stirn, zuckte die Achſeln, und ſagte leiſe: Freilich! allein ich muß. Nun ſitze ich noch alle Stunden, die ich von dem Krankenbette abkommen kann, in unſrer Laube, ſeufze über die Verwüſtung, horche mit

Zittern auf die Schläge des Beils, und jedesmal, wenn ich gehe, nehme ich den rührendſten Abſchied von dem letzten Monument unſers Glücks. Die Hauptallee allein bleibt ſtehen. Was verbrach unſre unſchuldige Liebe, daß ſie ſo grauſam in den Fall des Abels verwickelt iſt? —

Alle übrigen Möblen in deines Vaters Hauſe ſind verkauft. Dein ganzes Zimmer iſt mein! Dein Bett, deine Stühle, dein Sofa, deine Harfe, deine Vorhänge, jede Kleinigkeit iſt gerettet. Meine Mutter lachte über meine Kinderei, wie ſie es nannte; allein ſie half, ohne mein Bitten, ſehr treuherzig mit, mein Zimmer in das deinige verwandeln. Und jetzt befinde ich mich wohl. Ich habe mir auch nicht eine Kleinigkeit nehmen laſſen. Deine Vorhänge, ſie mochten paſſen oder nicht, hängen vor meinen Fenſtern. Mit Wolluſt werf ich mich Abends in dein Bett, mit Vergnügen hülle ich mich in deine Decke. Da ſtehen deine Stühle. Ich ſchone ihrer, als ob ſie von Glas wären, ich zittre, wenn jemand ſich ungeſtüm darauf ſetzt. Als ich auf deine Kleider kam, erröthete ich. Die

Bauermädchen lachten. Süſette trieb ein Tuch von dir in die Höhe. Endlich ſchwieg ſie und ließ es mir. Der Kommiſſair lachte. Ich fühlte mich beſchämt, und doch hätt ich um keinen Preis ſchweigen können. Nun hab ich alles von dir; alles, was mich umgiebt, alles, was ich berühre, iſt von dir. Ich betrachte mit freundlichen Blicken meine Herrlichkeiten; und ich kann mich kaum einmal am Tage entſchließen, mein Zimmer zu verlaſſen.

Sieh, ſo drängt ſich mein Glück immer enger zuſammen. Bald hab ich nun rund um Chatillon her nichts mehr, als die Trümmer unſrer vorigen Glückſeligkeit. Ich ſehe gelaſſen der Verwüſtung zu; fehlt doch der Geiſt, der die todte Schöpfung beſeelte: und was kümmert's den, der ſeinen Pallaſt in Feuer aufgehen ſah, ob die Flamme den letzten Balken verzehrt oder nicht? Ich trete jetzt, wenn mich mein Inſtinkt einmal den gewohnten Weg nach Pillon führt, wie in eine neue Schöpfung; aus dem Fenſter deines Zimmers ſieht das Geſicht einer alten Frau. Ich ſchüttele den Kopf, wie ein Greis, der in die Gegend, wo er ſeine fröhliche Jugend verlebt hat, zurück gekehrt iſt, und ſtatt des lieblichen Schattens, der ihn ſonſt umfing, wie er noch Kind war, einen ſtinkenden Sumpf findet. Ich fliehe nach Chatillon zurück, verhülle mein Geſicht in dein Sofa, verlobe es, je wieder nach Pillon zu gehen; und auf dem nächſten Gange führt mich mein Fuß mechaniſch wieder dahin, wo der Gedanke an mein verlornes Glück ſo mächtig auf mich eindringt.

Sieh, ſo leb' ich jetzt, wie ein Träumer in lauter Ideen, zwiſchen deinen Möblen, in deinen Briefen, mit deinem theuren Bilde; wie ein Wahnſinniger, der aus ſeinem Gefängniß einen Pallaſt macht, ſein Strohlager zu einem Throne aufputzt, und mit ſeiner erträumten Herrlichkeit die Herzen in Mitleiden zerſchmilzt. Und doch bete ich, daß dieſe Stille lange dauern mag! doch fahr ich manchmal auf, halte die Hand gen Himmel, klage mein unverſöhnliches Geſchick an, und möchte die letzten Trümmer meines vergangenen Glücks zerſchmettern, an die mein Herz allein gebannt iſt. Ach, Klara, wenn ich von ungefähr, oder mit Vorſatz — ach! ſo ſehr ich davor zittere, ſo eilt doch manchmal meine ſchwarze Phantaſie dahin — auf den Gedanken gerathe: ich werde dich nicht wieder ſehen; ſo verfliegt der Traum meiner neuen, wahnſinnigen Hoffnung, und ich ſtehe im gräßlichen Dunkel da. O! dann möcht ich alle Thüren, wodurch das Leben ausgeht, ſprengen, um zu erfahren, ob ich dich nicht in den Gefilden, in den ungeheuren, dunklen Gefilden der Ewigkeit finden werde. Sieh, dann ſchweb ich daher in den finſtern Wüſten der Zukunft, ich finde dich, ich hänge an deinem Halſe, ich verſinke mit dir in den unendlichen Räumen. Du biſt ein geſtaltloſer Geiſt, du lächelſt nicht, du redeſt nicht; und doch jauchz ich über das fürchterliche Glück: denn ich halte ja Klaren an dieſem Herzen, an dieſem Herzen, das ohne dich verzweifelt. O Klara, wenn ich doch erſt wieder einen Brief von dir in Händen hätte!

Klara an Klairant.

Ja Klairant, der Schlag iſt gefallen, und ſchrecklicher als du denkſt! Trotze dem Schickſal nicht, Klairant; es hat Wege, es hat ſchreckliche Wege, dein Herz, das du fühllos glaubſt, in dem geheimſten Gewebe, wo das Gefühl ſeine Quelle hat, zu treffen. Es hat Mittel, dein Auge auf die Zukunft zu feſſeln, die du nicht ſehen willſt. Klairant, trotze dem Schickſal nicht, das du nicht kennſt. Wir ſind arm geworden, die Nationalverſammlung hat meines Vaters Güter verkauft. Unſer ganzes Vermögen beſteht in dem, was wir gerettet haben. Thorheit! Thorheit! Tauſende ſind ärmer als wir, und glücklich. Mein Arm kann arbeiten, wie die Arme der Millionen, welche die Arbeit ernährt; ach! und wie, wie wollt ich mein Geſchick ſegnen, Klairant, wenn die ſchwerſte Arbeit die Bedingung meiner Zufriedenheit würde? Unſer Vaterland hat uns auf ewig aus ſeinen Gränzen verbannt. O Klairant, leuchtet in Frankreich die Sonne allein? Wohnt die Zufriedenheit nur in ſeinen Gränzen? In deinem Arm, an deiner Bruſt, will ich in den wüſten Schneefeldern des Norden leben, und glücklich ſeyn! Arm und verbannt? Nein, Klairant, das ſollte mich nicht erſchüttert haben. Es iſt anders, Klairant, es iſt anders!

Mein Herz pocht mit einer nahmenloſen Angſt vor den Thränen meiner Mutter, vor dem ſtummen und beredten Grame meines Vaters. Nein, ich erſchrecke nicht vor der Armuth, nicht vor deiner Verzweiflung; nein, Klairant! ſoll ich dir es ſagen? O wenn man mein Leben forderte, ich kann ſterben wie du. Nein, man fordert mehr, man fordert meine Hand, man fordert meine Liebe!

Wie gern, wie gern wollt ich mit dir von der Vergangenheit allein leben; wie gern wollt ich mein Leben, mein Gefühl, meine Gedanken, in den engern Kreis des Gartens beſchränken, der uns ehedem ſo glücklich machte; ach, wie gern wollt ich jetzt, wie dein Mönch, in das Grab eines finſtern, eines ſtummen Kloſters hinab ſteigen! Mit Entzücken wollt ich hinter mir die Thüre zuraſſeln hören, und wenn ſie mich auf ewig von Klairant trennte. Wie gern wollt ich da meine Kindheit wiederholen, keinen Blick aufſchlagen, keinen Wunſch hegen, keine Veränderung hoffen als das Grab! Ach, ich wollte mit Einem Bilde mein Leben hindurch mir genügen, und keine Klage, kein Seufzer ſollte nach mehrerem verlangen! Nein, man

BIBL. UNIV. [illegible]

will mich nicht unglücklich, man will mich treulos machen! Klairant, Klairant! wer iſt beklagenswerther, du oder deine Klara?

Touai iſt ſein Nahme. Wir waren in einer Geſellſchaft, in jenen Tagen, die mir ſo unglücklich ſchienen, und deren Ruhe ich mir jetzt zurück wünſche, in den Tagen, wo ich auf dich hoffte. Touai war auch da. Die Unruhen in ſeinem Vaterlande, Flandern, haben auch ihn vertrieben. Schon oft war ich mit ihm in Geſellſchaft geweſen, und er hatte deine Klara nicht bemerkt. Ich ſtand, oder ich ſaß immer ruhig in meinem Winkelchen; mein Gram wagte ſich nicht unter die Freude, mein Kummer ſcheute das Lachen. Ich ſaß allein, niemand ſtörte mich mehr; denn Seufzer waren immer meine Antworten, und ſtarre Blicke, halbe Worte alles, womit ich ſelbſt den gutherzigſten Verſuch, mich aufzuheitern, belohnen konnte. Man ließ mich allein, und ich war zufrieden. So ſaß ich auch dieſen Abend, noch trauriger, noch verſchloſſener als immer; denn ſchon zwei Tage hatte ich vergebens auf deine Ankunft gehofft. Auf einmal führt ein junges Mädchen, lachend und ſcherzend, den Baron

Tonai auf mich zu. Sie ſetzt ihm einen Stuhl neben den meinigen, ſagt mit einer Verbeugung: Hier! und geht.

Tonai ſetzt ſich. Ich ſehe ihn an, und er ſagt ſehr beſcheiden und ſehr artig: Ich bin heute nicht ſo guter Laune, wie gewöhnlich; ein Zufall hat mich verſtimmt. Man verweiſ't mich dort aus dem frohen Zirkel; man führt mich zu Ihnen. Hier, ſagte man mir, würde ich eine Geſellſchafterin für meinen Ernſt finden; allein, ſetzte er ſehr beſcheiden hinzu, und küßte mir die Hand: ich bin nicht mehr unzufrieden, und ich finde, daß dies der beſte Platz war, den man mir anweiſen konnte, um zufrieden zu werden. Ich verneigte mich. Ich wollte, fuhr er fort: um Ihnen für meine Zufriedenheit zu danken, daß ich dazu beitragen konnte, Sie zu erheitern. Ich weiß nicht, was ich antwortete; ſo viel weiß ich, daß mein Auge naß wurde; der Gedanke, daß mich kein Menſch erheitern könnte, fiel auf mein Herz. Sie haben üble Laune? fragte er. Ich mußte alſo etwas Bitteres geſagt haben, und dies mochte wohl ſeyn; denn er ſtörte mich. Ich erröthete bei dem Vorwurf;

denn

denn du weißt, wie ſehr ich alle üble Laune haſſe. Ich habe keine üble Laune, antwortete ich ſanft: aber ich bin nicht glücklich.

Er ſah mich an und ſchwieg eine Zeitlang. Und Ihr Kummer, ſagte er dann mit Theilnahme, erlaubt keinen Vertrauten, oder — Ich bin ein ehrlicher Mann! hob er auf einmal an, legte die Hand auf die Bruſt, und beugte ſich ſo zu mir herüber. Es iſt unbeſcheiden, fuhr er in der Stellung fort: allein ich mag zuweilen lieber unbeſcheiden, als unzufrieden mit mir ſelbſt ſeyn. Iſt Ihr Kummer von der Art, daß ein ehrlicher Mann, der Achtung für ſich ſelbſt und alſo auch für das weibliche Geſchlecht hat, ihn wiſſen kann, ſo — Ich lächelte und ſchüttelte verneinend den Kopf. Ich getraue mir viel zu können, ſagte er dann mit einem beſcheidenen Stolze. Ich bin ſtolz auf mein Herz, und ich würde auch zum erſtenmal ſtolz auf Reichthum und auf den Einfluß einer mächtigen Familie werden, wenn Ihr Unglück von der Art wäre, daß — Er ſuchte hier die Worte; ich fiel ihm ein, um ihn los zu werden. Mein Kummer iſt der Kummer der Erinnerung an mein Unglück.

Mein Unglück ſelbſt iſt vorüber, und dann iſt Klagen unbeſcheiden. Er verbeugte ſich, ward roth, brach ab, und ging nach einigen Augenblicken, die er von gewöhnlichen Dingen redete. Indeß er kam oft in die Gegend, wo ich ſaß. Ich ſah, daß er mich nicht aus den Augen verlor. Es war mir unangenehm; ich wollte ſeine Aufmerkſamkeit von mir abwenden. Ich ſtand auf, ich zwang mich, heitrer zu ſcheinen, als ich war. Ich ſtellte mich zu dem Parlamentsrath von Toulouſe, dem Freunde meines Vaters. Ich redete ſo aufmerkſam ich konnte. Auf einmal trat Touai auch zu uns; er fiel in unſer Geſpräch ſo ein, daß ich ſah, er hatte es angehört.

Wie wir gingen, ſo bot er mir den Arm. Wir ſtiegen in den Wagen, und ich hatte ihn vergeſſen. Den Tag darauf brachte ihn Pleſſis zu uns. Er redete mit mir, ohne alle Auszeichnung. Nun kam er oft, endlich alle Tage. Mein Vater fing an ihn hoch zu halten; meine Mutter liebte ihn, mein Bruder ſprach mit Bewunderung von ſeinem edlen Charakter. Ich ward unruhig; denn ich ſah ſeine Bewerbungen um mich, ſo unmerklich ſie auch waren. Selbſt meine Mutter ſah nichts davon. Vor einigen Tagen war er bei uns. Mein Vater erhielt mit einem Kurier einen Brief aus Paris. Er las, er ward unruhig. Er wollte es verbergen. Gott weiß, von ungefähr warf er ſeinen Blick auf mich. Der einzige Blick ſetzte mein Weſen in Aufruhr. Ich glaubte, der Brief könnte keinen andern betreffen, als dich. Du warſt nicht gekommen, ich hatte keine Nachricht; meine unbeſchreibliche Angſt, der Blick meines Vaters, — ich war außer mir. O Gott, rief ich: ſagen Sie, Vater, was iſt? Mein Geſchrei erſchreckte ihn. Er ward blaß. Meine Mutter, die nichts geſehen hatte, ſtand auf. Sie ſchrie ängſtlich auf; ſie ſchloß meinen Vater in ihre Arme. Er verlor wahrſcheinlich durch unſer Geſchrei die Beſinnung, drückte mich an ſeine Bruſt, und ſagte leiſe: Wir ſind unglücklich! Faßt Euch! faßt Euch, Kinder! Ich bin ein Bettler! die Unmenſchen haben mein Vermögen eingezogen! Mir fiel es wie Blei vom Herzen. Ein langer Seufzer machte meinem gepreßten Herzen Luft, ich vergoß einen Strom von Thränen.

Touai ergriff ſeinen Hut, ſo wie mein Vater den Brief anfing zu leſen. Wahrſcheinlich hatte er ſeine Unruhe bemerkt. Jetzt ſtand er unentſchloſſen da. Er ſah mich, er ſah meinen Vater an. Einen Augenblick beſann er ſich. Raſch trat er dann auf meinen Vater los. Herr Vikomte, ſagte er ruhig: ein Ungefähr hat mich zum Zeugen Ihrer Unruhe gemacht. Ich nehme den innigſten Antheil an dem Schlage Ihres Schickſals, als ob er mich ſelbſt getroffen hätte. Allein — er zitterte, wie er das ſagte; ſeine Unruhe zeigte ſich in Stimme und Stellung — Ihre Tochter — Ihre reizende Tochter, — machen Sie dies Unglück zu meinem Glücke — nehmen Sie mich in Ihre liebenswürdige Familie auf! Geben Sie mir die Erlaubniß, Ihrer Tochter meine ehrfurchtvollſte Liebe — Er zitterte heftig bei dieſen Worten; dann warf er ſich ungeſtüm um den Hals meines Vaters, und rief: Seyn Sie mein Vater! Mein Vater war heftig erſchüttert; ich war vernichtet!

Touai küßte meine zitternde Hand. Ich habe Sie erſchreckt, ſagte er ſanft: das wollte ich nicht! Aber doch Ihnen ſagen will ich, daß ich, ſeit ich Sie ſah, nichts vom Himmel gebeten habe, als das Glück, Sie mein nennen zu können. Ich bin unabhängig, mit den Worten wandte er ſich an meinen Vater: ich habe die Bewilligung meiner Verwandten. Ich bin, Herr Vikomte, ich ſage das zum erſtenmal, ich bin reich, ſehr reich; aber mehr als das, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich liebe Ihre Tochter, er wandte ſich wieder halb an mich, und Thränen rollten von ſeinen Wangen; allein wenn ſie mir ihre Hand abſchlägt, ſo erlauben Sie mir wenigſtens den Troſt, von einer Familie den Mangel abzuhalten, von einer Familie, für die ich mit Stolz mein Leben opfern würde. Ich bin zu bewegt, erlauben Sie, daß ich gehe. Jetzt würde ich nicht mit Muth eine verneinende Antwort anhören können. Zwar wann würd' ich das? Aber — er verbeugte ſich tief und ging.

Sieh, ſo erzählte es mir nachher Pleſſis. Ich hatte nichts gehört; denn ich war wie vernichtet. Kaum hatte er ſich entfernt, ſo fielen meiner Eltern Blicke auf mich. Mein Vater kam zu mir. Er ſchloß mich ſchweigend in ſeine Arme. Klara, ſagte er tief bewegt, belnahe mit einem Schluchzen: ich bin ein Bettler! Touai iſt ein ſehr edler Mann! dann wandte er ſich ſchnell von mir und ging in ein Nebenzimmer. Meine Mutter ergriff meine Hand. Ich hob meine Augen auf ſie. Ich fiel in ihre Arme mit einem Ausbruche von Schmerz; denn ihr Blick ſah aus, als ob ſie ſich eben vor mir niederwerfen wollte. Und was wäre aus deiner Klara geworden, ihre knieende Mutter vor ihr? Ich ſank vor ihr nieder, verbarg mein Geſicht in ihren Schooß, umarmte ihre Kniee, und ſchloß mich feſt an ſie. Man hatte Mühe, mich aufzurichten. Mein Bruder hob mich auf. Sieh! nun ſtanden wir alle da, alle tief erſchüttert, ſtumm und ſchweigend. Auch mein Vater ſtand da in der Thüre. Ich mußte meinen Blick abwenden; denn ſeine Stellung war die Stellung eines unglücklichen Mannes, der, ringend mit ſeinem Unglück, darunter erliegt, und nur mit einem Blicke Hülfe fodert. Ach, Klairant, ich hielt mich erſt für gerettet, wie ich auf meinem Zimmer allein war; und dennoch umringten mich die Seufzer meines Vaters, dennoch forderten laute, mächtige Stimmen von mir Gehorſam, und betäubten beinahe die Stimme meiner Liebe. Ach, Klairant, kann ich dirs läugnen? die Stimme des Bluts iſt ſo mächtig wie die Stimme der Liebe. Ich fühlte zum erſtenmal die Angſt der Vorwürfe; ich zitterte vor dem Antlitz meines Vaters. Ein Ton von der Stimme meiner Mutter jagte mir eine peinigende Angſt ab. Ich fürchtete den Anblick der Natur; nur furchtſam hob ich den Abend meine Blicke zu den Sternen empor, und nur jetzt erſt fühlte ich, was Unglück, was Elend heißt.

Am andern Morgen kam meine Mutter ganz früh zu mir, als ich noch im Bette lag. Ich fühlte, daß ich blaß ward. Sie ſetzte ſich auf mein Bett, und ſah mich mit Blicken an, die mein ganzes Weſen durchdrangen; mit einer betrübten Zärtlichkeit, mit einer furchtſamen, unruhigen Ungewißheit. Sie öffnete verſchiedene male die Lippen etwas zu ſagen; die Worte verſagten ſich ihr. Sie war ſo gütig, mir unter einem Lächeln die Angſt verbergen zu wollen, die ſie ſtumm machte. Da öffnete mein Vater die Thür. Ich verbarg mein Geſicht an meiner Mutter Bruſt, und weinte.

Er faßte meiner Mutter Hand, und zog ſie von dem Bette auf. Nein, ſagte er mit einer bebenden, freundlichen Stimme: beredet ſoll Klara nicht werden. Nein! laß ſie, laß ſie! Armuth iſt kein Unglück! Nein, Klara, du ſollſt keinen Vorwurf von deinem Vater hören, dein Herz wähle auch das ärgſte. Sieh, dann wollen wir, deine alte Mutter, ich und du, Deutſchland durchziehen, unſer Brot vor den Hütten ſuchen, uns alle drei mit Freundlichkeit täuſchen. Wir wollen uns überreden, wenn wir die Nacht unter einem Baume zubringen, von Kälte und Regen erſtarrt — wir wollen uns überreden, daß wir dennoch glücklich ſind; und verſagt uns Deutſchland Brot, weil es uns haßt, ſo wollen wir nach Frankreich zurückkehren. Ich will mein graues Haupt unſern Feinden darbringen. Ihr beide ſollt mich anklagen, daß ich euch mit Gewalt gezwungen habe, Frankreich zu verlaſſen; ich will es beſtätigen. Mein Blut fließt, und Ihr — o, die Unmenſchen werden euch doch wenigſtens ſättigen; und iſt das, ſo will ich gern geſtorben ſeyn! Sieh, Klara, ich bin entſchloſſen, ohne eine Klage dahin zu gehen, wohin du uns führſt. Ich habe ruhig meinem Kinde mein Schickſal anvertrauet. Führſt du mich aufs Blutgerüſt — gut dann; ich will lächelnd ſagen, es war Liebe, die mich dahin führte. Er drückte einen ſanften Kuß auf meine Lippen, und dann ging er mit meiner Mutter.

Klairant, wirf einen Blick, nur Einen, auf die Empfindungen meines Herzens, wenn du wiſſen willſt, daß es Elend giebt, das dein Herz noch nicht kennt. O und wenn ich auch für Klairant nichts weiter, nichts weiter gethan hätte, als daß ich mich nicht in die Arme meines Vaters warf, und rief: ich will Touai meine Hand geben! ſo hab ich genug gethan, mehr als er je für Klaren thun kann. O Klairant, du wäreſt ungerecht, wenn du das nicht fühlteſt!

Ach, Klairant, wenn ich nun bei ihnen bin, wenn ich ihre Blicke ſehe, die ſie auf mich werfen! Solch einen Blick wirft nur eine Mutter auf den Arzt, wenn er über das Leben ihres einzigen Kindes entſcheiden ſoll. Mit dieſen Blicken betrachten ſie mich, mit dieſen unwiderſtehlichen Blicken. Ein kleines, halbes, gezwungenes Lächeln von mir iſt wie ein belebender Sonnenſchein. Sie ſind heiter. Eine krauſe Stirn von mir bringt meine Mutter zum Zittern. Ach, ſo ſchleichen unſere Tage jetzt hin. Stumm, traurig, gehen wir neben einander weg, wie Menſchen in dem Hauſe, wo eine geliebte Leiche liegt. Unſere Liebkoſungen ſind nur Zeichen; lächelt der Eine, ſo lächelt der Andere wehmüthig mit, und Thränen ſtehen in allen Augen, und machen das Lächeln zur Lüge.

Das iſt mein Zuſtand, Klairant, das iſt mein unglücklicher Zuſtand! Touai reiſte noch den Tag ab, da das Elend anhob. Er hat meinen Bruder wiſſen laſſen, daß er in vierzehn Tagen zurückkommen würde. Acht Tage ſind ſchon vorüber. Ach, Klairant! Klairant! Nein, Klairant, ich habe Muth, wie irgend ein Mädchen; aber — o du ſollteſt ihre Blicke ſehen, o du ſollteſt nur einen Händedruck von meiner Mutter Hand fühlen, deren ſie mir Hunderte giebt. Ihre Hand zittert; ihr Blick will lächeln, und Thränen dringen hervor, die ſie mir vergebens verbirgt. O du ſollteſt nur einen Blick auf meinen Vater werfen, nur Einen. Ach du ſollteſt nur einmal hören, wie dein Freund Pleſſis mit einem Worte, als: Klara, es iſt dein Vater! mich erſchüttert. Alles, alles iſt gegen unſere Liebe im Bunde, ſelbſt — ſelbſt — ach Klairant! ſelbſt das Gewiſſen deiner Klara!

Sieh, da lieg ich die Nächte, kein Schlummer bedeckt mein Auge; da lieg ich und mein ſtarres Auge ſchaut in die Nacht hinein. Da überleg ich, da rechne ich. Da ſteht Liebe gegen Liebe, Pflicht gegen Pflicht, Treue gegen Treue. Jetzt hör ich die Stimme meiner Eltern mich anklagen; dann fährt dein Seufzer durch meine Bruſt. Mein Unglück? o mein Freund, daran denk ich nicht. Mein Grab wäre jetzt mein Labſal. Oft vergehen mir die Gedanken; ich fürchte wahnſinnig zu werden; ich fürchte es, und dennoch ſchleicht ganz heimlich der abſcheuliche Gedanke ſich mit ein; vielleicht träumteſt du ſie dann alle glücklich! Ich bin das Opfer; o! das weiß ich, das weiß ich! das erſchüttert mich nicht. Aber mein Ausſpruch ſoll über die entſcheiden, die ich liebe; das iſt grauſam, o das iſt grauſam!

Klairant, du haſt meine Empfindungen richtig ausgedrückt: wie wenig iſt mir das Leben! Nein, unſre Herzen ſind nicht aus dem alltäglichen Stoffe geformt! Klairant, ich warte mit ſchmerzlicher Sehnſucht auf Antwort; deine Antwort ſoll — nicht mein Glück, denn das iſt dahin — deine Antwort ſoll meine Handlungen entſcheiden. Dir will ich folgen. Was du wählſt, was du auch wählſt, mir ſoll es ſeyn, wie das Urtheil, wie das unvermeidliche Urtheil des ewigen Schickſals. Dann laß uns getroſt dem Zuge unſers Schickſals folgen. Was du auch wählſt, wie Verzweifelte wollen wir deinem Ausſpruche folgen, wie Verzweifelte, denen Elend und Glück gleich iſt. Das Geſchick hat uns Beide auf dieſen fürchterlichen Punkt geſtellt, daß uns nichts übrig iſt, als die einzige Wehr: Verzweiflung.

Nein, Klairant, ich leſe nichts mehr als eine Stelle aus deinen Briefen, und die iſt Balſam für mein zerriſſenes Herz. „Es kann Schickſale geben, ſchreibſt du: die uns, ſo lange wir leben, trennen. Aber ich fühle das eben ſo gewiß, daß das nicht lange ſeyn wird. Wir würden vor Gram ſterben, und am Grabe brechen ſich ja die Wellen des menſchlichen Elendes! und dann find' ich ja das treue Herz meiner Klara!" Sieh, das leſe ich alle Tage zehnmal. Wahreres haſt du nie geſchrieben. Wir werden vor Gram ſterben, und dann wirſt du das treue Herz deiner Klara wieder finden! Klairant, ich habe mich auf die Kniee niedergeworfen, und habe die Stelle geleſen, mit dem felſenfeſten Gefühl, daß nichts, nichts auf der Welt, daß ſelbſt die Ewigkeit nicht unſre Herzen trennen kann!

Nun, Klairant, wähle, wähle für mich und dich! Du haſt mein Herz, und du ſollſt auch mein Schickſal beſtimmen. Wähle! Ich zittre; aber ich bin gehorſam. Ach der Befehl zu ſterben würde mir der liebſte ſeyn. Wähle, Klairant. Mein Leiden ſoll dein Werk ſeyn, damit ich es mit Geduld ertrage. Leb wohl, leb ewig wohl!

Klairant an Klaren.

Toual iſt ein edler Mann! Deiner Eltern Glück wird dich beruhigen! Ich habe für dich gewählt! Gieb Toual deine Hand! Ich bin ruhig, Klara! Es konnte nicht anders ſeyn! Leb wohl, leb ewig wohl! Um das einzige bitt ich dich, gieb ihm deine Hand bald, nur nicht früher, als ich hierauf Antwort haben kann! Beſtimme mir deinen Hochzeitstag! Ich will ihn feiern! Um mich ſey unbekümmert, Klara! Ich bin, bei der ewigen Vorſicht ſey es geſchworen! ich bin ſehr ruhig! Was ſeyn mußte, mußte ſeyn; und wir ſehen uns ja wieder, wo die Welle des menſchlichen Elendes nicht ſtürmt! Leb wohl, leb ewig wohl! Klara, leb wohl! Vergiß nicht, mir deinen Hochzeitstag zu beſtimmen! Leb wohl!

Klara an Klairant.

Unglücklicher, welch ein Sinn liegt in deinen Worten! welch ein ſchrecklicher Sinn! Klairant, was iſt dein Vorſatz? Meinſt du, ich hätte jene Unterredung vergeſſen, die uns Beide ſo rührte? O der bloße Gedanke daran könnte mich wahnſinnig machen. Klairant, ich zittre für dich; allein zum erſtenmal bin ich für dich erröthet. Was wollteſt du thun, Unglücklicher? O komm her, ſtehe deiner treuen, deiner liebenden Klara Rede: was war dein Vorſatz? Zu ſterben! Glaubſt du denn, daß es mir nicht eben ſo leicht ſeyn würde, ein ſcharfes Meſſer einen Zoll tief in mein Herz zu bohren, und ſo den Thränen zu entkommen? War das deine Treue, Klairant, deine ewige Treue, die mir dein Mund ſo oft zuſchwor? Siehſt du nicht, du Unbeſonnener, daß deine Hand ſo den allergrauſamſten Streich auf mein Herz führte? Hatteſt du mich ganz vergeſſen, du Selbſtſüchtiger? Du wollteſt entfliehen, du, Klairant, und deine Klara mitten in dieſer freudenloſen Wüſte zurücklaſſen? War das möglich? Du ſagſt, du liebſt mich, und du ſiehſt nicht, daß wir Beide leben oder Beide zugleich ſterben müſſen? Ruhig warſt du? ruhig? Das ſchwörſt du mir bei der ewigen Vorſicht? mit Ruhe denkſt du es, daß deine Klara bei deiner blutigen Leiche ſteht, mit ſtieren, verzweiflungsvollen Augen ſie betrachtet, mit wahnſinnigen Händen ihren Buſen zerfleiſcht, dem Urheber ihres Lebens, der Vorſehung, ihren Eltern, dir und ſich ſelbſt flucht, in wilder Höllenangſt ihr Leben endet, und ihre

Eltern, mit ihrem Tode ermordet? Bei dem Gedanken, biſt du ruhig? oder haſt du geglaubt, daß ein paar unfruchtbare Thränen, durch das Lächeln meiner Eltern, durch die Bitten eines tugendhaften Mannes getrocknet, alles geweſen wäre, womit Klara die entſetzliche Nachricht deines Todes empfangen haben würde?

Deiner Eltern Glück wird dich beruhigen, ſchreibſt du? Kannten ſich unſere Herzen ſo wenig; oder war dein Herz ſchon todt, ehe deine wahnſinnige, grauſame Hand den Dolch dagegen zuckte? So höre! höre und verzweifle!

Hier lieg ich, im Bett, krank, ſterbenskrank, todtenbleich; ein Zittern, das Zittern des Todes, ergreift noch jetzt alle meine Glieder. Dann treibt eine glühende Flamme den Schweiß, kalten Schweiß ſtromweiſe von meiner Stirn; und jetzt ſind es drei Tage, daß ich dein fürchterliches, dein grauſames Billet erhielt. Meine ſchlotternde Hand kann kaum die Feder halten. Die ganze Nacht habe ich an dieſen unleſerlichen Zeilen geſchrieben, und der Morgen leuchtet ſchon wieder durch meine Jaluſien. Man hat an meinem Leben verzweifelt, und erſt heute that der Arzt den Ausſpruch, daß ich gerettet ſey. Ich erhielt dein fürchterliches Billet; zitternd erbrach ich es. Ich las; meine Kniee ſchwankten, mein Auge ward dunkel, mir war als ob der Boden unter meinen Füßen wegſchlüpfte, als ob die Hölle ſich auf mich herabſtürzte, als ob die Schöpfung um mich her in Trümmern ging. So war mir; dennoch, dennoch mitten in dieſer allgemeinen Zerſtörung hatte ich keinen andern Gedanken, als dich. Ich ſchrie laut; mit dem Zetergeſchrei der Verzweiflung drang ich blindlings durch die Nacht, die mich umgab, dir, dir zu Hülfe. Ich ſuchte die Treppe, ich ſtürzte in meines Vaters Zimmer, und ſchlug hier zu ſeinen Füßen zu Boden.

Meine Luzie ſchaudert noch immer zuſammen, wenn ſie an dieſen Augenblick denkt. Meinen Vater hat der Anblick krank gemacht, und meine Mutter — o meine arme Mutter! iſt vielleicht kränker als ich. Nur du allein biſt ruhig! Man bringt mich zu Bett, man holt einen Arzt; man verzweifelt an meiner Herſtellung. Komm' ich einen Augenblick zu mir, ſo iſt mein Leben noch ſchrecklicher als mein Tod.

Meine Augen fliegen wild, ſtier und verwirrt; meine Bruſt hebt ſich fürchterlich hoch; meine Zunge ſtammelt Worte, die meine Seelenangſt bezeugen. Und du biſt ruhig? Klairant, ruhig? Und noch lieb ich dich über alles; noch richte ich mich im Bette auf, falte meine ſchwachen Hände zuſammen, und ſage mit zärtlicher Stimme und mit lindernden Thränen: Klairant! ich habe dir vergeben! Klairant, ich habe dir vergeben! O nur Eine, eine kleine einzige Zeile von deiner Hand, Klairant, ach, und ich will vergeſſen, was du mir thateſt. Nein, Klairant; unſer Schickſal iſt entſchieden. Ich bin dein, ewig dein! nie eines andern! Noch weiß man nichts. Dein Billet hatte ich fallen laſſen; ich habe es wieder. Luzie hat es gefunden. Man ſagt jetzt nicht ein Wort. Tou[illegible]i iſt zwar wieder hier, er beſucht meinen Vater; aber ich habe ihn ſeit deinem Billet nicht geſehen. Sey ruhig, Klairant, ich bin dein! Keine Gewalt ſoll mich von dir trennen, keine Ueberredung! Schreib mir bald, Klairant! ſchreib mir, daß du heiterer biſt. Ach, Klairant, vergieb mir, ich hätte es vorausſehen müſſen; denn du ſagteſt mir ja in jener Unterredung: und biſt du mir treulos, Klara, bei den leuchtenden Sternen des Himmels, ſo iſt dein Hochzeitstag der Tag meines Todes! Das ſagteſt du, wiederholteſt es mir zweimal. Ich zitterte, ich lächelte über deinen Ernſt. Ach; ich hätte es vorauswiſſen können. Nein, Klairant, ich bin dein! ewig deine Klara!

Klara befand ſich in einem bedauernswerthen Zuſtande; allein Klairant nicht weniger. Nach und nach hatte ſich ſeine Empfindung verbittert. Er war mit Leib und Seel der neuen Konſtitution ſeines Vaterlandes zugethan. Mit pochender Bruſt hörte er die Rechte der Menſchen zu der Grundlage eines Staates machen. Feuer füllte ſeine Seele, und er durfte Niemanden dieſe lodernde Flamme, die verſchloſſen ſeine Bruſt ſchmerzte, zeigen. Sein Oheim war ſeit den Schriften gegen die Hierarchie ein unverſöhnlicher Feind der Konſtitution geworden: ſeine Eltern halb und halb auch. Selbſt ſein Pleſſis haßte, von dem Partheigeiſte ſeines Standes angezogen, die neue Verfaſſung. Seine Klara war die einzige, welche ſie liebte, aber nur, weil ſie Klairant damit gefällig ward. Sie fing endlich an die neue Verfaſſung ihres Vaterlandes ernſtlich zu lieben, weil dieſe ihre Liebe zu Klairant gegen die Anmaßungen ihres Standes in Schutz nahm. Klairants Haß gegen den Adel wuchs fürchterlich, ſeitdem er ihm ſeine Geliebte nach Deutſchland entführt hatte; und noch mehr, hier ward ſogar ſeine Klara verführt, ſich wieder auf die Seite der Ariſtokraten zu neigen. Klairant ſchwieg nun ganz von Politik, ſo viel Mühe es ihm auch koſtete. Es that ihm wehe, daß er ſein Vaterland gegen die vielen gegründeten Klagen nicht vertheidigen konnte und durfte.

So wenig er es auch geſtehen wollte, ſo hatte dennoch ſeines Oheims Wink: Auch Klara nimmt die Parthei ihres Standes! einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Wenigſtens ſah er ſeine Liebe unſicher, ſo lange Klara in ihres Vaters Händen blieb. Er war aber zu ſtolz, um ſie ganz eigentlich bereden zu wollen. Er ſchrieb, was der Leſer ohne Zweifel geleſen hat, und er erwartete mit einer furchtbaren Ungeduld Klarens Brief. In der Zeit wurde der ausgewanderte Adel auf ewig aus Frankreich verbannt: ein ſchrecklicher Schlag für Klairants Liebe und Hoffnung. Sein Geiſt ward finſterer; er unterdrückte die Flamme, die ihn verzehrte. Klarens Briefe heiterten ſeinen Geiſt nicht auf, ſo entzückt er auch war, ſich ſo von dem reizenden Mädchen geliebt zu ſehen. Er verzweifelte, je glücklich zu ſeyn; er ſah kein Mittel, ſeine Geliebte je wieder nach Frankreich zurückzubringen: und er ſelbſt war mit zu feſten Banden an ſein Vaterland geknüpft, als daß er ſie hätte um ein Vielleicht zerreißen ſollen. Er konnte ſeine Liebe gegen Klaren mit ſeiner Liebe zu ſeinem Vaterlande nicht vereinigen. Frankreich verlaſſen, nach Koblenz gehn, ſich dort mit dem Adel vereinigen, der jetzt anfing das Schwert gegen ſein Vaterland zu ziehen; — und wäre Klara der Preis geweſen, ſo würde er dennoch vor Abſcheu gezittert haben, dieſen Schritt zu thun. Und auf eine andere Weiſe nach Koblenz gehen, Klaren entführen, ſich der Rache ihrer Familie ausſetzen, und ſich zugleich Frankreich verſchließen: wie konnte er da auf einen glücklichen Erfolg rechnen? Er gerieth in Verzweiflung; Klara ſchien ihm verloren. In dieſer Stimmung ſchrieb er ſeinen Brief an ſie, wo er alles für verloren hält. Klarens zweiter Brief erheiterte ihn ein wenig; allein ſeine finſtre Schwermuth ſiegte dennoch bald wieder. Er blieb auf ſeinem Zimmer. Da ſaß er, ſeine Stirn geſtützt; und ſeine Phantaſie ſchwärmte in dem Gebiete der Möglichkeit umher, ein Mittel zu finden, wie er ſeine Klara ſein nennen könnte. Ermattet kehrte ſeine Phantaſie von ihrem unnützen Fluge zurück. Er fand immer Unmöglichkeiten zwiſchen ſich und ſeinem Glücke. Man denke an die Heftigkeit ſeiner Liebe, einer Liebe, die ſo ſeltſam genährt war, und die alle Kräfte ſeiner Seele durchdrungen hatte. Seine Leidenſchaft, dieſe heftige Leidenſchaft, verzehrte nach und nach jede Hoffnung, jede Ausſicht auf Glück; ſie machte ihn finſter und verſchloſſen, empfindlich gegen die kleinen Eigenheiten ſeines Oheims, den er ſo zärtlich liebte. Er ſaß ſtumm da, und grübelte über Schickſal und Vorſehung, mit der ſtolzen Eigenliebe eines jugendlichen Herzens, das ſeine Leidenſchaft ſo gern zum Gegenſtand der ewigen Weisheit macht, weil es der vergänglichen Leidenſchaft eine ewige Dauer zutrauet.

Da kam Klarens Brief, worin ſie ihm die Entſcheidung ihres Schickſals überläßt. Er las ihn; er legte die Hand nachdenkend vor die Stirn. Gern hätte er Klaren in ſeiner wortloſen Bitterkeit der Untreue beſchuldigt. Das konnte er nicht. Allein, und das konnte er wohl mit Recht, er glaubte doch aus ihrem Briefe zu ſehen, daß ſie mehr Neigung hätte, ihren Eltern ein Opfer mit ihrer Liebe zu bringen, als nicht. Auch mochte Klarens ruhigere Ueberlegung ſie während ihres Schreibens auf dieſen Gedanken, ſelbſt gegen ihr Wiſſen, hingeleitet haben. Man überlegt weit ruhiger, wenn man ſchreibt, als wenn die Phantaſie mit dem Fluge des Blitzes ihren Gang geht. Sie hat es immer geläugnet, daß ſie das je gewollt habe; und ſie hat hundertmal geſtanden, daß ſie nicht weiß, wie ſie den Brief habe ſchreiben können. Klairant ſaß da, ſtumm, Klarens Brief vor ſich, las, las wieder. Zu der Schwermuth, in welche ihn ſeine Grübeleien gezogen hatten, kam nun das zerſtörende Gewicht dieſes Briefes. Er hatte Klaren verloren. Seine Vorſtellungen wurden immer ſchwärzer, ſeine Hoffnungen waren längſt verdorrt. Seine Seele war wie erſtarrt. Man ſah ihm kaum den tauſendſten Theil ſeines Kummers an. Ein paar Tage ging er umher, ohne zu einem Entſchluſſe zu kommen. Da ſtand er einen Abend auf der Stelle, wo ſonſt der Park geſtanden hatte. Er ſchlug ſeine Blicke an den ſternevollen Himmel. Hier war es — fing er an, ohne einmal zu wiſſen, was er weiter ſagen wollte — hier war es, wo ſie mir ewige Treue verſprach; und ſie giebt einem Andern die Hand. Auf einmal fiel ihm ein, was er geſchworen hatte: am Tage ihrer Hochzeit zu ſterben. Er ſetzte ſich nieder, bildete den Gedanken aus, und ſchrieb Klaren den Zettel. Er hatte die Abſicht ſie zu beruhigen. Das Herz kann indeß nie ganz ſchweigen; und wer weiß, ob nicht vielleicht noch eine ganz verborgene Hoffnung, oder eine geheime Eitelkeit ſeine Feder führte? Sein Entſchluß, zu ſterben, ward feſt. Indeß hatte er noch Nachdenken und

Großmuth genug, die Herzen ſeiner Lieben zu ſchonen. Er ſprach von einer Reiſe nach Paris, die er machen wollte. Sein Vater ſelbſt hatte ihn darum erſucht. Auf dieſer Reiſe wollte er ſterben, unerkannt, unbeweint, ſeinen Freunden, ſeiner Klara bloß verſchwunden, und nicht todt. Er hoffte noch auf einen Brief von Klaren. Seine Verzweiflung verbarg er ſo meiſterhaft, daß ſein Oheim ihn gerade für gerettet hielt, da er an der Pforte des Todes ſtand.

Jetzt erhielt er von der Roſiere Klarens letzten Brief. Sein ganzes Weſen war umgekehrt. Was er nicht mehr zu hoffen wagte, Klarens Beſitz, näherte ſich ſeiner Seele wieder, und goß einen reichen Strom von friſchen, entzückenden Hoffnungen in ſein Herz. So wie aber ſeine finſtere, tödtliche Schwermuth vor den Blicken der Liebe aus ſeiner Seele floh; ſo brach von einer andern Seite ein neuer Kummer gewaltſam in ſein Herz. Klara war nahe am Tode, und dies durch ihn, durch ſeine Unbeſonnenheit. Entzücken und Entſetzen ergriffen ſein Herz zu gleicher Zeit. Man denke an die gewaltſamen Empfindungen, die ſchon ſeit ſo lange ſein ganzes Weſen zu ihrem Raube gemacht hatten; man denke an den raſchen Wechſel aller Empfindungen, den Klarens Brief verurſachte: und man wird es nicht ſeltſam finden, daß endlich ſein Körper unter dieſen vervielfachten Stößen, unter dieſem reißenden Sturm ſeiner Leidenſchaften erlag. Ich will ſie ſehen! rief er der Roſiere mit wilden Blicken zu. Er ſprang auf. Eine dunkle Röthe lag auf ſeinem Geſicht, ein wildes Feuer flammte in ſeinen Augen. Ich muß ſie ſehen! rief er noch einmal. Er legte die Hand auf ſeine Bruſt; es war als ob ihm der Athem gebrach. Er fing an ein wenig zu zittern. Die Röthe verlor ſich in eine Bläſſe, die immer leichenhafter ward; ſein Auge erloſch, ſeine Bewegungen ermatteten. O Gott! ſagte er mit dem letzten Reſt ſeiner Kräfte: ich muß ſie ſehen! und dann ſank er zurück auf einen Stuhl.

Die Roſiere erſchrak, ſie rief um Hülfe. Man kam, man brachte ihn auf ſein Bett. Die ganze Stärke ſeiner zu ſehr aufgereizten Seele war in dem wilden Kampfe verloren gegangen. Sein Muth, ſelbſt ſein Entſchluß war dahin. Er hatte kaum noch die Kraft wie ein furchtſames Kind zu klagen und zu ſeufzen. Am Abend lag er im Fieber, und der Nahme: Klara! war alles was er ſagte.

Die Roſiere las Klarens Brief, der ſeiner Hand entfiel. Klara ſchien ihr eben ſo ſehr des Troſtes bedürftig zu ſeyn als Klairant. Sie ſchrieb an Klaren, und verſicherte ſie; Klairant denke nicht mehr an ſeinen Tod. Ihr Brief habe ihn ſo gerührt, daß er krank davon geworden ſey; indeß die Krankheit habe nichts zu bedeuten. Er gehe ſchon wieder umher, nur ſey ihm das Schreiben von dem Arzte verboten, und ſo habe er ihr aufgetragen, in ſeinem Nahmen zu ſchreiben. Eben ſo ſaß ſie auch an Klairants Bette, und erzählte ihm, daß Klara wieder geſund, daß ſogar ihr Vater jetzt nicht mehr ſo ſehr gegen ſeine Verbindung mit Klaren eingenommen ſey. Sie ſprach mit ſolcher Gewißheit davon, daß Klara noch einmal ſein Weib ſeyn würde, daß ſich in Klairants Auge ein leuchtender Strahl von lieblicher Hoffnung ſtahl. Kurz, der Roſiere grobe Gutherzigkeit heilte die verwundeten Herzen der beiden Liebenden wieder, beſſer und ſicherer als die Kunſt ihrer Aerzte. Klara war um Klairant krank geworden, Klairant um Klaren. Beider Herzen wurden noch feſter durch dieſen Beweis ihrer Liebe an einander gezogen. Ihre Liebe erhielt neue Kräfte; und was ſie hätte trennen können, wurde ein neues und feſteres Band für ihre Herzen.

Klara an Klairant.

Nein, Klairant, ich bin dein. Unſer Schickſal iſt nun entſchieden. Ich bin dein! Tonai, der edle, großmüthige Tonai iſt abgereiſt, und ich bin wieder frei, wie zuvor. Mit einem raſchen Schritte habe ich alles zerſtört, was unſerer Liebe im Wege ſtand. Ach, Klairant, wenn ich bedenke, daß du, du — Nein, ich mag nicht mehr einen Blick auf dieſe ſchreckliche Vorſtellung werfen. Du haſt kommen wollen, ſchreibt mir die gute Roſiere; es iſt beſſer, daß es nicht geſchehen iſt. O mein Klairant, ſo biſt du bald wieder hergeſtellt, kannſt bald wieder ſelbſt deiner Klara ſchreiben? Ach, wie hat mich alles das gerühret! O wie lieb' ich dich jetzt, da ich weiß, daß du für mich ſterben wollteſt! Ich bin ſo verwirrt, ſo taumelnd vor Freude, und von den tauſend Gedanken, die durch meine Seele gehen, wie alles noch werden ſoll. Ach gehe es wie es gehe, trennen wird uns nie eine menſchliche Macht. Das fühlt ſelbſt mein Vater jetzt, ob er es gleich nicht ſagt. Mein Bruder bewundert jetzt unſere Liebe; und hinge es von ihm ab, ſo würde unſere Treue mit dem ſchönſten Lohne gekrönt. Laß es kommen, wie es kommt: ich athme doch jetzt wieder frei, und wer weiß, wer weiß, wie bald — Ach, nein, ich habe an meinem jetzigen Glücke genug; ich mag keine neue Hoffnungen. Und glaub mir, mein Vater wagt es gewiß nicht wieder mich treulos zu machen. Nein, er hat unſre Liebe kennen gelernt; er kennt dein, er kennt mein Herz, und meinen Muth.

Ah, es waren noch ängſtliche Stunden; aber nun ſind ſie vorüber, und ich bin glücklich. Und wie alles ſo ſeltſam ſich fügen mußte! Sieh da lag ich ſo matt, ſo kummervoll, ſo ängſtlich. Wenn ſich die Thüre öffnete, ſo fuhr ich zuſammen; denn nun glaubte ich, würde ich die Nachricht von deinem Tode hören. Was meine Eltern von meiner Krankheit dachten, weiß ich nicht. Sie fragten mich nicht. Meine Mutter ſaß da und weinte; mein Vater betrachtete mich oft mit einem bedenklichen Kopfſchütteln. Man ſprach von Toual nicht ein Wort mehr; eben ſo wenig von dir. Nun ſchrieb ich eine Nacht meinen Brief an dich. Luzie machte auf mein Bitten alle Anſtalten zum Schreiben; denn der Arzt hatte es mir unterſagt. Ich ſchrieb, und von dieſem Augenblick an war ich nun auch ſo feſt entſchloſſen, dein zu ſeyn, ſo feſt, daß es mir vorkam, als ob ich verwandelt wäre. Sonſt hatte ich doch noch immer vor meinem Vater gezittert. Ich vermied das Geſpräch von dir; denn er hörte immer mit einer finſtern Stirn deinen Nahmen. Aber jetzt? Gott weiß, woher ich den Muth nahm. Ich war jetzt ſo gewiß, dein zu ſeyn, endlich dein werden zu müſſen, daß alle meine Unruhe vorüber war. Wie ich deinen Brief geſiegelt, wie ihn Luzie auf die Poſt gebracht hatte, da befand ich mich ſo wohl, daß meine Luzie Freudenthränen vergoß. Ich trank den Morgen meinen Thee mit unbeſchreiblichem Vergnügen, ich ſang ſogar mit meiner matten Stimme, und würde alle unſre Lieder geſungen haben, wenn mir nicht der Athem ſo kurz geweſen wäre. Mir war ſo wohl, ſo wohl!

Da kam meine Mutter; ich reichte ihr lächelnd die Hand. Sie umarmte mich mit Entzücken. Mein Vater, mein Bruder kamen; ſie erſtaunten über meine Heiterkeit. Mein Vater winkte meiner Mutter heimlich zu, als ſie eine Frage nach der Urſach meiner Krankheit that. Sieh, ich hätte meiner Mutter gerade und offen alles erzählt; allein ſie wandte das Geſpräch auf den Wink meines Vaters anders, und ich ſchwieg ebenfalls. Sieh, von nun an war ich feſt entſchloſſen, gar kein Geheimniß aus meiner Liebe zu machen. Vielleicht wäre vieles anders, wenn ich immer gerade heraus und aufrichtig geweſen wäre. Am Nachmittag kam mein Vater herein. Er fragte mich bittend, ob ich nicht dem Baron Tonai erlauben wollte, mich zu ſehen. Er iſt ſo beſorgt um meine Klara, ſetzte er hinzu. Ich hatte nichts dagegen. Tonai trat herein mit einem wahrlich beſorgten Geſicht; allein er lächelte, ſobald er mich ſah. O, ſagte er gerührt: ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben Sie zu ſehen. Ich werde nun Eine Bekümmerniß weniger haben. Ich redete ſehr freundlich mit dem edlen Manne. Den andren Tag kam er wieder. Er ſaß an meinem Bette, wir ſchwatzten ſehr heiter. Meine Mutter ging auf einen Wink meines Vaters hinaus. Kurze Zeit nachher rief man meinen Vater. Tonai ſtand auf. Ich ſah an meines Vaters Blick, daß er wünſchte, Tonai möchte nicht weg gehen. Ich ſagte lächelnd zu Tonai: Soll ich ganz allein bleiben? Tonai ſetzte ſich mit einem auffallenden Vergnügen an mein Bett.

Ich war zu nichts entſchloſſen, ich dachte bei dieſem Nöthigen an nichts; ich wollte nur meinen Vater überzeugen, daß ſein Wunſch unmöglich wäre. Tonai ward verlegen, unruhig; endlich ergriff er meine Hand, und ſagte ſanft: Wenn Sie die Güte haben wollen nicht zu glauben, daß ich Sie dränge, ſo möchte ich Ihnen wohl eine Frage vorlegen. Ich unterbrach ihn. Ehe Sie mir Ihre Frage vorlegen, ſagte ich, ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas erzähle, das Sie noch nicht wiſſen.

ſen. Er ſah mich ſtarr an. Nun erzählte ich ihm ganz aufrichtig die Begebenheit unſrer Liebe. Ich verſchwieg ihm nichts. Dann gab ich ihm deine Briefe, und bat ihn ſie zu leſen. Er wollte ſie einſtecken, ich bat ihn ſie jetzt zu leſen. Er las ſie. Ich ſah auf ſeinem Geſichte nur eine leichte Unruhe; während er las, zuweilen eine Art von Rührung. Er gab mir die Briefe zurück, küßte lächelnd meine Hand, und ſagte: So iſt meine Frage, die ich thun wollte, unnütz! Er ſchien ſich zu ſammeln. Verzeihen Sie, ſagte ich, daß ich nicht gleich Anfangs ſo aufrichtig war; allein von jetzt an iſt es mein feſter Entſchluß; mit jedem edlen Manne aufrichtig zu ſeyn. Er küßte meine Hand zum zweitenmal. Aufrichtig? ſagte er: und ſo dürfte ich eben ſo aufrichtig gegen Sie ſeyn? Ich verbeugte mich. Von dieſem Augenblick an nehme ich meine Hoffnungen zurück, wie jeder Mann thun wird, ſo ſchwer es meinem Herzen ſeyn mag. Ich rede nicht mehr für mich, ich rede für Sie ſelbſt. Ihr Vater ſcheint mit dieſer Liebe nicht zufrieden zu ſeyn? — Ich ſeufzte. — Und glauben Sie nicht, daß es von Ihrem Geliebten edler wäre, eine Leidenſchaft zu unterdrücken, die Sie beſeufzen, als — O, rief ich: wenn es möglich wäre, die Liebe zu unterdrücken, dieſe heiße Liebe, dieſe —

Mir wenigſtens, fiel er mit einem ſanften, gutherzigen Lächeln ein: muß es möglich werden; und die Wünſche Ihrer Verwandten ſind für mich. Doch, ſagte er dann beruhigend: ich kenne den Mann nicht, den Sie lieben; vielleicht ſelbſt den Grad Ihrer Leidenſchaft nicht. Seine Briefe hat die Leidenſchaft geſchrieben; ſie ſind alſo der Spiegel ſeines Charakters nicht. So viel aber weiß ich, meine Theure, daß eine Leidenſchaft nicht glücklich machen kann, weil ſie nicht dauert; und ich hoffe, Sie lieben mehr den Charakter Ihres Freundes als ſeine Leidenſchaft? Ich verſtand ihn nicht ganz. Nun erkundigte er ſich nach dir ſo genau, ſo angelegentlich. Er fragte ganz beſtimmt darnach, was mir am meiſten an dir gefiele. Ich fragte dann, ob ich nicht Recht hätte, dich über alles zu lieben. Er lächelte: Das kann wohl nur die Zeit und die Erfüllung Ihres Wunſches entſcheiden. Ein ſchönes Herz handelt faſt immer richtig; allein es iſt gemeiniglich der ſchlechteſte Vertheidiger ſeiner Handlung. Sie lieben Ihren Freund; ich ſehe Bekümmerniſſe für Sie in der Zukunft; Sie ſcheinen den Muth zu haben, ſie alle überwinden zu wollen. Ich gebe Ihnen Recht; Ihre Beharrlichkeit, ein ſteter Wille kann Sie zum Ziele bringen. Was wäre der Liebe unmöglich? Nur Schade, daß ſie ſich oft ſelbſt zerſtört, wenn ſie das Ziel erreichte! Er ſchwieg einen Augenblick, indem er mich zärtlich traurig anſah. Ich bin nicht glücklich, fing er wieder an: denn ich liebte Sie; o wenn ich mich überzeugen könnte, daß Sie glücklich wären, daß Sie glücklich ſeyn würden, wenn Sie Ihre Wünſche erreicht haben, dann wüßte ich doch, wofür ich aufgeopfert ward. Ich weiß nicht, was mich in ſeinen Worten rührte; mir fingen an die Augen naß zu werden. O daß dann nur, fuhr er fort: daß dann nur ein äußerer Umſtand Thränen in dieſe ſchönen Augen locken möge! Klara, leben Sie wohl! Hier iſt meine Addreſſe. Wenn einmal eine Stunde kommt, wo Muth, Freundſchaft und Gold Sie retten kann, ſo machen Sie Gebrauch davon. Er verbeugte ſich tief, und wollte, gehen. Eben trat mein Vater herein. Tonai blieb noch einige Augenblicke; dann ging er, ſehr ruhig, wie es ſchien.

Nach einigen Tagen machte er ſeine Abſchiedsviſite bei uns, und reiſte ab. Als er fort war, wandte ſich mein Vater an mich. Weißt du nicht, Klara, fragte er ein wenig empfindlich, warum Tonai ſeine Bewerbung um dich abgebrochen hat? „Ich weiß es; ich hab ihm geſagt, daß mein Herz nicht mehr frei iſt.“ — Er drehete ſich ab; dann fragte er: Haſt du ihm den Pächtersſohn genannt? — „Ja, er hat Klairants Briefe geleſen.“ — Er ſah mich an, und empfindlich: Welche Briefe? ſchreibt er dir? und noch jetzt? Er trat auf mich zu, ſah mich freundlich an und fragte: Klara, iſt es nicht möglich, daß du —

„Es iſt unmöglich, mein Vater, unmöglich, daß ich je eines andern ſeyn kann als Klairants: davon ſollte Sie meine Krankheit überzeugt haben.“ — Deine Krankheit? wie ſo? — Ich gab ihm dein letztes Billet. Er las es, er behielt es lange Zeit vor den Augen. Dann gab er mir es zurück. Er warf einen rathenden Blick auf mich. Hierauf nahm er noch einmal das

Billet, zeigte mir die Stelle drin: „Deiner Eltern Glück wird dich beruhigen!" und ſagte gerührt: Soll es mich nicht ſchmerzen, Klara, ſoll es mich nicht ſchmerzen, daß Fremde das fühlen, daß ſogar Klairants Herz das fühlt, und nur allein das Herz nicht, meines Kindes Herz nicht, das nichts fühlen ſollte, als das? Nach einer Pauſe fragte er: War dies Billet die Urſach deiner Krankheit? Ich ſagte Ja! Nun denn, ſagte er erbittert: wenn dieſe unſelige Leidenſchaft dein jungfräuliches Gefühl ſo zerſtört hat, ſo darf ich mich nicht wundern, wenn deine Liebe gegen uns dahin iſt. Nein, ich that ihm Unrecht; wahrhaftig ich that ihm großes Unrecht, das ſeh ich erſt jetzt: ich nannte ihn deinen Verführer! Er drehte ſich ſchnell um und ließ mich ſtehen. Ich verſtand ihn nicht ſogleich. Jetzt ſeh ichs wohl. Er verſtand dein Billet nicht. Er meint, du habeſt meine Hand aufgegeben, und das hätte meine Krankheit hervorgebracht. Ich freute mich über den unſchuldigen Irrthum; denn er rechtfertigte dich.

Am Abend kam er zu mir auf mein Zimmer. Er ſetzte ſich, und ſah mich unruhig an. Endlich ſagte er: Du ſcheinſt deiner Sache ſo gewiß zu ſeyn, Klara; darf ich die Briefe ſehen, die er dir ſchrieb? Ich holte ſie hervor und gab ſie ihm. Er las ſie langſam, einen nach dem andren. Bald ſchien er unruhig während des Leſens, dann erbittert. Ach, mich dünkte, als ob die rührende Sprache deiner Liebe und deines Grams eine beſſere Wirkung auf ihn machte, als daß ſie ihn erbitterte. Er legte ſie zuſammen; und gab ſie mir zurück. Dabei lächelte er mit einer Art von Spott, der die Empfindung des Kummers über die Unruhe, die ich ihm machte, wieder zerſtörte. Endlich ſagte er: Wie ich ſehe, Klara, haſt du deinen Plan geändert. Du glaubſt keine Urſach mehr zu haben, deine Wünſche zu verbergen; allein ſey, was du willſt, nicht halb. Sey einmal ganz aufrichtig! Glaubſt du, daß es je möglich ſeyn kann, meine Bewilligung zu dieſer unſeligen Leidenſchaft zu erhalten? Meinſt du, daß Elend, Mangel, Kummer mich ſo weit erniedrigen könnten, daß ich ihm deine Hand gäbe? Meine Augen füllten ſich mit Thränen; ich ſagte leiſe: Ja, mein Vater; ich glaubte, meine Liebe, mein Gram, mein Elend würde endlich Ihr Herz rühren. Ich glaubte, Sie würden Ihre Klara lieber minder glücklich ſehen, als gar nicht; ich glaube noch, Sie werden es einmal Klairant erlauben, mein Leben zu retten. Denn, mein Vater, dieſer Gram, dieſer gewaltſame Gram, dieſe Unruhe, dieſes Toben in meiner Bruſt muß endlich die feſteſten Faſern meines Lebens durchnagen; muß endlich — Er lächelte mit Bitterkeit, und drückte mit einer Art von Heftigkeit meine Hände, die ich erhoben hatte, auf meinen Schooß zurück. Nein, mein Kind, ſagte er dann: die Liebe iſt keine tödtliche Krankheit, und wenn ſie es wäre, wenn ſie es wäre; nein, Klara, auf meine Bewilligung rechne nie. Selbſt wenn ich ſo ſchwach ſeyn könnte, einer welſchen Betrügerei zu glauben; ſo ſchwach, ihn ſelbſt an dein Bette zu führen, um dich vom Tode zu retten: ſo rechne nicht auf meine Einwilligung. Ich würde ihm in dem Augenblick fluchen, da ich ſeine Hand in deine legte; ich würde den erſten Augenblick Beſinnung dazu anwenden, um Eure Verbindung wieder zu trennen. Nein, Klara, auf meine Einwilligung rechne nie.

Mein Vater war heftig geworden. Er hatte noch immer meine Hand gefaßt; er preßte ſie empfindlich in der ſeinigen. Ich ſehe, fuhr er fort: ich ſehe aus ſeinen Briefen, daß du mit ihm nach Frankreich haſt fliehen wollen. Ich kann dich nicht hüten, Klara, ich kann es nicht hindern, wenn du entfliehen willſt; ich darf es nicht, das weißt du, weil ich meine und deine Ehre liebe. Ich mag und kann es eben ſo wenig hindern, daß du ihm, daß er dir ſchreibt. Aber, Klara, wahrhaftig! die Liebe iſt eben ſo kurzſichtig, als die Vorſicht des Vaters. Entfliehen kannſt du; aber wohin willſt du dich verbergen, wohin den Räuber meiner Tochter und meiner Ehre, wo ich nicht nach könnte? Geh nach Frankreich; immerhin! Meinſt du, daß mir ſeine Gränze verſchloſſen iſt? Ich ſchwöre dir, Klara, das Geſetz, das mir den Tod droht, wird mich nicht abhalten. Ich werde dich finden, ich werde ihn finden; in deinen Armen oder mit dir am Altar, gleichviel! Wo ich den Räuber des Meinigen finde, da wird ihn meine Rache treffen. Er mag mir zeigen, was die Liebe kann; ich will ihm zeigen, was ein Vater darf. Das Uebrige iſt ein Trauerſpiel, das dir keine Thräne erpreſſen wird; denn du haſt nichts, nicht eine Thräne, nicht ein Gebet für deinen Vater; alles gehört dem Elenden, der dich bezaubert hat. Klara, ſo haſt du vielleicht die Sache noch nicht geſehen. Darüber jammre erſt mit ihm, klage deinen harten Vater an; aber ſag auch deinem Geliebten, daß er ſich hüten möchte, ſeine Hand an Pleſſis Tochter zu legen: denn bei allem was mir heilig iſt! und wenn er ſich mit dir in der Nationalverſammlung verbärge, ſo wird ihn auch da mein Arm ſuchen, da wo mein Tod unvermeidlich iſt. Nichts, nichts, Klara, als mein Tod kann dir die Erlaubniß geben, ſeinen Namen anzunehmen; und auch da noch ſoll die letzte Bitte deines ſterbenden Vaters dich von ihm trennen, oder doch eure Verbindung mit einem reuevollen Andenken verbittern.

Sieh, Klairant, den Sturm habe ich ausgehalten. Die Stimme meines Vaters wurde immer feierlicher, je länger er ſprach. Selbſt ein Ton von Wehmuth miſchte ſich zuletzt hinein. Mein Herz war zerriſſen, ich zitterte vor ſeinen Drohungen; aber ich fühlte nicht minder meine Liebe zu dir. Ich wünſchte nicht einmal ihm gehorchen zu können. Das that mir ſelbſt ſehr weh; allein ich beruhigte mich dennoch darüber. Sieh, in allem was mein Vater ſagte, war doch auch nicht Ein Grund, eine ſcheinbare Urſach, warum ich unſere Liebe verdammenswerth finden konnte. Er ſagte: ich will es nicht, weil ich nicht will. Kann das unruhig machen? Ich zittre vor ſeinen Drohungen; allein ſeine ganze Vorſtellung hat auch nicht die mindeſte Unruhe in meiner Bruſt zurückgelaſſen. Die paar Worte, die Toual mir ſagte: „Ich hoffe, daß Sie mehr den Charakter ihres Freundes lieben als ſeine Leidenſchaft,“ dieſe paar Worte haben mich ſo unruhig gemacht; ich ward nicht eher ruhig, als bis ich gewiß wußte, ich liebte dich wegen deines Edelmuths, wegen deiner Tugenden.

Seit dem, ſeit dem nun, o! ich weiß nicht, wie ichs dir klagen ſoll, bin ich wie eine Fremde in meines Vaters Hauſe. Es thut mir weh, ſehr weh! Meine Mutter, wenn ſie mit mir allein iſt, ſchließt mich zuweilen, aber als ob es ihr verboten wäre, heftig in ihre Arme. Mir gehen immer die Augen über, wenn ſie es thut. Wir halten uns einander umfaßt, ohne uns anzuſehen; wir ſchluchzen beiſe; wir laſſen uns fahren, ohne uns zu erklären. Ach will denn mein Vater auch meiner Mutter Herz mir nehmen? Sieh, ſo leben wir jetzt, ohne das gegenſeitige Vertrauen, das allein meinem Vater das Recht geben kann, Gehorſam zu fordern. Wie Fremde! wie Fremde! Manchmal, Klairant, bin ich ſo innig betrübt, daß ich alle Theilnahme verliere an dem, was um mich her vorgeht. Ach, Klairant, es iſt ſo ſeltſam: das Gefühl, man iſt nicht geliebt, drückt ſich in Alles ein, was man thut, was man empfindet, was man denkt, ſelbſt in die Gegenſtände, die mich umringen. Der Himmel iſt nicht ſo blau, die Gegend nicht ſo ſchön mehr. Ich weiß nicht, die ganze Natur ſieht ſo mürriſch, ſo unzufrieden, ſo traurend aus, ſeit ich weiß, daß ich nicht mehr geliebt bin. Ich kehre ängſtlich in unſer Haus zurück, öffne zitternd die Thür zu meines Vaters Zimmer. Ich habe nicht mehr das Herz mitzureden, etwas anzugreifen. Man muß mich jetzt zum Eſſen nöthigen. Ich fühle mich jetzt dankbarer, wenn ich ein Geſchenk erhalte; und Vertrauen, nicht Dankbarkeit, ſollte doch wohl die Empfindung eines Kindes ſeyn.

Neulich, neulich, du glaubſt nicht, wie es mir weh that: wir ſollten dem Prinzen unſre Aufwartung machen. Ich dachte mit Angſt an den Tag; denn es fehlte mir ein Aufſatz, der zu dem Kleide paßte, das ich anziehen ſollte. Der Tag kam, ich machte meinen Kopfputz zurecht, ſo gut ich konnte. Dann ging ich zu meinen Eltern hinein. Meiner Mutter fiel mein Kopfputz ſogleich auf. Ich ſagte ängſtlich, daß ich keinen andern hätte. Aber, fragte ſie: aber Klara, warum ſagſt du das nicht? Die Frage preßte mir Thränen aus. Die Betrübniß überwältigte mich. Ich ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: Gott! darf ich's Ihnen denn noch ſagen, wenn mir etwas fehlt? Mich erſchütterte meine eigene Frage. Ich beugte mich auf meiner Mutter Hand, und benetzte ſie mit Thränen. Meine Mutter hob mich auf, ſie drückte mich an ihre Bruſt, ſie ſagte nicht, nein, ſie rief es laut: Klara, Klara, du biſt mein Kind, mein geliebtes Kind, meine theure Tochter! Sie ſchluchzte laut bei den Worten; ſie konnte ſich gar nicht zufrieden geben. Sie wußte nicht, wie genugſam ſie mir ihre Liebe beweiſen ſollte. Ihre Hände, die mich umſchlungen hielten, zitterten auf meinem Rücken gewaltig. Nein, rief ſie laut: du biſt mein Kind, von nun an mein liebes Kind wieder. Selbſt mein Vater war gerührt. Er ſtand mürriſch da; er ſah mich an; dann trat er auf mich zu, ſtreichelte mir über die Wange, ohne aber etwas zu ſagen; allein ſein Blick ſagte genugſam, was ſein Entſchluß, oder ſeine Vaterwürde ihm zu ſprechen verbot. So, ſagte er endlich: können wir nicht erſcheinen. Hierauf ſetzte er ſich auf den Sofa, und zog meine Mutter neben ſich nieder. Ich blieb in der Ferne ſtehen. Er ſah mich an, und dann neben ſich auf den Sofa. Endlich bot er mir die Hand, und zog mich zu ſich.

Hier ſaßen wir nun, alle drei, ſtumm, traurig, ohne Muth zu reden. Es war eine peinliche Minute, in der nach und nach meines Vaters Geſicht ſich verfinſterte. Er ſtand auf und ging in ſein Kabinet; da ſtand er, den Rücken zu uns gewandt. Wir hörten ihn ſeufzen. Meine Mutter ſtand auf, ging händeringend im Zimmer auf und ab. Ich ſtellte mich ans Fenſter, und wünſchte, mit Thränen in den Augen, daß der Rhein mich verſchlingen möchte. Ach, Klairant, wenn Herzen gegen einander verſtimmt ſind, die beſtimmt waren ſich zu lieben, o die Empfindung davon iſt drückender als Haß, als offenbare Feindſchaft! Ich ging hinaus. Nachher überlegte ich, daß ich mich hätte meinem Vater zu Füßen werfen ſollen. Vielleicht hätte ihn dieſer Augenblick gerührt.

Nun iſt wieder alles, wie vorher. Jeder von uns weiß, er thut Unrecht, und dennoch thut es jeder. Ach, Klairant, deine Klara iſt nicht glücklich; allein was würde ich ſeyn, wenn ich dich nicht liebte? Ach, dann, dann, wenn ich das mir vorſtelle, ſo verläßt mich alles, ſelbſt meine Gedanken, ſogar ich mich ſelbſt. Nein, ich ſollte nicht klagen, ſo lange ich dich liebe, Klairant!

Klara an Klairant.

Wir haben Koblenz verlaſſen, Klairant, und wir wohnen jetzt in Embs. Mein Bruder ſagt, ich ſey Schuld daran. Auch mag es wohl ſeyn; doch wer kann ſich helfen? Mir iſt allein deiner Briefe wegen bange. Ich erhielt ſie ſo ſicher in Koblenz. Addreſſire ſie jetzt gerade wieder an meinen Bruder. Nein, er wird nicht ſo grauſam ſeyn, mir das Einzige vorzuenthalten, wodurch ich allein an das Leben gefeſſelt bin.

Sieh, wie das zuging. Wir beſahen in Koblenz das Kurfürſtliche Schloß in einer großen Geſellſchaft. Wir traten in den Audienzſaal. Ich ging ſo mit, ich ſah, ich hörte nichts, ich war mit meinen Gedanken in Chatillon. Da nimmt ein Mädchen mich unterm Arm, führt mich vor ein Gemälde, zeigt mir es, erklärt mir es, und ich werde nun aufmerkſam. Es waren vier große Gemälde, die um den Thron her die Wandſtücke machten. Da ſtehe ich vor dem erſten Gemälde, wo ein Fürſt unter einer verhungerten Menge Brot und Geld austheilt. Ein ſchönes Gemälde, ſag ich: in einem Fürſtenſaal! Wir ſtehen da, ſchwatzen, machen Anmerkungen, die uns alle rührten. Das iſt wahrhaftig unſer nur zu guter König, riefen Einige: den die Undankbaren, die er in der Hungersnoth 1788 mit einem Aufwande von vierzig Millionen ſättigte, jetzt mit bitterm Hohn, mit der bitterſten Kränkung verfolgen. Ach, dacht ich bei mir ſelbſt, warum thun das Menſchen, zu denen Clairant gehört, die Klairant vertheidigt? Mich betrübte die Vorſtellung. Ach, Klairant, wie kann man den Mann einen Tyrannen nennen, der eine ſo ungeheure Summe, da er ſelbſt Mangel hatte, ſeinen Unterthanen ſchenkte? ſollten ſie nicht, dacht ich, wie die Menſchen hier auf dem Gemälde, die Arme gen Himmel für ihn heben, und für ihn beten? Ach, Klairant, es iſt doch Unrecht. Sieh, ſo kamen wir zu dem zweiten Stück, welches die Gerechtigkeit der Fürſten vorſtellen ſollte. Es war Salomons Richterſpruch. Es gefiel mir nicht. Nun gingen wir um den Thron her zu dem dritten Gemälde. Ich warf einen Blick darauf und rief laut: Das iſt er! das iſt er! das biſt du! Ich flog gegen das Gemälde mit blitzenden Augen, mit aufgehobenen Händen. Man umringte mich, man fragte, wer es ſey? wen ich meine? Ich war außer mir, Klairant, da ſtandeſt du auf dem Gemälde, ſo lebendig, ſo deutlich, ſo getroffen, ach ſelbſt in deiner Stellung, wie du den Titus in der Tragödie ſpielteſt. Dein Geſicht, dein Blick, dein kummervoller, ſtolzer, edler, ſchöner Blick, deine Geſtalt: das alles war ſo lebendig getroffen, daß ich glaubte, du müßteſt

müßteſt reden. Ich weinte, ich nannte deinen Namen; ach! Klairant, ich hätte es vergeſſen, wo ich, mit wem ich war. Meine Mutter kam zu mir. Sie faßte mich an, ſie wollte mich zu mir ſelbſt bringen, ſie fragte. Sehen Sie, rief ich, ſehen Sie, das iſt er, das iſt Klairant! o ſehen Sie! Meine Mutter warf einen Blick auf das Gemälde. Sie ſchwieg. Sie wollte mich von dem Gemälde wegziehen. Vergebens. Ich war wie auf meinem Platze feſt gewachſen.

Du kannſt leicht denken, was in unſrer Geſellſchaft vorging; man lachte, man zuckte die Achſeln, man erinnerte ſich eines Geſchwätzes über mich, worin der Name Klairant ebenfalls vorgekommen war, und das mir den Nahmen Gabrielle zugezogen hatte; allein ich ſah, ich hörte nichts. Ich war im Anſchauen verloren. Das Gelächter ward lauter, und machte meinen Vater aufmerkſam. Er ſtand in tiefem Geſpräch. Er fragt, er hört, er fliegt auf mich zu. Sein Blick war wilder Zorn. Er bot mir den Arm. Du biſt eine Närrin! ſagte er laut. Er zog mich aus dem Saale. Ich folgte ihm, ohne einen Gedanken zu haben. Ich ſah noch immer dein Bild. Im Hauſe führte mich mein Vater in mein Zimmer. Iſt dir deine Schande hier nicht genug, mich zu quälen? fragte er bitter, und ſah mich wüthend an. Er hatte meinen Arm gefaßt; er preßte ihn ſo heftig, daß ich aufſchrie. Nach nicht, rief er: daß ich dein Geſchrei über körperlichen Schmerz für das einzige Mittel halten muß, dich zu leiten. Meine Mutter trat ins Zimmer. Nein! rief er: du ſollſt ihren Trotz nicht ſtärken. Bei Gott nicht! ich will nicht länger das Spielzeug dieſer ſchamloſen Raſerei der verliebten Närrin ſeyn! Er nahm meine Mutter, führte ſie hinaus, und ſchlug hinter ſich die Thür zu, daß meine Fenſter bebten. Ich hatte ſeine Worte gehört. Ich zitterte; aber noch wußte ich kaum, was vorgegangen war. Die Vorſtellung deines Bildes verdrängte die Angſt vor meinem Vater, und wurde von ihr verdrängt. Man rief mich nicht zu Tiſche. Luzie brachte mir mein Eſſen; und ſie erzählte mir, daß mein Vater geäußert hätte, er wäre ſelbſt über die Aehnlichkeit des Gemäldes mit dir erſtaunt.

Es waren zwei Figuren auf dem Gemälde. Einer ſaß an einem Tiſch mit einem Lorbeerkranz um die Stirn. Der Andere, du, du Klairant, ſtandeſt vor ihm; nie wird der Eindruck dieſer Geſtalt aus meiner Seele verſchwinden, mit deinem Geſicht voll Intereſſe, voll Leidenſchaft, erbittert, kummervoll, ſtolz, befehlend und bittend zugleich. Mein Bruder ſagt mir: es ſey wahrſcheinlich die Scene, wo Auguſt dem Cinna ſagt: *) Sey mein Freund, Cinna! Es mag ſeyn; allein ſo mußte der Maler nicht dein Geſicht wählen, wenn er einen beſchämten Verräther zeichnen wollte. Es war als ob die gedrückte Tugend vor dem Fürſten ſtand, es war — mit Einem Worte: du warſt es, du Klairant! Indeß die Vorſtellungen webten ſich genauer in einander, und wie ich hier meinen Vater zum erſtenmal wiederſah, ich hätte ihm bald die Hand geboten; auf meiner Zunge ſchwebten ſchon die Worte: Wir wollen Freunde ſeyn, Cinna! Ich kann das Bild, ich kann den Vers nicht los werden.

Am andern Morgen früh ward einge-

---

*) Soyons amis, Cinna!

packt. Mein Bruder kam; er ſagte mir, daß wir reiſen würden. Ich ging mit ihm. Ich, er und Luzie ſtiegen ein. Ein andrer Wagen ſtand gepackt vor der Thüre. Meine Mutter öffnete auf einen Augenblick das Fenſter, warf mir einen Kuß zu, und wir drei fuhren ab. Ich merkte von meinem Bruder, daß es eine Straſe ſeyn ſollte, ſo ohne meine Eltern zu reiſen. Ich dankte meinem Vater für dieſe Straſe; denn ich dachte mit Aengſtlichkeit daran, gegen ihm über ſitzen zu müſſen.

Klairant, welch ein Reiſe! Wir fuhren durch das ſchönſte Gebirge der Erde, durch das Lahngebirge: jetzt auf einem Bergrücken, mit Gehölz umgeben, vor uns ein tiefes Thal, in dem einzelne Hütten, verloren unter Baumgruppen, oder an dem Eingänge von einem reizenden Schlunde ſtanden. Jetzt rollte der Wagen in ein ungeheures tiefes Thal hinab, in einen See von Bäumen und einzelnen Hütten. Rechts ſtahl ſich ein Thal zwiſchen den Bergen weg, links eins von ſchönen Bäumen verborgen; ach, reizende Einſamkeiten, für die unglückliche Liebe allein geſchaffen. Hier! hier! rief ich mit naſſen Augen und bebender Stimme meinem Bruder zu. Er ſchien mich zu verſtehen; denn er ließ halten und mich ausſteigen. Da ging ich. O Klairant, wenn wir uns einmal den Blicken der Welt verbergen müſſen, ſo führe mich in dieſe ſchönen Gründe. Eine Hütte wird uns hier gern aufnehmen, und wer will uns hier ſuchen; mitten in dieſen Wäldern, in dieſem Irrgarten von lieblich verſchlungenen Thälern? Ach, Klairant, mein Herz pochte vor Freude, wenn ich mir dachte, ich ginge an deinem Arme unter den lichten Bäumen. Da ſtand eine Hütte, man ſah von oben den Rauch, der wie eine Säule aus den Bäumen hervorragte. Unten entdeckte man, hinten in einer Beugung des Thals, an einen grünen Berg gelehnt, in Bäumen verſteckt, erſt die Hütte. Zwei Kinder tummelten ſich vor der Hütte auf dem weichen, lieblichen Graſe. Vor der Thür ſaß ein junges Weib und arbeitete. So würde ich ſitzen, dachte ich: Klairant an meiner Seite. Noch eine einſamere Hütte wollten wir ſuchen; wir wollten wie geſcheuchte Rehe durch die Schluften dringen, weit von der Landſtraße, hinter jenen ungeheuren

Bergen. Da, da, verborgen, getrennt von Menſchen und ihren Wohnungen, wollten wir leben und glücklich ſeyn. Wie ich das dachte, vergoß ich einen Strom von Thränen. Ich hatte mich dem Weibe genähert. Die Kinder ſtanden beide in der Ferne und betrachteten mich. Ich theilte ein Stück Biskuit unter ſie, das ſie mit freundlichen Blicken verzehrten. Hinter der Hütte, den waldigen Berg hinan, führte ein Fußſteig. Ich wieß auf denſelben, und fragte mehr mit Bewegungen als Worten, ob man ihn gehen könnte. Die Frau ſchüttelte mit dem Kopfe; ſie zeigte mir die dicken Wälder, als ob ſie ſagen wollte: der Fußpfad führt in dicke Wälder. Ich gab ihr zu verſtehen, ob hinter dem Berge ein Thal wäre und auch eine Hütte. Sie zeigte mit der Hand, daß der Weg wieder hinab führte in ein Thal; dann zeigte ſie auf die Hütte, ſchüttelte den Kopf, zeigte auf Felſen und Bäume, die das Thal füllten.

Einzelne Worte verſtand ich, als Thal, Haus, Felſen, Wildniß. Ich fragte die Frau, ſo gut ich konnte, ob ſie hier glücklich ſey. Ein Paar Worte Deutſch habe ich von meines Wirths Tochter gelernt. Sie antwortete, und ich verſtand nichts. Sie merkte das, weil ich meine Frage wiederholte. Sie lächelte mir zu, nahm eins ihrer Kinder, drückte es, dabei mich lächelnd anſehend, an ihre Bruſt. Ich konnte mich nicht enthalten, ich nahm das ſchmutzige Kind, das ſie umarmt hatte, auf meine Arme, und küßte es. Jetzt rief mein Bruder. Ich gab der Frau eine Kleinigkeit, und ging.

O! dacht ich im Gehen: was iſt doch das menſchliche Glück? Die Frau, Klairant, ſie drückte das Kind mit einem Geſicht, auf dem das Glück und das hellſte Vergnügen leuchtete, an ihre Bruſt. O man konnte ſie nicht mißverſtehen. Ach ich wandte mich noch einmal nach dem Fußpfade zurück, der in ein Thal voll Wald, in eine Wildniß von Felſen führt. Klairant, dahin wollen wir fliehen, in das Thal, wohin noch kein menſchlicher Fußtritt gekommen iſt. Da ſollſt du mir und dir eine Hütte bauen. Die einzigen Menſchen, die wir dann ſehen, ſollen dies Weib, und ihre Kinder ſeyn. Da werden wir wohnen; und fragt mich ein Reiſender, den der

Zufall, oder die Verzweiflung zu uns führt, ob wir glücklich ſind, o Klairant, wenn ich dann dich an meine Bruſt drücke, meinſt du nicht, daß er dann mein Geſicht voll Entzükken verſtehen werde?

Mit Widerwillen dacht ich daran, daß ich nun dieſe ſchöne Wildniß mit einer geräuſchvollen Stadt vertauſchen ſollte; aber wie angenehm ward ich überraſcht, da wir den Berg hinab fuhren, und Embs unten im Thale liegen ſahen. Ein kleines Städtchen auf dem ſchmalen Ufer der Lahn längs am Fluſſe hinab gebaut. Eine einzige Gaſſe Häuſer zwiſchen den ungeheuren Felſen, die mit dem Fluſſe in gerader Linie fortgehen, und zwiſchen dem Fluſſe. Die Gegend umher iſt ſchauerlich, ſo wild, ſo angenehm finſter, daß hier der Gram zu einer Wolluſt wird. Auf die Allee komme ich ſelten. Ich ſtehle mich an dem Fluſſe hinab, verliere mich zwiſchen Felſen und Gebüſch in ein langes Thal, in dem ein kleiner Bach fortrauſcht. An dieſem gehe ich hinauf, bis zu einer Silberſchmelze. Hier ſitze ich auf einem Hügel im Gebüſch verborgen, mit meiner Luzie. Hier leſe ich deine Briefe. Hier träume ich mich nach Chatillen; oder ich hole dich auf den Flügeln meiner Liebe zu mir. Dann verſchließe ich das Thal mit ungeheuren Felſen, zaubere eine Hütte an den Rücken des Berges, einen Garten, Lauben. Ach, ich ſpringe oft mitten in dieſen Träumen auf, faſſe meiner Luzie Hand, und tanze fröhlich umher; und mein ſüßer Traum verfliegt erſt, wenn mir nahe vor Embs Menſchen aus meinem Stande begegnen.

Ueberall, überall iſt es hier voll von Ausgewanderten. Ach, Klairant, ich zittre oft für dich, wenn ich höre, welche Rache ſie an der Nation nehmen wollen. Und, laß mich das mit Zittern hinzuſetzen: es ſind nicht bloß Worte. Nein, Klairant, nein! Ach, du kennſt den fürchterlichen Haß nicht, mit dem ſie ſich einander ſelbſt verfolgen. Neulich war ich bei einer ſolchen fürchterlichen Scene zugegen. Man ſprach über die Rechte des Adels. Einer von der Geſellſchaft glaubte, daß einige von dieſen Rechten wohl aufgehoben werden müßten, und führte die *) mi-lods, die trouſ-

---

*) Ich weiß nicht, was das heißt. Trousses ſoll das Recht des Adels ſeyn, die Bauern zum Treiben bei der Jagd gebrauchen zu können.

ves, die gelinage und andere an, die doch den Bauernſtand ſehr bedrückt hätten. Ein Edelmann aus Bretagne war gegenwärtig. Er fuhr auf wie ein Wüthender. Er nannte den erſten einen Jakobiner, einen elenden Volksſchmeichler. Dieſer führte die Cahiers des trois ordres de Bretagne an, um ſich zu vertheidigen. Das machte jenen noch wüthender. Man zog die Degen, und nur das Geſchrei und die Bitten der Frauenzimmer konnten die Ruhe wieder herſtellen. Am andren Tage ſchon mußte der Erſte Koblenz verlaſſen; denn der Bretagner Adel hatte ſeinen Untergang geſchworen. Wer nur im mindeſten an der erſten Revolution Theil genommen hat, iſt mit dem Haſſe aller Partheien hier, mit ihrer Verfolgung geächtet. Ach, du glaubſt nicht, wie weit die gegenſeitige Erbitterung geht. Der junge Preſſy war mit einem reizenden Mädchen hier verſprochen. Sie liebten ſich ſo zärtlich. Unbedachtſam ſagte Preſſy einmal, daß die Kapitainerien eine Ungerechtigkeit geweſen wären, über deren Druck Adel und Volk Urſach gehabt habe, ſich zu beſchweren. Man ſagte dieſe Unbeſonnenheit an einem gefährlichen Orte wieder, und der Vater von Preſſy's Geliebten muß dem jungen Manne die Hand ſeiner Tochter verſagen. „Er iſt voll Kummer in die Schweiz gegangen, und das Mädchen ſtirbt aus Gram nach und nach hin. Sieh, ſo bitter, ſo wüthend iſt ihr Haß gegen einander; ach, wie fürchterlich wird er nicht erſt gegen Euch ſeyn! Klairant, ich zittre für dich. Man zweifelt hier nicht mehr an der Rückkehr nach Frankreich. Man ſpottet Eurer Armeen ohne Anführer. Man brennt hier vor Eifer den Tag erſt zu ſehen, da der vereinigte Adel gegen Frankreich anrückt. Man hat noch andre Hoffnungen, man ſtützt ſich auf die Hülfe der Deutſchen Höfe. Klairant, Klairant, Gott, wenn ich hörte, daß du — O Klairant, Klairant, überlege du ſelbſt. Die tapferſten, die edelſten Männer des ganzen Königreichs ſind hier; die meiſten Generale, die meiſten Officiere. Im Königreiche ſelbſt ſind zwei Drittel der Einwohner, die von dem Adel lebten, auf unſerer Seite. Es kann nicht fehlen, Klairant.

O Klairant, ich überlege ſo oft unſer Schickſal. Wenn wir zurückkehrten, was würde aus dir werden? Mein Vater? ach ich fürchte, er denkt jetzt über dich ganz anders, als ſonſt. Klairant, ich bitte dich; ich beſchwöre dich, verlaß das unglückliche Land, das bald nicht einmal mehr unſerer Liebe Schutz geben kann! verlaß das Land, das dich gegen den Haß meines Vaters nicht ſchützen kann. Komm hieher, hieher, Klairant; dieſes Land baute die Vorſehung für eine ſchutzloſe, unglückliche Liebe. Hier in dieſem Felſenwalde, wo ein reißender Strom ſich allein eine Bahn brechen konnte, kann allein auch die Liebe wohnen. Ach, was kümmerts uns, wer von dieſen wilden Partheien Recht hat? was gehts uns an, ob das Volk, oder der Adel regieren muß? Komm, komm hieher, Klairant. Ein Thal ſoll unſer Reich werden, die heiligſte, die ſtillſte Liebe ſoll uns beherrſchen, und fröhlich, unſchuldig wollen wir ihren ſanften Geſetzen folgen: Klairant, folge mir, folge mir. Du trifſt mich auf dem Wege von Embs nach der Silberhütte gewiß, jeden Abend, wenn das Wetter nur erträglich iſt. Ach, wenn ich an unſer Geſchick denke, ich möchte mit einer Bärin die Höhle theilen, um dich verbergen zu können, gegen alles, alles, das dir droht. Klairant, ſchreib, ſchreib bald. Ich habe ſchon lange nicht eine Zeile von dir.

Klairant an Klaren.

So gewiß, meine Klara, ſo gewiß du mich liebſt, ſo gewiß würde ich mich, jetzt ohne zu überlegen, und nach einem Jahre Ueberlegung, für dich mit Freuden in einen Flammenſtrudel ſtürzen. Ich habe meine Phantaſie gemartert, Klara, um eine Probe aufzufinden, die ich nicht für dich beſtände; ein Unglück, vor dem ich zurückfahren würde, wenn dich es retten könnte. Ich bin von jetzt an ſo gewiß dein, als du ſelbſt dein biſt. So wenig du dich ſelbſt je verlaſſen kannſt, ſo wenig kann dich je Klairant verlaſſen. Gefühlt habe ich das lange, Klara; denn wer könnte dich lieben, und von dir geliebt ſeyn, ohne das zu fühlen? aber was den Unterſchied macht? Jetzt weiß ich es, was ich nur ſonſt fühlte. Was nur ſonſt in den Augenblicken, da ich in deinen Armen lag, da meine Bruſt an deiner pochte, oder wenn ich deine Briefe las, oder mich deiner und unſers

Glücks erinnerte; was ich dann nur als Wahrheit fühlte, das weiß ich, das ſeh ich, das fühl ich jetzt in jedem Augenblick meines Daſeyns, in den kälteſten Augenblicken der unbedeutendſten Geſchäfte ſo gut, als in der Leidenſchaft. Und das Seltſame dabei: meine Liebe hat an Stärke verloren. An Stärke, ſage ich: ich denke nicht mehr mit der ſtrebenden Unruhe an dich; ich zittre nicht mehr für dein Herz; ich erſchrecke nicht mehr vor Zufällen. Meine Liebe iſt ein ruhiger Selbſtgenuß geworden. Ich bin jetzt deiner Liebe, deiner Treue, deiner ewigen Treue gegen mich ſo ſicher, als ob ich deine Seele in meiner Bruſt trüge. Ich denke an dich mit der Empfindung, womit der Heilige an den Himmel denkt: mit einer ſo ſichern, ruhevollen Gewißheit, als ob der Ewige unſre Liebe, unſre Verbindung zum Ziele, zur Beſtimmung ſeiner Schöpfung gemacht hätte. Ich bin dein, Klara!

Laß mich, über das was ich thun wollte, hinwegeilen. Wer könnte deinen Verluſt überleben? Der Himmel ſtellte uns beide vielleicht darum ſo gefährlich, dich mit deinem Herzen an den Rand der Untreue, mich an den Rand der Verzweiflung und des Grabes, um unſre Liebe gegen alle Verfolgungen in dieſem Feuermeer der Angſt zu härten, um unſer Vertrauen auf uns ſelbſt, um unſere Dankbarkeit, um jede ſchöne, edle, freie und feine Empfindung gegen einander ſo zu verſtärken, daß wir beide mitten in den Flammen eines Scheiterhaufens einer an des andren Bruſt noch glücklich ſeyn könnten. Nein, Klara, die Welt hat aufgehört, für mich etwas anders zu ſeyn, als der Raum, worin ich athme. Du biſt meine Welt geworden. Meine Empfindungen, meine Gedanken gehen alle, alle von dir aus, und kehren alle zu dir zurück; und wenn ich jetzt an den Altar träte, und ich ſähe dich an der Hand eines Mannes da ſtehen, den Brautkranz auf deinen Locken, der Prieſter ſpräche den Ehegegen über Euch: ich würde lächeln, ich würde es einen Traum heißen, und ſelbſt wenn es Wirklichkeit wäre; ich glaube, ich würde dennoch glücklich in deiner Liebe bleiben, die mir keine Ehe, kein Brautkranz, keine Hände geben, die mir die Allmacht nicht rauben kann.

Nein, Klara, die Liebe, die wahre Liebe,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19596/005

unſre Liebe iſt die Allmacht, welche alle Träumereien der Philoſophen würklich macht. Der Raum, der uns trennt, iſt verſchwunden. Wir berühren uns in unſrer Liebe, wir ſehen uns, ich höre dich, ich fühle dich; du biſt mein, in dem Augenblick, da deines Vaters Arme dich halten. Ich leſe deine Briefe, Klara, und du biſt wahrhaftig mein; und ſäße ich an deinem Grabe, und hätten meine Thränen das letzte Wort in deinen Briefen verlöſcht, und hätte der Wind das letzte Stäubchen deiner Aſche zerſtreut, ſo habe ich dich dennoch, ſo lange mein Herz vermögend iſt, eine Empfindung zu ſchaffen. Ich würde weinen; allein meine Thränen müßten den Neid der Welt rege machen, wenn ſie dieſelben kennte. Nein, Klara, du biſt mein!

Da liegt der Atlas vor mir aufgeſchlagen. Ich folge dir auf allen deinen Wegen. Ich gehe dir nach in deine verſchloſſenen Thäler. Ich ſitze mit dir auf dem Hügel an der Silberſchmelze. Ich reiſe auf der Karte den Weg von Koblenz nach Embs tauſendmal. Ich beſtimme die Stelle, wo du die Frau mit ihren Kindern fandeſt; ich ſehe deine Thränen fließen,

fließen, ich küſſe ſie von deinen Wangen. Wahrlich, Klara, ich bedarf deines Bildes nicht mehr. Es hängt auf meiner Bruſt ruhig, unbetrachtet; das Bild in meinem Herzen iſt lebendig, jenes iſt todt. Was bedarf die Liebe? Nur ſich ſelbſt.

Und iſt es dir nicht auch ſo, Klara? bin ich nicht bei dir? leb ich nicht mit dir? Sieh, deines Vaters Grauſamkeit konnte uns trennen, aber nicht unglücklich machen. Du zitterſt ohne Urſach für mich, meine theure Klara; bedenke doch nur den Haß der Ausgewanderten, mit dem ſie ſich unter einander verfolgen, und du wirſt ja leicht begreifen, daß Frankreich nicht zu zittern nöthig hat. Der erſte glückliche Erfolg würde ſie über ihre Beute entzweien. Laß das, laß das, Klara! wir ſind beide partheiiſch: du für die Thränen, die du fließen ſiehſt, und ich für die ruhige Glückſeligkeit, die ich täglich feiern ſehe. Ja, Klara, ich fange an zu glauben, daß unſer Vaterland die Beute einiger Ehrgeizigen iſt, daß — laß das, es thut meinem Herzen weh, wenn ich die Mordſcenen dir wiederholen ſoll, die mein Vaterland und alle edle Bürger mit Grauen erfüllen. Allein wirf deine Augen von der blutenden, wüthenden Hauptſtadt, von dem Haß erfüllten Koblenz nach Chatillon, nach Maugienne, nach Pillon, auf ein jedes Dorf, das entfernt von der Hauptſtadt liegt. Sieh, alles was ſonſt eine Plage war, iſt eine Wohlthat geworden. Die verhaßte Quintaine *) iſt nun ein Feſt, auf das die Kinder wie die Alten ſich freuen. Den Fehlſchlag bezahlt jetzt ein fröhliches Gelächter der Umſtehenden, und nicht mehr, vielleicht der erſparte Tagelohn mehrerer Wochen, für die Schwangerſchaft des geliebten Weibes beſtimmt. Ein Tanz beſchließt den fröhlichen Tag, den ſonſt die Thränen derer endigten, welche ihre Stange zerbrachen. Fröhlich geht jeder nach Hauſe, da ſonſt allein der Scherge mit den Strafgeldern fröhlich nach Hauſe ging. Dahin wirf deine Augen, Klara! Die Vorſehung wird den großen Streit unter den beiden wüthenden Partheien endigen. Beide zeigen ſie durch ihren Haß, daß ihre Abſicht nicht Wohlthun iſt; allein die Vorſehung be-

---

*) Quintaine: kein Dictionaire giebt darüber Auskunft. Es muß doch eine Abgabe der Landleute geweſen ſeyn, und wie es ſcheint, bei einem Spiele.

reitet aus giftigen Pflanzen wohlthätige Arzneien. Laß ſie machen Klara, und zittre nicht!

Und warum ſelbſt dann zittern, ſelbſt wenn du Recht hätteſt? Der Tod iſt eine eben ſo ſichere Zuflucht für den Glücklichen, wie für den Unglücklichen. „Und das, das eben iſt mein Glück, Klara, daß ich der Ewigkeit mit eben dem ſichern Muthe entgegen ſehe, wie dem Leben; daß ich dich überall habe, überall finde, wohin ich blicke, wohin meine kühnſte Phantaſie den Flug richtet. Meine Klara, ich zittre für meines Vaterlandes Glückſeligkeit nicht, ſo wenig wie für die meine. Was hat deinem Vater der Sturm geholfen, den er über unſere Liebe führte? Feſter ſchlangen wir uns in einander, wie zwei Stämme nahe endlich in einander verwachſen, von einem Safte genährt, zu einem Baume werden, mit einander blühen, Früchte tragen, und auch mit einander ſterben. Und wird es nicht eben ſo mit unſerm Vaterlande ſeyn?

Die Anmaßungen beider Partheien müſſen endlich die Nation lehren, die goldne Mittelſtraße finden, und in ihr die Glückſeligkeit, welche der Himmel den Nationen beſtimmte.

Der gegenſeitige Haß des Adels und der herrſchenden Parthei wird ein ſtilles unbekanntes Bündniß alles Guten und Edeln in Frankreich gegen beide hervorzaubern, an deſſen verborgenem, unſcheinbaren Felſen ihr Haß und ihre Grauſamkeit zertrümmern werden. Laß uns mit dem Himmel nicht hadern, daß er es nicht anders machte; aber laß uns auch nicht glauben, daß er ein Königreich zertrümmern werde, um die ſchwachen Menſchen zum Zittern vor ſeiner Allmacht zu bringen. Wenn die Vorſehung nicht immer reichen Seegen für das Menſchengeſchlecht in ihren Händen trüge, welcher Menſch würde denn ſo feig ſeyn, vor ihrer Allmacht zu zittern? Nein, Klara, ich zittere nicht; und wenn ich nur das Maaß der Liebe in meiner Bruſt meſſe, ſo zittere ich nicht; und ich ſollte vor der unendlichen Liebe zittern? Ich bin gutes Muths. Ich kann in dieſem wilden Kampfe erdrückt werden; wer will das leugnen? Aber die Menſchheit muß aus dieſem Kampfe ſiegreich zurückkehren, und ſollte auch nur ihr Sieg eine lebendige Lehre für die kommenden Jahrhunderte ſeyn. Nein, Klara, ich zittere nicht. Ich bitte dich, ſei gutes Muths!

Ach Klara, wenn ich bedenke, daß es nur auf mich ankömmt, nur auf die Zeit von zwei Tagen, um bei dir zu ſeyn, um dich in meine verlangenden Arme zu ſchließen, um an deinen Lippen vor Wolluſt zu ſterben; ach Klara, wenn ich bedenke, ich trete nun hinter dem Hügel hervor, auf dem du ſitzeſt, du hörſt meine Stimme, ſpringſt auf, ich ſtürze zu deinen Füßen, du in meine Arme; mit Gewalt muß ich denn meine Phantaſie feſſeln, das Verlangen meines Herzens wird oft meiner Vernunft zu ſtark, ich ſpringe auf, um zu dir zu eilen; und dann kehre ich doch zurück, und bringe dir das ſchwerſte Opfer, das je ein Mann gebracht hat.

Nein, Klara, überlege du ſelbſt. Denke nach, die beiden Liebenden fliehen, ſie verbergen ſich in das Labyrinth von Thälern, ſie ſuchen das heimlichſte Thal, den verſchloſſenſten Schlund auf, ſie beſchränken ſich bis auf die einfachſten Bedürfniſſe des Lebens, auf eine armſelige Hütte, auf ein Lager von Stroh, auf eine Schüſſel mit Milch oder Früchten. Aber, wo die Hütte ſteht, wohnen Menſchen; wo die Kuh weidet, die uns mit ihrer Milch erhält, ſind Wege. Klara iſt entflohen. Die ganze Gegend iſt voll von Ausgewanderten. Verkleide dich Klara in eine grobe Bäuerin; deine Schönheit, und wenn auch die nicht, deine Sprache wird dich verrathen. Man wird dich aus meinen Armen reißen, und mich? — Haſt du das geſehen, Klara?

Nein, Klara, nein! Noch vor Monathen hätte ich mit wilder, verzweiflungsvoller Gewalt das gefährliche Spiel mit der Zukunft geſpielt. Ich würde mich mit dir in einen Feuerſtrudel geſtürzt haben; denn, Klara, ich zweifelte an deiner Treue, an deiner ſtandhaften Liebe. Ich hätte mich mit einer freudigen Verzweiflung in deine Arme geſtürzt: ich wagte mein Leben, mein ganzes Glück an dieſen wolluſtvollen Augenblick. Ich zweifelte, ob er je wieder erſcheinen würde. Aber jetzt? du biſt mein, Klara, bis an deinen, bis an meinen Tod mein! Warum ſoll ich mein ganzes Glück, das ganze Glück eines ruhigen Lebens in dem ſchönen Kreiſe deiner Umarmung, an einen ungewiſſen Zufall ſetzen? Nein, Klara. Laß den erſten Sturm, der unſer Vaterland zerfleiſcht, vorüber gehen: laß erſt geſchehen, was geſchehen ſoll. Nein, ich kann; ich darf die Hoffnung nicht aufgeben: mein Vaterland, mein glückliches Vaterland iſt die Freiſtätte unſerer Liebe. Nein, Klara, ich kann durch eine feige Flucht mir die Hoffnung nicht verſagen, zu dem Glück unſerer Liebe auch das Glück, und den Mitgenuß des Glücks eines ganzen Volks hinzuzuthun. Nein, Klara, hier lieg auf den Knieen und bete zum Himmel, daß er mich lehre, mit deinem Glück haushälteriſch umzugehen. Nein, Klara, ich werde dich noch einmal einführen auf den geliebten Boden, den unſere Liebe heiligte; auf den Boden, an dem die Hälfte unſers Glücks gefeſſelt iſt. Hier, Klara, wo deine Tugenden gekannt ſind, wo aller Herzen dich lieben, hier ſollen noch neue Tugenden, die zärtliche Liebe des Weibes und der Mutter, der Edelmuth der Bürgerin, dir die Verehrung aller Herzen geben. Du ſollſt hier wieder durch deine Güte, deine Liebe, deine Einfalt, deine Unſchuld herrſchen, wie du ehmals durch deines Vaters Rang herrſchteſt. Nein, Klara, du ſollſt eine Franzöſiſche Bürgerin ſeyn, weil du ſo am glücklichſten ſeyn wirſt. Ich laſſe deinem Glücke nichts nehmen, am wenigſten das ſtolze Gefühl, was du einſt mit mir theilen mußt, mein Vaterland durch eine feige, eigennützige Flucht nicht verrathen zu haben.

Dann aber, Klara, wenn auf den Tafeln der Vorſehung Frankreichs Untergang gezeichnet iſt; wenn es wahr würde, was du zu ſehr fürchteſt, wenn die Ausgewanderten ihr Vaterland angreifen ſollten; wenn es ihnen glückte, die Freiſtatt unſerer Liebe, und den Thron, auf dem deine Bürgertugenden leuchten ſollten, zu zerſtören: dann, dann Klara, iſt es Zeit; dann laß uns fliehen; dann iſt es eins, wo wir wohnen, wo wir uns lieben; dann iſt der Ort, wo unſre Liebe am ſicherſten iſt, unſer Vaterland; dann iſt die einſamſte Verborgenheit der Thron deiner Tugenden, Liebe deine einzige Tugend, Umarmungen unſre edelſten Thaten, und das Grab der Ort, wohin wir alle unſre Zweifel, alle mit unſerm Vaterlande zertrümmerten Wünſche niederlegen. Dann, Klara, biſt du meine Welt. Dein Vater wird über ſeine neue Hoheit Klaren vergeſſen. Wo ſoll er uns ſuchen? wo ſind die tauſend Gehülfen, die er jetzt hat? Dann, Klara, iſt es Zeit, das Thal aufzuſuchen, wo die Mutter ihr Kind umfaßte, und in der Umarmung glücklich war. Doch, Klara, wird das die Vorſehung zugeben?

Nein, Klara, du mußt noch Zeugin ſeyn von dem Glück, von der Zufriedenheit, die jetzt auf unſern Fluren wohnt. Laß ſie ſich dort ſtreiten, ob es recht iſt, wenn der Bauer unter den Laſten ſeiner Pflichten erliegt. Wir kennen ſie nicht mehr. Die einzige, die wir noch kennen, iſt die corvée à misericorde, und die befiehlt unſer Herz. Die Natur hat jetzt den *) ban d'aout und den ban de vendange, nicht mehr der Herr des Dorfs. Jeder feiert jetzt ſeine Weinleſe an ſeiner **) eigenen Preſſe, und empfängt ſeinen Wein mit Liedern, ſtatt mit Thränen wie ſonſt. Nein, ich rede nicht von Paris, nicht von Koblenz; ich rede von den fröhlichen Tagen, die jetzt die elendeſten Hütten beſuchen. Das Glück wird Verjährung auf dem Lande; laß

---

*) Vielleicht Beſtimmungen der Erntezeit und der Weinleſe.

**) Vielleicht mußte der Wein ſonſt auf des Edelmanns Preſſe gekeltert werden.

Laſſ' Parthei ſiegen, welche du willſt, ſie wird es nicht wagen das verjährte Glück zu zertrümmern. Selbſt mein Oheim vergißt oft ſeine Seufzer, wenn er die Freudengeſänge hört. Und zu dieſem Glück, Klara, werd' ich dich führen; in dieſer fröhlichen Runde ſoll dein Leben verfließen, dein Leben, das Liebe und Menſchlichkeit erheitern und verlängern werden... Habe Geduld, Klara, es wird alles gut gehen!

O Klara, wirf deinen Blick auf die Zeit, da wir Beide hier glücklich ſind. Sieh, da kommen die fröhlichen Haufen unſrer Schnitter vom Felde: „Seine Klara im Arm, empfängt der glückliche Klairant auf ſeinem Hoſe den ſingenden fröhlichen Haufen. Mit ihnen feiert er nun den Erndtemonat; ſeine Kinder, ſeine geliebte Klara, er ſelbſt tanzen mit den Schnittern bis zu der fröhlichen Mahlzeit. Dann geht der Becher mit rothen, reinen Wein fröhlich um den Tiſch her. Klairant, neben Klaren, ſitzt mitten unter dem Haufen, und erneuert das goldne Zeitalter, wo kein Herr und kein Knecht war.“

(Sa Claire dans ses bras, le fortuné Clairant
La (troupe) reçoit dans sa cour au doux bruit de leur chant,
Et pour fêter comme eux le mois de l'abondance,
Suivi de ses enfans, il se mêle à la danse:
Son épouse l'imite et vole sur ses pas.
A la danse bientôt succede un long repas.
Là chacun d'un vin pur rougit sa large coupe;
Clairant près de sa Claire au milieu de la troupe,
Fait révivre pour eux les jour du siécle d'or,
Siécle où l'orgueil des rangs n'existoit pas encor.)

Klara, betrachte dieſes Bild, und du wirſt nicht mehr anſtehen, was du wünſchen ſollſt. Ach, Klara, wenn ſich endlich unſre Wünſche in dieſe vollendete Glückſeligkeit auflöſten, und Klara, wer weiß wie bald! Ich bin nicht unthätig, Klara; ich hoffe dich bald in Triumph und mit Sicherheit wieder in dein Vaterland einführen zu können, in dein Vaterland, Klara, das uns allein glücklich machen kann.

Klara an Klairant.

War ich vergnügt, wie ich deinen Brief las, oder war ich traurig? ich weiß es nicht, Klairant. Ich weiß nicht, wie es kam, mir traten die Thränen bei allen deinen ſchönen Hofnungen in die Augen; und Hofnungen ſollte man nicht mit naſſen Augen empfangen. Die Verſicherungen deiner Liebe, beſter Klairant, haben meinem armen Herzen wohl gethan; aber andere Hofnungen, als deine Liebe, Hofnungen auf die Zukunft, wollen nicht recht mehr für mein Herz paſſen. Es iſt als ob eine weiſſagende Kraft in meiner Seele alle Hofnungen von meinem Herzen zurückſtieße. Auf was ſoll ich hoffen? ſag', auf was ſoll ich Arme hoffen? Wenn ich deinen Brief leſe, und ich muß ihn faſt immer in den Händen haben, wenn ich nicht unruhig werden ſoll: ſo ſcheint es mir ſo wahr, was du ſagſt, daß es nicht geht, daß es unmöglich iſt, uns hier zu verbergen. Und ſeh ich wieder hier die hohen Felſen an, an denen die Häuſer angelehnt ſind, und die hoch über alle Gebäude wegragen, und denke mir mitten auf dieſen ſteilen Felſen eine Höhle, wo wir leben könnten; ach! ich halte es nicht für unmöglich, jede Nacht den Fels herabzuklettern, Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen, und ehe der Morgen anbräche, zurück zu ſchlüpfen in unſern glücklichen Winkel. Ich weiß nicht, Klairant, wie es kommt; aber allemal fällt mir eine Geſchichte ein, die du mir einmal vorlaſeſt, wo eine Geliebte mit ihrem Geliebten ich glaube, mehr als acht Jahre, unter der Erde in einem dunkeln Felſengewölbe zubrachte. Ich glaube, ſie hieß Eponine. Die Geſchichte fällt mir dann ein. Vergieb mir, Klairant, wenn ich Unrecht thue; ich mag vielleicht krank ſeyn. Sieh, dann ſchlag ich die Hände geduldig zuſammen, und jammere darüber, daß es uns nicht möglich iſt. Ich denke dann immer, mir ſollt' es wohl möglich ſeyn, mein ganzes Leben mit dir unter der Erde zuzubringen, wenn du einwilligen wollteſt. Ich frage dann, warum es nicht geht. Mir fällt denn wohl ein, daß du nicht willſt, weil ich noch glücklicher werden ſoll; aber, aber das Glück, ach das liebe Glück, Klairant. Man ſollte ja das kleinſte Glück annehmen, das einem ſich darbietet: man kann ja doch nicht wiſſen, ob der Augenblick je wieder kommt.

Preſſy's Braut iſt auch hier. Sie ſoll baden. Ach, ſagt ſie oft zu mir: geben Sie Acht, man begräbt mich hier. Dann erzählt ſie mir, daß ſie längſt hätte Preſſy's Frau ſeyn können, und ſetzt mit einem Seufzer hinzu: aber ich wollte noch glücklicher ſeyn, ich wollte an Einem Tage mit meiner Schweſter heirathen. Wir verſchoben Beide den Tag unſres Glücks, und nun iſt er verſchwunden. Das arme, bleiche, kranke Mädchen iſt mein einziger Umgang. Sie verſchob den Tag ihres Glücks, und muß nun darüber ſterben! Sieh, Klairant, das mags denn auch wohl ſeyn, was mich ſo bange macht. Wenn ich deinen Brief leſe, da werde ich wieder ganz heiter; nur dauerts nicht lange. Ich fürchte immer, Klairant, keines deiner ſchönen Bilder möchte erfüllt werden.

Wie fängſt du es an, Klairant, dein Vaterland ſo heiß zu lieben? ach, ich verſtehe nichts, gar nichts auf der weiten Welt zu lieben als dich, als dich, Klairant. Nimm mirs nicht übel, Klairant, wenn ich ſo leſe, wie zärtlich du dein Vaterland liebſt, mit welcher Liebe du von ihm redeſt, ſo komme ich allemal auf die Worte in meiner Rolle:

Dein Vaterland, Grauſamer? ach, haſt du eins
ohne mich?

(Ta patrie! ah barbare! en est-il donc
sans moi?)

Ich tadle mich ſelbſt, daß ich dir den Vorwurf mache, und in demſelben Augenblicke öffnen ſich meine Lippen wieder, und fliſtern den Vers: Dein Vaterland, Grauſamer? Ach Klairant, es iſt wohl ſchön, ſein Vaterland lieben; aber ich bin gar zu traurig. Ich liebe nur dich, und du biſt entfernt. Klairant, du weißt nicht alles. Ich wollte nicht gern klagen, um dein Glück nicht zu ſtören. Mein Vater wird mit jedem Tage kälter gegen mich. Meine Mutter nimmt mich allein in ihren Schutz, und ſie muß dafür den Zorn, den Unwillen meines Vaters tragen, der mir gehört. Mein Bruder iſt wieder in Koblenz. Ach, ich bin jetzt ſehr verlaſſen; Luzie iſt der einzige Menſch, der ſich meiner annimmt, und was kann ſie anders als mit mir weinen? Ich werde von Tage zu Tage furchtſamer. Deine Verſicherungen haben mich nicht muthiger gemacht; denn unſer Vaterland — Ach, Klairant, meines iſt in deinen Armen. Leb wohl und glücklich. „Klairant neben Klaren!“ ach wenn der erſte Augenblick, da du mich wieder ſiehſt, auch mein letzter wäre; wenn das ſeyn ſollte, ſo ſey es nur bald. Deine Klara, mein Klairant, iſt ein ſterbliches Weſen: dein Buſen, oder ihr Grab iſt ihr Zufluchtsort!

(Ta Claire, cher Clairant! est un être fragile:
Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle!)

— — — —

Klairant erhielt dieſen Brief Klarens. Er las ihn, und der Gram, der ihn geſchrieben hatte, ſteckte ihn an. Er drückte ihn an ſeine beklemmte Bruſt, las ihn wieder. Klarens ſanfte Vorwürfe gingen ihm durchs Herz. Die beiden letzten Verſe drückten ſich mit Feuerflammen in ſeine Seele. Sein Vaterland verſchwand; er ſah nur ſeine Klara, todtenbleich, abgezehrt, dem Grabe zuſinken. Er zitterte vor Furcht ſie nicht wieder zu ſehen. Alle die Empfindungen ſtürmten ſogleich in ſeine Seele. Er ſteckte Geld ein, und nahm mit ein Paar Worten von ſeinem Vater Abſchied auf einige Tage oder Wochen. Er ging Nebenwege durch Gehölz und Feld, und kam glücklich und unentdeckt über die Gränze. Kein Gedanke an ſein Vaterland, keine Ueberlegung hielt ihn auf. Er flog den Weg nach Trier. Dort blieb er nur ſo lange, um wieder einige Kräfte zu bekommen, und dann ging er den Weg nach Koblenz. Im Martinsthal fand er die Stelle, wo Klara geſeſſen hatte. Hier ſaß er auch einige Zeit. Er war hier gleichſam wieder mit Klaren vereinigt. Hier las er ihre Briefe noch einmal. Er kam nach Koblenz. Am Rhein ſtand er vor dem Hauſe ſtill, wo Klara gewohnt hatte. Noch jetzt befanden ſich die Blumentöpfe, das ehemalige Zeichen ihrer Gegenwart, vor dem Fenſter. Er ſetzte ſich gegen über auf die Mauer, die den Rhein einfaßt, und betrachtete das Fenſter. Lebendig ward ihm nun die Nacht, da er Klaren abholen ſollte. Sie kam herab, flog in ſeine Arme, er führte ſie in ſeinen Armen fort. Jetzt verwünſchte er ſeine damaligen Bedenklichkeiten, die ſeine Klara krank gemacht hatten. Der Vers ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle! fiel mit Gewalt auf ſein Herz. Langſam hob er ſeine Hände zu Klarens Fenſter auf, als ob er ſie da ſtehen ſähe. Er murmelte leiſe den Vers: ta patrie? ah barbare! en est-il donc sans moi? Nein! nein! rief er laut: es iſt verloren! du, du biſt allein meine einzige Hoffnung! Bei den letzten Worten war er raſch aufgeſprungen. Er wandte ſeine Blicke und ſeine ausgeſtreckten Arme über den Rhein nach Klaren zu.

In dem Augenblick aber ſtürzte ein junges Frauenzimmer aus dem Hauſe, und ergriff Klairants Hand mit Heftigkeit. Unglücklicher! rief ſie franzöſiſch; was wollen Sie machen? Es war die Tochter von Pleſſis Wirth. Sie ſtand am Fenſter; ſie ſah den hübſchen, jungen Menſchen vor ihrem Hauſe ſtill ſtehen, es mit wilden Blicken betrachten, und mit Bewegungen, die ſie aufmerkſam machten. Sie ſahe den jungen Menſchen ſich auf den Rand der Mauer ſetzen, ſah ihn Thränen vergießen, in ſich verſinken mit den Zeichen des tiefſten Kummers; dann ſah ſie ihn raſch aufſpringen, die Hände dem Rhein entgegen breiten und hörte ihn rufen: Du, du biſt meine einzige Hoffnung! Natürlich dachte das Mädchen, es ſey auf einen Sprung in den Rhein abgeſehen. Sie flog zu Hülfe, und zog mit aller Kraft, die ſie hatte, Klairant vom Ufer weg und in das Haus.

Klairant wußte nicht, wie ihm geſchah. Er ſah das Mädchen an, das ihn fortſchleppte. Klara war es nicht, das ſetzte ihn in Erſtaunen. Auf der Hausflur ſagte das Mädchen noch einmal: Um Gottes willen, unglücklicher Mann, beſinnen Sie Sich! Klairant! Klairant! ſchrie Pleſſis in dieſem Augenblicke, und ſtürzte in Klairant's Arme. Klairant konnte ſich kaum beſinnen. Das Mädchen ſagte dem jungen Pleſſis: Sie kennen ihn? Er wollte ſich eben ermorden! Ermorden? rief Pleſſis: Klairant, du wollteſt dich ermorden? Unglücklicher, haſt du Klaren vergeſſen? Klairant ſah ſeinen Freund, ſah das Mädchen mit Erſtaunen an, und fragte langſam: Ermorden? ich weiß von nichts! Das Mädchen erzählte, was ſie geſehen und gehört hatte, und ſetzte hinzu: Nun ſagen Sie ſelbſt, Herr du Pleſſis?

Ah, Mamſel, antwortete Pleſſis lachend, glauben Sie mir, nicht ein Sprung in den Rhein, nein! ſondern über den Rhein iſt ſeine einzige Hoſnung. Das Mädchen verbeugte ſich und ſagte: Das iſt ganz unmöglich! — Freilich, antwortete Pleſſis: gebe der Himmel, daß ich ihn davon überrede. Dann nahm er Klairant mit ſich auf ſein Zimmer. Er fragte ihn über die Abſicht ſeiner Reiſe. Klairant ſah ihn ſtarr und bedenklich an. Er ſchwieg und ſchüttelte lächelnd den Kopf. Pleſſis ſtand auf, ſchlang ſeinen Arm um ihn, und ſagte zärtlich: So, Klairant, ſo mit dir, fürcht ich den Bettelſtab nicht, und Klairant hat Mißtrauen gegen Pleſſis? — Klairant ſah ihn ernſt an, und reichte ihm Klare'ns letzten Brief. Pleſſis las ihn, las ihn zweimal, und ſagte: Nicht wahr, Klairant, dein Buſen ſoll ihr Zufluchtsort ſeyn? Klairant ſeufzte. Seufze nicht, Klairant, ſagte Pleſſis mit ſeiner alten Herzlichkeit, die der Anblick ſeines Jugendfreundes wieder mit aller Heſtigkeit erweckt hatte: das ſoll er! du ſollſt Klaren ſehen! ich will ſie in deine Arme führen.

Eine Stunde darauf ſaßen ſie ſchon im Wagen auf dem Wege nach Embs. Vor dieſem Orte mußte Klairant ausſteigen. Pleſſis bezeichnete ihm im Gebüſch eine Stelle, wo er auf ihn warten ſollte, und nun fuhr er nach Embs hinab. Da ſaß Klairant nun wieder nahe bei Klaren. Dieſe Vorſtellung ſetzte ſein ganzes Weſen in Aufruhr. Die Minuten gingen unerträglich langſam vorüber. Pleſſis bat ſeine Schweſter um einen Spaziergang. Er führte ſie durch Embs den Berg hinan. Stumm ging ſie neben ihm her. Er fing mehrere Geſpräche an; ſie antwortete halb. Was ſie ſagte, zeigte dem Bruder den ſtillen Gram, der an ihrem Herzen nagte; es waren traurige bedeutende Bemerkungen über das Abſterben der Natur; über die Herbſtfarbe der fallenden Blätter. Pleſſis zitterte vor der heftigen Freude, die ſie ergreifen ſollte, und er fing an, ſie auf Klairant's Gegenwart vorzubereiten. Anfangs gab Klara nicht Acht darauf; wie ſie es aber merkte, ſo flog eine hohe Röthe auf ihr Geſicht; ihre Augen funkelten, ihr Arm zitterte, ihr Fuß eilte den ſteilen Berg ungeſtüm heran. Klairant, ſagte Pleſſis: Klairant kann vielleicht in einigen Tagen hier ſeyn, vielleicht noch früher. Wo, wo iſt er? ſchrie Klara, und faßte ihren Bruder gewaltig an: wo iſt er? — „Liebſte Klara“ — Wo iſt er, Pleſſis? rief Klara, mit hochklopfendem Buſen: wo iſt er? Klairant! Klairant!

Klairant hörte die Stimme. Er ſtürzte aus dem Gebüſch hervor, er eilte die Höhe hinab. Klara ſah ihn, breitete die Arme aus; ſie wollte fort, und blieb vor Ohnmacht, an ihrem Bruder gelehnt, ſtehen. Auch Klairants Schritte ſtockten. Das iſt ſie! ſagte er leiſe vor ſich, Thränen rollten aus ſeinen Augen, und ſeine Schritte wurden noch langſamer. Klairant! rief jetzt Klara mit einem ſeelenvollen, ſeelenzerſchmetternden Tone. Entgegen flogen ſich Beide, als ob dies Wort ſie entzaubert hätte. Klara, Klairant! riefen ſie zugleich, und da ſtanden ſie in bewegungsloſer Umarmung. Pleſſis ſah gar keine Bewegung an ihnen, als allein die beiden Ströme von Thränen, die aus ihren Augen rollten und ſich auf ihren Wangen miſchten. Nach und nach kamen dann Seufzer aus den Lippen hervor, dann halbe Worte. Endlich ließ die Freude nach, das Entzücken ward weniger ſtürmiſch. Klairant ſank an einen Baum, Klara auf ſeinen Schooß. Sieh, ſieh! rief Klara, und zeigte auf die Gegend umher. Du biſt nun da! ach Klairant! da biſt du! und Klara iſt nun gerettet! Klairant, ich hatte Recht. Ach, ich will dir Thäler zeigen, wohin keine menſchliche Macht reicht, als allein unſere Liebe. Wie glücklich wollen wir ſeyn! verborgen der ganzen Welt, glücklich! Klairant, nun nie wieder getrennt!

Klairants Augen folgten mit ſchnellen Blizzen dem Finger Klarens, der ihm eine Landkarte ſeiner Glückſeligkeit zeichnete. Leiſe, mit fröhlichem Zittern ſprach er ihre Worte, die ſie heftig ſagte, alle nach. Gerettet! Thäler! unſre Liebe allein! ja, glücklich! verborgen! glücklich! Bei jedem Worte drückte er ſie heftig an ſich. Ja, Klara! rief er nun auf einmahl, ſprang auf, und hob Klaren in die Höh, legte den Zeigefinger der Hand auf ihre Bruſt, ſah ſie mit dunkelglühendem Blick an, und ſprach eilig, ſo eilig, als ob der Tod ihm die Worte zu nehmen drohte: ja Klara! recht! wir wollen uns retten! wo iſt der Ort? komm! fort! Er ſchlang ſeinen Arm um ihren

Leib. Beider Stellung war, als ob ſie eben einen Wettlauf anſtellen wollten.

Sie ſind raſend, rief Pleſſis, der alles angehört hatte, auf einmal: raſend ſind ſie! und trat ihnen in den Weg. Er faßte Klairant bei beiden Schultern, ſchüttelte ihn, und fragte dann: Habt Ihr beide denn noch ſo viel Zeit um mich vorher anzuhören, ehe ihr anfangt zu laufen? Sie ſahen ihn ſtarr an. „Wohin wollt Ihr laufen? Da in irgend ein Thal, wie ich verſtehe: wo keine Menſchen wohnen, wohin niemand euch nachkommen kann. Ich ließe das gelten, Kinder, im Sommer, wo es hübſche warme Nächte giebt, zum Spaß einmal. Aber bedenkt doch, daß es Oktober iſt, wo Ihr, zum Henker! in einer Nacht erfriert. Wird's November, ſo liegen die Thäler voll Schnee, und wenn Ihr den überlebtet, ſo müßtet Ihr doch im Februar, wenn der Schnee ſchmilzt, erſaufen! Klairant, heißt das Vernunft? Zeig mir doch deine Börſe, Klairant, wenn die ſo gut verſehen iſt, wie dein Hirnſchädel, ſo erbarm ſich Gott eurer. Seyd Ihr denn raſend? Wollt Ihr euch dieſe Nacht auf's naſſe Gras legen?

gut! aber was ſoll denn Klara morgen anziehen, oder meinſt du, ihr Vater ſoll ihr morgen ein andres Kleid bringen?"

Da ſtanden ſie Beide verdutzt. Man fing an zu überlegen, und Trotz der Allmacht der Liebe, auf welche Klairant und Klara ſich beriefen, gelang es doch Pleſſis, ihnen nach und nach deutlich zu machen, daß es heute Abend nicht möglich wäre, wegzulaufen, ſo wenig, als hier in dieſer Gegend ſich zu verbergen. Klara weinte; denn Klairant überlegte. Sie ſchmählte mit ihrem Bruder, ſie ſchmählte mit Klairant; allein vergebens! Klairant erhielt Befehl, ſich dieſe Nacht in der Silberſchmelze ſo gut einzuquartieren, als er könnte, und morgen Nachmittag Klaren und Pleſſis auf dem Hügel zu erwarten, wo man den einfältigen Handel, ſo nannte ihn Pleſſis trotz Klarens Thränen, mit dem Weglaufen in nähere Ueberlegung ziehen wollte.

Man nahm Abſchied, denn Klara zitterte vor Froſt wie ein Pappelblatt; ſie hatte nur auf einen Spatziergang im Sonnenſchein gerechnet und ihren Mantel vergeſſen. Jetzt war's Abend. Auf dem Heimwege machte ſie ihrem Bruder noch tauſend Plane, wie ſie weglaufen könnte, ohne entdeckt zu werden. Ja, ja, rief ihr Bruder bei jedem: das geht vielleicht, und ſogleich zerſtörte ihn ein Einwurf. Klara aber faßte auf einmal ihren Bruder an, drehete ihn zu ſich, ſah ihn ruhig und lächelnd an, und ſagte: wenn denn nichts geht, Pleſſis, ſo flücht ich mit Klairant in's Grab. Ihr Bruder erſchrak vor dem Geſicht und vor dem Tone, mit dem ſie das ſagte. Nun runzelte er die Stirn und ſchimpfte in ſich auf die verzweifelte Liebe, die Trotz Fleiſch und Blut immer an das Grab appellirt. Er führte das fröhliche Mädchen nach Hauſe, überlieferte ſie ihrem Bette, und einer Nacht ohne Schlummer voll fröhlicher Unruhe.

Pleſſis brachte ſeine Nacht ſehr unruhig hin; Klarens letzte Worte waren ihm aufgefallen. Aber noch unruhiger wurde er, da er am andren Morgen bei Klairant auf der Silberhütte war, wo er wirklich ein Stübchen gefunden hatte. Er ging mit ihm im Thale auf und nieder. Ein Glück war es, ſagte er, daß der Zufall mich zu dir führte; denn ich glaube, Klairant, ohne mich wäreſt du mit Klaren wirklich davon gelaufen.

O wahrhaftig, das wäre ich! das wäre ich!

Und nun ſag, ums Himmels willen! wohin? wohin? Klairant!

Wohin uns Zufall und Liebe gebracht hätten, und wer weiß —

Wer weiß? im Oktober? ohne Obdach, ohne Kleidung? Wahrhaftig, heute Morgen hätteſt du müſſen ganz demüthig dem Vater die entführte Tochter wieder hinbringen.

Was? ich? Nimmermehr! Wäre es geſchehen, ſo wäre es. Ein Dorf oder eine Hütte hätte uns aufgenommen.

Und Euch auch ebenfalls wieder ausgeliefert. Du kennſt Deutſchland nicht, Klairant.

So führt ja ein Weg nach Frankreich —

Und deine Geliebte unter die Guillotine. Mein Gott, Klairant, es giebt jetzt noch keinen Ort, der Euch rettet!

Klairant lächelte, und legte die Hand auf Pleſſis Schulter. Doch es giebt einen Weg, der uns rettet.

Und der wäre?

Ich umfaſſe Klaren, ſie umfaßt mich, und ſo ſinken wir Beide in den Rhein; der hat noch nie ſeine Hülfe abgeſchlagen. Schon wieder an dieſer verzweifelten Stelle. Pleſſis ſchüttelte den Kopf. Er ließ ſich alle Briefe Klarens zeigen. Er ſchüttelte leſend den Kopf. Jetzt ſah er wohl, daß ſein Vater Unrecht hatte, der ihm einmal, bei einer Vorſtellung, die er für Klaren wagte, antwortete: Die Liebe iſt ſo gut ſterblich, wie alles auf der Erde. Ein Gebäude fällt vom Stehen, die Liebe durch die Zeit. Er ſchien die Sache anders angreifen zu müſſen. Er verſprach Klairant heute Nachmittag Klaren zu bringen, und er hielt Wort. Allein ſein Plan war ebenfalls gemacht.

Er ſetzte ſich mit den beiden Liebenden auf einen Baumſtamm, dann ſuchte er ihre ohnehin natürliche Fröhlichkeit zur guten Laune zu machen, und es gelang ihm. Auf einmal ergriff er Klarens und Klairant Hand, legte ſie in einander, und ſagte halb ſcherzend: Wenn Eure Liebe der Einwilligung eines Menſchen bedarf, ſo habt Ihr die meinige. Ich ſehe, Eure Liebe iſt unüberwindlich. Es wäre ſchändlich, wenn Ihr gezwungen ſeyn ſolltet, die ganze Glückſeligkeit Eures Lebens dem hartnäckigen Vorurtheile eines Mannes aufzuopfern. Nimm mein Bruder, Klairant, nimm meine Schweſter. Ihr Bruder giebt ſie dir, und von Herzen. Klara ſank mit einem Freudengeſchrei an ihres Klairant's Buſen, und mit dem einen Arm hielt ſie ihren Bruder umſchlungen. Aber nun, fing Pleſſis auf's neue an: Was wollt Ihr, meine Lieben? Glücklich ſeyn! Gut, ſo laßt Euch rathen. Er hatte ihre Herzen jetzt ſeinem Rathe vollkommen geöffnet. Nun zeigte er ihnen die Thorheit ihrer Plane, die ſelbſt Klara jetzt einſah, da ſie an ihre Stelle eine neue Hoffnung, ein wirkliches Glück zu ſtellen hatte. Sieh, Klara, was fehlt dir denn? Klairant bleibt hier, ſo lange wir in dieſer Gegend ſind. Du ſiehſt ihn alle Tage; was willſt du mehr? Kehren wir nach Frankreich zurück, oder auch nicht; eine Veränderung muß doch vorgehen, und jede kann Euch nur neue Hoffnungen bringen. Entrüſte deinen Vater nicht, Klara; die Zeit giebt dir ſicherere Erwartungen, als eine unbeſonnene Flucht, die Euch Beide unglücklich machen kann!

Klara und Klairant verſprachen feierlich, keine Unbeſonnenheit zu begehen, geduldig zu warten; dagegen aber verſprach Pleſſis, ſich ihrer, wenn es die Noth forderte, ſogar öffentlich anzunehmen. Man verſiegelte den Bund mit zärtlichen Umarmungen, und nun ließ Pleſſis die beiden Liebenden allein. Da gingen ſie wieder unter dem herabſinkenden Laube der Eichen und Buchen eines deutſchen Waldes, und waren glücklich; die Stunden verfloſſen wie Minuten, und Pleſſis rief immer Klaren noch zu früh. Die friſchen Jugendroſen lagerten ſich wieder auf Klarens runden Wangen; ein heiterer Muthwillen nahm wieder ſeinen Sitz in ihren Blicken. Ihre Mutter vergoß Freudenthränen; der Arzt ſchob die Veränderung auf die Motion. Geh, geh, mein Kind! ſagte die Mutter, und Klara ging alle Tage, und kam alle Tage heiterer und fröhlicher zurück. War es übel Wetter, ſo ſprach ſie Klairant nahe vor dem Flecken unter einer dichten Eiche, doch einige Augenblicke. Ihr Auge lernte die erſten Thränen wieder, da ihr Vater den Aufenthalt in Embs zu kalt fand, und von der Reiſe nach Mainz redete.

Dieſe Reiſe ward beſchloſſen. Klara ſah Klairant zum letztenmale. Ein Abſchied wie alle. Klairant, der dem Verhängniß doch nicht recht traute, gab Klaren den Rath, ſo viel Deutſch zu lernen, als ſie könnte. Klara reiſte ab nach Mainz, und Klairant kehrte traurig nach Frankreich zurück. Er erzählte von Paris, das er nie geſehen hatte, und Niemand ahnete den Ort, wo er geweſen war.

So hatte Beider Liebe nun wieder neue Hoffnungen bekommen, und alſo auch neues Leben. Der Vater hielt Klaren zum zweitenmal für geheilt von der ihm verhaßten Liebe. Mit einer größeren Heiterkeit beſuchte ſie in Mainz die Geſellſchaften. Sie hoffte einen entſcheidenden Schlag entweder von Seiten ihres Vaterlandes, oder von Seiten der Ausgewanderten; weil ihr Bruder auf dieſen Zeitpunkt ihre Hoffnungen angewieſen hatte. Die Geſellſchaften in Mainz erheiterten ſie, weil hier überall von der nahen Entſcheidung des großen Streits zwiſchen Frankreichs Bürgern und ſeinem ausgewanderten Adel geredet wurde. Wenn jemand ſie da ſitzen ſah, mit der angeſpannteſten Aufmerkſamkeit in Geſicht und

Stellung zuhören, ſie lächeln ſah, wenn von dem nahen Einmarſch in Frankreich die Rede war, man hätte es dem freundlichen Geſichtchen nicht zutrauen ſollen, daß ſie ihres Titels und Ranges ſo müde war. Sie konnte ſelbſt den Waffenübungen des Adels mit einer großen Heiterkeit zuſehen; ſie dienten ihr doch zum Beweiſe, daß die Entſcheidung ihres Schickſals heran nahete. Die Augen fingen ihr an naß zu werden, wenn man etwa einmal von Verzögerungen redete.

Dieſe Theilnahme kam nun nicht allein von ihrem Bruder, ſondern von Klairant ſelbſt. So ſehr wie Klara von dem glücklichen Fortgange der Abſichten des Adels überzeugt war, eben ſo ſehr war es Klairant von dem Gegentheil. Natürlich! denn Klara hörte von dieſem glücklichen Fortgange mit ſo vieler Sicherheit von allen, die ſie ſprach, reden: jeder, der nur den leiſeſten Zweifel dagegen äußerte, war ein Raſender; man bewies aus Berechnungen, Briefen, Begebenheiten. Klara zweifelte alſo gar nicht. Wie erſtaunte ſie, da Klairant dieſe Hoffnungen verlachte, ſie ins Reich der Unmöglichkeiten verwieß; gerade

alles

alles das, was Klara für dieſe Hoffnung hatte anführen hören, gegen dieſelbe anführte, die Unordnungen im Reiche, die Wuth ſeiner Einwohner, die heftige Partheiſucht, die Ausſchweifungen aller Köpfe in Frankreich den Felſen nannte, an dem ſelbſt die allervernünftigſte Gewalt ſcheitern müßte, weil ſie Gewalt ſey. Sie ſtritt mit Klairant, Klairant mit ihr. Du kennſt Frankreich nicht, ſagte Klairant, und darum behandelſt du es falſch. Gerade ſo mit uns. Dein Vater kennt die Liebe nicht. Er brauchte alle Mittel, welche ihm ſein Anſehen, Gewalt und Macht gab, und er hat unſre Liebe bis zur Verzweiflung gehoben. Klara begriff das nicht, wie man ihre fromme, gerechte Liebe mit dieſem Lande voll Tumult und Mord vergleichen konnte. Kurz, Klara blieb dabei, der Adel würde Frankreich erobern, und die neue Verfaſſung umſtoßen. Und dann, Klairant, was ſollen wir —

Der Fall kommt nicht, Klara; verlaß dich darauf! —

So laß doch nur! Aber, Klairant, geſetzt er käme. — Das: Geſetzt er käme, hatte ſie ſo oft geſagt, daß Klairant endlich antwortete: Gut, dann verkauf ich was ich habe und wir gehen nach Deutſchland, oder England, oder Italien. Klara, die in dem andren Falle tauſend Schwierigkeiten für eine ſah, hoffte wegen ihres Glücks dieſen Fall deſto heftiger und gewiſſer, und ſie hätte es gern geſehen, daß man jetzt gleich nach Frankreichs Gränzen aufgebrochen wäre. Sie brechen auf, dachte ſie: mein Vater läßt mich ſo lange hier in Sicherheit. Dann kommt Klairant, wir entfliehen, und wir ſind glücklich. Und in dieſem Falle, meinte ſie, hätte ihr Klairant auch den Rath gegeben, Deutſch zu lernen. Dieſe Hoffnungen erhielten ſie heitrer, heitrer als ſie ſelbſt vermuthete, da nun durch die Aufmerkſamkeit an den Gränzen ihr Briefwechſel mit Klairant erſchwert wurde, der unter dem Schutze ihres Bruders noch immer ſeinen Weg ging.

Klara an Klairant.

Ich weiß es ſchon, Klairant, daß mein erſter Brief nicht angekommen iſt. Ich kann nicht mehr oft, aber deſto mehr ſchreiben.

Der Poſt iſt nicht mehr zu trauen. Ich muß warten, bis mein Vater Briefe abſendet; und da koſtet es dann eben ſo viel Kunſt, meine Briefe in ein Kuvert von Pleſſis hinein zu ſchaffen. Pleſſis hat mir jetzt auf den Fall ein Dutzend Kuverts von ſeiner Hand geſchickt. Ich hätte viele Urſachen traurig zu ſeyn, lieber Klairant; aber, der Himmel mag das Warum wiſſen, ich bins nicht. Mein Bruder iſt Soldat. Sein Anblick in der Uniform hat uns viel Thränen gekoſtet. Meine Mutter, die ſeit einiger Zeit weichherziger iſt als ſonſt, die vielleicht auch ſchwächer ſeyn mag als ſie ſagt, ſchrie laut auf, wie er in der Uniform in das Zimmer trat, ob ſie gleich voraus wußte, daß er ſo gekleidet kommen würde. Sie bedeckte ihre Augen mit ihrem Taſchentuche. Man ſah an der heftigen Bewegung ihrer Bruſt, wie ſtark ihre Seele bewegt war. Mein Vater ſah das an, ohne ein Wort zu ſagen. Endlich ſtand meine Mutter auf. Sie ſah ihren Sohn nicht an. Sie ging zu ihrem Manne, ergriff ſeine Hand, und ſagte mit einer gebrochenen Stimme: Gott gebe, daß alles gut geht! O es wäre wahrlich zu viel. Mein Vater ſchien doch ein wenig erſchüttert. Es war ſein Wille, daß Pleſſis Soldat wurde. Dann wandte ſie ſich auf einmal zu Pleſſis, faßte ihn an ihre Bruſt auf, benetzte die Uniform mit Thränen, und ſagte dann zu meinem Vater: Es war doch auch mein Sohn! Jetzt faßte ſie auch meine Hand, führte mich und Pleſſis vor meinen Vater hin, und ſagte mit einem unendlich rührenden Tone: Du haſt es gewollt; aber es waren doch Beide auch meine Kinder! Was ſollte das, Klairant? warum auch ich? ſo frag ich mich ſeitdem. Sie ſchloß uns Beide in ihre Arme, und weinte laut und herzlich. Mein Bruder trocknete ihre Thränen von der Uniform. Sie ſah das lächelnd an. Ach, ſagte ſie ſchmerzlich: Gott gebe, daß nicht einmal Blut das Kleid benetzt, dein armer Vater würde ſehr leiden. Sie ſtand in der Mitte zwiſchen uns dreien. Sie hob ihre Augen andächtig mit ihren Händen in die Höh: O, ſagte ſie: ich glaubte deinen Willen, heiliger Gott, beſſer zu kennen, als mein Mann; gieb, daß er ihn nicht ganz verkannt hat! Und hat er ihn verkannt, ſollten ſie — ſie ſah mich und meinen Bruder mit Thränen an, ohne zu vollenden; dann hob ſie auf einmal Stimme und Auge und Hände, und rief: ſo gib uns Geduld, und allen eine ſanfte Reue. Sie drehete ſich ſchnell um, und verließ den Augenblick das Zimmer. Meines Vaters Blick hing ohne Bewegung an der Erde. Mein Bruder ſah mich gerührt an. Mir ließen die Thränen von den Wangen. Ich weiß nicht wie mir war, ich kniete vor meinem Vater, ich weiß ſelbſt nicht warum; mein Bruder kniete neben mir. Mein Vater zitterte. Um Gotteswillen! rief er: was macht Ihr? Kinder, Ihr bringt mich um. Er verließ das Zimmer, ich und mein Bruder lagen da allein auf den Knieen neben einander. Wir umarmten uns. Wir wußten nicht, wie uns geſchehen war.

Seitdem iſt meine Mutter ſtiller geworden als gewöhnlich; allein mein Vater auch wieder viel gefälliger gegen uns alle wie gewöhnlich; ſogar auch gegen mich. Er nannte mich ſeit Koblenz nie ſein Kind, ſeine Tochter, ſondern immer Klara, oder Mamſel dü Pleſſis. Meine Mutter nannte mich dann gerade: mein liebſtes Kind. Jetzt heiße ich auch ſo von meinem Vater. Glaub du mir, Klatkant, meine Mutter iſt eine heimliche Freundin unſerer Liebe. Ach, ſie ſchließt mich oft mit einem ſo herzlichen Mitleiden in ihre Arme, daß nichts mehr fehlt, als ſie nennte deinen Namen noch.

Sieh, das alles macht mich noch manchmal ſo heiter, daß ich mich vor Freude und Muthwillen nicht zu laſſen weiß; und zu dem allen nun das reizende Frühjahr, und die ſchönen umliegenden Gegenden, die nun nach gerade unter den tauſendfachen Schlägen der Lerchen grün werden. Auch lern ich jetzt recht viel Deutſch. Das Leſen iſt ſchwerer als das Sprechen. Wir wohnen bei einem Geiſtlichen, der ſeine Nichte, ein junges, munteres Mädchen, bei ſich hat. Es reden ſehr viele Deutſche Franzöſiſch, nur reden ſie immer, als ob jemand predigt, und dagegen reden ſie ihre Sprache ſo entſetzlich ſchnell, daß man nicht einmal die Töne genau hört. Ich muß immer laut auflachen, wenn das Mädchen mir den Vorwurf macht, daß ich ſo ſchnell Franzöſiſch rede, und mir den Deutſchen zum Beiſpiel vorhält. Du weißt, wie langſam ich gewöhnlich rede. Sieh, mit dem Mädchen lauf ich nun täglich umher, einen Tag Franzöſiſch, den andern Deutſch. Ich lerne aber, ſieh wie vorſichtig ich bin, auch mit den Bauerweibern reden, und man fängt mich an nach gerade zu verſtehen. Man lächelt noch wohl ein wenig; aber man lacht doch nicht mehr. Ich denke, ich rede jetzt eben ſo gut, wie du, Klairant; und im Elſaß, ſagt man mir, ſoll das Deutſch nicht einmal viel taugen.

Du mußt nur nicht glauben, daß ich gar nichts thue als lachen: nein, manchmal ſpiel ich auch die Kopfhängerin, und dann holt man kein Wort von mir heraus, weder Franzöſiſch noch Deutſch. Da werd ich nicht vergnügt, und wenn alle Lerchen der Welt um mich her ſängen. Das iſt ſo ein Tag, da ich auf Briefe von dir gehofft, und keinen bekommen habe. Da ſuch ich mir alle Blümchen zwiſchen den Grashalmen zuſammen, binde ſie in einen Strauß, werfe ſie in den Rhein, und laſſe ſie den Fluß hinunter ſchwimmen. Dann fragt wohl meine Begleiterin: Für wen ſoll das? und will ſich todtlachen, wenn ich ſage: für meinen Geliebten.

Das iſt ſehr ſeltſam; das Mädchen weiß nichts als heirathen. Von der Liebe kennt ſie nicht das A B C. Bald hält ſie ſie für Sünde, dann für Verrücktheit, dann für gar nichts. Der Garten des Kurfürſten iſt ſehr ſchön, und man hat von da die ſchönſte Ausſicht über zwei große Flüſſe, die immer voll Schiffe liegen. Ueberall, Klairant, mußt du das nicht von Deutſchland glauben, was man gewöhnlich davon ſagt. Es iſt vieles ſehr anders; man kennt die Deutſchen nicht, weil man ihre Sprache nicht lernen will.

Sieh, lieber Klairant, ſo lebe ich, wenn das leben heißt, ohne dich zu ſeyn. Du wirſt mich leichtſinnig heißen; denn der Krieg mit dem Deutſchen Kaiſer iſt erklärt. Aber, lieber Klairant, du weißt ja, daß auf Eine Weiſe unſer Schickſal entſchieden werden muß. Wie mein Vater die Nachricht erhielt, ſo ſagte er: Nun wird ſichs entſcheiden, ob ich der Vikomte du Pleſſis bin, oder ein verbannter Unglücklicher. Mir ſchlug das Herz vor Freuden. Ach, fliſterte ich ganz leiſe für mich: und nun wird ſich's entſcheiden, wem ich angehöre, dem Grabe oder meinem Klairant. Den

Winter durch ſchien es manchmal, als ob Deutſchland den Adel verlaſſen wollte. Es kamen ſogar Befehle, die Bewaffnungen des Adels und unſerer Armee einzuſtellen. Aber man glaubte nicht daran. Jetzt iſt es gewiß, der Kaiſer, der König von Preußen und Rußland haben unſers guten Königs Sache übernommen. Siehſt du nun, Klairant, daß der Fall, den ich ſagte, jetzt eintrifft? Siehſt du nun, daß ich wohl that, dich daran zu erinnern? Man ſagt, unſre Armee ſey achtzigtauſend Mann ſtark. Rechne nun alle Deutſche Heere dazu, Klairant, und dann wirſt du leicht einſehen, daß von nun an Deutſchland unſer Vaterland ſeyn muß. Sieh, und darum freue ich mich auch ſo ſehr, wenn man mich einmal für eine Deutſche anſieht, die ich doch bald ſeyn werde. Mit dem Anfange der beſſern Jahreszeit wird unſre Armee marſchiren. Klairant, o ich bitte dich, warte den Sturm nicht ab. Wenn ich daran denke, Klairant, du wärſt noch dort, wenn unſre Armee einbräche, ich bebe vor Angſt. Rette dich, Klairant, rette dich! Fliehe in Klarens Arme, hier wohnt Friede und Ruhe und Liebe: Ich habe mich hier ſchon nach einſamen, verſchloſſenen Gegenden erkundigt. Hier ſind keine, ſagt mir meine Freundin, und wenn ich wieder die blauen Bergrücken anſehe, die rund um Mainz her liegen, ſo zweifle ich an ihrer Ausſage. Sie kennt nichts um Mainz her, als die Spatziergänge, als die Orte, wohin die meiſten Menſchen gehen; ſie wundert ſich, daß ich nach einſamen, tiefen Thälern frage. Ach, Klairant, ich denke an die Zeit zurück, da ich um Pillon her auch nichts kannte, als den Weg nach Chatillon, nach nichts fragte, und glaubte, man dürfte nur jedem Wege folgen, weil jeder Weg nach Pillon auf den Park losgehen müßte. Ach, daß ich es nie nöthig gehabt hätte, nach pfadloſen, ſteilen, abgeſchnittenen Einſamkeiten fragen zu dürfen!

Antworte bald, Klairant, und beſonders auf die Hauptſache: ob du bald, ſogleich kommen willſt, wenn die Armeen in Frankreich einbrechen. Noch iſt es nicht gewiß, ob mein Vater die Armee begleiten, oder bei uns bleiben wird; noch iſt es nicht gewiß, ob wir hier in Mainz bleiben, oder nach irgend einem andern Orte gehen werden. Warte alſo ja noch einen zweiten Brief von mir ab. Ach, Klairant, wenn nun der Augenblick da iſt, da ich in deine Arme fliege, um ewig drin zu leben; wie wird mir dann ſeyn? Wohl, wohl, hoffe ich; aber auch ein wenig ängſtlich, denn meine arme, gute Mutter — aber wird ſie nicht vermuthen können, wo ihre Klara iſt, und wenn ſie es weiß, wird ſie dann nicht glücklich ſeyn? Nein, mir wird wohl, ſehr wohl ſeyn, Klairant. Mein Bruder geht nach Flandern zur Armee. Ich zittere vor der Stunde, da er Abſchied nehmen wird.. Aber mußt ich doch von dir Abſchied nehmen, und ſtarb nicht vor Schmerz. Sie wird weinen, meine gute Mutter; aber nicht ſterben. Ich bitte dich, Klairant, rette dich, ehe die Gefahr einbricht.

Klairant an Klaren.

Klara, ich hatte geſchworen, mit unſerer Konſtitution zu leben und zu ſterben. Man rief in unſerm Diſtrikte die jungen Leute zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Da ſtanden ſie, entſchlußlos, zweifelnd; viele ſchlu gen die Augen auf mich. Meinen alten, ſchwachen Oheim, meinen Vater, zählt man unter die Verdächtigen. Ich ergriff die Fahne, ich rief: Es lebe die Konſtitution! und ward Soldat. Die jungen Leute folgten mir. Ich rettete meine Verwandten von dem Verdacht des Ariſtokratismus. Ich beſchämte den Verdacht, der auf uns allen lag, weil wir ſo nahe an der Gränze wohnen. Ehre, Pflicht, Menſchlichkeit, ſelbſt die Liebe, Klara, ſelbſt die Liebe drängten mich zu dieſem Schritte; denn habe ich nicht das Geſetz zu vertheidigen, das unſer Glück dekretirt hat? Nein, Klara, ich darf nicht fürchten, daß du mir Vorwürfe machen wirſt. Thränen wirſt du vergießen; weine ſie, weine ſie, Klara! Tauſend Augen ſtehen in dieſer ſchweren Zeit voll Thränen; warum wollten wir allein das Recht haben, mit trocknen Augen dem Sturm zuzuſchauen, der auch unſer Schickſal entſcheidet? Wie? ich ſoll in der Ferne muthlos da ſtehen, und zuſehen, wie Andere den Baum pflanzen, deſſen Blüthen mein Haar bekränzen, deſſen Frucht mich ernähren ſoll? Wie? Klara ſoll glücklich werden, und ich ſoll nicht ſagen können: das that ich? das that dein Klairant? Feigherzig, wenn unſere Glückſeligkeit befeſtigt iſt, ſoll ich dich über unſere glückliche, freie Gränze herüberſtehlen, in der Nacht mich mit dir herüberſchleichen? weil ich keinen Antheil an der Glückſeligkeit genommen habe, die allein für mich da zu ſeyn ſcheint? Nein, Klara, mit Triumph will ich dich herüber führen, in die Mitte des Tempels der Freiheit will ich dich hinſtellen, und niemand ſoll es wagen, dir den Platz zu verſagen, den mein Arm dir errungen hat.

Ich ward Soldat, weil ich Klaren liebte, weil ich Klaren verdienen wollte, weil ich Sohn, weil ich Menſch, weil ich Bürger bin. Mein Vaterland, ſeine Verfaſſung iſt angegriffen, die ich beſchwor! Nein, Klara, ich habe Recht. Ich zittre nicht mehr dir zu ſagen, daß wir morgen aufbrechen, dem Feind entgegen; ich zittre nicht mehr, dir zu ſagen, daß ich bei der Avantgarde ſtehe. Klara iſt der Preis meiner Tapferkeit, Klara der Lorbeer, den mein Arm erfechten wird.

Meine Mutter vergoß Thränen an meinem Halſe, wie ich in der Uniform zurück kam;

aber halb waren es Thränen der Freude. Mein Vater ſegnete mich. Selbſt mein kranker Oheim ſtreckte mir beide Arme von ſeinem Lager entgegen, und ſchloß mich billigend an ſeine Bruſt. Du wirſt von jetzt an, ſagte er: für dein Vaterland fechten, wie ich beſtändig für ſein Wohl gebetet habe. Ich glaube, mein Sohn, du haſt dein Vaterland im Sinne gehabt, wie du die Waffen ergriffeſt, und nichts anders. Nun dann, mein Sohn, ſo kann auch die Stunde kommen, wo die Waffen niederlegen für das Vaterland kämpfen heißt. Verſtehſt du mich? Wie? wenn nun der Ehrgeiz Verbrechen zum Geſetz, und den Kreis ſeiner Gewalt zum Vaterlande machen will? Er ſah mich erwartend an. Dagegen, ſagt ich, habe ich ja die Waffen ergriffen. So zieh hin, rief er dann: ſo zieh hin! dein Vaterland ruft! Eine fremde Hand mag mein Auge zudrücken; deine Hand fordert dein Vaterland!

Vor meiner Abreiſe rief er mich noch allein. Er entdeckte mir den Ort, wohin er ſein Vermögen verborgen hätte; er ſetzte mich darüber zum Erben ein, ſegnete mich. Seine Stimme brach dabei. Er hieß mich mit Winken gehen. Ich warf mich an ſeinem Bette nieder, küßte ſeine wohlthätige Hand, und ging.

Wir marſchirten über Marville an der Maas nach Flandern. Unterwegs ſtießen noch in den Diſtrikten junge Leute zu uns. Ich wartete mit Sehnſucht auf den Tag, an dem wir La Fayette'n vorgeſtellt werden ſollten. Ich war feſt entſchloſſen ihm meine Liebe zu dir zu entdecken, und ihn zum Beſchützer unſrer Verbindung zu machen. Ich zitterte, daß ich ihn nicht ſehen möchte. Der Zufall nahm ſich meiner an. Der Deputirte, der uns begleitete, übergab bei unſrer Ankunft die Schriften über uns. Der General, es war Lafayette, durchlief die Briefe von den verſchiedenen Diſtrikten. Wahrſcheinlich hatte man mich empfohlen. Nachdem er die Briefe geleſen hatte, ſah er uns der Reihe nach an. Der Bürger Klairant aus Chatillon! rief er nun. Ich trat vor. Dein Beiſpiel, fing er lächelnd an, gab dem Vaterlande eine Anzahl Soldaten. Es iſt billig, daß dein Vaterland dankbar iſt. Du biſt der Anführer deiner Landsleute! Er nahm mich bei der Hand, um mich ihnen vorzuſtellen. In dem Augenblick, ich hörte kaum, was er ſagte, fühlte ich, ich wollte ihm von dir erzählen, und doch widerſtand, ich weiß nicht was. Thränen traten in meine Augen. Haſt du mir etwas zu ſagen, mein Sohn? fragte er mich ſtarr anſehend. Ja, rief ich: ich fordere Gerechtigkeit, ich fordere Menſchlichkeit von meinem Vaterlande! Er ſah mich erwartend an. Ich erzählte ihm, ſo kurz ich konnte, meine Liebe zu Klara du Pleſſis, und meinen Wunſch und meine Gründe, dich von dem Blutdekrete gegen die Ausgewanderten ausgenommen zu ſehen. Er lächelte. Gut, mein Sohn, ſagte er: das erſtemal, da wir beide ſiegend auf dem Schlachtfelde ſtehen, erinnre mich wieder an deine Liebe, und ich ſtehe dir für die Menſchlichkeit deines Vaterlandes.

Siehſt du, Klara, er ſelbſt hat dich zu dem Preiſe eines Sieges gemacht, zweifelſt du, daß ich ſiegen werde? und wird deine Hand nicht vor ungewohnter Wolluſt zittern, wenn ſie um meinen Lorbeer die Myrte flicht. Nein, Klara, ich mußte thun, was ich that. Deine Unruhe iſt mein Kummer, aber ich bereue nicht was ich that. Sieh, Klara, hier ſitze ich in einer verfallenen Hütte in einem Gehölz. Ich habe mich von meinen Gefährten weggeſtohlen. Hier ſitze ich, alle meine kleine Feldhabſeligkeiten um mich her ausgepackt, vor einer Tonne, auf der ich ſchreibe. Da liegen deine theuren Briefe vor mir; das einzige was ich ſchätze, von allem was ich habe. Da liegen ſie, voll von den Spuren deiner Liebe und von den Spuren meiner Thränen, mit denen ich ſie ſo oft benetze. Einige Blätter Papier zu Briefen an dich beſtimmt, liegen neben ihnen. Ach, ich fühl es, ich muß immer haushälteriſcher werden. Und wie reich bin ich dennoch! Deine Briefe, dein Bild, ein Paar Federn, ein Paar Tropfen Tinte, einige Blätter Papier; und dann dies volle, volle, geſättigte, reiche Herz, Klara, das dich über alles liebt. Wir liegen in einem Walde. Wir haben uns Hütten von Baumzweigen erbauet; denn nur der kleinſte Theil der Armee hat Zelte. Jetzt, Klara, fühle ich es, jetzt fühle ich es, daß deine ahnende Liebe Recht hatte." Ach, wenn die Liebe zum Vaterlande lehren kann, die nothwendigen Bedürfniſſe entbehren, was würde nicht die Liebe zu Klaren können? Ach, denk ich oft, wenn ich in die Hütte hineinkrieche, wenn ich nun da ſitze, gegen die Kälte durch das Feuer vor der Hütte geſchützt: was würde dir hier mit Klaren fehlen? was bedarfſt du mehr, als eines Lichtſtrahls, der ihr ſchönes Geſicht erhellt, als des Raumes, deine Arme um ſie zu ſchlingen? Hier ſitz ich, in einer Hütte, welche die Eile für einen Tag nur erbauete, überall noch offen, überall noch ſchwankend, vor mir die Feinde, die mir keine Stunde anhaltenden Schlaf gönnen; und dennoch bin ich heiter und ruhig.

Ach, Klara, welch ein Zuſtand müßte das ſeyn, in dem deine Umarmung, der Ton deiner Stimme, dein bloßer Anblick mich nicht fröhlich machen würde! Und nun, die Entſcheidung unſeres Schickſals iſt nahe: vielleicht auf einem andern Wege, als du glaubſt; aber doch nahe. Laß uns auch verſchieden darüber denken, Klara, ſo iſt doch Entſcheidung das, was wir beide hoffen, an dem unſre Glückſeligkeit hängt; und die Entſcheidung bringt die Zeit. Ich freue mich, Klara, daß du ſo heiter biſt. Nein, Klara, ich hoffe, wir wollen nicht in einer pfadloſen, menſchenleeren Einſamkeit unſer Leben zubringen, nein! du ſollſt Chatillon, du ſollſt Pillon wiederſehen. Menſchen ſollen unſer Glück ſehen, und wir wollen ſie lehren, daß treue Liebe das ſüßeſte Glück auf Erden iſt.

Dein Bruder geht nach Flandern, ſchreibſt du? Noch wiſſen wir nichts von einem Korps Ausgewanderter. Was gegen uns ſteht, ſind Kaiſerliche Truppen. Gut, Klara, er ſtreitet um Ehre, ich um Glück; und würdeſt du Thränen vergießen, wenn der Himmel uns vielleicht darum gegen einander führte, daß einer von uns den andern retten ſollte? O Klara, wie würdeſt du jauchzen, wenn dein Klairant den Hieb auffinge, der deines Bruders Leben rauben ſollte! Er kommt nach Flandern? ſeltſames Geſchick, das meinen Freund mir gegen über ſtellt! Vielleicht iſt das Geſchick gerade Wohlthat, Barmherzigkeit. Klara, ich bin ein Kind; aber was meinſt du, wenn ich deinem Bruder das Leben rettete, was würde dein Vater ſagen? würde er den Retter ſeines Sohnes Sohn nennen? Ach, warum ſieht er dies Herz nicht, dies Herz, das ihm ſo gern mit Liebe ſeine Einwilligung abdränge? warum muß der Menſch Thaten thun, die der Zufall giebt, wenn er ein Herz hat, das mehr werth iſt, als eine ſolche That? Ich habe das Herz, mich tauſendmal für Pleſſis in die fliegenden Kugeln zu ſtürzen; warum muß es dem Menſchen an Kraft gebrechen, dem Glück eine ſolche That abzudringen? warum rührt uns eine zweideutige Handlung, und das Herz nicht, das jeder Handlung erſt den Stempel geben muß? Sieh, ſo ſchwärmt meine Phantaſie, bezieht alles auf dich, leitet mit der Allmacht des Himmels den blindeſten Zufall, und — doch was nicht Zufall iſt, was nicht unter der Herrſchaft der Vergänglichkeit ſteht, das biſt du, Klara, dein Herz, deine Treue. Warum ſollt ich Fremden etwas danken, was eine ſo große Wolluſt iſt, wenn ich es dir allein danken kann? mein Glück, meine Ruhe, mein Leben, mein Alles!

Mein Vater hat verſprochen, meine Briefe richtig nach Mainz zu ſchaffen, oder wohin Ihr geht. Ich ſende dieſen unter der Addreſſe deiner Luzie. Meine Briefe ſende an meinen Vater.

Klara an Klairant.

Noch immer hab ich keine Antwort von

dir. Wir ſind wieder in Koblenz, lieber Klairant, und wir wohnen wieder in unſerm alten Logis am Rhein. O wie freute ich mich, Klairant, daß ich wieder bei den Menſchen wohnen darf, die ich ſchon kenne, die mich, und jetzt auch dich lieb haben. Ach, Klairant, wie unendlich groß war meine Freude, wie mir das Mädchen im Hauſe erzählte, daß ſie dich kannte. Ich habe lange nicht eine ſo reine Freude gehabt. Sieh, gleich den andern Tag kam ſie zu mir auf mein Zimmer. Sie fing mir an zu erzählen, ohne mir aber deinen Namen zu nennen, was ſie mit dir erlebt hatte. Sie erzählte mir, daß du da auf dem Steine geſeſſen, nach meinem Fenſter mit Thränen in den Augen hinauf geſehen hätteſt. Ein junger Menſch? fragte ich: nach meinem Fenſter? Nun ſagte ſie mir, daß du dann auf einmal aufgeſprungen wäreſt, und hätteſt dich wollen in den Rhein ſtürzen. Sieh, noch wußt ich immer nicht, von wem die Rede war. Nun aber ſah ſie mich ſtarr an, und ſagte: und dieſer junge Menſch hieß Klairant!

Klairant? ſchrie ich: Klairant? In dem Augenblick war mir alles deutlich. Ich faßte das Mädchen beim Kopfe, umarmte ſie voll Entzücken, tanzte mit ihr umher. Die Freude machte mich wirbelnd. Klairant hieß er! rief ſie, und ich antwortete: ja, Klairant iſt es! Nun aber fing ich an, mich nach den näheren Umſtänden zu erkundigen, und ſo wie ſie erzählte, kamen mir denn doch Thränen in die Augen. Ich danke dir, Klairant, für deine Liebe, für deine treue Liebe. Ach, mich hat es ſehr gerührt. O ich kann mirs ſehr deutlich denken, wie du da geſeſſen haſt auf dem Steine, und an mich gedacht. Jetzt ſitze ich alle Abende auf deinem Steine, und denke dafür an dich, und dann hüpft das Mädchen aus dem Hauſe, und ziſchelt mir ins Ohr: der junge Menſch hieß Klairant, der hier auf dem Steine ſaß! Sie neckt mich unaufhörlich mit dir. Bald hat ſie noch Thränenſpuren auf dem Stein gefunden; dann zeigt ſie mir ein Blatt Papier, das du verloren haſt. Ich Närrin weiß, daß es Poſſen ſind, und dennoch haſch ich wie ein Kind nach dem Papiere, und ſuche auf dem Stein umher nach einer Thränenſpur. Ach und wenn ſie ſich nun hinſetzt und dich zu loben anfängt;

Anfangs thue ich, als ob mirs gleichgültig iſt; dann aber, denn ſie hört nicht auf, muß ich denn doch aufſtehen, und ſie für dein Lob umarmen. Mir dringt das Lob ins innerſte Herz. Sie weiß das, und wenn ſie will, ſo verfehlte ſie meine Liebe nicht.

Sieh, und welchen Vortheil ich ſchon von meinem Deutſchreden habe. Iſt mein Vater oder meine Mutter gegenwärtig, huſch, ein Paar Worte Deutſch über den jungen Menſchen und über ſein intereſſantes Geſicht! Mein Vater ſieht es gern, wenn ich deutſch rede. Das erſte Mal, da er mich ſo reden hörte, gerieth er in ein lebhaftes Erſtaunen. Ich redete mit dem Schiffer auf unſerer Rheinfahrt deutſch. Er mußte mir die Orte nennen, an denen wir wegfuhren. Sieh da, bald hätte ich unſere reizende Waſſerreiſe vergeſſen. Wir fuhren von Mainz zu Wagen ab. Auf der erſten Station aber ward meiner Mutter übel. Sie hatte das Stoßen des Wagens nicht vertragen können. Wir haben keinen eigenen Wagen mehr. Mein Vater war in Verlegenheit, bis die Wirthin, wo wir abgetreten waren, eine Reiſe auf dem

Rhein vorſchlug. Mir ward angſt und bange bei dem Vorſchlage; allein die Wirthin, die ich nachher noch einmal allein nahm, verſicherte, daß nicht die kleinſte Gefahr bei dieſer Reiſe ſei.

Wir nahmen einen Nachen, eine Art bequemer Gondel, in der wohl zwanzig Perſonen bequem bleiben können. Mama bekam einen Lehnſtuhl; wir übrigen (es waren unſerer ungefähr zwölfe) ſetzten uns auf Bänke, welche an der Seite des Nachens feſt gemacht ſind. Wie wir an den Hafen gingen, ſagte ein Bekannter zu mir: Sie werden es nicht bereuen, die Reiſe gemacht zu haben. Und er hatte Recht! Zu wiederhohlen, Klairant, was ich geſehen, was ich empfunden habe, das iſt nicht möglich. Der Gegenſtände waren zu viel. Sieh, da fährſt du hinab, ſo ſchnell, als ob dich ſechs Pferde in vollem Gallop zögen, und noch ſchneller! denn man macht alle Stunden zwei Meilen *). O man möchte ganz Auge ſeyn, um alle die reizenden Gegenſtände zu verſchlingen. Man fährt nicht fünf Minuten, ſo ſieht man auf den Felſen,

---

*) Lieues.

die den Rhein wie eine Wand einſchließen, eine alte verfallene Burg, und dann wieder eine, und ſo ohne Aufhören. Iſt es nicht, fragte ein junger Franzoſe, der mit auf dem Nachen war, und zeigte auf eine Menge verfallener Schlöſſer: iſt es nicht, als ob hier auch eine Revolution geweſen wäre? Niemand antwortete. Unſer alter Jakob, den er ebenfalls in der Reihe herum bei der Frage mit anſah, nickte treuherzig mit dem Kopfe, und ſagte: ja, ja! denn es ſollen auch lauter Raubſchlöſſer geweſen ſeyn, wie — Ich glaube, er hätte ganz treuherzig hinzugeſetzt: wie in Frankreich! wenn der junge Menſch bei dem Wort Raubſchlöſſer nicht aufgefahren wäre. Mein Vater ſtellte die Ruhe wieder her, und der Revolution wurde nicht weiter gedacht.

Du glaubſt nicht, wie ſchön die Ufer ſind. Ungeheure Felſenhöhen, alle mit Wein oder Wald beſetzt, und von tauſendfachen Formen, preſſen den Rhein wie in einer Rinne zuſammen. Zwiſchen dieſer Felſenhöhle ſtrömt er ſchnell dahin, in lauter Krümmen, die den ſchärfſten Blick, die ſelbſt die Gewißheit, daß er fortgeht, täuſchen. Sieh, vor dir ſcheint die Felſenwand den Rhein zu ſchließen. Er hat keinen Ausgang; er ſcheint ein ungeheurer Teich, den Felſen umgeben. Die Täuſchung iſt ſo ganz vollendet, daß man darauf ſchwören ſollte, man müſſe umkehren *); man glaubt nicht eher, daß ein Weg durch die Felſen geht, als bis man nahe an dem letzten iſt, und man nun den Strom vor ſich zwiſchen neuen Felſen ſieht. Oft iſt der Strom bei einer neuen Krümme ſo ſchnell, daß man befürchtet, an den gegenüberſtehenden zerſchmettert zu werden; eben zieht man die Bruſt voll Athem aus Angſt, man ſtreckt die Arme dem gefährlichen Felſen entgegen, auf den der Nachen unwiderſtehlich zufliegt, man will aufſchreien; und dahin fliegt der Nachen um den Felſen hin, und der breite Strom liegt wieder wie ein neuer ungeheurer Spiegel vor dem Auge da.

Und nun betrachte wiederum die ſchmalen Ufer. Da liegt Dorf an Dorf, Stadt an Stadt, jedes nur eine Reihe Häuſer mit einem ſchmalen Gange vor ſich hin. Vor ſich

---

*) Il faut se convaincre par soi-même, qu'il y a une route.

den ungeheuren Strom, hinter ſich die unerſteiglichen Felſenmaſſen, die ſteil und ſchrecklich herab drohen. Oben auf den Felſen alte Ruinen, oder gar neue Dörfer oder Städte terraſſenweiſe über einander. Der Anblick war einzig, Menſchen in dieſen dem Auge ſo unfruchtbaren Felſen ſo nahe auf einander wohnen zu ſehen, ſo fröhlich, ſo glücklich. Kinder, die vor den Hütten ſpielten, begleiteten mit Geſchrei und Händeklatſchen den vorüberfliegenden Nachen.

An einem Städtchen *), oder Feſtung, oder an beiden, Eins ſchien unter dem Andern zu liegen, erſuchte ein rechtlicher Mann meinen Vater um die Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Mir war es lieb; denn nun durft ich mir nicht mehr die Fabeln der Schiffer, die uns ruderten, aufbinden laſſen. So ſtand ein Thurm mitten im Rhein. Der Schiffer erzählte davon, daß ſich hieher ein Fürſt gerettet hätte, um einer Menge Mäuſe zu entfliehen, die ihn, ich weiß nicht warum, verfolgt haben. Von einem niedlich gebaueten

---

*) Wahrſcheinlich St. Goar und die Feſtung Rheinfels.

Schloſſe, das ebenfalls im Rhein zu ſchwimmen ſcheint, und auf dem ich tauſendmal gewünſcht habe, mit dir wohnen zu können, behauptete er, hieher wären ehedem die Kurfürſtinnen von der Pfalz gebracht, um hier ihr Wochenbett zu halten. Von jeder Burg wußte er ein Mährchen zu erzählen, das grotesk genug war. Ich lächelte zu ſeinen Geſpenſtergeſchichten, und nun fing er an, wie die Weiſe dieſer Leute iſt, mich mit den gefährlichen Stellen im Rhein ſchrecken zu wollen; und wirklich kamen ein Paar, wo der Rhein ſeine Rolle übernahm, und mit einem heftigen Gebrauſe ein Mährchen von ehemaligen Gefahren an dieſen Stellen erzählte.

Die ganze Gegend mit den ungeheuren Felſen auf beiden Seiten, mit den alten zerfallenen ſchauerlichen Burgen, half doch ſeinen Fabeln ſo viel, daß ſie eine feierliche Stimmung hervorbrachten, und ſo war der Seele jede Täuſchung, wenn ſie auch noch ſo wunderbar war, willkommen; die ſeltſamſten Erzählungen, die mährchenhafteſten Wundererzählungen erhielten hier von den Wundern, welche die Natur gebauet hatte, eine Art von Wahrheit, Alles, was man hier ſah, war ungeheuer; und ſo paßten die Erzählungen zu dem gegenwärtigen Anblick. Selbſt mein Vater, der von dem ganzen Geſchwätz nicht ein Wort verſtand, ſagte, indem er auf eine alte Ruine zeigte: Hier müßte man die Geſchichte von Karls des Großen Zeiten leſen!

Du kannſt leicht denken, was ich glaubte hier thun zu müſſen. Brach ein Thal durch die Felswand hervor, und das war oft, ſieh, ſo wünſcht ich mich hinaus in dieſe Kluſt. Da ſtand eine Hütte, eine einzelne Hütte, in der Schluſt des Felſens; da ſtanden ein Paar blühende Bäume, dort eine ganze Gruppe; dann dacht ich an dich, Klairant, und wünſchte, wünſchte mich hinaus mit dir unter die blühenden Bäume. Ach, Klairant, Klairant, die Zeit ſollte bei uns vorüber fliegen, wie der Nachen, auf dem ich ſaß und wünſchte. Mit Freudengeſchrei, mit Händeklatſchen wollten wir ſie begleiten, jede Minute mit Freude beladen, und glücklich ſeyn! An dem Felſen hingen einzelne Menſchen, welche ihre Reben behackten. Sie kehrten ſich zu uns, ſahen uns einen Augenblick an, und dann gingen ſie wieder ruhig an ihre Arbeit, und wir waren vergeſſen. So, ſo wollten wir den Kummer ruhig vorübergehen laſſen; einen Augenblick wollten wir ihn anſehen, dann wieder zu unſrer Glückſeligkeit ruhig zurückkehren, um ſie deſto reizender zu finden. Ja, Klairant, ſo iſt es! denn iſt nicht unſre Liebe unſer Glück, und würde nicht der Kummer nur in der Ferne bei uns vorüberfliegen? Klairant! Klairant! wann wird die Zeit kommen! wann wird das ſeyn!

Die zweite Hälfte der Reiſe lernte ich dann mehr von den Gegenſtänden kennen. Der Schiffer fing ſeine Mährchen aufs neue an, und der Reiſende, den wir aufgenommen hatten, führte jetzt den Faden fort, den der Schiffer ungern fahren ließ. Zuerſt machte er mich aufmerkſam auf die Aehnlichkeit der Felſen, die gegen einander über ſtanden. Das war wirklich ſeltſam. Es ſchien, als ob das eine Ufer nur eine Kopie von dem andren wäre. Wichen hier die Felſen von dem einen Ufer zurück, ſo thaten ſie es am andren auch. Hier ſtand ein Felſen, wie ein Kegel; gegenüber ſtand gewiß ſein Bruder. Da lief der

Felſen in einem langen Rücken hin, und hier ebenfalls. Daher ſtand beinahe Dorf gegen Dorf, Stadt gegen Stadt über. Er ſagt' mir nun, daß der Strom wahrſcheinlich ſich ſein Bette in dieſen Felſen ſelbſt gebrochen habe. Iſt es möglich? dachte ich. Ich ſaß und ſann der Idee nach. Ich dachte mir lebhaft den Augenblick, da der Strom in die Felſen, die ihn von allen Seiten umgeben, die ſeinen Weg hemmen, eingepreßt iſt. Er wächſt, brauſt, ſchäumt; Welle an Welle ſchlägt, ſchmetternd, an den Felſen, der ihm im Wege liegt. Er ſteigt höher, dringt endlich in eine Spalte hinein; er zerreißt den Felſen bis auf ſeinen Fuß hinab, wühlt ſeinen Grund empor; der Felſen, der himmelhohe Felſen zittert, ſchwankt; der Strom ſtößt, ſchlägt, zerſchmettert, wütet, der Felſen ſtürzt. Schäumend ſpringt der Rhein mit Felsſtücken empor. Dahin rollt er in wilder Zerſtörung: entwurzelte Eichen, Felsſtücke ſchleudert er mit ſich fort auf ſeiner neuen Bahn. Der übrige Rhein ſtürzt ihm nach. Wüthend ſchießt der Strom fort, zerreißt mit der Gewalt ſeines Sieges den Weg, den er nehmen will, ſchleudert den zerbrochenen Felſen vor ſich her, und ſchafft mit ſeinem Ueberwundenen neue Siege. Das dacht ich, Klairant; ich möchte es ſo gemalt haben, als mein Auge es ſah; ich denke es würde ein erhabenes Gemählde werden. Um mir es glaublich zu machen, erzählte mir der Mann von den Wirkungen des Fluſſes im Frühjahr. Die Erzählungen waren fürchterlich, und doch wohnen Menſchen an ſeinen Ufern, und ſind glücklich! Mein Vater ſah meine Bewegung. Er fragte mich, was mich gerührt habe. Ich erzählte ihm, was ich gehört, und noch mehr, wie ich mir es vorgeſtellt hatte. Man redete allgemein von der fürchterlichen Gewalt der Naturbegebenheiten. Dem iſt doch keine Gewalt unter den Menſchen zu vergleichen! ſagte meine Mutter. Jeder nickte mit dem Kopfe, als ob er dieſe Anmerkung beſtätigte. Ein alter, hagerer Mann, den bis jetzt niemand bemerkt hatte, ſagte allein: Warum nicht? mich dünkt, der Ehrgeiz und die Liebe brechen ſich mit noch zerſtörenderer Gewalt Bahnen. Jeder wandte den Kopf in den Winkel hin, woher die Anmerkung kam. Wenn, fuhr er

fort:

fort: wenn ein Mitglied aus der Nationalverſammlung, oder — er ſchien ſich ſelbſt zu unterbrechen — hier auf dem Schiffe wäre, der würde den Satz wegen des Ehrgeizes beſtätigen; und Sie, Mamſel — damit wandte er ſich an mich — übernehmen wohl die Vertheidigung der Liebe. Ich erröthete über und über. Mein Vater unterbrach das Geſpräch mit einer finſtern Stirn. Ich aber konnte mich doch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit einen dankbaren Blick auf den alten hagern Mann in dem Winkel zu werfen. Und findeſt du nicht auch, daß er Recht hatte? Sonderbar, daß ich nicht ſelbſt auf die Bemerkung kam! Ich ſaß wohl eine halbe Stunde und ſann darüber nach, und fühlte immer mehr, daß der Rhein, der ſich in Felſen ein Bette bricht, das wahre Bild unſrer Liebe iſt, Klairant.

Näher nach Koblenz zu werden die Ufer immer ſanfter und ſanfter. Dahin läuft ſchon ein Thal voll Bäume landein. Zwiſchen ſanften Hügeln bricht ſchon ein kleiner Bach heraus und verſinkt in den Rhein. Die großen Naturſcenen haben nun aufgehört; aber noch immer bleiben die Ufer merkwürdig.

Rechts am Ufer liegt ein Städtchen, wo ein deutſcher Kaiſer von den verſammelten Fürſten des Reichs entſetzt iſt, und gerade gegen über in einem Kreiſe ſehr ſchöner Bäume ſteht der Königsſtuhl, worauf ehedem alle deutſche Kaiſer gekrönt wurden. Es iſt ein Saal, der ganz frei auf acht Säulen ruht; und nun ſtürzte für mich, für deine Klara, ganz nah bei dieſen beiden feierlich großen Gegenſtänden, die Lahn aus ihren Gebirgen heraus in den Rhein. Die Lahn, Klairant, an deren Ufern, in deren ſchönen Thälern ich dich zuerſt wieder ſah. Das iſt die Lahn! ſagte mein Lehrer. Die Lahn? rief ich mit gewiß vor Freude leuchtenden Augen. Ich ſchlug die Decke, die über das Schiff herhängt, ganz in die Höhe. Ich ſtellte mich an das ganz ofne Schiff, und ſah die demüthige Lahn, ach, die ſich ſo recht mit ihrem ſanften, ſpiegelhellen Laufe zu meinem Herzen ſchickt, daher kommen. Ich empfing ſie mit fröhlicher Dankbarkeit. Ach, Klairant, wie glücklich war ich an ihren Ufern! Ach, wenn ich nun mit meinen fröhlich eilenden Füßen ſonſt an ihrem Ufer wegging, um in deine Arme zu eilen!

Ach, wie ich einmal in einem ſo ſchmalen Fiſcherkahne mich mit Pleſſis überſetzen ließ, ich ſah dich ſchon gegen über hinter einer Eiche ſtehen. Ich zitterte ſo heftig, daß der Kahn ſchwankte. Ich wollte aufſpringen, und ich wäre in die Lahn geſtürzt, wenn Pleſſis mich nicht ergriffen hätte. Ach, warum ſoll ich die Lahn nicht lieben, an deren ſtillem Ufer ich ſo glückliche Tage lebte! Wann, wann, Klairant, werden ſie wieder zurückkehren, dieſe Tage, da du hinter dem Buſche ſtehſt, zitternd auf mich hoffſt; da ich dich erblicke, zittre, und dennoch, dennoch ſtill an dem Baum weggehe, der dich verbirgt, weil wir noch zu nahe an der Stadt ſind, da ich den ſteilſten Hügel herankletttere, meine Hände in die Dornen ſchlage, um mir hinaufzuhelfen, um nur einen Pulsſchlag eher an deine Bruſt zu fliegen, und dir zu ſagen, was ich nicht müde werde zu ſagen und zu hören: Klairant, wir lieben uns! Ach, weißt du, Klairant, wie du meine blutende Hand erblickteſt, die Dornen herauszogeſt, das Blut mit deinen Thränen, mit deinen Küſſen abwuſcheſt, die Hand zärtlich drückteſt; o ich ärgerte mich, daß ich nicht noch einen Tropfen Blut hervordrücken konnte, um noch einmal das alles zu hören. Ich hätte gern noch einmal meine Hände in die Dornen geschlagen. Weißt du noch, wie du dich, den Abend wo es ſo regnete, vor unſer Haus ſtahleſt. Ach, ich hatte den Tag über getrauert. Du ſingeſt unſer Lied an, ich hörte es. Eben kleidete ich mich aus. Ich entſchlüpfte meiner Luzie aus den Händen, lief ans Fenſter, öfnete es, und ſah dich. Ich flog die Treppe hinab, öfnete leiſe die Hausthür. Ich ſchloß dich an meine Bruſt. Da ſtanden wir ein Paar Minuten im Regen. Wie ich wieder hinaufkam, und Luzie nichts ſagte, und ich alſo merkte, daß ſie alles geſehen hatte; o wie glühete ich da vor Scham. Ich war halb entkleidet. Das ſah ich erſt jetzt. Ich erröthete den andern Tag, wie ich dich wieder ſah; aber du hatteſt es nicht gemerkt, wie ich gekleidet war. Du wußteſt nicht, warum ich ſo heiter war den Tag über. Jetzt weißt du es: du hatteſt nicht geſehen, wie ich gekleidet war.

Sieh, des allen erinnere ich mich noch oft ſo lebhaft, und dann traure ich, daß die Tage vorüber ſind, dieſe ſchönen Tage. Und nun jetzt? Sonſt konnte ich mich doch allein auf mein Zimmer hinſetzen, und darüber grübeln, und nachſinnen; und dann vergaß ich es, wie weit du von mir entfernt biſt. Jetzt aber, wir haben nur ein einziges Zimmer, meine Eltern und ich; ſieh, da kann ich nicht einen Augenblick ungeſtört an dich denken. Stütze ich den Kopf, ſo ſagt meine Mutter: Klara, dir fehlt doch nichts? und das ſagt ſie mit einem ſo freundlich = mitleidigem Blicke, daß es unverantwortlich wäre, wenn ich mich nicht zwingen wollte, freundlich auszuſehen; und ich weiß nicht warum, aber ſehe ich freundlich aus, ſo kann ich nicht an dich denken, und eine freundliche Miene behalten. Wenn unſers Wirths Tochter herauſkommt, ſo gehts dann eher. Da ſchwatzen wir von dem jungen Menſchen, der ſich in den Rhein ſtürzen wollte. Wir ſchleichen in ein vier Fuß großes Kabinet, das ich jetzt mein Zimmer nenne, und wo Luzie ſitzt und arbeitet, da plaudern wir von unſern Liebhabern, und lachen und ſchäkern, bis ich denn endlich ſchlafen gehe. Da leg ich mich denn doch recht auf mein Kopfkiſſen zurecht, um an dich zu denken, und ſo ſchlaf ich gewöhnlich in deinen Armen ein.

Mein Bruder kommt aus Flandern zurück; er wird vielleicht unter Kondé Dienſte nehmen. Mein Vater iſt jetzt unruhiger als je; allein ich bin ſeine Unruhe nicht mehr. Sind es unſeres Vaterlandes Umſtände, unſere Hoffnungen, die ihn beunruhigen; oder wäre es gar — ach, Klairant! wäre es Mangel? Das könnte wohl ſeyn. Unſer Nanzyer Wagen iſt verkauft, unſere Füchſe auch. Wir eſſen jetzt nur drei Gerichte. Ueberall ſeh ich Einſchränkungen, in der Wohnung, in der Kleidung, im Tiſch. Doch wir haben ja noch immer vier Domeſtiken, und meine Mutter noch ihren Schmuck. Kein Mangel kann es nicht ſeyn; es iſt Vorſorge, Behutſamkeit; denn wenn es Mangel wäre, o Klairant! ich wäre die Unglücklichſte von allen; denn ich hätte — doch ich will nicht daran gedenken. Nein, Klairant, werde du nur nicht unglücklich. Ach manchmal bin ich ſo beſorgt um Euch alle, daß mir das Herz vor Traurigkeit brechen möchte. Und wenns auch Mangel iſt, Klairant; nun, mein Vater erhält ja selne Güter wieder. Sein Park wird ihn ſchmerzen; aber er wird ja wieder ſo reich, daß er ſeinen Park, und auch mich vergeſſen kann. Denn, Klairant, wenn er Mangel hätte, o Gott! meinſt du, daß ich ihn auch dann verlaſſen müßte? Manchmal zittre ich und beb' ich, wenn ich Dinge denke, die — Nein, Klairant, es wird alles gut gehen! Brach doch der Rhein ſich einen Weg durch ungeheure Felſen, und unſerer Liebe ſollte es an Bahnen fehlen? Nein! nein!

Klara an Klairant.

Unglücklicher, du zitterſt nicht mir zu ſagen, daß du morgen gegen den Feind aufbrichſt? du triumphirſt, daß du bei der Avantgarde ſtehſt? Und ich liege, bleich, von Geſpenſtern gequält, von tauſend wimmernden Stimmen eines blutigen Schlachtfeldes verfolgt, verzweifelnd auf den Knieen, mitten in der Nacht, und jammre dem Himmel nur einen Strahl der allerkleinſten Hoffnung ab, den er mir verſagt! Morgen! morgen! ruf ich: geht er dem Feinde entgegen! und ich bedenke nicht, daß dieſer ſchreckliche Morgen ſchon vorüber iſt, daß du vielleicht ſchon jetzt, da ich für dich bete, zitttre, erſchrecke, verzweifle, daß du ſchon jetzt vielleicht da liegſt, ſtarr — o ich Unglückliche! ich Unglückliche!

Klairant! wie war es möglich! O Klairant, warum ſchriebſt du nicht ſchon lange, du wollteſt Soldat werden; meine Thränen, meine Angſt, hätten dich längſt wieder nach Chatillon zurückgebracht! Dieſes ſchreckliche Wort, Morgen! hätte nicht mein Gehirn zerrüttet, mein Herz zerſchmettert, mein Weſen zerſtört. Warum behielteſt du nicht den Brief wenigſtens noch einige Stunden, und ſchriebſt mit ein Paar Worten: Der ſchreckliche Morgen iſt vorbei, ich bin geſund! Warum ſendeſt du mir, Klairant! dieſes folternde Gift, dieſe entſetzliche Angſt? Sieh, mein Herz ſchlägt laut, ſchmerzlich an meine Bruſt, wenn jemand die Lippen öffnet. Ich zittre, er wird ſagen: Klairant iſt todt! Sieht Jemand mich an, ſo erbleiche ich. Jetzt, glaub ich: will er mir deinen Tod ankündigen. Die Zeitung ſetzt mich in ein Fieber. Ich finde mich oft mit Angſtſchweiß begoſſen, dann ſind meine Hände todt vor Todeskälte. Kein Biſſen Eſſen will hinab. Es iſt, als ob der Schmerz mich ſättigte! Eine marternde Unruhe jagt mich unabläſſig hin und her.

Nein, es iſt nicht Liebe, es iſt ein thörichter Ehrgeiz, der dich treibt, ein thörichter, grauſamer Ehrgeiz, der mich noch tödten wird. Laß mich dir den Preis ſagen, den du erkämpfen wirſt. Die Angſt um dich wird den zarten Faden meines Lebens noch aufreiben; du wirſt den Lorbeer, den du erſiegen willſt, unter die Blumen miſchen, die eine mitleidige Hand in meinen Sarg ſtreut, und deine Verzweiflung wird der Preis ſeyn, um den du jetzt kämpfſt! Mit Triumph willſt du mich hinüber in dein freies Vaterland führen? O du Unglücklicher! Triumph? Laß mich in Schande gehüllt mit dir lieber an die Enden der Erde fliehen, als mit dieſem Triumphe, den meine unſägliche Angſt, den meine Verzweiflung bezahlen muß, die Stufen eines Thrones betreten! Du glaubſt, mit freudigem Zittern werde meine Hand die Myrte um deinen Lorbeer ſchlingen? O hüte dich, Klairant, daß deine zu raſche Hand die Myrte nicht zerreißt, die du hoffſt, und daß ſie nicht gezwungen iſt, einen Kranz von Zypreſſen um meine Urne zu flechten. Bedenke, Klairant, bedenke, welche Erſchütterungen mein Herz ſchon ertragen hat. Ich fühle mich matter, als du glaubſt. Denke, daß ich jetzt bei meinen Eltern bin; daß ich jede Thräne in mein Herz zurückdrängen muß, daß ich die Angſt meines Herzens wie ein Verbrechen zu verbergen gezwungen bin. Ich muß lächeln, ach! ich fühle es, mit jedem Lächeln reißt ein Faden meines Lebens. Bedenke das, Klairant, o ich bitte dich, bedenke das!

Ich bitte dich mit aller Kraft meiner Liebe, ſchreib mir bald, und ſchreib mir Troſt, Troſt, Troſt, daß deine Klara nicht durch dich verzweifeln muß. Klairant, was hat meine Liebe mit Schlachten, mit Blut zu ſchaffen? Klairant, Klairant, jetzt rufe ich dir im Ernſt, mit einem im Innerſten aufgereizten Herzen zu, mir meine Liebe zu vergelten, die Waffen nieder zu legen, die du nie erheben kannſt, ohne nicht jedesmal mein Herz zu treffen. Jetzt rufe ich ernſtlich; deine Geliebte, deine Klara, welche Eltern, Glück, Rang, alles was Menſchen theuer iſt, dir aufopferte, ruft dir zu:

„Kennſt du ein Vaterland, Grauſamer! ohne mich?"

Antworte, Klairant, biſt du mir nicht alles, alles ſchuldig? mußt du mir nicht alles, alles aufopfern? O Klairant, ſoll ich mit dir rechnen? Iſt es dahin gekommen, ſoll Klara auf den Knieen dich bitten, ſie nicht zu ermorden? Klairant, mußt du mich täuſchen, wie man ein Kind täuſcht? Du könnteſt meinen Bruder retten? Gut! aber kannſt du ihn nicht eben ſo gut ermorden? und willſt du noch eine neue Scheidewand zwiſchen meinem und deinem Herzen errichten, das Blut meines Bruders und deines Freundes? Soll ich endlich, wenn ich nun in deine Arme falle, mit Verzweiflung hineinſtürzen, weil es die Arme des Mörders meines Bruders ſind? Ach; Gott! mein Vater betrachtet mich mit Mitleiden, meine Mutter iſt von meiner Liebe gerührt, Luzie vergießt Thränen um mich. Alles, alles beklagt mich; ſoll ich dir allein zurufen: Klairant! du allein haſt kein Gefühl? (et crier à Clairant, toi seul n'a pas un coeur.)

Soll ich dir meine Lage beſchreiben, Klairant? Meinen Sinnen iſt jeder Gegenſtand verloren gegangen; ich ſehe, daß was mich umringt, meinen Blicken zerrinnen wie Geſpenſter, die nach und nach verſchwinden, und meine gedankenloſe, verirrte Seele wohnt ganz allein auf dem Schlachtfelde, wo du liegſt, und beſchäftigt ſich mit deinen Seufzern, mit deinem Röcheln, und mit den Blutstropfen, die aus deinen Wunden dringen. Das iſt mein Bild! Wenn du kannſt, ſo denke dir auch meine Empfindungen. Ich gehe die Nächte umher im Zimmer; denn meine ſeidne Decke ſcheint mir ſchon wie ein Fels zu ſeyn. Ich erſchrecke, wenn ich meinen Blick in den Spiegel werfe. Meine Augen ſind hohl, meine Wangen bleich. Ach, Klairant, der Tod dürfte nicht viel mehr thun, um mich zu ſeiner Beute zu machen.

Das bedenke, Klairant. Weiter habe ich dir nichts zu ſagen. Ich ſtrecke meine Arme nach dir aus, ich bete für dich; und wie ich für dich gelebt habe, Klairant, für dich allein, ſo werde ich auch für dich ſterben können, und meine ſterbenden Lippen werden noch ſagen: ich liebe dich Klairant! O Klairant, ſchreib, ſchreib und leg die Waffen nieder, oder ſoll ich endlich mit brechendem Herzen ſagen: nur im Grabe wohnt Frieden für mich! (O mort, la paix du coeur n'est donc que dans tes bras!)

Klairant an Klaren.

Ein Gefangener, der heute zurückgeht, will dir dieſen Zettel ſenden. Noch immer habe ich keine Antwort von dir, Klara. Dein Brief wäre eine ſtärkende Erquickung in dieſen Mühſeligkeiten. Die Armee iſt unzufrieden mit den Stellvertretern des Volks. Wir haben an allem Mangel. Lafayette iſt nach Paris, um, wie er ſelbſt geſagt hat, um der Armee die Unterſtützung des Vaterlandes, für das ſie kämpft, zu bringen, oder ſeine Stelle aufzugeben. Die Armee betet ihn an. Wir ſtehen hier müßig an der Schelde, ohne Zelte, ohne Lebensmittel, ſelbſt ohne Waffen. Man ſagt ſich ins Ohr, man will erſt Lafayette, dann den König ſtürzen, um die Konſtitution über den Haufen zu werfen. Wofür hätte ich dann die Waffen ergriffen? für einen Haufen Mörder! Hierher flog ich triumphirend, jauchzend, und nun ſteh ich da und mag mein Auge nicht aufheben vor grimmiger Schaam. Wenn mich ein Mann fragt: für wen fichſt du? bei Gott, ich habe nichts zu antworten. Mit ſtummen Vorwürfen betrachten mich meine Waffenbrüder, die mein Beiſpiel verführte. Ich wage es nicht ſie zu tröſten; allein ſtürzen jene die Verfaſſung, für die ich Soldat ward, ſo werf ich die Waffen von mir, die dann die Hand jedes Mannes entehren, und ergreiffe ſie nicht eher wieder, als bis Lafayette uns gegen Paris führt, die Schwüre zu erfüllen, die wir gethan haben.

Ich bin geſund, Klara; eine leichte Wunde hat nicht einmal ſo viel Spur nachgelaſſen, daß ich ſie dir werde zeigen können. Ein Fluß trennt uns von dem Feinde, der eben ſo wenig Luſt zum Fechten zu haben ſcheint, als wir. Ach, wenn ich die Heere gegen uns bedenke, die Tauſende unſrer Feinde an den Gränzen unſers Vaterlandes; die ehrgeizigen Böſewichter in Paris, wie ſie alle verbunden ſind, das Biſchen Freiheit uns zu nehmen, das uns das Schickſal gab; wenn ich bedenke, Klara, wie ſchwer es hält, glücklich werden, wie viel mir noch zu thun, zu leiden bevorſteht, ehe das Glück, das mir Natur, Liebe, Vernunft, Jugend mit allen Stimmen zuſpricht, das Glück dich mein zu nennen, mein iſt; o ja, ſo möchte man ſogleich mit einem raſchen Sprunge ſich aus dem ekelhaften Gedränge retten, den Tumult endigen, ſeine Hofnungen alle über ſein Grab hinüber werfen und ihnen dann nachſpringen. Und was iſt denn die Freiheit, um die ſie ſtreiten? Ich nähme meine Hacke, behackte einen Weinberg, zehn, zwölf Stunden täglich, arbeitete in den Feierſtunden für Klarens Bedürfniſſe, ruhete in ihren Armen zur morgenden Arbeit, und hätte doch jede Woche einen Tag, den ich an Klarens Seite wie ein freier Mann zubringen könnte. Iſt der Sklav, der ſeinen liebſten Wunſch erreicht hat, im Sonnenſcheine ſeiner überſchwenglichen Liebe ſeine Kette fortträgt, nicht glücklicher als der Mann auf dem Throne, der ſeinen liebſten Wunſch ſich verſagen muß, weil er unmöglich iſt? Nein, bei Gott! meine Arme kann man binden; aber nicht meine Seele. Ich wollte mit dir, Klara, glücklich ſeyn am Fuß des Thrones eines Baſſa's, und könnt ich nur alle Tage mein Auge einmal heben, um einen deiner Blicke aufzufangen.

Ach, Klara, ſie kämpfen, ſie toben, ſie ſtreiten gegen einander um Güter, die ſie nicht kennen, um Schattenbilder, die ſie Glück nennen. Unſre einfachen Herzen kannten das Glück. Ach wir waren geboren, um uns irgendwo in der Patriarchenwelt, oder in Indien auf einer Flur, oder an einem Brunnen zu begegnen, uns zu lieben, in den Schatten eines Baums uns eine Hütte zu bauen, da in den einfachen Sitten eines Naturvolkes zu leben und zu ſterben. Weh uns beiden, daß wir uns in dieſem wütenden Gedränge von Unmenſchen trafen, die den Rang anbeten, und Gold Glück nennen, die Tugend auf das Theater, und die Liebe in die Romanen verbannen, und keiner Klage ein mitleidiges Ohr gönnen, als die der Dichter ſingt! Und iſt es nicht ſo, Klara, iſt es nicht ſo?

Ich habe dieſen Zettel an Büreau Français in Koblenz addreſſirt; dein Bruder ſagte mir, daß dort deine Briefe am ſicherſten gingen. O ich bitte dich, Klara, ſchreib mir. Dein Brief iſt mir, was dem Unglücklichen, den ein langer Sturm umhergeſchleudert hat, der Anblick einer grünen Küſte iſt; und was, was, Klara, wird uns aus dieſem Sturme retten? Schreib bald, Klara! Ich bitte dich!

Klairant an Klaren.

Ich bin wieder in Chatillon, Klara. Deine Liebe iſt befriedigt, und der Schatzgeiſt unſers Vaterlandes auch. Ich habe die Waffen von mir geworfen, weil ich kein Vaterland mehr zu vertheidigen habe. Der zehnte Auguſt hat mein Schickſal entſchieden. Dillon ſelbſt erklärte den zehnten Auguſt für einen Tag der Schande Frankreichs; er ſelbſt, von der Ehrfurcht gegen ſeinen Eid, von ſeinem Gewiſſen überwältigt, ſchwor, der Feind der Feinde unſrer Verfaſſung zu ſeyn. Er hat ſich beſonnen, ſagt man. O mag er, mag er! Gold, Anſehen, Macht mögen ihn locken, die Furcht vor der übermächtigen, ſiegenden Parthei mag ihn treiben, wie man ſagt. Genug, ich habe die Waffen niedergelegt, um meinem Herzen genug zu thun. O es iſt ſchändlich, es iſt ſchändlich! Ich bin zurückgegangen nach Chatillon, um dort den Pflug zu treiben. Woher kommſt du, Klairant? fragte mein Oheim. Von dem Schauplatz der Schande! ſagte ich.

Sie haben freie Menſchen an die Galeere geſchmiedet, um ihr Gold, um ihre Wolluͤſte in einen ſichern Hafen zu rudern. Sie verwirren die Erde, ſie machen die Graͤnzen Frankreichs zu einem blutigen Schauſpiel, um die Blicke der Nation dahin zu ziehen, damit ſie ihre Beute deſto unbemerkter verzehren koͤnnen!

Ach, Klara, Klara! und dieſer bloͤdſinnige Haufen verdient nichts anders als die Sklaven jenes tollen, ehrſuͤchtigen Haufens in Paris zu ſeyn! Mit Einer Stimme, mit Einem frohen Jauchzen empfangen ſie den Kommiſſair, der ihnen befiehlt, eidbruͤchige Sklaven zu ſeyn, wie ſie ehemals den edlen Lafayette empfingen. Sie fallen einander in die Arme, ſie vergießen Freudenthraͤnen, ſie taumeln vor Entzuͤcken, ſie ſind außer ſich vor Freude, wenn das Dekret verleſen wird, das ihre Schande und den Untergang ihres Vaterlandes verewigt. O der ſeltſame, der abſcheuliche Widerſpruch: Heute heißt der Rebell und Verraͤther, vor dem geſtern noch der tolle Haufen auf den Knieen lag. Die ganze moraliſche Welt iſt heute Nacht verruͤckt. Laſter heißt heute, was geſtern Tugend war. Der Aberwitz iſt ſo groß, daß ſie heute noch das, was ſie Laſter nennen, Tugend nennen würden, ſobald ihre Herren winken. In zahmer Geſchmeidigkeit kriechen ſie um den Thron her, der ſie nach und nach zerſchmettert. Sie haben nicht Witz genug zu ſehen, daß ſie in einem Sumpfe liegen. Sie ſchworen der Konſtitution, dem Könige, der Nation; ſie ſchworen dem dreizehnten Auguſt, der Schande, der Sklaverei, der Willkühr; ſie würden morgen der Raſerei ſchwören, wenn ein Mann mit einer Nationalſchärpe ſie dazu aufforderte! Wie Kinder laufen ſie der bunten Seifenblaſe nach, heben die Hände empor, verfolgen ſie mit entzückten Blicken, rufen Schade! wenn ſie zerplatzt, und ſchreien mehr! mehr!

Nein, Klara! Es iſt vorbei! Wie ich wieder die Pappeln von Chatillon erblickte, ich ſtreckte meine Arme mit einer unausſprechlichen Rührung nach ihnen aus. O ſeyd mir willkommen! rief ich: unter eurem Schatten iſt mein Vaterland, und nirgend anders. Hier, wo ich meine Jugend durchlebte, hier, wo ich Klaren liebte, wo ich allein glücklich war, hier wohnt meine Freiheit, hier wohnt meine Tugend, mein Daſeyn, die Quelle meiner Kräfte! „Nein; nur allein glücklich iſt der Hirt, der hier ruhig und entfernt von den grauſamen Menſchen lebt; er allein entgeht der Wuth ihrer blutgierigen Herzen, womit ihr Neid treuloſe Hände bewaffnet!"

(Trop heureux le berger, ou le sage mortel
Qui vit tranquillement loin d'un monde cruel!
Il échappe aux fureurs de ces coeurs homicides,
Dont la haine jalouse arme les mains perfides.)

Nie, Klara, habe ich mit der Wolluſt mein geliebtes Chatillon wieder geſehen, als den Tag. Eine ſchönere, eine balſamiſchere Luft duftete mir entgegen. Der Himmel war hier blauer, der Boden grüner, die Quelle friſcher, als dort. Eine lebendige Ruhe goß ſich in mein Herz mit dem erſten Schritte, den ich in den Schatten der Pappeln that. Ich zog mit Wolluſt die Luft in meine Bruſt, die heimiſche Luft, dieſe liebliche Luft. Es war als ob ich tauſend Jahre abweſend geweſen wäre.

Ich durchlief jeden Winkel, ich ſetzte mich in jeden Schatten, ich koſtete die reine Quelle. Mir war, als ob ich Jahre lang in einem finſtern Gefängniſſe zugebracht hätte, und dies wäre der erſte Augenblick meiner Freiheit geweſen.

Ach, wenn ich hier nun im Schatten von ein Paar Ulmen liege, über Welt und Menſchen nachſinne, immer gewiſſer, immer feſter wird mirs dann, daß die Vorſehung für Frankreich, für die Menſchheit das Loos nicht warf, worauf die Philoſophen ſo ſtolz ſind, die Verbindung von ganzen Millionen Menſchen zu Einem Volk. Der tollkühnſte Ehrgeiz faßte die Idee zuerſt, mehr Menſchen zu beherrſchen, als ſein Blick überſehen konnte; er traute ſich der Vorſehung allſehendes Auge zu, oder er beredete die treuherzigen Sterblichen, die er ſeinem Zepter unterwarf, dazu. Dadurch eben wird allgemeines Glück eine Unmöglichkeit. Ehrgeiz und Geldgier treiben ohne Vorwürfe ihr Spiel, ſchlagen alle Tage der ſtillen, einfachen Tugend, der Menſchlichkeit neue Wunden, gewöhnen des Menſchen Blicke an das Laſter, welches der Ehrgeiz mit allen Schätzen der Kunſt ausſchmückt. Die häusliche Tugend zerrinnt, das einfache Glück, das Liebe und Ruhe giebt, wird unter dem vollen Gejauchze der frohlockenden Ehrgeizigen ſchmacklos. Man rennt in das Gedränge, man will mit genießen, man taumelt den Weg des Laſters, der Verbrechen, weil dieſe zum Tempel des Glücks führen. O wenn ich bedenke, daß die Dörfer, von dem Ufer dieſes Fluſſes, bis an jenen Bach, von dem Gebüſche hier im Thale, bis an jenen Berg, zuſammen gehörten; Arbeit und Glück, Ruhe und Zufriedenheit würden ſich in ſchöner Eintracht über das Völkchen verbreiten. Die Oper wäre nicht erfunden; die Bildhauerkunſt würde noch in ihrem roheſten Anfange liegen; kein Marmorbruch würde geöffnet werden: aber die Liebe, die Natur, das Glück würde ſie Spiele, würde ſie Vergnügungen lehren, die keine Angſt vergällte, keine Sorge und keine Reue vergiftete. Ach, Klara, unter dieſem Völkchen hätte ich dich geſehen, ich hätte dich geliebt; leichte, einfache Beweiſe meiner Liebe würden dein Auge auf mich gezogen haben. Ich hätte deine Thüre mit Blumen bekränzt, meine ſchönſten Lieder hätte ich an deinem Fenſter geſungen, auf deinem Lieblingsplatze hätte ich dir eine Laube gebauet, einen Strohhut hätte ich dir geflochten, einen Stab geſchnitzt, oder einen Becher zum Trinken. Sieh, das alles hätte ich gethan um dir zu ſagen, ich liebe dich. Meine Treue, meine Redlichkeit, meine ſtille Zärtlichkeit würden dein Herz gerührt haben. Du hätteſt mir zugelächelt, hätteſt mir die Hand gedrückt, und endlich mir geſagt: Ich bin dein! Triumphirend hätte ich dich dann in meine Hütte geführt, und an meinem Freubejauchzen hätte es denn das Dorf gehört, daß du mein wärſt. Kein Vater würde dann fragen, wie hieß dein Eltervater, wie hieß deine Stamm-Mutter? Mein Adel war meine Geſundheit, meine Jugend, meine Stärke; und dein Adel, dein Liebreitz, deine Unſchuld und deine Sanftmuth.

Nenne das nicht Ideal, Klara; nenne es nicht einen täuſchenden Traum, meine Geliebte. Kannſt du mir nicht beweiſen, daß dieſe Vorſtellung der Natur des Menſchen, ſeiner moraliſchen Natur widerſpricht, kannſt zu nicht beweiſen, daß dieſer Zuſtand ein unmenſchlicher, oder ein elenderer Zuſtand für den Menſchen iſt, als der jetzige; ſo iſt es kein unerreichbares Ideal, oder die menſchliche Weisheit müßte weiſer ſeyn, als die Gottheit, oder gütiger und wohlthätiger als die ewige Güte. Dann hätte ja der Menſch einen weiſeren Plan für des Menſchen Tugenden und für ſein Glück gezeichnet als die Vorſehung ſelbſt. Nein, iſt dieſer Zuſtand begreiflich, enthält die Vorſtellung dieſes einfachen Glücks nichts unmögliches, iſt es menſchliches Glück; ſo hat es die Vorſehung uns beſtimmt, ſo muß es erreicht werden, ſo wird es erreicht. O der Glücklichen, die den Zeitpunkt erleben! —

Was iſt denn Göttlicheres in unſerer Natur als Liebe, Wohlwollen, Freundſchaft? und welchen andern Schauplatz ſucht die Liebe, die innige Freundſchaft, als die Unſchuld dieſer verlachten Schäferwelt? Soll die Vernunft, ſollen die Wünſche, die Ahnungen der Unſchuld, der Liebe weniger beweiſen, als die ſchlaue Berechnung des Laſters, das ſeinen Wirkungskreis zu dem Schauplatz macht, den die Vorſehung dem Menſchen beſtimmte? Erlebt nicht jeder Menſch eine Epoche in ſeinem Leben, und gerade, wenn er das Gefühl aller ſeiner erwachten Kräfte hat, wenn alle Hoffnungen leben und fordern; erlebt er nicht einen Zeitpunkt, wo ihn alle Kräfte, alle Hoffnungen in den engſten Kreis der Liebe, der Freundſchaft, der Einſamkeit, und in den Genuß einer Unſchuldswelt mit Gewalt hindrängen? und ſoll dieſes lebendige Gefühl, dieſer allgemeine Inſtinkt, dem keiner an Stärke gleich kommt, nicht ſo viel Recht genießen, als die Sophiſterei einer Beredſamkeit, die erfunden zu ſeyn ſcheint, um den Menſchen für den Verluſt ſeines ſchönſten Glückes mit der Nothwendigkeit nicht zu tröſten, ſondern nur vor der Verzweiflung zu bewahren? — Nein, Klara, es iſt kein Traum, den ich träume. Es iſt Wahrheit. Es iſt ein Gott, ſagte ein Philoſoph, denn ich kann ihn denken. Eben ſo wahr iſt es, wenn ich ſage: es iſt ein menſchliches Glück, was ich denke, weil ich es denken kann! Laß mir einen Philoſophen dieſen Satz umwerfen! Ihm ſprechen alle meine Gefühle, meine Wünſche, meine Hoffnungen, meine Vorſtellungen von Glück und

Tugend zu. In dieſem Kreiſe könnte die Menſchlichkeit, die Tugend gedeihen! hier allein fingen an Tugend und Glück an Blüthen und Früchte Eines Baumes zu ſeyn, und wir dürften nicht erſt ein troſtloſes Auge auf die dunkle Ewigkeit werfen, um Tugend die Quelle des Glücks zu nennen, wie es doch ſeyn muß, Klara, ſeyn muß, wenn wir an die Gottheit glauben ſollen.

O daß Laſter die Kraft hat, mir, mir und dir, Klara, dies Paradies zu zertrümmern, das wir ſehen, das wir wünſchen, nach dem wir ringen! Das Paradies, das wir jetzt allein in einer menſchenleeren, alſo auch in einer tugendleeren Wüſte ſuchen müſſen. Und wenn wir es nur fänden, Klara, o es ſollte uns dennoch nicht an Gegenſtänden unſeres Wohlwollens, unſerer Menſchlichkeit fehlen. Mit den Thieren umher wollten wir den Bund machen, den die Menſchen verſpotten: den Bund der Liebe, des Wohlthuns, der Hülfe. Sicher um uns her ſollten die Vögel niſten; wir wollten ihnen Futter ſammlen; wir wollten ſie ſchützen vor den Raubthieren; wir wollten die Götter unſerer Wüſte, aber auch die Schutzgötter aller empfindenden Weſen werden!

Mir ſtehen Thränen bei dieſer Vorſtellung im Auge, Klara; ein Beweis, wie weit ich noch entfernt von der Wirklichkeit bin! Und du, Klara, du fühlſt eben das. Ach, dein Herz wird ſich in dieſem Briefe wieder finden. Je öfter ich deine Briefe leſe, Klara, je mehr ſehe ich, daß uns die Vorſehung für einander ſchuf, und daß es die abſcheulichſte Tyrannei iſt, mir mein Gut vorzuenthalten. Sieh, da ſtehſt du an den Thälern der Lahn, und baueſt dir eben das Paradies, das ich hier für uns unter den Bäumen zu Pillon aufbaue. O Klara, wir würden es an jeden Ort der Welt mit uns hintragen; denn es iſt unſer Herz, unſere Unſchuld, unſere Einfalt, denen wir überall auf der Erde jeden Wohnplatz gerecht finden. Ein Baum, ein Hügel, eine Hütte, einfache Menſchen, denen wir gutes thun könnten: das iſt alles was wir bedürfen; und das iſt unſer Elend, daß jeder glaubt, wir bedürften mehr, und uns hindert glücklich zu ſeyn.

Ich lebe jetzt ruhig, und in der Stille. Das Preußiſche Heer ſteht, ſagt man, bei Luxemburg. Ich bin reſignirt. Man flüchtet von allen Seiten. Auch mein Vater iſt entflohn. Mein Oheim bleibt noch immer krank. Die Mönche ſind alle fort. Er lebt noch allein auf der Abtei. Ich bin ſein Krankenwärter. Klairant, ſagte er neulich: fliehe, fliehe! Ich lächelte; und wer ſollte Ihrer pflegen? Auch wenn er nicht krank wäre, ich würde nicht einen Schritt weichen. Und ſo iſt es beſſer; ich thue meine Pflicht! Truppen ſind nicht hier. Dumourier ſteht bei La Chene, jenſeit der Maas. Alles iſt voll Erwartung, voll Furcht, voll Hoffnung, nach jedes Vorſtellungen von den Abſichten der Feinde und der Nation, oder ihrer Stellvertreter. Man zittert vor dem Verluſte der Freiheit. Ich lächle dazu. Was kann ein ganzes Heer mir nehmen? Ruhig gehe ich unter dem dicken Laubdache meiner Pappeln auf und nieder, denke an dich, und vergeſſe, daß es Heere giebt, die an der Gränze ſtehen.

„Die Schweſter und Mutter der Freude, die Freiheit, wohnt mit mir unter meinem Laubdach,"

(La liberté, compagne et mère de la joie
Sur ces sombres berceaux à l'envi se déploie)

und es bedarf keines Dekrets der Nation, um das Gefühl in meiner Bruſt zu erhalten, ſo wenig, wie es Heere zerſtören können. Ach wenn ich ſo glücklich wäre, Klara, als ich frei bin, ach! ich wollte nicht mehr klagen. Ich ſiegele zwar den Brief, Klara; allein alle Wege ſind jetzt abgeſchnitten. Doch ich traue dem Glücke. Er geht über Saarlouis. Ich hoffe, Klara; ich hoffe! die Entſcheidung iſt nahe! Ich hoffe.

Klara an Klairant.

Deinen Zettel durch den Gefangenen habe ich richtig erhalten; allein ſonſt nicht eine Zeile: Addreſſire nichts mehr an das Büreau François für mich. Es hat aufgehört, ſeit Preußiſche Truppen hier liegen. Ach, Klairant, ich wäre hundertmal vor Unruhe und Sorge um dich geſtorben, wenn wir nicht von Pillon Nachrichten erhalten hätten, die auch deiner als des Märters an deines Oheims Sterbebette erwähnten. Du haſt alſo meinen Brief erhalten, Klairant; und ich danke dir, mein treuer Geliebter, daß du meine Bitte befolgteſt, und wieder nach Chatillon gingeſt.

Jetzt leſ' ich deinen Brief noch hundertmal, und nun ich dich außer Gefahr weiß, nun gefällt mir dein Heldenmuth ſo wohl; wenn es nun geſchehen wäre, ich wollte, du wäreſt aus zehn Schlachten als Sieger zurückgekehrt. Sieh, nun kann ich mich herzhaft an den Weg ſtellen, den du aus der Schlacht mit deinen Waffenbrüdern zurückkommſt: ich jauchze dir entgegen, ich bringe dir den Lorbeer für deine Stirn; ſogar eine kleine, ganz kleine, ſchmerzloſe Wunde kann ich ertragen. Ich ſetze mich zu dir, ich wiſche dir das Blut ab, ich verbinde dich ſelbſt, und dabei erzählſt du mir deine Thaten. Gottlob, liebſter Klairant, daß du wieder in Chatillon biſt. Sieh, jetzt danke ich dir, daß du Soldat wurdeſt, weil du Klaren liebteſt. O nun iſt es gut, ſehr gut! Sieh, jetzt ſetze ich mich nun hin, und leſe meiner Freundin, unſrer Wirthin, die Stellen vor, aus denen dein Muth, deine Tapferkeit, deine Unerſchrockenheit ſo beſtimmt hervorleuchtet, und nun ſollteſt du ſehen, wie ſtolz ich dabei ausſehe. Noch mehr, ich habe ihr nicht geſagt, daß du ſchon wieder in Chatillon biſt. Nicht ein Wort laß ich mich davon merken, und ſie bewundert meinen Muth und meine Standhaſtigkeit. Sieh, da leſ' ich denn alle die Stellen, bei denen ich ſonſt bleich wurde vor Angſt, bei denen ich ſonſt ſo zitterte, daß ich das Blatt nicht halten konnte, alle die Stellen leſ' ich ihr jezt mit lauter pathetiſcher Stimme vor.

Aber nun darf ſie auch einmal ſagen: wenn er nun ſo bliebe! ſieh, dann wird mir doch ſo bange, ob ich dich gleich ſicher weiß, daß ich gern geſtände, wenn ich mich nicht ſchämte. Ich halte es für Vermeſſenheit, ſo zu thun, und ich bin ſo abergläubiſch furchtſam, daß ich es ihr doch noch geſtehen werde, daß du ſicher biſt. Ich weiß, ſie neckt mich damit, ſo oft ſie mich ſieht. Lafayette, mein lieber Klairant, hat bei mir wieder einen Stein im Brette, ſo ſehr man ihn hier auch haßt. Man haßt ihn hier mehr als Petion, als Robertspierre, als Marat, als alle andere. Er wäre der Mann geweſen, ſagte mein Vater neulich: um unſer Unglück, um unſere Erniedrigung zu verewigen! Ueberall hört man ſeltſame Urtheile über den Zuſtand der Dinge. Man leugnet nicht, man bejaht es, daß Lafayette den König gerettet hat, und das ſcheint den Haß gegen ihn zu entflammen. Neulich ſagte einer: Noch einige Marats, und wir ſiegen! Man ſagt, er ſoll etwas Einnehmendes haben; jetzt kann ich ihn mir denken, mit welcher Miene er dich anhörte, mit welchem Tone er dir antwortete. Und doch, trotz dem allen, Klairant, bin ich nicht unzufrieden, daß er der Schutzengel unſerer Liebe nicht ſeyn kann. Iſt es eine Folge des Haſſes, den auch ich gegen ihn einſog, oder denk' ich wie du, daß ich nicht gern einem Fremden es danken möchte, was ich ſo gern dir allein danken möchte, unſer Glück? Ich weiß es nicht.

Die Beſchreibung deiner kleinen Wirthſchaft macht mir jetzt viel Freude. Anfangs hat ſie mir manche Thräne gekoſtet. Jetzt aber, Klairant, möcht ich um vieles nicht wiſſen, daß du das nicht alles erlebt hätteſt. Nun weißt du doch, wie leicht es iſt, ſein Leben zu erhalten, und brauchen wir mehr? Ich zeichne jetzt wieder. Sieh, nun ſitz ich da, und zeichne dich in der Hütte im Walde, an der Tonne, wie du an mich ſchreibſt. Ich führe mit Wolluſt das Blei, das dich darſtellt. Da ſitzeſt du, den Kopf in die Hand geſtützt, die Augen in die Wolken geſchlagen, in der andern Hand mein Bild; an der Hütte ſteht deine Büchſe, die mir ſo viele Angſt gemacht hat. Daran arbeite ich jetzt ganze Tage, und mein Lehrer findet die Zeichnung gut.

Dein Billet, mein Freund, iſt in einer melancholiſchen Stimmung geſchrieben. Mir gefällt der Verdruß gar nicht; denn man ſieht es ihm zu deutlich an, daß nicht die Trennung von mir, ſondern die Schurkereien in Paris ſeine Quelle ſind. Lieber Klairant, habe ich einen Kummer, außer dem, nicht bei dir zu ſeyn? Nein! Ich lebe allein in dir. Du aber, Klairant, theilſt dich unter deiner Geliebten und unter deinem Vaterlande; ach, und es iſt noch die Frage, wer deinen Blick öfter auf ſich zieht, deine trauernde Geliebte, oder dein zerſtörtes Vaterland? Denn, leugne es nicht, Klairant, in das Gedränge, in den Tumult der Ehrgeizigen, welche die Freiheit dir raubten, ſtößeſt du mich nur von ungefähr mit hinein, um über Beide mit Einer Stimme klagen zu können. Da klagſt du, daß man dir deine Geliebte verweigert, drohſt mit einem Sprunge deine Hoffnungen über das Grab hin zu retten, und nun fährſt du fort: (man denkt, wie du nun deine Klara in den Gefilden der Ewigkeit wieder finden wirſt) nein du fährſt fort: „was iſt denn die Freiheit, um die ſie ſtreiten?" Sollte man nicht glauben, daß du den Sprung eigentlich der Freiheit wegen wagen willſt, und daß du mich nur ſo mit nimmſt, weil man ſich gern doppelt verſorgt. Dann ſitz ich da wieder unten am Throne eines Baſſen; was hab ich denn immer mit der Freiheit zu ſchaffen? und immer nur als die zweite Figur im Gemählde? Ich will mehr als das, Klairant.

Das Ende hat mir gefallen, liebſter Klairant; ach, ich weiß es ſogleich, was für mich iſt. Mein Herz fängt denn an ſo ſanft zu klopfen, wenn ich leſe, mein Auge lächelt ſo wollüſtig in den Thränen, die das Entzücken hervorzieht. Sieh, da bin ich's ganz, und allein. Das verſteh ich. Ich begegne dir, wie eine Patriarchentochter an einem Brunnen, der von zwei Linden beſchattet iſt. Ich führe dich von da in meines Vaters Hütte, ich werde dein Weib, wir wohnen in dem

Schatten ſchöner Bäume, ein paar glückliche Hirten. Sieh, da hatteſt du allein an mich gedacht, Klairant. Ja, Klairant, wie glücklich wollte ich ſeyn, wenn wir ſo gelebt hätten, oder noch beſſer, ſo noch leben könnten! O die Vorſtellung hatteſt du aus meiner Seele geſtohlen.

Ach, ſo gern ich mich dem Zuge dieſer reizend unſchuldigen Vorſtellungen überlaſſe: ſo gern ich mir einbilden mag, es iſt ſo; eben ſo oft weckt der fürchterliche Anblick des Krieges, der täglich gewaltſamer und gehäufter ſich vor meine Blicke drängt, mich aus dieſem Traume. Da ſtand ich am Fenſter, wie die erſten Preußiſchen Regimenter über den Rhein kamen. Das ganze gegenſeitige Ufer war mit Menſchen und Pferden bedeckt. Der Anblick der blitzenden Waffen, das Lärmen der Muſik, das Trommeln, und dieſe ſchreckliche, furchtbare, lautloſe Ordnung der Regimenter, die ſelbſt unſere älteſten Soldaten bewunderten, drang ſich gewaltig auf mein Herz. Ich ſah ſie einmarſchiren. Ich verſtehe mich nicht darauf. Unſere Herren bewunderten den militäriſchen Geiſt der Preußen. Mir ſchien es furchtbar und ſchrecklich, dieſes ſtarre Leben, dieſe einförmige Bewegung der großen Maſchine. So kamen nach und nach alle Tauſende der Preußſen über den Rhein, und ſie bezogen nicht weit von der Stadt ein Lager.

Wir haben es beſehen. Der Anblick iſt reizend, Klairant; die langen Reihen der Zelte, und zwiſchen den Zelten, und hinter und vor den Zelten das fröhliche Gewimmel der Menſchen in den allerſeltſamſten Stellungen gruppirt. Wahrlich, ich habe den Männern dieſes Leben der Natur beneidet. Zwar, wenn ich meine Blicke dann wieder ganz vorne hin warf, die Menge der tödtlichen Waffen, die Menge der Kanonen betrachtete, die da aufgepflanzt ſtanden; ſo verging meine Freude, welche mir der Anblick dieſer wandelnden Stadt machte. Und dieſes Heer zieht nach Frankreich, gegen meine Mitbürger, gegen Klairant! Es iſt Muſterung geweſen, ich ſollte mit hinfahren. Ich ſchlug es aus. Was ſollte mir dieſer Anblick? Nachher bereuete ich es; denn mein Vater und mein Bruder konnten nicht fertig werden, von der Schönheit dieſer Truppen zu reden, die ſogar die Franzöſiſchen Linientruppen übertreffen. Indeß ſo ſehr man auch von den Truppen zufrieden iſt, ſo iſt man es dennoch nicht ganz von ihren Officieren. Es ſoll eine Kälte, ſagte mir meine Mutter, zwiſchen ihnen und unſern Herrn herrſchen, die bei der genauen Verbindung, worin beide ſtehen, unerklärbar iſt. Ich habe nur einen Preußiſchen Officier auf ein paar Stunden bei dem hieſigen Gouverneur, dem General W * *, wo wir zu Mittage aßen, geſprochen. Ein artiger Mann. Er war ſehr zurückhaltend, ſtill; nicht vorlaut. Man macht ihnen allen das zum Vorwurf, man ſchiebt es auf eine Nationalträgheit oder Phlegma. Ich kann nicht darüber urtheilen. Dem, den ich ſah, ließ es wie Beſcheidenheit; doch, dieſe Tugend iſt unſern jungen Herrn abſcheulich *). Mein Vater hat die Erlaubniß erhalten, in Koblenz wohnen zu bleiben. Die meiſten Familien haben die Stadt verlaſſen. Ach, Klairant, ich habe das nicht ungern geſehen. Mein Vater war in Verbindungen, die ſehr koſtbar waren, vielleicht für unſern Zuſtand zu koſtbar. Man wollte nicht

---

*) Mais cette vertu est la bête d'aversion de nos muscadins.

geſtehen, daß man nicht mehr könnte, daß man für die Zukunft beſorgt ſey, man ſchämte ſich. So haben ſich hier ſchon viele Familien ruinirt. Die Gräfin Beaujaulais machte anfangs einen ungeheuren Aufwand, und jetzt leben ſie von dem Verkauf ihrer Kleider. So geht es mehreren Familien. Jeder fängt an die Laſt eines mehrjährigen Lebens in der Fremde zu fühlen, und hier, wo es ſo theuer iſt, wie ſelbſt nicht in Paris, ohne daß man, wie dort, den Vortheil hat, ſich *) ehrenvoll zurückziehen zu können. Man wohnt in dem Kreiſe einer halben Stunde bei einander. Jeder bewacht den andern. Eine Schüſſel weniger, ein Ring weniger, ein Domeſtik weniger, und die ganze Stadt weiß es. So geht der Aufwand fort, bis auf einmal eine ganze Familie in dem Abgrunde der Armuth verſinkt.

Du kannſt leicht denken, mit welchen Augen voll Liebe und Zutrauen man die braven Truppen betrachtet, die nun dieſes gefährliche Spiel gewinnen ſollen. O ich zittre, Klairant, ich zittre vor dem Anfange des Elendes, wenn ich nur einmal den Gedanken ganz leicht denke,

---

*) d'une rétraite honorable.

es könnte mißlingen; und deine Briefe ſcheinen das nicht nur möglich, ſie ſcheinen es für wahrſcheinlich zu halten. Klairant, Klairant, was würde ſelbſt aus uns werden, wenn es wäre? Ach, ich fürchte, ich fürchte, wir haben ebenfalls unſere Hoffnungen mit auf dieſes Kartenblatt geſetzt, auf dem die Hoffnung aller Emigrirten ſteht.

Ich mag mich nicht erinnern; ich mag nicht zuſammen reimen, ich gehe den Gedanken aus dem Wege, die ſich mir aufdrängen, von dem Zuſtande meiner Eltern. Ich zittre vor Angſt. Da tret ich neulich durch die Schlafſtube von hinten leiſe ins Kabinet, das an unſer Zimmer ſtößt. Ich ſetze mich und zeichne ein wenig. Nach und nach macht ein halblautes Geſpräch meiner Eltern mich aufmerkſam. Nein, nimmermehr! ruft mein Vater in außerordentlicher Bewegung: lieber will ich — Meine Mutter fiel ein. Nun dann, ſagte ſie: ich kannte deine Delikateſſe. Es iſt geſchehen. Er iſt verkauft! — Wie? rief mein Vater: verkauft? iſt es möglich? — Sind nicht, ſagte meine Mutter (erinnere dich ihrer rührenden Stimme, wenn ſie einem etwas angenehmes ſagen wollte): ſind nicht, ſagte ſie mit dieſer Stimme: dieſe beiden Thränen der Dankbarkeit in meines Mannes Augen mir mehr werth als alle Steine der Welt? Soll ich nicht lieber wollen, daß mein Sohn glücklich lebt, als daß ich alle Jahr einmal meinen unnützen Putz trage? O Gott! rief mein Vater. Ich hörte ein Geräuſch. Ich ſah durch die halboffne Thür. Mein Vater ſank vor meiner Mutter auf die Kniee, und ſie in ſeine Arme. Schnell flog ich zum Kabinett heraus, durch das Schlafzimmer in den Garten. Das Schauſpiel war zu heilig. Mein ehrwürdiger Vater auf den Knieen! das konnte ich nicht ſehen. Ich verbarg mich in einen Winkel des Gartenhauſes. Und nun ſeit dieſem Augenblick bin ich ſo ſparſam, ſo vorſichtig. Tauſend kleine Liſten gebrauche ich, um ein leinenes oder ein baumwollenes Kleid den ganzen Tag über anzubehalten, und meine ſeidenen zu ſchonen. Ich betrachte ſeitdem meine Mutter mit Ehrfurcht. Sie verkauft heimlich ihren Schmuck, um ihrem Manne eine bittere Stunde zu erſparen. Klairant, Klairant, welche Eltern hab ich! O wie unſäglich glücklich würde ich ſeyn, wenn mein Vater es mir und dir erlaubte, für ihn zu arbeiten! Wie gern wollt ich mir den Schlaf entziehen, wie gern ſelbſt deinen Anblick, um ihn zu nähren! wie glücklich könnt ich ſeyn, wenn mein Vater wüßte, was Liebe wäre!

Nein, Klairant, das weiß er nicht. Seltſam! mein Vater iſt ein gütiger Herr, ein Mann von Ehre, ein ſanfter, ein mitleidiger Vater, ein zärtlicher Ehemann, ein treuer Freund, ein guter Unterthan, ein anſtändiger Geſellſchafter; aber, wie ſoll ich das nennen? alles das nur in gewiſſer Rückſicht. Sein Grundſatz iſt die Ehre, das Verhältniß ſeines Standes. Er iſt alles, was man von ihm verlangen kann, nur kein Menſch! Er handelt ſo, daß man oft glauben ſollte, ſein Herz ſey vor Empfindung zerriſſen. Er unterſtützt einen Armen mit einer Thätigkeit, mit einer zuvorkommenden Feinheit. Er hört das langweiligſte, ja, das ekelhafteſte Detail von einem Unglücklichen an. Er tröſtet ihn; er hilft ihm mit Rath, mit Geld, mit ſeinem Anſehen. Man denkt, er wird, wenn der Arme geht, nicht aufhören davon zu reden, Nichts weniger als das. Mitleiden war es nicht, was ihm Hülfe ablockt, ſein Herz war kalt geblieben. Ich war es meinem Stande ſchuldig, ihm zu helfen! ſagt er ganz kalt. Ach wenn ich dieſe Seite von dem Charakter meines Vaters bedenke, ſo gebe ich die Hoffnung ganz auf, daß er je in unſre Verbindung einwilligen wird. Nein, Klairant, ich ſchwärme mit meiner Einbildungskraft in der ganzen Natur umher, um die ſeltſamſten Begebenheiten aufzufinden, ſie zuſammen zu reihen, ob nicht eine meinen Vater vermögen könnte, dir meine Hand zu geben; ich finde keine. Rette meinem Bruder, rette mir, rette ihm ſelbſt das Leben: er theilt ſein Vermögen mit dir, er verwendet den ganzen Einfluß, den er hat, für dich; er wird nie glauben dankbar genug geweſen zu ſeyn; aber ſeiner Tochter Hand? Das iſt unmöglich! Höre das Geſpräch zwiſchen ihm und dem Parlamentsrath, ſeinem jetzigen Freunde, über die Aufhebung der Nonnenklöſter.

Setzen Sie den Fall, ſagt mein Vater: ich habe eine Tochter, deren Hand niemand verlangt?

Niemand? Sie ſetzen da einen ſeltſamen Fall, Herr Vikomte. Ein Mädchen wird immer einen Mann finden, dem ſie gefällt, und der ihr gefällt, wenn nur die Eltern nicht zu ekel ſind.

Ekel? ich verlange nichts, als einen ehrlichen Mann, der von meinem Stande iſt. Und wenn ſich der nicht findet?

Nun ſo findet ſich ein Mann, deſſen Bedienung —

Nein! die Bedienung würde meinen Enkel nicht adeln. Auf den Fall, ſag ich, ſind Klöſter nöthig.

Und Sie wollen lieber Ihre Tochter in ein freudenloſes Kloſter vergraben, als —

Was kann ich machen? bin ich allmächtig? ich ſorge wie ein Mann von Ehre für ſie.

Und wenn Ihre Tochter liebte, wenn Sie voraus ſehen könnten, daß ſie unglücklich werden würde —

Mein Gott, was kann ich machen? Ich ſehe, meine Tochter iſt krank. Ich gebrauche die gehörigen Mittel, ich bezahle den Arzt; kann das ſie nicht heilen, ſo iſt das ein Unglück, aber nicht meine Schuld.

Sonderbar! Sie können ja Ihre Tochter dem Manne geben, den ſie liebt.

Das könnte ich? Ich ſage Ihnen Nein! Das dünkt mich eben ſo unmöglich, als ſie vom Tode retten, wenn ihr Körper zerſtört iſt. Ich würde ihr Unglück bedauern; allein ſie müßte den Schleier nehmen, wenn nicht ein Mann von meinem Range ihre Hand wollte. Da iſt kein dritter Fall möglich.

So wurde das Geſpräch eine Zeitlang fortgeſetzt; meine Mutter miſchte ſich hinein. Sie ſchien meine Liebe im Sinn zu haben. Allein nichts half. Mein Vater blieb ganz kalt und gleich feſt bei ſeinem Satze, daß er nie einwilligen würde mich glücklich zu ſehen. Ich ſaß im Kabinet. Man merkte mich nicht. Sieh, Klairant, das iſt unſer Schickſal, das ſind unſre Hoffnungen. Mich machte zwar das Geſpräch traurig; allein eine bittere Empfindung behielt doch die Oberhand. Nun dann, ſagt' ich leiſe für mich: wenn dann Ihre Tochter Ihnen nicht mehr iſt, ſo mag ſie Ihnen noch weniger ſeyn! Ich will aufhören Ihren Nahmen zu führen. Nie ſoll der Nahme du Pleſſis über meine Lippen kommen.

Wenn Jemand mich fragt: wer war dein Vater? ſo will ich antworten: ich hatte nie einen Vater! oder ich will ſagen, mein Vater war der geringſte Mann in Frankreich, ein Hirt, ein Tagelöhner. Ich will aufhören meines Vaters Tochter zu ſeyn; damit ich aufhören darf unglücklich zu ſeyn. Sieh, Klairant, ich will abrechnen mit meinem Vater. Ich will ihm den Nahmen zurückgeben, der ihn ſo ſtolz macht, an den mein Unglück gebunden iſt. Nein, Klairant, von jetzt an bin ich ganz dein. Meiner Mutter eine Thräne des Abſchieds, ſo bald du kommſt, und dann flieg ich ohne Unruhe in deine Arme; denn jetzt muß ſelbſt das zarteſte Gewiſſen meine Vertheidigung übernehmen und ſagen: ſie that recht! Unſere Rechnung iſt abgethan mit der Ablegung ſeines Nahmens; und ſo unterſchreibe ich mich zum erſtenmal, und nun mein Leben hindurch, Klara Klairant.

Klara an Klairant.

Ich habe deinen letzten Brief, Klairant, und meine unbeſchreibliche Ruhe, die jetzt meine ganze Seele füllt, dankt dir dafür. Ich, Klairant, mein Herz hat ſich in deinem Briefe wiedergefunden. O Klairant, wie kannſt du mir ſagen, es nicht für einen Wahn, für einen Traum zu halten, was ich ſo lebendig fühle! Nein, ich fühle es, wie ich mich ſelbſt fühle, daß wir zu dieſem Glücke, und zu keinem andern, geboren ſind. Und eben dies Gefühl, dieſe Liebe zur Natur, zur Einſamkeit, zu einem Leben voll der harmloſeſten Unſchuld, voll der einfachſten Freuden; dies Herz, das ſo empfindlich für anderer Freude und Schmerz iſt, das Klairant, macht unſre Liebe ſo unüberwindlich. O mein Vater hätte längſt über unſre Liebe geſiegt, wenn ſie etwas anders als Unſchuld, als Tugend wäre. Dieſen Brief leſ' ich unaufhörlich. Ja, Klairant, es iſt wahr, unaufhörlich bau ich in den Lahnthälern, die ich ſo liebe, ein Paradies für dich und mich. Und auch das fühl ich dabei, Klairant, daß unſre Liebe uns nie wird ganz unglücklich ſeyn laſſen. Ich bin oft ſo ruhig, ja oft, wenn ich deine Briefe leſe, ſo fröhlich, daß ich hüpfe. Die Entſcheidung iſt nahe, Klairant? Iſt das, iſt das? Mein Herz würde jauchzen; ſo entſchloſſen ich auch bin, unſer Glück mit Geduld abzuwarten. Ich bin dein, Klairant! Frag mich nicht, handle; was du auch von mir verlangſt, wenn du es verlangſt, wie du es von mir verlangſt, ich bin dein!

Longwi iſt über. Ach, Klairant, an der Angſt meiner Mutter ſah ich, was ich würde gelitten haben, wenn du Soldat geblieben wäreſt. Da ſteht meine Mutter; kommt ein Brief, ſo wird ſie bleich wie ein Tuch. Sie will eine Frage thun, und die Worte erſterben ihr auf den Lippen. Da ſteht ſie, betrachtet meinen Vater, während des Leſens, mit Blicken, die ſich nicht beſchreiben laſſen, in denen Furcht, Verzweiflung mit Hoffnung ringen. Kommt ein Brief von meinem Bruder ſelbſt, ſo lacht der ganze Himmel in ihren Augen. Sie zittert vor Freuden, wenn ſie hört, daß er geſund iſt.

Du glaubſt nicht, welch eine Scene das war, wie er zur Armee abging. Meine Mutter hielt ihn lange, lange in ihren Armen, ſie benetzte ihn mit heißen Thränen. Endlich ſagte ſie, was ſie gewiß nicht fühlte: Sei brav, mein Sohn! Und in dem Augenblick ſchien ihre Empfindung die einmal geöffneten Lippen zu überwältigen. Sie ſchrie laut auf, und bat den Himmel um Erbarmen. Meines Vaters gerunzelte Stirn ſchien ſie zu ſich ſelbſt zu bringen. Leb wohl, ſagte ſie: ach denke, mein Sohn, daß du eine Mutter am Leben haſt. Sie ging, und nach einigen Augenblicken war ſie wieder da. Sie hatte ihm noch immer etwas zu ſagen, um ihn nur noch einmal umarmen zu können. Wie er ging, um zu Pferde zu ſteigen, da umarmte ſie mich, drückte mich ſo heftig, ſo ſeltſam an ſich, als ob ſie ſich betäuben wollte. Mein Vater umarmte Pleſſis; er ſagte ihm, daß ſeine Ehre ihn aufgefordert habe Soldat zu werden, ſo wie ihn jezt nun die Ehre auffordre, ein Mann zu ſeyn, und ſein Leben nicht zu achten. Mein Bruder ſchien für ſeine Lage unempfindlich. Er ſchien die ganze Scene gern abbrechen zu wollen. Er flog in vollem Gallop dahin. Sicher aber hat er es empfunden, was er uns allen iſt. Noch den Abend vorher traf ich ihn in einem Lehnſtuhl ſitzend an. Helle Thränen rollten über ſeine Wangen, und drangen zwiſchen den Fingern hervor, mit welchen er die Augen bedeckte.

Pleſſis, ſagte ich: laß die Thränen nicht deine Mutter ſehen! O, ſagte er: laß ſie die ganze Welt ſehen! Ich ſchäme mich nicht ein Menſch zu ſeyn! — Was ich dabei gelitten habe, kannſt du leicht denken. Wir haben Briefe von ihm aus Longwi. Er iſt geſund. Wie es kommt, weiß ich nicht; aber ich nehme nicht mehr den Theil an der allgemeinen Freude, welche der glückliche Anfang des Feldzugs hier verurſacht hat. Die Freude iſt unbeſchreiblich. Was mich am meiſten wunderte, waren die ungeheuren Projekte von Aufwand und Verſchwendung, die man ſogleich wieder machte. Mein Vater meint, dieſe lange Verbannung würde den größten Theil des Adels gebeſſert haben; ich glaube nicht ſo; die Verbannung iſt ihnen nichts als eine Zeit der Entbehrung, die ſie mit einem deſto ſtärkern Genuß wieder einbringen wollen. Als die Nachricht von der Eroberung von Longwi ankam, — gerade waren wir in einer großen Geſellſchaft, wie die Tochter des Marſchalls von B** die Nachricht erhielt. Sie las den Brief. Man ſah, ſie las etwas Angenehmes. Man drängte ſich um ſie her. Ha! rief ſie mit einem unbeſchreiblichen Entzücken, und umarmte die Marquiſe von C**: Es iſt richtig! freuen Sie Sich, wir werden wieder die Pariſer Opera ſehen. Ein Händeklatſchen erhob ſich, ein lautes Freudengeſchrei, unter dem man nur die Worte: Opera, Theater, Ball, Boulevard verſtand; und faſt Alle haben ſie Verwandte in den Gefängniſſen ſitzen, und Verwandte bei der Armee, die geblieben ſeyn konnten. Und ohne Blut iſt die Feſtung übergegangen! las man weiter. Gottlob! ſeufzten ein Paar Mütter, die menſchlich genug waren, ihre Söhne nicht über Paris zu vergeſſen, das hier alle andere Gedanken, alle andere Empfindungen verſchlingt.

Nein, Klairant, ich konnte keinen Theil an dieſer Freude nehmen. Ich blieb kalt bei der Nachricht. Bleibt man doch kalt und ungerührt bei meinem Zuſtande. Da iſt Niemand — doch meine Mutter will ich ausnehmen. — Geſtern ſah ſie, wie ich mir Papier und Feder hohlte. An wen ich ſchreiben wollte, fragte ſie. Ich nannte Pleſſis. Sie lächelte. Er wird ſich freuen, ſagte ſie, ſeine alten Freunde wieder zu ſehen, beſonders den Freund ſeiner Jugend. Grüße ihn von mir, ſetzte ſie zweideutig hinzu. Ich küßte ihr die Hand. O mein Kind, ſagte ſie: ich konnte dein Schickſal nicht beſtimmen. Grüße ihn! — Den Freund ſeiner Jugend, oder Pleſſis? Ihre Miene war, als ob ſie ſich freuete, daß es auf Beide gehen konnte. Es kann nicht lange mehr dauren, meint man, und man iſt zu Paris. Die Beaujaulais haben einen prächtigen Wagen gekauft, ich glaube für das letzte Silberzeug, das ſie hatten, um ihren Einzug in Frankreich feierlich halten zu können. In Longwi ſoll die Freude des Volks über die Wiederherſtellung der Ordnung unbeſchreiblich geweſen ſeyn. Wohin es nun geht, weiß noch Niemand; man meint, gerade nach Paris.

Klairant, darf ich die einzige furchtſame Bitte noch hinzu ſetzen, dich der Gefahr zu entziehen, die dir drohen könnte? Vielleicht biſt du ſchon fort; vielleicht iſt meine Angſt vergeblich, die ich noch ſo lange tragen muß bis ich Briefe von dir habe. Ich kenne einen Ort, Klairant, in dem für dich Sicherheit und Glück wohnt, den Buſen deiner Klara. Ich zittere für dich, Klairant, ich zittere für dich; denn du kannſt nicht ſchweigen. Laß ſie, laß ſie doch ihre ausgedehnten Anſprüche, ſelbſt ihre ungerechten Forderungen ausführen! was geht das uns an? Laß ſie alle Macht, alle Gewalt wieder an ſich reißen! ſo lange ſie die Kunſt nicht verſtehen, uns unſere Liebe zu nehmen, ſo lange können ſie nicht ungerecht gegen uns ſeyn. Ich bitte dich, Klairant, geh ihnen aus dem Wege, und ſchweig!

Klairant an Klaren.

Ich ſitze noch immer an dem Krankenbette meines Oheims, und um mich her tobt der Krieg. Ich danke Gott für die Stimmung meines Gemüths; denn, ſey es wie es ſey: es iſt doch mein Vaterland. Chatillon iſt leer, in Pillon und Mangienne ſind nur noch Mädchen und Greiſe. Die jungen Leute liegen in den Wäldern. Wie die erſten Truppen ſich ſehen ließen (ich hatte es unterſagt, es meinen kranken Oheim merken zu laſſen), ſo öffnete ſich die Thüre; eine alte Frau, die einzige in der Abtei, trat mit einem todtenbleſchen Geſicht, mit großen offnen Augen voll Angſt, und mit ſchlotternden Knieen in das Zimmer. Ich ging heraus. Der Hof war voll Huſaren. Meine Herren, ſagte ich deutſch: ich erſuche Sie, hier auf dem Hofe doch ſo menſchlich zu ſeyn, das Lärmen zu vermeiden. Mein Oheim, der Prior dieſer Abtei, liegt auf den Tod krank. Alles was ſonſt zu Ihrer Bequemlichkeit ſteht, nehmen Sie Sich. Dort an der Chauſſee, das große Haus iſt das meinige; ſeyn Sie ſo gütig dem den Vorzug zu gönnen. Sie werden keinen Menſchen finden. Die Furcht hat ſie verjagt. Das alte Weib ſtand hinter mir. Ich gab ihr den Schlüſſel zu meinem Hauſe. „Meine Mutter iſt auf der Abtei. Schließe ſie den Herrn auf. Ich werde ſelbſt zu Ihnen kommen, ſo bald ich meinen kranken Oheim beſorgt habe.“ So ging alles gut. Ich bin fertig mit ihnen geworden. Die Hauptarmee bezog den Tag darauf ein Lager bei Pillon. Ich ſaß ruhig bei meinem Oheim. Meine Mutter hatte auf mein Zureden ihr Haus wieder bezogen. Ich ging ab und zu. Ueberall war es voll. Es geſchahen keine Unordnungen, als die der Krieg unvermeidlich macht. Ich mußte ſogar einige Officiere in der Kirche der Abtei umher führen. Man beſah die Bibliothek. Man ſchwatzte über unſre Konſtitution, die nicht mehr iſt. Man ſchimpfte auf die Ausgewanderten. Ich ſchwieg zu allem. So ging der Tag hin. Am andern Morgen kam denn endlich dein Bruder; Pleſſis kam, und mit ihm ein Haufen Ausgewanderter. Meine Mutter rief mich. Ich flog ihm entgegen. Ich verbeugte mich gegen ihn; denn man hatte ihn umringt. Herr dû Pleſſis, hob ich an.

„Nicht ſo, Klairant, nicht ſo!“ Er ſchlang ſeine Arme um mich. Meine Herren, rief er: dies iſt der Freund meiner Jugend, und ſoll ich Ihnen noch mehr ſagen? dieſer Mann hat den größten Theil meines Vermögens gerettet. Sie traten mit mir ein. Ich fragte, ob er in Pillon geweſen ſey. Er ſchüttelte den Kopf. Ich werd es noch oft genug ſehen, wenn alles gut geht, und, das fliſterte er mir zu: geht es nicht, ſo hab ich es ſchon viel zu viel geſehen. Ich brachte meinen letzten Wein, den ich hatte. Sie tranken auch deine Geſundheit, Klara. Er ging einen Augenblick zu meinem Oheim. Dann war er ein halbes Stündchen mit mir allein im Kloſtergarten. Wir vergoſſen beide Thränen. Ich fragte ihn auf ſein Gewiſſen über ſeine Hoffnungen. So, ſo! ſagte er: mich dünkt, man hat zu ſehr auf die Linientruppen gerechnet! Hoffnungen! Hoffnungen, Freund! Sie ſind das Glück des menſchlichen Herzens; allein bei wichtigen Dingen ſollte man thun, als ob keine Hoffnung in der Welt wäre. Sie machen verwegen, und dann, unerfüllt, mißtrauiſch. Ich kenne Dümourier nicht; allein man ſollte doch einem Manne nie alle ſeine Hoffnungen anvertrauen. Dann ſprachen wir von dir, Klara. Er ſchloß mich herzlich in ſeine Arme. O, ſagte er, und mit Innigkeit: und wenn mich mein Schickſal nichts gelehrt hat, ſo habe ich doch das gelernt, daß Freundſchaft mehr iſt, mehr thut, mehr giebt, als Politik. Ich ehre Eure Liebe; denn Klara war vielleicht die Einzige in Koblenz, die das allgemeine Unglück unſers Standes mit Gleichgültigkeit ertrug. Und ſelbſt ihre Thränen, die ſie um dich vergoß, waren ihr ſüßer, als unſere allerſüßeſten Hoffnungen. Wenn, wenn, ſetzte er gerührt hinzu: wenn mein Schickſal mit mir verſöhnt iſt, dann, Klairant, iſt dein und meiner Schweſter Glück meine erſte That!

Du kannſt leicht denken, Klara, wie mich das alles rührte. Er ging mit mir auf mein Zimmer. Wie er alle deine Möblen erblickte, lächelte er mir zu. Jetzt weiß ich, ſagte er: was dich ſo an Chatillon feſſelt. Ich ſah ihn ungern von mir ſcheiden. Ja ſchon einmal habe ich ihn im Lager aufgeſucht, ſo ungern ich auch unter den Menſchen bin, die mit Entzücken von dem Untergange ihres eigenen Vaterlandes reden. Man belagert Verdün. Auch Verdün wird übergehen, meinet dein Bruder. Ich habe eine ſehr ernſthafte Unterredung mit ihm gehabt, die denn freilich, wie alle Unterredungen der Art, uns erhitzten, ohne zu helfen. Er hofft noch immer, ob ich gleich ihn mit dem Geiſte der Nation, den er wahrlich nicht kannte, bekannt machte. Er will ſeine Hoffnungen nicht aufgeben, und erbittert ſich gegen ſeinen Freund, der ihn gern von dem Abgrunde losreißen möchte, auf den er zutaumelt.

Dieſer Feldzug koſtet dir und deinen Eltern? fragte ich. Viel, ſehr viel! antwortete er. „O bei Gott, Pleſſis! Ihr ſolltet an unmögliche Hoffnungen nicht die letzten Trümmer Eures Glückes verſchwenden. Wie? wenn dieſer Feldzug mißräth, und du ſelbſt benutzteſt die Möglichkeit nicht — wie? —" Dann, ſagte er bitter und ſpottend: dann ſetzen wir unſere Hoffnung auf dich. O, rief ich und ſchlug gerührt die Hände zuſammen: o bei Gott, dieſe Hoffnung würde Euch nicht betrügen! Pleſſis, Pleſſis, ich würde mein Leben mit dir theilen. — So weit, ſagte er kalt und fremd: ſo weit ſind wir noch nicht. Sieh, Klara, ſo iſt es, ſo iſt es ſelbſt mit Pleſſis! Er verſtand mich nicht; er verwarf dieſes Herz, das ihm entgegen kam, mit allem Stolze ſeines Standes. Sieh, Klara, auch in ſeinem Herzen liegt dieſer Stolz verborgen, ihm ſelbſt unbewußt vielleicht. Die leichteſte Berührung macht ihn lebendig. Und wie? frag' ich nun: wie? wenn er auch dann lebendig würde, wenn wir ihm alle unſere Hoffnungen anvertraut hätten? Nein, Klara, wir dürfen nichts hoffen, als von uns ſelbſt. Und wie, Klara, wie haſt du es ſelbſt angefangen, mich ſo zu lieben? ſo, ſo? Denn welch ein Unterſchied zwiſchen Pleſſis und dir. Er ſagt jedem, wenn ich bei ihm bin: Dies iſt der Freund meiner

Jugend! Allein, in dem Tone der Worte, in ſeinem Blicke dabei, liegt ich weiß nicht was. Sieh, das thue ich für dich! das ſagt ſein Ton und ſeine Miene. Ich ſoll es empfinden, was er thut, daß er mich erkennet. Wie ganz anders, Klara, wenn ich hier in einer Geſellſchaft dir erſcheine, würdeſt du rufen: mein Klairant! mein Geliebter! Es würde dir Ueberwindung koſten nicht ſo zu ſagen. Nein, Klara, er verſteht mich nicht, wie das meiſtentheils bei Menſchen der Fall iſt.

Verdün iſt über, und die Armee iſt über die Maas gegangen. Ich habe deinem Bruder Lebewohl geſagt. Er hofft noch länger in dieſer Gegend zu bleiben; denn das Korps, bei dem er ſteht, glaubt er, ſoll den Paß bei Biesme beobachten. Die Hauptarmee wird über Bar le Dûc vordringen. Meinen Oheim habe ich, ſo krank er war, nach Pillon bringen laſſen, wo ich mich ebenfalls jetzt aufhalte. Man hatte in die Kirche der Abtei ein Heumagazin gebracht. Unvorſichtigkeit zündete es an. Die Kirche brannte ab. Die Abtei iſt zwar gerettet; allein meinem Oheim kann der Schrecken das Leben koſten. Es waren Heſſiſche und Oeſtreichiſche Truppen, die hier lagen. Ich bin ruhig, Klara, ſo viel Mühe mir es koſtet. Iſt Ihnen etwas? fragte mich ein Officier, wie ich meinen Oheim von der Abtei herabtragen ließ. Eine Kleinigkeit, ſagte ich lächelnd: der Brand wird einem alten ehrlichen Manne wahrſcheinlich das Leben koſten! Der Officier war ſo gefällig mir einen Wagen anzubieten, um ihn transportiren zu können. Nun wohne ich zu Pillon. Deine arme Madame Drouet iſt auch in großer Gefahr geweſen, indeß ſie iſt glücklich gerettet. Huſaren kommen einen Morgen ganz früh nach St. Michel, um ihren Mann abzuholen. Er iſt nicht da. Man will es nicht glauben. Man droht. Madame Drouet verliert die Beſinnung, ſie hält ſich und ihre Töchter für verloren. Sie verläßt das Zimmer, und ſtürzt ſich in den Brunnen auf ihrem Hofe. Man hat ſie glücklich gerettet, und ſie ſoll wieder auf der Beſſerung ſeyn. Ach, die unvermeidlichen Grauſamkeiten des Krieges machen den Krieg zu einem entſetzlichen Ungeheuer. Wehe dem Herzen, daß dieſe Grauſamkeiten noch durch ein hartes Wort vermehren kann! Und nun dieſer Krieg, den nicht Ehrgeiz, nicht Eroberungsſucht, den die Rache führt! Oft ſchlage ich mitten in einem Geſchäfte die Hand an die Stirn, und frage mich ſelbſt, ob ich wache, ob ich unter Menſchen bin? Die jüngſte Tochter der Madame Drouet war hier. Wenn ſie den Unfall ihrer Mutter erzählte, ſo wurde ſie noch jedesmal bleich wie Kalk. „Und mein Vater war wahrhaftig, wahrhaftig nicht im Hauſe!" Sie beſchwor es noch mit ſo viel Eifer, als ob ſie noch von den Huſaren umringt geweſen wäre.

Ich höre das an, lächle, als ob michs nicht angeht, antworte kein Wort; und meine Bruſt liegt ſo voll Schmerz, ſo voll, daß ſie zerſpringen möchte. Was ſind doch alle menſchliche Hoffnungen?

Die Armee ſteht in Grandpré. Alle Dörfer ſind beinahe leer, wenigſtens die über der Maas. Die Wälder liegen alle voll Bauern, die bewafnet ſind. Man hofft nur auf einen entſcheidenden Schlag, um von allen Seiten loszubrechen. Es ſind abſcheuliche Wege. Ich habe Pleſſis einige Lebensmittel gebracht. Sie fehlen ganz. Einige Flaſchen Wein waren ihm am willkommenſten. Er begleitete mich nach Romagne, wo ich wegen des abſcheulichen Wetters bleiben mußte. Ich bat ihn, mit mir nach Chatillon zu gehen. Er ſchlug es ab. So zieht jeden ſein Schickſal. Da ſtehen ſie beide, Dümourier und die feindlichen Armeen an den Felſen und an den Höhen von Grandpré, wie zwei feindſelige Geiſter. Sie verlangen den Sieg, um Frankreich verderben zu können. Wer wird ſiegen? Ich danke dem Himmel, daß ich nicht mehr in Chatillon bin. Meine Mutter iſt auch hierher geflohen. Mein Vater läßt nichts von ſich wiſſen. Unzählbare Wagen gehen durch Chatillon zur Armee. Alles flieht nach Klermont in die Wälder. Iſt es doch, als ob der Himmel ſelbſt Frankreich mit einer Waſſerfluth verderben will, ehe es die hölliſche Rotte in Paris, oder der Feind thut.

Dümourier iſt geſchlagen, Grandpré genommen. Ich habe einen Zettel von deinem Bruder, und einen Brief an deinen Vater. Er verwünſcht ſein Leben. Er nennt Dumourier einen Verräther. Ich habe ihm Lebensmittel geſandt. Er iſt geſund, ſchrieb er mir. Ein halbes Wunder; denn zwei Drittel der Armee ſind krank. Es ſind Bauern zurück gekommen, die entflohen waren. Dümouriers Armee verſtärkt ſich mit jeder Stunde. Er zieht ſich gegen Chalons. Einige ſagen auch: er zöge ſich nach Flandern, um dort einen Einfall zu thun. Alles iſt voll Beſtürzung über das Vorrücken der Feinde. Auch Thionville iſt genommen, Lille und Landau. Eine Nachricht widerſpricht der Andern. Alles verwünſcht die Ausgewanderten. Das Mitleiden gegen ihr Geſchick, das ſich hin und wieder zu regen anfing, verwandelt ſich in glühenden Haß. O, Klara, es iſt mir, als ob ich oft den Allmächtigen ſehe, wie er die Welt in Trümmern ſchlägt. Es iſt mein Vaterland! Ach, Klara, ſoll ich gelaſſen zuſehn, wie der Feind — Entſetzlich! Ich gehe umher wie ein Mondſüchtiger! Ich lächle, wenn ich von Uebergabe unſerer erſten Feſtungen höre, wie ein Raſender. Nein, es iſt mein Vaterland! Und nun, da leſ' ich den Zettel deines Bruders. Auch er klagt über ſein unglückliches Geſchick. Sind wir denn alle unglücklich, oder iſt in dem entſetzlichen Sturze aller Dinge das Erlangen ſeiner Hoffnungen kein Glück mehr? Ich muß ſchließen.' Ich ſchließe unter dem Donner der Kanonen, der mit dem Geplätſcher des ſchrecklichen Regens und mit meiner Empfindung eine ſo entſetzliche Harmonie macht, daß ich — daß ich — Leb wohl, Klara! Weine über den Fall deines Vaterlandes, Klara! Und mitten unter dem Schmerze fühle ich dennoch, daß ich, wie ſehr ich, dich liebe! Klara, warum lebten wir beide zu einer Zeit, da ich, von deinem Arm umſchlungen, ganz dein, ganz glücklich, dennoch, dennoch ſeufzen muß? Warum muß ich meine Arme mitten unter den fallenden Trümmern meines Vaterlandes um dich ſchlagen? Warum muß ich klagen, da du mein biſt? Leb wohl!

Klairant an Klaren.

Unſer Schickſal, Klara, iſt entſchieden. Der König iſt gefangen, die Tugend geächtet; die Vaterlandsliebe wird eingekerkert, der Königsmord iſt beſchloſſen. Das Glück, das ſonſt die Rache ſanfter macht, die Wuth beruhigt, ſelbſt den raſendſten Zorn beſänftigt, hat ihn noch ſtärker entflammt, und treibt jetzt zu Verbrechen, welche die Menſchheit erſchrekken. Die feindliche Armee, von Elend ausgemergelt, zieht ſich von allen Seiten zurück. Verdün iſt ſchon wieder in den Händen der wilden Republikaner. Die Kanonade an den Ufern der Marne hat entſchieden. Seit drei Tagen ſteht die Armee der Deutſchen in unſerm Walde längs der Chauſſee, die der unaufhörliche Regen zu einem See gemacht hat, in welchem Wagen, Kanonen, mit elenden Pferden beſpannt, ſchwimmen. Da ſtehen ſie die Unglücklichen, ohne Zelte, ohne Lager, den Schlägen des Himmels ausgeſetzt, der taub gegen alles Bitten noch beſtändig mit Waſſerfluthen das unglückliche Land überſchwemmt, das jetzt der Schauplatz der Zerſtörung und wahrſcheinlich des blutigſten Bürgerkrieges werden wird. O Klara, Klara, du ſollteſt ſie jetzt ſehen, die Menſchen, die ich zu gewiſſem Siege mit Hofnungen, die noch größer waren, als ihre Stärke, hinziehen ſah. An dieſem zärtlichen Mitleiden fühle ich, daß ich dennoch mehr Menſch als Franzoſe bin.

Auch dein Bruder kam, Klara. Ach, Klara, nie mag ich den Augenblick wieder erleben, einen Menſchen in meine Arme zu ſchließen, der

der alles, alles, alles, auch die fernſte Hofnung, auch den Muth zur Hofnung verloren hat. Laß mich darüber hinwegeilen! Ich liebte ihn, und er war Klarens Bruder. Ach, nun bin ich doch wohl vom Elende umringt. Mein Vater iſt erſchoſſen, mein Oheim am Rande des Todes, meine Mutter von den wiederhohlten Schlägen des Schreckens krank, um mich her zehn Hoſpitäler, wo Tauſende hülflos jammern, und endlich in Paris eine Rotte, die ſich verſchworen hat, ihr Glück zum Stürze meines Vaterlandes zu nützen. O ſoll ich noch Unglück erleben, ſo gebe es mir mein Schickſal in dieſer Minute! Elender kann ich nicht werden als ich bin; und mit dem Schmerze, mit dem ich all mein jetziges Elend bezahle, mit dem Schmerze könnte ich eine Welt voll Jammer tragen.

Sieh, Klara, und wenn ich nun meine Hände aufhebe, der Himmel bleibt eiſern, meinen Bitten verſchloſſen. So geht eine Hofnung nach der andern hin, ein Faden meines Glücks nach dem andern reißt. Alle meine Gedanken rund um mich her kehren traurig wieder. O es iſt, als wolle der Himmel alle meine Hofnunzen, Gedanken, Wünſche, Begierden auf dich richten; alles ſoll für mich aufhören, damit du mir alles biſt. Was du meiner Liebe ſchon biſt, das ſollſt du allen Kräften meiner Seele werden, mein Alles, meine Welt. Gut dann, Klara! Mehr kann ich dich nicht lieben, als ſonſt; aber jetzt will ich dich einzig lieben. Alles hat aufgehört für mich zu ſeyn. Kalt und ruhig könnte ich mich jetzt an die Seite des Todes ſtellen, und ſehen, wie er die Welt entvölkert, wenn er nur dich verſchonte. Mein Mitleiden hat aufgehört, ſeit ich alles um mich her elend ſehe. Ich fange an zu glauben, daß Schmerz wie das Geſicht, ein Sinn des Menſchen iſt. Der Kampf iſt zu Ende, und der Sieg hat mein Vaterland zertreten.

— — —

Alles iſt ruhig um uns her, Klara, ruhig wie das Grab, wie eine ſchreckliche Einöde. Ich höre nichts mehr als die Seufzer meines Oheims, und die Klagen meiner Mutter. Ich erwarte nichts mehr, Klara, als noch einen Brief von dir, und den letzten Seufzer meines kranken Wohlthäters. Meine letzte Thräne falle dann in ſeinen Sarg! Dann fliehe ich mit meinem Vermögen zu dir, Klara, und in deinen Armen will ich vergeſſen, daß ich ein Menſch bin. In die tiefſte Einſamkeit will ich mit dir flüchten. Der Raum, den wir bewohnen, ſoll mein Vaterland ſeyn, du ſein Schutzgeiſt, dein Lächeln ſein Frieden, deine Freude ſein Reichthum. Klara, ich will, wie einen Traum, mein vergangenes Leben vergeſſen, ich will thun, als ob der Seufzer unſrer Liebe mein einziges Geſchäft, mein einziger Gedanke geweſen wäre. Schreib mir, Klara, ſchreib mir, wo du biſt. Unſer Schickſal iſt entſchieden. Wir wollen noch glücklich leben, der Rotte zum Trotz, die deinen Stand und dich ächtete, und deinem Stande zum Trotz, der unſere Liebe ächtete. Irgend ein Weg wird deine Briefe zu mir führen, und weißt du keinen andern Weg, ſo ſende meinen Brief durch einen Einſchluß an das Poſtamt zu Baſel, ſo wie auch dieſer eben denſelben Weg nimmt. Ach, Klara, wann werde ich endlich ſtatt der Seufzer der Sterbenden, die mich umringen, den Seufzer der Liebe wieder hören! Wann werd ich, als ein Unglücklicher, aus der Finſterniß meines Elendes in den belebenden Sonnenſchein deiner Liebe treten! Dein iſt die Entſcheidung. Ich erwarte deine Briefe mit der Ungeduld eines Unglücklichen.

— — — —

Das war der letzte Brief, den Klara von Klairant erhielt. Zwei Briefe von ihr waren ſchon verloren gegangen. Dieſen erhielt ſie in Koblenz, gerade zu der Zeit, da Küſtine den Einfall von Landau her in Deutſchland machte. Zu gleicher Zeit trafen die beiden unglücklichen Nachrichten, des ganz geſcheiterten Feldzuges an der Maas, und des Einfalls der Franzoſen, in Koblenz ein. Das Elend war unbeſchreiblich unter allen Franzöſiſchen Familien. Alle ihre Hoffnungen waren untergegangen, ſie ſahen dem ſchrecklichen Elende, einer völligen Hülfloſigkeit entgegen. Die ſchwankende Geſundheit von Klarens Mutter erhielt einen neuen und gewaltſamen Stoß durch dieſe Schreckensnachrichten. Pleſſis blieb in Flandern. Seine Briefe fingen an der einzige Troſt der unglücklichen Familie zu werden. Er ſchrieb ſeinen Eltern, daß es ihm gut ginge, daß er ſeine Bedürfniſſe durch eine glückliche Lage, die er erſand, beſtreiten könnte; und in der That rang er mit einer noch größern Hülfloſigkeit als die war, die ſeine Eltern niederdrückte. Seine Briefe, die alle heiter waren, richteten die Familie auf. Einer von ihnen, das war ihre Freude, lebte doch ohne Mangel. Klara ſchrieb an Klairant mit allen Gelegenheiten, die ſie finden konnte. Sie ſchilderte ihm ihr Elend. Nein, ſchrieb ſie ihm, ſo lange meine Eltern in dieſem Elende leben, ſo lange wird mich auch deine Stimme nicht aus ihren Armen locken. Sie bat ihm noch Geduld zu haben, bis ein günſtigeres Schickſal ihrem Elende eine beſſere Wendung gäbe. Sie erhielt keine Antwort von Klairant. Klairant hatte den Brief nicht erhalten.

Gerade um dieſe Zeit nahm Küſtine Mainz, und drohete ſelbſt Koblenz. Jetzt ſtieg das Elend aller Familien auf den höchſten Grad. Sie mußten Koblenz verlaſſen, Koblenz, das ſie reich gemacht hatten, und das nun ihrem bitterſten Feinde flehende Deputirte entgegen ſandte. Man drängte ſie. Viele verließen Koblenz, in das ſie mit mehreren glänzenden Wagen eingezogen waren, zu Fuße, im Winter, ohne zu wiſſen wohin; ſelbſt noch nach mehreren Jahren mit den Sitten des neuen Landes, in dem ſie nun leben ſollten, ganz unbekannt, und gänzlich unbekannt mit ſeiner Sprache.

Der Vikomte kam finſter und wortlos zu Hauſe. Er betrachtete mit gerunzelter Stirn ſeine ſchwache Frau. Endlich kam er denn mit der Nachricht hervor, daß Koblenz ihnen nicht länger Schutz und Sicherheit gewähren könnte. Die Vikomteß ſchlug die Augen gen Himmel und ſeufzte; Klara ſah ihre Mutter an, küßte ihr die Hand und weinte. Morgen müſſen wir reiſen! Man ſchwieg. Noch hatte der Vikomte etwas auf dem Herzen. Er ging mit ſich ſelbſt kämpfend das Zimmer auf und ab. Er reichte endlich ſeiner Gemalin die Hand. „Liebe Frau, ich geſtehe es, unſer Elend iſt groß; allein es iſt — größer, als du denkſt.“

O mein Sohn! o mein Bruder! riefen Mutter und Tochter zugleich, und ſanken laut ſchreiend einander in die Arme. Pleſſis lebt! rief der Vikomte. Nun ſahen Beide ihn erwartend an, was für ein Unglück er ihnen anzukündigen hätte. Unſer Vermögen iſt hin, hob der Vikomte zögernd an: wir werden Mühe haben uns ſelbſt zu ernähren. O es geht mir durch die Seele! wir müſſen unſre Domeſtiken abſchaffen. Klaren traten die Thränen in die Augen, und der Vikomte tröſtete ſie. Klara weinte nicht über ihre Jungfer, ſie weinte über Luzie, die ſie liebte, die ſie verlieren ſollte, und noch mehr, die nun unglücklich wurde. Indeß es war nicht anders. Noch mehr, Klara wurde von ihrem Vater erſucht, den beiden Domeſtiken ihre Trennung anzukündigen.

Der Bediente machte keine Umſtände. Er nahm ſeinen Lohn und ging. Luzie aber, da ſie Klarens Thränen ſah, fing ſogleich an zu weinen, und wie ſie den Auftrag ihres Fräuleins angehört hatte, ſo blieb ſie ſteif und feſt dabei, daß das nicht angehe. Sie ſchwor, ſie wolle Klaren nicht verlaſſen. Sie lief zum Vikomte, und ſetzte den in nicht geringe Verlegenheit durch ihren Entſchluß, bei Klaren zu bleiben. Klara erklärte dann endlich Luzien, daß man ſie nicht länger ernähren könne. Der Vikomte ſtampfte vor Verdruß auf den Boden. Luzie ſagte gerührt, daß ſie keinen Lohn verlange; ſie könne von dem, was ſie ſich im Dienſt erſpart hätte, eine Zeitlang leben; und dann, ſetzte ſie hinzu: habe ich ein Paar Arme, womit ich Sie, mein theures Fräulein, gegen den Hunger ſchützen will. Das nahm der Vikomte beinahe übel. Klara aber ſchloß ihr Mädchen zärtlich in ihre Arme. Ja, Luzie, ſagte ſie: du ſollſt bei mir bleiben, um die Wette wollen wir beide arbeiten. An Großmuth kann ich es dir nicht nachthun; aber an Liebe will ichs, an Liebe, meine Luzie, gewiß. Der Vikomte verließ das Zimmer. Er fühlte, daß er Klaren nicht tadeln konnte; aber er fühlte ſich doch erniedrigt durch dieſe Scene.

Am Abend wollte Luzie Klaren ausziehen, und ſie erhielt Trotz Klarens Sträuben, ihren Willen. Sie zog ſie mit einer ganz ungezwungenen Ehrerbietung aus. Dann aber fiel Klara über Luzien her, und es half nichts, ſie mußte ſich auch von ihr ausziehen laſſen.

Am andern Morgen fuhren ſie ab, den Rhein hinunter nach Weſtphalen zu. Auf der erſten Poſtſtation kam ein junger Burſche zu ihnen. Er näherte ſich dem Vikomte beim Ausſteigen, und bat ihn um Luzien, die er für ſeine Braut erklärte. Luzie geſtand mit Errötheu, daß ſie ihm ihr Wort und ihr Herz gegeben habe; allein die Liebe zu Klaren, ſagte ſie zögernd — mein Bräutigam iſt ja noch jung, ich auch. Nein, wir Beide können noch warten. Klara ſah mit großen Augen Luzien an. Sie nahm ſie allein. Luzie, liebſt du den jungen Menſchen? „Ja!“ Zärtlich? „Ja!“ Dann, dann, rief Klara: dann ſollſt du fort, ſollſt mit ihm. Wie? rief ſie und faltete die Hände: ich ſollte einen Augenblick dir das Glück verzögern, das Glück, um das ich allein ſeufze? Luzie, ich liebe auch. Ach, ich weiß was es heißt, einen Augenblick zögern. Fort! Fort! du ſollſt fort! Und Luzie mußte gehorchen; da ihr Klara noch oben ein vorſtellte, daß ſie ihr als Frau (Luziens Bräutigam war begütert) nützlicher ſeyn könnte als wie Geſellſchafterin.

Ja, ich weiß, ſagte Luzie: daß Sie meine Dienſte nicht annehmen werden! — O gewiß, Luzie! das werd' ich! — „So zeigen Sie es. Hier iſt das Geld, was ich mir geſpart habe. Nehmen Sie das.“ Klara lächelte, küßte Luzien: Warum nicht, Luzie? gieb! und zur Belohnung beſtelle dieſen Brief. Er iſt an meinen Geliebten, einen Bauer, mit Nahmen Klairant. Du findeſt die ganze Addreſſe auf dem Briefe. Klara umarmte das Mädchen, ſagte ihr Lebewohl, und nun flog Luzie mit aller heftigen Zärtlichkeit der Liebe ihrem Geliebten in die Arme, und hüpfte mit ihm nach Koblenz.

Das ſeltſame Mädchen! ſagte der Vikomte: ich wollte, ich könnte ihre Anhänglichkeit an uns belohnen. „Das hab' ich gethan, Vater!"— Womit? — „Ich habe dieſe Börſe mit Geld von ihr genommen." — Der Vikomte fuhr auf: Abſcheulich! das nennſt du Belohnung? He! Himmel! wen ſend ich nach? ein Domeſtik! und erzeigt mir eine Wohlthat! Das nennſt du Belohnung? — „Für das Herz dieſes Mädchens, mein Vater, gewiß. Und ich gäbe dieſe Börſe um viele Reichthümer nicht weg. O mein Vater, glauben Sie denn, daß von nun an in Frankreich kein Herz mehr menſchlich fühlen wird, weil der Adel aufgehört hat?" Der Vikomte befahl Klaren zu ſchweigen. Sie ſchwieg. Eine Schwachheit der Mutter zwang die Familie ſchon den Tag in einem kleinen Städtchen liegen zu bleiben. Von hier aus ſchrieb Klara noch ein Paarmal an Klairant; o was ſchrieb ſie ihm nicht! und erhielt keine Antwort. Sie ſchrieb an die Roſiere, und legte einen Brief an Klairant ein. Das arme Mädchen erhielt von der Roſiere Antwort, daß Klairant geſund und munter ſey, daß ſie ihm Klarens Brief gegeben habe, und daß er längſt würde geantwortet haben, wenn er nicht eine unglaubliche Menge Geſchäfte durch den Tod ſeiner Mutter ſich auf den Hals geladen hätte. Das war wieder ſo ein gutherziger Betrug der Roſiere.

Klairant, der arme Klairant, hoffte mit immer wachſender Ungeduld auf einen Brief von Klaren. Seine Mutter war geſtorben. Er verkaufte ſeine Beſitzungen, ſeine Geräthſchaften, unter dem Vorwande, ſich in einem andern Departement anzukaufen. Nun war er bereit, mit dem, was er zu Gelde gemacht hatte, und mit dem Nachlaſſe ſeines Oheims, ſobald dieſer todt wäre, und Klarens Brief ihn rieſe, nach Deutſchland abzureiſen. Er erhielt von Klaren nicht eine Zeile ſeit Ende des Auguſts, da ſie ihm zuletzt geſchrieben hatte. Drei Monate hindurch hoffte er von Tag zu Tag. Er ſchrieb. Die Briefe gingen bei der Unordnung, in welcher die Poſten am Rhein ſich damals befanden, bei den ganz ſeltſamen Wegen, die ſie laufen mußten, verloren. Seine Unruhe ward unerträglich. Er belud ſich mit einem Theile ſeines Vermögens; und nahm auf ein Paar Tage von ſeinem Oheim Abſchied. Er ging durch Wald und in unwegſamen Gegenden an die Gränze, und kam glücklich nach Trier. Von da flog er nach Koblenz. Hier hörte er, daß die Pleſſiſche Familie dieſe Stadt verlaſſen habe. Niemand wußte, wohin ſie war. Selbſt Pleſſis Wirth hatte Koblenz aus Furcht verlaſſen. Er hinterließ hier einen Brief an Pleſſis bei des Vikomte ehemaligem Wirth, worin er ihn bat, ihm ſobald als möglich von dem Aufenthalte Klarens Nachricht zu geben. Der Brief fiel erſt ſpäter in Pleſſis Hände, und Pleſſis beantwortete ihn eben ſo wenig, als er Klaren davon etwas merken ließ.

Gerade um dieſe Zeit, da Klairant in Deutſchland war, kam Klarens Brief an die Roſiere. Was ſollte die arme Roſiere machen? Die arme Klara jammerte in ihrem Briefe gegen die Roſiere über Klairants unbegreifliches Schweigen. Sie bat ſie, Klairant zu ſagen, er möchte ſchreiben, wenn er nicht bald hören wollte, daß ſeine Klara vor Gram geſtorben ſey. Und nun war Klairant gar fort, und alles was die Roſiere in Erfahrung bringen konnte, war, er ſey nach Paris gereiſt, um ſich dort die Erlaubniß auszuwirken, ſich in einem andern Departement ankaufen zu dürfen. Durfte ſie das der troſtloſen Klara ſchreiben? Sie ſchrieb alſo, was wir wiſſen, in der Hoffnung, daß Klairant entweder wiederkommen, oder von ſeinem neuen Wohnorte aus ſchreiben würde. Klairant kam zurück. Die Roſiere erſchrak nicht wenig, da der Brief an ihn von Klaren indeß verloren gegangen war. Sie ſchwieg alſo ganz, und Klairant konnte nicht ſchreiben, weil er nicht wußte, wo Klara ſich aufhielt.

Klara erhielt der Roſiere Antwort. „Geſund? munter? kann nicht ſchreiben wegen Geſchäfte?“ Ihr fror bei dieſem Briefe das Blut in den Adern. Sie erblaßte. Es iſt nicht möglich! rief ſie. Sie las. Da ſtand es in dürren Worten. Er iſt geſund, munter und ſo weiter. Da ſetzte ſie ſich hin, die Hände gefalten über dem Briefe, der in ihrem Schooße lag, den Kopf hintenüber gelehnt, die großen

Augen an die Decke des kleinen Kämmerchens gerichtet, in dem ſie ſaß und fror, und dachte darüber nach, bis ſich ihre Gedanken verwirrten, bis ihr Nachſinnen in eine dumpfe Gefühlloſigkeit überging, die ſich dann in einen Strom Thränen auflöſte. Sie ergriff die Feder, ſchrieb, ſchrieb, o man hätte können Steinen mit dieſen Klagen Thränen abpreſſen, und ſie zerriß den Brief wieder, weil ſie wiederum rief: Es iſt nicht möglich! Sie harrte von Poſttag zu Poſttag. Mit jedem Tage mehr ſchlich ſich auch ein Zweifel mehr ein, daß es dennoch wohl möglich ſeyn könnte. Dieſe Zweifel gruben ſich mit einer giftigen Spitze in ihr Herz. Dieſe Treue ſo belohnt! dieſe liebevolle himmliſche Treue! — abſcheulich! entſetzlich!

Sie ſchrieb zwanzig Briefe. Nicht einer ging ab. Das war ihr zu bitter; denn es war doch nicht möglich. Jenes war ihr zu demüthig. Soll ich um die Liebe betteln, die er mir entzogen hat? Nach einigen Wochen ſchon war ihre Verzweiflung ein ſtiller Gram geworden, der aber in ihrem Herzen mächtig um ſich fraß. Noch immer erhielt ſie keinen

Brief. Dieſe ungeheure Undankbarkeit machte eine ſeltſame Wirkung auf ihr Herz. Sie glaubte mit ihrem Gram der Spott ihres Vaters zu werden. Deshalb verſchloß ſie ihn. Nun ward ſie kalt und theilnahmlos. Eine Art von Menſchenhaß ſetzte ſich in ihrer Seele feſt, der ſich aber durch nichts anders äußerte als durch ihre Kälte. Sie ward nicht bitter, vielmehr that ſie noch zärtlicher, was ſie zu thun hatte, und mit einer immer gleichen Gefälligkeit. Nur in den einſamen Stunden der Nacht weinte ſie dem Undankbaren noch Thränen eines zärtlichen Andenkens und eines zerſtörenden Grams.

Auf einmal erſchien Toual wieder mit einem Briefe von Pleſſis. Ganz von ungefähr traf Toual den unglücklichen Franzoſen in Holland. Er redet ihn an. Pleſſis will ihm entwiſchen. Jener umarmt ihn, hält ihn feſt, drängt ſich an ihn, und das mit ſo viel Schonung, daß es ihm gelingt. Man redet vom Kriege, von Koblenz, von alten Geſchichten. Toual fragt nach dem Vikomte, nach Klaren. Eine hohe Röthe bedeckt ſeine Wangen, als er den geliebten Nahmen nennt. Mit Zittern fragt er, ob ſie verheirathet iſt. Sein Auge funkelt vor Freude, wie er hört Nein! Freudig ſchließt er den jungen Mann in ſeine Arme. Man verläßt ſich; man ſieht ſich wieder, und das Geſpräch kommt wieder auf Klaren. Touai fragt, ob Klara noch in Verbindung mit dem jungen Menſchen ſey, deſſen Briefe er geleſen habe. Pleſſis, von ſeinem Elende niedergedrückt, vergißt ſeines Freundes, denkt nur an ſeine Eltern, und ſagt: ich glaube, die Verbindung iſt aufgehoben. Touai ſchreit auf vor Freude, bittet um Pleſſis Beiſtand, entdeckt ihm ſeine noch immer heiße Neigung gegen Klaren, bietet ihm ſein Vermögen an. Pleſſis ſchlägt alle Unterſtützung aus. „Wenn Klara Ihnen Ihre Hand giebt, Touai, dann will ich mit Vergnügen Ihr Schuldner werden. Jetzt aber — Reiſen Sie, ich wünſche Ihnen Glück; ich hoffe bald von Ihnen Nachrichten zu hören.“

Touai kommt bei dem Vikomte an. Er bringt Briefe von Pleſſis. Man ſetzt ſich, man plaudert. Klara tritt ins Zimmer. Touai geht ihr entgegen, küßt ihre Hand. Klara erbleicht, zittert. Er wünſcht mit ihr allein zu ſeyn. Vergebens! Der Vikomte bleibt. Er wünſcht eine Anſpielung auf ſeine alte

Neigung.

Neigung. Vergebens. Der Vikomte behandelt ihn gerade wie einen Fremden, den man ein paarmal geſehen hat. Er war zu ſtolz, um ihm nur den leiſeſten Verdacht zu geben, er wünſche jetzt eine Verbindung mit dem reichen Touai. Klara iſt einige Augenblicke da, und verſchwindet. Touai, der wiſſen will, wie er mit dem Vater daran iſt, geſteht dem Vikomte offenherzig die Abſicht ſeiner Reiſe.

Meine Umſtände, Herr Baron, ſagt dieſer: ſind jetzt von der Art, daß ich überall auf Bedenklichkeiten ſtoße, die ich ſonſt nirgend ſah. Ich wünſchte ehedem unſere Verbindung mit Ihnen. Damals war ich, wenigſtens noch in der Hoffnung, ſehr reich. Jetzt bin ich ein Bettler! Ich weiß nicht, ſoll ich ſagen, ich wünſche eine Verbindung mit Ihnen oder nicht? Unterſtützen, mein Herr, werd ich Sie jetzt auf keinen Fall, ſo ehrenvoll auch Ihr Antrag für meine Familie iſt. Meine Tochter iſt frei.

Touai verbeugte ſich. Darf ich Ihre Tochter allein ſehen? Das ſetzte den Vikomte in Verlegenheit. Er hatte nur Ein Zimmer. Er ſtand auf, ging, und nach einigen Augenblikken erſchien Klara zitternd wie eine Verbrecherin. Der Anblick verſprach Touai nichts gutes. Eine Verſicherung Ihres Bruders; meine Freundin, daß Ihre ehemalige Verbindung abgebrochen iſt, führt mich aufs neue zu Ihren Füßen, ſo fing der Baron an. Klara ſah ihn mit ſtarren Augen an. O nun war es gewiß! Ihr Bruder weiß, daß Klarens Verbindung mit Klairant abgebrochen iſt. Nun iſt alles heraus. Touai ſteht vor ihr und wartet auf ihre Antwort. Klara ſteht da, mit den erſchrockenen Augen, mit den kalten Wangen. Sie hebt beide Hände in die Höhe, und ruft: Es iſt abſcheulich! o es iſt entſetzlich. Ach! mein Herz hatte Recht! Nun iſt es möglich, daß ein Kind ſeine Mutter mit kaltem Blut ermordet, und bei ihrem Röcheln laut jauchzt. O Gott! o Gott! Ihre Arme ſanken nieder, ſie ſelbſt auf einen Stuhl, große Thränen drängten ſich aus ihren Augen. Sie ſchien vergeſſen zu haben, daß Touai vor ihr ſtand.

Touai zog ſich einen Stuhl zu dem ihrigen. Er nahm ihre Hand. Iſt es wahr, fragte er: daß Ihre Verbindung abgebrochen iſt? — O nur zu wahr! rief Klara aus der Fülle ihres Herzens. Touai that jetzt ſeinen Antrag. Klara ſah ihn an ohne ihm zu antworten. In dem Augenblick ſchwebten ihr tauſend Gedanken vor. Eine Verbindung mit Touai rächte ſie an dem Unwürdigen, rettete ihre Eltern. Dieſe beiden Gedanken flogen in tauſend verſchiedenen Bildern durch ihre Seele. Eine ganz leiſe Stimme, deren leiſer Laut aber wie ein Pfeil ſie durchdrang, erhob ſich noch immer zu Klairants Vortheil. Es war, als ob Klairant im Inneren ihrer Seele lag und ſeufzte: ich bin nicht untreu. Sie ſah Touai immerfort an, ohne zu antworten. Dieſer lächelte über das ſonderbare Anſchauen. Klara lächelte mit. Darf ich dieſes Lächeln zu meinem Glück deuten? fragte er. Keine Antwort! Touai drückte Klarens Hand, ſie fuhr aus ihrem Traume auf. Er fragte noch einmal, ob Klara ihn glücklich machen wolle? Ein neuer Kampf erhob ſich in Klarens Seele, der ſich wieder, wie der vorige, mit einem Abſcheu gegen jede neue Verbindung endigte.

Nein, ſagte ſie, und zog ihre Hand aus Touais Händen: es iſt abſcheulich, es iſt unerhört! Nein, Herr Baron, bin ich betrogen, ſo bin ichs für mein ganzes Leben hindurch; ſo iſt mein Zutrauen hin, meine Liebe todt, mein Wohlwollen zerſtört. O, rief ſie mit lauter Stimme, mit allen Zeichen des Abſcheues: ſo bin ich um alle meine Tugenden betrogen! Nein! nein! ſo will ich betrogen ſeyn, ohne zu betrügen! nein, ſo will ich das Denkmal der unmenſchlichſten Undankbarkeit, einer barbariſchen Untreue ſeyn, und zugleich der Beweis der unerſchütterlichen Treue! Nein, Herr Baron! mein Vater hat mir geſagt, was Sie von mir wollen. Nein, es iſt unmöglich. Muß ich aufhören, den Einzigen zu lieben, o welcher Mann kann dann je fodern, daß ich ihn lieben ſoll? Nein! nein! aufhören ihn zu lieben, das würd ich nicht können; aber haſſen müßt ich jeden andern Mann, um mich zu rächen. Nein! nein! Sie verſank in einen ſtillen, ſtummen, verſchloſſenen Kummer. Eine Thräne nach der andern rollte über ihre Wangen. Touai fing noch einige male an zu reden; allein ſie hörte nicht, und ſie ſaß noch ſo da, wie der Vater wieder ins Zimmer trat.

Der Baron verſicherte nachher dem Vikomte, daß er nicht alle Hoffnung aufgäbe, Klarens Hand zu erhalten. Nach einigen Beſuchen aber, da ihm der Vater alle Gelegenheit gab, mit Klaren allein zu ſeyn, ſah er, aus ihren Worten und ihrem Betragen wohl, daß ihre Liebe zu Klairant ſchlechterdings unbeſiegbar war. Jetzt, Herr Vikomte, ſagte er einen Abend zu dem Vater, da er allein mit ihm war, dank ich Ihnen für die Güte, die Sie hatten, mir die Hoffnung auf Ihrer Tochter Beſitz zu erlauben. Ich gebe nun freiwillig dieſe Hoffnung auf. Ihre Tochter liebt, und dieſe Liebe iſt die Quelle ihres Lebens, das Rad, das ihr Daſeyn treibt, geworden. So viel ich gemerkt habe, Herr Vikomte, ſo iſt ein Mißverſtändniß zwiſchen den beiden Liebenden, das ich nicht kenne. Wenn Ihnen das Leben Ihrer Tochter lieb iſt — Der Vikomte lächelte bitter. „Wiſſen Sie denn, daß der Menſch ein Bauer iſt?“ — Das weiß ich! — Meinen Sie vielleicht, weil ich jetzt ein Bettler bin, daß ein Bauer —“ Herr Vikomte, ſagte Touai beſtürzt: ich wollte Sie nicht beleidigen; allein ich glaube, Ihre Tochter iſt in Gefahr, ein Opfer einer unüberwindlichen, und doch auch einer ſehr natürlichen Leidenſchaft zu werden Der Vikomte lachte bitter. „Natürlich alſo? Sie halten es für natürlich, daß eine Pleſſis einen Bauer liebt? Ich nicht, mein Herr; und darum halt' ich eben dieſe Leidenſchaft für eine Poſſe, die das falſche Mitleiden einer ſchwachen Mutter, eines thörichten Bruders, empfindſamer Kammermädchen, und nun wieder auch Ihr Mitleiden, Herr Baron, dem Mädchen als eine Tugend aufſchwatzen. Ich weiß, Herr Baron, was einer Pleſſis natürlich iſt."

Poſſe, Herr Vikomte, oder nicht. Dieſe Poſſe kann Sie wenigſtens um Ihre Tochter bringen. — „Die Krankheit dauert nun ſchon drei Jahre ohne Gefahr, Herr von Touai: und Gefahr oder nicht Gefahr! davon iſt die Rede nie. Hier iſt die Rede davon, was ich meiner Ehre ſchuldig bin." — Die Ehre beurtheilt Jeder aus ſeinem eigenen Geſichtspunkte, alſo auch Sie, Herr Vikomte; aber ob die Ehre Sie am Sarge Ihrer Tochter tröſten wird:

das, dünkt mich, wäre die Hauptfrage. Beſonders jetzt, Herr Vikomte, da Ihr Rang, wenigſtens jetzt, von Ihrer Nation nicht anerkannt wird, das Glück einer Tochter dieſem — „Herr Baron, es iſt grauſam, eines Unglücklichen ſpotten, ihm das letzte Gut verkümmern, das ihm das Schickſal gelaſſen hat, meine Ehre.“ — Nein, Herr Vikomte, das Schickſal hat Ihnen mehr als das gelaſſen: zwei Kinder, deren Glück Sie über jeden Verluſt tröſten ſollte, und die Sie alſo glücklich machen ſollten, um glücklich zu ſeyn; und dann, Herr Vikomte, erlauben Sie, daß ich auch von mir ein Wort rede, dann hat Ihnen das Geſchick einen Freund gelaſſen, der Sie anbeten würde, wenn Sie ihm erlaubten, das Elendeſte was er hat, ſein Vermögen, mit Ihnen zu theilen, da es das Schickſal ihm verbietet, Sie Vater zu nennen. Der Vikomte ſprang auf: Kein Wort mehr davon, Herr Baron. Ich bin noch nicht arm genug, um mich beſchimpfen zu laſſen. Was ich Ihnen verſpreche, ſetzte er bitter hinzu, iſt das: wenn ich Allmoſen ſuche, ſollen Sie der Erſte ſeyn, bei dem ich anfange, dies ſchändliche Handwerk zu treiben.

Der Baron verbeugte ſich und ging. Er machte noch einige feine Verſuche den Vikomte mit Geld zu unterſtützen. Sie ſchlugen fehl; und Toual, nachdem er einem Bekannten in dieſem Städtchen den Auftrag gegeben hatte, ihm von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Zuſtande der Familie zu geben, reiſte ab. Wirklich fing der Vikomte an den Mangel zu fürchten. Seine meiſten Koſtbarkeiten waren verſchwunden; kleine Summen Geldes, die ihm allein noch übrig geblieben, reichten nach ſeiner Rechnung kaum noch einige Monate zu dem Unterhalte ſeiner Familie. So groß der Kummer des Vikomte auch war, ſo ließ er ſich dennoch mit Klarens Gram nicht vergleichen. Verlaſſen von Klairant, voll Vorwürfe über den Kummer ihrer Eltern, die ſie hätte retten können, verfloß ihr Leben unter einem unbeſchreiblich bittern Grame. Da kam endlich der unglücklichſte Tag — Doch wir wollen nicht wiederhohlen, was Klara ſelbſt ſchreibt.

Klara an Klairant.

Mit einer ſchwachen Hand, Klairant, Klairant, den ich immer noch liebe! ergreiſe ich die Feder. Nein, Klairant, ich will nicht um deine Liebe bitten — ach, es wäre doch zu ſpät. Der Gram hat die beſten Faden meines Lebens ſchon zernägt — nein, ich will noch einmal den Troſt haben an dich zu ſchreiben, um dir, ehe ich ſterbe, Lebewohl zu ſagen. Wir ſind unglücklich geworden, und deine treue, deine ehemalige geliebte Klara auch. Wir flohen von Koblenz, wie ich dir das ſchrieb. Mein größtes Elend war, daß ich keine Antwort von dir erhielt. Ach noch größer ward es, wie mir die Roſiere ſchrieb, du könnteſt mir nicht ſchreiben, wegen Geſchäfte, Klairant!

Endlich, endlich, da mir Touai ſagte, du habeſt deine Treue gebrochen, ſieh, Klairant, da zerbrach mein Leben mit deiner Liebe, mit meinem Herzen, mit meiner letzten einzigen Hoffnung, ach! mit meiner ganzen Seele. Das übrige, was nun noch kam, noch kommen ſollte, vielleicht noch kommt, ach! Klairant! wenn ich es überlege, ſo ſind es doch nur Kleinigkeiten, die ich mit Thränen bezahlt haben würde.

Touai reiſte ab, Klairant, und wir wurden immer ärmer. Mein Vater mußte zuletzt eine Börſe mit Geld angreifen, die mir meine Luzie gegeben hatte. Ich arbeitete heimlich, ſo viel ich konnte. Viel war es nicht; aber es freute mich doch, ſo wenig es war. Da kam endlich, endlich, Klairant! der Tag, der unglückliche Tag. Ach, Klairant! ich dachte, ich hätte keine Thränen mehr, ich hätte keinen Ort in meiner Seele mehr, wo ich Schmerzen fühlen könnte, und doch! —

Wir ſitzen einen Tag, wir drei, gegen einander über und ſeufzen. Ich ſtricke und denke an dich, ach! wie es möglich geweſen war, daß du deiner Klara untreu werden konnteſt. Da pochts an unſer Stübchen. Ein Burſche bringt meinem Vater ein Billet. Er lieſt, ſchüttelt ängſtlich mit dem Kopfe, geht hinaus, ſchreit auf. Meine Mutter eilt hinaus, ich fliege hinter her. Da ſteht, ach Klairant, Klairant! es muß doch eine Ewigkeit geben, wo du mich wieder lieben wirſt, und wo meine Mutter ihre Kinder glücklich ſehen muß! ja, es muß eine geben! da ſteht — mein Bruder, baarfuß, in einem zerriſſenen Rocke, bleich, gelb, mit hohlen Augen, blauen Lippen, zitternd vor Froſt, ohne Strümpfe, ohne Hut, mit niedergeſchlagenen Augen. Meine Mutter war zu Boden geſunken. Ich ſtürze mich neben ſie auf die Erde, verberge mein Geſicht in ihrem Schooß; ach! herzlicher hat niemand um Leben gebetet, als ich um den Tod.

Mein Vater weinte laut. Ach dieſe Stimme, dieſe weinende Stimme meines Vaters, die ich noch nie gehört hatte, ſie zerſchneidet meine Seele in tauſend Stücken. Wäre Touäl da geweſen, o auf meinen Knieen hätte ich um ſeine Hand, um die Stelle ſeiner Beiſchläferin gebeten. Ach, ich ſprang auf, ſtürzte zu den Füßen meines Vaters, klammerte mich um ſeine Kniee; ich ſchrie laut, um nur dieſe ſchreckliche Stimme des Weinens nicht mehr zu hören!

— — — —

Ach, Klairant, Mitleiden ſollſt du mit Klaren haben, wenn auch meine Liebe ganz vergeſſen iſt. Ich will weiter erzählen. Da lag meine Mutter am Boden. Da ſtand mein Bruder; ach! die ſchreckliche Geſtalt! frierend, daß man das Stoßen der Zähne hörte, auf einer Stelle, ohne aufzublicken. Er zitterte entſetzlich. Ich ſchleppte mich auf meinen Knieen zu ihm. Pleſſis! ſchrie ich: da kam er zu ſich. Ich wollte, ſagte er in laugen Abſätzen: ich wollte Euch — noch einmal — ſehen — ehe ich ſterbe! Da ſah er ſeine Mutter, er ſtürzte ſich an ihrer Seite auf ſeine Kniee, und küßte ihre Hand, und fragte mich: wann iſt ſie geſtorben? Klairant, das alles war ſo ſchrecklich, ſo ſchrecklich, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Ich ſprang in das Zimmer, fiel da vor einem Krucifix nieder, und rief: o erbarme dich, und nimm mir meinen Verſtand. Da lag ich. Mir war es, als ob ich die Beſinnung verlöre. Da brachte mein Vater und Pleſſis meine Mutter in das Zimmer, und aufs Bette. Nun befahl mein Vater mir, meinem Bruder Zeug von dem ſeinigen zu geben. Ich hörte nichts. Er gab es ihm ſelbſt.

Meine Mutter kam wieder zu ſich, wie mein Bruder ſchon angekleidet war. Er lächelte, mein Vater auch, um meine Mutter zu täuſchen. Ich mußte fort; denn ich hätte jetzt nicht lächeln können, und wenn mir jemand geſagt hätte, du liebſt mich noch.

Nun erzählte dann mein Bruder ſein Schickſal. Ach, Klairant, Klairant! wir hatten dagegen gar nichts gelitten. Sieh, meine Mutter durfte von allem dieſem nichts erfahren. Nun ſaßen wir da und hielten Rath, wie es nun werden ſollte. Ach, Klairant, unſer Elend iſt unbeſchreiblich groß. Luzie hat mir ſchon mehreremale Geld geſchickt. Wir hätten verhungern müſſen, wenn wir nicht ein paarmal Summen von unbekannter Hand erhalten hätten. Mein Vater nahm ſie, ſo viel Ueberwindung es ihm auch koſtete.

Ach, ſogar von dem letzten Andenken von dir habe ich mich trennen müſſen Ich benetzte den Ring erſt lange mit meinen heißen Thränen, ehe ich ihn hingab, um meiner Mutter einen Wagen zu ſchaffen, auf dem ſie fortgeführt werden konnte. Wir haben wieder eine kleine Summe Geld erhalten, ich glaube von meiner Luzie aus Koblenz. Das Geld iſt in ein Papier gewickelt, auf dem noch ein paar Worte ſtehen, ach ich wollte ſchwören, es wäre ihre Hand, ihre wohlthätige Hand, die dieſe Worte geſchrieben hat. Von dieſer Summe iſt Pleſſis ausgeſtattet, und er hat uns verlaſſen. Er ſteht am Rhein bei Condé. Wie er ging, Klairant, ſo erzählte er mir von dir, von dir: wie er eben ſo gekleidet, ohne Schuhe, ohne Wäſche zu dir nach Chatillon gekommen, wie du ihm dein einziges Paar Schuhe gegeben, wie du mit ihm deine Wäſche getheilt, wie du ihm Geld aufgedrungen, wie du an ſeinem Halſe geweint, gejammert haſt.« Das erzählte er mir mit Thränen in den Augen. Ach Klairant, ich erkannte dich an dieſer zärtlichen Empfindung, an dieſem ſchönen Mitleiden!

O Klairant, da ſchreib ich an dich, als ob als ob, — o Gott! ich kann es nicht ausſchreiben! Ach, Klairant, wie oft, wie oft hat dich mein Herz vertheidigt! wie oft hat dich meine ganze Seele unſchuldig genannt! und doch — dein Schweigen — Mein Bruder ſelbſt will nicht mit der Sprache heraus. Ach! Klairant, zuweilen fürcht ich, daß du unglücklich biſt, und daß man mir es verſchweigt, und mit deiner Untreue dein Unglück beſchönigt. Nein, Klairant ſei mir lieber untreu, als — Untreu? ach nein, Klairant!

Da will ich meine lange Verzweiflung noch einmal mit einem ſüßen Wahne beſänftigen! Sei was ſei! biſt du unſchuldig, Klairant; ſo biſt du unglücklicher wie ich, und biſt du mir untreu, ſo — dieſer Brief ſoll dich nicht an deine Schwüre mahnen; er ſoll dich an nichts erinnern, nicht einmal an das Elend, worein Klara verſunken iſt; denn biſt du untreu, ſo kennſt du mein Elend ohne meine Klage. Nein, Klairant, dieſer Brief iſt mein eigenes Bedürfniß. Ich habe ſchon oft an dich geſchrieben, ich fühle mich zuweilen während des Schreibens ruhig. Wenn meine Hand oft den Namen, Klairant, malt, ſo täuſcht ſich meine Seele ſelbſt mit den Traume voriger Zeiten. Ich habe die Briefe wieder zerriſſen. Auch hat vielleicht dieſer daſſelbe Schickſal. Biſt du unſchuldig, ſo würde mein Schreiben dich ſehr unglücklich machen, und wärſt du ſchuldig. — O Klairant, ich habe dich zu lieb, als daß ich eine ſpottende Miene, mit der du den Brief etwa läſeſt, auf dein Herz laden möchte. Sieh, ſo ſchreib ich an dich, tröſte mich, täuſche mich und zerreiſſe die Briefe wieder, um minder unglücklich zu ſeyn, und um dich nicht unglücklicher zu machen.

Nein, Klairant, ich will dir nichts als Lebewohl ſagen. Wir gehen von hier über Heidelberg, wir wiſſen nicht wohin. Ich ſitze hier in Weinheim, in einem elenden Stübchen, und ſchreibe an dich. Sieh, wie ich an dich erinnert wurde. Hier gerade am Wirthshauſe über einen Bach hinüber und an demſelben weg führt ein Weg in den Odenwald: nach der Beſchreibung des Wirths, die rauheſte, die unbeſuchteſte, die wildeſte Gegend in ganz Deutſchland. Ich ging dann ein halb Stündchen ins Gebirge hinauf. Der Weg ging auf lauter Fels immer neben dem Bache in den dicken Wald hinauf. Endlich ſetzte ich mich ermüdet auf einen Stein. Die ganze Gegend war todt um mich her. Ueberall war ich von Fels und Gebirge eingeſchloſſen. O, ſagte ich, könnte ich um mich her durch unergründliche Schlünde die ganze Welt von mir abſondern! könnte ich allein — bei dem Worte allein ſchob mein ſchwaches Herz mir dein Bild unter. Ich verlor mich in jenen ſüßen Träumen, die ehedem mein Glück ausmachten, und deren Wirklichkeit ich mit ſo vieler Gewißheit hoffte. Ach, noch heute machten ſie mich glücklich, Klairant. Denn o was wäre der Liebe nicht möglich zu glauben? Er iſt unſchuldig! rief mein Herz. Er hatte Geſchäfte! ſeine Briefe gingen verloren!

ren! Er hat dich geſucht! er hat meine Briefe nicht bekommen! Ich vergoß Freudenthränen über mein Gefühl, in dem der Schmerz doch einmal nicht die Hauptempfindung war.

Nun ich zu Hauſe bin, nun iſt es wieder dahin; ich bin wieder die verlaſſene Unglückliche, die getäuſchte Liebende. O ich möchte jetzt den Brief zerreißen!

— — — —

Nein, Klairant! du ſollſt ihn haben. Er enthält meinen Abſchied, mein Lebewohl auf immer von dir. Auf immer nicht! es iſt eine Zeit, es kommt der Augenblick, wo die Welle der menſchlichen Allmacht ſich bricht, und wo auch das Herz, das wankelmüthige Herz Treue lernen wird, und verzeihen! Klairant, verzeihen lernt ein gebrochenes Herz. Ach, Klairant, ich wollte die ganze Welt hätte mich beleidigt, um die Freude zu haben, ihr verzeihen zu können. Daß ich dir verzeihen ſoll, daß ich Klairant mein Elend zu verzeihen habe, ach! das thut mir allein weh! Ach, wenn man ſo bleich iſt, ſo matt, ſo hohläugig, ſo ſanft wie ich, da iſt Verzeihen nicht ſchwer. Das Grab beſänftigt alle Leidenſchaften, nur die Liebe nicht. Denn ach! die fühlt mein Herz dann am meiſten, wenn es bricht. So leb wohl, Klairant! Ich gebe dieſem Brief meinen Segen, meinen Abſchiedskuß mit. Von nun an ſollſt du nichts wieder von mir hören. Mein letzter Seufzer ſoll noch deinen Nahmen nennen.

Der Poſtmeiſter hier hat meinen Thränen verſprochen, dieſen Brief auf jeden Fall in deine Hände zu bringen. Glauben Sie mir, ſagte ich ihm mit thränenden Augen, wie ich ihn fragte, ob er den Brief ſicher zu dir ſchaffen könnte: an dieſem Briefe hängt mein Leben, der Segen eines Sterbenden, die letzte ruhige Minute eines Menſchen. Er ſah mich an, er ſchwor mir, den Brief in deine Hände zu bringen. Alſo, Klairant, leb wohl! Deine Klara ſagt dir: Leb wohl! Sieh, jetzt falt ich meine Hände, und bete für dich, Klairant!

— — — —

Mein Klairant, leb wohl! Gott ſegne dich!

Dieſer Brief kam denn endlich in Klairants Hände. Der Poſtmeiſter hatte Klarens Thränen Wort gehalten. Klairant lebte bis dahin in einer Unruhe ohne Gleichen. Nicht eine

Zeile von Klaren. Er hatte mehreremal an des Vikomte Wirth nach Koblenz geſchrieben. Jetzt ſchlich er ſich ſelbſt mit den Briefen nach Trier, wohin er auch immer einen Theil ſeines baaren Geldes trug und es dort niederlegte. Er bekam Antwort: man wüßte nicht, wo Pleſſis wären. Seine Unruhe vermehrte ſich mit jedem Tage. Zuletzt fing er ſogar an Klaren des Wankelmuths zu beſchuldigen. Mit Zähneknirſchen ſaß er an dem Bette ſeines Oheims, der mit jedem Tage ſchwächer wurde. Längſt wäre er nach Deutſchland geflohen; ſein Oheim war die Kette, die ihn hielt. Endlich erhielt er Klarens Brief. Er erkannte ihre Hand. Seine Bruſt ſchlug hoch, ſein Auge füllte ſich mit ahnenden Thränen. Ach, rief er zögernd, und betrachtete den Brief: was wird er enthalten? Er erbrach, er las. Gleich die erſten Zeilen ſchmetterten ihn nieder. Seine Angſt ward unerträglich. Ein Gewirre von Gedanken, Entſchlüſſen, Schmerz und Angſt ergriff ihn. Seine Seele flog ſchon längſt mit einem zerſtörenden Schmerze den Weg nach Klaren, da ſein Körper noch bewegungslos daſtand. Er wußte nicht, wozu er greifen ſollte: er wußte bloß, daß er zu Klaten wollte. Mechaniſch ging er zu ſeinem Oheim ins Zimmer. Der alte Mann warf einen Blick auf ihn. „Klairant! Klairant! was iſt dir? haſt du endlich Briefe von Klaren? Was macht ſie? wie gehts meinem alten Freunde, dem Vikomte?“

Klairant reichte ſeinem Oheim den Brief. Er lächelte. „Lies mir vor, Klairant!“ Klairant las, las ſchluchzend, unterbrach hundertmal ſich ſelbſt mit wüthenden Ausrufungen, nannte ſich einen Elenden! einen Barbaren! Er kniecte im Zimmer, er bat den Himmel, nur ſo lange Klarens Leben fortzuſpinnen, bis er in ihren Armen ſterben könnte, um ſie zu überzeugen, daß er nichts als ſie geliebt hätte.

Der Prior rief ihn endlich ans Bett. Gieb mir einen Kuß, mein Sohn! ſagte er bewegt zu ſeinem Neffen. Klairant beugte ſich über ihn, und drückte ſeinen Mund auf die blaſſen Lippen des Alten. Nun reiſe, ſagte der Prior: reiſe nun mit Gott! Ich kann allein ſterben, und du kannſt Klaren noch retten! Kaum war das Wort heraus: retten, da rief er mit Gewalt: retten! Klara! retten! Der Oheim ſtreckte die Arme nach ihm aus. Klairant! rief er: Klairant, leb wohl! wir ſehen uns nicht wieder! Klairant warf einen lächelnden Blick auf ihn, drückte ſich in ſeine Arme, riß ſich dann los und flog hinaus nach Chatillon. Er hohlte das Vermögen ſeines Oheims aus dem Garten hervor, und ſo beladen mit Gold war er am andern Morgen ſchön über der Gränze. In Trier nahm er den Reſt ſeines Vermögens zu ſich. Er addreſſirte es nach Heidelberg an ſich ſelbſt. Dann ging er den kürzeren Weg über dem Hundsrück nach Manheim zu. Die Leidenſchaft gab ſeinem Körper ungeheure Kräfte. In kurzer Zeit hatte er einen großen Weg zurückgelegt. Er lief mehr als er ging. Wer ihm begegnete, hätte ihn für verrückt halten können. Seine Blicke ſtarrten vorwärts. Er dankte nicht, wenn er gegrüßt ward; er ſah den Vorübergehenden nicht. Endlich war ſeine Kraft nahe bei Lautern erſchöpft. Er ſank an einer Thierhüter-Hütte*) nieder, die mitten im Walde ſtand, nahe bei der alten verfallenen Burg Hoheneck. Vergebens ſuchte er ſich wieder aufzuraffen; er ſank wieder an der Hütte hin. Klara! rief er ängſtlich: Klara! hier bin ich.

*) Garde de Gibier.

Auf das Geſchrei kam der Thierhüter aus der Hütte hervor. Er betrachtete Klairant einige Augenblicke. Mich durſtet! lallte Klairant. Der Mann brachte ihm einen Trunk Waſſer. Klairant trank, und jetzt fühlte er die Erſchöpfung aller ſeiner Kräfte. Mit Hülfe des Thierhüters ſchwankte er in die Hütte hinein. Hier ſank er auf ein Strohlager, und nach einigen Minuten ſchon ſchlief er feſt und ruhig. Wie er erwachte, klagte er über Schmerz in den Füßen. Der Alte wuſch ſie ihm. Klairant mußte nun von ihm eine Erzählung anhören, wer er ſei, wie die Franzoſen ihm die Fenſter in ſeiner Hütte, all ſein Hausgeräth zerſchlagen, wie ſie ihn ſelbſt mißhandelt hatten, weil er ihnen keine Lebensmittel hatte ſchaffen können. „Wo ſollt ich ſie hernehmen? Ich wohne hier im Walde ganz von allen Menſchen abgelegen. Was ich gebrauche, muß ich mir von den benachbarten Dörfern einkaufen.“ Klairant gab dem Mann zwei Laubthaler, um den Unfug ſeiner Landsleute wieder gut zu machen. Jetzt ward ſein alter Wirth noch geſprächiger. Er erzählte ihm nun ſeine Familiengeſchichten, den Tod ſeiner Frau, die er ſehr lieb gehabt habe; und darum, ſetzte er hinzu: wohne ich hier gern, abgeſondert von allen Menſchen; hier kann man recht nach Luſt traurig ſeyn.

Abgeſondert von allen Menſchen! wiederholte Klairant. Hier ſollt' ich wohnen! — Von Herzen gern! meinte der Alte. Er wäre den Tag über ſelten zu Hauſe, und des Nachts könnte er in dem Kämmerchen hinten ſchlafen, und ſo hätte der Herr das ganze Häuschen für ſich. Natürlich fiel Klairant auf die ehemaligen Vorſtellungen, mit Klaren abgeſondert von allen Menſchen zu leben. Er beſah ſich die Hütte, und verſprach dem Alten Nachricht zu bringen, ob er hier wohnen wollte, oder nicht. Der Hüter begleitete ihn aus dem Walde, unterhielt ihn mit dem Vergnügen, was er in ſeiner Hütte haben würde. Find' ich mein Weib, ſagte Klairant: dann komm ich zurück, und lebe mit ihm bis an ſeinen Tod. Er ging nach Lautern, von da durch die ſchönen Thäler in die Rheinebenen nach Manheim.

In Manheim nahm er Poſtpferde nach Weinheim. Der Poſtmeiſter beſann ſich vergebens auf das ſchönſte Mädchen der Welt, wie ſie Klairant nannte, das ihm einen Brief mit Thränen zu beſtellen gegeben habe. Allein in dem Wirthshauſe am Ende des Dorfs erinnerte ſich die junge Wirthin deſto genauer der unglücklichen Familie. Sie erzählte Klairant eine ganze Stunde lang von dem ſchönen, blaſſen, ſanften Mädchen, das mit ſo rührendem Geſicht ihren Mann hätte von den wilden Gegenden im Odenwalde erzählen hören. So wie ſie gehört hätte, wäre die Familie nach Heidelberg gereiſt, um da einige Zeit zu bleiben. Der alte Herr hätte da auf Nachrichten von ſeinem Bruder in England warten wollen. Die Wirthin ſagte auch Klairant das Wirthshaus, das ſie ihnen als das wohlfeilſte in Heidelberg empfohlen hätte. Klairant blieb die Nacht in Weinheim. Er ließ ſich ein Zimmer geben. Die Wirthin führte ihn auf eins. Hier in dieſem Bette, ſagte ſie, hat das arme Mädchen, von dem Sie reden, geſchlafen. Sehen Sie, das Kopfkiſſen war den andern Morgen noch von ihren Thränen naß. Klairant ſchloß die Nacht kein Auge. Er benetzte mit eben eben ſo heißen Thränen das Kiſſen, auf dem Klarens Thränen getrocknet waren. Am andern Morgen noch vor Sonnenaufgang fuhr er den reizenden Weg nach Heidelberg. Vergebens ſchlugen die Nachtigallen in den Gebüſchen, womit die Stirne der Berge gekränzt ſind; vergebens ſchütteten die Fruchtbäume an der Chauſſee, unter denen er weg fuhr, ihre Blüthen auf ihn herab. Er hörte, er ſah nichts. Nur vorwärts nach Heidelberg ſtarrte er hin. Sehen wir es bald, guter Poſtillon? Das war ſeine ewige Frage. Da liegt es! rief der Poſtillon endlich. Klairant ſtand in der Chaiſe. Er hing mit ſtarren Augen auf dem alten Schloſſe des Kurfürſten von der Pfalz. Dann bog der Wagen um den Berg, da ſah er den Neckar, jenſeits die Stadt. O um Gotteswillen, ſchrie er, da man ihn auf der Brücke wegen des Brückengeldes aufhielt. Er warf ein Stück Geld aus dem Wagen, und der Wagen rollte dahin. Da! da! ſchrie der Poſtillon und zeigte mit der Peitſche auf die Statue des Kurfürſten, die auf der Brücke ſteht. Wo? wo? rief Klairant, und wäre bald aus dem Wagen geſprungen. Er meinte, Klara käme daher. Der

Wagen hielt endlich. Klaisant berichtigte ſchnell, fragte nach dem Gaſthauſe, wo der Vikomte logiren ſollte. Dahin flog er. Er ſtürzte in das Haus, öfnete den Mund, und konnte kaum reden, ſo war er außer Athem. Endlich fragte er. Sie wohnten noch da; aber ſie waren nicht zu Hauſe. Wo ſind ſie? „Spazieren, auf dem Wolfsbrunnen.“ Dahin flog er. „He! wo geht man nach dem Wolfsbrunnen?“ — „An dem Neckar hinauf, die Gaſſe links, dann gerade fort.“ Er eilte.

Oben aus Heidelberg, am linken Ufer des Neckars, geht ein Weg am Gebirge hin zum Wolfsbrunnen. Dann wendet ſich der Weg rechts ins Gebirge, geht in verſchlungenen Thälern, im Gebüſch, um Berge hin in die Höhe, und führt endlich in das lieblichſte aller Thäler von ganz Deutſchland. Man ſteigt unmerklich in die Höhe, geht eine Hütte vorüber, kommt an einige Terraſſen, zu denen ſteinerne Stufen in die Höhe führen, endlich auf die letzte Terraſſe, wo der Quell, welcher der Wolfsbrunnen heißt, aus einem Felſen hervorſprudelt. Die Seite iſt mit einer Mauer eingefaßt, aus der drei Linden hervorkommen, die über den freien gepflaſterten Platz herüberhängen. In der Mitte ſteht eine ungeheure Linde, mit weit umher verbreiteten Zweigen. Das Laubdach dieſer vier Linden iſt ſo dicht, daß kein Sonnenſtrahl ſich durchſtehlen kann, und giebt dem Quell eine ſo erfriſchende Kälte, dem ganzen Platze eine ſo reizende Kühle, daß kein Menſch aus dieſem heimlichen, vertrauten Plätzchen tritt, ohne entzückt zu ſeyn. Was den Platz noch lieblicher macht, ſind einige ausgemauerte Baſſins, in welche der Quell ſein durchſichtiges Silber ergießt, und in welchem nun Hunderte von Forellen ſpielen. Die älteſten Dichter haben den Quell, und die ſchattenreiche Linde beſungen, und die Sage hat ihn durch liebliche Mährchen bezeichnet.

Zu dieſem Thale nun eilte Klairant auf den Flügeln der Liebe. Er flog den Weg an dem Fluſſe hinauf. Ein Mädchen wies ihn ins Gebirge, den Fußpfad, der zu dem Quell führt. Er flog durch Gebüſch und Thal in die Höhe. Sein Auge ſuchte umher, und fand nichts. Der Weg verlor ſich. Er flog an die Hütte. Eine Frau zeigte in die Höhe. Er eilte die Stufen hinauf. Da ſtand Klara am

Baſſin, und theilte mit den Forellen ein Stückchen Milchbrot, ihr Frühſtück. Sie hörte Jemanden die Stufen heraufſtürzen; ſie ſah ſich um. Klairant! ſchrie ſie mit einer zerſchmetternden Stimme, mit ausgebreiteten Armen. Klara! rief er, eilte auf ſie ein, und ſank ſprachlos und ſchluchzend zu ihren Füßen. Er umarmte ihre Kniee, ſie ſank in ſeinen Armen immer tiefer, und endlich ebenfalls vor ihm auf die Kniee. Stumme Thränen rollten aus ihren erloſchnen Augen die blaſſen Wangen herab. Sie hatte ihn mit beiden Armen umfaßt, ſie ſah ihn an, lächelnd, traurig, entzückt, verzweiflungsvoll. Alle Leidenſchaften jagten ſich auf ihrem Geſichte. Klairant, ſagte ſie endlich leiſe, doch mit einem halben Vorwurf, den aber ihr ſeelenvolles Lächeln wieder erlöſchte: biſt du endlich da?

Jetzt näherte ſich der Vikomte langſam. Ein bittrer Unmuth lag in ſeinen Blicken, die ſich unter den tief niedergezogenen Augenbraunen noch mehr verdunkelten. Seine erſte Empfindung hätte ihn auf Klairant losgeriſſen; allein ſein Unglück hatte ihn ſchon ſo gedemüthigt, daß er den Muth dazu nicht mehr in ſich fand. Ein paar Augenblicke ſah er dem zärtlichen Ergießen der beiden liebenden Herzen zu. Dann trat er auf Klairant los. Er zwang ſich, ſein Auge ein wenig zu erheitern. Sieh da, Klairant, ſagte er mit zweideutiger Stimme: wie treffen wir uns hier? Und hätte er mit der Poſaune des Weltgerichts geredet, Klairant hätte ihn nicht gehört. Er war in dem Anſchauen der Thränen welche die blaſſen Wangen herabrollten, ganz verloren. Klara! ſagte er von Zeit zu Zeit, mit einer Stimme ſo voll Zärtlichkeit, ſo voll Mitleiden, daß er hätte den Tod mit der Stimme entwaſnen können. Aber den Stolz des Vikomte entwaſnete ſie nicht. Er faßte Klairant an die Schulter, ſchüttelte ihn heftig, und wiederholte ſeine Frage. Da ſah Klairant auf, erblickte den Vikomte, ſprang auf und zog auch Klaren mit in die Höh. Er warf einen Blick voll Bitterkeit und Grimm auf den Vikomte, und ſagte langſam und feſt, indem er auf Klaren zeigte: Dahin, dahin hat es Ihre Grauſamkeit gebracht! aber von jetzt an, bei Gott, bei dem hohen, ewigen, allmächtigen Gott! iſt ſie mein! Er ſchlang ſeinen Arm um Klarens Leib, und den andern hielt er dem Vikomte entgegen. „Wagen Sie es nicht, Ihre Hand an das Mädchen zu legen; Sie haben es mit mir zu thun, mit der allerentſchiedenſten Verzweiflung. Mein Leben iſt mir nichts, gar nichts, nicht hier des Sandkorns werth, den mein Fuß tritt! Hier, wo die barbariſchen Geſetze für Sie ſprechen, hier, oder unter den Augen aller Fürſten, auf dem Blutgerüſt, überall ſchlag ich meinen Arm um dieſen leidenden Engel, den Ihr barbariſcher Stolz hingerichtet hat; und wehe dem, der es wagt, meine Hand von ihr loszumachen! Sie iſt mein! Klara, du biſt mein!"

Das ging über die Erwartung des Vikomte. Dieſer feſte, dieſer entſchloſſene Ton brachte ihn aus der Faſſung. In dem Augenblicke fragte Klara und legte ihren Kopf auf Klairants Schulter: O Gott, Klairant, du liebſt mich? du biſt mir treu geweſen? Er lächelte ihr zu. Haſt du im Ernſt daran gezweifelt? fragte er ſanft. Sieh, Klara, unſere Briefe haben grauſame Herzen aufgefangen. Man wollte uns trennen. Deinen letzten Brief erhielt ich endlich. Nun bin ich hier, dich zu retten, Klara, oder mit dir zu ſterben. Klarens Mutter näherte ſich jetzt, ihr Auge ſanft benetzt. Sie ergriff des Vikomte Hand. O, ſagte ſie ſanft und bittend: erlaube doch, theurer Mann, daß Einer von uns glücklich werde! Er riß ſeine Hand los, und ging den Platz auf und ab. Klara eilte ihm nach. Sie warf ſich vor ihm nieder, ſie bat ſo rührend um ſeine Einwilligung. Ihre Mutter faßte zum zweitenmale ſeine Hand. Nein, rief er, und riß ſich los: werde was da will! Ihr ſollt mich nicht bewegen in meine Schande zu willigen. Steh auf, Thörin! ſteh auf! du knieſt vergebens! Da ſprang Klairant hinzu, und hob Klaren auf. Steh auf, Klara, ſagte er ſtolz: und kniee vor Gott, der dir dein Herz gab, und mir den Muth, dich zu beſitzen. Klara, biſt du mein? Hier ſtehen wir alle! dort dein Vater, hier ich. Wähle! biſt du mein? Klara flog in Klairants Arme. Der Vikomte ſprang hinzu. Klairant ließ Klaren fahren, und ſtellte ſich vor den Vikomte. „Jetzt, Herr, iſt ſie mein! Klara, ſag deiner Mutter Lebewohl!" Klara ſank vor ihrer Mutter weinend auf die Knie. Die Mutter ſchloß ſie an ihren Buſen. Geh, mein

Kind, ſagte ſie leiſe: mit dir wird mir meine letzte Freude geraubt; allein geh, geh und werde glücklich in den Armen eines Mannes, der dich liebt!

O du Thor, rief der Vikomte laut und bitter lachend: wohin willſt du gehen? Sieh, jedes Geſetz nimmt meine Rechte in Schutz. Und nun ſchwöre ich dir, du Elender, daß ich alles Mögliche thun werde, um dich ganz unglücklich zu machen. Ein Gefängniß bis an deinen Tod ſoll deinen Schurkereien ein Ende machen! — „Herr Vikomte, zuerſt wäre die Frage: ob die Geſetze nicht auch endlich eine Liebe in Schutz nehmen würden, welche Jeder billigt, nur Sie nicht, eine Liebe, die Klaren aus einem Abgrunde von Elend und Armuth herauszieht? Dann, Herr Vikomte, machen Sie was Sie wollen! Klaren geb ich von jetzt an nicht anders als todt aus meinen Armen. Soll ſie geopfert werden, ſo will ich ſie opfern. Sehen Sie, Herr Vikomte, was ich feſt zu thun entſchloſſen bin. Ich gehe mit Klaren, ich vertheidige ſie ſolange mein Arm und mein Muth hält; und kann ich ſie nicht länger vertheidigen, ſo ſoll ein Stoß in

Klarens Bruſt von meiner Hand ihrem Leben und ihrem Elende ein Ende machen. Mich ſchleppe man dann aufs Blutgerüſt. Ich will um nichts bitten, als daß Sie auf Ihre ermordete Tochter, und dann auf mich, wenn ich in Ketten ſitze, einen Blick werfen müſſen. Das ſoll Ihre Strafe ſeyn! Dazu bin ich entſchloſſen, Herr Vikomte. Haben Sie mich verſtanden? Der Vikomte ging in einem heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt umher. Klairant warf ſich vor Klarens Mutter nieder. Er küßte mit thränenden Augen ihre Hand. Dann ſprang er auf, ergriff Klarens Hand; Klara ſtand, ſah ihren Vater an, ſtreckte die Hände nach ihm aus. O mein Vater! rief ſie mit bitterm Schluchzen.

Deines Vaters Fluch begleitet dich, du Elende! rief er. Und mein Segen, meine Tochter! rief jetzt die Mutter erhitzt: geht und ſeyd glücklich! Geht meine Kinder! mein Sohn, Klairant! meine Tochter, Klara! geht. So geh ich mit Segen beladen, und endlich glücklich! rief Klairant, umfaßte Klaren, die noch immer weinend da ſtand, und führte ſie die Stufen hinab, zum Thal hinaus. Da ging ſie nun wieder an ſeiner Seite; allein ſtumm und weinend. Zögernd waren alle ihre Schritte, ſo langſam auch Klairant neben ihr her ging. In dem Schatten eines Baumes blieb Klairant vor Klaren ſtehen. Klara, ſagte er: du zögerſt? bereueſt du, mir gefolgt zu ſeyn, ſo . . . Klara, ich will nicht auf Koſten deiner Ruhe glücklich werden. Klairant, ſagte ſie: bereuen? ſtürze dich da in den Fluß, ohne Zögern ſpring ich dir nach, und finde den Himmel in den Wellen. Aber ach! mein Vater ohne Geld, meine Mutter — beide dem Hunger ausgeſetzt. Klairant, Klairant, und in dieſen Umſtänden ſoll ich ſie verlaſſen? das thut mir weh! Da ſchloß Klairant ſie in ſeine Arme. Sorge nicht, Klara; wenn das dein Kummer iſt, ſo trockne dein Auge. Ich habe Vermögen genug, deine Eltern gegen den Mangel zu ſchützen. So komm!

Ha! ſo komm! mein Klairant! ſo komm! ſo laß uns eilen! rief ſie voll Entzücken. Sie hing ſich in ſeinen Arm, und nun flog ſie leicht wie ein Vogel mit ihm dahin am Fluſſe hinab nach Heidelberg. Er führte ſie in ein Gaſthaus, das am Ende der Stadt lag.

Dann ging er nach der Poſt. Er fand dort ſein Geld. Die Hälfte ſiegelte er ein, eine große Summe, und legte ſie Klaren auf den Schooß, mit den Worten: für deine Eltern, Klara! Jetzt entſtand die Frage, wie man das Geld in ihre Hände ſpielen wollte. Klara kam auf den Einfall, es ihrer Mutter ſelbſt zu bringen, und nun noch die Abſichten ihres Vaters zu erfahren. Klairant kaufte Klaren die Kleidung einer Magd, um ſie deſto beſſer zu verſtellen. Sie ſchlich ſo am Abend am Arme Klairants, das ſchwere Paket Geld in der Schürze, um das Haus her, wo ihre Eltern wohnten. Sie ſah die Tochter vom Hauſe; ſie ſprach ein paar Worte mit ihr. Nach einigen Minuten ging Klara und Klairant in das Haus auf ein Hinterſtübchen, und da fanden ſie ihre Mutter.

Klara ſank ihrer Mutter in die Arme. Eine Stunde, eine ſchöne Stunde voll Rührung blieben ſie zuſammen. Dann gab Klara ihrer Mutter das Geld. Klairant, ſagte die Mutter gerührt: Ihr behaltet doch für Euch? O Klairant, o mein Sohn, laß Klaren keine Noth leiden!. Klairant ſetzte ihr ſeine

Umſtände aus einander. Er ſagte ihr, daß er bei Lautern vorerſt mit Klaren in einer abgelegenen Hütte wohnen wollte, bis ſich die Umſtände änderten. Dann nahmen ſie alle drei mit Thränen der Freude Abſchied. „Schreib mir nicht, mein Kind; denn ich fürchte — aber fragt Ihr zuweilen auf der Poſt in Lautern nach. Ich werde Euch Nachricht geben, wie es uns geht." Sie gingen. Meine Schweſter! ſagte Klairant im Gaſthofe. Klara erröthete. Man gab ihr ein Stübchen allein. Am andern Morgen packte ſie ihre Wäſche ein; ſie erſchien in einer niedlichen Haube, in einem noch niedlicheren Anzuge, halb Bäuerin, halb Städterin, vor Klairant. Klairant ſchrie laut vor Entzücken. Er faßte ſie in ſeine Arme, es regnete Küſſe auf ihre Lippen, die wieder anfingen zu blühen. Nun wollten ſie fort; da kam ein Zettel von Klarens Mutter, worin ſie ihre Tochter bat, ſie noch einmal in der Meſſe mit Klairant zu ſehen. Sie flogen dahin. Die Mutter führte nach der Meſſe die beiden Liebenden in das Haus des Geiſtlichen. Dieſer empfing von der Mutter einen Einwilligungsſchein. Er ſegnete die beiden jungen Leute die vor Entzücken taumelten, ein. Nun, ſagte die Mutter, nun geht! Was ich nicht hoffte zu erleben, das hab ich erlebt. Ich bin bei deiner Trauung gegenwärtig geweſen. Man trennte ſich endlich.

Jetzt ging Klairant an der Seite ſeines jungen Weibes mit einem Geſicht, auf dem der Himmel ſtrahlte, durch die Stadt. Er mußte ſich zwingen nicht laut aufzujauchzen; kaum konnte er ſich enthalten, nicht bei jedem Schritte ſtill zu ſtehen und ihr auf der Gaſſe liebzukoſen. Sie gingen langſam und unter zärtlichem Geſchwätz und Liebkoſungen nach Manheim, und hier ſah der freundliche Maimorgen den glücklichen Klairant ſeine Arme um das verſchämte junge Weibchen ſchlagen. O Himmel, jetzt waren alle ihre Wünſche erfüllt! Alle die tauſend Hoffnungen ihres Herzens, die ſie kaum zu denken wagten, ſo reichlich, ſo überſchwenglich wirklich. Und nun gingen ſie beide endlich ihrem ſchwärmeriſchen Ideale, ihrer Einſamkeit, ihrem abgeſonderten, von allen Menſchen abgeſonderten Leben entgegen. O welch eine Reiſe! Da ſaßen ſie unter einem blühenden Baume, in dem eine Nachtigall ſchlug; da ſaßen ſie mit lächelnden Blikken neben einander, Hand in Hand gefalten, Auge in Auge, Seele in Seele. Sie ſahen nicht, daß jemand vorüberging; ſie ſahen nur ſich.

Endlich erreichten ſie Lautern. Hier ließ Klairant Klaren, und ging ſeinen guten Wildhüter aufzuſuchen. Er fand ihn. Der Alte freuete ſich ihn wiederzuſehen. Schnell, mit dem Aufwande einer Summe Geldes, wurden die nothwendigſten Einrichtungen getroffen, und ſchon am andern Tage führte nun Klairant ſeine Klara in ihre neue Wohnung ein. Klaren lachte der Himmel im Angeſichte über die ganze Einrichtung. Der Alte erſtaunte nicht wenig, daß ſeine Hütte, ſeine kleine Hütte einem ſo ſchönen Paare, und die — das ſah er an ihren weißen Händen — es beſſer gewohnt waren, ſo gefiel. Klara machte noch den Abend ein kleines Eſſen, und beide jauchzten wie Kinder über ihr Glück. Mit einer hohen Wolluſt, die nur das von allen Seiten befriedigte, immer verlangende und immer befriedigte Herz geben kann, warfen ſie ſich auf ihr kleines Lager. Sie ſchlummerten — ſüßer ſchlummerte nie ein Glücklicher — bis der Geſang der Vögel von den nahen Bäumen ſie erweckte. Da gingen ſie wieder, Hand in Hand, heiterer und ſchöner wie der Frühlingsmorgen, der ſie umſtrahlte, wie zwei ſelige Weſen, in dem Gefühl ihrer Unſchuld und ihres Glückes, wie die erſten Menſchen, eben ſo glücklich, eben ſo unſchuldig, aber noch zärtlicher, unter dem Laubdache der Bäume umher. Dann riß ſich Klara gewaltſam aus Klairants Armen. Sie trug einen Tiſch aus der Hütte hervor, ſetzte ein einfaches Frühſtück auf, hüpfte geſchäftig in die Hütte, aus der Hütte. Klairant ſtand da, mit lachenden Augen, betrachtete Klaren, wie ſie ging, und kam, ſchluchzte halb vor Vergnügen, flog dann auf ſeine Gattin zu; ſchloß ſie an ſeinen Buſen, und konnte nicht Worte finden, ihr zu ſagen, wie glücklich er wäre.

Dann trug Klara den Tiſch wieder hinein. Sie gingen auf das Gartenfleckchen, das an der Hütte lag, und ſpielten mit einem Spaten an einem Beete eine Zeitlang, wo ſie Erbſen hinſäen wollten. Klara ſann und ſann, ob ſie nichts weiter wußte, das zu ihrer glücklichen Haushaltung gehörte. Schweigend machte ſie den Nachmittag Feuer an, ſetzte Waſſer bei, ſtreifte ihre Aermel bis an die Schultern auf, und wuſch ein Paar Tücher ihres Klairants. Da ſtand er neben ihr, betrachtete die runden weißen geſchäftigen Aermchen ſeiner Klara, mit Blicken: mit andern Blicken kann kein König ſeine Huldigung ſehen. Er ſtörte ſie Trotz ihrem Schmählen jeden Augenblick, und ſeine Lippen waren geſchäftiger, als die ſchönen Arme. So kramten ſie wie fröhliche Kinder alle ihre Herrlichkeiten auf einmal aus. Mittagseſſen, Abendeſſen, Schlafengehen; jedes kleine Geſchäft war ein reizendes Feſt der Liebe. Hundertmal ſangen ſie beide noch den Abend:

> Sa Claire dans ses bras, le fortuné
> Clairant etc.

Ein glücklicherer Tag kann nie zwei Sterblichen leuchten als dieſer Tag Klairant und ſeiner Geliebten. Schon lange lag ihr alter Wirth auf ſeinem Lager, da ſaßen ſie noch, horchten den Brautgeſang der Nachtigall, ſuchten einer in des andern Augen den Strahl der hellſten Sterne, und nur die kältere Nacht jagte ſie auf ihr glückliches Lager.

Schon am andern Tage beſuchten die beiden Liebenden die alte verfallene Burg Hoheneck auf dem hohen Berge. Mit welchem ſeelenvollen Vergnügen ſaß Klara nicht mit Klairant zwiſchen den verfallenen Säulen, oder ſtand mit ihm am Abhange, und ihr Blick ſchweifte in die umliegenden Thäler alle rings umher. Tief verborgen im Geſträuch ſaß ſie jetzt da, lehnte ihre Wange an ſeine Bruſt, und Thränen rollten über ihre Wangen. Ach hier, flüſterte ſie leiſe, wohnten auch ſonſt glückliche Liebende. Ach, Klairant, daß das Leben ſo vergänglich iſt!

So vergingen Klairants und Klarens Tage unter Freude, unter Genuß. Sie hätten mit keinem Könige der Erde ihre glückliche Hütte vertauſcht. Menſchen? ach, ſie konnten nicht begreifen, wie Menſchen, wie Geſellſchaft Bedürfniß ſeyn kann. Sie waren ſich mit ihren Seufzern, mit ihren Liebkoſungen, mit ihren Spielen, mit ihren einfachen Genüſſen ſelbſt genug; ja, ſie hatten noch Ueberfluß, ſie waren noch reich. O wie wenig bedarf der Menſch! rief Klara hundertmal im Tage. Wie jauchzten ſie, da ein Brief von ihrer Mutter ihnen die tiefſte Verborgenheit noch zur Pflicht machte. Der Vikomte, ſchrieb ſie, der Vikomte hat an alle ſeine Bekannten geſchrieben, Euren Aufenthalt auszuforſchen, hütet Euch, meine Geliebten! Ein Verhaftsbefehl gegen Klairant iſt in den jetzigen Zeiten eine Kleinigkeit. Hütet Euch. Euer Unglück wäre gewiß und unausſprechlich. So ſchrieb die Mutter. Sie gingen von jetzt an weniger aus. Sogar den Lieblingsort Klarens, die alte Burg, vermieden ſie, oder ſie ſchlichen ſich doch heran, ohne das Dorf, das an dem Fuße des Berges lag, zu berühren. Schon war Klarens reizende Geſtalt einmal dem Forſtmeiſter, der in dem Dorfe wohnte, aufgefallen. Der einzige Menſch, den ſie jetzt ſahen, war ihr alter Wildhüter, der nach und nach immer vertrauter mit ihnen ward, und der gutherzigen Klara, die zuweilen ins Plaudern kam, einen Theil ihrer Begebenheiten abfragte. Der Alte war ſo treu und ehrlich. Sie liebten ihn Beide.

Klara glaubte ſich hier in ihrer Hütte ſo ſicher, als ob ein Meer ſie von den Menſchen trennte. Klairant bei weitem nicht ſo. Er ſchrieb nach Chatillon an ſeinen Oheim, wenn der etwa noch lebte, nach Verdün an einen Verwandten, um zu erſahren, ob er mit Sicherheit ſein Weib in ſein Vaterland zurückbringen dürfte. Er war Willens, die Antwort hier abzuwarten, und dann, wenn es nicht gelänge, ſich mit ſeinem Vermögen in den nördlichen Theil von Deutſchland vor den Nachſtellungen des erbitterten Vikomte zu flüchten. Hier, der Schauplatz des Krieges, ſchien ihm bald, nachdem der erſte Traum ſeines Glücks vorüber gerauſcht war, überall zu unſicher. Er ſchwieg gegen Klaren noch ganz davon; denn ihr war es gleich, wo ſie mit ihm lebte.

Einen Abend kam ihr ehrlicher Wildhüter nicht zu Hauſe. Sie hofften auf ihn bis Mitternacht. Er kam nicht. Auch den andern Morgen, den andern Abend blieb er aus. Klaren fiel ein, daß er einige Tage vorher ſchon unruhig geweſen ſei. Man rieth hin und her. Er kam nicht wieder. Klairant mußte ſich ſelbſt jetzt entſchließen, nach Lautern zu gehen, um Lebensmittel einzukaufen. Ein unangenehmer Handel. Er wollte gehen, und rieth Klaren, ſo lange die Hütte verſchloſſen zu halten. Er ging, um ſeinen Geldvorrath noch mehr zu verbergen. Statt ſeiner großen Summe fand er nur noch vielleicht den zehnten Theil davon. Er erſchrak, daß er zitterte. Ihm fiel der Wildhüter ein, daß der ohne Zweifel der Dieb geweſen ſey. Thränen der allerbitterſten Empfindung rollten von ſeinen Wangen. Seine Glückſeligkeit war nun zertrümmert. Wovon ſollte er Klaren nun ernähren? da ſtand er ſtarr, wie eine Bildſäule des Schreckens, die Hände beide geballt.

Klara kam endlich um ihn zu hohlen. Sie ſchrie auf, wie ſie ihn ſah. „Gott, Klairant! was iſt?“ — Wir ſind unglücklich! rief er, und faßte ſie zitternd vor Wuth und Verdruß in ſeine Arme. Klara ließ ſich den Vorfall erzählen. Und wie lange, fragte ſie: wie lange können wir von dem Gelde noch leben? verſteht ſich, Klairant, wenn wir uns bis auf das Nothwendigſte einſchränken. Höchſtens dann, ſeufzte er: zwei oder drei Jahre! O Klairant! ſagte Klara nun muthig, und drückte ihn an ſich: noch drei Jahre ſo glücklich, Klairant! und wenn ich dann auch vor Hunger in deinen Armen ſtürbe, ich wollte ohne eine Klage meinen Geiſt aushauchen! Sie führte ihn vor die Thüre der Hütte. Klairant, ſieh, die Sonne ſoll noch drei Jahre, dreimal drei hundert fünf und ſechzig Tage, uns leuchten, und ſo lange ſollen wir glücklich ſeyn. Zähle die Minuten, Klairant, und wie viel genießen wir nicht in einer Minute? Alle die tauſend Minuten hat uns das Schickſal unſer Glück gelaſſen. Willſt du es wagen, über das Schickſal zu klagen, das uns Millionen Minuten gab, glücklich zu ſeyn, und nur Eine Minute zu ſterben? O Klairant, wir haben Brot, ein Dach, und ein Herz voll Liebe; Klairant! ſei ruhig, ich bins!

O Klara, rief er: biſt du ruhig, ſo gebe der Himmel mir Leiden, ich werde nicht klagen. Er verbarg das Geld in den Boden der Hütte. Dann warf er ſeine Kleidung ab, zog des Wildhüters zurückgelaſſenen Rock an, und ſo ging er nach Lautern, um Lebensmittel einzukaufen. Klara kam ihm, wie eine Bäuerin, mit einem Tragekorbe ſchon an der Galgenſchanze entgegegen. Klairant! ſagte ſie, wie er neben ihr vorübergehen wollte. Sie gingen heiter zurück. Man hätte glauben ſollen, ſie hätten einen Schatz gefunden, ſo fröhlich waren ſie beide. Der kleine Verluſt war ganz vergeſſen; denn Klaren ſtand der Korb auf dem Kopfe ſo gut, und der kurze Rock, und das einzige Mieder. Sie kamen fröhlich zu Hauſe.

O gebrechliches menſchliches Glück! Zwei Monate, die zwei ſchönſten Monate des Jahres, hatten ſie hier gelebt, in undenklicher Glückſeligkeit hier gelebt, da der Schlag fiel, der ihr Glück und ſie ſelbſt zerſchmetterte. Der Vikomte ſah an der Ruhe ſeiner Frau, daß ſie den Aufenthalt Klarens wiſſen wußte. Es verdroß ihn jetzt mehr, daß er von Frau und Tochter überliſtet, als daß ſein Name beſchimpft war. Eigenſinn geſellte ſich zu dem Stolz, und mürriſche Laune über ſein Geſchick gab ſeinem Eigenſinn die Schärfe des bitterſten Haſſes. Er war gleichſam im Kampf mit ſeinem Schickſal, in dem er ſiegen wollte. O aus welchen ſeltſamen Fäden ſind die Verbrechen des Menſchen zuſammen gedreht! Nein, rief er: nicht immer ſoll mein feindliches Geſchick ſiegen. Es hat mich arm gemacht, flüchtig; aber es ſoll mich nicht erniedrigen! Er belauſchte die geringfügigſten Handlungen ſeiner Frau. Endlich ſah er ſie heimlich ſchreiben. Der Brief ging fort. Der Vikomte ging auf die Poſt, forderte den Brief an Klairant, der eben gebracht war, zurück, erhielt ihn. Der Poſtmeiſter war ſein Bekannter, und dachte nichts Arges dabei. Er erbrach den Brief, las, ſah, daß Klairant bei Lautern in einer Hütte mit Klaren wohnte. Er ſchrieb an einen ſeiner vertrauten Freunde bei der Condeiſchen Armee, theilte ihm ſeinen Plan mit, und ſein Freund verſprach ihn auszuführen.

Als Klairant auf dem Wolfsbrunnen erſchien und Klaren entführte, ſo ertrug es der Vikomte mit einer Faſſung, die wahrſcheinlich von dem Gefühl herkam, er könne Klaren nicht länger ernähren. Der Gedanke entriß ihm gleichſam den Muth, ſeine Vaterrechte geltend zu machen. Jetzt aber ſah er zu ſeinem Erſtaunen bei ſeiner Frau einen Geldvorrath, der auf lange Zeit ihn gegen allen Mangel ſicherte. Zu gleicher Zeit bekamen auch die erſtorbenen Hoffnungen, wieder in Frankreich Herr ſeines Vermögens zu werden, neues Leben. Das gab ſeiner Begierde, Klaren von Klairant zu trennen, einen neuen Sporn. Er harrte mit Ungeduld auf die Entſcheidung.

Einen Abend, — ſchon lagen Klara und Klairant auf ihrem glücklichen Lager, — pochte man ungeſtüm an die Thür. Klairant ſtand auf, öffnete, und fragte, wer da ſey. Es waren etwa ſechs Soldaten, die einen Boten forderten, der ſie nach Pirmaſens den Weg durch den Wald führen ſollte. Klairant ſagte, daß er die Wege nicht kenne. Wer biſt du denn? fragte der Anführer dieſer Leute. Klairant wurde um ſeine Antwort verlegen. Man kam ins Haus; man fing an, den beſtürzten Klairant ſchärfer auszufragen. Er erfand ſchnell eine Fabel. Gut, ſagte der Officier, dafür erkannte ihn Klairant: du biſt ein Franzoſe, und, wie du ſagſt, nicht Soldat. Was denn? das muß doch genauer unterſucht werden. Du mußt mit uns, in ein Hauptquartier. Bei dieſem Worte ſtürzte Klara mit einem lauten Angſtgeſchrei aus der Kammer hervor und in Klairants Arme. Ein Soldat brachte Licht. Der Officier betrachtete Klaren, that als ob er ſich beſänne. Das Mädchen, ſagte er: hab ich irgendwo geſehen. Klara fing an zu reden. „Ha! ha! eine Franzöſin? ſeltſam!“ Er betrachtete ſie, beſann ſich: Bei Gott! rief er: des Vikomte dû Pleſſis Tochter! Wie kommen Sie hierher, in dieſe Hütte, in dieſe Kleider, zu dieſem Menſchen?

Klara warf ſich vor dem Officier nieder, beſchwor ihn mit rührenden Thränen und Klagen, ihr jetziges Glück nicht zu ſtören. Der Officier ward gerührt. Er ſetzte ſich zu Klaren nieder. Sie und Klairant erzählten ihm ihre Geſchichte. Ich glaube Ihnen, ſagte der Officier: allein es thut mir leid. Dort den jungen Menſchen, den Sie Ihren Mann nennen, muß ich ins Hauptquartier ſchicken. Klara ſchrie ängſtlich auf. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ſagte er dann Klaren beruhigend: daß ihm nichts geſchehen ſoll. Aber es iſt Dienſtpflicht. Das dauert einen Tag höchſtens. Und Sie werde ich in die Hände Ihrer Mutter liefern, und wenn

Sie wollen, ſogar ohne Wiſſen Ihres Vaters.

Man bat, man weinte, man flehete. Nichts half. Klara ward in eine Chaiſe gepackt, die der Officier zum Glück bei ſich hatte. Klairant mußte mit den Herren ins Hauptquartier wandern. Sehen Sie, lieber junger Mann, ſagte der Officier: Ihre ſchöne Frau fährt nach Heidelberg zu ihrer Mutter, und wir gehen nach dem Hauptquartier, etwa vier Stunden von Heidelberg nach Philippsburg zu. Das iſt faſt Ein Weg; dann gehen Sie ruhig nach Heidelberg, holen Ihre Frau, und gehen, wohin Sie wollen; nur, ich erſuche Sie, nicht wieder hieher ſo nahe bei der Armee, wenn Sie nicht wollen alle Tage einmal ins Hauptquartier wandern! Klairant drückte noch einmal Klaren an ſeine Bruſt. Klara, ſagte er leiſe: habe Muth! hier oder auf dem Wolfsbrunnen findeſt du mich wieder, wenn man dich etwa wegſchleppt! Sobald ich frei bin, ſuche ich dich auf, oder du mich. Klara ſchloß ihn feſt an ſich. Der Officier gab noch einmal ſein Wort, daß Klairant heute Abend ſchon in Heidelberg ſeyn könne.

Hier in dem Franzöſiſchen Hauptquartier lernte ich Klairant kennen. Ob man Willens war, ihn wieder frei zu geben? ich weiß es nicht. Seine Begebenheit, die ſehr romantiſch erzählt ward, machte Aufſehen. Man ſprach in Grabe, wo das Hauptquartier war, man ſprach im Lager, das am Rhein ſtand, nichts, als von der Begebenheit des jungen Franzoſen und der ſchönen Franzöſin, die im Gebirge, wie Wilde gelebt hätten. Meine Neugierde wurde rege. Ich ging in das Ordonanzhaus, wo Klairant ſaß, und fand einen jungen Menſchen, mit einem ſehr intereſſanten Geſicht. Ein ſonderbarer Zug von Schwermuth und von hoffender Geduld lag auf ſeinem Geſicht. Ich redete ihn an. Er antwortete mit einer traurigen Stimme auf meine Fragen. Ich fragte ihn, ob er ſchon verhört ſey. Ob man überall mich verhören, mich unſchuldig finden will? antwortete er mit Achſelzucken. Er bat mich, ihm doch Nachricht von einem Sohn des Vikomte dû Pleſſis, oder gar ihn ſelbſt hieher zu ſchaffen. Ich verſprach, mir Mühe darum zu geben, und fand den Sohn des Vikomte. Dieſen bat ich, mit mir zu gehen. Ein Arreſtant begehre ihn zu ſprechen. Da ſah ich eine rührende Scene, wie ich wieder zu Klairant kam.

Die beiden jungen Leute waren, als ſie ſich erblickten, wie vom Blitze gerührt. Sie ſahen ſich einige Sekunden ſtumm an, in denen aber, nach ihren Blicken zu urtheilen, ihre Seelen ſich längſt umarmt hatten. Dann ſchlangen ſie ſich einander in die Arme, und ſaßen in dieſer Stellung, bis ſie ſich trennten. Das Elend, ein lang ertragenes Elend lag auf des jungen Pleſſis, Unruhe, Furcht vor Elend auf Klairants Geſichte. So wie ſie aber da ſaßen, leiſe redeten, ſo verſchwanden nach und nach alle Spuren des Unglücks von ihren Geſichtern. Eine reine Heiterkeit verwandelte den Gram in frohen Muth, den Verdruß in ſüßen Genuß. Sie mußten ſich verlaſſen; denn der junge Pleſſis hatte den Dienſt. Jetzt nahm Klairants Ungeduld wieder mit vermehrter Stärke zu. Ich verſprach mein Möglichſtes zu thun, ihn zum Verhör zu bringen, und bat ihn mir ſeine Geſchichte zu erzählen, damit ich etwas hätte, worauf ich mich ſtützen könnte. Er erzählte mir ſeine Geſchichte in Kurzem.

Wozu ſollte ich es leugnen? Ich ging mit dieſer Geſchichte, mit naſſen Wangen, und einem warmen Herzen, zu dem hübſchen Kammermädchen der noch hübſchern Frau ***. Ich erzählte im Vorzimmer meine Geſchichte. Mein Gott! ſagte das Mädchen mit ein Paar naſſen Augen, die ich noch nie ſo hübſch geſehen hatte: der arme Junge! und ſitzt im Gefängniß, weil er ſo treu war? — Weil er ſo treu war. — „Das iſt himmelſchreiendes Unrecht!" — Wenn wir ihn nur los hätten! — „O warten Sie, wir kennen den ***. Der ſoll ihn uns ſchon los machen." Sie ging hinein zur Frau ***. Ich mußte hineinkommen und erzählen. Frau *** hörte aufmerkſam zu. — Mein Gott! ſagte ſie, wie ich fertig war: weil er ſeiner Frau ſo treu iſt? — „Denken Sie, nur darum."

Der Friſeur mußte warten; ich mußte noch manchen Vorfall weitläuftiger erzählen. Sie forderte Feder und Tinte, ſchrieb ein Billet an den ***. Ein Bedienter flog, kam wieder, brachte Antwort. Sie lächelte, die ſchöne Frau ***. Gottlob! ſagte ſie: wir haben ihn los. Er iſt frei! da! Sie gab mir einen ſchriftlichen Befehl an den wachthabenden Officier, Klairant ſogleich gehen zu laſſen, wohin er wolle, und ihm einen ſehr gültigen und dringenden Paß mitzugeben. Hören Sie, ich bin neugierig, ſagte die Frau ***, und ſtand dicht vor mir und faßte meinen Rokknopf: den jungen Menſchen zu ſehen. — Weil er ſeiner Geliebten ſo treu war?! ſagte hier das Kammermädchen, Gott weiß, ob zufällig, oder als Frage an ihre Frau gerichtet. Die Frau *** ſah das Mädchen an, ſtieß einen kleinen Seufzer aus, ſagte: Nein, laſſen Sie ihn nur reiſen. Es iſt beſſer, ich ſehe ihn nicht; denn er wird Eile haben. Und iſt ſo treu! ſetzte das Kammermädchen hinzu. Ich ging mit meinem Befehl.

Nach einigen Augenblicken war Klairant frei. Ich ging mit ihm nach Heidelberg. Unterwegs erzählte er mir ſeine Begebenheit ausführlicher. Er zeigte mir Klarens Briefe, die er in einer Brieftaſche auf ſeiner Bruſt trug. Ich ſagte ihm meinen Verdacht, den ich hatte, daß der Vikomte du Pleſſis ihn habe aufheben laſſen, um ihn von ſeiner Tochter zu trennen. Das iſt ſehr möglich, ſagte er ſeufzend. Allein Gottlob, daß er es nicht früher that! O, ſagte er mit Heftigkeit, und ſchlug die Hände zuſammen. Nur Einen Augenblick zum Sterben, ſagteſt du, Klara? und ich bin Millionen mal geſtorben in dieſen drei Tagen. So ſehr er eilte, ſo folgte ich ihm doch; ich war neugierig geworden ſeine Klara zu ſehen, die er mir als das reizendſte Geſchöpf beſchrieb. Laſſen Sie mich gehn, ſagte ich ihm. Er blieb vor der Stadt. Ich ging und erkundigte mich in dem Wirthshauſe, das er mir nannte, nach der Familie des Vikomte. Man ſagte mir, er ſey geſtern abgereiſt, eine Stunde nachher, da ſeine Tochter angekommen wäre. Die Nachricht brachte ich dem armen Jungen. Ich dachte es! ſagte er ſeufzend: o ich dachte es: denn war ein ſolches Glück für dieſes Leben? O, ſagte er, und hob die Hände gen Himmel: es waren Tage! Tage, Stunden, Minuten; Eine nur hatte den Werth des Himmels! dann ſank ſein Kopf auf die Bruſt nieder. Er verſank in ein ſtilles Nachdenken, bei dem ihm Thränenſtröme über die Wangen ſchoſſen. Der Himmel mag entſcheiden, ob das Andenken an ſein Glück, oder ſein Kummer die Thränen hervorpreßte.

Er lächelte unter dieſen Thränen, wie ein Menſch, der einen ſchönen Traum hat.

Ich verſuchte ihn zu tröſten. Er lächelte über meine Bemühung. O, ſagte er: Hoffnung? daran fehlt mirs nicht. Ich muß ſie, ich werde ſie wiederſehen; das kann nicht fehlen. Aber wie ſoll ich ihre Abweſenheit ertragen? wie wird ſie meine ertragen? Er zog die Brieftaſche hervor, nahm einen Brief heraus, und las mir das Ende eines Schreibens von Klaren mit einer leiſen, gedämpften, ſchmerzvollen Stimme vor, nämlich die Worte:

Ta Claire, cher Clairant, est un être fragile!
Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle!

Das iſt es, das iſt es! fuhr er fort: jeder Augenblick, den ich abweſend von ihr bin, zerreißt einen Faden ihres zarten Lebens. Die Angſt um mich, die Härte ihres Vaters, die Thränen ihrer Mutter — ach! Er ſtand auf, entfernte ſich, und ich ſah ihn die Thränen, die häufiger hervorbrachen, mit ſeinem Taſchentuche trocknen. Ich fragte ihn, wohin er wollte. „Hier in der Gegend will ich bleiben. Auf dem

Wolfsbrunnen, da ſah ich ſie zuerſt wieder, dort will ich ſie auch dieſes mal wieder finden. „Ich begleitete ihn dahin. Da ſtand ſie, ſagte er, und führte mich ans Baſſin: hier ſtand ſie, wie ich herauf trat! hier ſank ich zu ihren Füßen; hier fand ich ſie wieder!

Ich weiß nicht, was mich ſo ſehr an dem Geſchick dieſer beiden Liebenden intereſſirte. Er wohnte unten am Neckar in einer von den Hütten, die am Wege ſtehen. Den Tag über war er auf dem Wolfsbrunnen, oder er ſchweifte in der Gegend umher und ſuchte ſeine Geliebte. Am Abend kam er zurück mit einem traurigen Kopfſchütteln. Ich blieb acht Tage bei ihm, dann verließ ich ihn unter herzlichen Umärmungen, und mit naſſen Augen. Ich fragte ihn, wo ich ihn wieder finden würde. Wo? ſagte er lächelnd: finde ich ſie wieder, ſo verberge ich mich mit ihr, ach! wenn es erlaubt wäre, in den Mittelpunkt der Erde. Finde ich ſie nicht, ſo — er ſchlug ſein naſſes Auge zum Himmel — ſo werde ich meine Tage hier, oder in der Wildhüterhütte, oder in der Silberſchmelze bei Embs noch zubringen. Denn da allein war ich glücklich! Ich verließ ihn.

Noch nach vierzehn Tagen fand ich ihn auf den Wolfsbrunnen.

Klairant, der arme Klairant hatte nur zu ſehr Recht, als er Klarens Leben ein zartes Leben nannte, das unter dem leichteſten Kummer erläge. Der Franzöſiſche Officier brachte Klaren nach Heidelberg zu ihren Eltern. So wie Klara ſah, daß ihr Weinen, daß ihre Bitten nicht halfen, ſo ward ſie ſtill und ſogar, wie es ſchien, ruhig. Sehen Sie, ſagte der Officier: es iſt ſo ſchwer nicht, ſich auf einige Tage von einem Geliebten zu ſcheiden! Klara lächelte. Wenn Sie wüßten, mein Herr, ſagte ſie ſanft: was Sie eigentlich thun, Sie thäten es nicht. Nicht wahr, mein Vater läßt mich hohlen? und ich werde Klairant nicht wiederſehen? Meinen Vater kenn ich; der iſt unbarmherzig genug mich lieber im Sarge zu ſehen als in den Armen der Liebe; aber Sie, mein Herr, Sie? O gäbe der Himmel, daß Sie mein Geſchick nie erfahren! Der Officier wurde gerührt, allein was war zu machen? Er ſchwieg und dachte, was man faſt immer denkt, wenn ein Zweifel aufſteigt: es wird ſo arg nicht ſeyn. Klara verſank den letzten Theil der Reiſe in einen ſtillen Kummer. Sie lächelte ſogar, und ihr Führer ſagte: Hm! hm! es geht gut!

Da hielt der Wagen vor ihres Vaters Thüre. Sie fuhr ein wenig zuſammen. Der Vikomte empfing ſie mit einem kleinen boshaften Lächeln. Sie ſah ihn ſtarr, aber ruhig an, ſtieg neben ihm aus dem Wagen. Nun? fragte er: Klara, biſt du es nun müde mit deiner Thorheit? Ich bin Klairants Weib, antwortete ſie ſtolz. — Weib? wie? Weib? oder Beiſchläferin? ſagte er heftig. Sein angetrauetes Weib, antwortete ſie ruhig. Klara! Klara! rief er erbittert. Sie gingen beide die Treppe hinauf. Der Officier, der ſie gebracht hatte, folgte ihnen. „Klara, ſein Weib? Sprich, ſein Weib? ſprich!“ — Ich könnte Ihnen den Trauſchein zeigen, wenn mir daran gelegen wäre Sie von etwas zu überzeugen, deſſen Wirklichkeit nur mein, und mein allerhöchſtes, Glück iſt. — Klara! rief er: du ſein Weib? Nun denn, beim allerhöchſten Gott! dann auch bald ſeine Wittwe! Klara blieb neben ihm auf der Treppe ſtehen, drehete ihr Geſicht, ihr bleiches Leichengeſicht zu ihrem Vater um. Der Vikomte erſchrak, als er auf einmal das ſchöne blühende, das durch ihren kleinen Zorn ſo glühende Geſicht ſeiner Tochter ſo bleich werden ſah. Aber er erſchrak noch mehr, da die kalte Bläſſe auch ihre Lippen überzog, da ihr Auge, auf einmal, wie erloſch, da ſie ſchwankte, und in ſeine Arme fiel. Er trug ſie mit Hülſe des Officiers auf ein andres Zimmer um ſeine Frau nicht zu erſchrecken, die von ihrer Tochter Ankunft noch nichts wußte.

Sie lag da auf dem Bette, leichenblaß, und hart und kalt wie ein Marmorbild. Ihr Vater rang die Hände. Nach einiger Zeit ſchlug Klara die Augen auf. Man gab ihr Arznei. Der Vikomte hatte ſich auf die Bitte des Officiers entfernt, und Klara erhohlte ſich völlig. Sie ſaß da einige Augenblicke, beſann ſich, und bat, man möchte ihren Vater rufen. Er kam. Er ſah ſeine Tochter ruhig auf dem Bette ſitzen, ja, eine Art von Heiterkeit ſtrahlte von ihrem Geſicht. Er hielt das für wirkliche Ruhe, für Apathie, was die Folge einer ganz exaltirten Phantaſie war. Seine Furcht, die ihm ihre Ohnmacht verurſacht hatte, verlor ſich. Er ſetzte ſich wieder mit dem ſpottenden Lächeln an das Bett, auf dem Klara lag. Vater, ſagte ſie: ich glaube, wir Beide ſind feſt entſchloſſen, unſern Weg zu gehen; allein haben Sie überlegt, Vater, mit wem Sie dieſen Wettlauf anſtellen? Mit mir! ſie ſchlug heftig die Hand aufs Herz. Mit mir! Ich habe am Ziele meines Weges alle meine Hoffnungen, und hinter mir nichts, nicht die kleinſte Bedenklichkeit. Sie ſehen alſo, wie viel Sie wagen, wenn Sie mich aufhalten wollen, und wie viel ich wagen werde, ans Ziel zu gelangen. Sie ſetzen alles aufs Spiel, alles, mein Vater, und ich ſpiele das Spiel mit der Verzweiflung, die nur Einen Weg kennt, den Beſitz meines Mannes. Sie ſagten, dünkt mich, erſt etwas von Wittwe, von Klairants Wittwe. Glauben Sie mir, Vater, ſagte ſie jetzt ſehr feierlich: Klairants Wittwe, das iſt unmöglich. Sie können Klairant ermorden; aber Klairant kann niemals eine Wittwe haben. Was ſchadets, Vater, ſagen Sie mir, was iſt Ihre Abſicht mit meinem Manne?

„Deinem Manne? o du Elende! du niedrige Seele! deinem Manne? Gut dann, Töchterchen! wir ſpielen jeder unſer Spiel; allein deines iſt ſchon verloren. Da lies!" Er gab ihr einen Brief von einem Großen in der Franzöſiſchen Armee. „Für den Burſchen ſorgen Sie nicht weiter. Ihre Tochter ſoll ihn nicht wieder ſehn, ſobald ich ihn in meinen Händen habe." Mit einem leichten Zittern ſchlug Klara den Brief zuſammen, und gab ihn dem Vikomte mit einem Blicke zurück, in dem jeder, nur der ſich ſelbſt betäubende Vater nicht, ein gebrochenes Herz geſehen haben würde. Sie lächelte. „Und kann ihn nichts retten, mein Vater? nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß ſein Tod mein Tod ſeyn muß?" Der Vikomte lachte. „Wir ſind hier nicht auf dem Theater, wo die ungehorſamen Töchter ihre ſtörriſchen Väter mit ſolchen Drohungen betrügen. Stirb du, wenn du nicht mit Ehre leben willſt!" Klara verhüllte ihr Geſicht in ihre Decke. Der Vater verließ ſie.

Am andren Morgen brachte der Vikomte ſeine Frau zu Klaren. Sie erſtaunte, ſie hier zu ſehen. Mit furchtſamen Ahnungen ſank ſie ihrer Tochter an den Buſen. „Weinen Sie nicht, meine gute Mutter, ich bin wahrhaftig glücklich geweſen! Ich habe nichts zu klagen.“ Dieſe Ruhe, dieſe Zufriedenheit Klarens ſchien ſo unverſtellt, daß ihre Mutter wirklich beruhigt ward. Klara mußte ſich anziehen. Ein Wagen fuhr vor. Alle drei ſtiegen ein, und ſie fuhren nach Schwetzingen. Hier traten ſie in einem kleinen Hauſe ab, wo ſchon alles zu ihrem Empfang bereit war. Klara ſah aus der Lage ihres Kämmerchens, daß ihr Vater ihre Flucht verhindern wollte. Das Kämmerchen ging durch ſein Zimmer, und er blieb ſtets zu Hauſe.

Klara, die arme Klara, befand ſich in einer höchſt unglücklichen Gemüthslage. Ihre ganze Einbildungskraft war erhöht, alle ihre Nerven angeſpannt, alle ihre Kräfte der Seele und des Körpers in einer verderblichen Thätigkeit. Sie hielt Klairant für verloren. Gefangen, ermordet! Man denke die fürchterliche Angſt, welche dieſe beiden Vorſtellungen bei ihr erregten. Und dieſe Angſt wollte ſie ihrem Vater verbergen, um ihm, dem ſie jetzt den entſchiedendſten Haß gegen ſich zutrauete, den Triumph darüber nicht zu geben. Ihrer Mutter verbarg ſie dieſe Angſt, um ſie nicht zu betrüben. Dieſe entſetzliche Angſt, und dieſe Anſtrengung, ſie zu verbergen, nagten wie zwei grauſame Geier an ihrem Leben, trockneten verzehrend die reichſten Quellen ihres Lebens aus. Sie ſaß da, ſtumm, halblächelnd, mit feſt in einandergeſchlagenen Händen, mit Augen, die man einem entzückten Heiligen geben könnte. Sie verſchluckte Seufzer, Worte, Thränen. Nur von Zeit zu Zeit legte ſie die Hand auf ihre Bruſt mit einer Miene, die deutlich ſagte, daß ſie Schmerzen fühlte. Man hatte nicht Acht auf ſie. Die Mutter ſah ſie wohl zuweilen bedenklich an; allein Klarens Lächeln täuſchte ſie.

Die feſte Ueberzeugung, daß Klairant gefangen ſey um ermordet zu werden, verhinderte jeden Entſchluß, ſich ihre Freiheit zu verſchaffen. Nein, ſie wollte nur ſterben. Es war Fanatismus der Liebe, der Treue, einer jugendlichen Phantaſie. Sie fühlte ihr Leben ſchwinden; und ſie ward mit dieſem Gefühle heiterer, wie der Märtyrer jeder Religion. Wo hatte der Vater die Augen? Schon in ein Paar Tagen war ſie abgefallen; eine dunkele, heiße Röthe lag bald auf dieſer Wange, bald auf jener. Ihre Bewegungen waren heftig, ihre Sprache bebend. Sie aß faſt gar nichts. Die Mutter ſagte: Klara, du biſt krank? Nein, liebe Mutter, mir iſt ſehr wohl, antwortete Klara jedesmal freundlich, lächelnd. Man ließ den Wurm nagen, weil man ihn nicht ſah. Der Vater meinte wohl gar, daß der Sieg ſein ſey, und daß ſich alles noch glücklich endigen werde.

Unglücklicher Greis, der du nicht glauben willſt, daß es Herzen giebt, die man nicht nach den Regeln der Politik beurtheilen ſoll! Wie ſtreng beſtraft die Natur, deren Allmacht du verlachteſt, den einzigen Fehler, den du begingeſt, alles der Ehre zu geben, und nichts der Natur!

Nach vierzehn Tagen ungefähr erhielt der Vikomte einen Brief. Er erbrach ihn, las, taumelte. Gott! rief er ſchrecklich: mein Sohn! mein Sohn! mein Pleſſis! mein Sohn! Er jammerte, klagte, weinte. Seine Frau vergoß nur Eine Thräne. Sie ſank in den Lehnſtuhl hinten über. Herr! Herr! rief ſie mit gebrochener Stimme: dein Wille geſchehe! So lag ſie. Der Arzt kam. Er ſchauderte vor dem Anblick. Der Vikomte war zerrüttet, ſeine Frau im Sterben, und Klara auf dieſem Schauplatze des Elendes ſtill, lächelnd, heftig, heimlich. Sie küßte, ohne ein Wort zu ſagen, ihrer Mutter ſterbende Lippen, warf ſich vor ihr auf die Kniee, drückte ihren Mund auf ihrer Mutter Hand, und blieb ſo liegen, bis die Hand, die ſie küßte, ſtarr und kalt war.

Dann ſetzte ſie ſich ſtill auf einen Stuhl dem Leichnam ihrer Mutter gegen über, ſah ihn lächelnd an, rührte die Lippen, als ob ſie Geſpräche mit ihm führte. Der Vikomte verſchloß ſich in ein Kabinet, bis ſeine Frau beerdigt war. Dann kam er wieder zum Vorſchein. Er trat zu Klaren ins Zimmer. Er ergriff ihre Hand, er umfaßte ſeine Tochter. Nun, Klara, ſagte er: nun hab ich dich noch allein, dich, dich, meine einzige Hoffnung, meine einzige Freude. Klara, biſt du mein Kind wieder? Mit einer ſonderbaren, leidenſchaftlichen Heftigkeit warf ſich Klara in ſeine Arme. Ja, mein Vater, ich bin Ihre Klara, ich bin Ihr Kind! rief ſie heftig. „Nun denn, und du verſprichſt, des Elenden nicht wieder zu gedenken?" — Weſſen?, fragte Klara: weſſen, meines Mannes? meines geliebten Klairants? — „O geh, Undankbare! geh! geh!" Er ſtieß ſie von ſich.

Klara ſah ihn an mit einem Blicke, mit einem treffenden Blicke — mein Gott! warum ſah ihn der Vater nicht? warum, wenn er ihn ſah, verkannte er ihn? Sie ſah ihn an, ſchauderte zuſammen, und ſetzte ſich in den Stuhl, in dem ihre Mutter geſtorben war, ſchüttelte den Kopf und lächelte. Der Vater verließ ſie. Von ungefähr betrachtete der Arzt, der noch einige male kam, Klaren. Er ſah die wechſelnde Geſichtsfarbe, hörte die abgebrochene Stimme, ſah die ſeltſamen Blicke. Er ging zu Klaren, faßte wie im Geſpräch ihre Hand, und hielt ſie einige Zeit. Dann ſagte er auf einmal: Hören Sie, Sie ſind ſehr krank. So? ſagte Klara gelaſſen: das glaub ich wohl! — „Mein Gott! das ſagen Sie ſo gelaſſen? ich ſage Ihnen, daß Sie ſehr krank ſind." — Ich weiß das wohl, ſagte Klara ruhig. Der Arzt erkundigte ſich nach ihrem Zuſtande. Klara erzählte ihm ſehr ruhig. Der Arzt ſchüttelte den Kopf.

Er erzählte dem Vater Klarens Gefahr. Dieſer ſah ihn mit durchdringenden Blikken an. Nicht wahr, fragte der Vikomte beiſſend: ich ſoll davon überredet werden? geben Sie ihr Arznei, wenn Sie krank iſt. Der Arzt ging, und kam am Abend wieder. Er beſuchte Klaren. Er verſchrieb ihr Arznei. Klara ſagte ſehr ernſt: Mein Herr, mein Vater braucht noch nach meinem Tode Geld. Ich kann die Arzneien nicht nehmen, und ſie können mir auch nicht helfen. — „Aber, mein Gott, Mamſel du Pleſſis" — Aber, mein Gott, bemühen Sie Sich nicht. Ich fühle mich ſo am wohlſten! Der Arzt ging zum Vater. „Herr Vikomte, ich verſichere Sie bei Gott, bei allem was mir heilig iſt, Ihre Tochter iſt in großer Lebensgefahr. Ich begreife ſo wenig Ihre als Ihrer Tochter Gleichgültigkeit gegen dieſe Nachricht. Sie hat ein heftiges Fieber, deſſen Quelle ein Zuſtand ihres Gemüths ſeyn muß, der ſchrecklich iſt." — Herr, iſt das? rief der Vikomte und wurde blaß. „Sie werden es in ein Paar Tagen ſehen. Ich begreife ſchlechterdings nicht, wie Ihre Tochter außer Bette ſeyn kann. Ihr Zuſtand iſt äußerſt ſeltſam. Aber die Natur wird nicht lange mehr dieſem Kampfe der äußerſten Kraft und der äußerſten Zerſtörung widerſtehen können.“

Nicht widerſtehen können, lieber Arzt? aber doch nicht ſterben? doch nicht ſterben? um Gotteswillen doch nicht ſterben, liebſter Freund? — Der Arzt verlangte alle dahin gehörigen Umſtände zu wiſſen. Der Vater erzählte, und erblaßte jedesmal, wenn der Arzt den Kopf ſchüttelte. „Sie haben ein gefährliches, ein ſehr gefährliches Spiel geſpielt, Herr Vikomte! Sie ſtirbt, ſie ſtirbt, wenn Sie ſo fortfahren. Herr Vikomte, Sie haben wahrhaftig keine andre Wahl, als Ihrer Tochter nachzugeben, oder ihren Tod mit Muth zu ertragen; und wer weiß, ob es jetzt nicht zu ſpät iſt?“— Nein, das wirds ja nicht, ſagte der Vater zitternd: das wirds ja nicht? Sie iſt ja noch ſo munter, ſo — das wirds ja nicht, lieber Arzt! Er ging zu ſeiner Tochter.

Klara, rief er: Klara, liebe Klara, mein theuerſtes Kind! Er faßte zitternd ihre Hand. Sey ruhig, ſey ruhig! du ſollſt deinen Willen haben. Von jetzt an, Klara, ſoll Klairant dein ſeyn, mit meiner Bewilligung. Der Arzt — nicht wahr? du biſt ſo krank nicht? nicht wahr, mein Kind? Klara ſah ihren Vater an. O iſt es wahr, fragte ſie beſtürzt: Klairant ſoll mein ſeyn? Wo iſt er? wo iſt er? — „Er iſt ſchon längſt in Freiheit. Klara, du ſollſt ihn ſehen. Er iſt in Freiheit. Ich ſelbſt will ihn aufſuchen. Er wird zu finden ſeyn.“

Er überzeugte Klaren durch einen Brief, den er aus dem Hauptquartiere erhalten hatte, daß Klairant frei war. O, rief Klara jetzt laut und ſchlug die Hände zuſammen: er iſt auf dem Wolfsbrunnen, oder bei Lautern. Laſſen Sie uns hin, mein Vater! laſſen Sie uns hin! Die Reiſe wurde auf morgen verabredet. Allein — o die menſchlichen Hoffnungen! — Klara hatte ihren Zuſtand nicht gefühlt, und in dieſem Augenblicke, da ihr Glück ihr ſo nahe lag, fühlte ſie ſich ſchwach, krank und elend. Die Kraft, die Verzweiflung, dieſer fanatiſche Wunſch des Todes, welche der Stärke der Krankheit ſich entgegen geſetzt hatte, verſchwand, und auf einmal brach die Stärke der Krankheit hervor. Selbſt der Uebergang ohne Stufen von der Verzweiflung zur ſchönſten Hoffnung, von dem Elende zum höchſten Glück, zerriß ihre letzte Kraft. Sie mußte ſich zu Bett legen. Das Fieber vermehrte ſich. Sie wollte ſich ſtark ſtellen, um ihren Klairant zu finden; allein die angeſtrengte Natur erlag endlich. Sie wurde ohnmächtig, wie man ſie ankleiden wollte. Sie ſchrieb ein Paar Zeilen an Klairant, und ihr Vater flog damit nach Heidelberg, und, ohne einen Augenblick zu verziehen, auf den Wolfsbrunnen.

Er fand den Jüngling unter der Linde ſitzen. Klairant! rief er: Klairant! o ich bitte dich, komm, Klara erwartet dich. Klairant fragte nicht. Er flog mit dem Alten nach Schwetzingen. Sie ſtiegen aus. Sie kamen ans Zimmer. Die Thür ging auf. Der Vikomte führte den jungen Mann in ſeinen Armen an der Tochter Bett. Klara ſtreckte ihrem Klairant die Arme entgegen. Welch eine Scene! Der Arzt verbarg ſein Geſicht in ſein Taſchentuch. Ein reiner Strahl der Freude brach aus Klarens Augen hervor; ihre blaſſe Wange kleidete ſich in eine ſchöne Roſenfarbe. Der Vater hoffte wieder, ſogar der Arzt hoffte; allein der lange Gram, die heftige Leidenſchaft, die mannichfaltigen Stürme waren zu ſtark für Klarens Leben geweſen. Das neue Leben, das Klairant mit ſich brachte, das ſeine Liebkoſungen in ihre Seele hauchten, dauerte nicht lange. Es war bloß ein heller Blick ihres Lebenslichtes vor dem Verlöſchen.

Sie ward ſchwächer und ſchwächer. Sie floh den Schlaf, der ſie noch allein erquicken konnte, um einige Augenblicke länger bei Klairant zu ſeyn. Je ſchwächer ſie wurde, deſto ſtärker wurde die Verzweiflung des Vikomte. Klairant trug mit einem unbeſchreiblichen Muthe das Elend ſeiner Geliebten. Nur zuweilen ging er eine halbe Stunde aus ihrem Zimmer in ein anderes, und da ſaß er, weinte, knirſchte mit den Zähnen, und überließ ſich ſeinem Schmerze.

Endlich wurde ſie ſo ſchwach, daß ſie ſelbſt ihren nahen Tod ahnete. Klairant, ſagte ſie: ſiehſt du! wie viel tauſend Minuten zum Glück, und nur Eine zum Sterben! O Vater, ſagte ſie den Abend zu dem Vikomte, wie er wegging: wie glücklich haben Sie mich gemacht! Am andern Morgen fand man Klairant in einer tiefen Ohnmacht auf dem Leichnam ſeiner Klara.

Ich kam den Tag nach Klarens Tode nach Schwetzingen. Man hatte mich von dem Wolfsbrunnen, wo ich Klairant ſuchte, dahin gewieſen. Ich fand ihn in einer ſtillen, verzehrenden, ſtummen Verzweiflung. Sie iſt hin, ſagte er, wie ich ihn fragte, was ihm fehle. Sie iſt hin, wiederholte er mit einem Blicke gen Himmel, der unbeſchreiblich rührend war. — Ich habe ihre Leiche geſehen. Sie war noch im Tode ſchön. Klairant zeigte ſie mir. Ich ſagte ihm, daß ich ſie noch ſchön fände. O, ſagte er und zeigte gen Himmel: und ihr Herz! o ihr Herz! Er legte beide Hände auf ſeine Bruſt. Dann warf er ſich an dem Leichnam nieder, küßte ihre Stirn, ihre Hand und ihren Buſen. Der Vater kam. Es war eine rührende Scene. Er kniete an dem Leichname nieder und bat ſeine Klara, ihm zu verzeihen.

Klairant ſtand mitten im Zimmer, ſah dem allen zu und ſagte halb mir, halb dem alten Vicomte: Ihr Herz konnte nichts als verzeihen; aber, aber ſie tödten? o das kann, das kann die ewige Barmherzigkeit nicht verzeihen! Der Alte fühlte das ohne Zweifel. Er hob die beiden Hände ſeiner Klara, wie betend, in die Höh. Wars ſeine Idee, daß ſie für ihn beten ſollte? Endlich ward ſie begraben. Ich und Klairant folgten der Leiche; der Vater war zu elend dazu. Als wir von dem Kirchhofe zurückkamen, ſo führte er mich in den Kurfürſtlichen Garten, Wir kamen an den Tempel des Merkurs. Hier ſetzte er ſich auf die Ruinen. Ich redete mit ihm von Klaren, von ihren Vollkommenheiten. Er zog ihre Briefe hervor, ihr Bild, ihren Ring. Er küßte alles, er benetzte alles mit Thränen. Er las mir Klarens Briefe vor. Ich fragte ihn, ob er ſeine Briefe wieder hätte. Er zog ſie hervor. Klara hatte ſie in einer ſeidenen Brieftaſche getragen. Ich bat ihn, mich ſie leſen zu laſſen. Er gab mir beide Pakete. Ich fing an zu leſen. Er ſtand auf, ging umher, kam wieder. Auf einmal ſagte er, als ob er aus einem Traume käme: Wo iſt Klarens Mutter? Er hatte es vergeſſen, daß der Arzt ihm ihren Tod erzählt hatte. Ich ſagte ihm, daß ein Schlagfluß ſie getödtet habe, wie die Nachricht angekommen ſey, daß Pleſſis niedergehauen war.

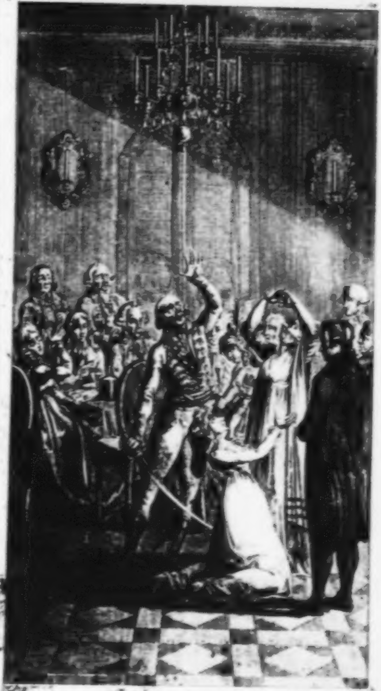
Er lächelte: Klara, ihre Mutter, Pleſſis! O Gott! rief er, was ſoll ich denn noch allein hier? Er küßte Klarens Bild, und ging an dem Teiche weg der Moſchee zu. Da ſah ich ihn noch lang in den Arkaden der Moſchee umher gehen, reden, mit den Händen Bewegungen machen. Ich las noch immer der beiden Unglücklichen Briefe. Ich vertiefte mich. Endlich war ich fertig. Ich ging ihn aufzuſuchen. Ich fand ihn im Garten nicht. Ich ſuchte ihn zu Hauſe. Da war er geweſen. Stumm hatte er den Vikomte in ſeinen Arm geſchloſſen, dann war er weggegangen. Er kam nicht wieder. Auf dem Kirchhofe war er noch geweſen. Auf das Grab ſeiner Klara hatte er ſich niedergeworfen. Dann war er gelaſſen gegangen.

Ich hoffte noch einige Tage auf ihn. Er kam nicht wieder. Seine beiden Brieftaſchen nahm ich zu mir. Sie ſind mir ein heiliges Depot. Aber ich fürchte, der Unglückliche wird die Briefe nicht wieder ſehen. Ich habe nach Lautern geſchrieben, ob er da etwa in der Wildhüterhütte geweſen ſey. Er iſt einige Tage da geweſen, und dann iſt er verſchwunden. Ich bin nach Embs gereiſt; allein ich habe nichts von ihm gehört. Nein, der Kummer war ſeinem Leben zu ſchwer. Er iſt wohl todt, der arme Klairant. Zuweilen beſuche ich noch den alten Vikomte, der in einen finſtern Trübſinn verſunken iſt, aus dem ihn wohl nichts als das Grab reißen wird.

Lieber Gott! was ſind doch des Menſchen Schickſale! Da ſitz ich jetzt oft auf Klarens Grabe, leſe die Briefe, die ſie und der arme Klairant geſchrieben haben, und lerne hier Geduld und Ergebung in die Führung des Geſchicks; und wenn ich denn wieder bedenke, daß, obgleich ihr Herz und ihre Liebe ſie in dieſes Elend verwickelte, ihr Herz und ihre Liebe ſie doch unendlich glücklich machte: ſo kann ich mich nicht erwehren, wiederum der Verſehung zu danken, die uns ſo machte, die einigen Menſchen dieſe unendliche Empfindung zu ihrem Looſe gab; ach wenn nur härtere Menſchen dieſe Art Herzen nicht für eine Fabel halten wollten! Ich ſage dann, was Klarens und Klairants Troſt war:

Des destins la chaine rédoutable
Nous entraine à d'éternels malheurs;
Mais l'espoir à jamais secourable
De ses mains viendra sécher nos pleurs,
Dans nos maux il sera des délices,
Nous aurons des charmantes erreurs,
Nous serons au bord des précipices,
Mais l'amour les couvrira de fleurs.

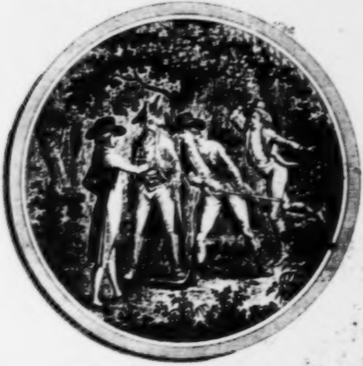
%4.



Die Familie von Halden.

Von

August Lafontaine.



Erſter Band.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung
1797.

Die Familie von Halden.

Erſter Theil.

A

Der Major von Halden, in der prächtigſten Huſaren-Uniform, ritt über die Zugbrücke von Moorberg. Er hielt ſeinen Fuchs an, warf einen Blick auf das neu angeſtrichene Thor, durch welches er eben einreiten wollte, that einen kräftigen Schwur, zog die ſchwarzen Augenbraunen zuſammen, und ſprengte auf den Hof ſeines Bruders, des Kammerherrn von Halden, der in einem weißen, geſtickten Kleide auf der Freitreppe (Perron) ſtand und in einem weichlichen Tone zu ihm ſagte: guten Morgen, lieber Bruder. „Hennig!" rief der Huſar ſeinem Reitknechte zu; „nimm mir den Fuchs in Acht! er iſt warm! Gratulire, Bruder, zu dem Jungen. [illegible] wohl auf?" Mit dieſen Worten drückte er den Kammerherrn an ſich, und bede[illegible] mit Flecken, die ihm ſelbſt der ſchlimme Weg verurſacht hatte. — Mein Gott, lieber Bruder, wie du mich zurichteſt! ſagte der Kammerherr. Du denkſt doch an nichts. — „Ja, zum Henker!" erwiderte der Major eifrig; „an den Lumpen, der da auf deinen Schultern hängt, dacht' ich freilich nicht. An deinen Erſtgebornen, an deine Vaterfreude, und daß du mein Bruder biſt: daran dacht' ich; und da wollt' ich dich an mein volles Herz drücken. Auf Ehre, ich hatte vergeſſen, daß der Weg ſchlecht iſt. Nun, laß gut ſeyn, Bruder Toffel. Was macht der Junge?" Jetzt faßte er den Kammerherrn wieder in die Arme; und dieſer zog ihn eilig in das Haus.

Der Major glich einem Bilde, das auf ein gefalztes Papier gemahlt iſt: von der einen Seite ein Todtenkopf, ein gräßliches Geſicht; und von der andern ein hübſches Mädchen, oder ein Blumenſtrauß. Er war, zum Beweis — Doch du, freundlicher Leſer, magſt dir ſelbſt ein Gemählde von ihm entwerfen, wenn du weiter lieſeſt; ich habe davon den Vortheil, daß ich mit ihm thun und laſſen [illegible] was ich will: und, ehrlich geſtanden, das Gleichniß mit dem doppelten Gemählde auf geſalztem Papier paßt nicht auf den Major allein, ſondern auf alle Menſchen.

„Aber, Bruder,“ ſagte der Major auf der Treppe, „was in aller Welt haſt du mit dem Schloßthor angefangen? Ich verſtehe zwar nichts von aller Eurer ſchönen Herrlichkeit, von Supraporten, Antiken, und dergleichen . . .“

Nun, eben weil du davon nichts verſtehſt, Bruder, ſo . . . Du mußt doch immer disputiren!

„Nein; aber ſo viel begreiſe ich wohl, daß auf eine Zugbrücke, die ſo alt iſt wie Guſtav Adolph, kein Thor gehört mit den neuen Antiken, den Griechiſchen Jungfern, und Engeln mit Ziegenfüßen, die um einen Altar tanzen. Das mag an ein Komödienhaus oder an ein B . . . ll taugen, aber nicht an eine Zugbrücke. Gerade, als wollt' ich eine Schwadron Huſaren mit Sonnenſchirmen aufmarſchiren laſſen! Die angenagelten Habichte und Uhue gefallen mir nun eben auch nicht: denn das ſieht aus, als hätte der Herr da ſein Wapen, ſein Zeichen oder ſein [illegible] trät annageln laſſen; aber die Jungfern gehören doch eben ſo wenig dahin."

Nun? fragte der Kammerherr lächelnd: was gehört denn dahin, lieber Bruder? Antworte einmal.

„Was weiß ich, was dahin gehört! Nur das nicht, was du da haſt mahlen laſſen. Wenn denn durchaus gemahlt ſeyn müßte, ſo ließe ich die Geſchichte des barmherzigen Samariters auf das Thor mahlen, und darüber ſetzen: hier wohnt er! der Samariter nehmlich. Aber nein! das ſähe wieder aus, als wollte man mit ſeinem Oehl und Weine groß thun; und wo ein Samariter wohnt, das lernt ſich auch ohne Gemählde. — Wer ſteht denn noch Gevatter?"

Der Kammerherr nannte ihm die Pathen, und führte ihn in die Wochenſtube. Hier machte der Major der Wöchnerin eine kleine Verbeugung, und murmelte etwas, das man eben ſo gut für: „der Henker hol!" als für „iſt Ihnen denn wohl?" halten konnte. Nun aber lief er an die Wiege, nahm den Jungen auf ſeine Arme, und drückte ihn mit gutherzigen Blicken an ſeine Bruſt. „Es iſt doch erlaubt?" fragte er ſeine Schwägerin mit einer Art von Scheu. Sie nickte mit einer freundlichen Mine, und ſagte: ich hoffe, Herr Bruder, Sie werden das Kind ſo gut als Ihren Sohn betrachten, wie wir ſelbſt.

„Wirklich, Frau Schweſter? darf ich das?" fragte er mit frohen Blicken, und trat mit dem Kinde an das Bett. „Nun, ſo ſey mir doppelt, tauſendmal willkommen hier in dieſer Frühjahrs-Welt, wo dem ehrlichen Manne bald Stürme um die Naſe pfeifen, bald wieder die Sonne lacht. Werde ein guter Menſch, Junge; und dann ſey nicht bange vor den Stürmen! Sie wehen dir nichts als ein wenig Wermuth in den Honig; und am Ende haſt du Schutz im Sarge, wie du ihn ſchon im Mutterleibe hatteſt."

Die Frau von Halden ſchüttelte mit einem angenehmen Lächeln den Kopf, und lispelte: wenn Sie Sich nur die Ausdrücke abgewöhnen wollten, lieber Herr Bruder! Der Major legte geſchwind den Knaben in die Wiege, und ſagte etwas ſcheu: „hab' ich wieder etwas genannt, was ſich nicht ſchickt?" Sie ſchlug ihm freundlich auf die Hand, und fliſterte ihm:

zu: wer ſagt denn wohl in Mutterleibe ſo gerade heraus? Der Major ſann ein wenig nach. „Soll mich . . . Auf Ehre, da weiß ich nun nicht, wie man anders ſagen könnte! Wahrhaftig, Frau Schweſter, ich will es Ihnen gern recht machen: denn Sie müſſen Sich nicht ärgern; aber da weiß ich nun meinem Leibe keinen Rath, wie ich das anders hätte geben ſollen.“

In der Mutter Schooße, wäre ſchon feiner geweſen, erwiederte die Frau von Halden.

„Ja, gehorſamer Diener! Iſt ein Kind erſt da, ſo geht die Noth ſchon an. Das wollt' ich nicht ſagen. Aber es iſt gut. Ich will mir den Ausdruck ſchon merken, ob er gleich ein wenig uneben iſt. Alſo in der Mutter Schooße! Nun, Gott ehre mir die neuen Erfindungen!“

Sie ſind ein loſer Mann, ſagte die Frau von Halden, und reichte ihm die Hand. Er küßte ſie ihr; dann ging er zu ſeinem Bruder, und ſagte: „du ſollteſt Gott bitten, daß deine Frau alle Tage in die Wochen käme; denn heute iſt ſie ein Engel des Lichts.“

Das ſag' ich dir ja, Bruder! Du verkennſt meine Frau. Gieb Acht, du ſollſt ſie wohl noch lieben lernen.

„Herzens-Toffel! . . . Bruder, wollte ich ſagen; mit tauſend Freuden, wenn ſie mich nur unterrichten will."

Nun wurde zu einem zweiten Punkte, dem Nahmen des Kindes, geſchritten. An dieſe Verhandlung ging die gnädige Frau mit einiger Aengſtlichkeit; denn der Major hatte ſchon oft behauptet, daß der Pathe dem Kinde einen Nahmen geben müſſe; und in Abſicht der Nahmen war er gar nicht delikat. Er nannte ſeinen Bruder noch häufig Toffel, weil er ihn in der Kindheit ſo genannt hatte; und ſo oft auch die Frau von Halden dieſen Nahmen für abſcheulich erklärte, ſo blieb dennoch der Major bei ſeiner Behauptung: ein Nahme iſt ein Nahme! „Und Toffel," ſetzte er jedesmal hinzu; „klingt beſſer, als Karl, Eduard und Franz" (die Lieblingsnahmen der gnädigen Frau). Beide wurden bei einem Streit über dieſen Gegenſtand jedesmal heftig. Die Frau von Halden hatte ihre Vorliebe für gewiſſe Nahmen aus Romanen, und der Major die ſeinige für andre aus den Begebenheiten, die er erlebt hatte. Er liebte die Nahmen Fritz, Peter, Christoph, und Hennig. Fritz hieß ſein König; Peter hatte ſein Vater geheißen; Christoph hieß ſein Bruder; und Hennig — Doch dieſer Nahme erfordert die Erzählung einer Begebenheit, welche der Leſer bald hören wird.

Die Frau von Halden würde ſogleich mit ihren Nahmen hervorgekommen ſeyn, wenn ſie nicht geglaubt hätte, des Majors in dieſem Punkte ſchonen zu müſſen. Der Mann war ſehr reich, und, obgleich noch in ſeinen beſten Jahren und ſehr rüſtig, dennoch halb und halb entſchloſſen, unverheirathet zu bleiben, weil er kein Mädchen finden konnte, das ihm ſeine rauhe Außenſeite zu gute gehalten hätte. Ihn ſchon bei der Taufe gegen ſeinen Neffen einzunehmen, das ging nicht, wie die kluge Schwägerin wohl einſah. Den Nahmen Franz konnte er nun einmal nicht leiden, weil er aus dem ſiebenjährigen Kriege her eine natürliche Antipathie gegen alles Oeſtreichiſche hatte. Eduard war ihm ungewöhnlich, weil er keine Romane las und von der Engliſchen Geſchichte nicht mehr wußte, als daß der König Georg heiße, und unter einem Parlamente ſtehe. Karl ſchien ihm recht gut; aber er ſchüttelte doch den Kopf, weil ihm dabei immer das Wort Kerl einfiel, deſſen er ſich nur im Zorn bediente.

Die Frau von Halden eröffnete die Verhandlung über die Nahmen ihres Kindes ſchon den Vormittag, und einige Damen aus der Nachbarſchaft mußten ihr Beiſtand leiſten. Man ſaß in einem halben Kreiſe um das Wochenbett her. Welchen Nahmen, fing die gnädige Frau an, haben Sie denn meinem Sohne zugedacht, Herr Bruder? Der Major merkte, daß es jetzt auf einen Streit los gehen würde, und ſtrich mit der Hand den Schnauzbart in die Höhe. „Wenn ich den Jungen recht väterlich lieben ſoll," ſagte er trocken, „ſo muß er Hennig heißen."

Hennig? riefen die Damen alle auf einmal; mein Gott! welch ein häßlicher Nahme! Hennig!

„Häßlich? warum denn häßlich?"

Weil gerade die gemeinſten Leute ſo heißen, ſagte die Frau von Halden; die allergemeinſten Leute!

Der Major ſtrich ſich unwillig über das Geſicht. Er hatte ſich vorgenommen, heute ſeiner Schwägerin in Allem Recht zu geben; aber das war denn doch allzu arg. „Die armen Menſchen!“ brummte er; „ſollen ſie denn nicht einmal die Kleinigkeit mit uns gemein haben? ſollen ſie denn ganz verlernen, daß ſie unſre Nächſten ſind?“ Er knüpfte die Schnüre an ſeiner Uniform auf und zu, und ſuchte zu lächeln, ſo ſchwer ihm das auch wurde.

Aber, lieber Major, fing ſein Bruder an, ſag doch endlich einmal, wie haſt du die ſeltſame Vorliebe für dieſen wunderlichen Nahmen bekommen? Ich laſſe Peter und Chriſtoph gelten; doch, hat je einer von deinen Verwandten Hennig geheißen?

Der Major zog die Augenbraunen zuſammen und wieder aus einander. „Ja,“ ſagte er endlich nach einigem Beſinnen; „ich will Ihnen Allen erzählen, wie das gekommen iſt. Es betrifft freilich wieder nur einen gemeinen Menſchen; aber wenn dieſer Menſch nicht geweſen wäre, ſo ſäße ich hier nicht, und könnte mich nicht darüber freuen, daß mein Bruder

Vater iſt. — Laß doch meinem alten Hennig eine Flaſche Wein geben, während ich hier von ihm erzähle, und ſag ihm, er ſoll ſich mit ſeinem Wein in das Vorzimmer ſetzen.

Der Kammerherr gab Befehle, und der Major fing an. „Wir ſtanden Anno ſechs und funfzig, als ich eben erſt Stabsrittmeiſter geworden war, in Böhmen. Ich hatte den Vorpoſten in einem Walde voller Schlüſte, und darf wohl ſagen, daß der König mich zu dieſem Poſten ausgeſucht hatte. Damals war ich ein Brauſewind, meine Damen; ob ich ſchlief, oder nicht, das galt mir gleich. Nun, es kam darauf an, die Kaiſerlichen Vorpoſten immerwährend in Allarm zu halten. Ich ſaß ihnen alſo Tag für Tag auf dem Halſe, und es liegt da manches ehrliche Mutterkind begraben. Die Panduren hatten mir den Tod geſchworen. In einer Nacht . . .“ Er ging an die Thür, und rief hinaus: „wann war es, Hennig, als wir die Panduren auf uns hatten?“ — Den ſechzehnten Oktober! antwortete eine Baßſtimme auf dem Vorſaale. — „Den ſechzehnten Oktober alſo umgingen uns die Feinde. Ich ſchlief die Nacht einmal aus, weil ich in acht Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen war. Ehe wir es uns verſehen, fällt hinter uns Schuß auf Schuß, und als wir aufſpringen, iſt der ganze Buſch mit Kroaten und Panduren beſetzt. Ich war zu Pferde; aber ein Schuß, und da lag mein Fuchs. Meine Huſaren machten ſich auf und davon. Nun ſprangen ein Paar Kroaten hervor, um mir den Gnadenſtoß zu geben. Ich geſchwind an eine Eiche, um mir den Rücken zu decken. Da hör' ich den Hennig, der da draußen ſitzt, rufen: unſer Rittmeiſter, Leute! Wer ein braver Kerl iſt, rettet ihn! Damit wendete er ſein Pferd, und flog auf mich zu. Die Kroaten ſprangen wieder in den Buſch; und ich — es iſt da keine Schande ſeine Beine zu gebrauchen — ich trottirte neben Hennigs Pferde her. Der treue Menſch bot mir wohl hundertmal ſein Pferd an; aber wer hätte es da nehmen mögen! Paf! ging es; und ich hatte einen Schuß hier im . . . im . . . wie nennt man den Theil, auf dem man ſitzt, Frau Schweſter? Na, im Schooße. Kamerad, ſagte ich zu Hennig; reit! ich habe mein Theil. Aber Hennig ritt nicht. Wir kamen eben aus dem Buſche. Er ſtieg ab; doch nun konnte ich nicht auf das Pferd, ſo gern ich auch wollte. Ich humpelte neben her, und Hennig ſchleppte mich mehr, als ich ging. Wir waren eine Strecke vorwärts auf dem Wege nach einem Dorfe zu; da kamen zwei Kroaten aus dem Buſche, und riefen uns nach: wart! du ſollſt nicht weit kommen! Ich ſah mich um; und, ſtraf mich Gott! der Kerl... nun, er war Feind — der Kroat lud ſein Gewehr wieder. Reit, ſagte ich, Hennig; der Kroat ladet die Büchſe. So ſoll ihn das heilige Wetter! ſagte Hennig, und ließ mich los. Geſchwind ſprengte er zurück, und jagte die Kroaten in den Buſch. Dann rief er mir zu: vorwärts, Herr Rittmeiſter! Ich will Ihren Rücken decken. Ich hinkte dem Dorfe zu, und Hennig blieb immer hundert Schritte hinter mir. Dann kam er nach; aber den Augenblick waren auch die Kroaten wieder aus dem Buſche, und hinter uns her. Sie können denken, daß ich mir den Weg nicht mit Pfeifen vertrieb. Ich machte meine Rechnung mit dem lieben Gott, weil ich gar keinen Ausweg ſah. Die Kroaten riefen meinem Hennig zu reit, braver Preuße! Nur deinen Rittmeiſter müſſen wir haben; ſein Tod iſt geſchworen. Auch ich ſagte: reit, Hennig! Ja, er ritt; aber immer den Kroaten entgegen. Die Kugeln pfiffen dem ehrlichen Menſchen um die Ohren. Auf einmal ging es: paff! und ich hörte, daß es traf. Mein alter Hennig hatte eine Kugel in die Wade bekommen. War's ins Schwarze, Kamerad? riefen die Kroaten. Hieher ſchießt! antwortete er, und zeigte ihnen den Ort, . . . ja den Ort, den man nicht zeigen darf, . . . und lachte laut. Kerl, Ihr ſchießt ja wie Hundsfötter! — Frau Schweſter, ich führe den Hennig nun redend ein — trefft alte Steine, aber mich nicht! Und damit ſprengte er wieder auf ſie zu. Nachher ſagte er mir: ich biß die Zähne auf einander; ſie ſollten nicht merken, daß ich bleſſirt war, weil ihnen das ſonſt Muth gemacht hätte. Und ſo blieb der Alte bei mir bis in das Dorf hinein."

„Die Kroaten kamen nach, aber nun ihrer ſchon vier. Was war zu thun? Hennig konnte wegen ſeiner Wunde nicht vom Pferde herunter, und ich nicht hinauf. Reit, Hennig!

nig! ſagte ich, und hielt ihm Börſe und Uhr hin. Du biſt eine treue Seele; ich will Quartier für dich im Himmel machen. — Herr Rittmeiſter, ich reite nicht. Wenn ich nur von der Mähre hinunter könnte!"

„Das Dorf war ganz leer; keine Seele darin, die uns hätte helfen können. Ueber den Zaun weg ſahen wir die Kroaten ſchon heran ſchleichen. Auf einmal kam vom andern Ende des Dorfes ein junges, hübſch gekleidetes Mädchen, und rang die Hände. Da kommen die Unmenſchen! rief ſie, und zeigte auf die andre Seite des Dorfes. Mein Hennig ritt an ſie heran. Mädchen, ſagte er, willſt du dort oben den Himmel verdienen, und noch vorher hier unten einen wackern Bräutigam, ſo hilf da den jungen hübſchen Officier verſtecken. Das Mädchen ſah mir ins Geſicht. Ich war damals — das [illegible], du Bruder — ein hübſcher Mann; erſt das letzte Jahr hat mich alt gemacht. Liebes Mädchen, fing ich zitternd an, Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie mein Leben retten. O ja, von Herzen gern! nur hier herein! ſagte das Mädchen. Ich hinkte in ein Haus; und es war hohe Zeit.

Sie ſchlug eine Tapete zurück, machte eine Thür auf, die bloß Wand ſchien, und ließ mich in ein dunkles Zimmerchen oder Winkelchen treten. Mein Hennig ſah vom Pferde herunter durch das Fenſter. Gott Lob! rief er, als ich in Sicherheit war. Ich ſank nun auf ein Bund Stroh nieder, das in dem Winkelchen lag, und verband meine Wunde. Kaum war ich damit fertig, ſo fiel ein Schuß; und bald nachher hörte ich meinen Hennig rufen: Pardon, Kamerad! Die Kroaten fragten: wo iſt dein Pferd und dein Officier? — Ihr fragt noch lange? Wäre ich ein ehrlicher Kerl, wenn ich nicht meinem Rittmeiſter davon helfen wollte? Gezeichnet aber habt ihr ihn auf Lebenszeit, und mich dazu."

„Nun entſtand ein Gezänk; auch hörte ich Pferde kommen. Die Feinde droheten meinem Hennig: ſie wollten auch auf der Stelle niederſchießen, wenn er nicht ſagte, wo ich wäre. Hinausgeritten iſt er nicht, rief einer; wir haben das ganze Dorf beſetzt. Sucht ihn! — Erlebt der den Abend, rief dieſelbe Stimme, ſo haltet mich für einen Schurken!"

„Nicht lange, ſo kam man in das Haus,

worin ich verſteckt war, und fand das Mädchen." Wo hat Sie den Preußen hingeſteckt? fragte eine rauhe Stimme. Ich vergaß meinen Schmerz aus Furcht vor der Antwort des Mädchens, und konnte kaum Athem holen. Den Huſaren-Officier? ſagte das Mädchen; o, der iſt weg geritten, da links, durch die Gärten."

„Ich hoffte ſchon, es ſollte alles vorbei ſeyn; aber auf einmal kam einer, der hatte Hennigs Pferd todt gefunden. (Hennig war nehmlich, ſo bald er mich verſteckt ſah, an einen Graben geritten. Da hatte er ſich, trotz allen Schmerzen, vom Pferde geworfen, es vor den Kopf geſchoſſen, und in den Graben geſtürzt, um ſagen zu können, ich ſey weggeritten.) Jetzt fing man an meinen alten Hennig zu examiniren. Wollt Ihr nicht glauben, daß er fort iſt; ſagte der, ſo ſucht ihn ſelbſt. Nun hörte ich eine fürchterliche Stimme, die ich ſehr wohl kannte. Sie gehörte einem Granizer-Officier, der mir ſchon lange den Tod zudachte, weil ich ihm einmal zehn Wagen mit Beute weggekapert hatte. Noch drei Minuten! rief die Stimme; ſieh, hier iſt die Uhr! Und ſagſt du dann nicht, wo dein Herr iſt, ſo ſchieß' ich dir den Kopf ein. — Drei Minuten, gab Hennig zur Antwort, oder drei Augenblicke, oder drei Jahre: das iſt alles Eins. Wollen Sie mich todtſchießen — nun, ich ſtehe in Gottes und Ihrer Hand. Wo mein Rittmeiſter iſt, weiß ich nicht."

„In dem Augenblicke ſchleppten ſie das Mädchen zu dem Officier. Ich hörte ſie ſchreien; und mein Hennig erzählte mir nachher: ich wurde todtenbleich, als ich das Mädchen ſah; indeß machte ich ihr mit einem feſten Kopfſchütteln Muth. Herr Lieutenant, ſagten die Kroaten, das Mädchen weiß, wo er iſt. Der Granizer ſetzte ihr die Piſtole auf die Bruſt, und befahl ihr, zu geſtehen. Sehen Sie, meine Damen, ich wollte hinaus, als ſie meinem Hennig droheten, und richtete mich ſchon vom Strohe auf. Aber nun ging der Verband los. Ich ſank nieder, und kam erſt nach einer Stunde, als ſchon alles vorbei war, wieder zu mir."— „Hennig!" rief jetzt der Major zur Thür hinaus; „komm herein, und erzähle weiter."

Hennig ſtellte ſich mitten in das Zimmer, und erzählte. „Nun, ſie hielten dem Mädchen Säbel und Piſtole vor die Bruſt, und das arme Kind ſchrie erbärmlich. Ich lag an der Erde, und Gott weiß, wie mir zu Muthe war. Daß die Feinde das Mädchen nicht todtſchießen würden, wußte ich nun wohl; aber ich fürchtete, ſie würde plappern. Doch das Mädchen konnte ſchweigen wie das Grab. Sie war bleich wie die ſteinernen Puppen, die hier im Garten ſtehen, aber auch eben ſo ſtumm. Nun ging es wieder über mich her. Der Officier ſpannte den Hahn; und ich betete ein andächtiges Amen: denn zum Vaterunſer läßt einem ſo ein Ding keine Zeit; ich wäre nicht durch die erſte Bitte gekommen. Auf einmal ſprengten unſere Leute ins Dorf. Hund! rief der Officier. Aber in dem Augenblicke hatte ich einen Kroaten bei den Beinen, und riß ihn um, und auf mich. So konnte der Officier nicht nach mir ſchießen, und ich kam glücklich davon. Er und alle andern machten nun, daß ſie weg kamen. Den Kroaten hielt ich feſt, und er rief: Pardon! Das brave Mädchen ſtand noch immer zitternd da. Ich kroch zu ihr hin, und — küßte ihr die

Füße, mit Reſpekt zu ſagen, weil das hundiſch iſt. Wir holten nun meinen Herrn aus ſeinem Winkel hervor. Ach, Herr Oberſtwachtmeiſter, wenn wir Beide doch einmal das Mädchen wiederſehen ſollten! Der haben Sie das Leben zu verdanken. Ich mußte in das Lazareth; und die durfte Ihrer pflegen und warten, bis das Dorf abbrannte! . . . Wo mag ſie ſeyn! Wer weiß, wo ſie ſich jetzt in der Irre umher treibt! Nun, wir werden ſie ja wiederfinden, und wenn es auch erſt im Himmel wäre."

Der Major zog ſein Schnupftuch hervor, und trocknete ſich die Augen. „Nein, nicht in der Irre, Hennig. Ich glaub' es nicht. So eine That bleibt nicht unbelohnt."

Meine letzte Rinde Brot wollt' ich mit ihr theilen, Herr Oberſtwachtmeiſter; betteln wollt' ich für ſie, ſtehlen, wenn es ſeyn müßte.

„Wollteſt du das, ehrlicher Hennig? Nur nicht ſtehlen; ſonſt alles! Sie verdient es. Hennig, ſie hat mich verpflegt; du hätteſt nicht mehr für mich thun können, ſo lieb du mich auch haſt. Gott gebe ihr gute Tage, wo ſie auch iſt! Ich denke noch immer, wir müſſen, ſie einmal wieder finden, hier noch, Hennig, nicht erſt im Himmel, wie du ſagteſt. Es iſt ja erſt neun Jahre her."

Die Frau von Halden hatte ſchon lange Kopf und Augen bald hier- bald dahin gedrehet, aus Verdruß darüber, daß ihr Schwager den Retter ſeines Lebens in das Zimmer kommen ließ; und jetzt, da er gar ein Geſpräch mit dem Alten anfing, das ſo bald nicht enden zu wollen ſchien, verging ihr die Geduld gänzlich. Indeß ſie wollte nun heute durchaus den Major nicht böſe machen; daher verlangte ſie ihre Börſe, nahm einen Speciesthaler heraus, rief Hennig an das Bett, und ſagte ſehr freundlich: wirklich, guter Hennig, die Familie iſt Ihm für Seine Treue Dank ſchuldig. Mit dieſen Worten drückte ſie ihm das Geldſtück in die Hand.

Hennig legte den Thaler wieder auf das Bett, und ſagte: nein Ihr Gnaden, dafür nehme ich nichts. Es war meine Schuldigkeit.

Der Major ſah über Hennigs Schulter, und ſein Geſicht verwandelte ſich, als er den Thaler erblickte. Er zitterte vor Zorn. Als ter!" rief er, und drehete ſeinen Hennig zu ſich um: „nimm ihnen das nicht übel! Die Menſchen wiſſen nicht, was es heißt, das Leben für einen wagen! . . . Frau Schweſter, der Hennig iſt ſo arm nicht! Wenn ich ſterbe, ſo bekommt er jährlich bis an ſeinen Tod vierhundert Thaler; und ſo lange ich lebe, fehlt es ihm an nichts. Er hat den Schlüſſel zu meinem Geldſchranke, und er allein weiß, wie viel Geld ich habe."

Nun ja doch, ſagte die Schwägerin einlenkend; auf deſſen Treue kann man Häuſer bauen. Das hat er verdient.

„Verdient?" rief der Major eifrig. „Nichts hat er verdient; denn Hennig weiß, daß ich bereit bin, alle Tage mein Leben wieder für ihn zu wagen. — Daß er hinter mir her reitet, daß er ſteht, wenn ich ſitze, ſeinen Wein im Vorzimmer trinkt: das iſt ſein Wille, nicht meiner. Aber daß er mich liebt, daß er mein Freund iſt, daß er ſein Leben noch einmal für mich wagen würde, wenn es Noth thäte: das iſt es, das kann mich freuen." Er umfaßte den Alten, drückte ihn an ſeine Bruſt, küßte ihn auf die Lippen, und ſagte: „nun geh und trink deinen Wein, wo du willſt, mein lieber Hennig!“

Die Dame hatte den Major mit ihrem Speciesthaler aufgebracht, und nun würde er ihr bei allem, was ſie hätte ſagen mögen, widerſprochen haben. Das war ſonſt immer der Anfang zu einem heftigen Zanke, der ſich zuletzt damit endigte, daß der Major ſeinen Fuchs verlangte, nach Hauſe ſprengte, und nicht eher wiederkam, als bis man ihm ſagen ließ, daß ſein Bruder oder ſeine Schwägerin ſich nicht wohl befänden. Dann kam er, und gab ſo lange gute Worte, bis wieder etwas vorfiel, das ſeinen Zorn reitzte, woran es denn niemals fehlte. Heute aber hatte die Dame geheime Urſachen, es nicht ſo weit kommen zu laſſen; daher reichte ſie dem Major die Hand aus dem Bette, und ſagte: Sie ſollten mir das nachſehen; ich bin ja krank!

Das braune, zuſammengezogene, ſaure Geſicht des Majors wurde nun ſogleich wieder gutherzig und freundlich. Er ſetzte ſich an ihr Bett, küßte ihre Hand, und ſagte liebkoſend: „aber potz Daus! bald hätte ich vergeſſen, was ich meinem Pathen mitgebracht habe." Nun mußte Hennig einen Mantelſack in das Zimmer bringen. Der Major packte ein Stück Atlaß aus, und ein Paar ſehr koſtbare Ohrgehänge; dadurch wurde der Friede vollkommen wieder hergeſtellt.

Die Frau von Halden zitterte, wenn ſie an den Nahmen Hennig dachte; aber auch das lief glücklicher ab, als ſie vermuthete. Der Kammerherr flüſterte ſeinem Bruder zu: der Arzt hat erklärt, er könne für nichts ſtehen, wenn man der Wöchnerin in den erſten neun Tagen nicht allen Willen thue. Ich bitte dich alſo, gieb in Abſicht des Nahmens nach. — Anfangs meinte der Major, man könnte die Taufe aufſchieben, bis die neun Tage vorüber wären; indeß bald ſah er, daß die gnädige Frau ſich dazu nicht verſtehen wollte. „Nun denn," ſagte er zuletzt; „ſo nenne ihn in Gottes Nahmen Franz, wenn das zur Geſundheit deiner Frau beiträgt. Gott behüte mich, eine kranke Frau, die mit Schmerzen Mutter geworden iſt, zu betrüben! Und wenn ich es recht bedenke, ſo kommt es im Grunde auf die Mutter an, ihr Kind zu nennen, wie ſie will, und wollte ſie es — Gott behüte uns! — Urian nennen. Nur muß ſie nicht glauben, daß ſie auch das Recht hat, einen Urian daraus zu ziehen. Uebrigens, Bruder, ſteckt in den Nahmen eine gewiſſe Kraft. Hieße der Junge Hennig, ſo ... Doch, bei der Erziehung habe ich auch ein Wort mitzureden; und ein Hennig ſoll der Junge, will's Gott, werden, wenn er, wie geſagt, auch Franz hieße." Die Frau von Halden war mit ihrem Siege zufrieden. Sie nannte ihren Sohn Karl Friedrich, und auch der Major hatte doch nun ſo halb und halb ſeinen Willen.

Bei der Taufhandlung ärgerte ſich der Major über den Herrn von Landert, einen Verwandten ſeiner Schwägerin. Dieſer Kammerjunker ſtand in einer übermüthigen, ſpöttiſchen Stellung da, und ſein Mund war lächelnd geſpitzt, ſo, daß man alle Augenblicke erwarten konnte, er würde anfangen zu lachen oder zu pfeifen. Wenigſtens der Prediger mochte das befürchten; denn er warf ſehr ängſtliche Blicke über die Agende weg auf den Kammerjunker, und eilte mit dem Formular, um eher fertig zu werden, als dieſer anfinge.

Laut genug, um verſtanden zu werden, ſagte der Major, als die Taufhandlung vorbei war, und legte dem Prediger die Hand auf die Schulter: „Ich halte die Taufe für eine ſehr ehrwürdige Handlung, Herr Paſtor." Der Kammerjunker lächelte, und wiegte den Kopf ſpöttiſch hin und her. „Sie ſcheinen nicht meiner Meinung zu ſeyn, Herr von Landert!" fuhr der Major fort, und trat auf den Kammerjunker zu. Der Kammerjunker lächelte. Ueber Meinungen, lieber Herr Major, läßt ſich nicht ſtreiten. Ich bin ſehr tolerant, und würde meine Kinder alle taufen laſſen, wenn ich heirathete. — „Straf mich Gott!" rief der Major erhitzt; „das würde ich nicht, wenn ich bei der Taufe meines Kindes ſtehen müßte, als wollte ich eins dazu pfeifen. Aber mir würde die Taufe ehrwürdig ſeyn, und wenn ich ein Türke wäre." — Das würde Ihnen Ihr Mufti ſehr übel nehmen, erwiederte Landert mit einem wichtigen Blicke. — „Das möchte er! Aber ich würde ſagen: Ihr Hochwürden, oder wie man den Mufti ſonſt nennen mag, die Chriſtenleute da taufen ihr Kind. Ich verſtehe nichts davon;

doch ſo viel höre ich, daß ſie ihr Kind verpflichten, ſein Lebelang ehrlich zu ſeyn. Und da wäre ich ein Narr, wenn ich zu einer ſo heiligen Handlung pfeifen oder lachen wollte, ob ich ſchon ein Türke bin. Das würd' ich ſagen, und ich wollte doch hören, was mein Mufti Großes dagegen einwenden könnte. Finden Sie es denn wirklich ſo lächerlich, Herr von Landert, daß Eltern, Pathen und Prediger, noch ehe das Kind denken kann, ſchon die Pflicht anerkennen, es zum Guten zu beſtimmen? finden Sie es lächerlich, daß man mit der Rechtſchaffenheit anfängt und die Eltern dadurch erinnert, wozu ſie Eltern des Kindes ſind? Sagen Sie, finden Sie es lächerlich, daß man den lieben Gott bittet, das Kind zu ſegnen, es glücklich zu machen, es vor Leid und Elend zu bewahren? He?"

Lieber Herr Major, ſagte Landert mit einem ſpöttiſchen Lächeln, ich ſtreite nicht gern über Dinge, die mir gleichgültig ſind. Was ſoll der Streit hier?

„Was er ſoll? Da ſtehen die Leute aus dem Hauſe, da die jungen Fräulein. Sie dürfen das nur ein paarmal ſehen; was ſie jetzt geſehen haben, ſo lachen ſie mit, wenn ſie ihre eigenen Kinder taufen laſſen. Meinen Sie, daß das gut iſt?" Er nahm der Amme den Knaben weg, hob ihn auf, trat in die Mitte des Kreiſes, und winkte die Leute heran. „Kleiner," ſagte er dann mit Rührung, und drückte das Kind an ſeine Bruſt: „du biſt nun da, und wir alle wiſſen nicht, was dir Gutes und Böſes begegnen wird, von der Wiege an bis zu dem Sarge. Gott gebe, mehr Gutes! Du liegſt da auf ſeidnen weichen Küſſen; Junge, vielleicht mußt du in deinem Leben über Dornen und harte Steine gehen. Vielleicht wickelt dein Schickſal dich eben ſo feſt zuſammen, wie deine Amme, daß du dich nicht rühren, und nur ſchreien kannſt. Aber laß nur dein Herz, deine Redlichkeit nicht einſchnüren. Werde ein guter Menſch, Junge; und wir nehmen uns jetzt vor, dich daran zu erinnern mit Wort und mit gutem Beiſpiele. Das haben Eltern und Pathen dir heute verſprochen. Gott helfe nur, daß wir es halten, und daß die Menſchen, die einmal um deine letzte Wiege ſtehen, wenn du wieder an dem Rücken liegſt, und der Tod dich eingewickelt hat — daß die mit traurigen Blikken dir Lebewohl ſagen, wie wir jetzt mit frohen dich willkommen heißen! Na, willkommen Karl Friedrich im Leben! werd' ein rechtſchaffener Mann!" Das Letzte ſagte der Major mit weinender Stimme, und küßte den Knaben. Dann trug er ihn rings im Kreiſe umher, und ließ ihn von jedermann, zuerſt von ſeinem Hennig, küſſen.

Selbſt der Kammerjunker war ſo ernſthaft geworden, daß er nichts dagegen hatte, als eine alte fromme Dame den Prediger auffoderte, die gute Stimmung zu nützen und ein Paar Worte zu ſagen. Der Prediger trat hinzu, räusperte ſich, und hob an: Da das Geſchick aller Menſchen, einzeln ſowohl als zuſammengenommen, nach ewigen, weiſen Geſetzen, auf eine, freilich wegen unſerer natürlichen Kurzſichtigkeit, und wegen der Unvollkommenheit unſerer, obgleich für unſere uns beſtimmte Lage vollkommenen, Natur oder Beſchaffenheit, für uns unbegreifliche Weiſe. — Der Major, welcher ſehr aufmerkſam zugehört hatte, unterbrach ihn hier. „Wie war der Anfang, Herr Paſtor? Ich habe es nicht behalten.“ Der Prediger verlor die Faſſung, und dankte dem Himmel, daß ein lautes Geſchrei des Kindes, und der Schrecken der Mutter darüber ſeine Rede in Vergeſſenheit brachte. Schade, ſagte die alte Dame nachher zu dem Prediger, daß der Lärmen dazwiſchen kam! Es iſt doch ganz anders, wenn ein gelehrter Mann redet. Von dem Major kann man es nicht beſſer verlangen; er redete, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und wie es das Herz ihm eingab. Aber Sie! Schade, daß wir Sie nicht aushören konnten! — Der Prediger verbeugte ſich ſehr tief, und ſagte nachher zu ſeiner Frau: das iſt in der That eine ſehr gelehrte Dame! Auch klingt es doch ganz anders, wenn unſer einer redet. Da iſt gleich Andacht. Die Leute falteten die Hände, ſo wie ich nur anfing; und das thaten ſie nicht, als der Major, übrigens ganz erbaulich, ſprach.

Die Frau von Halden fand es zwar ein wenig anſtößig, daß der Schwager den kleinen Junker auch den Domeſtiken zum Küſſen gebracht hatte; indeß blieb ſie dennoch freundlich, und nannte heute den Major einmal über das

andere:

andere: lieber Bruder! und einmal ſogar: Bruder Fritz! Der Major konnte ſich vor Vergnügen nicht faſſen.

Seine Schwägerin hatte ihn mit ihrer Artigkeit jetzt ſchon ſo weit gebracht, daß ſie hoffen konnte, ihn noch weiter zu bringen. Den andern Morgen, als er an ihrem Bette ſaß, hob ſie das Geſpräch, über das ſie geſtern eingeſchlafen war, von der Erziehung ihres Sohnes, aufs neue an. Sie gab allen Bemerkungen und Regeln des Majors völligen Beifall; und dabei blieb ſie nicht ſtehen: ſie bat ihn, ja recht oft zu kommen und ganze Monate in Moorberg zu bleiben, um Fritzchens Erziehung in Gang zu bringen. „Das iſt nichts,“ ſagte der Major. „Ich weiß wohl davon zu ſprechen, wie die Erziehung eines Jungen beſchaffen ſeyn muß, wenn eine ehrliche Seele aus ihm werden ſoll; aber anzugreifen, Frau Schweſter, meiner höchſten Seel! das weiß ich nicht. Und dann meine abſcheuliche Ungeduld, Frau Schweſter, die ich mir nicht abgewöhnen kann, ſo oft mich auch der liebe Gott ſchon dafür auf die Finger geklopft hat! Nein, nein; ich tauge nicht für Kinder.“

Die Frau von Halden hatte ihn ſchon hundertmal lauernd darauf angeſehen, ob er nun guter Laune genug wäre, in dem Antrage, den ſie jetzt machen wollte, nichts Beſondres zu finden. Sie legte das Kind in des Majors Arme; und als er es mit den zärtlichſten Blikken betrachtete, brach ſie hervor: Gott gebe, Herr Bruder, daß Sie ein Vaterherz zu dem Kinde behalten!

„Engliſche, liebſte Schweſter, das hab' ich, das werde ich mit Gottes Hülfe," ſagte der Major, und wendete ſeine Augen nicht von dem Kleinen.

Und da Sie ſelbſt keine Neigung zum ehelichen Stande fühlen, lieber Herr Bruder ...

„Frau Schweſter, ich habe wohl Luſt zum Eheſtande; und ich müßte ja auch ein Menſch ſeyn, wie ein Teufel, wenn ich ihn nicht für etwas Heiliges und Gutes hielte. Fände ich eine Frau, die für mich paßte, ſo geb' ich Ihnen mein Wort ..."

Ach, lieber Major, Mädchen genug, denen Ihr Vermögen in die Augen ſticht; aber Sie haben ja ſelbſt ſchon geſucht ...

„Geſucht wohl eigentlich nicht. Mein alter Hennig räth mir immer, ich ſoll eine Frau nehmen. Er ſtellt mir tauſend Dinge vor, die alle wahr ſind; und manchmal weiß ich nicht, was ich dem ehrlichen Manne antworten ſoll. Gut meint er es mit mir."

Die Frau von Haiden ſeufzte: aber nicht gut mit ſich ſelbſt; denn wie würde eine Frau den Hennig im Hauſe leiden!

„Meinen Hennig? Zum Teufel auch, Frau Schweſter! Doch ich will mich ja nicht ereifern. Und wahr iſt es, wahr iſt es. Ich glaube ſelbſt, es würde Unfrieden ſetzen. Der Hennig darf mitreden, ſoll mitreden, und ..." Er zog die Augenbraunen zuſammen.

Und verſtoßen würden Sie doch den Retter Ihres Lebens nicht wollen, um einer Frau willen?

„Nicht für meine Seligkeit, liebe Frau Schweſter. Sehen Sie, der Alte weiß ſelbſt, daß eine Frau ihn vielleicht nicht im Hauſe leiden wollte; und dennoch räth er mir zu. Ich ſage ihm: Alter, meine Frau würde dich mit ſchelen Augen anſehen, dir mit verdrießlichen Geſichtern das Leben ſauer machen. Siehſt du, ich heirathe nicht. Dann ſagt der

Alte: was thut es, Herr Oberſtwachtmeiſter? Sie gäben mir ein Häuschen im Dorfe; und könnte ich um des Hausfriedens willen nicht zu Ihnen, ſo könnten Sie doch zu mir. Sie müſſen heirathen, Sie müſſen, ſoll mich aller Welt . . . Doch halt! Sie können das Fluchen nicht leiden. Aber ſo viel iſt gewiß, ich bleibe bei meinem Sinne, Frau Schweſter, und heirathe ſo leicht nicht."

Nun, ich glaube, Sie leben ſo auch glücklicher. Unter tauſend Ehen geräth nicht Eine; und ſo könnten Sie ganz Vater meines Kindes, Ihres Pathen, ſeyn. Wie würde mein Sohn Sie lieben, wenn er hoffen dürfte, einmal Ihr Erbe zu werden, oder es gar zuverläſſig . . .

„Da möchte ſeine Liebe der leidige Teufel holen! Gott verzeihe mir die Sünde! . . . Was Erbſchaft! So lange mein Vater lebte, mocht' ich das Wort Erbſchaft nicht nennen hören; und als ich an ſeinem Sarge ſtand, wünſchte ich hundertmal, und, Gott weiß, aus vollem Herzen: er möchte mir nichts als Schulden hinterlaſſen haben. Ich hätte hungern wollen, um ſie zu bezahlen und ihm ſo doch ſeine Liebe, ſein Vaterherz zu vergelten. Nein, thun Sie mir den Gefallen, und ſchweigen Sie von Erben und Teſtament. Ich bin ein Wurm, ein armer Wurm, und habe mehr als ich verdiene: das erkenne ich in Demuth. (Er nahm ſeine Mütze ab, und ſetzte ſie auf das Bett.) Das Teſtamentmachen kommt mir gerade ſo vor, als ob man mit dem Himmel hadern wollte, daß wir nicht ewig leben; und davor behüte mich der Himmel! Wenn ſie mich hintragen, ſo fällt alles zurück an Gott; er mag es geben, wem er will."

Sie ſind ein lieber excellenter Mann, Bruder! Aber man muß doch auch für die Seinigen ſorgen, wie unſere Vorfahren für uns geſorgt haben. Der Junge, der Karl, lieber Bruder, ſoll einmal 'was Rechtes werden, denk' ich.

„Das denk' ich auch. Gott wird dazu helfen, und wir Alle, Sie und ich, wollen das thun, ſo viel wir können."

Ja, das meine ich eben, daß wir Alle helfen müſſen. Mein Bruder iſt Geſandter in Wien, der kann das meiſte.

„Was, zum Teufel! kann der dabei thun?

fragte der Major, und erwartete mit großer Neugierde die Antwort.

Sehen Sie, da dacht' ich, der Junge ſoll noch einmal einen rechten Glanz auf die Familie bringen. Hat er Ihr Vermögen, und meines Mannes und meins zuſammen — der Grafentitel ſoll mir nicht ſchwer werden.

Geſchwind ſetzte der Major ſeine Mütze wieder auf, und legte den Jungen in die Wiege. Er kämpfte mit ſich ſelbſt; endlich aber wurde ihm ſein Zorn zu mächtig, und er ſagte mit blitzenden Augen: „Kauft, oder bettelt — was einerlei iſt — der Junge ſich einen Grafentitel, ſo ſtifte ich von meinem Vermögen ein Narrenhospital, ſo wahr mir Gott helfe! und die beſte Stelle darin ſteht ihm zu Dienſte. Alſo ſollte ich nicht heirathen, damit der Junge alberne Streiche machen könnte? Hennig, du haſt Recht! Ein eigenes Hurkind, hinter dem Zaune geboren, iſt beſſer, als zehn Bruderſöhne." Er rief aus der Thüre: „Hennig, meinen Fuchs!" Nach fünf Minuten ſaß er auf, und brummte immer vor ſich hin: „Warum ſtrich mich das Kätzchen, ohne ein einziges mal zu kratzen? Hol euch der Teufel!" Und ſo ſprengte er nach Sollingen.

Zu Hauſe erzählte er den Vorfall ſeinem Hennig; und dieſer wiederholte, was er ſchon hundertmal geſagt hatte: Sehen Sie, da kommt es ſchon, Herr Oberſtwachtmeiſter. Ich ſage, Sie müſſen heirathen. Wenn ich einmal todt bin — und lange können meine zerhackten Knochen nicht mehr zuſammen halten: wer ſoll Sie dann lieb haben, Herr Oberſtwachtmeiſter? Eine Frau wird blaß, wenn Ihnen ein Zahn ſchmerzt; ſie weint, wenn Ihnen die Kugel da hinten das Wetter prophezeit: und das wird Ihnen wohl thun. Aber das auch, wenn Sie ſehen, wie Ihre Frau Schwägerin Ihnen jede Falte im Geſichte mit Freuden nachrechnet, und bei einem Schnupfen ſchon auf ein hitziges Fieber hofft? Ich ſage, Sie müſſen heirathen, Herr Oberſtwachtmeiſter; denn ſo ſoll mich —! Der Kleine da, den Sie mit naſſen Augen, wie ein Vater, auf Ihren Armen hatten, wird Ihnen ſchöne Geſichter machen, wenn Sie ihm zu alt werden. Sie ſollen es ſchon noch ſehen, was es heißt, den Menſchen zum Verdruſſe leben.

„Hennig, es iſt nicht möglich von dem Jungen. In ſeinen Adern fließt meines Vaters

Blut. Die Mutter zwar, da haſt du Recht . . . "

Sie werden ſehen, daß ich es auch mit dem Jungen habe; denn der Herr Kammerherr, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, und die gnädige Frau wiſſen nichts als Geld und ihr Von. Was kann dabei herauskommen? Ich glaube, Geld wird das erſte Wort ſeyn, das der Kleine ſprechen lernt. Wie iſt es Ihnen denn mit Sollingen gegangen? Sie wollen es zwar nicht Wort haben, Herr Oberſtwachtmeiſter . . .

„Mit Sollingen, Hennig, da haſt du Unrecht. Das war mein Betrieb, weil das Gut im Grunde einen beſſern Boden hat, als Moorberg, und weil die Menſchen darauf beſſer ſind, als dort auf meines Bruders Gute."

Beſſer? Wer hat ſie denn erſt beſſer gemacht? — Ich weiß wohl, warum Sie Sollingen nahmen! Weil der ſelige Herr hier lieber war, als in Moorberg; weil er hier ſtarb; weil hier Berg und Thal iſt, und dort nur ebnes Weizenland; weil Sie merkten, daß es Ihrem Bruder um tauſend Thaler mehr jährlich zu thun war, und weil Sie Sich am

Sarge Ihres Vaters nicht zanken wollten: darum nahmen Sie Sollingen, und thaten, als hätten Sie das Beſte bekommen.

„Und wenn das ſo war — Hennig, that ich nicht Recht? Da lag mein Vater, der immer nachgab und alles ertrug, mit ſeiner freundlichen Miene im Sarge. Hennig, ſollte ich mit ſeinem Sohne um ein Paar Hufen mehr zanken?"

Nein, es war brav gethan, wie ein Huſar, der unter dem König gedient hat, thun muß. Aber ſoll ich es gelaſſen anſehen, daß der Feind Ihnen die Magazine unterminirt, und nicht darunter hauen? Sie haben Ihnen Moorberg genommen; nun wollen ſie Ihnen auch Sollingen abſchmeicheln, und machen Ihnen jedes Fräulein verhaßt, das wohl zu einer Frau für Sie taugte. Wenn Sie heute der Schlag rührte, morgen müßte der alte Hennig betteln, ſo wahr ich lebe!

Der Major blieb mit finſtrer Miene eine Minute lang ſtehen. „Das ſollſt du nicht! Ruf mir den Juſtiz-Amtmann! Betteln gehen? Du? Hennig, ſo ſchlecht iſt mein Bruder nicht. Du biſt ein alter Narr. Aber ruf mir den Juſtiz-Amtmann. Ich mag zwar nichts mit den Teſtamenten zu thun haben; doch für dich muß ich ſorgen. Lauf geſchwind, lieber guter Hennig! Mir iſt ſo bange, als wollte der Schlag mich auf der Stelle rühren. Betteln! Nein, da muß ich dran. Der liebe Gott mag es mir verzeihen, wenn ich einmal zu kleinmüthig bin. Betteln ſollſt du nicht. Geh, geh! Es muß noch heute in Richtigkeit, und dann bin ich auf alles gefaßt."

Hennig ging. Der Major ſetzte ſich nieder, um zu überlegen; und er fand, daß Hennig ſo unrecht nicht hatte. Es fiel ihm ein, was Hennig nicht einmal wußte, daß bei der Erbſchaft von ſeinem Vater Moorberg das Wenigſte war, worin man ihn übervortheilt hatte. Er fing an den Deſſauer Marſch zu pfeifen, um ſich von dieſem Gedanken los zu machen; es wollte aber nicht gehen. „Wenn es nur ein Fremder, und nicht mein Bruder wäre!" murmelte er; und ſogleich machte er ſich ſelbſt Vorwürfe über dieſen grauſamen Wunſch.

Der Juſtiz-Amtmann trat in das Zimmer, und der Major erzählte ihm mit ungewöhnlicher Geſprächigkeit, daß ſein Bruder bei einer alten Tante erzogen wäre. „Sie war geitzig," ſagte er, „und hochmüthig wie der Teufel. Ich wundre mich, lieber Herr Amtmann, daß mein Bruder hat ein ſo guter Menſch werden können, wie er geworden iſt." Dann bewies er dem Amtmann ſehr weitläuftig, Liebe zu den Kindern könne auch die beſten Menſchen wohl zu ein wenig Habſucht verleiten, ohne daß man darum eben auf ihren Charakter ſchließen dürfe. Der Juſtizamtmann wunderte ſich über dieſe Art von Unterredung, deren Zuſammenhang ihm ein Räthſel war, und hob zehnmal an: Sie haben mich rufen laſſen, Herr Oberſtwachtmeiſter. . . . Er würde den Major bewundert haben, wenn er gewußt hätte, wie genau ſeine Geſprächigkeit mit der Güte ſeines Herzens zuſammenhing. „Du haſt Unrecht, Hennig," ſagte der Major zuletzt; und nun verlangte er von dem Amtmann ein Inſtrument, wodurch Hennigen jährlich vierhundert Thaler bis an ſeinen Tod geſichert würden.

Als Hennig das hörte, verließ er das Zimmer. Seh einer die Narrheit! ſagte er vor ſich: als ob ich Luſt hätte zu leben, wenn er todt wäre! Der Juſtiz-Amtmann nahm eine Abſchrift von dem Inſtrumente, um ſie Hennigen zu übergeben. Er brachte ſie dem treuen Alten auf ſein Zimmerchen, wünſchte ihm Glück, und rieth ihm, ſehr vorſichtig mit dieſer Schrift umzugehen. Der Alte ſagte trocken: da hätt' ich 'was zu hüten! hielt das Papier an die Lampe, und brannte ſeine Pfeife dabei an. Hennig, ſagte der Juſtiz-Amtmann; Er verbrennt Sein ganzes Glück! — Das thu' ich, antwortete der Alte ruhig. — Mehr hat Er in Seinem Leben nicht auf einmal brennen ſehen, als jetzt. — Wie? nicht mehr? Ich habe Dresden brennen ſehen, und da brannte mein Herz mit. Das hier ſind Narrenpoſſen! — Hennig ging zu dem Major, ohne des Papiers im mindeſten zu erwähnen, weil er ſah, daß ſeinen Herrn, den er aufrichtig liebte, das Geſpräch traurig gemacht hatte.

So erbittert die Frau von Holden auf den Major auch war, ſo fühlte ſie doch ſehr bald, daß ſie ſein Wohlwollen nicht ganz verlieren durfte. Sie hatte ſich zwar in ihrer

Hoffnung betrogen; allein ſie rechnete dennoch zu ſehr auf ſeine Gutmüthigkeit, die ſie im Herzen Einfalt nannte, als daß ſie hätte ihren Plan ganz aufgeben ſollen. Hennig mit ſeinem Zureden, daß der Major heirathen ſollte, war ihr fürchterlich, und ſie hatte einen unbeſchreiblichen Widerwillen gegen ihn; aber dennoch ſah ſie wohl ein, daß ſie ohne dieſen Menſchen nicht zum Ziele kommen würde. Fürs erſte war nun wegen der Hitze des Majors, die ſie wohl kannte, nichts zu machen; ſie wußte indeß, daß der Major, ſo bald ſein Zorn ſich gelegt hatte, wieder ſo gutherzig war, wie vorher. Deshalb verhielt ſie ſich Anfangs ruhig. Nach acht Tagen aber ſchickte ſie die Amme mit dem kleinen Karl nach Sollingen hinüber, und band ihr feſt ein, das Kind in Gegenwart des Majors jedesmal Fritzchen zu nennen. Als der Wagen auf den Hof rollte, und der Major ſeinen kleinen Neffen darin erblickte, war die letzte Spur von Zorn bei ihm verſchwunden. Er hob das Kind aus dem Wagen, beſchenkte die Amme ſehr reichlich, und nahm die Artigkeit ſeiner Schwägerin ſo hoch auf, daß er ſatteln ließ, um nachher den Kleinen durch den Wald zu begleiten, wo die Wege übel waren. Die Amme richtete treulich aus, was ihr befohlen war. Sie erzählte dem Major, daß die gnädige Frau vor Betrübniß über ſeine ſchnelle Abreiſe nicht habe ruhig werden können.

„Hennig," ſagte der Major unterweges, „haſt du Luſt, ſo reiten wir eine Stunde weiter. Es iſt Mondſchein. Ich habe ohnedies mit meinem Bruder etwas abzumachen." Hennig ſagte ja, und ſie ritten immer neben dem Wagen her nach Moorberg. Die Frau von Halden empfing den Major mit lauter Freude, und befahl in des Majors Gegenwart: der Verwalter ſollte ja für den ehrlichen Hennig ſorgen und es ihm an nichts fehlen laſſen. Heute ſagte ſie nicht ein Wort von Erbſchaften, Teſtamenten und Grafentiteln; auch behandelte ſie alle ihre Domeſtiken mit ausgezeichneter Güte, weil ſie wußte, daß der Major Mißhandlungen ſolcher armen Leute im höchſten Grade haßte, und manche Ohrfeigen, die ſie zu raſch ausgetheilt hatte, nachher in der Stille mit einem Dukaten wieder gut machte. Sie ſah des Majors Vermögen ſchon als ihr eigenes an, und ſchonte daher ihre Leute, um ihr Geld zu ſchonen.

Diesmal ging alles gut, und der Major ritt erſt nach drei Tagen wieder zurück, ohne aus dem Fenſter gerufen zu haben: „ſattle, Hennig!" Die gnädige Frau drückte Hennigen beim Abſchiede die Hand, und fragte ihn noch einmal, wie ſchon vorher, ob es ihm auch an nichts gefehlt hätte. Aber mit dem Hennig war zu ihrem großen Verdruſſe nichts anzufangen; er blieb immer trocken, kalt, einſylbig gegen ſie, und lachte laut auf, wenn der Verwalter mit Erſtaunen zu ihm ſagte: mein Gott, die gnädige Frau geht ja mit Ihm um, wie mit ihresgleichen!

Jeden Monat beſuchte nun der Major ſeinen Bruder; doch je öfter er dahin ritt, deſto lauter brummte er auf dem Rückwege. „Hennig," ſagte er, „ich komme ſo bald nicht wieder. Sie erziehen meinen Neffen, daß es eine Sünde und Schande iſt." Und darin hatte der Major nicht Unrecht. Sobald der Knabe einmal ſchrie, fuhr die Mutter auf, und lärmte mit der Amme, mit der Wärterin, mit ihrem Manne. Das ganze Haus kam durch die Stimme me des Kleinen in Bewegung, und man gab ihm bald dies, bald jenes, um ihn nur zu beruhigen. „Das iſt nichts, Frau Schweſter,“ ſagte der Major; „der Junge müßte ſich am Ende ja einbilden, er wäre mehr, als ſeine Amme!“

Die Frau von Halden ſah ihn groß an, und hätte gern gefragt: nun, und iſt er denn das nicht? — Diesmal ſchwieg ſie; doch nicht lange nachher ſcheiterte ihr Vorſatz, dem Major ſeine Grillen und ſeine ſeltſamen Behauptungen nachzuſehen, an der Liebe zu ihrem Kinde. „Haue ſie auf den Schreihals los!“ rief der Major einmal der Amme zu. „Nehme ſie die Ruthe!“ Die Amme machte eine Miene, als ob ſie Luſt hätte den Befehl zu erfüllen. Unterſteht Euch! rief die gnädige Frau, und ſprang auf: rührt Ihr mir das Kind an, ſo ſeyd Ihr unglücklich! — In einer halben Stunde ſaß der Major zu Pferde, und ſagte zu ſeinem Hennig: „ich komme ſo bald nicht wieder.“ Hennig antwortete trocken; das haben Sie ſchon öfter geſagt. Sie ſind zu gut. — Diesmal hielt der Major Wort. Er ritt nicht eher wieder nach Moorberg, als bis er

hörte,

hörte, es ſey wieder ein Erbe ſeines Nahmens unterweges. „Sie iſt nun einmal meine Schweſter,“ ſagte er zu Hennig; „und du weißt, wie hitzig ich bin, wie ich auffahre. Kann ich denn verlangen, daß *ſie* ohne Fehler ſeyn ſoll? Höre Hennig, mit dem Balken und Splitter, das iſt ein wunderſchönes Evangelium. Ich will hinüber. Wir thun Unrecht, glaub' ich, alter Hennig. Machen wir es doch mit meiner Schwägerin gerade wie mit den Oeſtreichern. Ich manövrire ſo lange mit meiner Hitze um ſie her, bis ſie einmal die Flanken bloß giebt. Dann haue ich gleich ohne Barmherzigkeit ein, reite davon, und rede von nichts als von ihren Fehlern. Hat ſie wieder eine gute Stellung, oder fällt ſie mir einmal in den Rücken, ſo bin ich mäuschenſtill. Gerade wie mit den Oeſtreichern! Jeden kleinen Fehler, den ſie machten, bemäkelten wir, und kein Menſch ſprach von dem Guten, das ſie hatten. Das iſt Unrecht, ſiehſt du. Meine Schwägerin hat auch ihr Lobenswerthes. Sie iſt reinlich, ordentlich und eine gute Wirthin. Daß ſie ihr Kind etwas zu ſehr lieb hat — je nun! ſie iſt ja Mutter. Man ſollte ſich al die beſte Seite der Leute halten, und nicht an ihre ſchlimmſte. Ich will hinüber, Hennig. Es iſt doch wohl möglich, daß ich Unrecht habe, ſo gut ich es auch meine."

In Gottes Nahmen! ſagte Hennig; ich mag kein Unkraut zwiſchen Verwandten ſäen. Mit ſo einem Verwandten iſt es gerade wie mit dem Winterquartiere. Mag man es gut oder böſe treffen — man muß aushalten, weil es einem angewieſen iſt. Ich will ſatteln; wir wollen hinüber. In ein Drachenneſt würde ich mit Ihnen reiten.

Hennig kannte die Frau von Halden ſehr wohl. Sie war eine Frau, wie es ihrer Tauſende giebt. In dem väterlichen Hauſe hatte ſie nichts Wünſchenswertheres auf der Erde kennen lernen, als Geld, Rang und Politur der Sitten. Sie kannte zwiſchen den Menſchen weiter keinen Unterſchied, als den, daß einige reich, andre arm, einige vornehm, und andre gering ſind; weiter keine Verbindung unter ihnen, als daß Vornehme und Reiche befehlen, Arme und Geringe gehorchen müſſen. „Alle Menſchen ſind Brüder, ſind vor Gott gleich," hieß bei ihr nur: die Armen haben die

Erlaubniß, ſich in den Kirchen unter die Vornehmen zu miſchen; denn übrigens hielt ſie ſich von allen Menſchen, die an Range unter ihr ſtanden, in einer ſtolzen Entfernung. Sie war nicht unfreundlich, und gegen jemanden, den ſie gebrauchen wollte, ſogar ſehr herablaſſend. Ihre Domeſtiken mißhandelte ſie nicht aus Bosheit, ſondern weil ſie ſolche arme Menſchen nie hatte anders behandeln ſehen, und weil ſie gar nicht einmal wußte, daß man ſich anders gegen Untergebene betragen könne. Uebrigens hielt ſie, gleich vielen andern vornehmen Damen, einen Sitz am Hofe, ein Band, einen Titel, für das höchſte Gut, und großen Reichthum für das ſicherſte Mittel, es zu erlangen.

Trotz dem allen, war ſie dennoch fromm. Unausgeſetzt las ſie jeden Tag Morgen- und Abendſegen, verſäumte keine Kirche, konnte den Katechismus auswendig, und ging richtig alle Vierteljahre zum Abendmahl, nicht aus Heuchelei, ſondern wirklich mit religiöſer Empfindung. Sie betrachtete Gott und die Kirche wie einen Hof, ging hinein, wie man zur Cour geht, und betete täglich, wie eine Hofdame ihder Fürſtin täglich die Aufwartung machte. Den Befehl: „thut den Menſchen wohl,“ glaubte ſie vollkommen zu erfüllen; denn kein Bettler ging von ihrem Hofe, ohne ein Stück Brot erhalten zu haben. Daß ſie ihre Bedienten mißhandelte, ihre Unterthanen mit unbeſchreiblichem Stolze von ſich zurückſtieß, das war, meinte ſie, in der Ordnung, die Gott ſelbſt gewollt habe, und die ſie aus der Haustafel im Katechismus ſehr gut kannte. Sie gab den Leuten ihren Lohn und ſatt zu eſſen; auch bezahlte ſie ihre Arbeiter pünktlich: und nun würde ſie ſich ſehr gewundert haben, wenn man noch mehr von ihr verlangt hätte.

Von ihrem Manne läßt ſich weit weniger ſagen. Er war eigentlich nichts, oder wenigſtens nicht viel mehr, als das Bild ſeiner Frau: nicht böſe, nicht gut, nicht geitzig, nicht freigebig; und dieſe Nullität las man auch ſchon in ſeinem Aeußeren. Er hatte eine hübſche Figur, aber ohne Leben; ein weichliches, volles Geſicht, nicht ohne Farbe, nicht mit Farbe, und gläſerne Augen, die halb blind zu ſeyn ſchienen. Von Jugend auf las er viel, doch ohne je einen eigenen Gedanken zu haben.

Was er geleſen hatte, konnte er ſo ziemlich wieder herſagen; deshalb ſpielte er in ſeinem Kreiſe den Gelehrten, und das war das Einzige, worin er ſich fühlte. Er ſammelte Münzen, Mineralien, ausgeſtopfte Vögel, Kupferſtiche, und auch Gemählde, wenn ſie nicht zu theuer waren; hielt ſich Türkiſche Tauben und eine Hecke von Kanarienvögeln; unterrichtete Dompfaffen im Pfeifen, fütterte in einem Glaſe weiße Mäuſe, hatte Kenntniſſe von Antiken, und wußte viel vom Schönen und Erhabenen zu ſprechen. Bei Allem, was irgend einen Menſchen ſehr intereſſirte, ſtellte er ſich begeiſtert, ohne es je von irgend etwas zu ſeyn. Unaufhörlich war er beſchäftigt; er leimte alle im Hauſe zerbrochenen Sachen, drechſelte Etuis, und trieb noch andre ſolche Künſte. Die Domeſtiken ſagten: unſer Herr iſt ein Tauſendkünſtler; er weiß und kann doch alles! Und dieſes Lob brachte immer ein gefälliges Lächeln in ſeine Miene. Er war gerade nicht ſtolz; denn er konnte einer Magd, die ſein Zimmer fegte, oder einem Bedienten, der ihm das Frühſtück brachte, mit großer Leutſeligkeit ſeine elektriſchen Experimente zeigen. Doch, wenn [illegible] das that, ſo mußte ſeine Frau weit genug ſeyn, weil ſie ſeine Tauſendkünſteleien, und vollends ſeine Herablaſſung gegen die Domeſtiken, durchaus nicht leiden konnte.

Der ganze Lebensplan der gnädigen Frau war, wie geſagt, ihre Größe; und da ſie ſelbſt nun wohl nicht höher ſteigen konnte, ſo dachte ſie mit deſto größerem Eifer an ihre Kinder. Sie fand es ganz und gar nicht Unrecht, den Major mit Liſt dahin zu bringen, daß er ſich für dieſe aufopfern müßte, eben weil er zu der Familie gehörte. Ihr Karl ſollte einmal, außer ihrem und ihres Mannes, auch des Majors Vermögen erben, an einen Hof gehen, und durch die Verwendung ihres Bruders den Grafentitel bekommen. Dies war das hohe Ziel, das ſie zu erreichen wünſchte. Durch einen zweiten Sohn würde dieſer Plan zerſtört worden ſeyn, aber nicht durch die Geburt einer Tochter; vielmehr konnte ein Mädchen ihn befördern, und durch Verheirathung mit einem bedeutenden Manne den Glanz ihrer Familie vergrößern. Sehr natürlich überredete ſich nun die Frau von Halden, als ſie ſich zum zweitenmale ſchwanger fühlte, daß ſie ein Mädchen zur Welt bringen würde. Dieſe ihr ſo liebe Hoffnung wurde zuletzt bei ihr ſo gewiß, daß ſie das Gegentheil gar nicht mehr denken konnte, zumal da man ihr, weil ſie es gern hörte, von allen Seiten her die Erfüllung ihres Wunſches verſicherte.

Gegen die Zeit der Entbindung kam eine Wärterin, die man aus Berlin von der Franzöſiſchen Kolonie verſchrieben hatte, weil das Mädchen vom Anfang an kein anderes Wort als Franzöſiſch hören ſollte. Die Frau von Halden beſtimmte ihrer ſehnlich erwarteten Tochter eine, wenigſtens nach ihren Begriffen, gute Erziehung, weiter aber auch nichts. Dazu entwarf ſie ihren Plan; indeß hütete ſie ſich wohl, ihn dem Major vorzulegen. Ueberhaupt ließ ſie ſich gegen dieſen von ihrer Gewißheit, ein Mädchen zu bekommen, nichts merken, ſondern ſprach, wenn er da war, immer von einem Knaben, und gab ihm auch die Hand darauf, daß dieſer Knabe Hennig heißen ſollte. So that ſie dem Major ſeinen Willen, und erwarb ſich dadurch Rechte auf ſeine Dankbarkeit. Windeln, Wiege, Taufzeug, die Franzöſiſche Wärterin — alles war auf den Empfang des Mädchens da. Nun kam endlich die Stunde der Entbindung, und die Hebamme rief: ein ſcharmanter, kleiner Junker, Ihr Gnaden. Zum Glück hörte die Mutter es nicht; ſie hatte ſonſt den Tod davon haben können.

Man verſchwieg ihr das Geſchlecht des Kindes, bis die Gefahr vorüber war; dann mußte die Hebamme es ihr ankündigen, weil der Herr von Halben es nicht wagte. Die Mutter ließ ſich das Kind bringen, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, gab es dann mit einem tiefen Seufzer zurück, legte ſich auf die Seite, und antwortete bei jeder Frage, wie ſie das oder jenes verlangte: macht, was ihr wollt! Aus Verdruß, ihre Plane ſo geſcheitert zu ſehen, wurde ſie krank; eine böſe Bruſt, an der ſie viele Schmerzen zu leiden hatte, machte ſie ungedultig, und das erregte bei ihr noch mehr Widerwillen gegen das unſchuldige Kind. Man verſuchte allerlei Mittel, Liebe zu dem Kleinen bei ihr zu erregen. Sie nahm ihn auch wohl auf das Bett; fiel ihr aber ein, welche Plane er zerſtörte, ſo betrachtete ſie ihn mit Thränen des Verdruſſes, und gab ihn unmuthig wieder weg.

Lieber Engel, ſagte der Kammerherr am Tauftage, der beſchleunigt werden mußte, weil das Kind ſehr ſchwach zu werden ſchien: — der Bruder dringt darauf, das Kind ſoll Hennig heiſſen. Er beruft ſich auf dein Verſprechen. — Mag er es nennen, wie er will! gab ſie zur Antwort; was kümmert es mich! Der Vater nahm dieſe aus Verdruß geſagten Worte für eine völlige Einwilligung; und nun taufte man ſogleich in einem andern Zimmer, um der kranken Mutter die Unruhe zu erſparen. Dann ging der Major (außer dem Vater der einzige Pathe, weil man nicht Zeit gehabt hatte, noch andre einzuladen) zu der Wöchnerin, und wünſchte ihr Glück zu der Taufe ihres Sohnes. Schon getauft? fragte ſie ängſtlich; und wie heißt er? — „Hennig!“ antwortete der Major. Die Mutter warf ſich auf die andere Seite, und ſprach den ganzen Tag über nicht ein Wort mehr. Man brachte ihr das Kind; ſie ſtellte ſich aber, als ob ſie ſchliefe, um es nur nicht hinnehmen zu müſſen.

Es währte nicht lange, ſo rief der Major zum Fenſter hinaus: laß ſatteln, Hennig!

Und die Dame kümmerte ſich nicht darum, daß er wegreiten wollte. Ihre Ideen waren nun einmal unterbrochen, und ſie fand jetzt ſogar das Vermögen des Majors nicht mehr ſo reitzend, wie ehemals, weil ihr Liebling es mit dem ungeliebten Kinde theilen ſollte. Wahrſcheinlich würde der unnatürliche Widerwille gegen ihren zweiten Sohn wohl bald erloſchen ſeyn, wenn nicht der Nahme Hennig ihm alle Tage neue Nahrung gegeben hätte. So oft ſie das Kind ſo nennen hörte, fühlte ſie einen inneren Verdruß; und endlich gewöhnte ſie ſich daran, es immer mit finſtern Blicken zu betrachten. Sie überließ es völlig der Amme, und ihr ganzes Herz gehörte dem Erſtgebornen, an dem ſich nun ſehr bald alle Fehler eines einzigen, von der Mutter verzogenen Kindes bemerken ließen. Ihr Widerwille gegen den kleinen Hennig nahm noch zu, als ſie ſah, daß er, je ſtärker ſie ihn haßte, deſto mehr der Liebling des ganzen Hauſes wurde. Der Knabe lernte gehorchen, weil er ſich abhängig fühlte, liebte, weil er nicht herrſchte, und — wer kann die ſeltſamen Widerſprüche in dem menſchlichen Herzen erklären! — die Mutter haßte ihn gerade wegen dieſer guten Eigenſchaften um ſo ſtärker.

Endlich kam ein Mädchen. Was noch von dem ſtolzen Plane der Mutter ausgeführt werden konnte, geſchah. Das Mädchen ſollte ſchön werden, zum Entzücken reitzend ſeyn, und Geſchicklichkeiten aller Art haben, ſingen, mahlen, tanzen, um, ſobald ſie erwachſen wäre, eine ſehr ausgezeichnete Rolle zu ſpielen. Nach und nach kam der ganze alte Plan wieder zum Vorſchein; aber immer ſtand Hennig allen Ausſichten auf künftige Größe der Familie im Wege. Und, was noch ſchlimmer war, der Major fragte, wenn er kam, jedesmal ſogleich nach dem kleinen Hennig, hob ihn auf ſeinen Arm, ſetzte ihn auf ſeine Kniee, ließ ihn reiten, ließ ſich von ihm den Schnurrbart zerzauſen; und Karln, den Liebling der Mutter, bemerkte er kaum.

Die Frau von Halden machte dem Major freundliche Vorwürfe über ſeine Partheilichkeit für den kleinen Hennig. Wenn Sie nur mit Karln ſo tändelten, wie mit dem wilden Jungen, dann ſollten Sie ſehen, wie lieb das Kind Sie haben würde!

„Tändeln? Gottes Wetter! man darf ja den Schreihals nicht ſtarr anſehen, ſo thut er ſchon die Kehle auf.“

Lieber Bruder, das Kind hat ein zartes, empfindliches Gemüth. Ich bitte Sie, vergleichen Sie doch beide mit einander, aber unpartheiiſch. Sehen Sie nur, wie geſittet Karlchen iſt, und wie bäuriſch grob der andre!

„Das iſt natürlich. Hennig kommt nicht von den Domeſtiken weg, und der Schreihals da nicht von Ihrem Schooße. Ueberhaupt mag ich es aber nicht leiden an Kindern, wenn ſie jedem entgegen laufen und ihm die Hand küſſen; da ſind ſie, wie meines Bruders Hunde, die einen auch ſogleich mit ihrem Aufwarten empfangen. Ihr älteſter Junge küßt mir die Hand, und ſieht mich dabei mit ſo tückiſchen Augen an, als wollte er ſagen: geh zum Teufel! Hennig aber läuft mir entgegen mit Schmutz und Koth, und klettert an mir in die Höhe. Seine erſte Frage iſt: haſt du 'was mitgebracht, Onkel? und der erſte Griff an meine Taſche. So finde ich es recht. Sie ziehen aus dem älteſten nichts Kluges, Frau Schweſter, ſag' ich; höchſtens werden Sie ein

Antichambre-Ungeziefer herausbringen. In dem Hennig aber ſteckt ein Menſch; und wenn mich jemand zum Teſtamentmachen bringen könnte – bei Gott! ſo wäre er es. Sehen Sie nur, wie lieb ihn alle Leute im Hauſe haben!"

Ja, erwiederte die Frau von Halden, weil er ſo gemein denkt, ſein Herz an alle Menſchen zu hängen, ſie mögen ſeyn, wer ſie wollen.

„Alle Höllenteufel!" rief der Major grimmig; „wozu iſt er denn ſonſt da? . . . Lieber großer Gott," ſetzte er andächtig hinzu; „ſey ſo gnädig und höre nicht, was hier die verkehrte Mutter ſpricht! Weil er ſein Herz an Menſchen hängt! Je, ſo wollt' ich, daß Pech und Schwefel. . . .! Nein, das iſt zu arg!" In dieſem Augenblicke ſtürzte der kleine Hennig in das Zimmer, und bekam von der Mutter eine tüchtige Ohrfeige. Der Oberſte lief, an allen Gliedern zitternd, zu ſeinem Bruder. Sieh einmal, empfing ihn dieſer, und führte ihn an ein Neſt voll junger Kanarienvögel — ſieh einmal! — „Zum Teufel!" rief der Major; „ſchämſt du [illegible] nicht, hier ein Neſt voll Junger anzuſtaunen, das die Mutter mit Liebe bedeckt, und gegen deine eignen Kinder ſo gefühllos zu ſeyn?"

Nun, lieber Bruder, ereifre dich nur nicht! Was iſt denn? was haſt du denn immer zu lärmen?

„Hieher führe deine Frau, und zeig ihr, wie da die Mutter. . . . Himmel und Hölle! muß nicht Gott mit mehr Wohlgefallen auf das Neſt voll Ungeziefer ſehen, als auf deine Frau? Hieher führe ſie, und . . ."

Aber Bruder, wer nennt denn Kanarienvögel: Ungeziefer! Wann willſt du doch endlich einmal dich ausdrücken lernen!

Der Major ſah ihm ſtarr ins Geſicht. „So geh!" rief er dann; „ſorge du für die junge Brut hier, richte deine Dompfaffen ab, und laß unterdeſſen gerade deinen beſten Jungen, den Hennig, tyranniſiren, als ob er einer unbarmherzigen Stiefmutter in die Hände gefallen wäre. Bei Gott! ich habe mehr Vaterherz zu dem Jungen, als du. Iſt er Euch zur Laſt, ſo gebt ihn mir. Ja, Bruder Toffel, gieb ihn mir; ich will ſein Vater ſe[illegible]."

Der Kammerherr beantwortete dieſe Aeußerung ſo der Quer, daß der Major Gott dankte, als er wieder auf ſeinem Fuchſe ſaß und nach Hauſe trabte; aber verloren war ſie dennoch nicht. Halden erzählte ſeiner Frau ſeine Unterredung mit dem Bruder. Sie wurde nachdenkend, überlegte das Anerbieten des Majors, und fand, daß ſie es unmöglich immer mit ſeiner Hitze aushalten könnte, daß ſie zuletzt völlig mit ihm brechen, und daß der Major dann ſeinem alten Hennig, deſſen Geſinnung gegen ihre Familie ſie ſehr wohl kannte, gänzlich in die Hände fallen würde. Wenn der Major, dachte ſie, ihren zweiten Sohn mit der Bedingung, ihn zu ſeinem Erben zu machen, hinnähme, ſo könnte ihr älteſter einziger Erbe ihres großen Vermögens werden; und überdies käme ihr jener, zu dem ſie nun einmal kein Mutterherz in ſich fühlte, auf dieſe Art aus den Augen.

Ihr Mann mußte den Major mit Hennigen beſuchen, und hatte Befehl, ihm auf dieſe Bedingung den Knaben zu laſſen. Der Major bewilligte alles, was man von ihm verlangte; und es wurde ein Inſtrument über aufgeſetzt, in das aber, auf des alten Hennigs Betrieb, die Klauſel, „wenn anders der Herr Major nicht heirathet oder keine Kinder bekommt,“ eingerückt werden mußte. Der Kammerherr fuhr nun wieder ab, und Hennig blieb gern bei ſeinem lieben Onkel, der immer die Taſchen voll gebrannter Mandeln hatte. Der Major drückte den dreijährigen Knaben an ſein Herz, benetzte ihn mit Thränen des ſchönſten Vatergefühls, ging dann in ſein Kabinet, blickte an die Decke, und ſagte mit inniger Andacht: „nun, guter Gott im Himmel, bin ich Vater wie du, obgleich nur von Einem deiner Geſchöpfe. Gieb Segen zu meiner Erziehung! Ich will nichts verſäumen, was ich thun kann; aber meine Kräfte ſind ſchwach. Laß nur einen guten Menſchen herauskommen; das Uebrige mag werden, wie es will! — Und meine Hitze?“ ſagte er vor ſich. „Nun, bin ich doch nicht mehr hitzig gegen meinen alten Hennig; ich werde es ja auch gegen meinen Sohn nicht ſeyn.“

Er ſetzte ſich an ein Fenſter, das gegen Abend auf einen See hinausging und die Ausſicht in eine reitzende Landſchaft hatte. An dieſem Fenſter faßte er alle ſeine Vorſätze, und machte alle ſeine Plane, weshalb er es auch ſein Grillenfenſter nannte. „Es iſt dann,“ ſagte er einmal zu Hennig, „als ob ich vor Gott ſtände; ſieh, und da macht man doch wiſſentlich nichts Schlechtes.“ Jetzt ſaß er nun wieder vor Gott, um einen Plan zu Hennigs Erziehung zu entwerfen; das war aber, wie er bald fand, nichts weniger als leicht. Er ſchüttelte den Kopf, trommelte mit den Fingern, pfiff den Deſſauer Marſch, blies den Tabaksrauch bald gerade aus, bald hinauf oder hinunter; doch mit dem Allen gelang es ihm nicht, etwas heraus zu finden. Endlich legte er ſeine Pfeife hin, ging zu dem Paſtor, und erzählte ihm, daß ſein Bruder ihm aus großer Liebe eins ſeiner Kinder zum Erziehen anvertrauet hätte. „Lieber Herr Paſtor,“ ſagte er zuletzt: „ich kann, was ein Huſar können muß; und was zu einem guten Menſchen gehört, weiß ich auch. Aber der Junge wird mit meinem Willen weder Huſar, noch überhaupt Soldat: dazu habe ich meine guten Gründe. Nur muß der Menſch irgend etwas werden, und mit Menſchen umgehen lernen;

allein dazu gehören Dinge, von denen ich nichts verſtehe. Laſſen Sie einmal hören, was Sie davon glauben. Gelehrſamkeit iſt eine ſchöne Sache, und ich nehme meine Mütze vor nichts in der Welt tiefer ab; doch nur vor der rechten, Herr Paſtor: denn die unrechte iſt nicht einen Schuß Pulver werth. Das ſeh' ich an einem Mann aus meiner eigenen Familie. Der kennt alles von der Ceder bis zum Yſop, hat Klapperſchlangen im Hauſe und ausgeſtopfte Vögel, weiß, was aus Eiern geboren wird, und was lebendig zur Welt kommt; aber weiter iſt es auch nichts. Er handelt noch dummer als ich, ſo wenig ich auch von dem Allen verſtehe; er iſt nicht Herr im Hauſe, nicht Vater, nicht Freund, nicht Verwandter. Von der Regierung der Menſchen, von Sonne, Mond und Sternen ſpricht er Ihnen, daß es eine Luſt iſt; und doch weiß er ſein eignes Haus nicht zu regieren. Er kann, wie er ſagt, den Blitz leiten, und hat kleine Häuſer von Pappe, an denen die Funken herunterfahren, wie er will; und vorigen Sommer ſteckte ihm der Blitz die Scheune an. Donner und Wetter! da hab' ich mich verrathen! Nun, was thuts! Ja, es iſt mein Bruder. Sehen Sie, das ſoll der Junge nicht wiſſen; denn dieſe Gelehrſamkeit iſt wie eine Piſtole ohne Hahn. Aber was ſonſt? Sagen Sie, Herr Paſtor."

Der Prediger war ein herzensguter Mann; doch zum Rathgeben in der Erziehung taugte er nicht. Er hielt dem Major eine ſehr undeutliche Vorleſung über den wahren Werth der Gelehrſamkeit, und ſchloß damit, daß der Knabe einen Hofmeiſter haben müſſe. Der Major ſchüttelte den Kopf, dankte für den Rath, und ging wieder nach Hauſe. Nach ſeiner Gewohnheit erzählte er nun die ganze Sache ſeinem Hennig. „Der alte Paſtor iſt ein lieber Mann, Hennig; aber ſo recht mag er wohl auch nicht verſtehen, was zum Erziehen gehört: denn ich begriff nichts von allem, was er ſagte, ſo aufmerkſam ich auch zuhörte. Er nannte da eine Menge Namen, die mein Bruder immer im Munde hat; und fragte ich: was iſt das? ſo redete er von Atomen, von Dingerchen, die Niemand ſehen kann, und ſo weiter. Das iſt alſo nichts. Was ſagſt du nun, Hennig?"

Ich ſage, es will mir gar nicht zu Kopfe, daß ſo ein kleines Ding gleich hinter die Bücher ſoll. Da lagen wir einmal, als ich noch bei dem Rittmeiſter Bredow war, in Sachſen im Winterquatiere bei einem Magiſter. (So heißen da alle Paſtoren, weil ſie ſo gelehrt ſind, viel gelehrter als die Preußiſchen.) Nun, unſer Magiſter hatte drei Jungen; die ſaßen auch den ganzen Tag hinter den Büchern, und lernten, und wußten ſchon Dinge, die mir mein Lebetage nicht vorgekommen waren. Ich hatte eine Ehrfurcht vor dem Magiſter, wie vor dem Rittmeiſter. Aber, als das Frühjahr kam, ging ich mit den Kindern wohl zuweilen ſpazieren; und da wußten die Jungen nicht, was Weizen und Roggen war, und konnten die Eiche nicht von der Linde unterſcheiden. Wenn ein Rohrſperling pfiff, und ich fragte: was iſt das für ein Vogel? ſo wollten ſie wiſſen, ob der Schnabel ſo oder ſo beſchaffen wäre. Sagte ich das, ſo konnten ſie recht viel davon plappern; zeigte ich ihnen aber den Vogel, ſo wußten ſie nicht, ob es eine Eule oder ein Hänſling war. Kurz, das Bücherweſen wollte mir nicht gefallen. Die Kinder ſchwatzten über alles, und kaum ten die Dinge nicht einmal. Was der Teufel! ſo ein Junge muß doch erſt Hände und Füße, Augen und Ohren gebrauchen lernen, ehe man ihn zu den Büchern einſperrt. Denn Kourage, und daß man allen Menſchen unter die Augen treten kann, ohne auszuſehen wie ein armer Sünder, daß einem der Mund nicht zufriert, wenn man mit einem Schurken zu thun hat, und daß man ſich zu helfen weiß, wenn man im Leben an einen Graben kommt: das braucht ein jeder, und das lernt ſich nicht aus Büchern. Sehen Sie einmal die Gelehrten an, ob der Schurke in der Welt nicht immer mit ihnen das leichteſte Spiel hat! Ich in Ihrer Stelle, Herr Major, ließe den kleinen Hennig aufwachſen, wie den Baum im Walde, luſtig und lieblich. Fürs erſte ſollte er mir alles eine Meile um uns her kennen lernen, Bäume und Blumen, Haſen und Rehe, die Menſchen nicht zu vergeſſen. Das kann ich ihn aber ſo gut lehren, wie ein Magiſter, oder wohl gar noch beſſer; und auch laufen, ſpringen, weil ein Menſch kein Hund iſt, der an die Kette gehört, ſondern pfeifen und trallallen ſoll vor Freude über die grünen Bäume und den lieben Gott.

„Und leſen und ſchreiben, Hennig! und Gottes Wort, daß er nie einem 'was zu Leide thut!"

Ei, er wird von uns ſchon lernen, Herr Oberſtwachtmeiſter, daß man einen Menſchen nicht hetzen darf, wie einen Haſen zum Spaß.

„Auch keinen Haſen, Hennig! Gott Lob, ich habe noch keinen gejagt. So ein Thier hat ſo gut Empfindung, wie unſereiner."

Nun, ich ſagte das auch nur ſo gleichnißweiſe. — Sie haben ja auch den Förſter, und den Gärtner, und den Verwalter. Da hat der Kleine die erſten ſechs Jahre genug zu lernen; und dann wird Gott weiter geben, was er thun ſoll. Hernach hab' ich nichts dagegen, daß er die Welt in Bildern und Büchern ſieht; aber erſt muß er ſie ſehen, wie ſie leibt und lebt: ſonſt hat er mein Tage kein Gefühl dabei.

Der Major wußte keinen beſſern Erziehungsplan für ſeinen Neffen, als den Hennig ihm angab; alſo ließ er es dabei, ob er gleich ſich heimlich vornahm, ſo bald als möglich einen Gelehrten zu Rathe zu ziehen.

Hennig nahm nun ſeinen kleinen Nahmensvetter mit in den Stall, in den Garten, in den Wald, auf den Kornboden, zu der Fiſcherei; machte ihn, ſo gut er es konnte, mit der Naturgeſchichte der Pferde und Hunde bekannt, und lehrte ihn auf Spaziergängen die Stimmen der Vögel unterſcheiden. Der Gärtner mußte ihm alle Pflanzen im Garten, der Förſter alle Bäume nennen, und der Verwalter ihn in den Künſten und Geſchäften der Haushaltung unterrichten. Stundenlang ſah der Kleine mit Hennigen dem Bau einer Scheune zu, und fuhr öfters auch ſelbſt Lehm auf einer kleinen Karre herbei. So lernte er alle Inſtrumente der Maurer und Zimmerleute kennen. Oft ſah er auch buttern, backen, oder ſchmieden; und überall übte er dabei Auge und Ohr, Füße und Hände.

Sein alter ehrlicher Hofmeiſter lernte ſelbſt nach ſeinen beſten Kräften, um nicht unwiſſender zu ſeyn als ſein Schüler. Er fing an Manches zu bemerken, das er ſonſt überſehen, und Fragen zu thun, die er ſonſt nicht gethan hatte. So bekam der Knabe in der That ſehr deutliche Begriffe von allen Dingen rings um ihn her. Schon im fünften Jahre ritt er mit ſeinem alten Freunde die Pferde in die Schwemme; denn obgleich der alte Hennig Oberaufſeher im Hauſe war, ſo hatte er ſich doch die Pferde durchaus nicht nehmen laſſen. Dabei wuchs der Knabe auf, wie ein Baum im Walde. Er balgte ſich mit den Jagdhunden auf dem Hofe, ſah immer aus, als ob er ſelbſt eben in die Schwemme müßte, und brauchte die Lieblingsflüche ſeiner beiden Lehrer mit großer Geläufigkeit, obgleich der Major und Hennig ihm das unterſagten, und nach und nach ſich ſelbſt das Fluchen abgewöhnten. An ſeinem Oheim hing er mit inniger Liebe; aber mit Hennig war er Ein Leib und Eine Seele. Ein Vater kann ſeinen Sohn nicht herzlicher lieben, als Hennig den Knaben; und ſie waren daher faſt immer bei einander. Wenn der Knabe etwas verbrochen hatte, und der alte Huſar ihn unter den buſchichten Augenbraunen hervor mit finſtern Blicken anſah, ſo ſtiegen Thränen in ſeine lieblichen blauen Augen. Dann rief der Alte mit ausgebreiteten Armen: du Heulhexe! und der Knabe ſtürzte ſich an ſeine Bruſt, und ſagte: du mußt auch nicht ſchelten, guter Hennig! — Ja, ſo mußt du nicht unartig ſeyn, Junge! rief der Alte, und weinte um die Wette mit dem Kinde, das ſich dann gewiß wochenlang hütete, denſelben Fehler aufs neue zu begehen.

Man kann leicht denken, daß dieſe auf der einen Seite recht zweckmäßige Erziehung auf der andern den Knaben ein wenig roh machte. An der Huſaren-Uniform, die er trug, konnte man oft nur mit Mühe unterſcheiden, daß ihre Grundfarbe ſcharlachroth war. Fehlte es ihm an einem Bande, ſo ſchnitt er ruhig eine goldne Schnur von der Uniform. In ſeiner Mütze holte er, wenn die Gießkanne zu entfernt lag, auch wohl Waſſer, um ſeine Blumen damit zu begießen. Oft fiel der unordentliche Anzug ſelbſt dem Onkel auf, und er ſagte: „Junge, wie ſiehſt du aus!“ Der Kleine beſah ſich von oben bis unten, und antwortete: wie ſoll ich anders ausſehen, Onkel? Ich maure mir im Garten einen Stall. Die Hände und das Geſicht habe ich mir gewaſchen; aber die Uniform ſoll ich ja nicht ſelbſt rein machen: das hat mir Hennig verboten. — So ging es faſt jede Woche einige male; und der Major würde ſich auch nicht viel daraus gemacht haben, wenn ſeine Schwägerin ihn nur mit ihren Beſuchen verſchont hätte.

In dem erſten Jahre war ſie nicht bei ihm geweſen. Er ſelbſt ritt von Zeit zu Zeit hinüber nach Moorberg, doch ohne den Kleinen mitzubringen; und dafür gab er die ſcheinbare Entſchuldigung an, daß er keinen Wagen hätte. Die Frau von Halden wußte aber ſchon genug von der Verwilderung ihres Sohnes, und beſchloß endlich, mit ihren beiden andern Kindern nach Sollingen zu fahren, im Grunde weniger, weil ſie ihren vergeſſenen Sohn einmal wiederſehen, als weil ſie ihren Schwager recht nachdrücklich beſchämen wollte. Der Major wurde ſehr ängſtlich, als er die beiden ſchön geputzten Kinder in das Zimmer treten ſah. Sie näherten ſich ihm mit einer anſtändigen Verbeugung, küßten ſeine Hand, ſagten ein Paar Worte ſehr artig, und ſetzten ſich dann ganz ruhig nieder. Wo iſt denn Ihr Pflegeſohn? fragte die Mutter. In dieſem Augenblicke flog die Thür auf, und der kleine, jetzt ſechsjährige Hennig ſtürzte mit dem fröhlichſten Verlangen in ſeinem feuerrothen Geſichte in das Zimmer; denn der alte Huſar ſowohl als der Major hatten ihm die ehrerbietigſte Liebe für ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter beigebracht, weil ſie ſich ſcheueten, dieſem heiligen Gefühle zu nahe zu treten.

Der Kleine mauerte eben am Ende des Gartens, als der Wagen auf den Hof rollte. Sobald man ihm ſagte, daß ſeine Mutter und Geſchwiſter da wären, warf er die Kelle weg, und lief nach dem Zimmer ſeines Onkels. Die Strümpfe hingen in den Stiefeln; ſeine Uniform war voll Lehm, voll Kalk, und ſeine Hände ſchmutzig. Der Major erröthete; und der Knabe ſelbſt ſtutzte, als er einen Blick auf ſeine Mutter und auf die beiden Kinder, die ſeine Geſchwiſter ſeyn ſollten, geworfen hatte; Sein Bruder, ein Knabe von ſieben Jahren, trug ein hellblaues Kleid mit Golde, hatte einen Haarbeutel eingebunden, und ſeine zierlich friſirten Locken waren dick gepudert. „Waſche dich erſt!" ſagte der Major mit großer Verlegenheit; und in Einem Sprunge war der Kleine wieder zur Thür hinaus. Der alte Hennig, der ihm begegnete, band ihm die

Strümpfe auf, zog ihm ſeine beſte Uniform an, ſchickte ihn dann wieder in das Zimmer, und gab ihm die Ermahnung mit: er ſollte ja recht höflich ſeyn, der Mama die Hand küſſen, und nicht ein einzigesmal fluchen.

Natürlicher Weiſe kam nun der Knabe ziemlich furchtſam wieder. Er ging, oder ſtolperte vielmehr auf ſeine Mutter zu, küßte ihr ſchmatzend die Hand, und ließ ſich von ihr über die Wange ſtreicheln. Seine Geſchwiſter waren unterdeſſen aufgeſtanden, faßten ihm, wie man es ihnen befohlen hatte, jedes bei einer Hand, und ſagten: liebſter Bruder! Der kleine Hennig ſah vor ſich nieder, und konnte faſt nicht ein Wort erwiedern. „Er hatte eben gemauert," fing der Major kleinlaut an. — Gemauert? fragte die Mutter boshaft; ſoll er denn etwa ein Maurer werden? . . . Komm einmal her, mein Sohn! fuhr ſie fort, und betrachtete ihn nun mit Kopfſchütteln von oben bis unten, von hinten und vorn. Der Major wurde mit jeder Minute verlegener. Seine Schwägerin merkte das, und ihr Geſicht erheiterte ſich von boshafter Freude. Um ihn noch mehr zu beſchämen, fing ſie an, die beiden andren Kinder alle ihre Künſte machen zu laſſen. Sie fragte Emilien etwas Franzöſiſch; und die Kleine antwortete in eben der Sprache. Eben ſo ihr Karl. Kannſt du auch ſchon Franzöſiſch? fragte die Mutter nun den kleinen Hennig. Ein wenig! antwortete der Knabe. „Junge, du lügſt!" ſagte der Major mit Erſtaunen. — Nein, Onkle; bei Roßbach rieſen ſie immer: Sacre Dieu! das hat mir Hennig geſagt.

Die Frau von Halden ſeufzte, und fing nun an, die guten Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten ihrer Kinder zu preiſen. Die Kinder ſagten, als der Onkel ihnen einen Teller mit Obſt gab: ich danke Ihnen unterthänig; und küßten ihm die Hand. Von dem allen that und wußte Hennig nichts, gar nichts. Aber mein Gott, ſagte die Mutter zuletzt mit Bitterkeit zu dem kleinen Hennig: du weißt ja auch nicht das Mindeſte! Ein wahrer Kloß iſt aus dir geworden.

Der arme Knabe ſtand mit Thränen in den Augen da, weil noch niemand ſo hart mit ihm geſprochen hatte. Er ſagte leiſe und furchtſam: ich habe dich ſo lieb, Mama! und muß warf er ſich laut ſchluchzend ſeinem Oheim in die Arme, legte ſein Köpfchen an deſſen Bruſt, und umfaßte ſeinen Hals. „Sehen Sie!“ ſagte der Major; „das kann er: die Menſchen von Herzen lieb haben; und ich fürchte, das können die Beiden da nicht.“ Nun küßte er den Knaben, und ſagte: „geh in den Garten, mein lieber Sohn, und nimm deine Geſchwiſter mit.“ Er fühlte, daß er auf dem Wege war, ſeiner Schwägerin etwas Hartes zu ſagen; darum ſollten die Kinder nicht länger im Zimmer bleiben.

Im Garten war der kleine Hennig an ſeinem rechten Orte. Was iſt das? kann man das eſſen? fragten bald Karl, bald Emilie; und immer gab Hennig eine richtige Antwort. Er pflückte ſeiner Schweſter die ſchönſten Blumen; und wenn ſie eine reiſe Birn ſah, ſo war er wie ein Wind oben im Baume, und holte ſie herunter. Ach, ſagte das kleine Mädchen; wie kann der liebe Bruder klettern! Als die Kinder erſt bekannter und folglich auch geſprächiger wurden, kam der kleine Hennig auf alle ſeine Zeitvertreibe, und nannte dabei auch das Reiten. „Reiten kannſt du?“

fragten ihn die beiden Kinder mit großer Verwunderung. Den Augenblick holte er ſeinen kleinen Litthauer aus dem Stalle, ſchwang ſich hinauf, und machte die ganze Reitſchule, die ſein alter Hofmeiſter ihn gelehrt hatte. Das war das Einzige, was ſeinem Bruder an ihm gefiel, und warum er ihn beneidete. Die kleine Emilie war mit Hennigen ſchon beſſer zufrieden. Höre, ſagte ſie lächelnd, als er ihr alle ſeine Sachen, ſeine Aexte, Beile, Sägen, Hobel und Piſtolen gezeigt hatte: ich möchte auch wohl hier beim Onkel ſeyn, wenn es ſich ſchickte. — Sich ſchickte! unterbrach ſie der älteſte; ſchickt es ſich denn, daß ein Fräulein Waſſer trägt und Blumen begießt? Das gehört für die Bauern!

„Ich bin ein Bauer!" ſagte Hennig vergnügt; „und ein Baron, und ein Menſch, meint Onkel, ſoll ich wohl auch noch werden!" Damit ging es wieder in vollem Springer Gang auf, Gang nieder. „Siehſt du, Mielchen," ſagte Karl, „wie ungezogen er iſt? wie ein Bauer! Die Mama hat es wohl geſagt!" — Recht ungezogen! antwortete das kleine Mädchen. Ach, ich möchte wohl auch einmal ungezogen ſeyn!

Der Bediente rief endlich die Kinder. Als ſie nachher wieder abfuhren, erzählte Karl der Mutter unterweges, wie ungezogen ſein Bruder geweſen wäre. Die Kleine zeigte Blumen und Obſt, das er ihr gegeben hatte, und ſetzte hinzu: Mama, der Bruder Hennig weiß Alles, viel mehr als ich und Karl! Und recht freundlich iſt er; — aber recht ungezogen! ſetzte ſie hinzu, weil ſie die Blicke ihrer Mutter bemerkte.

Während, daß Mutter und Kinder ſich den ganzen Weg über von dem kleinen Hennig und ſeinen Ungezogenheiten unterhielten, waren auch der Major und ſein Freund in einem Geſpräche über ihn begriffen. „Das iſt nichts, Hennig!" ſagte der Major. „Packe nur ruhig ein. Ich habe mich geſchämt; und hätte ich das nöthig gehabt, wenn es ganz recht wäre, was wir thun? Ja, wäre es mein eigner Sohn, ſiehſt du, ſo möchte er meinetwegen ganz ohne Strümpfe gehen; aber er iſt nicht mein. Es kann nicht ſo bleiben. Und das kommt davon, daß keine Frauensperſon im Hauſe iſt; ſo eine ordentliche mein' ich, nicht eine Viehmagd oder Köchin. Du ſollteſt

teſt ſehen, wie reinlich der Junge ſeyn würde, wenn nur eine wackre Frau oder Jungfer im Hauſe wäre. Höre einmal, Hennig, da hab' ich an unſer Mädchen aus Böhmen gedacht. Wenn wir die hier hätten! Sieh! ſchon hundertmal iſt es mir aufs Herz gefallen, ob ich auch wohl Recht thue an dem Mädchen. Hundertmal! Hat ſie mir nicht das Leben gerettet? Und was thue ich dagegen? Ich ſchicke ihr, ſeitdem ich weiß, wo ſie wohnt, alle Jahre dreihundert armſelige Thaler, und ſie ſchreibt mir jedesmal einen Brief, der allein ſo viel werth iſt. Ja, wenn ſie Eltern hätte, oder verheirathet wäre, ſo könnte ich denken: ſie hat Jemanden, den ſie liebt, und braucht dich nicht. Aber ſo iſt ſie ganz allein, ohne Verwandte! Es muß ihr weh thun, daß ich ihr für ihre Liebe nur Geld ſchicke; da ich ihr doch weit mehr ſchuldig bin. Ich denke, ich ſchreibe ihr, daß ſie kommen ſoll. Dann könnte ich ihr doch zeigen, daß ich ſie lieb habe."

Dagegen hatte Hennig nichts einzuwenden. Der Major ſchrieb; und nach vierzehn Tagen kam, anſtatt der Antwort, die Jungfer Rieſen ſelbſt auf den Schloßhof gefahren. Hennig ſprang zu dem Major in das Zimmer, und rief: unſer Mädchen aus Böhmen! Vivat! Der Major hatte ein Frauenzimmer aus dem Wagen ſteigen ſehen; alſo verſtand er den Ausruf ſeines Hennig, und eilte mit dem Ungeſtüm der Leidenſchaft die Treppe hinunter, dem Mädchen entgegen. Er konnte lange nicht ſprechen, und ſie nur in ſeine Arme ſchließen. Endlich rief er: „Hannchen, du treue Seele! Gott ſey Dank, daß ich dich habe! Nun ſag, was ſoll ich dir ſeyn: Bruder oder Vater? Beides, gutes Kind, wenn du mich lieb haſt; und Freund dazu!" Er führte Hannchen die breite Treppe hinan auf ſein Zimmer, und Hennig ging auf der andern Seite neben ihr. Auf einmal erblickte der Major auch den treuen Alten. „Sieh Hannchen!" ſagte er herzlich, und faßte ſeinen Hennig in die Arme: „ſieh, ſo liebe ich dieſen Menſchen! Frag' ihn, ob ein Bruder ihn herzlicher lieben kann; er wird dir ſagen: nein. Nun ſieh, eben ſo will ich auch dich lieben. Ja, lieben, troß der ganzen Welt! Denn was Verwandtſchaft! Sie kommt von

Gott, und ich habe allen Reſpekt dafür; (er nahm die Mütze ab) und Gott weiß, wie ſchwer es mir wird, wenn mein Herz ſich manchmal gegen meine Verwandten zuthut, wie eine Muſchel. Habe ich Unrecht, ſo vergebe es mir Gott! Aber ſie machen es mir danach. Und wie habt Ihr es gemacht! In Noth und Tod Euch für mich hingegeben. Und in der Bibel ſteht: es iſt keine größere Liebe, denn die, wenn einer ſein Leben läßt für ſeinen Bruder. Hab ich Unrecht? Nein!" (Er ſetzte ſeine Mütze auf.) „Ihr ſeid meine Verwandten, lieben Kinder! O, wenn ich Euch nur mein ganzes Herz zeigen könnte!" — Er umfaßte ſie Beide mit naſſen Augen und brechender Stimme.

Von dieſem Tage an wurde das Leben in des Majors Hauſe ganz anders. Nur die Jungfer, oder, wie ſie jetzt hieß, die Mamſell, Rieſen hatte dem Major gefehlt, um ſeine rauhen Sitten etwas abzuſchleifen. Sie war eines Sächſiſchen Predigers Tochter, und hatte ſich mit ihren Eltern gleich zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges nach einem Böhmiſchen Dorfe geflüchtet, wo Verwandten von ihr wohnten. Hier rettete ſie den Major, und verpflegte ihn, als er an ſeiner Wunde krank lag. Nachher wurde das Dorf von den Kroaten angezündet. Nun ging ſie in die Lauſitz zu einem Verwandten, und dann als Geſellſchafterin, oder vielmehr als Kammerjungfer, zu einer adeligen Dame, in deren Hauſe ſie die Hölle hatte. Hier erfuhr ſie zufälliger Weiſe den Aufenthalt des Majors, ſchrieb an ihn, und machte ihm eine ganz vortheilhafte Schilderung von ihrer Lage. Sie erhielt mit einer Eſtaffette Antwort, nebſt einer artigen Summe Geldes, und die Zuſicherung eines lebenslänglichen Gehalts. Zwei Jahre ſpäter wurde ſie von dem Major eingeladen, die Erzieherin ſeines Neffen zu werden; und hierzu taugte ſie vortrefflich, da Noth und Elend ihre Seele ſtark, und Umgang mit Menſchen ihre Art ſich zu benehmen, ſich auszudrücken, und Menſchen zu behandeln, geſchmeidig gemacht hatte.

Sie war jetzt acht und zwanzig Jahr alt, und nicht ſchön, aber intereſſant durch holde Freundlichkeit und einen feinen Blick in ihrem Auge. Der Major drang in ſie, die beſten

Zimmer im Schloſſe zu beziehen; ſie wählte aber ein kleines niedliches Stübchen nach dem See hinaus. Er ſchickte ſeinen Hennig in die nächſte Stadt, und ließ ihr eine Menge der ſchönſten Zeuge zu Kleidern kommen; ſie nahm das Geſchenk an, bat ſich aber aus, in der Folge ihren Anzug ſelbſt wählen zu dürfen. Auch blieb ſie bei ihrer einfachen Kleidung, und gab ihr nur einen etwas andern Schnitt, weil der Major durchaus darauf beſtand, daß ſie mit ihm eſſen ſollte. „So ſind wir drei zuſammen,“ ſagte er; „denn Hennig hat es ſich nicht nehmen laſſen, bei Tiſche aufzuwarten.“

Noch heute wurde der kleine Hennig Hannchen übergeben. Sie ſollte ihn, meinte der Major, nur im Aeußern bilden; allein ſie nahm ſich ſeiner auch in andern Stücken an. Hierzu hatte ſie Zeit genug, da ſie bloß die Oberaufſicht über den weiblichen Theil der Haushaltung führte, und auch das nur ohne Wiſſen des Majors, der darauf beſtand, daß es ſchlechterdings nicht ſcheinen ſollte, als ob ſie in ſeinen Dienſten wäre.

Hannchen hatte von ihrem Vater eine ſehr ſorgfältige Erziehung bekommen, und war ſelbſt recht gut unterrichtet. Sie konnte daher den Knaben leſen und ſchreiben lehren, was bis dahin der Schulmeiſter gethan hatte, der aber ſeine Rechnung dabei fand, den Unterricht hinzuhalten. Der kleine Hennig lernte jetzt wie im Fluge. Hannchen wußte ſo ſchöne ſchauerliche Geſchichten von alten Rittern, von Schiffbrüchen, Kindern und Poltergeiſtern; aber ſollte ſie ihm erzählen, ſo mußten ſeine Hände, ſein Geſicht, ohne den mindeſten Flecken, und ſeine Uniform in der beſten Ordnung ſeyn. Der Major ſelbſt hörte Hannchens Geſchichten beinahe eben ſo gern, wie der kleine Hennig; daher mußte dieſer allemal erſt die Muſterung ſeines Oheims paſſiren, ehe ſie Beide zu der Mamſell hinüber gingen.

Hennig und der Major ſetzten unterdeſſen die Reitſtunden mit dem Kleinen fort; der Gärtner lehrte ihn ſchon okuliren und pfropfen, und der Förſter meinte, der Junker wäre ein Wunder der Welt, weil er alle Bäume kannte und eine Nachtigall, ohne zu fehlen, von einer Droſſel zu unterſcheiden wußte.

Außerdem bekam der kleine Hennig eine Menge praktiſcher Kenntniſſe in den Gewerben der Menſchen um ihn her. Er kannte alle Bauern in Sollingen, beſonders die Armen, mit denen er zuweilen ſo gar in heimlichem Verkehr wegen ſeines Taſchengeldes ſtand. Das häßliche Fluchen gewöhnte er ſich ganz ab, weil Mamſell Hannchen es ihm verbot; und die beiden Alten unterließen es zur Geſellſchaft mit, weil Hannchen ſonſt eine ernſthafte Miene machte. Dabei war er ein bildſchöner Knabe, den man nicht, ohne ſich zu freuen, anſehen konnte: immer heiter, lächelnd, hüpfend, offen, immer bereit, ſein Herz mit jedermann zu theilen, ſanft mit allen Menſchen, wild und feurig in ſeinen Phantaſieen und Spielen, muthig, dreiſt, verwegen, ein Waghals, wenn Hennig ſein „Huſſah!" rief, und biegſam wie ein Weidenſchößling, wenn Mamſell Hannchen den Finger warnend aufhob. Er las nun ſchon dem Onkel die Zeitungen vor, und nicht in einem ſchleppenden, ſingenden Tone, ſondern gut, weil der Major, der alte Hennig, und ſelbſt die Mamſell, was ſie ſagten, ſtark betonten, wie alle Menſchen, die das, was ſie reden, auch fühlen. In Kurzem ging er auch gerade und mit den Füßen auswärts. Das machte ihm Anfangs viele Mühe; aber dafür erzählte ihm Mamſell Hannchen, wenn ſie mit ihm zufrieden war, auch eine ſchauerliche Mordgeſchichte. Nach einem halben Jahre ſagte der Major zu Hennig: „nun Alter? was ſagſt du zu dem Jungen? Sieh, welch eine große Gabe Gottes ein vernünftiges Mädchen iſt! Und nun will ich doch meine Schwägerin auch einmal beſuchen!"

Zu dieſem Beſuche wurden — denn der Major hatte ſeine Eitelkeit ſo gut wie jeder andre Menſch — große Anſtalten getroffen. Hennig bekam eine ganz neue Uniform, und ſein Litthauer eine prächtige Schabracke. Seit Kurzem war auch ein Wagen angeſchafft: „denn," ſagte der Major, „wo auf dem Lande eine Frau im Hauſe iſt, da muß auch ein Wagen ſeyn; und, Hennig, könnte ich einer Frau mehr zu verdanken haben, als dem vortrefflichen Hannchen?"

Der Wagen fuhr mit, daß der Kleine nicht den ganzen Weg zu reiten brauchte, was ihm doch wohl zu ſchwer geworden ſeyn möchte;

und Hennig hatte den Litthauer an der Hand. Eine Stunde vor Moorberg ſprang der Knabe aus dem Wagen, und ſetzte ſich auf ſein Pferd. Nun ging es im Trab auf Moorberg zu, und im Gallop ſprengten die drei Reiter auf den Hof des Kammerherrn.

Die Fenſter gingen auf. Der Major nickte dem alten Hennig lächelnd zu, als der Knabe mit vielem Anſtande abſtieg; dann nahm er ſeinen Neffen bei der Hand, und führte ihn mit Triumph in den Saal, brummte aber dabei dennoch: „mit den Füßen hübſch auswärts, Hennig!"

Der Saal war voll von Gäſten, und alle Augen wendeten ſich mit Vergnügen auf den ſiebenjährigen Knaben, der ſehr anſtändig, und doch mit einem frohen, zutraulichen Geſichte, an der Seite ſeines Oheims daher trat. Nach einer Verbeugung, die ſelbſt Mamſell Hannchen gelobt haben würde, und nachdem er ſeiner Mutter die Hand geküßt, hüpfte er ſogleich auf ſeine Schweſter zu, die er ſeit dem Beſuche der Mutter gar nicht wieder hatte vergeſſen können, und kramte die Säbeltaſche aus, in der er Blumen, Obſt und Kuchen für ſie mitbrachte. Der Major trat mit ſtolzer Miene vor ſeinen Bruder hin. „Da iſt dein Sohn, Bruder Toffel! ... Ich ſage dir," ſetzte er leiſe hinzu, „in dem Jungen ſteckt etwas!" Der Vater fiel dem Major mit ungewöhnlicher Innigkeit um den Hals, nahm dann ſeinen Sohn in die Arme, küßte ihn, betrachtete ihn freundlich, und küßte ihn wieder.

Alles ſammelte ſich um den kleinen Huſaren her. Die jungen Mädchen tändelten mit den braunen Locken, die auf ſeinen Schultern ſchwammen. Eins entriß ihn dem andern, küßte ihn, und ging dann zu der Mutter, um ihr zu ſagen, wie glücklich ſie wäre. Sie dankte mit zierlichem Anſtande, und machte dem Kinde einige Liebkoſungen, doch mit auffallender Kälte. Der Major würde gewiß gerufen haben: laß ſatteln, Hennig! Aber er hoffte, ſein Kleiner ſollte die Mutter herumbringen; und überdies fiel ihm ein, daß er noch geſtern der Mamſell verſprochen hatte, ſich nicht von ſeinem Zorne hinreißen zu laſſen. So biß er ſich denn auf die Lippen, und ſchwieg. Die Mutter rief Karln, und fragte ihn um etwas; der Knabe antwortete ihr mit vieler Redſeligkeit! Nun wendete ſie ſich, zu einem von der Geſellſchaft, und ſagte: in der That, mein Aelteſter würde ſich an einem Hofe ſehr anſtändig benehmen. Sogleich eröffnete ſie auch ein Examen mit dem kleinen Hennig; der ſah ſie mißtrauiſch an, und antwortete ängſtlich, oft auch verkehrt. Der Major hatte einen derben Fluch auf der Zunge; doch unterdrückte er ihn noch. Während deſſen hatte der Kammerherr mit einem ſeiner Gäſte von ſeinem Kabinette geſprochen, und die ganze Geſellſchaft bat ihn nun einſtimmig, ihr doch ſeine Seltenheiten zu zeigen. Man ging, und die Kinder folgten. Zuerſt öffnete Halden einen Glasſchrank voll ausgeſtopfter Vögel. Er ſchwieg, um ſich an den Blicken der Geſellſchaft zu weiden; und auch dieſe ſchwieg, als ob ſie vor Erſtaunen nicht reden könnte. Emilie, die ihren Bruder an der Hand hatte, zeigte ihm den Schrank, und ſagte: ſieh einmal! was iſt das? Das will ich dir ſagen, antwortete Hennig: der erſte iſt ein Taubenhabicht; dann kommt ein Sperber; der mit den langen Beinen iſt ein Reiher; der vierte eine große Ohreule; dann kömmt ein Storch, dann eine Weihe. Sie ſtehen nur einfältig, Emilie. Der Reiher und der Storch gehören zuſammen, und da das Waſſerhuhn in der zweiten Reihe auch: denn das ſind Sumpfvögel; und die Raubvögel ſollten auch beiſammen ſtehen.

Alle Köpfe dreheten ſich nach dem kleinen Hennig um, und er mußte nun die Vögel nach der Reihe nennen. Er kannte ſie alle, bis auf einen Flamingo. Den kenne ich nicht, ſagte er; aber es iſt auch ein Stelzenläufer. Bruder, ſagte der Kammerherr; haſt du dir auch ein Kabinet angeſchafft? — „Nicht doch!" erwiederte der Major; „auch hat mein Hennig in ſeinem Leben noch keins geſehen." Während deſſen fing der Knabe an, da ihn jemand fragte, von der Lebensart der Vögel eben ſo beſtimmt zu ſprechen; er nannte ihre Nahrung, unterſchied Zugvögel von andern, und erzählte allerlei Merkwürdiges von ihrer Art zu leben.

Nun zog der Kammerherr ein Schubfach mit Holzarten auf. Kennſt du das auch, was Papa hier hat? fragte Emilie. Der Vater hielt ihm ein Stück Holz hin: was iſt das? — „Eichenholz,“ antwortete Hennig. Als der Vater, um ihn irre zu machen, widerſprach, gab er ſehr beſtimmt die Kennzeichen an, und man ſah deutlich, daß er ſeiner Sache gewiß war. Er nannte nun auch die meiſten Holzarten, und ſprach — aber nie, ohne dazu aufgefordert zu ſeyn — über die Behandlung, und über den größern oder geringern Nutzen derſelben, ſo daß jeder ſogleich einſah, er ſpreche nichts Erlerntes nach, ſondern habe Alles aus eigner Erfahrung. Man zeigte ihm auch die Modelle von Maſchinen, die in dem Kabinette ſeines Vaters ſtanden. Er errieth manches von ihrer Struktur und von ihrer Beſtimmung; denn er kannte die Mahl- und Oehlmühle in Solkingen mit allen ihren Getrieben ganz genau, wie jedes Kind dieſe und ähnliche Kenntniſſe ſehr leicht bekommen würde, wenn man es nur zu Mühlen und andern Maſchinen hinführte, und ihm die Einrichtung derſelben erklärte.

Alle Anweſenden ſtaunten dieſe Kenntniſſe um ſo mehr an, da ſie ihnen gänzlich fehlten. Sie mußten ſich lange beſinnen, ehe ſie eine Eiche von einer Buche unterſcheiden konnten; und hier unterſchied ein Kind ein bloßes Stückchen Holz von einem andern. Man fliſterte allgemein: das iſt erſtaunlich! unbegreiflich! ein Wunder von Kinde! Jede Mutter ſagte dem Major die aufrichtigſten Lobſprüche über ſeine Erziehung, und wollte die Kunſt von ihm lernen, ihre Kinder eben ſo weit zu bringen. „Es iſt gar keine Kunſt, meine Damen,“ ſagte der Major; „der Junge hat nur immer vier bis fünf Informatoren, die alle ihre Sache vollkommen verſtehen. Da ſteckt es. . Er lernt die Naturgeſchichte, wie mein Bruder den Kram nennt, von dem Förſter im Walde, von dem Tiſchler, der das Holz verarbeitet, von dem Gärtner im Garten, von dem Verwalter in der Scheune und auf dem Felde; dazu braucht er nichts als Augen, Ohren und ein wenig Gedächtniß. Sein Oberhofmeiſter, mein alter Reitknecht Hennig, von dem der Junge den Nahmen hat, kriecht mit ihm herum in allen Mühlen, bei allen Bauen, bei dem Becker, dem Leinweber, und was wir ſonſt noch auf dem Dorfe haben. Da ſieht oder erfährt er an Ort und Stelle, was die meiſten Kinder aus Kupfern lernen ſollen, die ſie nicht begreifen."

Als man die Art und Weiſe erfuhr, wie der Kleine ſeine Kenntniſſe bekommen hatte, fing man doch an ein wenig die Köpfe zu ſchütteln. Ein Reitknecht der Oberhofmeiſter! Das verdarb dem Major ſeinen Triumph faſt gänzlich; und die Mutter, die bis jetzt ſehr kleinlaut geweſen war, wurde nun wieder etwas muthiger. Nein, ſagte ſie; und ſollten meine Kinder nie lernen, was ein Baum iſt, ſo ließe ich doch einen Reitknecht nicht ihre Geſellſchaft ſeyn. Hier überwiegt der Schade den Vortheil. Da liegt Hennig bei allen gemeinen Leuten umher, bei Maurern und Leinwebern; und was hilft es ihm denn, wenn er weiß, wie Leinwand gemacht wird?

„Was es ihm hilft, Frau Schweſter? Sehr viel! Es hat ſogar mir geholfen, daß ich bei dieſer Gelegenheit noch Manches geſehen habe. Er lernt die Menſchen lieben, weil er weiß, wie ſauer es den meiſten wird, ihr Brot zu erwerben; er lernt ſie ehren, weil er begreift, daß dieſe Menſchen alles thun, was nützlich iſt, was das Leben angenehm macht, und wir dagegen gar nichts. Er lernt, wie viele Schweiß-, Blut- und Angſttropfen auf dem Feldchen der Armen hangen, und wird daher ſeine Jagd nie durch ihre Saaten treiben. Sehen Sie, das lernt er: Gottes guten heiligen Willen in Acht nehmen, und nicht der Welt und ſeines Fleiſches Willen!"

Man fand dieſe Aeußerungen des Majors ein wenig ketzeriſch, ein wenig verkehrt; weil er aber mit einer Stelle aus dem Katechismus ſchloß, ſo wagte man es doch nicht, ihn anzugreifen. Die Herren ſchwiegen; die Damen ſchnatterten unter ſich, und man unterſchied nur die Worte: ſeinem Range nichts vergeben! Reitknecht! gemeine Leute! unanſtändig!

Die Frau von Halden lauerte nun auf die Sitten ihres kleinen Hennigs; aber er hielt ſich ſo gut, gab ſo freundlich nach, ſpielte ſo vernünftig mit, war ſo folgſam, und ſelbſt gegen die Bedienten ſo höflich, daß ſie vergebens lauerte, und daß der Knabe die allgemeine Gunſt wieder erhielt, um welche ihn die Relation von ſeinen Hofmeiſtern beinahe gebracht hätte. Seine Mutter ließ ihn leſen. Er las zu ihrem Verdruſſe ſo richtig und gut, daß die Geſellſchaft ihn aufs neue loben mußte.

Die Bewunderung der Anweſenden brachte nichts als widrige Empfindungen bei der Mutter hervor; denn ihr Liebling wurde überſehen. Karl, den die Mutter durch ihre verkehrte Erziehung ſchon ſehr eitel gemacht hatte, und der es gewohnt war, von ſeinem Bruder immer nur mit einer Art von Verachtung ſprechen zu hören, ſtand mit einem ſauren Geſichte da. Er hatte ſich, als Hennig kam, darauf gefreuet, ihn mit ſeiner Gelehrſamkeit, beſonders mit der Naturgeſchichte, zu verdunkeln; und das war ſo ſehr verunglückt. Uebrigens hörte Hennig nicht viel auf alles das Kluge, was Karl zu ſagen glaubte, ſondern ſpielte mit Emilien ruhig fort; und dieſe war unzertrennlich von dem Bruder, der ihr ſo viel mitgebracht hatte.

Die Mutter ſah Karln mit ſehr verdrießlichem Geſichte da ſtehen. Sie wollte durchaus ſeinen Wunſch befriedigen, und erzählte offenbare Unwahrheiten von ſeinen guten Eigenſchaften. Man lobte ihn ſehr laut und übertrieben; aber zu dem kleinen Huſaren hockte man ſich an den Boden, nahm ihn in die Arme, küßte ihn, und ſagte fröhlich: „welch ein Engel!“

Heute wurde der arme kleine Hennig ſeiner Mutter, die ohnedies ſchon ſtarken Widerwillen gegen ihn fühlte, noch verhaßter; denn nun hatte er ihren Liebling, dem er die Erbſchaft des Oheims entzog, auch gedemüthigt. Wäre er bei ihr geblieben, ſo würde er endlich ihre Liebe wieder erlangt haben; aber er ging ja mit dem groben, ungeſitteten Major, der ihr ſo viele Wahrheiten ins Geſicht ſagte! Sie ſah nicht einmal hin, als der Knabe ſeinen Litthauer wieder beſtieg und mit ſeinem Onkel von dem Hofe ſprengte.

Als die Geſellſchaft in ein allgemeines Lob des kleinen Hennigs ausbrach, ſtanden der Mutter beinahe Thränen des Verdruſſes in den Augen. Sie führte ihren Liebling auf ſein Zimmer, und machte ſeinem Hofmeiſter bittre Vorwürfe darüber, daß Karl Hennigs Kenntniſſe nicht hatte, die er doch nicht haben konnte, weil ſie ihn, ohne ihre Geſellſchaft, nicht einmal in den Garten gehen ließ. Der Hofmeiſter verſprach Wunderdinge, ſpottete über Hennigs Kenntniſſe, und machte ſo ſeine Gebieterin wieder heiter. Seyn Sie nur fleißig, Junker Karl, ſagte er; der ſoll Sie nicht überholen! Der Knabe rief mit Ungeſtüm: ich will auch reiten lernen. Recht gern, Karlchen, ſagte die Mutter, um den eitlen Knaben nur zu beruhigen, der auf dieſe Art in dem unnatürlichen Haſſe gegen ſeinen Bruder immer mehr beſtärkt wurde.

Emilie wußte nichts von Haß gegen irgend einen Menſchen, und am wenigſten gegen ihren Bruder. Ihr guter Genius hatte ihr eine ſehr verſtändige Gouvernante vom beſten Herzen zugeführt. Man war im Hauſe, eben wegen dieſer guten Eigenſchaften, ganz und gar nicht mit der Franzöſin zufrieden, und würde ſie bald wieder weggeſchickt haben, wenn ſie nicht, nach dem Urtheile aller Kenner, das Franzöſiſche vortrefflich geſprochen hätte. Sie ſelbſt blieb nur aus Liebe zu ihrer armen Mutter und zu Emilien in einem Hauſe, worin man ſie die ganze Laſt des Ahnenſtolzes fühlen ließ, in ihrer Gegenwart mit der größten Verachtung von allen Bürgerlichen ſprach, und den Kindern bei jeder Gelegenheit die

Lehre gab, auf ihren Rang zu halten und ſich mit geringeren Menſchen nicht gemein zu machen. „Es mag,“ ſchrieb ſie ihrer Mutter, die nur von der Unterſtützung ihrer edlen Tochter lebte; — „es mag menſchlich ſeyn, daß der Adel die Vorzüge, deren er genießt, hervorhebt. Wer von uns würde gern ein Recht fahren laſſen, das er einmal hätte? Aber wenn das ganz natürlich iſt, ſo finde der Adel es auch natürlich, daß der Bürgerſtand ihn mit immerwährendem Widerwillen betrachtet, und ihm die Vorzüge beneidet, die er ſelbſt ſo hoch in Anſchlag bringt. Mir geht es durch die Seele, wenn man von einer Meſalliance wie von der Handlung eines niederträchtigen Schurken ſpricht; ich ſchweige indeß, und trinke das Gift geduldig hinunter.“

Man kann leicht denken, daß die Gouvernante die Geſellſchaft der Frau von Halden ſo viel als möglich vermied, und auch in gehöriger Entfernung von dem Hofmeiſter blieb, der ihr durch ſeine Schmeicheleien und ſein kriechendes Weſen verächtlich werden mußte. Sie war größten Theils auf ihrem Zimmer oder im Garten, und Emilie faſt ununterbrochen in ihrer Geſellſchaft. Das kleine Mädchen lernte viel von ihrer Gouvernante, weil dieſe es liebte; der Knabe hingegen wenig, weil ſie ihn mit einer Art von Widerwillen anſah. Liebe des Lehrers zu ſeinem Schüler iſt ja die ſchönſte Hälfte des Unterrichts.

Die Gouvernante zog Emilien durch alle nur erſinnliche Mittel an ſich, um das Herz des Kindes von dem Gifte der Eitelkeit rein zu erhalten; und die Frau von Halden ſah es gern, daß Emilie ſich viel bei der Gouvernante aufhielt, weil ſie auf dieſe Art größere Fortſchritte in der Franzöſiſchen Sprache machte. Ueberdies war Emilie bei weitem nicht ſo ſehr der Liebling ihrer Mutter, wie Karl. Auf dieſem beruheten ja alle Plane zu Größe, und jene war nichts als ein Mittel mehr, die Plane durchzuſetzen.

Die Mutter konnte alſo zum Glück auf Emilien nicht beträchtlich wirken, und die Gouvernante brachte nun dem Herzen des Kindes früh eine Liebe zu den Menſchen bei, die in der Folge nicht wieder auszurotten war. Mit Recht ſuchte die Gouvernante bei Emilien auch das Andenken ihres Bruders Henning zu erhalten. Emilie hatte, als ſie in Sollingen geweſen war, der Bonne viel von Hennig erzählt, und ihr auch ganz leiſe vertrauet: „der Bruder küßte den alten ſchmutzigen Reitknecht; ich habe es aber der Mama nicht geſagt: ſie war ſo ſchon böſe genug!"

Die Gouvernante hatte den Major von der Frau von Halden oft, und nicht mit Lobe, nennen hören, aber ihn noch nie geſprochen. Hofmeiſter und Franzöſin aßen nehmlich, wenn Fremde da waren, nicht mit am Tiſche; und ohnedies hatte die gnädige Frau ihre Urſachen, den Major mit Beiden nicht zuſammen zu bringen. Aber die Bonne hörte hin und wieder die Leute im Hauſe von dem Major mit ſolcher Ehrfurcht ſprechen, daß ſie nothwendig aufmerkſam auf ihn werden mußte. Heute, als der kleine Hennig mit dem Onkel hier war, führte Emilie ihn auf das Zimmer ihrer Bonne, und ſagte: ſieh, lieber Hennig, das iſt meine Gouvernante. — „Was iſt das?" fragte der Kleine; und die Franzöſin erklärte es ihm. „Ja," ſagte er; „nun weiß ich es. Du biſt bei Emilien Mamſell Rieſen, die mich ſo lieb hat, und die wir

Alle, ich, Onkel, und der große Hennig, ſo lieb haben."

Die Bonne erkundigte ſich näher; und der Knabe beſchrieb ihr genau, was die Mamſell den ganzen Tag machte, wie lieb der Onkel ſie hätte, und ſo weiter. Er gefiel ihr mit ſeiner Güte, Offenheit, Ehrerbietung, mit ſeinem zutraulichen Weſen; und ſie ihm nicht minder. Nicht lange, ſo lief er wieder in den Saal zu ſeinem Oheim, und fliſterte ihm zu: „Onkel, Emilie hat auch eine Mamſell Rieſen, die ihr recht gut iſt." Der Major hatte ſchon am Morgen ein wenig mit Emilien geplaudert, und zu ſeiner Freude gefunden, daß ſie noch ein natürliches, unverdorbenes Kind war. Er fragte; und ſie erzählte ihm von ihrer Bonne ſo viel Gutes, daß er ſich vornahm, das Frauenzimmer kennen zu lernen. Als nun der kleine Hennig kam, und ihm zufliſterte, ging er zu der Bonne hinüber. Er ließ ſich in ein Geſpräch mit ihr ein; und nach einer Viertelſtunde gab er ihr die Hand, drückte die ihrige, und ſagte: „Sie ſind ein gutes Mädchen, liebe Mamſell, und ich freue mich, daß ich Ihnen meine Hochachtung befür bezeugen kann. Aber, wie in aller Welt kommen Sie hier im Hauſe fort?" — Sie zuckte die Achſeln. — „Nicht wahr, Sie ſind hier in der Aegyptiſchen Dienſtbarkeit? Aber, hören Sie, liebe Mamſell, ich habe an Emilien geſehen, daß Sie nicht ohne Segen hier ſind. Rechnen Sie Eins ins Andere. Sie reißen das Kind aus des Teufels Rachen, dem verdammten Hochmuth; das iſt auch Freude. Und ſehen Sie, da habe ich den Kleinen bei mir. Ich glaube, die Mutter hat kein Herz zu dem Jungen, und es könnte ihr wohl hin und wieder ein Wort entfallen, das auf Emilien und Karln eine üble Wirkung thäte. Wo Brüder ſich haſſen, da hat der Teufel ſein Spiel, und der Jammer ſeinen Thron. Liebe Mamſell, reden Sie zuweilen meinem Kleinen das Wort bei ſeinen Geſchwiſtern, wenn auch nicht bei der Mutter. Laſſen Sie die Kinder nicht vergeſſen, daß der Hennig da ihr Bruder iſt; ſo wie er bei mir nicht vergeſſen ſoll, daß ſein Herz eigentlich hier ſeine Heimath hat. Wir Beide können in der Stille viel thun. Und da ich von meinem Bruder gehört habe, liebe

Mamſell, daß Sie — wofür ich Ihnen die Hand küſſe — daß Sie Ihre gute, arme und alte Mutter ernähren. . . . Nehmen Sie es mir nicht übel; das Waſſer kommt mir in die Augen. Ich habe auch Eltern gehabt, und weiß, wie glücklich Sie ſind, daß Sie das können! . . . . Was wollt' ich doch ſagen? . . . Ja ſo! In meiner Familie iſt ein Vermächtniß für Wittwen, das, nehmlich . . . Sehen Sie . . ."

Die Gouvernante ſah ihn ſcharf an, doch nur aus Neugierde, weil ſie nicht wußte, wo er hinaus-wollte.

Er fuhr fort: „Sie ſehen mich darauf an, liebe Mamſell, ob ich lüge. Schlimm genug, daß man nicht ſagen kann, was man fühlt." — Sie verſtand ihn noch weniger. Er legte die Hand auf ſein Herz, und ſagte: „Gerade heraus! In meinem Herzen iſt das Vermächtniß für alle Unglücklichen; und die Mutter einer ſo guten Tochter muß ſich des Lebens freuen können. Wollen Sie es mir nicht übel-nehmen, daß ich etwas Weniges für Ihre liebe Mutter zu thun ſuche? Sie thun ja ſo viel für meines Bruders Kinder!"

(Mit dieſen Worten legte er, in Verwirrung und erröthend, etwa zwanzig Louisd'or auf den Tiſch.) „Ich bitte Sie, liebe Mamſell, nehmen Sie das an. Mein Bruder hat mir geſagt, wie viel Sie hier im Hauſe bekommen; und das iſt ja, auf Ehre, kaum genug zu den Kleidern, die Sie zerreißen. Sehen Sie das als eine Zulage an.“

Das Mädchen nahm des Majors Geſchenk mit vieler Rührung, und ſagte mit dankbaren Blicken: o meine Mutter! Der Major bat ſie, in jeder Art von Verlegenheit ſich an ihn zu wenden, und verließ ſie dann wieder.

Jetzt konnte der Keim von Bruderliebe, der in Emiliens Herzen aufgegangen war, um ſo weniger ausgerottet werden; denn die Bonne miſchte gefliſſentlich in alle die freundlichen Hoffnungen, die das kleine Mädchen ſich von der Zukunft machte, das Bild des guten Hennigs. Sie unterhielt Emilien oft von ihm; und wenn dieſe bisweilen über ihren Bruder Karl klagte, ſo meinte die Bonne: ſo etwas würde Hennig gewiß nicht gethan haben. Kam der Major, ſo brachte er Emilien jedesmal etwas Angenehmes von dem Bruder Hennig mit; und eben ſo hatte er nach einem Beſuche in Moorberg immer etwas für ſeinen Hennig, das ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter ihm ſchickten. Emilie liebte nun ihren Bruder recht herzlich, ob ſie gleich — denn Kinder ſind ja aufmerkſamer auf das Betragen der Erwachſenen, als man denkt — bald merkte, daß dieſe Liebe in den Augen ihrer Mutter gar kein Verdienſt war. Einmal fragte ſie in ihrer Unſchuld: aber warum ſind Sie denn böſe auf den Bruder Hennig, liebe Mama? und ſie bekam zur Antwort: weil er ein ungezogener Bauerjunge iſt, der nichts lernt! Die Bonne ſprach indeß anders, ob ſie gleich das Kind zu überzeugen ſuchte; daß die Mutter auch den Bruder Hennig liebe. Emilie ſah wohl, daß man ihn haßte; doch erfuhr ſie nicht, warum.

Als er wieder einmal in Moorberg geweſen war, übernahm ſie ſeine Vertheidigung; allein ſie zog ſich dadurch einen ſtarken Verweis von der Mama zu. Von nun an ſchwieg ſie, und — wie das bei Kindern faſt immer der Fall iſt — freuete ſich, etwas thun zu können, das man nicht haben wollte, und das man doch nicht verbot. Sie bildete ſich ein, Henfür bezeugen kann. Aber, wie in aller Welt kommen Sie hier im Hauſe fort?" — Sie zuckte die Achſeln. — „Nicht wahr, Sie ſind hier in der Aegyptiſchen Dienſtbarkeit? Aber, hören Sie, liebe Mamſell, ich habe an Emilien geſehen, daß Sie nicht ohne Segen hier ſind. Rechnen Sie Eins ins Andere. Sie reißen das Kind aus des Teufels Rachen, dem verdammten Hochmuth; das iſt auch Freude. Und ſehen Sie, da habe ich den Kleinen bei mir. Ich glaube, die Mutter hat kein Herz zu dem Jungen, und es könnte ihr wohl hin und wieder ein Wort entfallen, das auf Emilien und Karln eine üble Wirkung thäte. Wo Brüder ſich haſſen, da hat der Teufel ſein Spiel, und der Jammer ſeinen Thron. Liebe Mamſell, reden Sie zuweilen meinem Kleinen das Wort bei ſeinen Geſchwiſtern, wenn auch nicht bei der Mutter. Laſſen Sie die Kinder nicht vergeſſen, daß der Hennig da ihr Bruder iſt; ſo wie er bei mir nicht vergeſſen ſoll, daß ſein Herz eigentlich hier ſeine Heimath hat. Wir Beide können in der Stille viel thun. Und da ich von meinem Bruder gehört habe, liebe

Mamſell, daß Sie — wofür ich Ihnen die Hand küſſe — daß Sie Ihre gute, arme und alte Mutter ernähren. . . . . Nehmen Sie es mir nicht übel; das Waſſer kommt mir in die Augen. Ich habe auch Eltern gehabt, und weiß, wie glücklich Sie ſind, daß Sie das können! . . . . Was wollt' ich doch ſagen? . . . Ja ſo! In meiner Familie iſt ein Vermächtniß für Wittwen, das, nehmlich . . . Sehen Sie . . ."

Die Gouvernante ſah ihn ſcharf an, doch nur aus Neugierde, weil ſie nicht wußte, wo er hinaus wollte.

Er fuhr fort: „Sie ſehen mich darauf an, liebe Mamſell, ob ich lüge. Schlimm genug, daß man nicht ſagen kann, was man fühlt." — Sie verſtand ihn noch weniger. Er legte die Hand auf ſein Herz, und ſagte: „Gerade heraus! In meinem Herzen iſt das Vermächtniß für alle Unglücklichen; und die Mutter einer ſo guten Tochter muß ſich des Lebens freuen können. Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich etwas Weniges für Ihre liebe Mutter zu thun ſuche? Sie thun ja ſo viel für meines Bruders Kinder!"

beſten ſchwatzen können, am wenigſten thun. Sie ſprechen von Mitleiden, und die Pfennige ſind ihnen ans Herz gewachſen. — Aber was ſoll man denn machen, guter Hennig? fragte Hannchen. Das wußte nun der Alte nicht; und ſo blieb es, wie bisher: die Memſell gab auf; der Kleine lernte auswendig; Hennig überhörte ihn, und lernte dabei Gellerts Fabeln mit auswendig.

Der Major ſchien ſich jetzt nicht recht mehr um den Kleinen zu bekümmern. Er ging öfter als je allein, ſaß öfter als je an ſeinem Fenſter, und blies den Tabakrauch nachdenkend vor ſich hin. Weder Hennig noch Hannchen konnten ihn aus ſeinem trüben Schweigen bringen. Ehemals war es ſeine größte Freude, wenn der kleine Hennig ihm Verſe vordeklamirte; er pflegte lächelnd zuzuhören und dann eine Nutzanwendung in ſehr kräftigen Ausdrücken zu machen. Jetzt hörte er, mit der Tabakspfeiſe im Munde, dem Kleinen zu, wendete in der Hälfte der Erzählung die Augen von ihm ab auf irgend eine Blume der Tapete, und zog die Stirn in böſere Falten. Offenbar hörte er die zwelte

Hälfte nicht, und dann ſetzte er ſich, ohne ein Wort zu ſagen, wieder an ſein Fenſter.

Hannchen fragte den alten Hennig: was fehlt denn unſerm Herrn Major? und Hennig wußte ihr nicht zu antworten. Das Uebel wurde mit jedem Tage ärger. Der Major brannte zehnmal ſeine Pfeiſe an, und immer ging ſie ihm wieder aus, weil er zu rauchen vergaß. Ehemals war, ſobald er auf das Pferd kam, alles Unangenehme vergeſſen; die Runzeln auf ſeiner Stirn verloren ſich dann, und niemand durfte ſo leicht eine abſchlägige Antwort von ihm befürchten. Jetzt legte er ſeinem Fuchſe den Zügel auf den Hals; und kaum war er vor dem Dorfe, ſo ſagte er: „Hennig, laß uns nur umkehren! die Luft iſt zu rauh." Heute ging es wieder nach Hauſe, ſagte Hennig zu Mamſell Hannchen, als wenn wir ehemals ritten, im Dorfe Lieferungen anzuſagen; da konnten die Gäule auch die Füße nicht heben!

Soll der Wagen fort, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, und den Doktor holen? ſagte Hennig endlich.

„Den Doktor?“ erwiederte der Major, und ſtand vom Fenſter auf; „iſt jemand krank? doch nicht etwa Hannchen?“

Hannchen? Ei, ich wollte, Alles im Hauſe wäre ſo friſch und geſund, wie die! Die blühet ja wie eine Roſe!

„Da haſt du Recht! wie eine Roſe, Hennig! wie eine Lilie! denn ſo rein iſt ihre Seele. Aber wer iſt denn ſonſt krank?“

Sie ſelbſt, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter. Sagen Sie doch, was fehlt Ihnen? Sie quälen Sich, und uns dazu!

„Hennig, thu' ich das? Nun, ſo vergebt es mir. Ich dachte, Ihr ſolltet es nicht merken.“

Nicht merken? Der Kleine ſogar merkt es, und iſt betrübt, wenn Sie ſeinen Spruch nicht ganz überhören. Das iſt nichts, Herr Oberſtwachtmeiſter. Sie müſſen ſagen, was Sie auf dem Herzen haben; es wird ja wohl noch Hülfe ſeyn! Ich gräme mich, und Mamſell Hannchen grämt ſich auch. Sehen Sie, nun ſtehen Sie ſchon wieder da, wie ein General, der ſich hat vom Feinde überrumpeln laſſen, und den Degen abgeben ſoll.

Friſch, Herr Oberſtwachtmeiſter! Den Säbel heraus, und ſich durchgeſchlagen!

„Du haſt gut reden, Hennig! Mich durchſchlagen kann ich, das weißt du wohl. Aber ... Ja, wenn's nur Kugeln wären; ich wollte hier nicht am Fenſter ſitzen und mit der Hand über das Geſicht fahren, wie jetzt ſo oft, weil ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht."

Nun, was iſt es denn? — Der Major ſchüttelte den Kopf. — Herr Oberſtwachtmeiſter, fuhr Hennig bewegt fort; denken Sie nur, wie die verdammten Kroaten Ihnen eins hinten hinein gegeben hatten. Da ſagten Sie auch: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil. Ich ritt nicht, und brachte Sie mit Gottes und Hannchens Hülfe durch. Jetzt ſchütteln Sie den Kopf, als ob Sie wieder ſagten: reite nur, Hennig! Aber ich reite nun einmal nicht. Sagen Sie doch, was iſt es!

„Diesmal hat der Feind beſſer getroffen. Die Kugel ſitzt hier." (Er legte die Hand auf das Herz; und Hennig ſah ihn ſtarr an.) „Laß das, alter Hennig; es wird wieder gut werden."

Aber Hennig ließ nicht nach. Er nahm ſeine Mütze ab, und ſagte: Herr Oberſtwachtmeiſter, ich bitte, ſagen Sie es mir. Und wenn Ihnen denn gar nicht zu helfen wäre, ſo könnte ich mir doch auch ein Fenſter ſuchen, und ... Herr Oberſtwachtmeiſter, die Thränen kommen mir in die Augen. Ich bitte Sie, ſagen Sie es mir.

Der Major ging unruhig im Zimmer auf und nieder, weil er ſich noch immer nicht recht entſchließen konnte. Endlich ſagte er: „Aber Hennig, kannſt du ſchweigen?"

Als ob mir ein Vier- und Zwanzigpfünder das Maul geſtopft hätte.

„Es iſt ein dummer Streich von mir, Hennig," daß ich meines Bruders Sohn zu mir genommen habe."

Hennig ſtarrte ihn an, und es lief ihm eiskalt über den Rücken; denn er liebte den Kleinen wenigſtens eben ſo zärtlich, wie den Major, und würde mit Freuden ſein Leben für ihn gelaſſen haben. — Der Major fuhr fort: „Zwar weiß ich nicht, wie ich es anders hätte machen ſollen; denn die Mutter hat kein Herz zu dem Jungen, und dem Vater iſt ein ansgeſtopfter Adler oder ein Dompfaffe lieber als alle ſeine Kinder. Ja, ich mußt' es thun; und Gott hat es auch geſegnet: die ganze Welt freuet ſich ja über den Jungen. Aber einen dummen Streich hab' ich dabei begangen. Du weißt, ich hielt es immer für hochmüthig, ein Teſtament zu machen. Es ahnete mir, daß das mein Unglück ſeyn würde. — Der Kleine iſt Erbe meines ganzen Vermögens. Verſtehſt du nun, Hennig?"

Nein, nicht ein Wort; denn wenn ein Anderer, als der Kleine, Sollingen haben ſollte, und Ihren Schweißfuchs, und den Polaken, und den Türken — ſehen Sie, ich könnte das Neſt bis auf den Grund abbrennen, und die Pferde vor den Kopf ſchießen. Dann möchte es meinetwegen der Teufel nehmen, und Hexen hier wohnen. Das könnt' ich! abbrennen!

„Auch wenn es meine Kinder bekommen ſollten, Hennig? Denen wollteſt du es nicht gönnen? denen könnteſt du es abbrennen?"

Ihren Kindern? Hennig blieb mit offnem Munde ſtehen, und konnte lange nicht ein Wort mehr ſagen. — Ihren Kindern? fragte er noch einmal. Ja, das iſt ein [illegible] dres! Nun, ich bleibe bei Ihnen bis in den Tod; und ſollte ich Sie überleben, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſo mag Sollingen und die Pferde — doch will's Gott haben die dann wohl ſchon ausgedient — nehmen, wer Luſt hat. Aber mich, Herr Oberſtwachtmeiſter, mich bekommt der Kleine. Kinder hin, Kinder her! Ich kenne ſie nicht. Sie haben noch neulich geſagt, Liebe wäre die rechte Blutsfreundſchaft; und ſo iſt es auch. Wenn ich Ihnen die Augen zugedrückt habe, ſo gehe ich mit dem Kleinen, und ging' es in die Hölle.

„Und meine Kinder, alter guter Hennig," fragte der Major, und hielt ihm die Hand hin; — „meine Kinder könnteſt du verlaſſen?"

Seh einer, in was für Noth ein Menſch gerathen kann! Sonſt wußt' ich noch immer, wie ein Blitz, was ich ſagen, was ich thun ſollte. Und hier? Ich will mich beſinnen, Herr Oberſtwachtmeiſter. Verſprechen kann ich's nicht, das ſchwör' ich Ihnen bei meiner Seele: denn thäte ich das, ſo müßte ich Wort halten; und den Kleinen hab' ich gar zu lieb. Großer Gott, Herr Oberſtwachtmeiſter! Nun begreif' ich wohl, warum Sie da ſaßen und ſeufzten. Steh' ich doch ſelbſt da, und die Augen ſind mir voll Waſſer. Aber, ſagen Sie mir nur, warum haben Sie denn daran nicht früher gedacht?

„Ich wußte es ja nicht früher!" antwortete der Major, und erröthete.

Sie wußten es nicht früher? Aber, in aller Welt, wie haben Sie es denn nun auf einmal erfahren?

„Gar nicht auf einmal, Hennig; erſt nach und nach, alle Tage nur ein wenig mehr: wenn wir am Tiſche waren, ein wenig, wenn ich hier am Fenſter ſaß, ein wenig, bis ich es zuletzt ganz wußte."

Gott behüte, Herr Oberſtwachtmeiſter! Sie machen einen ganz bange mit Ihrem Reden. So 'was muß man ja wohl auf einmal erfahren. (Er ſah ſeinen Herrn furchtſam und theilnehmend an.) Wo ſind denn Ihre Kinder?

„Kinder? Jetzt habe ich noch keine; aber, Hennig, — ich könnte ja heirathen."

Könnte! Haben Sie mich doch faſt eiskalt gemacht vor Schrecken! Ich dachte wahrhafſig, die Kinder wären ſchon an der Thüre. Ja könnten! aber Sie werden nicht.

„Nun ja doch, Hennig; eben deswegen, weil ich's nicht thun werde, . . ."

Nun was denn? Eben deswegen? Was eben deswegen?

„. . . ſitze ich da ſo am Fenſter, und vergehe wie ein Schatten. Das iſt ja eben die Kugel im Herzen."

Da mag der Henker klug werden! Sie wollen nicht heirathen, und darum eben ſitzen Sie am Fenſter? Wer zwingt Sie denn?

„Hennig, hab' ich's dir denn noch nicht deutlich genug geſagt? Ich möchte wohl heirathen; aber ich darf nicht."

Und das . . Ha ha! nun geht mir ein Licht auf! . . . und das haben Sie alle Tage ſo ein wenig mehr gemerkt? Ei, der Teufel! Herr Oberſtwachtmeiſter, nun geht mir noch ein Licht mehr auf. Am Tiſche haben Sie es ein Bißchen gemerkt? Darum ſaßen Sie auch ſo, und ſahen Mamſell Hannchen an, und wußten kein Wort zu ſprechen, und ſaßen doch da ſo lange, daß mir die Fußſohlen weh thaten, und ich mich ſetzen mußte. Alſo Mamſell Hannchen möchten Sie heirathen?

Der Major erröthete und ſchlug die Augen nieder.

Viktoria! rief Hennig, warf die Mütze in die Höhe, und wollte den Augenblick zur Thür hinaus.

Der Major hielt ihn auf. „Hennig, du haſt mir verſprochen zu ſchweigen. Höre doch, Hennig! Du ſiehſt ja, ich darf nicht. Hab' ich denn nicht den dummen Streich gemacht mit dem Teſtamente? Die Hände ſind mir gebunden."

Hennig fing endlich an, das einzuſehen. Man überlegte nun; aber das Ding wollte ſich auf keiner Seite angreifen laſſen. „Das Teſtament umzuſtoßen und Hennigen bloß Kindestheil zu geben, ſchien Beiden unrecht, ſo edelmüthig es auch ein Andrer hätte finden können; „denn," ſagte der Major, „ich habe mein Wort gegeben."

Aber, wenn es nicht geht, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſo ſchlagen Sie es Sich aus dem Sinne!

„Ja, ſiehſt du Hennig? das kann ich eben nicht, ob ich gleich nicht weiß, warum. Als mein Vater ſtarb, da machte meine Schwäger ein ſo allerlei Dinge, die ich wohl ſah und die mein Konſulent wohl wußte. Ich ſollte proceſſiren mit meinem Bruder; und auf meines Vaters Grabe war noch nicht einmal Gras gewachſen. Davor ſchämt' ich mich. Ich hätte wohl Luſt dazu, große Luſt, beſonders wenn meine Schwägerin ſo ehrlich that; aber ſieh! ich ſchlug es mir aus dem Sinne, nahm Sollingen, und ließ es gut ſeyn. So hab' ich mir manches aus dem Sinne geſchlagen, was du nicht weißt, und was kein Menſch wiſſen ſoll; hier aber iſt es nicht möglich. Wenn ich Hannchen anſehe, ſo wird mir ſo wunderlich; das Herz iſt mir ſo voll, und ich kann nicht ſagen, ob ich traurig oder vergnügt bin. Schlug ich bei Tiſche die Augen nieder, — auch das that ich; denn ich dachte: alter Narr, was haſt du ſie anzuſehen! — ſo hörte ich ſie ſprechen; und da war es nicht beſſer. Ich antwortete nicht ein Wörtchen, damit ſie ſtill ſeyn ſollte; aber dann hörte ich doch ihren Athem, und da mußte ich ſie wieder anſehen, ich mochte wollen oder nicht. Endlich ging ich. Ja, da war ſie überall, wohin ich ſah. Hörte ich ihre Stimme draußen, ſo flog mir das Herz, als hätte ich eben auf eine Batterie einhauen ſollen. Ich wußte nicht ſo recht, was das war, und dachte immer: ei nun! es kommt davon her, daß du das Mädchen ſo lieb haſt. Das war es auch wohl, aber nur auf andere Art, als ich glaubte. Zuletzt merkte ich denn ganz deutlich, daß ich verliebt in ſie bin. Vorher war ich ihr gut, weil ſie ſo treu, ſo ſanft, ſo wohlthätig iſt; jetzt aber? — jetzt möchte ich ihr die Hand küſſen, mit der ſie bei Tiſche vorlegt. Ich kann mit ordentlicher Luſt ihre ſchlanke Geſtalt betrachten, und den kleinen Fuß, der unter der Schürze hervorſieht. Giebt ſie mir die Hand, ſo zittere ich, wie ein armer Sünder. Kurz, Hennig, ich bin verliebt in ſie. Ich lachte ſonſt immer, wenn man ſagte: er iſt zum Sterben verliebt; und nun muß ich alter, beinahe fünfzigjähriger Schnurrbart noch lernen, daß das ein wahres Wort iſt! — Ich habe es überlegt, Hennig, hinten und vorn; aber ich kann nichts heraus denken. Recht gern wollte ich dem Jungen alles das Meinige laſſen, und wieder vom Kernet an dienen, wenn ich Hannchen dafür bekommen könnte. Siehſt du? nun kann ich ſagen: reite nur, Hennig; ich habe mein Theil! Den Jungen, Hennig, laß ich nicht fahren; der wird mein Erbe, und es iſt mir, Gott Lob! noch nie in den Sinn gekommen, das abzuändern: aber wohl manches Andre, was ich mich zu ſagen ſchäme, weil es ſo ein Handel iſt, den man ſogar einem jungen zwanzigjährigen Wildfange übel nimmt; und nun vollends mir Graubart! Ich habe hundertmal gedacht, laß den Plunder dem Jungen; haſt du doch eine ſchöne Summe baar und in Sachen. Zieh mit Hennig und Hannchen in ein Land, wo dich keiner kennt, und lebe da glücklich und ruhig. Hinterher ſchämte ich mich aber. Was ſollte der Junge im zwanzigſten Jahre thun, wenn der Onkel im funfzigſten mit einem Mädchen durchginge? Nein, lieber vor Herzeleid geſtorben, als daß der Junge, der Hennig, wenn er einen dummen Streich beginge, hintreten und ſagen könnte: mein Onkel hat es nicht beſſer gemacht. Ja, könnte ich den Jungen mit mir nehmen — wer wüßte doch, was ich thäte! Ihn habe ich herzlich lieb, und von dem Mädchen kann ich mein Herz nicht losreißen. Siehſt du, Hennig? zuweilen wünſche ich, die Kroaten wären damals über mich gekommen; wer weiß, welchen dummen Streich ſie verhindert hätten! So ſteht es mit mir. Was ſagſt du nun?"

Hennig legte den Finger an die Naſe: Sünde iſt es nicht, Herr Oberſtwachtmeiſter, das weiß ich; denn ſonſt ſteckte es nicht in der Natur. Daß man ſich davor ſchämt, wie Sie ſagen, das iſt nichts; denn der Armuth ſchämt man ſich auch, und ſie iſt doch weder Sünde noch Schande. Alſo, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſeh' ich nicht ein, warum ich hätte die Kroaten über Sie laſſen ſollen. Wie es ſich mit dem Teſtamente machen läßt, weiß ich freilich nicht; aber wenn ein Menſch in der Welt Rath geben kann, ſo iſt es Hannchen.

Der Major überzeugte den alten Huſaren bald, daß Hannchen gar nichts wiſſen dürfte. Auch das! ſagte Hennig. Aber heirathen müſſen Sie Mamſell Hannchen; denn es iſt, Gott weiß, nichts Böſes dabei. Und möglich muß es werden, da ſetz' ich unſere beiden bräunen Kutſchpferde an ihres Herrn Bruders Kracken. Wenn wir nur Mamſell Hannchen einmal fragen dürften! Die würde bald einen Pfiff finden, wie wir an dem Teſtamente ein wenig rücken könnten.

„Einen Pfiff, Hennig? Das iſt nun, Gott weiß, nichts. Wozu ſoll das hinten herum Schleichen, als zum Betriegen? In ſo einer Sache, wo es auf Worthalten ankommt, hat man mit ſeinem Gewiſſen zu thun, und mit dem lieben Gott; da helfen aber keine Pfiffe. Ja, wäre ich mit Gott und meinem Gewiſſen aufs Reine, und dann — was noch ein ſchwerer Stand ſeyn wird — mit Mamſell Hannchen: ſo möchten die Leute reden, was ſie wollten. Siehſt du, das wäre gerade, wie meine Schwägerin ſagt: ſeines Vortheils halben kann man wohl einmal etwas verſchweigen oder mit einem Mäntelchen behängen. Ich bin zwar verliebt, aber ein ehrlicher Mann; und das will ich bleiben, ſo lange ich lebe."

In dieſem Augenblicke trat Hannchen in das Zimmer, und rief zu Tiſche. Der Major ſchlug erröthend die Augen nieder, und Hennig betrachtete Hannchen mit Wohlgefallen. Bei Tiſche war Hennig immer in tiefen Gedanken, und ſetzte weder Teller, noch ſonſt etwas, ordentlich hin. Wenn er ſeiner Meinung nach ein Mittel gefunden hatte, den Major aus der Verlegenheit zu ziehen, ſo ſprang er hinter Hannchens Stuhl, und winkte ihm freundlich zu. Dann wurde der Major jedesmal roth. Hannchen bemerkte im Spiegel die Geberden des alten Huſaren, und ſein Zuwinken; auch ſah ſie des Majors Erröthen, und konnte alſo leicht denken, daß die beiden Männer etwas unter einander hätten, das ſie nicht wiſſen ſollte. Man ſtand endlich vom Tiſche auf, ohne ein Wort geſprochen zu haben. Der Major ging ſtill auf ſein Zimmer, und Hennig in den Stall, um zwiſchen den Pferden recht reiflich nachzudenken, wie ſeinem Herrn zu helfen wäre.

Er ſann bis um Mitternacht, rechnete, und brachte endlich den ganzen Plan in Ordnung. Nun ſprang er glühend vor Freude auf, und rief: der Teufel! das hat mir mehr Angſt und Noth gemacht, als damals die Kroaten. Aber: durch hab' ich ihn! — Er lief zu ſeinem Herrn, der eben voll Sorge die Augen geſchloſſen hatte, ſchüttelte ihn, und ſagte: Herr Oberſtwachtmeiſter, Hannchen iſt Ihre; und an dem Teſtamente wollen wir nicht ein Haar rücken! Der Major richtete ſich im Bette hoch auf, und Hennig fing an. Das Gut bringt Ihnen jährlich zehntauſend Thaler ein, das iſt klar; und die ſind bisher Jahraus Jahrein darauf gegangen. Brächte es auch zwanzigtauſend ein, ſie ſtörten noch Wittwen und Waiſen auf, daß alles darauf ginge. Nun, ſehen Sie, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, künftig geben wir jährlich etwa ſiebentauſend Thaler aus, und legen dreitauſend hin. —

„Hennig, die Wittwen und Waiſen laſſ' ich keine Noth leiden. Das iſt nichts."

Nun ja doch. Dieſe dreitauſend Thaler, die wir jährlich beilegen, ſollen eben für eine Wittwe und für Waiſen ſeyn, die Sie auf der Welt am liebſten haben. Sie heirathen Mamſell Hannchen. Jetzt ſind Sie beinahe ein Funfziger; und geht es nach der Bibel, ſo haben Sie noch zwanzig Jahre, auch wohl länger, vor ſich. Dreimal zwanzig, das ſind ſechzig tauſend Thaler. Aber geſetzt auch, Sie lebten nur noch zehn Jahre, ſo ſind es doch dreiſſig tauſend Thaler. Hätten Sie dann etwa drei Kinder, ſo bekäme jedes einmal zehn tauſend. Das wäre doch aller Ehre werth. Und glauben Sie denn, der kleine Hennig würde Ihre Kinder Noth leiden laſſen?

„Aber wenn ich nun gleich nach der Hochzeit ſtürbe, Hennig, und ließe Wittwe und Kind zurück!“

So habe ich jährlich vierhundert Thaler. Und meinen Sie denn, ich hätte mir gar nichts geſammelt? Wo ſollt' ich denn mit allem dem Gelde hin, das Sie mir faſt jeden Monath ſchenken? Und dann die Summe, von der Sie heute ſagten, und Gottes Segen dazu, und ſo eine ſparſame Mutter, wie Hannchen, mich ſelbſt nicht zu vergeſſen! Sind mir denn die Arme an die Schultern gewachſen, daß ich damit nur in der Luft herumfechten ſoll, wie der Kleine, wenn er ſeinen Spruch aufſagt? Es geht! wahrhaftigen Gott, es geht! Morgen können Sie Sich trauen laſſen.

Der Major richtete ſich hoch im Bette auf, weil die dreiſte Verſicherung ſeines Hennigs ihn mit neuem Muthe belebte. Auch er hatte dieſen Plan ſchon gehabt. Es fehlte nur an einem ehrlichen Manne, der ihm Beifall gab; und jetzt war der ehrlichſte in der Welt von ſelbſt darauf gefallen. Der Major ſtand auf. Man zündete Licht an, rechnete noch einmal, und zählte die Summe in der Chatulle. Es waren ungefähr vier tauſend Thaler. „Ein Nothpfennig!" ſagte der Major. Ja wohl! erwiederte Hennig; und ein Liebes-Nothpfennig. Aber, Sie haben ja auch Hannchen ſchon drei hundert Thaler jährlich vermacht. O ho! Geld genug! Gott gebe nur ſo viele Tauſen, als wir Hunderte haben!

„Was wird meine Schwägerin ſagen!" brachte der Major zuletzt noch mit tiefem Nachſinnen hervor.

Mag ſie ſagen, was ſie Luſt hat! Wir halten uns ja an das Teſtament. Heirathen müſſen Sie; und, ich dummer Hans, ſo lange Mamſell Hannchen im Hauſe iſt, habe ich noch nie daran gedacht! Ich möchte Mamſell Hannchen noch wecken; ſo vergnügt bin ich!

Der

Der Major ſeufzte tief, ſtrich langſam das Geld zuſammen, und ſagte: „was hilft unſer Zählen und Rechnen? Wenn nun Hannchen nicht will! Siehſt du, da kommt noch ein Kroat, Hennig. Ja, wenn der weg wäre! Es iſt ein junges hübſches Mädchen, und ich nachgerade ein alter Mann. Meine Hitze dazu, und das Tuckmäuſern die letzten Monate über, mögen mich auch ſchlecht bei ihr rekommandirt haben. Weiß Gott aber, das kam bloß von meiner Liebe zu dem guten Kinde her. Wenn ſie mir nur ihre Hand gäbe, ſo könnte ich ihr wohl verſprechen, daß nie wieder ein böſes Wort aus meinem Munde kommen ſollte."

Ach, reden Sie doch! Als ob ich es nicht längſt beſſer wüßte! Das iſt nun gar nichts.

„Was weißt du denn, Hennig? Sag einmal. Du ſollſt ſehen, daß ich Recht habe."

Ich weiß, daß Hannchen Sie lieb hat, wie einen Vater, und immer mit naſſen Augen von Ihnen ſpricht. Noch neulich ſagte ſie: der Herr Major ſitzt zu Pferde, wie ein junger Menſch. Laſſen Sie doch die Grillen fahren. Genug, Hannchen will.

„Und wenn ſie nicht wollte, lieber Hennig! Großer Gott, ich habe ſie ſo lieb, ſo unausſprechlich lieb.“

Ei, Herr Oberſtwachtmeiſter, ich will ſie morgen ſchon ausholen. Aber ich ſage Ihnen, ſie will.

„Das Ausholen iſt nichts. Ich denke, man muß da ehrlich zu Werke gehen. Wir legen es ja, Gott Lob, nicht auf ihr Unglück an. Ich will das dieſe Nacht überlegen. Morgen mehr, Hennig.“ Hennig ging. Der Major rechnete nun noch einmal, und ſchlief, zum erſtenmal in ſeinem Leben, mitten unter Zahlen ein.

Am andern Morgen war Hennig früh auf, und holte die Staatsuniform hervor. Er bat Hannchen um Puder, und lachte heimlich, als er ihn bekam. Sehen Sie nur, ſagte er dann zu dem Major, und zeigte auf den Puderbeutel; der Feind hat uns ſelbſt die Munition geliefert, mit der wir ihn beſchießen wollen. Der Major wollte Anfangs nicht; er meinte, es müßte ehrlich zugehen. Indeß, da ſein Hennig darauf drang, ſo ließ er ſich pudern, zog die beſte Uniform und die gelben Stiefeln an, band die Taſche um, und ſtrich ſich den Knebelbart. — Und nun, ſagte Hennig, können Sie dreiſt einhauen!

Hennig öffnete die Thür. Der Major holte einen tiefen Seufzer, ſah verlegen hinaus, ohne zu gehen, hob, als Hennig ihn mit ſeinem „Nun! fort doch!" trieb, den Fuß, und zog ihn wieder zurück. „Es iſt ein närriſches Ding um ſo einen Gang," murmelte der Major. „Was kann mir nun geſchehen, als daß das gute Kind Nein ſagt?" — Sie wird Ja ſagen, erwiederte Hennig. Aber machen Sie doch; ſie geht ſonſt wahrhaftig in den Garten hinunter. Marſch!

„Es iſt doch wohl Niemand bei ihr, Hennig? Weißt du das auch gewiß? Und horche mir nicht, Hennig! hörſt du?"

Der Kleine iſt im Felde. Ich habe ihm geſagt, er ſoll ſich vor Tiſche nicht ſehen laſſen; ſonſt könnt' er Ihnen in die Flanken fallen.

„Ich weiß ja wahrhaftig noch nicht einmal, was ich ſagen ſoll, Hennig. Ein Viertelſtündchen muß ich mich doch erſt beſinnen."

Sie müſſen ſich nicht beſinnen, ſondern ſagen, was Ihnen das Herz eingiebt.

Der Major ſchritt langſam über die Schwelle, und ging den Gang hinunter nach Hannchens Zimmer. Hennig blieb in der Thür ſtehen, und ſah ihm freundlich nach. Je näher der Major der Thüre kam, deſto langſamer wurden ſeine Schritte. Er krümmte ſchon den Finger, um anzuklopfen, beſann ſich aber, und kam den Gang wieder herauf zu Hennig, der nicht aufhörte, ihm mit dem Kopf und den Händen zu winken. „Wenn ſie nun Nein ſagt!“ Hennig fluchte ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder. „Höre Hennig,“ ſagte der Major, und ſetzte ſich auf einen Stuhl; „ich wollte, daß ich erſt ein wenig auf den Buſch geklopft hätte: nicht meinet-, ſondern des guten Kindes wegen. Wir gehen ja mit ihr um, wie mit einem offenbaren Feinde. Wenn ſie es ſo ein wenig vorher merkte, ſo könnte ſie ſich doch beſinnen, ſich in Poſitur ſetzen, und dergleichen. Sie könnte ja einen Schreck davon haben, wenn ich ſo in ihr Zimmer hinein fiele, wie in Feindes Land.“

Ei, ſie wird es wohl merken, wenn Sie nur ſo zu ihr kommen. Und Hannchen weiß allemal, was ſie ſagen ſoll, weil ſie immer die

Wahrheit ſagt. So gehen Sie doch! Da verlieren Sie nun die ſchöne Zeit!

Beide überlegten ſo noch eine halbe Stunde lang. Der Major ſtand auf, und ſetzte ſich wieder. Als er endlich entſchloſſen war zu gehen, hörte er Hannchens Stimme. Sie hüpfte den Gang herauf, an des Majors Zimmer vorüber, die Treppe hinunter, und in den Garten zu den Arbeitern. — Habe ich es nicht geſagt? Nun iſt es heute nichts. Den Nachmittag geht ihr der Kleine nicht von der Seite. Jetzt könnte ſchon alles richtig ſeyn, und Sie ſäßen da nicht mehr, wie ein Jammerbild.

„Morgen iſt es mir lieber, Hennig. Ich will dir ſagen, warum. Da habe ich den Schmuck meiner Mutter noch halb; die andere Hälfte hat meine Schwägerin. Jetzt ärgert es mich erſt, daß ich mir das Beſte habe abſchwatzen laſſen; ich könnte es ſelbſt gebrauchen. Sie wird die Geſchenke nicht anſehen, das weiß ich wohl. Aber es iſt doch beſſer; ich kann damit anfangen, und ſo giebt ein Wort das andere. Sie muß doch fragen, warum ich ihr das gebe." Er holte den Schmuck hervor, und er ſowohl als Hennig putzten nun daran mit unbeſchreiblicher Emſigkeit. In dem Augenblicke kam Hannchen, um dem Major etwas zu ſagen, und wunderte ſich nicht wenig, ihn heute in der Staatsuniform zu finden. Hennig legte die Juwelen auf den Tiſch, ging zum Zimmer hinaus, damit Beide allein wären, und ſtellte ſich ein Paar Schritte weit von der Thür, weil er nicht horchen ſollte.

Der Major erröthete, ſo oft Hannchen ihn anſah, und hatte nicht das Herz, ihr ſein Anliegen zu ſagen. Als Hannchen nach einigen Minuten wieder heraus kam, ſah Hennig ihr ängſtlich, neugierig in das Geſicht. Er bemerkte darin eine ſehr gleichgültige Mine, brummte mit großem Unwillen: nun, ſo ſchlage das Wetter d'rein! und ſprang zu ſeinem Herrn in das Zimmer.

Hannchen ſchüttelte den Kopf vor ſich, und dachte: was mögen die Beiden haben! Der Major in ſeiner Staatsuniform, und, zum erſtenmal, ſo lange ſie im Hauſe war, gepudert; ſein Erröthen geſtern am Tiſche; heute Hennigs Winken und Wegſchleichen, und dann das Putzen der Ringe, der Armbänder: das alles ſchien Hannchen ſehr ſeltſam. Mittags kam der Major mit Spitzenmanſchetten und ſehr ſorgfältig raſirt zu Tiſche. Während der Mahlzeit erröthete er wieder einmal über das andre, und Hennig hörte gar nicht auf zu lächeln und ihm zu winken. Nach Tiſche erzählte der Kleine ſeiner lieben Mamſell: Hennig hätte ihm verbeten, dieſen Vormittag auf ihr Zimmer zu kommen. Als Hannchen das alles zuſammen nahm, und noch des Majors ſeltſame Unruhe während der letzten Wochen hinzu rechnete, mußte ſie nothwendig auf den Gedanken fallen, daß er einen Anſchlag auf ſie hätte. Sie wurde ſehr beſtürzt, und in ihrem Kopfe war ein ſolches Chaos, daß ſie ſchlechterdings nicht überlegen konnte, was ſie thun müßte. Den Nachmittag ging ſie dem Major und Hennigen abſichtlich aus dem Wege; am folgenden Morgen kleidete ſie ſich ſchnell an, ſchlich ſich unbemerkt die Treppe hinunter, und machte einen weiten Gang in das Feld.

Der Major mußte geſtern Hennigen ſehr ſtark darüber brummen hören, daß er den günſtigen Augenblick ſo ungenützt hatte vorüber gehen laſſen; heute verſprach er aber, deſto dreiſter zu ſeyn. Er war ſehr bald angekleidet, ging nun raſcher den Gang hinunter, ſagte leiſe vor ſich eine kleine Anrede her, und pochte herzhaft an Hannchens Thür. Als niemand antwortete, pochte er wieder, und noch einmal. Endlich machte er die Thür auf, und das Zimmer war leer. Nun kehrte er langſam wieder um, und ſagte mit Kopfſchütteln: „Hennig, es iſt, als ob es nicht ſeyn ſollte! Ich habe doch alles erſinnliche Unglück dabei."

Was Unglück! Glück haben Sie, ſag' ich, alles erſinnliche Glück! Sie iſt nicht im Zimmer? Nun, ſonſt pflegt ſie doch alle Tage bis um zehn Uhr zu ſingen, zu leſen, oder zu nähen. Haha, Mamſell Hannchen! Herr Oberſtwachtmeiſter, ſehen Sie denn nicht, daß Sie ſchon gewonnen haben? Geſtern Abend bei Tiſche wurde ſie immer roth, wenn Sie roth wurden, und konnte Ihnen vor Zittern den Teller kaum hinreichen; heute läuft ſie nun gar davon.

„Das nennſt du gewinnen, Hennig, wenn

ſie zittert und davon läuft? Sagte ich nicht, ſie würde nicht wollen? Du ſiehſt es ja, ſie fürchtet ſich, daß ſie Nein zu mir ſagen ſoll; darum geht ſie mir aus dem Wege. Warum ſonſt?"

Sie zittern wohl nicht? und Sie ſind wohl ſo dreiſt zu ihr zu gehen? Ich habe Ihnen ja zureden müſſen, wie ein Vater ſeinem Sohne, daß Sie nur den kurzen Weg dahin machten. Aber, thun Sie, was Sie wollen; ich will auch thun, was ich will! — Mit dieſen Worten verließ Hennig das Zimmer, und ging hinunter, ſo laut und oft der Major ihm auch nachrief, daß er bleiben ſollte.

Sobald Hannchen aus dem Felde zurück kam, trat Hennig ernſthaft auf ſie zu, und ſagte: Mamſell Hannchen, Sie ſollen gleich zu unſerm Herrn Major kommen; er hat Ihnen etwas zu ſagen. — Dieſer Ton brachte Hannchen noch in eine andere Verlegenheit. So konnte der Major nicht mit ihr ſprechen, wenn der Anſchlag ihr galt; und doch — auf wen anders ſollte das alles gehen?

„Weiß er nicht, Hennig, was der Herr Major von mir will?" fragte ſie ein wenig ängſtlich, und ging zögernd mit ihm die Treppe hinauf.

Was er will, mein guter, lieber, braver Herr? Mamſell Hannchen, wenn ich doch wüßte, ob Sie den Herrn Major nur halb ſo lieb hätten, als er Sie! Ich bitte Sie, liebe Mamſell, geben Sie ihm eine gute Antwort. Sie haben ihm das Leben gerettet; machen Sie nun auch, daß ihm das Leben lieb wird. Mit Einem Worte: er will um Sie anhalten.

„Mein Gott, Hennig, da kann ich unmöglich zu ihm gehen! unmöglich! Das hat der Herr nicht befohlen, Hennig!“

Nun, meinetwegen. So gehen Sie auf Ihr Zimmer, und eſchappiren Sie nicht wieder! Dann ſoll der Herr zu Ihnen kommen, wie es auch wohl recht iſt. Aber ſitzen muß er nicht mehr da, und ſeufzen, und ſich ſein Leben abkümmern; das ſoll er nicht länger! weiß Gott, nicht eine Stunde länger! Dazu iſt er zu gut. Und haben Sie ein Herz zu ihm, liebe Mamſell, was Gott geben mag, ſo halten Sie ihn nicht lange hin mit dem Jaworte. Sie werden wahrhaftig eine glückliche Frau.

Nun ging Hennig zu dem Major, und ſagte ihm ganz kurz: Mamſell Hannchen iſt zu Hauſe, und wartet auf Sie. Gehen Sie, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, und Gott ſey mit Ihnen! Er zog den erſtaunten Major auf den Gang, führte ihn hinunter, und pochte an Hannchens Zimmer. Der Major ging hinein, und fand Hannchen in Thränen. Dieſer Anblick machte ihn ſehr beſtürzt, gab ihm aber auch allen ſeinen Muth wieder. „Liebes, gutes Kind,“ ſagte er, faßte ihre Hand, und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Augen: „nein, weinen ſollen Sie nicht. Noch nie iſt ein Auge durch mich naß geworden, ausgenommen vor Freude. Ihr Auge ſoll nicht das erſte ſeyn, das Thränen des Kummers über mich vergießt. Nein, liebes Kind, an Zwang denke ich nicht: das weiß Gott. Ich möchte Sie nicht einmal überreden, und wenn ich auch könnte. Sehen Sie, ich laſſe alle meine Hoffnungen fahren. Vergeben Sie mir. So ein reitzendes, angenehmes Frauenzimmer, wie Sie, mag ſich freilich wundern, wenn ein Mann in meinen Jahren, und mit meinem Weſen, um ihre

Hand anhält. Ohne meinen alten Hennig hätt' ich es auch ſtill weg getragen, und Sie würden erſt mit meinem letzten Athemzuge erfahren haben, wie herzlich der alte Major ſie lieb hatte. Trocknen ſie die ſchönen freundlichen Augen, liebes Kind. Sie ſollen ungeſtört bleiben; verachten Sie mich nur darum nicht, weil ich Sie lieb hatte."

Hannchen weinte noch ſtärker. Des Majors Auge ſtand voll Thränen, und er wollte gehen. Hannchen hielt ihn, und ſeufzte tief, um ſich Athem zu ſchaffen. Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte ſie endlich leiſe; wiſſen Sie zuverläſſig, daß Sie mit mir glücklich ſeyn würden?

„Liebes Kind," erwiederte der Major, „das iſt keine hübſche Frage, wenn ein Mann von meinem aufrichtigen Herzen um Sie anhält."

Herr Major, haben Sie alles überlegt? Haben Sie an Ihre Verwandten gedacht? an den kleinen Hennig? an Ihr Teſtament?

„An alles, liebes Kind. Ohne Vernunft bin ich nicht daran gegangen. Wir, ich und Hennig, haben es eine ganze Nacht überlegt, und ich ſchon ganze Monate vorher allein. Aber daran kehren Sie Sich nicht. Seiner Neigung kann Niemand gebieten, und Sie müſſen Ihrem Herzen folgen, liebes Kind. Laſſen Sie es gut ſeyn. Weinen ſollen Sie nicht wieder."

Nun, ſo will ich denn meiner Neigung folgen, Herr Major. Ich kann nie einem edleren Manne meine Hand geben als Ihnen, und auch nie einem Manne, den ich mehr liebte, als Sie. Ja, lieber Herr Major, ich bin die Ihrige, und mit einem ungetheilten Herzen die Ihrige. — Sie reichte ihm die Hand mit einem zärtlichen Blicke.

Das kam dem Major ſo höchſt unerwartet, daß er wie betäubt ſtehen blieb. Er wurde blaß, dann wieder glühend roth, und ſeine Hand zitterte. Sie führte ihn an einen Stuhl. „Iſt es ſo?" ſagte er endlich, und drückte ſeine Lippen auf ihre Hand; „hab' ich Sie recht verſtanden? — Lieber guter Gott! — Nehmlich daß Sie meine Frau werden wollen. Haben Sie das gemeint?"

Ja, ich will Ihre Frau werden, weil ich Sie mit ganzer Seele liebe; ich will Sie glücklich zu machen ſuchen, und in Ihren Armen glücklich ſeyn. — „In meinen Armen, liebes Mädchen?" rief der Major, und drückte ſie an ſein Herz; „in meinen Armen? iſt das wahr?" — Hannchen ſchlang ihren Arm um ſeine Schultern, und beide hielten ſich innig umfaßt.

Jetzt ſteckte Hennig, der diesmal doch gehorcht hatte, den Kopf vorſichtig in die Thür. Als er die Umarmung ſah, ſtürzte er herein, küßte Hannchen die Hand, und rief: Gott Lob, meine gnädige Frau Majorin! Gott Lob, mein lieber, glücklicher Herr Oberſtwachtmeiſter! Der alte Mann hüpfte vor Freude, warf ſeine Mütze in die Höhe, und beging tauſend andre Thorheiten. Auf einmal lief er weg, kam bald mit dem Juwelenkäſtchen wieder, und ſteckte es dem Major in die Hand. Der Major ſah es an, lächelte und ſagte: „ſetze das nur wieder hin, Hennig. Hier haben wir Beide, Hannchen und ich, Juwelen ſitzen," (er zeigte auf die Thränen in ſeinen Augen) „die mehr werth ſind, als der Bettel. Hennig, ich fürchtete mich, und darum war ich ein Kind. Jetzt bin ich wieder der Major Halden. Das da wird Hannchen einmal nehmen; wenn wir ſonſt nichts zu ſprechen haben. Trag es nur ruhig wieder weg. Ich wollte, ich wäre hier in meinem Ueberrocke. Wir waren Kinder, Hennig und ich, liebes edles Hannchen, ſo alt wir auch ſind. Sehen Sie, habe ich nicht die Staatsjacke angezogen, und Puder in die Haare geſtreuet, als wollt' ich Sie blenden? Gott Lob, daß es ſo gekommen iſt! Sie haben den Firlefanz nicht bemerkt; und ich, als Sie mir da die runde Hand gaben, ich dachte, ich ſtände mitten im Himmel unter den lieben Engeln, und hätte Strahlen rings um mich her. Bring den Tand weg, Hennig!"

Hannchen lächelte. Bald aber ging es zu ſehr ernſthaften Unterſuchungen, welche des Majors Teſtament betrafen. Der Plan, den ſeine Liebe erfunden hatte, ſchien Hannchen zwar ein wenig romantiſch; allein da der Major aus zarter Empfindung nichts von den zu hoffenden Kindern erwähnte, ſo ging ſie lächelnd über die Schwierigkeiten weg. Auch fand ſie dieſe bei weitem nicht ſo groß; viel peinlicher war ihr der Gedanke, was die Schwägerin des Majors von ſeiner Heirath ſagen würde. Darüber ging nun wieder der Major lachend weg; und ſo fand man am Ende gar keine Schwierigkeit mehr bei dem Handel.

Hennig ging unterdeſſen hinunter, und ſeine Freude konnte nicht ſchweigen. In einer halben Stunde wußte das Haus, in einer Stunde das ganze Dorf: die Mamſell Rieſen und der Herr Major ſind Braut und Bräutigam. Jedermann freuete ſich über dieſe Heirath. So wie Mamſell Hannchen ſich unten im Hauſe ſehen ließ, ſtarrte man ſie freundlich an, und die Haushälterin wünſchte ihr ſogar ſchon Glück. Hannchen bat nun den Major, nach Moorberg zu reiten, daß nicht die Nachricht durch einen Andern zuerſt dahin käme.

Schon in einer Stunde ſaß er mit ſeinem alten Hennig zu Pferde, und ritt, noch immer überlegend, wie glücklich er wäre, den Weg nach Moorberg. Als er von einer Anhöhe den Thurm erblickte, ſagte er: „wir ſind ja bald da, Hennig! Wie die Zeit hingegangen iſt! Mich ſoll nur wundern, was meine Schwägerin ſagen wird.“ Aber nun ſprach

er

er auf dem noch übrigen Wege kein Wort mehr. Er faßte das, worüber man ihn fragen würde, jetzt ſchärfer ins Auge, und konnte nicht leugnen, daß er auf alles nur ſehr unbeſtimmte Antworten zu geben hatte. Von allen Seiten ſah er nun wieder Schwierigkeiten. „Höre,“ ſagte er zuletzt ganz betreten zu Hennig; „es iſt mir, als ſollt' ich in die Hölle reiten. Der Teufel! hat man doch Jahrelang an einem einfältigen Streiche zu käuen. Ich weiß nur nicht, wie es die Leute anfangen, die immer dumme Streiche machen.“

Hm! erwiederte Hennig; die machen einen dummen Streich mit dem andern wieder gut.

„Ich gäbe Geld darum, wenn ich das auch könnte. Gieb Acht, meine Schwägerin wird mich tüchtig martern; und das Schlimmſte iſt, ich werde weiter nichts zu antworten haben, als was jeder Schurke ſagen würde. Ich könnte mich freilich darauf berufen: es ſteht in den Akten, „wenn anders der Major nicht heirathet oder keine Kinder bekommt;“ aber damals verſprach ich doch meinem Bruder, keine Frau zu nehmen. Sag' ich ihr, Hennig ſoll Erbe des Gutes ſeyn und bleiben, ſieh! ſo glaubt ſie das nicht, und ich kann es ihr nicht verdenken; denn hat ſie nicht Recht zu ſagen: wer Einmal gelogen hat, lügt immer? Und was ſoll ich ihr dann antworten?"

Was Sie wollen. Ihrer Frau Schwägerin wird alles nicht recht ſeyn; denn, haben Sie ihr ſchon je etwas zu Danke geſagt? Aber den Jungen laſſen Sie Sich nur nicht abſchwatzen! Den geb' ich nicht heraus, das ſag' ich Ihnen.

So kamen ſie Moorberg immer näher. Dieſesmal ritt der Major, gegen ſeine Gewohnheit, ſehr langſam über die Zugbrücke, und ſagte nicht ein Wort von den Griechiſchen Jungfern über dem Thore.

Was würde der Major gedacht haben, wenn er gewußt hätte, welche Hoffnungen ſeine Schwägerin ſich ſchon ſeit mehreren Wochen machte! Sie hatte unter den Domeſtiken in Sollingen einen Spion, der ihr nun hinterbrachte: der Major iſt krank; er reitet nicht mehr, geht nicht vom Zimmer, und ſitzt am Tiſche, ohne zu eſſen, ohne ein Wort zu reden. Hennig und die Mamſell ſind in der größten Sorge, und einen Arzt will der alte

Herr nicht haben. Das alles verhielt ſich wirklich ſo. Aber daran, daß nun die Frau von Halden zu jedermann mit klagendem Tone und lauernden Augen ſagte: „mein Schwager in Sollingen iſt krank. Er ißt nicht mehr, er ſpricht kein Wort. Lieber Gott! die Kriegesſtrapazen können auch die ſtärkſte Geſundheit aufreiben. Er wird wohl mit dem Laube im Herbſte fallen!" — daran waren ihre geheimen Hoffnungen Schuld, und nicht der Erzähler. Sie bekam, wenn der Major ſtarb, Sollingen bis zu Hennigs Mündigkeit in die Hände, und die Einkünfte des Gutes zehn Jahre lang konnte ihr dann doch niemand nehmen. Dieſe Hoffnung war bei ihr ſchon ſo gewiß, daß ihr Mann ſich nicht mehr unterſtand, zu ſagen, was er dachte: mein Bruder überlebt uns Alle. Einige Wochen früher äußerte er einmal ſo etwas; aber die gnädige Frau erwiederte, mit glühend rothem Geſichte: rede doch nicht ſo unvernünftig in den Tag hinein! Ich ſage dir, er kommt nicht durch den Herbſt. Und die Möbel laß ich hieher bringen, und nicht einen Pfennig wende ich auf das alte Schloß. Meinetwegen mag es zuſammenfallen. Will Hennig da wohnen, ſo kann er es wieder aufbauen laſſen, wann er mündig iſt. Der Junge erbt ja ohnedies mehr, als ſein Bruder. — Mehr, liebe Frau? Wie du doch reden kannſt! Du weißt ja bei Heller und Pfennig, was Moorberg, und was Sollingen einbringt. — Sie fuhr mit Hitze auf, und ihr Mann ſchwieg, wie er von jeher gewohnt geweſen war.

Heute ſtand ſie nun am Fenſter; und auf einmal ritt eben der Mann, von dem ſie glaubte, er läge auf dem Todbette, friſch und geſund auf den Hof. Sie wendete ſich erſchrocken vom Fenſter ab zu ihrem Manne, und ſagte, vor Aerger beinahe weinend: dein Bruder iſt da! . . . Gott vergebe mir die Sünde! Aber er wird mich noch unter die Erde bringen! mich arme Frau!

„Liebe Frau, was in aller Welt hat er dir denn nun wieder gethan?“

Gethan? Geh' ihm nur entgegen. Er kommt ſchon die Treppe herauf. Ich mag ihn nicht ſehen.

In dieſem Augenblicke trat der Major in das Zimmer, aber gar nicht mit ſeiner gewöhnlichen Eil, ſondern bedächtig, vor Verlegenheit huſtend. Die gnädige Frau blieb, und ihre erſte Frage war: wie befinden Sie Sich denn, Herr Bruder? Der Major antwortete mit einigen hm! hm! ſchüttelte den Kopf, ſetzte ſich, und ſah finſter vor ſich nieder. Er wußte nicht anzufangen, und nahm einen Umweg. „Hören Sie, Frau Schweſter, ich habe mir das mit dem Steinbruche überlegt. Mir liegt er zu weit ab, Ihnen aber gelegener. Ich weiß, Sie hätten ihn ſchon längſt gern gehabt; und da Karls Geburtstag bald einfällt, ſo will ich den Jungen mit dem Steinbruche anbinden."

Auf einmal verſchwanden alle Falten in dem Geſichte der gnädigen Frau; die Augen wurden hell, und der Mund lächelnd. Ach, Sie guter Herr Bruder! Ihre Natur können Sie doch gar nicht verleugnen; Sie müſſen immer geben!

„Geben? Von Herzen gern, Frau Schweſter. Was wollte ich nicht thun, wenn ich wüßte, daß Sie Theil an meiner Zufriedenheit nähmen!"

Ich Theil nähme? Liebſter Major, [illegible]

Sie meinen Mann, wie ich mich nach Ihrer Geſundheit erkundigt habe.

„Ei, krank bin ich nicht geweſen. Hören Sie, das war ein beſonderer Kaſus, Frau Schweſter.“ (Er ſtrich ſich über das Geſicht.) „Nun, ich denke, Sie werden Theil nehmen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich jetzt vollkommen glücklich bin. Sehen Sie, ich alter Sünder habe mir noch beigehen laſſen, Bräutigam zu werden.“ — Zum Glück ſah der Major vor ſich hin auf den Boden; ſonſt würde er an der Todtenbläſſe ſeiner Schwägerin bemerkt haben, welchen Theil ſie an ſeinem Glücke nahm. — „Aber,“ ſetzte er nun ſogleich hinzu; „der Hennig ſo wohl, als Ihre andren Kinder ſollen nicht darunter leiden. Es bleibt beim Alten.“

Das waren doch Worte des Troſtes für die gnädige Frau; ihr Mann zerſtörte ſie indeß ſogleich wieder mit der Frage: wie iſt das möglich, Bruder, wenn du ſelbſt Kinder bekommſt? Sag einmal, wie iſt das möglich?

„Wie das möglich iſt? Höre, lieber Bruder Kammerherr, haſt du wohl ſchon einmal erlebt, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte?“

O ja! rief die Schwägerin erbittert; leider! Haben Sie nicht hoch und theuer verſprochen, nicht zu heirathen?

„Das habe ich; da bekenne ich meiner Sünden Schuld. Aber das war gegen Gottes Gebot, ſehen Sie.“

Und das iſt auch gegen Gottes Gebot, werden Sie ſagen, Ihre Kinder zu verſtoßen, um Ihres Bruders Sohn erben zu laſſen.

„Verſtoßen? Wer redet davon? Ich möchte nicht einen Hund verſtoßen. Aber wenn ich auch zehn Kinder bekäme, ſo ſollte doch keins Noth leiden, und Hennig Sollingen von mir erben.“

In dieſem Augenblicke kam Karl in das Zimmer. Die Mutter flog auf ihn zu, umarmte ihn mit wirklich heißen Thränen, und ſagte: großer Gott! du armes Kind! du unglückliches Kind! Was wird nun aus dir werden? Dein eigener Onkel macht dich unglücklich!

„Höllen Teufel!“ fuhr der Major auf; „Frau! Gott erbarme ſich! Sieh, Bruder, ich zittre vor Aerger an allen Gliedern! Wie? ich machte den Jungen da unglücklich? Der

Junge wäre, Gott ſtraf mich! reicher als ich, und wenn er auch mit ſeinem Bruder theilen ſollte. Meint Ihr denn, ich wüßte nicht, was Euer Ziel und Streben hier iſt? Ich ſoll nicht heirathen, damit der Junge da ſchlemmen oder geitzen kann. Denn weiter — Gott erbarme ſich, aber es iſt die Wahrheit! — weiter zieht die Mutter ja nichts aus dem Jungen. Da ſitzt Ihr hier den ganzen Tag, und ſchindet und ſchabt Geſinde, Unterthanen, Kirchendiener und Hofmeiſter; laßt um Euch her Hagelſchlag, Mißwachs, Viehſterben und Feuerſchaden wüthen und toben, ohne Euch darum zu bekümmern. Den Segen, den Gott Euch giebt, kehrt Ihr in baaren Fluch um; das Gewinſel der Hungrigen um Euren verdammten Geldſack her könnt Ihr anhören, ohne daß Euch das Herz weh thut. Und das alles darum, weil der Junge, der morgen ſchon auf dem Strohe liegen kann, weil der Ihro Exzellenz heißen ſoll! — Darum — o ich weiß es! — darum war der Hennig Euch ein Dorn im Auge. Barmherziger Gott! darum verleugnete die Mutter ..."

Er ſprang wüthend auf den Knaben los:

„Geh auf deine Stube, Junge! du haſt hier nichts zu ſuchen!“

Der Knabe ſprang zur Thür hinaus; und der Major ließ ſeinen Ton ſinken. „Der Teufel! ich habe den Jungen nicht geſehen. Gott vergeb' es mir! Ein Kind ſoll nicht wiſſen die Schuld ſeiner Eltern. Aber wahr iſt es, ſag' ich. Und wäre ich der liebe Gott, ich Wurm, ich wollte den Säbel ziehen und Euch fuchteln; das Geitzen, die Habſucht, ſollt' Euch wohl vergehen. Darum war kein Mädchen für mich recht; darum hieß es, meine Hitze würde jede Frau unglücklich machen. Jetzt weiß ich es beſſer. Hier bin ich hitzig, hier; gegen meine Braut bin ich Gott Lob! ein Lamm, und gegen jeden Unglücklichen auch. Ja, könntet Ihr mich todt beten, Ihr ſtändet nicht auf von der Betbank; den Geldſack ſtelltet Ihr vor Euch hin, die Bank ließt Ihr mit Gold beſchlagen, und Euer hochadeliges Wapen daran ſetzen, damit der liebe Gott doch wüßte, daß Leute von Familie vor ihm knieeten. Meint Ihr, das kann gut gehen? Wahrhaftig nicht, oder es müßte kein Gott im Himmel ſeyn! Der Junge wird ein [illegible]

Narr mit ſeinen Haarbeuteln und ſeinen Steinſchnallen! ein Fluch für ſeine Unterthanen! das wird er! Und wenn wir einmal nackend und bloß vor Gottes Gerichte ſtehen; wenn nicht mehr von Kammerherrenſchlüſſeln, Grafentiteln und Landgütern, ſondern von guten Thaten die Rede iſt, und ſeine Unterthanen, die Gott an ihn gewieſen hat, wie an den Verwalter des Segens, Ach und Weh über ihn rufen . . . Nein, Gott behüte, daß es nicht wahr wird! Er iſt meines guten Vaters Enkel. Herzensbruder Toffel, wenn der ſelige Vater, der die Armen nicht konnte ohne Hülfe gehen laſſen, wenn der hier herein ſähe, wie du Vögel ausſtopfeſt, und deine Moorberger aushöhlſt, wie du Finken blendeſt, worauf die unvernünftigen Heiden die Todesſtrafe geſetzt hatten, wie der kleine Hennig mir neulich vorlas: großer Gott, was würde der Vater dazu ſagen!"

Hier ließ der Major den Ton gänzlich ſinken. Der Gedanke an ſeinen Vater ſöhnte ihn mit dem Bruder und dem Neffen wieder aus. „Ich bitte dich, lieber Bruder," fuhr er fort, und hielt ihm die Hand hin; „trau's es mir zu, daß ich es herzlich gut mit euch Allen meine. Und, wie geſagt, Hennig behält Sollingen. Das ſteht feſt, wie die Welt, und wenn ich ſo viele Kinder bekäme, als Tage im Jahre ſind.“

Dieſe Verſicherung ſetzte die gnädige Frau in Erſtaunen. Nach einem ſolchen Donnerwetter hatte ſie wenigſtens erwartet, daß der Major den ganzen Vertrag aufheben würde; und jetzt wollte er ihn unverletzt beſtehen laſſen! Nun mochte es werden, wie es wollte — Hennig erhielt doch wenigſtens Kindes-Theil; dieſen Theil aber konnte ſie ihm von der väterlichen Erbſchaft abziehen, und ihrem geliebten Karl zulegen.

In dieſer Hinſicht zog auch ſie, als der Major ſeinen Ton milderte, gelindere Saiten auf. Mein Gott, Bruder Fritz! ſagte, ſie; müſſen Sie denn auf eine halbkranke Mutter ſo losſtürmen, die aus Zärtlichkeit für ihre Kinder ein wenig zu viel ſagt? Es iſt doch ſo natürlich, daß eine Mutter für das Wohl ihrer Kinder ſorgt!

Das hätte können zu einer neuen Rede des Majors Anlaß geben; aber die Worte,

„halbkranke Mutter,“ hatten ihn ſchon entwaffnet. „Halb krank?“ ſagte er mitleidig. „Nun, ſo vergeben Sie mir. Das hab' ich nicht gewußt. Zwar jetzt ſehe ich, daß Sie ganz grüngelb im Geſichte ausſehen. Was fehlt Ihnen denn?“

Kurz, man fing wieder an ſich zu vertragen. — Und wer iſt denn Ihre Braut, Herr Bruder? fragte die Schwägerin endlich. — „Die Mamſell Rieſen; eben das Mädchen, das mir in Böhmen das Leben rettete: ein ſchönes, gutes, verſtändiges Frauenzimmer, das wahrhaftig wohl zehnmal beſſer iſt, als ich.“ Die Frau von Halden wurde jetzt wieder bleich. Nun gar eine Bürgerliche! und ein armes Mädchen dazu! Sie ſah ihren Karl ſchon wieder um die Hälfte des Vermögens betrogen; denn, wie ſollte dieſe Bettlerin, dachte ſie, je auf den Gedanken kommen, einen Fremden miterben zu laſſen? Ein gemeines Mädchen, eine Haushälterin, eine Magd, (als mehr hatte ſie Mamſell Rieſen nie betrachtet) ſollte nun wie ſie Frau von Halden heiſſen, und konnte ſich wohl gar unterſtehen, ſie Schweſter zu nennen! Ihr Blut kochte, und die bläulichen Lippen bebten vor Begierde zu ſprechen. Aber dennoch ſchwieg ſie, weil ſie ihres Schwagers Grundſätze über dieſen Punkt zu gut kannte, als daß ſie hätte hoffen dürfen, nur zu Worte zu kommen; und wirklich hatte der Major gar nicht einmal daran gedacht, daß die bürgerliche Herkunft ſeiner Braut ein Hinderniß ſeyn könnte. Zu gleicher Zeit fiel der Frau von Halden auch ein, daß dieſes Mädchen, um gnädige Frau zu werden, gern alles, was man zu Hennigs Vortheil abmachte, bewilligen, und daß ihre Kinder, als Halbſchläge, in ihren Anſprüchen auf die Erbſchaft wohl beſcheidener ſeyn würden, als die Kinder einer Adeligen.

Gänzlich zu ſchweigen, war ihr indeß unmöglich. Es iſt ja doch wohl Ihre Hausjungfer? fragte ſie hämiſch.

„Behüte Gott!“ ſagte der Major treuherzig; „ſie hat mit dem Haushalt nichts zu thun gehabt.“ Und nun hielt er Hannichen eine lange Lobrede; er ſprach von ihrer Liebe zu Hennigen, von ihrer Güte, ihrer Beſcheidenheit, und erzählte dann die Art und Weiſt, wie er in ſie verliebt geworden wäre, wie er um ſie angehalten, und wie er ſich gefürchtet hätte, daß ſie ihm ihre Hand abſchlagen möchte.

Die Furcht war überflüſſig, ſagte die Frau von Halden, höhniſch lächelnd.

Der Major verſtand ſeine Schwägerin nicht, und erwiederte nur: „das war ſie wie ich jetzt recht wohl weiß. Aber wer hätte auch denken ſollen, daß ein ſo gutes, ſchönes Kind Gefallen an mir finden würde!“

Nun ließ die Frau von Halden ſich noch einmal das Verſprechen ablegen, daß Hennig nicht durch dieſe Heirath leiden ſollte. Der Major hätte mehr erhalten können, als er wollte; denn die Frau von Halden dachte nur an Kindestheil für Hennig. Er bat zur Hochzeit; die Schwägerin nahm ſeine Einladung an, und war ſo artig, ihm zu ſagen: nächſter Tage beſuche ich Sie in Sollingen; ich muß Ihre Braut doch kennen lernen.

Der Major war ſehr vergnügt, küßte ſeine Schwägerin, ging lachend die Treppe hinunter, und ſagte, als er zu Pferde ſtieg: Hennig, ſie ſind vernünftiger und billiger, als ich dachte.“ Nun ritt er auch in vollem Trabe über die Zugbrücke nach Sollingen zu, um Hannchen deſto früher beruhigen zu können.

Nach einigen Tagen machte die Frau von Halden den verſprochenen Beſuch wirklich. Man ſah es ihrem Gange, ihrer Miene und ihrer prächtigen Kleidung an, daß ſie imponiren wollte. Sie hatte, nach ihrem eigenen Charakter geglaubt, daß auch Hannchen ſehr geputzt ſeyn würde; und nun kam dieſe in dem einfachſten häuslichen Anzuge. Eine ſolche Demuth, eine ſolche Furcht, wie Frau von Halden dieſe Beſcheidenheit nannte, gab ihr Hoffnung, deſto leichteres Spiel zu haben. Sie redete daher Hannchen zwar ſteif, doch artig, an; allein ſie hatte ſich in dem Mädchen geirrt, und mußte ſchon nach einer halben Stunde die Hälfte ihrer Erwartungen aufgeben. Hannchen war höflich, ohne kriechend zu ſeyn; ſie antwortete auf alles, was die gnädige Frau ihr rieth, zwar mit holder Freundlichkeit, aber doch ohne alle Scheu: „das wird ſich ja finden. Ich bin mit der jetzigen Einrichtung in meinem Hauſe vollkommen zufrieden, und hofſe, es ſoll alles ſo fortgehen, wie bisher.“ So ſanft und beſcheiden dieſe Worte auch geſagt wurden, ſo verdroſſen ſie die gnädige Frau dennoch; aber der fürchterliche Major war zugegen, und ſie mußte ſchweigen.

In einem Augenblicke, da die Frau von Halden mit ihrer künftigen Schwägerin allein war, brachte ſie das Geſpräch auf Hennig und das Teſtament. Hannchen ſagte ruhig: dabei habe ich nichts mitzureden; es iſt [illegible] Herrn Majors Sache. Aber auch das wird ſich finden. Ich verſichere Ihnen nur, daß Sie den Kleinen nicht zärtlicher lieben können, als ich.

Die Frau von Halden fuhr zurück, ohne im Mindeſten ihrer Sache gewiſſer zu ſeyn. Sie ſchimpfte, als ſie wieder zu Hauſe war, mit verbiſſenem Grimme auf das Mädchen, das weder die Ehre fühlte, die Frau eines Adeligen zu werden, noch furchtſam genug zu ſeyn ſchien, ſich von ihr beherrſchen zu laſſen. Alle Opfer, die ſie gebracht hatte, halfen nun zu nichts. Was war von einem Mädchen zu erwarten, das nicht einmal einen Blick auf ihre Brillanten-Ringe warf, das ganz ruhig, ohne alle Verlegenheit, auf ſie zu ging,

ging, und deſſen hinterliſtige Antwort auf alles, „das wird ſich finden,“ geweſen war? Sie bereuete es jetzt tauſendmal, daß ſie die Bettlerin nicht wenigſtens das ganze Gewicht ihres beleidigten Stolzes hatte empfinden laſſen, da ihr ganzer Plan nun doch einmal zerſtört ſchien. Hannchen und der alte Henning waren, wie ſie bemerkt hatte, ſehr vertraut mit einander; und was konnte ſie von Beiden anders erwarten, als daß ſie damit umgingen, den Major an ſich zu ziehen, um ihrer Familie deſſen Vermögen zu entreißen? Ihr Haß gegen ſie und den Major wurde äußerſt giftig. O, ſagte ſie mit bittrem Verdruſſe: wenn ich nur die Bettlerin nicht beſucht hätte! wie wird ſie triumphiren! und wie wird der alte grobe Reitknecht über mich ſpotten!

Sie hatte geſehen, daß ihr Sohn mit inniger Liebe an Hannchen hing; und gerade dieſe Liebe — wie ſie glaubte, zu ihrer bitterſten Feindin — tödtete in ihrem Herzen den letzten Ueberreſt von mütterlichem Gefühle für den Knaben. Ihn haßte ſie jetzt faſt noch ſtärker, als die andern Perſonen in Solliur gen, welche die beiden Lebenskeime ihrer Empfindung, Stolz und Habſucht, ſo ſtark verletzten. Sie ſah ſich beinahe mit Gewißheit um des Majors Vermögen betrogen, und würde völlig mit ihm gebrochen haben, wenn nicht die Hoffnung, daß er vielleicht ohne Kinder bleiben könnte, ſie noch davon abgehalten hätte.

Zur Hochzeit kam ſie nicht, weil ſie krank war. Die Majorin machte ihr bald nachher einen Beſuch, und wurde von der Schwägerin ſo merklich kalt empfangen, daß der Major wohl zehnmal den Deſſauer Marſch pfiff und Gott dankte, als er mit ſeiner Frau wieder im Wagen ſaß. „So bald ſehen ſie mich nicht wieder!" murmelte er vor ſich; und er hielt Wort. Er ritt ſelten mehr nach Moorberg, und jedesmal nur auf einige Stunden.

Mit der Erziehung des kleinen Hennigs ging jetzt eine große Veränderung vor; er bekam, auf Hannchens Rath, einen Hofmeiſter. Die ganze Familie ging dem Manne, dem man den geliebten Knaben anvertrauen wollte, mit Liebe entgegen. Der Major umarmte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit; die gnädige Frau reichte ihm die Hand, und bat um ſeine Freundſchaft. Mit glücklicheren Ausſichten hat wohl nicht leicht ein Hofmeiſter ſein Geſchäft angefangen. Der Major und Hannchen waren oft bei ſeinem Unterrichte zugegen; Beide bezeigten ihm dafür die ungeheucheltſte Achtung, und behandelten ihn als ihren Freund. Der junge Mann dankte ſeinem Genius, der ihn in dieſes Haus geführt hatte, worin man allen ſeinen Wünſchen zuvor kam. Er erhielt ein eigenes Reitpferd. Außerdem machte der Major ihm auf die feinſte Weiſe ſehr anſehnliche Geſchenke, und gab ihm freiwillig die Verſicherung, daß er nach dem Tode des alten Predigers die ſehr gute Pfarre in Sollingen haben ſollte.

Der Hofmeiſter glaubte dem Major nothwendig geworden zu ſeyn, weil dieſer gern in ſeiner Geſellſchaft war. Er ſprach oft davon, daß er den Knaben auch dann noch unterrichten könnte, wenn er Pfarrer wäre; und der Major gab das zu. Endlich rückte der junge Mann, dem der Prediger zu lange lebte, mit dem Wunſche hervor, deſſen Adjunktus zu werden. Der Major hatte nichts dawider, und verſprach, mit dem Prediger zu reden. Der alte Mann erſchrak bei dieſem Vorſchlage; er glaubte, ein Adjunktus ſey, wie ein Teſtament, der Vorbote eines nahen Todes, und bat den Major inſtändig, ihn ſeine wenigen noch übrigen Tage unbekümmert leben zu laſſen. Der Major gab die Idee ſogleich auf, und ſagte dann zu dem Hofmeiſter: „es iſt zwar ein Aberglaube, den der alte Mann da hat; indeß wir haben unſre ſchwachen Seiten auch, und beten ja: vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben, und ſo weiter. Kurz, der alte Mann will nicht."

Aber, Herr Major, erwiederte der Hofmeiſter; der Alte muß wollen, ſo bald Sie befehlen. Sie ſind Patron.

„Das iſt wohl wahr; aber Sie hören ja, er würde die letzten Tage des alten Mannes verkümmern."

Was geht es uns an, Herr Oberſtwachtmeiſter, wenn er ſo abergläubiſch iſt?

Der Major ſah ihn mit großen Augen ins Geſicht; doch hielt er ſich zurück, weil er gut von dem jungen Manne dachte. „Wie wäre es denn aber anzufangen, wenn der alte Mann nun einmal nicht will?"

Sie dürfen ja nur dem Conſiſtorium anzeigen, daß er unfähig iſt, ſeinen Dienſt zu verſehen.

„Den Henker auch!" ſagte der Major; „das wäre ja gelogen! Und der alte Mann ſtürbe ja vor Gram!"

Was ſterben, Herr Oberſtwachtmeiſter! Er behält ja die Einkünfte der Pfarre; und alt genug iſt er überdies.

Der Major wurde feuerroth im Geſichte. Er nahm den kleinen Hennig bei der Schulter, und rief ihm zornig zu: „geh zu der Tante, Junge!" Dann wendete er ſich mit einem furchtbar ernſten Geſichte zu dem Hofmeiſter, und ſagte: „Herr, wir ſind geſchiedene Leute. Nehmen Sie mir das nicht übel, ein Mann, der das Herz hat, einem Greiſe ſeine letzten Tage zu verbittern, der kann meines Neffen Hofmeiſter nicht ſeyn. Was, zum Teufel! ich ſollte lügen, um einem alten Manne, der Niemanden etwas zu leide gethan hat, Unrecht zu thun? Herr, wären Sie nicht des Jungen Lehrer geweſen, bei meiner Seele! ich wollte Sie fuchteln, daß . . . !" Er ſprang an das Fenſter, und rief einem Bedienten zu:

jor hat einen tollen Kopf. Der Reitknecht regiert das ganze Haus. Die gnädige Frau hätte es freilich recht gern geſehen, wenn ich geblieben wäre; ihr Mann iſt alt, und — ſie hat mir manches Geſchenk gemacht.

Das Gerücht kam auch nach Moorberg. Die Frau Kammerherrin ſchlug die Hände zuſammen über die Wirthſchaft ihres Schwagers, und erzählte mit frommen Seufzern nach, wie ausſchweifend ihre Schwägerin lebte, und wie ſehr ihr Sohn in den Händen dieſer abſcheulichen Familie verdorben würde. Aber, ſagte man, ſo nehmen Sie doch Ihren Sohn zurück. — „Darf ich denn?“ antwortete ſie mit Achſelzucken. „Ein Familien-Arrangement bindet mir die Hände. Und kann ich denn dieſes boshafte Kind in mein Haus bringen? würden nicht meine beiden andern von dem Buben angeſteckt werden?“ So ſprach ſie; und ihre Verläumdung wurde beſtätigt. Der Major bekam wieder zwei Hofmeiſter hinter einander; aber alle Beide mußten nach einem Monate ſein Haus verlaſſen, und verbreiteten nun von ſeiner Familie und ſeiner Lebensart die ſeltſamſten Dinge.

Dem Major ſelbſt wurde bei dem ewigen Wechſel der Hofmeiſter bange. Er hörte ſogar einen Theil der Gerüchte, die auf ſeine Rechnung in der Gegend umherliefen; und ſie machten doch einige Wirkung auf ihn, ſo daß er jetzt bisweilen allein ſpazieren ritt, um ſeinen Gedanken nachzuhangen. Auf einem dieſer einſamen Spazierritte ſtieß er im Hölze auf einen Menſchen, der ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Der Menſch ſaß unter einer Buche am Boden, und aß ein Stück Brot, das er Biſſen für Biſſen mit ſeinem Hunde theilte. Er war armſelig gekleidet, und ſein Geſicht dennoch der reinſte Ausdruck der Fröhlichkeit. Der Major grüßte ihn im Vorüberreiten; und der Menſch nahm ſeinen Hut ab. Siehſt du wohl? ſagte er lachend und liebkoſend zu ſeinem Hunde. „Was ſoll der Hund ſehen?“ fragte der Major, der unmöglich ſchweigend an dieſem fröhlichen Geſichte vorüber reiten konnte. Der Fremde lachte. Ei nun, ſagte er in einem launigen Tone; ich wollte den Hund da aufmerkſam auf Ihre Höflichkeit machen. Es iſt etwas Seltenes, daß ein wohlgekleideter Mann zu Pferde, und noch dazu ein Officier, ſeine Mütze oder ſeinen Hut vor einem abgeriſſenen Fußgänger abnimmt.

„Wer iſt Er denn?" fragte der Major den Menſchen, und betrachtete ihn mit Aufmerkſamkeit.

Ein Glückskind.

„Ein Glückskind? Das meint Er wohl ſo nicht; denn Sein Rock da ſcheint das nicht mit zu ſagen."

Der Rock, da haben Sie Recht, mein Herr. Aber, daß ich in dieſem Rocke, der mein einziger iſt, noch ſcherzen kann, das mag doch leicht ſo viel werth ſeyn, als ein ganzer Rock, und wenn auch ein Stern darauf ſäße.

„Wenn das nicht Leichtſinn iſt, ſo hat Er Recht, Landsmann."

Leichtſinn, oder leichter Sinn, iſt zuweilen eine Gabe Gottes, wenigſtens für Glückskinder von meinem Schlage. Auch mir hing ſonſt mein Schickſal auf dem Gemüthe wie Blei: aber nun geht mein Kummer durch mein Gemüth, wie die Luft durch meinen Rock; und wenn das ein Fehler iſt, ſo macht er doch viel Unglück wieder gut.

„Aber wo kommt Er her, und wo will Er hin?“

Das läßt ſich ſchwer ſagen, mein Herr. Ich komme aus der Wiege, und mein Weg geht gerade auf den Sarg los. Dieſe beiden Punkte meines Lebensweges kenne ich. Uebrigens ſuche ich meinem Glücke auszuweichen; ich muß aber wohl etwas Anziehendes an mir haben: mein Geſchick und mein Hund bleiben mir treu, und mein Schatten auch, aber freilich, wie ein falſcher Freund, nur, wenn die Sonne lacht. Sie ſchütteln den Kopf, Herr, als wollten Sie ſagen: da hat Er ſich eine ſchlechte Geſellſchaft gewählt. Ich dachte das Anfangs auch; aber nichts iſt ſo ſchlecht, daß es nicht zu gebrauchen wäre. Mein Schickſal hat mich demüthig gemacht, und mich gelehrt, was ich noch nicht wußte, daß man die Welt nicht aus den Angeln heben kann. Mein Hund hat mich gelehrt, daß noch Liebe und Treue in der Welt iſt; und — Sie glauben nicht, was für ſchöne Dinge man mit und über ſeinen Schatten reden kann.

„Ueber ſeinen Schatten? Das begreife ich nicht!“

Sie ſollten einmal hören, lieber Herr, wenn ich des Morgens bei Sonnenaufgang hinter meinem thurmlangen Schatten her gehe, welche philoſophiſche Dinge ich da mit ihm rede. Sieh, ſage ich, lieber Schatten, biſt du nicht wie ein Jüngling, dem, wenn ihm die Sonne des Lebens aufgeht, die Erde zu klein iſt? Gerade, wenn ich mein Bein aufhebe, ſo hebſt auch du eins auf, als ob du über zehn Morgen wegſchreiten wollteſt; und doch 'ſt, wenn du das Bein niederſetzeſt, dein Schritt kaum eine Spanne lang. So macht es der Jüngling auch. Er ſcheint eine Welt zerſtören oder ſchaffen zu wollen; und am Ende thut er nichts von Allem, was man nach ſeinen Reden erwarten konnte. Aber das giebt ſich, lieber Schatten. Laß die Lebensſonne nur höher heraufkommen; du wirſt ſchon kleiner werden, wie der Jüngling kleinlauter wird, je mehr er lebt. Sehen Sie, ſo vergleiche ich den Schatten Morgens, Mittags und Abends mit hundert Dingen; und je länger wir mit einander gehen, deſto bekannter werden wir. Ich kann jetzt ſehr viel entbehren, was ich ſonſt für nothwendiges Bedürfulß hielt. Der Schatten iſt meine Taſchenuhr, mein Wegweiſer, und auch bald mein Bedienter, bald mein Läufer. Schade nur, daß man ſich nicht in ſeinen eigenen Schatten legen kann, wie man ſich immer auf ihn legt!

„Nun, und was ſagt Er denn Abends zu ſeinem Schatten?“

Abends? da wird ein Menſchenſchatten ein ſehr ernſthaftes Ding: der beſte Prediger, ein wahres Stundenglas, ein wahres Memento mori. Wenn der Schatten ſo vor einem her läuft, und immer länger, immer unſichtbarer wird, als ob er den Kopf ſchon in das Grau der Ewigkeit verbürge, und dabei hinter einem die untergehende Sonne, vor einem ein aufgehender Stern; — es iſt, als rieſe der Schatten einem zu: du wanderſt in die Ewigkeit hinein! Deine Sonne geht unter. Aber verliere den Muth nicht; du wirſt, wie ich, immer größer, und vor dir hängt ſchon der beſſere Stern, der erſte Strahl der Ewigkeit im Grabe.

Der Menſch wurde bei dieſen Worten ernſthaft, und der Major auch. Beide ſahen ſich einige Sekunden ſchweigend, doch ruhig und zufrieden, an. „Aber wie iſt Er denn dazu gekommen," fragte der Major weiter, „daß Er mit Seinem Schatten und Seinem Hunde ſo über die Erde hinzieht? Mich dünkt, Landsmann, Er wäre zu etwas Beſſerem beſtimmt."

Der Menſch iſt wohl immer zu etwas Beſſerem beſtimmt geweſen, als er am Ende wird. Oder glauben Sie, daß Sie nichts Beſſeres hätten werden können, als Sie ſind? . . . Zu etwas Beſſerem! Sie wiſſen ja noch nicht, wie gut, oder wie ſchlecht ich bin. Freilich, wenn Sie ſagen wollten: zu einem beſſern Rocke, zu einer beſſern Mahlzeit, ſo geb' ich Ihnen Recht, obgleich ganze Nationen auf der Erde leben und glücklich ſind, die mich um dieſen Rock und dieſe Rinde Brot beneiden würden. Ich bin ein Gelehrter, lieber Herr. (Der Major nahm ſchnell die Mütze ab.) Da mir aber zu meiner Gelehrſamkeit der Verſtand fehlt, oder vielmehr ſo ein wenig von der Spitzbubennatur, ſo finden Sie mich heute hier in dieſem Rocke. Sie hätten mich eben ſo leicht in einem Wagen antreffen können; und ich begreiſe noch immer nicht, warum das nicht der Fall iſt: denn es fehlte nicht viel daran, daß es ſo weit mit mir kam. Sie ſehen gerade ſo aus, als ob meine Begebenheiten Sie intereſſirten. Nun, ich kann ſie Ihnen in einigen Worten erzählen. Ich habe ſtudiert, und, glaube ich, recht viel gelernt; nur Eins nicht: zu rechter Zeit Scherz zu treiben und zu rechter Zeit ernſthaft zu ſeyn. Sah ich eine Schurkerei, ſo konnte ich nicht lachen, und wenn es auch ein Präſident war, der ſie beging. Bisweilen wieder, wenn die Herren, in deren Händen mein Glück ſtand, ſo ernſthaft waren, als ob das Wohl der Welt auf ihnen beruhete, und ihnen dann doch nur eine von ihren mächtigen Erfindungen, ein Wort, eine Leſart in einem alten Buche, oder etwas Aehnliches, im Kopfe ſteckte: ſo fiel mir mein Schatten ein, und ich mußte lachen. Schon davor konnte ich zu nichts kommen. Ich hätte wohl, trotz meinem Lachen, ein Amt haben können; aber da ſollte ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebte, da einen Grundſatz verleugnen, den ich für wahr hielt, da einer Dame ſchmeicheln, vor der ich den Hut nicht abnehmen mochte. Sehen Sie, damals war ich mein Schatten am Morgen. Ich dachte, es könnte mir nicht fehlen, und ich würde ſchon über alle Hinderniſſe wegſteigen. Es ging nicht. Da blieb mir nichts als dieſe Flöte, (er nahm eine aus der Taſche) und dieſer Hund, den ich mir zu meinem Freunde erzogen habe. Ich wurde Schauſpieler, und hätte auf der Schaubühne, die der Tempel der Moral ſeyn ſoll, beinahe meine guten Sitten verloren. Dann legte ich eine Schule an; aber ich mußte ſie wieder aufgeben, weil die Eltern verlangten, daß ich ihre Kinder zu Dummköpfen machen ſollte. Nun ſuche ich jetzt mein Unterkommen, Gott weiß, wie: als Hoboiſt, Fechtmeiſter, Tanzmeiſter, oder, wenn ſonſt nichts gehen will, als Dreſcher. Ich habe ein Paar Arme, und ſchäme mich vor nichts als vor dem Betteln und vor dem Betriegen, das mir auch beides nicht gelingen würde.

„Hm!" ſagte der Major; „fürs erſte gehen Sie mit mir, Landsmann. Der Winter iſt nahe; und ich will Sie wenigſtens wärmer kleiden: denn, wenn Sie es nicht anders machen als jetzt, ſo könnten Sie noch lange gehen und ſuchen."

Mit wem, fragte nun der Menſch, und nahm ſeinen Hut wieder ab — mit wem habe ich denn die Ehre zu ſprechen? — Der Major nannte ſich. — Das Einzige aber, Herr Major, was ich nicht werden will, iſt Soldat. Sie wiſſen ſchon warum.

„Nein, das weiß ich nicht," erwiederte der Major.

Ich dürfte nicht mit meinem Schatten plaudern, wenn ich exercirte; und das muß ich können. Alſo?

Der Major gab ihm die Hand darauf, und nun ging Herr Seibold neben dem Pferde her nach Sollingen zu. Beide überlegten unterweges ſchweigend: der Major, ob dieſer Menſch wohl Hofmeiſter des kleinen Hennig werden könnte; und Seibold, was der Major wohl mit ihm zu machen gedächte.

Dem Major war es mit den Hofmeiſtern zu übel gegangen, als daß er ſich diesmal ſogleich hätte entſchließen können. Er ließ das ganze Haus, ſogar Hannchen, ungewiß über die Beſtimmung des luſtigen Kopfes, den er mitgebracht hatte. Wurde er darum gefragt, ſo ſagte er: „den armen Seibold hat ſein

Schickſal gehetzt. Er ſoll ſich hier ein vierzehn Tage ausruhen; dann mag er weiter ziehen.“ Aber ſchon nach drei Tagen hatte Seibold den Beifall des ganzen Hauſes ſo ſehr gewonnen, daß Hannchen ihren Mann bat, ihn noch vierzehn Tage länger bei ſich zu behalten. Seibold nahm ſich aller Geſchäfte an, ſcherzte dabei faſt unaufhörlich, und machte jedermann im Hauſe heiter. Er unterrichtete den Kleinen, oder vielmehr er lief mit ihm bald im Garten, bald im Felde umher, und ſprach dabei über allerlei ſehr belehrend.

Die vier Wochen waren verlaufen, und der Major ſagte: „lieber Seibold, Sie ſind nun gekleidet, und hier haben Sie auch noch einen Zehrpfennig auf den Weg.“ (Mit dieſen Worten legte er eine Rolle Geld auf den Tiſch.) „Nun ſteht es bei Ihnen, was Sie machen wollen.“

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſoll das mein Abſchied ſeyn, ſo mache ich nur, was ich muß, und ziehe weiter. Aber ich wollte, Sie hätten irgend einen treuen, ehrlichen Menſchen nöthig, ſo [illegible]

„Nun? heraus! Ich habe gute Menſchen

immer nöthig. Sagen Sie, was Sie wünſchen, lieber Seibold."

Ich wünſche hier zu bleiben; aber als irgend etwas, unter irgend einer Benennung.

„In Gottes Nahmen! Wie ſoll die Benennung heiſſen?"

Freund und Lehrer des kleinen Hennigs, und, wenn Sie wollen, Ihr Freund, Ihrer ganzen Familie Freund.

Der Major ſchlug ein, und der Handel war abgemacht.

Seibold war ein hübſcher, blühender Mann von ſechs und zwanzig Jahren, mit vielen und ſehr mannichfaltigen Kenntniſſen, leichtfertig, leichtſinnig, wild ſogar, und dennoch in gewiſſen Stunden wieder ein überirdiſcher Schwärmer, der niemals die Welt ſah, wie andere Menſchen, und den der Anblick einer Wiege oder eines offnen Grabes bis zu Thränen rühren konnte, ſo wie ihn tauſend andre Dinge, welche die Welt größten Theils für ſehr ernſthaft hält, zu lautem Gelächter brachten. Von Natur war er ſehr geſellig; doch nahm er, wie wir gehört haben, im Nothfalle auch mit ſeinem Schatten vorlieb. Er kannte die Welt und die Menſchen: aber er wußte nicht mit ihnen umzugehen. Wenn er über Menſchen ſprach, oder von ihnen ſchrieb, ſo beurtheilte er ſie immer ſehr richtig; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, ſo handelte er, als ob er aus dem Monde unter ſie herabgefallen wäre. Er geſtand das ſelbſt ſehr freimüthig. Mein Herz iſt zu ſchwach, zu leichtgläubig, ſagte er zu Hannchen. Ich traue dem Menſchen, mit dem ich zu thun habe, immer das Beſte zu, mein Kopf mag ſagen, was er will; denn ich habe jeden einzelnen Menſchen lieb.

Dieſem Manne wurden nun Herz und Kopf des kleinen Hennigs übergeben, und gewiß zum größten Vortheil für beide. Der Knabe nahm ſichtbar zu. Sein Verſtand, der bisher wenigſtens nicht verbildet war, bekam nun durch Seibold ſehr helle Ideen, und ſein Herz ein ſehr feines zartes Gefühl für Recht und Unrecht. Seibold hatte den Grundſatz: man müſſe die ganze Moral wenigſtens zur Hälfte dem Herzen anvertrauen; denn, ſagte er, Abſcheu vor Unredlichkeit, Schurkerei und allen Laſtern iſt eine ſtärkere Schutzwehr der

Tugend, als das tiefſinnigſte Räſonnement über ihre Niedrigkeit. Das Herz muß ſich gegen eine ſchlechte Handlung empören; ſonſt iſt man höchſtens ein tugendhafter Schwätzer. Der Verſtand dient nur dazu, die Verhältniſſe des Menſchen richtig zu überſehen, daß man nicht ungerecht iſt, wenn man gerecht ſeyn will.

Seibold ſuchte nach dieſen Grundſätzen in dem Herzen des Knaben feurige Liebe zu allem Guten, Edlen und Großen, ſo wie den ſtärkſten Widerwillen gegen alles Schlechte, Unedle und Niedrige, zu erregen; und das mußte ihm in einem ſehr hohen Grade gelingen, da der Knabe nur mit guten Menſchen aus allen Ständen, und von allen Stufen der Kultur, umgeben war. Mehr durch Beiſpiele, als durch Lehren, wurde der kleine Hennig edelmüthig, obgleich dabei auch etwas leichtſinnig, dreiſt und wild, weil niemand ihn tyranniſirte und weil er allen ſeinen Phantaſieen folgen konnte. Er ritt jetzt die wildeſten Pferde, ſetzte über die breiteſten Gräben, erſtieg die höchſten Bäume, und erhielt durch tägliche Uebung eine erſtaunliche Gewalt über ſeinen Körper. Seibold lehrte ihn auch die Flöte und die Harfe ſpielen, ſingen, tanzen und fechten. Durch das Letztere wurden ſeine Figur und ſein Anſtand gebildet; durch die Muſik ſein Herz auch ſanfteren Empfindungen geöffnet. Wenn er mit tiefer Rührung ein Lied zu ſeiner Harfe ſang, ſo hätte man ihm ſeine Wildheit nicht zutrauen ſollen. Kurz, ſeine Erziehung war in den beſten Händen, und mußte, da er noch nicht verdorben war, einen edlen guten Menſchen aus ihm machen.

Hannchen war nun ſchon zwei Jahre mit dem Major verheirathet, und hatte noch immer nicht die Hoffnung, Mutter zu werden. Jetzt knüpfte die Schwägerin den abgeriſſenen Faden der Freundſchaft wieder an; und nicht lange, ſo verſprachen der Major und Hannchen ihr noch einmal ſehr feierlich, den Vertrag wegen der Erbſchaft treu zu halten. Hannchen freuete ſich über die Wiederherſtellung des guten Vernehmens mit der Moorbergiſchen Familie; denn ſie hatte bemerkt, wie ſehr ihren Mann das Mißverſtändniß mit ſeinem Bruder ſchmerzte. Er ſeufzte, wenn die Rede auf den Kammerherrn kam, ſchrieb oft ſich ſelbſt und ſeiner Hitze die Schuld der Feindſchaft zu, und ſagte ängſtlich: „es iſt doch mein Bruder; und als mein Vater ſtarb, war ſein letztes Wort: ſeyd einig, meine Kinder!“ Aus wahrer Liebe zu dem Major, ſah Hannchen nun allen Anmaßungen ihrer Schwägerin nach, und ertrug den drückenden Stolz, mit dem ſie behandelt wurde, ohne jemals die Geduld zu verlieren.

Aber jetzt fühlte ſie ſich auf einmal ſchwanger. Der Gedanke, nun bald Mutter zu werden, machte ſie glücklich; allein ſie konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Mann dieſes Glück mit dem giftigſten Haſſe ſeiner Schwägerin würde bezahlen müſſen. Zwar fiel es ihr nie ein, zum Vortheil ihres Kindes den Major ſein Verſprechen zurücknehmen zu laſſen: ſie war in ihren Wünſchen mäßig, und ihr Mann hatte wirklich ſeit ſeiner Verheirathung ſchon ſehr beträchtliche Summen zurückgelegt; blieb er nur noch einige Jahre leben, ſo reichte, wie ſie zuverläſſig wußte, das Kapital ſchon hin, ſie und ſelbſt ein Kind anſtändig zu erhalten. Aber konnte ſie hoffen, ihre

Schwägerin von der Beſcheidenheit ihrer Wünſche zu überzeugen? Sie ſah eine neue Trennung der beiden Familien voraus, durch die ihr geliebter Mann, bei ſeinem Herzen und ſeiner Denkart, nothwendig ſehr ſtark leiden mußte. Nach langem Sinnen fand ſie endlich ein Mittel, dieſe Trennung zu verhüten. Sie verhehlte ihre Schwangerſchaft allen Menſchen, ſelbſt ihrem Manne, gab eine Kränklichkeit vor, die man bei ihrer Geſichtsfarbe auch nicht bezweifelte, und konnte daher die meiſte Zeit im Negligé erſcheinen. Nun beredete ſie ihren Mann, der ihretwegen in große Sorge gerieth, daß ein Bad ihre Geſundheit wieder herſtellen würde. Sie wählte Pyrmont, traf die nöthigen Anſtalten, beſorgte das Haus, und reiſte mit ihrem Manne ab. Auf ihr dringendes Bitten mußte der Major ſeine eignen Pferde nach der erſten Tagereiſe zurückſchicken, und den Bedienten, den er mitgenommen hatte, mit einem anſehnlichen Geſchenke entlaſſen. Der Major gab ihr auch in dieſem, ihm freilich ſeltſam ſcheinenden Verlangen nach, weil ſie kränklich war; und ehe nun ein andrer Bedienter kam, entdeckte ſie ihm, daß er bald Vater ſeyn würde.

Man denke ſich das Entzücken des Majors. Er wurde wechſelsweiſe bleich und roth, nahm ſeine Mütze ab, machte das Fenſter auf, ſah mit dankbaren Blicken gen Himmel, vergoß Freudenthränen, und küßte ſeiner Frau mit ſolcher Ehrfurcht die Hände, als ob er noch einmal um ſie anhalten wollte. Sobald er etwas ruhiger wurde, ſetzte ihm Hannchen ſein Verhältniß mit der Schwägerin auseinander, und zeigte ihm, daß die Geburt ihres Kindes ihn gewiß auf immer von ſeinem Bruder trennen würde. Er ſeufzte, und geſtand das zu. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie mit Zärtlichkeit an ihre volle Bruſt, und hob wieder an: nun ſieh, liebſter Fritz, wir ſind entſchloſſen, dem kleinen Hennig Sollingen zu laſſen, und können das, ohne unſere Elternpflichten zu verletzen; denn das Kapital wächſt von Jahr zu Jahre genug, unſer Kind einmal glücklich, ja reich, zu machen. Aber deine Schwägerin wird nie glauben, lieber Fritz, daß wir fähig ſind, ſo zu denken und zu handeln. Ich habe daher meine Schwangerſchaft verſchwiegen, ſo weh es mir auch that; meine Freude nicht mit dir theilen zu können. Darum ſollte Hennig nicht mit, ſo gern du ihn auch mitgenommen hätteſt; darum mußte der Kutſcher zurück nach Sollingen, und darum wurde der Bediente entlaſſen. Sieh, lieber Fritz, hier, oder wo es dir ſonſt gefällt, will ich Mutter werden, ohne daß es jemand weiß. Dann kehren wir zurück, laſſen das Kind nachkommen, geben es für ein fremdes aus, und erziehen es, wie natürlich, mit aller Sorgſamkeit guter Eltern. Davon haben wir noch obendrein einen Vortheil, den Seibold immer die beſte Grundlage der Erziehung nennt. Das Kind wird nicht wiſſen, daß es reich und vornehm iſt.

Der Major ſchüttelte den Kopf, zog die Augenbraunen zuſammen, und hatte vieles einzuwenden; aber welcher Ehemann kann einer geliebten Gattin, die ihm ſo eben erſt entdeckt hat, daß ſie Mutter iſt, etwas abſchlagen? Er mußte zuletzt einwilligen, und nun wurde alles Nöthige verabredet. Beide gingen auf einige Wochen nach Pyrmont, und dann in ein nahe gelegenes kleines Städtchen, Hier erwartete die Majorin unter einem fremden Nahmen ihre Entbindung, und ihr Mann mußte den unterweges angenommenen Bedienten wieder entlaſſen. Endlich wurde ſie Mutter eines kleinen geſunden Mädchens. So ſchwach ſie auch war, ſo fliſterte ſie dennoch ihrem Manne zu: Gott hat meine Wünſche erfüllt, lieber Fritz. Wenn es ſein heiliger Wille iſt, ſo wird das Kind einmal Hennigs Frau. — Die Idee, daß ſeine Tochter und ſein geliebter Hennig Sollingen mit einander theilen ſollten, ſetzte den Major in neues Entzücken. Er ſagte mit leuchtenden Augen: „Hannchen, das wird Gott wahr werden laſſen; denn es iſt etwas Gutes. Ja, nun bin ich froh."

Das Kind wurde getauft und einer Amme übergeben. Sobald die Majorin die freie Luft vertragen konnte, reiſten ſie mit dem Kinde und dem Taufzeugniſſe aus dem Städtchen ab. In einer andern kleinen Stadt wurde das Kind unter einem fremden Nahmen mit ſeiner Amme bei einer ſehr vernünftigen Frau auf ein halbes Jahr eingedungen, und die Eltern reiſten nach Sollingen zurück, wo man von Allem, was vorgegangen war, auch nicht einmal eine Ahnung hatte, und wo man ſich herzlich freuete, die Majorin nach einer Abweſenheit von vier Monaten ſo geſund und blühend wieder zu ſehen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, ließ der Major das Kind und die Amme in eine benachbarte Stadt kommen, und fuhr mit ſeiner Gattin unter einem ſehr ſchicklichen Vorwande eben dahin. Die Amme wurde reichlich bezahlt, die Rolle, welche ſie zu ſpielen hätte, mit ihr verabredet, und ihr dann befohlen, um eine beſtimmte Zeit an dem Wege zu ſtehen, den der Wagen kommen mußte. Als der Major zurückfuhr, ſtand die Amme mit dem Kinde richtig an dem vorgeſchriebenen Orte. Der Wagen hielt an; die Majorin ſtieg aus, bemerkte die Perſon, ſprach mit ihr, ſo daß Kutſcher und Bedienten es hörten, hielt das Kind ihrem Manne hin, erkundigte ſich nach den Umſtänden, äußerte ihr Mitleid bei der verabredeten Fabel, und erbot ſich endlich, das Kind mitzunehmen und zu erziehen. Das Mädchen willigte ein, und erhielt ein Geſchenk. Die Majorin nahm nun das Kind an ihre

Brüſt, ſetzte ſich wieder in den Wagen, und fuhr ſehr fröhlich weiter. Eine Viertelſtunde nach ihrer Ankunft in Sellingen, war die Geſchichte von dem Kinde im ganzen Dorfe verbreitet, und niemand bezweifelte ſie, da man die Wohlthätigkeit und Menſchenliebe der Gutsherrſchaft aus ſo unzähligen Beiſpielen kannte. Der Major hatte indeß doch dafür geſorgt, daß die Amme noch in derſelben Stunde in ihr Vaterland, Weſtphalen, zurückkehren mußte, damit nicht etwa ein Zufall das Geheimniß verrathen könnte.

Hannchen — ſo hieß das Kind — wurde mit der liebevollſten Zärtlichkeit erzogen, und die Mutter hatte nichts angelegentlicher zu thun, als ihr Hennigs Liebe zu erwerben. Er durfte das kleine Mädchen tragen, mit ihm ſpielen, ihm zu eſſen geben, u. ſ. weiter. Die Mutter nannte es: ſeine kleine Braut; und wenn er etwas ſehr Gutes gethan hatte, ſo ſagte ſie: nun ſoll Hannchen dich auch recht lieb haben! Selbold war damit nicht recht zufrieden; er äußerte oft: Sie ſetzen dem Kleinen da Dinge in den Kopf, die er einmal Luſt [illegible] könnte, für Ernſt zu nehmen. — Die

Majorin erwiederte lächelnd: wenn das Kind gut wird — und das hoff' ich zu Gott und zu Ihnen — : ſo mag er das immerhin thun. Erziehen Sie in der Folge nur getroſt, als ob Hannchen einmal Hennigs Frau werden ſollte; ich will es nicht hindern.

Die Kammerherrin ſah indeſſen mit großem Mißvergnügen das kleine Mädchen in dem Hauſe ihres Schwagers. Das weiß doch der liebe Gott, ſagte ſie zu ihrem Manne, wie dein Bruder zu allem dem Bettelvolke kommt! Da heirathet er ein Mädchen, das ein Dutzend Jahre in der Welt umhergelaufen, Kammerjungfer und, Gott weiß, was alles ſonſt noch, geweſen iſt; aus einem gemeinen Kerl von Huſaren macht er ſeinen Buſenfreund; ein Bettler, den er am Zaune aufgerafft hat, ein nichtsnutziger Komödiant, iſt ſein Hofmeiſter; und nun ſchleppen ſie gar ein Hurkind von der Straße ins Haus, und erziehen es, wie eine Prinzeſſinn. So wird das ſchöne Vermögen verſchwendet, das doch einmal deinem Sohne gehört; und du ſagſt nichts dazu! Ja, laß ihn erſt todt ſeyn; ich will die Bettler aus dem Hauſe bringen! Aber, ſo geht es!

Darf nicht der Seibold am Tiſche das große Wort führen, als ob er die erſte Perſon wäre? und redet der Menſch mich nicht immer an, ob ich gleich nie eine Sylbe mit ihm ſpreche? Mein Hofmeiſter ſollte das thun! Das kommt davon, wenn man nichts auf ſeinen Rang hält. Dein ſeliger Vater iſt an allem Schuld; der wußte auch nicht, wie freundlich er mit den Leuten ſeyn wollte, die in ſeinem Brote ſtanden.

„Aber die Leute liebten auch meinen ſeligen Vater.“

Was lieben! Sie ſollen uns ehren. Brauchen wir denn die Liebe der Leute? Geht nicht die Haushaltung bei uns noch einmal ſo gut, als bei dem Major? So ſieh doch nur hin, wer beſſere Domeſtiken hat! Das kommt von der Liebe! Die Leute paſſen nicht auf, wenn man zu gut mit ihnen iſt.

So ärgerte ſich und klagte die Frau von Halden oft; aber der Major blieb bei ſeiner Wirthſchaft: Seibold wendete ſich bei Tiſche mit ſeinen ſeltſamen Fragen, Vergleichen und Einfällen immer an die Frau Kammerherrin; das kleine Mädchen war bei der Majorin im

Zimmer, und wurde wie ihr eigenes Kind erzogen; der alte Hennig ſprach noch immer mit, und der Major hörte nicht auf, ſeinen Rath zu befolgen. Noch mehr als das Alles verdroß aber die gnädige Frau die Liebenswürdigkeit des kleinen Hennigs. Man durfte nur einen Blick auf die beiden Brüder werfen, wenn ſie beiſammen waren, um die Mutter ſogleich der blindeſten Partheilichkeit zu beſchuldigen. Karl hatte eine recht anſtändige Stellung; aber er ſchien eine todte Bildſäule, wenn ſein Bruder neben ihn hin trat. Hennig ſtand da, gleich dem Apoll, der den Python beſiegt hat, mit freien, blitzenden Augen; und ſah man das lachende frohe Geſicht, die Roſenwangen, die ſeelenvolle Unſchuld und den freundlichen Mund, ſo hätte man ihn für einen jungen Amor halten können. Karl war nicht ohne Kopf und hatte auch Kenntniſſe, vielleicht beſſer geordnete, als ſein Bruder. Sprachen ſie Beide, ſo hörte man an Karln, wie er ſich beſtrebte, ein Jüngling zu ſcheinen; an Hennig ſah man gar kein Beſtreben, und konnte ihn bisweilen ſogar für kindiſcher halten, als er wirklich war. Aber zuletzt trug Hennig dennoch jedesmal den Sieg davon. Er überließ ſich dem Feuer, das ihn wegriß, ſprach mit Augen, Hand und Fuß, kurz, mit einer Leidenſchaft, die oft Begeiſterung, und in einem Tone, der Muſik ſchien. Karl ſprach ſchnell, aber ohne Leben, in einem ſpitzen aber unkräftigen Tone, in geſchliffenen aber kalten Ausdrücken; und dabei hatte er die eine Hand im Buſen, die andre in der Weſtentaſche.

Hennig durfte mit ſeinem innigen Tone, mit den blitzenden Augen, dem begeiſterten Geſicht, und den zuſammenfallenden Händen nur einmal rufen: o mein Gott! ſo hatte er eine lange Rede ſeines Bruders beſiegt. Karl hofmeiſterte ihn faſt unaufhörlich, wenn ſie beiſammen waren. Hennig hörte geduldig zu, und gab nach; wurde es ihm aber einmal zu arg, ſo ergriff er lachend ſeines Bruders Hand, und ſagte: du ſchüttelſt immer den Kopf, wenn ich einmal einen Luftſprung, oder ſo etwas, mache. Weißt du wohl, Brüderchen, wann ein gutes Pferd immer den Kopf und die Ohren ſchüttelt? . . . Wann es ſich zu ſchwach fühlt zu ſpringen. — Kurz, die beiden Brüder liebten einander nicht, und kamen oft in förmliche Zänkereien.

Aber

Aber deſto mehr hatte Hennig die Liebe ſeiner Schweſter Emilie, ſo wenig dieſe ſich das auch merken laſſen durfte. Wenn es ſich thun ließ, ſo gingen ſie bei Seite, und dann fiel das kleine Mädchen dem Bruder mit zärtlichem Ungeſtüm um den Hals. Bisher war dem Knaben der Widerwille ſeiner Mutter gegen ihn unbekannt geblieben, weil der Major und Alle im Hauſe ſich ſorgfältig hüteten, ihn etwas davon merken zu laſſen; aber jetzt entdeckte Emilie ihm mit kindiſcher Vertraulichkeit, daß Mama ihn gar nicht leiden könnte, und daß ſie zu Hauſe immer auf ihn, auf den Onkel, auf die Tante, und auf Alle in Sollingen ſchimpfte.

Hennig wand ſich aus Emiliens Armen, dachte mit trüben Augen nach, erinnerte ſich an die unfreundlichen Blicke, die unaufhörlichen Vorwürfe ſeiner Mutter, und fand ſehr bald, daß es wirklich ſo ſeyn müßte, wie er jetzt von ſeiner Schweſter hörte. Emilie, fragte er traurig, weißt du nicht, warum die Mutter mich nicht leiden kann?

Nein, das weiß ich nicht. Ich glaube, weil du gemauert haſt, als du noch klein warſt reſt, oder weil du bei dem Onkel biſt, oder weil ... Warte, ich will mich beſinnen, lieber Hennig. Sie hat es einmal geſagt. Ich gab wohl Acht, weil ich dich liebe; aber recht behalten habe ich es doch nicht. — Jetzt fällt es mir ein. Weil ſie dich geboren hat, ſagte Mama. Nein, ich muß doch wohl nicht recht gehört haben; denn die Bonne ſagt, alle Kinder müſſen von ihren Müttern geboren werden. Und Karln hat die Mama ja auch geboren, und dem iſt ſie doch ſo gut, ... ſo gut, wie ich dir. Nein, lieber Hennig, nicht weinen! Denke, ich wäre deine Mama; ich will dich deſto lieber haben.

Hennig ſchüttelte traurig den Kopf, und ſagte: ein Habicht iſt ein blutgieriger Raubvogel; aber ſeine Jungen hat er lieb. Ich möchte nur wiſſen, was ich Mama gethan hätte! — Milchen, fuhr er ſchluchzend fort; wenn du einmal Kinder haſt, ſo wirſt du ſie nicht verſtoßen!

Emilie ſuchte ihn zu tröſten, und ſagte: ſieh, Mama hat auch mich nicht halb ſo lieb, wie Karln, weil ich meine Bonne ſo lieb habe, und gleich weine, wenn Mama auf ſie ſchilt, und weil ich mit Verwalters Chriſteln zuweilen ſpiele. Das ſoll ich nicht, weil ich ein Fräulein bin. Ach, ich habe mir ſchon manchmal gewünſcht, daß ich nur ein Bauerkind ſeyn möchte.

Man kann denken, mit welcher Gewalt dieſe beiden, von Einem unnatürlichen Gefühle gedrückten Kinderherzen ſich nach dieſer Unterredung an einander ſchließen mußten.

Der Knabe ging, ſobald ſeine Mutter wieder abgereiſt war, zu ſeinem Onkel, wo er auch die Tante, Seibold und den alten Hennig antraf. Er warf ſich in die Arme der Majorin, küßte ihre Hände mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und brach auf einmal in ein lautes Weinen aus. Der alte Hennig ſprang herzu, nahm ihn in ſeine Arme, und fragte, ob ihn ſein Bruder etwa wieder beleidigt hätte. Bei meiner Seele, ſagte er: ſo etwas iſt es! Aber ich ſchlage dem Buben noch einmal ſeinen Puder in den Hirnſchedel hinein. Meiſtert er nicht immer da den armen Kleinen, und ſtichelt auf ihn mit glatten Worten und einem Honigsmaule ſo lange, bis ihm das Gift in der Bruſt ſitzt? Komm, Kleiner. Ich will dir den Goldfuchs ſatteln.

Der Major betrachtete den Knaben mit beſorgten Blicken, und ſagte: „den Goldfuchs, mein Söhnchen! Hennig ſoll mit dir reiten. Du mußt ihm nachſehen, lieber Junge; es iſt dein Bruder."

Was iſt dir? fragte Hannchen, und drückte den Kleinen an ihre Bruſt.

Meine Mutter haßt mich, antwortete der Knabe leiſe; Emilie hat es mir geſagt.

„Ich wollte, ſie hätte dir ſonſt 'was geſagt, die Plappertaſche! Na, nun weiß er, was wir ihm ſo lange verſchwiegen haben."

Plappertaſche! wiederholte Seibold halb laut. — Freilich nun weiß er es! ſetzte er leiſer hinzu, und ging an das Fenſter.

Laß ſie dich haſſen, rief der alte Huſar; haben wir dich doch lieb, wie unſer Leben.

Haſſen? ſagte Seibold; wer redet von haſſen! Die Mutter hat ihn nur nicht ſo lieb, wie ihren Karl; und das iſt ganz natürlich, weil ſie ihm nicht ein Zehntheil ſo viel Gutes thun kann, wie ihrem Aelteſten. Da iſt deine Mutter (auf Hannchen zeigend); die hat dich erzogen, gebildet, und dir Gutes gethan. Deine Mutter liebt dich vielleicht nicht ganz ſo herzlich, wie wir; aber zwinge ſie, daß ſie es am Ende doch thun muß. Werde ein guter Menſch, daß ſie Freude an dir erlebt. — Ich wollte doch, ſie wäre hier, flüſterte Seibold dem Major noch zu; mich ſollte nur wundern, ob ihr Kuckuksherz die Thränen des Kindes aushalten könnte.

„Kuckuksherz?" erwiederte der Major leiſe: „ein Rabenherz, ſagen Sie nur; eine Rabenmutter iſt ſie."

Man beruhigte den Knaben wieder, ſo gut man konnte, und Seibold zeigte ihm nun die Mittel, das Herz ſeiner Mutter zu gewinnen. Giebt ſie es dir dennoch nicht, lieber Hennig, ſetzte er hinzu; ſo beweiſe der Welt, daß die Schuld nicht an dir lag. Mache, daß du die Liebe aller Menſchen verdienſt; dann wird Gott um deiner Tugenden willen der Mutter verzeihen, daß ſie dich nicht liebte.

Hm! ſagte Seibold nachher zu dem Major: das Schlimmſte bei einem ſo unnatürlichen Handel iſt, daß auch das Klügſte, was man dazu ſagen kann, albern herauskommt; denn was kann man anders darüber ſagen, als: ſchlag es dir aus dem Sinne!

„Wohl wahr!“ antwortete der Major, und runzelte die Stirn. „Aber iſt das nicht eine Rabenmutter, welche gute Menſchen zwingt, daß ſie ihr Kind bitten müſſen, ſeine eigene Mutter zu vergeſſen? Nein, zum Teufel! ich will hin! Schade, daß es bald Abend iſt; ſonſt ritt' ich noch heute.“

Am folgenden Morgen ließ er ſatteln, und ſprengte nach Moorberg. Als er vor ſeiner Schwägerin ſtand, wußte er ihr erſt eben ſo wenig etwas zu ſagen, wie dem kleinen Hennig. Endlich aber rief er auf einmal, wie begeiſtert: „nein! und ſollte es das letzte mal ſeyn, das ich hier eingeritten wäre — in Gottes Nahmen! So wegreiten kann ich nicht wieder. Frau Schwägerin, der kleine Hennig iſt ſo gut Ihr Sohn, wie Karl. Bis jetzt haben wir es dem Jungen verſchwiegen, daß Sie ihn haſſen; aber er hat es endlich gemerkt, und das Kind, das alle Menſchen lieben, weil es ein Engel iſt — das Kind ſteht nun da, und weint über ſeine Mutter. Hören Sie: über ſeine Mutter! Nimmermehr kann

Gott ohne Zorn ein Kind über die Grauſamkeit ſeiner Mutter weinen ſehen; oder ich müßte an ihm verzweifeln." Der Major ſagte das halb zornig, halb mitleidig. Es ſchauderte ihn bei den Worten, und er wurde bald bleich, bald roth.

Die Frau von Halden ſah ihn an, und erröthete. Ja, ſagte ſie endlich mit niedergeſchlagenen Blicken; kann ich den Jungen denn lieb haben? Iſt er nicht von lauter Menſchen umgeben, die meine Feinde ſind? . . . Da wird ihm ſeine Mutter, fuhr ſie weinend fort, wie ein Geitzteufel, wie ein Unmenſch geſchildert. O, ich weiß es wohl!

„Wie? was?" fuhr der Major grimmig auf.

Von Ihnen ſag' ich nicht, Herr Bruder, heulte ſie mit zunehmender Erbitterung weiter fort. Aber ich ſehe ja, wie Ihr Reitknecht mich haßt, und Ihr Hofmeiſter dazu, weil ich mich nicht mit ihm gemein mache, nicht jeden Bettler und Vagabunden ins Haus und an meinen Tiſch kommen laſſe, nicht jedes Hurkind wie mein eigenes aufziehe, meinen Kindern das Brod nicht vor dem Munde wegnehme, um es den Hunden vorzuwerfen. Da ſetzen ſie ſich denn zuſammen, ſagen dem undankbaren, nichtsnutzigen Jungen, ich haſſe ihn, und füllen ſein ſchlechtes Herz mit Widerwillen gegen Vater und Mutter, gegen Bruder und Schweſter. O, ich weiß es wohl!

Der Major war Anfangs halb ſtarr vor Zorn, und ſchwieg. Endlich rief er: „Nein, das iſt zu arg! zu arg! Gott gebe mir Geduld! Aber hören ſollen Sie einmal meine Beichte, und dann will ich es Gott überlaſſen, Sie zu rühren, oder zu ſtrafen, wie es ſein heiliger Wille für gut findet. Hören ſollen Sie; denn ich will meine Hände in Unſchuld waſchen. Ja, wenn wir Ihrem Sohne ſagten (wovor uns Gott behütet hat): Junge, deine Mutter iſt ein Geitzteufel; es wäre die reine Wahrheit. Wenn wir ſagten: deine Mutter iſt hart, grauſam, unmenſchlich; es wäre wieder die reine Wahrheit. Denn haben nicht alle Ihre Leute die Hölle bei Ihnen, von dem Hofmeiſter an, der Ihr Freund ſeyn ſollte, weil er Ihre Kinder zu Menſchen macht, bis auf den Küchenjungen? Haſſen Sie nicht den Hennig, weil er Ihrem Karl, dem Haſenfuß, dem Taugenichts, im Wege ſteht? Lieber wollt' ich ja mein Vermögen einem Goldmacher geben, ehe der Bube einen Ziegel von Sollingen haben ſollte. Er kann tanzen, ſich pudern und die Leute mißhandeln. Nun, ich ſage Ihnen voraus, er wird einmal auch ſeiner Mutter ſchlecht begegnen. Das wird er, bei dem großen Gott! Der Junge weiß ja ſchon nichts als Geld, und befehlen. Nicht einen Funken Menſchenliebe hat er in der Bruſt. Sie ziehen ihn muthwillig zu einem Unmenſchen auf; warum ſollte er Sie denn lieben? Na, wir ſprechen uns über den Punkt in ein ſechs oder acht Jahren wieder. Dann ſollen Sie wohl noch Ihre Arme nach dem verſtoßenen Hennig ausſtrecken! Und was Ihren Vagabunden betrifft — ich weiß wohl, auf wen das gehen ſoll, und weswegen Sie dem Seibold ſo feind ſind. Weil er den kleinen Hennig lieb hat, und in Ihrer Gegenwart nicht wie ein Hund auf allen Vieren kriecht. Und das Hurkind? Gott im Himmel! hätte ich nur nicht ſo heilig verſprochen, zu ſchweigen, Sie ſollten Dinge hören... Aber nur Geduld! es wird noch kommen! Jetzt bin ich fertig. Nur noch ein Wort. Hennig iſt mein Erbe und mein Sohn. Uebrigens ſehen Sie uns nun als Fremde an, mich, meine Bettler, und das Hurkind dazu.“ Er ſtampfte auf den Boden, verließ eilig das Zimmer, ſchwang ſich auf ſein Pferd, und murmelte unterweges zu wiederholten malen: „wart, ich will dich bei Hurkindern!“

Die Frau Kammerherrin war höchſt erbittert; aber ſie vergaß ihren Zorn beinahe vor Neugierde nach dem Geheimniſſe in Abſicht des kleinen Mädchens, das in Sollingen mit ſo zärtlicher Liebe erzogen wurde. Was für Dinge ſollte ſie hören! was ſollte noch kommen! — Das Alter des Kindes fiel in die Reiſe des Majors und ſeiner Frau; auch glaubte ſie Aehnlichkeit in den Augen des Kindes und des Majors zu entdecken. Sie erkundigte ſich nach den kleinſten Umſtänden bei der geheimnißvollen Reiſe nach Pyrmont, und bei der andren, von der ihre Schwägerin das Kind mitgebracht hatte. Jetzt erfuhr ſie, daß der Major, ob er gleich vier Monate ausgeblieben, doch nur vier Wochen in Pyrmont geweſen war. Sie ſah, daß es eine eigene Bewandniß mit dem Kinde haben mußte, der ſie nur nicht auf die Spur kommen konnte. Die richtige fiel ihr einigemale ein; allein ſie ſah dabei durchaus keinen Vortheil für Hannchen ab, und gab daher die Idee wieder auf, doch ohne deshalb ihre Neugierde fahren zu laſſen.

Ueber den Zorn ihres Schwagers beruhigte ſie ſich bald; er hatte ja noch einmal feierlich verſichert, daß Hennig ſein Erbe ſeyn ſollte, und ſie wußte, wie heilig er ſein Wort in jedem Falle hielt. Sie ſah es ſogar recht gern, daß der Umgang mit dem Major nun abgebrochen war; denn ſie hatte bei jedem Beſuche von und bei ihm den bitterſten Verdruß gehabt. Alles in Sollingen hing mit Liebe an dem kleinen Hennig, und ihr Karl wurde überſehen. Auch Karl ſelbſt, dem man zu Hauſe bei jeder Gelegenheit ſchmeichelte, bemerkte mit großem Verdruſſe, daß ſein jüngerer Bruder ihn beſtändig verdunkelte; er ging daher äußerſt ungern nach Sollingen, und der völlige Bruch mit der dortigen Familie war ihm ſehr angenehm.

Karl hatte das vierzehnte, und Hennig

das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als beide Familien ſich trennten. Dieſe Trennung that übrigens nicht die heftige Wirkung auf den Major, die Hannchen befürchtet hatte; und Seibold trug dazu bei, ſie noch mehr aus ſeinen Gedanken zu bringen. Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte er; es giebt tauſend Arten von Verbindungen zwiſchen den Menſchen: Blutsfreundſchaft, Verſtandes-Freundſchaft, Charakter-Freundſchaft, Narrheits-Freundſchaft, Schurkerei-Freundſchaft, und ſo weiter. Mit Blutsfreundſchaft fängt die Natur an; und das iſt gut: denn fürs erſte muß der Menſch etwas haben, an das er ſich hängt. Dann kommt die Geſchlechts-Freundſchaft. Jüngling und Mädchen lieben einander, und man weiß bisweilen bei ihnen eben ſo wenig, warum, als bei Brüdern und Schweſtern. Nun werden Herz und Kopf ausgebildet, oder verbildet, je nachdem es kommt; und dann fängt eine neue, oft heilige, ehrwürdige, Verwandtſchaft an. Der Tugendhafte wird aller Redlichen, der Verſtändige aller Klugen Bruder. Mit Narren und Böſewichtern geht es eben ſo. Alle Narren ſind Brüder; doch die Geburtsnarren ſuchen ihre Verwandten in der Narrheit nur in ihrem Stande auf. So kann ein ehrlicher Mann näher mit einem treuen Hunde verwandt ſeyn, als mit einem Schurken, der auf zwei Beinen geht, und wenn er auch Eine Bruſt mit dieſem Schurken geſogen hätte.

„Das iſt nicht wahr, Seibold. Menſch bleibt Menſch. Sie gehen zu weit; das fühl' ich."

Meinen Sie nicht, daß der Androkles, von dem Ihnen Hennig neulich erzählte, den Löwen, der ihm Nahrung und Schutz gab, lieber gehabt hat, als ſeinen grauſamen Herrn, der ihn zwang in den Höhlen der wilden Thiere Schutz zu ſuchen?

„Ja, lieber gehabt hat! Aber davon iſt die Rede nicht, ſondern von Verwandtſchaft."

Nun, und iſt Liebe nicht die wahre Verwandtſchaft? Haben nicht manche Leute Hunde, Katzen und Pferde lieber, als die beſten Menſchen? Die fühlen ſo etwas Katzenartiges in ſich; wie wollte man das ſonſt erklären?

Der Major mußte am Ende zugeben, daß

ſeine Verwandtſchaft mit edlen und guten Menſchen heiliger ſey, als die mit ſeiner böſen Schwägerin. Er gewöhnte ſich bald daran, nichts mehr von Moorberg zu hören oder zu ſehen, und ſeine Seele wurde vollkommen ruhig.

Auch Hennig gab ſeine Mutter und ſeinen Bruder auf, doch nicht Emilien, die er ſo herzlich liebte. Er klagte bei ſeinem Lehrer mit weinenden Augen, daß er ſie gar nicht mehr ſprechen könnte. — Hole die Büchſe, Hennig! ſagte Seibold; wir wollen hinüber nach Moorberg. Ich ſtehe dir dafür, du ſollſt ſie alle Woche einmal ſehen. Es ſind zwei Meilen, und deine Schweſter verdient wohl, daß du ein Paar Stunden nach ihr gehſt.

Hennig war in einigen Minuten mit ſeiner Büchſe wieder da, und ging nun mit Seibold nach Moorberg. Sie ſchlichen um den herrſchaftlichen Garten her; und nicht lange, ſo zeigte ſich Emiliens Bonne in der Allee. Hennig war in einem Sprunge bei ihr, ſagte ihr, was er wünſchte, und die Bonne ging, ſeine Schweſter zu holen. Emilie kam mit funkelnden Augen, ſank an ihres Bruders Herz, und führte ihn dann nach dem hinterſten Theil eines Birkenwäldchens, wo ſie völlig ungeſtört ſeyn konnten. Die Bonne blieb unterdeſſen in der Allee, welche auf die Gartenthür ſtieß, um ihnen ein Zeichen zu geben, wenn jemand käme. Im Birkenwäldchen ſetzten ſich die Geſchwiſter Arm in Arm zu Seibolds Füßen nieder, und weinten mit einander. Sie ſchworen ſich eine ewige unverletzliche Freundſchaft, und redeten mit einander ab, ſich jede Woche einmal an einem beſtimmten Tage auf eben die Art zu ſehen. Emilie küßte vor Freude dem guten Seibold die Hand, als ſie hörte, daß er den Gedanken zu dieſem Beſuche gehabt hatte. Die Kinder plauderten mit einander, und Seibold erzählte ihnen dazwiſchen. Ehe ſie es ſich verſahen, war eine Stunde verfloſſen, und ſie mußten ſich von einander trennen.

Emilie, jetzt beinahe zwölf Jahre alt, war ein reitzendes Mädchen, und ihrem Bruder Hennig bis zum Verwechſeln ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie eine viel zartere Geſichtsfarbe, und in ihrem Auge etwas Schwärmeriſches hatte. Dieſe kleine Schwärmerei lag nicht nur in ihrem Blicke, ſondern auch in ihrer Seele. Die Bonne, welche Emilien mit wahrer Zärtlichkeit liebte, war ſelbſt nicht frei von Schwärmerei. Einſamkeit, der Druck, in welchem ſie lebte, und einige Bücher, ihre einzige Unterhaltung in Stunden der Muße, hatten ihren Kopf mit Phantaſieen von Freundſchaft, Liebe, Natur und Treue angefüllt. Sie ſelbſt konnte die Romane nicht ſpielen, die ſie im Kopfe hatte; aber ſie that wenigſtens, was ſie konnte: ſie bildete Emilien nach ſich, und erzählte ihr oft von Liebenden, die mitten im Elende, mitten unter den Verfolgungen harter Eltern, einander treu geblieben waren. Man kann alſo leicht denken, daß der Bonne ſowohl als Emilien die heimlichen Beſuche des Bruders Hennig ſehr erwünſcht ſeyn mußten. Beide hatten nun ihr Geheimniß; und beſonders Emilie fühlte ſich ſehr glücklich, daß ſie ihre Liebe, ihren Freund, ihre harten Eltern, ihr Unglück und ihre Thränen hatte.

Die heimlichen Beſuche, die Emilien ſo viele Freude machten, würden indeß doch bald wieder ins Stocken gerathen ſeyn, wenn nicht Seibold dabei zugegen geweſen wäre; denn was hätten die beiden kleinen Leute einander immer ſagen ſollen? Ewige Freundſchaft hatten ſie ſich nun oft genug verſichert; auch war von der Mutter Haß gegen Hennig, und von ihrer Kälte gegen Emilien genug geſprochen. Jetzt mußte alſo der ältere Freund, Herr Seibold, anfangen, ſeine Rolle zu ſpielen. Er ſetzte ſich zwiſchen beide Kinder, und erzählte ihnen ſeine Schickſale. Als er nach einigen Wochen damit fertig war, und von Hennig noch immer gebeten würde, an dem beſtimmten Tage mit zu ſeiner Schweſter zu gehen, dachte er darauf, dieſe Beſuche für Emilien und ſeinen Zögling nützlich zu machen. Er fing an, das junge Mädchen zu unterrichten, brachte ein Buch mit, las daraus vor, ſprach darüber, und ſuchte auf alle nur mögliche Art ihren Geiſt zu bilden. Bisweilen blies er auch mit Hennig die Flöte, und Emilie ſang dazu; ſo verwandelten ſich dieſe Beſuche in kleine Luſtpartieen, die Emilien, da ihr ſo ſelten eine Freude gemacht wurde, natürlicher Weiſe ſehr angenehm waren. Die Beſuche hatten noch nicht drei Monathe gedauert, ſo ſah Emilie Seibolden mit eben dem Verlangen entgegen, wie ihrem Bruder; und auch Seibold, der ein großer Kinderfreund war, fand unvermerkt vorzügliches Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Mädchen, das mit der unſchuldigſten kindiſchen Unwiſſenheit des Verſtandes ſchon das Gefühl der Jungfrau zu verbinden ſchien. Er freuete ſich, zu der Bildung ihres Geiſtes etwas beitragen zu können, und Emilie ſelbſt fühlte mit Vergnügen, wie viel ſie in den Unterredungen mit ihrem Freunde Seibold lernte. Die Bonne war zuweilen die vierte Perſon in der kleinen Geſellſchaft; und da ſie faſt täglich einige Stunden mit Emilien ſpazieren ging, ſo hatte niemand etwas Arges aus ihrer langen Abweſenheit vom Schloſſe. Näherte ſich auch einmal zufälliger Weiſe Jemand, ſo waren Hennig und Seibold in einer Sekunde über die Mauer weg und in dem Gebüſche.

Emilien würden dieſe Beſuche ſchon darum intereſſant geweſen ſeyn, weil ſie heimlich waren, und weil weder die Mama noch der Bruder Karl etwas von ihnen wußten; aber bald heftete ſich noch ein anderes Intereſſe an die ſüßen heimlichen Freuden. Die Kleine ſah, daß ſie von einem Manne werth gehalten wurde — von einem Manne, dem ihr Oheim die innigſte Freundſchaft und Achtung bewies. Sie war noch ein Kind; aber durch die Unvorſichtigkeit ihrer ſonſt guten Erzieherin wurde ihr Herz ſchon durch eine Ahnung der Liebe gehoben. Freilich hatte ſie noch keinen Gedanken an Liebe; aber es that doch ihrem Herzen wohl, daß ein Mann, der ſo viel wußte, der die Flöte ſo ſchön blies, der ſo edel war, und den alle Menſchen ſo liebten — daß dieſer Mann ihr vorlas, ſie unterrichtete, mit ihr ſang, und ſie ſeine kleine Freundin nannte.

Das läßt ſich leicht begreifen, wenn man den erſten Fäden der Empfindung in einem Mädchenherzen nachgeſpürt hat; aber weit ſchwerer, daß Seibold nie daran dachte, wie viel Schaden er dem Kinde dadurch that, daß er es an heimliche, der Mutter nicht bekannte Beſuche gewöhnte. Anfangs ging er nach Moorberg, um den Wunſch ſeines Lieblings, Hennigs, zu befriedigen; dann ſetzte er die Beſuche fort, weil er glaubte, Emilien nützlich ſeyn zu können; und endlich bekam er ſelbſt Intereſſe an dem kleinen gefühlvollen Mädchen. Nach einiger Zeit bemerkte er, daß in ihrem Köpfchen ſchon Romanideen ſaßen, und wollte ſie wegſchaffen. Er ſprach mit Emilien, und zwar ſehr vorſichtig; dann machte er die Bonne aufmerkſam auf die Phantaſieen des Kindes. Aber, indeß er glaubte, daß es ihm recht gut gelänge, dieſe Phantaſieen auszurotten, ſchuf er ſelbſt in der Seele des Kindes eine neue Welt voll Bilder, in welcher er die Hauptfigur machte. — Der Winter unterbrach die heimlichen Beſuche nicht gänzlich. Man ſprach einander auf verabredeten Spaziergängen, und Emilie hängte ſich mit der Innigkeit eines Kindes immer ſtärker an ihren Freund Seibold.

So war ein Jahr vergangen, und Seibold fand nichts mehr dabei zu erinnern, wenn der Major einmal mit krauſer Stirne ſagte, daß ſein Bruder doch ſein Bruder wäre. Er billigte es ſogar, als der Major einmal wieder nach Moorberg reiten wollte, weil der Bruder Töffel ein Fieber hatte. Nehmen Sie doch, ſagte er, auch den kleinen Hennig mit, Herr Oberſtwachtmeiſter. Und du, ſey ja recht artig gegen deine Mutter! Grüß Emilien. O, die Emilie, Herr Oberſtwachtmeiſter, iſt ein wahrer Edelgeſtein. Schade, daß ſie dort drüben ſeyn muß! Sie glauben nicht, was aus dem Kinde zu machen wäre!

Das war dem Major genug geſagt. Er ritt hinüber, und fand Emilien gerade, wie Seibold ſie ihm beſchrieben hatte. Sie flog mit inniger Herzlichkeit in Hennigs Arme und an die Bruſt ihres Oheims, fragte ſogleich nach ihrer lieben Tante, nach dem alten Hennig, nach dem edlen Seibold, und war dabei in ſolcher Begeiſterung, daß dem Major das Herz vor Freude klopfte, und daß er über die Tochter nicht mehr an die Mutter dachte.

Die Mutter hatte in dem verfloſſenen Jahre den Gedanken gehabt, daß der Major, wenn er fortführe, ſie und ihren Karl zu haſſen, wohl gar auf den Einfall kommen möchte, ihr bei ſeinem Tode den allerſchlimmſten Streich zu ſpielen. Er könnte ja, dachte ſie, Hennigen zu ſeinem Erben einſetzen, ohne ihm dadurch ſeine Rechte auf die Erbſchaft von ſeinem Vater zu nehmen; und einige in Ruf;

ſtehende Advokaten, bei denen ſie ſich Raths erholte, machten dieſe Beſorgniß bei ihr noch ſtärker. Sie verließ ſich zwar auf des Majors Wort und Teſtament; allein man erinnerte ſie, daß ein zweites Teſtament das erſte ungültig mache. Kurz, ſie fand, daß ſie den Major wieder mit ſich verſöhnen müßte. Als er nun nach Moorberg kam, gab ſie Karln in aller Geſchwindigkeit einige Regeln, wie er ſich betragen ſollte. Nein, Mama, erwiederte Karl: ich kann dem Onkel und meinem Bruder unmöglich ſchmeicheln; ſie ſind mir Beide unerträglich. — Bedenke doch, mein Sohn, ſagte die Mutter, ihm liebkoſend, daß dein Glück in den Händen des Onkels ſteht. Ich kann den Grobian eben ſo wenig leiden, wie du; aber du ſollſt ſehen, wie ich ihm begegnen werde. — Wie? mein Glück? erwiederte der funfzehnjährige Knabe. Mit ausgebreiteten Armen flog er nun dem Oheim und dem Bruder entgegen, und die Mutter folgte ihm mit lauter Freude.

Dieſen Empfang hatte der argloſe Major nicht erwartet. Er überließ ſich nun gänzlich ſeiner Gutherzigkeit, ſchloß ſeinen Neffen zärtlich an ſeine Bruſt, und fand nach einigen Minuten, daß Karl ſich ſehr zu ſeinem Vortheile geändert hätte. „Recht, lieber Junge,“ ſagte er; „nun biſt du ein Menſch! Sieh, was ſollte auch der dumme gnädige Herr Onkel? Deines Vaters lieber Bruder bin ich, dein lieber Onkel, wie du mich jetzt nennſt; und du biſt mein lieber Karl, meines guten Vaters Enkel.“ Die Schwägerin vollendete die Täuſchung; ſie erzählte dem Major, und zwar liſtig genug in klagendem Tone, daß Karl alles weggäbe, was er hätte, die Domeſtiken, wenn ſie Fehler begingen, vertheidigte, jeden Bauer in Schutz nähme, und ſo weiter. — „Das thut er?“ rief der Major, und küßte ſeine Schwägerin mit ausgelaſſener Freude; „das thut er, Herzensſchweſter? Nun, da hab' ich dem Jungen ſchweres Unrecht gethan. Gott vergebe es mir! Wahrhaftig, ich finde hier das ganze Haus umgeändert. Sehen Sie, liebſte Schweſter, laſſen Sie mich jetzt ſo ſagen! Verſtand haben Sie von Gott genug bekommen, um einzuſehen, daß . . . Doch ſtill davon! Sie werden nun ſelbſt finden, daß Menſchlichkeit eine Brücke iſt, wie

Seibold ſagt, die das Herz von dieſer in jene Welt bauet, daß Menſchenliebe und Hoffnung des ewigen Lebens Bild und Ueberſchrift auf einer und derſelben Münze ſind: wer die Vorderſeite, Menſchenliebe, nicht hat, dem fehlt auch die Rückſeite, die Ueberſchrift: Hoffnung. Nicht wahr, liebe Schweſter, Sie finden jetzt, daß alles Andere, nehmlich Reichthum und Rang, Narrenspoſſen ſind, nur die Bonbons, die Deviſen, die man zur Spielerei, nicht zum Satteſſen, mit auf die Tiſche ſetzt, nur, wie Seibold ſagt, ein gemahltes Feuer im harten Winter, und, wie die Bibel ſagt, ein Fallſtrick für die Menſchen."

Die Frau Kammerherrin gab ihm vollkommen Recht, und der argloſe, gutherzige Major hatte dabei auch nicht eine Ahnung von ihrer Heuchelei. Zwar fiel ihm die ſchnelle und gänzliche Umänderung wohl auf; allein das ſtörte ihn nicht in ſeinem fröhlichen Entzücken. „Wurde doch," ſagte er vor ſich, „aus dem Saulus in einem Augenblick ein Paulus. Warum nicht auch hier?"

Der kleine Hennig blieb zu großer Verwunderung des Majors kalt gegen ſeinen Bruder, ſo viele Mühe ſich dieſer auch gab, ſeine Liebe zu gewinnen. Der Major nahm ihn ſogar in einen Winkel, und ſchalt auf ſeine üble Laune. „Vergeben und vergeſſen, Hennig! Höre, wenn Seibold wüßte, daß du ſo ſteif da ſtehſt, wie eine Wachspuppe, der würde dich . . .! Denk' an die fünfte Bitte, mein Söhnchen." — Hennig drückte ſeinem Onkel die Hand, blieb aber noch immer ſo ſteif und kalt wie vorher. Sehr natürlich. Die kleine Emilie hatte geplaudert. Der Heuchler! fliſterte ſie ihrem Bruder zu; Mama hat ihm geſagt: der Onkel hat dein Glück in Händen; und nun ſieh nur, wie er um den Onkel her ſchmeichelt!

Dieſe Entdeckung erregte in Hennigs Bruſt neben dem Widerwillen gegen ſeinen Bruder, auch eine tiefe Verachtung. Er hatte gar keinen Begriff davon, wie man um einer Welt willen Jemanden auch nur ein verbindliches Wort ſagen könnte. In wie fern ſeines Bruders Glück von dem Onkel abhinge, begriff er eben ſo wenig: denn er hatte noch nie an künftiges Vermögen gedacht, ſo fertig er auch rechnete; indeß ſeines Bruders Glück ſtand in des Oheims Händen; mehr brauchte er nicht zu wiſſen, um Karls Heuchelei zu verſchweigen und bei allen Vorwürfen des Onkels nur die Achſeln zu zucken.

Die Frau Kammerherrin fühlte, daß ihr neuer Sieg ſo lange ungewiß bleiben würde, als Hennig noch in Sollingen wäre. Sie ſetzte ſich daher zu dem Schwager, und fing an, über ihre Söhne mit ihm zu ſprechen. Ich denke, ſagte ſie, nach gerade oft mit Unruhe daran, was die Vorſehung aus meinen beiden lieben Söhnen einmal machen wird.

„Die Vorſehung,“ erwiederte der Major, „hat darum den Kindern Eltern gegeben, daß die aus ihnen redliche Menſchen machen, und ihnen über die Wahl eines Standes rathen ſollen.“

Das meine ich eben, lieber Bruder! — Und nun hielt ſie dem Soldatenſtand eine lange Lobrede, die ſich mit den Worten ſchloß: mein Aelteſter iſt zu ſchwächlich zu einem Soldaten; ſonſt ſollte er je eher je lieber in Dienſte gehen. Aber mein guter Hennig — dem haben Sie, lieber Bruder, eine Erziehung gegeben, die einmal einen tüchtigen Soldaten aus ihm machen muß. Er reitet, er ficht, er . . .

„Er ſoll nicht Soldat werden!“ ſagte der Major trocken; „dazu habe ich meine guten Gründe.“

Aber, lieber Bruder, ich dachte . . . Doch Ihre Gründe werden vernünftig ſeyn. Ich dachte, weil Sie ſelbſt Soldat geweſen ſind.

„Eben deswegen, Frau Schweſter, kenne ich das Weſen anders, als Sie. Soldaten müſſen ſeyn; und wenn das liebe Vaterland angegriffen würde, ſo wollt' ich ſelbſt noch einmal mitziehen, und ſollte ich auch die Flinte nehmen. Aber ſonſt —! Es iſt kein ſchwererer Stand in der Welt; das habe ich wohl gefühlt. Subordination iſt nöthig. — Wenn ſie einen Menſchen, der ſich in dem Punkte vergangen hatte, arkebuſirten, ſo ſchwamm mein Herz zwar in Thränen, und ich wünſchte: wäreſt du doch todt; aber ich ſchwieg, und dachte nur: es muß ſeyn! Doch, dank dir, lieber Gott, daß es in deinem Himmel keine Subordination, keinen Unfrieden, keinen Streit mehr giebt. Erbarme dich der Seele des Unglücklichen, und vergieb uns, daß wir ihn aus der Welt ſchaffen müſſen! . . . Sehen Sie, Frau Schweſter, zur Subordination iſt der Hennig gar nicht erzogen; da paßte Karl tauſendmal beſſer. Aber, wenn das auch nicht wäre — ich wollte, Sie ſähen einmal ſo ein Schlachtfeld, auf dem man ſelbſt mit dem Säbel thätig geweſen iſt! Wenn die Arbeit gethan war, — großer Gott! großer Gott! können das deine Kinder! — wenn ich den blutigen Säbel abgewiſcht hatte, ſo . . ." — Er ſchüttelte den Kopf, und fing heimlich an zu weinen. — „Nein, Gott bewahre den Hennig, daß er nicht ſieht, was ich hundertmal habe ſehen und fühlen müſſen! Einen Menſchen, ein Ebenbild Gottes, meinen Bruder, vom Pferde zu hauen! Ach!"

Ei, mein Gott, es ſind ja aber doch Feinde, lieber Herr Bruder; und der Fürſt, oder der König, wenn man dem dient, befiehlt es.

„Hm! hätte mein Vater ein Paar Meilen weiter gegen Mittag gewohnt, ſo wären es Freunde, und der Kaiſer beföhle es. Es waren Feinde, freilich; aber doch Menſchen! Und wiſſen Sie wohl, was ich allemal heimlich betete, wenn der alte Oberſte ſein „vorwärts, Marſch, in Gottes Nahmen!“ rief? Lieber Gott, betete ich, ſey doch ſo gnädig, der erſten Kanonenkugel ein Billet auf mein Leben zu geben! (Sehen Sie, bei den Soldaten heißt es immer: jede Kugel hat ihr Billet; ob das gleich nicht wahr iſt, wie der Stabsprediger es mir oft erklärt hat.) Nun, es ſollte nicht ſeyn, und es war gut: denn jetzt kann ich doch wieder ſchlafen, ohne daß die Sterbenden um mich her winſeln und ſeufzen; in den erſten drei Jahren nach dem Kriege konnte ich das nicht. Hätte ich das alles in meiner Jugend ſo gewußt, ich wäre nicht in des großen Königs Dienſte gegangen, ſondern ruhig in dem Lande unſres Fürſten geblieben. Nein, nein, Hennig ſoll kein Soldat werden, ausgenommen, wenn es noth thäte, wenn es an Vertheidigern des Vaterlandes fehlte; dann müßte er.“

Die Frau von Halden ſchwieg; denn von der tiefſten Rührung bis zu dem höchſten Zorne war bei dem Major nur ein Schritt, und er konnte nie leichter heftig werden, als wenn ihm Thränen in den Augen ſtanden, oder wenn er Beklemmung in ſeinem Herzen fühlte. Auch dieſer Plan, Hennigen zu entfernen, war verunglückt. Sie mußte ſich alſo gänzlich auf ſich ſelbſt und auf ihren Karl verlaſſen. In der That gelang es heute Beiden, ſich die Gunſt des Majors in einem hohen Grade zu erwerben; denn er glaubte eher an alle Laſter und Verbrechen der Menſchen, als an Heuchelei, dieſe tiefſte aller Niederträchtigkeiten, von der ſein argloſes Herz ſich gar keinen Begriff machen konnte. Er war zufrieden mit Karln, mit der Schwägerin, und mit ſeinem Bruder. Um ihn noch mehr zu gewinnen, ließ man den Hofmeiſter und die Bonne mit am Tiſche eſſen, und die Frau von Halden ſprach mit Beiden ſehr artig.

Als Emilie ſah, daß ihre Mutter gegen den Onkel ſo freundlich und gefällig war, entwarf ſie einen Plan, dieſes gute Vernehmen zu ihrem Vortheile zu nützen. Sie äußerte bei einem Spaziergange mit dem Major den Wunſch, einmal einen Monat lang bei ihrer Tante zu ſeyn. Lieber Onkel, ſagte ſie, ich ſehe meinen Bruder Hennig und die Tante ſo ſelten. Und das kleine Hannchen muß nun auch ſchon recht groß werden. Ach, ich möchte wohl einmal recht lange in Sollingen ſeyn! Und Herr Seibold iſt ſo gut, und ich habe ihn ſo lieb.

„Nun, Milchen, ſo komm mit,“ ſagte der Major.

Ja, bedeutete ihn Emilie mit heimlichen Blicken; Onkel muß es aber Mama ſagen. Wenn ich es ſage, ſo erlaubt ſie es nicht. Und dann muß Onkel die Mama bitten, daß ſie auch Karln mit nach Sollingen gehen läßt. Karl kommt zwar nicht mit, das weiß ich; aber deſto leichter wird Mama erlauben, daß ich hin darf.

Der Onkel lächelte darüber, daß er bei einer ſolchen Kleinigkeit ſo umſtändlich zu Werke gehen ſollte; aber Emilie wußte wohl, was ſie bat, und erinnerte den Onkel noch einmal, ja um Karln, und erſt dann, wenn Mama Nein ſagte, um ſie zu bitten.

„Höre, Milchen,“ ſagte der Major; „du gehſt ja mit deiner Mutter um, wie mit einem Feinde. Das iſt nicht recht, mein Töchterchen! Hübſch gerade heraus mit deinen Eltern!“

Lieber Onkel, mit Ihnen wollte ich immer gerade herausgehen, Ihnen wollte ich alles in der Welt ſagen, alles, was mir die Bonne anvertrauet; aber mit Mama iſt das nichts. Machen Sie es anders, lieber Onkel, ſo komme ich nicht mit; und ich wollte doch ſo gern einmal zu Ihnen, weil ich Sie Alle in Sollingen ſo lieb, ach! ſo herzlich lieb habe.

„Haſt du? Nun, ich will es ſo machen, wie du ſagſt, liebes Milchen." Der Major bat ſeine Schwägerin, ihm Karln auf einen Monat mitzugeben. Sie wurde verlegen, und brauchte Entſchuldigungsgründe, die augenſcheinlich aus der Luſt gegriffen waren; denn ſie wußte nur allzu gut, daß Karl bei dem Major nicht acht Tage lang in ſeiner heutigen Rolle bleiben könnte. Um nur los zu kommen, ſchlug ſie von ſelbſt Emilien vor, und die Kleine ſagte Ihr Ja mit einem Tone, als ob ihr wenig an dieſer Reiſe gelegen wäre.

Der Major dachte: „Lieber Gott! iſt es möglich, daß eine Mutter das Vertrauen ihres Kindes ſo verlieren kann!" Emilie bekam von ihrer Mutter einige Verhaltungsregeln, und fuhr dann nach Sollingen. Die Bonne mußte zu Hauſe bleiben, ſo gern ſie auch mitgereiſt wäre; denn die Frau von Halden

trauete

trauete ihr nicht. Emilie klatſchte in die Händchen, als ſie Moorberg im Rücken hatte, und taumelte vor Freude in die Arme ihrer Tante, als ſie in Sollingen aus dem Wagen ſtieg.

Seibold war ſehr vergnügt, als er das Mädchen wiederſah, das mit ſolcher Begeiſterung, mit ſolcher mädchenhafter, und doch ſo kindlicher Innigkeit an ihm hing. Der Major übergab ihm Emilien, mit der Bemerkung: „Sie haben einen Zug aus der Seele des Kindes wegzuſchaffen, der mir gar nicht gefällt. Denken Sie nur! ſie macht ſchon Kabalen gegen ihre Mutter.“ —

Das kommt von dem Romanenleſen ihrer Gouvernante, antwortete Seibold ſehr treuherzig; dadurch iſt die Phantaſie des Kindes in Bewegung geſetzt: aber ich ſtehe Ihnen dafür, Herr Oberſtwachtmeiſter, Emiliens Herz iſt ohne Flecken. Doch heraus muß der Zug; da haben Sie Recht. Es wäre Schade, wenn nicht auch in dem Köpſchen des Mädchens die beſte Ordnung wäre! Ich danke Gott, daß die Kleine hier iſt. Nun hoffe ich, die Romanenideen von Liebe, Treue und dergleichen wohl wieder wegzuſchaffen.

Dieſe Verſicherung gab Seibold mit der gutherzigſten Zuverſicht. Was würde er aber geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß eben Er die Urſache von Emiliens Hierſeyn war, daß eben Er eine ſo große Rolle in ihrem Köpfchen ſpielte! Er nahm ſich vor, den Monat, den Emilie in Sollingen bleiben ſollte, recht zu nützen, und ſie war daher vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend bei ihm. Ueber ſie verſäumte er ſogar den Unterricht ſeines Hennigs. Er ging mit ihr ſpazieren, ſuchte ſie dabei auszuholen, und fand bald, daß die Romanenideen bei ihr tiefer und feſter ſaßen, als er vorher dachte, und daß in ihrem Kopfe ſchon tauſend Begriffe waren, die er noch nicht darin vermuthete. Sie hatte die Bücher ihrer Bonne mit Begierde geleſen. Freilich gab ihre Unwiſſenheit in anderen Stücken und ihre Unſchuld allen ihren Vorſtellungen ein eigenes Kolorit, ſo daß man dieſe leicht für Einfälle eines Kindes hätte halten können; aber ein ſo aufmerkſamer Beobachter wie Seibold mußte in dem Grunde ihrer Phantaſie die Wahrheit dennoch entdekken. Sie dahin zu bringen, daß ſie dieſe Gefühle und dunkeln Vorſtellungen vergäße, das war, wie Seibold bald merkte, unmöglich. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ihre Gefühle zu entwickeln, ihre dunkeln Vorſtellungen aufzuhellen, und ihr zu zeigen, daß es bloße Träume wären, deren Wirklichkeit ſie in der Welt nicht erwarten dürfte. Er that richtig, was geſchehen mußte, wenn dieſes ſchon in ſo jungen Jahren empfindende Herz nicht ſpät oder früh ein Raub der Sinnlichkeit werden ſollte; nur hätte es ein Anderer thun ſollen, und nicht Er, der ſelbſt der Gegenſtand dieſer dunklen Sehnſucht, dieſer Wünſche und Träumereien war. Er ſprach mit Emillen, und, weil dieſe Art von Unterredung es nothwendig machte, wie mit einem erwachſenen Mädchen. Dieſe Auszeichnung blieb von ihr nicht unbemerkt; ſie fühlte ſich durch Seibolds Vertrauen ſehr geehrt, und gab ſich nun alle Mühe, in dieſem Verhältniſſe mit ihm zu bleiben.

Um nun ja kein Kind mehr zu ſcheinen, that ſie, als verſtände ſie Alles, was Seibold ihr ſagte. Manches, was ſie verſtand, beantwortete ſie, ſo geſetzt ſie nur konnte; und das

Andre ließ ſie hingehen, ohne etwas zu erwiedern. Sie verſprach, alles zu thun, was er von ihr verlangte, ſich nach allem, was er ſagte, zu richten, und dachte nicht einmal daran, es verſtehen zu wollen. Es war ihr nur darum zu thun, ihm groß und verſtändig zu ſcheinen; und ſie ſchien ihm wirklich ſo: das merkte ſie an der zutraulichen Güte, mit der er ſie behandelte. Er glaubte Alles ganz vortrefflich gemacht zu haben, und gab ihr die Hand darauf, daß er immer ihr Freund, ihr Rathgeber ſeyn wollte.

Emilie war ſehr zufrieden; ſie fühlte ſich nun mit Stolz über andre Kinder hinweg gehoben, da ſie die Freundin eines Mannes, und eines edlen Mannes, war. Jetzt hängte ſie ſich, ſelbſt mehr, als ihr Gefühl es ihr gebot, an Seibold, um ja ſeine Freundſchaft durch Kälte nicht wieder zu verlieren. Sie hatte nun, als ſeine Freundin, einen ihr in der That fremden Charakter zu vertheidigen: den Charakter eines erwachſenen Mädchens; und ſie hielt ihn mit vieler Ueberwindung.

So wenig auch Seibold bei dieſem Handel dachte, ſo hätte er dennoch kein Menſch ſeyn müſſen, wenn ihm die kleine Emilie durch ihre innige ſeelenvolle Anhänglichkeit nicht intereſſant geworden wäre. Er empfand eine reine väterliche Liebe zu ihr, wie außerdem nur noch zu dem kleinen Hennig; aber in dieſe Liebe miſchten ſich zugleich ein ſeltſames, ſcheues, zartes Gefühl und eine Höflichkeit, die ihn hätten aufmerkſam machen müſſen, wenn er ſich ihrer deutlich bewußt geweſen wäre.

Ein Blick von ihm, ein kleiner Wink mit den Augen, war hinlänglich, Emilien dahin zu bringen, daß ſie ihre liebſte Beſchäftigung unterbrach, und nur auf ihn ihre ganze Aufmerkſamkeit heftete. Verließ er das Zimmer, ſo ging auch ſie einen Augenblick nachher hinaus, und ſuchte ſo lange, bis ſie ihn gefunden hatte. Beim Spazierengehen faßte ſie ſeine Hand, und ließ ſie nicht los, der Weg mochte ſo ſchmal werden, wie er wollte; und das alles nannte ſie, wenn der Major ſie bisweilen mit Seibold neckte: Dankbarkeit.

Beſter Onkel, ſagte ſie; ja, ich habe auf der Erde niemanden lieber, als den guten Seibold. Er iſt mein Lehrer, mein Freund, mein Rathgeber; und wenn ich einmal gut werde, ſo habe ich es ihm zu danken.

Das fand der Major ſehr lobenswerth. Er küßte ſie dafür, und ſagte: „habe du ihn nur lieb; wir lieben ihn Alle. Und Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Menſch iſt, wie Seibold!“ Niemand dachte daran, daß dieſe und ähnliche Aeußerungen Gift für das Herz des Mädchens ſeyn könnten. Sie erregten freilich Anfangs keinen eigentlichen Gedanken bei Emilien; aber ſie ſchärften ihre Gefühle, aus denen denn doch zuletzt Gedanken, ſogar Vorſätze und Entſchlüſſe, wurden. Ihre Bonne ſprách, wie ſchon erinnert worden iſt, von nichts öfter und bitterer, als von dem Ahnenſtolze, weil ſie von dem ſo viel zu leiden hatte. Sie gab ſich alle Mühe, Emiliens Herz gegen dieſen ſo gewöhnlichen Fehler zu ſichern, und ging in ihrem Eifer wohl oft ein wenig zu weit. So erklärte ſie, zum Beiſpiel, die Mißheirathen für Beweiſe von Verſtand, von einem edlen, ſich über die elenden Vorurtheile wegſetzenden Herzen; ſie ſprach davon ſo oft, bis ihre Schülerin begriff, was ſie meinte und was ſie andeuten wollte. Es war alſo natürlich, daß Emilien bei den Worten ihres Oheims: „Gott gebe, daß einmal dein künftiger Mann ein Menſch iſt, wie Seibold!“ jene Aeußerungen über Mißheirathen wieder einfielen, und daß der Gedanke: du könnteſt ja einmal Seibolds Frau werden! bei ihr ſo klar wurde, wie er in der Seele eines Kindes werden konnte. Kurz in Emiliens Bruſt ſetzte ſich der zarte Keim einer Liebe an, der um ſo schneller wuchs, da jedermann in Sollingen ihn recht abſichtlich zu pflegen ſchien.

Seibold war den ganzen Tag bei ihr, las ihr vor, unterrichtete ſie, lehrte ſie die Harfe ſpielen, hatte ſie dabei zwiſchen ſeinen Knieen vor ſich ſtehen, hielt ſie in ſeinen Armen, nahm ſie auf ſeinen Schooß, wenn ſie fleißig geweſen war, und küßte ſie, wenn ſie ihm mit Kinder-Unſchuld die Wange ſtreichelte. Er gab ihr alle ihre Liebkoſungen wieder, weil er nicht wußte, wie viel ſie ihm gab. Der Onkel und die Tante neckten ſie unaufhörlich mit ihrem lieben Seibold, den ſie nie verließ, und gaben ihr den Rath, ſich an ihn ſchmieden zu laſſen, damit ſie ihn immer behielte. Der kleine Hennig zankte ſich mit ihr in Scherz darüber, daß ſie ihm Seibolds Liebe und nun auch ſeinen Unterricht entzöge. Kurz, es ging Allen in der Sollingiſchen Familie, wie es tauſend Müttern mit ihren Töchtern geht: ſie wußten nicht, was ſich in dem Herzen des Mädchens regte. Emilie hatte aufgehört ein Kind zu ſeyn, und man hielt ſie noch immer dafür.

Auch in ihren Kenntniſſen machte ſie unglaubliche Fortſchritte; denn Seibolds Liebkoſungen waren ja der Preis ihres Fleißes. Sie ſchrieb Aufſätze, die Seibold Hannchen mit Erſtaunen zeigte; man bewunderte Emiliens hohes Gefühl in dieſen Aufſätzen, ohne nur einmal auf den Argwohn zu fallen, daß etwas Beſonderes ihre Seele mit einer ſolchen Begeiſterung füllen müſſe.

Der Monat war verlaufen. Der Major erhielt von der Mutter noch einen Monat, dann wieder einen, und endlich ein ganzes Jahr. Er und alle Menſchen im Hauſe wußten zuletzt nicht, wen ſie mehr liebten: Emilien oder den kleinen Hennig; aber jeder wußte, daß Emilie nur Seibolden liebte: denn in der That ſchien ſie allen Anderen nur deshalb freundlich zu begegnen, weil Seibold es wollte.

Seibold las mit ihr hiſtoriſche Schriften, vermied alle Dichter, und verbot ihr ſogar, einen zu leſen. Emilie befolgte ſeinen Willen, ſo ſehr es ſie auch ſchmerzte, daß ſie nicht genießen ſollte, was ihr aus einigen von Hennig vorgeleſenen Stücken ſo äußerſt reitzend war. Aber was bedurfte ein Herz, in welchem die Liebe ſo mächtig aufwuchs, eines Dichters? Hennigs Styl blieb proſaiſch, ſo viele Verſe er auch las; und Alles, was Emilie ſchrieb, war Poeſie, ob ſie gleich nicht Einen Dichter in die Hand nahm. Seibold fürchtete den romantiſchen Schwung ihres Kopfes, deſſen Urſache ihm verborgen blieb, und gab ſich daher Mühe ihren Charakter zu befeſtigen. Er ſuchte einen edlen Stolz in ihr zu erwecken, der das Leben wie eine Armſeligkeit verachtet und nur die Erfüllung der Pflicht anerkennt; er erregte bei ihr allmählich tiefen Abſcheu vor dem Genuſſe der groben Sinnlichkeit; er ſtellte es ihr als das höchſte Glück vor, Herr ſeiner ſelbſt zu ſeyn, ſich nicht von ſeinen Gefühlen, noch weniger von ſeiner Sinnlichkeit, von Schmerz und Freude, beherrſchen zu laſſen. Der weichlichen Schwärmerei in ihrer Seele ſuchte er ein Gegengewicht in der ſtolzeſten Größe zu geben. Er las ihr die Geſchichte der Arria, der Portia, aller großen Römerinnen und Griechinnen vor. Was dieſen ihr Vaterland geweſen war, dazu machte er bei Emilien die Pflicht, die Tugend; und ſie fing von dieſem Tage an, kalt, einfach zu werden: freilich in Kleinigkeiten, in Kindereien; aber was ſie überſehen konnte, nahm den neuen Charakter an, den Seibold ihr geben wollte. Sie putzte ſich nicht mehr: denn ſie dachte an die Mutter der Gracchen; ſie weinte nicht mehr: denn die edelſten Römerinnen hatten bei Leiden keine Thräne vergoſſen; ſie beſtrebte ſich, einfach und kurz zu reden: denn auch die Spartanerinnen hatten das gethan.

Selbſt dieſer Stolz, dieſe Kälte, wurde eine neue Flamme in ihrem Herzen, und ſo betrog ſie Seiboldẽn aufs neue. Sie war ſtolz geworden, um jedes Hinderniß ihrer Liebe zu verachten, erhaben über Schmerz und Freude, um ihrem Freunde treu zu bleiben, kalt gegen das Meiſte, weil es nicht zu ihrer Liebe gehörte. Seibold erſtaunte über die Gewalt, die das Mädchen über ſich ſelbſt hatte.

Endlich kam der Tag der Trennung, ſo lange er auch verzögert war. Schon drei Tage vorher war der Major ſehr ängſtlich, weil er ſich vor den Klagen des Mädchens fürchtete. „Gieb Acht," ſagte er zu Hannchen; „es geht nicht gut, wenn Emilie von dem Seibold weg ſoll!" Der Morgen war da. Emilie kam mit verweinten Augen und bleich zum Vorſchein. Seibold faßte ihre Hand, und ſagte: es thut dir weh, Emilie, daß du uns verlaſſen ſollſt; aber es iſt deine Pflicht. Mehr habe ich dir nicht zu ſagen. — Emilie ſah ihn ſtarr an, und ihre Thräne blieb im Auge ſtehen. Sie ſprach ernſt, aber doch freundlich mit ihrem Oheim. Als der Wagen vor das Haus fuhr, brach einige male ein weinender Ton durch ihre Worte; und dennoch hielt ſie ſich wieder. Adieu! rief ſie auf einmal, ſprang die Treppe hinunter in den Wagen, und rief dem Kutſcher zu: fort! geſchwind!

Alle im Zimmer ſahen einander mit großen Augen an, und der Major ſagte: „wahrhaf lig! Selbold, Sie haben das Mädchen zu einem Manne gemacht, ohne an ihrer Seele etwas zu verderben.“ Selbold hatte ſich an Emilien ſo gewöhnt, daß er die erſten Tage nach ihrer Abreiſe ganz zerſtreuet und wie verlaſſen umher ging. Wenn der Major neckend zu Hannchen ſagte: „er iſt eben ſo verliebt in die Emilie, wie ſie in ihn;“ ſo antwortete Selbold: ja, Herr Oberſtwachtmeiſter, ich habe nie einen Menſchen ſo zärtlich geliebt, wie dieſes Kind; aber Sie glauben auch nicht, welch eine große Seele in unſrer Emilie wohnt.

Die Frau von Halden hatte ihre Tochter nun ſeit einem Jahre nicht geſehen; denn ſie kam nicht nach Sollingen, unter dem Vorwande, daß ſie das Fahren nicht vertragen könnte, doch eigentlich, um die ehemalige Kammerjungfer nicht Frau Schwägerin nennen zu dürfen. Emilie war nun vierzehn Jahre alt; man hätte ſie aber für funfzehnjährig angeſehen: ſo ausgebildet waren jetzt alle ihre Züge. Die Mutter erſtaunte, als ſie Emilien wiederſah, deren Gang etwas Edles, deren Stellung etwas Großes, und deren Geſicht etwas Stolzes bekommen hatte. Ihr war vor dem erſten Anblick ihrer Tochter ſehr bange geweſen. Nun ſollſt du ſehen, ſagte ſie in den letzten Tagen vor der Ankunft zu ihrem Manne, welch ein Bauermädchen die Emilie ſeyn wird! Zwei Jahre lang werde ich an ihr zu predigen haben, ehe man es ihr wieder anſieht, daß ſie keine Paſtorentochter oder noch etwas Gemeineres iſt! — So hatte ſie geklagt; und nun trat Emilie ſo edel in das Zimmer. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, und ſagte: Ih! Ih! willkommen, liebes Mädchen! Mein Gott, Herzens-Kind, du biſt ja wahrhaftig ſo ſchön geworden, wie die Venus. Ei mein Himmel! welch einen Gang hat das Mädchen! wahrhaftig, wie eine Königin! Hat denn der Schwager einen Tanzmeiſter da gehabt? Dreh dich doch einmal um! Aber, lieber Mann, ſo ſieh doch her! du biſt ja Vater! — Wahrhaftig, fliſterte ſie halb laut; das Mädchen iſt ein wahrer Engel! — Aber Emilie! deine Hände! Hat dir denn der Geitzhals, hätte ich bald geſagt, der Onkel, nicht einmal Handſchuhe gehalten? Herr Gott, deine Arme ſind ja braun von Sonnenbrand! Das dacht' ich wohl! Aber wie vollſtändig das Mädchen geworden iſt! Wahrhaſtig Milchen, nun muß ich bald aufs Brautbett denken.

So zufrieden die Mutter Anfangs auch geweſen war, ſo unzufrieden wurde ſie nachher, als ſie Emilien näher beobachtete. In das Mädchen war der Geiſt des Widerſpruches gefahren, und eines ſehr wunderlichen, mit dem ſie nichts anzufangen wußte, der ſie erbitterte, und doch zugleich furchtſam machte. Emilie verwarf z. B. gewiſſe Kleidungsſtükke, und trug ſie nicht. Fragte die Mutter: warum; ſo gab Emilie den Grund davon ſehr ruhig an. Nun ſchalt die Mutter nach ihrer Gewohnheit, und behauptete: man müſſe es machen wie Andre; Mode ſey Mode. Während die Mutter ſo ſprach, änderte Emilie mit großer Ruhe das Kleidungsſtück, von welchem die Rede war, nach ihrem Willen. Ihre Mutter fuhr auf, und Emilie ſagte mit der größten Gelaſſenheit: „ich will gern gehorchen, liebe Mutter, ſo bald Sie mir nur einen einzigen Grund anführen, warum Sie es ſo haben wollen; denn daß es Mode iſt, gilt mir für keinen Grund. Auch das, was ich trage, iſt Mode, und von zwei Moden wähle ich immer die beſcheidenſte und einfachſte." Dabei blieb es; denn zu einem Zanke ließ es Emiliens Kälte nicht kommen.

Eben ſo ging es mit dem Bruder Karl. Dieſer junge Menſch hatte gegen jedermann, ſelbſt gegen Vater und Mutter, einen befehlenden Ton angenommen; aber Emilie wagte es, ihm nicht zu gehorchen. Ohne ſich mit ihm in einen Streit einzulaſſen, ſah ſie ihn, wenn er den Herrn mit ihr ſpielen wollte, nur ſcharf an, und ſagte ruhig: „du willſt das; ich aber will das nicht!" Am unbegreiflichſten war Karln dabei, daß ſie ihm Gefälligkeiten erwies, die er gar nicht erwarten konnte, und oft zu einer Zeit, wo er ſie ſehr unhöflich behandelt hatte. Kurz, Emilie war ein ſeltſames Geſchöpf, mit dem alle anderen Menſchen im Hauſe ſehr gut fertig werden konnten, nur die Mutter und der Bruder nicht. Die Mutter klagte ihrem Manne: ſieh, da hat dein Bruder wieder eins von ſeinen edlen Stückchen gemacht: Emilien gegen mich und Karl aufgehetzt! Das iſt dein edler

Bruder! Ein Teufel zwiſchen Eltern und Kindern!

Kam das Geſpräch in Emiliens Gegenwart auf den Oheim und den Bruder Hennig, ſo ließ ſie ihre Mutter ſagen, was ſie wollte; miſchte ſich aber ihr Bruder hinein, ſo ſah ſie ihm ernſt und ſcharf in das Geſicht. Schwieg er dann nicht bald, ſo ſagte ſie: „Karl, du biſt ein armſeliger Menſch. Eine einzige von den Tugenden des Onkels oder des Bruders würde dich ſchon achtenswerth machen.“ Dann fuhr Karl auf, und Emilie, wenn man ſie zu Worte kommen ließ, fing an ihre Behauptung mit vielem Feuer zu erweiſen, ohne auf ſeine Schmähungen und Sticheleien etwas zu erwiedern.

Das Seltſamſte bei der Sache war, daß die Mutter, ſo ſehr auch Emiliens Betragen ſie verdroß, es doch nicht wagte, ſie hart zu behandeln. Sie hob in einem ſolchen Zanke zwiſchen Emilien und Karln wohl einmal die Hand auf, und rief heftig: Emilie! — Emilie aber ſah ſie ruhig, doch ehrerbietig, an, und ſagte: „ich bitte Sie, Mutter, behandeln Sie mich nicht ſo! Ich ſage meine Meinung, wie

wie Karl die ſeinige. Ihre Liebe zu ihm kann ihn unmöglich berechtigen, mir zu befehlen, daß ich ſchweigen ſoll.“ Die Frau von Halden erröthete halb vor Zorn, halb vor Scham, ließ die Hand ſinken, die ſie ſchon aufgehoben hatte, huſtete verlegen, und brach das Geſpräch auf einmal ab. Der Vater ſchwieg, ob er gleich immer Emilien den Sieg wünſchte, und die Familie ſaß dann einige Minuten unruhig und ſtill neben einander.

Nach einer ſolchen Scene war indeß die Mutter immer bald wieder verſöhnt, da ihre Eitelkeit durch Emilien ſo ſüße Opfer bekam. Befand ſich Geſellſchaft in Moorberg, und Emilie trat in das Zimmer, ſo erröthete die Mutter vor Verdruß über die einfache, prunkloſe Kleidung ihrer Tochter; allein nach einer halben Stunde war aller Verdruß verſchwunden. Emilie gerieth bald in ein Geſpräch mit irgend einem aus der Geſellſchaft, der dann mit Aufmerkſamkeit vor dem holden, ſchönen Mädchen ſtand, und ihr mit ſichtbarer Ehrerbietung zuhörte. Sie ſprach nur von alltäglichen Dingen: von der Natur, von den Armen im Dorfe, von der letzten Feuersbrunſt, von einem Unglücklichen, von ihrem Oheim, ihrer Tante, ihrem Bruder, und dem alten Hennig; aber welcher Mann hätte von dieſem Lächeln, von dieſem ſeelenvollen Blicke, von dieſem ſchönen Mitleiden, von dieſem himmliſchen Entzücken ein Auge verwenden können!

Wenn die Mutter eine ſolche Unterredung bemerkte, ſo näherte ſie ſich mit großer Freundlichkeit, und horchte von der Seite auf jedes Wort, das Emilie ſagte. Der Inhalt gefiel ihr nicht immer; doch ſie vergaß das über die ehrerbietigen Antworten des Fremden. Hörte endlich das Geſpräch auf, ſo trat ſie zu dem letzteren, und fing an: Sie haben ja recht viel mit meiner Emilie geplaudert. Ich bedaure es, wenn Ihnen das Mädchen lange Weile gemacht haben ſollte. Die Antwort des Fremden war dann für ſie ein köſtlicher Weihrauch, den ſie mit langen Zügen in ſich ſog. Ihre Blicke begleiteten Emilien unaufhörlich, ſo lange die Geſellſchaft da war; ſie bewunderte die Sicherheit, mit der ihre Tochter ſich überall zu betragen wußte, und ärgerte ſich nur dann über ſie, wenn irgend ein Anderer, oder gar ein Mädchen, das große Wort nahm, weil Emilie dann ſogleich ſchwieg, und auch nicht einmal eine höhniſche Miene machte.

Franzöſiſch ſprach Emilie nie, wenn ſie es anders vermeiden konnte, ſo viele Fertigkeit ſie auch in dieſer Sprache hatte, und ſo oft auch ihre Mutter ihr Gelegenheit gab, dadurch zu glänzen. Um ſie zu zwingen, wurde oft ein armer Franzoſe aus der Nachbarſchaft eingeladen; denn nur mit dem unterhielt ſich Emilie Franzöſiſch, weil er das Deutſche ſehr elend ſprach.

Eben ſo wollte Emilie in Geſellſchaft nie die Harfe ſpielen, die ſie noch immer mit großer Begeiſterung übte; und wurde ſie ja einmal durch das Bitten der ganzen Geſellſchaft dazu gezwungen, ſo ſpielte ſie gewiß ſchlechter als ſonſt, und wußte dann das Geſpräch ſo geſchickt auf etwas Anderes zu bringen, daß die Harfe bald wieder vergeſſen wurde.

Dieſes Verhalten hatte ihr Seibold empfohlen, deſſen Rath ſie auf das ſorgfältigſte befolgte. Sie ſtand in einem Briefwechſel mit ihrem Freunde, und erzählte ihm alles, ihr

Betragen, ihre Gedanken, ihre Empfindungen. So ungern Seibold auch Briefe ſchrieb, ſo ließ er doch keinen von Emilien unbeantwortet. Er hielt es für ſeine Pflicht, ſich des lieben Mädchens auch in der Ferne noch anzunehmen, und gab ihr Verhaltungsregeln über ihr Betragen gegen ihre Mutter, gegen ihren Bruder, und ſelbſt gegen ihre Bonne. Dieſe nahm Emilien nach der Trennung von einem Jahre mit unbeſchreiblicher Liebe wieder auf; aber auch ſie fand ihre Schülerin gänzlich verändert. Das natürliche Vertrauen, das Emilie ſonſt gegen ſie geäußert hatte, wurde in eine andere Form gegoſſen; es war mehr das Vertrauen einer Schweſter, einer Freundin. Emilie ſchlug es ihrer Bonne ein, für allemal ab, wieder Romane mit ihr zu leſen; aber die Träumereien der ſchwermüthigen Erzieherin, die ſie anzuhören nicht umhin konnte, waren eben ſo ſchlimm, und vielleicht noch ſchlimmer, als die Romane, die ſie ehemals zuſammen geleſen hatten.

Emilie erzählte Seiboldeu freilich auch ihre Unterredungen mit der Bonne; doch verſchwieg ſie einen kleinen Umſtand dabei: ihr

Wohlgefallen an den Erzählungen derſelben. Dagegen wiederholte ſie alles das, was Selbold über dieſen Punkt geſagt hatte, ſo natürlich, daß er ſehr ruhig wurde. Selbſt Emilie wußte nicht, daß ſie ihren Lehrer betrog.

Die heimlichen Zuſammenkünfte fingen jetzt aufs neue an. Emilie hatte Seibolden ſo viel zu ſagen, was ſich ihrer Meinung nach gar nicht ſchreiben ließ; und er konnte alſo nicht umhin, ſie von Zeit zu Zeit auf eine Stunde zu beſuchen. Kam er, ſo war ihr Herz ſo voll, daß ſie vor Freude jedesmal vergaß, was ſie fragen wollte, und ihn um einen neuen Beſuch bat, damit ſie ſich erſt wieder erinnern könnte.

Seibold hätte merken müſſen, daß die Empfindungen des Mädchens mehr als Freundſchaft waren, wenn er ein böſer Menſch geweſen wäre. Emilie hatte jedesmal, wenn er kam, ſchon eine Stunde auf ihn gehofft; ſie flog ihm mit lautem Freudengeſchrei entgegen, und war ſo unbeſchreiblich zärtlich, ſo innig bewegt, ſo unruhig! Er fing ſogar ſchon an, ähnliche Empfindungen zu haben, wenn er das Mädchen ſah; aber dieſe Liebe war auf einem ſo ſeltſamen Boden gewachſen, daß vielleicht auch größere Kenner als er ſich hätten täuſchen laſſen.

Emilie war noch immer ein Kind; wie konnte Seiboldеn auch nur träumen, daß ſie ihm gefährlich wäre! Sie war reich, und von Adel; die Erinnerung hieran betrog ihn, wenn er über die Art ſeiner Empfindung nachdachte. Wäre Emilie von ſeinem Stande geweſen, ſo würde ihm wahrſcheinlich doch einmal der Gedanke eingefallen ſeyn, vielleicht in der Zukunft durch den Beſitz dieſes Mädchens glücklich zu werden. Schon dieſer Gedanke allein wäre dann hinlänglich geweſen, ihm die Stärke ſeiner Neigung zu Emilien zu zeigen; allein in ſeinem Verhältniſſe konnte er ihn nie haben, und ſo blieb ihm die Art ſeiner Empfindung immer unbekannt.

Er war ein Enthuſiaſt in der Freundſchaft, und hier fand er ein Herz, das ſich dem ſeinigen gänzlich hingab. Emilie ihrer Seits konnte gar nichts thun, ihren Freund mit ſeinen geheimen Empfindungen bekannt zu machen. Mit Hülfe ihrer Romane würde ſie bald gewußt haben, daß ſie mehr als Freundſchaft für Seibold fühlte; allein er ſpottete über die Liebe, erklärte ſie für verſteckte Sinnlichkeit, und hatte ſeine Schülerin hundertmal vor dieſer Leidenſchaft gewarnt. Um ihrem geliebten Lehrer gefällig zu ſeyn, ſprach ſie wie er, nannte ihr Gefühl zu ihm Dankbarkeit, Achtung, und glaubte ganz ehrlich, daß es nichts andres wäre. Da ſie ſich in dem Beſitze ihres Freundes glücklich fühlte, ſo kümmerte es ſie nicht, unter welchem Namen ſie ihn beſaß.

So wuchs dieſe Liebe, allen Menſchen unbekannt; und nach und nach wurden durch ſie die Herzen der beiden Liebenden ſo feſt umſchlungen, daß keine Gewalt ſie wieder trennen konnte, ohne ſie zu zerreißen. Vielleicht würden dennoch Zeit und Entfernung dieſe ſo ſeltſam entſtandene Leidenſchaft wieder zerſtört haben, wenn nicht die Mutter ſelbſt, ohne es zu wollen, der Tochter das ſüße Gift in dem ſchönſten Gefäße gegeben hätte.

Der alte Franzoſe lobte Emiliens Kenntniß der Franzöſiſchen Sprache. Mais, gnädige Frau, ſagte er in gebrochenem Deutſch, maken Sie leſen an Ihr' aimable Tokter, niks als Franzöſiſch. Es ihr fehl niks par dieu, als ſu vergeß totalement der Deutſch. Ihr Styl er is ſu ſehr kalt, trop diffus, nik genug animé. Attendez! ſie muß leſen die beſten écrivains françois, et au nom du ciel rien de serieux, ettewas, wodurk ſie ſik forme für den sentiment. Ik komm ſu erhalten ein Buk. A la verité war der auteur kein François de naissance, aber würdik geboren ſu ſeyn à Paris. C'est la nouvelle Heloise. Maken Sie lern den Buk par coeur an Fräulein Emelie. Paris is davon enchanté. Quel style! Er surpasse all idée, all Imagination. Ik es hab' erhalten von Bâsle. C'est adorable, delicieux. Mademoiselle, ik geh es Ihnen ſu ſchick. Sie werden ſeh, wie viel der Buk is ſchön! über all' expression!

„Was iſt es denn für ein Buch?“ fragte Emilie.

Un Roman, ma charmante Déesse: lettres de deux amans. O, Sie haben niemal geleſ etwas Kleiches.

„Und werde es nicht leſen. Man hat mich vor dieſer Lektüre gewarnt; ſie iſt ein verderbendes Gift.“

Gift? poison? Quel pédant Ihnen hat geſag das? Ik Ihnen ſag, Paris davon is enchanté, und es hat kein Buk auf der Erde, das formir mehr den Styl als dies. Sie müſſ es leſen; Sie müſſ davon maken die lecture an Ihre Frau Mutter.

Das ſollſt du, Emilie, ſagte die Frau von Halden, die freilich nicht viel Franzöſiſch mehr wußte. Ich brauche eben ſo gut noch Forthülfe in der Sprache. Man vergißt auf dem Lande alles. Schicken Sie es nur.

Der Franzoſe ſchickte es; aber Emilie dachte an Seibold, und war durchaus nicht zum Vorleſen zu bringen. So ſollſt du es wenigſtens anhören, ſagte die Mutter aufgebracht, und ließ die Bonne rufen. Da ſetze dich hin, Emilie! Leſen Sie, Mamſell! Und Karl, gieb du auch Acht.

Die Bonne fing mit zitternder Stimme an. Emilie dachte: ich kann ja zuhören oder nicht. Wirklich überhörte ſie auch die erſten Perioden; aber bald machte Einiges ſie aufmerkſam. Bei der Stelle im erſten Briefe: J'ose me flatter quelquefois que le ciel a mis une conformité secrette entre nos affections, ainsi qu'entre nos goûts . . . Nous avons des manières uniformes de sentir et de voir; et pourquoi n'oserois-je imaginer dans nos coeurs ce même concert que j'apperçois dans nos jugemens *)? glaubte Emilie Seibolden ſprechen zu hören. — Die Bonne las weiter:

Quelquefois nos yeux se rencontrent; quelques soupirs nos echappent en même temps; quelques larmes furtives . . . ó Julie! si cet accord venoit de plus loin . . . si le ciel nous avoit destinés . . .! **) Emilie horchte mit ſtiller Aufmerkſamkeit, und ſeufzte. Der Brief fing an Seibolden und ſein Betragen gegen ſie, wenn er bei ihr war, ſo genau zu beſchreiben, daß ſie in große Bewegung gerieth. Der zweite und dritte Brief ſetzte ſie in noch größere Bewegung. Es war ihr, als ob Seibold an ſie ſchriebe. Die Illuſion wurde ſo ſtark, daß ſie aufſtehen wollte, um ihre Theilnahme zu verbergen; die Mutter befahl ihr aber, ſitzen zu bleiben. Die Bonne las weiter. Emilie, die kaum zuzuhören ſchien, verſchlang alle Worte; und jedes entzündete ein neues Gefühl in ihrem Herzen, ein neues Licht in ihren Ideen. Als die Mutter anfing lange Weile zu bekommen, und das Vorleſen aufhören mußte, ging Emilie ſchweigend mit der Bonne auf ihr Zimmer; und jetzt fühlte ſie zum erſtenmale beſtimmt, daß Sie Seibolden liebte, wie Julie ihren Lehrer.

---

*) Ich ſchmeichle mir zuweilen mit dem Gedanken, daß eine geheime Aehnlichkeit unſerer Empfindungen, unſerer Neigungen, unſers Geſchmackes da iſt. Wir denken, wir ſehen auf Eine Weiſe. Ach, laſſen Sie mir den Gedanken, daß auch unſere Herzen ähnlich fühlen.

**) Zuweilen begegnen ſich unſere Blicke. Sie ſeufzen, wenn ich ſeufze; eine verſtohlne Thräne in Ihrem Auge — Ach, Julie! wenn der Himmel uns für einander beſtimmt hätte!

Sie ſtand am Fenſter, und ſah durch die Scheiben. Die Bonne fragte: was iſt Ihnen? und Emilie antwortete in einem weinenden Tone: puissances du ciel! j'avois une ame pour la douleur, donnez-m'en une pour la felicité *)! Mit dieſem Ausrufe warf ſie ſich heftig um den Hals ihrer Bonne, doch ohne ſich zu erklären.

---

*) Mächte des Himmels: ich hatte eine Seele für den Schmerz; gebt mir auch eine für die Freude.

Am folgenden Abend las die Bonne weiter. Bei dem elften Briefe ſagte Karl: wenn das meine Schweſter wäre, ſo ſperrte ich ſie ein; und den albernen Menſchen von Liebhaber ließ' ich mit Hunden aus dem Hauſe hetzen.

„O, du elender Menſch!“ ſagte Emilie, ſprang auf, und ſetzte ſich in dem Augenblicke wieder. Die Mutter nahm Karls Parthei, Emilie vertheidigte Julien mit Hitze; und dennoch ließ die thörichte Mutter weiter leſen, nachdem ſie Emilien eine Närrin geſcholten hatte.

Bei der Stelle: c'est pour cela, qu'on a dit que l'amour faisoit des Heros *)! ſchlug Karl ein lautes Gelächter auf. Schnell ſah die Mutter Emilien an. Dieſe ſchwieg mit einem ſtolzen verachtenden Blicke; ſie fühlte, welche Stärke ſie durch ihre Liebe, ohne ſie zu kennen, ſchon bekommen hatte. Nun, ſagte die Mutter, was das auch für Zeug iſt!

Emilie konnte nicht länger ſchweigen. „Man muß,“ ſagte ſie, „wenigſtens ein Menſch ſeyn, um durch etwas ein Held zu werden.

---

*) Daher hat man geſagt: die Liebe macht Helden.

Karl wird nie einer, durch nichts, durch gar nichts." — Durch die Liebe wahrhaftig nicht, antwortete Karl mit einem noch lauteren Gelächter; ich wüßte auch nicht, wie das zugehen ſollte. — „Ich aber fühle, wie es zugeht!" antwortete Emilie; und die thörichte Mutter ließ weiter leſen.

Bei dem vierzehnten Briefe ſagte Karl: mein Gott, welch ein lächerlicher Lärmen um einen Kuß! und Emilie ließ das Köpfchen auf den Buſen ſinken, ohne ein Wort zu erwiedern. Sie hörte nach dieſem verführeriſchen Briefe nicht mehr recht zu, verſank in tiefe Träumereien, und ſeufzte laut; aber dennoch ließ die Mutter weiter leſen, ſogar bis zu dem drei und funfzigſten Briefe. Nein, ſagte ſie; das wird doch allzu arg! Wie kann der Franzoſe mir und Emilien ein ſolches Buch empfehlen! Ja, Emilie, machteſt du mir ſolche Dinge, ich wüßte nicht, was ich thäte. Die Julie iſt ein liederliches Mädchen, trotz ihrem ſchönen Geſchwätze. So ſprach die Mutter eine Zeitlang fort, um den Eindruck in Emiliens Phantaſie wieder zu vertilgen: aber es war ſchon Gift in des Mädchens Adern, obgleich ein andres, als die Mutter dachte. Emilie war nun mit allen ihren Empfindungen im Hellen; ſie wußte, daß ſie Seibolden liebte, und zweifelte nicht, daß ſie von ihm wieder geliebt würde. Hätte Seibold nur eine Ahnung von dem gehabt, was mit ſeiner Schülerin vorging, ſo würde er jeder Zeile in ihrem nächſten Briefe die Leidenſchaft angeſehen haben, mit welcher er geſchrieben war. Sie hütete ſich wohl, das Wort Liebe zu brauchen, und ſchrieb anſtatt deſſen: Freundſchaft, Uebereinſtimmung der Seelen; aber Alles war ſo feurig geſagt, daß ſelbſt Seibold den Kopf ein wenig dabei ſchüttelte, und, als er dem Major den Brief vorlas, die Bemerkung machte: das Mädchen miſcht doch überall ihr Herz mit ins Spiel!

Der Major erwiederte: „wenn es nur nicht Heuchelei iſt, lieber Seibold! Die Worte ſind gar zu hübſch geſetzt, und ſo viel Ach und Weh, hätte ich bald geſagt, dazwiſchen, daß man denken ſollte, ſie nähme auf immer von Ihnen Abſchied." — Heuchelei iſt es wahrhaftig nicht, behauptete Seibold mit einer Art von Hitze. — „Nun, ſo muß ſie einmal dem Bruder Toffel über die Weinflaſche gekommen ſeyn; denn ſo ſchreibt kein Menſch bei kaltem Blute.“

Der Major traf beinahe die Wahrheit. Wäre er mit einer anderen Liebe als der ſeinigen, die eben nicht viel hatte ſeufzen dürfen, bekannt geweſen, ſo würde er Seibolden das Geheimniß verrathen haben; doch jetzt blieb es bei dieſen wenigen Worten.

Als Seibold Emilien das nächſtemal beſuchte, empfing ſie ihn mit einer unruhigen, blöden Heftigkeit, mit einer zärtlichen Zurückhaltung. Er hätte wenigſtens jetzt merken ſollen, daß es nicht mehr war wie ehedem, wo ſie ihm lachend in die Arme hüpfte und ihn küßte. Als er ſie heute, wie er gewohnt war, in ſeine Arme nahm, erröthete ſie, und ihr Buſen klopfte ſtärker. Theils fühlte ſie, was Saint-Preux bei dem erſten Kuſſe ſeiner Geliebten empfand; Theils überredete ſie ſich, alle die Empfindungen zu haben, welche Rouſſeau beſchreibt, und bekam ſie nach und nach wirklich.

Sie war die ganze Stunde über, welche Seibold bei ihr blieb, ſo heftig, ſo in ſich verſunken, ſo mit ſich beſchäftigt, und dennoch ſo zärtlich, daß ſie ihrem Freunde ihre Leidenſchaft mittheilte. Selbold empfand jetzt zum erſtenmale, daß er ein Mädchen im Arme hielt. Er fühlte ſich bewegt, ohne zu wiſſen, warum. Das alte Vertrauen erſtarb mitten unter Emiliens Liebkoſungen; in deſſen Stelle trat eine gewiſſe Scheu mit Achtung gemiſcht, und das „Du" wollte nicht mehr von ſeinen Lippen. Nie hatte er weniger, nie ſchlechter mit Emilien geſprochen, als heute, und nie war ihm die Zeit ſchneller vergangen. Das Mädchen kam ihm jetzt ſchöner vor als ſonſt, ihre Figur ſchlanker, edler, lieblicher, ihr Arm runder. Er ſagte ſich ſelbſt heimlich zum erſtenmale: es iſt ein ſchönes Mädchen!

Schon die kleinſte Hoffnung, die fernſte Ausſicht, Emilien einmal die Seinige nennen zu dürfen, würde ihn bald über das, was in ihm vorging, belehrt haben; aber ihr Geburtsrang ließ ihn nicht zur Entwickelung ſeiner Gefühle kommen. Zwar verträumte er die eine Hälfte des Weges nach Sollingen, und fühlte ein gewiſſes Verlangen, eine gewiſſe

Sehnſucht nach Emilien; aber auf der andern kam er nach und nach wieder in ſeine gute Laune.

Emilie ihrer Seits kehrte mit dem brennenden Pfeile im Herzen zurück; ſie nahm die Heloiſe, die noch auf dem Tiſche ihrer Mutter lag, und las auf ihrem Zimmer den erſten Band zu Ende. Das Buch that die größte Wirkung auf ihr Herz; und nicht lange, ſo brannte ihre Liebe zu Seibold in hellen Flammen. Zu gleicher Zeit fühlte ſie, daß ſie entſchloſſener ſey, und für den Beſitz ihres Geliebten mehr thun könne, als Julie. Sie faßte den Entſchluß, nie die Gattin eines andern Mannes zu werden, als Seibolds, und zwar mit der ganzen eigenſinnigen Feſtigkeit, deren ſie bei ihrer Mutter ſo ſehr bedurfte.

Juliens Lage war der ihrigen ſo auffallend ähnlich, daß ſie die glühenden Briefe beinahe Seite für Seite auf ſich und Seibold anwenden konnte. Auch ſogar eine Claire war da, ſobald Emilie nur wollte: die Bonne. Es fehlte an dem ganzen Romane, der ſchon in des Mädchens Kopfe lag, weiter nichts, als ein Brief, worin Seibold ihr ſeine Liebe entdeckte; doch auf den wartete ſie noch immer vergebens. Sie hatte ſchon vorher geglaubt, daß Seibold ſie liebe; aber ſeit dem letzten Beſuche konnte ſie nun gar nicht mehr daran zweifeln: denn warum wäre er ſonſt ſo ſtumm, ſo in ſich gekehrt geweſen? warum hätte er ſie ſo verſtohlen, ſo heimlich zärtlich angeblickt? Er liebt mich, ſagte ſie vor ſich allein; ja, er liebt mich! Und bald wird die ſchöne Stunde kommen, da ich eben ſo glühende Briefe von ihm in den Händen habe, wie Julie ſie von ihrem Geliebten erhielt. — Ihre Erwartung war ſo zuverſichtlich, daß ſie den nächſten Brief von Seibold mit geheimen Beben erbrach. Sie las ihn mit fliegenden Blicken, und — ſchlug ihn innig betrübt, empfindlich ſogar, wieder zuſammen; denn er enthielt nichts als die Beſchreibung von einem Familienfeſte, das man in Sollingen an Hennigs Geburtstage gefeiert, und einige moraliſche Bemerkungen über Geburtstage, in denen Seibold ſich ganz ſeiner guten Laune überlaſſen hatte. Sie ſtudierte bald nachher den Brief recht emſig durch, um irgend eine Wendung zu finden, die ſeine Liebe verriethe. In der

That fand ſie Liebe genug darin, aber nicht die, welche ſie wollte. Seibold nannte ſie: meine Tochter. Sie hatte ſonſt das Wort mit Freude von ihm gehört; doch jetzt war es ihr zuwider. „Meine Freundin,“ ſagte er zwar auch, aber in einer ſo ſcherzhaften Wendung, daß da ſogar die Worte „meine Geliebte“ ohne alle Bedeutung geblieben wären.

Jetzt weinte das funfzehnjährige Mädchen die erſte Thräne des ſüßeſten Unglücks; und doch fand ſie endlich das Mittel, den Faden ihrer ſchönen Romanenträume, den der kalte Brief zerriſſen hatte, wieder anzuſpinnen. „Der Brief, dachte ſie, iſt kälter, als irgend einer, den er mir je geſchrieben hat. Warum kälter? Iſt das nicht Verſtellung? Hält ihn nicht mein Stand zurück? Fürchtet er ſich vielleicht, mich unglücklich zu machen? Denn — habe ich nicht ſeine Liebe in ſeinen Augen geleſen?“ Sie verſank in ihre Phantaſieen, überredete ſich bald, Seibold handle aus edlem Stolze ſo, und hängte ſich deshalb nur noch feſter an ihn. Jetzt ſah ſie ſchönen Tagen entgegen: dem herrlichen Schauſpiel eines Kampfes zwiſchen ſeinem Edelmuth und ſeiner Liebe. Sie freuete ſich auf den Augenblick, da er, von dieſer mächtigen Leidenſchaft überwältigt, ihr zu Füßen ſinken würde.

Seibold kam, faſt gegen ihre Erwartung, zu der beſtimmten Zeit, und ging mit ſeinem frohen, argloſen Geſichte auf ſie zu. Sie flog ihm mit ihrer leidenſchaftlichen Herzlichkeit entgegen. Nach einer halben Stunde, in der ſie wegen ſeiner unbefangenen Fröhlichkeit ſogar ein wenig mit ihm gemault hatte, wurde er wieder unruhig, nachdenkend, wortarm. Schon ſtieg der Triumph der Liebe in ihr Auge; aber Seibold nahm Abſchied, nannte ſie wieder „ſeine liebe Tochter,“ und verließ ſie, ohne ſich nur mit einem Worte verrathen zu haben.

Sie ging mit Kopfſchütteln über ſeine Hartnäckigkeit nach Hauſe. Zwar machte ſeine Unruhe ſie ſicher, daß er ſie liebte; aber — ein junges Herz iſt ungeduldig. Sie wollte den Geliebten zu ihren Füßen ſehen, ſeine Marter, ſeinen Kampf endigen, und an ſeiner Bruſt die ſüßen Worte: ich liebe dich! hören und ſagen. Tauſend Gründe geboten ihr, der Sache ein Ende zu machen. Sie ſetzte ſich nieder, ihm zu ſchreiben, und nahm mit der Kühnheit einer glühenden Phantaſie die Feder; aber ſchon den erſten Zug ihrer Hand führte die jungfräuliche Scham, die züchtige Furchtſamkeit. Der Brief wurde kälter, als irgend einer von allen, die ſie ihm je geſchrieben; und dennoch glüheten ihre Wangen bei den undeutlichen Winken, die ſie ihm von ihrer Liebe gegeben hatte. Sie zerriß den Brief, und warf jetzt ſogar einen Blick auf die Schwierigkeiten, die ihrer Liebe entgegen ſtanden.

Ein Gedanke an ihre ſtolze Familie blieb nicht ganz ohne Wirkung in ihrem Herzen. Seibold hatte zu oft mit ihr von den Pflichten, die ſie ihrer Mutter ſchuldig ſey, geſprochen. Emilie, ſagte er, deine Mutter haßt dich nicht, wie ſie Hennigen haßt; ſie liebt dich nur nicht ſo herzlich, wie Karln: doch bei dem allen mehr, als du je mit dem pünktlichſten Gehorſam, mit der größten Dankbarkeit verdienen kannſt. Suche ihr Herz durch Gehorſam und Geduld zu gewinnen. Ehre ihre Partheilichkeit, und zeige ihr, daß du wenigſtens ihre Liebe gern verdienen möchteſt, und daß es nicht an dir liegt, wenn du ſie nicht haſt.

Daran erinnerte ſich Emilie; und nun fing ſie wenigſtens an zu zweifeln, ob ſie gleich Entſchuldigungsgründe genug zu haben glaubte. Sie beſchloß am Ende, unthätig zu bleiben und die Sache dem Zufalle zu überlaſſen. Das thut ja der Menſch faſt immer, wenn er vermuthet, daß der Zufall ihn begünſtigen werde.

Emilie fand auf dieſe Art ihr Gewiſſen beruhigt, warf die Feder weg, nahm ſich vor, Seibolds Erklärung ruhig abzuwarten, und hoffte, dennoch bald an das gewünſchte Ziel zu kommen. Als Seibold ſie das nächſtemal wieder beſuchte, wachte ſie über ſich, und wurde dadurch kalt, ſelbſt kälter, als ſie ſeyn wollte. Er war und blieb heiter, ſcherzte und lachte eine Stunde lang, und kehrte dann zurück, ohne ihre Hoffnung erfüllt zu haben. Emilie ging tiefſinnig nach Hauſe. Jetzt dachte ſie zum erſtenmale ernſtlich: wie, wenn Seibold mich nicht liebte! Wenn das bei ihm weiter nichts als Freundſchaft und väterliches Wohlwollen wäre! Sie ſann über Seibolds Betragen nach. Konnte die Unruhe, die er gezeigt hatte, nicht bloß durch ihre Heftigkeit veranlaßt worden ſeyn? Hatte er nicht ſo oft erklärt, daß er die Leidenſchaft der Liebe verachte? Ihr ganzes Glück ſtürzte bei dieſen Vorſtellungen zuſammen. Sie ſank von dem ſo ſüßen Stolze, die Geliebte des edlen Seibold zu ſeyn, auf einmal zu der Beſchämung hinab, ſich vielleicht abgewieſen zu ſehen. Ihre ganze Empfindung wurde im Innern ſehr heftig angegriffen. Sie erſchrak vor ſich ſelbſt, bedeckte ihr Geſicht vor Scham, und wünſchte jetzt nichts mehr, als daß nur Seibold ihre Leidenſchaft nicht ſchon bemerkt haben möchte. Bei dem allen überredete ſie ſich noch immer, daß ſie Seibolden liebe, wie Julie ihren Lehrer. Den Gedanken, daß Rouſſeau's Heloiſe und die Romane ihrer Bonne zum Theil dieſe Leidenſchaft in ihrem Herzen rege gemacht hätten, warf ſie weit von ſich, ſo oft er auch wiederkam.

In dieſem Augenblicke fehlte Emilien nur eine Mutter, zu der ſie Vertrauen haben durfte, um zu dem Gefühl ihrer Thorheit zu kommen. Warum können die Mütter gewöhnlich nichts als die erſten Gefühle ihrer Töchter verſpotten oder verdammen? warum nicht mit Güte die erwachende Leidenſchaft leiten, deren Allmacht ſie ſelbſt aus ihrer Jugend her kennen? — Emilie mußte alle ihre Sorge, ihre Angſt, ihre Hoffnung, ihre Scham, ihre Entſchlüſſe, tief in ihre Bruſt vergraben. Ihren einzigen Freund, Seibold, dem ſie ſich ſonſt in kleinen Verlegenheiten anvertrauet hatte, konnte ſie gerade am wenigſten zu Rathe ziehen. So ſtand ſie ganz allein da mit ihrer glühenden Leidenſchaft, die eben durch das Verheimlichen alle ihre Gefühle noch immer ſtärker entflammte; und ſie glaubte nun ſehr unglücklich zu ſeyn, weil ſie ihre Liebe für ewig hielt, obgleich dieſe Leidenſchaft bei ihr vielleicht wenig mehr war, als das erwachende Gefühl, durch ihre Phantaſie belebt. Sie nahm ſich zuletzt vor, Seiboldеn nicht wiederzuſehen; und dieſer Entſchluß beruhigte ſie ein wenig.

Das alles dachte ſie in der erſten Hitze, den Abend nachher, als Seibold in Moorberg bei ihr geweſen war. Am folgenden Morgen wunderte ſie ſich, daß ſie noch ſo geſund aufſtand, und ſo ſüß geſchlafen hatte. Sie begriff nicht, wie man ſo unglücklich und dennoch ſo ruhig ſeyn könnte. Ihre herben Gefühle waren milder geworden; jetzt verſchaffte die Hoffnung ſich wieder Gehör, und ſagte ihr, daß auch in dem ſchlimmſten Falle ihr Unglück doch mit einer geheimen Süßigkeit verbunden ſeyn würde. Sie gerieth bald wieder in ihre lieben, romantiſchen Träumereien, und ehe noch der zu Seibolds Beſuchen gewählte Tag kam, war der Entſchluß, ihn nicht wiederzuſehen, rein aus ihrer Seele verſchwunden. Sie ging, ohne einmal daran zu denken, in die Birken. Seibold kam, als ſie ſchon einige Zeit gewartet hatte, ſehr eilig, ſagte beſtürzt: gehen Sie Emilie! und ſprang wieder über die Mauer, ohne nur ein Wort von ihr angehört zu haben. Sie kehrte langſam, über dieſen Vorfall ſinnend, zurück, und trat in das Zimmer ihrer Mutter, als Seibold ſo eben mit einer Beſtellung fertig war, die ihm der Major aufgetragen haben ſollte.

Emilie erſchrak; und auch er ſchien in Verlegenheit zu ſeyn, als er ſie erblickte. Sie fragte: wollen Sie wohl ein Buch an die

Tante mitnehmen? Als er ſich verbeugte, ging ſie, in der Meinung, daß er ihr folgen würde; allein er kam nicht, und ſie mußte das Buch bringen. Er ſteckte es ein, und empfahl ſich dann. Im Weggehen fragte ihn Emilie, doch ſo, daß ihre Mutter nichts hörte: wann Seibold? — Niemals! antwortete er. — Niemals? erwiederte ſie, und wurde bleich. — Niemals, Emilie! wiederholte er; ich war ein Unbeſonnener! Mit dieſen Worten verließ er ſie.

Jetzt! jetzt! rief ſie auf ihrem Zimmer mit blitzenden Augen, weil ſie Seibolds. Worte für eine Liebeserklärung hielt. Sie triumphirte; aber wie kleinlaut wurde ſie, als er am folgenden Tage ihr in einem Billet die Sache erklärte. Indem ich, ſchrieb er, geſtern auf das Birkenwäldchen zu ging, kam der Gärtner. Er ſah mich an, nahm den Hut ab, und ſagte lächelnd: Fräulein Milchen iſt ſchon da. — Es war in der That unbeſonnen von uns Beiden, daß wir einander ſo oft heimlich ſprachen, ohne daran zu denken, daß dieſe Beſuche endlich bekannt werden mußten. Je mehr ich überlege, liebe Emilie, deſto mehr finde ich, daß dein Lehrer noch immer nicht von ſeinem alten Fehler, nur ſein Herz, und nie die Welt zu fragen, befreiet iſt. Es hätte nicht Einmal ſeyn ſollen, Emilie. Eine Heimlichkeit, die ein Mädchen hat, und ſey es auch mit ihrem väterlichſten Lehrer, iſt bis in das vierzigſte Jahr Unrecht.

Der ruhige Ton in dieſem Billet ſtach gegen das, was Emilie erwartet hatte, ſehr auffallend ab. Seibold machte den heimlichen Beſuchen ein Ende, ohne nur mit einem Worte darüber zu klagen, daß er es thun mußte; gerade, als ob dieſe Beſuche die gleichgültigſte Sache von der Welt geweſen wären. Die arme Emilie fühlte ſich unglaublich beſchämt und gedemüthigt; indeß war ſie nicht eitel genug, unwillig über Seibold zu werden, ſondern wurde es nur über ſich ſelbſt, und war in ſich zurückgezogen. Doch das ſüße Gift der Sehnſucht nach Liebe hatte ihr Weſen zu ſtark durchdrungen, als daß jene kleine Beſchämung im Stande geweſen wäre, ſie gänzlich zu heilen.

Um dieſe Zeit kam eine junge Dame zum Beſuch nach Moorberg, und zwar zu Pferde, de. Man ſprach mit ihr viel über das Reiten der Frauenzimmer; und kaum war ſie wieder fort, ſo beſchäftigte die Frau von Halden ſich mit dem Gedanken, daß auch ihre Tochter reiten lernen ſollte. Emilie ergriff dieſe Vorſtellung mit großer Begierde, und machte ſogleich einige Verſuche, die ſehr gut gelangen. Die Frau von Halden ſagte: ein ſchönes Reitpferd könnte der Onkel dir wohl geben! und es wurde beſchloſſen, daß Emilie nach Sollingen hinüber reiten und den Onkel auf gute Art um ein Pferd bitten ſollte.

Das war es eben, weshalb Emilien das Reiten ſo viel Vergnügen machte. Sie ritt mit ihrem Bruder nach Sollingen. Der Major empfing ſein Milchen mit einem Freudengeſchrei; der alte Hennig rief ihr ſein Huſſah! zu; der Bruder Hennig hob ſie vom Pferde, und Seibold hing mit leuchtenden Augen an der edlen Figur des ſchönen Mädchens. Bald warf der Major ſeinen Blick auf das Pferd, und rief: „den Goldfuchs, Hennig! Auf dem Kameele muß das Kind ſich ja Angſt und Weh reiten. Die Knauſerei ſieht doch aus allem hervor, was ſie in Moorberg machen.

Einem ſolchen Mädchen, meiner Nichte, den Gaul zu geben! Milchen, den Goldfuchs ſollſt du haben. Du wirſt ſehen, wie der tanzt! Laßt mir doch auch meinen ſatteln." Selbold rief nach ſeinem Schwarzen, und Hennig forderte ſeinen Springer. Alle ſaßen bald zu Pferde; aber nun fand ſich, daß Milchen den Goldfuchs nicht bändigen konnte. „Das iſt nichts!" ſagte der Onkel; „du mußt ein Paar Wochen hier bleiben, bis du mit dem Thiere bekannter biſt."

Karl wollte vom Dableiben nichts hören. — „So reite du nach Hauſe, und ſage deiner Mama, daß Emilie den Schwanzriemen nicht von dem Zügel zu unterſcheiden weiß, daß ſie ſo krumm auf dem Pferde ſitzt, als hinge ſie einem alten Manne auf dem Rükken, daß Reiten kein Tanzen iſt, daß, wenn ſie den Goldfuchs haben will, ſie ihn auch muß regieren können, und ſo weiter. Das ſag du deiner Mama, und grüße von uns ſchönſtens." Karl trabte nach Hauſe; und die glückliche Emilie, für die ſogleich in der nächſten Stadt ein ſehr prächtiges Reitkleid beſtellt wurde, ritt nun alle Tage mit dem

Oheim, den beiden Hennigen, und dem geliebten Seibold im Felde umher.

Als ſie ſich zum erſtenmale in dem engen, prächtigen Reitkleide zeigte, bemerkte ſie mit fröhlich pochendem Herzen, daß Seibolds Blick auf ihr hing: nicht lächelnd, wie die Blicke ihrer Verwandten, ſondern verdunkelt, verſtohlen, heimlich. Seibold näherte ſich ihr furchtſam von der Seite, und redete ſie nicht mit dem Tone an, wie ſonſt. Als Emilie ſich muthig auf den Goldſuchs ſchwang und leicht dahin tanzte, erhoben die Andren ein Freudengeſchrei; Seibold aber ritt düſter an ihrer Seite daher, hielt kaum den Zügel, und betrachtete ſie mit langen, heimlichen Blicken. Er blieb immer neben ihr, und ſie las in ſeinen Augen den Wunſch, daß ſie den Major und ihren Bruder dahin ſprengen laſſen und mit ihm zurückbleiben möchte; aber dennoch ſprach er faſt nichts, hob jedesmal, wenn er einige Worte ſagte, mit einem tiefen Seufzer an, und brach ab, ohne geendigt zu haben.

Emilie fühlte jetzt mit geringerem Triumphe, aber mit mehr Wohlwollen für Seibold, daß ſie ihm nicht gleichgültig war. Ihr

Herz ſchlug hoch vor Liebe, und ſie gerieth neben ihm in ſüße Träumereien, die vortheilhafter für ihn ſprachen, als er ſelbſt es gekonnt hätte. Der Major kam zurück. „Aber,“ rief er lachend, „reiten die Beiden nicht, als ob ſie zur Leiche ritten? und ſehen ſie nicht aus, als ob ſie ſich gezankt hätten?“ Sie erſchraken Beide, und ritten nun mit den Andren, wie im Fluge, nach Hauſe. Das Vertrauen zwiſchen Emilien und Seibold hatte aufgehört; er umfaßte ſie nicht mehr, wenn ſie bei ihm auf dem Zimmer war, und zog ſie nicht mehr in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, auf ſeine Kniee. Der Grund von dem Allen war, — weil ihr das Reitkleid ſo ſchön ſaß.

Emilie ging in den Garten, und Seibold folgte ihr nach einer kleinen Weile mit zögernden Schritten. Er erröthete, als ſie ſich ihm näherte. Sie hängte ſich in ſeinen Arm, wie ſonſt; aber zu einer Unterredung kam es nicht mehr. Der Major begriff nicht, wie man ſo lange, ohne müde zu werden, gehen könne. Was würde er geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß Beide nicht zehn Worte mit einander geſprochen hatten!

Seibold fühlte jetzt mit größerer Gewalt, als vorher, daß Emilie äußerſt reitzend war. Ihre edle Figur, die ſich in dem ungeſchnürten engen Kleide ſo deutlich zeigte, und ihr jugendlicher voller Buſen, der ſich mit einem Seufzer hob, wenn ſie das Auge auf ihn warf, erregten in ſeiner Bruſt ſo ſtarke unbekannte Empfindungen, daß er es nicht wagte, ſeinen Blick wieder gerade auf ſie zu richten. Er nannte ſeine Empfindung freilich nicht: Liebe. Aber, dachte er, ich würde das reitzende Mädchen unendlich lieben, wenn ſie von meinem Stande wäre. Er fühlte nicht, daß dieſer Gedanke eben ſo gut war, als der: ich liebe ſie unendlich.

Lange konnte eine Täuſchung hier nicht dauern. Seibolds Zuſtand wurde peinlich, und er merkte nur allzu bald, daß er Emilien, trotz ihrem Geburtsrange, liebte. Er bebte vor dieſem Gedanken, zumal als er noch hinzu dachte: „und Emilie liebt auch mich!" Ob er vor Schmerz oder vor Entzücken bebte, davon wußte er ſich keine Rechenſchaft zu geben.

Er rieb wohl hundertmal die Falten von ſei-

ſeiner Stirn; und immer kamen ſie wieder. Es geht ſo nicht! ſagte er endlich. Ich will Mittel erſinnen, mich von der verderblichen Leidenſchaft zu befreien; und meine raſende Phantaſie ſtellt mir weiter nichts dar, als Wege, zu dem Beſitze des Mädchens zu gelangen.

Er ſah bald, daß er unmöglich Emilien je die Seinige nennen könnte, ohne ſie dem Haſſe ihrer Verwandten auszuſetzen, ohne ſie aus dem väterlichen Hauſe zu entführen, und ſich mit ihr den Zufällen eines umher irrenden Lebens Preis zu geben. Emilie, das fühlte er wohl, würde einen ſolchen Schritt nicht unrecht finden; und auf des Majors Unterſtützung, wenn auch nicht auf deſſen Beifall, glaubte er doch am Ende rechnen zu können. Seine Phantaſie mahlte ſogar einen Rand von Roſen um das Bild ſeiner Flucht mit Emilien: aber er war gewohnt ſeiner Vernunft den Urtheilsſpruch über ſeine Handlungen zu überlaſſen; und ſie erklärte die Sache für ein Bubenſtück.

Er zog zwar bei dieſem harten Urtheile die Stirn in Falten; aber dennoch hielt er ſich daran. Und ſollt' ich auch, ſagte er entſchloſſen, noch einmal mit meinem Hunde und meinem Schatten eine Wanderung über die Erde anfangen — bei Gott, lieber mit denen, als mit Emilien, lieber, als mit einem Bubenſtücke auf dem Gewiſſen!

So weit war die Verhandlung recht gut gegangen; und nun kam es zu der Ueberlegung, welche Mittel die beſten wären, ſich ſelbſt und das Mädchen zu heilen. Sich ſelbſt — daran verzweifelte er ſogleich. Aber Emilien! Es gab kein anderes Mittel, als ihr alle Hoffnung zu nehmen. Er wollte kalt, heiter, luſtig ſcheinen, Poſſen treiben, wenn ſie ſeufzte, lachen, wenn ihr eine Thräne in das Auge ſtiege, tanzen, wenn ſie mit dem langſamen Schritte der unglücklichen Liebe daher träte. Das war leicht beſchloſſen; aber die Ausführung wurde ihm ſchwerer, als er gedacht hatte.

Er ging zu dem Major, wo Emilie ſich befand. Heute mußte er nach Einfällen ſuchen; und überdies ſagte er ſie mit einer gewiſſen Bitterkeit, deren man an ihm gar nicht gewohnt war. Er machte Poſſen, ſo gut es gehen wollte; aber wenn nun Emilie auf ihn zu trat, ihm die Hand reichte, und mit rührendem Tone „Seibold!“ zu ihm ſagte: ſo ſtand er da, als ſollte er zum Tode gehen. Nicht lange, ſo fühlte er, daß es am beſten wäre, ihre Gegenwart zu meiden; und das that er, ſo ſchwer ihm auch jeder Schritt wurde, durch den er ſich von ihr entfernte.

Er hätte in die Länge auch das nicht ausgehalten; es war alſo ein Glück, daß Emilie einen Boten bekam, der ſie nach Moorberg rief. Auch für Seibold wurde ſein Pferd geſattelt. Er ſtand am Fenſter, wollte, und wollte wieder nicht, nahm den Hut, warf ihn weg, und machte verdrießliche Geſichter. Endlich ging er ohne Hut, und hinkend, hinunter. Ich habe mich ſtark am Fuſſe beſchädigt, ſagte er, und muß zu Hauſe bleiben. Emilie näherte ſich ihm, um Abſchied zu nehmen; er ſah vor ſich nieder. Sie reichte ihm ihre Hand; er nahm ſie, als wollte er ſie nie wieder loslaſſen. Der Major rief endlich: „aber, ſagt mir nur, wie lange nehmt ihr denn Abſchied! So ſetz dich doch auf, Emilie!“

Emilie zog ihre Hand zurück, und Seiſahen ſich an, als ſollten ſie ſterben. Seibold ging, als Emilie mit den Uebrigen weggeritten war, auf ſein Zimmer, warf ſich mit Heftigkeit auf einen Stuhl, und rief: ſie iſt fort! ſie iſt fort! Er wäre beinahe hinunter gelaufen, um nachzureiten, wenn er ſich nicht vor den Spöttereien des Majors gefürchtet hätte.

Doch nach vier und zwanzig Stunden war er ſchon um vieles ruhiger. Er rief wohl noch Emiliens reitzendes Bild in ſeine Phantaſie zurück, und träumte ſich ſtundenlang an ihre Seite, in ihren Arm; aber dabei blieb es auch. „Pfui!" ſagte er zu ſich ſelbſt; „welch ein verächtlicher Menſch müßte ich ſeyn, wenn ich des Mädchens Leidenſchaft nähren wollte!" So viel es ihm auch koſtete, er beantwortete Emiliens lange, ſeelenvolle Briefe, in denen die Leidenſchaft ſehr deutlich ſprach, dennoch nur mit einigen kurzen, bloß höflichen Worten. Er tadelte ihre Spöttereien über ihren eigenen Stand, als eine Undankbarkeit gegen die Vorſehung, als überſpannte Romanenideen. Nach und nach ſtieg er von der alten Vertraulichkeit bis zur Fremdheit, und nannte

Emilien: Sie. In ihrem nächſten Briefe ſprach das gekränkte Gefühl der Freundin, und ſie verlangte wieder das alte vertrauliche Du. Er drehete ihre ernſthaften Vorwürfe in Scherz um, und blieb bei dem „Sie,“ wie vorher. Emilie wurde irre an ihm. Sie wollte es auf eine andere Weiſe verſuchen, und ſchrieb ihm einige Zeit gar nicht. Auch das ertrug er, und ſchwieg ebenfalls. Dann ſchrieb ſie ihm wieder, zärtlicher als ſonſt; und aus der Antwort, welcher der Oheim einige Zeilen angehängt hatte, ſah ſie, daß Seibold ihre Briefe als ein Gemeingut betrachtete und ſie jedesmal der Familie mittheilte.

Sie kam ſelbſt nach Sollingen; aber Seibold war ſo heiter, ſo unbefangen, ſo natürlich, daß ihre Liebe, die ſo eben hervorbrechen wollte, ſich wieder in das Innere ihrer Seele verbergen mußte. Seibold war ein edler Mann, und hatte den Muth, ſeine Rolle fortzuſetzen, ſo ſchwer ſie ihm auch wurde. Er fürchtete nichts mehr, als daß einmal ihren Lippen das Geſtändniß der Liebe entſchlüpfen möchte. Dieſen entſcheidenden Augenblick ſuchte er, wo möglich, zu verhüten. Er ſagte in Emiliens

Gegenwart, zufälliger Weiſe, wie es ihr ſchien: Herr Oberſtwachtmeiſter, Sie fanden mich mit meinem Hunde und meinem Schatten. Der Himmel gebe, daß mich nicht noch einmal Jemand ſo finden muß! Ich würde Sollingen ungern verlaſſen.

„Verlaſſen?" erwiederte der Major, und drückte ihm die Hand. „Das wolle Gott verhüten! Was könnte Sie je dahin bringen, Seibold?"

Meine Pflicht, Herr Oberwachtmeiſter; die Ueberzeugung, daß Entfernung mich vor irgend einem Unrecht bewahren könnte.

„Ho! ho! das müßte eine ſeltſame Begebenheit ſeyn, die es zu etwas Gutem machte, aus Sollingen wegzugehen."

Das müßte ſie freilich; aber ich fühle, daß ich in einem ſolchen Falle Ihr Haus, worin ich ſo glücklich bin, ohne Bedenken verlaſſen würde.

Das ſagte Seibold mit blitzenden Augen. Emilie erblaßte. Alſo ſtand ſie in Gefahr, den edlen Mann gänzlich zu verlieren, ihn unglücklich zu machen. Sie verließ das Zimmer, weinte ſich aus, verbarg ihre Liebe, die jetzt noch höher aufflammte, deſto ſorgfältiger, und verließ Sollingen mit der Ueberzeugung, daß Seibold für ſie verloren wäre. Ach, dachte ſie unzählige male; wenn ich nur das Einzige wüßte, ob er mich liebt! Sie warf ſich in dieſen quälenden Zweifeln hin und her. Seibold war ſonſt ſo frei von Vorurtheilen; er hatte den Ahnenſtolz ſo oft für das elendeſte von allen erklärt: und jetzt? Freilich ſah ſie wohl, daß er und ſie in ganz verſchiedenen Lagen waren. Sie konnte ihm großmüthig ihre Hand anbieten; und er mußte, wenn er eben ſo großmüthig ſeyn wollte, ſie ausſchlagen. Aber, ſagte ſie mit einiger Erbitterung, würde ich denn nicht glücklich mit ihm ſeyn? Bedenkt er denn gar nicht, daß ich es nur mit ihm ſeyn kann? O, dürfte ich ihm nur einmal ſagen, wie unrecht er mir eben dadurch thut, daß er recht zu thun glaubt! Was würde er mir antworten können?

Sie überlegte, womit Seibold ſich wohl zu vertheidigen im Stande wäre; und nun bemerkte ſie zum erſtenmale recht deutlich die furchtbaren Schwierigkeiten, die ihrem Wunſche im Wege ſtanden. Am Ende ſah ſie, daß ſie auf keine andere Weiſe Seibolds Geliebte — es mußte heraus — Seibolds Frau werden könnte, als wenn ſie mit ihm entlieſe. Was thut das? dachte ſie bei dieſer Vorſtellung; werde ich doch dadurch glücklich! — Freilich ſah ſie nun auch, daß Seibold einen ſolchen Schritt nicht ſo geradezu wagen konnte. Es wäre wohl möglich, dachte ſie weiter, wenn Seibold nur wüßte, wie ich denke, und daß ich Alles — Rang, Vermögen, Vaterland, Ruhe — für das Glück mit ihm zu leben, aufopfern würde. Aber eben daran, ſetzte ſie heftig hinzu, glaubt er nicht. Ich kenne ihn! Er hält das für eine Folge von den Romanen der Bonne, und mich noch immer für ein Kind. Ich muß ſchweigen; ich darf ihm nicht ſagen, was ich ihm ſeyn könnte.

So überlegte ſie; und dennoch blieb Alles, wie vorher. Endlich nahm der Zufall ſich ihrer an, und brachte zugleich neues Leben in beide Familien.

Karl war um dieſe Zeit, in ſeinem neunzehnten Jahre, nach der Hauptſtadt abgegangen, um ſeine Laufbahn am Hofe anzutreten. Er hatte den Titel Kammerjunker bekommen, und befand ſich jetzt ſehr an ſeiner Stelle. Seine Briefe waren voll von dem Glücke, deſſen er genoß; und Hofleute, die auf dem ſchlüpfrigen Boden alt geworden waren, gaben der entzückten Mutter die Verſicherung, daß ihr Karl für den Hof paſſe, als ob er daran geboren wäre. In der That zeichnete er ſich durch mancherlei Kenntniſſe und Eigenſchaften aus, die an einem Hofe etwas Seltenes ſind. Sein Betragen war beſcheiden, aufmerkſam, dienſtfertig; und auch die eigentlichen Hoftugenden bekam er ſehr bald: er ſprach geſchwind und leiſe, lächelte immer, war nie verlegen, wußte ein Geſpräch ganz artig zu unterhalten, konnte ſchweigen, und hatte doch eine Gutartigkeit, für die man ihn bewunderte. Ein Prinz vom Hauſe unterſchied ihn bald, und zog ihn an ſich. Der Prinz hatte Talente, und Karl wußte tauſend Dinge, die man vergebens bei den Uebrigen am Hofe ſuchte. Er las noch etwas über die bildenden Künſte, merkte ſich noch die Nahmen von einigen Mahlern, nebſt den Worten, mit denen ihre Manier bezeichnet wird, und ſprach nun in der That beſſer über Gemählde, als jeder Andre am Hofe. Der Prinz ging, ritt, fuhr beinahe immer in ſeiner Geſellſchaft; und Karl ſchwamm in Wonne und Glück. Man würde ihn nach ſechs Monaten nicht wieder gekannt haben: ſo hatte er ſich abgeſchliffen, ſo frei und leicht war ſein Anſtand, ſo natürlich artig alles, was er ſagte.

Sein Bruder Hennig, jetzt ſiebzehn Jahre alt, war ein ſchlanker Jüngling, mit funkelnden Augen, mit Wangen, die vor Gluth ſpringen zu wollen ſchienen, und mit einem edlen Gange. Man ſah es ihm bei dem erſten Blicke an, daß er nie auf dem glatten Parkett eines Hofzimmers geſtanden hatte, und daß er dahin nie paſſen würde. Er war ein wenig wild, und konnte wohl einmal bei einem Erntetanz der Bauern ſchwärmen. Sein Pferd mußte immer in Galopp gehen. Er rauchte Taback, wie ſein Oheim, und trank zuweilen, ihm zu gefallen, auch ein Glas Wein mehr, als er ſollte, ohne das Trinken zu lieben. Seine Kleidung war natürlich und gut; aber die Frauenzimmer fanden immer etwas daran auszuſetzen, Er war ein Waghals, der ſich, beſonders wenn Frauenzimmer ihn ſahen, mitten im

Galopp vom Pferde warf, oder ſonſt eine gefährliche Poſſe unternahm. In der Regel war er ſehr geduldig, doch, wenn er lange gereitzt wurde, zornig und heftig; mit einem Worte: ein Wildfang.

Emilien, die jetzt ſechzehn Jahre alt war, kennt der Leſer.

Gerade um dieſe Zeit bezog der Graf Espenbruch, ein ſehr reicher Mann, ein Landgut in der Nähe von Moorberg. Er brachte eine Tochter mit: ſein einziges Kind, und ſeine Erbin, ein Mädchen von vierzehn Jahren, deren Schönheit und Reichthum der Ruf ſchon vorher angekündigt hatte. Der alte eigenſinnige Graf, ein Mann voller Formen, übrigens aber ſehr ehrlich, war eine Zeitlang Geſandter in Regensburg geweſen, hatte zweien Kaiſer-Krönungen mit beigewohnt, und hielt auf die alte Spaniſche Etikette, an die er von Jugend auf gewöhnt war. Er hatte ſeinen Hof, dem er ſo lange diente, deshalb verlaſſen, weil der junge Fürſt ein paarmal Bürgerliche zu Tiſche bat, und ein paar reitzende Mädchen von ſehr angeſehenen bürgerlichen Familien durchaus zu einem Hofballe bitten laſſen wollte. Der alte Graf war gerade nicht ſtolz, vielmehr gegen jedermann ſehr höflich; aber ſo etwas vertrug ſich doch ſchlechterdings nicht mit der Hofſitte. „Jedes Ding in ſeiner Ordnung!" ſagte er, überwarf ſich mit ſeinem Fürſten, und forderte in aller Unterthänigkeit ſeinen Abſchied. Er erhielt ihn, und die Mädchen kamen doch nicht auf den Hofball; denn die Väter waren ſo klug, ebenfalls zu ſagen: jedes Ding in ſeiner Ordnung! So blieb Alles beim Alten. Der Hofmarſchall ſagte dem Fürſten: „Ew. Durchlaucht können doch nichts dabei beabſichtigen, als die beiden hübſchen Mädchen — zu ſehen; und die Hofdamen haben Urſache, es übel zu nehmen, wenn ſie überſehen werden. Da der Fürſt bei ſeinem Vorſatze blieb, ſo machte der ganze Hof in corpore eine unterthänige Vorſtellung dagegen. Er zog die Stirn kraus, wendete ſich ab, murmelte vor ſich: da ſoll man ſich ewig mit der langen Weile ſchleppen! und es blieb dennoch beim Alten, ausgenommen, daß der Graf Espenbruch ſeine Stelle niederlegte, und ein angenehmes Landgut nicht weit von Moorberg bezog.

Sobald die Frau von Halden Erkundigungen über ihren Nachbar eingezogen hatte, fiel ſie auf den Gedanken, daß die kleine reiche Gräfin eine Partie für ihren Karl ſeyn würde. Schon nach einigen Tagen kam der Graf, in Begleitung ſeiner Couſine, die ihm ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin die Haushaltung geführt hatte, um dem Kammerherrn ſeinen Beſuch zu machen. Die Frau von Halden, die ſein ceremoniöſes Weſen ſchon kannte, empfing ihn unten an der Treppe, und mit allen Zeichen der Achtung. Der Graf war zufrieden, und ſagte auf dem Rückwege zu ſeiner Couſine: die Leute, der Herr von Halden und ſeine Frau Gemahlin, wiſſen doch zu leben! — Eine angenehme Frau! antwortete das alte Fräulein, das in einer halben Stunde von der Halden hundert Neuigkeiten aus der Gegend erfahren hatte.

Bald fuhr der Graf auch nach Sollingen, um den Major zu beſuchen; und hier kam ihm niemand entgegen. „Wer, in aller Welt, Hannchen," ſagte der Major zu ſeiner Frau, und machte das Fenſter wieder zu — „wer kommt denn da? Ein alter Mann mit einem

Orden, über und über mit Gold beſetzt, und eine alte Frau mit einer Schleppe, ſo lang, daß ſie die ganze Treppe von oben bis unten bedecken kann!" Er wußte noch nicht einmal, daß ein Graf in der Gegend wohnte. Auf eine Erinnerung von ſeiner Frau ging er dem Fremden entgegen, aber — welche Fehler! — in ſeinem Ueberrocke und mit der brennenden Pfeife im Munde.

Ich bin der Graf Espenbruch aus Ransleben, fing der Alte an. Es iſt meine Schuldigkeit, Ihnen meinen Beſuch abzuſtatten, Herr Oberſtwachtmeiſter; und ich bitte . . . — „Ei, der Teufel!" unterbrach ihn der Major; „haben Sie Ransleben gekauft? Gratulire. Wollen Sie ſichs bequem machen? Kaffee und eine Pfeife Tabak, oder ein Glas Wein, Herr Graf? Nun, einen getreuen, ehrlichen Nachbar ſollen Sie an mir haben. Na, willkommen hier im Grünen, Herr Nachbar!" Und damit bot er dem Grafen die Hand. Dieſer ſchüttelte den Kopf; denn der Major rauchte ſeine Pfeife ruhig fort, rief dann aus dem Fenſter, daß man den Pferden Futter geben ſollte, und fragte, ob der Graf ſie ſchon lange hätte. Er hatte ſie erſt vor Kurzem gekauft, und ſagte den Preis. „Ei, der Teufel! Herr Graf, da ſind Sie angeführt!“ So beging der Major, ohne etwas Arges daraus zu haben, einen Verſtoß gegen die gute Lebensart über den andern. Das Fräulein erzählte unterdeſſen der Majorin, was ſie von der Kammerherrin gehört hatte, kam dann auf Bälle und Cour-Tage, und fragte: ſind Sie auch ſchon an einem Hofe geweſen? Die Majorin antwortete lächelnd: nein; ich bin eines Predigers Tochter. — Lieber Gott! erwiederte die Alte ſeufzend; ſehen Sie einmal! eines Predigers Tochter!

Die Majorin hätte beinahe laut aufgelacht. Ihr kleines Hannchen ſaß und putzte ihre Puppe, ohne ſich im mindeſten um die Fremden zu bekümmern. Des Majors Neffe, Hennig, kam auch auf einen Augenblick in das Zimmer; aber die Geſellſchaft gefiel ihm nicht, und er ging wieder ſeines Weges. Bald nachher empfahl ſich der Graf. Er ſagte zu ſeiner Couſine: es mag ein lieber Mann ſeyn, der Herr Major von Halden; aber Lebensart hat er nicht im gerings ſten. Wer in aller Welt raucht wohl, wenn Fremde zum erſtenmale zu ihm kommen? Er ſollte doch wenigſtens einen Unterſchied machen! — Das kann man nicht von ihm verlangen, erwiederte die Couſine; die Frau Majorin iſt ja nur eines Predigers Tochter, und das kleine Mädchen hat eine Bettlerin zur Mutter. Der junge Menſch, den der hochgeborne Herr Couſin geſehen haben, iſt ein Sohn der Frau Kammerherrin, und von dem Herrn Major adoptirt; aber man ſieht es ihm auch gleich an, daß die Majorin ihn erzogen hat. Ich war doch eine fremde Dame; und küßte er mir wohl die Hand?

Ja, wo ſoll ein Huſar, der aus dem Lager auf ſein Gut geht, Lebensart lernen? Es iſt traurig. Ein ehrlicher Mann ſcheint er zu ſeyn. Nun, wir haben das Unſrige gethan, und werden ja ſehen, was er weiter thut. — Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen fuhren ſie wieder nach Hauſe.

Die Frau Kammerherrin von Halden machte nach einigen Tagen ihren Gegenbeſuch mit aller der Pracht, mit der ſie nur konnte. Sie kam mit dem alten Fräulein auf den

Major zu ſprechen; und Beide merkten es einander bald an, daß ſie viel von ihm zu ſagen hatten. Die Frau von Halden erzählte ſehr ſeltſame Dinge von ihrem Schwager; denn es lag ihr ja daran, daß man keinen vortheilhaften Begriff von ihm bekommen ſollte. Endlich zeigte ſich auch die junge ſchöne Gräfin. Die Frau von Halden bewarb ſich augenſcheinlich um ihre Gunſt, liebkoſ'te ihr mit aller der Freundlichkeit, deren ſie fähig war, und ſtellte ſie dann ihrem Manne als das liebenswürdigſte Kind vor, das ſie jemals geſehen hätte. Beim Abſchiednehmen bat ſie die kleine Gräfin um ihre Freundſchaft für Emilien. Die alte Couſine verſprach, recht oft nach Moorberg zu kommen und die kleine Louiſe mitzubringen.

Der jungen Gräfin hatte die Frau von Halden eben nicht ſonderlich gefallen, aber deſto mehr auch heute der alten Couſine, der ſie auf die unverſchämteſte Art ſchmeichelte, und dem alten Grafen, gegen den ſie ſo höflich, oder vielmehr kriechend, geweſen war. Auf dem Rückwege ſann ſie mit freundlicher Miene und öfterem Kopfnicken über ihre

Plane nach; und ſchon ſah ſie ihren Karl als den Beſitzer der Gräfin und ihres großen Vermögens. Sie kam fröhlich zu Hauſe, und packte ſogleich vielerlei Dinge ein, von denen ſie mit der alten Couſine geſprochen hatte, und welche dieſe Theils ſehen, Theils gern haben wollte.

Dem Major fiel es nicht lange nachher auf einem Spazierritte mit Seibold ein, dem Grafen ſeinen Gegenbeſuch zu machen. Beide ſprengten nun nach Ransleben, und kamen Vormittags um neun Uhr dort an. Sie mußten eine Viertelſtunde allein bleiben, weil der Graf noch nicht gekleidet war. Endlich kam er im vollen Anzuge, und wunderte ſich nicht wenig, daß er den Major in ſeinem Ueberrocke vor ſich ſah. Er fragte bald, wer Seibold wäre. „Es iſt mein Freund,“ ſagte der Major, „und meines Neffen Lehrer. Wir ritten ein wenig, der Morgenluſt zu genießen; da fiel es mir ein, daß ich Sie beſuchen wollte, und es ging den Augenblick fort über Stock und Stein.“ Der Graf fand das wieder ein wenig allzu gerade aus; indeß behandelte er ſie Beide mit anſtändiger Höflichkeit. Als ſie fort waren, ſagte er: wie ich ſchon neulich bemerkt habe, es iſt ein lieber ehrlicher Mann, der Herr Major, und ſein Hofmeiſter ein gelehrter Mann, wie es ſcheint; aber von der Lebensart verſtehen ſie Beide nicht das A B C.

Nun brach das Fräulein mit den Nachrichten los, die ihr die Frau Kammerherrin von dem Major mitgetheilt hatte, und die auf ihrer giftigen Zunge noch übler wurden. Der Graf erſtaunte. Hm! ſagte er; ſeine eigne Schwägerin ſpricht ſo von ihm? da muß er es doch arg machen! Der Graf war nun entſchloſſen, nicht wieder nach Sollingen zu fahren, ſo ſehr ihm auch Seibolds Kenntniſſe gefallen hatten.

Dagegen wurden die Beſuche zwiſchen den Familien in Moorberg und Ransleben deſto häufiger, und die Freundſchaft der Frau von Halden mit dem Fräulein Couſine alle Tage inniger. Jene machte mit zärtlichen Händedrücken ſchon Anſpielungen auf ihren Plan. Wollte Gott, ſagte ſie, daß wir ſo verwandt wären, wie ich es mit dem Major bin; wie glücklich würde ich ſeyn! — Nun glaubte ſie ihren Karl ſo bald als möglich in Ransleben einführen zu müſſen, und bat den Grafen um Erlaubniß, ihn vorſtellen zu dürfen. Sie ſchrieb Karln ihren Plan; und er war auf den Flügeln der Ehrſucht da. Er fuhr mit ſeinem Vater zu dem Grafen hinüber, und erhielt bei dem kurzen Beſuche ſogleich deſſen ganzen Beifall. Seine künftige Braut bekam er nicht zu ſehen, und eben ſo wenig das alte Fräulein, das ſeine Gönnerin werden ſollte; allein ſeine Mutter gab eine Fete, zu der vor allen Andren die Ransleber eingeladen wurden. Die Frau Kammerherrin war entzückt über das Betragen ihres Sohnes, und ermahnte Emilien unaufhörlich, deſſen Anweſenheit zu nützen, und ſich nach ihm zu bilden. Karl machte ſich geltend, und ſprach ſogar davon, daß er Emilien leicht als Hofdame bei der Gemahlin ſeines Beſchützers, des Prinzen, oder bei der Fürſtin anbringen könnte. Aber dein Kopfhängen mußt du laſſen, Emilie, ſagte er; das riecht nach dem Lande, und man würde dich damit lächerlich machen. Emilie ſah ihn verachtend an, und erklärte ſehr beſtimmt, daß Sie nie an einem Hofe leben würde.

Das kommt noch von dem verdammten Jahre her, ſagte die Mutter, da ſie bei dem Major geweſen iſt! — Ja wohl, davon kommt es! dachte Emilie mit einem Seufzer. Sie blieb unerſchütterlich bei ihrem Vorſatze; denn die Einſamkeit machte ſie glücklicher, als der Hofglanz ihren Bruder.

Das Gerücht von des Kammerjunkers Ankunft und von ſeiner Liebenswürdigkeit war auch bis nach Sollingen gedrungen. „Der Junge ſollte zwar eigentlich zu mir kommen," ſagte der Major; „aber er iſt meines Bruders Sohn. Wir müſſen einmal wieder hinüber, und ich werde mich freuen, wenn etwas aus ihm zu werden ſcheint. Du mußt auch mit, lieber Hennig. Aber zieh deine beſte Jacke an, mein Sohn. Karl ſoll ſehen, daß wir auch Schneider haben. Und Sie müſſen auch mit, lieber Seibold. Das Mädchen, die Emilie, fragt ſich bald die Zunge nach Ihnen ab, wenn ich hinkomme und Sie nicht mitbringe. Kurz und gut, Sie müſſen! mir zu gefallen, wenn Sie auch keine Luſt haben. Sie glauben nicht, wie lieb Emilie Sie hat! Wir wollen einmal eine prächtig [illegible] machen. Morgen früh um ſechs Uhr ſitzt die Eskadron auf. Schlag ſechs Uhr! und die Staatsuniformen! Ich werde erſt Muſterung halten."

Am folgenden Morgen um ſechs Uhr ſaßen der Major, ſein Neffe, Seibold, der alte Hennig, und noch zwei Reitknechte zu Pferde, alle mit prächtigen Schabracken, die von Golde ſtarrten. Hennig in einem rothen Reitkollet mit goldenen Epauletts, zog die Blicke ſeines Oheims auf ſich. „Der Junge," flüſterte er Seibolden lächelnd zu, „ſieht doch aus wie der Engel Michael. Sehen Sie nur die Figur, und das Geſicht! Na, wenn der ſein Hannchen einmal findet, dem wird es nicht ſo viele Angſt koſten, wie mir und dem alten Hennig."

Als ſie auf den Hof von Moorberg ſprengten, ſtieß die gnädige Frau vor Angſt einen derben Fluch aus: denn heute ſollte die Fete ſeyn, zu der ſie den Grafen Espenbruch eingeladen hatte; und nun führte das Unglück gerade den Major und ihren Sohn her. Ach! ſetzte ſie hinzu, und ſchlug die Hände zuſammen: und wie ein Prinz gekleidet!

Die Sollinger traten herein. Emilie ſtürzte außer Athem in das Zimmer und gerade auf Seibolden zu. Sie wäre ohne Zweifel in ſeine Arme geſunken, ohne an ihre Mutter zu denken, wenn nicht der Major ſie aufgefangen hätte. Dieſer zog ſie an ſeine Bruſt, und liebkoſ'te ihr; aber ſie hatte die naſſen Augen beſtändig auf Seibold geheftet, der vor Verwirrung nicht wußte, wohin er blicken ſollte. Emilie erholte ſich in des Majors Armen ein wenig, ſo daß ſie nur mit einem zärtlich beſtrafenden Blicke vor Seibold hintrat, und ihn leiſe fragte: haben Sie Emilien denn ganz vergeſſen?

Vor aller Angſt, wie ſie dieſer unangenehmen Gäſte wieder los werden ſollte, bemerkte die Mutter nicht, daß Emilie Seibolden ſehr vertraulich die Hand böt. Dieſen Mittag, ſagte ſie zu dem Major, iſt eine große Geſellſchaft bei uns, und zwar, wie ich wohl hinzuſetzen kann, zum Theil von Leuten, die ihnen nicht angenehm ſind. Sie nannte einige Perſonen, die der Major wirklich nicht leiden konnte; und er rief zum Fenſter hinaus: „Hennig, es ſoll nicht abgeſattelt werden!"

Jetzt kam auch der Kammerjunker. Er betrug ſich ſehr artig, und beſcheidener, als ſonſt gewöhnlich. Der Major war mit ihm zufrieden, und ſagte das der Mutter. Nun blähete dieſe ſich auf, und erzählte von der Gnade des Prinzen, von dem Beifalle, den ihr Karl am ganzen Hofe hätte, u. ſo weiter. Endlich wollte ſie ihren älteſten mit Hennig vergleichen; aber da kam ſie übel an. „Nichts, nichts!“ rief der Major halb zornig; „da iſt nichts zu vergleichen! Der Karl iſt, wie Seibold ſagt, ein Baum, den man en eventail geſchnitten hat, der ſeinen Schatten nur auf ein Fenſter wirft, das Geſichtchen einer Dame zu ſchützen, und um ſich her ſengen und brennen läßt, wie die Sonne will. Hennig aber iſt eine hohe Buche, die weit umher ihre ſchattigen Zweige verbreitet, unter die ſich jeder müde Wanderer legen kann, und die Niemanden ihren Schatten abſchlägt. Er wäre im Stande, wie Simſon, ein Stadtthor wegzutragen, damit er Platz hätte, hineinzugehen. Karl aber? der iſt ſo geſchmeidig, daß er durch ein Mäuſeloch kriechen könnte. Sie haben den Karl nun einmal an einen Hof bringen wollen, und es iſt mir ſchon recht, daß er nicht ewig um mich her von Prinzeſſinnen und dergleichen ſchwatzt; aber mein Hennig, nehmen Sie mir das nicht übel, iſt ein Simſon gegen ihn. Sehen Sie, das iſt alſo nichts mit Ihrem Vergleiche."

Aber bringen Sie einmal Hennigen an einen Hof; Sie werden ſehen, ob er da fortkommt.

„Das ſoll er auch nicht; dazu iſt er nicht erzogen. Aber bringen Sie einmal Beide, wie den Robinſon, auf eine wüſte Inſel, oder unter Wilde, oder unter die Menſchen, in Gefahr, in Noth und Elend, wo es darauf ankommt, Muth zu haben, zu helfen, zu arbeiten, etwas zu entbehren, ſein Leben einmal in die Schanze zu ſchlagen: da ſollen Sie ſehen, ob nicht Karl ſtockſteif da ſteht, wenn Hennig Arme und Beine, Kopf und Herz ſo geſchwind bewegt, wie ein Ohrwurm. Nein, noch einmal, das iſt nichts!"

Die gnädige Frau hätte ihm gern ſeine Antwort zurückgegeben: dazu iſt Karl auch nicht erzogen! Aber ſie ſchwieg, damit der Major dieſesmal in Güte, und je eher je lieber, wieder nach Hauſe reiten möchte. Emilie hörte zu ihrer Verwunderung, daß der Onkel ſchon vor Tiſche wieder weg wollte, und bat ihn, zu bleiben. Mein Gott, Emilie, ſagte die Mutter; du weißt ja, daß der Herr Bruder in der Geſellſchaft der Leute, die wir zu Tiſche haben, allemal ungeduldig wird. Warum ſollen wir ihm nicht einen Aerger erſparen? Du kannſt ja den Onkel eine halbe Stunde weit begleiten.

Das ſchlug an. Die Mutter hatte verlangt, daß Emilie heute ihr Reitkleid anziehen ſollte, weil dieſer Anzug ihr am vortheilhafteſten ſtand. Emilie weigerte ſich, da es in ihren Augen unnatürlich und lächerlich war, ohne zu reiten, ein Reitkleid zu tragen. Jetzt aber ſetzte die Mutter ihren Willen ohne Schwierigkeit durch, und ſie freuete ſich ſchon darauf, daß die Geſellſchaft ihre Tochter, die vortrefflich zu Pferde ſaß, würde zurückkommen ſehen. Das Reitkleid wurde hervor gelangt, und die Mutter hielt nun den Major bis gegen Mittag auf, damit Emilie nicht zu früh wiederkommen könnte. Um zwölf Uhr ſaß die ganze Geſellſchaft aus Sollingen mit Emilien zu Pferde. Eben rief auch ein Bedientet: der Herr Graf von Eſpenbruch kommt den Berg herauf! Schnell flog der Kammerjunker hinunter über den Hof, um den ceremoniöſen Grafen ſchon am Thore zu empfangen. So eben ſprengten die Reiter über die Zugbrücke, als der Wagen des Grafen auf dieſe einbog; und nun entſtand eine kleine Unordnung. Der Kutſcher wollte die erſten Pferde zurückziehen; es ging aber nicht, da ſie ſich hoben. Das alte Fräulein im Wagen ſchrie; der Major donnerte mit ſeiner kräftigen Stimme dazwiſchen, und warf ſein Pferd herum. Emilie hielt bei Seibolden nahe am Rande der Brücke, die eine nur drei Fuß hohe Bruſtwehr hatte, und gab mehr auf ihren Nachbar, als auf ihr Pferd, Acht. Sie kam durch das raſche Umwenden des Oheims ins Gedränge. Der Goldfuchs wurde ſcheu, und hob ſich. Seibold griff in den Zügel, und zwar aus Angſt zu ſtark; nun machte der Goldfuchs einen wilden Satz, und ſeine ſchöne Reiterin ſtürzte über die Bruſtwehr in den Schloßgraben hinunter.

Jetzt erhob ſich ein furchtbares allgemeines Geſchrei. Seibold ſprang todtenbleich vom, Pferde, und ſtürzte ſich mit dem Ausruf: heiliger Gott! von der andren Seite der Brücke, über die Bruſtwehr weg, ins Waſſer. Der Major hing beinahe leblos auf dem Pferde. Der Bruder Hennig war in einem Augenblicke auf den Füßen, riß eine Latte von der Mauer, lief an das Ufer des Grabens, und watete bis an die Schultern hinein. Seibold hatte Emilien ſchon gefaßt und ſchwamm mit ihr dem Ufer zu. Hier ergriff er die Stange, die Hennig ihm zureichte. Beide hielten nun Emilien über das Waſſer, und trugen ſie an das Ufer. Emilie war ſchon gerettet, als die Knechte vom Hofe erſt mit Seilen und Stangen kamen. Sie hatte in nicht geringer Gefahr geſchwebt; denn nicht weit von der Brücke war die Mühle, und das Waſſer hatte deshalb ein ſtarkes Gefälle.

Jetzt nahm Seibold Emilien auf den Arm, und rief: Hans! einen Arzt! Sogleich ſprengte ein Reitknecht nach der nächſten Stadt, und beinahe eben ſo ſchnell flog Seibold mit ſeiner ſüßen Laſt über den Hof. Hennig eilte ihm nach, und alle Leute mit den Pferden am Zügel kehrten wieder um.

Der Major wurde von ſeinem alten Huſaren geführt. Dann folgte der Graf; vor ihm lief weinend ſeine Tochter, und fragte jeden: ach Gott! ſie iſt doch nicht todt? Zuletzt kam der Wagen mit dem alten Fräulein, das aus Leibeskräften ſchrie: ich falle in Ohnmacht! ich falle in Ohnmacht!

Der Kammerjunker, der bei Emiliens Unglücke ſchon auf der Brücke geſtanden hatte, erholte ſich von ſeinem Schrecken, ſobald er ſie gerettet ſah. Er ging nun ſogleich zu dem Grafen, und machte ihm eine tiefe Verbeugung; aber der Graf ſah es nicht. Er lief zu der kleinen Gräfin, die ſich durch die Pferde vordrängen wollte, und machte auch ihr eine Verbeugung, mit einem artigen Kompliment; aber ſie ſtarrte ihn an, fragte, noch immer bleich vor Schrecken: iſt ſie todt? und lief ängſtlich bei ihm weg nach dem Hauſe. Der Graf wurde alſo nicht empfangen, und nahm es diesmal nicht übel. Karl hob nun die alte Couſine aus dem Wagen, die ſich ſehr darüber beklagte, daß man ihr einen ſolchen Schrecken verurſacht hätte, und die dazwiſchen noch immer ſchrie: ach, ich falle in Ohnmacht!

Seibold trug Emilien in ihr Zimmer. Hier rief er der Bonne zu: geſchwind Kleider, und ins Bett! Die Mutter fing an Emiliens Kleid aufzuknöpfen; Seibold aber riß es mit Einem Griffe von oben bis unten auf. Er ging nur auf Bitten der Bonne in das Nebenzimmer, bis Emilie entkleidet war und im Bette lag. Jetzt fuhr ſchon ein Wagen nach dem andern vor; die Frau von Halden mußte alſo ihre Gäſte empfangen und ihre Tochter den Händen ihrer Bonne und der Sollinger Fremden überlaſſen. Seibold ſtand todtenbleich und ängſtlich in ſeinen triefenden Kleidern am Bette; Hennig neben ihm. Der Major lag in einem Seſſel, rührte die Lippen, und hielt die Hände gefalten, als ob er betete. Die kleine Gräfin hatte ſich zwiſchen Hennig und Seibold an das Bett gedrängt, und ſchluchzte; das Waſſer lief von Beiden immer über ſie hin, ohne daß ſie es merkte. Als Seibold Emilien einige Löffel voll Thee eingeflößt hatte, ſchlug ſie die Augen wieder auf, und fragte mit ſchwacher Stimme: wo bin ich? Seibold ſank an dem Bett auf die Kniee, und rief triumphirend: Emilie, liebſte, theuerſte Emilie! O, Gott ſey Dank, ſie lebt! — Emilie reichte ihm matt die Hand, die er küßte und mit heißen Thränen benetzte. Der Major ſah Emiliens Augen offen, ſprang auf, rief: Gott ſey Dank! und umarmte alles im Zimmer: Seibolden, ſeinen Neffen, die kleine Gräfin und die Kammerjungfer. Ach, Gott! ſie lebt! rief die kleine Gräfin laut vor Freude. Meine Schweſter lebt! rief Hennig. Und nun ſtürzten alle drei, der Major, die Gräfin und Hennig, in das Beſuchzimmer, und riefen: ſie lebt! ſie hat die Augen geöffnet!

Gott Lob! ſagte der Kammerjunker. Gott Lob! rief Hennig nach, und ſchloß ihn an ſeine triefende Bruſt. Sie lebt, Mutter! rief er dann, und umarmte auch die Mutter, wie begeiſtert. Wer ihn fragte: lebt ſie? dem antwortete er mit einer Umarmung: ja, ſie lebt! und jeder trocknete ſich murrend die Kleider. Das alte Fräulein lief aus einem Winkel in den andern, um nur ja weit genug von dem tollen Menſchen zu ſeyn. Der Major war unterdeſſen in ein Fenſter getreten, und weinte ſtille Thränen der Freude.

Endlich wurde alles im Beſuchzimmer ruhig; aber die Frau von Halden trat feuerroth im Geſichte herein. Sie war, ſobald ſie ihre Gäſte bewillkommt hatte, wieder zu Emilien gegangen und hatte da eine Scene geſehen, durch die ſie ganz aus ihrer Faſſung kam. Seibold knieete an dem Bette ihrer Tochter; Emilie ruhete mit dem Geſicht auf ſeiner Schulter, und er drückte ihre Hand an ſeinen Mund. Die Frau von Halden ärgerte ſich über dieſe Stellung, und wollte doch nichts ſagen, weil Seibold ihrer Tochter ſo eben den größten Dienſt geleiſtet hatte. Sie hob freundlich an: ich bin Ihnen vielen Dank ſchuldig, Herr Seibold, daß Sie meine Emilie gerettet haben.

Sie? fragte Emilie zitternd; Sie haben mich gerettet? . . . O Seibold, fuhr ſie dann mit feſterer Stimme fort, und ſchlang auf einmal mit glühender Leidenſchaft den Arm um ſeinen Hals: mußten ſie erſt mein Leben retten, um zu erfahren, daß mein ganzes Herz Ihnen gehört? Die Mutter faßte zwar den Sinn dieſer Worte nicht ganz; aber ſie merkte ihn doch ungefähr an Emiliens Blicken und

Tone.

Tone. Gewiſß würde ſie jetzt gleich aufgefahren ſeyn, wenn ſie nicht befürchtet hätte, daß es Emilien ſchaden möchte. Sie bat Seibolden, ihrer Tochter einen Augenblick Ruhe zu gönnen, und zwar ſo artig, daß er es nicht abſchlagen konnte. Er verließ nun das Zimmer, um ſich anders anzukleiden.

Während dieſer Scene am Krankenbette wurde im Beſuchzimmer nur von der Begebenheit geſprochen, und man hatte ſie wenigſtens ſchon dreißigmal erzählt, ohne nur ein einzigesmal nach Emiliens Retter zu fragen. Endlich kam Seibold in einem Ueberrocke des Kammerherrn. Der Major trat nun auf ihn zu, drückte ihn ſchweigend an ſeine Bruſt, und ſagte dann: „Seibold, ich weiß noch immer nicht, wie das Mädchen da hinunter flog und von den Wellen verſchlungen wurde. Tauſende habe ich durch Kartätſchen um mich her fallen ſehen, und den Kopf nicht verloren; aber als das Mädchen ſank, da war es, als wäre mir jedes Glied am Leibe gelähmt. Und Sie, lieber Seibold, Sie! Ich frage, wo nahmen Sie die Kälte her, Sich auf der andern Seite ſogleich nachzuſtürzen? „ Da that er, Bruder, das that er! Er war vom Pferde, und ſprang hinunter in den Graben, als läge ſeine Seligkeit darin. Ach Gott! wenn er es nicht gethan hätte, ſo wäre meine Emilie jetzt von der Mühle gerädert. Sieh, Bruder, das Alles war Ein Augenblick. Milchen flog hinunter, Seibold hinter her, und keine halbe Minute, ſo ſtand auch ſchon der brave Hennig — komm her, mein Sohn, an meine Bruſt! — ja, da ſtand er bis an den Hals im Waſſer, mit einer Stange in der Hand. Sag mir nur, wo hatteſt du den Augenblick die Stange her, Hennig?"

Ja, unterbrach ihn das alte Fräulein; wie der Herr Major ſagen. Und da mein kleiner Brauſewind (ſie zeigte auf die junge Gräfin) war in eben dem Augenblicke zum Wagen hinaus, und an den Graben hinunter. Ich zitterte vor Angſt, daß ſie nachſpringen möchte.

Ach, ſagte die kleine Gräfin, ich wäre nicht im Stande geweſen, im Wagen zu bleiben, und wenn ich hätte mit ertrinken müſſen. Ich mußte heraus.

„Mußteſt du das, mein edles Mädchen?"

ſagte der Major, und drückte die Kleine an ſein Herz. „Dafür gebe Gott dir auch einmal einen Helfer in der Noth!“

Der Graf war ſehr gerührt, ob er es gleich für ein wenig ungezogen hielt, daß der Major ſeine Tochter Du nannte. Er wollte ſie umarmen, und fühlte die Näſſe ihrer Kleider. Aber Louiſe, ſagte er, haſt du denn auch im Waſſer gelegen? Du biſt ja von oben bis unten naß. Man umringte die Gräfin, und faßte ihr Kleid an. Auch der Kammerjunker legte ſeine Hand auf ihre Schulter, und ſagte lächelnd: Sie ſind ganz naß, meine theure Gräfin. — Sie hat Emilien mit auf das Bett tragen helfen, ſagte Hennig. — „Und ſie ſtand ja zwiſchen euch Dachrinnen am Bette!“ ſagte der Major.

Ich bedaure Sie, meine Gnädige, ſagte Karl. Sie ſollen ſogleich Kleidung von Emilien bekommen. Aber Sie hätten das nicht thun ſollen! Sie können ſich erkälten! Ich nehme den innigſten Antheil an Ihrer Geſundheit.

„Aber hüte dich, mein edles Kind,“ fiel der Major ein, „daß du nicht einmal ins

Waſſer fällſt; denn an ſeinen goldenen Treſſen und dem ſeidenen Futter unter ſeinem Rocke nimmt er noch größeren Antheil, als an dem Leben eines Menſchen. Jetzt fällt es mir erſt ein! Mich hatte der Schrecken gelähmt; dein Bruder lief hinunter in den Graben; ein Fremder ſtürzte ſich von der Brücke, um deine Schweſter zu retten; und während deſſen ſprangeſt du von einem Stein' auf den andern, damit die Pferde dir die Strümpfe nicht beſpritzen ſollten. Pfui Teufel!" — Lieber Onkel, ſagte der Kammerjunker erröthend, ich war vor Schrecken gelähmt, wie Sie.

Der Major wollte ihn nicht noch ſtärker beſchämen; er zog nur die Augenbraunen zuſammen, und brummte: „nun wenn das iſt, ſo mag es ſeyn."

Die Gräfin mußte ſich jetzt umkleiden, und als ſie wiederkam, ging man zu Tiſche. Bei dem erſten Schritte in das Eßzimmer ſagte der Major: „Na, heute ſoll mir der Achtundvierziger ſchmecken! Es iſt Emiliens zweiter Geburtstag, oder Tauftag."

Der Kammerjunker hatte die Hand der

Gräfin gefaßt, und führte ſie hinauf. — „Halt!" rief der Major, und nahm ſie ihm ab; „Emiliens Pathen, Retter und Helfer müſſen zuſammen, obenan, ſitzen." Die ganze Geſellſchaft ſtimmte mit ein, und ſo gingen alle Winke der Frau von Halden verloren. Obenan ſaß die Gräfin; auf beiden Seiten Hennig und Seibold. „Die Naſſen gehören neben einander, Vetter Kammerjunker!" rief der Major Karln zu; „und die Lahmen auch: ich alter Mann, und du junger Menſch! Komm her, ſetze dich zu mir! Vater und Mutter müſſen da oben hin zu den Rettern ihres Kindes." Die Frau von Halden wurde grün und gelb; allein es half nichts: ſie mußte neben Seibold, und der Kammerherr neben ſeinem Sohne Hennig ſitzen. „Ich Sünder," fuhr der Major fort, „der ich nichts konnte, als beten, ich will die unterſte Stelle einnehmen, den drei Edelgeſteinen dort gegenüber." Kaum ſaß er, ſo füllte er ſein Glas, und rief: „Emiliens Gevattern ſollen leben! hoch!" Die ganze Geſellſchaft ſtimmte ein, und alles wurde heiter durch des Majors Fröhlichkeit; nur Seibold, die gnädige

Frau Kammerherrin, und Karl waren ſtill und verlegen.

Hennig wurde bei ſeiner ſchönen Nachbarin deſto luſtiger und geſprächiger. Sie nannte ihn: Gevatter; er ſie: Gevatterin. Rings um den Tiſch flogen lachende Geſundheiten; alle Augenblicke hörte man bei dem lauten Klingen der Gläſer rufen: Emilie! und dann wieder: die drei naſſen Pathen!

Mitten unter dieſem fröhlichen Getöſe öffnete ſich die Thür des Saales, und Emilie, in einem weißen Kleide, mit blaſſen Wangen, und das blonde Haar ſchlicht um die Stirn her hangend, trat langſam herein. „Emilie!“ rief die kleine Gräſin; und alle Geſichter wendeten ſich um. Der Major ſprang auf, und wollte ſein Milchen in die Arme nehmen; aber ſie ſagte: lieber Onkel, mein erſtes Wort gehört dem Retter meines Lebens.

„Ja, Milchen, da haſt du Recht!“ erwiederte der Major, und nickte mit dem Kopfe. Er führte ſie langſam um den Tiſch, zu Seibolden. Dieſer ſtand erröthend da, und Emilie trat mit Thränen in den Augen vor ihn hin. Sie wollte verſchiedene male anfangen zu ſprechen, und vermochte es nicht. Alles wurde todtenſtill im Saale; alle Blicke hingen gerührt auf den beiden Stehenden.

Endlich ſagte Emilie ſanft: „Sie haben mir das Leben gerettet, lieber Seibold." — Mit dieſen Worten zog ſie einen einfachen Goldring von ihrem Finger. — „Nehmen Sie dieſen Ring von mir zum Unterpfande meiner Dankbarkeit, und" — ſie ſchlang den Arm um ſeine Schultern, und drückte ihre Lippen auf ſeinen Mund — „dieſen Kuß zum Unterpfande meiner Liebe." — Seibold wollte ſie unterbrechen. — „Laſſen Sie mich ausreden; ich muß noch einige Worte ſagen. Sie lieben mich ſchon längſt. Bisher zweifelte ich daran; aber heute haben Sie es mir bewieſen. Und ich? ich liebe Sie ſchon, ſeitdem ich mich meiner Gefühle zu erinnern weiß."

Der Major nickte noch immer mit dem Kopfe; die Mutter hörte mit geſpannter Miene zu, und war ſehr ängſtlich. Emilie fuhr fort: „Wir ſchwiegen Beide; erſt ſollten alle Rechte, die Eltern und Verwandten über mich hatten, an Sie fallen. Das iſt heute geſchehen. Ohne Sie wäre ich nicht mehr; nun gehöre ich Ihnen, Ihnen allein, und ewig. Ich bitte Sie, nehmen Sie mein Herz, meine Hand an, und geben Sie mir auch Ihren Nahmen; dann bin ich, wie ich wünſche, alles nur durch Sie.

Man kann leicht denken, wie ſehr die Geſichter rings um den Tiſch her ſich veränderten. Der Major hörte jetzt auf mit dem Kopfe zu nicken. „Das kann eine fatale Geſchichte werden!" ſagte er, und ſchlich ſich wieder auf ſeine Stelle.

Die Mutter ſprang auf, und flog auf ihre Tochter zu. „Liebe Mutter," ſagte Emilie ſanft, aber ſehr feſt und eindringlich; „beruhigen Sie Sich noch einen Augenblick, damit Sie erſt hören, was ich eigentlich will." — Sie wendete ſich wieder an Seibold: „Ich weiß wohl, daß Sie fähig ſind, Ihre Wanderſchaft aufs neue anzutreten. Aber Sie ſagten: mit Ihrem Schatten. Ganz richtig! Hören Sie nun auch, wozu ich fähig, wozu ich feſt entſchloſſen bin! Verlaſſen Sie Sollingen, ſo verlaſſe ich Moorberg, und folge Ihnen, als Ihr Schatten. Nichts ſoll mich davon abhalten; ich ſage . . .

Mein Kind, rief die Mutter erhitzt; wir müſſen dich einſperren. Geh jetzt den Augenblick auf dein Zimmer! — Mit dieſen Worten faßte ſie die Hand ihrer Tochter.

„Mein theurer Onkel, rief Emilie laut; erbarmen Sie Sich Ihres Kindes! Ich verlange weiter nichts, als ausreden zu dürfen."

Der Major ſprang finſter auf, und flog zu Emilien hin. — Ich hoffe doch, Herr Bruder, ſagte die Schwägerin ſpitz, Sie werden ein Kind nicht gegen ſeine Mutter aufhetzen wollen? . . . Fort, den Augenblick, auf dein Zimmer! den Augenblick!

Dem Major ſtanden große Schweißtropfen auf der Stirn. Er ſah Emilien ebenſo finſter an, wie die Mutter. „Weiß es der allwiſſende Gott, was hier Recht iſt! Seibold, ſagen Sie, was thu' ich hier?" Seibold war todtenbleich, und ſchwieg. Die Mutter zog Emilien an die Thür. Emilie riß ſich los; der Kammerjunker ſprang auf, und gegen ſie zu. „Bleibe Er ſitzen, Hans Haſenfuß!" rief der Major. „Vor zwei Stunde hätte Er ſpringen ſollen, als ſie im Waſſer lag! Wenn da Hennig ſchweigt, ſo

Die Ehre unſres Hauſes, — ſagte der Kammerjunker —

„ — lag heute im Waſſer, und da hatteſt du Maulaſſen feil. Da ſetz dich! Auf dem Trocknen ſollſt du nicht groß thun! Bruder Toffel, ſprich doch! du biſt ja Vater!" Endlich ſiegte bei dem Major die Liebe zu Emilien, die noch immer bleich mit ihrer Mutter kämpfte, und nur um die Erlaubniß bat, drei Worte reden zu dürfen.

Er riß ſich die Uniform auf, und rief: „liebſte Frau Schweſter! Herr Gott, das Kind kann ja den Tod davon haben! Da ſitzen ſie Alle, als wenn ſie feſt genagelt wären auf den Stühlen, und ich muß mich hier allein herumtummeln." Seine Angſt und ſeine Unentſchloſſenheit wurden ſchnell ſo groß, daß er den Säbel zog, und mit Thränen in den Augen, halb wüthend, ausrief: „großer Gott, ich könnte ein Unglück anrichten!" Nun ſprangen alle Damen kreiſchend auf. Plötzlich ließ die Mutter Emilien fahren, ſchlug die Hände zuſammen, und rief in einem wirklich Mitleid erregenden Tone: barmherziger Gott! ich unglückliche Mutter! Emiſie hörte dieſen jammernden Ausruf, und die Natur behauptete ihre Rechte. Sie ſank auf die Kniee, und rief mit wilden Blicken, mit ängſtlicher Stimme: ach, liebe Mutter, vergeben Sie mir! Ich gehe ja ſchon! — Mit dieſen Worten flog ſie wie ein geſcheuchtes Reh zum Saale hinaus.

Die Scene war über alle Vorſtellung erſchütternd und zerſtörend. Hennig hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt, und ſchluchzte; der Vater ſaß todtenbleich da; die Gräfin zitterte wie ein Espenblatt; der Graf goß eine ganze Flaſche Wein in ſein Glas, und das Tiſchtuch ſchwamm, ohne daß er es merkte; der Major zog ſeine Augenbraunen mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit auf und nieder; die Mutter ſchluchzte laut vor Zorn und Scham; Seibold ſtand wie eine Bildſäule.

Der Kammerjunker ſchlich ſich hinter dem Major weg zu Seibold hin, und ſagte, vor Zorn wüthend, doch halb leiſe: mach Er, Patron, daß Er die Thür findet! Der Major hörte das. „Wen nennſt du Er, Burſche? wen Patron? Den Mann da, der deiner Schweſter das Leben gerettet hat? Er ſer Gott! ohne dieſen Mann wäre hier jetzt ein Haus des Trauerns, ein Sterbehaus. Zwar viel beſſer iſt es auch jetzt nicht. Kommen Sie, Seibold! Hennig, es ſoll geſattelt werden! Kommen Sie, lieber Seibold! Wenn es meine Tochter wäre; bei dem lebendigen Gott! noch heute gäb' es Hochzeit. Wer ſich zu einem Mädchen ins Waſſer legt, ein Haarbreit von den Mühlrädern und dem Tode, der ſollte wohl auch das Recht haben, ſich zu ihr ins Bett zu legen. Und daß Milchen ſich in der Geſchwindigkeit in Sie verliebt hat, das begreif' ich. Es iſt mir ja eben ſo gegangen mit der Retterin meines Lebens, mit Hannchen."

Wenn es Ihre Tochter wäre, ſagte die Frau von Halden, ſo könnten Sie es halten, wie Sie wollten; ich aber will die Schande nicht auf meine Familie laden.

„Schande? Alle Teufel! Schande?" Er ſprang an das Fenſter, und rief mit lauter Stimme: „die Pferde!" Auf einmal kam der ganze Hof in Bewegung. Ein Gaſt ſchlich ſich nach dem andern fort, und eilte, je eher je lieber in den Wagen zu kommen. Der

Major führte Seiboldↄen, der faſt ohne Bewußtſeyn war, ſanſt und tröſtend die Treppe hinunter, und half ihm auf das Pferd. Alles ritt, oder fuhr ab. Die kleine Gräfin ſagte auf der Brücke: hier war es! Ich hätte ihm Emilien gegeben. — Es iſt ein intrikater Fall! ſagte der Graf; das Fräulein: nein, die Mutter hat Recht; ſonſt würden ja, wenn man einmal das Unglück hätte, ins Waſſer zu fallen, gleich alle Bürgerlichen nachſpringen.

Mancher Leſer wird mich hier der Uebertreibung beſchuldigen, und es unnatürlich finden, daß ein junges furchtſames Mädchen einen ſo dreiſten Schritt wagt; aber dennoch war dieſer Schritt ſehr natürlich.

Als Hennig die Pferde beſorgt hatte, ging er endlich auch zu Fräulein Milchen auf ihr Zimmer, und fand ſie da ſchon wieder angekleidet in einem Seſſel. Er äußerte ſeine Freude, daß er ſie ſo wohl ſah, ſetzte ſich zu ihr, und blieb mit ihr allein. — Nun es ſo abgegangen iſt, ſagte er lächelnd, möchte ich kein Rittergut für das Springen und Nachſpringen nehmen. Ich habe es lange gemerkt zwiſchen Ihnen und Seibold, — und heute hat es ja jeder ſehen können. Nun kann die Mama nichts weiter dagegen haben, daß Milchen und Seibold ein Paar werden. Der Major und ich würden noch einmal wieder jung, wenn es bald geſchähe. Aber, Milchen, nun müſſen Sie auch machen!

Emilie erſtaunte, den alten Hennig von ihrem Geheimniſſe, wie von etwas ganz Bekanntem, ſprechen zu hören. Mein Gott! ſagte ſie; weiß denn der Onkel, daß ich . . . daß . . .? — Sie konnte kein Wort finden, und erröthete.

Ei, was wollt' er nicht! Wir haben ja die Erfahrung ſelbſt gehabt, und Augen ſitzen uns im Kopfe, ſo gut wie andren Leuten. Herr Seibold ging ja ſo trübſelig umher, und ſeufzte, und ſchnappte nach Luft, gerade wie der Herr Major, als er verliebt war. Und nun heute noch dazu der Sprung! Die Mama darf jetzt nicht einmal die kleinſten Umſtände machen; denn wer einer Tochter das Leben rettet, dem können die Eltern ſie gar nicht verweigern. Was hilft da Adel oder ſo etwas! Da heißt es: iſt nicht das Leben mehr, denn der Leib, und der Leib mehr, denn ein Adelsbrief? Sehet die Vögel — Nein, das gehört nicht mehr dazu.

Emilie geſtand dem alten treuen Hennig, daß ſie ſehr glücklich ſeyn würde, wenn Sie Seibolds Frau werden könnte.

Haben Sie denn das Seibolden ſchon geſagt? fragte Hennig fröhlich. Emilie ſchüttelte den Kopf. — Nicht? fuhr Hennig fort; und in dieſem Augenblicke fiel ihm ein, daß Geſchwindigkeit ſeinen Herrn bei Hannchen glücklich gemacht hatte. So gehen Sie auf der Stelle, Fräulein Milchen, und ſagen Sie es ihm! — Lieber Hennig, erwiederte Emilie nach einer kleinen Pauſe; das wäre unſchicklich! Ich will mich noch beſinnen.

Jetzt zog Hennig die Stirn in Falten. Unſchicklich? Den Teufel auch! Beſinnen! Beſann ſich denn Seibold, als Sie da hineinplumpten? Sie fielen, und er ſprang hinterher. Beſinnen! Ei, Fräulein Milchen! Hätte er ſich nur einen Augenblick beſonnen, ſo könnten Sie jetzt nicht ſo undankbar ſeyn und ſich beſinnen wollen. Unſchicklich! Seh doch einer! Dem Retter meines Lebens, ſagt der Major, gehört Liebe und Herz. Es ſchickt ſich wohl auch nicht, daß ein Major einen Reitknecht küßt; aber Ihr Onkel thut es doch, ohne ſich zu beſinnen, und wenn wir Beide vor dem Könige ſtänden, er würde es thun. Nein, Milchen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich ginge hinüber, und ſagte in Aller Gegenwart, daß ich Seibolden lieb hätte, daß ich ſeine Frau werden wollte. Und da würde die Mama auch keine Umſtände machen: denn heute muß ſie doch Schimpfshalber etwas thun; morgen aber denkt ſie vielleicht ſchon nicht mehr daran, daß Seibold ihr Milchen aus dem Waſſer geholt hat. Und dann iſt der Major da; der wird gleich Amen! rufen. Geben Sie Acht, wenn Sie erſt anfangen zu trödeln, ſo geht es gar nicht. Und in der Bibel ſteht: wer mich bekennet vor den Menſchen. Da könnte Herr Seibold recht ſehen, wie lieb Sie ihn haben! Und da würde bald alles richtig, und Milchen wäre Braut, huſſa! Na, Milchen, ſitzen Sie da nicht länger!

Hennigs Idee that die größte Wirkung auf Emilien. Sie fand etwas Großes, Erhabenes in einem ſolchen Schritte; und überdies dachte ſie: der Alte hat nicht Unrecht; die Mutter wird dadurch überraſcht, und der Onkel iſt da. Wer weiß, was geſchehen kann!

Nun nehme man noch dazu, daß in Emiliens Herzen die ſtärkſten Empfindungen der Dankbarkeit, der Liebe, der Freude über ihre Rettung lebten und wirkten. Sie war wie über ſich ſelbſt erhaben, ſtand auf, und ſagte feierlich: ja, ich will! Hennig begleitete ſie bis an den Eßſaal, zog die Thür wieder an, und dachte lächelnd: meinem alten Herrn machte ich auch die Thür zum Himmel auf! Er horchte; es wurde alles ſtill, und dann entſtand ein Geräuſch. Aha! dachte er; ſie gratuliren ſchon. Er ſtand im Begriff, die Thür zu öffnen, und ſein „Vivat hoch!" hinein zu rufen; doch beſann er ſich noch, daß er nicht in Sollingen war. Hätte er ſein Vivat gerufen, ſo würde man ſich im Zimmer nicht wenig gewundert haben; denn ſo eben hatte der Major den Säbel gezogen. Nicht lange, ſo kam Emilie bleich, mit naſſen Augen, aus dem Saale, ſchwankte nach ihrem Zimmer, und ſagte jammernd: ich Unglückliche! ach, warum mußte er mich retten! Hennig ſchlich ſich auf den Zehen die Treppe hinunter in den Stall. Da hörte er den Major rufen: die Pferde! und wußte nun g[illegible], daß alles verunglückt war.

Der alte Hennig blieb auf dem Rückwege nach Sollingen immer funfzig Schritte hinter dem Major, und verrieth mit keiner Sylbe, daß er ſo vielen Antheil an der Begebenheit hatte. Niemand ſprach. Emiliens Bruder ſann auf Plane, ſeinem geliebten Lehrer den Beſitz ſeiner Schweſter zu verſchaffen; und eine Entführung ſchien ihm das leichteſte Mittel. Der Major hing auf dem Pferde, und überlegte, wer eigentlich Recht bei dieſem Handel hätte: ſeine Nichte oder ihre Mutter. Er ſann hin und her; aber die Sache blieb ihm unauflöslich. Daß die Tochter ohne den Willen der Eltern nicht ihre Hand weggeben dürfe, ſchien ihm gewiß zu ſeyn. „Mit dem Herzen,“ dachte er, „iſt es ein anderer Kaſus; denn das iſt weg, ehe man es ſich verſieht, und wenn man auch alle Tage andächtig an das vierte Gebot denkt. Ich habe das ja ſelbſt erlebt. Aber das Herz ohne die Hand! Hm! das iſt doch ſehr bedenklich." Er gab ſeinem Pferde die Sporen, und es machte einen Satz. „Halt!" ſagte er halb laut, „du ſollſt die Sporen nicht haben. Aber die Gelehrten müßten ſie bekommen, und die Peitſche dazu, daß ſie eine ſolche Sache nicht erläutern. Wem das Herz gehört, dem gehört auch die Hand: das iſt richtig. Nun ſeh' aber einer den verdammten Streich! Umgekehrt iſt es auch wahr: wem die Hand gehört, dem gehört auch das Herz. Emiliens Herz gehört nun Seibolden, und er hat es ehrlich verdient; die Hand gehörte ihm obendrein, wenn es nach der Bibel ginge. Aber da iſt die Mutter; die ruft: die Hand gehört mir! und ſie hat auch Recht. Was ſoll da ein ehrlicher Mann thun? Seibolden hab' ich lieb, und ich wollte ſpringen vor Freude, wenn er noch mein Vetter würde. Und mit dem Adel, das ſind hier nur Narrenpoſſen; denn er hat ſie aus dem Waſſer gezogen, wie die Prinzeſſin von Aegypten den Moſes. Ja, wahrhaftig! da ſteht es ja groß genug. Moſes war ihr Sohn; und wäre ſie jünger geweſen, wer weiß, was dann geſchehen ſeyn würde. Moſis Eltern hätten wahrhaftig nicht nein ſagen dürfen, ob ſie gleich eine Heidin war. Was man doch für Noth in der Welt hat! Da muß ich mich herum plagen mit Gedanken, als ob ich die Emilie ſelbſt haben wollte! Na, ich glaube, das iſt einmal wieder ſo ein Fall, den man am beſten dem lieben Gott überläßt, und bei dem man ihm danken muß, wenn man ehrlich davon kommt."

Unter dieſen Betrachtungen kam der Major mit ſeinen Begleitern zu Hauſe an, und trug nun den Fall Hannchen vor. Sie überlegte hin und her, bemerkte dabei des Majors Unruhe, und war nun ſeiner Meinung: man müſſe die Sache Gott überlaſſen. Heimlich aber dachte ſie, anſtatt Gott, Seibolden. Beim Auskleiden ſprach der Major auch mit Hennigen über den Fall; und nun geſtand dieſer ſeine Schuld. „Alter," ſagte der Major, und reichte ihm die Hand; „da haſt du wahrhaftig einen dummen Streich gemacht!"

Ja, weil ich mit dummen Menſchen zu thun hatte. Wären Sie's nur geweſen, wie wollten einmal ſehen, ob nicht Alles jetzt ſagen würde: der Hennig fängt doch ſeine Sachen immer geſcheidt an! Denken Sie nur an die Frau Majorin. Es war eben ſo; nur mit andern Leuten.

„Das iſt auch wahr, und du haſt es gut gemeint. Aber, Hennig, nun ſag einmal" — Er ſetzte ihm die Sache nach ſeiner Art aus einander, und erklärte ihm das vierte Gebot.

Warum, frag' ich, erwiederte Hennig mit Eifer — warum müſſen Kinder den Eltern gehorchen? Weil ſie das Leben und ſo viel Gutes von ihnen haben. Nun, Milchen hat das Leben von ihrer Mutter, und muß ihr darum gehorchen. Aber heute hat ſie das Leben auch von Seibold bekommen; und dem ſollte ſie nun nicht gehorchen müſſen? Und iſt ſie nicht von Seibold faſt ganz erzogen? Und hat ſie nicht von ihm das Gute, warum wir Alle ſie ſo lieb haben? Ja, es fragt ſich, wer ihr mehr Gutes erwieſen hat: die Mutter oder Seibold. Darum ſag' ich, ſie iſt Seibolden ſo viel Gehorſam ſchuldig, wie ihrer leiblichen Mutter.

Das überzeugte den Major noch nicht. Er ſah ſehr bald, wie viele Mißbräuche von ſolchen Grundſätzen gemacht werden könnten.

„Nein, nein, Hennig. Mit Eltern und Kindern das iſt etwas Heiliges. Man kann hundert Menſchen aus dem Waſſer holen, ohne ſie darum eben lieb zu haben. Wäre das ſo wie mit der Elternliebe, ſo würden wohl nicht zehn Thaler dafür bezahlt, wenn man einen rettet. Die Elternliebe iſt heiliger. Das laſſe ich mir nicht ausreden, ob ich gleich nicht ſo recht ſagen kann, warum. Es ſteht in der Bibel und hier in der Bruſt."

Warum ſteht denn in der Bibel auch: ſoll Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen? So muß das wohl noch heiliger ſeyn! Und in der Bruſt ſteht es auch; Sie haben's ja ſelbſt gefühlt. Hätte Ihr Vater damals noch gelebt und was dagegen gehabt — ich wollte nur geſehen haben, was Sie gethan hätten!

„Mein Vater würde auch nichts dagegen gehabt haben, Hennig. Aber, wäre das geweſen, ſiehſt du, ſo hätt' ichs gelaſſen, oder — Ja, ſo recht weiß ich nun wohl nicht, was ich da gemacht haben würde. Das vierte Gebot ſteht mir im Wege; es iſt gleich das erſte in der zweiten Tafel, oben an, noch über dem fünſten. Siehſt du, es iſt wohl noch ſchlimmer, ſeinen Eltern ungehorſam zu ſeyn, als einen Menſchen umzubringen. In dem Gebote liegt was Heiliges; und wer ſeine Eltern nicht ehrt, der iſt zu nichts nutze in der Welt."

Hm! freilich! Aber hier mit Milchen und Seibold iſt das doch ganz anders, Sie mögen auch ſagen, was Sie wollen.

„Das iſt wohl wahr; und ſieh! einen Finger wollt' ich d'rum geben, wenn die Beiden glücklich werden könnten! Ich will mit Seibold und Emilien weinen bis an mein Ende, und ſollte ich in meinem Leben keine vergnügte Stunde mehr haben; aber ein Loch durchs vierte Gebot mach' ich nicht. Hat die Mutter Unrecht, ſo mag ſie es einmal vor Gott verantworten. Ich habe mit dem Handel nichts zu thun, ſo lange ich nicht beſſer weiß, was Recht iſt. Rathen will ich zum Guten; und damit Baſta!"

Als Hennig weg war, dachte der Major an ſeine eigene Tochter. „Wenn das Mädchen es ſich einmal einfallen ließe, ihr Herz an einen Andern als an Hennig zu geben! Der Donner! Die Mutter hat doch wohl Recht; denn das litte ich ja nicht, und wenn ſie noch blaſſer wäre, als Emilie. Oder der Hennig machte mir wunderliche Sprünge, und verliebte ſich in ein andres Mädchen. Ja, ich wollte ihn! — Aber wenn ſie nun auch ins Waſſer ſtürzte, und ein hübſcher ehrlicher Mann ſpränge ihr aus Liebe nach, und zöge ſie wieder heraus? Der Teufel! das wäre doch eine dumme Geſchichte." Er lief eilig zu ſeiner Frau hinüber, und ſagte: „Höre, liebes Hannchen, laß die Kleine ja nicht anders ans Waſſer gehen, als wenn Hennig dabei iſt! Mir iſt da eben ein Gedanke eingefallen. Sag' einmal: wie ſteht es denn mit Hennig und Hannchen?"

Die Majorin wußte viel Schönes von Beider Liebe zu einander zu ſagen. Hennig hält recht viel auf das kleine Mädchen; und auch Hannchen hat den Bruder Hennig von Herzen lieb. Jetzt iſt ſie noch ein Kind; aber laß ſie nur erſt größer werden, lieber Fritz: dann geht gewiß alles glücklich. Das Mädchen wird ſchön wie ein Engel, und Seibold meint, Herz und Kopf ſaßen bei ihr an der rechten Stelle.

„Der arme Seibold! Ich wollte, er ſpräche nur erſt wieder! Wenn ers beſchlafen hat, dann will ich doch einmal mit ihm reden, wie ein Mann.“ Unruhig legte der Major ſich nieder; und bis Mitternacht hielten Sorge und Kummer ſeine Augen offen.

Am andern Morgen kam ein Brief von Emilien an den Major. Auf dem zweiten Umſchlage ſtand: „ich bitte Sie, lieber Onkel, dieſen Brief Seibolden vorzuleſen. Er enthält die Entſcheidung ſeines und meines Schickſals. Noch einmal, lieber Onkel, leſen Sie ihn ja nicht früher.“

Der Major ging zu Seibolden, der ihn mit einem langen Händedruck empfing. „Ich habe hier einen Brief von Emilien, den ich Ihnen vorleſen ſoll. Riegeln Sie einmal die Thür zu, daß wir ungeſtört, als Männer und freundſchaftlich, mit einander überlegen können. Wir wollen doch hören, was ein Mädchen uns bei dem Falle zu rathen weiß.“ Er brach das Siegel auf, und fing an zu leſen.

„Ich ſchreibe dieſen Brief an Sie, lieber

Seibold, nicht unter Thränen, nicht unter dem verwirrenden Toben einer Leidenſchaft, gewiß nicht, ſondern mit aller Ruhe und Beſonnenheit, die mein Herz in dieſer ſchlafloſen Nacht hat ſammeln können.“

„Es haben mehr Menſchen eine ſchlafloſe Nacht gehabt, Fräulein Emilie!“ brummte der Major.

„Ich habe Sie lange geliebt, und Sie wiſſen es eben ſo lange.“

Der Major ſah Seiboldén fragend an. Leider! ſagte dieſer.

„Auch Sie liebten mich. Daran kann ich jetzt nicht mehr zweifeln.“

Seibold ſtand ſeufzend auf. Der Major ſagte: „alſo auch wahr?“

„Ich habe Ihnen nicht viel zu ſagen; aber was ich Ihnen ſage, kommt aus dem Grunde meiner Seele. Nichts wird je meine Entſchlüſſe ändern. Das verſichere ich Ihnen bei dem Augenblicke, da ich wieder in's Leben zurückkehrte, und Sie an meinem Bette knieen ſah. Ich kann mir keinen heiligern Augenblick in meinem ganzen Leben denken, nur den ausgenommen, wenn Sie einmal ſterbend in meinen Armen lägen, ich an Ihrem Bette knieete, und Sie mir verſicherten, daß ich Sie glücklich gemacht hätte.“

Der Major ſchüttelte heftig den Kopf, wiſchte ſich die Augen, und huſtete eine Thräne weg, die ſo eben hervorbrechen wollte.

„Ich habe den Umfang meiner kindlichen Pflichten genau überdacht, und bin jeden Augenblick bereit, in die Ewigkeit einzutreten, ohne zu zittern.“

„Nun Milchen, Gott gebe, daß du das kannſt!“

„Hätte ich zwiſchen meinem und meiner Mutter Glücke zu wählen, ſo opferte ich ohne Bedenken mein eignes auf.“

„Recht ſo! brav! Wenn doch die Mutter den Brief ſähe!“

„Ich würde meine Hand ohne Seufzen einem Manne geben, den ich nicht liebte, wenn ich dadurch meine Mutter retten könnte. Das weiß ich, und ſo bin ich ruhig.“

„Ich auch, Gott Lob!“

„Aber ſoll ich wohl mein Glück aufopfern, um ein elendes Vorurtheil meiner Eltern nicht zu beleidigen? Das hieße ja, die Kinder als Sklaven an Thorheiten, an Verbrechen verkaufen. Nein, das wollte die Natur nicht. — Sie werden mir vielleicht widerſprechen. Aber beweiſen Sie mir, daß meine Mutter das Recht hat, ein ſolches Opfer von mir zu fordern; und ich will meine Hand auf der Stelle dem Präſidenten Selenberg geben, dem ſie mich beſtimmt."

„Aller Welt Teufel!" rief der Major, und ſprang auf. „Seibold, reiten Sie, entführen Sie das Kind! Da hat ſie Recht. Nein, hier hört das vierte Gebot auf, und alle andern Gebote dazu. Selenberg? der Sünder, gegen den Judas Iſcharioth und Kain Heilige ſind? Ein Kerl, ſo ausgedörrt, als hätte er ſchon ein Jahr lang in ſeiner Heimath am Galgen gehangen? Sie kennen den Menſchen wohl nicht, lieber Seibold. Er ſpricht durch die Naſe, als ob ihm das Naſenbein fehlte. Ein Religionsſpötter und ein Menſchenquäler, ein wahrer Pontius Pilatus, der ſich die Hände wäſcht, und alles

Böſe thut! Was? dem ſoll das Mädchen aufgeopfert werden? Reden Sie, Seibold. Sind die Kinder auch denen Eltern Gehorſam ſchuldig, die ſie dem Moloch in die glühenden Arme legen, wie es da in der Bilderbibel ſteht? Denn ſo ein Moloch iſt der Selenberg leibhaftig."

Seibold hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen. „Nein," rief der Major; „das heißt ja eben ſo arg mit den Kindern umgehen, wie der Adel in Liefland mit den armen Letten, und noch ärger; denn da hat doch die Kaiſerin verboten, die armen Menſchen nicht mehr wie das Schlachtvieh zu verkaufen. — An den Selenberg? Gott behüte! Das wäre ja, wie in der Türkei! ... Aber wir müſſen doch ſehen, was die arme Kreuzträgerin weiter ſchreibt."

„Ja, dieſem verächtlichen Menſchen hat meine Mutter meine Hand zugedacht. O Seibold, es iſt Nothwehr, was ich thue."

„Das iſt es! Und wenn ſie ſich in die Mühlräder ſtürzte, ſo wäre es Nothwehr."

„Ich könnte mich und meine Hand dem erſten beſten ehrlichen Landmanne antra gen, den ich fände, um dem Elende zu entgehen, das mir in einer Verbindung mit dieſem Nichtswürdigen drohet. Mein Glück könnte ich opfern; aber auch meine Tugend, mein moraliſches Gefühl? Das müßte verloren gehen, wenn ich des Elenden Gattin würde; und ein ſolches Opfer kann ſelbſt Gott nicht verlangen.“

„Gott erbarme ſich, daß eine Tochter ſo etwas von ihrer Mutter ſagen muß!“ Er warf den Brief auf den Tiſch. „Und Milchen iſt nicht die Einzige, die ſo zu klagen hat. Lieber Gott, Seibold, es iſt ein Unglück, daß die Eltern bei den Verheirathungen ihrer Kinder an weiter nichts, als an den Geldbeutel, denken. Ein Titel, gutes Einkommen, und dann höchſtens ein unbeſcholtener Nahme: das iſt alles, was man in Erwägung zieht. Ob das junge Ding, das ſie mit Freuden ausſtatten, ihre Tugenden, oder, wie es Milchen da nennt, ihr moraliſches Gefühl, einbüßt, daran denkt kein Menſch. Sehen Sie nur, meine Schwägerin iſt gerade nicht ſo böſe, wie Sie wohl glauben mögen, aber herzlich unwiſſend in allem, was die Ewigkeit angeht. Zum Glück paßt mein Bruder für ſie; er iſt bei ihr nicht ſchlimmer geworden. Glauben Sie wohl, daß ich, wenn das Unglück ſie zu meiner Frau gemacht hätte, jetzt ein Teufel an Bosheit, Zorn und Menſchenfeindſchaft ſeyn müßte? Aber daran denkt kein Menſch. — Na, wir wollen weiter leſen.“

„Ich fordere Sie auf, Sie, dem ich einen großen Theil meiner Tugenden verdanke, mir dieſe Tugenden auch zu erhalten, und mich aus dem Abgrunde der Verzweiflung zu retten, in den meine Mutter und mein Bruder mich ſtürzen wollen.“

„Alle Teufel! Der Bruder? Sie meint den Kammerjunker. Gnade dir Gott, wenn du mir einmal unter die Fuchtel geräthſt! Ich will dir das Kuppeln vertreiben!“

„Wenn Sie hier noch bei Ihrem Eigenſinne beharren, ſo fühle ich mit Thränen im Auge und Herzen, daß Sie geſtern beſſer gethan hätten, mich der Barmherzigkeit der Fluthen zu überlaſſen. Ich beſchwöre meinen Onkel, Sie, den Mann, in deſſen Hand mein Glück, mein Leben und meine Tugend liegen, bei ſich zu behalten und Sie nicht in die weite Welt gehen zu laſſen, was Ihr Vorſatz iſt. Dagegen verſpreche ich, ruhig zu ſeyn, mein Geſchick abzuwarten, und — wenn Sie mich überzeugen können, daß es meine Pflicht iſt, dem Glücke meines Lebens um eines Vorurtheils willen zu entſagen — meine Hand dem Erſten Beſten zu geben, der nur ein ehrlicher Mann iſt."

„Emilie."

„Das iſt ein Brief!" ſagte der Major; „den ſollte man drucken laſſen, und allen Müttern dediciren. Aber, was ſchreibt ſie denn da von in die weite Welt gehen? Das iſt nichts! Die Hand darauf, wie ein ehrlicher Mann, daß Sie bleiben wollen, und thun, was Sie ſchuldig ſind, und ablauern, ob nicht die Schwägerin am Ende doch noch ſchachmatt wird."

Ablauern, Herr Oberſtwachtmeiſter? Das kam nicht aus Ihrem Herzen! Wenn es nun Pflicht iſt, zu gehen?

„Pflicht? Und das arme Ding ſpränge dann freiwillig von der Brücke! Ablauern!

Das iſt freilich ein Spitzbubenwort. Ei nun! manchmal trillen ſie einen auch ſo lange, bis man gezwungen iſt, ſo etwas herauszuſtoßen! . . . Wenn's nun aber mit dem Gewiſſen beſtehen könnte, daß Milchen Ihre Frau würde: was dann? Antwort!"

Dann? O, ich würde fürchten, unter dieſer Seligkeit zu erliegen. Emilie mein! o Gott!

„Topp, lieber Herr Vetter!" rief der Major, und umarmte Seibolden. „Zwar weiß ich noch nicht, wie es werden ſoll, daß wir unſer Gewiſſen dabei bewahren; aber das wird ſich ja finden. Sie bleiben alſo hier in Sollingen, lieber Seibold?"

Das verſprach Seibold auf vieles Bitten mit einem Handſchlage. Nun ließ ſich der Major ſeinen Renner ſatteln, und ritt im Galopp nach Moorberg, weil er wiſſen wollte, ob Emilien auch nichts zu leide geſchehen wäre.

Es war ihr nicht ſo ſchlimm gegangen, wie man bei dem Charakter ihrer Familie wohl glauben ſollte. Die Mutter mußte freilich ſehr aufgebracht ſeyn, als ſie auf einmal den Eßſaal leer ſah; ſie lief indeß nur in ihr Zimmer, und weinte da bitterlich vor Scham und Schmerz. Auch ihr Mann hatte ſich auf ſein Zimmer geſchlichen, um ſeiner Frau aus dem Wege zu kommen und einen Dompfaffen eine neue Melodie zu lehren. Aber in des Kammerjunkers Bruſt kochte Gift und Galle.

Er ſchlug die flachen Hände klatſchend zuſammen, und rief: möchte die Raſende Alles gethan haben — was geht es mich an! Aber einen Eklat, einen ſolchen Eklat, der ſich gar nicht maskiren läßt! Gewiß erfährt der Hof die lächerliche Sache, und dann macht Alles mir grinſende Geſichter. Ich wollte, der Teufel holte den albernen Major mit ſeiner Reiterei! Iſt es nicht, als ob ihn ein böſer Genius uns beſtändig in die Quer ſchickte?

Er überlegte einige Minuten, was zu thun ſey, um den Eklat, wo möglich, zu unterdrücken; dann ging er zu ſeiner Mutter. So bald dieſe einen Menſchen hatte, mit dem ſie ſprechen konnte, brach ihre Wuth über Emilien, den Major und Seibold ſogleich hervor. Sie ſprang auf, und wollte zu ihrer Tochter hin. Karl hielt ſie zurück. Liebe Mama, ſagte er, darüber beklagen wir uns ja eben, daß Emilie und ähnliche Menſchen immer dem Antriebe ihrer Gefühle blindlings folgen. Sie ſind jeẓt zornig, liebe Mama, und werden Emilien, wenn Sie zu ihr kommen, mißhandeln. Dann wird ſie erbittert werden, und aus Troẓ das nicht thun, was Sie wünſchen. Was kommt bei dem Lärmen heraus? Nichts, als daß die Domeſtiken in der Nachbarſchaft zu erzählen haben. Wir müſſen wahrhaftig jeden Eklat vermeiden. Meinen Sie, Selenberg würde eine Närrin heirathen, die man eingeſperrt hätte, damit ſie nicht mit einem gemeinen Kerl davon liefe? Ich ſtehe Ihnen dafür, ſie wird nicht weglaufen. — Die Mutter ließ ſich durch dieſe Vorſtellungen beſänftigen, und nun überlegte ſie mit ihrem Karl, wie man Emilien behandeln müßte, um ſie dahin zu bringen, daß ſie Selenbergen ihre Hand gäbe.

Verächtlicher kann wohl nicht leicht ein Menſch ſeyn, als eben dieſer Präſident Selenberg. Er wurde bei ſeinem ſanguiniſchen

Temperamente ſchon in der früheſten Jugend verführt, und war bald ein ausgemachter Wolluͤſtling. Aus Frankreich und Italien, wo er in dem Genuſſe aller Arten von grober Sinnlichkeit noch die letzte Kraft ſeines Körpers und den Ueberreſt ſeines moraliſchen Gefühls zugeſetzt hatte, kam er wie ein Skelett zurück. Es fehlte ihm nicht an Geiſt und an einer gewiſſen Feinheit im Umgange; deshalb war er am Hofe ſehr beliebt, zumal da er auch ein beträchtliches Vermögen beſaß, das er als Mann durch eine Erbſchaft wieder bekommen hatte, und da er eine Fete mit vorzüglichem Geſchmacke anzuordnen wußte. Außerhalb ſeines Hauſes war er immer heiter, und konnte alle üble Laune, die ihm ſeine körperlichen Schwächen verurſachten, gänzlich verbannen. Er hatte alle Verdienſte der großen Welt: Artigkeit, Politur, Geſchmack; übrigens keine moraliſche Tugend, die er auch ſehr lächerlich fand, und nur Ein Laſter: die Wolluſt. Dieſer Inſtinkt beherrſchte ihn aber ſo mächtig, daß er alles in der Welt aufopferte, um ihn zu befriedigen. Er war ſonſt ſehr unſchädlich, und that niemanden etwas zu leide, bis die

Wolluſt mit ins Spiel kam; dann aber konnte er ein Tiger ſeyn.

Dieſer Mann hatte Emilien in Moorberg geſehen. Ihre friſche Jugendfarbe, ihr ſchlanker, ſchön geformter Körper, das Sehnſuchtsvolle in ihren dunkel flammenden Augen, und hauptſächlich ihre Unſchuld, erregten in dem entnervten Wollüſtling noch einmal die mächtigen Gefühle ſeiner Jugend. Seine Augen verfolgten das ſchöne Mädchen bei jedem Schritte und bei jeder Bewegung. Er machte ſich mit den feinſten Schmeicheleien an ſie, und ſie bemerkte ihn kaum. Doch ſelbſt dieſe Vernachläſſigung war ein Reitz mehr für ſeine Begierde, und er konnte ſich unmöglich entſchließen, ſeine Hoffnungen aufzugeben, da er ſonſt bei vielen Weibern ſogleich Gehör gefunden, oder ſie doch mit der Zeit verführt hatte. Er kam wieder; und Emilie blieb ſich gleich. Der elende Wollüſtling begriff nicht, daß die Sehnſucht in Emiliens dunkel flammenden Augen etwas Andres ſeyn könnte, als Verlangen nach Wolluſt; und er betrog ſich, wie er ſich ſchon oft betrogen hatte, ohne deshalb an Unſchuld und Reinheit der Seele glauben zu lernen.

Emilie fing an ihn zu vermeiden, weil ſie erfuhr, wie ausſchweifend er geweſen war; er konnte es aber nicht über ſich gewinnen, ſeine Plane aufzugeben. Sobald Karl in der Hauptſtadt ankam, drängte Selenberg ſich an ihn, und brachte ihn mit der gehörigen Feinheit auf die Idee, daß Emilie Hofdame werden ſollte. Es gelang ihm zwar nicht, dies durchzuſetzen; indeß ſchloß er ſich immer vertraulicher an Karln, erwies ihm wirklich ſehr große Gefälligkeiten, und lehrte ihn auch, ſich auf dem ſchlüpfrigen Boden des Hoftheaters feſt zu erhalten. Mit dem Allen kam aber Selenberg nicht weiter; und was ihm Karl von Emiliens Charakter ſagte, gab ihm auch keine Hoffnung, ſie jemals verführen zu können. So mußte er ſich denn zu einem Schritte entſchließen, vor dem er ſich, als vor einer Thorheit, ſo lange gehütet hatte. Er ſagte Karln, natürlicher Weiſe wieder mit großer Feinheit, und nach langer Vorbereitung: ich liebe Ihre Schweſter, und bitte Sie um Ihre Fürſprache, wenn ich mich um die Hand der reizenden Schönheit bewerbe.

Karl antwortete nichts Beſtimmtes, weil

er Emiliens Widerwillen gegen Selenberg ſchon kannte; doch machte dieſe Aeußerung ihm großes Vergnügen. Vortheilhafter für ihn, den ſo ehrſüchtigen Jüngling, konnte Emilie nie angebracht werden; denn Selenberg war reich, und hatte Rang, perſönliches Anſehen am Hofe, und durch ſeine mächtige Familie Einfluß auf alles im ganzen Lande. Und Emilie ſelbſt? Die wird wohl noch lernen, dachte er, daß gerade ein Mann wie Selenberg der beſte iſt! Sie wird ja bei ihm leben können, wie ſie nur will!

Als er nun wieder nach Moorberg kam, um dem Grafen von Espenbruch vorgeſtellt zu werden, theilte er ſeiner Mutter Selenbergs Aeußerung mit, und ſetzte ihr alle die Vortheile aus einander, die er ſich von Emiliens Verheirathung mit dem Präſidenten verſprechen könnte. Selenberg, ſagte Karl, hat ſogar auf den Grafen Espenbruch Einfluß! — So viel wäre nicht einmal nöthig geweſen, die Mutter ganz auf ſeine Seite zu ziehen. Beide überlegten nun, wie Emilie, troß ihrem offenbaren Widerwillen gegen den Präſidenten, dahin zu bringen wäre, daß ſie ihre Einwilligung gäbe. — Großer Gott! würde der Major geſagt haben, wenn er das gehört hätte: die Mutter kennt den Widerwillen ihrer Tochter; und dennoch! Aber es geht ja in der Welt alle Tage ſo.

Man wollte Emilien nach und nach gewinnen. Karl hatte ſchon angefangen, ihr die Reitze des Stadtlebens und des Hofes zu ſchildern. Sie gab kaum Acht darauf; er kehrte ſich aber daran nicht, und glaubte, durch Wiederholung mit neuen ſchimmernden Farben endlich dennoch zu ſeinem Zwecke zu kommen. Auf einmal wurden ihm durch Emiliens dreiſten Schritt die Augen geöffnet. Er fand nun in ihrem Herzen Schwierigkeiten; aber zugleich auch Mittel ſich zu helfen. Der Plan wurde mit der Mutter verabredet, und dann ging Karl ſogleich zu ſeiner Schweſter.

Emilie erſchrak, als ſie ihren Bruder kommen ſah, weil ſie nicht viel Gutes vermuthete. Er nahm ihre Hand, und ſagte in einem mitleidigen Tone: ich bedaure dich, liebe Emilie. Freilich begreife ich ſehr wohl, daß ein junges Herz, wie das deinige, zu dergleichen ſüßen Irrthümern kommen kann; aber liebes Kind, nimm es mir nicht übel, eine ſolche Leidenſchaft, an die doch zuverläſſig weiter Niemand von der ganzen Tiſchgeſellſchaft glaubte, als du, dein Geliebter, und höchſtens der Onkel — eine ſolche Leidenſchaft ſo öffentlich Preis zu geben: das war. . . . Wenn ich nur wüßte, liebe Emilie, wie du auf den Einfall gekommen biſt, das öffentlich zu ſagen, was du ſchlechterdings heimlich ſagen mußteſt! Denn daß Mama eine ſolche Romanen-Verbindung zugeben würde, das haſt du doch unmöglich glauben können. Seibold hat dir das Leben gerettet. Nun ja! Aber darauf kannſt du dich nicht berufen; denn wenn der Schweinehirt hier in Moorberg dich aus dem Waſſer gezogen hätte — was würdeſt du ſagen, wenn er deine Hand zur Belohnung dafür verlangte? Es iſt alſo offenbar, daß du darauf kein Recht bauen kannſt. Tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn du geſchwiegen hätteſt.

Emilie antwortete nicht, weil ſie ihm nicht trauete. Du haſt, fuhr er fort, die ärgerliche Sache nun einmal ins Publikum gebracht; jetzt kann nur ein eben ſo raſcher Schritt beinen guten Namen retten, und die Mama beruhigen. Die arme Mama! ſie wird den Tod davon haben, wenn du bei deinem Sinne bleibſt! — Den Tod? fragte Emilie, ſchnell erblaſſend; den Tod? meine Mutter? O Karl, darf ich ſie ſehen? — Ja, liebe Emilie, antwortete er ſanft; ſie ſelbſt verlangt nach dir. Ihr Herz iſt gebrochen, liebe Schweſter. In der That, du haſt ſie nicht kindlich behandelt! — Jetzt ſprang Emilie laut weinend auf, und bat ihn, ſie zu ihrer Mutter zu bringen.

Er wollte ſie erſt vorbereiten; aber ſie ſtürzte bei ihm weg, in das Zimmer ihrer Mutter, und er folgte ihr. Die Mutter ſaß auf dem Sofa, und hatte ihr Geſicht auf ein Polſter gelegt. Emilie warf ſich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hand, und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen. Das Muttergefühl erwachte bei der Frau von Halden mit wirklicher Zärtlichkeit. Sie hob das Geſicht von dem Polſter auf, und blickte mit weinenden Augen auf ihre Tochter. Dieſe Stellung, dieſe Blicke waren in der Familie ſo ungewöhnlich, daß Beide jetzt deſto inniger fühlten, was eine Mutter der Tochter iſt, und was eine Tochter der Mutter ſeyn ſoll. Ach, Emilie! ſeufzte die Mutter mit gebrochenem Herzen. Emilie hob die Arme zu ihr auf, und rief: „o, theure Mutter, vergeben Sie mir. Ja, ich will Alles thun, was Sie wünſchen. Alles! alles!"

Alles? erwiederte die Mutter, indem ſie ihre Arme um Emilien ſchlang, und ſie an ihre Bruſt zog. Dieſe zärtliche Umarmung, auf welche Emilie nicht gerechnet hatte, vollendete den Triumph der Mutter. Emilie fühlte in dieſem heiligen Augenblicke nichts, als daß ſie Tochter war. „Alles, alles," rief ſie, „was Sie nur fordern!"

Nun biſt du meine Tochter wieder, ſagte die Mutter. So bitte ich dich, Kind, gieb deine Hand dem Präſidenten Selenberg!

Emilie wurde bleich, und ein heftiger Schauer durchflog alle ihre Glieder. Sie wendete ſich troſtlos ab, und hob die zitternden Hände zum Himmel auf. „Nennen Sie einen andern Mann, liebe Mutter," ſagte ſie endlich mit leiſer Stimme; „ich will ihn nehmen, will unglücklich ſeyn, weil Sie es wünſchen. Aber nennen Sie einen andern Mann!"

Warum willſt du Selenbergen nicht? fragte die Mutter, und ihre Schläfe wurden blutroth. Warum? Sag deine Gründe!

„Weil er ein ausſchweifender, abſcheulicher Menſch iſt. O, ich bitte Sie, liebe Mutter . . .“

Sey vernünftig, Emilie! Selenberg iſt ein angeſehener Kavalier, den der Hof ſchätzt; er iſt ein reicher Mann, und hat durch ſeine Familie den größten Einfluß. Er iſt wild geweſen; je nun! das ſind alle junge Leute. Du wirſt ihn ſchon korrigiren.

„Ach, Mutter, iſt Ihre Emilie nur dazu beſtimmt, einen elenden Menſchen zu beſſern? Soll ich ſelbſt denn nicht glücklich ſeyn?“

Das biſt du ja, wenn du Selenbergen deine Hand giebſt: am Hofe, reich, geehrt, und im Stande, Karln bei ſeinen Planen zu helfen.

„O, liebe Mutter, um Karln zu helfen, ſoll ich verzweifeln? Bin ich denn nicht auch Ihr Kind? Gott erbarme ſich meiner!“

Das ſind Poſſen. Genug, du mußt. Karl hat Selenbergen ſein Wort ſchon gegeben.

„Karl?“ fragte Emilie, und betrachtete

ihren Bruder. „Wenn er das Recht hat, meine Hand zu verſprechen, ſo habe ich das Recht, ſie zu verweigern. Selenberg wird nie mein Mann; glauben Sie mir das, Mutter.“ Sie verſank in ſich ſelbſt.

Ich werde Mittel finden, dich zu zwingen! rief die Mutter in aufwallender Hitze.

Emilie, ſagte der Bruder heimlich, ich weiß, deine Liebe zu Seibolden ſteht dir im Wege. Aber, ſo wirf doch nur einen Blick auf die Umſtände! Als Frau von Selenberg haſt du keinem Menſchen mehr Rechenſchaft von deinem Thun und Laſſen zu geben; und hier wirſt du nie die Freiheit haben, Seibolden zu ſehen.

„O du abſcheulicher, du niederträchtiger Menſch!“ rief Emilie laut, und ihre Augen funkelten von Zorn und Verachtung. Schnell wendete ſie ſich zu ihrer Mutter, und ſagte ſtolz: „Mutter, dem elenden Buben da werde ich auch nicht dieſen Faden aufopfern!“ (Sie riß die Friſur um ihr Halstuch weg.) „Jetzt will ich von keinem Vorſchlage hören, um den der verächtliche Menſch da nur weiß.“ Mit dieſen Worten ging ſie ſtolz zur Thür hinaus.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19597/006

Mutter und Sohn ſtanden betreten da; der feine Karl wußte nicht einmal, daß er ſich in dem Netze ſeiner eigenen Niederträchtigkeit gefangen hatte.

Emilie ging auf ihr Zimmer, und Karl folgte ihr bald dahin nach, um die Sache wieder ins Geleiſe zu bringen. So wie er in die Thür trat, klingelte Emilie, und ihre Jungfer kam. Karl ſagte: Emilie, ich habe mit dir allein zu ſprechen. Emilie ſagte: Sie bleibt hier, liebes Kind. — Sie geht! rief der Kammerjunker mit zornigem Geſichte; und das Mädchen eilte aus dem Zimmer.

Karl fing an zu reden; Emilie nahm ihre Harfe, und ſpielte. — Emilie! rief Karl erhitzt; ich rathe dir . . .! — Emilie ſagte bitter: „zum Herrn meiner Hand hat dich meine Mutter gemacht; aber Herr meiner Ohren werd' ich doch bleiben!“ — Er mußte zuletzt gehen, da ſie ſchlechterdings nicht auf ihn hörte.

Die Mutter wollte Strenge gebrauchen; Karl verhinderte das aber. Strenge, ſagte er, wird ſie noch hartnäckiger machen, als ſie ſchon iſt. Man überließ nun Emilien ſich ſelbſt, und nahm ſich nur vor, ſie genau zu beobachten. In der Nacht ſchrieb ſie den Brief, den die Leſer ſchon kennen. Früh Morgens ſah ſie einen Bauer, dem ſie Wohlthaten erwieſen hatte, warf ihm den Brief aus dem Fenſter zu, und bat ihn, daß er damit ſogleich nach Sollingen gehen möchte.

Endlich kam der Major in vollem Galopp, und eilte, ſobald er vom Pferde geſtiegen war, die Treppe hinauf, zu ſeiner Schwägerin. „Was macht Emilie?" fragte er gleich beim Eintritt, mit einem Geſichte, auf dem ſchon ſchwarze Gewitterwolken hingen.

Der Major war der einzige Mann, den Karl und die Mutter fürchteten. Er ſprach ſeit langer Zeit bei allem mit, was in Moorberg geſchah, und hatte gleichſam ein väterliches Anſehen im Hauſe. Zwar that man nichts von dem, was er wollte; aber man zitterte doch vor ſeiner Freimüthigkeit, die niemanden verſchonte. Liebe Mama, ſagte Karl oft zu ſeiner Mutter, bedeuten Sie doch dem Major einmal in Ernſt, daß er hier nicht mitzuſprechen hat! — Eben daſſelbe ſagte die Frau von Halden ihrem Manne. Der Kammerherr mußte freilich ſonſt immer thun, was ſeine Frau von ihm forderte; doch in dieſem Falle war er ungehorſam, und wies ſie mit den Worten ab: das ſag du dem Major ſelbſt! Er fürchtete ſeinen Bruder, wie ſeine Frau und Karl. — Mutter und Sohn ſahen wohl ein, daß Emilie, ſo lange der Major ſein Anſehen im Hauſe behielte, nicht zu zwingen ſeyn würde.

Emilie, antwortete die Frau von Halden dem Major, iſt eine Närrin, die das vierte Gebot verlernt hat; und Sie, Herr Bruder, werden wohl daran thun, wenn Sie das Mädchen nicht in ihrer Narrheit beſtärken. Mein Mann und ich, wir ſind Vater und Mutter, und wiſſen für unſre Kinder ſelbſt zu ſorgen.

„Ihr Mann? mein Bruder?" antwortete der Major. „Daß Gott erbarm! Der hat ſich ja das Regiment aus der Hand winden laſſen. Er weiß wohl noch nicht einmal, was hier mit Emilien werden ſoll! . . . Iſt Emilie auf ihrem Zimmer?"

Ja; aber ich habe ihr verboten, Beſuche anzunehmen.

„Ich bin kein Beſuch; ich bin ihres Vaters Bruder."

Nun ja! Aber ſie ſoll Niemandem ſprechen, ohne daß ich dabei bin! antwortete die Mutter, und ging mit ihm.

„Was ich Emilien zu ſagen habe,“ erwiederte der Major im Gehen, „das kann meinethalben gedruckt werden.“

Als der Major zu Emilien in das Zimmer trat, flog ſie ihm mit einem Freudengeſchrei entgegen. O, mein gütiger Oheim! rief ſie, und hängte ſich an ſeinen Hals. Er drückte ſie voll Vergnügen an ſein Herz, da er ſie ſo wohl ſah, ſchwieg aber, weil er nicht wußte, wie er in Gegenwart der Mutter zu ſprechen anfangen ſollte. Die Frau von Halden ließ es ſich nicht einfallen, daß der Major ihr Vorhaben mit dem Präſidenten Selenberg ſchon wüßte, und ſagte ſpitz: nun! ſo iſt es recht, wenn der Onkel eine ungehorſame Tochter in Schutz nimmt!

„Ungehorſam? Was nennen Sie ungehorſam?“

Die Mutter ſuchte auszuweichen. Sie werden es doch wohl nicht hübſch finden, daß Emilie ſich einem Menſchen . . . ich will mich nur gelinde ausdrücken . . . einem Menſchen, der nicht von ihrem Stande iſt — daß ſie ſich einem ſolchen Menſchen öffentlich in einer großen Geſellſchaft anbietet, als wäre ſie mannstoll?

„Hm!" ſagte der Major: „hübſch find' ich das nicht; unbeſonnen find' ich's, und hab' es ſchon geſtern ſo gefunden, ob ich gleich begreife, wie Emilie ſich von Dankbarkeit ſo hinreißen laſſen konnte. Ja, unbeſonnen find' ich's. Aber," fuhr er mit fürchterlich funkelnden Augen und lauter Stimme fort — „hölliſch, teufeliſch, mehr als teufeliſch, find' ich's, daß Ihr das Mädchen da an das ausgemergelte Geſpenſt, an den Schürken, den Selenberg, verkuppeln wollt. Was? Ihr könnt Euch unterſtehen, dem unſchuldigen, jungen, keuſchen, und — ja, das will ich auch ſagen — Liebe verlangenden Mädchen da, einen Menſchen vorzuſchlagen, deſſen Blut nichts iſt als hölliſches Gift aus den Pariſer Bordellen, dem die Sünde aus dem Triangelgeſicht, aus den todten Glasaugen, aus der welken bleichen Haut lebendig hervor guckt? Hölle, Tod und Teufel! Meine arme, verlaſſene Emilie ſoll Wittwe werden, ehe ſie noch Frau iſt? ſie ſoll verwelken, ohne von einer Minute ihres Lebens ſagen zu können: ich bin glücklich geweſen? So habt Ihr's mit dem Mädchen im Sinne; und Ihr wollt noch ein Wort dagegen ſagen, wenn ſie Luſt hat, einem geſunden, tugendhaften, klugen Manne, einem Manne, ohne den ſie nicht mehr lebte, ihre Hand zu geben? ... Sey ruhig, liebe Emilie. Ehe du Selenbergs Frau werden ſollſt, — das ſchwör' ich dir bei meiner Seligkeit! — eher will ich deinem Bruder den Schurkenkopf vom Rumpfe hauen, und hier das Mord- und Raubneſt anſtecken. Gott weiß, ich habe in Feindes Land nicht geſengt und gemordet; und hier zwingen ſie mich dazu!"

Die Frau von Halden wurde darüber, daß der Major ihren Plan ſchon wußte und ihn nun vereiteln wollte, weit zorniger, als über ſein Schimpfen. Sie ſtieß Emilien heftig von ſich, und rief: das will ich dir gedenken! ich will dich deine Mutter beklatſchen lehren! — Emilie taumelte zu Boden, mehr, weil ſie nicht auf den Stoß gefaßt war, als von deſſen Heftigkeit. Der Major hob ſie auf. —

„Wie?“ ſagte er etwas ſanfter, weil Emilie ſein Mitleid erregte: „ſoll das Kind es nicht ſeinem einzigen Freunde klagen, ſoll es nicht ſeine Arme nach Hülfe ausſtrecken, wenn die Mutter es dem Moloch opfern will?“ Er drückte Emilien an ſeine Bruſt, und küßte ſie. Schnell ging ſein Mitleiden wieder in die größte Heftigkeit über, und er rief: „nein, Madame! meines Vaters Enkelin ſollen Sie nicht mißhandeln! . . . Komm Milchen!“ Er faßte ihre Hand, führte ſie in den Vorſaal, und rief aus dem Fenſter: „Hennig, ſattle auch den Goldfuchs! . . . Du ſollſt zu mir, Emilie.“

Die Frau von Halden fühlte, daß alles verloren wäre, wenn der Major ihre Tochter mit nach Sollingen nähme. Sie ſah im Geiſte Emilien ſchon mit Seibolden kopulirt. In der Angſt lief ſie nach ihres Mannes Zimmer, öffnete die Thür, und ſchrie ihm zu: komm heraus, und rette deine Tochter! — Der Kammerherr gerieth über das fürchterliche Geſicht ſeiner Frau in großen Schrecken. Er ſprang auf, und fragte: iſt ſchon wieder ein Unglück geſchehen? — Karl kam dazu, und die Mutter machte ihn tobend mit des Majors Abſicht bekannt. Bruder! rief der Kammerherr nun, halb bittend, halb drohend: was ſoll das in meinem Hauſe? — „In deinem Hauſe? Toffel, du haſt noch die Dreiſtigkeit, ſo zu ſprechen? Wenn du Vater und Herr hier biſt, ſo ſage mir doch: an wen wollen deine Frau und dein Sohn Emilien verheirathen?“ — Verheirathen? erwiederte der Kammerherr; ich weiß von nichts.

„Schäme dich Toffel! Der Junge da will die Hand deiner Tochter verſchachern, und du weißt nicht ein Wort davon! Ja, ja! verſchachern an einen Schurken, für den eine H . . . e noch zu gut ſeyn würde: an Selenbergen! Du Herr im Hauſe? Ein Miethsmann biſt du, dem der Junge da aus Gnade ſein Zimmerchen läßt! . . . Emilie ſoll mit mir nach Sollingen.“

Der Kammerjunker wollte ſich in die Sache miſchen; ſeine Mutter bat ihn aber, zu ſchweigen: denn der Major trat ſchon mit einem fürchterlichen Geſichte auf ihn zu. Emilie hätte jetzt ohne Widerrede mit nach Sollingen reiten können; ſie näherte ſich aber ihrer Mutter, und ſagte: liebſte Mutter, verſprechen Sie mir, kein Wort weiter von Selenbergen zu reden; und ich bleibe hier. Die Mutter verſprach das; und der Bruder wollte es ebenfalls verſprechen. „Still, Burſche!" rief der Major; „du haſt hier nichts mitzureden! Und ich rathe dir dein Kuppeln bleiben zu laſſen, wenn ich dich nicht fuchteln ſoll, daß du vier Wochen lang nicht gehen und ſtehen kannſt!"

Die Frau von Halden machte aus der Noth eine Tugend, und umarmte Emilien, weil es das beſte Mittel war, den Major zu verſöhnen; und wirklich wurde er bei dieſem Anblicke ſogleich wieder ſanfter. Er ſprach Emilien nachher einige Augenblicke allein. „Sie werden dir nicht Wort halten, Emilie!" — Das weiß ich, lieber Onkel; aber ich will Seibolden zeigen, daß ich meine Pflicht thun kann, daß ich ſeiner werth bin. — Der Major verſicherte ihr dagegen, daß Seibold in Sollingen bleiben ſollte. Er machte ihr keine Hoffnungen; aber ſie ſah doch, daß er mehr für, als gegen ihre Liebe war, und ſie wurde nun ſo heiter, als wäre ſie ſchon Braut des edlen Mannes. Der Major verſprach ihr noch beim Abſchiednehmen, öfters ſelbſt zu kommen und ſich zu erkundigen, ob man ihr auch Wort hielte.

Er war zufrieden, weil er doch nun wußte, daß man Emilien nichts zu leide gethan hatte; aber deſto unzufriedener waren die Mutter und Karl. Beide begriffen nicht, was denn der Major und Emilie eigentlich gegen Selenberg hatten. Sie wollten das Mädchen gar nicht aus Haß mit dem Präſidenten verheirathen. Daß er ausſchweifend geweſen war, wußten ſie freilich, und eben ſo, daß er auf die ſchändlichſte Weiſe unſchuldige Mädchen verführte; allein ſolche Kleinigkeiten konnte man ihm ja wohl überſehen, da er Einfluß hatte, und reich, von gutem Hauſe, ein Mann von Welt, und bei Hofe beliebt war. Wie konnte Emilie je einen beſſeren Mann bekommen? Und der Major wollte den ganzen ſchönen Plan auf einmal wieder zerſtören! Mutter und Bruder gaben zwar die Idee nicht auf, Emilien dahin zu bringen, daß ſie einwilligte; aber Beide ſahen ein, daß ſie erſt den verhaßten Major aus dem Spiele ſchaffen müßten. Karl erſann einen Plan, und theilte ihn ſeiner Mutter zum Ausführen mit. Der Kammerherr ſollte nehmlich dem Major allen Umgang förmlich aufſagen, und zwar in einem höhniſchen, verächtlichen Tone.

Es war nicht leicht, den Kammerherrn zu einem ſolchen Schritte zu bewegen; er liebte ſeinen Bruder, ſo viel er jemanden lieben konnte, und überdies hatte er ſich ein Paar Worte entfallen laſſen, aus denen man ſehr deutlich merkte, daß er dem Major im Grunde nicht ſo ſehr Unrecht gab. Indeß die Frau von Halden wußte ſchon, wie ſie ſich gegen ihren Mann zu benehmen hatte. Sie jammerte, weinte, und maulte ſo lange, bis er endlich fragte, was ihr wäre. Nun kam eine ganze Klag-Litanei über den Schwager. Er wird mich noch unter die Erde bringen, hieß es; alle Menſchen, meine Kinder, und ſogar meinen Mann, zieht er von mir ab. Sag, habe ich das um dich verdient? — Der Kammerherr widerſprach der Behauptung, daß ſein Bruder ihn von ihr abziehen wollte. Nun fing ſie noch lauter an zu weinen und zu klagen, bis er ihr Recht gab, doch mit dem Zuſatze: es würde dem Major nicht gelingen. Sie erwiederte dagegen: es iſt ihm ſchon gelungen; ſonſt würdeſt du es nicht ſo hingehen laſſen, daß dieſer Satan mich mit Fäuſten ſchlägt. (Sie war in einer Verhandlung, wie die gegenwärtige nicht weniger bibelfeſt, als der Major.) — Was verlangſt du denn von mir, liebe Frau? fragte endlich der Kammerherr. — Du mußt ihm ſchreiben: er ſoll keinen Fuß mehr nach Moorberg ſetzen, und nicht wieder ſagen, daß er dein Bruder iſt. — Liebe Frau, das geht wirklich nicht! — Nun weinte, klagte, maulte und ſchalt ſie wieder ſo laut, daß die Dompfaffen ſchwiegen, die Turteltauben ſich verkrochen, und die Kanarienvögel unruhig umher flogen. Als auch das noch nicht half, ſprang ſie auf, und rief: ich möchte alle dieſe Thiere würgen, die du lieber haſt, als deine Frau! Um nur ſeine Lieblinge zu retten, ſagte der Kammerherr in großer Angſt: Herzens-Frau, ja, ja; du haſt Recht! Sag nur, was ſoll ich ſchreiben. — Sie zog ein Koncept zu einem Briefe hervor, das Karl entworfen hatte. Er ſetzte ſich und ſchrieb, obgleich mit heimlichem Seufzen über die harten Ausdrücke, an denen er nichts ändern durfte, weil ſeine Frau ihm über die Schulter ſah.

„Was Henker!“ ſagte der Major, als er den Brief bekam; „vom Bruder Toſſel? Das iſt ja ein Meerwunder!“ Er las einige Zeilen vor ſich leiſe; dann ſagte er laut, halb lachend, halb ärgerlich: „hör' einmal, Hannchen! hören Sie Seibold! Das ſchreibt er:“

„Ich muß dich bitten, lieber Bruder, mein Haus künftig ganz und gar mit deinen Beſuchen zu verſchonen, da du nur den Samen der allerbitterſten Zwietracht zwiſchen Eltern und Kindern darin ausſäeſt. Du haſt meine Tochter gegen mich und meine Frau aufgehetzt, und ſogar Gewaltthätigkeiten in meinem Hauſe verübt, die, wenn ich den Schutz der Geſetze aufforderte, dich in den Verdacht bringen würden, daß du raſend, oder ein Straßenräuber wäreſt. Ich bin Vater meiner Kinder, und will es auch bleiben; ich bin Herr in meinem Hauſe, und gebe dir die Verſicherung, daß ich das erſtemal, wenn du meine Schwelle wieder betrittſt, mein Hausrecht gebrauchen werde.“

„Ich könnte mich ordentlich freuen, wenn er Herz dazu hätte,“ ſagte der Major dazwiſchen; „ſo wäre doch nicht alle Hoffnung verloren.“

„Mit meiner Tochter verbitte ich den Briefwechſel hinter meinem Rücken; ſonſt ſehe ich mich genöthigt, alle brüderlichen Rückſichten aus den Augen zu ſetzen, und den Schutz der öffentlichen Gewalt gegen einen Menſchen aufzurufen, der“...

„Wie? was!“ Er las vor ſich weiter...

„verächtlich genug dachte, eine Kammerjungfer zur Frau zu nehmen, und nun auch meine Tochter gern bereden möchte, einen ſeiner Domeſtiken zu heirathen.“

Der Major ſteckte den Brief mit einem finſtern Geſicht in die Taſche, umarmte ſeinen Neffen, der eben in das Zimmer trat, ging dann ruhig an ſeinen Schreibtiſch, und ſchrieb:

„Deinen Brief, Bruder Toſſel, habe wohl erhalten, und ſehe daraus, daß du dich noch immer in der Gewalt deiner Frau befindeſt. Von deiner Hand iſt der Brief geſchrieben; ich hoffe aber zur Ehre unſerer ſeligen Eltern, daß du ihn bloß abgeſchrieben haſt, oder, daß er dir diktirt worden iſt. Du magſt, wie der Kreuzträger Hiob, genug dabei geſtöhnt haben. Die erſte Pfeiſe Tabak, die ich rauche, will ich an deinem Briefe anſtekken, daß er nicht etwa nach meinem und deinem Tode in die Hände deines Sohnes Hennig fällt, der ja dabei vor Scham roth werden müßte, wie ein gekochter Krebs. Mit dem Hausrechte hat es nichts zu ſagen, ſo lange der Säbel an meiner Seite hängt. Siehſt du, mit dem jagte ich dich und deinen Herrn Sohn, ſammt ſeinem Winde und ſeinen Treſſen, von Dan bis gen Ber Seba. Sag deiner Frau, daß ich den letzten Tropfen Gift hinunter habe, und daß er mir weh gethan hat. Aber er iſt vergeſſen; denn eben trat dein Sohn Hennig in das Zimmer, und küßte mich. Uebrigens bin ich dein Diener in allen ehrlichen Dingen."

„Dein Bruder Fritz."

redtſamkeit aus einander, und ſie hörte aufmerkſam zu. „Biſt du nun fertig?" ſagte ſie dann. „Nun, ſo höre auch mein Glaubensbekenntniß. Du willſt ſteigen; ich frage dich aber: warum? wozu? Unſere Familie, die Halden, unſre Nachkommen, ſollen große Männer werden und die vornehmſten Stellen im Lande haben. So müßten denn künftig alle Herren und alle Fräulein von Halden es wieder ſo machen, wie wir; ſie müßten, um in den erſten Stellen zu bleiben, Perſonen heirathen, die ihnen verhaßt wären, und Verbindungen aufgeben, in denen ſie glücklich ſeyn würden. Nun ſage mir einmal: wer von unſern Nachkommen ſoll denn am Ende der ſeyn, der das nicht mehr dürfte, für deſſen Glück ich mein eignes aufopfern ſollte?"

Liebe Schweſter, das Steigen ſelbſt iſt ja ein Glück.

„Für dich, ja. Doch nicht für jeden, nicht für mich. Steige du immerhin, weil du darin dein Glück findeſt; aber laß mich fallen, weil ich das wünſche. Und — ich kann dich ja mit deinen eigenen Waffen ſchlagen. Die Halden ſteigen; meine Kinder aber hießen Selenkommen . . . dann bin ich zwar unglücklich, ſehr unglücklich! aber frei von ihm. Sieh, ſo ſteht es."

Alſo wenn ich dir den Ring bringe, Emilie? fragte Karl lächelnd und erwartend.

Emilie ſchwieg einige Sekunden; dann ſagte ſie auf einmal heftig: „ja! wenn er den Ring weggiebt, ja, dann habe ich mich in ihm betrogen! dann will ich euch helfen, daß ihr ſteigen könnt, und unglücklich ſeyn." Mit dieſen Worten ging ſie in ein Nebenzimmer.

Emilie hatte jetzt eine Romanenidee im Kopfe. Es war ihre größte Unruhe, daß ſie dennoch nicht zuverläſſig wußte, ob Seibold ſie liebe, da ihr Oheim über dieſen Punkt nichts geſagt hatte. Sie beſaß kein Geſchenk von Seibold; allein ſie fühlte, daß man ihr einen Ring, den ſie von ihm hätte, nur mit dem Leben würde entreißen können. Daher ergriff ſie mit großer Heftigkeit den Gedanken, durch den Ring, welchen Seibold von ihr bekommen hatte, ſeine Liebe zu prüfen.

Die Mutter wollte ihre Tochter ſtreng behandeln; Karl hielt ſie aber noch einmal zurück. Was können Sie mit Emilien machen? fragte er; ſie einſperren und dadurch noch mehr aufbringen? Jeder Domeſtik im Hauſe ſteht ihr ja zu Gebot; und ſie würde gewiß Mittel finden, nach Sollingen zu kommen, ohne daß wir ſie daran hindern könnten. Durch Strenge gäben wir ihr Veranlaſſung, auf einen ſolchen Gedanken zu gerathen; dann aber wäre alles verloren. Sie ſchwebt jetzt noch zwiſchen Zweifel und Furcht; in dieſem Schwanken muß ſie erhalten werden. Das Beſte wäre, ſie zu überraſchen; aber das iſt ſchwer. Oder wenn wir ſie mit ihren eigenen Waffen, mit der Empfindelei, ſchlagen könnten! Wir haben ſchon gewonnen, wenn unſere Feinde nur unthätig bleiben; wecken dürfen wir ihre Thätigkeit nicht.

Endlich überließ die Mutter die ganze Sache ihrem Sohne. Er rieth ihr, ſich um Emiliens Liebe zu bewerben, weil er dann mit Sicherheit auf des Mädchens Herz rechnen zu können glaubte. Die Mutter ſah ein, daß er Recht hätte, und nahm ſich vor, ihre Tochter mit Zärtlichkeit zu behandeln; ja, ſie that es wirklich. Emiliens Herz öffnete ſich nun ſogleich; denn ſie fühlte das Unnatürliche, kommen . . . dann bin ich zwar unglücklich, ſehr unglücklich! aber frei von ihm. Sieh, ſo ſteht es."

Alſo wenn ich dir den Ring bringe, Emilie? fragte Karl lächelnd und erwartend.

Emilie ſchwieg einige Sekunden; dann ſagte ſie auf einmal heftig: „ja! wenn er den Ring weggiebt, ja, dann habe ich mich in ihm betrogen! dann will ich euch helfen, daß ihr ſteigen könnt, und unglücklich ſeyn." Mit dieſen Worten ging ſie in ein Nebenzimmer.

Emilie hatte jetzt eine Romanenidee im Kopfe. Es war ihre größte Unruhe, daß ſie dennoch nicht zuverläſſig wußte, ob Seibold ſie liebe, da ihr Oheim über dieſen Punkt nichts geſagt hatte. Sie beſaß kein Geſchenk von Seibold; allein ſie fühlte, daß man ihr einen Ring, den ſie von ihm hätte, nur mit dem Leben würde entreißen können. Daher ergriff ſie mit großer Heftigkeit den Gedanken, durch den Ring, welchen Seibold von ihr bekommen hatte, ſeine Liebe zu prüfen.

Die Mutter wollte ihre Tochter ſtreng behandeln; Karl hielt ſie aber noch einmal zurück. Was können Sie mit Emilien machen? fragte er; ſie einſperren und dadurch noch mehr au bringen? Jeder Domeſtik im Hauſe ſteht ih ja zu Gebot; und ſie würde gewiß Mitte finden, nach Sollingen zu kommen, ohne da wir ſie daran hindern könnten. Durch Streng gäben wir ihr Veranlaſſung, auf einen ſolche Gedanken zu gerathen; dann aber wäre alle verloren. Sie ſchwebt jetzt noch zwiſchen Zweifel und Furcht; in dieſem Schwanken mu ſie erhalten werden. Das Beſte wäre, ſie zu überraſchen; aber das iſt ſchwer. Oder wenn wir ſie mit ihren eigenen Waffen, mit de Empfindelei, ſchlagen könnten! Wir haben ſchon gewonnen, wenn unſere Feinde nur unthätig bleiben; wecken dürfen wir ihre Thätigkeit nicht.

Endlich überließ die Mutter die ganze Sache ihrem Sohne. Er rieth ihr, ſich um Emiliens Liebe zu bewerben, weil er dann mit Sicherheit auf des Mädchens Herz rechnen zu können glaubte. Die Mutter ſah ein, daß er Recht hätte, und nahm ſich vor, ihre Tochter mit Zärtlichkeit zu behandeln; ja, ſie that es wirklich. Emiliens Herz öffnete ſich nun ſogleich; denn ſie fühlte das Unnatürliche, Drückende des Verhältniſſes, worin ſie mit ihrer Mutter ſtand. Aber dieſe ſchönen Augenblicke der wiederkehrenden Liebe nützte die Frau von Halden nicht, ſich in dem Herzen ihres Kindes erſt zu befeſtigen; ſie fragte jedesmal ſogleich: nun, haſt du dich beſonnen? willſt du Selenbergen? Dann antwortete Emilie entſchloſſen: nein! — Die Stunde, welche mit Liebe anfing, endigte ſich jedesmal damit, daß die Mutter bittre Vorwürfe, heftige Drohungen ausſtieß, und daß die Tochter immer kälter wurde.

Sehr unerwartet kam in Kurzem der Major nach Moorberg. Als die Frau von Halden, die gerade am Fenſter ſtand, ihn von fern heran reiten ſah, fühlte ſie die Strafe dafür, daß ſie ihren Mann gezwungen hatte, einen ſo unmenſchlichen Brief zu ſchreiben. Sie dachte an das Hausrecht; aber wer ſollte es ausüben? Ihr Mann ſteckte das bleiche Geſicht in ihr Zimmer, und rief ſehr furchtſam: der Major kommt! In der Angſt ſchickte ſie einen Bedienten hinunter, der ihm ſagen ſollte: die Herrſchaft ſey nicht zu Hauſe! Dann trat ſie hinter die Gardine, um die Wirkung dieſer

Lüge abzuwarten. Der Bediente beſtellte ſeinen Auftrag, als der Major eben vom Pferde ſtieg. „Das iſt mir lieb,“ antwortete dieſer, und ging auf das Haus zu. Wüthend eilte die Frau von Halden nach dem Zimmer ihres Mannes, und rief drohend hinein: geh ihm entgegen, und ſag ihm, du willſt ſeine Beſuche nicht! — Das laſſe ich wohl bleiben, erwiederte der Kammerherr; du kennſt ja meinen Bruder! — Nun hörten ſie ſchon den polternden Gang des Majors auf der Treppe. Ich ſagte es gleich, fing der Kammerherr ängſtlich wieder an: es war ein dummer Streich mit dem Briefe; aber wird denn je auf mich geachtet?

Der Major ging quer über den Saal, und man hörte Emiliens Thür zumachen. Die Frau Kammerherrin weinte vor Wuth, und konnte ihrem Karl, der bald nachher in das Zimmer trat, kaum erzählen. — Wenn Sie mir Erlaubniß geben, ſagte Karl zu ſeinem Vater, ſo will ich den Major bald wegſchaffen. Für meinen Kopf darf ich es nicht; Sie aber ſind Herr im Hauſe, und ſollten . . . —

— Ich ſoll immer Herr ſeyn, erwiederte der

Kammerherr kläglich, wenn es mit dem Major etwas giebt! Laßt mich in Ruhe; ich habe nichts damit zu thun.

So will ich nur gehen! ſagte Karl ſpöttiſch; es iſt ja, als ob der Onkel über alle Geſetze wäre. Und nun hielt er, mit der Hand ſchon auf dem Drücker der Thür, eine lange Rede, worin er bewies, daß der Major nicht das Recht hätte, wider den Willen des Vaters nach Moorberg zu kommen. Mitten in ſeinem Vortrage hörte er Emiliens Thür aufgehen, und zog ſich an die Kanarienhecke zurück. Raſch öffnete der Major das Zimmer, trat herein, und ging mit offnen Armen, mit lachendem Geſichte, auf ſeinen Bruder zu. Der Kammerherr, der bis jetzt ſehr furchtſam da geſtanden hatte, breitete ebenfalls, wie mechaniſch, die Arme aus. Der Major umarmte ihn, fliſterte ihm etwas ins Ohr, und verließ dann, ohne ein Wort weiter zu ſagen, das Zimmer. Alle Drei ſchwiegen erſt; ſobald aber der Major vom Hofe hinunter trabte, ſchimpfte die Frau von Halden hinter ihm her, ſchalt auf ihren Mann, und verlangte zu wiſſen, was der grobe Menſch ihm zugefliſtert hätte.

Der Kammerherr ſagte: ich hörte nur, „der Brief iſt verbrannt;“ ein Paar andre Worte konnte ich nicht verſtehen. — Er hatte ſie indeß recht gut verſtanden. Der Major ſagte noch: „Sieh, wie wenig es koſtet, eine Frau in Reſpekt zu erhalten! Bruder, und dazu haſt du nicht einmal Kraft genug!“

Man ging nun zu Emilien, um ſie zu fragen, was der Major mit ihr geſprochen hätte. Sie ſagte: er hat ſich bloß nach meinem Befinden erkundigt. Die Mutter warf zwar mißtrauiſche Blicke auf ihre Tochter, und machte ihr auch bittre Vorwürfe; ſie mußte ſich aber doch mit dem begnügen, was Emilie für gut gefunden hatte, ihr zu ſagen.

Karl begriff, daß man mit dem Major ſehr zufrieden ſeyn könnte, wenn er nichts mehr thäte, als heute. Er hatte zwar einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Schutz der Geſetze gegen des Majors Eingriffe in die Rechte des Vaters zu verlangen; aber — das konnte nicht ohne Eklat abgehen: und für jeden Eklat war Karl nun einmal gar nicht; ſo etwas, meinte er, müßte man bis zur allerhöchſten Noth verſparen.

Daß Mutter und Sohn bei dem Beſuche des Majors ſo gut davon kamen, hatten ſie Emilien zu danken; denn eigentlich war Beiden eine derbe Predigt zugedacht. „Ich muß mein Herz einmal wieder erleichtern,“ ſagte der Major zu Hannchen, die ihn bat, zu Hauſe zu bleiben. „So ganz umſonſt können ſie den Brief doch nicht ausgeheckt haben!“ Seibold, dem ſelbſt daran gelegen war, Nachricht aus Moorberg zu bekommen, bat ihn beim Abſchiednehmen nur, Emilien nichts von dem Zuſtande ſeines Herzens zu ſagen; und das verſprach der Major. Emilie ging, als der Onkel in ihr Zimmer trat, heiter auf ihn zu, und küßte ihn mit Herzlichkeit. Ihr zweites Wort war natürlicher Weiſe eine Frage nach Seibold. Der Major ſagte kalt: „er befindet ſich wohl, und läßt dich grüßen.“ — Nur Eine Frage beantworten Sie mir, lieber Onkel! Darf ich hoffen, je glücklich zu werden? liebt mich Seibold? — Durch dieſe Frage gerieth der Major in Verlegenheit. Er wollte nicht lügen, und auch nicht die Wahrheit geſtehen. „Höre, Milchen,“ ſagte er nach einigem Beſinnen; „ich habe Seibolden verſprechen müſſen, über dieſen Punkt ſtockſtill zu ſchweigen." — Dann will ich auch nichts wiſſen! erwiederte Emilie mit dem frohesten Geſichte. Ja, lieber Onkel, fuhr ſie fort, und lehnte ſich an ſeine Bruſt; ja, ich hoffe einſt glücklich zu werden, wenn nicht in Seibolds Armen, doch in dem Bewußtſeyn, meine Pflichten erfüllt zu haben. Sagen Sie meinem Freunde, daß ich ſehr ruhig bin, und daß ich meine Pflicht nicht vergeſſen werde, wenn man mich auch ſogar mißhandeln ſollte. Und nun, lieber Onkel, überlaſſen Sie Ihre Emilie ſich ſelbſt. Ihre Beſuche erbittern die Mama nur noch mehr; und wirklich, lieber Onkel, es ſieht ſo aus, als ob ich mit Ihnen gegen meine Eltern komplottirte. Man bildet ſich ein, Seibold ſtände mit mir in einer geheimen Verbindung, die doch immer Unrecht wäre, und Sie brächten mir Nachrichten von ihm. Ich bedarf in der That Ihres Schutzes jetzt nicht. Und was kann man mir auch thun? Mißhandlungen habe ich nicht leicht zu befürchten. Meine Mutter liebt mich wohl nicht; aber ſie achtet mich doch. Und im äußerſten Nothfalle kann es mir ja nie an Mitteln fehlen, Sie von meiner Lage zu unterrichten. Beſuchen Sie mich nicht wieder, lieber Onkel. Sie erſparen mir dadurch unangenehme Empfindungen. Meine Mutter wird gütiger gegen mich ſeyn, ſobald ſie den ungerechten Verdacht nicht mehr hat, daß ich mit Ihnen und Seiboldեn Heimlichkeiten habe.

Der Major fand es ein wenig gefährlich, Emilien ſo gänzlich ihrer Mutter zu überlaſſen. „Hm!“ ſagte er, „das iſt, als ob du dich einem erbitterten Feinde auf Gnade und Ungnade ergäbeſt. Laß uns erſt eine ehrenvolle Kapitulation machen; dann will ich . . .“

Würde man ſie denn halten, lieber Onkel? fiel Emilie ein. — Der Major verſprach ihr zuletzt, fürs erſte nicht wieder zu kommen. Er nahm mit zärtlicher Rührung von ihr Abſchied, und ließ in dem Uebermaße ſeiner Liebe ein Paar Worte fallen, aus denen ſie leicht wiſſen konnte, was ſie hoffen durfte. „Halte dich brav!“ ſagte er; „und die Hochzeit will ich geben.“

Die kleine Heuchlerin! An ihre Mutter dachte ſie nur nebenher; eigentlich war ſie mit einem romantiſchen Plane beſchäftigt, den ihre Phantaſie entworfen hatte. Allein wollte ſie ſiegen, und Seibolden zeigen, daß ſie für ſeinen Beſitz zu kämpfen wüßte. Er ſollte die Größe ihres Herzens kennen lernen, und ſich dann noch feſter an ſie knüpfen. Was wird er ſagen, dachte ſie, wenn ich nicht einmal mehr etwas von ihm erfahre, und ihm dennoch treu bin! wenn ich nichts Beſtimmtes von ſeiner Liebe weiß, (die aber der Oheim ſo offenbar verrathen hatte) und dennoch für dieſe Liebe den Kampf mit meinen Verwandten wage!

Der Major hatte der Kammerherrin und ihrem Sohne ſeine Predigt nur aus dem Grunde erlaſſen, weil er Emilien nicht ſchaden wollte. Als er nach Hauſe kam, ſagte er lächelnd: „nun bin ich zum letztenmale in Moorberg geweſen; Emilie hat mir die Thür gewieſen. Das Mädchen ſpricht wie ein Buch!“ Er erzählte ſeine Unterredung. Seibold bewunderte Emiliens Muth; aber, er fing mit großer Aengſtlichkeit an zu zweifeln, ob ſie ihn auch wohl ſtark genug liebe, um den Bitten und Drohungen ihrer Anverwandten widerſtehen zu können.

So war nun alle Verbindung zwiſchen den beiden Liebenden durch ihre eigene Schuld abgebrochen. Jetzt blieb ihnen nur noch der Glaube an einander übrig: ein unſichtbares Band, aber das feſteſte zwiſchen zwei Herzen.

Das Betragen des Majors war ſo ſeltſam, ſo lachend, ſo ſicher geweſen, daß die Mutter glaubte, er müßte einen Plan mit der Tochter abgeredet haben. Man beobachtete nun Emilien ſehr genau, und ließ ihr bei allen ihren Spaziergängen jedesmal ein Paar Leute unbemerkt folgen; aber ſie that nichts, was zu Argwohn berechtigte. Der Bruder hatte heimlich die Papierbogen in ihrem Schreibtiſche gezählt, das Siegellack gemeſſen, und die Federn bezeichnet; aber ſie ſchrieb auch nicht, wenigſtens keine Briefe. Sie ließ ihre Schlüſſel ſtecken, und Karl unterſuchte, als ſie ſpazieren gegangen war, ihren Schreibtiſch. Er fand Briefe von Seibold, und las ſie mit Begierde; aber ſie enthielten nichts als vortreffliche Belehrungen über die Pflichten der Tochter und des Mädchens. Er fand Aufſätze von Emilien, Verſe, einige Briefe aus der neuen Heloiſe; doch nichts von dem, was er zu finden hoffte.

Emilie blieb ſich in ihrer Ruhe gleich, und ließ ſogar die beſten, ihr abſichtlich gemachten Gelegenheiten, nach Sollingen zu ſchreiben, unbenutzt vorübergehen. Auch in Sollingen, wo Karl unter den Domeſtiken einen Spion hatte, war man eben ſo ruhig, eben ſo unthätig; und der Major hatte bei Tiſche erklärt, daß er nicht wieder nach Moorberg reiten würde. Karl fing nun an Emilien keinen Plan mehr zuzutrauen. Er ſagte eines Tages zu ihr: der Major kommt ja nicht mehr! — „Ich habe ihn gebeten," erwiederte ſie unbefangen, „uns mit ſeinen Beſuchen zu verſchonen, weil ich bei der Mama in Verdacht bin, als hätte ich allerlei Heimlichkeiten mit ihm. Er hat mir verſprochen, nicht wieder zu kommen."

Emilie war Karln unbegreiflich; denn ungeachtet ihrer Unthätigkeit blieb ſie dennoch feſt bei ihrem Entſchluſſe, von Selenbergen nichts hören zu wollen. Wenn Karl ſie bat, wenigſtens Selbolden aufzugeben, ſo ſagte ſie: „ſchaffe mir meinen Ring von ihm, und ich habe ihn verloren." Karl entſchloß ſich endlich zu dieſem Wageſtücke. Sobald er von ſei nem Spion in Sollingen erfuhr, daß der Major und Hennig an dem und dem Tage um eine beſtimmte Zeit nicht zu Hauſe wären, ging er in Geſellſchaft eines Jägers, eines ſtarken Kerls, hinüber.

Seibolds gewöhnlicher Spaziergang war ein dunkles, einſames Wäldchen am See; dorthin ging Karl, und der Jäger mußte in einer kleinen Entfernung warten. Endlich kam Seibold, die Hände über die Bruſt gekreuzt, den Weg vom Dorfe her. Sobald er in dem Wäldchen war, trat Karl auf ihn zu. Seibold erſchrak ein wenig, als er Emiliens Bruder vor ſich ſah. Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, fing Karl ſehr artig, aber in einem feſten Tone an, zu dem Seibolds Erſchrecken ihm Muth gab. Wollen wir uns ſetzen? Man ſagt von Ihnen, Sie wären ein edler Mann, Herr Seibold; ich ſelbſt glaube das, und bin beinahe überzeugt, daß Sie auf keine Weiſe an dem neulichen ſeltſamen Auftritte in Moorberg Schuld geweſen ſind. Sie kennen die Welt, und ich traue Ihnen daher zu, daß Sie nicht einmal den Wunſch haben, ein Mädchen, das Ihnen an

Rang,

Range ſo ungleich iſt, zu beſitzen. Es würde mir unangenehm ſeyn, eine ſolche Thorheit von einem Manne glauben zu müſſen, dem jedermann Klugheit zuſchreibt, und dem wir für die Rettung Emiliens Dank ſchuldig ſind. — Seibold ſchwieg. — Wie muß ich Ihr Schweigen nehmen, Herr Seibold? Ich möchte Ihnen gern noch mehr verdanken, als das Leben meiner Schweſter: ihre Ehre.

„Sie haben mich überraſcht, Herr von Halden;" antwortete Seibold noch immer verlegen. „Was ſoll ich antworten? Die Begebenheit, von der Sie ſprechen, iſt ſo einzig in ihrer Art, ſo ſeltſam, daß Reden Ihren Verdacht gegen mich vielleicht nicht weniger beſtärken könnte, als Schweigen. Um unſerm Geſpräche über dieſen Gegenſtand für immer ein Ende zu machen, gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß ich Emilien ſeit jenem Mittage nicht wieder geſehen, und daß ich auf keine Weiſe, weder ſchriftlich, noch durch einen andern Weg, eine Verbindung mit ihr unterhalten habe. Noch mehr, Herr von Halden! Ich hoffe nichts, und wünſche nicht einmal eine Veränderung des Zuſtandes, in welchem ich jetzt bin, und der Ihnen wohl ſchwerlich Unruhe machen kann."

Das heißt, wenn ich Sie recht verſtehe: Sie entſagen jeder Verbindung mit meiner Schweſter?

„Herr Kammerjunker, die Sache iſt ſo zart, daß ich Sie bitten muß, meine Worte zu gebrauchen, und keine andern. Ich hoffe nicht auf eine Verbindung mit Ihrer Schweſter, und werde, wie die Sachen jetzt liegen, nie etwas thun, um dieſer Verbindung näher zu kommen. Entſagen! Sie werden doch einſehen, Herr Kammerjunker, daß ich dieſes Wort nur gegen Fräulein Emilien ſelbſt, ſonſt gegen keinen Menſchen auf der Erde, gebrauchen dürfte?"

Ich muß geſtehen, Sie denken ſehr fein. Wenn aber dieſes Wort beweiſen könnte, daß Sie den lächerlichen Handel endigen wollten, und Sie weigerten ſich dennoch, es auszuſprechen: — was müßte ich davon denken?

„Entſagen, Herr Kammerjunker, ſetzt Anſprüche voraus; und die geſtehen Sie mir gewiß nicht zu. Oder ſoll entſagen heißen: erklären, daß ich auch dann, wenn Ihre

Schweſter eine Bürgerliche wäre, eine Verbindung mit ihr nicht wünſchen würde? Und wenn Sie mir eine Welt für dieſes einzige Wort böten, ich ſpräche es doch nicht aus. Eben ſo leicht könnte ich dem Leben, dem Bewußtſeyn meines Werthes, und allen Hoffnungen für die Zukunft entſagen, als dem Gefühle: Emilie iſt die Edelſte ihres Geſchlechtes, und der Mann, deſſen Gattin ſie wird, hat ſchon auf der Erde den Himmel. Ich hoffe nicht auf dieſes Glück, und werde nichts thun, um es mir zu verſchaffen. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen darf. Und nun muß ich Sie bitten, dieſer Unterredung ein Ende zu machen."

Meinen Sie denn in Ernſt, Herr Seibold, ich ſoll mich mit dieſen Sophismen begnügen? Es kommt hier ja nicht auf die grammatiſche Bedeutung des Wortes: „entſagen" an, ſondern auf das Glück einer Familie, die von Ihnen Ruhe verlangt. Gebrauchen Sie dieſes unhöfliche Wort immerhin, ohne alles Bedenken. Wenn Emilie nun glaubt, Ihnen verbunden zu ſeyn und Ihnen Anſprüche gegeben zu haben! — Wahr oder nicht —

genug, Sie müſſen dieſen vermeinten Anſprüchen entſagen, wenn Sie Willens ſind, in unſerm Hauſe den Frieden wieder herzuſtellen.

„O, wenn es nur das iſt, Herr von Halden,“ erwiederte Seibold, doch ein wenig beſtürzt; „von Herzen gern! Ich gebe Fräulein Emilien ihr Wort zurück, und erlaſſe ihr alle Verbindlichkeiten, alle Anſprüche, die ich an ſie haben könnte. Es iſt mein herzlicher Wunſch, daß Emilie heirathen und glücklich ſeyn mag. Glauben Sie mir, Sie ſelbſt und Ihre Frau Mutter können das nicht eifriger wünſchen, als ich. Nun aber bitte ich ...“

Bald, Herr Seibold! Es fehlt dieſer Handlung nur eine kleine Formalität. Emilie gab Ihnen an jenem Mittage einen Ring; — ja, das iſt er, da an Ihrem Finger! — ſchikken Sie ihr den zurück.

„Dieſen Ring? Nein, Herr Kammerjunker! Den gab mir Emilie zum Andenken an ... — Ich würde ihn Emilien ſelbſt abgeſchlagen. Es iſt das Einzige, auf das ich gerechte Anſprüche mache; und ſolchen Anſprüchen entſage ich für nichts in der Welt.“

Es könnte Ihnen, wenn ſie den Ring

behielten, einmal einfallen, auch Ihre andren Anſprüche auf Emilien für gerecht zu halten.

„Sie erlauben Sich einen Ton, Herr von Halden, den ich . . . "

Der mir aber beliebt! Kurz, ich will den Ring haben, und hoffe nicht, daß Sie Sich noch lange weigern werden.

„Herr von Halden!"

Das iſt mein Name; und er mag Sie daran erinnern, daß Sie wohl thäten, wenn Sie mein Verlangen erfüllten. Auch mein Onkel und mein Bruder heißen ſo. Vielleicht haben Sie bei denen vergeſſen, welche Achtung Sie dem Namen „von Halden" ſchuldig ſind. Ich ſage Ihnen, daß unſre Familie ſehr leicht andre Mittel gebrauchen könnte, als ich jetzt, um Sie fühlen zu laſſen . . . Kurz, ich will den Ring haben!

„In der That, Sie fangen an lächerlich zu werden, Herr Kammerjunker!"

Gottfried! (Der Jäger ſprang herbei.) Wollen Sie mir den Ring geben? Tret Er näher, Gottfried! Ich frage: wollen Sie mir den Ring geben?

„Das ſcheint auf einen Straßenraub abgeſehen zu ſeyn," ſagte Seibold ganz kalt. „Diebe ſind allemal feige Schurken, Herr Kammerjunker."

Unterdeſſen war Hennig in das Gebüſch gekommen. Er hatte mit ſeinem vortrefflichen, immer im freien Felde geübten Auge den Kammerjunker in einer ſehr weiten Entfernung geſehen, und war neugierig geworden, was den wohl nach Sollingen bringen möchte.

Karl zog ſein Couteau. In demſelben Augenblicke ſprang ſein Bruder Hennig mit flammenden Augen, und vor Zorn bebend, aus dem Gebüſche hervor. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchlug er mit der Reitpeitſche, die er in den Händen hatte, auf ſeines Bruders Rücken los, Karl wendete ſich um, und wollte, ſo wie er ſeinen Bruder erblickte, mit dem Couteau nach ihm hauen. Hennig parirte aber den Hieb mit ſeiner Peitſche, unterlief ihn, warf ihn nieder, riß ihm das Couteau weg, und gab ihm, als er ſchon am Boden lag, noch einige derbe Hiebe. Das alles geſchah in einer halben Minute. Seibold fiel, ſobald er ſich nur beſonnen hatte, ihm in die Arme, und entriß ihm die Peitſche. „Es iſt dein Bruder, Hennig!

ſagte er. — „Mein Bruder wäre der elende feigherzige Schurke?" antwortete Hennig mit Bitterkeit. „Nein, einen Buben, einen Straßenräuber erkenne ich nicht dafür."

Karl war unterdeſſen mit Hülfe des Jägers aufgeſtanden. Er legte die Hand an die Stirn, und ſah mit giftigen Blicken bald auf den Boden, bald auf ſeinen Bruder. Wart! ſagte er endlich mit Zähneknirſchen; du ſollſt es bereuen, daß du mich geſchlagen haſt!

Hennig, dem der Zorn durch die Exekution vergangen war, antwortete ziemlich gütig: „du biſt ein Narr! Die Paar Hiebe haſt du verdient; denn es war ein Schurkenſtreich, auf einen völlig unbewaffneten Mann mit einem Couteau los zu gehen. Und (zu dem Jäger) wenn Er da, Hans Haſenfuß, ſich noch einmal hier auf ſolchen Wegen betreten läßt, ſo habe er ja ein Fläſchchen Branntwein bei ſich, die Striemen zu waſchen! . . . Nimm mir das nicht übel, Bruder, es iſt und bleibt ein Schurkenſtreich; und wenn es der Onkel erführe, der würde dich ganz anders fuchteln. Danke dem Himmel, daß mir der Zorn ſo bald vergangen iſt, und lerne beſſer fechten.

Du läßt dir ja dein Meſſer unterlaufen, als ob es ein Binſenhalm wäre. Adieu."

Er faßte Seibolden unter den Arm, und ging mit ihm den Weg nach Sollingen. Karl ließ ſich von dem Jäger bis zu dem nächſten Dorfe bringen, und ſchickte ihn dann nach Moorberg, um ein Pferd zu holen. Sobald er das hatte, eilte er nach Hauſe. Dort war ſeine Schande ſchon bekannt; denn die gnädige Frau hatte gefragt, weshalb ihr Sohn ein Pferd verlangte. O, ſagte der Jäger; es iſt ein Streit vorgefallen mit dem Junker Hennig. Der Herr Kammerjunker ſprachen mit dem Informator von Sollingen, und der mochte grob ſeyn, oder was es ſonſt war; und da ſprang auf einmal der Junker Hennig aus dem Gebüſche; ja, wie ein Blitz, Ihr' Gnaden. Heraus, zuſchlagen, das Couteau in die Luft werfen, den Herrn Kammerjunker zu Boden ſtoßen, und auf ihn einhauen für toll und für blind — Ihr Gnaden, das alles war Ihnen, als wenn es zehn Menſchen auf einmal thäten. Der Herr Kammerjunker hinken ein Bißchen, und haben ein Paar Hiebe im Geſichte; ſonſt iſt alles noch recht gut abgelaufen.

Man denke ſich die Wuth der Mutter, als Karl nach Hauſe kam, und ihr erzählte. Durch lange Trennung von ihrem zweiten Sohne, durch die Gewohnheit, ihn als ihren Feind zu betrachten, war bei ihr ſchon längſt alle mütterliche Liebe zu ihm erloſchen; doch jetzt entzündete ſich auch eigentlicher Haß gegen ihn in ihrem Herzen. Da ſie ihn nicht hatte, und auch wußte, daß ſie ihm nicht beikommen konnte, ſo fiel ihre ganze Erbitterung auf die unſchuldige Emilie. Zu dieſer eilte ſie hin, um ihrem Zorne Luſt zu machen. Sie überhäufte das unſchuldige Mädchen mit Verwünſchungen und den bitterſten Spöttereien, ſchimpfte in den gemeinſten Ausdrücken auf den Major, auf Seibold, auf Hennig, und ſagte unverhohlen, daß ſie es thäte, um Emilien zu kränken. Dieſe erfuhr erſt ſpät, wovon die Rede war; denn die Mutter rief endlich: den Ring wollen wir von dem elenden Kerl wohl wieder bekommen!

In Emiliens Herzen regte ſich jetzt, mitten unter den unangenehmſten Empfindungen, auch eine ſehr angenehme. Ihre geheime Freude darüber, daß Seibold den Ring nicht hatte herausgeben wollen, hinderte ſie, irgend etwas zu antworten. Dieſes Schweigen brachte die Mutter noch ſtärker auf. Sie faßte Emilien bei dem Arm, und ſchrie: den Augenblick, ſag' ich, ſetze dich hin und ſchreib an den gemeinen Menſchen, was ich dir diktiren werde.

„Mutter," erwiederte Emilie, „Sie haben mir verboten, an Seibolden zu ſchreiben; ich ſchreibe nicht."

Aber das kannſt du doch ſchreiben, daß ſie auf der Landſtraße wie Mörder über deinen leiblichen Bruder herfallen müſſen? Ich rathe dir Gutes! den Augenblick! Du Schandfleck deiner Familie! du ſollſt nicht länger hier ſitzen und Komplotte gegen deine Eltern machen. Schreib, ſag' ich!

Emilie blieb bei ihrer Weigerung, und wurde nun körperlich gemißhandelt. Sie eilte, als ihre Mutter ſie losließ, zu ihrem Vater, warf ſich an ſeine Bruſt, und ſagte jammernd: „ſchützen Sie mich!" Die Mutter kam ihr bald nach. Emiliens bleiches Geſicht, ihr fliegender Buſen, die Heftigkeit ihrer Bewegungen, (die unwürdige Behandlung ihrer Mutter hatte ſie tief empört) und ein ſehr zorniger

Blick, deſſen der Kammerherr ſich hier einmal nicht erwehren konnte, brachten die Mutter wieder zu ſich ſelbſt. Sie ſchwieg verlegen; dann warf ſie ſich auf einen Stuhl, nahm ihre Zuflucht zu dem Hülfsmittel, durch das alle ungezogenen Weiber ihr Unrecht verbergen wollen, zu einer Fluth von Thränen, erhitzte ſich bald aufs neue, und endigte zuletzt wieder mit einem Strome von Schimpfwörtern auf alle Menſchen, — ſich ſelbſt und ihren Karl ausgenommen.

Emilie, die jetzt aufs neue Mißhandlungen befürchtete, erlaubte ſich eine kleine Liſt. Sie ſank mit ſchlaffen Armen auf einen Stuhl, ſagte matt: „ach! wie wird mir!" und verſchloß die Augenlieder. Nun ſprang die Mutter ängſtlich auf, nahm Emilien in ihre Arme, bat ſie tauſendmal um Verzeihung, verſprach, ſo etwas nie wieder zu thun, und nannte ſie mit den liebkoſendſten Nahmen. Sie ſelbſt führte Emilien auf ihr Zimmer, half ſie entkleiden, und war jetzt nichts als Zärtlichkeit. Die thörichte Frau! verkehrt in ihrem Haſſe, wie in ihrer Liebe, gleich tauſend andern Müttern!

Emilie wurde gerührt; doch konnte ſie die

Ungerechtigkeit, die Härte dieſer Behandlung nicht wieder vergeſſen, und ihre kindliche Liebe war mit der Achtung für die Mutter verſchwunden. Jetzt fühlte ſie nicht die geringſte Unruhe mehr bei dem Entſchluſſe, ſo bald als möglich, und durch jedes Mittel, die Gattin des edlen, von ihrer Mutter ſo ungerecht geſchmäheten, Seibolds zu werden. Von dieſem Augenblicke an trennte ſie ſich gänzlich von ihren Eltern, und trat auf die Seite ihres Oheims.

So waren nun Menſchen, welche die Natur durch die heiligſten Bande des Blutes zu wechſelſeitiger Liebe beſtimmt hatte, durch den thörichten Ehrgeitz und die kindiſche Rangſucht einer Frau getrennt, wie Feinde. Nur Einmal, bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, beleidigte die Mutter ein Gefühl der heiligen Natur; und aus dieſer Thorheit entſpringt giftiger Haß in einer Familie, die durch Liebe ſo glücklich werden konnte. Wann wird der Menſch lernen, daß man kein Böſewicht zu ſeyn braucht, um endlich Verbrechen zu begehen! wann, daß die zarten Verbindungen der Natur auch nicht ein einziges mal verletzt werden dürfen!

Wozu Karln vorher nur Eigennutz und Habſucht getrieben hatten, dazu trieb ihn jetzt auch Rachbegierde. Er ſah ein, daß ſeine Schweſter aus des Majors Nähe entfernt werden müßte, wenn ſein Plan gelingen ſollte. Die Mutter billigte ſeinen Vorſchlag, Emilien in die Hauptſtadt zu einer Tante zu bringen. Man überlegt[illegible]n, wie ihr beizukommen wäre. Es wurde von einer Reiſe geſprochen, auf der Emilie ihre Mutter begleiten ſollte, deren Zweck man aber immer im Dunkeln ließ. Man widerſprach ſich bald, und Emilie konnte nun leicht merken, daß der Plan ſie allein betreffen müßte. Sie erſchrak Anfangs vor dem Gedanken, daß ſie die Gegend verlaſſen ſollte, worin Seibold lebte. Einen Augenblick hatte ſie ſogar Neigung, ihren Oheim um Schutz zu bitten, und ſo den Plan ihres Bruders zu vereiteln; indeß beſann ſie ſich wieder. Seibold ſoll ſehen, dachte ſie, daß ich alles thun kann, was meine Mutter von mir fordert, und dennoch nicht aufhöre, ihn zu lieben. Ich will ihm ein Beiſpiel der Geduld und Standhaftigkeit geben!

Sie ſuchte ihren Bruder auf, und ſagte

lächelnd: "ich ſoll von hier weg. Glaubſt du denn, ich ſehe nicht, daß die Reiſe mich gilt? Es wäre in der That beſſer, wenn man aufrichtig mit mir umginge; dann könnte man ſich viele Sorge erſparen. Wohin ſoll ich? in die Hauptſtadt? Wohl! ich gebe dir mein Wort, daß ich dieſer Reiſe nicht das geringſte Hinderniß in den Weg legen will."

Emilie war ſo kalt, ſo ruhig, daß ihr Bruder über ſie erſtaunte. Er ſah nun wohl ein, daß ſie ſchwerlich mit den gewöhnlichen Waffen beſiegt werden könnte; und wenn nicht ſein Haß gegen Selbolden jetzt allzu ſtark geweſen wäre, ſo hätte er ſeine Idee vielleicht wieder aufgegeben. — Du biſt eine kleine Närrin! antwortete er Emilien lächelnd, und machte ſogleich Anſtalten, die Geſinnung ſeiner Schweſter zu benutzen. Der zur Abreiſe beſtimmte Tag kam näher. Emilie ſelbſt half ruhig ihre Kleider einpacken, und blieb ſich auch da noch gleich, als ſie in den Wagen ſtieg. Die Mutter und der Bruder konnten ſich nun nicht viel von einem Mittel verſprechen, das auf Emilien ſo wenig Eindruck machte.

Hennig war nach der Schlägerei mit ſeinem Bruder ein wenig unruhig, weil der Major Unzufriedenheit geäußert hatte, und bei dieſer Gelegenheit die Parthei des Kammerjunkers zu nehmen ſchien. Er ſchwieg für jetzt, und nahm ſich vor, erſt ſeine Schweſter zu ſprechen. Aber, dachte er, liebt ſie Seibolden, geſteht ſie es [illegible] und iſt ſie zufrieden mit dem, was ich für ſie thun will: ſo mag es der Onkel mir nicht übel nehmen, wenn ich das Ding auf einmal endige. Ich kann es nicht länger ſo ruhig mit anſehen, daß mein guter Seibold ſich abhärmt.

Von jetzt an ging er öfters in die Gegend von Moorberg, um, wo möglich, Emilien oder ihre Bonne einmal zu ſprechen. Er traf keine von Beiden an, dafür aber den Jäger Gottfried. Hennig ſuchte ſich vor ihm zu verbergen. Gottfried ging aber dreiſt auf ihn zu, und ſagte: Herr von Halden, Sie brauchen ſich nicht vor mir zu verſtecken.

Hennig kam beſchämt hervor, und fing ein Geſpräch mit dem Jäger an. Dieſer verſicherte ſogleich: wenn Hennig etwas zu erfahren wünſchte, oder eine Beſtellung an Fräulein Emilien hätte, ſo ſtände er zu Dienſten. Hennig, der nicht recht wußte, ob er trauen dürfte, fragte fürs erſte nur nach dem Befinden ſeiner Schweſter; und der Jäger erzählte ihm, daß ſie in drei Tagen mit ihrem Bruder nach der Hauptſtadt abreiſen ſollte. Eine ſo unerwartete Nachricht machte Hennigen etwas beſtürzt; doch erkundigte er ſich weiter nach den näheren Umſtänden der Reiſe, nach der Begleitung und dem Wege. Der Jäger ſagte lächelnd: Herr von Halden, das ganze Haus liebt Fräulein Emilien, und wünſcht, ſie glücklich zu ſehen. Sie iſt zwar heiter; aber ich wollte wohl darauf wetten, daß ſie nicht gern von hier weg geht. Wer ſie begleiten wird, das weiß ich nicht; doch ſeyn Sie morgen Abend wieder hier: dann werde ich Ihnen Alles ſagen können.

Hennig kam, und erfuhr nun von dem Jäger den Weg, die Zeit der Abreiſe und die Begleitung. Am folgenden Morgen ſaß er früh zu Pferde, und mit ihm der alte Hennig, nebſt einem muthigen jungen Menſchen, der auch ein Handpferd mitnehmen mußte. Der Alte wunderte ſich zwar über den Huſarenäbel an Hennigs Seite, und es ahnete ihm ch, daß es auf eine Unternehmung abgeſe- n wäre; doch das war ihm eben recht. Er ngte diesmal nicht, wie ſonſt gewöhnlich, wo- n es ginge, und blieb immer funfzig Schritt zurück, um nicht vielleicht etwas zu erfah- n, das er widerrathen müßte.

Hennig hielt im Eingange eines Gebüſches, nd hatte die Augen immer auf den Moor- erger Weg geheftet. Endlich zeigte ſich der agen, worin Emilie, ihr Bruder und ihre utter ſaßen. Sobald er im Gebüſche war, itt Hennig hervor, und rief mit drohender Stimme: halt! Seine Begleiter erfuhren nun rſt, was ihr Anführer zur Abſicht hatte, und etzten ſich in Bereitſchaft, ihn zu unter- tützen.

Hennig näherte ſich dem Schlage, und nahm, als er davor war, in großer Verlegenheit den Hut ſehr höflich ab. Er hatte geglaubt, eine ſehr wirkſame Rede halten zu können, und wußte nun, als ſeine Mutter ihn fragte: was willſt du? nicht ein Wort hervorzubringen.

Fahr zu! rief Karl; der Kutſcher ſchüttelte aber den Kopf: denn der alte Hennig und der junge Menſch warfen ihm ſchweigend drohende Blicke zu. „Liebe Mutter," ſagte Hennig beſtürzt: „ich will Sie und Karln gar nicht aufhalten; aber ich bitte Sie, Emilien mit mir reiten zu laſſen." Mutter und Sohn glaubten, die Sache wäre mit Emilien verabredet. Karl ſagte bitter: du Betriegerin! und die Mutter warf einen grimmigen Blick auf ihre Tochter.

Emilie wurde durch dieſen Vorfall überraſcht; ſie fand aber darin augenblicklich etwas ſo Romanhaftes, daß ihre Augen vor Vergnügen leuchteten. Das beſtärkte die Mutter und den Bruder noch mehr in ihrem Verdachte. Karl faßte Emiliens Arm, und ſagte: du mußt mich ermorden, ehe du dieſe ſchändliche Kreatur in deine Gewalt bekommſt! Die Mutter verwünſchte ihren Sohn in den Abgrund der Hölle. Hennig ſtieg ab, riß den Schlag des Wagens auf, blickte ſeinen Bruder drohend an, bekam von der Mutter einen derben Schlag ins Geſicht, und hob, ohne ſich darum zu bekümmern, Emilien aus dem Wagen. Der junge Menſch brachte das Handpferd heran, und Hennig ſagte: geſchwind, liebe Schweſter! — Emilie ſetzte ſich auf; Hennig rief: fahr zu, Kutſcher! und wollte davon. — Emilie winkte ihm, noch zu warten, und ritt an den Schlag. „Sehen Sie, Mutter," ſagte ſie kalt und groß; „jetzt bin ich frei! Ich danke dir, Bruder Hennig, für deine Liebe zu mir, und für deine Sorgfalt." Mit dieſen Worten ſtieg ſie wieder vom Pferde, öffnete den Schlag, ſprang in den Wagen, warf hinter ſich zu, und rief: „grüße den Onkel, Hennig! und den Retter meines Lebens! . . . Fahr zu, Kutſcher!"

Hennig wußte nicht, wie ihm geſchah, und was er thun ſollte. In ſeiner Verlegenheit trabte er noch eine Weile hinter dem Wagen her, weil er glaubte, daß Emilie ſich beſinnen würde. Sie beſann ſich aber nicht, und er mußte umkehren, ohne ſich ihr Betragen erklären zu können.

Eben ſo wenig begriff die Frau von Halden etwas von der ganzen Sache; ſie ſchüttelte nur zuweilen den Kopf, und ſchimpfte auf den Straßenräuber Hennig. Karl ſah Emilien ſcharf an, als wollte er in ihrem Geſichte die Erklärung des Vorfalles leſen; und Emilie ſann lächelnd nach, was wohl Seibold, wenn er die Begebenheit erführe, davon denken würde.

„Erzählt nichts!“ ſagte Hennig zu ſeinen beiden Begleitern, als er nahe an Sollingen kam; und die Sache wurde dort wirklich verſchwiegen. Er ſchloß aus Emiliens Weigerung, mit ihm zu reiten, daß ſie Seibolden doch nicht liebe; und um dieſen nicht zu betrüben, ſagte er auch ihm kein Wort von ſeinem Abentheuer.

Die Frau von Halden fing endlich an, mit der größten Bitterkeit von der Sollingiſchen Familie zu reden. Emilie hörte eine Zeitlang ruhig zu; dann ſagte ſie: „Mutter, Sie könnten machen, daß ich, wenn noch einmal ein irrender Ritter mich aus dem Wagen höbe, in Verſuchung geriethe, nicht wieder einzuſteigen. Ich liebe die Sollinger, weil ſie mich lieben.“ Die Mutter gerieth hierüber in noch größeren Zorn, und entfernte durch bittre Kränkungen das Herz ihrer Tochter immer weiter von ſich. Karl ſchwieg Anfangs; um aber den Fehler ſeiner Mutter einigermaßen wieder gut zu machen, ſprach er endlich einige Worte für die Sollinger, doch ohne deshalb ſeinen Bruder weniger zu haſſen, der ihm, wie er wohl fühlte, leicht ſeine herrlichſte Ausſicht zerſtören konnte.

Alle häuslichen Zwiſtigkeiten hatten Karln nicht abgehalten, ſeinen Plan auf die Gräſin Louiſe von Espenbruch einzuleiten. Er ritt öfters nach Ransleben; und ſo oft er kam, war die erſte Frage der kleinen Gräſin: „Herr Kammerjunker, was machen meine Herren Gevattern? was Emilie? was der Herr Major?“ Die Begebenheit in Moorberg hatte ſehr tiefen Eindruck auf Louiſen gemacht, und ſie ſprach davon jedesmal mit leuchtenden Augen. War ein Fremder zugegen, wenn ſie dieſe Fragen an den Kammerjunker that, ſo erzählte ſie den ganzen Vorfall, und mit der ſichtlichſten Theilnahme an den Sollingern. „Sehen Sie nur,“ ſagte ſie mit großer Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen; „unſer Wagen wollte eben auf die Brücke einlenken, und die Brücke war voller Pferde und Reiter mit Federbüſchen, und alles glänzte von Gold. Auf einmal flog die Schweſter des Herrn da über das Geländer in den tiefen Graben. Ein Mann, Herr Seibold, ſtürzte ſich den Augenblick von der andern Seite nach; und der Bruder des Herrn — ja, es iſt, als ſähe ich ihn noch — flog durch die wilden Pferde weg, und von dem hohen Ufer hinunter in das Waſſer, daß es ihm über dem Kopfe zuſammen ſchlug. Ich ſprang aus der Kutſche, und ſchrie, als ob ich ſelbſt im Graben läge und die beiden edlen Menſchen mich retten ſollten. Es war auch nur ein Augenblick, da hatten ſie das Fräulein ſchon, und trugen es in ihren Armen an das Ufer. Ach, ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen! Das Fräulein war wie todt; und nun lief Herr Seibold mit ihr ins Haus, als trüge er eine Feder. Es muß doch eine rechte Freude ſeyn, einem Menſchen das Leben gerettet zu haben! Ich ſaß den Mittag zwiſchen den beiden Herren. Zwiſchen zwei Königen hätte ich nicht ſo vergnügt geſeſſen! Ich war auch ganz naß; und da ſagte der Herr Major von Halden: die Naſſen müſſen beiſammen ſitzen!"

So, und oft mit noch größerer Theilnahme, mußte der Kammerjunker Louiſen von der Begebenheit ſprechen hören. Aus Verdruß wagte er es einmal, ein Gegenſtück von ſeines Bruders Rohheit zu erzählen. „Ja,“ unterbrach ihn die Kleine; „von der Couſine höre ich auch immer, daß Ihr Bruder ſehr wild ſeyn ſoll. Aber, wenn er das nicht ein Bißchen wäre — wer weiß, ob er dann in das Waſſer geſprungen ſeyn würde! Die Couſine hätte ſich nicht einmal aus dem Wagen gerührt, um nicht einen Fleck auf ihr ſchönes Kleid zu bekommen. Es iſt wohl gut, wenn man ordentlich und nicht wild iſt; aber wenn ich einmal ins Waſſer fiele — ſo wollte ich doch, Ihr Bruder wäre da; denn Sie ſprängen nicht hinein: das hab' ich wohl geſehen.“

Karl konnte nicht zweifeln, daß ſein Bruder ihm bei der Gräfin Louiſe leicht gefährlich werden könnte. Aus Furcht bat er ſeine Mutter, ja zu verhindern, daß der Graf Espenbruch und ſein Onkel nicht Freunde würden. Er ſchmeichelte Louiſen, erwies ihr tauſend Gefälligkeiten, war auf jeden ihrer Wünſche aufmerkſam, und fing wirklich ſchon an, ihr Wohlwollen in einem vorzüglichen Grade zu gewinnen. Nun mußte er wieder in die Reſidenz zurück; er behielt indeß bei Louiſen eine große Beſchützerin: die Couſine, deren Gunſt er ſich durch Artigkeit und Schmeichelei erworben hatte. Das alte Fräulein und die Frau von Halden waren in der That ſchon darüber einig, daß Karl Louiſens Hand bekommen ſollte, doch unter der Bedingung, daß er die Couſine alsdann mit in die Hauptſtadt nähme.

Die Reiſegeſellſchaft aus Moorberg kam ohne weitern Unfall in der Reſidenz an. Nach einigen Tagen, in denen man die Galakleider verfertigen ließ, wurde Emilie dem fürſtlichen Hauſe vorgeſtellt. Man erwartete, daß der Glanz des Hofes die größte Wirkung auf ſie thun würde; und Selenberg bauete darauf ſogar einen kleinen Plan, der von ſeiner Weltkenntniß zeugte. Er wußte, daß man jemanden durch nichts einen größeren Dienſt erweiſen kann, als wenn man ihn von einer geſellſchaftlichen Verlegenheit befreiet. Nun wollte er Emilien, wenn ſie bei dem ungewohnten Glanze, bei den ſtarren Blicken und dem Fliſtern der Hofleute den Kopf verlöre, ihn wiedergeben, immer an ihrer Seite bleiben, und ihre Verwirrung mit ſeiner Geſprächigkeit verbergen. Die Süffiſance des Hofes, ſagte er lächelnd zu Karln, ſoll mir zu der Gunſt Ihrer Schweſter verhelfen. Sie wird ſehr beſtimmt fühlen, daß ich ihr Freund bin, und daß ſie ſich an mich halten muß, wenn ſie hier fortkommen will. Ich werde ihr den reitzendſten Triumph verſchaffen; und geben Sie Acht, ſchon heute Abend wird ſie anders von mir denken, als jetzt.

Man lächle nicht über den eitlen Hofmann. Selenberg hatte in den Sälen des Schloſſes Männer, die oft dem Tode mit kalter Ruhe Trotz geboten, den Kopf verlieren ſehen; und er wußte, wie viel ein freundliches Wort, ein vertrauliches nichts ſagendes Geſchwätz, eine unbedeutende Frage dem werth iſt, der zitternd zum erſtenmale am Hofe erſcheint. Er kannte die Menſchen, nur dieſes Mädchen nicht.

Emilie hatte, ehe ſie Moorberg verließ, ſehr wohl überlegt, was auf ſie wartete. Sie wußte, daß Selenberg der Liebling des ganzen Hofes, und daß der Plan mit ihm nicht aufgegeben war. Nun dachte ſie ſich den Fall, daß man ſogar den Fürſten in dieſe Sache miſchte, und daß der ihr befohle, dem Präſidenten ihre Hand zu geben. Sie prüfte ſich, ob ſie wohl Muth genug haben würde, ſelbſt ihm zu widerſtehen. Daß man ſie nicht zwingen könnte, ſah ſie leicht ein. Daher war ſie ihrer Sache ſehr gewiß, und wußte ſchon auswendig, was ſie dem Fürſten in einem ſolchen Falle ſagen wollte. Es wurde ihr nun ſogar eine angenehme Ausſicht, an den Hof zu gehen und auch den zu einem glänzenden Schauplatze ihrer Treue, ihrer Liebe zu machen. Dieſe Idee gab ihr eine Entſchloſſenheit, die ſelbſt der blendende Glanz des Hofes nicht zerſtören konnte.

Als ſie ſich dem Saale näherte, wurde ſie doch ein wenig ängſtlich. Ihr Bruder bemerkte es, und ſagte lächelnd: der Anblick wird dich überraſchen, Emilie; er iſt einzig! — Sie antwortete, voll von ihren Gedanken: „ce n'est pas de tout cela, qu'il s'agit!" Beim Eintritt in den Saal, blickte ſie ſchnell um ſich. Der Fürſt, dem ſie bald nachher vorgeſtellt wurde, empfing ſie mit einem ſehr artigen Komplimente. Sie antwortete, weil ſie ein wenig ängſtlich war, mit einer gewiſſen

Heftigkeit, doch beſtimmt, kurz, entſchloſſen. Nach einer Minute war ſie ruhig, ſo daß Selenberg keine Gelegenheit fand, ihr mit ſeinen Künſten beizuſtehen. Er hatte dem Fürſten geſagt: ein Mädchen voll Geiſt, Ew. Durchlaucht; aber auf dem Lande erzogen. Wahrſcheinlich werden Sie ihr Anfangs Manches zu gute halten müſſen. — „Hm!“ ſagte der Fürſt jetzt lächelnd und heimlich zu Selenbergen; „hier habe ich nichts zu gute zu halten!“

Emilie und ihre Mutter wurden zur Tafel eingeladen. Die Fürſtin, ſelbſt eine Frau von Geiſt, der Emilie gegenüber ſaß, fand Geſchmack an ihrer Unterhaltung. Jedermann am Hofe erklärte Emilien für liebenswürdig; und niemand wußte an ihr ſonſt etwas zu tadeln, als ein wenig Pedanterie in dem Tone ihrer Stimme. Selenbergs Nachbar fliſterte: elle est grave comme un professeur, et chaque propos, même le badinage, l'échauffe. — Das wird ſich geben! erwiederte Selenberg. — „Und giebt es ſich nicht,“ ſagte die Fürſtin, die das Geſpräch hörte; „ſo ſoll es mir noch lieber ſeyn; ich mag wohl einmal einen Menſchen ſehen.“

Die Frau von Halden war entzückt über Emiliens Aufnahme bei Hofe. Selenberg erzählte am folgenden Morgen, wie vortheilhaſt der Fürſt und die Fürſtin von ihr urtheilten; und Emilie wäre kein Mädchen geweſen, wenn das nicht einen ſehr angenehmen Eindruck auf ſie gemacht hätte. Die Mutter war nun ganz wieder mit dem alten Plane, ihre Tochter an den Hof zu bringen, beſchäftigt, und bat ſie faſt mit Thränen, ihre Einwilligung nicht zu verweigern. Emilie wollte ſich nicht entſchließen; man mußte alſo auf Ueberraſchung denken.

Selenberg erinnerte die Fürſtin faſt täglich an das Fräulein von Halden, und ſuchte zu bewirken, daß ſie ſelbſt Emilien eine Hofdamenſtelle antrüge. Endlich erreichte er ſeine Abſicht. Eines Tages, als Emilie einmal wieder bei Hofe aß, ſagte die Fürſtin zu ihr: Fräulein von Halden, Sie wünſchen an meinem Hofe zu leben; Selenberg hat mir davon geſagt. Nun, Sie gefallen mir recht wohl, und ich hoffe, Sie werden bei mir glücklich ſeyn. — Was konnte Emilie antworten? Sie verbeugte ſich, küßte die ihr dargebotene Hand der Fürſtin, und war nun gegen ihren Willen Hofdame.

Ich ſtehe dafür, Mama, ſagte Karl, Seibold wird bald vergeſſen ſeyn. Jetzt, da wir ſie ſo weit haben, bin ich ohne Sorgen. Unſer Spiel iſt gewonnen, und das haben Sie mir zu verdanken.

Er hatte Recht. Emilie würde, ungeachtet der Ueberraſchung, nicht Ja geſagt haben, wenn nicht Karl ihr ſehr liſtig die Idee beigebracht hätte: die Fürſtin ſey unglücklich, und habe ſich ſchon lange eine Freundin gewünſcht, um glücklicher zu werden. Dies hörte Emilie von dem ganzen Hofe beſtätigen. Die Fürſtin, ſagte man, hat ſonderbare Grillen; ſie verlangt etwas Unmögliches: reine Freundſchaft. Emilie mußte nun einmal in der Reſidenz bleiben; und wer kann ſich wundern, daß ſie eine Frau glücklich zu machen wünſchte, deren Liebe ſo ehrend war. Sie hatte dabei ſogar Seiboldens im Auge. Die Fürſtin, dachte ſie, iſt gewiß darum unglücklich, weil ſie ihre Hand ohne ihr Herz hat weggeben müſſen. Ich will mir ihre Liebe erwerben, und ſie wird es gern ſehen, wenn ihre Freundin glücklicher iſt, als ſie. Kurz, Gutherzigkeit, Bewußtſeyn ihres Werthes, und, wenn man will, ein wenig Eitelkeit, bewogen Emilien, die Stelle anzunehmen, die ſo wenig für ſie paßte.

Die Fürſtin ſchien ihre neue Hofdame in den erſten Tagen eben nicht zu bemerken. Emilie dachte: deſto beſſer! gewiß hat ſie ſich oft betrogen. Sie drängte ſich nun mit Dienſteifer an ihre Gebieterin, und wurde nicht länger überſehen. Freilich bemerkte ſie noch keine Spur von Freundſchaft; aber ſie meinte, die würde wohl noch kommen. Die Fürſtin vertrauete ihr einige Kleinigkeiten, die jeder bei Hofe wußte; und Emilie dachte: ſie will mich prüfen. Endlich aber ſchien in der That zuweilen eine kleine Spur von Wärme durch die gewöhnliche Kälte der Fürſtin hervor zu brechen. Emilie nahm an keiner Kabale Theil, hatte nie etwas zu bitten, und vertheidigte beſcheiden, doch ſehr entſchloſſen, einige redliche Hofleute, gegen die man ihre Gebieterin eingenommen hatte. Sie buhlte nicht um die Gunſt der Fürſtin, ſondern ſuchte ſie zu verdienen; und auf einmal erſchien das Glück, das ſie ſich verſprochen hatte.

Eines Tages, als ſie in das Zimmer der Fürſtin trat, ſagte dieſe zu ihr mit einer Umarmung und einer Art von Heftigkeit: ich weiß, liebe Halden, daß Sie es redlich mit mir meinen. Fahren Sie fort, meine Freundin zu ſeyn. Laſſen Sie Sich von den Andern nicht hinreißen, und bleiben Sie mir treu! — Nun zeigte Emilie die zärtlichſte Innigkeit, und benetzte die Hand der Fürſtin mit Thränen der ehrerbietigſten Liebe. Die Fürſtin ſchien gerührt; ſie ſtreichelte dem weinenden Mädchen freundlich die Wange, und fragte: lieben Sie mich denn wirklich ſo ſehr, gute Halden? — Damit war die Scene geendigt, weil eben eine andre Dame gemeldet wurde. „So habe ich denn endlich dieſes mißtrauiſche Herz überwunden!“ dachte Emilie triumphirend. Aber wie würde ſie ſich geſchämt haben, wenn ſie gewußt hätte, wem ſie dieſen Triumph verdankte!

Selenberg ſprach unaufhörlich mit der Fürſtin von Emiliens Liebe zu ihr, und theilte ihr tauſend Lobeserhebungen mit, in die Emilie ausgebrochen ſeyn ſollte. — So etwas hat ſie mir nie geſagt! antwortete die Fürſtin. Ja, Ew. Durchlaucht, erwiederte Selenberg; das Fräulein denkt ſehr ſonderbar. Sie würde der Kaiſerin ihren Tadel ins Geſicht ſagen; aber Lob ſagt ſie immer nur hinter dem Rücken. Dies Geſpräch gab die Veranlaſſung zu der Scene, die Emilien ſo rührte. Die Fürſtin war von der innigen Empfindung ihrer jungen Hofdame überraſcht. Sie glaubte Selenbergen nun, und nannte von jetzt an Emilien immer: ihren kleinen Sonderling.

Die Gunſt der Fürſtin zeigte ſich bald ſehr deutlich, und machte Emiliens Hoffnung, ihre Freundſchaft zu erlangen, beinahe zur Gewißheit. Es war eine Partie nach einem reitzenden Luſtſchloſſe angeſetzt. Da allein, ſagte die Fürſtin oft zu Emilien, bin ich nichts als Menſch. Emilie hatte ſich lange auf dieſe kleine Reiſe gefreuet; aber gerade als man abfahren wollte, ließ ſie der Fürſtin melden: ſie könnte nicht mit. Der Hoffourier ſchüttelte den Kopf, und ſagte zu der Fürſtin: das Fräulein Halden iſt krank geworden. Emilie war geſund, doch ihre Jungfer war krank; und ſie wollte das Mädchen, ein ſehr gutes Geſchöpf, durchaus nicht verlaſſen.

Die Fürſtin fuhr ab, und hörte ſchon unterweges von einer Dame, daß die Halden ſich recht wohl befände. Als ſie zurückkam, war ſie kalt gegen Emilien, und machte ihr mit Stolz einige Vorwürfe. Emilie ſagte ganz offen, weshalb ſie zu Hauſe geblieben wäre. Die Fürſtin erwiederte Franzöſiſch (ein Zeichen, daß ſie empfindlich war): ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, einige ganze Tage in meiner Geſellſchaft zu ſeyn. Die Oberhofmeiſterin ſagte: ich hoffe, Sie werden das Unſchickliche Ihres Benehmens einſehen! und Emilie antwortete mit einem ernſten Blicke auf die Fürſtin: malheur à qui ne sait pas sacrifier un jour de plaisir aux devoirs de l'humanité!

Alle andern Damen wurden blaß vor Schrecken über dieſe Antwort; aber zu ihrem Erſtaunen reichte die Fürſtin Emilien die Hand, und ſagte Deutſch: man muß meinem kleinen Sonderling etwas zu gute halten. Bei der Tafel erzählte ſie dem Fürſten mit offenbarem Vergnügen die Antwort ihrer Halden, und ſetzte dann hinzu: Sie werden aber auch geſtehen müſſen, daß ich eine Freundſchaft verdiene, die kein Bedenken trägt, mir ſo etwas zu ſagen!

Sie verdienen die Huldigungen einer Welt, erwiederte der Fürſt; aber die Antwort der Halden macht Ihnen ſo viel Ehre, wie ihr ſelbſt. Es würde ſehr ſchwer zu entſcheiden ſeyn, was größer iſt: ſo etwas Menſchliches ohne Furcht zu ſagen, oder es ohne Empfindlichkeit zu hören. — Emilie wunderte ſich, daß man ihr einige Worte ſo hoch anrechnete, und ſie deshalb mehr, als vorher, zu achten ſchien.

Sechs Tage in der Woche war die Fürſtin durch Ball, Oper, Koncert und andre Luſtbarkeiten beſchäftigt; nur Einer blieb ihr übrig, den man den guten nannte, der aber für die Damen und die Bedienung der Fürſtin ſehr übel war. Sie wußte dieſen ſiebenten Tag nicht auszufüllen, und wollte ihn doch von den übrigen unterſcheiden, weil man ihn an dem Hofe ihres Vaters der Einſamkeit und nützlichen Geſchäften widmete. An dieſem Tage hatte ſie ſchon tauſenderlei angefangen: gezeichnet, geſtickt, Klavier und Harfe geſpielt, Erbauungs- und andere Bücher geleſen; aber alles deſſen war ſie beim zweiten, oder dritten male wieder überdrüßig geworden. Sie nahm Unterricht in der Engliſchen Sprache, in den ſchönen Wiſſenſchaften, in der Geſchichte ihres Fürſtenhauſes; und dennoch blieb dieſer gute Tag der langweiligſte in der ganzen Woche, ſo daß jedermann dem Himmel dankte, wenn er zu Ende war.

Emilie, eine Freundin der Einſamkeit und des Nachdenkens, benutzte dieſen Tag, blieb an ihm jedesmal auf ihrem Zimmer, und nahm keine Beſuche an. Als ſie aber von der Fürſtin mit ihrer Freundſchaft beehrt wurde, ſollte ſie ihn immer bei ihr zubringen. Emilie trauete ſich Kraft genug zu, ihre neue Freundin von der langen Weile zu befreien; und wirklich gelang es ihr die erſten male. Sie las der Fürſtin vor, und ſprach mit ihr über das Geleſene. Auch brachte ſie ihre Arbeit mit: ein Hemde, das ſie für ein armes Kind nähen wollte. Die Fürſtin fand es vortrefflich, den Tag zwiſchen Bildung des Geiſtes und Wohlthätigkeit zu theilen. Man ſchnitt nun Hemden zu, und die Damen näheten ironiſch lächelnd mit der Fürſtin um die Wette an der groben Leinwand. Die Hemden wurden am zweiten guten Tage fertig, und Emilie ſollte ſie vertheilen; denn außer ihr kannte keine Dame eine arme Familie, der es an Hemden fehlte. Emilie erzählte nachher der Fürſtin die kleinen rührenden Scenen, welche die Geſchenke veranlaßt hatten. Die Fürſtin vergoß einige Thränen, und ließ ſogleich noch einige Stücke grobe Leinwand kaufen, aus denen an den guten Tagen Hemden gemacht werden ſollten.

Man erzählte bei der Arbeit, an der auch die Kammerfrauen helfen mußten, Geſpenſtergeſchichten, man las, ſang, und wurde heiter, ſo daß noch ein Paar gute Tage recht angenehm vergingen. Allein dann hatte die Fürſtin Kopfweh, und ließ ſagen: heute könnten die Damen einmal in ihren Zimmern arbeiten. Nun wurde das Nähen für Arme wieder vergeſſen, und das Studium der Antiken kam an die Reihe. Man hörte an dem guten Tage von weiter nichts ſprechen, als von naſſen Gewändern, von Gruppirung, von der Schlangenlinie, Hetruriſchem Styl, Basreliefs, dem Torſo, dem Apoll, dem Antinous, u. ſ. weiter.

Kurz, Emilie war noch kein halbes Jahr am Hofe, ſo wußte ſie, daß ſie nicht auf die Freundſchaft der Fürſtin rechnen könnte. Die Fürſtin verlangte Liebe; aber ſie wollte keine dafür wiedergeben und immer Fürſtin bleiben. Oft war ſie eine ganze Stunde mit Emilien allein; dann öffnete ſie ihr Herz zuweilen ein wenig, ſagte Emilien die angenehmſten Dinge, und vergoß ſogar Thränen an ihrem Halſe. Doch kaum war dieſe Aufwallung vorüber, ſo nahm die Fürſtin ihren gewöhnlichen kalten Ton wieder an, und begegnete Emilien wie allen ihren andern Damen. Emilie benutzte einmal eine gute Stunde, um wegen Seibolds hin zu horchen; aber zu ihrem Erſtaunen bekam ſie die Antwort: pfui, Halden, pfui! Nicht ein Wort mehr von einer ſolchen Liebe! Sehen Sie! — (Mit dieſen Worten zog ſie einen Kaſten in ihrem Bureau auf.) Da liegt ein unerbrochener Brief von einer Frau, die mit mir am Hofe meines Vaters erzogen wurde, und die meine völlige Gnade hatte. Sie heirathete, ohne auf meine Warnung zu achten, unter ihrem Stande; ſeitdem habe ich ſie nicht wieder ſehen mögen.

Sie hat mir wohl zehnmal geſchrieben; aber ich will nichts von ihr wiſſen, durchaus nichts. Pfui, Halden!

Emilie, an deren Liebe zu der Fürſtin, offenherzig geſtanden, auch der Eigennutz ſeinen Theil gehabt hatte, wurde von dieſem Augenblicke an völlig kalt gegen ſie. Sie ſuchte nicht länger Gelegenheit, in dem Zimmer ihrer Gebieterin ſeyn zu können, und gab ſich nicht mehr die geringſte Mühe, in ihrer Gunſt zu bleiben. Die Fürſtin erſetzte ihre Stelle durch eine andre Dame, und vergaß ihren kleinen Sonderling, ohne ihm deshalb gram zu werden. Das verdroß Emilien Anfangs; doch bald war es ihr vollkommen gleichgültig. Ihre Kammerjungfer bedauerte ſie, daß ſie die Liebe der Fürſtin verloren hätte, und tadelte dieſe mit einiger Bitterkeit. Emilie erwiederte: es fehlt ihr nicht an Geiſt; aber die ewigen Zerſtreuungen haben dieſem Geiſte alle Kraft genommen. Sie iſt wirklich gut, mitleidig, zur Freundſchaft und zur Liebe geboren. Eine Frau von ihrem Range, die eben ſo dächte, wie ich, könnte ſie wohlthätig und glücklich machen; doch von ihren Damen wird nie eine das können.

Selenberg war unterdeſſen nicht unthätig geweſen. Sein Rang gab ihm faſt alle Tage Gelegenheit, mit Emilien zuſammen zu ſeyn; und er nützte das mit der ganzen Feinheit des erfahrnen Hofmannes. Aber er mochte thun, was er wollte — ſie wußte ihm für nichts Dank, und zeigte die entſchiedenſte Abneigung gegen ihn. Doch deſſen ungeachtet wurde die Begierde des Wollüſtlings mit jedem Tage ſtärker, da Emilie immer reitzender aufblühete, und ihre Figur immer edler, ihre Farbe immer friſcher wurde. Er hatte geglaubt, der Hof ſollte ihm den Triumph über ſie erleichtern; und ſie behielt mitten unter allen Verſuchungen, an denen es auch dort nicht fehlte, die Reinheit ihrer Seele, und die Energie ihres Herzens. Doch der Widerwille, mit dem ſie jetzt am Hofe war, gab ſeinen Hoffnungen neue Stärke. Er zeigte ihr die reitzende Ausſicht eines Lebens auf dem Lande, und auch ihr Bruder mußte ſie ihr zeigen. Sie ergriff dieſen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit; allein ſobald der Nahme Selenberg genannt war, ſagte ſie: „lieber wollte ich mein ganzes Leben hier in dieſen öden Sälen zubringen, als nur einen Tag lang Selenbergs Gattin ſeyn.“

Selenberg hatte jetzt nur noch Eine Hoffnung: das Vorwort des Fürſten. Hierzu wollte er nur im äußerſten Nothfalle greifen; doch er mußte zuletzt, da Emilie ſich durchaus nicht mit ihm einließ, und da er folglich nicht Eine von ſeinen Künſten anwenden konnte. Er wendete ſich endlich an den Fürſten ſelbſt und dieſer ſagte lächelnd: „Selenberg, Sie haben wohl noch nie in einem ſolchen Falle einen Andern für ſich geſchickt! Iſt denn die Abneigung der Halden ſo groß? und weiß die Familie darum? Denn, Selenberg, die Familienrechte taſte ich nicht an; ſie ſind die heiligſten, über die ſich kein Fürſt unter irgend einem Vorwande hinausſetzen ſollte.

Der Kammerjunker verſicherte, daß ſeine Eltern dieſe Verbindung wünſchten. — „Und warum will Ihre Schweſter nicht?“ fragte der Fürſt. — Halden zuckte die Achſeln. Romane, Ew. Durchlaucht, eine unverſtändige Gouvernante, die glatten Worte eines elenden, aber pfiffigen Menſchen! . . . Meine Schweſter hat eine reitzbare Phantaſie, Grundſätze aus den Zeiten der Tafelrunde. Und dazu kam eine gewiſſe Begebenheit. Der

Menſch, deſſen ich eben erwähnte, rettete ihr zufälliger Weiſe das Leben. Ueberſpannte Dankbarkeit, Ew. Durchlaucht. Kurz, ſie iſt Willens, unſer Haus durch eine Mißheirath zu beſchimpfen.

„Hm!“ erwiederte der Fürſt mit Lächeln; „das ſollte man dieſem edlen, ſtolzen Geſichte nicht zutrauen! Wohl, ich werde mich für Selenbergen verwenden. Das nächſtemal, wenn ich Ihre Schweſter ſehe, will ich um ihre Hand werben; und mir wird ſie keine abſchlägige Antwort geben.“

Der Kammerjunker zuckte wieder die Achſeln: ich bedaure es, Ewr. Durchlaucht ſagen zu müſſen, daß ſie in dieſem Punkte ſehr eigenſinnig iſt.

„Wir werden ja ſehen! Sie ſollen Nachricht bekommen. Uebrigens verbitte ich alle Gewalt. Ihre Schweſter wird ſchon vernünftig werden. Ueberlaſſen Sie die Sache nur mir, und Sie ſollen zufrieden ſeyn.“

Der Hof ging auf das Land. Emilie eilte, ſo bald ſie konnte, in das reitzende Boskett bei dem Luſtſchloſſe, an welches auch Alleen ſtießen. Hier begegnete ihr der Fürſt, der eben vom Pferde geſtiegen war und noch eine Weile ſpazieren gehen wollte. Er erinnerte ſich ſogleich ſeines Verſprechens, und redete Emilien an. So jung, ſo ſchön, und ſo allein? ſagte er lächelnd. Die Herren hier müſſen ſehr wichtige Beſchäftigungen haben, daß Sie ſo einſam gelaſſen werden! Kommen Sie Fräulein. Der Abend iſt ſo angenehm; wir gehen die Allee noch einmal auf und nieder. Apropos, liebe Halden. Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen.

„Ew. Durchlaucht Bitten ſind für mich Befehle," ſagte Emilie. In dem Augenblicke fiel ihr Selenberg ein, und ſie ſetzte ſchnell hinzu: „denn Ew. Durchlaucht fordern nichts von uns, wodurch wir uns nicht glücklich fühlten."

Dies Lob, liebe Halden, möchte ich gern von allen meinen Unterthanen verdienen. Nun, ich hoffe, auch Sie ſollen durch die Erfüllung meiner Bitte glücklich werden. Ich will Sie verheirathen, und lade mich zu ihrer Hochzeit ein. — Emilie erblaßte. — Daß ihr Mädchen doch allemal roth und blaß werdet, wenn vom Heirathen die Rede iſt, und dennoch alle heirathet! Aber Sie zittern ja! Setzen Sie Sich. Wie geſagt, liebe Halden, eine Fehlbitte müſſen Sie mich nicht thun laſſen. Sie ſollen einen Mann haben, den der ganze Hof für ſehr artig und fein erklärt, und, noch mehr, der mein Freund iſt: den Präſidenten von Selenberg.

Emilie blieb ſtarr ſitzen, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich erholte ſie ſich. „Ew. Durchlaucht haben den Präſidenten Ihren Freund genannt; ich muß alſo verſchweigen, wie ich von ihm denke. Indeß darf ich doch ſagen, daß der Herr Präſident ſehr fein und artig ſeyn kann, ohne deshalb einen guten Ehemann zu verſprechen. Er paßt vielleicht für den Hof, aber nicht für das häusliche Verhältniß; und wenn man heirathet, ſo rechnet man doch auf Glück. Ew. Durchlaucht werden es mir zu Gnaden halten, daß ich Nein ſagen muß."

Das ſollen Sie aber nicht! Oder Sie müſſen mir geſtehen, wie Sie von Selenbergen denken. Sie werden ihm, hoffe ich, doch einige Thorheiten der flüchtigen Jugend über, ſehen? Wer iſt ſein ganzes Leben hindurch von aller Thorheit frei geblieben!

„Thorheiten, Ew. Durchlaucht, wollte ich ihm gern zu gute halten; nur nicht ſeinen Charakter. Ich mag des Mannes Frau nicht ſeyn, den keine Mutter ohne Sorge eine halbe Stunde mit ihrer Tochter allein laſſen darf.“

O, das war einmal, liebes Kind! Sehen Sie ihn doch nur an! Die Sünde hat ihn verlaſſen.

„Und könnten Ew. Durchlaucht mir rathen, meine Hand einem Manne zu geben, von dem man weiter nichts ſagen kann, als das? Aber die Sünde hat ihn nicht einmal verlaſſen; jetzt fällt ja ſeine Begierde — denn von Liebe kann ein ſolcher Mann nichts wiſſen — auf mich!“

Es wird ja doch keine Sünde ſeyn, Sie reitzend zu finden; ſonſt wäre ich eben ſo ſtrafbar, wie Selenberg. Aber — was wetten Sie? — ich weiß die Urſache Ihrer Weigerung. Es ſteckt Ihnen ein Menſch im Köpſchen, der Sie einmal aus dem Waſſer oder Feuer geholt hat. Nicht wahr, ich habe es getroffen?

Emilie erröthete. „Ew. Durchlaucht, wäre mein Herz auch völlig frei, ich gäbe dennoch Selenbergen meine Hand nicht, ſo lange ich fühlen kann, daß ein Betrieger ein verabſcheuungswürdiger Menſch iſt."

Ein Betrieger? Liebe Halden, Sie drükken Sich in der That ein wenig hart aus! Der Mann ſteht in meinen Dienſten, und iſt mein Freund.

„Ein Betrieger, Ew. Durchlaucht! Sie werden ungnädig; aber ich kann ihn nicht anders nennen. Wer ein gutes, rechtſchaffnes Mädchen mit ſeinem Range, ſeinen Künſten, ſeinem Gelde, liſtig verführt, ein Mädchen, deſſen ganzer Reichthum Unſchuld, deſſen Verheirathung vielleicht die einzige Hoffnung der Eltern war, für das dieſe ihr ganzes Leben hindurch arbeiteten, an dem ſie ſich in Stunden des Kummers, der Sorge, des Mangels die Freude ihres Alters verſprachen; ein Mädchen, das vielleicht das treue Weib eines rechtſchaffnen Mannes, die glückliche Mutter einer großen Familie geworden wäre — wer ein ſolches Mädchen verführt, und es dann der Schande, dem Unglück überläßt: wie ſoll ich den Elenden nennen? Hier allein, in Ihrer

Reſidenz, ſind vielleicht hundert Mütter, die über Verführung ihrer Töchter jammern; und der Menſch, der daran Schuld iſt, wäre kein Betrieger? wäre nicht abſcheulich?"

Emilie ſprach, wie in Begeiſterung, mit funkelnden Augen und fliegendem Buſen. Der Fürſt ſah hier einmal, was er ſo ſelten geſehen hatte: ein volles Herz, das ſich ergoß. Er betrachtete Emilien mit Vergnügen. Als ſie geendigt hatte, ſagte er: ich merke, man muß Sie nicht zu Worte kommen laſſen; ſonſt hat man verloren. Seyn Sie ruhig, Fräulein. Ich werde Selenbergen das Alles getreulich mittheilen. Soll ich?

„Wenn er in mich dränge, ich würde es ihm ſelbſt ſagen."

Nun! ſetzte der Fürſt lächelnd hinzu; und wenn ihn das nicht von Grund aus heilte, ſo wüßte ich nicht mehr, was ich von ihm denken ſollte. In der That, es mag wohl bisweilen ſo ſeyn, wie Sie ſagen. Sie haben mich ernſthaft gemacht, liebe Halden: Aber ſolche Sünden gehören nicht vor meinen Richterſtuhl. — Alſo Selenbergen wollen Sie nicht. Nun, es ſollte mich freuen, wenn ich einmal auf andre Art zu Ihrem Glücke beitragen könnte. Ich weiß jetzt, wie Sie haſſen; in der That, ich möchte wohl auch einmal ſehen, wie Sie lieben. Nur, Kind, mit ihrem Retter aus dem Feuer oder Waſſer bleiben Sie weg. Auf mein Wort! daraus wird nichts.

Der Fürſt ging. Emilie war zufrieden; ſie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß man viel kann, wenn man ernſthaft will: und ihre Hoffnung, troß allen Hinderniſſen am Ende dennoch Seibolds Gattin zu werden, bekam dadurch neue Stärke.

Der Fürſt erzählte dem Kammerjunker, wie ſeine Bewerbung abgelaufen war, und gab ihm einen Wink, den Plan mit Selenbergen lieber fahren zu laſſen. Damit war man aber nicht zufrieden. Karl ſagte dem Fürſten: ſeine Eltern drängen durchaus auf dieſe Verbindung; es beruhe ein Familien-Arrangement darauf. Man bat den Fürſten nach einigen Tagen aufs neue um ſein Vorwort. Er weigerte ſich Anfangs; doch endlich verſprach er, noch einmal einen Verſuch zu machen. Ich weiß nicht, Selenberg, ſagte er; wie Sie von mir verlangen können, ein ſo ſchönes Mädchen zu ängſtigen. Sie hätten Sich an meine Gemahlin wenden ſollen! Die darf befehlen, wo ich bitten muß.

Selenberg ſah wohl ein, daß der Fürſt Recht hatte, und er würde dieſen Weg längſt eingeſchlagen haben, wenn nicht die Fürſtin eine ſonderbare Grille gehabt hätte. Sie hielt es nehmlich für eine Beleidigung gegen den ihr ſchuldigen Reſpekt, wenn eine von ihren Damen die Liebe eines Mannes ihrem Umgange vorzog; das war aber dem Fürſten völlig unbekannt.

Der Fürſt ſuchte nun Gelegenheit, Emilien allein zu finden, und die konnte ihm nicht fehlen, da ſie jeden Abend das Boſket beſuchte. Er ſprach aufs neue für Selenbergen, ſchien ſogar empfindlich zu werden, und bekam immer dieſelbe Antwort. Endlich verlangte er, etwas Näheres von ihrer Begebenheit mit Selbold zu wiſſen. Emilie erzählte ſo gut, und ihre ſchönen Augen waren ſo zu rechter Zeit voll Thränen, daß der Fürſt auch ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens nicht mehr ſo ganz unrecht fand, ob er ſich gleich

davon

davon nichts merken ließ. Er ſprach mit Emilien nun auch von andren Dingen, und konnte dabei, ohne zu gähnen, eine Stunde lang mit ihr im Boskei auf und nieder gehen.

Natürlicher Weiſe fliſterte man nun auf dem Schloſſe ſehr bald einander zu: die Halden gefällt dem Fürſten; er iſt jeden Abend mit ihr im Boskei. Selenberg war nicht der letzte, der dies erfuhr; und ſobald er es wußte, entwarf er einen andern Plan, ſich Emiliens Beſitz zu verſchaffen.

Schon nach einigen Stunden war der Fürſtin hinterbracht, daß Se. Durchlaucht faſt jeden Abend ſtundenlang mit dem Fräulein von Halden im Boskei ſpazieren gingen. Sie ſchwieg, und behandelte Emilien nur mit auffallender Kälte, oder vielmehr Verachtung. Am folgenden Tage war Selenberg bei ihr, und lenkte das Geſpräch auf Heirathen. Sie nannte ihn neckend einen Hageſtolz; und er ſagte: ich würde recht gern eine Frau nehmen, wenn Ew. Durchlaucht ſie mir geben wollten. — „Darf ich den Nahmen der Glücklichen wiſſen, die Sie erobert hat?" — Das

Fräulein von Halden. — Die Fürſtin erröthete und ſchwieg.

Am Abend zog ſie Selenbergen in ein Fenſter, das nach dem Bosket hinaus ging, und fragte ihn: iſt es Ihr Ernſt, daß Sie die Halden heirathen wollen? — Mein völliger, Ew. Durchlaucht. Ich habe ſchon die Einwilligung der Eltern, und ſchwieg bisher nur deshalb, weil Ew. Durchlaucht das Fräulein mit Ihrer vorzüglichen Gnade, ja faſt möchte ich ſagen, mit Ihrem Vertrauen, zu beehren ſchienen. — „Haben Sie Sich ſchon gegen die Halden geäußert?" — Bis jetzt nicht; aus dem Grunde, den ich Ew. Durchlaucht ſchon geſagt habe. Ich glaube indeß, mir ſchmeicheln zu dürfen, daß ſie mir nicht abgeneigt iſt; nur ſeit einigen Tagen bemerke ich eine Kälte an ihr, die mich verlegen macht.

Die Fürſtin erröthete, ſchwieg eine Weile, und ſagte dann: „die Halden ſoll Ihre Frau werden! Ueberlaſſen Sie Alles nur mir, und ſagen Sie ihr nichts; ich ſelbſt will das Vergnügen haben, ſie damit bekannt zu machen."

Am folgenden Morgen ließ die Fürſtin Emilien zu einem Spaziergange rufen. Sie ging eine Zeitlang, ohne zu ſprechen, das Bosket auf und nieder, und Emilie neben ihr. Dann blieb ſie auf einmal ſtehen, ſah Emilien ſcharf in das Geſicht, und hob an: Fräulein Halden, Selenberg hat bei mir um Sie angehalten, und ich habe Sie ihm zugeſagt. — Emilie hatte durch die Unterredungen mit dem Fürſten eine Art von Leichtigkeit über dieſen Punkt zu ſprechen, bekommen. Sie ſagte ſehr beſcheiden: „Ewr. Durchlaucht Wunſch würde für mich ein Befehl ſeyn . . .“

Ich wünſche es nicht, unterbrach die Fürſtin ſie kalt; ich will es, ich befehle es, und ich haſſe jedes Aber, wenn ich befohlen habe. — Sie winkte einem Bedienten, der in der Ferne ſtand; und das Geſpräch war abgebrochen. — Sie können gehen! ſagte ſie dann kalt zu Emilien. Kommt! rief ſie dem Bedienten zu, und verlor ſich in das Bosket.

Da ſtand nun Emilie auf einmal von aller Hülfe verlaſſen. Es war ihr, als forderten tauſend Stimmen ſie auf, nach Sollingen zu fliehen und den Major um Schutz zu bitten.

Schwankend, matt, ohne Entſchluß, von tauſend verwirrten Gedanken, tauſend Schmerzen beſtürmt, ging ſie, ohne die Augen vom Boden zu erheben, dem Schloſſe zu. „Gott Lob!“ dachte ſie endlich; „ich habe noch nicht Ja geſagt.“ Nun fühlte ſie wieder einige Kraft; und in dem Augenblicke bemerkte ſie in einiger Entfernung Selenbergen. Sie eilte auf ihn zu, und ſagte in einem ſcharfen Tone, der ihren Abſcheu verrieth: „Herr Präſident, Sie haben bei der Fürſtin um mich angehalten, und ſie hat Ihnen meine Hand verſprochen. Ich aber, ich erkläre Ihnen ſehr feierlich, daß ich nicht will. Nehmen Sie Ihr Wort wieder zurück, ich bitte Sie darum; denn ich bin nun einmal feſt entſchloſſen, nie zu wollen.“

Selenberg erwiederte mit einiger Verlegenheit: daß ich dieſen Weg, den ich lieber nicht genommen hätte, dennoch gewählt habe, meine Gnädige, muß Ihnen ein Beweis ſeyn, wie unendlich ich Sie liebe. Welcher Mann auf der Erde darf glauben, Sie zu verdienen! Und ſo können Sie es gewiß nicht tadeln, daß ich eine mächtige Fürſprecherin zu Hülfe nehme. Ihre verehrungswürdigen Eltern, gnädiges Fräulein, Ihr Bruder, die Fürſtin — Alle wünſchen, mich durch Sie glücklich zu ſehen. Laſſen Sie mich hoffen, daß Ihre Güte meine zärtliche Liebe nicht immer verwerfen wird. Leider habe ich eine Jugend gelebt, die ich ſelbſt mir nie verzeihen kann. Aber, mein Fräulein, Sie würden mich nicht verachten, wenn Sie mein Herz kennten; Sie würden aufhören, mich zu haſſen, wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Sie liebe.

„Der Weg, den Sie gewählt haben, führt gewiß nicht zu meinem Herzen. Ich muß noch einmal . . .“

Geben Sie mir nur die allerkleinſte Hoffnung; dann ſoll weiter nichts für mich ſprechen, als meine Ehrerbietung, meine zärtliche Liebe, die Erfüllung aller Ihrer Wünſche.

„Nein, Herr von Seleuberg, auch nicht die kleinſte Hoffnung mache ich Ihnen. Müßte ich zwiſchen Ihnen und dem Bauer wählen, der dort Waſſer trägt: ich gäbe ohne Bedenken dem meine Hand. Sie ſehen, wie unnütz alle Ihre Bemühungen ſind. Ich bitte, nehmen Sie Ihr Wort bei der Fürſtin zurück. Bis jeʒt weiß außer uns niemand etwas davon; und ich verſpreche Ihnen, zu ſchweigen. Herr Präſident, ſchlagen Sie mir die einzige Bitte nicht ab, die ich je an Sie thun kann. Glauben Sie, es iſt bei mir nicht Eigenſinn, ſondern überdachter, feſter Entſchluß!"

Ich hoffe, ſagte Selenberg ein wenig erröthend, Sie werden einſt gütiger ſeyn, als jeʒt, und den ungerechten Haß überwinden, den Sie gegen mich zu haben ſcheinen.

Er verbeugte ſich ſehr tief, und ging, mit den Zähnen knirſchend, in den Garten. Emilie eilte auf ihr Zimmer, legte den Kopf in ihre Hand, und ſann, doch mit umher fliegenden Augen, über ihre Lage. Endlich faßte ſie einen Entſchluß: ſie wollte ſich, ſobald die Fürſtin aus dem Boskett zurückkäme, ihr zu Füßen werfen, und ſie um Mitleiden bitten. Als ſie aber durch das Fenſter das kalte befehlende Geſicht ihrer Gebieterin ſah, war ihr Muth wieder verſchwunden. Sie ging zwar die Treppe hinunter, und bis vor das Zimmer der Fürſtin; doch wagte ſie ſich nicht hinein. Indem ſie noch unentſchloſſen da ſtand, trat die Oberhofmeiſterin aus ihrem Zimmer, und bemerkte ſie. Fräulein Halden, iſt Ihnen nicht wohl? Sie ſind ja ſo bleich, wie eine Büſte! Was fehlt Ihnen? Kommen Sie doch zu mir herein! — Emilie umfaßte, ſobald ſie in dem Zimmer war, die Oberhofmeiſterin mit Heſtigkeit, und beſchwor ſie mit heiſſen Thränen, bei der Fürſtin für ſie zu bitten.

Liebes gutes Kind, ſagte die Oberhofmeiſterin; das kann ich in der That nicht. Ihre Sache würde dann noch ſchlimmer: das wiſſen Sie ja ſo gut wie ich. Da iſt nun keine Hülfe mehr; Sie müſſen Selenbergen heirathen! . . . Aber, mein Gott, es ſchlägt ja ſchon Eins, und Sie ſind noch nicht friſirt! Gehen Sie! Es iſt nur noch eine Stunde bis zur Tafel. Und ich bitte Sie, liebe Halden, ſeyn Sie klug. Es iſt nun einmal nicht anders; Sie müſſen!

Emilie ging wieder weg, ließ ſich ankleiden, und verwünſchte dabei den Hof, der ſie ſo unglücklich machte. Zitternd trat ſie dann in das Zimmer der Fürſtin, verbeugte ſich faſt bis zur Erde, und blieb furchtſam an der

Thüre ſtehen. Die Fürſtin ſagte langſam und kalt zu den übrigen Damen: Fräulein Halden iſt Braut des Präſidenten von Selenberg; Sie können ihr Glück wünſchen. Mit dieſen Worten ging ſie in ein Nebenzimmer.

Emilie ſtand bei den Glückwünſchen, die ihr nun geſagt wurden, wie in Betäubung da, und es rollten große Thränen aus ihren Augen. Sie fing endlich an zu ſchwanken, weil das Gefühl der Hülfloſigkeit ihrem Körper alle Kraft benahm. Man mußte ſie nach ihrem Zimmer führen. Kaum war ſie allein, ſo riß ſie in Verzweiflung die Brillanten aus ihrer Friſur, warf ſie heftig zur Erde, verhüllte ihr Geſicht, und blieb länger als eine Stunde ſo ſitzen, ohne eines Gedankens fähig zu ſeyn.

Endlich ſagte ihre Jungfer, die, mit ihr weinend, am Fenſter ſaß: da fährt die Fürſtin hin! . . . Und der Fürſt kommt eben von der Jagd zurück! Er iſt recht freundlich. Wenn ich ihn um etwas zu bitten hätte, ſo thäte ich es jetzt, auf der Stelle. — Emilie eilte, wie ſie war, mit zerſtörtem Kopfputze und in der halben Kleidung, die Treppe hinunter, dem Fürſten entgegen, und rief mit Leidenſchaft:

„Ach, Ew. Durchlaucht!“ Der Fürſt öffnete ſein Zimmer, und führte ſie hinein. Emilie warf ſich vor ihm nieder. „Ew. Durchlaucht, ich habe keinen Freund, keine Hülfe mehr, als Sie. O, retten Sie mich von dem ſchrecklichſten Elende!“

Liebes Kind, ſtehen Sie auf! Wenn jemand käme!

„Nein! hier will ich liegen, bis ich Ihr Wort habe, daß Sie mich retten wollen.“

Nun, ſagte der Fürſt, ſo muß ich auch wohl nieder knieen. — Er machte wirklich eine Bewegung dazu, und Emilie ſtand auf. — Kommen Sie, liebe Halden, in mein Kabinet! Da ſind wir ungeſtörter. — Nun ſagen Sie mir, wie kann ich Ihnen dienen?

Emilie erzählte. Der Fürſt ſchüttelte den Kopf, und ſagte: aber, liebe Halden, es iſt in der That beſſer, wenn Sie Selenbergen nehmen! Sie ſelbſt müſſen einſehen, daß ich mich nicht wohl in die Sache miſchen kann. Meine Gemahlin ſcheint die Heirath ſehr zu wünſchen; und was bleibt mir nun noch übrig?

„Ein Wort von Ihrer Hand an Selenbergen; und ich bin gerettet.“

Der Fürſt ſchüttelte wieder den Kopf, und runzelte die Stirn; aber er konnte der ſchönen, reitzenden Emilie ihre wiederholte, dringende Bitte unmöglich abſchlagen. Wohl, ſagte er zuletzt, ich will thun, was Sie wünſchen, ob ich gleich fühle, was alles aus der Sache gemacht werden kann.

„O mein Dank, Ew. Durchlaucht, meine Ehrerbietung, meine Liebe ſoll unendlich ſeyn, wenn Sie mich aus dieſer Gefahr erretten!“

Nun, was thäte man nicht um Ihrer Liebe willen! Ich will in Ihrer Sache thun, ſo viel ich kann. Morgen oder übermorgen hoffe ich, Sie im Boskett zu ſehen. Laſſen Sie Sich lieber krank melden. Hätten Sie mir etwa noch einige Worte zu ſagen, oder ſollte etwas vorfallen, ſo ſchreiben Sie mir nur. Ich werde bisweilen meinen alten Ahrens unter einem guten Vorwande zu Ihnen ſchicken. Und nun adieu, meine ſchöne Halden. Wer weiß, was ich an Selenbergs Stelle thäte! Adieu! Adieu!

Der Fürſt ſchrieb ſogleich an Selenbergen folgendes Billet:

„Mein lieber Präſident, Ihre Sache mit dem

Fräulein von Halden nimmt eine Wendung, die mir allerdings nicht ganz wohl gefällt, da man wiſſen kann, daß ich mich Anfangs hineingemiſcht habe. Es wird mir angenehm ſeyn, wenn Sie alle Maßregeln fallen laſſen, die nach Gewalt ausſehen. Sie werden leicht ein ſchickliches Mittel finden, die Schritte zurück zu thun, die ohne mein Wiſſen gethan ſind. Ich wünſchte, entweder gar nicht in die Sache gemiſcht worden zu ſeyn, oder ſie nun allein beendigen zu können, und ich rechne darauf, daß Sie mich nicht werden vergebens wünſchen laſſen. Morgen früh erwarte ich Sie zu einer Jagdpartie. Sie ſollen, weil Sie Bequemlichkeit beim Jagen lieben, nicht funfzig Schritte danach gehen dürfen. Adieu."

Der Fürſt bekam ſchon in einigen Minuten nachſtehende Antwort:

„Ew. Durchlaucht werden es gnädigſt meiner heißen Leidenſchaft verzeihen, daß ich einen Schritt gewagt habe, zu dem eine Bemerkung aus Höchſtdero eigenem Munde mich halb und halb zu berechtigen ſchien. Ich ſehe das freilich jetzt anders, und werde jedes ſchickliche Mittel anwenden, Ewr. Durchlaucht Wunſch zu erfüllen. Die Entſchuldigung, daß ich ſelbſt die Wendung, welche die Sache genommen hat, nicht vermuthet, nicht gewünſcht habe, kann ich bei Ewr. Durchlaucht nicht geltend machen; denn allerdings ſoll man erſt wiſſen, ehe man handelt. Wollen Ew. Durchlaucht die Verſicherung, daß ich von jetzt an mein Glück gänzlich Höchſtdero Händen überlaſſe, gnädig annehmen, ſo wird dies meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt ein Ende machen."

„Die Jagdpartie, zu der Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mich einzuladen, wird ein Vergnügen für mich ſeyn."

Dies Billet ſchrieb Selenberg in der größten Wuth darüber, daß er ſein Glück, dem er ſo nahe zu ſeyn geglaubt hatte, mit eigenen Händen wieder zerſtören ſollte. Er wußte ſchon, daß Emilie bei dem Fürſten geweſen war; und in einer halben Stunde hatte er es auch an die Fürſtin gebracht, ohne ſein Zimmer verlaſſen zu haben.

Am Abend war Spiel bei Hofe. Selenberg ging nicht eher hin, als bis er vermuthen konnte, daß der Fürſt ſchon da ſeyn würde. Die Fürſtin fragte ihn laut, wo er den ganzen Tag geweſen wäre. Er benutzte dieſe Gelegenheit, zu ihr in ein Fenſter zu treten, und halb laut zu ſagen: ich bin ſehr unglücklich, Ew. Durchlaucht, daß ich Sie bitten muß, Ihr gnädiges Vorwort bei dem Fräulein von Halden zurückzunehmen. Dringende Familienverhältniſſe nöthigen mich zu dieſer Bitte. Sie kann mir bei Ewr. Durchlaucht den Verdacht des Leichtſinnes zuziehen; aber in der That, ich bin nichts als unglücklich! . . . Ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht noch nichts für mich gethan haben.

„Alles!“ erwiederte die Fürſtin mit Bitterkeit. „Das iſt zu ſpät. Sie werden mich doch nicht kompromittiren wollen? Ah, ich errathe, woher . . .“

Selenberg verbeugte ſich tief. Alſo werden Ew. Durchlaucht mich bedauern! Ihren Händen und Ihrer Gnade überlaſſe ich mein Glück jetzt ganz allein. Ich ſelbſt darf nichts, als ſchweigen und erwarten. Ew. Durchlaucht errathen meine Lage, und ich fürchte nicht, daß Dieſelben ſie noch peinlicher machen werden. — Er verbeugte ſich tief, und die Fürſtin ging an ihren Spieltiſch.

Selenberg war dieſen Abend zerſtreuet; er näherte ſich der Fürſtin nur mit Zittern, und nahm einen Kammerherrn bei Seite, um über das wandelbare Hofglück zu klagen. Kurz, die Fürſtin hörte bald, ſo wie der Fürſt, zu ihrer Verwunderung, daß Selenberg bei ihr in Ungnade gefallen wäre. — Der Selenberg iſt doch ein ehrlicher Mann! ſagte der Fürſt lächelnd; und die Jagdpartie fiel ſehr vergnügt aus. — Der Selenberg iſt doch ein feiner Kopf! ſagte die Fürſtin. Sie behandelte ihn am folgenden Tage bei dem Diner mit ſehr bemerkbarer Kälte; er war zerſtreuet, und eilte, aus dem Saale zu kommen.

Nach Tiſche ging die Fürſtin mit ihrem Gemahle den Gang zu ſeinen Zimmern hinunter. „Ich habe,“ ſagte ſie unmuthig, „eine Klage über den Präſidenten Selenberg. Er hält bei mir um die Halden an, und ich verſpreche ſie ihm, da die Partie vortheilhaft iſt, und da die Eltern ſie wünſchen. Ich ſage es der Halden ſelbſt, und meine Damen wünſchen auf meinen Befehl ihr ſchon Glück. Nun tritt Selenberg geſtern an mich heran, entſchuldigt ſich mit Familienverhältniſſen, und dergleichen, und will ſein Wort zurücknehmen. Sie werden das von ihm ſo unverſchämt finden, wie ich. Verlangt er, daß ich mich vor meinem ganzen Hofe kompromittiren ſoll? Ich erſuche Sie dringend, mich vor einer ſo großen Beſchimpfung zu ſichern. Die Heirath ſoll und muß zu Stande kommen."

Vielleicht, erwiederte der Fürſt verlegen, hat Selenberg andere Gründe, die ſeiner Menſchlichkeit Ehre machen. Man ſagt mir, die Halden ſoll eine beſtimmte Abneigung gegen ihn haben; und dann . . .

„Wie jedes junge Mädchen, dem man eine Verbindung anträgt. Sie ſträubt ſich, weil ſie eine Närrin iſt."

Wenn aber nun dieſe Weigerung ernſthafter werden ſollte, ſo wäre dies vielleicht ein Mittel, die Sache abzubrechen.

„Die Halden wird ſich nicht lange weigern. Mein Gemahl kann doch gewiß nicht zugeben, daß man mich vor dem ganzen Hofe ſo demüthigt! Das Mädchen ſoll wollen. Ich bitte Sie, Selenbergen meinen Befehl zu ſagen, und ich hoffe, daß ſchon morgen Alles beendigt ſeyn wird. In einer Sache, die mich und meine Ehre betrifft, werden Sie mich gewiß keine Fehlbitte thun laſſen."

Mais, Madame, y pensez . . .

„Je sais ce qui convient, et ferai ce qu'il faut. Je ne croirai jamais mon honneur rétabli, que quand la Halden sera la femme de Selenberg. Cela doit être, à quelque prix que ce soit!" — Mit dieſen Worten ging ſie zurück.

Der Fürſt fühlte ſelbſt, daß ſeine Gemahlin dieſe Forderung machen mußte; und doch hatte er der reitzenden Emilie verſprochen, ſie zu retten: auch wollte er ihr gern ſein Wort halten, weil er Antheil an ihr nahm, und weil ihm der Gedanke unangenehm wurde, daß ſie dem Präſidenten aufgeopfert werden ſollte.

In ſeiner Verlegenheit ließ er Emilien durch den alten Ahrens ſagen: ſie möchte noch krank bleiben. Den Abend fuhr er auf die Jagd, und blieb den ganzen folgenden Tag weg.

weg. Emilie wurde von dem Leibarzte für ſehr krank erklärt, und Selenberg beurlaubte ſich bei der Fürſtin auf ein Paar Tage zu einer Reiſe nach der Stadt, weil, ſo lange ſeine Geliebte krank blieb, doch nichts weiter für ihn geſchehen konnte.

Der alte Ahrens ſprach Emilien noch an dieſem Abend ganz unbemerkt. Er erzählte ihr, was der Fürſt für ſie gethan hatte, und wollte ſie doch bereden, dem Präſidenten ihr Jawort zu geben. Als Emilie ſich auf den Fürſten berief, zuckte er die Schultern, und ſagte: liebes Fräulein, ich bin hier am Hofe grau geworden, und weiß wohl Beſcheid. Unſer Fürſt iſt der großmüthigſte, edelſte Mann, — wenn es ſich ſchickt.

„Wenn es ſich ſchickt?“ erwiederte Emilie. „Können Großmuth und Gerechtigkeit ſich jemals nicht ſchicken?“

Ja, mein liebes Fräulein, ſo iſt es wahrhaftig! Anderswo kann man ſeyn, was man will, was man ſoll; hier aber muß man ſeyn, was ſich ſchickt. Wir ſind hier ſo lange gut, als es gehen will; dann laſſen wir das Gute fahren, und zucken hinterher die Achſeln.

Verlaſſen Sie Sich alſo ja nicht auf den Fürſten, mein gutes Fräulein. Glauben Sie mir, der Präſident Selenberg iſt ein feiner Kopf, der Alles überliſten kann. Ich will Ihnen nur geſtehen, es würde mich jammern, wenn Sie ihn heirathen müßten; denn Sie haben ganz Recht: er iſt ein böſer Menſch. Aber, wie geſagt, verlaſſen Sie Sich hier auf niemanden, als auf ſich ſelbſt. Mit dem beſten Willen kann der Fürſt am Hofe öfters nicht ſo viel, wie der Handwerksmann tagtäglich in ſeinem Hauſe. Es klemmt und hakt ſich aller Orten. Wenn die Bürger und Bauern das ſo wüßten, ſie gönnten uns unſre Plaiſirs, und hielten ſich bei ihrem ruhigen Stücke Brot für weit glücklicher, als wir es jemals werden können.

Emilie wurde durch dieſen treuherzigen Ton aufmerkſam. Ahrens war, wie jeder am Hofe wußte, ein ehrlicher, unbeſtechlicher Menſch, und ſeine Treue gegen den Fürſten ohne alle Flecken. Anfangs miſchte er ſich in die Kabalen des Hofes, und drang auch zuweilen durch; aber man machte ihn in Kurzem müde. Zuletzt bekümmerte er ſich um nichts mehr, als was den Fürſten unmittelbar anging; und auch dann miſchte er ſich nur in ſo fern hinein, daß er dieſem ſeine Meinung davon ſagte. Er mußte den Fürſten, wie den ganzen Hof, wohl kennen, und ſein Wort war alſo bei Emilien von großem Gewichte. Sie wurde blaß vor Schrecken, und ſagte: „o Gott! könnte man ſo grauſam ſeyn, mich aufzuopfern? Ach, wenn nur mein guter Onkel hier wäre! der würde mich bald retten!“

Der alte Ahrens erkundigte ſich näher nach dieſem Onkel, und ſagte dann: geſchwind, ſchreiben Sie dem Herrn Major! Ich will den Brief beſorgen. Es giebt vielleicht einen Augenblick, wo die ſtarre Ehrlichkeit des Mannes die feine Liſt hier über den Haufen rennt.

Emilie ſchrieb in ihrer Verzweiflung nur einige Worte. Ahrens legte einen etwas längeren Brief bei, worin er dem Major einige Maßregeln empfahl; und ſchon bei Tagesanbruch, als noch Alles ſchlief, ſchickte er eine Eſtafette nach Sollingen.

Der Major war jetzt gewiſſermaßen auf

Emilien böſe, weil ſie ihm, ſeit ihrem Aufenthalte in der Reſidenz, nur ein einziges mal, und noch dazu einen kalten, oder vielmehr für ihn unverſtändlichen, Brief geſchrieben hatte. Sie ſagte darin: „ich thue meine Pflicht, und bin zufrieden. Es ſollte ſo ſeyn, und es ſey ſo! Ich habe mein Glück nicht aufgegeben, und werde es auch hier finden, mitten in dem Getöſe des traurigen Frohlockens, der armſeligen Pracht. Hier ſtehe ich ganz allein; aber ich bedarf nur meiner ſelbſt. Ich ſoll mir meine Welt ſchaffen, und ſchaffe ſie."

Der Major hatte dieſen Brief unmuthig auf den Tiſch geworfen, und geſagt: „Jungfer Milchen, wenn man anfängt in Räthſeln zu ſprechen, ſo iſt man auf dem Wege zu lügen. Ich glaube, das Mädchen iſt hochmüthig geworden. Was ſoll das alles? „Meine Welt ſchaffen!" Was muß der liebe Gott denken, wenn ein Mädchen ihr Kleid friſirt, und dann von Schöpfung der Welten ſpricht! „Ich bedarf nur meiner ſelbſt!" Meinetwegen; der Hochmuth kommt vor dem Falle!"

Für den guten Major waren dieſe Räthſel nicht geſchrieben, ſondern für Seibold, der ſich alle Ausdrücke ſehr wohl zu erklären wußte, da ihn jeder an eine ſeiner ehemaligen Unterredungen mit Emilien erinnerte. Sein Herz ſchlug ungeſtüm vor Freude über dieſen Brief, der für ihn eine feierliche Verſicherung treuer Liebe enthielt. Er ſchwieg indeß, weil er ſich nicht verrathen wollte. Hennig ſchüttelte den Kopf noch ſtärker, als ſein Oheim. Er erinnerte ſich der verunglückten Entführung, und ſagte: ich weiß, lieber Onkel, was der Brief bedeutet; ſie giebt Seiboldеn einen Korb. — „Nun, das ſteht doch auch nicht da!" — Hennig erzählte jetzt ſein Abenteuer; und der Major ſagte: „wie? ſie wollte nicht, guter Junge? Nun, ſo laß ſie fahren!" — Man ſchwieg ſeitdem von Emilien, ſo viel man konnte, bis endlich die Briefe von ihr und dem alten Ahrens kamen.

Der Major rief, ſobald er nur einige Worte geleſen hatte: „großer Gott! die arme Emilie!" Seibold ſtürzte auf dieſen Ausruf hinzu, und nahm den Brief, den der Major ihm ſchweigend hin hielt. — Herr Oberſtwachtmeiſter, wir müſſen fort!

„Freilich! denn mag es auch ſeyn, wie es will — der Selenberg ſoll ſie nicht haben. Aber den Kopf will ich ihr waſchen, und das recht tüchtig! Was hat ſie da am Hofe zu ſuchen?"

Sie iſt gezwungen worden; ſie konnte nicht anders.

„Sie konnte wohl anders! Aber der Hochmuthsteufel hat ſie verſucht, oder wohl noch etwas Schlimmeres. Da ſtürzt ſie ſich hinein in die Gefahr. Nun ſchaffe einmal deine Welt! Da bedarf ſie ja doch Anderer; ſonſt würde ſie nicht ſo jammern und wehklagen."

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſie wollte ihre Pflicht thun. Sie verkennen das große Herz des Mädchens.

„Verkennen? Nein, wahrhaftig nicht! Gott weiß, ich nehme meine Mütze mit tiefer Demuth vor Allem ab, was groß iſt; aber nichts iſt groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Sagen Sie mir, iſt der Komödiant, der den Alexander macht, der Alexander ſelbſt? .. Ich habe das Mädchen lieb; aber deshalb bin ich nicht blind bei ihren Fehlern. Sie hat bei allem, was ſie that, immer ihre Nebenabſichten gehabt; und daran ſind Sie mit Schuld. Sie tadelten die Bonne, die ihr da Liebhaber, Treue, Umarmungen und Thränen in den Kopf ſetzte. Liebe und Treue ſind eine gute und vollkommene Gabe, wohl nicht ſchlechter als Großmuth und Selbſtüberwindung. Aber es war nur ſchlimm, daß Emilie den Kopf von Treue und Liebe voller hatte, als das Herz. Nun wollten Sie den Teufel austreiben . . ."

Lieber, guter Herr Oberſtwachtmeiſter! welche harte Ausdrücke von Ihrer Emilie!

„Ei, was nicht von Gott iſt im Herzen und Kopfe, das iſt vom Teufel. Baarer Hochmuth war es. Sie wollte ihrer Treue halber eben ſo gelobt ſeyn, wie die Leute da in den Liebesbüchern. Um ihr das aus dem Kopfe zu bringen, erzählten Sie ihr von der Portia, und wie die Frauen weiter heißen. Geſchwind warf Emilie die erſte Maske weg, weil die neue hübſcher war. Ich habe mir hinterher, wenn ich an meinem Grillenfenſter ſaß, das alles an den Fingern abgezählt. Sie wollte immer etwas Anderes ſeyn, als ſie war; das können Sie gar nicht läugnen."

Aber ſie war immer etwas Gutes; das können Sie nicht läugnen.

„Ja, allerdings läugne ich das. Sie war es nicht, ſie ſtellte es nur vor. Sie war nicht geduldig, wenn die Mutter ihr alles Herzeleid anthat; ſie ſtellte ſich nur ſo, damit Seibold ſie recht lieb haben ſollte. Nicht aus Gehorſam gegen ihre Mutter that ſie, was man von ihr verlangte; nein, aus Liebe zu Ihnen, Seibold. Sie iſt tugendhaft; — Gott laſſe ſie das immer bleiben! — aber manche Dinge an ihr ſind Verſtellung, Nachäfferei, nicht Geiſt und Wahrheit, wie in der Bibel ſteht. Ein Theil ihres Guten, ſagten Sie einmal von einem andern Mädchen, ſind Sonnenſtrahlen, die man in einem Spiegel aufgefangen hat: ſie leuchten wohl, aber ſie wärmen nicht. Sehen Sie da meinen Hennig! Der wird, wenn Gott ſeinen Segen weiter giebt, ein Menſch, an dem die heiligen Engel ihre Freude haben müſſen. Er thut das Gute, wie ich Athem hole."

Herr Oberſtwachtmeiſter, Sie halten Emilien für ſchlecht?

„Das ſag' ich nicht. Sie iſt gut, recht gut;

aber ſie will beſſer ſeyn, als ſie iſt: und das nenne ich Heuchelei, Romanenkram. Darum ſeh' ich es gern, daß ſie einmal gedemüthigt wird, und einſehen lernt, was Menſchen ihr ſeyn können und müſſen. Aber hin wollen wir und helfen, ſo ungern ich auch an einen Hof gehe. Ich weiß da nichts zu ſagen; doch einem ehrlichen Manne, der in einem ehrlichen Handel begriffen iſt, kann es an Worten nicht fehlen. Hennig ſoll mit; aber Sie müſſen zu Hauſe bleiben. Wir wollen erſt ſehen, was aus ihr geworden iſt, und wie es ſteht, daß meine Schwägerin nicht wieder etwas zu ſchelten hat.

Hennig wurde gerufen, dann ſogleich geſattelt, Geld eingepackt; und nun ging es der Reſidenz zu, ſo ſchnell die Pferde nur laufen konnten.

Der Major trat in dem Wirthshauſe ab, das Ahrens ihm beſtimmt hatte, und ſchickte ſogleich einen Boten nach dem Luſtſchloſſe, ihm ſeine Ankunft ſagen zu laſſen. Ahrens kam in die Stadt, beſuchte den Major, und erzählte ihm, wie Alles ſtand. Sie ſehen, ſagte er zuletzt, der Handel iſt gefährlich genug. — „Gefährlich?“ erwiederte der Major lächelnd. „Das weiß ich nicht zu begreifen. Se. Durchlaucht können ja nur ſagen: ich will nicht! und das Lied iſt zu Ende. Da ſeh' ich nichts Bedenkliches.“

Ahrens ſetzte dem Major nun die Umſtände weiter aus einander. Der Major begriff zwar noch immer nichts von dem Allen; indeß am Ende fing er an nachzugeben. „Lieber Herr Ahrens,“ ſagte er, „jeder Stand hat ſeine Maximen, und zum Richter über Andere bin ich nicht beſtellt. Aber — ſo kann ich ja zu der Fürſtin gehen, und ihr ſagen, daß Emilie nicht will, und auch nicht ſoll, weil der Selenberg kein ehrliches Mädchen verdient!“ Ahrens ſah den dreiſten Major mit Erſtaunen an; denn ein ſolcher Fall war ihm noch nicht vorgekommen. Und wenn die Fürſtin dennoch will? fragte er lächelnd. — „Ei, zum Teufel! da nehm' ich meine Nichte unter den Arm, ſetze ſie auf ein Pferd, und reite mit ihr davon.“

Es konnte nicht eher etwas geſchehen, als bis der Fürſt wieder da war, den man am folgenden Abend auf dem Luſtſchloß erwartete.

Am dritten Tage ſollte der Major ſich bei ihm melden laſſen, für Emilien um Urlaub zu einer Reiſe bitten. Dazu mußte er ſich entſchließen, ob er gleich hundertmal den Kopf ſchüttelte.

Zum Unglück hatte Selenberg den Major, deſſen Geſicht und Figur ihm aus Moorberg her ſehr gut bekannt waren, ſchon eine Stunde nach ſeiner Ankunft im Wirthshauſe, am Fenſter geſehen. Ein Billet an Karln belehrte dieſen von der Gefahr, und von dem Rettungsmittel dagegen. Schnell ging nun ein reitender Bote nach Moorberg, um Emiliens Eltern zu holen; Selenberg aber blieb fürs erſte noch in der Reſidenz, weil er auf dem Luſtſchloſſe nicht nöthig zu ſeyn glaubte.

Der Fürſt erfuhr, ſobald er zurückkam, die Ankunft des Majors und den Plan ſeines Ahrens. Auch die Fürſtin hörte von dem Major, und es wurde ihr eine ſo ſeltſame Beſchreibung von dem Manne gemacht, daß ſie ſich noch feſter vornahm, Emiliens Heirath mit dem Präſidenten durchzuſetzen. Alles war in geſpannter Erwartung, und rechnete auf den Sieg; Karl aber nahm ſich vor, jetzt wo möglich, aus dem Spiele zu bleiben. Er hatte endlich gemerkt, daß er es nicht mit dem Oheim und Emilien, ſondern mit dem Fürſten ſelbſt, zu thun hatte. Auch war ihm von weitem zu Ohren gekommen, daß der Fürſt Emilien reitzend fände und oft mit ihr im Bosket ſpazieren ginge.

Was in aller Welt, dachte er, iſt das? — Und von dieſem Augenblicke lag ihm nichts mehr daran, daß Emilie dem Präſidenten ihre Hand gäbe. Mit ihrer Liebe zu Seibolden ſchien es ja vorbei zu ſeyn: denn ſie hatte, wie er zuverläſſig wußte, ſeitdem ſie ſich am Hofe befand, nicht ein einzigesmal an ihn geſchrieben, und ſogar nicht einmal mehr von ihm geſprochen; jetzt durfte er alſo mit ihrer Verheirathung um ſo weniger eilen. Und überdies fiel ihm Manches ein, das ſeine erſt nur halb gedachte Vermuthung ſehr wahrſcheinlich machte. Emilie hatte die Liebe der Fürſtin in einem ſo hohen Grade gehabt; auf einmal war ſie gänzlich gefallen, und hatte ihm, als er ſie um die Urſache befragt, in ſehr räthſelhaften Ausdrücken geantwortet. Hm! dachte er; des Fürſten Widerwille gegen dieſe Heirath, die Eiferſucht der Fürſtin, von der man faſt ſchon öffentlich ſpricht! Und nun gar der Onkel ſeit drei Tagen in der Reſidenz, ohne Emilien geſehen zu haben! Was kann den Hitzkopf bewegen, ſich ſo verſteckt zu halten? Warum geht er nicht gerade zum Fürſten oder zur Fürſtin? Wahrſcheinlich weiß er ſchon, daß er es hier mit der Liebe des Fürſten zu thun hat. Das Alles paßt doch ſonderbar zuſammen. — Karl war an geheime Plane, an Intriguen ſo gewöhnt, daß er auch hier nichts Andres ſehen konnte. O, dachte er lächelnd, wenn hier jeder ſein Spiel ſpielt — warum nicht auch ich? Der Fürſt liebt Emilien; die Fürſtin iſt eiferſüchtig; Selenberg will meine Schweſter haben; der Major will ſie Seibolden geben. Und Emilie? Wenn ich nur wüßte, was die zu thun Willens iſt! Ah! ſie hat neulich den Fürſten ſo beredt gelobt! Nun gut; entweder Selenberg, oder . . . — Der Elende wurde roth; aber an dieſem Erröthen hatte die Scham weniger Antheil, als die Freude ſeiner Ehrſucht.

Hm! dachte er endlich; wir wollen ruhig

zuſehen, und abwarten, wie die Würfel fallen. Wenn nur meine Mutter hier wäre!

Als er ſo mit ſich zu Rathe ging, ſah er auf einmal den Onkel mit dem alten Hennig durch das Schloßthor reiten, und bemerkte mit Vergnügen in ſeiner Miene Furchtſamkeit, unentſchloſſenes Nachdenken. Der Major fragte nach Emilien; und man zeigte ihm den Flügel, in welchem ſie wohnte. Karl lief über die Gänge weg nach eben dieſem Flügel, und hielt ſich verborgen, bis der Onkel hinein war. Dann fragte er im Vorzimmer nach dem Major, ſchickte den Bedienten nach einem Glaſe Waſſer, horchte, und hörte ganz deutlich: „Hochmuth! . . . Heuchelei! . . . ſeyn, was du nicht ſeyn ſollſt!" Karl dachte: das ſind offenbar Vorwürfe über Emiliens Liebe zu dem Fürſten. Er hörte wieder: — „zum Fürſten ſelbſt gehen! Er ſoll die Sprache eines ehrlichen Mannes hören!" Warum, dachte Karl, zu dem Fürſten, und nicht zu der Fürſtin, die doch an Allem Schuld iſt? Ich kann nicht länger zweifeln. — Er ging nun weg, und ſann ſchon auf Plane, wie er das Glück ſeiner Schweſter benutzen wollte.

Bald nachher kamen ſeine Eltern an, und er empfing ſie mit großer Fröhlichkeit. Man kann leicht denken, mit wie vielen Fragen die Mutter ihn beſtürmte. Er erzählte, doch nicht mehr, als ſie wiſſen ſollte, ſprach von Emilien, von dem Fürſten, in einem räthſelhaften Tone, und bat, Mama möchte ſeine Schweſter ja recht gütig behandeln. Die Mutter begriff nicht, was Karl wollte, und widerſprach ihm; aber er ſagte: glauben Sie mir, das Glück unſeres Hauſes hängt davon ab, wie Sie Sich jetzt benehmen! und nun hatte ſie kein Wort mehr einzuwenden.

Der Major ließ ſich unterdeſſen bei dem Fürſten melden, bei dem ſich gerade auch ſeine Gemahlin befand. Der Major von Halden? ſagte der Fürſt verwundert. Jetzt nicht! morgen! Was will der Mann? Oder — ich laſſe ihn auf heute Abend zum Spiele bitten. — Die Fürſtin lächelte.

Der Major, dem Ahrens ſeine Rolle gegeben, und den er nach langen Bemühungen endlich zu einer Unwahrheit beredet hatte, kam Abends, näherte ſich dem Fürſten, als ſeine Gemahlin neben ihm ſtand, und bat in den einfachſten Ausdrücken: Se. Durchlaucht möchten ſeiner Nichte erlauben, auf einige Wochen zu verreiſen, weil ein Familien-Arrangement es nothwendig mache. — Der Fürſt erwiederte: ich bewillige Ihre Bitte von Herzen gern, und zweifle nicht, daß meine Gemahlin es auch thun wird. An die müſſen Sie Sich noch wenden. Uebrigens wünſche ich Ihnen Glück, Herr Major, zu der Verheirathung Ihrer Nichte mit dem Präſidenten Selenberg.

Der Major antwortete keine Sylbe. Die Fürſtin ſagte, mit einem triumphirenden Blikke: Ihre Nichte iſt zwar krank, Herr Major, und mein Leibarzt hat ihr ſogar unterſagt, das Zimmer zu verlaſſen; indeß, wenn Sie darauf beſtehen . . . — Der Major verbeugte ſich, ohne zu antworten.

Die Fürſtin fühlte wohl, daß ſie das Verlangen des Majors nicht verweigern konnte. Sie wendete ſich ab, und ſah rings umher, ob Selenberg nicht da wäre. In dem Augenblicke trat Karl in die Thür, und grüßte den Major. Die Fürſtin ſagte zu ihm: Ihre Schweſter will mit Ihrem Onkel auf einige

Zeit nach Hauſe. — Mit meinem Onkel? erwiederte Karl, und ſtarrte erſt die Fürſtin, und dann den Fürſten an. Dieſer beſtätigte es; er ſah aber dabei ſo zweideutig aus, daß Karl glaubte, er dürfte ohne Bedenken ſagen: daran zweifle ich in der That, Ew. Durchlaucht. Meine Eltern . . .

Die Fürſtin unterbrach ihn. Eben eines Familien-Arrangements wegen, hat ja der Major, wenn ich recht verſtanden habe, den Auftrag, Ihre Schweſter abzuholen. — Wann gehen Sie ab, Herr Major?

„Morgen mit dem Früheſten.“ Dies Familien-Arrangement, ſagte Karl mit einem boshaften Lächeln, iſt jetzt wohl unnöthig, da...

„Sehr nöthig!“ fiel der Major ein, dem bei dieſer Unterredung gar nicht wohl zu Muthe wurde; „ſehr nöthig!“

Jetzt nicht mehr; denn eben dieſes Arrangements wegen ſind meine Eltern hieher gekommen. Sie bitten um die Gnade, morgen Ewr. Durchlaucht ihre Ehrfurcht bezeugen zu dürfen.

„So?“ ſagte der Major, hoch erröthend. „Die ſind alſo hier? Nun, dann iſt es nichts.“

Er zog die Stirn in Falten, und ſah bald den Fürſten, bald die Fürſtin an. Endlich brach er los. „Das Arrangement, Ew. Durchlaucht, (zu der Fürſtin) war nichts Andres, als meine Nichte vor einem Manne zu bewahren, für den ſie kein Herz hat, und für den ſie, die Wahrheit zu ſagen, viel zu gut iſt. Ich wollte, dieſer Mann, der Präſident Selenberg, wäre hier!" Er ſuchte ihn mit den Augen.

Ich bedaure, erwiederte die Fürſtin; da kommen Sie zu ſpät, Herr Major. Dieſe Heirath iſt decidirt.

„Ich bitte unterthänig um Vergebung. Eine Heirath zu hindern, kommt man vor der Kopulation nie zu ſpät."

In der That zu ſpät, Herr Major! ſagte der Fürſt; meine Gemahlin hat ihr Wort gegeben.

„Ew. Durchlaucht ſind wohl ſo gnädig, ihr Wort einmal zurückzunehmen; denn es würde dem Mädchen ihr Glück, das Glück ihres ganzen Lebens, koſten. Ich trete nicht gern einen Wurm todt; und wenn ich ihn ſehe, ſo ziehe ich den Fuß wieder zurück, den ich ſchon aufgehoben hatte."

Sie verlangen in der That zu viel, Herr Major! ſagte der Fürſt.

„Das Glück, das ganze irdiſche, ja vielleicht auch das ewige Glück eines Menſchen verlange ich; und das kann freilich kein Fürſtenthum bezahlen.“

In der That, Ihr Ton iſt ſehr beſtimmt, Herr Major! ſagte die Fürſtin mit gerunzelter Stirn.

„Wenn ich den Ton nicht treffe, Ew. Durchlaucht, der hier im Gange iſt, ſo halten Sie mir das zu Gnaden. Ich habe nie vor Fürſten geſtanden, außer vor dem großen König, und das immer nur mit dem Säbel in der Hand, dem Feinde gegenüber. Wenn man da den Tod und die Ewigkeit vor ſich hat, ſo denkt man nicht auf Redensarten. Halten Sie es einem alten Manne zu gute, wenn ein Wort in die Quer mit unterlaufen ſollte. Ich habe meine Nichte lieb: ſie iſt meines Vaters Enkelin; und könnte ich hier ſchweigen, Ew. Durchlaucht, hier, wo es auf ihr ganzes Glück ankommt: ſo würde ich nicht das Herz haben, die Bibel wieder aufzumachen; denn ich könnte gerade den Spruch [illegible] ſen: Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Alſo bitt' ich Ew. Durchlaucht . . ."

Ich dächte, unterbrach ihn Karl, dieſe Sorge gehörte zunächſt den Eltern; und meine Eltern ſind hier.

„Leider! und das macht meine Angſt um Emilien noch größer. Laſſen Ew. Durchlaucht mich nicht gehen, ohne meine Bitte zu gewähren."

Es iſt doch in der That nicht meine Sache, erwiederte die Fürſtin, zu entſcheiden, wem die Tochter gehört: dem Onkel oder den Eltern. — Mit dieſen Worten ging ſie zu ihrem Spiele.

Der Major ſchüttelte den grauen Kopf, blickte, wie troſtlos, in dem hellen Saale umher, und ſchlug dann die Augen zu Boden. „Hier," ſagte er halblaut, „ſollte kein Menſch mit ſolchen Empfindungen ſtehen, wie ich!" Auf einmal wendete er ſich wieder an den Fürſten. „Ja, Ew. Durchlaucht, es iſt wahr; den Eltern gehört die Entſcheidung, und wenn ſie auch wären wie Feinde! . . . Iſt denn der Herr von Selenberg nicht hier?" Sein

Geſicht war bei dieſer Frage dunkelroth. Der Fürſt ſah Karln ernſthaft an; und dieſer ging. — Herr Major, ſagte der Fürſt alsdann, Sie werden hitzig. Eine Unbeſonnenheit würde ſich für Ihr graues Haar nicht ſchicken. Sprechen Sie Selenbergen nicht früher, als bis Sie weiter von mir hören. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird.

„Das gebe Gott, Ew. Durchlaucht! Ich habe meinen Säbel und meine Piſtolen nie anders gebraucht, als gegen den Feind; aber an das Glück des jungen unſchuldigen Mädchens könnt' ich wohl noch einmal mein Leben wagen. Gott behüte mich davor!" Er empfahl ſich, und ging zu Emilien, wo er ihre Eltern antraf. Zu ſeiner Verwunderung behandelte die Mutter ihre Tochter, nach des Kammerjunkers Rathe, mit der größten Güte. Er blieb nur einige Minuten, gab Emilien, als er ihr beim Abſchiednehmen die Hand drückte, einen Wink mit den Augen, und ritt dann ſogleich wieder nach der Reſidenz, ohne unterweges ein Wort mit ſeinem alten Hennig zu ſprechen.

Der junge Hennig fragte ihn, ſo bald er wieder auf dem Zimmer war: wie ſteht es?

wie iſt es? — Der Major erzählte. „Aber,“ ſagte er zuletzt, „Emilien haben wir halb und halb unrecht gethan; ſie hat ihren Seibold noch immer von Herzen lieb.“ Man überlegte nun, was weiter zu thun ſey. „Geht es nicht,“ ſagte der Major, „ſo will ich einmal bei dem Selenberg anklopfen. Er hat kein Gewiſſen, und iſt alſo feigherzig. Aber, wenn er das auch nicht iſt — mein rechter Arm wird ja noch den Säbel führen können!“

Jetzt ſtritten ſich der Neffe und der Oheim, wer von ihnen Beiden ein ernſthaftes Wort mit Selenbergen reden ſollte. Der alte Hennig machte dem Streit ein Ende. Welcher ehrliche Menſch, ſagte er, wird ſich mit dem Schurken ſchießen oder hauen? Während Sie, lieber Herr Oberſtwachtmeiſter, da umherzogen von Milchen zu dem Kammerdiener, und von dem die große breite Treppe hinauf in den hellen Saal, da ließ ich dem Hans die Pferde, und ſpionirte ein wenig die Wege auf und ab. Ich dachte: was läuft doch der Herr, und kredenzt, und läßt ſich pudern, und ſteckt da noch auf ſeine alten Tage zwiſchen dem ſeidenen Volke? Ich in ſeiner Stelle ließe einen Wagen hinter das kleine Wäldchen fahren, und gäbe Emilien einen Wink. Sie käme herunter, ſetzte ſich ein, und es ginge fort nach Sollingen. Da ließ' ich ſie mit Seibolden kopuliren, und der Tanz wäre zu Ende.

Der junge Hennig fand dieſen Gedanken vortrefflich. Lieber Onkel, ſagte er, das iſt der ſicherſte Weg! Mit den Menſchen hier richten wir nichts aus.

„Nein, Hennig," erwiederte der Major; „das geht nicht! Dem Fürſten eine Hofdame ſo vor der Naſe wegzukapern, das könnte uns übel bekommen. Die Eltern würden klagen; dann müßten wir Emilien wieder herausgeben, die Heirath würde kaſſirt, und das Herzeleid wäre noch größer. Das iſt alſo nichts. Freilich, wenn nichts auf der Welt mehr helfen wollte, Geſetze und Menſchen nicht: dann dürften wir; aber nicht eher."

Der Fürſt ſagte zu Ahrens bei dem Auskleiden: Alter, das war wieder nichts mit dem Major! Wir machen die Halden nicht los. Meine Gemahlin hat nun einmal ihren

Kopf darauf geſetzt. — Der Major iſt aber ein herrlicher alter Mann. Du haſt Recht, man freuet ſich, einmal einen Menſchen zu hören, der das Herz auf der Zunge trägt. Aber die Eltern der Halden ſind hier, und beinahe argwöhne ich, auf Selenbergs Betrieb. Wenn du nicht noch andern Rath weißt, ſo iſt es vorbei. — Ahrens breitete ſich erſt recht weitläuftig über Selenbergs Charakter aus, und bewies dem Fürſten, daß es ſchändlich ſeyn würde, das keuſche, unſchuldige Mädchen einem ſolchen Wollüſtlinge zu übergeben. Der Selenberg hat viele Mädchen auf ſeinem Gewiſſen, Ew. Durchlaucht! . . . (Er ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen, ob er noch mehr von dem Präſidenten ſagen ſollte.) — Es giebt noch Ein Mittel, Ew. Durchlaucht: Gewalt. Und dazu iſt der Major der rechte Mann; auch der Bruder des Fräuleins, den er bei ſich hat, ein Engel von einem jungen Menſchen, Ew. Durchlaucht!

Gewalt, alter Ahrens? Gewalt? Bedenkſt du auch . . .?

Ich habe bedacht, Ew. Durchlaucht.

„Und was ſollte dabei herauskommen?

Der Major brächte die Halden nach Sollingen; die Eltern reklamirten ſie; meine Gemahlin forderte Genugthuung: und — könnte ich ſie verweigern? Das hieße unſere Freunde aus dem Regen in die Traufe führen."

Ahrens ſann einen Augenblick nach, und ſagte dann: wahr, Ew. Durchlaucht! Nach Sollingen darf ſie nicht; auch muß der Major nichts von der Sache wiſſen. Aber, Ew. Durchlaucht, ich, ich! Auf mich hat kein Menſch Verdacht. Ich will die Halden entführen. Ja, wahrhaftig! ſo geht es! Das trifft ſich Alles vortrefflich!

„Aber, daß ich nicht in Verlegenheiten komme! . . . Wohin willſt du ſie bringen? Meinſt du, man wird nicht nachforſchen?"

Da forſcht kein Menſch, Ew. Durchlaucht. Zu meinem Schwager nach Waldengrund! ... O, es geht alles glücklich! — Er kämpfte wieder mit ſich ſelbſt, ob er dem Fürſten nicht jetzt etwas entdecken ſollte, das er ſo lange verſchwiegen hatte.

Ahrens bat Emilien in einem Billet, mit dem Schlage Eins an der Treppe zu ſeyn. Er ſelbſt ging vor Emiliens Zimmer, und lauerte, bis ſie allein war. Dann öffnete er die Thür, warf das Billet hinein, und war den Augenblick wieder verſchwunden. Emilie entſchloß ſich ſogleich. Um Ein Uhr ſtand ſie, mit einem Bündel Wäſche und Kleidung, bereit. Ahrens führte ſie durch die Zimmer des Fürſten eine geheime Treppe hinunter in das Wäldchen; und nach zwanzig oder fünf und zwanzig Minuten ſtanden ſie Beide an einem leichten offnen Wagen. Hier, Bruder, ſagte Ahrens, haſt du die Mamſell Schlütern. Es iſt doch wahr, daß du Niemanden geſprochen haſt? Denn ſonſt . . . — Das weißt du ja! antwortete eine tiefe Baßſtimme. — Gut, ſo laß die Pferde ein wenig raſch laufen, und am Tage mag die Mamſell Schlütern ſich in dem Wagen niederlegen. Adieu, Bruder; und grüße zu Hauſe.

Die Pferde flogen in vollem Trabe davon; und Ahrens kam eben ſo unbemerkt wieder auf das Schloß, wie er es verlaſſen hatte.

Am folgenden Morgen wurde Emilie vermißt. Ihr Garderoben-Mädchen dachte: ſie wird bei ihren Eltern ſeyn. Aber bald kam die Frau von Halden, und fragte nach ihrer Tochter. — Ich glaubte, ſagte das Mädchen, ſie wäre bei Ihnen. Gewiß iſt ſie wieder im Boſket. — Um zwölf Uhr kam der Major, und erkundigte ſich nach Emilien. Man ließ ſie ſuchen, und ſie war nicht zu finden. Jetzt gerieth man in Verlegenheit. Das Garderoben-Mädchen und die Kammerjungfer durchſuchten Emiliens Kleider und Wäſche. Es fehlte ein Theil davon, und auch ihre Briefe waren weg. Nun konnte man nicht länger zweifeln, daß ſie entflohen wäre.

Karl glaubte, der Onkel hätte ſie entführt, und ſprengte nach der Stadt. Dem Major, der ihm bald nachfolgte, fiel Selenberg ein. Jener erkundigte ſich in dem Wirthshauſe, und erfuhr, daß der Major, ſo wie ſeine Begleiter, ſehr ruhig geſchlafen hätte, und daß er erſt gegen 11 Uhr mit einem alten Huſaren ausgeritten wäre. Er ging zu Selenbergen, und ſagte beſtürzt: Emilie iſt fort! — Selenberg erwiederte todtenbleich: dein toller Onkel! — Faſt in demſelben Augenblicke flog die Thür auf, und der Major fragte wüthend: „wo iſt Emilie, Herr Präſident?“ Selenberg war erſchrocken, und Karl erzählte. Auf einmal fiel dem Major ein, daß Emilie Kleider mitgenommen hatte, und daß ſie alſo freiwillig gegangen ſeyn mußte. Er ſagte: „nein, Sie haben das Mädchen nicht!“ Mit dieſen Worten ging er ſogleich wieder weg, ohne Abſchied zu nehmen.

Sollte der Fürſt . . . ? ſagte Karl. — Selenberg lächelte. Du biſt ein Narr, Halden! . . . Und doch, ſetzte er nachſinnend hinzu, — und doch kannſt du Recht haben! In vier und zwanzig Stunden wollen wir wiſſen, wo ſie iſt. Laß mich nur! Meine Kleider! Wenn der Major ſie nicht hat!

Es wurden ein Paar Bedienten abgeſchickt, alle Fuhrleute in der Stadt auszufragen; auch erkundigte man ſich genau an den Thoren. Ein Kutſcher aus der Stadt hatte ſie nicht gefahren; alſo ging es hinaus nach dem Luſtſchloſſe. Die Fürſtin ließ Selenbergen ſogleich zu ſich kommen, und ſagte: die Halden iſt fort. Noch hat man keine Spur, wohin ſie ſeyn mag. Wiſſen Sie etwas davon? — Selenberg zuckte die Achſeln, und fing weiter an zu forſchen. Es fehlte kein Wagen und kein

Pferd auf dem Luſtſchloſſe; auch hatte ſich keiner von des Fürſten Leuten gerührt. Nun wurden die umliegenden Dörfer durchſucht; aber auch da war keine Spur zu finden.

Der Major, ſein Neffe, Hennig und Hans ſtreiften in der ganzen Gegend umher, und kamen erſt den andern Tag zurück, ohne nur das Mindeſte entdeckt zu haben. Der Fürſt ſelbſt ſchickte Leute aus; doch auch die konnten natürlicher Weiſe eben ſo wenig etwas erfahren. Man kam zu Tiſche, zum Koncert, und beobachtete einander, ohne von der Sache zu ſprechen.

Die Mutter tobte, und ſchalt auf den Major, der noch immer bei ihr in Verdacht ſtand. Karl ſagte lächelnd: der Major hat Emilien nicht entführt; ich glaube — der Fürſt ſelbſt! — Das kam der Mutter ganz unerwartet. Der Fürſt? rief ſie, und wollte ſogleich nach deſſen Zimmern. Karl konnte ſie kaum aufhalten. Wenn es ſo iſt, ſagte er bittend, ſo begreifen Sie doch wohl, daß Emilie eingewilligt hat; und was wollen Sie dann machen? — Wie? rief die Mutter: Emilie Maitreſſe des Fürſten? Sie tobte ſehr; doch Karl ſagte geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und es iſt der Klugheit gemäß, ſo großen Vortheil aus der Sache zu ziehen, als nur möglich. Ich bitte Sie, Mama, laſſen Sie den Major nichts merken. Der würde mit ſeiner Hitze alles verderben.

Es währte in der That lange genug, ehe Karl ſeine Mutter überreden konnte, ruhig zu ſeyn; doch endlich begriff ſie, daß bei der Sache nichts zu thun wäre, und daß Emilie, als Maitreſſe des Fürſten, ihren Karl außerordentlich heben könnte. Liebe zu ihrem Sohne überwand bei ihr das Gefühl der Schande.

Der Major, der ebenfalls mit ſeinem Verdachte bei dem Fürſten ſtehen blieb, ging zu dem alten Ahrens, um ſeinem Herzen Luft zu machen. Ahrens lächelte, und entdeckte ihm nach einigen Vorbereitungen den Zuſammenhang. Er machte dem Major begreiflich, daß Emilie in Sollingen nicht ſicher geweſen wäre, und verſprach ihm, daß er öfters Briefe von ihr bekommen ſollte.

Daß der Major nunmehr ſehr ruhig war, beſtrafte Karln für ſeine Niederträchtigkeit. Er konnte das nimmermehr ſeyn, ohne Emiliens

Aufenthalt zu wiſſen; und, wenn er wußte, daß der Fürſt ſie entführt hatte, ſo war ſeine Ruhe unbegreiflich. Sollte es dennoch ſich anders verhalten? dachte Karl mit großer Angſt und bei den quälendſten Zweifeln. Selenberg allein blieb thätig. Er ließ ſich auf allen Luſt- und Jagdſchlöſſern im Lande erkundigen; doch nirgends wußte man etwas von Emilien. Sobald der Fürſt zu Pferde ſtieg, erfuhr Selenberg durch die beſtochenen Reitknechte, wohin es ging; aber er hatte ſein Geld vergebens angewendet.

Der Major ritt wieder nach Sollingen, ſo bald Emilie ihm geſchrieben hatte, daß ſie ruhig und glücklich wäre. Auch die Eltern wollten zurückreiſen, und empfahlen ſich bei Hofe. Die Fürſtin fand in der Ruhe, welche ſie an der Frau von Halden bemerkte, einen Beweis, daß ſie in die Schande der Tochter gewilliget hatte, und behandelte ſie daher mit auffallender Verachtung; deſto freundlicher war der Fürſt. Nun ärgerte die Frau von Halden nichts mehr, als daß ſie ſo ganz verſchweigen mußte, welch ein Glück ihre Tochter gemacht hatte!

Selenberg hörte nicht auf zu forſchen. Nach einigen Tagen ſagte er mit groſser Freude zu Karln: endlich bin ich auf der Spur! — Karl erſchrak, war dann kalt, und ſuchte Selenbergen abzulenken. Nun kam es zu einem Wortwechſel zwiſchen Beiden, und am Ende verließen ſie einander kalt, doch höflich. Karl war wie berauſcht von dem Gedanken, daß ſeine Schweſter die Geliebte des Fürſten ſey, und nahm einen ſehr ſchneidenden Ton an. Der Hof, der daſſelbe glaubte, drängte ſich jetzt an ihn: ein neuer Beweis für die Fürſtin, daß es ſo war, wie ſie dachte. Natürlicher Weiſe behandelte ſie Karln, beſonders da ſie ſeine Anmaßungen ſah, nun mit augenſcheinlicher Kälte, und war in ihrem Betragen gegen ihn bisweilen hart, bisweilen ſpöttiſch. Das verdroß Karln; und in dem Gefühle ſeiner jetzigen Wichtigkeit ließ er ſich einige Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen. Die Fürſtin behandelte ihn nun einmal öffentlich mit Härte. Darüber fand er ſich ſehr beleidigt, und ging zu dem Fürſten, um Genugthuung zu verlangen. Er brachte ſeine Klage vor, und ſetzte dann mit einer Verbeugung hinzu: es iſt nichts als Haß gegen meine Schweſter, der mich trift! — Der Fürſt ſah ihn kalt, mit Verachtung an, und ſagte: ich befehle Ihnen, meine Gemahlin um Verzeihung zu bitten, daß Sie Sich über ſie beklagt haben; und dann erlaube ich Ihnen, um Ihren Abſchied anzuhalten.

Das war ein Donnerſchlag für den Kammerjunker. Sobald er ſich von ſeinem Schrekken wieder erholt hatte, wendete er ſich ſchriftlich in den demüthigſten Ausdrücken an den Fürſten. Dieſer ſchrieb mit eigner Hand unter den Brief: es bleibt durchaus bei meinem Befehle.

Karl forderte nun ſeinen Abſchied, bekam ihn, und hielt ſich dann noch einige Monathe in der Reſidenz auf. Er hoffte, irgendwo angeſtellt zu werden; aber man hatte ihn vergeſſen, und mußte ſich auf ſeinen Nahmen beſinnen, wenn man ihm begegnete. Endlich ging er, tief gedemüthigt, doch mit Gift und Galle im Herzen, nach Moorberg.

Man kann ſich die Empfindungen der Mutter denken, als ſie die Ungnade ihres Lieblings erfuhr, und als er nun ſelbſt zurückkam. Sie und ihr Karl quälten ſich mit ih ner Menge von Zweifeln, Vermuthungen und neuen Planen. Iſt Emilie die Geliebte des Fürſten, oder nicht? Wahrſcheinlich das Letztere! Aber wo mag ſie denn ſeyn? Warum blieb der Major, als ſie verſchwand, ſo ruhig? Weiß er ihren Aufenthalt? Welchen Plan kann er wohl haben? Iſt er Schuld daran, daß Karl in Ungnade gefallen iſt? und wie läßt ſich das nun wieder gut machen? — Die Ehrſucht iſt ein Orkan, der in jedem Augenblicke umſpringt, und das Herz von allen Seiten erſchüttert. Hoffnung und Furcht, Gefühl von Rachbegierde und Demüthigung, Stolz und Scham trafen wechſelsweiſe die Seelen der Frau von Halden und ihres Sohnes.

Karl hatte indeß durch ſeine Entlaſſung aus den Dienſten des Hofes doch etwas gewonnen; der Graf von Espenbruch begegnete ihm jetzt, wegen des ähnlichen Schickſales, das ſie Beide betroffen hatte, mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Die Freundſchaft zwiſchen Ransleben und Moorberg wurde mit jedem Tage genauer. Hier hoffte man ſtärker als jemals auf eine künftige Verbindung beider Familien, und machte ſchon Anſpielungen darauf, bei denen der Graf ſehr angenehm zu lächeln pflegte.

Von dem Major war alles Unglück, das die Frau von Halden erlitten hatte, entweder geradezu, oder doch mittelbar entſtanden; daher befürchtete ſie, daß er auch dieſen Plan verderben könnte. Um dies zu verhüten, erzählte ſie gefliſſentlich von ihm und von ihrem Sohne Hennig alles Böſe, das ſich nur irgend wahrſcheinlich machen ließ. Auch Emiliens Flucht wurde ganz auf die Rechnung des Majors geſchrieben. Bald ſollte er ſelbſt das Mädchen irgendwo verſteckt haben, um ſie ſeinem Seibold zu geben; bald hatte er ſie, mit Hennigs Hülfe, an den Fürſten verkuppelt. Um recht ſicher zu gehen, trieb die Frau von Halden ihren Tadel und ihre Verläumdung ſo weit, daß ſelbſt dem Grafen ihre Erbitterung am Ende auffallen mußte.

In der That ſchienen der Major und ſeine Familie dazu beſtimmt, die Strafe der Moorberger zu ſeyn; und daran war wieder Hennig Schuld. Die Reviere von Ransleben und Sollingen fließen zuſammen. Hennig liebte die Jagd, und traf daher öfters auf den Förſter und die Jäger des Grafen. Er konnte nun einmal keinen Menſchen bei ſich vorüber gehen laſſen, ohne ihm ein freundliches Wort zu ſagen; und ſo liebten die Leute in Ransleben ſchon längſt den jungen, freundlichen und muntern Edelmann von Sollingen, der immer ſeine Liqueur-Flaſche und ſeinen kalten Braten mit ihnen theilte. Jeder Freund der Jagd mußte auch Hennigs Freund ſeyn; denn er hatte die beſten Hunde, wußte, wo jeder Hirſch ſtand, that nie einen Fehlſchuß, hatte immer ein Jagdgeſchichtchen auf der Zunge, und für die Jäger bei jeder Gefälligkeit, die ſie ihm erwieſen, einen Gulden in der Taſche. War in dem Ransleber Revier Treibjagen, ſo wurde der junge Hennig von Halden gewiß dazu gebeten; und der Graf wußte es nicht, weil er nie auf die Jagd kam, ſo ſehr er ſie auch liebte. „Ein Mitglied des Corps diplomatique!" ſagte er; „und eine Jagdtaſche auf dem Rücken! Behüte Gott! das wäre wie ein Geiſtlicher mit Würfeln und Karten in der Taſche."

Der junge Hennig, den auch die Sollinger aus Einem Munde lobten, ſtand in Rausleben bei dem Geſinde in dem allerbeſten Rufe. Der Graf erfuhr davon nichts, weil er mit ſeinen Leuten nie etwas mehr ſprach, als die höchſtnöthigen Worte; auch dem Fräulein wurde nichts geſagt, weil man ſie allgemein als Hennigs Feindin kannte. Aber die junge Gräfin Louiſe hörte deſto öfter von Hennig erzählen. Wenn ihr Vater und die Couſine ausfuhren, und ſie zu Hauſe ließen, ſo ging ſie in den Garten, oder auf einen Augenblick in die Geſindeſtube, um den Leuten etwas zu ſchenken, oder, wenn ſie nichts hatte, ein Paar freundliche Worte mit ihnen zu ſprechen: ein Fehler, den ſie ſich, trotz allen Vorſtellungen ihres Vaters, und trotz allem Sticheln ihrer Couſine, nicht abgewöhnen konnte. Er rührte von der Erziehung ihrer Mutter her, die eine ſehr gute, verſtändige Frau geweſen war, und ihre Tochter, beſonders auf dem Lande, wo ſie mehrere Jahre mit ihr zubrachte, die Menſchen lieben gelehrt hatte.

Louiſe! ſagte der alte Graf, wenn er einmal wieder die Folgen dieſer Erziehung bemerkte; lieben! ja, das mußt du. Die Leute ſind Menſchen wie wir, und vor Gott uns gleich. Nur ſprechen ſollſt du nicht mit ihnen, dich nicht mit ihnen abgeben. Es geht mir wirklich nahe; aber es ſchickt ſich doch nicht anders.

Louiſe begriff nicht, wie man Menſchen lieben könne, ohne es ihnen zu ſagen, und ſie folgte dem Triebe ihres Herzens, obgleich ſo heimlich als möglich, um ihrem Vater keinen Verdruß zu machen. Ihre Jungfer, ein junges, freundliches Mädchen, ging, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, hinunter zu dem Jäger. Louiſe folgte ihr nach, und blieb zwar in der Thüre ſtehen, kam aber doch ins Plaudern. „Was hat Er heute geſchoſſen, Jäger? Ich möchte auch wohl ein Jäger ſeyn! Die können recht herumlaufen! Aber ein Thier todtſchießen; nein, das könnt' ich nicht." Nun erzählte der Jäger fürchterliche Geſchichten von wilden Schweinen, von Bären, dem wüthenden Heere, Irrwiſchen, und mehr dergleichen. Dann kam er auf Hennigen, hielt ihm eine Lobrede, verglich ihn mit der Gräfin Louiſe, und ſchloß zuletzt: ja, gnädige

Gräfin Louiſe, ein beſſerer Menſch als der Herr von Halden iſt hier nicht im ganzen Revier auf funfzig Meilen in die Runde. Er ſollte ſein Leben mit unſer einem theilen, wenn man's verlangte! Das Herz aus der Bruſt gäbe er hin! Das iſt ein Engel von einem Menſchen! Ich habe ſchon tauſendmal geſagt: unſre Gräfin Louiſe und der Herr von Halden! Ja, wenn alle Herrſchaften ſo wären, man ließe ſich für ſie todtſchlagen.

„Mit Seinem Herrn von Halden! O, ich weiß wohl, warum der bei Ihm ſo in Gunſt ſteht! Weil er mit Ihm Tabak raucht, und ihm Braten und Liqueur giebt!"

Darum nicht! wahrhaftig nicht! ſondern, weil er ſo gut, ſo freundlich iſt, mit jedermann ſpricht, und allenthalben hilft, wo er nur kann. Sehen Sie, neulich — wir gehen wohl zuweilen in das Sollinger Revier — da begegne ich ihm. Er hat eine Laſt Holz auf dem Rücken, die er einem alten Manne aus Saarßen bis vor den Wald trägt; und ſo im Tragen — es war ordentlich rührend anzuſehen; ich ging neben her hinter den Büſchen — da las er dem alten Manne recht derb den Text über das Stehlen. Der Alte hatte nehmlich das Holz geſtohlen, und die Laſt nicht fortſchleppen können; und darüber war der junge Herr dazu gekommen. So wie er mich nur bemerkte, hörte er gleich auf zu ſchelten, und ſprach ſo, als wenn er dem Alten das Holz geſchenkt hätte. Ich mochte reden, was ich wollte, er trug es bis an die rothe Breite; und nun ſagte er zu dem Alten: Vater, Ihr könnt Euch alle Woche eine Tracht Holz holen. Als er fort war — denn ſehen Sie nur, gnädige Gräfin, bei ſo etwas macht er ſich immer geſchwind davon, als ob er ſich ſchämte, daß er ſo gut iſt — da ſetzte der alte Mann ſich auf ſein Bündel Holz, und erzählte mir Alles, und ſagte: lieber Gott, warum iſt der nicht unſer Herr! (Saarßen gehört, wie Sie wohl wiſſen werden, nach Moorberg.) Und der alte Mann weinte wie ein Kind. Nun nahm ich das Holz auf, und trug es ihm bis nach ſeinem Dorfe. Man wird ja gleich ſelbſt mit gut, wenn man ſo etwas ſieht. Das iſt nur Eins gnädige Gräfin; ich könnte Ihnen aber wohl tauſend ſolche Stückchen erzählen. — Indeß der Jäger ſo ſprach, kamen der Koch, der Gärtner, und die übrigen Bedienten dazu, und nun wußte der Eine von dem jungen Herrn von Halden immer noch mehr Gutes, als der Andre, weil Alle ihn kannten und liebten.

Die Gräfin ſagte wohl dazwiſchen: „ja, aber ſeine Mutter haßt ihn doch ſo!“ Dann aber nahm der Koch, ein halber Gelehrter, das Wort, und erklärte ihr, wie das zuginge. Das iſt ein Inſtinkt, gnädige Gräfin, oder eine Sympathie, oder eine natürliche Abneigung. Sehen Sie, das gnädige Fräulein können den Geruch der Roſen nicht leiden; das iſt auch ſo ein Inſtinkt! — Alle Andern beſtätigten, daß es ſo wäre. Der Koch ſagte zuletzt: ja, ja! ich habe einen Wunſch. Sagen will ich ihn nicht; aber er betrifft unſre ſchöne Gräfin Louiſe und den Herrn von Halden. — Förſter, Jäger, Gärtner und Kutſcher ſchüttelten ihm die Hand. Da haſt du Recht, Koch! Das gebe Gott einmal! Hier im Hauſe ſollte es gute Zeit werden! — Die Gräfin Louiſe lachte recht herzlich, und hüpfte heiter in den Garten.

Solche Unterredungen führte ſie oft; und die Folge davon war, daß ſie immer beſſer von Hennigen dachte, beſonders ſeitdem der Jäger ihr geſagt hatte, daß er dem jungen Herrn von Halden oft Stundenlang erzählte. „Nun, was erzählt Er ihm denn?“ — J, von Allem, was hier vorgeht, und was ich nur weiß: manch liebes mal auch von Ihnen. — „Ja, da mag er ſchöne Dinge erzählen! und da wird der Herr von Halden wohl recht zuhören!“

So? ſagte der Jäger; zuhören? Er hat mir ja ſchon von Ihnen erzählt, wie Sie da — ich weiß es nicht mehr recht — als das Fräulein Halden ins Waſſer gefallen iſt. Da hätten Sie, ſagte er, ſo treulich geholfen, und wären ſo naß geworden. Und Sie wären ſo gut, wie ein Engel; und wenn er und der alte Herr Major bei Tiſche ſo manchmal die beſten Menſchen zuſammen zählten, ſo ſtänden Sie immer mit oben an. Und das ſagt er mit ſolcher Liebe und ſolchem Reſpekt, daß ich ihm ſchon darum gut ſeyn würde, wenn er auch nicht ſo ein Engel wäre, wie er iſt.“

Louiſe lachte; aber in Kurzem konnte ſie ein ſolches Geſpräch gar einleiten, und den

Koch auf ſeinen Inſtinkt bringen, von dem er dann ſehr bald auf die Frau von Halden und den jungen Herrn in Sollingen überging. Sie hatte Hennigen ſeit der Begebenheit in Moorberg nicht wieder geſehen; aber ihr Wohlwollen für ihn wurde mit jedem Tage deutlicher.

Karl, der jetzt ſehr oft in Ransleben war, zitterte bei dem Gedanken, daß der Graf wieder mit dem Major in Bekanntſchaft gerathen möchte. Er wollte die beiden Häuſer auf ewig entzweien; und dazu fand er bald ein Mittel. Seit langer Zeit gehörte zu dem Gebiete von Sollingen eine ſchöne Wieſe, die mitten in dem Umfange der Ranslebiſchen Gränze lag. Dieſes Grundſtück hatte ſchon öfters Streit zwiſchen den Herren der beiden Güter veranlaßt. Der von Sollingen war im Beſitz; allein die darüber geführten Prozeſſe machten es immer zweifelhafter, ob auch mit Recht. Schon verſchiedenemale hatte der Tod des einen oder des andern Gutsbeſitzers den Streit in Vergeſſenheit gebracht, ohne daß er jemals wirklich geendigt worden wäre.

Der Major haßte nichts in der Welt ſtärker, als einen Prozeß, weil ihm die Langſamkeit der Juſtiz im höchſten Grade zuwider war. „Nein," ſagte er, „ich könnte das ſonnenklarſte Recht aufopfern, um nur nichts mit Akten und ſolchem Kram zu ſchaffen zu haben. Ja, wenn es bei uns auch ſo wäre, wie in dem Lande des großen Königs! Aber hier geht ja die Juſtiz immer ihren Weg wieder zurück, um nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Behüte mich Gott davor! Wenn ich nur einen halbwege ehrlichen Mann zum Gegner hätte, ſo ritte ich zu ihm, ſagte ihm meine Gründe, und hörte ſeine dagegen. Es wäre doch närriſch, wenn vier geſunde Menſchenaugen nicht ſo gut ſehen ſollten, was Recht und Unrecht iſt, als die Herren, die Alles ſo verklauſeln, beſtempeln, unterſchreiben und beſchwören laſſen, als ob die Menſchen lauter Spitzbuben wären."

Dem Grafen lag die Wieſe gar nicht am Herzen; auch hatte er ſie noch niemals geſehen. Aber — er war in Regensburg geweſen. Dort hatte er für ſeinen Hof einmal mit einem andern ein Arrondiſſements-Geſchäft gehabt, und es mit großem Beifall beendigt. Er bildete ſich nicht wenig auf dieſe Unterhandlung ein, und hielt ſich ihretwegen für einen groſsen Staatsmann. Es war ihm ſehr ärgerlich, daß die Geſchichte von ihrem glücklichen Erfolge ſo gänzlich ſchwieg; aber deſto öfter ſprach er davon, und wie von einer Sache, aus der für ganz Europa Glück und ewiger Friede entſpringen müßte. „Arrondiren, Arrondiſſement:“ in dieſen beiden Wörtern lag bei ihm die ganze Staatskunſt. Karl ſprach ſehr oft mit ihm über dieſen Gegenſtand; und das beſonders erwarb ihm die Gunſt des alten Mannes.

Bis jetzt hatte der Graf noch nie daran gedacht, daß in ſeinem kleinen Bezirke eine Wieſe lag, die dem Major gehörte, und daß folglich er ſelbſt nicht arrondirt war. Karl erinnerte ihn an dieſen vergeſſenen Punkt, und der Graf fiel nun mit groſser Begierde auf eine Idee, die ihn mit einem male wieder nach Regensburg verſetzte. Er betrieb das Geſchäft mit ſeiner gewöhnlichen Formalität. Als er ſeine wichtige Unterhandlung anfangen ſollen, hatte er bei dem fremden Hofe erſt hinhorchen laſſen, ob man zu einem Vergleiche Luſt habe; und eben ſo wollte er jetzt bei der

Sache mit der Wieſe zu Werke gehen. Er gab Karln den Auftrag, bei ſeinem Onkel dieſe Idee ganz leiſe zu berühren.

Karl verſprach das, war aber gar nicht Willens Wort zu halten. Um den Anſchein zu haben, als hätte er des Grafen Verlangen erfüllt, ſuchte er ſeinem Oheim einmal zu begegnen. Nun brachte er das Geſpräch auf die Wieſe, und fragte nach einiger Vorbereitung: Herr Onkel, hätten Sie nicht Luſt das Grundſtück abzutreten? Der Major antwortete beſtimmt: Nein. Karl hatte nehmlich die Frage in einer ſolchen Verbindung gethan, daß der Major glauben mußte, ſeine Schwägerin wollte die Wieſe zu Moorberg ziehen.

An dieſem Nein hatte Karl genug, und er ſagte kein Wort mehr von der Sache. Er brachte dem Grafen die Antwort des Majors, natürlicher Weiſe entſtellt, und ſetzte noch hinzu: mein Onkel iſt nicht der Mann, der ſich etwas gütlich nehmen läßt! — Durch die dritte und vierte Hand wußte er nun auch mancherlei an den Grafen zu bringen, was der Major geſagt haben ſollte, und worin gewiſſermaßen eine trotzige Aufforderung lag, den Prozeß nur

immerhin

immerhin wieder anzufangen. Der Graf war nichts weniger als ſtreitſüchtig; aber ſo oft er von jetzt an das Wort Arrondiſſement wieder ausſprach, fielen ihm die Wieſe und des Majors höhniſche Aeußerungen ein. Zuletzt entſchloß er ſich, den Prozeß aufs neue anzufangen.

Karl triumphirte, als er es ſo weit gebracht hatte; denn nun war der völlige Bruch zwiſchen beiden Familien unvermeidlich, und noch obendrein genoß er des Vergnügens, ſich an dem Major gerächt zu ſehen. Der Onkel, dachte er, iſt zu hitzig, als daß jetzt noch ein Vergleich zu Stande kommen könnte.

Der Major gerieth, als er das erſte Heft Akten von der Regierung bekam, wirklich in Erſtaunen, und dann in heftigen Zorn. „Der alte Narr!" rief er; „ich würde ihm die Wieſe abgetreten haben, wenn er den Handel freundſchaftlich angefangen hätte. Aber Drohungen, Klagen? Er mag ſehen, wie weit er kommt! Ich will nun nichts davon wiſſen. Tragt das da zum Amtmann! Abtreten? Nun und nimmermehr! Den letzten Ziegel vom Dache ſetz' ich daran; er ſoll die Wieſe nicht bekommen!"

Auch dann nicht, wenn Sie Unrecht hätten, lieber Onkel? auch dann nicht? fragte Hennig.

„Nimmermehr, ſo lange mir die Augen offen ſtehen. Der alte Narr will mir nun noch den Teufel auf den Hals bannen, dem ich ſo lange ausgewichen bin.“

Aber, lieber Onkel, wenn der Graf nun Recht hätte?

„So mußte er kommen, und ſagen: Herr, ſo iſt es! Ich würde jemanden mein ganzes Vermögen nicht-ſtreitig machen, wenn er Recht dazu hätte. Ja, das würde ich, ſo ſehr ich auch an Bequemlichkeit und Wohlhaben gewöhnt bin. Aber die Wieſe? Nein, die nun nicht!“

Noch einmal, lieber Onkel: wenn der Graf nun Recht hätte!

„Ei, ſo höre endlich einmal auf mit deinen dummen Fragen! Was geht es mich an? Er hat prozeſſiren wollen, und ſoll es nun auch. Ja, müßte ich das Hemde vom Leibe hergeben, um Papier zu Akten daraus machen zu laſſen! Kurz, er ſoll die Wieſe nicht haben!“

Hennig faßte das kleine Hannchen, das im Zimmer war, bei der Hand, und ſagte freundlich: geh' ein wenig zu Seibolden; du biſt hier nichts nütze.

„Was ſoll das?" fragte der Major mit einem halb verlegenen Geſichte; „warum ſoll das Kind nicht hier bleiben?"

Hennig drückte dem Major die Hand, und ſagte zärtlich: es ſoll nicht hören, daß mein Onkel das Hemde hingeben will, um Unrecht zu thun.

Der Major kratzte ſich vor Zorn und Verlegenheit im Kopfe. „Unrecht? Nein, nicht Unrecht! Gewinnt er die Wieſe, ſo mag er ſie hinnehmen, der alte Aktennarr; ich werde ſie ihm nicht vorenthalten. Aber ſchwer will ich ſie ihm machen! Er hat nun einmal prozeſſiren wollen, und das ſoll er jetzt: dafür ſteh' ich!"

Schwer wollen Sie ihm das Recht machen, lieber Onkel? Sie wollen ſagen: leicht.

„Ei, ſo bleib zu Hauſe mit deinem dummen Zeuge! Weißt du denn, ob er Recht hat, oder ich?"

Nein; aber ſo wollen wir uns danach erkundigen, und dann thun, was recht iſt, nicht was der Zorn eingiebt. Wiſſen Sie, wer hier Recht hat?

Der Major runzelte die Stirn, und ſagte etwas ruhiger: „Hennig, darf ich denn nicht einmal über einen Narren böſe werden? Der Menſch, der Graf . . .

Iſt ein Narr, lieber Onkel, daß er nicht kommt und zu Ihnen ſagt: das verlange ich. Aber gehört die Wieſe ihm wirklich, ſo hat er doch nun ſchon ein Jahr gewartet, daß Sie hätten ſollen zu ihm gehen und ſagen: die Wieſe iſt dein; nimm ſie! — Ich frage noch einmal, lieber Onkel: wiſſen Sie, wer Recht hat?

„Aber, Hennig, was haſt du mich denn zu examiniren? Es iſt ja, als ob du der Onkel wärſt, und ich der Neffe!"

Hennig drückte ſeinem Oheim die Hand, und wollte nun gehen. „Junge, ſo bleib!" rief der Major. „Komm her! Da haſt du einen Kuß. Es iſt alles vergeben und vergeſſen. Ob ich Recht habe? Ja, beinahe glaube ich, nein. Aber ſieh, es ärgert mich, daß er mir einen Prozeß an den Hals wirft. Schikaniren will ich ihn nicht. Doch mag es nun fortgehen."

Wenn Sie glauben Unrecht zu haben, lieber Onkel?

„Aber, Hennig, was ſoll ich denn machen? — Ich will nichts mit dem dummen Handel zu ſchaffen haben. Die Wieſe gehört dir; und nun thu, was du willſt. Unrecht ſoll mir keiner vorwerfen können, ob ich mich gleich ſchwer geärgert habe."

Hennig eilte zu dem Juſtizamtmann, und ſprach mit ihm über die Sache. Gewiß iſt es nicht, ſagte dieſer, ob der Graf Recht hat, aber doch höchſt wahrſcheinlich; und wenn er eine Schrift kennte, die hier im Familien-Archive liegt, ſo würde der Prozeß bald für ihn entſchieden ſeyn. — Warum aber giebt man ihm die Schrift nicht, Herr Amtmann? fragte Hennig. — Wir ſind nicht verbunden, unſern Feinden Waffen gegen uns ſelbſt in die Hände zu geben. — Gott behüte! man wäre nicht verbunden, gerecht zu ſeyn? Wo iſt die Schrift? — Der Amtmann ſuchte ſie hervor. Hennig ging mit ihr zu ſeinem Oheim, und gab ſie ihm, ohne ein

Wort zu ſagen. Der Major las aufmerkſam. „Lag das bei den Akten, die der Graf geſchickt hat? Da iſt ja ſein Recht klar und deutlich!"

Nein, es lag in dem Archive.

„Das habe ich nicht gewußt. Nun, ſo reite hinüber, Hennig, und ſage dem Grafen, daß mir die Schrift nicht bekannt geweſen iſt. Aber, Hennig, das Archiv müſſen wir einmal durchſehen. Wir können noch manches mit Unrecht beſitzen, wonach weder Hund, noch Hahn, noch Gewiſſen krähet. Reite hinüber, und mach deine Sachen hübſch. Vergiß ja nicht, daß ich es nicht gewußt habe!"

Hennig ließ ſatteln, und eilte nach Ransleben. Louiſe war allein zu Hauſe, und ſtand am Fenſter, als er auf den Hof kam. Alle Bedienten umringten ihn ſogleich mit Blikken voll Ehrfurcht und Liebe, und jeder ſchien ihm gern einen Dienſt leiſten zu wollen; auch die Hunde ſprangen herzu, und empfingen ihn ſchmeichelnd als ihren guten Bekannten. Louiſe freuete ſich über dieſen Auftritt, und ſagte zu ihrer Jungfer: „ſieh einmal, wie alles da unten den Herrn von Halden mit Liebe empfängt!" — Ja wohl! erwiederte die Jungfer; und hier oben empfängt ihn nichts als Haß und Feindſchaft.

Louiſe hatte nicht Zeit, zu antworten; denn ſchon brachten alle männlichen Domeſtiken Hennigen im Jubel die Treppe herauf zu dem Zimmer der Gräfin. Sie glaubte noch die Worte: „Haß, Feindſchaft," zu hören, und trat ihm nun ſo freundlich, mit einem ſo holden Geſicht entgegen, als wollte ſie das Unrecht ihres Vaters und ihrer Couſine wieder gut machen.

Man hoffte mit jeder Stunde, daß der Graf zurückkommen würde; und Hennig blieb daher bei Louiſen. Da ſaß er nun neben ihr, der Jüngling, von dem ſie faſt alle Tage ſo viel Gutes hörte, und der immer mit Liebe und Reſpekt von ihr erzählte. Sie betrachtete ihn; und ſein holdes, frohes Geſicht voll Milde und Güte, aber auch voll Muth und Feuer, lächelte ſie an. Zu allererſt fragte ſie nach Emilien. Hennig erwiederte: von der kann ich Ihnen nichts ſagen, ſo gern ich auch wollte; aber ich glaube, ſie iſt glücklich. Es gab da am Hofe allerlei wunderliche Dinge. Die Fürſtin wollte ſie an einen elenden Menſchen verheirathen, und — Sie wiſſen ja den Auftritt in Moorberg.

Nun war er bei dem Punkte, von dem Louiſe immer mit ſo vielem Vergnügen ſprach. Sie wiederholte die Geſchichte, und erinnerte ſich ihrer Gevatterſchaft. Ehe ſie es ſich verſah, hatte Hennig ihre Hand gefaßt, und drückte ſie zärtlich. Louiſe erröthete; denn die Couſine hatte ihr oft geſagt: ein Mädchen dürfe das von einem Manne nicht leiden; es ſey unanſtändig. Sobald ihr das einfiel, zog ſie ihre Hand zurück, um einem Kanarienvogel, den ſie in Moorberg geſchenkt bekommen hatte, und der jezt auf ihrer Schulter ſeß, den Finger hinzuhalten, damit ſie ihn Hennigen zeigen könnte.

Hennig nahm ein Stückchen Zucker zwiſchen die Lippen, und hielt es dem Thierchen vor den Schnabel. Das Thierchen hüpfte zurück auf Louiſens Hand, und auf einmal lagen die rothen, friſchen Lippen des Jünglings an ihren Fingern. Sie wußte nicht, ob ſie die Hand zurückziehen ſollte, oder nicht. Der

Vogel hüpfte, je näher ihm Hennig mit dem Zucker kam, auf Louiſens ſchönem Arme immer weiter zurück, und Hennig verfolgte ihn mit ſeinen Lippen. Louiſe dachte mit Aengſtlichkeit an das alte Fräulein. Sie fürchtete, es möchte ſich nun vollends gar nicht ſchicken, daß ſeine Lippen ihren Arm hinauf küßten. Endlich fiel ihr ein Mittel ein, das Ding zu endigen. Sie faßte mit ihren zarten Fingern nach dem Stückchen Zucker zwiſchen Hennigs Lippen, und ſagte: von mir nimmt er es gewiß. Schon hatte ſie es an ihrem Munde, als ihr plötzlich einfiel, daß es noch ärger wäre, wenn ſie den Zucker, den die Lippen des Jünglings gehalten hätten, zwiſchen die ihrigen nähme. Aber ſie hatte es doch nun einmal gesagt! Und wenn ſie es nicht that, ſo konnte er das als Verachtung anſehen.

Sie nahm hocherröthend das Stückchen Zucker in die Lippen. Sogleich hüpfte der Vogel auf ihre Schulter, und dann auf den Rand ihrer Schnürbruſt. Nun hielt Hennig ſeinen Finger an die Beine des Vogels, und das Thierchen ſprang hinauf. Hennig näherte ſeine Hand mit dem Vogel ihrem Munde. Das war noch ärger! Sie wurde einmal über das andere roth, und wollte etwas ſagen. In dem Augenblicke fiel das Stückchen Zucker auf Hennigs Hand, und er nahm es nun wieder in ſeine Lippen. Der Vogel pickte dreiſt hinein, und flog, als er genug hatte, wieder auf Louiſens Schulter. Hennig ſagte: wenn ich nur vier und zwanzig Stunden hier wäre; das artige Thierchen ſollte meine Lippen eben ſo gern küſſen, als die Ihrigen. — Nun brauchte er gar das Wort Kuß! Darüber wurde ſie in der That ein wenig böſe.

Hennig fing wieder an zu ſprechen; und nach einigen Augenblicken hatte er auch wieder Louiſens Hand, ohne daß ſie es wußte. Das iſt ein böſer Menſch! dachte ſie; wo ſoll ich denn meine Hände laſſen? — Sie meinte, an dem allen wäre das Sitzen Schuld, und ſagte ihm: wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen? In ihrer Zerſtreuung merkte ſie nicht, daß der Kanarienvogel auf ihrer Schulter ſaß. Als ſie ſchon im Garten war, ſagte Hennig: „das treue Thierchen!" und hielt dem Vogel einen Finger hin; aber auf einmal flog er auf einen Baum. Nun lockte Louiſe ihn ängſtlich; und als er nicht kam, rief ſie einige Bedienten, daß ſie ihn wieder fangen ſollten. Hennig ſah, daß der Vogel nur durch ein Verſehen mit in den Garten gekommen war. Er ließ ſich ein Stückchen Zucker bringen, und ſtieg damit den ſchlanken Baum hinan; doch der Vogel flatterte immer höher. Louiſe und alle Leute aus dem Hauſe riefen Hennigen zu: er ſollte wieder herunterkommen; aber er ſtieg ſehr leicht und vorſichtig in die ſchlankſten Zweige. Endlich haſchte er den Vogel, verbarg ihn in ſeinem Buſen, und war bald wieder auf der Erde. Louiſe ſtand vor ihm, und fragte: iſt er nicht todt? — „O nein! Ich fürchte nur, er fliegt mir wieder davon!" — Er machte zwei Knöpfe an ſeiner Weſte auf, und fragte: „wollen Sie ihn nun haſchen? Ich will hier unten zuhalten." Louiſe ſteckte die kleine Hand in die Oeffnung der Weſte; und als ſie es gethan hatte, fiel ihr ein, daß ſich das wieder nicht ſchickte. Sie nahm den Vogel von Hennigs hochſchlagendem Herzen, und freuete ſich, als ſie ihn und ihre Hand zurückgezogen hatte. Nun eilte ſie auf ihr Zimmer, und dachte im Gehen: das iſt ein ordentlicher Unglückſmenſch! Man mag auch thun, was man will, ſo kommt man mit ihm doch in Lagen, die ſich nicht ſchicken! und dabei ſieht er immer aus, als ob ihm das ganz einerlei wäre!

Es war ein Glück, daß der Wagen ihres Vaters auf den Hof rollte; denn ſie fing in Kurzem ſchon wieder an zu vergeſſen, mit welch einem gefährlichen Menſchen ſie zu thun hatte. Nun wünſchte ſie noch in der Geſchwindigkeit zu erfahren, weshalb Hennig nach Ransleben gekommen wäre, was ſie ſchon hundertmal hatte fragen wollen; aber da kam der Vater ſchon die Treppe herauf.

Louiſe und Hennig gingen ihm entgegen, und die alte Couſine machte ihnen ein ſehr finſteres Geſicht. Man trat in das Zimmer des Grafen. „Herr Graf,“ ſagte Hennig, „mein Onkel hat heute von der Regierung eine Abſchrift Ihrer Klage wegen der großen Wieſe zugeſchickt bekommen. Ihre Forderung iſt gerecht, wie Sie aus dieſer Urkunde ſehen werden, die ich Ihnen zuſtellen ſoll. Aber mein Onkel, Herr Graf, findet es ein wenig hart, daß Sie Ihre Forderung auf dieſem Wege.

geltend gemacht haben; und ich bin auf ſeinen Befehl hier, um zu verſuchen, ob nicht ein gütlicher Vergleich zu treffen wäre." Dies Wort erinnerte den alten Grafen augenblicklich ſehr lebhaft an Regensburg, und ſetzte ihn in die beſte Laune. Mit Freuden, antwortete er lächelnd. Laſſen Sie hören, welche Vorſchläge der Herr Onkel mir zu thun geneigt iſt. Zuvörderſt aber müſſen wir uns über die allgemeinen Grundſätze des Guten verſtändigen, das aus jedem Arrondiſſement entſpringt. Wohl ſchwerlich kann jemand reiflicher über dieſe Materie gedacht haben, und von dem großen Nutzen des Arrondirens ſo überzeugt ſeyn, wie ich. Sehen Sie, Herr von Halden — Aber wollen Sie Sich nicht ſetzen? Louiſe gieb doch Stühle — . . . Sehen Sie, das Glück von Europa beruhet auf dem politiſchen Gleichgewichte; es iſt aber unmöglich, das Gewicht jedes Staates zu beſtimmen, ſo lange die einzelnen Provinzen nicht beiſammen liegen. Man berechnet Größe, Menſchenzahl, Revenüen, und bedenkt nicht, daß, wenn man ſich nicht arrondirt, kein Staat ſeiner Freunde und Feinde gewiß iſt.

und alſo in einem ſolchen Lande die ganze Staatskunſt der feinſten Köpfe immer ſchwankend bleibt. Zerſtreuet liegende Länder verurſachen Kriege, und machen alle Bündniſſe ungewiß, alle Spekulationen zweifelhaft. Sie ſollen ſehen, daß noch die Zeiten kommen, wo jeder Fürſt ſich arrondirt; und dann wird der ewige Friede kein Unding mehr ſeyn. — Hier machte er eine Pauſe.

Hennig ſah ihn mit großen Augen an; denn er begriff nicht, was der Streit über eine Wieſe mit Europa zu thun haben könnte. Er ſagte endlich trocken: „Herr Graf, mein Onkel glaubt jetzt, da die Urkunde aufgefunden iſt, daß die Wieſe zu Ransleben gehört, und er bedauert nur, daß Sie Sich nicht zuerſt an ihn gewendet haben. Indeß er tritt Ihnen das Grundſtück ab, weil es Ihnen zukommt, und wünſcht nur zu erfahren, unter welcher gerichtlichen Form das geſchehen ſoll. So wäre denn der Prozeß zwiſchen Ihnen und uns zu Ende."

Wie? ſagte der Graf; tritt mir die Wieſe ab? . . . Und welches Aequivalent fordert er dagegen?

„Gar keins, Herr Graf. Leſen Sie nur die Urkunde, die Sie in Händen haben, und die mein Onkel erſt heute aufgefunden hat. Dann werden Sie ſehen, daß die Wieſe höchſt wahrſcheinlich Ihnen gehört; und alſo, wie geſagt, tritt der Onkel ſie Ihnen ab.“

Der Graf las, und dachte für jetzt nicht mehr an ſein Arrondiſſement. Er äußerte ſeine Rührung über die Redlichkeit des Majors, an der Hennig gar nichts Außerordentliches zu finden wußte.

Mir die Wieſe abzutreten! ſagte der Graf, die Urkunde auszuliefern! In der That, das iſt viel!

Louiſe freuete ſich, daß Alles ſo gut ging, und ſagte: mir hat der Herr von Halden meinen lieben Kanarienvogel wieder gefangen. Das iſt auch viel!

„Iſt eben ſo wenig!“ erwiederte Hennig lächelnd. Er nahm nun Abſchied, ſetzte ſich wieder auf ſein Pferd, und ſprengte vom Hofe hinunter. Louiſe ſtand am Fenſter, ſah ihm nach, und ſagte zu ihrer Jungfer: ach, wenn er doch bald wieder käme!

Der in Kupfer geſtochene Titel wird hinter dem Haupttitel: **Familiengeſchichten**, eingeheftet.

Familiengeſchichten.

Von

Auguſt Lafontaine.

Zweiter Theil.

Die
Familie von Halden.

Zweiter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1797.

Die Familie von Halden.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Band.

Berlin
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1797

Die Familie von Halden.

Zweiter Theil.

Karl erfuhr zu ſeinem großen Verdruſſe, wie der Prozeß, von dem er ſo viel hoffte, ſich geendigt hatte. Der alte Graf ſprach jetzt mit vieler Achtung von dem Major, ja ſelbſt von dem jungen Hennig; und daß es mit dieſer Achtung ernſtlich gemeint war, bemerkte Karl an dem Schweigen des alten Fräuleins, und an den gewaltſamen Verziehungen ihres Mundes. Er brachte Louiſen auf ſeinen Bruder, und freuete ſich wenigſtens, daß ſie nichts von dem verhaßten Hennig ſagte; indeß hätte er an ihrer Verlegenheit merken ſollen, daß ſie eigentlich recht viel von ihm ſagen konnte. Louiſe ſchwieg ſehr wohlbedächtig. Sie wußte, daß Karl ſeinen Bruder haßte; ihm mochte ſie daher am wenigſten erzählen, was Hennig bei ihr gethan, und daß die unſchicklichen Freiheiten, die er ſich genommen, ſie nicht beleidigt, ſondern ihr vielmehr recht wohl gefallen hatten.

Auf Hennigen that die Scene mit der reitzenden Louiſe die angenehmſte Wirkung. Er ritt mit den ſüßeſten Gefühlen in der Bruſt nach Hauſe, und erzählte da ſo viel Gutes von dem Grafen und ſeinem edlen Benehmen, daß auch die letzte Spur von Empfindlichkeit bei dem Major verſchwinden mußte. Warum Hennig, der ſonſt ſehr aufrichtig war, diesmal ein wenig aus ſeinem Charakter fiel, das mag die Natur verantworten.

Der Weg war nun gebahnt, aber noch nicht betreten. Man kam bald zu den vorigen Verhältniſſen zurück, da das Uebrige in Betreff der Wieſe ſchriftlich abgethan wurde. Der Eindruck, den die beiden jungen Leute auf einander gemacht hatten, fand alſo zu wenig Nahrung, und würde gewiß wieder vergangen ſeyn, wenn nicht ſehr wichtige Kleinigkeiten ihn bald verſtärkt hätten. Louiſe konnte doch nicht ſo ganz von ihrer Scene mit Hennigen ſchweigen. Sie erzählte ihrer

Jungfer, wie das alles mit dem Kanarienvogel gekommen wäre. „Kann man denn,“ ſagte ſie, „an alles denken, oder alles vorausſehen? Und unhöflich darf man doch auch nicht ſeyn! Und ſchöne Lippen, das iſt wahr, die hat er. Sie ſind recht wie eine Roſe. O, Suschen, und dabei hat er ſo fromme Augen! Es iſt, als ob er gar nichts davon wüßte, wenn er einem die Hand drückt oder den Arm küßt. Sein Bruder, wenn der manchmal meine Hand nehmen will, ſo ſieht er mich an . . . ich weiß ſelbſt nicht, wie ... als wollte er ſagen: nun komme ich! Dann fällt mir gleich die Couſine ein; aber bei dem aus Sollingen dachte ich an die immer erſt hinterher, wenn es zu ſpät war.“

Die Jungfer lachte, und meinte: es wäre überhaupt kein Unrecht, einem jungen ehrlichen Manne, der ſo hübſch wäre, wie Hennig, die Hand, ja wohl gar einen Kuß in Ehren zu geben. Und warum ſollte es denn auch Unrecht ſeyn? ſetzte ſie hinzu. Wenn es nun des Himmels Wille wäre, Gräfin Louiſe, daß Sie einmal gefragt würden: willſt du mit dieſem Manne ziehen? ... Es iſt ja nichts Unmögliches!

Louiſe erröthete, brach das Geſpräch ab, und nahm ſich vor, ihrer Jungfer auch nie wieder etwas zu ſagen.

Die Jungfer erzählte das Geſpräch bei der erſten Gelegenheit ihrem lieben Jäger, der es dann, ſobald er Hennigen begegnete, mit Lächeln, manchem vielſagenden Hm! und bedenklichem Verſchweigen wieder anbrachte. Der Jäger log nicht; denn wie hätte er ſonſt die Scene mit dem Kanarienvogel gewußt? Hennig hatte bei ſeiner Unterredung mit Louiſen gar nichts gedacht; aber jetzt, bei der Erzählung des Jägers, fingen die Eitelkeit und die Phantaſie an, den bildſamen Stoff jener kleinen Begebenheit zu bearbeiten. Nun fand er Louiſens Arm auf einmal weiß und ſchön, und den Zucker, der zwiſchen ihren Lippen geweſen war, ſüß und entzückend. Die kleine Hand, die ſie auf ſeine Bruſt gelegt hatte, erregte erſt jetzt darin ein ungeſtümes und doch angenehmes Pochen. Er ſagte dem Jäger nicht, was er dachte; aber doch, daß Louiſe ein ſchönes, liebenswürdiges Mädchen ſey.

Der Jäger arbeitete dieſe Worte auf ſeine Weiſe um, und theilte ſie ſo der hübſchen Jungfer mit, die ihnen dann wieder ein neues Gewand gab, und dabei ihr Herz um Rath fragte, wie ſo etwas wohl ihr ſelbſt am beſten gefallen würde. So kamen Hennigs Worte endlich an die Gräfin Louiſe. — Es iſt der Eitelkeit nichts ſüßer, als durch die dritte, vierte Hand den Beifall und die Liebe eines Menſchen zu erfahren; ſie hat dann nicht nur einen Triumph, ſondern zugleich auch Zeugen dazu.

Louiſe äußerte zwar ihr Befremden darüber, daß Hennig dem Jäger ſo etwas ſage; allein die Jungfer verbeſſerte ſogleich den Fehler, den ſie begangen hatte. Meinen Sie denn, er hätte es dem Jäger ſo geradezu geſagt? O nein! Er hat ſich erkundigt: was macht Seine Gräfin Louiſe? Nun antwortet der Jäger. Dann ſitzt der junge Herr von Halden ſeufzend und traurig da. Haben ihn denn nicht alle Menſchen ſo lieb? Darum fragt der Jäger: was fehlt Ihnen denn? Ach! ſeufzt er, und ſchüttelt den Kopf. Dann fängt er wieder von Ihnen an, und ſagt:

Sie wären ſchön wie der aufgehende Tag, und er wünſchte wohl, daß er ſo zum Exempel Jäger hier im Hauſe ſeyn könnte. Wie glücklich iſt Er! hat er zum Jäger geſagt; Er kann Seine liebe, junge, ſchöne Gräfin alle Tage ſehen! Und nun erzählte die Jungfer wieder, was ſie ſchon vorher erzählt, und ſo eben erſt geleugnet hatte: daß Hennig entzückt wäre über ihren Arm, ihre Lippen und das Stückchen Zucker.

„So? Das iſt etwas Anderes!" erwiederte Louiſe. Sie glaubte nun Beides: daß er geſchwiegen, und daß er geplaudert hätte; und des Jünglings Bild, wie er da traurig und ſeufzend bei dem Jäger ſaß, drückte ſich tief in ihr Herz. Auch ſie fing nun an zu ſeufzen und die Einſamkeit zu ſuchen.

Karl hatte ſchon ſo lange in Ransleben Bekanntſchaft, und noch nie war es ihm gelungen, bei Louiſen einen ſolchen Eindruck zu bewirken. Sehr natürlich! Er ſchmeichelte ihr, und oft recht fein, aber immer nach der eingeführten Sitte. Eben ſo ſehr wie um ihre Gunſt, bewarb er ſich auch um die Gunſt des Grafen und des Fräuleins; nichts iſt aber einem Mädchen unangenehmer, als die Huldigungen eines Mannes mit Andern theilen zu ſollen. Karl war höflich, aber kalt und formell, weil er das ſeyn mußte, wenn er die Gewogenheit des Grafen behalten wollte. So kam er denn mit Louiſen nie in eine Lage, in welche der Zufall Hennigen ſogleich gebracht hatte. Ueberdies erinnerte Louiſe ſich noch immer an die Waſſer-Begebenheit, und an das ſo ſehr verſchiedne Betragen der beiden Brüder in dieſem Falle. Zwar redete das alte Fräulein ſchon ziemlich lange Karln das Wort, ſo wie die Jungfer ſeit Kurzem Hennigen; aber wie? „Der Herr von Halden iſt ein ſehr vernünftiger Menſch, mit dem ein vernünftiges Mädchen einmal recht glücklich ſeyn wird. Man ſieht ihn immer elegant, immer anſtändig und artig. Halten Sie einmal ſeinen Bruder dagegen! Der bricht noch den Hals, ſo wild iſt er!" — Die Kammerjungfer zeichnete ganz anders. Hennig trauert und ſeufzt, und wünſcht ſich in die Stelle des glücklichen Jägers, der die liebe, ſchöne Gräfin Louiſe alle Tage ſehen kann! In der That, die Jungfer verſtand es tauſend mal beſſer als das Fräulein, einem jungen Manne das Wohlwollen eines Mädchens zu erwerben.

Als der Jäger wieder auf die Jagd ging, wartete Hennig ſchon auf ihn; und das Körnchen, das er auszuſtreuen hatte, fand einen bearbeiteten Boden. Er äußerte ſich heute etwas deutlicher, und erzählte Hennigen: die Gräfin höre nicht auf, von ihm zu ſprechen. Hennig beobachtete ein düſteres Schweigen, und that nur von Zeit zu Zeit eine Frage, um das Geſpräch nicht abreiſſen zu laſſen. Doch der Jäger überſetzte Hennigs Seufzer, Blicke, und Schweigen ſehr frei in deutliche Worte, und trug dieſe der Jungfer wieder zu. So erfuhr denn Louiſe, daß Hennig ſehr unglücklich ſey, daß er ohne ihre Liebe nicht leben könne, und vor Gram noch ſterben werde. Das alles hob die Jungfer durch die rührendſten Geſchichten von Liebenden, die geſtorben wären und geſpukt hätten, ſo daß der armen kleinen Gräfin ganz bange wurde.

Die Jungfer handelte hierbei eben ſo wenig nach einem eigentlichen Plane, als der Jäger. Beide hatten Louiſen und Hennigen wirklich lieb; ſie wollten ihnen daher gern

Vergnügen machen, was ſie, wie leicht zu bemerken war, durch ſolches Plaudern am beſten konnten. Selbſt ein wenig Eigennutz war mit im Spiele, oder miſchte ſich doch bald hinein. Hennig gab nehmlich jetzt dem Jäger, anſtatt eines Guldens, einen Thaler (nicht für ſeine Erzählung, ſondern für irgend eine Kleinigkeit bald nachher); und Louiſe hatte ihrer Jungfer nie mehr abgelegte Hauben und Bänder zu geben gehabt, als ſeit einigen Wochen. Das merkten Beide, und ſie erzählten nun immer lebendiger.

Dieſe Erzählungen des Jägers und der Jungfer waren — ſo ſeltſam das auch ſcheinen mag — die leichte Brücke, über welche Amor in die Bruſt der beiden jungen Leute ſchlüpfte. Gewöhnlich zieht er durch die Augen in das Herz ein, und bei Blinden durch die Fingerſpitzen; bei unſern Beiden aber, durch das Ohr.

Louiſe wußte von Hennigen, daß er ſie zärtlich liebe; Hennig wußte daſſelbe von Louiſen: und dennoch zitterten Beide aus einem geheimen Inſtinkt vor dem Augenblicke, wo ſie ſich wiederſehen würden.

Endlich kam der Tag. Die Sache mit der Wieſe war abgethan, und der Graf nahm ſich vor, nach Sollingen hinüber zu fahren, weil er fühlte, daß er dem Major danken mußte. Das Fräulein wollte Anfangs nicht mit, um Louiſen nicht zu Hennigen kommen zu laſſen; Louiſe ſelbſt verſchwieg, was ſie dachte, und erröthete nur, wenn von der Fahrt dorthin geſprochen wurde. Der Graf aber beſtand darauf: ſie müßten Alle hin, oder doch wenigſtens Louiſe, damit der Major ſähe, daß die Familie das freundſchaftliche Verhältniß mit ſeinem Hauſe fortzuſetzen wünſchte. Nun entſchloß ſich das Fräulein ebenfalls zu dem Beſuche, um Louiſen, der ſie nicht ſo recht trauete, im Auge zu behalten.

Die Jungfer putzte Louiſen wie eine Braut, und plauderte dabei Dinge, über die Louiſe eins um das andere böſe wurde und lachen mußte. „Geben Sie nur Acht, Gräfin Louischen! Wenn er Sie zu ſehen bekommt, ſo wird er roth werden, und zittern, und kein Wort hervorbringen können! Dann denken Sie an mich, und ſeyn Sie hübſch freundlich gegen ihn!"

Louiſe ſtieg ängſtlich in den Wagen. Unterweges ſprach ſie keine Sylbe, antwortete auf Alles verkehrt, und wurde glühend roth im Geſichte, als ihr Vater endlich ſagte: da liegt ja Sollingen ſchon! Sie fuhr mit ängſtlichen Empfindungen auf den Hof, und wäre beinahe aus dem Wagen gefallen, als ſie ausſteigen wollte.

Der Major kam eben die Treppe herunter, um in den Garten zu gehen. Er empfing die Fremden, und führte ſie ſtill hinauf, um ſeine Familie, die in einem hinteren Zimmer beiſammen war, zu überraſchen. So oft er Louiſen lächelnd anſah, erröthete ſie; auch hatte ſie noch keine Sylbe ſagen können. Nun öffnete der Major die Thür. Der Graf trat mit dem Fräulein hinein. Louiſe, die der Major führte, hielt ſich hinten, ſo viel ſie nur konnte. Sie hatte nicht den Muth, die Augen aufzuſchlagen, blieb zitternd an der Thür ſtehen, und verbeugte ſich hoch erröthend. „Da iſt deine Gevatterin, Hennig!" ſagte der Major. Jetzt blickte ſie auf. Hennig ſtand ihr gegenüber, hochroth, zitternd, mit funkelnden Augen, die er ſogleich niederſchlug, als ſie ihn anblickte. Gerade wie ihn die Jungfer beſchrieben hatte; nur um vieles ſchöner! Ueber die Bewillkommungs-Complimente, und die Bewegung, worin alles war, wurden die beiden jungen Leute nicht bemerkt. Als Louiſe dann ſchüchtern ihr Auge zum zweitenmale hob, war Hennig verſchwunden. In der That brauchte er einen Augenblick ſich zu erholen, weil ihn Louiſens Ankunft allzu ſtark überraſcht hatte.

Nun hob der Graf ſeinen Dank für die Wieſe an. „Ja! ja!“ antwortete der Major. „Gehorſamer Diener. Ich habe den Dank nicht verdient.“ Der Graf hielt das für eine bloße höfliche Redensart; aber der Major verſicherte es noch einmal mit einem kräftigen Schwure. „Nein, Herr Nachbar, ich war wild, als das Ding da von der Regierung ankam. Sie hätten mir wohl den Mund ſelbſt darum gönnen können, meint' ich. Nachbarlich war es auch nicht: das muß ich noch jetzt hinterher ſagen. Aber der Hennig — wo iſt denn der Junge geblieben? Ruf ihn doch, Hannchen!“ (Louiſe erröthete) — „der Hennig redete zum Guten; und er hät

Recht gehabt: denn nun kann ich Ihnen doch die Hand geben und mich freuen Sie zu ſehen; das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich meinem Hitzkopfe gefolgt wäre. Ein Prozeß, auch der beſte in der Welt, iſt des Teufels Kochtopf, worin Neid, Zorn und Haß geſotten wird. Gott Lob, Herr Nachbar, daß der Hennig da war! Ich habe nun einen Menſchen mehr, dem ich ſagen kann: du biſt mein Nächſter, mein Bruder, mein Mitmenſch!"

Der Graf ſchüttelte langſam den Kopf. Ich habe Ihnen ja durch Ihren Neffen von Moorberg einen freundſchaftlichen Vergleich antragen laſſen; er brachte mir aber die Antwort: Sie wollten nicht; Sie beſtänden auf einen Prozeß.

„Durch Karln? einen Vergleich?... Dem Jungen muß doch der Teufel, wie er leibt und lebt, im Herzen ſtecken! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Nachbar. Es thut mir leid genug, daß ich von meines Bruders Sohne ſo ſprechen muß; aber es iſt wahr!" — Er beſann ſich einige Augenblicke. — „Hm! ich erinnere mich jetzt, daß er mich einmal fragte, ob ich wohl geneigt wäre, die [illegible] abzutreten. Es kam ſo heraus, als ob ſie in Moorberg Luſt dazu hätten. Ich ſagte Nein, wie ich auch ſagen mußte; denn konnte ich etwas abtreten, worauf der Teufel ſeinen Sitz, einen Prozeß, hatte? Und Ihnen hat er geſagt: ich beſtände auf einen Prozeß? — Lieber Gott! wenn das wahr wäre, was ich jetzt denke, daß der Junge, der Karl, das gethan hätte, um mir einen Prozeß an den Hals zu werfen, weil er weiß, daß Prozeſſiren mein Tod iſt! Nein, das darf ich ihm doch wohl nicht zutrauen."

So eben trat Hennig mit dem kleinen Hannchen in das Zimmer. „Pſt!" ſagte der Major; und Hennig wurde dadurch erſchüttert, weil er glaubte, daß es auf ihn und Louiſen ginge." „Aber wo ſteckſt du denn, mein Söhnchen? Macht es dir nicht mehr Freude, daß deine ſchöne Gevatterin uns einmal beſucht? Da ſetze dich zu ihr. Aber, Hennig, in aller Welt, was iſt dir? Du biſt ja roth, als wollte dir das Geſicht aufſpringen! Was haſt du angefangen? Du zitterſt ja wie ein armer [illegible]! Was hat er denn, Hannchen?" — [illegible] war auf ſeiner Stube, lieber Vater," ant-

antwortete das kleine Mädchen. Ich glaube, er hat geweint. Erſt wollte er gar nicht mit; ich ließ ihn aber nicht los.

Die arme Louiſe! Ein Dolchſtoß nach dem andren in ihre Bruſt! Ach, ſie hätte ihn ja ſo gern angeſehen; aber ſie fühlte, daß ſie eben ſo wenig, wie er, vor Thränen ſicher war. In ihrer Angſt, daß der Major auch ſie fragen möchte, was ihr wäre, ſtand ſie auf, und ſuchte ihren Strickbeutel. — Was ſuchen Sie? fragte die Majorin. — „Meine Arbeit. Ach, ſie wird noch im Wagen liegen.“ Und damit eilte ſie an die Thür. — „Hennig!“ rief der Major; „geh doch! Bleiben Sie hier, liebes Kind.“ Aber die Gräfin lief wie ein Reh, und Hennig folgte ihr.

Louiſe flog, als wenn ſie gejagt würde, weil ſie Hennigen hinter ſich hörte. Sie ſprang in den Wagen, und hätte vergeſſen, was ſie darin wollte. Hennig blieb vor dem Tritte ſtehen. Sie warf ſich ängſtlich auf den Sitz, und blickte noch ängſtlicher, zitternd, auf den ſchönen Jüngling. „Was iſt Ihnen, liebe Gräfin?“ fragte Hennig, und ſtieg auf den Tritt. Er ſah ſie mit dem verzehrenden Blicke der Liebe an: lächelnd und betrübt. Louiſens Auge wurde naß; und aus ihren Thränen brach die zärtlichſte Liebe hervor. Er heftete ſein Auge auf ſie, und ſeufzte tief; ſie blickte vor ſich nieder, und ſeufzte, wie er. Ohne Abſicht hielt er ihr die Hand hin; und ſie reichte ihm zitternd die ihrige. Nun ſprang er in den Wagen, und ſetzte ſich neben ſie. Beider Hände zitterten ein wenig, und mit jeder Sekunde immer ſtärker und ſtärker. Hennig ſeufzte wieder: Louiſe! in einem rührenden Tone, und leiſe. Dabei drückte er ihre Hand; und mitten in der Verzweiflung über ihre Lage drückte ſie die ſeinige wieder, doch nur ein wenig. „Louiſe!“ ſeufzte er noch einmal mit ſtärkerer Stimme, und führte ihre zitternde Hand an ſeinen Mund.

— Louiſe wollte die Hand wegreißen, weil ihre Angſt zu groß wurde; aber Hennig, der halb aufgeſtanden war, und nur leicht an dem Sitze hing, hielt ſie feſt. So riß ſie ihn bei dem Verſuche zu ſich, und er ſank an ihre Bruſt. Ein fliegender, brennender Kuß von ihren glühenden Lippen, genommen; gegeben, Beide wußten nicht, wie. Louiſe wollte ihn

Jüngling von ſich ſtoßen, und hob die Arme dazu auf. Er umfaßte ſie aber, und drückte ſeine Lippen auf die ihrigen. — O Halden! flüſterte ſie zärtlich, und auch ihre Arme umſchlangen ihn, ihre Lippen drückten die ſeinen. Jetzt riß das kleine Hannchen die Wagenthür auf; und die Liebenden flogen beſtürzt aus einander. Wo Sie Beide bleiben? läßt der Vater fragen. Ach! ſetzte das kleine Mädchen hinzu, ach! ſchaukle uns, Hennig! Oder wollen wir in den Garten? — Die Fragen des Kindes gaben Beiden Zeit ſich ein wenig zu erholen, und ſie beſchloſſen, in den Garten zu gehen. Hannchen, die Louiſens Hand faßte, mußte ſie Beide führen, weil ſie den Weg nicht ſahen.

Hennig ſchlich wie ein Verbrecher hinten den Mädchen her. Er ſchämte ſich der Unbeſonnenheit, daß er Louiſen, ohne ihr ein Wort zu ſagen, an ſeine Bruſt gedrückt hatte, und überlegte dabei ängſtlich, was ſie wohl von ihm denken möchte. „Ach," wünſchte er, „wenn ſie mich nur ein einziges Mal freundlich anſähe, damit ich wüßte, daß ſie nicht gar zu böſe iſt!" [illegible]

Auch Louiſe quälte ſich mit Vorwürfen. „Was wird er von mir denken? Wenn er mich nur nicht verachtet! Könnte ich ihn nur ein einziges mal anſehen!“ Das wünſchten ſie Beide, und wagten es dennoch nicht, die Augen aufzuheben. Das kleine Hannchen plauderte ganz allein, ohne daß ihr jemand antwortete. Die Gräfin ging mit glühendem Geſichte nachdenkend neben ihr her; Hennig folgte, halb ohne Bewußtſeyn, und ebenfalls ſinnend.

Louiſe konnte ſich nicht entſchließen, umzukehren, weil ſie ihm ja ſonſt das Geſicht zuwenden mußte. Sie ging daher den Garten bis zu Ende, und dann bis in die Weidenallee, die zu dem Sollinger See führte. — O, Hennig! ſagte das kleine Mädchen, willſt du uns wohl ein wenig fahren? Hier iſt der Kahn! Sie hüpfte hinein. Louiſe folgte gedankenlos nach, und eben ſo Hennig. Gerade, als er vom Ufer abſtoßen wollte, rief Hannchen: ich dummes Mädchen! was habe ich vergeſſen! Nun, die werden warten! — Mit einem Sprunge war ſie zum Kahne hinaus an das Ufer, und lief, als ob ſie gejagt würde, die

Allee zu dem Garten hinunter. Hennig hielt den Kahn einige Augenblicke an. Als Louiſe nichts ſagte, (das arme Mädchen konnte ja vor Angſt nicht ſprechen) ſtieß er vom Lande ab, und ruderte in den See hinein.

Beide ſaßen ſchweigend und mit niedergeſchlagenen Augen einander gegenüber. Endlich warf Hennig einen Blick auf Louiſen, und ſah in ihrem Geſichte ſtille Trauer, aber nicht Zorn und Haß. Louiſe merkte, daß er ſie anſah, und mußte jetzt nothwendig ſprechen. Sie holte ein paarmal aus, und fragte dann: iſt der See tief? — „O ja, in der Mitte!“ — Ich freue mich immer, fing ſie nach einer Pauſe wieder an, wenn der Kahn recht ſchnell geht. — Hennig ruderte aus allen Kräften, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief. „Es iſt ſehr warm!“ ſagte er endlich. Sie blickte auf, bemerkte, wie er ſich anſtrengte, und ſagte: nein, Herr von Halden! es wird Ihnen zu ſauer. — Er ließ das Ruder neben dem Kahne her ſchwimmen, und Beide ſahen ſich nun verſtohlen an. Dort iſt Schatten, ſagte Louiſe, und zeigte auf eine Reihe ſchöner Silberpappeln, die am Ufer ſtanden. Hen nig ruderte ſeitwärts dahin. Nun ſchien ihm die Sonne in die Augen. Er wollte, um den Kahn ſchieben zu können, die lange Stange holen, und mußte deshalb an Louiſen vorbei gehen. Der Kahn ſchwankte. Louiſe hielt ſich ängſtlicher an, und rief: ach! — „O Gott!“ ſagte Hennig erbleichend; „iſt Ihnen nicht wohl?“ Er umfaßte ſie, damit ſie nicht fallen möchte, und ſtand in der unbequemſten Stellung gebückt ihr zur Seite. Sie gerieth in neue Angſt, und fragte: wollen Sie Sich nicht ſetzen? Sogleich ſaß er neben ihr auf der ſchmalen Bank des Kahnes. Louiſe, die nur ſelten auf dem Waſſer geweſen war, drängte ſich von dem ungewohnten Anblicke weg, an ſeine Bruſt. Er umfaßte ſie mit beiden Armen, und drückte ſie ſo an ſein pochendes Herz.

Der Stoß des Windes trieb den Kahn eine Weile langſam am Ufer unter den ſchönen Pappeln fort, ohne daß die beiden Liebenden ſprachen. Louiſe, die an ihrem rechten Arme Hennigs ſchlagendes Herz fühlte, hatte das Geſicht von ihm ab nach dem Ufer hin gewendet; allein ſie war nun ſchon ruhiger geworden, lehnte ſich vertraulicher an ſeine Bruſt, und zog ihre Hand nicht zurück, als er ſie faßte.

Die Kühle unter den ſchönen Pappeln, das helle, bis auf den Grund durchſichtige Waſſer, und das langſame, leiſe Schwanken des Kahnes gaben dieſem Augenblick etwas ſanft Feierliches. Endlich wurde der Kahn in eine kleine ſchmale Bucht getrieben, die rings mit hohem Geſträuch umwachſen war. Er gerieth in die Zweige, die von beiden Seiten des Ufers herabhingen, und blieb hier ſtehen. Louiſe ſagte: wir ſind am Ufer. Sogleich ließ Hennig das ſchöne Mädchen aus ſeinen Armen, um ihr heraushelfen zu können, wenn ſie ausſteigen wollte. Aber das Gebüſch machte eine dichte Hecke; und erſt jetzt ſah Hennig, daß er auf dem ſanft ſchwankenden Kahne mit Louiſen allein in einer Laube von duftenden Zweigen war.

Ein überraſchender Anblick! Unter ihnen der helle See mit dem niedrigen Grunde; über ihnen die Laube von hangenden Zweigen; rings um ſie her eine ſanfte Dämmerung, von dem Geſträuche gebildet; vor ihnen die helle Oberfläche des Sees von dem leichten, kühlen Winde gekräuſelt; hinter ihnen eine Nachtigall; neben ihnen das leiſe Plätſchern der Wellen am Nachen: und ſie mitten in dieſem Paradieſe allein, noch vor wenigen Augenblicken von einander umarmt. — „O wie ſchön!“ ſagte Hennig. — Ja, ſehr ſchön! antwortete Louiſe. Ach, und die Nachtigall! Hier könnte man ewig bleiben!

Hennig horchte, doch halb zu Louiſen gewendet. Sein Blick machte ſie wieder furchtſam; daher ſtand ſie auf, und ſagte: dort iſt es noch ſchöner! Mit dieſen Worten ging ſie vorn in den Kahn, wo der Sitz noch ſchmäler war, und ſetzte ſich nieder. — „Ja,“ ſagte Hennig; „da iſt die Laube noch dichter!“ und er folgte ihr, wirklich unbefangen. Sie machte ihm Platz, weil er vor den Zweigen nicht ſtehen konnte. Er ſetzte ſich neben ſie; und nun war die Lage noch ſchlimmer. Sie mußten jetzt, um nur ſitzen zu können, einander anſehen, und es war mitten in den dichten, hangenden Zweigen weiter nichts zu betrachten, als ſie ſelbſt. Zwei Feinde hätten einander hier umarmen müſſen: ſo eng war der Raum. Louiſe und Hennig, deren Athem ſich miſchte, errötheten, und lächelten einander wehmüthig zu. Er wollte, um ſie zu halten, ſeine Hand feſter an ihren Rücken legen, und ſie ſank ihm näher. „O Louiſe!" ſagte er jetzt dreiſter, und drückte ſie zärtlich an ſein Herz. Sie umfaßte ihn erſt zagend, dann feſter, dann innig. Er nahm Küſſe, und ihm wurden Küſſe gegeben. Die Nachtigall ſang dazu ihr ſchönſtes Brautlied; leiſe weheten die Zweige, und ließen duftende Blüthen auf die beiden Liebenden fallen; nur der Widerſchein der Sonne im Waſſer erhellte die liebliche Dämmerung der Laube. So ſchloſſen Hennig und Louiſe in dem Kahne, der bei jeder neuen Umarmung ſchwankte, den Bund einer ewigen Liebe.

Erſt, als dieſe Liebe mit unzähligen Küſſen beſiegelt war, wurde ſie auch von Seufzern und dann von Worten beſiegelt. — „Meine Louiſe!" — Mein Halden! — „Meine geliebte, o meine unausſprechlich geliebte Louiſe!" — O mein, mein Halden!

Auf einmal rief das kleine Hannchen am

Ufer: Hennig! Hennig! wo biſt du? — Der Jüngling griff ſogleich nach der Stange, und eilte, den Kahn aus dem Geſträuche zu bringen. Sobald er auf dem offnen See war, rief er Hannchen zu. Sie kam näher, und ſtieg ein. Louiſe ſaß auf der Spitze des Kahnes, Hennig ſtand hinten, und Hannchen ſetzte ſich in die Mitte. Die Liebenden freueten ſich über die Gegenwart des kleinen Mädchens; denn jetzt erſt konnten ſie das Glück fühlen, unter deſſen Laſt vorher ihr Herz erlegen war. Süße, ſelige Minuten, in denen ſie ſchwiegen, und ſich mit ihren Gedanken in das gränzenloſe Meer der Wonne ſtürzen konnten! — „O Gott! Gott!“ rief Hennig, und hob die Arme gen Himmel auf. — „O Gott! Gott!“ rief er noch einmal jauchzend, mit funkelnden Blicken, mit einem Lächeln, worin die Freude eines Seligen ſchwebte. Hannchen ſah ihn verwundert an. Louiſe hob beide Arme ihm entgegen, mit dem Geſicht eines Menſchen, der vor Sehnſucht verſinkt, den die Freude tödten will; und ein Seufzer des Entzückens drang aus ihrer vollen glücklichen Bruſt. Hannchen ſah ſich geſchwind nach ihr um. Hennig blickte ſie an; die Stange entfiel ſeiner Hand, und er hob den Fuß, um in die offnen Arme der Geliebten zu fliegen. — Du ſpielſt wohl gar, ſagte Hannchen lachend, mit der Gräfin Komödie! — Schnell bückte er ſich, um die Stange wieder aufzunehmen, und Louiſe zog den Flor von ihrem Hut über das Geſicht.

„Nein,“ ſagte Hennig, „ich kann nicht mehr!“ und warf gewaltſam den Kahn dem Ufer zu. Er ſprang an das Ufer, fing Louiſen in ſeine Arme auf, und Beide hielten ſich lange umfaßt, ohne an Hannchen zu denken. Endlich rief das kleine Mädchen: aber, Hennig, wie biſt du denn heute? So faß doch die Kette! — Nun machte er den Kahn feſt, nahm dann Louiſens zitternden Arm, und ging mit ihr unter den Silberpappeln am Ufer hin. Sie hatten die freudetrunknen Blicke feſt auf einander geheftet, und drückten einander mit inniger Zärtlichkeit die Hände. So blieben ſie oft ſtehen, und Hannchen mußte ſie wohl zehnmal erinnern, daß ſie fortgehen möchten.

Ich weiß wirklich nicht, wie du heute biſt!

ſagte die Kleine. „Wie ich bin?" erwiederte ihr Hennig, nahm ſie auf ſeinen Arm, und küßte ſie. „Liebes Kind, ich bin ... der unglücklichſte Menſch auf der Erde, wenn es jemals anders wird, als heute. Ich bin ... O"? — fuhr er mit zitternder Stimme fort, und es ſtrömten Thränen aus ſeinen Augen — „o, ich bin matt, ſehr matt! Und doch ... Ich möchte dies Herz öffnen, und einen Theil meiner Seligkeit mit meinem Blute herauslaſſen! In das Grab möcht' ich gehen: ſo glücklich bin ich!"

Louiſe ſah ihn mit liebevollen Blicken an, reichte ihm die eine Hand, und legte die andre auf ihren fliegenden Buſen. Sie konnte nicht reden, nur wehmüthig lächeln.

O, ſagte Hannchen erſchrocken, und zog Louiſen am Kleide: mir wird hier recht bange! Und zu Hauſe wiſſen ſie nicht, wo wir ſind! Ich habe nur unten etwas beſtellt, und bin dann ohne Erlaubniß weggegangen. Kommen Sie doch, Gräfin Louiſe!

Das brachte die Liebenden zur Beſinnung. Um Hannchen zu beruhigen, erzählte erſt Hennig, und dann Louiſe ein Geſchichtchen. Man ſang, man jagte einander, und Hannchen war nun wieder äußerſt fröhlich. Louiſe flüſterte Halden zu, er möchte ſchweigen und behutſam ſeyn. Durch den Jäger! ſagte ſie noch, als ſie in den Garten traten und ſogleich das Fräulein erblickten, das mit der Majorin den Gang herunter kam.

Louiſe erzählte ziemlich natürlich: ſie hätte auf dem See gekahnt; und Hennig jagte ſich unterdeſſen mit Hannchen umher, daß die nicht etwa die Erzählung mit Anmerkungen begleiten möchte. Aber, ſetzte Louiſe hinzu, die Sonne brennt gar zu ſehr auf dem Waſſer! — Sie ſind auch ſehr erhitzt, erwiederte die Majorin. Hennig iſt das gewohnt; der kann es wohl aushalten. — Die Kleine wollte ſo gern kahnen, ſagte Louiſe; und ich mochte ihr die Freude nicht verderben. — Man ſprach bald von etwas Anderem, und ging weiter.

Hennig verlor ſich auf der einen Seite in das Gebüſch; Louiſe ging auf der andern mit verſchlungenen Armen heftig hin und her. Beide genoſſen jetzt des höchſten Glückes. Sie hatten noch nie Kummer gehabt; ihr Herz war immer von gleicher Heiterkeit gehoben, und ihr Leben einem Bache gleich geweſen, der auf einer Fläche in Blumen fortſpielt. Seit Kurzem hatten ſie endlich zum erſtenmale Unruhe empfunden; und nun ſo plötzlich, ohne alle Vorbereitung, hoben ſie ſich Beide, eins in des andern Armen, nicht zu jenem ruhigen Glücke empor, ſondern zu einer unbeſchreiblichen Seligkeit, die ſie vorher nicht einmal geahnet hatten. Wären auch ihre Herzen aus dem ungleichſten Stoffe gebildet geweſen, die Gluth ihres Gefühls würde ſie in Eins geſchmolzen haben. Aber ihre Seelen waren einander ſo ähnlich, ihre Herzen empfanden ſo gleich: — ſie mußten ſich lieben, ſo bald ſie einander fanden, ſo bald ſie den Muth hatten, einander zu ſagen, was ſie fühlten. Ihre Seelen waren rein, alle ihre Empfindungen gutartig: was hätten ſie alſo einander verbergen ſollen? Der wirklich gute Menſch iſt immer natürlich, unverſtellt, offen; er bewahrt keine Geheimniſſe, weil er keine hat.

Louiſe und Hennig gingen noch lange auf und nieder. Das Fräulein freuete ſich, als ſie bemerkte, wie entfernt die beiden jungen

Leute von einander blieben. Der Major murrte in der Stille darüber, daß Hennig ſich ſo wenig um ſeine Gevatterin bekümmerte. Er ſagte zu Seibolden, als dieſer ihm begegnete: „ſehen Sie nur, wie Hennig da geht! Es ärgert mich. Nun werden ſie ja glauben, er kann keine Fünfe zählen!"

Wer weiß, was er zählt! erwiederte Seibold lächelnd.

Hennig traf Seibolden im Gebüſch allein, warf ſich heftig, mit lautem Schluchzen, an ſeine Bruſt, ſeufzte: o! und verließ ihn eben ſo heftig wieder. Seibold erſchrak ein wenig; als er aber Louiſen mit entzückten Augen und verſchlungenen Armen gehen ſah, ſetzte er ſich die Wahrheit beinahe richtig zuſammen. Er nahm Hannchen allein, und befragte ſie um die Fahrt auf dem See. Nun war ſeine Vermuthung bald Gewißheit, und er würde ſie ſogleich dem Major mitgetheilt haben, wenn ihn nicht eine Aeußerung von dieſem behutſam gemacht hätte. Das Geſpräch war einmal auf Hennigs künftige Verheirathung gefallen; und der Major hatte nur geſagt: „da hab' ich meinen eignen Plan!"

Gegen Abend, als man zurückfahren wollte, ſuchte Louiſe den Geliebten noch allein zu ſprechen. Bei ihr hatten die neuen Gefühle und Vorſtellungen weit mehr Beſtimmtheit, als bei Hennigen; denn — ſie war ein Mädchen, und ihre Jungfer hatte ihr ſchon ziemlich viel von Liebe vorgeſprochen. Sie ging mit ihren Ideen einen Schritt weiter, und dachte ſich als Hennigs Gattin; aber ſie ſah auch Hinderniſſe zu bekämpfen. Die Couſine hatte ſchon öfters nicht undeutlich Hoffnungen geäußert, mit denen Hennigs Liebe ſich gar nicht vertrug. Ueberdies wußte Louiſe, in welcher Gunſt Karl bei ihrem Vater ſtand, und welche Meinung dieſer von dem Major und von Hennigen noch immer hatte. Daher glaubte ſie, ihrem Geliebten noch einmal Verſchwiegenheit empfehlen zu müſſen. Sie winkte ihm mit den Augen, und ſprang dann in das Haus, um etwas zu holen, das ſie vergeſſen haben wollte. Hennig eilte ihr nach. Auf dem Zimmer des Majors flogen ſie einander in die Arme. Louiſe machte ſich los, und ſagte eilig: ja, Halden, ich liebe Sie! O, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr!

Aber mein Vater, meine Couſine! Sie wiſſen nicht . . .

Hennig faßte ihre Hand. „Wenn Sie . . . wenn du mich liebſt, Louiſe, — o, ſo bin ich glücklich. Das Andre iſt Kleinigkeit. Ein feſter Entſchluß und ewige Treue können Alles. — Wirſt du mir treu ſeyn, Louiſe?"

Treu! Treu, bis in den Tod! ſagte das Mädchen, und gab ihm die Hand. Aber ſchweigen Sie Halden! Ich werde Ihnen Nachricht geben, wie es geht. Treu bin ich gewiß. (Sie zog einen Ring von ihrem Finger, und drückte ihn auf ſein Herz.) Ja, Halden, in dein Herz will ich dieſen Ring drücken. Da! und nun ſchweig; ſonſt ſind wir verloren!

Er nahm den Ring, und ſah ſie beſtürzt vor Freude an. „Ich habe keinen Ring, meine Louiſe; aber — ein Herz: und das iſt dein, ewig dein! Louiſe, ich kann dir nicht ſagen, was ich empfinde! Eine ſüße Angſt, eine ſchmerzliche Freude, eine dunkle Verwirrung hier und hier! (Er zeigte auf Stirn und Bruſt.) Louiſe, wie lieb' ich dich!" Mit dieſen Worten ſchlang er ſeinen Arm aufs neue um ſie.

Des Raſſeln des vorfahrenden Wagens weckte ſie aus dem Entzücken dieſer Umarmung, und ſie eilten Beide hinunter. Noch einmal flüſterte Louiſe dem Geliebten zu: ſchweigen! und er ſagte mit einem Händedruck: „Treue!"

Auch der Graf und die Couſine kamen nun bald. Als der Wagen fortrollte, war Hennig, wie ohne Bewußtſeyn. Er eilte in den Garten, ohne auf das Rufen ſeines Oheims zu hören, lief an den See, ruderte in die Bucht, wo er ſo glücklich geweſen war, und verträumte da ganze Stunden. Erſt ſpät ging er zu Bett, ohne noch jemanden im Hauſe geſehen zu haben; denn heute vergaß er über das entzückende Gefühl, geliebt zu ſeyn, alles Andre.

Am folgenden Morgen kam Hennig auf einen Augenblick zu der Familie, aber zerſtreuet, mit niedergeſchlagenen Blicken. Er ſprach kaum ein Wort; und ehe man es ſich verſah, war er verſchwunden.

„Dem iſt ein Unglück oder ein Glück begegnet!" ſagte der Major, der ihn nachdenkend betrachtet hatte, mit ernſten Blicken. „Gott gebe, das Letztre! . . . Es hat ihn doch Niemand beleidigt?" fragte er, und ſah dabei ſeine Gattin, den alten Hennig und Seiboldeu der Reihe nach argwöhniſch an; doch Aller Blicke begegneten dem ſeinigen ſo freundlich. „Schon geſtern im Garten — Seibold, ich machte Sie aufmerkſam darauf — da ging er, und käuete an den Nägeln. Herr Gott, wenn dem Jungen ein Unglück begegnete! Und habt Ihr wohl geſehen, was für ein Geſicht er machte, als Espenbruchs in den Wagen ſtiegen? Als ob er mit dem lieben Gott grollte! Und wie er in den Garten lief, ſo viel ich ihn auch rufen mochte? Ich meinte erſt, Espenbruchs hätten ihn etwa beleidigt; aber er war ſchon ſo, als ſie kamen: ordentlich wie betäubt!"

Ja, das iſt wahr! ſagte Seibold. Auch ihm fiel das jetzt auf, und ſeine Ideen verwirrten ſich. Er hatte an eine erwachende Liebe zu Louiſen gedacht; und nun erinnerte er ſich auf einmal, daß der Jüngling ſchon einen Monat lang ein Träumer geweſen war.

Seibold glaubte, dem Major einen Wink geben zu müſſen, daß wohl die ſchöne Louiſe an Hennigs ſonderbarem Betragen Schuld ſeyn könnte; er ſagte das wieder, was Hannchen ihm von den Scenen auf und an dem See erzählt hatte. Der Major wurde todtenblaß. „Das wolle Gott verhüten! — es wäre das größte Unglück, das mir begegnen könnte!" — Aber, ſagte die Majorin, Hennig hat ja ſchon eher gegrollt, als geſtern; die Gräfin kann alſo wohl nicht die Urſache davon ſeyn. — „Wenn das nur iſt!" rief der Major freudig, nahm ſeine Tochter, die ſo eben herein trat, auf den Arm, und küßte ſie recht herzlich.

Hennig war unterdeſſen an die Gränze von Ransleben gewandert. Dort kam der Jäger mit einem feinen, lächelnden Blicke auf ihn zu, und gab ihm ein verſiegeltes Papier ohne Aufſchrift. Hennig nahm es mit zitternder Hand, ſchlug das Auge zu Boden, und fragte nicht einmal, von wem es käme. Er fühlte eine Art von Scham bei dem Lächeln des Jägers. „Ich weiß ſchon," ſagte er endlich mit ſtockender Stimme; „die Gräfin

Louiſe ſchickt meiner Tante eine Arie." — So? erwiederte der Jäger noch immer lächelnd. Die Gräfin hat geſagt: es wäre ein Strickmuſter. — „Kann auch ſeyn!" antwortete Hennig verlegen. Er gab dem Jäger alles Geld, das er faßte, und eilte, ſobald er aus deſſen Augen war, in das dickſte Gebüſch.

Louiſe ging am vorigen Tage, als ſie wieder nach Hauſe kam, auf ihr Zimmer; und ſogleich war auch ihre Jungfer bei ihr. Sie fiel Suschen mit wilder Heftigkeit um den Hals, ließ ſie erröthend los, wendete ſich kalt ab, und ſagte gähnend: „ich will mich ausziehen. Das war ein langweiliger Tag!" Nun fing die Jungfer an zu fragen. Louiſe hielt ſich gut. Sie verrieth ſich zwar wohl hundert mal; aber ſie ſagte doch nichts. Die Jungfer kicherte. Louiſe wurde böſe, ſchickte ſie fort, und ſaß nun mit ihrem Glücke allein da. Sie überlegte, ſprang auf und tanzte, wurde dann wieder traurig, fing bald nachher ein frohes Lied an, und ſchwieg nach einigen Takten, weil ihr einfiel, daß ſie Hennigen nur höchſt ſelten einmal würde ſehen können.

Dieſe Idee ſtach gegen den Genuß, den ſie heute in ſeinen Armen gehabt hatte, ſo unangenehm ab, und ihre Phantaſie war jetzt nur mit Planen, ihn zu ſprechen, beſchäftigt. Endlich fiel ihr ein, daß ihre Jungfer öfters an den Jäger, wenn dieſer auf einige Zeit verreiſt geweſen war, geſchrieben, und daß ſie ſelbſt ihr die Schreibmaterialien dazu gegeben hatte. „Ja, ſchreiben!" rief ſie mit Entzücken; und nun ſetzte ſie ſich nieder, und blieb die halbe Nacht durch ſitzen. Erſt ſchrieb ſie einige Worte; dann ſaß ſie wieder eine Viertelſtunde mit geſtütztem Kopfe, und träumte; dann ſchrieb ſie weiter, aber auch diesmal nur einige Worte. Endlich ſiegelte ſie den Brief. Doch nun wußte ſie ihn nicht in die Hände des Geliebten zu bringen, da ſie feſt entſchloſſen war, Suschen ihr Geheimniß nicht zu entdecken. Sie ſtand einmal ſchon in Begriff, ihn zu zerreißen; aber an dieſem Briefe hingen ja ſo viele ſüße, liebliche Ideen, daß ſie ſich unmöglich dazu entſchließen konnte.

Am folgenden Morgen gab ſie den Brief ihrer Jungfer mit abgewendetem Geſichte, und ſagte: „hier iſt ein Strickmuſter für die Frau Majorin von Halden. Wenn etwa der Jäger heute den Herrn von Halden ſieht, ſo ...“ Sie ſtockte, weil ſie keine Worte mehr zu finden wußte.

Dieſes Geheimthun verdroß die Jungfer. Sie nahm den Brief, ging an die Thür, und ſagte: das Fräulein ſchickt eben nach Sollingen. Ich will ihr den Brief hintragen; ſie kann ihn mit einlegen. — „Um des Himmels willen nicht!“ ſagte Louiſe, ſprang nach der Jungfer hin, und entriß ihr den Brief. Suschen ſagte lächelnd: aber, liebe Gräfin, ich bin Ihnen ja treu bis in den Tod. Sie wollen gewiß noch öfter ſchreiben; und am Ende müßte ich ja doch merken, was Ihre Briefe enthalten! — Louiſe fing an zu weinen, fiel Suschen um den Hals, und ſagte: ach, ich bin recht unglücklich! — Sie nahm den Brief wieder, und wollte ihn nun gar nicht fortſchicken; aber Suschen riß ihn ihr weg, und ſprang geſchwind aus dem Zimmer.

Sobald Hennig im dicken Gebüſche war, las er den Brief, und verging faſt vor Entzücken. Louiſe ſchrieb ihm:

„Ja, mein theurer, geliebter Herr von Halden, ja ich will Ihnen treu ſeyn bis in den Tod." —

„Ich leſe das wieder. Ach! ich ſollte das nicht ſchreiben. Mein Geſicht glühet über und über vor Schamröthe. — Schon wollte ich das Blatt wieder zerreißen; denn was werden Sie davon denken, daß ein Mädchen Ihnen ſo etwas ſchreibt! Aber ich habe mir feſt, recht feſt vorgenommen, Ihnen Alles zu ſagen, was in meinem Herzen vorgeht. Sie ſollen daraus ſehen, wie ich Sie liebe!"

„Nein, ich kann Ihnen doch nicht ſagen, wie es in mir iſt. Glauben Sie nur nicht etwa, ich wäre mißtrauiſch, oder wollte nicht offenherzig ſeyn. Ich habe Ihnen ja, ehe ich anfing zu ſchreiben, im Geiſte die Hand darauf gegeben, daß ich Ihnen immer die reine Wahrheit ſagen will. — Ach, lieber Halden, da kommen mir ſchon wieder ſo viele Thränen in die Augen, daß ich die Buchſtaben, die ich mache, kaum mehr ſehe."

„Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie mir iſt. Etwas Süßes, eine Unruhe, das höchſte Glück, und eine Beklemmung, bei der ich ſeufzen und weinen möchte: — das Alles läuft in meiner Bruſt ſo durch einander, daß ich nicht einen Augenblick recht ſicher weiß, ob ich glücklich bin oder nicht. — Mich verlangt nach Ihnen, ach, ſo herzlich, ſo ſehr! Die Wände werden mir zu enge, als wollten ſie über mich her fallen; und meine Bruſt — o, die preßt mein Herz, als wollte ſie es zerdrücken."

„Ich muß oft ans Fenſter gehen, lieber Halden, und es aufmachen, um Luft zu ſchöpfen. Und dann ſtrecke ich meine Arme zum Fenſter hinaus nach Sollingen zu. Ach, es iſt, als ſollte mein Herz aus der Bruſt hinaus zu Ihnen hin fliegen! Ich muß weinen, und möchte doch vor Freude laut Ihren Namen rufen. Aber ſo ſehnlich ich Sie auch zu mir her wünſche, ſo fühle ich doch, daß ich ohne Sie, allein in meinem Zimmer, glücklicher bin. Ja, ich muß allein ſeyn, um mein Glück empfinden zu können."

„Da habe ich nun ſchon eine Stunde an den wenigen Zeilen geſchrieben!"

„Ja, ſo iſt es mir. Und dazu nun noch die tauſend Gedanken, die auf einmal in meinem Kopfe oder in meiner Bruſt hervorkommen. Das Alles miſcht ſich unter einander, und geht in meiner Seele immer im Kreiſe umher. Bald bin ich mit Ihnen im Wagen, bald im Kahne, unter den Pappeln, auf dem Zimmer. Ich kann mich an nichts erinnern, und erinnere mich an Alles. Sehen Sie, jetzt will ich daran denken, wie wir da in den Blättern ſaßen, und die Nachtigall über uns ſang, und wie es mir war, als müßte ich mit Ihnen und dem Kahne in den Abgrund ſinken. Kaum denke ich das, ſo ſehe ich mich und Sie wieder in dem Wagen, und dann gleich irgendwo anders. Das Alles kommt und verſchwindet, wie Wolken, die der Wind unter einander treibt. Ich ſchäme mich, und halte die Hände vor mein Geſicht, wenn ich daran denke, daß ich Sie an mich gedrückt habe; und ich wünſche, daß ich gar nicht nach Sollingen gekommen ſeyn möchte. Aber zugleich ſtrecke ich meine Arme aus, und — O Gott! ich bin ſo froh! Alles iſt mir zu klein, zu enge, zu ſchwach. Ach, es kommt mir ſo vor, als könnte ich mich an die Wolken hängen, die am Himmel wegfliegen, als müßte ich es; und dann ſind mir die Wolken doch zu langſam."

„Nein, ich liebe anders, als ſonſt die Menſchen; denn wenn ſie ſo liebten, wie ich: wie wäre es möglich, daß ſie einander untreu werden könnten! Gewiß, liebſter Halden, mir iſt das nicht möglich. Ich bin dir treu, treu bis in den Tod: das fühle ich. Mein Herz will mir die Bruſt zerſprengen. Ich kann nicht mehr ſchreiben. Ach, wie unglücklich bin ich! Gute Nacht! Deine Louiſe; bis in den Tod deine Louiſe."

Sie verſiegelte den Brief ſogleich; und einen Augenblick nachher wußte ſie nicht mehr, was ſie geſchrieben hatte. Wäre ihr noch Alles gegenwärtig geweſen, ſo würde ſie vielleicht Bedenken getragen haben, den Brief wegzuſchicken. Aber ſie hatte es ſich ja noch überdies angelobt, ihrem Geliebten treu zu ſeyn; und in ihrer Unſchuld glaubte ſie, ihm nun auch nichts verſchweigen zu dürfen. Daher hatte ſie den Brief vollendet, ſo ſehr ſie ſich auch beim Schreiben ſchämte.

Hennig benetzte den Brief, als er ihn unausſprechlich entzückt geleſen hatte, mit heißen

Thränen der Freude, drückte ihn an Mund und Herz, knieete nieder, und ſchwor ſeiner Louiſe die zärtlichſte Liebe und ewige Treue. Er las den Brief noch einmal; und nun eilte er, trunken von Leidenſchaft, und außer ſich vor Entzücken, nach Hauſe.

Ohne erſt jemanden zu ſprechen, ging er ſogleich auf ſein Zimmer, um Louiſen zu antworten. Kaum hatte er ſich niedergeſetzt, ſo kam der Major, und ſagte mit ſanftem Tone: „Hennig, dir fehlt etwas!"

Mir? fragte der Jüngling verwundert, und warf ſich an die Bruſt ſeines guten Oheims. Mir? O, ich bin der glücklichſte Menſch auf der ganzen Erde. Glücklich, liebſter, theuerſter, gütigſter, edelſter Onkel! ach, ſo glücklich, daß mir Athem, Herz und Seele vergehen!

„Aber, liebſter, theuerſter, gütigſter, edelſter Hennig, willſt du mir wohl ſagen, wodurch du ſo glücklich biſt?"

Hennig beſann ſich einen Augenblick; dann wendete er ſich raſch zu ſeinem Oheim, und ſagte: ja, Sie ſollen es wiſſen, theurer, liebſter . .

„gütigſter, edelſter, närriſcher Hans Haſenfuß! . . . Sey ſo gut, Hennig, und ſag mir das ohne dein Trarara! Junge, was kann dir denn ſo Großes begegnet ſeyn? Haſt du dich etwa mit deiner Mutter verſöhnt? Nun, ſo ſprich doch, gütigſter, edelſter, liebſter Hennig."

Die ſchöne Gräfin Louiſe liebt mich! das edelſte, beſte, theuerſte Mädchen! O, ich bin ſo glücklich! —

Der Major wurde bleich. Er ſchüttelte den Kopf, ging langſam an die Thür, öffnete ſie, ſagte dann ſehr ernſt: „daraus wird nichts!" und ging wieder nach ſeinem Zimmer.

Hennig blieb mit ausgebreiteten Armen ſtehen, und ſah, wie erſtarrt, die Thür an. Doch bald fiel ſein Blick auf Louiſens Brief. Er las ihn noch einmal, vergaß alles Andre, und warf ſich an den Tiſch, um ihr zu ſchreiben.

Der Major ſetzte ſich, noch immer bleich, an ſein Grillenfenſter; und als ſeine Gattin ihn fragte, was ihm fehle, winkte er ihr mit der Hand zu, ſie möchte ihn nicht ſtören. Seibold ging zu Hennigen, fand ihn am Schreibtiſche, und wollte mit ihm ſprechen.

Hennig aber ſagte lächelnd: ich bitte Sie, lieber Seibold, laſſen Sie mich eine Stunde allein!

Seibold ging mit Kopfſchütteln zurück, wieder in das Zimmer des Majors. „Was macht er, Seibold?" fragte dieſer. — Er ſchreibt, Herr Oberſtwachtmeiſter. Ich ſehe nicht, daß ihm etwas fehlt.

„Ihm nicht," ſagte der Major; „aber mir! mir, lieber Seibold! Sagen Sie ihm doch — . . . Aber nein! es wird ſich finden. Der Junge kann mir ja für meine Liebe nicht den Tod zuziehen wollen! Laßt das, Kinderchen. Ich muß erſt darüber nachdenken, was recht und billig iſt. Heute Mittag will ich mit dir allein eſſen, Hannchen. Seibold, eſſen Sie mit der Kleinen und mit Hennigen auf ſeiner Stube. Ich weiß nicht, es muß wohl Alles gut ſeyn; aber von Zeit zu Zeit kommt mir doch noch immer ſo ein Kroat in die Quer. Gott helfe, daß wir auch den wegſchaffen!" Der alte Hennig ſagte mit Zuverſicht, und ſchüttelte dabei dem Major die Hand: nur Geduld! wir ſchaffen ihn weg.

Die ganze Familie wurde nach und nach unruhig; aber Hennig ſaß, ohne etwas davon zu wiſſen, und ſchrieb. Als in ſeinem Zimmer gedeckt werden ſollte, wurde er aufmerkſam, und fragte: wird hier gegeſſen? Seibold nickte mit dem Kopfe, ohne etwas zu ſagen; und Hennig ſchrieb weiter. Die Suppe wurde aufgetragen. Nur drei Couverts? fragte er; wo ſind denn der Onkel und die Tante? — Sie wollen allein eſſen. — Hennig ſah befremdet Alle im Zimmer nach der Reihe an. Jetzt fiel ihm wieder ein, daß der Onkel geſagt hatte: „daraus wird nichts!“ Er eilte an die Thür; aber der alte Huſar trat vor ihn hin, und ſagte: nichts, nichts! Der Onkel will dich nicht ſehen, junger Herr! — „Mich nicht ſehen?“ fragte Hennig mit Erſtaunen. „Mich nicht ſehen?“ wiederholte er noch einmal. „Iſt es möglich?“ fragte er nun, hob langſam beide Arme auf, und faltete die Hände. „Ich bitte euch, laßt mich zu ihm!„ — Seibold bat ihn, bis nach Tiſche zu warten. Dein Oheim, lieber Hennig, ſagte er, hat etwas auf dem Herzen. Du weißt, er muß Zeit haben, einen Entſchluß zu faſſen. Komm, laß uns eſſen!

Alle ſetzten ſich; aber niemand aß, niemand ſprach. Der alte Hennig, der von ſeiner Gewohnheit, bei Tiſche aufzuwarten, nicht abging, hatte ſich in einiger Entfernung vom Tiſche niedergeſetzt, und ſprach einige male ſehr kräftig über dieſen Vorfall.

Die Augen gehen mir über, hob er an, und zog ſein Schnupftuch hervor. So einen Tag hab' ich hier noch nicht erlebt! Hier Alles ſo ſtill, ſo mißtrauiſch, als ob da, anſtatt des Haſenbratens, eine Schüſſel Gift auf dem Tiſche ſtände. Und der Herr! O, lieber guter Gott! anſtatt des Eſſens ſchluckt er ſeine Thränen hinunter; und die gnädige Frau ſitzt und ſtochert im Eſſen umher, als ob ſie da das Glück des Hauſes ſuchen wollte. — Iſt das nicht ein Jammer! Können ſie es in Moorberg ſchlimmer machen? Da kommen ſie oft zuſammen mit rothen Geſichtern, und ſchlagen die Augen nieder, weil ſie kein Herz zu einander haben, weil einer gegen den andern iſt. Nun muß ich das auch hier erleben! Wehe dem, der daran Schuld iſt!

Geht

Geht die Sonne unter, und es iſt nicht Alles wieder in Richtigkeit; ſo reit' ich davon. Ich mag nicht ſehen, wie der alte Herr mit Kummer in die Grube fährt.

So ſprach der alte Mann in Abſätzen, und jedes Wort war für Hennigen ein Dolchſtich. „Alter," ſagte dieſer endlich, und ſprang auf, „du redeſt da, und weißt nicht, was. Sieh, ich kann Alles; nur das nicht, was der Onkel, wie es ſcheint, von mir fordert."

So ſagt jeder Heuchler, antwortete der Alte: nur dies kann ich nicht, aber alles Andere. Ho! mir hat der Herr lange nicht ſo viel Gutes gethan, wie dir, junger Herr; denn ich war ſchon ein Kerl, und ein braver Kerl, ehe der liebe Gott uns zuſammenführte. Aber, ich würde mich in die Seele hinein ſchämen zu ſagen: ich kann das nicht, wenn der Herr es haben wollte; und zumal, wenn ich ſähe, daß es ihm am Herzen läge. Nein, Gott Lob! ich kann Alles für ihn, weil ich ihn lieb habe; alles!

„Auch einen Schurkenſtreich für ihn begehen?" fragte Hennig empfindlich.

Einen Schurkenſtreich? wiederholte der Alte, und trat mit drohendem Geſichte näher. Alle Teufel! Junger Herr, wenn ich nicht bedächte, daß du ein Windbalg biſt, dem's auf ein Paar Worte nicht ankommt, ich wollte dich bei Schurkenſtreichen! Nein, das iſt zu arg! Thu das nur, was dein Oheim dir befiehlt; und wenn du todt biſt, ſo ſage dem lieben Gott ganz dreiſt: mein Onkel, der Major Halden, hat es mir befohlen. Ja, ich möchte . . .! Dein Onkel kann dir nie etwas Böſes heißen; aber euch Gelbſchnäbel blendet der Teufel, daß ihr das für böſe haltet, was alte ehrliche Leute für recht und gut erkennen.

Henwig fühlte die Härte ſeines Ausdrukkes, und reichte dem Alten mit einer bittenden Miene die Hand. Jeder verſank nun wieder in ein düſtres Schweigen. Des alten Mannes Vorwürfe hatten den jungen Menſchen doch ſo weit gebracht, daß der Widerwille ſeines Oheims gegen ſeine Liebe zu Louiſen ihm nun ein Hinderniß ſchien, und daß er wenigſtens darauf ſann, wie er dieſes überwinden könnte.

Nun ging der alte Hennig zu dem Major hinüber, und ſprach da faſt eben ſo kräftig, wie vorher im andern Zimmer; doch mit dem Unterſchiede, daß er jetzt den Major angriff. Er brummte allerlei; unter andern: der Menſch iſt nur Einmal jung, und junge Leute denken nicht ſo, wie alte. Hennig würde ſein Leben ſogar für einen Fremden wagen, der in Noth wäre; alſo muß es wohl nicht an ſeinem guten Willen liegen, wenn, — was Gott verhüten wolle! — etwas Böſes vorfällt.

Der Major hörte lange zu, und fing endlich an den Deſſauer Marſch zu pfeifen. Kaum war er aber damit zu Ende, ſo brummte der Huſar aufs neue. „Alter Hennig," ſagte der Major zuletzt; „du ſollteſt nicht von mir abfallen. Meinſt du nicht, daß es dem Könige David weh gethan hat, als er ſehen mußte, daß ſich Alles zu ſeinem Sohne Abſalon ſchlug?"

Ein Abſalon iſt der Hennig auch nicht! bei meiner armen Seele nicht! Dem Jungen ſchwimmt ja das Herz in Angſt und Liebe.

„Und mir auch, Hennig; mir auch! Er

hat keinen Vertheidiger, keinen Mittler, bei mir nöthig."

Nicht? Warum muß er denn allein eſſen? Das ſoll ihm nicht weh thun? Er iſt ja nicht von Eiſen, der arme Schelm!

„Mir thut es noch weher, Alter. Aber ich mußte doch erſt überlegen, was recht und billig iſt. Du weißt ja nicht, was vorgeht. Ruf ihn, und Seibolden auch! Und du mußt wiederkommen. Aber Hannchen kann in den Garten gehen. Heute Abend wollen wir wieder zuſammen eſſen, in Freuden oder mit gebrochenem Herzen." — Er ſtand auf, und es floſſen dicke Thränen aus ſeinen Augen.

Der alte Huſar ſprung zu ihm, faßte ſeine Hand, drückte ſie, wiſchte ſich das Auge, und ging. Nach einigen Minuten kam er, mit ſeinem Zöglinge an der Hand, und mit Seibold, wieder in das Zimmer. Die Majorin ſah ihren Pflegeſohn mit naſſen, bittenden Augen an; der Major wendete ſich von ihm ab, nach dem Fenſter. Hennig umfaßte ihn von hinten, und ſagte zärtlich: O, lieber Onkel, Sie wenden Sich von mir ab? dahin wäre es gekommen? dahin?

Der Major umarmte und küßte ihn. „Nicht aus Haß," ſagte er: „nein, mein Sohn; nur um dir den Kummer zu verbergen, den du mir machſt. Setze dich dahin, lieber Hennig; ſetzt euch Alle. Wir wollen vernünftig mit einander überlegen. — Du mußt mir das Zeugniß geben, lieber Sohn, daß ich dich nie gezwungen oder tyranniſirt habe, wie es manche Eltern machen. Aber heute iſt mir wohl einmal eingefallen, daß es gut wäre, wenn ich ſagen könnte: du ſollſt! und Vormittags habe ich auch ungefähr ſo geſagt. Nimm mir das nicht übel, lieber Junge. Sieh, wenn man ſich Jahre lang ſo mit einem Wunſche herumträgt, ihn in jeden Morgen- und Abendſegen mit einſchließt, ſein Kopfküſſen daraus macht, und ſich freuet, auch ſein Sargküſſen daraus machen zu können; und man ſoll den Wunſch, an den man ſich gewöhnt hat, ſo mit einem male aufgeben: ſieh, das muß einem wohl weh thun!"

Er ſchwieg und ſah traurig vor ſich an den Boden. — „Doch ja ſo! Ihr wißt noch nicht, wovon wir Beide reden. Hennig hat ſich geſtern in die G[illegible]fin Louiſe verliebt, die auch ein braves Mädchen iſt, und von der ich nichts als Gutes weiß. Aber ſieh, lieber Hennig, ich hatte etwas Andres, wahrhaftig nichts Schlechtes, für dich im Sinne; und du würdeſt mich glücklich machen, wenn du die Gräfin fahren ließeſt. Ja, lieber Hennig, ich will dir mein ganzes Herz aufdecken. Wenn mir dieſer Wunſch fehl ſchläge, wenn du ihn nicht erfüllen könnteſt (denn du thuſt es gern, wenn du es kannſt, das weiß ich); ſieh, wenn das nicht geſchähe, was ich wünſche: ſo würde ich in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr haben. Frag die Tante, ob das nicht die Wahrheit iſt."

Die Majorin ſtand auf, und ſagte mit weinender Stimme: ja, lieber Hennig, ſo iſt es. Du haſt die Ruhe, die Zufriedenheit deines Onkels in deinen Händen. Ich bitte dich, lieber Sohn, ſey menſchlich! Du weißt nicht, wie ſehr die Sache deinem ehrwürdigen Onkel am Herzen liegt.

Hennig ſah finſter vor ſich nieder, und ſchwieg lange. Endlich ſagte er: Ach, lieber Onkel, wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Louiſen liebe! wie unglücklich ich ſeyn würde, wenn ein anderer Mann ihre Hand . . .

Unglücklich? unterbrach ihn Seibold mit einem ſcharfen Tone; unglücklich, wenn du deines Onkels letzte Tage mit Zufriedenheit erfüllteſt? Hennig, Hennig! deine Liebe von geſtern zu der Gräfin wäre ſtärker, als die zu deinem Oheim, der ſo viele Jahre lang dein Freund, dein Wohlthäter, dein Vater geweſen iſt? Deine Liebe zu Louiſen iſt ein Schatten, ein Nichts, ein bloßer Einfall. Laß doch hören, wie ſie entſtanden iſt.

Hennig erzählte mit dem glühenden Eifer der erſten Liebe, und es floſſen dabei Thränen aus ſeinen Augen. Er ſtand mitten im Zimmer, und ſeine Zuhörer vor ihm. Der alte Huſar wurde durch die Erzählung gewonnen. Er ſchüttelte den Kopf, und brummte: hier iſt Gottes Finger! das ſeh' ich deutlich.

Hennig erzählte weiter, nahm Louiſens Ring von ſeiner Bruſt, und ſprach von Treue oder Tod. — Seibold ſuchte die Thorheit dieſer Liebe zu erweiſen; aber der alte Hennig ſagte: nein, nein! man hat Exempel, daß Menſchen vor Liebe geſtorben ſind.

Der Major ſeufzte. Der Alte trat zu ihm, und fliſterte ihm zu: beſinnen Sie Sich nur, Herr Oberſtwachtmeiſter, wie es Ihnen ging!

Hennig zog Louiſens Brief hervor, und las ihn laut, um Seibolden zu beweiſen, daß ſie ihn eben ſo innig liebe, wie er ſie.

Der Alte horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und ſagte, als der Brief zu Ende war: Das iſt Liebe! Nein, das laſſ' ich mir nicht abdisputiren. Da ruf' ich Sie zum Zeugen, Herr Oberſtwachtmeiſter. Ihnen iſt es gerade eben ſo gegangen; das haben Sie mir ſelbſt mit Seufzen und ach! und weh! erzählt, als ich damals von der gnädigen Frau den Puder lieh. So kraus war es wohl nicht; aber dafür iſt die Gräfin auch jünger. Und das an die Wolken hängen — ja, das iſt wohl ein Bißchen viel; aber was ſagt man nicht in der Hitze! Und ſo ein junges Mädchen denkt Wunder, wie leicht ſie iſt.

Der Major ſeufzte wieder. „Ich glaube, Seibold könnte doch wohl Recht haben, mein Sohn. Mit mir war es anders: ich hatte meine Frau alle Tage um mich; du aber haſt ja die Gräfin nur zweimal geſehen. —

Lieber Junge, mach mir meine Freude nicht zu Waſſer. Ich hatte dir Hannchen zur Frau beſtimmt. Sieh, lieber Hennig, das iſt der einzige Wunſch, den ich noch habe."

Als der Major noch bloß im Allgemeinen ſeinen Widerwillen gegen Hennigs Liebe äußerte, waren Seibold und der Alte ſo ziemlich auf ſeiner Seite, weil ſie glaubten, ſeine Abneigung hätte die wichtigſten Gründe; als er aber den Namen Hannchen genannt hatte, wurden ſie und auch Hennig muthig genug, ihm zu widerſprechen.

Hm! ſagte der Alte laut und mißbilligend; da kann ich ja noch zehnmal vor der Hochzeit ſterben! Er war nun ziemlich gleichgültig bei der Sache, und fing an den Tiſch abzuräumen. Seibold trat einen Schritt aus dem Kreiſe zurück, und machte eine Miene, die ganz deutlich ſagte, daß er ſich nicht weiter in die Angelegenheit miſchen wollte. Hennig aber, der ſich nun ſchon in einer beſſern Lage fühlte, trat ſeinem Oheim einen Schritt näher. Hannchen, lieber Onkel, iſt ein gutes, liebes, frommes Kind!... — Ja wohl, ein Kind! rief der Alte dazwiſchen. — Aber ich liebe die Gräfin Louiſe. Oder fürchten Sie, beſter Onkel, daß ich je aufhören könnte, Hannchens Bruder zu ſeyn? daß ich je vergeſſen könnte, wie ſehr Sie Hannchen lieben? Wahrhaftig nicht! Sie theilte Ihre Liebe mit mir; und ſie wird einmal Alles, Alles mit mir theilen.

Nun miſchten der Alte und Seibold ſich wieder hinein, und ſprachen Beide für Hennigs Liebe; aber diesmal blieb der Major unbeweglich. Er ſchüttelte bei allen Einwürfen und Vorſtellungen ſanft den Kopf, und ſagte nur: „es wird mein Tod ſeyn, wenn du Hannchen nicht heiratheſt. Gewiß, das wird es!“

Hennig, der nun beinahe geſiegt zu haben glaubte, wollte den letzten entſcheidenden Angriff auf die Standhaftigkeit ſeines Oheims wagen. Er nahm zärtlich deſſen Hand, und ſagte: ja, lieber Onkel, ich wollte gern meinen theuerſten Wunſch für den Ihrigen aufgeben, und in der Folge Hannchen heirathen, wenn Sie nur einen Grund mehr hätten, das zu wünſchen.

„Ja, ja!“ ſagte der Major laut, und

hielt des Jünglings Hand feſt: „den hab' ich! Hannchen — iſt meine Tochter!... Ich bin ihr Vater, und da iſt ihre Mutter. Aus Liebe zu dir, Hennig, haben wir das ſo lange verſchwiegen. Laß mich nicht aus der Welt gehen ohne die Hoffnung, daß die beiden Menſchen, die ich nächſt meiner Frau am meiſten liebe, du und Hannchen, mit einander glücklich ſeyn werden!" Er fiel dem Jünglinge weinend um den Hals.

Alle Gegner des Majors waren auf einmal wie betäubt. Hennig wurde blaß, taumelte, und fiel in die Arme ſeines Oheims. In ſeiner Bruſt erhob ſich langſam, wie der Todesengel auf einer finſtern Wolke, das drückende Gefühl: er müſſe unglücklich ſeyn. Er wollte es wegſchaffen. Nein, dachte er; ich gehöre Louiſen, und nie ſoll ein andres Mädchen meine Hand bekommen. Aber troz dieſem Entſchluſſe wurde das Gefühl, daß er dem Unglücke nicht entgehen könne, in ſeiner Seele immer ſtärker; es überwältigte ſeine Kräfte, und vertilgte alle ſeine Hoffnungen. „Hennig!" ſagte der Major noch einmal zärtlich; „Hennig, mein Sohn!" Nun ſank der Jüngling nieder auf die Kniee, legte ſeine Lippen auf des Majors Hand, und ſagte leiſe: ja, ich will, lieber Onkel. So wie er das geſagt hatte, warf der Major ſich auf einen Stuhl an ſeinem Grillenfenſter, und legte die Hand vor die Augen. Er empfand, daß die Erfüllung ſeines größten Wunſches ihn nicht glücklich machte, und konnte ſeinen Liebling, deſſen Schmerz er lebhaft mitfühlte, nicht anſehen. Während daß er die Hand immer feſter auf ſeine Augen drückte, ſchwankte Hennig zur Thür hinaus nach ſeinem Zimmer, und ſank da ermattet auf ſein Bett. Der Alte ſchlich zum erſtenmal ſich leiſe von ſeinem lieben Oberſtwachtmeiſter fort, und ging in das Feld, um die Traurigkeit im Hauſe nicht länger zu ſehen. Seibold folgte ihm, und bald auch die Majorin.

Der Major zog endlich die Hand von den Augen weg, und hoffte nun, daß Seibold oder ſeine Frau ihn tröſten ſollten; aber er ſah ſich allein. Dieſer Zufall that auf ihn die gewaltſamſte Wirkung.

„Allein? allein?“ ſagte er; „ſchon allein? O lieber, guter Gott! hab’ ich denn ſo unrecht gethan, daß ſie Alle vor mir fliehen?" In dieſem Augenblicke ſah er ſeine Tochter die Allee her gehüpft kommen, und winkte ihr. Als ſie zu ihm kam, faßte er ſie in ſeine Arme, und küßte ſie; aber er konnte nicht ein Wort ſagen, und führte ſie ſanft an die Thür. Sie hüpfte in Hennigs Zimmer. Der Major ſah ihr durch das Fenſter in ſeiner Thüre nach; und Hennig ſtürzte herbei, drückte das kleine Mädchen an ſeine Bruſt, und hielt es lange in ſeinen Armen. Dieſer Anblick beruhigte den Major. Er glaubte, Gott ſelbſt gebe ihm ein Zeichen, daß er mit dieſer Verbindung zufrieden ſey. Ja, dachte er; jetzt ſeh' ich, daß Alles gut gehen wird! Alles! Alles! Er verriegelte die Thür, ſank auf die Kniee, und betete lange für das Glück ſeiner Tochter und ſeines Neffen.

Was der Major für ein Zeichen vom Himmel hielt, war nichts weiter, als ein irdiſches von der Schwäche eines guten Herzens. Hennig hatte ſich, wie geſagt, auf ſein Bett geworfen, um ſeinen Schmerz auszuweinen. Er fühlte ſein Unglück, ſeine Verlaſſenheit, und mußte ſeinen Unmuth auf irgend jemanden werfen. Auf ſeinen Oheim? das mochte er nicht, weil er ſonſt den Lohn ſeines Edelmuthes, das Gefühl, ihm ſeine Liebe aufgeopfert zu haben, verloren hätte. Der Menſch iſt ja auch im Unglücke noch eitel. — Sein Unwille fiel auf Hannchen; aber ſogleich dachte er auch daran, daß dieſes Kind ohne alle Schuld war.

In dem Augenblicke, da er ſein Unrecht empfand, ohne es deshalb wieder gut zu machen, hüpfte Hannchen in das Zimmer; und nun ſpielte er ſogleich eine Komödie mit ſich ſelbſt. Er ſprang auf, umarmte das Kind, und drückte es an ſeine Bruſt. In dieſem Umfaſſen fühlte er ſeinen Unmuth zunehmen, und war dennoch zufrieden; denn er hatte ſich ja doch wenigſtens bewieſen, daß er wußte, was er thun ſollte.

Kaum war Hannchen wieder weg, ſo kam Seibold, und mit einem Geſichte, auf dem Hennig ſchon las, daß dem Opfer, zu welchem er ſich entſchloſſen hatte, auch noch ſein Werth genommen werden ſollte. Seibold ſetzte ihm die Eigenſchaften der Liebe aus einander, und zeigte, daß auch die vernünftigſte gegen Zeit und feſten Entſchluß nicht aushalten könne, noch viel weniger aber eine Liebe, die ein Zufall, und das Geſchwätz eines Jägers erregt habe. Je tiefer Seibold dieſe Liebe herabſetzen wollte, deſto höher hob ſie Hennig. Er erklärte gerade zu, daß er ohne Louiſen unglücklich ſeyn würde; und zugleich nahm er ſich vor, es ſeyn zu wollen. In dieſen erſten Augenblicken des gereitzten und überraſchten Gefühles that er alles verkehrt, und Seibold verließ ihn endlich, ohne ihn überzeugt zu haben.

Hennig war freilich entſchloſſen, das Verlangen ſeines Oheims zu erfüllen, aber ohne eigentlich zu wiſſen, wie das geſchehen ſollte. Vielmehr blieb im Hintergrunde noch immer eine Hoffnung, die auf Hannchens Jugend ruhete. Es mußten Jahre verfließen, ehe das Kind ſeine Gattin werden konnte; Jahre aber beſtehen aus vielen tauſend Minuten, und jede konnte eine Veränderung bewirken. Dieſer Gedanke wurde bei Hennigen immer lebendiger; aber ſo bald er dadurch ſeine Hoffnung aufgerichtet hatte, verwarf er ihn auch wieder. Er wollte ſich zwingen, ihn nicht mehr zu denken; und doch nahm er, wenn ſeine Hoffnung ſank, ſogleich ſeine Zuflucht wieder zu ihm. So erhielt ſein Betragen eine leidliche Haltung; und er hatte endlich ſogar den Muth, zu ſeinem Onkel zu gehen. — Welch ein Heuchler iſt der Menſch!

Kaum aber trat er in das Zimmer, und kaum drückte der Major ihn, voll Freude über ſein ruhiges Geſicht, an ſeine Bruſt: ſo fühlte der Jüngling ſeine Heuchelei, ſo ſah er, daß er ſeinen Oheim betriegen wollte. Seine Hoffnung ſank, und mit ihr fiel er wieder in den Abgrund der Troſtloſigkeit. Er blieb nur einen Augenblick bei ſeinem Oheim, ging dann in den Garten, kam an den See, und hatte nun weiter keinen Gedanken, als an Louiſen. Was ſollte er ihr ſagen? und wie ſollte er es? Ihr ſchreiben, daß er ſie und ſein Glück der Tugend aufopfern müſſe? Er fühlte mit der fürchterlichſten Beſtimmtheit, daß Louiſe ihn dann haſſen oder verachten würde. Der Inſtinkt leitete ihn hier ſehr richtig. Kein Mädchen glaubt, geliebt zu ſeyn, wenn irgend etwas in der Welt iſt, dem die Liebe zu ihr noch weichen muß. Den

Kampf der Liebe mit Schwierigkeiten, ja auch mit der Tugend, ſieht ein junges Herz ſehr gern, und ſelbſt das Aufopfern der Liebe bis zu einem gewiſſen Punkte, bis nahe an dem Verluſte, macht ihm Freude; aber hier muß die Liebe ſich wieder mächtig erheben und den Kampf noch einmal erneuern. Siegt die Tugend über die Liebe, ſo erfolgt Verachtung; denn Liebe, Treue iſt die einzige Tugend, die ein junges Herz von dem andern fordert.

Hennig fühlte, daß er ſeiner Louiſe entweder trocken ſchreiben mußte: „ich liebe Sie nicht;" oder, daß ein Brief, wie er ihn im Kopfe trug, ſeinen Oheim und zugleich auch Louiſen betriegen würde. Zu Keinem von Beiden hatte er Muth. Er floh den Ort, wo er ſo glücklich geweſen war, und ging zurück mit dem Entſchluſſe, dem Oheim ſein Wort zu halten. Hierin beſtärkte ihn der alte Huſar, der ihn auf dem Rückwege antraf und ihm ſchweigend die Hand reichte. Hennig, ſagte der Alte zu dem Jünglinge, der ihn mit Thränen in den Augen anſah und dann den Blick zu Boden ſchlug —: Henn.

nig, ich kann es nicht leiden, wenn man im Unglück die Erde anſieht; das giebt allemal einfältige, nichtsnutzige Gedanken. Sieh, als der Herr Anno 56 die Kroaten hinter ſich hatte, da ging es mir auch ſo. Ich hatte das Leben lieb, wie du die Gräfin; aber meinen Rittmeiſter nicht weniger. Mich ſoll dieſer und jener! ich wußte nicht recht, was ich thun müßte, und fragte mich ſelbſt: ſoll ich? oder ſoll ich nicht? Nun ſchlug ich die Augen gen Himmel. Ich dachte: die Ewigkeit iſt lang; hol der Henker das Leben! Und damit warf ich den Gaul herum. Sieh, junger Herr, bei ſo einer Gelegenheit muß man in den hohen Himmel ſehen, und denken: es koſtet ja nicht mehr als das Leben, und hat das ein Ende, ſo gilt es einerlei, ob es ein Trauer-; oder ein Freudenſaal geweſen iſt. Als ich ſo hinritt, den Kerln entgegen, da rief ich: Vater unſer, Amen. Und nun ging es. So mußt du es auch machen; ſonſt ſtehſt du da immer, und fragſt: ſoll ich, oder ſoll ich nicht? Die Gräfin kann ja nicht verlangen, daß du ſie lieber haben ſollſt, als deineſ Onkel! Alſo friſch! Vater unſer, Amen. Laß deinen Vater nicht untergehen, Hennig!

„Ja,“ ſagte Hennig entſchloſſen; „hier iſt meine Hand. Ich will! Er ſoll nicht untergehen! Mit Freuden will ich!“ Er rieb ſich die Augen aus, und die Stirn glatt. Ein *Fremder* ſollte das gekonnt haben, dachte er; und ich, ich ſollte es nicht können? Er eilte mit dem Alten nach Hauſe, und Beide ſtürzten in des Majors Zimmer. — Der Kroat iſt weg! Vivat! rief der Alte. Hennig warf ſich an ſeines Oheims Bruſt, und ſagte: ich will, lieber Onkel; ich will! Sie ſollen glücklich ſeyn!“

Zum *Handeln* hat der Menſch mehr Kraft, als zum *Unterlaſſen*. Er kann ſich für einen Menſchen blindlings in eine Hölle ſtürzen, aber nicht vor einem Freudenhimmel ſtehen bleiben, ohne hinein zu treten, — Ich muß noch eine Bemerkung hinzu fügen: eine feinere, beſſere, edlere Liebe kann der Menſch leichter aufopfern, als eine bloß ſinnliche, obgleich die erſtere dauernder und ſogar ſtärker ſeyn mag. *Jene* verliert er nicht ganz, wenn er ſie aufgiebt; wohl aber *dieſe*. Zwiſchen den Geiſtern bleibt ein unſichtbares Band übrig; zwiſchen den Körpern nicht. Die edlere Liebe läßt freilich, wenn ſie zerriſſen wird, eine Wunde zurück, die nie heilt, deren Schmerz bis an das Grab hin wächſt. Die ſinnliche betäubt die Seele, und drohet, ſie zu zerſtören; aber ſo bald die Phantaſie aufhört ſich hinein zu miſchen, verliert ſich auch der Schmerz: das Herz heilt wieder, und es bleibt nicht einmal eine Narbe zurück.

Wäre Hannchen ſchon erwachſen geweſen, ſo würde Hennig ſich ſogleich mit ihr haben trauen laſſen; und dann hätte ſeine Liebe zu Louiſen in einem Monathe ihr Ende gehabt. Er wäre gewiß muthig in die Hölle hinabgeſprungen; jetzt aber ſtand er noch immer vor ſeinem Freudenhimmel, und ſollte nicht hinein gehen dürfen. In einer Stunde konnte er bei dem Jäger ſitzen und ſich von ihm erzählen laſſen; in zwei Stunden ſogar bei Louiſen ſelbſt ſeyn: und das ſollte er nicht! — Die Forderung überſtieg ſeine Kräfte.

Seine Liebe war jetzt noch nichts weiter, als eine erſt erwachte Sinnlichkeit, folglich ganz ſo unbeſchreiblich ſtark, wie alle ſinnliche Triebe. Er fühlte ſich in dem Maße unglücklich, als er zu verlieren glaubte. Konnte er auf der Stelle mit Hannchen verheirathet werden, ſo war es geſchehen; man findet ſich leichter in die Nothwendigkeit unglücklich zu ſeyn, als in die Angſt, es erſt zu werden. Aber er mußte mit jedem Augenblicke ſein edelmüthiges Opfer wiederholen; denn mit jedem Augenblicke zeigte ſeine geſchäftige Phantaſie ihm in der Ferne eine neue glänzende Hoffnung. Er fühlte ſein Inneres vernichtet, ſeine Seele von tauſendfachen Leiden zerriſſen; und er ſelbſt ſollte dieſen ſchmerzlichen Zuſtand in ſich erhalten, ohne ſich nur nach Linderung umzuſehen! Wie konnte er das? Er mußte auf die Hoffnung hinblicken; aber er war edel genug, ſich bald wieder von ihr abzuwenden. So wechſelten bei ihm Angſt und Furcht unaufhörlich mit Hoffnung und Erwarten.

Hennig litt ſehr von dieſem gewaltſamen, peinlichen Zuſtande. Er ſchloß in der Nacht kein Auge zu, und am andern Morgen kam er bleich, mit blauen Kreiſen um den Augen, zum Vorſchein. Man hätte ihn nicht für unglücklich halten ſollen, ſondern für einen Kranken, deſſen Lebenskeime der Tod in der Bruſt gernage. Er lächelte, um ſeinen Schmerz zu verbergen; man ſah aber, daß dieſes Lächeln ihm die Anſtrengung aller ſeiner Kräfte koſtete. Seine Stimme bebte unter dem ſiegenden Weinen; ſeine Hand zitterte, als er dem Onkel die ſeinige drückte. Schon nach einigen Minuten ging er matt und erſchöpft wieder auf ſein Zimmer, und legte ſich auf den Sofa.

Der alte Huſar, der ihn beſiegt hatte, war der erſte, der ſich zurückzog. Er ſah mit kleinen, von den tief herabgezogenen Augenbraunen halb bedeckten Augen in alle Winkel des Zimmers, als ob er etwas ſuchte, ſchüttelte den grauen Kopf, huſtete ein paar mal, und ſagte endlich: wenn das gut geht, ſo geht Alles gut! Der Major blies den Rauch aus ſeiner Pfeife in die Sonnenſtrahlen, und war ſtumm. Seibold betrachtete die Kaffeetaſſe, die er in der Hand hielt. Die Majorin ſah ſie alle Drei der Reihe nach an, und ſchwieg, weil ſie ſchwiegen.

Der alte Huſar ging hinaus, ſteckte den Kopf behutſam in Hennigs Thür, kam wieder zurück, machte ſich mit einem lauten Seufzer Luft, und ſagte warnend: na, na!

ich habe keine Schuld! Der Major that, als ob er nichts merkte, und fing an zu pfeifen, hörte aber bald wieder auf. Er rieb ſich die Stirn, und drehete dem alten Huſaren immer den Rücken zu, um deſſen finſtres Geſicht nicht zu ſehen. Wie ein Lazareth! ſagte dieſer endlich mit lauter Stimme. — „Wie meinſt du das, Alter?" fragte der Major. — Ich meine hier das Haus, gab der Alte zur Antwort. Der eine liegt ſchon in der Todtenkammer; wir Andern ſchleichen noch bei einander weg, und haben nicht das Herz zu fragen: wie geht es? — Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer wieder.

Der Major nahm Seiboldén in das Fenſter. „Hören Sie, Seibold, das Ding fängt an ernſthaft auszuſehen. Sagen Sie mir Ihre Sätze von der Liebe noch einmal. Unglücklich ſoll Hennig nicht werden, und müßte . . . Wie hieß doch der König, der ſeine Braut ſeinem kranken Sohne abtrat? . . . Aber, ich ſähe es gern, wenn es mit der Gräfin vorbei wäre."

Seibold verſicherte ihm, daß Hennig Louiſen nach einiger Zeit wieder vergeſſen würde.

Aber, Herr Major, ſetzte er hinzu; wenn nun Hannchen größer iſt, und Beide haben kein Herz für einander: wie dann?

Der Major runzelte die Stirn. „Das kommt von dem Verſtellen, von dem Lügen und Triegen! Ich habe da einmal einen dummen Streich gemacht mit meiner Tochter, und weiß nun nicht aus noch ein. Hat der liebe Gott hinterher nicht Luſt, einen dummen Streich wieder gut zu machen, ſo brummt man. — Alſo die Liebe, meinen Sie, wird ſich geben? . . . Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun ſoll.“ — Der Major handelte, wie alle Menſchen in ähnlichen Lagen: er ließ die Sache gehen, wie ſie wollte.

Hennig war bei Tiſche ein wenig heitrer; doch der Tag verging Allen bei Kopfſchütteln und mancherlei Gedanken. Am folgenden Morgen war man ſchon ein wenig an die Lage gewöhnt, und fing an ſich zu beruhigen. Auf einmal rollte ein Wagen in den Hof; und als der Schlag geöffnet wurde, hüpfte Louiſe heraus. Der Major ſetzte ſeine Pfeife in das Fenſter, und ſagte: „da kommt die Gräfin! Gott ſey uns gnädig!“

Louiſe hatte auf eine Antwort von Hennigen gehofft; aber weder der Jäger, noch ſonſt jemand hatte ihn geſehen. Sie nahm das ſehr übel; als er aber auch den zweiten Tag nichts von ſich hören ließ, wurde ſie traurig, weil ſie befürchtete, daß er krank ſeyn möchte. Ihr Vater konnte unterdeſſen noch immer nicht aufhören, von ſeinem Arrondiſſement zu reden; und endlich kam er auf den Einfall, dem Major für die Wieſe ein Stück Land zu geben, welches in das Sollinger Gebiet hineintrat. Er ſprach davon, und Louiſe brachte ihn, wie es ſchien ganz unbefangen, auf den Gedanken, dem Major das ſelbſt zu ſagen. Nun wurde eine Fahrt nach Sollingen beſchloſſen; aber, als man am folgenden Morgen noch nicht einmal ganz mit dem Ankleiden fertig war, ritten unvermuthet ein Paar junge Officier von großen Familien aus der nächſten Garniſon auf den Hof. Nun ſollten das Fräulein und Louiſe nach Sollingen fahren, weil der Graf ohnedies nicht Luſt hatte, ſeine Tochter in der Geſellſchaft dieſer Herren zu laſſen. Schon ſuchten Beide Fächer und Handſchuhe; aber jetzt fuhr eine al te Dame aus der Nachbarſchaft vor. Louiſe wurde ſehr unmuthig, und verzweifelte faſt, daß ſie heute nach Sollingen kommen würde. Indeß ſagte ſie zu ihrem Vater: ſo fahre ich allein, und bringe dem Major die Nachricht. Dann beſuche ich zugleich die Couſine Selenberg, zu der ich morgen ohnedies hinwollte.

Der Graf, dem daran gelegen war, daß der Major je eher je lieber ſeine Erkenntlichkeit erführe, und den die Anweſenheit der jungen Officier unruhig machte, ſagte in der Zerſtreuung: ja; ich erlaube es. Louiſe eilte hinunter; und ſo eben rollte der Wagen fort, als dem Grafen erſt einfiel, daß es unſchicklich ſey, ſeine Tochter ganz allein nach Sollingen fahren zu laſſen. Louiſe hatte das befürchtet, und deshalb ſo ſehr geeilt. Sie rief dem Kutſcher beim Einſteigen zu: er möchte ja recht ſchnell fahren; und bald war ſie in Sollingen, mit dem Entſchluſſe, ihren Geliebten, wenn er nicht krank wäre, tüchtig auszuſchelten.

Sie flog die Treppe hinauf in des Majors Zimmer, und bemerkte da Verlegenheit in allen Geſichtern. Der Major machte ihr in der Angſt eine tiefe Verbeugung, tiefer als ſonſt jemals vor irgend einem Menſchen, und ſah ſchweigend an die Decke. Auch die Majorin war nicht ſo freundlich, wie ſonſt. Louiſe fing ſelbſt an verlegen zu werden. Da hüpfte Hannchen zu ihr hin, und ſagte: ach! wenn nur Hennig nicht ſo krank wäre; heute wollten wir recht ſchiffen! — Krank? fragte Louiſe mit ängſtlicher Stimme, und wurde bleich; krank? gefährlich? O gewiß! gewiß! Sie waren Alle ſo verlegen, als ich kam.

Der Major und ſeine Frau antworteten nicht. Hannchen aber ſagte: nein, gefährlich nicht! Kommen Sie, Gräfin Louischen. Er ſitzt auf dem Sofa in ſeinem Zimmer. Das ließ ſich Louiſe nicht zweimal ſagen; und ehe noch der Major etwas dagegen einwenden konnte, war ſie ſchon aus der Thür.

Hennig ſaß bleich da, hatte die Hand über die Augen gelegt, und blickte nicht auf, als die Thür geöffnet wurde. Louiſe näherte ſich ihm, und legte ihre Hand auf die ſeinige. Als er nun ſchnell ſeine Hand wegzog, ſah er die Geliebte mit Schmerz und Theilnahme im Geſichte vor ſich ſtehen. „O Gott! Louiſe!" rief er, und ſprang auf; eine Purpurröthe zog ſich über ſein Geſicht, und ſein Auge flammte. Er betrachtete das holde Mädchen mit einem langen Blicke; dann bedeckte er ſeine Augen wieder. Krank ſind Sie? fragte Louiſe. — „Krank zum Tode!“ antwortete er, und ließ die Hand noch immer vor den Augen.

Jetzt ſprang Hannchen hinaus, um ihrem Vater das zu klagen. Kaum war Louiſe mit Hennigen allein, ſo breitete ſie ihre Arme aus, und ſagte mit dem Tone der Liebe: Halden! lieber Halden! Er blickte ſie an, und blieb unbeweglich ſtehen. — Sie ließ die aufgehobenen Arme ſinken, und ſagte ſchmerzlich: o Gott, Halden! was iſt Ihnen? — Länger widerſtand er der lieblichen Stimme nicht. Er blickte ſie lächelnd an, und näherte ſich ihr. Nun ſchlangen Beide ihre Arme um einander, und drückten Mund auf Mund.

In dieſem Augenblicke öffnete der Major die Thür, und Louiſe ſprang erſchrocken zurück. Alle ſchwiegen.

Der Major wollte gehen; Hennig aber bat ihn, zu bleiben, und erzählte nun Louiſen ſein Unglück, ſeinen Kampf. Seufzend und matt ſetzte er hinzu: Tugend, Dankbarkeit gegen den beſten Oheim mußten ſiegen! . . . Und nun? ſagte er mit bebender Stimme, legte die Hand auf ſein Herz, und wendete ſich ab.

Louiſe blickte, mit Thränen in den großen, blauen, zärtlichen Augen, den Major an, ſagte im Aufſtehen: o Gott! und ging in die andere Ecke des Zimmers. Der Major, deſſen weiches Herz nie einem naſſen Auge widerſtand, rief auf einmal: „Gott ſoll mich behüten, zwei Herzen zu trennen, die einander lieb haben, und wenn es auch ſo wäre, wie Seibold ſagt! . . . Hennig!“ fuhr er mit ſanftem Tone fort; „ſey glücklich, und vergiß meine Tochter nicht!“ Beide wendeten ſich ſchnell um, ſahen den Major mit Entzücken an, warfen ſich vor ihm nieder, ergriffen ſeine Hand, und benetzten ſie mit heißen Thränen. „O guter Gott!“ ſagte der Major gerührt, und legte ihre Hände in einander; „hätte ich doch nicht geglaubt, daß in dieſer Stunde ſo viele Freude liegen könnte! Gott ſegne euch, meine lieben Kinder!“

Vivat hoch! rief der alte Hennig, der

gehorcht hatte, jetzt in das Zimmer, ſtürzte herbei, warf ſich auch vor dem Major nieder, und küßte ſeine Hand mit frohem Ungeſtüm. Auch Seibold und die Majorin kamen. Die Traurigkeit verwandelte ſich nun in Freude, die durch kurze, vorhergegangene Angſt noch mehr erhöhet wurde. Jetzt kam auch Hannchen. Der Major faßte ſie in ſeine Arme, und ſagte, doch wieder halb traurig: „auch für dich wird ja der liebe Gott ſorgen, mein Kind!“

Nun überlegte die Familie, was weiter zu thun ſey. Die Liebenden verließen ohne alle Sorge das Zimmer. Hennig brachte ſeine Louiſe in die enge Bucht, wo er ſchon einmal ſo glücklich geweſen war, und ſich heute noch weit glücklicher fühlte. Im Hauſe wurde unterdeſſen einſtimmig beſchloſſen, das Geheimniß mit Hannchen noch nicht zu entdecken.

Der Major wollte, wie immer, nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Er ſetzte ſich zu Pferde, begleitete Louiſen nach Ransleben, und hielt bei dem Grafen förmlich für ſeinen Neffen um ſie an. Der Graf war bei dem Antrage recht freundlich, forderte aber Bedenkzeit. Der Major fand dieſes Verlangen ſehr billig, und ritt vergnügt wieder nach Hauſe.

Abends bei Tiſche theilte der Graf ſeiner Tochter den Antrag des Majors mit, und fragte ſie um ihre Meinung. Sie verſicherte ihrem Vater mit glühender Eil, daß ſie mit keinem andern Manne glücklich werden könnte, als mit dem jungen Halden. Der Graf erklärte ſich nicht näher, und wollte das Geſpräch auf etwas Anders leiten; aber nun rückte das Fräulein auch mit ihrem Günſtlinge, dem älteren Halden, hervor. So? erwiederte der Graf ſehr trocken; hat der ein Auge auf Louiſen geworfen? Davon weiß ich ja noch kein Wort.

Die Eltern, ſagte das Fräulein, wollten den jungen Leuten erſt Zeit laſſen, ein wenig mit einander bekannt zu werden. Ich weiß nicht, ſetzte ſie mit einer höhniſchen Miene hinzu, ob Louiſe mit einem ſo rohen Menſchen, wie der zweite Halden, glücklich ſeyn könnte. Sein Bruder iſt ein ganz andrer junger Mann! Er hat Verdienſte und Lebensart. Sie hielt nun dem Kammerjunker eine lange Lobrede, auf die der Graf am Ende nur erwiederte: nun, es wird ſich ja finden!

Der Graf hatte im Grunde nichts gegen Hennig einzuwenden, und überdies wirkte die offne Erklärung ſeiner Tochter ſehr für ihn. Indeß wünſchte er jetzt, daß auch Karl, deſſen Geſchliffenheit ihm ſehr wohl gefiel, um ſeine Tochter anhalten möchte, weil das gewiſſermaßen einer Negociation ähnlich ſah, und ihn im Geiſte wieder nach Regensburg verſetzte. Er war zu weiter nichts entſchloſſen, als den Handel nicht ſchnell zu endigen; das Uebrige ſollte von dem Augenblicke und dem Zufalle abhangen.

Das Fräulein ſchrieb noch dieſen Abend an die Kammerherrin; und am folgenden Morgen ganz früh ging der Brief nach Moorberg ab. Es hieß darin: man müſſe keine Zeit verlieren und ſogleich um Louiſen anhalten; denn bis jetzt ſey der Graf noch zu nichts entſchloſſen. Vor allen Dingen wurde nun der Kammerherr nach Ransleben abgeſchickt, um den guten Rath des alten Fräuleins zu befolgen. Als er fort war, überlegten die Mutter und der Sohn, was nun weiter zu

thun

thun ſey. Beide begriffen nicht, wie Louiſe den „Bauerjungen" lieben konnte, da ſie ihn ja nur Ein- oder zweimal geſehen hatte. Der Graf und die Gräfin, ſagte die Mutter, müßten ja keine Augen haben, wenn ſie Heinigen wählen ſollten! Der eitle Karl war ganz ohne Sorge, daß ſein Bruder ihm vorgezogen werden könnte.

In dieſem Augenblicke ſprengte der Major auf den Hof. „Es ſind ſeine Eltern," hatte er zu ſeiner Frau geſagt; „es würde ſie kränken, wenn ſie von einem Fremden erfahren müßten, daß ihr Sohn heirathen will. Und ihre Einwilligung haben wir ja auch nöthig."

Er kam herauf, und brachte ſein Anliegen vor. Die Mutter ſagte ihm noch artig genug: da kommen Sie zu ſpät, Herr Bruder. Mein Mann iſt eben heute nach Ransleben gefahren, und hält für Karln um die Gräfin Louiſe an. Sie ſehen alſo, daß wir unſere Einwilligung nicht geben könnten, ohne uns lächerlich zu machen. Die Partie iſt ſchon ſeit Jahr und Tag von mir und meinem Manne beſchloſſen. Karl liebt die Gräfin zum Sterben; und Sie ſelbſt werden es doch billig finden, Herr Bruder, daß hier der jüngere Sohn dem älteren nachſtehen muß. Es macht mir großen Kummer, daß Karl und Hennig einander nicht wie Brüder lieben, und ich weiß wohl, daß ſie Beide Schuld haben. Sie können es eben ſo wenig leiden, wie ich, wenn Brüder ſich haſſen. Jetzt wäre nun eine ſchöne Gelegenheit, Karln und Hennigen wieder auszuſöhnen. Hennig dürfte nur freiwillig zurücktreten; und das wäre ihm deſto leichter, da er ohnedies unſre Einwilligung nicht bekommen kann. Sehen Sie, lieber Herr Bruder, da haben Sie eine Gelegenheit, ſich den Himmel zu verdienen.

Sie ſagte das ſo natürlich und gutartig, daß der Major nicht recht viel darauf zu erwiedern wußte. Ihm fiel einmal ein, daß Karl wohl gar boshaft genug wäre, aus Haß Hennigs Glück hindern zu wollen; aber, dachte er dann wieder, ſie haben ja Hennigs Abſicht auf Louiſen noch nicht wiſſen können. Er erinnerte ſich ſogar, daß er etwas von dem Plane der Mutter zu einer Verbindung zwiſchen Karln und Louiſen gehört hatte. Ju ſeiner Verlegenheit ſagte er: „nun, die Gräſin muß doch am Ende entſcheiden, welchen von den beiden Brüdern ſie haben will.“ Jetzt fing die Kammerherrin an, den Major auszufragen; und er geſtand ſehr offen, daß Louiſe Hennigen herzlich liebe. Hierbei konnte ſeine Schwägerin ſich kaum noch mäßigen Sie verſicherte beſtimmt: Hennig werde nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit der Gräſin erhalten.

„Aber, wenn nun die Gräſin Karln nicht haben mag?“ fragte der Major.

Auch dann nicht, dann noch weniger! antwortete ſie heftig. Nicht will? O, wenn der Vater will — die Tochter muß wollen.

„Vergeſſen Sie denn ganz, daß Hennig auch Ihr Sohn iſt?“ fragte er hitzig.

Nun überhäufte die Kammerherrin ihn mit Vorwürfen, und mit den allerſeltſamſten. Sie nannte ihn den Verführer ihrer Tochter. Ja, rief ſie; als Emilie des ſchlechten Menſchen, Seibolds, Frau nicht werden ſollte, — Freude und Ehre an meinen Kindern gönnt man mir nicht! — ja, da wurde ſie als Mätreſſe an den Fürſten verkuppelt, und Karl mußte vom Hofe weg, weil der Ehre im Leibe hat und ſeine Schweſter nicht für Sündengeld verkaufen wollte.

Der Major ſtieß in der Wuth die tollſten Flüche aus, und konnte ſich kaum enthalten, Hand an ſeine Schwägerin zu legen. Er verließ in aller Geſchwindigkeit das Haus, weil er ſeinem Zorne nicht länger trauete. Aber auf dem Pferde überlegte er die Worte ſeiner Schwägerin genauer, und ſie fielen ihm ſchwer auf das Herz. An den Fürſten als Mätreſſe verkuppelt! Karl hatte den Hof verlaſſen müſſen, weil er das nicht leiden wollte! (Das ſchien dem Major bei jedem Menſchen, ſogar bei Karln, ſehr natürlich.) Der Fürſt gegen die Heirath mit Selenbergen! Deſſen Kammerdiener die Triebfeder in der ganzen Begebenheit! Das Alles ſchien dem Major Zuſammenhang zu haben. „Herr Gott!" rief er, und ließ den Zügel fallen; „wenn ſie mich betrogen hätten! wenn Emilie, wenn meines Vaters Enkelin, meines Bruders Tochter . . ." — Er ſchrie laut auf, gab dem Pferde die Sporen, und flog nach Hauſe. Haſtig ſtieg er ab, polterte die Treppe hinauf, ſtürzte in das Zimmer, warf Mütze, Peitſche und Handſchuhe auf den Tiſch, und rief: „Da erbarme ſich Gott!" — Was iſt denn? fragte alles; hat ſie ihre Einwilligung gegeben?

Der Major, der jetzt nur an Emilien dachte, antwortete: „ja, Kinder, leider muß ich es glauben! — In ſolche Schande gewilligt! Aber ich willige nicht ein, bei dem großen Gott! ich nicht! in Ewigkeit nicht! Sie ſollen mich von der Himmelsthür wegſtoßen, wie einen Hund, wenn ich einwillige. Und wenn es der Graf erfährt, ſo biſt du um Louiſen, das ſag' ich dir!"

Niemand verſtand den Major, und Alle wurden mit jedem Worte unruhiger; indeß man mußte ihn ausreden laſſen. Endlich nannte er den Namen Emilie. Jetzt wurde Seibold blaß. Er fing an zu fragen, und brachte bald heraus, was der Major eigentlich wollte. Alle erſtarrten; nur Seibold nicht. Er ſagte ganz ruhig: es iſt nicht wahr! Nicht lange, ſo ging er zum Zimmer hinaus, ſteckte Geld ein, und nahm den Weg zu der Reſidenz, der auch nach Waldengrund führte.

Von Zeit zu Zeit verſuchte Hennig, ſich Gehör zu verſchaffen; allein er mußte ſich gedulden, da der Major noch nicht antworten konnte. Als man endlich zu Tiſche gehen wollte, war Seibold nicht zu finden. Man achtete nicht darauf, da er öfters ausblieb, wenn er ſich bei Spaziergängen zu weit von Sollingen entfernt hatte; doch als er am Abend wieder fehlte, wurde man unruhig. Als er auch um zehn Uhr noch immer nicht da war, fiel jeder darauf, daß er zu Emilien gegangen ſeyn müßte; und Alle legten ſich ruhig zu Bette. .

Unterdeſſen war der Kammerherr bei dem Grafen geweſen, und hatte mit aller Feierlichkeit um Louiſen für Karln angehalten. Der Graf anwortete auf ſeinen Antrag mit der größten Höflichkeit, und ſagte ihm dabei, daß auch der Major für Hennigen geworben hätte. Der Kammerherr war auf dieſe Nachricht vorbereitet; er zuckte daher mit einer zweideutig lächelnden Miene die Achſeln, und ſagte: mein Bruder mag ſeine Abſichten haben; allein ich würde, wenn ich auch keinen andren Sohn mehr hätte, meinem jüngſten dennoch nie meine Einwilligung zu dieſer Heirath geben, und zwar aus Freundſchaft für Sie und Ihre ſchöne Tochter. Es hat mit meinem jüngſten Sohne eine ganz eigene Bewandniß. Für jetzt muß ſie noch ein Geheimniß bleiben; aber leider wird es ſich damit bald von ſelbſt aufklären.

Dieſe Worte, welche der Kammerherr auswendig gelernt hatte, machten den Grafen ſtutzig; er ſuchte das aber zu verbergen, und ſagte: meine Tochter ſcheint mehr Neigung zu Ihrem jüngern Sohne zu haben, als zu dem ältern. — Die arme Gräfin! erwiederte der Kammerherr mitleidig und geheimnißvoll. Freilich, mein Bruder muß die Verbindung wünſchen, und wahrſcheinlich wird er eilen, ſie zu Stande zu bringen. — Der Graf ſtutzte noch mehr; denn der Major hatte wirklich auf ſchnelle Vollziehung der Heirath gedrungen. Indeß ließ er ſich davon nichts merken, und verſprach, den Vorſchlag zu überlegen. Er war dabei ſehr freundlich; jetzt befand er ſich ja in der glücklichen Lage, negociiren zu können! Kaum war der Kammerherr wieder weg, ſo ſetzte der Graf ſich ſogleich nieder,

[illegible]

und arbeitete einen Brief aus, worin er den Major bat, vorläufig bei den Eltern ſeines Neffen ihre Einwilligung zu der bewußten Heirath nachzuſuchen, indem die Präliminarien erſt in Richtigkeit ſeyn müßten, ehe man ſich weiter einlaſſen könnte. Daß der Kammerherr für Karln angehalten hatte, verſchwieg er.

Das Fräulein erzählte nun bei jeder Gelegenheit die ſeltſamſten Dinge von Hennigen, und hielt Karln die ſchönſten Lobreden; aber zu ihrem Verdruſſe machte Beides auf den Grafen ſehr wenig Eindruck: er lächelte nur, weil er daran dachte, daß weder das Fräulein noch ſeine Tochter, weder des Majors noch des Kammerherrn Familie wiſſen würden, was ſeine Abſicht wäre. Staatsklugheit, liebes Fräulein Couſine! ſagte er, wenn ſie um ſein Urtheil in ihn drang.

Das Fräulein fing an zu fürchten, daß er für Hennigen ſey, und ſchrieb einige Worte an die Kammerherrin, um ihr von der Gefahr Nachricht zu geben. Als die Mutter den Inhalt dieſes Billets mit dem, was der Kammerherr erzählt hatte, zuſammen hielt, gerieth ſie in wirkliche Hitze, und kam auf die ſeltſamſten Einfälle, ihren Plan auszuführen.

Karls Spion in Sollingen, der Bediente, welcher das Eſſen auftrug, wußte das Geheimniß des Majors ſchon. Er hatte, als mit Hennigen über Louiſen verhandelt worden war, gelauſcht, und dabei gehört, daß Hannchen des Majors Tochter war. Dieſe Nachricht gab er dem Kammerjunker gerade am heutigen Morgen.

Schlag auf Schlag! und immer einer noch ärger, als der andere! Nun hatte der Major ſogar eine Tochter, und Hennig trat wieder in ſeine Erbrechte! Das Unglück war unausſprechlich groß; doch eben in dieſem Unglücke fand die Kammerherrin auch Hülfe. Hannchen mußte alſo den Major beerben. Daß ſie ſeine Tochter war, hatte man verſchwiegen, um Hennigen das Vermögen ſeines Vaters zu ſichern: das ließ ſich, meinte die Kammerherrin, an den Fingern abzählen. Und nun ſtand der abſcheuliche Hennig, der ſeinem Bruder einen großen Theil der Erbſchaft nehmen wollte, ihm ſo gar auch bei der reichen Gräfin Louiſe im Wege. Ich ſehe, was er will, ſagte die Mutter mit verſtecktem Grimme: verderben will er dich, Karl, und mich unglücklich.

machen. Aber ich . . . — Sie hielt einen Augenblick inne. Der Genius der menſchlichen Glückſeligkeit, der Eltern- und Kindesliebe, trat warnend vor ſie hin; doch vergebens. — Ja, fuhr ſie fort; er verdient es nicht beſſer. Ich will, ich muß. Er ſoll ſehen, Karl, daß ich deine Mutter bin!

Sie ließ den Juſtizamtmann rufen, und blieb eine Stunde mit ihm allein. Dann ging ein Brief nach Sollingen ab. Als die Mutter die Antwort bekam und ſie las, wurde ſie bei einigen Stellen blaß, zitterte, und vergoß ſogar eine Thräne. Einige Minuten ſaß ſie ſchweigend, in ſich verſunken da, und betrachtete Karln verſchiedene male, doch nur verſtohlen. Endlich ſprang ſie mit wilder Aengſtlichkeit auf, drückte Karln heftiger als je an ihren Buſen, und ſagte erſchüttert: Karl, liebſt du mich denn auch? (Er küßte ihr die Hände.) Liebſt du mich, Karl? um Gottes willen, liebſt du mich? Antworte! — Wie nie ein Sohn ſeine Mutter liebte, antwortete der Kammerjunker. — Sie lächelte noch immer ängſtlich. Gut! ſagte ſie; aber wenn du es jemals vergäßeſt! O

Karl, Karl! ich liebe dich, wie nie eine Mutter ihren Sohn. Sie ging zitternd und langſam zu ihrem Manne, mit dem Vorſatze, für Rangſucht und Eitelkeit ein Verbrechen an der Natur zu begehen.

Die Mutter war auf den Gedanken gerathen, ihren jüngern Sohn zu enterben; darum hatte ſie den Juſtizamtmann rufen laſſen. Sie fragte dieſen feilen Menſchen — einen andern konnte ja eine ſolche Frau nicht in ihren Dienſten haben — : wie iſt es anzufangen, daß mein zweiter Sohn enterbt werden kann? Der Juſtizmann erſchrak dennoch, ſo ſchlecht er auch war; indeß dachte er gleich wieder: es iſt ja nicht mein Sohn! Die Verbrechen, die Hennigen zu einer geſetzmäßigen Enterbung qualificirten, waren bald gefunden; und nun wurden zwei Teſtamente aufgeſetzt, worin der Vater und die Mutter Karln zum alleinigen Erben ihres Vermögens erklärten. Den zweiten Sohn enterbten ſie feierlich, „weil er ſeinen Bruder, der eine unſchickliche Liebe zwiſchen ihrer Tochter und einem verlaufenen Vagabunden habe ſtören wollen, mörderiſch überfallen und unbarmherzig geprügelt; zweitens, weil er, als die Mutter mit ihrer Tochter auf dem Wege nach der Reſidenz geweſen, ihren Wagen ſtraßenräuberiſch angehalten, und ſeine Schweſter heraus geriſſen, um ſie zu ihrem Verführer, dem ſchon erwähnten Vagabunden, zu bringen; drittens, weil er es beſtändig mit den Feinden ſeiner Eltern gehalten, und dieſen alles nur mögliche Herzeleid verurſacht; viertens, weil der größte Verdacht gegen ihn vorhanden ſey, daß er an ſeiner Schweſter Flucht aus der väterlichen Gewalt Theil genommen habe; fünftens, weil er — Für dieſes Verbrechen, das Hennig erſt noch begehen ſollte, wurde Platz gelaſſen.

Die Mutter ſchrieb nun an Hennigen, und forderte von ihm, daß er ſeine Abſichten auf die Gräfin Louiſe aufgeben ſollte, weil ſie ihn widrigenfalls enterben würde. Sie verlangte unverzügliche und beſtimmte Antwort.

Hennig, der gerade allein war, als der Bote ihm den Brief ſeiner Mutter brachte, antwortete ihr nach einer halben Stunde: „O liebe Mutter! konnten Sie Ihrem Sohne ſo ſchreiben? Und dennoch küſſe ich Ihren Brief, ſo hart, ſo unmütterlich er auch iſt;

ich drücke die Zeilen an meine Bruſt, weil ich denke, daß mein Herz Sie in Liebe verwandeln ſoll. Theuerſte Mutter, Karl lag nicht allein unter Ihrem Herzen. Auch wir, ich und Emilie, ſind Ihre Kinder, und Ihr Blut hat uns genährt. O, könnten Sie ſehen, wie ich vor dieſem harten, drohenden Briefe auf den Knieen liege; wie ich mich quäle, nur eine Spur von mütterlicher Liebe darin zu finden: Sie würden den verſtoßenen Sohn nicht länger haſſen. Haſſen? Gott, welch ein Wort! O, theure Mutter, geben Sie Ihr Vermögen Karln, und mir nur die Liebe, die er vielleicht verachtet, gegen die er kalt und undankbar iſt; dann will ich mit Freudenthränen ſagen: wie reich hat meine Mutter mich geſegnet! Bedenken Sie, daß Augenblicke für mich kommen können, wo vielleicht nur die Liebe meiner Mutter mich von Verzweiflung rettet! bedenken Sie, daß ein Augenblick kommen kann, in welchem Sie vielleicht nach der Liebe Ihres verſtoßenen Sohnes verlangen. O, käme dieſer Augenblick, Mutter, und hätten Sie ſo eben erſt mein Herz zerſchmettert — ich wollte mit dieſem zerſchmetterten Herzen an Ihre Bruſt fliehen, Sie ſegnen, und glücklich ſterben. Was Sie auch thun mögen — ich fühle an dieſem Zagen, an dieſer Angſt, an dieſen Thränen, daß ich nie aufhören kann Ihr Sohn zu ſeyn, und daß Sie mir Ihre Mutterliebe nie ganz entziehen werden."

Einige Stellen in dieſem Briefe erſchütterten die Mutter; aber dennoch ging ſie zu ihrem Manne in das Zimmer, um ihn zu bereden, daß er Hennigen enterben ſollte. Der Kammerherr erſchrak. Er verlangte Gründe zu einem ſolchen Schritte, und weigerte ſich zum erſtenmale ernſtlich. Jetzt hatte aber ſeine Frau mehr als Thränen und Maulen, um ihren Willen durchzuſetzen. Das Teſtament, ſagte ſie, wird den Major dahin bringen, daß er Hennigen wenigſtens mit ſeiner Tochter zu gleichem Theile gehen läßt; oder Hennig wird aus Furcht ſeine Bewerbung um die Gräfin aufgeben. Wir, lieber Mann, können ja hinterher noch immer thun, was wir wollen.

Der Kammerherr las das Teſtament, und ſagte dann: das iſt alles gut, mein Kind; aber das Papier wird uns Hennigs und meines Bruders Herz koſten; denn . . . — Er unterdrückte das, was er noch ſagen wollte: unſer Sohn iſt unſchuldig.

Des Vaters Herz empörte ſich wirklich bei dem Verlangen ſeiner Frau; aber er war an Gehorſam gewöhnt. Ueberdies tröſtete er ſich damit, daß er ſein Teſtament ja noch immer abändern könnte; und er nahm ſich feſt vor, es zu thun, ſo bald er nur dürfte.

Die Inſtrumente wurden gehörig angefertigt, und die Mutter hatte das Herz, ihrem Sohne in Sollingen eine Abſchrift davon zu ſchicken. Hennig bekam die Papiere in des Majors Gegenwart, und ſein Auge wurde finſter, als er ſie durchlas. Die Mutter erreichte ihren Zweck; denn Hennig nahm ſich jetzt vor, ſeine Hoffnungen mit eigner Hand zu zerſtören. Nun war er enterbt! Auf des Majors Vermögen hatte er nicht mehr gerechnet, ſo bald er wußte, daß Hannchen deſſen Tochter war. Er ſteckte kalt und ernſt die Papiere in die Taſche, und wollte aus dem Zimmer gehen.

„Was haſt du da, Hennig?" fragte der Major, zog ihm die Papiere aus der Taſche, und las ſie. „Trallala! Frau Schweſter!" ſang er, und warf die Papiere ins Feuer. „Was machſt du für ein grämliches Geſicht, Hennig? Doch, freilich! Es muß einem Sohne wehe thun, wenn die Eltern ſeine Teufel ſind. Aber dieſesmal, lieber Junge, hat der Teufel ſich verrechnet, wie er es Gott Lob immer thut; denn nun haben wir gerade, was uns fehlte. Sieh!" (er zog des Grafen Brief hervor) „da iſt auch eine Hiobspoſt. Der Graf Eſpenbruch verlangt die Einwilligung deiner Eltern zu deiner Heirath; und du weißt wohl, er muß Schwarz auf Weiß haben, ſonſt iſt nichts mit ihm zu machen. Ich glaube, am jüngſten Tage wird er mit dem lieben Gott kapituliren, und einen Seligkeitsſchein auf einem Stempelbogen verlangen. Die Einwilligung deiner Eltern haben wir nun; denn Eltern, die ihren Sohn enterben, geben alle Rechte über ihn auf. Komm her, Hennig! Jetzt biſt du mein Sohn!" Er drückte den Jüngling an ſeine Bruſt, und führte ihn in die Arme ſeiner Gattin.

Aber das alles half nichts; in Hennigs

Seele waren andre Gedanken. Wie konnte er Anſprüche auf ſeines Oheims Vermögen machen, da Hannchen lebte? Er verließ mit bitterem Gefühle ſeines Unglücks das Zimmer, und ging den Weg nach Ransleben.

Das alte Fräulein wußte ſchon alle Maßregeln, welche die Frau von Halden genommen hatte, Hennigen von Louiſen zu trennen; und ſie an ihrem Theile that ebenfalls, was ſie nur konnte. Sie machte der Gräfin Vorſtellungen; aber, anſtatt ihren Rath zu überlegen, erklärte Louiſe ihre heiße Liebe zu Hennigen, und ſagte gerade heraus, daß ſie alle mögliche Mittel anwenden würde, ſeine Gattin zu werden. Das Fräulein wurde böſe. Alſo wollen Sie die Frau eines Menſchen werden, der enterbt iſt und als ein Taugenichts in der Welt wird umher irren müſſen? Ich ſage Ihnen: er iſt jetzt ſo arm, wie eine Kirchmaus.

„Ich habe einmal Vermögen für mich und für ihn; und er wird mich nur deſto lieber haben. Armuth ſchändet nicht.“

Er iſt enterbt, ſag' ich Ihnen! Enterbt! bedenken Sie nur!

„O, Couſine, ein Mann wie Halden, der ein ſolches Herz, ſo viel Geiſt, und auch einen ſolchen Körper von Gott bekommen hat, iſt wahrhaftig nicht enterbt. Alle edlen Menſchen lieben ihn; und nur die böſen können ihn haſſen. Ich bitte, ſchweigen Sie davon.“

Das Fräulein war erſtaunt, und wußte gar nicht zu begreifen, wie und wo Louiſe ſich ſo ſehr in den jüngeren Halden verliebt haben könnte. Die Kammerherrin hatte ihr ſchon vor längerer Zeit geſchrieben: ſie möchte die Gräfin hüten, daß ſie Hennigen nicht heimlich ſpräche. Ja, dachte die Couſine jetzt: Beide müſſen einander heimlich geſprochen haben; es kann nicht anders ſeyn. Sie gab nun ſogleich ihrer Jungfer, einer alten frommen Perſon, den Auftrag, Louiſens kleinſte Schritte zu bewachen, und es ihr ſogleich zu ſagen, wenn ſie etwas merkte. Auf dieſe geheimen Zuſammenkünfte und auf den Charakter des Grafen bauete ſie einen ſchönen Plan. Die Staatskunſt war des Grafen ſchwache Seite; er bildete ſich ein, daß er alle Menſchen durchſchauen und leiten, alle Zufälle, alle Begebenheiten von ſich abhängig machen, und alle

Plane errathen könnte, daß aber er allein undurchdringlich wäre. Nichts konnte ihn alſo mehr verdrießen, als wenn er etwas erfuhr, das er nicht errathen hatte, oder wenn man gegen ihn, ja auch nur ohne ſein Wiſſen, heimliche Plane machte.

Das Fräulein ging zu ihm, und fing ſogleich wieder von Louiſens Verhekrathung an. Er lächelte und ſchwieg. Ich hätte es, fuhr das Fräulein ſeufzend fort, der Gräfin nicht zugetrauet, daß ſie ohne Ihr und mein Wiſſen einen Liebeshandel führen könnte.

Der Graf wurde aufmerkſam; doch lächelte er nur, und ſchwieg. Louiſe, fuhr das Fräulein fort, iſt zum Sterben verliebt in den zweiten Halden. Wie wollte ſie das aber geworden ſeyn, wenn ſie ihn nicht oft heimlich geſprochen hätte?

„Oft nicht!" ſagte der Graf lächelnd; „das weiß ich."

Ja, wie die Welt jetzt iſt! Sonſt war der Vater der erſte, der um ſo einen Handel wiſſen mußte; aber jetzt! lieber Gott! da thun die jungen Leute, als ob keine Väter in der Welt wären. Der Vater erfährt die Sache erſt, wenn ſie richtig iſt, und wird zu einen Amens-Herrn gemacht.

Ein wirkſameres Gift konnte die Alte nicht in des Grafen Seele gießen. Er lächelte zwar, und ſagte: „ich weiß genau, wie oft Louiſe den jungen Halden geſprochen hat.“ Aber, was die Alte behauptete, war allzu wahrſcheinlich, als daß er es nicht hätte glauben, und auf die beiden jungen Leute böſe werden ſollen. In dieſem Augenblicke wurde das Fräulein abgerufen. Ihre alte Jungfer, die zum Lauern geſchaffen war, gab ihr die Nachricht, daß Halden hinten im Bosket wäre, und daß der Jäger es der Gräfin ſchon geſagt hätte. Das Fräulein kam wieder zu dem Grafen in das Zimmer, trat lächelnd an das Fenſter, und ſagte auf einmal: da geht ja die Gräfin Louiſe! und da hinten ſeh' ich auch den jungen Halden. Ja, die Leutchen haben ſich lieb!

Der Graf ging an das Fenſter, und ſah wirklich, daß Louiſe mit ihrer Jungfer dem Bosket zueilte. Er verließ nun das Zimmer, und nahm ſeinen Kammerdiener mit hinunter in den Garten.

Das Fräulein trat wieder in das Fenſter, und ſah zu ihrer Freude, daß der Graf mit dem Kammerdiener durch Umwege auf das Bosket zu ging. Am Eingange des Boskets ſtand die Jungfer auf der Lauer. Der Graf ſchlich ſich ihr näher, deutete durch Zeichen an, es läge etwas im Gebüſche, das er nicht erſchrecken dürfte, und winkte ihr, daß ſie ganz ſtill zu ihm kommen ſollte. Die Jungfer ging richtig in die Falle. Als ſie kam, ſagte der Graf leiſe zu ihr: wo du nur einen Laut von dir giebſt, ſo biſt du unglücklich! Geh mit dem Kammerdiener nach Hauſe; ich will hier allein ſeyn. — Nun ſchlich er ſich in das Bosket, wo ihn eine dicke Laube verſteckte. Er hätte können ſehr hart auftreten, und würde dennoch nicht gehört worden ſeyn; denn ſo eben fielen Louiſe und Hennig einander in die Arme. Ganz leiſe ſetzte er ſich nieder, und hörte aufmerkſam zu.

„Louiſe," hob Hennig ſtockend an, und drückte ſie noch einmal an ſich: „du weißt, wie ſehr ich dich liebe; du weißt, daß ich ohne deine Hand der unglücklichſte Menſch auf dem Erdboden bin: und dennoch . . . o, Louiſ ſe! dennoch muß ich es ſeyn, muß dem ganzen Glücke meines Lebens entſagen. Louiſe, ich bin arm, unter dem ſcheinbarſten Vorwande von meinen Eltern enterbt. Mein Onkel hat eine Tochter. Er würde mir freilich die Hälfte ſeines Vermögens geben; aber wenn er ſo großmüthig iſt, darf ich ſo ungerecht ſeyn, dieſe Großmuth anzunehmen? Louiſe, es iſt nicht anders. Laß uns unglücklich ſeyn, da wir nicht mit Ehre glücklich werden können." Er legte ſein Geſicht an ihre Bruſt, und weinte laut.

Nun hob Louiſe an: du biſt arm, Halden; aber ich bin deſto reicher. Nein, gewiß, wir wollen glücklich ſeyn.

„Dein Vater wird dem verſtoßnen, enterbten Bettler deine Hand abſchlagen."

Nein, Halden, mein Vater iſt großmüthig. Aber, wenn du das befürchteſt, ſo können wir es ihm ja verbergen.

„Verbergen? verbergen, daß ich arm bin? Nein, Louiſe. Unglücklich kann ich ſeyn, aber kein Betrieger, und wenn auch deine Hand der Preis dafür wäre. Ich bin arm, enterbt: das mag jetzt die ganze Welt wiſſen."

Nun ja, mag die ganze Welt es wiſſen! Aber ich — ich gehöre dir. Ich kann auch arm ſeyn. O Halden! jetzt fühle ich erſt, was du biſt. Nein, keine Gewalt ſoll mich von dir trennen. Von jetzt an bin ich ganz dein. Fordere; ich habe den Muth, alles zu thun. Kannſt du nicht arbeiten? hab' ich nicht Arme? Sieh, Halden, ſieh! ich bin entſchloſſen, ſo bald du willſt, dein zu ſeyn, mein våterliches Haus zu verlaſſen, mit dir jede Noth, jedes Schickſal zu theilen, und dir zu folgen, wenn der Weg auch in die Hölle ginge.

„Louiſe, du eröffneſt mir eine Ausſicht voll Seligkeit; und dennoch muß ich dieſer Seligkeit entſagen! Du haſt einen Vater. Ach, wenn er ſich auch deinem und meinem Glücke widerſetzt, du bleibſt dennoch ſeine Tochter! O, ich wäre unendlich glücklich, wenn ich ſein Sohn werden dürfte. Für dich arbeiten, Louiſe? Ich würde dann die Kraft und das Glück eines Gottes haben. Aber dich ſollte ich aus der Mitte des Ueberfluſſes, von dem Herzen eines liebenden Vaters reißen? dich arm und verachtet, eine Familie, deren

Stolz du biſt, unglücklich machen, um ſelber glücklich zu werden? Nein, meine theure Louiſe. Ich bin unglücklich, und will es ſeyn! O, muß ich auch mein ganzes Leben verweinen — es giebt einen Ort, wo ich dich wiederfinden werde. Ach, ich danke der Vorſehung, daß ſie den unglücklichen Tugendhaften anſah, als ſie die Länge des Lebens beſtimmte! : . . . Selbſt das iſt ſchon Unrecht, daß ich dich hier heimlich ſpreche."

Der Graf ſchlich ſich jetzt zurück, und huſtete dann. Louiſe ſprang mit den Worten: ich ſchreibe! ſeitwärts aus dem Gebüſche; und der Graf ging ruhig auf Halden zu, freute ſich, ihn anzutreffen, und bat ihn, mit auf das Schloß zu gehen. Halden nahm die Einladung an. Als der Graf die Thür des gemeinſchaftlichen Zimmers öffnete, wurden Louiſe und das Fräulein roth. Er lächelte, weil er mit großem Vergnügen daran dachte, daß Beide ihn jetzt unbegreiflich finden würden.

Hennig mußte den Abend zu Tiſche bleiben. Der Graf erreichte ſeinen Zweck; denn alle Drei warfen verlegene, erwartende und erröthende Blicke auf ihn. Er blieb ſich dabei immer gleich: kalt und höflich. Nach Tiſche, als Hennig ſich empfohlen hatte, und auch Louiſe ſchon weggegangen war, ſagte er zu dem Fräulein: „ich muß Ihnen etwas Neues mittheilen. Haldens haben Ihren zweiten Sohn enterbt, und der Major hat eine Tochter. Ich bedaure den jungen Mann in der That; denn er iſt ein edler Menſch.“

Ein edler Menſch? und von ſeinen Eltern enterbt? fragte das Fräulein ſpitzig.

„Liebe Couſine, wenn Sie den ganzen Handel überſähen, wie ich, ſo würden Sie die Frage nicht thun.“

Ein edler Menſch? und er hat geheime Zuſammenkünfte mit Louiſen? ſagte ſie noch ſpitziger.

Der Graf lächelte. „Morgen wird Louiſe ihm heimlich einen Brief ſchicken; und doch iſt er ein edler Menſch, ſage ich Ihnen.“

Das Fräulein war beſtürzt über die Allwiſſenheit und über die Kälte des Grafen. Sie fragte ihn, was er zu thun gedächte. — „Das wird noch von den Umſtänden abhangen,“ antwortete er ſehr ruhig, und zog ſich nun triumphirend über ſeine Staatsklugheit zurück.

Die Unterredung, die der Graf belauſcht hatte, war nicht ohne Wirkung auf ſein Herz geblieben. Er fühlte, wie edel der Jüngling dachte, der lieber ſein Glück aufopfern, als unredlich ſeyn wollte, und konnte ſich der Achtung für Hennig nicht erwehren. Bei dem Allen hatte er aber gar keine Neigung, ſeine Tochter einem armen Menſchen zu geben, und Karls Wage ſank bei ihm ſehr merklich; er wollte indeß den Gang der Begebenheit abwarten, und ihn ſo viel als möglich verlängern. Louiſe war ja noch jung; und nicht leicht, glaubte er, konnte ſich wieder ein ſo verwickelter Handel finden, deſſen Hauptfäden er ſämmtlich in ſeiner leitenden Hand hielt.

Louiſe ſchrieb am folgenden Morgen. „Laß ſie ſchreiben!“ dachte der Graf. — Das Fräulein ſchrieb. „Laß ſie ſchreiben!“ Nach Tiſche kam die Kammerherrin, und ſchloß ſich mit dem Fräulein ein. „Laß ſie nur Maßregeln nehmen und Verabredungen treffen!“ dachte der Graf. „O,“ ſagte er frohlockend; „es iſt hier gerade wie in Regensburg!

heimliche Unterredungen aller Partheien, Briefe, Zuſammenfahren, Winke, Fragen, Aushorchen, einer gegen den andern. Und am Ende hatte mein Hof doch den Vortheil, daß er ſich arrondirte, mein undankbarer Hof! Ich glaube, der Major iſt der Einzige, der geradeaus geht, wie ein Reichsſtadts-Geſandter. Mich ſelbſt ſoll wundern, welcher von den beiden Brüdern Louiſen noch bekommen wird!"

Die Frau von Halden ſprach den Grafen, ehe ſie zurückfuhr, und bat ihn, das Glück ihres Sohnes bald zu entſcheiden. Der Graf antwortete ihr ſehr höflich, aber nicht beſtimmt. Sie erzählte ihm nun mit traurigen Geberden, daß ſie und ihr Mann gezwungen geweſen wären, ihren zweiten Sohn zu enterben, weil er ein Böſewicht ſey. Der Graf zuckte die Achſeln, und ſagte: das könnte doch Ihrem ältern Herrn Sohne ſchaden; denn manche Familie möchte Bedenken tragen, in nahe Verwandtſchaft mit einem Menſchen zu kommen, den ſeine eignen Eltern für einen Böſewicht erklären." Die Frau von Halden wurde todtenbleich. Sie fühlte jetzt die erſte

Strafe für ihre unnatürliche Grauſamkeit, und verließ Ransleben in großer Unruhe, ohne etwas erfahren zu haben. Der Graf an ſeinem Theile freuete ſich, daß es ihm gelungen war, die Sache noch verwickelter zu machen.

Der Major hatte unterdeſſen den Handel mit der Enterbung näher überlegt. Er errieth ſehr leicht die Abſicht der Mutter, und dankte nur dem Himmel, daß man nichts von ſeiner Tochter wußte.

Hennig, den auch Louiſens Brief mit den zärtlichſten Verſicherungen ihrer Liebe und Treue jetzt nicht heiter machen konnte, ging traurig im Garten auf und nieder. Als der Major ihn bemerkte, ſetzte er ſich ſogleich zu Pferde, und ritt nach Ransleben. „Herr Graf,“ hob er dort an: „Sie verlangen, daß die Eltern meines Neffen ihre Einwilligung geben ſollen; allein die iſt nun nicht nöthig. Die Eltern haben den Jungen aus Haß enterbt. Es thut mir weh, das ſagen zu müſſen; aber glauben Sie mir, es iſt wahr! Hennig iſt unſchuldig.“

Das vermuthe ich ſelbſt, Herr Oberſtwachtmeiſter; aber doch bleibt es ſchlimm: denn die Welt urtheilt nicht, wie Sie und ich. Und dann — er iſt enterbt, folglich ohne Vermögen. Nun ſehen Sie aber leicht ein, daß ich Anſtand nehmen muß . . .

„Herr Graf, er iſt noch immer ſo reich, „wie ſein Bruder. Er hat mein Vermögen.“

Wollen Sie denn Ihre Tochter auch enterben, Herr Oberſtwachtmeiſter? — Der Graf glaubte den Major mit dieſer Frage aus dem Gleichgewichte zu bringen; aber der Major fuhr, ohne Farbe und Miene zu ändern, den Augenblick fort: „behüte mich Gott! Alſo Sie wiſſen, daß das kleine Mädchen in meinem Hauſe meine Tochter iſt? Sehen Sie, das kam ſo.“ Er erzählte nun den Zuſammenhang dieſes Geheimniſſes, und ſetzte den Grafen in Erſtaunen über einen ſolchen Edelmuth. „Nun ſehen Sie,“ fuhr er fort; „und wenn ich meine Tochter auch lieber hätte, als meinen Neffen, was doch, Gott Lob! nicht der Fall iſt: ſo wäre ich dem Jungen mein Vermögen ſchuldig; denn dadurch, daß ich ihn zu mir nahm, zog ich ihm den Haß ſeiner Mutter zu. Ich habe ſeine Enterbung veranlaßt; alſo muß ich ihm den Schaden erſetzen. Wenn es ſich nur daran ſtößt, Herr Graf, ſo will ich meinem Neffen noch heute meine Güter übergeben, und mit Frau und Kind von Sollingen wegziehen. Das kann ich mit aller Ruhe; ich habe auf dieſen Fall ein gutes Kapital geſammelt, und meine Güter ſind ganz ohne Schulden. Wie geſagt, Herr Graf, noch heute will ich meinem Neffen Platz machen, um ſein Glück zu befördern."

Das wollten Sie, edler Mann? ſagte der Graf, und bot dem Major die Hand. Gott behüte mich, ſetzte er gerührt hinzu, daß ich Sie vertreiben ſollte! (Er ſchüttelte den Kopf.) Alſo, hob er wieder an, hatten Sie den Plan, Herr Major, Ihren Neffen mit Ihrer Tochter zu verheirathen? und den haben Sie aufgeben können?

„Ungern, Herr Graf, ungern! Aber was war zu machen? Sollt' ich die Augen des Jungen immer voll Waſſer, und ſein Herz voll Leiden ſehen, damit ich alter Mann noch ein Paar Tage vergnügt ſeyn könnte? Ich ſtehe am Grabe, Herr Graf, und mein Neffe ſoll noch leben. Sehen Sie, das überlegt' ich mir; und da gab ich ihm meine Freude hin. Mein Kopf wird im Sarge darum nicht härter liegen, weil ich zu dem Jungen in meiner letzten Stunde nicht ſagen kann: leb wohl, Schwiegerſohn! Ja, hinterher fiel mir ein, daß ich am Ende wohl noch ein Paar Augen mehr neben mir haben könnte, die mit ihren Thränen meine Seele zum Tode einweiheten; nehmlich die Augen Ihrer guten Tochter. Wie geſagt, ich bin jetzt glücklich."

Der Graf fühlte ſich wunderbar gerührt von dem Major, und wußte nicht, wie ihm geſchah. Er war kein böſer Menſch; nur hatte er nie Gelegenheit gehabt, jemanden zu ſehen, der für das Glück eines Andern die Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche aufopferte. Von ſeiner Jugend an lebte er im Corps diplomatique; was Wunder alſo, daß ihm Eigennutz der einzige Grundtrieb der menſchlichen Natur, und Verſtand bloß das Hülfsmittel zu Intriguen ſchien? Doch, als jetzt der Major mit dem frohen, gerührten Geſichte vor ihm ſtand, und ſich erbot, ſeine Güter zu verlaſſen, um einen Menſchen glücklich zu machen; da erwachte in ihm das Gefühl, welches die Gottheit in jede Seele gelegt hat: daß der Menſch zu etwas Beſſerem beſtimmt iſt, als für die Habſucht zu intriguiren. Er drückte dem Major herzlicher die Hand, als jemals irgend einem Menſchen. Aber in dieſem Augenblicke fiel ihm auch wieder ein, ob das alles wohl nicht gar ein Kunſtgriff von dem Major ſeyn könnte.

Dieſer Gedanke mußte bei einem Manne wie der Graf nothwendig entſtehen, als er des Majors gerührte Stimme nicht mehr hörte, die allein deſſen Worten den unverkennbaren Charakter der Wahrheit gab. Der Graf ſchüttelte den Kopf, und glaubte mit jeder Sekunde feſter, der Major erbiete ſich zu der Abtretung ſeines Vermögens nur in der Hoffnung, daß man ſie nicht annehmen werde. Er wollte den Major auf die Probe ſtellen, oder vielmehr — der Staatsmann war wieder da! — den Major in ſeinem eigenen Netze fangen. Ja, ſagte er, wenn das Ihr Ernſt iſt, Herr Major; wenn Ihr Neffe wirklich Ihre Güter bekommt: dann . . .

„Soll er Ihre Louiſe haben?“ fragte der Major, und faßte des Grafen Hand mit

mit frohem Ungeſtüm. „Gott ſey gelobt! der gute Junge wird glücklich! Aber Eins, Herr Graf, müſſen wir vorher abmachen.“ (Der Graf horchte. Aha! dachte er; nun kommt es!) „Hennig muß von dem ganzen Handel nichts, gar nichts erfahren; ſonſt wird nichts daraus, das ſag' ich Ihnen. Ja, da wird es einmal wieder Künſte koſten! Aber mir fällt etwas ein. Die Gräfin Louiſe muß ihn bereden, daß er die Güter annimmt. Seibold iſt nicht da; ſonſt ſollte der ihn kirre machen. Sprünge wird es geben, ehe wir ihn ſo weit haben.“

Das war dem Grafen wieder etwas Neues. Er ſagte lächelnd: mich dünkt, Ihr Neffe wird ſich nicht weigern.

„Gott geb' es!“ erwiederte der Major „Aber Ihre Tochter muß ihn bereden; ſonſt zweifle ich, daß er ja ſagt.“

Das mußte der Graf abſchlagen; denn Louiſe ſollte nicht eher etwas von der Verhandlung wiſſen, als bis Alles in Richtigkeit wäre. Nun war alſo der Major ſich ſelbſt überlaſſen. „Je nun! Der Junge wird ja nicht blind ſeyn!" ſagte er, nahm dann Abſchied, und ſprengte nach Hauſe.

Er ſchickte den Reitknecht mit den Pferden weg, und ging ſogleich zu dem Amtmann, ihm die Sache vorzutragen. So viele Schwierigkeiten der Amtmann auch machte, ſo blieb der Major dennoch bei ſeinem Entſchluſſe, und die Schenkungs-Akte wurde aufgeſetzt. Der Major kaufte ſich ein bequemes Haus mit einem Garten in der Nähe, und ließ aus der benachbarten Stadt die nöthigen Möbles holen. Er betrieb alles mit der größten Thätigkeit, aber ſehr verſchwiegen; und niemand konnte weiter etwas merken, als daß der Major ein wichtiges Geſchäft vorhaben müſſe.

Sobald er mit ſeinen Anſtalten fertig war, ritt er zu dem Grafen, zeigte ihm die Schenkungs-Akte, fragte, ob er noch etwas zu erinnern hätte, und bat ihn, an dem Tage, da er ſeinem Neffen die Güter übergeben wollte, mit der Gräfin nach Sollingen zu kommen, „Denn, glauben Sie mir," fuhr er fort, „es wird noch Sprünge genug abſetzen. Aber iſt die Gräfin da, ſo kann ich doch ſagen: ſieh

Hennig! da ſteht der Preis, um den du mir den Gefallen thun und das nehmen ſollſt."

Der Graf begriff den Major nicht, und am allerwenigſten ſeine Furcht vor einer abſchlägigen Antwort. Aus Neugierde, das Benehmen dieſer Menſchen zu ſehen, verſprach er, ſich an dem beſtimmten Tage in Sollingen einzufinden, und hielt richtig Wort. Er brachte nur Louiſen mit; denn das Fräulein, dem nichts Gutes von dieſer Fahrt ahnete, hatte nicht mit fahren wollen. Der Major empfing ihn an der Thür, gab ihm durch einen Wink zu verſtehen, daß er ſchweigen möchte, und führte ihn hinauf. Die Majorin und Hennig flogen der Gräfin mit einem lauten Freudengeſchrei entgegen; denn nun glaubten ſie, den Major mit ſeinem ſeltſamen, frohen, eiligen Benehmen errathen zu haben.

Louiſe, die neben ihrem Vater im Wagen ſehr angenehme Träume gehabt hatte, lächelte wie die beglückte Liebe. Sie ſah aber ihren Vater an, bemerkte, daß ſein Geſicht ganz kalt war, und mäßigte nun mit einem Winke ihrer Augen Hennigs Entzücken.

Mit ſichtbarer Angſt ſagte der Major:

„höre, lieber Hennig, du mußt mir einen Gefallen thun. Gieb mir die Hand darauf, daß du willſt.“ — (Alle Blicke waren auf den Major geheftet.) — „Du biſt von deinen Eltern enterbt, mein Sohn, und zwar um meinetwillen. Nun, ſo gieb mir doch die Hand, lieber Junge!“ (Hennig ſah Louiſen lächeln, und reichte zitternd die Hand hin.) „Sieh, mein Sohn, die Wirthſchaft wird mir hier zu ſchwer. Ich bin ein alter Mann. Da überlegte ich denn lange hin und her, wie ich zur Ruhe kommen wollte; und endlich bin ich auf das rechte Mittel gefallen. Ich habe mir von dem Herrn von Liebenau in Garsleben das Haus mit dem großen Garten gekauft. Die Gegend iſt ſchön, das Haus bequem, der Garten recht hübſch; da will ich künftig mit meiner Frau und mit Hannchen wohnen. Die Güter hier ſind von nun an dein; und wenn der Herr Graf nichts gegen dich hat, ſo. . .“ — Jetzt drangen Thränen aus ſeinen Augen hervor, und ſeine Stimme fing an zu zittern — „ſo kannſt du hier . . . Da ſteht ja deine liebe Gräfin Louiſe. Sieh ſie an und denke, wie glücklich du hier ſeyn wirſt, und wie glücklich dann auch wir Alle ſeyn werden."

Er ſchwieg, und eine heilige Stille feierte dieſe ſchöne Minute. Die Majorin warf endlich ihren Arm um ihres Mannes Hals, und ſagte: lieber, edler Fritz, wer hat dir meinen Wunſch entdeckt? Ja, lieber Fritz, nun erſt werde ich recht glücklich leben!

Hennig ſtand noch wie eine Bildſäule da, und hatte die ſtarren Blicke auf ſeinen Oheim geheftet. Seine Bruſt hob ſich gewaltſam; ein glühendes Roth flog auf ſeine Wangen, und Thränen ſtiegen in ſeine Augen. Er warf ſich ſeinem Oheim zu Füßen, und drückte deſſen Hände an ſeinen Mund. „Lieber Junge!" ſagte der Major verlegen; „laß doch! laß doch! Ich weiß ja, daß du mich lieb haſt. Ei, Hennig, ſo treib keine Abgötterei! Knie vor Gott, dem ich danke, daß er mir noch eine ſolche Stunde gab, ehe mir das Herz ſtill ſteht. — Hier iſt die Schenkung."

Hennig ergriff das Papier mit Heftigkeit, hielt es mit zitternden Händen, las es durch, und drückte es dann an ſeine Lippen, an ſeine Bruſt. Hier, rief er laut, und zeigte auf ſein Herz — hier ſoll die Ewigkeit Sie nicht verlöſchen, mein Vater. Aber dies? dies? — Er hob das Papier auf, und zerriß es in kleine Stücken. — „Junge! Wetterjunge! was machſt du?“ fuhr der Major auf. — Ich vernichte dies Papier, antwortete Hennig ruhig, weil es einen Kontrakt zwiſchen uns enthält. Ich habe Ihr Herz, mein Vater; was bedarf es eines Papieres?

„Es iſt auch wahr, mein Sohn! Was Papier! Der liebe Gott muß, glaub' ich, allemal zornig werden, wenn Menſchen einander ſchriftlich ſagen, daß ſie ehrliche Leute ſeyn wollen. Komm, Hennig! Hier dieſe Thränen in unſern Augen ſind Buchſtaben, die auch im Himmel gelten. Nun aber, lieber Hennig, genug von der Kleinigkeit. Jetzt wende dich da an den Herrn Grafen, und an die Kleine, die auch Himmels-Buchſtaben im Auge ſtehen hat, an die Gräfin Louiſe. Nun, Hennig? haſt du nichts von dem Herrn Grafen zu bitten?“

Alles! Alles! rief Hennig: das ganze Glück meines Lebens; aber nicht eher, als bis Sie verſprochen haben, hier zu bleiben und jedes Wort von Schenkung und Abtreten zurückzunehmen. Ich mag mein Glück nicht durch eine elende Handlung erkaufen.

Der Major fing an zu brummen. Die Majorin bat Hennigen, ihrem Manne doch ſeine Freude nicht zu vereiteln. Louiſe ſtellte ſich ihm gegenüber, und ſah ihn mit einem lächelnden, flammenden Blicke an. Der Graf ſchwieg und warf ſeine Augen von dem Einen auf den Andern. Hennig hob, mit dem ſchmerzlichſten Gefühl in der Bruſt, die Hände auf, und ſagte: nein, ich kann nicht! Und wenn ich es auch thäte, es wäre ja doch nur eine Spielerei. Da ſteht meines Vaters Erbin. (Er riß Hannchen mitten in den Kreis.) Hannchen, frag deinen Vater, was du unſchuldiges Kind, du gehorſame, liebliche, reine Seele — was du verbrochen haſt, daß er die Geſetze der Natur übertreten und das verſchenken will, was nicht ſein iſt, was dein war, ſo bald du geboren wurdeſt! Ja, es wäre Spielerei, wenn ich das Geſchenk meines edlen Onkels annähme; denn ſo bald er ſein Leben geendigt hätte, würde ich dir doch dein Eigenthum zurückgeben. Aber auch eine ſolche

Spielerei kann ich nicht mitmachen. Nein, mein Vater, ich will nicht der einzige Schlechte in dieſem edlen Kreiſe ſeyn.

„Junge, lieber Junge!“ rief der Major; „handelſt du nun gar um ein Paar elende Goldſtücke? Hennig ich bitte dich! Anders wird ja die gute, liebe Gräfin nicht deine Frau!“

Hennig faltete die Hände zuſammen. Dann trat er vor Louiſens Vater hin, und ſagte: anders nicht, Herr Graf? Nun denn, ſo muß ich unglücklich ſeyn! Louiſe, darf ich das? darf ich Ihre Hand mit einer elenden Handlung erkaufen?

Halden! erwiederte Louiſe: mit einer elenden Handlung? Ein Geſchenk Ihres groſsmüthigen Oheims anzunehmen, iſt keine elende, niedrige Handlung.

„Recht, meine Puppe!“ ſagte der Major. „Waſchen Sie ihm den Kopf, und nur tüchtig! Aber, liebes Kind, jetzt fällt mir ein, was ich thun muß. Ich ſchenke Ihnen, meine gute Herzens-Tochter, Ihnen ſchenke ich die Güter, die der Phantaſt da nicht haben will. In einer Stunde ſoll das Dokument fertig ſeyn. Nicht einmal einen Dank will ich von dir, du Trotzkopf!“

Louiſe erröthete, und ſagte: o, wie gut ſind Sie, Herr Major! Aber nein, ich kann, ich darf es nicht nehmen. Das ſagte ſie mit lautem Weinen, und küßte dem Major die Hand. Doch das kann ich! ſetzte ſie nun hinzu, eilte auf ihren Vater los, und warf ſich ihm zu Füßen. Der Graf fing an ſich zu ſchämen; ſo weichherzig war er geworden. Er fühlte ſogar eine ſtarke Neigung, großmüthig zu ſeyn und dem edlen Kampf ein Ende zu machen. Ja, er wollte ſchon ein paarmal den Fuß aufheben, um ſeine Tochter zu dem großmüthigen jungen Menſchen zu führen; und gewiß würde er es auch gethan haben, wenn er nicht die Majorin auf einem Blicke betroffen hätte, der ihn belauerte. Die Majorin war nächſt dem Grafen die Kälteſte von Allen. Sie glaubte, da der Graf mit Louiſen gekommen war, die Sache wäre ſchon abgemacht. Jetzt hörte ſie freilich, worauf es noch ankam; indeß glaubte ſie doch, es würde ſich finden. Sie betrachtete mehr den Grafen als die handelnden Perſonen, um zu ſehen, welchen Eindruck das Alles auf ihn machte. Er mußte ſich wirklich einmal das

Auge wiſchen. Als die Majorin das ſah, lächelte ſie vor Freude; denn ſie glaubte, nun wäre alles richtig. Dieſes Lächeln, das der Graf bemerkte, und ihr lauernder Blick, der ihm vorher auch nicht entgangen war, brachten ihn ſchnell auf den Gedanken: wie, wenn das alles nur angeſtellt wäre, um dich zu hintergehen! Zwar ſah er die unverkennbare Natur und die unerkünſtelten Thränen; aber doch hielt jener Gedanke ſeine Großmuth wieder zurück, und erkältete ſein ſchon halb erwärmtes Herz in dem Grade, daß er wenigſtens jetzt nichts entſcheiden wollte. Er hob ſeine Tochter auf, ſtreichelte ihr die Wangen, ſtellte ſie neben ſich, und ſagte: pſt! als ob er zuhören wollte, was noch weiter kommen würde. Dieſe ſeltſame Art zu antworten, brachte Louiſen aus aller Faſſung. Sie trat wirklich neben ihren Vater hin, um mit zuzuhören; aber eben darum hatte nun niemand mehr etwas zu ſagen.

Der Major runzelte die Stirn, ſtieß einen Fluch aus, und brummte etwas, das ungefähr ſo klang, wie „Hans Narr!“ Dann rief er zum Fenſter hinaus, daß der Wagen vorfahren ſollte. Er bat ſeine Frau, die Enveloppe zu nehmen, faßte Hannchen bei der Hand, und ſagte: „meinetwegen! ich fahre nach Garsleben, und du ſollſt gehorchen!“ Hennig ſtellte ſich ihm in den Weg, und ſagte mit Ernſt: lieber Onkel, Sie wollen noch heute Abend nach Garsleben? So laſſen Sie uns wenigſtens Abſchied von einander nehmen; denn auch ich gehe noch heute Abend, wohin meine Füße mich tragen. Geben Sie mir Ihren Segen mit auf den Weg. — Louiſe eilte beſtürzt herbei, und fragte ängſtlich: was wollen Sie thun, Halden?

Dich verlaſſen und ſterben, Louiſe, wenn mein Onkel nicht in Sollingen bleibt. Das kann ich; aber nicht elend handeln.

„Nimm die Enveloppe nur wieder ab, liebes Hannchen!“ ſagte der Major; „wir wollen hier bleiben. Aber ſchwer geärgert hab' ich mich. O, es iſt ein Trotzkopf, liebe Gräfin! Und wenn er Sie nur einmal hätte, Sie ſollten wohl ſehen, daß man genug Aerger und Verdruß von ihm hat!“ Mit dieſen Worten, die er ſehr ernſthaft ſagte, fiel er Hennigen um den Hals, und rief: „ich habe mich ſchwer geärgert, Hennig; aber gethan hätt' ich es auch nicht." Er beſann ſich, und ſetzte geſchwind hinzu: „mit mir war es auch 'was anders; ich hatte nicht einen ſolchen Onkel, wie du, der mir ſo von Herzen gern gegeben hätte, wie ich dir, mein lieber Junge."

Eben darum! ſagte Hennig, und drückte ſich an ſeines Oheims Bruſt. Jetzt fuhr ein Wagen vor; aber nicht des Majors, ſondern des Grafen Wagen: denn man hatte unten geglaubt, der Fremde müßte doch eher fahren, als der Wirth. „Was, in aller Welt!" rief der Major; „Ihr Wagen, Herr Graf? wer hat denn den beſtellt?" Der Graf, der hier, wenn er nicht großmüthig ſeyn wollte, ſehr verlegen werden mußte, freuete ſich über den Irrthum, und nahm ſogleich ſeinen Hut. Louiſe blieb, indeß er von dem Major Abſchied nahm, vor Hennigen ſtehen. Halden, ſagte ſie ruhig, Sie wollen mich nicht. Aber ich gebe Ihnen hier mein heiliges Wort, daß ich nie einen andern Mann heirathen werde, als Sie. Adieu. Sie ging nun hinter ihrem Vater her, der, als ſie das ſagte, mit dem Abſchiednehmen doppelt eilte.

In Sollingen ſah man einander, als der Wagen wegfuhr, verlegen an; denn mit dem Alten war man nicht einen Schritt weiter. „Der Teufel!“ ſagte der Major; „wir hätten den Grafen noch nicht ſollen fahren laſſen! Nun ſtehen wir ja hier wie die Narren! Aber“ — ſetzte er mit leuchtenden Augen hinzu, und zog Hennigen, ſeine Frau und Hannchen in ſeine Arme — „aber, wenn Hennig Louiſen heute auch zum letztenmale geſehen hätte, und morgen wäre ihre Hochzeit mit Karln: ſo wollt' ich doch behaupten, wir ſind glücklicher, als die in Moorberg. Ja, wenn der Alte jetzt hier wäre und Selbold! Ich glaube, es giebt kein Haus in Deutſchland, wo ſo viele gute Menſchen beiſammen ſind. Kinder, was iſt doch Liebe und Redlichkeit! O guter Gott, wie zufrieden bin ich! Und doch geht mir Alles kontrair mit dem Trotzkopfe!“

Er umarmte Hennigen, und ging dann ſtill in ſeine Kammer. Die Majorin blickte hinein, und ſah die Mütze auf dem Bette ſtehen. Still! ſagte ſie, als ſie zurückkam; der Vater betet. Hennig konnte nicht länger bleiben; er mußte in die freie Luft, weil die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe ſeiner Seele zu ſtark geworden waren.

Der großmüthige Taumel des Grafen verlor ſich bei der Rückkehr nach und nach. Anfangs reichte er ſeiner Tochter die Hand, und ſagte: „die Sollinger ſind doch in der That ſehr edle, ſeltne Menſchen!“ Nach einer Stunde unterbrach er Louiſens Träume aufs neue mit der Bemerkung: „aber es hat mich kein Menſch begleitet, auch nicht einmal der junge Halden! und höflich ſollte der doch ſeyn, da er arm iſt!“ Beim Ausſteigen ſagte er: „und ſo einfältige Dinge, Louiſe, unterlaß künftig!“ — Was für Dinge, lieber Vater? — „Daß du dahin trateſt, und dem jungen Menſchen verſprachſt, ſeine Frau zu werden. Wie leicht könnte er das glauben!“ — Lieber Vater, hob Louiſe an; . . . — Aber es war eine von den Staatskünſten des Grafen, daß er die Menſchen nicht anhörte. Er fragte ſogleich den Bedienten um etwas, und Louiſe mußte ſchweigen.

Louiſe ging auf ihr Zimmer, warf ſich in den Sofa, und rief noch einmal alle Begebenheiten des heutigen Tages in ihre Seele zurück. Jetzt war ſie in leidenſchaftlicher Bewegung, und berechnete ſo ihre Hoffnung, und die Hinderniſſe, die ihr dabei im Wege ſtehen konnten. Aber was ſind alle Hinderniſſe für eine von Liebe und Edelmuth trunkne Seele! Sie ſprang auf, trat mitten in das Zimmer, und ſagte langſam, feierlich: ich will Hennigs von Halden Gattin werden, oder ſterben! Ja, das will ich! Von dieſem Augenblick an betrachte ich mich als ſeine Frau. Der Himmel, die untergehende Sonne da ſind meine Zeugen!

Das war nach Louiſens Begriffen der heiligſte Eid; und nun fühlte ſie einen Muth in ſich, bei dem ſie alle Hinderniſſe beſiegen zu können glaubte. In dieſem Augenblicke kam die alte Couſine, die Louiſen gern ausfragen wollte. Sie war ſchon bei dem Grafen geweſen; aber der hatte ihr mit Lächeln und räthſelhaft geantwortet. Nun? fragte ſie beim Eintritt in das Zimmer; wie hat es Ihnen denn bei der Paſtoren-Tochter gefallen?

„Paſtoren-Tochter? Wollen Sie ſo gut ſeyn, Couſine, Ihre Titel ein wenig beſſer zu wählen? Dieſe Paſtoren-Tochter, die Frau Majorin von Halden, iſt meine Tante.“

Tante? Nein, ſo nahe ſind Sie mit der Familie nicht verwandt. Ein Espenbruch hat eine Halden gehabt; aber das war meiner Mutter Onkels Sohn. Doch, wenn die Verwandtſchaft auch näher wäre — des Majors Frau iſt eines gemeinen Geiſtlichen Tochter: nicht wahr?

„Man nennt aber die Frauen bei dem Titel ihrer Männer, Couſine; warum alſo nicht auch die Majorin?“

Nur nicht hitzig, Kind! Solche Leute vergeſſen nur gar zu gern ihre Herkunft, wenn man ſie nicht zuweilen daran erinnert.

„In der That, das vergeſſen die Leute nur gar zu gern! Aber Sie ſollten doch dieſe Erinnerung nicht machen!“

Ich? ich? warum denn nicht? Sehen Sie doch! Ich bin aus einer Familie, die ſo alt iſt, wie eine. Und daß mein Vater das Unglück erlebt hat, kaſſirt zu werden — großer, frommer Gott! das muß ich mir von dem Kinde vorwerfen laſſen! Richtet nicht . . .! Wiſſen Sie, wie der Spruch heißt?

Louiſe

Louiſe reichte ihr mitleidig die Hand. „Verzeihen Sie mir, Couſine; daran hab' ich nicht gedacht. Auch weiß ich das kaum. Ich dachte . . .“

— daß meine Mutter eine Bürgerliche war? Nun ja, ich leugne das nicht. Aber ich bin doch adelig geboren; und das iſt die Halden nicht. Davon rede ich, davon allein; und das vergißt die Halden nur gar zu gern. Eine Paſtoren-Tochter!

„Dieſe Frau von Halden wird meine Tante, und folglich Ihre Couſine. Sie handeln nicht politiſch, wie mein Vater ſagt, wenn Sie ſo verächtlich von ihr ſprechen.“

„Wird? wird? Wie denn ſo, Louischen? Sie ſind heute da geweſen. Nun, was hat es denn gegeben?

„Nicht viel. Ich bin Braut von dem jüngſten Halden geworden. Zur Morgengabe konnte ich ein Rittergut bekommen; aber das wollte ich nicht. Wir warfen da ordentlich mit Gütern um uns her; und — denken Sie nur! — es fand ſich nicht Einer, der eins nehmen wollte.“

Die alte Couſine ſaß ſtarr und zitternd da.

Ach, nun ſeh' ich, fing ſie noch immer ſehr ängſtlich an, daß Sie ſcherzen. Ich möchte wohl einmal einen Menſchen ſehen, der ein Rittergut wegſchenkte, und einen, der es nicht nähme, wenn es ihm angeboten würde.

„Das können Sie leicht. Der Major und die Paſtoren-Tochter — ſtellen Sie Sich nur vor, eine Paſtoren-Tochter! — verſchenkten Sollingen, das herrliche Sollingen, erſt meinem Bräutigam, und dann mir; aber wir wollten es Beide nicht. Wären Sie mit da geweſen, Sie hätten es bekommen können; denn wir zankten uns nicht wenig, wer es endlich behalten ſollte. Sehen Sie, das hat es in Sollingen gegeben. Und nun wiſſen Sie Alles."

Ihrem Bräutigam, ſagen Sie? Mein Gott! Ihrem Bräutigam? Ach, wie würde ich Sie, armes Kind, bedauern!

„Bräutigam, oder Ehemann. Bräutigam und Braut ſind ja bloße Nahmen, Couſine. Wenn Sie heiratheten, ich glaube, Sie hießen auch Braut. Nennen Sie mich: Haldens Frau; denn ich bin es, bin es wahrhaftig, Couſine!"

Groſser Gott! Frau? ſchon Frau? ſchon angetraute Frau? Herr Gott, ſehen Sie nur, wie ich zittre! Angetraute Frau?

„Wie Sie es nennen wollen! Angetrauet vor Gott, vor allen Engeln, vor allen edlen tugendhaften Menſchen, vor . . .“

Ach, hören Sie auf, hören Sie auf! Mir wird übel. Ich ſehe ja, Sie haben ihren Scherz mit mir.

„Nein, nein! Zwar noch nicht vom Prediger kopulirt; aber ſo gewiß mit Hennig von Halden verbunden, daß alle Kammerherrinnen in der Welt uns nicht wieder von einander los reißen ſollen. Freilich, bei Ihnen würde das Band, das mich und Halden auf die Ewigkeit verbindet, nicht einmal zum Schnürbande taugen!

O, gehn Sie doch! Aber ſagen Sie mir nur, wie haben Sie es denn angefangen, mit dem Menſchen ſo bekannt zu werden? Worin haben Sie Sich denn eigentlich bei ihm verliebt? Das ſagen Sie mir nur, um des Himmels willen!

Auch das ſollen Sie wiſſen, wenn Sie dann aufhören wollen zu fragen. Verliebt hab' ich mich in ihn, — Sie werden lachen, aber es iſt wahr — weil er ins Waſſer ſpringt, wie ein Pudel, ohne ſich zu beſinnen, jedem Menſchen dient, wie ein Pudel, und auch ſo treu iſt, wie ein Pudel. Mit ihm bekannt bin ich durch mein Vögelchen da geworden; und das hat mich auch beredet, ihm den erſten Kuß zu geben. Den Nachmittag, als wir mit meinem Vater in Sollingen waren, wurde es richtig, und da wechſelten wir die Ringe. Sehen Sie, Couſine, er iſt eben ſo geſchwind in mein Herz geſprungen, wie damals ins Waſſer. Und nun können Sie meinen Vater fragen, ob ich nicht ſeine Braut bin."

Das Fräulein zitterte vor erſtickter Wuth; Louiſens Ton war indeß ſo ſeltſam, daß ſie ihr doch nicht glaubte. Wirklich hatte Louiſe den Ton ſonſt niemals; aber der edelſte Menſch, der gerade die Bruſt voll der reinſten und höchſten Gefühle hat, kommt in Verſuchung zu ſpotten, wenn ihn jemand beläſtigt, der gar keiner beſſern Empfindung fähig iſt.

Die Couſine ging wieder leiſe zu dem Grafen. Nun, ſo wünſche ich denn Glück! fing ſie weinerlich an. Gott mag geben, daß alles wohl geräth! Aber, leider, ahnet mir nichts Gutes!

„Wozu wünſchen Sie denn Glück, Couſine?“ fragte der Graf, der von ſeinem Buche aufſah.

Louiſe hat mir geſagt: ſie wäre Braut des wilden Halden, mit Ring und Hand verlobt. Ach Gott! das arme Kind!

Der Graf ſtand auf. „Hm! Hm! ich bitte Sie, über dieſen Punkt zu ſchweigen, bis ich Ihnen ſage: reden Sie.“ Er ging zu Louiſen. Das Fräulein ließ die Pantoffeln ſtehen, und ſchlich ihm nach in ein Nebenzimmer. „Louiſe, ſagte der Graf; „ich will nicht, daß du ſagſt, du biſt Haldens Braut.“

Vater, erwiederte Louiſe herzhaft; ich bin es ja doch, und kann es alſo wohl der ganzen Welt ſagen.

„Ich rathe dir aber, es nicht zu thun!“ ſagte der Graf in einem halb bittenden, halb befehlenden Tone, und ging dann geſchwind wieder auf ſein Zimmer.

Alſo iſt ſie wirklich Braut, und es ſoll nur noch ein Geheimniß bleiben! dachte die Couſine. Sie ſchrieb an die Kammerherrin, und früh Morgens ging ein Brief ab, worin ſie ihre Freundin ermahnte: ſie möchte jedes Mittel in Bewegung ſetzen, die Heirath, die allem Anſcheine nach weit hinaus verſchoben wäre, ganz zu hindern. Wäre nur, ſetzte ſie hinzu, der verwünſchte Arrondiſſements-Prozeß nicht geweſen, ſo gäb' es nun alles das Unglück nicht. Die Enterbung hat auch mehr Schaden, als Vortheil, geſtiftet. Lieber Gott! wenn ſo etwas nicht mehr hilft — was ſollen ehrliche Leute dann machen?

Ich brauche die Wuth nicht zu beſchreiben, in welche Karl und ſeine Mutter bei dem Leſen des Briefes geriethen. Dieſe Wuth ſtieg immer höher, je mehr ſie bei der Unterredung darüber einſahen, daß ſie alle Mittel, die Heirath zu hindern, ſchon gänzlich erſchöpft hatten. Sie gaben auch dieſen Gedanken beinahe auf; und was ſie jetzt noch wollten, war nur Rache an Hennig, an dem Major, an dem Grafen und an Louiſen.

Karl ſtellte ſich an das Fenſter, das nach Sollingen hinſah, und ſann auf Mittel dazu; aber er fand eben ſo wenig eins, als die Mutter. — Es iſt ja der Triumph der Tugend und Güte, daß der Stachel der Kränkung oder der Rache bei ihnen ſo wenig Blöße antrifft. Könnte der Tugendhafte den äußern Umſtänden gebieten, wie ſeinem Charakter, ſo würde er gar nicht anzugreifen ſeyn.

Das Einzige, wozu man ſich noch entſchließen konnte, war die ungewiſſe Rache der Verläumdung; aber es fragte ſich, ob der Major nur einmal etwas davon erfahren, oder ob er ſie wohl nicht gar verlachen würde.

Die Unglücklichen thaten, was ſie konnten; ſie zündeten die Flammen der Hölle, in der ſie ſelbſt litten, für alle ihre Hausgenoſſen an. Der Kammerherr und die Domeſtiken mußten die Opfer für den Major und Hennig ſeyn.

Während daß Mutter und Sohn in Moorberg über Planen zur Rache brüteten, war man auch in Sollingen nicht ruhig. Der ſüße Streit der Großmuth zwiſchen Hennig und ſeinem Oheim erhob ſich aufs neue; und der alte Huſar, der am vorigen Tage keinen Theil daran hatte nehmen können, nahm ihn nun um ſo lebhafter. Der Major verſuchte aufs neue einen Angriff; aber Hennig war nicht zum Weichen zu bringen. — Junger Herr, ſagte endlich der Huſar, du biſt ein Narr, das will ich behaupten. Höre zu, damit du ſiehſt, daß ich Recht habe. Du willſt deines Onkels Gut nicht nehmen; und von deinen Eltern haſt du nichts — Gott vergebe es ihnen! Wenn's nun zum Sterben kommt, Hennig, und Hannchen einmal heirathet — willſt du denn bis an dein Ende das Gnadenbrot eſſen? Alſo mußt du das Gut annehmen.

Hennig erröthete, und ſeine Blicke wurden ſcharf. Er verſank in ein unruhiges Nachdenken, das eine Minute währte; dann fiel er dem treuen Alten um den Hals, und ſagte heftig: ja, du haſt Recht, guter Hennig; bei Gott! du haſt Recht.

Jetzt erhob ſich ein Freudengeſchrei; die beiden Alten glaubten geſiegt zu haben, und umarmten den Jüngling.

Ich bin nichts, und habe nichts, fing Hennig wieder an: wie darf ich alſo auf die Hand eines Mädchens Anſpruch machen? Nein, ich muß fort. (Seine Farbe wechſelte, und er hielt die Hand vor die Stirn.) Ich bitte Sie, lieber Oheim, legen Sie mir nichts in den Weg. Was thu' ich hier? Ich athme; nichts weiter. Und ſoll ich allein nicht arbeiten? Ich will und muß in die Welt.

„Und während deſſen," ſagte der Major, „dir von Karln Louiſen wegnehmen laſſen? Junge, ich bitte dich, nimm Vernunft an!"

Hennig erklärte ſich umſtändlich, und berief ſich auf Seibolden, der ſchon öfters mit Ernſt darauf gedrungen hatte, daß er irgend etwas unternehmen ſollte. Der Major war verlegen; aber bald beſtimmte auch ihn ein Brief von dem Grafen, und Hennigs Abreiſe wurde beſchloſſen. Der Graf hatte ſich die Sache genauer überlegt, weil er ſeine Tochter gern glücklich wiſſen wollte und eine innere Neigung zu den Sollingern fühlte. Er ſprach am Morgen mit Louiſen; und ſie, die ihren Vater kannte, ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß ſie entweder Hennigs Frau werden, oder niemals heirathen wollte. Bei dieſer poſitiven Erklärung konnte er ſeine Staatskunſt gar nicht anbringen, wie überhaupt bei ſeiner aufrichtigen Tochter immer höchſt ſelten. Zwar antwortete er nichts auf Louiſens Erklärung; allein ſie ſah doch, daß er damit nicht ſehr unzufrieden war. Er ſchrieb dem Major, daß er eigentlich nichts gegen Hennigs Verbindung mit ſeiner Tochter hätte; indeß wären Beide noch zu jung. Hennig könnte ein Paar Jahre nützen, um ſich in der Welt zu pouſſiren; und dann würde man ja weiter ſehen.

Kaum war der Brief in Sollingen geleſen, ſo rief Alles: er muß fort! Man überlegte nun, wohin. Der Major erinnerte ſich, daß der Fürſt ihn ſeiner Gnade verſichert hatte; und es wurde daher eine Reiſe in die Reſidenz beſchloſſen.

Hennig ſchrieb ſelbſt an den Grafen, und bat ihn um Erlaubniß, Louiſen noch einmal ſehen zu dürfen. Der Graf bewilligte das, und Hennig ritt mit ſeinem Oheim nach Ransleben. Die beiden Liebenden ſahen ſich eine Minute allein, und ſchworen einander ewige Treue. Hennig bat Louiſen um einen Briefwechſel; den mußte ſie aber abſchlagen, weil ihr Vater ihn ausdrücklich verboten hatte. „Treu bis in den Tod!“ ſagten Beide wechſelsweiſe und mit Thränen in den Augen.

Hennig ritt ſchweigend von Rausleben zurück, und am folgenden Morgen ging die Reiſe nach der Reſidenz, wo der Major ſogleich ſeinen Freund, den alten Kammerdiener Ahrens, beſuchte. Dieſer verſicherte, auf des Majors Befragen, daß der Fürſt Emilien ſeit ihrer Flucht nicht ein einzigesmal geſehen hätte, und zeigte einen Brief von ſeinem Schwager, worin die Nachricht vorkam, daß jetzt ein Mann, Nahmens Seibold, Emiliens Lehrer, ſich in Waldengrund aufhalte. Der Major ſprang hoch auf vor Freude, rief einmal über das andere: Gott Lob! und ließ ſich nun bei dem Fürſten melden.

Bei der Audienz äußerte der Major den Wunſch, ſeinen Neffen angeſtellt zu ſehen.

Wo denn, Herr Major? fragte der Fürſt, und betrachtete mit lächelnden Blicken den ſchönen, männlichen Jüngling; doch wohl in meinem perſönlichen Dienſte? Recht gern. Er mag mit dem Kammerjunker anfangen.

„Ew. Durchlaucht,“ ſagte Hennig erröthend; „ich bin nicht ganz unwiſſend, und möchte gern nützlich werden. Wenn ich wählen dürfte, Ew. Durchlaucht, ſo würde ich das Forſtweſen vorziehen.“

Auch das! Nur mit dem Verſprechen, daß Sie mich nicht verſäumen wollen. Mein alter Ahrens hat mir geſagt, daß Wahrheit bei Ihnen Beiden zu haben iſt; und die findet ein Fürſt ſo ſelten, daß ich wünſchte, Sie hätten meinen perſönlichen Dienſt gewählt. Doch, wie Sie wollen. Alſo Forſtmeiſter, Forſtrath: nicht wahr? Und dann höher hinauf. Seyn Sie mir treu, Halden, und ich will für Ihre Zufriedenheit ſorgen. Sie werden freilich von unten auf anfangen müſſen; das iſt der Gang in den Civil-Departements. Am Hofe könnten Sie ſchneller weiter kommen. Aber wir wollen ja ſehen. Wie ſteht es denn mit Ihren Forſtkenntniſſen? Nicht wahr, es läuft damit wohl mehr auf die Jägerei hinaus?

„Ein Förſter ſitzt in ihm, Ew. Durchlaucht, und ein tüchtiger,“ ſagte der Major; „das wird ſich beim Examen zeigen.“

In der That? Nun Sie ſind zu Pferde gekommen, ſagt mir Ahrens. In einer Stunde werde ich ausreiten; und da will ich einmal ſelbſt examiniren. Nehmen Sie doch eine Schreibtafel mit.

Zu der beſtimmten Zeit ritten alle Drei nach einem nahen Walde. Hennig erhielt Befehl, dieſen zu ſchätzen, und Bemerkungen darüber zu machen, die ihm indeß nicht näher angegeben wurden. Er ritt nun, von dem Jäger des Fürſten begleitet, die Kreuz und die Quer durch den Wald, ſtieg ab, ging, unterſuchte, und zeichnete ſich auf, was er bemerkte.

Der Fürſt, dem das zu lange dauerte, ritt mit dem Major zu Hauſe. Hennig kam etwa eine Stunde ſpäter, und machte bei Ahrens ſogleich einen Aufſatz über den Werth, die Benutzung, die Fehler, und die Verbeſſerung des Waldes. Am folgenden Morgen ließ der Fürſt einen Forſtbedienten zu ſich kommen. Dieſer, ein geſchickter und ehrlicher Mann, erklärte den Aufſatz für die Arbeit eines Kenners. Der Fürſt ſagte lächelnd: er iſt von meinem Forſtmeiſter von Halden. Hennig bekam ſein Patent, und es wurde ihm ein Revier angewieſen, bei dem er ſich in der Reſidenz ſelbſt aufhalten mußte.

Der Major machte die Einrichtung ſeines Neffen mit großem Aufwande, der ihm aber noch immer zu eingeſchränkt ſchien. Hennig zog bald die Blicke der Reſidenz auf ſich; denn der Fürſt zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und ließ ſich, wenn er ſpazieren ritt, oft von ihm begleiten. Es war dem Fürſten intereſſant, einen Menſchen um ſich zu haben, der ſo offen mit der Sprache heraus ging, und von dem er ſo viele Urtheile hörte, die das Gegentheil von den gewöhnlichen, und dennoch, wenn ſie näher geprüft wurden, immer ſehr richtig waren. Der Fürſt, ein wirklich edler Mann, liebte die Wahrheit, und es hatte ihm bisher nur an einem Manne gefehlt, der es wagte, ſie ihm darzuſtellen; was ja das Unglück faſt an allen Höfen iſt!

Die Nachricht von Hennigs Abreiſe nach der Reſidenz, und die Aeußerung des alten Fräuleins in Ransleben, daß es mit Louiſens Verheirathung noch in weitem Felde ſtehe, gaben Karln und ſeiner Mutter neue Hoffnung. Aber es war immer ſchwer, Hennigen beizukommen; und nun hatte er noch überdies die Gnade des Fürſten, die der Mutter unbegreiflich blieb, wenn ſie nicht annahm, daß Emilie, der Fürſt und der Major unter Einer Decke ſpielten.

Karl näherte ſich jetzt aufs neue ſeinem ehemaligen Freunde, Selenberg. Dieſer bot die Hand zur Verſöhnung, und kam bald nach Moorberg. Er wußte ganz beſtimmt, daß der Fürſt mit Emilien in keiner Verbindung ſtand; allein wo ſie war, das hatte er ſchlechterdings nicht herausbringen können. Man fiel nun darauf, daß dem Major Emiliens Aufenthalt bekannt ſeyn müßte. Seibold war ſchon einige Wochen aus Sollingen weg, und niemand konnte angeben, wohin. „Sollte er etwa bei Emilien ſeyn?“ ſagte Selenberg. „Nun, das will ich wohl herausbringen; der neue Herr Forſtmeiſter ſchreibt gewiß an ihn.“

Man ſetzte Bedingungen feſt. Selenberg ſollte Emilien bekommen; dafür mußte er aber verſprechen, Hennigs Verbindung mit Louiſen zu hintertreiben. Der Plan wurde völlig überdacht. Des Majors und Hennigs Unglück war beſchloſſen, und Selenberg eilte nun in die Reſidenz zurück, um Hand an die Ausführung zu legen.

Emiliens Aufenthalt erfuhr Selenberg ſehr leicht; er ſagte einem Poſtbedienten: wenn ein Brief an einen gewiſſen Herrn Seibold gebracht würde, ſo möchte er ſich den Ort merken, der auf der Adreſſe ſtände, da jemand einen wichtigen Auftrag an dieſen Mann hätte, und doch ſeinen Wohnort nicht wüßte. In Kurzem erfuhr er: ein gewiſſer Seibold, vermuthlich der, nach welchem er ſich erkundige, lebe in Sondenheim; und in Waldengrund würden die Briefe für ihn abgegeben. Nun ſchickte er ſogleich ſeinen Kammerdiener, dem er völlig trauen konnte, mit dem Auftrage ab, ſich an beiden Orten genau nach Seibold und Emilien zu erkundigen.

Selenberg hatte einen Plan entworfen, der ſeiner würdig war. Unter den Opfern ſeiner Wolluſt befand ſich auch ein reitzendes Mädchen, Julie Silbermann, die Tochter eines Förſters auf einem ihm gehörigen Gute in der Mark. Ihr Vater ließ ſie von ihrem dreizehnten Jahre an in Berlin erziehen. Eitelkeit und Putzſucht machten ſie ſchwach; und kaum war ſie völlig erwachſen, ſo wurde ſie von einem jungen Wüſtling verführt. Sie verführte nun ihrer Seits den jungen Menſchen zu ungeheuren Verſchwendungen. Seine Anverwandten erfuhren das, und Julie mußte, um gerechter Ahndung zu entgehen, zu ihrem Vater fliehen. Hier kam ſie Selenbergen zu Geſichte, den eine Reiſe auf das entfernte Gut gebracht hatte. Die Schönheit und die unſchuldige Miene des Mädchens zogen ihn an. Sie, eine ſchon völlig ausgelernte Buhlerin, machte ihm mehr Mühe, als jemals vorher die Tugend. Endlich ſiegte er, und wurde nun bald überzeugt, daß Julie nichts weniger als unſchuldig geweſen war. Indeß hielten ihre Buhlerkünſte ihn länger feſt, als es je ein tugendhaftes Mädchen konnte, und er brach ſeinen Umgang mit ihr nie gänzlich ab.

Dieſes liſtige und reitzende Mädchen beſtimmte Selenberg zu einem Fallſtricke für Hennig. Sie kam auf eine ſchriftliche Einladung von ihm. Er theilte ihr ſeinen Plan mit, und verſprach ihr eine große Summe Geldes, wenn es ihr gelänge, den jungen Halden in ihr Netz zu ziehen. Um ihr dies zu erleichtern, machte er ihr eine ſehr ausführliche Beſchreibung von Hennigs Charakter, verhehlte ihr die Schwierigkeiten nicht, die ſie antreffen würde, und reitzte dadurch ihre Eitelkeit, auch einen ſo ſeltnen jungen Mann zu erobern.

Hennig bewohnte ein Haus in der Vorſtadt, deſſen Garten auf das Feld hinaus ging. Bei ſeinem Nachbar, einem Tiſchler, wurde Julie von dem Verwalter eines Selenbergiſchen Gutes eingemiethet. Der Verwalter machte bei dem Hauswirthe Stille und Einſamkeit zu der einzigen Bedingung; und nach einigen Tagen bezog Julie ein Stübchen, deſſen Fenſter in den Garten gingen. Sie war gut, höflich, gefällig, und dabei auch ſehr einſam und fleißig. Ihre einzigen Vergnügungen nach der Arbeit waren der Garten und ihre Harfe. Schon am erſten Abend ſah ſie den Forſtmeiſter im Garten ſeiner Wohnung ſpazieren gehen; ſie hielt es indeß nicht für rathſam, ſeine Aufmerkſamkeit ſogleich zu erregen. Erſt nach einigen Tagen erklang ihre Harfe aus dem offnen Fenſter, oder Abends aus der Laube.

Hennig hatte ein Fernrohr im Fenſter ſtehen, mit dem er zuweilen in die Gegend hinaus ſah. Jetzt richtete er es dahin, woher die angenehmen Töne kamen. Julie ſetzte ſich nun ruhig auf den Raſen in dem Garten, und ſchien nichts davon zu merken, daß ſie beobachtet wurde. Bald las ſie; bald hatte ſie den Schooß voll Blumen, um Kränze daraus zu winden. Hennig konnte nie ihr Geſicht zu ſehen bekommen, weil ſie einen Hut trug, der es verdeckte; ihre Figur aber fand er äußerſt reitzend. Da ſie nicht wußte, daß ein Mann mit einem Fernrohr hinter einer Gardine ſtand, ſo nahm ſie ſich keine Stellung übel, doch ohne durch irgend eine die Sittſamkeit zu beleidigen. Jetzt ſah Hennig nur den weißen runden Arm und das ſchöne braune Haar, das auf dem weißen Halſe ſchwamm; dann eine Weile den kleinen Fuß, der unter dem Rocke hervorſtand, wenn ſie ſich auf den Boden geſetzt hatte. Jetzt beugte ſie ſich in dieſer Stellung, auf die linke Hand geſtützt, vorwärts, um noch einen Zweig von der Myrte zu pflücken, die einen Schritt weit von ihr ſtand; und nun ſah er den ganzen Fuß, ja auf einen Augenblick auch den weißen Strumpf bis zur Wade. Dann ſteckte ſie den Myrtenſtengel vor die Bruſt, und beugte ſich wieder ſeitwärts, um eine Blume zu pflüke ken; und auf einen Augenblick wurde ihm nun der ſchöne, jugendliche Buſen ſichtbar. Endlich hob ſie auch einmal den Kopf auf, um das Wetter zu betrachten; nun ſah er das helle blaue Auge, das liebliche Kolorit der Wangen, und dachte: ein ſchönes Mädchen!

Für einen jungen Mann von Hennigs offnem Herzen, der ſich faſt ſchon im Entſtehen ſeiner erſten Leidenſchaft von der Geliebten getrennt hat, iſt ein ſchönes Mädchen in einem Garten die allergefährlichſte Nachbarſchaft. Kein Sofa in der Welt giebt zu ſo reitzenden Stellungen Veranlaſſung, als ein Grasplatz, auf dem das Mädchen ſich zwiſchen zwei Roſenſtauden lagert; und der ſchönſte Pompadour, oder das Thee-Eingießen, kann es nicht halb ſo reitzend in Bewegung ſetzen, als ein Schmetterling, den es haſchen will, und der bald hoch, bald niedrig, bald langſam, bald ſchnell, bald gerade aus, bald in einer Schlangenlinie, weiter fliegt. Jede Stellung, vom ruhigen Gehen an, bis zu dem leichteſten Laufen, kommt da in eine einzige Minute. Alle gut gebaueten Mädchen werden dadurch ſehr reitzend; und nun gar die ſchöne Julie, die ihrem Körper durch die Tanzkunſt Grazie zu geben gelernt hatte! Wer einmal die Vigano auf der Schaubühne ſah, wird die Gefahr des armen Hennigs begreifen.

Julie aber beſtürmte nicht nur ſeine Augen, ſondern auch ſeine Ohren. Noch am ſpäten Abend ſaß ſie in einer Laube, und ſpielte die Harfe. Auch ſang ſie dazu, freilich nur mittelmäßig; aber ſie wußte recht gut, daß ein Mann, der den Tag über ſich an der Geſtalt eines Mädchens beinahe blind geſehen hat, am Abend leicht auch ihre nur erträgliche Stimme ſehr angenehm findet.

Nach einigen Tagen fing ſie an, gerade auf Hennigs Herz einzudringen. Sie ſetzte ſich ſtill in eine Laube, und lehnte den Kopf an einen Baum; dann ging ſie langſam und traurig, mit gefaltenen Händen, den Garten einige male auf und ab; endlich zog ſie einen Brief aus dem Buſen, las ihn, bedeckte die Augen mit ihrem Schnupftuche, hob die Arme gen Himmel auf, und verſank dann wieder in eine ſchweigende Trauer.

Nun hatte ſie gewonnen; denn Hennig legte das Fernrohr weg, und dachte mitleidig:

was mag dem armen Mädchen wohl fehlen? In dieſem Augenblicke ging Julie zu dem Garten hinaus, den Weidengang in das Feld, an Hennigs Garten vorüber. „Ich will ſie fragen,“ dachte Hennig, „was ihr iſt, und ob ich ihr helfen kann.“ Er ging hinunter, und ſtellte ſich in die Hinterthür ſeines Gartens, weil Julie da wieder vorüber gehen mußte. Sie kam zurück, und hatte ihre Augen auf den Boden geheftet. Je mehr ſie ſich näherte, deſto mehr verlor Hennig den Muth zu fragen: was fehlt Ihnen? Er wollte ſchon leiſe weggehen; da erblickte ſie ihn, und ſchien heftig zu erſchrecken. Sie ſtellte ſich furchtſam, weil ſie glaubte, das würde ihn dreiſt machen. Da irrte ſie ſich aber. Hennig wäre dem Teufel unter die Augen getreten; doch einem ſo ſchüchternen, furchtſamen, guten Mädchen? Ihm war bange, daß ſeine Worte zu hart, ſein Aufdringen beleidigend ſeyn möchte. Sie warf im Vorübergehen einen ſchnellen Blick auf ihn, und er ſagte mit der ſanfteſten Stimme: guten Abend, Mamſell! — Jetzt ſtand Julie an einem ſchmalen Graben, der beide

Gärten trennte. Hennig ſprang hinzu, um ihr ſeine Hand zu reichen; aber ſo eben war ſie hinüber gehüpſt, und ſagte mit einer ſehr angenehmen Verbeugung: ich danke Ihnen. Nun hatte Hennig wieder Muth. Er zeigte auf den Graben, und ſagte: „mich dünkt, Mamſell, Sie haben in Ihrem Leben ſchon breitere Abgründe zu überſchreiten gehabt, als dieſen. Sie ſollten eine Hand, die Ihnen zu helfen bereit iſt, nicht ausſchlagen."

Julie ſeufzte. Es giebt mehr Abgründe, als hülfreiche Hände! ... Ich hoffe, bald ruhig zu ſeyn.

„Das wünſche ich Ihnen von Herzen; und ſollte Ihr Geſchick Sie wieder an einen Graben führen, ſo rechnen Sie auf dieſe Hand, Mamſell Nachbarin." — Sie dankte mit einem lächelnden Blicke. Nachbarin? wiederholte ſie fragend. — „Ja, Nachbarin!" — Nun mußte Hennig ihr das erklären, und während deſſen kamen ſie an die Thür zu Juliens Garten. Sie ſetzte ſich auf eine Bank, und der Forſtmeiſter blieb ihr gegenüber ſtehen. Man ſprach von dem ſchönen Abend, von der Natur, vom beſtirnten Himmel, Dabei ließ Julie von ungefähr fallen, daß ſie die Tochter eines Landpredigers ſey, und fing an zu ſtammeln.

„Leben denn Ihre Eltern noch?" — Ja. — „Und wie geht es denn zu, daß Sie Sich hier aufhalten?" — Sie ſeufzte; und Hennig ſah ihr ſcharf ins Geſicht. Nun hob ſie mit weinerlichem Tone an: glauben Sie nichts Böſes, mein Herr. Ich bin ſehr, ſehr unglücklich. Meine Eltern lieben mich, und ich ſie; aber dennoch ſind wir getrennt, und müſſen es ſeyn, ſo lange meine Unſchuld mir theuer iſt. O, nur die tiefſte Verborgenheit kann mich vor den Verfolgungen eines grauſamen Menſchen retten!

„Liebe Mamſell," ſagte Hennig jetzt; „ich will nicht mehr wiſſen, als Sie mir freiwillig ſagen wollen. Aber" — er ergriff ihre Hand — „glauben Sie mir, bis hieher ſoll die Verfolgung Ihres Feindes nicht dringen. Betrachten Sie mich als Ihren Beſchützer, als Ihren Freund. In der That, ich bin das ſchon geweſen, ehe Sie mich noch kannten; denn ich habe Ihre Trauer geſehen."

Julie unterbrach ihn, und dankte für das Verſprechen ſeines Schutzes mit der entzückten Heftigkeit einer Hülfloſen, die ſich auf einmal gerettet ſieht. Die Bekanntſchaft war nun gemacht; und Hennig ſagte, als er wieder auf ſeinem Zimmer war: „ich bin zu einer glücklichen Stunde hier eingezogen.“

Am folgenden Tage wünſchte Hennig der ſchönen Julie über die Hecke weg einen guten Morgen. Sie dankte ihm freundlich aus der Laube, in welcher ſie Thee trank; und er ritt ganz ruhig zu ſeinen Geſchäften. Am Abend war Hennig in ſeinem Garten. Erſt ſprach er eine Zeitlang über die Hecke weg mit ſeiner Nachbarin; dann bat er ſie, mit ihm noch einen Spaziergang zu machen. Sie ſchien zu erröthen; doch abſchlagen konnte ſie ſeine Bitte nicht wohl. Hennig bot ihr ſeinen Arm, als ſie langſam aus dem Garten hervor trat; ſie nahm ihn, und ſo gingen Beide in die duftende Wieſe.

Hennig ſchilderte ihr ſeinen Oheim und deſſen häusliches Leben. Sie mahlte ihm ein Gegenſtück dazu aus ihrem väterlichen Hauſe; und es fand ſich, daß ſie Beide auf gleiche

Weiſe erzogen waren. Nun konnte das unſchuldige Mädchen wohl Vertrauen in Hennigen ſetzen! Was durfte ſie bei einem Manne befürchten, dem Tugend und Reinheit des Herzens eben ſo theuer waren, wie ihr ſelbſt! So etwas äußerte ſie wirklich; und als Hennig ſie bat, ihn mit ihrem Unglücke bekannt zu machen, trug ſie kein Bedenken, ſeine Bitte zu erfüllen.

Sie ſetzten ſich auf einen Haufen Heu. Als Julie ihre Geſchichte anfing, faßte ſie ſpielend eine Handvoll nach der andern, und ließ ſie mit aufgehobnem Arme nach und nach auf ſich herunter fallen. Hennig ahmte die Spielerei nach; er beſtreuete ſo das ſchöne Mädchen allmählich mit Heu, und dann auch ſich ſelbſt, bis endlich Julie bei ihrer Geſchichte ins Feuer gerieth. Wir geben dieſe Geſchichte nur in einem trocknen Auszuge; Julie aber erzählte ſie mit hoher Leidenſchaft. Bald ergriff ſie verſichernd Hennigs Hand; bald hielt ſie ſich, als ob ſie noch jetzt vor der Gefahr erſchräke, an ihm feſt; ja, bisweilen vergaß ſie ſich ſo ganz, daß ſie ihn mit Innigkeit umarmte. Gegen das

Ende der Geſchichte waren Beide in dem Haufen Heu wie verſunken, und Julie ſaß nicht mehr, ſondern lag in Hennigs Armen.

„Ihr Vater war ein Prediger, weit von dieſer Gegend. Der Edelmann im Dorfe, ein junger Wüſtling, hatte eine heftige Leidenſchaft zu ihr bekommen, und den Plan gemacht, ſie zu verführen. Das unſchuldige Mädchen war freundlich gegen ihn, und dachte an nichts Arges, bis er unverſchämt wurde. Nun zog ſie ſich zurück. Der Edelmann, Patron der Pfarre, fing an ihren Vater zu kränken, und verſuchte tauſend Mittel, ſeinen boshaften Zweck zu erreichen. Sie äußerte den größten Abſcheu vor dem Wollüſtling, und er drohete mit Gewalt. Nun floh ſie zu einem nahen Verwandten; aber auch da war ſie nicht ſicher. Endlich wurde ſie von einem andern Verwandten hierher gebracht; doch der Edelmann war ihr ſchon wieder auf der Spur, und nur die tiefſte Verborgenheit konnte ſie vor ſeiner Verfolgung ſchützen.“

Hennig fand das zwar ein wenig unwahrſcheinlich; aber er ſagte nichts, weil ihm ſeine Schweſter einfiel. Die ſchöne Julie legte ſich nun, mit Thränen in den Augen, ermattet in das Heu zurück, ſah zum Himmel auf, und blieb einige Minuten ſo liegen.

„Armes, liebes Mädchen!“ ſagte Hennig, als ſie ſo ohne Bewegung da lag. „Liebes, liebes Mädchen!“ wiederholte er noch einmal, beugte ſich mitleidig über ſie hin, und ſah, daß noch immer Thränen aus ihren Augen floſſen. „Theures, ſchönes Mädchen!“ ſagte er zum drittenmal, und faßte ſie in ſeine Arme. Der Sitz war gefährlich! Hennig ſank dicht neben ihr nieder; aber er blieb ſeiner mächtig, obgleich Julie ſchwieg und dadurch ſeine Lage noch mißlicher machte.

„Liebe Julie,“ ſagte er ſogleich; „kommen Sie! Der Rückweg wird Sie zerſtreuen.“ Er nahm das Heu von ihrem Schooße, von ihren Füßen, und aus ihrem Haare. Dann ſtand er auf, faßte ſie in ſeine Arme, küßte ſie, und ſagte: „unſchuldige, reine Seele!“ Mit dieſen Worten hob er den Fuß, um nach Hauſe zu gehen. Er brachte Julien vor ihren Garten, wünſchte ihr eine gute Nacht, und ging ganz ruhig auf ſein Zimmer. — Das iſt ein ſeltſamer Menſch! dachte Julie, und ſchlüpfte in das Haus.

Die feine Julie war am Ende noch zu andern Ausrufungen genöthigt. Einer Mondfinſterniß wegen, die ſie gern ſehen wollte, war ſie in einer der folgenden Nächte ganz allein bei ihm auf ſeinem Zimmer, und ſaß neben ihm auf dem Sofa. Sie hatte ſo viel Vertrauen zu ihrem guten Nachbar, daß ſie ſich, als ſie müde wurde, an ſeine Bruſt lehnte, und — entweder vor langer Weile wirklich einſchlief, oder ſich aus Abſichten ſo ſtellte; aber ungeſtörter hätte ſie in ihrem Bette nicht ſchlafen können. Als die Mondfinſterniß, eine totale, anfing, weckte Hennig ſie ſanft, und löſchte das Licht aus, damit ſie ſehen könnte, wie dunkel es allmählig würde. Sie ſaß noch immer neben ihm auf dem Sofa, und lehnte den Kopf an ſeine Schulter. Er ſeufzte einmal, als er ihr Herz an ſeiner Bruſt pochen fühlte; auch legte er ſeine Lippen an ihre Stirn, und drückte ſie an ſich: aber dabei blieb es. Hennigs Phantaſie war noch nicht von Bildern der Wolluſt entweihet; er ſeufzte vor Entzücken über die zutrauliche Freundſchaft des lieben, zärtlichen Mädchens. Doch etwas Gefährlicheres hätte ihm nicht begegnen können; ſeine Seufzer waren in der That die Wirkung einer entſtehenden Liebe zu dem reizenden Mädchen.

Hennig fing an ſeiner Louiſe untreu zu werden; und hätte der feinen Julie nur geahnet, daß es Männer giebt, die lieben können, ohne wollüſtig zu ſeyn, daß Liebe und Wolluſt ſehr von einander verſchieden ſind: es wäre ihr leicht geweſen, Hennigs Liebe zu Louiſen, die doch wirklich nur die erwachende Empfindung des jugendlichen heißen Herzens war, zu vernichten. Aber Julie wollte weniger als das; und gerade dadurch zerſtörte ſie ihr eignes Gebäude. Hätte ſie ihren wahren Nahmen geſagt, und eine Fabel erfunden, bei der ſie nicht am Ende als eine Lügnerin erſcheinen mußte: ſo würde ſie Hennigen weit haben treiben können.

Hennig theilte ſein Herz beinahe ſchon; er fühlte eine faſt eben ſo heiße Sehnſucht nach Julien als nach Louiſen. Zwar nannte er ſeine Empfindung nicht anders als Freundſchaft; aber doch mußte er ſich ſelbſt geſtehen, daß dieſe Freundſchaft ſehr innig wurde. Seine Treue gegen Louiſen war freilich noch unverletzt, und er dachte nicht an den Wunſch, in eine nähere Beziehung mit Julien zu treten; aber doch vergaß er jene faſt gänzlich, wenn er Julien bei ſich hatte. Und dieſe war jeden Abend bei ihm, oft halbe Nächte auf ſeinem Zimmer. Er lehrte ſie die Harfe ſpielen, lehrte ſie ſingen, und ſein Herz wurde mit jedem Tage weicher. Nothwendig mußte er bald zu der Bemerkung kommen, daß Julie ſeiner Treue gefährlich wurde. Nun that er, was alle junge Leute in einem ſolchen Falle thun, was aber ein ſehr gefährliches Mittel ſich zu retten iſt. Er ſtellte ſich kälter gegen Julien. Sie merkte das, äußerte Unruhe, machte ihm Vorwürfe, und veranlaßte dadurch leidenſchaftliche Unterhaltungen. Hennig entdeckte ihr, daß er ſein Herz und ſeine Hand vergeben habe; doch in ſo räthſelhaften Ausdrükken, daß dieſe Entdeckung wie eine Liebeserklärung ausſah. Hier hätte nun Julie ihre Rolle beſſer ſpielen ſollen. Sie mußte erſchrecken, in ſich verſinken, und ſo weiter. Wirklich fing ſie recht artig an; aber ſie war nicht im Stande, ein ſo reines Herz, wie Hennig hatte, zu behandeln. Sie gab zu verſtehen: eine Untreue ſey eben kein großes Verbrechen, wenn nur die Betrogene ſie nicht erfahre.

Das ſagte ſie nicht in eben dem Augenblicke, als Hennig ihr ſeine Liebe entdeckte, ſondern einige Tage nachher, auch nicht ſo geradezu, ſondern ſehr bemäntelt, mehr mit Blikken, mit Umarmungen, als mit Worten. So fein das auch angefangen war, ſo machte es Hennigen doch ſtutzig. Er hatte geglaubt, ſie würde ihre ſchon ſichtbar genug gewordene Leidenſchaft nach dieſer Entdeckung verbergen; aber zu ſeiner Verwunderung geſchah das Gegentheil. Doch eine Geliebte kann viel thun, ehe der Liebende es wagt, ſie zu beſchuldigen.

Hennig ließ ſich wieder von dem Zuge ihrer Leidenſchaft fortreißen; aber ein Brief von ſeinem Oheim, und die zwei Worte: „Treue! Louiſe.“ auf einem Stückchen Papier, löſchten, wie durch einen Zauberſchlag, die verzehrenden Flammen in ſeiner Bruſt, obgleich nicht den glühenden Grund ſeines Herzens. Gerade um die Zeit, da er ſonſt Julien zu beſuchen pflegte, ritt er heute aus. Er wußte

ſelbſt

ſelbſt nicht, wie es zuging, daß ſein Pferd ſich auf die Wieſe hinter ſeinem Garten verirrte. Nur durch eine Art von Anſtrengung gelang es ihm, die Wieſe zu verlaſſen. Er kam ſpät nach Hauſe, ging auf ſein Zimmer, hütete ſich ſogar, einen Blick in den Garten zu werfen, und kleidete ſich aus, um dann noch etwas zu arbeiten. Da pochte jemand leiſe an ſeine Thür, und Julie trat herein.

Sie traf die rechte Stunde. Nie iſt man leichter untreu, als wenn man ſich ſo eben feſt entſchloſſen hat, recht treu zu bleiben. Man fühlt ſich dann ſo ſtark, daß man die einzige Wehr, Behutſamkeit, von ſich wirft. Hennig eilte, mit dem Ausruf: meine Freundin! auf Julien zu; und ſeine Freundin lag weinend, die Hände ringend, an ſeinem Herzen. Nein, ſagte ſie zärtlich: Sie haſſen mich! ja, Sie haſſen mich! Dieſer Vorwurf nöthigte Hennigen, ihr zu beweiſen, daß er ſie nicht haßte. Er umarmte ſie, drückte ſie an ſeine Bruſt, und war ſogar ſchwach genug, ihr zu verſichern, daß er ſie liebe.

Kaum hatte er das geſagt, ſo erſchrak er, und wollte den Fehler wieder gut machen.

Er entdeckte Julien den Zuſtand ſeines Herzens, und verſicherte zwar nicht, daß er ſie mehr liebe als Louiſen, ſagte aber doch genug, um ſie auf den Gedanken zu bringen. Mit Innigkeit faßte er ihre Hände, küßte ſie, und benetzte ſie mit Thränen. Er beſchwor Julien, ihn zu vergeſſen; kurz, er that Alles, um die Leidenſchaft noch mehr zu entflammen. „Ja," ſagte er endlich: „ja, wir müſſen uns trennen, wir müſſen!" Bei dieſen Worten ſtand er auf, und Julie mit ihm. Er näherte ſich der Thür, um ſich ſelbſt zu überreden, daß ſein Vorſatz feſt ſey; denn er fühlte jetzt, daß er das Mädchen nicht würde fahren laſſen.

Julie hielt ſeine Bewegung nach der Thüre hin für Ernſt, und ſagte: Halden, ich verlange ja Ihre Hand nicht; ich bin gern mit Ihrem Herzen zufrieden. Geben Sie der glücklichen Louiſe Ihren Nahmen; mir laſſen Sie nur einen Theil Ihrer Liebe.

„Wie iſt das möglich, Julie?" ſagte Hennig betreten. „Ich ſollte noch mehr betriegen? Habe ich nicht die gute, treue Louiſe ſchon ohnedies betrogen? Denken Sie, wenn Sie ein Mann ſo betröge!"

Julie mußte hier ſchaudern, die Hände zuſammenſchlagen, den ſtärkſten Abſcheu äuſſern, ſich mit erhabenem Pathos an die beleidigte Louiſe wenden, und feierlich ſchwören, daß ſie ihn niemals wiederſehen wollte. Hätte ſie das gethan, ſo würde Hennig ſie nicht gelaſſen haben; allein die Buhlerin glaubte, er ſönne nur auf ein Mittel, wie er ſie beſitzen könnte, ohne Louiſen ſein Wort zu brechen. Sie umfaßte ihn mit Zärtlichkeit, und ſagte liebkoſend: wie kann denn Louiſe erfahren, daß Sie mich lieben?

Etwas Unbeſonneners hätte ſie gar nicht ſagen können; denn das Wort Liebe mußte ſie ſchlechterdings vermeiden. Hennig ſprang auf; er ſah den Abgrund vor ſeinen Füßen, und ſagte erſchrocken: „nein, es iſt nicht möglich; ſie muß es erfahren!“ Julie wurde durch dieſe Worte noch mehr in ihrem Irrthume beſtärkt, und glaubte jetzt, den Sieg ſchon in Händen zu haben. Sie bat ihn, ſich zu ihr zu ſetzen, und wollte ihm nun begreiflich machen, daß Louiſe gar nichts verlöre, wenn ſie nur ſeine Untreue nicht erführe. Hennig ſchwieg, weil er vor Schrecken und Abſcheu nicht ein Wort ſagen konnte. Sie hätte ſeine Empfindungen in ſeinem Geſichte leſen können; aber er ſaß im Schatten, mit dem Rücken gegen das Licht gewendet, und überdies lispelte ſie mit niedergeſchlagenen Augen. So fuhr ſie denn muthig fort, das Syſtem einer planmäßigen Betriegerei auseinander zu ſetzen, die ihr ſo höchſt natürlich ſchien.

Hennig hörte Anfangs mit immer größerem Abſcheu, doch endlich mit Kälte, zu. „Ich will das überlegen," ſagte er ruhig, und ſtand auf. „Jetzt aber gute Nacht, liebes Kind!" Er faßte ihre Hand, führte ſie hinunter bis an ihre Gartenthür, und ließ ſich kein Wort entfallen, woraus ſie ihn errathen konnte. Als er wieder auf ſein Zimmer zurück gekommen war, ging er eine Weile heftig auf und nieder, und rief dann endlich: „Louiſe, Louiſe! für wen hab' ich dich aufgegeben! Betriegen! dich betriegen!" Er legte ſich in das offne Fenſter, und weinte Thränen der Scham, der bitterſten Reue. Nicht lange, ſo hörte er Julien die Harfe ſpielen. Sonſt konnten dieſe Töne ſein Herz in Bewegung ſetzen; doch itzt fand er ſie widrig, und machte das Fenſter zu. Je länger er überlegte, deſto ſtärker quälten ihn die Vorſtellungen: „was würde Louiſe ſagen, wenn ſie das wüßte! Ja, ich habe ſie betrogen, und muß ſie betriegen, ſo lange ich lebe; denn kann ich ihr das je entdecken?"

Jetzt kam er auf den Gedanken, den Zeugen ſeiner Untreue, Julien, zu entfernen. Er ging am folgenden Morgen zu ihr, erkundigte ſich näher nach ihren Verwandten, und ſagte, daß er an dieſe ſchreiben wollte. Julie gerieth in Verwirrung. Sie verwickelte ſich in Widerſprüche, die Hennigen bei ſeinem jetzigen Mißtrauen nicht entgingen, und konnte auch ihren Verdruß über das Scheitern ihres Planes nicht ganz verbergen. Hennig, der ſie jetzt mit forſchenden Augen anſah, bemerkte etwas Zweideutiges in ihren Blicken, in ihren Bewegungen; ſeine Achtung für ſie verlor ſich gänzlich, und er fühlte nun bei ihr nichts mehr, als daß ſie ſchön war. Julie machte in den nächſten Tagen noch einige Verſuche, die vorigen Empfindungen wieder bei ihm zu erregen; und es gelang ihr auf gewiſſe Weiſe. Hennig ſchloß ſie wirklich aufs neue an ſeine Bruſt, und ſeine Küſſe waren heißer, als je; aber ſeinem Betragen fehlte itzt jenes Zarte, Feine der Achtung. Nicht eine einzige Fiber ſeines Herzens, nur ſeine Sinnlichkeit, brachte Julie in Bewegung. Und jede ſolche Minute koſtete ihr den ganzen Aufwand von zärtlichen Blicken und Liebkoſungen, welchen die vorige gekoſtet hatte. Seine Seele blieb nicht, wie ſonſt, in einer fortgehenden Bewegung der Leidenſchaft; immer mußte ihn ein Sturm aufs neue erſchüttern. So oft ſie ihn aus ihren Armen ließ, fühlte ſie immer mehr, daß ſie ihn unwiederbringlich verloren hatte.

Er drang noch beſtimmter wegen ihrer Verwandten in ſie, und ſie ſuchte eine Ausflucht über die andre. „Nicht wahr?“ ſagte er endlich mit einem Lächeln, das faſt wie Spott ausſah: „Sie haben mir eine Fabel erzählt, und halten Sich aus andern Urſachen hier auf?“ Julien ſchlug das Herz; ſie erröthete, wurde dann bleich, und verwickelte ſich aufs neue in Widerſprüche. Heyzig brach das Geſpräch ab, wurde einſylbig, und verließ ſie bald mit ſichtbarer Kälte.

Nun trieb er ſeine Geſchäfte, wie zuvor, ohne ſich weiter um Julien zu kümmern. Wenn ſie ſich ihm in den Weg ſtellte, ſo ſprach er mit ihr, aber nur kalt und höflich. Er war ſchon völlig überzeugt, daß ſie ihn betrogen hatte; indeß drang er noch einige male in ſie, ihm zu ſagen, woher ſie wäre, und was ſie zur Abſicht hätte. Sie blieb hartnäkkig bei ihrer erſten Erzählung, hatte aber ſogar Hauptumſtände vergeſſen, und ſagte heute gerade das Gegentheil von dem, was ſie einige Tage vorher geſagt hatte.

Eines Morgens erfuhr ſie zu ihrem groſſen Verdruſſe, der Forſtmeiſter von Halden ſey in eine andre Gegend der Stadt gezogen. Sie eilte, ſobald es finſter war, zu Selenbergen, und erzählte ihm den ganzen Verlauf ihrer Geſchichte vom Anfang an ſehr ausführlich. Er lächelte, und ſchüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. Als ſie endlich auf den Umſtand kam, daß Hennig aus der gröſten Leidenſchaft auf einmal in die gröſte Kälte übergegangen ſey, ſagte Selenberg: Mädchen, du hätteſt Frau von Halden werden können, wenn du einen Phantaſten zu behandeln wüßteſt! Aber es iſt ſchon gut ſo. Bleib jetzt nur in deinem Hauſe einſam und traurig. Wenn dich Leute ſehen, ſo halte dein Tuch vor die Augen, und klage über Unglück, über die Treuloſigkeit der Männer. Du mußt nur wiſſen, daß deine Rolle noch nicht zu Ende iſt.

Durch die dritte und vierte Hand machte nun Selenberg einen jungen Herrn auf Juliens Schönheit aufmerkſam, und ließ ihm auch zufliſtern, daß ſie die Geliebte des Forſtmeiſters von Halden geweſen ſey. Der junge Herr ſah das Mädchen, fand ſie bezaubernd, erkundigte ſich, und miethete eben die Zimmer, die Hennig vorher bewohnt hatte. Julie war einſam, und weinte faſt ununterbrochen. Die Leute in ihrem Hauſe erzählten: der Forſtmeiſter von Halden ſey mit ihr vertraut umgegangen; aber auf einmal habe er ſeine Wohnung neben an verlaſſen, und ſeitdem weine die ſchöne junge Mamſell, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Das wurde weiter erzählt, und kam mit ungeheuern Zuſätzen an den Hof. Nicht lange, ſo war es auf ganz natürlichen, unverdächtigen Wegen auch in Ransleben bei der alten Couſine, die mit mehreren Perſonen in der Reſidenz Briefe wechſelte. Leſen Sie einmal, Gräfin! ſagte das Fräulein, und hielt Louiſen den Brief hin. Dieſe las, und wurde blaß; doch jetzt bemerkte ſie auch das boshafte Lächeln des Fräuleins, gab den Brief zurück, und ſagte: „hat man nicht noch ſonſt etwas von Halden? Ich wundere mich, daß man ſo lange ruhig geweſen iſt!" Bald aber kamen Beſuche aus der Reſidenz, und die erzählten einſtimmig, daß der Forſtmeiſter Halden ein gewiſſes ſchönes Mädchen geliebt habe. — Er liebt ſie noch, ſagten Einige. — Nein, er hat ſie verlaſſen, ſagte ein Anderer. Sie vergeht faſt vor Gram. Ich habe ſie ſelbſt geſehen; ſie ging im Garten auf und nieder, und weinte bittre Thränen. Schön iſt ſie, das kann man ihr wirklich nicht abſprechen! — Das Alles drang wie Dolchſtöße in Louiſens Herz; aber noch immer behielt ſie Glauben an Hennigs Tugend. Verläumdung! dachte ſie; das beweiſen ja die Widerſprüche, mit denen die Begebenheit erzählt wird.

Louiſe vertheidigte Hennigen gegen ihren Vater mit dem zärtlichſten Eifer. Der Graf ſagte mit Kopfſchütteln: „ich muß das genau wiſſen! Wir wollen ſelbſt nach der Reſidenz.“ — Sie werden ſehen, erwiederte Louiſe, daß ich Recht habe, und daß er nur verläumdet wird.

Das Fräulein ſchrieb der Kammerherrin: die Reiſe wäre beſchloſſen; und Karl eilte in die Reſidenz zu Selenbergen. Nun wurde Julien Louiſens Geſtalt ſehr genau beſchrieben, weil dieſe gegen das Fräulein geäußert hatte, daß ſie ihre Nebenbuhlerin ſelbſt ſprechen wollte.

Louiſen pochte das Herz immer ſtärker, je mehr ſie ſich der Reſidenz näherte. Gleich nach der Ankunft ſchickte ſie zu Hennigen; der war aber nicht da, weil Selenberg ihn durch einige Bekannten zu einer kleinen Reiſe auf einige Tage hatte bereden laſſen. Jetzt wurde Louiſe noch unruhiger. Gegen Abend hängte ſie einen Flor über, wickelte ſich in eine Enveloppe, nahm ihre Jungfer mit, und begab ſich zitternd nach der Vorſtadt. — Der Jäger, der ſie begleitete, mußte ſich nach der Wohnung des Forſtmeiſters erkundigen. Louiſe ging nun gerade in das Haus, worin Julie wohnte, und bat um Erlaubniß, durch den

Garten auf die Wieſe zu gehen, wohin ſie den Jäger ſchon geſchickt hatte, daß er ſie da erwarten ſollte. Dann fragte ſie nach dem Preiſe eines Tiſches, der gerade da ſtand, und kaufte ihn, ohne etwas abzudingen. Nun war das Geſpräch in Gang gebracht. Louiſe erkundigte ſich nach dem Forſtmeiſter Halden, und bekam von der Frau des Tiſchlers nur ein Achſelzucken zur Antwort. Sie fing wieder an: „es gehen ja wunderliche Gerüchte von dem Forſtmeiſter umher: Hier in der Nähe ſoll ein Mädchen wohnen . . .“

Hier im Hauſe, ſchönes Mamſellchen! Wahrhaftig hier im Hauſe wohnt das gute, unglückliche Kind, das ſo angeführt iſt.

Louiſe ſetzte ſich ſogleich in einen Lehnſtuhl, und hielt den Fächer vor das Geſicht, um ihre Todtenbläſſe zu verbergen; denn ſie fühlte, daß ihr Blut aus den Wangen zurücktrat. Sie fragte mit zitternder Stimme: „angeführt? von wem denn?“

Je nun, von wem ſonſt, als von dem Herrn Forſtmeiſter? Sehen Sie, das gute Kind wurde hier von einem Verwandten eingemiethet, weil wir ordentliche und ehrbare

Leute ſind. Ach, Sie ſollten nur wiſſen, was das arme Julchen ſchon vorher ausgeſtanden hatte! Nun war ſie hier, und lebte ganz ſtill für ſich. Aber nicht lange, ſo ging ihr der Forſtmeiſter auf allen Schritten nach. Bald ſetzte er ſich im Garten neben ſie, bald nahm er ſie mit hinaus auf die Wieſe. Er war auch ſtill, gar nicht ſo, wie die andren jungen Herren. Und ſchön iſt er dazu, wie ein Wachsbild. Ja, wie das ſo geht! Zuletzt hatte er ſie doch beſchwatzt. Nun waren ſie alle Abende auf der Wieſe oder in der Laube zuſammen; und die Gartenthür ſtand dann immer offen. Lieber Gott! wer denkt an alles? Da iſt ſie denn oft die ganze Nacht bei ihm auf ſeiner Stube geweſen. Das haben wir erſt hinterher erfahren. Und das war ein Geherze und Gedrücke und Geküſſe! Freilich, trocken Holz brennt leicht. Sehen Sie, wie nun junge Mannsleute ſind! Er mochte endlich ihrer müde ſeyn. Auf einmal war er ausgezogen, und ſeitdem hat das arme Kind kein trocknes Auge mehr. Sie nimmt keinen Troſt an, und klagt nur immer über ihr Unglück. Gott behüte, wenn's wahr wäre!

„Was denn?“ fragte Louiſe zitternd; „was ſoll denn wahr ſeyn?“

Ja, liebes Mamſellchen, bedenken Sie doch nur! Das arme Julchen war ja ganze Nächte bei ihm auf der Stube; und da beten ſo ein Paar junge Leute nicht zuſammen! Es ſollte mich eben nicht wundern, wenn ſie von ihm ſchwanger wäre.

Louiſe ſeufzte bei dieſem unglücklichen Worte tief und ängſtlich. Sie ſtand jetzt auf, um Julien ſelbſt zu ſprechen, weil doch die Aeußerung der Frau noch immer zweifelhaft war. Ihre Jungfer mußte ihr in den Garten folgen.

Julie kam ihr entgegen, erkannte ſie ſogleich, und redete ſie mit etwas Gleichgültigem an. Louiſe winkte ihrer Jungfer, daß ſie auf die Wieſe gehen ſollte, und ſetzte ſich mit Julien in eine Laube. Sie würde dennoch ihre Abſicht nicht haben erreichen können, wenn Julie ihr nicht halb entgegen gekommen wäre. Ach, ein trauriges Geſicht, fing dieſe an, iſt jetzt für mich der beſte Anblick; und Sie ſcheinen ja traurig, liebe Mamſell. Nun war das Geſpräch angeknüpft. Louiſe erzählte, was ihr die Wirthin geſagt hatte, und bezeugte ihr Mitleiden darüber. Ach, leider! erwiederte Julie mit klagender Stimme: ich kann es nicht leugnen, ſo gern ich auch möchte! Warum hätte ich auch ein Geheimniß aus dieſer Liebe machen ſollen, da mir der treuloſe Mann ſo oft aufs heiligſte verſicherte, daß er mich heirathen würde!

„Sie heirathen?" fragte Louiſe mit leiſer Stimme, und faßte zitternd Juliens Hand.

Ach, dies Verſprechen, dem ich ſo ganz trauete, hat mich unausſprechlich unglücklich gemacht. Nur der Böſewicht weiß, wie fürchterlich, wie verzweiflungsvoll mein Zuſtand iſt.

„Gott im Himmel!" rief Louiſe, die Hände empor hebend, mit einem ſchmetternden Tone, der deutlich ſagte, daß ihre Seele zerriſſen war. Julie erſchrak, und ſchlug zitternd den lichtſcheuen Blick zu Boden; eine ſchmerzhafte Angſt ergriff ihre zagende Seele. Sie faßte Louiſens Hände, und zog ſie nieder, weil es ihr war, als ob die Betrogene um Rache an ihr zum Himmel riefe. Nein, ſagte ſie ängſtlich und bittend: nein, er iſt kein Böſewicht! Ich, ich bin die Unglückliche! — Es giebt keinen Teufel auf der Erde; ſo boshaſt wie Julie ſeyn ſollte, iſt kein Menſch. Selbſt Selenberg würde bei Louiſens Angſt, bei ihrem Jammergeſchrei ſich geſcheuet haben, ſein Verbrechen zu vollenden.

Julie floh die Schrecken ihres Gewiſſens, und eilte, in der Meinung, daß ſie nun der Gräſin die ganze Verrätherei entdeckt habe, aus dem Garten nach ihrem Zimmer. Louiſe ging zitternd und troſtlos auf die Wieſe, ſtützte ſich da auf den Jäger, und ſchwankte mit brennendem Schmerz im Buſen, ohne Troſt und ohne Glauben an die Menſchheit, nach Hauſe.

Julie lief zu Selenbergen, und ſtürzte mit bleichem, angſtvollem Geſichte zu ihm in das Zimmer. Nein, ſagte ſie laut; länger will ich nicht Menſchen quälen. Ich muß fort, oder ich entdecke Alles; und dann können Sie thun, was Sie wollen.

Es koſtete Selenbergen Mühe, von ihr herauszubringen, was ſie ſo erſchreckt hatte. Sie beſchrieb die Angſt der Gräſin, und verſicherte, daß der Anblick ihr fürchterlich geweſen wäre.

Sogar Selenberg fühlte eine Art von Mitleiden für Louiſen; indeß, zurückzugehen konnte ihm nicht einfallen. Er gab Julien die verſprochne Summe, und ſie reiſte noch in eben der Nacht, ſobald nur ihre Kleider eingepackt waren, wieder zu ihrem Vater. Selenberg fand das recht gut; jede Entdeckung der Intrigue war nun verhindert, und das Gift doch richtig da angebracht, wo es wirken ſollte.

Die unglückliche Louiſe überließ ſich, als ſie wieder auf ihrem Zimmer war, der Verzweiflung. Noch einmal rief die Liebe ihr zu! „nein, es war Halden nicht! Das Mädchen hat ſich geirrt!" Ob ſie gleich nicht einſah, wie es anders ſeyn ſollte, ſo glaubte ſie dennoch dieſer ſchmeichelnden Stimme, und ging am folgenden Morgen noch einmal zu Julien, um mit ihr recht ruhig zu ſprechen. Sie erinnerte ſich, daß Julie ihr noch zugerufen hatte: er iſt kein Böſewicht! Ueber dieſe Worte ſollte das Mädchen ihr Erläuterung geben. Als ſie, mit einer leiſen Hoffnung im Herzen, in das unglückliche Haus trat, hörte ſie, daß Julie in der Nacht abgereiſt ſey. Ich weiß

nicht,

nicht, fing die Frau des Tiſchlers an, wie das ſo ſeltſam war mit der Mamſell. Sie ſagte mir geſtern mit großer Angſt: wenn Sie nur nicht da geweſen wären! Und dabei war ſie ſo ſonderbar, daß ich wirklich ungleiche Gedanken habe. Noch, als ſie weg ging, ſagte ſie: ach, hätt' ich mich doch nicht dazu bringen laſſen! Das arme Mädchen! Ich fragte, wen ſie meinte; da ſagte ſie: das Frauenzimmer, das geſtern hier geweſen wäre! Sie!

„Mich?" erwiederte Louiſe lächelnd, und drückte der Frau mit fröhlicher Hoffnung die Hand, weil die Ahnung einer Betriegerei in ihrer Seele aufſtieg. Die Frau mußte jetzt noch einmal wiederholen, wie alles gekommen war; aber ihre Erzählung blieb ganz dieſelbe. Sie hatte einen Beſen in der Hand, und ſagte zuletzt: ich wollte eben das Zimmer der Mamſell wieder ausfegen. Louiſe ging, aus Neugierde zu ſehen, wo Julie gewohnt hatte, mit in das Zimmer. In dieſem Augenblicke klingelte jemand, und die Frau mußte hinunter. Louiſe, die allein blieb, ſtand an einer Kommode, deren Schubkaſten herausgezogen waren. Sie ſah ein Papier darin

liegen, nahm es, und erſtarrte, als ſie fand, daß es ein Billet an Julien von Hennigs Hand war. „Nein, Julie,“ ſchrieb er; „eine ſolche Nacht darf nicht wieder kommen! Sie machen Sich unglücklich, und mich elend. Mein Herz blutet; aber ich darf Sie nicht wiederſehen. Sie wiſſen die Bande, mit denen ich gebunden bin. Länger will ich nicht das reinſte, treueſte Herz, Louiſen, betriegen. Nie wieder eine ſolche Nacht! Bedenken Sie, wie leicht das Glück dreier Menſchen zerſtört werden könnte. Adieu. Ich ſehe Sie heute nicht.
H.“

Als Louiſe das las, rann eine große Thräne langſam aus ihrem Auge, und ihr Herz zog ſich kalt in ihrer Bruſt zuſammen. Sie ſteckte das Billet ein, ging die Treppe hinunter durch den Garten, und ſo über die Wieſe nach Hauſe. Im Gehen ſiegte ihr jungfräulicher Stolz über jede andre Empfindung ihrer Seele, und ſie wurde kalt bis zur Gefühlloſigkeit. Es iſt ein ſehr elender Menſch! ſagte ſie leiſe, und ihr Schritt wurde immer feſter. Sie trat, als ſie nach Hauſe kam, gleichgültig und kalt in das Zimmer. Die alte Couſine wußte ſchon durch nachgeſchickte Leute, daß Louiſe geſtern und dieſen Morgen in der Vorſtadt geweſen war. Nun? fragte ſie; haben Sie noch keine Nachricht, ob es mit dem Forſtmeiſter ſo iſt, wie die Stadt ſagt?

Louiſe antwortete kalt: „Sie haben Recht gehabt, Couſine. Halden iſt ein verächtlicher Menſch. Ich bitte Sie jetzt um weiter nichts, als daß Sie in meiner Gegenwart ſeinen Nahmen nicht mehr nennen.“ Sie forderte ein Blatt Papier, und ſchrieb: „Stärker kann ich Ihnen meine Verachtung nicht ausdrücken, Herr Forſtmeiſter von Halden, als dadurch, daß ich Ihnen dieſes, von Ihrer eignen Hand geſchriebene Billet zuſchicke. Louiſe Gräfin von Espenbruch.“ Sie ſchlug Beides in ein Couvert, machte die Adreſſe, ſiegelte mit zitternden Händen, klingelte, und ſagte zu dem hereinkommenden Bedienten mit Stolz: „das ſogleich zu dem Forſtmeiſter von Halden. Man ſoll es ihm geben, ſo bald er zurückkommt. Beſtell' Er das; es iſt daran gelegen.“

Nach einer Stunde ſah ſie den Bedienten wieder, und fragte kalt: „hat Er das Billet abgegeben?" Ja; ich habe den Herrn Forſtmeiſter ſelbſt geſprochen. Er war eben zurückgekommen. Ich fragte, ob ich Antwort bekäme; aber er war auf einmal ſo bleich geworden, wie die Wand, und ging, ohne mir etwas zu ſagen, ins Zimmer. Als es mir zu lange währte, ſchickte ich ſeinen Bedienten zu ihm hinein. Der ſchüttelte, als er wieder herauskam, bedenklich den Kopf, und ſagte: Antwort iſt nicht nöthig.

Dieſe wenigen Worte rührten Louiſen ſo ſehr, daß ſie ſich abwenden mußte. Noch einmal rief eine Stimme in ihrem Innern ihr zu: er iſt unſchuldig! Aber ihre Empfindlichkeit brachte dieſe Stimme ſogleich zum Schweigen. Sie befahl den Bedienten: wenn Halden etwa kommen ſollte, ihn abzuweiſen; doch der ſo ſchwer beſtrafte, unglückliche, furchtſame Halden kam nicht.

Er ſaß in dem furchtbarſten Schweigen, mit Louiſens Billet in der Hand, und fühlte ſich ſchuldiger, als er wirklich war. Julie hatte Anfangs ſein Mitleiden, und dann ſeine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht, ohne daß ſein Herz Louiſen untreu wurde. So wie er etwas

Zweideutiges an dem Mädchen merkte, verlor es auch den Reitz für ſeine Sinne. Nun wurde es ihm gar nicht ſchwer, aus Juliens Nachbarſchaft wegzuziehen; und mit dem erſten Schritt in ſein neues Zimmer war auch ſeine Liebe zu Louiſen in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht. Freilich wird man ſeine Gefühle für Julien Untreue nennen; aber — wer ſagen kann, daß er bei ſo mannigfachen Verſuchungen zur Untreue ſtärker geweſen ſeyn würde, als Hennig, der werfe den erſten Stein auf ihn!

Wie iſt mein Billet in Louiſens Hände gekommen? dachte Hennig, als er ſich von ſeinem Schrecken ein wenig erholt hatte. Er nahm Hut und Stock, eilte nach Juliens Wohnung, und hörte zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie nicht mehr da ſey. Die Wirthin erzählte ihm, daß geſtern und heute eine junge Mamſell da geweſen wäre, die an Juliens Schickſale ſehr vielen Theil genommen hätte. Er erkannte aus ihrer Beſchreibung ſehr leicht Louiſen, und gerieth nun in eine noch größere Verwirrung. Als er langſam wieder zurückging, überdachte er die ganze Begebenheit noch einmal. Sollte er glauben, daß Alles ſo angelegt wäre, um ihn ſeiner Louiſe verhaßt zu machen? Es ſprach Manches für dieſe Vermuthung; aber doch fand er auch, daß Alles ſich ganz natürlich, ohne einen liſtigen Plan, ſo hatte reihen können. „Ich habe ſie verloren!“ ſagte er zuletzt mit tiefem Schmerze, und verſank in das Gefühl ſeines Unglücks.

Hennig behielt indeß einen mächtigen Fürſprecher bei Louiſen. Zwar hatte Suschen von ihr ausdrücklichen Befehl bekommen, ſeinen Nahmen nicht zu nennen, und ſie gehorchte auch wirklich eine Weile; endlich aber erzählte ihr der Jäger ſo viel, daß ſie ihrem Herzen Luſt machen mußte. Ach, Gott erbarme ſich! fing ſie an. Ich will wohl ſchweigen, nicht ein Wort will ich ſagen; aber ich wollte nur, ſie trügen ſeine Leiche hier vor dem Fenſter vorüber, wenn er todt ſeyn wird! Nicht vier Wochen lebt er mehr, der arme Herr!

Louiſe fuhr aus ihren Träumen auf, und ihre Phantaſie ergriff das neue Bild, das Suschen vor ihre Seele gebracht hatte. — Bleich iſt er wie ein Schatten, fuhr Suschen fort; er ißt und trinkt nicht. O, es ſoll ein

Anblick zum Erbarmen ſeyn, ſagen ſeine Bedienten. Lieber Gott! was hat er denn nun Großes begangen? Mit der Mamſell ein wenig ſchön gethan, das iſt es ja Alles!

Louiſens Mitleiden verwandelte ſich wieder in Abſchen. „Schweig, Mädchen!“ ſagte ſie erbittert. „Es iſt ein elender Menſch!“

Nun ja, ich will ſchweigen; aber Eins muß ich noch ſagen, weil es mir ſonſt das Herz zerdrückt. Sie ſind unbarmherziger als ein Stein; und Sie werden es noch bedauern, wenn Sie erfahren, was ich weiß. Ja, ſchweigen will ich, und wenn er ſich auch eine Kugel durch das Herz ſchießt. Bin ich doch unſchuldig daran! Ich habe geſprochen, als es noch Zeit war.

Louiſe glaubte, als Suschen das ſagte, eine Kugel in ihrem eignen Herzen zu fühlen. Sie blickte auf, und ſah, daß dem Mädchen die Augen voll Thränen ſtanden. „Wenn er unſchuldig wäre,“ ſagte ſie jetzt ſanfter, „ſo käme er ja wohl! Aber nein! O Gott! der elende, abſcheuliche Menſch! Er mag thun, was er will, und was er verantworten kann. Ich will nichts mehr von ihm wiſſen. Und mit dem Todtſchießen hat es nichts zu ſagen.“

Solche Geſpräche führte Suschen oft; und endlich kam ſie auf den Einfall, Hennigen durch den Jäger ſagen zu laſſen: er möchte Louiſen zu ſprechen ſuchen; ſie ließe ſich dann gewiß verſöhnen.

Hennig wagte es nicht, das zu glauben. Er fand eine Art von Genugthuung für Louiſen darin, wenn er jede Hoffnung auf ſie in ſich ſelbſt zerſtörte. „Ich fühle," dachte er, „daß ich Louiſens Herz nicht verdiene, und muß ihr zeigen, daß ich es fühle." Das Leben war ihm jetzt eine Laſt, und er hatte einige male den Gedanken, zu der Ruſſiſchen Armee zu gehen, um gegen die Türken zu dienen. Dieſer Gedanke wurde in ſeiner Seele immer lebhafter, weil die Ausführung ſo gefährlich war, und auch immer ſüßer, weil ſich eine Hoffnung mit ihm vereinigte. „Sie wird," dachte Hennig, „um dich weinen, für dich zittern, wenn ſie hört, wie nahe du dem Tode biſt, und endlich vielleicht dich zurückrufen!" Er hatte noch eine andere nähere Hoffnung. Nothwendig mußte er Abſchied von ihr nehmen, und dann wollte er ihr ſagen, daß er, um ſein Verbrechen zu büßen, in den Tod ginge. Zwar endigte ſeine Phantaſie dieſe Unterredung immer mit ſeiner Abreiſe; aber zwiſchen durch blickte doch die Hoffnung auf, daß Louiſe ihn nicht weg laſſen würde. Er bildete den Plan aus, an den ſich die ſüßeſten Vorſtellungen hefteten; indeß aus einem gewiſſen Inſtinkte verſchwieg er ihn, um den Weg zur Rückkehr immer offen zu behalten. Endlich war er feſt entſchloſſen, Louiſen zu ſprechen, bloß, wie er ſich ſelbſt überredete, um ihr Lebewohl zu ſagen.

Suschen übernahm es, ihn einzuführen, oder ihm wohl gar von Louiſen ſelbſt Erlaubniß zu einem Beſuche zu verſchaffen. Das Letztere war unmöglich; Louiſe wollte durchaus nichts von dem treuloſen Hennig wiſſen. Indeß ſagte ſie jeden Nachmittag zu ihrer Jungfer; heute Abend will ich allein bleiben und nicht in das Geſellſchaftszimmer gehen. Und hörte ſie dann Abends etwas an der Thür, ſo zitterte ſie, und glaubte, daß es Halden wäre. Suschen wagte alſo nichts, wenn ſie ihren Plan ausführte; und das war um ſo leichter, da der Graf in einem großen Wirthshauſe wohnte, wo viel ein- und ausgegangen wurde.

Eines Abends kam Halden in einen Mantel gehüllt, und ging zitternd hinter Suschen her, die ſchon auf ihn gewartet hatte. Da! ſagte Suschen leiſe, und zeigte auf die Thür des Zimmers. Hennig ſeufzte, und wollte zurück; aber Suschen nahm ihm den Mantel ab, machte das Zimmer auf, und ſtieß ihn, halb böſe über ſein Zaudern, hinein.

Louiſe, die den Kopf in die Hand geſtützt hatte, blickte mit naſſen Augen auf, und ſah ihn bleich und ängſtlich an der Thüre. Beide waren ſehr erſchüttert, und konnten nicht ſprechen. Louiſe mußte die Augen niederſchlagen, um den gefährlichen Menſchen nicht länger zu ſehen; denn in ihrer Bruſt regte ſich etwas, das ſie bereden wollte, ihm mit geöffneten Armen zu ſagen: ich habe dir vergeben!

Hennig fragte endlich mit einem Tone, der ihr Herz durchdrang: „darf der Unglückliche. Sie noch einmal ſehen?” Louiſe empfand das innigſte Mitleiden; aber ſo auf einmal und ſo ganz konnte ſie ihm doch nicht verzeihen; das ging der Zukunft wegen nicht an. Sie haben mich betrogen!? ſagte ſie mit einem Tone, daß die Worte halb wie eine Verſicherung, halb wie eine Frage klangen. — Hennig ſchwieg in dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld. — Betrogen haben Sie mich! ſagte Louiſe etwas härter, weil ſie ein Nein von ihm erzwingen wollte. Er ſchwieg wieder eine Weile, und ſagte dann traurig: ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu ſagen. — Haben Sie mich betrogen? fragte Louiſe zum drittenmale; und jetzt war nicht mehr etwas Verſicherndes, ſondern etwas Wehmüthiges in ihrem Tone, weil das Wort „Lebewohl" ſie ſanfter gemacht hatte.

„Ach, Louiſe, warum zwingen Sie mich, mein eigenes Urtheil zu ſprechen! Ja, ich war einen Augenblick ein Verbrecher. Eine unglückliche, ſchwäche Stunde . . .! Ja, ich habe Sie betrogen."

Louiſe fand in dieſen Worten mehr, als Hennig damit ſagen wollte. „Eine unglückliche, ſchwache Stunde!" Dabei dachte ſie an die Vermuthung, welche die Tiſchlersfrau über Juliens Zuſtand geäußert hatte. Ihre Wangen fingen an zu glühen, und Eiferſucht verzehrte in ihrem Herzen alle ſanftern Empfindungen. Verlaſſen Sie mich! ſagte ſie zornig; Sie ſind ein Elender!

„Louiſe,“ ſagte Hennig betroffen; „ſoll das mein Lebewohl ſeyn? O, laſſen Sie mich nur noch einmal einen Ton der Liebe hören! Dann will ich gehen; der Säbel eines Türken ...“

Louiſe unterbrach ihn. Jetzt eben hatte ihre Eiferſucht den höchſten Punkt erreicht; ſie dachte ſich Julien bei Nacht in ſeinen Armen, und ſagte mit Stolz und ein wenig Hohn in der Miene: Sie ſind ein Betrieger! Säbel eines Türken! Ha! ha! Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſer Erfindung. Vielleicht haben Sie wieder eine Schöne aufgeſpürt, in deren Armen Sie Sich gern verbergen möchten; und man ſoll Ihnen den Gefallen thun, zu glauben, Sie wären unter Säbeln! ... Ich verachte Sie, mein Herr!

Hennig fühlte ſich vernichtet, und zugleich auch empört. Louiſens Spott erregte ſeinen Stolz, und er empfand es nun weniger, daß er ſie verloren hatte. Er verbengte ſich ſchweigend, und verließ das Zimmer. Nun? fragte Suschen. — „Es iſt alles recht gut!“ erwiederte Hennig kalt. „Gieb mir den Mantel, Suschen. Gute Nacht.“ So ging er langſam die Treppe hinunter. Suschen begleitete ihn, um etwas Beſtimmtes zu erfahren; er gab ihr aber keine Antwort.

Louiſe gerieth in die heftigſte Angſt, ſobald Hennig die Thür hinter ſich zugemacht hatte. Sie ſah nun auf einmal nichts als Türkiſche Säbel über ſeinem Kopfe. Dieſes gräßliche Bild wurde in ihrer Seele ſo lebhaft, daß ſie zu der Klingel ſprang, und heftig läutete. Sie wollte Suschen Hennigen nachſchicken, um ihn nicht unter die Türken gerathen zu laſſen. Suschen war noch unten an der Hausthür, und hörte das Klingeln nicht; aber die Couſine kam in großer Eil gelaufen. Was iſt Ihnen, Gräfin? rief ſie ängſtlich, als ſie Louiſen bleich und zitternd vor ſich ſah. Louiſe ſagte in der Beſtürzung: o Gott! ich bin auf einmal ſehr krank geworden. Nun läutete das Fräulein noch heftiger, bis Suschen endlich hereintrat. Auch der Graf kam, und es wurde ein Arzt geholt. Dieſer erklärte, daß Louiſe ein ſtarkes Fieber hätte. Sie wurde zu Bett gebracht, und die Jungfer des Fräuleins mußte bei ihr wachen, weil man zu einem jungen Mädchen, wie Suschen, kein Zutrauen hatte Suschen mußte, ſo ſehr Louiſe auch dagegen proteſtirte, mit zu der Couſine, daß doch auch die nicht ganz allein wäre. Nun hatte die arme Louiſe Niemanden, den ſie zu dem noch immer geliebten Ungetreuen ſchicken konnte, um ihn von ſeinem Vorſatze abbringen zu laſſen.

In Hennigs Seele war jetzt alle Hoffnung vernichtet. Schon dies allein wäre hinlänglich geweſen, ihn gegen die Türken zu treiben; aber noch überdies hatte Louiſe ihn mit ihrem Spotte aufgefordert, ſein Wort zu erfüllen. Selbſt ein Feigherziger würde bei ſolchen Umſtänden aus Scham gegangen ſeyn; um wie viel mehr der Jüngling, der durch ſeinen erſten Erzieher, den alten Huſaren, große Vorliebe für das Militair bekommen, und den ſein Oheim kaum von dieſem Stande hatte zurückhalten können. Hennigs Herz war jetzt kalt gegen Alles, und am meiſten gegen ſein eigenes Schickſal. Eine Schlacht wäre ihm in dieſem Augenblicke erwünſcht geweſen, und er würde die Gefahr nicht vermieden, ſondern ſich ſelbſt hineingeſtürzt haben.

Bei dem allen hatte er doch ſo viel Beſonnenheit, daran zu denken, daß er zu dem

Fürſten gehen müßte; und bei ſeinen Verhältniſſen konnte er es ſich erlauben, das noch dieſen Abend zu thun. Er bat in ſeltſamen Ausdrücken um ſeinen Abſchied, oder um Urlaub. Der Fürſt, der von ſeinen Begebenheiten mit Julien und Louiſen hatte ſprechen hören, merkte ſogleich, daß die Liebe mit im Spiele war. Er ſagte lächelnd: den Abſchied nicht, Halden; aber Urlaub, ſo lange Sie wollen. Hennig verbeugte ſich ſchweigend, und ging nun ſogleich zu dem Ruſſiſchen Reſidenten, mit dem er in dieſen Tagen ſchon einige male über die Art und Weiſe, wie man bei der Ruſſiſchen Armee ankommen könnte, geſprochen hatte. Der Reſident wollte, als Hennig heute Abend wieder von eben dem Gegenſtande anfing, die Vortheile, welche der Ruſſiſche Dienſt hätte, weitläuftig aus einander ſetzen; Hennig aber unterbrach ihn mit den Worten: „ich ſuche nicht Vortheile, nur eine Stelle in der Armee; aber ich muß noch in dieſer Nacht abreiſen.“ Er wartete, bis der Reſident ein Empfehlungsſchreiben an einen Ruſſiſchen General aufgeſetzt hatte, nahm dann Abſchied, ging nach Hauſe, und ſchrieb ſeinem Oheim ein kurzes Billet, worin er ſeinen Schritt mit einer ſtarken Neigung für das Militair entſchuldigte, und ihn um die Fortdauer ſeiner Liebe bat. Mit dieſem Billete ſchickte er einen Bedienten, den er nicht mitnehmen wollte, nach Sollingen, und einen ſehr treuen jungen Menſchen beſtimmte er zu ſeinem Begleiter. Er ließ ſatteln, und ſteckte eine volle Börſe, nebſt einem Wechſel des Reſidenten, deſſen Werth ſein Oheim bezahlen ſollte, zu ſich. Gerade um zwölf Uhr, als der Mond aufging, ſetzte er ſich zu Pferde, und nahm den Weg nach Schleſien, als den nächſten zu der Ruſſiſchen Armee.

Am folgenden Morgen war Louiſe wieder geſund, und Suschen kam zu ihr. Sie fragte ſich erſt: iſt es wohl ſchicklich, daß ich mich noch um den Böſewicht bekümmre? Endlich aber gab ſie doch Suschen den Auftrag, ſich nach Halden zu erkundigen. Du mußt ihm, ſagte ſie, den ſeltſamen Einfall, gegen die Türken zu gehen, auszureden ſuchen. Aber, daß du mich ja nicht hinein miſcheſt! Mich dauert nur der arme Major, der den flatterhaften Menſchen ſo herzlich liebt. — Suſe ver-

verſprach, das wohl zu machen. Sie ſchickte den Jäger aus; aber nach einer Stunde kam ſie mit einem verlegenen Geſichte wieder in das Zimmer, und ſeufzte. Louiſe wurde blaß, als ſie Suschen anſah, und hatte nicht das Herz, ſie zu fragen. Der Herr von Halden, ſagte das Mädchen endlich langſam, iſt dieſe Nacht abgereiſt! „Abgereiſt?" fragte Louiſe, und es drangen Thränen in ihre Augen. — Ich glaube ganz gewiß, ſetzte Suschen hinzu, in den Krieg. Louiſe dachte, um ſich zu tröſten: wohl erſt nach Sollingen! Und morgen ... Ich muß wieder nach Ransleben; morgen, heute ſchon! Mein Vater wird mir die Bitte nicht abſchlagen. „Ach, Suschen!" ſagte ſie dann laut; „ich bin recht unglücklich! So ein Trotzkopf! Sein Onkel hat es mir wohl geſagt!" — Ja, wer weiß, was für harte Worte Sie ihm geſtern gegeben haben! — Louiſe ſeufzte.

Suschen erfuhr nun auch, daß Halden nicht nach Sollingen geritten war, und zwar von dem Bedienten, der den Brief an den Major überbringen ſollte, wenn er erſt noch einige Beſtellungen beſorgt hätte; aber ſie ſagte der Gräfin nichts von dieſer neuen Entdeckung. Mittags hörte der Graf in einer Geſellſchaft den Reſidenten erzählen, daß der Forſtmeiſter Halden dieſen Morgen nach Rußland gereiſt ſey. Abends ſagte er das ſeiner Tochter, und ſetzte hinzu: ich danke dem Himmel, daß er weg iſt. Der unruhige Kopf hält ja keinem Menſchen Treu' und Glauben. Der Fürſt liebt ihn; und dennoch bleibt er nicht. Den albernen Handel mit dem Mädchen hätte ich wohl überſehen; aber das kann ich ihm nicht vergeben. Der ältere Halden iſt doch ein ganz andrer Menſch! Wiſſen Sie nicht, Couſine, wo der jetzt ſtecken mag? Er iſt verſchwunden, ohne Abſchied zu nehmen.

Louiſe ging auf ihr Zimmer, und fühlte ſich höchſt unglücklich; denn ſie mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie es war, die den armen Hennig in die blutigen Säbel, in die ziſchenden Kugeln, in den Tod getrieben hatte.

Der Major ſaß, während das Alles vorging, an den warmen Sommerabenden mit ſeinem alten Hennig, ſeiner Frau und ſeiner Tochter, ganz ruhig unter den Linden vor ſeinem Hauſe in Sollingen, und konnte ſich oft mit einem Briefe von Hennig oder Seibold unterhalten. Auf einmal blieben die Briefe von Beiden aus, und der Major ſchalt. Eines Abends ſaß er wieder ſo unter den Linden, und es wurde ihm ein Brief von einer fremden Hand gebracht. Er las, wurde aufmerkſam, las dann eine Einlage in großer Bewegung, ſtand auf, pfiff den Deſſauer Marſch, und ging weg, ohne ein Wort zu ſagen. Bald kam er wieder, und es ſtanden große Schweißtropfen vor ſeiner Stirne. Er ſetzte ſich neben ſeine Frau, und ſagte mit zitternder Stimme: „hört nur Kinder die Hiobspoſt! Der arme Seibold! Er ſchreibt mir:

„Ein Paar Worte, liebſter Herr Oberſtwachtmeiſter. Die ſchwärzeſte Bosheit, oder der allerunglücklichſte Zufall, hat mich in die Hände Oeſtreichiſcher Werber gebracht. Ich gehe als Rekrut: wohin, das weiß ich nicht; wahrſcheinlich nach Ungarn. Sie ſollen Nachricht von mir haben, ſo bald ich Gelegenheit finde. Man beobachtet mich genau. Dieſe Zeilen ſchreibe ich auf einem Schemel im Finſtern. Der Himmel wird ja meine Hand führen, daß Sie die Buchſtaben leſen können. Ich glaube, Emilie iſt in Gefahr. Seibold."

Unten ſtand mit großen Buchſtaben des Majors Adreſſe, und dem Ueberbringer des Briefes wurden vier Louisd'or verſprochen. Der Wirth in einem Dorfe auf der Böhmiſchen Gränze hatte das Blatt in ſeinem Hauſe gefunden, und es einem proteſtantiſchen Prediger zugeſtellt, der gerade bei ihm eingekehrt war. Dieſer gab es in der nächſten Stadt convertirt auf die Poſt, und ſo kam es an den Ort ſeiner Beſtimmung.

„Ein Freudenſaal," hob der Major nach langem Schweigen endlich an, „ſollte dies Leben nicht ſeyn, das ſeh' ich wohl!" Mit dieſen Worten nahm er die Mütze ab, wie er allemal that, wenn ihm etwas Unglückliches begegnete, und ging ängſtlich vor den Linden auf und nieder. „Hm!" ſagte er endlich, und blieb ſtehen; „wenn wir nur erſt wiſſen, wo er iſt, ſo ſoll er wieder los. Das koſtet nichts als Geld. Lieber Gott! man ſollte nicht ſo in die freie Luft hin treten und krähen und ſtolziren, wie ein Hahn! Nun, Gott gebe, daß es vorüber geht! Mit Emilien hat es nichts zu bedeuten! die werden ſie doch nicht nach Ungarn ſchleppen! Und wer weiß, ob nicht der Forſtmeiſter ſchon zu Pferde iſt. Morgen wollen wir in die Reſidenz, und dann geht es Seibolden nach. Ein Werber hält ſeinen richtigen Weg, wie die Sonne. — Seht ihr? da kommt Wilhelm! Nun iſt Hennig nicht weit."

Wilhelm übergab ſchweigend Hennigs Brief. Der Major wurde, als er ihn las, bleich, hielt ihn ſeiner Frau mit einem trübſeligen Geſichte hin, und warf ſeine Mütze auf die Erde. „Alter, die Mütze ab! Es iſt alles vorbei. Laß uns Gott um ein ſanftes, ſeliges Ende bitten. Mit der Freude hat's ein Ende. Der Junge iſt fort, iſt gegen die Türken gezogen zur Ruſſiſchen Armee. Großer Gott! Seibold, Emilie und Hennig! Meine drei Augäpfel. Gegen die Türken!"

Er kann ja wiederkommen, lieber Mann! ſagte die Majorin, um ihn zu beruhigen, aber ſelbſt des Troſtes bedürftig.

„Wiederkommen? O, lieber Gott! ich kenne das. Da iſt es nicht, wie in Böhmen und Schleſien. Säbel und Kugeln ſind das

Wenigſte. Die Peſt, die Peſt! Weiß Gott, was dem armen Jungen im Kopfe geſteckt hat. Wilhelm! Komm her, mein Sohn!" Er fing an den Bedienten zu examiniren; und dieſer erzählte nun von der Mamſell bei dem Tiſchler, von der Gräfin Louiſe, von dem Jäger des Grafen, und von Jungfer Suschen eine ſehr verwirrte Geſchichte. Der Major konnte nichts von dem Allen begreifen. „Laß ſatteln!" rief er dem alten Hennig zu; „wir reiten noch heute Abend nach der Reſidenz."

Der alte Ahrens, zu dem der Major gleich nach ſeiner Ankunft ging, ſagte mit einem finſtern Geſichte: Ich ſehe, Sie wiſſen ſchon, daß Ihre Nichte aus Waldengrund entführt iſt. — Der Major faltete die Hände, und ſetzte ſich matt nieder. „Auch die?" ſagte er; „und mein Hennig gegen die Türken, und Seibold Rekrut! Lieber Gott, was haſt du mit mir altem Manne noch vor? Ich wollte, Herr Ahrens, daß ich irgendwo gefangen ſäße, oder in der Erde läge. Denn, wenn mich ein Menſch anſieht, ſo . . . Gott vergeb' es mir! aber es iſt doch viel Elend auf der Erde. Ach, ich wünſchte, der Alte, der mit mir gekommen iſt, hätte die Kroaten über mich gelaſſen; ſo erlebte ich das Unglück nicht. Wozu ſoll ich nun zuerſt greifen? Meine armen Kinder!"

Er fiel darauf, daß Selenberg Emilien entführt haben müßte. Ahrens zweifelte daran; denn Selenberg war ſeit acht Tagen gar nicht aus der Reſidenz weg gekommen. Der Major hatte jetzt alle ſeine Entſchloſſenheit verloren, und wußte nicht, wozu er zuerſt greifen ſollte. Die Umſtände bei Emiliens Entführung gaben ihm nicht das mindeſte Licht; und „die," ſagte er, „muß zuerſt gerettet ſeyn; denn ſie iſt ein armes ſchwaches Mädchen." Er ritt über Moorberg zurück. Der Kammerherr wußte von nichts; Karl war nicht da, und die Mutter antwortete auf alle ſeine Fragen zweideutig. Nun ritt der Major nach Ransleben. Louiſe erſchrak, als ſie den Mann erblickte, dem ſie ſeinen Liebling geraubt hatte, und ließ ſich nicht vor ihm ſehen. Der Graf aber erzählte ihm Hennigs Geſchichte mit Julien, und ſetzte hinzu: das Mädchen iſt faſt zu gleicher Zeit mit Ihrem Neven verſchwunden; und ſo könnte die Reiſe zu der Ruſſiſchen Armee wohl nur ein Vorwand ſeyn. — „Und Ihre Tochter?" fragte der Major, der aufs neue erſtarrte. — Nun, erwiederte der Graf; Sie können leicht denken, welche Wirkung das auf ſie gethan hat: Eiferſucht, Zorn, Haß, Verachtung, und dann Gleichgültigkeit. Mit dem Flüchtlinge iſt es nun freilich vorbei; aber, ich hoffe, wir wollen doch mit einander verwandt werden.

Der Major ritt troſtlos wieder nach Hauſe, und konnte ſich zu weiter nichts entſchließen, als die Moorberger im Auge zu behalten. Er ging ſchweigend, und in tiefem Grame, zu Bette. So wie er am Morgen aus ſeinem Schlafzimmer trat, ſagte er: „Kinder! „und wenn ich hörte, er läge an der Peſt, es ſollte mir nicht ſo nahe gehen, als daß er liederlich geweſen iſt." Er erzählte; und der Alte widerſprach ihm. „Ja," fuhr er dann ärgerlich fort: „ja, das wollt' ich. Siehſt du, Alter? wir könnten doch ſagen, wenn wir's erführen! Glück zu! oder fahr' hin! Gottes Segen mit dir! oder ſo etwas. Aber, wenn nun der Junge liederlich geweſen iſt — Alter, was wollteſt du ihm denn wohl von dem allen nachrufen? Nichts! Du würdeſt ſagen:

Gott ſey dem Sünder gnädig! Sieh, ich habe der Gräfin und ihrem Vater die ſchönſten Worte gegeben; und nun bricht er dem guten Kinde die Treue, bricht Gott und Menſchen . . . .“

Wenn's wahr iſt! fiel der alte Hennig ein; wenn's wahr iſt, ſag' ich!

„Wenn's wahr iſt? Haſt du denn nicht gehört, was Wilhelm erzählt hat? Ach, ich bin ein unglücklicher Mann! Und ich wollte ihm doch gern vergeben, wenn er mir wieder käme!“ So ging es an dieſem und an den folgenden Tagen. Sehr oft fiel aber dem Major auch wieder Seibold ein; dann ſagte er: „Gott ſegne ihn, und geb' ihm Glück! Es iſt doch ein Troſt, daß ich von dem das ſagen kann!“ Dann ſchwieg er wieder ſtill, und dachte an Hennigen.

Bisweilen trat er Morgens mit den Worten aus dem Schlafzimmer; „iſt der Selenberg Schuld an Emiliens Unglück, ſo ſey ihm Gott gnädig! Wo das arme Kind wohl ſeyn mag! Die Rabeneltern! Ich begreife nur nicht, wie der liebe Gott ſo geduldig ſeyn, und zu aller der Bosheit ſchweigen kann. Na, Gott gnade dem Selenberg, wenn der ſie hat! Und verborgen wird das nicht ewig bleiben.

Der Major irrte ſich nicht; Selenberg hatte Emilien wirklich entführt, oder vielmehr entführen laſſen. Aber wir müſſen weiter zurückgehen. Der Leſer wird ſich noch erinnern, daß Emilie in einem offnen Wagen das Luſtſchloß des Fürſten verließ. Sobald es Tag wurde, legte ſie ſich auf Verlangen ihres Fuhrmanns platt in dem Wagen nieder. Der Weg ging nun durch dicken Wald. Um Mittag wurde vor einer einſamen Schenke gefüttert; und auch hier blieb Emilie liegen. In der Nacht mußte ſie das Stroh auf dem Wagen zu ihrem Bette machen. Ihr alter Fuhrmann, in deſſen Geſichte ſehr deutlich Menſchenhaß zu leſen war, bedeckte ſie mit einem Mantel, und ſorgte für ſie mit väterlicher Zärtlichkeit, ob er gleich noch nicht zehn Worte mit ihr geſprochen hatte. Am folgenden Morgen ging die Reiſe ſchon vor Tagesanbruch weiter durch eine fruchtbare Ebne voller Dörfer; und Emilie mußte eben die Vorſicht beobachten, wie geſtern. Am Abend ſtiegen ſie in einer einzeln liegenden Schenke ab. Den dritten Tag ging es weiter in die Ebene hinein, doch gegen Abend in hohe Gebirge und dicke Waldung. Am vierten Morgen ſagte der Fuhrmann endlich: nun ſind Sie ſicher, Mamſell Schlütern. (Dieſen Nahmen hatte der alte Ahrens Emilien gegeben.) Richten Sie Sich nur auf!

Der Wagen fuhr mühſam weiter. Die Gegend wurde immer wilder, die Felſen immer höher, der Wald immer dicker. Endlich lenkte der Fuhrmann aus dem Walde in ein Thal, das rings von hohen Felſen umſchloſſen war. Hinten im Thale ſtand ein großes Haus, und in der Schluft zwiſchen den Felſen eine Reihe kleiner Hütten. Das iſt Waldengrund, ſagte der Fuhrmann, wohin wir wollen.

Emilie betrachtete die erhabne, aber rauhe und wilde Gegend, in welcher ſie künftig leben ſollte, und fühlte, daß ſie hier vor allen Nachforſchungen ſicher ſeyn würde. Der Wagen hielt vor dem großen Hauſe, das zum Theil eine prächtige Ruine war. Der Alte führte nun Emilien eine hohe Treppe hinauf, durch lange Gänge, durch groſse Säle, in den einen Flügel des Gebäudes, und an ein kleines Stübchen. Er öffnete dies, und ſagte: hier iſt Ihr Zimmer. Seyn Sie mir willkommen!

Emilie trat an ein Fenſter, und weinte; dann warf ſie ſich auf das Bett in der Kammer, und ſchlief vor Müdigkeit bald ein. Als ſie nach einigen Stunden erwachte, fühlte ſie ſich geſtärkt und ruhiger. Sie öffnete ein Fenſter auf der andern Seite, und hatte nun die Ausſicht in eine ſehr lachende Gegend. Ein Thal, das ehemals ein Garten geweſen zu ſeyn ſchien, zog ſich zwiſchen zwei Reihen Felſen hin, und wurde von einem hohen, mit Waldung bedeckten Berge eingeſchloſſen.

Ein Mädchen brachte Emilien Eſſen. Sobald ſie ſatt war, ging ſie hinunter in den Garten, um die Gegend näher zu beſehen. Dunkle, ganz verwilderte Laubengänge führten ſie an den Felſenweg, tiefer in das Thal hinein. Auf einmal ſtand ſie bei einer natürlichen Felſengrotte, die mit Immergrün, Geisblatt und wildem Wein bewachſen war. Sie ſah durch die Blätter ein Mädchen, oder eine junge Frau, ganz vorn in der nicht tiefen Grotte ſitzen und emſig nähen. In dem ſchönen Geſichte des Frauenzimmers, das nicht von der Arbeit aufblickte, ſchwebten leichte Züge von Gram, die es noch intereſſanter machten; und auch die große, ſchlanke Figur ſchien Emilien ſehr reitzend. Jetzt blickte das Frauenzimmer auf, und Emilie ſah ein ſchönes blaues Auge, das aber Gram ein wenig verdunkelt zu haben ſchien. — Biſt du da, Sophie? fragte das Frauenzimmer, als es jemanden durch die Ranken erblickte.

Emilie trat jetzt hervor. Ach! ſagte das Frauenzimmer, und ſtand auf: die Mamſell Schlütern! (Emilie verbeugte ſich) Seyn Sie hier willkommen! — In dieſem Augenblicke hüpfte ein kleines Mädchen, etwa von ſieben Jahren, vor die Grotte, und ſagte: liebe Mutter, hier bin ich! Emilie liebkoſte dem Kinde; und die Mutter ſah ihr mit ſanftem Lächeln zu. Beide lernten einander nun bald näher kennen. Das Frauenzimmer war die Frau Schwarzen; Emiliens Fuhrmann ihr Vater, Herr Grell, Schwager von Ahrens; und das Kind ihre Tochter.

Als Emilie hörte, daß Herr Grell ſo nahe mit Ahrens verwandt war, fing ſie an, ihre Geſchichte zu erzählen; und nicht lange, ſo weinte die Frau Schwarzen. Emilie brach ab; doch ihre neue Freundin bat ſie, fortzufahren, und ſagte mit einem zärtlichen Händedrucke: wundern Sie Sich nicht, daß Ihre Begebenheiten ſolchen Eindruck auf mich machen. Auch ich habe viel gelitten!

Als die Geſchichte geendigt war, verließ die Frau Schwarzen die Grotte, und ging auf der andern Seite des Gartens in einem Gange von Hainbuchen auf und nieder. Emilie ließ ſich von dem kleinen Mädchen hinten in das Thal begleiten, und ſann nach, was wohl in ihrer Geſchichte der Frau ſo rührend geweſen ſeyn könnte. Nicht lange, ſo kam die Frau Schwarzen wieder zu ihr, und ſagte mit ſanftem Tone: ich dächte, Sie behielten hier Ihren angenommenen Nahmen; denn Sie wiſſen nicht, welch ein liſtiger Teufel Selenberg iſt. Auch bitte ich Sie, Ihre Geſchichte allen Menſchen zu verſchweigen.

Nun führte die junge Frau Emilien in der Gegend umher, und endlich auf den Berg, der das Thal und den Garten einſchloß, und von dem herunter die Ausſicht äußerſt reitzend war. Sehen Sie, ſagte die junge Frau; dies Paradies, in das kein Menſch tritt, das kein Menſch kennt, iſt unſer. — Sie machte nun Emilien mit der Gegend bekannt. Waldengrund war ehemals ein fürſtliches Jagdſchloß geweſen, aber nach und nach in Verfall gerathen. In einigen noch guten Zimmern wohnte Grell; und in den Hütten arme Kohlenbrenner. Der große Garten hinter dem Hauſe nährte die Familie ziemlich bequem; und die Bedürfniſſe, die ſie nicht ſelbſt gewann, wurden aus Sondenheim, einem benachbarten Flecken, geholt.

Emilie ſchrieb an Herrn Ahrens und an ihren Oheim, daß ſie hier ſehr glücklich ſey; und das war ſie auch wirklich. Morgens, bald nach Sonnenaufgang, trank ſie mit der guten Familie im Garten Thee; der Tag verfloß ihr unter weiblichen Arbeiten und Spazierengehen. Sie wurde bald wieder ſo heiter, wie jemals; doch ihre Heiterkeit konnte die Trauer der jungen Frau, und die Menſchenfeindſchaft des Alten, die ihn beinahe ſtumm machte, nicht vertreiben. Um die Urſache von Beiden wollte ſie nicht fragen; und von freien Stücken erzählte man ihr nichts.

Nach einigen Tagen fiel ihr der Umſtand auf, daß weiter kein Buch im Hauſe war, als eine Bibel und ein Paar Geſangbücher. Sie bemerkte das zuerſt, als ſie einmal mit dem Kinde plauderte. „Wo gehſt du denn in die Schule?“ – Schule? In Sondenheim iſt ein Schulmeiſter; aber ich gehe nicht zu ihm. — „Wer lehrt dich denn leſen?“ Das Kind wußte nicht, was das war. Emilie wollte ſogleich anfangen, es zu unterrichten; und nun fiel ihr ein, daß ſie kein Buch im Hauſe geſehen hatte. Sie fragte Dorchen (ſo nannte ſie jetzt die Frau Schwarzen); und die geſtand erröthend, daß ſie keine Bücher hätte.

Dorchen war gekleidet, wie ein Frauenzimmer von Stande; Emilie hielt ſie alſo auch dafür, und wunderte ſich nicht wenig, als ſie die Entdeckung machte, daß Dorchen ſehr ſchlecht las, und gar nicht ſchreiben konnte. Sie ſagte nichts; aber Herr Grell mußte ihr aus der nächſten Stadt Bücher kommen laſſen, und nun fing ſie an, Sophien im Leſen und Schreiben zu unterrichten. So hatte ſie eine Beſchäftigung mehr; und Herr Grell ſo wohl als ſeine Tochter gewannen ſie immer lieber. Endlich erfuhr ſie denn auch die jammervolle Geſchichte der Familie, und ſah nun, warum Dorchen ſo großen Antheil an ihrer Begebenheit genommen hatte.

Herr Grell, ein herzlicher, redlicher, einfacher Menſch, ſtand in ſeiner Jugend als Verwalter auf mehreren großen Aemtern. Endlich, als Er beinahe dreißig Jahre alt war, ſah er Ahrens Schweſter, ein armes Geſchöpf, das als Hausmädchen auf einem adeligen Gute diente, und ſie gefiel ihm. Er heirathete ſie, pachtete nun ein kleines Vorwerk, zog mit ſeiner ſechzehnjährigen Frau dahin, und lebte ſo glücklich, daß er es ſich nicht beſſer wünſchte. Der Bruder ſeiner Frau war damals ſchon ziemlich lange im Dienſte des jetzigen Fürſten; doch niemand wußte, wo er ſeyn mochte. Er hatte als ein armer vierzehnjähriger Knabe vor dem Dorfe die Gänſe gehütet. Eines Tages fuhr der verſtorbene Fürſt vorüber, und der Wagen hielt an. Der Knabe lief näher hinzu, und nahm, weil er prächtige Herren ausſteigen ſah, ſeine Mütze ab. Der jetzige Fürſt, als fünfjähriger Prinz, ſah ihn da ſtehen, zog ſeinen Geldbeutel heraus, und gab ihm ein Paar Stücke. Als er wieder einſtieg, wurde ihm der Geldbeutel von dem Bedienten, der ihn in den Schlag hob, aus der Taſche geriſſen, und der Wagen rollte fort. Der kleine Ahrens fand das Verlorne, lief damit hinter den Reiſenden her, und ſchrie, ſo ſehr er nur konnte. Man hielt nicht an; er aber verfolgte den Wagen bis auf das nächſte Dorf, wo man Vorſpann brauchte. Hier ſtieg er geſchwind in den Schlag, reichte ſeinen Fund hinein, und ſagte: der kleine Moſje hat ſeinen Geldbeutel fallen laſſen.

Dies veranlaßte ein Geſpräch, worin der Knabe ſo viele ſtarre Ehrlichkeit zeigte, daß der Fürſt ihn fragte: „willſt du mit mir, ehrlicher Junge?" Ahrens, der mit Freuden Ja ſagte, wurde nun auf den Bock des Kammerwagens geſetzt, dann in der Reſidenz gekleidet, und dem Prinzen zur Bedienung gegeben. Man lobte ihn ſo oft als ehrlich, daß er ſich vornahm, es immer zu bleiben.

Er blieb es wirklich, und wurde endlich erſter Kammerdiener.

Seine Schweſter, die nicht wußte, wo er geblieben war, heirathete, wie geſagt, den ehrlichen Grell, und zog mit ihm auf das Vorwerk. Ein Paar redlichere, einfachere und glücklichere Menſchen, als Grell und ſeine Frau, ſind wohl auf der ganzen Erde nicht. Grell bauete ſeinen Acker. Seine junge Frau führte die Haushaltung, und am Abend ging ſie ihrem Manne mit einem Geſichte voll Liebe in das Feld entgegen. Sie hing an ſeinem Halſe, als hätte ſie ihn Jahrelang nicht geſehen; und er vergaß Dürre und Näſſe, wenn er ſie kommen ſah. Erſt nach einigen Jahren ihrer glücklichen Ehe gebar Frau Grell eine Tochter, die den Nahmen Dorchen bekam. Dorchen blieb das einzige Kind, und wurde deshalb von den Eltern ein wenig allzu zärtlich erzogen. Sie durfte nicht mit in das Feld gehen, ſondern nähete oder ſpann zu Hauſe; auch ihre Kleidung war beſſer, feiner, als ſie eigentlich bei ihrem Stande hätte ſeyn ſollen. „Warum nicht?“ ſagte Herr Grell; „hat uns doch Gott geſegnet! Sie iſt ja auch unſer einziges Kind; und ein Bauer bin ich nicht. Warum ſollte nicht ein Paſtor, oder ſo ein Mann, das Kind lieb gewinnen können? Und dann iſt es doch gut, wenn ſie ſich in den Stand zu ſchicken weiß." Dorchen wurde alſo gekleidet, wie die Töchter des Paſtors im nächſten Dorfe; und jedermann ſagte: welch ein ſchönes Kind haben die Grells auf dem Vorwerke!

Dabei hatte Dorchen im nächſten Dorfe nothdürftig leſen gelernt, das Schreiben angefangen, und wußte die fünf Hauptſtücke herzuſagen. Jetzt war ſie dreizehn Jahr alt, und ſchon wie ein völlig erwachſenes Mädchen. Der Vater ſchämte ſich, daß ſeine große Tochter noch länger mit dem Katechismus gehen ſollte. Sie wurde alſo konfirmirt, und mit dem eigentlichen Lernen hatte es nun ein Ende. Aber obgleich Dorchen nur wenig Unterricht genoſſen hatte, ſo war ſie dennoch gar nicht einfältig. Herr Grell urtheilte mit ſeinem geſunden Verſtande bei allen Gelegenheiten ſehr richtig, und es kamen wegen ſeines Korn- und Viehhandels ſehr oft Leute aus mancherlei Ständen zu ihm. Dorchen wußte ſich alſo recht gut zu betragen; und ſah man ihr in die hellen Augen, ſo brauchte man ſie gar nicht einmal erſt ſprechen zu hören, um zu wiſſen, daß ſie Verſtand hatte.

Den eigentlichen Werth bekam ſie aber durch ihr Herz, das aus den frommen, liebevollen Blicken leuchtete, und aus dem heitern, lachenden Geſichte ſtrahlte. Sah man ihren ſtillen, und doch ſo funkelnden Blick, der aus dem Herzen ins Auge kam; ſah man das ernſte Nachdenken, vermiſcht mit holder Freundlichkeit in ihrer Miene: ſo hätte man ſchwören ſollen, ſie müſſe einen heimlichen Liebeshandel haben; und doch waren ihr Blick und ihre Miene nur Beweiſe von der Güte ihres Herzens. Ihre Eltern liebten ſie ſo zärtlich, und behandelten ſie mit ſolcher Sanftmuth, daß Liebe zu allen Menſchen ihre ganze Seele füllte.

Es war leicht zu ſehen, daß der erſte Kuß eines Jünglings das Mädchen in eine ſtill glühende Leidenſchaft ſetzen würde; und das geſchah denn auch. Der Sohn des Predigers im nächſten Dorfe, ein junger Menſch von Kenntniſſen, jetzt ſchon Candidat, dem der Gutsherr die Anwartſchaft auf die Pfarre ſeines alten Vaters gegeben hatte, lernte Dorchen kennen, als er mit ihr bei einer Taufe im Dorfe Gevatter ſtand, und dachte gleich bei dem erſten Anblick: welch ein reitzendes Mädchen! Als ſie den Abend mit ihren Eltern nach Hauſe ging, begleitete er ſie; und Herr Grell ſagte ihm beim Abſchiednehmen: ich hoffe, Sie werden uns zuweilen beſuchen. Das ließ ſich der junge Mann nicht zweimal ſagen; denn Dorchen hatte einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, wie noch kein andres Mädchen. Er wurde indeß, als er öfter mit ihr ſprach, ganz an ihr irre. Sie kannte nicht einmal den Sinn des Wortes Freundſchaft, das ſie anſtatt Verwandtſchaft brauchte; und noch viel weniger die andern hohen Wörter, die dem jungen Manne — es war gerade um die Mondſcheins- und Kirchhofs-Zeit — bei einer Liebe ſo unentbehrlich ſchienen. Dorchen wußte von dem lieben Monde und den Sternen, von Kirchhöfen und Todtenkreuzen kein Wort zu ſagen. Das liebe, unſchuldige Mädchen war dem Herrn Gevatter ſchon von Herzen gut; aber doch konnte ſie, wenn er kam, wohl bei ihrer Nätherei ſitzen bleiben, und nach einem freundlichen „Willkommen!“ emſig damit fortfahren.

Da Grell wußte, daß Wilhelmi — ſo hieß der junge Mann — ſeines Vaters Nachfolger werden ſollte, ſo hatte er gegen deſſen Umgang mit Dorchen nichts, und erlaubte recht gern, daß Beide zuweilen mit einander allein ſpazieren gingen. Nicht lange, ſo drückte Wilhelmi dem Mädchen die Hände, und küßte ihre Lippen; ſie gab ihm jeden Händedruck mit Zärtlichkeit, und ſeinen Kuß mit ſtillem Feuer wieder. O Dorchen, ſagte er dann; wie lieb' ich Sie! wie unausſprechlich! — Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt, umfaßte ihn, und ſagte leiſe: ich bin Ihnen auch recht gut, Herr Wilhelmi.

In ihrer ſtillen Bruſt brannte die Liebe glühender, als in der ſeinigen, ob ihm gleich das nicht ſo ſchien, weil ſie den Mond, die Sterne und die Kirchhöfe nicht auf der Zunge hatte. Sie ſagte nie: „ich liebe Sie!“ weil ihr das zu affektirt klang. „Ich bin Ihnen recht von Herzen gut;“ oder „ich habe Sie recht herzlich lieb:“ zu mehr war

Dorchen nicht zu bringen. Wilhelmi machte Gedichte an Doris, an den Mond, an den Abendſtern und an den Fliederbaum, unter dem ſie oft ſaßen; er zankte mit Doris über ihre Kälte, drohete mit Sarg und Grabhügel, und ſteckte ihr richtig jeden Abend verſchämt ſein Gedicht zu. Dorchen nahm alles, und legte es in ihr Geſangbuch, wenn ſie es eine Zeitlang mit dem Wunſche, geſchriebene Schrift beſſer leſen zu können, beſehen hatte.

Wilhelmi quälte ſie nun, ihm doch einmal ſchriftlich zu antworten; und ſie gerieth in große Verlegenheit, weil ihr Geliebter ſchlechterdings nicht glauben wollte, daß ſie nicht ſchreiben könnte. Sie machte ein Paar Verſuche; da aber die mißglückten, ſo blieb ſie ruhig bei ihrem: „ich kann nicht ſchreiben;“ und der junge Mann war nun genöthigt, ſich von Dorchen auf ihre Weiſe, das heißt, mit einem ſtill glühenden Herzen, lieben zu laſſen. Indeß ſo wenig Dorchen auch die damaligen Modeworte der Liebeshändel zu brauchen wußte, ſo faßte doch ihr Kopf eine Menge Ideen, und ihre Einbildungskraft eine Menge Bilder auf, die eine neue Welt in ihrer Seele hervorzauberten. Sie konnte den jungen Mann nicht Du nennen, ohne zu erröthen, ohne das Auge und den Mund an ſeine Bruſt zu verbergen; aber ſie liebte ihn mit großer Innigkeit und Treue. In ihren einſamen Stunden ſpielte ſie ganz andere Romane mit ſeinem Bilde, als die er ihr vorlas; und er wäre vor Entzücken zu ihren Füßen geſtorben, wenn er gewußt hätte, wie ſie von ihm träumte.

Um dieſe Zeit ſtarb der Edelmann, dem Wilhelmi's Pfarrdorf, ſo wie Grells Vorwerk, zugehörte; und der Herr von Selenberg, ſein Schweſterſohn, erbte die Güter. Selenberg kam nun auch zu Herren Grell, um das Vorwerk zu beſehen, und fand da das reitzende Dorchen mit dem flammenden Auge, mit dem Geſichte, das in die glühende Farbe der erſten unſchuldigen Liebe getaucht war. Er erſtaunte über die Schönheit dieſes Landmädchens, und redete es an. Dorchen antwortete ihm mit ſcheuer Ehrerbietung; denn von ihm hing ja das ganze Glück ihres Geliebten ab.

Selenberg ſchien unbefangen zu ſeyn und das Mädchen nicht weiter zu bemerken. Erſt nach und nach wurde er freundlicher gegen Herrn Grell. Das Vorwerk war in dem vortrefflichſten Zuſtande. Er äußerte ſeine Zufriedenheit darüber, und ſchlug Herrn Grell vor, ſein Hauptgut in Pacht zu nehmen, ſobald die Zeit des jetzigen Pächters zu Ende ſeyn würde. Grell freuete ſich über den Antrag, aber noch mehr über eine andre Aeußerung des neuen Gutsbeſitzers. Ich bin reich, ſagte Selenberg, und will meine Güter zwar nützen, aber den Gewinn ihnen nicht entziehen; meine Unterthanen ſollen glücklich werden. Mir fehlt ein Mann wie Sie, Herr Grell, um mich bei meiner Abſicht zu leiten. Selenberg ſagte hiermit nicht ganz die Unwahrheit. Er war in der That nicht hart gegen ſeine Unterthanen, ſondern freigebig, und ſogar edelmüthig, wenn die Wolluſt ihn nicht hinderte. Grell hatte ſchon von ſeiner Mildthätigkeit gehört, und ſah nun mit ſeiner Familie dem glücklichſten Leben entgegen.

Nach einigen Tagen reiſte Selenberg wieder ab, und nicht lange nachher bekam Grell auf deſſen Verwendung den Amtmanns-Titel, und zu gleicher Zeit einen ſehr vortheilhaften Pacht-

Kontrakt auf das Dorf, worin der alte Wilhelmi Prediger war. „Dieſer Kontrakt,“ ſchrieb ihm Selenberg, „mußte ſo und nicht anders ſeyn; Ihre neue Einrichtung auf dem Gute, die Meubles in dem größeren Hauſe, (worin ich mir das grüne Zimmer vorbehalte) und andre Rückſichten machten das nothwendig.“

Grell las den Brief mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, und ſagte: Gott, welch ein lieber, guter Herr! Er mußte ſogleich anziehen; denn Selenberg hatte die Uebergabe ſchon auf den vierten Tag nachher feſtgeſetzt, und wollte ſelbſt dabei zugegen ſeyn.

Selenbergs neue Anweſenheit war ein ununterbrochnes Feſt. Jeden Abend beſchloß ein Tanz, zu dem die Pächter und Prediger aus der umliegenden Gegend mit ihren Familien eingeladen waren. Die Frau Amtmannin Grell wollte nicht tanzen. Nun, Mamſell, ſagte Selenberg zu Dorchen, ſo müſſen Sie die Wirthin vom Hauſe machen, und meine Tänzerin ſeyn.

Jetzt warf er alle ſeine Netze nach Dorchen aus. Er ſchmeichelte ihr, und behandelte ſie mit einer Art von Ehrfurcht; aber ſie bemerkte das nicht, und ſobald ſie wieder von ihm los war, ſuchte ihr Auge den geliebten Wilhelmi. Selenberg mußte einen andern Weg einſchlagen. Am folgenden Morgen ging er, während daß Grell mit der Uebergabe beſchäftigt war, zu deſſen Frau, und fand da auch Dorchen. Er ſetzte ſich zu ihnen, und bat um Erlaubniß, in ihrer Geſellſchaft ſeinen Thee trinken zu dürfen. Die Mutter war ganz außer ſich vor Freude über ſeine Höflichkeit. Nach einigen andren Geſprächen kam er auf Dorchen. „Frau Amtmannin,“ ſagte er; „welch eine liebenswürdige, ſchöne Tochter haben Sie!“ (Dorchen erröthete.) „Werden Sie nur nicht roth, liebes Kind! In der That, ich begreiſe nicht, Frau Amtmannin, wie Sie hier auf dem Lande ein ſo liebes, geſittetes, angenehmes Mädchen haben erziehen können! Sie beträgt ſich ja, als wenn ſie an einem Hofe erzogen wäre.“

O, Sie ſcherzen, Ihre Gnaden! erwiederte Dorchens Mutter; ſie kann Gott danken, wenn ſie nur auf dem Lande fertig wird.

„Sie müſſen nicht ungerecht ſeyn, Frau

Amtmannin. Nehmen Sie einmal an, Dorchen wäre durch Zufall, oder durch Liebe, gleichviel, meine Gemahlin geworden. Ich würde wahrhaftig nicht einen Augenblick Bedenken tragen, ſie der Fürſtin als die Frau von Selenberg vorzuſtellen; und gewiß ſagte der ganze Hof einſtimmig: welch ein Engel!"

Die Mutter lächelte. Ja, an einem Hofe würde ſie ſich ſchön ausnehmen! … Ihr Gnaden, Sie machen mir das Mädchen eitel!

„In der That, es iſt mein Ernſt, liebe Frau Amtmannin. Glauben Sie mir, Dorchen muß noch ihr Glück in der Welt machen. Nicht wahr, Dorchen?" (Er zog ſie zu ſich, und betrachtete ſie.) „Welch ein Wuchs! welch ein Arm! welch eine Geſtalt! Und wenn ein Fürſt ihr ſeine Hand böte, wahrhaftig, ich würde ſagen, er hat nicht beſſer wählen können."

So ſprach Selenberg eine Zeitlang fort, um die Mutter auf den Gedanken zu bringen, es wäre wohl möglich, daß er ſelbſt ihrer Tochter ſeine Hand antrüge. Zwar erreichte er ſeinen Zweck nicht; aber es gefiel der Mutter doch ſehr wohl, daß er eine ſo gute Meinung von ihrer Tochter hatte. Dorchen dachte daran, daß der Herr von Selenberg ihrem Geliebten die Anwartſchaft auf die Pfarre ſeines Vaters beſtätigen, oder ihm wohl gar in Kurzem eine beſſere Stelle verſchaffen könnte; ſie that daher, was ſie nur konnte, um ſich die Gunſt des Edelmanns zu erhalten.

Selenberg begriff nicht, warum ſeine Anſpielungen die Eitelkeit der Mutter und Tochter, beſonders der erſtern, ſo wenig in Bewegung ſetzten. Es blieb ihm indeß kein Räthſel mehr, als er Wilhelmi und Dorchen ein paarmal beobachtet hatte. In der erſten Hitze wollte er Beider Liebe gewaltſam zerſtören und den jungen Mann auf irgend eine Art von Dorchen wegſchaffen; [illegible] beſann ſich aber, daß er ſeine zutraulichen Leutchen nicht ſcheu machen durfte. Jetzt wollte er verſuchen, ob er nicht Wilhelmi'n aus dem Herzen des Mädchens verdrängen könnte; doch die Hoffnung hierzu gab er bald wieder auf, da Dorchens Liebe augenſcheinlich ſehr glühend und romantiſch war. Auf dieſer Seite konnte er der Unſchuld nicht beikommen; die Liebe ſelbſt bewachte ſie ſchon.

Aber was wäre dem liſtigen, kalten Böſewichte nicht möglich, wenn er nur den kindlichſten Sinn, die argloſeſte Einfalt zu betriegen hat! Selenberg beobachtete nun Dorchens und Wilhelmi's kleinſte Handlungen, und machte bald eine Entdeckung, die er benutzen konnte. Wenn Wilhelmi bei Dorchen war (und er kam faſt jeden Abend), ſo ſagte er zwar gute Nacht; aber nach einer Weile ſchlich er ſich wieder auf ihr Zimmer, Da plauderten, da küßten denn die beiden Liebenden eine halbe Stunde, und, damit Niemand etwas davon wiſſen ſollte, im Finſtern. Ein Wagſtück für zwei ſo heiße Herzen, das auch wirklich für Beide nicht immer ohne alle Gefahr blieb; indeß der Jüngling hatte ein Gewiſſen, und ſeine Liebe war zu redlich, als daß er Dorchens unſchuldiges Hingeben hätte mißbrauchen können.

Auf dieſe Stunde der Liebe bauete der wollüſtige Selenberg ſeinen hölliſchen Plan. Zur Ausführung wählte er eine Zeit, da der Vater auf einige Tage verreiſt war, und einen ganz finſtern Abend. Wilhelmi war, wie gewöhnlich, da. Auch Selenberg kam, brachte einige junge Leute mit, war äußerſt fröhlich, und ſchlug ein Pfänderſpiel vor. Er ließ Punſch machen, und beredete Dorchen, einige Gläſer zu trinken. Dann kam es wieder zu Spielen, die das Blut erhitzten; und endlich bemerkte Selenberg: es ſey ſpät, und man müſſe ſich wohl trennen. Auch Wilhelmi ſuchte, als die übrigen Gäſte ſchon weggegangen waren, ſeinen Hut, und winkte Dorchen zu. Sie nahm ihr Licht, und hüpfte mit einem: „gute Nacht!" auf ihr Zimmer. Selenberg ging in das ſeinige, und Wilhelmi blieb auf der Treppe, um, wenn erſt Alles ruhig wäre, noch auf eine halbe Stunde zu Dorchen zu gehen. Aber auf einmal kam Selenbergs Kammerdiener von unten herauf mit Licht, und war ſo höflich, dem jungen Manne, ob er gleich wohl hundertmal verſicherte, er wiſſe ſich recht gut zu finden, die Treppe hinunter zu leuchten. Der Kammerdiener begleitete ihn bis vor das Haus, ſchloß hinter ihm zu, legte ſich dann in ein Fenſter neben der Thüre, und blieb da ſo lange, bis Wilhelmi endlich die Geduld verlor und nach Hauſe ging.

Selenberg ſchlich ſich unterdeſſen leiſe an

Dorchens Zimmer, deſſen Thür nur angelehnt war, und rief beim Hereintreten: pſt! pſt! Dorchen hörte auch draußen jemanden gehen. Es war Selenbergs Bedienter; ſie glaubte aber, es wäre der Herr, und ſagte nicht ein Wort, damit der unſchuldige Beſuch ihres Wilhelmi nicht bemerkt werden und Anlaß zu üblen Gerüchten geben ſollte. Sie ſchloß den vermeinten Geliebten in ihre Arme, und drückte ihn an ihr jetzt doppelt feurig ſchlagendes Herz. Das Hin- und Hergehen auf dem Saale hörte gar nicht auf, und es war alſo nothwendig, daß ſie ſchweigen mußte.

Doch fort über ein Verbrechen, das dem Elenden eine wollüſtige Nacht gab, und mehrere Menſchen, ſo lange ſie lebten, mit Jammer überhäufte! — Der Böſewicht frohlockte ſchweigend, daß er die argloſe Unſchuld beſiegt hatte; und endlich gab er ſich dem armen, tief gekränkten Mädchen zu erkennen. Er ſtellte ſich, als wäre das Zuſammentreffen ein Zufall, und als hätte Dorchen recht wohl gewußt, wen ſie bei ſich habe. Dorchen war ſtarr vor Entſetzen, ſo wie ſie Selenbergs Stimme erkannte. Sie machte nur eine heftige Bewegung, ſich aus ſeinen Armen zu reißen, nur einen Verſuch, durch einen Schrei ſich Luft zu verſchaffen; aber ſie vermochte beides nicht, und konnte nur leiſe wimmern. Selenberg ſuchte ſie zu beruhigen, und ſchob die Schuld auf ſeine heiße Liebe. „Ich ging," ſagte er, „geſtern Abend vor Ihrem Zimmer vorüber, theuerſtes, ewig geliebtes Dorchen, und fand die Thür nur angelehnt. Nun wollte ich Ihnen eine gute Nacht wünſchen. In dem Augenblicke, da ich die Thür aufmachte, kam jemand den Gang her. Sollte ich Sie, liebes Mädchen, unſchuldig in Verdacht bringen? Ich mußte wirklich hinein gehen, um mich nicht bemerken zu laſſen. Nun rief ich Ihnen zu: pſt! pſt! Ich wollte Ihnen ſagen, wie es gekommen wäre; und Sie ſelbſt, Dorchen, ſchloſſen mich an Ihre Bruſt; Sie ſelbſt . . ."

Ach Gott! ich ſelbſt! jammerte das Mädchen, riß ſich aus ſeinen Armen, und flehete: o, verlaſſen Sie mich! Ich Unglückliche!

Selenberg verſicherte ihr ewige Liebe und Treue; aber ſie hörte das nur in ſtummer Verzweiflung an. Er ging endlich, weil der

Morgen ſchon dämmerte. Hätte der Böſewicht nur ſehen können, welche glühende Verzweiflung das Herz des armen Mädchens zerriß; wie ſie ſich auf die Kniee warf, und das Morgenlicht verwünſchte, das im Oſten hervorbrach; wie ſie ihr Geſicht in das Küſſen hüllte, und jammernd um ihren Tod betete: er würde nicht länger über ſeinen Sieg gelächelt haben.

Nach und nach fing Dorchen an zu denken: wie ſoll es werden? Sie glaubte wohl, daß ein bloßer Zufall ſie untreu gemacht hätte; aber bald dachte ſie mit neuer Angſt daran, daß geſtern Abend Wilhelmi ſelbſt vor ihrer Thür hin und her gegangen ſeyn und folglich Alles bemerkt haben könnte. Selenberg ſchien ihr ſo unſchuldig an der Verwirrung, wie ſie ſelbſt; und ſie empfand nun wohl Abſcheu gegen ihn, doch keinen Haß. Sie wartete mit großer Ungeduld auf ihren Geliebten, und zitterte doch vor ſeiner Ankunft. Auf einmal hörte ſie Wilhelmi's Stimme im Hofe, und eilte an das Fenſter. Er warf ihr einen ſehr freundlichen Blick zu, durch den wieder einige Hoffnung in ihre Seele zurückkehrte.

Sie ging hinunter; und das Erſte, was ihr Geliebter zu ihr ſagte, war eine Entſchuldigung für geſtern Abend. „Selenbergs Kammerdiener, liebes Dorchen, leuchtete mir bis vor die Hausthür, und ſchloß hinter mir ab. Dann legte ſich der alberne Menſch ins Fenſter, als ob er ſagen wollte: du ſollſt nun einmal heute Abend nicht zu Dorchen!"

Dorchen ſah es wohl gern, daß Wilhelmi nichts wußte; aber ſie erſtarrte auch beinahe, als ſie von dem Kammerdiener hörte. Jetzt ſchien ihr das Alles nicht mehr ein Zufall zu ſeyn, ſondern Verabredung. Sie machte ſich, ſo geſchwind ſie konnte, von Wilhelmi los, um die ſchreckliche Begebenheit noch einmal zu überdenken. Ein kalter Schauder nach dem andren überlief ſie, als ſie fand, daß Alles zuſammenpaßte, wie Theile eines überlegten Planes: von dem erhitzenden Punſch an, bis zu dem Augenblicke, da Selenberg ſich ihr zu erkennen gegeben hatte. In tiefem Nachſinnen, mit gefaltenen Händen, und mit Todesangſt in dem bleichen, auf die Bruſt niederhangenden Geſichte, ſaß ſie da, als Selenberg ihre Thür öffnete und herein trat. Sie fuhr zuſammen, ſo wie ſie ihn erblickte, und in ihrem Herzen loderte Zorn auf; doch die Ehrfurcht, mit der ſie den Guthsherrn zu betrachten gewohnt war, hielt ſie ab, ihre Leidenſchaft ausbrechen zu laſſen; und ſie ſagte nur mit einem Blicke voll Abſcheu: laſſen Sie mich! laſſen Sie mich! ich muß allein bleiben!

Selenberg ſuchte ſie zu beruhigen, und es gelang ihm in der That ſo weit, daß er ihr aufs neue wahrſcheinlich machte: ihre beiderſeitige Schwäche ſey die Wirkung eines ſeltſamen Zufalles geweſen. „Und jetzt kann ich Ihnen auch ſagen," fuhr er fort, „wer vor der Thüre hin und her gegangen iſt. Mein Kammerdiener. Er bekommt geſtern Abend noch Briefe für mich. Nun geht er auf mein Zimmer, und wartet. Als er meinen Gang hört, kommt er hervor. Ich höre ihn, gerade als ich Ihre Thür aufgemacht habe. Er weiß nicht, wo ich bleibe, und geht hier auf und nieder, weil er glaubt, ich müſſe doch endlich kommen. Das hat er mir vorhin erzählt, und ich habe ihm geſagt, ich ſtand: gehen Sie nicht! Ich habe Ihnen etwas wegen Wilhelmi's zu ſagen. Sie lieben ihn, das weiß ich, und ich muß es mir gefallen laſſen, ſo ſehr ich auch den Glücklichen beneide. Dorchen, er ſoll bald Ihr Mann ſeyn. Der Prediger in Gundritz iſt alt; Wilhelmi ſoll morgen die Vokation zu der Pfarre haben, und nicht als Adjunktus, ſondern als wirklicher Prediger. Dem alten Manne will ich eine Penſion geben. Sehen Sie, Dorchen, das biete ich Ihnen an, und verlange dafür weiter nichts, als nur einen kleinen Theil Ihres Herzens.

Der Plan war Dorchen ſehr willkommen; denn ſie ſah wohl ein, daß ohne Selenbergs Hülfe Wilhelmi's Beförderung noch ſehr lange ausbleiben könnte. Sie zwang ſich, mit einem heitern Geſichte für ſeine Güte zu danken. Nun glaubte er, gewonnen zu haben, und zog ſie zu ſich in ſeine Arme. Sie ertrug, um des geliebten Wilhelmi's willen, Alles, was die keuſche Unſchuld ertragen kann, ſelbſt einen Kuß; aber dann wand ſie ſich von ihm los, und fragte: ob ſie Wilhelmi'n die Güte des gnädigen Herrn ankündigen dürfte. „Recht gern!“ antwortete Selenberg; „aber unter der Bedingung, daß Sie, liebes Dorchen, noch einmal die Kammerthür für mich offen laſſen.“ — Dorchen ſtürzte mit Abſcheu zurück. — „Meinen Sie,“ fuhr er fort, „daß ich meinen Nebenbuhler glücklich machen ſoll, ohne es ſelbſt zu ſeyn? Gutes Kind, ich dächte, Sie nähmen meinen Vorſchlag an. Sehen Sie, heute Abend bin ich noch einmal bei Ihnen, und in wenigen Tagen ſind Sie Wilhelmi's Frau. Liebes Dorchen, es iſt ja doch vielleicht höchſt nöthig, daß Sie mit Ihrer Verheirathung eilen. Sie können ja Mutter ſeyn!“ Dorchen verſtand das nicht. Als er es ihr erklärte, wurde ſie vor Schrecken bleich. Nun glaubte er, den Sieg errungen zu haben; aber kaum hatte ſie ſich ein wenig gefaßt, ſo brach ihr Zorn hervor, und ſie überhäufte ihren Verderber mit den bitterſten Vorwürfen.

„Werden Sie nur nicht böſe, liebes Mädchen!“ unterbrach er ſie ganz ruhig. „Was hab' ich denn gethan? Iſt es meine Schuld, das die Thür offen ſtand? Wenn ich ungroßmüthig ſeyn wollte, ſo dürfte ich ja nur Wilhelmi'n einen Wink geben, wie es zugegangen iſt, daß er die Nacht nicht wieder zu Ihnen gekonnt hat. Sie ſehen, liebes Dorchen, daß Sie in meiner Gewalt ſind. Es iſt nun einmal nicht anders; und ſoll ich ſchweigen, ſo müſſen Sie auch artig ſeyn."

Da ſtand nun der Böſewicht in ſeiner ganzen gräßlichen Geſtalt vor dem unſchuldigen, gekränkten Mädchen. Anſtatt, wie Selenberg hoffte, jetzt nachzugeben und ihm Alles zu bewilligen, rief ſie mit flammenden Augen und fürchterlichem Tone: Teufel! boshafter, abſcheulicher Teufel! In dieſem Augenblicke ergriff ſie eine Scheere, und ſtieß ſie mit fürchterlicher Gewalt nach ſeiner Bruſt. Er fiel ihr in den Arm, und ſuchte ſie zu beruhigen; aber ſie war allzu tief gekränkt, und hörte nicht auf mit fürchterlichem Tone zu ſchreien: Teufel! abſcheulicher Teufel!

Ihr Vater, der eben von ſeiner Reiſe zurückgekommen war, eilte herbei, und fragte erſchrocken: um Gottes willen! was iſt denn? — Dieſer Teufel, ſagte Dorchen, hat mich unglücklich gemacht. Ich bin von ihm ſchwanger! Der Vater wurde erſt todtenblaß; dann aber fuhr er wüthend auf, und faßte den Böſewicht an der Kehle, als ob er ihn erdroſſeln wollte. Selenberg riß ſich los, ſprang aus dem Zimmer, rief ſeine Bedienten, ließ anſpannen, und fuhr noch in derſelben Stunde ſo ſchnell als möglich ab. Dorchen war unterdeſſen ihrem Vater ohnmächtig in die Arme geſunken, und der unglückliche Mann hatte ſie in dieſem Zuſtande nicht verlaſſen können. Noch ehe ſie wieder zu ſich kam, trat die Mutter in das Zimmer. Der Vater befragte Dorchen behutſam um nähere Umſtände. Sie erzählte ihre jammervolle Geſchichte, und nun ſank wieder die Mutter ohnmächtig zu Boden.

Endlich erholte man ſich einigermaßen, und fing an zu überlegen. Man ſagte Dorchen, daß ſie vielleicht auch nicht ſchwanger wäre. Der Vater machte ihr begreiflich, daß ſie, ungeachtet ihres Fehltrittes, die Treue gegen Wilhelmi nicht verletzt hätte, und daß ſie dennoch eine glückliche Frau werden könnte. Dorchen ſchwieg; aber ſie fühlte, daß ſie auf immer unglücklich ſeyn würde.

Am Abend kam ein Brief von Selenbergen, den die letzte Scene dennoch erſchüttert hatte. Er ſchrieb dem Vater aus der nächſten Stadt, daß er Wilhelmi'n die Pfarre in Gundritz geben wollte, und ſetzte hinzu, daß Dorchens Verheirathung alles wieder gut machen würde. Hierbei hatte Selenberg freilich eine geheime Hoffnung; die junge Predigersfrau in Gundritz blieb doch mit ihm in Verbindung, und er hatte ein Geheimniß mit ihr, das der Mann nicht wiſſen durfte.

Herr Grell erbrach den Brief. Kaum hatte er geſagt: von Selenberg; ſo nahm Dorchen ihn aus ſeiner Hand, und zerriß ihn mit den Worten: nichts von dieſem Böſewichte! Der Vater war wohl ein wenig verlegen über die raſche Handlung ſeiner Tochter; indeß, ſie war nun einmal geſchehen. Er ſchlug die Stücken in ein Couvert, und ſchickte ſie Selenbergen wieder zu. Selenberg ſah jetzt deutlich genug, daß man mit ihm nichts zu ſchaffen haben wollte, und ging, doch ein wenig unzufrieden mit ſich ſelbſt, unverzüglich nach der Reſidenz.

Dorchen wußte nun nicht, was ſie thun ſollte. Ein Paar Tage gab ſie ſich für krank aus, was ſie auch wirklich halb war, und konnte ſo das Alleinſeyn mit Wilhelmi vermeiden. Dann fuhr der Vater, um ſie zu zerſtreuen, mit ihr zu einem Verwandten, wohin Wilhelmi ihr nicht folgen konnte. Als ſie zurück kam, beſuchte der junge Mann ſie wie vorher; allein ſie behielt etwas Scheues gegen ihn, das ſie nicht zu überwinden wußte. Sie war ängſtlich um ſeine Verſorgung bekümmert. Er wollte dieſe Unruhe endigen, und ſich examiniren laſſen. Dazu mußte er ſich einen Monat in der Hauptſtadt aufhalten; und in dieſer Zeit wurde nun die ſchreckliche Entdeckung gemacht, daß Dorchen wirklich ſchwanger war.

Als man an dem Unglücke nicht länger zweifeln konnte, ſank Dorchen aus einer Ohnmacht in die andre; die Mutter jammerte laut, und der Vater rang die Hände. Indeß, es mußte irgend ein Entſchluß gefaßt werden. Dorchen wollte Wilhelmi'n Alles entdecken, und ihm die Entſcheidung ihres Schickſals überlaſſen. Der Vater ſagte aber: was braucht er denn dein Unglück zu erfahren! Du biſt unſchuldig, Dorchen; aber ein Mann muß doch ſo etwas nicht wiſſen. Folge mir, mein liebes unglückliches Kind; verſchweig' es ihm. Wir wollen ſchon dafür ſorgen, daß die Sache ein Geheimniß bleibt.

Dorchen weigerte ſich zwar noch; aber ihre Eltern baten ſo dringend, daß ſie zuletzt nicht mehr widerſtehen konnte. Man verbarg alſo dem liebenden Jünglinge, was vorgegangen war; Dorchen wurde indeß immer verſchloßner und finſtrer.

Selenberg wollte, ſo ſehr man auch ſeine Eitelkeit beleidigt hatte, doch ſein Unrecht wieder gut zu machen ſuchen. Er gab Wilhelmi'n die Pfarre in Gundritz, und hoffte, daß nun die Partheien ſich unter einander vergleichen würden. Wilhelmi zog mit dem froheſten Muthe in Gundritz an, und drang nun in Dorchens Eltern, daß ſie ſein Glück nicht länger verzögern ſollten. Sie hatten einige ſehr natürliche Entſchuldigungen, weshalb die Hochzeit etwa noch ein halbes Jahr aufgeſchoben werden müßte. Die Liebenden wurden indeß feierlich verlobt, und alles ſchien ſich zu einem guten Ende anzulaſſen; aber durch einen Zufall wurde der Plan der unglücklichen Familie gänzlich vereitelt. Eine Magd hatte im Vorübergehen gehört, daß Dorchen ihrem Vater, als der ſie mit Selenbergen auf ihrem Zimmer antraf, laut zurief: ich bin ſchwanger! Sie war ſtehen geblieben; und was ſogleich hinterher folgte, überzeugte ſie, daß ſie nicht falſch gehört hatte.

Die neugierige Magd beobachtete nun die Familie, horchte, ſo oft ſie konnte, und wußte das Geheimniß in Kurzem faſt mit allen Umſtänden. Sie ſprach ſchon zu den Leuten im Hauſe davon, aber nur räthſelhaft; und ſo achtete niemand darauf. Jetzt glaubte ſie, ihrer Herrſchaft alles bieten zu können, und wurde äußerſt nachläſſig. Man gab ihr Verweiſe; und ſie war trotzig. Sie beging endlich einen ſehr großen Fehler, und trotzte auch da wieder, im Vertrauen auf ein ſolches Geheimniß. Der Amtmann verlor die Geduld; ohne zu hören, was ſie ihm ſagen wollte, warf er ſie zum Hauſe hinaus und vom Hofe hinunter. Das Mädchen handelte, wie alle gemeinen Menſchen in einem ähnlichen Falle. Sie lief zu dem Prediger, den eben ſein Sohn beſuchte, und entdeckte ihm, daß Dorchen von dem Edelmanne ſchwanger wäre, und daß ſie vor der Hochzeit erſt heimlich in die Wochen kommen ſollte.

Wilhelmi, der mit Schrecken zugehört hatte, wollte das Anfangs nicht glauben; die Magd erzählte aber viele kleine Umſtände, und er ſah nun wohl, daß wenigſtens nicht Alles erfunden ſeyn konnte. Die Magd mußte ihm verſprechen, Niemanden weiter etwas zu ſagen, und ſie hielt Wort, weil ſie noch in derſelben Stunde zu ihrer Mutter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, abging. Wilhelmi fand, als er die einzelnen Umſtände zuſammenſetzte, ſogar den Tag heraus, an welchem Dorchen ihm ungetreu geweſen ſeyn mußte. Er erinnerte ſich, daß Selenbergs Kammerdiener ihn aus dem Hauſe geſchafft, und daß Dorchen von dieſem Abend an ſich ſo kalt, ſo zweideutig gegen ihn betragen hatte. Er war hintergangen, und mußte auch in ſeiner Ehe Betrug befürchten. Dorchen hatte ihn getrieben, ſich um eine Verſorgung zu bemühen, und Selenberg ihm die Pfarre in Gundritz gegeben, weil er da auch noch in der Folge recht bequem mit der Falſchen Umgang haben konnte. Er erinnerte ſich nun auch an Dorchens jetzige Farbe und Kränklichkeit. Darum alſo war Grell zu jedermanns Verwunderung Amtmann geworden! Darum hatte Selenberg ihm einen ſo vortheilhaften Pachtkontrakt gegeben!

Wilhelmi's heiße Liebe machte noch einige Einwendungen gegen Dorchens Untreue; deshalb beſchloß er, zu ſchweigen und ſich um Gewißheit zu bemühen. Er ging zu dem Amtmann, und drang darauf, daß die Hochzeit bald ſeyn ſollte. Grell wurde verlegen, die Mutter weinte; und endlich ſchlugen Beide ſein Verlangen geradezu ab. Ihre Tochter, ſagten ſie, müßte erſt eine Baſe beſuchen, deren Erbin ſie einmal wäre, und die darauf beſtände, daß Dorchen einige Monate bei ihr zubringen ſollte. Wilhelmi erkundigte ſich nach dieſer Baſe, wie es ſchien ganz unbefangen, und man nannte ihren angeblichen Wohnort. Er ſchrieb dahin; und niemand wußte etwas von einer ſolchen Frau.

Noch immer hielt Wilhelmi an ſich. Der Amtmann verreiſte, und blieb acht Tage weg.

Dem

dem Knechte, der ihn gefahren hatte, hörte Wilhelmi, daß ſie in einer kleinen, zehn Meilen entfernten Stadt geweſen waren. Er ritt dahin, ſtieg in dem einzigen Wirthshauſe des Ortes ab, erkundigte ſich nach Grells Thun und Laſſen, und erfuhr, daß dieſer ein Zimmer bei einer Hebamme gemiethet hatte, und zwar für jemanden, der ſich nur einige Wochen da aufhalten ſollte. Der unglückliche junge Mann ging zu der Frau, und ließ ſich das Zimmer zeigen, „das der lange Mann in einem grünen Rocke, der einen ſo tiefen Baß ſpräche, gemiethet hätte."

Die Hebamme ſtellte ſich, als ob ſie nichts davon wüßte. „Liebe Frau," ſagte Wilhelmi; „ich bin der Bruder des armen Mädchens, das hier niederkommen ſoll, und will nur das Zimmer mit den gehörigen Bequemlichkeiten verſehen. Sie wird wohl eher reiſen müſſen, als wir dachten. Wann ſagte denn der Vater, daß meine Schweſter mit der Mutter ankommen würde? Aber, liebe Frau, halte Sie ja reinen Mund! Und es muß kein Menſch erfahren, wo wir ſind."

Die Frau trug nun kein Bedenken mehr,

dem jungen Manne zu ſagen, was ſie wußte. Aber, ſetzte ſie noch hinzu, früher kann Ihre Schweſter wohl nicht niederkommen; denn Ihr Vater hat ſogar Tag und Stunde beſtimmt, wenn Alles ſo geht, wie es ſoll. — „Je nun!“ erwiederte Wilhelmi lächelnd; „mein Vater kann ſich doch irren! . . . Welchen Tag meinte er denn?“ Die Frau nannte ihn. Richtig! Die Schlange hatte ihn von dem Kammerdiener aus dem Hauſe bringen laſſen, damit ſie ungeſtört in den Armen des wollüſtigen Edelmannes liegen könnte!

Wilhelmi eilte wieder nach Hauſe, mit dem Entſchluſſe, ſich an der Betriegerin zu rächen. — Der zur Ruhe geſetzte Prediger in Gündritz hatte eine hübſche, gute Tochter, die gegen den Nachfolger ihres Vaters immer ſehr artig geweſen war. Wilhelmi'n gefiel Karoline, und er würde ſie ohne Bedenken zu ſeiner Gattin gewählt haben, wenn er nicht ſchon Dorchen geliebt hätte. Als er nach Hauſe kam, fand er ſie — denn noch wohnte der alte Prediger im Pfarrhauſe — emſig beſchäftigt, ſein Zimmer mit Maien und Blumen zu ſchmücken. Wenn ſie auch nicht ſeine Frau werden konnte (was ſie freilich nicht mehr hoffte), ſo wollte ſie doch gern mit ihm in gutem Vernehmen ſeyn, und hatte deshalb darauf geſonnen, ihm bei ſeiner Rückkehr eine Freude zu machen.

Dieſes Mädchen, dachte Wilhelmi, bringt dir ſein Herz ſo freundlich entgegen; und jene Schlange, die du im Buſen trugeſt, vergiftet und zerſtört dein Glück. In dieſem Gefühle umfaßte er Karolinen mit Heftigkeit, und ſagte: „o, wie gut ſind Sie! wie herzensgut!“ Sie zog ſich nicht aus ſeinem Arme zurück, und lächelte ſanft. Er drückte ſie an ſeine Bruſt, und fragte: würdeſt du mir treu ſeyn, liebes Mädchen? —

Bis ins Grab! antwortete Karoline, eine von den guten Seelen, die das Herz auf der Zunge tragen, und die nicht wiſſen, was Zurückhaltung iſt.

In dieſem Augenblicke trat der alte Vater in das Zimmer. Wilhelmi führte das Mädchen auf ihn zu, und fragte: „wollen Sie mir Ihre Tochter zur Gattin geben?“ — Ich denke, Sie ſind verlobt mit der Mamſell Grell? — „Das iſt vorbei!“ antwortete

Wilhelmi mit einem finſtern Blicke. „Aber ſchon morgen, Vater, müßten Sie mich aufbieten und kopuliren. Die Strafe an das Konſiſtorium bezahl' ich." — Vater und Tochter machten Einwendungen; allein Wilhelmi beſtand auf ſein Verlangen, und am folgenden Morgen um elf Uhr nach der Kirche wurde er, zu großer Freude der ganzen Gemeine, die ihren alten Prediger liebte, mit deſſen Tochter vor dem Altare getrauet.

Nun ging er auf ſein Zimmer, und ſetzte ſich nieder, um an Grell zu ſchreiben. Er fühlte jetzt, was er verloren hatte, und konnte vor heftigem Zittern die Feder nicht halten. Sein Zorn war verſchwunden, und er weinte mit verhülltem Geſichte. Endlich ſchrieb er; und noch immer ſchien ihm das, was er ſagte, zu hart. „Lieber Herr Grell, ich habe mich dieſen Morgen verheirathet. Mein Glaube an Dorchens Tugend und Treue iſt lange unerſchüttert geblieben; und noch immer möchte ich gern daran zweifeln, daß ſie mich hat betriegen wollen. Meine Verheirathung erſpart ihr ein Geſtändniß, das ſie — ich fühle es an meinen Thränen — nicht ohne Schmerz hätte thun können. Nie ſoll durch mich ein Menſch etwas von Dorchens Zuſtande erfahren, und ich ſelbſt mag nicht wiſſen, wie ſie zu dieſer Schwäche gekommen iſt. Leben Sie wohl. Ich wünſche Ihnen und Ihrer Tochter mit gebrochenem Herzen Glück und Ruhe. Wilhelmi."

Der Brief, der ſogleich abgeſchickt wurde, überraſchte die Familie Grell in dem Genuſſe einer ſeltnen Freude. Der Kammerdiener Ahrens war zum Beſuche gekommen. Er hatte den Erbprinzen als Bedienter auf ſeinen Reiſen begleitet, und ihm immer gleiche Treue bewieſen. Als der alte Kammerdiener ſtarb, bekam Ahrens deſſen Poſten, in welchem ein ſo redlicher und menſchlicher Mann, wie er, gerade am rechten Orte ſtand. Jetzt wollte er ſeine Schweſter, wenn ſie noch lebte, unterſtützen. Er hatte ſich als ein junger Mann, noch ehe er mit auf Reiſen ging, wohl einmal nach ihr erkundigt, aber ſich mit der Nachricht, daß ſie einige Jahre nach dem Tode ihrer Eltern aus dem Dorfe weggekommen ſey, beruhigt. Die Schweſter wußte eben ſo wenig, wo ihr Bruder geblieben war

Jetzt ſtellte Ahrens genauere Nachforſchungen an, und erfuhr endlich, daß ſie ſich glücklich verheirathet, und daß ihr Mann das Gut des Herrn von Selenberg gepachtet hätte. Er beſchloß, ſie zu beſuchen, erbat ſich Urlaub, und kam gerade an eben dem Morgen, an welchem Wilhelmi ſich trauen ließ.

Wer kann ſich die Freude der Geſchwiſter, ſo guter offner Menſchen, nicht denken! — Grell ſah es ſeinem Schwager beim erſten Blicke an, daß er ein redlicher Mann war. Man ſchüttete bald die Herzen gegen einander aus; nur Dorchens Unfall wurde verſchwiegen, weil Ahrens ja doch in der Hauptſache nichts ändern konnte. Die Familie ſaß gerade beim Abendeſſen, und ſtieß auf das Wohl des Bräutigams an, als ein Brief hereingegeben wurde. „Von Wilhelmi!" ſagte Grell, und ſtieß noch einmal ringsum an. Nun erbrach er den Brief, und die erſten Worte machten ihn todtenbleich. Er wollte aufſtehen, um ſeine Angſt zu verbergen; aber er ſchwankte, und mußte ſich wieder ſetzen. Dorchen ſchrie laut auf, und ſtreckte ihrem Vater die zitternden Arme zu. Die Mutter blickte ſtarr auf ihre Tochter, und dann gen Himmel. Der Vater nahm den Brief wieder, erbleichte aufs neue, und wollte endlich gehen. Dorchen umfaßte ihn, und fragte ängſtlich: was iſt denn, lieber Vater? — Er weiß Alles! antwortete Grell; und Dorchen ſank ohnmächtig in ſeine Arme. — Gott im Himmel! rief die Mutter; er weiß Alles? — Und hat heute geheirathet! ſetzte der Vater hinzu; aber ſag' es Dorchen nicht!

Der unglückliche Mann brach ſeiner Frau das Herz; ſie ſank ihrem Bruder ohne Bewußtſeyn in die Arme. Ahrens ſah in den Brief, erſchrak, warf einen Blick auf Dorchen, und erſchrak noch mehr, da ihre Geſtalt keinen Zweifel übrig ließ.

Man brachte Mutter und Tochter zu Bette, und nun erzählte Grell ſeinem Schwager die jammervolle Geſchichte. Sieh, Schwager, ſo ſchloß er, es entſteht ein Unglück daraus, das weiß ich. Aber dann — er faßte ein Tiſchmeſſer — dann geh' ich in die Reſidenz. Mitten am Hofe will ich dem Teufel dies Meſſer ins Herz ſtoßen. Das thu' ich, Schwager, ſo wahr mir Gott gnädig ſeyn ſoll!

Ahrens konnte Grellen nur mit vieler Mühe beruhigen. Beide überlegten nun, wie Dorchen die Nachricht beizubringen wäre, daß Wilhelmi ſich verheirathet hätte. Ahrens übernahm am folgenden Morgen dieſen traurigen Auftrag. Dorchen hörte ihn ruhig an, und ſagte endlich ſchmerzhaft lächelnd: Gott mache ihn glücklich! Sie ſchien tief nachzudenken, lächelte noch immer, ſprach mit Ergebung von ihrem Schickſale, und ſtand endlich auf, um zu ihrer Mutter zu gehen. Zwar ſchien ſie ruhig zu ſeyn; aber ihre Leidenſchaften arbeiteten mit verborgener Gewalt, da ſie ihren Verluſt und ihre Schande wie tauſend Stacheln im Herzen fühlte. Die Mutter verbarg, als ſie Dorchen hereintreten ſah, das bleiche Geſicht; und nun brachen die heftigen Gefühle des armen Mädchens auf einmal hervor. Mutter! rief ſie in einem fürchterlichen Tone; ich will ſterben! Ihr ſollt das Geſicht nicht mehr verbergen, wenn ich komme! — Ihre Miene war wie von Wahnſinn verzogen. Der Vater wollte ſie halten; ſie riß ſich aber los, und ſtürzte mit dem Geſchrei; ich will ſterben! vor ihm her zur Thür hinaus. Der heftige Schrecken riß gewaltſam an dem Leben der Mutter. Sie erhob die Arme, ſeufzte noch: Dorchen! mein Kind! und ein Schlagfluß endigte ihr Elend.

Ahrens ſchrie auf, rüttelte ſie, und ſprengte ihr Waſſer ins Geſicht; aber ſie war nicht zu erwecken. Jetzt kam der Vater mit Dorchen wieder in das Zimmer. Die vielfachen Leiden machten ihre Herzen ſtarr und kalt; ſie weinten nicht, ſondern beneideten die Verſtorbene, und prieſen ihr Schickſal glücklich. Erſt nach einiger Zeit fühlten ſie die Wunden ihrer Seele wieder. Vater und Tochter ſaßen an dem Sarge der Mutter ſchweigend, mit trocknen Augen und bleichen Geſichtern; nur zuweilen reichten ſie einander über den Leichnam weg die Hände zu. Ahrens mochte thun, was er wollte, er konnte ſie nicht aus ihrem finſtern Schmerze erwecken. Der Vater ſagte, als Ahrens ihn an ſeine Haushaltung erinnerte: erſt begraben; dann will ich die Hölle hier anzünden, und mich in die Flammen ſtürzen! Das Einzige, was noch Wirkung auf ihn that, war der Gedanke an ſeine Tochter. Wenn Ahrens zu ihm ſagte: du wirſt auch

Dorchen noch tödten! ſo erwiederte er: was ſoll ich thun, Schwager? Ich will dir ja folgen!

Dorchen fiel, als die Mutter begraben war, vor ihrem Onkel auf die Knice, und jammerte: nur von den Menſchen weg; ſonſt verliere ich noch den Verſtand! — Ja! weg von den Menſchen! ſagte der Vater nach. Alles! alles! nur weg von dieſen Teufeln!

Ahrens war vor einem Jahre mit dem Fürſten über das entlegene Waldengrund gekommen, und hatte die wilde Einſamkeit mit Vergnügen betrachtet. Alſo dir gefällt es hier? fragte der Fürſt. — „Ja, Ew. Durchlaucht; recht ſehr. Und wenn Sie meiner einmal müde ſind, ſo will ich Sie bitten, mir die Wohnung und den Garten bis an meinen Tod zu geben.“ — Gut! ſagte der Fürſt; es ſoll dein ſeyn! Nur mußt du bei mir bleiben, bis ich todt bin. — Jetzt dachte Ahrens wieder an dieſes Waldengrund, und ſprach mit ſeinem Schwagrr davon.

Grell war wirklich nicht im Stande, ſeiner Wirthſchaft vorzuſtehen; ſo hatte ihn das Unglück angegriffen! Ein benachbarter Pächter trat in ſeinen Kontrakt. Ahrens reiſte wie, der nach der Reſidenz, und ſchickte ſeinem Schwager bald die ſchriftliche Erlaubniß des Fürſten, nach Waldengrund zu ziehen und die Zimmer im Schloſſe, ſo wie den Garten, zu benutzen. Sobald Grell dieſe Erlaubniß hatte, verſchwand er mit ſeiner Tochter aus der Gegend, und Niemand wußte, wohin er gezogen war.

Dorchen, die ſich jetzt Frau Schwarzen nannte, gebar in Waldengrund ihre Tochter. Sie und ihr Vater bekamen ihre Heiterkeit nicht wieder, und in ihrem Herzen blieb ein unauslöſchlicher Haß gegen Selenbergen. Grell war jetzt ein erklärter Menſchenfeind, der wenig ſprach, der allen Umgang floh, und ſeine Zeit faſt ganz mit der Bearbeitung des großen Gartens zubrachte. Bei Dorchen war die Liebe zu Wilhelmi nicht erloſchen, oder ſie überredete ſich wenigſtens, daß ſie ihn noch liebe, um nur Selenbergen haſſen zu dürfen.

Schon ſieben Jahre lebten ſie verborgen, als Grell endlich zum erſtenmale wieder unter Menſchen mußte. Es hatte ſich jemand bei der fürſtlichen Kammer um den Ankauf von

Waldengrund gemeldet; dieſe wilde Einſamkeit war aber dem menſchenfeindlichen Grell zu lieb geworden, als daß er nicht alles hätte anwenden ſollen, ſich den Beſitz zu ſichern. Er fuhr ſelbſt nach der Reſidenz zu ſeinem Schwager, um die Sache deſto eifriger zu treiben. Ahrens, der mit dem Fürſten auf dem Luſtſchloſſe war, bewirkte leicht, daß Waldengrund ihm aufs neue überlaſſen wurde, und gab ihm nun Emilien mit, wobei er ſagte: eine Rache an Selenberg! Der Böſewicht liebt das Mädchen. Rette ſie aus ſeinen Klauen, und nimm ſie mit dir. Wir müſſen es dem Himmel überlaſſen, den Böſewicht zu ſtrafen; denn der Fürſt ſagt: ſolche Dinge gehören nicht vor meinen Richterſtuhl.

Dieſe Geſchichte hörte Emilie von Dorchen, dem betrogenen, unglücklichen Mädchen ſelbſt, erzählen, und ihr Haß gegen Selenbergen wurde noch weit größer. Sie lebte übrigens in dem kleinen Cirkel dieſer ehrwürdigen Menſchen ſo angenehm, als ſie ohne ihren Seibold leben konnte, und es war ſehr vortheilhaft für ſie, daß ſie hier eine Zeitlang zubrachte. Jetzt lernte ſie einſehen, daß ſie bisher, aller ihrer Bildung ungeachtet, nicht ſo vielen Nutzen geſtiſtet hatte, wie Dorchen, welche die ganze Haushaltung beſorgte, den Garten mit im Stande erhielt, und eine gütige Mutter aller der armen Köhlerfamilien war, die im Thale wohnten. Sie wurde nun Dorchens Gehülfin in allen Geſchäften, und fand bald, daß Arbeit und Wohlthun den Grund des häuslichen Glückes ausmachen, und daß es ſchwerer, doch eben deshalb auch verdienſtlicher, iſt, eine gute Hausfrau, eine ſorgſame Mutter, eine gütige Helferin der Unglücklichen zu ſeyn, als ſich, wie Arria, einen Dolch durch die Bruſt zu ſtoßen, und zu ſagen: es ſchmerzt nicht!

Hier in Waldengrund wurde Emilie natürlicher, ſanfter, demüthiger, freundlicher und zufriedener, als ſie jemals geweſen war. Endlich hatte ſie auch die Freude, daß ſie ihren Geliebten wiederſah, den die Furcht des Majors von Sollingen weggetrieben hatte. Seibold fand ſie, als er in Waldengrund ankam, in einem einfachen Kleide, mitten unter den kleinen Töchtern der Köhler, die ſie im Strikken unterrichtete. Sie erkannte ihn ſchon von weitem, ſchrie freudig auf, ließ ihr Strickzeug fallen, und flog ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Er war froh, als er ſie ſo heiter, ſo geſund, ſo natürlich ſah, und verſchwieg ihr ganz, welcher Verdacht ihn hierher gebracht hatte. Sie ſtellte ihn Grellen und ſeiner Tochter vor. Schon nach einigen Tagen erhielt er den Beifall, und in kurzer Zeit auch die Freundſchaft des Mannes, der jedem andern Menſchen ſein Herz verſchloß.

Seibold nahm ſeine Wohnung in Sondenheim, ſo viel auch Alle ihn baten, ganz bei ihnen zu bleiben; aber er war jeden Tag in Waldengrund, und lebte mit der Familie, als ob er zu ihr gehörte. Glücklichere Tage hatten weder Emilie noch Seibold je gehabt. Sie waren immer zuſammen, bald in den Hütten der Köhler, bald unter den Kindern, bald allein in der dunkeln Waldung, und ihre Herzen ſchloſſen ſich immer feſter an einander. Emilie fühlte jetzt eine beſſere, reinere, heiligere Liebe zu Seibolden; und auch er konnte dem edlen Mädchen nicht länger widerſtehen. Sie wollte jetzt nicht mehr glänzen und von ihm bewundert ſeyn, ſondern ihn glücklich machen. Von Tage zu Tage nahm Beider Vertrauen und Zärtlichkeit zu; und, ohne daß ſie es ſelbſt wußten und wollten, kam der Augenblick, wo Emilie an Seibolds Bruſt lag und mit Thränen in den Augen die Worte von ihm hörte: „ja, ich liebe dich, gute Emilie, mehr als mein Leben. Ich will alles thun, deine Hand zu erhalten, und dich ſo glücklich zu machen, als ich es durch dich einſt ſeyn werde.“

Jetzt war ihr Glück unbeſchreiblich; aber die ſchwarze Wolke, die es zerſchmettern ſollte, hing ſchon über ihnen.

Selenberg hatte endlich herausgebracht, daß Seibold in Sondenheim war. — Er reiſte in der Kleidung eines gemeinen Bürgers dahin, und ſchlich ſich, ſo unkenntlich als möglich, auch nach Waldengrund. Hier ſah er Emilien, die jetzt noch reitzender geworden war, und Seibolden, der ſie umarmte. Er gab Karln ſogleich Nachricht, und bat ihn, nach einer nahe gelegenen Stadt zu kommen, weil er ſelbſt nicht wohl Emilien entführen könnte. Karl kam, und der Plan wurde entworfen. Man wollte nicht nur Emilien entführen, ſondern auch Seiboldẽn ein- für allemal aus dem Spiele ſchaffen. Sobald Alles verabredet war, ging Selenberg wieder nach der Reſidenz zurück, und war jeden Tag bei Hofe, um ſich vor allem Verdachte zu ſichern. Karln überließ er die Ausführung des Planes, den er erfunden hatte, empfahl ihm aber, noch einige Wochen zu warten, und ſich ſo lange verborgen zu halten, bis der Streich unmöglich fehl ſchlagen könnte.

Waldengrund lag auf der Grenze. An den Weg zwiſchen dieſem Schloſſe und Sondenheim ſtieß das Gebiet einer Reichsſtadt, in welcher ſich Oeſtreichiſche Werber aufhielten. Eines Abends, als Seibold ſehr ruhig von Emilien nach Hauſe ging, hörte er ein furchtbares Geſchrei, und ſah einen Menſchen an der Erde liegen, den ein anderer mit dem Degen in der Hand bedrohete. Seibold ſprang ſogleich hinzu. Erbarmen Sie Sich! rief der Liegende mit jammernder Stimme. Seibold fragte: was giebt es hier? — Herr, antwortete der Stehende, was kümmert Ihn das? Und damit ſchlug er auf den Unglücklichen los. Seibold faßte den wüthenden Menſchen

ſchen bei der Bruſt. In dem Augenblicke ſprang der Andre von der Erde auf, und lief wie ein geſcheuchtes Reh in das Gebüſch. — Hülfe! rief nun der Menſch, den Seibold gefaßt hatte; und ſogleich war dieſer von fünf oder ſechs Kerln umringt und feſt gehalten.

Seibold hörte zu ſeinem Schrecken, daß er ſich unter Oeſtreichiſchen Werbern befand, und daß der von ihm befreiete Menſch ein Rekrut war, der nicht hatte marſchiren wollen. Er wurde, an des Entlaufenen Stelle, mitgenommen, und nach dem Werbehauſe in der Reichsſtadt gebracht. Hier erbot er ſich, einen Rekruten zu bezahlen. Man forderte aber eine ungeheure Summe, die er nicht bei ſich hatte; und ſo mußte er ſchon am folgenden Morgen mit einem Transport nach Böhmen zu aufbrechen. Er bat den Werbe-Officier, nur ein Paar Worte an ein Frauenzimmer ſchreiben zu dürfen. Als es ihm erlaubt wurde, ſchrieb er Emilien ſeinen Unfall Engliſch, und bemerkte dabei: die Sache käme ihm ſeltſam vor, und er riethe ihr, auf ihrer Hut zu ſeyn, da vielleicht Selenberg oder ihr Bruder im Spiele wäre. Meinetwegen, ſetzte er hinzu, mache Dir keine Sorgen, und ſchreib nur ſogleich an den Major. Das Billet wurde erſt Karln gebracht, der es dann richtig nach Waldengrund ſchickte. Was er erwartet hatte, geſchah; Emilie wollte Seibolden wenigſtens noch einmal ſehen, und ging in Dorchens Geſellſchaft ſogleich mit eilenden Schritten nach der nicht ſehr weit entfernten Stadt. Auf einmal kam ihnen ein Wagen entgegen. Zwei Bedienten ſprangen vom Bocke, ergriffen Emilien, und hoben ſie in den Wagen, der nun in Galopp dahin flog.

Emilie, ſagte Karl, der ſich vorher, um nicht von Dorchen geſehen zu werden, in einen Winkel zuſammen gedrückt hatte: willſt du Selenbergen deine Hand geben, ſo iſt Seibold frei; weigerſt du dich aber, ſo geht er nach Ungarn gegen die Türken. Eine andere Wahl bleibt dir nicht übrig.

„Sterben kann ich, du elender Menſch; aber Selenbergen heirathe ich nicht, und wenn es auch in deiner Macht ſtände, Seibolden zu tödten! — Karl! du begehſt Verbrechen; und warum? für wen? Du wirſt dich ſelbſt damit ſtürzen. Ich habe mich ſchon einmal gerettet, und werde auch jetzt aus deiner Gewalt kommen."

Rette dich, wenn du kannſt! Dieſes mal bin ich dir zu fein, mein Kind. Es iſt alles überlegt, und du ſollſt wohl thun, was ich haben will.

Sie blieben die Nacht in einem Städtchen. Am folgenden Morgen weigerte ſich Emilie weiter zu reiſen; ihr Bruder befahl aber den Bedienten, ſie mit Gewalt in den Wagen zu bringen. Jetzt rief ſie um Hülfe. Karl drang ſelbſt darauf, daß ein Juſtizbeamter gerufen werden ſollte. Dieſem zeigte er Papiere vor; und der Juſtizbeamte fragte nun Emilien: iſt dieſer Herr Ihr Bruder? — Ja. — Nun, ſo müſſen Sie fahren. — Karl lächelte hämiſch, und Emilie ſetzte ſich ohne weiteres Sträuben in den Wagen.

„Ich ſehe," ſagte Emilie, als ſie kaum ſaß, „du biſt zu deinem Bubenſtücke mit allem Nöthigen verſorgt; nur Eins fehlt dir, wie jedem andern Schurken: Muth." — Ich bitte dich, erwiederte er, ſetze ihn nicht auf die Probe! — Sie lächelte. Vor dem Thore in einer einſamen Gegend ließ ſie halten, und ſtieg aus. Mit großer Geſchwindigkeit riß ſie die Piſtole aus der Seitentaſche, und hielt ſie Karln vor die Stirn. „Nun, Elender?" rief ſie mit drohender Stimme, und ſpannte den Hahn. Karl wurde bleich, und ſagte: Schweſter! um Gottes willen! — „Gieb mir die Papiere, du elender Menſch!" Karl zog zitternd die Papiere hervor, und reichte ſie ihr hin. (Es war eine Requiſition ſeines Vaters an alle Obrigkeiten, den bezeichneten jungen Mann, Kammerjunker von Halden, mit ſeiner Schweſter, die er aus den Schlingen eines Entführers wieder zu ihren Eltern bringen ſolle, nicht aufzuhalten.) „Sieh," ſagte Emilie, „du feigherziger Bube, wie ein Mädchen dich in ſeiner Gewalt hat! …. O Karl, Karl!" ſetzte ſie, von Schmerz überwältigt, mit Thränen in den Augen, hinzu: „wie boshaft und grauſam mußt du ſeyn, daß du vor einer Piſtole in der Hand deiner Schweſter zitterſt!" Sie warf die Piſtole zu Boden. In dieſem Augenblicke entriß ihr Karl die Papiere, und ſprang nach der Piſtole. Er ſchoß ſie los, und zur Sicherheit ſogleich auch die andre, die er noch im Wagen hatte.

Als Emilie wieder eingeſtiegen war, drückte Karl ſich in die eine Ecke des Wagens, und biß die Zähne zuſammen. Sie fuhr ruhig mit ihm weiter, ohne die Flucht zu verſuchen, da ſie wohl einſah, daß ſie Seibolden für jetzt doch nicht retten konnte.

Nach einer mehrere Tage langen Fahrt kam Emilie endlich an den Ort ihrer Beſtimmung. Karl führte ſie auf ein ſchönes Zimmer, und ſagte: hier, Emilie, bleibſt du. Es ſind Anſtalten getroffen, dir das Entlaufen unmöglich zu machen. Die Eltern wollen nun einmal, daß du Selenbergen heirathen ſollſt. Auf den Major rechne nur nicht, und auf Hennigen eben ſo wenig! Wer weiß, wo dieſer Tugendſpiegel jetzt umher ſtreift! (Emilie hörte hoch auf.) Ich muß dir doch etwas Neues von ihm erzählen. Der Herr Forſtmeiſter verführte ein unſchuldiges Mädchen, brach mit der Gräfin Louiſe, wurde des einförmigen Lebens hier müde, und ging nach Rußland gegen die Türken. Vermuthlich wird der Major dem verlornen Sohne nachgezogen ſeyn. Wenn du etwa auf den Schutz des Fürſten hoffſt, ſo irreſt du dich; denn du biſt hier im Preußiſchen, auf einem Gute, das Selenbergen gehört. Die Eltern ſind es müde, deinen Thorheiten länger nachzuſehen. Ich ſage dir gerade heraus, du kannſt nichts Beſſeres thun, als freiwillig dein Jawort geben. Vier Wochen magſt du dich allenfalls noch bedenken; aber dann, mein Kind, iſt die Gnadenzeit vorüber. Der Befehl dich zu kopuliren, iſt aus dem Conſiſtorio da. Du wirſt getrauet; und dann mag Selenberg zuſehen, wie er mit dir fertig wird.

„Ich gebe dir mein Wort,“ erwiederte Emilie entſchloſſen, „daß ich nicht zu entfliehen ſuchen will; denn ich bin doch neugierig, wie ihr elenden Menſchen, du und dein Spießgeſelle Selenberg, es anfangen wollt, ein Mädchen zu zwingen, das Muth hat. Für mein Schickſal ſorge ich nicht; aber um meinen edlen Bruder bin ich bekümmert, und um Seibolden. Du wirſt mir Hennigs Schickſal nicht ſagen, das weiß ich wohl. Aber wehe dir, wenn er einmal die Schurkereien erfährt, durch die man ihn unglücklich zu machen ſucht! Karl, du biſt nicht boshaft; aber du treibſt dich mit einem Teufel in Menſchengeſtalt umher, mit Selenbergen. Du willſt groß und reich werden, und ſiehſt nicht, daß eben dieſer Selenberg ohne Bedenken dich ſelbſt aufopfern würde, wenn du ihm im Wege ſtändeſt, was doch ſehr leicht einmal der Fall ſeyn kann. Wir, ich und Hennig, wollten gern deine Habſucht und deinen Ehrgeitz befriedigen, wenn du uns nur auf unſere Weiſe glücklich werden ließeſt. Aber, Trotz dir wollen wir das ſeyn. Selenberg wird nie mein Mann, ſo lange noch eine Scheere, ein Meſſer, oder eine Gabel ſpitz genug iſt, in ſein Herz zu dringen. Sag das deinem edlen Geſellen! Und nun haſt du mein letztes Wort."

Karl übergab Emilien einer Frau, die auf ſie Acht haben und alle Leute im Hauſe anweiſen ſollte, ſie nie aus den Augen zu laſſen. Julie, die Tochter des Förſters Silbermann, bekam den Auftrag, ſich an Emilien zu drängen; denn Selenberg rechnete darauf, daß Julie durch Bilder der Wolluſt die Sinnliche keit bei ihr erwecken würde. Karl ſchrieb Selenbergen nun: er möchte ſo bald als möglich zu Emilien reiſen. Auch die Eltern würden (der Vater freilich mit einigem Widerwillen) nächſtens dahin gehen, um der Kopulations-Handlung, zu der Emilie im Nothfalle mit Gewalt gezwungen werden ſollte, Kraft und Feierlichkeit zu geben. Selenberg antwortete nach einigen Poſttagen: man müßte Emilien die vier Wochen Zeit laſſen, die man ihr verſprochen hätte; doch die Mutter würde wohl thun, wenn ſie je eher je lieber zu ihr reiſte, um ſie im Auge zu behalten.

Selenberg konnte nicht kommen; denn ihn beſchäftigte jetzt eine kleine Nebenbegebenheit ſehr ernſtlich. Er war ſchon wieder unter einem fremden Nahmen in Waldengrund, das er auch neulich nicht ſo bald verlaſſen habe würde, wenn er nicht, um ſich vor Verdacht zu ſichern, gemußt hätte. Als er das erſtemal dort war, ſchlich er rings um das Haus her, wo Emilie wohnte, um mit dem Terrain, den Wegen und den verborgenen Plätzen bekannt zu werden. Er ſtieg auf die Felſen an der Seite des Gartens, um auch den, im Gebüſche verſteckt, mit ſeinem Taſchen-Dollond zu überſehen. Auf einmal trat eine weibliche Geſtalt in den Garten, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregte. Es war Dorchen, die Selenberg indeß nicht wieder kannte, da ſie vor acht Jahren noch nicht völlig ausgewachſen und äußerſt ſchlank geweſen, jetzt aber eine große, edle Figur geworden war. Auch ihr Geſicht hatte ſich ſehr verändert. Ehemals glüheten ihre jugendlichen, runden Wangen von Geſundheit, ihr Auge funkelte und lachte, ihre Bewegungen ſchienen ein ſteter Tanz. Jetzt war ihr Geſicht ein ſchönes feines Oval, in welchem auf dem zart weißen Grunde nur ein blaſſer Karmin, wie der Widerſchein der Abendröthe in einem kriſtallhellen Waſſer, ſpielte. Ihr Auge blitzte noch eben ſo, wie ehemals; aber an der ſanften Trauer, die darin herrſchte, ſah man, daß es oft in Thränen ſtand. Ihre Bewegungen waren jetzt ſanfter, milder und ſchöner. Selbſt an ihrer Stimme konnte Selenberg, als er ſie nachher ſprach, ſie nicht wieder erkennen; denn ehemals hatte die Stimme dem fröhlichen Herzen nachgejauchzt, und jetzt war ſie leiſer, reiner, ein wenig klagend, aber ſehr rührend geworden. —

Selenberg konnte nicht aufhören, die edle Geſtalt zu betrachten, die langſam den Garten auf und nieder ging. Sein Herz pochte, und ſeine Begierden wurden rege. Jetzt hüpfte die kleine Sophie herbei. Dorchen blieb ſtehen, lächelte ihr zu, küßte ſie; und Selenberg dachte: o, einen Kuß von dieſem ſchönen Munde! Als ſie endlich weggegangen war, erkundigte er ſich nach ihr bei dem erſten Köhler, der ihm begegnete. Der Mann ſagte: es wäre die Frau Schwarzen, eine junge Wittwe. Nun fragte Selenberg weiter nach den übrigen Familien-Umſtänden, und erfuhr, daß der Alte (ſo nannten die Leute Herrn Grell, wenn ſie von ihm ſprachen) von dem Fürſten Garten und Haus geſchenkt bekommen hätte. — „Und wie heißt der Alte?" — Wie wollt' er heißen! Kaſtlan, nennen ſie ihn. — „Aber ſein Nahme?" — Hm! das iſt ſein Nahme. — Ein Anderer ſagte: er heißt Herr Schwarz. — Grell hatte hier ganz verborgen gelebt, und es war ihm ſo ſehr daran gelegen, unbekannt zu bleiben, daß er die Köhler, wenn ſie ihn Herr Schwarz nannten, abſichtlich in ihrem Irrthume beſtärkte.

Selenberg glaubte nun, die junge reitzende Wittwe wäre des alten Mannes Schwiegertochter. Er ſah Dorchen noch einmal, dann wieder, und ihr Bild drückte ſich immer tiefer in ſeine Seele. Endlich ſah er auch den Alten, und erkannte ihn eben ſo wenig wie Dorchen. Er wünſchte, Emilie und Seibold möchten nur erſt weg ſeyn, daß er eine Verbindung mit der jungen, ſchönen Wittwe anknüpfen könnte. Unter ſeinem eignen Nahmen durfte er nicht auftreten; denn er mußte befürchten, daß Emilie von ihm erzählt und ihn nicht auf die vortheilhafteſte Art geſchildert hätte. Er beſchloß daher, unter einem fremden die reitzende Bekanntſchaft zu machen.

Sobald er, etwa vierzehn Tage nach ſeiner Rückkehr in die Reſidenz, die Nachricht erhielt, daß Emilie und Seibold entfernt wären, bat er den Fürſten wieder um Urlaub, und ritt ſehr einfach gekleidet ganz allein nach Sondenheim. — Er ging ſchon vom erſten Tage an um Waldengrund her ſpazieren, und hoffte, daß er der ſchönen Wittwe einmal begegnen würde. Das geſchah nicht; aber Dorchen ſah ihn bald in einiger Entfernung, und erkannte ihn ſogleich wieder. Sie eilte zu ihrem Vater, und ſagte mit blaſſen Lippen: Selenberg iſt hier! ich habe ihn geſehen! — Der Vater ſprang auf, und riß eine Büchſe von der Wand. Dorchen fiel ihm in den Arm. O lieber Vater, ſagte ſie; wir haben unſer Elend überſtanden. Wollen Sie mich nun in ein neues ſtürzen? Soll ich noch erleben, daß Sie ... — Der Vater hängte die Büchſe wieder auf, und fragte gelaſſener: aber was will er? Emilie iſt ja fort, und Seibold auch! Was will der Teufel hier? Das muß ich heraus zu bringen ſuchen. — Er erfuhr nun, daß Selenberg in Sondenheim logirte, daß er ſich Müller nannte, und daß er ſich bei den Köhlern erkundigt hatte, wer Dorchen wäre, und ſo weiter.

Als Grell alle Umſtände zuſammen hielt, ſah er leicht ein, daß Selenberg weder ihn noch Dorchen erkannt haben müßte. Dorchen, ſagte er nun; laß den Teufel hier umhergehen! Es wird ſich ja zeigen, was er will. Aber wehe ihm, wenn ich ihn auf einer neuen Bosheit ertappe! — Dorchen ſuchte ihren Vater in dieſer beſſeren Stimmung zu erhalten, und er verſprach ihr, ſich dem abſcheulichen Menſchen nicht zu entdecken. Beide nahmen ſich vor, auf ihre Weiſe fort zu leben, und ſich um den Böſewicht nicht weiter zu bekümmern. Vielleicht, ſagte Dorchen, erfahren wir zufällig etwas, das der guten Emilie nützlich ſeyn kann.

Sie begegnete Selenbergen ſchon am folgenden Tage, und behielt ihre Faſſung ſo ziemlich; nur ein leichtes Zittern fuhr durch ihre Glieder, als er ſie vertraulich anredete: liebe Mamſell oder Madame, es hat hier ein Mädchen unter dem Nahmen Mamſell Schlütern gelebt, eigentlich aber ein Fräulein von Halden. Sie iſt entführt, und es giebt Menſchen, die um ihr Schickſal bekümmert ſind. Der Verdacht fällt auf ihren Bruder, und noch einen Mann. Vielleicht haben Sie von einem Major Halden, dem Oheim des Fräuleins, gehört. Sie würden Sich dieſen redlichen Greis verbinden, wenn Sie ihm genauere Nachricht von der Entführung geben könnten. Ich wende mich gerade an Sie, weil wir wiſſen, daß Sie ſo gütig geweſen ſind, dem verfolgten Mädchen eine Freiſtätte in Ihrem Hauſe zu gönnen.

Dorchen war tief erſchüttert, und ſchwieg. Selenberg fuhr fort zu ſprechen, und Dorchen ſagte endlich: ich weiß nicht, ob ich ohne Erlaubniß meines Vaters Ihre Fragen beantworten darf. Er erbot ſich, ſogleich mit ihr zu gehen; das lehnte ſie aber unter einem wahrſcheinlichen Vorwande ab. Sie wollte ſich gern losmachen; Selenberg ließ aber das Geſpräch nicht fallen, und erkundigte ſich nun nach dem Nahmen ihres Vaters. — „Er heißt Schwarz." — Und Sie? — „Ich bin ſeine Schwiegertochter, und heiße folglich auch ſo." — Wittwe, wie ich höre? — Dorchen verbeugte ſich. — Das Schickſal iſt ſehr grauſam gegen Sie geweſen, Madame; in der That ſehr grauſam! — „Ja, das iſt es!" ſagte Dorchen zu Thränen bewegt. — Sie, fuhr er fort, in den Jahren der Jugend zur tiefſten Einſamkeit zu verdammen, Sie, eine ſo holde, liebliche Frau! Aber der Himmel kann nicht immer ſo hart gegen Sie ſeyn. Schon ehe ich Sie kannte, nahm mein Herz Theil an Ihnen; denn Emilie ſchrieb in jedem Briefe von ihrer neuen vortrefflichen Freundin. O, ich wollte mein ganzes Glück darum geben, wenn ich die Thränen aus dieſen ſchönen Augen wegſchaffen könnte. Verzeihen Sie mir, Madame. Ich bin ſehr bewegt. Sagen Sie Ihrem Vater, daß ich ihn morgen ſelbſt ſprechen werde. — Er verbeugte ſich, und verließ ſie.

Dorchen ſah ihm lange mit unverwendeten Blicken nach, und fliſterte dann hinter ihm her: o, du Teufel! Sie ging zu Hauſe, und erzählte ihre Unterredung mit Selenbergen. Noch erriethen Vater und Tochter nicht, was der Boshafte eigentlich zum Endzwecke hatte; aber deſto begieriger wurden ſie, es zu erfahren. Sie faßten den Vorſatz, ſich zu verſtellen; und das Verlangen, ſich an dem Böſewichte zu rächen, gab ihnen Kraft dazu.

Am folgenden Tage kam Selenberg. Herr Schwarz war ernſt, aber ganz höflich. Er erzählte, als jener ihn um Emilien befragte, mit kalter Ruhe, was er wußte, und ſchloß mit den Worten: „Gott verdamme die Unmenſchen, die das arme Mädchen unglücklich machen wollen!" Selenberg ſuchte nun, ſich die Gunſt des Vaters zu erwerben. Er bat um Erlaubniß, ſo lange er ſich hier in der Gegend aufhielte, ihn bisweilen beſuchen zu dürfen. Grell ſagte: „Sie werden mir willkommen ſeyn." Aber ſeine Rolle wurde ihm endlich doch zu ſchwer; er ging hinaus, und Selenberg blieb nun mit Dorchen allein im Zimmer.

Jetzt fing Selenberg ein Geſpräch an, worin er der jungen, ſchönen Wittwe die feinſten, lieblichſten Schmeicheleien ſagte. Sie merkte endlich mit Schaudern, daß die Beſuche des Böſewichts ſie galten. Als er fort war, entdeckte ſie dem Vater, was ſie dachte. Grell überlegte ſchweigend, und ſagte endlich: weis ihn nicht ganz ab, Dorchen! ſey freundlich gegen ihn! . . . Führt ihn die Rache hieher? oder ſollen wir noch mehr leiden? Ich bitte dich Dorchen, ſey freundlich gegen ihn. — In Grells Kopfe ſchwankten mancherlei Vorſtellungen. Er konnte noch nicht mit ſich ſelbſt einig werden, was er wollte, was er wünſchte, was er zur Abſicht hatte: ob

Rache,

Rache, oder ſonſt etwas. Zuletzt entſchloß er ſich, den Gang der Begebenheit abzuwarten, und dann vielleicht einen Plan, der dunkel in ſeiner Seele lag, auszuführen.

Schon ſeit einigen Jahren machte dem armen Dorchen, da der Verluſt ihres geliebten Wilhelmi nicht mehr ſo brennend ſchmerzte, das Schickſal ihrer Tochter den meiſten Kummer. Sophie war ein uneheliches Kind, folglich, nach den gewöhnlichen Vorurtheilen, mit Schande bedeckt; und daran konnte die Mutter nie denken, ohne heiße Thränen zu weinen, davon ſprach ſie am meiſten, und immer mit den rührendſten Klagen. Grell wußte ſeine Tochter hierüber nicht zu beruhigen. Es gab kein andres Hülfsmittel, als daß Selenberg Dorchen heirathete; und daran ließ ſich gar nicht denken. Doch jetzt war Selenberg da, und in Grells Seele ſtieg der Gedanke auf, dieſen Umſtand zu benutzen.

Nach einigen Beſuchen blieb es nicht länger zweifelhaft, daß der Abſcheuliche die Abſicht hatte, Dorchen zu verführen. Er war ihr Schatten, und verhehlte ſeine Liebe nicht mehr, ob er ſie gleich nicht geradezu erklärte.

Dorchen befand ſich in der ſchrecklichſten Lage. Sie verabſcheuete den Böſewicht, und ihr Vater bat ſie doch dringend, ihn mit ſeinen Bewerbungen nicht abzuweiſen.

Grell ging unruhig, ſchwankend, mit ſich ſelbſt kämpfend, umher. Endlich als Dorchen ihm aufs neue eine Unterredung mit Selenberg erzählte, rief er in wilder Hitze: der Böſewicht ſoll dich heirathen! — Dorchen erſtarrte faſt, und ſagte mit Abſchen: „nimmermehr!“ — Er ſoll! fuhr der Alte fort; dein Kind ſoll er ehelich machen, dir ſeinen Nahmen geben, und dann — liebes Dorchen, dann ſiehſt du ihn nicht wieder! Aber heirathen muß er dich, getrauet muß er mit dir werden; dadurch wollen wir uns an ihm rächen. — Er entdeckte nun Dorchen ſeinen Plan. Die Mutterliebe überwand ihren Abſcheu vor Selenbergen; ſie willigte ein, und ging zu ihrer Tochter, um heiße Thränen zu weinen.

„Und will er nicht,“ ſagte Herr Grell, als er allein war, mit ernſten Blicken — „will er nicht, ſo ſoll der Teufel ſterben!“ Er hatte ſeinen Schwager Ahrens ſchon vor einigen Tagen in einem Briefe gebeten, ihm doch von dem Fürſten ſogleich die Erlaubniß zu verſchaffen, daß der Prediger in Sondenheim ſeine Tochter ohne die gewöhnlichen Formalitäten trauen dürfte. Ahrens, der aus dem Tone des Briefes etwas Unrechtes argwohnte, antwortete ihm durch einen reitenden Boten, und wollte wiſſen, mit wem. Jetzt ſchrieb Grell ihm ſeinen Plan mit Selenbergen. Ahrens trug die Sache dem Fürſten vor, erzählte die Betriegerei des Präſidenten, und ſchilderte das Elend der unglücklichen Familie mit den lebhafteſten Farben. Der Fürſt, der jetzt auf Selenbergen böſe war, weil er ihm Emiliens Entführung zuſchrieb, und den Dorchens Begebenheit innig rührte, bewilligte die Erlaubniß, ließ ſie von dem Conſiſtorium bis auf die Nahmen ausfertigen, und ſchrieb dann dieſe eigenhändig hinein. So kam der Befehl nach wenigen Tagen in Grells Hände.

Selenberg wußte noch immer nicht, was er aus der jungen Wittwe machen ſollte. Sie ſchreckte ihn nicht zurück, ſie vermied ihn nicht; aber ſie nahm ſeine Liebe nur an, ohne ſie zu erwiedern, zitterte, ſo oft er ihre Hand faßte, und vergoß Thränen, wenn er die Arme um ihren Leib ſchlug. Er rückte endlich mit ſeinen Liebeserklärungen näher, und ſpielte die Unterredungen ins Leidenſchaftliche. Dorchen wies ihn nicht ab, und blickte immer zur Erde. Selenberg hielt ihren Abſcheu für Verlangen und Scham. Er drang jetzt ſtärker auf ſie ein, und bat um geheime Unterredungen. — „Mein Vater iſt ſtreng!“ ſagte Dorchen mit einem Seufzer; und nun glaubte Selenberg, geſiegt zu haben. — Streng? erwiederte er, und küßte ihre Hände. Laſſen Sie ihn ſo ſtreng ſeyn, wie er will, liebſte Schwarzen. Braucht er denn zu wiſſen, wie heiß ich Sie liebe? Ja, meine Theure, ich will das ſüße Vergnügen aufopfern, Sie alle Tage zu ſehen. Aber wenn ich nun Abends komme? Ihr Vater geht früh zu Bett, und ich weiß Ihr Zimmer zu finden. Ach, liebe Frau, ich habe Ihnen noch ſo viel zu ſagen, was uns Beiden wichtig iſt! Ich muß Sie nothwendig allein ſprechen. Sie ſollen glücklich werden, und auch ich will es durch dieſes Händchen ſeyn. Heute Abend um zehn Uhr bin ich bei Ihnen. Darf ich? — Dorchen ſchwieg, wendete ſich von ihm ab, und verhüllte das Geſicht. Er drang weiter in ſie, und betheuerte die Reinheit ſeiner Abſichten. Endlich ſeufzte ſie leiſe und zitternd: „ja, ich will Sie ſprechen.“

So hatte denn Selenberg den Sieg errungen! Er kam um zehn Uhr, und Dorchen erwartete ihn an der Thüre. Sie ging mit ihm zwei Treppen hinauf, durch öde Säle, die er nie geſehen hatte, in ein feſtes gewölbtes Zimmer, und ſetzte die Lampe auf einen ſteinernen Tiſch. Dann wendete ſie ſich zu ihm, und fragte zitternd: „nun, Herr Müller, was haben Sie mir zu ſagen?“ — Er umarmte ſie, und ſchwor ihr eine ewige Liebe. Dorchen fragte: „aber wollen Sie mich heirathen?“ — Ja, theures, geliebtes Weib, dieſer Gedanke iſt mein höchſtes Glück, und ich führe ihn aus, ſo bald meine Umſtände es erlauben.

Er nahm ſie wieder in ſeine Arme, und drückte brennende Küſſe auf ihren Mund. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür. Der Vater trat herein; zwei Köhler, mit-

Gewehr in den Händen, folgten ihm, und auf dem Saale ſtanden noch andre Menſchen. Die Thür wurde wieder verſchloſſen. Selenberg trat erſchrocken und zitternd zurück. „Hab' ich dich endlich?" ſagte Grell; „hab' ich dich, Böſewicht?"

Herr Schwarz, Sie verkennen mich. Die reinſte Liebe zu Ihrer edlen Tochter hat mich hierher geführt. Ja, ich liebe Ihre Tochter; iſt das ein Verbrechen? Ich biete ihr meine Hand an; finden Sie das Unrecht?

„Sie wollen alſo meine Tochter heirathen?" fragte Grell, und ſah ihn ſtarr an.

O, Sie machen mich zum glücklichſten Manne auf der Erde, wenn Sie Ihre Einwilligung dazu geben!

„Die gebe ich!" erwiederte Grell. Er ſchloß die Thür auf und ſagte: „kommen Sie doch herein, Herr Prediger!" Selenberg machte in großer Angſt einige ſehr ſcheinbare Vorſtellungen gegen eine ſo ſchnelle Verheirathung; aber Grell ſagte mit Kälte: „Sie werden hier auf der Stelle kopulirt!" Nun wendete Selenberg ſich an den Prediger: Sie dürfen mich nicht trauen. Es kann ja ein kanoniſches Hinderniß . . . Ich brauche die Einwilligung meiner Eltern, an der ich freilich nicht zweifeln darf. Aber, Herr Schwarz, Sie bringen mich und Ihre Tochter um ein anſehnliches Vermögen, wenn Sie die Trauung nicht noch einige Tage aufſchieben. Ich habe einen Onkel — „Jetzt auf der Stelle wirſt du kopulirt, Böſewicht!" erwiederte Grell, dem es mit dem Weigern zu lange währte.

Selenbergen wurde bange bei dem kalten, feſten Tone, bei dem fürchterlichen, grimmigen Blicke des Mannes. Ihm fiel ein: nun, ich werde ja doch unter einem fremden Nahmen getrauet, und mit Geld läßt ſich am Ende die ganze Geſchichte unterdrücken. Er ſagte, freilich noch immer ſehr ängſtlich: wenn Sie denn ſchlechterdings darauf beſtehen, theurer Mann; wenn es denn nun einmal ſcheinen ſoll, als hätten Sie mich gezwungen, dieſe Hand anzunehmen, die das höchſte Glück meines Lebens ſeyn wird: ſo . . . Aber, ich bitte, lieber Vater, überlegen Sie!

„Dieſe Stunde wirſt du kopulirt, Böſewicht!"

Nun, in Gottes Nahmen denn! Ich werde einige Tage früher glücklich. Kommen Sie, meine Theure!

Grell winkte dem Prediger. Alſo, fing der Prediger an, iſt es Ihr Wille, Herr Präſident — ? Wie heißt Ihr Vornahme?

Als Selenberg ſeinen Titel hörte, wurde er aufs neue bleich, und fing an zu zittern. Er faßte ſich aber ſchnell, ſuchte ſich ein Anſehen zu geben, und ſagte: ja, ich bin der Präſident von Selenberg. Und nun rathe ich Ihnen, Herr Prediger, Sich wohl vorzuſehen, keinen Theil an einer Begebenheit zu nehmen, die . . . .

Ich weiß, was ich thue, Herr Präſident, Ihren Vornahmen bitte ich mir aus.

„Ludwig Wilhelm,“ fiel Grell ein.

Ich ſehe, ſagte Selenberg, man kennt mich hier genau. Aber meinen Sie denn wirklich, Herr Schwarz, die Intrigue dieſer Komödie wäre mir nicht klar? Man lockt mich hierher, die ſchöne Frau da nehmlich. Soll es Zufall ſeyn, daß der Prediger und alle die Leute da ſind? Sie haben Sich in einen ſehr böſen Handel verwickelt, Herr Schwarz, und ich bitte Sie, der Komödie nun ein Ende zu machen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ſchweigen will. Aber jetzt laſſen Sie mich gehen!

„Sobald du kopulirt biſt, Böſewicht!“ antwortete Grell; „nicht eher! . . . Fangen Sie an, Herr Paſtor!“

Fangen Sie an! rief Selenberg, den nur der kalte, grimmige Ton des alten Mannes noch verlegen und ängſtlich machte. Auf Ihre Verantwortung, Herr Prediger! Ich will nicht kopulirt ſeyn; ich will nicht! Hören Sie?

„Du willſt nicht?“ ſagte Grell. „Ja, das iſt ein Andres. Beſinne dich! Noch einmal: willſt du, oder willſt du nicht?“ — Selenberg blieb bei ſeinem Nein. — Jetzt öffnete Grell die Thür, und ſagte: ſo geht Alle hinaus! Als er mit dem Präſidenten allein war, ſchloß er die Thür wieder zu, und wendete ſich mit fürchterlichen Blicken zu ihm. „Jetzt ſind wir allein, Teufel! höllischer Teufel! Wird dir nicht bange? ahnet dir nichts?“ (Er zog langſam eine Piſtole hervor.) „Zum letztenmale, abſcheulicher Böſewicht; willſt du dich kopuliren laſſen?“

Selenberg wußte nicht zu begreifen, wie der Mann noch immer Ernſt aus dem Handel machen konnte. Ich will Ihnen, ſagte er, jede andre Genugthuung geben; aber kopuliren laſſe ich mich nicht. Ich habe Sie nicht beleidigt, Herr Schwarz; und ...

„Nicht, Teufel? nicht?" (Das Bild ſeiner ſterbenden Frau war vor ſeiner Seele.) „Mörder meines Weibes! Verderber meines Kindes!" rief er fürchterlich, und drückte die Piſtole ab. Die Kugel fuhr an Selenbergs Kopfe weg, riß ihm den Hut beinahe herunter, und prallte von der Mauer zurück. „Nicht?" rief Grell, und zog eine zweite Piſtole hervor. Selenberg rief in Todesangſt: ich will ja! ich will! Laſſen Sie den Prediger kommen! Bei meiner Ehre, ſie ſoll meine Frau ſeyn!

Grell beſann ſich einen Augenblick. „Menſch," ſagte er dann bitter lachend; „wenn ich nicht mein Kind bedächte, du müßteſt ſterben!" Er ſchloß die Thür auf; Alle drangen ſchnell herein, weil der Schuß ſie erſchreckt hatte, und die Thür wurde wieder verſchloſſen. Bleich, und an allen Gliedern zitternd, matt, faßte Selenberg Dorchens

Hand und trat vor den Prediger. Es iſt alſo, fragte dieſer, Ihr freier Wille, Herr Präſident, gegenwärtiges Frauenzimmer zu heirathen? — Ja, mein freier Wille! — Der Prediger las das Formular; als er den Nahmen „Dorothea Grell" nannte, warf Selenberg ängſtlich ſeinen Blick auf den Alten, und erkannte ihn, ſo wie Dorchen. Nach der Ceremonie winkte Grell ſeiner Tochter, und ſie brachte die kleine Sophie. Grell führte das Kind auf Selenbergen zu, und ſagte kalt: „das iſt Ihre Tochter, Fräulein von Selenberg."

Selenberg ſtand ohne Beſinnung da, und wußte nicht ein Wort zu ſagen. Nun wurde der Trauſchein ausgefertigt und beſiegelt. Dann zog Grell ein Papier hervor, und gab es Selenbergen zum Durchleſen. Es war eine Vorſtellung an den Fürſten, worin der Präſident um die Legitimation ſeiner Tochter bat. Als Selenberg auch die unterſchrieben und verſiegelt hatte, gingen die Uebrigen. Grell blieb mit ihm allein, und ſagte: die Vorſtellung geht noch in dieſer Nacht an den Fürſten ab; und du bleibſt hier, bis die Antwort da iſt. Dann gehſt du, und kommſt weder mir noch meiner Tochter je wieder vor Augen. Jetzt kennſt du mich, Böſewicht! Thue, wenn du wieder frei biſt, was du Luſt haſt; aber hüte dich, Elender, einen Schritt zu wagen, der meine Tochter beunruhigen könnte! Vielleicht bildeſt du dir ein, mich jetzt vor Gericht ziehen und in ein Gefängniß bringen zu können. Aber ſieh! ich habe mächtige Freunde." (Er hielt ihm die ſchriftliche Erlaubniß zur Kopulation hin, und Selenberg erkannte des Fürſten Unterſchrift.) „Noch einmal, hüte dich vor mir, und komm nicht wieder vor meine Augen! Mein Leben gilt mir nichts, gar nichts; und ein ſolcher Menſch muß dir, du Teufel, fürchterlich ſeyn." Er ging, und verſchloß die Thür.

Selenberg warf ſich, ſobald er allein war, auf ein kleines Bett, das in einem Winkel ſtand. Er war beſchämt, erſchüttert; und es erwachte in ſeinem Herzen ſogar eine Empfindung wie Reue, vor der er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte. Am Morgen brachte ihm ein Mann ein Frühſtück, und ſo auch Mittags und Abends ein ländliches Eſſen. Am dritten Tage kam Dorchen, mit ihrer Tochter an der Hand, in das Zimmer. „Da ſieh ihn an!" ſagte ſie weinend zu dem Kinde: „es iſt dein Vater!" Er ſchlug die Augen nieder, weil er es nicht wagte, die vor ihm ſtehende reitzende Frau zu betrachten; doch blickte er verſtohlen auf das Kind, und entdeckte in deſſen Zügen einige Aehnlichkeit mit den ſeinigen.

Die kleine Sophie ſtand neben der Mutter, hatte ihre Schürze gefaßt, und ſah den Präſidenten furchtſam an. Darf ich ihn denn Vater nennen, liebe Mutter? fragte ſie endlich. Dorchen umarmte das Kind, ohne zu antworten, und weinte. Nach einigen Minuten hob ſie an: Sie ſind frei, Herr von Selenberg. Jetzt bitte ich Sie aber, um meines alten ehrwürdigen Vaters willen, laſſen Sie uns in Ruhe. Sie haben meine Mutter getödtet und mich unglücklich gemacht. Sehr leicht — ach, Sie wiſſen nicht, wie leicht! — könnten Sie meinen Vater auf das Blutgerüſt bringen. Noch einmal, laſſen Sie uns in Ruhe! laſſen Sie Ihre Tochter wenigſtens die Mutter behalten. Und nun leben Sie wohl.

Sie ging, und die Thür blieb offen. Selenberg ſprang auf, und — trieb ihn Freude über ſeine Erlöſung, oder Reue? — er eilte Dorchen nach, reichte ihr die Hand, küßte ſeine Tochter, ſtürzte die Treppe hinunter, zum Hauſe hinaus, nach Sondenheim, und ging von da ſogleich auf eins ſeiner Güter, das weit von der Reſidenz entfernt lag.

Verlegener kann wohl nicht leicht ein Menſch ſeyn, als Selenberg in dieſer ſeltſamen Lage. Er hatte eine Frau, die er liebte, die er zu beſitzen wünſchte, und war doch völlig ungewiß, in welchem Verhältniſſe er mit ihr ſtände; denn, wie es ſchien, ſollte er ſie nicht wiederſehen. Als ſeine Gattin wollte er ſie nicht anerkennen; und doch quälte ihn die Begierde nach ihr. Freilich konnte ihn eine Klage wieder von ihr losmachen; aber der Fürſt war mit im Spiele. Und wenn das auch nicht geweſen wäre — er ſah immer den alten Grell mit ſeiner Piſtole; und daß der Mann zuſchießen würde, daran war jetzt nicht mehr zu zweifeln. Aber doch wünſchte er ſich Emilien; und die konnte er unmöglich bekommen, ſo lange Dorchen Rechte auf ſeine Hand behielt. Sollte er nun auf Scheidung klagen? Da ſah er den fürchterlichen Alten wieder. Ueberdies mußte er ja geſtehen, mit der Piſtole in der Hand zu der Heirath gezwungen worden zu ſeyn; und das machte ihn lächerlich! Man hielt ihn dann gewiß für einen Thoren, der ſich durch leere Drohungen habe ſchrecken laſſen; und ſeine vorige Begebenheit mit Dorchen ließ ſich wenigſtens für jetzt nicht erzählen. Zu andrer Zeit konnte er damit prahlen, und der Hof mußte ſie „ganz superbe" finden; doch zur Entſchuldigung war ſie nicht zu gebrauchen: denn ſonſt kam er in die Lage, geſtehen zu müſſen, daß er niederträchtig gehandelt habe. Kurz, er ſah ſich von allen Seiten eingeengt, lächerlich dazu, und ohne Hoffnung, wieder freie Hände zu bekommen.

Er blieb auf ſeinem Gute in der tiefſten Einſamkeit. Bisweilen dachte er daran, ſeine Frau mit ihrer Tochter kommen zu laſſen, da ſeine Begierde zu dem ſchönen Weibe noch gar nicht erloſchen war. Aber er befürchtete eine abſchlägige Antwort, und noch außerdem die Piſtole des Alten. So ſchwankte er zwiſchen mancherlei Leidenſchaften hin und her, ohne daß er einen Entſchluß faſſen konnte. — In der Reſidenz war unterdeſſen ſchon bekannt geworden, daß Selenberg ſich mit einer Amtmannstochter verheirathet, und ein Mädchen, welches ſie von ihm gehabt, legitimirt habe. Die Nachricht kam mit allerlei Zuſätzen, die das Gerücht ihr gegeben hatte, auch nach Moorberg. Karl wollte ſie nicht glauben; aber ſie wurde in Kurzem völlig beſtätigt. Nun gerieth man in Moorberg um ſo mehr in Verlegenheit, da Selenberg nichts von ſich hören ließ, und da auch niemand wußte, wo er ſich aufhalten möchte. Karl erfuhr dies bald, und ritt zu ihm.

„Iſt es wahr, Selenberg, was das Gerücht ſagt? biſt du verheirathet?" —

Ja!

„Und du haſt deine Tochter legitimiren laſſen?"

Ja!

„Und . . ."

Ja, ja! zum Teufel, es iſt alles wahr!

„Aber, Selenberg, meine Schweſter?"

Nun, du hörſt ja, ich bin verheirathet, und — was dir unbegreiflich ſeyn wird — doch

doch ohne Frau. Meine legitime Tochter habe ich nur ein- oder anderthalb mal in meinem Leben geſehen, und ich weiß nicht, ob ich ſie jemals wiederſehen werde. — Er erzählte nun ſeine Begebenheit.

„Hm!“ ſagte Karl; „das iſt eine Poſſe. Klag, und . . .“ —

Laß dich todtſchießen? Gehorſamer Diener, lieber Halden!

„Aber meine Schweſter! Jedermann weiß, daß die Partie arrangirt war. Du kannſt nicht verlangen, daß wir lächerlich werden ſollen. Alſo werde ich mit deiner Erlaubniß die Geſchichte in der Reſidenz erzählen, wie du ſie mir gegeben haſt. Ich bedaure dich; aber . . .“

Wie du willſt! Und ich werde dann der Gräfin von Espenbruch die Geſchichte mit der Silbermannen ſchreiben, wie ſie iſt. Wir wollen uns Beide bekehren, aufrichtig ſeyn, und Alles ausplaudern. Du haſt die Wahl, Halden!

Karl beſann ſich nicht lange, und ſchloß einen neuen Vertrag. Selenberg wollte Emilien nicht aufgeben, ob er gleich noch nicht beſtimmen konnte, wie er ſich verhalten würde. Ich fühle, ſagte er, daß es nicht ſo bleiben kann, wie es iſt; wie es werden ſoll, ſehe ich freilich noch nicht. — Wir haben doch mit ſeltſamen Menſchen zu thun, und manchmal will mir aller Muth vergehen. Wahrhaftig, der Alte hat mich erſchüttert.

„Ja freilich! wenn eine Kugel ſo nahe beim Kopfe weggeht! Aber laß es gut ſeyn, Selenberg! Nur noch einige Schritte, und wir haben den Sieg. Mein Bruder, der Pinſel, iſt fürs erſte aus dem Wege; und wer weiß, ob nicht ein Türkiſcher Säbel ihn auf immer fortſchafft. Louiſe, ſagt man, trauert noch um ihn. Mag ſie doch! ſie wird ihn vergeſſen. Seibold iſt auch zum Teufel geſchickt, und ich habe nun wenigſtens Rache an meinem tollen Onkel.“

Wenn ich das Alles ſo überlege, Halden — es iſt doch eine ſeltſame Sache mit dieſen Tugendhelden und mit uns. Was für Dinge müſſen wir nicht anſtellen, was für Intriguen, was für Rollen ſpielen, um unſern Zwecken näher zu kommen! Sie aber ſind ruhig, und immer in ihrer Faſſung, ſo daß wir oft nichts gegen ſie ausrichten können. Es iſt wahr, wir genießen des Lebens, und ſie nicht: aber unſere Sorgen, die beſtändige Aufmerkſamkeit auf Alles, die ewige Anſpannung unſeres Geiſtes; und dann, was ſich doch nicht ganz leugnen läßt — eine Art von Unruhe, ich weiß ſelbſt nicht, Gewiſſensbiſſe, die uns am Ende den Spaß wieder verderben!

„Vorurtheile aus der Jugend.“

Meinetwegen! Aber dieſe Unruhe iſt nun doch einmal da. Noch immer denke ich nicht ohne Zittern an den alten Grell mit ſeiner donnernden Stimme und ſeinem kalten Scharfrichtergeſichte! . . . Meine Tochter fragte die Mutter: „darf ich ihn denn Vater nennen?“ Ich kann dir nicht ſagen, Halden, wie mir die Frage durch die Seele ging. Man iſt zuweilen ein Narr, das weiß ich; und das Gefängniß hatte mich zahm gemacht. Ja, ja! Aber was hilft das Alles, Halden? Wir ſind doch keine Stunde ſicher. Kämen Seibold und dein Bruder zurück, und erführen am Ende, wie Alles zugegangen iſt — es würde uns eben nicht ſonderlich gehen.

Ein gutes Wort, ſagte Karl, macht ſie Alle wieder zahm. Dafür kannſt du ganz unbeſorgt ſeyn.

Selenberg war durch Furcht in dieſe beſſere Stimmung gekommen. Er wußte nun aus Erfahrung, welche ſchreckliche Folgen die Wolluſt nach ſich zieht. Sein Leben hatte auf dem Spiele geſtanden, und er fühlte, daß der Vater ſo großes Unrecht nicht gethan haben würde, wenn er ihn erſchoſſen hätte. Solcher Väter oder Brüder, die einen fürchterlichen, tödtlichen Haß gegen ihn fühlten, wie Grell, konnte es aber wohl noch zehn oder mehrere geben. Die Gefahr brachte ihn zum Nachdenken über alle ſeine Handlungen. „Wenn Seibold zurückkäme! wenn Halden erführe, wie das mit Julien zuſammenhängt!" Selenberg war nicht beſſer geworden, ſondern nur furchtſam. Er dachte mit keinem Gedanken daran, daß er Grells Frau ermordet, und die Tochter unglücklich gemacht hatte; das ſchienen ihm nur zufällige Folgen ſeiner Handlung. Aber er wußte nun, was ein beleidigter Vater thun kann. Hm! ſagte er vor ſich: das iſt kein Spaß; und künftig werde ich doch erſt den Vater oder Bruder ein wenig ins

Auge faſſen, ehe ich den Tanz mit der Tochter anfange.

Was auch Karl von Selenbergs Aeußerungen denken mochte, er hielt es wenigſtens für ſicherer, Emilien noch eine Zeitlang auf deſſen Gute in der Mark zu laſſen. Wenn der Major Emilien ſprach, ſo wußte er auch, wer ſie entführt, und wer Seibolden den Werbern in die Hände geſpielt hatte; und daß er dann losbrechen würde, konnte Karl nicht bezweifeln.

Der Major kam Anfangs gar nicht von ſeinem Grillenfenſter weg. Wohl zehnmal im Tage pfiff er den Deſſauer Marſch, und rieb ſich die Stirn; aber das wollte nicht helfen. Seine Frau ſuchte ſeine Hoffnungen zu beleben, und der alte Huſar ging nicht mehr von ſeinem Zimmer. Er lächelte wohl bisweilen, und nickte mit dem Kopfe, wenn ſie ihm bald dies bald jenes erzählten; doch, wenn ſie dann eine Frage an ihn thaten, ſo ſahen ſie aus der Antwort, daß er gar nicht zugehört hatte. Sehr oft unterbrach ein tiefer Seufzer ſein Lächeln, oder er fing wieder an zu pfeifen. Wohl zwanzigmal trat er an die große Landkarte von Deutſchland, die an der Wand hing, und betrachtete ſie mit Kopfſchütteln. „Liebes Hannchen," hob er endlich traurig an, „ihr wollt mich tröſten; und ich danke auch Gott, daß ich euch Beide habe: denn was wollte ich armer alter Mann ohne euch anfangen? Auch ſag' ich mir ſelbſt genug, daß ich undankbar gegen den lieben Gott bin. Aber ich kann's nicht gewohnt werden, ſo allein zu ſeyn. Tritt einmal her, Hannchen, vor die Landkarte. Hier müßte Sollingen liegen, wenn es darauf ſtände. Nun ſage mir, wo ſoll ich den lieben Jungen ſuchen? Sieh, da herum ſteckt er, in Pohlen, oder gar in der Türkei; und Selbold da unten, auch jenſeits der Landkarte. Und Emilie! ich weiß ja nicht einmal die Gegend, wo die jetzt weinen mag. Sollte mir das nicht nahe gehen? Ich habe die Menſchen lieb. — Sieh, dicht bei Sollingen müßte Moorberg liegen; mit einer Nadelſpitze würdeſt du beide Oerter treffen können. So nahe an einander! und doch kommt von daher mein ganzes Unglück, und mein eigner Bruder, meines Bruders Frau, meines Bruders Sohn ſind Schuld daran. Sieh, Hannchen, und wenn ich nun bedenke, daß überall, wohin du hier mit der Nadel ſtichſt, unglückliche Menſchen ſind, denen es wohl noch ſchlimmer geht, als mir; dann möcht' ich gleich die Hände falten und den lieben Gott fragen: aber warum giebſt du den Böſen ſo viel Raum? Und je mehr ich grübele, deſto trauriger werd' ich. Betrachte dieſe Landkarte recht, liebes Hannchen. Denke dir nun einmal in allen den Ländern das Gewimmel von ſo vielen Tauſenden, die hin und her laufen, ſich quälen, einander Luft und Raum nicht gönnen; denke dir die Tauſende, die weinen und ſeufzen, und wieder die Tauſende, die dazwiſchen lachen und jubiliren, und die Tauſende, die alle Augenblicke verſchwinden, und die Tauſende, die mit Angſt und Weh, und zu Angſt und Weh geboren werden! Ach, bei einer Landkarte ſieht man es erſt ſo recht deutlich, wie die Menſchen ſich unter einander quälen. Da wird die Erde ein Ameiſenhaufen, wo jede Ameiſe rechts und links um ſich beißt, ein Getümmel, ein ewiges Schlagen um ein Körnchen, das am Ende gar Keiner bekommt. — Mir iſt recht weh, wenn ich daran denke, was uns noch begegnen kann, ehe wir ſterben!"

Mir nicht, rief der alte Hennig, der ſich auch an die Landkarte geſtellt hatte; mir nicht: eben, weil ich weiß, daß ich ſterbe. Ja, müßte ich ewig leben unter dem Gewimmel, worin es mir freilich recht wohl gegangen iſt, ſo könnte mir bange werden. Aber jetzt denk' ich, wie im Kriege, an den Frieden. Wenn's wieder aus den Winterquartieren hervorging in die Kugeln und Säbel, da ſchlug mir freilich wohl das Herz. Aber ich dachte, der Friede muß doch endlich einmal kommen; und er kam auch. Eben ſo iſt es mit dem Leben, oder wohl beſſer; denn wir liegen die meiſte Zeit im Winterquartiere, und wenn es auch einmal vorwärts ins Unglück geht, ſo wird doch gewiß endlich Friede. Der Tod kommt. Amen!

Und, lieber Fritz, ſagte die Majorin; es iſt doch mehr Freude als Trauer in der Welt. Wer weiß auch, wozu am Ende die Noth, die von böſen Menſchen erregt wird, gut iſt. Kannſt du das ſagen?

Das kann ich, erwiederte Hennig. Böſe

Menſchen machen, daß die guten zuſammenhalten, daß ſie einander lieb gewinnen. Ich wollte nur ſehen, wo die Liebe auf Erden ſeyn würde, wenn kein Haß da wäre! Da hatten wir einmal einen närriſchen Menſchen unter den Füſilieren, einen klugen Kopf, der oft ſo etwas Tiefſinniges ſagte, und dabei immer luſtig war. Bei der Kompagnie ſtand auch ein großer Kerl, der ſich mit allen Kameraden maß, und mit ſeiner Länge ſtolzierte, wie der Pfau mit ſeinem Schweife. Dem ſagte der Kluge einmal: Narr, bilde dir nichts auf deine Länge ein; denn du biſt nur darum groß, weil es kleine Menſchen giebt. Ich verſtand das nicht gleich; aber ich grübelte nach, was er wohl gemeint haben könnte: denn der ſagte niemals etwas ſo in den Tag hinein. Endlich fand ichs, und merkte auch, daß man das bei allen Dingen in der Welt ſagen kann. Nachher, wenn ich ſo dachte, du biſt doch eine ehrliche Seele, Hennig, ehrlicher als tauſend Andre; da fiel mir immer der luſtige, kluge Kerl wieder ein, und ich ſagte: Narr, bilde dir nichts auf deine Ehrlichkeit ein; denn du biſt nur durch die Spitzbuben unter den Menſchen ehrlich geworden. Und ſo iſt es auch mit uns Allen. Wir wollten einmal ſehen, ob wir Hennigen und die Andern ſo lieb hätten, wenn die in Moorberg ſie nicht haßten. Nein, ich ſage: Gott hat Alles wohl gemacht. Der Acker muß mit Unrath gedüngt werden, wenn er gute Früchte tragen ſoll; und ſo müſſen Schurken auf der Erde ſeyn, daß die Ehrlichkeit gedeihen kann.

„Wahrhaftig Alter," ſagte der Major, „du haſt Recht. — Ach, lieber Gott," hob er wieder an, und nahm beſchämt die Mütze ab: „das hat mir ein Menſch geſagt; was würdeſt du nicht ſagen können, wenn du auf mein Murren antworten wollteſt!... Und aus der Welt ſind ſie ja nicht; ſie werden wohl einmal wiederkommen!"

So tröſteten ſich die guten Menſchen in Sollingen unter einander. Der erſte Strahl von Hoffnung für ſie war die Nachricht, daß Selzenberg ſich verheirathet hätte. — „Seht ihr?" ſagte der Major; „da iſt ja Emilie ſchon frei! Aber nun muß ich doch einmal hinüber nach Moorberg, um den Feind zu rekognosciren."

So wie er dort vom Pferde geſtiegen war, ſagte er, und ſah Mutter und Sohn wechſelsweiſe mit funkelnden Augen an: „höre, Karl! Seibold iſt fort, und auch Hennig und Emilie. Haſt du die Hand im Spiele gehabt, wie ich glaube, ſo .... Du lachſt jetzt ins Fäuſtchen; aber einer von den Dreien muß doch einmal wieder zum Vorſchein kommen. Ich bin noch keines Menſchen Teufel geweſen; doch biſt du Schuld daran, ſo ſey dir Gott gnädig! Da haſt du Deutſch meine Meinung. — Selenberg hat ſich verheirathet. Wo iſt Emilie?"

Karl gerieth in Verlegenheit; indeß blieb er dabei, daß er von dem allen nichts wiſſe. Was mir bekannt iſt, fuhr er fort, will ich Ihnen ſagen. Hennig hat einen Liebeshandel mit einem Mädchen gehabt. Beide ſind verſchwunden. Vielleicht iſt er ihr nachgelaufen. Von Seibold und Emilien weiß ich gar nichts. Ich habe immer geglaubt, Sie wüßten Emiliens Aufenthalt. Iſt ſie entführt, ſo müßte, dächte ich, Seibold weit eher in Verdacht kommen, als ich.

Karl ſagte das Alles in dem ehrlichſten

Tone. Der Major blickte einige Augenblicke zu Boden, und dachte: ſollte Emilie wohl mit Seibolden durchgegangen ſeyn? Aber bald ſagte er: „es iſt eine Spitzbüberei; und, nimm mir's nicht übel, die traue ich dir eher zu, als Seibolden. Nun, es wird ſich ausweiſen. Aber dann gnade Gott dem, der Schuld daran iſt!"

Karl hielt es jetzt mehr als je für rathſam, Emilien zu laſſen, wo ſie war, und empfahl den Leuten auf Selzbergs Gute noch einmal, ihr alles Briefſchreiben und die Flucht unmöglich zu machen. Jetzt traf er auch ernſtliche Anſtalten, ſeine Wünſche bei der Gräfin Louiſe zu erreichen. Er ritt oder fuhr alle Tage nach Ransleben; aber, ſo ſehr auch das Fräulein und der Vater ihn unterſtützten, ſo gelang es ihm doch nicht, Louiſens Neigung zu gewinnen. Auch diesmal hatte er ſich wieder verrechnet. Er bauete ſeine Hoffnungen auf Hennigs Abweſenheit, und eben dieſe Abweſenheit zerſtörte ſie. Louiſe ſchloß ſehr richtig: er iſt aus Verzweiflung gegen die Türken gezogen; alſo kann er nicht aufgehört haben, mich zu lieben. Zwar hatte ſie Hennigs unglückliches

Billet an Julien noch nicht vergeſſen; aber ſeine Verzweiflung und ſeine jetzige Gefahr, ſprachen lauter zu ihrem Herzen. Es muß anders ſeyn, glaubte ſie; ich habe mich gewiß geirrt. Und ſo wies ſie alle Verſuche des Kammerjunkers, alle Sticheleien ihrer Couſine, alle Vorſtellungen ihres Vaters entſchloſſen zurück.

Hennig that ſo viel für ſie; ſollte ſie gar nichts für ihn thun? Sie ſagte ihrem Vater, dem Fräulein, und Karln: „ich werde nie einem andern Manne die Hand geben, als dem, der jetzt . . . — bei dieſen Worten rannen Thränen aus ihren Augen — der jetzt vielleicht blutig auf dem Schlachtfelde liegt und über meine Härte und Grauſamkeit klagt." — Der Kammerjunker lächelte, ſchüttelte den Kopf, zuckte die Achſeln, und ſchwieg. Louiſe drang in ihn, zu ſagen, was er wüßte. — Es iſt mein Bruder! ſagte Karl, und wendete ſich ab; ich muß alſo ſchweigen. Durch Louiſens dringendes Verlangen ließ er ſich endlich bewegen, zu reden. Sie glauben, hob er an, mein Bruder iſt aus Verzweiflung gegen die Türken gezogen. Ich begreiſe in der That nicht, wie er es anfängt, ſeine Maske ſo ſicher zu tragen, daß auch Sie nichts ſehen! — Louiſe blickte ihn unwillig an; ſie kannte ja den Verläumder ſchon. — Er fuhr fort: ich weiß nicht, wie genau ſie von ſeinem Liebeshandel mit einer gewiſſen Julie unterrichtet ſind. Das Mädchen verſchwindet, einige Tage nachher auch mein Bruder; und . . .

„Das war ein Zufall, Herr von Halben; ich weiß das nur zu genau. Daran war ich Schuld.“

Sie, meine Gnädige? — Und nun ſchüttelte der Kammerjunker wieder vielbedeutend und lächelnd den Kopf. Louiſe gerieth in neue Angſt, und er mußte fortfahren. Wie er Sie überredet haben kann, er ſey um Ihrentwillen gegen die Türken gegangen, das weiß ich nicht; aber daß er gerade damals, als Sie in der Reſidenz waren, mit dem Mädchen Billette wechſelte, daß er drei Meilen weit von der Reſidenz ſeine Geliebte mit ſeiner Chaiſe fand, und von da in ihrer Geſellſchaft weiter reiſte: das weiß ich, weil ich es geſehen habe.

„Geſehen?“ fragte Louiſe; „geſehen?“

— Das Blut drang ſchnell in ihre Wangen. — „Mit dem Mädchen geſehen?“ — Ihr Auge funkelte von Zorn, und ſie rief mit großem Abſcheu: „o Böſewicht! Böſewicht!“ Sie ſah dabei Karln an, der ſehr verlegen wurde, weil er das Wort „Böſewicht“ auch auf ſich beziehen konnte. Meinen Sie, fragte er, daß ich verläumde? Dieſe Frage machte, daß ihr Herz noch zögerte, ehe es das letzte Urtheil über den Geliebten ausſprach. Sie warf einen durchdringenden Blick auf Karln, und ſagte dann mit anſcheinender Ruhe: „Herr von Halden, Sie behaupten das von Ihrem Bruder! Ich ſehe Sie nicht eher wieder, als bis Sie mir ganz augenſcheinlich beweiſen, daß es ſo iſt.“ Sie wendete ſich ab, und Karl rief ihr nach: nichts iſt leichter als dieſer Beweis, wenn Sie mir nur Zeit laſſen. Louiſe ſchwankte, als ſie das hörte, und dachte, jetzt ſchon ſo gut wie überzeugt: o, der Böſewicht!

Karl war gerade bei dieſer Unterredung auf ein Mittel gefallen, wie er die Untreue ſeines Bruders beweiſen könnte. Er ſchrieb Julien, und ſchickte ihr ein von ihm aufgeſetztes Billet an Hennig mit, das ſie abſchreiben ſollte. Es war ein Meiſterſtück von Bosheit. Julie bedauerte darin die Gräfin Louiſe, pries ſich aber glücklich, daß ſie endlich über Hennigs Liebe zu ihr geſiegt habe, und beſtimmte ihm einen Ort, wo er ſie mit einer Chaiſe antreffen ſollte. Karl hatte zu gleicher Zeit bei Julien angefragt: ob die Tiſchlerfrau wohl noch etwas Geſchriebnes von ihr hätte. Es würde ihm ſehr lieb ſeyn, ſetzte er hinzu; denn, wenn Louiſe etwa zweifelhaft wäre, ſo könnte ſie doch die Handſchriften vergleichen.

Julie ſchickte nach einigen Poſttagen eine Abſchrift des Billets, und verſicherte dabei: in dem Hauſe des Tiſchlers müßte noch viel Geſchriebenes von ihrer Hand ſeyn, Arien und dergleichen. Karl ging nun zu Louiſen, und ſagte: ich wollte, es hätte ſonſt Jemand Ihnen dieſes Billet zu bringen, und nicht ich. Es iſt mein Bruder, den ich damit anklage. Aber, gnädige Gräfin, ich würde daſſelbe thun, wenn Sie mir auch ganz fremd wären. Sie ſind auf eine boshafte Weiſe betrogen. Leſen Sie!

Louiſe nahm das Blatt, wendete ſich ab, las,

las, und fragte dann: „wie ſind Sie denn zu dem Billet gekommen?“ — Auf eine ſehr natürliche Art. Ich reiſte nach der Reſidenz, und ging ſogleich zu meinem Bruder. Es war etwa zehn oder zwölf Stunden vor ſeiner ſchnellen Abreiſe. Er hatte ſich ſchon mit Einpacken beſchäftigt, und die Thür ſtand offen. Ich ſah, daß er mit funkelnden Augen ein Papier las. Als er mich erblickte, warf er es, vielleicht um es vor mir zu verbergen, auf die Kommode im Zimmer. Es flog darüber weg, und fiel hinter ſie. Ich blieb bei ihm, bis er ging; denn ſein Einpacken hatte mir, ich weiß nicht welchen, Argwohn beigebracht, beſonders, da er das Billet vor mir zu verbergen ſuchte. Am folgenden Morgen wollte ich wieder zu ihm; aber er war ſchon fort. Jetzt fiel mir das Billet wieder ein, das er geſtern ſehr ängſtlich geſucht hatte, ob er gleich etwas Anderes zu vermiſſen vorgab. Ich fand es richtig noch hinter der Kommode. Nun ritt ich in der größten Eil nach dem Orte, der zum Rendezvous beſtimmt war. Als ich dahin kam, hatte er ſich eben mit einem ſehr hübſchen Mädchen in eine Chaiſe geſetzt. Ich wollte mit ihm ſprechen; aber er fuhr weg, und kam mir bald aus den Augen.

„Und dieſes Billet hat die Julie geſchrieben?“ fragte Louiſe mit zitternder Stimme.

Der Nahme ſteht darunter. Freilich den Beweis, daß es wirklich von dieſer Julie iſt, kann ich Ihnen nicht geben. Ich kenne ſie nur aus dem Gerüchte. Aber mich dünkt, es müßte wohl herauszubringen ſeyn, ob dies Billet von ihrer Hand iſt, wenn man ſich darum bemühen wollte.

„Wozu das? Warum ſollte ich Ihnen nicht glauben?“ ſagte Louiſe mit einem ſchnell hervorbrechenden Lächeln. „Ich danke Ihnen, Herr von Halden, ich danke Ihnen. Laſſen Sie mir nur Zeit; dann ſollen Sie weiter von mir hören.“ Sie konnte kaum dieſe Worte hervorbringen, ſo gedrückt war ihr Herz.

Noch immer hatte ſie die Hoffnung, das Billet könnte falſch, und Halden ein elender Verläumder ſeyn. Sie wollte Gewißheit haben, und bat ihren Vater um Erlaubniß, auf ein Paar Tage mit der Couſine nach der

Reſidenz reiſen zu dürfen. Kaum war ſie dort angekommen, ſo ging ſie ganz allein zu der Frau des Tiſchlers, bei dem Julie gewohnt hatte, und fragte: ob nicht noch etwas Geſchriebenes von der Mamſell da wäre. Nicht ein Buchſtabe, antwortete die Frau beſtürzt. O ja, Mutter! ſagte ein Knabe; ſie hat mir recht viele von den Liedern aufgeſchrieben, die ſie immer ſang. Ich will ſie holen. — Louiſe griff mit Haſt danach, erkannte ſogleich Juliens Hand, und wurde bleich. Das Verbrechen war alſo begangen! Sie gab dem Knaben etwas für die Lieder, ſteckte ſie ein, ſchwankte nach dem Wirthshauſe, und beſtand darauf, daß ſie ſogleich wieder nach Ransleben wollte. Die Couſine ſchalt über dieſen ſeltſamen Eigenſinn; aber ſie richtete damit nichts aus.

Unterweges ſprach Louiſe beinahe kein Wort. Die heftigſten Leidenſchaften, gekränkter Stolz, Scham, Zorn, Haß, alles mit bittrem Schmerze vermiſcht, tobten ohne Unterlaß in ihrer Seele; und ſo kam ſie zu Hauſe an. Als ihr Vater ſeine Verwunderung über ihre ſchnelle Rückkehr äußerte, lächelte ſie wehmüthig, klagte, daß ihr nicht wohl wäre, und ging bald auf ihr Zimmer. Jetzt erhob die Liebe ſich noch einmal in ihrem Herzen. Suschen drängte ſich in ihr Vertrauen, und erklärte Henningen ſogleich für unſchuldig. Louiſe ſchlug Juliens Billet auseinander, legte die Lieder daneben, und fragte: „iſt das Eine Hand?“ — Suschen mußte das bejahen. — „Nun denn,“ ſagte Louiſe ſchmerzlich, faßte die Papiere, und zerriß ſie mit Heftigkeit: „nun denn, ſo iſt alles zerriſſen! Der elende verächtliche Menſch! Ich rathe dir, nenne mir ſeinen Nahmen nicht wieder!“

Ach, liebe Gräfin Louiſe, ſagte Suschen bittend; wie kann denn Halden mit ſeinen treuen, ehrlichen Augen ein ſolcher abſcheulicher Menſch ſeyn! Sie thun ihm Unrecht, Gräfin Louiſe; gewiß, Sie thun ihm Unrecht! Darauf wollte ich ſterben. Seine blaſſe Farbe! Beſinnen Sie Sich doch nur, liebſte gnädige Gräfin. Betrogen hat er Sie nicht; er iſt gewiß ehrlich. Er kann dem Mädchen da in dem Tiſchlerhauſe einmal zu tief ins Auge geſehen haben; aber betrogen hat er Sie nicht: das will ich wohl vor Gott behaupten.

Louiſe war aufs neue unwillig geworden, als Suschen geſagt hatte: „er kann dem Mädchen einmal zu tief ins Auge geſehen haben.“ Sie ging aus dem Zimmer, weil Suschen, trotz ihrem Befehle, nicht aufhörte, den Ungetreuen zu vertheidigen und zu loben.

Als ihr Vater das erſtemal wieder von ihrer Verheirathung anfing, ſagte ſie ihm ſehr kalt: „werden Sie mir nicht erlauben, unverheirathet zu bleiben?“ — Nein, gab er ihr zur Antwort. Ich werde dich nicht zwingen, einen Mann zu nehmen, den du nicht haben willſt; aber heirathen mußt du.

Das Fräulein fing ſogleich an, eine Lobrede auf Karln zu halten. „Ich bitte Sie,“ ſagte Louiſe, „ſchweigen Sie davon, Couſine! Muß ich heirathen, mein Vater, ſo befehlen Sie, wem ich meine Hand geben ſoll. Es iſt mir ſehr gleichgültig, wer es ſeyn mag.“

Alſo der älteſte Halden — was ſagſt du zu dem, Louiſe? Er iſt . . .

Was er iſt, mein Vater, das mag ſein Gewiſſen beurtheilen. Sie wollen es, und ich bin bereit. — Kündigen Sie es ihm an, Couſine," ſetzte ſie kalt hinzu; „ſo haben Sie auch etwas bei der Sache zu thun."

Das Fräulein ging ſogleich auf ihr Zimmer, und gab der Kammerherrin Nachricht von dieſem Auftritte. Schon am folgenden Tage war die Familie von Moorberg in Ransleben. Die Mutter machte noch einmal feierlich den Antrag; und der Graf hatte nichts dagegen. Karl warf ſich vor Louiſen auf ein Knie. Sie ſagte, heimlich erbittert, und mit kalter Verzweiflung: „ſtehen Sie auf, Herr von Halden! Es bedarf dieſer Romanen-Spielerei nicht. Mein Vater will, und ich muß." Karl ſtand langſam auf, faßte Louiſens Hand, drückte ſie an ſeinen Mund, und ſagte: o theure Gräfin, Sie machen mich durch dieſes Wort zu dem glücklichſten aller Menſchen! So hat denn endlich meine Liebe Sie gerührt; ſo hat denn . . .

„Ich bitte Sie, Herr von Halden, hören Sie auf! Mein Vater bewilligt Ihnen meine Hand; und hier iſt ſie. Unterſuchen Sie nicht weiter, warum ich ſie Ihnen gebe."

Jetzt miſchten die Eltern ſich hinein. Louiſie blieb kalt; doch als ſie nun Karln die Hand hinreichen ſollte, da zuckte noch einmal die Liebe bebend und ſchmerzend durch ihr ganzes Weſen. Sie wurde bleich, und zögerte; eine geheime Stimme rief ihr zu: er iſt unſchuldig! Hennig ſtand vor ihrer Phantaſie, bittend, bleich, wie ſie ihn den Abend, als er von ihr Abſchied nahm, geſehen hatte. Sie ſchwankte einen Schritt zurück. Aber jetzt ſah ſie ihn in der Chaiſe bei Julien, in Juliens Armen. Sie trat muthig vor, und reichte mit abgewendetem Geſichte ihre Hand hin. Karl ſteckte einen Ring an ihren Finger. Jetzt erinnerte ſich Louiſe an die glückliche Zeit ihrer entſtehenden Liebe, und es brachen Thränen aus ihren Augen. „Ach,“ ſagte ſie jammernd, „ich drückte ihm den Ring auf das falſche Herz!“ Das Fräulein zog einen Ring vom Finger, und gab ihn Louiſen. „Hier, Herr von Halden!“ ſagte Louiſe, ohne den Ring anzufaſſen. — Soll ich ihn nicht von Ihrer Hand bekommen? fragte Karl. Louiſe gab ihm den Ring mit ſpitzen Fingern, wurde immer bleicher, ſank ihrem Vater in die Arme, und mußte weggebracht werden.

Karl drang darauf, daß die feierliche Verlobung in Kurzem ſeyn ſollte, weil ihm daran gelegen war, ſich ſeine Rechte ſo bald als möglich zu ſichern. Louiſe ſuchte jetzt Troſt bei Suschen; aber ſie las in dem Geſichte des Mädchens nichts als Vorwürfe, und konnte kein Wort aus ihr bringen. Schon von dem Augenblicke der Verlobung an fühlte ſie, daß ſie zu raſch geweſen war, und ſich unglücklich gemacht hatte. Ihr Zorn legte ſich; denn wie konnte ſie länger mit dem Jünglinge zürnen, von dem ſie nun auf ewig getrennt blieb, an den ſie keine Forderungen mehr machen durfte! Und nun erhob die Liebe ſich deſto mächtiger in ihrem Herzen. Sie fühlte, daß ſie dennoch mit dem geliebten Jünglinge glücklich geweſen ſeyn würde, wenn er nur in ihre Arme zurückgekehrt wäre; und ſie bejammerte das Glück, das ſie ſelbſt vernichtet hatte.

Louiſens Verlobung blieb nicht lange ein Geheimniß. Hols der Teufel! ſagte der Koch, und nahm den Förſter von Sollingen bei der Hand; euer junger Herr iſt um unſre Gräfin herum, und das Creme-Geſicht, der älteſte, bekommt ſie. Beredet haben ſie das junge Ding; denn ich will mich zu einer Paſtete hacken laſſen, wenn ſie nicht einen Inſtinkt gegen den älteſten hatte. Der Jäger munkelt zwar allerlei von einer Untreue und von Briefen; aber ich glaube nicht ſo viel davon. Dem jungen Herrn ſitzt das Herz auf dem rechten Flecke. Da zieht er gegen die Chriſtenfeinde, und will ſich etwas verſuchen, oder wie es ſonſt ſeyn mag; und da haben ſie unſerer kleinen Gräfin vorgelogen, er liefe vor ihr. Ich habe ihr auch Deutſch herausgeſagt, daß der älteſte ein Eierkuchen iſt, und der jüngſte ein Hirſchbraten. Und die Thränen liefen ihr aus den Augen. Sie winkte mir, ich ſollte ſchweigen, und konnte nicht ein Wort hervorbringen: ſo beſtorben war ihr das Herz. Aber, hols der Teufel! es iſt zu ſpät. Wo ſteckt denn Euer junger Herr? Laß doch den Major an ihn ſchreiben, daß er kommt. Sobald er da iſt, haben wir gewonnen. Alle Leute im Hauſe bedauern die kleine Gräfin, und ſpeien Feuer und Flamme. Aber was hilft's? Der alte Drache von Fräulein iſt Schuld. Und das hab' ich geſchworen: am

Hochzeittage laſſe ich alle Schüſſeln anbrennen; nicht Einen guten Biſſen ſollen ſie haben. Das arme, liebe Mädchen!

So kam die Nachricht zu dem Major. „Hört nur, Kinder! O, der arme Junge!“ ſagte er mit leiſer, wehmüthiger Stimme, und ſchrieb Hennigs Nahmen mit dem Finger auf den Tiſch. „Ich bitte Euch, tröſtet mich nicht. Laß es gut ſeyn, Hannchen! Laß nur, Alter; laß nur! Sie haben uns unter, wie ich es prophezeiete. — Ich will euch ſagen,“ fuhr er nach einer kleinen Weile lebhaft fort, „wie Alles kommen wird. Sie heirathet den kalten Schurken, der nur ihr Geld haben will. Dann kommt der arme Junge wieder, und ſetzt ſich hin, und grämt ſich zu Tode, und mich und euch Alle dazu. Großer Gott! Und Seibold, der bleibt: das werdet ihr erleben! Dann kommt Emilie wieder, und hört und ſieht. Ach, Kinder, ich wollte, ich wäre todt! Da hörte doch der liebe Gott wohl auf mein Bitten, und lenkte Alles zum Beſten.“

So klagte der Major; und ſeine Frau wußte ihn nicht aufzurichten. Der alte Hennig ſelbſt war beſtürzt, und wiſchte ſich die

Augen. Wenn wir nur Nachricht von ihm hätten! ſagte er; ja, ich wollte bis in die Türkei reiten, und zu ihm ſagen: Hennig, dein Onkel grämt ſich; deine liebe Gräfin Louiſe heirathet. Er ſollte wohl kommen! Und wenn ich nur ſchreiben könnte! ich würde der Gräfin einen Brief ſchreiben, den ſie nicht ans Fenſter ſtecken ſollte!

Dieſe Vorſtellung fiel dem Major auf. Er ritt ohne Begleitung nach Ransleben, und ließ ſich bei Louiſen, die gerade allein zu Hauſe war, anmelden. Sie verbat ſeinen Beſuch mit der Entſchuldigung, daß ihr nicht wohl wäre. Der Major, den ſein Gram jetzt furchtſam machte, wendete ſich ſchon wieder um, und wollte gehen; aber da ſagte Suschen: zu bedeuten hat die Krankheit nichts, Herr Oberſtwachtmeiſter; und wenn ich wäre wie Sie, ſo . . . Sie ſah und zeigte auf die Thür. Der Major nickte freundlich mit dem Kopfe, pochte an, und ging in das Zimmer.

In der erſten Minute konnten Beide nicht ſprechen. Louiſe warf einige Blicke auf den Major, und es ſtieg eine ſanfte Thräne in ihr Auge. „Wo Thränen ſind,“ ſagte der

Major, „da iſt auch Mitleiden.“ Er ſetzte ſich nun zu ihr, faßte ihre Hand, und ſah ihr betrübt ins Geſicht. Sie ſchlug, wie eine Verbrecherin, das Auge zu Boden. „Liebe Tochter,“ ſagte er zärtlich; „ich will Ihnen gar nichts zu leide thun. Ach, wenn ich Ihnen nur ſo in ein Paar Worten ſagen könnte, was ich eigentlich gern möchte! Ja, für den armen Jungen wollt' ich bitten, der jetzt in der Welt umherirrt: für meinen armen Hennig. Ich höre, Sie haben Sich verlobt, liebe Tochter. Untreu ſind Sie nicht, das weiß ich, das ſeh' ich. Aber, liebes Kind, es kann ein Unglück daraus entſtehen, wenn Hennig einmal wiederkommt und Sie als die Frau ſeines Bruders findet; denn er hat Sie gar zu lieb.“

Louiſe fand in dem herzlichen Tone des alten Mannes etwas ſo Ueberredendes, daß ihr ſehr bange wurde. Sie rückte ängſtlich auf dem Stuhle hin und her. Bald hob ſie das thränenvolle Auge auf den Major, bald ſchlug ſie es wieder zu Boden. Ach, er liebt mich nicht! ſeufzte ſie endlich. — „Wenn das wäre, liebes Töchterchen, ſo hätten Sie Recht, und ich würde nicht ein Wort mehr um ihn verlieren. Sehen Sie, dann ließe ich mir meinen Sarg beſtellen, und, wahrhaftig! mein letztes Wort ſollte ſeyn: Gott ſegne die gute Louiſe; denn ſie iſt unſchuldig! Aber woher wiſſen Sie das, liebes Kind? woher wiſſen Sie das?"

Louiſe erzählte nun, und ſetzte freilich bald hier, bald dort einen kleinen Umſtand zu, den ihre Phantaſie erfunden hatte, und der nun Hennigs Untreue ganz augenſcheinlich beweiſen mußte. Zuletzt ſagte ſie: er hat ja ſeine Julie noch bis auf dieſen Tag bei ſich! Das iſt zuverläſſig. — Während der Erzählung erwachte ihr Haß aufs neue, ſo daß ſie am Ende den armen Hennig einen Treuloſen, einen Falſchen, einen Betrieger nannte.

„Sie haſſen ihn alſo?" fragte der Major ſehr betrübt, und ſtand auf. — Ja! antwortete Louiſe. Ich habe nie einen Menſchen gehaßt; aber ihn haſſe ich, ihn, dieſen treuloſen, falſchen Menſchen!

Der Major hatte jetzt gar keinen Muth mehr, ſeinen geliebten Hennig zu vertheidigen; denn die Erzählung der Gräfin traf zu genau mit dem zuſammen, was er durch Hennigs Bedienten wußte. Er legte die Hand an die Stirn, ſchüttelte den Kopf, und ſagte ſanft: „ich bitte Sie, liebe Gräfin, ſchelten Sie ihn nicht mehr! Freilich haben Sie Recht; aber es geht mir altem Manne durchs Herz. Wenn ich's nur begreifen könnte! Nehmen Sie es nicht übel, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Das alles hab' ich nicht zur Hälfte gewußt. Lieber Gott! nun geh' ich mit ſchwererem Herzen, als ich kam! Ich dachte, bei der guten Louiſe wird dir das Herz leichter werden. Nun, adieu, liebes, edles Kind; recht von Herzen adieu. Gott laſſe es Ihnen beſſer gehen, als mir!" — Er ging einen Schritt. Auf einmal wendete er ſich wieder um, faßte Louiſens Hände, und ſagte mit brechender Stimme: „Louiſe, wenn er aber doch unſchuldig wäre! wenn man ihn verläumdet hätte! Ach, ich wollte darauf ſchwören. Der Junge war ſo brav und gut. Wenn er nun doch unſchuldig wäre, liebe Tochter!" Die Frage erſchütterte Louiſen; alle ihre Gedanken, alle ihre Empfindungen wiederholten ihr: wenn er nun doch unſchuldig wäre! Ihr

Herz brannte in heißer Gluth; aber ihre Lippen ſagten kalt: das iſt er, leider, nicht!

Der Major ging nun betrübt an die Thür. Louiſe folgte ihm ängſtlich, und machte Bewegungen, als wollte ſie ihn halten. Sie ſchien ſagen zu wollen: o, bleiben Sie! beweiſen Sie mir, daß er unſchuldig iſt! Aber nur einige Seufzer kamen über ihre Lippen.

Als der Major die Thür hinter ſich zugemacht hatte, knieete Louiſe nieder, verbarg ihr Geſicht in den Sofa, umfaßte mit beiden Armen ein Polſter, und ſagte ſchluchzend: nun bin ich verloren! ſie verlaſſen mich Alle! Alle!

Das arme Mädchen konnte auf nichts mehr mit Hoffnung blicken. Es war ihr, als ſtände ſie in der Mitte eines fürchterlichen Abgrundes auf einem kleinen Hügel, der unter ihr ſchwankte, und von dem in jedem Augenblicke ein Theil einſtürzte. Sie war ſchon in einer dumpfen, ſtarren Apathie geweſen; doch jetzt, nach dem Beſuche des Majors, empfand ſie ihr Elend aufs neue, bis ſie endlich vom Weinen müde, vom Nachdenken erſchöpft, von Träumen ermattet, gefühllos ſich wieder in ihr Schickſal ergab.

Der Major kam ohne Troſt nach Hauſe. Als er ſich erholt hatte, examinirte er Hennigs Bedienten noch einmal. Er fand, daß Louiſens Erzählung immer mehr Wahrſcheinlichkeit erhielt; und eben das gab ihm wieder Muth. „Nein, Hennig," ſagte er zu dem Alten, und ſchlug ſich heftig vor die Bruſt; „richtig iſt das nicht, du magſt auch ſagen, was du willſt! Ganze Nächte iſt das Mädchen bei ihm auf der Stube geweſen. Kannſt du es alſo der Gräfin verdenken, daß ſie nicht will? Und nun — je, ſo ſoll ihn doch . . ! — nun ſchleppt er ſich gar mit dem Mädchen in der Welt herum! Wenn er Recht hatte, ſo konnte er ja den Mund aufthun; aber da geht er heimlich weg. Sag mir nur nichts mehr, gar nichts! Ich wollte, die arme Gräfin hätte ihn rein vergeſſen; das wollte ich. Er iſt ein . . . Ach Gott! ich habe ihn doch lieb, und würde ihn mit Freudenthränen aufnehmen, wenn er wiederkäme. Aber ſiehſt du, nicht den kleinen Finger verdient er von der Gräfin; und mich ärgert weiter nichts, als daß ſie ſich mit dem ſchlechten Menſchen, dem Karl, verſprochen hat. Wär' er ein ehrlicher

licher Mann, ſo wollt' ich ſagen: Sie haben wohl gethan, Gräfin Louiſe! Denn, Alter, wir können nicht verlangen, daß die Gräfin ſich die weißen Engelshände in dem Waſſer waſchen ſoll, das die Jungfer oder Mamſell Julie Silbermann ſchon ſchmutzig gemacht hat. Ich traue der Jungfer nicht. Doch, wenn er nur wiederkäme! Es war ein Jugendfehler, wollt' ich denken. Aber die gute kleine Gräfin verdient er nicht, Alter; dabei bleib' ich."

Der Alte brummte zwar; allein er konnte doch dagegen weiter nichts aufbringen, als ſeine Liebe zu dem unglücklichen Jüngling. Man vermied nun einige Zeit alle Geſpräche über Hennig. Aber endlich bekam der Major einen Brief von ihm, den er ſogleich ſeiner Frau und dem Alten vorlas. In dieſem Briefe ſtand freilich kein Wort von Julien, doch mit ſehr deutlichen Worten: ich habe mein Geſchick verdient. „Siehſt du nun Alter?" ſagte der Major; „er thut Buße. Da ſteht mit klaren Worten, daß er ſchuldig iſt."

Nun, ſagte Hennig mit Eifer, mehr als Buße verlangt ſelbſt der liebe Gott nicht;

und die Gräfin kann wohl auch damit zufrieden ſeyn. Wo ſteht da ein Wort von Herumſchleppen mit der Jungfer? Gott Lob, daß die kleine Gräfin ſich noch nicht hat trauen laſſen! Denn nun ...? — Er ſah den Major bittend an. — „Was nun?“ fragte dieſer. „Das iſt nichts! Die Gräfin würde ſagen: ich will keinen Mann, der Buße thun muß; und ſie hätte Recht.“

Herr Oberſtwachtmeiſter, Sie hätte nicht Recht! Will ſie doch einen Mann nehmen, der nicht einmal brav genug wäre, das zu ſchreiben, was Hennig da geſchrieben hat. Ich ſage, Herr Major, wir müſſen der Gräfin den Brief geben. Wenn Hennig einmal zurückkommt, ſo muß ſie ihn hier in Sollingen empfangen. Was hat er denn Böſes gethan? Einmal iſt keinmal!

„Alter, er hat ſein Wort gebrochen: das wäre nichts Böſes? Er iſt Louiſen ungetreu geweſen: das wäre nichts Böſes? Da, nimm den Brief! Ich habe nichts damit zu ſchaffen. Thu, was du verantworten kannſt.“

Hennig ging mit dem Briefe ſogleich nach Ransleben, ſtellte ihn der Jungfer zu, und bat recht dringend, daß ſie ihn der Gräfin geben möchte.

Louiſe hatte den Kopf in die Hand geſtützt und die Augen feſt verſchloſſen, als Suschen herein trat, und den Brief aufgeſchlagen vor ihr hin legte. So wie ſie aus ihrer Träumerei erwachte und einen Blick auf das Papier warf, erkannte ſie Hennigs Hand. Sie las mit Thränen und in mehreren Abſätzen den Brief, der auch für ſie geſchrieben war.

„Mit Zittern, mein geliebter Vater, nehme ich zum erſtenmal wieder die Feder, Ihnen zu ſagen, daß ich noch bin. Sie ſollten nie wieder ein Wort von Ihrem unglücklichen Neffen hören: aber ich kann nicht länger; meine Seele muß ſich noch einmal in die geliebte Gegend verlieren, wo Sollingen, wo Nansleben liegt. Hier wohne ich auf einer ungeheuren Ebne, über welche die Nacht ihre Ruhe verbreitet. Mein Herz iſt der einzige Punkt, wo es tobt, wo die Stimme der Angſt, des Schmerzes und der Verzweiflung ſich erhebt. Die Natur mahlt mir ein Bild jener glücklichen Stunden, in denen ich unter den Zweigen der Silberpappeln auf einem leichten Nachen, entzückt von dem Schlage der Nachtigallen, von dem Gefliſter der Wellen im Rohre, der ſeligſte Menſch war; jener Stunden, in denen der Himmel ſeine Entzückungen über mich ausgoß, der Himmel, um deſſen Beſitz meine Schuld mich brachte."

„Ach, ich darf nicht daran denken, wenn ich vollenden ſoll! Eine drückende Laſt liegt auf meinem Herzen, und ich kann nur ängſtlich athmen. — Oft ſtarre ich in die Gegend hin, wo ich ſo glücklich war, und gebe den Wolken, die ſich ihr nähern, meine Seufzer mit. Die von dorther kommenden empfange ich mit zagendem Schmerze; ſie bringen mir ja nur Vorwürfe mit! Und doch möchte ich meinen Schmerz in dieſen Wolken abkühlen; denn ſie haben über der geliebten Gegend geſchwebt, die mir auf ewig verſchloſſen iſt. Ach, daß ich nicht ſagen darf, was einſt ein ſchuldloſes, großes Herz ſagte: ich möchte mich an den Saum der Wolken hängen, und ſo mit ihnen . . . — Nein, nein! in den tiefſten Abgrund möchte ich mit ihnen ſtürzen, in die finſtre Ewigkeit, wo es mir vielleicht zum erſtenmale wieder erlaubt ſeyn wird, zu ſagen: habe Mitleiden mit meinem Herzen; es war ſchwach, aber nicht böſe.“.

„Dahin zieht ſich die fruchtbare Ebene, überall dem leuchtenden Himmel entgegen, der mit ſeinen tauſend funkelnden Strahlen der Hoffnung ſie ſchimmernd bedeckt. Ueber mir hängt ein anderer Himmel voll Trauerwolken, die auf das freudenloſe Herz herunter weinen. Nicht Ein Stern leuchtet an meinem trüben Himmel; nur ein zerſtörender Blitz fährt ſchmetternd heraus, und trifft mein zerriſſenes Herz.“

„O, wenn ich Staub bin, dann ſagen Sie dem edlen Mädchen, das mein Mund nicht mehr zu nennen wagt, weil ich es verloren habe; dann ſagen Sie — Nein, ſie ſoll es nicht ahnen, daß ein ſterbendes Auge in einer weiten Ferne ſich nur mit ihrem Bilde ſchließt.“

„Ich bin unglücklich; aber ich habe mein Geſchick verdient. Ach, waren das die Hoffnungen, die ich, die Sie, mein Vater, hatten? Von Allem iſt mir nur ein Ring und ein Brief übrig geblieben. Ich leſe den Brief tauſendmal; er ſagt mir, was ich verloren habe. Und der Ring? o, er vermählte mich dem Himmel, und jetzt knüpft er mich an das Elend.“

„Mein Vater, wenn ich einſt wiederkäme, und Ihr bedauerndes Auge mir ſagen müßte: du biſt verloren! — o, dann nennen Sie mir den Nahmen nicht, und erlauben Sie mir ſchonend, daß ich an Ihrem Herzen weinen darf. Laſſen Sie mich hoffen und fürchten, bis die letzte Entſcheidung mir das Herz zerbricht. Ich küſſe Sie, meine gute Tante, und meinen alten braven Hennig. Ich ſegne Sie Alle. Louiſe — ach, da ſteht ihr Nahme doch! — Louiſe ſey glücklich!“

„Hennig von Halden.“

Louiſe zerfloß in Thränen. Sie ſprang auf, lief mit dem Briefe ans Fenſter, öffnete es, und flüſterte den Wolken zu: „ich liebe ihn! ach Gott! ich liebe ihn! Ich bin ſo unglücklich, und doch ſo fröhlich!“ In ihrem Taumel vergaß ſie ſeine Schuld, klagte nur ſich ſelbſt an, verwünſchte Karln, und machte ſich die bitterſten Vorwürfe. Sie drückte Hennigs Brief an ihren Buſen, an ihren Mund. Alles war vergeſſen, kein Funken von Eiferſucht mehr in ihrem Herzen, und er wieder ihr einziger Geliebter. Sie hatte ihn beleidigt und gekränkt; ſie war die Ungetreue.

Jetzt flog ſie von Entſchluß zu Entſchluß. Karl ſollte ein förmliches Nein bekommen, obgleich die feierliche Verlobung ſchon geweſen war. Hätte ſie ihn und ihren Vater noch dieſen Abend ſprechen können, ſo wäre Alles vorbei geweſen. Aber die Nacht kam; die Begeiſterung verminderte ſich, und die kältere Ueberlegung trat an ihre Stelle. Nun fand Louiſe mit Schmerz tauſend Bedenklichkeiten. Welche Gründe konnte ſie für ihre Veränderlichkeit angeben! Den Brief? ach, ſie las ihn mit immer neuem Entzücken; doch ihr Vater hätte nur Hennigs Geſtändniß ſeiner Schuld darin gefunden.

Sie ſelbſt wollte nicht brechen, aber Karln zwingen, ſein Wort zurückzunehmen. Jetzt war ſie, als er zum erſtenmale wiederkam, nicht mehr kalt, wie vorher, ſondern auffahrend, ſtolz, empfindlich; aber er ertrug ihre böſe Laune, war demüthig, gehorſam, ehrertig, geduldig, und fand ſie auch ſo noch immer liebenswürdig. Sie weinte vor Verdruß; denn ſie ſah nun wohl, daß ſie auch auf dieſe Art nicht los kommen würde. Jetzt beſtimmte ihr Vater, auf Karls und ſeiner Mutter dringendes Bitten, den Hochzeittag. Die furchtſame Louiſe ſchwieg noch immer, und nur ihr ſchnelles Erblaſſen zeigte, was in ihrer Seele vorging. Sie fühlte, daß ſie dem Abgrunde immer näher kam, und entſchloß ſich jeden Abend, wenn ſie Hennigs Brief geleſen hatte, am nächſten Morgen den Handel mit Gewalt zu endigen, was auch daraus entſtehen möchte. So ſchlief ſie immer ruhig, und in ihren Gedanken ſchon gerettet, ein; aber am Morgen trat ihr ſogleich wieder die Scham in den Weg. „Was wird man ſagen? Man muß mich für eine Närrin halten! Hab' ich ihm nicht mein Wort freiwillig gegeben? Ach, ich bin unglücklich, und nichts kann mich noch retten!" So verging eine Woche nach der andern, und der fürchterliche Tag ihrer Verbindung kam immer näher. Wahrſcheinlich würde ſie, trotz ihrem Haſſe gegen Karln, dennoch ſeine Gattin geworden ſeyn, wenn nicht Emilie es noch glücklich verhindert hätte.

Emilie lebte ruhig auf Selenbergs Gute. An die Flucht war nicht zu denken, da ſie allzu genau bewacht wurde. Auch wollte ſie nicht einmal entfliehen, um ihrer Mutter zu zeigen, daß ſie nicht zu zwingen ſey, und um Seibolden zu beweiſen, was ſie für ihn thun könne. Es war ihr nur unbegreiflich, warum Selenberg ſich gar nicht ſehen ließ. Sein Verhältniß zu Julien wurde ihr in Kurzem bekannt. Sie fühlte Mitleiden mit dieſem ſchönen Mädchen, und nahm daher deſſen freundſchaftliches Andrängen gütig auf. Ehemals würde ſie das nicht gekonnt haben; doch das Leben in der Hauptſtadt und am Hofe, wo ſie ſo manche Opfer der Wolluſt kennen lernte, hatte ſie mitleidiger mit den armen Verführten gemacht, obgleich ihren Abſcheu vor der Wolluſt vergrößert.

Julie gab ſich, um Emiliens Gunſt zu gewinnen, die Miene der Unſchuld, und, als ſie merkte, daß ſie ſchon erkannt war, die Miene der Reue über ihre Schwächen. Emilie hatte ſie lieber um ſich, als jeden Andern im Hauſe; ſie fand Gefallen an Juliens Unterhaltung, und erzählte ihr ſogar alle ihre Begebenheiten. Dabei verſchwieg ſie ihren heftigen Abſcheu vor Selenbergen nicht, und ſetzte dann lächelnd hinzu: „ich weiß wohl, Julie, daß ich Ihnen das nicht ſagen ſollte!“ Kurz, es entſtand zwiſchen beiden Mädchen eine Art von Vertraulichkeit, auf die Julie anfing einen hohen Werth zu legen.

Julie haßte die Tugend und die Unſchuld nicht, wohl aber die unſchuldigen, tugendhaften Mädchen: nicht wegen ihrer Unſchuld, ſondern weil ſie, mit Stolz auf ihre Tugend, jedes gefallene Mädchen verachten. Sie glaubte, daß vielleicht nicht Eine von dieſen Tugendhaften unſchuldig bleiben würde, wenn ſie in die Verhältniſſe käme, die ihr ſelbſt ihre Tugend gekoſtet hatten. Daher hielt ſie die Unſchuld, die Keuſchheit eines Mädchens nur für ein Glück, nicht für Verdienſt, und vergalt die Verachtung, die man ihr zeigte, mit Haß. Hier fand ſie nun zum erſtenmale eine Unſchuldige, von der ſie nicht verachtet wurde, die ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſogar ihre Geſellſchaft flebte. Das erhob Julien und ihr Herz. Ohne etwas dabei zu denken, gab ſie ſich Mühe, Emiliens Achtung zu verdienen. Dies Beſtreben wurde Emilien ſichtbar; und ſo war ein Band der Dankbarkeit und des Vertrauens zwiſchen den beiden Mädchen geknüpft, das unmerklich immer feſter wurde.

Emilie bekam bald eine Art von Achtung für die Unglückliche; und wie kann man einen Menſchen, den man achtet, mit Schande beladen ſehen, ohne ihn davon befreien zu wollen! So wie ſie nur den Entſchluß, Julien zu retten, gefaßt hatte, fühlte ſie auch Liebe zu dem Mädchen, die ihr Mitleiden noch größer und zarter machte.

Als Beide eines Tages vertraulich neben einander ſaßen, ſprach Julie von einem Theile ihres Lebens, und ſchalt auf die Männer. Emilie faßte zärtlich ihre Hand, und ſagte mit ſanfter Stimme: „ſo ſchön, ſo klug, ſo gut; und doch ſo unglücklich!“ Julie wußte ſelbſt nicht, was ſo Rührendes in den Worten lag; aber ſie konnte ſich der Thränen nicht erwehren, und fragte endlich: unglücklich? — „So unglücklich!“ ſagte Emilie noch einmal; „denn,“ ſetzte ſie mit liebkoſender, zärtlicher Stimme hinzu, „wie glücklich hätten Sie nicht einen edlen Mann mit Ihrem Herzen machen können! Welch ein Weib, welch eine Mutter konnten Sie werden!“

Julie ſtand unmuthig auf; ſie glaubte in dieſen Worten Verachtung zu empfinden, und erröthete. Emilie nahm ſie aber ſogleich in ihre Arme, und ſagte zärtlich: „vergeben Sie mir! Ich hätte das nicht geſagt, wenn ich Sie nicht liebte, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie beſſer ſind, als Ihr Schickſal. Sie fielen einem elenden, verächtlichen Verführer in die Hände; aber Sie ſind wie Dorchen, deſſen Unglück ich Ihnen erzählt habe.“ Das war Julie nun freilich gar nicht; doch Emilie glaubte, daß ſie es wäre: und oft darf man dem Gefallenen nur Tugend zutrauen, ſo bekommt er Luſt, dieſe gute Meinung zu verdienen. Julie ſchloß Emilien in ihre Arme, und fühlte und geſtand jetzt zum erſtenmal in ihrem Leben, daß ſie unglücklich ſey. Sie erzählte nun Emilien ihre Lebensgeſchichte, freilich ein wenig verſchönert, aber doch ſo ziemlich aufrichtig. Jetzt ſah Emilie wohl, daß ſie Jullen nicht hätte mit Dorchen vergleichen ſollen; indeß ſie nahm ihr Wort nicht zurück. Ihre Liebe zu dem Mädchen wurde durch dies Vertrauen größer, und der ſchöne Vorſatz, ſie aus den Schlingen des Laſters los zu machen, in ihrer Seele immer feſter. Sie umarmte Julien, nannte ſie ihre unglückliche Freundin, ſetzte voraus, daß ſie gerettet ſeyn wollte, und verſprach ihr, ſie zu ſich zu nehmen, ſo bald ſie ſelbſt einmal glücklich ſeyn würde.

Dieſes Anerbieten weckte in Juliens Seele das Bewußtſeyn, daß ſie nicht allein ausſchweifend geweſen war, ſondern auch ein Verbrechen an Emiliens Bruder begangen hatte. Sie ſchlug es, ſo wohl es ihr auch that, mit den Worten aus: das kann ich nicht; es iſt unmöglich! Sie wiſſen nicht, warum! — Nun blieb ſie mit einem finſtern, furchtſamen Geſichte ſtehen, und wiederholte: es iſt unmöglich! Emilie drang in ſie. Julie, die jetzt tief erſchüttert war, rang die Hände, und rief, halb außer ſich: ach, ich bin ſehr unglücklich! Ihr Bruder! die Gräſin Louiſe!

Emilie erſtaunte, und drang in Julien,

ihr Alles zu ſagen. Endlich erzählte das Mädchen, oft von Thränen unterbrochen, die Begebenheit mit Hennigen und Louiſen. Sie weinte in der That aufrichtig; denn ſie war wohl eitel, intriguant, leichtſinnig, aber nicht boshaft. Schon, als Louiſe ihr Herz erſchütterte, bereuete ſie es, daß ſie Theil an dieſer Betriegerei genommen hatte; aber ſie lebte von einer Penſion, die Selenberg ihr gab, und war dadurch an ihn und ſein Laſter gefeſſelt.

Emilie erfuhr nun durch tauſend Fragen die näheren Umſtände der Begebenheit, und auch die letzte Betriegerei mit dem Briefe, den Julie neulich auf Karls Verlangen abgeſchrieben hatte. Nach dieſem Geſtändniſſe war das Mädchen auch leicht zu überreden, daß ſie Alles wieder gut machen müſſe. Emilie bat nun ihren Oheim ſchriftlich, er möchte ihr ganz in der Stille einen Wagen in die Nähe von Selenbergs Gute ſchicken, und beſtimmte genau die Stunde, wann ſie ihn gebrauchen würde. Sie und Julie ſtahlen ſich, als der Wagen da war, mit ihren Kleidern durch den Garten, ſetzten ſich ein, und kamen in einigen Tagen ohne Unfall nach Sollingen.

Der Major war ſehr erfreut, als er Emilien wiederſah; doch auf ſein frohes Willkommen folgte bald der traurige Ausruf: „der arme Hennig! In drei Tagen hat Louiſe mit Karln Hochzeit!“ — Gott Lob! ſagte Emilie frohlockend, daß ich noch früh genug komme! Aus der Hochzeit wird nichts, lieber Onkel. — Sie ſchrieb ſogleich an Louiſen, erzählte ihr den Zuſammenhang des letzten Betrugs, und ſchickte zum Beweiſe den Brief mit, den Karl an Julien geſchrieben hatte. Der alte Hennig übernahm die Beſtellung, und brachte den Brief durch Suschen glücklich in die rechten Hände.

Louiſe öffnete Emiliens Brief mit Apathie, einer Folge ihrer Troſtloſigkeit. Ihr Herz fing aber ſchnell an zu pochen, als ſie las: „mein Bruder Hennig iſt unſchuldig. Er hat nie eine Untreue an Ihnen begangen; Karl und Selenberg ſind ein Paar Böſewichter, u. ſ. w. Sollten Sie etwa zweifeln, ſo will ich Julien, die jetzt hier iſt, in Perſon gegen Karln ſtellen; doch bitte ich Sie, wo möglich ihren Aufenthalt zu verſchweigen.“

Louiſe ſprang freudig auf, und bedurfte

weiter keines Beweiſes, da Karls Schriftzüge jeden Zweifel hoben. Die Liebe zu Hennig erwachte in ihr mit voller Stärke, und gab ihr den Muth wieder, den ſie verloren hatte. Alles war jetzt auch leicht; denn ſie konnte ja den Betrieger entlarven.

Am folgenden Tage kamen Karl und ſeine Mutter wieder nach Ransleben. Als ſie aus dem Wagen ſtiegen, hörten ſie deutlich, daß Louiſe laut und freudig ſagte: „da kommen ſie!" Louiſe empfing ſie heute zum erſtenmale, und in ihrem Geſichte war die lebhafteſte Freude. „Da ſind ſie ja endlich!" rief ſie mit froher Eil. Karl ergriff mit erkünſteltem Entzücken ihre Hand, und führte ſie voll der ſicherſten Hoffnung in des Grafen Zimmer.

Ich weiß nicht, meine Tochter, ſagte der Vater, wie du heute biſt! ſo froh, ſo ganz verändert! Sie hat gewiß von Ihnen geträumt, Herr Sohn. — Meine Liebe, erwiederte Karl, wird endlich ihr Herz gerührt haben. O theure, theure Louiſe! — Er wollte ihre Hand küſſen; und ſie trat zitternd zurück, weil das Mißverſtändniß ſie verlegen machte. Endlich ſagte ſie mit dem feſteſten

Tone: Herr von Halden, ich erkläre Ihnen hiermit, ſo ſeltſam es Ihnen vielleicht auch ſcheinen mag, daß ich nicht Ihre Frau werden kann.

Karl wurde blaß; die Mutter blieb wie eine Bildſäule ſtehen. Der Graf ſelbſt erſchrak; die alte Couſine ſagte mit einem ſtarren Blicke auf Louiſen, und in einem hämiſchen Tone: dadurch könnten Sie und Ihr gnädiger Herr Vater ein ewiges Ridiküle bekommen! — Das half. Der Graf wendete ſich mit feſter Stimme zu ſeiner Tochter: mein Kind, du heiratheſt den Herrn von Halden!

„Herr Kammerjunker,“ ſagte Louiſe nun, „ich hoffe um Ihrer ſelbſt willen, Sie werden mich meines Wortes entlaſſen.“ Karl merkte wohl, daß Louiſe etwas wiſſen mußte; aber wie viel oder wie wenig, das konnte er nicht errathen. Uebrigens war ihm Alles auch ſehr gleichgültig, wenn er nur mit ihr getrauet wurde. Sie ſcheinen, ſagte er, etwas gegen mich zu haben, meine Gnädige; es wird aber doch nicht mehr ſeyn, als daß ich mich habe in irgend etwas irren können:

und ein Irrthum kann eine Verbindung, die öffentlich erklärt iſt, nicht zerreißen. Ich beſchwöre Sie, theure Gräfin, meinem Glücke nichts mehr in den Weg zu legen.

„Mein Herr," ſagte Louiſe kalt und mit Würde: „Ihr Bruder iſt nicht mit jener Julie weggegangen."

Nicht? Nun, es kann ſeyn. Ich zeigte Ihnen das Billet, das meinen Irrthum veranlaßte.

„Ihren Irrthum, Herr Kammerjunker? . . . Ich frage noch einmal: wollen Sie mich meines Wortes entlaſſen?"

Nein, meine Theureſte. Erlauben Sie, daß ich beſtimmt antworte. Das ſtolze Glück, Sie mein zu nennen, dieſe Seligkeit könnte ich ſelbſt dann nicht aufgeben, wenn auch nur die Konvenienz unſere Verbindung geſchloſſen hätte. Unſere Hochzeit iſt erklärt; jedermann weiß, daß ich übermorgen glücklich ſeyn ſoll. Bedenken Sie ſelbſt!

Uebermorgen wirſt du Frau von Halden! ſagte der Graf entſcheidend; darauf gebe ich dir mein Wort.

„Gewiß nicht, mein Vater! ſo gewiß Sie

mein Vater ſind, nicht! Dieſer Herr von Halden, deſſen Frau ich werden ſoll, ſchickte ſeinem Bruder eine liſtige Verführerin zu, der es aber nicht gelang; und dann betrog er auch mich."

Und der Beweis für das Alles, gnädige Gräfin? ſagte Karl, der ſich wieder erholte.

„Iſt dies!" erwiederte Louiſe, indem ſie ſeinen Brief an Julien hervorzog. — „Leſen Sie, mein Vater!"

Der Graf las den Brief laut vor, und Karl erblaßte ſchon bei den erſten Worten:

„Bald ſind wir im Hafen, ſchöne, kluge Julie. Mein Tropf von Bruder iſt aus Verzweiflung über eine Sünde, die er nicht begangen hat, gegen die Türken gezogen. Sie haben mir den Einen Vogel eingefangen; ich muß Sie bitten, liebe Julie, mir auch den andern, die Gräfin Louiſe, zu verſchaffen. Zwar glaubt ſie, daß ihr Seladon ungetreu geweſen iſt; aber ſie haßt ihn noch nicht: und das muß ſie doch, wenn ſie meine Frau werden ſoll. Sie wird ihn gewiß haſſen, wenn ſie überredet wird, daß Sie, ſchöne

Freundin, mit meinem Bruder zu den Türken gezogen ſind. Zu dieſem Behuf ſchreiben Sie doch beikommendes Billet ab, und geben Sie mir zugleich Nachricht, ob in dem Tiſchler-Hauſe, wo Sie gewohnt haben, noch etwas Geſchriebenes von Ihrer Hand iſt; denn die Gräfin könnte in dieſem Punkte ein wenig ungläubig ſeyn und Ihre Hand bezweifeln Sie wiſſen, wie viele Verbindlichkeit ich Ihnen ſchon habe.“ —

Aber, Herr von Halden, fragte der Graf, haben Sie das wirklich geſchrieben? Nehmen Sie es mir nicht übel, das iſt eine große Unbeſonnenheit! Und hätte ich den Brief früher . . . Wahrhaftig, Sie verdienen Louiſens Hand nicht. Wenn nicht Alles ſchon ſo weit wäre, Herr von Halden, ſo . . .

Ja, ſagte Karl ein wenig muthiger: es iſt eine Unbeſonnenheit, Herr Graf; aber meine unendliche Liebe . . . Verzeihen Sie mir einen Schritt, der . . . der . . .

Der Graf erwiederte, freilich mit finſterer Stirn: es iſt nun geſchehen, Louiſe. Verzeihe ihm, wie ich ihm verzeyhe.

Louiſe wurde bleich; ſie hatte nichts weniger als das erwartet, und ſich ſchon frei geglaubt. Ehe ſie noch ein Wort ſagen konnte, fuhr ihr Vater fort zu leſen:

„Ich muß dieſen Schritt thun, liebe Julie, um endlich weiter zu kommen; denn Louiſe iſt nicht anders aus dem Zauberkreiſe ihrer Liebe zu bringen. Das alte Fräulein betet zwar für mein Glück mit ihren blauen Lippen und ihrem Munde ohne Zähne; aber . . . !“ —

O, Sie ſind ein unverſchämter Menſch! rief das Fräulein vor Zorn zitternd; und Louiſe ſoll Sie nicht nehmen! — Sie riß dem Grafen den Brief aus der Hand, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, ob die abſcheulichen Worte darin ſtänden.

Der Graf, der es recht gern ſah, wenn das alte Fräulein zuweilen ein wenig mitgenommen wurde, ſagte lächelnd: nun, das iſt eine ſehr große Unbeſonnenheit! Wahrhaftig, Sie können Sich glücklich ſchätzen, daß Ihr Hochzeitstag ſchon übermorgen ſeyn ſoll; ſonſt würde Ihnen das Fräulein noch etwas zu ſchaffen machen.

Ach, nein! erwiederte das Fräulein höhniſch lächelnd. Ich will doch aber den Brief ausleſen.

— „Und der Graf iſt der umſtändlichſte alte Narr, der nichts als ſein Arrondiſſement, ſein Regensburg, im Kopf und auf der Zunge hat.“

Der Graf riß ihr aufgebracht den Brief aus der Hand, ſah hinein, und fand die freche Läſterung. Wie? rief er; ich ein umſtändlicher alter Narr? Sie ſind ein unverſchämter Geck, ein Betrieger, mein Herr! Und damit ich Ihnen zeige, daß ich nicht ſo umſtändlich bin, als Sie glauben, ſo ſag' ich Ihnen, daß aus Ihrer Heirath nichts wird, und daß Sie Sich auf der Stelle aus meinem Hauſe packen können!

Nun entſtand eine ſehr komiſche Scene. Karl wollte noch einen Verſuch machen, und hob an: ich . . . —

Das Fräulein unterbrach ihn: blaue Lippen! Seh doch einer den Menſchen! Ohne Zähne! wer hat ihm denn das geſagt?

Ich . . . — wendete ſich Karl an den Grafen.

Der Graf fuhr ihn an. Umſtändlicher Narr! Ohne Umſtände: ich bin nicht für Sie.

Ich . . . — ſagte Karl zu Louiſen.

„Sie ſehen, mein Herr, daß Sie nichts Beſſeres thun können, als zu gehen.“

Das Fräulein pelſerte gegen die Frau von Halden; und dieſe pelſerte wieder. Der Graf ſtieß im höchſten Zorne, zum erſtenmale ſeit vielen Jahren, Schimpfwörter aus. Louiſe hörte von dem Allen faſt nichts; ſie dachte nur an ihren Geliebten, und hatte alles Andre rings um ſich her vergeſſen.

Die Frau von Halden verbeugte ſich endlich, und ſagte im höchſten Zorne etwas, das niemand verſtand. Das Fräulein verbeugte ſich, und war eben ſo laut. Auch Karl und der Graf ſprachen zugleich. So gingen alle Vier in lautem, heftigem Geſpräch aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Die Domeſtiken kamen zum Vorſchein, und ſahen zu ihrem Erſtaunen die zornigen Menſchen. Die Frau von Halden nahm den Arm ihres Sohnes; das Fräulein hängte ſich an den Grafen. Man verbeugte ſich noch einmal gegen einander. Karl und ſeine Mutter ſetzten ſich in den Wagen; der Graf und das Fräulein gingen die Treppe wieder hinauf. Auf jeder dritten Stufe ſagte der Graf: „ich, ein umſtändlicher Narr!“ und das Fräulein: „blaue Lippen! keine Zähne!“

Louiſe war jetzt ſchon auf ihrem Zimmer, und rief mit ausgebreiteten Armen, mit Thränen in den funkelnden Augen: „ſo hab' ich ihn wieder! er iſt unſchuldig!“

Karl ſaß beſchämt, und erbittert zugleich, im Wagen, und überlegte. Er konnte nicht begreifen, durch wen ihm der nahe Sieg entriſſen war. Seine Mutter, die von ſeinen nun geſcheiterten Planen ſehr wenig erfahren hatte, wollte den Zuſammenhang wiſſen. Er antwortete ihr aber in ſeiner Erbitterung mit Ungeſtüm und rauh. Jetzt merkte ſie zum erſtenmal, daß ihr Sohn ſie nur dann liebte, wenn ihm Alles nach Wunſche ging. Beide kamen erbittert nach Hauſe, und blieben es fürs erſte. Als aber Karl zuverläſſig wußte, daß Emilie mit Julien entflohen war, betrug er ſich anders, und hatte die Liebe ſeiner ſchwachen Mutter bald wieder gewonnen. Er erfuhr in einigen Tagen, daß Emilie ſich in Sollingen aufhielt; und nun drang er in ſeine Mutter, ſie von dem Major zurück zu fordern. Die Mutter war ſehr ſchwer zu dieſem Schritte zu überreden; indeß ſie mußte ſich entſchließen, da Karl nicht aufhörte ihn zu verlangen.

Sie ſchrieb an den Major in bittern Ausdrücken, und an Emilien heftig drohend. Emilie ſchlug die Forderung ihrer Mutter in ehrfurchtsvollem aber beſtimmtem Tone ab. Der Major ſchrieb Folgendes: „Karl, Frau Schweſter, iſt ein Schurke, ein Straßenräuber, ein Menſchendieb. Ein Schurke; denn er hat ſeinen Bruder verführen wollen. Mir hat die Haut geſchaudert, als die Mamſell Julie es erzählte. Doch das wird Gott richten. — Ein Straßenräuber; denn er hat Emilien geraubt. Ein Menſchendieb; denn er hat Seibolden an die Oeſtreicher verhandelt. Emilien geb' ich nicht heraus. Sie können mich belangen; und dann werde ich den Richter fragen: ob ich ein Kind in die Hände einer Mutter geben ſoll, die ihren einen Sohn liebt, weil er ein Böſewicht iſt, und ihre zwo andren Kinder haßt, weil ſie gute, edle Menſchen ſind. Uebrigens rathen Sie Karln, daß er nicht mir oder meinem alten Huſaren einmal vor das Geſicht kommt. Einen Wolf ſchießt man todt, wo man ihn ſieht; und Karl iſt ärger, als ein Wolf: er iſt der leidige Teufel. Hennig, das ſage ich Ihnen, kommt zurück. Er ſoll Alles erfahren, und dann, dafür ſtehe ich Ihnen, den Teufel austreiben. Auch Seibold, das hoffe ich zu Gottes Gerechtigkeit, wird einmal zurückkommen. Wenn Sie und Ihr Karl ſich vor Menſchen nicht fürchten, ſo ſagen Sie ihm doch, daß er ſterben und dann vor dem Richterſtuhle Gottes Rechenſchaft geben muß. Wir, ich, Emilie, ſein Bruder und Seibold, werden dann als Ankläger ihm zur Seite ſtehen; und heucheln darf man da nicht, das wiſſen Sie."

„Etwas Beſſeres kann ich Ihnen nicht ſchreiben. Mir ſtehen dabei die Augen voll Waſſer. Gott gebe, daß es wirkt. Amen. Halden."

Das, was nach des Majors Meinung wirken ſollte, wirkte nicht; Karl lachte über den treuherzigen Ton des Briefes. Aber die Drohung ſeines Onkels, ihn todt zu ſchießen wie einen Wolf, machte deſto mehr Eindruck auf ihn. Theils, um der Gefahr auszuweichen, Theils um nicht Zeuge davon zu ſeyn, daß ſein verhaßter Bruder, wenn er zurückkäme, über ihn triumphirte, entſchloß er ſich, auf Reiſen zu gehen. Einige Tage nachher fuhr er, mit den beſten Wünſchen ſeiner Mutter, und mit reichlichen Wechſeln von ſeinem Vater, aus Moorberg ab.

Der alte treue Hennig hätte wirklich den Kammerjunker bei der erſten Gelegenheit auf ſein ganzes Leben gezeichnet. Als er deſſen Betriegerei erfuhr, ſchauderte er zuſammen; und nun erklärte er mit den kräftigſten Flüchen ſeinen Abſchen vor Karln, und ſeinen Vorſatz, den Liebling ſeiner Seele, Hennig, an ihm zu rächen. Er ging jetzt nie anders als mit dem Säbel an der Seite aus, und war ſehr unwillig, als er hörte, daß Karl abgereiſt ſey. Sein Zorn fiel nun auf Selenbergen, und er ſprach oft ſehr kräftig über die Pflicht des Majors, „dieſen Satan" zur Rechenſchaft zu ziehen. Emilie erzählte jetzt Dorchens Begebenheit, deren Ausgang ſie nicht wußte, ausführlicher, als bei ihrer Ankunſt in Sollingen. Der Major runzelte dabei die Stirn, und als er zu Bette gehen wollte, ſagte er ruhig zu ſeinem Hennig: „Alter, morgen wollen wir einen Ehrenritt machen.“

Nun, Gott Lob! erwiederte Hennig. Er ging hinunter, ſchliff des Majors Säbel, putzte und probirte die Piſtolen, und legte ſich dann ruhig ſchlafen. Nicht ſo ruhig lag der Major. Er richtete ſich im Bette wieder auf, und fliſterte: „iſt das auch Recht, was ich thun will? Der liebe Gott weiß recht gut, daß ich all mein Lebtage das Duelliren gehaßt habe; denn es iſt Mord. Aber es giebt doch Schurken, denen man nicht anders beikommen kann, als mit der Klinge. Könnt' ich klagen, ſo wollt' ich den Säbel verroſten laſſen. Aber, großer Gott! wo kann ein armer Vater klagen, wenn ein Unmenſch ſeine Tochter verführt! Wo ſoll ich klagen, daß der Schurke den armen Hennig hat unglücklich machen wollen! Und Gerechtigkeit müſſen wir doch ausüben; ungeſtraft darf der Böſewicht nicht bleiben. Nein, hier iſt es nichts Böſes. Wir Menſchen ſollen ja gerecht ſeyn, wie Gott es iſt.“ Mit dieſen Worten warf er ſich beruhigt wieder auf ſein Kopfküſſen; und ſchon nach zwei Minuten ſchwebte die Ruhe aus ſeinem Herzen auf ſeine Augen.

Am folgenden Morgen ſaß er heiter in dem Kreiſe ſeiner Familie, ohne nur von fern daran zu denken, daß er ſie vielleicht zum letztenmale ſähe: ſo groß war ſein Glaube an Gottes Gerechtigkeit. Unvermerkt trat er einen Augenblick mit Hennigen in ein Fenſter, und ſagte: „Alter, mach nur immer die Pferde zurecht. Sterben ſoll er nicht; aber zeichnen will ich ihn ein wenig, damit er lernt, daß Menſchen über ihm ſind.“

Die Pferde wurden eben aus dem Stalle gezogen; da fuhr Louiſe auf den Hof, und Alles rief: unſre kleine Gräfin! Julie wurde ein wenig blaß, und faßte Emilien an. Dieſe ſagte: „ſeyn Sie ruhig! Louiſe wird Ihnen verzeihen.“

Der Major war der Gräfin entgegen gegangen. Sie warf ſich an ſeine Bruſt, und ſagte weinend: „o mein Vater! mein guter Vater! nun bin ich wieder glücklich! Halden iſt unſchuldig. Ach, warum ſagten Sie mir nicht früher, daß er mich ſo lieb hat, daß er ſo unglücklich iſt; ich hätte ihm ſchon längſt vergeben!" Der alte Hennig drückte und küßte ihr die Hand, und der Major führte ſie hinauf. Sie wußte noch immer nicht recht, wie die Sache zuſammenhing, und kam jetzt, um Emilien darüber zu befragen. So wie ſie in das Zimmer trat, fiel ihr erſter Blick auf Julien, und ſie wurde bleich. Die Majorin eilte von der einen Seite, und Emilie von der andern freudig auf ſie zu; aber Louiſe hielt mit banger Unruhe ihre Augen feſt auf Julien geheftet.

Julie näherte ſich ihr endlich, und ſagte mit ſanfter Stimme: nein, Sie können es mir nie verzeihen, daß ich . . .

„Ja, ja! Aber iſt er unſchuldig? ganz unſchuldig? war er mir immer treu?"

Gnädige Gräfin, es giebt auf der Erde keinen edleren, treueren Mann, als den Herrn von Halden. Er iſt ganz unſchuldig, ganz.

„Aber er ſelbſt," hob Louiſe wieder an, „hält ſich doch für treulos! O Gott, wie bin ich getäuſcht, wie betrogen!"

Julie erzählte nun den Zuſammenhang ausführlich, und beruhigte dadurch die Gräfin vollkommen. Sie ſagte zuletzt noch: ſeine Treue war ſo zart, daß er ſchon das Mitleiden und die Freundſchaft, deren er mich würdigte, für Unrecht hielt. Er hat mich nie geliebt, gnädige Gräfin, nie! das ſchwör' ich Ihnen.

Louiſe hatte noch hundert Fragen zu thun; aber Julie antwortete immer ſchnell, und widerſprach ſich nie, ob ſie es gleich für gut fand, Manchem eine kältere Farbe zu geben, als es wirklich gehabt hatte. Die Unterredung endigte ſich damit, daß Louiſe Julien umarmte, und ihr herzlich Verzeihung verſprach.

Der Major nahm nun Abſchied, ohne etwas von ſeinem Vorſatze zu entdecken, und ſtieg zu Pferde. Unterweges hielt er mit ſeinem alten Freunde noch eine lange Unterredung über die Zuläſſigkeit der Duelle. Er wiederholte, was er geſtern vor dem Einſchlafen darüber gedacht hatte. Der alte Hennig fand das Alles ſehr richtig. Wo wollt' es denn auch hinaus, ſagte er, wenn nicht bisweilen ein Exempel ſtatuirt würde! Da wüchſen einem ja die Schurken am Ende zu Kopfe.

Nein, wir müſſen wohl einmal dem lieben Gott ins Amt fallen. Der kann wohl geduldig, und mitleidig mit den Schurken ſeyn; aber wir armen Menſchen fühlen zuletzt, wo uns der Stiefel drückt. —

Dieſe Bemerkung fiel dem Major auf. Er hielt ſein Pferd an, und ſagte: „hm! du kannſt wohl Recht haben, Alter. Aber ſoll ich Wurm nun ungeduldiger ſeyn, als Gott? Wenn er ſolche Menſchen, wie Selenberg und Konſorten, auf der Erde leiden will, was hab' ich ihm denn einzureden? Nein, guter Hennig, das müſſen wir erſt recht überlegen."

Das iſt ſchon überlegt, Herr Oberſtwachtmeiſter. Wenn die Menſchen ſo geduldig ſeyn wollten, wie der liebe Gott, ſo könnten wir uns am Ende vor Schurken, vor Dieben und Mördern nicht retten. Das Strafamt auf Erden überläßt er den Menſchen. Laſſen Sie uns immer reiten; wir reiten mit Gott!

Der Major überlegte noch einige Augenblicke, und ſagte dann: „wir wollen reiten! Es iſt richtig. Eigentlich zwar gehört das Strafamt der Obrigkeit, und nicht dem erſten

« beſten Menſchen. Doch wo die Obrigkeit ſich nicht ins Mittel ſchlagen kann oder will, da muß es freilich ein ehrlicher Mann thun. Aber Hennig, je mehr ich es überlege: nur im äußerſten Nothfalle; merke dir das! nur im äußerſten Nothfalle. Und ich hoffe zu Gott, darin ſind wir mit Selenbergen."

Das glaub' ich auch, Herr Oberſtwachtmeiſter. Und Sie wollen ihn ja nur zeichnen, ihm ſo einen kleinen Denkzettel für die Zukunft geben.

„Ja, das will ich, mit Gottes Hülfe."

Unter frömmeren Gedanken und mit ruhigerem Herzen iſt wohl nie ein Menſch zu einem Duelle geritten, als der Major. Er kam endlich auf Selenbergs Gute an, trat in dem Wirthshauſe ab, und ging dann in ein kleines Birkenwäldchen hinter dem Garten des Schloſſes. „Hol' ihn her, Hennig!" ſagte der Major; „und ſey hübſch höflich, damit er ſieht, daß wir auch Lebensart haben!"

Hennig ging recht gravitätiſch durch den Garten in das Schloß, und fragte einen Bedienten: „iſt Sein Herr zu Hauſe?" — Das weiß ich nicht; da muß Er den Kammerdiener fragen? — „Wo iſt der Kammerdiener?" — Ei, was kümmert mich das! ſagte der Menſch, und wollte gehen. Aber Hennig faßte ihn bei dem Kragen, und fragte noch einmal ſehr laut: „wo iſt der Kammerdiener?" Auf dieſe ſchrecklichen Töne, von denen die Fenſtern zitterten, kamen ſogleich mehrere Domeſtiken zum Vorſchein. — Ich bin der Kammerdiener. — „Iſt Sein Herr zu Hauſe?" fragte Hennig mit ernſtem Tone. — Ja! — „Ich muß ihn ſprechen!"

Sag' Er mir nur, was Er zu beſtellen hat. Er ſoll Antwort haben. (Der Kammerdiener beſah dabei den alten Hennig von oben bis unten.) — „Was ich Seinem Herrn zu ſagen habe, das braucht Er nicht zu wiſſen." — Ich will Ihn melden.

Der Kammerdiener ging die Treppe hinauf zu ſeinem Herrn. Hennig folgte langſam nach, trat vor Selenbergs Zimmer, und hörte die Worte: ſag nur, ich wäre nicht zu Hauſe. — Selenberg war ſeit der Begebenheit mit Grell ziemlich furchtſam geworden, und wollte jetzt überdies nicht geſtört ſeyn, da er ſeinen Freund Karl von Halden gerade bei ſich hatte.

Hennig machte die Thür ſogleich auf, und trat langſam und feierlich in das Zimmer. Karl und Selenberg erſchraken, als ſie ihn erblickten. „Ich habe ein Paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen,“ fing Hennig an. Karl machte eine Bewegung gegen die Thür hin; Selenberg hielt ihn aber, und ſagte: bleib!... Der Herr von Halden iſt mein Freund; er kann alles hören, was mich angeht.

„Nun meinethalben! Iſt der Bediente da auch Ihr Freund?“

Unverſchämter Menſch! fuhr Selenberg auf, weil er das für Spott hielt, was der Alte ſehr ernſthaft ſagte. — Ruf die Leute zuſammen! fliſterte er dem Kammerdiener zu. — Was will Er?

„Mein Herr, der Major von Halden, läßt Ihnen ſagen, daß er ein Paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen hat. Er iſt unten in dem Birkenwäldchen am Garten. Ich habe Befehl, Sie mitzubringen. Sie werden alſo ſo gut ſeyn.“

Selenberg gerieth in Verlegenheit, die er vergebens zu verbergen ſuchte. Ich muß geſtehen, hob er endlich lächelnd an, Sein Herr iſt ſehr höflich! Mir das durch einen Reitknecht ſagen zu laſſen! In der That ſehr höflich!

„Ein Reitknecht? ja, das bin ich; aber ein ehrlicher Menſch: und der iſt mehr werth, als ein Präſident, der ein Spitzbube iſt."

Jetzt fuhr Selenberg an die Klingel, und ſogleich ſtürzten alle Domeſtiken herein. Was ſagſt du, Kerl? rief Selenberg mit funkelnden Augen. Werft mir den groben Kerl zum Hauſe hinaus!

„Wie?" ſagte der Alte mit donnernder Stimme und flammenden Augen: „mich hinauswerfen?" Er ſprang gegen das Fenſter hin, und legte die Hand an den Säbel. „Bürſchchen, kommt mir nicht zu nahe, das rath' ich euch! Ich werde wohl ſelbſt gehen, wenn ich meine Kommiſſion ausgerichtet habe." — Die Bedienten ſahen den Alten erſchrocken an, und keiner wagte es näher zu kommen: ſo ſchrecklich flammten ſeine Augen.

Der Kammerjunker fliſterte Selenbergen zu: laß dich mit dem alten Kerl nicht ein! er iſt ein Teufel, wenn er in Zorn geräth.

Selenberg hatte gar keine Luſt, ſich zu ſchlagen, und ſtand mit finſtern verlegenen

Blicken da. Karl ſagte ihm ins Ohr: gieb dem Major ein gutes Wort, und ſpiele den Reuigen; du ſollſt ſehen, dann zieht er wieder ab. — Selenberg ſagte zu Hennigen: „alſo im Birkenwäldchen iſt Sein Herr? Ich werde ihn ſelbſt ſprechen. Komm' Er! — Langſam ging der Alte hinter Selenbergen her, der Karln bei der Hand gefaßt hatte, und mit jedem Schritte furchtſamer wurde. Karl wollte unterweges entſchlüpfen; aber Selenberg hielt ihn um ſo feſter; und ſo kamen ſie endlich in das Birkenwäldchen.

Der Major ſaß auf einem Baumſtamme, hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und ſann noch immer über die Rechtmäßigkeit ſeines Vorhabens. Als er aber Selenbergen, und ſogar auch Karln erblickte, regte ſich ſein Zorn, und alle Bedenklichkeiten waren verſchwunden. Er ſtand raſch auf, ſtellte ſeine Mütze auf den Baumſtamm, ging ſeinem Feinde entgegen, blieb vor ihm ſtehen und ſah ihm eine Weile finſter ins Geſicht. Dann ſagte er mit unterdrücktem Schmerze: „ich alter Mann mit grauen Haaren muß noch etwas thun, das ich nicht einmal als ein hi ziger Jüngling gethan habe. Und daran ſind Sie Schuld, Herr von Selenberg. Sie haben meinem Neffen (nicht dem Schurken da) ein Weibsbild auf den Leib gehetzt, ihn unglücklich zu machen; Sie ſind an Selbolds Unglück, an den Thränen der Gräfin von Espenbruch, und an Emiliens Leiden Schuld; Sie haben eines ehrlichen Mannes Tochter, die Mamſell Grell, elend gemacht, und ihre Mutter ermordet. Das Alles, Herr, werden Sie nicht leygnen, ſind Thaten eines Böſewichts. Gäbe es ein Tribunal, vor dem ich Sie dieſer Verbrechen wegen anklagen könnte, ſo ſollten Sie mich hier nicht ſehen. Aber jetzt muß ſich wohl ein Menſch ins Mittel ſchlagen, Sie zu züchtigen; und dieſer Menſch will ich ſeyn. Hier iſt mein oder Hennigs Säbel — (Hennig zog ſeinen Säbel hervor) — und hier ſind ein paar gute Piſtolen.“ — (Hennig goß Pulver auf die Pfanne.)

Selenberg war ſchon bleich; aber noch mehr wurde er es, als Hennig auf einmal ſagte: ſoll ich Ihnen rathen, ſo nehmen Sie den Säbel, Herr von Selenberg. Mein Herr hat nicht Luſt, Sie ins Gras zu ſtrecken; er will Sie nur ein wenig derb zeichnen. Und mit den Piſtolen iſt es ein eignes Ding; für die kann niemand ſtehen. Freilich ſchießt mein Herr auf den Knopf; aber ein Paar Finger breit weiter, ſo liegen Sie da!

Dieſe treuherzige Verſicherung ſetzte Sellenbergen in fürchterliche Angſt, und er ſagte zitternd: Herr Oberſtwachtmeiſter, in der That . . . Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich jetzt dazu komme, gerade jetzt, da ich auf dem Wege bin, mein Unrecht wieder gut zu machen. Eben dieſe Grellen iſt meine Frau; und meine Tochter habe ich legitimiren laſſen. Meine Anſprüche auf Emilien ſind längſt aufgegeben. Ich glaubte, noch einmal Ihre Achtung zu verdienen; in der That das glaubte ich, das war mein Beſtreben.

„Wie?“ fragte der Major erſtaunt; „die Grellen wäre Ihre Frau? die Grellen aus Waldengrund? Iſt das wahr?“

So wahr, als der Himmel über uns iſt! Ich kann Ihnen den Trauſchein zeigen, und die Erlaubniß des Fürſten, meine Tochter zu legitimiren. Sie ſollen die offenbarſten Beweiſe bekommen, daß ich anfange, mein Unrecht wieder gut zu machen.

„Nun, das muß ich ſehen! . . . Packt nur Säbel und Piſtolen wieder weg, Hennig. Wenn's ſo iſt, ſo ſoll mich Gott behüten, daß ich zürnen wollte, wo er beſſert. Kommen Sie!"

Selenberg führte mit leichterem Herzen den Major in das Haus, und zeigte ihm die beiden erwähnten Dokumente. „Das iſt recht gut," ſagte der Major; „aber laſſen ſie mich lieber Ihre Frau und Ihre Tochter ſehen." Selenberg zuckte die Achſeln, und ſagte mit anſcheinender Aufrichtigkeit: ich habe geheirathet, um mein Unrecht wieder gut zu machen; allein ich darf auf das Glück, meine Frau bei mir zu haben, nicht hoffen. — „Warum nicht?" — Weil ſie mich nicht liebt.

Der Major erwiederte: „hm! die Probe läßt ſich bald machen. Schreiben Sie einmal ihrer Frau: ſie möchte kommen. Ich will Ihr auch ſchreiben; ſie kennt meinen Nahmen wohl. Und dann ſchicken Sie den Wagen mit meinem alten Hennig nach Waldengrund. Es kann ja von hier wohl kaum fünf Meilen ſeyn. Wir wollen doch ſehen, ob die Schuld an Ihnen liegt, oder an der Frau."

Selenberg war gefangen, und ärger als je. Noch heute erwartete er die angenehme Nachricht, daß der Tod ihn von dem ſchrecklichen Grell, der ſehr gefährlich krank lag, befreiet hätte. . Er dachte darauf, ſobald er dieſen Mann nicht mehr fürchten dürfte, ſeine Verbindung mit Dorchen trennen zu laſſen; jetzt ſtand aber wieder der eben ſo ſchreckliche Major da, und drohete ihm, ſie noch weit feſter zu knüpfen. Selenberg machte allerlei Ausreden, doch immer mit ſo vieler Geſchmeidigkeit, daß der Major nicht wieder in Zorn gerathen konnte. An das Duell dachte dieſer jetzt nicht mehr. Er nahm ganz freundſchaftlich von Selenbergen Abſchied, und erinnerte ihn nur noch einmal, ſich Mühe zu geben, daß ſeine Frau bald zu ihm käme. „Sie kennen mich!" ſagte er mit Nachdruck; „laſſen Sie mich nicht zum zweitenmale Sie beſuchen!"

Hennig war gar nicht mit der Sanftmuth des Majors zufrieden. Er erzählte brummend ſeinem Pferde: nun iſt der Schurke entwiſcht! da hat mein Herr auch einmal einen dummen Streich gemacht! — „Das hab' ich nicht!"

ſagte der Major; „ſondern vielmehr etwas Gutes gethan. Mir fiel allerlei ein, woran wir nicht gedacht hatten. Erſtlich war Karl da. Sieh, wenn ich bei einem das Strafamt übernehmen müßte, ſo wär' es doch bei dem; denn er iſt meines Bruders Sohn, und Selenberg ein Fremder. Aber ſag ſelbſt: konnte ich mich wohl mit Karln ſchlagen? Siehſt du, wenn das bei ihm nicht Recht iſt, ſo kann es bei einem Fremden noch weniger Recht ſeyn. Und wenn Selenberg Grells Tochter geheirathet hat — ſoll ich denn ihren Mann zum Krüppel hauen?" — Ja, ſagte Hennig, das glaube wer will; ich nicht! Es iſt eine Nothlüge von ihm. — Er fing an ſich über die Sache auszubreiten, bis endlich der Major rief: „wir wollen bald wiſſen, was daran iſt. Laß uns nach Waldengrund reiten!" Sie wendeten die Pferde, und waren am Abend in Waldengrund. Der Major ging in das Haus, und, weil unten Niemand war, die Treppe hinauf. Da kam Dorchen mit verweintem, bleichem Geſichte aus einem Zimmer, und rang die Hände. Der Major redete ſie an und nannte ſeinen Nahmen.

Sie ſind es? Sie? ſagte Dorchen, und ein Strahl der Freude drang in ihre Augen. Sie führte ihn in das Zimmer, wo ihr Vater faſt ſchon im Sterben auf ſeinem Bette lag. Hier iſt der Herr Major von Halden! ſagte Dorchen; und ihr Vater ſtreckte ihm beide Arme matt entgegen. Nun, lispelte er, nun will ich gern aus der Welt gehen. Gott hat meinen Wunſch erhört. Schützen Sie meine Tochter gegen Selenbergen; ein Sterbender bittet Sie darum!

Der Major gab Grellen die Hand, und verſprach ihm das mit einem feierlichen Eide. Dorchen mußte nun die Geſchichte ihrer Verheirathung erzählen, weil ihr Vater vor Mattigkeit nicht konnte. Der Major ſagte dann: „vielleicht iſt er geneigt, Sie als ſeine Frau anzuerkennen. Auf alle Fälle werde ich Sie mit Ihrer Tochter zu mir nehmen, und Ihre Rechte gegen jeden vertheidigen.“ Dieſe wiederholte Verſicherung beruhigte den ſterbenden Vater aufs neue. Er reichte dem Major die Hand, blickte ihn dankend an, und — war nicht mehr.

Der Major konnte Dorchen, die jetzt des

Troſtes ſo ſehr bedurfte, nicht verlaſſen. Er blieb bei ihr, bis der Leichnam beerdigt war, und ſchlug ihr dann vor, mit ihm nach Sollingen zu gehen. Sie nahm das um ſo lieber an, da ſie vor Selenbergs Verfolgung zittern mußte. In der nächſten Stadt wurde nun eine Chaiſe gekauft. Dorchen gab manche Sachen, die ſie nicht mitnehmen konnte, einer Köhlerfamilie zum Aufheben, verſchenkte andere, und ſetzte ſich dann mit ihrer Tochter in den Wagen.

Der Major hatte ſie ſchon oft gefragt: „können Sie Sich denn nicht entſchließen, bei Selenbergen zu leben? Es iſt doch Ihre Pflicht, als Frau und als Mutter.“ Sie wußte weiter nichts darauf zu erwiedern, als daß es unmöglich wäre. „Nun freilich,“ ſagte er, „müſſen wir erſt ſehen, wie Selenberg denkt. Er ſoll um Sie bitten; nicht Sie um ihn.“

Der Major fuhr, ohne Dorchens Wiſſen, über Selenbergs Gut, das nicht weit aus dem Wege lag; hier hörte er aber, der Präſident ſey nach der Reſidenz abgegangen, und entſchloß ſich, ihm dahin zu folgen. Als er nach zwei Tagen gegen Abend dort ankam, ließ er ſich ſogleich nach Selenbergen erkundigen, und erfuhr, daß der Herr Präſident morgen mit dem Hofe nach einem Luſtſchloſſe gehen würde. Nun ſagte er zu Dorchen: „ziehen Sie doch das beſte Kleid an, das Sie haben.“ Sie glaubte, daß ſie ihren Onkel Ahrens beſuchen ſollte, und wählte ein Kleid, das zwar ſehr einfach, aber doch nicht ganz außer der Mode war, da ſie es nach einem, das Emilie in Waldengrund trug, gemacht hatte. Als ſie mit dem Major im Wagen ſaß, nahm er ihre Tochter auf ſeine Knie, liebkoſte dem Kinde, und ſagte: „Muth gefaßt, Dorchen! wir fahren zu Selenbergen!“ Dorchen erſchrak; aber der Major verſicherte ihr ſeinen Schutz ſo zärtlich, daß ihr wirklich leichter wurde, und daß ſie entſchloſſen ſagte: ja, ich will ihm ſeine Tochter zeigen. Er iſt ihr Vater, und mein Mann!

„So iſt es recht, mein Kind! ſo iſt es recht! . . . Und du Kleine? kennſt du wohl deinen Vater noch?“ — O ja. — „Nun, wenn wir in das Zimmer kommen, ſo lauf auf ihn zu, ruf: o mein Vater! und wirf dich vor ihm auf die Kniee.“ — Er unterrichtete die Kleine noch weiter in ihrer Rolle, und bei dieſen Geſprächen kamen ſie vor des Präſidenten Wohnung.

Selenberg war gleich nach des Majors Beſuche auf ſeinem Gute, in die Reſidenz gereiſt. Er mußte, ehe er ſich wieder von Dorchen los machen konnte, nothwendig wiſſen, wie der Fürſt dazu gekommen war, ſich ihrer anzunehmen; und er fürchtete, daß er nicht ohne Schleifwege ſeinen Zweck erreichen würde. Bald nach ſeiner Ankunft machte er Beſuche, und ſetzte alle Menſchen, die ihn mit vielſagendem Lächeln zu ſeiner Verheirathung Glück wünſchten, durch ſein noch mehr ſagendes Lächeln in Verlegenheit. Der ganze Hof wurde irre an ihm. Der Fürſt ſelbſt wußte nicht, was er aus Selenbergen machen ſollte, da dieſer gar nicht unzufrieden ſchien, und ſeine Abweſenheit vom Hofe mit Geſchäften auf ſeinen Gütern entſchuldigte. Er ſah es übrigens ſehr gern, daß der Präſident wieder da war; denn er konnte den Mann wegen ſeines großen Talents, Luſtbarkeiten zu erfinden und anzuordnen, nicht entbehren.

Mit Einem Worte, niemand erfuhr beſtimmt, wie es eigentlich mit Selenbergs Verheirathung wäre. Wurde er geradezu gefragt, ſo antwortete er lachend: wenn ich nur erſt reden darf, der ganze Hof ſoll auf einen Monath in gute Laune kommen. Man wird lachen, und ich ſtehe dafür, nicht auf meine Koſten. — „Aber wo iſt denn Ihre Gemahlin?“ — Meine Gemahlin? Sehen Sie, das iſt eben das Lächerliche! Hier, dort, überall; und meine Tochter dazu. Haben Sie denn nichts von meiner Tochter gehört? Das ſollten Sie doch! Denn das iſt ja der Hauptſpaß bei der Sache.

Schon am dritten Tage ſagte man einander: Selenberg iſt gewiß nicht verheirathet, und er wird am Ende uns Alle auslachen. Eben das hatte Selenberg zum Endzwecke gehabt. Er wollte aus Furcht vor dem Major ſeine Heirath nicht ableugnen, aber ſie auch nicht geſtehen; und dabei hoffte er, daß irgend ein Zufall ihn wieder von ſeiner Frau losmachen würde, ohne daß die Schuld auf ihn ſelbſt fiele. Sein Verhältniß mit dem ganzen Hofe war bald wieder das vorige;

und gerade an dem Abend, da der Major mit Dorchen und ihrer Tochter in der Reſidenz ankam, gab er eine Fete, an der ſelbſt der Fürſt und ſeine Gemahlin Theil nahmen.

Als der Major mit ſeinen Begleiterinnen aus dem Wagen geſtiegen und in das Haus getreten war, wies ein Bedienter ihn die Treppe hinauf. Ein andrer Bedienter, der vor der Thür des Saales ſtand, wunderte ſich zwar über die beiden ſehr einfach gekleideten Damen, die nicht ganz ſo ausſahen, als ob ſie in die Geſellſchaft gehörten; aber da ein Officier mit einem Orden ſie führte, ſo öffnete er die Thür.

Der Major wäre beinahe wieder umgekehrt, als er im Saale ſo viele Menſchen und ſo helles Licht ſah; indeß er war nun einmal zu weit, um zurückgehen zu können. — So wie er in den Saal getreten war, hefteten die Naheſtehenden ihre Augen auf die beiden ſehr einfach gekleideten Frauenzimmer.

Wer kommt da? fragte der Fürſt, der auf den erſten Blick nur die Damen, und nicht den Major, bemerkte. Seleuberg, der etwas blödſichtig war, eilte den Fremden entgegen. In dem Augenblicke, da er Dorchen erkannte,

erkannte, knieete die kleine Sophie ſchon vor ihm nieder, und ſagte ſehr laut: o, mein Vater, haben Sie Mitleiden mit Ihrer Tochter! Sogleich ſchloß die ganze Geſellſchaft einen Kreis um Selenbergen und die Fremden. Elende Kreatur! rief Selenberg wüthend, und riß ſich von dem Kinde los. Aber jetzt erblickte er den Major, und blieb in einer Mitleid erregenden Geſtalt, wie eine Bildſäule, ſtehen. Die Hände, mit denen er das Kind wegſtoßen wollte, waren aufgehoben; und in dem bleichen, zu dem Major gewendeten Geſichte lag Beſchämung, Angſt und Schrecken. Der Major hatte ſich bei dem Anblicke der zahlreichen, prächtig gekleideten Verſammlung ſchon weit weg gewünſcht, und würde einen Wink von Selenbergen gewiß befolgt haben; aber der Ausruf: elende Kreatur! gab ihm ſeine Faſſung, und mit ihr ſeine zufahrende Hitze, wieder. „Elende Kreatur?“ wiederholte er, und trat Selenbergen einen Schritt näher. „Ja, das weiß Gott! eine ſehr elende Kreatur, deren Vater ein Unmènſch iſt!“ Der Fürſt trat heran, und der Major ſagte: „nehmen es Ew. Durchlaucht nicht ungnädig.

Wir haben von der Geſellſchaft hier nichts gewußt; ſonſt wär' ich heute nicht gekommen. Aber da wir nun einmal hier ſind, ſo kann ich es doch nicht ſo gleichgültig anhören, daß ein Vater ſeine Tochter eine elende Kreatur nennt!"

Der Fürſt lächelte, und ſchwieg. Mit jeder Sekunde ſtieg die allgemeine Verlegenheit; niemand wußte, was er ſagen, was er thun ſollte. Zu dieſer Scene gehörte die Entſchloſſenheit, ſeine Leidenſchaft, gleichviel ob Zorn oder Liebe, ausbrechen zu laſſen; aber Selenberg ſtand, weil er diesmal den Kopf verloren hatte, wie verzweifelnd und mit niedergeſchlagenen Blicken in der Mitte da. Dorchen war, blaß und ängſtlich zitternd, mit ihrer Tochter zurück an die Thür getreten, und hatte nicht einmal Beſinnung genug, zu gehen. Der Major würde mit ſeiner Hitze bald Leben in die Todtenſtille gebracht haben, wenn ihn nicht der Gedanke, daß er Dorchens Spiel verderben könnte, zurückgehalten hätte.

Der Fürſt beſann ſich zuerſt wieder, und ſagte: lieber Herr Major von Halden, die Damen werden Ruhe nöthig haben. Wahrſcheinlich ſind Sie eben erſt angekommen. — Nun, Selenberg? fuhr er lächelnd fort: die Ueberraſchung haben Sie gewiß nicht erwartet. Geſchwind weiſen Sie Ihren Gäſten Zimmer an, wo ſie ſich erholen können. Aber eilen Sie! Ein Viertelſtündchen will ich noch warten, ehe wir ſpielen.

Dieſer Wink brachte Selenbergen zu ſich ſelbſt. Er bot Dorchen den Arm, verbeugte ſich, und führte ſie in ein benachbartes Zimmer. Sie ging mechaniſch mit ihm; der Major folgte langſam und beſchämt.

Selenberg warf ſich, wie in Verzweiflung, auf den Sofa, und rief: ich möchte raſend werden! — „Raſend?" fragte der Major, der jetzt wieder anfing ſich zu beſinnen. „Kommen Sie, liebe Frau! komm du unſchuldiges, verſtoßnes, armes Kind! Ich will Euch aufnehmen. Ueberlaßt dieſen elenden Böſewicht ſeinem Gewiſſen!"

Jetzt ſprang Selenberg in vollem Grimme auf: Herr Major, Sie ſollen mich in meinem Hauſe nicht beſchimpfen! Ich fordere Genugthuung. Ja, ich haſſe dieſe abſcheulichen Geſchöpfe, und Sie dazu. Sie haben meine Ehre beleidigt. Morgen ſehen wir uns wieder.

„Ja denn, morgen! Dann will ich dich vor dem Tode zittern lehren. Morgen ſollſt du mit mir an den Rand der Ewigkeit treten, vor den Richterſtuhl Gottes!" — Er führte Dorchen und ihre Tochter raſch zum Zimmer hinaus in den Wagen, und fuhr nach Hauſe.

Selenberg ging noch lange mit großen Schritten auf und nieder. Er war in dieſem Augenblick erhitzt genug, über die Drohungen des Greiſes zu lachen; und dieſe Stimmung gab ihm auch wieder ſo viel Muth, daß er in leidlicher Faſſung zu der Geſellſchaft gehen konnte. Alles ſaß ſchon beim Spiele. Man aß nachher, und die Geſellſchaft ging aus einander, ohne daß jemand nur eine Bemerkung über die ſeltſame Scene gemacht hatte.

Endlich kam Selenberg zum ruhigen Ueberlegen. Seine Beſchämung über einen ſolchen Eklat, und ſein Zorn über den Major, erhielten ſeinen Muth noch immer in Feuer; aber am folgenden Morgen wurde er bleich, als er mit dem Gedanken an den furchtbaren Mann erwachte. Er ſah ihn jetzt mit flammenden Augen und blinkendem Säbel vor ſich ſtehen, wie ſeinen Todesengel. Zum erſten male verwünſchte er jetzt ſeine Wolluſt, und dachte mit Zittern an den Tod. Schon ſann er auf Mittel, dem Duelle zu entgehen, und war beinahe entſchloſſen, Dorchen zur Vermittlerin zu machen; als er aber mit ſeinen Vorſätzen noch hin und her ſchwankte, ging die Thür auf, und der Major trat bewaffnet in das Zimmer.

Selenberg ſuchte ſich zu faſſen. Er fing an zu ſprechen, ließ ein Frühſtück bringen, und entſchuldigte das geſtrige Betragen mit ſeiner aufwallenden Hitze. Der Major ſagte nur von Zeit zu Zeit: „es wird ſpät, Herr von Selenberg! Wollen Sie Sich nicht anziehen? Ich mache wichtige Geſchäfte gern früh ab.“ Selenberg kleidete ſich langſam an, und hielt dabei eine Vorleſung über die Raſerei der Duelle; allein er merkte zuletzt, daß der Major nicht einmal zuhörte.

Endlich war er fertig, ſo lange er auch gezögert hatte. Nun ſtand der Major auf, nahm ſeine Mütze, und ging. Selenberg folgte ihm mit langſamen Schritten, und ſagte: ich muß doch erſt ſatteln laſſen! — „Iſt ſchon beſorgt," erwiederte der Major; „Ihr Pferd ſteht ſeit einer halben Stunde da." Er ritt mit Selenbergen nach einem abgelegenen Hölzchen, ſprang da vom Pferde, und winkte ſeinem Hennig, es zu halten. „Hier, guter Gott, hier bin ich!" ſagte er laut. „Verzeihe, daß ich Wurm dein Richtſchwert nehme!" (Dabei zog er den Säbel). „Aber ich muß. Ein Menſch, der ein gutes Mädchen ſo ſchändlich verführt und ihre Eltern ermordet hat, der nun noch obendrein ſein armes, unſchuldiges Kind verſtößt: der iſt nicht werth, daß ihn die Erde trägt. Seine Seele empfehl' ich deiner Barmherzigkeit."

Selenbergen war ſchon jetzt zu Muthe, als ſollte er niederknieen, um enthauptet zu werden. Noch bleicher wurde er aber, als der Major fragte: „iſt es Ihnen nicht gefällig abzuſteigen?" Hennig hatte Mitleiden mit Selenbergs Angſt, und ſagte: Herr Oberſtwachtweiſter, laſſen Sie doch den Herrn Präſidenten ſich erſt erholen. Er ſieht ja aus, als ob er ſchon da läge! Dem könnte jetzt ein Kind den Gnadenfang geben. — „Nun, ich habe noch Zeit,“ erwiederte der Major, der ſich ebenfalls des Mitleidens nicht erwehren konnte. Endlich ſtieg Selenberg ab, und mit Empfindungen, als ſollte er in die Ewigkeit treten. —

„O Gott!“ ſagte der Major, und blickte gen Himmel; „dein Auge ſieht uns. Sey dem Sünder barmherzig und gnädig!“ — Bei dieſen fürchterlichen Worten war Selenberg wie ſchon vernichtet. Er legte die Hand an ſeine Stirn, die mit Angſtſchweiß übergoſſen war, und ſchwankte. Sie wollen mein Leben! ſagte er endlich mit bebender Stimme. Warum aber, da ich gern wieder gut machen will, was ich kann? Fordern Sie, Herr Major; ich räume Alles ein. Ja, ich will Dorchen als meine Gemahlin und das Kind als meine Tochter anerkennen.

Der Major ſah ihn lange ſehr ernſthaft an. Endlich ſagte er: „nun, es ſey darum! Ich habe hier nicht meinen Verdruß zu rächen, ſondern Ihre Frau und Ihre Tochter zu vertheidigen. Aber ſtehe ich ſo“ — er hob den blinkenden Säbel — „zum drittenmale vor Ihnen, dann wird kein Anerbieten Sie retten! . . . Sie wollen alſo Frau und Tochter anerkennen?"

Das will ich, ſo feierlich Sie es verlangen; ſelbſt in Gegenwart des Hofes, wenn es ſeyn muß.

„Was Hof! Was hat der mit der Sache zu thun! Sie ſollen Ihrer Frau und Ihrer Tochter nur ein hinlängliches Auskommen geben; zum Exempel das kleine Gut in der Mark."

Selenberg bewilligte das ſehr gern, und ritt nun ſehr erleichtert wieder nach der Stadt. Unterweges bat er den Major, ihm ſeine Frau und Tochter zum Mittagseſſen zu bringen. Jetzt, da er ſeinen Kopf wieder hatte, behandelte er Dorchen mit der Artigkeit eines Hofmannes, der ſich in ſein Schickſal ergiebt, und freiwillig zu thun ſcheint, was er thun muß. Er nahm ſogar ſeine Tochter einige male in die Arme, und liebkoſte ihr. Nach Tiſche machte er die Abtretung des Gutes in der Mark gerichtlich. Dorchen wußte von der Scene am heutigen Morgen nichts; daher ſchien ihr Selenbergs Benehmen ſo edelmüthig, daß ſie ihm keinen Vorwurf machen konnte, und bei der ganzen Verhandlung ſchweigend, mit Thränen in den ſchönen Augen, da ſaß. Selenberg empfand jetzt wirklich für ſie und ſeine Tochter eine Art von Wohlwollen, das doch den Stachel ſeines Verdruſſes ein wenig ſtumpfte. Gegen Abend, als Beide mit dem Major weggehen wollten, hatte er nicht den Muth zu fragen: wird meine Frau nicht bei mir bleiben? Man ging verlegen, doch mit Artigkeit, aus einander; und ſchon am folgenden Morgen ganz früh fuhr der Major mit der Frau von Selenberg nach Sollingen ab, das er in Kurzem heiter wiederſah.

Der Kreis der Freude vermehrte ſich dort mit den Menſchen, und die Hoffnung des Majors, daß auch Hennig und Seibold wiederkommen würden, wuchs mit jedem Tage. „Gebt Acht!" ſagte er mit frohen Blicken; „wir werden noch Alle glücklich! und auch du, Emilie!"

Man fuhr zuſammen nach Ransleben. „Nicht wahr, Herr Graf," ſagte der Major;

„nun bekommt mein Hennig Ihre gute Tochter?“ Der Graf ſagte zwar nicht ausdrücklich Ja, doch eben ſo wenig Nein; und Louiſe konnte ſich die ſüßeſten Hoffnungen machen.

Die Freude wurde immer größer, als man endlich beſtimmt erfuhr, daß Karl und Selenberg zuſammen auf Reiſen gegangen wären und ſo bald nicht wiederkommen würden. Selenberg hatte gleich nach der letzten Zuſammenkunft mit dem Major ſeinen Abſchied gefordert, um dem Hohnlächeln, das er befürchten mußte, auszuweichen, und war zu ſeinem Freunde Karl geeilt. Nun brauchten Emilie und Julie nicht mehr vor ihm zu zittern, was ſie zeither noch immer gethan hatten, obgleich der Major ihnen oft verſicherte, daß ſie nichts von ihm befürchten dürften.

Jetzt ſchrieb Louiſe an Hennigen, und ihre Feder war in die Flamme der Liebe getaucht, als ſie ihn beſchwor, ſo bald als möglich zurückzukommen. Der Ruſſiſche Reſident in der Hauptſtadt verſprach, den Brief zu beſorgen.

Emilie war die Einzige unter den glücklichen Menſchen in Solingen, die nicht wieder heiter wurde, da durch alle Erkundigungen niemand etwas von Seibolden erfahren konnte. Selbſt der Major fing an ein Unglück zu befürchten: „denn,“ ſagte er zu ſeinem Alten, „er hätte geſchrieben, wenn er . . . — noch lebte,“ wollte er hinzu ſetzen; aber die Worte wurden ein tiefer Seufzer.

Eben jetzt, da man in Sollingen und Ransleben noch oft voll Sorgen war, lag Hennig ſchon an dem Herzen ſeines geliebten Lehrers. Seibold hatte ſogleich mit nach Ungarn marſchiren müſſen, und war zu genau beobachtet worden, um nur noch einmal ſchreiben zu können. Sein Kummer, ſeine Sehnſucht machten ihn krank, und endlich kam er mit andern Halbkranken an die Türkiſche Gränze. Hier wurde er eingeſtellt, und erwarb ſich durch ſeine Kenntniſſe bald die Achtung ſeines Kapitains, der ihn dann in Kurzem zum Unterofficier ernannte, und ihm auch Hoffnung machte, daß er höher ſteigen ſollte. Er war nicht ausgezeichnet brav, aber auch nicht feigherzig, und wegen ſeiner kalten Entſchloſſenheit überall zu gebrauchen.

Bei Munkatſch ſollte ein kleines Corps von Ruſſen und Oeſtreichern zuſammen gezogen werden. Das Loos traf eben das Regiment, bei welchem Seibold ſtand, und es marſchirte über das Gebirge an das Ufer des Nieſter, wo man Vorpoſten ausſtellte, um die Streifereien der Türkiſchen leichten Truppen zu verhüten. Eines Tages wurden die Ruſſiſchen Vorpoſten im Walde, längs dem Fluſſe weiter hinauf, überfallen, und es entſtand Lärm. Der Oeſtreichiſche Befehlshaber ſchickte einige Freiwillige dahin, und mit ihnen mußte auch Seibold gehen. Schon zogen die Ruſſen ſich fliehend zurück, und die Türken folgten ihnen; doch das Gefecht erneuerte ſich, als die Oeſtreicher nach und nach herankamen. Auch jetzt waren die Türken noch zu ſtark, und umſchwärmten auf ihren flüchtigen Pferden die Feinde von allen Seiten. Das Gefecht mußte ſich alſo in mehrere kleinere zertheilen. Seibold zog ſich mit einigen Soldaten in das Gebüſch, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Auf einmal ſah er zwei Türken gegen einen Ruſſiſchen Officier fechten, der ſchon verwundet war, und ſich nur noch ſchwach vertheidigte. Er eilte hinzu; aber ſeine Leute folgten ihm nicht, weil ſo eben auch ſie von Feinden angeſprengt wurden. Seibold ſchoß. Die beiden Türken wendeten um; und in dieſem Augenblicke ſank der Ruſſiſche Officier ermattet vom Pferde.

Jetzt hörte Seibold von allen Seiten das fürchterliche Angriffsgeſchrei der Türken, und neben ihm wurde gerufen: zurück, zurück, wir ſind verloren! Schon wollte er wieder in den Wald; aber er bemerkte, daß der Ruſſiſche Officier eine Bewegung machte und einen Seufzer ausſtieß. Nun ſprang er hinzu, rüttelte ihn, und goß ihm etwas Branntwein auf die Lippen. Endlich ſchlug der Officier die Augen auf. Seibold deutete ihm durch Zeichen an: er möchte ſich retten. Als der Officier ſich mit Mühe aufgerichtet hatte, führte Seibold ihn in das dickſte Gebüſch, und ſetzte ihn an einem Baume nieder. Nun hieb er mit ſeinem Pallaſch Strauchwerk ab, um den Ort, wo der Ruſſe lag, noch mehr zu verſtecken; und ſo oft er Menſchen hörte, ging er ſelbſt wieder in das Gebüſch zurück.

Der Lärm verlor ſich endlich in die Ferne hin. Jetzt kam Seibold zu dem Ruſſen, der bleich und mit Blut bedeckt da ſaß, und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſeine Wunden (einen Hieb über den Kopf, und einen andern in dem Oberarm) verbinden wollte. Er that es, ſo gut er konnte. Der Ruſſe drückte ſeinem Retter die Hand, und ſchlief dann vor Erſchöpfung ein.

Seibold fand auf dem Kampfplatze den Doliman und den Turban eines gebliebenen Türken, und auch einen Mantel. Das Alles brachte er ſeinem Ruſſen, um ihn damit zu bedecken. Jetzt war es Abend. In der Nacht ſpürte Seibold umher, ob er nicht irgendwo einen Ruſſiſchen oder Oeſtreichiſchen Poſten finden könnte; aber er merkte von fern nichts als Türken, und kam beinahe ohne Hoffnung wieder zu ſeinem Ruſſen, der noch immer in tiefem Schlafe lag. Endlich erwachte der Ruſſe. Seibold hatte den Einfall, ihn Franzöſiſch anzureden, und bekam zu ſeiner Freude Antwort in eben der Sprache. Er brach aber das Geſpräch ſogleich wieder ab, damit der Kranke nicht noch mehr ermatten möchte.

Sie genoſſen etwas von dem Brote, das

Seibold noch hatte, und nahmen ſich vor, den ganzen Tag über hier zu verweilen, die künftige Nacht aber längs dem Nieſter hin zu gehen, wodurch ſie nothwendig nach Czerwenegrod kommen mußten. Am Tage hielten ſie ſich ganz ſtill, und aßen einige Wurzeln, die Seibold gefunden hatte. Als die Nacht einbrach, gingen ſie längs dem Fluſſe hin durch dicken Wald und Sumpf. Der Ruſſe ſtützte ſich dabei auf Seibolden, der mit der größten Geduld alle Unbequemlichkeiten übernahm, die Dornen im Wege niederhieb, und von Zeit zu Zeit einen Ruheplatz aufſuchte, wo ſein Kranker ſitzen konnte.

Am folgenden Morgen rekognoscirte Seibold die Gegend, und fand alles ſicher. Nun ſuchte er an irgend einen Ort zu kommen, wo Nahrungsmittel wären. Er ging allein, und fand endlich die Hütte eines Polen oder eines Moldauers; denn die Kleidung des Bewohners war aus den Trachten beider Nationen zuſammengeſetzt. Dieſer Mann ging mit Seibolden, und half den Ruſſen nach ſeiner Hütte führen. Er nahm die Fremden mit Gaſtfreundſchaft auf, theilte ihnen mit, was er hatte, einige gedörrte Fiſche, und ließ ſeine Tochter ein Lager von Baumblättern bereiten. Seibold gab ihm zu verſtehen, daß ſein Gefährte verwundet wäre. Nun bekreuzte ſich der Mann, und nannte den Nahmen Maria, um zu ſagen, daß er ein Chriſt ſey, und daß er ihnen helfen wolle.

Das war in der That ſehr nöthig; denn der Weg hatte den Ruſſen ſo angegriffen, daß er ein heftiges Fieber empfand, ehe er ſich noch auf das Lager niederlegen konnte. Seibold wollte ihm nun die Wunden ordentlich verbinden. Das Mädchen ſah ihm erſtaunt und mitleidig zu, gab ihm zu verſtehen, daß er warten möchte, und lief aus der Hütte. Nach einer Viertelſtunde kam ſie mit einer Menge Kräuter und Wurzeln wieder, und käuete einen Theil, um den Kranken damit zu behandeln. Seibold trug Bedenken, ob er das zugeben könnte. Der Alte kreuzte ſich aber einmal über das andere, nahm ein Beil, machte die Bewegung des Holzhauens, und zeigte dann triumphirend auf ſeine Tochter. Seibold verſtand ſehr leicht, daß der Mann ſagen wollte, er habe ſich ins Bein gehauen,

und

und ſey von ſeiner Tochter geheilt worden; indeß ſchüttelte er noch immer den Kopf. Nun warf das Mädchen ſich vor dem Kranken nieder, ſprach ſehr eifrig, und legte die Hand auf die Bruſt, als ob ſie verſicherte.

Der Ruſſe ſagte endlich zu Seibolden: laſſen Sie dem Mädchen ſeinen Willen. Sie wuſch nun die eine Wunde, und legte ihren Umſchlag von Kräutern und Wurzeln auf. Als der Ruſſe zu verſtehen gab, daß es kühlte, tanzte ſie umher, und küßte ſeine Hände. Die Kopfwunde behandelte ſie eben ſo. Aber vorher machte ſie eine Oeffnung im Dache auf, um ein wenig Licht in die finſtre Hütte, oder vielmehr nur auf das Lager des Kranken, zu bringen; und ihrem Vater ſagte ſie: er möchte die Haare auf dem Kopfe des Verwundeten ſo viel als nöthig abſcheeren.

Nun ging das Mädchen weg, um Waſſer zu holen und damit das Blut aus dem Geſichte des Kranken zu waſchen. Während deſſen ſchrieb dieſer mit Thränen in den Augen etwas in ſeine Schreibtafel, reichte ſie dann Seibolden hin, und ſagte mit matter Stimme, noch immer Franzöſiſch: „Sterbe ich, ſo beſtellen Sie das. Sie werden es nicht bereuen.“ Seibold verſprach ihm, ſeinen Auftrag zu beſorgen, und ging nun, weil eben das Mädchen wiederkam, hinaus, um ſeine mitleidigen Thränen nicht länger unterdrücken zu dürfen. Nach einer Weile ſah er die Adreſſe an, die ſein Ruſſe ihm aufgeſchrieben hatte; und er wurde bleich, als er las: à Monsieur le Major de Halden à Sollingen, près de ***. Jetzt erkannte er auch die Hand. Wer weiß ſeinen Schmerz, ſein Entzücken zu ſchildern! Es war Hennig, den er gerettet, es war Hennig, mit dem die Vorſehung ihn in dieſer fernen Gegend zuſammen geführet hatte! — Er ſank mit lautem Schluchzen auf die Kniee, und konnte kaum noch die Schreibtafel in den zitternden Händen halten. Als er endlich wieder in die Hütte gehen wollte, kam das Mädchen heraus, und winkte ihm: er möchte ſtill ſeyn; der Kranke ſchliefe.

Mit überwallender Freude drückte Seibold das Mädchen an ſeine Bruſt, und rief: „es iſt Hennig! es iſt mein Freund, mein Geliebter! Sieh hier hier!“ Er hielt dem Mädchen die Schreibtafel hin. Sie legte ihm die Hand auf den Mund, zeigte auf die Hütte, und machte die Augen zu.

Seibold beſann ſich endlich. Er las nun mit ſchmerzlichem Entzücken den Brief, den Hennig ſchon früher an ſeinen Oheim geſchrieben, und zu dem er jetzt mit Bleiſtift einige Zeilen hinzugeſetzt hatte, worin er Abſchied nahm, ſeinen Retter, den edeln Ungarn, empfahl, und auch Louiſen Lebewohl ſagte. Mit gefaltenen Händen dankte Seibold dem Himmel, daß der Zufall ihn in ein ſo fernes Land geführt hatte. Auch das Mädchen fiel, als ſie das ſah, auf die Kniee, und betete.

Seibold bedachte jetzt, daß er Hennigen noch nicht ſagen dürfe, wer er ſey, weil ihm die Freude ſonſt ſchädlich ſeyn könnte. Wie es zugegangen war, daß ſie einander nicht ſchon früher erkannt hatten, ſah er bald ein. Hennigs Geſicht war von Blut entſtellt, und Seibold ſelbſt in dem Feldzuge braun und mager geworden. Die Kleidung und die Entfernung von dem Vaterlande trugen ebenfalls dazu bei, ſie einander unkenntlich zu machen. Wenn ſie nun auch dunkel Aehnlichkeit mit einer ihnen ſchon bekannten Stimme zu bemerken glaubten — wie war nur daran zu denken, daß Hennig bei den Ruſſen, und Seibold bei den Oeſtreichern wäre? Und geſprochen hatten ſie ſeit ihrem Zuſammentreffen nur einzelne Worte in einer fremden Sprache.

Leiſe kroch Seibold nun durch die niedrige Thür in die Hütte, und machte die Oeffnung im Dache wieder auf, um ſeinen Hennig deutlicher zu ſehen. Jetzt, da kein Blut mehr das Geſicht entſtellte, erkannte er auch deſſen Züge. Er warf ſich leiſe an dem Lager nieder, und hatte Mühe, ſein Schluchzen zu unterdrücken. Das Mädchen ſah ihm mit gerührten Blikken zu. Sie legte die Hand auf ſeine Schulter, und ſchien fragen zu wollen: warum er ſolchen Theil an dem Jüngling nehme? Seibold zeigte erſt auf Hennigen, dann auf ſein Herz, und drückte die Hände wie in einer Umarmung zuſammen. Das Mädchen machte allerlei freudige Bewegungen, als ob ſie ihn verſtände. Ihr Vater kam eben herein. Sie zeigte mit Thränen in den Augen auf ihn und ſich, legte des Vaters Hand auf ihren Kopf, und wies dann auf Seibolden und Hennigen, als ob ſie fragen wollte: biſt du ſein Vater? Als Seibold mit dem Kopfe nickte, erzählte das Mädchen dem Alten mit großem Eifer, wahrſcheinlich, daß hier der Vater den Sohn wiedergefunden hätte. Nun lief ſie weg, und kam nach einiger Zeit ſehr fröhlich mit Früchten, Blumen und einem Haſen, den ſie geſchoſſen hatte, wieder. Sie bereitete den Haſen zu, und brachte Milch von einigen Kühen, die zu der Hütte gehörten; kurz, ſie traf Anſtalten, dieſes glückliche Zuſammentreffen durch ein Feſt zu feiern.

Seibold merkte bald, was das gutherzige Mädchen wollte; denn ſie fing ſogar an ſich zu putzen. Er bezeugte ihr ſeine Dankbarkeit, und gab ihr einige Geldſtücke, einen Kamm, ein Meſſer, eine Scheere, die er bei ſich hatte. O Gott! dachte er mit gen Himmel gerichteten Blicken: ſo giebt es auch in den ödeſten Wildniſſen Menſchen, die dein Geſetz erkennen und ehren! Endlich ſchlug Hennig die Augen auf. Seibold wendete ſich ſogleich ab; aber nun knieete das Mädchen zu Hennigen nieder, und ſchien ihm begreiflich machen zu wollen, daß hier ſein Vater wäre. Sie zog Seibolden herbei, wurde böſe, als er das Geſicht noch immer abwendete, und gab ihm ſeine Geſchenke zurück. Seibold drang ſie ihr wieder auf, und ſagte Deutſch: gutes, liebes Mädchen! Schnell wendete Hennig den Kopf zu ihm. „Sie ſprechen Deutſch?“ — Seibold bejahete. „O Gott! welche Freude!“ rief Hennig, und es goß ſich Farbe über ſeine Wangen. „Auch ich bin ein Deutſcher.“ Er reichte Seibolden mit einer zärtlichen Bewegung die Hand hin. „O mein Retter! mein Wohlthäter!“ Seibold wendete ſich ab, um ſeine tiefe Rührung zu verbergen. Aber das Mädchen drehete ihn zu Hennigen um, und bat, wie es ſchien, er möchte ſich doch endlich nennen. Hennig blickte ſeinen Retter verwundert an, und hielt ihm beide Arme hin. Nun widerſtand Seibold nicht länger. Er warf ſich an die Bruſt ſeines Freundes, und rief, ſich vergeſſend: o, du geliebter Jüngling! — „Seibold! Seibold!“ rief Hennig; der ihn den Augenblick an dieſem Tone erkannte. Er wollte aufſpringen;

aber er ſank bleich auf ſein Lager zurück. Doch bald drangen aus ſeinen Augen, die ſtarr auf Seiboldẽn gerichtet blieben, Freudenthränen hervor. Nach und nach kam wieder Farbe in ſein Geſicht, und Kraft in ſeine Muskeln, daß er ſich aufrichten konnte. Jetzt ſchloß Seibold ihn in ſeine Arme, an ſein Herz. Ihre Thränen miſchten ſich; Seufzer, Liebkoſungen und Töne des Entzückens drangen aus ihren Lippen. Das Mädchen tanzte in frohem Taumel umher, und der Alte betrachtete das Schauſpiel mit freudigen Blicken.

Die Freude war Hennigen nicht ſchädlich, ſondern goß neue Kraft in ſeinen Körper. Er lehnte ſich an die Wand, und nun erzählten Beide einander ihre Begebenheiten unter immerwährenden Liebkoſungen und zärtlichen Thränen. Seibold fing ſchon am folgenden Tage wieder an, in der Nachbarſchaft zu unterſuchen, ob ſie auch ſicher wären. Weit und breit war alles ruhig, und in der öden Gegend weder Feinde noch Freunde zu ſehen. Nun beſchloß Seibold, hier die Wiederherſtellung ſeines Freundes abzuwarten.

Eines Tages kam der Alte nach Hauſe,

und ſeine beiden Gäſte ſahen ihm an, daß er ihnen eine wichtige Nachricht zu geben hatte. Seibold glaubte ſchon, es wären Feinde in der Nähe; aber das Mädchen brachte ihn bald aus ſeinem Irrthume, und machte deutlich, was ihr Vater wollte. Sie ſetzte dem Alten Hennigs Ruſſiſches Kasket auf, und hängte ihm Seibolds Mütze mit der Oeſtreichiſchen Chiffer an, ſo daß er, wie nun leicht zu begreifen war, die beiden chriſtlichen Mächte vorſtellen ſollte. Nun ſetzte ſie den Turban auf, den Seibold neulich auf dem Kampfplatze gefunden und aus Vorſorge mitgenommen hatte. Dann focht ſie mit ihrem Vater eine Zeitlang. Endlich ſteckten Beide die Degen ein und gaben einander die Hände. Nun verſtanden Seibold und Hennig, was ihnen in der That die allerwichtigſte Nachricht war, daß der Friede zwiſchen den feindlichen Mächten geſchloſſen ſey. Ihrer Rückreiſe lag jetzt weiter nichts im Wege, als Hennigs Wunden; doch die Kräuter des Mädchens thaten ihm ſehr gute Dienſte, und er war in einigen Wochen vollkommen wieder hergeſtellt.

Seibold und Hennig wußten zu ihrem

Kummer nicht, womit ſie ihren Wirth und ſeine Tochter für ſo wichtige Dienſte belohnen ſollten. Beide gaben ſich große Mühe, ihnen den Wunſch anzudeuten, daß ſie mit nach Deutſchland reiſen möchten; aber es war vergeblich. Endlich erkundigten ſie ſich, ob nicht in der Nähe ein Dorf ſey. Als der Vater es bejahete, baten ſie ihn und die Tochter, ſie dahin zu begleiten. Nach einigen Stunden hatten ſie das Dorf erreicht, und zu ihrer großen Freude fanden ſie darin einen Juden, der Deutſch genug verſtand, um ihr Dolmetſcher ſeyn zu können. Hennig ließ durch den Juden ſeinem Wirthe vorſchlagen, ihn mit ſeiner Tochter nach Deutſchland zu begleiten, wo er für ihr Glück ſorgen wollte.

Nun entſtand eine ſehr rührende Scene. Das Mädchen ſprach ſehr eifrig mit dem Juden, und er ſagte dann mit Lächeln: ſie bäte die beiden Herren, in ihrer Hütte zu bleiben; dann wollte ſie fiſchen, jagen, und alle andre Arbeit für ſie verrichten. Hennig und Seibold mußten das freilich ablehnen; aber ſie ſchloſſen das gutherzige Mädchen in ihre Arme, und verſicherten ſie mit Thränen und

Küſſen ihrer zärtlichen Dankbarkeit. — Sie ließen nun den Alten fragen, was ſie für ihn thun könnten; und er antwortete: ſie ſollen ſich unſer zuweilen erinnern. Beide wußten nun gar nicht mehr, wie ſie ihren gütigen Wirth und ſeine Tochter belohnen ſollten. Der Jude, der die Bedürfniſſe dieſer Naturkinder beſſer kannte, half ihnen aus der Verlegenheit. Einige Louisd'or, ſagte er, wären hinlänglich, dieſe Menſchen reich und glücklich zu machen. Man gab ihm Geld, und er kaufte dafür in dem Dorfe eine trächtige Kuh, eine Säge, einige Beile, und noch andre unentbehrliche Hausgeräthe.

Er ſelbſt handelte mit Kleidungsſtücken und Putz für dieſe Menſchen. Hennig kaufte beinahe ſeinen ganzen Kram, und ſchenkte ihn ſeinen Wohlthätern. Dann wechſelte er von dem Juden eine Anzahl Dukaten, ſchlug Löcher hinein, zog ſie auf eine Schnur von ſeiner Uniform, und hängte ſie dem Mädchen mit Liebkoſungen um den Hals. Sie hüpfte und jauchzte vor Freude. Der Jude ſagte den beiden Deutſchen: ſie wäre vollkommen glücklich; denn nun könnte ſie einen jungen Menſchen in dem Dorfe, den ſie liebte, heirathen.

Dieſe Scene zog Menſchen herbei, und endlich auch den Geliebten des Mädchens. Sie hüpfte ihm entgegen, zeigte ihm die Reihe Dukaten, die Kuh, die Säge, die Beile, den Putz; und die Verbindung war in dem Augenblicke geſchloſſen. Dann eilte das Mädchen von der Bruſt ihres Geliebten an Hennigs, an Seibolds Bruſt. Beide konnten ſich erſt ſpät aus den Armen dieſer gutartigen, genügſamen Naturmenſchen losreißen, und gingen dann mit dem Juden, der ihnen die Nachricht von dem Frieden beſtätigt hatte, den Weg nach Halicz. Der Jude, der ſchon ſeit dreißig Jahren in dieſen Gegenden handelte und alle Wege kannte, führte ſie über die Quelle der Weichſel bis nach Krakau; und überall fanden ſie dieſelbe Gaſtfreundſchaft, wie in der Hütte ihres Alten.

In Krakau ſchrieb Hennig an den Chef des Ruſſiſchen Regiments, unter welchem er geſtanden hatte, um ſeinen Abſchied, und kaufte für ſich und Seibold bürgerliche Kleidung. Dann fuhren ſie nach Neiße, und von da nach Dresden. Als ſie auf der letzten

Station vor dieſer Reſidenz bei ihrer Mahlzeit mit Ungeduld auf Pferde hofften, kam gerade eine Extrapoſt von dorther an, und es ſprangen zwei Reiſende aus dem Wagen. Der eine — es war Selenberg — grüßte, als er in das Zimmer trat, die beiden Fremden nachläſſig, ohne ſie zu erkennen. Der andre, Karl, ſprach noch in der Thür mit dem Poſthalter. Jener wendete ſich um, und ſagte: das war für Dresden lange genug, Halden. Nun aber auch ſchnurgerade nach Wien! Du ſollſt ſehen, wie glücklich wir dort ſeyn werden; der Friede müßte uns denn Seibolden auf den Leib hetzen!

Er wird ja nicht! erwiederte Karl ſpöttiſch lächelnd. — „Er wird!" rief Hennig, und ſprang auf; „er wird! Da ſitzt er!" Karl erkannte ſeinen Bruder und Seibolden, und wurde bleich vor Schrecken. Auch Selenberg erſchrak; doch faßte er ſich bald wieder. Sieh da, Herr von Halden! Willkommen in Deutſchland! — Willkommen! wiederholte Karl ganz leiſe. — Ich bitte dich, ruhig! flüſterte Seibold ſeinem Freunde zu; und Hennig ſetzte ſich, um weiter zu eſſen. „Eine Frage," hob

Hennig wieder an, der keine Briefe aus Sollingen bekommen hatte: „lebt mein Onkel noch?“ — Ja! — „Und Emilie?“ (Seibold erröthete.) — Iſt in Sollingen, antwortete Karl verdrießlich. — „Und die Gräfin Espenbruch?“ fragte Hennig zitternd. — Ich bin ſchon lange von Hauſe weg. — „Was du auch denken magſt,“ ſagte Hennig, und trat auf ſeinen Bruder zu: „ich bitte dich, antworte deutlich! Iſt ſie — verheirathet?“ Karl antwortete mit finſtern hämiſchen Blicken: in der That, das kann ich nicht beſtimmt ſagen. So viel weiß ich, daß ihre Hochzeit einige Tage vor meiner Abreiſe angeſetzt war.

Hennig wurde bleich, und heftete die traurigen Blicke auf ſeinen Bruder. Dann wendete er ſich zu Seiboldͤen, und fiel ihm mit Zittern um den Hals. Karl lächelte; aber die Hölle tobte in ſeiner Bruſt, und er mußte bald die ſcheuen Blicke zu Boden ſchlagen. Seibold faßte ihn ſcharf ins Auge, und ſagte: alſo nur angeſetzt! nicht vollzogen! — „Iſt das eine Lüge, Karl,“ rief Hennig; — „du gießeſt mir hölliſches Gift in die Seele;

— aber iſt es eine Lüge, ſo ſey dir der Himmel gnädig!“

Du wirſt zu Hauſe erfahren, daß es ſo iſt. Ihr Hochzeitstag war angeſetzt, als ich abreiſte.

„O!“ ſagte Hennig mit Schmerz; „wäre ich doch in unſerer Hütte am Ufer des Nieſter! Uns fehlte da nichts! was die Natur bedarf; und Herzen hatten dieſe Menſchen! Herzen!“ Karl ging während dieſer Apoſtrophe hinaus, und trieb den Poſtmeiſter, Pferde zu ſchaffen. Die Vorſtellung des Glückes, das ſeinen Bruder erwartete, erregte ihm den bitterſten Verdruß. Er fühlte (und das war die Strafe ſeiner ſchändlichen Handlungen), daß er mit allem ſeinem Haſſe, mit aller ſeiner Bosheit das Glück ſeines Bruders nur erhöhet hatte. Seine Phantaſie zeigte ihm den Augenblick, da Seibold und Hennig in Emiliens und Louiſens Arme ſinken und Alle durch Liebe glücklich ſeyn würden. Schon dachte er auf ein Mittel, dies Glück noch einmal zu ſtören; aber er ſah keine Hoffnung, daß es ihm gelingen könnte. Mit heimlichen Verwünſchungen gegen Selenbergen und ſich ſelbſt ſtieg er in den Wagen, und konnte fürs erſte gar nicht wieder in die vorige Stimmung kommen.

Auch die beiden Andern fuhren endlich ab. Hennig verwarf alle Hoffnungen, die Seibold ihm geben wollte, als die leereſten Träume; und ſo kam er der Gegend, die nun keine Freude mehr für ihn hatte, immer näher.

In Sollingen fühlte man ſich jetzt nicht weniger unglücklich. Der Ruſſiſche Reſident in der Hauptſtadt hatte von dem General, dem er Hennigen empfohlen, einen Brief mit der Nachricht bekommen, daß der junge Halden wahrſcheinlich geblieben wäre. „Man hat zwar,“ ſchrieb der General, „ſeinen Körper nicht gefunden; aber an Gefangenſchaft iſt bei einem ſo blutgierigen Volke, wie die Türken, nicht zu denken.“ Der Reſident theilte dem Kammerherrn die traurige Nachricht mit, freilich, um nicht alle Hoffnung auf einmal zu vernichten, mit dem Zuſatze: daß ſein Sohn vielleicht nur in Gefangenſchaft wäre.

Der Kammerherr ſchüttelte den Kopf, als er den Brief geleſen hatte, gab ihn dann ſeiner Frau, und ging in ſein Kabinet, um dem guten Sohne heimlich einige Thränen zu weinen. Du biſt dahin, armer Hennig! ſagte er klagend. Ich habe dich nie gehaßt, mein Sohn! Nur deine Mutter that es! Und du wareſt doch beſſer, als dein Bruder. Ach, im Himmel wird es deine Mutter mir doch nicht wehren, dich Sohn zu nennen, dich an meine Bruſt zu drücken, und dir zu ſagen, daß ich dein Vater bin! Guter Hennig! ich habe eben ſo wenige glückliche Tage gehabt, wie du; und noch weniger: denn dich liebte doch dein Oheim, mein ehrlicher Bruder; aber wer hat mich geliebt? . . . Wollte Gott, ich wäre mit dir im Grabe! Ich bin ihnen ſo gut zur Laſt, wie du, armer Hennig! — So beklagte der Vater ganz in der Stille ſeinen unglücklichen Sohn; aber er trocknete ſich ſogleich die Augen, und trat zu ſeiner Kanarienhecke, als er ſeine Frau an ihrem Gange hörte.

Es war jetzt ein ſonderbares Gemiſch von Empfindungen in der Seele der Kammerherrin: nicht eigentliches Mitleiden, und eben ſo wenig Betrübniß; ſondern vielmehr eine Art von Angſt, ein peinliches Bewußtſeyn ihrer Mitſchuld an Hennigs Tode, das ihr Thränen in die Augen drängte. — Aber welche Mittel hat der Menſch nicht, ſein moraliſches Gefühl zu entſtellen! Die Frau fühlte Gewiſſensbiſſe; allein ſie befreiete ſich davon mit dem Ausrufe: er verdient zwar keine Thränen; aber er war doch mein Kind! Sie nannte ihre Angſt: Betrübniß; das Gefühl ihrer Schuld: Mitleiden; und dabei hatte ſie den unmenſchlichen Gedanken: o, wenn er nur nicht gefangen iſt! ſonſt könnte er einmal wiederkommen!

Als der Kammerherr den weinerlichen Ausruf.: der arme Hennig! hörte, wendete er ſich von den Kanarienvögeln ab, und blickte ſeine Frau an, um zu ſehen, ob es ihr Ernſt mit dieſer Klage wäre. Sie fuhr ihn an: o, du biſt doch bei Allem kalt und gefühllos! Ich glaube, auch Karl könnte ſterben, und du würdeſt kein Wort dazu ſagen.

„Ach, liebe Frau,“ erwiederte er, und ſeine Thränen brachen unaufhaltſam hervor: „darf ich denn um meinen unſchuldigen, lieben, guten Sohn weinen? Gott gebe, daß es wahr ſeyn mag, was der Reſident ſchreibt: daß er vielleicht gefangen ſeyn kann! Wenn er wiederkäme; ja, mit Freuden wollten wir ihn aufnehmen, und das Unrecht, das wir ihm thaten," . . .

Unrecht? Was ſprichſt du für aberwitziges Zeug! Hat er es beſſer haben wollen? Warum läuft er zu den Türken! Todt iſt er, das ſollſt du ſehen! Und käme er wieder . . . Jetzt können wir um ihn weinen; aber wenn er wieder käme — Nein, er kommt auch nicht wieder, gewiß nicht!

Der Kammerherr wendete ſich ab, faltete die Hände, und ſchwieg. Mich ſoll nur wundern, fing ſeine Frau in einem triumphirenden Tone wieder an, was die alberne Gräfin ſagen wird, wenn ſie es erfährt! Ich will noch erleben, daß ſie an Karln denkt! Sollten ſie es wohl in Sollingen noch nicht wiſſen? Höre, lieber Mann, da doch der Major Hennigen hat, wollen Kindestheil geben — könnten wir das nicht jetzt als Hennigs Erben fordern? Ja, wenn Karl todt wäre, da würde der Major lachen!

„Das würde er nicht; gewiß nicht! Ich

kenne meinen Bruder. Er iſt jetzt betrübt, und ich bin es auch. Ach, liebe Frau, es war ja unſer, nicht des Majors Sohn."

Sie warf einen finſtern Blick auf ihren Mann. Dein Bruder mag weinen oder lachen, das gilt mir gleich. Aber vertheidigen ſollſt du ihn nicht; das hat er nicht an uns verdient!

Die Frau Kammerherrin wünſchte ſich nun eine Gelegenheit, die Nachricht von Hennigs Tode ſo bald als möglich nach Ransleben und Sollingen zu ſchaffen; und zu ihrer Freude erfuhr ſie, daß gerade ein Bauer aus Ransleben in Moorberg war, und noch dieſen Abend wieder dahin zurück gehen wollte. Sie ſchickte ſogleich einen Domeſtiken ab, der dem Bauer, wie im Vorbeigehen, die Nachricht ſehr umſtändlich mittheilen mußte.

Das alte Fräulein kam früh Morgens zu Louiſen auf das Zimmer. Hm! hm! fing ſie an, und konnte keine Worte finden. Hm! hm! hob ſie noch einmal an, und ſah Louiſen bedenklich ins Geſicht. „Was iſt denn?" fragte Louiſe, und ſtand ohne große Unruhe auf; denn ſeitdem die Nachricht von dem

Friedensſchluſſe angekommen war, hatte ſich ein Theil ihrer Angſt um den geliebten Hennig verloren. „Was iſt denn, liebe Couſine?“

Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, brachte das Fräulein ängſtlich hervor. Aber Sie müſſen mir vorher verſprechen, daß Sie Sich faſſen wollen. — Auf einmal war Louiſens Geſicht mit Todtenbläſſe bedeckt; ſie wankte, und ſchrie fürchterlich auf. Auch das Fräulein ſchrie, und ſagte dann: Mein Gott, liebes Kind, erholen Sie Sich! — „O was iſt? was iſt?“ rief Louiſe, und hängte ſich zitternd an des Fräuleins Arm. — Wenn Sie nicht ruhig ſind, antwortete das Fräulein noch ängſtlicher, ſo ſag' ich gar nichts. — „Ich bin ja ruhig!“ erwiederte Louiſe, und warf ſich, die Hände ringend, auf einen Stuhl. „Nun?“

Es geht ein Gerücht, aber nur ein Gerücht. Vielleicht iſt es auch wohl nicht wahr; denn es wird viel geſprochen . . .

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen! Was iſt es? Sagen Sie! — Iſt er todt?“ — Ach, Halden iſt todt!

Eine ſolche Wirkung hatte das Fräulein

nicht vermuthet; ſie ſtand leichenblaß da, und bereuete ihren Schritt. Louiſe legte jetzt die Hand an die Stirn, und ſank mit einem ſchmerzlichen Ausruf in Ohnmacht. Das Fräulein klingelte heftig. Die Jungfern kamen, und ſchrieen ſo laut, daß auch der Graf herbei eilte. Die Hände ringend, jammerte das Fräulein: Halden iſt todt, und nun ſtirbt die Gräfin auch! Sie erzählte dem Grafen, daß Haldens Eltern von dem Ruſſiſchen Reſidenten einen Brief bekommen hätten, worin ihnen Nachricht von Hennigs Tode gegeben würde. Louiſe war jetzt wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und hörte dieſe unglücklichen Worte. „Alſo todt!“ ſagte ſie mit jammernder Stimme. — Von wem wiſſen Sie das, Couſine? fragte der Graf. — Das Fräulein nannte ihre Quelle. Es iſt nicht wahr! verſicherte der Graf; und Louiſe hing an ſeinem Halſe mit der furchtbar heftigen Frage: „gewiß nicht?“ Gewiß nicht! ſagte der Graf; „ſonſt hätten wir ſchon längſt Nachricht von dem Major.“

Kaum war das Wort „Major“ aus ſeinem Munde, ſo flog Louiſe an die Thür, die

Treppe hinunter, und rief: „den Wagen! O, um Gottes willen, den Wagen!“ — Der Kutſcher eilte, und wer nur in der Nähe war, half ihm. So wie man angeſpannt hatte, ſprang Louiſe hinein, ohne ſich darum zu kümmern, daß ſie im Nachtkleide war, und rief: „nach Sollingen! um Gottes willen, geſchwind!“ Der Wagen rollte weg, ehe der Graf es noch hindern konnte. Aber, ſagte der Graf ſehr unmuthig: im Nachtkleide! Ich wollte, Fräulein, Sie wären mit Ihrer Botſchaft, wer weiß wo! Das wird mich zum Geſpötte der ganzen Gegend machen. Im Nachtkleide!

Louiſe rief ſehr oft aus dem Fenſter: „fahrt zu, Kutſcher! fahrt zu, um Gottes willen!“ Laut jammernd ſtieg ſie in Sollingen aus dem Wagen, und die Hände ringend ſtürzte ſie die Treppe hinauf. Der Major und Alle kamen ihr auf dem Saale entgegen. Sie warf ſich, ohne reden zu können, halb ohne Bewußtſeyn, dem Major in die Arme, riß ihn an den Schultern, und drückte ſich feſt an ihn. „Liebes Kind,“ ſagte der Major erſchrocken: „erholen Sie Sich! Herr

Gott, was iſt denn?" — Mein Halden iſt todt! rief endlich Louiſe, und ſank in des Majors Arme. Er konnte ſie nicht mehr halten: ſo bebte er; und ſie ſank in die Arme ſeiner Gattin. „Todt!" ſagte er endlich. „Todt!" wiederholte er langſam, und beugte ſein Geſicht auf die Bruſt. „Hennig todt!" ſagte er noch einmal, ſank auf einen Stuhl, und ſah in tiefem, ſtillem Schmerze, vor ſich hin. Dorchen führte Louiſen zu dem Sofa; Emilie ſuchte den Major zu beruhigen, ſo troſtlos ſie auch ſelbſt war. Er wies ſie, ſeine Gattin und ſeine Tochter von ſich, und ſeufzte dann nach einer langen Pauſe: „ich bin ein Wurm. Hier kann ich nicht ſagen: du haſts gegeben, du haſts genommen! Nein, Gott hat mich alten Mann zu Schande und Spott gemacht. Ich ſehe den Goldjungen bald wieder: das iſt mein einziger Troſt!" Seine Stimme war von Schmerz gebrochen, und er blickte nicht auf, als er das ſagte.

Nach einigen Minuten rief Dorchen die Majorin zu dem Sofa. Louiſe wollte nicht glauben, daß man hier noch nichts von Hennigs Tode gewußt hätte; und nun kam es zu Erklärungen. Das alte Fräulein hatte die Nachricht von ihrer Jungfer, die von einem Bauer, der in Moorberg geweſen war, und ſo weiter. Man fing an zu zweifeln, und richtete einander gegenſeitig mit Hoffnungen auf. Der Major ließ ſatteln, und ſprengte nach Moorberg, ohne unterweges ein Wort mit ſeinem alten Hennig zu ſprechen. Er ging dort langſam die Treppe hinauf, und fragte ſeine Schwägerin traurig: „haben Sie Nachrichten von Hennigen?“ Sie reichte ihm mit verſtellter Betrübniß den Brief des Reſidenten hin. Als der Major ihn durchgelaufen hatte, gab er ihn kalt zurück, öffnete die Thür, und rief ſeinem alten Huſaren zu: „Hennig, es iſt leider wahr! Er iſt hin!“ Der Alte, der bis jetzt mit der Todesangſt eines Verbrechers auf dem Saale geſtanden hatte, ſchluchzte laut, und dem Major floſſen Thränen über die Wangen. — Er war beſſer als Karl! ſagte der Kammerherr auf einmal, von des Majors Schmerz überwältigt; und die beiden Brüder ſchloſſen einander in die Arme. „Karl, der Teufel,“ ſagte der Major halb leiſe, „hat deinen guten Sohn in den Tod gejagt.“ Die

Mutter fuhr auf; und nun wurde der Major zornig. Er erzählte Karls Betriegerei mit Julien. „Frau," ſagte er dann, und trat vor ſeine Schwägerin hin; „ich will ſein Rächer nicht ſeyn. Aber läßt Gott Ihnen und Ihrem Buben von Sohn das ſo hingehen; kommen Sie ohne alle Strafe ins Grab: ſo — Gott mag es mir vergeben! — ſo läuft es auf Eins hinaus, ob man ehrlich oder ein Schurke iſt. Ihr habt den Goldjungen in den Tod gejagt; Ihr! Nicht mein armer Bruder, das ſeh' ich wohl an ſeinen Thränen. Ihre, Frau, Ihre gelten mir nichts, gar nichts. Das ſind Judas-Thränen, Krokodills-Thränen. Mein Bruder iſt nur ein ſchwacher Mann, der ſich ſeinen Sohn hat zu Kopfe wachſen laſſen. Aber glauben Sie mir, er wächſt auch Ihnen noch zu Kopfe; und dann wird Ein Teufel den andern martern, oder es müßte kein Gott ſeyn!"

Mit Heftigkeit eilte er zur Thür hinaus, obgleich ſeine Schwägerin ihn zum Mittagseſſen einlud. Er drückte ſeinem Hennig die Hand, und ſagte: „laß das Heulen, Alter! Wie weit haben wir denn noch hin bis zum Grabe! und da ſehen wir ihn ja wieder!"

Noch immer ſaß Louiſe bleich auf Einer Stelle, und wartete mit der größten Aengſtlichkeit auf die Rückkehr des Majors. Sie hörte nicht, was man ihr ſagte, und rührte die blaſſen Lippen, als ob ſie mit jemanden ſpräche; nur bei jedem Geräuſch auf dem Hofe eilte ſie an das Fenſter. Endlich kam der Major. Er war durch den Garten in das Haus gegangen, und ſchlich leiſe, wie ein Verbrecher, die Treppe hinauf. Als er mit Zittern die Thür aufmachte, eilte Louiſe ihm mit wilder Haſt entgegen.

„Gefangen iſt er!" ſagte der Major; „gefangen! denn ſie haben ſeinen Körper nicht gefunden; und verſchwinden kann doch eine Leiche nicht." Er erzählte nun, was er in dem Briefe geleſen hatte, und wollte Louiſen Hoffnungen machen; aber ſein eigner Schmerz verrieth ihn. — Ach, ſagte Louiſe; wenn Sie es wiſſen, lieber Vater, ſo bitte ich Sie, ſagen Sie mir Alles. Ich könnte den Höllenſchmerz nicht ertragen, meine Hoffnungen zum zweitenmal zerſtört zu ſehen. Jetzt habe ich mich ſchon in mein Schickſal ergeben, und bin gefaßt. Sagen Sie mir: iſt er todt? Sagen Sie mir Alles auf einmal!"

Der Major ſchwieg noch; als aber Louiſe vor ihm niederknieete, brachte er mit Thränen und Schluchzen hervor: „ja, liebes Kind, ich glaube, er iſt todt. Tröſte dich, und denke, daß auch wir ſterben müſſen!“ Louiſe ſtand auf, und ging mit großen Schritten hin und her. Dann blieb ſie ſtehen, und ſah mit trocknen Augen ſtarr vor ſich hin. Ihr Vater und das alte Fräulein kamen; und ſie hörte nichts von ihnen. Der Graf drang darauf, daß ſie mit ihm zurückfahren ſollte; aber nun ſank ſie zuſammen, und der Gedanke, ſie mit nach Ransleben zu nehmen, mußte aufgegeben werden. Man brachte ſie mit Mühe zu Bette, und der Graf ſelbſt entſchloß ſich, wenigſtens bis morgen in Sollingen zu bleiben.

Die Majorin hatte ſchon vorher den Wagen nach einem Arzte geſchickt, der endlich auch ankam. Als er ſich nach allen Umſtänden erkundigt hatte, ſagte er: in der That, der Herr von Halden kann noch leben; doch jetzt dürfen wir die Hoffnungen der Gräfin wohl nicht erneuern, weil der Wechſel von Leidenſchaften ihr noch mehr ſchaden würde.

Wo iſt ſie denn? — Die Majorin führte ihn zu ihr, in das Zimmer, das Hennig ehemals bewohnt hatte. Der Arzt that einige Fragen; und Louiſe gab ihm keine Antwort. Er wollte ihren Puls anfaſſen; ſie zog aber den Arm zurück, und ſagte: laſſen Sie mich ruhig ſterben! — Dieſe kalte Verſchloſſenheit machte ihn ſehr beſorgt, und er ſah nun wohl, daß er nothwendig erſt ihre Seele wieder in Bewegung bringen müßte. Daher winkte er der Majorin, daß ſie weg gehen möchte, und beſtritt dann nach und nach die Gewißheit von Hennigs Tode

Kaum war die Majorin wieder bei ihrem Manne, ſo erhob ſich auf dem Hofe ein Tumult, ein verwirrtes Geſchrei von vielen Stimmen. Niemand im Zimmer kümmerte ſich darum; denn alles war um den Major beſchäftigt, der matt auf dem Stuhle ſaß, und wieder in die rührendſten Klagen um ſeinen Liebling ausgebrochen war.

Der Lärm kam näher. Die Thür flog auf; und Hennig von Halden, Seibold, der alte Hennig und des Majors Tochter ſtürzten in das Zimmer. Hannchen rief: hier iſt Hennig! und nun ſanken die Kommenden im Uebermaß ihrer Freude vor dem Major auf die Kniee. Man denke ſich, welche Wirkung dieſer ſchnelle Uebergang von Gram zu dem höchſten Entzücken auf das Herz des Majors thun mußte! Hennig breitete die Arme aus, ihm entgegen. Alles drängte ſich mit lautem Freudengeſchrei zu dem für todt gehaltnen Jüngling. Seibold wurde ganz überſehen, weil Hannchens Ausruf: „hier iſt Hennig!" Aller Gedanken und Augen auf dieſen hin gezogen hatte.

Der Major lag wie erſtarrt, nur mit den Augen lebendig, an der Lehne des Stuhles, und konnte ſich nicht faſſen. Er ſah ſeinen Liebling an, und wurde immer bleicher. Endlich war er im Stande, die Händ auf Hennigs Stirn zu legen, und ſeine Lippen rangen mit einem Lächeln. — Seibold! Gott im Himmel! Seibold! rief jetzt Emilie, und fiel dem Geliebten in die Arme. Der Major blickte zu ihr hin, erleichterte mit einem tiefen Seufzer die volle Bruſt, hob ſich auf, und reichte Seibolden die Hand. — Mir nicht, Vater? fragte Hennig beſtürzt, der

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19598/007

noch nicht wußte, daß man ihn für todt gehalten hatte. Der Major ſah ihn lächelnd an, ſagte leiſe: „Schmerzensſohn!“ und lehnte Hennigs Geſicht an ſeine Bruſt. So ſtreckte er die Hand gen Himmel, und ſagte demüthig: „o, vergieb mir lieber Vater dort oben! Ich hab' ihn wieder! ich hab' ihn wieder!“

In dem Taumel der Freude hatte an Louiſen weiter niemand gedacht, als Hennig, deſſen einziger Gedanke ſie geweſen war. Er ſah jetzt den Grafen, blickte umher, und fragte: wo iſt die Gräfin Louiſe? — Alle ſchwiegen in großer Verlegenheit. Sie fühlten, daß man die Gräfin erſt nach und nach mit ihrem Glücke bekannt machen dürfe; und wenn Hennig erfuhr, daß ſie hier, und krank war, ſo eilte er gewiß den Augenblick zu ihr. Aber, lieber Onkel, fragte Hennig ein wenig finſterer: ich bitte Sie, wo iſt die Gräfin? — „Hm! hm!“ erwiederte der Major; „die Gräfin? Sieh nur, lieber Hennig, da iſt ein dummer Streich paſſirt. Wir Alle glaubten, du wäreſt todt; und da . . . — Aber, lieber, Sohn, du wirſt ja bleich!“

O, mein ahnendes Herz! rief Hennig,

und warf ſich an Seibolds Bruſt. Alſo für todt hielt ſie mich? fragte er mit bitterem Hohn. Bravo! bravo! Und, als die Nachricht ankam, geſchwind zu Bette! Ha! ha! ha!

Man ſah einander erſtaunt an. Ja, rief auf einmal des Majors Tochter: ja, das iſt wahr! Sie iſt auf deiner Stube, Hennig.

In einem Augenblicke war er zum Zimmer hinaus, und Alles eilte ihm nach. So wie er die Thür öffnete, ſah er Louiſen mit beiden Armen an dem Halſe eines jungen Mannes hangen. Der Arzt hatte, um ſie zur Sprache, zum Gefühl zu bringen, ihr immer größere Hoffnungen gemacht, und am Ende faſt geradezu verſichert: Hennig lebt noch. Das wirkte. Sie glaubte dem Arzte, ſchlang weinend beide Arme um ſeinen Hals; und in dieſem Augenblicke ſtürzte Hennig in das Zimmer.

O'Gott, da iſt er! rief Louiſe, ſank von ihrer Freude überwältigt auf das Bett zurück, und verbarg das Geſicht in die Decke.

Hennig trat näher. Verbergen Sie Ihr Geſicht nicht, meine Gnädige! ſagte er. Ich bin nur gekommen, Ihnen Glück zu wünſchen, ganz und gar nicht, Sie zu ſtören. — Er faßte die Beiden, die am nächſten bei ihm ſtanden, und ſagte: die Dame will gern allein ſeyn. Laſſen Sie uns gehen!

„Aber, Hennig,“ ſagte der Major; „was machſt du für Zeug? Ich bitte dich, lieber Hennig, was ſoll das?“

O nichts, nichts! Dieſe Dame . . . Ich hatte einmal ſchöne Träume von ihr. Gott Lob, das iſt vorüber! Laſſen Sie uns gehen! Ich habe hier nichts mehr zu ſuchen, nichts mehr zu bitten.

Der Arzt hatte, als er Hennigen hereinkommen ſah, und ihn an Louiſens Ausruf erkannte, das Schlimmſte für ſeine Kranke, befürchtet. Jetzt ſah er zu ſeinem Vergnügen, daß der junge Mann durch ſein Betragen die Freude mäßigte, die für Louiſen leicht tödtlich werden konnte. Er nahm Hennigs Hand, und ſagte leiſe: vortrefflich! Fahren Sie eine Zeitlang ſo fort! Beſſer könnten Sie Ihre Rolle nicht ſpielen.

Mein Herr, erwiederte Hennig, Sie ſind ein

ein Unverſchämter, den ich züchtigen werde, wenn er mich noch verſpotten will!

„Aber, herzensliebſter toller Junge! hat dich denn eine Weſpe in den Kopf geſtochen? Wahrhaftig, der weiß etwas für die Freude!"

Jetzt richtete Louiſe ſich auf, hielt Hennigen die Hand hin, und ſagte mit einem zärtlichen Blicke: Halden! lieber Halden!

Wirklich, rief Hennig; Sie kennen mich noch! Ja, meine Gnädige, ſo heiß' ich.

„Aber," brummte der Major; „da muß ich mir die ſchöne Freude ſo verderben laſſen! Seibold, ſo ſagen Sie doch, was den Jungen ankommt! Großer Gott! da ſind ſie Beide wieder. Nun ſollten wir uns hinſetzen, und mit Thränen des Dankes fragen: wie iſt es euch gegangen, liebe Jungen? Aber da ſteht der, und zankt mit dem guten, treuen Mädchen, das ſich um den undankbaren Menſchen beinahe todt gegrämt hat. Nun wart! ſie ſoll es dir auch ſchwer genug machen, ehe ſie ſich mit dir trauen läßt!"

Iſt denn die Gräfin nicht verheirathet? fragte Hennig, mit Seibolden zugleich, und trat furchtſam an das Bett.

„Verheirathet? fragten Alle. „Aber ſeyd Ihr denn Narren?“ ſetzte der Major hinzu. „Wer hat das einmal wieder ausgeheckt?“

Mein Bruder, der abſcheuliche Menſch! rief Hennig und ſank beſchämt an dem Bette vor Louiſen nieder. Sie ſchlang beide Arme um ſeine Schultern, und zog ihn an ihre Lippen. Nun wurde die Freude vollkommen. Der alte Huſar rief ſein Vivat! Alle riefen es mit, ſelbſt der Graf, obgleich nur leiſe. Man ſank einander jauchzend in die Arme. Niemand dachte an Geburtsrang; fröhliche Menſchen feierten das Feſt ihres Glückes. Ueberall, wohin man das Auge wendete, traf es auf eine rührende Gruppe: Hennig vor dem Bette ſeiner Louiſe auf den Knieen; neben ihm der alte Huſar, der ſich auf ſeine Schulter hinunterbeugte und Freudenthränen weinte; Seibold an Emiliens Herzen; der Major, der rings umher bald dieſen, bald jenen umarmte und küßte. „Höre!“ fliſterte der Major, als er ſich ein wenig gefaßt hatte, einem Reitknechte zu, der mit den übrigen Domeſtiken in der Thür ſtand: „höre, lieber Junge! reit doch hinüber nach Moorberg, und ſag meinem

Bruder: ich ließe ihn ſchönſtens grüßen, und ſein Sohn wäre geſund wieder da. Du ſollſt Hennigen dafür morgen eine ganze Stunde allein ſehen."

Endlich kam man einigermaßen zur Ruhe, aber noch immer nicht zum Mittagseſſen, ob es gleich ſchon vier Uhr geſchlagen hatte. Der Major zog Hennigen mit fröhlicher Gewalt in ſein Zimmer, und Alles folgte ihm. Sobald Louiſe allein war, ſprang ſie geſund aus dem Bette, und war in einer halben Minute bei der übrigen Geſellſchaft.

Hennig ſah nun rings umher, und wußte nicht, wer Dorchen wäre. Seibold ſagte: ſieh da, liebes Dorchen! „Jetzt Frau von Selenberg;" fiel der Major ihm in die Rede. „Aber, ſo erzählt doch!" — Sie hier? fragte Hennig Julien, die in der Ferne ſtand. — „Ja, ja; die iſt auch hier: jetzt die Magdalene in der Bibel. Aber ſo erzähle doch, lieber goldner Junge!"

So eben kam Louiſe. Hennig blickte bald auf ſie, bald auf Julien. Louiſe ſagte lächelnd: ſie hat uns unglücklich gemacht, aber uns auch gerettet. Man erzählte Hennigen die Geſchichte in wenigen Worten; und er rief: o die häßlichen Teufel! (Julie wurde blaß.) Der Selenberg und Karl! ſetzte er hinzu. — „Ei ſo laß die Teufel, und ſag' uns, wie biſt du mit Seibolden zuſammen gekommen!" — Hennig mußte die Ungeduld ſeines Oheims befriedigen. Als er erzählte, wie Seibold ihm das Leben gerettet hatte, ſtand der Major auf, blickte gen Himmel, und drückte Seibolden an ſein Herz. Emilie trat herzu, und ſagte: Seibold, wie viele Pflichten habe ich jetzt, Sie zu lieben!

„Ja, ja!" rief der Major: „die haſt du; und es iſt recht, Emilie, daß du es geſtehſt." Er fliſterte ihr etwas ins Ohr, und ſie ging erröthend hinaus. Hennig mußte nun weiter erzählen. Als die Geſchichte zu Ende war, ſagte der Major mit andächtiger Freude: „Alter, heute zum letztenmale gegen Gott gemurrt, und in unſrem Leben nicht wieder! Ich ſage dir, wenn Himmel und Erde um mich her zuſammen fielen, ſo wollte ich ſtehen wie ein Mann, und mich nicht bücken; es müßte denn ein Unſchuldiger vor oder neben mir liegen, den ich dadurch ſchützen könnte. Und mit dem Duell, das war ein dummer, unüberlegter Streich, wie ich nun auch einſehe. Denn haben Sie uns Böſes gethan? Sie wollten es nur thun. Den hier verkauften ſie nach Ungarn, und den da jagten ſie nach Polen. Da mögen ſie Wunder geglaubt haben, was ſie Kluges gethan hätten; aber Gott führt die Beiden in der Mitte zuſammen, und der eine rettet dem andern das Leben. Emillen ſchicken ſie nach der Mark; und das giebt Gelegenheit, daß die Mamſell Julie unſer gutes Louischen aus den Klauen des Teufels, des Karls, erlöſt. Ja, ich wollte, daß Selenberg und Karl jetzt hereinträten. Ich würde ſagen: willkommen! ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen; aber ihr habt es gut mit mir gemacht.

In dieſem Augenblicke kam der Prediger, den Emilie auf ihres Oheims Verlangen hatte rufen laſſen. Der Major ſagte: „Sie haben meinem Hennig das Leben gerettet, lieber Seibold, und Karl hat Sie an die Werber verkauft. Für das Eine bin ich Ihnen Dank ſchuldig, für das Andere Genugthuung; und Beides ſollen Sie jetzt bekommen. Näher, Herr Prediger! Da treten Sie zu Emilien hin, Seibold! ... Und ſey von nun an mein Sohn, wie ich dein Vater bin!" Seibold war überraſcht, und ſah bald Emilien, bald den Major an. — „Trauen Sie los, Herr Prediger!" ſagte der Major. Emilie faßte Seibolds zitternde Hand, und ehe er ſich beſinnen konnte, war er getrauet.

Das Unerwartete dieſer Begebenheit ſetzte Alles in frohe Laune. Selbſt der alte Graf vergaß hier einmal ſeine Förmlichkeit, und wurde ſehr heiter. Wahrhaftig, ſagte er zu dem Major; Sie ſind ein lieber Mann! und ein tüchtiger Huſar! Bei dem geht Alles Hals über Kopf. — „Und geht gut!" erwiederte der Major, und drückte ihm herzlich die Hand. — Louiſe, ſagte der Graf ſcherzend, haſt du nicht auch Luſt? — Kaum waren die Worte geſagt, ſo nahm der Major die Gräfin bei der Hand, und führte ſie mit Hennigen zu dem Prediger. „Noch ein Paar! Trauen Sie in Gottes Nahmen!" — Der Graf wurde blaß und roth; denn daß Ernſt daraus werden ſollte, war ſeine Meinung ganz und gar nicht. Er ging eilig hinter dem

Major her, zog ihn an dem Kleide, und ſagte: ich bitte Sie, das geht nicht! Ich habe Ihnen vorher etwas zu ſagen, liebſter Freund! — „Gleich, gleich!" erwiederte der Major, ohne ſich umzuſehen. „Das dauert ja nur fünf Minuten. Pſt!" — Er faltete die Hände, und der Prediger fing an. Der Graf war in großer Angſt, und wußte doch nicht, ob es ſchicklich wäre, den Prediger zu unterbrechen. Aber, fliſterte er dem Major zu: nachher iſt es zu ſpät mit dem, was ich Ihnen ſagen will. — „Ei!" ſagte der Major, „was wollte es zu ſpät ſeyn! pſt! pſt!" Der Graf ſah ſeine Tochter an, die noch immer im Nachtkleide war, und ſtand wie auf Kohlen; aber, während daß er noch immer überlegte, ob es ſchicklich ſey, den Prediger zu unterbrechen, war die Ceremonie ſchon vollendet.

„Nun?" fragte jetzt der Major den Grafen: „was wollten Sie mir denn ſagen, lieber Herr Bruder?" — O, mein Gott, daß ſie nicht kopulirt werden ſollten! Ich ſagte Ihnen ja: es wäre dann zu ſpät!

„Ja, der Teufel! da haben Sie Recht.

Das hätten Sie freilich vorher ſagen müſſen!" — Im Nachtkleide! murmelte der Graf, und war ziemlich verſtimmt; doch Louiſens Entzücken, Hennigs feuriger Dank, und des Majors Herzlichkeit brachten ihn wieder in die vorige gute Laune.

Was werden Emiliens Eltern ſagen! hob Seibold an. — „Ei, Poſſen!" erwiederte der Major. „Die Frage hätteſt du bis an deinen Tod thun können, lieber Sohn; und dabei wäre Emilie nie deine Frau geworden!" — Im Nachtkleide kopulirt! ſagte der Graf. — „Poſſen! ihr ſchönſter Putz war ihr Herz, ihre Liebe. Und das hochzeitliche Kleid da in der Bibel, das ſoll eben das Herz bedeuten. Alſo, lieber Herr Bruder, haben wir Bibel, Vernunft und die Nothwendigkeit für uns. Aber, der Daus! es hat ja heute noch niemand ans Eſſen gedacht! Das ſind keine Narrenpoſſen. Nun, jetzt ſoll es auch ſchmecken! Hannchen, liebe Tochter, geh und ſag einmal: ſie ſollen anrichten." Die Majorin hatte ſchon bald nachher, als die Fremden gekommen waren, einige Schüſſeln mehr beſtellt, weil Sie den alten Grafen kannte, und wohl wußte, daß er auch in dieſem Stücke auf Förmlichkeit hielt.

Als man das Deſſert aß, fliſterte ein Bedienter dem Major etwas zu, deſſen vorher ſo heiteres Geſicht nun auf einmal ernſthaft wurde. Der Kammerherr hielt unten. Seine Frau war nach Tiſche zu einem großen Balle in der Nachbarſchaft gefahren, von dem ſie erſt am folgenden Tage zurückkehren wollte. Er ſelbſt ſaß noch ſehr betrübt in ſeinem Kabinette, als der Reitknecht des Majors kam, und ihm die Nachricht brachte, daß ſein Sohn in Sollingen angekommen wäre. Der ſchnelle Wechſel von Trauer und Freude, und das beſchämende Gefühl, wie ſehr Hennigen Unrecht geſchehen war, brachten ihn auf den dreiſten Gedanken, die Abweſenheit ſeiner Frau zu benutzen und ſeinen Sohn zu ſehen. Er rief den alten Bedienten, der mit ihm erzogen war, den einzigen im ganzen Hauſe, von dem er geachtet wurde, und äußerte ihm ſeinen Wunſch. Nun ließ er eine alte kleine Chaiſe anſpannen, gab dem Kutſcher, einem Knechte aus dem Dorfe, ein Trinkgeld für ſein Stillſchweigen, und fuhr ſo, doch immer mit Furcht im Herzen, nach Sellingen.

Er ließ den Major rufen, ohne ſich aus der Chaiſe hervor zu wagen. Als der Major das Leder, das den Kammerherrn verbarg, zurückſchlug, und ſeinen Bruder ſah, wollte er nach ſeiner Gewohnheit aufſchreien; aber der Kammerherr ſagte: um Gottes willen ſtill, Herzens-Fritz! Ich bin ganz inkognito hier, und will nur — das ſagte er mit Thränen in den Augen — meinen lieben Hennig einmal ſehen. Der Major bemerkte jetzt die Chaiſe, die elenden Pferde und den alten Bedienten. Er brummte vor ſich: „großer Gott! und wenn er das Gnadenbrot äße, er könnte nicht ärger fahren!" Mitleidig ſagte er dann: „lieber Bruder Toſſel, und wenn dich Niemand liebt — wir, ich und deine beiden Kinder, Emilie und Hennig, lieben dich. Komm mit hinauf!" Das wagte der Kammerherr nicht, ſo viel ihm der Major auch zuredete. Er ging nur in ein unteres Zimmer, um da zu warten, bis ſeine Kinder kämen.

Der Major trat mit einem traurigen Geſicht in den Speiſeſaal, und winkte den beiden Brautpaaren. Sie ſtanden auf. Er ging mit Kopfſchütteln vor ihnen her, und brummte: „das iſt zu arg! in einem ſolchen alten Rumpelkaſten! . . . Hier herein, Kinder! . . . Da, Bruder Toffel, ſind ſie!“

Als ſie den Kammerherrn erblickten, eilten ſie alle auf ihn zu, und ſanken (Hennig zuerſt) vor ihm auf die Kniee. „Sieh, Bruder,“ ſagte der Major, „hier biſt du einmal Vater! Das ſind deine Kinder! Heute iſt ihr Hochzeitstag. Gieb ihnen deinen Segen!“ — Auch Seibold? fragte der Kammerherr furchtſam. — „Er hat deinem Sohne das Leben gerettet, und Emilie wird durch ihn glücklich.“

Alle hatten unterdeſſen die Hände des Kammerherrn gefaßt, und küßten ſie mit Ehrfurcht. Er wendete ſich erſt unruhig hin und her; dann aber legte er die Hände auf Hennigs und Emiliens Stirn, und ſagte: ſeyd glücklich! glücklicher, als Euer Vater!

Der Kammerherr genoß hier in den Armen ſeiner Kinder einmal des Glückes, das ihm ſeine Frau ſo lange geraubt hatte; doch nur kurze Zeit, da er an die Rückkehr denken mußte. Der Major wollte ihn zwar bereden, die Kette ſeiner Sklaverei zu zerſprengen, und empörte ſein Gefühl auch wirklich; doch die Furcht des Kammerherrn vor ſeiner Frau war zu tief eingewurzelt, und er fand ſich, je näher er nach Moorberg kam, deſto mehr in ſein gewohntes Schickſal.

Als am folgenden Morgen die jungen Eheleute zum Vorſchein gekommen waren, und die Glückwünſche angenommen hatten, ging der Graf nachdenkend umher, und überlegte, was nun weiter mit ihnen werden ſollte. Er zog den Major in einen Winkel, und gab ihm das zu bedenken. Der Major ſchüttelte den Kopf. „Ei was! ſie ſollen bei mir bleiben, hier in Sollingen, und glücklich ſeyn! Dazu ſchüttelte wieder der Graf den Kopf. — Man ſprach mit den jungen Leuten. Louiſe und Emilie waren des Majors, Hennig und Seibold aber des Grafen Meinung.

Während daß man noch ſtritt, ging Hennig auf ſein Zimmer, und erinnerte den Fürſten in einem Briefe an ſein Verſprechen, ihm die Forſtmeiſterſtelle aufzuheben. Wegen Seibolds ſchrieb er an Ahrens, ſchilderte ihm die vielfachen und gründlichen Kenntniſſe ſeines Schwagers, und erſuchte ihn um einen guten Rath, wie er wohl nützlich zu beſchäftigen wäre. Ahrens freuete ſich, einer Familie, der er um Dorchens willen ſo ſehr verbunden war, ſeine Dankbarkeit beweiſen zu können. Er legte dem Fürſten die Briefe vor, und bat nicht vergebens. Halden bekam ſeine Forſtmeiſterſtelle wieder, und Seibolden wurde vorgeſchlagen, mit dem Titel eines Kammerrathes das größte fürſtliche Amt, Rhenſen, in Pacht zu nehmen. Gerade ſo etwas hatte Hennig im Sinne gehabt, und es war auch Seibolds Wunſch.

Der Reitknecht, den Hennig mit ſeinen Briefen nach der Reſidenz geſchickt hatte, brachte die Antworten nach Ransleben, wo die ganze Familie von Sollingen zum Beſuche war. Der Graf, dem Hennig ſie vorlegte, hatte gegen die Forſtmeiſter-Stelle nichts einzuwenden; zu der Pachtung aber ſchüttelte er den Kopf. Iſt denn Seibold reich? fragte er. — „So reich wie ich!" gab der Major zur Antwort. — Er wird an zwanz zig tauſend Thaler gebrauchen. — „Kleinigkeit! Er ſoll dreißig tauſend haben, und baar. Damit ſtatte ich Milchen aus; und dann bekommt Seibold für Hennigs Leben noch keinen Pfennig, ſoll aber auch keinen bekommen: denn dafür hat er mein ganzes Herz." — Der Graf that den Vorſchlag, Seibolden für die Summe lieber ein Gut zu kaufen. Das verbat Seibold fürs erſte. — Ja! ſagte das Fräulein; und ſich nobilitiren laſſen! Das verbat der Major für immer.

Nach vierzehn Tagen gingen die beiden jungen Ehepaare in die Reſidenz. — Seibold konnte das Domainen-Amt ſogleich übernehmen, da die Wittwe des vorigen Pächters es ihm gern abtrat. Als er von Hennigen Abſchied nehmen wollte, gingen die beiden Freunde einen Augenblick bei Seite. „Ich werde," ſagte Hennig, „meine Stelle einmal niederlegen; und dann, lieber Bruder, wirſt du Alles, was ich habe, mit mir theilen." Seibold erwiederte lächelnd: du zweifelſt nicht daran, Hennig; und eben darum kann ich von Herzen Ja ſagen. — Sie trennten ſich mit Thränen der Liebe und Freude.

Der Major, ſeine Frau, ſeine Tochter und der alte Huſar waren von nun an faſt immer unterweges: bald nach der Reſidenz zu Hennigen, bald nach Rhenſen zu Seibold. Und an beiden Orten ſagte der Major: „Gott macht mein Alter zu einem Himmel auf Erden!" Er würde ſeit dem Hochzeitstage an Moorberg, an Karln und Selenbergen gar nicht mehr gedacht haben, wenn nicht ſeine Schwägerin ihn durch einen ſehr unartigen Brief an ſich erinnert hätte. Sie erfuhr Emiliens und Hennigs Verheirathung bald durch das Gerücht, und ihr Haß gegen die Familie in Sollingen bekam neue Nahrung. Freilich mußte ſie ſchweigen, da ſie faſt zu gleicher Zeit auch erfuhr, daß Seibold von dem Fürſten als Kammerrath angeſtellt würde, und da ſie alſo von einer Klage gegen ihn nichts hoffen konnte. Aber ſie machte ihrer Galle in einem Briefe an den Major Luft. Er las ihn lächelnd, und ſteckte ihn dann mit guter Laune aus Fenſter. „Denn," ſagte er, „ich ſetze meinen Kopf gegen die Mütze, ſie hat geſagt: der Major ſoll den Brief nicht aus Fenſter ſtecken; und da ſoll ſie ſich doch geirrt haben!" Sie drohete in dem Briefe, Emilien zu enterben. Der Major zweifelte gar nicht, daß ſie Wort halten würde; aber er ſagte: „Paperlapap! Wenn der Karl ſtürbe, ich möchte wohl wiſſen, ob ſie ſich dann mit ihrem Gelde würde begraben laſſen! Es iſt aber doch gut, daß wir einen Nothpfennig erſpart haben; nun brauchen wir uns um ihr Enterben nicht zu kümmern."

Die Kammerherrin wollte ihre Drohung nicht wirklich erfüllen. Sie wünſchte bisweilen ſogar, ſich mit ihrer Tochter zu verſöhnen; indeß verſchob ſie es, beſonders deshalb, weil ſie glaubte, nichts ohne Karls Einwilligung thun zu müſſen. Karl antwortete ſeiner Mutter, als ſie ihm Nachricht von den Ereigniſſen in der Familie gegeben hatte, in den giftigſten Ausdrücken. „Emilie," ſchrieb er, „hat den Bettler Seibold geheirathet; nun mag ſie denn auch mit ihm betteln! Ich ſage Ihnen, liebe Mutter, müßte ich nur befürchten, daß Sie Emilien je wiederſehen, je in irgend ein Verhältniß mit ihr kommen könnten, ſo würde ich Moorberg und mein Vaterland mit keinem Fuße wieder betreten. Nein, niemals

mals kehrte ich zu einer Mutter zurück, die mich mit Schande überhäufte, wenn ſie aus Schwäche die Tollheiten ihrer ausgearteten Kinder überſähe. Wie? ein Mädchen, das ohne Ihr Wiſſen einen elenden Bettler heirathet, das ſeine Familie ſo tief kränkt — das ſollte Sie und mich noch etwas angehen? Nein; ich erkenne ſie nicht mehr für meine Schweſter. Und Sie, Mutter, haben nur die Wahl: Emilie iſt entweder nicht länger Ihre Tochter, oder ich höre auf Ihr Sohn zu ſeyn!"

Dieſer Brief ſetzte die ſchwache Mutter in die übelſte Lage. Sie ſollte die Gefühle ihres Herzens unterdrücken; und ſie that es, obgleich mit heimlichen Seufzern. Die Enterbung hatte Karl in ſeinem Briefe nicht geradezu gefordert; aber ſie zitterte, wenn ſie daran dachte, daß er es noch thun könnte: denn ſie fühlte, daß es ihr an Muth fehlen würde, ſein Verlangen abzuſchlagen.

Karl hatte jetzt wirklich die Abſicht, die ſeine Mutter befürchtete. Hinter Dresden, nicht weit von der Station, wo Karl mit ſeinem Bruder und Seibolden zuſammen getroffen war, fiel Selenbergen ein, daß eine junge, ſchöne Wittwe, die er kannte, in der Gegend wohnte. „Höre,“ ſagte er zu Karln, „laß uns, ehe wir nach Wien reiſen, die Gräfin Scharsleben beſuchen. Die mußt du ſehen! Das iſt ein Weib! Sie war ſchon verheirathet, als ich ſie kennen lernte; ſonſt wäre ſie meine Frau geworden. Und jetzt, da ſie wieder frei iſt, hat mich der Teufel an den Eheſtandsblock geſchmiedet. O, ſchön wie die Liebesgöttin, reich, jung, witzig, und zum Erſtaunen fein in der Behandlung der Menſchen! Sie war als eine junge Frau von ſechzehn Jahren einigemal bei Hofe; und der Fürſt ſprach mit Entzücken von ihrer Schönheit und ihrem Geiſte.“ Dieſe Beſchreibung machte Karln aufmerkſam.

Die Reiſenden kamen Nachmittags auf dem Gute der Gräfin an, das ſich durch Schönheit und Pracht der Gebäude und der Gärten auszeichnete. Sie gingen eine herrliche Treppe hinauf, und wurden nun in einen Saal geführt, über deſſen Möbles und Gemählde Karl erſtaunte. Einige Minuten nachher hüpfte die Gräfin, erſt halb angekleidet, aber um ſo reitzender, zu einer andern Thür herein. Ihr braunes Haar ringelte ſich in den ſchönſten Locken um die weiße Stirn und um den feinen Hals. Sie trug ein weites Puderhemde, das bei dem lebhaften Geſpräch alle Augenblicke aus einander fiel und den ſchönſten Buſen eine Sekunde lang zeigte. „Nein!" ſagte ſie bei dem Hereinflattern mit einer lieblichen Stimme: „nein, ich konnte nicht warten, lieber Selenberg, bis ich angekleidet war. Ich mußte Sie wenigſtens bitten, ſich ſo lange zu ennuyiren, bis ich es ſelbſt würde thun können."

Karl verbeugte ſich. Mein Freund, der Herr von Halden! ſagte Selenberg.

„Das hieße," ſagte die Gräfin lächelnd; „auch mein Freund, Herr von Halden, wenn anders Freunde theilen müſſen, was ſie Gutes haben. Und ſo fänden Sie es ja wohl ſo arg eben nicht, wenn ich Sie Beide mit an meine Toilette nähme. Ich habe heute nicht Luſt gehabt, ſie vor Tiſche zu machen. Es ſoll in einigen Minuten geſchehen ſeyn." Karl wußte nicht, wie ihm geſchehen war: ſolchen Eindruck hatte die ſchöne Frau auf ihn gemacht. Er glaubte Wunder, was ſie Witziges geſagt hätte; und wirklich ſagte ſie Alles mit vieler Annehmlichkeit. Man ging mit ihr in das Toilettzimmer. Die Gräſin plauderte ein Weilchen fort; und ehe die beiden Herren es ſich verſahen, ſtand ſie hinter einer durchſichtigen Fenſtergardine, um ſich ankleiden zu laſſen.

Nun mußte Selenberg vom Hofe erzählen; und die Gräſin wollte ſich ausſchütten vor Lachen. Er trug die Chronique scandaleuse ſehr luſtig vor, und verſchonte mit ſeinem Salze niemanden, nich. einmal ſich ſelbſt; denn er erzählte ſogar die Geſchichte ſeiner Verheirathung mit den luſtigſten Einfällen darüber. Auch Karl gab, ſo gut wie die Gräſin, ſein Theilchen zu der Unterhaltung, die aus den tollſten Einfällen und faſt ununterbrochnem, lautem Lachen beſtand. Der Abend war da, ehe die beiden Herren es dachten. Sie wollten fort; allein die Gräſin drang darauf, daß ihr Bureau d'esprit, wie ſie ihre Geſellſchaft ſehr artig nannte, den folgenden Tag noch eine Sitzung halten müßte. Sie blieben bis Mitternacht zuſammen, und lachend ſagte die Gräfin endlich: angenehme Ruhe, meine Herren.

„Was ſagſt du zu deiner neuen Bekanntſchaft?“ fragte Selenberg. — Daß du ein elender Lobredner biſt. Die Gräfin übertrifft deine Beſchreibung tauſendmal. In der Geſellſchaft dieſer Frau, ſetzte Karl mit leuchtenden Augen hinzu, habe ich zum erſtenmale gefühlt, was eigentlich Leben heißt.

Am folgenden Morgen hatte Selenberg nichts angelegentlicher zu thun, als der Gräfin zu ſagen, daß Halden ſich Knall und Fall in ihren Kopf verliebt habe. Nicht in den Kopf, ſagte er, der da auf den ſchönen Schultern ſteht, ſondern — erſtaunen Sie über den erhabenen Geſchmack meines Freundes! — in das Gehirn, das in dieſem Kopfe iſt. Die Gräfin ſagte lachend: „das kann ich erlauben. Und nun rathe ich Ihnen, daß Sie heute meinem Kopfe ja recht die Cour machen!“

Karl war über Selenbergs Plauderei ein wenig verlegen geworden; doch die Gräfin gab ihm, als ihrem erklärten Liebhaber, ſo manche kleine Vorzüge, und wendete ſich ſo oft an ihn, daß er endlich Selenbergs Aeußerung ſehr freundſchaftlich fand. Beide wollten am folgenden Morgen weiter reiſen; allein die Gräfin wendete ſich nun an ihren Liebhaber, und bat ihn, noch einen Tag zuzugeben. „Morgen," ſagte ſie, „gehe ich endlich wieder nach Dresden; und dahin ſollen Sie mich begleiten. Was machen Sie in Wien? Küchen und Kirchen giebt es in Dresden auch. Selenbergen verdenk' ich die Reiſe nicht. Der hat Sünden abzubeten und etwas Embonpoint auf ſeine Figur zu ſchmauſen. Er mag Sie aus Dresden abholen, wenn er frömmer und fetter geworden iſt!" Und nun ſagte ſie über Selenbergs hagere Figur ſo viele luſtige Einfälle, bis er endlich verſprach, mit ihr nach Dresden zu gehen. — Dieſer Frau konnte man nichts abſchlagen, und ihr Plan wurde genehmigt.

Karl war nie angenehmer gereiſt, als mit der Gräfin nach Dresden. Er und Selenberg mußten durchaus bei ihr abtreten. Sie ſchrieb einige Karten, und am Abend war in ihrem Hauſe eine zahlreiche Geſellſchaft. Karl hatte ihre gute Laune bewundert; jetzt bewunderte er die Feinheit, mit der ſie jeden zu behandeln wußte. Man riß ſich um ihre Geſellſchaft. Sie ging auch; aber allenthalben zeichnete ſie ihre beiden Gäſte ganz vorzüglich aus. Wohin ſie kam, brachte ſie Leben und Freude mit, und überall hatte ſie auch etwas zu thun: da einem jungen Manne zu einem Amte zu verhelfen, da einen Prozeß zu beſchleunigen, da eine Verſöhnung zu ſtiften, und ſo weiter.

Karl bewunderte ſie noch mehr, als er bemerkte, daß ſie ihre Reitze anwendete, Menſchen nützlich zu ſeyn, und weiter gar keine Anmaßungen machte. „Ich bin hübſch,“ ſagte ſie eines Abends; „das weiß ich wohl, und wollte doch ſehen, ob mein Wort bei dem alten Präſidenten mehr gelten würde, als die Noth einer ganzen Familie, die vergebens ſeit Jahr und Tag der Beendigung ihres Prozeſſes entgegen ſieht und ſich an mich gewendet hat. Ich laſſe mich da, wo der Präſident iſt, zu Tiſche bitten, ſpiele eine Stunde mit dem alten Herrn, und bin ſo vernünftig, ſo ſittſam, daß er ſich gar nicht vor Vergnügen zu laſſen weiß. Nach dem

Spiele ſetz' ich mich zu ihm, ſpreche über le bon vieux tems, und wünſche, daß er noch jung, oder, daß ich etwas älter ſeyn möchte. Ich ſeufze, fange von dem Prozeſſe an, drücke ihm die dürre, kalte Hand, und laſſe mir von ihm die meinige drükken. Dafür thut der Prozeß ſchon einen Rieſenſchritt. Dieſen Morgen habe ich den Präſidenten an meiner Toilette gehabt und ihn mit meinen Locken ſpielen, meinen Arm küſſen laſſen. Jetzt wird der Prozeß wie mit Courierpferden gehen."

O, wie gutherzig! ſagte Karl, und verlor ſich in eben die Spiele, in die ſich der alte Herr verloren hatte.

„Gutherzig? point du tout. Ich kenne die Leute nicht einmal, denen ich geholfen habe. Was gehen Sie mich auch an! Es iſt für mich luſtig, daß auch die Schönheit, nicht Plutus allein, die blinde Gerechtigkeit ein wenig in den Gang bringt. Ich ſagte dem Präſidenten dieſen Morgen, als er meine Reitze erhob; nun, blind iſt die Juſtiz wahrhaftig nicht, wie ſie gemahlt wird; aber mit ein Paar Krücken ſollte man ſie mahlen! Er wollte ſich todt lachen, und merkte nicht, daß ich die Gerechtigkeit nicht ſtärker traf, als ihn ſelbſt."

Solche Begebenheiten hatte die Gräfin unaufhörlich. Bei Lachen und mitten unter tollen Einfällen behandelte ſie die ernſthafteſten Geſchäfte, ſchrieb ſie die wichtigſten Briefe. Sie übernahm Alles, warum man ſie bat; nur mußte es niemanden ſchaden: zu ſo etwas ließ ſie ſich höchſtens nur dann bereden, wenn es ſehr viele Feinheit und Liſt erforderte. So hatte ſie den Kopf immer voll von zehn Intriguen, die ſie alle neben einander fort ſpielte, ohne ſich zu verwirren, ohne die Rollen zu verwechſeln, und ohne ihre übrigen Thorheiten aufzugeben. Sie bildete ſich auf ihren Geiſt, auf ihre Feinheit noch weit mehr ein, als auf ihre Reitze. Darum war ihr jeder nicht ganz unbedeutende Fremde ſehr willkommen, und ſie gab ſich alle erſinnliche Mühe, vor ihm zu glänzen, die ſeltſamſten Rollen zu ſpielen, und die wunderlichſten Einfälle glücklich auszuführen.

Dieſer Fremde war jetzt Karl. Sie fuhr mit ihm in alle Geſellſchaften, trank mit ihm

Thee, wenn ſie noch im Bette lag, und hatte ihn noch um Mitternacht allein bei ſich, wenn Selenberg, der nicht oft mehr ſchwärmte, ſchon auf ſeinem Zimmer war. Karl fand ſich durch den Vorzug, den eine ſo ſehr intereſſante Frau ihm gab, ungemein geſchmeichelt. Seine Eitelkeit erklärte ſich ihr Betragen aus einer geheimen Neigung; und dieſe Vorſtellung zog ihn noch ſtärker zu ihr hin. Ein neuer intereſſanter Fremder würde ihn bald aus ſeinem Traume gebracht haben; aber der war nicht da. So behielt er ſeine vermeinte Eroberung, und dabei wurde er immer mehr ein Sklav der ſchönen Gräfin. Er ſah nicht einmal, daß ſie ſchon anfing, ihren Witz auf ihn zu richten. Bei einem Maskenballe ließ er ſich glücklich von ihr in einen Globus hineinreden, den ſie, als die Thorheit verkleidet, an einer Kette zog. Man lachte über den Einfall der Gräfin, die einen Spiegel mit der Ueberſchrift: „das Bild der Narrheit," in der Hand trug, und jeden, der ſich ihr näherte, hinein ſehen ließ. Karl war in ſeiner Leinwand entzückt über die Einfälle der Gräfin, die alle Masken neckte. Als ſie den Saal verließ, um ſich anders kleiden zu laſſen, hielt ſie auch ihm den Spiegel hin; und er küßte ihr die ſchöne Hand für den boshaften Einfall.

O, welch ein Weib! ſagte er tauſendmal, wenn er allein auf ſeinem Zimmer ſaß, und war nicht aus Dresden weg zu bringen. Er äußerte ſeine Bewunderung auch der Gräfin ſelbſt; und nun erſt ließ ſie ihn alle ihre Künſte ſehen. Heute traf er ſie am Zeichenbrete, morgen mit der Harfe in den Armen, dann wieder am Schreibtiſche, wo ſie Verſe korrigirte, die ſie gemacht hatte. Sie konnte zwar alles nur mittelmäßig; aber ſie wußte es ſo zu rechter Zeit zu thun, ſo an den rechten Ort zu ſtellen, daß Karl mit der tiefſten Ehrerbietung zu ihren Talenten hinauf blickte.

Die Gräfin wollte glänzen, ſich von jedem Manne anbeten laſſen, eine Ninon l'Enclos, eine Deutſche Aſpaſia ſeyn; und bis auf einen gewiſſen Punkt gelang ihr das. Die angeſehenſten Staatsmänner waren gern und oft in ihrem Hauſe; auch hatte ſie einen kleinen Zirkel guter Köpfe um ſich her. Aber, aller ihrer Feinheit ungeachtet, wollte ihr doch das nie recht gelingen, was ſie zur Abſicht hatte, und was Aſpaſien, wie der Ninon, gar keine Mühe machte: den Adel und die guten Köpfe mit einander zu amalgamiren. Sie wollte eine berühmte Frau ſeyn; doch ſie hatte weder Aſpaſiens Kopf, noch der Ninon Herz, und war nichts als eitel. Daß ſie geliebt hätte und wieder lieben würde, geſtand ſie ohne Bedenken, und rühmte ſich ſogar ihrer Veränderlichkeit; aber ſie erſetzte den Verluſt ihrer Neigung nicht, wie Ninon, mit zärtlicher Freundſchaft. Bei dem Allen hatte ſie einen recht guten Ruf, und niemand glaubte, daß ihre Liebhaber Urſache hätten, ſich eines beſondren Glückes bei ihr zu rühmen.

Jetzt war Karl ihr Anbeter, und ſie gab ſich alle Mühe, ihre Bekannten zu bereden, daß ſie ihn liebte, ob ſie ihn gleich, ſo oft ſie mit ihm allein war, in der ehrerbietigſten Ferne zu halten wußte. Karl wurde immer mehr von den Reitzen dieſer Zauberin umſtrickt, und fing an, ſich ihren Beſitz zu wünſchen. Er ſagte das Selenbergen. „Nun?" erwiederte dieſer; „bin ich denn etwa die Gräfin?" — Karl geſtand ihm, daß er die Gräfin nicht begreife. — „Ja, lieber Halden, ſobald du ſie begriffeſt, wäre es auch vorbei. Darin beſteht eben ihr Zauber, daß ſie unbegreiflich iſt." — Ganz Dresden glaubt, ſagte Karl, daß ſie mich liebt; ich aber glaube es nicht. Sie riegelt ſich mit mir ein, und ſo laut, daß ihr ganzes Haus es hören könnte; aber nie iſt ſie kälter, als wenn wir ſo verriegelt und allein ſind. Gieb mir deinen Rath, Selenberg! Ich liebe das Wunderweib bis zum Sterben. — Selenberg lächelte, und zuckte die Achſeln.

Karl benutzte die erſte Gelegenheit, der Gräfin ſeine Liebe in den zärtlichſten Ausdrücken zu erklären. Sie wurde tiefſinnig, hatte Thränen im Auge, drückte ihm die Hand, und dabei blieb es. Er wiederholte die Scene nach einigen Tagen; und ſie betrug ſich wieder eben ſo.

Nun machte Karl ſich die ſüßeſten Hoffnungen, und drang ſtärker in ſie. Als ſie ihm endlich geſtand, daß er ihr nicht gleichgültig ſey, ſank er entzückt ihr zu Füßen, und ſchwor ihr ewige Liebe. Sie ſagte lächelnd: „ich verſpreche Ihnen Liebe, ſo lange Sie liebenswürdig ſind, oder ſo lange mein

Herz Sie ſo findet." — Wenn Treue, erwiederte Karl; und bedeckte ihre Hand mit Küſſen — wenn Liebe und Ehrfurcht, wenn das Beſtreben, jedem Ihrer Wünſche zuvorzukommen, Ihre Liebe verdienen können, ſo werde ich ſie ewig haben, theure Gräfin.

Sie hob ihn mit zärtlichen Blicken auf, und er ſchwamm in einem Meere von Wonne; aber dennoch kam er nicht weiter. Nach vierzehn Tagen wagte er es, das Wort Ehe auszuſprechen; und das Auge ſeiner Göttin wurde zuſehends dunkler. Sie wollte wohl Liebhaber, aber keinen Mann; und gewiß wäre von dieſem Augenblicke an ihre Liebe zu Karln erloſchen, wenn nicht der Aktuarius, der ihre ökonomiſchen Angelegenheiten beſorgte, ſich ins Mittel geſchlagen hätte.

Die Gräfin war ſehr verſchwenderiſch geweſen, obgleich ihr Aufwand nicht übermäßig groß ſchien. Sie hatte in Dresden nur eine Wohnung, auf ihrem Gute aber einen Pallaſt, machte alle Jahre eine Reiſe, und ließ täglich für ein Duzend Menſchen ihren Tiſch decken. Das hätte ſie auch gekonnt, ohne Kapital angreifen zu dürfen. Aber es gab noch etwas Andres, das ihr Vermögen wegnahm. Dort auf dem Saale ſtanden ein Paar Veſtalinnen von Marmor, die man in Italien ausgegraben hatte; über dem Kamin war ein antikes Basrelief; in ihrem Schlafzimmer hing eine ſchöne Heilige mit Engelsköpfen von Guido Reni; und ſo fand man in allen ihren Zimmern theure Gemählde oder andre Kunſtwerke, die ſie ſelbſt gekauft, und eben deshalb doppelt theuer bezahlt hatte. Ihre Möbles waren einfach, aber in England oder Frankreich gemacht; und überdies konnte ſie höchſtens ein halbes Jahr auf demſelben Sofa ſitzen, vor demſelben Spiegel ſich anziehen, und an derſelben Uhr nach der Zeit ſehen. Jeder durchreiſende Virtuoſe ſpielte in ihrem Zimmer vor einem ausgeſuchten Zirkel ihrer Freunde, und bekam dafür eine goldene Uhr mit ihrem Nahmen von Steinen, oder eine Doſe von groſſem Werthe. So wurde ein Kapital nach dem andern auf ihre Güter geborgt; und ſie hieß noch immer die ſchöne reiche Gräfin, als ſie wirklich beinahe ſchon arm war.

Ihr Aktuarius erinnerte von Zeit zu Zeit;

ſie trillerte aber, anſtatt zu antworten, ein Italiäniſches Liedchen, und unterſchrieb Wechſel, oder was er ihr ſonſt vorlegte, ohne es anzuſehen, um nur den finſtern Menſchen, der nichts als zählen konnte, ſo bald als möglich wieder los zu werden. Der Mann verlieh, und die Gräſin borgte ein Kapital nach dem andern, bis er ihr endlich — gerade um die Zeit, da Karl das fürchterliche Wort Ehe ausſprach — die Nachricht gab: daß ein Bankerott ausbrechen würde, wenn ſie nicht Mittel wiſſe, ſich zu helfen.

Die ſchöne Frau mußte ſich nun mit ihrem Aktuarius einſchließen; und es fand ſich, daß ſie nicht mehr zu retten war. So ungern ſie auch daran dachte, ſich zu verheirathen, ſo konnte ſie es doch jetzt nicht länger vermeiden. Sie gab Karln, der ſchon alle Hoffnung verloren hatte, aufs neue zärtliche Blicke; und er lag wieder zu ihren Füßen. Mit Zittern ſprach er das Wort Ehe noch einmal aus; und ſie reichte ihm mit niedergeſchlagenen Augen die ſchöne Hand. Er verfolgte ſeinen Sieg, und drang in die Gräſin, die Heirath zu beſchleunigen.

Man erſtaunte, daß es dem Herrn von Halden gelungen ſeyn ſollte, ihre Hand zu erobern; auch wollte man es nicht eher glauben, als bis er mit ihr getrauet wäre. Karl, der jetzt ſeiner Mutter ſchon Nachricht gegeben, und von ihr einen Brief mit den fröhlichſten Glückwünſchen bekommen hatte, drang immer ſtärker mit Bitten in die Gräfin, und ſie gab ihm in Kurzem ihre Hand. Nun freuete er ſich, daß die Gräfin Louiſe ſeines Bruders Frau geworden war, und fühlte ſich äußerſt glücklich.

Seine Mutter gab dem Major in einem ſehr hochtönenden Briefe Nachricht von der glänzenden Verbindung ihres Sohnes. Er antwortete mit einem aufrichtigen Wunſche für Karls Glück, und ſagte zum Schluſſe: „ich wollte übrigens, Sie hätten mir geſchrieben: Karl hat eine gute Frau bekommen; und nicht bloß: eine reiche und ſchöne. Reichthum und Schönheit ſind nur Bernſteinfirniß, und ein wurmſtichiger Stuhl iſt und bleibt ein unbrauchbares Ding, wäre er auch hinten und vorn vergoldet und lakirt." Sie hielt das für die Sprache des Neides.

Karl erfuhr nach und nach, obgleich nicht zur Hälfte, die Unordnung, in welcher die Vermögensumſtände ſeiner Frau ſich befanden. Er glaubte noch immer, daß ſie wenigſtens ſehr wohlhabend, wenn auch nicht außerordentlich reich, wäre; und ſeine Mutter mußte daher eine ſehr anſehnliche Summe ſchikken, damit die dringendſten Schulden bezahlt werden könnten. Der Aktuarius, der die Beſorgung der Geldgeſchäfte gern noch länger behalten hätte, verwickelte den Handel ſo ſehr, daß Karl ſich nicht herauszufinden wußte; und ſeine Gemahlin bat ihn, ſie mit ſolchen Dingen zu verſchonen. Er bekam endlich Mißtrauen gegen den Aktuarius, zog andere Leute zu Rathe, und ſah nun den Abgrund, in welchen die Gräfin mit ihrem Leichtſinne ſich geſtürzt hatte. Die Güter mußten, weil ſich viele Gläubiger meldeten, verkauft werden; und Karls junge Gemahlin behielt von ihrem Vermögen faſt weiter nichts, als ihre Wäſche und ihre Kleider. Sie konnte ſich glücklich ſchätzen, daß dieſe Kataſtrophe in die Flitterwochen ihrer Ehe fiel; denn Karl war im Punkte des Vermögens ganz und gar nicht edelmüthig. Er machte ihr jetzt keine Vorwürfe, weil er ſich in ihrem Beſitze zu glücklich fühlte; aber ſeinen Plan, in Dresden zu bleiben, mußte er nun aufgeben. Seine Gemahlin drang ſelbſt auf die Abreiſe, und ging mit ihm fürs erſte nach Moorberg, doch nicht in der Abſicht, ſich immer da aufzuhalten.

Karls Eltern hatten von dem Allen ſehr wenig oder nichts erfahren; daher war die Kammerherrin in der größten Freude, als die Gemahlin ihres Sohnes mit einer Schaar von Domeſtiken und mit einigen Frachtwagen voll Wäſche und Kleider ankam. Sie hatte die beſten Zimmer im Hauſe zu dem Empfange der jungen, eleganten Frau neu mahlen und möbliren laſſen, und glaubte, großen Beifall dafür zu verdienen; aber zu ihrem Erſtaunen ſah die junge Dame ſich nachläſſig um, und ſagte dann zu Karln: „welch ein abſcheulicher Geſchmack! Meine Jungfern haben ja beſſer gewohnt! Ich dachte, und du ſagteſt es mir ja auch, man würde Alles anſtändig einrichten. Hätte ich doch wenigſtens meine Tapeten mitgebracht, und nur einen

Theil meiner Tableaux!" — Karl beruhigte ſie mit der Verſicherung, daß die Einrichtung bald anders gemacht werden ſollte.

Die junge Dame befahl, und man mußte ſogleich Anſtalten treffen, einen andern Saal zu ſchaffen. Die Treppen im Hauſe waren ihr zu ſteil, der Garten ein Krautfeld, das ſie nicht anſehen möchte und worin es an Statüen, ſo wie im Hauſe an Gemählden, fehlte. Eine Flora und die vier Jahrszeiten, die im Garten ſtanden, ſchalt ſie Klötze, und wollte ſie durchaus nicht länger dulden. Die Frau von Halden zeigte ihr die Gemählde-Gallerie: eine Sammlung von Familien-Bildniſſen in Küraſſen, mit Marſchalsſtäben und großen Perücken. Die junge Frau brach in ein lautes Gelächter aus, und ſagte: „für einen einzigen Teniers mit fünf oder ſechs Bauern, gebe ich Ihre ganze Sippſchaft hin!" Die Kammerherrin wurde blutroth; ſie ſagte aber nichts, und dachte nur: die iſt gerade wie der Major! Bauern für Edelleute! für Generale! — Die junge Frau meinte aber freilich nur gemahlte Bauern.

Der Kammerherr litt am meiſten durch

ſeine Schwiegertochter. Er mußte jetzt ſein geliebtes Kabinet, das ſogar ſeine Frau unangetaſtet gelaſſen hatte, aus drei Zimmern in Eins zuſammendrängen, und ſeine Kanarienhecke abſchaffen, weil die Schwiegertochter das Geſchrei der Vögel nicht leiden konnte. Mit großem Mißvergnügen ſchüttelte er den Kopf über Alles, was er im Hauſe ſah, und kam faſt gar nicht mehr zum Vorſchein. Sonſt hatte er im Schlafrocke gegeſſen; jetzt mußte er jedesmal gekleidet zu Tiſche kommen. Kurz, der alte Herr war ganz aus ſeiner Sphäre geriſſen.

Die Mutter fand ſich bald in die vornehmen Einfälle ihrer Schwiegertochter; denn ſie genoß dafür doch des Triumphes, daß ihr Karl für den glücklichſten Mann in Deutſchland gehalten wurde. Die ſehr anſehnlichen Summen, die ſie heimlich geſpart hatte, glaubte ſie nicht beſſer anwenden zu können, als für die Zufriedenheit ihres Sohnes; und wenn die Einfälle der jungen Frau nicht allzu koſtbar waren, ſo wurden ſie ausgeführt.

Man machte auch Reiſen in die Reſidenz, die ebenfalls großen Aufwand erforderten, weil Karln und ſeiner Mutter daran lag, vor Hennigs Augen recht zu glänzen. So wie Karls Frau am Hofe erſchien, eroberte ſie alle Herzen. Der Fürſt war ſehr gern in ihrer Geſellſchaft, und gab ihr zu Ehren große Feten. Karl wurde nun eine ſehr bedeutende Perſon. Man trug ihm eine Hofſtelle an; er befürchtete aber, daß der Fürſt ihm bei ſeiner Frau gefährlich werden könnte, und überdies redete ſie ſelbſt ihm zu, den Antrag abzulehnen. Eine Stelle würde ihren Mann gefeſſelt haben; und ſie hatte jetzt ſchon wieder mancherlei Reiſen im Kopfe, da es ihr unmöglich war, lange an einem Orte auszuhalten.

Karl ſuchte indeß die Gunſt, worin er jetzt bei dem Hofe ſtand, zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Er ſah ein, daß er großes Vermögen nöthig hätte, um die Wünſche ſeiner Frau befriedigen zu können; deshalb wollte er es dahin bringen, daß auch Emilie enterbt würde. So ungern auch die Mutter ſich hierzu entſchloß, ſo konnte ſie doch den Vorſtellungen, Bitten und Drohungen ihres Sohnes am Ende nicht mehr widerſtehen, beſonders als er ſie aufmerkſam darauf machte, daß er ganz allein von ſeinem Vermögen leben müſſe, und daß Emilie ohnedies reich werden würde. (Seibold gewann bei ſeiner Pachtung in der That ſehr anſehnlich, weil er den Landbau verſtand und ſehr einfach lebte.)

Die Mutter übernahm es, ihren Mann zu ſeiner Einwilligung zu bewegen. Er hielt ſich lange, Trotz ihrem Maulen, Schelten und Toben; aber endlich mußte er doch nachgeben und ein Teſtament machen, worin Karl zu ſeinem einzigen Erben eingeſetzt, und auch Emilie ausgeſchloſſen wurde, weil ſie ſich ohne Wiſſen der Eltern verheirathet habe. Die junge ſchöne Frau bekam den Auftrag, dies einmal geſprächsweiſe dem Fürſten zu ſagen. Sie that es, und er hatte nichts darauf zu erwiedern, weil ihm Emilie jetzt gleichgültig, die junge Frau von Halden aber ſehr intereſſant war.

Karl traf Louiſen und ſeinen Bruder, der ſich gar nicht um den Hof bekümmerte, und, wenn er ſeine Geſchäfte abgethan hatte, nur in dem Genuſſe ſeines häuslichen Glückes lebte, einmal in einer Geſellſchaft, und ſtellte ihnen ſeine Frau mit einem Triumphe vor, der ſie demüthigen ſollte. „Ich wünſche," ſagte er zu Hennigen, „daß du ſo glücklich ſeyn magſt, wie ich!" Hennig lächelte und ſchwieg; als er aber zu Hauſe war, und ſeine Louiſe ihren Säugling an den mütterlichen Buſen legte, da warf er ſich neben ihr nieder, küßte ihre Hand, und ſagte mit ſüßen Thränen in den Augen: wenn doch meine Mutter und mein Bruder dich einmal ſo mit dem Kinde an der Bruſt ſähen! ſie würden vielleicht begreifen, daß ich an deiner Seite glücklicher bin, als ſie in dem läſtigen Gepränge des Hofes.

Louiſens Vater ſtarb; und Hennig legte ſeine Stelle nieder, um auf ſeine Güter zu gehen. Er erinnerte nun Seibolden an ihre ehemalige Unterredung. Seibold wiederholte das Verſprechen: ſobald ſeine zwölf Pachtjahre verfloſſen ſeyn würden, zu ihm zu kommen.

Auch Emilie war Mutter. Der Major ritt von Ransleben nach Rhenſen, von Rhenſen nach Ransleben, und ſaß dort ſtundenlang mit leuchtenden Augen bei den frohen Müttern. „Sieh, alter, lieber Hennig," ſagte er auf dem Rückwege oft, und hielt ſein Pferd an: „ich möchte mich hier her ſtellen und die ganze Welt herausfordern, mir einen glücklichern Mann zu zeigen, als ich bin, Gott ſey dafür gelobt! Ich fürchte mich jetzt ordentlich vor dem Tode: ſo glücklich bin ich!"

Während Ruhe und Zufriedenheit ſich in immer engern und ſtilleren Kreiſen um die drei glücklichen Familien in Sollingen, Ransleben und Rhenſen zuſammenzogen, breitete die rauſchende Fröhlichkeit ſich in immer größeren Kreiſen um Moorberg aus. Da gab es Bälle, Jagden, Geſellſchaften; und ſelbſt der Fürſt kam einige male zum Beſuche nach Moorberg. Die Kammerherrin war außer ſich vor Freude über dieſes Glück, und würde Hennigen mit ſeiner Gattin gern einmal eingeladen haben, um ihnen ihren Triumph zu zeigen, wenn nicht Karl ſie erinnert hätte, daß Umgang mit Hennigen wegen der Enterbung unmöglich Statt finden könne. Aber, wen ſie aus Ransleben und Sollingen ſprach, dem erzählte ſie, daß der Fürſt ihren Sohn beſucht hätte. So kam die Nachricht zu der alten Couſine in Ransleben; und dieſe ſagte ſeufzend zu Hennigen und ſeiner Louiſe: denken Sie nur, der Fürſt iſt in Moorberg geweſen! Die Moorberger ſind doch ſehr glücklich! Eine ſolche Ehre! — Louiſe blickte von ihrem Sohne auf, faßte fröhlich Hennigs Hand, und ſagte: „mag doch der Fürſt in Moorberg geweſen ſeyn! Hier iſt der Himmel, und Alles, was Engel und Heilige glücklich macht: Liebe, und Freude!" — Das iſt es eben, ſagte das Fräulein ſeufzend, daß Sie für keinen andern Menſchen Augen haben, als für den Herrn Vetter und für Ihren Kleinen! Darum fragt auch der Hof nichts nach Ihnen!

„Nun, und wir fragen auch nichts nach ihm!"

Ja, ich weiß wohl, daß Ihnen Alles gleichviel iſt, wenn nur der Herr Vetter ſie liebt! Zu Ihnen wird der Fürſt niemals kommen, oder es müßte ſich hier ſehr ändern!

Das Fräulein machte von weitem her einige Verſuche, die Verbindung mit der Kammerherrin wieder anzuknüpfen; allein ſie gab das Vorhaben auf, da Hennig und Louiſe ſie gar nicht unterſtützten, und ſich um ihre Vergleichungen zwiſchen dem traurigen Leben in Ransleben und dem glücklichen in Moorberg nicht kümmerten.

Man lebte in Moorberg nicht ſo glücklich, wie das Fräulein glaubte. Karl und ſeine Frau waren zwar unumſchränkte Herren im Hauſe, da der Vater zu Allem ſchwieg, und da die Mutter Alles, was ſie vornahmen, billigte. Aber ſelbſt die faſt unmerkliche Abhängigkeit von dem alten Kammerherrn ſchien ihnen eine drückende Laſt, weil ſie doch nicht Herren des Vermögens waren. Die Einkünfte des Gutes kamen zwar meiſtens in Karls Hände; wollte man aber etwas Wichtiges unternehmen, wozu eine größere Summe gehörte, ſo mußte man ſich noch immer an den Vater wenden. Bei ſolchen Gelegenheiten wagte aber der alte Mann gewöhnlich einigen Widerſpruch, da es die einzigen waren, bei denen er ſein Anſehen geltend machen konnte. Die junge Frau brauchte oft ſchnell Geld, und nun mußte ſie den langweiligen Weg durch ihren Mann zu dem Schwiegervater gehen. Dieſe Verzögerung war ihr unangenehm, und ſie ſagte oft mit ihrem gewöhnlichen Leichtſinn: „aber wie kann dein Vater ſo unverſchämt ſeyn, ſo lange zu leben!" oder zuweilen auch: „es iſt doch ärgerlich, daß ein kindiſcher Alter der Vormund eines Mannes, wie du, ſeyn muß!" — Karl hatte ſeinen Vater faſt von Jugend auf beherrſcht und nie Ehrfurcht oder Liebe für ihn gehabt. Dieſe Aeußerungen ſeiner Frau machten daher keinen widrigen Eindruck auf ihn, und er gab ihr im Herzen Recht. Außerdem waren ihm die Geſinnungen des Kammerherrn, durch manche Aeußerungen über Hennigen und Emilien, verdächtig. Er befürchtete, daß ſein Vater auf ihre Seite treten würde, wenn nur der Major ſich in das Spiel miſchte, oder ſeine Geſchwiſter dringender bäten. Daher hielt er es für beſſer, ſich ſo bald als möglich den völlig unabhängigen Beſitz des väterlichen Vermögens zu verſchaffen. Er machte bei ſeiner Mutter Anſpielungen hierauf; und auch dieſes Verlangen fand die thörichte Frau nicht unbillig. Sie verſprach Karln, es dahin zu bringen, daß ihm das ganze Vermögen feierlich übergeben würde.

Als ſie die Sache ihrem Manne vortrug, antwortete er zu ihrem Erſtaunen ſehr ruhig und feſt: „daraus wird nichts!“ Sie ſchwieg einige Minuten, und fing dann noch einmal an; aber der Kammerherr wiederholte mit großer Ruhe: „daraus wird nichts! Sag das deinem Sohne!“ Jetzt fing ſie an zu toben, und trieb das eine gute Weile ſo fort, bis ſie endlich heulend fragte: haſt du dich nun beſonnen? Er blieb aber bei ſeinem: „daraus wird nichts!“

Die Kammerherrin, die einer ſolchen Hartnäckigkeit von ihrem Manne nicht gewohnt war, wurde endlich in ganzem Ernſte böſe, und ſchrie mit einem fürchterlichen Geſichte: du ſollſt, ſag' ich! du ſollſt! Der Kammerherr zitterte ein wenig; und ſeine Frau glaubte nun ſchon, daß er nachgeben würde. Allein er ſagte: „ich thu' es nun einmal nicht! Und macht ihr es mir zu arg, ſo werde ich den Major und Hennigen zu Hülfe rufen.“

Seine Frau wurde über dieſe Erklärung leichenblaß. Er bemerkte das, und fuhr fort: „das muß ich, wenn ihr mich nicht in Ruhe laßt. Ich habe Karln ſogar meine Zimmer, geben müſſen; aber in dieſem letzten laſſe ich mich nicht quälen. Mein Vermögen ſoll ich abtreten, damit ich nachher bei meinem eigenen Sohne um Brot betteln müßte? Nein, das thu' ich nicht. Herr über dieſes Zimmer und über mein Vermögen will ich bleiben, ſo lange ich lebe!"

Die Kammerherrin machte von allen Künſten eines böſen, eigenſinnigen Weibes Gebrauch: ſie heulte, ſie ſchalt, ſie ſchluchzte, drohete mit ihrem Tode, und ſtellte ſich ſterbenskrank. Nach mehreren Wochen erregte ſie endlich ihres Mannes Mitleiden, oder machte ihn furchtſam; aber vollſtändig war ihr Sieg über ihn dennoch nicht. Der alte Mann erklärte, daß er ſich nicht darum kümmern wolle, wie Karl die Einkünfte der Güter verwende; doch zu einer gerichtlichen Abtretung verſtehe er ſich ſchlechterdings nicht. Weiter, als zu dieſer Erklärung, ließ er ſich nicht bringen. Trieben ſeine Frau und Karl ihn einmal gar zu ſehr in die Enge, ſo erwähnte er des Majors und Hennigs; und dann zogen ſie ſich ſogleich wieder zurück.

Die Kammerherrin, die ihren Mann

genau kannte, merkte bald, daß er noch eine ganz andere Urſache zu ſeiner Weigerung haben mußte, als die er angab. Sie kam auf den Gedanken, ob er nicht etwa gar damit umgehen könnte, Hennigs und Emiliens Enterbung zurückzunehmen. Als ſie ſich auf Kundſchaft legte, erfuhr ſie: ihr Mann hätte, während daß ſie in der Reſidenz geweſen wäre, den Aktuarius (einen jungen, rechtſchaffnen Mann, der den alten Juſtiz-Amtmann in ſeinem Dienſte unterſtützte) lange Zeit bei ſich gehabt, und mit ihm geſchrieben. Ein Paar alte Bauern wären durch den alten Bedienten heimlich zu dem Kammerherrn gerufen worden, und hätten ſich beim Weggehen die Augen getrocknet. — Die Kammerherrin verſchwieg Karln dieſe Entdeckung, um ihn nicht noch mehr aufzubringen. Sie behandelte nur den Aktuarius, dem ſie noch nicht beizukommen wußte, von jetzt an mit Höflichkeit.

Endlich wurde ihr Mann gefährlich krank; und nun durfte ſie nicht länger ſäumen. Sie ließ den Aktuarius rufen, und ſagte betrübt: mein Mann läßt Sie bitten, ihm die Schrift, die Sie aufgeſetzt haben, wobei Johann und die Bauern (ſie nannte dieſe) Zeugen geweſen ſind, wieder einzuhändigen. — Der Aktuarius ſtutzte. — Sie betrifft, fuhr ſie weinend fort, unſere beiden andern Kinder, die mein Mann ſehen will, und zu denen ſchon geſchickt iſt. Dazu, ſagt er, braucht er die Papiere. Ich glaube, er will ſie dem Major zuſtellen.

Sie trug das ſo unſchuldig vor, daß der Aktuarius in die Falle ging. Ich muß aber, erwiederte er, ſie dem Herrn Kammerherrn ſelbſt übergehen, Ihr Gnaden. — „Freilich, das will mein Mann auch!“ — Sie ging nun zu ihrem Manne, der in einer Art von betäubendem Schlummer lag, und ſagte ihm: „ich habe von dem Aktuarius eine Schrift, die mein Vermögen betrifft, gefordert; er will ſie mir aber nur in deiner Gegenwart überliefern. Sag ihm alſo, daß er ſie mir geben ſoll.“ Der Aktuarius hatte unterdeſſen das verſiegelte Teſtament geholt, und trat jetzt herein. „Geben Sie es nur meiner Frau,“ ſagte der Kammerherr, und ſank wieder in ſeinen halben Schlummer. Der Aktuarius näherte ſich dem Bette, um dem Kranken zu ſagen, was die Schrift enthielte. Die Kammerherrin erinnerte ihn, nicht laut zu reden. Als er den Inhalt genannt hatte, gab der Kranke, wie faſt immer in ſeinem ganzen Leben, zur Antwort: es iſt gut! recht gut! Haben Sie es meiner Frau gegeben?. — Der Aktuarius ging, ohne einen Betrug zu vermuthen.

Nun waren alſo die wichtigen Papiere, die der Kammerherrin ſchon ſo lange am Herzen lagen, in ihren Händen. Ihr Mann hatte wirklich Hennigen und Emilien als ſeine Erben feierlich anerkannt, und die Sprache in dieſer Schrift war ſo herzlich, ſo rührend, daß die Mutter erſchüttert wurde. Aus Scham zeigte ſie niemanden, nicht einmal Karln, die Schrift, durch welche ſie nun auch erfuhr, daß ihr Mann bei Seibolds und Emiliens Hochzeit zugegen geweſen war und die Heirath gebilligt hatte.

Jetzt dachte ſie mit großer Angſt: wie! wenn nun der Major und Hennig etwas von dieſer Schrift wüßten! Sie bekam indeß wieder Muth, da ſie von dem Aktuarius bezeugen laſſen konnte, daß ihr Mann das Teſtament zurückgefordert habe. Jetzt mußte ſie vor allen Dingen verhindern, daß ihr Mann nicht etwa ſeinen Bruder oder ſeine Kinder noch ſpräche. Sie gab daher die Krankheit ihres Mannes für eine leichte Unpäßlichkeit aus; und je bedenklicher der Arzt ſich gegen ſie äußerte, deſto mehr machte ſie dem Hauſe Hoffnung. Indeß nahm die Gefahr bald ſo zu, daß ſie nicht länger verborgen werden konnte; und jetzt kam die Nachricht von dem nahen Tode des Kammerherrn nach Ransleben und Sollingen.

Hennig ſprengte ſogleich zu ſeinem Oheim, und ritt dann mit ihm nach Moorberg. Die Kammerherrin empfing Beide mit falſchen Thränen. Ihr Mann lag ſchon ohne Sprache, in einem immerwährenden Schlummer; und dennoch führte ſie den Beſuch mit großer Aengſtlichkeit in das Krankenzimmer. Hennig warf ſich mit dem lauten Ausruf: o mein Vater! über das Bett her, und küßte ſeines Vaters kalte Hand. Der Sterbende wurde von dem lauten Geſchrei erweckt, und ſchlug die Augen auf. Er ſchien ſeine Kräfte ſammeln zu wollen; allein ſein Auge fing ſchon wieder an zu ſinken. „Herzens-Bruder Toffel!" rief der Major mit ſeiner ſtarken, tiefen Stimme: „hier bin ich, und da iſt dein Sohn Hennig!" Dieſe Töne weckten den Sterbenden aufs neue. Er ſchlug die Augen hell auf, hob die Arme, lächelte ein wenig, und reichte Hennigen die Hand hin.

Der Mutter brach der Angſtſchweiß aus. Ach, er kennt keinen mehr! ſagte ſie. „Er kennt uns!" ſagte der Major. „Bruder! kennſt du uns?" — Der Kammerherr nickte. — „Iſt das dein Sohn Karl?" — Er ſchüttelte den Kopf. — „Iſt es dein Sohn Hennig?" — Er nickte dreimal. — „Haſt du ihn lieb, Bruder?" — Er nickte wieder, und reichte ihm beide Hände hin. „So ſegne deinen Sohn, Bruder!" — Der Kammerherr faltete die Hände, und legte dann die eine auf Hennigs Stirn.

Bei dieſem Examen erwartete die Kammerherrin jeden Augenblick die Frage: ſoll Hennig erben? Um ſie zu verhüten, warf ſie ſich laut ſchreiend über ihren Mann hin, und küßte ihn. Er gab durch eine Bewegung zu verſtehen, daß ſie ſich entfernen ſollte, ſah Hennigen an, und ſchrieb mit den Fingern auf das Bett, wahrſcheinlich um anzudeuten, daß etwas Schriftliches da ſey. „Still!“ ſagte der Major leiſe. Sobald ſeine Stimme nicht mehr tönte, verſank die Seele des Kranken unter der Ohnmacht des Körpers, und er ſchlummerte wieder ein.

Die Kammerherrin ſagte nun: der Arzt hat befohlen, ihn in ſeinem Schlummer nicht zu ſtören. Der Major und Hennig hielten ſich daher ſtill; doch wich der Letztere nicht vom Bette. Am Abend ſchlug ſein Vater noch einmal die Augen auf, und man hörte aus ſeinem Munde einige Töne, die wie „Emilie! Hennig!“ klangen. Zwiſchen Allen, die das Bett umringt hatten, reichte er Hennigen die Hand hin, zuckte noch einmal, und ſeine Seele war entflohen.

Der Major drückte ihm die Augen zu, und ſagte mit weinender Stimme: „leb wohl! Gott gebe dir in der Ewigkeit die Freuden, um die deine Schwäche und die Bosheit dich auf Erden gebracht haben! Du biſt todt, armer Bruder; und wir Alle werden dir dahin folgen, wo kein Haß um elendes Gold die Herzen mehr trennen kann. Böſe warſt du nicht, lieber Bruder. Gott wird dir und uns Allen vergeben."

Hennig hatte die naſſen Augen auf die Leiche ſeines Vaters geheftet, faßte deſſen Hand, und ſagte langſam und rührend: du haſt mich mit dieſer ſterbenden Hand geſegnet, mein Vater. Auf einmal ſank er vor ſeiner Mutter nieder, und rief ſchmerzlich: o, ſegnen Sie mich auch, meine Mutter! Eine Todtenbläſſe verbreitete ſich über das Geſicht der Kammerherrin; ihre Bruſt ſchlug hoch, ihr Geſicht bewegte ſich ſchnell. In einem Kampfe mit ſich ſelbſt, legte ſie die zitternde Hand auf Hennigs Stirn, ſchlang die Arme um ihn, und drückte ihn ſchluchzend eine Sekunde lang an ihr Herz. Gewiſſensangſt zerſtörte die beſſere Empfindung, die in ihr erwachte. Sie eilte aus dem Zimmer, und es war, als ob die Schrecken des Weltgerichtes ihr folgten. Jetzt wußte ſie nicht, ob ſie Hennigen liebte oder haßte. Sie würde gerecht gegen ihn geweſen ſeyn, wenn ſie geglaubt hätte, daß er mit keinem Gedanken an die Erbſchaft dachte.

Hennig und der Major ritten wieder weg; und nach einigen Tagen erhielt der letztere einen Brief von der Wittwe, worin ſie anfragte, ob Hennig und Emilie lieber ihre Anſprüche auf das väterliche Vermögen fahren laſſen, oder bei der Eröffnung des Teſtamentes gegenwärtig ſeyn wollten. Der Major verlangte bloß eine Abſchrift des Teſtamentes. Die bekam er; und Hennig ſo wenig als Emilie thaten einen Schritt, ihre Rechte zu behaupten. Karl hatte nun alſo ſeinen Zweck erreicht, und war einziger Herr von dem groſſen Vermögen ſeines Vaters. Die Mutter hielt es ſelbſt für rathſam, ihm ihr eignes Vermögen noch bei ihren Lebzeiten abzutreten. Emilien ſchenkte ſie dreitauſend, und Hennigen tauſend Thaler; alles Andre gab ſie Karln, und behielt ſich nur eine Leibrente von ſechshundert Thalern jährlich vor. Sie erwartete Vorwürfe von Hennigen und Emilien; und Beide dankten ihr in zärtlichen Briefen für die Güte, ſie doch nicht ganz zu vergeſſen. „Mein Mann," ſchrieb Emilie, „deſſen Sie, theure Mutter — o, wie konnten Sie bei ſo vieler Güte ſo hart ſeyn! —

deſſen Sie gar nicht erwähnen, betrachtet das Geſchenk, das Sie mir gemacht haben, als ein Heiligthum. Er kann ſich nicht entſchließen, das Geld zu ſeinem Privatnutzen zu gebrauchen, und hat es dem adeligen Wittwen-Inſtitut in der Reſidenz geſchenkt. Es iſt als eine Schenkung von Ihnen eingelegt; und er freuet ſich, theure Mutter, daß manche arme Wittwe noch in ſpäter Zeit Ihren Nahmen mit Segen und Freudenthränen nennen wird." Die Mutter ärgerte ſich, daß man ihr Geld nicht brauchte, und freuete ſich über die Anwendung, weil ſie ihrer Eitelkeit ſchmeichelte. — Hennig antwortete ſeiner Mutter mit vieler Ehrfurcht und einem vollen kindlichen Herzen.

Karl und ſeine junge ſchöne Frau waren kaum Herren des ganzen Vermögens, ſo verwandelten ſie Moorberg in einen herrlichen Landſitz. Ein geſchmackvoller Park ſchloß das Wohnhaus ein. Der Graben, die gefährliche Zugbrücke, und das Schloßthor „mit den Griechiſchen Jungfern" verſchwanden. Die Flora und die vier Jahrszeiten wurden mit einigen wirklich ſchönen Statüen vertauſcht;

man verſchrieb Möbles aus Paris, legte eine Galerie von ſchönen Gemählden an, und kaufte eins der ſchönſten Häuſer in der Reſidenz. Die junge Frau von Halden wiederholte jetzt ihr Leben in Dresden; Geſellſchaften, Bälle und Feten wechſelten ohne Unterlaß mit Spazierfahrten und kleinen Reiſen ab. Karl ſchwamm in einem Meere von Herrlichkeit; denn er ſpielte in der Reſidenz eine glänzende Rolle. Der Fürſt zeichnete ihn nicht weniger aus, als ſeine ſchöne Frau. Mit Vergnügen bemerkte aber Karl, in welcher ehrfurchtsvollen Entfernung dieſe den Fürſten hielt.

Der Fürſt war wirklich von der Schönheit und dem Geiſte der Frau von Halden bezaubert, und ſeine Neigung wuchs, ſo oft er ſie ſah. Er glaubte Anfangs, leichtes Spiel mit ihr zu haben, da ſie ſeine Bewerbungen mit holder Freundlichkeit aufnahm; aber bald machte er die Bemerkung, daß ſie ihn anzog, um ihn abzuſtoßen. Sie vermied alle Gelegenheiten, wo ſie ſehr ſchicklich mit ihm allein ſeyn konnte, hängte ſich an die Fürſtin, und war oft einen ganzen Tag hindurch nicht einen Augenblick von ihrer Seite zu bringen. Fand der Fürſt auch einmal einen glücklichen Augenblick, wo er allein mit ihr ſprechen konnte, ſo war ſie ausgelaſſen luſtig, verdrehete ſeine Worte, und machte aus Ernſt einen bloßen Scherz. Der Fürſt hörte, daß ſie ganze Unterredungen, die er mit ihr gehabt hatte, ihrem Manne wieder erzählte, und war oft beſorgt, daß ſie in ſeiner Gegenwart ſagen würde: Se. Durchlaucht lieben mich.

Genug, der Fürſt konnte mit dieſer ſeltſamen Frau, die ihn weder abwies, noch erhörte, nicht zurecht kommen. Er wurde ernſt, einſylbig, verdrießlich, und zog ſich zurück. Jetzt lockte ſie ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit aufs neue; und als er ſich wieder näherte, hatten Beide die Rollen gewechſelt: ſie war übler Laune, ernſthaft und einſylbig. Um nur einer Redoute des Fürſten, ſonſt ihrem Lieblingsvergnügen, aus dem Wege zu gehen, verſagte ſie ſich zu einer langweiligen Spazierfahrt.

Der ganze Hof merkte, daß der Fürſt die Frau von Halden liebte. Man bewarb ſich ſchon um ihre Gunſt, und einige niedrige Seelen drängten ſich ſogar an ihren Mann, um ſeinen künftigen Einfluß zu nützen. Die ſchöne Frau erzählte Abends mit lautem Gelächter ihrem Manne, was ſie den Tag über beobachtet hatte; und er ſagte mit Entzücken: welch eine Frau hab' ich!

Endlich wendete ſich der Fürſt an Seelenbergen, Anfangs in dunklen Ausdrücken, dann offen. Seelenberg ſagte, die Achſeln zuckend: Halden iſt mein Freund! — „Und ich nicht?" fragte der Fürſt; „ich nicht?" — Der Hofmann verbeugte ſich ehrerbietig, und ſagte: ſo lange der Herr von Halden ſeiner Frau alles geben kann, was zur Pracht, was zum höchſten Luxus gehört, ſo lange iſt ſie unüberwindlich. Ich kenne ſie! —

„Weiter haben Sie mir nichts zu ſagen?" Nein, Ew. Durchlaucht, zu ſagen weiter nichts. Allein mich dünkt, daraus ließe ſich viel machen. Zu thun hätte ich denn doch noch allerlei; indeß ich rede nicht gern von Dingen, die mißglücken können.

Der Fürſt umarmte Seelenbergen; und dieſer ſagte lächelnd: ein ungnädiger Blick von Ewr. Durchlaucht wäre mir jetzt lieber, als dieſer öffentliche Beweis Ihrer Gnade. Man muß nicht ſehen, daß Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren, weil Halden mir ſonſt das ſeinige entzieht.

Der Fürſt merkte ſich das. Nach einigen Tagen war Selenberg in erklärter Ungnade, und der Hof wendete ihm den Rücken zu. Karl allein blieb ihm treu. Was iſt die Urſache? fragte er ſeinen Freund; und dieſer erwiederte lachend: „du! Der Fürſt gab mir den Auftrag, deine Frau ein wenig zahmer zu machen. Ich ſchlug dies ehrenvolle Geſchäft aus, und natürlicher Weiſe mußte ich in Ungnade fallen." Karl dankte Selenbergen, und dieſer gab ihm nun den Rath, ſich doch nicht ganz auf ſeine Frau zu verlaſſen. „Sie iſt ein Weib," ſagte er; „es ſchmeichelt ihr, wie jeder andern, von einem Fürſten geliebt zu werden. Du biſt zwar ihr Vertrauter, Halden; aber ſie ſagt dir nur, was ſie für gut findet. Sie wird dir ſchwerlich geſtehen, was ich bemerkt habe, daß ihr des Fürſten Bewerbungen doch recht wohl gefallen, daß ſie, wenn er kalt wird, ihn mit

Lächeln und ſeinen Blicken wieder anlockt. Noch einmal: ſie iſt ein Weib, und ihr Liebhaber ein Fürſt. Wäre ich wie du, ich ginge mit ihr nach Moorberg. Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen!"

Karl fand das, was ſein Freund ſagte, ſehr richtig, und drückte ihm die Hand. Aber nach Moorberg zu gehen, konnte er ſich doch nicht entſchließen. Selenberg wollte ihn auch gar nicht aus der Reſidenz treiben, ſondern ihn nur eiferſüchtig machen, und ihn zu Vorwürfen gegen ſeine Frau bringen, damit er ſo ſein eignes Spiel verdürbe. Das gelang indeß nicht. Karl hatte noch unbegränztes Zutrauen zu ſeiner Frau, doch eben ſo unbegränztes auch zu Selenbergen. Er konnte es oft nicht vermeiden, ſeine Frau mit dem Fürſten allein zu laſſen; daher gab er ſeinem Freunde den Auftrag, Beide ein wenig zu beobachten. Selenberg verſprach das; und nach einigen Tagen ſagte er Karln mit einer Art von Beſorgniß: deine Frau hat zwar noch kein Verſtändniß mit dem Fürſten; aber dennoch fürchte ich, daß ſie fallen kann. — Er erzählte ſo viele bedeutende Kleinigkeiten, daß endlich ein Funke von Eiferſucht in Haldens Seele fiel. Karl beobachtete nun ſeine Frau genauer, und fand, daß Selenberg Recht habe, ja noch mehr, daß ſie ihn betriege. Es gab zwiſchen beiden Eheleuten einige bittere Scenen, in denen es aber zu keinen Erklärungen kam. Die junge Frau ſagte empfindlich: fahre nur ſo fort! das wird dir meine Liebe erhalten!

Selenberg brachte das Gift in Karls Seele immer mehr zum Gähren, empfahl ihm aber, ja verſchwiegen zu ſeyn, weil ſeine Gemahlin ſonſt noch feiner und verſteckter zu Werke gehen würde. Die junge ſchöne Frau, die keinen Hang zur Wolluſt, und nur Eitelkeit hatte, fand in der That nicht viel Geſchmack an den Bewerbungen des Fürſten; und Karl durfte noch gar nicht beſorgt ſeyn. Seine Eiferſucht wurde aber durch Selenbergs Bemühungen immer größer; er drohete ſeiner Frau, ſie nach Moorberg zu bringen und nie wieder mit ihr nach der Reſidenz zu gehen. In dem Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, lachte ſie ihm laut ins Geſicht, und ſcherzte über ſeinen Verdacht. Es gelang ihr jedesmal, ihn wieder zu beruhigen, ſo wie es Selenbergen jedesmal gelang, ſeine Eiferſucht wieder zu entflammen. Karl wurde endlich ſehr mürriſch. Er zwang ſeine Frau ſogar, von Partieen wegzubleiben, die ſie ſelbſt veranſtaltet, und bei denen ſie ſich Vergnügen verſprochen hatte.

Bei einer ſolchen Gelegenheit kam es zwiſchen beiden Eheleuten zu einem Wortwechſel, der dadurch noch bitterer wurde, daß die ſchöne Frau ſich nur ſchlecht vertheidigte. Sie nahm endlich ihre Zuflucht zu den Waffen ihres Geſchlechtes: zu Thränen. Karl, der ſie wirklich liebte, ſank an ihre Bruſt, und bat ſo zärtlich, ihm das einzige Glück ſeines Lebens, ihre Treue, nicht zu rauben, daß ſie ihn in die Arme ſchloß, und ihm ſagte: Halden, ich habe die Treue, die ich dir ſchuldig bin, noch nicht mit einem Gedanken verletzt. Aber ich bitte, keine ſolche Scene mehr, wenn du mich nicht dazu reitzen willſt! Laß uns, fuhr ſie freimüthig fort, und ſetzte ſich auf ſeinen Schooß — laß uns dieſes Kapitel ein für allemal abthun.

Nun kam es zu Erklärungen über das Ent-

Entſtehen ſeiner Eiferſucht. Karl nannte, trotz dem Verbote ſeines Freundes, den Nahmen Selenberg. — „Selenberg?“ ſagte die Frau erſtaunt; „Selenberg? der hat deine Eiferſucht in Bewegung gebracht?“ Und nun brach ſie in ein lautes Gelächter aus. Endlich ſagte ſie: „unerhört! erſtaunlich komiſch! Der Selenberg iſt doch ein feiner Spitzbube! Dich hetzt er auf, und mich dazu! O, lieber Mann, den wollen wir in ſeinem eigenen Netze fangen!“

Karl erſtaunte über die Ausrufungen ſeiner Frau; und ſie erzählte ihm nun, daß Selenberg ſich an ſie gedrängt, und ſie wegen ihres eiferſüchtigen Mannes beklagt habe. Offenherzig geſtanden, fuhr ſie fort, ich hörte ihn an, und machte ihn zum Vertrauten meiner Leiden. Nun ſprach er für den Fürſten, und verſchaffte ihm auch hundert Gelegenheiten, mich allein zu ſehen. Wahrhaftig, lieber Mann, wenn dieſe Stunde ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machte — ich glaube, es wäre dem pfiffigen Kopfe gelungen, uns völlig zu entzweien und mich eben da durch dem Fürſten näher zu bringen. — Karl erſtaunte, und wollte ihr nicht glauben. Sie holte aber ein Paar Billets von Selenbergen, die ſeine Abſicht ſo ziemlich deutlich bewieſen. Als Karl noch immer zweifelte, zog ſie ein Billet hervor, worin der Fürſt Selenbergen aufforderte, ihm nur einen freundlichen Blick von der ſchönen Halden zu verſchaffen. Dieſes Billet zeigte Selenberg der jungen Frau, als ſie gerade über ihren Mann mißvergnügt war; und ſie hatte es ihm weggeriſſen. Nun war Karl überzeugt von Selenbergs Verrätherei, die er freilich nicht ſo erſtaunlich komiſch finden konnte, wie ſeine Frau. Er ſöhnte ſich gänzlich mit ihr aus, und nahm ſich in der Stille vor, den boshaften Menſchen zu beſtrafen.

Am folgenden Morgen ging er mit zwei Bekannten zu Selenbergen, und ſagte: „Herr Präſident, ich erkläre Sie in Gegenwart dieſer Herren für einen ſchlechten Menſchen, für einen Schurken." Selenberg wollte ſich auf Erörterungen einlaſſen. Aber da Karl ihn nicht anhörte, ſo mußte er ſich endlich entſchließen, Genugthuung zu fordern. Sie gingen in ein dickes Bosket hinter Selenbergs Hauſe. Mit den Worten: „höllischer Schurke!" rannte Karl ihm den Degen durch die rechte Schulter, daß er am Halſe wieder heraus kam. Selenberg wurde in das Haus gebracht. Man fand ſeine Wunde nicht tödtlich; aber verdorbene Säfte hinderten die Heilung, und es kamen immer neue ſchlimme Zufälle, ſo daß er nicht von ſeinem Bette aufſtehen konnte. Jetzt fand Selenberg ſich ſchrecklich allein mit ſeinem Arzte, ſeinem Gewiſſen und dem langſam herannahenden Tode. Er ſprach einmal in einer ſehr unruhigen Stunde von ſeiner Frau und ſeinem Kinde. Der Arzt bat, ohne ihn erſt um Erlaubniß zu fragen, ſeine Gemahlin, daß ſie ihn beſuchen möchte. Sie kam mit ihrer Tochter von dem Gute, auf dem ſie ſeit einiger Zeit auch Julien bei ſich hatte, und trat in das Krankenzimmer, als eben eine ſchmerzliche Operation an ihrem Manne vorgenommen war. Das Mitleiden in ihrem Geſicht und die Aengſtlichkeit ſeiner Tochter rührten ihn, und er bot ſeiner Gattin die Hand. Sie bekümmerte ſich nun um ſeine Pflege, und er merkte bald, daß er von ihr beſſer behandelt wurde, als von den Domeſtiken.

Er gewöhnte ſich daran, ſeine Frau und ſeine Tochter um ſich zu ſehen. Ihre Sorge für ihn, ihre Theilnahme an ſeinen Leiden, und die Liebkoſungen ſeiner Tochter erregten ſeine Dankbarkeit, ſein Wohlwollen. Anfangs war ihre Geſellſchaft ihm nur angenehm, bald aber nothwendig. Sein Wohlwollen ging in Liebe und Zutrauen über, und einen Schritt weit von ſeinem Grabe empfand er zum erſtenmale, daß es noch andre und ſchönere Freuden giebt, als die Wolluſt. Er ſtarb in den Armen ſeiner Gattin, und ſein letztes Wort war: „Derchen, was muß ich verlieren! Ach, erſt nahe am Tode lern' ich, was Glück und Liebe iſt!" Seine Tochter erbte das ganze Vermögen, einige anſehnliche Legate ausgenommen, die er den unglücklichen Opfern ſeiner Verführung ausgeſetzt hatte.

Die Veranlaſſung zu Selenbergs Tode war ein Geheimniß geblieben. Karl ging wieder nach der Reſidenz, aber nicht um glücklich zu ſeyn. Er wurde aufs neue eiferſüchtig, da der Fürſt nicht aufhörte, ſich um ſeine Frau zu bewerben. So viele Mühe es ihm auch koſtete, den Hof zu verlaſſen, ſo entſchloß er ſich dennoch dazu. Das Leben in der Reſidenz, und die neuen Einrichtungen hatten große Summen gekoſtet. Daher ſah die Mutter es recht gern, daß ihr Sohn wieder nach Moorberg kam, wo man ſich doch eher einſchränken konnte. Freilich war die Hoffnung geſcheitert, daß Karl Graf oder Miniſter werden ſollte, und er hatte vor Hennigen weiter nichts voraus, als die Gunſt des Fürſten, die obendrein nicht länger ſehr ehrenvoll war. Indeß freute ſie ſich doch, daß ſie ihren Liebling wieder bei ſich haben ſollte; denn ſchon ſeit einiger Zeit hatte ſie Karln das Opfer gebracht, das er verlangte, und Moorberg bewirthſchaftet. Sie wollte ihr altes, jetzt wieder hervorgeſuchtes ökonomiſches Syſtem auch nach der Rückkehr ihres Sohnes fortſetzen. Die junge Frau war aber ſehr unzufrieden damit, und machte ſich ſogar ein

Vergnügen darauf, die Abſichten ihrer Schwiegermutter zu zerſtören. Es kam zwiſchen beiden Frauen zu gegenſeitigen Sticheleien, die von Zeit zu Zeit bitterer wurden. Die Mutter, die ſehr wohl wußte, welche große Opfer ſie dem Glücke ihres Sohnes gebracht hatte, fing an zu befehlen, zu ſchelten.

Es kam endlich zu einem förmlichen Zanke, wobei die Schwiegertochter ſehr freimüthig ſagte: ich bin hier Frau im Hauſe, und Sie, Madame, bekommen von uns eine Penſion. Vergeſſen Sie das nicht! — „Höre, Karl,“ ſchrie die Mutter in großer Erbitterung, „was deine Frau mir ſagt! Penſion! Nein, ſo iſt es nicht gemeint! So lange ich lebe, bin ich Herr im Hauſe. Nach meinem Tode mögen Sie ſo lange verſchwenden, bis Sie meinen Sohn ſo arm gemacht haben, wie Sie ſelbſt waren, Frau Tochter.“

Lieber Mann, wirſt du es leiden, daß mich deine Mutter mißhandelt? ſagte nun die Frau glühend roth im Geſichte. Karl ſtand verlegen da; er wollte Beide beruhigen, und machte den Zank noch heftiger. Die Kammerherrin ging im ſtärkſten Zorne auf ihr Zimmer, und ließ ihren Sohn zu ſich rufen. Er kam, und erklärte ihr, zwar in ſehr ſchonenden Ausdrücken, aber doch ſehr beſtimmt: ſeine Frau ſey Herr im Hauſe; das könne er nun einmal nicht ändern. Die Mutter erſtarrte, und ſchwieg eine Weile; bald aber tobte ſie wie ein Ungewitter. Es kam zu harten Worten, und Karl ſagte zuletzt im Weggehen: ich bin Herr im Hauſe, und mit mir iſt es meine Frau.

Die Mutter machte noch einige Verſuche, ihr Anſehen wieder herzuſtellen; allein ſie ſchlugen zu ihrer vollkommenen Demüthigung aus. Jetzt wollte ſie die Herrſchaft, wie bei ihrem Manne, ertrotzen und ermaulen. Sie blieb auf ihrem Zimmer, ließ ſich das Eſſen dahin bringen, und that ihrer Schwiegertochter tauſend kleine Kränkungen an. Der Erfolg war aber, daß Karl, der ſeine Frau liebte, als Herr mit ſeiner Mutter ſprach, und ihr ſagte: wenn das nicht aufhört, ſo werde ich Mittel finden, meine Frau von Ihnen zu befreien, da Sie alles Mögliche thun, ſich ihr verhaßt zu machen.

Der unglücklichen Mutter ſtürzten heiße Thränen aus den Augen. „Karl!" ſagte ſie mit brechender Stimme: „ich bitte dich! .. Nein!" ſchrie ſie wüthend: „ich will nicht bitten, wo ich befehlen kann! Geh mir aus den Augen, du undankbarer Böſewicht!"

Nun war der offenbare Krieg erklärt. Die Kammerherrin that ihrer Schwiegertochter alles zum Poſſen, und dieſe machte es nicht beſſer. Karl jagte die Domeſtiken ſeiner Mutter aus dem Hauſe, und ſie mußte ſich nun von den Leuten ſeiner Frau bedienen laſſen. Die junge Frau ſpottete über die Mutter; und die Domeſtiken befolgten ihr Beiſpiel. Karl ſchwieg dazu, ſo wie zu den Verſchwendungen ſeiner Frau, die kein Ende nahmen.

Unter allerlei Vorwande verkümmerte man der Mutter ſogar die Penſion, die ſie bekommen ſollte. So viele Mißhandlungen brachen endlich ihren Stolz. Es war Niemand mehr im Hauſe, der nur Luſt gehabt hätte, ihre Klagen anzuhören, den alten Bedienten des Kammerherrn ausgenommen, den ſie ehemals haßte, und der ſich ihrer jetzt, ſo viel er konnte, annahm. Aber auch ihn jagte die junge Frau zuletzt weg. Er ging nach Sollingen, und bat den Major, ihn um ſeines ſeligen Bruders willen todt zu füttern.

„Weggejagt haben Sie dich, Alter?“ fragte der Major, und die Thränen kamen ihm in die Augen. „Der undankbare Bube! Aber komm! Du ſollſt hier keine Noth leiden!“ Der alte Johann erzählte nun von der Wirthſchaft in Moorberg, und von dem Elende der Frau Kammerherrin.

Die Familien aus Nansleben und Rhenſen waren gerade bei dem Major zum Beſuche. O, unſere arme Mutter! ſagte Hennig, und fiel ſeiner weinenden Schweſter um den Hals. „Der Baſtard!“ rief der Major; „wie! meines Bruders Wittwe? Das Wetter ſoll ihn, den Rabenſohn! . . . Den Staatswagen angeſpannt!“ rief er donnernd zum Fenſter hinaus. „Die vier Füchſe, und die Staatslivree! Bleibt ihr hier, Kinderchen! Ich will eure Mutter holen. Noth ſoll ſie nicht leiden!“ — Emilie und Hennig küßten ihm die Hände, und er fuhr ab.

Als er in Moorberg ankam, polterte er die Treppe hinauf, und rief Karln, dem er oben begegnete, ernſthaft und donnernd zu: „wo iſt deine Mutter?“ Karl zeigte ihm höflich das Zimmer; und der Major trat hinein. Die Kammerherrin ſtand eben vor dem Spiegel, und ſuchte mit Mühe ihr Haar ein wenig in Ordnung zu bringen. Der Anblick des Majors erinnerte ſie gewaltſam an ihr Elend. Sie ließ alles fallen, was ſie in den Händen hatte, und fing bitterlich an zu weinen. Ach, Herr Bruder, ſagte ſie; denken Sie denn noch an mich arme, verlaſſene Wittwe? — Der Major küßte ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand, was er ſonſt niemals gethan hatte, und ſagte: „Herzens-Frau Schweſter, ich höre, Sie werden hier nicht ſo behandelt, wie es recht iſt; und da denk' ich, Sie ſollen bei uns beſſer aufgehoben ſeyn, wo jedermann Sie lieb haben wird. Ich habe meinen Staatswagen mitgebracht. Ohne Umſtände, Frau Schweſter, machen Sie, daß Sie fertig werden. Sie ſollen mit mir fahren und glücklich ſeyn. Es iſt auch Beſuch bei mir in Sollingen.“

Heißere Thränen hat wohl nie ein Menſch geweint, als jetzt die beſchämte Mutter. Ach, ſagte ſie ſchmerzlich: kann ich, darf ich meinen Kindern unter die Augen treten?

„Sie dürfen, Herzens-Frau-Schweſter, Sie dürfen! Das Kind hole der leidige Teufel, das ſeine Mutter anders als mit offnen Armen empfangen wollte! Ich ſoll auch ein ſchönes Kompliment beſtellen von Emilien und Hennigen, von meiner Frau und Tochter, von Hennigs Frau, und, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, auch von Seibelden, der, das können Sie mir glauben, noch einmal der vernehmſte Mann unter uns Allen wird, wenn er ſonſt will. Nun, laſſen Sie ſich geſchwind ankleiden. Wo iſt die Klingel? Ihre Jungfer ſoll kommen!" — Ich habe keine Klingel, und keine Jungfer mehr.

„Herr Gott, welch ein Rabenſohn! Freilich kann man wohl auch ohne Jungfer leben; aber heute! den Teufel auch!" Er öffnete die Thür, und ſchrie hinaus: „holla! he! holla! . . . Eine Kammerjungfer ſoll ſich hier zur gnädigen Frau her ſcheren!"

rief er einem Bedienten zu, der ihn anſtaunte. — Und was ſoll die Jungfer da? fragte der Bediente nachläſſig. — „Friſiren.“ — Ei, das mag ſie ſelbſt thun! erwiederte der Bediente, und wollte fort. Aber er hatte, ehe er es ſich verſah, ein halbes Duzend Hiebe mit dem flachen Säbel. „Wart, ich will dir Reſpekt beibringen für die Frau vom Hauſe.“ Der Bediente flog ſchreiend in das Domeſtiken-Zimmer. Hier faßte der Major eine Jungfer beim Arm, zog ſie zu ſeiner Schwägerin hin, und befahl ihr, die gnädige Frau zu friſiren und anzukleiden. Das Mädchen ſah ihn erſtaunt an; ſie friſirte aber ohne Widerrede, weil das Beiſpiel des Bedienten ſie ſchreckte.

Die junge Frau wollte, als ſie von dieſen Auftritten Nachricht bekam, durchaus gegen den Major losbrechen; ihr Mann ſagte aber bittend: du kennſt dieſen groben Menſchen noch nicht! Gieb dich ja nicht mit ihm ab! — „Ich laſſe ihn zum Hauſe hinaus werfen!“ — Das geht nicht! Er würde uns Alle in Stükken hauen.

Endlich war die Mutter gekleidet. Der Major bot ihr ſeinen Arm, und fragte: „wo iſt das Zimmer ihrer Schwiegertochter?“ Karl und ſeine Frau ſtanden auf, als der Major herein trat, und mit ſeiner ſtarken Stimme ſagte: „deine Mutter hat dich zu ſehr geliebt, und Gott ſtraft das ſo arg! Junge, was wird er dir nicht thun, da du deine Mutter haſſeſt!“ Karl erröthete; die junge Frau aber ſchlug ein lautes Gelächter auf. — „Frau Gänschen, lachen Sie, wenn Sie ſelbſt den Schnabel aufthun; aber nicht über einen Mann, der mit Ehren ſein Haupt hat grau werden laſſen! Ihr treibt hier eine Wirthſchaft, die kein gutes Ende nehmen kann; das werdet ihr ſehen. Aber Gott ſoll mich behüten, dann zu lachen. Nein, ich werde euch bedauern, ob ihr gleich euer Schickſal verdient habt.“

Er half ſeiner Schwägerin, die ein Päckchen Papiere in der Hand hielt, in den Wagen, nahm ihr Zeug, das ein Bedienter trug, hinein, und fuhr nun mit ihr nach Sellingen. Unterweges wurde ihr Auge nicht trocken. Er ließ in der Allee halten, ſtieg aus, und führte ſeine Schwägerin durch den Garten, weil er fürchtete, daß Hennig und Emilie der Mutter auf dem Hofe entgegen kommen, und daß die Scene Aufſehen erregen könnte. Zitternd wie eine Verbrecherin, ging die thörichte, jetzt ſo hart beſtrafte Mutter dem ſchwerſten Augenblick ihres Lebens entgegen. Der Major führte ſie leiſe die Treppe hinauf, und öffnete die Thür.

Kaum erblickten Emilie und Hennig das blaſſe, kummervolle Geſicht ihrer Mutter, die mit niedergeſchlagenen Augen da ſtand, ſo ſanken ſie Beide ihr zu Füßen, ergriffen ihre Hände, und bedeckten ſie mit heißen Küſſen. O theure, geliebte, ehrwürdige Mutter! ſagten ſie Beide unter Schluchzen. Die Kammerherrin ſchwankte; in ihrem Herzen wechſelten die Qualen der Hölle mit den Freuden des Himmels. Endlich ſank ſie zu Boden, und mit den Worten: o meine Kinder! in Beider fröhlich zitternde Arme.

Sie wollte ſich ſelbſt anklagen; aber der Major machte, um ſie zu ſchonen, dem Auftritt ein Ende, und führte ihr Seibolden zu. Sie umarmte ihn, und nannte ihn, obgleich ein wenig kalt, Herr Sohn! Nun entdeckte ſie, weil ſie Rache an Karln haben wollte, daß ſie das Teſtament ihres Mannes untergeſchlagen hätte, und brachte es zum Vorſchein. Der Major fragte: „möchteſt du klagen, Hennig? oder du, Emilie?“ Beide antworteten Nein; und der Major warf das Teſtament in den Kamin. Die Kammerherrin wunderte ſich, daß man ſo wenig aufgebracht über Karln war. „Liebe Frau Schweſter,“ ſagte der Major nachher zu ihr, „Sie haben Hennigen gehaßt; und was hatten Sie davon? Nichts als Verdruß. Sehen Sie, wir ſind glücklich, weil wir Niemanden haſſen. Auch Sie ſollen mit Gottes Hülfe noch glücklich werden. Aber die Mittel dazu ſind Liebe, Güte, Vergebung!“

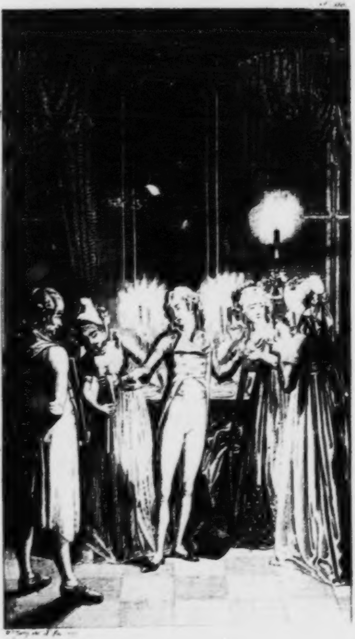
Die Mutter erſtaunte über dieſe Menſchen. Freilich konnte ſie nie ganz zu ihnen paſſen; aber doch lebte ſie bei Hennigen, der ſie dem Major nicht laſſen wollte, ſehr zufrieden. Sie fühlte wenigſtens, welch ein Glück es iſt, tugendhaft ſeyn, wenn ſie ſelbſt es auch nie ganz wurde. Um ihr Vergnügen zu machen, verſprach ihr Hennig, ſeinem Sohne eine ſolche Erziehung zu geben, daß er einmal ein Graf werden könnte. — „Zu einem Kaiſer, Frau Schweſter,“ ſagte der Major, „zu einem Erzengel, wenn's ſeyn kann, muß jeder Menſch erzogen werden.“ — O, wenn nur ein Halden erſt Graf iſt, erwiederte ſie, ſo bin ich ſchon zufrieden. —

Karl lebte, weil ſeine Frau es verlangte, auf einem glänzenden Fuße, und verſchwendete große Summen, ſo daß ſeine Vermögens-Umſtände in Unordnung gerathen mußten. Aus falſcher Scham wollte er ſich nicht einſchränken, und ſuchte jetzt, in Vertrauen auf die Tugend ſeiner Frau, ein Hofamt. Dies erhielt er auch ſogleich, da ſeine Frau noch immer ſehr reitzend war, und des Fürſten Neigung zu ihr ſich nicht vermindert hatte. Sie verſchwendete fort; und ſo lange Karl ihren Hang dazu befriedigen konnte, blieb ſie ihm treu. Als er aber endlich ihr Einhalt thun mußte, nahm ſie Geſchenke von dem

Fürſten an; und die Folge war die gewöhnliche. Karl tobte, als er die Entdeckung machte. Er wurde zum zweitenmale vom Hofe verwieſen, und ging nach Moorberg. Seine Frau, die in der Reſidenz zurückblieb, klagte auf die Scheidung, hatte ſie in Kurzem bewirkt, und wurde nun erklärte Maitreſſe des Fürſten.

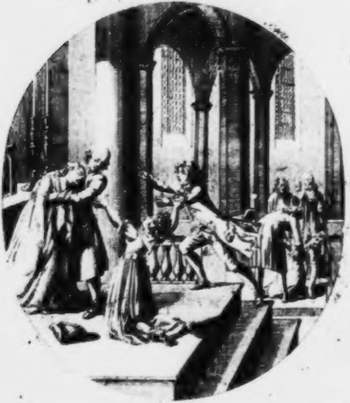
Karls Güter waren verſchuldet, und ſeine Ruhe vergiftet. Aus Noth heirathete er eine ſehr reiche Kaufmannswittwe, ohne deshalb zufriedner zu werden. Er ſuchte das Glück im Gelde, am Hofe, in der Schwelgerei, endlich auch im Geitze, und niemals da, wo allein er es finden konnte. Mit quälendem Neide ſah er das Glück, das ſeinen Geſchwiſtern aus Liebe, Freundſchaft, Vertrauen, Tugend, und ſelbſt aus kleinen häuslichen Leiden, immer erneuet entgegen blühte.

Ende.



Saint Julien.

Von
August Lafontaine.



Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1798.

St. Julien, und ſeine Familie.

123 . [illegible] . [illegible] [illegible]

Ich ergreife die Feder, nicht ſo wohl um der Welt die Begebenheiten meines Lebens mitzutheilen, als vielmehr um mich ſelbſt noch einmal zu überzeugen, daß ich keinen Haß gegen die Menſchen habe, unter denen ich erlag. Lächelnd ſitze ich hier, und beſchreibe meine Unglücksfälle, wie der Schiffer lächelnd ſeinen Freunden auf der Landkarte den Punkt zeigt, wo er im Schiffbruche ſein ganzes Vermögen verlor und nichts als das Leben rettete. Meine Blicke ſind gegen Weſten auf die blauen Gebirge gerichtet, hinter denen das geliebte Frankreich liegt, das mich Unſchuldigen auf immer aus ſeinem Schooße verbannt hat. Von Zeit zu Zeit blicke ich auf von dem Papiere, von dem Andenken zu mein Unglück; und mein Blick über die Gebirge hin — gewiß, Freſ zoſen, er ſegnet Euch, er wünſcht Euch Glück und Ruhe. Warum ſollte ein alter Mann, oder auch ein junger Menſch, einer ganzen Nation etwas Anderes, als Glück und Ruhe, wünſchen? Ich halte nicht Euch Alle für Unmenſchen, für Böſewichter, wie es viele Ausgewanderte in dem Schmerz über ihr Elend thun; ich weiß ja, wie mächtig Zeit und Nothwendigkeit ſind, wozu ſie den Menſchen treiben können. Gewiß werdet auch Ihr uns Ausgewanderten nicht alle für Böſewichter halten, weil wir unſre Titel, unſern Rang und unſer Gold nicht mit frohen Blicken zu Euern Füßen niederlegen wollten. Wie wenige Menſchen — das erfahrt Ihr gewiß täglich — ſind dazu groß genug! Ihr und wir waren Menſchen, und die Nothwendigkeit war ſchuldiger, als unſere Herzen; ſo kann ich es Euch vergeben, daß ich unglücklich wurde.

Ja, wenn ich mich und meine ſeufzende Familie betrachte; wenn ich meine Blicke auf das tauſendfache Elend der ausgewanderten Franzoſen hefte: ſo ſcheint es mir, als ſähe ich Opfer, die für das Vaterland in einer wüthenden Schlacht gefallen wären. Nicht Ihr habt uns verbannt, denke ich dann, ſondern die Nothwendigkeit, das Glück unſres Vaterlandes; und ſo kann ich noch immer — was ja ein hülfloſer Greis allein vermag — Euch lieben und für Euer Glück beten. Dieſe Vorſtellung ſchmeichelt ſogar meiner Eitelkeit. Ich vergleiche mich mit den Helden des Alterthums, die der Oſtracismus aus dem geliebten Vaterlande trieb; und als heute mein Sohn über unſer allgemeines Elend ſeufzend ſprach, und beſonders den traurigen Gedanken aushob, daß Ihr uns ſogar gezwungen hättet, fremde Gräber für unſere Todten zu ſuchen — Es war in der That rührend, was er darüber ſagte. Meine Töchter fingen an zu ſchluchzen; und wenn ich ſelbſt jetzt daran denke, wie alle Völker der Erde ihre heimiſchen Gräber liebten, wie dieſe Liebe ſo tief in der menſchlichen Natur liegt: ſo möchte ich Euch bitten, daß wenigſtens meine Aſche mit der Aſche meiner Vorfahren vereinigt werden dürfte.

Aber ich wollte Euch ja einen Beweis geben, wie ich unſer Unglück anſehe. Als mein Sohn das ſagte, nahm ich lächelnd den Thucydides, und las ihm mit einer Art von Tri umph die Stelle aus Perikles Leichenrede für die erſten Gebliebenen vor: ἀνδρῶν ἐπιφανῶν πᾶσα γῆ τάφος etc. „Jedes Land iſt ein Grabmahl für edle Menſchen; nicht die Inſchr[illegible]uf dem vaterländiſchen Denkmahl allein zeugt von ihrer Tugend, ſondern auch im fremden Lande bleibt ihr Andenken in dem Herzen Aller unauslöſchlich.“ Ich muß Euch meine Schwachheit nur bekennen: die ganze Leichenrede las ich meinen Kindern Wort für Wort vor, und wendete ſie Wort für Wort auf die Ausgewanderten an. Müßt Ihr nicht ſelbſt geſtehen, daß dieſe meiſtens nur Opfer für das Glück der Zurückgebliebenen ſind? — Ich glaube, ſogar meine beiden Töchter waren gerührt; ſie weinten laut. Und ich? Die letzten Worte: „Nun, wenn ihr eure gefallenen Freunde beweint habt, ſo geht!“ konnte ich vor Rührung kaum ausſprechen.

Ich wollte, Franzoſen, auch Ihr wäret darüber gerührt, daß es jetzt auf dem Erdenrunde tauſend und aber tauſend Familien giebt, die zu ihrem Troſte weiter nichts haben, als was ſonſt dem Menſchen das Schrecklichſte iſt: ihre Leichenrede anzuhören. Und von wem können wir Mitleiden fordern, wenn Ihr es uns verſagt? Ihr haßt uns, ſagt man. Das iſt natürlich, weil Ihr uns immer mit Flamme und Schwert in den Landen an Euren Gränzen zu ſehen glaubt. Aber ich bitte Euch, werft Eure Blicke einmal über die Gränzen, über den Kriegesſchauplatz hinaus, auf Eure verbannten Landsleute, die unglücklicher Weiſe nicht da auf der Erde, wo ſie noch leben möchten, ſondern nur, wo die Natur hart und grauſam iſt, einen ſichern Aufenthalt und Mitleiden finden. O, ſoll denn die rauheſte Natur, der harte, ſtarre Norden, mitleidiger gegen Franzoſen ſeyn, als Frankreich, das menſchliche Frankreich? Ich bitte Euch, ſeht, wie die Tauſende von Unglücklichen alle Länder durchirren; wie die Trauerſpiele Eurer Dichter, denen Ihr Thränen weint, jetzt in allen Ländern, tauſend in einem Augenblicke, ſchrecklicher als Eure Dichter ſie je erfanden, von Euren Landsleuten nicht geſpielt, ſondern erlebt werden! Tauſende von blinden, armen, bettelnden Oedipen irren jetzt an den Händen hülfloſer Töchter in fremden Ländern umher, und ſie ſind noch glücklich, wenn ihnen eine Tochter oder ein Sohn übrig geblieben iſt. Kein Dichter darf mehr, ſo lange die Erde ſteht, einen Plan zu einem Trauerſpiele erfinden; Ihr habt ihm dieſe Mühe erſpart. Kein Zuſchauer wird mehr ein Unglück für unwahrſcheinlich erklären; denn die Begebenheiten Eurer verbannten Landsleute ſind ſchrecklicher. Vergebens haben Eure Dichter oft die Geſchichte von ſechs Jahrtauſenden durchblättert, um einen Unglücklichen aufzufinden und mit deſſen Geſchicke die Quelle eurer Thränen zu öffnen. Fünf ſchreckliche Jahre geben ihnen tauſend Mütter, die ihre Kinder auf der Erde ſuchen, tauſend Söhne, Brüder, Schweſtern, Eltern, Gatten, die einander nicht kennen, und eben darum einander haſſen, tauſend ſchreckliche Kataſtrophen, die man der Einbildungskraft nicht zugetrauet hätte. Crebillon muß künftig der menſchliche heißen; wie aber Robespierre?

Doch laßt uns unſere Blicke davon abwenden; wie ſolltet ihr ſonſt eine Konſtitution lieben können, welche um dieſen Preis gebauet wurde? Aber, bei dem ewigen Richter, deſſen furchtbarſtes Schwert Ihr Euch zu führen erkühntet! bei dieſem Richter, Franzoſen! Ihr habt das ſchwerſte Wagſtück unternommen. Ihr müßt das edelſte, tugendhafteſte, glücklichſte aller Völker werden, wenn man Euch die Grauſamkeit verzeihen ſoll, mit der Ihr die menſchlichſten Schwachheiten, die Eitelkeit, den verjährten Stolz Eurer Mitbürger, beſtraftet. Schon der Verdacht war ein Todesverbrechen; tauſend Unſchuldige ſtießt Ihr in den Abgrund des Elends, aus Furcht, daß ſie einſt Schuldige werden könnten. Ihr fordertet von dem Sohne die übermenſchliche Stärke, bei dem Leichname des ſchuldigen Vaters, den Euer Gericht traf, zu jauchzen. Die Thränen der Tochter, wenn man ihre Mutter auf das Blutgerüſt führte, waren ehedem Tugend; bei Euch ein Verbrechen. Ihr fordertet viel, Ihr ſtraftet ohne Mitleiden; ſo habt Ihr die Verpflichtung übernommen, zu thun, was Ihr fordertet, und ſo wird die Welt Euch ohne Mitleiden richten. Euer kleinſter Fehler iſt ein Verbrechen, und die glänzendſte Tugend ohne alle Flecken nur eine Schuld, die Ihr den unglücklichen, von Euch auf ewig Verbannten abträgt. Begeht Ihr den kleinſten Fehler, ſo ruft jeder Unglückliche von uns: wurde ich darum aufgeopfert? — Gebe der Schutzgeiſt der Völker, daß Ihr bald glücklicher werdet, als Ihr es mit uns geweſen ſeyd! Dann will ich meine Ohren von den Seufzern meiner Familie zu dem frohen Jauchzen Frankreichs wenden, und glücklich ſeyn.

„Der Anfang jeder neuen Schöpfung iſt Zerſtörung," ſagt Ihr. Es ſey darum. Aber ſo zerſtört nicht mehr, als Ihr ſchaffen könnt! Gönnt Euren Bürgern Erholung von der ſchrecklichen einzigen Tugend, zu der Ihr ſie zwangt, von der Vaterlandsliebe; laßt die Franzoſen wieder Menſchen, Väter, Gatten, Söhne, Brüder werden! Brutus Hinrichtung ſeiner Söhne iſt die Tugend eines Verzweifelten. Sagt nicht, der Mann müſſe den Staat mehr lieben, als den Buſen, der ihn nährte, als den Buſen, der ihn zum Vater machte. Der Menſch war eher als der Bürger, Familienliebe eher als Vaterlandsliebe. Zuweilen mag ein Timoleon nöthig ſeyn; aber er verhüllt ſein Geſicht, wenn der Dolch durch das Herz ſeines Bruders fährt. Wehe den Zeiten, wo ſolche Tugenden nöthig ſind, das Gute zu retten! Bedeckt nun die Blutgerüſte, die Aſchenhaufen, die Schedelſtätten, die Schlachtfelder mit dem frohen Anblick eines glücklichen Volkes. Ihr habt Eure Gränzen nun ſicher gemacht, und dürft Eure vertriebenen Mitbürger nicht mehr fürchten. Schuldig oder ſchuldlos — ſie ſind unglücklich. Euer Mitleiden folge ihnen in die Dunkelheit, wohin ſie ſich verbergen!

Ich rede nicht für mich; nein, für Euch ſelbſt, für Eure Größe. Ihr ſollt nicht einmal wiſſen, welches mein wahrer Nahme iſt; unter einem fremden will ich meine Begebenheiten erzählen. Aber hören ſollt Ihr, daß nicht alle Eure Mitbürger, die ihr Vaterland verließen, es darum thaten, weil ſie Böſewichter waren; hören ſollt Ihr, daß unter uns noch Franzoſen ſind, die Euch lieben, und die es verdienen, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Ich bitte die Welt im Voraus, nicht zu lächeln, wenn ich mit Entzücken von der Liebe, von der Einigkeit rede, die mich und die

Meinigen beglückte. Dieſe Familienliebe iſt die Quelle des Muthes geweſen, der uns bei allem Elende unterſtützt hat, und meine Kinder haben an meiner Bruſt die Stärke erhalten, lieber unglücklich als laſterhaft zu ſeyn. O, guter Himmel, daß es ein Menſch bei einem andern entſchuldigen muß, wenn er ſeine Kinder liebt!

Ich lebte zu — Sarzy mag das Dorf heißen, wo ich ſo glücklich war; und mich will ich St. Julien nennen. Meine Frau, die ich mit jedem Tage zärtlicher lieben lernte, gebar mir drei Kinder. Das älteſte war ein Mädchen, und hieß Anne; dann kam ein Sohn, und dann nach mehreren Jahren noch eine Tochter, die wir Adelaide nannten. Mein kleines Gut lag in einer reitzenden Gegend von Frankreich. Es fehlte an nichts, was den Aufenthalt da angenehm machen konnte; wir würden aber dennoch in Paris, wo ich ein einträgliches Amt hatte, geblieben ſeyn, wenn nicht die Sorge für Annens Glück uns zu dem Entſchluſſe gebracht hätte, auf dem Lande zu wohnen. Ich war einfach erzogen; aber ich lernte ſehr bald einſehen, welche Gefahr der

Aufenthalt in der ausſchweiſenden Hauptſtadt für meine Kinder haben könnte. Anne war ein reitzendes Mädchen, faſt ſo reitzend, wie ehedem ihre Mutter, und funfzehn Jahre alt. Wir kamen wenig in Geſellſchaft, und die Beſchäftigungen meines Amtes waren unbedeutend; daher lebte ich den größten Theil des Tages in den Armen meiner Familie. Meine beiden älteren Kinder (Adelaide war erſt geboren) erzog ich ſelbſt. Am Morgen las ich mit meinem Sohne die Alten; Anne und meine Frau ſaßen daneben, ſtrickten, hörten zu, und redeten ſogar mit hinein, wenn ihnen etwas intereſſant ſchien. Beſonders den Plutarch las mein Sohn mit Begierde, und ſchon als ein zwölfjähriger Knabe war er ein ſehr eifriger Republikaner. Als noch Leute, die nachher wüthende Jakobiner wurden, den Hut in der Hand hielten, ſo lange ſie mit einem Hoflakaien ſprachen, konnte ich ihn nicht dahin bringen, vor einem Miniſter den Hut tiefer abzunehmen, als vor einem Hausvater in der Vorſtadt St. Marceau, der Abends unter ſeinen ſchlechtgekleideten Kindern vor der Thüre ſeiner Hütte ſaß. Ich hatte nie daran gedacht, daß man etwas Anderes als ein Monarchiſt ſeyn könne; jetzt wurde ich aus Grundſatz ein Anhänger der Monarchie, oder vielmehr aus Liebe zu meinem Sohne, der mit einer ſolchen Denkart in Frankreich unmöglich ſein Glück machen konnte. Meine Frau war auf meiner Seite, Anne hingegen hielt es mit ihrem Bruder; und ſchon mehrere Jahre vor der Revolution wurden in meiner Familie alle die Fragen debattirt, die nachher ganz Frankreich beſchäftigten. So unangenehm mir dieſe Wendung des Kopfes an meinem Sohne auch war, ſo mußte ich ſie dennoch gehen laſſen; und, aufrichtig geſtanden, ich ließ ihm oft freiwillig den Sieg in unſern kleinen Streitigkeiten, weil der republikaniſche Stolz, dieſer kalte Trotz, ihm ſo gut ſtand. Meine Frau bemerkte das noch früher, als ich; ſie verließ darüber ſogar meine Parthei, und wurde eine Republikanerin: wenigſtens in ihren Grundſätzen und Unterredungen; denn die tiefe Ehrfurcht, die ſie für Alles hatte, was vom Hofe war, behielt ſie trotz allem ihrem Republikanismus.

Die beiden Brutus, Timoleon und Dion

waren die Lieblingshelden meines Sohnes, meiner Tochter, und auch meiner Frau. Dieſe verwechſelte aber beſtändig einen mit dem andern, trat in dem heftigſten Streite gegen mich, ohne es zu wiſſen, auf meine Seite, und focht gegen ſich ſelbſt. So ſtand ſie in der ſeltſamen Meinung, Timoleon hätte ſeinen Bruder getödtet, weil der gegen den König von Korinth mitverſchworen geweſen wäre. Es war eine grauſame Handlung, ſagte ich zu meinem Sohne; ich wollte, deine Mutter hätte mir außer dir noch einen Sohn gegeben, damit du fühlen könnteſt, wie grauſam die Handlung iſt. — „Grauſam?" fiel meine Frau ein: „ich behaupte, es war recht! . . . Es war recht!" wiederholte ſie, und ſah meinen Sohn lächelnd an; „denn es wird doch wohl der geweſen ſeyn, der in Rom . . ." — Nicht in Rom, unterbrach ſie mein Sohn; in Korinth konſpirirte er gegen die Majeſtät des . . . — Volkes, wollte er ſagen; aber hitzig fiel meine Frau ein, um zu zeigen, daß ſie es wüßte: „recht! gegen Seine Majeſtät den König von Korinth konſpirirte er. Man hätte ihn rädern ſollen, wie Damiens!" — In

Korinth, ſagte ich lächelnd, hatten ſie weder Räder noch Könige, liebe Frau! — „Nicht? Nun, ſo hätten ſie Beides anſchaffen ſollen; nicht wahr, mein Sohn?" — Du biſt eine gute Republikanerin! ſagte ich, und reichte ihr die Hand. — „Wenn du nur einmal unſerer Meinung ſeyn wollteſt!" murmelte ſie, und drückte meine Hand an ihre Lippen. — Bis auf die Räder bin ich es ja auch, ſagte ich; und das Geſpräch endigte ſich mit einer herzlichen Umarmung. Wir Alle waren ſehr gute Republikaner und Monarchiſten, doch nur in Worten. Der König hätte mir für dieſe Unterhaltungen eine Miniſterſtelle anbieten können; ich würde ſie ausgeſchlagen haben.

Einen ähnlichen Ausgang hatten alle unſere Unterredungen von dieſer Art. So vertheidigte meine Frau den Brutus mit großem Eifer. Liebe Frau, ſagte ich, laß mich doch einmal deinen Republikanismus auf die Probe ſtellen. Setze den Fall, dein Sohn da hätte gegen die Freiheit konſpirirt. Du biſt nun Conſul in Rom, und da liegt dein Sohn. (Ich führte hier unſern Louis vor

ſie

ſie hin). Sterben muß er. Nun gieb mir den Befehl, ihm den Kopf abzuſchlagen, da unſerm Louis den Kopf mit einem ſcharfen Schwerte. Gieb den Befehl! — Da ſtand meine gute Frau mit dem zärtlichen Blicke der verzeihenden Liebe, drückte unter hervorquellenden Thränen ihren Sohn an ihr Herz, und küßte ihn auf die Stirn. Eine ſchöne Republikanerin! ſagte ich lachend. Meine Frau erröthete, und ſagte kein Wort weiter zu der ganzen übrigen Unterredung. — Sie treiben ihren Spott mit mir, lieber Vater! ſagte nun Louis, als er die Hand ſeiner Mutter mit Küſſen bedeckt hatte. — So? ſagte ich; alſo du, Louis! Ich führte ihn vor ſeine Schweſter hin, und ſagte ernſthaft: hätteſt du wohl das Herz, wenn deine Schweſter der Freiheit gefährlich wäre, ihr dies Meſſer in die Bruſt zu drücken? Ich gab ihm ein ſcharfes Meſſer in die Hand. Anne ſah ihn lächelnd an. Das würde er, rief ſie raſch, wenn es ſeyn müßte! Aber er ließ das Meſſer fallen, drückte ſeine Schweſter zärtlich an ſeine Bruſt, und ſagte leiſe: nein, bei Gott! Anne, das könnte ich nicht, und wenn du . . . wenn du . . . Ihre Küſſe verſchlangen, was er ſagen wollte, und ſo trug ich dieſesmal einen entſchiedenen Sieg davon. Seht ihr? hob ich nun an, und führte meine Frau in die Umarmungen unſrer Kinder: — ſeht ihr, daß wir nicht für dieſe ſtolzen Tugenden gemacht ſind, welche die Phantaſie der Jugend billigt, und welche nur unbeſchränkter Ehrgeitz ausführen kann? Uns zu lieben, dazu ſind wir gemacht. — Wir ſanken einander in die Arme, und die Republik, wie die Monarchie, war gänzlich vergeſſen.

So lebten wir in dem unſchuldigen Genuſſe wirklicher und eingebildeter Freuden, Die Nachmittage machten wir Muſik, oder eine Spazierfahrt auf der Seine, oder auch eine Fahrt im Wagen auf die benachbarten Landhäuſer, und Abends ſahen wir wohl ein gutes altes Schauſpiel. Mein Sohn liebte die Trauerſpiele, beſonders die von Corneille, und Cäſars Tod verſäumte er nie; wir, ich und meine Frau, lachten lieber. Der Charakter meiner Kinder entwickelte ſich immer mehr. Was ich vermuthet hatte, geſchah nicht; ja älter Louis wurde, deſto mehr verlor ſich die Energie, von der ich fürchtete, daß ſie in unbeugſamen Trotz ausarten möchte. Sein Herz wurde immer weicher, ſein Charakter immer ſanfter; die jugendliche Energie ſeines Herzens verwandelte ſich in eine ſanfte Melancholie, die aber gar nichts Abſtoßendes hatte. Er war nicht ernſt, ſondern freundlich, wie ein Engel des Himmels; ſeine Phantaſie verließ die Erde, und erhob ſich in die Gefilde der Ewigkeit. Unter den Händen eines Heiligen wäre wieder ein Heiliger oder ein Schwärmer aus ihm geworden. Die Lautentöne ſeiner Schweſter lockten Thränen in ſein Auge; Plutarch hörte auf, ſein Liebling zu ſeyn. Er floh das Geräuſch der Stadt, und die dunkelſten, ſtillſten Plätze in den Tuilerien waren ſein Aufenthalt. Da ſaß er mit dem tragiſchen d'Arnaud, oder dem ſanften Florian, oder dem ſchwärmenden Petrarcha in der Hand, und las. Meine Frau hatte Recht gehabt; ſein Herz war in Zärtlichkeit getaucht, ſein Weſen nichts als ein Seufzer der treueſten Liebe. Ich fürchtete für ihn, aber ohne Noth. Seine ſchwärmeriſche Phantaſie hatte ihm ein Ideal von weiblicher Vollkommenheit geſchaffen, von dem alle Pariſerinnen auch nicht Einen Zug blicken ließen. In Paris war er ſicher; aber ich fühlte, er würde das erſte unſchuldige, demüthige, weibliche Geſchöpf, das er anträfe, mit unbegränzter Zärtlichkeit lieben.

Zu meiner Verwunderung nahm Annens Charakter den Gang, den ich meinem Sohne zugetrauet hatte. Sie war nicht ernſt, aber auch nicht eigentlich heiter; und wenn ſie anfing zu ſprechen, ſo ſchien es nur ihrem Körper an ſanfter, freundlicher, kindlicher Heiterkeit zu fehlen. Jedes Wort zeugte von der Empfindlichkeit, von der Güte ihres Herzens; aber Alles, was ſie ſagte, was ſie that, hatte eine edle Haltung. Ein ſehr edles Geſchöpf! ſagten ich und meine Frau oft von ihr. Obgleich meine Frau bisweilen auch wohl von ihr ſagte: das ſtolze Ding! das hochmüthige Mädchen! ſo war dennoch nichts an ihrem Vorwurfe. Sie mochte nicht gern Unrecht haben, wenn ſie eine andere Meinung hatte, als einer von uns, ſelbſt, wenn ſie einſah, daß ſie irrte. Sie war gutherzig genug, dies zu geſtehen. „Du haſt Recht!" ſagte ſie; „jetzt ſeh' ich es." Allein jedesmal fügte ſie noch ein Aber hinzu, und dann fing ſie gewiß denſelben Streit von vorn wieder an, focht ihn gerade, wie vorhin, wieder durch, und ſchloß, ſo lange man wollte, immer mit: „du haſt Recht; aber" —. Ich und mein Sohn verſtanden es, den Streit auf eine gute Manier zu endigen. Bei dem zweiten oder dritten Aber meiner Frau bemerkten wir einen ſonderbaren Menſchen auf der Straße, oder uns fiel ein, daß die Tapete in dem blauen Zimmer die Farbe verlöre, und dergleichen. Darüber wurde der Streit vergeſſen, und der Sieg blieb unentſchieden. Anne hingegen ſah ihre Mutter bei dem erſten Aber ruhig an, ſchwieg, und ließ ſie den ganzen Streit noch einmal wiederholen, ohne eine Sylbe zu antworten. Meine Frau fühlte den Vorwurf, der in dieſem Schweigen lag. Sie fing an zu ſtocken, und ihre Fragen, ihre Apoſtrophen — ſie ſprach faſt immer in dieſen Figuren — verloren, weil Niemand ihr widerſprach, nach und nach an Feuer. Dann brach ſie erröthend ab, und ſagte, wenn ſie mich allein haben konnte, von Annen gewiß: das ſtolze Ding! Ich mußte nun, um die Ruhe wieder herzuſtellen, den ganzen Streit noch einmal durchfechten und auf meine gewöhnliche Weiſe endigen. Dann war Anne wieder ein edles Mädchen, in dem etwas Großes ſteckte. „Sie ſchweigt,“ ſagte meine Frau, „und wenn ſie auch zehnmal Recht hat.“

Anne war verſchloſſen gegen uns, und wortarm in jeder Geſellſchaft. Aber, was ſie ſagte, hatte Gewicht, und ſie verſtand die Kunſt, ihren Worten mit einem durchbohrenden Blicke, und mit einem ruhigen, kalten Tone der Stimme nachzuhelfen. Dieſe Eigenſchaft nahm ſichtlich bei ihr zu. Sie wurde immer ernſter und verſchloſſener, und anſtatt, daß wir die Urſache davon hätten unterſuchen ſollen, ſchoben wir ſie auf ihren Charakter. Wir nannten dieſe Eigenſchaft: ſtillen Edelmuth, Selbſtbewußtſeyn ihrer Größe; und meine Frau ſetzte noch hinzu: „Anne hat das von mir; ich bin in der Jugend eben ſo edelſtolz geweſen.“ Sie erinnerte mich an manche kleine Begebenheit aus unſerm Brautſtande: wie kurz ſie mich gehalten habe, wie ſtolz ſie mir begegnet ſey. Das Alles hatte freilich nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit Annens Benehmen; indeß gab ich meiner Frau Recht, und ſagte: nun ſo gebe Gott, daß es Annen auch geht wie dir! denn du wurdeſt eine beſſere Frau, als du ein Mädchen warſt. Meine Frau umarmte mich; ſie hielt das für Lob, ob ich gleich nicht wußte, wie ſie es ſo verſtehen konnte. Wir waren Beide zufrieden; und von dieſem Augenblick an behauptete meine Frau, Anne ſey ihr wahres Ebenbild.

Man ſieht, daß jeder von uns, neben dem Familienſtempel, der Gutherzigkeit, ſein individuelles Gepräge hatte. Meine Frau war ungemein gutherzig, aber dabei heftig; Anne gutherzig und ſtolz; Louis gutherzig bis zum Uebermaß; und ich? nun, auch ich war in der That gutherzig, ob ich gleich bisweilen eine Laune hatte, oder ein wenig ſpöttiſch lächelte, oder einen Einfall einſchob, was doch aber, wie ich glaube, ebenfalls von der Gutherzigkeit herkam, meiner Frau nicht öffentlich widerſprechen zu wollen, weil ſie das nicht gut ertragen konnte. Wir hatten jeder unſere Weiſe, die Streitſucht meiner Frau zu behandeln. Ich lächelte, oder ſagte ein bon Mot; Louis warf ſich ſeiner Mutter an das Herz, und küßte ſie mit Zärtlichkeit; Anne ſchwieg ganz ſtill. So war Angriffs- und Vertheidigungs-Syſtem in unſerm Hauſe von Allen gegen Alle feſtgeſtellt. Mich griff man mit Gründen an (Schein- oder wahren Gründen, gleichviel), wenn man mich zu etwas bereden wollte. Ich mochte gern auch jede Kleinigkeit bephiloſophirt haben. That man mir alſo nur ſo obenhin eine Vorſtellung über etwas, ſo hatte ich Muth genug, Allen Nein zu antworten. Brachte man aber das, was man von mir wollte, in eine gewiſſe Form, machte einen Eingang, und beſtimmte dann das Thema, oder brauchte man gar Abtheilungen und Unterabtheilungen, ſo hatte ich die Schwachheit, nicht widerſtehen zu können, ſo ungern ich auch zugab, was man verlangte. Dieſer Fehler hing mir noch aus der Jugend her an, wo ich mit großem Fleiß und vielem Beifall auf dem Jeſuiter-Collegio die Rhetorik getrieben hatte. Die Kunſt, mich zu überreden, verſtand Anne am beſten. Mein Sohn kam gewöhnlich gleich nach dem Thema aus dem Gleiſe; er vergaß, daß er mit mir zu thun hatte, und fing an zu bitten, anſtatt Gründe zu gebrauchen. Die Reden meiner Frau hatten zwar genug Erſtlich, Zweitens, Drittens, u. ſ. w.; aber ſie verdarb Alles mit den ewigen Fragen und Apoſtrophen, die ſie unaufhörlich gebrauchte. Sie zu irgend etwas zu bringen, hatten meine Kinder ein eigenes Mittel erfunden, auf das ich in der langen Ehe mit ihr nicht gefallen war. Beide gaben das, was ſie wünſchten, für den Einfall ihrer Mutter aus, und beredeten ſie gewöhnlich: was ſie wollten, ſey ihr eigner Wille. Louis war durch ein gutes Wort und durch einen Händedruck, oder, wenn das nicht hinreichte, durch einen ſtarren betrübten Blick zu Allem in der Welt zu bringen; er hätte mir, glaube ich, für einen Händedruck ſein Herz aus der Bruſt gegeben. Annen war am ſchwerſten beizukommen; am wenigſten verſtand meine Frau ſie zu behandeln. Ein kaltes: „ich möchte das wohl!" oder: „du würdeſt mir einen Gefallen damit thun, Anne!" wirkte am meiſten auf ſie. Sie that es; man wußte indeß nie, ob mit ihrem oder wider ihren Willen.

Von Adelaiden ließ ſich noch weiter gar nichts ſagen, als daß ſie uns mit ihren unſchuldigen Spielen viele Freude machte, obgleich meine Frau behauptete, ſie ſey die beſte von Allen, und ihr Charakter der edelſte, ſchönſte, den je ein Menſch gehabt habe. „Hat das Kind nicht alle Tugenden ſeines Alters?“ fragte ſie lebhaft; „iſt es nicht folgſam? verſtändig? freundlich? Kann ein Engel im Himmel eine beſſere Stimme zum Singen haben, als das Kind?“ — Und auch zum Schreien, liebe Frau! fiel ich ein. Ich mag es nicht leiden, wenn die Kinder durch alle Töne ſchreien. Sie ſchreiet ja ordentlich angenehm. — „Iſt nicht Wohlthätigkeit die ſchönſte Tugend eines Charakters?“ fuhr meine Frau fort; „und hat das Kind nicht noch neulich dem Bettler einen ſilbernen Löffel geſchenkt?“

Nun, wenn das iſt, antwortete ich, ſo hätte ſie von dir keine Schläge dafür bekommen müſſen! — „Bekam ſie denn die Schläge dafür?“ fragte ſie aufs neue eifrig, aber etwas verlegen. „Nein! Aber gab ſie denn nicht den Löffel weg, den mir die ſelige Tante geſchenkt hatte? Und, o Himmel!“ — fuhr ſie in einer Apoſtrophe fort — „muß ich mir das von meinem Manne vorwerfen laſſen!“

Die ſelige Tante, fiel ich ihr ſchnell ins Wort, muß doch eine liebenswürdige Frau geweſen ſeyn! — „Das war ſie, lieber St. Julien! das war ſie!“ ſagte ſie mit leuchtenden Augen; „die edelſte Frau in Frankreich!“ — Dich ausgenommen, liebe Frau; wahrhaftig, dich ausgenommen! — „Nein, nein, mich nicht ausgenommen, lieber Mann! Thu ihr nicht Unrecht! Die edelſte Frau, keine ausgenommen. Ach theure, theure Tante, wenn du noch lebteſt, und ſäheſt, wie deine Nichte, die du ſo ſehr liebteſt, ſo höchſt glücklich iſt; wenn du ſäheſt . . .“ — Sie ſank an mein Herz; und meine Kinder, die nie eine Umarmung ſehen konnten, ohne ſie mit uns zu theilen, eilten herbei und ſchlangen die Arme um uns. Wir liebten uns wirklich; und noch jetzt geſteh' ich: meine Frau war die beſte Frau für mich in ganz Frankreich — auf der ganzen Erde, würde ich ſagen, wenn ich nicht fürchtete, die Welt möchte das für eine Hyperbel halten; und es ſoll doch nur die Wahrheit ſeyn, die reine nackte Wahrheit.

Meine gute Frau hatte Recht. Wir waren ſehr glücklich; und wenn ſie noch lebte, wir würden, troß den Unfällen, die uns begegnet ſind, es auch jeßt ſeyn; denn wir liebten uns; und, guter Gott! können Menſchen unglücklich ſeyn, die einander lieben? — Die kleinen Unglücksfälle, die uns begegneten, waren ſo höchſt unbedeutend, daß jedermann, ſelbſt wir Vier, nur darüber lächelte.

Mein Sohn las zwar, mir zu gefallen, Iſokrates Reden, für die ich große Vorliebe hatte, mit mir durch; er fand ſie aber ein wenig geſchwäßig. Kam nun eine, nach meinem Bedünken ſchöne Stelle, und ich machte ihn darauf aufmerkſam, ſo lächelte er. Ich fragte ein wenig empfindlich: was lächelſt du? und der tolle Menſch hatte die Dreiſtigkeit mir zu ſagen: über den Leiſten, über den alle Griechen ihre Reden gemacht haben. Das Wort „Leiſten" war doch in der That etwas bitter. Ich verwies es ihm, und ſo geriethen wir in einen Streit über dieſen Punkt. Er fand es lächerlich, daß die Athenienſer immer und ewig davon redeten, daß ſie Urbewohner des Landes geweſen wären. Ich läugnete das „immer und ewig“ ab; und Louis ſchlug mir den Iſokrates, den Demoſthenes, ſogar den Thucydides auf, und zeigte mir, daß das Lob Athens immer auf derſelben Saite und in demſelben Tone von allen „gegeigt“ würde. Der Ausdruck „geigen“ verdroß mich. Aber, was noch ſchlimmer war, er meinte, die Regeln der Rhetorik wären aus dieſen Reden hergeleitet, und könnten alſo für den Werth derſelben nichts beweiſen. Meine Frau miſchte ſich in den Streit, und bewies mir in einer Rede, die länger war als der Panegyrikus des Iſokrates, daß die Griechen, ſo viel ſie davon aus unſern Ueberſetzungen urtheilen könnte, große Schwätzer wären. Ich erwähnte zum Beweiſe des Gegentheils (aber nur für meinen Sohn) die elliptiſche Art zu reden, die kein Volk in einem ſo hohen Grade gehabt hätte, als die Griechen. Louis ſchien dadurch aus dem Felde geſchlagen. Meine Frau ließ ſich von ihm erklären, was wir meinten. So bald ſie es wüßte, behauptete ſie: die Griechen hätten aus keinem andern Grunde ſo gedrängt geſprochen, als um recht viele Zeit zum Schwatzen zu haben. Mein Sohn fiel ihr bei, und ich ſaß nun ganz verlaſſen da. Dieſen ganzen Tag über war ich mürriſch, und ſprach nicht fünf Worte. Meine Frau, die den Streit ſchon rein vergeſſen hatte, fragte mit zärtlicher Unruhe, was mir fehlte; und ich ſagte ihr endlich mürriſch: ich übe mich, kürzer im Reden zu ſeyn, als die Griechen. — „O liebſter Mann,“ rief ſie mit Zärtlichkeit, und reichte mir den Iſokrates: „komm; lies mir die längſte Rede vor! Ich will geduldig zuhören; nur habe keinen Groll auf mich!“ — Das wäre denn das erſte mal, ſagte ich ſchon beſänftigter, daß du die Rede eines Mannes anhörteſt, ohne ihn mit einer noch längern zu unterbrechen. Aber ich will dir und Louis beweiſen, daß die Griechen keine Schwätzer ſind, wenn Ihr zuhören wollt.

„Erſt beweiſe uns,“ ſagte ſie, „daß du wieder gut biſt.“ Sie nahm mich in ihre Arme; Louis liebkoſte mir. Der Streit war vergeſſen, und ich würde nie wieder daran gedacht haben, wenn nicht meine Frau nachher, ſo oft von etwas Kurzem die Rede war, aus Gefälligkeit gegen mich immer geſagt hätte: ſo kurz, wie eine Griechiſche Rede. Mein einziges häusliches Leiden beſtand darin, daß Louis, wenn ich die Reden der Alten lobte, jedesmal ein wenig lächelte, ob er mir gleich nicht mehr widerſprach.

Meine Frau hatte weiter keinen Verdruß, als wenn ſie Niemanden fand, der Luſt hatte, einen Streitpunkt drei- oder viermal mit ihr durchzugehen. Unſre Kinder hatten gar keinen Verdruß. Wir alle liebten einander; was fehlte nun zu unſerem Glücke?

Anne führte zuerſt eine trübe Wolke über uns herauf. Sie war durch einen Zufall mit der Tochter des Polizei-Lieutenants bekannt geworden. Beide fanden Geſchmack an einander, und wurden vertraute Freundinnen. Ich hatte gegen dieſen Umgang nichts einzuwenden. Louiſe — ſo hieß die Tochter des Polizeilieutenants — war ein unſchuldiges ſüßes Geſchöpf, und das Haus ihrer Eltern frei von dem Schwarme junger Leute, die ſich ſonſt in jedem großen Hauſe einzuniſten wiſſen. Ich ſprach ihren Vater einmal, und er machte mir ein artiges Kompliment über meine Tochter und ihren Umgang mit der ſeinigen. Das gab ich ihm zurück, und dann ſahen wir einander nicht weiter.

Nach einiger Zeit wurde Anne ernſter, ſtiller; ſie nahm wenigen Theil an unſren kleinen Freuden, verſank am Klavier in Träume, blieb ganze Abende auf ihrem Zimmer, und war ſich oft ungleich: zuweilen, gegen ihre Gewohnheit, heftig; dann wieder zärtlicher und weicher, als wir ſie ſonſt kannten. Wir würden das kaum gemerkt haben (ſo viele Gewalt that ſie ſich an, es uns zu verbergen), wenn nicht ihre öſteren Abweſenheiten aus unſerm Wohnzimmer uns aufmerkſam gemacht hätten. Ich ſprach mit meiner Frau darüber; und nun erfuhr ich, daß ſie in großer Beſorgniß über Annen war, und nur geſchwiegen hatte, um mir Sorgen zu erſparen. Wir riethen hin und her, was es mit unſrer Tochter ſeyn könnte, und brachten nichts heraus. Die Mutter fragte: was fehlt dir? Anne ſagte mit einer erborgten Ruhe: nichts! und hielt ſich einige Tage hindurch ziemlich leidlich. Wir gaben ihrem Bruder, den ſie recht innig liebte, den Auftrag, die Urſache ihres Kummers zu erforſchen; aber er bekam dieſelbe Antwort.

Eines Morgens, da meine Frau in der Meſſe, und mein Sohn auf einem Spaziergange war, ſaß Anne am Theetiſche, und ſchenkte mir ein. Ich ergriff ihre Hand. Meine Bewegung mochte etwas heftiger ſeyn, als gewöhnlich; Anne erſchrak daher, als ſie mich anblickte. Ich ſah, daß ſie ſich faſſen und mir gern entkommen wollte. Ihre Hand, die ich hielt, zitterte. „Es iſt unrecht, mein Kind,“ fing ich an, „daß du deinen Kummer nicht mit deinen Eltern theilen willſt, da du doch deine Freuden mit ihnen theilſt. Anne, zwinge dich nicht zu einer Verſtellung, die deinem Herzen nicht natürlich iſt! . . . Ich will mit dir reden,“ ſagte ich nun feierlicher, und ſtand auf: „ich bitte dich, höre zu.“

Sie nahm in der Verwirrung meine Taſſe Thee, und ſetzte ſie an die Lippen, ohne zu trinken. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich mich halb und halb zu einer ordentlichen Rede an ſie vorbereitet hatte. Auch gerieth mir der Anfang recht gut. Den Eingang machte eine kurze Schilderung der Freude, welche die Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer dem guten Menſchen giebt, beſonders aber die Theilnahme der Eltern an dem Geſchick ihrer Kinder. Eben wollte ich den Uebergang auf Annens jetzige kummervolle Lage machen; da perlte Thräne auf Thräne aus ihren ſchönen Augen, und rollte die Wangen hinab. Ich vergaß, was ich ſagen wollte, zog Annen an meine Bruſt, benetzte ſie mit Thränen, und rief, ob das gleich offenbar in den Schluß gehörte: „o, mein gutes Mädchen, wie weh thut es mir, daß ich dich unglücklich ſehe! O komm! vertraue dich dieſem Herzen, das deine Thränen zerreißen, das dein kummervoller Blick zerſpaltet! O, liebſte Anne, mein theuerſtes Kind, habe Zutrauen zu deinem Vater! Ich kenne ja kein anderes Glück, als das Glück meiner Kinder."

Annens Buſen ſchlug hoch vor gewaltſamen Weinen. Sie bedeckte meine Hände mit Thränen und Küſſen, ſtammelte halbe Worte, wendete ſich dann auf einmal von mir ab, ſtreckte beide Arme gen Himmel, und ſagte: nein! nein! Sie ſollen nicht länger Kummer um mich haben. Ja, mein Vater, (ſie knieete vor mir hin) ich werde wieder ruhig. Gewiß, das werd' ich! Ja, das werd' ich! rief ſie noch einmal, und ſchlang mit Innigkeit ihre Arme um mich. Ja, Vater, ich bin glücklich! Nur erlauben Sie mir, daß ich mich eine halbe Stunde erholen darf — Kaum hatte ſie das geſagt, ſo ging ſie langſam auf ihr Zimmer.

Jetzt ärgerte ich mich über mich ſelbſt, daß ich meine Abſicht nicht beſſer in Augen behalten hatte. Ich war vorbereitet; ich wußte, was ich ſagen wollte. Wenn ich es aufgeſchrieben hätte, es wäre ein Meiſterſtück von Beredtſamkeit geweſen. Nun befand ich mich offenbar in einer übleren Lage mit dem Mädchen, als vorhin. Sie war mir einmal entſchlüpft; und hatte ſie nicht Luſt ſich zu entdecken, ſo wußte ſie nun ſchon durch Erfahrung, daß ſie entſchlüpfen konnte, wenn ſie nur wollte. Ich überlegte, machte noch manche kleine Abänderungen in meiner Rede, die jetzt nöthig waren, und ging ſo vorbereitet nach einer halben Stunde zu ihr auf ihr Zimmer. Da fand ich denn, daß ſie ein Tuch um ihre Augen gebunden hatte, und mit Adelaiden blinde Kuh ſpielte. „Vater," rief Adelaide; „nimm dich in Acht! Anne wird dich ſonſt haſchen!“ Ich dachte: ſie hat mich ſchon gehaſcht. — Was ſollte ich in dieſer Lage vorbringen? Konnte ich wohl anfangen, wie ich Willens geweſen war: „deine thränenvollen Augen, Anne . . .“? Sie lachte ja mit Adelaiden. — Ich ging unmuthig zurück; aber ich wollte darauf ſchwören, daß ſie ſich mir entdeckt haben würde, wenn ihre Thränen in, und das Tuch vor den Augen mich nicht beidemale verhindert hätten, meine Rede zu halten.

Einige Tage hindurch blieb Anne ſehr heiter, und meine Frau glaubte ſchon, ſie wäre völlig geheilt. Ich ſchwieg ganz von meiner verunglückten Unternehmung; denn erſtlich würde meine Frau die Schuld des Mißlingens, troz allen meinen Verſicherungen, daß meine Rede nicht gehalten ſey, dennoch allein auf dieſe Rede geſchoben haben; und zweitens hatte ich durch mein Schweigen den Vortheil, daß ich doch einmal meine Menſchenkenntniß bei meiner Frau geltend machen konnte. Dieſe Menſchenkenntniß war in ihren Augen gar nicht ſonderlich; und ich muß geſtehen, daß ſie nicht Unrecht hatte. Ich kannte den Menſchen im Allgemeinen recht gut, und beurtheilte ihn, ſo lange ich nicht einen Einzelnen vor mir hatte, ſehr richtig. Bekam ich aber ſelbſt mit irgend einem zu thun, ſo gerieth meine Menſchenkenntniß gewöhnlich ſehr ins Gedränge. Durchaus Jeden, der mir ſelbſt ſagte, daß er ehrlich wäre, hielt ich auch dafür. Ich verlieh Summen Geldes auf eine bloße wörtliche Verſicherung, daß ich ſie wieder bekommen ſollte, oder auf ein ehrliches Geſicht. „Haſt du dir denn keine Verſchreibung geben laſſen?" fragte meine Frau. — Nein; denn das iſt gewiß ein ehrlicher Mann. — Ich wurde betrogen; und meine Frau ſagte: „ſiehſt du nun wohl? kennſt du denn noch die Menſchen?" Ob es mir gleich ziemlich oft ſo gegangen war, ſo blieb es dennoch dabei: ich hielt jeden für ehrlich; meine Frau aber ließ ſich über jeden Louisd'or eine Handſchrift geben, weil ſie behauptete, man müſſe keinem trauen. Vielleicht hatten wir Beide Recht. Wir Männer haben unſere Menſchenkenntniß aus Büchern; die Weiber die ihrige aus dem gewöhnlichen Leben. Wir beurtheilen die menſchliche Natur richtiger; ſie den einzelnen Menſchen.

Jetzt aber nahm ich der Gelegenheit wahr. Gieb Acht, ſagte ich zu meiner Frau: Anne iſt nicht geheilt, wie du glaubſt; dieſe Ruhe, dieſe Heiterkeit iſt erzwungen. Du kennſt den Menſchen nicht, liebe Frau. Wir wollen ſehen, wer Recht hat! — Ich glaubte, ſie würde mir widerſprechen, und wollte dann meinen Triumph ſo weit treiben, als möglich; aber wie bitter wurde meine Eitelkeit beſtraft! Es drangen Thränen in ihre Augen, und ſie ſagte mit ſchluchzender Stimme: „Gott gebe, lieber St. Julien, daß du nur dieſesmal nicht Recht haſt! Dann magſt du dein ganzes Leben hindurch Recht, und ich Unrecht haben! Nur dieſesmal nicht!“

O, meine Kinder! wie viel beſſer war eure Mutter, als euer Vater! Gute, liebe, unglückliche Anne! ich wußte, daß dein Herz gebrochen war, und konnte dabei eitel ſeyn. Deine Mutter gab, aus Beſorgniß, daß es gebrochen werden könnte, den einzigen Triumph hin, den ſie mit Recht über mich hatte. — Tief beſchämt ſank ich meiner Frau in die Arme, und ſagte ſehr demüthig: nein, Liebe, ich habe mich doch wohl geirrt, und am Ende wirſt du Recht haben. Anne iſt wieder ruhig; nun wollen wir Alle glücklich ſeyn und uns lieben. Was, liebe Frau, ſoll die verdammte, elende Eitelkeit zwiſchen Herzen wie die unſrigen? Ja, du kennſt die Menſchen, kennſt deine Kinder tauſendmal beſſer als ich. In Louis, glaubte ich ja, ſtekke ein Brutus; du ſagteſt gleich: ſein Herz iſt weich wie Wachs. Ich irre mich in allen Menſchen, nur nicht in dir, liebe Frau; denn Gott Lob! dich habe ich immer für die beſte Frau auf der Erde gehalten, und ich lerne täglich mehr, daß ich mich nicht geirrt habe.

Ach, welche Freude iſt es, einen Fehler zu bereuen und wieder gut zu machen! Mein Herz war voll von Beſchämung und Stolz. — Nicht fallen, darf nicht der Stolz des Menſchen ſeyn; aber fallen und wieder aufſtehen, das iſt die ehrwürdigſte aller Freuden auf Erden!

Meine Frau ſah mich verwundert an, weil ſie nicht wußte, wie ich zu dieſer Heftigkeit kam. Ich faßte ſie aber in meine Arme, und führte ſie zu Annen. In meinem Auge — denn ich ſelbſt war voll Empfindung — lag gewiß der ſchöne Glanz der fröhlichſten Tugend. Sieh, meine Tochter, ſagte ich, und zog ſie in die Arme ihrer Mutter: ſieh, wenn dir auch ein Schmerz, ſo ſchwer wie eine Welt, auf der Bruſt läge, ſo trage ihn muthig, und ſey heiter. Du weißt nicht, wie ſehr deine Mutter dich liebt. Jede Thräne, die dein Auge weint, iſt eine bittere Undankbarkeit gegen ſie. Anne ſah uns Beide mit Verwunderung an; und das Gefühl unſeres Glückes preßte Thränen in unſere Augen. Ich hoffe wenigſtens, daß auch Annens Thränen aus keiner andern Quelle kamen; denn ſie floſſen aus großen offenen Augen, und ſtahlen ſich nicht unter den Augenliedern hervor. „Meine Mutter!" rief das Mädchen auf einmal, nachdem ſie uns lange rathend angeſehen hatte, und breitete die Arme aus." So ſtand ſie da, wie eine Verklärte; das große offene, in Thränen ſchwimmende Auge war gen Himmel gehoben, auf ihren Lippen ſchwebte das himmliſche, entzückte Lächeln einer Heiligen. — Es ſchien, als wollte ſie die weit ausgebreiteten Arme um die Welt werfen, ſie voll dankbarer Liebe an ihre Bruſt zu drükken; oder, als wollte ſie ſich in die unverſiegende Quelle der ewigen Liebe ſtürzen, um die Bürde zu vergeſſen, die auf ihrem Leben im Staube lag. So ſtand ſie ein Paar Sekunden, in ſich oder in die Ewigkeit verloren. Ihr Auge wurde mit jeder Sekunde heller; es war, als ob ſich ihre Bruſt ausdehnte, um den großen Entſchluß umfaſſen zu können, den ihre Seele dachte. Meine Frau griff ängſtlich nach ihrer Hand, um ſie in dieſes Leben zurückzuſchütteln. In dem Augenblicke verwandelte ſich das geiſtige Entzücken auf den geöffneten Lippen in ein irdiſches, liebliches Lächeln. „Meine Mutter!" ſagte ſie noch einmal ſanfter, und lehnte ſich an der Mutter Herz: „ich bin Ihre Anne, Ihre dankbare, gute, glückliche Anne."

Sie ſagte das mit einer Natur, mit einer ruhigen Heiterkeit, die mir es beinahe zur Gewißheit machte, daß ſie entſchloſſen wäre, unſer Glück wieder herzuſtellen. „Biſt du das mein Kind?" ſagte die Mutter, und zog ſie mit Innigkeit auf ihren Schoß. (Ich ſetzte mich auf die andre Seite.) „Nun, ſo ſage mir, Anne: was hat dir auf dem Herzen gelegen?" Anne blickte ſie ſanft lächelnd an: liebe Mutter, ich habe mir vorgenommen, das Alles zu vergeſſen. Es iſt vorbei. Ich bitte Sie, laſſen Sie es vorbei ſeyn. — Nun hätte meine Frau, glaube ich, ſchweigen müſſen; aber ſie that es nicht, und drang jetzt wohl nur aus Neugierde in das Mädchen. Anne beſann ſich, und ich faßte ihre Hand. Auch Sie, mein Vater? fragte Anne, und ich ließ die Hand ſogleich fahren. Liebe Mutter, ſagte ſie endlich, und ſtand auf; es muß ganz vorbei ſeyn, ganz! Glauben Sie mir das! und ich ſelbſt muß es vergeſſen. Ich bin glücklich, ich will es ſeyn. Laſſen Sie mich, meine gute Mutter.

„Haſt du ſo wenig Liebe zu deiner Mutter?" fragte meine Frau, und man las in ihren Augen, daß ſie jetzt weiter nichts als neugierig war. Ich hätte die Frage in dieſem Augenblicke nicht für einen Thron thun mögen. Können wir Menſchen denn in den heiligen, ſeltenen Augenblicken, wo die Liebe rein und unverfälſcht aus dem Herzen wie echtes Gold ſich uns darbietet, ſie niemals annehmen, ohne ſie durch einen häßlichen Zuſatz von Eitelkeit oder Neugierde zu verfälſchen? Hier war der Vater beſſer, als die Mutter! — Ich fand auch, daß der reine Strahl hingebender Liebe in Annens himmliſchen Augen ſchon erloſch, und daß der Verdruß, ſich abgeſtoßen zu ſehen, ihn mit ſeiner finſtern Wolke verſchlang. Nun faßte ich Annens Hand, und ſagte: liebe, edle Anne! deine Mutter will die Bürde auf deinem Herzen kennen lernen, um ſie auf ihr Herz zu legen. Verzeihe das deiner Mutter, mein Kind. Ich ehre dein Geheimniß, deinen Schmerz; denn ich weiß jetzt, daß wir dich nicht mehr lieben, als du uns. Wir brachten dir das Opfer, das wir dir ſchuldig waren: Mitleiden unſerm Kinde; du brachteſt das beſſere, ſchwerere: du opferteſt deinen Schmerz der Zufriedenheit deiner Eltern auf. Ich umarmte ſie, und brachte ſo die Empfindung, die eben ſauer werden wollte, wieder in das Geleiſe der ſchönſten Menſchlichkeit. Der himmliſche Hauch, der reine Geiſt überirdiſcher Liebe war nun freilich entflohen;

aber vielleicht zu unſerm Glücke: denn hätten wir nicht einer in des andern Armen vor Liebe vergehen müſſen? Jetzt verließen wir einander nur höchſt beglückt.

Als ich und meine Frau wieder auf unſerem Zimmer waren, ſetzten wir uns ſtumm jeder in einen Winkel. Endlich hob meine Frau an: „ich möchte doch wiſſen, was dem Kinde geſehlt hat!“ Auf dieſe Frage wartete ich ſchon lange. Ich war ſo neugierig, wie ein Menſch es ſeyn kann; und doch antwortete ich — wie falſch man bisweilen iſt! —: bloße Neugierde, liebe Frau! Und könnte ich auch Annens Gedanken behorchen, ich möchte es nicht. — Wird es mir ein Leſer glauben, wenn ich ſage, daß mir während der Zeit, da wir Beide ſchwiegen, der Sekretär eingefallen war, worin Anne die Briefe aufbewahrte, die ſie von der Tochter des Polizeilieutenants bekam?

„Neugierde?“ rief meine Frau, und ſchlug das Schnupftuch vor die Augen. „Nein, Gott weiß, daß es keine Neugierde iſt! Aber ſoll eine Mutter nicht wiſſen, warum ihrer erwachſenen Tochter das Herz bricht? Kann denn Anne ſich ſelbſt leiten? kann ſie die Wunde in ihrem Herzen, die tiefer und gefährlicher iſt, als du denkſt, ohne den Rath der Erfahrung heilen? Iſt denn nicht jedes Mädchen, dem das Herz zum erſtenmale wehe thut, wie eine Mücke, die um das Licht her flattert?" Ich war wieder beſchämt; aber dieſesmal, ich weiß ſelbſt nicht recht, warum, konnte ich mich nicht entſchließen, mein Unrecht zu bereuen und gut zu machen. Es mochte wohl an mir und auch an meiner Frau liegen. Ich war ein Heuchler geweſen, und meine Frau mochte wohl ebenfalls eine kleine Heuchelei anwandeln; ich war ſchuldig, ſie nicht unſchuldig. Du haſt Recht, liebe Frau; daran dachte ich nicht! ſagte ich, wie ich freilich ſagen mußte. Aber, ſetzte ich aus Verdruß hinzu: wie oft ſoll ich dir ſagen, daß man behutſam mit der Frage-Figur und mit der feierlichen Anrede umgehen muß! Eine Frage iſt erlaubt, wenn man ſpotten will; das iſt die Frage aus Ironie.

„Ach, mein Gott!" unterbrach ſie mich; „wer könnte wohl hier, bei dem Unglücke des lieben Mädchens, ſpotten?"

Oder zweitens, fuhr ich ruhig fort, wenn man in Affekt iſt.

„Nun? und bin ich denn nicht in Affekt?" fragte ſie aufs neue; „oder ſoll eine Mutter es ruhig mit anſehen, wenn ihr Kind auf einen Abgrund zutaumelt? O ihr Männer! ihr harten, gefühlloſen Männer!"

Wir ſetzten uns wieder jeder in ſeinen Winkel; und eh' ich es mir verſah, ſtieß ich die Worte heraus: ich bin doch in der That neugierig, Annens Kummer zu erfahren. Kaum hatte ich das geſagt, ſo fürchtete ich, meine Frau würde die Blöße, die ich gab, benutzen. Aber ſie war großmüthiger als ich; ſie ſah mich an, ob ich das ernſtlich gemeint hätte, ſetzte ſich dann vertraulich zu mir hin, und ſagte: „glaub' mir, St. Julien, es iſt eine unglückliche Liebe." — Annens Sekretär, liebe Frau . . . — fuhr ich aufs neue unbeſonnen heraus — muß einmal gebohnt werden, ſetzte ich ſtockend hinzu. Gott weiß, wie mir bei dieſen Worten zu Muthe war. Meine Frau ſah mir befremdet ins Geſicht, und blickte dann gen Himmel. Nun hielt ich es nicht länger aus; ich ſprang auf, ſchloß ſie in meine Arme, und ſagte: magſt du doch wiſſen, wie falſch und heuchleriſch ich bin! Könnt' ich es mir nur vergeben, wie du und der Himmel es mir vergeben wird! Ich geſtand meiner Frau Alles, und auch meine Gedanken bei Annens Sekretär. Schon am Abend — Anne war mit Louis in ein Koncert gegangen — kam ſie mit einer Handvoll Briefe zu mir in das Zimmer. „Hier ſind die Briefe," ſagte ſie, und legte ein Päckchen vor mir auf den Tiſch.

Ich ſchob ihr das Licht hin, und ſie mir die Briefe. Dann ſchob ich ſtillſchweigend die Briefe ihr wieder hin; ſie reichte mir eilig meine Brille, und nahm ihr Strickzeug. Wir ſahen einander ſchweigend an, und errötheten Beide. Endlich nahm ich einen Brief, und betrachtete die Adreſſe, die von einer Frauenzimmerhand war. Meine Frau hatte die Augen auf ihr Strickzeug geheftet, als ob ſie gar nicht bei der Sache intereſſirt wäre, und horchte nur. Ich beſah einen Brief nach dem andern, und wartete darauf, daß meine Frau ein „Nun?" oder ſo etwas ſagen ſollte; aber ſie ſagte gar nichts. Um ihre Ungeduld zu reißen, ſtellte ich die Briefe an einander, als ob ich ein Haus davon bauen wollte. Der Gedanke, Annens Briefe zu leſen, hatte etwas Unangenehmes für mich. Ich wollte es auch nicht thun, ausgenommen, wenn meine Frau es wünſchte; ſie ſtrickte aber ſo ununterbrochen, als wäre ſie die Parze, die den Faden des menſchlichen Lebens ſpinnt. Ich huſtete, um ſie zum Sprechen zu bringen; ſie blieb aber bei ihrem Schweigen. Endlich hob ich an: wenn wir nun nichts fänden, was Annens Kummer beträfe! Nun mußte ſie doch irgend etwas antworten. „Dann wünſchte ich," ſagte ſie, „wir hätten die Briefe nicht angerührt, viel weniger geleſen! . . . War es mir nicht bei dem Eröffnen des Sekretärs," fragte ſie ſich ſelbſt, „als ob ich dem Könige die Krone ſtöhle?"

Im Vertrauen geſchrieben! ſagte ich laut, als ob ich überlegte: in dem argloſen Vertrauen, daß nur Annens Auge, und nie ein andres ſie jemals ſehen würde! — „Und hat nicht Anne," ſagte meine Frau, „aus eben dem argloſen Vertrauen zu uns den Schlüſſel ſtecken laſſen?" Ich glaubte, meine Frau ſollte die Eva

werden,

werden, die den Apfel pflückte, und ſchob die Briefe mitten auf den Tiſch. Da lagen ſie, wie der Baum des Erkenntniſſes Gutes und Böſes. Meine Frau ſtreckte endlich die Hand aus, und nahm die Briefe. Die gute Mutter Eva! dachte ich ſchon. Aber ſie ſagte ſehr ernſthaft: es iſt doch unrecht, lieber Mann, weil wir nicht wiſſen, ob es recht iſt. Jetzt ſtand ſie auf, trug die Briefe wieder in Annens Sekretär, und kam dann mit dem heiterſten Geſichte von der Welt wieder.

In der That, die Stärke hatte ich meiner Frau nicht zugetrauet. Ich betrachtete ſie dieſen Abend mit einer Hochachtung, die nie ſo ächt geweſen war. Als Anne zurückkam, gingen wir ihr Beide, wie verabredet, entgegen, und umarmten ſie mit zutrauender, ſüßer Zärtlichkeit. Wir hatten einen ſehr glücklichen Abend, durch Vertrauen, durch den Erguß aller beſſeren Empfindungen. „Wären wir," fragte meine Frau, „dieſen Abend ſo glücklich geweſen, wenn wir die Briefe geleſen hätten?" Ich zog den Fuß, den ich ſchon in mein Bett geſetzt hatte, wieder zurück, um ſie noch einmal in meine Arme zu nehmen;

und lange war ich nicht mit ſo ſüßen Empfindungen entſchlummert, wie heute. Iſt es doch, als ob jede Selbſtüberwindung das Blut erfriſchte und jede Bewegung unſeres Körpers leichter machte!

Am andern Morgen ſtand ich ſo heiter auf, wie nur ſelten. Die Briefe waren die Urſache nicht mehr; denn ich hätte ſie jetzt ſo gleichgültig leſen können, wie den Komödienzettel auf heute, den der Bediente herauf gebracht hatte. Ich ſann darüber nach. Der geſtrige Tag war mir hingegangen, wie eine Stunde; und jetzt ſchien er mir drei Tagen gleich zu ſeyn. Sonſt iſt der Fall gewöhnlich umgekehrt: die Zeit währt uns lang, wenn ſie da iſt, und ſcheint uns kurz, wenn wir uns ihrer erinnern. Geſtern, und an dem Tage, da mir meine beiden Reden verunglückten, hatten eine Menge mannigfaltiger Empfindungen, und gerade die ſchönſten — Mitleiden, Liebe, Hochachtung, Bewunderung, Freude, Zufriedenheit mit mir ſelbſt, u. ſ. w. (Erwartung, Ahnung, Reue, Eitelkeit und Neugierde noch ungerechnet) — eine um die andere mein Herz in Bewegung geſetzt. Ich berechnete die Länge der Tage nach den Bewegungen meines Herzens. Die feinſten Saiten deſſelben waren auch noch jetzt in Bewegung, und dies Gefühl des inneren Lebens, dieſer Nachhall der himmliſchen Harmonieen, machte mich ſo heiter. Guter Gott! ſagte ich mit entblößtem Haupte, und machte das Gebetbuch zu, ohne dieſen Morgen eine Zeile darin zu leſen, (es war mir, als ob meine jetzige Empfindung ein hinlängliches Gebet ſey) — guter Gott! kann denn ein Hauskreuz zu einer Quelle von Glückſeligkeit, von Genuß werden?

Solche Anmerkungen, die ich unmittelbar aus den kleinen Begebenheiten meines Lebens zog, gingen ſelten bei mir verloren. Ich fand, daß ich viel glücklicher geweſen ſeyn würde, wenn ich mehr Theil an den Empfindungen, an den Begebenheiten meiner Familie genommen hätte. Was kann nicht alles ſchon meinem Louis begegnet ſeyn? dachte ich. Ich habe ihn ſchon ſo oft traurig geſehen; und, ich Thor! anſtatt die Empfindungen ſeines Herzens mit ihm zu theilen, wodurch ich glücklicher und er beſſer hätte werden können, ließ ich ihn gehen. Nein, ſagte ich laut, künftig ſoll kein Herz in meinem Hauſe ſich bewegen, ohne daß ich eine Zollſteuer davon ziehe.

Ich klingelte dem Bedienten, und ließ meiner Familie ſogleich ſagen: wir wollten den Thee zuſammen trinken. Sie kamen alle, und ſahen mich verwundert an, vermuthlich weil ihnen etwas Feierliches in meinen Bewegungen auffiel. Ich hatte mir vorgenommen, ihnen meine Gedanken über die häusliche Glückſeligkeit in einer kleinen Rede zu eröffnen. Während daß man den Thee und geröſtetes Brot brachte, ging ich ein Paarmal das Zimmer auf und nieder, um mich zu ſammeln. Als der Bediente das Zimmer verlaſſen hatte, knöpfte ich meinen Schlafrock zu, und fing an: „Die Einrichtung, die nach unſern Sitten faſt in allen Familien eingeführt iſt, du meine gute Frau und ihr meine Kinder, kenne ich ſehr wohl. Die nehmlich, welche Kinder gezeugt und geboren haben, halten ſich deshalb (und zwar, wie es mir ſcheint, mit einigem Unrecht) für ihre Herren, und lieben ſie nur in ſo fern, als ſie hoffen können, daß die Kinder ſich auch ihre Herrſchaft werden gefallen laſſen. Hingegen glauben ſie, Unrecht von ihnen zu leiden, wenn die Kinder ſich, wie es dem Menſchen natürlich iſt, dieſer Herrſchaft zu entziehen ſcheinen, für Befehle Rath, für Rath Vertrauen, für Vertrauen Mitleiden, für Mitleiden Hülfe von ihnen erwarten oder gar fordern. Zuerſt alſo, du meine gute Frau und ihr meine Kinder, will ich von dem Rechte, das den Eltern über ihre Kinder zuſteht, reden, beſonders da ich unſere gegenſeitige Verbindung künftig auf Regeln der Vernunft, und nicht auf die unerweislichen und zufälligen Geſetze des Gebrauches zu gründen gedenke. Ihr alſo, meine gute Frau . . ." — So weit kam ich. Meine Frau, die unſern Sohn hatte lächeln ſehen, unterbrach mich mit der Frage: „wollen wir nicht erſt unſern Thee trinken, mein guter Mann? Er wird ſonſt kalt."

Das war die dritte Rede, die mir in acht Tagen verunglückte. Ein Leſer, der mehr Geſchmack hat, als leider meine Familie, kann ſie dennoch kennen lernen. Es iſt die Rede, welche die Lesbier bei der acht und achtzigſten Feier der Olympiſchen Spiele über die gegenſeitigen Rechte und Pflichten der Athener und ihrer Bundesgenoſſen gehalten haben. Und in der That, ſo wie es Athen mit den Völkern machte, die ſeine Bundesgenoſſen ſeyn ſollten, ſo machen es die meiſten Eltern mit ihren Kindern, welche die Natur und die Vernunft zu ihren Bundesgenoſſen, und nicht zu ihren Sklaven, beſtimmte.

Was konnte ich anders thun, als mich in mein Geſchick ergeben? Ich ſetzte mich, und ſchlürfte meinen Thee ſchweigend aus. Gewiß, ich begriff nicht, und begreife noch jetzt nicht, was meine Familie ſo gegen alle Reden, die doch wirklich nach den Regeln der Rhetorik gebildet waren, einnehmen konnte. Wie geſagt, ich hatte ſchon in meinen Jünglingsjahren bei Fremden Bewunderung und Erſtaunen mit meinen rhetoriſchen Uebungen erregt. Die Rhetorik war auf der Schule beinahe mein einziges Studium geweſen, und ich trieb es noch bis in mein Alter mit muſterhaftem Fleiße; aber bei meiner Familie hat mir nie eine Rede glücken wollen, ein einziges mal ausgenommen, als das Elend uns alle zerſchmettert hatte. Und — was das Seltſamſte dabei iſt — meine Frau redete oft ganze halbe

Stunden, obendrein faſt nur in Fragen und Ausrufungen; und dennoch hörte man ſie geduldig an.

Genug, ich hätte es, während daſs ich Thee trank, beinahe abgelobt, je wieder eine Rede zu halten. Wenigſtens nahm ich mir vor, meinen Plan der häuslichen Glückſeligkeit nun nicht mitzutheilen, und aus dem genauen Umgange mit meinen Kindern ſo viel Glück zu ziehen, als möglich. Dieſer Gedanke erheiterte mich wieder. So bald ich ängekleidet war, machte ich mit meinem Sohne einen Spaziergang, den er ſonſt allein zu machen pflegte. Dabei fing ich an ſein Herz abzuhören; doch, ich konnte nichts erfahren. Ich glaübte, es läge an dem Tone, den ich gewählt hatte, gab mir Mühe, in den ſeinigen zu kommen, und ſprach viel in Hyperbeln; aber entweder hatte ſein Herz nichts zu entdecken, oder es fehlte ihm an Vertrauen. Kurz, ich erhitzte mich durch die Anſtrengung, welche die Hyperbeln mir koſteten, ganz vergebens. Als ich wieder zu Hauſe war, verſuchte ich daſſelbe mit meiner Frau und mit Annen; ich merkte aber, daſs ſich das Glück eben ſo wenig zwingen läſst, wie das Herz. Auf meine zärtlichſten Reden bekam ich nichts als kahle, kalte Antworten. Es hatte mir Niemand etwas zu entdecken, und alle Anſtrengungen, eine Scene voll Gefühl einzuleiten, mißlangen mir eben ſo gänzlich, wie die Reden, die ich hatte halten wollen.

Ich gab indeß die Hoffnung, meine Hausgenoſſen zu bekehren, nicht gänzlich auf. Mein Ton gegen meine Kinder wurde ſanfter. Ich rieth ihnen, wo ich ſonſt befohlen hatte, und nahm Theil an allen ihren Grillen und Kleinigkeiten. Nun gelang es mir in ſo weit, daß Louis nicht mehr ohne uns ſpazieren ging, und daß Anne aus Liebe zu mir (wenigſtens glaubte ich das damals) ihren Umgang mit der Tochter des Polizeilieutenants gänzlich aufgab. Wir waren in der That ſehr glücklich. Eine rührende Eintracht knüpfte das Familienband alle Tage feſter. Jeden Geburts- oder Nahmenstag feierten wir mit einer Freude, um die uns Engel hätten beneiden können, wenn auch ſie, wie die Menſchen, des Neides fähig wären. Und noch jetzt, da ich dies ſchreibe, heute an dem Geburtstage meiner theuren, guten Frau, geſtehe ich der Welt, daß ich ein ſehr glücklicher Mann war.

So ging es eine Zeitlang fort, bis zu dem Abend, von dem an das Unglück ununterbrochen, bald in leichten Wolken, bald in ſchwarzen Gewittern, über unſerem Leben hing. Anne kam von einem Beſuche nach Hauſe, und hatte, als ſie in das Zimmer trat, etwas Aengſtliches in ihrem Weſen. Bei Tiſche ſprach ſie nicht ein Wort, aß faſt gar nichts, und ging dann, als abgenommen war, ſogleich auf ihr Zimmer. Am folgenden Morgen kam ſie mit verweinten Augen zum Thee, und klagte über Kopfſchmerz. Die Unruhe nahm mit jedem Tage zu; man ſah, welche Kraft ſie anwendete, wenigſtens äußerlich die Heiterkeit zu erhalten, womit ſie uns beglückte.

Endlich ſtürzte das künſtliche Gebäude ihrer Ruhe und ihres Muthes auf einmal zuſammen. Eines Morgens war ſie in einer unnatürlichen Spannung. Um ſich zu zerſtreuen, ſollte ſie uns etwas vorleſen. Sie las einige Seiten; man hörte aber an ihrer Deklamation, daß ſie nicht wußte, was ſie las, und dabei drängte ſich ein Seufzer nach dem andern mit Heftigkeit aus ihrer Bruſt. Es war in der That ängſtlich, und ich wußte eben ſo wenig mehr, wie' Anne, was geleſen wurde. „Mein Gott, gutes Kind," ſagte meine Frau; „du erſchreckſt uns!" Da ſank Annen das Buch aus der Hand, da ſtürzten Thränen aus ihren Augen. Sie ſaß zitternd da, und legte die Hand feſt auf die ſchlagende Bruſt, als ob ſie noch einen Verſuch machen wollte, den gewaltſam hervorbrechenden Schmerz zurück zu drängen. Doch bald ſank ihre Hand nieder; alle Muskeln ihres Geſichtes ſanken, und man ſah, daß ſie ſich dem Schmerze ganz hingab. Nein, rief ſie nun auf einmal: ich kann nicht mehr! Sie ſank vor ihrer Mutter auf die Kniee, beugte das Geſicht in ihren Schoß, und ſchluchzte einmal über das andere: ich kann nicht mehr! Todtenbleich, zitternd, faltete meine Frau die Hände, und hob ſie betend über dem Haupte ihrer unglücklichen Tochter gen Himmel; auf mich richtete ſie den furchtſamen Blick.

Ich fühlte, daß ich tröſten mußte, und machte mich ſo ſtark, als ich konnte. Ehe ich anfing zu reden, ſagte ich mir ſelbſt, womit ich mich ſchon oft in Verlegenheiten beruhigt hatte: das Schlimmſte iſt doch nur, daß ſie ſterben kann. Noch einmal ſammelte ich allen Muth, um gefaßt reden zu können; aber als ich die Lippen öffnete, um ihr Troſt einzuſprechen, fing ich an laut zu weinen, wie ein Kind, zum erſtenmal, ſeitdem ich erwachſen war. Ich erſchrak über dieſe weibiſche Schwäche; allein ich konnte mir nicht helfen. Meine Frau ließ ihre Tochter fahren, und ſtürzte mit dem Geſchrei: „o, um Gottes willen, liebſter Mann!" auf mich zu. Sogar Anne blickte auf, vergaß einen Augenblick ihr eigenes Elend, und ſah mich erſchrocken an. Sie hob ſich langſam von der Erde auf, ſchlug furchtſam die Blicke zu Boden, und ſagte: ich Unglückliche! mein Tod wird doch endlich wieder Frieden hierher bringen! Als ſie nun weggehen wollte, ſtürzten wir ihr Beide nach, und umarmten ſie einer um den andern. Sie legte ſich matt an die Bruſt meiner Frau, und wurde bleich; ich möchte ſagen: ſie war wie todt; ihr Kopf hing auf die Bruſt herab, und ihre Finger ſpielten, als ob ſie ein Kind wäre, mit meiner Uhrkette.

Man brachte Annen zu Bett, und beinahe hätte ich mich ebenfalls niederlegen müſſen: ſo hatte mich dieſe Scene erſchüttert, oder vielmehr, aufrichtig geſtanden, ſo ſehr hatte mich die Furcht vor Annens Geſtändniſſe ihres Unglückes gefaßt. Ich muß hier den Leſer ein- für allemal mit einer Seltſamkeit an mir bekannt machen. Es fehlt mir durchaus an Muth, irgend einem Unglücke, deſſen Größe oder Wirkung ich noch nicht kenne, mit Faſſung entgegen zu ſehen, und ich bin in dieſem Falle äußerſt kleinmüthig und furchtſam. Zu dem Helden eines Romans hätte mich kein Menſch brauchen können. War ich auch nur drei Tage von Paris entfernt geweſen, und kam zurück, ſo wurde meine Aengſtlichkeit unbeſchreiblich groß, wenn ich die Stadt nun in der Entfernung vor mir liegen ſah. Dann fuhren mir die traurigſten Bilder durch den Kopf. Bald ſah ich meine ganze Familie ſchon auf dem Stroh liegen, mein Haus abgebrannt; bald war ich in einen ſeltſamen ſchändlichen Prozeß verwickelt; die Gerichtsdiener warteten ſchon auf mich an der Thüre, oder eine lettre de cachet, oder wenigſtens ein Verweis von dem

Miniſter, in deſſen Departement ich arbeitete. Kein Poſtillon konnte mich ſchnell genug fahren. Selbſt wenn ich nach Hauſe kam, trauete ich dem freundlichen Geſichte meiner Frau und den Liebkoſungen meiner Kinder nicht recht. Meine erſte Frage war: iſt nichts an mich eingelaufen? Hat der Miniſter nichts geſchickt? (Er ſchickte mir nie etwas.) Und erſt nach einer halben Stunde war ich wieder ruhig. Es fiel kein Lärm in der Straße vor, wo ich wohnte, keine Unordnung in dem Departement, worin ich arbeitete, ohne daß ich anfing zu fürchten, ich könnte mit hinein verwickelt werden. Dieſe Kleinmüthigkeit habe ich gehabt, ſo lange ich mich kenne. Nichts iſt mir lächerlicher, als daß ich bei aller dieſer kindiſchen Furchtſamkeit von allen meinen Freunden dennoch für einen großen Philoſophen gehalten wurde. Und doch hatten ſie nicht ganz Unrecht; denn gegen das wirkliche Unglück, ſo bald ich deſſen Grenzen kannte, bewies ich eine Standhaftigkeit, die einem Epiktet Ehre gemacht haben würde. Ich wußte meine Schwäche recht gut, wie meine Stärke. Stand ich mit meinem Departement nicht recht, (und das war der Fall, ſo oft der Präſident deſſelben etwa üble Laune hatte), ſo wünſchte ich jedesmal eifrig: wenn du nur erſt in der Baſtille ſäßeſt! Das iſt doch das Aergſte, was dir widerfahren kann. Ich wußte gewiß, daß ich nicht mehr unglücklich ſeyn würde, ſo bald ich da wäre. Aber die Ungewißheit, was mein Schickſal ſeyn könnte, marterte mich. Ich konnte mir nichts Schrecklicheres denken, als den Zuſtand eines Verbrechers vor ſeinem Urtheile. Davor würde ich gezittert haben; vor dem Schwerte des Nachrichters nicht. Bei allen Unglücksfällen, die ich fürchtete, war das mein Troſt: man kann dir doch höchſtens nur das Leben nehmen! Die Armuth habe ich mit einer Geduld ertragen, die faſt beiſpiellos iſt; aber die Furcht vor der Armuth war mir ſchrecklich. Nichts iſt für mich Bedürfniß, und ich weiß, daß ich mich gewöhnen könnte, Alles zu entbehren; nur muß ich dies nicht fürchten dürfen. Das ſcheint unmöglich; aber ich verſichere dem Leſer, daß es ſo iſt.

So ging es mir nun auch mit Annen. „Ich kann nicht mehr!" rief ſie. Dieſe Paar Worte ſetzten meine Phantaſie in die fürchterlichſte

Bewegung. Sie hat, dachte ich, den Polizeilieutenant beleidigt, (es waren damals gerade einige Verdächtige eingezogen worden) oder etwas Unbeſonnenes von mir geſchwatzt. Der Polizeilieutenant iſt ein fürchterlicher Mann; wie kann es uns gehen! Oder Anne hat Jemanden ermordet, oder ſelbſt Gift genommen; oder ſie iſt heimlich verheirathet, oder gar ſchwanger, wenn es nicht noch ſchlimmer iſt. Alle dieſe Vorſtellungen fielen über mich armen Mann her. „Mein Tod wird doch endlich wieder Frieden hierher bringen!" hatte ſie noch geſagt. Da flogen tauſend neue ängſtliche Gedanken durch meine Seele. Ich dachte ſchon daran, mit welcher Rede ich mich vertheidigen wollte; kurz, ich zitterte vor allem Unglück in der Welt, und war ſo matt, daß ich mich gewiß niedergelegt haben würde, wenn ich nicht mein Unglück erſt hätte erfahren wollen.

Ich klingelte, ließ meine Frau bitten, zu mir zu kommen, und gab ihr mit allen Zeichen der Angſt den Auftrag, Annen zu examiniren, und im Nothfalle ſogar Strenge zu gebrauchen. Ich blieb allein, und präparirte mich auf die Baſtille, auf eine Vertheidigungsrede, auf einen Mord, auf tauſend fürchterliche Dinge, die ich nun erfahren ſollte. Nach einer halben Stunde ſtürzte meine Frau mit einem todtenbleichen Geſicht in mein Zimmer, und ſchrie: „O, wir unglücklichen Eltern!" Ich wurde todtenbleich. Nun? was iſt es denn? brachte ich endlich mit ſchwerer Zunge hervor. — „Anne iſt ſchwanger!" rief meine Frau mit entſetzlicher Stimme. Nun war das Unglück da; es hatte ſeine Schrecken für mich verloren, und ich athmete wieder leichter. Meine Frau warf ſich verzweifelnd auf einen Stuhl; und ich ſann nach, was nun zu thun wäre. Das arme Mädchen! ſagte ich vor mir ſelbſt. Ich dachte an alle die Plane nicht mehr, die ich auf Annens Verheirathung gebauet hatte. Sie muß, hob ich ruhig wieder an, aus Paris, liebe Frau: nach Clichy, zu unſerm alten Lukas; da kennt ſie kein Menſch, und ſie kann in der Stille niederkommen. Das Kind (ich wollte, es wäre ein Junge) nehmen wir nachher zu uns. Louis iſt von mir erzogen, und macht mir Ehre. Ich kann noch einen, noch zwei, wenn es ſeyn

muß,

muß, erziehen. Wir werden älter, liebe Frau. Louis muß uns doch einmal verlaſſen; ſieh! ſo könnte . . . — Hier unterbrach mich meine Frau mit den Worten: „o, du gefühlloſer Mann!” Sie that mir Unrecht. Es war weder Gefühlloſigkeit, noch Philoſophie, was mich ſo ruhig machte. Tauſend ſchöne Plane, die ich auf Annens Tugend gebauet hatte, gingen mit ihrem jetzigen Zuſtande verloren. Ich war ſogar erbittert auf ſie und ihre Heuchelei, auf den Polizeilieutenant und ſeine Tochter. Er würde ein ſchlimmes Spiel mit mir gehabt haben, wenn er jetzt herein getreten wäre, ſo ſehr ich ihn auch noch kurz vorher gefürchtet hatte. Meine Ruhe war nichts weiter, als Zufriedenheit, daß es nicht noch ärger war, und, um es nur zu geſtehen, großen Theils Egoismus. Ich kam doch nun nicht in die Baſtille, und Anne nicht auf das Blutgerüſt; wie hätte ich alſo das kleinere Unglück nicht mit Faſſung tragen ſollen? Noch jetzt danke ich der Natur, daß ſie mich ſo machte. Ich habe mein Unglück gefürchtet, wie ein Kind, aber getragen wie ein Mann; und, dem Himmel ſey Dank! es iſt mir in meinem Leben nie mehr Unglück begegnet, als ich gefürchtet habe.

Wer iſt denn der unwürdige Verführer? hob ich wieder an, und legte, meiner Frau zu gefallen, mehr Zorn in die Stimme, als in meinem Herzen war. Der nichtswürdige — denn glaube mir, liebe Frau, Anne war unſchuldig, rein wie der Mond — der nichtswürdige Verführer muß der Gegenſtand unſres Zornes ſeyn. Das ſagte ich mit lauter drohender Stimme. In dem Augenblicke fiel mir aber ein, welche fürchterliche Begebenheiten aus dieſem Handel entſtehen könnten; ich ſetzte alſo ſehr kleinmüthig hinzu: Daß nur um des Himmels willen Louis den Nahmen des Verführers nicht erfährt! Laß uns mit dieſem Unglücke zufrieden ſeyn, liebe Frau, und den Blitz über uns nicht reitzen!

„Wie?" rief meine Frau im höchſten Zorn; „der Elende ſoll frei aus gehen? Wenn du das Unglück deines Kindes nicht rächen willſt, ſo danke ich Gott, daß ich einen Sohn geboren habe, der nicht gefühllos gegen die Schande ſeiner Schweſter iſt!" Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer. Ich befürchtete von ihrer Hitze alles mögliche Unglück, und lief zu meinem Sohne hinüber.

Da die Erfolge aller menſchlichen Begebenheiten, hob ich ganz kurz an, ungewiß ſind; da durch die Unbeſonnenheit der Menſchen, die das Unglück nicht zu ertragen wiſſen, die trotzig gegen kleine Uebel, und verzagt gegen die größeren ſind, aus einem kleinen Unglücke gewöhnlich ein größeres entſteht, wie aus einer kleinen Quelle die reißendſten Flüſſe werden; da du, mein Sohn, ein Menſch, und als ſolcher, beſonders als ein erfahrungsloſer Jüngling, dieſer Unbeſonnenheit unterworfen biſt; da deine Mutter ſogar, von Zorn hingeriſſen, auf dem Wege iſt, die Schläge des Unglücks, die uns getroffen haben, zu verdoppeln: ſo warne ich dich als Menſch, rathe dir als Freund, ermahne dich als ein Aelterer, und befehle dir als Vater, dich in keinem Falle zu duelliren.

In der Hitze, worin ich war, hatte ich vergeſſen, daß mein Sohn vielleicht noch gar nichts von der ganzen Sache wußte; und ſo war es wirklich. Er ſah mich ſtarr an, und fragte: „mit wem ſoll ich mich ſchlagen?" — Mit Niemanden, mein Sohn, wenn du mich liebſt. Es iſt ohnehin ſchon ein groſses Unglück, daß deine Schweſter ſchwanger iſt; ſoll noch . . .? — Er ſtürzte neben mir weg hinaus, ohne mich auszuhören, und in Annens Zimmer. Ich folgte ihm langſam und mit Scheu zu der Unglücklichen. Schweigen durfte ich nicht; ich war ja Vater. Aber ſollte ich die arme Anne, auf deren Herzen ſchon die ſchwere Laſt der eigenen Vorwürfe lag, noch mehr niederdrücken? War ſie nicht unglücklich? und ſoll eine unglückliche Tochter von ihren Eltern etwas Andres hören, als Troſt und Mitleiden? Ich trat mit dem Entſchluſſe, ſo wenig als möglich zu ſagen, in das Zimmer. Aber als ich ſie ſah, wie ſie bleich, in Thränen zerflieſſend, an der Bruſt ihrer Mutter lag, da ſchien mir auch das Wenige noch zu hart. Ich nahm ſie in meine Arme, liebkoſte ihr, und verſicherte ſie meiner allerzärtlichſten Liebe. Sey ruhig, ſagte ich, liebe, unſchuldige Anne. Du ſollſt nach Clichy, zu dem guten Lukas. — Meine Frau trat mich hart auf den Fuß. Anne aber ſah mich freundlich an. Ich fuhr, trotz den Winken meiner Frau, fort: Niemand ſoll deinen Unfall erfahren; und wenn der Himmel dir einen Sohn giebt . . . — Hier ſah Anne mich erſtaunt, mit ſtarren Blicken an, und meine Frau trat mich ſo ſtark auf den Fuß, daß es mich ſchmerzte. „Was denn?" rief Anne, und ſprang auf; „um Gottes willen, was denn? Mutter! was ſagt der Vater?" Das waren mir Räthſel; und da ich nun gar nichts mehr zu ſagen wußte, ſo ſchlich ich mich beſchämt zur Thür hinaus, und wartete zwiſchen Furcht und Hoffnung, alſo in einem üblen Zuſtande, auf meine Frau.

Sie kam endlich, und ich erfuhr nun, daß Anne gar nicht ſchwanger war. Als ihre Mutter ſie auf ihr Zimmer bringt, wirft Anne ſich ihr zu Füßen, und ſagt: „liebe Mutter, ich bin ſehr unglücklich. Sie wiſſen nicht, wie ſehr. Ich muß Paris verlaſſen; gewiß ich muß! Bringen Sie mich in die menſchenleerſte Einöde. Ich muß fort, ich bin in einem ſo unglücklichen Zuſtande . . . " — Meine Frau erſtarrt vor Schrecken. In unſrer Nachbarſchaft hatte ſich vor Kurzem eine ähnliche Begebenheit zugetragen; ein hübſches junges Mädchen war verführt und auf das Land gebracht worden, um da ihre Entbindung abzuwarten. Daran erinnert ſich meine Frau, und nun iſt ihr nichts gewiſſer, als daß Anne ſich in demſelben Zuſtande befindet. Sie ſtürzt voll Schrecken in mein Zimmer, um mir dieſe fürchterliche Nachricht zu bringen. Als meine Frau wieder zu Annen geht, um den Nahmen ihres Verführers zu erfahren, ſieht ſie aus den Antworten des guten Mädchens, wie ungegründet ihr Verdacht geweſen iſt. Anne merkt nicht, in welchem Verdachte ihre Mutter ſie gehabt hat, bis ich denn unglücklicher Weiſe komme, und von Clichy, dem guten Lukas, u. ſ. w. ſpreche.

Meine Frau ließ über meine Plauderei (woran ſie doch ſelbſt ſchuld war) erſt ein unbarmherziges Gericht ergehen; dann kamen wir zu der Frage: was denn Annen fehle. „Ihr Kummer,“ ſagte meine Frau, „iſt eine unglückliche Liebe;“ und aus Annens Aeußerungen zu ſchließen, verhielt es ſich wirklich ſo. „Ich danke Gott mit fröhlichem Herzen,“ ſetzte ſie heiter hinzu, „daß es nichts weiter iſt.“ — Nichts weiter? ſagte ich zitternd. Abgerechnet alles andre Unglück, alles Schreckliche, das noch daraus entſtehen kann — (mir fielen tauſend Dinge ein: der Polizeilieutenant hatte einen Sohn, der von ſeinen Eltern zu einer großen Partie beſtimmt war; wenn der nun Annen liebte! oder gar der Dûc de***, den Anne ein Paarmal unter den Menſchen, die ſie dort geſprochen hatte, mit erwähnte!) — alles das abgerechnet, was noch daraus für uns entſtehen kann, ſehe ich doch nicht ein, warum wir Gott dafür danken ſollen, daß unſere Anne unglücklich iſt. Doch, wie dem auch ſeyn mag, ſetzte ich nach einer Pauſe hinzu: Anne ſagt, ſie müſſe Paris verlaſſen; und ſie hat Recht: Gott weiß, ſie hat Recht! Wir können dem unglücklichen Mädchen nicht genug zu Liebe thun, und wollen Alle Paris verlaſſen, nach Sarzy gehen, und uns frei machen von den Banden, die uns hier immer an die Furcht vor Unglück feſſeln. Ich will meine Stelle verkaufen, oder verſchenken — gleich viel. Die ganze Einnahme iſt nicht ſo viel werth, wie ein Lächeln von Annen, und eine Nacht, da ich ohne Sorgen einſchlafen kann. Ja, nach Sarzy will ich. Die Familie des Dûc de *** hat Einfluß, und fragt nichts darnach, ob ein ehrlicher Mann in der Baſtille verſchmachtet, oder nicht. Oder wenn es auch nur der Polizeilieutenant wäre. Ich kenne die Leute! ſie ſind gerade wie du, die lieber ihre Tochter unglücklich wiſſen will, als ſchwanger. Wie geſagt, wir wollen nach Sarzy.

Meine Frau ſtand wie verſteinert da; ſie wußte nicht, was der Düc de * * * mit unſerm Handel zu thun hatte. Ich war ſehr verlegen; denn ich ſprach von meiner Aengſtlichkeit niemals ſo deutlich, wie jetzt zu dem Leſer. Indeß eben das Myſtiſche in meinem Vortrage bewog meine Frau, daß ſie einwilligte. In Kurzem verkaufte ich alſo meine Stelle, und zwar ſehr vortheilhaft. Mein Sohn blieb in Paris, ſeine Studien zu vollenden; ich aber ging mit meiner übrigen Familie nach Sarzy. Der Leſer kann ſich vielleicht kaum denken, wie froh ich war, daß ich den einzigen Wunſch meines Lebens, frei von allen gefährlichen Verbindungen mit der Welt zu ſeyn, nun erreicht hatte. Nun konnte ich in ungeſtörter Ruhe meine Lieblingsbeſchäftigung treiben, und machte Reden über Reden an die Athener, an alle Völker Griechenlands, die mir, wenn ich ſie vor zweitauſend Jahren wirklich gehalten hätte, wahrſcheinlich Freiheit, Vermögen und Leben gekoſtet haben würden. Ich ging dabei mit einer Freimüthigkeit zu Werke, über die mein Pfarrer in Sarzy erſtaunte. Wahrſcheinlich hätte ich anders geredet, wenn ein Polizeilieutenant oder ein Dûc de * * * aus Athen in meiner Nähe geweſen wäre.

Unſere Einrichtung war ſehr bald gemacht, und ich glaube, daß Menſchlichkeit den Plan unſeres Lebens bildete. Wir dachten an den Armen, den Hülfloſen, den Unglücklichen in der umliegenden Gegend nicht erſt dann, wenn er ſich zeigte und Hülfe von uns verlangte; er hatte ein eignes Kapitel in dem Plane, den ich ſogleich in den erſten Tagen meines Aufenthaltes in Sarzy niederſchrieb. Dies Kapitel von unſerm Verhalten gegen die Unglücklichen in unſerer Gegend war auch nicht etwa ein bloßes Anhängſel zu dem Lebensplane, den ich aufgeſetzt hatte, ſondern vielmehr Nr. I. unter den Mitteln, glücklich und zufrieden zu leben, die darin ſtanden.

Als ich meiner Frau und Annen den Plan vorlas, und mich im Eingange etwas ausführlich über die menſchliche Natur und die menſchliche Glückſeligkeit ausließ, erwartete ich, nach dem Geſichte meiner Frau und nach ihren ungeduldigen Bewegungen zu urtheilen, jeden Augenblick, daß ſie ſagen würde: wollen wir das nicht bis zum Abend oder bis morgen verſparen? Und das hätte denn, wie immer, geheißen: ich will es gar nicht hören. Aber ſo ſehr ihre Ungeduld auch meine Deklamation verdarb, weil ich nicht weniger auf ihr Geſicht achtete, als auf das, was ich las, ſo fuhr ich dennoch fort. Meine Tochter Anne hörte gar nicht zu, ſondern war in das Andenken an ihr Unglück verſunken; indeß that ſie doch, als ob ſie zuhörte. Ich wendete mich alſo mit der Stimme mehr zu ihr, als zu meiner Frau; und dieſe konnte doch nun Ehrenhalber eine Vorleſung nicht unterbrechen, die Zwei von uns zu intereſſiren ſchien. Ich dankte indeß dem Himmel, als ich den Eingang zu Ende hatte. Meine Frau haßte nichts mehr als Eingänge, die länger als höchſtens von einigen Perioden waren; da ich hingegen einen guten Eingange für die Hauptſtütze einer guten Rede hielt. Sie hatte nie einen andern Eingang, als: „hört einmal!" oder: „ich muß dir etwas ſagen!" und dann folgte ſogleich das Thema, in eine Frage oder Anrede eingekleidet. Als mein diesmaliger Eingang zu Ende war, erhob ich meine Stimme, und las: Das erſte und hauptſächlichſte Mittel, glücklich zu werden, und uns glücklich zu machen, iſt Wohlthätigkeit gegen die Armen, gegen die Unglücklichen in unſerer Gegend.

Meine Frau, die ſchon den Fuß unter ſich hin gezogen und die Hand auf die Stuhllehne geſtützt hatte, um aufzuſtehen, ſtreckte den Fuß wieder aus, und legte die Hand ruhig vor ſich hin in den Schooß. Anne richtete den Kopf vom Buſen auf, und ſah mich an. Ich bekam wieder Muth, und las mit Pathos. Meine Frau fing an ſich vorzubeugen, um in mein Papier zu ſehen, und Anne rückte mit ihrem Stuhle näher an den Tiſch. Ich wünſche noch jetzt, daß ich dieſen Punkt doppelt ſo weitläuftig bearbeitet hätte; denn es entging meinen beiden Zuhörerinnen kein Wort. Während des Leſens ſchlug meine Frau den Arm um meine Schulter, und ich glaube ſogar, ſie wiſchte ſich ein Paarmal das Auge. Als ich mit

Nr. I. fertig war, umarmte ſie mich mit herzlichem Vergnügen, und ſagte: „dieſe Rede wird dir Gott belohnen, und dein Gewiſſen. Ich habe ſie mit Vergnügen gehört, und will ſie Punkt für Punkt in Erfüllung bringen. Das Uebrige, lieber Mann" — ich räuſperte mich, und nahm das Papier wieder auf — „ſollſt du uns auf ein andermal vorleſen. Unſer Glück wird ſich finden, wenn nur die Armen glücklich ſind." Ich mußte mit dieſem Siege zufrieden ſeyn, obgleich das Uebrige nun zur Vergeſſenheit verdammt war. Meine Frau und Anne beſuchten einen Unglücklichen im Dorfe, der mit ſieben Kindern im höchſten Elende lebte; und, recht aufrichtig geſtanden, ſie thaten daran wenigſtens eben ſo gut, als wenn ſie das Uebrige noch angehört hätten.

Wir hielten Wort. Schon nach kurzer Zeit war in Sarzy weiter kein Unglücklicher mehr, als unſre Anne. Die Urſache ihres Grams hatten wir nicht erfahren, weil ſie über dieſen Punkt unbeweglich verſchwiegen war; indeß mochte ihr Unglück nun ſeyn, welches es wollte — es hatte ſie veredelt; verſchönert ſogar, möchte ich ſagen: ſo wie eine ſchöne Gegend noch ſchöner wird, wenn ſie nur hier und da eine Maſſe Sonnenlicht hat, und das Uebrige von dunkeln Gewitterwolken beſchattet wird. Der Gram in ihrem weißen Geſichte, die Stille, die Dunkelheit in ihrem funkelnden Auge, das Matte in ihren Bewegungen, das Melodiſche in der klagenden Stimme, und die ſanfte Güte, zu der bei guten Menſchen der Schmerz allemal wird: machten ſie intereſſanter, als ehemals die volle Heiterkeit, der Glanz der fröhlichen Jugend. Sie ſchien ihre eigene Exiſtenz aufgegeben zu haben, und fand ſie nur in dem Glücke anderer Menſchen wieder. Der Keim der Glückſeligkeit war in ihrem Herzen vertrocknet; die Freudenthränen der Unglücklichen, denen ſie wohlthat, erfriſchten ihr Herz aufs neue. Sie behalf ſich mit fremden Freuden, da ſie keine eignen hatte. Ihr Daſeyn war in dem Daſeyn der Unglücklichen gleichſam vervielfacht, und ſie würde erſt unglücklich geweſen ſeyn, wenn ſie keinen zu beglücken gefunden hätte. Das Unglück, das den Boshaften noch unmenſchlicher macht, hatte ihr Herz gehoben; ſie lebte unter uns, wie eine Unſterbliche, wie ein höherer Geiſt, der nur Glück ſiche macht, ohne an ihrem Glücke Theil nehmen zu können, weil ſeine Freude in einer andern Welt liegt. So betrachteten und ſo behandelten wir ſie auch. Das Unglück macht freilich allemal den Unglücklichen ehrwürdig; aber hier war es mehr als das. Meine Frau, die gegen Niemanden ihre Heftigkeit mäßigen konnte, war gegen Annen ſanft wie ein Lamm. Ich ſelbſt gerieth nie in Verſuchung, über Annen ein bon Mot zu ſagen; ja, ich ſcherzte nicht einmal mit ihr, und war feierlich, wenn ſie zu mir kam. Am liebſten beſchäftigte ſie ſich mit Adelaidens Erziehung. Sie war nicht einen Augenblick ohne dieſe jüngere Schweſter, und goß in die heitere, frohe Seele des Kindes die Erhabenheit, den überirdiſchen Ernſt, den edlen Stolz, den heiligen Muth, den ſie ſelbſt durch ihr Unglück bekommen hatte; faſt möchte ich ſagen, ſie breitete die ſchauervolle Dunkelheit, das heilige Grauen einer andern Welt, über die frohen lachenden Roſen dieſes Lebens in Adelaidens heiterer Seele aus. Ich hatte ſehr viel gegen eine ſolche Bildung. Freilich ſah ich, daß Adelaiden dieſer hohe Schwung ſelbſt in den dunkelſten Wellen des menſchlichen Elendes nie ganz würde verſinken laſſen; denn ſie hatte eine Welt, ſie hatte die Ewigkeit in ihrer Bruſt, wenn dieſe Welt ſie ausſtieß. Aber ich ſah auch, daß dieſe Welt Adelaidens ſo weit geöffnetes Herz nie ganz füllen konnte. Ich fürchtete, ſie würde nie ganz glücklich ſeyn; aber auch nie ganz unglücklich, das wußte ich. So oft ich mir auch vornahm, eine Aenderung zu treffen, ſo geſchah es dennoch nicht. Ich konnte wohl unterrichten, aber nicht eigentlich erziehen. Unſere Kinder waren aufgewachſen, ohne daß wir eigentlich etwas Beſtimmtes dabei gethan hatten. Zwar ſetzte ich in der erſten Schwangerſchaft meiner Frau einen Erziehungsplan auf, der mir viele Mühe und Zeit koſtete; aber ich konnte ſie nie bewegen, mehr als die Hälfte des Einganges anzuhören, der von der Perfektibilität des Menſchen handelte. Dieſer Plan wurde alſo nicht ausgeführt. Es wäre auch, wie ich gern geſtehen will, eben nicht leicht geweſen: denn er forderte unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Kinder, die ich ſo wenig als meine Frau haben konnte; er war auf einen Charakter der

Eltern kalkulirt, den wir nicht hatten; er forderte Domeſtiken, wie in Frankreich keine ſind. Sonſt war er richtig, und unſre Kinder hätten, wenn er ausgeführt worden und wenn Annens Umgang mit der Tochter des Polizeilieutenants aus dem Spiele geblieben wäre, die beſten und glücklichſten Menſchen werden müſſen. Ich geſtehe bei dieſer Gelegenheit, ich habe eine große Menge Plane gemacht — „aber keinen einzigen ausgeführt,“ warf mir meine Frau immer vor, und nicht mit Unrecht. Allein das Planmachen hat dennoch viel Ehrwürdiges. Ein Plan, der auch für jetzt unmöglich auszuführen iſt, ſetzt doch eine Zeit voraus, wo es möglich ſeyn muß. Ich habe mir die Wirklichkeit einer künftigen Welt nie anders bewieſen, als mit der Menge von Planen, die ich machte, und die nicht ausgeführt wurden, ja, die man nicht einmal anhören wollte; und ſo behielt ich immer den Muth, einen neuen Plan zu entwerfen, trotz der Gewißheit, daß ich es mit dem Vorleſen nicht bis über den Eingang bringen würde. Es iſt doch, ſagte ich während des Schreibens, ein Beweis mehr von der Fortdauer meiner Exiſtenz.

Adelaide wurde alſo in einer andern Welt für dieſe erzogen: (freilich noch immer das Beſte, wenn nicht dieſes Leben die Erziehung für jene Welt ſeyn kann); und ſo ging jeder ſeinen Weg ruhig fort, wie er wünſchte und konnte. Aber, noch einmal, wir waren glücklich.

Ich habe angeſtanden, ob ich dem Leſer Annens Geſchichte jetzt erzählen ſollte, oder erſt dann, wenn ich auf die Zeit kommen würde, da ich ſie ſelbſt erfuhr. Es iſt aber wohl beſſer, wenn ich es jetzt thue. Ich fand Annens Betragen nicht befremdend; denn ſie war nun einmal ſo: ein Leſer aber will doch wiſſen, wie der Menſch ſo geworden iſt, wenn er nicht alle Augenblicke Anſtoß an ihm nehmen ſoll.

Meine Frau hatte wieder Recht. Anne hatte einen Liebeshandel, und zwar einen von nicht gewöhnlicher Art. Ihr Tagebuch, das vielleicht noch einmal ſo ſtark iſt, als dieſes Buch werden ſoll, liegt vor mir. Ich werde nur das Merkwürdigſte ausheben. Mein Sohn meint zwar, Alles, was eine ſo ſchöne Seele gedacht habe, ſey merkwürdig; das iſt aber nicht ſo. Der Eingang des Tagebuches, zum Beiſpiel, enthält Betrachtungen über die Entwickelung der menſchlichen Schickſale in der Ewigkeit, die nichts mehr und nichts weniger erweiſen, als daß jeder Menſch ſeinen Empfindungen, ſie mögen nun wirklich, oder Spiele einer gereizten Phantaſie ſeyn, die Ewigkeit zutrauet. Ich übergehe ſie alſo ganz, und fange ſogleich mit der Geſchichte ſelbſt an.

Anne iſt eines Abends bei dem Polizeilieutenant, und man ſitzt eben am Tiſche, als vor der Thüre des Zimmers ein Lärm entſteht. „Ich will Euren Herrn ſelbſt ſprechen!" ruft eine Mannsſtimme. „Ich muß ihn ſprechen, dieſen Augenblick! Um Gottes willen! wo iſt er?" Der Polizeilieutenant ſteht auf und öffnet die Thür; in dem Augenblicke ſtürzt ein ärmlich gekleideter junger Menſch in das Zimmer. Wer ſind Sie? fragt der Polizeilieutenant. „Ein Unglücklicher," antwortet der junge Menſch mit einem rührenden Accente: „ein Unglücklicher, der von Ihnen die Ruhe einer ganzen zerrütteten Familie fordert." Anne kann die Wirkung nicht groß genug beſchreiben, welche der Ton der

Stimme wenigſtens auf die Frauenzimmer machte. Der Polizeilieutenant hingegen faßte den jungen Mann ſcharf ins Auge, und fragte ſtreng: wie heißen Sie? — „Mein Nahme iſt Borde; ich bin eines Handwerkers Sohn aus Soiſſons.“

Schon ſeit vierzehn Tagen in Paris! fuhr der Polizeilieutenant noch ſtrenger fort: ein Wildfang, der aus einem verdächtigen Hauſe in das andre läuft, und mit der hübſchen Figur da und den hellen Augen ein Gewerbe treibt, das . . . Ich kenne Sie ſchon, junger Menſch! Sie haben ein großes Notabene auf meiner Liſte, und ſollten den Polizeilieutenant nicht aufſuchen. Wir würden uns, fürcht' ich, noch immer zu früh geſprochen haben! . . . Was iſt Ihr Begehr? ſagte er nun in dem ſtrengſten Tone: ich will Wahrheit.

Borde wechſelte weder Farbe noch Stimme bei dieſer Beſchuldigung, welche die Weiber mit Abſcheu hörten. „Das iſt ſo, mein Herr,“ ſagte er ſehr ernſt; „aber ich bitte Sie, halten Sie mich wenigſtens noch eine halbe Stunde für rechtſchaffen, und retten Sie meine arme einzige Schweſter aus dem Abgrunde der Schande und des Elends. Eine höllische Liſt hat die Unſchuldige aus den Händen ihres alten ehrwürdigen Vaters geriſſen, und ſie dem wollüſtigen Marquis de Briant verkauft. Sie hält ſich in der Straße Guinaude, bei einer gewiſſen Madame Bernard, Nro. 430. auf. Ach, vielleicht iſt es ſchon zu ſpät, und uns bleibt nichts anderes übrig, als unglücklich zu ſeyn."

Madame Bernard? Alſo auch in einem liederlichen Hauſe! Wiſſen Sie das gewiß? Wie heißt Ihre Schweſter?

„Marie heißt die Unglückliche."

Der Polizeilieutenant giebt einige Befehle, und der junge Menſch bleibt während deſſen bei den Damen im Zimmer. Sie bemerken jetzt alle, daß er eine ſehr edle Figur hat, und daß ſein Kummer ihn ungemein kleidet. Die Tochter des Polizeilieutenants fliſtert Annen zu: nicht wahr? du hältſt ihn doch für unſchuldig? – Ich habe nie ein edleres Geſicht, nie ſo viel Unſchuld in eines Mannes Augen geſehen, ſagt Anne. Der Polizeilieutenant kommt zurück, und der junge Menſch muß nun die Begebenheit ſeiner Schweſter erzählen. „Wir, ich und meine Schweſter," hebt er mit ſeiner rührenden Stimme an, ſind die beiden einzigen Kinder unſres Vaters, und ſein Glück, glauben Sie mir, ſein einziges Glück. Was haben wir Armen anders als unſre Liebe und unſre Schuldloſigkeit? Meine Schweſter war ein reitzendes Geſchöpf. Der Marquis de Briant ſieht ſie von ungefähr, und ſeine Wolluſt iſt in Bewegung. Er macht verſchiedene Verſuche, mit ihr bekannt zu werden und ſich in das Haus meines alten Vaters einzuſchleichen. Schon das war ſchwer; denn mein Vater weiß ſehr wohl, daß die Güte eines Großen gegen die Armen oft noch gefährlicher iſt, als ſein Stolz. Sobald aber des Marquis Abſicht nur geahnet wird, verbietet mein Vater ihm mit gerechtem Unwillen das Haus. Der Marquis verläßt Soiſſons, und mein Vater hält die ganze Sache für geendigt. Ungefähr nach einem halben Jahre kommt eine ehrwürdige, alte Dame, eben dieſe ſchändliche Madame Bernard, nach Soiſſons. Unter der Larve der Frömmigkeit weiß ſie meinen Vater zu bereden, ihr ſeine Tochter als Geſellſchafterin anzuvertrauen. Meine Schweſter hat nehmlich mehr Bildung, als andre Mädchen ihres Standes; auch mein Vater iſt ein gebildeter Mann, und nur Unglücksfälle haben ihn unter ſeine Bildung herabgeſetzt. Dieſer ehrwürdigen adeligen Dame (dafür gab ſie ſich aus) wird das unſchuldige Mädchen anvertrauet. Sie reiſen ab, und vier und zwanzig Stunden nachher bekommt mein Vater einen Brief ohne Nahmen, wahrſcheinlich von einem redlichen Domeſtiken des Marquis, mit der Warnung, ſeine Tochter ja nicht in die Hände dieſer Frau zu geben. „Ihre Tochter (ſo ſchließt der Brief) iſt verloren; denn die Frau iſt eine Kupplerin des Marquis de Brlant."

So weit hatte der junge Menſch mit ziemlicher Ruhe erzählt; jetzt aber fingen ſeine Augen an zu blitzen, und eine ſchöne Röthe färbte ſeine Wangen höher. Er fuhr heftiger fort. „Der ſchändliche Raub war begangen, ein armer Greis um ſeine letzte Freude betrogen, ein unſchuldiges Geſchöpf verführt! verführt! O Gott!" (Er hob die beiden Hände geballt empor.) „Ich bin der Bruder!" rief er zitternd. —

„Ich hielt mich gerade bei meinem Oheim, einem Landgeiſtlichen, auf. Auf ein Paar

Worte meines Vaters eile ich nach Soiſſons. Ich ſehe die Thränen meines Vaters, mein Herr, ich höre; und, wie ich war, ohne Geld, ohne Wäſche, eile ich nach Paris, meine unglückliche Schweſter zu retten, oder, wenn ſie ſchon das Opfer des Ungeheuers geworden iſt, den elenden Böſewicht . . ." — Seine Bewegungen wurden hier fürchterlich, und der Polizeilieutenant bat ihn, ſich zu beruhigen. Anne war aufgeſtanden, um ihre Thränen zu verbergen. Sie lehnte ſich in ein dunkles Fenſter, und heftete ihre Blicke auf den jungen Menſchen.

Er fuhr nach einer Pauſe, in der er ſich erholte, fort: „mein erſter Gang war zu dem ſchändlichen Marquis. Das Ungeheuer hatte kein Gefühl für das Elend eines Greiſes; und für die Drohungen eines armen Bruders war er zu mächtig. Ich wurde zum Hauſe hinausgeworfen, und ſah nun ein, daß ich, nach dem, was zwiſchen ihm und mir vorgegangen war, nicht einmal meiner Freiheit mehr gewiß ſeyn konnte. Wenn ich nicht meine Schweſter zu retten gehabt hätte, er lebte nicht mehr. Noch Ein Mittel blieb mir übrig. Ich durchſuchte jeden Abend einige verdächtige Häuſer, machte Bekanntſchaften mit liederlichen Mädchen, und ſtürzte mich unter den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechtes, um meiner unglücklichen Schweſter auf die Spur zu kommen. Vergebens. Jeden Abend ſteckte ich mit allen wilden Burſchen, die Paris hat, zuſammen; aber Marie Borde war ihnen unbekannt, und Briants Ausſchweifungen ſind unzählig."

Ohne Geld, ſagten Sie, edler, junger Menſch! unterbrach ihn der Polizeilieutenant gerührt. Woher nahmen Sie das Geld dazu?

„Ich brauchte viel; ſolche Bekanntſchaften waren für meine Lage koſtbar. Mein Vater wollte mir das Letzte aufdringen. Es iſt für Marien, ſagte er. Ich warf ihm das Geld hin, und ging, nur mit einigen Livres in der Taſche. Die koſtete die erſte Nacht. Am folgenden Morgen ging ich durch den Quai an die Seine. Ich Unglücklicher ruderte die glücklichen Pariſer den Tag durch auf der Seine ſpazieren. Liebe zu meiner Schweſter gab mir die Kräfte zweier Menſchen. Ich lebte von Brot, und hatte nun Geld, des

Abends meine Streifereien machen zu können."

Hier trat der Polizeilieutenant ſchnell auf den jungen Menſchen zu, und faßte deſſen beide Hände: auch das weiß ich, junger Menſch; es war mir ein Räthſel. Gott ſegne Sie dafür! Dieſe Schwielen in den Händen ... — Er hob Bordens Hand auf; der junge Menſch wollte ſie zurückziehen. Wie? ſagte jener ſehr gerührt: Ihre Hände ſind verwundet? Sie bluten? Was iſt das? — Borde lächelte. „Ich bin des Ruderns nicht gewohnt. Die erſten Tage ſchmerzte es freilich; doch die Natur deckte dieſe Wunden mit heilſamen Schwielen, wie das wunde Herz." Der Polizeilieutenant zog die Hände näher an das Licht, und ſagte: ſie bluten noch! Was macht man da? Seine Gemahlin rieth zu einem Verbande mit Wein. — Kommt, rief der Polizeilieutenant: kommt, Mädchen! ihr könnt nie ehrenvollere Wunden verbinden. Borde verbat das; allein jener befahl. Die beiden Mädchen näherten ſich mit Thränen in den Augen. Meine Anne nahm die eine Hand, und hielt ſie, während daß die Mutter das Nöthige ſuchte. Sie beugte ſich über die wunde Hand, um zu ſehen, wo das Verbinden am nöthigſten wäre; und in dem Augenblicke fielen heiße Thränen aus ihren Augen in die Wunden. Borde ſchwieg, und that, als ob er es nicht merkte; aber dennoch wendete er ſein Geſicht zu Annen, als beide Mädchen zugleich ihm die Hände verbanden, wobei meine Tochter zitterte.

In dem Augenblick entſtand auf dem Saal ein Getümmel. Borde hörte die Stimme ſeiner Schweſter, und riß ſeine Hand von Annen weg. Er ſtürzte gegen die Thüre zu; doch nur zwei Schritte. Dann wendete er ſich wieder um. „Gott!" ſagte er leiſe, mit bleichem Geſicht, und faßte ganz außer ſich Annens Hand: „wenn ſie .... wenn meine Schweſter ſchon ... Es iſt ſchrecklich!" — Er rang die Hände, und der Verband ging wieder ab. Jetzt öffnete ſich die Thür. Marie trat ängſtlich, bleich, in das Zimmer; ihre Augen flogen wild umher, und jeder ihrer Tritte war heftig, erſchütternd. Sie eilte auf die Mutter zu, ſank ihr zu Füßen, und rief: Hülfe, wenn das ihre Töchter ſind! Hülfe, wenn Sie Mutter ſind! — Ihren Bruder, der das Geſicht in beide blutige Hände geſchlagen hatte, bemerkte ſie nicht. Die Gemahlin des Polizeilieutenants umarmte ſie, und ſagte: Sie ſind hier ſicher, mein Kind. Sehen Sie doch nur; da ſteht Ihr Bruder!

Marie ſah auf, und erkannte ihren Bruder an der Geſtalt; denn er hielt noch immer die Hände vor das Geſicht. Wilhelm! rief das Mädchen, und ſprang auf. Sie flog mit froher Röthe im Geſichte auf den Bruder zu, der noch immer keine Bewegung machte, hängte ſich an ſeinen Hals, jauchzte, und war außer ſich vor Freude. Mit zitternder, kalter, abgebrochner Stimme fragte nun der Bruder, noch immer mit bedecktem Geſichte: „Marie, biſt du noch unſchuldig?" — Ich bin es, Wilhelm! ich bin es! rief das Mädchen in einem zerſchmetternden Tone. Nun flogen des Bruders Hände aus einander, und umſchlangen Marien. Er konnte nicht ſprechen; nur das Wort: „Vater!" hörte man ſehr deutlich unter dem Schluchzen hervor. Alles zerfloß in Thränen, und war glücklich. Der Polizeilieutenant umarmte die beiden

Geſchwiſter, ohne daß ſie es merkten. Anne umarmte ihre Freundin unter einem Strome von Thränen, unter lautem Freudengeſchrei. „Nun laß mich!" ſagte Borde auf einmal, und ergriff ſeinen Hut; „ich will nach Soiſſons." — Morgen, mein Sohn, ſagte der Polizeilieutenant, und wollte ihm den Hut nehmen. „Nicht morgen!" rief der edle Menſch; „ich kann meinen Vater zwölf Stunden früher glücklich machen." Mit dieſen Worten eilte er zum Zimmer hinaus. Der Polizeilieutenant ſchickte ihm einen Bedienten nach, der ihm ein Reitpferd anbieten ſollte; allein er war verſchwunden.

„Die Füße werden ihm bluten, wie die Hände!" ſagte Anne ſchmerzlich. — Hm! erwiederte der Polizeilieutenant: Hände und Füße, das geht noch, liebes Kind; aber dieſer Menſch ſieht gerade ſo aus, als würde er ſich auch das Herz für Andere eben ſo blutig arbeiten, wie ſeine Hände.

Madame Bernard war mit in dem Zimmer, ohne zu wiſſen, was ſie hier eigentlich ſollte. Marie warf von ungefähr einen Blick auf ſie, und ſchauderte zuſammen. Der

Polizeilieutenant kannte nach einigen Fragen ihre Schuld. „Sechs Jahre auf das Zuchthaus, meine ſaubere Madame Bernard, bei Waſſer und Brot, und Arbeit vollauf! Ich hoffe, das ſoll Ihnen gut thun.“

Gnädiger Herr, ſagte das Weib mit einem bedeutenden Tone, Sie wiſſen wohl nicht, daß der Marquis de Briant mein Beſchützer iſt?

„Nein; aber es iſt gut, daß ſie ſeiner erwähnt. Alſo acht Jahre, damit der Marquis und ſie volle Zeit haben, ſich zu beſinnen. Acht Jahre! Hört ihr? bei Waſſer und Brot, und Arbeit vollauf! Der Aufſeher ſoll ſich in Acht nehmen! Du biſt mir ſchon einmal entwiſcht, Mütterchen; damals hießeſt du Mutter Lande. Wage es alſo nicht, dem Marquis Mühe zu machen!“ Das Weib wurde todtenbleich, und warf ſich zitternd vor dem Polizeilieutenant auf die Kniee. „Fort, fort!“ rief er aufgebracht. „Biſt du noch eine Minute hier, ſo ſitzeſt du zehn Jahre!“ Das Weib ſprang auf und ging.

Nun umringten Alle die ſchöne Marie, und ſie mußte die Geſchichte ihres Unglücks erzählen. Sie fing an; aber immer kam ſie auf ihren Vater, auf ihren Bruder zurück. Wie es ſchien, vergaß ſie ſich ſelbſt, und dachte nur an die beiden theuren Menſchen. Sie erzählte mit Feuer von ihrem ehrwürdigen Vater, von ihrem edlen Bruder. Der Polizeilieutenant beruhigte ſie mit Nachrichten von dem Wohlbefinden ihres Vaters.

Anne kam diesmal erſt gegen Mitternacht zu Hauſe, und von dieſem Tage an war ſie unruhig, und ernſter als gewöhnlich. Am folgenden Morgen ging ſie wieder zu dem Polizeilieutenant, wo Marie ſo lange blieb, bis ihr Bruder zurückkommen und ſie abholen würde. Die beiden Mädchen machten mit Marien eine Spazierfahrt, um ſie zu zerſtreuen. Hier erzählte ſie von ihren Familienumſtänden, unter andern, daß ihr Bruder zum geiſtlichen Stande beſtimmt ſey. Er wünſcht das nicht, ſetzte ſie mitleidig hinzu; aber wir ſehen ein, daß es nothwendig iſt. Mein Vater fürchtet, daß ſein Herz, ſein volles, zärtliches Herz, ihn ſonſt unglücklich machen würde. Anne und ihre Freundin fanden das ebenfalls. „So ein ſchöner junger Mann!" ſagte Annens Freundin: „es iſt Schade, ſehr Schade! Und mit dieſem Herzen voll Gefühls, mit dieſem Muthe, dieſer Entſchloſſenheit! In der That, es iſt Schade!" — Ach! ſetzte Marie hinzu; mit dieſem zarten, vollen Gefühle für häusliches Glück! Glauben Sie mir, ich habe mich hundertmal gegen ihn erboten, den Schleier zu nehmen; aber wenn ich ihm das ſagte, ſo faßte er meine Hand, ſah mir mit dem gutherzigen Blicke ins Auge, mit einem Blicke — ich wollte, Sie hätten den Blick geſehen! Und dann ſagte er: „nein, Marie, um mein Glück muß kein empfindendes Weſen eine Minute lang trauern; und du ſollteſt dein ganzes Leben verſeufzen? Es muß ſeyn; und ſo iſt es gut!" Ich konnte dann immer nicht ein Wort mehr aufbringen: ſo überredend war ſein Ton, ſein Blick.

Anne nahm keinen Theil an dieſer ganzen Unterredung, ſo ſehr auch das Geſchick des jungen Menſchen ſie jammerte. Gern hätte ſie einen Theil ihrer künftigen Erbſchaft hingegeben, um ihn glücklich zu machen. „Ach!" dachte ſie; „welch ein Gatte, welch ein Hausvater geht da verloren!" Sie konnte ſein Bild nicht wieder aus ihrer Phantaſie los werden. Immer ſah ſie, wie er mit ſeinen blutigen Händen vor ihr ſtand, und wie ſie ſeine Wunden mit ihren Thränen benetzte. Kann denn wohl ein junger Menſch einem Mädchen reitzender ſeyn, als bei einer edlen That, die Muth, Entſchloſſenheit und Aufopferung ſeiner ſelbſt erfordert hat?

In einigen Tagen kam Borde mit ſeinem Vater nach Paris, um Marien abzuholen. Der Polizeilieutenant, der, troz ſeinem Amte, noch immer an Tugend glaubte, und ſie ehrte, wo er ſie auch fand, nahm Beide in ſein Haus auf. Es gab, wie jeder Leſer denken kann, der nur einen Menſchen auf der Erde liebt, eine rührende Scene zwiſchen Vater und Tochter. Jetzt erfuhr der Vater erſt, was der Bruder für die Schweſter gethan hatte. Er ſaß zwiſchen ſeinen beiden Kindern, als der Polizeilieutenant von dem Rudern u. ſ. w. erzählte, und warf verſtohlen einen lächelnden Blick auf ſeines Sohnes Hände. Auch die Schweſter that das, und Anne konnte ſich nicht enthalten, dem Beiſpiele zu folgen. Der junge Menſch gerieth in Verlegenheit.

heit. Er umarmte ſeinen Vater. Marie that, als ob ſie dieſen von der andern Seite ebenfalls umarmen wollte; ſie legte aber unvermerkt ihre Lippen auf die eine Hand ihres Bruders, und dann auf die andre. Anne ſah dieſes Zeichen von Dankbarkeit der Schweſter, und ſie geſteht, zu ihrer Ehre, ſich ſelbſt, daß es auch ihr Vergnügen gemacht haben würde, dieſe wohlthätigen Hände zu küſſen. Damals bewog nur das Gefühl ſeines Edelmuthes ſie zu dieſer Aeußerung.

Ich habe dem Leſer den Anfang von Annens Geſchichte ganz nackend hingeſtellt, ohne irgend eine von meinen Anmerkungen, oder von Annens Betrachtungen, die ich häufig in ihrem Tagebuche finde, hinzu zu thun; und ich laſſe ihn ſelbſt beurtheilen, ob nicht eine ſolche Begebenheit tiefen Eindruck auf ein Mädchen, wie Anne, machen mußte. Nun rollt die Kugel, nach dem erſten Anſtoße, von ſelbſt herab, und es wird nicht viel Unterſchied machen, ob dieſe aufkeimende Liebe ſo oder anders wächſt. Es kann alſo dem Leſer gleich viel ſeyn, ob ich oder Anne zuweilen ſchreibe. Er wird, hoffe ich, uns Beide wohl am Styl erkennen.

Zu Annens großer Freude blieb der junge Borde in Paris, weil der Polizeilieutenant ihn ſehr gut als Sekretär brauchen konnte. Bei einem geſellſchaftlichen Spiele, wo ſie ihren Platz neben dem jungen Menſchen bekam und ihm die Hand geben mußte, fühlte ſie, daß ihm die Schwielen von dem Rudern noch nicht vergangen waren. Sie hätte das ſchon ſehr oft ſehen können; aber ſie wagte es nicht, ihre Blicke auf ſeine Hände zu richten. Es ſchien ihr weit weniger gefährlich, ſich durch das Gefühl zu überzeugen, als durch das Auge; aber der Erfolg widerlegte ſie. So wie ſie die Finger in Bordens Hand legte, und ſie berührte, drückte ſeine Hand ihre Finger, und ſein Auge ſah vor ſich hin über den Kreis von Menſchen weg in eine ſo weite Ferne, daß es ihr ſchien, als hinge ihr Herz da, wohin er blickte. Sie erröthete über und über; er wendete langſam das Geſicht zu ihr um. Sie ſah vor ſich hin; er betrachtete ſie ſehr ernſt. Sie fühlte, daß er ſie errathen hatte, und erröthete jedesmal, wenn ſie ihm die Hand geben mußte. Es wurde noch ſchlimmer. Anne ſchlug den Wagen ihres Wirthes aus, weil ſie darauf rechnete, mit einigen Frauenzimmern gehen zu können, deren Weg an unſerem Hauſe vorüber führte. Aber dieſe Frauenzimmer wollten auf dem Rückwege noch eine Tante beſuchen; alſo mußte Borde Annen nach Hauſe begleiten. Sie hatte den Wagen in ſeiner Gegenwart verbeten; konnte er nun nicht glauben, ſie habe mit ihm allein ſeyn wollen? Nun mußte ſie etwas Gleichgültiges ſprechen, um den übeln Eindruck auszulöſchen. Mit jedem Schritte fühlte ſie das ängſtlicher, und mit jedem Schritte wurde ſie ſtummer. Borde ſprach eben ſo wenig. Sie gingen ſchnell, Anne mit geſenktem Blicke. Auf einmal blieb Borde ſtehen, und fragte: „wohin ſoll ich Sie denn führen?“ Sie waren ſchon einige Straßen unrecht gegangen; und das brachte ihr Geſpräch in den Gang.

„Verzeihen Sie,“ ſagte Borde; „ich war zerſtreut; weil ich an meinen Vater dachte. Seine Geſundheit wankt; die Angſt um Marien . . !“ Anne erheiterte ſich. Beide ſprachen nun, und zuletzt ganz natürlich. Vor unſerm Hauſe nahm Borde Annens Hand, und drückte ſie nur ganz leicht an ſeine warmen Lippen. So gleichgültig das war, ſo zitterte Anne doch. Dieſe Kleinigkeiten ließen ſie die ganze Nacht nicht ſchlafen. Und iſt denn, frag' ich, das oft wichtiger, was unſre Nächte ſchlaflos macht? Ich konnte ja über die finſtere Miene meines Präſidenten bisweilen kein Auge zuthun; und war die nicht noch weniger als Bordens Händedruck, deſſen Bedeutung Anne in dieſer Nacht berechnete?

Für den andern Tag hatten die jungen Leute eine Spazierfahrt auf der Seine nach einem kleinen Landhauſe des Polizeilieutenants verabredet. Anne ging mit Herzklopfen zu dieſer Partie, und ſtieg mit noch ſtärkerem in den Nachen. Borde ſaß neben ihr auf der letzten Bank. Sie ſah auf dieſer Seite in den Fluß, Borde auf jener, und Beide ſagten weiter nichts, als daß es angenehm ſey, zu ſchiffen. Auf einmal ſieht Annens Freundin ſich um, und ruft: „lieber Borde, wir haben hier vorn abgemacht, daß jeder Herr für ſeine Dame rudern ſoll. Die Herren wollen nicht daran. Sie werden gewiß für Mlle. Saint-Julien galanter ſeyn. Auch verſtehen Sie ja das Rudern. Und wiſſen Sie wohl, daß Sie es meiner Freundin noch ſchuldig ſind von dem Abend her, da wir Sie kennen lernten? Ihr Beiden da hinten tragt ohnedies wenig zur Unterhaltung bei; und ſo können Sie wohl unſer ſchnelleres Fortkommen befördern helfen." Jedes Wort war ein Schlag auf Annens armes Herz. „O," ſagte Borde, und nahm das Ruder —: „könnte ich ſo meine Schuld bezahlen; dieſe Hände . . ." — Er hielt ſie dem Mädchen hin, das aber eben wieder vorwärts blickte. Borde mußte fortfahren — „dieſe Hände" — er hielt ſie Annen hin — „möchten ewig bluten," ſagte er leiſer, in einem zärtlichern Tone, als er angefangen hatte; und nun ruderte er mit allen Kräften. Anne hatte nicht den Muth, ihn zu bitten, daß er aufhören möchte. Nun! ſagte ſie endlich, als er nach einer Pauſe wieder anfangen wollte, und ſtreckte die Hand nach dem Ruder aus. Er ergriff die Hand, betrachtete ſie, und legte endlich ſeine Lippen auf die Finger. „Nein," ſagte er dann ſanft; „ich werde dieſe Hand nie vergeſſen, die mich verbunden hat, nie die Thränen, die meine Wunden heilten." Er erröthete über das, was er geſagt hatte, und ſah vor ſich hin in die Luſt. Annens Hand ſank, immer loſer gehalten, unvermerkt aus der ſeinigen, und Beide nahmen die vorige Stellung wieder.

Ich will nicht ſagen, was Anne meint, daß Beide einander ſchon liebten. Es war vielleicht nur das zehnte mal, daß ſie ſich ſahen, und ſie hatten bis jetzt kaum hundert Worte mit einander gewechſelt; aber eben hierin lag es vielleicht, daß ihre Herzen ſich zu einander neigten. Sie waren auf eine ſo ganz ungewöhnliche Art mit einander bekannt geworden, und alle Empfindungen, deren die Seele ſich nicht zu ſchämen hat, dabei in Bewegung geweſen. Dieſe Empfindungen mußten aufs neue erwachen, ſo oft ſie einander ſahen. Wären ſie in ein anhaltendes Geſpräch gerathen, (eine ruhige Konverſation iſt der beſte Ableiter der Gefühle): es würde anders gekommen ſeyn. Jetzt ſahen ſie einander nur, phantaſierten die Geſpräche nur, die ſie hätten halten können. Zwei junge Leute, die auf ſolche Art, wie Borde und Anne, mit einander bekannt geworden ſind, und die eine Stunde lang ſtumm neben einander durch die Straßen von Paris gehen, müßten ſelbſt nicht einmal eitel ſeyn, wenn ſie nicht in ihren Gefühlen weiter kommen ſollten, als in den vertrauteſten Geſprächen. Bordens Schickſal und Annens trübes Schweigen hatten gegenſeitig ihre Herzen weich gemacht, und ſie in zwei Thränentropfen verwandelt, die in einander fließen, ſobald ſie ſich berühren. Sie deutelten Beide aus dem Händedruck, aus ihren Blicken, ihrem Schweigen, und dem Wenigen, was ſie einander ſagten, eine Welt hervor. Ich begreiſe den Zuſammenhang der Scene, die nachher vorfiel, ſehr wohl, ohne gerade an eine heiße Liebe zu denken. Beide waren jung: das iſt das ganze Geheimniß.

Die Geſellſchaft kam auf dem Landhauſe an, und hielt Rath, wie der Tag hingebracht werden ſollte. Man that alles, um ſich zu unterhalten, und doch ſah man ſich am Ende gezwungen, ſeine Zuflucht zu den ſeltſamſten Dingen zu nehmen. Anne und Borde, die faſt ganz ſtumm waren, wußten allein nicht, wo die Stunden blieben. Man beſpritzte einander bei der Fontaine im Garten mit Waſſer, man neckte die Arbeiter, man ſpielte Sprichwörter; und dennoch drängte die Langeweile ſich ein.

Auch in der engen Hütte des Gärtners feierte die Liebe heute ein kleines Feſt, und die jungen Leute mußten von den Freuden eines Armen ihre Unterhaltung borgen. Die Gärtnerin, ein junges Weib, war heute ein Jahr lang Mutter. Ihr Mann hatte ſie mit einem Blumenſtrauß, und ſeinen einjährigen Sohn mit einer Kinderklapper angebunden. Der Aufwand von zehn Sous machte dieſe Menſchen glücklich. Die Tochter des Polizeilieutenants hatte das junge Weib beſucht, und endlich herausgebracht, warum ſie heute ſo feſtlich gekleidet war.

Und wiſſen Sie, rief das Mädchen, als ſie wieder zu der Geſellſchaft kam, daß wir heute hier einen Geburtstag feiern? Man drängte ſich um ſie her, und ſie erzählte. Nun wurde die Freude wieder lebendig. Alles zog in Prozeſſion zu dem einjährigen Knaben, ihm Glück zu wünſchen und ihm einige kleine Geſchenke zu machen. Der Mutter ſtanden Freudenthränen in den Augen, als ſie die Thaler ſah, die man dem ſchlafenden Kinde mit den ſeltſamſten Komplimenten in die Wiege legte.

Eine Idee gab die andere. Wir müſſen, rief einer, den Helden des Geburtstages bei uns behalten. Seine Wiege ſoll bei Tiſche obenan ſtehen, wenn wir eſſen. Man hob die Wiege in Triumph auf, und trug ſie unter einen Kreis von hohen Platanen. Die Mutter folgte in der Ferne nach, und lächelte über die Ehre, die ihrem Säuglinge widerfuhr. Bald beſchloß man, eine feierliche Anrede an den Helden des Feſtes halten zu laſſen, und Borden traf das Loos, es zu thun. Die Wiege wurde mitten in den Kreis geſtellt; ringsum ſetzten ſich die Zuhörer, und Borde fing ſeine Rede an, die ich Wort für Wort abſchreibe.

„Da liegt der Held unſeres Feſtes, meine ſchönen Zuhörerinnen und Zuhörer, und feiert ſeinen Geburtstag mit einem ſüßen Schlummer. Er bedarf ſeines eigenen Geburtstages nicht, um vergnügt zu ſeyn; wir aber brauchen ihn, um die Freude an ihren Flügeln feſt zu halten. Wenn ich das Kind betrachte, und uns, ſo kommt es mir vor, als ob nur die Wiege der Thron der Freude, nur der Laufzaum und der Fallhut der Königsſchmuck des menſchlichen Glückes wären. Der Vater nimmt das Kind auf, und legt es, um es ruhig zu erhalten, an den Buſen der Mutter: das iſt ſein Lebenslauf. Und uns legen, wenn unſre Hoffnungen, unſre Freuden alle vergangen ſind, nach tauſend Sorgen, nach zehntauſend Seufzern, unſere Kinder ebenfalls, damit wir endlich ruhig werden, an den Buſen des Todes, in den Sarg, die zweite Wiege des Menſchen, um die kein zärtliches Lied ſummt, die kein fröhliches Auge ſegnet. Nur rothgeweinte, thränenvolle Augen blicken auf die zweite Wiege, und der dumpfe Ton fallender Erdſchollen iſt das rauhe Lied, das über ſie herab donnert. Man legt den Menſchen an die Bruſt der Mutter, dann an den Buſen des Todes: das iſt ſein Lebenslauf. Was dazwiſchen liegt, iſt nichts als ein unruhiger Traum, das Schwirren eines Nachtvogels zwiſchen Gräbern, das gegenſtandsloſe Lächeln, der gegenſtandsloſe Schmerz eines ſtill Wahnſinnigen, das Hinſliegen eines Sonnenſtrahls über Hügel und Gründe zwiſchen zwei ſchwarzen Wolken. — Sie lächeln. Und iſt die Armſeligkeit, die wir Leben nennen, mehr werth als ein Lächeln? Dies Herz zernagen erſt tauſend Sorgen, und dann im Sarge die Würmer. — Ja, Kleiner! „— rief der Redner nun, und ſein Lächeln ging in Ernſt und Wehmuth über — „ja, Kleiner, ich wünſche dir Glück zu deinem Schlummer. Um deine Seele her hat die Natur das Gehirn wie Waſſer hingelegt. Das Glück und der Schmerz können beide ihre Züge nicht hineingraben. Deine klagende Stimme bezeichnet nicht Schmerz; es ſind nur die prophetiſchen Töne deiner künftigen Tage. Die Natur unterrichtet dich ſchon im Weinen, ehe der Schmerz da iſt. Weine nur, holdes Kind, weine nur! Iſt denn das Leben der Menſchen, iſt denn dieſe Erde etwas Anderes, als eine Camera obſcura? eine Trauerkammer? Alles ſchwarz und grauenvoll; die Wände ſind mit der Trauerfarbe bedeckt: eine ſchwarze Gardine, ein Leichentuch, umhüllt ſie; nur durch eine enge Röhre fallen ein Paar Strahlen einer helleren Welt, der Ewigkeit, in das Trauergemach, doch nur Bilder dieſer Strahlen, erſt von einem Spiegel aufgefangen. Nur erſt, wenn es in der optiſchen Kammer recht dunkel, wenn die Trauergardine recht eng zugezogen iſt, ſind die Farben hell. Ach, müſſen wir Menſchen denn nicht die Ahnungen der Ewigkeit, den Lichtſtrahl aus einer andern Welt, mit Thränen, Trauer und ſchwarzem Kummer erkaufen? Muß nicht auch erſt das Leichentuch des Unglücks um unſere Seele gehängt werden, ehe das tröſtende Farbenſpiel der Ewigkeit in ihr aufgeht? Armer, armer Knabe! das Unglück wird auch dein Leben mit ſeinem Leichentuche bedecken. Wie deine Stimme jetzt prophetiſch über künftiges Unglück weint, ſo wird dein Herz einſt in der Morgenröthe der Jugend prophetiſch nach einer Freundſchaft und Liebe ſchlagen, welche dieſes Leben nicht kennt. Jede aufkeimende Blüthe eines beſſeren Daſeyns, die, von dem Feuer deines jungen Herzens erwärmt, von den Thränen deiner ahnenden Wehmuth begoſſen, aus deiner Seele hervorſteigt, wird der ſcharfe Froſt der Konvenienz tödten. Drücke deine heiße Bruſt nicht an eine andere. Die Zeit legt ihre kalte Todtenhand dazwiſchen, und deine oder die andre Bruſt erſtarrt. Das kalte Grab iſt wärmer als das Leben. Du wirſt dir Schwielen in die Hände, Wunden in das Herz rudern, und Niemand wird ſie dir verbinden, keine Thräne eines mitleidigen Auges einen Tropfen Kühlung in den heißen Schmerz hinab weinen."

Hier brachen Thränen aus den Augen des Redners hervor, und er ſah einige Augenblikke ſchweigend zu Boden. Annen war das Herz ſchon lange in Thränen zerfloſſen; ſie ſah mit ihren naſſen Augen durch die Platanen gen Himmel. Borde fuhr mit einer mächtigen Gewalt in der Stimme fort: „Und wenn auch ein thränenvolles Auge ſich ſanft an die Wunden deines Herzens legt; wenn auch eine . . ." — Er hielt wieder inne; ſeine Bruſt ſchlug ſehr hoch — . . . „ſo mußt du dein Auge abwenden von den lindernden Thränen, dein Herz bedecken, deine Wunden größer reißen, und fliehen, wo allein keine Thräne iſt: in das Grab!"

Es war eine Todtenſtille in der ganzen Geſellſchaft. Einer nach dem andern ſtand auf; jeder ging ſeinen eigenen Weg, Vorde in das Gebüſch. Anne blieb allein ſitzen. Ihr Blick flog noch immer durch die Platanen gen Himmel; es kam ihr vor, als ſäße ſie in einem dunkeln Krater, von Allem in der Welt getrennt. Ihre Seele hatte ſich ausgedehnt für ihre erhabne Wehmuth und für ihre Liebe. Sie ſtand auf, und ging langſam über den Platz an die Wiege. So eben öffnete das Kind die großen Augen, und lächelte ſie an. Sie kniete nieder; ihre Empfindung — ein Gefühl des Glücks, in trauernde Wehmuth getaucht — war zu feierlich, als daß ſie ſich ſtehend hätte zu dem Kinde hinab beugen können. Knieen ſchien ihr die natürlichſte Stellung für den Menſchen. „Nein," ſagte ſie ſanft weinend, und nahm des Kindes Hand in ihre beiden Hände: „nein, du ſollſt dein Herz nicht bedecken, und deine Wunden nicht größer reißen. Nein, nein, an dies thränenvolle Herz will ich dich legen, und dein und mein Herz ſollen nicht erſtarren." Sie nahm das Kind bei dieſen Worten auf, und drückte es mit naſſen Augen an ihre Bruſt. Den Kopf auf das Kind niedergebeugt, ging ſie in das Gebüſch, wohin Borde gegangen war, und ſtand nach zwei Schritten dicht vor ihm.

Es fiel ihr ein, daß er gehört haben könnte, was ſie geſagt hatte; aber in dieſem Augenblicke fragte ſie nichts darnach. Sie ſah ihn lächelnd an. Borde zitterte, und wendete den Blick von ihren brennenden Augen auf das Kind. Nun konnte ſie nicht zweifeln, daß er ſie gehört hatte; aber es war ihr gleich, ſogar lieb. Sie betrachtete ihn, wie er ſich über das Kind hin beugte, und wie eine Thräne nach der andern aus ſeinen Augen tropfte. Unentſchloſſen, zweifelnd, hob ſie ihre zitternde Hand, und reichte ſie dann auf einmal Borden. Er nahm ſie, und legte ſie eine Sekunde lang mit einem heftigen Drucke auf ſein Herz; dann ließ er ſie fahren. Beide hielten nun das Kind. Anne beugte ſich nieder, und küßte die Lippen des Kleinen mit Herzlichkeit. Auch Borde beugte ſich auf ihn nieder; aber er drückte ſeine Lippen nicht auf den Mund, ſondern küßte die Stirn. Nun nahm er lächelnd den Knaben aus Annens Armen, um ihn in die Wohnung des Gärtners zu tragen; und Anne ſah durch die Zweige, daß er jetzt des Kindes Lippen küßte.

Anne ging unter die Platanen zurück, und ein Meer von Entzückungen bewegte ſich in ihrer Seele. Sie war der Lichtſtrahl, der eines edlen Menſchen dunkles Leben erhellte; ſie hatte die edelſte Beſtimmung des Menſchen auf der Erde erreicht. In dem Stolze dieſer hohen Gefühle, legte ſie ihr Herz an Bordens Herz, ihre Seele nahe an ſeine Seele. Dies Gefühl war ihr noch nicht genug; ſie wollte Zeugen ihrer Liebe, Zeugen ihrer Schwüre haben. Nun trat ſie in das helle Licht, das durch die Oeffnung in dem Platanen-Gewölbe herabfloß, blickte mit dem glänzenden Auge in den Lichtſtrom, und ſagte, mit dem frohen Lächeln des feſten Glaubens an ſich ſelbſt: „lege deine heiße Bruſt an die meinige, du Unglücklicher! Keine kalte Todtenhand ſoll ſich dazwiſchen legen. Meine Seele iſt dein. Wende du nur dein Herz nicht ab; es iſt nicht mehr einſam. Ich bin dein, ewig dein, edler, weicher, guter Menſch."

Ihre

Ihre Seele hob ſich bei dieſen Worten noch mehr. Erde, Rang, Zeit, ihr Geſchlecht — Alles vergaß ſie; nur ein fühlendes Weſen blieb in ihr übrig, das ſich einem anderen Weſen zum Beglücken hingab. Jetzt fürchtete ſie gar nicht mehr, daß ſie gegen Borden allzu deutlich; ſie erröthete, daß ſie aus Mißtrauen, aus Eitelkeit, es zu wenig geweſen war. Sie ging, wie eine Unſterbliche, in der Welt ihrer ſchönen, erhabnen Gefühle. Jetzt blickte ein Zauberſchimmer durch die leiſe wankenden Gebüſche; und ihr ſchien der Glanz weiter nichts als der Widerſchein ihrer Seele. Es war der Mond, der hinter den dürren Gebüſchen jenſeits der Seine aufging, und mit einem langen Lichtſtreiſe auf den zitternden Wellen ſpielte In ſich verſenkt, ging Anne langſam und mechaniſch die Allee hinunter, dem Lichtmeere entgegen. Auf einmal zogen ſich die Gebüſche aus einander, und vor ihr lag die rothe brennende Scheibe, und das wogende Lichtmeer. Sie ſah ſich um, erkannte, wo ſie war; und ſo eben kam Borde mit einem jungen Menſchen, der ſich zu ihm geſellt hatte, in tiefem Geſpräche daher.

Anne faßte, ohne ein Wort zu ſagen, vertraulich Bordens Arm, und ging mit an den Gebüſchen, welche den Fluß einfaßten, hinunter. Nun, ſagte der junge Franzoſe zu Borden; fahren Sie fort. Mademoiſelle St. Julien wird gern an unſrem Geſpräche Theil nehmen.

Borde ſchwieg, als Anne den Arm an ſeine Bruſt legte. Nach einigen Seufzern fuhr er fort: „es iſt wahr, was Sie ſagen. Dieſe Erde ſcheint aus den Trümmern einer alten allgemeinen Zerſtörung gebauet zu ſeyn. Unter dem lachenden Segen der jetzigen Oberfläche liegen überall die Spuren von Erdbeben, von Vulkanen, Ueberſchwemmungen und Zerſtörung. Aber was Sie daraus beweiſen wollen, widerſteht meinem Herzen, wie meinem Kopfe. Und ſagen Sie," wie könnte die Natur ein Herz, einen Kopf geſchaffen haben, deren Empfindungs- und Denkgeſetze ihren Geſetzen widerſprächen? Wie könnte dieſes Herz" — Er wollte die Hand auf ſein Herz legen, und drückte Annens Hand auf ſeine Bruſt — „Wie könnte," fuhr er nach einem Seufzer fort, „dieſes Herz, das in Liebe ſchlägt, das gezwungen iſt, eine ewige unbegränzte Liebe, die wie ein großer ewiger Ocean die Gränzen der Schöpfung umfließt, zu ſeiner ſchönſten Hoffnung, zu der nothwendigen Bedingung ſeines eigenen Daſeyns zu machen; wie könnte dieſes Herz, das, außer der phyſiſchen Welt, allein in einer moraliſchen ſein Daſeyn, wie ſeinen Zweck, findet; — wie könnte es das Gebilde einer bloß mechaniſchen Urſache ſeyn? Kann denn die tiefſte Nacht die Quelle des Lichts, der Froſt die Quelle der belebenden Wärme werden? Kann der Tod das Leben zeugen? können Rollen, Seile, Räder, Hebel, Maſchinen, ſie mögen ſo fein gebauet ſeyn wie ſie wollen, nur Einen freien Gedanken, nur Einen Wunſch hervorbringen? kann eine mechaniſche Ordnung, ſo ewig ſie auch gedacht werden mag, einen Faden, einen Punkt unſerer moraliſchen Natur bewirken? Muß nicht eine ewige Liebe die Herzen der Menſchen gebildet haben, da ſie lieben können? Nein, mein Guter, eine Thräne, die an eines Menſchen Herzen hängt; ein Gefühl der Liebe, welches das Herz einen Pulsſchlag lang hebt, erweiſt mir das Daſeyn einer Quelle der Liebe, ſo lange ich Wirkung mit Urſache zuſammen denken muß."

Allein die Spuren jener alten Zerſtörungen ſprechen eben nicht für dieſe ewige Liebe, der Sie den Thron über die Welt geben.

„Mich dünkt, ſie ſprechen gerade ſehr dafür. In dem Oceane des Aethers ſchwamm der dunkle, einſame Erdball, noch unbewohnt von fühlenden Weſen. Da ergriff ihn die ſchaffende Hand der ewigen Liebe. Er ſollte der Wohnplatz des Glückes und der Tugend werden. Das Feuer brach gewaltig hervor, und trug auf ſeinen glühenden Flügeln das Land, die Gebirge, aus dem Sumpfe heraus. Die Meere wurden über einander gewälzt. Erſchütterungen riſſen in die Oberfläche der Kugel große Schlünde, wohin die Meere, von Sturmwinden, von reißenden Flammen, von emporgehobenen Ländern und Gebirgen getrieben, ſich ſtürzten. Sehen Sie denn nicht mitten in dieſen daher fliehenden Meeren, in dieſem Flammenwirbel, in dieſen aufwallenden, aufgehobenen Ländern, mitten in dieſem furchtbaren Sturme der Zerſtörung den ſanften Geiſt der Liebe, der mit ausgebreiteten Schwingen die Zerſtörung bedeckt, die Hand, die dem geliebten Kinde, dem Menſchen, einen ſichern, lieblichen Wohnplatz bereitet? Iſt es Haß, wenn der Vater ein finſtres, unbewohnbares Haus niederreißt, und dem geliebten Sohne aus den Trümmern deſſelben einen ſchönen Pallaſt erbauet?"

Sie vergeſſen, daß alle Sagen der Vorwelt ſolche Zerſtörungen, ſolche Ueberſchwemmungen, Erdbeben, Vulkane, auch noch in die Zeit, da der Menſch ſchon war, hinlegen. Thut der liebende Vater auch das? ſoll auch das Liebe ſeyn?

„Was anders?" ſagte Borde wehmüthig, und hob ſeine beiden Hände, um Annens Hand geſchlagen, langſam gen Himmel auf. „Oder wäre es keine Liebe, wenn der Vater noch einen Seitenflügel an den Pallaſt anbauet, noch ein Hintergebäude wegreißt, während daß ſein Sohn ſchon im ſichern Vordergebäude wohnt? noch in der Nähe ſogar ein Paar Zimmer anlegt, wo die Braut des Sohnes wohnen ſoll? einen Seitenflügel für ſeine Kinder und Enkel? — Aſien, die

Wiege des Menſchengeſchlechtes, war fertig, der höchſte Rücken der Erde ſicher. Dahin führte der Ewige die Menſchen. Ein Eden, ein Garten gegen die übrige Erde. Da ſchüttete ſchon der Piſang ſeine geſunde Frucht in den Schoß des Menſchen, der Pagoden-Baum hatte ſchon ſein wohlthätiges Dach in den reinen heiteren Himmel ausgebreitet. Die übrige Erde deckte noch giftiger Nebel; Luft, Waſſer, Feuer und Erde lagen noch in furchtbarem Kreiſſen, in zerſtörendem Werden da. Das Chaos tobte noch ringsum; nur berührte die Zerſtörung den heiligen Zauberkreis nicht, in welchem die Menſchen lebten. Wohin ſie ihren Fuß, ihren Blick trugen, ſchwieg der Sturm, erloſch die Flamme, verrannen die Meere. Die Zerſtörung zog ſich in immer engere Kreiſe zuſammen, und der Erdtheil, in welchem die Schöpfung am ſpäteſten vollendet wurde, vielleicht noch jetzt es nicht völlig iſt, Amerika, erhielt auch zuletzt erſt ſeine Bewohner. Was beweiſt es nun anders, als daß der Ewige ſelbſt mit der Zeit haushälteriſch iſt, und die Erde ſegnete, wie der Menſch ſich verbreitete?"

Lieber Borde, die Revolutionen wütheten nicht allein in menſchenleeren Wüſten. Die Sagen der Vorwelt ſind voll von ſolchen furchtbaren Erzählungen; und wer hätte ſie ihr aus den Wüſten gebracht?

„Auch das. Und dennoch werden Sie die liebende Vorſorge nicht ableugnen, die ihren Stempel, leuchtend wie das Siegel Gottes am nächtlichen Himmel, der Mond dort, auf die Zerſtörung drückte. Die Zeit der großen phyſiſchen Revolutionen auf der Erde fiel in die Kindheit des menſchlichen Geſchlechtes. Die Horde floh mit ihren Heerden das unglückliche Land, das unter dem Zorne der Götter lag; und konnte ſie nicht entfliehen, ſo glaubte ſie nur in dem Streite feindſeliger Weſen zu erliegen, ſo kämpften in dem Erdbeben nur die Titanen mit den Unſterblichen, ſo war der Vulkan der Hauch der racheſchnaubenden Rieſen. Ihre moraliſche Natur verlor keine Hoffnung."

Ich verſtehe Sie nicht, Borde. Wahrhaftig, ich verſtehe Sie nicht.

„Dieſe Menſchen bedurften des Glaubens an die Liebe des Ewigen nicht, der allgemeinen Liebe unter einander nicht ſo ſehr als wir; ſie hatten Götter, wie ſie ihnen nöthig waren. Die Revolutionen der Erde konnten weiter nichts, als ſie nur auf Augenblicke elend machen; uns aber, uns, die wir die Natur der Revolutionen kennen, die wir des Glaubens an einen moraliſchen Weltſchöpfer, an eine liebende Vorſehung, wie Sie ſelbſt nicht leugnen, zum Grunde unſerer Tugenden bedürfen, uns würden dieſe Revolutionen, wenn ſie noch jetzt wütheten, in die hoffnungsloſeſte Verzweiflung ſtürzen. Wenn noch jetzt uns, die wir an Eine Urſache, an Ein Urweſen glauben, Sündfluthen, allgemeine Verwüſtungen verfolgten, ſo würde Zerſtörung uns das Geſetz der Natur, und Haß der Geiſt ſcheinen, der die Welt belebte; und was würde dann aus unſerer moraliſchen Natur werden? Darum legte der Ewige die großen Naturunfälle in die Kindheit des menſchlichen Geſchlechtes; die Menſchen klagten und flohen, aber ſie verzweifelten nicht. Wohin ſollten, wohin könnten wir fliehen? Was würde aus meinem Herzen, wenn ich ſähe, daß der Ewige mich haßte? O nein! nein!" — Er ſtreckte beide Hände dem Monde entgegen, der immer höher ſtieg, und rief mit Thränen in den Augen: „Blutroth gingſt du auf, wie das Geſchick der Menſchen; aber je höher du ſteigſt, deſto reiner wird dein Licht, du liebliches Bild der Menſchen, dämmernder Mond. Du leuchteſt, wie wir, in der Nacht der Erde. Aber ſollen wir uns deines holden Lichtes nicht freuen, weil es nicht das Licht der Sonne iſt?" Er hing mit fröhlichen Blicken an der reinen Scheibe.

„O warum," hob er wieder an, und drückte den jungen Menſchen an ſeine Bruſt: „warum wollen Sie nicht den leuchtenden lebendigen Buchſtaben jenes Buches, das der Ewige aufrollte," (er zeigte hoch gen Himmel) „lieber glauben, als den ſchwarzen, dunkeln Buchſtaben, die der Staub dem Staube aufdrückte, und die Frankreich mit ſo vieler Frechheit das Buch *) nennt? Sagen Sie, könnte ich ohne den Glauben an eine ewige Liebe meinen Arm um einen Menſchen ſchlingen?"

---

*) Le Syſtème de la nature nannte der verbildete, ſich aufgeklärt nennende Theil der Franzoſen eine Zeitlang, wahrſcheinlich im Gegenſatz der Bibel: das Buch, par excellence.

(Er ſchlang ſeinen Arm um Annen.) „Könnte ich mein Herz an ein fremdes Herz drücken, meine Thränen der Wehmuth und der Freude in einen Buſen weinen?" (Er legte die überſtrömenden Augen auf Annens hochſchlagende Bruſt.) „Könnte ich zu dieſem holden Geſchöpfe je ſagen: ich liebe dich, ewig, einzig! wenn nicht über uns ein Weſen wäre, das unſre Liebe ſegnete?" —

Man denke ſich Annen, die, ſeitdem ſie unter dem Lichtdache der Platanen den Schwur gethan hatte, ihr Herz an das ſeinige zu legen, alle Gegenſtände um ſich her ohnehin ſchon im Widerſchein einer höheren Welt ſah — man denke ſich Annen jetzt, da ihre bewegte Seele noch voll war von den lebendigen Bildern der Zerſtörung, von aufſchlagenden Flammen, rollenden Meeren, verſinkenden Ländern! Mitten unter dieſen Bildern, durch welche die ſanfte wehmüthige Stimme des begeiſterten Jünglings erklingt, wie die Töne der ewigen Liebe, von der er ſpricht, mitten unter dieſen Bildern, fühlt ſie ſich von ſeinem Arme umſchlungen, an ſeine Bruſt gedrückt. Die Erde verſank unter ihr, ſo heftig rollte ihr Blut; der Mond ſchwankte in ihren zitternden Thränen; das Rauſchen der Seine ſchien ihr das Rauſchen der vergehenden Schöpfung. Sie umfaßte Borden mit beiden Armen, und drückte ihr weinendes Auge an ſeine Stirn, den Mund an ſeine heißen Wangen. Nein! ſagte ſie, (ihre Seele rief es laut durch die Schöpfung; ihre Lippen hauchten die Worte leiſe hervor): nein; wir ſinken nicht! die ewige Liebe hält uns!

In dem Augenblicke erſchollen ganz nahe ein Paar Waldhörner aus dem Gebüſche hervor. Anne und Borde fuhren aus einander, ſahen ſich verwundert an, blickten forſchend um ſich her, und erſtaunten, daß ſie an der Seine auf dem Erdboden ſtanden. Ihr Geſellſchafter hatte ſie verlaſſen, um ſich dem Tone der Hörner zu nähern. Sie gingen nun Beide ſtumm neben einander am Ufer des Fluſſes hin. Anne dachte an ihren Schwur, umſchlang vertraulich den Arm des Jünglings mit beiden Händen, und ſah ihn zärtlich von der Seite an. Borde ging mit ernſten Blicken und ſchweigend neben ihr. „Ich bin ein Thor,“ ſagte er endlich, als ſie gerade die Allee nach den Platanen zu einlenkten; „jeder ſchöne Abend macht mich zum Schwärmer, und ich vergeſſe dann nur gar zu leicht die äußeren Verhältniſſe. Vergeben Sie mir! Man ſollte mit einem Frauenzimmer nie ſo ſprechen, wie ich vorhin. — Vergeben Sie mir," ſetzte er kalt hinzu; „ich bin ein lächerlicher Thor!"

Die letzten Worte ſagte er unter dem Platanen-Gewölbe. Die Leier am Himmel blitzte gerade mitten in die Lichtöffnung der Platanen. Hier hatte Anne ihr Herz an das ſeinige legen, und ſagen wollen: Vorde, ich bin dein! Darum war ſie in die Allee gegangen. Jetzt erſtarrte ſie, als er das ſagte, und es überfiel ſie ein kalter Schauer. Sie blickte hinauf zu der funkelnden Leier, und es ſchien ihr, als flißterte Jemand die Platanen herab: Anne, drücke dein heißes Herz nicht an ſeine Bruſt; die Zeit legt ihre kalte Todtenhand dazwiſchen.

Man ſchämt ſich vor nichts ſtärker, als vor ſeiner Begeiſterung in Gegenwart eines kalten Menſchen. Anne bereuete jetzt ihre Wärme, ihre Thränen, ihren Schwur, ihre Umarmung. Jetzt hätte ſie unter eben der

Oeffnung ſchwören können, ihn zu haſſen: ſo unbeſtändig iſt die Empfindung der Menſchen! Sie gingen langſam zu der Geſellſchaft, und Anne ließ dabei ihre Hand nur nachläſſig auf Bordens Arme ruhen. Es ſtand ein Wagen da für die, welche die Abendluft auf der Seine fürchteten. „Ich fahre im Wagen,“ ſagte Anne eifrig, als Borde die Rückkehr auf dem Fluſſe anpries. „Dort fürchte ich mich vor einer Erkältung!“ ſetzte ſie ein ganz klein wenig höhniſch hinzu, Sie würde noch etwas Aehnliches geſagt haben, wenn Borde nicht mit einem Seufzer ſchnell zu Boden geblickt hätte. Dieſer Seufzer machte, daß ſie beinahe ihren Entſchluß änderte.

Als ſie zu Hauſe allein war, ging ſie die Begebenheiten des heutigen Tages noch einmal Schritt für Schritt durch: von dem Augenblicke an, da ſie ſich zitternd zu Borden in den Kahn ſetzte, bis zu dem, da er ſeufzend zu Boden blickte. Das Reſultat dieſer Träumereien war, daß ſie das Fenſter öffnete, die Leier am Himmel ſuchte, und dieſem Geſtirne ſchwor: ich will mein Herz an das ſeinige legen!

Seine Kälte ließ ſich ja leicht erklären. Er zum geiſtlichen Stande beſtimmt, der Sohn eines Handwerkers; ſie die Tochter eines Adeligen. Deshalb war er kalt geweſen; und Anne fand das jetzt erhabner als Alles, was er gethan, ja, was er geſagt hatte. Wie viel mehr gehört dazu, dachte ſie, eine Geliebte zu verleugnen, als für eine Schweſter zu rudern! — „Hat er es mir denn,“ ſagte ſie laut und eifrig, „in ſeiner Gratulationsrede nicht deutlich genug geſagt, daß die Konvenienz die Blüthen der Liebe tödtet?“

Indeß war durch ſeine Kälte, mochte ſie auch noch ſo großmüthig ſeyn, doch ihr Vertrauen erſtorben. Sie konnte ihm nicht ſagen, was ſie fühlte, und blieb ſogar einen Tag lang von dem Polizeilieutenant weg. Am folgenden Tage fand ſie große Geſellſchaft dort. Sie trat hocherröthend in den Saal, und Borde erröthete gleichfalls. Beide befanden ſich den ganzen Abend jeder an einem andern Ende des Saales, und doch ſprach Borde nie, wenn Anne ſprach, Anne nie, wenn Borde ſich bewegte.

So ſehr Anne ſich auch heute wieder überzeugt hatte, daß Vorde ſie liebte, ſo war dennoch ihr Vertrauen noch mehr erſtorben. Als ſie nach Tiſche im Gedränge einmal dicht neben ihn kam, was ſie gewünſcht hatte, wendete ſie ſich (ſie fühlte das mit einer ängſtlichen Hitze) kalt von ihm ab, um lachend eine Poſſe zu ſagen. In dem Hauſe des Polizeilieutenants kam ſie nicht einen Schritt weiter, das fühlte ſie wohl. Es wurde wieder von einer Partie auf das Landhaus geſprochen. Sie hörte ängſtlich zu, ohne etwas zu ſagen.

Die Partie kam zu Stande, und Anne ahnete eine Entſcheidung, die ſie wünſchte, und vor der ſie doch zitterte, ſo daß ſie einmal ſchon Willens war, die Partie auszuſchlagen. Indeß zu der beſtimmten Zeit kleidete ſie ſich reitzend an, und fuhr mit anderen Damen nach dem Landhauſe. Vorde war noch nicht da. Es verging Eine Stunde, und noch Eine; und er kam noch immer nicht. Anne wagte es nicht, nach ihm zu fragen; allein ſie war nicht von dem Hügel wegzubringen, von dem man auf den Weg nach Paris ſehen konnte. Endlich gegen Abend ſah ſie Vorden in der Ferne. Er lief mehr, als er ging; dann ſtand er wieder, dann ging er vorwärts. Sie merkte mit frohem Herzklopfen, daß er mit ſich ſelbſt kämpfte, ob er kommen wollte oder nicht; denn er blieb lange in der Allee ſtehen, die zu dem Landhauſe führte, und ging nur zögernd weiter. Anne verließ den Hügel, und eilte auf das Haus zu, mit dem feſten Entſchluſſe, ihm entgegen zu gehen. Aber im Hauſe ſuchte ſie einen Vorwand, da ſeyn zu können. Als Borde die Thür öffnete, lachte Anne ſo eben ganz laut über etwas, das die Gärtnerin ſagte. Ein ſchöner Empfang für einen Menſchen, dem man zeigen will, daß man ihm mit Sehnſucht entgegen geſehen hat! Anne verbeugte ſich kurz, und ſprach mit der Gärtnerin weiter. Borde ging hinter ihr weg in den Garten. Anne blieb eine ganze Stunde bei der Gärtnerin, und ärgerte ſich über ihre Unentſchloſſenheit. Sie wäre noch eine Stunde geblieben; doch endlich holte ihre Freundin ſie ab, und erzählte ihr unterweges: Borde ſey gekommen; allein er habe eine unleidliche Laune mitgebracht.

Borde und Anne thaten einander alles Mögliche zu Leide. Sie ſprach eine ganze Stunde von ihrer Spitzenwäſcherin mit unverwüſtlicher Apathie. Er ſang Trinklieder, und war ausgelaſſen; nannte den Mond, der eben aufging, die geöhlte Papierlaterne eines Bettlers, ſagte Satiren auf alle Sternbilder, die man in der Allee ſehen konnte, und machte den ganzen Kreis der jungen Leute um ſich her auf Koſten des ſchönen Abends witzig. Das eben reitzte Annens Empfindlichkeit. Es kränkte ſie nicht mehr, überſehen zu werden; es that ihr weh, daß ein Menſch, dem ſie ſo viele Erhabenheit des Charakters zugetrauet, und der erſt noch vor einigen Tagen ſo viel Rührendes über den Himmel geſagt hatte, jetzt ſo verächtlich ſeyn konnte, über ihn zu ſpotten. Sie ſtand unwillig auf, ging die Allee hinunter, und war nach einigen Minuten auf eben der Stelle an der Seine, wo er ſie neulich in ſeine Arme ſchloß. Sie wiederholte ſich Alles, was er hier geſagt hatte. Ihre Empfindungen hoben ſich; aber je höher ſie ſtiegen, deſto ſchwärzer ſchien ihr Vorde: ſo wie das Blau des Himmels deſto ſchwärzer ſcheint, je höher der Menſch ſteht, der es betrachtet. Sie ſetzte ſich, troſtlos über Vordens Zweideutigkeit, in das Gebüſch auf eine verſteckte Bank.

Kaum hatte ſie fünf Minuten da geſeſſen, ſo kam Borde ſelbſt mit verſchränkten Armen daher, und blieb, mit dem Rücken zu ihr gekehrt, an eben der Stelle ſtehen, wo Anne geſtanden hatte. Vorſichtig bog Anne das große Blatt eines jungen Platanus zurück, das ihr die Ausſicht nahm. „Hier! hier!" ſagte Borde leiſe. „Eine Minute lang war ich glücklich!" ſetzte er nach einer Pauſe in großer Bewegung hinzu, und ſchwieg dann lange. „Eine Minute hier! Auch das hatte ich nicht gehofft. Und dort! dort über den Sternen," ſagte er lauter und begeiſtert, „wo kein Rang, kein Gelübde die Herzen ſcheidet!" — Borde! Borde! riefen jetzt einige Stimmen. Borde, wo ſind Sie? Borde ſprang in einen Kahn, der am Ufer hielt, ſtieß ab, und war mit einigen Ruderſchlägen über den Fluß auf der jenſeitigen Wieſe.

Anne beugte jetzt das Geſicht aus dem Gebüſche hervor, und ſah ihn drüben einſam, wie einen Geiſt, umher gehen. Alſo war ſie dennoch geliebt; nur Rang und Gelübde trennten ſie. „Borde,“ ſagte ſie leiſe, und lehnte ſich vorwärts zu ihm hin: „davor zitterſt du? davor? Das ſoll unſre Herzen auch hier nicht trennen!“ Sie verſank in tiefes Nachdenken über die Mittel, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und es wurde ihr immer leichter. Zuletzt lächelte ſie darüber, daß es in ihren Augen ein Hinderniß hatte ſeyn können. „Er konnte für ſeine Schweſter rudern, dachte ſie; was würde er nicht für mich können?“ Sie ſtand eilig auf, und ging an das Ufer. Zwanzig Schritte weit von ihr ſprang Borde aus dem Nachen. Sie ging heiter auf ihn zu; und voll von ihrem Gedanken, ohne überlegt zu haben, ob er ſich mittheilen ließe oder nicht, bat ſie ihn, ein wenig am Garten hin zu rudern. Sie ſtieg ein. Borde ſetzte ſich zu ihr, ließ den Nachen vom Fluſſe treiben, und hielt ihn nur mit dem Ruder unter den Akacien, die den Garten einfaßten.

Jetzt bemerkte Aime, daß es ſchwer ſey zu rudern, und ſchwieg dann wieder. Borde ſprach mit unverſtellter Heiterkeit und Ruhe von der Schönheit des Abends; es entfuhr ihm nicht Eine Anmerkung über ſein Geſchick, nicht Ein Seufzer, nicht Eine Anſpielung, die Annen hätte Gelegenheit geben können, ihr volles Herz zu öffnen. Jetzt entfernte er den Kahn von dem dunkeln lieblichen Gebüſche, und fuhr in dem Lichtglanze des Fluſſes dem Monde entgegen. Hier in dieſem heitern Lichte konnte Anne ſich nun gar nicht entdekken; es war ihr zu hell, zu ſchimmernd zum Vertrauen. Sie machte ihm einen kleinen, witzigen Vorwurf über ſeine vorherigen Spöttereien; und er küßte ihr die Hand, ohne etwas darauf zu erwiedern. Beide ſtiegen heiter aus. Anne wußte ſchlechterdings den Ton nicht zu finden, den ſie mit ihm nehmen ſollte. Noch ein ſolches heiteres Geſpräch hätte ihr auf immer den Muth genommen, ſich ihm zu entdecken. Sie verließ ihn, ſo bald ſie konnte, und kam unentſchloſſener, als je, nach Hauſe.

Anne ſprach ihn noch zwei- oder dreimal; er war aber heiter, und zeichnete ſie durch nichts aus. Wäre, wenn er ſie anredete, nicht immer eine gewiſſe Heftigkeit an ihm ſichtbar geweſen, und hätte ihre Freundin ihr nicht geſagt: Borde hat einen Kummer, den er verbergen will; ſo würde ſie gedacht haben, er hat mich vergeſſen, oder mich nie geliebt. Nur zuweilen brach aus ſeinen Augen ein Blick auf ſie hervor, der ſie in ſein Herz ſehen ließ.

Jetzt ereignete ſich eine Begebenheit, die ſogar in Paris Aufſehen machte und die Augen der halben Stadt auf Borden zog; wie konnte nun wohl mein armes Mädchen gleichgültig dabei bleiben? Borde geht einmal nach dem Landhauſe des Polizeilieutenants, und trifft unterweges auf einen Mann, deſſen kummervolles, bleiches Geſicht ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Er geht vorüber; doch ſieht er ſich bald wieder um. Der Mann ſteht jetzt dicht am Fluſſe, blickt mit ſtarren Augen hinein, und ſchüttelt den Kopf, als ob er mit ſich ſelbſt ſpricht. Borden ergreift der Gedanke, dieſer Unglückliche habe vielleicht die Abſicht, ſich in den Fluß zu werfen. Er geht ſchnell zurück, und ſieht, daß Thränen aus den finſtern Augen des Mannes fallen.

„Sie ſtehen ſehr nahe am Waſſer,“ ſagt Borde; „das Ufer iſt nicht ganz ſicher.“

Der Fremde ſieht ihn finſter von der Seite an, tritt noch näher an den Rand des Ufers, und fragt ſehr rauh: was beliebt? Mir beliebt, hier zu ſtehen. Borde iſt erſchüttert. Er bietet dem Fremden die Hand, und fängt ſanft an: „welch eine Menge Unglück mag dazu gehört haben, Sie, mit einem ſo ſtandhaften entſchloſſenen Geſichte, auf dieſe Stelle der Hoffnungsloſigkeit zu ſtoßen! Aber verlaſſen ſind Sie nicht, mein Herr; denn hier ſteht ein Menſch, der Ihnen ſeine Hand bietet." — Die Hand? erwiedert der Fremde bitter lachend: ich brauche Geld.

„Auch das!" ſagt Borde, und hält ihm ſeine Geldbörſe hin. „O mein Herr, ich habe auch ein Herz für Sie." Der Fremde ſchlägt ſich vor die Stirn. Almoſen? ſagt er wehmüthig und bitter. Endlich ſtreckt er die Hand aus, nimmt zitternd die Börſe, ſieht Borden finſter an, und will gehen. Borde faßt ſeine Hand, und ſagt zutraulich: „darf ich nicht mehr für Sie thun, mein Herr?"

Mehr? großer Gott! wollen Sie denn mehr thun? denn dies . . . freilich — ſetzt er nun abgebrochen hinzu — ich habe fünf Kinder, eine blinde Frau, und nicht einen Sou im Vermögen. Gott verdamme den Miniſter***! Der hat mich an dieſe Stelle gebracht.

„Wer ſind Sie? wie heißen Sie? Was haben Sie mit dem Miniſter***?“ Borde kehrte mit dem Unglücklichen um, und dieſer erzählte ihm ſeine Geſchichte. Paris weiß ſeinen Nahmen; warum ſoll ich ihn verſchweigen? Aber ſeine Geſchichte iſt entſtellt. Er hieß Guindeniere, war Capitain unter dem Regiment in Metz, und ein braver Soldat, wie alle ſeine Kameraden ihm das bezeugen. Der Dienſt, beſonders der Krieg in Amerika gegen die Engländer, hatte ihn invalide gemacht. Er bekam ſeinen Abſchied, und konnte mit Recht eine Penſion von dem Miniſter fordern. Deshalb war er nach Paris gekommen. Man hatte aber ſo viel an Operntänzerinnen, Virtuoſen, Bälle und Schauſpiele zu wenden, daß der arme Mann und ſeine Familie noch nichts hoffen durften. Er iſt richtig jeden Morgen im Vorzimmer des Miniſters; er trägt richtig jeden Morgen ſeine Bitte vor, erhält richtig jeden Morgen diz

Antwort: Sie ſollen nicht vergeſſen werden, Herr Capitain; und kommt richtig jeden Morgen troſtloſer wieder zu ſeiner jammernden Familie. Der arme Capitain verzehrt das Wenige, was er hat, und lebt dann von ſeinen Kleidern, von ſeiner Wäſche. Die Frau nähet, und, als die Noth zunimmt, auch Abends in der Dämmerung und bei Lichte. Dadurch werden ihre Augen krank. Der Capitain nimmt einen Quackſalber, weil er keinen Arzt bezahlen kann, und die Augen ſeiner Frau ſind verloren.

Seine Sollicitationen bei dem Miniſter werden in dem Maße dringender, wie ſeine Noth größer wird; und immer bekommt er dieſelbe Antwort: Sie ſollen nicht vergeſſen werden! — Muß man erſt dann an den Unglücklichen denken, wenn ſein Elend die Quellen der Freude ausgetrocknet hat? Sage doch Niemand dem Flehenden: warte bis morgen, oder bis am Abend! Warum ſoll er noch eine Stunde leiden? warum nicht gleich glücklich ſeyn? Iſt es denn nicht ohnehin mit der Freude, wie mit einem ganz heitern Tage, an dem ſich kein Wölkchen am Himmel zeigt? Nur zwanzig Tage unter den dreihundert und fünf ſechzig im Jahre ſind nach meiner eigenen Erfahrung ganz heiter, und hundert und funfzig ganz dunkel.

Der brave, unglückliche Officier ſchildert, als er am Rande der Verzweiflung iſt, dem Miniſter, der ihn noch warten heißt, ſein Elend, das Elend ſeiner Familie. Ich bedaure Sie, Herr Capitain, ſagt der Miniſter; aber in der That, Sie müſſen noch warten.

„Warten kann ich noch," erwiedert der Unglückliche mit Bitterkeit; „aber hungern kann ich nicht länger, als Ew. Excellenz und als jeder Andre, höchſtens vier oder fünf Tage."

Der Miniſter ſieht ihn meſſend an. Sie fallen in einen Ton, Herr Capitain . . .

„Der nichts als wahr iſt, Ew. Excellenz. Sie werden mich nicht vergeſſen, das haben Sie mir ſo oft geſagt, daß ich nicht das Recht habe, daran zu zweifeln; aber Sie werden mich mit meiner Familie verhungern laſſen."

Warum haben Sie aber auch Familie! ſagt der Miniſter mit gerunzelter Stirn.

„Warum? Weil ich ein Menſch bin, ſo gut wie einer, ſo gut wie Sie, ſo gut wie der

König; weil ich ein Herz hatte, meine Frau zu lieben, und meine Kinder; weil ich mit dieſen Wunden, die ich in des Königs Kriegen bekam, und durch die ich invalide bin, Anſprüche auf Brot für Weib und Kinder machen kann! . . . Wenn ich gegen den Feind kommandirt wurde, ſagte ich nicht, was ich ſeit einem Jahre hier gehört habe: der Feind muß noch warten; ich will ihn nicht vergeſſen. Ew. Excellenz, man verpraßt hier an einem Mittage mit Operntänzerinnen Summen, von denen ich mit meiner Familie ein Jahr lang leben könnte!

Der Miniſter erröthete; er hatte jetzt eben eine Geliebte, die Operntänzerin war. Der arme Capitain, der nicht aus dem Hauſe kam, wußte nicht, welche Bitterkeit er dem Miniſter ſagte. Dieſer machte eine kleine Verbeugung, und den folgenden Morgen wurde der Capitain von dem Schweizer des Miniſters ein: für allemal abgewieſen. So war er von Elend zu Elend, und endlich an den Rand der Seine gekommen, wo Borde oder die Hand der Vorſehung ihn aufhielt. Dieſe Geſchichte erzählte er Borden unterweges.

Borde fand das Elend noch weit größer, als er geglaubt hatte, und in ſeiner Gegenwart nahm es noch einen ſchrecklichen Grad zu. Des Capitains Lebenskeim war heute durch den Vorſatz, ſeine Verzweiſlung in den Wellen zu begraben, furchtbar erſchüttert. Der Gedanke an das Elend ſeiner Familie, die ſchnelle, unerwartete Hülſe, die er erhielt, die Hoffnungen, welche Borde ihm gab: das alles hatte einen zu gewaltſamen Wechſel ſeiner Empfindungen hervorgebracht, als daß ſeine lange untergrabene Geſundheit länger hätte widerſtehen können. Er führte Borden zu ſeiner Familie in das Dachſtübchen, das ſie bewohnten, und ſagte matt: hier iſt Hülſe, Weib, und ein Engel vom Himmel, uns zu retten! Dann warf er ſich auf einen hölzernen Stuhl, wurde immer blaſſer, und lag nach einer halben Stunde ſchon ganz erſchöpſt auf dem Strohlager, in einem heftigen Fieber. Borde beſorgte einen Arzt, Lebensmittel und Erquickungen. Erſt ſpät am Abend ging er mit dem Verſprechen, wieder zu kommen. Die blinde Frau ergriff ſeine Hand. „Wenn Sie nicht wiederkämen,“ ſagte ſie mit bebender Stimme; „wenn auch Sie uns verließen [illegible], lieber wollte ich, wir wären ohne alle Hülfe geblieben. Man iſt glücklicher, wenn man gar keine Hoffnung mehr hat, als wenn die letzte, die allerletzte Hoffnung uns täuſcht.“ Sie ließ ſeine Hand nicht fahren. „Ach, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Unrecht thue; aber mein Mann war ſo redlich! Dieſe Kinder, was haben die verbrochen? Und dennoch bis zu dieſem entſetzlichen Elende! Ach, ſagen Sie, lieber Herr, wie kann man an Gott glauben, wenn man von allen Menſchen verlaſſen wird? Ich bitte Sie, verlaſſen Sie uns nicht!“ – Hier iſt meine Hand darauf, Madame, ſagte Borde innig gerührt.

„Geben Sie die Hand dieſem unſchuldigen Kinde. Dies jammernde Kind werden Sie ja nicht täuſchen!“

Bei Gott! Madame, ich ſehe Sie wieder. Bei Gott, bei dem Allgütigen! und ſollte ich mein Ruder wieder für Sie ergreifen – Hunger ſollen Sie nicht leiden. Sehen Sie mich als Ihren Sohn an, ſeyn Sie meine Mutter. Wird der Sohn ſeine Mutter verlaſſen? Mit dieſen Worten riß er ſich von ihr los, und eilte in groſser Bewegung die Treppen hinunter.

Er kam nach Hauſe, traf den Polizeilieutenant allein, und ſtellte ihm mit glühender Beredtſamkeit das Elend der unglücklichen Familie vor. Der Polizeilieutenant war ſehr gerührt; aber Borde konnte ihn doch nicht dahin bringen, dem Miniſter den Capitain zu empfehlen. Man findet tauſend wohlthätige Menſchen gegen Einen, der muthig genug iſt, über die bürgerlichen Rückſichten wegzuſehen. Der Polizeilieutenant legte ſechs Louisd'or auf den Tiſch; aber er zuckte die Achſeln in Abſicht des Miniſters, und ſagte erröthend: das iſt unmöglich, guter Borde; der Mann iſt verloren. So etwas vergiebt der Miniſter nicht. Und darf ich Ihnen rathen, ſo nehmen Sie ſich des Capitains nicht zu öffentlich an. Ich habe Ihrentwegen Abſichten auf den Miniſter.

Borde zog die Stirn in Falten. Er hätte das Geld nicht genommen, wenn es nicht für dieſe Familie geweſen wäre: ſo erbittert war er über die politiſche Kälte des Polizeilieutenants. Ich für mein Theil bewundere Bordens Groſsmuth; aber ich fühle, ich hätte ihm das nicht nachthun können, was er that. Meinen letzten Sou würde ich mit den Unglücklichen getheilt, oder ihn ganz hingegeben haben; doch mit dem Miniſter hätte ich mir eben ſo wenig zu ſchaffen gemacht, wie der Polizeilieutenant. Ich glaube, das Herz wäre mir dabei gebrochen; aber ich würde es dennoch nicht gekonnt haben. Der edle Jüngling konnte es. Wahrlich, Anne, ich begreife, warum du ihn ſo einzig liebteſt.

Vorde ſchwieg. Er ging am folgenden Morgen wieder zu der unglücklichen Familie. Unterweges überdachte er, was er für ſie thun könnte. Er lebte in des Polizeilieutenants Hauſe frei, hatte aber nur wenig Gehalt. Sein Taſchengeld war bis auf ein Paar Louisd'or ſchon geſtern weggegeben. Wenn auch der Polizeilieutenant noch einigemale gab, ſo reichte das Alles doch nicht hin, die Familie auf die Länge zu ernähren. Wohl! dachte er; ich ſelbſt will den Verſuch bei dem Miniſter machen. Sey er auch noch ſo unbarmherzig; er iſt ein Menſch. Gewiß kennt er das Elend nicht, in das dieſe Familie verſunken iſt.

Borde fand den Capitain heute noch kränker, als geſtern. Er lieferte die ſechs Louisd'or ab, und that dabei der blinden Frau den Vorſchlag, morgen mit allen ihren Kindern zu dem Miniſter zu gehen. Sie ſagte mit vielem Muthe Ja, ſo ſchwer es ihr auch ankommen mußte, ſich mit ihrem Elende den Augen der Stadt Preis zu geben. Ich glaube, der Mangel des Geſichtes gab ihr Muth dazu. Aber was gab ihn dir, edler, guter Borde? was dir den Muth, dem beleidigten Miniſter mit eben der Familie, deren Haupt ihn beleidigt hatte, unter die Augen zu treten?

Heute wurden zu dieſer Proceſſion einige kleine Anſtalten getroffen, und am folgenden Morgen um zehn Uhr (eine halbe Stunde ſpäter war der Miniſter zu ſprechen) trat Borde den Zug mit der Familie an. Er trug das jüngſte Kind von zwei Jahren auf dem Arme, und führte die blinde Frau langſam. Vor ihnen her gingen die vier andern Kinder, von denen das älteſte elf Jahr alt war.

Ein wohlgekleideter junger Menſch, der eine blinde weinende Frau führt, ein Kind trägt, und vier andre Kinder in armſeliger Kleidung vor ſich und um ſich her ſehen hat, iſt ein ſeltenes Schauſpiel. Alle Menſchen auf den Straßen blieben ſtehen, und ſtarrten es an. Langſam, ohne darauf zu achten, ging der Zug weiter. Einige Perſonen zogen gutherzig ihre Geldbörſen hervor, und warteten, ob man ihnen etwas abfordern würde, da ſie wegen des wohlgekleideten Borde nicht das Herz hatten, etwas anzubieten. Hinter dem Zuge fragte man: was iſt das? Doch niemand wußte es. Viele Müßige und Neugierige folgten nach, aber nur von weitem, um den Zug, der in der That viel Ehrwürdiges hatte, nicht zu beleidigen. Er kam zu rechter Zeit bei dem Miniſter an, und Borde blieb mit der unglücklichen Familie auf dem Saale bei dem Vorzimmer ſtehen.

Nach einer halben Stunde trat der Miniſter heraus, und ſah Borden, der die Blinde noch immer an der Hand hielt, und die Kinder, der Reihe nach an. Er verweilte ſogar einen Augenblick, wie es ſchien, in der Erwartung, ob ſie ihm etwas zu ſagen hätten; da ihn aber, nach Bordens Plane, niemand anredete, ſo ging er endlich, und Borde führte die Familie eben ſo ſchweigend zurück nach ihrer Wohnung.

Die Nachbaren des Miniſters ſtanden alle an den Fenſtern, den ſeltſamen Zug zu ſehen. Man erkundigte ſich; doch Niemand wußte zu ſagen, wer die Menſchen waren. Am folgenden Morgen um eben die Zeit gingen dieſelben Menſchen über eben die Straßen wieder nach dem Hotel des Miniſters. Die Neugierde wurde reger. Man wendete ſich an Vorden, und fragte: wer iſt die blinde Frau? — „Eine unglückliche Mutter,“ war die ganze Antwort. Der Miniſter ſah ſie wieder der Reihe nach an, und ging, wie geſtern. Vorde kehrte mit ſeiner Begleitung wieder zurück. Er hatte gewiß erwartet, der Miniſter ſollte, gerührt durch dies Schauſpiel, fragen, wer die Unglücklichen wären. Zu dieſem Falle war er ſchon auf die Antwort gefaßt. Zu ſeinem Erſtaunen ging aber der Miniſter, ohne zu fragen, vorüber, und nun fiel ihm ein, daß der Capitain mit ſeiner Behauptung, es würde nichts helfen, dennoch Recht haben könnte.

Sehen Sie nun wohl? ſagte der Kranke

kente. Stellen Sie die Verzweiflung an ſein Vorzimmer; er wird nicht fragen: worüber verzweifelſt du?

„Wenn er morgen wieder vorübergeht, ohne zu fragen, ſo rede ich ihn an," ſagte Borde. — Und wenn er uns Hülfe abſchlägt? — „Er wird nicht." — Wenn aber? — „Er kann nicht." — Und wenn er nun doch könnte? — „Dann," ſagte Borde erhitzt, „ſtelle ich Ihre Frau und Ihre Kinder vor des Miniſters Thür, und bitte Paris um Almoſen für die Familie eines würdigen Offiziers, den der Krieg invalide gemacht hat." — Recht, mein Sohn! ſagte der Capitain: recht! Ich beſchwöre Sie, das zu thun.

Am folgenden Morgen ging der Zug wieder nach des Miniſters Hauſe. Heute fragte der Miniſter: wer iſt das? Da trat Borde vor: „eine höchſt unglückliche Familie, die auf Hülfe von Ewr. Excellenz rechnet, die blinde Frau und die fünf Kinder des Capitains Guindeniere. Er ſelbſt iſt zu Hauſe krank und ohne Brot. Er . . ."

Der Miniſter runzelte die Stirn: und wer ſind Sie?

„Des Capitains Freund. Ich heiße Borde, und bin Sekretär bei dem Polizeilieutenant. Der unglückliche Capitain . . .“

Iſt ein Etourdi. Ich kann jetzt nichts für ihn thun, und werde ſchicken, wenn ich Jemanden von ſeiner Familie ſehen will. Mit dieſen Worten ging der Miniſter raſch über den Saal die Treppe hinunter Borde war vor Zorn bleich geworden. Er umfaßte die blinde Frau, und rief mit Heftigkeit: „wohl denn! ſo ſey es, grauſamer Menſch! ſo ſey es! Bei Gott! verlaſſen ſollſt du nicht ſeyn, armes Weib. Ich habe alles für dich, Muth und Hände. Komm! wir wollen zuſammen betteln.“ Er führte ſie mit wallendem Blute die Treppe hinunter.

Vor dem Hauſe ſtand ein Trupp Menſchen, die auf das Zurückkommen der blinden Frau mit ihrem Führer und ihren Kindern warteten. Borde ſtellte ſich an des Miniſters Haus, und ein Nachbar ſchickte der blinden Frau einen Stuhl. Wer iſt das? fragte man. — Borde gab jedem mit edlem Ernſte zur Antwort: „die Familie eines unglücklichen kranken Officiers, der im Amerikaniſchen Kriege invalide geworden iſt, und der keine Penſion erhalten kann." — Und wer ſind Sie, mein Herr? — „Ein Menſch, den der Zufall mit den Unglücklichen bekannt machte, und der entſchloſſen iſt, alles für ſie zu thun." Er bekam von allen Seiten Geld; denn jeder, der vorüber ging, blieb ſtehen, erkundigte ſich, hörte, und gab.

Nach zwei Stunden kam der Miniſter aus dem Conſeil zurück. Im Vorbeifahren ſah er die blinde Frau und Borden mit den Kindern vor ſeinem Hauſe. Als er ausſtieg, ſagte Borde eben zu einem Vorübergehenden: „die blinde Frau, die verlaſſenen Kinder eines kranken braven Officiers, den der Amerikaniſche Krieg invalide gemacht hat, und der keine Penſion erhalten kann." Der Miniſter ging hinein, lauſchte hinter einem Vorhange, und hörte Borden noch zu zwanzig Menſchen aus allen Ständen daſſelbe ſagen. Hat er nicht bei dem Miniſter nachgeſucht? fragten die meiſten, und zeigten auf des Miniſters Haus. „Ein Jahr lang alle Tage," war die Antwort. „Dieſe Frau iſt blind darüber geworden, der Mann krank, die Kinder ſind beinahe verhungert. Der Miniſter ſagt: ſie ſollen noch warten." Gegen Mittag ging Verde mit der Familie. Am andern Morgen las ganz Paris die kleine Begebenheit mit der Ueberſchrift: „die edelſte Humanität," auf einem Blatte, das öffentlich angeſchlagen war und an vielen Orten vertheilt wurde.

„In der Straße St. Anne, — ſo hieß es auf dem Blatte — bei dem Hotel des Miniſters * * *, ſteht jeden Morgen die blinde Frau eines braven Officiers, den der Krieg und Wunden invalide gemacht haben, mit ihren fünf armen Kindern. Ein junger edler Mann, der die Noth der Familie kennen lernte, giebt Paris das reinſte Beiſpiel einer erhabnen Tugend. Er ſammelt von den Vorübergehenden Almoſen für die unglückliche Familie, die keine Penſion erhalten kann. Der Himmel bringe viele Reiche in die Straße St. Anne!"

Das Blatt machte Aufſehen. Man ging, man fuhr, man ritt durch die Straße. Paris war entzückt über den jungen Menſchen und ſeine Tugend; es bewunderte die Geduld der unglücklichen blinden Frau, und freuete ſich über die Naivetät ihrer Kinder.

Ich will die Begebenheit ſogleich endigen. Nach einigen Tagen ließ die Familie ſich nicht weiter ſehen, weder bei des Miniſters Hauſe, noch ſonſt irgendwo. Man wußte nicht, wo ſie geblieben war. Einige ſprachen von der Baſtille; Andre hielten die ganze Sache für eine Betriegerei. Beides war nicht der Fall. Dem Miniſter gefiel das Fragen und Antworten vor ſeinem Hauſe gar nicht, weil Jedermann, der die Geſchichte von Borden erzählen hörte, die Augen auf ſeine Fenſter warf. Er verſicherte nun dem Capitain eine kleine Penſion, und von dem Augenblicke an blieb die Familie zu Hauſe. Dieſe Begebenheit hat die kleine niedliche Komödie: „die geretteten Unglücklichen,“ veranlaßt.

Auf Annen that die Begebenheit größere Wirkung, als auf jeden Andren. Auch ſie hörte von der Blinden; ihr Bruder hatte ſie geſehen, und ſprach mit Enthuſiasmus von ihr. Am folgenden Morgen nimmt Anne ihren Schleier, ſteckt einen Thaler ein, und geht nach der Straße St. Anne, die nicht weit von uns entfernt war. Schon von weitem ſieht ſie das Gedränge, und geht näher hinzu. Endlich bekommt ſie die Familie zu ſehen. „Wem giebt man?“ fragt ſie einen Menſchen. Dem jungen edlen Manne dort, antwortet der Menſch, und zeigt auf Borden. Anne erkennt ihn auf den erſten Blick, wird bleich und erröthet dann. Sie ſtreckt die zitternde Hand mit dem Thaler aus, und hat die Stärke nicht, ihn in den Hut fallen zu laſſen, den Borde ihr hin hält. Borde iſt verlegen. Er ſagt leiſe zu Annen, als wollte er ſich entſchuldigen: ach, Sie glauben nicht, wie unglücklich ſie ſind! Anne kann nichts antworten; ſie läßt ihren Thaler in den Hut fallen, zieht einen goldenen Ring vom Finger, und wirft auch den hinein. Nun faßt ſie in ihre Taſchen; aber ſie hat nichts mehr. Sie blickt Borden lächelnd an, reicht ihm zärtlich die Hand, und wirft noch einen Blick auf die blinde Mutter, auf die Kinder. „Ich beklage Sie, Madame,“ ſagt ſie endlich; mehr kann ſie nicht hervorbringen. O, erwiedert die Blinde: ich war unglücklich; jetzt bin ich es nicht mehr. Mit dieſen Worten wendet ſie das Geſicht mit einer lebendigen Zärtlichkeit nach der Seite, wo Borde ſteht. Anne reicht Borden beide Hände. Sie liſpelt: „o, Sie Guter!“ und es dringen Thränen aus ihren Augen, Thränen, die ſie nicht verbirgt, nicht abtrocknet. Mit holdem Lächeln drückt ſie dann Borden beide Hände, und geht, auf dem ganzen Wege ſanft weinend, nach Hauſe.

Sie wußte noch nicht einmal den ganzen Zuſammenhang der Begebenheit, und dennoch hatte die Scene mit wundervoller Stärke auf ſie gewirkt. Am folgenden Tage ging ſie zu ihrer Freundin Louiſe, und fand da viele Geſellſchaft. Wiſſen Sie, ſagte Louiſe ſogleich, wer der junge großmüthige Mann iſt? Borde, unſer Borde! Sehen Sie, wir Alle warten mit Ungeduld auf ihn. Gewiß, es war Borde.

„Es war Borde,“ ſagte Anne; „ich habe ihn geſehen, wie er da ſtand, mitten unter der unglücklichen Familie.“

In dieſem Augenblicke trat Borde in das Zimmer, und Alles umringte ihn. Der Polizeilieutenant reichte ihm mit herzlicher Freundſchaft die Hand, und ſagte: lieber Borde, Sie haben Ihre Schweſter frei gerudert, und eine unglückliche Familie glücklich gebettelt und getrotzt. Ich wünſche, daß Ihr Schickſal nur halb ſo ernſtlich für Ihr Glück ſorgen mag, wie Sie für das Glück anderer Menſchen. Erzählen Sie doch, lieber Borde! Die Damen ſterben vor Neugierde.

Borde erröthete, und erzählte die Geſchichte, die der Leſer ſchon weiß. „Jetzt eben," fuhr er dann fort, „habe ich die Familie bis an die Barriere gebracht. Sie iſt nun vollkommen glücklich. Der Capitain bekommt eine Penſion, und ſeine Frau hat durch den geſchickten * * * ihr Geſicht wieder erhalten. O!" — rief er, und ſeine Augen flammten in rührender Freude — „das war eine Scene, um die ich allein gelebt haben möchte! Ich gehe heute mit der blinden Frau und ihren Kindern zurück, feſter als jemals entſchloſſen, von dem edelmüthigen Paris die Penſion zu erbetteln, die der Miniſter dem Capitain ſchuldig war. Unterweges kommt der Augenarzt * * *, den ich nicht kannte, zu uns. Er winkt mir zu, daß ich ſchweigen ſell, geht neben der Blinden her, und betrachtet ihre Augen unverwendet. Endlich fliſtert er mir ins Ohr: laſſen Sie doch ihre Frau erzählen, wie ſie ihr Geſicht verloren hat."

„Ich frage; ſie erzählt. Nun betrachtet er die Augen wieder, und es glänzt eine angenehme Heiterkeit in ſeinem Geſichte. Er geht ſchweigend mit uns, folgt uns auf das Stübchen, das die Familie bewohnt, winkt mir und dem Manne, daß wir ſchweigen ſollen, deutet fröhlich auf die Augen der Frau, packt ſeine Inſtrumente aus, und ſagt dann auf einmal mit einer ſchönen frohen Stimme: Madame, ich kann nicht eben ſo viel für Sie thun, wie dieſer junge Mann; aber ich kann Ihnen Ihr Geſicht wiedergeben. Setzen Sie Sich."

„Er führte ſie zu einem Stuhle. Die ganze Operation dauerte kaum fünf Minuten, ſo war die Nacht von dem Auge abgelöſt; und in eben dem Moment erhellte die Vorſehung auch das dunkle Geſchick der ganzen Familie. Ein Huiſſier brachte während des Operirens dem Capitain die Verſicherung einer Penſion. Gerade in dem Augenblicke, da er ſie las, rief ſeine Frau: der barmherzige Gott ſey gelobt! ich ſehe Euch wieder! Sie ſtand mit ausgebreiteten Armen da, und wußte nicht, wen ſie zuerſt an ihre freudig wallende Bruſt drücken ſollte."

„Du ſiehſt? rief der Capitain, und ſchleuderte das Brevet in einen Winkel, um an das Herz ſeiner Gattin zu eilen. Den erſten Blick warf die unglückliche Frau durch das Fenſter, als wollte ſie mit beiden ſehenden Augen das lange entbehrte Licht vom Himmel weg trinken. Dann ſah ſie auf ihren Mann, dann unruhig auf ihre Kinder der Reihe nach; und nun warf ſie die Blicke im Zimmer umher, und ſagte weinend: o, ihr Armen! ſo iſt es Euch gegangen, und ich habe Euer Elend nicht geſehen! Die Dürftigkeit, die ſie überall erblickte, rührte ſie ohne Zweifel. Noch in halbem Wohlſtande hatte ſie das Geſicht verloren; und auf einmal ſah ſie die Armuth in der furchtbarſten Geſtalt rings um ſich her. Nun blickte ſie mit Thränen in den Augen auf mich, dann auf den Arzt, und ſagte ſchluchzend: welcher iſt es? welcher iſt Borde? — Hier, dieſer! antwortete eins ihrer

Kinder, und zeigte auf mich. Ich werde das Geſicht voll von Dankbarkeit, von Entzücken und Liebe, womit ſie mich anſah, nie vergeſſen. Zu mir ſagte ſie nicht ein Wort (ſie wußte, was ſie mir in dem Blicke gab); aber zu dem Arzte: ich danke Ihnen, mein Herr; Sie gaben mir viel, viel! ich habe Vorden geſehen! Sie blickte mich wieder an, und verging nun in heftigem Weinen. — Ich wollte, der Miniſter wäre hier! ſagte der gutherzige Arzt. — Er iſt es, rief der Capitain ihm zu, ſuchte ſein Brevet, und las es vor. Es war eine edle, ſchöne Stunde. Nein, ich kann nie in meinem Leben glücklicher werden, als ich es heute geweſen bin. Der Capitain war vor Freude geſund geworden, und wollte nun nicht eine Nacht länger in Paris bleiben. Einige nöthige Kleidungsſtücke konnten bald angeſchafft werden, und jetzt eben komme ich von der Barriere zurück, wo ich die Familie verlaſſen habe."

Und der Abſchied? fragte ein Mädchen. — „Von dem," antwortete Verde, „kann ich Ihnen kein Wort ſagen. Meine Seele war ſo voll, ſo gehoben, daß ich nichts fühlte, als die Ewigkeit, und die Gewißheit, wir ſehen uns wieder."

O, Sie ſind ein außerordentlicher Menſch, Borde! rief man mit Entzücken. Alle Mädchen umringten ihn, und jede drückte ihm den Dank in einem Kuſſe auf die Lippen; nur Anne nicht: denn dieſer geräuſchvolle Triumph feierte ihr die ſtill große Handlung des Jünglings bei weitem nicht genug. Sie ſagte Borden nicht ein Wort, trat in einen Winkel, und trocknete ſich die Augen. Am Abend war man in einem Gärtchen am Hauſe. Als es kühl wurde, blieb Anne allein zurück, und ging in einem Weingange auf und nieder. Da öffnete Borde die Gartenthür, näherte ſich Annen, und ſagte ruhig: ich ſoll Sie holen. Sie trat ganz nahe vor ihn hin, ſah ihm feierlich ins Auge, und fragte: „Borde: darf auch ich Ihnen danken?" Er blickte ſeufzend zu Boden. Nun hob ſie beide Arme auf, legte ſie um ſeine Schultern, zog ihn an ihre Bruſt, und preßte ihren Mund an ſeine Lippen. Jetzt umfaßte er das zitternde Mädchen mit Heftigkeit, drückte es an ſein Herz, an ſeine Lippen, und ſtammelte zitternd: Anne! Anne! Dann ſchlug er das große Auge wild gen Himmel, und hielt ſie, und hob ſie, als wollte er ſie der Erde, dem Himmel entreißen. Bald drängte ein Ton des Weinens ſich aus ſeiner gepreßten, kämpfenden Bruſt, und er klagte: ich Unglücklicher! — „Borde!“ rief Anne, von dieſer Wildheit geängſtigt. Ihr Ton beruhigte den Sturm ſeiner Leidenſchaft. Seine Arme ſanken kraftlos nieder. Er ſtand unentſchloſſen, mit niedergezogenen Augenbraunen, legte die Hand heftig an die Stirn, erleichterte die Bruſt mit einem tiefen Seufzer, und ſagte in einem ganz andern Tone als gewöhnlich: ich muß Sie ſo oft wegen meiner ſeltſamen Schwärmerei um Verzeihung bitten, Mademoiſelle St. Julien. Der heutige ganze Tag . . . Alle meine Empfindungen ſind aufgeregt. Sie ſelbſt, Ihre zarte Theilnahme an den Unglücklichen, der Abſchied von dieſen, der heutige Abend, der jetzige Augenblick, Ihre Güte, Ihre himmliſche Güte — das alles hat mich betäubt, berauſcht. Verzeihen Sie mir. Sie werden mich nicht mißdeuten; Sie ſelbſt haben ein Herz, das — laſſen Sie mir dieſe

Ueberzeugung — das dem meinigen ähnlich fühlt.

Anfangs ſprach er langſam, mit einer leiſen Stimme, dann immer geſchwinder; und zulezt war ſein Ton bloß höflich. Er verbeugte ſich, als er das geſagt hatte, und ging. Anne hatte etwas ganz Anderes erwartet. Sie war überraſcht, und ſchwieg; und ehe ſie ſich erholen konnte, verließ er ſie ſchon. Er hatte alſo ihre Liebe zum zweiten male abgewieſen, und ſie fühlte ſich zum zweiten male von ihm beſchämt; aber dennoch wußte ſie jezt mit Gewißheit, daß ſie geliebt wurde, und ſo that die Beſchämung ihrer Liebe keinen Eintrag. Sie fühlte ſehr wohl, warum er ſo handelte; aber zugleich auch, daß ſie nicht mehr thun konnte, als ſie gethan hatte. Ohne einen Entſchluß gefaßt zu haben, ging ſie hinein zu der Geſellſchaft. Borde war heiter, ſogar ruhig. Ein ſanfterer Ton der Stimme, und eine zartere Achtung, die nur Anne bemerken konnte: das war alles, wodurch er ſie von den übrigen Mädchen auszeichnete.

Je mehr Anne überlegte, deſto mehr fand ſie, daß Borde ein größeres Opfer verdiente.

Sie fühlte, warum er ihre Liebe abwies, und rechnete ihm das hoch an. „Dieſer edle Menſch,“ ſagte ſie ſich wohl hundertmal, „ruderte für ſeine Schweſter, bettelte für einen Fremden; und ich? ich kann den verächtlichen Stolz nicht überwinden! ich will ihm das kleine Opfer nicht bringen, zuerſt zu ſagen: ich liebe dich!“ War ſie allein, ſo hatte ſie Muth zu noch mehr; war er aber bei ihr, auch allein, ſo ſtarb ihr das Wort auf den Lippen. Der Zufall gab nicht Eine Veranlaſſung, mit ihm in eine leidenſchaftliche Lage zu kommen. Vorde vermied das zu ſichtlich, als daß ſie es hätte ſuchen können. Sie liebten einander, ohne es ſich zu ſagen. Die Zeit machte indeß ihr Verhältniß weniger drückend; ihre Unterhaltungen wurden häufiger, freier, ſogar vertraulicher. Sie hatten einander ſchon geachtet, geliebt; jetzt fühlten ſie, daß ſie einander glücklich machen würden, wenn das Geſchick ihnen erlaubte, ſich lieben zu dürfen.

Ich habe mich oft ſelbſt gefragt, ob ich damals dem Jünglinge Annens Hand wohl gegeben hätte. Warum ſollte ich nicht die

Wahrheit geſtehen? Ich glaube, nein. Jetzt, da ich Bordens Tugenden beſchrieben habe, ruft mein Herz mit voller Stärke: ja. Aber damals war ich reich, und hatte den Rang noch, den nachher mein Vaterland vernichtete. Es iſt etwas ganz Anderes, eine Begebenheit zu ſchreiben und zu leſen, als ſie ſelbſt zu erleben. Wenn ich durchſehe, was ich hier geſchrieben habe, ſo frage ich mich: wie könnteſt du ſo hart geweſen ſeyn, dem edlen jungen Manne dein Mädchen abzuſchlagen? Hier auf dem Papiere ſind die Tugenden des Jünglings nahe zuſammen gedrängt, gut geſtellt, und Alles, was dem Eindrucke ſchaden könnte, iſt weggelaſſen; ſo ſcheint es mir freilich, als hätte ich ſelbſt ihm Annens Hand antragen müſſen. — Ich habe ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß Menſchen Handlungen, die ſie leſen, mit vollem Herzen bewundern können, und ſie doch, wenn ſie ihnen ſelbſt begegneten, gerade hin für Narrheit, für Raſerei erklären würden; daß ſie einen Menſchen in einem Buche mit Abſcheu anblicken, und ihn doch im Leben ohne Bedenken zu ihrem Freunde machen könnten. Ach, wäre die Tugend im Leben ſo liebenswerth, ſo reitzend, wie in einem Romane, es würde kein Menſch laſterhaft ſeyn. Darum vergießt der Menſch bei einem Schauſpiele heiße Thränen der Menſchlichkeit, und kann hinterher, noch vor dem Schauſpielhauſe, einem Unglücklichen einen Livre abſchlagen, der dieſen vom Hungerstode gerettet haben würde. Das ſoll kein Tadel der Schauſpiele, der Romane ſeyn; ſie erregen wenigſtens Bewunderung und Liebe für die Tugend, wenn auch nicht Tugend ſelbſt. Ich fühle doch jetzt, wie ungerecht es von mir geweſen wäre, wenn ich Borden Annens Hand abgeſchlagen hätte. Aber, offenherzig geſtanden, ich würde ſie ihm verweigert haben; und hätte ich ſie ihm bewilligt, ſo wäre ich durch Annens Thränen, und nicht durch Bordens Tugenden, dazu bewogen worden: ich würde ſchwach, nicht gerecht, geweſen ſeyn.

Es wäre indeß wahrſcheinlich doch bald zu einer Erklärung unter den jungen Leuten gekommen, wenn nicht ein Dritter ſich in das Spiel gemiſcht hätte: der Sohn des Polizeilieutenants, Herr Rochepied, ein junger

Menſch, wie es Tauſende giebt, und von dem Anne in ihrem Tagebuche viel zu viel Böſes ſagt. Er war glatt und geſchliffen, ſprach ſehr geläufig und gut, arbeitete in dem Bureau, bei welchem er eine Stelle hatte, mit Verſtand und thätig, und genoß des Lebens, doch mit Mäßigkeit. Sich fortzubringen in der Welt, und der Welt zu genießen: dieſen Zweck hatte er unabläſſig im Auge. Dabei war er tolerant gegen jeden, der anders dachte. Er lächelte höchſtens über Bordens leidenſchaftliches Zufahren, und mochte ſogar recht gern ſtundenlang in deſſen Geſellſchaft ſeyn, ſo weit ſie Beide auch in ihren Grundſätzen von einander abwichen. Lange blieb er indeß nie mit Borden zuſammen, weil er ſeinen eigenen Kreis von Bekannten hatte. Wenn ſeine Schweſter ihm zuweilen Vorwürfe darüber machte, ſo ſagte er: liebes Kind, ich paſſe ſo wenig in euren Zirkel, als Borde in den meinigen. In euren Geſellſchaften, neben Borden geſtellt, würde ich für einen Böſewicht gelten, ſo wie Borde in den meinigen für einen Narren. Wir ſind das Beide nicht, wenn wir nur wiſſen, wohin wir gehören. Ich liebe Borden. Eine Welt voll ſolcher Menſchen würde unſere Theater und Dichter überflüßig machen; aber, ſo wie die Welt jezt iſt, machen ſolche Menſchen unſere Hoſpitäler nöthig. Dieſe Menſchen haben beſtändig die Gefilde der Ewigkeit vor ſich, und können mit uns nicht gehen. Alles wird bei ihnen rieſenhaft; ſie meſſen alles nach dem ungeheuren Maßſtabe der Ewigkeit, und ſpringen von einer Ekſtaſe in die andere. Ich bin beſcheiden, liebes Kind. Aber neben Borden wäre ich nichts; in meiner Geſellſchaft bin ich wenigſtens etwas. Bordens Rolle würde mir nie glücken; und der Menſch muß die Rolle ſpielen, die er mit Anſtand ſpielen kann."

So urtheilte Rochepied über Borden und deſſen Tugenden. Aber auf einmal blieb er mehr zu Hauſe als gewöhnlich; ſeine geſchliffene Kälte verlor ſich, und er bekam mehr Charakter. Die Urſache davon lag darin, daß er anfing, Annen zu lieben, oder vielmehr die Weiber aus der großen Welt zu haſſen. Faſt täglich ſah er Annens einfaches Weſen, ihre Unſchuld, ihr treues, reines Herz, ihre

Häuslichkeit; und er forderte die Tugenden, über die er in der Welt wegſah, wenigſtens von ſeiner künftigen Gattin. Anne war überdies nicht arm, und ſeine Eltern liebten ſie; daher entſchloß er ſich, um ihr Herz zu werben.

So wie er anfing aufmerkſamer auf Annen zu werden, ſo wurde auch ſeine Liebe zu ihr uneigennütziger; aber bald ſah er, daß Borde ihm im Wege ſtand. Er beobachtete Beide zu genau, als daß ihm ihr Verhältniß hätte entgehen können. Bordens Liebe, dachte er, würde Annen unglücklich machen; denn er kann ihre Hand nicht bekommen. Aber von der meinigen darf ſie jetzt noch nichts merken, wenn ich glücklich werden will. Deshalb gab er genau auf ſich Acht, und es fiel Niemanden nur von fern ein, daß er Annen lieben könnte. Doch von andern Seiten war er deſto thätiger. „Grundſätze, lieber Borde," ſagte er in einem Geſpräche mit dieſem — „was wollen denn die gegen Gewohnheiten, gegen Vorurtheile, die man in der Jugend eingeſogen hat! Nennen Sie mir doch einen Mann, der ſeinen moraliſchen Grundſätzen konſequent handelt, und bei dem nicht die Gewohnheiten, die Vorurtheile der Jugend ſtärker ſind als alle Grundſätze. Mein Vater zum Beiſpiel, um bei unſern Bekannten ſtehen zu bleiben. Sie wiſſen, wie erhaben ſeine moraliſchen Grundſätze ſind; und bis auf einen gewiſſen Punkt wird er auch Mann für dieſe Grundſätze ſeyn. Er iſt edel, gerecht, billig, und — was für einen Polizeilieutenant, der alle Tage die gräßlichſten Gemälde der menſchlichen Verbrechen vor Augen hat, viel ſagen will — er glaubt an Tugend. Aber bringen Sie ihn mit dem Hofe, mit einem Miniſter oder mit einem Günſtling in Kolliſion: und dann ſehen Sie, wo ſeine Grundſätze bleiben. Er ſteht zuverläſſig an einem gewiſſen Punkte ſtill, und nichts bringt ihn hinüber."

Borde zuckte die Achſeln; er konnte das freilich nicht läugnen.

„Laſſen Sie ſich von dem Vater der Mademoiſelle St. Julien erzählen. Er iſt der gutherzigſte Mann, den die Erde trägt; er liebt ſeine Kinder bis zur Schwäche, und würde ohne Bedenken für ſie ſterben. Meine

Kinder glücklich zu machen, ſagt er, dazu lebe ich in der Welt, wie jeder Vater. Sie hörten und bewunderten ja neulich den Ausdruck von ihm, den Mademoiſelle St. Julien anführte: die Vorſehung habe das Glück jedes Menſchen in das Glück eines andern gelegt, um alle Menſchen zur Liebe zu zwingen: das Glück der Eltern in das Glück der Kinder, das Glück des Mannes in das Glück des Weibes. Das ſind ſeine Grundſätze; und eben dieſer Mann gäbe nimmermehr zu, daß ſein Sohn durch ein Mädchen glücklich würde, deſſen Familie nicht ſo alt wäre, als ſeine eigene."

Borde glaubte einen Dolchſtoß in ſeinem Herzen zu fühlen, als der letzte Keim ſeiner geheimſten Hoffnung ſo vernichtet wurde. Er blickte zu Boden, und brach in zagender Angſt das Geſpräch ab. Rochepied hatte daſſelbe ſeinen Eltern, ſeiner Schweſter geſagt, und zwar ſo unſchuldig, ſo beſtimmt, daß Niemand auf die Frage kam: woher kennſt du den alten St. Julien ſo genau? War nun vom Ahnenſtolze die Rede, ſo wurde ich von der ganzen Familie Rochepied als

Beiſpiel angeführt. Borde gab alle Hoffnungen auf, und betrug ſich von nun an gegen Annen feierlich und kalt. Das mußte er auch; ſollte er das Mädchen, das er liebte, unglücklich machen?

Rochepied erreichte indeß ſeinen Zweck nicht ganz. Er glaubte, Bordens Kälte ſollte Annen beleidigen; allein ſie blieb dem edlen Jünglinge treu, zumal da ſelbſt aus ſeiner Kälte von Zeit zu Zeit dennoch die Flamme der Liebe hervorſchlug. Rochepied mußte mehr thun. Sie haben Recht, ſagte er zu Annen; es iſt in der That ein ehrwürdiger Anblick, einen Menſchen zu ſehen, der ſich für das Wohl eines andern aufopfert. Aber freilich iſt nicht jeder für dieſen hohen Grad der Tugend gemacht. Ich zum Beiſpiel bin nicht ſo ſinnlich, wie man dazu ſeyn muß.

„Sinnlich?" fragte Anne ſchnell.

Oder geiſtig, wie Sie es nennen wollen. Der Nahme ſchadet der Sache nicht, ſobald wir etwas Beſtimmtes dabei denken. Man muß eins für das andere rechnen. Starkes Licht, ſtarker Schatten. Dieſe erhabenen Menſchen — warum ſollt' ich ſie nicht ſinnlich nennen?

„Wie ſo aber ſinnlich? Ich verſtehe Sie nicht. Warum gerade das ſinnlich, was ſeiner Natur nach ſo allein geiſtig iſt?"

Seiner Natur nach? Der Wirkung nach, wollen Sie ſagen. Dieſe hohen, raſchen, ſchnellen, ſtürmenden Gefühle, die ſo große, edle Handlungen hervorbringen, hangen doch in der That mit dem Körper mehr zuſammen, als man glauben ſollte; denn haben Sie ſchon einen ſolchen Menſchen geſehen, der nicht in gewiſſen Punkten auch ſehr ſinnlich geweſen wäre?

„Borde zum Beiſpiel," erwiederte Anne erröthend.

Rochepied lächelte. Laſſen Sie uns lieber einen andern Nahmen nennen. Man muß ſeine Freunde nie zu Beiſpielen gebrauchen. Aber es iſt natürlich, Mademoiſelle St. Jullen: die heiße Liebe, mit der dieſe Menſchen Alles ſo leicht umfaſſen, ſich an Alles ſo innig, ſo feſt hängen — eben dieſe Liebe ſpielt ihnen Allen oft ſo böſe Streiche, daß ſie nicht weniger vor ihren Tugenden erröthen müſſen, als wir Kälteren vor unſern Fehlern. Unſere Tugend iſt Treue; die ihrige, Liebe. Wir lieben nur Eins, was uns wohl thut, mit Leidenſchaft, und dieſe Eine Liebe füllt unſer Herz ganz; jene Menſchen aber lieben Alles, weil ſie für unſere Treue zu groß ſind.

„Sie ſpotten, Herr Rochepied!“ ſagte Anne, und lächelte ſehr unverſtellt.

Wahrhaftig nicht. Sie halten doch Vorden wohl für einen der edelſten Menſchen. Und das iſt er auch; mehrere Züge von ihm, die ich weiß, verrathen eine Energie ſeines Herzens, die mir immer unbegreiflicher wird. Nun, dieſer Vorde zum Beiſpiel (Annens Bruſt wurde beklemmt) findet ein unglückliches Mädchen, und ſogleich erweitert ſich ſein Herz. Er arbeitet, er kämpft mit ihrem Unglück, er trotzt dem Himmel und der Erde, der Schande und der Furcht, um das Mädchen glücklich zu machen. Das Mädchen wird von dem Edelmuthe bewegt, hingeriſſen, — man geräth ja ſo leicht in das Schwärmen, — und hängt ſich nun mit der ganzen Kraft der glühenden Seele an ihn. Das Unglück macht intereſſant, Thränen ſchön, der Dienſt, den er geleiſtet hat, vertraut, die Schwärmerei unbeſonnen, weich; und — ſinnlich ſind wir Alle. Nun denken Sie, er hätte eine Geliebte, eine Gattin, bei der die intereſſanten erhabenen Augenblicke ſparſamer vorkommen; wie leicht, aber auch wie verzeihlich, iſt da nicht eine kleine Untreue! So etwas kann uns nicht begegnen.

Die arme Anne hätte gern wieder gelächelt; aber ſie konnte nicht. „Sie wollten ein Beiſpiel anführen," ſagte ſie endlich, „und nun ſetzen Sie einen Fall, der möglich ſeyn könnte. Oder wäre Borde in dem Falle? geweſen oder jetzt?"

Ein einzelnes Beiſpiel führt zu keinem Beweiſe eines Grundſatzes. Ich liebe es nicht, wenn man allgemeine Sätze, die zu begreifen ſind, mit Beiſpielen aus ſeiner Bekanntſchaft belegt; und Ihr Geiſt, Mademoiſelle, bedarf keiner Beiſpiele, um mir Recht zu geben.

Er hatte eine Schlange in Annens Buſen geworfen. Aber wie war dem armen Mädchen, als ihre Freundin bei manchen Gelegenheiten etwas Aehnliches von Borden ſagte! wie erſtarrte ihr heißes Herz, als der Polizeilieutenant Borden einmal ſcherzend mit ſo etwas neckte, und Borde erröthete! Sie erkundigte ſich genauer; und ihre Freundin ſagte: nun, Borde iſt ein großer Sanguineus. Sein volles Herz, ſeine Schwärmerei — was weiß ich? Ausſchweifen? Nein, das kann er nicht; darauf will ich ſchwören. Er iſt ein Schmetterling, der ſich überall anhängt, der Augen für jedes hübſche Geſicht hat, und ſich in vier und zwanzig Stunden in ein Duzend Mädchen verlieben könnte, wenn der Mond und die Sterne die ganze Zeit am Himmel ſtänden. Am Tage iſt er ſolide; aber am Abend muß man ſich vor ihm hüten. Der Mond und ein Paar Thränen können den Schwärmer zu allem in der Welt treiben. Ich mag die Geſchichtchen nicht einmal alle wiſſen, die unter den Leuten im Hauſe bekannt ſind.

An allem dieſem Geſchwätze der Herrſchaft und des Geſindes war Rochepied ſchuld. Er brachte auf ſehr unbemerkten Wegen allerlei kleine, ſehr wahrſcheinliche Anekdoten von Borden unter die Domeſtiken ſeines Vaters; er benutzte deſſen Unbefangenheit außer dem Hauſe, deſſen kleine Schwärmereien, ſo gut, daß er zuletzt Borden gegen Eltern und Schweſter vertheidigen mußte. Borden konnte Niemand etwas ſagen, als höchſtens Schäkereien und Anſpielungen auf ſeine Liebe. Dieſe ſetzten den jungen Menſchen, wenn Anne dabei war, in die höchſte Angſt, weil er glaubte, man ziele auf ſeine Liebe zu ihr; und dann wurde er ſogleich kalt gegen ſie. Die arme Anne, die wohl wußte, was die Anſpielungen bedeuten ſollten, legte ſeine Angſt, ſeine Kälte falſch aus, und Bordens Flatterhaftigkeit wurde ihr immer gewiſſer.

Das arme Mädchen liebte ihn ſo wahr! Aber ſie glaubte, dieſe Liebe, an der ihre ſchönſten Empfindungen hingen, aufgeben zu müſſen. Sie that es, und fühlte ſich unglücklich. Das war zu der Zeit, als mir meine beiden Reden mißglückten. Rochepied ließ es damit noch nicht genug ſeyn; er trieb es weiter. Man machte wieder eine Partie auf das Landhaus an der Seine. Gegen Abend, eben als Anne und ihre Freundin die Allee hinunter gehen, verläßt Rochepied einen jungen Menſchen, lacht überlaut, und kommt lachend den beiden Mädchen entgegen. „Nun?"

fragt die Schweſter; „darf man wiſſen, worüber du lachſt?“ — Warum nicht? antwortet er. Eine Pariſer Schöne, gewiß ein reitzendes Mädchen! — ſchade um ſie! — ſchleicht unter den Kaſtanien vor dem Garten umher, gerade ſo, als ob ſie von einem Herrn aus unſrer Geſellſchaft hierher beſchieden wäre. — „So?“ erwiedert ſeine Schweſter trocken. „Und eine ſolche Unverſchämtheit kannſt du einem deiner Bekannten zutrauen? Lächerlich iſt das nun gar nicht!“

Rochepied verließ ſie. Anne hatte nichts Arges daraus; ſie ging vielmehr ganz ruhig zu ihrem Lieblingsplatze an der Seine. Hier fand ſie Borden ſchwermüthig ſitzen. Er bot ihr ſeinen Arm, und ſie nahm ihn Kaum waren ſie ſeufzend ein Paar Schritte gegangen, ſo kam der Burſche des Gärtners, und fragte: ſind Sie Herr Borde? — „Ja.“ — Es will ſie Jemand ſprechen. — „Wo?“ — In der Allee vor dem Garten. Sie wüßten es ſchon. — „Ja.“ ſagte Borde, verbeugte ſich, und eilte zurück. — Wer iſt es denn? fragte Anne unruhig. — Ein Frauenzimmer, antwortete der Burſche; und Annen pochte das Herz vor Schrecken und Angſt.

Langſam, ſchwermüthig, bei jedem Schritte bebend, ging ſie durch die Akacien am Waſſer hin, einen langen Umweg, um Niemanden zu begegnen, bis an eine Stelle, wo ſie die Allee vor ſich hatte, die nach Paris führte. Da ſah ſie Borden an der Seite eines Mädchens den Weg nach Paris hinunter gehen und das Mädchen oft umarmen. — Anne zerdrückte die Thräne, die in ihr Auge quoll, und eine ſchmerzliche Kälte durchdrang ihr ganzes Weſen. Sie gab in dieſem Augenblicke das Glück ihres Lebens auf, und wurde ruhig.

Der Vorfall war eine Betriegerei von Rochepied. Er hatte ſchon dieſen Morgen ein eiliges Geſchäft für Borden veranſtaltet, wozu es ihm in dem Hauſe ſeines Vaters an Gelegenheit nicht fehlen konnte. Borde wöllte nicht einmal mit nach dem Landhauſe; aber Rochepied ſagte: Sie können ja mitgehen, und ſich abrufen laſſen, wenn Sie zu Hauſe nöthig ſind. Dann ſchleichen Sie ſich davon, und ſtören Niemanden. In der That, Sie müſſen kommen.

Borde konnte ſich nun nicht länger weigern, und ging in die Falle. Es war ein Mädchen beſtellt. Ein Menſch von Bordens Gröſſe, und ſo gekleidet, wie er, lag im Gebüſche an der Seine. Rochepied machte Annen zu rechter Zeit auf das Mädchen aufmerkſam. Als der Bediente von Paris kam, der Borden holen ſollte, ging Rochepied ihm entgegen, und verſprach, es zu beſtellen. Zu gleicher Zeit ſagte das Mädchen zu dem Gärtnerburſchen, ſie möchte Borden gern ſprechen.

Rochepied ging mit dem Burſchen, und hielt ihn auf, bis Anne bei Borden war. Dieſer traf den Bedienten an, der ein Pferd hatte, und eilte damit in die Stadt. Kaum war er fort, ſo kam der ihm ähnlich gekleidete Menſch aus dem Gebüſche hervor, und ging zu dem Mädchen. Sobald Anne an der Stelle war, wo ſie die nach Paris führende Allee überſehen konnte, gab Rochepied, der ſie nicht aus den Augen ließ, das verabredete Zeichen. Nun gingen der beſtellte Menſch und das Mädchen mit großer Vertraulichkeit die Allee hinunter.

An dieſem Tage war Anne zum letztenmal

mal bei ihrer Freundin, der Tochter des Polizeilieutenants. Ich glaubte, meine Rede über die häusliche Glückſeligkeit, und ihre Liebe zu mir hätten das bewirkt; aber nein! ſie wollte den Unglücklichen nicht mehr ſehen, den ſie nicht aufhören konnte zu lieben, und den ſie doch verachten mußte. Nun fing Anne den ſchweren Kampf mit ihrem Herzen und mit der Verzweiflung an. Die erſten Tage hindurch gab ihr der Zorn über Vordens Niederträchtigkeit Muth dazu; aber mit jedem neuen Siege, den ſie über ihre Liebe erkämpfte, fühlte ſie ihre Kraft immer mehr ermatten. Ihr Schmerz erbitterte ſie; denn ſie war unſchuldig. Er würde Menſchenhaß geworden ſeyn, wenn ſie den Glauben an Vordens Schuld und an ihre Unſchuld behalten hätte; aber er nahm eine ſchönere Natur an, als ſie es bereuen mußte, Vorden Unrecht gethan zu haben.

Sie ging ſelten mehr aus, nur zuweilen noch in die Tuilerien, und am liebſten allein. Hier geht ſie einmal einſam mit niedergeſenktem Kopfe in der dunkelſten Allee. Anne! liebe Anne! ſeh' ich dich endlich wieder?

ruft jemand; und Louiſe, des Polizeilieutenants Tochter, ſteht vor ihr. Der Anblick dieſer Freundin erinnert Annen zu gewaltſam an ihre Leiden. Sie legt das Geſicht ſchluchzend auf Louiſens Schulter, umarmt ſie mit Heftigkeit, drückt ſie zitternd an ſich, und wünſcht, einmal wieder etwas von dem Jünglinge zu hören, der ſie unglücklich gemacht hat. Beide ſetzen ſich auf eine abgelegene Bank.

„Ach, ich liebte dich immer, Louiſe!" ſagte Anne mit einem Seufzer.

O, das weiß ich, liebe Anne. Anfangs konnte ich freilich nicht begreifen, warum du ſo auf einmal, ohne alle Urſache, wegbliebſt. Aber als ich erſt wußte, warum du nicht mehr kamſt . . .

„Wußteſt?" ſagte Anne langſam, und ſah ihre Freundin ſtarr an. „Ach, Louiſe!" ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu: „das weiß Niemand."

Er hat mir es ja ſelbſt geſtanden.

„Wer?"

Borde.

„Borde? was hat er dir geſtanden?"

„Daß er dich geliebt hat. O, du glaubſt nicht, wie unglücklich der arme junge Mann um deinetwillen geweſen iſt. Er hat den Ring von dir mit tauſend Thränen benetzt, und trägt ihn auf ſeinem Herzen. Der Ring iſt ſeine einzige Freude.

„Welcher Ring? Um Gottes willen! welcher Ring?“

Den du der blinden Frau des Capitains geſchenkt haſt.

„Ach, der! Den trägt er, ſagſt Du?“

Auf dem Herzen. Liebe Anne, ich habe meine Noth mit dem armen Borde gehabt. Sieh, als du nicht wiederkamſt, und als du mir dann gar ſchriebſt, daß du nicht mehr zu mir kommen könnteſt, da fing ich an etwas zu merken. Er hatte mich ſchon oft gefragt, warum du nicht mehr kämeſt. Als ich ihm nun dein Billet gab, da ſah er mich mit den großen Augen ſo ſtarr und ſo wehmüthig an, daß ich erſchrak. Nun wußte ich Alles. Er wollte nicht geſtehen, daß ſein Herz gebrochen war; aber von dieſem Augenblicke an lebte er ganz einſam, und es hingen immer Wolken in ſeinen großen

Augen. Jetzt ſprach er wieder von dem geiſtlichen Stande, von dem mein Vater ihn ganz abgebracht hatte. Er jammerte mich, Anne; und ich würde dich ſchriftlich gebeten haben, noch ein einzigesmal zu uns zu kommen, wenn ich nur die mindeſte Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange gehabt hätte. In der That, liebe Anne, bisweilen hielt ich dich für hart; jetzt ſehe ich freilich wohl, daß du Recht hatteſt, ſo zu handeln. Ach, glaube mir, er wird nie glücklich werden; gewiß nicht!... Endlich wurde er krank. Als er glaubte, er würde ſterben, entdeckte er mir, daß er dich von dem Augenblicke an, da du ihm die Hände mit Wein und deinen Thränen verbandeſt, unausſprechlich geliebt hätte. Du glaubſt nicht, wie heiter ſein Auge wurde, als er mir von dem Abend erzählte, da er die Rede an den kleinen Gärtner hielt, und von einem andren Abend, da du mit ihm in unſerm Weingange geweſen biſt. Ach, ſagte er, und dabei liefen ihm heiße Thränen über die blaſſen eingefallenen Wangen: ach, ich bin unausſprechlich glücklich geweſen. Nur Einmal glaubte ich, daß ſie mich liebte, und war unendlich glücklich; was wäre ich geweſen, wenn ſie mich wirklich geliebt hätte! Sieh, Anne, das ſagte er mir in Tönen, die mir das Herz zerriſſen.

Anne lag an dem Buſen ihrer Freundin, und ſchluchzte gewaltſam. Ihre Liebe hob ſich mit ihrem Schmerze mächtig empor. „Ach,“ ſeufzte ſie endlich; „ich habe den Undankbaren geliebt. Noch jetzt bin ich unglücklich, und nie kann ich wieder glücklich werden.“

Anne, du haſt ihn geliebt? Aber was iſt denn das? Armes Kind, dein Vater. . .

„Nicht, mein Vater; er ſelbſt, der Treuloſe, der Niederträchtige! O, er hat mich betrogen! Ich haſſe alle Menſchen, ich haſſe mich ſelbſt; und daran iſt er Schuld.“

Betrogen, liebe Anne? womit denn? Borde, der edle, treue, gute Borde? Das iſt nicht möglich!

Anne erzählte. Louiſe blieb bei ihrer Behauptung: es iſt nicht wahr. Anne erzählte nun auch das Geſpräch mit Rochepied.

Anne, ſagte Louiſe voll Eifer, und ſtand auf: mein Bruder iſt ein Betrieger. Nun weiß ich, warum er den guten Borde ſo gern weg haben wollte, warum er in mich drang, zu dir zu gehen. Jetzt wird mir alles deutlich. Mein Bruder liebt dich. Nun begreife ich, warum man gleich keine Anekdoten mehr von Borden zu erzählen hatte, ſo bald du wegbliebſt. Borde iſt unſchuldig, Anne. Er iſt dir treu geweſen. Sey künftigen Sonntag wieder hier, liebe Anne; dann ſollſt du Nachricht haben. Künftigen Sonntag um ſieben Uhr. Ich will jetzt gleich nach Hauſe.

Louiſe ſprang auf, umarmte Annen haſtig, und eilte davon. Anne ſchwankte aus den Tuilerieen zurück. Das war der Abend, da Anne bleich, in Thränen gebadet, nach Hauſe kam und über Kopfweh klagte. Sie brachte die ganze Woche unter fürchterlichen Kämpfen zu; doch am folgenden Sonntage ging ſie mit heiteren Ausſichten wieder in die Tuilerien. Endlich kam ihre Freundin, und umarmte ſie mit naſſen Augen. Borde iſt ganz unſchuldig, liebe Anne. Mein Bruder iſt ein leichtſinniger Menſch geweſen. — Sie erzählte die Begebenheit mit dem Mädchen, die ſie ihrem Bruder durch die Drohung, Borden alles zu ſagen, und durch das Verſprechen zu ſchweigen, abgezwungen hatte.

Anne umarmte Louiſen mit der entzückteſten Freude. „O,“ rief ſie; „er iſt unſchuldig! Komm Louiſe, laß uns zu ihm gehen!“ Louiſe war bedenklich, und zog ihre entzückte Freundin auf eine Bank. Sie hatte überlegt, und endlich ihrem Vater die ganze Begebenheit entdeckt. Noch immer machte dieſer ſich die ſeltſamen Begriffe von meinem Ahnenſtolze, die der Sohn in Umlauf gebracht hatte. Er rieth Louiſen: wenn ſie ihre Freundin und Borden liebte, allen Umgang mit Annen abzubrechen, um ſie nicht aufs neue unglücklich zu machen. Louiſe ſah wohl ein, wie vernünftig das war, und entſchloß ſich zu einer Lüge. — Arme Anne, ſagte ſie; es geht mir nahe, dir das abſchlagen zu müſſen. Ich habe dir Bordens Geſchichte noch nicht auserzählt. Er wurde wieder geſund. In der That hörte er nicht auf, dich zu lieben; aber er ſah ein, daß es unmöglich war, dich zu beſitzen, und auf Zureden meines Vaters, gewiß auf deſſen Zureden, und weil er nicht die mindeſte Hoffnung hatte, jemals deine Hand zu bekommen, entſchloß er ſich . . . „Zu heirathen?“ rief Anne mit todtenbleichem Geſichte, und ſchlug die bebenden Hände heftig empor. Louiſe konnte vor Angſt nicht mehr ſprechen. Sie hatte nur ſagen wollen: ein Geiſtlicher zu werden. Aus Mitleiden und Angſt ſchwieg ſie ſo lange, bis es nicht mehr Zeit war, zu verbeſſern, was Anne geſagt hatte. Sie ließ es alſo dabei, und ſuchte nur, ihre Freundin durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß es unmöglich geweſen ſeyn würde, ihre Liebe zu befriedigen. Anne legte beide Hände auf ihr Herz, und fragte noch einmal: „war er mir treu? hat er mich nicht betrogen?"

Gewiß, treu war er dir. Er betrog dich nicht. Gewiß nicht, liebe, unglückliche Anne!

„So iſt es gut! ſo iſt es gut! Ueber den Sternen! ſag ihm das! Leb wohl." Sie riß ſich aus Louiſens Armen, und eilte nach Hauſe. Am folgenden Morgen ſank ihr das Buch aus der Hand, und ſie verlangte aus Paris weg. Wir giengen, wie ich ſchon erzählt habe, nach Sarzy, wo die unglückliche Anne, die alle ihre Hoffnungen über den Sternen hatte, Adelaiden unter den Schauern der Ewigkeit, unter den Thränen ihres Elendes, in einer andren Welt erzog. Dort waren wir ſo glücklich, als wir es ſeyn konnten. Mein Sohn ſchrieb uns alle acht Tage den Gang der Unruhen und des Streites, der zwiſchen dem Hofe und dem Parlemente ausgebrochen war. Ich dankte dem Himmel, daß ich nicht mehr in Paris lebte. Nun konnte ich doch die Reden, die man im Parlemente hielt, mit der größten Sicherheit beurtheilen. Man lachte über den Kampf der Parlemente mit dem Hofe; aber ich ſah in dieſem Wölkchen ſchon das Gewitter, das nachher Frankreich verwüſtete, und ſo galt ich in der Folge unter unſern Bekannten für ein Orakel in der politiſchen Vorausſehungskunſt.

Um dieſe Zeit kam ein gewiſſer Saſſemont nach Sarzy, der für die Intendantur der Provinz Geſchäfte mit mir abthun ſollte. Ich habe nie in meinem Leben ein widerlicheres Geſicht geſehen als dieſes. Es war eine wirkliche Feuerländer-Phyſiognomie. Ich glaube, er iſt das Original geweſen, nach welchem ſich die Incroyables, die jetzt in Paris umgehen, gebildet haben. Die kleinen funkelnden, pechſchwarzen ſchielenden Augen lagen tief in den Augenhöhlen, als ob ſie das Licht ſcheueten, oder als ob die Stirn, die ſo weit hervorragte, nur das Futteral ſeiner wahren Stirn wäre. Alle übrigen Theile des Geſichtes, die Lippen, die Wangen u. ſ. w., hingen ſchlaff herab, wie angeflickte Lumpen. Dieſes Schlaffe gab dem Geſichte eine widerliche, ſchafartige Dummheit, die aber fürchterlich wurde, ſobald man einen Blick in die liſtigen, lauernden Augen warf. Ich habe nachher in den Blutzeiten ſchreckliche Phyſiognomieen geſehen; aber eine ſo dumm liſtige, boshaft plumpe nicht wieder. Der Bart ſtand nur gruppenweiſe hier und da in den Vertiefungen des Kinnes; das ſchwarze ſchmutzige Haar hing wie ſteife Borſten um das Geſicht her. Die Geſtalt war dürr, die Beine ſo ſtarr, ſo hölzern, wie Stuhlbeine, Hand und Finger lang, dürr, und mit einer geſpannten, kalten Froſchhaut bedeckt. Der ganze Kerl hatte nichts Rundes an ſich, als den Bauch; alles Andere war ausgedorrt.

Nun, dieſer Saſſemont kam nach Sarzy. Ich glaubte, ihn höflich behandeln zu müſſen; denn er hatte lange Jahre in Paris als erſter Spion gedient und das Vertrauen des

Miniſters *** gehabt. Er war ſogar in verſchiedenen ſehr großen Häuſern zu allerlei gebraucht worden. Auch kündigte ſich der Menſch ſogleich eben ſo wichtig an, als er ſich dünken konnte. Er erzählte mir, daß er mit dem Miniſter ***, dem***, dem ***, und dem *** in Verbindung geſtanden hätte. Von allen dieſen Leuten ſprach er in einem ſolchen Tone, daß man wohl ſah, wie vertraut er mit ihnen gelebt hatte; und ganz kalt, ohne alle Veranlaſſung, ſetzte er hinzu: Glauben Sie mir, Herr St. Julien, wäre ich jetzt in Paris, das halbe Parlement würde gerädert. Bei meiner Seele! das halbe Parlement! und die andere Hälfte ſollte dann ſchon regiſtriren. Ich mußte meine Galle einmal ausſchütten, und habe es einer ſehr hohen Perſon geſchrieben. Solche Lumpenkerl! Wie geſagt: gerädert; eher wird nicht Ruhe. Zwar hatte ich keinen Titel, als ich noch gebraucht wurde; aber man befand ſich wohl bei dem, was ich rieth, lieber Herr St. Julien. Haben Sie damals je von Unruhen gehört? Man muß aber das Kind in der Geburt erſticken. Was iſt an einem Menſchen gelegen?

Ich vergoß bei dem Kerl Angſtſchweiß, drückte ihm aber konvulſiviſch die Hand, verbeugte mich einmal über das andere, und ſagte bei jeder Pauſe: „recht, recht, Herr Saſſemont! Fahren Sie doch fort, ich bitte Sie darum.“ Gewiß, ich bin nicht grauſam; aber ich hätte einen Theil meines Vermögens darum gegeben, wenn ich dieſen Menſchen irgendwo auf dem Rade angetroffen hätte. Denn welches Unglück konnte jemand nicht anrichten, der laut erklärte, daß ein Paar hundert Köpfe mehr oder weniger in einem wohl eingerichteten Staate nichts machten! — „Nur müßte man, dächt' ich unmaßgeblich, lieber Herr Saſſemont, den Unſchuldigen erſt herausſuchen.“ Das ſagte ich, und ſuchte durch ein höfliches Lächeln den Widerſpruch weniger auffallend zu machen. — Was Unſchuld, lieber Herr St. Julien! erwiederte er, und knackte ſo gräßlich mit den langen, dürren Fingern, die er an einander preßte, daß ich glaubte, er rädere ſchon Jemanden. Was Unſchuld! Darnach kann man nicht fragen; wo ſoll die Zeit dazu herkommen? Sie glauben nicht, was für Geſchäfte ein Miniſier hat. Ich danke Gott, daß ich jetzt meinen ruhigen Poſten in der Provinz habe. Sie werden ſagen: eine ſchlechte Belohnung für meine Dienſte. Aber, lieber Herr St. Julien, das iſt der erſte Schritt in meiner Carriere; und — ſetzte er lächelnd, mit den kleinen Augen winkend, hinzu — um mein Glück iſt mir nicht bange. Ich habe zu tief in die Karten gekuckt. Sie ſollen ſehen, wie geſchwind ich ſteige; und, wie geſagt, lieber Herr St. Julien, kann ich Ihnen einmal irgend einen großen Dienſt erweiſen, ſo rechnen Sie auf meine Freundſchaft.

Ich ſah wohl ein, daß der Kerl prahlte, ja, daß er eben darum prahlte, weil ich ſeinen Worten zu glauben ſchien. Aber, was half mir das? konnte nicht der Kerl, der doch mit dem Miniſter in Verbindung geſtanden hatte, die ſeltſamſten Lügen von mir erſinnen, wenn er ſich von mir beleidigt glaubte? Ich verließ ihn einen Augenblick, und bat meine Familie, ihm alle mögliche Höflichkeit zu erzeigen, und ſich um des Himmels willen alles Urtheilens über die Unruhen in Paris zu enthalten.

Als meine Familie den Mittag zu Tiſche kam, ſah ich, welch einen höchſt widrigen Eindruck Saſſemont auf ſie machte. Er fiel nun mit großer Geſchwätzigkeit über meine Frau her. Dieſe that, ich glaube mir zum Poſſen, die beleidigende Frage an ihn: in welchen Geſchäften hat man Sie denn eigentlich in Paris gebraucht? Ich wurde vor Verlegenheit roth, nahm aber geſchwind mein Glas, und ſagte: „Sie trinken ja nicht, lieber Herr Saſſemont; mein Wein ſchmeckt Ihnen nicht. Befehlen Sie ſüßen, etwa Lynell oder Frontignac?“ So half ich ihm glücklich von der Antwort. Ich verwickelte ihn nun in Geſpräche mit mir, daß nur meine Frau ſich nicht wieder hineinmiſchen ſollte; und nach Tiſche erklärte ich dann ſehr beſtimmt: ich wünſchte, daß dieſer Mann auf keine Weiſe beleidigt würde.

Es iſt ein unverſchämter Prahler, ſagte Anne. — „Aber Anne,“ antwortete ich, „iſt das nicht ebenfalls Eitelkeit und Hochmuth, wenn du einen Triumph darin findeſt, ihn wiſſen zu laſſen, daß du ihn durchſiehſt?“ — Er ſollte, ſagte meine Frau, uns wohl für ſo einfältig halten, daß … „Laß ihn doch,“ unterbrach ich ſie; „laß ihn doch! deſto weniger haben wir ihn zu fürchten.“ — Fürchten? ſagte Anne lächelnd. — Dieſen elenden Kerl? ſetzte meine Frau hinzu. — „Dieſer elende Kerl,“ rief ich erhitzt, „iſt mein Gaſt. Ich befehle euch, ihn reden zu laſſen, ohne ihm ins Wort zu fallen.“

Sie gehorchten zwar; aber ich erröthete am Tiſche wenigſtens hundertmal, weil ich bemerkte, daß meine Frau bei den Komplimenten, die ich dem Menſchen machte, ſpöttiſch lächelte, und Anne ſich ſchämte. Ich ſchämte mich ſelbſt davor; um aber nicht ganz Unrecht zu haben, übernahm ich ſeine Vertheidigung. „Kinder,“ ſagte ich, „was kann der Menſch für ſeine Phyſiognomie? Er iſt ſo übel nicht; glaubt mir, er iſt ſo übel nicht. Freilich prahlt er; aber wir können dabei gewinnen, wenn wir deſto demüthiger ſind. Und dann macht er doch von Paris eine ſo lebendige, wahre Beſchreibung, daß ich ihm ſogar mit Vergnügen zuhöre. Wollt ihr es ihm anrechnen, daß er ſich hat als Spion gebrauchen laſſen, ſo rechnet ihm auch den Muth an, der zu dieſem Geſchäfte gehört; oder bringt doch wenigſtens das Böſe in Anſchlag, das er nicht gethan hat.“ Hierüber gerieth ich mit meiner Frau in einen ſehr lebhaften Streit. Ich fühlte mein Unrecht; aber ich konnte und wollte es nicht geſtehen. Lieber Vater, ſagte Anne, man muß den Teufel haſſen, ſo furchtbar er auch iſt; und dieſem Menſchen fehlt zum Teufel doch ſehr wenig. Schweigen will ich; doch unmöglich kann ich mich vor ihm beugen, mein Vater.

Ich ſchämte mich vor meiner Tochter; aber helfen konnte ich mir nicht. Dieſer Menſch mit ſeiner Galgen-Phyſiognomie war mir zu fürchterlich. Ich war jeden Augenblick in Angſt, er möchte den Eindruck bemerken, den er auf meine Familie machte; und um die Wirkung davon ſchon vorher zu ſchwächen, ſagte ich ihm: meine Tochter ſey deshalb bei Tiſche ſo ſtill, weil ſie nichts von ſeinen Erzählungen verlieren wolle. Mit dieſem politiſchen Streiche wußte ich mir, wer weiß wie viel; aber ich hatte das Uebel nur ärger gemacht. Der Kerl zog vor Vergnügen die Lippen ſo weit aus einander, daß man hätte eine Fauſt hineinſtecken können, und nun wendete er ſich mit ſeinen Erzählungen ohne Unterlaß an Annen. Er that unerträglich freundlich mit dem Mädchen. Es war wirklich ein ſchrecklicher Anblick, den Menſchen vor Annen ſtehen zu ſehen: dieſe genarbte, gezeichnete Stirn, dieſes tückiſche Auge, dieſen offnen, lüſternen, hangenden Mund vor der heitern Stirn, den offnen freien Blicken und dem lieblichen Munde des Mädchens. Die Hölle ſchien ſich vor dem Eingange des Himmels gelagert zu haben. Anne behandelte ihn auf mein Winken wenigſtens nicht unhöflich, und der Menſch ſchien großes Vergnügen an ihrer Geſellſchaft zu finden. Er erzählte mir den Abend in Vertrauen, daß er mit ſeinen Geſchäften in Paris ein Vermögen von zehntauſend Livres jährlicher Einkünfte erworben habe. Und meine Familie, Herr St. Julien, ſetzte er hinzu, iſt keine der ſchlechteſten im Lande. Die Saſſemonts ſind in Bretagne bekannt genug.

Das Alles ſagte er mit ſo furchtbarem Winken und Blinzeln der kleinen Augen, daß ich jeden Augenblick einer Bewerbung um Annens Hand entgegen ſehen mußte. Mit unbeſchreiblicher Freude ſah ich ihn endlich wieder abreiſen; aber er rief mir noch aus dem Wagen zu, daß er bald wiederkommen würde. Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben unruhiger geweſen zu ſeyn, als wenn ich an dieſen Menſchen dachte. Bald erkundigte ich mich genauer nach ihm, und hörte, daß er ſo gut wie Intendant der Provinz war. Aber wäre er Premier-Miniſter geweſen, ich würde ihm Annens Hand nicht gegeben haben, und hätte er mich auch, wie ſeine Finger, gerädert. Meiner Familie verſchwieg ich die Furcht, die ich hatte, daß er auf Annen dächte.

Nach vier Wochen kam er wieder, in einer glänzenden Equipage, mit ſtrahlenden Brillanten an den dürren Fingern, und in den prächtigſten Kleidern, die ihn nur noch abſcheulicher machten. Aus dieſem Glanze ſchloß ich ſehr richtig auf ſeine Abſicht, und empfing ihn zitternd. Ich habe Nachrichten aus Paris, ſagte er mir ſchon beim Ausſteigen ins Ohr. Wenn Espremenil ſeinen Kopf in den künftigen Monat hinein trägt, ſo geb' ich Ihnen dieſe Kleinigkeiten (er hielt mir ſeine Ringe unter die Augen) für einen Pfeifenſtiel. Ich kenne dieſen armen Teufel. Der Hof wird durchfahren. Was wetten Sie, man hält ein lit de justice, ehe noch ein Monath vergeht, und der Scharfrichter wird zu thun bekommen.

Es war mir, als ſtände der Scharfrichter ſchon hinter mir, und als ſollte ich eben niederknieen: ſo erſchrak ich vor dem Geſichte, mit dem er dieſe Worte begleitete. Wie geſagt, hob er an, als er in meinem Zimmer oben war: wie geſagt, ich kann jetzt eine Kleinigkeit verdienen. Der Duc d'Orleans — Se. Hoheit haben mir immer viel Vertrauen erwieſen — hat mir den Auftrag gegeben, in der Provinz beträchtliche Geſchäfte im Kornkauf für ihn zu machen. Ich ſtehe Ihnen dafür, fliſterte er mir freundlich zu, wir gewinnen Beide dabei, der Duc und ich. Aber was macht denn Ihre liebenswürdige reitzende Tochter? Sie müſſen ja nicht etwa glauben, daß ich immer in der Provinz bleiben werde! Paris, Herr St. Julien, iſt der rechte Ort für mich. Ich ſtehe in bedeutenden Verbingungen, glauben Sie mir das, liebſter Freund; und man muß ſein Schäfchen ſcheeren, wenn es Wolle hat. Hören Sie, es trägt mir ein hübſches Sümmchen ein, daß der Duc d'Orleans nicht Admiral von Frankreich geworden iſt. Es war ihm verſprochen, und der Hof hätte ſollen Wort halten. Ein guter Fuchs hat zwei Löcher, und doppelte Ernten ſind beſſer als einfache. Sehen Sie, das ſind meine Grundſätze. Ich bin ein ehrlicher Mann. (Das Wort erſchreckte mich; es war, als wollte er mich auf der Stelle ermorden.) Der Himmel gebe noch eine ſchlechte Ernte, und dann will ich den ſehen, der es in Paris mit mir aufnehmen ſoll. Meine künftige Frau muß leben können, wie die Frau des erſten Pairs im Reiche. Aber was macht denn die reitzende Anne? In der That, ich habe an nichts als an ſie gedacht.

So ging das in Einem fort. Am folgenden Morgen, als ich kaum aufgeſtanden war, kam denn der gefürchtete Augenblick. Nach einem Eingange, in welchem Saſſement mir noch einmal ſeine bedeutenden Verbindungen und ſein Vermögen angeprieſen hatte, bat er mich um Annens Hand. Ich hätte glänzende Partieen machen können, ſetzte er hinzu; aber ich will ein tugendhaftes Mädchen, ein Mädchen, deſſen Herz für das meinige paßt, eine ſtille, unſchuldige Seele. — „Dieſe Verbindung, lieber Herr Saſſemont," ſagte ich furchtſam, „iſt ſehr ehrenvoll für uns, und ich ſcheue mich daher gewiſſermaßen, Ihnen zu ſagen, daß ſich Schwierigkeiten dabei vorfinden. Unſere Anne iſt eine kleine Schwärmerin, die in der That nicht für die Welt und für Ihre großen Hoffnungen paßt." — Das giebt ſich; glauben Sie mir, das giebt ſich. Unbekanntſchaft mit der großen Welt, nichts weiter. — „Um Vergebung, meine Anne iſt in Paris erzogen." — Thut nichts. Das nehm' ich auf mich. Ich will ſie ſchon bilden. Sie ſollen Ihre Tochter nach vier Wochen nicht wieder kennen.

„Ich glaube ſogar, ein kleiner, unſchuldiger Liebeshandel . . ." — Thut nichts, liebſter Herr St. Julien; ich habe das Leben auch genoſſen. Wie geſagt, nach vier Wochen ſollen Sie Ihre Tochter nicht mehr kennen. — Ich ergrimmte über dieſe Vorſtellung;

aber ich war zu furchtſam, meine Empfindungen ausbrechen zu laſſen. In großer Verlegenheit verſprach ich, meiner Familie ſeinen Antrag mitzutheilen. Er verbeugte ſich, und fing nun auch ſogleich an, mit ſeinen Betrlegereien vertrauter gegen mich zu werden. Ich wollte nicht mehr hören, und ſagte: er möchte mich entſchuldigen; ich hätte nothwendig zu ſchreiben. Er verließ mich. Nach einigen Minuten hörte ich ſeine Stimme im Garten, und öffnete das Fenſter. Anne kam ſo eben die Allee herunter, und Saſſemont ging auf ſie zu. Aus ſeinem eilfertigen Gange und ſeinen Verbeugungen vermuthete ich mit Schrecken, daß er wohl gar Annen ſelbſt ſeinen Antrag machen könnte, und dann fürchtete ich ihren Abſcheu vor ihm.

Ich hatte nur allzu ſehr Recht. Anne kam in der ſtillen Ruhe ihres edlen Bewußtſeyns daher. Die Ewigkeit lag wie ein Lichtmeer vor dieſer ſchönen Seele ausgebreitet, und ihr Herz ſchwamm in einem Strome der reinſten Liebe, der heiterſten Unſchuld. Noch ſtand die letzte Thräne ihres Morgengebetes auf ihrer Wange; ihre Hände waren noch gefaltet, und ihre Augen in die Wolken gerichtet. Da hüpfte der Elende auf ſie zu, mit dem Wunſch einer ſchlechten Ernte im Herzen, und mit Stolz auf ſeine laſterhaften Verbindungen. Wie konnte dieſer niedrige Menſch ſich vor die erhabne Anne ſtellen? wie konnte der Teufel den Engel der Unſchuld um Liebe bitten? Aber er that es.

Anne beantwortete Saſſemonts Fragen nach ihrem Befinden mit gütiger Geduld; denn ihr natürlicher Abſcheu vor ihm konnte nicht ſogleich durch die Ruhe der Ewigkeit, die ihre Seele füllte, hervorbrechen. Ich habe, ſagte er freundlich, und wollte eine von Annens gefalteten Händen ergreifen — ich habe nicht Ruhe und Raſt gehabt, bis ich Sie wiederſah.

„Ich wünſche Ihnen Ruhe, Herr Saſſemont," antwortete Anne gutmüthig: „gewiß, das thu' ich."

Jn der That? O, Sie können mir Ruhe geben, und noch mehr als das, den Himmel auf Erden.

„Ich kann das nicht; das können nur Sie ſelbſt."

Wahrhaftig, Sie allein, reizendes Mädchen; und ich würde verzweifeln, wenn Sie es nicht thäten. Aber ich verlange viel. Ich verlange dieſe ſchöne Hand, und mit ihr dies ſchöne Herz. — Anne verſtand das nicht, und ſah ihn errathend an. Er legte das Schweigen unrecht aus, und fuhr fort: ich habe Ihrem Herrn Vater entdeckt, daß ich Sie unendlich liebe. Er ſagt nicht ja, nicht nein, und will mit Ihnen ſprechen. Als ich neulich hier war, ſchienen Sie mich mit Vergnügen zu hören. Darf ich nun hoffen, daß Sie auch das Opfer meines Herzens mit Vergnügen annehmen werden?

„Nein, mein Herr!" ſagte Anne, und trat erſchrocken zurück; „wenn das in Ernſt Ihre Hoffnung iſt, ſo geben Sie ſie ganz auf."

Warum aber, meine Theure? warum aber? Sie werden von Ihrem Vater hören, wie meine Umſtände ſind. Es wäre eitel, ſie Ihnen zu ſagen. Ich gehe wieder nach Paris. In der That, ich habe keinen andren Gedanken, als Sie glücklich zu machen.

„Das werden Sie thun, ſobald Sie kein

Wort mehr über dieſen Punkt reden. Es iſt geradezu unmöglich."

Warum aber, meine Gütige? Sagen Sie nur, was Sie von dem Manne fordern, der ſo glücklich ſeyn ſoll, Ihr Herz zu erhalten. Alles, was Sie fordern können, will ich thun. Ich will mich nicht rühmen; aber Madame Saſſemont darf auf alles Anſprüche machen, was. . . . Ich habe noch jetzt ein Geſchäft, wodurch ich allein reich werden könnte: den Aufkauf des Korns in der ganzen Provinz.

„Das eben, mein Herr," ſagte Anne mit Abſcheu, weil ſie wußte, welche Noth dadurch entſtand: — „das eben! Es iſt fürchterlich, abſcheulich. Nur ein Böſewicht konnte einen ſolchen Plan erſinnen."

Der Menſch konnte noch erröthen. Sie ſind eine kleine Schwärmerin, hat mir Ihr Vater geſagt; aber das wird ſich geben. Glauben Sie mir, dieſe Hungersnoth hat ihre großen Abſichten. Was thut es denn auch, wenn einige Familien ſich einmal etwas behelfen müſſen? Deſto angenehmer werden wir des Lebens genießen, wenn der Pöbel auch ein wenig . . .

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Anne mit Schaudern, und vor Zorn erröthend — „meine einzige Empfindung gegen Sie iſt Abſcheu und Verachtung.“ Mit dieſen Worten wendete ſie ſich von ihm ab, und kehrte in die Allee zurück. Er blieb noch ein Paar Minuten allein ſtehen, beſah ſeine Ringe, und ging dann auf das Haus zu. Ich erwartete ſogleich nichts Gutes, und ging ihm freundlich entgegen. Ob er jetzt dummer oder boshafter ausſah, weiß ich nicht; aber genug, er kam mir erſchrecklich vor. Ihre Tochter, ſagte er in Tönen, die ſo ſcharf wie ein Scheermeſſer in das Gehör ſchnitten — ihre Tochter hat mich beleidigt, ſehr beleidigt. Sie haben keinen Theil daran, das weiß ich; ſonſt bin ich der Mann nicht, der ſich ungeſtraft beleidigen läßt. Ich kann Hände in Bewegung ſetzen, die alles für mich thun.

Hätte man mich in dieſem Augenblick über die Gränze geſchickt, es würde mir nicht halb ſo ſchrecklich geweſen ſeyn, als die Hände, auf die er mich hinwies. „Ich ſagte Ihnen ja, lieber Herr Saſſemont,“ erwiederte ich zitternd, „daß ſie eine Schwärmerin iſt.“ —

Ei was! Schwärmerin! ſie hat den Duc d'Orleans einen Böſewicht geheißen. (Ich wurde todtenbleich.) Einen Prinzen vom Geblüte! Von mir will ich gar nicht einmal etwas ſagen . . . Aber ich verlaſſe mich auf Sie, lieber Herr St. Julien, ſetzte er ſanfter hinzu.

Da ſaß ich nun in der größten Verlegenheit. — Haben Sie es Ihrer Frau Gemahlin ſchon geſagt? — Ich antwortete in der Angſt ja, und ſo eben trat meine Frau in das Zimmer. Er wendete ſich nun mit ſeinem Antrage ſogleich an ſie, und ich ſah alles das Unglück vorher, das kommen würde. Meine Frau erröthete; dann lächelte ſie höhniſch. „Ich weiß nicht, Herr Saſſemont," ſagte ſie ein wenig ſpöttiſch, „was Sie hat verleiten können, uns dieſen Antrag zu thun. Sie mögen reich und von Adel ſeyn; aber unſere Tochter iſt nicht für Sie. Das hätten Sie ja leicht ſelbſt ſehen können."

Wie ſo? wie ſo? Was hätte ich denn ſehen ſollen? Warum wäre Ihre Tochter für mich zu gut, liebe Frau?

Die Anrede „liebe Frau" machte meine

Frau böſe. „Meine Tochter," ſagte ſie aufgebracht, „iſt für jeden zu gut, der Spion geweſen iſt, und wäre er auch des Königs Spion geweſen. Sie ſoll ihre Hand einem ehrlichen Manne geben. Nein, nein, mein Mann hat recht; das Handwerk ſieht Ihnen aus den Augen." Da war denn alles heraus, und ich ergab mich in mein Schickſal. Dich hängen oder köpfen, mehr kann man doch nicht thun, dachte ich; und der Tod iſt ja nur ein Augenblick. Wenn ich nur erſt wüßte, was der Duc d'Orleans über mich beſchließen würde.

Saſſemont wurde blaß und roth. Er blies ſich auf, knackte mit den Fingern, ſtemmte die Hände in die Seite, und blitzte ſo teufeliſch aus den kleinen Augen hervor, als ob er uns ermorden wollte. Es wurde in meiner Bruſt warm, und mein Herz hob ſich, weil ich nun einmal auf den Tod gefaßt war. Ich trat auf ihn zu, und ſagte muthig: meine Frau hat Recht. Unſre Tochter iſt nicht für Sie. Ich habe nur noch Augenblicke zu leben, und die will ich nicht gern an die Glückſeligkeit meiner Anne wenden. Laſſen

Sie alle Hoffnungen fahren, Herr Saſſemont. Ich bin auf alles gefaßt; aber, bei Gott! Anne ſoll glücklich ſeyn. Das Leben iſt ja nur ein Rauch, der Traum eines Traumes; und auch Sie, Herr, müſſen ſterben. Alſo wohlan! wohlan!" Ich trat auf ihn zu. Er flog mit einem Angſtgeſchrei zum Zimmer und zum Hauſe hinaus, rief nach ſeinem Wagen, und war in einer Viertelſtunde verſchwunden.

Anne trat nicht lange nachher in das Zimmer. Ich umarmte ſie feierlich, und es floſſen Thränen aus meinen Augen. In dieſer Minute fühlte ich, daß ſelbſt die Aufopferung des Lebens ein Vergnügen werden kann. Ich betrachtete meine Familie, der ich das große Opfer gebracht hatte, mit ſtolzen Blikken; ſtolzer können die Griechen und Römer nicht gewesen ſeyn, die für ihr Vaterland freiwillig ſtarben. Indeß ich ſo meine Frau anſah und auf Erſtaunen, auf Bewunderung rechnete, fuhr ſie empfindlich heraus: ich weiß auch nicht, was du machſt! Wer iſt nun an allen dieſen einfältigen Dingen Schuld als du? — „Als ich?" fragte ich mit großen

Augen. — Doch wohl, lieber Vater! ſagte Anne ſanft; dieſer Elende wäre ohne Ihre Höflichkeitsbezeugungen wohl ſchwerlich auf den Gedanken gerathen, um mich anzuhalten.

Mein Streiten dagegen half nichts. Endlich wurde ich unmuthig, weil Niemand an die Gefahr dachte, in der ich ſchwebte. Ich ſagte: „und wenn auch, wenn auch! ſo biſt du doch nun frei, mein Kind; ſo hab' ich doch nun mit meinem Leben dein Glück erkauft!" Anne ſah mich verwundert an. Meine Frau fragte ungeduldig: mit deinem Leben? was willſt du denn damit ſagen?

Ich erklärte mich. Meine Frau rief: was kann denn dieſer Elende? Kann denn der Duc d'Orleans uns wehren, Annen einem Spitzbuben abzuſchlagen? Du biſt wunderlich, lieber Mann. Wahrhaftig, ich habe zehnmal ſo viel für Annen gethan, als du. Ich ſagte ihm, er wäre Spion geweſen. Du rührteſt dich ja nicht. — „Gebt Acht," ſagte ich laut und feierlich; „gebt Acht, was es mir koſten wird!"

Meine Frau lachte; Anne fiel mir, aber

doch lächelnd, um den Hals. Ich war überzeugt, ein großes Opfer gebracht zu haben, und hatte nun nicht einmal die Freude, daß man es dafür gelten ließ. Beide fürchteten Saſſemont nicht; ſie hätten wenigſtens mir anrechnen ſollen, was es mir koſtete ſo zu handeln.

Mein Triumph verminderte ſich ſehr. Iſt denn, fragte ich mich ſelbſt, die Freude über eine edle Handlung ſo abhängig von dem Beifalle der Menſchen? Wehe dann der armen Tugend, die, wie die Eitelkeit, vom Lobe leben muß! — Ich bereuete wenigſtens mein Opfer nicht; und wenn der Scharfrichter herein getreten wäre, ich hätte ruhig meinen Kopf hingehalten, ſo undankbar meine Familie auch war.

Als acht Tage hinliefen, ohne daß ſich jemand bei mir meldete, verſchwand meine Furcht nach und nach, und ich fing an wieder ruhig zu athmen. Gerade um dieſe Zeit brach die große Revolution aus, die Frankreich ſo viel gekoſtet hat. Man kann leicht denken, was ich dabei leiden mußte. Ich war in dem Zuſtande jenes Schmeichlers, dem das

Schwert an einem Haare über dem Kopfe hing. Es ſchien mir immer, als ob ich beiden Partheien gleich verdächtig wäre. Ich hob allen Umgang auf, brach alle meine Freundſchaften ab; denn — konnte nicht einer von meinen Bekannten in Verdacht gerathen? Aber dann ſchien mir wieder die Eingezogenheit, worin ich lebte, eben ſo gefährlich zu ſeyn; konnte man nicht glauben, ich haßte die Neuerungen? Nun hat ich das Haus voll Gäſte; aber ich zitterte bei jedem politiſchen Geſpräche, das man führte, und hielt es für gleich gefährlich, Theil daran zu nehmen, oder nicht. Ich verbrannte meine Adelsurkunden, erließ meinen Bauern die Dienſte, die ſie mir ſchuldig waren, galt daher in meiner Gegend für den beſten Patrioten, und zitterte vor dieſem Nahmen. Noch jetzt iſt es mir unbegreiflich, daß die Angſt in den ſchrecklichen fünf Jahren mich nicht getödtet hat. Ich ſchrieb niemanden mehr einen Brief, außer meinem Sohne, und doch auch dem nur die gleichgültigſten Dinge. So gern ich ihn auch aus Paris weg gehabt hätte, ſo wagte ich es doch nicht ihm zu ſagen, daß er zu uns nach

Sarzy kommen möchte. Bei dem ſchrecklichen Gewitter, das über unſerem Leben hing, bewunderte ich die ungeſtörte Ruhe meiner Familie. Meine Frau ſchimpfte bald auf dieſe, bald auf jene Parthei; meine Tochter Anne hing auf die Seite der Revolutionäre hinüber: und Beide thaten das ſo dreiſt, ſo ohne Zurückhaltung, daß ich erſtaunte. Ich verſteckte heute den Montesquieu und den Rouſſeau, damit ſie mich nicht in Verdacht des Jakobinismus bringen ſollten; ich holte ſie morgen wieder hervor, und legte ſie beide aufgeſchlagen in mein Vorzimmer, um ſie als Zeugen meines Patriotismus zu gebrauchen.

Ich ſuchte mich ſelbſt zu überreden, daß ich es mit keiner Parthei hielte, und war ſo erfinderiſch es zu glauben. Es ging ſo weit, daß ich mit mir ſelbſt zankte. Zuletzt rief ich dann immer: es ſind alles brave Leute, die es mit Frankreich gut meinen. Lieber Gott! ſeufzte ich; was liegt daran, auf welche Weiſe wir regiert werden, wenn wir nur Brot und Sicherheit haben! Meine Frau war, wie geſagt, wechſelsweiſe Royaliſtin und Republikanerin, und Beides mit großer Heftigkeit.

Sie wollte, meinte ſie, den wahren Punkt wohl treffen, auf den es ankäme. Ich hätte doch den Staat ſehen mögen, dem ſie eine Konſtitution gegeben hätte! — Jeden Mittag und jeden Abend hatte ſie einen neuen Plan, Frankreich glücklich zu machen, den ſie mir und Annen in ihren gewöhnlichen Fragen und Anreden zu erklären ſuchte, wobei ſie ihre Gleichniſſe jedesmal von dem Eſſen hernahm, das vor uns ſtand. Sie meinte es mit dieſen Gleichniſſen ſehr ehrlich; aber freilich klangen ſie oft wie die bitterſten Satiren. Die Patrioten machten ihr alles recht, bis jemand das Leben verlor; dann war ſie eine erklärte Royaliſtin, bis eine neue Rede, die ſie im Moniteur las, ſie wieder bekehrte. Für mich konnte ich ſo ziemlich ſicher ſeyn; denn ich ſprach mit einem Fremden oft eine ganze Stunde lang von einer Turteltaube, die Annen gehörte, und nicht ein Wort von der Revolution. Aber für meine Frau zitterte ich. Ihre erſte Frage an jeden Fremden war: nun, wie geht es in Paris? Dann ergoß ſie ſich den Augenblick in einen Strom von Verwünſchungen, ohne erſt zu hören, wie der Fremde dachte; und zuletzt, ſo oft ich ſie auch dringend bat, dies zu unterlaſſen, berief ſie ſich auf mich, als ob das, was ſie vorgetragen hatte, meine Meinung wäre. Du wirſt uns noch Alle unglücklich machen! ſagte ich oft; und ihre Antwort war: „laſſe ich ſie nicht in Paris thun, was ſie wollen? Nun, müſſen ſie mich denn nicht wenigſtens denken und ſagen laſſen, was ich will?“ — O! ſoll denn, rief ich, dieſe ſchreckliche Begebenheit noch zu allem Unglück auch Unfrieden in meinem Hauſe ſtiften? — „Nein, nein, lieber Mann! behüte mich Gott davor!“ — Sie fiel in meine Arme, und acht Tage hindurch enthielt ſie ſich des Verwünſchens; aber nur acht Tage: dann hatten wir daſſelbe Spiel, bis ich wieder des Hausfriedens erwähnte.

So unwahrſcheinlich es auch ſcheinen wird — ich blieb mir ziemlich gleich, und machte zu allem ein gutes Geſicht, bis auf den Tod des Königs. Da ſtimmte ich, und ſehr aufrichtig, in die Ausrufungen meiner Frau ein, die in Thränen zerfloß und in Verwünſchungen ausbrach. Wer kann einen König vom Throne herab auf das Blutgerüſt ſteigen ſehen, ohne Thränen zu vergießen, und ſollten es auch nur Thränen über die Veränderlichkeit des menſchlichen Glückes ſeyn! Ach, ſterben iſt wenig, das fühlte ich; aber einen großen Monarchen ſo ſterben ſehen, iſt ſchrecklich.

Ich fragte nun nichts mehr darnach, ob ich noch heute oder morgen mein Blut vergießen ſollte. Der Tod des Königs, rief ich laut, mitten unter Jakobinern, hat mir Thränen gekoſtet, und wird mir, ſo lange ich lebe, Thränen koſten! Dabei trocknete ich mir die Augen. Ich war ein ganz andrer Menſch geworden. Meine Frau, deren Muth Anfangs ſo groß geweſen war, wurde furchtſam, je muthiger ich wurde. „O, lieber Mann,“ ſagte ſie mit Thränen: „bedenke doch, mit wem du ſprichſt! Sind es denn nicht Menſchen ohne Mitleiden, blutgierige Tieger?“

Das ſind ſie, liebe Frau, das ſind ſie. Aber wollen wir denn allein leben? iſt denn der Tod nicht eine Ehre geworden, ſeitdem die Redlichen das Blutgerüſt beſteigen, und Böſewichter ihre Richter ſind? Nein, nein, laß mich! Könnte ich Blut weinen, ich wollte es öffentlich, mitten in Paris, mitten unter den

Mördern! Meine Bekannten zitterten für mich, und baten mich, zu ſchweigen; aber ich konnte nicht. In der That befand ich mich allemal ſehr wohl, wenn ich frei von meiner natürlichen Feigherzigkeit war. Ich erhielt dieſen Muth in mir ſo lange als möglich, und glaubte, daß ich ihn niemals wieder verlieren würde; aber ich verlor ihn jedesmal ſtufenweiſe wieder, und ſank zuletzt in die natürliche Furchtſamkeit zurück, die mich beſtändig ängſtete. Der Schmerz über den Tod des Königs hat bei mir allemal die Empfindung einer gewiſſen Entſchloſſenheit hervorgebracht, und er wird mich rühren, ſo oft ich an ihn denke.

Ich arbeitete eine Schutzrede für den König aus, die, wenn nicht ſo ſchön wie Lally-Tolendals Schutzrede, doch gewiß weniger eigennützig und eitel war. Als ich ſie fertig hatte, las ich ſie meiner Frau und Annen vor; und das war die ſchon oben erwähnte einzige Rede, welche ich bis zu Ende brachte, und bei der meine Frau und Anne in Thränen ſchwammen. Ich ſelbſt konnte ſie vor Rührung kaum zu Ende leſen. Wollte

Gott, ſagte meine Frau, du hätteſt die Rede gehalten! Sie hat mir das Herz umgekehrt. — „Weil du ein Herz haſt, liebe Frau. Sie hätte mich unter das Mordeiſen gebracht; aber dennoch wünſchte ich, ſie gehalten zu haben. Du hätteſt mit Freudenthränen mich ſterben ſehen, und Anne, hoffe ich, auch.“ Anne nahm das Papier, und hielt es an die zitternden Lippen. Meine Frau umfaßte mich. Du haſt es gut gemeint, lieber Mann, ſagte ſie. Laß uns Gott danken, daß du noch lebſt, und daß du ein Herz haſt, aus dem dieſe Rede kommen konnte. Ich will ſie dir zu Ehren aufheben, und ſie einmal mit in deinen Sarg legen. Sie nahm die Rede; ich glaube, aus Besorgniß, daß ich ſie auch Andern vorleſen, und daß ſie mir gefährlich werden möchte. Ich habe ſie nicht wieder geſehen. Rhetoriſchen Werth mochte ſie nicht haben; denn ich ſchrieb ſie unter heißen Thränen, unter Mitleid und Zorn, ohne alle Diſpoſition. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß ich dabei an irgend einen Griechen gedacht hätte.

Noch jetzt leſe ich niemals eine Stelle in Iſokrates Rede an den König Nikokles ohne

Thränen: „Wirft man einen Blick auf die Reichthümer, die Macht und Majeſtät der Könige, ſo ſollte man ſie den Göttern gleich an Glück halten. Sieht man aber die Sorgen, die Gefahren, die ihre Thronen umringen, wirft man einen Blick in die Geſchichte, in die Geſchichte der gekrönten Unglücklichen, die ermordet wurden, von denen, die es am wenigſten durften; ermorden mußten, für die ihr Herz in Liebe ſchlagen ſollte; die erſt mordeten, dann gemordet wurden: ſo ſcheint einem der Karſt in eines armen Landmannes Hand ein glücklicheres Loos, als das Scepter über ganz Aſien." — Und es wird mir immer gewiſſer, daß jetzt Verborgenheit und Armuth noch das glücklichſte Los des Menſchen iſt.

Ich ſagte das Annen, nachdem ich ihr die Stelle aus dem Iſokrates vorgeleſen hatte. Sie erwiederte: Geduld, mein Vater, und der leuchtende Strahl aus der Ewigkeit machen das Glück der Menſchheit.

„Geduld, liebes kummervolles Geſchöpf? Nein, Anne; es wird ja einen Zuſtand des Menſchen geben, den man nicht tragen muß, deſſen man ſich freuen kann. Nein, gute Anne, verweiſe doch nicht alle Hoffnungen des Herzens aus Staube an das Sterbebett. Verborgenheit in einer Hütte, fünf, ſechs Herzen, wie die unſrigen; und wir würden noch diesſeits des Grabes die Blumen der Freude finden."

Und wenn der Tod eins von dieſen ſechs Herzen bräche, mein Vater — was hätten wir dann anders nöthig, als Geduld und den Strahl der Ewigkeit? Ach, darf der ſterbliche Menſch ſich denn jemals freuen? darf er es, ſo lange der Pfeil des Todes oder des Unglücks auf ein anderes Herz, als das ſeinige, gerichtet iſt? Darf man denn an einem Sterbebette lachen, und wenn es auch das Sterbebett eines Fremden wäre? Und iſt dies Leben denn nicht eine Trauerſtunde, in der nichts als die Sterbeglocke tönt? iſt die Erde etwas andres, als das große Sterbebett der Menſchheit, an dem uns Thränen und Seufzer ſo wohl ſtehen? — Sie ſagte das mit ſanftem Weinen.

„Soll die Tugend, meine gute Tochter, nicht wenigſtens lächeln? die Unſchuld nicht heiter ſeyn?"

Nur nicht über das Glück, mein Vater. Am Grabe mag die Tugend zum erſtenmale lächeln, am Grabe und über das Grab. Dürfte die Tugend über das Leben lächeln, ſo könnte das Laſter jauchzen. Denn ſehen Sie, wie das Geſchick die Looſe der Tugendhaften und der Verbrecher aus Einer Urne mit gleicher Blindheit hervorſchüttelt. Sie fallen gleich, Glück und Unglück. Erſt das Grab entſcheidet über Tugend und Laſter. Der Böſewicht, wenn es hoch kommt, ſteigt gleichgültig in die Verweſung; der Tugendhafte lächelt der ſtillen Pforte der Ewigkeit entgegen.

„Anne, Anne!“ ſagte ich — es war das erſte Geſpräch der Art, das ich mit ihr hatte — „Anne, was konnte dein junges, frohes Herz ſo ergreifen, daß auch du ſchon das Grab ſchön findeſt! Ich bitte dich, mein Kind, ſage mir deinen Kummer. Es wird mir in dieſen ſchweren Zeiten Muth geben, wenn ich erfahre, wie wenig ich noch verlieren kann. Sage mir, Anne, was iſt dein Gram!“

Sie blickte mich ſchnell an, mit Augen, in denen Thränen glänzten. Ich hatte einen

Geliebten, ſagte ſie langſam: er ſtarb! — Es war etwas Furchtbares in dem dumpfen, geduldigen Tone, mit dem ſie das ſagte. Ich hatte nicht den Muth, ſie anzuſehen, legte meine Stirn auf den Iſokrates, und ließ Thränen auf die Stelle fallen, die unſer Geſpräch veranlaßt hatte. Als ich wieder aufſah, war Anne hinausgegangen.

Wirklich troſtlos, und gegen die Vorſehung murrend, rief ich aus: „iſt das das Leben?" Ich ſchlug bekümmert mein Auge in das Buch nieder, und es traf auf die Stelle, die gleich vorher geht: „Durch das alles werden ſie ſichtlich beſſere Menſchen." Sie ſteht da in einem ganz andern Zuſammenhange; aber ich nahm ſie, wie ſie hier für mich paßte. Es war mir in dem Augenblicke, als ob ein Engel vom Himmel mir dieſe Worte zufliſterte. „Guter Gott! guter Gott!" rief ich, und faltete meine Hände; „o, wenn das iſt, wenn das Unglück uns zu beſſeren Menſchen macht, ſo gieb es uns; wir wollen es mit Freude aufnehmen. Und iſt nicht Anne beſſer, iſt ſie nicht ſanfter, wohlthätiger, frömmer, gehorſamer, ſtiller, und zufriedener ſogar? Sind wir nicht beſſer? lieben wir nicht die trauernde Tochter noch einmal ſo zärtlich? Iſt nicht meine Frau bei Annens ſtillem, geduldigem Grame ſanfter geworden?" — Ich ging Annen nach, ergriff ihre Hand, und fragte mit tiefer Rührung: „hat dich dein Unglück nicht beſſer gemacht?" Sie fiel mir um den Hals, und wir lächelten Beide getröſtet. Wer darüber lächelt, daß dieſe, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stelle der Troſt meines Lebens wurde, der lächle getroſt noch einmal; denn ich war ſo ſchwach, und bin es noch, daß ich nie erwache, nie etwas Beſonderes erlebe, ohne laut dieſe Stelle zu wiederholen, die mich niemals ohne Troſt gelaſſen hat.

Ich hange mehr oder weniger von Phantaſieen ab. Von jeher habe ich die Dinge immer in fremdem Lichte geſehen, das ein Zufall oder eine Einbildung, die ich hatte, darüber hin breitete, (wie das wohl mehreren Menſchen ſo gehen mag); aber hier ſpielte mir die Phantaſie keinen Streich: wir waren in der That zu beſſeren Menſchen geworden; ja, ich möchte ſagen: zu glücklichern. Das allgemeine

Unglück zog uns enger zuſammen; das machte uns weichherziger, und darum theilnehmender für einander. Jede glückliche Minute empfanden wir ſtärker, weil wir nicht wußten, wie viele uns noch vergönnt waren. Wir glichen Freunden, die jeden Augenblick ſcheiden ſollen: ihre Unterredung wird herzlicher, ihre Liebe ſichtbarer und mittheilender; ſie ſagen einander das, was ſie empfinden, ſchneller, ununterbrochener, weil ſie die laufenden Minuten ſtärker fühlen. So war es auch mit uns. Unſere Liebe ſtieg wie das Elend unſeres Vaterlandes; wir ſchloſſen uns inniger an einander, je mehr die Bande der Bürgerliebe riſſen. Unſer Vertrauen erreichte einen ſo hohen, herrlichen Grad, daß es uns ſchon allein anſtatt des Glückes hätte dienen können. Selbſt unſere Adelaide, die erſt ein Kind von dreizehn Jahren war, eilte ihrem Alter zuvor. Wir bedurften Thränen von ihr, und Theilnahme an unſern Thränen; die hatte ſie. Unter andern Umſtänden würde ſie noch für ſich allein geſpielt haben; denn um in unſern Bund treten zu können, hätte ſie noch nicht Verſtand und Erfahrung genug gehabt. Die brauchten wir aber nicht; und Gefühl bekommt ein Kind früher als Verſtand. Adelaide war, obgleich noch ſo jung, doch unſre Freundin. Wir behandelten ſie, wie ein erwachſenes Mädchen, und hatten an ihr ein Herz mehr, das zu den unſrigen paßte. Dazu mochte denn wohl auch die Erziehung, die ſie von Annen erhielt, mit beitragen.

Adelaide war ein ſeltnes Geſchöpf; ſie unterſchied ſich von uns Allen durch ihren Charakter. Wie ſoll ich mich ausdrücken, damit der Leſer mich nicht falſch verſtehe? Ihr Herz war ein bebender Hauch der Liebe, und zugleich ſtark wie ein Diamant. Das Blut, das Frankreich benetzte, die Flamme, die es verzehrte, und Annens Thränen hatten Adelaidens Herz gehärtet und zugleich erweicht. Anne wendete ihren Blick immer und allein gegen die Ewigkeit. Das vergehende Frankreich mit ſeinen Ruinen, ſeinen Leichen, ſeinen Schutthaufen, ſeinen Schlachtfeldern, ſeinen Millionen Unglücklicher, war dem Mädchen das Bild des menſchlichen Lebens geworden. So erwartete ſie von dieſem Leben nichts als Leiden; aber ſie ſah es wie eine vorübergehende Minute an, und fürchtete es nicht. Sie weinte mit uns; doch was ihr Thränen auspreßte, war nicht Gefühl des Unglücks, sondern Sehnsucht nach der Ewigkeit. Ihr offnes Auge — ach, wie oft habe ich selbst aus diesem offnen, kühnen Auge Muth geschöpft! — war heiter; aber in diesem Auge spielte nicht der leichte Sinn der Jugend, sondern es leuchtete darin ein Strahl des ewigen Lebens. Welch ein Unterschied, wenn sie neben Adelaiden stand! Annens kummervoller Blick hing halb am Boden; der Ton ihrer Stimme war gebrochen, klagend, die Wangen blaß, der Gang langsam, die Bewegungen still und geduldig: an ihrem Herzen nagte der Tod wetteifernd mit dem Grame. Adelaidens Auge hingegen war ganz geöffnet: es schien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu sehen; nur die Thräne, die an den langen Augenwimpern hing, zeigte das Elend, das zwischen ihr und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war sanft und ernst, triumphirend wie der Halleluja-Gesang der Engel, ihre Wange strahlend von einem sanften Morgenrothe, ihr Gang langsam, aber feſt, ihre Bewegungen beſtimmt und muthig. Sie ſchien eine Unſterbliche, die mitleidig auf die Erde voll Elend harabſieht und, die Bruſt voll von der Seligkeit des Himmels hat. Alles konnte ſie hingeben, alles aufopfern. Man merkte ihr kaum an, daß ſie einen Wunſch hatte. Ihre einzige Schwäche war Liebe zu Annen; nur gegen den Kummer ihrer Schweſter hatte ihr Herz keine Stärke, ihr Auge keinen Muth. Sah ſie Annen im Garten umhergehen und weinen, dann war ſie ohne Troſt, dann ſchluchzte ſie, rang die Hände, und brach in Klagen aus; ſah ſie aber Annen einmal eine Minute heiter, ſo war ſie ein Kind, hüpfte, jauchzte, und war kindiſch fröhlich. Ihr Herz hatte nur dieſe einzige ſchwache Seite; Anne war auch ſehr behutſam mit ihren Thränen, wenn Adelaide ſich bei ihr befand. Beide liebten einander unbeſchreiblich, und — das harte Schickſal beſtimmte ſie zur Trennung!

So hatten wir wieder ein Jahr hingebracht; da hörte ich, daß wir in Verdacht gerathen waren, als wäre bei uns ein Depat von Waffen. Ich blieb dabei ruhig; denn bis auf eine Jagdflinte ohne Schloß, hatte ich ſchon alle meine Gewehre dem Vaterlande abgeliefert. Eines Morgens war unſer Haus umringt, und wir ſahen eine Menge Nationalgarden auf dem Höfe. Meine Frau kam zitternd, Anne bleich, Adelaide ruhig, ihre Mutter tröſtend, zu mir auf das Zimmer. „Seyd ohne Sorgen, meine Lieben!“ ſagte ich, aber freilich ſelbſt zitternd: „kommt uns denn dies unerwartet? Können ſie mehr thun als uns tödten?“ Die Thür flog auf, und der abſcheuliche Saſſemont, mit einer Blutmütze auf dem Kopfe, und mit der Municipalitäts-Schärpe um den ſchmutzigen Rock, ſtürzte in den Saal. Ich verlor die Beſinnung; meine Frau ſtellte ſich hinter mich, und Anne bekam mehr Muth als vorher. Der Kerl blitzte aus den kleinen Augen einen ſeiner ſcharfen Pfeile auf mich los; und ich glaubte ſchon todt zu ſeyn.

Saſſemont hatte ſich auf einen Sofa geworfen, ſprach nicht ein Wort, und hielt mir eine geſpannte Piſtole entgegen, während daß die Nationalgarden das ganze Haus durchſuchten. Ich trat ſeitwärts; aber die Mündung der Piſtole verfolgte mich. „Mein Herr,“ ſagte ich, „Sie ſehen, daß ich wehrlos bin.“ — Schweig Bürger! rief er tückiſch, und hielt die Piſtole noch ſchärfer auf mich. Anne warf ſich ihm zu Füßen; doch er ſah ſie kaum an. Meine Frau ſank kraftlos in einen Stuhl. Adelaide, meine Adelaide, ſprang mit ruhigem Blick herbei, und ſagte: ſetzen Sie Sich, mein Vater! Ich that es, und nun trat ſie ruhig vor mich hin. Gott Lob! der Menſch hatte noch Gefühl genug, daß er die Piſtole ſinken ließ. Doch weidete er ſich an der Angſt, in der wir gerathen waren.

Man brachte die Vogelflinte ohne Schloß. Alſo doch Waffen? ſchrie er boshaft. Bürger, wozu dieſes Gewehr? — „Sie ſehen ja ſelbſt, ſagte ich, „daß es kein Schloß hat.“ — Ein ſchrecklicher Royaliſt! rief er, ohne zu antworten. — Mit einer Flinte ohne Schloß? fragte Adelaide; und die Nationalgarden lachten. Saſſemont ſchoß einen ſeiner Blicke auf Adelaiden, und ich bat ſie, zu ſchweigen. — Du biſt der Nation verdächtig, Bürger; und Verdacht iſt ein todeswürdiges Verbrechen.

Was haſt du zu ſagen? — Ich berief mich auf das Zeugniß meiner Mitbürger im Dorfe. — Sie ſind eben ſo ſchuldig, wie du, wenn ſie dich vertheidigen. Er ſagte den Garden, ſie möchten hinausgehen und eſſen.

Siehſt du nun meine Macht, Bürger? fragte er ſpitz, aber ſanfter. Du ſtehſt auf der Liſte, und biſt ohne Rettung verloren. Gieb mir deine Tochter zur Frau, ſo will ich dich retten. Das allein kann deinen Bürgerſinn beweiſen. — Ich warf einen Blick auf Annen, und ſah, daß ſie die Hände rang. Das gab mir meinen Muth wieder. „Ich bin ein Patriot," ſagte ich, und trat vor ihn hin; „aber nimmermehr wird meine Tochter deine Frau. Nimmermehr! Nun bringe mich, wohin du willſt. Meinſt du, wir hätten in dieſen fünf Jahren nicht ſterben gelernt? Hier bin ich!"

Meine Frau und Anne ſchrieen, und umfaßten mich. Es war eine Scene, in der ich die Süßigkeit des Todes für die Meinigen im Voraus ſchmeckte. Ich umarmte ſie, und nahm von ihnen Abſchied. „Wo iſt meine Adelaide?" fragte Ich; und ſo eben trat ſie an der Hand eines andern Municipal-Beamten, mit ſtrahlender Freude im Geſichte, in das Zimmer. Sie war hinausgelaufen, und hatte den Nationalgarden in einer kleinen Rede Saſſemonts Bosheit vorgeſtellt. Seyn Sie ruhig, mein Kind, ſagte der zweite Beamte; Sie haben für Ihren Vater nichts zu fürchten. Kommen Sie. — Er brachte ſie in das Zimmer, und ſagte: Bürger wir haben keine Waffen bei dir gefunden, und die Bauern in Sarzy geben dir das Zeugniß des beſten Patriotismus. Du biſt frei. Die Pflicht befahl; wir mußten gehorchen. Jetzt wünſche ich dir und deiner Familie Ruhe. Und dem Vaterlande wünſche ich zu deiner Tochter Glück; ſie wird eine edle Bürgerin werden.

Hier, hier! ſchrie Saſſemont, und hielt die Vogelflinte in die Höhe. Der edle Mann warf ſie unwillig weg, gab mir eine Piſtole, und ſagte: dieſe Piſtole, Bürger St. Julien, will ich dir laſſen, weil dir alles Gewehr fehlt, dich im Nothfalle gegen einen Schurken vertheidigen zu können. Fort! rief er dann; wir ſind hier fertig. Protokolliren wollen wir bei dem Maire. Saſſemont warf fürchterliche Blicke auf mich und ſeinen Kollegen. Adelaide flog in die Arme dieſes edlen Menſchen, und küßte ihn; wir Uebrigen ſtanden noch wie verſteinert.

Als wir uns erholt hatten, fielen wir einander troſtlos in die Arme; denn jetzt erſt ſahen wir, daß dies nur der Anfang unſeres Elendes war. Was mußten wir von dieſem Teufel, Saſſemont, nicht fürchten! Was durften wir hoffen, da ich mich nun in Dijon ſelbſt nach Saſſemont erkundigte, und dort erfuhr, daß er an der Spitze der Geſchäfte und des Jakobiner-Klubs ſtände! Konnten wir nicht mit Gewißheit darauf rechnen, daß er Mittel finden würde, uns zu verderben? Unſere Furcht war nicht ohne Grund. Alle Tage kamen Emiſſäre nach Sarzy, die Bauern zu revolutioniren. Wie? riefen die Kerl: bei euch ſteht noch ein Schloß? bei euch lebt noch ein Edelmann? Seyd ihr raſend, daß ihr den Hund, der Anſchläge zu eurem Verderben macht, am Leben laßt? Steckt ihm ſein Haus über dem Kopfe an, und plündert ihn aus! Ihr Narren! wie wohlhabend könntet ihr ſeyn, wenn ihr Muth hättet! So bald er ſich rührt, haben wir ihn auf der Liſte, und ein Kopf ohne Rumpf kann nicht klagen. Ihr kauft nachher ſeine Güter für eine Handvoll Aſſignaten. Wahrhaftig, ſo gut wird es euch nicht wieder geboten! Oder geht nach Dijon, und klagt ihn an, worüber ihr wollt. Er iſt reich. Hat nicht die Nation euch Alle gleich gemacht? Und dieſer Hund will Braten eſſen, wenn ihr nur Gerſtenbrot habt? Wein trinken, wenn ihr Waſſer trinkt? Wie wird er über euch ſpotten, daß ihr ſo einfältig ſeyd!

Die Nachrichten aus Dijon waren nicht beſſer. Saſſemont deklamirte im Jakobiner-Klub ohne Unterlaß gegen mich. Er ſchilderte mich als einen Tyrannen, gab mir alle möglichen Verbrechen ſchuld, und behauptete: mein Sohn in Paris ſtehe in Engliſchem Solde.

Die Gefahr nahm mit jedem Tage zu. In unſerm Hauſe herrſchte eine Todtenſtille, ach, und ich ſah, wen man betrauerte. Des Morgens, wenn wir aufgeſtanden waren, näherten ſich meine Frau und meine beiden Töchter mir mit Thränen, und küßten meine Hände, als wollten ſie mir ſchon jetzt auf ewig

Lebewohl ſagen. Jede hing wohl zehn Minuten lang an meinem Halſe, und bedeckte mich mit Küſſen und Thränen. An der Ehrerbietung, mit der ſie mich behandelten, an der Zärtlichkeit, mit der ſie mich betrachteten, an dem Schluchzen, das ſie nicht unterdrükken konnten, und das ſie ſtumm machte, wenn ſie mit mir zu ſprechen verſuchten — an dem Allen ſah ich, daß ich das Opfer war, welches fallen ſollte. Meine Frau hatte ihre Heftigkeit gegen mich gänzlich verloren; ſie hätte mich nicht zärtlicher behandeln können, wenn ich todtkrank geweſen wäre.

Man denke ſich meine Lage, die ewige Todesangſt, in der ich lebte, die Wehmuth, in die mich der Schmerz meiner Familie verſetzte! Mein Herz war ſo weich, ſo zagend geworden — ich würde die Hand mit Freudenthränen benetzt haben, die barmherzig genug geweſen wäre, einen Dolch in mein Herz zu ſtoßen und ſo meiner gräßlichen Angſt ein Ende zu machen. Der Tod war mir nicht fürchterlich, nur die Zeit, die ich noch in dieſer Angſt zubringen ſollte. Die Liebkoſungen meiner Familie machten mich ſtumm und kalt, zuweilen ſogar hart; ſie zerſtörten die Hoffnungen, die meine Phantaſie dennoch zuweilen hervorbrachte. Ja — Gott Lob! noch jetzt glaube ich das — hätte Saſſemont meine Angſt und die Verzweiflung meiner Familie ſehen können, er würde ſeinen Raub haben fahren laſſen. Es kam kein Schlaf mehr in meine Augen; und die Seufzer meiner Familie, die ich jede Nacht durch hörte, quälten mich noch mehr, als meine Unruhe: ſie zeigten mir, wie ſehr ich Urſache hatte, beſorgt zu ſeyn.

Endlich kam ein Menſch aus Dijon, der mich unter einem leichten Vorwande ſprechen wollte. Mein ganzes Weſen war erſchüttert; ich umarmte meine Frau und meine Kinder, und ging in den Saal, wo der Fremde war, und wohin meine Familie mir erſchrocken folgte.

Der Fremde war ein Abgeordneter von Saſſemont, ob er gleich nicht dafür gelten wollte. Sobald er ſein angebliches Geſchäft abgethan hatte, kam er auf meine Gefahr. Der Bürger Saſſemont iſt Ihr Feind, Bürger, und Ihr Leben — das verſichere ich Ihnen bei dem Wohl des Vaterlandes — hängt nur noch an einem Fädchen, wenn Sie kein Mittel wiſſen, ihn zu verſöhnen. Es gäbe freilich ein recht leichtes Mittel, Sie zu retten. Saſſemont iſt allmächtig, glauben Sie mir, allmächtig.

Ich ſchwieg; was ſollte ich ſagen? In dieſem wirklich furchtbaren Augenblicke war ich nicht im Stande, meine Augen auf Annen zu richten; ich ſah nur bis auf ihre Füße. Aber ich hatte das Gefühl, als ſollte ich mich vor ihr niederwerfen und rufen: rette mich, Anne! rette deinen Vater! — Großer Gott, kann das Laſter die Tugend auf dieſen Grad der Verzweiflung treiben!

Der Fremde hob wieder an: wie geſagt, ein leichtes Mittel, Sie Alle zu retten! Da trat Anne ſchnell vor. „Und das Mittel bin ich? nicht wahr, mein Herr? So ſagen Sie Herrn Saſſemont, daß ich bereit bin, ihm meine Hand zu geben. Sagen Sie ihm das!" — Ach, ich will es nur geſtehen, dieſe Töne waren himmliſche Muſik in meinen Ohren. Zwar ſchämte ich mich, daß ich das Leben ſo liebte; aber dieſe Empfindung, ſo ſchwer ſie auch auf mein Herz fiel, war doch nicht ſo ſtark, wie die Liebe zum Leben. Ich fürchtete, Anne würde ihr Wort wieder zurücknehmen; doch ſie wiederholte noch einmal: „ſagen Sie ihm, daß er meine Hand bekommen ſoll.“ — Brav, rief der Fremde; nun ſind Sie gerettet. Ich wünſche Ihnen Glück. Wir ſehen uns wieder. — Er umarmte mich. Ich ſtand da, wie ein Automat, und konnte das Auge nicht aufheben: ſo hatte mich die Empfindung meiner Schande vernichtet. Anne warf ſich mir zu Füßen. Um ſie nur nicht zu ſehen, hob ich das Auge. Ich vergoß keine Thräne, ob ich gleich das Schluchzen der Meinigen um mich her hörte. Die Schande hatte meine Liebe, mein Mitleiden gegen ſie Alle vertrocknet. Ich fühlte mich jetzt des Opfers nicht mehr werth, das Anne mir brachte, und drehete meine Kniee aus ihren Armen. Meine Frau dankte Annen für ihren Edelmuth. Ich konnte nicht danken; nein, ich war ſchwach, aber kein Heuchler. Ohne Jemanden anzuſehen, ſagte ich nur: laßt mich! ging in mein Zimmer, und verriegelte mich.

Gerettet war ich nun freilich; aber das Leben hatte für mich nicht länger Werth. Ich liebte meine Frau, meine Kinder nicht mehr, und hätte mich in dieſem Augenblicke ganz gleichgültig auf immer von ihnen trennen können. Noch jetzt, da ich dieſes ſchreibe, glühe ich vor Schamröthe über dieſe ſchwache Minute, und bitte den Leſer, wenn er fühlt, daß er muthiger geweſen ſeyn würde, mich zu bedauern. Ach, wie oft hat, wenn nachher Anne in meinen Armen lag, der Gedanke an dieſe Stunde mir noch Kummer gemacht!

Am Abend konnte ich nur mit Ueberwindung zu Tiſche gehen, weil ich vor Annens Thränen zitterte; aber ſie beſchämte mich aufs neue: ſie empfing mich mit einem heitern Geſichte. Ich warf einen ſchnellen Blick auf ſie, als ich den muthigen Ton der Stimme hörte, mit dem ſie mir ſagte: „mein Vater, das iſt der erſte glückliche Abend, den ich nach ſo vielen Jahren des Grams wieder erlebe.“ Sie that alles Mögliche, mein quälendes Gefühl über meine Schwäche zu mildern. — „Vielleicht kann ich,“ ſagte ſie zu ihrer Mutter, „als die Frau dieſes Mannes noch manches Gute ſtiften; und wer weiß, ob es mir nicht gelingt, Gefühl für die Tugend bei ihm zu wecken!“ Aber ich hörte nur zu gut, wie viele Anſtrengung ihr der Muth koſtete, mit dem ſie ſprach.

Adelaide ſaß allein und weinte. Ich bemerkte halb und halb, wie die Mutter ihr zuwinkte, mir ihre Thränen zu verbergen. Sie allein ſah ich ein Paarmal an, weil ſie allein es wagte, mir Vorwürfe zu machen. Adelaide bemerkte es, und fing an laut zu ſchluchzen. — Aber, Adelaide, fuhr meine Frau auf; was weinſt du?

„Ueber das Unglück meiner Schweſter!“ jammerte das Mädchen laut, und umfaßte Annens Hals mit beiden Armen. Ich warf in dieſem Augenblicke das Meſſer heftig auf den Tiſch. Meine Frau hielt das für Zorn auf Adelaiden, was nichts als Zorn auf mich ſelbſt war. Und wollteſt du denn, fragte ſie heftig, deines Vaters Leben um dieſen Preis nicht retten, du Undankbare? — „Ach, Vater,“ ſagte Adelaide; „gewiß, ich liebe Sie, wie Anne. Aber können Sie Sich denn nur durch das Unglück meiner Anne retten? Sterben wollte ich tauſendmal für Sie, für meine Mutter, für meine Anne. Ach, Vater, iſt denn wirklich dieſer abſcheuliche Saſſemont allmächtig? Anne, Anne, kann denn der Ewige unſern Vater nicht retten, ohne dich unglücklich zu machen? können wir denn nicht lieber Alle ſterben, als uns Jahrelang quälen? —

Meine Frau ſchwieg. Anne fing an zu weinen. Ich umfaßte in voller Verzweiflung Adelaiden, und rief: wäre ich nur ſchon todt! — Anne ſagte: Adelaide, wenn du mich liebſt, ſo laß das deine letzte Thräne ſeyn! Ich bin glücklich. — Adelaide legte den Kopf an die Bruſt ihrer Schweſter, und ſeufzte: „müßte ich doch für dich ſterben! wollte doch Saſſemont mein Leben!" Ich erwartete vergehend, daß ſie ſagen würde: ich wollte großmüthiger ſeyn, als dein Vater. Sie ſagte es nicht; ich ging aber hinaus, um es nicht noch hören zu müſſen.

Meine Gattin kam mir nach, und ſagte bittend: „kehre dich nicht an das Geſchwätz des Kindes." — Und Anne, liebe Frau? fragte ich erwartend. — „Anne ſieht ja ein, daß ſie nicht dich, daß ſie uns Alle, und ſich ſelbſt rettet. Ich bitte dich, lieber Mann, ſage ihr doch nur Ein freundliches Wort, nur ein einziges. Ich weiß nicht, wie du biſt, lieber St. Julien!" — Ich bin, was ein Vater nie ſeyn ſollte: ich ſchäme mich, euch anzuſehen. Sag Annen, daß ihr alter Vater ſein Leben aus ihren zitternden Händen annimmt; ſag ihr, daß ich nichts kann, als für ſie beten. Gott, hoff' ich, wird ja mein Gebet erhören, wenn nicht um meinet-, doch um ihrentwillen. — Meine Frau wendete ſich ab, und wir gingen troſtlos aus einander.

Den folgenden Mittag kam Saſſemont mit dem Fremden auf den Hof geritten. Ich wurde tief erſchüttert, und eilte in den Saal zu meinen Kindern; denn ich fühlte, daß ich Annen Muth machen mußte, das Opfer zu vollenden. Nach mir trat Saſſemont mit ſeinem Begleiter herein. Wir ſchwiegen Alle, und blickten zu Boden. Adelaide hüllte das Geſicht in ihr Schnupftuch; Anne zitterte; ſelbſt Saſſemont ſchlug die Augen nieder.

Ich dächte, ſagte der Fremde, Vergebung von beiden Seiten! Herr Saſſemont hat mir aufgetragen, Ihnen zu verſichern, daß er ſeine Heftigkeit bereuet. Das Schickſal macht ſie Alle bald zu Einer Familie, und ich hoffe, das Glück wird dieſer Vereinigung folgen.

Saſſemont näherte ſich mir jetzt ſchleichend, in Abſätzen, wie eine Schlange. Herr St. Julien, ſagte er verwirrt: können Sie mir verzeihen? Die unüberwindliche Leidenſchaft für Ihre liebenswürdige Tochter . . . Und glauben Sie mir, Sie werden noch einſehen, daß ich nur aus Noth manches thue, was ich nicht will. Es wird die Zeit kommen, da ich mehr wie Sie denke, als wie ein Pöbel, den ich verachte.

Ich konnte ihm nicht eine Sylbe antworten, und es wurde mir ſogar ſchwer, eine Verbeugung zu machen. Und Sie, meine Theure, ſagte er zu Annen ſchmeichelnd — und Sie? iſt es wahr, daß ich Ihre Hand erhalten ſoll? Jetzt blickte ich auf, und ſah, daß Anne bleich war, zitterte, etwas ſagen wollte, und es nicht vermochte. Sie ſah in dieſem Augenblicke mich an, und begegnete meinen Augen. Nun trat ſie raſch vor, ſtreckte ihre Hand aus, und ſagte mit zitternder Stimme: „hier iſt meine Hand." Als Saſſemont ihre

Hand ergreifen wollte, ſchauderte ſie zuſammen. Jetzt brach ihr Unglück mein ſelbſtſüchtiges Herz. Ich ſprang dazwiſchen, entriß dem Elenden die Hand, die er eben faſſen wollte, und rief: du Teufel! du willſt die Hand dieſes Engels nehmen? Elender, verächtlicher Schurke! Meinſt du — fuhr ich mit blitzenden Augen fort — meinſt du, Böſewicht, niederträchtiger Böſewicht, ich werde dir erlauben, dieſe reine Hand nur zu berühren? Auch der ſchrecklichſte Tod, mit dem du drohen kannſt, ſoll mich nicht dazu zwingen. (Anne fiel in meine Arme.) Laß mich, mein Kind! Ich bin ſchwach genug geweſen. Laß mich dieſem mächtigen Teufel ſagen, daß es Menſchen giebt, die ſeiner Macht ſpotten und ſeine Büberei verabſcheuen! Fort, fort du Elender! beſudle mein Haus nicht länger mit deiner Gegenwart! Und dann ſende deine Henker, Teufel; ſie ſollen mir lieber ſeyn mit ihren Feſſeln, als du mit einer Krone!

Meine Frau, meine Anne baten mich ruhig zu ſeyn, und hielten mich. Ich riß mich von ihnen los, und faßte den Elenden vor der Bruſt. Der Feigherzige wand ſich furchtſam los. An der Thür rief er mir, die Zähne knirſchend, zu: das iſt deine letzte Handlung, du Tropf! Nun könnteſt du mir deine Tochter auf den Knieen anbieten; du ſollteſt dennoch ſterben. Nur Geduld! wenn ich dich unter der Guillotine habe, ſollſt du ſchon zahm werden! — „Das ſollſt du nicht!“ rief Adelaide, die ängſtlich, in Abſätzen, mit wilden Augen, am ganzen Körper zitternd, ſich der Thür genähert hatte; „das ſollſt du nicht!“ Mit dieſen Worten ſtieß ſie ihm eine Scheere, die ſie ergriffen hatte, in die Schulter. Er ſchrie entſetzlich; und ſie ließ vor Schrecken die Scheere fallen.

Mit dem Geſchrei: Mörder, Mörder! ſtürzte er die Treppe hinunter, warf ſich auf ſein Pferd, und ſprengte im wildeſten Galopp davon.

Meine Frau fiel mit einem Strome heißer Thränen und mit zärtlichen Vorwürfen über mich her. Anne warf ſich in einen Stuhl. Nein, meine Kinder, ſagte ich; laßt uns ſterben! Komm, Anne, ſey heiter! Bei dem allwiſſenden Gott! ich bin glücklicher, als vorher. Deine Verbindung mit dem Teufel hätte dir

nicht

nicht nur deine Ruhe, ſie hätte dir auch die Liebe deines Vaters, und mir den freien Blick in dein Auge, in die Ewigkeit, gekoſtet. Und iſt nicht unſre Liebe, unſre Eintracht, ſind dieſe vorwurfsfreien Umarmungen, dieſe Hoffnungen, die uns die Ewigkeit giebt, und die uns kein Böſewicht nehmen kann, — ſind ſie nicht mehr werth als ein Paar Minuten eines ſchwachen Alters? Kommt, meine Lieben! wir ſind mächtiger, als er, wenn wir uns ſelbſt nicht verlaſſen. Komm, Anne, ſetze dich zu mir! Komm, liebe Frau, laß dein Auge heiter ſeyn, wie mein Herz! Komm, du kleine, muthige Heldin! du ſollſt noch einmal auf meinen Knieen ſitzen, an meiner Bruſt ruhen. Das ſollt ihr Alle. Wäre doch Louis hier! Er würde von mir ſterben lernen, was wir ja Alle ſo nöthig haben. Komm, Adelaide! Was weinſt du?

„Ich hätte ihn tödten können, mein Vater!" ſagte ſie mitleidig. „Ach, Vater, ich wollte, Sie hätten ihn ruhig gehen heißen, und ich die Scheere nicht gefunden. Er würde ſich ſchämen, wenn er uns ſo ſterben ſähe; jetzt aber wird er ſich freuen, weil wir ihn beleidigt haben. Ich will auch nie wieder zornig werden in den wenigen Tagen, die wir noch leben." Sie ſchlang dabei die Hände um meinen Hals.

Recht ſo, mein Kind! ſagte ich; wir haben gefehlt. Jetzt wollen wir ihm Segen und Beſſerung wünſchen. Recht, Adelaide! Du wirſt ſterben können, und uns Allen Muth machen, liebes Kind. Wir lehrten dich leben; du ſollſt uns ſterben und verzeihen lehren. —

Meine Frau hatte nicht zugehört. Sie hob mit einem male die Arme auf, und rief: „Gott verdamme den Böſewicht, der uns ſo unglücklich macht!" Ich zog ihre Hände mit Liebkoſungen herunter, und ſagte zärtlich: meine Liebe, laß ihn! Er iſt unglücklicher als wir. Nein, das Gebet kam nicht aus deinem Herzen. O ſag, wer kann ſeine Blicke auf eine beſſere Welt richten und hier noch Haß zurücklaſſen? Wer kann ſterben, ohne zu verzeihen? Ich bitte dich, liebe Frau, verzeihe ihm.

„Nein, nein!" rief meine Frau mit ihrer natürlichen Heftigkeit: „ihm kann ich nie vergeben."

Ich vergebe ihm, ſagte Anne ſanft. — Ich vergebe ihm, rief Adelaide, und beugte ſich auf die Hand ihrer Mutter. — Ich vergebe ihm den Tod meiner Kinder, ſagte ich feierlich, und deinen Tod, liebe Frau. Sie ſchlug die Augen nieder. Nach einer halben Minute breitete ſie ihre Arme ſchnell aus, faßte Adelaiden und Annen mit ihren Händen, und rief: „vergebt ihr ihm? Nun, auch Gott mag dem Böſewicht verzeihen!“

Und Sie, meine gute Mutter? ſagte Adelaide. Ich würde nicht freudig ſterben, wenn nicht auch Sie ihm vergeben hätten.

„Ich vergebe ihm,“ erwiederte ſie ſchluchzend; und nun verließ ſie uns. Durch das Glasfenſter in ihrem Zimmer ſah ich, daß ſie auf ihren Knieen liegend betete.

Es iſt wahrhaftig keine Uebertreibung, wenn ich dem Leſer verſichere, daß wir uns den Abend heiter zu Tiſche ſetzten. „O,“ rief ich zuletzt; „darf der undankbare Menſch klagen, wenn es in ſeiner Macht ſteht, das Unglück, wie wir, zu einer Wolluſt zu machen?“ Niemand von uns war muthiger als Adelaide. Nach Tiſche ſetzte ſie ſich an das

Klavier, und ſang mit froher Stimme ein Lied, das Anne gemacht hatte, und von dem jede Strophe mit den beiden Zeilen ſchloß:

Denn des Lebens Morgenroth
Liegt am Rande unſrer Tage.

Wir gingen heiter aus einander, und ich ſchlief zum erſtenmale ſeit langer Zeit wieder ruhig und feſt.

Am folgenden Morgen, als wir uns zum Thee verſammelten, trat Adelaide herein, und ſagte: „aber können wir denn nicht fliehen, mein Vater? Iſt denn Frankreich allein das Land, wo man leben darf? Warum gehen wir nicht, wie ſo viele Hunderte?"

Wir ſahen einander an. Ja! riefen wir Alle, und ſprangen auf: fliehen! fliehen! — Und ſogleich! ſagte Anne; dieſen Augenblick! Sie liefen in ſo froher Eil durch einander, als ob wir ſchon gerettet wären, und dachten nicht einen Augenblick an alle die Hinderniſſe, die uns im Wege ſtanden. Es ſchien ihnen weiter kein feindſeliges Weſen in der Natur zu ſeyn, als Saſſemont. Ach, der Unglückliche iſt von Natur zutraulich, leichtgläubig, voll Hoffnung. Er glaubt mit Zuverſicht, ſeine Thräne müſſe den Himmel bewegen, das ewige Rad des Schickſals hemmen; warum ſollte er nicht glauben, ſeinen Bruder, den Menſchen, rühren zu können? Es gehört viele Grauſamkeit dazu, ehe der Unglückliche mißtrauiſch wird.

Wenigſtens fand ich das ſo bei meiner Familie. Ich fragte: „wohin wollen wir, meine Geliebten? wohin können wir fliehen?" — In den Jura, antwortete meine Frau; nach Lauſanne oder Neuſchatel. — „Freilich, liebe Frau, iſt das der kürzeſte Weg; aber dazu müſſen wir über die Saone, zweimal, wenn ich nicht irre, über den Doubs, müſſen durch Baume, Dole, und noch zwanzig andere Orte, die überall von Nationalgarden bewacht werden." — Meinſt du denn, Jemand auf der Welt würde ſo grauſam ſeyn, uns Unglücklichen anzuhalten, lieber Mann? — Ich ſchüttelte den Kopf. „Wer ſoll uns in der Nacht den Weg zeigen?" — Der Himmel, die Sterne, der Mond! riefen ſie alle Drei auf einmal mit freudiger Hoffnung. Ich ſchüttelte wieder den Kopf, und diesmal wehmüthig. Es ging mir nahe, daß ich den

Meinigen ihren kindlichen Glauben an die Wunder des Himmels, und an die Barmherzigkeit der grauſamen Menſchen rauben ſollte. Ich erinnerte ſie an die Schwierigkeiten einer Reiſe von wenigſtens dreißig Stunden, an unſere Unbekanntſchaft mit den Wegen, an die Flüſſe, die Wachen bei den Dörfern, die hohen Alpen, die wilden Gebirge. Sie fingen an zu weinen. Meine Frau, die noch ſo eben mit dankbaren Blicken an dem Himmel gehangen hatte, von dem ſie ihre Rettung erwartete, ſchlug jetzt ihre Augen unmuthig zu Boden. Ich wollte mein Schickſal nicht aufs neue den Martern der Furcht und Hoffnung übergeben; der Tod ſchien mir weniger ſchrecklich, als dieſe Ungewißheit. „Laſſet uns,“ ſagte ich, „muthig ſterben, wenn es ſeyn muß! Warum feigherzig fliehen? Und wenn ich es recht bedenke, ſo ſteht doch nur mein Leben allein in Gefahr. Laßt mich ſterben; und lebt Ihr, lebt für Louis. Erhaltet ihm ſein Vermögen. Wenn wir uns auch retteten, würde nicht unſere Flucht deinen Sohn, liebe Frau, euren Bruder, meine Töchter, auf das Blutgerüſt führen? Und möchtet ihr eure Freiheit mit dem Blute unſres guten Louis erkaufen?"

Sie ſchwiegen Alle troſtlos. „Laßt den Thee nicht kalt werden, meine Kinder. Ich bitte euch, ſeyd heiter." Wir tranken. Adelaide allein war thätig; ſie packte Wäſche, Koſtbarkeiten, Aſſignate, Geld, Ringe, mit vieler Beſonnenheit, als ob wir ſo eben aufbrechen wollten, und legte Bauerkleider für mich und für uns Alle zurecht. „Wir müſſen es dennoch wagen," ſagte ſie zu Annen; „wir müſſen unſern guten Vater bereden. Und ſollten wir auch nur nach Beſançon gehen: dort richtet doch der abſcheuliche Caſſemont nicht."

So ging dieſer ſchreckliche Tag noch hin. Gegen Abend kam ein junges Bauermädchen, das uns zu ſprechen verlangte. Sie wurde zu uns geführt, und gab mir zitternd einen Brief. Ich zögerte, ihn zu erbrechen, weil ich bei dem Gedanken bebte: was wird darin ſtehen? „Von wem kommt der Brief?" fragte ich das Mädchen. Sie antwortete in einem gutherzigen Tone: von einem Unbekannten, der Sie liebt, der Theil an Ihrem

Schickſale nimmt. — So ſpricht keine Bäuerin. Ich ſah ſie ſtarr an; ſie war ſchön wie der Morgen, nur blaß, nur unglücklich, etwa ſechzehn Jahr alt, ein Jahr älter, als unſre Adelaide. Sie zitterte, als ſie uns anſah. „Du biſt keine Bäuerin, mein Kind,“ ſagte ich. — Ich bitte, leſen Sie den Brief, antwortete ſie eilig.

Ich las: „Mein Herr St. Julien, ein Unkannter, ein Menſch, nimmt Theil an dem Unglück, das Sie getroffen hat. Ihr Todesurtheil iſt in Dijon geſprochen. Nichts kann Sie retten als die ſchleunigſte Flucht. Ich beſchwöre Sie, mein Herr, nicht zu ſäumen. Sie haben nur noch Stunden. Gegen Morgen ſind Ihre Verfolger in Sarzy. Nehmen Sie Bauerkleider und ſo viel baares Geld, als Sie haben. Um neun Uhr heute Abend gehen Sie den Weg nach Nuits zu, nicht auf Baume. Sie werden einen Führer antreffen, und, wenn die Noth es erfordert, einen Beſchützer, der für Sie ſterben kann. Fürchten Sie den Mann in der Garden-Uniform nicht, der Sie heute Abend bei der Kapelle auf dem Wege nach Nuits erwartet: Nur das Einzige bittet er von Ihnen: daß Sie ihn nicht anreden. Er muß unbekannt ſeyn. Trauen Sie mir, mein Herr, und fliehen Sie. Die Ueberbringerin dieſes, meine Tochter, iſt die Geißel für die Redlichkeit ihres Vaters. Ich würde ſterben, wenn ich Sie nicht rettete. Bedenken Sie, mein Herr, Ihre Tochter iſt zur Schande, und Sie ſind zum Tode beſtimmt!"

„Wer iſt Ihr Vater, mein Kind?" fragte ich unruhig. Gerade die Aufforderung des Briefes, daß ich dem Schreiber deſſelben trauen ſollte, machte mich mißtrauiſch. „Wer iſt Ihr Vater?" — Des Mädchens Augen füllten ſich mit Thränen. O mein Herr, fragen Sie nicht, und retten Sie Sich! — Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf. Das Mädchen faßte meine Hände: mein Herr, trauen Sie etwa dem Briefe nicht? Der edelſte, beſte Menſch hat ihn geſchrieben. Ich bitte, treffen Sie Anſtalten. Sie wendete ſich an meine Frau und Tochter. Wenn Sie nicht in dieſer Nacht entfliehen, ſo ſind Sie verloren.

Und, o Gott! ich habe heilig verſprochen, Sie dazu zu bereden. Sie ergriff die Hände meiner Frau, und umarmte Annen mit einer auffallenden Heftigkeit. Das Mädchen hatte überhaupt etwas Sonderbares. — „Der Weg nach Nuits?" ſagte ich mißtrauiſch; „der führt ja gerade nach Dijon, unſern Feinden entgegen!" Das iſt wahr, ſagte ſie heftig; aber nach einer Viertelſtunde führt er im Gehölze bis an die Saone, und iſt alſo ſicher. — Ich ſah das Mädchen mit finſtern Blikken und noch immer mißtrauiſch an; denn wozu ſo viel Geheimnißvolles, wenn Alles ſo war, wie ich glauben ſollte? „Nein, mein Kind!" ſagte ich unentſchloſſen, und winkte verneinend mit der Hand.

Auf einmal fiel ſie mitten im Zimmer auf ein Knie, ſchlug die Hände zuſammen, und rief ſchluchzend: ich habe geſchworen, Sie zu bringen. So hören Sie! hören Sie! Dieſer Saſſemont — das rief ſie laut ſchreiend — dieſer Saſſemont hat meine Mutter ermordet, und hier, hier, — (ſie griff in den Buſen, und zog ein ganz blutiges Tuch hervor) — dies iſt das Blut meiner Mutter! Sie drückte, ganz außer ſich, das Tuch an ihren Mund, in ihre Augen. Meine Töchter liefen laut ſchreiend zu ihr, ſanken neben ihr auf die Kniee, umarmten ſie, und küßten das blutige Tuch mit ihr um die Wette. Es war eine tief erſchütternde Scene. „Ja, laßt uns fliehen!" ſagte ich; „laßt uns fliehen!" Das Mädchen ſprang auf, und umarmte uns Alle. Adelaide holte, was ſie zuſammengepackt hatte. Als es finſter wurde, beluden wir uns mit etwas Wäſche und Lebensmitteln. Im Gartenhauſe kleideten wir uns um, gingen dann leiſe durch den Garten, und noch vor neun Uhr näherten wir uns der Kapelle auf dem Wege nach Nuits. Nahe bei ihr ſtand ganz unbeweglich ein Mann in der National-Uniform, der den Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Er ließ uns näher kommen, ſah uns ſtarr an, und ging nun langſam vor uns her.

„Iſt er das?" fragte ich das Mädchen; und ſie antwortete leiſe: ja. Ich ging ſchneller, um ihn zu erreichen, und ſagte, als ich bald bei ihm war: „mein Herr!" Er wendete ſich um, und flüſterte: ich will Sie retten; aber ich bitte Sie, kein Wort weiter! Ich ſah ihn ſtarr an. Gewiß hatte ich das Geſicht nie geſehen, ſo unkenntlich es auch durch einen großen Schnurbart und durch ein Pflaſter auf der einen Wange gemacht wurde. Nicht lange nachher wendete er ſich rechts in ein Gehölz. Er zündete, weil es ganz finſter war, eine Laterne an, und leuchtete den Frauenzimmer, aber ohne ein Wort mit ihnen zu ſprechen.

Unſre Reiſe ging langſam und ſchweigend vorwärts. Sie hatte etwas Feierliches, das durch das Geheimnißvolle unſres Führers noch vermehrt wurde. Wir mußten oft ausruhen; meiner Frau ward das Gehen ſauer, obgleich unſer Führer ihr die Laſt, die ſie trug, abgenommen hatte. Gegen Morgen war meine Frau völlig ermüdet; ſie konnte nicht weiter, und verlangte, daß wir hier bleiben ſollten. Unſer Führer ſagte mir leiſe: noch eine halbe Stunde; und wir ſind fürs erſte geſicherter. Nur noch eine halbe Stunde, mein Herr! Er zeigte auf ein Gehölz in der Ferne. — Ich trug das meiner Frau vor; aber ſie konnte nicht mehr. Wir ſaßen unter einer

Eiche. Meine Töchter wuſchen ſchweigend ihrer Mutter die Füße mit Wein. Sie redeten unſern Führer oft an; er antwortete aber nicht ein Wort, und ſprach mit ſeiner Tochter leiſe, die uns Alle dann bat, ihn mit Fragen zu verſchonen. Endlich ſtanden wir auf, weil er mit Ungeduld in uns drang. Der Morgen brach ſchon halb und halb hervor. Er ging voraus, da das Gehölz lichter wurde, und winkte uns, ihm zu folgen. Bald kamen wir aus dem Gehölze ins Freie, und er winkte uns, ſchnell zu gehen. Jetzt hörten wir in der Ferne ſprechen. Wir ſtanden und horchten. Unſer Führer ging auf die Seite, woher die Stimmen tönten, und uns winkte er, zu eilen. Es wurde wieder ſtill. Wir gingen an einem Weinberge weg, der den Weg nach dem dicken Gehölz einfaßte. „Hier, hier, Garden!" rief eine Stimme. „Sagte ich es nicht? das ſind ſie! Halt, halt, St. Julien! Verräther! Rebell! halt!" In dem Augenblicke ſtürzte Saſſemont mit vier Nationalgarden aus dem Weinberge hervor, und auf uns los. Unſer Führer flog, mit dem Säbel in der Hand, durch uns hin, und wie ein verzehrender Blitz auf Saſſemont zu, der ſchnell hinter die Garden ſprang. Es war ſchrecklich, wie unſer Führer dieſe von der Seite weg warf, als ob ſie Weizenhalme geweſen wären. Sie ſtürzten übereinander hin: ſo gewaltig war ſein Anlauf! Er faßte Saſſemont vor der Bruſt, riß ihn ſchnell vorwärts zu uns, vor ſeine Tochter hin, und fragte mit einem zermalmenden Tone: „kennſt du dieſes Mädchen?" Dann ſchleppte er ihn zu Annen: „und dieſes Mädchen?" Dann ſchlug er, von uns abgewendet, den Hut in die Höhe, nahm das Pflaſter von der Wange, und fragte: „kennſt du mich?"

Garden! ſchrie Saſſemont erſchrecklich: zu Hülfe! zu Hülfe! Aber ſchon ziſchte der Säbel unſeres Führers, und Saſſemont ſtürzte brüllend zu Boden. Nun flog er auf die Garden zu, die ſich ſo eben von ihrer Unentſchloſſenheit wieder erholt hatten. „Kameraden," hörten wir ihn in der Ferne ſagen, „mit euch nichts! Dieſer Teufel hat für ſeine Grauſamkeiten den Tod längſt verdient. Ich bin Garde von Beſançon, und bringe hier die Gefangenen nach meiner Stadt vor das Departement.

Sie haben ſich verdächtig gemacht. Bin ich auf dem rechten Wege?" Die Garden antworteten nicht, und ſahen ſich unter einander an. Der Weg nach Beſançon geht links, antwortete endlich einer. Aber, Kamerad, wir trauen dir nicht. Wie heißen die Leute? Kehre um nach Dijon. Du haſt den Municipalitäts-Beamten getödtet. So kommſt du nicht davon!

„Gut!" erwiederte er; „ihr oder ich!" Sein Ton war ſo feſt, daß die Garden verlegen wurden. Sie ſprachen noch einige Minuten mit einander; dann kamen ſie zu dem Körper des Getödteten zurück, und fielen gierig über ſeine Taſchen her. Die Frauenzimmer gingen, ehe ſie kamen. Unſer Führer lehnte ſich auf ſeinen Säbel, und ſagte höchſt traurig: „Zwangeſt du mich nicht, Böſewicht? Der Schutzgeiſt der Menſchen führte dich hierher. Wie konnte ich anders? — Ihr dürft nur den Umweg dort um das Holz nehmen," rief er den Garden zu; „ſo kommt ihr auf die Straße nach Arnay le Duc. Ich ſchweige. Lebt wohl." Die Garden trugen den Leichnam vom Wege ab in den Weinberg, und dann verſchwanden ſie.

Unſer Führer ging nun ſchnell, und trieb auch uns, zu eilen. Wir kamen in ein dichtes Gehölz, und wanderten immer der Morgenröthe, die wir ſchimmern ſahen, entgegen. Er führte uns in das dickſte Gebüſch, zu einem alten, jetzt ungebrauchten Steinbruch, in eine ehemals geſprengte Höhle. Den Eingang zu dieſer verbarg er mit Steinen und Geſträuchen. Als er uns in Sicherheit ſah, verließ er uns; doch ſprach er vorher noch lange heimlich mit ſeiner Tochter.

„Wo iſt Ihr Vater hin?" fragte ich das Mädchen. — Bleiben Sie nur ruhig, erwiederte ſie; er ſucht eine Furt durch die Saone, und kommt dann wieder. Wir ſollen eſſen und ſchlafen, um Kräfte zu unſrer Wanderung zu erhalten. Meine Töchter öffneten unſern Vorrath von Lebensmitteln. Wir aßen wenig, und tranken jeder einen Becher Wein. Dabei betrachteten wir einer um den andern das Mädchen; doch Niemand hatte das Herz zu fragen: wer iſt dein Vater? Jetzt erſt fühlten wir unſern verlaſſenen Zuſtand recht. Wir ſahen einander mit troſtloſen Blicken an, und ein fallendes Steinchen machte uns leichenblaß.

chenblaß. Der Vater des Mädchens blieb ſehr lange weg; das machte unſre Lage noch peinlicher. Wir blickten der Reihe nach von Zeit zu Zeit durch die Geſträuche, und ſeufzten, daß er noch immer nicht kommen wollte. Ich begreife ſeitdem, wie durch fortdauernde Angſt die ſanfteſten, furchtſamſten Menſchen der allergrauſamſten Entſchlüſſe fähig werden können. Nein, ich klage eure Herzen nicht an, Franzoſen; ſie ſind aus eben ſo weichem Stoffe geſchaffen, wie die Herzen der andern Nationen. Nur die ſchrecklichen Begebenheiten haben euch grauſam gemacht; die Angſt vor Verbrechen, die Verzweiflung, hat euch zu Verbrechen getrieben.

Es fiel ein ſanfter warmer Regen. Ein ungeheurer Stein, der über uns herabhing, zog meine Augen auf ſich. Ich dachte: wenn er jetzt von ſeinen Fugen losgeſpühlt würde, wenn er zerſchmetternd über mich und meine Familie herabſtürzte! Das konnte ich mit Freude denken. Ich ſagte Adelaiden, ſie ſollte näher an ihre Mutter rücken; und ich ſelbſt ſetzte mich näher zu Annen: ſo wären wir einer in des andern Armen zerſchmettert worden. Meine

Phantaſie wurde ſo lebendig, daß ich glaubte, eine Bewegung an dem Steine wahrzunehmen. Ich wünſchte den Tod, und ich hätte, wie hundert Andere, mit einem bon Mot ſterben können: ſo ekelhaft ſchien mir das Leben!

Adelaide war die erſte von uns, die einſchlummerte. Auch die Andern ſchloſſen bald die Augen; ich allein konnte nicht ſchlafen. Der Anblick dieſer Unſchuldigen rührte mich tief; ich glaubte, der Himmel müßte ein Wunder für ſie thun, und bog die Zweige zurück, damit er den Anblick der Schlafenden hätte. Leiſe ſagte ich: o Gott! du gabſt dem müden, ermatteten Körper den Schlummer; galt dir denn das müde Herz nichts? nichts die von Leiden ermattete Seele? Sind denn alle Wunder der Natur nur zum Dienſte des Körpers, und nicht Eins zum Dienſte der Unſchuld, der Tugend?

„Er iſt todt!“ rief Anne jetzt ängſtlich im Schlafe. Ich ſah ſie ſtarr an; es war, als antwortete ſie mir auf die Vorwürfe, die ich dem Himmel gemacht hatte. Der Tod alſo! wiederholte ich langſam. Ich weiß nicht, was ſo Beruhigendes in der Vorſtellung lag: der

Tod iſt für die matte Seele, für das entkräftete Herz, was der Schlaf für den müden Körper iſt, Stärkung aller Kräfte, Verſchwinden alles Elendes.

Aber, fuhr ich ſanfter und demüthiger fort; haben wir denn noch nicht genug gelitten, Geber des Schlafes und des Todes? Iſt unſre Seele noch nicht müde genug, um des Schlummers werth zu ſeyn? Ein Tropfen Regen mehr, eine leichte Erſchütterung des hangenden Felsſtückes; ſo rollt es herab, und bedeckt unſre müden Herzen. Warum das nicht? fragte ich mit demüthiger Andacht. Ich legte meine Stirn in die Hand, den Elbogen ſtützte ich auf das Knie, und meine Seele fragte noch immer: warum nicht den Tropfen Regen mehr? Da ſtürzte eine Ameiſe mit einem Körnchen, das ſie in die Höhe bringen wollte, den glatten Sand herunter. Sie fing aufs neue an, mit ihrer Laſt zwiſchen Sand und Steinchen hinan zu klimmen, fiel aber wieder, und immer wieder. Doch ſie verlor den Muth nicht, und brachte gegen meine Erwartung ihre Beute immer höher, bis ſie Hülfe bekam. Nun erröthete ich über meine weichlichen Klagen. Ich überdachte meine glücklichen Stunden, erröthete noch ſtärker, und drückte mein Geſicht in ein Bündel Wäſche. Mitten unter der Empfindung bitterer Reue fiel die ſegnende Hand der Natur über mich, und ich ſchlief ein. Die Sonne war über uns hin, als wir erwachten. So ſüß, ſagte meine Frau, habe ich ſeit Jahren nicht geſchlafen; und wenn mir nicht im Traume der abſcheuliche Saſſemont ein Paar male vorgekommen wäre, ſo würde ich ſagen: ich habe nie ſo ſüß geſchlafen, wie heute.

Anne erwachte zu letzt. Sie umarmte lächelnd die Fremde, die zu ihr ſagte: Sie haben ſehr ſüß geſchlummert. Wir waren vertraulicher geworden. Endlich that Anne die Frage, die ich ſchon längſt von einem unter uns erwartet hatte: „ſagen Sie mir doch, wie heißen Sie?"

Julie.

„Aber Ihr Vater?"

Wollen Sie mir erlauben, Ihnen ſeinen Namen zu verſchweigen? Ich habe es ihm verſprechen müſſen.

„Und Ihre Geſchichte?"

Auch die darf ich nicht erzählen. Das Allerſchrecklichſte davon wiſſen Sie ſchon.

„Aber woher kennt Ihr Vater uns?"

Er hat ſich lange in Dijon aufgehalten. Ihre Geſchichte mit Saſſemont war bekannt.

„Aber woher kennt er mich? Er ſchleppte Saſſemont zu mir hin."

Das Mädchen lächelte. Wahrſcheinlich errieth er, wer Sie ſind. Es hieß, die ältere Tochter des Herrn St. Julien wäre Saſſemonts Braut.

„Wir werden ihn doch kennen lernen?"

Das Mädchen zögerte mit der Antwort, und ſah vor ſich nieder. Ich wiederholte Annens Frage. Es wäre grauſam, ſetzte ich hinzu, wenn wir den Mann nicht kennen lernen ſollten, dem wir unſer Leben zu danken haben. Wir ſind ihm ſo viel ſchuldig, wie Sie, liebe Julie. Sie ſah mich lächelnd, doch mit gerührtem Blicke an, und ſagte: „ach, Sie wiſſen nicht, welch ein edler Mann er iſt! Sie wiſſen nicht . . . Nein, nein, Sie wiſſen nichts! gar nichts! Ich allein weiß Alles." (Sie umarmte Annen mit großer Heftigkeit.) „Und er iſt nicht glücklich!" ſetzte ſie raſch hinzu. Sie wurde verlegen; es war, als hätte ſie zu viel geſagt. „Denn," fuhr ſie nun ſtokkend fort, „Sie können leicht denken, wie ihn das Alles angegriffen hat: unſere Schickſale, der Tod meiner guten Mutter!“ Sie erzählte uns die Umſtände dieſes Todes, aber ſehr vorſichtig; man ſah, daß ſie auf ſich ſelbſt merkte, um nicht zu viel zu ſagen. Ich nahm mir nun vor, mit ihrem Vater ſelbſt zu ſprechen.

Das Dunkle, Geheimnißvolle in ihrer Begebenheit, legte uns einen gewiſſen Zwang auf, ſo daß ich mit meiner Familie nicht reden konnte, was ich wollte. Ich hätte meiner Frau und meinen Töchtern gern erzählt, was ich, während daß ſie ſchliefen, gedacht hatte; aber dazu wäre nöthig geweſen, daß ich ſie näher gekannt hätte. Wir ſchwiegen, oder ſprachen unbedeutende Dinge, bis endlich der Vater am Abend wieder zu uns kam.

Mit ihm kehrten Hoffnung und Freude in unſere Herzen zurück. Er pfiff. Seine Tochter ging zu ihm vor die Höhle, ſprach wieder lange und heimlich mit ihm, und holte ihm ein wenig Eſſen. Sobald er einige Biſſen genoſſen hatte, machten wir uns wieder auf. Er ging voran, und ich geſellte mich zu ihm.

„Sie haben uns das Leben gerettet," ſagte ich. „Vielleicht, mein Herr, ſind Sie eins von den geächteten Mitgliedern des Convents. Sie haben Urſache mißtrauiſch zu ſeyn, nur gegen uns nicht, die wir tauſendmal unſer Leben für Sie aufopfern würden." Ich faßte ſeine Hand, und drückte ſie an meine Bruſt.

Er umarmte mich. Ich betheure Ihnen, mein Herr, daß ich vor nichts Anderem zu zittern brauche, als vor meinem eignen Herzen. Gehörte ich zu den Geächteten, ſo wäre es grauſam, Sie, und vielleicht noch grauſamer, auch meine Tochter in mein Geſchick zu verwickeln.

„Oder — Sie verbergen uns Ihr Geſicht — ſollen wir Sie etwa nicht kennen? Haben Sie uns etwa . . ."

Er nahm ſeinen Hut ab, riß das Pflaſter von der Wange, und ſah mich ſo an. Sie kennen mich gewiß nicht, Herr St. Julien; und auch ich habe Sie geſtern zum erſtenmale geſehen. — (Er legte das Pflaſter wieder auf, und drückte den Hut in die Augen.) Ich bin ein ehrlicher Mann; weiter kann ich Ihnen nichts ſagen. Laſſen Sie uns einander nicht weich machen; und das würde ich werden, wenn ich Ihnen entdecken ſollte, wer ich bin. Wir brauchen Muth: denn noch ſind wir nicht gerettet; wir haben noch einen langen Weg bis in den Jura. Ich bitte, treiben Sie Ihre Familie, zu eilen. Morgen Abend möchte ich gern Dole hinter uns haben. So lange ich lebe, dürfen Sie gewiß Rettung hoffen; aber wir Alle gehen noch dicht am Rande des Grabes. Ich bitte, eilen Sie.

Als er das Pflaſter von dem Geſichte genommen hatte, war er ein ſchöner Mann, mit ſehr edlen Zügen. Nur lag in dieſem Geſichte ein langer Kummer, der es aber gar nicht entſtellte. „Gut,“ ſagte ich; „ſo heiße Ihr Nahme mir: Menſch, Bruder, Sohn!“ Er fiel mir gerührt um den Hals, und wollte reden, unterdrückte aber gewaltſam, was ihm auf der Zunge ſchwebte, riß ſich von mir los, und eilte vorwärts. Ungefähr nach einer Stunde kamen wir an die Saone. Er winkte uns, ſtill zu ſeyn, und horchte über den Fluß hinüber. Es war eine Todtenſtille. Nun zog er aus einem hohlen Baume geflochtne

Weidenſeile hervor, und band damit Flößholz zuſammen, das am Ufer lag. Man ſah, daß er den ganzen Tag an der Vorbereitung zu unſerer Schifffahrt gearbeitet hatte. Nach einer Stunde war ein Floß für uns fertig, und er winkte uns, daß wir auftreten ſollten. Ruhig, ohne Furcht! ſagte er leiſe; es iſt alles ganz ſicher. Er führte Annen auf das Floß, und dann auch ihre Mutter; Adelaide ſprang ohne Hülfe hinauf, und ich folgte mit Julien. Jetzt nahm unſer Führer eine Art von Ruder, ein ſchmales Stück Holz, an welches er mühſam einen Handgriff geſchnitzt [illegible]. Mit ungeheurer Anſtrengung, wobei [illegible] ihm kochte, brachte er uns an das [illegible] Ufer. Der reißende Strom führte uns [illegible]wärts. Wir näherten uns zu ſehr einem Dorfe, hörten die Hunde bellen, und ſahen ſehr beſtimmt Licht. Endlich landeten wir an einem Gebüſch. Er ſagte: wir möchten am Ufer hinauf gehen, und bei dem Eingange eines Gehölzes auf ihn warten. Unterdeſſen löſte er das Floß auf, ließ dann die einzelnen Stücke Holz mit dem Strome hinunter treiben, und trug die Weidenſeile in einen Weinberg. Ich fragte ihn um die Urſache von dem allen. Wir müſſen, antwortete er, unſere Spur vernichten. Meinen Sie, daß man Sie nicht verfolgen wird? — Ich legte eine Hand an ſeine Stirn, die von Schweiße troff, und die andre an ſeine hoch klopfende Bruſt. „Dein Herz, edler Menſch," ſagte ich, „ſchlägt heute gewaltig für uns; aber mein Herz wird auch nie aufhören für dich zu ſchlagen." — Er umarmte mich innig.

„Ich bitte Sie, mein edler Freund," rief ich überwallend durch ſeine Herzlichkeit: „ſagen Sie mir, warum fliehen Sie?"

Ich? ich fliehe nicht, mein Herr; [illegible] Sie nur retten. Sobald Sie in [illegible] ſind, kehre ich mit meiner Tochter [illegible] habe hier noch Pflichten.

Ich erſchrak. „Und wenn man Sie nun bei dem Geſchäfte anträfe, einem Unglücklichen über die Gränze zu helfen!"

Er lächelte. Wir würden zuſammen ſterben, ſagte er kalt; ich würde an Ihrer Bruſt, oder vielleicht . . . Doch, mein Herr, wir erweichen unſre Herzen unnöthig. Laſſen Sie das Schickſal walten. Sterben, und ſo ſterben, wie ich ſtürbe — o Himmel, wenn ich nur dazu geboren wäre, ich würde mein Geſchick ſegnen! — Ich wußte nicht, wie ich mit dem Manne daran war, und ſchwieg.

Wir eilten nun ſchneller vorwärts durch Holzungen, Weinberge und Feldfluren, bis wir endlich unterhalb Dole den Doubs erreichten. Ohne Zögern! rief der edelmüthige Fremde. Er hob meine Frau auf, und trug ſie durch den Fluß. Ich ſtieg in das Waſſer; Adelaide faßte meine Hand, und ſagte: ich will Sie führen. Anne, ſo ängſtlich ſie auch wa[illegible] folgte uns ſchnell, weil der Fremde ſo [illegible]ückkam, um auch ſie hinüber zu tra[illegible]eichte ihr die Hand, und führte ſie [illegible]u uns. Es war jetzt finſtre Nacht. Di[illegible] Mädchen blieben einige Minuten zurück, und zogen andre Kleidung an.

Als der Morgen dämmerte, waren wir in einem Walde. „Hier wohnen Kohlenbrenner,“ ſagte mir unſer Führer, „bei denen müſſen wir heute bleiben. Merken Sie ſich: wir ſind gute Patrioten aus Autun, und heißen Julien. Die Ariſtokraten haben ſich unſrer Stadt bemächtigt, die guten Patrioten ermordet, und die Nationalgarden entwaffnet. Wir flüchten nach Salins, wo der Pfarrer Ihr Vetter iſt, und wollen da warten, bis die Ruhe in Autun wieder hergeſtellt ſeyn wird. Sie ſind Vater und Mutter von uns vier Andren." Er wiederholte mir die Fabel ausführlich. Ich mußte ſie meiner Familie beibringen, und er ging unterdeſſen vorwärts. Wir hörten ihn laut rufen: „holla? he! iſt Niemand hier?" und folgten ihm langſam nach.

Schon ſahen wir den Rauch von den Kohlen zwiſchen den Bäumen aufſteigen, indeß wir uns immer mehr näherten. Auf das Zurufen unſres Führers kamen ein[illegible] Köhler zum Vorſchein. „Wo geh[illegible] nach Salins?" rief er ihnen [illegible] Nach Salins? fragte ein Köhler; wo kommt Ihr her? — „Den Weg von Dole." — Wer ſeid Ihr? habt Ihr Päſſe? — „Wer wir ſind? das ſeht Ihr an meiner Uniform. Wir kommen von Autun; Gott erbarme ſich! das liegt in der Aſche. Da hat's Kohlenberge gegeben; gegen die ſind eure nur Maulwurfshügel!" — Autun? Wer hat es denn angeſteckt? — „Wer? Die Teufel von Ariſtokraten! Gebt Acht, wenn wir ſie nicht ſammt und ſonders noch ausrotten, ſo jagen ſie die Patrioten zum Lande hinaus. Die Leichen lagen auf dem Markte über einander geſchichtet, wie eure Holzhauſen hoch. Mein alter Vater, meine Mutter und meine drei Schweſtern ſind, Gott Lob! davon gekommen. Alles flüchtet. In Dijon ſoll es nicht beſſer gehen. In Lyon hat es angefangen. Das greift um ſich wie Feuer.“ Es ſammelten ſich nach und nach mehr Köhler. Der Fremde fing die Begebenheit immer aufs neue an, und erzählte, daß den Leuten vor Entſetzen die Haare zu Berge ſtanden. „Nun ſind wir gar irre gegangen,“ ſagte er dann; „wir wollen nach Salins zu einem Verwandten, dem Prediger Rieux.“

Man fragte nicht weiter nach den Päſſen, und wir wurden in die Hütten umher einquartiert. Die gutherzigen Leute gaben uns, was ſie hatten, Milch und ſchwarzes Brot, wofür wir ihnen eine Kleinigkeit bezahlten. Sie bedauerten unſer hartes Schickſal, fluchten auf die Ariſtokraten, und ſchimpften auf den Convent in Paris, weil ſie noch immer nach wie vor Kohlen brennen müßten, wenn ſie leben wollten. Wir krochen in die Hütten, und ſchliefen ſüß und ſanft.

Als ſie uns den Weg nach Salins, ſo gut ſie konnten, beſchrieben hatten, machten wir uns um drei Uhr Nachmittags wieder auf. Wir hielten eine halbe Stunde den bezeichneten Weg; dann ſchlugen wir uns links, und gingen öſtlich immer im dicken Gehölze weg. Mit Sonnenuntergange traten wir in freies Feld. Wir waren ſchon geſtern und heute auf viele Dörfer gekommen, hatten aber nicht eins berührt, weil unſer Führer, wie es ſchien, die Wege ſehr genau kannte. Doch jetzt war das nicht mehr der Fall. Er hatte zwar die Köhler mit vieler Geſchicklichkeit um den Weg nach Pontarlier befragt; allein ich merkte doch ſchon bei dem erſten Dorfe, daß er in der Gegend gänzlich fremd war. Wir mußten uns in Getreide legen, und er ging erſt allein voraus, um den Weg auszukundſchaften. Nach einer halben Stunde kam er zurück, und ſagte, wir möchten noch eine Weile ruhig liegen bleiben, ehe wir aufbrächen. Er ſelbſt war höchſt unruhig; wir hingegen ſehr heiter. Durch die Köhler wußten wir, daß wir nur noch ein Paar Märſche bis zum Jura hatten; und die beiden ruhigen, ungeſtörten Nächte bürgten uns für die Sicherheit der übrigen. Wir konnten ſogar in unſerem Kornfelde ſcherzen, ſo lange wir allein waren. Meine Töchter und die Fremde nannten ſich Schweſtern, nach der Fabel, die wir den Köhlern erzählt hatten. Als unſer Führer zurückkam, wurde der Scherz fortgeſetzt. Anne reichte ihm die Hand, und ſagte: entſcheide du doch, lieber Bruder, zwiſchen mir und Schweſter Julien. Ich behaupte, eine Schweſter müſſe vor der andern kein Geheimniß haben, und ich weiß noch nicht einmal den Nahmen der meinigen. Er ſetzte ſich zu Annen nieder. „Meine Schweſter!“ ſagte er leiſe, mit deutlichem Wohlgefallen in der Stimme, und küßte ihre Hände. Anne, ſagte Adelaide: unſer Bruder iſt eben ſo mißtrauiſch; und wir lieben ihn doch ſo herzlich! — So ſehr herzlich! ſetzte meine Frau hinzu, und reichte ihm beide Hände. — So ohne alles Mißtrauen, ſagte Anne, daß ich ganz unbedenklich mein Leben in ſeine Hände'legen kann. Mit dieſen Worten ſchlug ſie beide Hände um ihn, und drückte ihn an ihre Bruſt.

Er gab ſich den Umarmungen meiner Familie hin, ohne ſie zu erwiedern, ohne zu antworten. Wir hörten nichts als Seufzer von ihm. Zuletzt riß er ſich aus ihren Armen, und entfernte ſich, die Hände ringend. Er rief ſeine Tochter, ſprach mit ihr allein, und winkte uns dann, ihm zu folgen. Seine Tochter weinte, als wir zu ihr kamen. Anne fragte ſie um die Urſache ihrer Thränen. Nun weinte ſie noch ſtärker, und ſagte ſchluchzend: mein Vater fürchtet, daß er einmal von uns getrennt werden könnte. Man hat ihn hier im Dorfe angehalten. Auf dieſen Fall ſagt er Ihnen Lebewohl, und giebt uns den Rath, uns ſo viel als möglich ſüdöſtlich zu halten, weil wir da früher in das Gebirge kommen müſſen.

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo eilten wir, als ob wir es verabredet hätten, zu ihm. Wir umfaßten ihn, verſicherten, daß wir von nun an jede Gefahr mit ihm theilen wollten, und hängten uns einer nach dem andern in ſei-

nen

nen Arm. Er drückte uns Alle ſehr bewegt an ſeine Bruſt. Wir faßten einander an, und betheuerten, daß wir mit einander leben und, wenn es ſeyn müßte, auch ſterben wollten. — „Keiner verläßt den andern!“ ſagte Adelaide; „trifft das Geſchick Einen von uns, ſo ſoll derſelbe Schlag uns Alle treffen. Ich bin dein!“ rief ſie entzückt, und warf ſich noch einmal in die Arme des Fremden: „ich bin dein, Bruder, Vater, Freund, Geliebter, wie du heißen willſt, dein im Leben und im Tode! Sterben kann ich; aber verlaſſen kann ich euch nicht. Laßt uns gehen!“ — Es war ein rührender Auftritt, als wir in dem engen Kreiſe, einer von dem andern umſchlungen, Alle ſchluchzend, da ſtanden und ſchworen, jedes Schickſal mit einander zu theilen.

Man ſollte in einem ſolchen Augenblicke ſterben, ſagte der Fremde leiſe zu mir; der Tod wäre dann eine Wolluſt. — Wir bewaffneten uns, ehe wir gingen. Ich erhielt eine Piſtole; Adelaide nahm ein Beil, das wir auf den Nothfall bei uns hatten. Julie war ſchon mit einem Dolche bewaffnet, ohne daß wir es wußten. Sie bot Annen ein langes Meſſer. Das ſanfte Mädchen ſchlug es aus, und ſagte mir leiſe: ich will lieber ſterben als tödten! Doch nahm ſie wenigſtens einen Knüttel, den Adelaide fand. Meine Frau allein blieb ohne Waffen, weil ſie genug mit dem Wege zu thun hatte. So zogen wir nun muthig und ſchnell weiter, um das Dorf hin, über Graben und Gebüſch. Die Hunde wurden wach; allein weiter rührte ſich nichts. Wir kamen noch an drei Dörfern vorbei. Unſer Führer wollte erſt kundſchaften; wir gaben es aber nicht mehr zu. Es glückte; wir kamen ſehr glücklich vorüber. Bei dem vierten Dorfe ſahen wir eine Laterne. Als wir uns näherten, rief eine Stimme: wer da! und ſogleich fingen Hunde an zu bellen. Wir antworteten nicht. Unſer Führer rief ziemlich laut: „links weg! ſchnell! vorwärts!" Da ſchrie die Wache im Eingange des Dorfes: Garden, ins Gewehr! Feinde des Vaterlandes!

„Der Kerl" — ſagte unſer Führer ſehr vernehmlich, ſo daß die Schildwache ſelbſt es hören mußte — „hat eine Stimme, die Todten aufzuſchreien, aber wahrſcheinlich deſto weniger Herz. Er bereuet es, glaube ich, ſchon jetzt, daß er uns nicht hat gehen laſſen." Nun fliſterte er mir zu: „antworten Sie!" Ich ſagte eben ſo laut: mich ſoll nur wundern, ob man oben im Dorfe auch Wer da! rufen wird. — „Ihr habt doch auf allen Nothfall geladen?" fragte er weiter. Wir machten einen gewaltigen Lärm mit Beilen, Meſſern, Piſtolen und Säbel; indeß man näherte ſich, und wir hörten im Graſe raſſeln. „Die erſten Sieben ſchießen!" ſagte Juliens Vater halb laut, ſo daß die Garden es hören konnten. „Ein jeder faſſe ſeinen Mann! Gegen die Laterne hin könnt ihr nicht fehlen. Sind die Uebrigen ſchon oben im Dorfe?" Ich antwortete: ja wohl; ſie müſſen längſt da ſeyn. Wir ſahen jetzt die Garden bei dem Scheine der Laterne wieder zurückkehren, und eilten um das Dorf hin. Durch einen langen Umweg kamen wir wieder auf die Straße. Wir hörten die Hunde im ganzen Dorfe bellen, und ſahen Licht; aber man verfolgte uns nicht, wahrſcheinlich weil man unſere Anzahl fürchtete. Die Angſt gab uns Kräfte, ſo daß wir in dieſer Nacht einen ziemlich langen Weg zurücklegen konnten. Als es dämmerte, waren wir auf dem freien Felde, und ſahen den rettenden Jura ſchon in dem hervorbrechenden Morgenrothe liegen. Aber nirgends um uns her war ein Wald oder ſonſt ein Zufluchtsort, uns den Tag über zu verbergen. Ich bemerkte die Angſt in unſres Führers Geſichte. Wir kamen endlich an eine Brücke. Eben als wir über ſie hin gehen wollten, ſtieg Adelaide in das Bett hinunter, und fand es ziemlich trocken. Sie ſchlug uns vor, den Tag unter der Brücke zuzubringen, die ringsum mit Neſſeln bewachſen war. Wir entſchloſſen uns dazu, trafen unſre Anſtalten, und verſteckten uns, ſo gut wir konnten, hinter den Pfeilern. Juliens Vater machte in jeder Ecke der Brücke ein Lager für die Frauenzimmer zurecht, und ging dann, um Lebensmittel und Waſſer zu ſchaffen.

„Die Lage iſt gefährlich," ſagte er mir leiſe. „Ich bleibe nicht lange aus. Sorgen Sie, daß man ſchläft." Dafür brauchte ich nicht erſt zu ſorgen. Wir ſchliefen Alle nach einander ein, ſo unbequem unſer Lager auch war. Ich konnte noch nicht lange geſchlafen haben, und war ſo eben wieder erwacht, als er zu uns herein trat. Nur ein Dutzend Birnen war Alles, was er brachte. Er zeigte ſie mir mit traurigen Blicken, und die Achſeln zuckend. Waſſer, ſagte er, giebt es rings umher nicht. Wir ſind ſchon nahe an der Gränze; aber wir müſſen die Schluft treffen, gerade die Schluft, die nach Pontarlier führt: und da ſind überall die Wachen verdoppelt. Es iſt ſchrecklich, ſchrecklich! O Frankreich, kannſt du deine edelſten Kinder ſo weit bringen!

Ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich keinen Theil an dieſer Noth nehmen konnte, ſo groß ſie auch war; mein Verſtand ſah ſie ein, aber mein Herz fühlte ſie nicht. Ich blickte auf die Birnen, um mich traurig zu machen, weil es mir unrecht zu ſeyn ſchien, daß ich bei ſeinem Schmerze ſo kalt blieb. Aber in der That, ich wurde dadurch nicht traurig, ſondern heiter. Ich legte zwei davon Adelaiden, die ſanft ſchlummernd neben mir ſaß, und zwei andre, die beſten, meiner Frau auf den Schooß. Die übrigen vertheilte ich unter die Schlafenden. Auch für jeden von uns Männern blieben noch zwei. Juliens Vater ſah traurig lächelnd meinem Vertheilen zu, ging dann rings umher, und betrachtete Alle der Reihe nach. Am längſten blieb er vor Annen ſtehen. Die Sonne ſchien mitten durch die Oeffnung der Brücke, und es war in der That ein lieblicher Anblick, wie ihre Strahlen und der Schatten der ſchwankenden Neſſelblätter auf Annens Wangen ſpielten. „Sehen Sie, mein Freund," ſagte ich freundlich, und ſtellte mich zu Juliens Vater hin: „ſehen Sie, wie wenig dazu gehört, einen Menſchen zu beglücken! Die Morgenröthe leuchtet auch durch die Neſſeln in dieſes Gewölbe, in dieſen ſtillen, ſchauerlichen Zufluchtsort unſres Unglücks; und ſo wirft auch die Hoffnung ihren leuchtenden Strahl durch die Neſſeln des Lebens an unſer Herz. Sieh!" — ſagte ich und ſchlug meinen Arm um ſeine Schulter; „ſieh, die Natur hat die gebrochenen Herzen dieſer vier Unſchuldigen an ihre Mutterbruſt gelegt. So lange ſie ſchlafen, will ich lächeln. Denn was hat Frankreich ihnen genommen? Sie ſchlummern; und wer das kann, iſt nicht unglücklich! So wenig, ſegteſt du, als du mir die Birnen gabſt. Iſt nicht alles, was ungehofft kommt, ſehr viel? Sieh hin, wenn Anne die Augen aufſchlägt, und auf einmal den ſchönen Morgen, das erquickende Obſt und unſre Heiterkeit erblickt — ſieh hin, ob ihre Miene nicht ſagen wird: wie viel!“

Er ſchlug die Augen an die Decke, an den naſſen Boden, und zeigte mir in einer nachahmenden Bewegung das niedere Gewölbe unſres Aufenthaltes. „Könnten dieſe da,“ ſagte ich, „jetzt glücklicher ſeyn, als ſie ſind, und wenn ſie unter vergoldeten Decken königlicher Zimmer ſchliefen? Schütte ihnen den Schooß voll ſtrahlender Diamanten; ihr Auge wird, wenn ſie erwachen, den Früchten entgegen lächeln. Ja, wir ſind flüchtig, irren wie Räuber die Nächte umher, und müſſen wie Mörder die Wohnungen der Menſchen fliehen. Das iſt freilich Unglück. Aber rechneſt du es für nichts, daß die Natur unſre Herzen in dieſer Blutflamme hart und ſtark brennt? Hätten wir in den weichlichen Zeiten der Ruhe gelernt, was Menſchenkraft vermag, welch ein Schatz der Muth iſt? Wenn wir jenſeits des Jura ſind — wird dann nicht dieſe Erfahrung ihnen Allen unſchätzbar ſeyn? Ihr Herz iſt ſtark geworden, aber nicht hart; denn du haſt die heilige Flamme der zärtlichſten Liebe hinein gegoſſen. Sie werden an dich, an deinen Edelmuth, denken; und nie wird eins von ihren Herzen ſich einem Menſchen verſchließen. Sie haben gelernt, wie ſchwer das Leben werden kann; das hat ſie ſtark gemacht. Du haſt ſie gelehrt, wie entzückend die Großmuth iſt; und ihr Herz wird weich bleiben. Ich ſelbſt, ich ſelbſt! Wem ſonſt verdanke ich dieſe Heiterkeit, als meinem Unglück! Hier unter dieſem niedrigen Gewölbe, dicht am Tode, habe ich erſt den Tod verachten lernen und bin ein Mann geworden. Sieh hin! Änne hat ſeit Jahren nicht ſo ruhig geſchlafen, wie heute; denn ſchon lange nagt ein unüberwindlicher Gram an ihrer Seele und an ihrem Leben.“ —

Ein Gram? fragte er zitternd; welch ein Gram? . . . Iſt denn Niemand glücklich? ſagte er zu ſich ſelbſt: auch dieſes holde Mädchen nicht? — Er umfaßte mich ängſtlich, und nur einen Augenblick; dann beugte er ſich zu

Annen nieder, als wollte er ihren Gram verſcheuchen, ſie retten, ſie ermorden. Alle die Empfindungen, deren ſeine Seele fähig war, brachen auf einmal in ſein kaltes Geſicht hervor. Dann fiel er mir wieder um den Hals, und ſah mich an, als wollte er jetzt den Schleier, der mir ſein Schickſal verbarg, abnehmen und mir ſein Herz zeigen. Ich ſchwieg, und erwartete ſein Geſtändniß; aber ſein Geſicht beruhigte ſich wieder. Er fragte kalt, und zeigte von der Seite auf Annen: was iſt ihr Gram?

„Erinnere ſie nie daran, mein Sohn! Nur wir, ſie und ich, wiſſen ihn. Sie liebte in der frühen Jugend einen Jüngling, und dieſer Jüngling — ſtarb. Ihr Herz konnte nur Einmal lieben! — Er ſah mich mit ſo ſeltſamen kalten Blicken an, daß mich ſchauderte, umfaßte mich dann an beiden Schultern, zog mein Geſicht nahe an das ſeinige, und ſagte langſam: ich liebte, und ſie . . . ſie ſtarb! — „Entſetzlich!" ſagte ich. „Unter der Guillotine?" war ich unbeſonnen und grauſam genug, heraus zu ſtoßen. O! o! rief er auf einmal laut, daß die Schlafenden alle mit Schrecken auffuhren: was ſagſt du, Unglücklicher! Er ſank auf einen Stein an dem Brückenpfeiler, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Meine Frau und Alle fragten ſogleich: was iſt denn vorgefallen? Ich winkte ihnen Stillſchweigen zu. Unſer Freund erholte ſich wieder; er drückte mir die Hand, legte ſich mit dem Geſicht auf ein Bündel Wäſche, und war bald eingeſchlummert. Wir flüſterten nur, um ſeinen Schlaf, deſſen er nach ſolcher Anſtrengung ſo ſehr bedurfte, nicht zu unterbrechen. Meine Frau klagte über Durſt, und ich gab ihr das letzte halbe Glas Wein, das wir noch hatten. Adelaiden ſah ich die Begierde an, mit der ſie zu trinken wünſchte. Ich nahm ſie an meine Bruſt, und ſagte zärtlich: kannſt du wohl ein Paar Stunden durſten, mein liebes Mädchen?" Sie lächelte freundlich. Wie lange kann der Menſch den Durſt wohl aushalten? fragte ſie ablenkend. Ich ſtreichelte ihr die Wangen mitleidig. Sie zeigte mir die Birnen, lächelte, und fragte mich leiſe: iſt nicht mehr da? Ich ſagte mit Kopfſchütteln: „wir haben getheilt!" Sie nahm ihr Meſſer hervor, ſchnitt die eine Birn von einander, und ſog mit ſichtbarem Vergnügen den Saft aus der einen Hälſte. — Nun war auf einmal meine ganze Heiterkeit verſchwunden; ich ſtellte mich, als ob ich ſchlafen wollte, um die hervorbrechenden Thränen mit meiner Hand verbergen zu können. Meine Frau, Anne und Julie verzehrten, wie ich durch die Finger blickend bemerkte, ihre Birnen mit großer Ruhe. Hier, liebe Mutter! ſagte Adelaide auf einmal, langte bei mir hin, als ob da ein Vorrath von Obſt läge, und reichte der Mutter ihre zweite Birn. Ach, wie rührend können Zeit und Ort eine Kleinigkeit machen!

„Mein edles, großmüthiges Mädchen!“ ſagte ich ihr ins Ohr, als ich ſie an meine Bruſt gezogen hatte. Das hätte ich ihr gern laut zugerufen; aber ich befürchtete, daß meine Frau die Birn dann ausſchlagen möchte. Ich ſteckte Adelaiden eine von meinen Birnen in die Hand; ſie gab ſie Annen, welche ſie auch nahm und aß. Nun gab ich ihr meine letzte. Nein, mein Vater! rief ſie auf einmal laut, und fiel mir zu Füßen.

O, welches Entzücken liegt in der Liebe, in der Einigkeit, in der Großmuth! Unſer Zufluchtsort verwandelte ſich meiner Einbildungskraft in ein Gefilde des Himmels, deſſen ganze Wonne in mein Herz floß. Ich hob Adelaiden vom Boden auf, nahm ſie in meine Arme, und mein Herz legte ſich ſtolz und zufrieden an das ihrige. „O, Frankreich, Frankreich!“ rief ich; „du haſt mir mehr gegeben, als du mir je nehmen konnteſt: dieſe edlen, dieſe treuen Herzen!“ Ich trat einen Augenblick an die Sonne, in das Freie. Meine Seele war jetzt zu groß für den engen, dunklen Raum, in welchem ich war. „Muß denn,“ ſeufzte ich ſehr demüthig, aber ſehr hoffnungsreich — „muß denn die Tugend ſich unter der Erde verbergen, guter Vater im Himmel?“ Ich trat wieder zurück. „Aber nein,“ ſagte ich, den Gedanken verfolgend: „verſetzt dieſe Brücke nach dem nördlichen Aſien, oder nach Afrika; und ſie iſt ein Pallaſt. Warum nicht auch hier, wenn nur Tugend und Liebe ſie bewohnen?“ — Und nicht ſo unglückliche Menſchen, als wir! ſagte meine Gattin.

„Du haſt immer recht, liebe Frau; nur dieſesmal nicht!“ ſagte ich eifrig, im Triumph über Adelaidens Tugend. „Oder hältſt du das Gefängniß, worin die Tochter mit ihrer Bruſt den gefangenen Vater ernährt, — du kennſt ja das rührende Kupfer, das auf Annens Zimmer hing — hältſt du das Gefängniß für den Aufenthalt des Unglücks?“

Nein. Aber wie kommt das hierher?

„Wie? Es iſt hier, hier, liebe Frau. Deine Tochter, deine Adelaide, gab dir ihre letzte Birn, und ſie verſchmachtet vor Durſt!“

Meine Frau ſprang auf, und rief ängſtlich: gab mir ihre letzte Birn? Ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen. Auch Anne und Julie ſprangen auf. Wir Alle drückten Adelaiden an unſre Herzen, und benetzten ſie mit Thränen. Sie wand ſich ängſtlich in unſern Armen, und ſah uns mit Augen an, die flehentlich baten, ihrer zu ſchonen. Unſere Liebe war zu viel für ein Herz, das in Staub zerfallen muß. Wäre dieſe erhabne Empfindung in uns von längerer Dauer geweſen, ſie hätte die irdiſchen Lebensquellen in uns vertrocknen müſſen. Meine Frau gab ihr eine andre Richtung. Sie rief: ich will dir Waſſer ſchaffen, mein Kind, oder ſterben! Sie wollte hinaus; wir hielten ſie aber, und machten ihr begreiflich, daß ſie ſich ganz gewiß verrathen würde.

Viel eher, liebſte Mutter, ſagte Adelaide, könnte ich gehen; ich würde weniger Verdacht erregen als Sie. — Ich beſtätigte das. — Adelaide fuhr fort: ich bin ein junges Mädchen. Meine Eltern, würde ich ſagen, ſind todt, meine Brüder im Kriege geblieben, meine Verwandten arm, ſehr arm. Hier ſind meine letzten ſechs Sous; die ſchenkte mir ein fremder Reiſender. Gebt mir dafür Brot, und Waſſer in dieſe Flaſche. Mir glaubte man gewiß weit eher, als Ihnen; nicht wahr, mein Vater? — „Gewiß, mein Kind, weit eher." — Meine Entſchloſſenheit kennen Sie; wenn man mir auch hundert verfängliche Fragen vorlegte, ich würde mich nicht verrathen. Auf ein Kind achtet man nicht ſo ſehr, wie auf eine Frau in Ihren Jahren. Ich würde ſagen, ich wollte nach Dole zu, und käme von Montbeliard? Iſt es nicht ſo recht, mein Vater?

Vollkommen! ſagte ich; und in dem Augenblicke war Adelaide mit der Waſſerflaſche unter der Brücke weg, auf dem hohen Ufer, ehe einer von uns nur aufſtehen konnte. Ich erſchrak heftig. Meine Frau und Anne wollten ihr nach; ich hielt ſie aber, und ſagte: laßt ſie gehen! Könnt ihr wiſſen, wozu dies alles ſo kam? könnt ihr das? Und hat ſie nicht Recht? Wenn einer von uns ohne Verdacht bleibt, ſo iſt es die entſchloſſene Adelaide. Und wird ſie erkannt, gefangen, bleibt ſie weg — nun, dann iſt es noch immer Zeit, ſie zu ſuchen und *mit* ihr zu ſterben. Ueberleben wollen wir ſie nicht. Laßt ſie, laßt ſie!" Meine Frau und Anne weinten; nur meine feierliche Verſicherung, daß wir Adelaiden, wenn ſie in einer Stunde nicht wieder da wäre, aufſuchen wollten, konnte ſie ein wenig beruhigen.

Nach einer halben Stunde ſahen wir ſie vorſichtig in dem trocknen Bette des Baches mit einer ſchweren Laſt daher kommen. Sie winkte uns zu, ruhig zu ſeyn. Als ſie endlich bei uns war, entſtand ein fröhlicher Tumult um ſie her. Sie hatte in der Schürze ein halbes

Brot, ſehr gute Butter, eine Flaſche Wein, eine andre voll Waſſer, und eine Menge ſehr ſchönes Obſt. Unſer Freund ſchlief noch immer feſt; ſelbſt unſere laute Freude weckte ihn nicht. Ich ſtellte die Flaſche Wein vor ihn hin, und legte Brot dazu, daß es ihm, wenn er erwachte, zuerſt in die Augen fallen ſollte.

Während wir, mit dankbaren Thränen im Auge, aßen und tranken, erzählte Adelaide. Sie geht durch einen Umweg auf das nahe Dorf zu, bleibt an dem erſten Hauſe, das vor dem Dorfe allein liegt, ſtehen, und ſingt an der Thür einen Pſalm. Ein alter Landmann, den ſie nicht ehrwürdig genug beſchreiben konnte, tritt in die Thür, und fragt: „was willſt du?“ Sie erzählt ihre Fabel. Er ſieht ſie ſcharf an, und thut noch allerlei Fragen. „Armes Kind!“ ſagt er endlich, und faßt ihre Hand: „ſo jung, und ſchon ſo unglücklich! Komm, du ſollſt bei mir bleiben.“ Da wird Adelaide dennoch beſtürzt. Der Mann ſchweigt, betrachtet ſie, und ſagt endlich: „liebes Kind, ich bin ein ehrlicher Mann, und ſelbſt unglücklich. Habe Vertrauen zu mir!“ Adelaide ſteht auf dem Punkte, Alles zu entdecken; doch beſinnt ſie ſich, und bleibt bei ihrer Ausſage. Der Mann packt ihr die Lebensmittel auf, und bringt ſie durch einen Hohlweg wieder auf das Feld. Dann küßt er ſie, ſagt: „brauchſt du noch mehr, ſo komm wieder,“ und geht zurück.

O, mein Vater, ſagte Adelaide; es war ein ſehr edler Mann! gewiß, das war er! — „Wenigſtens ein redlicher!“ ſagte auf einmal eine tiefe Stimme, und ein alter Mann trat vor die Brücke. Wir ſtießen vor Schrecken einen ſo lauten Schrei aus, daß Juliens Vater erwachte. Er ſprang auf, wurde bleich, als er den Alten ſah, ſtürzte auf ihn zu, faßte ihn an, und riß ihn zu uns unter das Gewölbe. Das Alles geſchah in einem Augenblick. Du mußt ſterben! rief er nun bleich und zitternd; aber ſeine Hände ſanken kraftlos bei den grauſamen Worten nieder. „Muß ich?“ ſagte der Alte; „nun, ſo iſt es noch Zeit genug in fünf Minuten.“ Er ſetzte ſich, mit der Ruhe eines höheren Weſens, zu uns. Juliens Vater wurde immer bleicher, und ſein Herz pochte gewaltig. Er nahm mich allein, und flüſterte mir, ganz außer ſich, zu: warum führt ihn die Vorſehung hierher? Er muß ſterben, oder wir ſind verloren. Wäre ich es allein, dann möchte er mich verrathen. Aber Ihre Kinder!! Sie! Er muß! Gott mag uns verzeihen!

„Ihr ſeyd Unglückliche, Auswanderer, wie ich ſehe,“ ſagte der Greis. „Ich bin der Graf * * *. Meine Frau und meine beiden Söhne ſind in Paris hingerichtet. Ich floh, und kaufte das Häuschen mit dem Garten, wo das liebe Mädchen da bei mir geweſen iſt. Schon längſt hätte ich den blutigen Boden meines Vaterlandes verlaſſen, wenn nicht noch eine Enkelin von mir, ein zehnjähriges Mädchen, lebte. Ihrentwegen warte ich auf beſſere Zeiten, die endlich kommen müſſen. Ich will euch Gutes thun. Ihr ſeyd nicht die Erſten, die ich durch das Gebirge bis an die Gränze bringe. Willſt du mich tödten, junger Mann, ſo magſt du es. Ich verliere das Leben mit Gleichgültigkeit. Du zerreißeſt nur einen Faden, den das Unglück ſchon längſt mürbe gemacht hat; und wo, ſage mir, wo iſt ein Franzoſe, der nicht ſterben und tödten gelernt hätte?

Da warf Juliens Vater ſich vor dem Manne nieder, und umfaßte deſſen Knie. Sterben, ſagte er, habe ich gelernt; tödten werd' ich nie lernen. Aber, ach! ich muß dir Alles anvertrauen. Wenn du uns verrietheſt — die Qualen der Hölle kämen über meine letzten Tage. Auf einmal brach er ab, und ſchwieg. Er ſprang auf, ging unruhig, ängſtlich umher, drückte den Hut tief in die Augen, und beobachtete wieder ſein finſtres, räthſelhaftes Stillſchweigen. Wir fragten ihn Alle: was er hätte; er winkte aber verneinend mit der Hand. Du trauſt mir nicht! redete der Alte ihn an. Juliens Vater faßte ſeine Hand, küßte ſie, legte ſie auf ſein Herz, und ſagte ihm dann ins Ohr: ſey unſer Engel! führe uns nach Pontarlier!

Ich konnte meine Blicke nicht wieder von dem ſonderbaren Manne mit ſeiner ſeltſamen Unruhe abziehen, der aus ſeinem dunklen Winkel her uns Alle der Reihe nach mit verſtörten Blicken anſah. Endlich wurde er wieder ruhig; er ſprach aber nun nicht ein Wort mehr bei Allem, was der Alte ſagte, ſondern gab ſeinen Beifall nur durch Zeichen zu erkennen. Der Alte ſagte: euer Aufenthalt unter der Brücke iſt ziemlich ſicher, weil der Weg über ſie nur im Herbſt und Frühjahre, wenn der Bach angeſchwollen iſt, genommen wird. Gegen Abend will ich wieder hier ſeyn, und euch einen Fußſteig durch das Gebirge führen, den nur die Einwohner des Dorfes kennen. Dann kommen wir in das Doubsthal, über Montarlier; und jenſeits des Doubs, der hier gar nicht tief iſt, ſeyd ihr in der Schweiz."

Wir umarmten uns Alle. So war denn unſre Rettung nahe und faſt gewiß! Nur, wer der Folterbank oder dem Tode auf der Gerichtsſtätte entgangen iſt, kann fühlen, was wir fühlten, kann ſich das Entzücken denken, in das wir geriethen. Unſer Fremder nahm keinen Theil an unſrer Freude. Er winkte ſeiner Tochter, als der Alte weg gegangen war, und ſprach lange und heftig mit ihr. Sie weinte, ſie umarmte ihn. Er ſagte ihr noch etwas, wobei er ſehr bewegt ihre Hände faßte. Es mußte ſehr eingreifend ſeyn; denn ſie antwortete mit feſtem Tone: ich will! ja, ich will! Wir hatten nicht das Herz zu fragen, was ſie thun ſollte; aber ſie fliſterte es Annen leiſe zu. Anne kam dann weinend zu mir, und ſagte: Juliens Vater will uns nur bis an die Gränze begleiten, und dann zurückkehren. Wir ſollen ſeine Tochter mitnehmen.

„Sie ſoll meine Tochter ſeyn!“ ſagte ich laut, und reichte Julien die Hand. Ihr Vater kam herbei, und legte ſeine Hand auf unſere Hände, als ob er das Verſprechen mit ſeinem Segen heiligen wollte. Dann nahm er mich allein in ſeinen Winkel, und beſchwor mich feierlich, daß ich ſeine Tochter nie fragen ſollte, wer ihr Vater wäre. Ich machte Einwürfe dagegen; er drang aber ſo zärtlich darauf, daß ich es ihm feierlich in meinem und der Meinigen Nahmen verſprechen mußte. Zuletzt ſagte er noch ſeufzend: ich ginge mit Ihnen; aber ich habe noch einen Vater, von dem mein Unglück mich ſchon zu lange getrennt hat. — Seltſam! ich war in meinem ganzen Leben nicht ſo neugierig geweſen, wie in dieſem Augenblick. Die Sonderbarkeit des Unbekannten machte mich ängſtlich, furchtſam, und es ſchien mir ſogar recht gut, daß er uns verlaſſen wollte. Ich fing an nachzuſinnen, was für Händel ſeine Seltſamkeit uns noch hätte zuziehen können. Der Leſer wird an dieſem Zuge merken, daß ich alle Gefahr für überſtanden hielt; denn ſonſt hätte meine Einbildungskraft nicht ſchon wieder angefangen, ſich Gefahren zu ſchaffen. Aber wir Alle hielten die Gefahr für überſtanden. Welch ein Vergnügen, rief meine Frau, aus der größten Hoffnungsloſigkeit ſo auf einmal wieder zu Hoffnung des Glückes überzugehen! Denn hatten wir nicht ſchon alle Hoffnung verloren? (Ich freuete mich, als ich endlich wieder Fragen und Ausrufungen von ihr hörte.) Gaben wir nicht uns Alle ſchon der Verzweiflung hin? War nicht die Hoffnung, die ſonſt den Menſchen zuletzt verläßt, ſchon von uns gewichen?

„Ich glaube nicht, liebe Frau," ſagte ich, „daß du Recht haſt. Was du Verzweiflung, was du Hoffnungsloſigkeit nennſt, war nichts als Hoffnung. Ein wirklich Verzweifelnder thut nichts, wagt nichts, iſt nicht einmal muthig genug, ſich das Leben zu nehmen: denn wer ſich das Leben nimmt, hat doch den Wunſch, ſeinen Zuſtand zu ändern; und Wünſchen ſetzt Hoffen voraus. Dabei fällt mir eine Stelle - wenn du es erlauben willſt, liebe Frau; ſie iſt ganz kurz — eine Stelle, ſage ich, aus einer Griechiſchen Rede fällt mir ein.“ Meine Frau umarmte mich lachelnd, und ſagte: je länger die Stelle iſt, die du uns anführen willſt, deſto mehr werde ich überzeugt, daß du uns für geſichert hältſt. — „Nein,“ erwiederte ich; „ſie betrifft nur unſer Geſpräch, und heißt ſo: die Menſchen ſtürzen ſich nicht anders in Gefahren, als auf die Hoffnung geſtützt. Niemand, der verzweifelte die Hinderniſſe zu überwinden, wagt es, die Hinderniſſe anzugreifen.“— Nun, ſagte meine Frau, das iſt eben daſſelbe, was du ſagteſt, aber nicht einmal ſo gut geſagt. Es mag ſeyn, ob man ſich gleich nicht ſo ausdrückt; aber iſt es denn nicht ſchrecklich, liebſter Mann, daß das undankbare Frankreich uns zu dieſer Verzweiflung zwingt? Iſt . . .

Ich unterbrach ſie: „liebſte Frau, du haſt funfzig Jahre gelebt, und der Vorſehung dieſen Vorwurf nie gemacht, wie es auch Recht und billig iſt. Aber ſieh, was iſt denn das eigentlich, was wir fürchten? Doch weiter nichts als der Tod! Dem wollen wir entlaufen. Dem Leben zu gefallen, ſaßen wir in einem Steinbruche, in den Köhlerhütten, hier unter der Brücke; dem Leben zu gefallen, eſſen wir Brot und trinken Waſſer, tragen Bauerkleider, und ſchlafen ohne weiche Küſſen. Frankreich will nichts, gar nichts, als uns tödten. Das Uebrige iſt unſer Wille; denn wenn wir das Leben verachteten, ſo hätten wir nicht nöthig gehabt, einen Schritt aus Sarzy zu gehen. Nun ſieh die Natur an. Ihr groſſes Schneidemeſſer fällt bei jedem Pulsſchlage einmal unter die Menſchen, und zerſchneidet jedesmal ein Herz. Das macht in vier und zwanzig Stunden an hunderttauſend Herzen, welche von der Natur zerdrückt werden. Faſſe nun die Seufzer der hunderttauſend Familien, das Jammern der Wittwen, der Waiſen, der Männer, der Weiber, der Liebenden, und die hunderttauſend Leichen zuſammen, ſo haſt du jeden Tag auf der Erde eine Revolution, an der Niemand ſchuld iſt, als die Natur ſelbſt. Ob ein Herz unter der Guillotine bricht, oder durch eine Apoplexie: das gilt dem liebenden, abgeriſſenen Herzen gleich. Der ganze Unterſchied beſteht darin, daß die Natur ihre Revolution verbirgt. Wir lachen, weil wir — ſeltſam genug! — hoffen, daß wir allein verſchont bleiben werden. Eine Peſt iſt nichts andres als ein Revolutions-Tribunal der Natur, das ſich in einer Stadt niederläßt. Da dauert der ganze Prozeß mit Unterſuchung, Urtheil und Exekution auch nur drei Tage; und könnteſt du den unaufhörlichen Schmerz ſehen, der dann in mancher Bruſt heimlich nagt, der tauſend Herzen anfällt, den man aber nicht merkt, weil er nicht laut wird: du würdeſt die Natur eben ſo hart anklagen. Bedaure den Unglücklichen, liebe Frau, er leide wo und woran es ſey. Aber halte dich nicht allein für unglücklich; das macht dich hart, unduldſam gegen unſre Verfolger, und mitleidslos gegen die Thränen, die nicht in Frankreich und um Frankreich fließen. O, wir weichlichen, ſelbſtſüchtigen Seelen! Was iſt denn unſer Unglück? Daß wir Reichen, wir Vornehmen, nun auch einmal erfahren müſſen, was die Armen alle Tage erfahren, ohne ſich zu beſchweren! Wir ſitzen hier unter dieſer Brücke: wie oft mögen nicht Schnitter in der Erute hier ein Obdach gegen die Sonnenhitze geſucht haben! Wir tragen leinene Kleider: tragen nicht Tauſende mit Freuden eben das? Wir haben eine Nacht in einem Steinbruche zugebracht: guter Gott! wie viele Tauſende bringen nicht ihr ganzes Leben in den Steinbrüchen der Armuth, der Noth hin! Wir zittern vor dem Tode: müßten wir das nicht auch, und wenn gar kein Eiſen, kein Gift in der Welt wäre?"

Ich ſelbſt empfand, daß ich Unrecht hatte, und ſah den ſchrecklichen Unterſchied zwiſchen den Naturübeln und der Revolution meines Vaterlandes ſehr wohl ein. Aber es war meine Gewohnheit, Alles in Schutz zu nehmen, ſobald ich mich glücklich fühlte. — Anſtatt mir zu widerſprechen, wie ich erwartete, umarmte meine Frau mich mit großer Heiterkeit, und ſagte: nun ſehe ich, daß du wirklich ruhig biſt. Ich danke Gott dafür, und würde ihm danken, wenn du mir auch bewieſen hätteſt, Armuth ſey Ueberfluß, Schande Ehre, und die Peſt Geſundheit. — Ich war ſehr geneigt, den Beweis zu übernehmen; aber mein Herz kam mir zuvor. Mit großer Innigkeit umarmte ich meine gute, theure Frau, die Gott dafür lobte, daß ich nun wieder philoſophiren konnte, ſo wenig ſie es auch leiden mochte. Ich dankte der Natur, daß ſie mir dieſe Frau geſchenkt, und bat ihr heimlich das Unrecht ab, daß ich ſie ſo eben mit der Revolution verglichen hatte. Wir waren Alle ſehr heiter, nur Juliens Vater nicht, der unſre Freude mit traurigen Seufzern begleitete.

So kam der Abend heran. Meine Frau ſchlief ſchon ſeit einigen Stunden, aber ſehr unruhig. Ihre Hand, die ich berührte, war brennend heiß; ich blieb aber unbeſorgt. Endlich ſahen wir den Grafen * * * mit einer Laterne kommen, und ſprangen Alle fröhlich auf. Ich weckte meine Frau. Sie erhob ſich, taumelte aber ſogleich wieder in meine Arme. Zwar wollte ſie ſich ſtark machen, und ging einige Schritte; aber ſie konnte nicht weiter. Sie umfaßte mich, und ſagte leiſe: ich bin ſehr krank. Wir mußten es den Uebrigen entdecken. Der Alte faßte meiner Gattin an den Puls, und ſagte dann: aus der Reiſe wird nichts; die Frau iſt ſehr krank. Wir ſtanden Alle ſtarr wie Bildſäulen des Jammers. Wartet, ſagte der Alte; verliert den Muth nicht! Ich komme bald wieder. Er ging; wir ſetzten uns auf den Boden, und athmeten kaum. Meine Frau legte ihre brennende Stirn an meine Bruſt. Ohne Zweifel hatte die Angſt, die Freude, die Ermüdung von dem ungewohnten weiten Gehen ihre Krankheit verurſacht.

Nach einer halben Stunde war der alte Graf wieder da, und breitete eine Decke auf den Boden. Wir führten meine Frau auf das Ufer, legten ſie in die Decke, und trugen ſie dem Dorfe zu, in das Haus des Alten, der vor uns her ging. Es wurde in einem obern kleinen Stübchen ein Bett in Stand geſetzt. Kaum lag die Kranke einige Minuten, ſo brach das Fieber gewaltſam hervor, und ſie fing an zu phantaſieren. Der Alte ſtand verlegen da; endlich ſagte er: „ihr Andern müßt fort,“ Nur nicht ich! ſagte ich, und ſetzte mich an das Bett. „Nicht ich!“ rief Anne; „und nicht ich!“ Adelaide. Wir wollen mit ihr ſterben! erklärten wir Alle. Der Greis ſagte: und mich verrathen? Nur Einer kann hier bleiben, und das ſey der Mann. Ihr Andern müßt gehen.

Nun erhob ſich ein großmüthiger Streit unter uns, wer ſich retten ſollte. Juliens Vater ſagte kein Wort; er faßte nur Annens Hand, und bat ſie mit Blicken, ſo oft ſie erklärte, daß ſie bleiben wollte. Ich mußte endlich meinen beiden Töchtern befehlen, zu gehen. Adelaide ſagte auf einmal: ſo leben Sie wohl, mein Vater! Sie warf ſich an dem Bette ihrer Mutter nieder, küßte die heiße Hand, faßte dann ihre Schweſter an, und ſagte: nun, Anne, komm! Was kann unſern Eltern begegnen, das wir nicht, ſo bald wir wollen, mit ihnen theilen können? Anne ſagte mir zitternd Lebewohl. Juliens Vater ergriff ihre Hand, und zog ſie fort. Der Alte wies mir an, was ich gebrauchen könnte, und verſprach, gegen Morgen wieder da zu ſeyn. Er gab mir Regeln, wie ich mich zu verhalten hätte, wenn etwa Jemand käme.

Sie gingen. Ich ſah ihnen durch das Fenſter nach, ſo lange ich das Licht der Laterne bemerken konnte. Als es endlich verſchwand, warf ich mich auf den Stuhl neben dem Bette, und war ganz troſtlos, als ob nun alle Hoffnung unſres Glückes verſchwunden wäre.

Ich ſchlief auf dem Stuhle ein. Als ich erwachte, war es ſchon heller Tag, und der Greis ſaß vor mir. Er reichte mir die Hand, und ſagte: ſie ſind in Sicherheit. — „Gott ſey Dank!" erwiederte ich. „Vielleicht endigt hier die Natur den Kampf des Lebens ſanft, und mich — mich mögen ſie finden. Meine Kinder ſind gerettet!" — Auch Sie, ſagte der Alte, auch die Kranke, ihr Alle ſollt gerettet werden. — „Alle?" Mein Sohn fiel mir ein. Ich bat den Alten um Papier, und ſchrieb meinem Louis, als ein Schweizer, der von einer Reiſe zurückgekommen wäre, und ihm meldete, wo er ſich aufhielte. Ich nannte ihm das Dorf, wo meine Familie jetzt war. Noch ſetzte ich hinzu: ich würde von da nach Neuſchatel reiſen, und wünſchte, ihn bald zu ſehen. Mein Sohn kannte meine Hand; er mußte alſo meine Wünſche errathen.

Nun fragte der Graf * * * nach unſeren Nahmen, und ich erzählte ihm meine Begebenheiten. „Wer iſt aber der finſtre junge Mann in Ihrer Geſellſchaft?“ — Der Vater des Mädchens. Ich ſagte ihm, was ich wußte. — „Sie kennen ihn nicht?“ fragte er verwundert. Er erzählte mir nun, daß der Unbekannte, ſobald er mit meinen Töchtern über die Gränze geweſen, vor Freude ganz außer ſich gerathen wäre. Er hatte ſich Annen zu Füßen geworfen, ihr die Hände geküßt, ſie beinahe den ganzen Weg über durch die Felſen getragen, und dann ſogleich mit unbeſchreiblicher Sorgfalt für ſie und meine Adelaide geſorgt. „Ich hätte gedacht,“ ſetzte der Graf hinzu, „er müßte etwa der Geliebte ihrer Tochter ſeyn, wenn er nicht immer ganz ſtumm gegen ſie geweſen wäre.“ Keiner von uns konnte eine wahrſcheinliche Urſache von dem geheimnißvollen Betragen des jungen Mannes finden, ſo ſehr wir uns auch Mühe gaben, es zu enträthſeln. Ich erinnerte mich jeder Kleinigkeit, die er geſagt, die er gethan hatte, auf das genaueſte. Aber das Reſultat war: nein, er hat uns ſo wenig vorher gekannt, als wir ihn.

In der folgenden Nacht wurde an die Thür gepocht, und der Graf öffnete. Juliens Vater kam in Bauernkleidung, und brachte mir einen Brief von meinen Töchtern. Sie ſprachen mit großen Lobeserhebungen von ſeiner Sorgfalt, von ſeinen Bemühungen um ihr Wohl; und dafür drückte ich den Mann, ſo räthſelhaft er auch ſeyn mochte, an meine Bruſt. Der Alte ſtellte ihm vor, welcher Gefahr er ſich ausſetzte. Er lächelte aber, und antwortete: einige Zeilen von Ihnen werden Ihre Töchter beruhigen, Herr St. Julien. Ich ſchrieb meinen Kindern: die Krankheit ihrer Mutter wäre nicht gefährlich; ſie möchten alſo ihren Beſchützer nicht wieder der Gefahr ausſetzen, gefangen zu werden. Als ich nachher das Billet meiner Töchter noch einmal durchlas, ſah ich aus dem Zuſammenhange, daß ſie glaubten, ein Bauer aus dem Dorfe ſey der Bote.

Nach zwei Tagen kam der Unbekannte wieder. Er machte mir Vorwürfe über das, was ich meinen Töchtern ſeinethalben geſchrieben hatte, und bat mich dann um ein andres Billet an ſie. „Alle meine Verſicherungen," ſagte er, „halfen nicht. Nur ein Wort von Ihrer Hand kann ſie beruhigen."

So verfloſſen acht Tage. Eines Abends war mein alter Wirth ſehr unruhig, und ſah mich beſtürzt, mitleidig, an. „Ich glaube," ſagte er ſeufzend, als ich die Urſache davon zu wiſſen verlangte, „ich bin verrathen. Dieſe Hütte, fürchte ich, giebt uns nicht länger Sicherheit. Man hat mich gewarnt, auf meiner Hut zu ſeyn. Wenn wir nur Ihre kranke Frau wegſchaffen könnten!" Nur das erſte Schrecken traf mich; dann aber ſtand ich auf, und ſagte ruhig, gewiß ruhig: nein, mein Herr; meine Frau ſoll hier ſterben: dafür ſtehe ich Ihnen. Retten Sie Sich für Ihre Tochter. Meine Kinder ſind in Sicherheit; nun bleibe ich hier, und keine Macht ſoll mich von dieſem Bette wegbringen. — Ich ſetzte mich ruhig nieder. Was ſoll ich länger kämpfen? ſagte ich, ſo gelaſſen als möglich: warum nur den Fuß aufheben, um dem Tode zu entgehen? Ich will ihn erwarten, wie einen Freund; er iſt ja der Freund aller Unglücklichen. Sehen Sie, legt er doch ſchon die kalte, beruhigende Hand auf das Herz meiner Frau; warum ſoll dieſe Bruſt, die ſich ſo lange wehrte, ſeine Hand zurückſtoßen? Sagen Sie meinen Töchtern: es wäre mein letzter Wille, ſie ſollten ſich nie verlaſſen. Grüßen Sie den edelmüthigen Beſchützer von mir, und ſagen Sie ihm: er hätte mir ſeine Tochter gegeben; jetzt gäbe ich ihm die meinigen.

In dieſem Augenblicke riefen unten Stimmen: dies iſt das Haus! Hier wohnen die Feinde des Vaterlandes, der Graf ***; und zwei Andere. Aufgemacht! im Nahmen des Geſetzes! Der Graf eilte die Treppe hinunter. Ich hörte ihn die Hinterthür aufmachen; und nun war er ſogleich in einem kleinen Gebüſche, durch das er bald in freies Feld kam. Gott ſey Dank! er iſt gerettet! dachte ich, als ich noch immer klopfen und an der Hausthür brechen hörte. Ich legte eine Piſtole auf den Tiſch, und zählte die Pulsſchläge an der Hand meiner Frau, mit einer ungeſtörten Ruhe, die von der Gewißheit ihnes baldigen Todes und meines Geſchickes herkam. Endlich wurde die Thür unten erbrochen. Ich nahm das Licht in die linke Hand, die Piſtole in die rechte, und ging ſo an die Treppe. Als die Nationalgarden mich erblickten, blieben ſie ſtehen. „Bürger,“ ſagte ich ruhig; „ich heiße St. Julien, habe auswandern wollen, und bin euer Gefangener. Der Tod kümmert mich nicht. Es iſt weiter Niemand im Hauſe, als meine ſterbende Frau. Aber die ſoll ruhig ſterben! Den Erſten, der einen Fuß in das Stübchen ſetzt, worin ſie liegt, ſchieß' ich todt. Ihr mögt heraufkommen, und ſehen, daß ich die Wahrheit ſage. Aber Niemand wage es, über die Schwelle der Thür zu treten!“ Ich ging zurück, ſetzte mich wieder an das Bett meiner Frau, hielt die Piſtole in der einen Hand, und ließ die andre auf dem Tiſche ruhen. Sie kamen nach einigen Minuten herauf, und ſahen durch die Thür. „Ihr könnt mich bewachen,“ ſagte ich ihnen jetzt noch. „Aber ich bitte euch, ſeyd menſchlich, und beunruhigt die letzten Augenblicke einer Sterbenden nicht.“

es holte. Ich ſaß nun am Bette, und philoſophirte über den Wechſel aller menſchlichen Schickſale. Mir fiel die Stelle aus dem Iſokrates wieder ein: durch das alles werden ſie ſichtlich beſſere Menſchen. Ihre Wahrheit fand ich jetzt an mir beſtätigt. Ich fühlte keinen Haß mehr gegen meine Verfolger; ich hatte mehr Muth, mehr Geduld, mehr Liebe zu den Meinigen, und doch mehr Standhaftigkeit bei ihrem Unglück. Mein Herz war frei von allen Leidenſchaften. „Ja," ſagte ich laut, „es hat mich zu einem beſſeren Menſchen gemacht." Ich ſah die beiden Garden an. „Und können nicht auch ſie," dachte ich, „beſſer werden, wenn ſie meine Geduld, meine Ergebung ſehen?" Ich legte meine Piſtole auf den Tiſch, rief ſie herein, bot ihnen ohne Mißtrauen die Hand, und führte ſie an das Sterbebett meiner Gattin. „Kinder," ſagte ich; „an die Stunde kommt auch ihr einmal. Der Himmel gebe, daß ihr gern an ſie kommen möget! Seht, ich habe dieſe Frau ſo lieb, daß ich für ein Wort, für einen Händedruck von ihr tauſendmal mein Leben aufopfern wollte; aber doch möchte ich nicht, daß ihre Seele in ihre Sinne zurückkehrte, und daß ſie euch ſähe. Ihr würdet ſie wieder an die Mühſeligkeiten des Lebens erinnern; und ihre Seele, die nun ſchon ſeit einigen Tagen unter den Liedern der Engel gelebt hat, müßte dann wieder das Geſchrei der Gefangenen in Frankreich, das Geſchrei der Armen hören, die unter dem Mordmeſſer ſterben. Seht, ich wünſchte, daß auch ich hier ſo läge; oder, wenn es nicht anders ſeyn kann, ich werde auch unter der Guillotine ruhig liegen. Es läuft ja auf Eins hinaus. Hat man rechtſchaffen gelebt, ſo iſt der Tod nichts als die Geburtsſtunde für das künftige Leben. — Kinder, wäret ihr doch bei meinem Tode zugegen, damit Ihr ſähet, wie ruhig man ſtirbt, wenn man ſchuldlos gelebt hat! Ich wollte, auch Ihr lebtet ſo, damit ich einmal als ein guter Geiſt bei Eurem Sterbebette ſtehen, und daſſelbe ſagen könnte. Denn ſeht, ich habe nichts Böſes gethan, als daß ich mich vor meinen Feinden flüchtete." —

Und das thut ja ein unvernünftiges Thier! unterbrach mich der eine Garde mit Thränen in den Augen. So herzlich gut ſeine Bemerkung gemeint war, ſo ſtörte ſie mich dennoch gänzlich. Eben wollte ich zeigen, daß man dem Uebel nicht entfliehen könne; nun hatte er aber meine Gedanken durchſchnitten. Ich ſetzte mich ruhig nieder, und dankte aufs neue dem Himmel mit Freudenthränen, daß meine Frau von unſerm Elende nichts wußte. Wie würde die Vorſtellung der Guillotine oder des Erſchießens ihre Seele erſchüttert haben!

Sie hörte, ſie ſah mich nicht; und dennoch machte ich meine Lebensrechnung mit ihr ab. Hätte ſie mich hören können, ſie würde, hoffe ich, manchen Punkt auf meiner Seite höher angeſchlagen haben, als ich ſelbſt. Ich that ihr jetzt, da der Tod ſein bleiches, graues Siegel auf ihr Geſicht, auf ihre Augen, auf ihre Lippen gedrückt hatte, eben ſo wenig Unrecht, als damals, da ich um ihre Hand warb, und ſie mit blitzenden Augen voll muthwilligen Lebens, mit glühenden Wangen, voll Geſundheit und Lebensfülle, vor mir ſtand, an ihren Fächerſtäben abzählte, ob ſie mir ja oder nein antworten ſollte, und endlich mit ſchnell hervorbrechenden Thränen an meine Bruſt ſank. Es war kein Punkt in der ganzen Rechnung, der ihre oder meine Augen hätte zum Niederblicken bringen müſſen. Ich ſah ihr die ganze Zeit über feſt in das bleiche Geſicht, in die Augen, die ſich gebrochen von dem Leben weg in die Ewigkeit wendeten.

„Ich will bei dir aushalten im Leben und Sterben," ſagte ich ihr, als wir getrauet waren. „Ich habe Wort gehalten," ſagte ich jetzt, faßte ihre kalte Hand, und hielt ſie an meinen Mund. „Und wäre ich an deiner Stelle, du ſäßeſt eben ſo bei mir: das weiß ich, Theure, das weiß ich. Nicht eine Minute wicheſt du von mir, und wenn du dein Haupt unter tauſend Guillotinen legen müßteſt. Du haſt mich nur eine einzige meiner Reden zu Ende bringen laſſen; aber wie oft habe ich den Lauf deiner Fragen mit einem halbſpöttiſchen Lächeln unterbrochen! O, ich wünſchte, du fragteſt jetzt; ach, ich wollte deine Fragen anhören, wie Götterſprüche. Du möchteſt tauſend Reden von mir unterbrechen; ich wollte ſagen: unterbrich mich, meine theure Henriette, unterbrich mich mit deinen ſüßen

Lippen; nur lebe, lebe! — Ach, noch einmal, meine Geliebte, ſieh mich an; und wie du für dieſes Leben mir deine Hand gabſt, ſo gib ſie mir auch für die Ewigkeit!" — Das dachte ich; Manches ſagte ich auch laut. Ich war tief bewegt; und noch jetzt, da mein Schmerz ſanfter iſt, noch jetzt ſage ich eben das gleich wahr und innig. Es hat nie ein beſſeres Weib auf der Erde gegeben. Das fühle ich jetzt, da ich ſie nicht mehr habe, das fühle ich unter Kindern, die mich ſo herzlich lieben, die mit mir leben, mit mir unglücklich ſind; was würde ich nicht fühlen, wenn ſie glücklich wären!

Ich hatte mir vorgenommen, über dieſen Zeitpunkt meines Lebens mit flüchtiger Feder weg zu eilen. Von jeher bin ich gegen den Schmerz zu weichlich geweſen, und bin es noch. Andre tauchen nur einen Finger in die Wehmuth; ich verſinke darin, und lebe in ihr, wenn ich hinein gerathe, wie in meinem Elemente. Ich bin nicht für das Sterbebett eines Käfers gemacht; in den Stunden, wann ich erweicht bin — und das ſind die meiſten meines Lebens — kann ich eine Fliege, die mich quält, an den Flügeln durch das Zimmer tragen, das Fenſter öffnen, und ſie hinauslaſſen, weil ich nicht das Herz habe, ſie zu tödten. Als meine Mutter ſtarb, ritt ich an ſechs Meilen drei volle Tage, um nur nicht an ihr Sterbebett zu kommen. Ich hatte mir vorgeſetzt, wenn meine Frau ſtürbe, ſelbſt recht krank zu werden, um nur nicht das Lebewohl von ihren ſterbenden Lippen zu hören; und nun mußte ich allein an dem Sterbebette meiner Frau ſitzen, mußte ſehen, wie der Tod Zoll für Zoll herantrat, und langſam ihr Herz zerdrückte! — — So hatte ich mir auch vorgenommen, nicht noch einmal den ganzen Kreislauf des Schmerzes durchzugehen, und mir ſelbſt alle die angſtvollen Minuten zuzuzählen; aber dieſer wehmüthige Schmerz über den Tod eines geliebten Menſchen iſt ein ſüßer Ton der Harmonie aus einer andren Welt, und hat mit dem reinſten Entzücken einer geiſtigen Liebe ſo viel Aehnliches, daß man ſie beide verwechſeln könnte. Ich verweigere mich dieſem himmliſchen Schmerze, wie man ſich weigert, den Geiſt eines geliebten Abgeſchiedenen zu ſehen, nach welchem das Herz ſich dennoch geheim ſehnet. Kaum ſchlage ich den erſten Ton davon an, ſo gehe ich zitternd dennoch wieder den ganzen Schmerz durch.

Ich bin bewegt, und würde in Thränen vergehen, wenn ich nicht jetzt weit ſchrecklichern Scenen entgegen ſchriebe und entgegen zitterte.

Am Nachmittage hörte ich ein Gepolter auf der Treppe. Die Thür öffnete ſich, und meine beiden Töchter, Anne und Adelaide, ſtürzten todtenbleich herein, mir zu Füßen, und umfaßten meine Kniee. Anfangs konnte ich nicht begreifen, wie das zuſammenhing. Ich hatte bei meiner ſterbenden Frau ganz und gar vergeſſen, daß ich ein Gefangner war, daß ich ſterben ſollte. Auf einmal fiel mir das ein; und in eben dem Augenblicke dachte ich auch daran, daß meine Töchter jetzt mein Schickſal mit mir theilen müßten. Ich ſprang auf, ſchrie fürchterlich, riß ſie gewaltſam empor, und rief: „fort! fort! oder ich ſterbe zu euren Füßen.“ Mit unbegreiflicher Gewalt ſchleppte ich ſie Beide an die Thür, und rief noch einmal: „fort, fort! über die Gränze.“

Sie ſind Gefangne! ſagte der Garde, und ſtellte ſeine Flinte quer vor die Thür. „Gefangne?“ ſeufzte ich nach. Meine Stärke war hin, und ich ſank am Bette meiner Gattin nieder. Ich verbarg mein Geſicht an der Bruſt der Sterbenden, um nur die unglücklichen Lebenden nicht zu ſehen. An dem zerfallenden Herzen meiner Frau fand ich mehr Troſt, als in dem Leben meiner Töchter.

Ein Schmerz jagte den andern; tauſend Todesengel ſchwebten in der Luſt, und hatten alle ihre Pfeile auf mich gerichtet. Meine Gedanken vergingen, eben als das Herz meiner Frau die letzten Schläge that. Jetzt erhoben meine Töchter ein lautes Jammergeſchrei. Ich kam aus der Ferne, in die ich mich verlor, zurück, richtete mich auf, und begegnete den offnen Blicken meiner Gattin. „Seyd ihr Alle da?“ fragte ſie matt. — Gott Lob! es ſchwebte noch ein Lächeln vom Himmel auf ihren Mund. „Wo iſt Louis?“ fuhr ſie fort. „Iſt er das?“ (Sie zeigte auf den Garden.) — Nein, ſagte ich, und warf die Thür zu, um die Geſtalt von ihrem Auge weg zu bringen, um ſie ſanft, unter den Segnungen ihrer Lieben, an die Bruſt des Todes zu legen. „Aber wo bin ich? wo?“ fragte ſie. — In der Schweiz, antwortete ich heiter. „Gerettet!“ ſagte ſie, und wollte die Hände dankend zuſammen falten. Bei dieſem Lächeln, bei dieſem Gebete, ließ der Tod mitleidig die Hand ſinken. Der Mund lächelte noch fort, als die Seele mit dem Gebete ſich ſchon empor gehoben hatte. — Wehe dem Menſchen, der bei dem Tode eines Andern, ſelbſt eines Fremden, nicht ſich und alle ſeine Schickſale vergißt, ſey es nun aus Verachtung des Lebens, oder aus Schmerz über das Hinſcheiden des Geliebten! Ich faßte die kalte Hand meiner Frau. „So biſt du dahin!“ ſagte ich. Meine Töchter jammerten aufs neue laut. „Was weint ihr?“ fragte ich; „was klagt ihr? Wolltet ihr, daß ſie noch lebte, damit der Schmerz um euch ſie tauſendmal tödtete? Sie iſt todt. Laßt uns auch ſterben! Sie lächelte im Tode, weil ſie euch gerettet glaubte; laßt auch uns lächelnd ſterben: denn ſie iſt wirklich gerettet, über die Gebirge hin, welche die Zeit von der Ewigkeit ſcheiden, in das wahre Land der Freiheit! Und wir folgen ihr!" Ich öffnete das Zimmer, und ſagte zu dem Garden: „Kamerad, jetzt bin ich mit meinem Geſchäfte fertig. Meine Frau iſt todt. Nun will ich die übrigen Kleinigkeiten mit der Militair-Kommiſſion in Salins recht gern abmachen." Der Garde fuhr mit der Hand nach ſeinen Augen, und antwortete nicht. Nach einer Pauſe ſagte er: ich wollte, ſie richteten mich in Salins mit Ihnen! Was iſt das Leben! Zum Teufel, weiter nichts als ein Aſſignat, das auf tauſend Livres gedruckt iſt, und in der Schweiz nur zehne gilt. Man möchte den Wiſch gleich zerreißen! — Er ſchlug bei dieſen Worten auf ſeine Flinte.

Ich gab ihm die Hand. „Nicht ſo, lieber Freund. Es iſt ein Wechſel, für den man nach der Revolution Nationalgüter in der ſtillen Ewigkeit kaufen kann. Sieh, meine Frau hat ſchon gekauft; ſie hat im Himmel ihr Leben für den Nominalwerth angebracht." Meine Töchter dachten noch immer ſonſt nichts als den Tod ihrer Mutter; ſich und mich vergaßen ſie gänzlich. Ich erinnerte ſie ernſthaft daran. Nun hielt die Furcht dem Schmerze die Wage, und umgekehrt. Sie verſanken in eine kalte Gleichgültigkeit; und als man uns endlich ankündigte, daß wir nach Salins abgehen müßten, ſtanden ſie bitter lächelnd und ſchweigend auf. Es waren mehrere Menſchen in das Zimmer gekommen, ohne daß wir es bemerkt hatten. Einige muthige Bauern aus dem Dorfe verſicherten mir mit Thränen, daß ſie für das Begräbniß der Todten ſorgen wollten. Als ich die Hand meiner Frau ergriff, und Lebewohl ſagte; da riefen alle Menſchen im Zimmer mit mir ein lautes Lebewohl. Es war mir, als ob die ganze Natur das rieſe. — Ich taumelte ſchnell aus dem Zimmer, weil ich den Abſchied meiner Töchter von ihrer Mutter nicht ſehen mochte.

Sie folgten mir nach fünf Minuten. Adelaide ſprang an meinen Hals, und ſagte: nun iſt Sterben mein einziger Wunſch. — „Gut!“ erwiederte ich; „der Tod iſt auch der Edelgeſtein des Lebens.“ Ich war ſo kalt, ſo reſignirt, daß ich Robespierren hätte herausfordern können, meine Ruhe zu ſtören. Wir gingen Hand in Hand nach Salins. Anne beugte den Kopf ſchweigend auf ihre

Bruſt; Adelaide hatte den glänzenden Blick in die Wolken gerichtet. „Woran denkt ihr, meine Kinder?" fragte ich. — An meine Mutter! antworteten Beide.

Ach, ſagte Anne ſeufzend; ich habe ihr verſchwiegen, Vater, was mein Leben drückte, ſo oft ſie mich auch darum fragte. Jetzt drückt das mein Leben, daß ich es ihr verſchweigen konnte. Mißtrauen, meine ſelige, geliebte Mutter, war es nicht; ich wollte dein Herz nicht betrüben. Ach, hätteſt du nur das Einzige noch erfahren, nur noch, wie ich dich liebte, Mutter! Nun hab' ich kein Herz mehr, dem ich etwas vertrauen möchte, nicht Eins in der ganzen weiten Welt! — Ich lehnte das ſinkende Haupt meiner Anne ſanft an meine Bruſt, und fliſterte ihr zu: „ſie weiß es jetzt, wie ſehr wir ſie liebten. Du haſt ihr jetzt deinen Kummer vertrauet, meine Anne; ſie ſchwebt mit uns nach Salins." Anne hob ſchnell ihr Haupt von meiner Bruſt empor, und ſchlug die Arme in der Luft zuſammen, als ob ſie den Geiſt ihrer Mutter umfaßte.

Adelaide ging, als ſtiege ſie die Stufen des Blutgerüſtes hinan, und als ſtände auf

dem

dem Blutgerüſte die glänzende, verklärte Geſtalt ihrer Mutter, in deren Arme ſie fliegen wollte, und hinter ihrer Mutter die lichtvolle Ewigkeit, auf welche ſie ihre Blicke heftete. Wir glichen einem Leichen-Monumente: Anne war die Geduld mit dem Leidenskelche an ihren Lippen; Adelaide der Engel, der mit der einen Hand in die hohe Ewigkeit zeigt, und die Palme des Sieges in der anderen trägt; und ich, in ihrer Mitte, der kalte Grabſtein, der den Schmerz, die Verweſung, den Tod in ſich ſchließt.

Als wir am Abend in dem Dorfe ankamen, wo wir übernachten ſollten, und Adelaide erfuhr, daß es Salins nicht ſey, wurde ſie ungeduldig. Anne verwies ihr das. Adelaide, ſagte ſie, man muß nie gern ſterben! Das ſieht aus, wie Trotz gegen den Himmel. — So gebt mir Schmerz! rief Adelaide, über den Vorwurf betrübt; gebt mir Thränen! Ich habe nichts als Dank für den Himmel, der dich ſo geduldig, und unſern Vater ſo ſtark macht. Leg die Leiden von zehn Menſchen auf mein Herz; deine himmliſche Geduld wird es dennoch ſtark und heiter erhalten. Aber deine Geduld kann enden, der Muth unſres Vaters ſinken; dann würde ich elend ſeyn, wenn ich leben ſollte. Mich verlangt nach Salins, liebſte Anne, weil es deine Thränen trocknen wird. — Sie fielen einander um den Hals.

„Kinder,“ ſagte ich; „euer Muth wird mich um den meinigen bringen. Ich bitte, umarmt euch nicht eher wieder, als jenſeits — jenſeits Salins und der Erde.“ Ach, man ſollte einen Menſchen, der zum Tode beſtimmt iſt, nicht den Anblick der menſchlichen Liebe zeigen; man ſollte ihn mit dem Haſſe der Menſchen umringen, mit Allem, was Ekel vor dem Leben bei ihm erregen könnte!

Meine Töchter ließen mich allein, und ich dankte Gott dafür; denn mein Herz fing an unter ihrer unſchuldigen Liebe allzu weich zu werden. Und durfte ich eine Thräne vergießen? Ich frage meine Leſer: durfte ich? Eine Thräne von mir, ein finſtrer Blick, würde ihre Herzen zerſchmettert haben, ehe der Henker es that. Ich nahm mir vor, ſtark zu ſeyn, ſtark zu bleiben; und Gott Lob! ich blieb es, bis auf den Augenblick des höchſten

Elendes, der die Felſen der Erde hätte erſchüttern müſſen, wenn ſie fühlen könnten. Nur dieſen Augenblick erlag ich unter der Bürde des Schmerzes.

Den folgenden Tag kamen wir Abends in Salins an, und wurden ſogleich vor die Kommiſſion geführt. Was hätten in dieſen Zeiten des Blutes alle Entſchuldigungen geholfen? Wir ſagten unſre Nahmen, und geſtanden die Auswanderung ganz einfach zu. Der erſte Kommiſſair fragte: ob wir etwas zu unſrer Vertheidigung anführen könnten. Ich lächelte. „Bürger," ſagte ich; „ſterben müſſen wir doch, das weiß ich. Laſſen Sie mir die kleine Freude, daß ich meinem Vaterlande den Schmerz erſpare, drei Unſchuldige hingerichtet zu haben. Jetzt ſind wir ſchuldig." — Wer kann ſterben ohne zu vergeben? ſagte Adelaide, und umarmte mich. Ich ſah — mit Freuden ſag' ich das, — ich ſah Augen in unſichtbaren Thränen ſchwimmen; denn damals wagte man es noch nicht zu weinen.

Wir wurden in das Gefängniß geführt, und fanden es voll von Lyonern, die ſich nach der Eroberung ihrer Stadt in die Schweiz hatten retten wollen, und von denen man alle Tage mehrere zur Hinrichtung führte. Die Kinder des Elends werden bald mit einander bekannt. Hier ſahen wir unſre traurige Begebenheit noch zwanzigmal wieder: Mütter und Töchter, Geſchwiſter, Freunde, Gatten. Wir hatten geglaubt, die einzigen Elenden in Frankreich zu ſeyn; aber unſer Leiden verlor ſich unter der Menge. Es war ein Anblick, um allen Glauben an die Vorſehung zu verlieren; und dennoch, mitten unter dieſen Seufzern, mitten unter dieſen bleichen Geſichtern, unter dieſen Augen voll blutiger Thränen, hob die Bruſt ſich freier in dem Glauben an eine künftige Welt. Wir waren in verſchiedene Säle vertheilt. Stühle und Lager reichten nicht für die Gefangenen hin. So wie Einige aus dem Gefängniſſe, und zugleich aus dem Leben, abgingen, erbten die älteſten Bewohner die Stühle und die Betten, um ſie mit neuen Thränen zu befeuchten. Auch über dieſe Erbſchaft, vielleicht auf einen einzigen Tag, erhoben ſich Streitigkeiten; ein Stuhl, ein Platz am Fenſter, verurſachte noch an dieſer Schwelle des Todes Feindſchaften. Aber iſt denn das Leben mehr als eine Thürſchwelle vor dem Grabe? iſt ein Landgut mehr als ein weicher Sitz am Fenſter, und auch nur für einen Tag? — Die Leidenſchaften der Menſchen ſchweigen ſelbſt bei dem ernſten, furchtbaren Anblikke des Todes nicht. Der Tod macht Hände ſtarr, die noch vor Zorn zittern, und bricht Augen, die noch im Brechen Geld zählen!

Schon am andern Morgen erlebten wir eine Erbſchaft. Es wurden zehn Nahmen verleſen. Man drängte ſich mit lautem Geſchrei um die zehn Menſchen her; man umarmte ſie, ergoß ſich in Verwünſchungen, Flüche, Thränen und Abſchiedsworte. Nach einer Stunde hörten wir Schüſſe fallen. Die Unglücklichen hatten gelebt; und nicht ihr Abſchied von uns, ſondern der Donner der abgefeuerten Todesinſtrumente, erſchütterte uns am meiſten.

Fort über die Stunden, an die ich noch jetzt nicht ohne Schauder denken kann! Am zweiten Tage meldete das Raſſeln der Riegel und Schlöſſer die Ankunft neuer Gefangener; die Thür öffnete ſich, und — Juliens Vater trat zitternd, bleich, ſchwankend herein. Er blickte mit den flammenden Augen ſchnell im Saale umher, und eilte dann auf uns zu. Ich wollte ihm eben entgegen gehen, da war er ſchon bei uns, und warf ſich uns zu Füſſen. Er faßte unſre Hände eine um die andre, und benetzte ſie mit Thränen, ohne ein Wort zu ſagen. Noch immer trug er ſein Pflaſter, und hatte ſeinen Hut in die Augen gedrückt; aber er war von dem Schmerze ganz entſtellt. Wir erwarteten von ihm Muth, Troſt und Stärke; er ſchien jetzt das Alles von uns zu fordern. Ich ſtand auf, führte ihn in einen Winkel, und wollte ihn bitten, uns nicht zu erweichen. Da ſah er mich mit gräßlichen Augen an, legte die geballte Fauſt an meine Stirn, und ſagte im wildeſten, aber unterdrückten Schmerze: du ſchrecklicher Prophet! du haſt meine Verzweiflung vorausgeſagt! — „Ich? was hab' ich dir geſagt? welche Verzweiflung?" — Er legte die Hand an die Stirn, und ſchwieg. Ich bat ihn, meiner Töchter zu ſchonen. Ach, ſagte er langſam: ſie waren ſchon gerettet! — „Und wie kommſt du wieder zurück?" fragte ich; „und o, um Gottes willen, weshalb ließeſt du meine Töchter gehen?“ — Ich? erwiederte er. Der Graf * * * kam in das Dorf, wo wir uns befanden. Er erzählt Ihren Töchtern, daß Sie gefangen ſind. Ich war nicht da. Sie ſtürzen Beide fort, über die Gränze. Sobald ich es — ach, leider zu ſpät! — erfuhr, eilte ich ihnen nach. Ich kam, ich hörte, daß ſie gefangen waren, ſah euch fortführen, und folgte euch nach Salins, mit euch — mit euch zu ſterben.

„Mit uns zu ſterben? Unglücklicher, was bindet dein Geſchick an das unſrige? Sprich endlich, ſprich!“ — Das nicht! Mein Geheimniß wird der Tod begraben. Laſſen Sie mich. Es iſt beſſer, daß ich ſchweige, ob ich gleich, wenn ich ſpräche, vielleicht noch die Seligkeit des Himmels auf meine letzten Stunden bringen könnte: denn, nicht wahr, Sie haben mich lieb? und auch Ihre Töchter, Anne und Adelaide? — Ich nahm ihn an meine Bruſt, und rief: „mein Sohn! mein Sohn!“ — Sehen Sie? ſagte er heimlich; aber ich muß fort leiden! Erſt der Tod ſoll den Schmerz von meinem Herzen nehmen. Ueber den Sternen! Verſtehen Sie mich? Er ſtarb! er ſtarb! Aber auch ich ſterbe. Und, wie ich ſterbe, warum ich ſterbe! Ueber den Sternen, da darf mir Niemand den Lohn des Opfers verſagen; und darum will ich ſchweigen. —

Ich begriff nichts von Allem, was er ſprach, und glaubte, daß die Todesangſt ihn verwirrte. Am dritten Tage erbte ich zwei Stühle, und wir konnten nun einer um den andern ſitzen. Juliens Vater ſaß beſtändig zu unſern Füßen, und legte den Kopf in die Hand. So ſchlief er auch, an uns gelehnt, beſonders an meine ältere Tochter.

Endlich fiel der erſte Todesſchmerz auf unſre Herzen. Ach, wie ſchwach waren wir, ob wir gleich ſo ſtark zu ſeyn glaubten! Ein Kommiſſair las die Nahmen derer ab, die heute verurtheilt werden ſollten. So wie wir hörten: „die Bürgerin Adelaide Marie St. Julien aus Sarzy," ſank Anne mit einem lauten Schrei in tiefe Ohnmacht. Adelaide ſprang auf; ihre Augen funkelten, ihre Wange wurde todtenbleich. Auch ich wollte aufſpringen; aber meine Füße waren erſtarrt, mein Blut ſtockte. Doch in meiner Seele regte ſich eine allmächtige Kraft des Unwillens, des Zorns, der Verzweiflung, und zugleich der Hoffnung. Ich betete nicht um Hülfe; ich befahl dem Himmel, ſie zu leiſten. Mit Zuverſicht glaubte ich, die Natur müſſe erbeben und ihren zerſtörendſten Grimm über die Erde ausſchütten. Ich ſah meine Mitgefangenen an, hoffte, es würden Waffen in ihre Hände fliegen, hörte ſchon den Tumult der Stadt, die ſich empörte, um meine Adelaide zu retten, hörte ſchon die Donner des Himmels rollen, ſah zürnende Engel herabſteigen, mir mein Kind wiederzugeben. Dies Alles war mir zitterndem alten Manne ſo gewiß, daß ich über den Kommiſſair gelächelt haben würde, wenn ich hätte die Lippen bewegen können.

Adelaide warf ſich mir zu Füßen, und drückte mit heißen Lippen einen Kuß auf meine unbewegliche Hand, dann auf meinen Mund. Ich ſaß mit ſtarren Augen da. In meinem Innern rief es ſchneidend, mit einer Stimme, die alle Donner hätte übertönen können: halt! ſie ſoll nicht ſterben! Ach, ich konnte ihr nicht einmal Lebewohl ſagen. Sie warf ſich an den Buſen ihrer Schweſter, und ſagte: die Sterbende nimmt von der Todten Abſchied! Leb wohl, meine Anne! leb wohl! Der Tod iſt ein Augenblick. Dann gab ſie Juliens Vater die Hand, und ſagte: führe mich, edler Mann, und ſey der Troſt meines Vaters, meiner Anne. Meine Mutter! meine Mutter! rief ſie nun laut; und das Todesſchwert drang bei dem Tone ſchneidend durch mein ganzes Weſen. Meine Mutter, ich komme! Mit dieſem Geſchrei ſtürzte ſie, die Arme ausgebreitet, fliegend — das lange braune Haar ſchwebte wie die Flügel eines Engels — zur Thür hinaus.

O Ewiger, wie hätteſt du dem Herzen des Menſchen ſolchen unermeßlichen Schmerz auflegen können, wenn dieſes Leben nur ein Traum ſeyn ſollte! Es iſt eine Ewigkeit, rufe ich; denn ich habe Schmerz und Thränen: und dürft' ich ſie haben, wenn ich ſterblich wäre?

Meine Natur erlag unter dem Schmerze; ich kam erſt des Nachmittags in das Leben zurück. Durch das Alles werden ſie beſſerte Menſchen: das war das Erſte, was mir einfiel, als ich wieder nachdenken konnte. „Auch hierdurch?" ſagte ich wehmüthig, und warf einen ſehr finſtern Blick gen Himmel. Anne nahm mich freundlich in ihre Arme. Das erwartete ich nicht; für Annen, nur für Annen, hatte ich gezittert, und mich wohl hundertmal gefragt: woher wird dieſe furchtſame Seele den Muth nehmen zu ſterben? Sie nahm ihn aus Adelaidens Tode. Vater, ſagte ſie heiter, alles Irdiſche iſt aus meiner Seele weggetilgt. Ich war ſehr unglücklich, ſehr unglücklich; aber ich bin es nicht länger. Jetzt zittre ich nicht mehr vor dem Tode, zweifle nicht mehr an Gottes Liebe. Ich habe Muth zu Allem, mein Vater; ſogar, wenn es ſeyn müßte, zum Leben. Wäre ich frei, mein Vater, flüſterte ſie mir heimlich zu; ſo würde ich, mit einem Dolche bewaffnet, nach Paris gehen, und Frankreich von dem Ungeheuer befreien, das es verwüſtet.

In dieſem Augenblicke fühlte ich, auf welchem Wege der Himmel eine Corday bildet; meine ſanfte, furchtſame Anne war eine geworden. Ich ſchlug meinen Arm um ſie, und ſagte mit Freude: durch das Alles werden ſie beſſere Menſchen! — Auch in meiner Seele war nichts Irdiſches mehr; die Flammen des Elendes hatten ſie von allen Schlacken rein gebrannt. Das Gefängniß wurde mir ein Tempel, der Vorhof der Ewigkeit. Hätten meine Richter einen Blick in mein Herz thun können, ſie würden mich beneidet haben. Ich hielt meine Tochter in meinen Armen, und wir Beide weinten Freudenthränen. O, wäre doch auch Louis hier! rief ich wohl hundertmal.

Wir ſprachen von Adelaiden, von ihrem Muthe, von ihrer Liebe zu uns, mit der Ruhe, als ob wir nur durch eine Tapete von ihr getrennt wären. Unſre Heiterkeit ſtach gegen die tiefe Schwermuth unſres edelmüthigen Freundes zu ſehr ab, als daß wir nicht hätten den Verſuch machen ſollen, ihn zu erheitern. — Ueber den Sternen! das war die einzige Antwort, die er leiſe fliſterte.

An den beiden folgenden Tagen wurden wieder Viele abgerufen, und, in der That, wir beneideten ihr Schickſal. Am dritten Tage las der Kommiſſair auch: „der Bürger Karl

Wilhelm Borde aus Soiſſons." Anne ſprang bei dieſem Nahmen auf, und rief laut: Borde? wo iſt er? wo? um Gottes willen! wo? Langſam erhob ſich Juliens Vater vom Boden, und rief: ſo müſſen die elenden Mörder mich auch noch verrathen! Ich bin dieſer unglückliche Borde. — Er warf ſeinen Hut weg, riß das Pflaſter ab, und ſank vor Annen nieder.

Borde! Borde! rief Anne, ſchlang die zitternden Arme um ſeinen Hals! und ſank zu ihm hin. Borde, mein geliebter Borde! (Sie drückte die Lippen auf ſeinen Mund.) Ach, ſo find' ich dich wieder, endlich wieder, um den mein Leben ſo elend war! So hab' ich dich, ſo drück' ich dich an dies ſchlagende Herz, an dieſe Bruſt voll Seligkeit! — Sie legte, ganz außer ſich vor Entzücken, ihre Wange auf ſeine Schulter.

Ich lief erſchrocken hinzu. „Anne!" ſagte ich. „O Gott! was iſt das? Dieſen großmüthigen Menſchen liebteſt du?" — Ach, antwortete ſie jauchzend; ich liebte ihn mit unſäglicher Kraft. Sie wiſſen es, Vater. Und nun endlich find' ich ihn wieder, habe ihn in dieſen Armen, an dieſer Bruſt, an meinem Herzen. Ach, jetzt verſteh' ich dich. Nein, Borde: nicht über den Sternen! hier! hier!

Borde ſtand unbeweglich. Erſtaunen, Verzweiflung', Entzückey ſtrahlten in ſeinem bleichen Geſichte; und ſeine Bruſt kämpfte, das Alles zu faſſen. „Anne,“ ſtammelte er endlich; „du liebſt mich? du?“ Er wendete ſich zu mir: „ſagten Sie nicht, ihr Geliebter ſey todt? Anne! wie iſt das?“ In einigen Worten hatte Anne ihm Alles erklärt. — Aber deine Tochter Julie? fiel ich ein — „iſt die Tochter des Capitains Guindeniere und einer blinden Mutter.“ Der Irrthum war von beiden Seiten enthüllt. Nun umfaßte Borde ſeine geliebte Anne, und ſchloß ſie mit dem vergeſſenden Entzücken der höchſten Liebe an ſein Herz. „Anne, Anne! meine Anne!“ rief er triumphirend. „So hab' ich dich! du liebſt mich! o, unausſprechliches Entzücken!“

Alle Gefangenen ſammelten ſich, mit Thränen in den Augen, um die Liebenden her, die allein nicht an die nahe Trennung dachten. Selbſt der Kommiſſair war gerührt. Er zögerte; aber endlich trat er zu mir, und ſagte mit Achſelzucken: Bürger, Sie ſind Vater der Beiden. Es wird Zeit! — Jetzt fiel Bordens Blick auf den Kommiſſair. Er wurde bleich, umfaßte Annen mit zitternden Armen, und ſagte mit bebender Stimme: „Anne, Anne, wir . . . Ach, nur noch Einen Tag laßt mich leben, ihr Grauſamen! dann martert mich langſam zu Tode!“ Er warf ſich vor dem Kommiſſair nieder. „Nur noch Einen Tag, Bürger!“ Anne hörte, wurde bleich, und rang die Hände.

Ich umfaßte ſie, und ſagte: liebe Tochter, wir ſehen ihn wieder. Sag ihm Lebewohl! Laß ihn Adelaiden und deine Mutter von uns grüßen. — Sie hörte mich nicht; ſie ſah mit verzweiflungsvollen Blicken auf ihn, auf den Kommiſſair. Bürger, ſagte dieſer; es kann nicht ſeyn. Ich bedaure Sie; aber mein eigenes Leben ſteht auf dem Spiele. Da ſtand Borde langſam auf, warf ſich Annen in die Arme, küßte ſie, und ſagte leiſe: „leb wohl, Geliebte! Wir müſſen uns auf einige Stunden trennen.“ In Annens Augen ſtanden, unbeweglich, wie die Augen ſelbſt, ein Paar große Thränen. Sie ſtarrte ihn an, und ſeufzte mit leiſen, vergehenden Tönen, mit trocknen Lippen: leb wohl, Borde! Er faßte noch einmal ihre Hand, und ſagte: „ach, liebſt du mich wirklich?“ Sie neigte das Haupt, und ließ es dann an ſeine Bruſt ſinken. Ich bitte dich, ſagte ſie ſehr leiſe: laß dein letztes Wort Anne ſeyn. Mein letztes iſt: Borde. Und dort! dort! (ſie hob ſein Geſicht in die Höhe) breite mir ja deine Arme entgegen! — Sie wurde immer bleicher. Borde führte ſie zu mir, und legte ſie an meine Bruſt, ihr Geſicht auf meine Schulter. Ihre Hände fielen leblos herab, die Lippen wurden weiß, die Augen ſchloſſen ſich. Borde warf ſich ſchnell noch einmal nieder, küßte ihre kalte Hand, ſprang auf, richtete die Blicke gen Himmel, und ging langſam, ſchon leichenblaß, mit den andern Gerufenen dem Gericht entgegen.

Der Tod wurde mir immer weniger ſchrecklich. Es war, als wollte das Geſchick vorher alle Banden ablöſen, die uns an das Leben feſſelten; ach, und dennoch fühlte ich, ſo lange ich noch meine Anne, ſchon halb todt, an meine Bruſt lehnen konnte, daß ich feſt an dem Leben hing. Der kleinſte Schmerz, ſollte man meinen, müßte die Wurzel des Lebens ausreißen; aber der größte thut es nicht. Ich hörte den Todeſton, und zitterte, und zitterte aufs neue, als Anne die Augen aufſchlug, und mit matter Stimme ſagte: leben wir noch immer, mein Vater? — Der Schmerz umzog, wie eine immer ſtärker wachſende Eisrinde, ihr Herz; ich löſte ihn aber durch eine Frage nach den näheren Umſtänden ihrer Liebe auf. Sie erzählte mir ihre Bekanntſchaft mit Borden, ihre Liebe zu ihm, die gut gemeinte Täuſchung ihrer Freundin, und ihre Vermuthung, daß Borde todt ſeyn müßte, weil ſie in ſo vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört hatte. Endlich brachen Thränen aus dem wieder erwärmten Herzen hervor, und wir hielten uns eng umarmt. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Vater mit ſolchen Empfindungen ſeine Tochter von ihrer Liebe könnte erzählen hören!

Ehe Anne noch geendigt hatte, erhob ſich ein furchtbarer Tumult auf der Straße, und man hörte ſchießen. Die Thüren unſres Gefängniſſes wurden geöffnet. Es traten Garden herein, und richteten die Gewehre auf uns; aber mit Mienen, die uns hätten Muth geben können. Sogar Anne zitterte noch vor dem Tode; denn ſie zog ſich aus der Schußlinie zurück. Man erklärte uns, es würde bei der geringſten Bewegung auf uns geſchoſſen werden. Niemand hatte den Muth zu fragen, was es gäbe; aber in alle Geſichter kehrte doch ein Strahl von Hoffnung zurück. Der Tumult näherte ſich. Man lief vor unſerm Gefängniſſe hin und her, und wir hörten deutlich rufen: es lebe der König! Die Garden wurden ängſtlicher, und zogen ſich aus dem Saale zurück. Wir Gefangenen wurden unruhiger. Auf einmal ſtürzten ein Paar junge Leute in unſrer Geſellſchaft, mit dem Geſchrei: „es lebe der König!" hervor, und aus dem Gefängniſſe. So eben brach man unten die Thür auf, und die Garden entflohen. Wir ſtürzten in einem Gedränge zum Saale hinaus, die Treppen hinunter, und auf die Straße. Die Hinrichtungen hatten die Bürger empört, und einen Aufſtand verurſacht. Die Kommiſſaire wollten die Bürger aus einander treiben; dieſe ſetzten ſich aber zur Wehr, und wir waren befreiet. Wir bewaffneten uns, und eilten ſogleich aus der Stadt. Eine Menge Bürger begleiteten uns, weil ſie die blutige Rache fürchteten, die erfolgen mußte. Nach zwei Tagen kamen wir wieder zu Pontarlier an; die Brücke über den Doubs wurde erobert, und das Leben einiger hundert Menſchen war gerettet. Sobald wir die Gränze der Schweiz erreicht hatten, trennten wir uns. Es war mir Alles wie ein Traum. Ich warf mich nieder, um zu beten, und küßte den Boden, der ohne Gräuel, ohne Blut, ohne Verbrechen ſeine Freiheit errungen hat, und jetzt mein Leben ſicherte. Anne blickte finſter vor ſich hin, und führte mich nach dem Dorfe, das ſie mit Adelaiden bewohnt hatte. Julie, die uns ſah, lief uns freudig entgegen. „Ihr Vater!" rief ſie einem jungen Menſchen zu; und mein Louis flog an meine Bruſt, und dann in Annens Arme. Und wo . . .? — fragte er zitternd, ohne zu vollenden. „Deine Mutter? deine Schweſter Adelaide?" ſagte ich ſchmerzlich lächelnd. „Gott hat mit mir getheilt: er nahm deine Mutter und Adelaiden, und ließ mir Annen und dich."

Und wo . . .? fragte Julie zitternd. „Du biſt von jetzt an meine Tochter,“ antwortete ich. — Er iſt todt! ſchrie Julie. — Er iſt todt, ſagte Anne ſanft; ja, Borde iſt todt. Hätte ein Sandkorn, das zu ſpät in Bewegung kam, ſich einige Stunden früher bewegt, ſo war er gerettet, der edelſte, großmüthigſte Menſch. Weine nicht! Mir, mir gehören alle Thränen um ihn, und ſie werden ewig fließen.

Unſer Schmerz hatte etwas Erhabnes, das mich und Annen aufrecht erhielt. Der ſchnelle Wechſel von Begebenheiten, das Wunderbare, das ſchauerliche Dunkel, das ſie halb verhüllte, die tauſendfachen Empfindungen der Freude, des Entzückens, der Angſt, der Verzweiflung, die unſere Seelen eine um die andere gefühlt; der Muth, die gelaſſene Geduld, womit wir bisher getragen; das Geheimnißvolle, welches Borde über das Ganze verbreitet hatte: das Alles gab unſerm Schmerze etwas Ueberirdiſches. Unſer Schickſal hatte uns mehr heilig als unglücklich gemacht. So viel war ſichtbar, daß Julie und Louis ihre Thränen mit kummervollern Em pfindungen vergoſſen, als Anne und ich. Jene Beiden blickten noch über die lange Sandwüſte des Lebens, die ſie vor ſich hatten; ihre Thränen galten den Leiden, die ihnen noch begegnen konnten. Wir, ich und Anne, weinten nur über das vergangene Elend. Wir ſtanden ſchon an der Gränze des Lebens; und wenn unſer Leben noch tauſend Jahre hätte dauern ſollen — was konnte uns begegnen, das wir nicht im Stande geweſen wären zu belächeln? Unſer Schmerz war Ruhe, Stille, ein langſames, ſanftes Vergehen. Wir erwarteten nichts mehr von der Welt als ein Grab; und dieſe Hoffnung konnte nicht fehl ſchlagen.

Ich hatte gleich im Anfange der Unruhen, — was man bei meinem ängſtlichen Charakter ſehr natürlich finden wird — ein kleines Kapital in der Schweiz ausgethan, und die Obligation bei dem Magiſtrate von Neuſchatel niedergelegt. Meine Frau lachte damals über meine Aengſtlichkeit; aber auf dieſes Kapital gründeten ſich jetzt alle unſre Hoffnungen. Ich hob es, und kaufte dafür, oder miethete vielmehr auf Lebenszeit, ein Häuschen nicht weit von Lauſanne, mit einem Garten und einem kleinen Weinberge. Die erſten Einrichtungen darin zerſtreueten uns ein wenig. Ehe ich es mit meinen Kindern bezog, ſetzte ich ihnen meinen künftigen Lebensplan aus einander. Nach einem kurzen Eingange von der Veränderlichkeit des menſchlichen Geſchickes, fuhr ich ſo fort: „das Unglück trifft, ſo wie der Blitz, immer nur erhöhete Gegenſtände. Schon Bekanntſchaft mit Menſchen iſt ein Keim zu Unglücksfällen. Sie verwickeln uns in ihre Leidenſchaften; wir werden Gegenſtände ihres Neides, ihres Zorns, ihres Haſſes, oder auch, was eben ſo ſchlimm iſt, ihrer Liebe. Hätte Saſſemont Annen nicht geliebt, wir wären nicht ſo unglücklich geworden; hätte er mich nicht beſucht, ſo würde er ſie nicht geliebt haben; und war ich nicht durch meinen Rang und durch mein Vermögen mit der Intendantur in Verbindung, ſo konnte er mich nicht beſuchen. Seht in unſer Vaterland zurück! Es ſind nur Reiche, nur Vornehme, deren Blut vergoſſen wird; der Arme, der Unbekannte, iſt mitten in der Verheerung glücklich. Wir mußten uns in Bauerkleider hüllen, um zu entkommen. So iſt es überall auf der Erde. Was bedürfen wir? Sicherheit, Ruhe. Und wie ſollen wir die erhalten? Durch die Verborgenheit, in der wir leben. Dieſer Meinung bin ich nicht erſt ſeit unſern Unglücksfällen; ihr wißt, meine Kinder, daß ich immer ſo gedacht habe. Von heute an, meine Lieben, wollen wir Alles vermeiden, was uns aufs neue in den Sturm der Welt bringen könnte. Wäre es doch möglich, daß ich ſogar Alles vergäße, was ich erlebt habe! nur meine gute Frau, eure ſelige Mutter, nicht, Adelaiden und Borden nicht. Aber wir müſſen thun, was wir vermögen: wir wollen dieſe Bauerkleider nie wieder ablegen; ja, noch mehr, wir wollen wirklich Bauern ſeyn. Vergeßt eure Nahmen, meine Kinder. Ich heiſſe nun nicht mehr Herr St. Julien, ſondern Meiſter Simon; du, meine Anne, heißeſt von nun an Jungfer Anne Simon; Julie iſt unſre Verwandte, Jungfer Simon, meines Bruders Tochter; und du, mein Sohn, bekommſt den ſchönſten Titel, den alle Menſchen haben ſollten, ob man gleich nur den gemeinen Mann mit ihm anredet, den Titel: mein Freund. Verſprecht mir, meine Kinder, daß ihr in keinem Falle den Nahmen, unter dem ich ſo elend wurde, nennen wollt. Wir ſind Bauern von den Ufern der Saone, und flohen aus Abſchen vor dem Blutvergießen. Das ſoll unſer Lebenslauf ſeyn. Verſprecht mir das, meine Kinder!"

Anne gab mir die Hand darauf. Julie fiel mir mit den Worten: „theurer Oheim Simon, ich will Wort halten," um den Hals. Dann gab Louis mir die Hand. „In keinem Falle, mein Sohn," ſagte ich; „unter keiner Bedingung!" Er wiederholte feierlich: unter keiner Bedingung!

„Zweitens," fuhr ich fort, „macht ihr keine Bekanntſchaften. Wir ſind uns ſelbſt genug, wir lieben uns; und Niemand könnte uns ſo lieben, wie wir einer den andern." Anne und Julie gaben mir ſogleich die Hand hierauf. Louis zögerte. Wie? ſagte er: Sie, mein Vater, verbieten mir, einen edlen Menſchen, zu dem der Zufall mich führt, zu lieben? — „Liebe alle Menſchen," erwiederte ich; „thue ihnen wohl, ſchließe auch Freundſchaft mit ihnen, wenn du nicht anders kannſt. Aber wir, meine Anne, meine Julie, und ich, wir wollen keine neuen Bekanntſchaften. Unſere Herzen gehören dem Himmel an.“ — Louis wiederholte ſein Verſprechen ſehr feierlich, und nun gingen wir nach unſerm künftigen Aufenthalte ab.

Man wollte Anfangs unter der Familie Simon, der Himmel weiß welche Franzöſiſchen Großen, ſuchen; aber das gab ſich bald, da man ſah, daß wir, meine Kinder und ich, ſelbſt im Garten und im Weinberge arbeiteten. Wir wurden in Kurzem vergeſſen, und bekamen keine Beſuche von Neugierigen mehr. So konnte ich mir denn meine Griechiſchen Redner wieder kaufen, und ſie öffentlich liegen laſſen, ohne daß ſie meine Verräther wurden. Hätten meine Frau und Adelaide mir nicht gefehlt; wäre Anne nicht ſo bleich und ſtill geweſen: dies würden meine glücklichſten Tage geworden ſeyn.

Unſere Art zu leben war folgende. Wir ſtanden mit der Sonne auf; dann ſetzten wir uns unter ein Paar Linden in unſrem Garten, von wo wir die Ausſicht auf den lieblichen Genfer-See hatten, und frühſtückten. Die beiden Mädchen arbeiteten, und ich unterhielt ſie dabei mit philoſophiſchen Anmerkungen über das menſchliche Leben, zu denen ich die Veranlaſſung von den Gegenſtänden hernahm, die uns umringten: von einem Nachen, der auf dem See ſchwamm, von den Wellen, die ſich am Ufer brachen, von dem Spiele des Schattens und des Lichtes. Sie hörten oft nicht zu; doch das ſtörte mich weniger, als die Einwürfe, die mein Sohn mir zuweilen machte. Er ging gewöhnlich ab und zu; und, wenn ich eben im Begriff war, alle meine einzelnen Beweiſe in einen Schluß zu ſammeln, drehete er ſich gleichgültig um, band einen Kirſchbaum an ſeinen Pfahl, oder begoß ſeine Blumen. An ſolche kleine Uebel, war ich indeß ſchon längſt gewöhnt. Sobald er wieder kam, fing ich meinen Beweis von vorn an; aber ich habe wohl mehr als Einmal den Fall erlebt, daß ich mein „folglich" erſt nach drei Tagen anbringen konnte: ſo oft war er davon gegangen, oder hatte ſich in ein Geſpräch mit Jullen eingelaſſen. Nach dem Frühſtücke ging es an die Gartenarbeit, die uns doch nicht allzu ſehr ermattete, da wir für das Schwerſte eine Magd hielten. Mittags aßen wir, wenn anders die Witterung gut war, unter einer Weinlaube am Hauſe. Nach Tiſche war ich mit den beiden Mädchen allein, (Louis ging gewöhnlich davon) und ſprach mit ihnen über unſre Schickſale. Das war die Zeit, die wir unſrem Kummer geweihet hatten. Gegen Abend machten die beiden Mädchen einen Spaziergang im Garten, und ich ſetzte mich dann zu einem Redner, und ſtudierte. Eine Schale Milch, etwas Obſt und Brot machte unſre Abendmahlzeit aus, und bald nachher legten wir uns nieder. Die beiden Mädchen hatten ein Zimmer; ich und Louis das andre. Doch Louis bettete ſich bald auf ein Kämmerchen oben im Hauſe, weil er oft erſt ziemlich ſpät von ſeinen Spaziergängen zurückkam, und mich nicht ſtören wollte.

Sonntags ging ich mit meinen beiden Mädchen nach einer kleinen Kapelle, die nicht weit von unſrer Wohnung lag und wenig beſucht wurde. Es war mir ſehr lieb, daß ſie

Beide ſich auch nicht einmal durch ein Band mehr, oder durch irgend etwas in ihrem Anzuge, vor den andern Bauermädchen auszeichneten. Ich hatte drei große Geſangbücher mit ſilbernen Haken kommen laſſen, weil ich alle Bauern mit ſolchen Büchern ſah: nur drei; denn Louis ging niemals mit uns, ſondern (wie ich glaubte, der Muſik wegen) nach Lauſanne. Ich ſchritt in meinem ſchwarzen Rocke, zwiſchen den beiden, ebenfalls ſehr ehrbar gekleideten Mädchen, mit dem Geſangbuche unter dem Arme, langſam den Weg zur Kapelle hin, und hatte die Freude, daß alle jungen Burſche zum Gruße ſagten: guten Morgen, Meiſter Simon! guten Morgen, ihr Mädchen!

So lebten wir; und der Verdacht, daß wir keine Bauern wären, verſchwand ſo völlig, daß einige wackere Burſche in der Nachbarſchaft mir ſogar Heirathsvorſchläge für meine beiden Mädchen thaten. — Ich wies ſie damit ab, daß Anne nicht heirathen würde, weil ſie einem Liebhaber in Frankreich noch am Fuße des Blutgerüſtes ewige Treue verſprochen hätte, und daß Julie für meinen

Louis beſtimmt wäre. Beides war ja auch keine Erdichtung. Ich hatte dieſe Abſicht mit Julien wirklich, wie ſie ſelbſt ſchon wußte. Als ich es ihr zum erſtenmale ſagte, wurde ſie zu meiner Freude über und über roth, fiel mir um den Hals, und ſtammelte: Vater. So nannte ſie mich zwar immer; aber dieſesmal ſagte ſie das Wort mit einem Accente, der aus dem Herzen kam. Sie legte indeß bald nachher ihre Finger auf meinen Mund, und ſah mich bittend an. „Behüte, mein Kind!“ ſagte ich; „Louis darf nicht ein Wort wiſſen, nicht einmal Anne. Aber du kennſt nun meine Wünſche. Ich bitte dich, liebes Kind, ſey nicht ſtolz; thu einmal den erſten Schritt zu unſer Aller Glücke.“ Sie verbarg ihr brennendes Geſicht an meine Bruſt, und ſagte weder ja noch nein. Ich hatte meine Sache ganz verkehrt angefangen. Anſtatt daß Julie ſich meinem Sohne nähern ſollte, wurde ſie ſichtlich gezwungener und kälter gegen ihn. Ich hätte alle Hoffnung, meinen Wunſch erfüllt zu ſehen, aufgeben müſſen, wenn ſie dabei heiter geblieben wäre; aber ſie wurde ernſt, ſtill, ſogar traurig, und ich fand ſie zuweilen in Thränen. Zwar ſagte ſie mir, ſie weine über das Schickſal ihres Freundes, ihres Beſchützers Borde; aber ſie erröthete dabei, und ſtammelte die Worte nur. Ich hütete mich wohl, zu ſagen, was ich merkte.

Borde war indeß dem Mädchen in der That unendlich viel geweſen. Sie weinte um ihn andere Thränen als Anne, aber eben ſo heiße; und ſie mochte von ſeinen Schickſalen, ſeiner Güte, ſeiner Großmuth, und ſeiner Liebe zu meiner Tochter eben ſo gern ſprechen, als dieſe davon hörte.

Anne ſchrieb jetzt wieder an ihrem Tagebuche, und Julie erzählte ihr mit allen kleinen Umſtänden, was ſie von Borden wußte. Dies iſt des edlen jungen Mannes traurige Geſchichte, wie ich ſie aus dem Tagebuche und aus Juliens Munde weiß.

Der Leſer wird ſich noch erinnern, daß Louiſe, die Tochter des Polizeilieutenants, auf den Rath ihres Vaters, Annen, als Beide einander zum letztenmale ſprachen, ſagte, oder vielmehr nur beſtätigte, daß Borde verheirathet wäre. Annens Schmerz hierüber trieb uns nach

Sarzy. Louiſe glaubte nun, auch den unglücklichen Borde täuſchen zu müſſen. (Das iſt freilich nur eine Vermuthung; ſie ergiebt ſich aber ganz von ſelbſt.) Sie ging zu Borden, der krank war, ſetzte ſich neben ſein Bett, und ſagte ihm, daß ſie ſeine Geliebte geſprochen habe. Er ſah Louiſen ſtarr an. Sie nahm ſeine Hand, und fuhr mitleidig fort: meine Freundin, lieber Borde, ſchätzt ſie, und giebt Ihnen, was ſie geben kann, Achtung, Freundſchaft, Mitleiden; doch mehr auch nicht. Eine frühe, unüberwindliche Leidenſchaft für einen ſehr edlen Jüngling füllt ihr Herz ſchon ſeit Jahren. Auch dieſe Liebe iſt nicht glücklich, weil ſie nicht den Beifall des ſtolzen Vaters hat. Jetzt können Sie Sich das Leidenſchaftliche, die ſtille, tiefe Empfindung in Annens Betragen erklären; jetzt werden Sie einſehen, wie das unglückliche Mädchen ſich mit ſolcher Innigkeit an Sie hängen konnte, daß es Ihnen Liebe ſchien. Sie ſind ein kleiner Schwärmer; Alles, was Sie thun, hat den Anſtrich des Gefühls. Anne, die ebenfalls eine kleine Schwärmerin iſt, ſuchte Ihre Freundſchaft, und zog ſich erſt dann zurück, als ſie merkte, daß Ihre Freundſchaft Liebe wurde. Sie ſehen alſo, daß Anne ſo unſchuldig iſt, wie Sie ſelbſt. Ich bitte Sie, ſeyn Sie ein Mann, und machen Sie Sich von Ihrer Leidenſchaft frei.

„Wie heißt Annens Geliebter?" fragte Borde. — Das weiß ich ſelbſt nicht, antwortete ihm Louiſe. Borde wurde durch dieſe Nachricht in der That ruhig. Zwar liebte er Annen noch immer mit voller Stärke; aber ſeine Leidenſchaft äußerte ſich nur in Wünſchen für ihr Glück, und in dem Verlangen, dazu beizutragen. Sobald er wieder ausging, erkundigte er ſich nach Annen, und hörte, daß wir auf unſer Gut in der Provinz abgereiſt waren. Seine Leidenſchaft verlor nichts von ihrer Stärke; vielmehr gewann ſie dadurch, daß er ſie in ſein Herz verſchloß. Er ſchien ſeine Exiſtenz für ſich ſelbſt verloren zu haben; aber er liebte die Menſchen zu ſehr, um ſie zu verlaſſen. Sein Daſeyn, glaubte er, gehöre nun ganz den Menſchen an, da er für ſich alle Anſprüche auf Glück aufgegeben hatte. Seine Tugend wurde eine Art von Schwärmerei. Er hatte nichts mehr zu verlieren;

lieren; ſo konnte er Alles für die Menſchen wagen, und wagte es wirklich. Er war mit unter den Stürmern der Baſtille; er rettete in einem Auflaufe durch ſeine männliche Beredtſamkeit, durch ſeine kühne Entſchloſſenheit, dem Polizeilieutenant und ſeiner Familie das Leben, und brachte ſie mit eigner Gefahr aus Paris.

Der Polizeilieutenant fühlte, daß in ſolchen Zeiten, wie die jetzigen, ein Mann der beſte Schutz iſt; er bot daher Borden die Hand ſeiner Tochter an, die ſelbſt zugegen war und die Augen niederſchlug. „Sie ſind ſehr großmüthig, Herr Rochepied," ſagte Borde; „aber ihre vortreffliche Tochter weiß, warum ich Verzicht thun muß auf jeden Genuß, den Liebe und häusliches Glück gewähren. Ich liebe ohne Hoffnung." — Eben deswegen, lieber Borde." — Borde erröthete: „ich liebe noch, ſage ich." — Aber ohne Hoffnung! Nun, das wird ſich geben. — „Meinen Sie nicht, Herr Rochepied, daß ich bisweilen wünſche, ich könnte das denken? Doch ich kann es nicht. Sie lächeln? Es mag Schwärmerei ſeyn, wie Sie zuweilen ſagen;

aber ich fühle, daß dieſe Schwärmerei dauern wird, ſo lange mein Herz ſchlägt; und eine ſolche Schwärmerei hat die Rechte der Vernunft: man muß ihr nachgeben.“

Er ſchlug Louiſen wirklich aus. Das erkältete die Freundſchaft mit Rochepied, ſelbſt mit Louiſen, die nur mit ihrem Vater unzufrieden ſchien, aber Borden ſeit der Stunde mit einer Art von ſpottender Härte behandelte. Man trennte ſich noch früh genug, um einander beim Abſchiede kalt Glück wünſchen zu können. Borde ging nach Soiſſons zu ſeinem Vater, und traf ihn in ſchlechtem Zuſtande, weil ewige Durchmärſche der Truppen ihm ſelbſt die Nothwendigkeiten des Lebens geraubt hatten. Der Sohn ſchlug dem Vater vor, ſich in einer ruhigern Stadt, etwa in Dijon, niederzulaſſen. (Sarzy, wo Anne wohnte, war ja von da nicht weit.) Sie verkauften das Wenige, was ſie noch hatten, und zogen nach Dijon. Der Vater richtete ſeine Werkſtätte ein; der Sohn arbeitete mit der ganzen Kraft ſeiner kindlichen Liebe, und die Ruhe, die ihn geflohen hatte, ſchien ihn hier in den väterlichen Armen wieder zu ſuchen.

Er hörte, daß Anne noch unverheirathet war, ging ſelbſt nach Sarzy, erkundigte ſich nach ihr, ſah ſie auf einem Spaziergange, und bemerkte, daß ſie ſo blaß, ſo langſam, ſo bekümmert daher ging. Das Alles ſchien ihm Trauer um den glücklichen Geliebten; und der letzte Keim von Hoffnung, den ſeine Liebe noch immer genährt hatte, vertrocknete in ſeiner Seele. Er kehrte troſtlos nach Dijon zurück, und arbeitete ſchweigend, innerlich vergehend, für ſeine Verwandten fort.

Jetzt kam der Tag, der andre Kräfte bei ihm weckte, als die er jetzt gebrauchte. Am Revolutions-Feſte ſollten junge Mädchen der Stadt Blumen auf den Altar des Vaterlandes ſtreuen. Man wählte dazu die reitzendſten Töchter der ärmeren Bürger; und die Wahl traf vorzüglich Bordens Schweſter Marien, die eine ſchöne Figur und ein liebliches Geſicht vor allen übrigen Mädchen auszeichneten.

Ein edler Gang, eine zartere Farbe, anſtändigere und feinere Bewegungen zogen Aller Augen auf die ſchöne Marie. Sie ſtreuete die Blumen, trat dann mit ihren Geſpielinnen vor die Municipalität hin, hielt eine kleine Rede, die Borde gemacht hatte, und ſagte dann ein Paar Worte an das Volk. Es erhob ſich ein Freudengeſchrei; Marie war die Heldin des Tages, und die Königin des Balles, der dieſen Abend gegeben wurde.

Die Municipalität tanzte mit den Mädchen; ein Mitglied, der abſcheuliche Saſſemont, mit Marien. Der heuchleriſche Sansculott ſagte ihr Schmeicheleien, und liebkoſte ihr. Er glaubte, nur die Angel auswerfen zu dürfen, um ſeine Beute gewiß zu haben; allein zu ſeinem Erſtaunen fand er an Marien ein Mädchen voll feiner Bildung, an ihrem Vater einen ernſten feſten Greis, deſſen ſcharfen, eindringenden Blick er nicht einmal aushalten konnte, und in dem Bruder einen Jüngling, deſſen Bruſt Gefühl für Redlichkeit und Abſcheu vor aller Schande erfüllte. Der jüngere Borde ſprach ſehr ernſt mit ihm, und ſah ihn mit dem funkelnden ſtillen Feuer ſeiner Augen durchbohrend an. Saſſemont, der feigherzige Wollüſtling, würde ſogleich ſeine Abſichten aufgegeben haben, wenn er nicht ſeine Macht in Dijon unbegränzt gefühlt hätte. Er zitterte aber dennoch, nicht vor

Bordens Blicken, nicht vor dem feſten Tone ſeiner Rede, nicht vor der ſtolzen Bruſt, die langſam ſich hob und ſenkte, ſondern vor dem Muthe, der, wie er wußte, Borden mit zum Erſtürmen der Baſtille getrieben hatte. Um ſeinem Zwecke näher zu kommen, ſagte er Borden Schmeicheleien, bot ihm ſeine Dienſte an, machte ihm einen Begriff von ſeiner Gewalt, und bekam auf das Alles weiter keine Antwort, als die: „ich bedarf nichts, Bürger.“ Das ſagten Beide, Vater und Sohn, mit gleichem Stolze.

Am folgenden Tage beſuchte Saſſemont die Familie. Er bedauerte die ärmlichen Umſtände ſo braver Patrioten that Vorſchläge, ihnen zu helfen, und erhielt die kalte Antwort: wir haben, was wir brauchen. Nun wollte er mit Marien ſprechen; aber der Bruder wich nicht von ihrer Seite. Der Wolluͤſtling ſah jetzt, daß es ihm nicht leicht ſeyn würde, des reitzenden Mädchens habhaft zu werden. Er wußte den Sohn auf einige Zeit zu entfernen, ließ den Vater vor die Municipalität fordern, und ging nun zu Marien, die allein zu Hauſe war. Sie erklärte ihm aber, als ſie ſeine Abſicht merkte: Bürger, mir haben Sie nichts zu ſagen. Kommen Sie, wenn mein Bruder oder mein Vater zu Hauſe iſt.

Saſſemont machte noch einige Beſuche, wenn Vater und Bruder nicht da waren, und ließ endlich Marien ſeine Abſichten merken. Da das nicht half, ſo drohete er dem armen Mädchen verſteckt. Als er das nächſtemal wiederkam, waren Vater und Tochter verlegen; der Sohn aber trat kalt auf Saſſemont zu, und ſagte: „Bürger, Ihre Abſichten auf unſer Haus mögen ſeyn, welche ſie wollen — ſie mißfallen meiner Schweſter. Ich muß Sie alſo bitten, wenn Sie meinen Vater oder mich künftig ſprechen wollen, es auf der Municipalität zu thun.“

Es würde Ihnen, ſagte Saſſemont hämiſch, nicht lieb ſeyn, wenn ich Sie nur da ſprechen wollte!

„Mit nichten,“ erwiederte Borde; „es wird mir nur dort lieb ſeyn. Das Geſetz ſchützt mich, wie Sie; wir Beide ſind nur Bürger.“

So? ſagte Saſſemont ſpöttiſch. Vater

und Tochter traten furchtſam vor dem Blicke zurück, mit dem er dies „ſo?“ begleitete. Saſſemont bemerkte das, und ging mit hämiſchem Lächeln nach Hauſe. Er mochte einſehen, daß, ſo lange der Bruder da wäre, ſeine Bemühungen vergeblich ſeyn würden. Borde wurde daher in einer Nacht aufgehoben, und am folgenden Morgen mit einem Transporte Rekruten an die Gränze geſchickt. Er hatte das Geſetz für ſich, das jeden einzigen Sohn vom Kriegesdienſte ausnahm; aber er ließ ſich gutwillig bis nach Langres führen. Hier wurde er mit den Uebrigen einem Officier übergeben. Er entdeckte dieſem Saſſemonts wollüſtigen Plan, und die Gefahr ſeines Vaters und ſeiner Schweſter. Der Officier, ein ehmaliger Adeliger, und ein edler Mann, hatte ſelbſt Elend genug erfahren, um Mitleiden mit Borden zu haben, und gab ihm Gelegenheit zu entkommen.

Borde kehrte nach Dijon zurück, und kam am ſpäten Abend daſelbſt an. Er fand das Haus ſeines Vaters leer, und wagte es doch nicht, ſich einem Nachbar zu entdecken. Jetzt fiel ihm eine alte Frau ein, der er einmal einen großen Dienſt geleiſtet hatte. Sie wohnte an dem äußerſten Ende der Stadt, in einer kleinen, elenden Hütte. Der Eigenthümer wollte ſie hinauswerfen laſſen, weil ſie die ſechs Livres Miethzins nicht bezahlen konnte. Sie jammerte, und bat einen von den Umſtehenden, Bürge für dieſe Summe zu werden. Ich will, ſagte ſie, recht gern bezahlen, wenn man mir nur Zeit läßt; eine Krankheit hat mich einen ganzen Monat hindurch nicht an mein Spinnrad kommen laſſen. — Man lachte über den kleinen Mithzins, über die Armſeligkeit der Hütte, und Niemand half. So eben kam Borde gegangen. Er ſah, hörte, und gab der Frau einen großen Thaler. Sie rief voll Freude: ich will Ihnen die ſechs Livres ehrlich wieder geben, lieber Herr, wenn Sie nur einen Monat warten wollen; und in baarem Gelde, ſo ſauer es dem Bürger auch wird, das jetzt anzuſchaffen. Aber ich will es, und ſollte ich auch noch ſo hohes Agio geben müſſen; denn, leider Gottes! verliert das Papier ja alle Tage mehr. Alles lachte; ſelbſt Borde lächelte, ſo ſehr er auch die Frau bemitleidete.

Dieſe Frau fiel ihm jetzt ein. Er eilte in die Vorſtadt zu dem Häuschen, und pochte lange vergebens. Endlich öffnete die Frau. Er trat in das Stübchen, und fragte: kennt Ihr mich noch, Mütterchen? Sie beſah ihn von oben bis unten, und ſchüttelte den Kopf. „Wißt Ihr Euch nicht mehr der ſechs Livres zu erinnern, die . . .“ — Ach ja! nun, nun! Recht, das ſind Sie! Gott Lob, daß Sie endlich kommen! Setzen Sie Sich doch. Ich will gleich bezahlen. — „Das hat Zeit, Mutter; laßt das nur.“ — Nein, nein. Wer Schulden bezahlt, beſſert ſein Vermögen. Es hat ſchon ſeit zwei Monaten für Sie bereit gelegen. Alles baar, nicht für einen halben Livre Papier, wie ich es Ihnen verſprach. Aber, lieber Herr, ich habe auch halbe Nächte geſponnen. Mir war immer bange, Sie würden kommen, eh ich es zuſammen hätte. Gott lohn' es Ihnen! Dabei fing die Frau an, den kleinen Tiſch voll Sous und Depiers zu zählen.

„Das Geld, Mutter, hab' ich Euch längſt geſchenkt. Ich bin hier, Euch zu bitten, daß Ihr mich auf ein Paar Tage beherbergen ſollt. Seht mich nicht ſo furchtſam an; es hat ſo große Gefahr nicht." — Ei, ich wollte, die hätte es, damit ich Ihnen zeigen könnte, daß ich dankbar bin. Hier ſoll Sie Niemand aufſpüren. Oben auf dem Boden. Und wird Nachts gepocht, auf das Dach hinauf. Am Tage durchſucht man jetzt die Häuſer nicht. Hier ſind Sie ſicher.

Die Frau ſprach mit ſolcher Freude und Herzlichkeit, daß Borde trauete. Er ſagte ihr, ſie möchte ſich doch morgen in der Straße, die er ihr bezeichnete, erkundigen, wo der alte Borde und ſeine Tochter geblieben wären. Sie erfüllte ſeinen Auftrag ſehr gut. Der Sohn, erzählte ſie ihm, hat zur Armee geſollt, iſt aber zu den Feinden gegangen. Vater und Tochter ſind nun ſo lange gefangen geſetzt, bis ſie ihn wieder ſchaffen. Die ganze Nachbarſchaft beklagt ſie.

Borde blickte gen Himmel, und ſagte: „die Armen! Aber gerettet werdet ihr!" Am Abend zog er die Uniform an, die er in Langres bekommen hatte, drückte ſeinen Hut in die Augen, zog ſein Halstuch über das Kinn, und bat die Frau, das Haus eine

Stunde lang für ihn offen zu laſſen. Er ging gerade nach Saſſemonts Wohnung, und ſagte: „ich habe geheime Befehle an den Bürger Saſſemont von der Municipalität in Beſançon: kann ich ihn allein ſprechen?" Nach einer halben Stunde wurde er vorgelaſſen. Was bringſt du, Bürger? fragte Saſſemont. — „Höre mich aus, Saſſemont," erwiederte Borde, „und gieb keinen Laut von dir, oder du biſt verloren." (Er zog eine Piſtole hervor, und ſpannte den Hahn. Dann ſchlug er den Hut auf, und zog das Tuch vom Geſichte.) „Ich bin Borde." (Saſſemont wurde blaß, und zitterte.) „Du haſt meinen Vater und meine Schweſter ins Gefängniß ſetzen laſſen. Ich kenne deine Abſicht, Ungeheuer; aber ich bin feſt entſchloſſen, ſie zu vereiteln. Mein Leben gilt mir ſchon lange gar nichts mehr; du Elender darfſt mich alſo nicht reitzen. Morgen früh, Böſewicht, ſind mein Vater und meine Schweſter frei, oder dieſe Piſtole iſt für deine Bruſt geladen. Du fertigſt ihnen Päſſe aus, und läßt Platz für die Nahmen der Orte, wohin ſie gehen wollen. Bilde dir nicht etwa ein, daß du mich auf der

Reiſe fangen willſt. Schon in dieſem Augenblicke wiſſen ſie, wohin ſie ſollen, und wo ich ſie treffen werde. Ich bleibe noch einen Monat hier in Dijon, dir das Gehirn zu zerſchmettern, wenn du es wagſt, ihnen etwas in den Weg zu legen. Haſt du mich verſtanden? Morgen früh ſind ſie frei, oder du biſt morgen Abend eine Leiche. Mitten im Gerichtshofe, oder mitten in deinen ſchändlichen Gelagen, werd' ich dich finden!"

Der Ton, mit dem Borde das ſagte, war ſo ruhig, ſo feſt, ſo eindringend, daß Saſſemont Stirn und Bruſt bedeckte, wahrſcheinlich weil er die Kugeln da ſchon zu fühlen glaubte. Er ſtöhnte ein ängſtliches Ja hervor. Borde verließ nun das Zimmer, ſchloß hinter ſich ab, eilte die Treppe hinunter, und war in einigen Minuten durch kleine Quergaſſen allen Nachforſchungen entgangen. Was er vorausgeſehen hatte, geſchah: in dieſer Nacht wurden alle Häuſer durchſucht, auch die Hütte ſeiner Alten; er ſaß aber auf dem Dache, wo ihn Niemand ſuchte.

Die Alte hatte einen neuen, von Borden erhaltenen Auftrag eben ſo glücklich ausgeführt.

Sie war im Gefängniſſe geweſen, und hatte dem alten Borde ein Billet zugeſteckt, worin ſein Sohn ſchrieb: „Lieber Vater, Sie werden einen Paß mit leerem Raum für die Nahmen bekommen. Wir ſehen uns in Soiſſons wieder. Füllen Sie den Paß erſt in dem Augenblicke aus, da Sie abreiſen. Verkaufen Sie Alles, was Sie haben. Man wird Ihnen Ruhe laſſen. Zerreißen Sie dies Billet. Ich ſtehe morgen Abend von neun Uhr bis zehn an der großen Thüre des Doms. Seyn Sie vorſichtig.“ Der alte Borde las das Billet, und die Frau, die es ihm gebracht hatte, war ſchon verſchwunden. Er konnte nicht begreifen, wie es ſeinem Sohne möglich geweſen wäre, ihm die Freiheit zu verſchaffen; und er zweifelte ſo ſtark, daß er ſeiner Tochter nicht ein Wort von dem Billet ſagte.

Am folgenden Morgen bekam er ſeine Freiheit wieder, und einen Paß von der Municipalität, mit der Erlaubniß abzureiſen, wann und wohin er wollte. Er begriff von dem Allen um ſo weniger, da man jeden ſeiner Schritte beobachtete. Abends um die beſtimmte Zeit, ging er am Dome vorüber. Eine alte

Frau, die auf den Stufen der Treppe ſaß, redete ihn an: „helſt mir doch! ich bin ſo ſchwach, daß ich nicht aufſtehen kann.“ Der alte Borde reichte ihr die Hand, und ſie ſteckte ihm mit einem kräftigen Händedruck ein Billet zu.

Der Vater erkannte jetzt ſeinen Sohn. Ein froher Blick war Alles, was ſie einander noch gaben; denn ſie bemerkten, daß ſie von einem Kerl in der Nähe beobachtet wurden. Die Alte hinkte nach einem „Gott lohne es, Bürger!“ weiter, und der Vater begab ſich nach Hauſe, um ſein Billet zu leſen. Der Sohn erzählte darin ſeinem Vater die Art, wie er ihn befreiet hatte, beſtimmte den Weg, den er nehmen ſollte, und rieth zu ſchneller Abreiſe. Der Vater verkaufte, was er hatte, und bekam noch ein Billet von ſeinem Sohne durch deſſen alte Wirthin. Als er und Marie abreiſten, trafen ſie den edelmüthigen Borde, als einen Bettler, am Wege. Er ging mit ihnen bis in ein Gebüſch. Da umarmten ſie einander ſchnell, wechſelten nichts, als die vier Worte: „Vater, Sohn, Bruder, Schweſter!“ und trennten ſich dann.

Ach, wenn die Zeit ſchaudernd den Griffel erhebt, um dieſe vier Jahre voll Blutes und voller Verbrechen in die Geſchichtstafeln des Menſchengeſchlechtes einzugraben; ach, dann ſollte ſie, zum Troſt unſrer Enkel, die rührenden Züge von Großmuth und Liebe, dieſe Aufopferungen, die in Frankreich ſo häufig waren, wie die Ströme Blut, daneben aufzeichnen. Soll denn der Menſch nur zittern, wenn er nichts als die Verbrechen ſeines Geſchlechtes durch alle Jahrhunderte lieſt? O, alle ihr Unglücklichen; warum klagt ihr nur über die Verbrechen, die Frankreich beging? warum blickt und zeigt ihr nur auf die Blutſtröme, die ihr fließen ſaht? Warum redet ihr nicht von den Tugenden, die in der Stille geſchahen? nicht von der Liebe, die größer war, als der Haß? Warum nennt ihr die Söhne nicht, die ſich hingaben für ihre Eltern, die Väter, die für ihre Kinder ſtarben? Warum ſchweigt ihr von den erhabnen Freunden, die kein Unglück trennte, und die, wenn ſie einander nicht retten konnten, doch mit einander ſtarben? Warum zeigt ihr nur auf die Gefängniſſe, welche die Unglücklichen verſchließen? warum nicht auf die erhabnen Menſchen, die das Unglück nur ſtärker machte, die in Feſſeln ruhig lebten, und muthig ſtarben? Warum zieht ihr nicht aus dem verborgenen Dunkel die Beiſpiele von Geduld, Gerechtigkeit, Liebe, Freundſchaft, Großmuth, Treue, Dankbarkeit, und jeder Tugend, hervor? — O, ihr Elenden, die ihr mit Triumph die Verbrechen Frankreichs niederſchreibt, und ſeine Tugenden verhehlt: fühlt ihr denn nicht, daß ihr das menſchliche Geſchlecht und euch ſelbſt dadurch erniedrigt?

Borde ging wieder zu ſeiner Alten. Er konnte Dijon nicht verlaſſen; denn Anne wohnte in der Nähe, und ſtand in Gefahr. In einem zerriſſenen Kleide, mit einem falſchen Schnurrbarte, und einer großen Jakobinermütze, die er tief in die Augen zog, beſuchte er verſchiedene Sitzungen des Jakobinerklubs, und hörte mit Erſchrecken die heftigen Deklamationen gegen meinen Stolz, gegen meine Tyrannei. Zugleich erfuhr er auch, was die ganze Stadt wußte: Saſſemonts Erbitterung gegen mich rühre davon her, daß ich ihm Annens Hand abgeſchlagen habe. Der abſcheuliche Menſch glaubte nicht einmal, ſeine Bosheit verdecken zu dürfen. — Borde verſäumte jetzt keine Sitzung des Klubs. Er hatte Alles vergeſſen, lebte, dachte nur für Annen, und bereitete ſich ſchon vor, uns zu retten. Jetzt verkaufte er ſeine Uhr, und einen Ring, den er noch von Rochepied hatte. Tag für Tag durchſtreifte er die Gegend um Sarzy bis an die Saone und den Doubs, um die Wege kennen zu lernen, die er uns führen wollte. Die Nächte hindurch ging er unaufhörlich, und am Tage lag er in Höhlen oder Wäldern, in Steinbrüchen oder auf dikken Bäumen, und das alles für Annen. Immer kehrte er aber wieder nach Dijon in die Gefahr zurück, damit er unſre Verfolger beobachten könnte.

Um in ihre Plane einzudringen, wagte er unglaubliche Unternehmungen. Er verſtellte ſein Geſicht und ſeine Stimme noch ſtärker, wurde ein wüthender Jakobiner, und hatte den Muth, ſelbſt in Saſſemonts Gegenwart heftig gegen Annen zu reden.

Noch mehr. Er wagte es ſogar in Sarzy ſelbſt vor Annens Augen zu erſcheinen;

denn er war mit unter den Menſchen, die mein Haus nach den Waffen, welche ich verſteckt haben ſollte, durchſuchten. Um dieſe Zeit begegnet ihm auf der Straße ein junges Mädchen, das eine blinde, ſehr elend gekleidete Frau an der Hand führt. Er taumelt vor Schrecken beinahe zur Erde, als er ſieht, daß es Madame Guindeniere iſt, und folgt ihr in eine elende Hütte auf den Boden. Niemand erkennt ihn, nicht der alte Capitain, der krank auf Stroh liegt, nicht das junge Mädchen, das ihn neugierig betrachtet. Auch er will nicht erkannt ſeyn, da er ja doch nicht im Stande iſt, den Unglücklichen zu helfen. Er iſt entſchloſſen, was er hat, mit ihnen zu theilen, und ſie dann zu verlaſſen. Anne ſchwebt in Gefahr: das fordert alle ſeine Kräfte. Sein Herz ſchwimmt in Mitleiden; aber warum, denkt er, ſoll ich die Unglücklichen durch den Anblick meines eigenen Elendes noch tiefer beugen? Er zieht ſeine Börſe hervor, und ſagt mit verſtellter Stimme: „Bürger . . .“ — Borde! ruft die Blinde in demſelben Augenblick, und ſtürzt an ſeine Bruſt. Der Ton ſeiner Stimme hat ſich tief in ihre Seele geprägt; ſie iſt ganz Ohr, ſeitdem ſie das Geſicht verloren hat. Vorde kann nun nicht mehr ſchweigen; er wirft ſich in die Arme der unglücklichen Mutter. Der Capitain rafft ſeine letzte Lebenskraft zuſammen, um ſie an die Umarmung ſeines Freundes zu wenden, und dann ſinkt er ſchwach auf ſein Stroh zurück. Das Mädchen umfaßt ſeine Kniee. Ach, die Unglücklichen glauben ſich ſchon gerettet, da ſie nur Vordens Stimme hören!

Man wird ruhiger, ſetzt ſich nieder, und erzählt. Auf allen Seiten flieſſen Thränen, da man einander nichts als Unglück erzählen kann. Die kleine Penſion des Capitains iſt in der Revolution eingezogen worden; er hat indeß ſehr ſparſam gelebt, um ſeiner Familie etwas hinterlaſſen zu können. Von dem Wenigen leben ſie jetzt, und zwar auf dem Lande, nicht weit von Dijon. Endlich gerathen ſie in den höchſten Mangel, und haben kaum noch das Nothwendigſte. Ein Paar Verwandten nehmen zwei von den Kindern zu ſich; ein andres iſt geſtorben. Der älteſte Sohn hat als Nationalgarde an die Gränze gewußt; die Tochter will ihre Eltern nicht verlaſſen. Die Mutter verliert ihr Geſicht durch Arbeit und Thränen zum zweitenmal. Sie gehen nach Dijon, um dort bei der Municipalität Hülfe zu ſuchen, bekommen aber keine. Die Tochter führt nun ihre blinde Mutter durch die Straßen von Dijon, und ſie leben von den Almoſen mitleidiger Herzen. Doch, es ſoll ſie noch ein ſchrecklicheres Schickſal treffen.

Die blinde Mutter läßt ſich von ihrer Tochter vor die Municipalität führen, und trägt ihre Bitte um Unterſtützung vor. „Sie ſehen, Bürger, ich kann nicht arbeiten; mein Mann iſt krank, mein Sohn hilft das Vaterland vertheidigen, meine Tochter iſt noch halb ein Kind." Alle ſind bewegt; ſogar auch Saſſemont. „Ja," ſagte Julie, als ſie mir das erzählte; „er betrachtete uns mitleidig, und ſeufzte." O, ich hätte nicht eine halbe Welt für dieſe Bemerkung genommen, daß auch Saſſemont ein Menſch war! Julie mußte ſie mir mehr als Einmal wiederholen; und wenn meine Kinder ſeitdem den Nahmen Saſſemont mit dem gewöhnlichen Abſcheu ausſprechen, ſage ich allemal: nicht wahr, Julie, er ſeufzte, er betrachtete deine blinde Mutter mitleidig?

Saſſemont ſagt: wir müſſen helfen, Bürger; der Anblick ſpricht von ſelbſt. Kaum hat er das geſagt, ſo ruft die Blinde: „mein Gott, welche Stimme! Lukas, du hier? O du biſt es; gewiß, Lukas!“ Saſſemont, der Reitknecht bei dem Vater der Madame Guindeniere geweſen und davon gelaufen war, wird roth, und ſchweigt, um ſich nicht noch mehr zu verrathen. Die Blinde fährt fort: „o, was du auch jetzt ſeyn magſt, guter Lukas, ſprich für deine ehemalige, jetzt ſo unglückliche Herrſchaft! Denke an den Tag, da wir dich von der Straße aufnahmen, als eine unbarmherzige Mutter dich ausgeſetzt hatte! Vergilt es mir nun!“ Saſſemont wurde feuerroth, und man fing an zu lächeln. „Was faſelt Ihr da, gute Frau, von Ausſetzen? Ich heiße nicht Lukas, ſondern Saſſemont, und bin aus Bretagne, leider aus einer ſehr alten Familie. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich der ausgeſetzte Lukas wäre.“

Die Blinde erſchrak; ſie glaubte, ſich geirrt zu haben, und wollte den Fehler wieder gut machen. „O, verzeihen Sie, Bürger, wenn Sie nicht dieſer Lukas ſind. Eine Unglückliche findet ſo gern einen alten Bekannten, und die Stimme war bis zum Täuſchen ähnlich. Der Lukas, den ich meine, zeichnete ſich ſo ſehr aus, daß ich gewiß nicht in den Irrthum verfallen wäre, wenn ich nur ſehen könnte. Er hatte hangende Lippen, ein ſpitzes, vorſtehendes Kinn, borſtenähnliches Haar, kleine tiefe Augen, und dürre, ſehr lange Finger.“ Julie zupfte ihre Mutter an dem Rocke; denn die Unglückliche beſchrieb den Böſewicht auf das genaueſte. Saſſemont ſchleuderte nur einen fürchterlichen Blick auf ſie; vor Zorn und Beſchämung konnte er ſie nicht unterbrechen. Endlich ſagte er mit bebender Stimme: Ihr werdet Antwort bekommen; itzt geht nur.

Der unverſchämte Saſſemont verfolgte den Adel, deſſen Rechte er ſich vor der Revolution angemaßt hatte. Seine Feinde benutzten dieſe Begebenheit, und nannten ihn immer Lukas. Als er einmal eine grauſame Maßregel vorſchlug, ſagte ein Beiſitzer der Municipalität, ein edler Mann, ganz öffentlich: „ich begreiſe, wie es zugeht, daß du ſo blutgierig biſt. Dein Herz hat nie die Liebe gekannt. Deine Mutter ſetzte dich aus, weil ſie den Unmenſchen in dir ſchon ahnete und das Menſchengeſchlecht von ſeinem Würgengel befreien wollte. Ein unglückliches Geſtirn hat dich erhalten, du Baſtard!"

Dieſe Vorwürfe ſchnitten tief in Saſſemonts eitle kleine Seele, und füllten ſie mit Wuth und Rachbegierde gegen die Unglückliche, welche ſeine Jugendgeſchichte verrathen hatte. Was kann der Elende anders, als ſich rächen? Der Capitain bekam keine Unterſtützung. Seine blinde Frau glaubte, ſchon das wäre eine zu harte Strafe ihrer Unvorſichtigkeit. Aber ſie kannte nur die Stimme des Elenden, nicht ſein Herz; ſonſt wäre ſie geflohen.

Borde theilte ſein Vermögen mit der unglücklichen Familie; und, was er geben konnte, reichte für ſie auf mehrere Monate hin. Er glaubte, Geld wäre ihr einziges Bedürfniß, und verließ ſie, um Annen zu retten, da die Gefahr für uns immer näher kam. Mit Zittern eilte er wieder über die Saone, über den Doubs, und kam bis in den Wald, den die Kohlenbrenner bewohnten. Noch weiter zu gehen, wagte er nicht, weil er befürchtete, daß wir in ſeiner Abweſenheit verhaftet werden könnten. Er ging die Wege mehrere male bei Nacht, forſchte mit Lebensgefahr nach einer Furt durch den Doubs, war auch einen Tag in Sarzy, um auf jeden Fall einen Ausweg zu finden, und kam endlich den zehnten Tag, Morgens, nach Dijon zurück.

Als er über den Markt ging, war ein ungewöhnlicher Auflauf des Volkes bei dem Blutgerüſte. Er blieb ſtehen; und auf einmal ſah er ſeine blinde Freundin an der Hand ihrer Tochter das Blutgerüſt betreten. Seine Gedanken verwirrten ſich; er glaubte, nur trübe undeutliche Bilder zu ſehen, die ſeine erhitzte Phantaſie erzeugte, und verlor das Bewußtſeyn völlig. Erſt das Geſchrei des Volkes: es lebe die Republik! erweckte ihn wieder. Er blickte zagend auf, ſah weder Mutter noch Tochter, und fragte einen naheſtehenden Mann mit Zittern: wer iſt es? — Die blinde Frau! antwortete ihm dieſer.

„Die Blinde?" rief er, und ſtürzte auf das Blutgerüſt. Hier hätte er ſich gewiß verrathen, wenn Saſſemont oben geweſen wäre. Sein erſter Anblick war Julie, die in tiefer Ohnmacht auf dem Boden lag. Er hob ſie auf. Um ihr Luft zu ſchaffen, riß er ihr erſt das Halstuch ab, und es fiel in das Blut ihrer Mutter. Sie kam endlich wieder zu ſich ſelbſt, ſah mit ſterbenden Blicken um ſich her, und konnte keinen Gegenſtand unterſcheiden. Man reichte ihr das blutige Halstuch hin; ſie ergriff es, und drückte es an ihren Mund. „Barbaren!" rief Borde mit fürchterlicher Stimme; „erſt müßt ihr mich tödten, ehe ihr dieſes unſchuldige Mädchen ermordet!" Er umfaßte Julien, trug ſie von dem Blutgerüſte hinunter, und erſtaunte, daß man keine Bewegung machte, ihn aufzuhalten. Noch immer glaubte er nehmlich, daß Julie hingerichtet werden ſollte.

Er durchdrang das Gewühl von Menſchen, ſtürzte, wie beflügelt, nach des Capitains Wohnung, und trug Julien die Treppe hinauf. „Danken Sie Gott," rief er dem Capitain zu; „ich habe Ihre Tochter gerettet!" Er warf Julien neben ihrem Vater hin, und nahm ſeine Piſtole in die Hand, um das Mädchen gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Das brauchte er nicht zu thun; nur Juliens Mutter hatte Saſſemont ſeiner Rache aufopfern wollen. Den Tag nachher, als Borde abgereiſt war, um die Wege kennen zu lernen, hatte man die Unglückliche abgeholt. Ihr, der blinden Bettlerin, gab man ein Komplott Schuld, und verdammte ſie zum Tode. Sie war heiter und ruhig, als ihr das Urtheil angekündigt wurde, und ſchöpfte ſo gar, da man ihr Geld und Eſſen in das Gefängniß ſchickte, ſüße Hoffnungen für ihren Mann, für ihre Tochter, welche die Hälfte des Tages immer bei ihr zubrachte. „Man wird," ſagte ſie heiter, „dich und deinen guten Vater nicht verhungern laſſen, wenn man mich hat ſterben ſehen. O, und nun wird mir ja mein größter Wunſch gewährt, für Euch zu ſterben!"

In dieſem frohen Wahne verlangte die Mutter von der Tochter das Schwerſte, was ſie verlangen konnte: ſie auf das Blutgerüſt zu führen. Julie wurde todtenbleich, und konnte nicht ſprechen. Die Mutter verlangte es noch einmal, als eine Gefälligkeit, und ſtreichelte ihrer Tochter die kalten Wangen. „Nicht wahr, Julie? du führſt mich den letzten Gang?“ Die Tochter blickte ſchweigend gen Himmel, und fragte: giebt es Ihnen Troſt, liebe Mutter? — „Freude, meine Julie.“ — Die Freude ſollen Sie haben! ſagte die Tochter, die ihre Mutter an Großmuth noch übertraf. Beide umarmten einander, und ſchwiegen. Die Tochter hielt Wort. Sie faßte am Morgen der Hinrichtung die Hand ihrer Mutter, und ſie ſelbſt ſtützte ſich mit der linken auf die Schulter eines mitleidigen Garden, der neben ihr ging. Ihr großmüthiger Entſchluß erhielt ihre Kräfte gerade ſo lange, bis ihre Mutter ſie verließ. Dann ſank ſie in die Ohnmacht, in der Borde ſie aufhob.

Jetzt lag ſie da an der Seite ihres Vaters, und hatte ihr blutiges Halstuch feſt in die Hand geklemmt, während daß Borde mit ſtarren Blicken den Eingang hütete. Julie erholte ſich; und ihr Vater ſtammelte eine Frage hervor. Sie zeigte ihm, anſtatt zu antworten, das blutige Tuch. Der Vater ſah es an, nahm es, küßte es, und drückte es an ſein Herz. „Borde!" rief er dann eilig. Borde kehrte ſich um. „Deine Tochter!" ſagte der Capitain, auf Julien zeigend, und hielt dann ruhig ſein Leben dem Schmerze hin. Der Tod kündigte ſich in dieſem feſten Herzen durch Thränen, durch eine Weichheit an, die es nie gefühlt hatte. „Ich vergebe der Erde!" ſagte der Soldat, der Mann, mit der Stimme eines weinenden Kindes; und bei den erſten Thränen, die er ſeit dem Knabenalter weinte, zerfloß ſein Leben. Dieſen Tod ertrug Julie mit Geduld, weil ſie den erſten noch allzu ſchmerzlich fühlte.

Borde faßte Juliens Hand, hob ſie auf, und fragte betäubt: „wie iſt es?" Gut! recht gut! antwortete Julie, welche glaubte, das Todesſchwert würde auch ſie noch treffen. In dieſem Augenblicke fiel Borden ein, daß er die Mutter an ihrer Hand geſehen hatte, und nun wurde ihm Alles deutlich. Er faßte Julien in ſeine Arme, und ſagte: „dich habe ich gerettet!" Jetzt dachte er auch an Annen. Er legte die Hand an die Stirn. Dann fragte er auf einmal: „haſt du Muth?“ — Zu ſterben? erwiederte Julie, und blickte auf. Er umfaßte ſie wieder, und Beide blieben troſtlos ſtehen. Endlich kam der Hauswirth, und forderte, als er die Leiche ſah, Geld zu einem Sarge. Borde gab ihm. „Sagte er nicht,“ wendete er ſich dann zu Julien: „deine Tochter?“ Sie konnte ihm nicht antworten. Er nahm ſie in ſeine Arme, und nun löſte ſich der ſtarre Schmerz in einen Strom von Thränen auf. Sie ſaßen und ſtanden den ganzen Tag ſchweigend, ohne Theilnahme an dem, was um ſie her vorging.

Am Abend dachte Borde daran, daß er den Jakobiner-Klub beſuchen müſte. Er faßte Juliens Hand, und führte ſie die Treppe hinunter. Sie folgte ihm ohne Bewußtſeyn zu ſeiner Alten, und dieſe brachte durch ihre unaufhörlichen Fragen wieder Leben und Beſinnung in Beide. Borde ging in den Jakobiner-Klub, und in ſeiner Seele lag dunkel die Hoffnung, daß er Annen vielleicht noch retten könnte. Saſſemont war heute nicht da; und es ſprach auch ſonſt niemand gegen meine Familie. Borde nannte meinen Nahmen, und ſchalt mich einen Tyrannen. Man ſah ihn aber befremdet an, und bald rief einer von Saſſemonts Freunden: St. Julien iſt ein Patriot. Kann er das ſtärker beweiſen, als dadurch, daß er dem Bürger Saſſemont ſeine Tochter giebt? Borde taumelte vor Schrecken in den dunkelſten Winkel des Saales. So gab denn das Schickſal dem Laſter, dem Verbrechen, was es ſeiner Tugend, ſeiner Liebe verweigert hatte! Er ging kalt zur Thür hinaus. Auf der Straße blieb er ſtehen, ſchlug die Arme aus einander, und ſagte: „es iſt nichts! gar nichts! Saſſemont hat Recht, und ich bin ein elender Thor. Laß ſie von nun an machen. Meine Hand ſoll ſich nie wieder ausſtrecken, einen Verſinkenden zu halten!" Bordens Herz war ein nagender Gifttropfen geworden. Er ging langſam zu Hauſe, und trat mit Kälte in die Hütte ſeiner Alten. Als die unglückliche Julie ihn „mein Vater" nannte, wollte er etwas ſehr Bittres ſagen, und ihren Schmerz ſogar verlachen; aber das konnte er nicht, ſo ſehr auch ſein Herz gedrückt war. Er ſetzte ſich nur kalt, Julien gegenüber. Ach, ſagte die Alte, wenn wir nicht ehrlich wären, wie wollte es der Stadt ergehen! Der Herr verſchont Dijon um der Gerechten willen. (Borde ſchwieg noch immer.) Ich habe meine hellen Thränen weinen müſſen, als mir die Kleine erzählte, was ihre Mutter von Ihnen, Bürger, geſagt hat. Ach, wie froh kann man ſterben, wenn man weiß, daß man ſeine Kinder einem Gerechten hinterläßt!

„Und hoffeſt du, Julie," ſagte Borde, „daß ich gerecht bleiben werde?" — Ich würde jetzt ſterben, wenn ich es nicht wüßte, erwiederte ſie, und legte ihre Hand auf ihr Herz; denn mein Vater und meine Mutter ſtarben in dieſem Glauben. — Borde drückte ſie an ſeine Bruſt; ſeine Liebe, ſeine Tugend hatten geſiegt.

Er ging nach Saſſemonts Hauſe. So eben ſtieg dieſer vom Pferde, und ſagte wüthend, zu jemanden, der ihm vor die Thür entgegen gekommen war: ſterben ſollen ſie, dieſer verdammte St. Julien, ſein Weib und ſeine Töchter! Kennte ich nur den Liebhaber, den ſie mir vorziehn! Sterben ſollen ſie! — Borde griff nach ſeiner Piſtole; doch Saſſemont trat jetzt ſchon in das Haus, und es wurde verſchloſſen. Er kam getröſteter, muthiger wieder zu ſeiner Hütte, nahm Julien mit ſich auf den Boden, erzählte ihr ſeine Schickſale, und ſagte, daß er entſchloſſen wäre, Annen zu retten. „Anne,“ ſagte er, „weiß, daß ich ſie liebe, und daß ich unglücklich bin. Sie darf es nie erfahren, daß ich ſie rette; denn es würde ſie ſchmerzen. Ich bin dein Vater. Verſprich mir, daß nie der Nahme Borde, nie ein Wort von meiner Liebe, nie eine Anſpielung darauf, über deine Lippen kommen ſoll.“ Julie ſchwor, und hielt dabei ihr blutiges Tuch in der Hand. Er ſchrieb nun ſeinen Brief an mich, nahm früh Morgens Abſchied von der Alten, und ging mit Julien nach Sarzy. Wie er uns rettete, weiß der Leſer. — Sein Schickſal beſtimmte ihn hier zu Tugenden ohne Lohn; doch erfuhr er noch, daß Anne ihn liebte, und ohne Zweifel iſt er heiter in ſein Grab geſunken. — Gewiß, ſagte Anne, gewiß heiter, ſo wie ich in mein Grab ſinken würde.

Das iſt die Geſchichte des unglücklichen Jünglings, deſſen Tugenden unſer theuerſtes Geſpräch

Geſpräch ſind, und deſſen Güte die unſrige lebendig erhält. Der Leſer kann leicht denken, daß ſie uns nicht auf einmal gegeben wurde, und daß wir ſie nicht ſo ruhig anhörten, wie er ſie vielleicht geleſen hat. Wir zerfloſſen dabei in Thränen. Julie wurde bleich, als ſie von dem Tode ihrer Mutter erzählte; ſie ſprang auf, und verwünſchte Saſſemont, ich mochte auch noch ſo oft, und noch ſo bedeutend ſagen: „er hatte doch Mitleiden mit deiner blinden Mutter!“ Freilich muß ich geſtehen, daß ich ſelbſt den Böſewicht ganz in der Stille verwünſchte.

Anne wurde bei der Erzählung immer ſtiller und ſtiller. Sie pflückte jedes Fäſerchen von ihrer Schürze; und wenn ihre Empfindungen zu mächtig wurden, ſo fiel ſie in Juliens Arme, und verſchloß ihr den Mund mit Küſſen. Dann ging ſie hinaus in den düſtern Schatten eines Kreiſes von dunkeln Tannen, ſetzte ſich auf einen Stein, und hielt die Hände vor das Geſicht, bis ihr Schmerz ſich in Thränen auflöſte.

Endlich kamen wir wieder zuſammen, und ſprachen über unſre Begebenheiten. Jeder fand die Quelle ſeines Unglückes in ſich. Ach, Vater, ſagte Anne, hätte ich ihm gleich geſtanden, daß ich ihn liebte; hätte ich dieſem ſtolzen, eitlen Herzen nicht nachgegeben: er lebte noch, und auch meine gute Mutter, meine himmliſche Adelaide! Ach, er war ſo edel, ſo großmüthig; er opferte ſein Leben für mich auf, die er für undankbar hielt: und ich? o Vater! was that ich dagegen?

„Gut, Anne!" ſagte ich: „du hätteſt etwas Andres gethan, wenn du allwiſſend geweſen wäreſt; allein etwas Beſſeres wohl ſchwerlich. Etwas Glücklicheres, mein Kind? können wir das wiſſen? Und welche Tugenden haben nicht unſre Unglücksfälle bei uns geweckt! Nein, Anne; es wäre nicht gut, wenn der Taucher wüßte, wo die edelſte Perle auf dem Grunde des Meeres liegt; die ſchlechtern würden dann liegen bleiben, die doch der Schmuck vieler Menſchen ſeyn können. Borde lebte noch, und du wäreſt glücklicher. Aber liebten wir uns dann ſo, wie jetzt? wäre Julie dann nicht in dem Sturm untergegangen? Sag, würdeſt du, würden wir, Julie, dein Bruder und ich, Borden ſo innig lieben?

Hat nicht ſein Beiſpiel uns die Stärke zu Tugenden gegeben, die wir ohne ihn für unmöglich halten würden? Wir wären vielleicht, doch nur vielleicht, glücklicher; aber auch ſo gut, ſo ſtark, ſo fromm, wie jetzt? Ich konnte dir Einwendungen gegen deine Liebe machen; und das würde dein Herz und das meinige erkältet haben. Wir hätten uns noch geliebt; aber wäre dann dieſe Liebe nicht unſre Marter geweſen? Laß das! Wo findet der Kopf nicht hinterher zu klügeln! Das Herz entſcheidet über unſre Tugend, nicht der Ausgang unſres Schickſales.

Ich hielt nicht Annen, ſondern mir ſelbſt, eine Apologie; denn hätte nicht meine Furchtſamkeit Saſſemont zu dem erſten Gedanken an eine Verbindung mit meiner Tochter veranlaßt, ſo würde Alles haben anders kommen müſſen. Aber iſt es ein Verbrechen, nicht allwiſſend zu ſeyn? iſt es ein Verbrechen, zu weinen?

Jeder von uns ſchmückte Juliens Erzählung mit einigen Zügen aus. Jetzt konnte ich mir erklären, warum Borde ſtockte, als er mir ſagte: „ich liebte, und ſie ... iſt todt!“

und warum er ſo auffuhr, als ich ihm erwiederte: „abſcheulich! unter der Guillotine!“ Er bezog das auf Annen, auf die Zukunft; ich auf Juliens Mutter, ſeine vermeinte Geliebte. Darum ſagte er mir im Gefängniſſe: „du ſchrecklicher Prophet!“ Nun wußten wir auch, warum er ſo bald aufhörte zu ſprechen; er fürchtete, von Annen erkannt zu werden. Der edle, unglückliche Borde! — —

Ich will nur geſtehen, daß ich hier ſitze und eine Wendung ſuche, von dem Leſer Abſchied zu nehmen, oder eigentlich, ihm zu entkommen. Freilich könnte ich ihm ſagen: wir leben nun ſchon ein Jahr ſo in dieſem Paradieſe, und unſre Thränen werden mit jedem Tage ſanfter. Die Blutſtröme, die unſre Phantaſie ſonſt überall erſchreckten, ſehen wir nicht mehr. So wie das Abendroth, das erſt den ganzen weſtlichen Horizont wie mit Blut übergoß, ſich nach und nach verliert und nur noch den Saum der Wolken röthet; ſo iſt auch das Blut, der Mord, aus unſren Unterredungen verſchwunden, und nur zuweilen macht eine Erinnerung daran unſer Geſpräch intereſſanter, und uns ſelbſt geduldiger. Ich könnte ſagen: wir haben Wort gehalten und keine Bekanntſchaften gemacht; wir ſind uns ſelbſt genug, leben zufrieden, und hoffen auf unſer Grab. Dann dürſte ich, nach einer Sentenz über die Veränderlichkeit des menſchlichen Lebens, über die Schwäche des menſchlichen Herzens, dem Leſer die Hand bieten, ihm Lebewohl ſagen, und wäre ihm ſo entkommen. Die Geſchichte endigte dann wie ein ſchöner Abend in einer lieblichen Dämmerung. Jeder Leſer, auch ſogar ein boshafter, würde uns, weil er uns nicht kennt, alles Gute wünſchen, und, nach ſeiner Phantaſie, und nach ſeiner Theilnahme an uns, zu der Dämmerung unſres Lebens einige Sterne, vielleicht auch den aufgehenden Mond, oder einen Schimmer der Morgenröthe hinzu thun, zufrieden mit uns und mit ſich unſer Lebewohl wiederholen, und uns vergeſſen.

Ich war faſt Willens, das zu thun, und bin auch jetzt noch gar nicht entſchloſſen, es anders zu machen; denn erzähle ich fort, ſo muß ich den Leſer, und er uns, vielleicht in einer dunklen Nacht verlaſſen, in der uns und ihm kein Stern, kein Mond, kein Morgen- oder Abendroth mit ſeinen Strahlen leuchtet. Eine ſchwarze Gewitterwolke, die auch über dem Abend unſres Lebens hängt, drohet uns zu bedecken, und ihren Grimm auf unſre Herzen, deren Nerven alle entblößt da liegen, auszuſchütten.

Hier ſtehe ich vor meinem Schreibtiſche an dem offnen Fenſter. Anne ſitzt vor mir im Garten auf einem Hügel, dem ſie ſelbſt die Geſtalt eines Grabes gegeben hat. Sie nähet, wirft von Zeit zu Zeit ihren Blick über den See weg in das Abendroth, und trocknet ſich mit ihrer Nätherei die Augen. Nicht weit von ihr, mehr zurück, ſitzt Julie, und ach! nicht in Annens geduldiger Stellung. Sie wirft die Blicke bald an den Himmel, bald an den Boden; macht, wenn Anne das Auge ſanft trocknet, eine heftige Bewegung aufzuſtehen, und bleibt dennoch ſitzen; nimmt ihre Arbeit auf, läßt ſie fallen; legt die Hand an die Stirn, und dann auf das Herz; giebt ſich jedesmal, wenn Anne etwas ſagt, Mühe zu antworten, und ſchweigt dennoch. Mein Louis hat den Hut in die Augen gedrückt, und geht da oben auf der Spitze unſres Weinberges umher. Sein Herz iſt das Gegentheil von dem ruhigen Abendhimmel, der ſein Bild nur in dem ſchönen See und in Annens ſtiller Seele abſpiegelt. Er fährt unmuthig mit der Hand über das Geſicht, ſtarrt vor ſich hin, drückt den Hut tiefer in das Geſicht, ſchlägt die Arme ſchnell über die Bruſt, geht auf und auf, als ob er den Weinberg niedertreten wollte, ſchleicht dann wieder langſam, ſingt eine Melodie halb, pfeift auf einmal dazwiſchen, wirft ſich an die Mauer des Weinberges, und ſpringt nach einer halben Minute wieder auf. Dieſe drei Gemälde habe ich vor mir, eben da ich dem Leſer ſagen will: wir ſind zufrieden; und ſo lebe wohl!

Ich wendete mich, wie ich es in zweifelhaften Fällen immer thue, zu einem meiner Griechen, und fand im Leſen die Stelle: „Laſſet uns Niemanden einen Vorwand geben, feig zu ſeyn! Der Feigherzige wird beſtraft; der Standhafte mit Lohn gekrönt, welcher der Tugend würdig iſt.“ Dieſe Stelle bezog ich auf mich, auf meine Kinder, und auf den Leſer. War es nicht feige Weichlichkeit von mir, dem Leſer verſchweigen zu wollen, daß wir noch immer unglücklich ſind? Mag er doch das Buch unſrer Schickſale troſtlos niederlegen! Wer weiß, ob er nicht das Haupt am letzten Abend eben ſo troſtlos niederlegen muß! Nun, ſo ſoll das Beiſpiel unſres Unglücks und unſrer Standhaftigkeit ihn lehren, ſich nicht allein für unglücklich zu halten, und ſtandhaft zu ſeyn. Auch meinen Kindern wollte ich den Vorwand zu Feigherzigkeit nehmen. Ich las noch eine halbe Stunde fort, um mir den gehörigen Grad von Kälte und Ruhe zu verſchaffen, damit ich ihnen mächtig an das Herz reden könnte. Dann brachte ich meine Bücher über die Seite, und rief ſie alle Drei.

Als ſie kamen, ſtand ich auf, und hob an: „ich möchte mit euch gern etwas reden. Setzt euch.“ Die Stühle für ſie hatte ich ſchon in einen halben Zirkel hingeſtellt. Ich wußte, daß Louis bei einer ſolchen Gelegenheit immer an das Fenſter trat, und, während ich ſprach, Buchſtaben an die Glasſcheiben mahlte, was uns denn Beide im Reden und Hören ſtörte. Das wollte ich dieſesmal vermeiden.

Ich ſetzte mich nun auch, und ſah meinem Louis feſt und ſtarr ins Geſicht, um ihn aufmerkſam zu machen. Jetzt, oder niemals in meinem Leben, durfte ich hoffen, eine Rede, die ich halten wollte, zu Ende zu bringen. Ich hatte die Rouleaux niedergelaſſen, und die Tiſche abgeräumt, damit Louis nichts in die Augen oder in die Hände bekäme, das ihn zerſtreuen könnte. Den Hund, der immer an ihn aufſprang, hatte ich vorher zum Zimmer hinaus gejagt. So ſtand mir denn nichts im Wege, und ich konnte reden, ſo lange ich wollte. Aber ich ſpielte mir ſelbſt den ärgſten Streich, durch mein weichliches Herz, das mich ganz von dem Zwecke meiner Rede abbrachte. Der Anfang ging recht gut:

„Da ich gemerkt habe, meine Kinder, und noch alle Tage merke, daß ihr aufs neue vor den Schlägen des Schickſals zittert, ſo habe ich euch zuſammenberufen, um euch zu ſagen: ich glaube, daß ihr fürchtet, was gar nicht fürchterlich iſt. Denn erſtlich kann uns kein Unglück treffen, das größer wäre, als wir es ſchon erfahren haben; zweitens aber brauchen wir hauptſächlich deshalb nicht zu zittern, weil wir die Stärke hatten, das erſte Unglück zu überwinden. Denn iſt es vernünftig, daß der Sieger eines mächtigen Feindes den ſchwächern, der ſich ihm nähert, fürchtet? Du Julie, haſt das blutige Haupt deiner Mutter geſehen: wie kann dein Herz nun noch für andre Leiden Thränen haben? wie kann ..." — Ich wollte fortfahren; aber Julie ſprang auf, ſchlug ihre Arme um meinen Hals, und ſagte: ja; und eben deswegen darf ich nie wieder lächeln! Mein Geſchick will mich vor dem Verbrechen bewahren, nach dieſem blutigen Anblicke je wieder heiter zu ſeyn. O, meine Mutter! — (ſie fiel in unſerm Kreiſe auf die Kniee) — warum iſt das Herz deiner unglücklichen Tochter nicht auf dem Blutgerüſte gebrochen! Jetzt legte ſie den Kopf in Annens Schooß, und bei dieſem Anblicke war es um meine Rede gethan. „Kinder!" rief ich, und umarmte meinen Sohn— ich würde in dieſem Augenblicke Saſſemont umarmt haben, wenn ich keinen Andern gehabt hätte: ſo erweicht war ich — „Kinder, Gott erbarme ſich unſer! Er gebe uns Muth zu leben und einander zu lieben! Wir haben viel gelitten, und werden, fürchte ich, noch viel leiden. Gott gebe euch Stärke! Ach, ich bin kraftlos, wie ein Kind. Der kleinſte Stoß wird mich niederwerfen; und — käme er doch nur bald!" Konnte das ihnen wohl Muth machen? Und dennoch that es eine Wirkung, die kaum meine Rede gehabt haben könnte, wenn ich ſie gehalten hätte.

Nein, Vater! rief Louis, und drückte mich an ſein Herz; ſeyn Sie ruhig, ſeyn Sie glücklich! Auch Ihre Kinder wollen das ſeyn. Ja, Vater, ich habe Muth für Alles in der Welt. Sie ſollen nie wieder einen finſtren Blick von mir ſehen. Hier bin ich, Vater; ſegnen Sie mich. Ihre letzten Tage ſollen ruhig und zufrieden in meinen Armen dahin fließen. — Er ließ mich los, hob dann Julien von Annens Knieen auf, umarmte ſie, und ſagte: Julie, habe Mitleiden mit deinem Bruder. Er iſt unglücklicher, als du! Komm, meine Schweſter Julie, komm Anne. Laßt uns den Bund ewiger Freundſchaft und Liebe vor den Augen unſres Vaters ſchließen. Er reichte Julien die Hand. Julie legte zweifelnd die ihrige hinein; dann fiel ſie ſchnell Annen, und ſogleich auch mir, um den Hals. Nein, ſagte ſie leiſe; ich will an nichts mehr denken, als an das blutige Haupt meiner Mutter, und an Ihre Zufriedenheit, mein Vater.

Sie ſetzten ſich neben mich, und fragten: was machen wir? Ich that meinen Kindern den Vorſchlag, des ſchönen Abends noch ein wenig zu genießen; und wir gingen alle Viere an den See. Louis meinte, wir wollten ein wenig auf dem See fahren; das ſchlug ich ab: durfte Anne Jemanden rudern ſehen? — Wir gingen an dem See hin, und ſetzten uns endlich auf einem Hügel unter zwei große Linden. Wer da geſeſſen hat (und jeder Reiſende verweilt auf dieſem Hügel gewiß eine Stunde), wird ſagen, daß hier die Ausſicht das allerreitzendſte Bild der Ruhe, der Schönheit iſt. Die Stadt wird durch eine Reihe Pappeln verdeckt. Man ſieht nichts als den See, in deſſen ruhigen Spiegel ſich der Himmel und die frohe, ſchöne Gegend tauchen. Ueberall heben ſich Weinberge mit ihren hellgrünen Kränzen hervor, und laſſen die dunkelgrünen Thäler, in deren reichem Schooße ſie ſtehen, nur ahnen. Die Hälfte des Himmels war von der ſcheidenden

Sonne in ein lichtes Roth gekleidet, und das ſchöne Bild dieſer Hälfte ſahen wir im See noch einmal. Es war, als ſäßen wir Viere auf unſrem Hügel im Mittelpunkte der Schöpfung, und hätten die ganze Kugel des Aethers um uns her. Die Gletſcher zeigten ſich nur als dunkle Punkte an der rothen Kugel des Himmels. Die Täuſchung wurde dadurch noch vermehrt, daß der Hügel dicht am Waſſer liegt. Man glaubt auf der Spitze, wo wir ſaßen, den See, der die Hälfte des Hügels umgiebt, gerade unter ſich zu haben. Ein Nachen, mit zwei ſehr guten Flötenſpielern, kam jetzt am Ufer durch das ſchwankende Rohr herab, und ging langſam unter unſren Füßen weg. Die ſanften Flötentöne ſchienen aus der Tiefe des leuchtenden Himmels unter uns im See zu kommen, und machten unſre Herzen ſtill und heilig. Wir athmeten langſam, und ein Lächeln der Ruhe, der Liebe, ſchwebte auf unſren Geſichtern. Sogar Anne konnte nicht widerſtehen; ſie lehnte ſich ſanft an den Raſen, der hinter uns zur Wand diente, und lächelte zum erſtenmale wieder. Ich glaube, ein Vatermörder hätte bei dieſem Anblick, unter dieſen Tönen, eine Minute lang an die Liebe des Himmels glauben müſſen. — Auf einmal hörten wir, zu der noch ſtilleren Begleitung der Flöten, aus dem Aether unter uns herauf eine ſanfte Mädchenſtimme die Worte ſingen:

Heiße, ſtille Liebe ſchwebet
Rings um alle Welten hin;
Wo ein Herz in Thränen bebet,
Wo die Bruſt in Schmerz ſich hebet:
Da verweilt die Tröſterin;
Da wehn ihre ſanften Schwingen
Jeder Wunde Kühlung zu,
Und ins Herz voll Leiden dringen
Hoffnung und Geduld und Ruh.

Anne reichte mir ihre Hand; ich gab die andre meinem Louis, und er faßte die Hand meiner Julie. Welcher Schmerz konnte dieſer Zauberei widerſtehen! In dieſer Minute waren wir gewiß glücklich. Wir horchten noch ſo lange, als wir die Flötentöne vernehmen konnten.

Ich hielt dies für den rechten Augenblick, meine Kinder und ihre Herzen auf ewig zu vereinigen. „Laßt uns aufrichtig ſeyn!" hob ich an; „Julie, ſag mir jetzt, warum biſt du unglücklich? was iſt dir?" Anne zupfte mich am Rocke. Ich ſah ſie an, und ſie ſchüttelte, doch nur ganz unmerklich, den Kopf. Zwar begriff ich nicht, was das ſollte; aber es machte mich doch furchtſam, in meinen Fragen fortzufahren, beſonders da Julie mich ängſtlich anſtarrte, und mit bebender Stimme antwortete: nichts, nichts, mein Vater! — Louis ſah Julien und dann mich wechſelsweiſe an. Er fragte: wie denn Julie? biſt du nicht glücklich? Anne, was fehlt denn Julien? — Wie du auch fragen kannſt! Denke doch nur an ihre Mutter! — „Nein," hob ich wieder an; „das meine ich nicht." — Anne zupfte mich zum zweitenmale, und ich ſchwieg. Die beiden Mädchen ſtanden auf (Anne zuerſt), und gingen ſchnell den Hügel hinunter. Ich folgte mit Louis langſam nach. Er fragte mich noch einmal: was meinen Sie denn, lieber Vater? Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, und antwortete etwas Unbeſtimmtes. Er ging nachdenkend bei mir her und nach Hauſe. Julie und Anne blieben noch eine Stunde im Garten, und ich hörte ſie heftig mit einander ſprechen. Louis ſchien ganz unbefangen; er blies das Lied, das wir gehört hatten, auf der Flöte nach, und ich ſchrieb den Text dazu auf, ſo gut ich konnte.

Was Julien fehlt, kann ich leicht errathen; aber nicht, was mein Sohn haben mag. Anne hat mir Juliens Geheimniß, das ich freilich ſchon ahnete, entdeckt. Julie liebt meinen Sohn mit der ganzen Kraft eines Herzens, das durch Leiden ſo reitzbar geworden iſt; und ich — ich bin auch daran wieder Schuld, ſagt Anne. Nun freilich habe ich gegen Julien geäußert, daß ich wünſchte, ſie als die Gattin meines Sohnes zu ſehen. Schon oben erzählte ich, wie ſie mir um den Hals fiel und ihre Finger auf meinen Mund drückte. Sie ſtand, wie Anne nachher von ihr erfuhr, in dem Irrthume, ich äußerte meines Sohnes Wünſche; und ſein Betragen mochte den Irrthum unterſtützen. Ihr weiches Herz beſchäftigte ſich gern mit dem Gedanken, die Gattin meines Sohnes zu werden. Er ging mit ihr um, wie ein Bruder mit der geliebten Schweſter, und zeigte ihr das allerhöchſte Vertrauen. Wie konnte er auch anders? Sie gehörte ja zu uns; ſie war ja meine Tochter. Julie allein ſieht ſich gegen ihn in einem andren Verhältniſſe; ſie hält ſein Wohlwollen, ſeine Freundſchaft für Liebe, und giebt ihm ihr Herz, das ich ſelbſt für ihn forderte.

Sie waren immer beiſammen, und arbeiteten mit einander, für einander. Ich glaubte geſiegt zu haben, und Anne glaubte daſſelbe. Julie ſchwieg, und Anne ehrte ihr Schweigen, weil ſie ſelbſt wußte, daß die erſte Liebe furchtſam iſt. Auf einmal bleibt Louis ſtundenlang von Hauſe, und iſt unruhig, heftig. Er behandelt zwar Julien noch immer mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit; aber doch ſtellt ein fremdes Weſen ſich zwiſchen ihre Herzen. Julie forſcht vergebens nach der Urſache ſeiner Unruhe, ſeines Umherſtreifens. Sie glaubt, unſer Leben ohne Thätigkeit gefalle ihm nicht, und ſagt uns das ſogar. Ich ſpreche mit Louis darüber; aber das war es gewiß nicht. Wir rathen auf tauſend Dinge, die ihm begegnet ſeyn könnten, und wir treffen das Wahre nie.

Endlich dringt Julie in ihn, und Beide kommen in ein leidenſchaftliches Geſpräch.

Das weiche, heiße, heftige Herz des Mädchens legt ſich voll Liebe an das ſeinige, und wird zurückgeſtoßen. „Zurückgeſtoßen," ſagte ſie zu Annen, als ſie es der endlich erzählte: „das wollte ich noch ertragen. Aber, ach! er ſah nicht einmal, daß ich ihn liebe. Ich bin oft zurückgeſtoßen in der Welt; an Härte und Grauſamkeit iſt mein Herz gewöhnt. Aber er ließ mich kalt da ſtehen, wendete ſich kalt aus meinen Armen, von meinem Herzen, und ging, ohne nur durch einen mitleidigen Blick den Schmerz zu beklagen, der mich ergriffen hatte."

Louis kam wieder, eben ſo innig, eben ſo zutraulich, wie ſonſt, zu Julien. Sie war jetzt mehr in ſich zurückgezogen; denn die jungfräuliche Schamhaftigkeit mußte ihr Herz mit einem dichten Schleier bedecken. Louis fragte uns, was Julien fehle; wir wußten es nicht. Er fragt ſie ſelbſt; und ſie läugnet ihren Schmerz. Als er in ſie dringt, öffnet ſie ihr Herz zum zweitenmale gegen ihn, freilich ſchmerzvoll, und wie das Herz eines Mädchens ſich in einem ſolchen Falle öffnen kann. Louis, der unglückliche Jüngling, verſteht ſie zum zweitenmale nicht. Nun fährt ihr Herz ſchnell zuſammen, und verſchließt ihre Liebe, ihr Leiden, in ſich ſelbſt.

Auf einmal war Julie gänzlich verändert; ſie hatte das holde Zutrauen zu ſich und zu uns verloren. Die alten Wunden brachen mit der neuen ſchmerzhafter wieder auf. Sie wurde bleich, wenn man ſie anſah; ſie zitterte, wenn man ihre Hand ergriff. Ach, ſie glaubte, jeder von uns hätte geſehen, was ihr Herz empfand, und daß es zweimal abgewieſen war. Jeder Blick, den man auf ſie warf, ſchien ihr den Schleier wegzureißen, mit dem ſie ihr Geheimniß, und auch die Wunden ihres Herzens bedeckte. Es gehörte lange Zeit dazu, eh ſie endlich einſah, daß wir ihren Schmerz nicht kannten. So oft ſie zu mir in das Zimmer trat, bejammerte ich ſie. Was aus ihrem zu Boden gerichteten Auge ſah, war nicht ein Blick des Leidens; nein, der Demuth, der Zerknirſchung, der Reue und Scham. Sie ſtand da, wie ein Kind, das ſeine Eltern verſtoßen haben.

O, ſpotte Niemand darüber, daß dieſe Wunde ihr ſchmerzhafter war, als die der Anblick des gewaltſamen Todes in Dijon ihr ſchlug! Dort verfolgten ſie Feinde; hier hielt ſie ſelbſt, unbeſonnen, ihr Herz dem Stoße entgegen, den ihr Freund, ihr Bruder, ihr Alles, führte. Dort milderten den Schmerz Haß und Zorn; hier mehrten ihn Liebe und Beſchämung. Es fiel indeß ein neuer Funke von Hoffnung in ihre Seele, als ſie erſt wußte, daß Louis ihre Liebe nicht kannte. Jetzt hütete ſie ſich mit Sorgfalt, auch nicht Einen Strahl von Liebe aus ihrem Herzen hervor zu laſſen, das ſich alle Tage gegen Louis öffnete. Anne merkte ſo wenig etwas, wie ich. Ich erſtaune in der That über den Muth des Mädchens. Sie ſaß am Tiſche neben Louis. Er ſuchte, wenn er zu Hauſe war, und nicht allein blieb, ihre Geſellſchaft auf; gab ihr ſo viele tauſend Veranlaſſungen, ſich zu verrathen; nannte ſie: du, Geliebte, Schweſter, Freundin; ging mit ihr allein, und küßte ſie, wenn er kam, oder ging. Sie mußte ſein Flötenſpiel mit ihrem Geſange begleiten. Er fuhr mit ihr auf dem See, und zwar immer allein, weil Anne nicht rudern ſehen konnte, ohne über Bordens Tod zu weinen. Noch Abends, wenn Anne mir etwas vorlas, ging er mit ihr in den Weinbergen umher; und jedesmal, wenn er zurückkam, ſagte er zu ſeiner Schweſter: ich weiß nicht, was du willſt! Julie iſt wahrhaftig glücklich.

Sie ſchien auch wirklich nach und nach heiterer zu wirden. Louis Freundſchaft, die durch ihre Trauer zärtlicher geworden war, ſchien aufs neue ihrem Herzen Hoffnungen zugeführt zu haben. Aber auf einmal, mit Einem Schlage, war Belder Heiterkeit verſchwunden. Julie verſank in eine ſtille Schwermuth, in einen verzehrenden Gram; Louis hingegen tobte, grollte, war heftig, empfindlich, reitzbar, ſatiriſch, unſtät. Wir, ich und Anne, glaubten, Beide hätten ſich entzweiet; und wir lächelten einander zu, wenn Julie ſo in Trauer verſunken da ſaß, Louis aber am Fenſter ſtand, und nach und nach immer ſtärker an den Fenſterſcheiben trommelte, ſo daß ich ihm ſagen mußte: mein Sohn, laß doch die Scheiben ganz!

Die Sache wurde aufs neue räthſelhaft, als Louis und Julie ohne alle Anſtrengung freundlich mit einander ſprachen, und ihre

Empfindungen dieſelben blieben; noch räthſelhafter, als Louis auf einmal fröhlich wie ein Gott wurde, und vor Freude lauter verkehrte Antworten gab, Julie aber noch tiefer in ihren Gram verſank, und unter den Tönen ſeiner Freude ſichtlich verging.

Louis war wenig mehr zu Hauſe; und fragte jemand von uns: wo mag er hingehen? ſo antwortete Julie nur mit einem Seufzer. Auch Louis fing wieder an zu grollen, und war offenbar eben ſo wenig glücklich, wie Julie. In dieſe Zeit fiel nun meine Rede, die uns vereinigen, die unſer Glück wieder herſtellen ſollte. Anne, wie der Leſer weiß, zupfte mich am Rocke, als ich Julien fragte, was ihr fehle.

Noch dieſen Abend ſpät kam Anne zu mir, und erzählte mir einen Theil von dem, was ich dem Leſer ſo eben geſagt habe. Julie hat Annen ihre Liebe entdeckt, und zugleich geäußert, was uns Beiden ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Louis irgend ein Mädchen in der Nachbarſchaft liebe. Woher Julie das weiß, will ſie nicht geſtehen.

Das iſt mein gegenwärtiger Zuſtand, lieder Leſer; das iſt die ſchwarze Wolke, die ſich über meinem Abend zuſammenzieht. Ich zittre, weil ich vorausſehe, was noch kommen wird. Louis hat mir in einer ſehr ernſthaften Unterredung, die ich mit ihm gehabt habe, endlich geſtanden, daß er liebt. Ich wurde bleich, als er das Wort ſagte. Alſo war denn Julie zuerſt von uns geopfert! „Und," fragte ich mit einem von Thränen gedämpften Tone, „wie heißt deine Geliebte?" — Mein Vater, erwiederte er, und faßte meine Hand: dringen Sie nicht in mich. Noch kann ich Ihnen nichts ſagen, als daß ich liebe, daß ich wieder geliebt werde. Ja, ich hoffe es, mein Vater. Ich hoffe um Ihres Glückes willen, daß ich geliebt bin!

Alle meine Bitten, daß er mir die nähern Umſtände entdecken möchte, waren vergeblich. Mein Vater, ſagte er, ich verſprach Ihnen, nie Ihren Nahmen zu nennen, nie einen Menſchen mit Ihnen und Ihrem Schickſale bekannt zu machen. Ich habe Wort gehalten; meine Geliebte weiß nicht einmal, daß Sie in der Welt ſind. Aber ſie hat von mir daſſelbe Verſprechen verlangt; ich habe es gegeben, und muß es erfüllen.

„Mein Sohn,“ ſagte ich ernſt; „bringe kein Mädchen unter uns, deſſen Herz nicht ſo einfach wäre, wie die unſrigen, und das wir nicht lieben könnten. Ich hatte den Wunſch, daß ...“

Er küßte mir ehrfurchtsvoll die Hand. Sie hat ein Herz, wie wir, und iſt unſer werth. Glauben Sie mir das, mein Vater!

„Du haſt Geheimniſſe vor ihr, mein Sohn; das ſetzt doch Zweifel an deiner Seite voraus.“

Ich nicht, mein Vater, ſondern Sie. Darf ich ihr ſagen, wer wir ſind? Ach, ſchon oft hat das mein Herz gedrückt.

„Nein, Louis. Erſt will ich ſehen, ob ſie für unſre Geheimniſſe paßt. Ich verbiete dir, ihr etwas zu ſagen. Aber du äußerſt Zweifel an ihrer Liebe! Würdeſt du an meiner, oder an Juliens Liebe zweifeln? (Ich ſprach den Nahmen Julie mit Bedeutung.) Wie könnteſt du das, wenn ſie dich liebte, wie wir dich lieben!“

Er legte die Hand an die Stirn, und ſagte betrübt: was bin ich denn, daß dieſes Mädchen mich liebt! dieſes Mädchen, mit ſolchem hohen Reitz der Seele! Ja, ich zweifle, Vater; und dann am meiſten, wenn ſie mir den Reichthum ihres Herzens und ihrer Liebe öffnet. Sie hat Geheimniſſe, ſogar vor mir. Und das macht mich unglücklich, ſo oft ich mir auch ſage, daß ich gegen ſie in gleichem Falle bin. Es wird ſich entſcheiden, und bald.

Das war Alles, was ich herausbrachte: nichts, als die Gewißheit unſres Unglücks. Ich hielt Julien ſchon für verloren. Wird ihr weiches Herz, dachte ich, dieſen Schlag aushalten? Anne, der ich Alles erzählt habe, ringt die Hände. Ich bin entſchloſſen, mein kleines Vermögen mit meinem Sohne zu theilen. Seine Geliebte gefällt mir nicht, ſo wenig ich auch von ihr weiß. Er mag ſich in unſrer Nähe ankaufen, und dann will ich meine letzten Tage verwenden, die unglückliche Julie zu tröſten. Ich fühle, daß mein Sohn einen Theil meines Herzens mit ſich nehmen wird; aber ſoll ich vor Juliens Augen ein Glück hinſtellen, nach welchem ihr freudenloſes Herz vergebens ſich ſehnte? Oder kann ich ihr ſagen: zieh weg, du Unglückliche! mache der Glücklichen Platz, durch die du elend wirſt? Nein, ſie bedarf nun unſrer Herzen, unſrer Liebe, doppelt. Mein Sohn kann ohne mich glücklich ſeyn; aber Julie würde ohne mich vergehen. Ich muß ihn aufopfern, ſo ſehr ich ihn auch liebe.

„Ach,“ rief ich hier; „wenn ſie nur erſt bleich in meinen Armen läge! wenn nur erſt die ſchreckliche Nachricht ihr Weſen erſchüttert hätte!“ — Ich zittre vor dem entſetzlichen Augenblicke, da wir ihr ſagen müſſen: er iſt für dich verloren. Anne hat das Geſchäft übernommen, für das ich zu weich bin. Während, daß ſie vor Juliens Augen den Vorhang der Zukunft aufrollt, will ich das Haus verlaſſen, und mich auf den Hügel am See ſetzen. Ich bitte den Himmel, daß die ſanften Töne des Troſtes wieder aus der Tiefe zu mir heraufſchallen mögen; ſie würden mich zum zweitenmale tröſten.

Es iſt geſchehen! Arme, arme Menſchen! — Hätte Julie ihn weniger geliebt, ſein Herz würde ihr nicht entgangen ſeyn. Ach, ihre Liebe war eine unſcheinbare Nachtviole, an deren duftendem Keiche man undankbar vorübergeht: ſie war nur Geduld bei ſeiner Kälte, nur ſtille Treue, nur verborgne Sehnſucht. Juliens Herz offenbarte ſich nur durch ſich ſelbſt, durch Liebe. Sie wußte nichts von allen den kleinen Künſten, ſich durch Launen, durch Gezänk, durch Anmaßungen, intereſſant zu machen; oder ihre Liebe verſchmähete ſie. Ihr werdet ja am leichteſten verkannt, ihr ſtillen Herzen, ihr geduldigen Seelen, mit der heimlichen, ſchöneren Gluth der treuen, verſchwiegenen Sehnſucht! Ach, weil ihr die Erde für den Tempel der Liebe, der Treue hieltet, gehet ihr wieder aus ihr weg, ohne daß eine andre Bruſt ſich an die eurige legte, ohne daß ein andrer Blick, als höchſtens des Mitleidens, oder wohl gar des Hohns, ſich auf euch heftete. Nur in Romanen iſt eure glänzende Rolle, nicht im Leben; da vergeht ihr, oder der Zufall verſchenkt euer Herz an einen Mann, der nicht fühlen, nicht lernen kann, wie viel ihr werth ſeyd. Ihr wendet eure Blicke von der Erde ab, die euch verkennt, und hofft mit Freude auf den Augenblick, da Staub des Grabes eure treue Bruſt bedecken wird. Arme Julie, armes Mädchen!

Nein, ſie kann es nie wagen, ihren Blick nach einem Herzen über unſren kleinen Kreis hinaus zu werfen. Wenn mein Sohn ihr Herz, ihre Liebe nicht ſieht, ſo iſt ſie verloren; denn die übrige Welt gehört mit zu den Mördern ihrer Mutter. Sie iſt nun allein; das weiß ſie, und hat ihre Seele geduldig (was haben dieſe Herzen anders als Geduld!) dem hoffnungsloſen Schmerze hingehalten.

Anne hat mit ihr geſprochen. — Sie ſetzen ſich Beide unter die finſtern Tannen. Anne iſt bewegter, als gewöhnlich. Julie betrachtet ſie, fällt weinend in ihre Arme, und erräth ihr Unglück ſchon, ehe noch Annens Lippen ſich öffnen. Nicht wahr, ſagt ſie; ich bin verloren? „Julie," erwiederte Anne: „der Himmel wollte unſre Herzen unaufhörlich an einander binden; darum gab er uns ein gleiches Schickſal, Einen Schmerz."

Einen? (Sie ſchüttelt den Kopf.) Ach, wenn er mich nur liebte, und ich lebte da auf dem entfernteſten Sterne — ſieh, Anne, ich könnte doch meine Blicke freudig durch die Himmel werfen, und fragen: wo iſt er? auf welchem Sterne? Das kannſt du, Anne;

aber ich muß meinen Blick allein auf meinen Schmerz heften. Wir haben nicht Einen Schmerz, meine Anne; wie wollteſt du ſonſt noch leben?

„Julie, die Liebe iſt nicht ewig; ſie vergeht! Auch deine Liebe wird vergehen, theure Julie.“

War das dein Troſt, Anne, als Borde mit ſeinen Henkern ging? O, ich bitte dich, ſage das nicht wieder! Ich würde noch elender ſeyn, wenn ich dir glaubte. Laß mir den Troſt, daß dort eine Stunde kommen muß, wo er eine Thräne für meinen Schmerz, für meine Treue hat. Aber rede nur, Anne, rede nur. Nicht wahr, er liebt? nicht wahr, er hat es geſtern unſrem Vater geſagt? Der Vater war ſo bewegt!

Eine ſtille Umarmung war Annens Antwort.

Und wen? fragte Julie, ihr Haupt langſam empor richtend.

„Ich weiß es nicht, Julie. Aber ſey ruhig. Du ſollſt ſie nie ſehen, Liebe. Er verläßt uns, und du wirſt bei uns bleiben.“

Nein, Anne! ſagte Julie ernſt; ich will

den Sohn nicht um den Vater bringen. Und, Anne, was kann ich denn noch verlieren, da ich ihn verloren habe! Wäre es nicht Spötterei, boshafte Spötterei mit dem Elende, wenn man den Unſchuldigen in Feſſeln legte, in ein dunkles Gefängniß würfe, und ihm zum Troſte ſagte: wir wollen die Mauern deines Gefängniſſes mit den Tapeten des Zimmers behängen, worin du glücklich warſt? In ein Leichenzimmer gehören ſchwarze Tapeten, eine finſtre Lampe, ein Seufzer, und ein Herz, das nicht mehr ſchlägt. Laß mich! Für mein Daſeyn iſt jeder Ort gleich. Was fragt der Todte darnach, ob ihr ſein ſtarres Haupt auf ein ſammetnes Küſſen legt, und ob ihr ſeinen Sarg mit Blumen ſchmückt! Nein, ich kann nicht hier bleiben. Mein Troſt iſt eine andre Welt. Ich werde zufriedner leben, wenn ich nichts mehr ſehe von dem, was ich geſehen habe. Er ſoll hier bleiben, er; nicht ich!

Anne hoffte, ſie zu überreden, wenn der erſte Schmerz gelindert wäre. Sie nahm Juliens fallendes Haupt an ihre Bruſt, und ſagte ſanft: „iſt denn die Freundſchaft nichts?

kann denn nicht auch mein Herz dich lieben? Soll ich wieder einſam und allein leben? O Julie, ſo laß meinem Vater den Sohn. Mögen ſie Liebe und Glück haben; wir wollen der Freundſchaft und dem Schmerze treu ſeyn. Ich fühle, daß ich mich niemals von dir trennen kann."

Beide umarmten ſich, und drückten die verlaſſenen Herzen feſt an einander. Arm in Arm gingen ſie noch eine Stunde unter den Tannen auf und ab, bis die Nacht herauf kam. Anne hat mir die Unterredung erzählt, und ich habe tief geſeufzt.

Unſer Entſchluß iſt nun gefaßt. Louis heirathet ſeine geheimnißvolle Geliebte. Er hat auch ſeiner Schweſter von dem Mädchen erzählt, und es gefällt ihr eben ſo wenig, wie mir. Ach, ich fürchte, daß auch Louis nicht glücklich ſeyn wird. Wie kann er es ſeyn, wenn ſein Herz an ihrer Liebe zweifelt? und wie zweideutig muß das Mädchen nicht ſeyn, da meines Sohnes einfaches Herz an ihrer Liebe zweifeln kann! Ja, unſer Entſchluß iſt gefaßt. Er mag ſie heirathen! Mich ſoll er aber nicht wieder aus dem engen Kreiſe meines Lebens wegziehen, auf den er wohl angeſpielt haben mag, als er zu Annen ſagte: ſeine Geliebte haſſe nichts mehr, als Unthätigkeit; ſie ſey für die Welt, für Arbeit, für Thaten, für Größe geſchaffen. Mag ſie das ſeyn: ich bin es nicht; Anne und Julie ſind es eben ſo wenig. Wohl! ihr Kreis ſoll den meinigen nicht berühren. Ich will ihm die Hälfte meines Vermögens geben, und, wenn er mehr verlangt, auch das. Es iſt mein Glück, daß ich ſo wenig brauche. Sehen will ich das Mädchen nicht, ſo weh es mir auch thut. Louis ſah mich ſcharf an, als ich ihm das ſagte. Ich wurde ängſtlich. Aber kann ich anders? darf Julie ſeine Geliebte ſehen? Ich umarmte meinen Sohn, und ſagte ihm: „ſobald ſie deine Frau iſt, ſollſt du meine Gründe wiſſen. Du wirſt finden, daß nicht Kälte, ſondern Liebe mich dazu bringt. Es geht etwas vor, daß du nicht wiſſen darfſt, mein Sohn. Anne wird dir eben daſſelbe ſagen." — Nicht ſehen? erwiederte er betreten; iſt es dahin gekommen? Er wendete das Geſicht ab. Ich fürchtete, auch ſein Herz möchte

ſich

ſich in dieſem Augenblicke von mir abwendete, und ergriff ihn ſchnell. „Höre," ſagte ich, „wenn du Muth haſt! Julie liebt dich, und vergeht vor Kummer." Er wurde bleich und zitterte. Liebt mich? Das alſo iſt das ſchreckliche Geheimniß? O, mein Vater, Gott Lob, daß Sie endlich reden! Ihre und Annens Kälte gegen meine Geliebte hat Gift in meine Bruſt . . . Ach, jetzt begreife ich. Die Unglückliche liebt mich! — Er bedeckte die Thränen in den Augen mit der Hand. Nein, ſagte er leiſe; Julie darf ſie nicht ſehen. Zum Glück weiß ſie noch nichts. Ach, mein Vater, ich betrachtete mich ſchon, als von Ihnen verſtoßen. Annens Kälte, wenn ich ihr mein Herz öffnen wollte, (und wie oft wollte ich das nicht!) die geheimen Vorwürfe, die Sie meiner Liebe ſchon lange gemacht haben, Ihre bitteren Anſpielungen darauf . . .

„Wer? ich? ich hätte dir ſchon lange Vorwürfe gemacht? Daß du liebſt, weiß ich ja erſt, ſeitdem du es mir geſagt haſt!"

Er ſah mich befremdet an. Ich hatte ihm wirklich zuweilen Vorwürfe gemacht, daß er uns ſo oft verließe. Das ſah ich Juliens wegen nicht gern; er ſtand aber in dem Irrthume, wir haßten ſeine Geliebte. Als wir uns gegenſeitig erklärt hatten, begriff er ſelbſt, daß Julie geſchont werden müſſe. Auch ging das leicht an, da ſeine Geliebte, einigen Worten zufolge, die ihm entfielen, vielleicht von uns eben ſo wenig hoffte, als wir von ihr. Ich und Anne, redeten wir ab, wollten bei der Trauung in unſrer Kapelle Gottes Hülfe zugegen ſeyn, und Julie ſollte gar nichts wiſſen. Ach, ſo gern ich auch die Braut meines Sohnes ſchon früher ſähe, ich muß es mir verſagen, bis an den Tag, da ich ſeine Hand in die ihrige legen werde.

Das iſt mein Zuſtand. Iſt es nicht, als ob wir wieder unter der Brücke ſäßen zwiſchen der Gränze des Elendes und der Rettung? — — Anne, die mit Louis geſprochen hat, ſagt mir eben: ſeine Braut müſſe ein edles Mädchen ſeyn. Und wenn auch! Werde ich vor Juliens Thränen mich ihres Lächelns freuen können? Könnte ich an dem Sterbebette meiner Gattin mich über die Rettung meiner Töchter freuen?

„Durch das Alles werden ſie beſſere Menſchen.“ Das iſt mir ſchon zehnmal eingefallen; aber ach, ich habe es nur mit halben Worten und mit halbem Herzen geſagt. Oder heißt das beſſer werden, wenn der Menſch ſeinen Blick von dem Leben abwendet, weil es ihm nichts iſt, als eine brennende Sandwüſte? heißt das beſſer werden, wenn er den Sammiel-Wind des Unglücks ſtehend erwartet, weil er den Muth nicht mehr hat, niederzufallen und den Tod noch einmal über ſich weg gehen zu laſſen? Nein, ich hadre nicht mit der Vorſehung; ſie gab uns das Grab mit dem Schmerze, und —. O, ich möchte Julien gleich jetzt darum fragen, ob ſie wohl Luſt hätte, mit den Menſchen zu tauſchen, die durch das Leben gehen, wie über einen Jahrmarkt, mit der Hand auf der Taſche; die in jedem, der neben ſie tritt, einen Betrieger fürchten; die das Leben verlaſſen, ohne daß ihr Herz durch etwas Andres in Bewegung gekommen iſt, als durch das Blut, das ihre Adern füllte; die im Tode nichts zu beweinen haben als das Leben, das ſie verlieren; die kein Herz zurücklaſſen, auf keines hoffen, das ſie wiederfinden werden. Iſt der Schmerz, würde ich Julien ſagen, nicht der beſſere Stempel deiner höheren Natur? iſt nicht jede Thräne, welche in dieſem Leben durch nichts abgetrocknet werden kann, der fruchtbare Regen, der die Keime der Hoffnungen für eine beſſere Welt entwickelt und reif macht? Wollteſt du ihn lieber haſſen, unglückliches Mädchen, weil Haß nicht ſo ſchmerzt, wie eine hoffnungsloſe Liebe? Das möchte ich ihr ſagen, wenn nicht ihr bleiches Geſicht, ihre Seufzer mir den Muth zu Allem, außer zu Thränen, nähmen. Ich fühle, daß ich den Himmel anklagen würde, wenn ich ihn gegen ihre Trauer in Schutz nehmen wollte. Mein Herz war zur Freude geſchaffen; warum, ach! warum gab das Geſchick mir ſolches Leiden, oder warum machte es mein Herz nicht ſtärker!

So iſt es! O, lieber Leſer, ſpotte nicht über den Schmerz eines zu weichen Herzens. Biſt du ſtärker, ſo danke dem Himmel dafür!

Guter, heiliger Gott! was iſt der Menſch! Lieber Leſer, was iſt der Menſch! was ſein Geſchick! Noch immer werfe ich die Feder wieder hin, und will hinaus ins Freie. Ich vergeſſe jeden Augenblick, daß ich euch noch etwas ſagen muß; daß ich euch ſchon etwas geſagt habe. Es wird langſam gehen; aber ich will meine Begebenheit vollenden, ſo ſchwer es mir auch jetzt iſt, zu ſchweigen und zu reden. Wo fang ich an? frag' ich mich ungeduldig; wo höre ich auf? — Am liebſten ſagte ich euch in zwei Worten mein weiteres Schickſal, und dann ein kurzes Lebewohl. Aber ich will mir Zeit nehmen.

Etwa einen Monat nachher, als wir hier angekommen waren, wollte mein Louis nach einem anderthalb Meilen von uns entlegenen Dorfe gehen, um einem Volksfeſte beizuwohnen, das einige Gemeinen zum Andenken ihrer erworbenen Freiheit feierten, und von deſſen ſonderbaren Gebräuchen man bei uns viel geſprochen hatte. Auf dem Wege dahin lag ſeitwärts eine einzelne Hütte, vor der ein Bauermädchen ſtand. Louis ſah, daß ſie mehrere von den vielen Vorübergehenden anredete. Sie ſchien etwas zu bitten; es wurde ihr aber abgeſchlagen. Louis ging ſchon, ehe er an das Haus kam, vom Wege ab, auf ſie zu, um ihr die Bitte, die ihr jetzt immer ſchwerer fallen mußte, zu erleichtern. Sie kommt ihm einige Schritte entgegen, und ſagt: habt Ihr wohl eine halbe Stunde Zeit für einen Unglücklichen? Der Ton ihrer Sprache, ihre Stellung, ihre Schönheit, ihr Anzug — ſie trug zwar die Kleidung einer Bäuerin, aber in einer ſehr reitzenden Form — kurz, der Anblick des Mädchens macht meinen Louis beſtürzt. „Für einen Unglücklichen,“ antwortet er, „habe ich mein ganzes Leben Zeit.“ Sie geht neben ihm her zu der Hütte, und ſagt dabei: mein ſterbender Vater möchte gern noch einmal in die Sonne. Ich bitte Euch, helft mir ihn herausſchaffen. Louis trat hinter ihr in das Haus und in das Zimmer. Ein Greis, der auf einem reinlichen Bette liegt, ſtreckt ihr die Arme entgegen, und ſagt: „iſt endlich jemand menſchlich genug, einem Unglücklichen noch einmal den Anblick der Sonne zu geben?" Sie faßt lächelnd ſeine Hand, richtet ihn ſanft auf, und trägt einen weichen Stuhl vor die Thür in den Schatten eines Kaſtanienbaumes. Louis hebt den Alten aus dem Bette, umfaßt ihn mit einem Küſſen, trägt ihn ſo hinaus, und ſetzt ihn in den Armſtuhl vor die Hausthüre. Nun ſagt das Mädchen mit einer kleinen Verbeugung: „ich danke Euch, mein Freund. Der Himmel wird ja wieder einen Menſchen vorüberführen, wenn mein Vater hinein will!" Louis geht, blickt aber zurück, und ſieht das Mädchen mit ihrem Vater beſchäftigt. Er kehrt zurück, und hört, daß ſie dem Greiſe nur eine bequemere Stellung gegeben hat. Ich dachte, ſagt Louis, Ihr hättet meine Hülfe nöthig. Und wenn Euer Vater nun gern wieder hinein wollte? Die Luft iſt heute rauh. Mein Geſchäft hat keine Eil. Ich kann ja hier eine Stunde ruhen, auch zwei Stunden, wenn es ſeyn muß. Er ſetzt ſich neben dem Alten unter den Kaſtanienbaum; das Mädchen ſitzt auf der andern Seite, und arbeitet.

Ich habe, fängt der Greis an, ſchon ſeit zwei Stunden auf dieſen Augenblick gehofft. Und wahrhaftig, ſetzt er lächelnd hinzu Euch kann die Hoffnung Jahre warten laſſen, mich nur Minuten. Es iſt unbarmherzig. Wie Viele haſt du nicht um dieſen Dienſt gebeten, mein Kind! Der Menſch iſt hart, von Natur hart.

„Ich glaube, er iſt mehr unglücklich, als hart," erwiedert das Mädchen. „Hätten die Menſchen nie einen Unglücklichen geſehen, und nun zeigte ſich endlich einer: ſie würden ſich darnach drängen, ihm wohlzuthun. Jeder hat ſeine Laſt ſelbſt; warum ſoll ich, denkt er, noch fremde tragen helfen? Gewiß, der Menſch iſt nicht hart, ſondern unglücklich. Das ſagte ſie in einem feinen Tone, der ihren Worten doppelten Reitz gab, und hatte dabei die Augen auf ihre Arbeit geheftet. Nur von Zeit zu Zeit ſah ſie ihren Vater an, ob er etwas bedürfte. Louis konnte nicht aufhören, ſie zu betrachten.

Es iſt ſeltſam, fing der Alte wieder an; man hat doch nie zu lange gelebt! Noch immer wünſcht man etwas, wäre es auch nur eine Kleinigkeit, z. B. noch einmal in der Natur zu ſeyn. Aber Einen Wunſch muß der Tod doch endlich abreißen; der Menſch wird nicht fertig mit Wünſchen.

„Wie mit Hoffen, mein guter Vater. Beides macht das Glück des Lebens aus.“

Wie wenige Wünſche werden erfüllt! ſagte der Greis.

„Was thut es! Man fällt, wie ein Kind, das lange Weile hat, von dem Einen auf das Andre. Dieſe Hoffnung verſinkt, jene ſteigt wieder empor: wie die Sonne auf- und untergeht. Wer noch klagt, wer noch ſagen kann: das habe ich gewünſcht, das wünſche ich jetzt; der iſt nicht unglücklich: aber wer dem Geſchick und den Menſchen eine ruhige Miene, ein Auge ohne Thränen entgegen bringt, weil er aufgehört hat, zu wünſchen; wer ſeine Wunde verhehlt, Allen, welche ſie ahnen, zulächelt, und ſagt: es iſt nichts! — der iſt unglücklich.“

Man ſollte es nie ſo weit kommen laſſen, meine Sophie. Die Menſchen können uns ſtoßen; aber die Menſchheit verſtößt uns nicht. Das iſt dein Fall wenigſtens nicht?

Sie lächelte. „Gott Lob, mein Vater, nein! Aber man kann den Glauben an die Menſchheit feſt halten, wenn man auch nicht länger auf Hülfe hofft. Es iſt dann der Fall, den ſie eben erwähnten: man hat zu lange gelebt."

Ich glaube, ſagte Louis ſehr beſcheiden und artig, daß dieſer Fall nie eintritt.

„Warum nicht?" ſagte ſie, von ihrer Arbeit aufſehend, und zeigte über den Jura hin. „Wer nun das blutige Haupt ſeines Vaters, oder ſeines Geliebten, oder ſeiner Schweſter, hat fallen ſehen? Ich glaube, der muß fühlen, daß er zu lange gelebt hat."

In dem Augenblicke, ja! erwiederte Louis. Aber der Schmerz wird milder werden, zuletzt vergehen, und endlich vergeſſen ſeyn.

„Wer möchte in dem Augenblick des Verluſtes nur daran denken, daß man vergeſſen kann! Ach, wenn ein Schmerz gerecht iſt, ſo müſſen wir erröthen, daß er nicht ewig währt."

Aber uns auch Glück wünſchen, mein Kind, daß er es nicht iſt.

„Und das kaum!" ſagte ſie ſchnell. „Der

Vergeßliche fühlt jeden kleinen Dorn des Schickſals, die Stacheln an den Roſen, die ihm das Schickſal giebt. Er iſt immer unglücklich, weil er vergißt, daß der Menſch nicht glücklich ſeyn ſoll. Ein langer Schmerz legt um den Menſchen eine Rinde, die ihn gefühllos gegen die kleinen Schläge des Geſchickes macht. Er geht muthiger fort; das Tragen wird ihm leicht, weil er ſo lange getragen hat."

Dann wäre der Gefühlloſe der Glücklichſte, ſagte Louis: und das wollten Sie doch nicht behaupten?

„Nein; das folgt auch nicht. Aber iſt die Tochter, oder der Sohn gefühllos, der am Sarge des Vaters lächelnd da ſteht, der den ſtillen Blick, über den Sarg, über den Tod, über die Zeit weg, in die Ewigkeit richtet, deſſen Leben in der Bruſt von dem Schmerze aufgenagt wird? iſt er gefühllos, wenn die Flamme ſein Haus zerſtört, und er ruhig bleibt, weil ſeine Seele ewig über dem Grabe ſeines Vaters ſchwebt?"

Der Alte ſchien das Geſpräch nicht gern fortzuſetzen. Er fragte meinen Sohn, wer er wäre. Mein Sohn ſagte: er heiße Simon, ſey ein ausgewanderter Pächter, u. ſ. f., wie wir es verabredet hatten. So lange von der Gegend, von den Bewohnern der Dörfer, und dergleichen die Rede war, ſchwieg das Mädchen; ſo bald aber das Geſpräch den Menſchen ſelbſt betraf, miſchte ſie ſich hinein, und zwar mit Anmerkungen, die nur aus einem zerdrückten Herzen kommen konnten, die ſie aber wieder mit einer ſo ruhigen Stimme und Miene ſagte, als ob ſie auswendig gelernt wären. Nach einer Stunde verlangte der Alte wieder in ſeine Hütte. Louis trug ihn hinein, und legte ihn zu Bette.

Der Alte ſagte lächelnd: ich bin müde, und meine Tochter hat mich verwöhnt; nur bei ihrem Geſange kann ich einſchlafen. Das Mädchen ſang einige ſanfte, beruhigende Melodieen, bis der Alte eingeſchlummert war. Dann winkte ſie meinem Sohne, und Beide gingen hinaus. Louis ſagte, von der ſchönen Stimme bezaubert: wie beneidenswerth iſt der Tod Ihres Vaters! er ſtirbt unter den Tönen des Himmels. „Er ſchläft ſo ein,“ erwiederte ſie, „unter meinem Geſange. Zum Ster=

ben wird er weniger gebrauchen, und ich danke dem Himmel dafür. Ich glaube nicht, daß ich in dieſer Stunde würde ſingen können, ob er es gleich von mir verlangt hat."

Sie ſprachen noch ein wenig; dann nahm mein Sohn Abſchied. Darf ich, fragte er zuletzt, auf meinem Rückwege mich erkundigen, ob Ihr Vater meine Hülfe wieder nöthig hat? Sie verbeugte ſich dankbar, und er ging. Das ſchöne Bild des Mädchens, und ihr lieblicher Geſang begleiteten ihn. Er kehrte, ehe das Feſt noch anhob, zurück, und ſah ſchon von weitem das Mädchen vor der Thüre ſtehen. Sie kam ihm mit einer ſanften Bläſſe in dem ruhigen Geſichte entgegen. „Mein Vater," ſagte ſie, „hat Ihre Hülfe nicht nöthig; aber ich!" Sie führte ihn in das Haus. Louis erſchrak heftig, als er den Greis todt auf dem Bette liegen ſah. Er faßte des Mädchens Hand, um ſie zu tröſten. Bedurfte ſie des Troſtes nicht? Er merkte weiter kein Zeichen des Schmerzes an ihr, als die Bläſſe ihrer Wangen, und eine weichere Stimme. Sie bat ihn, im nächſten Dorfe einen Sarg und das Begräbniß zu beſorgen. Er eilte mit dieſem

Geſchäft, um am Abend wieder bei ihr zu ſeyn, weil er ſie die Nacht über nicht allein bei der Leiche laſſen wollte. Sie ſaß, als er zurückkam, an dem Bette, auf dem der Leichnam lag. Louis erklärte ihr, daß er die Nacht, und morgen, da ihr Vater begraben werden ſollte, bei ihr bleiben würde; und ſie ließ ſich ſein Anerbieten gefallen.

Er fing an über den Todten, und über ihr Geſchick zu ſprechen. Sie blieb ruhig; nur von Zeit zu Zeit hob ein Seufzer ihre ſchöne Bruſt. Als er nach ihren Ausſichten fragte, lächelte ſie. „Ich kann arbeiten, viel arbeiten, und bedarf ſehr wenig; auch hinterläßt mein Vater mich nicht ganz arm.“ Er fragte nach ihrem Nahmen. Denn, ſetzte er hinzu, in dieſem Stande ſind Sie nicht geboren. — „Auch nicht in einem viel höhern. Mein Vater hieß Pons, und beſaß ein kleines Gütchen in Poitou, das uns aber kaum von den gröbſten Landarbeitern frei machte. In der Jugend war er glücklicher geweſen. Er gab mir in den Stunden der Muße ſeine Bildung. Wir wanderten aus, weil uns die Blutmenſchen beunruhigten. Mein Vater wollte mich geſichert wiſſen; er rettete wenigſtens einen kleinen Theil ſeines Vermögens. Das ſind meine Schickſale, Herr Simon. Jetzt iſt es mein Wunſch, ſo verborgen wie möglich zu leben. Sie ſind hier mein erſter Bekannter. Ich hoffe, von nun an nie wieder die Hülfe eines Menſchen zu brauchen."

Das heißt: Sie haben auch meine Bekanntſchaft ungern gemacht?

„Das wäre undankbar, Herr Simon. Kann Ihnen die Freundſchaft meines Herzens, das nur noch den Wunſch des Todes fühlt, etwas gelten, ſo ſeyn Sie mein Freund. Aber dann müſſen Sie mich in meiner Verborgenheit laſſen. Ich würde auch dieſe einzige und letzte Freundſchaft aufgeben, wenn Sie meinen Nahmen irgend jemanden nennten." —

Louis gab ihr die Verſicherung, gänzlich von ihr zu ſchweigen. Er betrachtete ſie mit großer Neugierde, da er nicht begriff, wie das Mädchen mit ſolcher Ruhe neben der Leiche ihres Vaters ſitzen konnte. Und wenn ihr Vater nur auf einen Monat von ihr gereiſt wäre, dachte er, ſo ſollte ſie gerührter ſeyn.

— Ich bewundere, ſagte er ein wenig mißtrauiſch, die Stärke, mit der Sie Ihren Verluſt ertragen. Sie lächelte ſchmerzhaft, und ſchwieg. Als es ſpät wurde, wies Sie ihm ein Kämmerchen neben dem Zimmer an, worin der Todte lag. Am folgenden Morgen hörte Louis ein Geräuſch, und ſah durch eine Oeffnung der Thür in das Zimmer. Das Mädchen lag vor dem todten Greiſe auf den Knieen, und benetzte ſeine Hand mit heißen Thränen. So wie ſie aber etwas hörte, trocknete ſie das Auge, nahm ihre Arbeit, und ſetzte ſich neben das Bett. Louis trat gleich nachher in das Zimmer; aber ſchon war jede Spur von Schmerz aus ihrem Geſichte verſchwunden, und ſie empfing ihn ruhig. Als der Sarg gebracht wurde, half ſie ihren Vater mit hinein legen. Louis beobachtete ſie verſtohlen, aber genau. Auch jetzt ſah er weiter kein Zeichen des Schmerzes an ihr, als daß ſie beim Zunageln des Sarges ſehr blaß wurde, und einige Male mit den Händen zuckte.

Er fürchtete bei ihr einen verſchloſſenen Schmerz, der nicht hervorbrechen könnte, und wollte den Verſuch machen, ihn in Thränen neu aufzulöſen. Um ihr Herz zu erweichen, ſetzte er ſich zu ihr hin, und ſprach mit ihr über den Verluſt, den ſie erlitten hatte. „Klagen,“ ſagte ſie, „heißt ſchon anfangen zu vergeſſen. Ich hatte Thränen, mein Herr, als ich noch Freuden hatte. Jetzt habe ich nur Einen Schmerz, und jeder neue Verluſt kann ihn nicht viel vergrößern. Warum ſollte ich über etwas weinen, das ich mir täglich von dem Himmel erflehe?“

Sie ſprach mit einer gewaltſamen Anſtrengung, bleich und zitternd. Glaube mir, liebe Unglückliche, ſagte Louis, von dem geduldigen Schmerze überwältigt: glaube mir, du wirſt wieder glücklich werden. (Sie ſchüttelte ſanft den Kopf.) Nur müſſen Sie den Troſt nicht von ſich ſtoßen! — „Das thue ich nicht, Herr Simon, gewiß nicht. Aber welchen Troſt? Hat der Menſch, der auf den Trümmern einer vergehenden Welt ſteht, und um ſich her nichts als Gräber ſieht, einen andren Troſt, als Ergebung? Und mein Herz hat ſich ergeben. Glauben Sie mir!“

So ſtehen Sie nicht, gute Seele, ſo ſtehen Sie nicht. Sie mögen ſehr viel verloren haben; — „Alles!“ ſeufzte ſie dazwiſchen, ohne ihn zu unterbrechen — aber ſo fangen Sie nun eine neue Laufbahn der Freude an. — „Ich bin ganz verlaſſen!“ ſagte ſie, gegen den Sarg gewendet. — Und haſt du denn nicht mich? rief Louis, umfaßte ſie, und drehete ſie von dem Sarge zu ſich um. Bin ich denn nicht bereit, Alles mit dir zu theilen? Alles, mein Leben, meine ganze Seele! Er zog ſie an ſeine Bruſt. Sie legte ihr Geſicht auf ſeine Schulter, und nun drangen Thränen aus ihren ſchönen Augen. Aber nur eine halbe Minute erhob ſich die niedergedrückte Seele an der Bruſt eines Andren und in ihren eigenen Thränen; dann ſank ſie wieder. Das Mädchen ſtand auf, und verließ ſogleich das Zimmer.

Nach einigen Minuten kam ſie wieder herein, und ſprach, bis der Sarg weggetragen wurde, mit großer Gelaſſenheit von den Veränderungen, welche der Tod ihres Vaters in ihrer häuslichen Einrichtung nöthig machen würde. Dann folgte ſie an Louis Seite dem Sarge bis in das nächſte Dorf, und ſah ihn verſenken, ohne daß ſie eine merkliche Bewegung machte. Nachher kehrte ſie mit Louis zu ihrer Hütte zurück, und ging in ſtillem Nachdenken neben ihm her. Er hing mit ſeinen Blicken an dem lieblichen Geſichte, an der edlen Geſtalt. Auf dieſem ſtillen Gange ohne Worte, fühlte er zum erſtenmale Liebe für die von Allem, ſelbſt von ihren eigenen Thränen, Verlaſſene. Das menſchliche Herz wird ja immer dann am weichſten, wenn es einen Unglücklichen vor ſich hat, der ſtumm und geduldig ſeinen Schmerz verbirgt, und keine Thräne weint, es zu rühren. Seine Hoffnungsloſigkeit erregt unſren Stolz, ihm zu helfen. Er weiſt unſer Herz ab, und es umfaßt ihn dann nur noch inniger.

Als ſie vor der Hütte angekommen waren, ergriff Louis des Mädchens Hand, und ſagte: kann denn nichts, nichts dein Herz erweichen, du Unglückliche? nicht die Liebe, die in meiner Bruſt dich umfaßt? Liebten ſie allein dich, die du verlorſt? Siehſt du dieſe Thränen um deinen Gram nicht? Er weinte ſanft. Sie blickte auf, und ſahe ſeine Thränen. Da floß ihr Auge über. Sie drückte ihn an ihre Bruſt, und ſagte leiſe: „vergeben Sie mir.

Ich bin nicht undankbar gegen Ihr Mitleiden; ach, nur zu unglücklich, um getröſtet zu werden. Ich habe Alles, Alles verloren!"

Was iſt das Alles, das du verloren haſt? Herzen, die dich liebten? Hier findeſt du eins wieder, das dich noch unausſprechlicher lieben wird. Er drückte ſie bei dieſen Worten mit ſanfter, inniger Gewalt an ſeine Bruſt. Sie ſah ihn in der Umarmung ſchüchtern an. Ihr Blick leuchtete von Dankbarkeit; aber das Wort „Liebe" in dem Munde eines Jünglings machte ſie furchtſam. Sie wand ſich aus ſeinen Armen, reichte ihm die Hand, und ſagte leiſe, mit niedergeſchlagenen Augen: „ich nehme Ihre Freundſchaft an, Herr Simon." Das Mitleiden hatte Louis Herz gänzlich geöffnet. Freundſchaft? ſagte er. Liebes trauerndes Mädchen, ſtoß dieſes Herz nicht ſo kalt zurück! Ich biete dir, ich gebe dir unausſprechliche Liebe, eine ſtille, feſte Treue, mein ganzes Weſen. Du ſollſt mein ſeyn. Um deinen Schmerz von dir zu nehmen, dich zu lieben, dich zu tröſten, will ich dein ſeyn.

Jetzt ſah ſie ihn auf einmal mit offnen, [illegible] Augen an. Ihr ganzes Geſicht hatte etwas feierlich Erhabnes. „Ich ſtoße Ihr Herz nicht weg,“ ſagte ſie entſchloſſen. „O, wenn Sie den Muth hätten, mich zu lieben, wie dieſes zerſchlagene Herz es allein wünſchen darf! Können Sie das Mädchen vergeſſen, und den Menſchen in mir lieben?“ Sie ſah ihn prüfend an. Louis, begeiſtert von der jugendlich erhabnen Idee, reichte ihr ſtolz die Hand. Das kann ich, ſagte er, und will es, meine geliebteſte Schweſter. Lege dein Herz ruhig an dieſe Bruſt; ſie wird nie anders ſchlagen, als von Freundſchaft, von Theilnahme, und reiner, himmliſcher Liebe. Er dachte in dieſem Augenblicke, ſie hätte ihren Geliebten verloren; das wäre die Urſache ihres Leidens.

Sie drückte ſeine Hand an ihre Bruſt, und liſpelte: „mein Bruder! mein Freund!“ Louis blieb die Nacht noch da, und am folgenden Morgen erwachte er ſo heiter, wie noch nie in ſeinem ganzen Leben. Er hielt dieſe Heiterkeit für die Folge ſeiner Tugend; aber es war die entſtehende Liebe. So heiter ging er zu dem Mädchen, um Abſchied zu nehmen. Sie faßte ſeine Hand, und ſagte:

„Sie verſprachen mir, mein Freund zu ſeyn. Ich bitte Sie, meine Verborgenheit zu ſchützen und meine unglücklichen Geheimniſſe zu ehren.“ Louis legte lächelnd ſeinen Mund auf ihre Hand. Sey ruhig, liebes Mädchen. Ich bin dein Freund, und habe keine andren Wünſche, als die deinigen. Leb wohl. Ich ſehe dich wieder.

Louis kam endlich wieder nach Hauſe. Wir glaubten Alle, er wäre auf dem Volksfeſte geweſen, und er ließ uns bei dieſer Meinung. Schon nach einigen Tagen ging er wieder zu ſeiner unglücklichen Freundin, und ſie ſchien ſich über ſeinen Beſuch zu freuen. Sie hatte ein junges Mädchen zu ſich genommen, um nicht ganz allein zu ſeyn. Louis ging mit ihr ſpazieren, und ſetzte ſich dann zu ihr unter den Baum vor dem Hauſe. Nun entfaltete ſie ſeinen Blicken einen ſo erhabnen Geiſt, ein ſo reines, edles Gefühl, daß er ſie immer mehr bewunderte. Alles, was ſie that, was ſie ſprach, was ſie dachte, war in die Farbe eines ſtillen, heiligen Ernſtes getaucht. Hätte man ſie reden gehört, ohne ſie zu ſehen, man würde ſie für eine Sterbende gehalten haben, die ihren Blick ſchon auf die Ewigkeit heſte, und ihre helleren Ahnungen erzähle. Sah man ſie, dieſe lieblich erhabne Geſtalt, mit dem blaſſen, ſtillen Geſichte, und hörte ſie, ſo mußte man ſie für eine Unſterbliche halten, die von der Ewigkeit mit menſchlicher Stimme rede. Sie wurde ſogar heiter; aber ihre Heiterkeit war eine Ruhe, eine Stille der Seele, welche die Erde nicht geben kann, und machte ſie heiliger, nicht menſchlicher.

Louis war an der Seite dieſer Unſterblichen unbeſchreiblich glücklich. Seine Gedanken verwirrten ſich oft unter ihren Geſprächen; er glaubte, mit ihr der Erde entrückt, ſchon in einer beſſeren Welt zu leben, wo eine heilige Liebe ohne Begierde das Glück der Menſchen ausmachen wird. Selbſt der Nahme Schweſter war ihm für ſeine Freundin noch zu menſchlich, weil er an ſie nur, wie an eine Unſterbliche, dachte. Alle ſeine Gefühle wurden in ihrer Gegenwart geläutert, und keine Begierde regte ſich in ſeiner Bruſt. Sie theilte ihm ihre Ruhe mit; und dieſe Ruhe gab ihm die Seligkeit des Himmels. Ihre

Liebe ſtieg, ſo oft ſie einander ſahen. Louis brachte ſeine Flöte mit. Beide ſetzten ſich auf die Spitze eines Berges, und ſprachen, ſangen, ſpielten, bis der Abend herankam. Dann führte Louis ſeine erhabne Freundin vor ihre Hütte, ſagte ihr nur ein Lebewohl, eilte durch die Thäler zurück, und kam erſt in der Nacht wieder zu unſrer Wohnung.

In ſeiner ſtillen, hellen Seele regte ſich weiter kein unruhiges Bild, als der Gedanke an den Tod des holden Mädchens. Ihre Geſpräche vom Sterben, von der Ewigkeit, ihr reiner Sinn, ihre Geduld, ihre Gleichgültigkeit gegen das Leben ſchienen ihm Vorboten des Todes, den ſie in ſich arbeiten fühlte, und ſie ſelbſt ſchien ihm eine Geſtalt, die nur noch halb auf der Erde wäre. Schon jetzt ſtrahlte ihm der Glanz der Verklärung in ihrem Auge, und der Widerſchein der Ewigkeit auf ihren Wangen. Sie wurde mit jedem Tage ruhiger, geduldiger, ergebner, Was konnte das anders ſeyn, als das Gefühl des herannahenden Todes! Jedesmal, wenn er ſich ihrer Hütte näherte, und ſie nicht ſogleich ſah, zitterte er, daß er ſie todt finden würde.

Er ſelbſt weckte das Gefühl des zurückkehrenden Lebens, das in ihrem Auge ſtrahlte; das ihre Wange färbte. Die ſchwarzen Bilder des Unglücks in ihrer Seele erhellten ſich durch die Zufriedenheit, die ſie in Louis Umgang empfand. Was ihn quälte, hätte ihn ſollen glücklicher machen. Er ſaß oft, wenn ſie ſo ruhig über das Grab, über die Schickſale der Menſchen philoſophirte, mit heimlichen Thränen an ihrer Seite. O, rief er einmal, und legte ſein Geſicht an ihre Wange: giebt es denn keinen Troſt für dich? Willſt du denn ſterben? Sie erröthete. Er ſchwieg, weil er das für Unwillen hielt, was nur Verwirrung war. Sie hörte auf vom Grabe zu reden, und verſank in Gedanken.

Es wurde ihm mit jedem Tage gewiſſer, daß ihr Geliebter geſterben ſeyn müßte. Tauſendmal dachte er: wenn ſie ſtürbe, würde ich dann nicht auch ſterben wollen? Und ſie hat ihren Geliebten wohl noch inniger geliebt, als ich ſie! Dieſe Vorſtellung von ihrer ehemaligen Liebe ließ ihn immer unbekannt mit ſeinen eignen Empfindungen. Wie hätte er es wagen können an Liebe zu denken, bei dieſem Herzen, das in einer unglücklichen Liebe verging? Er ſchwieg, und zitterte vor dem Augenblicke, da ſie einmal ſagen würde: ich habe geliebt, ich liebe noch, und ſterbe durch dieſe Liebe. Wenn er ihre Schickſale nur von weitem berührte, ſo ſchauderte ſie, und legte ihm die Hand auf den Mund. Als er einmal den Muth faßte zu ſagen: erzähle mir deine Begebenheiten! antwortete ſie ihm: die Erzählung würde mein Herz zerbrechen. Nun fragte er nicht wieder. Aber um einen Geliebten trauerte ſie, das wußte er, ob ſie es gleich nie geſagt hatte.

Mitten unter den erhabnen Gefühlen der Ewigkeit, mitten unter den Schauern des Todes, hob ſich in Beider Herzen die Liebe mächtig, obgleich unbemerkt, empor. Sie kleidete ſich in die Farbe der Trauer, in das Licht des Himmels, in das Gewand einer Unſterblichen; allein es war dennoch nichts als die Liebe. Louis fand ſeine Freundin, ſo oft er zu ihr gehen wollte, auf dem halben Wege unter einem Gebüſche, wo ſie ihn ſchon lange erwartet hatte. Sie gingen nun Hand in Hand zu ihrer Hütte, ſetzten ſich nicht mehr vor der Thür, ſondern in dem dunklen Zimmer, ſtiegen nicht mehr auf den ſichtbaren Gipfel eines Hügels, ſondern gingen in ein ſtilles, abgelegenes Gebüſch. Da ſaßen ſie ſtumm, ihre Hände in einander geſchlagen, und ſeufzten. Sie ſchwiegen, und dennoch verlangten ſie nicht nach Hauſe. Louis ſetzte ſich noch ſpät, wenn er eben gehen wollte, mit dem Mädchen unter den Baum vor der Hütte, und oft trennte ſie erſt der aufblickende Morgen. Sonſt hatte Louis das Mädchen ſo ruhig an ſeine Bruſt gedrückt; jetzt ſchlang er nur zitternd die Arme um ſie. Seine Bruſt pochte heiß ihrem Herzen entgegen; und ſie -- ſie wand ſich in zärtlicher Verwirrung aus ſeinen Armen. Er fühlte ſehr bald, daß ihm das Mädchen mehr ſeyn mußte, als ſeine Freundin; aber er wagte es nicht zu reden: denn er hatte ihr ja verſprochen, nie das Mädchen in ihr zu lieben. Beide ſchwiegen lange. Louis fand einmal um das andere in Sophiens Blicken Hoffnung und Verzweiflung. Er ſah wohl, daß ihr Herz kämpfte; ob mit der Liebe? das wagte er noch nicht zu denken.

Oft vergoß er Thränen in ihren Armen. Dann blickte ſie ihn forſchend an, ſeufzte, wendete ſich ab, und ſchwieg. Dieſer ſüße Wechſel der Empfindungen in ihrer Seele hatte ſchon lange gedauert. Louis fing an zu fürchten, ſie könne ihn nicht lieben. In einem Anfalle von jugendlicher Hitze wollte er ſeine Liebe unterdrücken, wenigſtens ſie ihr verbergen. Er zwang ſich, ſo ruhig zu ſeyn, wie ehedem, ging mit ihr nicht mehr in das dunkle Gebüſch, und ſtieg wieder mit ihr den hellen, luftigen, freien Hügel hinan. Auch ſeine Geliebte hatte jetzt, wie es ſchien, ſeine freiere Empfindung, und war, gleich ihm, heiterer als je. Sie ſprachen von der Freundſchaft. Er faßte ihre Hand, und ſagte, ſeines edlen Sieges gewiß: ſo, wie wir, meine Freundin, lieben ſich die reinſten Geiſter der beſſeren Welt. Sie blickte nach ihm hin, und ein himmliſches Lächeln verklärte ihr Geſicht. Ihr Buſen fing an zu pochen, ihr Auge brannte in der ſtillen Gluth der Zärtlichkeit. Auf einmal warf ſie ſich weinend an ſeine Bruſt, und ſagte leiſe und unbeſchreiblich zärtlich: „ſo lieben ſich zwei glückliche Menſchen!" Als ſie das geſagt hatte, verbarg ſie das Geſicht mit holder Schamröthe an ſeine Bruſt. Wie? rief er entzückt, und ſchlug ſeine Arme um ſie, und zog ſie feſt an ſein Herz: iſt es wahr? liebſt du mich? noch hier? Holdes, edles Mädchen! Ach, ich liebe dich unausſprechlich. Biſt du glücklich? — Sie hob die thränenvollen Augen mit dem erröthenden Geſichte zu ihm auf, und umfaßte ihn inniger. Da drückte er den erſten Kuß auf ihre Lippen, und ſie liſpelte in dem Kuſſe: „ich bin glücklich, mein Geliebter." Nun ſaßen ſie da in feſter, inniger Umarmung, und es rollte doppeltes Leben in ihren Adern, durch ihre Bruſt.

Warum iſt der erſte Händedruck, die erſte Verſicherung der Liebe, der erſte Kuß auf ewige Treue, der ſchönſte Moment des menſchlichen Lebens? Wolluſt macht ihn nicht dazu, obgleich kalte, herzloſe Grübler, oder ausgemergelte Spötter, das ſo gern behaupten möchten. Zwei Menſchen ſchwören ſich ewige Freundſchaft, ſchlagen die Hände in einander, und legen Herz an Herz, Lippe auf Lippe; aber der Feuerſtrom der Seligkeit, die hohe entzückensvolle Rührung, die das ganze Weſen in Ruhe, in Zärtlichkeit auflöſt, durchbebt ſie nicht, wie bei dem erſten Kuſſe der Liebe. Sinnliche Begierde? Ahnung der Wolluſt? Wer möchte ſo thöricht ſeyn, das zu behaupten! Was ſucht der Jüngling? Was giebt das Mädchen? Liebe um Liebe. Wie würde der Jüngling zürnen, wie das Mädchen erröthen, wenn man ihnen ſagte, ihre Liebe ſey nur Wolluſt! Jedes Herz würde gern dem Genuſſe entſagen, wenn er der Preis der Liebe ſeyn ſollte. An dieſes wundervolle Gefühl knüpfte die Vorſehung die Fortdauer des menſchlichen Geſchlechtes, an dieſen reinen Strahl einer beſſeren Welt die Erhaltung des Lebens. Tauſend Menſchen befriedigen ihre Wolluſt, den Geſchlechtstrieb, ohne Liebe gefühlt zu haben. Wolluſt kann alſo ohne Liebe gedacht werden: warum nicht auch Liebe ohne Wolluſt? Was iſt das Entzücken des Paares, das da, in inniger Umarmung, in Küſſen, die Seelen wechſelt? – Die Gewißheit, daß Beide ſich lieben, daß ſie für einander das Leben aufopfern würden, daß einer ohne das Glück des andern kein Glück empfinden kann: dieſe Gewißheit hebt ihre Herzen, erweitert ihre Seelen, um den mächtigen Strom der himmliſchen Seligkeit aufnehmen zu können; ſie allein füllt ihre Herzen mit dem ruhigen und allmächtigen, mit dem unbeſchreiblichen Entzücken, für das die Erde und die Zeit zu eng ſind, dem nur das Weltall und die Ewigkeit genügen. Warum verläſtert ihr den einzigen Trieb, der allein für den Himmel, für die Ewigkeit, Größe und Heiligkeit genug in ſich fühlt, und dem der Himmel die Schöpfung des Lebens anvertraute? Die innigſte, die uneigennützigſte, großmüthigſte Liebe ſollte dem Menſchen das Daſeyn geben, wie die ewige Liebe es dem erſten Menſchen gab. Ihr ſpottet dieſer Liebe, weil auch die Wolluſt Leben geben kann? Wenn ihr nicht wüßtet, was Wolluſt iſt; wenn unter den Menſchen nie ein Wollüſtiger eine Unſchuld zerſtört, eine Ehe entheiligt, ein reines treues Herz gebrochen hätte: würde euch dann nicht die Liebe, die Treue, die keuſche Ehe eines Paares das Heiligſte auf der Erde dünken? würde euch dann nicht dieſes Verlangen nach Liebe, nach

Treue, das einzige Göttliche ſcheinen, das dem Menſchen aus Eden geblieben wäre? Und ſollen denn die Laſter, die uns unglücklich machen, auch noch das Gute, das uns beglückt, verſpotten? Nein, wer geliebt hat, fühlte auch, daß der Menſch nicht allein aus Staube geſchaffen iſt; er ſchmeckte die Seligkeit der beſſern Welt.

Das fühlten Louis und ſeine Geliebte; Beide waren durch ihre Herzen über dieſes Leben erhaben. Sie ſtanden auf, ſie umarmten einander aufs neue, ſie ſagten: „mein! dein!" und in dem Augenblicke hatten die beiden Worte: „mein, dein," welche die Erde zertrümmern, für ſie aufgehört. Hand in Hand geſchlagen, Bruſt an Bruſt gedrückt, Auge auf Auge geheftet, und Seele in Seele zerfloſſen, gingen ſie um Mitternacht zurück. „Meine Sophie!" ſagte er; „mein Simon!" ſie, als ſie ſich trennten.

Auf dem Rückwege zu uns überlegte Louis, ob er ſich mir entdecken ſollte. Er hatte Annen Winke von ſeiner Liebe gegeben, und ſie war kalt geblieben. Von mir ſelbſt wußte er beſtimmt, daß ich es für ein Unglück halten

würde,

würde, wenn er ein andres Mädchen wählte, als das ich kennte und liebte. Er fürchtete, da er Juliens Liebe ſchon ahnete, Widerſetzlichkeit von meiner Seite, und beſchloß zu ſchweigen. Was konnte er Sophien ſagen? Daß ſein Vater und ſeine Schweſter ſie mit Unwillen unter ſich aufnehmen würden? Er hoffte auf beſſere Zeiten, und vermied von nun an bei Sophien, der er noch nichts von ſeiner Familie anvertrauet hatte, jedes Geſpräch über ſeine äußeren Umſtände. Sie merkte, daß er dieſes Geſpräch vermied, und lächelte; ſie hatte ja ſein Herz, und wußte gewiß, daß er einmal reden würde.

Eines Tages ging er zu Sophien, und ſie war ihm heute nicht entgegen gekommen. Er eilte, öffnete die Thür des Zimmers, und ſah neben ihr einen jungen Mann ſitzen, in deſſen Geſicht eine ſtille, tiefe Trauer lag. Sophie ſprang auf, eilte in Louis Arme, und rief: „hier iſt der treueſte Freund meines ehemaligen Unglücks!" Dann ging ſie wieder zu dem Fremden, und drückte ihn an ihre Bruſt. Sie war ganz Liebe, ganz Zärtlichkeit für den Fremden, und erzählte Louis mit immer ſtärkeren Ausbrüchen der Freude, daß ſie ihren Freund für todt gehalten hätte. Louis fiel auf den Gedanken, daß es ihr ehemaliger Geliebter ſeyn könnte, und erſtarrte.

Der Fremde ſelbſt hing mit unbeſchreiblicher Innigkeit, und zugleich — wodurch Louis noch argwöhniſcher wurde — mit ſchmerzlicher Trauer, an Sophien. Sie theilte ſich zwiſchen den Fremden und ihren Geliebten, und ſchien ſogar dieſen über jenen zu vernachläſſigen. Als Louis nach ſeinen Begebenheiten fragte, wurde Sophie ſichtbar ängſtlich. Der Fremde blickte auf, ſah Louis lange an, und ſagte matt: ich bin der allerunglücklichſte Menſch, mein Herr. Verlangen Sie nie, mehr von mir zu wiſſen. O, ich fürchte, — (er legte die eine Hand an die Stirn, und umfaßte mit der andren Sophien) — ich fürchte, der Verluſt dieſer allerletzten Hoffnung wird mich wahnſinnig machen. Jetzt ſtand er auf, hob die Hände gen Himmel, und rief: ach, ſo mußte ich dich finden, um alle Hoffnung, auch die letzte, zu verlieren! Er ſagte das zu Sophien, ohne ſie dabei anzuſehen, und ſie bedeckte die naſſen Augen mit ihrem Tuche.

— Um Gottes willen, Sophie! rief Louis; ſage mir . . .

Sey barmherzig! flíſterte ſie aus ihrem Tuche hervor, und frage nicht. Sie umfaßte den Fremden, zog ihn wieder neben ſich, und liebkoſte ihm. Mein Sohn glaubte, Dolche in ſeinem Herzen zu fühlen, und ging früher als gewöhnlich. Sophie begleitete ihn vor die Thür, und umarmte ihn mit trauriger Zärtlichkeit. Was habt ihr? fragte Louis mißmuthig. „O,“ erwiederte Sophie; „das iſt der edelſte Menſch, den die Erde trägt, und jetzt der unglücklichſte. Ach, er hat eine alte Wunde in meinem Herzen wieder aufgeriſſen! Ich bitte dich Simon, erinnere ihn nie an ſein Schickſal!“

Wird er lange hier bleiben? fragte Louis finſter. „So lange er lebt,“ antwortete Sophie ſchnell; „er wird mich nie wieder verlaſſen.“ (Louis runzelte die Stirn.) „Dieſer Mann . . . Ach, du weißt nicht, Simon, was dieſer Mann mir iſt. Ich war wieder glücklich; und nun! nun! O Simon, Simon, laß mich! Ich muß wieder zu ihm hinein. Du wirſt alles erfahren.“

Louis ging mit nagendem Argwohn im Herzen nach Hauſe. „Es iſt ihr Geliebter," dachte er. Sie hat ihn für todt gehalten; jetzt kommt er endlich zu ihr, findet, daß ſie mich liebt, und iſt unglücklich. Und Sophie? Wird nicht die alte Leidenſchaft die neue verdrängen? Er iſt bei ihr, und ſoll bei ihr bleiben. Wird ſie ſeinen Thränen widerſtehen? wird ſein Elend ſie nicht rühren? Ach, kann er nicht fordern, was ſein war, was ſein iſt? Muß ſie nicht, auch wenn ſie mich liebt, ihm ihre Hand geben? — Alle dieſe Vorſtellungen zerriſſen ſeine Seele die Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch. Endlich beſchloß er, ſein Geſchick abzuwarten, und Sophien nicht an ihr Wort zu erinnern. Er erkannte die Rechte des Fremden an, war edel genug, Sophien nicht kränken zu wollen, und überließ ſein und des Andren Geſchick ihrem Herzen.

Als er wieder zu Sophien kam, fand er alles in derſelben Lage. Sophie ſaß mit dem Ausdrucke des höchſten Mitleidens und der innigſten Zärtlichkeit neben dem Fremden, der in die tiefſte Schwermuth verſunken war. Sie empfing meinen Sohn mit der zutraulichſten Liebe, mit einer Leidenſchaft, die ihn wunderte, und ihn erbitterte, weil er ſie nicht zu erklären wußte. Er blieb einige traurige Stunden da. Alle Drei ſprachen nur einzelne Worte; der Fremde bloß mit Sophien. Louis hatte ſich vorgenommen, ihn zu lieben; aber er fühlte ſogar Widerwillen gegen den Mann, von dem er ſo nachläſſig behandelt wurde. Er ging, weil er auch Bitterkeit gegen Sophien bei ſich aufwallen fühlte. Dein Freund, Sophie, ſagte er vor der Thür zu ſeiner Geliebten empfindlich, ſcheint meine Beſuche nicht zu lieben. — „Vergieb ihm das!" erwiederte ſie bittend; „er iſt unglücklich." — Darf er mich darum haſſen? fragte Louis ſchnell. — „Haſſen? dich haſſen? Wie meinſt du das, Simon? Iſt es Haß, wenn der Unglückliche ſeine Thränen gern in der Einſamkeit weint?" — Mich dünkt, er weint ſie gern in deinen Armen! Nun, wenn ich ihm läſtig bin, ſo kann ich wegbleiben, ſo lange du willſt. (Er ſah Sophien ſcharf an.) „Darum," erwiederte ſie mit einer Thräne im Auge, „wollte ich dich bitten, lieber Simon. Nur einige Tage, bis der erſte heftige Schmerz vorüber iſt. Unſre Liebe erinnert ihn zu ſtark an ſein Unglück. Ach, ſchone ſeiner, habe Mitleiden mit ihm!”

Sie ſank in ſeine Arme, und Louis ging, beinahe vernichtet. Sein Argwohn wurde die fürchterlichſte Gewißheit. Zwar ſchien Sophie ihm noch bis jetzt treu zu ſeyn; aber — ſie hatte ſich ſeine Beſuche verbeten, und gewiß auf Verlangen des Fremden, der ihm, während daß er nicht da wäre, Sophiens Herz rauben wollte. Die Eiferſucht ſchlug ihre Geierklauen in ſein Herz, und er beſchloß, ſehr lange wegzubleiben.

In dieſe Zeit gehört die Rede, durch welche ich meine Kinder vereinigen wollte; auch unſer Spaziergang an den See, und alle die Begebenheiten, die ich dem Leſer ſchon erzählt habe. Louis hatte nun meine Einwilligung zu ſeiner Liebe. Er wollte den Knoten zerhauen, und eilte am folgenden Tage zu Sophien. Sie und der Fremde waren etwas heiterer. Dieſer bot ihm ſogar die Hand. Louis nahm ſie, ob er gleich dachte: warum haßt der Fremde mich jetzt weniger? Doch wohl; weil er mich jetzt weniger fürchtet! Der Fremde verhehlte die Innigkeit nicht, mit der er an Sophien hing; und ſie? ſie behandelte ihn mit der ſichtbarſten Liebe. Louis ſtand mit finſteren Blicken da. In ſeiner Seele war Haß gegen den Mann; und doch fühlte er mitten in ſeinem Schmerze, daß dieſer Haß nicht recht war. Er ging hinaus, und warf ſich an dem Baume nieder, unter dem er Sophien zuerſt geſehen hatte. Mitten aus ſeiner Eiferſucht arbeitete ſich das beſſere Gefühl ſeines Herzens hervor. Was haben ſie denn Böſes gethan? ſagte er. Sie ſind nicht ſchuldig; ich bin nur unglücklich. Soll ich das Elend vermehren, das auf allen unſeren Herzen liegt? Nein, armes, unglückliches Mädchen, meine Liebe ſoll nicht deine Marter werden; ich will dich glücklich machen, und ewig leiden. Liebſt du ihn, ſo ſey es! Ich will großmüthiger ſeyn, als er; du ſollſt von meinen Thränen nichts ahnen. Er ſtand langſam auf, um zu ihnen zu gehen, und — vielleicht — ihre Hände in einander zu legen; doch goß die Hoffnung, daß Sophie ihn liebte, einen ſüßen Tropfen Freude für dieſe große Minute in ſeine Seele. Als er kaum aufgeſtanden war, kamen Sophie und der Fremde aus der Hütte. Sophie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen, und ſo blieben ſie Beide vor Louis ſtehen. Seine Hoffnung erloſch; nur Schmerz durchglühete ſeine Seele. Er nahm zitternd Sophiens Hand, und fragte zagend, vergehend, mit leiſen Tönen: Sophie, weſſen von uns Beiden biſt du?

Sie ſah ihm ſtarr und ernſt in das Geſicht. „Simon, warum fragſt du das?" Dann legte ſie einen Finger an die Stirn, dachte einen Augenblick nach, und ſagte ſehr ernſt: „Mißtrauen?" Sie unterbrach ſich, fing aber ſchnell wieder an: „und wenn ich dieſen Mann (ſie drückte den Fremden inniger an ſich), wenn ich ihn nun liebte, was würdeſt du thun?" Louis legte ihre Hand mit heftigem Zittern in die Hand des Fremden, und ſagte ſtammelnd: Gott mache euch glücklich! Lebe wohl! Er wendete ſich langſam um, und wollte gehen. Da umarmte ihn Sophie, da drückte ſie ihn an ihre Bruſt, benetzte mit ihren Thränen ſeine Wangen, und rief in zitternder Eil: „edler Menſch!

Ach, jetzt ſehe ich, du glaubteſt, ich liebte ihn. Und du legteſt meine Hand in die ſeine? Nein, dein Mißtrauen beleidigt mich nicht. Eben das, geliebter Simon, könnte ich für dich thun! Ja, jetzt weiß ich, daß ich dich nicht mehr liebe, als du mich. Aber ich bin dein! ewig dein! Dieſer Mann iſt nur mein Freund. Seine Geliebte war — meine Schweſter. Sie ſtarb auf dem Blutgerüſte." — Wollt ihr mich tödten? rief der Fremde, auſſer ſich. Louis ſtand in Sophiens Armen. Mein? rief er: du liebſt mich? O, Sophie, Sophie! Er warf ſich ihr zu Füßen. Wann willſt du mein ſeyn? wann? — „Dieſen Augenblick; jede Stunde, welche du willſt," ſagte ſie zärtlich. — Er ſprang auf. Morgen, morgen, Sophie, meine Einzige, meine Geliebte! Mein Vater erwartet dich morgen in der Kapelle Gottes Hülfe; da ſoll uns das Sakrament verbinden. — Sie ſtarb auf dem Blutgerüſte! jammerte der Fremde dazwiſchen, und verhüllte ſein Geſicht. Ich bitte euch, eilt! fuhr er fort; ihr kennt das Schickſal nicht! Eilt, ehe es den Tod zwiſchen euch wirft! Ja, ich will noch einmal ein Paar glückliche Menſchen ſehen. Seyd glücklich; oder ſeyd demüthig, ſeyd geduldig, wenn ihr nicht glücklich ſeyn könnt. Er umarmte Sophien; dann ſchloß er Louis an ſeine Bruſt.

„Dein Vater?“ ſagte Sophie verlegen. „Warum ſchwiegſt du ſo lange von ihm? Was darf ich von ihm erwarten?“

Ein Vaterherz, meine Sophie. Ich ſchwieg, weil . . . Du ſollſt morgen alles erfahren. Mein Vater wird dich lieben, und du ihn.

„Simon, mir iſt ſo ängſtlich! Wie ſoll ich gekleidet ſeyn?“

So, wie jetzt, Sophie. Ich ſage dir, mein Vater iſt ein ſehr edler Mann.

„In Gottes Hülfe? morgen? Holſt du mich ab?“

Ich finde dich unter der Eiche, wo du mich immer zu erwarten pflegteſt. Morgen früh, Sophie.

Sie umarmten einander, und Louis eilte nach Hauſe, um Anſtalten zu ſeiner Verbindung zu treffen.

Als er mir und Annen ſeine Abſicht erklärte, erſchrak ich heftig; denn ich hatte, ob ich gleich Alles wußte, noch immer die Hoffnung genährt, daß vielleicht nichts aus der Sache werden ſollte. Anne ſchwieg traurig. Ich behauptete, Julie müſſe nichts erfahren. Wir nahmen nun unſre Verabredungen. Louis ſollte früh ſeine Braut in die Kapelle bringen, ich und Anne eben dahin kommen, und Julie unter einem Vorwande zu Hauſe gehalten werden. Ich ſchrieb noch einige Worte an den Geiſtlichen, und Louis übernahm es, das Billet zu beſtellen, was in einer Stunde geſchehen ſeyn konnte. Louis ſteckte mich mit ſeiner Freude an. Ich vergaß über ſein Glück Juliens Schmerz; und hätte ich Annens Seufzer nicht gehört, ſo wäre ich vollkommen zufrieden geweſen. Anne blieb, als ich mich zur Ruhe niederlegte, noch mit Julien allein. Am folgenden Morgen trank ich mit meinen beiden Töchtern Thee; Louis war ſchon fort. Julie jammerte mich. Sie ſaß ſo traurig ſchweigend da, als ob ſie gewußt hätte, was heute geſchehen ſollte. Anne trug ihr einige kleine Arbeiten auf, und ſagte, noch immer natürlich genug: ſie würde mich nach Gottes Hülfe begleiten, wo ich ein kleines Geſchäft mit dem Geiſtlichen hätte.

Julie ſtand auf, drückte Annen mit Heſtigkeit in ihre Arme, und verließ das Zimmer.

Ich hatte nicht den Muth, meine Tochter anzuſehen; nur von der Seite bemerkte ich, daß ſie den Kopf bedenklich ſchüttelte, und die Augen trocknete. Wir gingen endlich. (Es war ein ſchöner heller Oktober-Tag.) „Ach, es iſt ein ſchwerer Gang!“ ſagte ich. „Anne, ich bin nie ſo muthlos, ſo ängſtlich geweſen, wie heute. Wir gehen, fürchte ich, bittern Thränen entgegen, den bitterſten vielleicht, die wir noch geweint haben.“

Ich fürchte, mein Vater, ſagte Anne nach einigen Schritten, Julie weiß, wohin wir wollen. Louis ſprach geſtern Abend ſo laut, und ſie war auf der Hausflur. Ich habe ſie nie ſo bewegt, ſo gewaltſam bewegt geſehen, wie geſtern, als ich zur ihr kam. Sie drückte mich an ſich, als ob ſie mich eben auf ewig verlaſſen wollte. Als Louis von Ihnen ging, eilte ſie aus dem Garten in das Haus, gab ihm die Hand, und ſagte in Tönen, die wie ein ewiges Lebewohl klangen: gute Nacht, Louis! Sie hat nicht eine Minute geſchlafen. Ich habe ihr heimliches Schluchzen die Nacht durch gehört, und dieſen Morgen war ihr Kopfküſſen ganz von Thränen benetzt. Ja, mein Vater, ich fürchte, ſie weiß, weshalb wir nach Gottes Hülfe gehen.

„Es iſt nun einmal nicht anders, Anne!" ſagte ich langſam. „Wir haben doch wenigſtens den Troſt, daß wir ſchuldlos ſind." Ich ſagte das ſo ruhig, wie ich konnte; aber mein Herz war von einer fürchterlichen Angſt ergriffen. Mich erſchreckten tauſend ängſtliche Vorſtellungen. Ich zitterte, daß Julie entweichen oder ſich tödten könnte, und ſtieg mit bebenden Knieen den Hügel hinan, auf dem die Kapelle ſteht. Der Geiſtliche war ſchon da. Ich warf mich an einem Altare nieder, und flehete die Vorſehung an, das Elend, das ich vorausſah, zu mildern, Julien Faſſung zu geben, oder wenigſtens mich ſterben zu laſſen. Auf einmal hörte ich hinter mir ein Geſchrei. Ich ſah mich um, und Julie lag in Annens Armen. Guter Gott! rief ich ängſtlich; muß mich armen Greis mein Unglück auch hierher verfolgen? in dieſes Haus, o Gott, das von deiner Hülfe den Nahmen führt? Ich ſchwankte auf Julien ihr, und fragte zitternd: was willſt du hier, meine Tochter? — „Hier,“ ſagte die Arme mit bleichen, zitternden Lippen: „hier, wo Louis glücklich werden ſoll, hier will ich noch einmal für ſein Glück und um meinen Tod beten!“ Sie warf ſich heftig auf den Stein vor dem Altare nieder, und beugte die Stirn auf deſſen Stufen. Ich warf mich neben ihr hin, und wollte beten; aber — o, Gott verzeihe es mir! — ich verwünſchte mein Daſeyn. Endlich ſprang ſie auf, und rief: „nun ſchnell!“ Sie ſtürzte in meine Arme. „Leben Sie wohl, mein Vater! denken Sie zuweilen an Ihre Julie!“ Ich fühlte, daß ich ſie halten ſollte; aber ich hatte alle Beſinnung verloren, und konnte nichts als ſeufzen. Jetzt warf ſie ſich in Annens Arme, und rief: „nun, Anne! geliebte, theure Anne, leb wohl! Du kennſt meinen Schmerz. Leb wohl! leb wohl! Wenn ich für mich bete, ſo bete ich auch für dich. Leb wohl!“ — Anne hielt ſie feſt, und rief: Unglückliche! wo willſt du hin? Nein, du ſollſt, du darfſt nicht fort. Helfen Sie mir die Unglückliche halten, Herr Pater! Der Geiſtliche ſprang hinzu, und hielt ſie.

Julie ſagte ſchmerzhaft lächelnd: „Anne, willſt du denn, daß der Anblick ſeiner Geliebten mich hier zu deinen Füßen tödten ſoll? Hier ſoll ich ihn erwarten? Willſt du das?“ — Nein, ſagte Anne immer ängſtlicher. Aber ſo laß uns gehen! Was dein Geſchick auch ſeyn wird, ich will es mit dir theilen.

Ich erholte mich jetzt, und umarmte ſie Beide. Ja, ſagte ich; laßt uns gehen! Wir wollen zuſammenbleiben. Louis iſt glücklich. Er bedarf unſer nicht; aber du, liebſtes Kind, bedarfſt unſrer Thränen. Ich faßte ihre Hand; ſie riß ſich los, und ſagte heftig: „Vater, ich bin entſchloſſen, mich von Ihnen zu trennen. Halten Sie mich nicht; gehen Sie auch nicht mit mir! Gewiß, ſonſt bleibe ich hier. Um Gottes willen, laſſen Sie mich gehen! Er kommt; er muß gleich kommen, und dann. . . .! O, ihr Grauſamen! wollt ihr mich zwingen, hier, hier zu ſterben? Laßt mich! Ich will, ich muß fort!“

Unſre Angſt ſtieg immer höher; unſre Verzweiflung wuchs mit jedem Pulsſchlage. Ich wollte ſie in die Sakriſtei ziehen, die einen Ausgang auf das Feld hat, woher Louis nicht kommen konnte; aber ſie riß ſich los, umfaßte eine Säule des Altars, und verſicherte noch einmal ſehr heftig, daß ſie entweder allein gehen oder hier bleiben wollte. Der Geiſtliche begriff nicht, wovon die Rede war. Anne lag vor Julien auf den Knieen, und ich ſuchte zitternd ihre Hände von der Säule los zu machen. Jetzt rief der Küſter die ſchrecklichen Worte in die Thür: ſie kommen! In dem Augenblicke ſtürzte Julie durch uns weg, die Stufen des Altars hinunter, gegen die Kirchthür hin. Ich rang die Hände. Anne lag noch auf den Knieen. Da hörten wie Julien ſchreien: „o, barmherziger Gott!" und ſahen ſie niederſinken. Wir, ich und Anne, wollten die Stufen hinuntergehen; da ſtieß auch Anne einen lauten Schrei aus, taumelte an meine Bruſt, und ſank leblos in meine Arme.

Ich armer alter Mann warf, von dem Allen betäubt, einen Blick vor mich hin, und ſah — ſah meine verlorne Tochter, meine Adelaide, bei der Kirchthür an der Hand ihres Bruders, meines Sohnes. Nein, ich kann dem Leſer meine Empfindungen nicht beſchreiben.

beſchreiben. Ich wollte Adelaiden meine Arme entgegenſtrecken, und mußte doch Annen, die ſterbende Anne, halten. Das Leben ſchien in mir aufzuhören; ich verging.

Adelaide kam langſam näher. Sie ſchlug die Augen auf, erkannte mich, riß ſich von Louis los, ſtürzte — gerade eben ſo, wie in Salins zum Tode — durch die Kirche zu dem Altare hin, und fiel laut ſchreiend zu meinen Füßen nieder. Mit jedem Augenblicke ſchrie ſie lauter; und ich mußte Annen halten, und konnte nichts als Adelaiden mit der letzten Kraft meines Lebens anblicken. Da ſtürzte — o Gott! Gott! war es noch nicht genug! — da ſtürzte Borde herzu, weil er mich erkannte. Als er eben die Stufen hinaufſpringt, erkennt er auch Annen, ruft: Anne! Anne! daß die Kapelle wiederhallt, und reißt ſie mir weg, in ſeine Arme. Nun ſchwankte ich an das Herz meines knieenden Kindes. „Adelaide!" das war Alles, was ich doch endlich zitternd ſtammeln konnte. Ich hielt ſie ſanft an meine Bruſt gedrückt, und meine Thränen rollten über ihre Stirn auf ihre blaſſen Wangen. Jetzt hörte ich auch Annens

Stimme: „Borde!“ rufen. Adelaide machte eine Bewegung aufzuſpringen, als ſie dieſe Stimme hörte. Aber ich ſagte, noch immer zitternd: du biſt mein! und drückte ſie feſt an mein Herz, damit ſie nicht Annen ſehen und mich verlaſſen ſollte. Ich ſah, ich hörte nichts, als mein Kind, mein liebſtes Kind, meine Adelaide. Ueber ſie hin weinend, und ſchluchzend, drückte ich ſie immer feſter an mich. „Wo iſt meine Adelaide?“ rief Anne; „ich habe ſie geſehen!“ Sie ſtreckte, von Borden umfaßt, Adelaiden die Arme entgegen. Borde beugte ſie zu uns hin. Sie kniete nieder, und Borde neben ihr; Beide ſchlugen ihre Arme um uns. Ich rief furchtſam: „Adelaide iſt mein Kind! ſie iſt mein!“ So lagen wir da alle Viere auf den Knieen, und wußten von nichts. Wir würden uns auch dieſer Minute — ſo lange währte der Auftritt nur — gar nicht beſtimmt erinnern können, wenn nicht der Geiſtliche uns nachher davon erzählt hätte.

Louis, der ſich Anfangs mit Julien beſchäftigt hatte, ſieht uns endlich auf den Knieen und einen in des andren Armen liegen. Er lehnt Julien an einen Pfeiler, eilt hinzu, und ſieht, daß Anne jetzt Borden umarmt, jetzt ihre Schweſter an ſich drückt. Als er die Nahmen „Borde! Adelaide!“ hört, wird er bleich. Er wankt endlich zu dem Geiſtlichen, und fragt ihn zitternd: was iſt das? erhält aber die Antwort: noch ſeh' ich nichts deutlich.

Nun nähert er ſich furchtſam, ergreift Adelaidens Hand, und ſeufzt: Sophie! Da ſpringt Adelaide auf, und wir Alle mit ihr. Sie blickt ängſtlich auf Louis, dann auf mich und auf Annen. Auf einmal wirft ſie ſich an meine Bruſt, und ruft: ich bin ſeine Schweſter? — „Ja, Adelaide, mein geliebtes Kind!“ antworte ich; „das iſt dein Bruder Louis. Wir ſind jetzt Alle wieder beiſammen! Wir haben dich wieder!“

Ich hatte Alles vergeſſen, und begriff in der That nicht, warum mein Sohn ſo zitternd in der Ferne ſtand und ſein Geſicht mit den Händen bedeckte. „Es iſt Adelaide!“ rief ich; „deine verlorne Schweſter, mein liebſtes Kind!“ Ich führte ſie einen Schritt auf ihn zu. Sie hob ſich langſam von meiner Bruſt auf, ſah ihn an, ohne mich zu verlaſſen, und ſeufzte: ich Unglückliche! Erſt jetzt fiel mir alles ein. Ich wurde bleich und ſtarr. „Ach, Anne!" ſagte ich zitternd; „ſo ſind wir glücklich geworden, um noch unglücklicher zu werden! O, wollte Gott, daß ich todt wäre!" Adelaide umfaßte mich ſchnell, mit blitzenden Augen und fliegendem Buſen. Leiſe, aber majeſtätiſch, ſagte ſie: „mein Vater, Sie ſollen glücklich ſeyn." Sie trat auf Louis zu, und reichte ihm die Hand. „Mein Bruder Louis!" dann warf ſie beide Arme um ihn, und ſagte zärtlich: „ſo wie wir, lieben ſich die reinen Geiſter einer beſſeren Welt." Noch ſah er ſie finſter an; doch bald wurde ſein Auge heiterer. Er hob beide Arme, drückte ſie an ſich, und rief: ſo lieben ſich Bruder und Schweſter, meine Adelaide! — „Mein Bruder Louis!" — Meine Schweſter Adelaide!

Wir flogen in ihre Umarmungen, und ich ſegnete ſie. Außer mir vor Freude, umarmte ich ſie einen nach dem andern. Dann warf ich mich an dem Altare nieder, und wollte beten; aber, ach! ich ſprang wieder auf, wenn ich Adelaidens Stimme hörte, und umarmte ſie immer aufs neue. Endlich drang der Geiſtliche, der bisher in einiger Entfernung geſtanden hatte, mit Fragen in uns; und nun erwachten wir aus unſrer frohen Betäubung. Wir erzählten ihm Alle auf einmal, und unterbrachen die Erzählung jeden Augenblick mit zärtlichen Liebkoſungen. Und wer, fragte er mich, weil ihm Alles undeutlich blieb: — wer ſollte denn kopulirt werden? — „Wer?" rief ich: „wer, fragen Sie? Hier meine Tochter Anne, und mein Sohn Borde." Adelaide ging bei Seite, nahm den Kranz aus ihren Haaren, und ſetzte ihn Annen auf. Borde ſtand jetzt bei Julien, die noch immer nicht näher gekommen war, und brachte ſie zu uns. Sie warf ſich erröthend an den Buſen ihrer Anne, und ſchlug die Augen nieder.

Anne fliſterte ihr zu: ſiehſt du, daß wir Ein Schickſal haben, liebe Julie? Wir weinten Beide; wir werden auch Beide glücklich ſeyn. Julie ſchüttelte ſanft den Kopf, und wagte es noch immer nicht, die Augen zu erheben. Adelaide zeigte mir den Brautkranz in Annens Haar. Ich verſtand ſie, führte Borden zu ſeiner Geliebten, legte ihre Hände zuſammen, und ſagte: „Gott ſegne euch, meine Kinder!" Sie mußten vor dem Altare niederknieen. Wir Alle knieeten hinter ihnen; und nach einigen Minuten waren ſie auf immer vereinigt.

Ich hatte den Wunſch, auch meinen Sohn mit Julien getrauet zu ſehen, und ſagte das Adelaiden. Sie wußte ſchon, daß Julie ihn liebte; Louis hatte es ihr auf dem Wege nach der Kapelle geſagt, um ihr zu erklären, weshalb er nicht eher von mir geſprochen hätte. „Ich wünſchte," ſagte ich, „ſie würden gleich jetzt getrauet, liebſte Adelaide." — Adelaide antwortete: gewiß, mein Vater, Julie wird meines Bruders Gattin. Aber, Vater, wir müſſen ſie nicht erniedrigen. Louis ſoll ſie erſt lieben!

Ich war ſo matt, daß ich zu Hauſe zu ſeyn wünſchte. Adelaide führte mich, Louis Julien, und Borde ſeine Braut. Julie allein war nicht fröhlich; ſie ging ſtumm, und öfters erröthend, neben Louis her. Zu Hauſe trafen wir ſogleich Anſtalten, unſre neuen Gäſte zu beherbergen. Julie und Adelaide bekamen Louis Kämmerchen; Louis ſchlief nun wieder bei mir, und Anne theilte ihr Zimmer mit Borden. Dieſe Einrichtungen zerſtreuten uns ein wenig; wie hätten wir ſonſt unſre

Blick ertragen wollen, ohne zu vergehen? Endlich ſetzten wir uns in einem Kreiſe zuſammen, um zu erfahren, welch ein Wunder Adelaiden und Borden erhalten hatte.

Adelaide erzählte zuerſt. Sie glaubte aus unſren Armen auf das Blutgerüſt zu gehen; man brachte ſie aber in das Gemeindehaus. Die, welche mit ihr dahin geführt waren, wurden einer nach dem andren in das Zimmer vor die Militair-Kommiſſion gerufen. Adelaide ſaß auf dem Saale an einem Fenſter. Sie hatte geglaubt, mit groſſem Muthe den letzten Weg gehen zu können; doch jetzt erwachte die Liebe zum Leben mächtig in ihrer jungen Seele. So oft die Thür aufging, fuhr ſie zuſammen, und ſah mit dem bleichen Geſichte ſtarr gen Himmel. Endlich näherte ſich ein junger Mann; er blieb vor ihr ſtehen, und ſeufzte mit ſichtbarem Mitleiden. Sie ergriff ſeine Hand, und ſagte: „o, muß ich ſterben?“ — Armes Schlachtopfer! ſagte der junge Mann; die Lyoner ſind verloren!

„Aus Lyon bin ich nicht,“ erwiederte Adelaide, und hielt den ſtarren, Hülfe verlangenden Blick auf ihn gerichtet. — Nicht aus Lyon? fragte er ſchnell. Wer ſind Sie?

Adelaide nannte ſich ihm, und fing an zu erzählen. Er unterbrach ſie ſchnell: „Sie ſind noch nicht vierzehn Jahre alt, und nicht aus Lyon. Ihr Vater hat Ihnen nicht geſagt, wohin er wollte.“ Er drückte ihr die Hand, und warf noch einen mitleidigen Blick auf ſie. In dieſem Augenblick wurde ſie gerufen. Er riß ſeine zitternde Hand aus der ihrigen, und ſagte: „könnte ich für dich ſterben, holdes Geſchöpf! Noch nicht vierzehn Jahre! vergeſſen Sie das ja nicht!“ Sie trat in das Zimmer der Kommiſſion. Man las ihren Nahmen vor, nebſt dem Geſtändniſſe, daß ſie habe auswandern wollen, und fragte dann, ob ſie etwas zu ihrer Vertheidigung anführen könne.

Zitternd ſagte ſie: ich bin nicht aus Lyon ausgewandert, Bürger. Meine Eltern führten mich, ich wußte nicht, wohin. Was ſollte ich es auch wiſſen? ich werde ja erſt in einigen Wochen vierzehn Jahre alt. „Noch nicht vierzehn Jahre?“ ſagte ein ernſter Mann, in deſſen Geſicht ein ſchwerer Kummer lag; „und du biſt nicht aus Lyon ausgewandert?“ — Adelaide erzählte mit Beſonnenheit einen Theil unſres traurigen Schickſals. — Wie li-

lig! ſagte ein Menſch mit einem boshaft lächelnden Geſichte. Das Urtheil iſt geſprochen! „Mit nichten," erwiederte der Ernſte; „die Strenge des Geſetzes trifft hier die Lyoner, und Menſchen, die ihren Willen gebrauchen können. Dies Mädchen iſt noch ein Kind." — Die Tochter eines Adeligen! fuhr der zweite auf. — „Es giebt in Frankreich keinen Adel mehr," ſagte der erſte majeſtätiſch. „Sie iſt eine Franzöſiſche Bürgerin, und das Geſetz nimmt ſie in Schutz. Wäre ſie älter, dann müßte ſie ſterben, dann könnte ich nichts, als ſie bedauern." — Ob ſie nicht aus Lyon, und nicht über vierzehn Jahre alt iſt: das fragt ſich. — „Die Unterſuchung gehört nach Dijon, Bürger, und nicht vor uns. Ich freue mich, daß ich einmal begnadigen darf." Er führte Adelaiden hinaus, rief den jungen Mann, ſeinen Sohn, der noch da ſtand, und ſagte: „mein Sohn, führe das junge Mädchen in ein Zimmer. Sie ſoll nach Dijon vor das Departement. Du haſteſt mit deinem Kopfe für ſie." Der junge Mann führte Adelaiden in ein kleines Zimmer, vor dem ein Garde ſtand. „O, Gott ſey Dank!" rief er, als er mit ihr allein war. „Aber biſt du auch gerettet?" Adelaide fiel ihm zu Füſſen. Er hob ſie auf. „Schnell! biſt du gerettet? Du ſollſt nach Dijon. Was fürchteſt du da?"

Den Tod! antwortete Adelaide, und ſenkte das bleiche Geſicht auf ſeine Hand. „Dennoch den Tod!" ſeufzte der junge Mann. Auf einmal glühete ſein Geſicht, und ſein Auge funkelte. Er drückte Adelaiden mit Heftigkeit an ſich, und eilte dann zur Thür hinaus. Nach einer Viertelſtunde kam er wieder. „Hier, nimm, nimm!" Er gab ihr Papiere in die Hand. Es war ein Paß nach Pontarlier, und ein mit dem großen Kommiſſions-Siegel verſehener Befehl an die Garden, Vorzeigerin der Schrift im nächſten Dorfe (welches benannt war) in Freiheit zu ſetzen. „Das wird dich retten," ſagte er ängſtlich. „Dich wird es gewiß retten. Hier nimm auch dies." (Er drang ihr ein Päckchen Aſſignate und etwas Geld auf.) „Und nun fliehe dies Land, worin mein Vater ſtirbt, weil er zu morden gezwungen iſt. Leb wohl, unſchuldiges, unglückliches Mädchen, leb wohl!" Sie warf ſich vor ihm nieder, und ſagte: o, retten Sie auch meinen Vater, meine

Schweſter! Er legte ihr aber die zitternde Hand auf den Mund. „Schweig, ich bitte dich, Arme! Wer jetzt Einem das Leben rettet, o! der hat Wunder gethan. Mädchen, weißt du, wie ich dich rette? (Er zeigte auf das Siegel.) Mit einem Todesverbrechen! Leb wohl, und vergiß mich nicht!" Er drückte ihr noch die Hand, und verließ ſie.

Am Abend wurde ſie auf einen Wagen geſetzt, und ein Garde fuhr mit ihr. Im nächſten Dorfe übergab ſie ihren Freiheitspaß. Der Garde ſagte lächelnd: ich weiß ſchon; der junge Garnier hat mir Nachricht gegeben. Wir wollen zum Maire. — Der Maire des Dorfes fand das Siegel richtig, und gab Adelaiden ohne weiteres Bedenken ihre Freiheit. Der Garde ließ ſich von ihm den Vorgang bezeugen, und ging dann weiter nach Dijon. Adelaide blieb bei dem Maire in einem faſt bewußtloſen Zuſtande. Sie wollte am Morgen wieder nach Salins; der Maire, ein guter Mann, ſagte ihr aber: ihr Paß bezeichne einen andren Weg, nach Pontarlier. Er erbot ſich, ſie eine Strecke zu fahren, und fuhr ſie wirklich einige Meilen weit. Nach einer Wanderung von einigen Tagen erreichte ſie, unter dem Schutze ihres Paſſes, glücklich Pontarlier.

Hier bekam ſie die ſchreckliche Nachricht von unſrem Tode. Ein Bauer erzählte: in Salins wären ein alter Mann und ſeine Tochter erſchoſſen worden. Adelaide beſchrieb meine Geſtalt, Annens Geſtalt, und unſre Kleidung. Der Bauer ſagte, es träſe alles zu. Ach, es fehlte nicht viel, ſo hätte ihr Schmerz ſie hier aufs neue verrathen. Sie verließ endlich das blutige Land, und ſuchte eine finſtre Einöde, wo ſie ihrem Schmerze leben könnte. So kam ſie von einem langen Wege erſchöpft an die Hütte, vor der Louis ſie bald nachher kennen lernte. Sie pochte an. Der alte Graf, der ſchon einmal, als wir unter der Brücke ſaßen, ihr Schutzengel geweſen war, öffnete die Thür, und erkannte ſie. Sie gieng zu ihm hinein, und erzählte ihm ihr weiteres Schickſal.

Der Graf ſchloß ſie in ſeine Arme. Komm, mein Kind, ſagte er; du haſt keine Eltern mehr; und ich — ich habe meine Tochter auf ewig verloren. Sey du mir nun alles, ſo wie ich dir alles ſeyn will. Sie blieb bei ihm, und er nannte ſie mit dem Nahmen ſeiner

Tochter: Sophie. Wie Louis ſie kennen lernte, weiß der Leſer ſchon.

„Aber,“ fragte ich: „wie war es möglich, daß du deinen Bruder nicht erkannteſt, Adelaide? Er mußte ſich doch irgend einmal verrathen; oder du mußteſt es.“ (Sie ſeufzte, und Louis ging ſchnell hinaus.) „Ihr kennt einander ſchon ſo lange. Wie war das möglich?“ —

Er hieß Simon, erwiederte ſie; und ich Sophie Pons. Ich hatte ihn ſeit meinem ſiebenten oder achten Jahre nicht geſehen. Er ſprach nie von Ihnen, mein Vater, und auch ich ſchwieg von meinem unglücklichen Geſchikke, weil ich feſt entſchloſſen war, nie irgend einem Menſchen meinen Stand zu entdecken. Ich hielt ihn wirklich für einen ausgewanderten Pächter, und trug um ſo mehr Bedenken, ihm zu ſagen, in welchem Stande ich geboren war. Auch fragte er mich nicht darum. Er hatte meinen Vater todt geſehen, und war nun in einem ſehr natürlichen Irrthume. Ich bemerkte bald, daß er abſichtlich von ſeinen Verhältniſſen ſchwieg, und mochte nicht in ihn dringen, damit er nicht daſſelbe thäte. Als Vorde kam, war eine Erklärung noch weniger möglich; es fehlte an Veranlaſſungen dazu, da Borde vor Gram nicht ſprach, und ich ihn ſchonen mußte, ob ich gleich das Mißtrauen, den Unwillen meines Bruders wohl bemerkte. Kurz, wir waren Beide entſchloſſen zu ſchweigen.

„Großer Gott!“ rief ich; „welches Unglück hätte daraus entſtehen können! Wenn wir nicht in der Kapelle gegenwärtig waren, ſo wurdeſt du die Frau deines leiblichen Bruders.“

Die letzten Worte hörte Louis noch, der eben wieder in das Zimmer kam. Er näherte ſich furchtſam Adelaiden, die ihr Tuch vor die Augen hielt. Ach! ſagte er, — es waren ſeine erſten Worte: — ach, ich habe viel verloren, aber auch unendlich viel bekommen; eine ſolche Schweſter! Adelaide ſah ihn an. Beide wollten einander an ihr Herz drücken; ſie hoben ſchon die Arme dazu, und ließen ſie erblaſſend wieder ſinken. Louis ging zum zweitenmale aus dem Zimmer. Man ſah, welche Anſtrengung ſeine Lage ihm koſtete.

Nun mußte Borde erzählen. Eben dieſer edle Garnier, hob er an, ein Bekannter von mir, aus Paris her, hat auch mich gerettet.

Als ich auf dem Saale ſtand, und mein Todesurtheil erwartete, ſah er mich an, und ſchien ſich auf mein Geſicht beſinnen zu wollen. Leb wohl, Garnier! ſagte ich, und bot ihm die Hand. „Wer biſt du?“ fragte er. — Erinnere dich der blinden Bettlerin vor dem Hauſe des Miniſters. (Da hatte ich ihn kennen lernen.) „Borde!“ rief er, und warf ſich in meine Arme. Er winkte ſeinen Vater heraus, und ſagte ſchluchzend, auf mich hin weiſend: „Vater, das iſt Borde, der für die Blinde bettelte, mein Freund!“ Der Vater ſeufzte: Gott! auch der? . . Aus Lyon? fragte er dann ſchnell. — Nein, ich bin nie in Lyon geweſen! — Er legte die Hand an die Stirn, zuckte die Achſeln, und ſeufzte: ich kann nicht. Sein Sohn warf ſich ihm zu Füßen. Ich ſtand in der That ſehr gleichgültig da, obſchon über mein Leben unterhandelt wurde. Nun fliſterte der Vater ſeinem Sohne lange etwas ins Ohr, und ging dann. Ich wurde erſt ſpät gerufen. Garnier, der unterdeſſen mit mir ſprach, konnte mich nur mit Mühe bereden, mein Leben zu retten. Als ich in das Zimmer der Kommiſſion trat, ſah der alte Garnier mich an, und fuhr dann auf mich zu: „Borde? Böſewicht! du ſchändlichſter aller Menſchen!“ Die übrigen Kommiſſaire ſtanden mit Verwunderung auf. Garnier hatte alle Gefangenen mit Güte behandelt, und mit mir machte er eine Ausnahme. „Die Andern,“ fuhr er fort, „haben den Tod verdient; du verdienſt ihn zehnfach.“

Er erbrach ein Paket Papiere, das vor ihm lag, und nahm einen Bogen heraus. „Wilhelm Borde aus Soiſſons?“ Ich bejahete. „Du biſt das Haupt eines Mörder-Klubs in Soiſſons, der ſich verſchworen hat, die Mitglieder des Wohlfahrtausſchuſſes zu ermorden.“ Ich bejahete wieder. Alle ſchrieen laut auf vor Abſcheu. „Nenne deine Verbundenen, Böſewicht!“ Ich lächelte, und ſchwieg. Er ſah ſeine Kollegen an. „Dürfen wir es wagen, ihn hier zu richten?“ Nein! riefen alle; er muß nach Paris! Garnier ſuchte Schriften aus (ſehr unbedeutende, wie ich ſchon wußte), und ſiegelte ſie ein. Er ließ mich wegführen. Erſt nachher gab er den Garden, die mich bewachten, eine Nachricht mit, die mich betraf. Ich wünſchte, den jungen Garnier noch zu ſprechen, bekam aber bloß einen

Zettel von ihm, worin er Abſchied von mir nahm. In Paris wurde ich in ein Gefängniß geſetzt, und blieb ſo lange darin, bis Robespierre fiel. Dann war es mir nicht ſchwer, meine Freiheit wieder zu erhalten. Ich ging nach Salins; aber niemand konnte mir Nachricht von euch geben. Auf der Stelle, wo die Guillotine geſtanden hatte, kniete ich nieder; ich glaubte ja, daß auch Annens Blut dort gefloſſen wäre! Dann ging ich in die Schweiz, Julien aufzuſuchen. Ich fand Adelaiden; nun verlor ich die letzte Hoffnung, euch wieder zu ſehen. Und jetzt . . . — er warf ſich vor Annen nieder — o Seligkeit ohne Maaß!

So erzählten wir nun Alle, was uns begegnet war. O, meine Kinder, rief ich, wollten wir nun nicht Muth haben zum Leben? Was kann uns noch treffen, das ſchwerer wäre, als was wir ſchon ertrugen? Wo iſt ein Unglück, dem wir jetzt nicht die Stirn bieten könnten? Und was hat unſer Schickſal gethan? Uns zu beſſeren Menſchen gemacht. Wir ſind demüthiger, ſtandhafter, einiger geworden, umfaſſen uns mit einer reinern, ſtärkern, innigern Liebe. Auch ſind wir glücklicher. Ja, ich will es nur geſtehen, meine Kinder, eine immerwährende Aengſtlichkeit — ich wußte ſelbſt nicht, wovor — hat ſonſt mein Leben verbittert. Jetzt aber, meine Kinder, bin ich durch mein Geſchick ſtandhaft und ruhig geworden. Uns Alle, einen nach dem andren, hat das Elend getroffen; aber wir haben es mit Muth, mit Geduld, mit Tugend beſiegt, und Louis . . . — er fiel mir mit dem bleichen, finſtern Geſicht in die Augen — auch du, mein Sohn, wirſt noch glücklich werden. — Ja, rief er laut; gewiß! O, Gott! ich bin es ſchon jetzt. Ja, mein Vater, ja, meine Schweſter, ich bin glücklich! — Adelaide ſprang auf. Beide umarmten ſich zum erſtenmale wieder, und riefen: „Bruder! Schweſter!“

Es entſtand ein lautes Jauchzen im Zimmer. Wir Alle eilten in ihre Umarmungen, und riefen die zärtlichſten Nahmen, welche die Erde hat: „Vater, Bruder, Schweſter, Weib, Mann, Sohn, Tochter!“ Die arme Julie ſchlug zum erſtenmale wieder hell die Augen auf, warf ſich in Adelaidens Arme, und ſagte freudig: meine Schweſter! Bald gingen meine drei Töchter, nach einer kleinen

Verabredung, hinaus und arbeiteten zuſammen an einer Mahlzeit von drei Schüſſeln. Bei Tiſche ſchonten wir heute ſelbſt den Wein nicht, und brachten Geſundheiten aus: die erſte dem Retter unſres Glückes. Kein Auge blieb trocken, als Anne ſagte: auf des edlen Garniers Wohl! Wir feierten ſein Andenken mit einer ſtillen Minute, und ließen eine Thräne in unſre Gläſer fallen.

„Auf das Heil unſres Vaterlandes!“ rief ich, und hob mein Glas. Borde und mein Sohn ſtießen feurig mit an; die Mädchen etwas lau. Adelaide ſagte, um mich zu verbeſſern: „allen Menſchen Heil!“ Ich ließ mir aber meine Geſundheit nicht nehmen, und die Gläſer klirrten. — „Die Zufriedenheit aller Ausgewanderten!“ ſagte Anne mitleidig. „Die gebe ihnen Gott!“ rief ich. — „Und gebe ihnen Liebe, Demuth und Geduld!“ ſagte Adelaide; „und laſſe ſie mitleidige Herzen finden!“ ſagte mein Sohn; „und mache Frankreich menſchlich gegen ſie!“ rief Borde. Wir ſtießen ſanft an, tranken in mitleidiger Stille, und ſprachen dann lange von den Unglücklichen. Ach, ſagte ich; wie Viele mögen jetzt im Oktober ohne Obdach, ohne trocknes Brot, ohne einen Tropfen Wein, unter dem kalten Himmel liegen!" Wir Alle ſchoben die Gläſer von uns weg, und ich pfropfte die Flaſche zu; niemand hatte mehr den Muth zu trinken. „Wie viele Liebende, wie viele Eltern und Kinder mögen getrennt ſeyn! wie viele Brüder und Schweſtern mögen . . ." — O, meine Schweſter Adelaide! unterbrach mich Louis; und ich ſchwieg.

O, ſagte Borde, träte doch einer von den Deputirten einmal auf, und zeigte das Elend, in das ſo viele Familien verſunken ſind! Aber dieſe Rede . . .

„Dieſe Rede?" fiel ich ein; „ich will ſie euch vorleſen. Louis unterbrich mich nicht. Sie iſt durchaus ſchön. Ich weiß wohl, ihr könnt nun einmal keinen Geſchmack an ſo etwas finden. Aber eine Stelle müßt ihr hören; ſie paßt auf die Ausgewanderten, als ob ſie jetzt geſchrieben wäre." Ich ließ mich durch die langen Geſichter, die Alle machten, nicht ſtören, ſondern holte meinen Iſokrates, ſchlug den Plataikus auf, und las mit lauter Stimme: „Kann Jemand Unglücklichere finden, als uns? Unſres Vaterlandes, unſres Eigenthums, unſres Vermögens beraubt, irren wir als Bettler umher, ohne einen Zufluchtsort zu wiſſen. Verjagt aus dem Vaterlande, durchſtreifen wir ohne Muth, und auf unbekannten Wegen Griechenland; und jedes Haus, das uns aufnimmt, macht uns unglücklich. Nimmt uns der Arme in ſeine Hütte, ſo jammern wir über unſer Elend und über das ſeinige, das wir mit ihm theilen müſſen. Nimmt uns ein Reicher auf, ſo brennen unſre Wunden von neuem wieder. Neid erwacht nicht bei uns; aber wir ſehen in dem fremden Ueberfluſſe, wie viel wir verloren haben. So iſt kein Tag für uns ohne Thränen. Wie, meint ihr, muß uns zu Muthe ſeyn, wenn wir unſre Greiſe, die beſſere Tage erlebt haben, in Mangel und Verachtung ſterben ſehen? wenn unſre Kinder, deren Wiege Glück, Ueberfluß und eine freie Erziehung umgaben, jetzt für ein wenig Brot dienen müſſen? betteln müſſen, um nur ihr Leben hinzuhalten? Ach, der Ruhm ihrer Vorfahren, ihr eigenes unſchuldiges Alter, und unſere Liebe zu ihnen verlangten es anders. Aber das iſt erſt das höchſte Elend, daß wir Alle von einander geriſſen werden, nicht nur Bürger von Bürgern, ſondern Männer von den Weibern, Kinder von den Müttern, Verwandte von Verwandten. Dazu zwangen uns Hülfloſigkeit und Mangel. Wir bitten nun aber, daß ihr unſer Elend ins Auge faſſen mögt.“ —

Die Stelle iſt ſchön! unterbrach mich Louis; ich kenne ſie, mein Vater. Was nun folgt, gehört wohl nicht mehr dazu; und Sie ſehen, Vater, daß alle unſere Augen benetzt ſind. — Das waren ſie wirklich. „Das Uebrige, ſagte ich, iſt nicht ſchlechter; und ich ſtehe dafür, hätteſt du mich weiter leſen laſſen, ihr würdet noch haben ſchluchzen müſſen.“ — Sollen wir das heute? erwiederte Louis. — Ich machte mein Buch zu. Warum ſollten wir jetzt auch weinen, da wir ſo glücklich waren? — Sie verließen mich nun einer nach dem andren. Als ich mich allein befand, las ich die Rede ganz durch, und zwar laut, als ob ich vor dem Nationalconvent ſtände. Um Mitternacht, als ich damit zu Ende war, legte ich mich ruhig nieder, in dem Gefühle, daß es, wenn ich auch die Rede nicht wirklich gehalten hätte, mir doch wenigſtens nicht an Muth fehle, ſie zu halten. Ich ſchlief die Nacht ruhig und ſanft.

Am folgenden Morgen kam Anne nicht zum Thee. Ich trank mit Julien und Adelaiden allein; denn Borde und Louis gingen weg, Adelaidens Sachen aus ihrer Hütte in unſre Wohnung zu ſchaffen. Erſt nach dem Thee kam Anne. Sie hatte an den jungen Garnier geſchrieben, deſſen Familie ein Gut bei Sallus beſaß, und wollte es nun darauf wagen, ob ihr Brief, aus dem ein Herz voll Liebe, voll Dankbarkeit ſprach, in ſeine Hände kommen würde. Jeder von uns ſetzte noch einige Worte hinzu; Adelaide ſchrieb unter heißen Thränen. Wir ſchickten den Brief nach Lauſanne auf die Poſt, und wurden heiterer, weil wir das Bewußtſeyn hatten, eine Pflicht unſrer Herzen erfüllt zu haben.

Adelaidens Sachen wurden gebracht. Wir trafen nun Einrichtungen, und ſetzten noch ein Kämmerchen in Stand. Dann gaben wir einander die Hände, und ſchworen, uns nie zu verlaſſen. Unſer Vermögen reichte zu, uns nothdürftig zu erhalten; Borde und Louis verſprachen überdies, für unſre Bequemlichkeit, für den Ueberfluß zu arbeiten. Wir waren heiter, zuweilen ſogar muthwillig; nur Julie und Louis nicht. Gegen Abend verließ

Adelaide das Zimmer, und Louis folgte ihr bald nach. Ich ſah ſie Beide erſt ſchnell oben auf dem Weinberge auf und nieder gehen, und ſehr eifrig mit einander ſprechen. Dann trockneten ſie ſich die Augen, und kamen den Weinberg herab. Unten an den Tannen ſtanden ſie wieder, und ſprachen aufs neue lange und eifrig. Adelaide ſetzte ſich mit ihm auf Annens Grabhügel. Louis hatte ſeine Hand an die Stirn gelegt; Adelaide wurde immer eifriger, und ich ſah, mit welcher Stärke ſie redete. Endlich fielen ſie einander in die Arme, und blieben lange ſo ſtehen. Dann knieeten ſie nieder (Adelaide zuerſt), und gaben einander, wie verſichernd, die Hände. Louis ſtand heiter auf. Er faßte Adelaidens Hand, küßte ihre Wange, und kam nun mit ihr wieder in das Zimmer.

Als ſie hereintraten, ſah man eine ſanfte heitere Rührung in ihren Geſichtern. Meine gute, liebe Schweſter! ſagte Louis von dieſem Augenblick an immer, ſo oft er ſie anredete; geſtern hatte er ſie, Einmal ausgenommen, immer Adelaide, oder wohl gar Sophie, genannt. Er ſetzte ſich dieſen Abend bei Tiſche neben Julien, und bemühete ſich, ohne gezwungen zu ſeyn, ganz ſichtbar um ihr Vertrauen. Ohne Zweifel hätte Adelaide darüber mit ihm geſprochen; denn unbemerkt trat ſie zu Louis, und ſagte leiſe: ich danke dir, mein edler Bruder!

Es dauerte lange, ehe Julie wieder unbefangen wurde; doch endlich ſtellte meines Sohnes freimüthiges, zutrauliches Benehmen, das er nie übertrieb, auch ihre Ruhe wieder her.

Vierzehn Tage nach der glücklichen Wendung unſres Schickſales, öffnete ſich, als wir eben beim Thee ſaßen, die Thür, und es trat ein junger Mann herein. „Garnier!“ riefen Borde und Adelaide. Wir ſprangen Alle auf, und in wenigen Augenblicken lagen ſechs glückliche Menſchen zu ſeinen Füßen. Auch er warf ſich mitten unter uns nieder. Es war ein ſehr rührender Anblick. „Habe ich Sie gerettet?“ fragte er Adelaiden, die ihn umarmte, und betrachtete ſie mit flammenden Augen. „Ja, ſie iſt gerettet!“ rief jeder von uns. Als der erſte Sturm der Freude vorüber war, ſetzte er ſich zwiſchen Adelaiden und Annen. Sein Vater war todt; der Tag, der uns die Freiheit gab, hatte ihm das Leben gekoſtet. Man beſchuldigte ihn, er habe den Volksauflauf angeſtiftet. Sein Sohn verlor in dem Prozeſſe einen Theil ſeines Vermögens, und lebte ſeitdem zu Salins in der Stille, als ihm Annens Brief gebracht wurde.

„Ach,“ ſagte er, „als ich dieſen Brief bekommen hatte, als ich wußte, daß ...“ — er ſtockte — „daß Sie noch lebten, Mademoiſelle St. Julien: da ſchickte ich den Ueberreſt meines Vermögens insgeheim nach Lauſanne, und folgte nach, um Sorden, um Sie“ — das ſagte er erröthend — „wieder zu ſehen.“

Und — ſagte Adelaide ſchnell — und um bei uns zu bleiben, ewig bei uns zu bleiben, denen ſie das Leben erhielten?

Er ſah ſie lächelnd an. Ohne zu antworten, fragte er mit einer Art von Unruhe: „wer ſind Sie denn alle?“ Wir nannten ihm einen jeden. „O,“ ſagte er jetzt fröhlich zu mir, „darf ich Ihr Sohn ſeyn?“ Ich drückte ihn an mein Herz. Wir umarmten ihn einer nach dem andren, und ſo war er unter uns aufgenommen. Anne nannte ihn mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit ſogleich Bruder, und du. Sie alle nannten ihn Bruder; und er ſie: Schweſter und Bruder; aber ſchon nach einigen Tagen merkte ich, daß er meine jüngere Tochter lieber Adelaide nannte.

Er wurde mit jedem Tage zärtlicher gegen Adelaiden, wie ſie gegen ihn, und hing an ihr mit unbeſchreiblichem Entzücken, das keinem von uns verborgen blieb. „O,“ rief ich eines Morgens beim Thee, als ich die Meinigen ſo um mich verſammelt ſah: „guter Gott! glücklicher kann ich nicht werden!“ — Ja! ſagte Adelaide feurig: das können Sie, Vater; Garnier kann Sie noch glücklicher machen. Sie reichte ihm ihre Hand. O, Adelaide, fragte er; darf ich hoffen? darf ich reden? Da fiel Adelaide an ſein Herz, und rief: ja, edler Menſch, ich liebe dich. Er umfaßte ſie. Ich legte meine Hand auf ihre Stirnen, und — beobachtete Julien.

Julie blickte bei dieſer Scene meinen Sohn von der Seite an; aber er ſah freundlich lächelnd dem Schauſpiele zu. Sie erröthete, und ihr Buſen flog; doch auf ihr Geſicht lagerte ſich eine heilige Ruhe, weil ſie in dieſem Augenblicke fühlte, daß Adelaide ihm nichts mehr als ſeine Schweſter war. Ihr Auge funkelte vor Freude, als Louis zu Garnier trat, ihn mit frohem Entzücken an

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19599/008

ſeine Bruſt drückte, und ihn zärtlich „mein Bruder!" nannte. Während deſſen lag Adelaide in Juliens Armen. Ich hätte gern geſagt, was ich dachte: „nun fehlen noch Julie und Louis." Aber ich ſchwieg, weil Adelaide ſchwieg.

Nach einem Monate ſollte Adelaidens Hochzeit ſeyn. Julie wurde immer ſtiller und ſtiller. Sie weinte; aber nur darüber, daß ſie uns Kummer machen mußte. Louis liebte ſie wirklich, und ſie war davon ſogar überzeugt; aber ſie hatte Annen die Verſicherung gegeben, daß ſie es nie wagen könne, ihm zu geſtehen, wie ſehr ſie ihn liebe. Ich fand das albern; meine Töchter fanden es ſehr natürlich, und baten mich, ja zu ſchweigen, als ich ihnen ſagte, daß ich mit Julien ſprechen wollte.

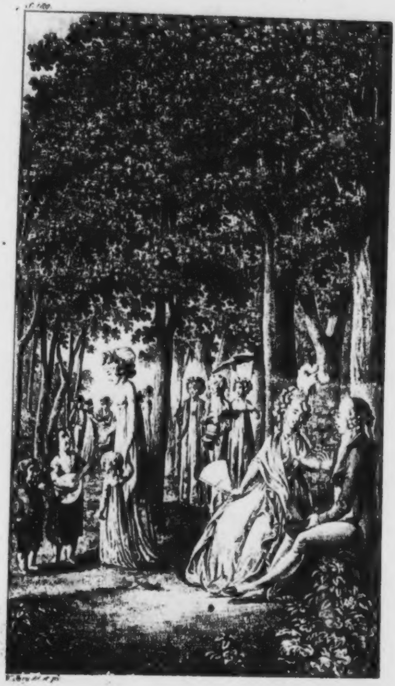
Als Adelaidens Hochzeitstag kam, giengen wir Alle nach Gottes Hülfe, Julie in ſtillem Kummer an Louis Hand. An dem Altare trat Adelaide ernſt vor, und ſagte: „Julie, ich habe geſchworen, mich erſt nach dir trauen zu laſſen." Julie erblaßte. „Glaube nicht etwa, daß ich ſcherze! Du ſchworſt einmal bei deinem blutigen Tuche, uns zu retten, und hat uns gerettet. Bei eben dieſem Tuche, Julie, ſchwöre ich dir: ich werde nur nach dir getrauet.“ Julie zitterte. Louis ergriff ihre Hand, und benetzte ſie mit Thränen. Wir Alle umringten ſie; Borde und ich befahlen als ihre Väter. Sie war bleich, zitterte, und ſagte immer jammernd: ach, ich kann nicht. Da trat die ſanfte Anne näher, und bat uns, ihrer zu ſchonen. Julie warf ſich an ihre Bruſt. Louis ſchwieg, faßte ihre Hand, und betrachtete ſie mit zärtlichen Blicken. Adelaide wiederholte: „gewiß, ich werde erſt nach Julien getrauet.“ Jetzt ſagte Anne weinend: Julie, thu es, wenn du mich lieb haſt. Ich bitte dich.

Uns konnte Julie widerſtehen, doch nicht der ſanften Anne. Sie ging auf Louis zu, und fragte ihn ernſt: verachteſt du mich nicht darum, daß ich dich liebte? Er antwortete mit einer innigen Umarmung. Nun trat ſie mit ihm vor den Altar; dann Adelaide mit Garnier. Wir feierten ein zweites Feſt, an dem wir Alle glücklich waren.

Jetzt iſt es Mitternacht; eben ſind die beiden neuen Paare und auch Borde mit Annen von mir gegangen. Alle hatten Thränen in den Augen; und ich ſelbſt war unbeſchreiblich gerührt.

Da ſchimmert mir gegenüber der heitre Himmel. Wohl ſchon hundertmal habe ich meinen Blick von dem Papiere zu den Sternen aufgeſchlagen, und gerufen: ewig, unbeſchreiblich groß iſt die Liebe, die den Menſchen umfängt! Liebe iſt die Grundfeſte der menſchlichen Glückſeligkeit! Hier ſtehe ich, ein Greis, arm, verbannt, meiner Ehre beraubt, ohne Vaterland, ohne Eigenthum; und bin durch die Liebe meiner Kinder dennoch ſo unausſprechlich glücklich. Wer liebt und geliebt wird — was darf der fürchten! Einſt fallen die Sterne, einſt vergeht der Himmel; aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, die Liebe der guten Menſchen, bleibt.

Seyd glücklich, meine Kinder! rief ich hier noch einmal aus dem väterlichen Herzen. Sie werden glücklich ſeyn; denn ſie lieben einander. Und ſo ſage ich nun dem Leſer fröhlich Lebewohl.



Ihrer Majeſtät
der Königin von Preuſſen
Luiſe

mit tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit
gewidmet.

Iſt denn der Menſch nicht mehr, als das Thier, das mit gebücktem Kopfe die Weide abgraſet? das Leben nichts als die Stunde des Eſſens? O, warum verfolgt ihr den Menſchen, der den ſchöneren Ehrgeitz hat, an die Tugend zu glauben; der mit freudig bebenden Schlägen des Herzens die Ewigkeit ſein nennt! Wenn er in der blutigen Geſchichte der auf der Erde begangenen Verbrechen die Keime künftiger tugendhafter Jahrhunderte ſieht, und wenn er den Muth hat, ſeine Ahnungen ſchon jetzt an ſich wahr zu machen; ſo lächelt ihr über den Thoren, der die dunkle Nacht der Verbrechen mit dem Glanze einer ſeltenen Tugend erhellt. Was thut er euch aber, daß ihr ihn verfolgt?

Iſt es nicht genug, daß ihr ihn haßt? Warum wollt ihr ſein Herz, das nur liebt, zum Haſſe zwingen? Laßt ihm doch ſeinen Ehrgeitz, der den eurigen nicht ſtört, ſeine Träume, ſeine Tugenden, ſeine Hoffnungen, ſeine Ewigkeit! Er ſtreckt ja die Hände nicht aus nach euren Ehrenſtellen, euren Freuden, allen euren Genüſſen, die ihr Leben nennt.

Wie wohl thut es dem Herzen, wenn man ſeine Blicke einmal von den Verbrechen, welche die Erde mit Blut und Leichen bedecken, auf das edle Leben, auf die heilige Ruhe eines Tugendhaften wenden kann! — So ſieht der Schiffer mitten in dem Toben des Meeres, mitten unter den Trümmern der geſunkenen Schiffe, den rettenden, ſichern Hafen.

Erquickt dieſes Buch ein Herz, das bei den Begebenheiten der Wirklichkeit verzagend klopfte; und ruft dieſes Herz, ſich erhebend, vor dem ſchöneren Bilde der Menſchheit: „ja, es giebt eine Tugend!" ſo ſey dieſe Erhebung eines Herzens mein ſchöner Lohn!

Herrmann, der älteſte Sohn des Kammerraths Lange, war als Knabe der Liebling ſeiner ganzen Familie. Er wurde gerade in der Zeit geboren, da ſein Vater ſchnell emporſtieg, und ſich mit Wahrſcheinlichkeit die Hoffnung machen durfte, noch weiter zu ſteigen. Welch ein Gegenſtand der Liebe wird in ſolchen Zeiten des Glückes, und der Hoffnung auf eine noch glücklichere Zukunft, ein Sohn! An ihn heften ſich alle Gedanken, und die Sorge für ſein Wohl wird die Entſchuldigung ſelbſt der unbeſcheidenſten Wünſche, die das eitle Herz der Eltern nährt. Und welche Hoffnungen hätte der kleine Herrmann nicht zu erfüllen verſprochen! Er war ſchön wie ein Amor, und eben ſo feurig und dreiſt, aber dabei dennoch lenkſam, gehorſam, und ſogar geſchmeidig. Das Feuer, das in ſeinen dunklen Augen glühete, ſchien der Knabe nur in die Liebkoſungen, mit denen er ſich alle Herzen gewann, auszugießen, und ſeine ſanfte Lenkſamkeit ſchien er nur für die Wünſche Anderer zu haben. Ihn zu unterrichten, war die Freude ſeiner Lehrer. Er lernte, aus Liebe zu ihnen, auch was ihm nicht gefiel; aber er raſtete nicht eher, als bis wußte, was ihn intereſſirte. Seine Phantaſi war regſam und lebendig; eine Vorſtellung die ihm oft nur der Zufall gab, und die ih ergriff, beſchäftigte ihn Monate lang unaufhörlich. In ſolchen Tagen verminderte ſich ſein Fleiß ein wenig, doch nicht ſein guter Wille. Er bearbeitete die Idee in ſeiner Seele, wachend und träumend: alles bezog er auf ſie; und dann lernte er zwar nicht, was ſein Lehrer wollte, aber ſein Geiſt übte ſich im Denken.

Wie hätten die entzückten Eltern dieſen Knaben nicht lieben ſollen, den Alle, die ihn kannten, liebten! Aber bald miſchte ſich in ihre Freude eine Sorge, die ſich mit jedem Jahre vermehrte. Herrmann wurde ſeinen Eltern zu — ſollte man es glauben! und doch iſt es oft ſo! — zu ehrlich, zu edel, zu aufrichtig! Freilich drückten ſie ihren Tadel nicht ſo aus; ſie nannten ihren Sohn einen Schwärmer, einen Phantaſten, der nicht für die Welt taugen werde. Beſonders that das die Schweſter der Kammerräthin Lange, Frau von Anfurth, eine kinderloſe Wittwe, die in dem Hauſe ihres Schwagers lebte, und es gänzlich regierte, ob ſie gleich Klugheit genug hatte, ſich das nicht merken zu laſſen.

Der Vater der beiden Schweſtern, Herr Sievers, war ein wohlhabender Brauer geweſen. Nebenher hatte der thätige Mann einen Kornhandel getrieben, den er von Jahr zu Jahr erweiterte, und durch den er ſich auf die rechtlichſte Art ein ſehr großes Vermögen erwarb. Er blieb aber bei ſeiner einfachen Lebensweiſe, und wurde durch ſeinen Reichthum nur wohlthätiger. Mit ſeiner Beſcholdenheit ſchlug er einen Titel aus, den ſein Fürſt ihm anbot. Die ganze Stadt, beſonders die Handwerker, die Armen, deren Freund er war, nannte ihn allgemein den guten Sievers. „Dieſen Titel," ſagte der edle Mann lächelnd, „hoffe ich mit unter den Sargdeckel zu nehmen. Se. Durchlaucht ſind wohl gnädig; allein hätte ich Ihren Titel angenommen, ſo würde mich die ganze Stadt den reichen Kommiſſionsrath genannt haben, und das Vertrauen meiner Freunde wäre dahin geweſen. Herr Sievers! ſagen die Leute jetzt zu mir; oder: guter Herr Sievers. Und ich ſage: nun lieber Meiſter? oder: Herr Gevatter. Das giebt Vertrauen. Herr Kommiſſionsrath! Ei, ja doch! woher ſollte mein Nachbar da drüben, der ehrliche Schneidermeiſter, das Herz nehmen, den Herrn Kommiſſionsrath zu Gevatter zu bitten? . . . Und, Dorthe," — ſo wendete er ſich zu ſeiner Frau, — „woher würden ſie's denn gewußt haben, daß ich den Titel bei Sr. Durchlaucht nicht geſucht hätte? Sag., Dorthe, wäre ich da in ihren Augen nicht ein hochmüthiger Menſch geweſen? Und von einem Hochmüthigen fordert es ſich nur mit Zittern und Beben. Das wolle Gott nicht! Ich gebe mit Furcht und Zittern, wie es in der Bibel ſteht, weil mir das, was ich gebe, immer ſo wenig vorkommt; aber die Armen ſollen mit Freuden von mir fordern." — Dabei erhalte uns Gott, Vater Sievers, in Ewigkeit, Amen! ſagte Frau Dorthe freudig, und ſtreichelte dem Mann über das ſchlicht gekämmte, freie Haar.

So dachten Sievers und ſeine Frau; aber nicht ganz ſo ihre beiden Töchter, die den Vater, und zwar nicht bloß aus dieſer Urſache, wohl gar für ein wenig eigenſinnig hielten. Sie hätten z. B. ſo gern eine Equipage gehabt; ſo Viele hielten ſich ja eine, die nicht halb ſo reich waren als ſie. Aber der alte Sievers ſchlug das geradezu ab. „Nein, Kinder," ſagte er; „wollt ihr des Jahrs ein Paarmal ſpazieren fahren, ſo fährt uns der Gevatter Bode. Dagegen habe ich nichts." — Aber Vater, unſre Fuhren — die vielen Hochzeiten und Gevatterſchaften; alle Leute bitten uns ja — die koſten Jahr aus Jahr ein . . . — „So viel als eine Equipage. Iſt wahr, Kinder. Wohl noch mehr! . . . Gut, ihr ſollt Equipage haben," fuhr er lächelnd fort. — O lieber Vater! riefen beide Mädchen, und faßten ſeine Hände. „Aber dabei bleibt es auch, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Bloß Kutſche und Pferde."

Nur Kutſche und Pferde? riefen die Mädchen. — „Ja; und Hans fährt, wie er geht und ſteht." — Die ältere Tochter ſagte: er muß doch aber wie ein Kutſcher gekleidet ſeyn! — „Ha! ſeht ihr? Da kommt noch eine Livree; und hinter der Livree folgt auch ein Bedienter, und dann ein beſſeres Haus, andre Kleider, Mittags ſechs Schüſſeln, und zuletzt hinter allem der Teufel des Hochmuths oder des Geizes, oder der Verſchwendung. — Mutter Dorthe, dem Fuhrmann Bode iſt heute ein Pferd gefallen. Vorhin ſtand ich am Fenſter; da trat die Frau, mit deinem kleinen Pathen an der Bruſt, in den Thorweg, und ſah ſo ſtill und betrübt zu uns herüber. Arm und rechtſchaffen ſind die Leute. Mir fiel ein, das Unglück hätte wohl ein Paar Häuſer weiter, zu uns, kommen können. Ich ließ ihm ſagen: er könnte meinen Fuchs kaufen; der paßte zu ſeinem. Wenn er kommt, Mutter — du haſt ſo die Art, den Leuten mit guter Manier etwas zu ſchenken. Gieb du ihm den Fuchs für eine Kleinigkeit, oder ganz umſonſt; denn ſeh' ich dem Manne ins Geſicht, ſo platze ich heraus, und das Danken der Leute will mir nicht mehr recht zu Sinne. Mit unſerer eigenen Equipage hat es noch immer Zeit; dort iſt es zum täglichen Brot."

So ſtreng und unerbittlich er in ſolchen Fällen war, ſo erlaubte er ſeinen Töchtern doch mancherlei, was er nicht recht billigte; oder vielmehr, er konnte es nicht hindern. Seine Töchter machten Bekanntſchaften mit Leuten aus den ſo genannten höheren Ständen. Zwar änderten ſelbſt die vornehmen Beſuche nichts in ſeiner ſchlichten Lebensart, und ſie mußten ſich von ihm mancherlei gefallen laſſen, was ſie nur dem reichen Sievers zu gute hielten; indeß bekamen doch ſeine Töchter dadurch eine ſolche Bildung, daß er, obgleich mit Kopfſchütteln, den Vorſatz aufgab, ſie an ein Paar ehrliche junge Männer, die Söhne eines alten Freundes, zu verheirathen.

Dachte er an dieſen geſcheiterten Plan, ſo ſagte er jedes Mal mit Verdruß: „Dorthe, ich wollte, daß ich dreißig Kinder, anſtatt der zwei, hätte. Gieb Acht, das Geld verdrehet den beiden Mädchen noch die Köpfe." Er hatte Recht. Unter den Liebhabern ſeiner Töchter war auch ein Herr von Anfurth, dem er immer mit auffallender Kälte begegnete. Aber dadurch ließ der Herr von Anfurth ſich nicht abſchrecken; er drängte ſich an die ältere Tochter, erzählte ihr vom Hofe, von Bällen, von Cour-Tagen, und verſicherte ihr dabei immer ſeine heißeſte Liebe. Dem Mädchen ſchwindelte der Kopf, und daher bildete es ſich ein, nur der Herr von Anfurth könne es glücklich machen.

Er liebt mich, ſagte das Mädchen: warum ſoll ich nicht mit ihm glücklich ſeyn?

„Liebes Kind,“ erwiederte der Vater; „da tritt hin vor den Spiegel. Ich wollte, er wäre gröſser als eine Elle, daß du dich ganz ſehen könnteſt. Was ſollte er denn an dir lieben, das er nicht unter den Fräulein hundertmal beſſer finden könnte?“

Ich möchte ihn gar nicht, wenn er nur mein Geſicht liebte!

„Nun, was denn? Was weiß er denn von dir? Du ſpielſt die Menuet: Tralala ſein langſam, und noch ein Paar Dinger auf dem Klaviere; du tanzeſt ſo gut wie eine deines gleichen, aber nicht wie ſeines gleichen. Dein Herz? Kind, ich glaube, du haſt kein ſchlechtes; aber daß du jetzt zuweilen daran nicht denkſt, das habe ich leider oft mit Aerger geſehen: denn fährt nicht, wenn er hier iſt, der Teufel des Hochmuths in dich? thuſt du nicht, als ob du keinen Menſchen mehr kenneſt? . . . Ich will dir ſagen, was er an dir liebt: meine Kornſchiffe, meine Häuſer, meine Aecker, meinen Geldkaſten.“

So predigte der Alte; allein es half nichts.

„Hm!“ ſagte er endlich: „nimm ihn, Kind; ich bin dein Rathgeber, und nicht dein Zuchtmeiſter. Einen ſchlechten Streich weiß ich, Gott Lob, von ihm nicht, ſo viel ich mich erkundigt habe. Geld ſoll er bekommen, das ſag ihm, und ſeine Schulden will ich bezahlen. Das iſt am Ende eine Kleinigkeit, wenn nur ſein Gewiſſen keine Schulden hat. Aber, Töchterchen, ſag ihm auch rund heraus: in meiner Haushaltung wird nichts, gar nichts, geändert; der Kalender da und das Nadelküſſen bleiben unter dem Spiegel; meine Gevattern und Nachbaren bleiben meine guten Freunde, und haſt du mich lieb, ſo läſſeſt du mich, wenn du bei mir biſt, nichts von gnädiger Frau oder ſo etwas merken, das nach Hochmuth ausſähe. Ich prophezeie dir, mein Kind, es kann eine Zeit kommen, wo du dich deines Vaters, deiner Mutter und deiner Schweſter ſchämſt; und ſieh, das allein habe ich an deinem Wunſche auszuſetzen. Denn in der Bibel ſteht: du ſollſt den Herrn deinen Gott nicht verſuchen! Du verſuchſt ihn, liebes Kind; denn du mußt recht ſehr gut ſeyn, wenn du jetzt nur halb gut bleiben willſt.“

Gewährung eines Wunſches erweicht das Herz allemal. Die Tochter warf ſich mit Thränen, aber auch mit unruhigem Herzklopfen, an ihres Vaters Bruſt, und ſchwor jetzt mehr, als ſie Willens geweſen war zu thun.

„Du weißt,“ ſagte Herr Sievers, „ich kann das Schwören nicht leiden. Dafür denke nach, was in deiner Lage recht iſt; und dann thu' es. Halte ich etwas für gut, ſo brauche ich mich nicht mit Schwüren dazu verbindlich zu machen; das verſteht ſich von ſelbſt. Ich wollte, du ſäheſt ein, wie wenig du von dem Allen halten kannſt, was du dir jetzt vornimmſt.“

Der Vater hatte Recht. Anfurths Verwandten thaten ihm Vorſchläge, die ihn kränkten, (ob er das gleich ſeiner Tochter verſchwieg,) und die er beſcheiden abwies. Er hatte ſich auf eine große Hochzeit gefreuet, und zu ſeinem Verdruſſe wurde daraus nichts. „Lieber Gott!“ ſagte er; „an mancher Ehe iſt weiter gar nichts Gutes, als der Hochzeittag. Stille hin, Stille her! Es iſt nicht wahr, was ſie jetzt ſagen. So einen Tag muß man mit ſtiller Erhebung des Herzens feiern. Verſteh mich recht, Mutter Dorthe. Ich will dem lieben Gott ſein Theil nicht nehmen. Und wenn zwei Paar Eltern Sohn und Tochter an dem Traualtare ſehen, ich glaube, ſie können am Sterbebette ihres Kindes nicht ſo andächtig beten, als für eine Braut. Denn auf dem Sterbebette fällt das Kind in Gottes Hände; aber vor dem Altare, da geht es erſt recht in die Welt und unter die Menſchen hinein. Sieh, da iſt ſtille Erhebung der Eltern. Die Uebrigen, Brautpaar und Gäſte, ſollen ihre Stimmen und Herzen laut und hoch erheben, vor Freude darüber, daß Gott die Menſchen liebt, und ihnen einen Hochzeittag gegeben hat.“

Natürlich, Vater. Wenn ein Unglücklicher eine Gabe bekomm[illegible] die ihn froh macht, dem ſtehen Thränen wohl; aber ein Glücklicher, der noch glücklicher wird, mag immer ein wenig laut werden. Freilich, ihr Männer ſeid bisweilen auch wohl allzu laut!

„Ei, Dorthe, laß uns nicht mit der Freude knickern! Aber hier komme ich um laute und um ſtille Freude. Ich wünſchte, es wäre anders!“

Herr Sievers mußte der gnädigen Familie nachgeben. Er wollte ſeine Anverwandten zur Hochzeit bitten; doch die Anfuhrts wollten das nicht zugeben, und ſo fuhr das Brautpaar mit den Eltern auf ein Dorf, wo es in der Stille getrauet wurde. Um ſeinen Willen doch halb zu haben, gab Sievers den jungen Leuten und Mädchen im Dorfe einige Fäſſer Bier, und ließ Muſik kommen; aber dennoch fuhr er bitterböſe nach Hauſe, und ſagte auf dem Rückwege zu ſeiner jüngeren Tochter: „heirathe einen ehrlichen Mann deines Gleichen, und keinen, dem deine Verwandten nicht gut genug ſind; oder ich nehme mir ein Paar Mädchen an Kindesſtatt an, und theile mein Vermögen unter euch und ſie. Es iſt ja heute bei uns, als ob wir Herrnhuter wären!" — Dieſ[illegible] Abend ging er zum erſten Mal in ſeinem Leben ſcheltend zu Bette.

Es gab bald noch mehr Mißvergnügen dieſer Art, deſſen Ausbruch kindliche und väterliche Liebe kaum verhindern konnte. Der alte Sievers wollte auch nicht die mindeſte Kleinigkeit aufopfern. Ich dächte, ſagte Frau Dorthe freundlich, des lieben Friedens wegen! — Er antwortete ſehr ernſt und ein wenig empfindlich: „des lieben Friedens wegen wollte ich, Frau . . . Du kennſt mich, Dorthe. Ich müßte kein Körnchen Verſtand haben, wenn ich nicht merkte, wo das alles hinaus will und ſoll. Mögen ſie doch leben, wie ſie wollen! ich thue ja, als ſäh' ich nicht, wenn meine Tochter vergeſſen hat, was ſie war, und was ihre Eltern ſind. Ich weiß, daß ſich der gerade am meiſten einbildet, der am wenigſten Urſache dazu hat. Was verlangen denn Anfuhrts? . . . Soll ich es dir ſagen? Des Friedens wegen, Dorthe, wollte ich wer weiß wie viel thun, Equipage und Bedienten halten, Concerte geben, mich zu einem fürſtlichen Rathe machen laſſen. Was wollte ich nicht, um die Liebe meiner Kinder zu erhalten! Aber bei dem Hochmuth kommt das Schlimmſte immer erſt am Ende. Sieh, dann ſoll ich unſre Verwandten, unſere Nachbaren hintenanſetzen; da iſt ihnen der Vetter Sievers im Wege, wenn ſie hier eſſen. Ich weiß wohl, daß unſer Schwiegerſohn und ſeine Familie mit dieſen Leuten nicht umgehen können. Aber ich? Nein, Dorthe! Zuerſt Frieden mit meinem Gewiſſen und mit Gott; dann mit den Menſchen. Und darum geb' ich nichts einen Zollbreit nach; ich ſehe die Melle ſchon, die noch hinterher folgen ſoll. Laß das, Dorthe! Frieden mit meinem Gewiſſen; dabei bleib' ich. Wollen ſie nicht zu mir kommen (was ich auch gar nicht verlange), ſo gehe ich zu ihnen."

Und dabei blieb er. Zwar wurde nun die Tochter etwas kalt gegen den Vater; indeß verhütete er durch eine gut angebrachte Freigebigkeit den Ausbruch der Feindſchaft, „um ſeiner Tochter," wie er ſagte, „eine Sünde zu erſparen, da er ſie nicht hatte von einer Thorheit abhalten können."

Deſto vorſichtiger wollte er nun aber mit ſeiner zweiten Tochter ſeyn, die man ebenfalls gern in der Familie Aſfurth gehabt hätte. Sie hatte einige Neigung für einen jungen Menſchen, der öfters in das Haus kam, doch nichts weniger, als die Hand eines ſo reichen Mädchens hoffte, da er nur aus einer armen bürgerlichen Familie war. Sobald Herr Sievers das wußte, überraſchte er den jungen Lange und ſeine Tochter mit dem Vorſchlage, daß ſie einander heirathen möchten. Seine Tochter hatte in dem Hauſe ihrer Schweſter, ſo ſelten ſie auch dahin kam, doch ſchon einige falſche Grundſätze eingeſogen; deshalb gab er ihr zu verſtehen, daß er alles in Bewegung ſetzen würde, dem jungen Menſchen einen hohen Rang zu verſchaffen. Er eilte mit der Verlobung und der Hochzeit, und hatte die Freude, diesmal beides nach ſeinem Sinne zu feiern. Aber der hohe Rang, den er ſeinem Schwiegerſohne verſchaffte, war — die Stelle eines Kammerregiſtrators, die der junge Menſch auch ohne ihn bekommen haben würde. So hatte er nun doch die Eine Tochter nach ſeinem Willen verſorgt, und konnte jede Stunde, die ihm von ſeinen Geſchäften übrig blieb, ohne Furcht vor nachläſſiger Begegnung, in ihrem Hauſe zubringen.

Der Alte erreichte aber ſeinen Zweck nicht; Lange wurde in Kurzem Kammerſekretair, und nach ſechs Monaten Kammerrath, wobei man ſich vom Hofe aus nicht undeutlich merken ließ, daß es bei dieſem Poſten nicht bleiben ſolle. Der Vater kam gerade, als das Haus voll Freude über den neuen Titel war, und ging mit dem Schwiegerſohne die Treppe hinauf. Auf jeder Stufe ſtand er ein Weilchen, und ſagte: „alſo Kammerrath! Kammerrath!“ — Lange bat ihn, ein wenig ſchneller zu gehen; aber der Alte erwiederte ernſt: „ich liebe das ſchnelle Steigen nicht, Herr Sohn; es bringt außer Athem. Gott gebe,“ ſetzte er nachdrücklich hinzu, „daß Sie ihn nicht darüber verlieren! Hören Sie, Herr Sohn! ein ehrlicher, redlicher Menſch, das iſt ein höherer Titel als Kammerrath und Kammerpräſident; und den Titel wollen wir Beide nicht aufgeben, wie es uns auch gehen mag.“

Der alte Mann bemerkte nicht, oder wollte nicht bemerken, daß in dem Hauſe des Kammerraths ſchon Alles umgekehrt wurde. Mehrere Zimmer bekamen Kronleuchter, ſeidne Tapeten und die theuerſten Möbel. Durch eine ſchöne Equipage, reichgekleidete Bedienten, einen Koch, und ein Paar Jungfern, gab Lange ſeinem Hauſe eben das Anſehen, welches das Anſurthiſche hatte. Auch ſuchte er nach und nach eben den Umgang, wie ſein Schwager, zu bekommen: den Adel und die Vornehmſten der Stadt. Indeß blieb dennoch ein Unterſchied. Der Kammerrath fühlte eine gewiſſe Dankbarkeit für ſeinen Schwiegervater, (die Herr von Anfurth freilich nicht fühlen konnte, weil er bei ſeiner Heirath wenigſtens eben ſo viel aufgeopfert zu haben glaubte, als er bekommen hatte); daher machte er keine Anſprüche an den alten Sievers, bequemte ſich ſogar nach deſſen Eigenheiten, und war bei ihm in der Geſellſchaft ſeiner Verwandten, die gewöhnlich Sonntags zu Tiſche gebeten wurden, ganz heiter.

Herr Sievers hatte wieder Recht: Das ſchnelle Steigen brachte den Kammerrath, und auch deſſen Frau, wirklich außer Athem. Ein großes Haus zu machen, war ihr einziger Stolz. An die armen Verwandten wurde bei ihnen gar nicht mehr gedacht, und der Alte fühlte ſehr wohl, daß nur er das lockre Band war, das ſeine Kinder noch an ſie knüpfte. „Ich glaube, Dorthe,“ ſagte er oft, „wir werden eben nicht viel Freude mehr haben. Gott behüte mich vor Undank gegen ſeine Güte! Aber zuweilen kann ich doch in der That wünſchen, daß es mit unſerm Kornhandel nicht ſo gut gegangen ſeyn möchte. Was iſt nun das Facit? Kutſcher, Bediente, Köche, Kronleuchter, Kammerjungfern, Eitelkeit, Hochmuth, und Gott weiß, was ſonſt noch Alles! Sieh, das haben wir herausgewirthſchaftet. Ich denke, Dorthe, ein ſanfter und ſeliger Tod wird wohl das einzige Gute ſeyn, das wir noch hoffen können."

Darin irrte ſich der gute alte Mann; es war ihm noch eine große Freude beſtimmt, die ihn allen Verdruß vergeſſen ließ: ſein erſter Enkel, der kleine Herrmann. Der Großvater war jetzt täglich bei ſeinem Schwiegerſohne, und zwar immer in der Kinderſtube. Mochte auch das ganze Haus voll Gäſte ſeyn, er hatte ſeinen Enkel auf den Knieen, und liebkoſte ihn, ohne die Geſellſchaft zu bemerken. Kaum konnte das Kind gehen, ſo führte er es an der Hand nach ſeinem Hauſe, und eben ſo wieder zurück. Der Wärterin des Kleinen brachten die Beſuche, die ſie mit ihm bei ſeinen Großeltern machte, ſo viel ein, daß ſie täglich längere Zeit bei ihnen war, als in dem Hauſe ihrer Herrſchaft. Das Kind ſah ſeine Eltern, weil ſie ſo viele Beſuche anzunehmen und zu geben hatten, ſo ſelten, ſeine Großeltern aber ſo oft, daß es dieſe auch weit mehr liebte, als jene. Es wurde endlich Gewohnheit, daß der kleine Herrmann mehr bei ſeinem Großvater lebte, als in dem våterlichen Hauſe; und dieſe Gewohnheit, mit noch einigen kleinen Umſtånden verbunden, beſtimmte ſein Schickſal, und gab ihm den Charakter, der ihn ſo unglůcklich, und doch ſo glůcklich, machte. Die Eltern bemerkten, daß ihr Sohn durch den beſtåndigen Umgang mit dem Großvater-Begriffe bekam, die ihnen gar nicht gefielen; indeß ließ ſich das nicht åndern, da der Großvater nothwendig geſchont werden mußte. Uebrigens war der Knabe ſo ſchön, ſo liebenswůrdig, ſo verſtåndig, ſo ſanft, ſo folgſam, daß ſie ůber jenen Umſtand hinweg ſahen, und ſich nur vorſetzten, die beiden andern Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beſſer in Aufſicht zu halten.

Sievers liebte auch die beiden andern ſehr zårtlich; doch Herrmann war ſein Liebling, ſein Eigenthum, ſein Sohn. Der Knabe ſchlief ſogar Monate lang in ſeines Großvaters Hauſe, und mußte daher nothwendig ganz anders werden, als ſeine Geſchwiſter. Das Beiſpiel der Eltern konnte ihn, ſo wie er heran wuchs, leicht verderben, die ewigen Zerſtreuungen in ihrem Hauſe konnten ihm einen Kleinigkeitsgeiſt geben, und die Schmeicheleien, womit man ihn überhäufte, ihn eitel machen; aber ein guter Genius blieb ihm immer zur Seite: er lernte denken und fühlen. Das Leben bei und mit ſeinem Großvater gab ihm ſchon früh eine gewiſſe Stärke des Charakters, ſo wie der Umgang mit der großen Welt in dem Hauſe ſeines Vaters, die Fertigkeit, das Lächerliche zu bemerken und einen Humor, der ihn ſein Lebelang begleitete.

Es waren kleine Umſtände, wodurch Herrmann die Richtung bekam, die er nachher auf immer behielt; ſie dürfen aber nicht übergangen werden, wenn der Leſer die Entwickelung ſeines Charakters verſtehen ſoll. Beſonders hatte ein alter Matroſe, der in Sievers Hauſe lebte, Einfluß auf ihn. Zu dieſem war Sievers auf folgende Art gekommen. Eins ſeiner Kornſchiffe ſtand einmal in Gefahr, auf der Elbe unterzugehen, weil es durch die Unvorſichtigkeit des Steuermannes auf einen Balken im Waſſer ſtieß. Es wurde leck, und der reißende Strom führte es aufs neue der Gefahr entgegen. Jeder fürchtete, daß es umſchlagen würde, ſprang eilig in den Nebennachen, und ließ das Kornſchiff treiben. Ein Matroſe aber wollte das Schiff nicht verlaſſen; er warf ſich an das Steuerruder, arbeitete mit der gewaltſamſten Anſtrengung ſeiner Kräfte, und rettete glücklich Schiff und Ladung. Doch der Balken, den er ergriffen, um das Schiff ſeitwärts zu lenken, hatte ihm die Hand zerquetſcht.

Sievers Faktor in Hamburg ſchrieb ſeinem Principal, daß der Matroſe das Schiff erhalten hätte, und bat um eine kleine Beiſteuer für ihn, da er bei der Rettung die linke Hand verloren habe und nicht mehr dienen könne. — „Schicken Sie mir," antwortete Sievers dem Faktor, „den armen Matroſen. Beiſteuer! Was denken Sie von mir? Der Menſch kennt mich nicht, und ſetzt ſich der Todesgefahr aus, um mein Schiff zu retten. Und ich? Beiſteuer! Guter Gott! ſagen Sie dem braven Menſchen, daß er Brot haben ſoll, ſo lange ich etwas habe, oder — was er ſelbſt wünſcht. Am liebſten ſähe ich's, daß Sie ihn ſchickten, wenn er ſonſt ein guter Menſch iſt. Ich bin ihm nicht nur ſeinen Lebensunterhalt, ich bin ihm Dankbarkeit ſchuldig."

Dieſer Brief ſetzte den Faktor, einen gutherzigen Mann, in einige Verlegenheit; es verhielt ſich nicht ganz ſo, wie er dem alten Sievers geſchrieben hatte. Auf dem Schiffe befand ſich eine Frau mit ihrem Kinde, die nach Hamburg wollte. Die Waſſerreiſe war ihr nicht zuträglich geweſen, und ſie lag ſehr krank. Als die Schiffer das Fahrzeug verloren gaben, und ſich in den Nebennachen retteten, da wimmerte die Frau um Hülfe; doch niemand hörte ſie. Nur der Matroſe hatte in dem allgemeinen Schrecken Beſonnenheit genug, an die kranke Frau zu denken. Halt! rief er; rettet die Frau und ihr Kind! Man hielt einen Augenblick mit dem Nachen am Schiffe, um den Matroſen einſteigen zu laſſen. Er weigerte ſich aber, und rief: fahrt ihr zur Hölle, und laßt die Frau erſaufen; aber ich nicht! Nun ſprang er an das Steuer, und rettete das Schiff. Dann hob er die Frau an das Ufer, trug den Knaben mit der rechten Hand ihr nach, rief ſeine Kameraden, küßte das Kind, gab es der Mutter, und ſagte: Frau, da hat ſie ihren Jungen. Ich habe ihm das Leben erhalten, und kann nun betteln gehen. Die Hand iſt hin, mit der ich den Balken faßte.

Man mußte ausladen. Der Faktor kam, beſuchte den Verunglückten, und dankte ihm für den Muth, den er bei der Rettung des Schiffes bewieſen hätte. Was Schiff! was Ladung! rief der Matroſe unwillig. Möchte die zum Teufel gegangen ſeyn; da hätte ich meine Hand noch. Nicht einen Finger gäbe ich um eine ganze Flotte. Herr, die Frau und ihr Kind gingen mir nahe; und an die ſetzte ich mein Leben, nicht an den Wrack. Hätte ich die Frau und das Kind heraus gehabt, ſo wäre ich geſprungen, wie die andern hartherzigen Beſtien; denn der Herr meint wohl, ein Paar Säcke Weizen von einem Kornwucherer wären es werth, daß unſer einer . . .? Ich wollte, ich hätte meine Hand wieder, und Schiff und Ladung lägen im Abgrunde

Dem Faktor, der dem Matroſen wohl eine Unterſtützung gönnte, ſchien Herrn Sievers Dankbarkeit doch ein wenig zu groß. Er rückte daher mit dieſen Aeußerungen des Matroſen hervor; und nun ſchrieb ihm Sievers: „ſenden Sie mir den edlen Matroſen ja, ſobald ſeine Hand geheilt iſt. Laſſen Sie es ihm an nichts fehlen. Sagen Sie ihm, daß ihn gute Tage erwarten, und daß ich mich darauf freue, einen Menſchen im Hauſe zu haben, der ſein Leben, für einen Andern wagen konnte. Es ſoll ihm nicht ſchlechter gehen, als mir ſelbſt."

Der Matroſe entſchloß ſich ungern, zu dem Kornwucherer zu ziehen, der ihm eine Hand gekoſtet hatte; doch reiſte er endlich, gut gekleidet, ab, und kam zwiſchen Furcht und Hoffnung bei Herrn Sievers an. Dieſer erkannte ihn ſogleich am linken Arme, drückte den Stumpf der Hand, und machte in einigen Stunden durch ſeine Zutraulichkeit den rohen Matroſen ſo geſprächig und fröhlich, daß er am Abend ſagte: ſieh, ſieh! giebt es doch auch zu Lande ehrliche Leute!

Herr Sievers hatte ſich in dem Manne nicht betrogen. Es war ein roher, aber edler Menſch, muthig, entſchloſſen, und voll uneigennütziger Liebe für ſeine Mitgeſchöpfe. Das Fluchen, das ſein Patron (ſo nannte er Herrn Sievers) nicht leiden konnte, gewöhnte er ſich nach und nach ab; und als er ſich nur erſt einige Wochen an das Leben auf dem feſten

Lande gewöhnt hatte, war er auch gar nicht müßig, ſondern trug redlich das Seinige zu der Haushaltung bei. Er war Aufſeher der Kornböden, und machte ſich ſonſt noch allerlei nützliche Geſchäfte. Seine größte Freude war es aber freilich, wenn er mit Korn nach Hamburg fahren konnte; und dann ſagte er an der gefährlichen Stelle jedes Mal: Gott erhalte meinen Patron! dies iſt meine Glücksſtelle!

An dieſen Matroſen, den man im Hauſe Martin nannte, hängte ſich bald auch der kleine Herrmann, und die Vertraulichkeit zwiſchen Beiden nahm mit jedem Jahre zu. Der ſiebenjährige Knabe verfolgte ſeinen Martin durch das ganze Haus, und bat ihn um Erzählungen von den Wilden, von den Menſchenfreſſern, die er geſehen, und von den Orkanen oder Schiffbrüchen, die er erlebt hatte. Martin erzählte gern von ſeinen Abentheuern, und mit der Lebhaftigkeit einer entbrannten Phantaſie. So lernte der kleine Herrmann alle Theile eines Schiffes, alle Kunſtausdrücke der Seefahrt kennen, und ſo auch die verſchiedenen Länder der beiden Indien, die der Matroſe beſucht hatte, ihre Produkte und die Sitten ihrer Einwohner, wie ein Matroſe von geſunden Augen und gutem Gedächtniſſe das Alles aus eigner Erfahrung beſchreiben konnte. Von gewiſſen Ausdrücken aber, z. B. Breite und Länge, konnte Martin keine Erklärung geben, oder Herrmann ihn, wenn er es zu thun verſuchte, nicht verſtehen, ſo viele Mühe ſich Beide auch gaben.

Um dieſe Zeit fing Herrmann an das Gymnaſium in ſeiner Vaterſtadt zu beſuchen, und von allen Lehrſtunden war ihm die geographiſche, wegen ſeiner Unterhaltungen mit dem Matroſen, die intereſſanteſte. Der Großvater kaufte Landkarten, auf denen Martin nun ſeine Reiſen, ſo gut er konnte, angab. Obgleich Unterredungen dieſer Art etwas verwirrt ſeyn mußten, ſo bekam doch Herrmann am Ende Begriffe von den Entfernungen der Länder, und, mit Hülfe des dürftigen Hübners, endlich auch von Länge und Breite.

Sievers kaufte einen Globus, und nun ging Herrmann vom Hübner zum Globus, und wieder von dem zum Hübner. Martin ſchürte unabläſſig das Feuer des Knaben an, und dieſer wurde nun in Kurzem Martins Lehrer. Der Alte ſaß manche Stunde lächelnd dabei, wenn ſein Enkel den Globus ſtudierte. Nach einer Unterredung über die Abwechſelung des Tages und der Nacht auf der Erde, ſagte er einmal: „höre, Herrmann, ich kaufe dir ein Fernglas, wie man es auf den Schiffen hat, wenn du mir morgen ſagen kannſt, was um dieſe Zeit in Batavia die Uhr iſt.“

Hols der — rief Martin, und ſprang auf: Herr Patron, das iſt eine Frage für einen Capitain, aber nicht für den Kleinen, ob er gleich wohl ſchon eben ſo viel weiß, wie ein Kadet auf einem Linienſchiffe.

Auch Herrmann ſprang auf, und ſagte: ich glaube, das bringe ich heraus, lieber Großvater! — Es koſtete ihm Nachſinnen und Zeit; aber mit Hübners Hülfe fand er es wirklich, zu Martins großem Erſtaunen. Er erklärte ſeinem Großvater, freilich ein wenig verwirrt, wie die Aufgabe zu löſen wäre, und Martin ſchwor ſo kräftig, Herrmann habe Recht, daß der Großvater es am Ende glauben mußte. Er hatte wirklich Recht; der Nachbar Prediger bezeugte es, und das Fernrohr war gewonnen. Jetzt fand der Knabe nichts mehr zu ſchwer, und es verdroß ihn beinahe, daß es nicht immer etwas aufzulöſen gab.

Auf dieſe Art lernte Herrmann nur wenig, aber dies Wenige erfand er ſelbſt, und begriff jedes Mal, was er lernte. Seine Seele arbeitete, frei von den Banden des trägen Unterrichts, des Nachſprechens, und wurde ſtark in der unabläſſigen Selbſtthätigkeit, bei welcher Hübner und andre Bücher ihm nur die Richtung zeigten, die er zu nehmen hatte, aber ihn nicht den ganzen Weg begleiteten. In einer einzigen Aufgabe erfand ſein Geiſt tauſend Dinge. Begierde nach Wahrheit, und nicht nach Wörtern und Namen, erfüllte ſeine ganze Seele. Das ungeheure Meer der Kenntniſſe lag vor ſeinen Augen da, und er war entſchloſſen, es ſelbſt zu durchreiſen. Zu dieſem Vorſatze brachte ihn eine einzige Frage ſeines Großvaters. „Herrmann," ſagte der Alte; „5400 Meilen hätte die Erde im Umfange? Nun, Gott iſt noch größer! Aber wie hat man es angefangen, das zu erfahren?" — Triumphirend ſprang der Knabe auf, zeigte dem Großvater die Grade, und ſetzte ihm aus einander, daß jeder funfzehn Meilen groß ſey. Der Alte ſtreichelte ſeinem Herrmann die ſchöne brennende Wange, und

Martin prophezeiete in ihm mit bewunderndem Kopfſchütteln einen Admiral.

Herrmann überlegte aber, ſo bald er allein war, die Frage ſeines Großvaters noch einmal; denn für ihn ſelbſt blieb noch etwas dunkel. Er ſah ſeinen Globus an, dachte ſich die Seefahrer, welche zum erſten Male die große Kugel umſegelten, träumte mit ihnen zu reiſen, und war nun auf dem offnen Meere ohne die Meridiane, die ſeinen Globus eintheilten. Woran — fragte er ſich glühend, und nachſinnend — woran weiß ich denn, daß hier ein Grad zu Ende war?

Seine Seele ſtürzte ſich in das Labyrinth, das ſich hier für ſie öffnete. Er legte die Finger an die mit Schweiß bedeckte Stirn, und mußte ſich zuletzt geſtehen, er wiſſe nicht, wie groß die Erde ſey. Nun zog er ſeinen Hübner zu Rathe; der gab ihm aber keine Antwort. Er ging zu ſeinem Großvater, und ſagte mit klagendem Tone: ach, Vater, ich weiß es doch nicht! Die ganze Nacht hindurch träumte er von nichts als von Seereiſen, und als er am Morgen auf das Gymnaſium kam, war ſeine erſte Frage an den Lehrer: „wie hat man denn die Erde gemeſſen?" — Einfältiger Knabe! ſagte der Lehrer lächelnd; und Herrmann fürchtete, daß er vielleicht etwas ganz Leichtes nicht begriffe. — Wie viel Grade, fragte der Lehrer, hat der Umkreis der Erde, gleich jedem andern Zirkel? — „Dreihundert und ſechzig." — Recht! Und wie viele Meilen gehen auf einen Grad? — „Ach!" antwortete Herrmann kleinmüthig; „das weiß ich: funfzehn. Aber wie hat man erfahren, daß ein Grad funfzehn Meilen groß iſt?" — Ei, wie einfältig! Man hat ihn gemeſſen. — „Ach, lieber Herr Subkonrektor, ich bin recht übel daran, daß ich nicht Acht gegeben habe! Woran wußte man denn, wo ein Grad auf der Erde zu Ende war?" — An . . . an . . . ſagte der Lehrer, der ſich mit der mathematiſchen Geographie eben nicht viel beſchäftigt hatte — Das will ich Nachmittags in der Geographie erklären. Itzt ſetze man ſich, und ſchweige.

Herrmann war ſchon um halb Eins wieder da. Der Lehrer ſagte, man habe die Erde am Himmel gemeſſen, und ſetzte noch etwas hinzu, um das zu erklären. Obgleich Herrmann ihm jedes Wort von den Lippen horchte, ſo verſtand er doch nicht, was er hörte, und fragte noch einmal. Der Lehrer wurde böſe, und las nun aus einem Buche vor, wie man die Erde gemeſſen habe. Am Himmel, das war richtig; aber wie?

Der arme Herrmann kam traurig zu Hauſe, und ſagte mit Kopfſchütteln: am Himmel, Großvater, haben ſie die Erde gemeſſen. Der Großvater meinte: ſein Lehrer habe ihn zum Beſten gehabt. „Sieh, mein Söhnchen, wenn mein Schneider mir ein Kleid anmeſſen will, ſo muß er mich meſſen, und nicht meinen Nachbar. Das iſt nichts.“ Aber der Matroſe beſann ſich, ſprang auf, trat mit weit ausgeſpreizten Beinen, als ob er noch auf einem Schiffe wäre, mitten in das Zimmer, und rief: fluchen will ich nicht, Herr Patron; aber wenn wir Länge und Breite nicht wußten, nichts um uns hatten, als Himmel und Waſſer, und es war ſternhell und ſtille See: ſo ſahen der Kapitain und die Andern nach den Sternen, und maßen und rechneten, und dann ging es, Huſſah! In drei Tagen, oder ſo ungefähr, Land! Der

Kleine hat Recht. Am Himmel wird die Erde allemal gemeſſen.

Am Himmel! ſagte Herrmann noch Abends ſehr traurig. Er ging in den Garten, blieb ſtehen, und heftete forſchende Blicke an das hohe Gewölbe, auf deſſen dunklem Grunde die glänzenden Sterne unbeweglich ſtanden. Es gab ſeiner Seele wieder Ruhe, und erfüllte ſie nach und nach mit Ehrfurcht und Bewunderung. Ihm war, als ſähe er den Himmel zum erſten Male. Er beſtieg das Dach des Chineſiſchen Häuschens, welches auf der Spitze des Hügels im Garten ſtand. Hier legte er ſich auf den Rücken nieder; ſo hatte er das ſchimmernde Gewölbe vor Augen, und verlor ſich in deſſen unendlichen Räumen. Leichte Dünſte, von dem hinter ihm aufgehenden Monde beglänzt, zogen am dunkeln Himmel weg; es waren ſeiner Phantaſie Engel. Der Abendwind erhob ſich mit ſanftem Rauſchen; es war ihm, als ob er das Gehen des Allmächtigen über den Sternen hörte. Er ſtand auf, warf ſich auf die Kniee, und faltete, mit unausſprechlicher Andacht im Herzen, die Hände. Sein Glaube an Gott wurde in dieſer Minute felſenfeſt, und nie iſt die Feier dieſes Abends in ſeiner Seele wieder erloſchen. Er ſagte nichts, als das einzige Wort: Gott! das den Zuſtand ſeiner Seele bezeichnet. Der Gedanke an die Größe der Erde, von dem er ausging, verglichen mit dem unermeßlichen Kreiſe des Himmels, machte ſeine Empfindung natürlich. Als er im Jünglingsalter die erſte Klaſſe des Gymnaſiums beſuchte, las man im Cicero die Stelle: „wenn Jemand unter der Erde in den ſchönſten Pallåſten, im Schooße des Ueberfluſſes wohnte, und er kåme auf einmal an ihre Oberfläche, ſähe das Gewölbe des Himmels, die Erde, das Meer, die Nacht, die Sonne; er würde ſogleich an das Daſeyn der Gottheit glauben!“ Die Erinnerung an jenen Abend machte in dem Augenblick einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er rief: „o, das iſt wahr! ich hab' es gefühlt!“ Seine Mitſchüler lachten laut, und der Rektor ſagte ſpöttiſch: Er mag ſonſt etwas gefühlt haben, als das! Die beiden großen Philoſophen, Ariſtoteles und Cicero, konnten wohl ſo etwas fühlen; aber nicht Er! — Von dieſem Tage an las und ſtudierte Herrmann das Buch de natura deorum *) mit unbeſchreiblichem Entzücken. Er verſtand es, verſtand es durch dieſe einzige Stelle, die eine ähnliche mächtige Empfindung in ſeiner Seele traf: ein Glück, das Jünglinge ſo ſelten haben, und das, wenn ſie es einmal haben könnten, von den Lehrern meiſtens ſo ſehr vernachläſſigt wird.

An jenem Abend ging Herrmann mit einer heiligen Empfindung wieder zu ſeinem Großvater. Dieſer bemerkte die entzückten Blicke, das Feierliche in dem Benehmen des Knaben, und fragte, was ihm wäre. Herrmann fliſterte ihm leiſe ins Ohr: ich habe Gott geſehen! Sievers ſah ihn lächelnd an, nahm die Mütze ab, und ſagte: „in ſeiner Güte und Barmherzigkeit!" — In den Sternen, erwiederte Herrmann leiſe. — „In ſeiner Güte und Barmherzigkeit!" wiederholte der Großvater noch einmal; dann nahm er eine Rolle Geld, und befahl in Herrmanns Gegenwart dem verſchwiegenen Martin, ſie einem armen Handwerker zu bringen, deſſen Gattin heute entbunden worden war. „Sieh, Herrmann,"

---

*) Vom Weſen der Götter.

ſagte der Großvater; „auch dieſe Armen werden heute Abend Gott in ſeiner Güte und in ihrer Freude ſehen!" So verſtärkte der weiſe Alte den Eindruck der Natur auf das Herz des Knaben durch eine wohlthätige Handlung, ohne näher nach den Umſtänden ſeines Gefühles zu fragen.

Solche Empfindungen, die Kindern nicht eingeredet werden, die das erſchütterte Herz, von einem mächtigen Schlage getroffen, aus ſich ſelbſt bekommt, bringen Saiten in Bewegung, die ewig tönen, die unter dem Toben der Leidenſchaften nie gänzlich verſtummen, und das wankende Herz befeſtigen, oder das gefallene durch ſüße Reue wieder aufrichten. Bei Herrmann zitterte ſeine Empfindung das ganze Leben hindurch nach; er warf nie wieder einen Blick an das ſternenvolle Gewölbe des Himmels, ohne ſtandhafter, ohne beſſer werden.

Die Empfindungen der frommen jugendlichen Seele geriethen hier nicht unter die zerdrückende Laſt eines ſpottenden Gelächters, oder eines bedauernden Achſelzuckens, oder eines kalten: „wie ſo? du biſt ein Thor!"

Sievers nahm ſeine Mütze ab, warf mit gleichfrommer Theilnahme ſeinen Blick an die Decke des Zimmers, und drückte ſo der Empfindung des Knaben das Siegel der Wahrheit auf. Nun wurde der Knabe ſeines Gefühles froh; es hob ihn, und er hielt es feſt. In dem Hauſe ſeines Vaters hätte vielleicht dieſelbe kleine Begebenheit ihn auf ewig kalt gegen die Vorſtellung von Gott machen können, wenn er da eben ſo aufrichtig geweſen wäre, wie gegen ſeinen Großvater.

Herrmann hatte indeß noch immer den Wunſch, die Art, wie man die Größe der Erde beſtimmt habe, zu erfahren. Um ſeine Unruhe zu endigen, ging ſein Großvater mit ihm zu einem Aſtronomen, der ſich in der Stadt aufhielt. Es koſtete dieſem freilich Mühe, den ungeduldigen Knaben, der jetzt mit Vorſatz zweifelte, ob er etwas auch begriffen habe, zu überzeugen; indeß am Ende fand Herrmann auf einmal, wie leicht es geweſen wäre, ohne Unterricht von ſelbſt auf das rechte Mittel zu kommen; und bei der Rückkehr verſicherte er ſeinem Großvater, daß er von nun an ſo lange arbeiten wolle, bis er durch ſich ſelbſt wiſſe, woran er ſey. „O," ſagte er lächelnd, „wie ſehr muß man ſich in Acht nehmen, nicht zu glauben, man verſtehe etwas, das einem auch noch ſo deutlich ſcheint. So ſoll mich kein Menſch wieder ertappen!" — Aber wohl hundertmal ertappte der Großvater, der von Tage zu Tage aufmerkſamer auf den Knaben wurde, ihn, und er ſich ſelbſt. Bei einer Gelegenheit, wo der Irthum ſehr leicht zu finden geweſen wäre, ſagte Herrmann ſchüchtern und ernſt: ach, Großvater, wenn nur Sokrates nicht am Ende noch Recht hat, daß der der Weiſeſte iſt, welcher weiß, daß er nichts weiß!

So ſtudierte, ſo arbeitete der Knabe von ſeinem achten Jahre bis in das elfte, immer zweifelnd, ob er begriffen habe, oder nicht. Er wollte alles ſelbſt ſehen, alles ſelbſt verſuchen, alles ſelbſt durchdenken. Jetzt brachte er den armen Martin, wenn dieſer ihm wunderbare Abentheuer erzählte, durch ungläubiges Kopfſchütteln aus dem Feuer der Rede oft in die Hitze des Zorns. Herrmann unterſchied zwiſchen der Wahrheit der Erzählung und des Erzählers. Das war für Martin zu fein.

Ei was, Herrmann! ſagte er, mit dem Fuße ſtampfend; wer meine Erzählung für unwahr hält, hält mich für einen Lügner, und wer lügt, ſtiehlt, und wer ſtiehlt . . . — Herrmann hielt ihm den Mund zu. Wollte das nicht helfen, ſo wendete er ſich ab, und ſagte: „ſonſt war Martin mein Freund; da konnte er es leiden, wenn ich fragte: Martin, iſt das wahr? aber jetzt . . .“ — Aber jetzt, brummte Martin ſchon ſanfter; jetzt iſt es anders. Sonſt fragteſt du: iſt das wahr? weil dir das Herz in der Bruſt weh that vor Angſt; jetzt aber . . . — „jetzt haſt du mich nicht mehr ſo lieb, Martin, als da ich ein kleiner Junge war!“

Das half. Martin ſchlang ſeinen Stumpf von Arm um Herrmanns Leib, und zog ihn an ſich. Lieb? Herrmann, lieb? Sieh, ſo ſoll mich — —! Nun kam ein kräftiger Matroſenfluch, und Beide waren wieder Freunde, ohne daß Herrmann Martins Erzählungen darum glaubwürdiger gefunden hätte.

Am Ende ſeines elften Jahres kam der Knabe in ganz andre Verhältniſſe, als worin er bisher gelebt hatte. Eine Leberkrankheit zerſtörte die Geſundheit des alten Sievers, ließ ihm aber den völligen Gebrauch ſeiner Seelenkräfte. Noch hatte der Arzt immer Hoffnung gegeben; allein auf einmal nahmen die Schmerzen zu, und die Kräfte ſchwanden. Herrmann, Martin und Frau Dorthe kamen nicht mehr von dem Bette des Kranken weg; und in ihrer Gegenwart ſagte dieſer zu dem Arzte: „ſterben, alter Freund, — (der Arzt war ſeit dreißig Jahren vertraut mit ihm umgegangen) — ſterben muß ich einmal. Ich wünſche den Tod nicht; doch, Gott ſey Dank, ich zittre auch nicht vor ihm. Alſo, lieber Doktor, wenn Sie wiſſen, daß ich ſterben muß, ſo ſagen Sie es mir. Ich habe vierzig Jahre mit meiner Frau gelebt, und jetzt denke ich an die Arzneigläſer mehr, als an das gute Weib, das mir die Erde zu einem Himmel gemacht hat. Muß ich ſterben, ſo will ich die letzten Augenblicke noch nützen. Alſo nur dreiſt heraus, und Gottes Wille geſchehe!"

Der Arzt befühlte den Puls; Frau Dorthe weinte ſanft in beide gefaltene Hände, die ſie vor die Augen hielt; Herrmann wurde bald bleich, bald roth, und trat von einem Fuß auf den andern; der Matroſe ſah wie höchſt zornig aus, und doch ſtanden Thränen in ſeinen Augen. Endlich ſagte der Arzt in Abſätzen: o, könnte ich Sie retten, edler, wohlthätiger Mann! Geſtern hatte ich noch Hoffnung; aber heute — lieber Gott! — faſt gar keine. Der matte Puls, der ſo ſtockend ſchlägt . . . — So wie er ſprach, wurde das Schluchzen der drei Menſchen im Zimmer ſo laut, als ſollte ihr Jammer zum Himmel dringen. Herrmann knieete an dem Bette nieder, und verhüllte das Geſicht in das Betttuch. Martins Geſicht wurde immer zorniger; er ballte die rechte Hand, und fuhr mit dem Stumpfe der linken an die Augen, um ſie zu trocknen. Der Alte lächelte, und hielt ſeiner Frau die Hand hin. „Du hörſt, Dorthe,“ ſagte er mit ſanfter, aber feſter Stimme, „was du ſchon lange wußteſt! . . . Liebe Frau, es wird dich ſchmerzen, wenn du mir die Augen zudrückſt; aber du wirſt den Muth haben, es zu thun, den ich, wenn du vor mir ſtürbeſt, gewiß nicht hätte. Dorthe, ich war in unſrer Ehe immer glücklicher, als du, und du immer beſſer, als ich. Alles Leiden traf dich, und das meinige nahmſt du mir immer noch über die Hälfte ab. Sieh, ich habe gehofft, daß Gott mich nicht an deinen Sarg ſtellen würde; denn er kennt ja mein verzagtes Herz. Gönne es mir, liebe Dorthe, und ſprich mir Muth ein — nicht zum Sterben; Gott ſey Dank, den hab' ich — nur, ohne dich zu ſterben."

Was der Alte, mit Thränen in den erlöſchenden Augen, ſagte, war keine Schmeichelei. Seine Frau gehörte zu den ſtillen, feſten Seelen, die vor jedem Schlage des Schickſals zittern, aber, wenn er fällt, ihn, aus Liebe zu Anderen, ſtandhaft ertragen. Sie wurde bei dem Ausſpruche des Arztes bleich, und ein heftiger Schauer lähmte ihr Herz auf einen Augenblick. Als aber ihr Mann dann ſagte: „gönne es mir, und ſprich mir Muth ein;" da brach ein Seufzer aus ihrer gepreßten Bruſt, und nun erhob ſie ſich auf einmal unter der Laſt ihres Schmerzes. Ich dächte, lieber Mann, ſagte ſie geduldig, wir ſchickten den Kleinen nach Hauſe. Der Alte ſchüttelte den Kopf; Herrmann richtete ſich ſchnell auf, und ſagte zitternd: Großmutter, ich will nicht wieder weinen; aber weggehen kann ich nicht. Auch der Matroſe wollte den Kleinen, um ihn zu ſchonen, entfernen; denn er ſelbſt fühlte ſich weicher, als der Knabe es ſeyn konnte. So entſtand ein Streit; und den wollte die Frau, um den Schmerz ihres Mannes zu zerſtreuen, von dem ſie wußte, daß er den Kleinen nicht würde weggehen laſſen.

Als der Sterbende endlich den Streit damit endigte, daß er den geliebten Enkel an ſeine Bruſt nahm, und ihm ſagte: „du bleibſt hier, bis ich bei Gott bin!" brachte die Frau etwas Anderes vor, das zu Erörterungen Veranlaſſung gab. Der Alte lächelte, reichte ihr die Hand, und ſagte: „höre, Dorthe, ich weiß, was du willſt; aber es ſoll dir nicht gelingen. Ich habe mir vorgenommen, recht langſam zu ſterben, ſo Schritt für Schritt an der Hand des Todes das Leben zu verlaſſen, um, wie Herrmann immer ſagt, einmal zu ſehen, was daran iſt. Du willſt mich ſo unvermuthet über den Tod wegführen, wie über alle rauhen Stellen in unſerm Leben, und deinen Schmerz aufſparen, bis ich todt bin; aber, gute Mutter Dorthe, laß mich doch wiſſen und denken, daß ich ſterbe. Nicht wahr, Herrmann: man muß alles ſelbſt erfahren, auch den Tod?"

Hertmann antwortete nur mit einem jammernden Blicke.

Der ſterbende Greis hielt Wort. Er genoß jeden Pulsſchlag ſeines Lebens, machte ſich ſelbſt wehmüthig, und zerdrückte noch ſein Herz in den Thränen eines langen Abſchiedes. „Nein," ſagte er zu ſeiner Gattin, die ihn bat, ſich nicht ſelbſt zu erweichen: „nein, Derthe, ich will hier kein Mann ſeyn; ich will fühlen, daß ich dich verlaſſe, und noch einmal die ganze Rechnung meiner ſchönen Tage durchgehen. Nicht der Tod, der Abſchied von dir, ſoll mein Herz brechen. Ich will in der letzten Stunde meines Lebens, das du ſo glücklich machteſt, an nichts Anderes denken, als an dich und an Gott, an Herrmann und an den treuen Martin, für deſſen linke Hand ich jetzt meine beiden Hände gäbe. O Herrmann!" (er faßte den linken Arm des Matroſen) „ſieh hier! Nein, Niemand hat größere Liebe, als der ſein Leben läſſet für ſeinen Nächſten. Sieh, Herrmann, vor einer Hand, die bei einer ſolchen Gelegenheit verloren gegangen iſt, vor einer ſolchen That, bückt ſich der Tod, und ſieht den Sterbenden freundlich und ſegnend an. Herrmann, der Tod iſt der Einzige auf der Erde, der nicht ſchmeichelt. Er tritt an den Thron ſo hart, wie an ein Strohlager, und härter an den Geldkaſten des Reichen, als an den Bettelſack des Armen. Eine ſolche Hand, eine ſolche That, ein Trunk Waſſer aus gutem Herzen gegeben, wie in der Bibel ſteht; o, das iſt es, wonach die zagende Seele dann jammert."

Gott Lob! lieber Vater, ſagte die Frau; dein Herz und deine Hand waren immer offen für alle Unglücklichen.

„Waren ſie das, Dorthe? Nun, Gott ſey Dank, daß du, du gute Seele, die du mit jedem Armen, mit jedem Troſtloſen ſelbſt arm und troſtlos warſt, mir das Zeugniß giebſt. Aber du, lieber Vater im Himmel, vergiß die groſe Hälfte des Guten, das ich nicht gethan habe."

So ſprach der Sterbende, und wendete ſich dabei faſt immer an Herrmann, den er jetzt mit einer mehr als menſchlichen Liebe zu umfaſſen ſchien. Am letzten Abend raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, und nahm von ſeiner Frau Abſchied. „Herrmann," ſagte er dann, und richtete ſich ein wenig auf; „verſprich mir, ein guter Menſch zu ſeyn. Küſſe mir das Ja auf die kalten Lippen; den Kuß will ich mit unter die Erde nehmen, und dein Ja zu Gott!“ Bebend, mit glühender Seele, näherte ſich der elfjährige Knabe dem ſterbenden Greiſe. Seine Lippe hauchte ein Ja auf den kalten Mund des geliebten Großvaters, und ihm war, als riefen tauſend Stimmen es mit ihm. Er ſank ohnmächtig über den Sterbenden hin, und als er die Augen wieder aufſchlug, war deſſen Leben ſchon entflohen.

Die Wittwe nahm des Knaben Hand, führte ihn an die Leiche, und ſagte feierlich ernſt: Herrmann, mit deinem Ja auf den Lippen ſtarb er. Denke daran, ſo lange du lebſt! Sie drückte dem Todten die Augen zu; und nun erſt brach ihr ermattetes Herz, da Der nicht mehr war, vor dem ſie ihr Gefühl hatte verbergen müſſen. Sie wurde beinahe ohne Bewußtſeyn weggebracht.

Martin und Herrmann waren nun noch allein bei der Leiche. Hm! ſagte der alte Matroſe mit unterdrücktem Weinen; jetzt, da wir ihn nicht mehr haben, iſt die ganze Erdkugel ein Lumpenneſt, das meinetwegen die See verſchlingen könnte. Iſt es nicht, bei meiner — nein, fluchen will ich nicht, lieber, guter, ſeliger Herr! Aber iſt es nicht, als hätten ſie den Schiffschirurgus über Bord geworfen, und den Steuermann dazu, mit Proviant und Compaß, und als ſchwömmen wir, ohne Sonne und Sterne zu ſehen? Und wenn du — mit dieſen Worten wendete er ſich zornig zu Herrmann — wenn du dem ſeligen Herrn dein Verſprechen nicht hältſt: ſieh! bei dem erſten ſchlechten Streiche, den du machſt, ſchlage ich dir mit dem Stumpfe die Hirnſchale ein. Aufpaſſen will ich, als hing' ich im Maſtkorbe, und ſähe mich nach Land um.

Herrmann ſtand noch immer bleich und ſtarr da; nur von Zeit zu Zeit brach ein Seufzer aus ſeinen Lippen. Ach, wenn ich nur beten könnte! ſagte er endlich. Jetzt konnte der harte Matroſe ſich der Thränen nicht länger enthalten. Er umfaßte den Knaben, drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſagte ſchluchzend: Herzensjunge! ſchweig nur! Ich will dich ja noch lieber haben, als dein Großvater. Aber ſag' nichts mehr. An uns kommt die Reihe

auch.

auch. Laß das verdammte Weinen; ich muß ſonſt erſticken: ſo voll iſt mir die Bruſt.

Sie weinten einer an des andern Herzen Thränen der Liebe und der Dankbarkeit. Martin verließ endlich, mit Unwillen über ſeine Schwäche, das Zimmer. Nun trat Herrmann zu dem Todten, küßte ihn, und ſagte leiſe, weil ſo eben der Tiſchler kam: „ja, ich will ein guter Menſch werden!" Er ſchwankte nach Hauſe, und ſeine Eltern kannten ihn kaum: ſo hatte der Schmerz ihn entſtellt.

Glückliches Alter, das Leiden nur im Fluge berühren! — Herrmann vergaß ſeinen Großvater nicht; aber ſein Schmerz verlor ſich nach einigen Wochen, und er fing die gewohnten Arbeiten wieder an.

Seine große Vertraulichkeit mit dem Matroſen gefiel den Eltern gar nicht. Sie hatten bisher nur deshalb geſchwiegen, weil Martin der Augapfel des Alten war, und weil ſich mit dem in dieſem Punkte nichts anfangen ließ; denn Sievers hielt, bei aller ſeiner Weichheit und Güte, doch feſt über kindlichen Gehorſam und das väterliche Anſehen. Die Ausſteuer ſeiner Töchter war ſehr anſehnlich geweſen; allein er blieb unumſchränkter Herr ſeines noch übrigen großen Vermögens, und ſo hatten ſeine Töchter Urſache, ihn nicht zu erzürnen. „Ich verlange nicht,“ ſagte er zu ihnen mehr als Einmal ſehr nachdrücklich, „daß ihr nach meiner Weiſe leben ſollt, ob es mir gleich ſehr lieb wäre, wenn ihr es thätet; allein nach eurer Weiſe zu leben, ſteht mir nicht an, und den Matroſen, der freilich keine Geſellſchaft für eure Edelleute, eure Präſidenten und Geheimen Räthe iſt, den ſpottet ihr nicht aus meinem Hauſe und aus meiner Stube weg. Euch ekelt vor ſeiner Hand; mich nicht. Sie ſteht in meinen Augen ſo gut, wie ein Orden in den eurigen.“ Herrmanns Eltern behielten ihren Sohn wohl einmal zu Hauſe, anſtatt ihn, wie gewöhnlich, zu dem Großvater zu ſchicken; aber dann patrouillirte der einhändige Matroſe ſo lange vor ihren Fenſtern auf und ab (denn hinein getrauete er ſich nicht), bis ihn Herrmann ſah, der ſich dann auch gar nicht länger halten ließ, und mit dem Matroſen zu ſeinem Großvater ging. Jetzt aber war der Großvater todt, und mit der Mutter glaubte man ſchon eher fertig zu werden, oder doch bei ihr mehr wagen zu können.

Indeß würde Herrmanns Umgang mit ſeinem Martin doch nicht ſo bald abgebrochen worden ſeyn, wenn nicht Frau von Anſurth, die vor Kurzem Wittwe geworden war, jetzt zu ihrer Schweſter gezogen wäre. Zwar hätte Anſurths Familie die reiche Wittwe gern in Händen behalten; allein man hatte ihr die ſeltſamſten, habſüchtigſten Vorſchläge in Abſicht ihres Vermögens gethan, welche ſie nothwendig empören mußten. Frau von Anſurth brach mit den Anverwandten ihres Mannes, und mußte jetzt die Kränkungen einer ahnenſtolzen Familie ertragen, die ſich ohne irgend einen Vortheil weggeworfen zu haben glaubte.

Der Haß wurde von beiden Seiten äußerſt groß. Die Wittwe hatte in einem Anfalle von niedrigem Zorne die Anſurths Bettelvolk genannt; und dieſe nannten ſie eben ſo niedrig: das gemeine Brauermädchen! Als Frau von Anſurth das durch eine dienſtfertige Zuträgerin wieder erfuhr, ſagte ſie mit einem ſpöttiſchen Kopfwiegen: das gemeine Brauermädchen hat doch die Anſurths manches liebe Mal ſatt füttern müſſen. Das hochwohlgeborne Fräulein von Anfurth trägt noch jetzt Kleider, die ich abgelegt habe.

Jene dienſtfertige Zuträgerin ging mit dieſen Spottreden ſogleich zu Anfurths. Das Fräulein, welches die abgelegten Kleider trug, rief mit einem gelbgrünen Geſichte: ſieh doch! Kleider ablegen! Die Brauerkreatur ſollte ſich doch erinnern, daß ich oft vor ihrem Hauſe vorübergefahren bin, wenn ſie vor der Thüre ſtand und die Bierfäſſer auswaſchen mußte!

Der Bruch wäre indeß dennoch zu heilen geweſen: denn die Wittwe liebte den Nahmen Anfurth eben ſo ſehr, als das gnädige Fräulein die Feten der Brauertochter; aber jene gerieth außer ſich über die Bierfäſſer, die ſie gewaſchen haben ſollte, und brach los: vor unſerm Hauſe vorübergefahren? Doch ja! in einem alten Miethswagen, weil ihr der offne Schaden am Fuße das Gehen ſchwer macht. — Das Fräulein erfuhr auch das, und wurde diesmal nicht grüngelb, ſondern todtenbleich. Sie wollte läugnen; aber die blauen Lippen brachten nur Töne der Angſt hervor, und es drangen Thränen in ihre Augen. Um zu zeigen, wie ſie gehe, machte Sie ein Paar Schritte, und klagte nur über einen engen Schuh. Aber jetzt konnte ſie ſich auch nicht länger mäßigen. Sie rief: es iſt vorbei! Die Frau ſollte ſich doch über dergleichen nicht aufhalten; denn man weiß ja wohl . . . Und nun fliſterte ſie der Zuträgerin etwas ins Ohr, doch laut genug, daß Alle, die zugegen waren, es hören konnten.

Alles verzeihen die Weiber (ſie ſind zum Verzeihen geboren), nur nicht die Bekanntmachung eines geheimen körperlichen Gebrechens. Jetzt konnte ſich die Frau von Anfurth mit der Familie ihres Mannes unmöglich wieder verſöhnen. Sie verlangte zu der Kammerräthin zu ziehen, und ſagte: Schweſter, der ſelige Vater hatte Recht. Man wird des vornehmen Lebens überdrüßig. Ich will künftig bei dir und deinen Kindern in Ruhe leben. Mag doch der Adel ſagen, daß ich mich herabſetze! Was frag' ich danach! Du biſt und bleibſt meine Schweſter.

Der Anfang war eben nicht ſo, daß er der Kammerräthin Lange gefallen konnte. Allein Hoffnung auf eine beträchtliche Erbſchaft, und die natürliche Achtung der jüngeren Schweſter für die ältere — Beide waren um zehn Jahre aus einander — ließ das ſo hingehen. Man arrangirte ſich, und alles ging gut.

Des vornehmen Lebens war die Frau von Anſurth eben nicht ſo müde, als ſie vorgab; vielmehr hatte ſie eine dunkle Ahnung, daß es in dem Hauſe ihrer Schweſter erſt recht angehen ſollte, wenn ſie Beide, die zwei reichſten Erbinnen der Stadt, eine gemeinſchaftliche Haushaltung führten. Der Zauberkreis ihres Vermögens zog noch immer geldbedürftige Anbeter zu ihr hin, und die prächtigen Feten in dem Langenſchen Hauſe hielten ſelbſt reiche Müßiggänger darin feſt. Nach und nach gewinnt ja der Reichthum ſo viele Siege, als die hohe Geburt nur immer zu haben glauben kann; ja, zuletzt noch mehr, weil er anlockt, da hingegen dieſe nur blendet. Der Luxus, die Pracht des Langenſchen Hauſes nahm zu, als die Frau von Anſurth darin wohnte. Sie, eine Gnädige, wollte den vornehmen Ton beſſer verſtehen, als ihre bürgerliche Schweſter; und dieſe fühlte ſich dadurch gekränkt. So entſtand denn ein Wetteifer unter beiden Schweſtern, welche von ihnen es am ſchnellſten dahin bringen könnte, daß man ihre Herkunſt vergäße. Beide klagten um die Wette, daß ſie nicht zehn Schritte weit gehen könnten; Beide äußerten den ſtärkſten Ekel vor allem Gemeinen, allem Niedrigen: und darunter verſtanden ſie Vertrauen und Freundlichkeit gegen Menſchen, die nicht ſo reich und von ſolchem Range waren, als ſie. Sie kopirten die kalte Unzufriedenheit, die gleichgültige Nichtachtung aller Dinge, aller Menſchen, aller Verhältniſſe, die ſie an den Hofleuten ſahen, denen ja meiſtens nichts wichtig iſt, als das Element, worin ſie leben, der Hof. Stete Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, auch nicht durch den kleinſten Zug ihre Herkunſt zu verrathen, verbunden mit dem Bewußtſeyn ihres Reichthums, befreiete ſie von der Blödigkeit, die eine erlernte Rolle ſonſt immer giebt. Sie erhielten in der That die ganze Feinheit der eingeführten Lebensart, und jeder, der im Hauſe aus- und einging, gab ihnen das Zeugniß, ſie hätten ſehr vielen Geiſt, und eine Zartheit der Empfindung, eine Feinheit des Benehmens, als wären ſie in den Zimmern des fürſtlichen Schloſſes geboren — ein Lob, das in der großen Welt ſehr oft über alle Tugenden geſetzt wird, und das der größte Wunſch des Lebens ſeyn müßte, wenn nicht der Tod wäre, welcher nur Tugend von dem Menſchen fordert.

Der Kammerrath Lange fühlte ſich noch von einer andern Seite groß. Seine Kollegen, denen er viele Gefälligkeiten erwies, waren ſeine Freunde, und ſeine Vorſchläge, ſeine Berichte, wurden daher auf der Kammer faſt allgemein bewundert. Ein Paar alte Räthe, die ihm zuweilen widerſprachen, gaben ihm doch mitunter auch nach, weil ſeine Vorſchläge in der That nicht übel waren. Er hielt ſich daher für die Seele der ganzen Kammer, und die Nachgiebigkeit ſeiner Kollegen für die Wirkung ſeines politiſch klugen Betragens gegen ſie. Nichts hatte er öfter auf den Lippen, als die Worte: „man muß ſich nur von Jugend auf benehmen lernen.“ Die Sache geht, ſagte er einmal zu einem Regiſtrator; ſie geht: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Man muß ein Ding nur einzuleiten verſtehen. Die ganze Welt, lieber Freund, — das hören Sie alle Tage in den Seſſionen — bei mir Recht, und am Ende thue ich doch, was ich will. Ueberlegen Sie einmal, lieber Herr Regiſtrator, wie das zugeht? Man muß ſein Terrain, ſeinen Feind kennen; dann verliert man nur ſo lange, bis der günſtige Augenblick da iſt. Ich ſtehe Ihnen dafür, man ſoll Ihnen die Zulage bewilligen. Gut, daß Sie Sich zuerſt an mich gewendet haben!

Darüber hatte der Kammerrath ſich angewöhnt, ſelbſt die kleinſten Gegenſtände mit einer höchſt läſtigen Umſtändlichkeit zu behandeln. Er machte auch gegen Frau, Kinder, Schwägerin und Domeſtiken Kabalen, wie in ſeinem Kollegium. Nie ſagte er ſeine Meinung über irgend etwas beſtimmt; er war immer geheimnißvoll und zugleich ſehr feierlich. Um des Himmels willen hätte er nie etwas gethan, wogegen ſeine Frau ſich erklärte; er drehete aber die Sache ſo ſeltſam, daß ſie am Ende thun mußte, als wünſche ſie ſelbſt, was er verlangte. Wenn er nun auf dieſe Art ſeinen Willen durchgeſetzt hatte, dann ging er lächelnd in ſein Zimmer, warf ſich triumphirend auf den Sofa, und ſagte: man muß ſich nur zu benehmen wiſſen.

Das waren die Menſchen, unter denen Herrmann von nun an leben ſollte — der ehrliche, zutrauliche, nichts verhehlende Herrmann, der alle Menſchen ſo innig liebte, und der in ſeines Großvaters Hauſe ganz andere Begriffe von dem Zwecke des Lebens bekommen hatte, als er hier gebrauchen konnte.

Liebe Schweſter, ſagte Frau von Anſurth, ich weiß nicht, ob dein Herrmann blöder oder plumper iſt. Stand er nicht geſtern da, wie ein hölzernes Bild? Ich glaubte wahrhaftig, er würde zuletzt einſchlafen. Freilich kann der arme Junge nichts dafür. Dem ſeligen Vater hing das noch ſo an, und der einhändige Menſch mit ſeinen Matroſenſitten hat ihn vollends verdorben. Ich dächte, lieber Herr Bruder, Sie verböten ihm geradezu, mit dem Kerl noch ein Wort zu ſprechen. Es geht wahrhaftig nicht mehr. Was ſoll aus dem jungen Menſchen werden?

Ich danke Ihnen, liebe Frau Schweſter, für die Theilnahme an unſerem Herrmann. Sie haben völlig Recht. Auch wollte ich heute mit Ihnen darüber reden, wie man es anzufangen habe, den Knaben von ſeinem

Umgange zu entwöhnen. Es iſt Ihrem ſcharfen Auge gewiß nicht entgangen, daß Herrmann einen ganz eigenen Charakter hat, der auch ganz eigen behandelt ſeyn will. Geradezu, ſagen Sie, ſoll ich ihm verbieten. Richtig; Sie kennen ſeinen Charakter vollkommen, Frau Schweſter. Aber zuverläſſig iſt es Ihnen auch nicht entgangen, daß Herrmann einen gewiſſen Trotz hat, einen gewiſſen Eigenſinn, oder — ich wünſchte, daß ich das rechte Wort dafür wüßte, — der es hindert, daß man . . . Sie haben gewiß bei dem Worte geradezu mehr gedacht, als ſo ſchlechthin geradezu.

Es war einer von den Kunſtgriffen des Kammerraths, daß er immer in die Worte eines Andren mehr Sinn legte, als darin war, um ihn zu leiten, wohin er wollte. Ich überlaſſe es Ihnen, fuhr er fort, unſern Herrmann dahin zu bringen, daß er den Umgang aufgiebt; denn Sie haben eine unnachahmliche Manier, den Ehrgeitz eines Kindes zu erregen, ohne es merken zu laſſen, was Sie eigentlich wollen.

Frau von Aufurth lächelte freundlich, und verſicherte, daß Sie gerade auf dieſe Art zu

Werke gehen würde. — Am Abend ſpielte die Familie Räthſel. Der Kammerrath trat lächelnd vor Herrmann hin, und fragte: welches ſind die ungeſittetſten und gröbſten Menſchen? — Herrmann ſann ein wenig nach; dann ſagte er: „die Menſchen, die nur ſich ſelbſt und keinen Andern lieben, ſind immer auch grob und unhöflich.“ — Richtig, mein Sohn; ſehr gut, ſehr fein ſogar! (Die Antwort war ihm aber gar nicht recht; denn er wollte auf den Matroſen hin.) Erkläre dich, Herrmann: welche Menſchen ſind das? — „Zum Beiſpiel einer, der auf ſeine Geburt, oder auf ſeinen Rang ſtolz iſt, oder auch der Geitzige, glaube ich.“ — Bravo, Herrmann! Du denkſt nach; das freuet mich. Aber die Menſchen, die man für die gröbſten hält — mich wundert, daß du nicht darauf kommſt — ſind die Matroſen. — „Vater!“ rief Herrmann mit glänzenden Augen, „nicht alle; gewiß nicht alle! Da iſt der gute Martin. Sie kennen ja die Geſchichte mit der Frau, der er das Leben rettete, worüber er die Hand einbüßte. O, Sie glauben gar nicht, wie dienſtfertig er iſt, wie gern er alles thut, was ein Menſch ſich wünſcht, wenn es anders recht iſt.“ — Du haſt mich nicht verſtanden, mein Sohn. Ich rede von der Höflichkeit, von der Feinheit der Sitten, von der zarten Aufmerkſamkeit eines Menſchen auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, von der Gewandtheit, jedermann kleine Verlegenheiten zu erſparen; davon rede ich. — „Ja, die hat der gute Martin nun freilich nicht! Aber kommt es darauf an, einem Menſchen eine Freude zu machen, ſo iſt er gewandt und klug, wie der Beſte. Er erweiſt mir tauſend Gefälligkeiten; und um mir den Dank zu erſparen, thut er, als ob ich ihm eine Gefälligkeit erwieſen hätte. Daran aber, ſagten Sie ja neulich, erkenne man einen feinen, geſitteten Menſchen.“

Richtig, richtig! erwiederte der Kammerrath mit einem ſcharfen Kopfnicken, und wollte fortfahren. Aber Frau von Anfurth unterbrach ihn: Herrmann, dein Vater meint, du, ein junger Menſch von Stande, deſſen Familie in ſo großen Verbindungen ſteht, du ſollteſt dich ſchämen, daß du lieber mit dieſem gemeinen Menſchen beiſammen biſt, als in der beſten Geſellſchaft der großen Welt. Haſt du denn gar kein Ehrgefühl? Ich möchte doch wahrhaftig nicht eine Minute meines ganzen Lebens mit einem ſolchen Menſchen zuſammen ſeyn! mit einem gemeinen Matroſen!

„Aber Tante," ſagte Herrmann eifrig, „wenn Sie auf einem Schiffe wären, das untergehen wollte, da gäben Sie doch einen ganzen Saal voll der vornehmſten Leute für einen Matroſen, der plump zugriffe, und ſein Leben nicht achtete, um Sie zu retten."

Das kann ein ſolcher Menſch wohl, ſagte die Mutter; er verliert ja mit ſeinem Leben weiter nichts als Arbeit, Elend und Noth.

Der Knabe ſah ſeine Mutter ſtarr an, und verfärbte ſich ein wenig. Gott, das Leben ſeines edlen Martins ſollte ſo wenig werth ſeyn! — „Mutter," ſagte er mitleidig; „es iſt doch ein Menſch, und ein ſehr guter Menſch!" — Du ſollſt aber, fuhr die Anfurth heraus, nicht mit ihm umgehen, weil es ſich nicht ſchickt, weil es unſerer Ehre zuwider iſt, weil du in ſeiner Geſellſchaft gemeine Sitten annimmſt, ſo gut er übrigens auch ſeyn mag.

Lieber Sohn, hob der Kammerrath ſanft an: wäre es wahrſcheinlich, daß du je in eine

Lage kommen könnteſt, wie die Frau auf dem Schiffe, ſo dürfte Niemand etwas gegen deinen Umgang mit dieſem Menſchen einwenden; da du aber beſtimmt biſt in der großen Welt zu leben, ſo mußt du dir [illegible] natürlicher Weiſe ihr Wohlwollen erwerben, und ſo iſt ein Umgang, den ſie nicht billigt, unpolitiſch. Du nimmſt von dem Matroſen eine Art zu denken an . . . . —

„Mein Großvater,“ ſagte Herrmann ſehr bewegt, „befahl mir in dem Augenblicke ſeines Todes, daß ich ſie annehmen ſollte.“

Ich ſehe, das Geſpräch erhitzt dich, mein Sohn; und jede Hitze verbietet der Anſtand. Wir ſprechen davon ein andermal.

Es wurde nicht wieder davon geſprochen; allein man behielt Herrmann genau in den Augen, und er mußte allen Geſellſchaften, außer dem Hauſe und im Hauſe, beiwohnen, ſo daß er nur wenige Minuten für ſeine Großmutter und für Martin übrig behielt. Die Großmutter war übrigens von Natur nachgiebiger, als ihr ſeliger Mann, und begnügte ſich damit, daß ſie ihren Enkel oft genug im Hauſe ihres Schwiegerſohnes ſah. Sie zuckte die

Achſeln, wenn die Rede auf Herrmanns Freund kam; indeß, daß ſie ihren Töchtern nicht Recht gab, ſah man an der Achtung, mit welcher ſie den ehrlichen Martin behandelte.

Man hatte zwar den Matroſen und Herrmann getrennt; doch ihre gegenſeitige Liebe konnte man durchaus nicht zerſtören, was man auch thun mochte. Griff man den Matroſen an, ſo vertheidigte Herrmann ihn eifrig; und die wenigen Augenblicke, welche er bei ſeinem alten Freunde zubringen konnte, waren Augenblicke der höchſten Liebe und des innigſten Vertrauens. Man freuete ſich endlich nur, ſie getrennt zu haben, ſchwieg von allem Uebrigen, weil man es nicht hindern konnte, und erwartete die völlige Heilung des Sohnes von der Zukunft.

Herrmann ließ ſich auch recht wohl an. Was man nicht erwartet hatte, geſchah. Er verlor das Blöde in ſeinem Weſen, betrug ſich in jeder Geſellſchaft mit Freimüthigkeit, und wurde artig, ohne aufdringlich, fein, ohne niedrig zu werden. Nur ſich ein Air geben, wollte er durchaus nicht; das fand er, troz allen Erörterungen ſeines Vaters, troz

allen

allen Ermahnungen ſeiner Mutter und ſeiner Tante, poſſierlich. Gegen ein armes Fräulein, das man nur zu kleineren Geſellſchaften bat, und gegen das ſeine Eltern ſich allerlei erlaubten, was ſie Andern nicht boten, war er gerade eben ſo artig, wie gegen die Oberhofmeiſterin der Fürſtin, auf deren Beſuch man ſich Monate lang freuete und vorbereitete; ja, ſeine Ehrerbietung für das Fräulein nahm zu, ſo oft ſeine Mutter oder ſeine Tante eine Nachläſſigkeit gegen ſie begingen. Uebrigens geſtand er ſeinen Verwandten ſehr aufrichtig, daß ihm die Art zu leben, die er führe, nicht gefalle; und er würde ihnen wohl auch ſehr dreiſt geſagt haben, daß eine Stunde mit ſeinem alten Freunde, und ſeine Schule ihm tauſendmal lieber ſey, als die Geſellſchaft der vornehmen Welt.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, lieber Vater,“ ſagte er; „die Geſellſchaft hier kommt mir gerade eben ſo vor, als wenn Schweſter Julchen ihren Puppen eine Geſellſchaft giebt. So klein Julchen iſt, ſo geht doch in ihrer Puppengeſellſchaft alles ſo ordentlich zu, wie in der unſrigen. Dieſelben Geſpräche. Der ganze Unterſchied iſt der, daß bei Julchen immer nur Eine redet. Julchen iſt ein wahres Geſellſchaftsgenie.“ Der Kammerrath fixirte ſeinen funfzehnjährigen Sohn, um ihn in Verwirrung zu bringen. Herrmann aber, der wirklich von ſeinem Vater nicht recht wußte, ob er nicht über die Geſellſchaften eben ſo denke, fuhr ruhig fort: „ich kann mich zuweilen ſo ſehr vergeſſen, und eins mit dem andern ſo ganz verwechſeln, daß ich mich gegen Julchen verbeuge, wenn ich lachen ſollte.“

Wahrhaftig, mein Sohn, du ſcheinſt dich manchmal ſehr zu vergeſſen; und dieſes ganze Geſpräch iſt eine Vergeßlichkeit der Art. Indeß rathe ich dir, deines Glückes wegen, Achtung für die große Welt und für die eingeführten Sitten zu faſſen, auf welche Weiſe du nur immer kannſt; denn unter Leuten, die man nicht achtet, beträgt man ſich allemal ſchlecht, und begeht die größten Albernheiten. Du redeſt ſo viel von Menſchlichkeit. Meinſt du denn, daß die große Welt allein keine verdient? Glaube mir, mein Sohn, jede Uebertreibung rächt ſich einmal an dem Uebertreiber.

Der Kammerrath war in Ernſt böſe; denn

er hielt das Geſpräch ſeines Sohnes für eine Satire auf ſich ſelbſt. Es verdroß ihn, daß Herrmann ihm Entdeckungen machte, die ihn ſo arg trafen, wie jeden Andern im Hauſe. Aber ſo war der Kammerrath. Hätte er geſagt: bleib mit Satiren auf deinen Vater weg; ſo würde Herrmann gewußt haben, woran er geweſen wäre. Allein er gab dem Sohne halb Recht, um ihn auf eine feine Weiſe zu faſſen; und ſo verſtand der Sohn ihn nicht. Doch Niemand verſtand hier im Hauſe den Andern, und am wenigſten Herrmannen, am wenigſten ſeine Art zu denken. Die doppelte, ja die drei- oder vierfache Erziehung, die er bekommen hatte, in den vornehmen Cirkeln, in dem Hauſe ſeines Großvaters, der die Welt ſo genau kannte und ſo richtig beurtheilte, in dem Umgange mit dem rohen und ehrlich treuen Matroſen, und dann noch die Bildung ſeines Geiſtes durch ſich ſelbſt und durch Zufälle: — das alles hatte die ungleichartigſten Wirkungen bei ihm hervorgebracht. Tauſend Dinge, die Andern ſehr ernſthaft ſchienen, fand er nur lächerlich; manche unbeachtete Kleinigkeit hingegen beſchäftigte ſeine ganze Seele. Zwei ſpieſende Kinder z. B. konnten ihn eine Stunde lang feſthalten; an ihr Spiel kettete ſich eine ganze Reihe von hohen Gedanken und innigen Empfindungen, denen er mit Wolluſt nachhing. Er überließ ſich mit Vorſatz jedem Antriebe ſeiner Seele, jedem Fluge ſeiner raſchen Phantaſie, machte ſich ſelbſt wehmüthig, wenn er zu luſtig war, ſchuf ſich Geſpenſter, um ſich zu erſchrecken, und zog ſich ſelbſt auf, weil er es für grauſam hielt, Andere aufzuziehen. Bei ſeinem Studieren trieb er immer neben der eigentlichen Arbeit noch etwas, das damit nicht in Verbindung ſtand. Er las Alles, was ihm in die Hände fiel; jedes Buch war ihm lieb, wie jeder Menſch, und an beiden fand er leicht die auffallende Seite. Jeder Meinung, auch wenn er ſie für wahr hielt, widerſprach er, um ſeinen Scharfſinn zu üben; und im Streite gab er ſelbſt die Wahrheit auf, ſobald ſein Gegner hitzig oder über den Widerſpruch böſe wurde. Er liebte zwar das alte Rom; aber dennoch parodirte er die Reden im Livius. Mit Einem Worte: er fand alles ehrwürdig und alles lächerlich; doch ſein Herz blieb immer heilig, immer rein, ein Tempel der feurigſten Liebe, der frömmſten Menſchlichkeit.

Sein komiſches Salz war übrigens nur die Würze ſeines eigenen Lebens. Er neckte Niemanden, er ſchien ſo ernſt zu ſeyn, wie irgend einer, und nur in ſeinem Kopfe ſpielte die Geſellſchaft, die er vor ſich ſah, eine Komödie, deren Rollen er vertheilte. Witzig war er ſelten, noch ſeltener ſatiriſch, und nur gegen ſeine vertrauten Freunde; aber auch ſeine Empfindungen ließ er nur dieſe merken. Ein ſolcher Menſch konnte ſich wohl unmöglich in der Welt gefallen, für die er beſtimmt wurde, und in die man ihn ſehr frühzeitig einführte.

Er liebte ſeine Eltern, hielt es für Pflicht, auch ihre Schwächen zu ehren, und würde ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre jenes Geſpräch mit ſeinem Vater gewiß nicht gehalten haben. Daher ging er gelaſſen in alle Geſellſchaften, ohne ſich noch darüber zu beklagen. Verſäumte er ſie ja, ſo ſchob er die Schuld auf ſein Studieren; und dann trat der Vater wohl einmal auf ſeine Seite, weil er einſah, daß ein großes Vermögen allein keine Anſprüche auf ein hohes Amt im Staate geben kann.

Ganz zufrieden war man indeß mit ihm nicht; denn er ließ ſich durch nichts in der Welt dahin bringen, weniger gütig gegen die Domeſtiken des Hauſes, und weniger freundſchaftlich gegen die armen Verwandten ſeines guten Großvaters zu ſeyn. Dieſe beſuchte er von Zeit zu Zeit, und nie begegnete er einem, ohne ſeine Hand zu ſchütteln und ohne ihn (was der Frau von Anfurth das Unangenehmſte war) lieber Vetter zu nennen. „Wahrhaftig, Tante,“ ſagte er; „das beſchimpft mich nicht: denn der Großmogul führt ja unter ſeinen kaiſerlichen Titeln auch den: Vetter der großen Schlange; und eine Schlange iſt doch kein Menſch, und ich bin bei weitem kein Großmogul. Auch der mächtige König von Frankreich nennt ja jeden kleinen Reichsfürſten: mon cousin. Glauben Sie nur, es iſt im Grunde baarer Hochmuth von mir, daß ich die Leute Vetter nenne. Ich fühle ſo etwas von einem König oder Großmogul in mir, wenn ich einem Manne, der denn doch wirklich mein Vetter iſt, die Hand ſchüttele und mon cousin zu ihm ſage.“

Man vergab unſerm Herrmann dergleichen Aeußerungen, in Betracht einer Bekanntſchaft, welche er um dieſe Zeit mit dem jungen Herrn von Hochfeld machte. Der Vater ſeines neuen Freundes, Landſchaftsdirektor von Hochfeld, war der älteſte und angeſehenſte Edelmann im ganzen Lande, und, da er an der Spitze des Adels ſtand, ſelbſt dem Fürſten wichtig. Sein Haus galt durch Reichthum und Pracht für das erſte in der Reſidenz, und er ſelbſt durch Redlichkeit, durch Geiſtesvorzüge fur den erſten Mann im Fürſtenthume. Dieſer nicht eitle, aber ſtolze Mann, deſſen Umgang eine wirkliche Ehre war, hatte, zum Befremden der ganzen Stadt, den verſtorbenen Sievers einige Male beſucht; und — was man noch ſonderbarer fand — mit deſſen Töchtern in Bekanntſchaft zu kommen, vermied er auf alle nur mögliche Weiſe

Herrmann trat bei einem Spazlergange, weil es anfing zu regnen, in einen Billardſaal vor dem Thore, und ſetzte ſich ruhig in einen Winkel. Nach ihm kam ein junger Menſch mit einem freundlich furchtſamen Geſichte, der an die Tafel ging und den Ball einige Male ſtieß. Nun trat noch ein ſehr gut gekleideter Gaſt, mit einem ſtolzen und klugen Geſichte, der junge Hochfeld, in das Zimmer, und ſetzte ſich unſrem Herrmann gegenüber. Der erſtere ſpielte vor ſich allein fort, und blickte bald auf Hochfeld, bald auf Herrmann, ob ihm Niemand eine Partie anbieten wollte, weil er, wie man ganz deutlich ſah, zu furchtſam war, es ſelbſt zu thun.

Nach einigen Augenblicken kamen wieder zwei junge Leute, und gingen pfeifend um die Billardtafel her. Der Furchtſame zog ſich zurück, um ihnen das Feld zu räumen. -- „Beliebt?“ fragte ihn der Eine von jenen, und nahm einen Queu. Der arme junge Menſch hatte nicht das Herz Nein zu ſagen, und machte eine Verbeugung, ohne daß der Andere ſie erwiederte. — „Marlör! aufgepaßt! Wie hoch die Partie?“ Dieſe raſche Frage erſchreckte den armen Furchtſamen, der vielleicht in ſeinem Leben nicht um Geld geſpielt hatte. Er griff an die Taſche, und nannte gutherzig beſcheiden eine Kleinigkeit. „So hoch?“ fragte ſein Gegner höhniſch lachend. „Nun gut!“ Der Furchtſame konnte kaum die Bälle treffen, weil der ſpottende Uebermuth, das verächtliche Lächeln, ihn noch mehr aus aller Faſſung brachte. Er verlor die Partie, freuete ſich nur, daß ſie zu Ende war, und zog ſeine kleine Börſe hervor, um zu bezahlen. Aber er verfärbte ſich, und biß die Lippen auf einander, als ſein Gegner ſagte: Markör, nehm' Er die Lumperei! . . . Komm Bruder! Laß uns Beide eine Partie ſpielen!

Herrmann war durch den Uebermuth des Menſchen in Wallung geſetzt, und trat an die Tafel. Er ſah noch furchtſamer, als der Erſte, die Bälle an, und der Uebermüthige fragte eben ſo wie vorhin: beliebt? — „Wenn Sie erlauben, ja." — Wie hoch? — „Soll auf Sie ankommen." — Einen Gulden alſo. — „Mein Herr?" fragte Herrmann, ihn fixirend. — Was beliebt? — „Ein Gulden iſt eine Lumperei, ſo gut wie zwei Groſchen." Er warf einen Dukaten auf die Tafel, und ſetzte ſich aus. Der Uebermüthige machte ein langes Geſicht; doch Schimpfshalber konnte er ſich nicht zurückziehen. Herrmann merkte, daß ſein Gegner beſſer ſpielte, als er, und fragte deshalb den jungen Hochfeld: was pariren Sie, mein Herr, ich gewinne die Partie? Mit dieſen Worten warf er eine Handvoll Geld auf den Tiſch.

Nichts, nichts, ſagte Hochfeld, der ſeine

Abſicht merkte; ich kenne ja Ihr Spiel! Der Herr da hätte ſich nicht mit Ihnen einlaſſen ſollen! — Der Gegner fehlte. „Ich wollte,“ ſagte Herrmann lachend zu ihm, „daß wir um eine Welt ſpielten, ſo gewönne ich auch Sie, und den Markör mit der Lumperei, die er vorhin von Ihnen bekommen hat.“ Er gewann; und nun ſagte er laut: „Markör! da nehm' Er die Lumperei, armſelige zwei Dukaten.“ Der Furchtſame ſah von fern mitleidig der Beſtraſung des Uebermüthigen zu. „Darf ich Sie um eine Partie bitten?“ fragte ihn Herrmann. „Ich habe gerade die Gewohnheit, wie Sie, aus einem Spiele nicht mehr als ein Spiel zu machen. Wenn Sie es erlauben, ſo ſpielen wir um nichts.“ Der Uebermüthige verließ das Zimmer, und der Furchtſame dankte durch freundliche Blicke dem muthigen Jüngling, der ihn ſo nachdrücklich gerächt hatte.

Hochfeld blieb endlich mit Herrmann allein. Ich danke Ihnen, mein Herr, ſagte er lachend; beſſer konnte es nicht ſeyn. — „Das möchte ich doch nicht ſagen,“ erwiederte Herrmann finſter. „Der Uebermuth des einen brachte mich in Harniſch; und um an ihn zu kommen, mußte ich den armen blöden Menſchen mit treffen. Wie beſchämt mochte der arme Teufel ſeyn, als er ſah, daß es ſo leicht geweſen wäre, ſeinen Gegner von ſich abzuhalten! Erſt war er der Spott des windigen Großprahlers, und dann führte ich die Komödie vor ſeinen Augen noch einmal auf, damit er ſich aufs neue zu ſchämen hätte. So iſt der Zorn: wie ein Gewitter, das ein Dorf anzündet, um die Luft zu reinigen. — Ich kann mir nichts Widrigeres denken, als mich von Jemanden vertheidigen zu laſſen, wenn es mir ſelbſt nicht an Kraft dazu fehlt. Und habe ich nicht den armen Menſchen in dieſe Lage geſetzt? Er war beſchimpft. Nun, er konnte den Vorfall erzählen, der ganzen Welt, wenn ſie zuhören wollte. Der Menſch, konnte er ſagen, ſah aus wie ein Mörder, und war ſtark wie ein Herkules; ich dankte Gott, daß ich ſo bei ihm weg kam. Aber jetzt? Er kann die Sache nicht einmal ſeiner Frau, wenn er eine hat, erzählen, ohne ihr Gelächter zu befürchten. Ich ſehe nun ein, daß ich hätte ruhig ſitzen ſollen, bis der arme Tropf gegangen wäre."

Hochfeld ſah Herrmannen während dieſer

Rede ſtarr an, und drückte ihm, als er fertig war, die Hand. Dann kehrten beide Jünglinge zuſammen nach der Stadt zurück, ohne einander nach ihrem Nahmen zu fragen.

Nicht lange nachher trafen Beide wieder auf einem Spazierritte zuſammen, und erneuerten ihre Bekanntſchaft bei einem Glaſe Wein, das ſie ſehr heiter machte. Von ungefähr hörten ſie, daß in einem Städtchen, eine Stunde weit von ihrem Wirthshauſe, ein Jahrmarkt wäre. Sie ſprengten dahin; denn ein Jahrmarkt war für Herrmann immer ein Feſt, weil die mannichfaltige Menge fröhlich beſchäftigter Menſchen aus allen Ständen und von jedem Alter ihm eine Welt im Kleinen ſchien. „Ich beneide dann,“ ſagte er zu Hochfeld, „dem Italiäner immer ſeinen Kaſten mit Seifkugeln, Kämmen, Federmeſſern und Scheeren.“

So eben traten zwei Italiäner in das Zimmer. Hochfeld ſagte: hier könnten Sie Ihren Wunſch erreichen. Sie nehmen den einen Kaſten, ich den andern, und wir verſuchen einmal unſer Glück. — Aus dem Scherze wurde Ernſt. Beide kleideten ſich um, verſtellten ſich, ſo gut ſie konnten, gaben dem Wirthe eine

Summe Geldes zur Sicherheit für die Italiäner, machten dieſen ein Geſchenk, und gingen dann, Hochfeld mit dem einen Kaſten, Herrmann mit dem andern, auf die Straße. Anfangs waren ſie in der neuen Lage ein wenig blöde; doch nach einigen Verſuchen verlor ſich das. „Wer von uns verkauft am meiſten?“ fragte Herrmann. Er wendete ſich an eine Bürgerstochter aus dem Städtchen. „Schönes Kind,“ ſagte er mit einer ſanften Stimme; „Sie kaufen mir gewiß ab. Einen Spiegel nicht; denn daß Sie lieblich ſind, wie die Morgenröthe, das leſen Sie ſchon in den Blikken jedes jungen Mannes, der Sie anſieht. O wahrhaftig, ich gebe Ihnen alles, was Sie wollen, für den halben Preis, um nur mit Ihnen handeln zu können.“ Das Mädchen lächelte, und fing an zu beſehen. „Dieſe Schnüre Korallen,“ hob Herrmann wieder an, „auf dem runden weißen Halſe, oder um dieſen runden Arm! . . . Sieh doch, Kamerad! hat die Jungfer nicht gerade den ſchönen Wuchs meiner Braut?“ — Das Mädchen kaufte.

Die beiden jungen Italiäner ſetzten überall etwas von ihrer Waare ab. Hier erzählte

Herrmann eine rührende Geſchichte von einem alten Vater und von ſieben kleinen Geſchwiſtern, die er ernähren müſſe; dort, bei jungen wohlgekleideten Männern, ſpielte er den Taugenichts, den Freigeiſt, und bei Bauern den Bänkelſänger. Die beiden Jünglinge wurden immer dreiſter, immer fröhlicher und muthwilliger. Sie gingen jetzt ſogar in die Häuſer, und drängten ſich in die Geſellſchaftszimmer. Herrmanns gute Laune ſtieg bis zu einer Verzückung; er hielt die ſeltſamſten Reden an ſeine Käufer, Satiren auf alle Menſchen. „O," ſagte er, als er mit Hochfeld die Stadt durchwanderte; „mein ganzes Leben hindurch möchte ich Tabuletkrämer ſeyn! Ich wollte närriſche Dinge anfangen, für jeden Menſchen eine eigene Anrede haben, und unter ſüßen Worten die bitterſten Satiren vorbringen. Sieh, Kamerad, ich wollte Wahrheit verkaufen, dem Miniſter wie dem Bettler. Wenn doch einer hier wäre! Sporen, Ew. Excellenz! Sehen Sie, welche Räder! wie ſcharf! Sie brauchen ein Paar; denn Ew. Excellenz müſſen das ungelehrige Thier, das Volk, zureiten, daß es Schritt, Trott und Galopp geht, wie Hochdieſelben es verlangen." — Und dem Bettler, Kamerad? was dem? — „Dem Bettler böte ich den Tubus an. Kauf, würde ich ſagen, du armer gequälter Menſch, kauf! Und wenn du dein Elend betrachten willſt, ſo ſieh in das untere Glas. Was groß iſt, wird dir klein ſcheinen, und die Noth entfernt. Haſt du aber einmal freudige Tage erlebt, ſo drehe das Glas um, und ſie werden dir näher kommen. Erlebteſt du keine, ſo wende den Tubus auf das Grab; dann ſteht es nahe vor dir, dein armes gedrücktes Herz am Ende aufzunehmen."

In dieſem Augenblicke rief eine Stimme aus einem kleinen Fenſter, deſſen Scheiben zum Theil durch Papier erſetzt waren: da ſind welche! zwei! Vielleicht wiſſen ſie etwas von ihm. — Herrmann ſah Niemanden; alſo konnte nur von ihm und Hochfeld die Rede ſeyn. Er öffnete die Thür der Hütte, und Beide traten in ein dunkles Zimmer, worin ein alter Mann und ein junges Weib mit einem Kinde waren. „Spracht Ihr von uns, Vater?" fragte Herrmann.

Nicht von Ihm, lieber Freund; aber von

einem Italiäner. Er heißt Saſſo, wenn ihr ihn etwa kennt.

„Laßt doch hören, Vater! Was ſoll dieſer Saſſo? was habt ihr mit ihm?" — Das junge Weib drückte ſchluchzend das Kind an ihre Bruſt. Ach, hob der alte Mann klagend an: viel, ſehr viel. Seht, vor zwei Jahren, eben an dieſem Jahrmarkte, war ein Italiäner hier, der Saſſo hieß. Er ſah meine Tochter. (Hier ſchluchzte das Mädchen noch lauter). Sie war jung und hübſch. Er verſprach ihr die Ehe, und bethörte ſie. Anne, ſo war's doch? — Das Mädchen ſchluchzte: er ſchwor mir bei allen ſeinen Heiligen zu, mich das folgende Jahr zu heirathen. — Hört ihr? fuhr der Alte fort. Nun war ſie ſchwanger, und brachte das Kind da zur Welt. Als der Jahrmarkt wieder kam, ſaß ſie in ihrem letzten Kleide — das Wochenbett und die Taufe hatten Alles weggenommen — und mit dem Kinde auf den Armen, hier am Fenſter, und hoffte. Saſſo blieb aus. Das arme Mädchen verging faſt vor Angſt; das Kind und ich vor Armuth. Sie ſagte: er iſt todt; ich ſagte: Anne, er hat dich betrogen! Ach, nun ging ein Jahr voll Herzeleid an. Mein armes Kind wurde krank. Ich arbeitete, was ich nur konnte; aber die ſchweren Zeiten! Sie ſetzte ihre Hoffnung auf dieſen Jahrmarkt; doch ich dachte wohl, daß er ausbleiben würde. Er hat dich betrogen, ſag' ich; und ſie ſagt noch immer: er iſt todt.

Nicht betrogen, Vater, nicht betrogen! Er iſt todt. Ach, wenn er mich betrogen hätte, ich müßte ja an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln.

Da brachen Thränen aus Herrmanns Augen. „Ja," ſagte er; „dein Saſſo iſt todt. Er ſtarb, und das letzte Wort, das er ſagte, war: Anne! Nein, armes Mädchen, verzweifle nicht! Er ſchickt dir durch uns Alles, was er hatte, Alles, was ſein war: dieſe beiden Kaſten, und dies Geld." Indem er das ſagte, ſetzte er ſeinen Kaſten vor Annen hin, und Hochfeld ſchnallte den ſeinigen ab. „Gottes Segen mit dir, Anne!" rief Herrmann noch. Er warf ihr das Geld, das er gelöſt hatte, in den Schoß, und eilte mit den Worten: „treu war er dir, arme Anne," aus der Hütte. Hochfeld folgte ihm ſehr gerührt, und Beider luſtige Laune war nun auf einmal verſchwunden.

„Zwei Jahre! zwei Jahre!“ ſagte Herrmann. „Ach, welche Tage! welche Nächte! Wenn ich dieſe zwei Jahre in ihre Stunden, ihre Minuten, ihre Sekunden zerlege, und jede Sekunde mit den ſchrecklichen Worten bezeichne: er kommt nicht! oder: er iſt todt! oder: er hat mich betrogen!“

Kamerad, ſagte Hochfeld; du denkſt dir das ſchlimmer, als es iſt. Fürs erſte ſubtrahire die Zeit des Schlafes.

„Des Schlafes?“ fragte Herrmann; „ſubtrahiren? Hat der Schlaf keine Träume? Kann der Unglückliche in einer Stunde Schlaf nicht Jahre lang träumen? O Kamerad, du verſtehſt dich nicht auf das menſchliche Elend. Sieh, im Wachen hat der Unglückliche doch einen Maßſtab für das Leiden, das unendlich ſcheint, die Glockenſchläge, die fallenden Thränen, den Puls, den rinnenden Sand eines Stundenglaſes, oder den Sekundenzeiger einer Taſchenuhr. Er kann tröſtend zu ſich ſagen: Gott ſey Dank; ſo weit bin ich! Aber kann er das im Schlafe? kann nicht der Traum eine Sekunde zu ganzen Jahren ausdehnen, wie der Dratzieher eine Unze Gold zu ganzen Meilen? Kannſt du einen Träumenden tröſten? Du mußt, um ihn von ſeinem Unglücke zu retten, ſein ganzes Traumleben zerſtören."

Das alles ſagte Herrmann mit gepreßter Stimme, mit traurigen Blicken. Seine Phantaſie mahlte es ſich ſo warm und lebendig vor, ſein Ton war ſo innig, ſo mitleidig, daß ſein junger Kamerad ſich ängſtete. Unter dieſem Geſpräche kamen ſie wieder nach dem Wirthshauſe zu, und Hermanns erſte Frage an die beiden Italiäner war: „ſagt mir, wo find' ich euren Landsmann Saſſo? Iſt er hier?" Die Italiäner lächelten ſchlau, und ſchüttelten die Köpfe. Saſſo war wirklich Annen ungetreu; er befand ſich in der Reſidenz. — Die beiden jungen Leute berichtigten ihre Rechnung mit den Italiänern, und kehrten dann ſchnell in die Stadt zurück. Hochfeld ſuchte, ſobald er vom Pferde geſtiegen war, den ungetreuen Saſſo auf; doch ſchon vor ihm ſtürzte Herrmann in deſſen Wohnung. Saſſo ſagte, Anne gefalle ihm recht wohl, und er könne ihr nichts vorwerfen; aber — ſie ſey ihm zu arm. Er wolle, wenn er ſich etwas verdient habe, nach Piemont zurückwandern.

„Wie viel muß ſie haben, Saſſo, wenn ſie für dich reich genug ſeyn ſoll?" — Und nun machte er eine Beſchreibung von dem Elende des Mädchens. Ah, Povera! ſagte Saſſo abgewendet, und wiſchte ſich das Auge. Könnte ich ſie ernähren! hob er wieder an. Meine Waare gehört nicht mir; ich bin arm, ſehr arm, und handle auf Rechnung. Wenn nur ein ſolcher Kaſten mein wäre — die heilige Jungfrau würde mich ſegnen. Auf den Kaſten hin wollte ich es wagen! . . . Und iſt denn mein Junge hübſch? fragte er neugierig. — „Raphael," antwortete Herrmann, „könnte nach Annen und ihrem Sohne eine Madonna mit dem Kinde mahlen. Es fehlt weiter nichts, als daß ſie aufhört zu weinen."

Des Italiäners Augen glüheten bei dem Namen Raphael. Die Idee der Madonna ergriff ihn, und kaum brauchte Hochfeld noch hinzu zu ſetzen, daß Anne ihm zwei Kaſten voll Waare als Ausſtattung zubringe. Zwei Kaſten? fragte Saſſo; und eine Madonna? — „Und," ſetzte Herrmann hinzu, „den Segen der heiligen Jungfrau; auch Unterſtützung und Schutz von dieſem Herrn und von mir, wenn es dir fehlt.“ — Ein Privilegium, dich hier zu etabliren, verſpreche ich dir im voraus, ſagte Hochfeld. Saſſo ſah die beiden jungen Leute erſtaunt an, und fragte: wie käme Anne zu zwei Kaſten? Herrmann erzählte; und auf einmal lief Saſſo, mit Thränen des Mitleidens, der Rührung, der Liebe, und mit den Verſen:

ah troppo ingiusta empia mercede
diè fortuna ed amore a sì gran fede, *)

zum Zimmer und zum Hauſe hinaus. Herrmann und Hochfeld fielen einander in die Arme, als wären ſie Jahrelang bekannt geweſen; und noch immer wußten ſie von einander nicht, wie ſie hießen.

So war die Bekanntſchaft der beiden Jünglinge entſtanden, und — ein gemeinſchaftliches Abentheuer iſt das feſteſte Band der jugendlichen Freundſchaft. Einige Tage nachher war Herrmann mit ſeinen Eltern zu einer kleinen Geſellſchaft eingeladen. Herrmann, ſagte die Tante warnend; der junge Herr von Hochfeld wird da ſeyn. Es iſt ein ſehr vollkommener

---

*) Ach ſolcher großen Treue gab
Das Glück, die Liebe allzu ungerechten Lohn.

Kavalier von deinem Alter. Ich dächte, du hielteſt dich zu ihm. Die Freundſchaft mit einem ſolchen jungen Herrn wäre etwas für dich. Herrmann lächelte ſchweigend; er haßte das Wort Freundſchaft, in dem Munde ſeiner Tante, weil ſie es ſo oft für Bekanntſchaft gebrauchte.

Die Geſellſchaft war beiſammen, als der junge Hochfeld, ſehr reich gekleidet, und mit einem in der That höchſt edlen Anſtande, in das Zimmer trat. Die Tante warf einen Blick auf Herrmann. Hochfeld bemerkte dieſen, eilte mit froher Verwunderung auf ihn zu, und fliſterte leiſe, doch ſo, daß die Tante es hörte: ſieh da, lieber Kamerad! Biſt du auch hier? Das iſt mir ſo lieb, ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr.

Die Tante erſtaunte nicht wenig über Herrmanns Vertraulichkeit mit dem jungen Hochfeld. Sie lächelte ihm zum erſten Male Beifall zu, beſonders als ſie hörte, daß Beide einander Du nannten. Aber, ſag mir doch, wer ſind wir denn eigentlich? fragte Hochfeld. Herrmann antwortete lachend: „ſo mag ich es gern. Erſt haben wir zuſammen getrunken, gelacht und geweint; und nun fragen wir endlich, wie ein

Paar Homeriſche Helden: wer rühmeſt du dich zu ſeyn? So höre denn! Ich rühme mich keiner ſchlechten Väter Sohn zu ſeyn. Mein Aeltervater (weiter hinauf geht mein Geſchlechtsregiſter nicht) war ein Ackersmann, mein Großvater ein Brauer und Kornhändler. O (hier wurde Herrmanns Geſicht feierlich ernſt) — dieſer Mann, dieſer edle Mann! . . . Kamerad, ich verdanke ihm alles, was ich bin, ihm und einem einhändigen Matroſen, der ſein Freund war, und der meinige noch jetzt iſt. Wenn du willſt, ſo ſtelle ich dich nächſtens bei dieſem Menſchen vor. Doch wieder auf meinen Stamm zu kommen — mein Vater iſt der reiche Kammerrath Lange. Das iſt alles. Du heißeſt Hochfeld, wie ich höre?"

Getroffen, ſagte Hochfeld. Meine Genealogie geht wohl ein wenig höher hinauf; aber wenn du es erlauben willſt, ſo ſtelle ich meinen Vater gegen deinen Großvater. Er iſt ein edler Mann, und ich möchte ihm gern gleichen. Auf deinen Freund bin ich neugierig. Uebrigens behorcht uns die Frau hier neben uns. — „Meine Tante, die Frau von Anfurth." — Er ſtellte ſeinen Freund ihr vor.

Frau von Anfurth hatte die widrigen Wörter: „Brauer, Kornhändler," verſtanden. Sie horchte ſchärfer, hörte nun auch von dem einhändigen Matroſen, und konnte nicht begreifen, was die beiden Jünglinge mit einander ſprächen, noch weniger, wie Herrmann ſo famillär mit dem Herrn von Hochfeld umgehen konnte. Am Abend ſtellte man ein Examen mit Herrmann an, und bat ihn endlich, ja den Umgang mit Hochfeld fortzuſetzen, worüber er denn beinahe kälter gegen ſeinen Freund geworden wäre.

Herrmann und Hochfeld beſuchten einander nun öfters, und ihre Freundſchaft wurde mit jedem tollen Streiche, den ſie ausführten, vertrauter und inniger. Sie ſuchten ſich die ſeltſamſten Vergnügungen auf, und waren bei jeder Volksluſtbarkeit, oft ſogar wie ein Paar gemeine Burſchen gekleidet. Hochfeld ſah bei ſolchen Gelegenheiten eben nicht viel; er genoß nur durch die Augen ſeines Freundes, der die intereſſante Seite an allen Dingen auffand, überließ ſich deſſen fliegender Phantaſie, und war nur witzig, wenn Herrmanns Beiſpiel auf ihn wirkte. Da er Herrmanns freundſchaftliche Wärme kannte, ſo machte es ihn nicht kälter, daß dieſer auch ihn zuweilen mit ſeiner Laune verfolgte. Herrmanns Eltern aber und Frau von Anſurth wurden ſehr beſorgt, wenn ſich Herrmann ſo viel über Hochfeld herausnahm, und fanden es dann nöthig, was er nach ihrer Meinung verdarb, durch Schmeicheleien wieder gut zu machen. Beſonders war die Tante dabei ſehr geſchäftig. Herrmann, ſagte ſie z. B., als er einmal in ihrer Gegenwart ſeinem Freunde eine ſonnenklare Wahrheit abſtritt: daß der Herr von Hochfeld dich ſeiner Freundſchaft würdigt, ſollteſt du als eine Ehre anſehen, und ſie mit Sorgfalt zu erhalten ſuchen. Ich freue mich, Herr von Hochfeld, über Ihr gnädiges Wohlwollen für meinen Neffen. Sie werden, hoffe ich, Ihre Freundſchaft durch ſeine Thorheit nicht ſtören laſſen, und ihm dereinſt auf der Bahn der Ehre fortihelfen, daß er nicht ſo gar weit hinter Ihnen zurückbleibt! — Bei einem ſolchen Komplimente machte Hochfeld jedes Mal eine artige Verbeugung, und fand es nur ein wenig unbeſcheiden.

„Liebe Tante,“ ſagte Herrmann, ohne alle

Verbeugung: „wenn es ſich nur im mindeſten ſo verhielte, wie Sie da ſagen, ſo wäre es mit unſerer Freundſchaft nichts. Die Freundſchaft iſt das armſeligſte Ding auf der Erde; denn ſie begnügt ſich, wie die Liebe und die Tugend, mit dem einzigen Worte: Herz. Noch mehr! ich kann Ihnen nicht einmal ſagen, was das Ding Herz iſt. Will die Freundſchaft etwas Anderes, nur eine Kleinigkeit, als ein Aemtchen, einen Titel, einen Orden, oder ſo etwas, mit Einem Worte etwas Anderes als Freundſchaft, ſo iſt der Freund nichts mehr, als das Inſekt, das um die Kohlraupe her fliegt, ſie umſchmeichelt, ſie begleitet, bloß um ſeine Eier in ihren Leib zu legen; die arme Raupe ſtirbt daran, und die todte Haut hängt über die jungen Würmer her, die das Leben verzehrten. Satiriker haben den vornehmen Ständen Egoismus vorgeworfen; wahrhaftig mit Unrecht: denn ſie wollen wie ſich ſelbſt, immer etwas Anderes. Die wahre Freundſchaft iſt der wahre Egoismus; denn ſie will nur ſich. Darum haben auch von jeher kluge Leute die Freundſchaft den Thoren überlaſſen, die Eigenliebe genug hatten, zu glauben, Kronen, Purpur, Orden, Reichthümer, die ganze Erde wären in ihrem eignen Herzen, und höchſtens noch in einem andren, das ſie liebten."

Nun wurde auch Hochfeld von Herrmanns Feuer ergriffen. Er ſagte ernſthaft: Lange, ich bin nicht deiner Meinung. Denn, ſagen Sie mir, meine gnädige Frau, ſag' du mir, wozu ſind die Menſchen, wenn ſie ſich nicht unter einander helfen ſollen? Könnten Sie Perlen tragen, wenn nicht eine Verbindung zwiſchen dem Taucher und dem Kaufmanne Statt fände? Der Kaufmann bedeckt den Taucher mit einer Glocke voll Luft, und zieht ihn mit der größten Pünktlichkeit wieder aus der Tiefe hervor, ſobald er unten das Zeichen giebt. Was könnte die Freundſchaft mehr? Dafür nimmt denn aber der Kaufmann die Perlen. Findeſt du das unnatürlich?

„Das iſt die Freundſchaft der Welt!" rief Herrmann eifrig. — Bei der doch aber, ſagte die Tante, etwas herauskommt, wie Herr von Hochfeld ſehr richtig bemerkt.

„Mich ärgert nur das Bild, das er gebrauchte," erwiederte Herrmann finſter. „Denn dieſes Bild, Tante, — dieſes Bild eines Perlenfiſchers! O Hochfeld, du haſt mich um die Freude gebracht, meiner Tante noch ſehr viel über unſre Freundſchaft zu ſagen!" — Er ging traurig. Hochfeld folgte ihm, und fragte: was iſt dir, Herrmann? — „Mein Großvater lebte noch, als ich ein Knabe von etwa elf Jahren war. Eines Abends erzählte Martin von den Tauchern, von den Perlenfiſchern. Wir hörten lange zu. Endlich ſagte mein Großvater, und faßte meine Hand: ſieh, Herrmann, auch uns hat Gott mit einer Glocke voll Freude in das ſchwere dicke Meer des Lebens untergetaucht, Perlen zu ſammeln, gute Thaten zu ſammeln; und ſind wir müde, fehlt es uns an Freude, ſo zieht er uns empor in die leichte, frohe, unermeßliche Luft der Ewigkeit. Wir ſterben! . . . Du weißt nicht, wie bald er dich emporzieht; darum ſammle dir Perlen, daß du nicht erröthen darfſt, ohne die Schätze des Lebens vor ihm zu ſtehen. — Das ſagte er, und in der folgenden Nacht wurde er bettlägerig. Mir war von dem Augenblicke an das Bild heilig; du haſt es mir verdorben. So wie jetzt, würde mir ſeyn, wenn ich auf dem Altare, vor dem ich bei der Konfirmation knieete, Würfel ſpielen ſähe. Sieh, Wilhelm, auch wir ſind in dies Leben untergetaucht, und die ſchönſte Perle, die wir fanden, war unſre Freundſchaft. O, guter Gott, ziehe mich, ſagte ich oft, wenn du mich verlaſſen hatteſt, — ziehe mich nicht ſpäter empor, als meinen Freund! Uns bedeckt Eine Glocke, und wir athmen Eine Luft. Zieh mich nicht ſpäter."

Mit dieſen Worten fiel Herrmann ſeinem Freunde an die Bruſt. „Und wenn ich bedenke," hob er wieder an, „daß du mich freiwillig verlaſſen könnteſt; daß der Rang, wie meine Tante meint . . ."— Herrmann! rief Hochfeld; willſt du mich von dir ſtoßen? kannſt du glauben, was du ſagſt? Wohl, Herrmann! laß uns die Perle der Freundſchaft ſammeln; und finden wir nicht Eine Perle mehr, als dieſe — o, ſie iſt unſchätzbar, das fühle ich jetzt an dieſer Bruſt, an dieſen Thränen. Zieh uns zuſammen empor, bete auch ich. — Sie blieben lange einer in des andern Armen; Herrmanns brennendes Herz hatte die heilige Flamme in Hochfelds kälterer Bruſt entzündet.

Ihre Freundſchaft war geſchloſſen, wie jeder junge Menſch die ſeinige ſchließt: aus B dürfniß eines heißen, offnen, arglosen Herzens. Hochfeld schien Herrmannen noch zärtlicher zu lieben, als er von diesem geliebt wurde. Er hing mehr an seinem Freunde, Herrmann mehr an seinen Idealen; doch die Freundschaft war sein Ideal der menschlichen Glückseligkeit: er dachte an Hochfeld, wenn er die Arme gen Himmel hob; er weinte dem seine Thränen, wenn er gleich die Augen von ihm abwendete.

An Kenntnissen waren sie einander gleich. Hochfeld hatte besser geordnete, und mehr ausgebreitete, Herrmann nicht so viele, aber mannichfaltigere und tiefere. Dem Erstern standen die seinigen in jedem Augenblicke, wenn er ihrer bedurfte, zu Gebote: er konnte das System einer Wissenschaft sehr gut auseinander setzen, und wußte die Geschichte epochenweise und synchronistisch. Herrmann konnte und wußte das nicht. Er sprach nie von etwas, ohne daß ihm dabei tausend andre Dinge einfielen, deren Zusammenhang nur in seiner Phantasie lag. Wurde sein Herz warm (doch anders nicht), so lag der ganze Umfang seiner Kenntnisse, wie von einem schnellen Blitze erleuchtet, auf einmal hell vor ihm, und nur dann konnte er gut reden. Aus der Geſchichte wußte er nichts, als einzelne Anekdoten; zwar kannte er einige große Männer und einige wichtige Begebenheiten, doch ohne je die Zeitfolge zu faſſen. Neckte ihn Hochfeld damit, ſo ſagte er: „ei, die Geſchichte, wie der Menſch ſie wiſſen ſoll, iſt keine Chronik, und noch weniger ein Guckkaſten, worin man die rollenden Bilder vorüberfliegen ſieht, um ſich die Zeit zu vertreiben. Brauche ich Muth zu einer großen That, ſo trete ich hin zu Sokrates in ſeinem Gefängniſſe, oder zu Cato an ſein Bett. Da ſtehe ich und lerne, faſſe den Schierlingsbecher, und ſchwöre, im Leben und im Tode mir ſelbſt getreu zu ſeyn. Und wenn mit fingerlangen Buchſtaben da gedruckt ſtände: in dem und dem Jahre, vor oder nach Chriſti Geburt, ſtarb Cato, ſo ſähe ich es nicht; und wenn ich es ſähe, ſo kümmerte ich mich nicht darum: denn er ſtirbt an dieſer wunden, ſtolzen Bruſt, und ich benetze den Leichnam des Helden mit heißen Thränen. Jeder einzelne Menſch findet gewiß ein Stück Geſchichte, das für ihn, für ſein Herz, für ſeinen Glauben, für ſeine Fehler paßt. Der Menſch braucht eine Geſchichte der menſchlichen Kultur, zum Glauben an Gott. Fürſten und Gelehrte brauchen Urkunden und Zahlen zu Manifeſten und Büchern. Einem Jeden das Seinige. Mir iſt die Geſchichte, was einem Geneſenden eine ſchöne Gegend iſt. Soll er jeden Grashalm zählen? Nein, er ſetzt ſich auf den ſchönſten Hügel, und genießt."

An Charakter glaubten beide Jünglinge einander gleich zu ſeyn. Sie hatten weiche mitleidige Herzen, zu vielen Stolz, um lügen zu können, ein raſches Gefühl der Gerechtigkeit, einen eben ſo raſchen Eifer für jeden Unterdrückten, und einen männlichen Muth zu helfen. Das ſahen Beide ſehr bald, und darum liebten ſie einander; aber es fiel keinem von ihnen ein, zu unterſuchen, auf welchem Grunde ſeine Tugend ruhe. Herrmann liebte die Tugend, er wußte ſelbſt kaum, warum; genug, ſie wohnte in ſeinem flammenden Herzen. „Ich liebe ſie," ſagte er, als Hochfeld einmal mit ihm darüber ſprach, „weil ich an Gott, an die Ewigkeit glaube." — Das heißt? fragte Hochfeld. — „Das heißt nichts, willſt du ſagen. Denn ich könnte und würde dir auch antworten: ich liebe Gott, weil ich an die Tugend glaube. Aber es iſt ſo; das vermiſcht ſich in meiner Seele immer zuſammen."

Hochfeld war tugendhaft aus Grundſätzen der Ehre, von denen er eben ſo wenig Rechenſchaft geben konnte, als Herrmann von ſeinem Tugendglauben. Beide ſahen einander tugendhaft handeln; damit begnügten ſie ſich, ohne oft zu dieſen Unterſuchungen zurückzukehren.

Nachdem der alte Hochfeld den Freund ſeines Sohnes einige Male geſprochen hatte, war er mit dem Umgange der beiden Jünglinge vollkommen zufrieden, und ſchickte ſeinen Sohn ſogar ein halbes Jahr ſpäter, als er vorher wollte, auf die Akademie, um ſie nicht von einander zu trennen.

Herrmann hatte ſich indeß das Mißfallen ſeiner Verwandten, je älter er wurde, deſto mehr zugezogen. Man ließ ihn jetzt merken, welche Carriere man von ihm hoffte. Du mußt dich pouſſiren und einmal in eine große Familie heirathen: das war das Einzige, was er über ſeine künftige Beſtimmung hörte. Er ſagte dazu wenig; aber man las ſein Mißfalſen an dieſen Ideen auf ſeiner gerunzelten Stirn. Wenn man allzu ſtark in ihn drang, ſo brach er auch wohl los. „Ach,“ ſagte er einmal zu ſeiner Tante, als ſie bei ihm auf ſeinem Zimmer war; — „es wird Mühe koſten, mich zu pouſſiren. Da hab' ich hier mich einzuſchmeicheln, dort mich wichtig zu machen, hier mich zu beugen, dort mich in die Höhe zu richten. Nun aber, meine gnädige Tante, ſagen Sie mir: wenn das alles gelungen iſt, wenn ich mich endlich pouſſirt habe — was dann?“

Was dann? was dann? Das iſt eine einfältige Frage, Herrmann! Man pouſſirt ſich der Ehre, des Einfluſſes wegen. Jedermann thut das. Oder iſt es dir keine Ehre, wenn alle Menſchen dich achten, dich fürchten, und von dir abhangen?

„Mich dauert bei Ihrer Rede nichts mehr, liebe Tante, als daß ich gerade über Ihrem Kopfe den Globus ſehe; denn nun kann ich von dem Allen, was Sie ſagen, nichts glauben. Sehen Sie, Tantchen, (er nahm den Globus herunter) ich will Ihnen weiter nichts zeigen, als die ſitzende Jungfrau, oder Europa, die endlich wohl einmal zum Sitzen kommen ſollte; denn bis jetzt tanzt ſie ſehr jämmerlich auf den Köpfen ihrer Kinder umher. — Doch ſehen Sie nur. Hier, um die Gegend des Magens, liegt das Ländchen, worin ich mich pouſſiren ſoll. Nun, ich werde am Ende Miniſter, Liebling des Fürſten; und was dann? Am Kopfe herum, der für ein wenig einfältig gehalten wird, weiß kein Hidalgo von dem Miniſter Lange. Ich könnte mich hier zu Tode arbeiten, zehn Orden haben, dem Fürſten im Schooße ſitzen: — da im Stiefel (denn die Jungfer trägt einen Stiefel am Arme, mit dem ſie einmal die halbe Erde zerſchlug) im Stiefel würde kein Menſch weder Sie noch Ihren Neffen kennen; hier, wo ...“

Du machſt mich ungeduldig, unterbrach ihn die Tante. Was kümmert mich dein Globus! Du biſt doch gerade, wie dein Großvater, bei dem auch kein Zureden half.

„Bin ich ſo, Tante?“ fragte Herrmann mit leuchtenden Augen. „Und wenn ich ſo bin, mein theurer, guter, edler Großvater, ſo verdank' ich es dir ... Und du, guter Gott, gieb mir auch den Muth, ſo zu handeln, ſo zu leben, ſo zu ſterben, wie mein Großvater!"

Den Muth wollen wir dir wohl nehmen, junger Menſch. Du würdeſt dir den Haß aller deiner Verwandten zuziehen.

„Und wenn ſie mich darum haſſen," ſagte Herrmann, und hob die gefaltenen Hände noch höher: „ſo gieb mir Muth, zu verzeihen, ſo gieb mir ſein ſanftes Herz, worin nur Geduld und Liebe war. O, Tante, Sie ſind meines Großvaters Tochter. Sie werden mich lieben; denn in Ihrem Herzen, das von ſeinem Blute bewegt wird, kann nichts als Liebe und Güte ſeyn."

Die Tante wurde bewegt, und ſtreichelte ihm über die ſchönen Wangen. Was konnte ſie mit dem Menſchen machen? „Sehen Sie wohl, Tante," ſagte er ſchmeichelnd, „daß ich mich doch zu pouſſiren verſtehe? O, guter Gott! warum verlangt man denn mehr von mir, als Liebe, als Freundſchaft und Treue?"

Die Tante gerieth in Verlegenheit. Sie ſchwieg; denn wenn Herrmann mit den flammenden, in die Höhe gerichteten Blicken, mit dem ſeelenvollen Tone „o guter Gott!" ſag te, ſo hatte das etwas Anderes zu bedeuten, als wenn ſonſt jemand es geſagt hätte. Es war ihr, als ob der Jüngling Recht haben müßte. Aber pouſſiren ſoll er ſich doch! dachte ſie, und ging nur, um nicht am Ende ihm noch weiter nachzugeben.

So erregte Herrmann nach und nach die Unzufriedenheit ſeiner Eltern, die ihm den zweiten Sohn, Karl, ſehr weit vorzogen. Dieſer war ein glatter, geſchliffener, freundlicher, lächelnder, artiger Menſch, mit einem runden, weißen Geſichte, ſchönen Augen ohne Feuer, und einer klingenden Stimme ohne Ausdruck, den er durch ſehr ſchnelles Reden zu erſetzen ſuchte. Er hielt ſich beſtändig im Putzzimmer auf, ſaß immer zwiſchen den Damen, und machte Witzeleien und Anſpielungen, die er Feinheit nannte. Seine Geſchicklichkeit beſtand vorzüglich darin, daß er fertig Klavier ſpielte, ein geſchmackvolles Stickmuſter zeichnete, recht gut Franzöſiſch ſprach, eine zierliche Hand ſchrieb, und ſehr vorzüglich tanzte. Seinen Bruder konnte er nicht leiden, und ſpielte ihm darum tauſend Poſſen, oft auch ziemlich hämiſche. Herrmann war ſonſt gar nicht geduldig, nur gegen ſeinen Bruder war er es im höchſten Grade; er ſcherzte nie mit ihm, ſagte nie einen witzigen Einfall über ihn, und vergalt ihm etwas ſehr Böſes nie auch nur mit einem böſen Worte. — Ich ertrüge das von meinem Bruder nicht, ſagte Hochfeld einmal, erbittert über einen Streich, den Karl ſeinem Freunde geſpielt hatte. Herrmann ſah Hochfelden traurig an. Dieſer fuhr fort: warum biſt du ſo geduldig bei ſeiner Bosheit? Mir würdeſt du das nicht ſo hingehen laſſen. — Herrmann drückte ihm die Hand, und ſagte leiſe: „ach, Hochfeld! dich liebe ich auch!"

Wenn einer ſeiner Verwandten (was nicht ſelten geſchah) ihm ſeinen Bruder zum Muſter vorſtellte, ſo lächelte er, ſagte aber nie etwas dazu. Nur ein einziges Mal, als Karl einem Bedienten beim Friſieren eine Stunde lang mit der übelſten Laune gequält hatte, und dieſer Menſch ſich hinter dem Rücken des jungen Tyrannen die Augen trocknete, ſagte er Franzöſiſch: „mich dünkt, du mißbrauchſt den Vorzug, den deines Vaters Reichthum dir giebt. Es iſt ein Menſch!" Vergebens; der junge Böſewicht quälte abſichtlich fort. Herr=

mann wollte gehen. In dem Augenblick gab aber Karl dem Bedienten eine Maulſchelle, und ſagte dabei: iſt es doch, als ob der grobe einhändige Schurke in dem Hauſe meiner Großmutter mir den Kopf zerzauſ'te! Jetzt konnte Herrmann ſich nicht länger mäßigen. Er ſprang mit blitzenden Augen auf ſeinen Bruder los, faßte ihn an beiden Schultern, und ſagte: „Bube! Teufel!" Dann wendete er ſich kalt um, und ging mit gerunzelter Stirn aus dem Zimmer.

Karl gönnte ſeinem Bruder den Umgang mit Hochfeld nicht, und hinterbrachte dieſem einige Male, um Uneinigkeit zwiſchen Beiden zu erregen, etwas, das Herrmann von ihm geſagt haben ſollte. Hochfeld ſtellte ſeinen Freund in Karls Gegenwart zur Rede. Wenn Herrmann dann ſchwieg, ſo war der junge Menſch unverſchämt genug, es ihm ins Geſicht zu behaupten. Herrmann faßte Hochfelds Hand, und deſſen Lachen beſtrafte den Betrieger.

Karl war in den Geſellſchaften immer mitten unter den Mädchen, und witzelte über ſeinen Bruder, nur nicht mehr in Hochfelds Gegenwart, weil es bei dem mit ſeinem Witzeln einmal ſehr übel abgelaufen war. Sein Haß gegen Herrmann fing an auszubrechen, da er den Schutz ſeiner Eltern hatte. Es war Zeit, daß ſich Herrmann aus dem väterlichen Hauſe entfernte.

Er ging mit Hochfeld zugleich auf die Akademie. Beide wohnten nicht auf demſelben Zimmer, nicht einmal in demſelben Hauſe; denn der alte Hochfeld hatte geſagt: das ſtete Beiſammenſeyn ſtört euch, und ihr verliert dadurch die Achtung, die wohlerzogene Menſchen immer für einander behalten müſſen. Indeß ſahen ſie einander alle Tage, obgleich nicht in den Kollegiis. Beide waren fleißig; nur hörte Herrmann nicht ſogleich Alles, was er hören ſollte, und dagegen, ſo ſehr auch Hochfeld das mißbilligte, Dogmatik und Exegeſe. Er hatte ſein altes Sprichwort: „ich muß doch ſehen, was daran iſt,“ noch nicht vergeſſen. Als er mit Hochfeld zu dem Prorektor kam, um die Matrikel zu holen, las dieſer gerade, und Beide gingen in das Kollegium. Der Prorektor, ein berühmter Theologe, handelte in der Einleitung zu der Dogmatik, von dem Werthe dieſer Wiſſenſchaft. Was kann, ſagte er unter andern, für den Menſchen, deſſen Glückſeligkeit auf ſeinem moraliſchen Werthe, und deſſen moraliſcher Werth auf dem Glauben an Gott beruhet, — was kann für den Menſchen wichtiger ſeyn, als die große Frage: giebt es eine göttliche Offenbarung, oder nicht? haben uns Schwärmer ſeit achtzehn Jahrhunderten mit einem Buche betrogen, oder enthält dieſes Buch den Willen Gottes?

Herrmann verlor ſich in ein Meer von Gedanken. Nach der Stunde ließ er ſich die Matrikel als Juriſt geben, und zu gleicher Zeit meldete er ſich zu der Dogmatik. Der Profeſſor ſah ihn befremdet an, und Hochfeld lächelte. Herrmann wiederholte ruhig die Worte, die ihn in dem Kollegium ſo ſehr beſchäftigt hatten. — Herr Lange, ſagte der Profeſſor; das kann eigentlich wohl nur für den Theologen von Profeſſion wichtig ſeyn.

„Es giebt nur Eins, Herr Prorektor, was dem Menſchen wichtig iſt. Was nur einem Stande wichtig ſeyn ſoll, iſt gar nicht wichtig, weder dem Menſchen, noch dieſem Stande.“ Er ließ ſich aufſchreiben, und ſagte zu Hochfelden nachher: „der Mann hat mich mißtrauiſch gemacht; aber ich höre ihn doch. Ich muß wiſſen, was daran iſt." Und nun ſtudierte er mit vielem Fleiße nebenher die Theologie. Auch Hochfeld war fleißig; aber die verſchiedene Art ihres Studierens trennte Beide oft den ganzen Tag. Kam Herrmann dann Abends zu Hochfelden, ſo traf er faſt jedes Mal einen Menſchen an, deſſen Geſicht ihm äußerſt mißfiel. Es war ein gewiſſer Herr von Rolfs. Herrmann fand das Auge dieſes Menſchen zu lauernd, den Mund zu ſpöttiſch, den Ton der Stimme zu geſchliffen, und deſſen ganzes Benehmen zu kalt, zu beſonnen. Hochfeld hatte von dieſem ſeinem neuen Bekannten zu Herrmann geſagt: du wirſt deinen Mann bei mir finden.

Herrmann war über „ſeinen Mann" befremdet, und ſagte nicht ein Wort. Als er noch einige Male mit ihm beiſammen geweſen war, fragte er ſeinen Freund: „habe ich denn wirklich Aehnlichkeit mit dieſem Spötter, daß ich meinen Mann in ihm finden ſollte? Warum hängſt du dich ſo an dieſes Geſicht, das wie der Eingang in eine Eisgrube ausſieht? Kommt auch aus meinem Herzen alles ſo kalt hervor? Kennſt du mich ſo wenig, Hochfeld? Sieh, wenn dieſer Menſch ſo freundlich vor dir ſteht, und ſo aufmerkſam zuhört, als wollte er dir die Worte von den Lippen fangen, ob er gleich während deſſen einen Einfall, eine Perſifflage, eine Spötterei zuſammen rechnet und denkt; ſo überläuft mich jedesmal ein Schauder: es iſt mir, als hinge an deinen Lippen eine Schlange, welche dir das Leben wegſaugen wollte."

Ich traue ihm nicht ganz, ſagte Hochfeld ein wenig empfindlich; aber als ein origineller Kopf, meinte ich, würde er dir gefallen. Was willſt du denn eigentlich? Sagſt du nicht von den Meiſten, ſie taugen nicht zu deinem Umgange? Die Guten ſind dir zu ſchlimm, und die Schlimmen zu gut. Haſt du nicht geſagt, du möchteſt, wenn es möglich wäre, wohl einmal einen Monat lang mit dem Teufel umgehen? Hier haſt du den Teufel.

„Gut, daß du ihn ſelbſt ſo nennſt! Aber ich müßte dem Teufel auch ſagen können: du biſt ein Teufel! und ihn nicht lieben ſollen. Ich möchte mit dem Teufel umgehn, um vor der Sünde zittern zu lernen."

Man disputirte über Rolfs hin und her. So viele Mühe ſich Hochfeld auch gab, ſo ließ Herrmann ſich doch nie dahin bringen, in Rolfs Geſellſchaft anders als einſylbig zu ſeyn; und je öfter er den Menſchen ſah, deſto offenbarer brach ſeine Verachtung gegen ihn hervor. Hochfeld läugnete zwar, daß er Geſchmack an Rolfs Geſellſchaft fände; er fand ihn aber dennoch: und da Herrmann immer nachläſſiger gegen den Menſchen wurde, ſo nannte er ihn eigenſinnig und undankbar.

Rolfs bemerkte den Widerwillen ſehr wohl, den Herrmann gar nicht einmal zu verbergen ſuchte, und hätte ihn gern von Hochfeld auf immer entfernen mögen. Es fehlte ihm nicht an Talenten; doch unter Ausſchweifungen von aller Art, hatte er jede Kraft des Herzens verloren, und mit ihr die Freude des Lebens, ſelbſt die Blüthe ſeiner Genüſſe. Ueber Alles ſpottete er, weil nichts mehr ſein kaltes Herz erwärmen konnte, ſogar über ſich, weil auch ſein Glaube an ſich ſelbſt verloren gegangen war. Er hatte Schulden; und ſo wenig er auch von den Vergnügungen genießen konnte, ſo waren ſie ihm doch zur Unterhaltung nothwendig. Darum ſchloß er ſich an den reichen Hochfeld. Uebrigens achtete er dieſen, wie jeden andern Menſchen, nicht einmal hoch genug, ihm ſeine Grundſätze beibringen zu wollen. Seine ganze Abſicht war, ihn zu nutzen; und wollte er das können, ſo mußte er Hermannen wegſchaffen, den er durchaus nicht gewinnen konnte. Um ſeinen Zweck zu erreichen, leitete er Hochfeld auf die Vorſtellung, daß Herrmann ihn beherrſche. Er nannte dieſen einen liebenswürdigen Schwärmer, lobte deſſen Talente, ſchloß aber am Ende damit: Schade, daß Lange ein Schwärmer iſt, der Kraft genug hat, alle ſeine Freunde zu beherrſchen, und ſelbſt von den wunderlichſten Grillen beherrſcht wird!

Ich weiß, ſagte er ein ander Mal, daß er mich nicht leiden kann, und bedaure es. Aber wer kann denn für die feinen, unmerklichen Empfindungen, die am Ende den guten Kopf ſo mächtig beherrſchen, wie die groben Gefühle von Haß und Zorn den Einfältigen? Er hat nun einmal etwas gegen mich. Sehen Sie, Hochfeld, wäre er kein Schwärmer, ſo würde er ſich Rechenſchaft von ſeinen Empfindungen geben; und könnte er nicht billig gegen mich ſeyn, ſo würde er wenigſtens keine Ungerechtigkeit an mir begehen. Wir kälteren Köpfe treten ſchon ſanfter auf; wir fragen erſt: „Wer da?“ ehe wir um uns ſchlagen.

Rolfs Mäßigung ſchien Hochfelden unerkünſtelt, und Herrmanns Unrecht augenſcheinlich. Jener fand hundert Gelegenheiten, Hochfelden von Herrmanns Schwärmerei zu überzeugen, über die er indeß nie ſpottete, ſondern die er vielmehr immer nur bedauerte. Allmählig fingen nun Rolfs Grundſätze von dem Zwecke des menſchlichen Lebens an, Hochfelden einzuleuchten. Vergnügen, Genuß, ſagte Rolfs: das iſt das ganze Geheimniß in Einem Worte. Sie, Freund, nennen es Tugend; der Pöbel nennt es Seligkeit. Aber anatomiren Sie dieſe Wörter; und Sie werden zuletzt wieder auf das Vergnügen ſtoßen.

Und wenn mich die Tugend unglücklich machte? fragte Hochfeld ſtutzend; dann wäre alſo das Laſter Pflicht?

Pflicht? wie ſo? Folgte das, ſo wäre ich ein Teufel oder ein Tropf. Sagen Sie, Hochfeld, wird die Tugend Sie je unglücklich machen? Wohl! Sie ſtehen zwiſchen Tugend und einem Genuſſe, den Sie nur durch ein Vergehen erkaufen können. Warum opfern Sie den Genuß auf? Doch wohl, weil Ihnen die Tugend ein höheres Gut, ein feinerer Genuß, ſcheint? Aber Sie werden doch nicht läugnen, daß es Tugenden giebt, die Sie für einen Genuß aufopfern würden? — Nolfs! ſagte Hochfeld geſpannt. — Zum Beiſpiel, Sie ſollten das Leben Ihres Freundes Lange mit einer kleinen Lüge erkaufen: würden Sie Sich bedenken? Sie ſehen, ſelbſt Ihr ſittliches Gefühl weiſt Sie zu dem Vergnügen hin. Die Kunſt des Lebens beſteht nicht darin, des Vergnügens zu entbehren, (obgleich für den Schwärmer ſelbſt das ein Vergnügen iſt), ſondern es nur da zu ſuchen, wo es ſich ohne Verbrechen finden läßt. Dieſer feine Eigennutz beherrſcht uns Alle: den Pöbel, der das Vergnügen im Genuſſe der gröbſten Sinnlichkeit findet, und den kultivirten Menſchen, dem der Anblick der Ordnung in Allem der Grund iſt, auf den er ſein Vergnügen trägt, der nicht zerſtören darf, wenn er genießen will. Gott, Ewigkeit! Wohl! ich habe gegen dieſe Vorſtellungen nichts; aber wozu bedarf ich ihrer hier, wo ich mit der Weltordnung und mit einem allgemeinen Triebe der lebendigen Natur ausreichen kann? Der Pöbel bedarf der Hölle, um ſich von der verbotenen Frucht zurück ſchrecken zu laſſen; der beſſere Menſch nur des Himmels; der Atheiſt eines Zwanggeſetzes zur Tugend, das jeder für Alle, nur nicht für ſich, anerkennt; der eigentliche Philoſoph nur des allgemeinen Triebes der Menſchheit, glücklich zu ſeyn.

So ſophiſtiſirte Rolfs, und erſchütterte dadurch — nicht Hochfelds Tugend, ſondern nur das unzuſammenhängende Syſtem ſeiner Moral.

Wenn aber Hochfeld ſich mit dieſen Grundſätzen blicken ließ, ſo ſtürzte Herrmann ſie mit unwiderſtehlicher Kraft zu Boden. „Hochfeld! eine Frage, die du bei Gelegenheit dem tugendhaften Schwätzer vorlegen magſt. Dein Vermögen ſteht auf dem Spiele; du haſt weiter keine Ausſicht, als Jahraus Jahrein die Holzaxt zu führen, und deine Hand ſo hart zu arbeiten, wie Rolfs Herz es iſt. Bei der Gelegenheit verlierſt du deine Braut, die du unendlich liebſt, und auch deine Ehre geht verloren: der Henker verbrennt dein Wapen, und macht deinen Namen ehrlos. Sieh, das alles ſtände auf dem Spiele, und du könnteſt es mit einem Schurkenſtreiche retten, auch, wie er ſagt, nur mit einer kleinen Lüge, die einen unſchuldigen Menſchen unglücklich machte: was müßteſt du wählen? Vermögen, Braut, Ehre, Alles aufopfern oder nicht? Das iſt die Frage, die Gott nicht oft einem Menſchen in Ernſt vorlegt, die wir aber uns ſelbſt ſehr deutlich vorlegen und beantworten müſſen, wenn wir erfahren wollen, wie wir mit unſrer Tugend daran ſind. Sagt dein Rolfs da ohne Zögern, ohne Umſchweife, ohne erſt zwiſchen wie und wann zu unterſcheiden, ganz deutlich: du mußt das alles fahren laſſen, und deine Tugend retten; und nennt er dieſe Handlung, wenn du mit dem zerdrückten Herzen, mit der Bruſt voll ewiger hoffnungsloſer Liebe, von dem Hohngelächter deines ganzen Vaterlandes verfolgt, mit den Flüchen der Redlichen, die dich verkennen, beladen, mit Schande überhäuft, über die Gränze flieheſt — nennt er dieſe Tugend auch ein Vergnügen: ſo ſind wir, Rolfs und ich, freilich eins; aber dann iſt er ein abgeſchmackter Narr. Amen!"

Herrmann hielt es lange mit Rolfs aus; doch Hochfelden ſpöttelte dieſer zuletzt die Neigung weg, ſich ſo zu wehren. Er legte auf ſeine Grundſätze einen hohen Werth, und machte ſie zu dem Kennzeichen eines freien, denkenden Geiſtes; Hochfeld aber war eitel genug, ein ſolches Lob von Rolfs verdienen zu wollen. Herrmann ſah das Gift in die Seele ſeines Freundes fallen, und konnte dabei unmöglich kalt bleiben. Er bediente ſich ſeiner ganzen Gewalt über Hochfeld ſo unbeſorgt, daß Rolfs nicht viele Mühe hatte, deſſen Aufmerkſamkeit auf Herrmanns Herrſchſucht, und dann ſeinen Stolz, rege zu machen. Die feinſte Schmeichelei zog hier den Jüngling an, den Herrmann bei der Tugend feſtzuhalten ſuchte. Hochfeld genoß einiger Vergnügungen mit, faſt nur, um ſeinen neuen Freunden zu zeigen, daß er nicht unter Langens Vormundſchaft ſtehe, womit ſie ihn beſtändig neckten; doch, ehe er es ſich verſah, fand er Geſchmack daran.

Anſtatt die Schlingen, worin die Schmeichelei ſeinen Freund Hochfeld gefangen hatte, aufzulöſen, wollte Herrmann ſie zerreißen. Darüber miſchte ſich in Hochfelds zärtliche Liebe eine Kälte, ein Mißtrauen, das Herrmann nicht achtete, nicht ſehen wollte. Mitten unter dieſem vergeblichen Ringen wurde Hochfeld immer ſchwächer. Er fühlte noch innige Liebe für Hermann; allein eben dieſe Liebe war ein Unrecht mehr, das ſein Freund gegen ihn hatte.

Herrmann machte noch einen Verſuch, den geliebten Freund erſt der Tugend, und dann ſeinem Herzen zu retten. Er redete, im Bewußtſeyn ſeiner Liebe und ſeiner Abſicht, nachdrücklich, edel, groß; und gerade dadurch ſprengte er das Band der Freundſchaft, das er wieder feſt anziehen wollte. Hochfeld beleidigte ihn. Er wendete ſich traurig ab, und ſagte mit Thränen, die nun zu ſpät kamen: „ich liebe dich dennoch! Und wenn du nun kalt und ohne Liebe allein daſtehſt, Hochfeld, du armer, betrogener Menſch, verlaſſen von dieſen Teufeln; dann ſoll dein Herz ſich wieder an dieſer heißen Bruſt erwärmen.“

Hochfeld zitterte, und ſchlug die Augen nieder. „Sieh mich an,“ ſagte Hermann; „warum wendeſt du ſchon jetzt den Blick zu Boden, da du noch nichts beleidigt haſt, als ein Herz, das dir ſo gern verzeihet?“ Getroffen, beſchämt durch die Stimme des gerechten Vorwurfs, fuhr Hochfeld jetzt wieder auf, und beleidigte Herrmann. Dieſer ſagte: „ſonſt verſtanden wir uns, Hochfeld; jetzt nicht. Leb wohl.“

Er ging, mit Thränen über ſeinen Freund, über ſich ſelbſt, weil er erſt jetzt, leider zu ſpät, einſah, wie der Unglückliche zu retten geweſen wäre. Auf ein Billet, das er an Hochfeld ſchrieb, bekam er keine Antwort. Er ging den folgenden Tag dreimal zu ihm, und fand ihn nicht zu Hauſe. Als er ſich nach ihm erkundigte, zerriß ſein Herz über das, was man ihm ſagte. Hochfeld ſchwärmte mit ſeinen neuen Freunden, und war liederlich. Bei dieſem Worte glaubte Herrmann einen Dolch in ſeinem Herzen zu fühlen, und ſeine Lippe verzog ſich, als wollte er weinen. Er erkundigte ſich näher, und erfuhr nun den Ort, wo Hochfeld faſt täglich ſeiner giftigen Freuden genoß. „Ich muß ihn erſchüttern!“ dachte er, ließ ſich ein Pferd ſatteln, und ritt nach dem ihm bezeichneten Wirthshauſe. Er ſtieg mit einem geheimen Schauder vom Pferde, und ging mit zögernden Schritten in den Saal des Hauſes, das in dem Rufe der ärgſten Zügelloſigkeit ſtand. Sogleich kamen ein Paar hübſche, junge Mädchen, Verführte, und jetzt Verführerinnen, zum Vorſchein.

Er ſtützte den Kopf, um die Thränen zu verbergen, die aus ſeinen Augen hervorbrachen. Als die Mädchen anfingen zu ſprechen, blickte er auf, und ſagte: „ſchrecklich!" Die Mädchen flohen vor dem Tone, mit dem er das Wort ausſprach. Jetzt hörte er den Hufſchlag der Pferde, dann mit Beben Hochfelds Stimme, das ſchallende Gelächter der Mädchen, der Jünglinge, und bald das Gepolter der Kommenden auf der Treppe. Die Thür flog auf, und Rolfs trat mit Hochfeld und Andern lachend herein. Herrmann ſaß der Thür gegenüber, und es hingen noch Thränen auf ſeinem Geſichte — o, er hätte ſeinem Freunde das blutende Herz zeigen mögen! Rolfs brach in ein lautes Gelächter aus, als er Herrmann erblickte, und rief: der Teufel! Lange, wie kommen Sie hieher? Das heiße ich überraſcht!

Herrmann hielt die jammernden Blicke feſt auf Hochfeld geheftet, und hörte nicht, was Rolfs ihm ſagte. Siehſt du den Heuchler? fliſterte dieſer Hochfeld leiſe zu. Hochfeld allein wußte, warum Herrmann hier war, und eine zitternde Röthe fuhr über ſein Geſicht, ein ſchmerzhaftes Beben durch ſeine Seele. Er blieb zagend an der Thüre ſtehen. Herrmann behielt ſeine Stellung unbeweglich; nur erblaßte er, ſo wie Hochfeld erröthete. Sein Gefühl rief ihm zu, ſich in Hochfelds Arme zu werfen; aber der Schmerz hielt ihn feſt auf ſeinem Sitze, und nur ſeine Blicke drangen verzehrend in die Bruſt ſeines Freundes. Dieſer hielt das, was Liebe war, für einen ſtolzen, verachtenden Vorwurf. Herrmann, meinte er, wolle hier den Triumph der Tugend über das Laſter genießen; und dieſe Vorſtellung brachte ihn auf. Ich weiß, rief er hitzig Herrmann zu — ich weiß, was du hier willſt. Lange, dieſes armſelige, lächerliche Poſſenſpiel könnte dich gereuen.

„Poſſenſpiel, Hochfeld?“ ſagte Herrmann, ſich vergeſſend; er ſah die Umſtehenden nicht, er ſah nur Hochfelden. „Du zitterſt, mich hier zu ſehen. Warum wurdeſt du roth?

Du haſt nicht das Herz, hier einen Blick auf mich zu werfen."

Elender! rief Hochfeld wüthend, und zog den Degen; du ſollſt mich nicht länger beleidigen! Zieh!

Herrmann ſprang auf, ſtand mit blitzenden Augen vor ihm da, und ſagte mit lauter Stimme: „höre mich, Hochfeld! Dahin hat der Menſch dort dich gebracht! dahin! Heiliger Gott! zum Morde deines Freundes! Das iſt aus dir geworden! Stoß her, und möge mein Blut deinen gewichenen Genius verſöhnen! ... O," ſagte er nun im leiſeſten Tone des unterdrückten Weinens: „an dieſer Bruſt, an dieſem Herzen, nach deſſen Blute er lechzt, betete er einſt in meinen Armen: zieh uns zuſammen empor, guter Gott! Hochfeld, ſind das die Perlen, die du mit mir ſammeln wollteſt?" Hochfeld ließ den Degen aus der Hand ſinken; eine Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, und er bebte. Da nahm ihn Herrmann an ſeine Bruſt, küßte die zitternden Lippen, die bedeckten Augen, legte ſein Geſicht an die Wange ſeines Freundes, und ſagte: „guter Gott! laß mich nur nicht von ſeiner Hand ſterben, und nicht vor Gram über ſein vergiftetes Herz! Laß die Freude mich tödten — die Freude darüber, daß er wieder mein, wieder der edle Hochfeld iſt!"

In dieſem Augenblicke näherte ſich Rolfs, und ſagte zu Herrmann: mein Herr, mag Hochfeld es halten, wie er will. Ich bin im Punkte der Ehre empfindlicher. Wen meinten Sie vorhin mit dem Menſchen dort? — „Dich, Schurke, meinte ich!" rief Herrmann glühend; und in dieſem Augenblicke rief auch Hochfeld wüthend: dich, Schurke, meinte er!

Nun, Einen nach dem Andern, ſagte Rolfs lächelnd. Sie, Herr Lange, werden der Erſte ſeyn. — Hochfeld drängte ſich vor; aber Herrmann ſagte freudig: „Laß mich, Bruder! Denn ſieh, ſo ungefähr mag ich gern mit dem Teufel zu thun haben. Für einen, wie der hier, iſt der Degen oder die Peitſche; für den andern ein tugendhafter Wunſch im Herzen. Nun, mein Herr von Rolfs, ich bin zwar kein Edelmann, und wenn Sie mich berühren, ſo kann ich auch keiner werden; es iſt dann nicht beſſer, als hätte mich der Henker geſchlagen. Aber heran, heran! meinen Degen will ich gegen dich gebrauchen, und wenn der Geiſt meines Großvaters hier ſtände, und mir halt! zuriefe."

Rolfs Degen flog rechts und links, wie ein Schilfhalm. Herrmann focht unübertrefflich, unterlief ihn bald, riß ihm den Degen aus der ſchwachen Hand, warf den Elenden zu Boden, ſchlug ihn im höchſten Zorne aus allen Kräften mit der flachen Klinge, und rief dabei: „du ſollſt wenigſtens fühlen, daß Menſchen über dir ſind; und iſt dein Herz zu hart gegen die Schläge des Gewiſſens, ſo danke ich Gott, daß deine Haut doch weicher iſt!" Herrmanns Heftigkeit war ſo furchtbar, daß keiner von Rolfs Freunden es wagte, ihm Einhalt zu thun. „Es iſt das erſte Mal," fuhr er, noch immer ſchlagend, fort, „daß ich einen Menſchen ſo behandle; aber du Elender haſt das Heiligthum meines Lebens angegriffen." Endlich umfaßte er Hochfelden, zog ihn aus dem Saale, ſetzte ſich mit ihm zu Pferde, und ſprengte den Weg nach der Stadt, ohne daß Hochfeld es wagte, ſeine Blicke gegen ihn zu erheben.

Jetzt hatte er ſich zwar den Freund gerettet, aber den Menſchen noch nicht. Hochfeld richtete ſich, durch ſeines Freundes Hülfe, wieder auf; aber von dem Falle waren verderbliche Spuren übrig geblieben. Doch Beide ſahen dieſe Spuren nicht: Herrmann, weil er den Geretteten liebte; Hochfeld, weil er keinen prüfenden Blick auf ſich werfen wollte. Sie zogen nun in daſſelbe Haus, und erneuerten den Bund ihrer Freundſchaft. — Lange, ſagte Hochfeld in ſeinen Armen, gebe ich dich nun wieder auf, ſo verlaſſe mich die Tugend auf ewig!

Herrmann erwiederte: „ſo oft ich mich fragte, was kannſt du verlieren? antwortete ich mir: alles; nur zweierlei nicht: meine Unſchuld und Hochfelds Freundſchaft. Würde ich arm — nun, ich wünſchte, es dann recht ſehr zu werden, um doch zu erfahren, ob denn die Heiterkeit meiner Seele nur vom Golde abhängt. Ich wollte mich dann — wenn ich nicht irre, fröhlich — von Capo Finis Terrä bis nach Konſtantinopel hin tägelöhnern. Und, wahrhaftig, ich muß oft meine Blicke von einer ſolchen Reiſe zurückziehen, um ſie nicht zu wünſchen. Sieh, Hochfeld, ich wüßte nicht, woran ich eben hinge. Armuth iſt nichts, als die Unmöglichkeit, wohlthätig zu ſeyn. Und doch würde ich immer einmal einen armen Teufel finden, dem ich einen Dienſt leiſten könnte, und der mir ſagen würde: du biſt ein guter Menſch! wenn denn ja meine Eitelkeit es von ſonſt jemand hören wollte, als von meinem eigenen Herzen. Wahrhaftig, ich wünſche oft in meinen beſten Stunden, ein verlorner Sohn unter den Menſchen zu ſeyn, Keinem anzugehören, um Allen anzugehören, ſo mitten auf der Erde zu ſtehen, und nichts mein zu nennen, als das Fleckchen, wo ich gerade wäre; mich um die ganze Welt nicht zu kümmern, weil ſich überall ein Grabſcheit für ein Paar Arme, oder eine wohlthätige Seele für kranke Dürftigkeit findet. Aber ſieh, Hochfeld, was über dieſe lebende, bunte, reitzende Vorſtellung einen finſtern Schatten warf, war der Gedanke an dich. Ich wollte alle Menſchen lieben, ſagte ich; doch — wen hätte ich, der mich liebte? Dieſer Gedanke war wie das Meduſenhaupt; auf einmal ſtand das fröhliche Gewimmel der Millionen Menſchen, unter denen ich mich umtreiben wollte, wie verſteinert da; ein ſchrecklicher Tod bedeckte das fröhliche Leben, das ich noch in dem Augenblicke geſehen hatte: denn unter den Millionen von Herzen ſchlug keins für mich. Die Liebe hielt mich, deine Liebe, unſre Freundſchaft. Alles kann ich verlieren, dachte ich; nur Hochfeld nicht. Jetzt habe ich erfahren, daß ich auch dich aufgeben könnte, wenn es ſeyn müßte. Dich kann ich verlieren, Hochfeld; nur laß mich den Glauben an deine Tugend nicht verlieren! Hochfeld, höre auf mich zu lieben; nur höre nicht auf tugendhaft zu ſeyn!"

Hochfeld verſprach das, weil es ihm unmöglich ſchien, daß er je ſein Wort brechen könnte. Es blieb indeß ein Tropfen Gift in ſeiner Bruſt: die Erinnerung an Herrmanns Stolz. Er hatte nicht den Wunſch, daß auch ſein Freund fallen möchte; aber er dachte es ſich doch möglich, daß Herrmann fallen könnte, um ſich ſein Vergehen leichter zu machen, und ihn, meinte er, deſto mehr zu lieben. Heimlich arbeitete der Gedanke, daß Herrmann ihn beherrſcht habe, in ſeiner Seele fort, und jetzt fühlte er ſich zuweilen zu den Füßen ſeines Freundes angekettet. Er ſah nicht, wie behutſam Herrmann mit ihm umging, wie leiſe er ſein Herz anfaßte, wie er die hohe Reinheit ſeiner Seele oft unter dem Schleier eines verſtellten Leichtſinnes verbergen wollte, wie er ſogar falſche Grundſätze nicht mehr mit der ehemaligen Kraft angriff, um nur ſeinem Freunde wieder näher zu ſtehen und das trübe Gewölk in deſſen Herzen wieder zu vertreiben. Zu Herrmanns Umgange gehörten ein Paar junge Männer von Genie und edlem Herzen, denen er aber nichts von ſeinen Verhältniſſen mit Hochfeld anvertrauete. Man disputirte über allerlei Gegenſtände; man las und kritiſirte das Geleſene. Dabei traf oft das unſchuldigſte Geſpräch Hochfelds Herz wie der härteſte Vorwurf. Wohl tauſendmal hatte Herrmann ſonſt behauptet: über das Weſen der Tugend kann nur ein Tugendhafter reden, und der Tugendhafteſte redet darüber am wahrſten. Daſſelbe behauptete jetzt einer der jungen Leute, und er ſetzte hinzu: wenn ein gewöhnlicher Hofmann darüber reden will, ſo kommen Sätze zum Vorſchein, die man gern für Wahrheit verkaufen möchte, weil die meiſten Menſchen wünſchen, daß ſie Wahrheit ſeyn möchten. Z. B. der abſcheuliche Satz eines Weltphiloſophen: jede Tugend hat ihren Preis, um den ſie fällt. Was iſt denn die Tugend, wenn das wahr iſt? Nichts; ein Traum, eine Waare, die der Teufel haben kann, wenn er nur genug dafür bietet. — Hochfeld ſchlug die Augen nieder; Herrmann hatte die ſeinigen ſchon auf den Boden gerichtet.

Ehemals würde er mit Feuer geſprochen haben; jetzt hob er nur ſanft den Blick auf, und ſagte mit tröſtender Stimme: „und wenn es wahr wäre, wenn wirklich jede Tugend ihren Preis hätte, um den ſie fiele; ſo hat ſie doch auch ihre Reue, an der ſie ſich ſchöner wieder aufrichtet. Ach, kann man ſagen, ein Menſch iſt tugendhaft? Möchten Sie es früher von ſich ſelbſt behaupten, als in der letzten Stunde Ihres Lebens? Und wer von allen Sterblichen hätte es auch da nur geſagt? . . . Iſt es nicht ſchon viel, wenn man ſagen kann: der Menſch iſt fähig, die Tugend zu erkennen, und edle Reue über Schwächen iſt ſeine Tugend?"

Hochfeld merkte dieſe zarte Schonung nicht; er fühlte nichts als die Schläge ſeines Gewiſſens, und ſchrieb ſie Herrmannen zu. Bei den fröhlichen Mahlzeiten, die Lange gab, und an denen er unbeſorgt, mit den leichteſten Sinnen, Antheil nahm, bei den Thorheiten, die er trieb, bei den gefährlichen Schwärmereien, zu denen ihn ſeine jovialiſche Laune hinriß, — erwartete Hochfeld immer, daß ſein Freund mehr als Thorheiten begehen, mehr als Poſſen treiben würde; denn ſo war er ſelbſt gefallen. Aber Herrmann blieb ſchuldlos, ſo viele Unvorſichtigkeiten er auch beging. Er ſchloß ſich jetzt von nichts aus, wenn es ihn nur nicht viel im Lernen ſtörte. Jede Maskerade, die in der Gegend umher war, beſuchte er, und überließ ſich dann völlig ſeiner fröhlichen Laune, und allen Antrieben ſeiner ſeltſamen Phantaſie. Er trank einige Gläſer Wein, und wurde dadurch begeiſtert. Dann vertheidigte er das Trinken, und den Rauſch, den er, wenn man ihn hörte, zu haben ſchien, aber nie hatte. In ſeinem frohen Muthe ſagte er dann wohl: „Menſchen, die nie die ſanften, wehmüthigen Empfindungen der verzeihenden Liebe gefühlt haben, müſſen ſich betrinken; denn die Nachempfindungen des Rauſches, wenn man ſo matt, ſo ſanft, ſo ohne Zorn und Haß iſt, erwecken ſie. Und ich — ich freue mich, daß ich das Trinken aus einer ſo edlen Quelle herleiten kann."

Er trieb ſich jetzt wieder auf ſeinem bunten Steckenpferde umher, überall zu ſehen, zu erfahren, was an der Sache ſey. „Sieh," ſagte er zu Hochfeld; „ich wollte, mir käme irgendwo ein hübſches Mädchen vor, von dem ich ſicher wüßte, daß es mir über Jahr und Tag meinen Abſchied geben würde. In das wollte ich mich mit Herz und Seele verlieben. Ich wünſchte, es quälte mich mit allen möglichen Launen, es machte mich eiferſüchtig, und ich würde ſo hohläugig vor Liebe, daß ich euer Mitleiden erregte; dann erführ' ich doch vielleicht, warum denn eigentlich die Ketten nicht zu zerbrechen ſind, mit denen die Liebe feſſelt."

Wirklich legte er es nicht übel auf einen ſolchen Handel an. In ſeiner Vaterſtadt hatte er den Umgang des weiblichen Geſchlechtes vermieden; aber daran war nur ſein Bruder Schuld geweſen, der ſich immer zwiſchen den Mädchen aufhielt. Hier machte er nicht allein in den vornehmen Häuſern Bekanntſchaft, ſondern, nach ſeiner Gewohnheit, auch mit einigen

Handwerkern, und ſelbſt in den letztern überſah er eine hübſche Tochter nicht. Er lernte einige Mädchen von beſſerer Art kennen; aber ſobald er ſich von ihnen intereſſirt fühlte, zog er ſich behutſam zurück, ohne je einen gewiſſen Punkt freundſchaftlicher Bekanntſchaft überſchritten zu haben. Von manchem Mädchen entfernte er ſich auch deshalb bald, weil es ihm zu unbedeutend war. Nur Einmal intereſſirte eins ſein ganzes Herz: die Tochter eines Landpredigers, die er auf einer von ſeinen kleinen Reiſen kennen gelernt hatte. Das unſchuldige, liebliche Mädchen kam ihm mit ſo vielem Vertrauen der neuen Freundſchaft entgegen, und hatte ſo viele Reinheit der Seele, und ſo viele Hoheit des Geiſtes, daß er — auf immer von der Familie des Predigers Abſchied nahm. Unter den letzten Ulmen des Dorfes blieb er ſtehen, ſah zurück, und ſagte ſeufzend: „o, warum bin ich nicht Herr über meine Lage! warum muß ich mein Herz da losreißen, wo ſeine Entzückungen wohnen!"

Er ſah Luiſen (ſo hieß das Mädchen,) nicht eher wieder, als an ihrem Hochzeittage, anderthalb Jahre nachher. „Luiſe," ſagte er heiterer; „ich mußte Sie als Braut ſehen, ob ich gleich nur eine Stunde Zeit habe." Zu ſeiner Freude war Luiſe glücklich, und liebte ihren Bräutigam, einen benachbarten Prediger. Er ſchenkte ihr, als er ſie verließ, einen Ring von Werth, ſchrieb ihr ſeinen Namen auf, und ſagte: „wenn Sie einmal in eine Verlegenheit kommen ſollten, ſo ſchicken Sie mir dies Blatt. Wo ich auch ſeyn mag — ich helfe, wenn ich kann." Jetzt küßte er zum erſten Male die ſchönen Lippen, und ſeufzend trennte er ſich von den Ulmen; denn Luiſe hatte vor ſeinen Augen mit dem Entzücken der Liebe in den Armen des Glücklichen gelegen, der ſie beſitzen ſollte.

Wenn Herrmann nicht in einer ſtillen Stunde der Wehmuth Hochfelden einmal ſein kleines Abentheuer erzählt hätte, ſo würde dieſer ihn für ganz gefühllos gehalten haben. „Sieh, Hochfeld," ſagte er zuweilen; „trag' ich denn nicht mein Herz umher, nicht allein hier in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande, um es los zu werden? Ich gäbe es hin für ein halbes, für ein Viertelherz, wenn ich das nur bekommen könnte. Laufe ich nicht auf allen

Bällen, wenn ich durch Tanz und Punſch hinlänglich in Feuer gekommen bin, jedem Mädchen nach? Arbeite ich mich nicht ab, einmal geliebt zu werden? überrede ich mich nicht ſelbſt mit den beſten und ſtärkſten Gründen, es zu ſeyn? und muß ich nicht im folgenden Augenblicke ſehen, daß ich es nicht bin, ja, was noch ſchlimmer iſt, daß ich auch ſelbſt nicht liebe?"

Das alles erregte Hochfelds Mißmuth. Sein Freund ſpielte mit Verſuchungen, an die er ſelbſt nicht denken durfte, ſo ſicher, und fiel nicht Einmal; er warf ſich in das Meer von Freuden und Genüſſen, und ſank nie unter. Hochfeld blickte in ſeine von Leidenſchaft empörte Bruſt, und heftete forſchende, mißtrauiſche Blicke auf Herrmann, den er unmöglich noch für ſo rein halten zu können glaubte. Herrmann machte Abends verſtohlne Gänge, und hatte mit Menſchen zu thun, mit denen er gewiß keine Geſchäfte haben konnte. Hochfeld ſpähete ihn aus, ſchlich ihm nach, und traf ihn immer auf den edelſten Wegen einer ſtillen Wohlthätigkeit. Nun nahm ſeine Achtung für Herrmann zu; aber — wer kann das menſchliche Herz begreifen! — ſeine Liebe verminderte ſich. Er fühlte ſich in deſſen Geſellſchaft gezwungen, wünſchte ſich den ehemaligen Umgang zurück, und dachte ſogar an Rolfs mit leiſen Wünſchen. Sein Herz war nicht mehr ganz rein, nicht einmal ſein Leben; er beging heimlich manche Ausſchweifung, und dann wurde am folgenden Tage der freie Blick ſeines Freundes ſein Richter, und deſſen Umarmung ſeine Strafe. Er verſuchte es oft, ſich wieder zu erheben; aber da er Herrmanns Größe nicht erreichte, ſo wollte er gern ſeine eigne Kleinheit vertheidigen, und nahm ſeine Zuflucht zu Rolfs Gründen. Kurz, er ſchwankte zwiſchen Tugend und Laſter, und nur die alte Liebe zu Herrmann hielt ihn, wie ein ſchützender Genius, daß er nicht gänzlich fiel. Er verbarg ſich dem Menſchen, den er allein achtete. Dieſer Mangel an Offenheit und Zutrauen machte ihm Unruhe; kein Wunder daher, daß er ſich, ohne es zu wiſſen und zu glauben, im Herzen auf den Tag freuete, der Herrmann endlich von ihm trennen ſollte.

Herrmanns Eltern waren gar nicht mit ihrem Sohne zufrieden. Sie hörten gleich Anfangs, er ſtudiere Theologie; dann wieder, er habe ſich mit dem Herrn von Rolfs geſchlagen. Jetzt wurde ihnen hinterbracht, er treibe ſich auf dem Lande umher, und beſuche keine Kollegia; dann, er ſtudiere Medicin. Das alles war richtig, ob er gleich auch die Rechte ſtudierte, und fleißiger, als hundert Andere.

Der Vater ſchrieb Briefe über Briefe, von denen aber der Sohn keinen verſtand, weil der Tadel ſo heimlich, ſo fein unter ironiſches Lob verſteckt war, daß er wirkliches Lob ſcheinen mußte. Endlich glaubte der Vater, einmal recht offen mit der Sprache herausgegangen zu ſeyn, und ſagte daher zu der Schwägerin: Sie ſollen ſeinen nächſten Brief ſehen, Frau Schweſter. Ja, man muß dem Burſchen geradezu ſagen, was man haben will. — Aber anſtatt um Vergebung zu bitten und Beſſerung zu verſprechen, ſchickte Herrmann ſeinem Vater ein Verzeichniß der Kollegien, die er für das folgende halbe Jahr angenommen hatte; und die waren denn, neben ein Paar juriſtiſchen, Kirchengeſchichte, Mechanik und der Lucian. Hätte er Zeit, ſagte er in ſeinem Briefe, ſo würde er die Phyſiologie noch einmal hören. Und dabei machte er dem Vater zugleich bekannt, (wie denn ſeine Briefe überhaupt eine Muſterkarte von allerlei Gedanken waren), daß man mit Unrecht die Hiſtoriker der Alten den neueren vorziehe. „Der Genius ihres Volkes,“ ſchrieb er, „führte den Griffel der Geſchichtſchreiber; jetzt aber führt der Genius der Menſchheit die Feder der unſrigen. Jene ſtanden in allem, was ſchön iſt, über uns; wir aber ſind weiter in allem, was wahr und recht iſt. Sie waren größere Griechen und Römer, als wir Deutſche ſind; doch wir ſind beſſere Menſchen, als ſie. Ich bin jetzt damit beſchäftigt,“ ſchrieb er weiter, „zu unterſuchen, was den Schönheitsſinn der Alten ſo weit brachte, und warum ſie die Menſchheit ſo verſäumten. Die Reſultate ſind, wie Sie ſehen, höchſt wichtig.“

Herrmann hätte das Seltſame dieſes Briefes an ſeinen Vater ohne Zweifel ſelbſt gefühlt, wenn er ihn eine Stunde nach dem Schreiben wieder durchgeleſen hätte. Aber er ſchrieb jedesmal, wovon ſeine Seele gerade voll war, und hätte jetzt an eine Geliebte nicht anders geſchrieben.

Die Eltern erwarteten nun natürlicher Weiſe nicht viel Gutes von ihm, als er zurückkommen ſollte; indeß wurde doch, um ihn bei ſeiner Ankunft zu überraſchen, ein Feſt angeſtellt und ihm der Wagen entgegen geſchickt.

Die Geſellſchaft war verſammelt. Ein Bedienter hatte den Auftrag, wenn Herrmann käme, ihm zu ſagen, daß er ſich ſogleich umkleiden ſollte. Herrmann aber fuhr an dem Hauſe ſeiner Großmutter vorüber, und ſah den alten Martin an der Thüre ſtehen. Nun ſprang er ſchnell aus dem Wagen, und in die Arme ſeines alten Freundes und Lehrers. Seine Großmutter, hörte er, war bei ſeinen Eltern. Er ließ den Wagen fahren, ging einen Nebenweg, und kam, noch ehe der Wagen da war, durch die Hinterthür in das Haus ſeines Vaters.

Er lief die Treppe hinauf, und ein Mädchen zeigte ihm das Zimmer, worin ſich die Geſellſchaft befand. Kaum hatte er die Thür geöffnet, ſo hing er auch ſchon in den Armen ſeines Vaters. Niemand kannte den Jüngling mit der ſtolzen edlen Figur; ſein rundes, weiches jugendliches Geſicht hatte ſich in ein ſchönes Oval verwandelt. Er war ſchlanker geworden, und noch um einen Fuß höher als vor drei Jahren. Seine Stimme war männlich und volltönend, sein Anſtand frei und ungezwungen, vielleicht etwas nachläſſig, ſein Gang dagegen äuſſerſt edel.

Nur ſeine Großmutter empfing ihn vor Freude weinend; der Vater hielt eine feine Anrede an ihn, die Mutter und die Tante warfen triumphirende Blicke umher. Endlich, doch ſo bald als möglich, ſtellte ſein Vater ihn der Geſellſchaft vor. Der große Augenblick, ſagte er, da ein Sohn ſeinen Vater nach einer langen Trennung wiederſieht, entſchuldigt die unſchickliche Kleidung, worin er erſcheint. Jezt aber iſt der Augenblick vorüber, und die Geſellſchaft fordert wieder ihre Rechte. Kleide dich um, mein lieber Sohn.“

Herrmann hörte das nicht, ſondern ſtürzte auf ſeine Großmutter zu. Er beugte ſich lange auf ihre zitternde Hand, und trocknete ſich in dieſer Stellung die Augen; dann legte er ſein Geſicht an die Bruſt der Großmutter, und in ihren Thränen träufelte Segen auf ſeine Stirn herab. Jezt nahm ihn ſeine Mutter, und nach ihr die Tante. Dann führte ſein Vater ihn zu einer jungen ſehr hübſchen Dame, die ihn mit: bien venu, mon frère! anredete. „Julchen, liebes Julchen!" rief Herrmann, und umarmte ſie mit brüderlicher Zärtlichkeit.

Endlich führte der Vater ihn zu ſeinem Bruder, der jetzt Uniform trug, und ſagte dabei: Se. Durchlaucht haben die Gnade gehabt, deinen Bruder zum Officier zu erheben. — Sekondelieutenant unter dem Leibregimente, ſchnarrte Karl. — Herrmann ſah ihn an, und fand keinen Zug der Liebe in dem kalten Geſichte. Er verbeugte ſich gegen ſeinen Bruder, der ihm wie ein Fremder war. Karl aber erſtickte ihn faſt mit einer langen Umarmung. Jetzt wollte der Vater den Angekommenen an die Thüre führen. Aber Herrmann kehrte noch einmal zu ſeiner Großmutter zurück, und hatte wieder dieſelbe ehrerbietige Stellung, wie vorhin. Die Großmutter ſagte endlich leiſe: ſo lange habe ich das Leben geſpart, mein Herrmann! . . . Ich ſoll dich grüßen von Martin, fliſterte ſie ihm ins Ohr. Herrmann benetzte ihre Hände wieder mit

Thränen. Anfangs hatte er ſie zu verbergen geſucht; jetzt aber fragte er nicht danach, ob die ganze Welt ſie ſähe. „Theure, theure Großmutter!“ ſagte er; „wie liebe ich Sie! Was macht das Grab meines Großvaters? Stehen die Roſenſtöcke noch darauf, die mein Herz in ſeinen heiligſten Stunden, auch in der Entfernung, gepflegt hat?“

Auch mir wirſt du wohl, antwortete die Großmutter zitternd, bald ein Paar pflanzen. O, mein Sohn! rief die alte Frau ſich vergeſſend, an dem vollen Herzen ihres Enkels — o jetzt, da du hier biſt, werde ich nicht ohne Thränen in das Grab kommen. — „Und mein Herz wird brechen unter dieſen Thränen!“ antwortete Herrmann. Der Vater ſtand bei dieſer Unterredung wie auf Kohlen, und verſicherte jedem, dem er ſich näherte, daß der Bediente ſeinen Sohn verfehlt habe. Niemand hörte auf ihn; denn alle Augen hingen (und einige ſogar von Thränen feucht) an dem ſchönen Schauſpiele: einem dankbaren Jüngling an der ſegensvollen Bruſt einer ehrwürdigen Matrone.

Endlich erhielt der Kammerrath Gehör,

und Herrmann ging, ſich umzukleiden. Als er zurückkam, ſah er neben ſeiner Großmutter ein junges Mädchen ſtehen, das in einem angelegentlichen Geſpräche mit ihr zu ſeyn ſchien. Sobald ſie ihn bemerkte, brach ſie das Geſpräch mit einer ſehr freundlichen Verbeugung ab, und Herrmann las in ihrem Blicke, daß ſie es ſeinetwegen that. Die Großmutter aber, die ihren Enkel noch nicht ſah, faßte des Mädchens Hand, und ſagte entzückt: Sie glauben nicht, welch ein Engelherz er hat! wie gut er iſt, wie gut! — So konnte die Großmutter nur von ihm reden. Das Mädchen ſagte in einem Tone, als ob ſie von etwas anderem geſprochen hätten: da kommt Ihr Enkel, Madame, und verbeugte ſich wieder, um wegzugehen.

Mamſell Lebrecht, ſagte die Großmutter zu Herrmann, und hielt noch immer des Mädchens Hand: des Herrn Sekretairs —

Geheimen Kabinets-Sekretairs, Mama, fiel Frau von Anfurth ein — Lebrechts Tochter, fuhr die Großmutter fort: ein liebes, gutes Kind, Herrmann; die immer mit mir ſpricht, wenn ich hier bin, weil ich nicht ſpiele.

Herrmann verbeugte ſich gegen das Mädchen, zwar ohne etwas zu ſagen, aber mit froher Dankbarkeit in den glänzenden Augen. Das Mädchen erwiederte die Verbeugung, ſagte einige Worte mit einer ſehr angenehmen Stimme, und entfernte ſich dann, ſo bald ſie ſchicklicher Weiſe konnte. Herrmann gerieth dieſen Abend noch ein Paarmal in die Nähe der Mlle. Lebrecht, und ſie war fremd gegen ihn, wie gegen alle Männer, doch vollkommen artig. Sein Bruder flatterte um ſie her, ſagte ihr Schmeicheleien, und legte jedes Wort von ihr falſch aus, um ſie in ein Geſpräch zu ziehen; aber dieſes Mittel hätte ihm bei einem Haubenkopfe eben ſo leicht gelingen können. Sie ſuchte immer nur das Geſpräch mit ihm zu endigen; das that ſie indeß mit der feinſten Artigkeit.

Herrmann wurde auch ihrem Vater vorgeſtellt, einem ernſten, wortarmen Manne, deſſen Geſicht aber die Züge der ſprechendſten Redlichkeit bezeichneten. Er achtete auf den Vater und die Tochter nicht viel; nur ſah er die letztere jedesmal, wenn er auf ſie traf, mit einem dankbar lächelnden Blicke an, weil ſie ſeine

Großmutter unterhielt. Uebrigens freuete er ſich, als die Mahlzeit vorbei war, und die Geſellſchaft ſich verlor.

Am folgenden Morgen früh ging er ſogleich zu ſeiner Großmutter, die erſt jetzt ſich von Herzen über ihn freuen konnte. Auch Martin hörte nicht auf, ihm die Hände zu drücken und ihn zu betrachten. Nun haben wir ihn wieder! rief er: geſund, Gott Lob! Und gelernt hat er was, ſchreiben die Profeſſors. Obs Juriſterei iſt, wovon ich mein Tage nichts gehalten habe, oder andre Siebenſachen, das iſt einerlei, wenn du nur etwas Tüchtiges gelernt haſt. Und von Gott, und Grab und Tod und Gewiſſen, das hat mir die Großmama vorgeleſen aus deinen Briefen. Ich habe immer naſſe Augen dabei gehabt. Und nun, da es vorbei iſt, kann ich's wohl ſagen: ich bin wohl hundertmal Willens geweſen, dich zu beſuchen; und hätte die Großmama beſſer fortgekonnt, ſo wär' es auch geſchehen: ſo aber mußte ich's bleiben laſſen. Wenn ſie mir ſo vorlas, hörte ich zu, als ginge es mich nichts an; nur kamen mir Thränen in die Augen, wie damals . . . Nun, ich will die Großmama nicht an den Todesfall erinnern, den ich meine. Aber, was ich nun hauptſächlich ſagen wollte: biſt du noch ein ehrlicher Kerl, Herrmann, der's mit Gott und Menſchen treu meint? Denn ſieh, wenn deine Großmama den Morgen- und Abendſegen vorlas, und das Vaterunſer kam, ſo ſagte ich beim Amen immer: es gilt für Herrmann mit! Ihr jungen Windbälge denkt ja in der Fremde nicht oft an's Vaterunſer. Sieh, Herrmann, ſo haſt du das doch keinen Tag verſäumt. Nun, biſt du noch eine ehrliche Seele? **Wir** freuen uns; aber kann auch dein ſeliger **Großvater** im Himmel ſich noch über dich freuen?

„Gott Lob! Martin," ſagte Herrmann, von der Herzlichkeit des ehrlichen Martin tief gerührt; „das kann mein theurer Großvater. Und ſieh! dir kann ich die Hand drücken, Martin, und du brauchſt dich meiner nicht zu ſchämen." Martin küßte ihn nun mit verdoppelter Freude. Dann ging Herrmann ſogleich in ein Paar benachbarte Häuſer, ſeine alten Bekannten zu begrüßen; und dies bewies dem Matroſen, daß ſein Zögling noch immer, wie ehemals, ſeyn müſſe.

Als Herrmann zurück kam, erzählte ihm die Großmutter von ſeinem Bruder, dem Lieutenant. Die ehrwürdige, gute Frau brauchte die ſanfteſten Worte; aber ihr trauriges, oft wiederholtes Kopfſchütteln zeigte Herrmannen, was ſie ſagen würde, wenn ſie nicht zu ſeinem Bruder ſpräche. Ich komme denn, fuhr ſie fort, auch nicht viel mehr in deiner Eltern Haus. Was ſoll ich bei ihnen? Allein ſind ſie ſelten, und zu hoch hinaus wollen ſie mir auch. Iſt Mamſell Lebrecht da, das gute Kind, ſo geh' ich wohl manchmal hin. Bei der iſt es mir, als wäre ich bei meines Gleichen . . . Ich will nur ſehen, Herrmann, wie hoch ſie mit dir hinaus wollen. Bis jetzt habe ich dir die Stange gehalten, guter Junge; aber wer wird es heute oder morgen thun, wenn ich wieder bei deinem Großvater bin? Sieh, Herrmann, ich glaube, dein Theil iſt ſchon beſtimmt. Ich habe ſchon allerlei davon fliſtern hören. Mir that das Herz weh. Ich ſagte zur Anſurth, die davon ſprach, als ob deine Hochzeit ſchon geweſen wäre: aber wißt ihr denn, Kinder, ob Herrmann will? — Wer wird den fragen! ſagte ſie. Wer wird ein Kind fragen, ob es will? — Dein Vater, ſagte ich — ſo ſanft wie möglich, ob es mich gleich ärgerte; denn ich wollte etwas Gutes für meinen lieben Herrmann ſtiften: — dein Vater fragte dich doch. Deine Heirath, weißt du wohl, war ihm nicht recht, obgleich der ſelige Anfurth ein guter Mann war. Aber er ließ dir deinen Willen, und ſagte: ich bin nicht dein Zuchtmeiſter; nimm ihn! Und mein ſeliger Mann, liebe Tochter, wußte ſehr wohl, wie weit ein Vater gehen darf. — Hier iſt es auch ein anderes, gab ſie mir zur Antwort; hier kommt es auf das Glück unſrer ganzen Familie an. Lieber Gott, Herrmann! was deine Tante wohl von dem Familienglück denken mag!

Herrmann ſtand mit gerunzelter Stirn, und ſchwieg; er dachte an Luiſen, und ſein Herz that ihm weh, bei dem Gedanken an das Unrecht, das er erleiden ſollte.

Wäre ich wie Herrmann, rief Martin, und ſchlug vor der Großmutter auf den Tiſch; ſo ſagte ich: hol euch dieſer und jener! ich thu's nicht, und wenn ihr ſchwarz würdet vor Aerger! Das ſagte ich; denn ich ſehe das kommen. Da ſuchen Sie ihm ſo eine Puppe aus, die all' ihr Lebtage mit den Füßen nicht auf Gottes Erdboden gekommen iſt, bei der er nichts hat als Aerger, und die ſich nicht anders wohl befindet, als in Geſellſchaften. Dann muß er, mag er wollen oder nicht, zu Kreuze kriechen. Bewahre Gott, daß ich ihn beſuchen dürfte! Und hätte er ein Paar Kinder — dürfte ich ſie wohl anrühren?

„Das dürfteſt du, Martin,“ ſagte Herrmann in großer Bewegung; „das ſollteſt du. Was ſie dürfen, weiß ich nicht; doch ſie mögen es, ob ich gleich ein Menſch und ihr Sohn bin: es ſind meine Eltern. Dem Sohne haben ſie einzureden; aber nicht dem Manne, nicht dem Vater. Du ſollſt meine Kinder tragen, Martin; du ſollſt ihnen von wilden, nackten Menſchenfreſſern erzählen, wie ich von betitelten, kultivirten, feinen, geſitteten Menſchenfreſſern; du ſollſt ihnen von Länge und Breite, Linie und Wendezirkeln vorreden, ſo verwirrt du willſt, und Niemand ſoll dich hindern. Und wer will es mir denn wehren, ihnen deine Worte zu kommentiren? wer, ihnen zu ſagen: dort oben unter den Menſchen iſt die kalte Zone, da erſtarrt das Herz vor

Froſt; hier unten brennt alles vor Hitze und roher wilder Leidenſchaft; der Mittelſtand iſt der beſte? — Bei Gott! Vater will ich ſeyn, wie ich Sohn ſeyn werde. Ach, und dürfte ich mehr Sohn, dürfte ich auch als Sohn glücklich ſeyn! (Er wendete ſich traurig ab.) Laſſen Sie das, gute Großmutter. Es thut Ihnen nur weh. Ihre Thränen ſind das Schwerſte, was ich dabei zu tragen habe. Die erfüllte Pflicht hat leichte Thränen, und jedes Opfer iſt ja mit Blumen bekränzt!"

Die ſchönen Worte, ſagte Martin, verſtehe ich nicht; aber ich weiß, was Friede zwiſchen Mann und Weib auf ſich hat. Genug, ich thäte es nicht.

Herrmann ſchwieg, ſo wie die Großmutter; doch wurde es ihm zu ſchwer, den alten Martin länger über das Glück der Ehe kommentiren zu hören, und er eilte wegzukommen. Am Mittage war er zum erſten Male allein unter ſeinen Verwandten. Ehe er in den Eßſaal ging, faßte er den Vorſatz, ſich nicht früher zu ärgern, zu betrüben, zu erhitzen, als es nöthig wäre. „Iſt es denn nicht möglich," dachte er, „das Ding anzuſehen, wie eine Komödie?

oder wie einen Roman, den ich ſelbſt ſchreibe? Und wird es nach vierzig oder funfzig Jahren nicht auch für mich ein Roman ſeyn, deſſen Lektüre mir in der Jugend intereſſant geweſen iſt? — Kann ich denn nicht, wenn die Tante über mich herfährt, oder wenn der Hochmuthsteufel mich treibt, wohin ich nicht will — kann ich nicht kalt daſtehen und ſagen: mich ſoll nur wundern, was Herrmann thun wird? Kann ich denn nicht, wenn nun alles in Feuer iſt, wenn das Ungewitter losbricht, mich hinſtellen und thun, als ob ich an dem Romane ein neues Kapitel anfinge, in das ich mir vorgenommen hätte, die ſtärkſten Scenen zu bringen? Und muß nicht ein Romanſchreiber eben das leiden, was ich befürchte? muß er nicht auf alle die Unglücksfälle, die ſeinem Helden zuſtoßen, gefaßt ſeyn? muß er nicht, wenn er ſeine Leſer rühren will, alle die Thränen, die er weinen läßt, auch ſelbſt weinen? . . . Ich wüßte nicht, warum das nicht möglich wäre. Das heutige Kapittel ſoll heißen: die Familie am Tiſche; Herrmann läßt ſich nicht irre machen."

Mit dieſen Gedanken öffnete er die Thür

des Eßſaals, und ſetzte ſich. Herrmann, hob der Vater an: es war natürlich, daß der erſte Vormittag deinen alten Bekannten gehörte; aber . . . Er ſuchte nach einer Wendung. Herrmann fiel ein: „jetzt muß ich wohl darauf denken, mich zu präſentiren. Ich werde eine Menge Viſiten zu machen haben: das weiß ich. An einem Adreßkalender fehlt es mir nicht; und ſo kann ich ja hoffen, daß ich keinen Verſtoß begehen werde.“ — Der Vater erwiederte lächelnd: der Adreßkalender allein thut es nicht, mein Sohn; das meiſte kommt auf den erſten Pas an, den man in der Welt macht. Dieſen muß man ſo behandeln, Jenen anders. Doch einem ſo feinen Beobachter, einem ſo ſatiriſchen Kopfe, wie du, kann das nicht entgangen ſeyn. — „Wie ſollte es?“ antwortete Herrmann lebhaft. „Die Kaſuiſten haben freilich die Frage noch nicht ausgemacht, ob es die Redlichkeit erlaube, ſein Betragen nach den Wünſchen eines Andern zu formen. Ehrlichkeit, ſagt der Jeſuit Daniel, iſt nicht Waſſer, das die Geſtalt jedes Gefäßes annimmt, in das man es gießt. Allein die Kaſuiſten hätten beſſer gethan, ſich in der Welt umzuſehen. Man kann ein ehrlicher Mann ſeyn, und doch ein wenig heucheln, wenn es der Anſtand erfordert.“

Der Vater wußte nicht, ob das Ernſt oder Scherz war. Herrmann meinte aber das wirklich, was er ſagte: denn er haßte nichts mehr, als jene rauhe Tugend, die mit den Sitten eines verfloſſenen Jahrhunderts das jetzige beleidigen will; und Cato, der baarfuß auf den Markt kam, war nicht ſein Mann.

Der Vater widerſprach ihm, um hinter die Wahrheit zu kommen; und Herrmann verſicherte nun ganz offen, daß er alle Viſiten machen wolle, die ſein Vater für gut finde. Jetzt fing man von allen Seiten an, ihm mit halben Worten anzudeuten, welche Laufbahn man für ihn beſtimmt hätte. Man ſprach von einer Heirath in eine wichtige Familie; und darüber entſtand ein kleiner Streit zwiſchen den Eltern und der Frau von Anſurth. Der Kammerrath fiel jeder von Beiden, wenn ſie ein hartes Wort gebrauchen wollten, (und dazu hatten ſie oft nicht übel Luſt) ins Wort, um es zu mildern. Dieſer Streit, der geführt wurde, ohne daß man einen Namen dabei nannte, zeigte Herrmannen hinlänglich, daß man über ſeine Zukünftige noch nicht mit einander einig war. Er hielt es alſo für das beſte, zu ſchweigen und das Recht, auch ſeine Stimme zu geben, für jetzt nicht zu fordern; denn er ſah ein, daß er gerade dadurch alle Drei vereinigen würde. Die Mutter ſagte zuletzt: am Ende wird es denn doch auf Herrmann ankommen, welche er will. — Das wird es, liebe Schweſter, erwiederte die Anfurth; aber er müßte keinen Verſtand haben, wenn er nicht die Gründe agreiren wollte, die für meine Meinung ſprechen. Ich, in meinen Verbindungen, ſetzte ſie ſtolz hinzu, muß doch wohl wiſſen, welches die vortheilhafteſte Partie für ihn iſt.

Mein Umgang, liebe Schweſter, beſteht auch nicht aus Schuſtern und Schneidern, erwiederte die Kammerräthin: und in meinem Hauſe (ſie betonte das Wort eben ſo, wie vorher die Frau von Anfurth) ſehe ich doch auch Menſchen.

Um den angefangenen Ton zu ändern, that der Kammerrath eine Frage über die andre; aber Niemand antwortete: Herrmann konnte es nicht; Julchen hörte nicht zu, weil ſie mit dem Windhunde ſpielte; Karl öffnete mit einem boshaften Lächeln sehr oft den Mund, als ob er ſo eben etwas ſagen wollte, und that es dann doch nicht. Endlich gelang es dem Kammerrath, ſich mit einer Frage Gehör zu verſchaffen. Nun ließ er ſich in eine lange feine Diſſertation ein, und drang zuletzt darauf, daß die beiden Schweſtern ſich verſöhnen ſollten. Aber der Streit ging aufs neue an, und dauerte fort, bis der Kammerrath mit der Geduld ſeine Feinheit verlor, und, ohne geſegnete Mahlzeit zu wünſchen, davon ging.

Als Herrmann wieder auf ſeinem Zimmer war, ſtand er lange nachſinnend vor dem Bildniſſe ſeines Großvaters. Endlich ſagte er: nein! ich komme mit dem Romane nicht aus. Nach Algier will ich mich immer einmal ſchleppen laſſen; aber als Sohn da zu ſitzen vor den zankenden Eltern: das iſt zu viel! Ich bin ein Menſch! Liebten ſie einander nur, und wären eins. Ich wollte die Hand, um die es ihnen zu thun iſt, wie Mucius, über den Altar halten, und ohne Zucken die Traurede daran brennen laſſen. Martin gab ja eine Hand für ein fremdes Leben hin; und ich ſollte nicht eine Hand an den Frieden meiner Eltern wenden?

Und als ich die ſchöne, gute Luiſe verließ — bracht' ich nicht ſchon damals das Opfer, über das ich hier ſinne, und das am Ende doch gebracht werden muß? Ich darf mich ja nur als einen Mönch anſehen, oder als einen Robinſon. Sollte die Pflicht nicht Einmal eben ſo viel Gewalt haben, als die Nothwendigkeit tauſendmal hat? Kommt es denn nicht auf mich an, das Opfer und den Schmerz ſo klein zu machen, daß jenes nicht einmal eines Dankes, und dieſer nicht einmal einer Klage werth iſt? Und es müßte doch ſeltſam zugehen, wenn ſie mir ein ſo ſchlimmes Weib ausſuchten, daß ich nicht ein noch ſchlimmeres finden und dann ſagen könnte: komm, ich will dich lieben; denn du biſt doch nicht die Schlimmſte. Und werde ich denn nicht am Ende wirklich Urſache haben, ſie zu lieben? würde ſie es denn nicht ſeyn, die mir das Vertrauen, die Liebe meiner Eltern gäbe? O Gott! was könnte ich Beſſeres wünſchen, als ein guter Sohn zu ſeyn!"

So wollte Herrmann ſein heißes, Liebe verlangendes Herz zum Schweigen bringen; aber ach! es ſchwieg nicht. Er that indeß, was er konnte: er lächelte über ſeinen Schmerz, um ſich nicht zu geſtehen, daß er Schmerz empfinde.

Am folgenden Morgen machte er Viſiten in Geſellſchaft ſeines Vaters, der allenthalben für ihn ſprach, ihn empfahl, ihn lobte, und ihn nicht zu Worte kommen ließ, ausgenommen bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, in deſſen Departement er angebracht werden ſollte. Hier ſprach Herrmann ſelbſt, weil der Miniſter ihn fragte, und — zum Erſtaunen des Vaters — mit beſcheidener Dreiſtigkeit. Ihr Vater, ſagte der Miniſter, wünſcht, Sie in meinem Departement angeſtellt zu ſehen. Haben Sie dafür ſchon etwas gethan?

„Nichts Beſtimmtes, weil ich das erſt hier erfahre. Geleſen habe ich Einiges, was mir vielleicht nützlich ſeyn kann." — Und was denn? „Die Mémoires, die ich haben konnte, von St. Simon, Rez und Anderen." — Wirklich? lächelte der Miniſter; und wie dachten Sie nach einer ſolchen Lektüre über die Höfe? Herrmann verbeugte ſich beſcheiden: „Ew. Excellenz!" — Nur heraus! — „Ich war nach einer ſolchen Lektüre jedesmal feſter als je entſchloſſen, auch in der glänzendſten Lage ein ehrlicher Mann zu bleiben." — Hoffen Sie das zu können? — „Jetzt," antwortete Herrmann, ſich verbeugend: „hoffe ich es, weil Ew. Excellenz mich ſo *fragen* können." — Und wann würden Sie befürchten, es *nicht* zu können? — „Wenn die Stelle, die ich bekleidete, mir das größte Glück ſchiene."— Der Miniſter ſah ihn lächelnd und ſchweigend eine Zeitlang an. Endlich ſagte er: laſſen Sie mich einmal einen von Ihren Aufſätzen ſehen! Sprechen Sie Franzöſiſch? Schreiben Sie es? Bringen Sie mir etwas.

Der Miniſter hatte den Jüngling die Zeit über mit Wohlgefallen betrachtet. Als Herrmann mit dem Vater nach Hauſe fuhr, examinirte ihn dieſer unterweges über die Unterredung, und ließ ſich alle ſeine Antworten mehr als Einmal wiederholen, ſo daß es ſchien, als ob er ſie auswendig lernen wollte. Er führte ihn mit triumphirenden Blicken ſeiner Frau und ſeiner Schwägerin zu, küßte ihn, und ſagte: le voilà. — Nun, wie iſt es denn gegangen? fragte die Anſurth. — Süperbe, Frau Schweſter! Wahrhaftig, wir haben unſerm Herrmann Unrecht gethan. Er hat eine Unterredung mit dem Miniſter gehabt, die ich nicht mit mehr Feinheit und Politeſſe hätte führen können, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gerade kein Anfänger, kein Neuling in der Kunſt bin. Und nun wiederholte er die ganze Unterredung, und zeigte Herrmannen, wo noch hier und da eine Artigkeit anzubringen geweſen wäre.

Herrmann wurde unmuthig; denn am Abend hörte er ſeinen Vater in einer Geſellſchaft, wohin er mitgehen mußte, wohl zehn verſchiedenen Perſonen die ganze Unterredung erzählen. Auch Mlle. Lebrecht war in der Geſellſchaft. Herrmann glaubte ihr für das Lob ſeiner Großmutter eine Höflichkeit, oder wenigſtens einen freundlichen Blick, ſchuldig zu ſeyn, und trat in ihre Nähe. Er bemerkte heute, daß ihr Geſicht wohl nicht ſchön war, aber daß ein ganz eigenthümlicher Reitz von Stille und Freundlichkeit darin lag, der auch, wie ein leichter Schleier, ihre ganze edle Geſtalt umſchwebte.

Ein ältlicher Mann ſprach eben mit ihr, und, wie es ſchien, ſehr angelegentlich. So viel Sorge, als Sie glauben, habe ich nicht. Sie ſind zu gütig gegen mich; darum ſcheint Ihnen das ſchwerer, als es iſt.

Und Sie, Emilie, ſind ſo beſcheiden, daß Sie es nicht wollen wiſſen laſſen.

Nein, in der That nicht. Wir Mädchen klagen ja gern, wenn wir nur Urſache dazu haben. Aber Sie können hier doch ſo leicht irren. Einem Fremden fällt in einem Hauſe, das er nicht kennt, jede Kleinigkeit auf. Er glaubt Wunder, wie ſchwer es iſt, mit dieſem oder jenem Menſchen zu leben. Man denkt in dem Augenblicke nicht daran, wie leicht die Gewohnheit auch das Beſchwerlichſte macht. Und ich thäte Unrecht, wenn ich das beſchwerlich nennte, was mir herzliche Liebe hundertfach erſetzt. Es iſt nicht genug, Herr Hofrath, daß der Menſch etwas Beſchwerliches ohne Klagen erträgt; er muß es auch nicht einmal fühlen. Wenn das, was ich ertrage, wirklich beſchwerlich iſt, ſo bin ich in dem letzteren Falle: ich fühle es nicht; und ſo wäre ich denn freilich noch beſſer, als Sie mich machen wollten.

Sie könnten es ändern, liebe Emilie; Ihr Vater hätte nichts dagegen, das weiß ich.

Nein, Herr Hofrath, ſagte Emilie etwas eifriger: das darf nicht ſeyn. Kein Menſch fühlt das ſo, wie ich. Es iſt Liebe: ſo muß ich es nehmen. Oder meinen Sie, ich könnte je das Recht haben, undankbar gegen einen Menſchen zu ſeyn, der mich erzog. Sie liebte mich, als ich ein ſchwaches Kind war, und ertrug mich vielleicht mit mehr Zärtlichkeit, als ich jetzt die Schwächen — laſſen Sie mich einmal ſo hart benennen, was nur Beſorgniß um mich iſt — als ich die Schwächen ihres Alters. Nein, ſie muß bei uns bleiben. Niemand hat ja die Pflicht, ſie ſo zu ertragen, oder vielmehr ſie ſo zu lieben, wie ich. Wohin ſollte ſie? Ich erzog dich! würde ſie ſagen; und was ſollte ich antworten?

Herrmann hörte dies Geſpräch, ohne zu wiſſen, von wem die Rede war. Es wurde abgebrochen, als ein Dritter dazu trat; und nun näherte er ſich Emilien, um ihr etwas Artiges über ihre Güte für ſeine Großmutter zu ſagen. Sie lächelte; aber es war faſt, als ob ſie über das lachte, was er ſagte. „Ich zanke mich gern, Mamſell Lebrecht,“ fing er an; „und hier habe ich überdies Urſache. Sie lachen?“

— Ja, ich lachte darüber, daß es einem jungen Mädchen als eine Güte angerechnet wird, wenn es einige Minuten mit einer würdigen Matrone ſpricht. Wie es ſcheint, hält man die Erfahrung bei einem jungen Mädchen für ſehr überflüßig. Die Unterredung mit irgend einem verſtändigen Menſchen macht mir die Karten ſehr entbehrlich; und eine mit Ihrer Großmutter noch weit mehr als die Karten. Nach dem Empfange zu urtheilen, den ſie von der würdigen Frau erhielten, und nach der Art, wie Sie ihn erwiederten, hätte Ihre Großmutter eher als ich ein Kompliment über unſre Unterredungen von Ihnen erwarten dürfen. —

„Auch bin ich es ihr nicht ſchuldig geblieben. Ich lege einen hohen Werth auf dieſe edle Frau. Sie, Mademoiſelle, kennen vielleicht nichts als einige Bemerkungen von ihr; ich aber kenne ihr Herz, ihren reinen, menſchlichen Sinn, ihre Stärke.“ Er erzählte Emilien die Scene am Sterbebette ſeines Großvaters. „Sehen Sie,“ fuhr er fort; „erſt als er todt war, brach ihr Herz. So lange er athmete, gab ſie ihm Stärke, Muth und Hoffnung. Sie rang mit ihrem Schmerz, und überwand ihn aus Liebe. Wo iſt die Heldin, die mehr that? Ach, es werden tauſend große Thaten gethan, und Niemand zählt ſie, als der Himmel, der ſie belohnen will. „Doch, das iſt gut," unterbrach er ſich ſelbſt; „fänden alle Tugendhafte ihre Altäre, wir würden nicht mit Glauben über das Grab hinausblikken." Emilie ſtand bei der ganzen Erzählung ſchweigend vor ihm, und ſchlug ihr Auge nieder; nur zuweilen, wenn er feuriger ſprach, erhob ſie es, und es glänzte dann, wie von einer zerfloſſenen Thräne. Er ſchwieg, und ſie ſchien nun etwas ſagen zu wollen; aber ſie unterdrückte es mit einem Lächeln, und einem ſchnellen Blick in die Höhe.

Herrmann ging weg, wie er jedesmal that, wenn er ſich von etwas ergriffen fühlte. Er mußte dann eine Minute allein ſeyn, um ſein Herz zu beruhigen, weil er von einem ſolchen Geſpräche nicht denſelben Augenblick auf ein kaltes, gleichgültiges übergehen konnte. Auch Emilien hatte die Unterredung angegriffen, und ſie trat allein in ein Fenſter. Die Liebe des jungen Mannes zu ſeinen Großeltern war ihr rührend; allein Herrmann (der ſich in eibey ſolchen Geſpräche leicht vergaß) ſchien ihr mehr als bloß zu erzählen; er legte zuweilen ſeine Hand auf die ihrige, nannte ſie einmal ſogar: liebes Mädchen! und ſah ihr mit den funkelnden Blicken ſo ſehnſuchtsvoll, ſo bekannt, ſo vertraut in das blaue, von Zeit zu Zeit ſich hebende Auge, daß ſie zufrieden war, als er endlich abbrach.

Beide ſprachen dieſen Abend noch einige Male mit einander. Herrmann war indeß nun wieder fremder gegen Emilien geworden; er redete auch andre Mädchen an, und trieb ſogar zuweilen Poſſen. Nur ein Paar Male betrachtete er Emilien von fern mit Aufmerkſamkeit, als eben ſein Bruder, der ſie beſonders auszuzeichnen ſchien, mit ihr ſprach. Er näherte ſich ihr ſogar, als er Verlegenheit in ihren Mienen zu bemerken glaubte; ſie blickte nehmlich umher, als ob ſie Jemanden ſuchte, der ſie von ſeinem Bruder losmachen könnte. Nun veranlaßte er, daß ein Andrer dieſen um etwas fragte; und Emilie war erlöſ't.

So ſah Herrmann ſie noch einige Male in Geſellſchaften, ſelbſt in ſeines Vaters Hauſe. Ihr ruhig heiteres Weſen, die immer

gleiche

gleiche Sittſamkeit, mit der ſie mehr den Geſprächen der jungen Männer, als ihren Thorheiten und Witzeleien zu entgehen ſuchte, der freundliche Ernſt, mit dem ſie dann endlich ſprach, ihr richtiges Treffen der Mitte zwiſchen Sprödethun und Gefälligkeit, ihre Ruhe bei dem Witze der jungen Leute, und der kalte, höfliche, ſchreckende Ernſt bei der erſten Unverſchämtheit: das Alles bewirkte bei Herrmann in Kurzem große Achtung für ſie, ob er gleich nur ſelten in ein Geſpräch mit ihr kommen konnte. Bisweilen nahm ſie, wenn zu viele junge Herren nicht ſpielten, ſogar eine Partie an. Dies that ſie aber ſo ohne allen Lärmen, ſo in der Stille, ſo ohne Selbſtgenügſamkeit, daß es Herrmann kaum bemerkt haben würde, wenn nicht eben der Hofrath, deſſen Unterredung mit ihr er neulich gehört hatte, ihr im Vorübergehen einmal, als er Karten in ihrer Hand ſah, mit einem Wink auf dieſe zugeflüſtert hätte: haben die jungen Herren es Ihnen wieder zu arg gemacht?

Zu ſeinem Befremden ſah Herrmann indeß, daß Emilie ihn nicht von dem Schwarme der jungen Leute unterſchied, ob er gleich etwas

Anderes mit ihr ſprach, als den gewöhnlichen Jargon. Was auch die Urſache davon ſeyn mochte — Herrmann ehrte ihr Benehmen; er vermied ſie ohne Ziererei, ohne Verdruß, und trat nur bisweilen zu ihr, um ſie von einem Tete a Tete zu befreien, das ihr läſtig ſchien.

Nach einem halben Jahre kehrte auch Hochfeld in die Reſidenz zurück; und nun ging ein neues Leben für Herrmann an. Beide junge Männer waren nicht angeſtellt, und ſollten fürs erſte auch nicht angeſtellt werden. Der Miniſter hatte geäußert, der Kammerrath möchte ſeinen Sohn erſt auf Reiſen gehen laſſen, und der alte Hochfeld wünſchte, ſeinen Sohn in dem Landſchaftskollegium, deſſen Direktor er war, anzubringen, weil er da ganz ſicher auf Beförderung rechnen konnte. Man hatte dem ſtolzen Manne vom Hofe aus Anträge für ſeinen Sohn gemacht; allein eine Stelle in fürſtlichen Dienſten war nicht ſein Wunſch. Er ließ ihn nun gar nicht anſetzen, damit die Anträge des Hofes erſt wieder in Vergeſſenheit kommen ſollten.

Herrmann wünſchte abzureiſen, weil er doch meiſtens lange Weile hatte; er mußte aber warten: denn er ſollte nicht als Herr Lange, ſondern als Herr von Lange auf Reiſen gehen. Sein Vater behandelte die Erhebung in den Adelſtand, die er für ſein baares Geld erkaufen wollte, ſo umſtändlich, ſo verſchloſſen, ſo fein, daß zwar die ganze Stadt ſagte, Lange läßt ſich adeln, aber auch wieder daran zweifelte, weil ſo viele Zeit darüber hinging. Man ſoll glauben, ſagte der Kammerrath, daß ein Zuſammentreffen von dringenden Umſtänden mich zu dieſem Schritte gezwungen habe, den man ſonſt leicht als Eitelkeit anſehen könnte. So verfloß ein ganzes Jahr, ehe die Sache wirklich zu Stande kam.

Als Herrmann zuerſt erfuhr, daß ſein Vater ſich wolle adeln laſſen, verſtummte er vor Schrecken, und ſeine Miene wurde zum erſten Male Hohn und Verachtung. Sein Vater, der ſeinen Unwillen bemerkte, ſagte: ich lobe deinen Ehrgeiz, Herrmann, daß du durch deine Kenntniſſe allein an das Ziel zu kommen gedenkſt; auch hätte ich dir ganz ruhig deine Carriere überlaſſen können: allein dein Bruder iſt Officier, und er würde ohne die Flügel, die ich ihm anſetzen will, nicht weit kommen. Sei-

Euretwegen, eurer Kinder wegen, thue ich dieſen Schritt, der in meiner perſönlichen Lage nicht nöthig wäre, ja mich vielleicht ſogar ſcharfem Tadel ausſetzt. — Herrmann wußte, daß es ſich nicht ſo verhielt, und ſchwieg, vor einer fremden Unwahrheit erröthend.

Seine Tante, die den Kammerrath beſonders angelegen hatte, ſich adeln zu laſſen, und der dieſer nun erzählte, daß Herrmann darüber unwillig ſchiene, konnte es ihm nicht ſo hingehen laſſen, daß er ſo kalt gegen das Wohl ſeiner Familie war. Ich weiß nicht, Herrmann, ſagte ſie, was du willſt. Iſt es nicht ein reeller Vortheil? Haſt du dich nicht oft darüber aufgehalten, daß du kein Adeliger wäreſt? Haſt du nicht oft geſagt: geſetzt, ich hätte Luſt, Hofmarſchall zu werden, und wüßte alles, was ein ſolcher Mann wiſſen muß, auch wohl noch etwas mehr: könnte ich es denn? (Das hatte Herrmann wirklich geſagt.) Und jetzt, fuhr die Tante fort, jetzt, da du deinen Willen haſt, biſt du unzufrieden? Wer hindert dich denn, deinen Sohn wieder einen Brauer werden zu laſſen? Das kann er; aber auch ſteigen, ſo hoch als einer. Nun? Antworte mir darauf!

„Liebe Tante,“ ſagte Herrmann ernſthaft; „ich ehre den Adel, und erkenne ſehr wohl, wie vortheilhaft es iſt, zu dieſem Stande zu gehören. Auch mögen unſre Enkel ſich einmal wohl dabei befinden, daß ſie weniger Werth zu haben brauchen, als der Bürgerliche, um dennoch mehr zu gelten. Aber wir, die wir den Sprung machen, wir? . . . Sehen Sie, dort an der Ecke wohnt der Kaufmann Gotthold. Vor **dem** fürcht' ich mich.“

Aber was hat denn der Kaufmann Gotthold mit dieſer Sache zu thun? Ich weiß nicht, was du meinſt, Herrmann.

„Das will ich Ihnen ſagen, Tante. Der Mann war vor dreißig Jahren ein Jude, ein ſo ehrlicher Jude, wie einer. Er glaubte, bei ſeiner Religion nicht ſelig genug werden zu können, und ließ ſich adeln; er wurde nehmlich ein Chriſt. Bemerken Sie wohl, Tante, vor dreißig Jahren! Er war ſeitdem ein frommer, gläubiger lutheriſcher Chriſt; er beſchenkte Kirchen und Kirchendiener reichlich. Und wie nennt ihn noch jetzt die ganze Stadt? Den Chriſten Gotthold? Mit nichten; ſondern den getauften Juden. Das läuft freilich auf eins hinaus; aber der Mann ärgert ſich ſeit dreißig Jahren alle Tage, daß man ihn noch immer nicht einen Chriſten nennt, ſondern einen Juden. Das hat ihn ängſtlich gemacht, ängſtlicher als er zu ſeyn brauchte. Und, Tante, wir Alle ſind Menſchen; in einem ähnlichen Falle würden wir wohl nicht viel anders ſeyn. Kommt er zu einem ſeiner Bekannten, der ganz unſchuldiger Weiſe einen Schinken oder einen Haſen auf dem Tiſche hat, ſo hält der ehrliche Gotthold das für eine Satire auf ſeine Standeserhöhung, ärgert ſich, und ißt in den Schinken oder den Haſen ſo arg hinein, daß er am Abend eine Indigeſtion, oder am folgenden Tage das Gallenfieber bekommt. Sonnabends ſteht der Mann, und wenn es noch ſo kalt iſt, in ſeinem Laden, zählt öffentlich Geld, packt Waaren, daß er ſchwitzt; flucht, trotz ſeiner Frömmigkeit, daß ſeinen Leuten bange wird, prügelt Mägde und Kinder, und ſtellt das ganze Haus auf den Kopf, bloß um der Stadt einen Beweis zu geben, daß er den Sabath nicht feiert. Geräth er zufällig einmal (denn er hütet ſich vor ihnen wie vor der Peſt) unter ſeine ehemaligen Standesbrüder, ſo geht die

Noth erſt recht an, und es iſt, als hätten ihn zehn Teufel in Beſitz. Er flucht, iſt grob, ſieht ſie über die Achſeln an, läſtert Moſes; und das alles aus Furcht vor dem Titel: getaufter Jude, den man dennoch, trotz allem, was er thut, nicht aufhört ihm zu geben. Sehen Sie, Tante, das meine ich; davor fürcht' ich mich."

Die Tante wurde verlegen; ihn ſelbſt hatte dieſe Vergleichung erheitert, und er nannte ſich von nun an gegen Hochfeld öfters: den Proſelyten.

Hochfeld wollte das Leben nicht ſo langweilig finden, als Herrmann. Du biſt nur nicht an die Rechten gerathen, ſagte er. Sobald die Auserwählten wieder zuſammen ſind, will ich dich bei ihnen einführen laſſen, und dann wollen wir ſehen.

Die Auserwählten waren eine kleine Geſellſchaft von Frauen und Mädchen, zu der auch Hochfelds Schweſter gehörte. Eine junge edle Frau, welche die gewöhnlichen Geſellſchaften läſtig fand, hatte dieſen Cirkel geſtiftet. Man nahm nur Frauenzimmer darin auf, und nur nach einer geheimen einſtimmigen Wahl durch Ballotiren. Der Zweck dieſes kleinen Cirkels war, ſich gut zu unterhalten, ſich zu bilden, den Ton der größeren Geſellſchaften zu ſtimmen. Jedes Mitglied dieſer weiblichen Freimaurer-Loge konnte zweimal eine Mannsperſon mitbringen, und Hochfelds Schweſter führte unſern Herrmann ein.

Herrmann fand hier in der That eine kleine Anzahl gebildeter Frauen und Mädchen (und nicht bloß aus dem Adel) mit guter Laune und Freimüthigkeit, zum Theil auch mit Witz und Leben. Er kannte die Auserwählten faſt alle ſchon; daher konnte er ſich ganz ſeiner eigenen Laune überlaſſen. Mit ſchnellem Witze disputirte er, ſagte Satiren auf alle Stände, und die ärgſten auf die Auserwählten ſelbſt. Erſt machte er ſich luſtig, und dann auch Andere. Endlich las er das Verzeichniß der Mitglieder, und es fiel ihm auf, daß er Emilien nicht darunter fand.

Er ſagte zu Hochfelds Schweſter: „ich dachte, Mlle. Emilie Lebrecht müßte . . .“ — Sie unterbrach ihn lächelnd: dieſe Emilie iſt längſt gewählt, ſogar, was ſonſt nie geſchieht, um ihren Beitritt gebeten worden;

aber ſie will nicht. Mich dünkt, ſetzte ſie hinzu, es iſt Stolz, daß ſie nicht will; denn was ihre vertrauteſte Freundin, die dort in dem rothen Kleide, verſichert, das kann wohl nicht ſeyn.

„Und was verſichert denn die?“ — Es wäre ein jungfräulicher Sinn, eine zu zarte Sittſamkeit, was Emillen abhielte, Mitglied von einer Geſellſchaft junger Mädchen zu werden, in die auch junge Männer den Zutritt hätten. Sie zweifelt an dem Rechte der Frauenzimmer, eine beſtimmte Geſellſchaft zu bilden. Wohin ihr Vater nicht berechtigt ſey zu kommen, glaubt ſie, dahin dürfe auch ſie nicht gehen, und mehr dergleichen. Doch das iſt nur Vermuthung ihrer Freundin; denn Emilie ſagt bloß: ihr Vater erlaube ihr nicht, allein zu gehen; was ſie aber ſehr wohl thun könnte, ſobald ſie nur wollte: denn er bekümmert ſich in Geſellſchaft nicht weiter um ſie.

Hermannen fiel ein, daß er Emilien nie allein geſehen hatte. Er überlegte das, und fand, daß er Emilien nicht Unrecht geben konnte; denn er war nie ſo frei, ſo vertraut mit Mädchen geweſen, als in dieſer Geſellſchaft, wo er gleichſam nicht Frauenzimmer vor ſich ſah, ſondern Weſen, auf deren Unterhaltung er durch ſeine Gegenwart ein Anrecht erhalten hätte. Nicht lange, ſo ſuchte er an Emiliens Freundin zu kommen. Er leitete das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand, und ſagte ihr ſogar, was er vor einigen Augenblicken gedacht hatte. Eben das, erwiederte das Mädchen, ſcheint Emilie zu denken. Als ich ihr einmal eine unangenehme Scene aus unſrer Geſellſchaft, über die wir uns in zwei Partheien theilten, erzählte, ſagte ſie: in einer geſchloſſenen Geſellſchaft, liebes Kind, hang' ich nicht mehr von meinem Gefühle der Sittlichkeit ab, ſondern von den meiſten Stimmen darüber. Unſchuldig iſt nur, was die Geſellſchaft dafür gelten läßt, nicht, was mein Gefühl als unſchuldig anerkennt. Männer mögen geſchloſſene Geſellſchaften errichten, und ihre Frauen und Töchter können Theil daran nehmen; dabei behalten wir unſer Gefühl, und ſind Herr über unſre Handlungen.

„Das iſt witzig, aber nicht wahr,“ ſagte Herrmann, um noch mehr zu hören; „und ein kleiner Stolz iſt wohl das Wenigſte, deſſen man Ihre Freundin beſchuldigen könnte.“ Nun ergoß ſich die Freundin in Lobeserhebungen auf Emilien, und pries, wie treu, wie edel, wie aufrichtig, wie kindlich geſinnt, wie heiter, wie muthwillig ſogar, ſie ſey. Freilich, ſetzte ſie hinzu, hat meine Emilie unglaublich ſtrenge Begriffe von der Sittſamkeit eines Mädchens. Sittſamkeit nennt ſie den Charakter unſeres Geſchlechts; aber, Herr Lange, Sie ſollten dieſen heitern, fröhlichen Engel in meinen Armen ſehen! oder in ihrem Hauſe! mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Liebe ſie da ein Leiden erträgt, das vielleicht keiner von Allen hier ertrüge; Sie ſollten . . . Doch — ſie legte den Finger auf die Lippen — ich plaudre mehr, als ich verantworten kann; und wären Sie nicht ein ſo ſeltener Held . . . ich weiß mehr von Ihnen, als Sie wohl glauben. Fräulein Hochfeld hat mir von Ihnen viel Gutes erzählt, und ich darf ſo etwas wohl hören, weil ich Braut bin . . . Ja, wären Sie, wie unſre meiſten jungen Herren, ſo hätten Sie nicht ein Wort erfahren; denn Emilie hat auch den Stolz, nicht eitel zu ſeyn auf das, was ſie iſt.

Herrmann hörte kaum mehr zu; denn Emilie stand vor ſeiner Phantaſie. „Gute Seele,“ ſagte er in Gedanken zu dem freundlichen Mädchen, über deſſen Geſicht zu gleicher Zeit die Thränen des häuslichen Leidens floſſen: „gute Seele! warum verbirgſt du dein Herz, deine Thränen, deine Heiterkeit, dein Leiden, deine Tugenden? warum auch mir? Ich wollte nur in der Ferne ſtehen, dich anſchauen, und dich ohne Worte, ohne Lächeln, ohne Wünſche lieben. Warum mußt du deine ſittſamen Blicke von meinem Geſchlechte, für welches dennoch dein Herz ſchlägt, zurückziehen? Warum dürfteſt du nicht hoffen, ein Herz zu finden, das du lieben könnteſt, ohne zu errõthen?“

Mit ſolchen Vorſtellungen ging er beinahe eine Stunde lang umher. Er mahlte ſich zu ſeiner eigenen Angſt ein ſchreckliches Bild aus: ein Mädchen wie Emilie, das mit einem Herzen, voll jungfräulicher keuſcher Liebe verborgen daſteht, langſam an ihren ungehörten Seufzern, an ihren unerfüllten Wünſchen ſtirbt, weil nur das Laſter die vor Begierde zitternde Hand nach dem ſchönen Körper, nicht nach dem ſchönen Herzen ausſtreckt, nur Freude, nicht Liebe bietet. Er blieb zuletzt in einem dunkeln Ulmengange ſtehen. „Und wenn ich,“ — ſagte er auf einmal laut und zitternd — „wenn ich es ſelbſt wäre, dieſes liebende, ſeufzende, jammernde, verzagende, ſterbende Weſen! Und, noch ſchrecklicher! wenn ich gefunden hätte, was ich ſuchte, was ich wünſchte und hoffte; wenn ich liebte, geliebt würde, und meine Eltern dann . . .!“

Er ging langſam zurück. Was iſt dir, Herrmann? fragte Hochfeld, mit wirklicher Beſorgniß. „Ich muß fort,“ erwiederte Herrmann kalt, und preßte dabei ſeine Hand konvulſiviſch.

Was war ihm? fragten einige Mädchen, als er weggegangen war. Nichts; gar nichts, antwortete Hochfeld lächelnd. Er iſt nun ſo! Ein Wort in einem Geſpräche fällt ihm auf; und das wühlt in ſeiner flammenden Bruſt. Dann geht er, um mit ſeinem Schmerze allein zu ſeyn.

So ein grillenhafter Phantaſt, Herr von Hochfeld? fragte ein Mädchen lächelnd. — Ja, erwiederte Hochfeld: das iſt er; nur werden alle ſeine Phantaſieen zu Thaten der reinſten

Liebe. Zum Beweiſe hiervon erzählte er einige Anekdoten; und jetzt kam Emiliens Freundin auf den Gedanken, daß ihr Geſpräch mit Herrmann die Veranlaſſung zu ſeinem Weggehen gegeben habe: denn noch neben ihr war er in ſeine Träumereien verſunken.

Das nächſte Mal, da Herrmann Emilien wiederſah, (er traf ſie in einer kleinen Geſellſchaft an) bemerkte er, daß ſie ihm lieber geworden war. Sein Herz klopfte, als ſie in das Zimmer trat, und ſie erröthete bei dem Blicke, den er auf ſie warf. Ohne ſich näher an ſie zu drängen, beobachtete er ſie und ihre kleinſten Bewegungen. Sie ſtieß Niemanden zurück, ſondern antwortete Jedem mit Freundlichkeit, mit einer Art von — gefälliger Ehrfurcht, möchte man den Zug ihres Geſichtes nennen. Die ganze Kunſt ihres Benehmens, ſo oft ein junger Mann ſie anredete, beſtand darin, daß ſie das Geſpräch, wenn es ſank, nie aufnahm, kein Witzeln erwiederte, keine Schmeichelei bemerkte oder ablehnte, ſondern nur ganz einfach, ohne Schmuck des Ausdrucks, antwortete. Auf dieſe Art nahm ſie den jungen Männern ſchon in der zweiten Minute des Geſpräches den

Muth oder die Luſt, etwas zu ſagen, das ſie gar nicht bemerkte. Sie ſtrickte, und ſprach dabei mit einem Kinde ſehr angelegentlich.

In einer Ecke des Zimmers (Emilie blieb gewöhnlich in der Mitte) ſprach man jetzt laut über das Herz des Menſchen; und das Geſpräch wurde, da die Geſellſchaft nicht groß war, bald allgemein. Es iſt Unrecht, ſagte einer, daß man die Kinder täuſcht. Man läßt ſie, wer weiß wie viel, von den Menſchen, von ihrem Herzen, ihrer Liebe und ihren Tugenden erwarten. Nun treten ſie in die Welt, und denken, ſie dürfen nur wollen, um überall Vertrauen, überall Liebe zu finden, und ſehen ſich am Ende ſo häßlich getäuſcht.

Darüber breitete man ſich aus, und endlich geſtand man zu, es ſey beſſer, einem Kinde von Jugend auf zu ſagen, daß es nichts von Andern, und Alles nur von ſich, zu erwarten habe.

„Das heißt?“ fragte Herrmann, den Hochfeld ſchon während des ganzen Geſpräches angeſehen hatte — „Das heißt? Man ſoll den Kindern alſo ſagen: die Erde iſt eine große Mörderhöhle, und jeder Menſch ein blutgieriger Wolf?“

Das iſt Uebertreibung, ſagte ein Mann.

„Was aber ſoll man denn ſonſt ſagen? denn etwas muß es doch ſeyn. Was ſonſt? das frage ich.“

Was man antwortete, lief darauf hinaus: der Menſch iſt eigennützig; du mußt ihm nicht trauen. Eine junge, ſanfte Frau, die erſt vor Kurzem Mutter geworden war, machte den Einwurf: aber wenn mein Kind mir nun glaubte, und mir ſelbſt nicht traute?

„Eins!“ ſagte Herrmann. „Und zweitens; wenn das Kind nun ſagte: ſind alle Menſchen eigennützig, ſo muß auch ich es ſeyn. Denn das folgt doch wohl?“

Man nannte das wieder Uebertreibung, und ſprach hin und her, ohne zum Ziele zu kommen, wie es in einem ſolchen Kreiſe zu gehen pflegt. Eine junge gefühlvolle, unglücklich verheirathete Frau ſagte: ach, wenn man ſo in die Welt hineintritt mit dem Glauben, den Unterricht, Eltern, Dichter, und die eigne Phantaſie ſo ſtark gemacht haben, und man findet nun nichts als die eiſerne Hand der Nothwendigkeit, die das weiche Herz ergreift, man ſteht nun da auf dem Eisfelde des kalten

Lebens: — nein, man ſollte es vorher beſſer kennen.

„Und möchten Sie denn,“ fragte Herrmann bewegt, „daß Ihr Herz ſo eiſern wäre, wie die Hand der Nothwendigkeit? Setzt nicht der warme Hauch, der Ihre Seele anwehet, ein Land jenſeits des Eisfeldes voraus, wo alles von Sonnenwärme belebt wird? Iſt nicht der raſchere, ſchnellere Schlag Ihres Herzens, ſind nicht die Träume Ihrer Jugend, die ſchönen Hoffnungen der Freundſchaft und Liebe, dieſer Glaube an die Menſchheit — ſind nicht eben die der Troſt des getäuſchten Herzens? Nur der fühlende, gute, liebende Menſch verzeihet den Menſchen ihre Kälte, ihren Eigennutz; und wieder aus Liebe. Iſt denn dieſer Glaube an Menſchengüte — und werde er auch hundertmal getäuſcht — nicht das Edelſte, was das Herz hat? Und wenn auch ein Menſch den Glauben an fremde Tugend aufgiebt — wer möchte den an ſeine eigne hingeben? Und müſſen nicht, wenn ich ſo denke, noch tauſend Andere ſeyn, die eben ſo denken? So können mich denn wohl einzelne Menſchen täuſchen; aber nicht die

Menſchheit. Sagen Sie, möchten Sie die beſſeren Hoffnungen Ihres Herzens hingeben?"

Nein, antwortete die Frau mit rötheren Wangen und glänzenden Augen; aber doch kann zuweilen in eines Menſchen Herzen der unglückliche Wunſch entſtehen, die Tugend möchte ein Traum ſeyn, damit er nicht noch etwas Schlimmeres von den Menſchen, und auch von der Vorſehung, denken müſſe.

Und das Schlimmere wäre? fragte Emilie mit bebender Stimme. —

„Daß der Menſch ſeine Beſtimmung gänzlich verfehlt habe!" fiel Herrmann ein. „Habe ich Ihre Meinung getroffen?" —

Das meinte ich, ſagte die Frau; ich zitterte aber, es zu ſagen. — Emilie wurde blaß, und warf einen ſchnellen, bittenden Blick auf Herrmann. — Ich ſollte nicht glauben, daß das möglich wäre, ſagte einer.

Herrmann antwortete mit einem kleinen Seufzer: „ach, gerade die edelſten Menſchen ſind dieſem Glauben am meiſten ausgeſetzt. Wehe dem Menſchengeſchlechte, das ihnen dieſen Glauben aufdringt! Der edelſte Menſch ſeines Jahrhunderts, vielleicht ſeines Jahrtauſends, ſtarb mit den fürchterlichen Worten: Tugend iſt ein leerer Nahme, ein Traum! weil er ſo ſtolz war, ſeine Handlungen für den hohen Gang der Vorſehung zu halten. Nur ein Tugendhafter konnte das glauben; und dennoch ließ die Vorſehung dieſen ſinken. Er ſtarb, und nur ſeinem Herzen war die Tugend kein Traum. Der Portugieſe Acoſta, deſſen Herz in Liebe und in der ſüßeſten Hoffnung der Unſterblichkeit lebte, wurde ein Jude, um nur endlich dem ihm ſo heiligen Glauben an ein ewiges Leben zu entgehen; und zuletzt endigte dieſer weiche, gute, kindliche Menſch damit, daß er ſich eine Kugel durch das Gehirn ſchoß. Wie viele Herzen mögen in der Stille unter der Laſt ihres getäuſchten Glaubens, ihrer zerſtörten, edelſten Hoffnungen, brechen! Aber iſt dieſer ſo tödtliche Schmerz nicht der Beweis, daß ſie ihren Glauben nicht aufgeben konnten? Sie ſtarben für ihn, für die Tugend, die ſie läugneten. Ja!" — rief er jetzt, außer ſich, und mit Thränen in den Augen: — „unglücklich kann der Menſch werden; aber brächen ſie mein Herz — ich würde noch ſterbend eines

Menſchen Hand ergreifen, ſie auf meine Bruſt legen, und ſtammeln: dieſes Herz, das ihr brecht, liebt euch dennoch." Jetzt hielt er ſein Taſchentuch an die Augen.

Es war eine Stille in der Geſellſchaft entſtanden. Selbſt der Kalte, der hier hätte fragen können: aber, warum weint er? ſchwieg, ergriffen von der Empfindung aller Andern. Emilie, die ſich ihm gegenüber geſtellt hatte, zerfloß in Thränen einer ſchmerzlichen Sehnſucht, und ſuchte ſie nicht zu verbergen. Sie hielt die Blicke feſt auf den Jüngling, und als er ſein getrocknetes Auge wieder erhob und ſie anſah, da weinte ſie noch ſtärker. Sie ſchlug ihr Auge nicht nieder; ſie lächelte ihm zu, weil ihr Herz ihm entgegen wallte.

Den Meiſten in der Geſellſchaft ſchien es indeß doch ein wenig allzu heroiſch, ſich ſo lange von der Tugend zu unterhalten, und es wurde ein andres Geſpräch angefangen. Nur die unglückliche junge Frau ſetzte ſich mit Herrmann in ein Fenſter, und ein Paar Mädchen, denen er mit den ſchönen Thränen in den Augen intereſſant geworden war, nahmen ſich Stühle neben ihnen, um das vorige Geſpräch zu erneuern. Emilie ſtand ein wenig weiter ab, doch ſo, daß ſie hören konnte. Man ſprach jetzt mit mehr Ruhe über Muth im Unglück. Die junge Frau fragte Emilien, die bisher immer geſchwiegen hatte, um ihre Meinung. Ich bin, antwortete ſie beſcheiden und ſchamhaft, immer glücklich geweſen, und kann alſo nicht wohl darüber urtheilen. Aber der Schmerz ſcheint mir der Freude ſehr ähnlich zu ſeyn. Nie habe ich eine Freude allein genießen können, und ſo oft ich mir den Schmerz denke, dünkt mich, daß er ein Genuß für mich ſeyn würde, wenn ich nur einen Menſchen, eine Freundin hätte, die ihn mit mir trüge. Ich glaube, es giebt nur Einen Schmerz: den, über den Verluſt des Herzens, mit welchem man ſeine Freuden theilte. — „Und dieſer Eine Schmerz,“ ſagte Herrmann eifrig, „dauert nur einen Augenblick. Aber wie wenige Menſchen finden das Herz! . . . Ich habe es gefunden!“ ſetzte er langſam hinzu; (er dachte dabei an Hochfeld.)

Die junge Frau ſah ihm lächelnd ins Geſicht, und das Geſpräch wendete ſich nun auf die Liebe. Herrmann bemerkte, daß Emilie jetzt ein Mädchen, welches am andern Ende des Zimmers ſaß, ſo lange lächelnd anſah, bis es aufſtand und zu ihr kam; und nun ging ſie mit dieſem Mädchen nach einer andern Seite des Zimmers.

Endlich ſetzte man ſich zu Tiſche. Während der Mahlzeit ſchlug Jemand der kleinen Geſellſchaft vor, morgen zu Mittage in einem angenehmen Gehölze unweit der Stadt zu eſſen. Der Vorſchlag fand Beifall. Auch Emiliens Vater wurde gefragt, und Herrmann fühlte ein ſtarkes Pochen ſeines Herzens. Morgen? ſagte der Vater. Ich muß mich beſinnen, ob es angeht. Herrmann ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Emilie beobachtete Herrmannen, der, als ihr Vater Ja ſagte, auf einmal erröthete, und einen frohen Blick des funkelnden Auges auf ſie warf. Auch ſie fühlte ein kleines Herzpochen, als ſie den Jüngling ſo froh erröthen ſah.

Nun denn, Herr geheimer Sekretair, ſagte die junge Frau von Angersbach: Sie holen mich ab; und den vierten Platz kann Herr Lange bekommen. Herrmann warf einen Blick auf Emilien; ſie ſah gleichgültig vor ſich hin, und er entſchuldigte ſich nun mit Geſchäften, die er erſt abthun müßte. Die Geſellſchaft ging auseinander, und Herrmann wagte es nicht, Emilien den Arm zu bieten.

In Beider Herzen entſtand eine Leidenſchaft, die ſie nicht gewahr wurden. Emilie fühlte wohl eine Ahnung davon, Herrmann aber gar nichts, weil er die Liebe noch nicht kannte. Bei Luiſen hatte er etwas gefühlt, das er für Liebe hielt, und da fing es ſich mit dem ſüßeſten Vertrauen an; für Emilien aber empfand er eine ſo hohe Achtung, daß er ſie immer nur mit Scheu anredete.

Die Lobſprüche ſeiner Großmutter, der Freundin von Emilien, und des Hofraths; die reine Unſchuld in ihrem ganzen Weſen, der heutige Tag und ihre Thränen: das alles hatte ſehr große Wirkung auf Herrmanns Herz gethan, ſo kurze Zeit er ſie auch erſt kannte. Emilie kannte ihn ſchon länger. Noch ehe er in die Reſidenz zurückkehrte, hatte Hochfelds Schweſter einer gemeinſchaftlichen Freundin viel von dem Freunde ihres Bruders erzählt. Auch die Schlägerei mit Rolfs, und die Veranlaſſung dazu, wußte Emilie, weil Hochfeld ſeiner

Schweſter, die er liebte, darüber geſchrieben hatte. Ueberdies war Herrmanns Großmutter immer ſo ganz mit dem Gedanken an ihren geliebten Enkel beſchäftigt, daß ſie Emilien faſt nur von ſeinen Tugenden unterhielt. Den Tadel ſeiner Eltern ſah ſie als ein Lob mehr an; denn auch ſie hatte den Fehler, den man ihm vorwarf, nicht gern in der großen Welt zu leben.

So ging es denn ſehr natürlich zu, daß ihr Herz ein wenig pochte, als ſie ihn an dem Abend, da er von der Univerſität zurückkehrte, in dem Hauſe ſeiner Eltern kennen lernen ſollte. Nun kam er; und ſobald ſie ihn ſah, war alle Empfindung in ihrem Herzen vorüber: denn dieſe Empfindung war nichts anderes geweſen, als die Theilnahme an einem guten Sohne, den die Freude erwartete, ſeine Eltern nach einer Trennung von mehreren Jahren wiederzuſehen.

Jetzt aber, als er ſich ſo tief auf die Hand der Großmutter niederbeugte, und als Emilie ihn an der Bruſt der ehrwürdigen Frau ſo ſchöne Thränen weinen ſah: jetzt regte ſich zum erſten Male Wohlwollen für einen Mann in ihrem Herzen. Er iſt ein guter Menſch, dachte ſie; aber doch fiel es ihr nicht ein, ſeinetwegen von ihrer Regel, ſich ſo ſelten als möglich mit einem jungen Manne einzulaſſen, abzuweichen. Ihr Wohlwollen für ihn nahm noch zu, als er ihr den Tod ſeines Großvaters erzählte; indeß ſie that auch jetzt, was ſie zu thun gewohnt war: ſie ſchwieg, ſo viele Mühe es ihr auch koſtete, ihm nicht zu ſagen: Sie ſind ein guter Menſch!

Endlich erzählte ihr die Freundin das Geſpräch, das Herrmann mit ihr über ſie gehabt, und die Wirkung, die es auf ihn gethan hatte; und nun beſchäftigte er ihre Phantaſie einige Stunden: denn ſie wünſchte zu wiſſen, was er gedacht, was er gefühlt hätte. Heute aber, nach ſeiner lebhaften Vertheidigung der Tugend, beſchäftigte er auch ihr Herz; ſie fühlte für ihn die innigſte Freundſchaft, das innigſte Wohlwollen, und eine unruhige, ſüße Sehnſucht verſenkte ſie den ganzen Abend in Träume. Er hat ein Herz gefunden, dachte ſie. Wenn ich doch wüßte, wer ſeine Freundin wäre! (Es fiel ihr nicht ein, daß er auch einen Freund gemeint haben könnte.) Und wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich eine ſolche Freunein hätte! Jetzt erinnerte ſie ſich, daß er roth geworden war, als ihr Vater verſprochen hatte, mit von der Partie zu ſeyn. Sie dachte mit Vergnügen: er nimmt Theil an dir; er iſt gern in deiner Geſellſchaft. Allein weiter gingen ihre Gedanken auch nicht, nicht zu Hoffnungen, zu Wünſchen, nicht einmal zu dem Vorſatze, ihn durch ihr Betragen auszuzeichnen. Darüber, daß ſein Bild nicht aufhörte, vor ihr zu ſtehen, war ſie unruhig; ſie ſuchte ſich zu zerſtreuen, und es gelang ihr. Nun entſchlummerte ſie ſanft, und kein Traum ſtörte ihre ſtille, ſonſt immer ruhige Seele.

Am folgenden Morgen kleidete ſie ſich doch bei einem heiteren Aufwallen ihres Herzens an, und dachte einmal: wenn er mitführe! Es ahnete ſie, daß er den Platz in ihres Vaters Wagen ihretwegen ausgeſchlagen hatte, und das Vergnügen darüber ſtrahlte auf ihren blühenden Wangen.

Als Herrmann mit Hochfeld in das Gehölz kam, gingen Emilie und ihre Begleiterin ſchon Arm in Arm. Die letztere fand bald eine Gelegenheit, ſich Herrmannen zu nähern, und that ſogleich eine Frage, die das geſtrige

Geſpräch wieder anknüpfen ſollte. Herrmann antwortete aber nur flüchtig. Er blickte Emilien von der Seite lächelnd an, und ſagte, was er bemerkte: daß ſie ſo heiter wäre. — Ein Wald, ein grünes Feld, die freie Natur erheitert mich immer, antwortete Emilie. Sogleich drang die Frau mit Fragen, ob er die Natur liebe? auf Herrmann ein. O Gott! rief ſie mit einem gezierten Entzücken; ich kann keine Gruppe Bäume ſehen, ohne mich ſelig zu fühlen. Herrmann blieb bei allen ihren Ausrufungen kalt, und ſchwieg. Die Natur entzückte auch ihn, doch nur eine unerwartete große Ausſicht, und ſelbſt die nicht immer. „Ein Ganzes wie hier," ſagte er endlich, „macht mich, ohne daß ich gerade darauf merke, nur heiterer; wahrſcheinlich, weil es mich geſunder macht. Ich komme alle Tage in die Natur, weil ich ſie liebe. Entzücken aber könnte ſie mich nur dann, wenn ich ein Jahr oder länger gefangen geſeſſen hätte, und ſie zum erſten Male wieder ſähe."

Auch Emilie fühlte heute den frohen Einfluß der Natur: ihr Blut rollte leichter und wärmer; ſie war nicht wortarm, und nahm

Theil faſt an allen Geſprächen, in welche Frau von Angersbach, die Herrmannen nicht von der Seite wich, ihn hineinzog. Herrmann aber war heute nicht wieder in Feuer zu ſetzen. An den lachenden Augen, an der leidenſchaftsloſen, klingenden Stimme, an ſeinem ruhigen Gedankengange, ſah man, daß er nur vergnügt war und es bleiben wollte. Er verſuchte es mehrere Male, von ſeiner ſentimentalen Begleiterin los zu kommen; doch es gelang ihm nicht. In den wenigen Augenblicken, die er mit Emilien allein war, knüpfte er heitre Geſpräche an, und Emilie antwortete ſehr kindlich und offen. — Sie ſprachen eigentlich von nichts; doch Alles kam aus einer frohen Seele.

Dann aber war die Frau von Angersbach bald wieder da, dieſer „nachgemachte feuerſpeiende Berg.“ — „Das iſt ſie,“ ſagte Herrmann am Abend zu Hochfeld; „denn ich ſah, wie ſie brennbare Materialien ſuchte und aufhäufte, um mir nachher mit ihrer Lava meine heitern Gartenfelder zu verbrennen.“ — Sie hatte wirklich Bildung und intereſſante Ideen, ſprach gut, drückte ſich mit Wärme aus; und doch ließ Herrmann ſich nicht in ihre Ideen hineinziehen, weil er bemerkte, daß ſie dies zur Abſicht hatte. Er wurde immer kälter; endlich aber, als die Frau nicht aufhörte, die ſentimentale Flagge vor ſich her zu tragen, und ſelbſt Emilien beinahe verführt hätte, fand er das lächerlich, ſagte einige Einfälle, und übertrieb, wie er es bei ſolchen Gelegenheiten faſt immer machte.

Emilie wurde irre an ihm, und ſuchte von ihm los zu kommen. Das fühlte Herrmann, und darum war es ihm lieb, daß die Geſellſchaft ſich vereinigte. Man ſpielte nun allerlei, und Emilie ging, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, eine Allee auf und nieder. Herrmann glaubte, ſie wollte allein ſeyn, und ſah ſie jedesmal, wenn ſie in dem Gange erſchien, nachdenkend an, weil ihre Stellung ſo trauernd war. Jetzt zeigten ſich zwei Kinder mit einer Zitther und einem Triangel; ſie blieben aber in der Ferne, als ob ſie es nicht wagten, die laute Freude der Geſellſchaft zu ſtören. Frau von Angersbach ſaß gerade wieder neben Herrmann, und ſprach mit ihm über die kindliche Liebe. Er antwortete jetzt aus

Verdruß ein wenig wärmer. Emilie, welche die beiden Kinder bemerkt hatte, ſprach ein Paar freundliche Worte mit ihnen, und führte ſie der Geſellſchaft näher. Die Kinder fingen an zu ſpielen, und Frau von Angersbach, die dadurch in einer ſehr ſchönen Periode unterbrochen wurde, ſagte verdrießlich: lieber Gott! über das fatale Geklingel!

Herrmann ſprang auf, ſo wie er die Kinder erblickte, und ſtellte ſich, ohne Emilien zu bemerken, neben ſie. Er ſah niemals ſolche kleine Geſchöpfe auf dieſe Weiſe ihren Lebensunterhalt erwerben, ohne ſich bewegt zu fühlen. „Ich wollte lieber, ſie bettelten,“ ſagte er, ohne den Blick von ihnen zu wenden, zu der neben ihm ſtehenden Dame; und das war die Frau von Angersbach. — Ich auch, antwortete ſie; denn die Muſik iſt unerträglich. Sagen Sie ihnen doch, daß ſie aufhören ſollen. — Herrmann erwiederte mit gerunzelter Stirn: „nicht deswegen!“ Doch ſogleich wendete er ſeine Blicke wieder mit noch zärtlicherem Mitleiden auf die Kinder. Sie bekamen ein anſehnliches Geſchenk; und da ſie nun erſt recht anfingen zu ſpielen, ſo entfernte ſich alles, nur Herrmann und Emilie nicht.

Warum ſollen die Kinder lieber betteln? fragte Emilie. Jetzt haben ſie doch das Bewußtſeyn, für die kleine Wohlthat etwas gethan zu haben. „Daß die armen Kinder etwas dafür thun müſſen: das macht mich wehmüthig. O, wie hart ſind wir Menſchen! Wären wir weicher, gütiger, menſchlicher — was bedürften dieſe beiden armen, hülfloſen Kinder ihrer Inſtrumente? Ihr Anblick, die bloßen Worte: wir ſind unglücklich! würden uns rühren. Daß ſie den Weg zu unſerm Herzen erſt durch die Ohren, die von ihren Mißtönen verletzt werden, ſuchen müſſen: das beweiſt, wie hart unſer Herz und wie groß unſer Stolz iſt. Wir bezahlen ihre Arbeit, nicht ihr Unglück! . . . „Wer ſeid ihr Kinder?"

Unſer Vater iſt ein armer Bergmann aus dem Oberlande. Schon ſeit vier Wochen liegt er krank, dort in dem Dorfe. Er ſtürzte in eine Grube, und das brachte ihn um ſein Brot. — Der Vater, unterbrach der kleine Knabe ſeine ältere Schweſter, kann nicht mehr ſpielen; die Hände zittern ihm, und ſein Bein iſt entzwei. Da hat meine große Schweſter die Zitther geerbt, und ich den Triangel.

„Geerbt?“ ſagte Herrmann bewegt; „das tönende Inſtrument eures Elendes? Und iſt das, was ihr verdient, hinreichend, euren Vater zu ernähren?“

Wir brauchen nicht viel, antwortete das Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen; und wenn es nicht Winter würde, ſo — —

„Aber es wird Winter, mein Kind. Oder hoffſt du, daß Gott deines Vaters wegen wohl einmal den Winter überſchlagen könnte?“

Dem Mädchen ſtiegen Thränen in die Augen. — Wir ſind doch gar zu arm! ſagte es nach einer Pauſe.

„In welchem Dorfe liegt euer Vater?“

Gleich hierbei, da, in Schlannſtedt. — Jetzt blickte Herrmann von den Kindern weg, auf Emilien, und ſagte mit ſanfter Stimme: „entſchuldigen Sie mich für eine Stunde bei der Geſellſchaft, Mademoiſelle.“ Sie antwortete nicht, und ſah ihn nur mit den großen blauen, in Thränen ſchwimmenden Augen ſanft und gütig an. Er hob ſeine Hand, um die ihrige zu faſſen, ließ ſie aber wieder ſinken, und machte ſich ohne Zögern mit den Kindern auf den Weg. Emilie ging, ſich zu erholen, längs

der

der andern Seite der Hecke leiſe hin. Sie hörte Herrmann ſagen: „nein, ihr armen Kleinen; euer Vater ſoll nicht mehr vor dem Winter zittern! Die Mamſell, die bei mir war — habt ihr wohl die Thränen in ihren Augen geſehen? Ihr glaubt nicht, wie gut ſie iſt! — die hat mir einen Beutel mit Geld für euren Vater zugeſteckt; der wird ſchon auf einige Winter und Sommer hinreichen. Kommt! kommt! Sie verlangt, daß ich bald wieder bei ihr ſeyn ſoll.“

Emilie ſtand, als ſie von ſich ſprechen hörte, ſogleich ſtill; aber ſchon drangen die lieblichen Töne in ihr Herz, und lockten Thränen einer unbekannten, ſüßen Empfindung in ihr Auge. Sie zitterte vor ſeiner Rückkehr, und dennoch hatte er ganz richtig geſagt, daß ſie nach ihm verlange. Von dieſem Augenblick an entfaltete ſich die reinſte Liebe in ihrem Herzen. Wie hätte er das ſagen können, dachte ſie, wenn nicht ſein Herz voll von mir wäre? — Sie erröthete, als er zurückkam, und ihr Herz ſchlug ängſtlich. Um das ſich ſelbſt und Herrmannen zu verbergen, ging das unſchuldige Mädchen ihm entgegen, und erröthete bei jedem Schritte noch ſtärker. Herrmann, in deſſen Seele jetzt die Ruhe einer wohlthätigen Handlung lag, und deſſen Auge von dem ſanften Feuer ſtiller Freude glänzte, merkte nichts. Er war heiter, und that alles, was der Zufall ihm gebot, mit Luſt und Scherz. Nur zuweilen ſuchte er Emilien, doch ohne Unruhe; und er blieb heiter, wenn auch ein Andrer ſie führte.

Jetzt bemächtigte ſich die Frau von Angersbach ſeiner gänzlich; der ſchöne Abend, der beſtirnte Himmel, der aufgehende Mond, waren zu willkommne Veranlaſſungen, als daß ſie ihm nicht aufs neue hätte zeigen ſollen, wie ſie fühlte. Freilich war ſie ihm läſtig; indeß antwortete er artig, und blieb heiter. Er dachte noch immer an den unglücklichen Bergmann, an deſſen zitternden Händedruck; und Emilie konnte ſeine Freude ſo wenig ungeſtüm machen, als Frau von Angersbach ſie ſtören. Als er dieſe und Emilien in den Wagen hob, ſagte er mit reiner Heiterkeit nur: gute Nacht; ohne daß in ſeiner Stimme irgend eine Bewegung merklich war.

Emilie kam unruhig zu Hauſe. Sie fing an den Zuſtand ihres Herzens ſcharf zu betrachten, und fand, daß ihre Empfindungen ſich mit größerer Gewalt, als ſie je vorher gekannt hatte, zu Herrmann hinneigten. Seine Freundſchaft, ſeine Liebe war ihr Wunſch; denn ſie fühlte ſich ſeiner werth. Dieſer Gedanke machte ſie ruhig; und durch eine leiſe Hoffnung, die ſich faſt unmerklich im Grunde ihres Herzens regte, wurde ſie heiter. Sie dachte nicht an die Zukunft, ſie ordnete ihr künftiges Betragen gegen Herrmann nicht; denn ſie war deſſen gewiß genug, und fand auch kein Wort, das ſie bisher mit ihm geſprochen hatte, zu bereuen oder zu verbeſſern. Ohne Wünſche war ſie wohl nicht; aber ohne Entſchluß, ſich der Erfüllung zu nähern, ohne Plane für die Zukunft. Die Liebe erhöhete ihre zarte Unſchuld noch mehr, und gab ihrem jungfräulichen Stolze noch eine feinere Reitzbarkeit. Sie zog ſich von Herrmann zurück — nicht um ihn zu locken, ſondern aus unſchuldigem Herzen. Er fühlte, wie hoch er Emilien ſchätzte, und wie edel ſie war; aber er glaubte ſelbſt nicht, ſie zu lieben, und ging ſeinen Weg ganz ruhig und heiter fort.

Herrmanns Vater ſtand jetzt, als ſubſtituirter Kammer-Direktor, mit Emiliens Vater von

Amtswegen in einiger Verbindung. Ihm ſelbſt war ſeit einigen Tagen nicht wohl; er bat daher ſeinen Sohn, ein Geſchäft, das Eil hatte, und das nur nebenher die Kammer anging, mit Herrn Lebrecht abzumachen. Es betraf eine Bitte für einen Kammer-Offizianten, welche Lebrecht bei dem Fürſten unterſtützen ſollte. Herrmann mußte ſich eine Stunde lang von ſeinem Vater die Art und Weiſe vorſagen laſſen, wie er das Geſchäft mit dem Kabinetsſekretair zu betreiben hätte. Endlich wollte er gehen; aber der Kammerrath ſagte: nein, du mußt dich auf dieſen Nachmittag anmelden; ich will dir ein Billet diktiren, worin du es thuſt: denn dieſe Attention, mein Sohn — „Ich halte ſie bei dem Sekretair für überflüſſig, lieber Vater. Es iſt ein gerader Mann.“ — Eben deshalb wird ihm die Attention gefallen. Herrmann begriff das nicht; indeß erfüllte er das Verlangen ſeines Vaters, und ſein Beſuch wurde angenommen.

Er fühlte eine gewiſſe fröhliche Unruhe bei dem Gedanken, in Emiliens Wohnung zu gehen; indeß lächelte er über ſeine Aengſtlichkeit, und dachte: „biſt du nicht ein

Thor? Es fragt ſich ja noch, ob ſie da ſeyn wird. Ein Geſchäft mit dem Vater — was geht das die Tochter an?" Allein er blieb unruhig; er dachte, wie Emilie wohl zu Hauſe gekleidet ſeyn, wie ſie ausſehen würde. „Wahrhaftig, Herrmann," ſagte er dann zu ſich ſelbſt; „das wird bedenklich. Und" — dachte er in demſelben Augenblicke wieder — „wenn ſie mich nun zu Tiſche bitten; ob ich bleibe?" Jetzt fiel ihm ein, daß Lebrecht nie Geſellſchaft in ſeinem Hauſe ſah. „Was mag die Urſache ſeyn?" Er lachte über ſich ſelbſt; doch es fiel immer auf neue Fragen. Am Ende beſchloß er, zu thun, als ob gar keine Tochter im Hauſe wäre.

Nach Tiſche ging er, und wurde zu Emiliens Vater geführt, der in Akten begraben ſaß, und ihn mit einem freundſchaftlichen Händedruck empfing. Das Geſchäft war in fünf Minuten abgethan, ohne daß Herrmann einen von ſeines Vaters feinen Umwegen zu brauchen nöthig hatte. Er griff nun nach dem Hute; aber Lebrecht ſagte gutherzig: Sie trinken Kaffee mit mir, wenn Ihnen meine Geſellſchaft lieb iſt. Er klingelte, und beſtellte.

Eine Magd brachte den Kaffee, und ſagte: die Mamſell will ſogleich kommen. Herrmann wurde roth; denn er ſah drei Taſſen auf dem Brete. Herr Lebrecht kramte jetzt in ſeinen Papieren, und Herrmann dachte, immer die Augen auf die Thür heftend: „jetzt muß ich ſehen, wie ſie gekleidet iſt, wie ſie den Kaffee einſchenkt, ob ſie ihrem Vater den Fidibus anzündet. Ich kann tauſend intereſſante Bemerkungen machen, während ich mit dem Vater über die Juriſten auf der Akademie oder über das Kriminalrecht ſpreche.“ — Das Herz ſchlug ihm hoch, als er kommen hörte und den Drücker der Thür ſich bewegen ſah.

Die Thür ging auf, und — wer herein trat, war eine kleine, dürre, bleiche Perſon, die mit einem langſamen, ſchleichenden Gange auf Pantoffeln näher kam, und von drei Bologneſern umhüpft wurde. Die alte Dame trug ein ſchwarzes Sammetmäntelchen mit Granaten beſetzt, darunter ein violet kattunenes Kleid, und eine altmodige Haube auf dem Kopfe. Sie verbeugte ſich ſtillſchweigend gegen Hermann, ſetzte ſich in einen kleinen bunten Lehnſtuhl, bereitete den drei Hunden Sitze auf ihrem Schooße und neben ſich, gebot ihnen Stille, und ſagte dann feierlich und langſam: es iſt mir ſehr angenehm, daß ich die Ehre habe, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen.

Herrmann lachte nicht über den unerwarteten Anblick, und verzog auch nicht einmal eine Miene; denn er hatte eine Art von Vorneigung für ſolche überlebte Menſchen, und konnte ihnen viel zu Gute halten. Er ſelbſt liebte noch alles, was er ehemals geliebt hatte; in ſeiner Großmutter Hauſe z. B. gab er bei der Rückkehr von der Univerſität dem Kalender wieder ſeine alte Stelle unter dem Spiegel, und verſicherte, daß der ſchwarze Schenktiſch mit ſeinen Gläſern und Taſſen wieder an der Wand ſtehen müſſe, wenn er ſich in dem Zimmer wohlbefinden ſolle.

Lebrecht griff nun zu der Pfeiſe, und auch Herrmann nahm eine. Als er aufſtand, fuhren alle drei Bologneſer bellend auf ihn los. — Die verdammten Hunde! ſagte Lebrecht, ſo oft Herrmann ſich rührte; denn ſie fuhren jedesmal auf. Herrmann fand die Hunde ſchön, und die Alte erzählte ihm nun aus Dankbarkeit die Geſchichte der drei Hunde ſehr ausfährlich, und kiff jedesmal mit Herrn Lebrecht, wenn er: verdammte Hunde! ſagte. Es ſchien eine Art von ſtillſchweigendem Vertrag zwiſchen ihm und der Alten zu ſeyn, der niemals übertreten wurde. Jeder that, was er wollte; der andere ſchmähte darüber, und keiner kümmerte ſich darum. „Die verdammten Hunde!“ ſagte der Sekretair ſo ruhig, als ob er Hunde in der andern Erdhälfte meinte. „Das unchriſtliche Fluchen!“ ſeufzte die Alte, und in dem Augenblicke hörte ſie ſchon wieder: „die verdammten Hunde!“ — Sie hatte gegen alles, was Herr Lebrecht that, ſagte, wollte, erzählte, etwas zu erinnern, und er hörte nicht auf ihre Erinnerungen, ſondern that, ſagte, wollte und erzählte ruhig weiter.

Endlich ſtand Herrmann auf, ſeinen Hut zu nehmen, und die Hunde flogen bellend auf ihn los. Die alte Dame erhob ſich, und fragte mit wirklicher Herzlichkeit: wollen Sie es ſich nicht bei uns gefallen laſſen? „Die verdammten Hunde! Eſſen Sie mit uns, Herr Lange.“ — Ja, bleiben Sie hier. Sie werden zwar nicht viel finden; nur eine Schüſſel gern geſehen.

Die Dame faßte nach Herrmanns Hute.

und auch die Hunde fuhren darauf los. „Der Teufel hole die Beſtien! Man kann ſein eignes Wort nicht hören! . . . Bleiben Sie bei uns, lieber Lange.“ — Das unchriſtliche Fluchen! Kann Segen hier im Hauſe ſeyn? . . . Sie thun uns einen Gefallen, wenn Sie hier bleiben. — Herrmann legte ſeinen Hut wieder hin, und blieb.

Nun machte die Dame ſtillſchweigend eine Verbeugung, und ging dann, um Anſtalt zu treffen. Gott Lob, daß die Hunde fort ſind! ſagte Lebrecht. Es iſt meine Baſe, die mir nun ſchon ſo lange, als meine Tochter auf der Welt iſt, die Haushaltung führt: ein wenig eigen und ſo weiter; aber gut und wohlmeinend. — Man fing wieder an das Kapitel vom Kriminalrecht abzuhandeln, und die Baſe war vergeſſen.

Um acht Uhr kam die Baſe Eliſabeth (ſo nannte Lebrecht ſie), und rief zu Tiſche. Unterweges bat ſie Herrmannen noch einmal, ja vorlieb zu nehmen. So wie ſie die Thüre aufmachte, rief ſie keifend: aber, Emilie, du ſiehſt doch auf gar nichts! Gehört denn die Terrine da hin? — Emilie verbeugte ſich, und ſetzte die Terrine anders. „Das iſt alſo der Hausteufel!“ dachte Herrmann. Aber zu ſeiner Verwunderung ſuchte die Alte immer die beſten Biſſen aus, und legte ſie Emilien auf den Teller. Sie zankte mit der Magd, mit Emilien, mit Lebrecht, und ſorgte für Alle, beſonders für Emilien, mit wahrer Zärtlichkeit. Herr Lebrecht fand den Braten hart wie Stein. Das nahm die Baſe Eliſabeth ſehr übel; ſie erzählte Herrmannen die ganze Geſchichte des Bratens, und fuhr dann fort: ich frage Sie, Herr Lange, ob ein ſolcher Braten nicht mürbe werden muß. Er iſt mürbe, ſage ich. Nicht wahr, Emilie?

Emilie bejahete es, und nahm noch ein Stück. Gutes Kind! ſagte die Muhme, und ſtreichelte ihr die Wange. Aber, aber, ſagte ſie ängſtlich; iß es doch lieber nicht, Milchen! — Es iſt ſehr mürbe, Baſe Eliſabeth, ſagte Emilie. — Ja, ja, das wohl; aber nein, der Herr Vetter hat dieſesmal Recht: er iſt doch nicht ganz mürbe, und es könnte dir ſchaden. Nur ſollte der Herr Vetter das Eſſen nicht in Gegenwart eines Fremden tadeln! ... Dir iſt jetzt ohnehin nicht ſo recht, Emilie. Wenn du dich nur nicht da in dem Hölzchen erkältet haſt! — Der Vater warf beſorgte Blicke auf ſeine Tochter, und ſie ſagte ſchnell: ich bin nie geſunder geweſen.

Lieber Gott! ſeufzte die Alte; mir widerſpricht doch alles! Sonſt, Herr Lange . . . Doch, Sie haben ja Emilien ſchon öfter geſehen. Sagen Sie, iſt ſie wohl ſo blühend, wie ſonſt? Die Bläſſe ſteht dem Kinde freilich gut. (Nun ſah ſie Herrmannen und Emilien wechſelsweiſe an, um ſeine Blicke auf Emilien hinzuleiten.) O werde nicht roth, Milchen. Von mir kannſt du dir wohl ſagen laſſen, daß dir Gott eine ſchöne Bildung gegeben hat. Sey nur nicht eitel darauf; das predige ich alle Tage.

Was ſoll ich von der Schönheit ſagen?
O Herr, ſie iſt nach wenig Tagen
  Des Todes Raub,
  Ein wenig Staub.

Das bedenke, mein Kind, und ſey nicht eitel. Freilich kann ich dir das, Gott Lob! noch nicht vorwerfen.

Herrmann hätte die arme Emilie gern ſchon früher aus ihrer Verlegenheit befreiet; aber er wagte es nicht, von dem Teller aufzublicken. Doch jetzt wendete er ſich an den Vater: „es ließe ſich viel darüber ſagen, Herr Geheimer Sekretair. Manche Geſichter behalten bis in das ſpäteſte Alter einen Zug von Schönheit, der gleichſam wie aus der Seele durch das Geſicht hervorſtrahlt. Kennen Sie den alten Kammerpedell? Welch ein ſchöner Kopf! So oft ich ihn ſehe, fallen mir die Worte ein: das Alter ſollſt du ehren! ... Das weiße Haar, Mamſell," — ſo wendete er ſich zu der Baſe — „das ſo glänzend um ſeine Scheitel hängt, iſt mir immer wie ein glänzender Nimbus aus dem ewigen Leben."

Lebrecht lächelte Herrmannen zu, doch ohne ſeine Abſicht zu verſtehen. Emilien fehlt etwas, Baſe Eliſabeth? fragte er herzlich beſorgt. — Die Baſe öffnete ſchon die Lippen, um zu antworten; Herrmann fiel ihr aber ins Wort: „Wie ich ſage, es ließe ſich viel darüber reden. Und wenn die jungen Mädchen eitel auf ihre Schönheit ſind, ſo liegt die Schuld an den jungen Mannsperſonen, die nichts zu ſchätzen wiſſen als das. Es mag vor Zeiten anders geweſen ſeyn."

Lieber Gott, ſeufzte Eliſabeth; vor Zeiten hatten wir Mädchen zu nähen, zu ſpinnen, zu kochen. Aber jetzt? Es iſt ja, als ob ſie ſonſt nichts zu thun hätten, als in Geſellſchaft zu gehen. Ja, vor Zeiten, da war es ganz anders, Herr Lange!

Aber was fehlt denn Emilien? fiel Lebrecht ein.

Herrmann antwortete ſchnell: „vielleicht eine kleine Erkältung. Und da ſteckt es eben! Man wurde ehemals härter erzogen; man wurde nicht ſogleich krank. Ich wollte darauf wetten, Mamſell, daß Sie nie krank geweſen ſind.“

Um Vergebung, Herr Lange; acht ſchwere Krankheiten habe ich gehabt. — Herrmann ſetzte ſich zurecht, um zuzuhören. Eliſabeth erzählte die Geſchichten von allen acht, und am Ende von jeder ſagte ſie zu Emilien: der barmherzige Himmel bewahre dich vor dieſer Krankheit!

Endlich ging ſie hinaus, um der Köchin etwas zu ſagen. Hol' es der Teufel! ſagte nun Lebrecht; ſo geht es mir immer, lieber Lange. Hab' ich nun wohl erfahren, was Emilien fehlen ſoll? Zehnmal hab' ich gefragt. — Emilie lächelte ein wenig darüber, daß er Herrmannen das ſo treuherzig geſtand, und ſagte: lieber Vater, ich bin ſo geſund, wie ein Menſch ſeyn kann.

Herrmann eilte nun aber fort, damit die Baſe nicht aufs neue anfangen ſollte. Die Baſe leuchtete ihm bis vor die Thür, und bat ihn, ja recht oft zu kommen, was er denn zu ihrem Vergnügen ſogleich verſprach. Die arme Emilie dankte ihm im Herzen, daß er ſie aus ihrer Angſt gerettet hatte: denn auf welchem Wege die Baſe Eliſabeth geweſen war, das wußte er freilich nicht; aber ſie ſelbſt dachte daran noch jetzt mit Zittern.

Seit der Luſtpartie im Hölzchen war Emilie ein wenig träumeriſch geworden, und die Baſe Eliſabeth hatte nicht aufgehört zu ſagen: Milchen, dir muß etwas zugeſtoßen ſeyn! Haſt du dich erkältet oder erhitzt? Oder iſt es etwa noch ſchlimmer, Mamſellchen? Ich warne und warne; aber wer hört denn auf mich? Woche für Woche, beinahe Tag für Tag, unter den jungen Herren! Was kann dabei herauskommen! O, ich weiß, was den Jungfern fehlt, wenn ſie erſt den Kopf ſo hängen laſſen.

So hatte Eliſabeth alle Tage geſprochen; nun befürchtete Emilie, daß ſie auch bei Tiſche wieder in denſelben Ton kommen würde, und das vereitelte Herrmann zu ihrer Freude. Schon den ganzen Tag mußte Emilie Herrmanns wegen leiden. Am Morgen kam das Billet, das der Kammerrath ſeinem Sohne diktirt hatte, und worin der Geheime Sekretair gebeten wurde, eine Stunde zu beſtimmen, wo ihm etwas insgeheim eröffnet werden könnte. Der Sekretair legte das Billet auf den Tiſch, und ging hinaus, um dem Bedienten mündlich zu antworten. Die Muhme holte ſich das Billet, las es vor ſich, und fragte: Herrmann Lange? wer iſt das? Das klingt ja ſehr geheimnißvoll. Emilie, war Herr Lange etwa mit in dem Hölzchen? Emilie antwortete erröthend: Ja! — Nun, ſo iſt es richtig! rief Eliſabeth, und ſchlug die Hände zuſammen. — Was iſt denn richtig? fragte Emilie ängſtlich. O, ſtelle du dich doch unſchuldig, Mamſell! . . . Sieh, Emilie, ich liebe dich, wie eine Mutter . . . Meine Arme habe ich mir an dir müde getragen. Wenn Doktor und Apotheker dich aufgaben, gab doch mein Gebet dich nicht auf. Monate lang habe ich an deiner Wiege gewacht. Du bekamſt die Blattern, und recht giftige. Ich hatte ſie noch nicht gehabt. Dein Vater wollte mich aus dem Hauſe ſchicken; aber ich ſagte: nein! was Gott thut, das iſt wohl gethan! und Niemand durfte dich anrühren, als ich. Ich achtete die Todesgefahr nicht, damit du Pflege hätteſt; und nun . . .

„Liebſte Baſe Eliſabeth,“ ſagte Emilie, und benetzte ihre Hände mit dankbaren Thränen: „nie, nie kann ich Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan haben. Sie ſind für mich eine gute Mutter, mehr als eine gute Mutter, geweſen. O, nehmen Sie mein ganzes kindliches Herz dafür.“ —

Die Muhme ließ ihren Ton ein wenig ſinken. Ja, Milchen, ſollte es mich nicht ärgern, daß ich es erſt jetzt erfahre? — „Was denn erfahren?“ fragte Emilie wieder ängſtlich.

Er hält um dich an. — Emilie wurde bleich, und fühlte dabei eine ſehr ſüße Empfindung in ihrem Herzen. Sie legte die Hand auf die klopfende Bruſt, und ſagte: „gewiß, liebſte Tante, ich weiß nichts davon.“

Jetzt trat der Vater, mit dem ruhigſten Geſichte von der Welt, wieder in das Zimmer. Was haben Sie geantwortet, Herr Vetter?

fragte

fragte die Baſe. — Ich habe Ja geſagt. Um drei Uhr kommt er.

Die arme, ſo ſehr überraſchte Emilie warf ſich weinend ihrem Vater an die Bruſt, und ſagte: „o Gott! ich muß mich erſt erholen!“

Was iſt denn nun wieder? fragte der Vater mit einem Blick auf Eliſabeth. Was habt ihr denn? Da hat gewiß der Teufel wieder einen Kanarienvogel geholt; und nun ſoll die es entgelten. Was iſt dir, Emilie? — Gott bewahre! ſagte Eliſabeth; das unchriſtliche Fluchen! Eine Kreatur Gottes!

Sorgt ein Vogel auf den Zweigen,
Wenn er ſingt,
Hüpft und ſpringt,
Wer ihm ſoll anzeigen,
Was er eſſen ſoll und trinken?
Nein, ach nein;
Er allein
Folgt des Himmels Winken,

— und nicht dem Teufel, Herr Vetter. Ich habe Emilien geſagt, daß Herr Lange kommen wird. Hier iſt das Billet, Milchen. — Emilie las, erröthete nun über ſich ſelbſt, und legte mit einem gezwungenen Lächeln das Billet auf den Tiſch. Der Vater nahm es, las, und ſagte: ich ſehe darin nichts, gar nichts.

So? fragte Eliſabeth. Eine geheime Eröffnung! Das iſt ja mit Händen zu greifen. — Da möchte einem doch die Geduld vergehen! Was iſt denn mit Händen zu greifen? — Daß er um Milchen anhalten will. — Lebrecht griff geſchwind noch einmal zu dem Billet, und las es wieder durch. Warum nicht gar um Sie, Baſe! Nein, Langens denken höher mit ihren Söhnen hinaus. Der junge Mann wäre mir als Schwiegerſohn willkommen: denn er ſoll rechtſchaffen und noch unſchuldig ſeyn; und das iſt heut zu Tage eine Seltenheit. Aber Langens? Ich weiß, wohin ſie mit ihm wollen. Laßt nur erſt das Adelsdiplom da ſeyn!

Mit dieſen Worten ging der Vater, und bemerkte nicht, daß Emilie jetzt bläſſer daſtand, als vorher. Beides: „er hält um dich an!“ und ihres Vaters: „das weiß ich beſſer!“ wirkten ſo entgegengeſetzt auf ihr Herz, daß ſie einen Augenblick die Herrſchaft darüber verlor. Sie wurde bleich, und zitterte; aber noch als der Schmerz ihrem Geſichte die Farbe nahm, ſagte ſie ſchon wieder lächelnd: „wie Sie mich erſchreckt haben, Baſe! und welch ein Kind ich bin! War ich nicht beinahe außer mir? Gott Lob, daß ich wieder ruhig ſeyn kann!“

Ganz ſo ruhig, wie ſie ſeyn wollte, war ſie nun wohl nicht; denn ihres Vaters beſtimmte Verſicherung, er wiſſe, welches Mädchen der Kammerrath ſeinem Sohne zugedacht habe, (ſo verſtand ſie ihres Vaters Aeußerung, trotz dem, was eine geheime Stimme in ihrem Herzen dagegen ſagte,) erregte in ihrer Bruſt doch einen größern Schmerz, als ſie geglaubt hatte. Sie beſchloß indeß, ſorgfältig über ihr Betragen zu wachen, um nicht am Ende ihr Unglück ſich ſelbſt vorwerfen zu müſſen.

Die Baſe kam nach einiger Zeit wieder auf Emiliens Bläſſe und Zittern zurück. Das hatte etwas zu bedeuten, dachte ſie mit einem Kopfnicken, und betaſtete nun Emiliens weiches Herz mit ihren harten Händen. Es blutete bei ihren wohlgemeinten, aber unzarten Fragen, und Emilie mußte ſie endlich bitten, zu ſchweigen. Die gute Eliſabeth ſchwieg zwar; doch für recht ſicher hielt ſie Emilien nicht.

Sie ſang mit ſehr bedeutender Stimme nur Einen Vers aus einem ganzen Geſange:

Will etwa die Vernunft dir widerſprechen,
Und ſchütteln ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollſt du die Beſeſtung niederbrechen,
Daß ihre Höh' ſich nur bei Zeiten leg!
Kein fremdes Feuer ſich in mir anzünd',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht,
Und dir wohl gar ſo zu gefallen dächt.
Ach ſelig, wer dein Licht ergreift und find't!

Die gute, unſchuldige Emilie wurde von dieſen Verſen ſchwer getroffen. Ihre Tante hätte etwas Schlimmeres ſingen können, und es würde ihr nicht ſo weh gethan haben, als dieſe Strophe; denn ſie fand etwas Wahres darin. Warum ſollte ſie, mit ihrem Herzen, ſelbſt mit ihrer Liebe, dem höchſten Weſen nicht gefallen? Sie hatte dieſe Liebe aufgegeben um der Thorheit der Menſchen willen; und nun wollte Eliſabeth durch ihre Strophe die großmüthige Emilie in eine reuige Sünderin verwandeln. Emilie reichte ihr dennoch, zur Verſöhnung, zur Vergebung, die Hand. Eliſabeth glaubte aber, es wäre ein Zeichen, daß ſie Buße thäte. Beide lächelten, und gingen verſöhnt und heiter aus einander.

Als Herrmann kam, horchte Eliſabeth ein wenig, bis ſie die geheime Eröffnung wußte. Sie erzählte nun Emilien, was ſie gehört hatte, und ſchloß am Ende mit der beleidigenden Ermahnung, ſich ja nichts gegen den jungen Menſchen zu vergeben. Sieh, Milchen, nichts iſt häßlicher, als ſich einem jungen Manne anzubieten. Lieber mit Ehren eine alte Jungfer, als mit Scham eine Frau. — Emilie ſaß im Gefühl der unverdienten Beleidigung da. Woran denkſt du, Emilie? — „Ich denke,“ antwortete ſie ſanft, und drückte ihr die Hand — „ich denke daran, daß Sie die Blattern und die Todesgefahr um meinetwillen nicht ſcheuten, und . . . ich hoffe, daß ich es nie vergeſſen werde.“

Ja, Milchen, da nehme ich den Herrn zum Zeugen: käme es noch einmal ſo, und wäre es auch ganz ausgemacht, daß ich daran ſterben müßte, ich thäte es doch wieder.

Emilie ſchlang die Arme um ihren Hals, und ſagte gerührt: „o, wie gut, und wie böſe ſind Sie!“

Nach dem Kaffee kam Eliſabeth zu Emilien, und hatte eine neue Folter für das arme

Mädchen bereit. Milchen, ein herrlicher Menſch! ein höchſt charmanter Menſch! ſo höflich! ſo artig! und ſchön, ſchön wie ein Engel! Und er bleibt heute Abend hier. Ich glaube, er iſt einen Kopf höher, als dein Vater! . . . Es iſt nur gut, daß ich Fiſche zu Hauſe habe! . . . So ſchlank, wie eine Tanne! Und zieh dich recht hübſch an, Milchen. Wer weiß? . . . Er merkte ſich den Augenblick alle drei Nahmen von meinen Hunden. Milchen, er hatte ſie weg, wie nichts. Das heiß' ich noch Nachdenken! Nein, ich habe nicht eher aufgehört zu nöthigen, als bis er Ja ſagte. Mich wundert es nur, daß er nicht ein einziges Mal nach dir gefragt hat. Aber dein Vater auch, mit ſeinen alten Akten! . . . Ich ſage dir, es iſt ein charmanter Menſch! . . . Erſt eine Weinſuppe; er ſoll ſehen, daß wir auch eſſen können; und nachher . . . Nun zieh dich an, Milchen, und ruf die Köchin! — So fuhr Eliſabeth fort, und Emilie ging zitternd an den Tiſch; doch Herrmann rettete ſie.

Der Vater hatte nichts bemerkt, nichts geahnet. Er war der ehrlichſte Mann von der Welt, deckte immer ſeines Herzens Grund auf, weil nichts Unreines darin war, verſtand ſeine Geſchäfte vollkommen, kannte die Landesgeſetze ſehr genau, ſprach mit dem Fürſten dreiſt, hatte nie etwas für ſich zu ſuchen, weil er wenig bedurfte, beförderte jede gute Anſtalt, widerſetzte ſich jedem ſchädlichen Vorhaben, und griff ohne Hitze, ohne Haß, immer nur die Sache, und nie die Perſon an. Der Fürſt brauchte ihn nothwendig, weil Niemand dieſe ausgebreitete Kenntniß der Geſchäfte hatte, und auch der Erbprinz kannte und ſchätzte ihn. Er war niemals ſchädlich, und konnte oft ſehr nützlich ſeyn. Man zog ihn daher zu den beſten Geſellſchaften, ob er gleich Niemanden wieder einlud, weil Baſe Eliſabeth die Gaſtereien für Teufelswerk hielt, und, wenn ja einmal Gäſte eingeladen werden mußten, ſchon acht Tage vorher alles im Hauſe umkehrte. Vielleicht war er nie in ſeinem Leben eigentlich in Zorn gerathen, wenn er auch ſchon ſehr oft vor Ungeduld über die Baſe Eliſabeth murrte. Er fürchtete dieſe nicht; aber ſie that doch, was ſie wollte, weil er am Ende die Geduld verlor, ihr zu widerſprechen. Seine Tochter war ſein Stolz und ſeine Freude; doch er bekümmerte ſich nicht viel um ſie, weil er immer den Kopf voll von ſeinen Geſchäften hatte. Er hielt ſie für glücklich, wenn er ſie nicht weinen ſah, und war feſt überzeugt, daß ſie und Baſe Eliſabeth zufrieden mit einander lebten, weil er ſie nicht klagen hörte. Daß ſeine Tochter ſo große Vollkommenheit hatte, wußte er nicht einmal. Er liebte ſie mehr als jeden andern Menſchen: das war der einzige Unterſchied, den er bemerkte.

Als Eliſabeth, nachdem ſie Herrmännen begleitet hatte, zurückkam, und die Lichter bis auf Eins auslöſchte, ergoß ſie ſich in ein langes Lob auf Herrmann. Lebrecht ſtimmte ihr herzlich bei, doch mit aller Ruhe.

Ich ſage, Herr Vetter, Milchen und dieſer junge Mann — das wäre ein Paar, wie nicht leicht eins vor dem Altare geſtanden hat.

Aber Baſe Eliſabeth, ſteckt Ihnen denn das Billet noch im Kopfe? Was paaren Sie denn da? Was iſt denn?

Ich meine nur, wenn es ſo Gottes Wille wäre.

Das iſt es nun aber nicht.

Ja, ich meine, Milchen mit dem Blaß- und Rothwerden, dem Zittern; und dazu die Luſtpartie in dem Hölzchen.

Was für eine Luſtpartie? Aber, zum Teufel! was iſt denn? Milchen, ſprich doch!

Emilie ſagte ganz ſanft, (denn ſie wußte, daß ein beſtimmter Widerſpruch die Alte jedesmal nur ſtärker reitzte): Baſe Eliſabeth meint, lieber Vater, wenn das wahr geweſen wäre, was ſie aus dem Billet vermuthete. Sie ſcherzt, lieber Vater.

Ei, ich ſcherze nicht. Und wenn Emilie nur ſagen wollte, was ſie weiß. Das Hölzchen, das Hölzchen, und das Zittern!

So ſprich, liebes Kind, ſprich doch einmal, daß es ein Ende hat.

Emilie erwiederte lächelnd: ich weiß in der That nichts, lieber Vater.

Nun denn, gute Nacht, Baſe Eliſabeth! gute Nacht, Emilie!

Als er weggegangen war, fing Eliſabeth wieder an: ich habe es wohl geſehen; du ſchlugſt die Augen nieder, und das Geſicht glühete dir wie Feuer, und Lange hatte dich in den Augen, und dann that er alles verkehrt, nahm Salz, wenn er Senf wollte. Mir mache nur nichts weis, mein Kind! Da iſt mehr vorgegangen.

So mußte Emilie ſich von der guten Eliſabeth quälen laſſen, ohne daß alle ihre Verſicherungen das Mindeſte halfen. Jetzt hatte ſie nicht nur ihr eignes Herz zu bekämpfen, ſondern auch die dreiſten Behauptungen, die immer neuen Hoffnungen ihrer Baſe. Sie mußte nur froh ſeyn, daß dieſe in Gegenwart der Mägde ſchwieg und keine Unſchicklichkeiten beging. Es freuete ſie, daß Herrmann mit ſeinem zweiten Beſuche zögerte; denn ſie fürchtete, daß Eliſabeth ſie in Verlegenheit bringen würde. Sie dachte auf allerlei Plane, dem zu entgehen; doch fand ſie am Ende nichts anderes, als ſich ihrem Vater zu entdecken, ob ſie gleich auch deſſen unbeſorgende, wenig zarte, zuweilen indiskrete Ehrlichkeit fürchtete. Sie gab ihm ſeine Rolle, auf den Fall, daß etwa Herrmann käme.

Herrmann kam, und der Vater war dieſen Abend zu einer Geſellſchaft eingeladen. Emilie ſah ihn nicht, Eliſabeth eben ſo wenig, weil ſie die Zeit mit Anſtalten zum Abendeſſen verloren hatte, und ſie murrte nun, daß er nicht geblieben war. Beinahe hätte Lebrecht die Liſt verrathen; denn er ſah es nicht ungern, wenn der Baſe zuweilen ein kleiner Unfall dieſer Art begegnete. Er lachte ſchon, und war im Begriff, ihr das Geheimniß zu entdecken; zum Glück hielt ihn aber der ſanft flehende Blick ſeiner Tochter noch davon ab.

Doch der Zufall bereitete der armen Emilie bald noch trübere Stunden. Einige junge Leute waren auf den Einfall gekommen, in einem benachbarten Gartenhauſe einen Ball zu geben; und um mit dem Vergnügen des Tanzes Unterhaltung des Geiſtes zu verbinden, hatte Hochfeld vorgeſchlagen, daß jeder in einer Charaktermaske kommen, und ſich vorher in ſeine Rolle hineindenken ſollte. Emilie war Willens, die Einladung nicht anzunehmen; denn — durfte ſie mit Herrmann tanzen? Zufälliger Weiſe erfuhr ſie aber, daß Herrmann nicht dabei ſeyn würde, weil er eine kleine Reiſe zu machen hätte. Ihr Vater, der das Vergnügen liebte, ſagte ihr, ſie möchte die Partie nicht ausſchlagen; und ſie wählte ſich nun die Maske der Hoffnung.

Sie trug ein einfaches grünes Kleid; in dem blonden Haare, das frei auf die Schultern floß, einen Kranz von Roſenknoſpen und Schneeglocken, und einen Gürtel von den Farben des Regenbogens. Hochfeld machte wieder einen Tabuletkrämer, mit einem Kaſten voll ſatiriſcher Poſſen, die er ausbot. Hier ſchwärmte die Liebe umher mit Pfeil und Bogen, dort die Muſen; hier flatterte die Freude, dort taumelte die Thorheit. Keiner kannte den andern, und jeder dankte Hochfelden die neue Art eines geiſtreichen Vergnügens. Jetzt, unter dem Scherzen und Lachen der ganzen Geſellſchaft, trat eine ſchwarzgekleidete Figur in den Saal, mit einer ſchönen aber bleichen Maske. Sie ging langſam, und beugte das Haupt, das ſie mit einem weißen Schleier bedeckt hatte. An der Thränenurne, die ſie in der Hand trug, las man, daß ſie der Schmerz war.

Die ſchöne, aus Wachs geformte Maske, und der ſanfte Gram in ihren Zügen, erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Hochfeld war der erſte, der ſie anredete. Was willſt du hier, Schmerz, in dem Saale der Freude? —

„Fragſt du?“ antwortete eine ſanfte, gedämpfte Stimme. „Weißt du nicht, daß ich und die Freude uns in das Leben der Menſchen getheilt haben? Ich bin hier bei meinen Unterthanen.“ — Hochfeld bot der Maske etwas aus ſeinem Kaſten an. „Kannſt du,“ ſagte ſie in einem traurigen, ſehr wahren Tone —: „kannſt du der Aſche in dieſer Urne das Leben zurückgeben? Und, wenn du es könnteſt, kannſt du das Leben ewig machen? Dann will ich kaufen, um welchen Preis du willſt.“

Hier, dieſe Flaſche, aus dem Strome Lethe geſchöpft, kaufſt du gewiß; ſie verſchließt Vergeſſenheit aller Leiden.

„Ich mag nicht vergeſſen; der Schmerz iſt heilig. Dürfte der Menſch den Aſchenkrug des Geliebten vergeſſen, ſo müßte er nie trauern, ſo hätte er nie geliebt. Geh! Ich brauche nichts, als etwas, das die Erde nicht giebt.“

Doch meiner bedarfſt du, rief Amor, und flatterte heran; ich ſtille den Schmerz der Sterblichen.

„Und machſt ihn allmächtig und ewig, wenn dich der Aſchenkrug faßt.“

Mein Bruder! ſagte die Thorheit, und reichte ihm die Schellenkappe; denn iſt es nicht thöricht, mitten in dem Meere der Freude zu trauern?

„Iſt es nicht thöricht, auf dem Staube der Todten, auf dem großen Grabe der Sterblichen, der Erde, zu jauchzen? . . . Ich war dein Bruder, Thorheit, als ich noch meine Freude für ewig hielt.“ —

Dieſe Antworten, welche alle ſo feierlich, ſo ſanft und trauernd gegeben wurden, machten den Schmerz intereſſanter, als noch irgend eine Maske geweſen war. Hier, ſagte Hochfeld; wenn du uns Alle ſchiltſt, finſtrer Schmerz — wirſt du auch dieſe ſchelten, die Hoffnung? — „So find' ich dich endlich,“ ſagte der Schmerz mit ſanfter Stimme; „ſo find' ich dich, Schweſter, Geliebte! Ja, jetzt erkenne ich dich. Dieſe weiße Blume dringt durch den Schnee hervor, durch das kalte Grab, welches Leben heißt, und ſie verkündigt den ewigen Frühling, auf den ich hoffe. O willkommen, du Regenbogen, du Bote der Götter, du Bürge des ewigen Sonnenſcheins! So hab' ich dich gefunden, geliebte Hoffnung!“

Ich kann nicht alle Schmerzen mildern, liſpelte die Hoffnung. Tauſend Sterbliche hab' ich umfaßt; und ſie ſtießen mich von ſich.

„Die Unglücklichen, die das thaten! Aber ſey es, holde Göttin — du milderſt doch den großen, den letzten Schmerz, wenn das Herz von dem Herzen geriſſen wird; du lehnſt dein bekränztes Haupt über den Aſchenkrug, und Wiederſehn! Wiederſehn! tönt jauchzend auf der ſterbenden Erde." Der Schmerz hielt nun Emilien den Aſchenkrug hin. Dreiſter durch die Maske, und gerührt von der Unterredung, nahm ſie den Kranz ab, und ſetzte ihn auf die Urne. Kaum berührte ihre Hand den Deckel, ſo hob er ſich, und ein Schmetterling flog aus der Urne hervor, in die Höhe. Ein frohes Händeklatſchen belohnte den glücklichen Gedanken.

Man rieth vergebens hin und her, wer wohl der Schmerz ſeyn könnte. Es wurden ihm allerlei verfängliche Fragen vorgelegt; er blieb aber in ſeinem Charakter. Emilie faßte ſeinen Arm, und ging mit ihm den Saal auf und nieder. Nun entſtand aus dem ſcherzhaften Geſpräch ein ſehr ernſthaftes, das durch ihren Masken-Charakter nur größere Freiheit und mehr Stärke gewann.

Holde Hoffnung, ſagte ein Philoſoph mit einem langen weißen Barte, der ihnen begegnete: was wäre der Schmerz ohne dich?

Nichts! antwortete Emilie.

Nichts, ſagſt du? Wie meinſt du das?

Der Menſch, erwiederte ſie, bekam von den Göttern Thränen; aber auch das Lächeln. Sie ſenkten den Schmerz in ſeine Bruſt, weil er unſterblich iſt, weil er wiſſen ſoll, daß er es iſt.

Ich verſtehe dich nicht, Hoffnung, ſagte der Philoſoph. Aber der Schmerz ergriff Emiliens Hand, und drückte ſie auf ſeine Bruſt. „O nie," ſagte er ſehr bewegt, „nie müſſe eine andre Hand, als die deinige, ein weiches, blutendes Herz berühren! Auf deinen Lippen iſt Balſam; du bekränzeſt das Grab mit einer leuchtenden Morgenröthe. Ich verſtehe dich, theure, weiche Seele; ich verſtehe dich! Eine Thräne würde den Thron der ewigen Liebe ſtürzen, wenn ſie nicht das Siegel eines beſſern Lebens wäre." — Emilie zitterte vor dieſer bewegten Stimme, ohne ſie zu kennen;

zitterte, freudig ergriffen von den Worten, die ihre eigenen Gedanken ausſprachen.

Man war noch nicht zum Tanzen gekommen; denn faſt jeder in der Geſellſchaft fand Vergnügen an dieſer Art von Unterhaltung. Endlich aber drangen die Tänzer durch. Nun die Masken ab! rief Hochfeld; ſonſt wird aus dem Tanzen nichts. Jeder demaskirte ſich. Als Emilie und Herrmann einander erkannten, ergriff ſie Beide ein frohes Erſtaunen. Sie blickten Beide nur einen Moment auf, dann ſchlugen ſie ſogleich die Augen nieder: Emilie mit dem überraſchenden Gefühle einer aufwallenden, zärtlichen Neigung zu dem Jüngling; Herrmann in frohem Staunen über ſeinen Irrthum. Mit funkelnden Augen faßte er Emiliens Hand, und ſagte: „Sie ſind es? Sie? O daß Sie es ſind, das hat mich in die Freude verwandelt; und Sie, Mademoiſelle,“ — ſetzte er, dem wegreißenden Gefühle ſeines Herzens folgend, hinzu: — „Sie bleiben, was Sie ſind, die Hoffnung, das Glück jedes empfindenden Weſens.“

Emilie erſchrak vor dem Klopfen ihres Herzens, und hielt es für ein Glück, daß die Muſik und das Treiben der Tanzluſtigen ihr erlaubte, nicht zu antworten. Sie war noch ohne Gedanken, als Herrmann ihre Hand nahm, um die Tour mit ihr zu machen. So wie ſeine Hand ſie berührte, erwachte ſie wieder. Sie that nun, was ſie konnte, und achtete auf den Tanz; doch kaum vermochte ſie es, als Herrmann ſeinen Arm um ſie ſchlug, und als ſie, ſanft an ſeine Bruſt gelehnt, die Reihe mit ihm hinunter ſchwebte. Er drückte ihre zarten Hände, und ſeine funkelnden Blicke hingen feſt an ihren trüben Augen. Die Wonne dieſer Minuten hatte er nie empfunden. Sein Herz zerfloß in den ſanfteſten, weichſten Empfindungen; und dennoch war ſeine Bruſt voll ſo hoher Freude, daß er hätte jauchzen mögen.

Als der Tanz geendigt war, bot er Emilien den Arm zur Promenade. Was konnte ſie thun? Sie mußte ihre Bruſt der Flamme, die ſie bekämpfen wollte, hingeben. Alle Stärke, die ſie noch hatte, gebrauchte ſie, Herr ihrer Stimme zu bleiben, damit ſie ihm nur mit Faſſung antworten könnte. Endlich wurde ſie von einem Andern aufgefordert, und gab ihm ohne Zögern die Hand.

Herrmann ging im Hintergrunde des Saales auf und nieder. Zuweilen warf er Blicke umher, Emilien zu ſuchen; und wenn er dann die ſchlanke Geſtalt dahin ſchweben ſah, ſo fühlte er ein ſchnelleres Wallen ſeines Herzens, und ſeufzte tief: denn das hatte er nie empfunden.

So fand ihn Hochfeld, und blieb vor ihm ſtehen. Er ſah ihm lächelnd ins Geſicht, und fragte: Lange, was iſt dir? Wie es ſcheint, fehlt dir die Hoffnung. — Herrmann antwortete, mit einem wehmüthigen Blicke: „Hochfeld, mir iſt die Erde zu enge!" — Ich habe längſt gemerkt, daß die Lebrecht dich intereſſirt, und es freuet mich, daß auch du endlich einmal das allgemeine Loos der Erdenſöhne fühlſt!

„Was ſagſt du! Hochfeld, um Gottes willen! Dieſe Emilie . . ."

Liebſt du: erwiederte Hochfeld lächelnd.

„Dann, Hochfeld, dann bin ich der unglücklichſte Menſch auf der Erde. Es iſt nicht! nein, es iſt nicht! . . . Welch einen hohen reinen Sinn hat dieſes Mädchen! . . . Und wäre es — nun denn! glücklich bin ich geweſen; ich habe ſie in meinen Armen gehabt! . . . Aber ich ſpreche hier wie ein Raſender, und du nicht anders. Ich bitte dich, laß mich!"

Herrmann verließ den Saal, ging in den Garten hinunter, und warf ſich in die fernſte Laube, wo ihn kaum die Töne der Muſik noch erreichten. Er dachte über ſeinen Zuſtand. Die heiße Sehnſucht nach Emilien, das Pochen ſeines Herzens bei dem Gedanken an ſie, alle ſeine Empfindungen trugen das deutliche Siegel der Liebe. „Ja, Emilie," ſagte er ſanft, und breitete die Arme nach den hellen Fenſtern aus —: „ja, ich liebe dich; und hätte ich dich heute zum erſten Male geſehen: ich würde, ich müßte dich lieben! . . . Und was hindert mich?" — Er ſchwieg beſtürzt; denn er dachte an ſeine Eltern. Jetzt, da er das Hinderniß ſeiner Liebe ſah, legte er die Hand ſchwermüthig an die Stirn, und die Flamme der Leidenſchaft brach noch ſtärker und ſchmerzender hervor. „Iſt es," ſagte er; „o Gott! ſo wird kein glücklicheres Weſen ſeyn, als ich. Und iſt es nicht — dann ſey dieſes Herz allein unglücklich, und ſein ewiges Leiden koſte ihr nicht Eine Thräne."

Ein edelmüthiger Entſchluß giebt auch der verzagenden Seele eine gewiſſe Ruhe. Herrmann ging ſeufzend in den Saal zurück. Dort erheiterte er ſein Geſicht, tanzte mit mehreren Mädchen, und forderte dann mit einem geheimen Beben auch Emilien wieder auf. Der Gedanke, daß ſie ihn errathen könnte, wenn er ſich von ihr entfernt hielte, überwand ſein Zagen. Er tanzte heiter, und eben ſo Emilie. Die guten Seelen täuſchten ſich Beide mit der gekünſtelten Ruhe, indeß ſie die quälendſten Schmerzen empfanden.

Schon um Mitternacht fuhr Emilie, zuerſt von allen, weg. Herrmann legte ſich in ein Fenſter, und ſah ſie bei dem Schein einer Fackel in den Wagen ſteigen. „Gute Nacht," ſagte ſie zu ihrem Begleiter. „Gute Nacht, Emilie!" ſagte Herrmann oben leiſe, mit einer Empfindung, als ſähe er ſie in ihr Grab verſenken. Er ging wieder in den Garten, ſuchte die einſame Laube wieder, und überließ ſich da den natürlichen Gefühlen ſeiner Bruſt, die er oben unter einer heiteren Ruhe hatte verbergen müſſen. Hochfeld ſuchte ihn gegen Morgen. Als Herrmann ſeine Stimme hörte, ſprang er auf, und rief: „Hochfeld! hier!" Er badete das heiße Geſicht in dem Thaue. Was machſt du, lieber Lange? fragte Hochfeld. — „Was der Schmerz machen muß," antwortete Herrmann ſcherzend. „Ich bade mich in Thränen, und zwar, wie du ſiehſt, ganz eigentlich in den Morgenthränen der friſchen Natur, in Thautropfen."

So heiter? Ich fürchtete dich anders zu finden. Schon um zwölf Uhr fuhr ſie weg. Es war nicht halb Recht, Herrmann.

„Sie? Wer?" fragte Herrmann, und trocknete ſich das Geſicht mit ſeinem Schleier. — Nun, Emilie! — „Ah, die! Ja, Hochfeld, wenn man eine Nacht unter dem Gewölbe des Himmels, an dem Buſen der hohen Natur zugebracht hat — dort hebt die allliebende Mutter, ſie, die Roſenſtirn hervor — ſo kann nur die Natur ſie heißen! . . . So iſt denn alles vorbei? alles fort? Nun, ſo laß uns gehen!" — Sie kleideten ſich um, und gingen zur Stadt zurück.

Hochfeld fing wieder von Emilien an. Herrmann wich dem Geſpräche nicht aus, hielt es aber auch nicht feſt. Er ſprach mit Achtung von ihr, doch gänzlich ohne Leidenſchaft. Hochfeld glaubte, Herrmann würde ihm ſeine Liebe geſtehen; dieſer hielt aber eine ſolche Entdeckung für unnütz, ja ſelbſt für gefährlich: denn wie leicht konnte nicht Hochfeld, aus Mitleiden mit ſeinem unglücklichen Freunde, ſich ein Wort, eine kleine Bemerkung entfallen laſſen, die das Geheimniß verrieth! — Er ſchwieg, und um ſeinem Schweigen den Schein der Wahrheit zu geben, witzelte er den ganzen Weg hindurch über die Geſellſchaft und über ſich ſelbſt, mit ſo guter Laune, daß er ſeinen Freund ganz irre machte.

Aber, ſagte Hochfeld unterweges, läugne nur nicht! Als du da ſo ſtandeſt: das war Liebe.

„Das war es," antwortete Herrmann; „und ich wundere mich nur, daß du jetzt beinahe daran zweifelſt. Muß ich denn meine Liebe mit Thränen erweiſen, wie den Schmerz? Kann ich denn nicht glücklich ſeyn? kann Emilie mich nicht erhört haben? Was, in aller Welt, kannſt du denn wiſſen?"

So rede, Herrmann! Biſt du in der That glücklich? Es ſollte mich über alles freuen, wenn du es wäreſt.

„Nun ſo freue dich, Hochfeld! Ich bin glücklich. Sie hörte alles, was ich ihr ſagte, mit freundlicher Güte an; und den Zeitpunkt benutzte ich, wie du leicht denken kannſt. Sieh, ich ſetzte ſie in Feuer, und als ihr Auge funkelte, da ſtürmte ich los, und ſie ſagte — ein entzückendes Ja!“

Herrmann! Doch erzähle. Was ſagteſt du denn?

„So höre! Wir ſprachen über Tag und Nacht. Sie behauptete: der Tag ſey ſchöner; ich ſtritt für das Gegentheil. Nun hielt ich ihr alle die hübſchen Seiten einer ſchönen Nacht vor, und mahlte ſie aus. Ehe ſie es ſich verſah, war ich dann auf einmal wehmüthig. Ich zählte die Seufzer der Unglücklichen auf, öffnete alle wunden Herzen, die nur in der Nacht zu bluten wagen, hatte mit Geiſtern und Mondſtrahlen zu ſchaffen; kurz, ich wurde ordentlich pathetiſch. Als ich nun ihre wehmüthigen Blicke ſah, da vollendete ich mein Gemählde mit einigen großen Zügen. Der Sieg war mein; ſie ſagte: ja, Sie haben Recht!“

Lange!

„Nenne du meinen Nahmen, ſo eſt du

willſt! Meinſt du denn, ich ſoll meinen Liebeshandel ſo geſchwind durchſpielen, wie ihr? Nicht alſo, guter Freund! Wenn es von mir abhinge, ſo ſagte meine Geliebte mir nicht eher: ja, ich liebe dich! als eine Stunde vor ihrem Tode, damit ich noch in der Ewigkeit fort zu ſpielen hätte. Nun, ich kann dir wohl geſtehen, daß ich dieſe Emilie liebe. Für jetzt heißt das aber nichts weiter, als die Anfrage eines Geſandten unter der Hand, ob man wohl zum Frieden geneigt ſey. Ich hoffe, daß ich mit meinem Liebeshandel von heute an bis zum Unterzeichnen der Inſtrumente wenigſtens gute zehn Jahre auskommen werde!"

Emilie könnte aber unterdeſſen heirathen!

„Das könnte ſie freilich, und davor iſt mir ordentlich bange. Aber zu helfen ſteht mir nicht; denn ſieh, von meiner Liebe laſſ' ich mir nun einmal nicht eine Stunde meines Lebens abdingen."

In einem ähnlichen Tone ſprach er mit Hochfeld oft, und dieſer zweifelte endlich, ob Herrmann Emilien wirklich liebe, da er ſah, daß Beide ſich in Geſellſchaft kalt und ruhig freundlich gegen einander betrugen. Du wunderbarer Menſch! ſagte er zu Herrmann. Biſt du doch ſo kalt, als hätteſt du gar kein Blut!

Herrmanns Leiden wurden immer ſtärker: denn er ſah Emilien oft, ob er ſie gleich nicht mehr ſuchte; auch konnte er nicht umhin, mit ihr zu ſprechen, obgleich jede Unterredung ſein Herz noch tiefer verwundete. Sie war immer ſo heiter, ſo ruhig, wie ein Weſen aus einer beſſern Welt. Ach nur Einmal wünſchte er ihr ſagen zu können, wie rein, wie ehrerbietig er ſie liebe; aber er mußte ſchweigen.

Der Adelsbrief war da, und nun verriethen Herrmanns Eltern ihren Plan, eine Verbindung mit dem Hauſe der Frau von Angersbach, ganz offen. Frau von Angersbach hatte eine jüngere Schweſter, das Fräulein von Roslau, die Herrmann noch nicht kannte, weil ſie bisher auf dem Lande bei einer Tante geweſen war. Ich würde es gern ſehen, mein Sohn, ſagte ſein Vater zu ihm, wenn du dem Fräulein von Roslau alle mögliche Attention erzeigteſt. — Seine Tante ſagte bedeutend: Herrmann, ein junger Menſch, der auf Reiſen geht, muß zu Hauſe eine Geliebte zurücklaſſen, um bald wieder zu kommen! . . . Wie gefällt dir das Fräulein von Roslau? — Die Mutter ſprach eben ſo. Zu allen Feten wurden nun Angersbachs und Roslaus eingeladen, und immer war Herrmann der Moitié von Fräulein Julchen, oder von ihrer Schweſter, der Frau von Angersbach.

„Sind denn," fragte er ſich, „ihre Herzen ganz von Stein? Soll ich ihnen denn nicht einmal ſagen: ſeht! die Ketten, die ihr mir anlegt, weil ihr ſie für Blumenfeſſeln haltet, reiben mir das Herz blutig?" Er wagte es, mit ſeinem Vater zu ſprechen. „Lieber Vater," fing er beſcheiden an; „es ſcheint mir, als hätten Sie Abſichten mit meiner Hand." Der Vater lächelte. „Ich bin entſchloſſen," fuhr Herrmann fort, „Ihnen nie Urſachen zu klagen zu geben; und dieſer Entſchluß, lieber Vater, verdient, glaube ich, Ihre Liebe." Der Vater lächelte fort und horchte. „Nehmen Sie den Fall an, das Mädchen, das Sie mir beſtimmten, hätte keine Neigung zu mir, oder ich keine zu ihr: würden Sie dennoch auf dieſe Verbindung dringen?"

Nein, Herrmann; welcher Vater würde ſo grauſam ſeyn! Aber verſteh mich recht! Du würdeſt die Gründe angeben müſſen, warum du unſern Wunſch nicht erfüllen wollteſt. Hätte das Mädchen Geiſt, wäre ihr Ruf unbeſcholten, ihr Charakter gut, ihr Stand dem deinigen gleich; ſo — „Und ich hätte dennoch keine Neigung zu ihr, Vater?" — So wäre ein Sohn, der ein guter Sohn ſeyn wollte, verpflichtet, alle Mühe anzuwenden, daß er Neigung zu dem Mädchen faßte. Du ſelbſt, Herrmann, haſt tauſendmal behauptet, man könne das.

„Ja, das habe ich, Vater; denn ich glaube, man kann ſich entſchließen unglücklich zu ſeyn, wenn die Pflicht gebietet. Aber möchten Sie mir gebieten, unglücklich zu werden?"

Du verbindeſt oft ſo ſeltſame Begriffe mit den Worten, mein Sohn, daß ich dich fragen muß, was du unglücklich nennſt?

„Ich würde mich, zum Beiſpiel, unglücklich nennen, wenn ich dem Fräulein von Roslau meine Hand geben müßte."

Das Fräulein von Roslau iſt ſchön.

„Ja."

Geiſtreich.

„Ja."

Witzig.

„So ganz echt mag ihr Witz wohl nicht ſeyn; denn ſie verſchont ihre Schweſter nicht.“

Das iſt ja die Art der witzigen Leute. Schonſt du immer deines Bruders?

„Ich habe nie von ihm geredet.“

Sie iſt gut.

„Erlauben Sie, mein Vater, ...“

Erlaube du mir, Herrmann. Sie hat einen unbeſcholtenen Ruf, keinen Hochmuth, keinen Neid; ſie iſt ſanft, nachgiebig, indeß freilich ohne Schwärmerei, weil ſie die Verhältniſſe ihres Standes achtet. Sag, ob das nicht wahr iſt.

„Und wenn ich nun doch unglücklich würde! Ich habe eine andre Erziehung gehabt, mein Vater. Iſt das meine Schuld?“

Es kommt auf dich an, Herrmann, die Schuld deiner Erzieher zu verringern. Ich hoffe nicht, daß du mir ein ſentimentales Lied anſtimmen wirſt.

„Nein, mein Vater. Aber — wenn ich unglücklich würde!“

Das wäre deine Schuld, mein Sohn.

Herrmann ſchlug den Blick auf den Boden. „Und wenn ich ſchon liebte, mein Va ter?" hob er wieder an. — Ich würde dich bedauern, mein Sohn; aber ich könnte nicht ſagen, du hätteſt Recht gethan. — Herrmanns Augen füllten ſich mit Thränen. Sein Vater bemerkte es, und der Anblick rührte ihn. Er drückte den Sohn herzlicher als gewöhnlich an ſeine Bruſt, und ſagte mit gerührter Stimme: Herrmann, du würdeſt drei Perſonen betrüben, wenn du nicht gern zu thun ſchieneſt, was — laß es mich nur offen ſagen, mein Sohn, damit du ſiehſt, daß an Zurücktreten gar nicht mehr gedacht werden kann — was ſie ſchon gänzlich arrangirt haben; und drei Perſonen, denen du nicht nur Gefälligkeit, ſondern auch Gehorſam ſchuldig biſt. Mag das, was du thun ſollſt, ein Opfer ſeyn, mein Sohn; wem kannſt du ſchöner eins bringen, als deinen Eltern?

„Mein Vater," ſagte Herrmann leiſe, mit bebender Stimme; „ich bin jetzt ſehr unglücklich! Glauben Sie mir, ſehr! ſehr! . . . Sie könnten den glücklichſten Menſchen aus Ihrem Sohne machen! . . . O, geben Sie mir zum zweiten Male das Leben! Gewiß, nie machte ein Vater ſeinen Sohn ſo glücklich, als Sie mich machen können, geliebter Vater

Es iſt unmöglich, mein Sohn, ſagte der Kammerrath in einem kalten höflichen Tone. Er hatte Herrmann nie ſo warm geſehen, und hielt das für eine Komödie, die ihn täuſchen ſollte. Nun ſetzte er Liſt gegen Liſt, und wollte durch Kälte ſeines Sohnes Rolle verderben. Das gelang ihm wirklich. Der harte Ton ſchnitt ſcharf in Herrmanns Herz. Ihm ſchauderte; er ſtand auf, verbeugte ſich, und ging auf ſein Zimmer.

„Bin ich denn," fragte er ſich ſelbſt mit Bitterkeit, „noch Sohn, wenn er nicht mehr Vater iſt?" An dieſen Gedanken knüpfte ſich die durch den Widerſtand vermehrte Neigung, nicht zu thun, was man ſo kalt von ihm forderte. Er ſchwankte zwiſchen Entſchluß und Entſchluß; denn ehe er wählen konnte, mußte er immer erſt kalt ſeyn. Um ruhiger zu werden, ging er zu ſeiner Großmutter Hauſe. Was haben Sie, Herrmann? fragte Martin, der ihn jetzt nicht mehr Du nannte. — „Was ich habe? Du, oder ein Kaſuiſt, Martin! Antworte: wann darf ein Sohn ſeinem Vater ungehorſam ſeyn?" — Eine tolle Frage, Herrmann! Da hat es gewiß einmal wieder 'was gegeben. — „Nun? meine Frage?" — Die kann man leicht beantworten: wenn der Vater dem Sohn etwas befiehlt, das wider Gottes Gebot iſt.

Herrmanns Auge wurde noch finſterer; dieſe einfache Antwort ſprach ihm das Urtheil. Er ging allein in den Garten. „Wider Gottes Gebot," — ſagte er noch immer finſter — „das iſt es freilich nicht; nur wider meine Neigung. Aber die Roslau wird mich unglücklich achen! . . . Wird ſie das auch gewiß? Muß ſie das, Herrmann? Wenn du ſie nun liebteſt? auch dann?"

Herrmann fing an zu unterſuchen. „Und wenn mein Vater nicht länger Vater iſt, darf ich darum aufhören, Sohn zu ſeyn? Und war ich nicht ſchon vorher entſchloſſen, ihm zu gehorchen? Was wird dadurch geändert, daß er mir mit ſolcher Kälte ſagte: es iſt unmöglich? . . . Und Emilie" — er legte die Hand bei dieſem Nahmen vor die Augen, aus denen Thränen hervorbrachen: — „würde ſie mir denn ihre Hand gegen den Willen meiner Eltern geben? Und wenn ſie es thäte . . . Wie? verſtoßen von den Anverwandten ihres

Mannes, von ihrem Haſſe verfolgt? Das ſollte ich?" Sein Schmerz ward immer brennender. „Es iſt vorbei!" ſagte er abgebrochen, mit bebender Stimme, und ging zurück, ohne ſeine Großmutter zu ſprechen.

Mit Emilien ſtand es ganz anders. Sie hatte, als ſie auf dem Balle die Maske abnahm, Herrmanns Liebe ganz offenbar geſehen; ſeine Blicke, ſeine Worte waren tief in ihre Seele gedrungen, und ſie fühlte ſich von ihrem Herzen überwältigt. Mit Unruhe merkte ſie, daß ſie ſich eine Stärke zugetrauet hatte, die ſie nicht beſaß. Es war ihr auf dem Balle ſchwer geworden, ihre Liebe nicht ganz offen zu zeigen, und ſie hatte deshalb ihren Vater gebeten, ſo früh mit ihr nach Hauſe zu fahren.

Nach einigen Tagen lebte ihre Hoffnung wieder auf. Der Erbprinz, der ſchon den größten Theil der Regierungsgeſchäfte beſorgte, hatte ihrem Vater eine ſchnelle Beförderung verſprochen. Ich werde wohl geheimer Juſtizrath werden, ſagte der Vater; und was könnten Langens dann gegen eine Verbindung mit meiner Familie haben? Emilie überließ ſich jeʒt ſüßen Träumen; nur konnte ſie ſo wenig, wie Baſe Eliſabeth begreifen, warum Herrmann ſich gar nicht wieder ſehen ließ.

In Geſellſchaft zeichnete Herrmann Emilien nicht im mindeſten aus, und ſie dankte ihm im Herzen für dieſe Zartheit in ſeinem Betragen; denn ihr Auge, das die Liebe heller machte, ertappte ihn doch auf manchem ſeelenvollen Blicke. Sie dachte nur an die Zukunft mit Sorgen; die Gegenwart ſchien ihr glücklich genug.

Doch die Entwickelung nähette ſich immer mehr, und Emilie wurde dabei von dem gewaltſamſten Schmerze getroffen. Eines Abends ſagte ihr Vater, als er mit ihr und Eliſabeth bei Tiſche ſaß: der junge Lange wird wohl heirathen, das Fräulein Roslau, die Schweſter des Angersbach. Emilie war zum Glück eben aufgeſtanden; ſie blieb abgewendet ſtehen, bis ſie wieder Wärme in ihren Wangen fühlte, und ſagte dann, was ihr freilich viel koſtete: „ſo hat es ſchon lange geheißen.“ Die Baſe Eliſabeth nahm, ob ſie gleich nicht in der Welt lebte, dennoch vielen Theil an den Begebenheiten. Sie ſtellte jeʒt eine Unterſuchung über das Vermögen der Roslau und ſo weiter an; ſo blieb denn Emiliens Zittern und ihre wiederkehrende Bläſſe unbemerkt. Die Nacht hindurch weinte das arme Mädchen ſanfte Thränen des Kummers; denn ſie konnte nicht zweifeln, daß es ſich ſo verhielt, wie ihr Vater geſagt hatte. Angersbachs und Roslaus waren ſehr oft bei Langens, oder Langens bei ihnen, und Herrmann immer des Fräuleins Geſellſchafter.

Am folgenden Morgen kam Baſe Eliſabeth mit den Worten: alſo Fräulein Roslau! in das Zimmer. Und das haſt du ſchon lange gewußt, Milchen? — Emilie bückte ſich tief auf ihre Nähterei, um ihrer Baſe die verweinten Augen zu verbergen; und nun ſagte ſie in dem ruhigſten Tone, den ſie erzwingen konnte: „ſchon ſeit vier Wochen weiß ich es, liebe Baſe.“

Gott laſſe ſeine Ehe glücklich ſeyn! Er iſt ein guter Menſch, ob er ſchon nicht wieder bei uns geweſen iſt. Ich dachte, Milchen, es ſollte anders kommen; ihr ſolltet einmal ein Paar werden. — Man denke ſich die Qual des unglücklichen Mädchens!

Nun ſang die Baſe ihr Morgenlied. Emiſie hörte in der That mit Andacht auf die Worte. Bei der ſechſten Strophe konnte ſie die fallenden Thränen kaum länger verbergen; es war, als ſänge die Baſe für ſie die Zeilen:

Gott kann's nicht böſe meinen!
Was mir nicht gut iſt, geht zurück,
Das größte Unglück iſt mein Glück.
Ich weiß, daß denen, die Gott lieben wollen,
Zum Beſten alle Dinge dienen ſollen.
So geh' es denn durch Gluth und Fluth;
Gott meint's mit ſeiner Führung gut:
Den Abend lang währt nur das bittre Weinen;
Gott kann's nicht böſe meinen.

Ja, Miſchen, was uns nicht gut iſt, geht zurück; und ſo geht es mir auch mit dieſem Wunſche! . . . Alſo haſt du es ſchon gewußt? Viel mag wohl an dem Fräulein nicht ſeyn. Ich dächte doch, mit dir wäre er glücklicher geweſen. Nun, in Gottes Nahmen! Die Myrte zu deinem Brautkranze wächſt auch ſchon. Iſt es der nicht, ſo iſt es ein Anderer.

Emilie konnte keine Sylbe antworten, wenn ſie nicht anfangen wollte laut zu weinen. Sie bückte ſich tiefer und tiefer. Die Baſe merkte aber doch etwas; ſie kam leiſe näher, und ſah die Leinwand, an der Emilie nähete, von Thränen naß. Milchen! rief ſie ängſtlich; liebes, liebes Kind! was nimmſt du es dir denn ſo zu Herzen? — Jetzt brach das lange verhaltne Weinen der armen Emilie hervor. Die Baſe ſah ihre blaſſen Wangen, fühlte das Zittern ihrer Hände, und erhob ein lautes Wehklagen. Sieh, Milchen, das kommt von der böſen Welt! Wärſt du nun, wie ich immer predige, hübſch bei mir zu Hauſe geblieben, ſo ſäßeſt du jetzt nicht da mit naſſen Augen. Aber da treibt dein Vater ſo lange, bis er dich mit hat. Das haben wir nun von den Geſellſchaften! Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

Hier blickte Emilie, ein wenig empfindlich, doch ruhiger, auf. „Was reden Sie doch, Baſe Eliſabeth! Meine Thränen bedeuten etwas viel Schlimmeres. Mir hat dieſe Nacht geträumt, ich läge auf der Bahre." — Das bedeutet Hochzeit, Milchen. — „Iſt das wahr, Baſe? O, wie habe ich mich geängſtigt!" Emilie war zu rechtſchaffen, ſich auch nur hier mit einer Unwahrheit von der Pein zu befreien; ihr hatte das wirklich geträumt. Nun war ſie aber erlöſt; denn die Baſe kam ins Erzählen von Träumen, Ahnungen, Geſpenſtern, und Herrmanns Hochzeit wurde, wie Emiliens Thränen, vergeſſen. Emilie gab von jetzt an beſſer auf ſich Acht, und weinte nur in der tiefſten Einſamkeit. Ihr Vater wußte ſo wenig, wie irgend ein Menſch, daß ihr Herz durch ſeine unglückliche Nachricht zerriſſen war. Die Beſtätigung davon bekam ſie in der erſten Geſellſchaft, worin ſie Herrmann und das Fräulein von Roslau antraf.

„Es iſt vorbei!" ſagte Herrmann noch einige Male, immer feſter entſchloſſen, es vorbei ſeyn zu laſſen, und dennoch mit immer heißerem Schmerze. Er ſuchte jetzt das Fräulein von Roslau auf. „Was kann," dachte er, „das arme Mädchen dafür, das eben ſo verhandelt wird, und vielleicht noch mehr zu leiden und zu verbergen hat, als ich! Thut ſie denn nicht am Ende wohl daran, daß ſie die Dornenkrone, die man ihr aufdrückt, mit ſo guter Miene trägt, als möglich, und ſich nicht darum zu bekümmern ſcheint? Und könnte ich nicht ihr, und auch mir ſelbſt, die Dornenkrone abnehmen, wenn ich hinginge, und ſie von Herzen lieben lernte? Zu mir ſagt man: das iſt deine Frau! zu ihr aber: das iſt dein Herr! Ich dürfte höchſtens nur eine Andre lieben; ſie aber dürfte, wenn ſie wollte, mich haſſen, und ſie thut es nicht." Dies Selbſtgeſpräch hielt er, als er die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf ging. Er öffnete mit dem beſten Willen die Thür, und fand beide Schweſtern in einem lebhaften Streite.

Ich hoffe, Herr von Lange, ſagte Julchen, Sie werden mir beiſtehen gegen meine Schweſter, die Angersbach, wenn auch nicht der Sache wegen (denn ich kenne Ihre Grundſätze ſchon), ſo doch, um mir zu gefallen. Ich liebe entſcheidende Opfer. Wir ſtreiten jetzt eben, ob Narrheit Narrheit ſey; und meine Schweſter ſagt Nein.

Herrmann fragte nach der Beſchaffenheit des Streites, und erfuhr, daß Julchen die Empfindſamkeit eine Narrheit geſcholten hatte. „Ich wüßte nicht," ſagte er, „warum man ſie nicht ſo nennen ſollte, da ſich alles Andere in der Welt, Alles, was Menſchen jemals gethan, gedacht und empfunden haben, dieſen Nahmen hat müſſen gefallen laſſen. Wir ſpielen wie Kinder auf einem Grabe unſre Komödien und Tragödien, und ſagen von dem Grabe, weil es hervorragt: es ſoll ein Thron ſeyn! und von dem Kirchhofe, weil er einen großen Raum einnimmt: das iſt mein Königreich. In der Hitze des Spieles merken die Kinder dann nicht, daß ſie nur ein Grab und einen Kirchhof vor ſich haben. Wenn das nicht Narrheit genannt werden ſoll, ſo verſteh' ich es nicht. Jetzt ſpielen alle Kinder auf den Straßen Köpfen, des Delinquenten wegen, der vor Kurzem enthauptet wurde. Geſtern ſah ich zu, als ein Knabe den Richter machte und einem andern das Urtheil fällte. Ich vergrößerte mir die Knaben zu Männern, verkleinerte mir die Straße zu einer Gerichtsſtube, machte die Schnupftücher, womit ſie den Verbrecher gebunden hatten, zu raſſelnden Ketten, und war ſo aufmerkſam, als wäre es völliger Ernſt. Der Richter las das Verbrechen vor. Der Gefangene rief: das haſt du auch gethan! — Du, ſagte ein anderer; ſo darfſt du nicht ſagen! und es lief mir bei dieſer blutigen Satire kalt über den Leib. Nun folgte die Hinrichtung. Der Gefangene lachte, als ihn der Nachrichter mit ſeinem hölzernen Schwerte kitzelte. Ei, fuhr der Richter heraus: lachen mußt du nicht, ſonſt verdirbſt du den Spaß; du mußt dich fürchten und um Gnade bitten. — Das will ich wohl bleiben laſſen! antwortete der Bube. — Kinderei! Aber mir ſchien es nicht ſo; ich bebte."

Sie beweiſen gerade das Gegentheil: daß alle Kinderei etwas ſehr Ernſthaftes iſt, ſagte Julchen.

Richtig! denn Alles auf der Erde, oder gar nichts, iſt Kinderei; Alles, oder gar nichts, iſt ernſthaft. Der Entſchluß eines armen Landmanns, ſeinem Nachbar eine Furche abzupflügen, beweiſt eben ſo viel Heldengeiſt oder Narrheit, als Alexanders Entſchluß, die Erde zu erobern; und die Luſtbarkeit einer zerlumpten Zigeunerbande iſt das Feſt des glänzendſten Hofes, nur auf einem andern Theater."

Siehſt du nun wohl, daß ich Recht habe? riefen Julchen und ihre Schweſter zugleich. Und alſo, ſagte Julchen, wäre auch unſer Umgang, Herr von Lange, eine große Narrheit oder etwas ſehr Ernſthaftes — wie nehmen Sie es? — „Weder ſo noch ſo; denn Nie mand kann ein ſolcher Egoiſt ſeyn, als ich. Ich mache mich bei einem ſchönen Mädchen vorſetzlich blind. Sehe ich ein Paar geiſtreiche, ſchöne Augen (er ſah Julchen ins Geſicht) ſo ſag' ich mir: die ſchöne Helena hatte noch ſchönere; und was für Augen muß Juno gehabt haben, da ſie einen Zunahmen davon erhielt! Ich ſtelle mir die Gräfin Königsmark vor, oder die Venus, alles was jemals ſchön geweſen iſt; und will das noch nicht helfen, kann ich dennoch die Augen nicht abwenden (er hielt ſeine Blicke auf Julchen feſt), ſo ſage ich mir: was iſt denn der Karmin auf dieſen ſchöngeformten Wangen? Etwas Schleim. Was denn das Feuer in dieſen ſchwarzen Augen? Einige Häute und einige Feuchtigkeiten." Julchen lächelte, und er küßte ihr die weiße Hand. — Und die Antwort auf meine Frage? ſagte ſie. Herrmann ſchien immer zu antworten; aber ſeine Abſicht war etwas ganz Anderes: er wollte ſich und Julchen über dieſes Geſpräch weghelfen. Ihre kalte, ſpöttiſche Frage that ihm weh, und er dachte: „ſo hätte ſie doch nicht fragen ſollen; denn kann ich dafür, wenn ſie unglücklich iſt?" Julchen hatte nicht geſpottet; ſie fand den Herrn von Lange gar nicht unangenehm, und eine Verbindung mit ihm war ihr nicht im mindeſten zuwider. Allein ſie wollte ſich das Anſehen einer nichts achtenden Weltphiloſophin geben, und darum verſpottete ſie, woran ſie mit großem Vergnügen dachte. Sie und ihre Schweſter hatten weit mehr Bildung bekommen, als damals die meiſten Mädchen ihres Standes; aber nur ihr Kopf war gebildet, und nicht ihr Herz. Die Angersbach ſpielte die denkende Tugendhafte, und Julchen die kalte Philoſophin. Bei der geheimen Neigung, welche die letztere für Herrmann fühlte, hätte es ihr nicht fehlen können, ihn zu gewinnen, wenn ſie ſich ganz natürlich den Eindrücken überlaſſen hätte, die ſeine Geſpräche auf ſie machten. Durch die Tugend eines Geliebten wird das Herz der Liebenden ſchon zur Hälfte mit tugendhaft. Herrmann redete, und Julchen fühlte ſich gerührt. Dann aber fiel ihr die Rolle ein, mit der ſie vorzüglich bei ihm glänzen wollte; und gerade, wenn ihm das Herz recht voll war, ſagte ſie einen Einfall, der ihm beweiſen ſollte, daß ſie durch nichts zu rühren wäre.

„Man ſprach über den Maskenball, auf welchem Julchen die Thorheit gemacht hatte. Die Angersbach lobte Emiliens Antwort an den Philoſophen, und fand, daß ein großer Sinn darin läge. Herrmann ſchwieg; denn er mochte Emillien hier nicht nennen. Aber er breitete ſich, als die Angersbach fortfuhr, über den Gegenſtand aus, und gerieth in Wärme. Dieſe Wärme theilte ſich Julchen mit, welche nun in einem ſanfteren Tone zu ihm ſagte: Schwärmer! Er faßte ihre Hand, und redete weiter: „läugnen Sie, Fräulein, wenn Sie können, daß die Tugend . . . . “ — Und ſo fuhr er fort, immer mit einem: „läugnen Sie.“ Als Julchen fühlte, daß ſie nicht mehr läugnen konnte (denn er hatte ihr Herz ergriffen), nahm ſie ihre Zuflucht zu den Waffen, von denen ſie ſich einen gewiſſen Sieg verſprach: ſie ſtellte ſich kälter und boshafter, als ſie war, und ſagte lächelnd: alſo, lieber Herr von Lange, hätte die Tugend ja eine ſo nervenſtärkende Kraft, wie der Baldrian; und wer weiß, ob ſie nicht am Ende ein bloß mediciniſches Mittel iſt! — Herrmann ſah ſie an und ſchwieg. Julchen triumphirte darüber, daß ſie ihn zum Schweigen gebracht hatte; aber ſie wußte nicht, wie viel ſie durch dieſen Triumph in ſeinem Herzen verlor.

Er verließ heute, und faſt jedes Mal, Julchens Zimmer mit dem geheimen ſchmerzlichen Ausruf: „o Emilie! Emilie!“ Julchen war ſchön und reitzend; er fühlte mit Betrübniß, daß er ſie lieben könnte; aber er ſagte wohl hundertmal zu ſich ſelbſt: „wenn ich ſie liebte — welch ein Schmerz wäre es für mich, ſie nicht auch achten zu dürfen!“

Er that, was er konnte, ſich zu verhärten gegen den Anblick der ſanften, leidenden Emilie, die jetzt immer mit bleichen Wangen in Geſellſchaft erſchien. Nur aus der Ferne, und nur mit Blicken, fragte er: was iſt dir, armes leidendes Mädchen? Es fehlte ihm jetzt an Muth, ſich ihr zu nähern. Schon lange hatte er nicht mit ihr geſprochen; durfte er es wagen, von Julchens kaltem, feindlichen Spotte vor dieſe ſanfte, himmliſche Güte zu treten? — Es war in ſeiner Seele eine wehmüthige Ruhe, die nur von den bleichen Wangen, von dem unbekannten Kummer Emiliens geſtört wurde. Sie ſelbſt hätte er gern gefragt: warum biſt du ſo bleich? einen Andern fragte er nicht. Hochfeld mußte es ſeyn, der endlich den Schmerz über ihn ausgoß.

Herr von Rolfs war jetzt in der Reſidenz, und bei der Regierung angeſtellt. Er hatte Herrmann einige Male geſprochen, und Beide waren höflich gegen einander, Rolfs ſogar freundſchaftlich, geweſen. Herrmann traf ihn eines Tages wieder in Geſellſchaft, und ging mit Hochfeld früher weg, als gewöhnlich. „Seine Freundlichkeit," ſagte er, „vertreibt mich; ich ſcheue das Gift, das dahinter gährt." — Es ärgert mich nur, erwiederte Hochfeld, daß ein ſo ſchönes, gutes Mädchen dieſem kalten Teufel geopfert werden ſoll: die keuſche, reine Seele, Emilie. —

Herrmann wendete ſich mit Schrecken zu Hochfeld, und blieb zitternd, bleich, mit wilden Blicken, vor ihm ſtehen. „Wer?" fragte er endlich. — Emilie. — „Welche?" — Lebrechts Tochter. — „Ich bitte dich um Gottes willen! Wem? wem ſoll ſie . . . Emilie? Hochfeld, biſt du raſend? Dieſem Rolfs? dieſem Teufel, der lächeln würde, wenn eine Welt unterginge? Ich bitte dich, ſag Nein!"

Herrmann, das weiſt du noch nicht? Er wird bald Regierungsrath ſeyn, und hat ſchon um Emilien angehalten. — „Nicht möglich! Sie verführen, das möchte er wollen. Ermorden kann er ſie, vergiſten, verderben, aber nicht heirathen.“ — Sie iſt ihm nur die Leiter zu einer Rathsſtelle bei der Regierung; weiter nichts. Aber genug, er hat um ſie angehalten, und, wie man ſagt, auch ſchon das Jawort bekommen.

„Wie man ſagt? Wer iſt der Narr, der das ſagt? Denn ſieh, Hochfeld, hier, unter Gottes Himmel, ſchwör' ich dir . . . Nein, es iſt nicht möglich!“

Das arme Mädchen hat ſich geſträubt; aber da iſt eine alte Baſe im Hauſe, welcher Rolfs die ſchwachen Seiten abgemerkt hat; und der alte Sekretair iſt zu gut, um an Teufel in Menſchengeſtalt zu glauben. Rolfs verſteht die Kunſt zu heucheln; und nun betet, nun wehklagt die alte Jungfer ſo lange, bis die arme Emilie muß, wenn ſie anders Ruhe haben will. Herrmann, ſie muß, ſie muß ihn nehmen.

„Muß?“ ſagte Herrmann wehmüthig und verzagend. „O, gütiger Gott! dieſes Mädchen, das ich mit voller Seele liebe! O Emilie, du müßteſt? O Gott! ja, ſie muß! Schon hat ja der Gram, die Verzweiflung an Gott und Menſchen, ſchon haben Schmerz und Elend ihre Wangen bleich gemacht. Und ich, Emilie, ich, der ich dich liebe, — ich muß vergehen!" — Hochfeld faßte ihn in ſeine Arme, und ſagte: bedenke, Lange, daß wir auf der Straße ſind! Beſinne dich! Komm zu mir; wir wollen überlegen. Sie muß nicht! Komm zu mir!

Herrmann gieng zitternd neben ihm her. Als ſie auf dem Zimmer waren, fragte Hochfeld: du liebſt alſo Emilien? Aber du toller, verkehrter Menſch, hab' ich dir das nicht längſt geſagt? Warum ſchwärmſt du denn mit der Roslau umher? Warum? Das ſag mir! — „Ich bitte dich, Hochfeld, bringe mich nicht um meine Sinne. Ich bin unglücklich, nichts weiter. Aber nun ſag du mir: wie muß Emilie nicht? was meineſt du?" — Hochfeld lächelte: ſeltſamer Menſch! wie ſie nicht muß? Nun, du gehſt morgen zu Kospoths, wo Emilie ſeyn wird. Da ſagſt du ihr, ſo warm als möglich, daß du ſie liebſt; und für das Uebrige

ſtehe

ſiehe ich dir. — „Hochfeld, ſpotteſt du über mich?“ — Wie ſo? ſpotten! Ich glaube, du liebſt ſie.

Nun entdeckte ſich Herrmann ſeinem Freunde mit einer furchtbaren Leidenſchaft. Hochfeld zog die Augenbraunen zuſammen, ſchüttelte den Kopf, und rieb ſich die Stirn. Ich mag dazu nichts ſagen, Lange. Es kann ſo gar recht ſeyn, daß du deines Vaters Willen thuſt; aber — dann thu' ihn ganz. Was ſoll denn die Liebe zu Emilien? Was ſoll daraus werden? Da ſtellſt du dich her, und ſagſt: ich heirathe die Roslau; aber Rolfs muß Emilien nicht bekommen. Ich prophezeihe dir, Rolfs gewinnt ſein Spiel.

„Nein, Hochfeld, das darf er nicht; ſonſt bin ich, ſonſt iſt Emilie verloren! . . . Hochfeld, liebſt du mich?“

Was ſoll ich thun, Lange? Laß es auch noch ſo ſchlimm gehen, ich helfe. Hier meine Hand darauf. Aber noch ſeh' ich nicht . . .

„Geh zu Emilien, und ſag ihr, was Rolfs für ein elender Menſch iſt.“

Wohl! und was dann?

„Emilie wird ihm ihre Hand abſchlagen.“

Was dann?

„Dann iſt ſie gerettet.“

Aber nun du? was dann?

„Ich gehe auf Reiſen; und komme ich wieder, ſo . . . Du kennſt mein Schickſal.“

Alſo nichts weiter, als das? ſagte Hochfeld, den Kopf ſchüttelnd. Das iſt ſchon geſchehen. Meine Schweſter hat der Lebrecht ſagen laſſen, was ſie von Rolfs weiß; und das iſt nicht wenig. Emilie hat es mit bleichem Geſichte, ſeufzend, angehört, und mit matter Stimme geſagt: ach, ich weiß es; doch ich bin nicht zu retten!

Herrmann legte die Hand an die feuchte Stirn. Aber, hob Hochfeld wieder an, darf ich zu dem Komplimente noch einen kleinen Zuſatz machen, ſo ſteh' ich für alles. — „Welchen?“ — Der Herr von Lange iſt durch nichts gebunden; nur darf er noch nicht reden. Sein Umgang mit der Roslau iſt eine Spiegelfechterei, die . . .

„Halt, Hochfeld! Da vertauſchte ſie nur den Schurken Rolfs mit dem Schurken Lange. Sie würde mich verachten und ſterben.“

Nun denn, was ſonſt?

Herrmann warf ſich in ſeines Freundes Arme, und ſagte: „ich ſehe nur Elend und Verzweiflung. Adieu. Ich will mich beſinnen.“ — Bei Gott! ſagte Hochfeld noch; ſie iſt nicht anders zu retten, als durch deine Hand!

Sobald Herrmann allein war, entſtand ein fürchterlicher Kampf in ſeiner Seele. Er ſann und tobte, auf und nieder gehend. Ueberall ſtieß er auf Hinderniſſe, auf Unmöglichkeiten. Noch um elf Uhr Abends wollte er hinunter in den Garten. Er hörte ſeinen Vater, und pochte bei ihm an. Der Kammerrath öffnete die Thür, und erſchrak vor dem Anblicke ſeines Sohnes. Die Mutter eilte auf ihn zu, und fragte: was iſt dir? — „So,“ antwortete er; „ſo werden nun alle Stunden meines Lebens ſeyn, wenn Sie, Vater, und Sie, Mutter, nicht gütig gegen mich ſind. Mein Herz iſt voll Verzweiflung, mein Kopf ohne Gedanken. Ich zittre vor mir ſelbſt.“ — Um Gottes willen, Herrmann! ſagte der Vater, gänzlich außer Faſſung; dieſe Heftigkeit wird dich noch tödten. Wann wirſt du doch endlich kaltes Blut bekommen? — „Mein Blut, Vater, iſt eine verzehrende Flamme. Ach, es kommt hier auf mein Glück, auf das Glück, auf die Tugend des edelſten, des reinſten Herzens an. O, laſſen Sie mich nicht ohne ein Ja wieder gehen! Ich liebe, Vater, — könnt' ich Ihnen nur ſagen, wie! — und ich ſtehe auf dem Punkte zu verderben. Vater, geben Sie mir Freiheit über meine Hand. Ich kann, ich will Alles für Sie thun; nur erlauben Sie mir . . ."

Nach und nach hatte der Kammerrath ſich wieder gefaßt. Herrmann, ſagte er; du biſt doch ein ſeltſamer Menſch! Ich mache dich zum Richter über das, was ich thun muß. Kann ich, nach dem, was du gethan haſt, abbrechen? Du biſt der beſtändige Begleiter des Fräuleins von Roslau, und in allen Geſellſchaften ihr Moitié geweſen: freiwillig, nicht einmal auf mein Verlangen. Der Hof, die ganze Stadt weiß dieſe Verbindung. Jetzt fällt dir eine Seltſamkeit ein, und nun willſt du auf einmal nicht. Begreifſt du wohl, wie indecent, wie malhonnete, ja wie lächerlich es wäre, wenn du jetzt brechen wollteſt, und ich es zugäbe?

„Aber, Vater," ſagte Herrmann mit einer

fürchterlichen Kälte; „wer hat mich auf dieſen Punkt getrieben, wo mich die Decenz und die Verzweiflung hält? Und, Vater, — denn weder Sie noch ich können das Schickſal berechnen — wenn es nun über dieſen fürchterlichen Punkt hinaus noch einen fürchterlichern gäbe, für mich und für Sie fürchterlich! Glauben Sie mir, ich habe dieſen nicht herbei geführt, und werde jenen, den ich nur mit Schaudern denke, nicht herbei führen; aber wenn es nun das Schickſal thäte? Würde die Decenz Sie tröſten, wenn Ihr Sohn den Tod für ein Glück, das Leben für eine Bürde hielte? Ich bin Sohn geweſen, Sohn, als ob der zärtlichſte Vater mich mit der nachgebendſten Liebe eines Freundes behandelte. Das wiſſen, das ſagen Sie ſelbſt. Aber jetzt ſtehe ich an der Gränze des kindlichen Gehorſams. Ich habe zwiſchen ihm und dem Elende eines Herzens, das ich unendlich liebe, zu wählen. O, laſſen Sie das Wort Vater einmal einen himmliſchen Segen für mich ſeyn!"

Morgen! lieber Herrmann, ſagte der Kammerrath in Verlegenheit: morgen! Wir werden ja ſehen! Morgen komm zu mir!

„Morgen? Vater, das wäre Ihr Segen? Dieſe Nacht alſo darf die Verzweiflung noch mein Herz zerfleiſchen? Der ſterbliche Menſch ſollte nie ohne Zittern morgen ſagen, wenn etwas Gutes zu thun iſt. Darf es der Vater zu dem unglücklichen Sohne, der ihn um Hülfe anfleht? Ich bin unglücklich. Selbſt ein Fremder würde mir wenigſtens eine Hoffnung für dieſe gräßliche Nacht mitgeben. Thun auch Sie das, mein Vater! Nur eine kleine Hoffnung Ihrem Sohne! Stoßen Sie mich nicht ſo hinaus in die öde Nacht. Mutter, eine Hoffnung!" Die Mutter ſah ihn, mit Thränen in den Augen, an: Was iſt denn, Kinder? wovon ſprecht ihr denn? fragte ſie erſchrocken. In der Angſt klingelte ſie, und fing an zu weinen. Der Vater war verlegen, und nicht ohne Mitleid bei den Klagen ſeines Sohnes. Jetzt kam aber die Tante, und fragte: was iſt denn? warum wird denn noch ſo ſpät geklingelt?

Herrmann, ſagte der Kammerrath, ſetzt mich in eine ſonderbare Verlegenheit. Ich bedaure, daß Sie Sich noch ſo ſpät inkommodiren müſſen, Frau Schweſter! . . . Wer iſt denn das Mädchen, das du liebſt, Herrmann? Es iſt eine ſeltſame Bitte von dir. Ich weiß gar nicht, wie wir mit Anſtand von Roslaus wieder loskommen ſollen.

Loskommen? fragte die Tante mit großen Augen. Von Roslaus? Ich bitte mir recht ſehr aus, daß man den Gedanken aufgiebt. Das würde eine ſchöne Geſchichte werden! Erſt habe ich die unſägliche Mühe angewendet, die Partie zu arrangiren ... O, laß Er *mich* reden, junger Herr! rief ſie Hermannen zu, der ſie unterbrechen wollte. Sie wiſſen, Herr Bruder, wie weit es die Roslaus Anfangs wegwarfen; und es wäre wohl ſchwerlich dahin gekommen, wo es jetzt iſt, wenn ich mich nicht verwendet hätte. Und nun, da endlich die Schwierigkeiten alle beſiegt ſind — nun ſollen wir die Roslaus mit einer langen Naſe abziehen laſſen? Das wäre mir gerade gelegen! Wir beleidigten die Roslaus, die Angersbachs, und den alten General, ihren Onkel. Der Lieutenant? Lieber Gott! Herr Lieutenant dir leb' ich, dir ſterb' ich. Da müßt ich den General nicht kennen! Wir dürften uns nicht wieder vor ihm ſehen laſſen. Und ich? Das ſage ich Ihnen, wenn Sie nur noch einen Augenblick daran denken, ſo ziehe ich morgen im Tage aus. Sie wiſſen, Herr Bruder, daß es mir nicht an glänzenden Vorſchlägen fehlt; aus Liebe zu Ihnen und zu deinen Kindern, Schweſter, bleibe ich ledig. Das wollt' ich doch ſehen! Was will er denn?

Der Kammerrath küßte ſeiner Schwägerin die Hand, und ſagte: ich denke, mein Sohn, du ſiehſt nun ſelbſt, daß es unmöglich iſt. Du ſiehſt, wie unglücklich uns Alle, und beſonders deinen Bruder, dieſer Schritt machen würde. Es geht nicht: das iſt mein letztes Wort!

„Auch ich bin aber doch Ihr Sohn!" ſagte Herrmann leiſe, in wirklicher Verzweiflung.

Ein einfältiger Menſch biſt du, ſagte die Tante, der mir Verdruß genug macht. Klag es deinem Martin!

„Wohl möchte ich es dem klagen; er würde mich nicht ſo gehen laſſen.

Es iſt nicht möglich, mein Sohn! ſagte die Mutter ſanft.

Man muß ſich reſigniren, mein Sohn, ſagte der Vater, und machte ihm eine kleine Verbeugung.

Ja, du ſollteſt mir kommen! ſagte die Tante. Es geht nicht, und damit Holla!

„Es geht nicht!“ wiederholte Herrmann, und verließ das Zimmer.

Freilich war er heute Abend zu warm, um zu ſehen, wie viele Schwierigkeiten ſeine Verwandten in dem Abbrechen dieſer Verbindung finden mußten; und beinahe hätte ihre Kälte und Härte ihn zu einem ganz verkehrten Entſchluſſe gebracht. Zum Glück dachte er indeß mehr an Emilien und an ihr Unglück, wenn Rolfs ihre Hand bekommen ſollte.

Am folgenden Morgen ging er, in einem Ueberrock, den Hut tief in die Augen gedrückt, aus, um Hochfeld zu beſuchen. Er mußte an Lebrechts Hauſe vorüber. Ehe er bis dahin kam, traten die Baſe Eliſabeth und Emilie heraus, und gingen vor ihm die Straße hinunter. Jetzt erinnerte er ſich, daß ihm die Baſe erzählt hatte: ſie komme faſt niemals aus; doch mache ſie zuweilen des Morgens mit Milchen einen Spaziergang. Er folgte ihnen mit Herzpochen langſam zum Thore hinaus, und zu einem nahen Weinberge, wo man Kaffee ſchenkte. Als Beide hineingegangen waren, ſchlich Herrmann um die Mauer des Weinberges hin; und nicht lange, ſo ſah er die Baſe Eliſabeth, ohne Emilien, in einem ſehr eifrigen Geſpräche mit der Wirthin vor dem Hauſe ſitzen. Er ging durch eine andere Thür hinein, und erblickte Emilien, die in einem bedeckten Gange auf und nieder ging, und von Zeit zu Zeit ihr Tuch an die Augen hielt. Mit einem tiefen Seufzer faßte er den Entſchluß, ſie anzureden. Er trat in den bedeckten Gang, als ſie ihn wieder herunter kam, und ging ihr mit ſchwerem Herzen entgegen.

Sobald ſie ihn erkannte, ſuchte ſie ſich zu faſſen. Sie wurde zwar bleicher als vorher; aber dennoch ergoß ſich in ihr blaſſes Geſicht ein freundliches Lächeln voll Ruhe und Zuverſicht. „Wenn ich Sie ſtöre, Mlle. Lebrecht," hob er zitternd und in großer Bewegung an, „ſo verzeihen Sie es der beſorgten Freundſchaft." Sie ſtand lächelnd vor ihm ſtill, und ſagte in kleinen, kaum merklichen Abſätzen: ich wollte ſo eben wieder zu meiner Baſe gehen. Sie ſitzt ohne Zweifel noch vor dem Hauſe? Iſt es Ihnen gefällig, mich zu begleiten, Herr von Lange?

„Ich erſuche Sie, Mademoiſelle,“ antwortete er mit Beklemmung, „mich nur fünf Minuten anzuhören.“ Sie verbeugte ſich freundlich, und ging nun neben ihm den Gang hinunter. „Ich höre, Mademoiſelle. . . . (er konnte keine Worte finden) . . . Sie ſind Braut, oder doch . . .“ — Sie fing an zu zittern, und ſagte mit einem Tone, deſſen Beben ſie zu verbergen ſuchte: ich weiß nicht, Herr von Lange, ob dies Geſpräch wirklich für mich nothwendig ſeyn wird. Sie ſelbſt fühlen ohne Zweifel wohl, daß ich Sie erſuchen ſollte . . .

„Zu ſchweigen? Thun Sie das nicht. Dieſes naſſe Auge bittet Sie darum. Nur fünf Minuten, und Sie ſollen mich nie wieder ſehen. Iſt es wahr, Mademoiſelle, daß Sie die Braut des Herrn von Rolfs ſind?“

In der That, antwortete ſie, und die zurückgehaltenen Thränen brachen aus ihren Augen hervor: nur Beſorgniß für mich, wie Sie die Güte hatten zu ſagen, kann Ihnen das Recht geben, eine Antwort auf dieſe Frage zu fordern . . . Und — wenn ich es nun wäre? ſetzte ſie, wie ſcherzend, hinzu.

Herrmann ſchauderte. Mit hochfliegender

Bruſt, die ihm den Athem benahm, ſagte er: „unglückliches Mädchen! Nein! nimmermehr!“ Bei dem Ausrufe „unglückliches Mädchen!“ wurde Emilie etwas erleichtert, und faßte ſich. Sie wollen mich ohne Zweifel, ſagte ſie, vor dem Manne warnen, deſſen Braut Sie mich nannten. Ich danke Ihnen für Ihre Güte; denn es freuet mich, daß gute Menſchen an meinem Schickſale Theil nehmen. Schon vor einigen Tagen habe ich einen unerwarteten Beweis von gleicher Theilnahme erhalten; indeß danke ich Ihnen dennoch. Ich hoffe aber, mein Schickſal wird nicht ganz die ſchlimme Wendung nehmen, die man für mich beſorgt.

„Ich bin noch nicht fertig, Mademoiſelle. Dieſer Rolfs iſt . . .“ — Herr von Lange, fiel ihm Emilie ein; ſagen Sie mir nichts mehr. Ich weiß es. Sie erſparen mir in dem einen Falle einen unſichern Blick in die Zukunft; und in dem andern brauche ich nichts zu wiſſen. Ihre Theilnahme an mir rührt mich übrigens, weil ſie in einem ſolchen Falle ſelten und ſehr gewagt iſt.

„Und dennoch muß ich noch mehr wagen; ich muß es, ſelbſt auf die Gefahr, Sie zu beleidigen, im Falle, daß Sie Ihr Wort ſchon gegeben hätten."

Das habe ich noch nicht gegeben, Herr von Lange. Sie ſehen jetzt, daß ich keiner Warnung weiter bedarf; und ich werde Ihnen verbunden ſeyn, wenn Sie die Unterredung endigen. Nur in einem Nothfalle hatten Sie das Recht, ſie anzufangen; und, wie Sie hören, iſt der noch nicht da.

„Ich verlaſſe Deutſchland, vielleicht ſchon in wenigen Tagen. Geben Sie mir zum Lebewohl nur das Verſprechen, daß Rolfs nie Ihre Hand bekommen ſoll. Dies einzige Wort, meine Theure; und ich gehe beruhigt."

Sie geben viel Freundſchaft, ſagte Emilie ſcherzend; aber Sie fordern auch viel, wenigſtens mehr, als ich geben kann. Auf Ihre Foderung, Herr von Lange, kann nur mein Vater antworten. Wählte ich ſelbſt, ſo könnte vielleicht ſchon meine Wahl Ihre gütige Beſorgniß um mich vermindern.

Sie wollte gehen; aber Herrmann ergriff mit Heftigkeit ihre Hand. „Nein, edles Mädchen, Sie müſſen mich hören. Ich kann, ich will Sie nicht in ein gränzenloſes Elend gerathen laſſen.“ — Nun, — ſagte ſie ängſtlich, und machte ſanft ihre Hand aus der ſeinigen los — ſo will ich Sie wenigſtens freiwillig angehört haben. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo gehen wir noch einmal auf und nieder. „Emilie,“ ſagte Herrmann bewegt; „was Sie auch von dieſem Rolfs gehört haben mögen — Sie wiſſen nichts, wenn Sie mich nicht hören. Dieſer Rolfs iſt ein Teufel, der nicht mehr aus Leidenſchaft ſündigt, — was könnte man nicht am Ende der Leidenſchaft verzeihen! — ſondern, um ſeinen Verſtand zu üben. Sein Herz iſt vertrocknet, ſogar für die Sünde zu kalt, eine ausgebrannte Schlacke, die ihm ſelbſt zur Laſt iſt. Er haßt die Tugend nicht — wer ſie haßt, kann ſie wieder lieben lernen —; er glaubt an keine Tugend. Sein Herz iſt ſo dürr, wie ſein Körper. Unter dem vergiftenden Hauche ſeiner Seele würden Ihre Tugenden erſterben. Er würde Ihnen das Daſeyn Gottes mit boshaftem Spotte zweifelhaft, das Grab nur zu dem Aufenthalte der Verweſung, und die Verweſung zum Ziele aller Geſchöpfe machen. Er würde Ihnen den Glauben an die Menſchheit nehmen, oder Sie darum martern und verachten. Emilie! und Sie, Sie, mit dieſem ſanften, frommen Herzen, mit dieſer hohen Güte, mit dieſem Glauben an Gott, an Menſchheit und Ewigkeit, Sie ſollten an eines Mannes Bruſt fallen, in der nichts iſt, als eine Hölle?"

Bleich und zitternd ſtand Emilie da, und ein kalter Schauder überfiel ſie nach dem andern. Hertmann faßte ihre Hand, benetzte ſie mit heißen Thränen, und ſagte: „ich mußte Sie retten, oder ſterben!" Sie erholte ſich endlich, und ſagte ſanft, mit einem Seufzer: und nun, Herr von Lange, erlauben Sie.

„O, Emilie!" bat er wehmüthig; „erſt verſprechen Sie mir, daß Sie nie daran denken wollen, ihm ihre Hand zu geben. Ich verlaſſe Deutſchland. Man ſtößt mich hinaus, weg von allen Hoffnungen meines Lebens." Er legte die Hand an die Stirn; denn er fühlte, daß er anfing ſich zu verwirren. Seine Stimme wurde immer leiſer, immer weinender, und kaum konnte er noch Worte hervorbringen. Emilie rang mit dem Schmerze in ihrer Bruſt, und hielt nur mit der gewaltſamſten Anſtrengung ihre Seelenkräfte aufrecht.

„Man ſtößt mich hinaus," fing Herrmann wieder an; „ohne Mitleiden! . . . Emilie, laſſen Sie mich die einzige Hoffnung, die Gewißheit mitnehmen, daß Sie nicht die Gattin dieſes Menſchen werden wollen. Ich bitte Sie, nur dies einzige Wort zum Lebewohl, zum Segen für mein ſchon halb vernichtetes Herz!"

Nach Allem, was ich von Ihnen gehört habe — erwiederte Emilie langſam, als befürchtete ſie zu viel zu ſagen — können Sie leicht denken, Herr von Lange, daß es mein angelegentlichſtes Geſchäft ſeyn wird, mich von der Bewerbung des Herrn von Rolfs frei zu machen. Auch hoffe ich es zu können; und dieſe freundſchaftliche Sorge für meine Zufriedenheit wird Ihnen alſo Ihre Reiſe nicht unangenehm machen. Ich will offenherzig reden, weil Sie ſo gütig gegen mich ſind. Ja, er bewirbt ſich um meine Hand. Mein Vater glaubte, ich würde mit ihm glücklich ſeyn; und meine Baſe, die er ſehr für ſich eingenommen hat, glaubt das noch mehr. Es iſt eine Freude, Herr von Lange, dem Rathe ſeiner Verwandten folgen zu können, und ich war beinahe

nahe entſchloſſen, es zu thun; doch machte mich ſchon eine frühere Warnung aufmerkſam, und die Ihrige beſtätigt die erſte ſehr nachdrücklich: denn Sie haben den Herrn von Rolfs ja ſchon ehemals gekannt. Los bin ich noch nicht von ihm: aber ich fürchte nicht, daß mein Schickſal mich zwingen wird, ihm mein Jawort zu geben.

„Nein, gewiß nicht! Das Schickſal ſollte Sie zum Gegenſtande aller ſeiner Segnungen machen! Aber ich reiſe nicht eher, als bis ich weiß, daß Sie wieder frei ſind. Keine Macht in der Welt bringt mich früher von hier weg, als bis Sie, Sie ſelbſt, mir ſagen: ich bin von ihm los. Das ſoll Ihr Lebewohl für mich ſeyn! . . . Bei Gott! ſo lange ich lebe, ſoll dieſer Elende Ihre Hand nicht berühren."

Ihre Sorge, Herr von Lange, ſcheint doch wohl ein wenig zu weit zu gehen. Ich bitte Sie, überlaſſen Sie mich nun mir ſelbſt. Leben Sie wohl. — Sie verbeugte ſich. „Emilie," ſagte er, ganz außer ſich, und ergriff ihre Hand aufs neue: „theure Emilie! . . . Ich Unglücklicher! . . . Ja, Emilie, hören Sie mich! Ich Unglücklicher liebe Sie!" — Mein

Herr! ſagte Emilie ernſthaft; jetzt muß ich Sie erſuchen, mich zu verlaſſen.

Er ließ ihre Hand nicht los. „Emilie,“ jammerte er ängſtlich; „verzeihen Sie einem Unglücklichen, den gränzenloſes eignes Leiden, und die noch gränzenloſere Furcht vor Ihrem Unglück unbeſonnen gemacht hat.“

Wohl, mein Herr, daß Sie das ſelbſt fühlen! Gewiß fühlen Sie aber auch, daß Sie mich beleidigen würden, wenn Sie mich länger aufhalten wollten.

„Nicht ſo, nicht ſo! Nur die quälende Angſt meiner Bruſt hat mir das Geſtändniß entriſſen, das . . .“

Das ich aus Achtung für Ihren Charakter, mein Herr, nicht noch einmal hören will. Laſſen Sie mich nun, und leben Sie wohl!

„Emilie, aber Sie ſelbſt müſſen mir ſagen, daß Sie von ihm los ſind. O, verſprechen Sie mir nur das!“

Sobald Sie mir ſagen, erwiederte Emilie mit Stärke, daß Fräulein von Roslau Ihre Braut iſt: dann will ich es Ihnen ſelbſt mit Dankbarkeit ſagen, und mein Lebewohl ſoll Sie auf Ihre Reiſe begleiten.

„Emilie,“ ſagte Herrmann ernſt: „ich ſpreche mein Urtheil. Ja, meine Familie hat — ſie iſt meine beſtimmte Braut.“

Emilie verbeugte ſich. Nun leben Sie wohl, Herr von Lange. Ich hoffe, Ihnen bald ſagen zu können, daß ich frei und ruhig bin.

Herrmann blieb ſtarr und mit bleichen Wangen ſtehen. „Des Himmels Segen ſey mit dir, Emilie; und Ruhe und Glück!“ ſagte er zärtlich, und wendete ſich um. „Was aber nun mit mir?“ fragte er ſich. Er ging langſam den Gang auf und nieder. Endlich ſah er Emilien mit ihrer Baſe den Weinberg verlaſſen. Er ſtreckte unwillkührlich die Arme nach ihr aus, und ſchlich nun, wie ein Verbrecher, zu Hauſe.

Die arme Emilie hatte während der Unterredung mit Herrmann übermenſchlich mit ihrer Liebe und ihrem Schmerze gerungen. Auf dem Wege zu ihrer Baſe ließ ſie endlich den hervordringenden Thränen freien Lauf. Sie ging in ein Zimmer, nahm das jüngſte Kind der Wirthin auf den Arm, und ſcherzte mit dem, um nur erſt ſo viele Faſſung wieder zu bekommen, daß ſie ſich der Baſe Eliſabeth zeigen könnte.

Zu Hauſe warf ſie ſich ihrem Vater in die Arme, und flehete mit den Thränen und der Wehmuth eines doppelten Leidens ihn an, den Herrn von Rolfs zurückzuweiſen. Die arme Emilie hatte wirklich in naher Gefahr geſchwebt, das Opfer ihres Gehorſams zu werden. Rolfs, dieſer liſtige Böſewicht, erfuhr ſehr bald, welches Anſehen der Geheime-Sekretair bei dem Erbprinzen hatte. Er ſtahl ſich durch ein nachgemachtes treuherziges Weſen in ſeine Freundſchaft ein, beſuchte ihn oft, und erwarb ſich auch die Gunſt der Baſe Eliſabeth durch geheuchelte Frömmelei, und Aufmerkſamkeit. Emilie bemerkte ihn kaum, und er blieb ihr widerlich, ſo viele Mittel er auch verſuchte, ſich ihre Gunſt zu erſchmeicheln. Endlich ließ er bei dem Vater und der Baſe Eliſabeth einige Worte von ſeinen Abſichten auf Emilien fallen. Emilie, deren Bruſt eine unglückliche Leidenſchaft füllte, ſagte Nein. Der Vater bat; Eliſabeth quälte ſie, ſang ihr Morgens und Abends vor: „mein Sinn iſt blind, kennt deinen Willen nicht,“ ꝛc. und machte dann eine lange Nutzanwendung. Worauf warteſt du denn, Emilie? Auf einen Grafen? „Vor Hochmuth, Herr, mich doch bewahr!“ Milchen, ich bitte dich, thu' es. Sieh, wenn dein Vater einmal ſtirbt, ſo muß ich doch darauf denken, wo ich bleiben ſoll; und der Herr von Rolfs iſt gottesfürchtig: bei dem werde ich es nicht ſchlimm haben.

Emilie ſagte mit Wahrheit zu Herrmann: es iſt eine Freude, dem Rathe ſeiner Verwandten folgen zu können. Sie entſchloß ſich insgeheim, ihres Vaters Wunſch zu erfüllen, und erwartete nur noch ſeinen Geburtstag, um dem Herrn von Rolfs ihr Jawort zu geben. Ehe aber der kam, erhielt ſie von Hochfelds Schweſter die erſte Warnung, ſich nicht mit Rolfs einzulaſſen. Sie erfuhr jetzt zu ihrem Schrecken, daß es eben der Rolfs war, mit welchem Herrmann die Schlägerei gehabt hatte, und ſie ſagte das ihrem Vater. Der war aber, ſo wie in Allem, auch hier unbeſorgt. Jugendſtreiche, Milchen; weiter nichts. Die jungen Leute taugen alle nicht viel. Jetzt hat er die Hörner abgelaufen. Glaube mir, er iſt ein braver Mann, der es redlich mit dem

Lande meint. Ich muß ihn ja wohl kennen. Ein tüchtiger Arbeiter! Laß gut ſeyn, Milchen. Engel giebt es unter den Menſchen nicht.

Emilie war gar nicht leicht umzuſtimmen; die Baſe entdeckte aber ihrem frommen Freunde, dem Herrn von Rolfs, daß er „böſe Widerſacher" hätte, die ihn bei Milchen anſchwärzten. Rolfs fiel ſogleich auf Langen. Baſe Eliſabeth fand das ſehr wahrſcheinlich, und erzählte in ihrer Einfalt von Herrmanns Beſuch und Emiliens Thränen.

Nun brachte Rolfs einmal, in Emiliens Gegenwart, das Geſpräch auf Herrmann, und erzählte ſeinen Vorfall mit ihm und Hochfeld ſelbſt. Er ließ nichts weg, ſtellte aber alles in ein beſſeres Licht, ſo daß ſeine Schuld ſich ſehr verminderte. Emilie war wieder zweifelhaft geworden; heute aber, nach der Unterredung mit Herrmann, war ſie feſt entſchloſſen. Ihr Vater beſtand nicht mehr auf ſeinen Vorſatz; nur bat er Emilien, ſie ſelbſt möchte dem Herrn von Rolfs die abſchlägige Antwort geben: und das that ſie denn ſchon nach einigen Tagen. Sie ſagte ihm, ſobald er wieder kam, ſehr höflich, daß ſie ihm nie ihre Hand geben würde. Baſe Eliſabeth wollte ſie unterbrechen; allein Emilie war jetzt zum erſten Male ſtarrköpfig, und erklärte: ihr Entſchluß ſey unwiderruflich, und ſie laſſe ſich durch nichts davon abbringen. Rolfs fing an, für ſich zu reden. Doch Emilie ſagte: ich liebe Sie nicht, Herr von Rolfs. Dieſe Erklärung kann Sie nicht beleidigen; denn Neigungen ſtehen nicht in eines Menſchen Gewalt. Aber nach dieſer Erklärung fordert es, dünkt mich, die Achtung, die Sie mir und ſich ſelbſt ſchuldig ſind, keine Hoffnung weiter zu haben. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie dies den letzten Beſuch ſeyn ließen, den Sie mir machten." Er ging mit einem artigen Komplimente, doch ſehr erbittert über Herrmann, den er für die Urſache von Emiliens Widerwillen hielt.

Baſe Eliſabeth, die ihre furchtſame Emilie nie hatte ſo beſtimmt reden hören, ſchwieg eine Minute; dann aber ſang ſie mit gellender Stimme:

Es folget nicht,
Daß uns da nichts gebricht,
Wenn wir fein ſanft auf unſern Hefen liegen:
Daß wir uns ſelbſt an unſerm Thun vergnügen,

Daß unſrer Seel' alsdann ſowohl geſchicht,
Das folget nicht. —

Emilie ertrug die kleinen Stacheln, welche Baſe Eliſabeth ihr jetzt täglich und ſtündlich an das Herz warf, mit Geduld und Ruhe; denn ſie litt ſchon von einem größeren Schmerze. Nun wußte ſie denn, daß Herrmann ſie mit Leidenſchaft liebte, und ſein Betragen war ihr ganz deutlich. Er hatte ſie ſchon lange geliebt, und ſich nur, um ſie nicht zu beunruhigen, ſeit einiger Zeit von ihr entfernt gehalten. Sie wußte, daß nur der Schmerz ihm heute das Geſtändniß ſeiner Liebe entriſſen hatte, und geſtand ſich, daß ſie beinahe eben ſo ſchwach geweſen wäre. Aber ſie fühlte nun auch, daß nach dieſem Geſtändniſſe die kleinſte Unvorſichtigkeit von ihrer Seite den jungen Mann zu größeren Unbeſonnenheiten verleiten könnte, und daß ſie ſelbſt nicht zum zweiten Male im Stande ſeyn würde, ſeinen Thränen zu widerſtehen. Sie dachte mit Angſt daran, daß es möglich wäre, ihn in jeder Geſellſchaft (und alle konnte ſie doch ſchlechterdings nicht ausſchlagen) zu finden. Aber Er hatte vielleicht die Großmuth, weg zu bleiben. Dieſer Gedanke machte ihr Herz noch ſchwächer. O, ſagte ſie, wenn es ihn tröſtet, daß er mich ſieht, ſo komme er! Ich will leiden, lächeln und ſterben.

Als ſie wieder in eine Geſellſchaft kam, worin ſie ihn vermuthet hatte, fand ſie ihn nicht, und dankte ihm dafür; aber ihr Herz wurde zu weich, ihre Sehnſucht zu groß. Sie ging zu Hochfeld, der allein von ſeiner Familie da war, und ſagte: „Ihre Schweſter, Herr von Hochfeld, hat ſehr gütigen Antheil an meinem Schickſale genommen. Ich ſehe ſie vielleicht fürs erſte nicht wieder. Wollen Sie ihr ſagen, daß ich ihrer Warnung gefolgt bin?" — Hochfeld begriff noch immer nicht, daß man ein Mädchen ſo ganz verſchloſſen, wie Herrmann, lieben könnte, und fragte unbeſonnen: darf ich daſſelbe auch einem Freunde ſagen, der noch größeren, innigern Antheil an Ihrem Schickſale nimmt, Mademoiſelle, und dem dieſe Nachricht wenigſtens einige Stunden Erholung von einem unbeſchreiblichen Leiden geben würde? — „Dieſe Nachricht, Herr von Hochfeld," erwiederte Emilie lächelnd, „iſt ſo unbedeutend, daß ſie jeder wiſſen darf: der Herr von Rolfs hat ſeine Bewerbung um meine Hand zurückgenommen."

Hochfeld bemerkte die feine Schamröthe nicht, die Emiliens Geſicht überzog, und fühlte nicht, wie ſehr er ſeinen Freund beleidigte. Alſo darf ich ihm ſagen, fuhr er eifrig fort, daß Sie frei ſind? — „Ich verſtehe Sie nicht, Herr von Hochfeld; aber es würde mir weh thun, wenn Sie mich nicht verſtanden hätten: und doch ſcheint es faſt ſo. Ob ich frei bin oder nicht: davon kann nur zwiſchen mir und meinem Vater die Rede ſeyn; daß aber Herr von Rolfs ſeine Bewerbung um mich zurückgenommen hat, darf Jedermann wiſſen, und Sie brauchen nicht erſt meine Erlaubniß, die Nachricht mitzutheilen.“

Hochfeld merkte, daß er zu viel geſagt haben müßte, und ſchwieg. Er dachte aber: die verkehrten Menſchen! ſie ſtoßen die Hand zurück, die ſie aus dem Abgrunde des Leidens und des Grames reißen will. Er fühlte den Edelmuth der beiden Liebenden nicht, und hielt das für Sophiſterei, was Tugend war. Schon am folgenden Morgen erzählte er Herrmann ſeine Unterredung mit Emilien, und ſah zu ſeinem Befremden, daß dieſer Unwillen darüber äußerte. Lange, ſagte er, ſiehſt du denn nicht, daß Emilie ſich an mich wendete, damit ich es dir wieder erzählen ſollte? Das iſt ja mit Händen zu greifen!

„Das ſehe ich; und welche Ueberwindung mag es ihrem Herzen gekoſtet haben! Aber laß mich! Du verſtehſt ihr Herz ſo wenig, als meine Gefühle.“

Nun ſo ſey denn meinethalben blind! Ich möchte nur wiſſen, wie das Mädchen es anfangen ſoll, dir zu ſagen, daß ſie dich liebt!

„Wer verlangt das? Meinſt du, ich hätte an meinem eigenen Schmerze nicht genug? Geh; du verſtehſt mich nicht.“

Wie ſich die Thoren quälen! dachte Hochfeld, und ſchwieg. Aber er wollte alles Mögliche thun, um ſie Beide zu einander zu bringen. — Herrmann ſchlug alle Geſellſchaften aus, in denen er Emilien vermuthen konnte. Er war entſchloſſen, ſie nicht wieder zu ſehen; denn ſie hatte, wie es ihm ſchien, ihr Wort erfüllt, und ihm durch Hochfeld ſagen laſſen, daß es mit Rolfs vorbei ſey. Hochfeld lud ihn einige Tage vor ſeiner Abreiſe noch zu einem Balle ein, auf welchem Emilie nicht ſeyn würde. Herrmann nahm die Einladung an. Er kam ſpät, und — veränderte die Farbe, als er Emilien erblickte.

Emilie fuhr ein wenig zuſammen, als er hereintrat. An ſeinem Erblaſſen und Erröthen, an ſeinen Blicken auf Hochfeld, der mit einer lächelnden, triumphirenden Miene da ſtand, ſah ſie, daß er an dieſer Zuſammenkunft unſchuldig war; und ihr Herz wallte ihm dafür dankbar entgegen. Herrmann gewann nach und nach, da er Emiliens Unbefangenheit ſah, ſeine eigne wieder; doch blieb er immer weit von ihr entfernt. Hochfeld ſah den Plan, auf den er ſo viel gerechnet hatte, vereitelt, und wendete ſich nun an ſeine Schweſter, die genug von Emilien und Herrmann wußte, um ihn bei dem erſten Worte zu verſtehen. Ich gehe mit Emilien in die große Allee, ſagte ſie; und ſchon nach einigen Minuten waren Beide nicht mehr im Saale.

Herrmann ſaß in einem Nebenzimmer. Hochfeld gab ihm einen Wink, und führte ihn in den Garten. Ich habe etwas Nöthiges vergeſſen, ſagte er. Geh doch einen Augenblick in die große Allee; da will ich dich finden. Herrmann ging ruhig dahin, und fand Emilien, die auf das Fräulein Hochfeld wartete, das ſie jetzt eben verlaſſen hatte. Er und Emilie errötheten zugleich. Emilie näherte ſich ihm, und ſagte freundlich: ein ſeltſamer Zufall führt uns hier zuſammen, Herr von Lange. — „Ich veranlaßte ihn nicht,“ erwiederte Herrmann feſt. — Das weiß ich. Doch er iſt mir lieb; nun kann ich Ihnen die Verſicherung geben, die ich Ihnen neulich verſprach. Meine Zufriedenheit iſt Ihnen nicht gleichgültig; es freuet mich daher, Ihnen ſagen zu können, daß ich nichts mehr von den Bewerbungen des Herrn von Rolfs befürchten darf. Und ſo, Herr von Lange, reiſen Sie glücklich. Ich höre, daß Sie uns ſchon in drei Tagen verlaſſen wollen.

Herrmann antwortete nicht; denn er dachte mit großem Schmerze daran, daß er Emilien jetzt vielleicht zum letzten Male ſehe. Sie fühlte, daß ihr Herz ſich allzu ſtark erweichte, daß ihr Arm in dem ſeinigen zitterte, und daß ſie nicht würde Lebewohl ſagen können. Um ſich nicht zu verrathen, ſprach ſie zitternd, ängſtlich, fort: Sie gehen nach Italien? Was haben die Männer nicht voraus! Werden Sie den Aetna erſteigen? Die Ausſicht oben ſoll unbeſchreiblich ſchön ſeyn, und der Blick in den Krater ſchrecklich! — „Schrecklich," ſagte Herrmann langſam, in der Betäubung dieſes Augenblickes: „ſchrecklich — wie der Blick in die Zukunft."

Dieſe Worte erſchütterten Emilien; alle ihre Kraft war dahin. Laſſen Sie uns gehen! ſagte ſie zitternd. Herrmann blickte ſie wehmüthig an. „Nur noch einen Augenblick, Emilie!" Er hielt ihr die Hand hin, und ſagte bebend: „leben Sie wohl, theure Emilie. Leben Sie auf ewig wohl!" — Emilie wurde immer bleicher, und legte ihre Hand in die ſeinige. Er berührte ſie mit ſeinen Lippen, und ließ eine Thräne auf ſie fallen. „Leben Sie wohl, Emilie!" ſagte er noch einmal. Sie antwortete nicht; aber es rollten Thränen über ihre Wangen. Einen ſanften Händedruck, den ſie ihm gab, bemerkte er ſo wenig, als das Brechen ihres Herzens; er ſah nur, wie ihre Miene wieder lächelnd wurde, als ſich ihre Seele unter dem Schmerze aufrichtete. Leben Sie wohl, Herr von Lange! ſagte ſie jetzt leiſe und ſanft. Herrmann beugte ſich noch einmal auf ihre Hand, und konnte nur ſeufzen. Als er die Allee hinauf ging, wurde er mit jedem

Schritte ſtärker, muthiger; denn was jetzt noch folgen konnte, galt ihm wenig.

Kommſt du allein? fragte Hochfeld. — „Mademoiſelle Lebrecht wollte noch bleiben, und es ſchien mir, als ob ſie allein zu ſeyn wünſchte. Ich habe ihr bei der Gelegenheit Lebewohl geſagt.“

Nur Lebewohl? nichts weiter?

„Ich danke dir für deinen guten Willen, Hochfeld; allein ich habe ihr Lebewohl geſagt.“

Nach fünf Minuten kam auch Emilie in den Saal. Herrmann warf noch einen Blick auf ſie, und ging dann. Er ſah ſie nicht wieder; denn von ihrem Vater nahm er Abſchied, als ſie und die Baſe auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange waren.

Der Abſchied von dem Fräulein Roklau war eine bloße witzige Farce. Ich dächte, mein tugendhafter Ritter, ſagte ſie, als er ſo eben gehen wollte: Sie ließen mir Ihre Tugend hier zum Verwahren; ich will ſie in meiner Schminkdoſe aufheben. Auf Reiſen, wiſſen Sie wohl, kann man leicht etwas verlieren.

Er wurde ſchnell ernſthaft, und erwiederte: ich habe einen Schutzengel bei mir.“ — Welchen? fragte ſie. — „Einen fremden Schmerz, eine fremde Thräne, eine fremde Tugend!“ — Sie reden ja recht prophetiſch, in Räthſeln!

Er dachte ununterbrochen an Emiliens Lebewohl, und konnte jetzt nichts mehr ſagen. Schnell und mit Unwillen verließ er das Zimmer des Fräuleins, und athmete erſt freier, als der Reiſewagen mit ihm fortrollte.

Hochfeld erwartete ihn auf der nächſten Station, und fing ſogleich von Emilien an. „Laß das, lieber Hochfeld,“ ſagte Herrmann. „Du meinſt es gut; aber was du hoffſt, iſt nichts. Ich liebe das Mädchen auf eine unbegreifliche Weiſe, und — ich glaube ſogar, daß auch ſie mich liebt. Es giebt Augenblicke, Hochfeld, wo die Sünde ſo ſüß, ſo lockend iſt, und ſo unſchuldig ſcheint, daß man, eben wenn man ſich vornimmt, recht feſt zu ſtehen, höchſt gefährlich fallen kann. Eine Leidenſchaft, guter Hochfeld, — und das iſt das Schlimme bei der Sache — hat etwas ſo Großes an ſich giebt einen ſolchen Anſchein von Kraft und Stärke, und leihet der Selbſtſucht einen ſo ſchönen Schein von Menſchlichkeit, daß man wahrhaftig eine Reiſe, wie ich ſie antrete, nöthig hat,

hat, um dem Teufel aus den Klauen zu kommen. Sieh, ich hätte dieſe Emilie noch ein-, zwei-, oder dreimal ſprechen dürfen, ſo wäre ich mit aller meiner Stärke geliefert geweſen. Beim Himmel! tugendhaft ſeyn, heißt gerade nicht ſiegen, ſondern nur aus dem Kampfe nach Frankreich und Italien laufen, um die Niederlage zu vermeiden. Seitdem ich merkte, daß es ſchief ablaufen könnte, habe ich ſie nicht wiedergeſehen, und der Himmel wird mir dieſe Feigheit als den ſchönſten Sieg anrechnen. Ich weiß, was mir die Flucht koſtet, was es mir gekoſtet hat, zu ſchweigen, als ihre Thränen hervorbrachen, als ſie, vielleicht beinahe eben ſo ſchwach, wie ich, daſtand, und den erloſchenen Blick auf mich heftete. — Endlich verließ ich ſie. Glaube mir, Hochfeld, ſo ſchwer wird mir kein Gang wieder werden — nur den heutigen aus deinen Armen ausgenommen. Doch" — fuhr er mit Ernſt fort — „da wir hier noch bei einander ſind, und da wir nicht wiſſen können, wie die Würfel fallen werden, ſo laß mich noch einmal aus Herzensgrunde mit dir reden. Du treibſt dich ſeit einem Vierteljahre mit dem Prinzen Moritz umher. Was haſt du mit ihm? Er iſt kein Heiliger; und ſein Freund kannſt du nicht ſeyn, weil er ein Prinz iſt. Was biſt du ihm denn ſonſt, Hochfeld?"

Du ſiehſt Manches zu ſchwarz, ſagte Hochfeld. Ich will dir wohl geſtehen, daß der Gedanke, des Prinzen Freund zu ſeyn, mir allerdings ſchmeichelt. Er iſt kein Heiliger; aber du biſt zu ſtrenge, lieber Lange. Gewiß, das biſt du.

„Zu ſtrenge? Wie ſoll ich das nehmen? Vergieb der Tugend heute ein Haar breit, ſo hat morgen der Teufel dich ganz. Iſt die Tugend eine Spiegelfechterei, oder eine Mode, welche heute die Friſur ſo hoch bauet, und morgen etwas niedriger? Ich kenne nur Eine Tugend, Hochfeld; und von der läßt ſich nichts abhandeln. Der Prinz iſt dein Herr; und hängſt du dich an ihn, ohne ein Geſchäft zu haben, ſo mußt du ſchlimmer ſeyn, als er ſelbſt. Ich kenne das. Geh meinethalben mit dem Teufel um; nur habe keine Achtung oder Furcht vor ihm, und du kannſt ſicher ſeyn. Soll ich dir ſagen, was es iſt? Daß Se. Durchlaucht vertraulich mit dir umgehen, im Ueberrocke zu dir kommen, dir Billette ſchreiben, ſich in deinen Arm hängen, vor aller Welt dich küſſen, nicht ohne dich leben können: das iſt es, das reitzt dich. Ich frage dich aber: was reitzt den Prinzen? Deine Tugend doch wohl nicht? . . . Hochfeld, ein ſolches Leben führt zu nichts, als zu Reue. Du kannſt dem Fürſten dienen; aber, bei Gott! ich möchte es nicht einmal wagen, einem tugendhaften Fürſten mehr als ein Diener zu ſeyn. Lieber Hochfeld, wenn mir jemand befehlen darf, ſo muß ich doch wahrhaftig wiſſen, was; dein Umgang aber berechtigt den Prinzen, Alles von dir zu erwarten. Ich bitte dich, mache dem Dinge ein Ende; es geht nicht gut! . . . Hochfeld, ich habe dich nie an eine alte Geſchichte erinnert; aber laß es mich dies Eine Mal thun. Du weißt, wie geſchwind der verdammte Rolfs dich herum hatte; und wie leicht würde es nun vollends einem Prinzen werden! Man darf nicht mit dem Laſter ſpielen. Laß mich die Hoffnung mit auf die Reiſe nehmen, daß ich meinen Hochfeld wiederfinden werde!"

Hochfeld ſank erröthend — er fühlte nur zu ſehr, daß Herrmann Recht hatte — in ſeine

Arme. Guter Lange! ſagte er mit Innigkeit; hier nimm mich ganz! Nein, ich werde nicht ſinken. Wir wollen Freunde bleiben; und vergeſſe ich je, was du mir biſt, was du mir warſt, ſo gieb mir — (er zog einen Ring vom Finger, und ſteckte ihn an ſeines Freundes Hand) — ſo gieb mir dieſen Ring, und mein Herz ſoll wieder dein ſeyn.

Hochfeld war unausſprechlich gerührt. Er ſchluchzte: du haſt Recht. Der Umgang taugt nicht. Ja, ich will ihn abbrechen. Ich verſpreche es dir, mein edler Lange.

Herrmann drückte den Ring auf ſeine, und dann auf Hochfelds Bruſt. „Ich habe den ewigen Bund unſerer Herzen beſiegelt, Hochfeld.“ Er ſchloß den Freund in ſeine Arme, und Beide hingen lange an einander. Herrmann ſprang endlich in den Wagen, der ſchnell dahin rollte, und Hochfeld ſtand wie verödet.

„Der Menſch iſt kein Zugvogel,“ ſchrieb Herrmann an Hochfeld. „Ich flattre nur an einem unſichtbaren, doch unzerreißlichen Faden, deſſen Ende da feſt geſchlungen iſt, wo ich geboren bin. Wir Menſchen haben eine Heimath. Ich ſehne mich nach Allem zurück, nach euch, ſelbſt nach meinen Leiden. O, dachte ich, wenn nur erſt die Alpen zwiſchen meinem Herzen und meiner Heimath ſind, dann will ich alles, alles vergeſſen! Da liegen ſie hinter mir, und mein Herz ſchlägt unter den vorigen Wünſchen, den vorigen Thränen. Auf den Alpen ſtand ich, ſchaute hernieder auf die unermeßliche Erde, und trank die reine Luft des ſchöneren Himmels. Mein Blut rann leichter, meine Bruſt athmete freier; aber meine Seele trauerte. Ach, ich muß erſt höher ſtehen, als die Erde iſt, eine andere, reinere Luft trinken, als die von den Seufzern der Menſchen gebildet wird, wenn meine Seele aufhören ſoll, zu trauern! Hochfeld, du kennſt den Schmerz, den erſt das Grab bedecken kann. Ich habe nichts vergeſſen, nicht dich, nicht — Und möchte ich denn vergeſſen, wenn auch der Menſch es nach Willkühr könnte? das frage ich mich jeden Morgen, und ſage jeden Abend: nein! denn was wäre ich ohne dieſen Schmerz!“ — —

„Heute ſtand ich auf dem Schlachtfelde bei Cannä, wo der ſtolze, fürchterliche Todesengel aus Afrika vor zweitauſend Jahren würgte. Ich warf mich nieder — vielleicht auf eben dem Hügel, wo er ſtand, und den tödtlichen Kreis um das Heer der Römer bezeichnete. Nur ſanfte Lüftchen weheten Blumen zu Blumen. Aber ich rief alle verflogenen Seufzer zurück, erweckte das Jammern der Gefallenen, das trunkne Jauchzen der Sieger, und beſtreute das ſtille Feld mit Leichen, mit Sterbenden, mit Verwundeten. Und mitten unter dieſen tauſend jammernden Stimmen des Todes hörte ich den Punier mit ſchrecklicher Stimme ſeinem Vaterlande zurufen: ſendet Menſchen! Und als ich nun dachte, wie das alles dahin iſt; wie die Natur dieſen Hochgerichtsplatz der menſchlichen Verbrechen wieder mit Freude und Segen bedeckt hat; dachte, wie die Vorſehung einen Hannibal, einen Marius und Cäſar nur gleich Gewittern braucht, welche die Luft reinigen; wie die mit Blut erkaufte Größe dieſer Menſchen geſunken, Roms Größe niedergeſtürzt, und die Menſchheit auch unter ihrer blutigen Geißel immer weiter fortgeſchritten iſt; wie ein Jahrhundert, ein Menſchengeſchlecht, ein Volk immer den Keim eines beſſern enthält — — da rief ich: iſt es denn nicht mit dem einzelnen Menſchen eben ſo wie mit ganzen Völkern? Hier auf dem Küſſen, das eine frohe Mutter für ihre Tochter, die Braut iſt, niederlegt: auf eben dem Küſſen lag vor einigen Monaten die bleiche Wange des ſterbenden Vaters. Jetzt weint die Mutter Thränen der Freude auf eben die Stelle, wo kaum die letzte Thräne des brechenden Auges getrocknet iſt. Der einzelne Menſch vergeht wie ganze Nationen; ſeine Schmerzen verſchwinden, wie die Leichen der Schlachtgefilde: aber das Menſchengeſchlecht bleibt mit ſeinen Freuden und Leiden. Ihr ſeyd dahin, ſagte ich ſanft, die ihr fielt; euer Schmerz iſt nicht mehr. Aber würde das nicht jemand, wenn er meinen Schmerz kennte, nach zweitauſend Jahren auch zu mir ſagen? Nein, gütige Natur, nimm die ewige hoffnungsloſe Liebe, nimm den ewigen Schmerz nicht aus meiner Bruſt; doch gieb mir Geduld, und laß mich nicht glauben, mein Schmerz ſey der einzige in der Natur!" —

Solcher Briefe bekam Hochfeld mehrere von Herrmann. Er gab ſie ſeiner Schweſter, und dieſe theilte ſie Emilien mit. Emilie fühlte den Verluſt eines ſolchen Herzens. Sie zog ſich faſt gänzlich aus den Geſellſchaften zurück, die ſie nie geliebt hatte, und die jetzt ihren Gram nur vermehrten. Ihre Liebe wurde durch die Einſamkeit noch heißer, aber heiliger.

Während Herrmann durch die Schweiz, Italien und Frankreich flog (denn die ganze Reiſe ſollte nur ein Jahr dauern), ging mit Hochfeld eine große Veränderung vor. Er zog ſich zwar Anfangs, wie er verſprochen hatte, von dem Prinzen Moritz zurück; allein dieſer, der ihn wirklich liebte, ſuchte ihn nur um ſo emſiger auf, und mit ſo vieler freundſchaftlicher Herablaſſung, daß Hochfeld nicht widerſtehen konnte. Der Prinz war ein junger Mann von lebhaftem Charakter, mit mancherlei Kenntniſſen und vieler Gutherzigkeit, aber ohne Grundſätze. Er hatte beſonders den Fehler, daß er nicht verzieh, wenn er ſich einmal für beleidigt hielt; und da er von ſeinen Kenntniſſen, ſogar von ſeinem ſittlichen Charakter, äußerſt vortheilhaft dachte, ſo konnte er ſehr leicht beleidigt werden. Am Hofe ſeines Vaters gefiel er ſich nicht, weil es ihm an Beſchäftigung fehlte. Sein älterer Bruder, der Erbprinz, ein ſehr ernſter, in Arbeiten unermüdeter, bis auf die geringſten Kleinigkeiten pünktlicher Mann, war nicht ganz mit ihm zufrieden, und es herrſchte zwiſchen ihnen eine gewiſſe Kälte, die der jüngere Prinz freilich am ſtärkſten empfinden mußte. Nun waren für dieſen das Militair, und einige luſtige Geſellſchafter, die er von allem Zwange gegen ſich entband oder doch zu entbinden glaubte, der ganze Kreis ſeiner Beſchäftigungen. Natürlicher Weiſe gab dem Prinzen ſein Feuer Veranlaſſung zu manchen Unbeſonnenheiten, die er denn oft eben ſo edelmüthig wieder gut machte, als er ſie übereilt beging. Es waren ſchon mehr als Einmal Schulden für ihn bezahlt worden; er machte aber immer neue. Lebrecht, der als geheimer Kabinetsſekretair um alle fürſtlichen Familienangelegenheiten wußte, that dem Erbprinzen den Vorſchlag, ſeinen Bruder einzuſchränken. Das geſchah; aber Prinz Moritz machte nur deſto mehr Schulden, und man mußte am Ende doch bezahlen. Die Einſchränkung war indeß wohl ein wenig mit zu vieler Härte geſchehen. Der Prinz erfuhr, daß Lebrecht den Rath dazu gegeben hatte; und wurde darüber ſehr unwillig, was freilich dem guten Lebrecht keinen Kummer machte, da er es nicht einmal wußte.

Hochfeld war der vertrauteſte Geſellſchafter des Prinzen Moritz. Der Erbprinz hatte ihn daher in Verdacht, daß er ſeinen Bruder zu manchen Thorheiten verleite, und ließ ihn das einmal ſehr auffallend merken. Hochfeld fand ſich dadurch beleidigt, weil er unſchuldig war; jetzt hängte er ſich aus einer Art von Eigenſinn deſto feſter an ſeinen Prinzen, und dieſer belohnte ihn dafür mit noch größerer Freundſchaft. In der That verdarb Hochfeld den Prinzen nicht, ſondern er ſelbſt wurde unter deſſen übrigen Geſellſchaftern verdorben. Er hörte alle Tage Grundſätze, die am Ende, weil ſie ſo oft als ausgemacht geäußert wurden, in ſeinen Augen den Schein der Wahrheit erhielten. Selbſt, als Herrmann noch in der Reſidenz war, ſchwankte Hochfeld ſchon, und nur der Gedanke an ſeinen Freund, an ſeinen Schutzengel Herrmann, hielt ihn, daß er nicht fiel.

Wir müſſen hier noch einmal anmerken: Hochfeld war tugendhaft aus Grundſätzen der Ehre, die ſein Vater bei ſeiner Erziehung gebraucht hatte, doch bei ſeinem weichen Herzen äußerſt lenkſam. Herrmanns Tugend aber gründete ſich auf den Glauben an Gott, auf eine feurige Liebe zu allen Menſchen, und war darum ſo feſt, als ſeine Seele rein.

Schon auf der zweiten Poſtſtation von der Reſidenz, in Zahlendorf, ſchrieb Herrmann ſeinem Freunde: „Lieber Hochfeld, habe ich dir nicht einmal etwas aus unſern akademiſchen Jahren erzählt, das mein Herz in eine nicht kleine Bewegung brachte? Mit Gewißheit weiß ich es nicht. Ich lernte die Tochter eines Landpredigers kennen, ein unſchuldiges, zutrauliches, liebliches Geſchöpf. Hätte ich nicht an meine Eltern denken müſſen — Ich liebte das theure Mädchen; aber ich ſchwieg. Sie wurde verheirathet, und ich ſah ſie als Braut. Es war der erſte Schmerz, den ich als Jüngling empfand. Seitdem habe ich immer mit reinem Vergnügen an dieſe gute, unſchuldige Seele gedacht, und ihr Zufriedenheit gewünſcht. Dies voraus."

„So wie ich hier in Zahlendorf ankomme, und man die Pferde umſpannt, gehe ich nach meiner Gewohnheit im Dorfe umher, und bleibe vor einem kleinen Häuschen nahe am Kirchhofe, unter zwei hohen Linden, ſtehen. Das Fenſter öffnet ſich, und es ſieht eine Frau heraus, ohne mich zu bemerken. „Das iſt Luiſe!“ ruf' ich laut in meinem frohen Erſtaunen. Nun wendet ſie das Geſicht zu mir hin, und erkennt mich. Ich eile in das Haus, und in ihre Arme. Es war Luiſe. Ich frage nach ihrem Manne. Sie antwortet mit Thränen, und zeigt mir durch das offne Fenſter ſein Grab. Er iſt von dem Dorfe, wo er Prediger war, hieher verſetzt worden, und ſchon nach einigen Monaten geſtorben.“

„Ich frage nach ihren Umſtänden; und ſie blickt traurig zu Boden. Sie hat ein kleines Wittwengehalt, das kaum für die Bedürfniſſe des ärmlichſten Lebens hinreicht. Ich gab ihr fürs erſte, was ich an baarem Gelde entbehren konnte; denn mit einem Wechſel wüßte ſie nichts anzufangen. Nun bitte ich dich aber, Hochfeld, für dieſe Luiſe, für die Freundin deines Freundes, zu ſorgen. Es muß ihr an nichts fehlen; mehr können wir ja, leider, nicht für ſie thun. Uebrigens iſt ſie glücklich; ſie hat hier Bekannte, das Grab ihres Mannes, ihre

Heimath. Ich ſchreibe dir das, damit du nicht etwa, in deinem Eifer zu helfen, auf den Gedanken kommſt, ſie in die Stadt zu ziehen. Sie paßt nicht dahin; denn ſie iſt über alle Beſchreibung lieblich, — ich kenne nur Ein weibliches Geſchöpf, das noch anziehender iſt, als ſie. Eben darum darf ſie mit ihrer zutraulichen Unſchuld nicht in die Stadt; denn wenn dieſe liebliche Unſchuld vernichtet würde, ich käme darüber von Sinnen. Du, gutherziger Verſchwender, ſchickſt ihr monatlich, was du willſt; und doch werde ich Alles, was du auch thun kannſt, noch immer nicht genug gethan finden: denn das Grab vor ihrem Fenſter — Es geht ein Weg von ihrer Hausthür dahin, ein ausgetretener Fußpfad. Die arme Frau! ſie iſt ihr Brot, um nur die Kraft zu haben, daß ſie den Fußſteig austreten, und das Grab mit Thränen benetzen kann! — O Hochfeld! in der Bruſt dieſes Weibes liegt ein Himmel voll Liebe; und ſie iſt zu ewigen Klagen verdammt, wie ich!"

Hochfeld ſetzte ſich, ſobald er dieſen Brief bekommen hatte, zu Pferde, und ſprengte nach Zahlendorf. Er beſuchte den Kirchhof, und fand den ausgetretenen Fußpfad zu dem Grabe. Endlich ging er auch zu Luiſen. So einfach, ſo ärmlich ſie gekleidet war, ſo machte dennoch ihre liebliche Heiterkeit den ſtärkſten Eindruck auf ihn. Ihr Geſicht war nicht edel ſchön; es lag kein Zug von Stolz und Würde darin. Aber ein Paar friſche, roſenrothe Wangen, ſanft gewölbte Lippen, freundliche blaue Augen, ein ſchönes Kinn mit einem Grübchen, ſehr ſchöne Arme und Hände — das Alles machte ein ſehr liebliches Ganze.

Luiſe ſtand ein wenig verlegen, aber doch zutraulich, vor Hochfeld da. Ich habe, ſagte Hochfeld ſehr gütig, von meinem Freunde Lange einen Brief bekommen —

„Ach, Sie ſind Herr Hochfeld!“ erwiederte Luiſe, und ihr Auge belebte ſich mit der reinſten Freude. „Herr Lange hat mir von Ihnen geſagt. Sie glauben nicht, Herr Hochfeld, wie glücklich es mich machte, daß ich Ihren und meinen Freund einmal wiederſah.“

Hochfelds Augen hingen mit Vergnügen an den ſchön geformten Lippen, die ſich ſo ſchnell bewegten, und an den hellen Augen, die von Freude glänzten. Luiſe faßte fröhlich mit ihrer weichen runden Hand die ſeinige, um ihn zu einem Stuhle zu führen. Sie bat ihn, dieſe Nacht doch ja in Zahlendorf zu bleiben. Er verſprach das, und meinte, im Wirthshauſe; allein die heitere Frau wollte ihn nicht weglaſſen, und ging hinaus, um ein Abendeſſen und ein Bett zu beſorgen. — Das war für Hochfeld unbegreiflich, da die junge Wittwe und eine Magd ganz allein in dem kleinen Hauſe wohnten; er wußte nicht, wie unbeſorgt die Unſchuld macht, die noch keinen Verführer kennt. Bei der Mahlzeit, und nachher, war die junge Frau, wenn ſie nicht am Fenſter ſtand, ſo heiter, ſo in guter Laune, und ſo voll witziger Einfälle, daß Hochfeld um zehn Uhr nicht wußte, wo der Abend geblieben war. Man zeigte ihm ſein Zimmer, und er ſchlief ſehr ruhig.

Am folgenden Morgen kam er denn zu ſeinem Geſchäft, und zahlte der jungen Wittwe eine Summe Geldes, mit dem Verſprechen, ihr jedes Vierteljahr eben ſo viel zu ſchicken.

Sie ſagte, mit Thränen in den blauen Augen: „das iſt zu viel, Herr Hochfeld; ſo viel brauche ich nicht. Ich bin ja allein, und arbeite gern.“ Aber Hochfeld drang ihr die Summe auf. Als er endlich Abſchied von ihr nahm, ſagte er ſcherzend, er würde ſie öfter beſuchen; und ſie ließ ſich von ihm die Hand darauf geben. Hochfeld war in fröhlicher Verwunderung über das unbeſorgte Zutrauen, und küßte ſie, obgleich etwas ängſtlich, zum Abſchiede auf den Mund. Darüber erröthete ſie flüchtig; doch ſogleich war wieder nur die gewöhnliche ſanfte Gluth auf ihren Wangen. Sie begleitete ihn über den Kirchhof, ließ ſich noch einmal die Hand darauf geben, daß er bald wiederkommen wollte, und ſah ihm freundlich nach, ſo lange ſie ihn ſehen konnte.

Als Hochfeld das nächſte Mal in Zahlendorf geweſen war (und er blieb nicht lange aus), ſchrieb er Herrmann: „Deine Luiſe in Zahlendorf iſt meine Freundin — meine Schweſter, wenn du willſt. Du ſchriebſt mir, wie lieblich ſie wäre; aber nicht ein Wort von ihrer reinen Heiterkeit, von ihrer großen Güte, von dieſer himmliſchen Argloſigkeit, von dieſer Unſchuld, die ich erſt bei ihr habe kennen lernen, und von der ich vorher auch nicht den mindeſten Begriff hatte. So denk' ich mir die Tochter

ter eines Patriarchen, ſo die Tochter eines Naturmenſchen in Amerika; nur hat Luiſe zugleich alle Vorzüge der Kultur. Du warfſt mir ehemals immer meinen Geſchmack an Kunſt, an Politur vor; das würdeſt du jetzt nicht mehr thun, wenn du ſäheſt, wie ich mich hier bei Luiſen etablirt habe; wenn du ſäheſt, wie ich mit der lieblichen Frau unter ihren Linden Milch oder ein Butterbrot eſſe, und wie ich dann, mit ihr am Arm, einen Spàziergang um das Dorf mache. Luiſe nennt mich Hochfeld; ſie weiß meinen Stand nicht, und ich bin in der That noch nicht in Verſuchung gekommen, ihr zu ſagen, was ich eigentlich bin. Sie ſingt vortrefflich, und ſeitdem ich bei ihr beinahe wie etablirt bin, habe ich auch ſchon darauf gedacht, einen Flügel hinaus zu ſchaffen. Du weißt, daß mir ohne Muſik nicht wohl iſt. Ich möchte Luiſen ſpielen ſehen, mit den runden weißen Fingern, deren Spitzen wie in die Morgenröthe getaucht ſind. Iſt dir je eine ſchönere Hand und ein ſchönerer Arm vorgekommen? Mir nicht. Und dieſer alabaſterne, durchſichtige, runde Hals, und in der ſchönen, vollen Bruſt das treue, argloſe, liebe Herz, bei aller fröhlichen Schalkheit der großen, blauen Augen! Eine wahre jugendliche Hebe! — Und die Thränen auf dieſen friſchen Wangen! Man möchte ſie betrüben, um ſie weinen zu ſehen!“

Herrmann antwortete ſogleich: „Ich zittre, Hochfeld, für Luiſen und für dich! Dein Brief, dein ſchrecklicher Brief, iſt voll von den flammenden Zügen einer entſtehenden Leidenſchaft. Ich bitte dich, Hochfeld, ſieh Zahlendorf nicht wieder. Gott! ich vertrauete dir das Herz, das Glück dieſer unſchuldigen Seele aus Eden; und wenn du nun Beides verwahrloſeteſt! Thäteſt du das, Hochfeld — ich würde dich, wie dein Rachengel, ohne Barmherzigkeit verfolgen.“

Hochfeld wurde erſchüttert; denn er fühlte, daß Herrmanns Beſorgniſſe Grund hatten. Ehe die Antwort ankam, war er ſchon vier Mal wieder in Zahlendorf geweſen, und bei jedem neuen Beſuche länger, als bei dem vorigen. Das Vertrauen der argloſen Luiſe, ihre Freundlichkeit, ihre unbefangene Güte, ihre ſchweſterliche Zärtlichkeit, hatten ſein Herz in die ſtärkſte Bewegung geſetzt, und er mußte ſich geſtehen, daß er anfing ſie zu lieben. So wie er Herrmanns Brief geleſen hatte, eilte er an den Schreibtiſch, und antwortete, was ihm ſein erſchüttertes Herz eingab. Er verſicherte ſeinem Freunde aufs heiligſte, Luiſen nicht wiederzuſehen. Auch war er feſt entſchloſſen, Wort zu halten; allein nach und nach wurde das Bild der ſchönen Luiſe wieder mächtiger, und er ließ ſchon etwas von dem erſten Entſchluſſe nach. Ich will ſie, dachte er, nur zuweilen ſehen; aber ſie ſoll mir heilig ſeyn, wie eine Schweſter.

Er ritt wieder nach Zahlendorf. Luiſe bot ihm, als er kam, die Roſenlippen zum Kuſſe, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ſo lange ausgeblieben ſey. Er ſtand finſter da; denn ſchon ein Kuß war eine Uebertretung des Geſetzes, das er ſich gemacht hatte. Luiſe, die ſeine finſtre Miene bemerkte, glaubte, nicht freundlich genug gegen ihn ſeyn zu können; und ſein Entſchluß, ſie heilig zu halten, wie eine Schweſter, ging nun in heiße Händedrücke, in ſchnelle, glühende Umarmungen über. Immer mit dem Vorſatze zu gehen, blieb er länger als gewöhnlich, und war zerſtreut, mürriſch, veränderlich. Luiſe glaubte, er müſſe Verdruß gehabt haben, und liebkoſ'te ihn ſo vertraut, ſo hingebend, daß er hätte verzweifeln mögen. Noch einmal warnte ihn ſein Schutzgeiſt und Herrmanns Tugend. Luiſe erzählte ihm, ſie wiſſe von ihrem Vater ſehr wohl, daß Herrmann ſie geliebt habe. „Er ging," ſagte ſie, „und kam nicht wieder. Ich fragte ſo oft: warum mag Herr Lange nicht mehr kommen? Da ſagte mein Vater endlich: weil er nicht an dir ein Böſewicht werden wollte, darum iſt er weggeblieben." Hochfeld ſchlug die Hand vor die Stirn, und ſein Herz entſchloß ſich tauſendmal, kein Böſewicht an Luiſen, kein Betrieger an ſeinem Freunde zu werden. Er vermied die ſchöne Frau ſogar eine Stunde lang; dann aber ſuchte ſie ſelbſt ihn auf, ſchalt ihn freundſchaftlich über ſeine üble Laune, und ſuchte ihn mit Zärtlichkeit zu erheitern.

So ſaß er wieder in ſeinem Schlafzimmer, ſtützte ſeine Stirn in die Hand, machte ſich Vorwürfe, und ſuchte doch Entſchuldigungen für ſeine Begierde. Jetzt öffnete Luiſe die Thür, und blieb auf der Schwelle ſtehen. „Aber diesmal," ſagte ſie ſcherzend, „iſt es doch kaum mit Ihnen auszuhalten. Sitzen Sie nicht da, als ob ſie ein böſes Gewiſſen hätten!" Dieſer ſcherzhafte Vorwurf traf ihn. Er ſchlug die Augen nieder, die ſo eben die holde Frau lüſtern betrachtet hatten, und beugte die Stirn tiefer in die Hand. — Gewiß, ſagte er; Sie thun mir Unrecht, Luiſe. — „Nun iſt es weit mit Ihnen gekommen!" erwiederte ſie lächelnd; „Sie verſtehen nicht einmal mehr Scherz!"

Er antwortete nicht. Luiſe glaubte, ihn beleidigt zu haben. Sie vergaß, wo ſie war, ging zu ihm, und ſagte zärtlich: „lieber Hochfeld, ich meinte es nicht böſe." Er legte, ohne die Augen aufzuſchlagen, ſeinen Arm um ihren Leib, und hielt ſie zitternd. „Was iſt Ihnen?" fragte Luiſe beſorgt. Nichts, nichts, antwortete er, und zog das liebliche Weib auf ſeine Kniee. „Nun, das iſt doch zu arg!" ſagte Luiſe ſcherzend, und wollte aufſtehen. Aber er legte den Arm um ihren Nacken, ſagte mit gänzlich gewechſeltem Tone: mir fehlt nichts, liebe Luiſe; und drückte ſeinen Mund auf ihre Lippen.

Luiſe wollte auch jetzt wieder aufſtehen; und doch gab ſie ihm ſeine Küſſe zurück. Sein Blut glühete, und er umfaßte ſie feſter; aber Luiſe machte ſich aus ſeinen Armen los, und ging, ohne zu wiſſen, wie ſie das zu nehmen habe, langſam wieder in die Thür. „Nun, ſo kommen Sie doch!" ſagte ſie beſtürzt, indeß ohne Härte, ohne Zorn. Sie wußte nicht, ob das Zufall wäre, oder nicht, und hatte wohl Aengſtlichkeit, doch keinen Verdacht.

Luiſe war aus dem Hauſe ihres Vaters in die Arme ihres Mannes übergegangen, und es fehlte ihr gänzlich an Kenntniß der Welt. Sie merkte daher nur etwas Außerordentliches an dem jungen Manne, dem ſie ſo gut war. Was mag ihm ſeyn? fragte ſie ſich, und betrachtete ihn darauf. Als er am Abend ging, bot ſie ihm, wie gewöhnlich, die Wange zum Kuſſe. Hochfeld rechnete es ſich als einen Sieg ſeiner Tugend an, daß er ſie hatte entfliehen laſſen; doch zu gleicher Zeit wünſchte er heimlich, daß er es nicht gethan haben möchte.

Ohne deutlich zu wiſſen, warum, vermied es Luiſe von jetzt an doch, mit ihm allein zu ſeyn. Er ritt endlich zurück, und triumphirte im Herzen über ſeine Stärke. Jetzt, da ſein

Herz mit dieſer furchtbaren Leidenſchaft kämpfte, die ſo ſinnlich, und eben darum deſto mächtiger war, jetzt näherten ſich ihm, in mancherlei Krümmungen, gleich Schlangen, die alten Grundſätze des Herrn von Rolfs, und die neuen, zu denen die Freunde des Prinzen ſich bekannten. Er ſtieß ſie zurück; aber ſie kamen wieder, und in der ſchmeichelnden ſchöneren Geſtalt halber Tugenden. Sie kamen, nicht um zu verführen, ſondern nur, das Geſchehene zu entſchuldigen.

„Sieh," ſagte Herrmann einmal, kurz vor ſeiner Abreiſe, zu Hochfeld; „wenn ich etwas thun will, oder gethan habe, worüber mir das Herz klopft, und der Teufel regt ſich bei mir, und ſagt: ſo etwas kann einem Menſchen wohl begegnen; das iſt ſo arg nicht; es giebt noch weit ärgere Menſchen, als du: — dann banne ich fürs erſte den Teufel. Ich nehme ein Blatt Papier, und ſchreibe darauf, was ich gethan habe, oder thun möchte, doch ohne alle Schminke, ohne alle höfliche Benennungen; oder ich frage meinen alten Martin: was iſt das? und der giebt dann dem Dinge gewiß den rechten Nahmen. Schon ſo ein

Wort, wie Schurkenſtreich, Härte, Rache, Heuchelei u. ſ. w. hat eine große Kraft, und ich laſſe mir von dem Teufel keinen andern, milderen Nahmen dafür unterſchieben. Nun mache ich einen Roman, und denke mir das ſchrecklichſte Unglück, das aus der Erfüllung meines Wunſches, aus der Handlung, die ich vorhabe, entſtehen könnte. — „Wird aber nicht,“ ruft der Teufel. — Könnte aber doch, ſag' ich. — „Du biſt ſo arg nicht, als du dich machſt!“ — Dafür danke ich Gott; aber ich weiß nicht, wie arg ich werden kann. — Schweigt der Teufel noch nicht; wie das wohl zuweilen geſchieht, als z. B. bei Emilien, wo er mich richtig — nicht verführte; er war liſtiger, ſondern — überrumpelte. Ich beging den Schurkenſtreich, den ich noch jetzt verabſcheue; ich entdeckte ihr meine Liebe.“

Einen Schurkenſtreich? ſagte Hochfeld; höchſtens eine Unbeſonnenheit, Herrmann.

„Dafür wollte es mir auch der Teufel verkaufen. Du weißt aber nicht, was voraus gegangen war. Ich liebte Emilien; ach, ich liebe ſie ja noch unausſprechlich. Heirathen konnte ich ſie nicht; was blieb mir nun übrig, als zu ſchweigen und zu dulden! — „Gut, brav!“ rief der Teufel: „aber ſehen, ſprechen darfſt du ſie doch; es wird dich tröſten.“ — Das darf ich nicht; denn wenn ich vor ihr ſtehe, ſo weiß ich nicht mehr, was ich ſage, was ich thue. Ich könnte einen ſchlechten Streich machen, wie da auf dem Maskenballe, wo ich beinahe — „Das war Ueberraſchung; nichts weiter. Jetzt kennſt du deine Schwäche. So etwas kann nicht wieder kommen. Es wird dich tröſten, Herrmann.“— Aber ich hörte den Teufel nicht an, weil ich wußte, wie ſchwach ich war. Ich vermied das theure Mädchen, oder, wenn ich ſie ſehen mußte, doch wenigſtens jedes vertraute Geſpräch mit ihr. Nun gab mir der Teufel Hoffnung. „Dein Vater iſt ſterblich; das Fräulein von Roslau veränderlich. Deine Eltern werden, wenn ſie dein Leiden ſehen, nachgeben. Denke doch an deine Großmutter!“ — O wenn das wäre! rief ich, und ſchlug voll Hoffnung die Hände zuſammen. „Warum ſollte es nicht ſeyn! Emilie aber, die von dir nichts weiß, wird ihr Herz einem Andern geben. Entdecke ihr deine Liebe, oder laß ſie wenigſtens merken, daß du ſie liebſt.“

— Teufel! rief ich: biſt du das? Nun nahm ich die Feder, und ſchrieb: ſeine Liebe einem Mädchen entdecken, das man nicht heirathen kann, iſt — ein Schurkenſtreich. Der Teufel ſchrie ſich heiſer. Ich aber machte, ohne mich daran zu kehren, meinen Roman, entdeckte Emilien meine Liebe, und wurde auch von ihr geliebt. Bei dieſem Theile des Romans floſſen heiße Freudenthränen, und der Teufel würde es gern geſehen haben, wenn ich es dabei gelaſſen hätte. Nun aber mußte ich die Roslau heirathen, und Emilie ſtarb vor Gram. Ich zeigte dem Teufel die ſterbende Emilie, und ſagte: ſiehſt du nun wohl? — Oder ich heirathete Emilien, betrog die Röslau, und machte meine Eltern unglücklich. Nein, ich ſchweige! ſagte ich am Ende. . . . Ach, Hochfeld! wie ſchwach ſind wir! Es ſchien mir zuweilen nicht ſo ſchlimm. Nun verſetzte ich Emilien in die Zeit irgend eines edlen Menſchen, eines Ariſtides, eines Scipio. Dieſer liebte ſie, wie ich; aber er ſchwieg, um das Herz des Mädchens nicht zu beunruhigen, und ſtarb an ſeiner Liebe. Emilie trat an ſein Sterbebett. Er reichte ihr nur die Hand, verbarg ihr ſelbſt noch das brechende Herz, ſtarb mit ſeiner Tugend, mit ſeinem Geheimniſſe, und Emilie wußte nicht, daß er für ſie ſtarb. So hätte Scipio gehandelt! rief ich; und nun war ich feſt entſchloſſen, nie einem Menſchen zu ſagen, daß ich ſie liebte. Und dennoch — dennoch war ich ſo ſchwach, Hochfeld.

Dieſe Grundſätze hatte Herrmann von ſeinem Großvater. Wurde der von jemand gefragt: was muß ich thun? ſo ſagte er: leg dich in den Sarg, und frag dich dann, was du wohl thun würdeſt, wenn du noch lebteſt; dann wird es dir an Rathe nicht fehlen.

Hochfeld nahm ſich zwar in ſeinen guten Stunden vor, wie Herrmann zu handeln; allein er ſelbſt machte den Advokaten des Teufels, und wurde durch ein ſolches Selbſtgeſpräch nicht beſſer, ſondern ſchlechter. In gewiſſen Stunden glaubte er ſogar, mehr Kraft zu haben, als Herrmann ſich zutrauete. Er war nicht Willens, ſich das Bubenſtück zu Schulden kommen zu laſſen; er wollte nur bis zu einem gewiſſen Punkte hin, und dann ſtehen bleiben. So ging es ihm auch mit Luiſen. Er dachte, Luiſe iſt keine Emilie; ſie ſelbſt liebt das Vergnügen, und wäre in meinen Armen gewiß glücklich. Ich würde Emiliens feinere Empfindungen achten, das fühl' ich; aber eine Frau wie Luiſe, die ſich bei dem erſten Beſuche den Mund von mir küſſen läßt, dieſen entzückenden Mund — kann die unglücklich werden, wenn ich — gern in ihrer Geſellſchaft bin?

Um in ſeinen eignen Augen reiner zu ſcheinen, machte er Luiſen ſchwärzer. Er glaubte, Luiſe theile ſeine Leidenſchaft und ſeine Begierden mit ihm, weil ſie freundlich war, weil ſie ihn, ſo oft er ſie wieder beſuchte, liebkoſte, weil ſie arglos mit ihm den gefährlichen Weg vorwärts ging. Aber er hatte ſich geirrt. Als er ſie verſtrickt genug glaubte, als ihn ſeine Leidenſchaft und die Gelegenheit gewaltſam hinriſſen, fand er an Luiſens Unſchuld einen Widerſtand, den er nicht geahnet hatte. Das Ziel, das er ſchon erreicht zu haben glaubte, war ſehr weit weggerückt, und er ſah, daß die unſchuldige Frau nicht durch das zu verführen war, was ihn ſelbſt beherrſchte: heißes Blut und Sinnlichkeit.

Luiſe war beleidigt, und vergoß Thränen;

aber ſie verzieh ihrem Wohlthäter. Jetzt kam Hochfeld, ohne von Luiſen gebeten zu werden: denn er hatte ſie ſcheu gemacht. Doch ſeine Reue über die Beleidigung und ſeine jetzige Behutſamkeit gaben ihm bald ihr Vertrauen wieder; und ſeine zärtliche Beſorgniß für ſie, ſeine ſanfte Gefälligkeit, ſein ſteter Umgang, gewannen ihm dann in Kurzem ihr ganzes Herz. Nur innige reine Liebe empfand Luiſe; nicht die Begierden, die in Hochfelds Herzen brannten. Er geſtand ihr ſeine Leidenſchaft; ſie hörte ihn mit zärtlichen Blicken an, und machte ihn endlich ein gleiches Geſtändniß.

Er nannte ſie: ſeine Luiſe; ſie ihn: ihren Wilhelm. Dabei fand ſie nichts Sonderbares. Sie betrachtete ſich als Hochfelds Braut; denn ſie hielt ihn für einen jungen Mann von bürgerlichem Stande, der, wie er ſelbſt ſagte, nur noch durch einige, indeß nicht große, Schwierigkeiten gehindert wurde, ihr ſeine Hand zu geben. Er zeigte Luiſen ſeine flammende Leidenſchaft, zürnte mit ihr, wenn ſie ſich ihm entziehen wollte, und nannte ſie: kalt, falſch, treulos. Die arme Luiſe, der dieſe Vorwürfe das treue Herz verwundeten, entzog ſich ihm nicht mehr mit der vorigen Behutſamkeit; ſie wollte und durfte ja dem Geliebten ſeine Wünſche nicht verweigern. Ihre Güte, nicht Sinnlichkeit, brachte ſie zum Fallen.

Hochfeld ſprach ihr Muth ein, als ſie zagte und trauerte. Er ſchwor ihr ewige Liebe, und drang ihr reiche Geſchenke auf; aber ſie hoffte immer nur auf das einzige Geſchenk, das ſie wieder beruhigen konnte: den Trauring. Sie ahnete keine Betriegerei, und glaubte ihm, wenn er ihr ſagte, wodurch ſeine Verheirathung mit ihr noch gehindert würde: Härte einiger Verwandten, von denen er abhängig wäre. Auf ſein dringendes Bitten zog ſie von Zahlendorf weg in ein kleines Städtchen, und nahm, weil er dazu rieth, einen andern Nahmen an. Die Unglückliche, die nun gänzlich in ſeiner Gewalt war, hatte weiter keinen Kummer, als die Seltſamkeit des Zuſtandes, in welchem ſie leben mußte; allein er führte ja zu ihrem Glücke, und deshalb ließ ſie ſich den fremden Nahmen gefallen, ſo weh er ihr Anfangs auch that.

Hochfeld brachte Luiſen von Zahlendorf weg, weil das Reiſejahr ſeines Freundes jetzt beinahe verfloſſen war. Er zitterte vor Herrmanns Ankunft, ob er gleich ſchon Unwahrheiten in Bereitſchaft hatte: Luiſe ſey durch die Erbſchaft von einem Verwandten wohlhabend geworden, und habe ſich in der Gegend ihres Geburtsortes verheirathet. Eben daſſelbe hatte Luiſe ihren Bekannten in Zahlendorf ſagen müſſen, und ſie beſtätigte es durch einen Brief, worin ſie ihr Wittwengehalt aufgab. Von dieſer Seite war Hochfeld alſo jetzt ſicher, und auch ſo ziemlich ruhig. Luiſe, die er in keinem Stücke Mangel leiden ließ, und die ihn mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, war nun ſchon ganz an den Gedanken gewöhnt, daß ſie für jetzt ſeine Frau noch nicht ſeyn könnte; und er hoffte, ſie würde ſich endlich auch an den gewöhnen, es nie zu werden. Was fehlt uns denn? fragte er ſich. Eine elende Formalität, die ja, ſobald mein Vater todt iſt, in meiner Gewalt ſteht. Zwar würde Herrmann hier wohl über Verbrechen, über Schurkerei ſchreien; aber ich weiß nicht, warum ich mich von ſeinen Grundſätzen ſoll wie ein Kind beherrſchen laſſen. Wir ſind Freunde, und ich liebe ihn; doch ſoll ich denn darum ewig unter ſeiner

Vormundſchaft ſtehen? Er hat ſeine Maximen, ich die meinigen; und es iſt die Frage, wer von uns Beiden Recht hat. Er liebt mich, und ich liebe ihn: das iſt alles, was er von mir fordern kann.

Trotz ſeinem Raiſonniren fürchtete er ſich aber dennoch vor Herrmann und der Reinheit ſeines Herzens. Um nun jede Möglichkeit zu verhüten, daß Herrmann etwas von ſeiner Verbindung mit Luiſen erfahren könnte, ſagte er zu ihr: ſeine Verwandten wären ihm und ſeiner Liebe auf der Spur; ſie möchte ſich daher ſo viel wie möglich zu Hauſe halten, und, wenn ſie ausginge, ihr Geſicht immer mit einer Florkappe bedecken. Er äußerte dabei mit einer ſolchen Leidenſchaft, mit einer ſo ſorgenden Zärtlichkeit den Wunſch, ſie bald zu dem Altare führen zu können, daß Luiſe ihm mit Thränen um den Hals fiel, und ihn bat, ſich nur zu beruhigen. „Was fehlt mir denn, lieber Wilhelm?" ſagte ſie. „Ich kann ja warten, und will es gern. Bin ich denn nicht ſchon jetzt ſehr glücklich? O lieber Wilhelm, laß mich keine Thräne in deinen Augen ſehen. Sorge du für mich; ich will für dich weinen."

Hochfeld fühlte, was Luiſen die Worte: „ich will ja warten!“ koſteten. Er drückte, er küßte ihr die Hand, und ſagte: meine gute Luiſe, der Himmel verleihe mir nur die einzige Wohlthat, daß ich dich ſo glücklich machen kann, als du es verdienſt! — Nach einer ſolchen Scene (denn ſie wurde mehrere Male wiederholt) fühlte Luiſe immer den Himmel in ihrem Herzen, und vergaß die Unruhe über ihren ungewiſſen Zuſtand. Sie breitete die ſchönen Arme aus, um den Geliebten an ihre Bruſt zu drücken, lächelte, war heiter, und ſchwor ihm, daß ſie nicht mehr unruhig wäre. „So, ſo,“ ſagte ſie mit einem Kuſſe — „ſo in deinen Armen, mein Wilhelm! So will ich leben, bis du es änderſt.“ Ihre Heiterkeit, ihre unausſprechliche Liebe, ihre Liebkoſungen vertrieben die Unruhe und die Reue aus Hochfelds Herzen. Nun ſetzte er ſich zu ihr, und plauderte mit dem liebenswürdigen, unſchuldigen Weibe recht heiter. Welchen Tagen, dachte er in einer ſolchen Minute, ſehe ich entgegen, wenn ich gar kein Geheimniß mehr vor ihr haben darf!

Auch mein Freund Lange, — hob er an, weil er mußte.

„Iſt der wieder zurückgekommen?“ unterbrach ihn Luiſe mit freudig funkelnden Augen. „O, wo iſt er? Du wirſt ihn doch zu mir bringen? Ich muß ihm ja ſagen, daß ich ihm das größte Glück meines Lebens, dich, verdanke.“

Er wird heute oder morgen kommen. Luiſe, du ſollſt ihn wiederſehen; nur jetzt noch nicht. Er iſt gut, Luiſe, ſehr gut; und was wollte ich nicht darum geben, wenn ich ihm ſagen dürfte: Luiſe iſt mein! (Er ſtand unruhig auf.) — „Das dürfteſt du nicht?“ fragte Luiſe. — Er hat nur Einen Fehler, fuhr Hochfeld fort: den, daß er nicht ſchweigen kann. Wüßte er, daß wir . . . ſo wüßten es alle ſeine Freunde, und ich würde unglücklich. Darum habe ich ihm auch geſchrieben, was wir verabredet haben.

Luiſe ſeufzte über die Verabredung, und über Herrmanns Fehler; denn nun konnte ſie ihm nicht ſagen, wie glücklich ſie ſich durch Hochfelds Liebe fühlte.

Herrmann kam an einem kalten Oktober-Abend vor die Reſidenz, ſaß ſehr finſter in ſeinem Wagen, und befahl dem Poſtillion, recht langſam zu fahren. Er hatte ſeit Monaten keine Briefe gehabt, weder von Hochfeld, noch von ſeinen Eltern. Das währte ihm zu lange, und er fuhr nun von Straßburg Tag und Nacht. „Man ſollte nicht reiſen, Schwager,“ ſagte er zu dem Poſtillion, als er die Thürme der Reſidenz von weitem erblickte; „wenn man nach Hauſe zurückkehrt, geht man dem Kummer, dem Schrecken gerade in die Hände. Wer weiß, wie viele traurige Nachrichten ich nun hören werde!“ Der Schwager, dem das Wetter üble Laune gab, ſagte nur: ja, ja, kann wohl ſeyn! — Herrmanns Ungewißheit wurde, je näher er kam, deſto drückender. Mit dem Poſtillion den er, um ſich zu zerſtreuen, angeredet hatte, war nichts anzufangen; und da er den quälenden Gedanken: was werde ich erfahren! nicht aus ſeiner Seele vertreiben konnte, ſo gab er ſich ihm endlich ganz hin. „Ich will mich recht bange machen,“ dachte er, „um mich dann deſto mehr zu freuen. Ein halbes Dutzend Menſchen will ich in Särge legen, und noch ein halbes unglücklich ſeyn laſſen, um recht mit voller Seele zu jauchzen, wenn ich ſie alle geſund und heiter wiederfinde.“ Er wollte ſeine Angſt wegſcherzen; aber das war unmöglich. Seine Bruſt klopfte, als er durch das dunkle krumme Thor einfuhr. „Hat etwa der Lieutenant Lange die Wache, Unterofficier?“ fragte er. (Ich bin gewiß, dachte er dabei, er hat ſie nicht, und ich ſoll mich noch länger ängſtigen.) — Der Lieutenant Lange hatte die Wache nicht. „Fahr langſam, Poſtillion!“ rief Herrmann; „du bekommſt ein doppeltes Trinkgeld!“ — Ich merke ſchon, wie es iſt, ſagte er zu ſich ſelbſt; aber ich will doch noch ein Paar Minuten ſcherzen können.

In der Gegend, wo Emilie wohnte, fühlte er ein Zittern. Er bog ſich weit aus dem Wagen hervor, und ſah, daß ſich ein Schatten an der Decke ihres Zimmers bewegte. „Friede,“ ſagte er mit einer Thräne im Auge — „Friede mit dir, gute, heilige Seele! dieſer Bruſt fehlt er.“ Nun näherte er ſich dem Hauſe ſeiner Großmutter, und ſah ungewöhnlich viel Licht darin. Das Herz ſchlug ihm ſehr ängſtlich; doch ließ er vorüber fahren. Der Thorweg in ſeines Vaters Hauſe ſtand offen. „Hier hinein!“ rief er, und ſprang aus. Er gab dem Poſtillion ſein Trinkgeld, rief einem Bedienten zu: „packt aus!“ und war in einem Sprunge wieder über die Straße weg, vor ſeiner Großmutter Hauſe. Als er die Thür aufmachte, erſtarrte er vor Schrecken. Es ſtand ein Sarg, mit Lichtern umgeben, auf der ſchwarz behängten Hausflur, worin eine Todtenſtille herrſchte. An den Sarg lehnte ſich Martin; er beugte das blaſſe Geſicht auf den Deckel hinunter, und ließ den Stumpfarm darauf ruhen. Herrmann ſtand, in den weiten Mantel gehüllt, den Reiſehut tief über das Geſicht gezogen, zitternd, bebend, ohne Worte, ohne Athem da. Er trat einen Schritt näher, um zu fragen, was er ſchon wußte, und ſein Kopf ſank langſam auf den Sarg herunter. Der dumpfe Ton erweckte den alten Martin. Er blickte auf, und ſah den Fremden auf dem Sarge liegen. Wer iſt das? fragte er leiſe und betrübt. Herrmann antwortete nicht; eben jetzt fielen ſeine heißen Thränen auf den Sarg, der die geliebte Leiche verſchloß. Martin ſtand auf, ſtieß ihn an, und fragte noch einmal: nun? wer iſt es? Da hob Herrmann das bleiche Geſicht zur Hälfte auf. Martin erkannte ihn; aber er lächelte nicht zum Willkommen: er hielt den Stumpf vor die Augen, als er ſeinem geliebten Herrmann die rechte Hand gab.

Herrmann zeigte, mit dem fragenden Schmerz im Geſichte, auf den Sarg. Martin nickte mit dem Kopfe, und legte die Fauſt auf das beklemmte Herz. „Theure, theure Großmutter!“ ſtammelte Herrmann leiſe. Nun ſank er neben dem Sarge auf die Kniee, und küßte die Stelle, wo das Geſicht liegen mußte. Jetzt ſchluchzte Martin auf einmal laut: Herrmann, gieb ihr die Hand; ſie hat es ſo ſehnlich gewünſcht. Und mit dieſen Worten nahm er den Deckel des Sarges ab. Jetzt richtete Herrmann, von dem Geſchrei erſchreckt, ſich auf, beugte ſich langſam über die gefaltenen Hände ſeiner Großmutter, küßte ſie dankbar, und benetzte ſie mit heißen Thränen. Aber dann beugte er ſich mit wilder Leidenſchaft über ihr Geſicht. „So ſtarbſt du, Mutter, die mich liebte, die ich liebte! ſo ſtarbſt du, ohne mich zu erwarten! Nein, Niemand, Niemand auf der Erde, liebte dich ſo, wie dein Herrmann! Eine kalte Hand drückte dir die Augen zu, und nur Lippen, kein Herz, ſagte Amen zu dem letzten Gebete.“

Ich, ich! rief Martin; ich habe ihr die Augen zugedrückt. Mich verklage nicht vor Gott, Herrmann! Ich hatte ſie lieb; und o, daß ſie mich nur mit ihr verſenken könnten! Was ſoll ich noch hier, lieber Vater im Himmel? Sie ſind ja Beide todt. Ich habe keinen mehr, mit dem ich ſterben möchte. O Herrmann, Herrmann! ſtirb auch du, daß ich noch einmal die ganze Lebensfahrt verwünſchen muß! Sieh, ich möchte nun die Barake hier anſtecken (er hob ein Licht auf); denn da drin ſitzen ſie, und zählen ſchon Geld, und zanken ſich um die Erbſchaft. Hole den — der am Sarge eines Fremden ein Stück Geld anfaſſen kann, und wär' es ſo ſchwer wie ein Anker. Und nun gar an dem Sarge einer Mutter! . . . Rabentöchter! ſagte er leiſer. Die gute Mutter hatte ſie ſo lieb! . . . Gott mag es ihnen vergeben! ſagte er ganz leiſe; denn es fiel ihm ein, daß er auch von Herrmanns Mutter ſprach.

Herrmann hatte von dem Allen nichts gehört. Er beugte ſich noch immer über den Sarg, und betrachtete den Leichnam mit einem zärtlichen, ſchmerzhaften Lächeln. Dann legte er die Hand an die Stirn, und dachte, in ſich verſunken, an ſeinen guten Groſsvater. Jetzt traten hinter den ſchwarzen Tuchwänden ſein Vater, ſeine Mutter, ſeine Tante und ſeine Geſchwiſter hervor, alle in tiefer Trauer. Herrmann ſah ſie ängſtlich an, und zog ſich furchtſam zurück; es war ihm, als ob er träumte, bis ihm ſein Vater die Hand bot. Sieh da, lieber Herrmann! . . . Macht den Sarg zu! . . . Woher kommſt du denn? Mein Gott, das muß dich alterirt haben! So unvorbereitet! Wir waren gefaßt. Deine Groſsmutter iſt ſanft geſtorben. — Und ihr letztes Wort, ſchluchzte Martin, war Herrmann! Der Kammerrath wollte ſeinen Sohn in das Zimmer ziehen; das war aber vergeblich. Herrmann ſah ihm ſtarr ins Geſicht, heftete dann die Augen wieder auf den Sarg, und hörte kein Wort von allem, was er ſagte. Ich bitte dich, mein Sohn; jetzt eben wollen wir den Leichnam zur Erde beſtatten. Das Gefolge wird kommen. Sie ſind oben. Hörſt du denn nicht, mein Sohn? Dein rother Rock mit Gold! Ich weiß, du kannſt nicht dafür . . .

Wenn nur das Herz trauert! rief Martin

unwillig. Die Anſurth warf einen zornigen Blick auf ihn. Der weinende Herrmann wurde von dem Vater bei einer Hand gefaßt, von der Mutter bei der andern, und die Tante ging hinter ihm. Er ließ ſich ohne Beſinnung in ein Zimmer führen, worin man ihn zu bleiben bat, und ſtützte den Kopf auf den Tiſch. Dieſe ſchmerzliche Ueberraſchung hatte ſo auf ihn gewirkt, daß er ſeiner Gedanken nicht mehr ſicher war. Die Kutſchen fuhren vor, und der Sarg wurde auf den Leichenwagen gebracht. Aus Vorſorge hatte man den Lieutenant bei dem Bruder gelaſſen. Herrmann ſtarrte auf eine Stelle hin, ohne zu ſehen oder zu hören. Endlich ſtand er auf, und ging an die Thür. Der Lieutenant wollte ihn aufhalten. Herrmann ſchob ihn aber, ohne ein Wort zu ſagen, auf die Seite. „Wo iſt der Sarg?" fragte er eine Magd. — Eben jetzt bringen ſie ihn weg. — „Wohin?" fragte Herrmann mit rollenden Augen. — Auf den Kirchhof! — In dieſem Augenblick beſann er ſich, und ſtürzte aus dem Hauſe, dem Gefolge nach. Er kam zu Martin, der dicht hinter dem Sarge folgte, faßte deſſen Hand, und ging ſo, immer die heißeſten Thränen vergießend, neben ihm her, zur Ruheſtätte der geliebten Leiche.

Aber, liebe Frau Schweſter, ſagte der Kammerrath im Wagen: was iſt denn das Rothe da hinter dem Sarge? Da rechts! Sehen Sie nur!

Gott verzeihe mir! ſagte ſie höchſt erbittert: das iſt Herrmann! — Nicht möglich! Der Lieutenant iſt ja bei ihm geblieben! (Der Kammerrath nahm ſeine Lorgnette.) O Gott! guter Gott! ſeufzte er; welch eine Unbeſonnenheit! und gerade zwiſchen den beiden hellſten Laternen! Aber, dem Himmel ſey Dank! es kennt ihn keiner, Frau Schweſter; ſonſt müßt' ich auf der Stelle umkommen! Er rief geſchwind einen Laternenträger an den Wagen, und befahl ihm, dem Herrn in dem rothen Rocke ſeinen ſchwarzen Mantel umzuhängen. Das geſchah, und es war Herrmannen lieb, weil er nun das Geſicht, das in Thränen zerfloß, verhüllen konnte. Die Anſurth aber ſchalt im Wagen immer fort: an der Hand des gemeinen Menſchen! vor allen Leuten, vor der ganzen Stadt! Ich möchte unſinnig werden vor Aerger! Hand in Hand mit dem groben Matroſen, den ich morgen im Tage auf die Straße werfen will, wenn er nicht von ſelbſt geht!

Auf dem Kirchhofe ſchickte man einen Bedienten über den andern an Herrmann, um ihn in einen Wagen zu ſchaffen; aber vergebens: er ſaß auf dem Leichenſteine ſeines Großvaters, und ſtreckte, ohne ſich an irgend etwas zu kehren, die rothen Arme unter dem ſchwarzen Mantel hervor und dem Sarge ſeiner Großmutter nach, den man verſenkte.

Man kennt ihn nicht; gewiß, wertheſte Schweſter, man kennt ihn nicht! ſagte der Kammerrath. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, die beiden Laternen, die ihn ſo hell beleuchten, wegzuſchaffen! — Der da ſitzt, ſagte jetzt eine Stimme dicht neben dem Wagen, iſt der älteſte Sohn des Kammerraths. — Hören Sie? fuhr die Anfurth auf, doch leiſe. Der Narr! der Allerwelts-Narr! Aber ſo geht es, wenn der Vater nie mit der Sprache heraus will! Das iſt es eben! — Sie haben Recht, Frau Schweſter. Hätte er doch nur dunkelbraun an; aber roth! ſcharlachroth! mit goldnen Treſſen! — Komm du mit mir zu Hauſe! ſagte die Anfurth. Um ſie zu beſänftigen, ſtieg der Kammerrath endlich aus, und holte Herrmann in den Wagen.

Frau von Anfurth wollte ihre Strafpredigt ſchon unterweges anfangen; aber ſie kam in Angſt über Herrmann mit ſeinen Klagen, mit der Begeiſterung eines Sterbenden, mit den Todesſchauern, in welche ihn der Anblick eines Begräbniſſes immer verſetzte, und welche er jetzt, weil er im Finſtern vergaß, wer bei ihm war, ohne Rückhalt zeigte. Sie ſchwieg nun gern von dem rothen Kleide, und stichelte, gegen ihren Willen, auch zu Hauſe nicht eher darüber, als bis Herrmann wieder kälter war; denn eben, als ſie anfangen wollte, ſtand der Kammerrath auf, und ſagte feierlich: aber, mein Himmel! wir haben ja unſern Herrmann noch nicht willkommen geheißen. Er umarmte nun den Sohn, und führte ihn zu der Frau von Anfurth; dann zu den Uebrigen. Ueber dieſe Höflichkeitsſcene wurde das rothe Kleid vergeſſen. Herrmann dachte dabei weiter nichts, als daß er erſt einige Stunden wieder hier war, und daß ſeine Großmutter ihn nicht mit begrüßte. Er ging nach der Ceremonie beklommen auf ſein Zimmer, und warf ſich angekleidet auf ſein Bett, konnte aber nicht ſchlafen. In dieſem Zuſtande, zwiſchen Wachen und Schlummer, ſah er ſeine Großmutter, Emilien und ſeinen Hochfeld. Sie alle breiteten ihm die Arme entgegen, und dennoch fühlte er ſich nicht glücklich. Er ſtand am Morgen bleich, mit erhitzter Phantaſie auf, und überrechnete, was er ſchon verloren hatte; ſeine Großeltern, Emilien, und — vielleicht auch Hochfeld, der ihm ſonſt doch wohl nicht ſo lange einen Brief ſchuldig geblieben ſeyn würde. Mit weichem, verzeihendem Herzen fiel er ſeinem Bruder, der zu Ihm kam, um den Hals, und ſagte: „ich will euch Alle lieben, damit ich nicht Alles verlieren kann.“ Sein Bruder betrachtete ihn mit einem zweideutigen kalten Lächeln, und ſagte: die Tante läßt dir befehlen, du ſollſt nicht eher ausgehen, als bis du Trauer haſt. — „Als bis ich Trauer habe?“ wiederholte er ſchwermüthig, betrübt über die Kälte ſeines Bruders. „So laß doch Hochfelden ſagen, daß ich wieder hier bin.“

Das hat der Vater ſchon beſorgt, deine Ankunft iſt gemeldet.

„Was macht Hochfeld?“ fragte Herrmann flüchtig.

Der Lieutenant lächelte wieder zweideutig: er iſt geſund und heiter. Mich ſoll doch wundern, ob deine alte Freundſchaft ihn ſeinen neuen Freunden entreißen wird.

„Und die ſind?“

Erſtlich der Prinz, dann Rolfs und ...

„Wer? Wer ſagſt du? Rolfs?“ — Er ſah ihn ſtarr an.

Fällt dir das auf? Ich weiß, du haſt einmal Händel mit ihm gehabt. — Herrmann brach das Geſpräch ab.

Hochfeld kam nicht, weder heute noch am folgenden Tage. Am dritten ging Herrmann, in Trauer gekleidet, zu ihm. Hochfeld erröthete, und ſchien betreten; aber dennoch warf ſich Herrmann mit Innigkeit an ſeine Bruſt. „Ich bin zwei Tage hier,“ ſagte er zärtlich, „und habe dich noch nicht geſehen!“ Hochfeld entſchuldigte ſich mit Geſchäften, und nach fünf Minuten ſchien die vorige Herzlichkeit wieder hergeſtellt. Du wirſt dich wundern, ſagte Hochfeld, und ſeine Verlegenheit fing wieder an — ich habe zufäll'ger Weiſe Umgang mit Rolfs bekommen. Es ließ ſich nicht anders thun. Der Prinz Moritz, mit dem Rolfs in eine ſehr genaue Verbindung getreten iſt . . . Herrmann reichte ihm feurig die Hand: „laß das, Hochfeld! Dein Herz wird er mir nicht nehmen. Ich habe dir gefehlt, Hochfeld, und freue mich, daß ich wieder hier bin; nun wird es ſchon anders werden. Im Grunde iſt es mir lieb, daß du dich nicht an beſſere Menſchen gehängt haſt. Du wollteſt mir treu ſeyn, Hochfeld, und darum wählteſt du zu deinem Umgange Leute, von denen du dich, ohne Schmerz zu empfinden, ſogleich wieder trennen kannſt."

Hochfeld war betreten; Herrmann ließ ſich aber nicht irre machen. Er nahm ihn an ſeine Bruſt, und ſagte: „ſieh, Hochfeld, an ein ſolches Herz können ſie dich doch nicht drücken!" Hochfeld wagte eine Vertheidigung ſeiner Freunde, und Herrmann dankte ihm dafür. „Es wäre mir nicht lieb, wenn du mit Menſchen umgingeſt, die du nicht den Muth hätteſt zu vertheidigen. Ich will nur beſſer ſeyn, als ſie, dich mehr lieben, dir treuer ſeyn, als ſie." Herrmann that alles, was er nur konnte, um das Herz ſeines Hochfelds zu erwärmen, ohne es zu verwunden. Er achtete nicht auf deſſen Verlegenheit, nicht auf die höfliche Kälte beim Abſchiednehmen. „Ich habe ihn wieder!" ſagte er noch auf der Straße, und brachte ſein Herz zum Schweigen. Hochfeld erwiederte den Beſuch am Nachmittage, und zugleich kündigte er an, daß er auf einige Tage verreiſen müſſe.

„Iſt die Reiſe nothwendig?" Hochfeld erröthete, und gerieth in Verwirrung. Herrmann ſah ihn lächelnd an. „Scheue dich nicht, Hochfeld, zu thun, was du wünſcheſt. Reiſe; wir ſehen uns wieder." — O, wenn du es ſo nimmſt, Lange, ſo will ich dir ſagen . . . — „Nichts," fiel Herrmann ein; „nichts. Deine Geheimniſſe verlange ich nicht, nur deine Freundſchaft. Wußteſt du doch auch nicht, daß ich Emilien liebte." Hochfeld ſagte nichts weiter, und ging.

Schon nach einigen Tagen wurde Herrmann dem Erbprinzen vorgeſtellt, der Anfangs ſehr kalt, obgleich höflich, gegen ihn war, und dann ein Paar Fragen nach ſeinen Reiſen an ihn that. Als er erzählte, unterbrach ihn der

Erbprinz: Sie ſind ja ein vertrauter Freund von dem Sohne des Landſchaftsdirektors Hochfeld? — Herrmann antwortete mit Wärme, ob er gleich wußte, daß der Erbprinz von dem Umgange ſeines Bruders mit Hochfeld nicht vortheilhaft dachte. Mir ſcheint es, ſagte der Erbprinz, als ob der junge Hochfeld . . . Doch, er iſt Ihr Freund; und alſo muß ich wohl ſchweigen. Herrmann vertheidigte Hochfeld mit Eifer. Der Erbprinz unterbrach ihn nicht, und fing dann an über Landesangelegenheiten zu ſprechen. Herrmann antwortete mit beſcheidener Dreiſtigkeit, und der Erbprinz wurde nun herzlicher. Er ſpielte lächelnd auf Herrmanns Schwärmerei an; und dieſer vertheidigte ſich mit einer Art von Begeiſterung. — Die Dichter, Herr Lange, ſind ſelten gute Arbeiter; ich hoffe, Sie werden eine Ausnahme machen. — „Ich werde nie einen Augenblick bei meinen Arbeiten vergeſſen, Ew. Durchlaucht, daß ich für Menſchen arbeite, die Herzen haben für Leiden und Freuden; wenn dies Gefühl den Dichter macht, ſo bin ich einer.“ Der Erbprinz ſprach nun freundlicher, und entließ ihn endlich mit einer gewiſſen Herzlichkeit.

Herrmann wurde ſchon nach einigen Tagen als Legations-Sekretair verpflichtet. Und, ſagte der Erbprinz zu dem Miniſter des Departements, ſein nächſter Schritt geht in das Archiv, weil er, wie ich höre, ein Bücherwurm iſt. Herrmann fing mit Eifer an zu arbeiten, und richtete jetzt weniger als je ſeine Blicke auf die Menſchen, die ſein Herz ſo nahe angingen. Er arbeitete ja eben, um ſie zu vergeſſen. „O, iſt denn,“ dachte er oft, wenn er in einer Geſellſchaft geweſen war — „iſt denn alles zu Eis geworden in meiner Abweſenheit?“ Emilien hatte er wiedergeſehen, und eine ſanfte Bläſſe auf dem ſchönen Geſichte bemerkt. Sie ſprach mit ihm einige Worte über ſeine Rückkehr; aber ſo ruhig, ſo kalt, daß er ſeufzte, ob er gleich gewünſcht hatte, daß er ſie kalt finden möchte. Hochfeld machte ſo geheim als möglich ſehr oft kleine Reiſen, die er beſonders vor Herrmann zu verbergen ſuchte, und ſchwärmte, wenn er in der Reſidenz war, täglich in ſeinen Geſellſchaften mit Rolfs und dem Prinzen. In manchen Stunden riß zwar Herrmann die Eisrinde von ſeinem Herzen ab; er fühlte aber, daß dieſes gewaltſame Abreißen Hochfelds Freundſchaft immer ſtärker erſchütterte, und wollte ihm nun lieber ſeine Kälte laſſen, um ſein Herz nicht ganz zu verlieren. Selbſt das Fräulein von Roslau hatte einen andern Ton gegen ihn angenommen. Nur Martin blieb gegen ihn der vorige; doch war der jetzt übler Laune, und zwar durch das Teſtament der Frau Sievers. Sie hatte ihm ein Kapital legirt, das ihm jährlich dreihundert Thaler eintrug, und das ihm ohne alle Einſchränkung gehören ſollte. Man hätte es ihm gern ſtreitig gemacht; indeß beruhigte man ſich, da er bei der erſten Nachricht von ſeiner Erbſchaft ſagte: das iſt nichts! Was ſoll ich mit ſo vielem Gelde? Nun, ich will's nehmen, weil es die ſelige Frau mir gegeben hat; aber Herrmann ſoll's bei meinem Tode wieder haben: denn dem gehört's, und dem hat's die ſelige Großmutter vermacht. — „Auch will ich es nicht ausſchlagen, guter Martin," ſagte Herrmann; „denn auf dieſem Gelde ruhet, glaube ich, mehr Segen, als auf dem ganzen übrigen Bettel." Martin zog in ein kleines Häuschen, wo Herrmann ihn jeden Tag einmal beſuchte, und ihm die Hand ſchüttelte. Zuweilen kamen auch die armen Verwandten der Großeltern, und Martin gab ihnen reichlich, obgleich Frau Sievers in ihrem Teſtamente auch für ſie geſorgt hatte. Es iſt meine Familie, ſagte Martin; und die ſelige Großmutter wußte wohl, warum ſie mir das Kapital vermachte. Ich unwürdiger Knecht; was hatte ich denn verdient? — „Du getreuer Knecht,“ ſagte Herrmann; „wollte Gott, es wären dreitauſend!“

Hochfeld trennte ſich jetzt immer mehr von ſeinem Freunde. So ſehr Herrmann ſich auch in Acht nahm, ihm wehe zu thun, ſo gab dennoch manche ſehr natürliche Bemerkung von ihm Veranlaſſung zu Mißvergnügen. Hochfeld zog die Bemerkung auf ſich, und griff ſie an. Herrmann vertheidigte wenigſtens die Wahrheit; aber wenn er dabei in Feuer kam, gab er nicht ganz genau auf die Worte Acht, deren er ſich bediente, und Hochfeld war jetzt ſehr empfindlich. Beide gingen oft kalt aus einander. Herrmann knüpfte die Freundſchaft durch einen Beſuch wieder an, und ſchrieb ſich alle Schuld zu; doch meiſtens gab dieſer Beſuch Gelegenheit zu einem neuen Streite. Sie ſahen einander ſeltner, weil Herrmann fleißig arbeitete; um ſo leichter konnten Rolfs und der Prinz Hochſelds Liebe für ihn mit jedem Tage vermindern.

Hochſeld hatte, gleich im Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit dem Prinzen, Herrmann als einen witzigen Kopf gelobt. Bringen Sie ihn einmal mit, ſagte der Prinz; aber Lange wollte nicht, und der Prinz, der ſeine Weigerung erfahren mußte, nahm ihm das ſehr übel. Hochſeld hatte ſich einmal in der Wärme der Freundſchaft gleich nach Herrmanns Abreiſe die Aeußerung entfallen laſſen, daß dieſer ſeinen Umgang mit dem Prinzen nicht billige. Der ehrgeitzige, nicht ſchlechte, aber höchſt unbeſonnene Prinz war dadurch ſehr beleidigt. Er haßte Herrmannen jetzt, und zwar um ſo mehr, da er hörte, daß ſein Bruder, der Erbprinz, ihn als einen ſoliden Arbeiter lobte. Hochſeld durfte nun ſeines Freundes nicht einmal mehr erwähnen, und man that alles, um ihn mit ſeinen Grundſätzen lächerlich zu machen. Rolfs war der Einzige, der mit Achtung von ihm ſprach; aber gerade dadurch wurde er für Hochſelds Liebe zu Herrmann gefährlicher, als die Andren durch ihren offenen Tadel oder

Spott: denn ſein Lob enthielt faſt immer den Zuſatz, daß Herrmann ſeinen Freund beherrſche. Dazu kam nun noch überdies Hochfelds Furcht, daß Herrmann ſein Geheimniß mit Luiſen erfahren möchte: ein Geheimniß, das Rolfs allein wußte, und das eigentlich die Kette war, wodurch Hochfeld an ihn gefeſſelt wurde.

Hochfelds öftere Reiſen hatten den kleinen Cirkel ſeiner Freunde aufmerkſam gemacht, und ſein geheimnißvolles Schweigen erregte ihre Neugierde. Rolfs übernahm es, ihm nachzuſpüren, und entdeckte in Kurzem Alles. Er hütete ſich wohl, dem Prinzen etwas zu ſagen, und leitete ſogar die Andern auf eine ganz falſche Spur. Aber gegen Hochfeld machte er ſehr bald das entdeckte Geheimniß geltend. Ich rathe Ihnen doch, lieber Hochfeld, ein wenig vorſichtiger mit Ihrem Geheimniß umzugehen. — „Mit welchem?" — Es iſt eine ſehr reitzende Blondine. — „Wer, Rolfs?" — Nun, Ihre Luiſe, — „Rolfs!" — die in * * wohnt, der Apotheke gegenüber; — „Liebſter Rolfs!" — die Sie nur unter dem Nahmen Herr Hochfeld kennt; — „Um des

Himmels willen, theuerſter Freund!" — und der Sie die Ehe verſprochen haben, ſobald ein Oheim, oder Gott weiß wer ſonſt, todt iſt. — „Rolfs! woher haben Sie das? Ich Unglücklicher!" — Der Prinz wollte gern wiſſen, zu welchem Abentheuer ſie ſo oft reiten. Er hatte Luſt, ſeinen Kammerdiener nachforſchen zu laſſen; ich erbat aber mir den Auftrag, weil ich es nicht gern ſehe, wenn die Geheimniſſe meiner Freunde unter die Kammerdiener kommen. Nun folgte ich Ihnen, erkundigte mich, erfuhr, ſagte dem Prinzen, was er wiſſen ſollte, und . . . — „Was, Rolfs? was ſagten ſie ihm, liebſter Rolfs?"— Nun, ich kenne ja die Indiskretion des Prinzen! Ich ſagte ihm unter lautem Gelächter: Sie ritten auf Befehl Ihres Vaters jede Woche nach Dörenberg, um dem Verwalter die Rechnung abzunehmen, weil Ihr Vater den ſeltſamen Einfall hätte, Sie einen Oekonomen werden zu laſſen; und Sie verheimlichten das aus einer falſchen Scham.

Hochfeld fiel Rolfs um den Hals, und erzählte ihm ſeine Begebenheit mit Luiſen umſtändlich. Rolfs ſagte lächelnd: wehe Ihnen, wenn Ihr Vormund Lange erführe, daß Sie glücklich machen und glücklich ſind! Und Sie wagen es, eine Frau, die er in Schutz genommen — „Die er ſelbſt geliebt hat, Rolfs!" — Noch ärger! Wie denn ſo? — Hochfeld erzählte. Rolfs ſchüttelte den Kopf, und ſagte lächelnd: das nenn' ich Freunde, die ſogar in der Liebe ſympathiſiren! — Hochfeld liebte Luiſen wirklich, und ließ Rolfs merken, daß er nicht abgeneigt wäre, ſie zu heirathen. Rolfs lächelte wieder mit Kopfſchütteln: Und ſich Ihre Familie über den Hals ziehen, und Luiſen unglücklich machen? Man wird Ihnen erlauben, daß Sie Freude haben, und Freude geben: wer hätte etwas dawider? Aber ſeyn Sie nicht thöricht! Sie ſagen ſelbſt, die ſchöne Frau dringt nicht auf eine Heirath, und hält Sie doch für einen Bürgerlichen. Wahrhaftig, ſie hat eben ſo viel Verſtand als Reitze. Was liegt denn an der elenden Formalität, wenn man glücklich iſt? Eben das Myſteriöſe, das Geheimnißvolle, iſt die Blüthe, die nicht angetaſtet werden darf, wenn ſie nicht den Zauber der Farbe verlieren ſoll. Als Frau wäre ſie Ihnen vielleicht ſchon zuwider. — Dies, einer etwas Aehnliches, ſagte er oft, wenn Hochfeld in Luiſens Armen, an ihrem vertrauenden Herzen, mitten unter dem Entzücken ihrer zärtlichſten Liebe, auch die brennende Wunde ſeines Gewiſſens gefühlt hatte.

Hochfeld war dankbar für Rolfs Verſchwiegenheit, und für ſeine thätige Hülfe, als ſein Vater einmal Verdacht bekam. Selbſt Luiſe wurde einmal ein wenig mißtrauiſch; und Rolfs wußte ſie wieder zu beruhigen. Er ritt, ſobald er das erfuhr, zu ihr, und rettete durch eine glatte Zunge, durch die nachgemachte Treuherzigkeit, mit der er erzählte, das Geheimniß, welches Hochfelds Liebe und Gewiſſensbiſſe beinahe verrathen hätten. Hochfeld empfand ſeitdem Wohlwollen für Rolfs, und ſo wurde es dieſem um ſo leichter, ihn gegen ſeinen Freund Herrmann einzunehmen. Rolfs gab zu, daß Herrmann ihn liebe. Aber warum denn? fragte er; ich bitte Sie, Hochfeld: warum liebt er Sie? Warum hat er weiter keinen Freund, als Sie und den Matroſen? Fragen Sie doch den Lieutenant, ſeinen Bruder! Warum den nicht? — „Weil ich mich von ihm nicht will beherrſchen laſſen,“ antwortet der. Sie alſo und der Matroſe! Es iſt ein vortrefflicher Menſch, das läugne ich ganz und gar nicht. Wenn er nur nicht den einzigen Fehler hätte, die Herrſchſucht! Er hat einen ſo originellen Kopf, daß ich um ſeine Freundſchaft alles gäbe, nur nicht meine Originalität; aber dieſes Opfer verlangt er. Laſſen Sie ihn zehn Jahr älter ſeyn, und er wird vielleicht der beſte Menſch, den wir Beide kennen. Er haßt mich. Sie mögen beurtheilen, ob ich ſo ſchlimm bin, als er mich gern machen möchte. Ihnen würde er das Abentheuer mit Luiſen verzeihen; mir nicht. Und warum nicht? Weil ich mir ſeine Verzeihung nicht dadurch erkaufen möchte, daß ich demüthig ſagte: du haſt Recht! Ich bin ein elender Tropf gegen dich! Ich würde ſagen: Lange, die Frau und ich, wir ſind Beide zufrieden. Wo iſt alſo hier ein Verbrechen? Wen beleidige ich? Luiſe iſt ja ſo glücklich, wie ich ſelbſt.

Das alles überzeugte zwar Hochfelden nicht; es enthielt indeß eine Apologie ſeiner Handlung, die er in der That ſchon von ſelbſt nicht als ſo ſehr ſchlimm anſah. Er liebte und achtete ſeinen Herrmann mehr als jeden andern Menſchen; aber er ſetzte nun ſeinen Stolz darein, ſich nicht mehr von ihm beherrſchen zu laſſen. Er wurde empfindlich, ſtreitſüchtig bei jeder Erinnerung, die Herrmann ihm machte; denn er hatte nicht mehr innere Ruhe genug, um die Liebe zu fühlen, die in deſſen Herrſchſucht lag. Dazu kam nun noch, daß Rolfs ihn täglich erinnerte, wie leicht Herrmann, wenn der Umgang mit ihm nicht abgebrochen würde, Hochfelds Geheimniß entdekken könnte.

Vermeiden Sie ihn jetzt ſo viel als möglich! ſagte Rolfs. Hochfeld that es; doch blieb er ſeinem Jugendfreunde darin treu, daß er deſſen Liebe zu Emilien verſchwieg.

Rolfs war unter den Bekannten des Prinzen Moritz der Einzige, den der Erbprinz einigermaßen ſchätzte. Ich weiß nicht, Ew. Durchlaucht, ſagte er zu dem Erbprinzen, der einmal auf ſeinen Umgang anſpielte, ob ich mir nicht bei Ihnen ein Verdienſt daraus machen ſollte, daß Ihr Herr Bruder mit mir umgeht? Ich möchte wohl ſagen, daß, ſeitdem ich in ſeinen Zirkel gehöre, die Unbeſonnenheiten ſich wenigſtens um die Hälfte vermindert haben.

Wenn Ew. Durchlaucht es mir erlaubten, ſo würde ich, da, wo mein Rath nicht befolgt wird, Sie ſelbſt um Befehle bitten. Er wendete ſich in der That einige Male heimlich an den Erbprinzen, und verhütete ſo einige große Thorheiten. Natürlicher Weiſe hatte er den Erbprinzen überzeugt, daß ſeine Verbindung mit ihm geheim bleiben müßte, wenn er durch ſeinen Umgang dem Prinzen Moritz nützlich werden ſollte. Auf ſein Verlangen behandelte ihn der Erbprinz ſogar öffentlich mit Ungnade, und Rolfs machte ſich nun bei dem Prinzen Moritz ein Verdienſt daraus, dieſer Ungnade zu trotzen. Eine ſo uneigennützige Großmuth nahm den argloſen Hochfeld noch mehr für ihn ein: denn die andern Geſellſchafter des Prinzen waren alle reiche junge Leute; aber Rolfs war arm, und hing einmal gänzlich von dem Erbprinzen ab.

Hochfeld gebrauchte dieſen Umſtand, um Rolfs zu vertheidigen. Herrmann, der jede Aufopferung ſchätzte, konnte hierauf in der That nichts antworten; indeß blieb immer ein geheimer Widerwille gegen Rolfs in ſeiner Seele, und er ſagte: „Hochfeld, ich zittre dennoch vor dieſem Menſchen.“

Er hing noch immer mit voller Seele an ſeinem Hochfeld, und ſah mit großem Schmerze, daß dieſer von Tage zu Tage kälter gegen ihn wurde. „Bin ich denn nun bald ganz arm?“ fragte er ſich. „So löſ't das Schickſal eins nach dem andern von meiner Seele ab, erſt die Geliebte, dann den Freund; und ich ſtehe da mit dieſem heißen, verlangenden Herzen, und habe nichts daran zu drücken, als höfliche, kalte Menſchen, die eine Umarmung für nichts mehr halten, als das Abnehmen des Hutes. Ach, und ich wollte nicht klagen, wenn ſie ihn von mir riſſen, um ihn glücklicher zu machen. Doch ſie vergiſten ihn, und er hört nicht auf mich, wenn ich ihn warne.“

Herrmann ſollte noch unglücklicher werden, als er ſchon war. Lebrecht hatte jetzt ſehr viel zu arbeiten, weil der Erbprinz ſich im Kabinet Alles vorlegen ließ, und es ſelbſt mit prüfendem Blicke überſah. Er verlangte einen Gehülfen, und der Erbprinz wählte Herrmann dazu, Theils, weil er ihn wirklich als einen guten Arbeiter hatte kennen lernen, Theils, weil er dem Kammerrathe durch Beförderung ſeines Sohnes einen Gegendienſt leiſten wollte. Der Erbprinz, den ſein Vater ſtreng erzog und einſchränkte, liebte, ſo einfach er auch zu Hauſe war, im Auslande die Pracht, und hatte mehrere fremde Höfe in Staatsangelegenheiten beſuchen müſſen. Der Kammerrath ſchoß ihm ſehr beträchtliche Summen vor, und bekam von ihm die Verſicherung, daß er Kammerdirektor werden ſollte, ſobald der jetzige ſtürbe. Dieſer lebte aber zum Verdruſſe der Langiſchen Familie, als ob er unſterblich wäre. Der Erbprinz konnte den Mann nicht beleidigen, und war nun in Verlegenheit, wie er den Kammerrath für ſeinen Dienſt belohnen ſollte; er nahm daher unſern Herrmann als geheimen Legations-Sekretair in das Kabinet, und machte zugleich Herrn Lebrecht zum geheimen Juſtizrath.

Herrmann bemerkte in ſeinem neuen Amte ſogleich, daß Rolfs des Erbprinzen Kundſchafter bei dem Prinzen Moritz war; er dachte mit Unruhe daran, daß er ſeinem Freunde Hochfeld dieſen neuen Beweis von Rolfs ſchlechtem Charakter nicht entdecken dürfte. Rolfs mußte ſeine Nachrichten dem geheimen Juſtizrath Lebrecht mittheilen, und konnte alſo leicht einſehen, daß Herrmann ſein Kundſchaften und Zutragen gewiß erführe. Aber er dachte: Pah! Entweder, er verräth mich; nun, dann werfe ich die Maske ab, und ſtürze ihn bei dem Erbprinzen, weil er aus dem Kabinet plaudert: oder er verräth mich nicht; und dann bleibt Alles, wie es iſt.

Das Letztere war der Fall; und ſo verhielt ſich Herr von Rolfs ganz ruhig. Er ſah ſehr ſcharf in die Zukunft hinaus. Der Erbprinz hatte von ſeiner Gemahlin zwei Töchter, aber keinen Sohn, und litt an öfteren Koliken, die, den Aerzten zufolge, ihn einmal ſchnell tödten konnten. Darum hängte ſich Rolfs an den Prinzen Moritz, doch ohne deshalb den Erbprinzen zu verſäumen.

Der Erbprinz hatte dem Kammerrathe verſprochen, ſeinen Sohn in Kurzem weiter zu befördern, und nun drang das Langiſche Haus bei dem Fräulein von Roslau auf Entſcheidung. Die Roslaus wollten warten, bis Herrmann erſt Legationsrath wäre; die Anfurth aber, die noch immer befürchtete, daß die Heirath, ihr Lieblingsplan, durch irgend etwas gehindert werden möchte, beſtand wenigſtens auf die Verlobung.

Die Roslaus willigten endlich ein; doch ſollte die Verlobung in der Stille und ohne fremde Zeugen vor ſich gehen. Man kündigte Herrmannen ſein Glück an. So ſehr er ſich auch darauf gefaßt gemacht hatte, ſo wurde er dennoch blaß wie eine Leiche, als ſein Vater und ſeine Tante ihm triumphirend die große Nachricht gaben. Da er nicht antwortete, ſo ſetzte ſeine Tante ihm aus einander, welche große Mühe ſie gehabt hätte, die Sache ſo weit zu bringen. Nun konnte er nicht länger ſchweigen. „Großer Gott!" ſagte er; „wie viele Mühe haben Sie ſich gegeben, mich unglücklich zu machen!" — Unglücklich? Du undankbarer Menſch! ſagte die Tante, und hätte vor Verdruß beinahe geweint. — „Unglücklich nicht, liebe Tante," ſagte er ſanfter; „aber weniger glücklich, als ich hätte werden können! Ach, und wenn ich bedenke, wie glücklich ich werden mußte, ſo . . . Undankbar bin ich nicht," ſetzte er, ſich faſſend, hinzu; „ich erkenne die Liebe, die Sie leitet, und . . ." —

Ohne zu vollenden, verließ er das Zimmer. Er liebte Emilien jetzt mehr als jemals, und

die

die Stunde, da er ihr auf ewig entſagen ſollte, da es ein Verbrechen wurde, ſich noch länger ihre Hand zu wünſchen — dieſe Stunde erhöhete ſeinen Schmerz, und vergrößerte ſeine Liebe. Erſt noch geſtern hatte er ſie geſehen: dieſe geduldige Wehmuth, dieſen edlen Schmerz auf dem blaſſeren Geſichte, und dieſes gütige Lächeln gegen jeden, der ſie anredete, als ob ſie die Freude nur für Andere, und das Leiden für ſich hätte. Er betrachtete ſie unabläſſig, und mußte nur Geſchäfte vorgeben, weil er ſeine Schwäche bei dieſem Anblick fühlte. Noch beim Weggehen hatte er gedacht: o, ich werde ſie ewig lieben! und nun ſollte er ihr heute gänzlich entſagen! Er verhüllte das Geſicht, und weinte heiße Thränen.

Endlich kam ſein Vater zu ihm, und ſagte gütig: nun, mein Sohn, du biſt alſo entſchloſſen! Herrmann ſtand auf, und erwiederte ſanft: „ich habe über die Tage geweint, die dahin ſind; aber, mein Vater, ich hoffe, noch glücklich zu werden.“ Sein Vater war ſchon wieder in einer beſtürzten Verlegenheit. Mit ſeinen beiden andern Kindern konnte er immer fertig werden; und mit Herrmann nie. Wenn ich nur, ſagte er oft, erſt wüßte, welchen Ideengang er nimmt! Rechne ich auf Sturm, ſo iſt er zärtlich; rechne ich auf Zärtlichkeit und Dank, ſo haben wir Sturm; und glaube ich ihn einmal in Verlegenheit bringen zu können, ſo hat er zehn Gleichniſſe, womit er mich auslacht. — Jetzt hatte der Kammerrath wieder auf Sturm gerechnet, und nun ſagte Herrmann in einem herzzerſchneidenden, zärtlichen Tone: ich hoffe, noch glücklich zu werden! — Daß Herrmann mit Leidenſchaft liebte, konnte der Kammerrath nicht bezweifeln, obgleich niemand im Hauſe wußte, welches Mädchen. Er fand dieſe Reſignation in der That großmüthig, und ſagte mit einiger Herzlichkeit: wirklich, mein Sohn, du haſt deine Eltern lieb. Das mögt dein Troſt ſeyn!

Der Tag zur Verlobung war beſtimmt. Ehe Herrmann ſich in den Wagen ſetzte (er ſollte mit ſeiner Tante fahren), ging er ein Dutzend Male in ſeinem Zimmer auf und nieder, um ſein Betragen für den ſchweren Tag zu ordnen. „Der Teufel,“ ſagte er, „rieth mir zu, recht gravitätiſch kalt gegen die Roslau zu ſeyn; aber ich will im Gegentheil recht zärtlich gegen ſie thun. Thun? Ich will es werden, ich will es ſeyn. Und wüßte ich nur, warum Emilie ſich ſo grämt, ich könnte in der That recht gefaßt in den Wagen ſteigen. Den Armenſünder-Prediger, die Anfurth, habe ich ja bei mir, die mich bis zu der Kataſtrophe begleitet, und mir Muth zuſpricht, wenn er mir mangelt.“ Jetzt hörte er die Stimme der Anfurth, und wurde bleich. „Ich kann mir ja einbilden,“ fuhr er fort und ging heftiger auf und nieder, „ich wäre ein Thronerbe, der durch ſeine Heirath einen blutigen Krieg beendigte. Bin ich nicht glücklich, ſo ſind es doch Andere.“ Aber die Wunden ſeines Herzens bluteten unter dieſem Scherzen aufs neue. Er fühlte ſein Unglück, und bot ſeiner Tante nur mit Zittern den Arm. Die Anfurth ſtreichelte ihm im Wagen ein Paar Mal die blaſſen Wangen, um ihm Muth zu machen; denn die ſtille Geduld, mit welcher er das Opfer brachte, hatte ſie gerührt, und ſie fühlte Mitleiden mit ihm. Aber dieſes Mitleiden machte ihn nur noch weicher gegen den Schmerz. „Wie wird das ablaufen, wenn es nicht anders mit mir wird!“ dachte er, und ſtieg zitternd aus dem

Wagen. Die Mutter des Fräuleins empfing ihn mit Thränen in den Augen. Sie blieb mit ihm im Vorzimmer ſtehen, umfaßte ihn, und ſagte gerührt: mein Sohn, Sie werden Julchen glücklich machen! — Heiter und zuverſichtlich antwortete er: „ja gewiß, meine theure Mutter, das will ich, das iſt mein einziger Wunſch; und fühlte, wüßte ich das nicht, ich ſtände nicht hier. Ja, Sie Alle ſollen glücklich ſeyn, theuerſte Mutter."

Er ging, ſo wie er in das Zimmer trat, auf Julchen zu, und bemerkte in ihren Augen Thränen, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte. „O, Julchen," ſagte er mit zärtlicher Wärme, und küßte ihre Hand: „bin ich denn hier der einzige Glückliche?" Julchen antwortete nicht, und ſah ihn nur einige Male ernſthaft an. Man zog Herrmann in ein Geſpräch nach dem andern, bis die Familie beiſammen war. Nun erklärte die Frau von Röslau die Verlobung ihrer Tochter mit dem Herrn von Lange, und weinte dabei mütterliche Thränen. Herrmann reichte, dadurch gerührt, ſeiner Braut die Hand. Die Mutter ſegnete ſie, und Alle wünſchten Glück. Die Ceremonie endigte ſich, wie in der vornehmen Welt immer: die Spieltiſche wurden arrangirt.

Auch Julchen ſetzte ſich zum Spiele. Das verdroß Herrmann. „Wie kann ſie heute ſpielen!“ dachte er; und doch mußte er ſelbſt eine Partie mit ihr annehmen. Er war ſtill, und betrachtete das wirklich ſchöne und reitzende Mädchen, mit dem er nun das Leben theilen ſollte, in großer Bewegung. Julchen wurde ihm jetzt von Augenblick zu Augenblicke theurer, und zwar durch ſein Gedankenſpiel. „Du gehörſt nun mir an, liebes ſchönes Weſen,“ dachte er; „und von jeder Thräne, die du vergießeſt, von jeder Unruhe, die in deine Bruſt kommt, habe ich Rechenſchaft zu geben.“ Dieſe Gedanken erregten Freundſchaft und warme Theilnahme für das Mädchen in ſeinem Herzen. Er ſpielte ſo zerſtreuet, daß man über ihn lachte. Aber, mein Herr, ſagte Julchen; wie ſpielen Sie denn heute?

„Mit Leidenſchaft,“ antwortete er in einem zärtlichen Tone; „und da macht man alles ſchlecht.“ Sie lächelte, und bat ihn, auf das Spiel zu achten. — Achteſt du denn darauf? fragte er in Gedanken, und beobachtete ſie. Julchen [illegible], als ob das Spiel der Zweck ihres Lebens wäre. Sie hatte nur die Karten in den Augen, und lächelte Herrmannen zu, nicht weil ſie mit ihm verlobt war, ſondern weil er die Dame hatte, die ſie mit dem Könige ſtechen wollte. Er ſah das mit Betrübniß, und wurde noch zerſtreuter, ſo daß es nicht mehr mit ihm auszuhalten war, und daß ſeine künftige Schwiegermutter die Karten für ihn nahm. Nun ging er in ein Nebenzimmer, und ſtellte ſich ſchwermüthig an ein Fenſter. Endlich kam Julchen, welche ihre Karten auf Befehl der Mutter einem Andern gegeben hatte. Er ging ihr entgegen, und glaubte, ſie wäre freiwillig aufgeſtanden, um ihn zu ſuchen. Dieſe Vorſtellung machte ihn heiter, und er dankte ihr. — Nicht alſo! ſagte Julchen. In der That, ich wußte nicht, was ſich von nun an ſchickt; aber meine Mutter bedeutete mich, daß ich jetzt weniger Recht habe zerſtreut zu ſeyn, als Sie. Er hat mich verlaſſen, Mutter, ſagte ich ihr, nur mit einer Miene; und ſie antwortete mir, ebenfalls nur mit einer Miene: das darf er, und du mußt ihm folgen. — „Nein, Julchen,“ ſagte Herrmann eifrig; „Sie haben die Miene Ihrer Mutter nicht verſtanden. Sie verlaſſen? Nein. Aber ſpielen konnte ich darum nicht, weil meine Gedanken Sie nie verlaſſen konnten." — Ich freue mich, daß das mehr eine Galanterie als eine Wahrheit iſt, ſagte Julchen lachend. — „Wie ſo?" — Nun wahrhaftig, Sie haben wohl gar Luſt zu läugnen! Meinen Sie denn, eine ſo ausſchweifende Liebe würde einer Frau nicht läſtig werden? — „Läſtig, Julchen?" — Läſtig! wenn der Mann aus Liebe nicht zu dem kleinſten Geſchäfte fähig wäre. — „Aber heute, Julchen!" — Nun, Sie laſſen doch ſchon mit ſich handeln. Alſo, heute! Aber iſt es Einmal gut, mein Herr Philoſoph, nur ſo zu lieben, daß man beſonnen zu allem bleibt, was die Geſellſchaft will; ſo iſt es auch heute, ſo iſt es immer gut.

„Sie denken nicht ſo, wie Sie ſagen, Julchen. Ich wette darauf, Sie werden mich noch ſo lieben, daß Sie alles darüber vergeſſen, ſelbſt die Sophiſtereien Ihres Kopfes."

Wie wollen Sie das anfangen, mein edler Herr? Ich bin doch neugierig, das zu wiſſen. Sagen Sie, wie?

„Die Kunſt iſt ganz einfach, Julchen. Ich werde Sie lieben: das iſt alles. (Er faßte ihre Hand.) Ich werde Niemand lieben, als Sie. Ihre Freude ſoll meine Freude ſeyn, Ihr Leiden mein Leiden. Und wäre Ihr Herz ſo hart und ſo kalt wie ein Gletſcher, ich würde es mit dieſen Thränen erweichen und erwärmen. Ich werde von Ihnen alles ertragen, Ihnen alles verzeihen; und Sie ſollen mir nichts zu verzeihen haben, als eine unendliche Liebe." (Es fielen Thränen aus ſeinen Augen auf ihre Hand.) „O Julchen," ſagte er gerührt, „Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit iſt der einzige Wunſch, den ich von allen noch übrig habe."

Alſo hatten Sie doch ſchon andere Wünſche? fragte ſie ein wenig unruhig, weil ihr einmal etwas von Herrmanns geheimer Liebe erzählt worden war.

„Ich habe nie einen andern Wunſch gehabt, als glücklich zu machen, und es ſelbſt zu ſeyn. Dieſer Wunſch iſt, wie ich hoffe, heute erfüllt."

Sobald Sie das fremde Glück nicht nach Ihren Gefühlen beurtheilen wollen, ſage ich

Amen. Es wäre Unrecht, wenn der Vogel dem Fiſche die Luft, als das beſſere Element des Lebens, einreden wollte, und der Fiſch würde ſich übel befinden, wenn er dem Rathe folgte. Wir Beide, fürchte ich, haben verſchiedene Anſichten eines glücklichen Lebens. Die Laune des Schickſals hat unſre Hände zuſammengefügt; unſre Herzen . . .

— „wird die Liebe zuſammenfügen,“ fiel Herrmann ſchnell ein.

Ich wünſche es, mein Herr, ſagte Julchen ernſthaft. Doch geſchieht es nicht, ſo wünſche ich, daß wir Beide edelmüthig genug ſeyn mögen, einander nicht darum zu martern. Es giebt Augenblicke im Leben, wo es edel iſt, ganz offen zu ſeyn. Ich wollte, Sie glaubten das, ſo wie ich.

„Ja,“ ſagte Herrmann beſtürzt: „wenn das geöffnete Herz der Bürge einer glücklichen Zukunft iſt.“

Und wenn das Herz dieſer Bürge nicht ſeyn könnte?

„So wäre es edler, zu ſchweigen, Julchen, und . . . —“

— zu betriegen? fiel ſie lebhaft ein.

— „und das Herz," fuhr Herrmann gerührt und langſam fort, „zu dem Bürgen des Glückes zu machen, und es dann zu öffnen."

Glauben Sie, daß man das kann? fragte Julchen, ein wenig zweideutig lächelnd.

„Der Menſch vermag wenig Gutes, aber doch das. — Julchen, ſein Glück, ſeine erfüllten Wünſche mit Freuden aufnehmen, iſt keine Tugend; doch ſeinen Leiden ein Herz voll Ruhe, voll Zufriedenheit entgegen ſtellen, das verdient vielleicht Tugend zu heißen."

Klüger aber wäre es, den Zuſtand zu vermeiden; nicht wahr, Herr von Lange?

„Freilich!"

Und eben darum bin ich ſo offen mit Ihnen.

„Um den Zuſtand zu vermeiden? Verſteh' ich Sie recht, Julchen? Sie vermeiden ihn nicht; Sie ſagen mir nur, was ich nicht von Ihnen erwarten ſoll: Liebe und Vertrauen. Sie, Julchen, mußten ihn vermeiden, wenn Sie mir das nicht geben können; oder Sie müſſen es mir geben, wenn Sie ihn nicht vermeiden konnten."

Vertrauen habe ich Ihnen gegeben, ſagte Julchen.

„Und darf ich es wagen, Sie nur um die Fortſetzung dieſes Vertrauens zu bitten? Verſprechen Sie mir nur das Einzige, Julchen: mich immer einen freien Blick in Ihre Seele thun zu laſſen. Mehr werde ich nie von Ihnen verlangen. Wahrhaftig, ich müßte Ihr Herz dann nicht verdienen wollen, wenn es nicht mein würde. Erfüllen Sie nur dieſe einzige Bitte! Aber — Sie müſſen mir auch das Böſe ſagen, wozu Sie Sich gegen mich entſchließen. Daß ich Ihnen alles verzeihen will, verſpreche ich Ihnen im voraus.“

Das wäre in der That eine originelle Ehe, ſagte Julchen lachend.

„Ich ſtehe Ihnen dafür, eine ſo gute, wie irgend eine auf der Erde.“

Wohl denn, mein Herr. Ich verſpreche Ihnen alſo ein ungemeſſenes Vertrauen.

„Und ich Ihnen eine ungemeſſene Liebe.“

Dies Geſpräch, das jetzt durch Andere abgebrochen wurde, diente nicht dazu, Herrmanns ſchweres Herz zu erleichtern. Er fuhr nicht froher nach Hauſe, doch mit dem feſten Entſchluſſe, ſeine Pflicht heilig zu erfüllen. „Ich bin unſchuldig,“ ſagte er, als er über die Unterredung mit Julchen nachdachte. „Vermeiden konnte ich dieſe Verbindung nicht; ich thue, was dem Menſchen übrig bleibt: ich bringe ihr mein Herz dar. Kann ſie das nicht, ſo mußte ſie meine Hand ausſchlagen: ſie, nicht ich.“

Julchen von Roslau zog ihren nunmehrigen Bräutigam vielleicht allen Männern vor, die ſie kannte; ſie wollte aber die Philoſophin ſpielen und über die Vorurtheile des Pöbels unter den Menſchen erhaben ſeyn. Nur ihr Hang, ſich intereſſant zu machen, trieb ſie zu dieſem Geſpräche, und ein Paar Male koſtete es ihr Mühe, ein aufwallendes ſchönes Gefühl der Rührung zurückzuhalten, als Herrmann ihr ſeine Liebe verſicherte; indeß nachher freuete ſie ſich, daß ſie ſo ſtark geweſen war. Herrmann hatte von der ehelichen Treue höchſt ſtrenge Begriffe; ſie keine verächtliche, aber doch ein wenig freie. Zwar wollte ſie Herrmannen lieben, aber darum nicht die Eroberungen aufgeben, welche ſie durch Schönheit und Witz gemacht hatte, oder noch machen konnte.

„Wird ſie durch mich auch glücklich werden?" — fragte Herrmann zu Hauſe ſich ſelbſt. „Wenn ſie ſieht, wie glücklich ich in ihrer Liebe bin: warum nicht?" — Aber er ſollte nicht glücklich ſeyn; das Schickſal erſchwerte ihm ſelbſt die Erfüllung des Vorſatzes, ſeine Pflicht zu erfüllen, und verwundete ſeine Seele aufs neue.

Er arbeitete jetzt täglich mit Emiliens Vater im Kabinet. Wenn die Geſchäfte eben nicht drängten, ſtanden Beide auch wohl, ehe der Erbprinz kam, eine Stunde zuſammen, und plauderten mit einander. Herrmann hatte dann oft die Frage auf der Zunge: was macht Emilie? Er hielt ſie zurück; aber dennoch öffneten ſich die Wunden ſeines Herzens wieder, wenn der Vater nur ſeines Hauſes, ſeiner Baſe und ſeiner Tochter erwähnte. Uebrigens hielt er Emilien, ihrer blaſſen Farbe ungeachtet, für geſund, da der Vater ihren Nahmen immer mit Heiterkeit nannte.

Der Erbprinz ſprach zuweilen ſelbſt ein Viertelſtündchen mit Herrmann, und meiſtens in dem vertraulichen Tone, an den er mit Lebrecht gewöhnt war. Herrmann ſagte nie etwas Nachtheiliges von irgend einem Menſchen. Wiſſen Sie denn immer nur Gutes von den Leuten? ſagte der Erbprinz, ein wenig empfindlich, als Herrmann wieder Jemanden entſchuldigte. Finde ich denn die Menſchen allein ſo ſchlecht? oder, warum ſchweigen Sie, Lange? Iſt das Vorſatz? — „Ja, Ew. Durchlaucht." — Warum ſoll ich nicht wiſſen, wie Sie über einen Menſchen denken? — „Weil ich mich irren kann." — Welche Behutſamkeit! Sind Sie immer ſo behutſam geweſen? — „Nein; ich bin es nur hier." — Warum hier? Ich will Antwort. — „Ich würde Ewr. Durchlaucht einen Betrieger des Staats ohne Bedenken denunciiren, ſobald ich den Beweis geben könnte; aber ich werde mir in Ewr. Durchlaucht Gegenwart nie eine nachtheilige Aeußerung über einen Menſchen erlauben, ſo lange es möglich iſt, daß ich mich irren, und daß dieſer Menſch ſich beſſern kann."— Halten Sie mich für hart? — „Nein; aber ein Fürſt braucht Vertrauen zu ſeinen Dienern. Unſer Mißtrauen gegen einen Menſchen iſt nichts als ein Gedanke; Ewr. Durchlaucht Mißtrauen iſt ſchon Strafe." Lebrecht beſtätigte das, und drückte Herrmanns Hand.

Herrmann nahm des Erbprinzen Tadel und Belehrung auch da an, wo er nach ſeiner Ueberzeugung Recht hatte, und arbeitete gänzlich nach deſſen Willen, ohne etwas dagegen einzuwenden. Sobald aber die Rede von etwas Gutem, von einer nützlichen Einrichtung, von der Abſchaffung eines Druckes war, redete er mit großem Eifer, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Prinzen unwillig zu machen; und es gelang ihm nicht ſelten, mit ſeinem Feuer auch den Prinzen zu erwärmen. Lebrecht fing an den Jüngling ſo herzlich zu lieben, als er bei ſeiner Kälte konnte, und er hielt zu Hauſe der Tochter und der Baſe oft lange und ziemlich lebhafte Lobreden auf deſſen Charakter.

Schon längſt hatte hoffnungsloſe Liebe an Emiliens Herzen genagt. Sie mußte die Briefe leſen, die Herrmann auf ſeiner Reiſe an Hochfeld ſchrieb, und aus denen ſeine treue, hoffnungsloſe Liebe hervorblickte. Ihre Freundin brachte ſie ihr, und — ſah es nicht aus, als wäre ſie ſelbſt die Geliebte (was ihre Freundin auch vermuthete), wenn ſie die Briefe nicht leſen wollte? Sie hatte die Stärke, ihre Gefühle während des Leſens zu verbergen;

aber, wenn ſie dann wieder allein war, überließ ſie ſie ſich ihrem Schmerze. Nun kam Herrmann zurück. Das Erſte, was ſie von ihm hörte, war ſein Betragen bei dem Leichenbegängniſſe ſeiner Großmutter. Pfeil auf Pfeil flog in ihr unverwahrtes, unbedecktes Herz. Endlich kam auch ihr Vater, und ſagte: Milchen, du kannſt gar nicht glauben, wie ſehr ich mich freue, daß der Erbprinz den jungen Lange in das Kabinet gebracht hat. Das iſt ein Ehrenmann! Und wenn er mein Sohn wäre, ich könnte ihn nicht lieber haben. Heute gab es wieder einen Auftritt. Eine unglückliche Familie — Schade, daß ich dir die nähern Umſtände nicht ſagen kann — hatte um Linderung ihres Unglücks gebeten. Lange legte die Vorſtellung oben auf. Der Prinz las, und runzelte die Stirn. Lange verfolgte das Papier, das der Prinz unmuthig zurückſchob, mit Blicken, als ob es ſeine Braut wäre. Der Prinz forderte Bericht, und las dann andre Papiere. Mit dem dritten Worte war Lange immer wieder bei der unglücklichen Familie, bis der Prinz ſich einlaſſen mußte. Nun ſprach Lange. Milchen, ich ſage dir: er

ſprach

ſprach, daß mir die Augen naß wurden. Ich ſtand auf, und bat den Prinzen wider meine Gewohnheit, er möchte die Bitte der Familie gewähren. Der Prinz — ich habe dir ja ſchon erzählt, wie er iſt — er ſah Langen ſtarr an, und fragte ernſt: was macht Sie zum Beſchützer dieſer Familie? — Nichts, Ew. Durchlaucht, als das tiefe Gefühl ihres gränzenloſen Elends, und der Verzweiſlung, der gebrochenen Herzen, wovon in dieſer Vorſtellung freilich nichts ſteht. Das Verbrechen des Mannes iſt ſchon ein großes Unglück, und Ewr. Durchlaucht Ungnade ſchon eine harte Strafe. Sie flehen ja auch Ew. Durchlaucht nicht um Milderung der Strafe an, nur um Milderung ihrer Noth." Der Prinz warf mir einen Blick zu, den ich verſtand; er hat den Blick immer, wenn er etwas bewilligt. Indeß ſagte er doch etwas ſcharf: mein Sekretair hat Auszüge aus den Bittſchriften zu machen, und keine neue mündliche Vorſtellungen. Lange bückte ſich tief, und war ſo betrübt, daß er kaum noch vorleſen konnte. Er ſchrieb nieder, was der Prinz diktirte. Endlich war alles fertig; nur die Vorſtellung blieb noch übrig.

Der Prinz nahm ſie, als er ſchon aufſtand, und ſah ſie noch einmal durch. Es ſey, ſagte er, halb unwillig. Da ſprang der junge Mann auf, und ſagte mit Thränen in den Augen: Ew. Durchlaucht! — Sie können der Familie meine Gnade verſichern, ſagte der Prinz noch, und ging in ſein Kabinet. Nun ſetzte ſich Lange ſogleich wieder an den Schreibtiſch, und antwortete. O, ſagte er bittend zu mir — ſieh, Milchen, ich konnte es ihm nicht abſchlagen, und hätte es mir auch beim Prinzen den größten Verdruß machen ſollen — o, darf ich es wohl jetzt hinſchicken? Ich weiß, es iſt gegen die Form. Schicken Sie's hin auf meine Verantwortung, ſagte ich; ich will es ſogleich dem Prinzen zur Unterſchrift vorlegen laſſen. Wir machten ſchnell alles fertig; um zwölf Uhr war es unterſchrieben, und ging ab. Sieh, Milchen, ein ſolcher Herzensjunge iſt es.

Emilie ſchlug die naſſen Augen nieder; und Baſe Eliſabeth fragte: an wen ging es denn? Die armen Leute! — „An Jemanden.“ — O, ich will nichts wiſſen.

Prange Welt, mit deinem Wiſſen,
Das du jetzt ſo hoch gebracht;
Ich kann deine Weisheit miſſen.

Waren die Leute denn in der Stadt? — Wenn ſie doch die Antwort recht bald bekommen hätten! . . . Ja, ein chriſtliches Gemüth hat der junge Herr von Lange; und wenn Milchen damals klüger geweſen wäre, wer weiß, ob ein Menſch an das Fräulein Rozlau gedacht hätte. Aber da heißt es bei Milchen: nichts, Herre, iſt mir gut genug. Wer weiß, wie hoch ers noch bringt, da der Herr Vetter ſagen, daß der Erbprinz ſo gnädig gegen ihn iſt. Zwar,

Ich frage nichts nach eitler Ehr',
Und Würden dieſer Erden;

aber, lieber Gott, man muß doch wiſſen, wo man endlich bleiben ſoll. Stecke du einmal deine Füße unter fremder Leute Tiſch, Milchen, das iſt ſchwer; und Gnadenbrot zu eſſen, davor behüte uns der liebe Gott! . . . Ach, Müllers werden es geweſen ſeyn, denke ich. — „Das Denken ſteht Ihnen frei, Baſe Eliſabeth." — Ja, ja! Das weiß Gott, andere Leute, die ihre Verwandten lieb haben, erzählen; ich aber, ich weiß mein Lebtage nicht ein Wort, wenn mich die Leute fragen. (Lebrecht macht ſo eben die Thür zu.) Ja, ja, ſo iſt dein Vater! Mach du nur die Thür zu, geh du nur; ich will es doch wohl erfahren! . . . Höre Milchen, frag du einmal heute Abend nach Tiſche.

„Sie wiſſen ja, liebe Baſe, er ſagt mir ſo wenig etwas, als Ihnen; aber fragen will ich.“ — O ja, das thu! Und mit dem Lange, Milchen, das ärgert mich; denn ich glaube, er hat dich recht, wie die Welt ſagt, unausſprechlich geliebt.

„Liebe Baſe Eliſabeth, wenn Sie wüßten, wie ſehr Sie mich durch dieſen Irrthum quälen! Ich bitte Sie kindlich, ſchweigen Sie davon.“

Sage ich denn nur ein Sterbenswörtchen? Aber ich weiß, was ich weiß. Du meinſt, weil ich ein Kind des Lichts bin, ſo wäre ich einfältig. Als das Fräulein Rottorf (ſo hieß Emiliens Freundin) hier war, was las dir denn die immer vor? (Emilie erblaßte.) Ja, Milchen, ich habe mich faſt zu Tode darüber gedacht. Das ging ſo durch einander. Den Anfang muß ich wohl nicht gehört haben; denn die Rottorf ſagte: ſiehſt du, Emilie, daß er dich liebt? und dein Nahme kam doch nicht im dem Briefe vor. Sag mir doch, was iſt denn das mit dem Maskenballe geweſen?

Emilie faßte ängſtlich Eliſabeths Hände, und ſagte: „ich bitte Sie, liebſte beſte Baſe, verſchonen Sie mich. Sie werden ja auch gehört haben, was ich der Rottorf antwortete.“

Du wüßteſt nichts davon? Das mußt du mir nicht weis machen wollen. Wenn man jung iſt, hat man für ſo etwas ein gutes Gedächtniß. Aber du biſt, wie dein Vater! . . . Ich weiß, daß du ihn heimlich lieb haſt. Das kann ja ein Blinder ſehen; warum ſtänden dir denn immer die Thränen in den Augen, als ob du für die Sünden der ganzen unchriſtlichen Stadt weinen müßteſt? He? . . . Milchen, liebes Milchen,

Schütt aus dein ſchweres Herz, ſchütt aus,
Zu frommer Chriſten Seelen!

Sieh, Milchen, du jammerſt mich mit deinen weißen Backen. Ich weiß, es iſt unchriſtlich, um ſo etwas zu beten; aber ich bete alle Tage für dich, daß der liebe Gott dir einen frommen, redlichen Mann zuführen ſoll. Langen nenne ich wohl nicht, weil ſich das nicht ſchickt; aber ich denke immer mit Thränen an ihn, und hoffe, der liebe Gott wird wohl merken, wen ich meine.

Hier ſtiegen der Baſe Eliſabeth Thränen des Mitleidens in die Augen. Emilie drückte ihr verwundetes Herz an die Bruſt der böſen, guten Baſe, und dankte ihr für ihre mütterliche Güte. Nun aber drang Eliſabeth wieder auf Emilien ein, und wollte ein Geſtändniß erzwingen, das dieſe nicht machen konnte. „O Baſe, Baſe," ſagte ſie ſchmerzlich; „wie können Sie mein gepreßtes Herz ſo quälen!" Die Baſe, die auf jeden ſolchen Vorwurf etwas nachließ, ſagte tröſtend:

Gepreßtes Herz, lieg nur darunter ſtille!
Die Traube muß gepreſſet ſeyn,
Wenn's werden ſoll ein angenehmer Wein.

„Und lieg ich denn nicht ſtille?" fragte Emilie — nicht die Baſe; ſie richtete den geduldigen, obgleich troſtloſen, Blick zu etwas Höherem auf, als zu der. Aber der Gedanke tröſtete die ſanfte Leidende. Sie ließ ſich den Vers wiederholen (was ſie ſelten that), und Eliſabeth ſagte ihr das ganze Lied her, und ſang es ohne Unterlaß. Drei Tage lang hörte Emilie nichts als „beklemmtes, verzagtes, gepreßtes, verſtummtes Herz;“ aber Eliſabeth war nun doch von ihrem blutigen Examen abgekommen, obgleich nicht ſo ganz, wie Emilie hoffte.

Baſe Eliſabeth wußte mehr, als Emilie glaubte; nur war ſie in einem großen Irrthum. Sie hatte gehorcht, wenn Emiliens Freundin, die Rottorf, ihr Herrmanns Briefe vorlas und mit wohlgemeinten Anmerkungen begleitete. Von dem Balle, deſſen ſie erwähnen hörte, wußte ſie nicht viel; deſto mehr vermuthete ſie aber: und dann konnte ſie hinterher das Erhorchte und ihre Vermuthungen nicht mehr von einander unterſcheiden. Emiliens Benehmen ſeitdem, ihre Thränen, ihr Widerwille gegen Rolfs, ihr Niederblicken, wenn der Nahme Lange genannt wurde: das alles hatte bei der Baſe Eliſabeth Verdacht erregt. Aber ſie würde dieſe Umſtände nicht zu einem Ganzen haben verarbeiten können, wenn ſie nicht unglücklicher Weiſe den Morgen auf dem Weinberge Emilien mit Herrmann in dem Laubengange geſehen hätte. Sie wollte damals Emilien rufen, und bemerkte, daß ſie ſehr innig mit Herrmann ſprach. Nun eilte ſie früh genug auf ihren Sitz, ſtellte ſich, als ob ſie

Emiliens heißere Thränen nicht bemerkte, fragte nicht, predigte nicht, ſondern ſuchte erſt alles zuſammen zu reimen. Und das that ſie denn auf folgende Art: Lange ſoll das Fräulein Roslau heirathen, und will nicht, weil er unſer Milchen liebt. Milchen ſoll Rolfs heirathen, und will nicht, weil Lange ihr dieſen Morgen geſagt hat, daß er ſie heirathen will. Selbſt Rolfs hatte durch halbe Aeußerungen von Argwohn auf Langen Eliſabeths Verdacht beſtätigt. Nun wäre ſie ſo äußerſt gern Emiliens Vertraute geweſen; doch dieſe behielt ihr Geheimniß für ſich. Die Baſe machte ein kluges Geſicht, und ſagte, ohne daß Emilie darnach hörte: ich weiß wohl, was ich weiß! Sie war ihrer Sache völlig gewiß, und peinigte und tröſtete Emilien eins um das andere. Endlich aber, da nichts half, kam ſie, und zwar gerade heute, auf den Einfall, die Prophetin zu machen.

Sie ſagte zu Emilien ganz kalt: was wetteſt du, Milchen, Lange heirathet die Roslau nicht? Emilie erröthete, und hätte gern einen Blick auf die Prophetin geworfen, um ihre Miene bei dieſer freudigen Vorherſagung zu ſehen. „Warum ſollte er aber nicht?“ fragte ſie endlich furchtſam. — Ja, das weiß ich nicht; aber mein Herz flistert mir zu, daß noch aus dir und Langen ein Paar werden wird.

Emilie erröthete wieder; ſie blieb indeß auf ihrer Hut: denn ſie fürchtete, die Baſe verändere nur ihre Methode auszuforſchen. Wir wollen darüber kein Wort mehr verlieren, fuhr Eliſabeth fort. Aber gieb Acht, Emilie, ob ich nicht Recht habe. Ich wollte darauf ſchwören, wenn es der liebe Gott nicht verboten hätte. — Baſe Eliſabeth machte wohl öfter eine Prophezeiung aus etwas, das ſie ſchon wußte, wenn ſie ſich ſchämte zu ſagen, wie ſie es erfahren hatte. —Emilien ſchlug das Herz, in das ſich doch eine kleine Hoffnung ſtahl; aber ſie ſchwieg, und erröthete ſchon vor dem Gedanken, an dem Ausſpüren ihrer Baſe nur im mindeſten Theil zu nehmen.

Eliſabeth war nach Allem, was ſie wußte, ihrer Sache gewiß. Langens Freundlichkeit gegen Lebrecht, und der Umſtand, daß er an dieſen niemals eine Frage nach Emilien that, beſtärkte ſie noch mehr in der Meinung, daß ein geheimes Einverſtändniß zwiſchen beiden

Liebenden ſeyn müſſe. Aber ſie that ſich die Marter an, gegen Emilien zu ſchweigen, um, wenn Zeit und Stunde käme, eine Strophe aus ihrem großen Liedervorrathe anbringen zu können. Wenn dann, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, Lange endlich kommt und um Milchen anhält; dann will ich hintreten, und mit heller Stimme ſingen, Vers 20:

> Dann wird's heißen, komm, willkomme!
> Dann wird's an ein Küſſen gehn!
> Was ich dir geſagt, du Fromme,
> Siehe, iſt es nicht geſchehn?

Sie klatſchte vor Freude in die Hände, und faltete ſie dann wieder. Aber Herrmann kam nicht, und die arme Baſe Eliſabeth konnte doch nicht Jahrelang mit dem brennenden Geheimniſſe auf der Seele aushalten. Sie ſuchte die verzweifelte Sache der Vollendung näher zu führen, um doch endlich die ſchöne Strophe anbringen zu können.

Merken Sie denn nichts Beſonderes an dem Herrn von Lange, Herr Vetter? fragte ſie.

„Nein!"

Auch nicht an Emilien?

„Nein! Was ſollte ich an der merken?"

Nichts; ich frage nur!... Alſo gar nichts? Das iſt beſonders, Herr Vetter. Ja, die Kinder dieſer Welt ...

— „ſind klüger als die Kinder des Lichts, Baſe. Das hab' ich ſchon viele hundert Male gehört."

So? und merken doch nichts? Nun, ſo will ich Ihnen etwas ſagen: der Herr von Lange und Emilie ſind ein Liebespaar!

„Die Kinder dieſer Welt, Baſe?!.. Wem wollen Sie das aufbinden?"

Aufbinden? Behüte mich Gott, der Herr! Es iſt wahr, ſage ich Ihnen. Sehen Sie doch nur, das arme Milchen grämt ſich ja von Fleiſch und Bein. Tag und Nacht ſtehen ihr Thränen in den Augen. Sonſt wie eine Roſe, jetzt wie eine Lilie auf dem Felde.

„Je, ſo muß doch ... Baſe Eliſabeth, ein Liebespaar ſind ſie nicht. Das arme Mädchen!" — Er wollte aus Mitleiden ſogleich zu Emilien hin.

Eliſabeth hielt ihn beim Rocke: mein Gott, wollen Sie denn alles verderben? Ich will Ihnen ſagen, Herr Vetter, wie ich dahinter gekommen bin. Nun erzählte ſie ihm, was ſie wußte, was ſie vermuthete, errieth und erträumte, und alles mit gleicher Gewißheit. Lebrecht ſah ſie ſtarr an; endlich ſagte er: „aber Lange iſt ja mit der Roslau ſo gut wie verſprochen.“ — Kann ſeyn, kann nicht ſeyn; ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, Herr Vetter, daß Milchen am Ende den Tod von der fatalen Geſchichte hat, wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt.

Lebrecht ſprang vor Schrecken auf, und rief: Gott im Himmel! . . . Aber da ſitzt doch der Teufel drin! Warum ſchweigen Sie denn ſo lange?

Das unchriſtliche Fluchen! — Hören Sie denn wohl je einen Menſchen aus?

Lebrecht wollte wieder zu Emilien. Eliſabeth hielt ihn, und verſicherte, daß ſeine Tochter ihm nichts geſtehen würde. Ich habe ja gefragt und gepredigt; hat es denn geholfen? Iſt denn das Kind nicht ſo verſchwiegen, als ob es Kabinetsſekretair wäre? Nein, das muß anders angegriffen werden.

„Wie denn, liebſte Baſe Eliſabeth? wie denn? Großer Gott, meine arme Emilie! Aber mich ſoll der Teufel holen, es iſt nicht wahr!“

Mit dieſen Worten ging er zum Zimmer hinaus und zu Emilien in den Garten, wohin er nur ſelten, und Eliſabeth, der rauhen Luft wegen, niemals kam.

Lebrecht überlegte im Gehen, was er ſagen ſollte, und da ſah er Emilien ſitzen, die ihr Tuch vor die weinenden Augen drückte. Jetzt glaubte er Alles. Langſam, und mit dem Vorſatze, behutſam zu ſeyn, ging er auf die geliebte Tochter zu. Milchen, was weinſt du, mein liebes Kind? — Emilie erſchrak, daß ſie ſich von ihrem Vater hatte überraſchen laſſen, und ſuchte einer beſtimmten Antwort auszuweichen. Nun, liebes Kind, ſagte Lebrecht mit ſeiner gewöhnlichen Gutherzigkeit; ich glaube alles. Gott gebe nur, daß es nichts anders iſt! Aber Milchen, weil wir doch gerade bei dieſem Kapitel ſind: willſt du deinem Vater wohl aufrichtig eine Frage beantworten? — „Jede, mein Vater!" ſagte ſie, und legte beide Arme um ſeinen Hals. Sie war ja ſicher, daß ihr Vater die einzige Frage, die ſie wohl hätte ausnehmen mögen, nicht thun konnte. — Nun, liebe Tochter, ſagte Lebrecht halb weinend: iſt es Liebe zu Langen, was dich ſo unglücklich macht? — Emilie wurde zu heftig durch dieſe Frage erſchüttert, die ſie nur in den heiligſten Stunden der Ruhe, der Stille, der Befreiung von allem Irdiſchen ſich ſelbſt mit Ja beantwortete. Sie ſank, ohne ein Wort zu ſagen, mit heiſſen Thränen an ihres Vaters Bruſt. Er drückte die unglückliche Tochter an ſein mitleidiges Herz, und blickte ſchweigend zum Himmel.

Emilie hob, als ihr Vater nicht weiter fragte, das blaſſe Geſicht halb zu ihm auf. „Aber jetzt, mein Vater,“ ſagte ſie leiſe, „iſt es vorbei; und ich fange an, wieder glücklich zu werden.“ — Das gebe Gott, der dich mir geſchenkt hat! ſagte Lebrecht, und küßte ſanft ihre blaſſe Lippen. — „Und darf ich Sie bitten, mein Vater,“ fuhr Emilie fort, „ſo ſprechen Sie nie wieder mit mir davon.“ Er nickte ihr zu, und ging, weil ein Bedienter ihn ſprechen wollte. Eliſabeth lauerte ſchon auf ihn. Ja, Baſe Eliſabeth, ſagte er übereilt: leider haben Sie Recht. Meine arme Emilie liebt Langen; ſie hat es mir ſelbſt geſtanden. — Du frommer Gott! ſeh einer! Ihnen alſo? Und mir nicht ein Wort!

Jetzt merkte Lebrecht ſeine Uebereilung. „Aber,“ fuhr er in großem Eifer und heftig heraus: „wenn Sie Emilien nur eine Sylbe davon ſagen, ſo ſoll der Teufel das Haus umkehren!“ — Davor behüte mich Gott!

Ein ſchweres Herz zu kränken:
O Unbarmherzigkeit!

„Und eben ſo wenig ſollen Sie es ihr zuſingen, wie Sie es mir immer machen. Der Teufel hole Ihre Verſe! Gott verzeihe mir: die Verſe ſind unſchuldig.“

Das unchriſtliche Fluchen! — Alſo Sie ſehen, Herr Vetter, daß ich Recht habe. Was iſt nun Ihre Meinung?

„Ich habe es Ihnen ja eben geſagt: Emilie ſoll nicht ein Wort davon hören; oder — bei meiner Seligkeit! das iſt ein hoher Schwur — ich ſchicke Emilien auf der Stelle zu der Hofräthin, und Sie ſollen das Mädchen nicht wieder zu ſehen bekommen.“

Ich will ſchweigen, Herr Vetter, als ob ich meine Zunge nur Gott zu loben hätte. Aber was wollen Sie nun thun?

Thun? Nichts! Die Sache gehen laſſen. „Es iſt nun vorbei.“

Alſo Emilie ſoll ſich todt grämen? — Sie nahm dem guten Vater bald die Meinung, daß alles ſo gänzlich vorbei wäre. Erſtlich, fuhr ſie dann fort, müſſen Sie einmal bei Langen auf den Buſch ſchlagen.

„Was, zum Teufel! was? Ich ſoll kuppeln? Nimmermehr!“

Das haben wir, glaube ich, wohl nicht nöthig; der Herr von Lange iſt ja ſo verliebt in Milchen, als ſie in ihn. Nein, Sie ſollen ihm nur ſo bei Gelegenheit erzählen, daß Emilie jetzt kränkelt. Machen Sie es aber ein wenig gefährlich, und geben Sie Acht, wie er dabei ausſieht. Und dann — ich wüßte nicht, warum Sie ihn nicht einmal zu uns bitten ſollten.

„Ei zu allen Teufeln! das heißt kuppeln; nennen Sie es meinetwegen, wie Sie wollen.“

Ach Gott, das abſcheuliche Fluchen! Aber mit Emilien, ſage ich Ihnen, iſt es wahrhaftig gefährlich. Wenn nur nicht eine Auszehrung daraus wird! Sie werden ſchon noch an meinen Rath denken, wenn es zu ſpät iſt.

Lebrecht wäre auf dieſe Vorſtellung in die Hölle gelaufen. Er verſprach alles, was Eliſabeth verlangte, und ſein Entſchluß wurde noch feſter, als er am Abend Emilien mit den bleichen Wangen, mit den verweinten Augen, am Tiſche ſitzen ſah.

Noch dieſen Abend wiederholte er mit hohen Schwüren, die Eindruck machten, weil er ſie ſeltner gebrauchte, als das Wort Teufel: Emilie ſollte ſogleich zu der Hofräthin, wenn Eliſabeth nur mit einem Worte verriethe, daß ſie um das Geheimniß wüßte. Dieſe Drohung war der Baſe fürchterlich, weil ſie Emilien, die alle ihre Thorheiten ſo gefällig ertrug, in der That recht herzlich liebte. Indeß, hätte Emilie auf ihre Baſe gemerkt, ſo würde ſie alles errathen haben; denn ſo ſaß Eliſabeth immer, wenn ſie etwas wußte, das ſie nicht wiederſagen durfte. Auf den offnen Lippen, in den ſtarren Augen, ſchwebte das Geheimniß, und auch die pathetiſchen Töne ihrer langſamen Sprache verriethen es noch deutlicher.

Lebrecht ging am folgenden Morgen ängſtlich in das Kabinet. Traurigkeit hatte ſein Auge verfinſtert, und Beſorgniß um ſeine geliebte Emilie die Züge der Ruhe aus ſeinem Geſichte vertrieben. Sogar der Erbprinz beihm Riechwaſſer vor, und drückte ihn an ſich. So, an der Bruſt ſeines väterlichen Freundes, kam Herrmann wieder zu ſich. Er weinte, als er die Augen aufſchlug, und Emiliens Vater weinte mit ihm. Der Erbprinz trat wieder in das Zimmer. Herrmann konnte kaum die Worte hervorbringen: „mir iſt nicht wohl, Ew. Durchlaucht.“ — Fahren Sie nach Hauſe, ſagte der Erbprinz; mein Wagen iſt gerade angeſpannt.

Lebrecht war nun zu ſeiner Freude überzeugt, daß Herrmann Emilien liebe. Die Verlobung mit der Roslau, dachte er, iſt noch nicht geweſen; und am Ende geben Langens ihrem Sohne vielleicht eben ſo gern — Oder, zu allen Teufeln! ich habe den Prinzen noch um nichts in der Welt gebeten. Ich bitte ihn, daß er einmal für meine Emilie eine Art von Freiwerber macht. Das kann er mir nicht abſchlagen, und Langens werden ſich gewiß nicht weigern. Es geht bei meiner Treue! Das arme Mädchen! und der arme junge Menſch! —

Als er zu Hauſe kam, fand er Emilien auf ſeinem Zimmer, wohin ſie ſich vor dem nachdenklichen Geſicht und dem noch bedeutendern Schweigen der Baſe gerettet hatte. Er fiel ihr in dem Taumel ſeiner freudigen Hoffnung ſogleich um den Hals, und ſagte: ſey ruhig, Milchen! Er ſoll dich, hol mich der Henker, heirathen. O, wie lieb hat dich der arme Junge! Ohnmächtig mußte ihn der Erbprinz nach Hauſe fahren laſſen, als ich ihm ſagte . . . — In dieſem Augenblicke ſank Emilie ohnmächtig in ſeine Arme. Gott bewahre! ſagte Lebrecht, als ſie die Augen wieder aufgeſchlagen hatte: was ſind das für Menſchen! — Der fällt mir beinahe zu Boden, als ich ihm ſage, daß du krank biſt; und die — „O Gott! Vater, das konnten Sie ihm ſagen?" unterbrach ihn Emilie erröthend. Er gerieth in Verlegenheit. Sieh, Milchen, das Geſpräch gab es ſo. Er fragte, was du machteſt. Ich antwortete: meine arme Emilie wird jetzt ſo hinfällig; ſie kränkelt. Da wurde er auf einmal bleich wie ein Marmorbild, und ſchrie auf, und die Augen brachen ihm. Ohne daran zu denken — ich habe ihn ja lieb — hielt ich ihn an meiner Bruſt. Ich wollte, du hätteſt ihn an deiner Bruſt gehalten; denn er hat mir, wie ich jetzt erſt ſehe, das Kleid mit ſeinen

Thränen naß gemacht. (Emilie betrachtete die Flecken auf dem Kleide weinend.) Als ich nach Hauſe ging, fiel mir denn ein, daß die Verlobung mit der Roslau noch nicht geweſen iſt. Milchen, du ſollſt ihn haben. Sieh, er hat dich ſo lieb, ſo lieb! Nun, mach mir keine Streiche wieder, Milchen; du wirſt ſo blaß.

„Und das war alles, was Sie ihm ſagten, lieber Vater?"

Nicht eine Sylbe mehr. Der Prinz kam dazu; ſonſt, wahrhaftig, hätte ich geſagt, was ich wußte.

„O, Gott Lob, daß der Prinz kam! . . . Laſſen Sie das, lieber Vater. Wir ſind ewig getrennt."

Was ſchwatzeſt du doch, Milchen! Meinſt du denn, man kann blaß werden, wenn man will? Ich ſage dir, er liebt dich.

„Ja, mein Vater, er liebt mich; und ich liebe ihn. Aber dennoch ſind wir ewig getrennt; jetzt mehr als je getrennt."

Lebrecht ſtand betreten da. Du biſt wunderlich, Milchen. Laß du mich nur machen! Sieh, ich will es ſo auf Umwegen angreifen, wie die Baſe Eliſabeth, wenn ſie einem etwas zu ſagen hat. Ich weiß ja wohl, daß ich dich nicht ausbieten darf. Aber er liebt dich gewiß.

„Eben weil er mich liebt, guter Vater,“ ſagte Emilie ſanft weinend, „ſind wir auf ewig getrennt. Denn hätte er eine Möglichkeit geſehen, die Wünſche ſeines und auch meines Herzens zu befriedigen, — glauben Sie nicht, daß er . . .“

Hat er auch nicht geſehen, Herzens-Milchen! Aber ich ſehe eine Möglichkeit; und das iſt der Prinz. Der Prinz! Verſtehſt du?

„Nimmermehr, mein Vater! Ich werde meine Ruhe wieder bekommen; ich habe ſie ſchon wieder. Aber nie würde ich mein Auge gegen einen Mann aufſchlagen können, der auf ſolche Art der meinige werden ſollte. Es iſt unmöglich, Vater. Soll ich nicht vor Beſchämung ſterben, ſo denken Sie daran nicht mehr.“

Es gelang Emilien, ihren Vater zu überzeugen, daß es unmöglich ſey, an eine Verbindung zwiſchen ihr und Langen zu denken. Mit einer Heiterkeit, welche ihr nur die Gewißheit, daß Herrmann ſie liebte, geben konnte, verſicherte ſie, ihr Zuſtand wäre mehr angenehm, als ſchmerzhaft, und ſie fühle ſich nicht unglücklich. Nun gab auch Lebrecht ſeinen Gedanken auf, der ihm ohnedies jetzt nicht mehr ſo leicht auszuführen ſchien. O, mein gutes Kind, ſagte er; wie kann es für dich etwas Anderes auf der Erde geben, als Freude! — „Mein Vater,“ erwiederte ſie zärtlich; „Sie wiſſen nicht, wie ſüß der Schmerz zuweilen iſt.“

Die zartfühlende Emilie gab ihrem Vater wohl zu verſtehen, er möchte dieſes Geſpräch geheim bleiben laſſen; aber ſie konnte doch unmöglich die Baſe Eliſabeth geradezu nennen. Sie ging in den Garten, und nun ſtand, in die entzückenden Strahlen der Liebe gekleidet, der ohnmächtige, bleiche Jüngling vor ihr, wie ſein Auge brach, und wie er aus Schmerz um ſie ſtarb. Noch niemals hatte ſie ihn ſo geliebt, wie heute. Sie gab ſich dem ſüßen Schmerze gänzlich hin, und wußte nicht, ob er oder die Freude Thränen aus ihren Augen preßte.

Baſe Eliſabeth ging unterdeſſen mit ihren drei Hunden jetzt an das hintere Fenſter, um nach Emilien zu ſehen, dann an des Vetters Zimmer, um zu horchen, ob er nicht bald fertig ſeyn würde. Etwas von der Unterredung

Beider hatte ſie ſchon aufgefangen: „er liebt dich," und „er ſoll dich heirathen!" Ach, ſagte ſie auf ihrem Zimmer, und legte nachdenkend die Hand auf das Geſangbuch: es mag wohl nichts Gutes ſeyn, daß ich mich noch in das eitle Weltweſen miſchen will. Aber das Kind iſt gar zu gut! Der liebe Gott wird mir das nicht übel nehmen. Und — ſetzte ſie ganz leiſe hinzu — dieſes Leiden iſt das ſchwerſte; ich weiß, wie ſolche Thränen brennen! — Solche Thränen, wie Emilie, hatte Baſe Eliſabeth nicht vergoſſen, ob ſie gleich in ihrer Jugend betrogen und verlaſſen worden war; ihr Mitleiden mit Emiliens Thränen beweiſt aber, um wie viel beſſer ſie hätte werden können!

Sie ging nun zu dem Vetter Lebrecht hinüber, um zu hören, zu überlegen, zu beſchließen. Vetter Lebrecht wollte nichts geſtehen, bis endlich Eliſabeth ihm zeigte, daß ſie ſchon die Hälfte wußte. Das gute Milchen, ſagte ſie, ſitzt im Garten, und weint. Der Vater glaubte, ſie habe von Emilien ſelbſt etwas erfahren; denn daß ſie ſich auf das Horchen verſtand, wußte nur Emilie. Er erzählte ihr daher den Verfall mit Herrmann, und Emiliens Entſchluß, die Sache vorbei ſeyn zu laſſen.

Zwei Leichen, Herr Vetter! fing Eliſabeth nun prophetiſch an. Das ſag' ich vorher, und waſche meine Hände in Unſchuld. Unſer Milchen, das gute Kind, hält das nicht aus. Da ſitzt ſie, und drückt den Schmerz in ſich hinein; ſie lächelt, wenn man ſie anſieht, und iſt noch einmal ſo ſanft, ſo freundlich, weil ſie unglücklich iſt. Ihr Vater aber ſteht da, und lacht dazu. Nun, ſo lache nur! Ich ſage nichts. — Sie ſchwamm in Thränen.

Lebrecht rief: liebſte Baſe, ſo ſagen Sie doch, was ſoll ich denn thun? Kann ich dem jungen Menſchen denn ſagen: nimm doch meine Emilie zur Frau?

Bewahre Gott! Auch iſt es gar nicht nöthig, daß Emilie oder Lange etwas erfährt. Wir können die beiden Kinder im Schlafe glücklich machen. Erſt, freilich, muß Lange wieder anfangen.

„Das will er nicht."

Muß; muß wollen. Und dann, wenn Beide mit einander eins ſind, dann müſſen Sie des Erbprinzen Durchlaucht dahinter bringen.

„Nun? wie wäre denn das anzufangen?“

Morgen ſagen Sie, aber ſo ganz zufällig — denn der Herr von Lange wird doch wohl fragen, ob Emilie ſich beſſert; — da ſagen Sie: Gott weiß, was dem armen Kinde auf dem Herzen liegen mag. Der Arzt meint, es fehlt ihr an Motion; und nun geht ſie alle Tage mit meiner Mamſell Baſe auf einen Weinberg. Das ſagen Sie nur, und für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen.

„Sie denken, er ſoll dahin kommen? Hm! ich muß ihm doch wohl den Weinberg nennen. Auf welchen werden Sie denn gehen?“

Das iſt nicht nöthig. Der Herr von Lange kennt den Weinberg ſo gut wie ich ſelbſt. Herr Vetter, ſolche junge Leute ſind feiner, als Sie.

Das alles kam dem ſchlichten Lebrecht zu intriguant vor; aber Baſe Eliſabeth hob den Zeigefinger auf, und ſagte nachdrücklich: wenn wir bald eine Leiche im Hauſe haben, ſo bin ich nicht Schuld daran. Ich nehme meinen Gott zum Zeugen!. Bei dieſer Warnung bewilligte Lebrecht Alles, und verſprach, daß er gegen Emilien ſchweigen wollte. „Aber — wenn er nun auch auf den Weinberg kommt?

was dann? Meinen Sie denn, er hätte ſie nicht ſprechen können, wenn er wollte? Beide ſind ja einander recht abſichtlich aus dem Wege gegangen. Sie werden ſehen, das hilft nichts."

Eliſabeth lächelte weiſe, ihrer Sache gewiß. Herr Vetter, habe ich ihn nur erſt auf dem Weinberge, und dahin kommt er, ſollte es auch nur ſeyn, um zu ſehen, wie blaß Emilie iſt. Das iſt nur Spaß. Sprechen Beide einander, ſo bricht das Herz auf: das weiß ich, Herr Vetter. — Trotz ihrem Beten, verſtand ſich Baſe Eliſabeth, wie man ſieht, recht gut auf das menſchliche Herz.

Als Lebrecht am folgenden Morgen in das Kabinet trat, warf Herrmann ihm einen ängſtlich fragenden Blick entgegen. Mit Worten fragte er nicht: wie befindet ſich Emilie? Er brachte Lebrechten nur in den Weg, der zum Erzählen führte. Endlich ſagte Lebrecht, was ihm die Baſe Eliſabeth vorgeſchrieben hatte; und von der väterlichen Liebe hingeriſſen, ſetzte er noch hinzu: ich glaube, mein lieber Freund, es mag dem Mädchen mehr in der Seele liegen als im Körper. Könnten wir ſie nur zum Sprechen bringen, entdeckte ſie nur einmal frgend einem Menſchen: das leide ich; dann wäre ſie vielleicht ſchon halb geſund. Aber ſo iſt ſie von Jugend auf geweſen. Sie glauben nicht, welch ein Engel! Schon als Kind ertrug ſie alles ſchweigend; war ſie krank, ſo lächelte ſie, wenn ſie uns nur heiter ſah. Sie fiel mit ihrem kleinen Bruder einmal von einer morſchen Treppe, und brach den Arm. Als wir mit Schrecken und Angſt hinzu ſtürzten, rief ſie uns freudig entgegen: Bruder Auguſt iſt geſund, Vater! Dabei wollte ſie beide Arme um ihn ſchlagen, und es betrübte ſie nur, daß ſie mit dem zerbrochenen ihn nicht umfaſſen konnte. So war meine Emilie immer.

Jedes Wort des Vaters warf eine neue Flamme in Herrmanns Seele. Er drückte nur Lebrechts Hand, wendete ſich dann ſchnell von ihm ab, und ging mit ſeinen Papieren in ein Nebenkabinet. Da ſaß er, und preßte die Hand vor die Stirn und vor die Augen. „Sie wird ſterben!" dachte er mit quälender Angſt. „Kann dieſes zarte Herz aus einer beſſeren Welt dem irdiſchen Schmerze widerſtehen? Sie ſtirbt, und ich werde mit ihr ſterben. Ja, wenn dein edler himmliſcher, Geiſt aus ſeiner ſchönen Hülle hervorbricht, wenn du das ſterbende Auge zum letzten Male auf das Leben richteſt, das dir nur Leiden geben konnte — dann will ich zu dir treten, und ſagen: ich kannte dich, edle Seele, ich kannte und liebte dich! und mein Tod ſoll das Geſtändniß beſiegeln. Dann darfſt du mir lächelnd die Hand reichen, die in Staub zerfällt, und mich deine Liebe ſehen laſſen, die unſterblich iſt. Oder kannſt du nichts Irdiſches lieben, ſo wirſt du doch einen mitleidigen Blick auf mich werfen, und ich werde dann vor Entzücken ſterben." — Bei dieſen Gedanken floſſen Thränen über ſeine Wangen.

Als er endlich wieder zu Hauſe war, überließ er ſich gänzlich dem Schmerze. Er dachte ſich Emilien ſo blaß, ſo leidend, ſo geduldig. Seine Angſt war ihm nicht länger erträglich; er wollte, er mußte die Geliebte noch einmal ſehen. Aber wo? Jetzt fiel ihm der Weinberg ein, den ſie ihrer Geſundheit wegen beſuchen mußte. Er wiederholte ſich jene Unterredung, die er in dem Laubengange mit ihr gehabt hatte; und nun flog ſeine Phantaſie auf alle die Augenblicke zurück, wo er ſie jemals geſehen, oder mit ihr geſprochen hatte. Noch nie war ſein Herz ſo ſchwach geweſen; noch nie hatte er ſo gelitten, wie jetzt. Ja, dachte er; morgen will ich ſie ſehen! morgen! Aber am folgenden Tage ging er nicht. Morgen! dachte er am Abend, und ging wieder nicht. Immer trat das Bild ſeiner Braut ſeinem Entſchluſſe in den Weg; es fragte ihn ſanft: bin ich nicht ſchon unglücklich genug, daß du mich nicht liebſt? Acht Tage rang er mit der Verzweiflung. Endlich ſagte er: es wird mich beruhigen; ich muß ſie ſehen, nur einen Augenblick ſehen, ehe ſie ſtirbt. — Während der acht Tage hatte er mehrere Geſellſchaften beſucht, ohne ſie irgendwo zu finden. Baſe Eliſabeth war zu klug, um Emilien jetzt in eine Geſellſchaft gehen zu laſſen. Nein, nein! dachte ſie; da wird Milchen gefragt: wie befinden Sie Sich, Mamſell? und ſie antwortet dann mit dem freundlichen Geſichte, das ſie noch haben wird, wenn ihr der Tod auf der Zunge ſitzt: wie Sie ſehen, recht wohl! und dann wäre es vorbei. Nein, nein, das muß anders kommen, Milchen! Du ſollſt dich nicht ſo davon lügen!

Aber zur großen Verwunderung der Baſe

Eliſabeth, ließ Herr von Lange ſich gar nicht ſehen. Sie ſchlich an jedem Morgen auf dem ganzen Weinberg umher, fand ihn nirgends, und zupfte aus Verdruß den Schmelz von ihrer kleinen Sammet-Enveloppe. Doch endlich kam die große Stunde, auf welche ſie ſo lange vergebens hoffen mußte.

Herrmann ging ſchon mit dem Anbruch des Tages auf den Weinberg, und in den Laubengang, wo er Emilien ehemals geſprochen, und wo ſie das ſchöne Auge zu Boden geſchlagen hatte. „Hier," ſagte er leiſe; — „hier war ich ſo unglücklich, und ſo glücklich! Noch Eine ſolche Minute, gütiger Himmel, und dann . . . — Dann?" — Er legte die Hand auf das pochende Herz, und wollte nicht mehr daran denken. Die Wirthin kam. Er fing ein Geſpräch mit ihr an, und ließ ſie ſtehen, ohne ihr zu antworten. Endlich ſah er Emilien mit der Baſe Eliſabeth von fern, und zitterte ängſtlich. Um ſich erſt zu erholen, ging er in den hinterſten Theil des Weinberges. Die Wirthin, mit welcher Eliſabeth ſchon Abrede genommen hatte, erwartete die beiden Damen vor dem Hauſe, und an einem Winke, den ſie gab, ſah Eliſabeth, daß Lange heute da war. — Du biſt wohl müde, liebes Milchen? ſagte die Baſe vor einer dunkeln kleinen Laube; ſetze dich doch! — Und nun ſuchte ſie ſogleich den armen Herrmann auf, der unten im Gange, ſo verſichtig wie ſie ſelbſt, auf und nieder ging. Ei, Ihre gehorſamſte Dienerin, lieber Herr von Lange. Was in aller Welt machen Sie denn noch? Wie kommen Sie denn einmal hierher? — „Ein Spaziergang hat mich her gebracht,“ antwortete Herrmann beſtürzt. „Ich wollte hier den Morgen zubringen. Es iſt hier ſo angenehm, und die Ausſicht auf die Stadt . . . Die Einſamkeit hier . . .“ — Charmant, charmant! Das meine ich auch. Nun, ſo können Sie uns ja Geſellſchaft leiſten. Ich habe Emilien bei mir. Das arme Kind vergeht wie der Tag, und der Doktor hat ihr die freie Luft angerathen.

Während dieſes Geſprächs hängte ſie ſich in ſeinen Arm, und führte ihn auf die Laube zu, worin Emilie ſich hatte niederſetzen müſſen. Je näher ſie kam, deſto lauter ſprach ſie, und deſto öfter nannte ſie den Nahmen Herr von Lange, damit Emilie ſich faſſen ſollte. Emilie

war

war aber nicht mehr da, ſondern ging ſchon in dem Laubengange auf und nieder. Sie verlor Beſinnung und Farbe, als ſie Herrmann ſah, weil ſie den unbeſcheidenen Eifer ihrer Baſe fürchtete.

Sieh doch, Milchen! ſagte Eliſabeth; hier habe ich unſern alten Freund gefunden, den Herrn von Lange. Emilie verbeugte ſich ſchweigend, ohne ein Auge aufzuſchlagen, und Herrmann war ſo ſtumm wie ſie. Die Baſe ſprach allein; ſie that eine Frage an Herrmann, und dann wieder eine an Emilien. Beide mußten antworten, und ſo bekamen ſie eine leidliche Faſſung.

Jetzt zeigte ſich die Wirthin im Gange. Wollte ich doch, daß die morgen käme! ſagte Eliſabeth ganz natürlich. Ich dachte, Sie ſollten mir nun recht erzählen, was Sie auf Ihrer Reiſe alles geſehen haben! Nun, ich bin bald wieder bei Ihnen; die Frau Wirthin will mir nur Flachs zeigen. Emilie, geh hübſch langſam; und ſprechen Sie doch mit ihr, Herr von Lange. Der Arzt will, ſie ſoll nicht viel allein ſeyn. Zerſtreuung, ſagt er. Erzählen Sie ihr recht viel; und, Milchen, faß du den

Herrn von Lange an, daß dir das Gehen nicht ſo ſauer wird.

Herrmann bot Emilien den zitternden Arm; ſie legte ſanft ihre Hand hinein, und Eliſabeth ging triumphirend. Emilie hätte vielleicht geſagt, auch ſie wolle den Flachs ſehen; aber ſie war durch den Gedanken, daß ſie mit dem Geliebten allein ſeyn würde, außer aller Faſſung, und ſie befürchtete, daß ſie, anſtatt Worte hervorzubringen, nur weinen möchte. Herrmann fühlte, daß er anfangen mußte zu ſprechen, wenn er ſich ihr nicht zu Füßen werfen ſollte; und ſie fühlte, daß ſie verloren wäre, wenn ſie nicht ſpräche. Beide öffneten die Lippen, und es kam kein Ton hervor.

„Ihnen iſt nicht ganz wohl?" fragte Herrmann endlich mit ſtockender Stimme. — Ich bin geſunder, antwortete ſie leiſe, als es die vorſorgende Liebe meiner Verwandten glauben will. — Er wendete langſam die Augen zu ihr hin, um ſie darauf anzuſehen, und erblickte das ſchöne Geſicht, das ſie ein wenig niederbeugte, um die Thränen zu verbergen, die ſie nicht mehr zurückhalten konnte. — Dieſe Liebe, fuhr ſie fort, um ihren Thränen einen

Vorwand zu verſchaffen — dieſe Liebe meines Vaters und meiner Baſe macht mich beſorgt, nicht meine Geſundheit. Sie entlockt mir ſüße Thränen; und dieſe Thränen halten ſie für Zeichen eines Schmerzes, den ich nicht fühle.

„Aber dieſe Bläſſe Ihres Geſichts, Mademoiſelle!“ — Emilie ſagte erröthend: ſie iſt wohl nichts als die Farbe eines ruhigen Gemüths. Selbſt mein Arzt meint, ſie bedeute nichts als meine zu große Liebe zur Einſamkeit. Die Bläſſe fürchtet er gar nicht. — „Was fürchtet er denn?“ — Nichts, erwiederte ſie lächelnd, als daß die Beſorgniß meiner Freunde auch mich beunruhigen möchte. Freie Luft und mäßige Bewegung, ſind die einzigen Mittel, die er mir verordnet hat; und ich glaube, ſchon das iſt zu viel Sorge um meine Geſundheit. Der Kranke muß ſich doch krank fühlen.

„O, meine Liebe,“ ſagte Herrmann in ſanften Tönen, und hielt ſeine linke Hand über der ihrigen, die auf ſeinem Arme ruhete (ſie zu berühren, wagte er nicht) — „darf auch ich mit Ihren Freunden ſorgen? Ihr Herz ſchlägt vielleicht freier, heiterer in einer kranken

Bruſt; Sie verwechſeln die ſelige Stille Ihres Geiſtes mit dem Wohlſeyn Ihres Körpers. Vergeſſen Sie in der Ruhe, in der Unbeſorgtheit Ihres himmliſchen Herzens nicht, daß Ihre Freunde berechtigt ſind, für Sie zu zittern. O Emilie! wenn dieſes Herz ſtill ſtände — Sie würden glücklich ſeyn; aber Ihr Vater, Ihr unglücklicher Vater, und . . ." — Er wendete den troſtloſen Blick zu den Wolken.

Man könnte wünſchen zu ſterben, um ſo gütig beklagt zu werden, ſagte Emilie mit ſanfter Rührung. Ich verſichere Ihnen mit dankbarer Freude: mir iſt wohl, körperlich wohl. Meine Baſe iſt zu beſorgt für mich, und vielleicht auch zu unbeſchäftigt, um nicht die blaſſe Farbe meines Geſichtes recht gern zu einem Gegenſtande ihrer Liebe und ihrer Aengſtlichkeit zu machen. Sie will, daß ich krank ſeyn ſoll; und nun muß ich es ſeyn. Meine Geſundheit iſt zart, ſagt der Arzt, aber nicht zärtlich. Ich wollte, man ſpräche mir lieber Muth zu; denn ſonſt werde ich endlich Andern mehr glauben, als mir ſelbſt.

Herrmann ſchwieg nun von dieſem Gegenſtande. Emilie, die ſich wieder gefaßt hatte, redete von dem Frühlinge, von der Natur, und befragte ihn endlich um ſeine Reiſe. Seine zarte Theilnahme an ihrer Geſundheit (ſie hörte, wie ſchwer es ihm wurde, das Weinen zu unterdrücken), und die Beſcheidenheit, mit der er die Veranlaſſung, ihr Herz in Bewegung zu ſetzen, vorbei gehen ließ, erhöheten ihre Liebe zu ihm, gaben ihr aber auch Stärke genug, dieſe Liebe zu verbergen. Herrmann, der ſich nun wieder genug gefaßt hatte, um ſie einmal betrachten zu können, ſah, daß er zu viel für ſie gefürchtet hatte. Dieſer Gedanke machte ihn zärtlicher und auch heiter. Mit jedem Pulsſchlage fühlte er, daß ſeine Liebe zu dem theuren Mädchen die höchſte, reinſte, unvergänglichſte Leidenſchaft war. Doch eben ſo ſtark fühlte er auch, daß eine Anſpielung auf ſeine Liebe die ungroßmüthigſte Beleidigung ihrer Güte, ihres fühlenden Herzens ſeyn würde. Er ſprach mit ihr, wie mit einem helfenden Engel, den man verehrend liebt, und dem man ſich dennoch nicht zu nähern wagt. Ihre Unterredung wurde nun ruhiger, und ſogar heiter. Emilie ſah ſich endlich nach der Baſe um, und Herrmann führte ſie ſogleich dem Hauſe zu.

Eliſabeth kam in der Ferne. Herrmann wollte Abſchied nehmen, und fragte: „darf ich mich wohl zuweilen nach Ihrer Geſundheit erkundigen?“ Emilie wendete ihm jetzt das ganze Geſicht zu, und ihr blaues Auge ſah ihn ruhig an. Alle Scheu war aus ihren Blicken verſchwunden; ſie ſtrahlten von dem argloſeſten Vertrauen. Ich danke Ihnen mit der gerührteſten Freundſchaft, daß Sie ſo vielen Antheil an meiner Zufriedenheit nehmen. Aber ich hoffe, Sie werden ſchon nach einigen Tagen von meinem Vater hören, daß ſeine Sorgen ungegründet geweſen ſind. Uebrigens iſt meine wohlwollendſte Freundſchaft (ich ſage Ihnen das mit wahrem Vergnügen) nur ein ſchwacher Beweis, wie ſehr mich Ihr Erſchrecken im Kabinet um meinetwillen, gerührt hat.

Sie reichte ihm die Hand. Herrmann nahm ſie, beugte ſich, mit Freudenthränen in den Augen, über ſie hin, küßte ſie aber nicht, ſondern hielt ſie nur einen Augenblick in beiden Händen feſt. Jetzt kam Eliſabeth lächelnd herbei. Herrmann wollte ſich empfehlen; aber ſie zwang ihn noch zu bleiben. Sie ſah Emilien heiter, und auch aus Herrmanns Geſichte die Züge des

Grams, der Aengſtlichkeit verſchwunden. Sehr natürlich dachte ſie alſo: Beide ſind mit einander eins, oder doch auf dem Wege eins zu werden; und jetzt wollte ſie dieſen Augenblick noch beſſer benutzen. Nun, Herr von Lange? hob ſie an, nachdem ſie ihn neben Emilien auf eine Bank hinkomplimentirt hatte: was haben Sie denn mit Milchen Gutes geſprochen? Die ſchwatzhafte Frau Wirthin mit ihrem Flachſe! Nicht wahr, Milchen, du haſt deine Zeit mit dem Herrn von Lange ſehr angenehm hingebracht? Je nun ja, Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Werde nur nicht roth, liebes Milchen!

Herrmann wußte nicht, wohin er ſehen ſollte. Die Baſe hob in demſelben Tone, halb ſingend, wieder an; er aber fiel ihr ins Wort, und ſo wie ſie nur die Lippen öffnete, erhob er ſeine Stimme noch mehr, ſtand auf, trat vor ſie hin, behauptete, bewies, unterbrach und verbeſſerte ſich, und kam nie zu Ende. Emilie wagte es nicht, weg zu gehen; denn ſie befürchtete, daß die Baſe dann noch unbeſcheidener werden könnte. Ja doch, ja doch, rief Eliſabeth zehnmal; aber laſſen Sie einen doch nur zu Worte kommen! Sie haben ja Recht!

„O, liebe Mamſell,“ ſagte Herrmann noch lauter, „ich weiß, warum Sie mir in dieſem Punkte Recht geben. Sie haben einen Gegenbeweis, auf den Sie ſich ſtützen; allein Sie werden mir erlauben (denn der Gang meines Beweiſes fordert es ſo) ihn ſchon zu entkräften, ehe Sie ihn einmal geſagt haben. Ich frage Sie, und ich wollte, hier ſäße ein ganzes Collegium von Naturkündigern, um zu entſcheiden — ich frage Sie alſo, ob nicht in der ganzen Natur, ſowohl der phyſiſchen als der moraliſchen, die ungleichſten Dinge ſich geſellen? Gleich und gleich geſellt ſich gern, ſagen Sie; ich behaupte: nein! Reden Sie von den Urweſen, die wir nicht kennen, ſo möchte es ſcheinen, als ob Sie Recht hätten; aber auch da nicht: denn Sie müßten erſt beweiſen, daß es mehr als Ein Urweſen oder Ur-Element gebe. Behaupten Sie es aber von den einfachen Weſen, wie wir ſie kennen, ſo haben Sie gewiß nicht Recht; denn welche Gleichheit beſteht zwiſchen Gold und Königswaſſer? oder Kupfer und Scheidewaſſer?“ — Lieber Gott, Herr von Lange! wer hat denn davon geſprochen? — „Ich könnte noch tollere Dinge vorbringen aus der moraliſchen Welt. Warum vergießt ein Böſewicht Thränen, wenn er ſich nicht rächen kann? und warum weint der gute Menſch in dem Augenblicke, da er die ſchwerſte Beleidigung verzeiht? Sehen Sie, da löſen ſich Hölle und Himmel, die ungleichartigſten Dinge, in Thränen auf — wie Kalk in Waſſer heiß, und glühendes Eiſen darin kalt wird."

Nun wurde Baſe Eliſabeth böſe. Milchen, nimm deinen Fächer. Gott bewahre! habe ich eine Sylbe von Kalk geſprochen?

„Werden Sie nicht böſe, beſte Mamſell. Wer weiß, ob wir nicht am Ende einerlei Meinung ſind; aber eben das würde aufs neue beweiſen, daß Ungleich und Ungleich ſich geſellt. Ich bitte ſie, hören Sie mich aus. Warum geſellt ſich Härte zu der größten Erweichung? Warum iſt der Menſch, wenn die Tugend ſein Herz erweicht hat, gerade am härteſten gegen die Thorheiten und Verbrechen der Menſchen? Warum bin ich dann am luſtigſten, am tollſten, wenn ich am unglücklichſten bin?" (Hier wurde er roth, und ſchwieg; er wollte Emilien ſchützen, und verwundete ſie jetzt ſelbſt.)

Ei was, ei was! rief die Baſe, die in ſei ne Pauſe einfiel; ich habe nicht von Kalk, von Gold und Kupfer geſprochen. Und ſchämen ſollten Sie Sich, Herr von Lange, daß Sie ſolche gottloſe Worte, wie Element, gebrauchen. Und nun will ich nichts mehr hören. Wir müſſen zu Hauſe. Komm, Milchen! — Sie verbeugte ſich ganz kurz.

Milchen, ſagte ſie unterweges: er hat mich doch ein Bißchen geärgert. Ich meinte es ſo gut mit ihm. Wenn du ſeine Frau wäreſt; lieber Gott! der ließe dich ja nicht zu Worte kommen. Aber ſag mir nur, Milchen, was habt ihr denn mit einander geſprochen? Wenn ich das erſt weiß, dann laß du mich nur machen. Es ſoll wahrhaftig 'was draus werden; Gott wird mir ja helfen.

Nun erklärte Emilie in einer Rede, die wenigſtens eben ſo lang war, als Herrmann vorher eine gehalten hatte, daß nie etwas daraus werden könne, daß ſie niemals wieder mit der Baſe ſpazieren gehen wolle, wenn ſie fürchten müſſe, Langen wieder anzutreffen. Sie ſchloß mit den bedeutungsvollen Worten: „oder ich weiß einen Zufluchtsort, wo man mich nicht mehr quälen wird, das Haus des Hofraths."

Ach, du grundgütiger Gott! ſeufzte Eliſabeth; ich meine es ſo gut, und da halten ſie mir Beide Reden, ſo lang wie der Jakobstag. Das iſt mein Dank! — Emilie ließ ſich aber dieſes Mal nicht irre machen; ſie wiederholte ſehr beſtimmt ihre Drohung, ohne zu befürchten, daß Eliſabeth ſie mit einem Geſange unterbrechen würde: denn es war auf der Straße. Auf einmal ſagte Baſe Eliſabeth: du willſt alſo nicht, Emilie? Nun, ſo werde ich ſeinen Nahmen gar nicht mehr nennen. Gott mag es ſchicken wie er will. Ich ſage kein Wort mehr. — Sie ſchwieg auch wirklich; das war aber nur eine Liſt: denn wenn Emilie ſie nur auf den Weinberg begleitete, ſo glaubte ſie ſchon gewonnenes Spiel zu haben. Sie ging immer wieder dahin; doch Herrmann ließ ſich nicht ſehen, und Eliſabeth fing nun an zu ahnen, daß manche Menſchenherzen doch wohl anders fühlen müßten, als ihr eignes. Herr Vetter, ſagte ſie mit Kopfſchütteln; die Standhaftigkeit hätte ich dem Kinde nimmermehr zugetrauet. Das Auge voll Thränen, und das Herz voll Sehnſucht; da weiß der liebe Gott, wo der Muth herkommt. Eliſabeth verzweiſelte, Emilien mit Herrmann zuſammen zu bringen. Sie lauerte ihr auf, weil ſie vermuthete, daß Emilie eine kleine Heuchlerin wäre; aber dieſe vermied jetzt alle Geſellſchaften mehr als je, und Herrmann hatte hundert Gelegenheiten, ſie im Hauſe zu ſprechen, ohne Eine davon zu benutzen.

Das Schickſal war dieſes Mal gegen die Baſe ſehr gütig. Lebrecht bekam das Podagra. Da die Geſchäfte nicht liegen bleiben konnten, ſo erhielt Herrmann von dem Erbprinzen Befehl, in Lebrechts Hauſe zu arbeiten, und ihm täglich zu berichten. Die beiden Liebenden erſchraken, und jeder machte ſeinen Plan. Die arme Emilie war am ſchlimmſten daran; denn ſie mußte ihrem Vater die Umſchläge um ſein krankes Bein legen, weil Niemand im Hauſe eine ſo ſanfte Hand hatte, als ſie. Uebrigens nahm ſie ſich feſt vor, ihres Vaters Zimmer, wenn Herrmann bei ihm wäre, nicht zu betreten.

Herrmann ſagte: ich will mich ſelbſt verachten, wenn ich nicht da mit aller Gelaſſenheit Buchſtaben mahle, als wären ſie in Kupfer geſtochen.

Eliſabeth, als ſie es hörte, ſang laut:

Gott hat, wie es ſich gebührt,
Nun ſo lange Zeit regiert.
Ey, ſo laß denn deine Sachen
Deinen Schöpfer ferner machen!

Guter Gott, ſagte Emilie ſchon am zweiten Tage; muß ich denn nicht hinein? Ruft denn mein lieber Vater mich nicht immer? Aber ich will mir Arbeit mitnehmen. — Hermann dachte: „ich will nicht wieder hin ſehen, wenn ſie ihm den Umſchlag umlegt. Es war nicht für einen Heller Sinn in meinem ganzen Geſchreibe! Ich muß mich ſchämen, ſo etwas dem Prinzen zu ſchicken. Aber ſchreibe ein Andrer beſſer, indeß ſie . . . Ich möchte an einer tödtlichen Wunde ſterben, wenn ſie mich einmal ſo verbände!" — Eliſabeth ſang:

Was langſam ſchleicht,
Faßt man gewiſſer,
Und was verzeucht,
Iſt deſto ſüßer!

Am dritten Tage war es noch ärger. Emilie mußte dem Vater, wenn der Schmerz zu arg wurde, vorleſen: ſie las mit ihrer ſchönen gerührten Stimme, und warf nach jedem Punkt einen tröſtenden Blick auf das finſtere

Geſicht ihres Vaters. Nun wollte der Vater ſchlafen, und Herrmann mußte mit Emilien ſo lange in den Garten gehen, oder, was noch ſchlimmer war, auf ihr Zimmer. Baſe Eliſabeth, die von Emilien mit Thränen gebeten wurde, ihr doch Geſellſchaft zu leiſten, ſagte: und ich ſollte die Mägde machen laſſen, was ſie Luſt hätten? Nein, Milchen! laß du ihn ſitzen, wo er Luſt hat; ich habe keine Zeit. — Nun mochte Emilie thun, was ſie wollte, Herrmann rieb ſich unruhig die Stirn, und warf Blicke voll Liebe und Wehmuth auf ſie, die auch in ihrem Herzen Liebe und Wehmuth erregten. Sie wollte ihn zerſtreuen, öffnete das Klavier, ſpielte, und gerieth nun aus der Wärme in die Flamme. Herrmann ſpielte auch einmal, und Baſe Eliſabeth, die ſonſt keinem Inſtrumente Gnade widerfahren ließ, als der Orgel, der Davidsharfe und der Poſaune, fand jetzt, daß Sonaten mit vier Händen etwas ſehr Schönes wären, und konnte nicht leben, wenn nicht Emilie und Herrmann dergleichen ſpielten. Herrmann, der die untere Partie hatte, zitterte immer, wenn er höhere Töne in den Noten ſah, weil er dann Emiliens weißen Fingern zu nahe kam. „Iſt der Menſch, der Vanhall,“ ſagte er auf dem Wege nach Hauſe, „nicht raſend? Ich muß den kleinen Finger in f ſetzen, wenn ſie ihren wegnimmt. Läßt ſie ihn den tauſendſten Theil einer Sekunde länger liegen, und ich berühre ihn, anſtatt f, ſo iſt es mit der ganzen Sonate verbei. Sollte der Menſch nicht wenigſtens eine ganze Oktave zwiſchen die beiden Hände legen? . . . Ach, Emilie! und läge eine Welt dazwiſchen: es wäre nicht beſſer. Aber ſpiel' ich mit ihr wieder einen Takt von Vanhall, ſo will ich ſie eben ſo gern eine Minute lang an dieſes Flammenherz drücken! Iſt es nicht, als hätte er die verwünſchten Sonaten in Noten geſetzt, um mich in Verzweiflung zu ſetzen? Sie muß eine ganze Ewigkeit das c mit dem kleinen Finger halten, und die andern aufheben, um mir für a und e Platz zu laſſen. Da ſpiel' ich unter ihrer weichen, warmen Hand; und leg' ich die Finger ganz platt auf die Taſten, ſo berühre ich ſie dennoch und trillere vor Angſt, wo Bogen über Bogen ſteht. Nein, ich halt' es nicht aus; lieber will ich die Todesurtheile in ganz Deutſchland rein abſchreiben, als noch öfter ſo mit ihr ſitzen: Schulter an Schulter, Arm an Arm, und Finger an Finger, als hätte das Schickſal uns, wie zwei Gefangene, an einander gebunden." Aber er mochte ſagen, was er wollte; es war nun einmal nicht anders. Eliſabeth hatte ſogar dem kranken Vater Geſchmack an Sonaten mit vier Händen beizubringen gewußt; litt er einmal etwas weniger, ſo bat er Herrmann, ihn auf ſeinem Rollſtuhle in Emiliens Zimmer zu ſchieben, und Vanhalls Muſik gefiel ihm beſſer, als jede andere. Herrmann griff, um nur Emiliens ſchöner Hand aus dem Wege zu kommen, nach dem erſten dem beſten Singeſtück; aber nun ging es ihm, wie Emilien mit dem Klaviere: er kam aus der Wärme in die Flamme; denn nun bat der Vater Emilien, zu ſingen, und zwar ein Duett mit Herrmann.

Emilie erröthete. — Herrmann war halb ſtarr: denn er traute den Duetten noch weniger, als den Sonaten mit vier Händen. Aber es half nicht, daß Emilie ihren Vater flehend anblickte. Lebrecht dachte: ſingen kann man ja wohl. So ſind ſie doch beſchäftigt; und das will ja Emilie gern. Sie ſuchte nun behutſam hervor, was ſich ſingen ließ; aber der ungeduldige Vater rief: Emilie, du weißt ja, was ich meine; das da im rothen Umſchlage: o mia morte! Noch einmal blickte ſie bebend auf ihren Vater; der rief aber: nun ſo ſetze dich doch! O mia morte. Sie reichte zitternd Herrmannen das Blatt, und er konnte, als ſeine Augen nur einen Blick in den Text geworfen hatten, ſie nicht wieder aufſchlagen. Mit bebender Stimme ſang er die Worte, die in dem Innerſten ſeiner Seele nachklangen:

O mia morte aventuroſa a pieno,
O fortunati miei dolci martiri,
S'impetrerò, che giunto ſeno a ſeno
L'anima mia nella tua bocca io ſpiri.*)

Nun ſang Emilie mit leiſer ſchöner Stimme:

Duolmi il tuo fato,
Il mio non già, poi ch'io ti moro a lato.**)

Jetzt ſangen ſie Beide die letzten Worte zuſammen; ſie zu wiederholen war ihnen nicht

---

*) O ſelig, ſelig iſt mein Tod.
Ein Glück ſind meine ſüßen Leiden,
Wenn ich die Seele, Bruſt an Bruſt,
In deinen Mund verathmen kann.

**) Dein Schickſal jammert mich;
Das meine nicht: ich ſterbe ja an deiner Seite.

möglich. Herrmann warf während des Singens nur einen Blick auf Emiliens blaſſe Wangen, und ſeine Seele verging in Schmerz; er legte mit ihr zugleich die Noten auf das Klavier, und Beide konnten nicht ſprechen.

Herrmann trat an das Fenſter, und ſah durch die Scheiben. Emilie ging in ihres Vaters Zimmer, und hielt die Thränen nicht länger zurück, die ſchneidend aus ihrem Herzen herausdrangen. Ja, ſagte ſie, überwallend vor Schmerz und Liebe: ja, dein Schickſal jammert mich!

Erſt nach langer Zeit kam ſie, und nur auf Befehl ihres Vaters, wieder in das Zimmer, mit der heißen Gluth der Liebe auf ihren Wangen. Herrmann ſtand noch immer an dem Fenſter. Als der Vater wieder in ſein eigenes Zimmer verlangte, rollte Herrmann ihn dahin, und verließ ihn dann, ohne ein Wort zu ſagen, ohne die Augen zu erheben. Er mußte ſeinen Hut holen, der bei Emilien lag. So wie er die Thür leiſe öffnete, wendete ſich Emilie von dem Klaviere, vor dem ſie ſtand, zu ihm hin, und er ſah, daß Thränen in ihren Augen hingen. Dieſer Anblick war zu viel für ſein tobendes Herz. Er warf mit hoch fliegender Bruſt einen glühenden, flammenden Blick auf Emilien, hob ſchon den Fuß, und breitete ſchon die Arme aus, ſie zu umfaſſen, ſie an ſich zu drücken, und ſeinen Geiſt in ihren Mund auszuhauchen. Da ſah Emilie ihn bittend, zärtlich, ſterbend an. Er ließ die Arme ſinken, und ſchlug die Augen nieder. Sie hob die zitternde, erkaltende Hand, ſie ihm zur Schutzwehr ihres ſchwachen Herzens zu reichen. Er nahm ſie, und ſeufzte leiſe: „Emilie!“ Sie wurde bleicher, bebte, taumelte an einen Stuhl, und ſank ohnmächtig darauf nieder. „Emilie!“ rief er nun laut, und drückte die heißen Lippen auf den blaſſen, kalten Mund der ewig Geliebten. — Sie öffnete bald die Augen wieder, und ſah ängſtlich, ſich verwundernd, umher. Nach einer Minute, in der ſie ſich zu beſinnen ſchien, ſtand ſie ruhiger auf. Es war zu viel! ſagte ſie leiſe. Die Bitte meines Vaters, mein Herz, das ſich zu viel traute, dies ſchwache Herz, das unter einem zu ſchnellen Gefühle erlag! O, Herr von Lange, verachten Sie eine Sterbende nicht darum, daß ihr Geheimniß ihr entriſſen wurde. Gewiß, Sie werden mir verzeihen, daß ich unglücklich bin!

Herrmann antwortete nicht. Er ſank in tiefer, anbetender Verehrung vor Emilien auf die Kniee, und küßte ihre Hand. So knieend beugte er ſich tief vor ihr nieder. Dann ſtand er auf, und beugte ſich noch einmal mit großer Ehrfurcht. „Heilige!“ nur dieſes einzige Wort konnten ſeine Lippen hervorbringen. Er verließ ihr Zimmer, und es war ihm, als tappte er in der dickſten Finſterniß nach Hauſe. Rings um ſich glaubte er ſchreckliche Stimmen zu hören, die dann in himmliſchen Wohllaut zerfloſſen; er wußte nicht, ob er in ſeinem Buſen die Hölle, oder eine unausſprechliche Seligkeit trüge. Nur von Zeit zu Zeit ſagte er: giunto seno a seno! Die glühende Flamme loderte durch ſein Blut; ſeine Wangen brannten von dem unauslöſchlichen Feuer, das die kalte, ſterbende Lippe in ihm entzündet hatte. Jetzt war ihm das Leben nichts mehr, als ein Gedanke an Emilien, als ein verzehrendes Gefühl ihrer Liebe. Das Schickſal konnte ihm nichts geben, und nichts nehmen; ſein Schmerz und ſein Entzücken waren Beide für dieſe Erde zu groß.

Er liebte Emilien: das allein fühlte er. Mitten in ſeinem Zimmer warf er ſich auf die Kniee, ſtreckte die Hände gefalten empor, und ſtand wieder auf, weil er ſelbſt nicht wußte, mit welchen Gedanken er ſich niedergeworfen hatte. So brachte er die Nacht zu, bis er durch die Ermattung aller ſeiner Kräfte gegen Morgen in einen tiefen Schlaf ſank.

Als er erwachte, war er ruhig genug, um über die Scene nachſinnen zu können. „Edelmüthige Seele!" ſagte er; „ich ſoll dich nicht verachten? ich ſoll dir verzeihen? ich? Siehſt du denn immer nur deine Schuld, und nie deine Tugend? Verzeihſt du denn immer nur Andern, und nie dir ſelbſt? Kämpfte nicht auch dein brechendes Herz noch, und war ich nicht ſo ungroßmüthig, dir dein Geheimniß zu entreißen? War nicht eine Ohnmacht das Siegel deiner Tugend? . . . Und was that ich, — ich, der ich dir verzeihen ſoll? Du ſtarbſt lieber, Heilige, als daß du ſchwach warſt; und ich, ich entriß deinen reinen, jungfräulichen Lippen das Pfand einer Liebe, die du mir verweigerteſt. Du floheſt die Gefahr, und ich ſuchte ſie; ich ſtahl ungroßmüthig den Himmel, den du nicht geben konnteſt, von deinen blaſſen Lippen, und fand die Verzeihung in deiner Ohnmacht. Ach, ich allein bin ſchuldig, du Heilige!"

So ſprach er, und in ſeinem Herzen erhob ſich der edelmüthige Entſchluß, des frommen Mädchens zu ſchonen. Heute durfte er ſie nicht ſehen; denn noch brannte die Gluth des Kuſſes in ſeiner Seele. Er wollte allein ſeyn; aber man bat ihn zu Roslaus, und er konnte die Einladung nicht ausſchlagen, weil er ſeinem Herzen wehe thun mußte. Julchen empfing ihn für ſeine Stimmung höchſt widrig: mit einer luſtigen Spötterei über das Herz und über die Liebe. Heute konnte er dazu nur ſchweigen; er hatte genug zu thun, wenn er den Widerwillen verbergen wollte, den der Kontraſt zwiſchen dieſer ſpottenden, kalten, zerſtörenden Seele und jener verzeihenden, liebenden, heilenden bei ihm erregte. Er erklärte ſich Julchens Worte beſſer, disputirte heute nicht, milderte das, was ſie ſagte, und wendete alle Mittel an, ihr Herz ein wenig zu erwärmen. „Ich bin tauſendmal ſchuldiger, als ſie," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wüßte ſie etwas von dem geſtrigen Tage — wäre dann nicht ihr

Spott über Treue, über Liebe gerecht? Und ſagte ſie mir: Sie ſind der Treuloſe, den ich verachte; — dürfte ich mich darüber beklagen?" Er war heute ſanft, geduldig, gütig.

Frau von Angersbach ſagte empfindlich: aber, Julchen, wann wirſt du doch aufhören, dich ſelbſt zu verachten? — Sobald du aufhörſt, dich ſelbſt zu loben. Ich wollte, ſetzte ſie hinzu, Herr von Lange gäbe uns mehr Unterhaltung. — Und welche? — Nun zum Beiſpiel, er verliebte ſich in deine Thränen, in dein Herz, das ſo gut von Metall iſt, wie das meinige, von eben ſo kaltem Metall, nur von flüſſigerm; dann würden wir Wunderdinge ſehen! Ich hätte dann Urſache eiferſüchtig zu werden; und glaube mir nur, ich würde es recht ſehr ſeyn, Aber was kann ich dafür, daß er ſo zahm, ſo treu iſt, wie eine Turteltaube? Was mußte ich nicht alles vorher über Sie ſagen hören, lieber Lange! Meine Schweſter wurde nicht müde, Sie den Vogel Phönix zu nennen. Hätten Sie doch einige Unarten, anſtatt Ihrer vielen Tugenden! Ich muß zuweilen mit meinem Liebhaber maulen, zürnen, toben können; und Ihnen kann ich nichts weiter ſagen, als Sie ſind zu gut für mich.

Wahrhaftig, Julchen, ſagte die Angersbach lebhaft; du biſt zuweilen ſehr aufrichtig!

Herrmann behauptete: Julchen liebt mich mehr, als ſie ſagt; denn man prahlt nie ſtärker, als wenn man ſich fürchtet. Ich bin nie ſicherer, daß ſie eine wahre Leidenſchaft für mich hat, als wenn ſie mich ſchilt. Glauben Sie mir, Frau von Angersbach: Julchens Lippen ſind mir deshalb kalt, weil ſie fürchtet, ihr Herz könnte zu warm ſeyn. Und geht es ihr mit der Tugend anders? Dieſe möchte ſie nur deshalb gern wegläugnen, weil ſo viele Millionen daran glauben. Sie fühlt, daß ſie einen hohen eigenthümlichen Geiſt hat; nun verdrießt es ſie, daß nicht auch ihr Herz ſo weit hervorragen ſoll, daß es keine eigene Tugend für ſie giebt. Eine ganze Erde möchte ſie mit ihrem Herzen beſeligen; da das nicht angeht, ſo glaubt ſie, es ſey gar nichts für ſie zu beſeligen da, und denkt nicht daran, daß ſie uns Alle, und mich beſonders, ſo glücklich macht. „Julchen,“ ſetzte er ernſthaft hinzu: „ich weiß, daß ich wenig zu Ihrem Glücke beitragen kann; aber nur zu ſehen, wie glücklich Sie, trotz ihren ketzeriſchen Lippen, durch ſich ſelbſt, durch Ihr Herz ſind: ſchon das wird mich glücklich machen."

Julchen lachte, doch ſanfter als vorher. Sie fand ſich geſchmeichelt, und ſatiriſirte jetzt mehr über ihre Schweſter, als über Herrmann. Ihre Güte gegen ihn ſtrafte ihn mehr, als vorher ihr Spott. „Armes Geſchöpf," ſagte er beim Weggehen: „warum willſt du lieber groß ſeyn, als gut? warum lieber gefürchtet, als geliebt? warum lieber mit glänzenden Zweifeln dich quälen, als mit ſtillem Glauben dich beruhigen? Das Schickſal hat mich an dich gebunden: ich werde dich nie haſſen, nie dein Herz, das unter den Pfeilen deines eigenen Witzes blutet, hart behandeln; aber warum ſoll ich dich nicht lieben? Armes Mädchen! . . . Und o, ich Unglücklicher!" Er ſah kein Licht, das ihm die dunkle Zukunft erhellte.

Am Abend fand er ein Billet von Lebrecht, das ihn auf den folgenden Tag wieder in das Cabinet des Fürſten beſchied. Er las es mit zitternder Freude; denn er begriff nicht, wie er ſich vor Emilien ſehen laſſen könnte. —

„So hat doch das Schickſal," ſagte er, „die ſchwere Laſt von deiner gedrückten Seele genommen, du Arme! Nein, wiederſehen ſollſt du den Menſchen nicht, der dich ſo grauſam an ſein Vergehen und an deine gütige Schwäche erinnern würde . . . Nein, ich ſehe dich nicht wieder. Zwar ſtehe ich ohne Troſt in dieſem freudenloſen Dunkel; aber ich will hier ſtehen bleiben: meine Arme haben dich ja umfaßt, dieſer Mund hat deine Lippen berührt. Ich habe gelebt, Emilie, und der Schmerz, den ich nun noch fühlen werde, iſt weiter nichts, als das Vergehen, das Sinken zum Grabe."

Am folgenden Morgen, nach vollendeter Arbeit, bat Lebrecht Herrmannen, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Herr von Lange, fing er ſehr ernſt an, als ſie auf dem Felde waren; darf ich Sie bitten, recht aufrichtig gegen mich zu ſeyn? Herrmann gab ihm freimüthig die Hand. Lebrecht behielt ſie, blieb vor ihm ſtehen, und ſah ihm feſt in die Augen. Lieben Sie meine Emilie? — „Herr Geheimer Juſtizrath," antwortete Herrmann; „Sie allein auf der Erde haben das Recht, mir dieſe Frage vorzulegen, und nur Ihnen kann ich ſie beantworten. Ja, ich liebe Ihre Tochter unausſprechlich."

Und liebt Emilie Sie, Herr von Lange?

„O, mein Gott, welche Frage! Ich habe nie das Recht gehabt, einen Blick in Emiliens Herz zu thun."

Nun denn, Herr von Lange, ſagte Lebrecht mit einer halb zornigen Weichherzigkeit; ſo hören Sie: Emilie liebt Sie mit einer Gewalt, von der ich bis jetzt keinen Begriff hatte. Ich fürchte die Folgen dieſer unglücklichen Leidenſchaft. — Herrmann ſtand bleich und zitternd da. Der Vater ſuchte ſich zu faſſen, und beſtrebte ſich augenſcheinlich, wieder kaltes Blut zu bekommen. Ich weiß mich nicht zu erinnern, ſagte er, daß ich je in meinem Leben eine ſolche Stunde gehabt hätte, wie dieſe. Es greift mich ſehr an, recht ſehr; denn ich liebe meine Tochter, ach, gewiß mehr als Sie! . . . Junger Mann, hat Emilie Sie an ſich gelockt? etwa durch Lächeln, oder durch Worte?

Herrmann fuhr mit Unwillen zurück, und murmelte: „es iſt ja ihr Vater, der das ſagt!" Lebrecht wiederholte die Worte. Herrmann faßte ſeine Hand. „Herr Geheimerrath,“ ſagte er in einem Tone, dem er das Scharfe nahm; „ich bitte, fragen Sie ſo nicht wieder. Gott! wie würde Emilie leiden, wenn ſie wüßte, daß ihr Vater ſo fragen konnte! Locken? an ſich locken? Himmel und Erde! Doch ich vergeſſe . . . Nein,“ ſagte er kalt und bitter: „Emilie hat mich nicht — gelockt! Sie vermied mich; ſie that alles, um meine unglückliche Leidenſchaft zu endigen.“

Lebrecht ſtand einen Augenblick an; dann fuhr er ſo ſanft als möglich fort: ich kann nicht anders; ich muß ſo fragen. Junger Mann, haben Sie Emilien an ſich gelockt?

„O, Herr Geheimer Juſtizrath,“ ſagte Herrmann feurig; „das dürfen Sie fragen; mich ſollen Sie hart behandeln, nur nicht Emilien. Nein, Herr Juſtizrath; ich habe Emilien nie an mich gelockt. Bei Gott, nie! nie! Hätte ich es gethan, ſo dürften wir darüber nicht reden; Emilie würde mich verachtet haben.“ — Lebrecht hielt unruhig die Hand an die Stirn. Herrmann fuhr fort: „wir haben vor den letzten unglücklichen Tagen in Ihrem Hauſe vielleicht nicht zehnmal mit einander geſprochen, und nie etwas, wobei Sie nicht hätten Zeuge ſeyn können."

Haben Sie Emilien nie etwas von Ihrer Liebe geſagt?

Herrmann erblaßte; er nahm Lebrechts Hand, und benetzte ſie mit heißen Thränen der Reue. „Ja, beleidigter Vater, Einmal in einer unglücklichen Stunde, als ich Emilien von einem gränzenloſen Elende retten wollte: da entriß mir die Verzweiflung, die Furcht vor ihrem Unglück, alle Beſinnung, und ich entdeckte ihr meine Liebe. Sie werde ich es mir verzeihen. Nie! nie! Sie ſind längſt gerächt."

Was antwortete Emilie? fragte der Vater nachdenkend.

„Was ich vorher wiſſen konnte. Ich hatte die Verachtung verdient, mit der ſie mich behandelte."

Wußte Emilie, daß Ihre Eltern Sie für das Fräulein von Roslau beſtimmt haben?

„Sie hatte etwas davon erfahren, und ich mußte es ihr in eben jenem Augenblicke geſtehen."

Was iſt denn vorgeſtern in meinem Hauſe

vorgefallen? Seyn Sie aufrichtig, Herr von Lange.

„Nichts, als nur ein Blitz, der unſere Herzen einen Augenblick öffnete. Sie ließen uns ſingen, Herr Geheimer Juſtizrath, was wir nie hätten ſingen müſſen. Ach, Ihre Tochter und ich, wir fühlten, daß wir einander nicht wiederſehen dürfen. Ein ſchrecklicher Augenblick! Nur ein Augenblick! Was kann ich Ihnen ſagen? Ich ging von Ihnen weg, um meinen Hut zu holen. Als ich Emilien ſah, öffnete ich ſinnenlos die Arme, und Emilie ſank in Ohnmacht. Sie ſchlug faſt in demſelben Moment die Augen wieder auf, und ich eilte, wie zernichtet, davon.“

Lieber Gott! ſagte der Vater mit der größten Weichherzigkeit: ſeyd ihr denn Beide unſchuldig? Eben das hat mir Emilie erzählt. Guter Gott! ſoll ich denn, und ſollt ihr, unglücklich ſeyn, ohne zu wiſſen, warum? Er iſt unſchuldig, ſagt Emilie; und Sie ſagen: ſie iſt unſchuldig! . . . Jetzt nur noch Eins, lieber Lange. Wie ſtehen Sie mit dem Fräulein von Roslau? — Zitternd und abgebrochen ſagte Herrmann: „die feierliche Verlobung iſt geweſen.“ Geweſen? ſchon geweſen? O, barmherziger Gott! Das weiß Emilie nicht.

„Das kann ſie nicht wiſſen,“ ſagte Herrmann in unausſprechlicher Angſt über den klagenden Ton des Vaters. „Ich habe nie mit ihr ein Wort über mich geſprochen.“

Aber doch ſcheint ſie etwas zu wiſſen, lieber Lange; denn ſie hat alle Hoffnung aufgegeben.

„O Gott! Emilie hat nie gehofft. Nein, ſie war nicht ſo ſchwach, zu hoffen, was nicht ſeyn konnte.“

Alſo geweſen! Und mein armes Kind ſollte vergehen? und ich, ich . . . Sie, junger Mann . . . Sie wollten Emilien nicht retten? wollten ſie verſinken laſſen? Ach, Sie lieben meine Emilie. Und feierlich verlobt! War es möglich? Konnten Sie das?

Herrmann ſchwieg. — Aber, fuhr Lebrecht feurig fort; noch giebt es ein Mittel. Ja, ihr ſollt glücklich werden.

Herrmann blickte auf; es ſtieg eine Flamme in ſein Auge, und ſeine Seele wurde von einer furchtbaren Erwartung zerriſſen. „Noch ein Mittel?“ fragte er betäubt. — Ja. Der

Erbprinz liebt mich. Wenn er ein Wort zu Ihrem Vater, zu Ihrer Tante ſagt (und das wird er mir gern zu gefallen thun) ſo brechen Ihre Eltern mit Roslaus. — „Brechen?" erwiederte Herrmann betrübt, und ſein dunkel glühendes Geſicht wurde auf einmal todtenbleich. Er legte die Hand an die Stirn, und ſagte verſichernd: „das werden meine Eltern nicht wollen."

Sie werden! Laſſen Sie mich nur machen!

„Und wollten Sie auch, ſo wird Emilie nicht wollen; und ich, ich Unglücklicher, darf es nicht wollen."

Wie? Sie wollen nicht? Herr von Lange! Sie dürften Emilien nicht retten?

Langſam erwiederte Herrmann: „ich darf eine Verbindung nicht brechen, nicht brechen laſſen, die ich geſchloſſen habe. Meinen Sie denn, unglücklicher Vater, daß ich Emilien eine Hand anbieten dürfte, die eben treulos geworden wäre? Meinen Sie denn, daß ſie ein Herz annehmen würde, das die Schuld einer ſchlechten Handlung belaſtete? Nimmermehr! Ich berufe mich kühn auf Ihre edle Tochter; ſie ſoll entſcheiden, und ich weiß . . .

o Gott!

o Gott! das iſt es ja eben, was meine Liebe ſo ewig macht — ich weiß, daß ſie mich lieber unglücklich ſehen wird, als durch eine ſchlechte Handlung entehrt." — Ja, Unglücklicher! ſagte Lebrecht außer ſich; ſo hat ſie entſchieden. Ich habe ihr denſelben Vorſchlag gethan. Das iſt unmöglich, erwiederte ſie; er darf nicht. Nein, nein, wir ſind ewig getrennt; aber ſchuldlos. Komm, mein Sohn! Sprich mit Emilien. Du wirſt ſie bewegen. — Herrmann ſagte leiſe: „ich habe Emilien zum letzten Male geſehen, als ſie ohnmächtig in meinen Armen lag. Nie ſehe ich ſie wieder. Sie wird glücklich werden, mein Vater. Sie wird, ſie muß; und dann — o dann werde auch ich glücklich ſeyn. Ja, wir ſind ewig getrennt, aber ſchuldlos."

Der beſorgte Vater glaubte anders denken zu müſſen. Als der Erbprinz ihn einmal wieder fragte: was iſt Ihnen, mein guter Lebrecht? da brach er los. Er erzählte die unglückliche, unüberwindliche Leidenſchaft ſeiner Emilie und des jungen Lange. — Lange? ſagte der Erbprinz aufmerkſam; der iſt ja, wie ich höre, mit dem Fräulein Roslau verlobt. —

Lebrecht ſprach weiter. Der Erbprinz hörte gütig, ſogar mit Theilnahme, zu; dann aber ſagte er: mein guter ehrlicher Lebrecht, Ihre Bitte kam wohl nicht aus dem Herzen, oder doch aus einem ſehr beunruhigten. Sie wiſſen, daß nach unſern Geſetzen die feierliche Verlobung ein Brautpaar ſchon bindet. Ich ſoll der Schutz der Geſetze ſeyn; darf ich denn nun irgend einen Menſchen bereden, ſie zu brechen? Wenn die Roslaus klagten, ſo müßte ich Langen anhalten, die Heirath zu vollziehen. Ich verzeihe Ihnen die Bitte, weil Sie unglücklich ſind; aber ich muß Ihnen eben ſo antworten, wie Ihre gute Tochter und Lange: ich darf nicht wollen! Wie oft haben Sie ſelbſt mir nicht geſagt, daß die Familienverbindungen dem Fürſten heilig und unverletzlich ſeyn müſſen! Ich bedaure Sie, Lebrecht; doch mehr darf ich nicht thun, nicht einmal rathen, eben weil mein Rath ein Befehl ſcheinen könnte. Gewiß, ich beklage Sie, und nur darum verzeihe ich Ihnen Ihre Bitte. — So war denn nun alle Hoffnung verloren; und der Vater ſah mit Betrübniß ſeine Emilie verſinken, ohne ſie retten zu können.

Lange, was haben Sie auf der Univerſität mit Rolfs vorgehabt? fragte der Erbprinz einige Tage nachher. Herrmann lächelte: „eine zufällige Schlägerei, Ew. Durchlaucht. Wir waren junge, unbeſonnene Leute.“ — Ich befehle Ihnen, mir zu ſagen, wie die Sache zuſammen hängt; es iſt mir daran gelegen, ſie genau zu wiſſen.— Herrmann erzählte ſehr behutſam. — Man hat mir den Vorfall anders erzählt, ſagte der Prinz mit gerunzelter Stirn. Ich habe die Abſicht, Rolfs in einer Stelle anzuſetzen, wo er ſehr nützlich, aber auch ſehr ſchädlich ſeyn könnte. Der Poſten bedarf eines Mannes von ſehr redlichem Charakter. Ich weiß, Sie haben keine gute Meinung von Rolfs. Warum nicht? Reden Sie.

Herrmann wurde verlegen. Der Prinz ſah ihm ſehr ernſt ins Geſicht. Die Stelle braucht einen ſehr redlichen Mann; iſt Rolfs das?

„Ich halte ihn nicht dafür, Ew. Durchlaucht; aber ich muß zugleich ſagen, daß ich den Herrn von Rolfs nie habe leiden können, und daß daher mein Urtheil unſicher iſt. Ich laſſe mein Urtheil, wo es ſchaden könnte, gern völlig kalt ſeyn.“

Schaden! Ich habe Sie nur gefragt, und werde ſelbſt ſehen. Doch, erweiſen Sie Ihr Urtheil.

Herrmann erzählte, indeß ſehr mild, von Rolfs Grundſätzen. „Aber," ſetzte er hinzu, „die Eitelkeit giebt manchem jungen Menſchen Grundſätze, die er ſelbſt verachtet und nicht befolgt." — Der Erbprinz lächelte. Hier aber iſt dieſer Fall nicht; Rolfs befolgt ſeine Grundſätze noch immer. Schreiben Sie. — Er diktirte auf eine Vorſtellung, worin Rolfs um eine Stelle anſuchte, eine abſchlägige Antwort, die ihm zugleich ſeine Zweizüngelei in Abſicht des Prinzen Moritz mit Unwillen vorwarf. Das Schreiben wurde unterzeichnet und abgeſandt.

Rolfs war, als er die Antwort des Erbprinzen bekam, außer ſich vor Zorn. Er knirſchte mit den Zähnen darüber, daß Lange ſie geſchrieben hatte. Doch ſchon nach fünf Minuten war er wieder gefaßt, und hatte ſein kaltes Geſicht in das gewöhnliche feine Lächeln gezwungen. Am nächſten Hoftage drängte er ſich an Fräulein Julchen von Roslau, und ließ allen ſeinen Witz ſpielen, um ihr Gelegenheit zu geben, den ihrigen deſto mehr bewundern zu laſſen. Er ſagte ihr die feinſten Schmeicheleien, und mit der geſchmeidigſten Gewandtheit. Der Prinz Moritz war immer gern in der Nähe von Rolfs, weil er deſſen boshafte Pasquille liebte. Er kam auch jetzt heran, und nun that Rolfs alles Mögliche, Julchens Witze zur Folie zu dienen. Er belegte ſich, den Prinzen und Julchen mit dem vertraulichen Nahmen: das ſatiriſche Kleeblatt. Der Prinz, der die Satire liebte, ob er gleich zu gutmüthig war, um ſelbſt ſatiriſch zu ſeyn, befand ſich in Julchens Geſellſchaft ſehr wohl. Sie traf Rolfs ſelbſt einige Male, und er ſtellte ſich ſehr künſtlich, als wäre er verlegen zu antworten, worüber nun der Prinz ſich nicht wenig freuete. Julchen bekam durch ihre Siege Muth, dieſen Helden in ſchnellen Antworten (dafür galt Rolfs bei Hofe) noch öfter zu beſiegen. Sie wurde in der That witzig, weil ſie heiter war, und der Prinz verſicherte ihr beim Weggehen, er habe ſich ſeit langer Zeit an einem Hoftage nicht ſo wohl befunden, als heute. Rolfs ſagte mit einer Verbeugung: und doch war unſer Zeitvertreib die ſchlimmſte Satire auf die Hoftage, ob ich gleich jetzt wohl den närriſchen

Wunſch haben könnte, daß mein ganzes Leben ein ſolcher Hoftag ſeyn möchte; denn das einzige Gute am Menſchen ſind die Satiren, die er auf ſich ſelbſt macht. — Beſonders, Rolfs, wenn ein ſchöner Mund ſie ſagt. — Ich liebe die Feinheit mehr, als die Schönheit, ſagte Rolfs zu Julchen. — Man ſagt ſonſt nur den Frauenzimmern nach, Herr von Rolfs, daß ſie ſich ſelbſt lieben. — Es geht ſchon wieder an, Ew. Durchlaucht; ich muß nur eilen, daß ich wegkomme. — Der Prinz und Rolfs gingen. Julchen ſah ihnen mit Vergnügen nach; denn nicht einer von ihren Einfällen war hier verloren gegangen.

Nun pries Rolfs das Fräulein Roslau bei jeder Gelegenheit als ein Wunder des Witzes, und berief ſich auf das Zeugniß des Prinzen. Er wurde mit ſeinem Lobe nicht fertig, und immer mußte der Prinz es beſtätigen. Man drängte ſich jetzt an Julchen, man machte ihr Komplimente über ihren Witz, über ihre Feinheit, über die kühne Originalität ihrer Gedanken; und immer hatte Rolfs oder der Prinz das geſagt. Der Prinz glaubte zuletzt ſelbſt, daß Julchen unter allen Damen die geiſtreichſte wäre. Er ſuchte in Rolfs Geſellſchaft ſie auf, und dieſer ſtrengte ſich an, der Unterhaltung mit ihr Leben und Feuer zu geben, um es hinterher auf Julchens Rechnung zu ſetzen.

Jetzt fand er auch, daß Julchen äußerſt reitzend wäre, und wollte bemerkt haben, daß ſie ganz vorzügliches Intereſſe an Sr. Durchlaucht nähme. Er ſprach ſo oft und ſo lockend davon, bis endlich der Prinz Moritz Feuer fing. Das alles that Rolfs, um dem verhaßten Herrmann Verdruß zu erregen. Jetzt hatte er noch keinen andern beſtimmten Plan, als den, ſich zu rächen; er erwartete erſt von Zeit und Umſtänden, was er thun ſollte, und drängte ſich noch ſelbſt an Julchen, um, wenn der Prinz etwa ſeiner Rolle müde würde, ſogleich in deſſen Stelle treten zu können.

Julchen und der Prinz gingen Beide in die Falle, die ihnen der Böſewicht legte. Der Prinz war von fröhlichem, ſanguiniſchem Temperament, und keine Eroberung durfte ihm viele Zeit koſten. Als er aber ſeinem Freunde Rolfs nun endlich geſtand, daß er die reitzende Roslau mit Leidenſchaft liebe; da ſchilderte dieſer das Glück, von ihr geliebt zu werden, mit ſo glänzenden Farben, daß der Prinz hier langſamer und vorſichtiger zu Werke ging, als er es ſonſt gewohnt war; denn Rolfs hatte ſehr bald gemerkt, daß Julchen nur Opfer ihrer Eitelkeit zu haben wünſchte, es aber nicht ſelber werden wollte, und daß ein zu raſches Verfahren alles verderben könnte.

Er reitzte nun das leichtſinnige Mädchen durch raffinirte, ſpekulirende Bosheit zu Thorheiten, und wußte ihre Eitelkeit zu bereden: ſie, mit ihrem Geiſte, werde ſich auch in den drückendſten Verhältniſſen leicht zu helfen wiſſen; die ängſtliche Lage, die ein gewöhnliches Mädchen in Verzweiflung ſetzen könnte, werde ihr nur Gelegenheit geben, ſich noch beſſer und vortheilhafter zu zeigen. Dadurch verleitete er ſie zu Unbeſonnenheiten, die er hinterher zu benutzen wußte. Er verflocht Julchen in kleine Händel, die am Ende ſchlimm abliefen; durch ſeine Schmeicheleien über ihr Talent zur Satire lockte er ſie, auf den Redouten die ſeltſamſten Wageſtücke mit Verkleidungen zu machen. Dafür erntete ſie freilich des Prinzen Anbetung und Rolfs Bewunderung ein; aber auf einmal war ſie in ſehr vertraulichen Verhältniſſen mit Beiden, und von ihnen abhängig. Beide hatten viele Geheimniſſe von ihr in den Händen, und es kam nur auf ſie an, Julchen vor dem ganzen Hofe zu beſchämen. Ihre Tugend hatte Julchen nicht verloren, aber doch das Recht, die Angriffe des Prinzen mit Verachtung zurückzuweiſen. Rolfs entdeckte ihr endlich im größten Vertrauen des Prinzen Leidenſchaft für ſie. Sie antwortete mit Unwillen und Stolz. Rolfs fand das ſehr ſchön und erhaben; allein er ſagte ihr doch, daß ſie den Prinzen, der keine Beleidigung verzeihen könne, ſo nicht abweiſen dürfe. Abgewieſen ſollte er freilich werden; aber wie? das war die Frage. Ich habe Ihnen, ſagte Rolfs, wohl hin und wieder einen Wink gegeben, mein theures Fräulein. Erinnern Sie Sich wohl noch, als wir den ſeltſamen witzigen Einfall hatten, in Masken auf die Bürgerhochzeit zu gehen? Noch jetzt freue ich mich über die köſtliche Nacht; Sie waren höchſt liebenswürdig, mein Fräulein — Ich ſagte Ihnen, als der Prinz den Vorſchlag machte — Freilich ging das Fräulein Sellbrecht mit; aber das iſt noch ſchlimmer: Sie wiſſen ſelbſt, ob die Ihnen zu Gefallen läugnen würde — Damals gab ich Ihnen einen

Wink (den hatte der liſtige Teufel ihr wirklich gegeben, aber gerade um ſie anzureitzen) — Sie müßten den Prinzen, was Ihnen doch auch nicht ſchwer fallen konnte, von dem Einfalle abbringen. Was wollten Sie machen, wenn der Prinz nun von dieſer unſchuldigen Nachtſchwärmerei ſpräche? — Julchen erblaßte vor Beſchämung darüber, daß er Recht hatte. Der Böſewicht bekam ſie noch mehr in ſeine Gewalt; denn, um ſich von dem Prinzen los zu machen, mußte ſie ſich noch feſter an Rolfs knüpfen; und er war es, der den Prinzen zu manchen Unwürdigkeiten verführte.

Herrmann konnte von dieſem Verhältniſſe ſeiner Braut gar nichts, oder doch nur wenig wiſſen; denn der Prinz ſprach ſie gewöhnlich in den eigentlichen Hofgeſellſchaften, oder in ſolchen, zu denen Herrmann, als ein junger Menſch ohne hohen Rang, und nur von neuem Adel, nicht eingeladen wurde. Er war auch zu ſehr in ſich ſelbſt beſchäftigt, und fühlte, ſo oft er mit Julchen beiſammen war, eine ſo ſchmerzliche Unruhe, daß er weniger als je auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe merkte, um die er ſich überhaupt faſt nie bekümmert hatte. Hochfeld, der öfter in des Prinzen Geſellſchaft war, bemerkte deſſen Betragen gegen Julchen wohl; er hielt es aber für bloße Galanterie, und ſtand überdies jetzt in ſolchen Verhältniſſen, daß er es nicht wagte, den zutraulichen Herrmann durch einen Verdacht zu erſchrecken.

Der Prinz war im Begriff, die Geduld zu verlieren. Rolfs ſagte aber: ſehen Ew. Durchlaucht denn nicht, wie gütig man Sie behandelt, wie man den Refüs, den man Ihnen doch des Anſtandes wegen geben muß, ſo ſanft giebt, um ihn zu einem avis au lecteur zu machen? Bemerken Sie denn nicht die Unruhe in den dunkelblauen Augen, wenn Sie ſo mit ihr am Fenſter ſtehen? Sehen Sie nicht, wie das Fräulein ſich wendet, um von der Angel los zu kommen, und doch nicht kann? Der Sieg iſt ſchon Ihre; und jetzt wollten Sie das Netz öffnen, da eben der Fiſch hineinſchlüpft? — So ſprach der Verführer, und ſo hielt er beide Theile unter dem giftigen Hauche ſeines verpeſteten Herzens.

Aber doch mußte er des Prinzen Ungeduld, oder Julchens Entſchloſſenheit, befürchten. Er verbreitete daher auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt das Gerücht, der Prinz liebe das Fräulein Roslau leidenſchaftlich, und ſey nach aller Wahrſcheinlichkeit glücklich. Das ging von Ohr zu Ohr, wurde durch eine Anekdote über die andre beſtätigt, und nur Julchen allein erfuhr nichts von dieſem ſchimpflichen Gerede. Man ſah ſie nicht ſelten mit dem Prinzen in einem Geſpräche, auf den Bällen faſt immer an ſeiner Hand, und bei dem Spiel als ſeine Moitié: ſo bekam das Gerede Wahrſcheinlichkeit; und da Herrmanns Verlobung mit Julchen noch gar nicht annoncirt, ſondern bis jetzt ein bloßes Stadtgeſpräch war, ſo hatte jeder Schadenfroh volle Erlaubniß, ihm ganz dreiſt zu ſagen: das Fräulein von Roslau iſt des Prinzen Geliebte.

Herrmann fing nun an zu beobachten. Er zitterte vor dem Gedanken, Julchen Unrecht zu thun; da aber ſeine Eltern beſorgt wurden, da die Tante Anfurth ſehr laut (obgleich nach ihrer Meinung ſehr leiſe) bei ihm hinhorchte, ob er noch nichts wiſſe: ſo wurde er ein wenig mißmuthig. Jetzt ging er bisweilen in einer ungewöhnlichen Stunde zu Roslaus, und traf einige Male den Prinzen dort an. Er beſuchte mehr Geſellſchaften, und ſah den Prinzen um Julchen her tändeln. Nun wurde er beſorgt für ihren Ruf, obgleich nicht für ihre Tugend.

Er wagte es einmal, ein Paar Anmerkungen darüber fallen zu laſſen, und erwartete eine lebhafte Vertheidigung von Julchen; ſie wurde aber unruhig, und warf beſorgte Blicke auf ihn. Ihre Unruhe hielt einige Tage an; indeß ſchien ſie ihm nicht von dem Bewußtſeyn eines Vergehens, ſondern, wie es ſich auch wirklich verhielt, von einer peinlichen Beſorgniß herzurühren. „Julchen,“ ſagte er zärtlich, und ergriff ihre Hand; „ich wünſchte, Sie hätten ſo viel Vertrauen zu mir, als ich zu Ihnen. Sie ſcheinen ſeit einigen Tagen nicht ſo heiter zu ſeyn, wie gewöhnlich. Iſt Ihre Unruhe von der Art, daß ſie in dem Herzen eines Mannes, der Ihnen zu glauben Muth hat, Erleichterung finden kann, ſo reden Sie. Es giebt Verlegenheiten im menſchlichen Leben, beſonders im geſellſchaftlichen, bei denen guten Menſchen der Glaube an einander zu Statten kommt, und die ein offnes

Vertrauen endigt. Ich habe Glauben an Sie, Julchen, und Ihr Vertrauen würde ihn belohnen." Er ſagte das mit einer reinen Herzlichkeit.

Julchen antwortete gefaßt: wenn Sie Vertrauen zu mir haben, lieber Lange, ſo habe ich Ihnen nichts zu ſagen.

„Und ich dann," erwiederte er mit einem Händedruck, „keine Frage mehr zu thun." Er brach ruhig ab, und verließ ſich auf den freien Blick, mit dem ſie ihn betrachtet, auf die feſte Stimme, mit der ſie geantwortet hatte.

Jetzt drang Rolfs immer ſtärker in den Prinzen, Julchen ja nicht los zu laſſen; und ſie erhielt er in der Beſorgniß, daß der Prinz ihre Unbeſonnenheiten verrathen könnte. Das arme Mädchen hätte ſich nur in Herrmanns Arme werfen und ihm geſtehen dürfen: ſo iſt es; — dieſes Vertrauen würde ihm mehr Freude gemacht haben, als ihre Unbeſonnenheit Schmerz. Sie that es aber nicht, weil ſie zu ſtolz war, eine Thorheit zu geſtehen, die ſie hätte vermeiden können.

Herrmanns Eltern wurden immer unruhiger. Erfährt es Herrmann, ſagte der Vater, ſo iſt es auf meine Ehre vorbei. Ich behaupte, das ganze Geklatſche hat keinen Grund; allein ich wollte doch, daß Fräulein Roslau es wüßte, und ſich von dem Prinzen zurückzöge.

Ich will es der Mutter beibringen, ſagte die Anfurth.

Um Gottes willen, liebſte Frau Schweſter! Ich traue Ihnen zwar die größte Feinheit zu, das wiſſen Sie. Aber ſo etwas läßt ſich doch wahrhaftig nicht ſagen. Ich fürchte nur, daß es Herrmann erfährt. Er nimmt das Fräulein ohnedies nur ungern. Wenn ich nur wüßte, welche Dame er eigentlich geliebt hat! . . . Geben Sie Acht, es bricht. Und was ſollen wir dann thun oder ſagen? Es iſt ein kitzlicher Punkt! . . . Freilich wünſchte ich, daß die Roslaus es erführen. Ja, Frau Schweſter, wenn Sie es übernehmen wollten. — Von Herzen gern, ſagte die Anfurth. — Nun war ihm für die Manier bange; und die Anfurth zu belehren, wie ſie zu Werke gehen ſollte, ſchien ihm anmaßend. Frau Schweſter, fing er wieder an; ich kann mir ſo recht vorſtellen, wie Sie es machen werden. Da ſitzen Sie nun bei der Frau von Roslau. Ich ſehe Sie leibhaftig vor mir. Sie fangen an von dem Prinzen zu reden, oder zuerſt von der Klatſcherei der Stadt . . . nein, doch wohl erſt von dem Prinzen. Und dann ſagen Sie: Fräulein Julchen iſt wirklich ſehr ſchön. Haben Sie wohl bemerkt, wie der Prinz Moritz ſich immer zu ihr hält? Der Prinz iſt ein ſehr angenehmer Mann, und Fräulein Julchen äußerſt reitzend. Da mag ſich manche Dame ärgern, daß ſie von dem Prinzen ſo vernachläſſigt wird. — Sehen Sie, Frau Schweſter, das war ein charmanter Anfang von Ihnen.

Nein, Herr Bruder, Sie haben meine Manier doch nicht getroffen; die kommt noch feiner. Ich werde ſagen — Fräulein Julchen ſoll mir recht in Angſt kommen! Ich werde ihr ſagen: es heißt in der ganzen Stadt, Sie wären in den Prinzen verliebt. So ſieht es aus, wie ein Spaß.

Lange ſprang ängſtlich auf: Charmant, charmant! wenn ſie's Ihnen nur nicht übel nehmen, Frau Schweſter! — Aber Frau von Anfurth beſtand auf ihren Kopf, und Lange hielt vergebens Reden voll großer Feinheit, um ſie davon abzubringen. Die Mutter fiel endlich

lich ein: aber ſo ſagt ihr doch ganz ehrlich: das ſpricht die Stadt. Wir glauben es nicht; doch Fräulein Julchen muß dem Prinzen die Wege weiſen.

Mein Kind! Mein Kind! Zwar haſt du Recht; eigentlich wäre das die Manier der Freundſchaft. Aber ſo gerade aus — das gerāth mein Tage nicht. Ich will es noch überlegen; denn, wie die Frau Schweſter ſehr richtig bemerkt; und du beſtätigt haſt, mein Kind, die Sache hat ihre eigenen Schwierigkeiten.

Man überlegte nun weiter, und der Kammerrath brachte endlich die Frau von Anfurth dahin, ſeine Manier zu wählen. Sie ſagte der Frau von Roslau, was für ein Geſpräch auf Koſten ihrer Tochter umher ginge. Es kam zwiſchen beiden Damen zu Empfindlichkeiten, und beinahe hätten ſie ſich völlig mit einander überworfen. Nun gab es wieder eine unangenehme Scene zwiſchen Julchen und ihrer Mutter. Man fragte weiter, und hörte mit Schrecken, daß Langens nichts erfunden hatten, ſondern daß Julchen wirklich das Geſpräch der ganzen Stadt war. Frau von Roslau näherte ſich nun Langens wieder mit vieler Freundſchaft, und dieſe waren nur beſorgt, daß Herrmann etwas erfahren möchte. Er blieb aber heiter, und behandelte Julchen mit einem gütigen Vertrauen, das vorher noch nie ſo innig geweſen war. Julchen fühlte die Feinheit, die Großmuth ſeines Benehmens, da ſie nicht zweifeln konnte, daß auch er das Stadtgeſpräch wußte.

Als das Geſage ſich immer vermehrte, weil es durch Rolfs neues Leben bekam, drang die Langliſche Familie darauf, daß Julchen durch ein auffallendes Zurückweiſen des Prinzen dem Gerücht ein Ende machen ſollte. Man ſtellte eine Berathſchlagung an, um das dienlichſte Mittel gegen das Uebel zu finden. Der Anfurth entfielen in ihrer Lebhaftigkeit ein Paar unbeſonnene Worte, welche die Frau von Roslau noch unbeſonnener beantwortete. Der Kammerrath redete ſich faſt zu Tode, um zu zeigen, daß ſie Beide die ſanfteſten, nachgiebigſten Damen in der Stadt wären; ein altes Fräulein aber, das mit zu der Seſſion gezogen worden war, glaubte, nicht weit genug in der Vertheidigung der Roslaus gehen zu kennen. Sie warf der Langiſchen Familie das vor, was ſie ſo gern vergeſſen hätte: den neuen Adel. Nun wenn auch! ſagte ſie; es wird dem jungen Herrn von Lange und Ihnen allerſeits, meine Wertheſten, noch immer Ehre machen, mit unſrer Familie in Verbindung zu kommen. Daß die Stadt die albernen Mährchen von Fräulein Julchen glaubt, mag Ihnen freilich unangenehm ſeyn; aber Sie müſſen doch bedenken, daß wir uns mit Ihnen auch nicht auf Roſen gebettet haben, und daß auch wir ertragen müſſen.

Ganz recht, meine Gnädige! fing Lange an. — Nun? was müßten Sie denn ertragen? ſagte die Anfurth heftig, und ließ ihren Schwager nicht mehr zu Worte kommen. Nun? Antworten Sie doch! Ich weiß nichts, ſetzte ſie ſpitz hinzu, was ſchwer zu tragen iſt, als Armuth und Schande. Hier wurde auch das Fräulein zornig, das, wie es ſollte, das Wort Armuth auf ſich zog, weil ein erhitztes Frauenzimmer den ſicherſten Takt für Beleidigungen hat. Sie fuhr auf: ich habe von Ihnen noch nie etwas gefordert, Frau von Anfurth. Sie ſcheinen überhaupt zu vergeſſen, daß ich mir ſehr viel vergeben würde, wenn ich von Ihnen etwas fordern wollte. Gott Lob, ich weiß meine Geburt noch zu achten!

Der Kammerrath zitterte vor Angſt, und wollte jedes Mal, wenn eine von Beiden ſchwieg, dazwiſchen ſprechen; er brachte aber nichts weiter hervor, als das Wort: charmant; dann war die eine Dame ſchon wieder in vollem Reden. Ein Dritter, der den Kammerrath nicht gekannt hätte, müßte geglaubt haben, der Mann habe ſeine Luſt an dieſem Gezänk, weil er jede Grobheit mit dem Worte: charmant! zu beſtätigen ſchien. Nun miſchten ſich Mehrere hinein. Die Anfurth, welche auf ihren Reichthum trotzte, ſagte ringsum bittre Wahrheiten, und bekam eben ſo bittre wieder. Die Kammerräthin, die ihre Schweſter eigentlich nicht liebte, vertheidigte ſie doch hier mit allem Eifer. Der Streit wurde immer heftiger, und zertheilte ſich zwiſchen zehn verſchiedene Perſonen, die, in einem Kreiſe ſtehend, alle zugleich gegen einander redeten, mit den Händen fochten, und tiefe, ſpöttiſche Verbeugungen machten. Der Kammerrath lief ängſtlich immer um den Kreis her, wollte überall hineinreden, und konnte nicht zu Worte kommen. Die Fächer rauſchten, die Köpfe wiegten ſich ſpöttiſch, die Beleidigungen wurden immer bitterer, und die Verbeugungen immer höhnender.

Jetzt öffnete ſich die Thür. Frau von Angersbach und Julchen, an Herrmanns Hand, traten in das Zimmer. Alle Drei erſtaunten, und wurden von den Streitenden nicht eher bemerkt, als bis ſie über den ſeltſamen Anblick ein lautes Gelächter erhoben. Jetzt zerriß ſich der Kreis, und alle wendeten ſich um. Die Langiſche Familie, zu der auch zwei arme Fräulein von Anſurth gehörten, die deſto tapferer gefochten hatten, je weniger ſie der Streit anging, ſtellte ſich auf Herrmanns Seite; die Roslaus umgaben Julchen und die Angersbach; und alles fing nun an zu erzählen. Julchen erröthete, und warf einen beſorgenden Blick auf Herrmann, der ihn bemerkte. Er ſah ein, daß er ſich jetzt von Julchen los machen konnte, und ſein Herz ſchlug mit Heftigkeit; allein er war ſchon längſt entſchloſſen, ihr nicht Unrecht zu thun. Auch er hatte die lauten Stadtgeſpräche gehört, und bittern Unmuth darüber empfunden; er war aber nicht gewiß, ob nicht ſeine heiße Liebe zu Emilien dieſen Unmuth vergrößerte, und er zitterte vor dem Gedanken, um einer bloßen Verläumdung willen Julchen vielleicht ihr ganzes Leben zu verbittern. „Ich bin ihr,“ ſagte er ernſt zu ſich ſelbſt, „nicht den Schein der Gerechtigkeit, ich bin ihr Gerechtigkeit, ich bin ihr mehr als die, ich bin ihr Nachſicht ſchuldig. Dazu blieb er auch, ohne nur einen Augenblick zu wanken, entſchloſſen. Er machte ſich von ſeiner Tante los, nahm Julchen bei der Hand, und führte ſie in ein Fenſter. „Sie hören jetzt, Julchen,“ ſagte er ernſt, „was ich ſchon längſt wußte, worauf ich indeß nicht achten durfte, ſo lange Sie mein Vertrauen nicht ſtören wollten. Jetzt aber ſind wir unſern Verwandten eine feſte Erklärung ſchuldig, und uns ſelbſt, wenn es möglich iſt, Zutrauen für die Zukunft. Der Prinz ſcheint Sie zu lieben, Julchen, und Sie haben ſeine Beſuche, ſeine Bewerbungen nicht abzuweiſen geſchienen. Die Stadt ſpricht darüber. Ich verachte das Geſchwätz; aber ich muß Sie bitten, es auf irgend eine Weiſe niederzuſchlagen. Julchen, Sie ſcheinen unruhig, Sie ſchienen es ſchon einmal, als ich über eben dieſe Sache mit Ihnen ſprach. Ich weiß, wozu die Regeln der großen Welt zwingen, ich weiß, wie drückend die geſellſchaftlichen Verbindlichkeiten werden können. Es würde mir wehe thun, wenn Sie mir nicht das vollkommenſte Vergeſſen eines falſchen Schrittes, an dem Ihr Herz gewiß keinen Theil nehmen konnte, zutrauten. Julchen, ich habe den Glauben an Sie nicht verloren, und in diesem Falle, wo nur die armſeligſte Dummheit Ehre ſieht, da die Schande, die Verächtlichkeit in die Augen ſpringt, iſt mir der Glaube an Sie ſehr leicht geworden. Ich habe noch nicht einen Augenblick gezweifelt, und bitte Sie, mir keine Verſicherung zu geben, daß Sie mich lieben; aber ich muß Sie bitten, den Zweifeln anderer Menſchen über Ihren Charakter ein Ende zu machen. Laſſen Sie dies das letzte Mal ſeyn, das ich mit Ihnen darüber reden muß, und eben darum laſſen Sie uns Beide ſagen, was wir einander ſagen müſſen, um dann auf immer zu vergeſſen. — Sie werden nachdenkend, Julchen. Stehen Sie mit dem Prinzen in keiner Beziehung, die mich unruhig machen dürfte?"

Herr von Lange! ſagte Julchen empfindlich. —

„Julchen," fuhr er ruhig fort: „dieſe Frage kann Sie nicht eher beleidigen, als bis ich die Verſicherung von Ihnen habe, daß Sie Sich ſchuldlos wiſſen." —

Nun denn, ſagte Julchen feſt; ich ſchwöre Ihnen bei Gott, daß ich mich ſchuldlos weiß.

„Und ich, Julchen, verſichere Ihnen, daß ich Ihnen glaubte, noch ehe Sie ſprachen. Ich bin fertig, Julchen; doch ob Sie es ſind, das weiß ich nicht. Ich kenne das Verhältniß nicht, worin Sie mit dem Prinzen ſtehen; es iſt auch nicht nöthig, daß ich es erfahre. Hätte es etwas Beſonderes, ſo würden, ſo müßten Sie es mir entdecken . . . Julchen, ich bitte Sie bei dieſer ſchönen Stunde der Menſchlichkeit, verſchweigen Sie mir nichts, was ich wiſſen ſollte. Haben Sie mir nichts, nichts, gar nichts mehr zu ſagen?" — Nichts, nichts, liebſter Lange, ſagte Julchen betheuernd; nichts, als daß ich ſchuldlos bin. Bei der Ruhe meines Herzens! ich ſtehe mit dem Prinzen in keinem Verhältniſſe, deſſen ich mich ſchämen dürfte. Nie habe ich ihn allein geſehn; ich werde ihn auch nie allein ſehen, und das Verhältniß, welches mich dem leeren Gerede der Stadt ausſetzte, das Verhältniß der Höflichkeit, worin ich mit dem Prinzen ſtand, iſt ſchon abgebrochen. Ich bitte Sie, ruhig zu ſeyn, oder, wenn Sie es nicht ſind, zu thun, wozu Ihnen die heftige Stimmung unſrer Verwandten, das Gerede der Stadt, und auch wohl mein Mangel an Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe, eine nicht ungerechte Urſache geben. Ich kann nichts als meine Unſchuld verſichern.

„Nichts als das?" fragte Herrmann freudig; „nichts als das? Julchen, das iſt Alles, was ich will." Er küßte ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt. Julchen vergoß an ſeinem Herzen Thränen, halb aus Reue, daß ſie nicht aufrichtiger geweſen war, halb in dem Gefühle ſeiner Güte und ſeiner Schonung. Er führte ſie jetzt wieder zu ihren Verwandten, die während der Unterredung, welche Beide in einem Fenſter leiſe mit einander hielten, nicht eigentlich wußten, wohin ſie die Augen wenden ſollten, und die Zeit mit Fliſtern und Erwartung hinbrachten. „Es iſt ein armſeliges Stadtgeſpräch," ſagte Herrmann, „an welchem Fräulein Julchen eben ſo unſchuldig iſt als ich. Sie will es dadurch niederdrücken, daß ſie den Prinzen von ſich entfernt; und ich habe nichts dagegen, weil es Sie allerſeits beruhigen wird. Uebrigens verſichere ich Ihnen allen, daß ich nie unruhig geweſen bin, weil ich Julchen und das Verhältniß kannte, worin ſie mit dem Prinzen war."

So? ſo? ſagte die ganze Geſellſchaft. Man ſetzte ſich wieder neben einander, ſprach vom Wetter, dann von der Verläumdung, und wurde endlich gegen einander ganz artig, da Herrmann und die Frau von Angersbach ſich große Mühe gaben, den vorigen Ton wieder herzuſtellen. Alle gingen mit Umarmungen und mit Betheurungen einer ewigen Freundſchaft aus einander. Herrmann, der zuletzt noch mit der Angersbach und Julchen allein blieb, ſagte zu der erſtern: „wir armen Leute mit unſrer kleinen, armſeligen Tugend! wir verzeihen höchſtens alle Jahre einmal, weil wir einander alle Jahre nur Einmal beleidigen. Was kann dabei heraus kommen? Nichts als eine bettelhafte Tugend, der wir ſelbſt nicht recht trauen; denn zittern wir nicht ordentlich davor, einen

Andern zu beleidigen? Da lob' ich mir den Cirkel unſrer Verwandten! Die üben die ſchwere Kunſt, zu verzeihen, wie es Chriſten gebührt. Sie warten nicht auf eine zufällige Beleidigung; nein, ſie beleidigen einander, ſo oft es Gelegenheit giebt, um nur immer verzeihen zu können."

Sie guter Menſch! ſagte die Angersbach, noch halb über die ſeltſame Scene lachend. Und doch haben Sie Julchen in der That große Unbeſonnenheiten vergeben! — Julchen ſtand verlegen da. „Vergeben?" erwiederte Herrmann ſcherzend. „Wenn es denn vergeben geweſen ſeyn ſoll, ſo fragen Sie nur Julchen, wie ſchwer mir das Vergeben wurde. Mußte ſie mir nicht erſt ihre Unſchuld verſichern, an der ich nicht zweifelte? Mußte ich ſie nicht erſt an dieſes harte Herz drücken, um es zu erweichen? Vergeben, daß ſie unſchuldig, daß ſie beleidigt war! . . . Guter Gott!" ſagte er wehmüthig, und umfaßte Julchen; „verzeihen Sie mir nur, daß ich glaubte, Ihnen vergeben zu müſſen. Jetzt wünſchte ich, daß ich Ihnen mehr zu vergeben hätte, als die Thränen Ihrer gekränkten Unſchuld. O, ich wollte Ihnen gern verzeihen, um dieſes Herz deſto feſter an das meinige zu binden." (Er dachte an Emilien.)

Julchen ſagte gerührt: Sie ſind ein edler Mann. Ja, meine Schweſter hat Recht. Ich bin ſchuldlos; aber dennoch bitte ich Sie, verzeihen Sie mir. — „O, guter Gott!" erwiederte er; „darf denn ein Menſch das ſagen? Muß er nicht, anſtatt der ſtolzen Worte: ich verzeihe dir! die beſſern, die wahrern brauchen: verzeihe du mir auch! . . . Nun denn, Julchen, ich verzeihe Ihnen; aber verzeihen auch Sie mir!" — Er war tief erſchüttert durch den Gedanken, daß er ſie nicht liebte. O, was könnte ich ihr abſchlagen, dachte er auf dem Rückwege, da ich ihr das nicht gebe, was ſie fordern kann, dieſes widerſpänſtige Herz!

Julchen war bei dem edlen, ſchönen Zutrauen, das er ihr bezeigt hatte, nicht ungerührt geblieben. Sie war nun völlig entſchloſſen, den Umgang mit dem Prinzen abzubrechen; doch wußte ſie noch nicht, auf welche Art ſie es thun ſollte. Zwar liebte ſie Herrmannen nicht; aber ſie ehrte doch ſeinen Charakter, und wollte in ſeinen Augen nicht ſinken. Sie mußte übrigens nothwendig den Prinzen ſchonen, von deſſen unverſöhnlicher Rachſucht Rolfs ihr die auffallendſten Beiſpiele erzählt hatte.

Rolfs nahm den lebhafteſten Antheil an Julchen. Schon damals, als die Aufurth ihrer Mutter das allgemeine Stadtgeſpräch entdeckte, bat ihn Julchen mit Scham und Verdruß, er möchte den Prinzen bewegen, daß er ſie nicht wiederſähe. Rolfs erwiederte: ja, Sie müſſen mit ihm brechen, meine theuerſte Freundin. Sie müſſen, es koſte, was es wolle; Ihr Ruf ſteht auf dem Spiele. Iſt es wahr, was man ſagt, daß Sie mit einem der Langens verlobt ſind . . . — „O Gott! ja, das bin ich!" — Nun denn! Seyn Sie ohne Sorgen. Noch iſt nichts verſäumt. Nur müſſen Sie, wie geſagt, mit dem Prinzen brechen.

„Aber wie? Herr von Rolfs, wie? Der Prinz mit ſeiner fürchterlichen Rachbegierde; und ich mit meinen Unbeſonnenheiten! Rathen Sie mir."

Rolfs verſprach ihr, bei dem Prinzen einen Verſuch zu machen; und ſie erklärte ihm dagegen, daß ſie im ſchlimmſten Falle entſchloſſen wäre, Herrmannen alle ihre Unbeſonnenheiten zu entdecken.

Wohl! erwiederte er warnend: im ſchlimmſten Falle, mein Fräulein; ich aber kann mir keinen ſchlimmeren denken, als gerade den. Wir Männer, meine Liebe, halten von dem Zutrauen, das die Noth einem Frauenzimmer abdringt, nicht viel. Das hieße Alles wagen. Ich könnte bezeugen, daß Sie unſchuldig ſind; aber eine Unſchuld, meine Liebe, für die ſich ein Mann, und der Freund des Prinzen, verbürgen ſoll, bleibt immer ein wenig zweideutig. Indeß, es wird ja Mittel geben, den Prinzen zu überzeugen, daß er vergebens hofft.

„Ich werde ihm das ſehr beſtimmt ſagen.“

Er wird Ihnen nicht glauben, und ſich deſto mehr an Sie drängen.

„Dann werde ich öffentlich erklären, daß mir ſeine Verfolgung zuwider iſt.“

Fräulein! Sie würden den eitlen Prinzen wüthend machen. Wahrhaftig, er vergäße, was er einer Dame ſchuldig iſt. Aber laſſen Sie mich nur. Wir wollen den unruhigen Kopf endlich wohl zur Ruhe bringen.

So hatte Rolfs ſchon bei der erſten Entdeckung des unangenehmen Gerüchts geſprochen. Jetzt wendete ſich Julchen wieder in einem Billet an ihn, und bat ſehr dringend, er möchte ihrer peinlichen Verlegenheit ein Ende machen; ſie würde ſonſt auf einige Zeit verreiſen, ſo unangenehm ihr jetzt auch die Entfernung aus der Hauptſtadt ſeyn müſſe.

„Reiſen dürfen Sie nicht,“ antwortete Rolfs ihr ſchriftlich; „es würde dem unglücklichen Geſchwätz eine noch ſchlimmere Wendung geben. Haben Sie Muth, den Prinzen mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen? Ich werde dieſen Abend in der Oper ſeyn, und zwar in der Loge Nro. 30. Es ſind noch zwei Engländer darin, die nicht ein Wort Deutſch verſtehen. Wir wären alſo nicht allein, und dennoch ungeſtört. Ich erwarte Sie, um Ihnen zu ſagen, wie leicht es Ihrem Geiſte werden muß, Waffen zu gebrauchen, die in jeder andern Hand, als der Ihrigen, zerbrechen würden. Rolfs.“

Rolfs ließ ſich in der Oper erſt den ganzen Vorfall von ihr erzählen. Er fand ihr Benehmen, beſonders, daß ſie Herrmannen nichts geſagt hatte, vortrefflich. Dieſer Lange, ſetzte er hinzu, iſt ein edler Mann, und es geht mir nahe, daß wir nie haben Freunde werden ſollen; allein ſeine Begriffe von der Decenz ſind nicht die unſrigen. Er muß alſo gänzlich aus dem Spiele bleiben. Den Prinzen dürfen Sie nicht beleidigen; ſonſt iſt alles verloren. Doch überzeugt muß er werden, daß es Damen giebt, die groß genug denken, ſich über den äußern Anſtand hinweg zu ſetzen, und dennoch tugendhafter ſind, als die decenten Puppen, die keinen Schritt über die Gränzlinie der Sitte zu thun wagen, und dennoch unaufhörlich falſch gehen. Der Prinz hat leider nie ein edles, großes Mädchen gekannt; ſeine Bewerbungen waren immer nur Siege. Wie ſollte er von Ihnen anders denken! — „Wie?" ſagte Julchen beleidigt; „das hat er gewagt von mir ...? Entſetzlich! unerhört! Jetzt aber, hoffe ich, wird er mich von dieſer abſcheulichen Meinung ausnehmen." — Als ob die Eitelkeit Ausnahmen machte! Er weiß ja auch nicht, mit welch einem weiblichen Geſchöpfe er bisher umgegangen iſt; er ahnet die freie Größe Ihres Geiſtes nicht einmal. Es hat ihm, ſagt er mit dem ſelbſtſüchtigſten Triumphe, nur an einem tête-à-tête mit

Ihnen gefehlt, um ſich eines Sieges mehr erfreuen zu können.

Julchen erröthete vor Scham, vor gekränktem Ehrgefühl und Zorn. „Schweigen Sie, mein Herr!“ ſagte ſie mit Ernſt. „Er ſoll fühlen, daß ſeine Geburt ihn nicht berechtigt, mich für ſo niedrig zu halten. Er ſoll lernen, daß es Mädchen giebt, die ihn nicht achten!“

Sie werden böſe, Fräulein; verdient er das? Und wenn er es verdiente, würde nicht Ihre Rache Sie ſelbſt treffen? und nur Sie? Wohl, mein Fräulein, geben Sie dem prahlenden Sieger ein Rendezvous . . .

„Wie?“ ſagte Julchen unwillig. „Mein Herr von Rolfs, Sie ſind noch unverſchämter als Ihr Prinz.“ —

— das ihm, fuhr Rolfs mit großer Kälte fort, wie er ſagt, zu ſeinem Siege allein fehlt. Behandeln Sie ihn da mit dem feinen höflichen Spotte, den er allein verdient, und der ihn nicht beleidigen, ſondern nur beſchämen wird. Er ſoll dann wohl fühlen, daß er endlich ein edles Mädchen kennen lernt; er wird ſich ſchämen, ſeine Hoffnungen aufgeben, und zu ſeinem eignen Vortheil ſchweigen.

„Ein Rendezvous, ſagen Sie? Sind Sie raſend?“

Ein Rendezvous, ſage ich: höchſt unſchuldig, geheim und ſtill; Sie dürfen am wenigſten etwas davon wiſſen. Es wird zwiſchen mir und dem Prinzen verabredet. Er überraſcht Sie; was können Sie dafür? Er wird dringend, wirft ſich vor Ihnen auf die Kniee; Sie heißen ihn aufſtehen. Er wird raſend über Ihre kalte Höflichkeit; und Sie werden noch höflicher, noch kälter. Sie treten nie aus dem Kreiſe des feinſten Anſtandes, und er begeht ſehr lächerliche Thorheiten. Sie ſpielen mit der Gefahr, worin er Sie glaubt, werden nicht verlegen über ſeine Gegenwart, über die Zeit, über den Ort, und ſtehen da als ſeine erhabene Gebieterin. Er erſtaunt über Sie, und muß ſich endlich mit Bewunderung Ihrer Größe, mit Scham über ſeine Eitelkeit, entfernen. Ich ſtehe Ihnen dafür, er wird nie wieder, ohne zu erröthen, vor Ihnen erſcheinen können, und Sie — ſind von ihm los, ohne ihn beleidigt zu haben.

Das Bild ſchien dem eitlen Mädchen ſehr reitzend, obwohl höchſt abentheuerlich. Die

Idee war vortrefflich, nur die Ausführung unmöglich. Sie ſagte lächelnd: „ohne Zweifel, glauben Sie an Feen, Herr von Rolfs; oder Sie haben einen Franzöſiſchen Roman geleſen, der Sie begeiſtert."

Den Sie ſpielen ſollen, und wäre es auch nur, um mich durch die Ausführung zu begeiſtern. Ich ſage dem Prinzen: Fräulein Roslau iſt jeden Abend in dem Gartenhauſe allein. „So?" ruft er: „allein? Woher wiſſen Sie das?" Von meinem Bedienten, der einen Liebeshandel mit der Kammerjungfer des Fräuleins hat. — „Allein, ſagen Sie?" — Allein, ſo oft ſie zu Hauſe iſt. Sie bleibt bis Mitternacht im Gartenhauſe, und die Gartenthür ſteht offen. — „Offen? warum? wozu?" — Weil der Herr von Angersbach jeden Abend um zwölf Uhr von ſeiner Spielpartie kommt, und durch den Garten geht, um einen kürzern Weg zu haben. — „Woher wiſſen Sie das?" — Von meinem Bedienten, der die Jungfer im Garten geſprochen hat. Und, mein Fräulein, das verhält ſich in der That ſo. Sie dürfen Ihrer Jungfer nur ſagen: ich will nicht, daß du des Abends noch in den Garten gehſt.

Du bleibſt auf meinem Zimmer. Ich ſage meinem Bedienten daſſelbe. Sie gehen in das Gartenhaus. Der Prinz kommt, ich mit ihm. Wir hören Ihre Stimme. Er giebt mir einen Wink, und geht. Das Ende habe ich ſchon gemahlt. Sie dürfen nur befehlen, welchen Tag die Komödie geſpielt werden ſoll.

„Können Sie wirklich glauben, Herr von Rolfs, daß ich mich zu dieſer ſeltſamen Scene hergeben werde?"

Ich glaubte wirklich, mein Plan würde Sie begeiſtern, bloß, weil das Ding ſo fein behandelt werden muß, auch Ihren Vortheil, und den eitlen Prinzen nicht mit in Anſchlag gebracht. Ja, ich that mir etwas darauf zu gute, daß wir Beide eine ſolche Idee — ich erfinden, und Sie ausführen könnten.

„Wenn es bekannt würde!"

Sie wählen einen Tag, wo Sie ſicher ſind, von Ihrer Schweſter und den Uebrigen nicht geſtört zu werden. Zum Exempel, wenn bei Hofe Spiel iſt.

„Und wenn Lange käme!"

Kommt der um zehn Uhr Abends?

„Oder meine Jungfer?"

Sie haben ihr verboten, das Zimmer zu verlaſſen.

„Oder ſonſt einer von den Leuten!“

Sie gehen laut in den Garten, wenn gerade Jemand darin iſt, und ſagen: es iſt doch recht verdrieſslich; kann man wohl irgendwo allein ſeyn? Ohnedies haben Sie ein Tuch um den Kopf, weil Sie Zahnweh haben müſſen.

„Mit Zahnweh geht man auch in die Abendluft, mein kluger Herr!“

Der Teufel! Sie haben Recht! Nun, Sie erfinden ſonſt einen Vorwand, und riegeln den Garten hinter dem Menſchen zu, den Sie hinaus jagen. Oder ſollten dieſe verdammten Kleinigkeiten die ſchöne Scene hintertreiben?

„Dieſe Kleinigkeiten nicht. Aber, bedenken Sie, Herr von Rolfs, wie ich mich ausſetzen würde!“

Der Abendluft freilich; doch keiner Gefahr. Oder wäre der Prinz wirklich gefährlicher, als ich dachte? Dann Fräulein, habe ich nichts geſagt; dann, dann . . . Er ſah beſtürzt aus, der Verräther, als ob er wirklich zu viel geſagt zu haben befürchtete. In der That, hob er wieder an, und er ſchien ſich faſſen zu wollen — toll iſt die Idee. Wie geſagt, nur der Gedanke, wie ſehr Ihnen die Ausführung gelingen müßte, verführte mich. Ich gebe ſie auf, ſobald ſie Ihren Beifall nicht hat. — Er ſprach nun mit einem der beiden Engländer, die mit in der Loge waren.

Julchen hatte immer die Idee im Kopfe, daß Rolfs glauben könnte, ſie fürchte den Prinzen; und das war ihrer Eitelkeit unerträglich. Sie fing wieder davon an. Als er ſich behutſam zurückzog, ergriff ſie zuletzt die Idee mit ihrer gewöhnlichen Unbeſonnenheit, und willigte ein. Rolfs ſah ſie verwundert an, machte einige leichte Einwürfe, und ſagte endlich: iſt es denn wirklich Ihr Ernſt? In der That, ich fürchtete, Sie würden — es nicht wagen. Auf meine anfängliche Hoffnung hin hatte ich dem Prinzen ſchon Ihren ſtillen Aufenthalt im Gartenhauſe verrathen. Indeß, wenn Sie nicht wollen, ſo ſage ich: Ew. Durchlaucht, ich bedaure; es war ein Irrthum. Es iſt die Frau von Angersbach, die jeden Abend einige Stunden im Gartenhauſe zubringt. Da hätten Sie ſchön ankommen können!

„Und nun, Herr von Rolfs, ſollen Sie

auch hören," ſagte Julchen heiter, „daß Sie die Wahrheit geſprochen haben, ohne es zu wiſſen. Ich bin wirklich, wenn nicht Geſellſchaft bei uns iſt, von zehn bis zwölf Uhr im Gartenhauſe, und meine Jungfer hat wenigſtens einen andern Ort zu . . ."

Herrlich! herrlich! So ſind ja alle die Umſtände nicht nöthig. Wann, mein Fräulein?

Julchen zauderte mit der Antwort, weil ihr Herz ſchlug, und legte die Hand an die Stirn. „Wahrhaftig," ſagte ſie endlich, „es iſt toll; aber ich will es wagen. Morgen alſo. Rottorfs geben einen Ball. Das Fräulein iſt eben nicht meine Freundin, und man vermuthet gewiß ſchon, daß ich zu Hauſe bleiben werde. Aber vielleicht ſind Sie dort verſagt."

Verſagt oder nicht verſagt, das wäre einerlei; aber ich bin es nicht. Der Prinz geht vielmehr morgen auf die Jagd, und kommt erſt übermorgen wieder. Ich begleite ihn. Sie ſehen, welche Umſtände er macht, um zu lernen, daß auch er von einer Dame abgewieſen werden kann.

Am folgenden Morgen ritten der Prinz und Rolfs nach einem Jägerhauſe, einige Meiſen von der Stadt, und gegen Abend kamen ſie verkleidet zurück. Rolfs wollte den Prinzen um zehn Uhr auf dem Walle treffen. Der kalte Böſewicht ging nun ſogleich nach Langens Hauſe, und ließ ſich bei Herrmann melden. Jetzt eben war der alte Martin, der ſich ganz ſtill in das Haus geſchlichen hatte, bei dieſem, und ſie ſprachen mit einander von den Großeltern. Martin wollte weggehen, als Rolfs gemeldet wurde; Herrmann ſagte aber: „das währt einen Augenblick. Geh nur in das Cabinet.“ Martin ging, und Rolfs trat herein.

Was Sie auch von mir denken und glauben mögen, Herr Legationsſekretair; — ich komme, um eine Bitte an Sie zu thun.

„Dann ſind Sie mir willkommen, Herr von Rolfs.“

Ich habe Ihnen etwas zu ſagen; aber vorher muß ich Sie erſuchen, mir Ihr Ehrenwort darauf zu geben, daß Sie in keinem Falle bei dem, was Sie von mir hören werden, meinen Nahmen nennen wollen.

„Herr von Rolfs, ich laſſe mich nie hindern, Herr meiner Handlungen zu bleiben.

Seyn Sie denn ſo gütig, und ſagen Sie mir nichts."

Es geht Sie ſehr nahe an, Herr von Lange.

„Deſto eher werde ich es ohne Sie erfahren."

Vielleicht auch nicht. Es betrifft Perſonen, die Sie nahe angehen.

Herrmann wurde aufmerkſam. „Dennoch kann ich mich nicht verbindlich machen, zu ſchweigen."

Mögen Sie das nehmen, wie Sie wollen, Herr von Lange; ich fürchte, wir werden über unſre Grundſätze nie einig werden. Indeß kann mich der Eigennutz zu Handlungen treiben, wozu Sie durch eine Idee, welche Sie Tugend nennen, angetrieben werden. Eine ſolche Handlung führt mich zu Ihnen. Es geſchieht ein Unglück, das Sie hindern können, nicht ich; und vielleicht ſteht meine eigne Sicherheit mit auf dem Spiele. Sie ſehen, ich verläugne meine Grundſätze nicht. Verriethen Sie mich aber, ſo wäre die Gefahr für mich noch größer. Ich würde Ihnen ohne alle Bedingung ſagen, was ich weiß, ſobald ich völlig geſichert wäre.

Herrmann kämpfte einen Augenblick mit ſich ſelbſt. Dann ſagte er: „ich würde ſelbſt mein Wort nicht halten, wenn die Pflicht mir beföhle, es zu brechen. Sie ſehen alſo, . . .“

Das bedaure ich in der That. So muß ich denn geſchehen laſſen, was ich nicht ändern kann. (Er zuckte die Achſeln.) Ich fürchte, Sie werden es nach Ihren Grundſätzen bereuen, mich nicht gehört zu haben, wenn Sie erfahren ſollten, was ich Ihnen zu ſagen hatte. (Herrmann kämpfte wieder mit ſich ſelbſt.) Es betrifft Menſchen, mit denen Sie, ſo viel ich weiß, in naher Beziehung ſind. Ich würde mich unglücklich machen, wenn mein Nahme dabei genannt würde; und ſo muß ich fallen laſſen, was fallen will, um ſelbſt zu ſtehen.

„Wohl, mein Herr; ich gebe Ihnen denn mein Wort. Es müßte ſeltſam ſeyn, wenn Ihr Nahme das größte Unglück dabei wäre.“

Für mich wenigſtens. Alſo Herr von Lange — ich bitte Sie, es hier ein wenig genau zu nehmen — Sie verſchweigen, daß Sie mich geſehen, und daß ich mit Ihnen geſprochen habe. Verſprechen Sie mir das?

Herrmann beſann ſich. „Ja, mein Herr, ich verſpreche Ihnen, alles zu verſchweigen, was Sie mir jetzt ſagen werden. Reden Sie denn.“

Ich ſtehe, wie Sie wiſſen, mit dem Prinzen Moritz in genauer Verbindung, und er beehrt mich mit ſeinem Vertrauen. Der Erbprinz hingegen hat Mißtrauen gegen mich gefaßt. Ich bin alſo in der Lage, vorſichtig ſeyn zu müſſen, auch wenn ich nicht Luſt dazu hätte. Der Prinz iſt mein Freund, und zwar deshalb, weil ich ihm bei Manchem, was er thut, zwar widerſpreche, aber doch nicht auf eine beleidigende Art. Sie werden wohl nicht glauben, wie viel ich hindre; indeß verſichre ich Ihnen, . . .

„Zur Sache, wenn ich bitten darf. Sie haben mich unruhig gemacht.“

Der Prinz liebt das Fräulein von Roslau.

„Das weiß ich, Herr von Rolfs,“ ſagte Herrmann lächelnd.

Rolfs fuhr ruhig fort. Er liebt ſie mit großer Leidenſchaft. Das Fräulein von Roslau . . .

„Ha! nun kommt es!“ fiel Herrmann etwas ſpottend ein.

Das Fräulein von Roslau, fuhr Rolfs noch ruhiger fort, ſchien eine Art von Neigung für den Prinzen zu haben.

„Eine Art? nur eine Art?“ fragte Herrmann etwas hitziger. „Warum nicht Liebe? warum nicht Leidenſchaft? ſchien zu haben? Warum nicht geradezu, was Sie ſagen wollen: hatte?“

Das Fräulein — ob es Eitelkeit oder Neigung war, kann ich nicht beſtimmen — ſchien den Prinzen nicht abzuweiſen; der Prinz aber ging ſeit einigen Tagen ſeltener dahin, wo er ſie antreffen konnte, doch ohne ſie deshalb minder zu lieben. Das Fräulein . . .

„Darf ich Sie bitten,“ fiel Herrmann verdrießlich ein, „zur Sache zu kommen? Am Ende werden Sie mir nichts Neues ſagen.“

Das fürchte ich doch, Herr von Lange. Ich rieth dem Prinzen, dieſes Spiel aufzugeben . . .

„Riethen Sie ihm das wirklich?“

Ja, antwortete Rolfs ruhig; ich rieth es ihm, weil durch ſeine Leidenſchaft vielleicht ein

Mann beleidigt würde, der, wie ich glaubte, ihn nicht fürchtete. Es könnte Aufſehen geben, oder wohl gar noch etwas Schlimmeres; und der Erbbrinz könnte auf mich Verdacht werfen. Der Prinz Moritz kann mir am Ende verhältnißmäßig nicht ſo viel ſchaden, als der Erbprinz mir nützen könnte, ob ich gleich jetzt mein Glück von dem Prinzen hoffe. Ich muß alſo zu verhindern ſuchen, Herr von Lange, daß der Prinz keine Thorheiten begeht, die auf meine Rechnung kommen; und heute hat er eine von dieſer Art im Werke.

„Welche? ſoll ich auch die wiſſen?"

Ja, um ſie zu verhindern. Das Fräulein von Roslau — ob aus Eitelkeit oder Neigung, kann ich wieder nicht beſtimmen — giebt dieſe Nacht dem Prinzen ein Rendezvous.

„Himmel und Erde! — Teufel, lügſt du, oder ſagſt du die Wahrheit?"

Um zehn Uhr, fuhr Rolfs kaltblütig fort, ſchleicht ſich der Prinz in die hintere Gartenthür, die für ihn offen bleibt. Das Fräulein von Roslau iſt im Gartenhauſe, im Boskete. Ihre Verwandten ſind bei Rottorfs auf dem Balle. Sie hat Zahnſchmerzen vorgegeben, und iſt zu Hauſe geblieben.

„Heiliger Gott!" rief Herrmann; „es iſt wahr. Der Teufel lügt nicht. Weiter!"

Die Vorderthür zum Garten nach dem Hauſe hin wird verriegelt, daß nicht der Zufall Jemanden hinein führen kann. Der Prinz iſt heute und morgen in Langenbuſch auf der Jagd; ich bin ſein Begleiter. Und nun, Herr von Lange, habe ich Ihnen geſagt, was Sie wiſſen mußten, um Ihre Maßregeln zu nehmen, um zu verhindern, wenn Sie anders wollen. Sind Sie nun im Stande, irgend einen boshaften Bewegungsgrund, den ich dabei gehabt haben könnte, auszugrübeln, ſo ſey es. Es wird Ihrem Witze und Ihrem Haſſe gegen mich Ehre machen. Liebe zu Ihnen war es freilich nicht, was mich hieher führte, ſondern nur die Beſorgniß eines Unglücks, in das ich verwickelt werden könnte.

„Wäre es aber nicht; Herr von Rolfs, wäre es nicht!" rief Herrmann zornig, und trat ihm näher.

Es würde lächerlich ſeyn, Herr von Lange, Ihnen eine Unwahrheit zu ſagen, wo Sie Sich nach einigen Stunden mit eigenen Augen überzeugen können. Ich weiß, ſetzte er ſpöttiſch hinzu,

hinzu, daß Sie in dieſem Punkte ein wenig leichtgläubig ſind. Das Fräulein von Roslau könnte Sie überreden, es wäre nicht der Prinz geweſen, oder es ſey nur das Drückende einer geſellſchaftlichen Verbindlichkeit (er betonte dieſe Worte, weil er aus Julchens Munde wußte, daß Herrmann ſich ihrer bedient hatte), was ſie gezwungen habe, den Prinzen zu ſehen. (Herrmann erſtarrte, als er ſeine Worte von Rolfs wiederholen hörte.) Ich bitte Sie alſo, genau zu prüfen. Nur noch Eins, Herr von Lange, woran ich Sie in Ihrer Lage nothwendig erinnern muß. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie einen Prinzen antreffen werden, und daß Rache gegen ihn ein Verbrechen wäre, das Ihnen der Fürſt nicht verzeihen könnte!

„Wofür ſehen Sie mich an, Herr von Rolfs? Für einen Banditen? Wahrhaftig, ich habe dort nichts zu thun, als Ihren Wunſch zu erfüllen — zu hindern, was mehr als eine Thorheit, was ein niedriges Verbrechen iſt.“ Rolfs verbeugte ſich, und ging.

Herrmann klingelte, und rief einem Bedienten zu: „ſag es bei Rottorfs ab! Ich könnte nicht; dringende Arbeiten im Cabinet!" —

Jetzt kam Martin, an den Herrmann nicht mehr gedacht hatte, aus dem Cabinette hervor. Was alle Höllenteufel! hob er erbittert an. Ihre Braut, Herr Sekretair, hat dieſe Nacht den Prinzen beſtellt? — „Du haſt gehört, Martin, daß ich dem Manne verſprochen habe, ſeinen Nahmen nicht zu nennen. Ich dachte nicht an dich." — Nicht über meine Zunge; denn das iſt ein ehrlicher Mann, dieſer Wolf oder Rolf. Ich habe einen ſchweren Aerger gehabt da in der Kajüte, daß Sie den Menſchen ſo anfuhren. Nein, das iſt ein ehrlicher Mann, und er ſprach ſo deutlich, ſo ruhig! Ja, es mag einem wohl durch den Kopf fahren, wenn eine Braut ſolche Sprünge macht; aber „Teufel!" das war doch allzu arg. Das iſt kein Teufel, ſondern ein ehrlicher Mann.

Herrmann warf ſich, während Martin ſprach, in einen Ueberrock, hängte einen Mantel um, und drückte den Hut tief in die Augen. „Dieſer ehrliche Mann," ſagte er, „und dieſes ehrliche Mädchen, und dieſer ehrliche Prinz! Sieh, Martin, ich könnte vor Unmuth und — vor Freude hätte ich beinahe geſagt . . .

Nein, der gute Gott verhüte, daß ich mich da nicht freue, wo Menſchen fallen! . . . Martin, meine Bruſt ſchwimmt in Thränen; denn ſieh! noch vor drei Tagen lag ſie an dieſem Herzen, worin ich ihrentwegen eine Hölle lächelnd dulde — an dieſem treuen Herzen ſagte ſie: ich bin ſchuldlos. Und heute?" — Sag' ich doch, das Weiberzeug iſt alle nicht viel nütze, ausgenommen die ſelige Mama. — Und Emilie! dachte Herrmann. Er ſah mit jeder Minute an die Uhr; die Zeit ſchien ihm ſtill zu ſtehen.

Aber Herrmannchen, fing Martin liebkoſend wieder an; es wird doch wohl keine Schlägerei geben? Mit großen Herren, ſagte der ſelige Großvater immer, iſt nicht-gut Kirſchen eſſen! Zwar ſo ein Kaſus . . . Der Teufel! fängt es doch ordentlich an mich zu ärgern! Aber ich alter Kerl ſoll abrathen, und nicht zuſchüren. Hören Sie, Herr Sekretair, ich ginge ganz und gar nicht hin; oder thät' ich es, ſo ſagt' ich: Ew. Durchlaucht . . . — Aber da gäbe nur ein Wort das andere. Ich ginge nicht hin, das thäte ich, und ſchriebe ihr morgen einen Brief, worin ich ihr Heide und Weide aufſagte, und nähme mir eine andere, die das Herz auf einem beſſeren Flecke ſitzen hätte.

„Was ſagſt du Unglücklicher!" rief Herrmann! und legte die Hand an die Stirn; denn er konnte den hervorbrechenden Gedanken an Emilien nicht zurückhalten. Er ſah wieder an die Uhr, und ſagte: „es iſt Zeit; komm! komm!" — Auf der Straße wünſchte er gute Nacht. Gähnend ſagte auch Martin: gute Nacht; er ging aber nur zu Hauſe, um ſich einen tüchtigen Knittel zu holen. Auf allen Fall, dachte er. Gott vergebe mir; aber es iſt Herrmann! Er ſchlich ſich längs der Gartenmauer hin. Herrmann ſtand ſchon im Garten, hinter einem dichten Gebüſche, nahe an der Hinterthür, die er offen gefunden hatte. Um zehn Uhr hörte er die leiſen Schritte eines Mannes, den er nicht erkannte, weil er in einen grauen Mantel gehüllt war, und der ſogleich links ab dem Gartenhauſe zuging. Herrmann folgte ihm nach einer Weile mit Schaudern. Er ſchlich ſich näher an das Gartenhaus, worin Licht brannte, und ſah ſchon von weitem durch das nicht verhängte Fenſter, daß Julchen dem Prinzen, der jetzt an ſeinem Ordensſterne leicht zu erkennen war, lächelnd die Hand reichte. Beide gingen nun in dem Gartenſaale auf und nieder. Herrmann hörte den Prinzen lebhaft reden, und Julchen ein Paarmal laut lachen. Er konnte nicht verſtehen, was geſprochen wurde; aber ſchon dieſer Leichtſinn empörte ihn. Jetzt ſah er auf einmal, daß der Prinz mit Leidenſchaft Julchen zu Füßen ſank und ihre Kniee umfaßte. Bei dieſem Anblick blieb er nicht länger ſeiner mächtig. Er ſtürzte an die Thür, riß ſie auf, und trat heftig hinein. Der Prinz ſprang auf. Julchen erkannte Herrmannen, und ſtieß einen Schrei hervor. Wer iſt da? fragte der Prinz beſtürzt. „Ein Mann, Ew. Durchlaucht,“ ſagte Herrmann mit furchtbarem Ernſt, „der hier zu ſtehen nicht erröthen darf, wo Sie erröthen müſſen, angetroffen zu werden.“ — Vergeſſen Sie Sich nicht, Herr von Lange! ſagte der Prinz, und ſuchte ſich zu faſſen. — „Das werde ich nie, Ew. Durchlaucht; wohl aber werde ich, ſobald Sie dies Haus wieder betreten, den Durchlauchtigen Erbprinzen fragen, ob Sie es mit ſeiner Erlaubniß thun. Und den Verwandten dieſes getäuſchten Mädchens werde ich ſagen, daß ich Sie um dieſe Stunde hier angetroffen habe. Wenn Ew.

Durchlaucht nicht wiſſen, welche Rechte ich hier hatte ...“

Von denen weiß ich nichts, ſagte der Prinz mit Stolz.

„Auch dann hatten Ew. Durchlaucht kein Recht, ein Mädchen in ihren eigenen Augen herabzuſetzen. Dazu hat kein Menſch ein Recht.“

Sie ſcheinen ſich zum Kontrolleur meiner Handlungen aufzuwerfen. Muß ich Ihnen noch einmal befehlen, Sich nicht zu vergeſſen?

Jetzt trat Martin, zwar mit Zittern, aber doch entſchloſſen, näher und in die Thür des Gartenſaals. — Wer biſt du? fragte der Prinz heftig.

Ein armer Matroſe, Durchlauchtigſter Prinz, der nur Eine Hand hat.

Geh zum Teufel mit deiner einen Hand! Bettle, wo du willſt!

Ich bettle Gott Lob nicht, Ew. Durchlaucht.

Was willſt du denn? fragte der Prinz erbittert.

Hören, wie's abläuft, meinem jungen Herrn da zu Liebe, und zurathen, daß alles ehrlich abgeht.

„Martin!“ ſagte Herrmann ruhig; „geh! ich bitte dich, geh!“

Der Schurke iſt alſo in Ihren Dienſten? fragte der Prinz. Was ſoll das alles? (Martin ging auf einen Wink von Herrmann.) Werden Sie gehen, Herr Sekretair, oder muß Ich?

„Ich werde nur das Fräulein auf ihr Zimmer begleiten," antwortete Herrmann trocken. — Teufel! ſagte der Prinz ſehr heftig, und ging.

Julchen hatte ſich in einen Stuhl geworfen, und bedeckte das blaſſe Geſicht mit einem Taſchentuche. Herrmann ſah ſie lange an. Endlich ſagte er ſanft: „ich wollte, mein Fräulein, wir hätten uns nie gekannt. Dann würde ich Ihnen vielleicht eine bittre Empfindung erſpart haben; aber freilich dieſen Abend nicht: und ſo iſt es doch gut, daß wir uns gekannt haben. Darf ich Sie bitten, mich hinauf zu begleiten?"

Sie ließ ſich von ihm führen. Auf ihrem Zimmer ſagte er: „mein gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß der Vorfall an dem heutigen Abend nie über meine Lippen kommen ſoll. Für die Verſchwiegenheit des alten Matroſen ſtehe ich Ihnen, wie für meine eigene. Sie werden leicht einen

Vorwand finden mit mir zu brechen. Ich möchte die Laſt, die jetzt auf ihrem Herzen liegen muß, nicht durch eine neue vermehren, die ich Ihnen erſparen kann.“

Julchen ſprang hier auf. Herr von Lange, rief ſie, wie begeiſtert: ich bin ſchuldlos; bei Gott! das bin ich. Können Sie mir das jetzt noch glauben?

„Nein, mein Fräulein, das kann ich nicht, ſelbſt wenn Sie mich zu überzeugen wüßten, daß ein Zufall den Prinzen in den Garten geführt habe.“

O gewiß, Herr von Lange; ein Zufall, ein unglücklicher Zufall iſt es. Ich beſchwöre Sie, mir das zu glauben.

Herrmann ſah ſie mit kalter Verachtung an. „Ich weiß, Fräulein, daß Sie jetzt nicht die Wahrheit ſagen; denn ich bin nicht durch Zufall hier, ſondern weil ich wußte, daß der Prinz Sie im Gartenhauſe finden ſollte. Oder ſoll auch das Zufall ſeyn?“ (Sie bedeckte das vor Scham brennende Geſicht mit beiden Händen.) „Aber könnten Sie mir auch beweiſen, daß Sie ſchuldlos wären, ſo verſprachen Sie mir doch vor drei Tagen, Sie würden den Prinzen nie wieder allein ſehen.“

Und dennoch, rief ſie heftig, und ſprang auf: dennoch bin ich ſchuldlos!

„Nun, mein Fräulein, dann danken Sie Gott. Aber auch ich bin es. Sie fühlen, was die Ehre von mir fordert. Leben Sie wohl.“

In dieſem Augenblick flog die Thür auf. Die Angersbach, die Anſurth, Julchens Mutter, und Herrmanns Vater traten lachend in das Zimmer. Ha! gezahlt, Herr Kammerrath! rief die Frau von Angersbach; ich habe die Wette gewonnen! Die hat ſchönen Zahnſchmerz, und der ſchöne Cabinets-Geſchäfte! Und aus dem Gartenſaale ſeyd ihr eben erſt herauf gekommen; das Licht brennt noch unten . . . Aber was iſt dir denn, Julchen? Sieh, ich ſagte zu dem Herrn Kammerrath: Ihr Sohn iſt bei Julchen. Wir wetteten darüber. Als unſre Partie zu Ende war, nahmen wir den erſten Wagen. Ich behauptete: ſie ſind im Garten. Wir ſchlichen wie Katzen durch die Allee. Ich ſah Licht, und war nun meiner Sache gewiß. Wir ſtießen die Thür auf, und ſiehe da! ihr wart ſchon fort.

Julchen wurde von dem ſchnellen Gedanken getroffen, daß man ſie mit dem Prinzen hätte überfallen können, und ſchrie auf: o, um Gottes willen! auch das noch!

Aber was iſt euch denn, Kinder? Du haſt geweint, Julchen; und der ſieht verdrießlich aus wie Cato. Was iſt euch denn? — Julchen bedeckte das Geſicht.

„Etwas ſehr Ernſthaftes," ſagte Herrmann; „das Fräulein hat ihr Wort, das ſie mir gegeben hatte, zurückgenommen.

Alles fuhr auf, und redete auf Julchen ein. Der Kammerrath ſtieß Herrmannen an. Aber mein Sohn, und du ſagſt dazu nichts?

„Das Fräulein hat mir ſo ernſthaft verſichert, es könne nie aus einer Verbindung mit mir etwas werden, daß ich wohl ſchweigen muß."

Sie ſoll! rief die Frau von Roslau.

Nie, Mutter, nie! Ach, ich bin ſo unglücklich! Nie, nie! Leben Sie wohl, Herr von Lange. Sie ſind ein edler Mann.

Jetzt kam die Jungfer mit einem Schnupftuche, und ſagte: das hab' ich im Gartenſaale gefunden; vermuthlich hat es der Herr von Lange da liegen laſſen. Herrmann hielt das ſeinige in der Hand, weil er fühlte, daß ſeine Augen naß wurden. Die Anfurth nahm das

Schnupftuch; und ſagte unbeſonnen: das gehört ja dem Prinzen! Hier iſt das fürſtliche Zeichen! Julchen ſchrie wieder auf; die Angersbach erblaßte, und Herrmanns Miene wurde noch finſterer. Der feine Kammerrath, der jetzt den Zuſammenhang merkte, ſagte, um das Verſehen wieder gut zu machen: es kann dem Prinzen unmöglich gehören. — Sie ſtreiten doch immer! erwiederte die Anfurth: da ſteht ja groß und breit P. M. Prinz Moritz. Herrmann fühlte inniges Mitleiden mit dem gedemüthigten Mädchen, und nahm ſeinen Hut. Die Anfurth, die noch immer nichts merkte, entriß ihm den Hut wieder, und ſagte: erſt verſöhne dich mit deiner Braut.

Des Prinzen Windſpiel! ſagte ein Bedienter, der jetzt herein trat. Es war im Gartenſaale. Wo befehlen Sie, daß es bleiben ſoll? — Es hüpfte Julchen ſogleich auf den Schooß, und nun verlor ſie die Geduld. Sie ſprang zornig auf, ſtieß den Hund mit dem Fuße, und rief: ja, er war bei mir! So mögt ihr es denn wiſſen! Aber, bei meiner Todesſtunde, „ich bin unſchuldig! — Sie verließ in Verzweiflung und ſchnell das Zimmer.

Herrmann bot ſeiner Tante den Arm. Die

Angersbach fiel ſchluchzend ihrer Mutter um den Hals. Der Kammerrath hatte alle Faſſung verloren, und hielt der Frau von Angersbach ſeine goldne Tabacksdoſe mit lächelndem Kopfneigen hin. Herrmann hatte Mühe, die Frau von Anfurth die Treppe hinunter zu zerren.

Trafſt du den Prinzen ſelbſt? fragte der Kammerrath heimlich.

„Ja, mein Vater. Ich bin nicht Schuld daran, daß man es weiß.“

Du biſt doch wohl höflich geweſen, mein Sohn? Das war eine épineuse rencontre.

„Sehr höflich — Sie hätten nicht höflicher ſeyn können.“

Und nahmen es denn Se. Durchlaucht ſo noch ganz gnädig auf?

„Sehr gnädig, mein Vater. Er findet im Vorübergehen die Gartenthür offen, und geht hinein. Ich war ſchon da. Das iſt alles. Wir wunderten uns. Er ging. Fräulein Julchen, die ein kleiner Vorwurf von mir reitzte, brach auf der Stelle und für immer.“

Der Kammerrath war der Erſte, der aus der Gartenthür trat. Sogleich fiel ihm Martin, der keinen Andren, als ſeinen Herrmann erwartete, um den Hals. Nehmen Sie's nicht übel, Herrmannchen; ich mußte wieder her. Ich habe nur noch Eine Hand; aber die ſetz' ich dran für Sie. Es war kein Prinzenſtreich, wahrhaftig nicht! Das ſag' ich, Herrmannchen. — Dabei erſtickte er den Kammerrath faſt durch ſeine Umarmung. — Laß Er mich los, grober Menſch! rief dieſer; und Martin ſprang erſchrocken zurück.

Aber, Herrmann, ſagte der Kammerrath erbittert; welche ſeltſame Vertrauten haſt du! — „Kann ich beſſere haben, mein Vater? Sie hören, er hat nur Eine Hand, und die ſetzt er für mich daran. Könnte ich einen treueren Menſchen finden?" Er drückte dem Alten die Hand, und hieß ihn nach Hauſe gehen. Dieſer Zufall machte den Kammerrath noch übellauniger. Er ging brummend voran, und vergaß ſogar, ſeine Schwägerin zuerſt in das Haus treten zu laſſen. Ein fataler Streich! ſagte er von Zeit zu Zeit. Nun Herrmann? — Herrmann ſchwieg. — Was ſagen Sie denn, Frau Schweſter? — Ich ſage nichts, erwiederte die Anfurth, die noch immer nicht recht deutlich einſah. — Herrmann, die Sache ließe ſich, dächt' ich mit aller honneur redreſſiren. — „Ich fürchte, nein!" ſagte Herrmann.

kalt. — Wer weiß es denn, mein Sohn? Das Schnupftuch und das Windſpiel ſind zwar verdammte Dinge; allein das ließe ſich wohl machen. — „Sehr wohl! Das Schnupftuch hat Niemand gekannt, als die Tante. Das Windſpiel? Wohin laufen Windhunde nicht! Und die Bedienten raiſonniren ja nicht, wie wir." — Recht, mein charmanter Herrmann, recht! Die Sache iſt zu redreſſiren. — „Niemals, mein Vater." — Wer weiß es denn, mein Sohn? — „Ich weiß es," antwortete Herrmann kalt.

Nun ja, und wir Vier; aber wir ſchweigen Alle. Es iſt keine Schande dabei. — „Vater, ich weiß es, ich! Soll ich die Spöttereien, die Verachtung Andrer fürchten, und nicht meine eigenen?" — Das geſchieht ſo oft in der Welt, mein Sohn. Es iſt ein delikater Fall, das gebe ich zu. Allein du ſchienſt vorher die Schuld des Fräuleins nicht ſo groß zu finden. — „Vielleicht finde ich ſie jetzt noch kleiner, als vor einer Viertelſtunde. Das Fräulein verſicherte bei ihrer Todesſtunde, ſie ſey unſchuldig. Ich glaube ihr." — Nun denn! wenn du ihr glaubſt . . .? — „Ich glaube ihr gewiß; aber doch iſt Alles vorbei: denn ſie hat mich betrogen. Mein Vater, Sie wiſſen nicht, welche Unterredung ich vorgeſtern mit ihr gehabt habe. Ich war feſt entſchloſſen, ihr zu glauben, und ſie betrog mich in eben dem Augenblicke, da ſie an meinem Herzen lag. Ich bin gehorſam geweſen, das Zeugniß werden Sie mir geben; aber erniedrigen, mein Vater, kann ich mich nie. Sie können ſich darauf verlaſſen, es iſt vorbei, auf immer vorbei. Vorgeſtern, mein Vater, zeigte ich Ihnen, daß ich Ihre Wünſche gern erfülle. Nun bitte ich Sie aber, gerecht gegen mich zu ſeyn."

Ja, mein Sohn, das haſt du gezeigt. Ich fürchte mich nur vor dem éclat, den es geben wird. — „Vielleicht auch nicht. Wir ſchweigen, und Sie ſetzen den Umgang mit Roslaus fort. Roslaus ſchweigen gewiß, und wiſſen es Ihnen Dank."

Jetzt kam die Mutter mit ihren andren beiden Kindern zu Hauſe. Herrmann ging nun auf ſein Zimmer, und ließ ſeine Verwandten berathſchlagen, wie alles hätte beſſer kommen können. Die Aufurth drang noch immer auf die Heirath. Aber der Kammerrath war überzeugt, daß Herrmann jetzt nimmermehr Julchen ſeine Hand geben würde. Ich kenne ſeinen obſtinaten Kopf, ſagte er. Und nun, fürchte ich, werden noch andre Dinge zum Vorſchein kommen, die uns Verdruß machen. Ich wollte, der Prinz ſäße im Pfefferlande! (Er ſah bei dieſen dreiſten Worten furchtſam um ſich her.) Ja, das wollte ich! ſetzte er hinzu, und wunderte ſich ſelbſt über ſeinen Muth. Wenn ich nur wüßte, wie die entrevue zwiſchen dem Prinzen und Herrmann eigentlich geweſen iſt! Ich will doch nicht hoffen, daß Herrmann ſich unehrerbietige Ausdrücke hat zu Schulden kommen laſſen? Uebrigens bin ich mit ſeinem Benehmen bei Julchen ſehr zufrieden. Er war in dieſer delikaten Sache artig, poli. Gott behüte mich vor ſo einem cas! Da iſt es ſchwer, die rechte Mitte zu treffen! . . . Ich möchte nur wiſſen, was er dem Prinzen geſagt hat! So viel ich es mir auch überlege — ich bringe nicht heraus, was ſich in einem ſolchen Falle ſagen läßt. Gott ſey Dank, daß mich nie ein ſolches Unglück betroffen hat! Ich kann mich ordentlich ängſtigen, wenn ich nur daran denke, wie ich hätte anfangen müſſen.

Am folgenden Tage war eine Todtenſtille

ſtille in den beiden Familien. Der Kammerrath überlegte, wie er ſich benehmen müſſe, wenn die Sache auskommen ſollte. Er fuhr nicht auf die Kammer, weil er noch keine anſtändige Antwort in Bereitſchaft hatte. Herrmann ließ ſich krank melden, und ging nicht in das Cabinet, weil er Lebrechts Anblick und die hervorbrechenden Hoffnungen ſeines Herzens ſcheuete. Die Anfurth und Herrmanns Mutter blieben Beide zu Hauſe, um erſt zu erfahren, ob die Sache wieder auszugleichen wäre. Der Lieutenant ſogar verſäumte die Parade, weil er den alten General und den Unwillen des Prinzen fürchtete. Die Familie war einmal häuslich. Denn, ſagte der Kammerrath, was können wir Klügeres machen?

Jn Roslaus Hauſe herrſchte eine Todtenſtille der Traurigkeit, der Scham, der Beſorgniß, die nur zuweilen durch bittre Vorwürfe der Mutter, und durch lautes Weinen des unglücklichen Julchens unterbrochen wurde. — Vergnügt waren bei dem Handel nur Rolfs und der alte Martin. Der Prinz erzählte ſeinem Freunde Rolfs ſehr erbittert, daß Herrmann ihn geſtört habe. Rolfs tröſtete ihn mit Hoffnungen auf eine beſſere Stunde. Als der Böſewicht allein war, ſagte er lächelnd: nun verachte mich, du Thor! Du ſollſt den Menſchen wohl noch fürchten, den du verachteſt! Zittern ſollſt du vor mir, und elend ſeyn!

Martin ſagte: Gott Lob, daß Alles ſo ablief! Ich konnte dabei in des Henkers Küche kommen. Aber Kopf und Leben ſetz' ich an den Jungen. Kopf und Leben tauſendmal. Nun muß er ſich eine Andre nehmen; und wollte er nur meinem Rathe folgen, ſo nähme er ſich eine, die Gott im Herzen hat, und keinen Prinzen, oder Kutſche und Pferde, und ſo etwas. Ja, die Gott im Herzen hat, und ihn allein — wie ich; denn auch ich habe Gott und meinen Herrmann im Herzen, und der Teufel ſoll ihn nicht heraus bringen!

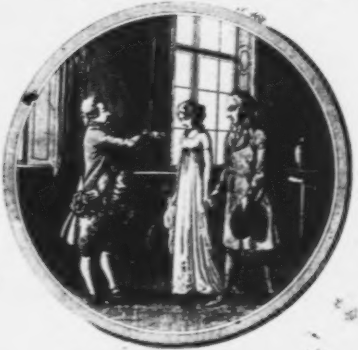
Herrmann trauerte in wehmüthiger Stille; doch eine geheime Hoffnung goß einen Tropfen Freude in ſeine erwartende Seele.

Ende des erſten Theils.

Herrmann Lange.

Von

Auguſt Lafontaine.



Zweiter Band.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1799.

4

Baſe Eliſabeth quälte die gute Emilie unaufhörlich mit ihren wohlgemeinten Anmerkungen. Alſo die Verlobung mit dem Fräulein von Roslau iſt geweſen? Armes Kind! Aber du wirſt nicht übrig bleiben, Milchen. Gewiß nicht, wenn du fromm biſt und Gott vertrauſt. Freilich, freilich! du biſt nun in den Jahren, Milchen, da einen nach dem Brautkranze verlangt. Aber ſo geht es! Da wurde Herr von Rolfs abgewieſen, weil dir Herr von Lange ſo viel Süßes vorgeſchwatzt hatte. Doch jetzt? Ja, wenn der Herr von Rolfs nur wieder käme!

„O, liebſte Baſe,“ ſagte Emilie, vor Scham erröthend; „wie können Sie ſo reden!“

Warum nicht, Milchen? warum nicht? So kann man wohl reden, wenn man ſich unter den Menſchen umgeſehen hat. Und glaub nur, Milchen, ich könnte dir wohl einen guten Rath geben. Schlag dir Langen aus dem Sinne, und nimm dir einen Andern.

„O, mein Gott! haben Sie doch Geduld mit mir! Ich thue ja alles Mögliche, um wieder ſo heiter zu werden, als ich war.“

Das thuſt du nicht, Milchen. Aus dem Sinne ſchlügeſt du dir den Herrn von Lange? Ja, das weiß mein Gott! Kommt die Rede auf ihn, ſo lobſt du ihn noch mehr, als dein Vater. Aber wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf; wer heimlich ſticht, der verwundet ſich ſelbſt. Und das thuſt du, das thuſt du aus leidigem Hochmuth. Da war dir kein Menſch gut genug. Wer lange wählt und mäkelt, kauft endlich gar nichts, oder ſchlechte Waare. Sieh, ſo wird es auch dir gehen. Was? du thäteſt alles Mögliche, dir Langen aus dem Sinne zu ſchlagen? Das iſt nicht wahr. Sirach ſagt: „Bläſeſt du ins Fünklein, ſo wird ein groß Feuer daraus; ſpeieſt du aber ins Fünklein, ſo verlöſchet es, und Beides kann aus deinem Munde kommen.“ Sirach, am 28ſten. Drum folge, ſo wird es dir wohl gehen; ſpeie auf das Fünklein deiner Liebe, damit es verlöſche. Aber das thuſt du nicht; du bläſeſt hinein Tag und Nacht, mit Seufzern, Thränen, Gedanken, Worten und Werken. Wer gern tanzt, muß einen Dudelſack nicht verachten, und wer gern freien will, muß nicht lange wählen. Der Herr von Relſs . . .

Hier wurde die geduldige Emilie doch empfindlich, und ſprang auf. „Der Himmel vergebe mir,“ ſagte ſie laut; „aber vergeſſen Sie die Stelle nicht, Baſe, die Sie mir heute aus der Bibel vorlaſen: „wenn man mich fragen wird, was ſind das für Wunden in deinem Herzen? werd ich ſagen: ſo bin ich geſchlagen im Hauſe derer, die mich lieben.“ Das laſen Sie heute; es hat mich unausſprechlich gerührt.“

Sacharja am 13ten, ſagte Eliſabeth ganz kalt. „Aber es heißt: in deinen Händen; und nicht: in deinem Herzen. Du mußt die Bibel nicht verdrehen, Milchen. Hörſt du das von mir? Indeß ſchweigen will ich, o ja, und den Mund nicht mehr aufthun. Denn ich bin verachtet; ich kann ſagen: Herr, wer hört unſre Stimme? — Sie ſchwieg eine Minute; dann aber hob ſie noch ſchärfer wieder an, als vorher. Die gute Eliſabeth wollte ja das troſtloſe Herz Emiliens, deren Thränen ihr nahe gingen, beruhigen. Sie ahnete nicht, daß es andere Herzen geben könne, als das ihrige.

Jetzt kam das Gerücht, der junge Herr von Lange habe den Prinzen bei ſeiner Braut angetroffen u. ſ. w., auch zu der Baſe. Iſt es möglich? rief ſie, und glühete vor Verlangen, der armen, trauernden Emilie die Nachricht mitzutheilen. Sie ging ſogar in den Garten, ohne die Gefahr einer Erkältung zu achten. Als ſie Emilien erblickte, ſang ſie aus vollen Kräften:

So kommt doch alles beſſer,
Als du dir vorgeſtellt! —

Emilie ſah an der Eil, an den ſtarren Blikken, an den ſchon redenden Händen der Baſe, daß dieſe ihr eine groſe Nachricht zu bringen hatte. Allein Eliſabeth wollte ihre Nachricht dieſes Mal nicht ſo wohlfeil geben. Sie ſtand im Eingange der Laube erſt mit dem gleichgültigſten Geſichte von der Welt da. Als Emilie nicht fragte, nickte ſie mit dem Kopfe; als noch immer keine Frage kam, lächelte ſie geheimnißvoll, drohete dann mit dem Finger, und, als auch das nicht verfing, rief ſie zornig: o, du bringſt mich noch unter die Erde, Emilie! Ich habe dir etwas zu ſagen, ich laufe mir das Herz aus der Bruſt, in die Zugluft, in den Tod.

„Nun, liebe Baſe? was iſt es denn? Sie wiſſen, ich frage nicht gern."

Ja, und ſprichſt nicht gern. Eben das iſt ja mein Tod, und dein Unglück. Denn erzähle ich dir nicht Alles, was ich erfahre, was ich denke? Sag, du undankbares Kind! Biſt du nicht immer ſtumm gegen mich, als ob ich dein Feind wäre? Aber ich bin geboren zu Leiden. Vergeltet nicht Böſes mit Böſem! So höre denn, Milchen. Mit Langen und der Roslau iſt es glatt vorbei. (Emilie verbarg die ſtarke Erſchütterung ihres Herzens.) Vorbei, wie ich dir ſage. Lange hat den Prinzen bei der Roslau angetroffen. Wo, das weiß Gott. Durch einen Hund iſt es verrathen worden. Und da haben ſie die Milter, die Frau von Roslau, und den Kammerrath vom Balle geholt, und es hat einen entſetzlichen Lärmen gegeben. Die ganze Stadt iſt voll davon. Nun, Milchen? Was ſagſt du nun? Siehſt du wohl, daß Gott mein Gebet erhört? Denn — ſetzte die gutherzige Eliſabeth weinend, und mit dem Schluchzen der Rührung hinzu —: ob ich gleich dem jungen Menſchen gerade nicht grün bin, noch von dem Weinberge her, ſo weiß doch Gott, ich wollte ihn lieb haben, wie meinen Augapfel, wenn er dich, armes Kind, wieder vergnügt machte.

Emilie fiel ihrer Baſe um den Hals, und ſagte: „o, wie gut ſind Sie, Eliſabeth! Aber laſſen Sie uns davon ſchweigen!“

Sieh, das ärgert mich eben, Milchen. Ich weiß, es freuet dich in der Seele, daß Lange den Prinzen da gefunden hat . . .

„Nein, liebſte beſte Eliſabeth, nein, nein. O Gott, da Sie ſo gut ſind . . . Ich bitte Sie, lernen Sie mich doch endlich einmal kennen! Ja, Eliſabeth, was ich mir ſelbſt verſchweigen möchte, will ich Ihnen geſtehen: ich würde ſehr glücklich ſeyn, wenn . . . wenn . . .“ — Sie vollendete nicht.

— wenn du in vier Wochen mit Langen getraut würdeſt, Milchen? Nun, dazu kann Rath werden. Aber, Milchen, du mußt auch recht artig ſeyn. Nun gehen wir alle Morgen auf den Weinberg. Da . . . Laß du mich nur machen! Er ſoll wohl kommen.

„Baſe Eliſabeth,“ ſagte Emilie ſehr ernſt; „ich gebe Ihnen mein Wort: wenn Sie an ſo etwas nur denken, ſo nehme ich an, was mir mein Vater vorgeſchlagen hat, eine Stelle im Benedikten-Stifte. Sie wünſchen, daß ich heirathen ſoll, Baſe; aber ſobald Sie einen Schritt thun, auch nur den kleinſten, den allerunſchuldigſten, ſo heirathe ich nie.“

Lieber Gott, rief die Baſe mit gefaltenen Händen; habe du doch ein Einſehen! . . . Kind, wir wollen ihm ja nicht ſagen: Milchen liebt Sie, Milchen will Sie heirathen —

„Wir wollen es auch nicht einmal denken. O, liebe Baſe, werden Sie denn nie aufhören, dieſes Herz zu verwunden?“

Nun, ſo mag es gehen, wie es will! Ich werde gar nichts mehr ſagen. Macht, was ihr wollt! Aber habe ich jemals wunderliche Leute geſehen, ſo ſeyd Ihr es, du und Lange.

Ihr habt euch lieb, und lauft vor einander, wie vor Feuer. Da ſind andre Mädchen klüger! Aber die bekommen auch Männer, wenn du ſitzen bleibſt.

„Liebe Baſe Eliſabeth, an Ihnen ſehe ich, daß Sitzenbleiben eine Ehre iſt. Ich will nicht mehr als Sie.“

Die Baſe küßte Emilien für dieſe Artigkeit, und ſchwieg, doch ohne ihre Abſicht aufzugeben. Sie wußte, daß Herrmann täglich auf den Weinberg ging, wo er Emilien zweimal geſehen hatte. Hier, in dem Gange, der ihm durch Emilien heilig geworden war, brachte er ſeine angenehmſten Stunden zu. Jetzt hoffte er auf Emiliens Hand; aber dennoch ſah er ſie nicht, und vermied die Geſellſchaften, in denen er ſie antreffen konnte. Er fürchtete das geliebte Mädchen, und zitterte jetzt, da er frei war, mehr vor ihrem Anblicke, als ſonſt. Warum ſein Herz ihm ſagte, er dürfe ſie jetzt nicht ſehen, wußte er nicht. Er zankte mit ſich ſelbſt darüber; aber dennoch blieb er bei ſeiner Zurückgezogenheit. Seinem Vater hingegen, der jetzt Luſt hatte, eine andre Verbindung für ihn anzuknüpfen, erklärte er ohne

Scheu, daß er liebe, und endlich glücklich ſeyn wolle. Der Vater glaubte jetzt langſamer gehen zu müſſen, und drang nur in ihn, den Nahmen ſeiner Geliebten zu nennen. Herrmann konnte ſich aber nicht überwinden, ihn zu ſagen; er fürchtete, durch den Bruch mit dem Fräulein von Roslau auch Emiliens Liebe verwirkt zu haben. Sein einziger Spaziergang war der Weinberg, den Emilie nicht mehr beſuchte, und ſein einziger Umgang Hochfeld, der aber jetzt von Tage zu Tage kälter gegen ihn wurde —: kälter oder furchtſamer; denn Hochfeld war mit dem Bewußtſeyn einer ſchlechten Handlung belaſtet, und wagte es nicht mehr, ſeinem edlen Freunde ins Geſicht zu ſehen: er hatte Luiſen verlaſſen.

Hochfeld lernte eine Verwandte kennen, die mit Jugend und Schönheit auch alle Vorzüge des Geiſtes vereinigte. Sein Vater wünſchte eine Verbindung zwiſchen ihm und dieſem Mädchen. Ohne ihn zu zwingen oder zu überreden, gab er den jungen Leuten nur Gelegenheit, oft bei einander zu ſeyn, und das konnte er leicht, da Beide in ſeinem Hauſe wohnten. Hochfeld empfand erſt Achtung für das Fräulein Dornau, und bald auch heiße Liebe. Nun wurden ſeine Beſuche bei Luiſen ſehr ſparſam. Sein ſeltneres Kommen konnte er durch manchen Vorwand bei ihr entſchuldigen, aber nicht ſeine augenſcheinliche Kälte. Luiſe hatte nie etwas von ſeiner Betriegerei gemerkt, weil ſie ſo arglos war; aber von ſeiner Kälte ſah ſie ſchon die erſte Spur, weil ſie ihn liebte. Sie verdoppelte ihre Liebkoſungen, und nur dieſe; ihre Liebe zu ihm konnte ſie nicht verdoppeln. Darin fand der undankbare Hochfeld ſeine Entſchuldigung. Ihrer heißeren, heftigern Liebe, die er ſelbſt in ihr entflammt hatte, die er in den Tagen ſeiner eignen Liebe als das höchſte Glück ſeines Lebens wünſchte, ſchrieb er jetzt ſeine Kälte zu. Was nur Gefälligkeit des liebenden Weibes war, nannte er: Sinnlichkeit, Wolluſt; er ſah nur die Schwäche Luiſens, die ſich ihm ergeben, nicht die Verführung, durch die er ſie ſchwach gemacht, nicht die Stärke, womit ſie ihm ſo lange widerſtanden hatte. Ihr Glaube an ihn, an ſeine Treue wurde die Veranlaſſung und der Vorwand ſeiner Untreue. „Denn,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „hätte ſie nicht ſchon längſt auf den

Beſitz meiner Hand gedrungen, wenn nicht Befriedigung ihrer Sinnlichkeit alles wäre, was ſie von mir wünſchte? Wohl! ich will ſie nicht verlaſſen; ſie ſoll in Ueberfluß leben! Aber zu meiner Gemahlin kann ich ſie nicht machen; nein, beim Himmel nicht! Ich thue ihr kein Unrecht. Warum fiel ſie?"

Der Unmenſch! Sie fiel, weil ſie ihn liebte! — Er erinnerte ſich nicht, wie er ſonſt mit heißem, ſehnlichem Verlangen daran dachte, daß ihr Herz, nicht erſt der Segen vor dem Altare, ihm die entzückende Stunde ihres Hingebens verſchaffen würde; wie er ſonſt das den ſchönen Lohn ſeiner Liebe nannte, was er jetzt eine niedrige Schwäche ſchalt, die ſie ſeiner unwerth mache. Jene Stunde, da ſie von ſeiner unreinen Liebe, nicht von der ihrigen, hingeriſſen, in ſeine Arme ſank, jene Stunde, die er ſonſt den edelſten Triumph der Menſchheit nannte, hielt er jetzt für den Beweis ihrer Sinnlichkeit. Er haßte an ihr ſein Verbrechen, und tadelte an ihr eine Wolluſt, die ſie nicht kannte, da ſie nur Liebe für ihn fühlte. So grauſam betrog er ſie damals; ſo grauſam betrog er ſie jetzt wieder. — Arme weiche Geſchöpfe! wenn ihr weniger liebtet — die Männer würden euch mehr ehren. Eure Güte, eure Liebe iſt es, die dem Manne ſo oft den Muth giebt, euch zu verlaſſen.

Luiſe hätte ſein Herz mit ihrer Schande erkauft; aber ſie konnte ſeine Liebe nicht um Gold und Ueberfluß weggeben. Sie bemerkte ſeine immer zunehmende Kälte, und brach in Vorwürfe aus. Jetzt ſah ſie den Abgrund, in den ſie ſich mit ihm gern geſtürzt hatte, ſchaudernd, weil ſie allein davor ſtand. Durch gerechte Vorwürfe entfernte ſie den geliebten Hochfeld immer mehr von ſich; und er erklärte ihr endlich, daß er gezwungen ſey, zu heirathen. Oft hatte ſie geſagt: „und wenn auch, Wilhelm, und wenn du heirathen müßteſt. Ja, ich könnte deiner Ruhe auch dieſes Opfer bringen.“ Sie hätte es ihm (obgleich mit Thränen) gebracht, ſo lange er ſie liebte; aber jetzt? Es entging ihr nicht, wie gern er das Opfer ſah, das ſie ihm nur wider Willen bringen wollte. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen, und war außer ſich vor Zorn und Eiferſucht. Aus Furcht vor wilden, verzweiflungsvollen Ausbrüchen ihrer Leidenſchaft, verſchoß er das Verbrechen, und glaubte, es unterlaſſen zu haben; allein die neue Liebe, ſeine Schwäche, Rolfs Rathſchläge warfen ihn bald mit größerer Gewalt dem Verbrechen zu. Er ſchrieb Luiſen, daß er ſie nicht wieder ſehen könne, trug ihr eine beträchtliche Summe als Erſatz an, und bat ſie, ihn zu vergeſſen. Als er keine Antwort erhielt, brachte ein Ueberreſt von Tugend ihn zu dem Entſchluſſe, ſie noch einmal zu beſuchen. Er hörte mit Schrekken, daß Luiſe an eben dem Tage, da ſie ſeinen Brief erhalten habe, abgereiſt ſey, und daß niemand wiſſe, wohin. Jetzt zitterte er vor den Folgen ſeiner Unbedachtſamkeit, wie er das Verbrechen an der Unſchuld eines liebenden Weibes nannte. Er dachte an Herrmanns Brief, und fand zu ſeinem großen Verdruſſe, daß ſein Freund auch diesmal wieder Recht gehabt hatte.

Die unglückliche Frau ſah aus dem Briefe des Ungetreuen, daß Alles für ſie verloren war. Seine Vorſchläge erbitterten ſie. Sie packte in tödtlich kalter Ruhe ihre Sachen zuſammen, und reiſ'te ab — mit dem ſchrecklichen Bewußtſeyn, wodurch ihre Gefühle noch beſtiger wurden, daß ſie ein Kind unter ihrem Herzen trage. Sie wollte wieder nach ihrem Geburtsorte; aber ſie ſcheute die Schande, blieb unterweges, und reiſ'te bald vor-, bald rückwärts. Ach, ſie fühlte nach und nach ihre Liebe und ihre Hoffnung wieder aufleben. Konnte Hochfeld, den ſie ſo innig liebte, ſo treulos ſeyn? Ihr Schritt, das Städtchen, worin ſie gewohnt hatte, zu verlaſſen, ſchien jetzt ihr ſelbſt zu raſch. — Es iſt der ſchönſte Beweis unſrer ſittlichen Natur, daß es uns ſo ſchwer wird, einen Menſchen, den wir lieben, für ſchlecht zu halten. Nein, er kann nur tugendhaft, nur edel ſeyn.

Luiſe kehrte wieder in die Gegend zurück, wo Hochfeld lebte, und blieb in einem Dorfe nahe bei der Reſidenz, von wo ſie ihm ſchreiben wollte. Sie fing zehn Briefe an, und vollendete nicht Einen. Eine kalte Verzweiflung ergriff ihr Herz, wenn ſie dachte, daß ihr Brief ohne Wirkung bleiben könnte; und ſie wagte es nicht, ihr Leben auf dieſes Spiel zu ſetzen. Endlich fiel ihr Lange ein. Zwar zweifelte ſie nicht, daß er für Hochfelds Verheirathung ſeyn würde; aber ſie wollte ihrem Herzen den kleinen Troſt geben, daß nur der Freund, nicht der Geliebte, ſie unglücklich mache.

Sie hatte von Hochſeld gehört, daß Lange geheimer Legationsrath ſey, und ſchrieb ihm unter dieſer Adreſſe, daß er ſie beſuchen möchte. Herrmann hatte den Brief kaum, ſo ritt er nach dem Dorfe, wo Luiſe ſich aufhielt. Sie empfing ihn mit einer ſtillen, entſchloſſenen Kälte. Er wollte ſie freudig in ſeine Arme faſſen; ſie ſagte aber in einem andern als dem gewöhnlichen Tone: Herr Lange, ich will nur eine Bitte an Sie thun. Sie haben einen Freund, Herrn Hochſeld. — „Herrn von Hochſeld,“ verbeſſerte Herrmann.

Luiſe wurde bleich, und fing an zu zittern; die ganze kalte, ſtarke Entſchloſſenheit war auf einmal weg. Wie? fragte ſie ſtammelnd: Herr von Hochſeld? Herr von? O, barmherziger Gott! wäre es möglich? Wie? ein Edelmann? — Herrmann ergriff ihre zitternde Hand: „Was iſt Ihnen, Luiſe?“

Das verbarg er mir! erwiederte Luiſe. O Gott! ſo iſt es denn vorbei! Alſo Herr von Hochſeld? Ach, jetzt ſeh' ich . . . O, der abſcheuliche Unmenſch! — Sie legte die Hand an die Stirn; dann ſchrie ſie plötzlich und furchtbar auf. O Gott, er betrog mich vom Anfang an! Abſcheulich! Der Böſewicht!

Herrmann fing ſie auf, als ſie ohnmächtig in ſeine Arme ſank. Er begriff nichts von ihren Klagen, drang in ſie zu reden, und gab ihr die Verſicherung, daß Hochfeld ein redlicher Mann ſey. Sie ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Und doch ein Edelmann? fragte ſie mit finſter gerunzelter Stirn. Sein Oheim alſo . . . —

Herrmann ſchwieg. — Sein Oheim alſo? Iſt auch das eine Lüge? fragte Luiſe kalt.

„Lieber Gott! Hochfeld hat keinen Oheim."

Sie, rief Luiſe, und warf ſich an Herrmanns Bruſt — Sie ſollt' ich nicht ſehen, weil Sie ſeine Betriegerei verrathen hätten. Alſo keinen Oheim, von dem er erben ſoll? der ihn zu einer Heirath zwingen will? Das alles nicht? O, ich bin verrathen, betrogen!

„Luiſe, um Gottes willen! was iſt Ihnen?"

Nichts! erwiederte die Unglückliche, ſich erholend. Sagen Sie doch dem Herrn von Hochfeld bei Gelegenheit: Sie hätten mich geſehen; ich ließe ihm auf ewig Lebewohl ſagen. (Sie wendete ſich kalt von Herrmann ab.) Sagen Sie ihm, hob ſie weinend wieder an, daß ich . . . daß ich . . . unter meinem Herzen . . . Schnell und heftig fuhr ſie fort: daß ich ſchwanger von ihm bin; daß ich . . . O, der Böſewicht ermordet mich! Sie ſank ohnmächtig in einen Stuhl; ihre Empfindung war ein verwirrtes Gemiſch von kalter Verzweiflung und heißer Begierde nach Rache.

Auf vielen Umwegen brachte Herrmann die Erzählung ihres Unglücks von ihr heraus, und zugleich ſah er mit Schrecken die ſtarre Kälte, die in ihrem weichen Herzen immer ſtärker überhand nahm. Dieſe tödtliche Kälte entſtand aus dem Gedanken, daß ihre Verführung, ihr Unglück, von Anfang an Hochfelds Plan geweſen ſey. Eine ſolche teufeliſche Bosheit des Menſchen, den ſie ſo innig geliebt hatte, verekelte ihr das Leben, und dieſe Empfindung brach deutlich aus ihrer argloſen Seele hervor.

Herrmann wagte es nicht, ſie zu verlaſſen, da der ſanfteſte Troſt keine Thräne mehr in ihre ſtarren Augen lockte. Um ſie zu retten, ſah er ſich endlich gezwungen, ihre Hoffnung auf Hochfelds Liebe und Hand wieder zu beleben. Die Heftigkeit, womit ſie dieſe Hoffnung ergriff, die Erweichung, worin ihr erſtarrtes Herz ſogleich zerfloß, die heiße Liebe, die nun in rührende Klagen ausbrach, erregte bei Herrmann noch größere Furcht; denn er ſah voraus, was aus dieſem betrogenen Herzen werden mußte, ſobald alle Hoffnung dahin war. Er ſchlug Luiſen vor, ſie möchte ihn nach der Stadt begleiten, damit ſie Hochfelden näher wäre. (Es war ſein Plan, ſie zu dem alten Martin zu bringen.) Sie willigte nach einigen unſtäten, unruhigen Entſchlüſſen ein, und fuhr mit ihm ab.

Schweigend, in ſtarres Nachſinnen verloren, ſaß Luiſe neben Herrmann, der ſich vergebens bemühete, Thränen aus ihrem Herzen zu preſſen. Nahe vor der Stadt, die ſie mit Schauder erblickte, fuhr ſie auf, und fragte dann vor ſich hin: ein Edelmann alſo? Ich will nicht in die Stadt; nein! Soll ich der Spott des Böſewichts werden? — Sie ließ halten. Herrmann bemühete ſich vergebens, ſie zu bereden. Sie ſah endlich ihn ſelbſt mit mißtrauiſchen Blicken an, und ſagte feſt: ich will nicht; der Böſewicht ſoll mich nicht wieder ſehen. Ich weiß, was ich will, was ich muß. O, der Mörder! Jetzt war ſie mit einem Sprunge aus dem Wagen. Herrmann weinte Thränen der tröſtenden Freundſchaft; aber er konnte nichts von ihr erhalten, als das Verſprechen, in der Nähe unter ſeinem Schutze zu bleiben. Er kannte hier herum weiter niemanden, als die Wirthin auf dem Weinberge, den er oft beſucht hatte. Da Luiſe nothwendig irgendwo untergebracht werden mußte, ſo führte er ſie zu dieſer ſtillen, ehrlichen Frau, und ließ den Wagen langſam nachkommen.

Luiſe ſetzte ſich in die Laube, wo Emilie geſeſſen hatte, und Herrmann ging zu der Wirthin. Dieſe war bereit, die Fremde gern aufzunehmen, und verſprach Herrmannen, ſie nicht oft allein zu laſſen. Bei dem Anblicke des bleichen, von Gram entſtellten Geſichtes, wurden ihre Augen naß, und ſie bot mit großer Artigkeit Luiſen den Aufenthalt und die tiefſte Einſamkeit in ihrem Hauſe an. Luiſe dankte nicht einmal; ſie ging mit niedergeſenkten Blicken auf das kleine Zimmer, das ihr angewieſen wurde.

Herrmann bat ſie, hier fürs erſte zu bleiben. Er verſprach ihr, ſie alle Tage zu beſuchen und ihr Nachricht von Hochfeld zu bringen; dann verließ er ſie. Je näher er der Stadt kam, deſto mehr entbrannte ſein Zorn gegen Hochfeld. Ihm ſelbſt ſchien das beinahe wahr, was Luiſe glaubte: daß Hochfeld von Anfang an den Plan gehabt habe, ſie zu verführen. Er mußte ſich mit Gewalt von dieſem Gedanken losreißen, um den Freund ſeiner Jugend, den er ſelbſt in dieſer ſchrecklichen Stunde noch liebte, nicht verächtlich und haſſenswerth zu finden. Ohne zu zögern, ging er zu Hochfeld, öffnete ſein Zimmer, und fand ihn in Entzücken vor dem Bildniſſe ſeiner Geliebten, das ſie ihm ſo eben geſchenkt hatte.

Als Hochfeld einen Blick auf Herrmann warf, erſchrak er, und ſuchte das Portrait zu verbergen; denn die Rache hing auf ſeines Freundes Stirn. „Ich habe dir nur wenige Worte zu ſagen, Hochfeld,“ fing Herrmann mit furchtbarem Ernſt an: „wenige Worte! Gott gebe ihnen Kraft, bis in das Innerſte deiner Seele zu dringen! . . . Ich habe Luiſen geſprochen.“ Hochfeld ſtand bleich da.

Herrmann wendete ſich einen Augenblick ab, weil ihn das Erbleichen des Menſchen, den er ſo innig geliebt hatte, erſchütterte. Nach einer langen Pauſe wendete er ſich wieder um, und ſagte ſanfter: „Luiſe kämpſt mit der Verzweiflung. Hochfeld! wenn dieſe Frau, die du unglücklich machteſt, wenn ſie dich vergebens geliebt, vergebens gebeten hat, ſo laß die Thränen deines Freundes nicht vergebens fließen! Zerbrich ihr Herz nicht! . . . Werde nicht ſo fürchterlich blaß! du ängſteſt mich. Noch iſt nicht alles verloren; noch kannſt du die Unglückliche retten, die du ſo unbarmherzig dem Elende hingabſt.“

Hochfeld wurde immer bleicher, und bebte immer ſtärker, ohne eine Sylbe zu antworten. Herrmann faßte ſeine Hand, und ſchüttelte ſie. Nun hob Hochfeld den Blick, ſchlug ihn aber ſogleich wieder zu Boden. Ach! . . . es iſt zu ſpät! brachte er endlich in Abſätzen hervor.

„Zu ſpät?“ fragte Herrmann. „Zu ſpät? Du wollteſt ſie nicht retten?“

Ich kann nicht. Mein Vater . . . Ich habe gehorchen müſſen. Ich bin verlobt. Beruhige ſie, Lange; biete ihr, was du willſt, ſo viel du willſt! Nur . . .

„Nur nicht das, was allein ſie retten kann? . . . Doch vielleicht weißt du nicht, was du thuſt. Luiſe iſt ſchwanger; deine Untreue, deine unwürdige Betriegerei . . .“

Betriegerei? fuhr Hochfeld mit erkünſtelter Hitze auf.

„O, guter Gott, laß mich nur nicht die Geduld verlieren!“ rief Herrmann. „Wohl denn, Hochfeld,“ fuhr er ſanfter fort; „wie ſoll ich das nennen, was du thateſt? Du biſt Luiſen untreu, der Luiſe, die nichts in der Welt liebte, als dich. Sie ſieht ſich verlaſſen von dem Menſchen, deſſen Geliebte, deſſen Gattin ſie zu ſeyn glaubte; verlaſſen in dem Zeitpunkte, wo nur die treuſte Liebe ihre Blicke in die Zukunft erheitern könnte. Du haſt ſie verführt, haſt ihr tauſend Unwahrheiten geſagt: wie ſoll ich das nennen? . . . Luiſe, mit dieſem troſtloſen Schmerz in der Bruſt, mit dieſem fürchterlichen Unglauben an Treue der Menſchen, weil der ſie verrieth, der ſie lieben mußte; Luiſe, erſt jetzt mit Schande beladen, da der Geliebte ihres Herzens ſie verläßt; Luiſe, die du aufgeopfert, der Verzweiflung hingegeben haſt . . . Hochfeld, ich bebe! Was wirſt du, wenn du hörſt, daß man dein Weib, dein Kind in den Wellen gefunden hat?“

Nein, das wird ſie nicht; nein, Lange, das wird ſie nicht.

„Schrecklicher Menſch! Ich habe ſie geſehen, und ſage dir: du wirſt ihr Mörder! . . . Doch das bei Seite. Denn welch ein Menſch müßteſt du ſeyn, wenn du nur deshalb gerecht wäreſt, weil du zitterſt! . . . Hochfeld! iſt die Tugend denn nichts mehr als ein glücklicher Erfolg? und das Laſter nichts als ein Schmerz? — Hochfeld, du haſt Luiſen betrogen, verführt. Mit deiner Hand giebſt du ihr nur Genugthuung, und deinem Gewiſſen nur den Anfang der Reue.“

Lange, haſt du ſelbſt nicht den gebietenden Umſtänden nachgegeben? Haſt du nicht ſelbſt deinem Vater gehorcht?

„Hatte ich Emilien verführt? hatte ich ſie betrogen? Ja, ich brachte dem häuslichen Frieden, dem Wunſche meiner Verwandten das große Opfer. Ich war ein ehrlicher Mann, als ich es brachte; du biſt ein Böſewicht, wenn du es bringſt.“

Ein Böſewicht? ſagte Hochfeld finſter, und in Ungewißheit, ob er ſich erhitzen ſollte. Lange, du trotzeſt auf meine Freundſchaft!

„Trotzen? auf deine Freundſchaft? Nein, bei Gott! ich fange an mich ihrer zu ſchämen. Du willſt, ſehe ich wohl, dich erhitzen, um mich weg zu ſchaffen. Aber wag es, Hochfeld! Und wenn du es wagſt, mich zum Schweigen zu bringen, ſo betäube auch dein eigenes Herz! . . . Du haſt Luiſen geliebt, du liebſt jetzt deine Braut: das iſt es. Nicht dein Vater, nicht gebietende Umſtände; deine Sinnlichkeit, dein Herz ohne Tugend ſtürzen Luiſen ins Grab. Hochfeld! und wenn nun das Grab Luiſen bedeckt, wenn nun die Rache jenſeits des Lebens ewig unverſöhnt vor dir da ſteht — ſprich! welche Macht ſoll dein Herz gegen das Bild der ermordeten Luiſe bedecken?"

Hochfeld war erſchüttert. Er ſagte langſam: du weißt nicht, daß Luiſe ſelbſt mir tauſendmal ihre Einwilligung zu dem, was ich thun will, gegeben hat. Ich wollte, ſie hätte dir das nicht verſchwiegen.

Herrmann ſah ihn verachtend an. „Luiſe würde mit Freude deine Hand küſſen, wenn du ihr ein Meſſer in das troſtloſe Herz ſtießeſt. Aber wäre das eine Entſchuldigung für dich, wenn du es thäteſt? . . . Ich frage dich, Hochfeld: wirſt du gegen Luiſen gerecht ſeyn? Daß du ſie dieſen Augenblick heirathen ſollſt, verlange ich nicht. Dein Vater — ſieh, Hochfeld, ſo weit haſt du dich gebracht, daß ich dich daran erinnern muß! — Dein Vater hat nur noch Tage zu leben: das weiß ich von dem Arzte. Was hindert dich dann?"

Meine Verlobung mit . . .

„Schweig! Führe mich zu deiner Braut; ich will ihr deine Geſchichte erzählen. Du ſollſt nur beſtätigen, daß du Luiſen liebſt; und wenn du dann nicht frei biſt, ſo will ich dich unglücklich nennen, nicht einen Böſewicht. Komm!"

Lange, du biſt grauſam! Ja, ich liebe die Dornau, liebe ſie mit unſäglicher Gewalt. Luiſe ſoll glücklich werden; ich will mein Vermögen mit ihr theilen. Aber meine Braut kann ich nicht aufopfern; dieſes treue Herz voll Liebe nicht.

„Aber jenes voll Liebe und voll Verzweiflung! . . . Hochfeld, das iſt dein feſter Entſchluß, es komme, wie es komme?"

Ja, das iſt er! O, rette mich, lieber Lange; rette Luiſen! Ja, das iſt mein feſter Entſchluß. Ich kann nicht anders.

Herrmann ſah ihn ſtarr an. „Elender, verächtlicher, armſeliger Böſewicht!“ ſagte er mit kaltem, furchtbarem Ernſt. — Hochfeld trat mit blitzenden Augen einen Schritt näher, und ſagte drohend: Lange! — „Droheſt du?“ fragte Herrmann kalt. „Aber ſey ruhig. Meine Hand erhebe ich nicht gegen dich; denn das Grab muß dir von jetzt an furchtbar ſeyn, nicht mir. Es iſt vorbei. Unſre Freundſchaft iſt zerriſſen. Ich kenne dich nicht mehr; von dieſem Augenblicke an nicht mehr. . . . Zittre! noch Einmal ſollſt du mich hier wiederſehen. Wenn Reue zu ſpät iſt, wenn der Genius der Rache das Land der Reue, die Erde, verlaſſen hat, wenn Luiſe nicht mehr lebt: dann, Böſewicht, ſ[illegible] du mich noch einmal hier wieder. Dann weißt du, was ich nicht ſagen will; aber mein Blick ſoll ſiebenfältige Rache auf dein Leben herabſtürzen, elender Mörder!“

Herrmann ging ſogleich wieder zu Luiſen, und fand ſie in finſterem, kaltem, verzehrendem Gram auf ihrem Bette ſitzen. Er zwang ſich zu einer heitern Miene. Aber ſie ſagte, mit der Hand verneinend: machen Sie mir keine Hoffnung; ich bin von ihm betrogen, und will ihn nicht wieder ſehen.

Herrmann nahm ihr nicht alle Hoffnung; doch er beſtärkte ſie in ihrem Entſchluſſe, fürs erſte von ihm getrennt zu bleiben. Mit dem zärtlichſten Vertrauen bot er ihr jetzt ſeine Freundſchaft zum Erſatz der getäuſchten Liebe, und es gelang ihm, einen Theil ihres Vertrauens zu gewinnen. Er lenkte ihre Gedanken von der dunkeln Seite ihres Schickſals ab, und löſ'te ihr Herz wieder in Thränen auf. Jetzt nahm er ſie mitleidig an ſeine Bruſt, und vermiſchte ſeine Thränen mit den ihrigen. Dabei zog er ihre Gedanken von dem Verführer auf das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trug. Durch umſtändliche Beſchreibungen, wie er das Kind erziehen, wie [illegible] deſſen Vater ſeyn wollte, brachte er die Muttergefühle ſchon jetzt in Bewegung, um der Verzweiflung des gekränkten Herzens ein Gegengewicht zu geben. So hatte er ſie etwas mehr beruhigt, als er ſie ſpät am Abend verließ.

Kaum war er auf ſeinem Zimmer, ſo fand

ſich ſein Vater bei ihm ein, und hob mit bedaurendem Achſelzucken an: mein Sohn, es herrſcht ein ganz eigner Unſtern über dich. Ich bedauerte dich ſchon bei der unglücklichen Verbindung mit dem Fräulein von Roslau. Gewiß, das that ich; denn ich war gar nicht unempfindlich gegen deine Wünſche, und machte jetzt ſchon Einleitungen, deine Mutter und deine Tante nach und nach zu der Idee hinzuführen, daß nun dir ſelbſt die Wahl einer künftigen Gemahlin überlaſſen bleiben müßte. Das that ich, ob ich gleich dir nichts davon ſagte; du weißt ja, ich rede nicht gern früher, als bis ich meiner Sache gewiß bin. Aber meine Bemühungen ſind vereitelt, lieber Sohn; du mußt zum zweiten Male das Opfer bringen, das dir ſchon einmal ſo ſchwer wurde. Ich bedaure dich von ganzem Herzen.

Herrmann wurde bleich. „Nein, mein Vater," ſagte er; „nichts in der Welt wird mich bewegen, mein ganzes Weſen wieder auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen. Ich habe heute ein zu ſchreckliches Beiſpiel geſehen, wie ſehr — . . ."

Wie geſagt, ich bedaure dich, Herrmann;

allein, es iſt nicht zu ändern. Ich habe mich gewehrt, ſo ſehr, daß ich fürchte, ich bin ſchon über die Gränzlinie der Decenz hinausgegangen. Du wirſt mir das, hoffe ich, anrechnen. Zuletzt konnte ich nicht anders; ich mußte mein Wort geben, und die Verbindung iſt geſchloſſen.

„Mein Vater!"

Du wirſt ſelbſt einſehen, wie ganz unmöglich jede Ausrede iſt . . . Der Erbprinz, bei dem ich heute war, um wegen gewiſſer Kapitalien etwas mit ihm zu reguliren, weiß den unglücklichen Zufall mit dem Fräulein von Roslau. Er machte mir einige ſehr angenehme Komplimente über dein Betragen gegen ſeinen Bruder. Ich möchte wohl genau wiſſen, wie du dich denn eigentlich benommen haſt.

„Nun, mein Vater? der Erbprinz?"

Ja, er ſagte ganz unerwartet: ich wünſchte, lieber Kammerrath, Sie träten mir einmal das Vaterrecht über Ihren Sohn ab; dann wollte ich ihn nach meinem Sinne verheirathen. Ich erſtaunte. In meiner großen Verlegenheit ſtellte ich mich, als hielt' ich das für einen gnädigen Scherz, und ſuchte auszuweichen. Allein er ließ mich nicht los. Wenn Sie etwa, ſagte er, ſchon entſchloſſen ſind, ſo komme ich bloß mit meinem Vorſchlage zu ſpät.

„Und ſein Vorſchlag, mein Vater?“

Ich wollte entkomemn, mein Sohn; ich antwortete mit Feinheit. Sieh, ich ſagte . . .

„Der Vorſchlag, mein Vater!“

Nun, er iſt ſehr ehrenvoll. (Herrmann erblaßte wieder.) Zwar nicht von Familie.

„Der Nahme, Vater; der Nahme!“

Das Mädchen . . . Wie geſagt, er hielt mich feſt, ſo oft ich ihm auch entſchlüpfen wollte — Das Mädcheu, das er vorſchlug . . . In der That ſind die Ausſichten gar nicht zu verwerfen.

„O, das Mädchen, das Mädchen! mein Vater, nur den Nahmen.“

Es iſt die Mamſell Lebrecht.

„O Gott!“ ſagte Herrmann, und legte die Hand auf das heftig ſchlagende Herz. Er erblaßte, und mußte ſich an einem Stuhle halten. —

Mein Sohn, Herrmann, begreiſe dich doch! Lieber Gott! Du ſiehſt ja, daß ich nicht Nein ſagen konnte. Ich bedaure deinen Unſtern. Aber, was will man thun? Du mußt fallen, mein Sohn; ſo falle wenigſtens mit Anſtand, und mache dir aus dem Opfer bei dem Prinzen ein Verdienſt.

Herrmann hörte von dem Allen nicht ein Wort. Aber auf einmal ſprang er auf, und rief: „iſt es wahr? O ich Glücklicher! iſt es kein Traum? O Emilie! geliebtes, theures Mädchen! ſo biſt du mein! ſo biſt du endlich mein! endlich!" — Sein Vater hatte ſich während dieſer Ausrufungen weggeſchlichen, und jetzt ſtürzten auf einmal Mutter, Tante, Geſchwiſter, von dem Vater angeführt, in ſein Zimmer. Alle flogen in die Arme des glücklichen Herrmanns. Jetzt gaben ihm ſeine Eltern die Segnungen des zufriednen Herzens, und er fühlte in der ſchönſten Rührung, daß er dieſe Segnungen verdiente. Er freuete ſich des Opfers, das er ſeinen Eltern gebracht hatte; denn nun lag er ſchuldlos und glücklich an ihrem zufriedenen Herzen. Alles vergaß er in dieſem Augenblick: die unglückliche Vergangenheit, die dunkle Zukunft; ſein entzücktes Herz wollte ihm die Bruſt zerſprengen. Er mußte allein ſeyn, um ſich in Ruhe zu freuen; dann ſuchte er ſeine Eltern wieder auf, um noch ruhiger zu werden. Doch bald fühlte er, daß ſein Herz erſt an Emiliens Bruſt, in dem ſtillen Genuſſe der Seligkeit, ſich beruhigen würde. Die ganze Nacht hindurch ſchrieb er an Emilien, und zerriß jedes Blatt, auf das er geſchrieben hatte.

Am folgenden Morgen befreiete ihn ſein Vater von einer ſchmerzlichen Angſt. Emilie mußte wiſſen, was vorging, und Herrmann konnte die Worte nicht finden, in denen er ihr davon Nachricht geben ſollte. Er glaubte freilich mit Zuverſicht, daß ſie ihn liebe, und daß ſie die Gefühle der Seligkeit mit ihm theilen werde; aber dennoch — ſo groß war in ſeinen Augen das Glück, die theure Emilie zu beſitzen — dennoch hatte er nicht den Muth, ihr zu ſagen, daß er hoffe, ſie liebe ihn, und werde ihm ihre Hand nicht verweigern. Als er noch in dieſer Unentſchloſſenheit war, kam ſein Vater, und bat ihn, dem Erbprinzen, der Theil an ſeiner Zufriedenheit zu nehmen ſcheine, nun auch die Anwerbung um Emilien zu überlaſſen. Ich habe ihm, ſagte der Kammerrath, ſchon deshalb geſchrieben, und bitte dich, mein Sohn, deiner Geliebten nicht vor der Zeit etwas zu entdecken.

Der Erbprinz ſprach Herrmanns Vater auf der Kammer, und ſagte ihm: er möchte mit ſeiner Familie, beſonders mit ſeinem älteſten Sohne, Nachmittags auf der Faſanerie ſeyn, ohne ihr die Verabredung anzuvertrauen. Eben ſo ſagte er zu Herrn Lebrecht: er ſolle ſeine Tochter nach der Faſanerie bringen, und ſie nicht wiſſen laſſen, daß es auf ſeinen Befehl geſchehe.

Lebrecht begriff den Prinzen nicht, und ſchüttelte den ganzen Vormittag den Kopf über den ſeltſamen Einfall; er ſchwieg indeß gegen ſeine Tochter, um ſie nicht zu ängſtigen. Der Kammerrath hingegen lächelte ſehr wohlgefällig, und that ſich nicht wenig auf ein Geheimniß, das er mit dem Prinzen hatte, zu Gute. Er fuhr zu der beſtimmten Zeit auf die Faſanerie, und eine halbe Stunde ſpäter kam auch Lebrecht mit ſeiner Tochter. Herrmann ſah ſeinen Vater an, der jetzt recht liebevoll und triumphirend lächelte. Emilie erröthete, als ſie Herrmannen erblickte, und Lebrecht fing an zu errathen.

Jetzt flog eine fürſtliche Equipage heran, und der Erbprinz ſtieg aus. „Sieh da, lieber

Lebrecht! Und Sie, mein ſchönes Kind ... Iſt das Ihre Tochter?

Ja, Ew. Durchlaucht!

Jetzt begreife ich! flüſterte der Prinz ihm zu. Sie haben einen böſen Vater, mein liebes Kind, fuhr er zu Emilien, angenehm lächelnd, fort: einen recht böſen Vater! (Emilie blickte ihren Vater mit Zärtlichkeit an.) Darf ich wohl einmal Ihr Vater ſeyn? Dann würden Sie, glaube ich, mir noch einen ſchöneren Blick zuwerfen. Darf ich? (Emilie machte eine Verbeugung.) Ich darf alſo? fuhr der Prinz ſchnell fort. Das iſt mir lieb; denn ich möchte dieſes ſchöne Geſicht wohl einmal mit der Roſenfarbe der Liebe überzogen ſehen. Wenn Sie nichts dagegen hätten, liebes Kind, ſo würde ich Ihre Hand einem braven jungen Manne ſchenken, der Sie ſchon lange heimlich liebt, den Sie aber vielleicht noch gar nicht geſehen haben. Darf ich ihn nennen? ... Iſt das nicht der Kammerrath Lange? fragte er jetzt Lebrechten, und runzelte die Stirn ein wenig. Das iſt mir ſehr unlieb. Auf ein ander Mal alſo, Mademoiſelle! Bedenken Sie Sich indeſſen. Es iſt ein junger, lieber Mann, für den ich bei Ihnen ein gutes Wort reden will. Ich hoffte, hier ſogleich alles richtig machen zu können. Aber nun . . . (Er warf einen finſtern Blick auf Langen.) Sie ſagen doch Ja, liebe Kleine? (Emilie war blaß geworden.) Nein, blaß ſollen Sie nicht werden; erröthen ſollen Sie. Nun? ſagen Sie Ja? — „Ew. Durchlaucht Gnade rührt mich," fing Emilie in einer ſehr lieblichen Verwirrung an. — Geſtehen Sie nur, kleine Heuchlerin, daß Sie Ausflüchte ſuchen: Aber ich ſage Ihnen, Sie müſſen, wenn anders mein Wort bei Ihnen etwas gilt. Sie müſſen in der That. (Er faßte ihre zitternde Hand.) Hat der Legations-Sekretair Lange dort Papier bei ſich, ſo ſollen Sie hier auf der Stelle unterſchreiben. . . . Herr Lange! . . . Ich will doch ſehen, ob Sie nicht erröthen können! . . . Der iſt es, den ich meine. Sagen Sie nun Ja? O, wie die Wange glüht! Hier, mein lieber Lange, ſagte er zu Herrmann, der zitternd, mit ſtarkem Herzklopfen herzu ging, ohne den funkelnden Blick vom Boden zu erheben: kommen Sie näher! Haben Sie keine Bitte an mich, oder an Mademoiſelle Lebrecht? (Herrmann verbeugte ſich tief; Emilie erröthete immer ſtärker.) Adieu allerſeits! rief der Prinz, und verſchwand. Jetzt ſank Herrmann ſchweigend vor Emilien auf ein Knie, faßte ihre zitternde Hand, und benetzte ſie mit Thränen. „Darf ich es wagen,“ ſagte er leiſe, „Ihnen den größten Wunſch meines Lebens zu entdecken?“ (Emilie zitterte immer mehr.) „Der Wunſch meiner Verwandten,“ fuhr er ſanft und gerührt fort, „berechtigt mich jetzt; die Güte Ihres Vaters, und . . . Emilie!“ Er beugte das Geſicht auf ihre Hand. Emilie ſchwieg, und über ihre Roſenwangen rollten die Thautropfen der glücklichen, ſtillen, jungfräulichen Liebe. Langſam hob er nun das Geſicht zu ihr auf. Sie wendete den ſeligen Blick nicht von ihm ab; ein ſanftes Lächeln, von zärtlicher Wehmuth umſchwebt, verkündigte ihm ſein Glück, das die jungfräuliche Lippe nicht ſagen konnte.

Dem Vater, der daneben ſtand, währte dieſes ſtumme, hohe Geſpräch zu lange. Ja, mein Lieber, ſagte er freudig und treuherzig: Emilie liebt Sie. Jetzt nahm Herrmann ihre zweite Hand, die ſie ihm mit einem leiſen

Drucke reichte. „Emilie,“ ſagte er; „ich liebe Sie unausſprechlich! . . . O, nur eine Thräne, nur ein Wort zum Zeichen, daß ich hoffen darf!“ Sie beugte ſich tiefer zu ihm hin, als ſollte er ihr Erröthen ſehen, und ſagte mit dem leiſeſten Tone, den nur er, doch kaum, vernehmen konnte: mein Vater hat geſagt, was ich empfinde. — Du liebſt ihn alſo, Milchen? fragte der Vater wieder, um doch zu etwas zu kommen. — Ich bin Ihre glückliche Tochter, antwortete ſie und ſank an ihres Vaters Bruſt.

Jetzt kam die Familie Lange. Emilie verneigte ſich hoch erröthend, ohne Jemanden anzuſehen. Herrmann bat ſeinen Vater mit Blicken um Schonung für die zarten Gefühle ſeiner Geliebten. Der Kammerrath verſtand ihn unrecht; er faßte Lebrechts Hand, winkte den Andern, und die Liebenden wurden allein gelaſſen. Herrmann bot Emilien den Arm; doch ehe ſie nur einige Schritte gingen, hatten ſich die Andern, auf das unabläſſige Winken des Kammerraths, das Emilie zum Glück nicht ſah, ſchon zerſtreuet, und Herrmann ſah ſich in dem ſchönſten Gebüſch mit Emilien allein. Sie weinte. „Meine Theure," ſagte er ſanft: „ich fühle, wie ſehr Sie überraſcht ſind; aber ich ſelbſt wurde es. . . . Wollen Sie einige Minuten allein ſeyn?" — Er ließ ihren Arm fahren. Sie reichte ihm die Hand, ſchlug die Augen zu ihm auf, und ſagte: Sie haben meinen Wunſch errathen; ja, ich möchte allein ſeyn, um zu fühlen, wie glücklich ich bin.

„Sind Sie glücklich, geliebte Emilie?" fragte er mit wehmüthiger Heftigkeit. Sie faßte ſeine Hand, und drückte ſie ſanft. Jetzt wallte das Entzücken der höchſten Liebe in ſeiner Seele auf. Er ſah ſie lächelnd, mit glühenden Augen an, warf den zitternden Arm um ihren Leib, zog die Bebende an ſich, und verſank in ein Meer von unausſprechlicher Wonne, als er ihr Herz an dem ſeinigen klopfen fühlte. Nur ſeine Wange berührte die ihrige, die von dem ſchönſten Feuer glühete, nicht ſein Mund. Sie erröthete, und Herrmann küßte ihre Hand. Jetzt gingen ſie zuſammen, und dachten nicht daran, einander zu verlaſſen; aber doch war ihr Geſpräch ängſtlich und abgebrochen. Keiner erwähnte der Vergangenheit, obgleich Beide fühlten, daß ſie einander darüber gegenſeitige Erklärungen ſchuldig waren.

Endlich kam Herrmanns Schweſter ihnen nach, und ſagte: darf ich die Erſte ſeyn, die ſich und Ihnen Glück wünſcht? Emilie erröthete nur, warf ſich an Julchens Bruſt, und weinte an ihrer Wange ſchöne Thränen. Meine liebe Schweſter! ſagte Julchen gerührt. O, wie freue ich mich, daß mein Bruder endlich doch ſo glücklich wird! — Und bin ich es denn nicht auch? ſagte Emilie.— Iſt es ſo? fragte Julchen unbeſcheiden: lieben Sie meinen Bruder? ſind Sie gern meine Schweſter? — Meine Schweſter! ſagte Emilie leiſe, als ſollte Herrmann die Worte nicht hören. — Nun, ſo kommen Sie! ſagte Julchen; meine Eltern wünſchen, der neuen Tochter ihren Segen zu geben.

Beide Mädchen gingen; Herrmann blieb zurück, und Emilie dankte ihm dafür. Auch ihm war wohl, daß er allein ſeyn konnte. Jetzt athmete er freier, und empfand ſein Glück noch tiefer. Er hatte Julchen faſt beneidet, daß ſie Emilien „Schweſter" nennen konnte. Dieſer Nahme klang ſeinem Ohre ſo lieblich; er bezeichnete die Verbindung, in die er mit Emilien kommen ſollte, und die er noch nicht näher zu denken wagte. So genoß er in ſeinen immer ſteigenden Gefühlen; und erſt, als man ihn mehrere Male gerufen hatte, ging er zu der Geſellſchaft. Auf ſolche Art erſparte er Emilien und ſich die Angſt, Zeuge von einer Scene zu ſeyn, welche die zarte Empfindung des edlen Mädchens beleidigen konnte.

Emilie war ängſtlich, als Julchen ſie zu den Eltern führte. Die Mutter kam ihr entgegen, und drückte ſie an ihr Herz. Dann umarmte ſie der Kammerrath, und hielt ihr eine lange Rede voll Artigkeiten und feiner Anſpielungen. Als er ſchwieg, ſank ſie an die Bruſt der Frau von Anfurth. Erſt, als ſie ſich in ihres Vaters Arme legte, der vor Rührung nicht ein Wort ſagen konnte, fing ſie an, wieder freier zu athmen. Jetzt kam Herrmann, und es wurde aufs neue Glück gewünſcht. Emilie mußte ſogar die Wörter: „Braut, Schwiegertochter, künftige Frau“ hören, und man würde ſogleich auf eine feierliche Verlobung gedrungen haben, wenn nicht die flehenden Blicke, die Herrmann ſeinem Vater zuwarf, es noch verhindert hätten. Nach und nach gewöhnte ſich Emilie mehr an die vertraulichern Beziehungen auf die Zukunft, ob ſie gleich noch jedes Mal dabei erröthete. Gegen Abend bot ihr Herrmann den Arm zu einem Spaziergange, um ſie dem Witze ſeines Bruders zu entziehen, der ihr Erröthen bemerkt, und dadurch Luſt bekommen hatte, ſie öfter erröthen zu laſſen. O, ſagte Emilie, als ſie mit ihm allein war; Sie ſind doch immer mein Retter! Beide überdachten ſchweigend, wie wenig gefehlt hatte, ſie auf immer unglücklich zu machen. „O, meine Emilie!" ſagte Herrmann: „ich ſtand ſo nahe an dem Abgrunde eines ewigen Elendes; und jetzt! jetzt, dieſe unausſprechliche Seligkeit!" Er breitete die Arme aus; Emilie ſank hinein. „Mein Geliebter!" ſagte ſie in dem erſten heißen Kuſſe der beglückten Liebe; und nun war ſie ganz die Seine. Jetzt öffnete das Vertrauen Beider Herzen. Sie ſagten ſich, was ſie um und für einander gelitten hatten, und riefen dann mit dankbarem Entzücken: ſo war ich geliebt! ſo zärtlich, ſo heiß! — O nun ewig, ewig meine Emilie! meine Geliebte, meine Gattin! ſagte Herrmann; und Emilie zitterte nicht mehr bei dieſem Worte: ſie drückte ihn feſter an das zärtliche Herz, das ihre Bruſt belebte.

So wurde ein Böſewicht, Rolfe, der Herrmannen verderben wollte, der Schöpfer ſeiner Entzückungen; die Hand, die ſich ausſtreckte, ihn zu ſtürzen, gab ihm den heiligſten Lohn der Tugend: das Herz, das er liebte! Herrmann war glücklich, und die Opfer, die er der Tugend gebracht hatte, ertheilten ſeinem Glücke himmliſchen Reitz, in dem Gefühle, es verdient zu haben.

Bei der Rückkehr nach der Stadt fuhr er mit Emilien in demſelben Wagen, und begleitete ſie bis an ihre Thür. Baſe Eliſabeth empfing ſie mürriſch; aber Emilie warf ſich ihr in die Arme, und rief: hier, meine beſte Baſe, haben Sie Ihre glückliche Emilie wieder. Ja, Sie hatten Recht! Ewig werde ich Sie dafür lieben und ehren, daß Sie mir immer Hoffnungen gaben. Ich bin mit Langen verlobt, liebe Baſe.

Iſt das wahr, Milchen? fragte die Baſe, vor Freuden zitternd. Iſt das wahr? Nun, ſo ſey Gott geprieſen! Siehſt du, Kind? ſiehſt du Herzens-Milchen?

Was Gott gefällt, mein frommes Kind,
Nimm fröhlich an: ſtürmt gleich der Wind.

Aber ſo erzähle doch.

Emilie erzählte, und der Vater beſtätigte, was ſie ſagte. Als Baſe Eliſabeth endlich auch die allerkleinſten Umſtände genau erforſcht hatte, ſang ſie aus vollen Kräften, und mit dankbaren Thränen das ganze Lied: „Du meine Seele ſinge!“ Gegen das Ende eilte ſie; mit dem letzten Worte nahm ſie das Licht, und ſagte: nun, Gott gebe mir Stärke, Milchen! Ich will noch dieſen Abend an dein Brautbett. Da hab' ich die ſchöne gewürfelte Leinwand; aber jetzt ſoll alles weiß ſeyn. Folge du meinem Rathe, Milchen, und ſchlaf mit deinem Manne auf bunter Leinwand; du ſparſt die halbe Wäſche.

Die arme Emilie wußte nicht, wohin ſie die Augen wenden ſollte; aber die Baſe war nicht aufzuhalten: ſie ſtörte noch die halbe Nacht in Kiſten und Kaſten, ſang dabei alle Loblieder, die ſie wußte, nach der Reihe, und kam jede Viertelſtunde in Emiliens Zimmer. Emilie drückte, ohne zu ſchlafen, die Augen feſt zu; und die Baſe ſagte: Gott behüte das gute Kind! Schlaf du, Milchen; ich will für dich wachen.

Am folgenden Morgen ging eben der Lärmen aufs neue an. In den Zwiſchenzeiten, wenn Baſe Eliſabeth ſich vor Müdigkeit ſetzte, berechnete ſie ſchon die Anzahl der Hochzeitsgäſte, maß das Eßzimmer aus, und bat Emilien, doch ja bei der Trauung ſingen zu laſſen. Iſt es nicht ordentlich, ſagte ſie, als ob man ſich des lieben Gottes ſchämte bei einer Heirath, wo man ihn doch nöthiger hat, als jemals? — Von der Hochzeit kam ſie auf die Taufe, und ließ ſo die arme Emilie, die Einmal über das andre erröthete, durch alle Grade ihrer Folter gehen.

Emilie dachte mit Aengſtlichkeit daran, daß Herrmann ſie beſu[illegible] könnte, weil ſie Eliſabeths Unbeſcheidenheit fürchtete. Er kam wirklich. Zuerſt ging Alles gut; aber bald war die Baſe bei dem, was ihr beſonders am Herzen lag: Emiliens Ausſtattung. Herrmann, der Emilien erröthen ſah, wollte das Geſpräch ablenken; allein vergebens. Ei, ſagte Eliſabeth; davon muß geſprochen werden, Milchen: denn ſo geht es zu in der Welt, und es iſt gut, daß es ſo zugeht. — „Hm!“ ſagte Herrmann; „das möchte ich doch nicht ſagen. Denn wahrhaftig, Baſe Eliſabeth, es iſt eine eigene Sache um die Weltgeſchichte. Nehmen Sie, welche Epoche Sie wollen; man kann ſie nicht ohne Ekel leſen. Geben Sie dem ärgſten Dummkopf die Weltgeſchichte in die Hand; er wird, er muß fühlen, daß er konſequenter denken und handeln würde, als ſo Manche, die für große Köpfe gelten. Und wenn ein Cartouche die Weltgeſchichte lieſt, ſo muß er denken: ich bin doch noch ein ehrlicher Kerl gegen manchen dieſer Herren. Sie ſagen, es ginge ſo gut zu? Nein, da haben Sie Unrecht.“

Aber mein Gott, wer ſpricht denn von Cartouche und von Herren! ſagte Eliſabeth unwillig, und wollte fortfahren.

Gut denn, daß Sie das zugeben! Aber auch die Miniſter. Nehmen Sie den Kardinal Dûbois. Er war eine Stütze der Kirche, und hat Frankreich lange regiert; gegen den iſt Cartouche ein ehrlicher Mann, dem man unbedenklich die Erde zu regieren geben könnte, weil ſie mit ihm beſſer daran ſeyn würde, als mit dieſem Kardinal. Andere Leute klagen über das viele Unglück auf der Erde; ich nicht, wahrhaftig nicht. Weit weniger begreiſe ich, wie noch alles ſo ziemlich abgeht. Man ſollte denken, unter dem Orleans und dieſem Kardinal könnte kein ganzes Stück an Frankreich bleiben; aber am Ende ſieht man mit Verwunderung, daß die Erde aus allen dieſen Teufeleien noch ſo ziemlich gut davon kommt, und die Menſchheit dazu. Ich bin ſchon oft auf den Gedanken gerathen, die Vorſehung laſſe ganze Länder von ſolchen Leuten, wie dieſer Kardinal war, regieren, um uns den Glauben an ſich in die Hände zu geben. Man könnte die Weltgeſchichte recht gut Annalen der Tollhäusler, der Menſchen, und der Güte Gottes nennen; nur müßte man kein beſoldeter Hiſtoriograph ſeyn.

Aber, davon habe ich ja kein Wort geſagt; ich rede ja von Milchens Brautbett, und frage, ob es nicht beſſer wäre . . .

„Freilich wäre es beſſer, man redete von andren Dingen, als von der Weltgeſchichte. Denn ich frage Sie noch einmal: was iſt daran des Redens werth? Nichts, Sie mögen auch ſagen, was Sie wollen. Wenn der Sohn des großen Condé, der ſich einbildete, ein Hund zu ſeyn, und in dieſem Anfalle wie ein Hund bellte, durch Ludwigs Majeſtät ſo imponirt wurde, daß er in ſein Schnupftuch oder zum Fenſter hinaus bellte, ſo oft ihm in des Königs Gegenwart ſeine tolle Stunde ankam; ſo beweiſ't das nichts gegen meinen Satz. Denn, daß dieſer Menſch, den wir einſperren würden, dort zum Hofe gezählt wurde, lehrt eben, daß dazu nicht immer Verſtand gehört. Sie ſehen alſo, man kann von Allem auf der Erde reden, und wird immer ſo viel Kluges darüber ſagen können, als über irgend einen Zeitpunkt in der Weltgeſchichte." Eliſabeth, die den Redner verſchiedene Male vergebens zu unterbrechen geſucht hatte, ſtand endlich auf, und ging ſehr unwillig aus dem Zimmer.

Herrmann kam nun alle Tage zu Emilien, und behandelte die Baſe immer mit Güte und Menſchlichkeit. Er fand ihre Fehler bei weitem nicht ſo groß, wie andere Menſchen, weil er Gefühl für den guten Grund ihres Charakters hatte. Eliſabeth merkte das ſehr wohl, und fing an, ihn beinahe eben ſo lieb zu gewinnen, als Emilien, ob ſie gleich ſich alle Tage wenigſtens dreimal über ihn ärgern mußte: denn ſobald ſie Emilien ängſtete, quälte er ſie mit einer langen Rede aus der Logik, Jurisprudenz, Medicin u. ſ. w. Beide nahmen endlich die Gewohnheit an — er, in ſolchen Fällen eine Rede zu halten; ſie, das Geſpräch, welches ſie gern führen wollte, ſo bald er anfing, abzubrechen.

Kaum aber hatte das ein Paar Tage ſo gedauert, als die Baſe Eliſabeth auf einmal ſehr unruhig wurde. Sie ging im Hauſe umher, und ſang von „Liſt und Rotten, Betrug und geheimen Sünden." Daß es auf Emilien Beziehung haben ſollte, ſah dieſe ſehr wohl; denn Eliſabeth hatte bei den nachdrücklichſten Stellen in ihren Geſängen immer nur ſie in den Augen. Emilie fragte nicht, obgleich die Geſänge ſie ein wenig beunruhigten. Nun ging Eliſabeth weiter; ſie ſeufzte, wenn ſie Emilien anſah, nannte ſie: armes Kind, ſprach von Gottes Schickung, von den böſen Menſchen, kurz, ſchien ſie auf einen ſchrecklichen Schlag vorbereiten zu wollen. Emilie kümmerte ſich nicht darum; denn Herrmann war ja heiter und glücklich. Endlich wendete ſich Baſe

Eliſa-

Eliſabeth mit ihren Waffen gegen Herrmann ſelbſt; ſie ſprach von gottesvergeſſenen Menſchen, welche ihre Sünden verbergen zu können glaubten, und doch am Ende mit Schande beſtehen müßten. Herrmann hielt darüber bald ernſthafte, bald luſtige Reden, weil ſie nicht aufhörte, ihn auf ſolche Art zu unterhalten. Dabei ging Eliſabeth jetzt oft, gegen ihre Gewohnheit, ohne Emilien aus, ſagte nicht wohin, und kam jedes Mal mit einem ängſtlichen Geſichte wieder. Emilie fragte noch nicht; als aber Eliſabeths Verſe immer ſtärker, ihre Unruhe immer quälender wurde, und als ſie, wenn ſie unbeobachtet zu ſeyn glaubte, die Hände rang: da fragte Emilie wirklich mit Aengſtlichkeit.

Ach, ich wollte, daß ich nichts wüßte, Milchen; und es wäre dir wohl beſſer, daß du nichts erführeſt. Aber

Aus des Herzens Brünnlein quillet
Lauter angeborner Wuſt;
Mark und Adern ſind erfüllet
Durch das Gift der böſen Luſt.

Du armes, gutes, treues Kind! wie willſt du mit deinem Taubenherzen in der Welt voll

Schlangen fertig werden! . . . Ich wollte es nicht glauben, Emilie; aber der Glaube iſt mir in die Hände gekommen, möchte ich ſagen. Nein, länger kann ich nicht ſchweigen; vielleicht verhindere ich ein Unglück. Dein Bräutigam, Milchen, Herr von Lange — Gott weiß, mein Herz ſpricht noch immer für ihn; aber — er iſt dir nicht getreu.

Nun war der Stein von Emiliens Herzen herunter. Sie lächelte, und ſah die Baſe mit den zutrauensvollen Taubenaugen an. Eliſabeth fuhr fort: er hat eines Abends, gerade heute vor acht Tagen, ein bildſchönes Frauenzimmer auf den Weinberg gebracht, wo wir ehedem zuweilen hingingen, und es da bei der Frau Albrecht eingemiethet. Ich weiß nicht, Milchen, ob du wohl oben in der kleinen Eckſtube geweſen biſt. Da wohnt die Perſon; und Herr von Lange beſucht ſie alle Tage, die Gott werden läßt. — Emilie lächelte noch immer; das fing an, die Baſe zu verdrießen. O ja, fuhr ſie fort; das könnte er wohl: dabei iſt nichts Böſes. Aber, daß er ſie umarmt, daß er ſie ſeine geliebte Luiſe nennt, daß er ſagt, nie ſoll dich mein Herz fahren laſſen, meine Luiſe; daß er ſagt, die Heirath mit dir wäre ein Schurkenſtreich, aber nothwendig; daß die Perſon ſchwanger iſt, und ihre Niederkunft da erwarten ſoll . . . ſieh, Milchen, das alles wollte ich erſt nicht glauben, als die Frau Albrecht es mir erzählte; aber ich habe es ſelbſt geſehen und gehört.

Emilie wurde ein wenig unruhig; doch ein Verdacht gegen den Geliebten kam nicht in ihre Seele. Die Baſe redete, übertrieb, verſicherte, ſchwor und weinte indeß ſo lange, bis endlich doch ein kleines Mißtrauen in Emiliens Bruſt ſchlüpfte, das aber ſogleich verſchwand, als Herrmann zu ihr kam, und ſie nur einen Blick in ſein offnes Auge geworfen hatte. Kaum war er fort, ſo hob Baſe Eliſabeth wieder an, ihr Gift in Emiliens Seele zu gießen. Sie erzählte Unterredungen, die ſie Wort für Wort zwiſchen Herrmann und Luiſen gehört haben wollte, und deren Wahrheit ſie ſich erbot vor Gottes Richterſtuhle zu beſchwören. Die Unterredungen waren wirklich gehalten; nur hing die Baſe immer an ihrer einmal gefaßten Meinung, verſtand, was von Hochfeld geſagt wurde, von Herrmann, merkte gar nicht auf Aeußerungen, durch die ſie hätte aus ihrem Irrthume kommen müſſen, und ärgerte ſich über Emilien, das einfältige Mädchen, das von dem Allen nicht ein Wort glauben wollte.

Der Baſe Eliſabeth lag jetzt noch mehr daran, die ungläubige Emilie zu überzeugen, daß ſie Recht hatte, als an der Sache ſelbſt. Sie führte daher eines Morgens die Frau Albrecht auf Emiliens Zimmer, und ſagte: hier iſt die Frau Albrecht ſelbſt, Milchen; nun ſollſt du hören. Emilie erröthete. Die Frau hob ſchon an zu reden; Emilie unterbrach ſie aber, erkundigte ſich nach ihren Kindern, und fragte, ob die Witterung eine gute Weinleſe verſpräche. — Seh einer! wie liſtig! dachte Eliſabeth. Emilie leitete die Frau auf die Krankheit, woran ihr ſeliger Mann geſtorben war, und ließ ſich recht in der Ordnung die Geſchichte jedes Tages, nebenher auch die Geſchichte ihrer Verheirathung, geben. Baſe Eliſabeth hörte geduldig zu; da aber Emilie noch immer etwas zu fragen hatte, und da Frau Albrecht, weil es ſpät wurde, ſchon mit dem Stuhle rückte: ſo brach ſie endlich los.

Und die Perſon, die Sie im Hauſe haben, Frau Albrecht?

„Nun leben Sie wohl, Frau Albrecht,“ ſagte Emilie freundlich, und ging aus dem Zimmer. Die andern Beiden ſahen ſich erſtaunt an; aber — Emilie war fort, und die Frau Albrecht mußte gehen. Die Baſe war jetzt wirklich böſe, und wunderte ſich nicht wenig, als Emilie nachher ſehr ernſt zu ihr ſagte: „wie es ſcheint, weiß die Frau Albrecht, daß ich Langens Braut bin. Sagen Sie ihr denn ja, Baſe, daß ich ihr jedes unbeſcheidene Wort ſehr übel nehmen würde. Haben Sie denn wirklich geglaubt, daß ich die Achtung für mich ſelbſt und für Langen, meinen Bräutigam, weit genug vergeſſen könnte, um ein ſolches Geſpräch zu führen? Ich bitte Sie, Baſe Eliſabeth, laſſen Sie mich die Liebe, die Sie für mich haben, nicht ſo theuer bezahlen.“

Eliſabeth erröthete, halb vor Beſchämung, halb vor Unwillen. Sie brummte etwas von Hochmuth und Stolz, ging hinaus, und ſang, aber nur eine Melodie ohne Text, weil in ihrem ganzen Vorrathe nicht Ein Vers war, der auf dieſe Gelegenheit paßte. Von jetzt an ſchwieg ſie; doch gab ſie den Plan nicht auf, Emilien zu überzeugen. Ein Paar Tage nachher bat ſie Emilien, einen Spaziergang mit ihr zu machen. Emilie merkte an ihrer Art zu bitten, daß es nach dem Weinberge gehen ſollte; aber ihr Wunſch, die Unbekannte, derentwegen ſie in der That einige Beſorgniß hatte, einmal zu ſehen, ſiegte über alle Bedenklichkeiten, und ſie willigte ein, trotz dem ängſtigenden Gefühl von Unrecht in ihrem Herzen. Die Baſe führte ſie auf Umwegen dem Weinberge immer näher, und Beide gingen ſchweigend hinauf. Emilie bebte, als ſie in einer Laube ein junges Frauenzimmer mit einem ſehr angenehmen Geſichte erblickte. Luiſe (ſie war es) ſtand auf; aber die Baſe bat ſie in dem Tone einer Bekannten, zu bleiben, und ließ dann Emilien mit ihr allein. Emilie betrachtete das ſchöne Geſicht, in das der Gram nur ſeine ſanfteſten Züge gezeichnet hatte, und ihr Herz wurde doch ein wenig unruhig. Sie blickte heimlich auf die Geſtalt, und die Verſicherung der Baſe, daß Luiſe ſchwanger ſey, ſchien ihr gegründet. Sie wohnen hier, wie ich höre? fragte Emilie ſanft. Luiſe antwortete leiſe und mit einem Seufzer: ja. Nun war das Geſpräch abgebrochen. Luiſe fing wieder an von der ſchönen Gegend zu ſprechen, und von der Einſamkeit, in der ſie lebte. Mit pochendem Herzen und niedergeſchlagenen Augen fragte Emilie: „Sie haben hier gar keine Bekannte?“ — Der einzige, erwiederte Luiſe ſeufzend, iſt Herr von Lange. Emilie brach das Geſpräch wieder ab. Als die Baſe kam, ging ſie ihr entgegen, und war auf keine Weiſe wieder in die Laube zurückzubringen, wo Baſe Eliſabeth jetzt ein Examen mit Luiſen anfangen wollte.

Nun, ſo komm, ſagte Eliſabeth, und führte Emilien in das Haus. Emilie ſaß ſchweigend, in unruhige Gedanken verſunken, am Fenſter. Jetzt ſteckte die Frau Albrecht den Kopf durch die Thür, um der Baſe einen Wink zu geben. Eliſabeth trat an das Fenſter, und ſagte ſeufzend: nun ſieh, Milchen! ſieh ſelbſt! — Da ging Lange, und Luiſe hatte ſich in ſeinen Arm gehängt. Er ſprach eifrig mit ihr, faßte ihre Hände, und ſchien ſie zärtlich zu drücken. Emilien trat eine Thräne in das blaue Auge. Welch ein Weltkind, Milchen! ſagte Eliſabeth. — „Weltkind?" erwiederte Emilie. „Liebe Baſe, welch ein Teufel müßte er ſeyn, wenn er dieſes ſchöne Mädchen, dieſen Engel, ſo betriegen könnte? und wenn er mich, zu gleicher Zeit mit dieſer Unglücklichen, betriegen wollte! . . . Nein," ſagte ſie, jetzt lächelnd, heiter, voll Zuverſicht, und ſtand vom Fenſter auf: „ich bin ſehr glücklich, liebſte Baſe. Um der milden Güte, des zarten Mitleidens willen, das er dieſer Unglücklichen erzeigt, liebe ich ihn noch mehr." Ihr Glaube wurde immer feſter, ihre Bruſt immer freier. In dieſem heitern Glauben öffnete ſie das Fenſter, und warf dem Geliebten, als er gegen das Haus her kam, einen lächelnden Blick zu. Herrmann bemerkte ſie, und ſein Geſicht wurde wie verklärt. Er eilte, mit Luiſen an der Hand, an das Haus hinan. — „Sie ſind hier, Emilie?" rief er ihr zu; „und das weiß ich nicht?"

Emilie eilte hinunter, und die Baſe folgte ihr mit ſeltſamen Empfindungen langſam nach. Herrmann küßte Emilien die Hand, und ſtellte dann die Frauenzimmer einander vor. Von Luiſen ſagte er: „meine älteſte Freundin, die ich ſehr liebe." Emilie blickte ihm mit dem frohen Ausdrucke der Freundſchaft in die Augen, und ſagte dann: auch mir ſind Sie ſchon ſehr werth, und ich hoffe, mir Ihre Freundſchaft zu erwerben. Eliſabeth ſchüttelte noch ungläubig den Kopf; ſie wollte wiſſen, woran ſie war. Als Herrmann ſagte: „das, Luiſe, iſt Mamſell Lebrecht, eine theure Freundin von mir;" da ſetzte Eliſabeth, mit einem ſpähenden Blick auf Luiſen, hinzu: die Braut des Herrn von Lange. Bei dieſen Worten zeigte ſich ein Zug von Schmerz in Luiſens Geſichte, und Herrmann ſchien in Verlegenheit zu gerathen. Eliſabeth hätte gern geſungen:

Aber wache doch von Sünden
Einmal auf, du ſichrer Geiſt;

ſie ließ es aber bei einigen Verzerrungen des Mundes bewenden. — Emiliens Herz pochte ſtärker; allein dennoch ſchloß ſie Luiſen feſt und freudig an ihr Herz, als wollte ſie den neuen Zweifel zerdrücken. — Alſo ſeine Braut? ſagte Luiſe, und benetzte Emiliens Geſicht mit Thränen. Und das verſchwiegen Sie mir, lieber Lange? fragte ſie zärtlich. O, glauben Sie denn, daß ich mich gar nicht mehr freuen kann, auch über Ihr Glück nicht? — „Ja, liebe Luiſe,“ ſagte Herrmann; „ich verſchwieg Ihnen, wie glücklich ich bin. Aber jetzt bitte ich Sie, die Freundſchaft meiner Braut anzunehmen.“ Luiſe drückte Emilien mit inniger Zärtlichkeit an ihre Bruſt, und ſagte: glückliches Mädchen, das den Schmerz nicht kennt, betrogen, verrathen, verlaſſen zu ſeyn! . . . O, verdanken Sie mit Liebe, mit Treue dieſem edlen Manne die Freundſchaft, die ich ihm nicht verdanken kann! . . . Lieber Lange, der Anblick Ihres Glücks erheitert mich. Ach, hören Sie nie auf, Ihre Braut zu lieben. Nein, ſie muß nie den Schmerz kennen lernen, der eine Verlaſſene foltert. Jener Böſewicht, jener Elende . . . — Herrmann unterbrach ſie zum großen Verdruſſe der Baſe, die ſo gern mehr von dem Böſewicht gewußt hätte. Emilie, welche nun ihren leiſen Zweifel in feſte Ueberzeugung von einer neuen Tugend ihres Herrmanns verwandelt ſah, ſchloß ſich mit zärtlicher Begeiſterung an die unglückliche Luiſe, und ging mit ihr. Herrmannen überließ ſie die Baſe Eliſabeth, welche nun mit einer ihr ungewöhnlichen Feinheit

Verſuche machte, ihn über Luiſens Schickſale auszufragen.

Herrmann fing wirklich ſogleich die Erzählung an, und bemühete ſich, ihr recht deutlich zu zeigen, wie alles gekommen ſey. Zum Eingange machte er eine Bemerkung über die ungeheure Bosheit der Menſchen, und über das unbegreifliche Unglück, das zuweilen jemanden verfolge. Die Baſe erwartete nun mit Begierde, was kommen würde; er hielt ihr aber eine lange Rede darüber, daß dieſe Bemerkung nicht wahr ſey. Unglücklicher Weiſe widerſprach ſie ihm, als er ſagte: „ein Blutgeſchwür an einem Finger ſey nicht weniger, als die ſämmtlichen Geſchwüre des armen Lazarus;“ denn nun mußte ſie ſich in den Beweis ſeines Satzes ergeben, ſo ſehr ſie ihm auch verſicherte, daß ſie ja alles glaube. „Ich weiß leider, Baſe Eliſabeth,“ ſagte er, „daß Sie, wenn ich heute die geringſte Kleinigkeit unerörtert laſſe, morgen wieder daſſelbe behaupten, und daß ich dann nur leere Aehren gedroſchen habe.“ Er hob ſeinen Beweis an, verlor ſich in alle fünf Welttheile, machte Reflexionen über die Grammatik, über alle Wiſſenſchaften, zeichnete ihr, um nichts übrig zu laſſen, Figuren in den Sand, und wollte ihr in der Kürze einen Begriff von der Buchſtabenrechnung beibringen. Sie hielt in ihrer peinlichen Lage aus, und gab ihm in allem Recht, um nur etwas von Luiſen zu hören. Herrmann fing endlich auch an: „ich lernte Luiſens Vater vor mehreren Jahren kennen. Er war Prediger, ein Mann, der von der Theologie ganz eigene Meinungen hatte, und von dem man ſagen könnte, er ſey der chriſtlichſte Ketzer auf der Erde geweſen.“

Mein Gott! ein chriſtlicher Ketzer? fuhr Baſe Eliſabeth unvorſichtig heraus. Wie reimt ſich das?

„Daran zweifeln Sie, Baſe?“

Nein, nein, nicht im mindeſten. Fahren Sie nur fort, wertheſter Herr Vetter! — Allein das war vergebens geſprochen. Herrmann führte ihr ſogleich einige Ketzer vor, und ſetzte hinzu: „morgen will ich Ihnen den Arnold mitbringen, der ſie alle in Reihe und Glied geordnet hat.“ Die Baſe wollte das Chriſtenthum gegen dieſe Gottlöſigkeit in Schutz nehmen; nun ging es ihr aber noch übler: Herrmann war kaum erſt von den Patropaſſianern weg, als Emilie und Luiſe ſchon zurückkamen. Jetzt wollte Eliſabeth ihre Rache nehmen; ſie erklärte Herrmannen gerade zu, daß ſie von Allem, was er geſagt habe, auch nicht das Mindeſte glaube. — „Nun,“ erwiederte er ernſthaft; „ſo muß ich noch einmal von vorn anfangen.“ Sie hielt ſich die Ohren zu, und nahm ſo von Luiſen Abſchied. Herrmann ging mit ihr; ſie wünſchte ihn aber weit weg, um mit Emilien allein zu ſeyn, und von ihr etwas zu erfahren. Doch auch dieſe Hoffnung war vergeblich, obgleich Emilie Wort für Wort erzählte, was ſie mit Luiſen geſprochen hatte.

Aber, mein Gott! rief Eliſabeth: was ſoll doch das alles? Konnteſt du dafür nicht fragen: wer iſt denn der Böſewicht, der Sie hat ſitzen laſſen?

„O Baſe, das hätte ich um kein Königreich gefragt. Hat ſie denn nicht ohnedies ſchon Kummer genug? Das war mir nicht möglich.

Und ich wüßte es doch ſo gern! ſeufzte die Baſe: aus chriſtlichem Mitleiden mit der armen jungen Perſon, nicht aus Neugierde.

Denn wenn man alles recht genau weiß, ſo kann man beſſer tröſten. Nun, wir werden ſie ja öfter ſehen. Und dir muß es Lange wohl ſagen, ob ich ihm gleich kein Wort wieder darum gönnen werde. — Wirklich hatte Herrmann durch ſeine Manier die Baſe dahin gebracht, daß ſie gegen ihn beſcheidener war, als gegen jeden Andern. Sie fragte ihn nicht wieder; aber ſie lag Emilien deshalb an. Und wenn nicht eher, ſagte ſie, ſo doch am Verlobungstage, Milchen; an einem ſolchen Tage ſagt der Bräutigam Alles. — Aber es kamen wichtigere Ereigniſſe; und über die vergaß die Baſe zu fragen: wer hat Luiſen verlaſſen?

Der Kammerrath wünſchte, daß die feierliche Verlobung ſeines Sohnes mit Emilien in Kurzem ſeyn möchte; denn der alte Fürſt wurde immer ſchwächer, und Lebrecht, der das ganze Vertrauen des Erbprinzen hatte, ſah ſich ſchon mit einem kleinen Hofe umgeben. Nicht lange vor dem bereits angeſetzten Tage, eben als Herrmann und Lebrecht mit dem Erbprinzen im Kabinette arbeiteten, wurde dieſer bleich, und lehnte ſich hinten über; der Schlag traf ihn, in Herrmanns und Lebrechts Armen.

Die Aerzte zuckten die Achſeln; die ganze Stadt war voll Unruhe, und bei Hofe Alles in der äußerſten Verlegenheit, weil man nicht wußte, ob man ſich nicht ſogleich an den Prinzen Moritz drängen ſollte, da der Erbprinz nur zwei Töchter hatte. Die Klügſten wurden ſelbſt krank, um ſich nicht zu kompromittiren. Die Freunde des Prinzen Moritz harrten in ängſtlicher Unruhe. Man empfahl ſich ihnen ſchon, ob ſie es gleich noch nicht wagten, die Huldigungen anzunehmen.

Mit dem Erbprinzen wurde es mißlicher, und die Aerzte gaben ſchon alle Hoffnung auf. Jetzt rollten Equipagen in Straßen, wo man vorher nie eine geſehen hatte. Die alten Aſſambleen waren leer; nur einige Hofleute gingen in den öden Sälen unruhig und mit Achſelzucken auf und nieder, tröſteten einander damit, daß es die Aerzte oft ſchlimmer machten, um deſto mehr Ruhm zu ernten, und erzählten viele Beiſpiele von Apoplexieen, die nicht tödtlich geweſen wären.

Der Kammerrath Lange war übler daran als jeder andre; er hatte dem Erbprinzen große Summen, zum Theil nicht einmal aus eigenem Vermögen, vorgeſchoſſen, und die Verſchreibungen waren alle ſo eingerichtet, als ob ſein Schuldner ewig leben würde. Ich bin ein Bettler, wenn er ſtirbt, klagte der Kammerrath; und mein Sohn, ach, mein Sohn Herrmann, ruinirt mich vollends! Hat nicht der Unglücksvogel den Prinzen Moritz bei dem Fräulein von Roslau angetroffen? Ach, und die Ausfurth! und meine Frau! ſie nehmen mir das Leben; denn die haben es unter die Leute gebracht. Es iſt vorbei! rein vorbei! Und nun gar die Verbindung mit Lebrecht, der die Schulden des Prinzen Moritz arrangiren mußte! Ich ſagte es gleich, daß er zu ſtrenge verfuhr. Ach, wenn Se. Durchlaucht nur wüßten, daß ich ſo ſagte! . . . Dieſe Heirath giebt unſerm Glücke den letzten Stoß. Der Prinz kann den groben Lebrecht nicht leiden; und wir müſſen das Unglück haben, mit dem Manne in Verbindung zu kommen! So jammerte der Kammerrath, und ſein ganzes Haus jammerte mit ihm; nur der Lieutenant nicht, der jetzt anfing, unter des Prinzen Geſellſchaftern zu glänzen. Bei dieſen traurigen Umſtänden wurde die Verlobung ausgeſetzt, ſo ſehr auch

Herrmann darauf drang, daß es bei dem einmal beſtimmten Tage bleiben ſollte. Der Kammerrath hatte jetzt alle Feinheit vergeſſen, und ſagte Herrmannen mit dürren Worten: er wolle ſich lieber ermorden laſſen, als ſeine Einwilligung zu einem ſolchen Unglücke geben.

Jetzt erholte ſich der Erbprinz, und die Aerzte gaben die beſte Hoffnung. Sogleich rollten die Wagen aufs neue die gewohnten Wege, und die Kutſcher erholten ſich wieder von der Verwirrung. Der Kammerrath, dem ein Arzt geſagt hatte, daß es ſich in ein und zwanzig Tagen mit dem Kranken entſchieden haben müſſe, ſetzte die Verlobung nach ein und zwanzig Tagen an, damit Lebrecht ja nicht beleidigt würde. Er hielt die Verſchreibungen des Erbprinzen bereit, um ſie bei der erſten guten Stunde von ihm berichtigen zu laſſen, und zitterte doch vor dem Schritte, der ihm zeigen konnte, daß man auch ihn für ſterblich halte. Herrmann, der den Erbprinzen wirklich liebte, war alle Tage mit Lebrecht im Vorzimmer, um ſich nach ſeinem Geſundheitszuſtande zu erkundigen. Er that, obgleich ſein Vater ſehr deshalb in ihn drang, keinen Schritt, die Gnade des Prinzen Moritz zu erlangen. Ich freue mich nur, ſagte der Kammerrath, daß Hochfeld dein Freund iſt. Du biſt ſo eigenſinnig, mein Sohn, dem Prinzen nicht deine Ehrfurcht bezeugen zu wollen. Es wäre beſſer, wenn du es thäteſt; aber verſäume wenigſtens den Herrn von Hochfeld nicht! — Herrmann zuckte die Achſeln, und ſchwieg.

Der Erbprinz ſtarb, ehe die ein und zwanzig Tage verfloſſen waren, und ſein Vater folgte ihm vier und zwanzig Stunden nachher. Rolfs ſagte lächelnd: der Teufel! dies Mal iſt der Zufall klüger geweſen, als ich! — Der Prinz Moritz ward Fürſt, und Bürger und Bauer beteten: Gott gebe uns einen gerechten und gnädigen Herrn!

Was Alle erwartet hatten, geſchah nicht, weil Rolfs es verhütete. Keiner von den Räthen verlor ſeine Stelle; nur wurde Rolfs geheimer Cabinets-Sekretair und geheimer Juſtizrath. Rolfs hatte in der That nichts gegen das bisherige Syſtem; ihm ſchien es ſogar beſſer, wenn Alles beim Alten bliebe, weil er dann weniger beneidet zu werden hoffte. Er haßte auch niemanden, nur unſern Herrmann ausgenommen, weil er von dieſem perſönlich beleidigt war. Perſönlich: dies iſt das Wort, welches ſo manches Herz in die abſcheuliche Bewegung des Haſſes bringt.

Die Zeit der Rache war gekommen; doch entwarf Rolfs mehr einen liſtigen, als einen finſtern Plan, ſich zu rächen. Er achtete Herrmannen, troß ſeinem Haſſe, und wollte ihn nicht verderben, ſondern ihn nur fühlen laſſen, daß er ihn verderben könne. Der Triumph, ſeinen Feind geſchmeidig zu machen, war alles, was er fürs erſte verlangte. Wäre ihm das gelungen, ſo hätte er ihn vielleicht niedergeſchlagen, weil er dann berechtigt geweſen wäre, ihn weniger zu achten. Er fing damit an, daß er Herrmannen wieder als Sekretair in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten einſchob; denn der junge Fürſt, der ſeinen ehemaligen Nebenbuhler nicht haßte, aber doch einen geheimen Widerwillen gegen ihn empfand, wollte ihn wenigſtens nicht ſehen. Lebrecht blieb im Cabinet, obgleich der Fürſt unwillig über ihn war; aber man ließ ihn fühlen, daß man ihn entbehren konnte.

Rolfs brauchte ihn indeß zu ſeinem eignen

Plane nothwendig. Nichts verdroß ihn mehr, als daß er die Urſache von Herrmanns höchſtem Glücke geweſen war. Er hatte zu Hochfeld, nach dem Vorfalle mit dem Fräulein von Roslau, geſagt: ich bedaure deinen Freund, den Sekretair Lange. Es iſt zu einem Eklat gekommen; er und die Roslau haben gebrochen. — Hochfeld antwortete lächelnd: wer auch Schuld an dieſem Bruche ſeyn mag — Lange wird ihm Dank dafür wiſſen; denn erſt jetzt iſt er glücklich. — Glücklich? Was redeſt du, Hochfeld? — Hochfeld ſagte ihm ſchon damals etwas von Herrmanns Liebe zu Emilien, und jetzt zeigte ſich, daß er völlig Recht gehabt hatte.

Rolfs, der mit Lebrecht im Cabinet arbeitete, ſpielte von weitem auf die Ungnade an, worin der Letztere bei dem Fürſten war. Zugleich erinnerte er an ſeine ehemalige Bewerbung um Emiliens Hand, und ließ nicht undeutlich merken, daß dieſe Verbindung wieder angeknüpft werden könnte. Lebrecht erzählte ihm treuherzig, ſeine Emilie ſey Braut des jungen Lange. Rolfs zuckte die Achſeln, und äußerte: dieſe Verbindung würde ihn nicht in der Gnade des Fürſten vorwärts bringen, da Herrmann ſelbſt in Ungnade wäre. Durch dieſe Aeußerung konnte er Lebrechten wohl unruhig machen, aber nicht wankend. Er beſuchte nun Emilien, und wurde mit ganz gewöhnlicher Höflichkeit empfangen. Als er ſich andrängen wollte, ſagte ſie ihm ſehr kalt: ſie ſey Braut. Er verſuchte noch einige Male, Herrmannen Verdruß zu machen; aber er ſelbſt hatte den Verdruß, daß ſeine Bemühungen nichts bewirkten, als bei Lebrecht eine ſehr merkliche Kälte, und bei Emilien eine noch merklichere Verachtung.

Daß er als Günſtling des Fürſten ſo wenig gefürchtet wurde, war ihm unerträglich. Lebrecht hatte nun an ihm keinen Schutz mehr, und ſah immer deutlicher, daß der Prinz ihn haßte. Rolfs traf einmal Herrmannen bei Emilien an, und dieſer behandelte ihn ſo furchtlos, ſo leicht, und war ſo heiter, ſeines Glückes ſo gewiß, daß der ganze Zorn jenes Elenden entbrannte.

Herrmann hatte indeſſen noch von einer andern Seite zu leiden. Sein Vater, und hauptſächlich ſeine Tante, fanden die Verbin-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19600/009

dung mit Emilien jetzt nicht mehr ſo vortheilhaft, als vorher. Der Kammerräth that alles, ſeinem Sohne zu beweiſen, daß er ſelbſt viel wieder gut zu machen habe, und daß er es nicht wagen dürfe, ſich mit einem Manne zu verbinden, deſſen Sturz gewiß in Kurzem erfolgen werde. Herrmann aber blieb bei der Behauptung: „ich habe mich mit Ihrer Erlaubniß, ja auf Ihren Befehl, mit meiner Braut. verſprochen. Sie jetzt zu verlaſſen, wäre ein Schurkenſtreich; und einen Schurkenſtreich hat kein Menſch das Recht mir zu befehlen, weder Sie noch der Fürſt.“

„Ich habe Ihnen gezeigt, mein Vater,“ ſagte er ein ander Mal, „daß ich zu gehorchen weiß; aber Unrecht thun will und kann ich nicht. Ich liebte Emilien ſchon lange eben ſo heiß wie jetzt, und opferte meine Liebe auf, weil Sie es wollten; aber die Aufopferung meines Gewiſſens dürfen Sie nicht wollen, ich nicht bewilligen.“ Der Vater machte tauſend Umwege, ihm beizukommen. Als es auf keinem gelang, ſagte er endlich: nun, ſo muß ich dir entdecken, was ich ſo gern verſchwiegen hätte. Ich bin ein Bettler, wenn du dich länger weigerſt, die Verbindung abzubrechen. Der Herr von Rolfs . . .

— „iſt ein Schurke, mein Vater.“

Ich bitte, mäßige dich! Er hat das Ohr des Fürſten! . . . Herr von Rolfs hat mich merken laſſen, daß der Fürſt Anſtand nehmen wird, die Kapitalien, die ich dem hochſeligen Erbprinzen vorgeſchoſſen habe, zu bezahlen, ſo lange mein Haus in Verbindung mit einem Manne iſt, der ſeine Ungnade verdient hat.

„Es iſt nicht meine Schuld, wenn dieſer Rolfs . . . Ich ſage Ihnen, Vater, nichts in der Welt kann mich bewegen, Emiliens Hand aufzugeben.“

Und wenn der Fürſt es dir beföhle?

„Ich würde, mit Emilien an der Hand, mein Vaterland verlaſſen.“

Du willſt alſo, daß ich ein Bettler werden ſoll?

„Ich will nichts, als nur kein Schurke ſeyn, mein Vater.“

So ging es mit dem Kammerrath täglich, und mit der Frau von Anfurth, als ſie Lebrechts Ungnade erfuhr, noch viel ärger. Sie erklärte Herrmannen geradezu für einen

Tollhäusler, wenn er nur daran denke, in eine Familie zu heirathen, durch die ihre eigne nicht höher ſteigen könne. Dieſe Streitigkeiten betrübten Herrmannen; ſie machten ihn aber nicht irre. Er war feſt entſchloſſen, und hörte das Schelten der Tante ganz kalt an, oder hielt ihr, wenn ſie es ihm gar zu arg machte, eben ſo ſeltſame Reden, wie der Baſe Eliſabeth.

Hochfeld, deſſen Vater geſtorben war, und der des Anſtandes wegen ſeine Verheirathung noch aufgeſchoben hatte, ſchrieb jetzt an Herrmann: „Ich hoffe, dich mit dem Fürſten, der mich achtet, ausſöhnen zu können, wenn du dich nur eine Zeitlang ſo ſtellen willſt, als ob du Emillen verlaſſen hätteſt. Dieſes Opfer iſt nöthig, um einen Menſchen, der dir nicht wohlwill, zu täuſchen. Ich bitte dich, Lange, ſteh deinem Glücke nicht im Wege. Dieſen Abend nach 9 Uhr bin ich für dich zu Hauſe, um das Nöthige mit dir zu verabreden, und um dir den Abgrund zu zeigen, an den du durch deinen Eigenſinn gerathen biſt.“

Herrmann antwortete: „Söhnen Sie Sich mit Ihrem beleidigten Gewiſſen aus, Herr von Hochfeld. Ihr Vater iſt todt. Luiſe lebt;

aber der Gram nagt an ihrem Herzen. — Heute ſehe ich Sie nicht; aber künftig, wenn Luiſe todt iſt, noch Einmal — als Richter. Ich verabſcheue auch den Schein eines Bubenſtücks. Böſewichter mögen die Larve der Tugend vornehmen, um dadurch Abſichten zu erreichen. Es iſt ſehr möglich, daß ich falle; aber Sie ſollen meinen Fall beneiden. Herrmann Lange.“

Hochfeld zerriß dieſes Billet im heftigſten Unwillen, und rief dabei: ſo geh, du Stolzer! geh und falle! Meine Hand ſoll dich nicht halten. Ich haſſe dich und deinen ſtarren Trotz, der Tugend ſeyn ſoll. Nie will ich ſeinen Nahmen wieder nennen! Wenn die Bösheit jenes Rachſüchtigen ihn verderbt, mag er fühlen, daß ihm der Freund gebricht, der ihn retten wollte, und den er zurückſtieß.

Mitten unter den größeren Kabalen wurde auch dieſe kleinere immer fortgeſetzt. Rolfs behielt Herrmannen ſtets im Auge. Es war ihm unerträglich, dieſen ſo heiter, ſo ſtolz zu ſehen, da jeder Andre ſich demüthig vor ihm beugte. Die Flamme eines unerſättlichen Ehrgeizes brannte jetzt in ſeiner leeren Seele, und wurde ſeine einzige Leidenſchaft. Da er Kopf genug hatte, ſein Verhältniß zu überſehen, ſo nahm der Ehrgeiz bei ihm ſogar die Geſtalt der Tugend an. Die jungen Wüſtlinge hatten auf ſtete Feſte in Geſellſchaft des Prinzen, und auf unbeſtrafte Ausſchweifungen unter Rolfs Schutze gerechnet; aber Rolfs übertraf an Arbeitſamkeit im Cabinet die älteſten Räthe, und der Prinz war Fürſt geworden: er zog ſich ſogleich von den unbeſonnenen jungen Leuten zurück, und zeigte ihnen durch einige Beiſpiele von unerbittlicher Strenge, daß ſie ihm jetzt nur nach ihrem wahren Werthe galten.

Die Geſchäfte blieben in guter Ordnung; die alten Räthe waren ihrer Stellen ſicher, ſobald ſie nur den erklärten Günſtling des Fürſten ehrten und ſeine Gewalt anerkannten. Der Einzige, den Rolfs zu fürchten Urſache hatte, war Hochfeld, der von dem Fürſten wahrhaft geachtet wurde. Ihn allein behandelte Rolfs daher als Seinesgleichen. Hochfeld war Mitglied des Geheimen Staatsrathes, und hatte nicht unmittelbar ſo vielen Einfluß wie jener; aber durch die ausgezeichnete Freundſchaft, deren der Fürſt ihn würdigte, konnte er für Rolfs gefährlich werden, da der Fürſt zwar deſſen Geſellſchaft liebte, aber für deſſen Charakter keine Achtung hatte.

Eben hierdurch ließ Rolfs ſich abhalten, Herrmannen ganz offenbar anzugreifen. Er fürchtete, Herrmann würde ſich jetzt mit Hochfeld wieder ausſöhnen; aber zu ſeiner Freude ſagte ihm dieſer mit Unwillen, daß er den erſten Schritt zur Ausſöhnung gethan, und daß Herrmann ſie ausgeſchlagen habe. Rolfs goß noch mehr Gift in Hochfelds Herz, und nun war ſein Feind ohne Schutz, allen ſeinen Verfolgungen ausgeſetzt.

Herrmann bemerkte das ſehr wohl, und ſah ein, in welcher Gefahr er ſchwebte; doch der Anblick aller der kleinlichen Kabalen, der Armſeligkeiten, die Kälte ehemaliger Freunde, das Zärtlichthun vieler Menſchen, die einander vorher gehaßt hatten und im Grunde noch jetzt haßten, die Aengſtlichkeit der Hofleute, ſo bald der gewaltige, furchtbare Rolfs ſich nur ſehen ließ; das Alles bewirkte bei ihm gar nicht das Beſtreben ſich irgendwo anzuſchließen, um ſich zu halten; vielmehr das Gegentheil. Er ſtand nur mit Widerwillen auf einem ſo ſchlüpfrigen Boden, und wünſchte aus dieſem ſo läſtigen

Gedränge erlöſ't zu ſeyn. Unmöglich konnte er Menſchen achten, die Alles einer ſo ungewiſſen Größe aufopferten; und ſo wurde der ganze Anblick ihm komiſch, von Rolfs verhehltem Stolze an, bis auf den ſehr ſichtbaren Hochmuth der Lakaien. Die Arbeiten in ſeinem Departement machte er mit angeſtrengtem Fleiße und ausgezeichnet gut; aber da jedermann wußte, daß Rolfs ſein Feind war, ſo fand man ſie ſchlecht, und gab ihm Verweiſe. Er lächelte darüber, und hielt es nicht der Mühe werth, ſich zu vertheidigen.

„Liebe Emilie,“ ſagte er ruhig, als ſie ihm einmal mit Beſorgniß die Hand drückte; „ich verwandle nur das Seſſions-Zimmer in ein kleines Theater. Rolfs iſt das Publikum, nach deſſen Beifall alle meine Mitſpieler ſtreben. Unſre Rollen haben wir richtig einſtudiert. Man tobt, ſchilt und ermordet oder vergiftet auf dem wirklichen Theater, und der Tragödien-Held kommt nie auf den Einfall, ſich darüber zu beklagen, daß er ſich den Monat hindurch einige Male muß vergiften laſſen. Wenn er den Giftbecher nimmt, ſo ſagt er nicht etwa dem Publikum: ich weiß ſchon, was ich hier trinken werde, iſt Gift; aber es geſchieht auch nur zum Spaß: morgen lebe ich doch noch, um mich übermorgen erſtechen zu laſſen, was ebenfalls nur Spaß iſt. Er trinkt ſein Gift ruhig, und mit allem nur möglichen Ernſt hinunter, und eine Viertelſtunde nachher lacht er vielleicht von ganzem Herzen . . . Liebe Emilie, dieſer Rolfs legt es auf meine Glückſeligkeit an; aber ich weiß, er wird ſich ſeine gute Laune an mir verderben."

Er ſucht uns zu trennen, liebſter Lange, ſagte Emilie traurig.

„Fürchten Sie, Emilie, daß ihm das gelingen könnte?" (Er drückte ſie innig an ſeine Bruſt.) „Der Böſewicht wird dieſe Liebe, die er nicht zerſtören kann, freilich beneiden!"

Mein Vater ſteht auf dem Punkte ſein Amt zu verlieren. Man nimmt ſeine Kränklichkeit zum Vorwande.

„Ich weiß es. Wird es Ihren Vater ſchmerzen, ein Theater zu verlaſſen, auf dem er nicht gefällt, und ein andres zu betreten, auf dem man ihn anbetet: ſein Haus, die Geſellſchaft ſeiner Emilie, ſeines Sohnes?" —

Mein Vater hat kein Vermögen.

Auch ich vielleicht nicht, meine Emilie; aber wir haben Beide Luſt zu arbeiten. War Ihr Vater nicht vorher Advokat? Kann ich das nicht auch werden? . . . So lange man mir Ihre Liebe läßt, ſo lange Emilie mein iſt: ſo lange iſt man nicht fähig, nur einen Schatten über den lichten Himmel meiner Seligkeit zu führen."

Ach, laſſen Sie mich nur das noch ſagen! Ihre Eltern, lieber Lange . . . —

Er drückte ſeinen Mund auf den ihrigen. Hätten wir gar keinen Kummer, gar kein Hinderniß, Emilie, ſo würden Sie nie erfahren, wie treu ich Sie liebe. Die Rolle des Glücklichen wird auch dem Thoren, ſogar dem Schurken, leicht; das Unglück allein zeigt den guten Menſchen, und giebt ihm ſeinen Werth vor dem Thoren und dem Böſewicht. Nein, Emilie, ſorgen Sie nicht. Ihre Thräne darf nur über die unwürdigen, ſchlechten Handlungen der Menſchen, das einzige Unglück der Erde, fließen. Die Menſchen werden mir am Ende nichts als einige Feſſeln abnehmen: das iſt alles. Würden wir die Morgenröthe lieben, wenn es nicht Nacht wäre? Nein, Emilie, ich fürchte gar nichts; ich bin heiterer als jemals. Zwar ſehe ich nicht, wie das Alles enden wird; aber ich bete alle Tage: Gott laſſe mich nur nicht unter meinem Glücke erliegen!" Bei dieſen Worten drückte er Emilien an ſeine treue Bruſt.

Emilie hatte wirklich Urſache zu ſorgen. Dem Kammerrathe wurde die Bezahlung ſeiner Kapitalien ſtreitig gemacht. Zwar nahm man ihm nicht alle Hoffnung; allein man verwies ſie weit hinaus, beſchuldigte ihn der Unvorſichtigkeit, und gab ihm zu verſtehen, daß man ihn in ſeiner Gewalt habe. Ein Mann wie der Kammerrath mußte hierüber nothwendig den Kopf verlieren. Er glaubte, daß man ihn nur um ſeines älteſten Sohnes willen ſo behandle, und forderte von dieſem entehrende Demüthigungen gegen Rolfs. Ihn ſelbſt drängten jetzt Gläubiger; denn er hatte dem verſtorbenen Erbprinzen auch mit ſeinem Kredite gedient. Aber er wagte es nicht einmal, ſich laut über Ungerechtigkeit zu beklagen, weil er befürchtete, daß er dadurch die Hoffnung, ſich zu erhalten, gänzlich verliere.

würde. Frau von Anfurth machte endlich ein Mittel ausfindig, alles zu retten: Herrmann ſollte die Verbindung mit Julien von Roslau, die der Fürſt jetzt als ſeine Freundin ſchätzte, aufs neue anknüpfen. Herrmann ſagte kalt und beſtimmt Nein; und nun entſtanden ſehr unangenehme häusliche Scenen. Die Tante drohete, ſich von dem ſinkenden Hauſe ihres Schwagers ganz los zu machen, wenn man nicht Mittel fände, Herrmannen zum Gehorſam zu bringen. Dieſe Drohung betäubte den Kammerrath, der ohne das große Vermögen ſeiner Schwägerin in den Zuſtand eines unbemittelten Mannes zurückſank. Als Herrmann bei ſeinem ruhigen Nein blieb, wendete der Kommerrath ſich an Emilien, und beſchwor ſie: aus Mitleiden mit ſeiner unglücklichen Familie Herrmannen ſein Wort zurück zu geben. Emilie wurde über dieſen ſeltſamen Antrag ſehr traurig, und antwortete nicht. Nun ging die Anfurth ſogar ſo weit, ihr drohen zu laſſen. Darüber wurde die Baſe Eliſabeth ſehr böſe; und wenn Emilie nicht ſo ſchmerzliche Thränen geweint hätte, ſo würden jetzt auch in Lebrechts Hauſe ſehr ſtürmiſche Scenen vorgefallen ſeyn.

Die Anfurth ſah ein, daß die Familie ihrer Schweſter gänzlich von ihr abhing, und mißbrauchte die Gewalt, die der Zufall ihr gegeben hatte, auf eine ungeſtüme Weiſe. Sie tyranniſirte, außer dem Kammerrath und ihrer Schweſter, auch Julchen und den Lieutenant, die ſich aber allen ihren Launen geſchmeidig unterwarfen. Niemand wagte es, ihr die Spitze zu bieten. Einmal beleidigte ſie bei Tiſche ihre Schweſter mit einer Härte, die Herrmannen empörte. Bisher hatte er immer geſchwiegen; aber jetzt, als ſeiner Mutter eine Thräne über die glühende Wange rann, konnte er nicht länger. Er ſagte laut: „iſt es denn nicht weit leichter, liebe Mutter, Armuth zu ertragen, als die kränkenden Beleidigungen einer reichen Verwandtin?“ Die Anfurth ſprang wüthend auf; der Vater rang die Hände; die Mutter warf einen beſorgten Blick auf Herrmann; der Lieutenant ſagte: Bruder, deine Unverſchämtheit geht über alle Gränzen!

Die Tante drohete, auf der Stelle das Haus zu verlaſſen, wenn ſie nicht Genugthuung bekäme. Der Vater fuhr auf Herrmann ein, und auch der Lieutenant wollte ſeine Stimme erheben. „Von dir,“ ſagte Herrmann ernſt, „verbitte ich jedes Wort.“ — Er ſtand auf, und ging zu der Tante. „Welche Genugthuung verlangen Sie?“ fragte er ganz ruhig. — Einer von uns Beiden, rief ſie, muß aus dem Hauſe: ich, oder du! — „Ich!“ antwortete er, und ging. Er packte ein. Nach einer Stunde war die Anfurth kälter, und hatte alles vergeſſen; nun erſtaunte ſie, daß Herrmann ihre Worte ſo ernſtlich nahm, und ſuchte das Geſchehene wieder gut zu machen.

Die Unzufriedenheit der Familie vermehrte ſich indeß mit jedem Tage. Alles war wider Herrmann; nur die Mutter beſchützte ihn noch mit ſtillen Gedanken und einem Herzen voll Liebe. Einen Tag nach dem andern machte man bittre Anſpielungen auf „die Tollheit,“ ein Mädchen zu heirathen, deſſen Vater in Ungnade ſey. Man ſchalt Herrmannen einen unwürdigen Sohn, der an dem Glücke der Seinigen nicht Theil nehme, einen Undankbaren, der ſeinen Vater zum Bettler werden laſſe, ohne ihn retten zu wollen.

Jetzt wurde Emiliens Vater mit einem kleinen Gehalt entlaſſen, und zwar, wie es in dem Reſkripte hieß, um ſeiner Kränklichkeit willen, die ihn auch wirklich unfähig machte, ſein Amt zu verſehen. Nun, Herrmann? ſagte die Frau von Anfurth: jetzt, denk' ich, wirſt du dich nicht mehr beſinnen; jetzt, da Lebrecht abgedankt und ein armſeliger Bettler iſt! — Dieſe Unmenſchlichkeit empörte Herrmanns Herz. „Tante," ſagte er bitter, „glauben Sie mir, ich werde nie ſo verächtlich denken, auf ſo etwas zu antworten. Emilie iſt mein! Und wenn ich ſie auch nicht liebte, ſo wäre ſie jetzt dennoch mein, durch das Unglück ihres Vaters unauflöslicher mein, als durch meine Liebe. Seyn Sie ſo gnädig, mich künftig mit dieſen unbarmherzigen Aeußerungen zu verſchonen, die mich dahin bringen würden, Rang und Reichthum für den Fluch des menſchlichen Geſchlechtes zu erklären, wenn ich nicht zum Glück auch Menſchen kennte, die bei Rang und Reichthum menſchlich geblieben ſind, und die unverſchuldetes Unglück zu ehren wiſſen."

Herr Bruder, rief die Anfurth: befehlen Sie ihm doch! Sie ſind ja Vater! — Recht, beſte Frau Schweſter. Herrmann, ich befehle dir alſo, nicht weiter an die Mamſell Lebrecht zu denken.

Herrmann ſagte in einem ehrerbietigen Tone: „ich bedaure, mein Vater, daß Sie die Gränze des väterlichen Anſehens vergebens überſchreiten müſſen. Sie können mir nicht das gerade Gegentheil von dem befehlen, was ich auf Ihr Verlangen gethan habe."

Ich enterbe dich, rief die Tante, ſobald du wieder einen Schritt über Lebrechts Schwelle thuſt.

„In dieſem Augenblicke, gnädige Frau," antwortete Herrmann feſt, „finde ich den Reichthum höchſt verächtlich, und Ihre Drohung iſt mir nichts, als die Ankündigung meines Glükkes. Wohl denn! Sie enterben mich alſo; und nun darf ich Sie, denk' ich, wohl bitten, die Herzen der Eltern und des Sohnes nicht noch weiter von einander zu entfernen: Herzen,"— hier umfaßte er weinend ſeine Mutter — „die nur Liebe bedürfen und auch ohne Reichthum glücklich ſeyn können." Du abſcheulicher Böſewicht! rief die Tante, und ſchluchzte vor Wuth darüber, daß er nicht vor ihrer Enterbung zitterte. Und, rief ſie ihrer Schweſter zu — und du umarmſt ihn noch? — Ja, das thu' ich, rief die Kammerräthin, jetzt in Leidenſchaft, und drückte ihren Sohn noch feſter an ihr Herz: — ja, ich will mein Kind umarmen! — „Sie haben mich belohnt, Mutter!" ſagte Herrmann, ihr die Hand küſſend, und verließ das Zimmer.

So erhitzt und erbittert ging er in die Seſſion. Kaum war er da, ſo wurde ihm ein Aufſatz von ſeiner Arbeit zurückgegeben. — Das iſt Poeſie, nicht Proſa! ſagte der Miniſter. Ich will Sie bitten, Herr von Lange, ſich zu Ihrem Amte geſchickter zu machen.

„Ich fühle," erwiederte Herrmann, „daß Niemand untauglicher zu ſeinem Amte iſt, als eben ich. Aber dem läßt ſich zum Glücke leicht abhelfen." Er forderte in einer ehrerbietigen Vorſtellung von dem Fürſten ſeine Entlaſſung, weil ihm öffentlich Ungeſchicklichkeit im Amte vorgeworfen wäre. Der Fürſt gab die Vorſtellung lächelnd an Rolfs, und ſagte: von Langen. Ich will nicht, daß man ihm Unrecht thun ſoll. Talente hat er, und fleißig iſt er überdies.

Fleißig, ſehr fleißig, Ew. Durchlaucht; nur ein wenig verſchroben, ein wenig hochfahrend. Nach ſeinem Kopfe muß ſich freilich alles richten. Ich fürchte, Ew. Durchlaucht werden oft Dimiſſions-Geſuche von ihm zu beantworten haben. Vielleicht hat ihn der Unfall ſeines künftigen Schwiegervaters ein wenig trotzig gemacht; er glaubt, deſto unentbehrlicher zu ſeyn, da er weiß, daß Ew. Durchlaucht ſeine Kenntniſſe und ſeinen Charakter ſchätzen.

So? glaubt er das? Nun, ſo gebe ich ihm für jetzt ſeine Entlaſſung. Aber in meinen Dienſten ſoll er bleiben. Hochfahrend iſt er freilich, und eine Demüthigung kann ihm nicht ſchaden.

Herrmann bekam ſeine Entlaſſung in gnädigen Ausdrücken; und nun hatte er alles bei der Tante Anfurth verdorben. Selbſt ſeine Mutter war jetzt höchſt unzufrieden mit ihm; denn im Grunde gab ſie ihrer Schweſter an Rangſucht nichts nach. Man verlangte von ihm, er ſollte ſeinen Schritt bei dem Fürſten zurückthun; das wollte und konnte er aber nicht. Der Unwille über ihn wurde nun immer ſtärker; denn der Lieutenant, der jetzt Hoffnung hatte, ſich mit ſeiner Schweſter in das Vermögen der Tante zu theilen, gab ihm täglich neue Nahrung. Er ſtellte endlich ſeinem Vater auch vor: Herrmann werde ſeine Braut gewiß nicht fahren laſſen. Durch eine ſcheinbare Trennung von ihm könne man zeigen, daß man an ſeiner Unbeſonnenheit keinen Theil habe, und das werde der Fürſt gewiß wohl aufnehmen.

Fein! ſehr fein, mein Sohn! ſagte der Kammerrath. In der That, ich freue mich über dieſe vortreffliche Bemerkung; ſie macht deinem Kopfe Ehre. Ja, das wird die Tante beruhigen, und dem Fürſten wird es zeigen, daß wir ganz anders denken, als Herrmann. Wir ſind nicht Schuld daran, daß der Etourdi ihn als Prinzen überraſchte, und daß er mit der Roslau brach. Man wird mir meine Forderungen bezahlen und mich zum Kammer-Direktor machen. Du kannſt dich pouſſiren, mein Sohn; und für Julchen wird ſich ſchon eine Partie finden, durch die wir gehoben werden, wenn nur die Tante Anfurth in unſerem Hauſe bleibt.

Der Kammerrath bat Herrmannen nun ſehr artig, ſein Haus zu verlaſſen, da er alles thäte, um ſeine Familie zu erniedrigen. Die

Anfurth hielt das für leere Worte, und glaubte nicht, daß Ernſt daraus werden könnte. Auch Herrmann ſah den Vater zweifelnd an; dieſer wiederholte aber ſeine Aeußerung, und ſetzte hinzu: du kannſt nicht verlangen, mein Sohn, daß wir uns mit in deinen Fall verwickeln. Entweder entſchließe dich, mit der Mamſell Lebrecht zu brechen, und dir durch einen Beſuch bei dem Herrn von Rolfs oder dem Herrn von Hochfeld die Gnade Sr. Durchlaucht wieder zu erwerben, oder ſieh dich nach einer andern Wohnung um. Es geht mir nahe; aber ich kann nicht anders. — Jetzt ſtürzten Mutter, Tante und Schweſter auf Herrmann zu, und baten ihn, es nicht zu dieſer Trennung kommen zu laſſen. „Es iſt ſchon dazu gekommen," ſagte er wehmüthig: „ein Vater, der ſeinem Sohne dieſe Alternative anträgt, hat die Trennung ſchon gemacht; das Weggehen iſt die Trennung nicht." Er ging ſtill auf ſein Zimmer, und machte Anſtalt zum Einpacken, ob er gleich noch immer hoffte, daß ſein Vater wieder gütiger gegen ihn ſeyn würde. Aber nicht lange, ſo brachte ſein Bruder ihm von dem Vater eine Summe Geldes zur

Einrichtung, und gab ihm in deſſen Namen das Verſprechen, daß man fortfahren würde, ihn zu unterſtützen, ſo lange man könnte.

Hermann betrachtete das Geld mit Thränen, und nun war ſein Entſchluß gefaßt. Schon nach einer Stunde ſchickte er ſeine Sachen zu dem alten Martin, und nahm dann Abſchied von ſeinen Verwandten.

„Hier bin ich, Martin," ſagte er gerührt. „Mein Vater hat mich verſtoßen! Willſt du mich aufnehmen?"

Verſtoßen? rief Martin mit Kopfſchütteln, und hob den Stumpf gen Himmel. Aber ſogleich fiel er ſeinem jungen Freunde mit einer unbeſchreiblichen Begeiſterung um den Hals. Aufnehmen? Gott bewahre! Das Alles iſt ja Ihre! Denn, lieber Herr geheimer Sekretair, . . .

„Das bin ich nicht mehr; ich habe meinen Abſchied bekommen."

Alle Höllenteufel! Nun, dem guten Gott ſey Dank, daß du wieder Herrmann biſt! Alſo den Abſchied! Sieh Herrmann, ich dachte, wenn ſie dir den Weg zeigten, den du gehen ſollteſt, als wieſe der Kompaß der Ehrlichkeit dahin, der doch einen ganz andern Strich hielt — was, Teufel, dacht' ich da: warum quält er ſich? Er ſollte ſagen: geht zum . . . Nein! das iſt doch wohl zu arg für Eltern, und wenn ſie einem auch das Herz aus dem Leibe quälten. Herziehen ſollte er zu ſeinem Martin! . . . Sag, was fehlt dir bei mir, Herrmann? Dreihundert Thaler alle Jahre. Meinſt du, ich hätte nichts übrig gehabt? O ja. Und die Vettern haben auch keine Noth gelitten. Was geht mir ab? Ich lebe wie ein Admiral. Der prächtige Armſeſſel hier iſt dein, und ich laſſe noch einen machen für deine Braut. Herrmannchen, ich habe ſie geſehen. Drei Sonntage ſtand ich vor dem Hauſe, bis ſie endlich einmal ausging. Schlank wie ein Maſtbaum. Sieh, die holſt du dir. Ich trete dir die dreihundert Thaler ab, und du fütterſt mich todt. Wenn aber auch für mich nichts übrig bleibt, ich will mich ſchon behelfen. Für mich ſorge nicht. Sieh, der Stumpf hier läßt mich nicht verhungern; dem giebt ein jeder. Hole du nur deine Braut, Herrmann, und ſetze dich hier in die warme Kajüte. Mit dreihundert Thalern wirſt du ſchon fertig werden, und einen Nothpfennig habe ich da im Wandſchränkchen. Hier haſt du den Schlüſſel, Herrmann. Es iſt alles dein! Nimm, ſag' ich, nimm! . . . Nimm! — Er warf ſeine Mütze auf den Tiſch, und fing an zu weinen. Nimm, ſag' ich. Bei meiner Seele! ich rühre keinen Pfennig wieder an. Nimm, oder ich laufe in die weite Welt, und du ſiehſt mich mein Lebetage nicht wieder. Herrmann mußte den Schlüſſel nehmen; denn Martin griff ſchon nach ſeinem Hute.

Jetzt funkelten dem Alten die Augen, und er fiel ſeinem Zögling ſchluchzend um den Hals. Alſo du bleibſt hier, Herrmannchen? Nun, ſo mach mir die Freude, und ſetze dich in den Armſeſſel. Der gehört von nun an dir. O Herrmann, ich wollte in Dornen ſitzen, wenn du nur weich ſäßeſt! . . . Du haſt lange nicht weich geſeſſen; ſie haben's dir arg gemacht. Ich und deine Vettern, wir haben Alles erfahren, was am Hofe vorging: glaub du nur. Aber wir Alle laſſen das Leben für dich! . . . Nun, Herrmannchen, nimm dir das liebe ſchöne Kind in Gottes Nahmen! Dreihundert Thaler haſt du, und wenn deine Braut eintheilen kann, ſo kommſt du aus. Ich will mich wohl behelfen. Was brauch' ich alter Kerl denn noch, wenn du's nur gut haſt?

Herrmann konnte die Thränen, die ihm ſchon lange in den Augen ſtanden, nicht länger zurückhalten. Er fiel dem guten Martin um den Hals, und ſagte nur das einzige Wort: Vater! Dann ſetzte er ſich einige Minuten in den Armſeſſel, um dem Alten ſeinen Willen zu thun. Martin packte nun Herrmanns Sachen aus, wies Allem ſeinen Ort an, ſtellte die Bücher auf, und plauderte in ſeiner Freude dabei Dinge, die Herrmannen innig rührten.

Das war aber dem Alten nicht genug; denn noch hatte Herrmann ihm nicht verſprochen, ſeine Braut zu heirathen. Als er das Bett für ihn zurecht machte, und ihm ſorgfältig die weichſten Küſſen ausſuchte, fiel ihm das wieder ein. Er ließ ein Küſſen fallen, trat vor Herrmann hin, und ſagte: gieb mir erſt die Hand darauf! — „Worauf denn, Martin?" fragte Herrmann. — Daß du die Mamſell Lebrecht heirathen, und daß du mit ihr hierher ziehen willſt: darauf gieb mir die

Hand, lieber Herrmann! Ich glaube, Herrmanchen, es ſcheint dir manches kraus, wohl krauſer, als es iſt; aber ich weiß für alles Rath. Dieſe Stube behältſt du. Ich habe noch ein Kämmerchen oben, darin ſchlaf' ich. Oben iſt auch eine hübſche Stube, wenn du Fremde haſt; ſieh, und ich bin dein Bedienter. Nur das thun Sie mir zu gefallen, und ziehen Sie mir keinen bunten Bedientenrock an. Doch wenn's nicht anders iſt, ſo mag es auch darum ſeyn. Sehen Sie, lieber Herr von Lange, ſo geht es gut. Und darauf geben Sie mir die Hand.

„Guter Martin," ſagte Herrmann, und drückte ihn an ſeine Bruſt; „ich ſchlage ein. Wenn das Glück mich ganz verläßt, ſo will ich mir einbilden, ich wäre dein Sohn. Ja, ich will thun, was du wünſcheſt. Nur laß mir Zeit. Mit dem Heirathen ſteht es jetzt noch in weitem Felde."

Martin fing an, ihm zu beweiſen, daß es recht ſehr thunlich wäre. Herrmann machte den Einwurf, daß er gar nichts habe. Das nahm Martin übel, und, um ihn zu beruhigen, mußte Herrmann ihm die Erfüllung aller ſeiner Wünſche verſprechen. Herrmann ging jetzt zu Emilien; Martin folgte ihm lächelnd nach, und murmelte: ich will doch ſehen, ob er nicht am Ende vergnügt ſeyn ſoll!

Herrmann fand Emilien in tiefer Traurigrigkeit über die zunehmende Schwäche ihres Vaters. Sie führte ihn ſchweigend an das Bett des Kranken, neben welchem die Baſe Eliſabeth in ſtiller Rührung ſaß. Lebrecht ſtreckte ihm die Hand entgegen, und ſagte: Gott Lob! Ihnen, lieber Lange, überlaſſe ich meine Emilie. Herrmann antwortete nicht; er drückte nur Emilien vor den Augen des Vaters an ſeine Bruſt. Eliſabeth hatte die Nachricht von ſeiner Amtsentlaſſung ſchon eingezogen. Lebrecht fragte ihn, ob ſie gegründet ſey. Herrmann bejahete es, und erzählte die Veranlaſſung. — Recht ſo! ſagte Lebrecht. Aber was wollt Ihr nun machen, Kinder?... Liebe Emilie, weine nicht!

Herrmann ſagte jetzt auch, daß er von ſeinem Vater verſtoßen ſey, und erzählte die Urſache. Recht ſo! recht ſo! ſagte Lebrecht: o mein armes Kind! — Baſe Eliſabeth meinte ſchluchzend: man müſſe den böſen Menſchen etwas nachgeben. Nein, ſagte Lebrecht eifrig; das muß man nicht, Eliſabeth. Emilie iſt noch nicht verlaſſen. (Herrmann drückte die Geliebte feſt an ſeine Bruſt.) Was Liebe thun kann, wird Lange thun, und er wird auch Sie nicht verſtoßen, Baſe. Eliſabeth ergriff Emiliens Hand, als ob ſie ſich unter ihren Schutz begäbe. Herrmann nahm ihre Hand, und ſagte: „Baſe Eliſabeth, ſorgen Sie nicht! Sie ſind mein, und ſollen gewiß keine Noth leiden; ich kann ja arbeiten.“ Eliſabeth erröthete; denn ſie hatte noch vor einer Stunde Lebrechten den Vorſchlag gethan, Emiliens Verbindung mit Rolfs wieder anzuknüpfen.

Was ſind Ihre Ausſichten, lieber Lange? fragte Lebrecht.

„Ich werde Advokat.“

Man wird Sie drücken, lieber Lange.

„Man wird mich vergeſſen.“

Rolfs vergißt nicht! . . . Arme Emilie!

„Nun denn, ſo ſey es! Ich habe noch einen Freund.“

Den Herrn von Hochfeld? fragte Lebrecht mit Kopfſchütteln.

Herrmanns Augen wurden bei dieſem Nahmen finſter. „Martin heißt er; ein alter Matroſe. Er hat jährlich dreihundert Thaler, und für mich das Herz eines Vaters. Zu dem flieh' ich mit Emilien." Bitter lächelnd ſetzte er hinzu: „ich kann ja abſchreiben, oder unterrichten. Verfolgen ſie mich auch dann, ſo nehme ich die Holzaxt, und ſie ſollen ſich ſchämen, mich ſo weit getrieben zu haben."

Ach, du guter Gott! du gnädiger Gott! ſeufzte Eliſabeth ängſtlich.

Das wäre Ihr Ernſt, Lange? . . . Herr von Lange, das wäre Ihr Ernſt? fragte Lebrecht feierlich.

„Sie werden mich ſo weit nicht treiben, liebſter Vater; meine Verwandten, ſelbſt der Matroſe, dieſer edle Matroſe, . . ."

Aber, fiel Lebrecht ein: wenn man Sie ſo weit triebe; wenn Ihre Verwandten Sie ganz verließen; wenn auch Ihr letzter Freund ſich umkehrte: iſt es dann Ernſt mit der Holzaxt?

„Völliger Ernſt, mein Vater. Bei Gott! völliger Ernſt."

Und du, Emilie? Wenn nun die Axt ſein ganzes Eigenthum wäre, würdeſt du ihm dennoch deine Hand geben?

O mein

O, mein Vater, ſagte Emilie; Ihre Tochter würde dennoch glücklich ſeyn! — Sie hören, Lange. Emilie, gieb ihm deine Hand. Kommt näher, Kinder! — Er legte ſeine Hand auf die ihrigen, und ſagte feierlich: Gott ſegne euch! Ja, Kinder, die Menſchen bringen einen zuweilen dahin, daß man das ruhige Brot eines Holzhackers beneidenswerth finden muß! . . . Werden Sie Advokat, Lange. Der Himmel ſtehe euch bei, Kinder! . . . Ich habe nur noch Einen Wunſch für dieſes Leben: Emilien als Ihre Gattin zu ſehen. Emilie ſchlug die Augen zu Boden. Herrmann faßte die Hand des Kranken, und führte ſie an ſeinen Mund; dann kniete er mit Emilien an dem Bette des Vaters nieder, der ſie in tiefer Rührung ſegnete. Nun forderte Lebrecht Papier, und ſchrieb an das Konſiſtorium um die Erlaubniß, ſeine Tochter Ein für alle Mal proklamiren zu laſſen. Eliſabeth überlegte während der Zeit, und berechnete eine große Summe für die Haushaltung. Man ließ ſie rechnen und dazwiſchen ſingen:

Soll ich denn mich täglich kränken
Und aufs Künftige gedenken?

Herrmann erzählte Emilien von der feſten Treue ſeines alten Martin. „Und warum,“ ſagte er auf einmal, „warum ſollte ich denn nicht nehmen, was er mir mit ſolcher Liebe anbietet? Weil er ein Matroſe iſt? Ich Elender, wenn dieſer Gedanke heimlich in meiner Seele läge, und mich zurückhielte! . . . Aber nein; ich kann arbeiten, Emilie. Doch von ihm erben will ich, weil er mein Vater iſt.“

Emilie äußerte den Wunſch, dieſen edlen Menſchen zu ſehen, und Herrmannen ſchlug das Herz, als er ſich dachte, welche Freude Martin fühlen würde, wenn er ihm Emilien brächte. Emilie warf geſchwind eine Mantille um, und Herrmann führte ſie in das kleine Haus des Matroſen. Sie fanden dieſen in Schweiß; er hängte ſo eben weiße Gardinen vor die Fenſter.

Schnell kam er die Leiter herunter, auf der er ſtand. Er ſtarrte Emilien an, und als er ſie erkannte, ſagte er freudig zu Herrmann: ja, das iſt ſie, Herr von Lange! Das iſt die Mamſell Lebrecht!

„Ja, Martin, es iſt meine gute, edle, geliebte Braut; es iſt meine Emilie! Aber was treibſt du denn? Was, in aller Welt! weiße Gardinen? Ei, du haſt dich ja auf einmal ganz anders möblirt. Was ſoll denn das, lieber Martin?

Alles, wie Sie befohlen haben, Herr von Lange, antwortete Martin mit bedeutenden Geberden.

„Ich befohlen? Ich habe dir ja nicht ein Wort geſagt.“

Laſſen Sie doch nur!

„Und was iſt denn das?“ Herrmann ergriff ein Papier, und blickte hinein. Martin rief: nun, ſo geht doch die ganze Freude über Bord! Herrmann las, zitterte, trocknete ſich die Augen, warf ſich dann an Martins Hals, und rief: „o du heilige, gute Seele!“ Martin winkte ihm zu, daß er ſchweigen und das Papier weglegen möchte; Herrmann gab es aber Emilien. Kaum hatte ſie einige Zeilen geleſen, ſo bot ſie dem Alten gerührt die Hand. Er nahm ſie zwar; allein er brummte dabei: dumme Streiche und kein Ende! Nun iſt alles verrathen! . . . Ach, nehmen Sie mir's nur nicht übel, Mamſellchen, ſetzte er weichherzig hinzu; es iſt nur ein Spaß mit der Schreiberei hier: alles, was darin ſteht, gehört ja ſchon lange meinem jungen Herrn.

„Seit dieſem Mittag, da du es mir geſchenkt haſt! . . . Du fängſt ſchön an, Martin! Heute ſiehſt du Emilien zum erſten Male, und willſt ihr ſogleich eine Unwahrheit ſagen? Das wird dich ſchlecht bei ihr empfehlen. Schenke nur reinen Wein ein!"

Mamſellchen, hob Martin beſchämt an; nur dieſe einzige kleine Lüge hätte mein junger Herr ſollen gelten laſſen. Sehen Sie, er iſt von ſeinen Eltern verſtoßen. Die ſelige Großmama hat mir das Kapitälchen vermacht; jetzt braucht er es aber ſelbſt. Da ging ich heute zu einem Advokaten, weil mein junger Herr Umſtände machte, und ließ mir ſchriftlich aufſetzen, wem es gehört. Nun wollte ich ein Bischen hier aufputzen, damit er ſich nicht ſchämen dürfte, hier zu wohnen; und dann wollte ich ihm das Papier auf den Tiſch legen.

„So?" fragte Herrmann; „und auch meiner Braut gehört alſo das Kapitälchen wohl? Ihr haſt du es ja, auf den Fall, daß ich ſtürbe, geſchenkt."

Martin wurde roth. Nehmen Sie mir's

ja nicht übel, Mamſell! Ich habe meinen jungen Herrn lieb, und ſterblich ſind wir Alle. Da ließ ich Ihren Nahmen mit hineinſchreiben; denn Ihnen gönnt er es doch am liebſten: das weiß ich.

„Aber warum ſollte denn meine Braut das alles nicht wiſſen? Martin, reinen Wein!"

Lieber Gott, antwortete Martin ängſtlich; es paßte doch beſſer, wenn die Mamſell dächte, das alles käme von Ihnen. Und, glaubte ich, weil ich doch Ihr Bedienter bin, ſo könnte die Mamſell denken, ſie dürfte mir nicht Alles befehlen, was ſie wollte, wenn ſie wüßte, daß es von mir käme. Mit meinem jungen Herrn iſt es ganz anders, liebe Mamſell. Wir ſind Freunde von Jugend auf; der kennt mich ſchon.

Emilie war tief gerührt. Und biſt du auch mein Vater, Martin? fragte ſie zärtlich. Da riß der Alte die Mütze ab, legte ſie auf den Tiſch, faßte Emiliens Hand, und ſagte ſtammelnd: meine Tochter? O, liebe, gute, gnädige Frau! Herrmanns Frau! Ach, Sie werden recht glücklich ſeyn. Und ich will hier alles aufputzen; kein König ſoll ſich ſchämen, hier zu wohnen. Da iſt auch ein ganz neuer Armſeſſel für Sie; und, was Sie ſonſt noch haben wollen, das werde ich anſchaffen. Wären Sie nur eine Stunde ſpäter gekommen, ſo hätte ich alles in Ordnung gehabt

Emilie ſetzte ſich ſogleich in den neuen Armſeſſel, und Martin weinte laut vor Freude. Herrmann nahm die Schenkung, verſchloß ſie in den Geldſchrank, und gab Emilien den Schlüſſel mit den Worten: „hier, meine Liebe, iſt Ihr Schlüſſel; er gehört der Hausfrau.“ Martin konnte ſich kaum enthalten, ſein Herrmannchen an die Bruſt zu drücken, was er immer nur unter vier Augen that. Aber, er war jetzt der Bediente, und ließ es ſich auch durchaus nicht nehmen, ſeiner jungen Herrſchaft nach Hauſe zu leuchten.

Ein ſolcher Freund! ſagte Emilie. „Und eine ſolche Geliebte!“ ſagte Herrmann; „was braucht man ſich dann um einen Rolfs zu kümmern!“

Der Kammerrath wurde ſehr unruhig, als er erfuhr, daß Herrmann zu dem alten Matroſen gezogen war. Er wünſchte freilich, man möchte am Hofe Herrmanns Trennung von ihm erfahren und ſich dadurch überzeugen, daß er an deſſen Unbeſonnenheiten gar keinen Antheil habe; allein die Hauptſache blieb doch, Herrmannen dahin zu bringen, daß er Emilien unmöglich heirathen könnte. In dieſer Abſicht ließ er die Gänge ſeines Sohnes beobachten; und nun erfuhr er, daß Emilie am Abend in deſſen Geſellſchaft bei Martin geweſen ſey. Ja, noch mehr: der Bediente, der zum Auflauern beordert war, hatte in dem Fenſterladen des alten Matroſen eine Spalte bemerkt und dadurch Manches erhorcht. Er machte nun eine verwirrte Erzählung von einer Schenkung, von Hausfrau, von Gardinen, von neuen Möbeln, u. ſ. w. Der Kammerrath errieth den Zuſammenhang ſogleich, und war vor Verdruß ganz außer ſich; denn er ſah jetzt ein, daß Herrmann in ſeinem Hauſe weit weniger an die Verheirathung mit Emilien hätte denken können.

Er wußte nicht, wozu er greifen ſollte. Das Beſte war indeß doch immer, die Frau von Anfurth von der Sache zu unterrichten, damit ſie nicht etwa gar auf den Einfall käme, daß er ſelbſt darum gewußt habe. Frau von Anfurth erklärte, dies Mal gegen ihre Gewohnheit ganz kaltblütig: wenn Herrmann nicht am folgenden Tage wieder im Hauſe wäre, ſo würde ſie auf der Stelle ein Teſtament machen, worin ſie den Lieutenant und Julchen zu alleinigen Erben ihres Vermögens einſetzte. Nebenher ſchrieb ſie dem Kammerrath die ganze Schuld von Herrmanns Thorheiten zu, und behauptete: es komme nur auf ihn an, den Tollkopf zur Vernunft zu bringen.

Der Kammerrath mußte ſich jetzt entſchließen, ſeinen Sohn am folgenden Morgen zu beſuchen. Er fand nur den alten Martin; Herrmann war zu Luiſen gegangen. Ei, Er hat es ja hier recht hübſch, mein lieber Martin! ſagte der Kammerrath mit ungewöhnlicher Höflichkeit.

„O ja,“ erwiederte Martin ſehr kalt.

Und mein Sohn wohnt bei Ihm?

„Richtig; weil er nicht auf der Straße liegen konnte.“

Das wird Ihm ein theurer Beſuch ſeyn, mein lieber Martin!

„Gar nicht. Das alles gehört ja Ihrem Herrn Sohn eigenthümlich, und ich dazu.“

Hör' Er, lieber Martin, Er hat meinen

Sohn lieb; rede Er ihm doch zu, daß er ſich zum Ziele legt. Herrmann wird ſich ſehr unglücklich machen, wenn er auf ſeinen Kopf beſteht.

„Wüßte doch nicht, warum! Das Scharwenzen am Hofe umher taugt ja ohnedies nicht für ihn. Das hab' ich ihm geſagt; und, Gott Lob, er folgt mir. Herr Kammerrath, ob ich ſchon ſein Verwandter nicht bin, es hat mich doch geſchmerzt, wenn ihm in Ihrem Hauſe alles Herzeleid angethan wurde. Der arme junge Herr ſchwieg, weil er ein gehorſamer Sohn iſt; und ich ſchwieg auch, weil ich nicht Oel ins Feuer gießen wollte. Aber nun iſt es vorbei, und er ſoll ſeine Braut, für die ich zehn Hände hingäbe, heirathen. Das ſoll er! Sie haben ihn verſtoßen. Wie weh ihm das gethan hat, Herr Kammerrath, das wiſſen Sie nicht; ich aber weiß es. Als er geſtern hier in die Thür trat, und ihm die Thränen aus den Augen fielen, wie Stücken von ſeinem Herzen, und als er ſagte: mein Vater hat mich verſtoßen! — ſehen Sie, Herr Kammerrath, da hätte ich nicht an Ihrer Stelle ſeyn mögen! . . . Es iſt vielleicht Ihr Ernſt nicht geweſen; aber deſto ſchlimmer: denn zum Spaß einen Sohn verſtoßen, das heißt einen lebendigen Menſchen über Bord werfen, um Fiſche dadurch anzulocken."

In dieſem Augenblick trat Herrmann in das Zimmer. Er errieth das Anliegen ſeines Vaters, und ſein Entſchluß war ſogleich gefaßt. Der Kammerrath bat ihn, zurückzukehren. Herrmann verſprach das auf die Bedingung, daß ſein Vater die beſtimmteſte Einwilligung zu ſeiner Verheirathung mit Emilien gäbe. Das war nun unmöglich; denn der Anfurth mißfiel dieſe Heirath noch weit mehr, als Herrmanns Wegziehen aus dem Hauſe. Der Kammerrath ſtellte ſeinem Sohne vor, daß die Anfurth ihn gewiß enterben werde, und daß ſein Vermögen wahrſcheinlich verloren ſey; auch ſuchte er ihn zu überzeugen, daß man nur Zeit gewinnen dürfe, um alles durchzuſetzen, ſogar das Schwierigſte, die Heirath mit Emilien. Herrmann war aber zu keiner Verſtellung zu bringen. „Mein Vater," ſagte er mit Entſchloſſenheit: „nichts in der Welt kann mich bewegen, Emilien, und meinen feſten Entſchluß, ſie zu heirathen, auch nur eine Minute zu verläugnen. Ich weiß, Sie hören das nicht gern; aber ich muß jetzt ſo handeln. Ueberlaſſen Sie mich meinem Schickſale. Ich werde das, was Sie Glück nennen, nie eigenſinnig ausſchlagen, aber es auch nie ſuchen, am wenigſten durch Handlungen, von deren Moralität ich nicht überzeugt bin. Kriechen lerne ich nie, weil ich zu entbehren gelernt habe."

Der Kammerrath gerieth nach und nach in Hitze, als Herrmann unbeweglich blieb, und verließ ihn endlich mit zornigen Drohungen.

Die Erlaubniß des Konſiſtoriums, das Brautpaar Ein - für alle Mal proklamiren zu laſſen, kam an, und Herrmann wurde ſchon am folgenden Tage mit Emilien aufgeboten. Sein Vater ſah ein, daß er nichts Rechtmäßiges gegen dieſe Verbindung einwenden konnte, und fürchtete Herrmanns Entſchloſſenheit; er ſchwieg daher, und ſagte auch der Anfurth nichts, damit keine unangenehmen Auftritte, die doch am Ende nichts helfen könnten, entſtehen ſollten.

Emilie wurde vor dem Bette ihres Vaters mit Herrmann getrauet, und nur der alte Martin war dabei Zeuge. Die Baſe proteſtirte zwar hiergegen; allein ſie begriff doch endlich, daß man den Mann nicht beleidigen dürfe, der Emilien ſein ganzes Vermögen ſchenkte. Martin ſtand während der Trauung in einer Ecke des Zimmers, und weinte. Nach der Ceremonie trat er einige Schritte näher; doch hielt er ſich furchtſam zur Seite. Herrmann ging mit dem Geſichte voll hohen Entzückens auf ihn zu. Martin reichte ihm ſchweigend die zitternde Hand. Dann verließ er das Zimmer, und ſuchte ſich ein einſames Plätzchen im Garten. Hier richtete er die weinenden Augen zu den Wolken, und ſagte bewegt: o lieber Vater im Himmel, laß ſie glücklich bleiben ihr Lebelang! Kann es nicht anders ſeyn, ſo gieb mir ihr Kreuz, und ihnen alle meine Freuden. Ich werde ja beſſer tragen können, als ſie; denn ich bin ſchon alt. Nach dieſem frommen Gebete ging er ſtill in ſein Häuschen zurück, um noch Anſtalten zum Empfange des jungen Paares zu treffen.

Auch Emilie entfernte ſich; ihr weiches Herz war ſo voll der ſeligſten Gefühle, daß ſie die Einſamkeit ſuchen mußte, um ſich zu erholen. Der Vater ſtellte ſich, als wollte er ſchlafen; aber von Zeit zu Zeit hob er unwillkührlich die gefaltenen Hände unter der Decke auf. Herrmann ſaß in der fernſten Laube des Gartens, und lehnte die Stirn in die Hand.

Baſe Eliſabeth unterhielt ſich noch in ihrem Zimmer mit dem Prediger, der die Trauung verrichtet hatte. Als dieſer weggegangen war, und weder Emilie noch Herrmann ſich ſehen ließen, da ſang ſie mit Kopfſchütteln ein Paar Lieder zu Ehren des Feſtes, das ſie doch ein wenig allzu ſtill fand. Endlich rief ſie das glückliche Paar, und ſagte weiſe: am Hochzeittage muß der Bräutigam die Braut nicht verlaſſen! Das iſt nicht gut! — „Wir waren,“ erwiederte Herrmann, „an Einem Orte: nicht wahr, meine Emilie?“ Emilie breitete, mit dem Blick eines Engels, der eine Welt beglückt hat, die Arme aus, umfaßte den Geliebten zum erſten Male, und legte das Geſicht an ſein klopfendes Herz. Mein Herrmann, ſagte ſie leiſe, und darüber erröthend, daß ſie ihn nun Du nennen mußte: ich war mit dir bei Gott! — „Da, Emilie,“ ſagte er, und drückte ſeinen Mund mit Innigkeit auf Ihre Lippen — „da ſind wir auch jetzt, und da werden wir immer ſeyn! .. „O Gott!" ſetzte er begeiſtert hinzu; „verſage mir Alles, nur nicht die Kraft, dieſes Herz zu beglücken!" — Sie mußten einander wieder verlaſſen, um nicht allzu ſehr erweicht zu werden.

Gegen Abend kamen ſie wieder zuſammen, und Baſe Eliſabeth folgte ihnen auf dem Fuße, um ſie in Verſen Vertrauen auf Gott zu lehren, und ihnen zugleich einige nützliche Regeln zu geben, von denen manche Emilien ſogar zum Erröthen brachte. Um ſich vor ihr zu retten, gingen Beide ein wenig in der Stadt umher. Das Raſſeln vieler Kutſchen, und der Glanz eines hell erleuchteten Hauſes ſtörte ſie in ihrem vertrauten, ruhigen Geſpräche. Herrmann blickte auf. „Bei Hochfeld?" ſagte er. — Heute iſt auch Hochfelds Hochzeittag, erwiederte Emilie.

„Hochfelds?" fragte Herrmann erſchüttert. „Der Unglückliche!" ſetzte er ſanft hinzu, und eilte dann ſchnell mit Emilien zurück in dunklere Gaſſen, damit ſie nicht merken ſollte, daß dieſe Nachricht Wermuth in ſeine Freude gemiſcht hatte. Emilie wußte nicht, daß Hochfeld Luiſens Verführer war; ſie glaubte, Herrmann ſey durch den Gedanken an ſeine ehemalige Freundſchaft mit ihm ſo mächtig ergriffen. Um ihn zu erheitern, ſagte ſie: ihr werdet doch Beide an Einem Tage glücklich, wenn auch nicht zuſammen. „Emilie,“ erwiederte Herrmann: „ich allein bin glücklich; er nicht. Ach, dieſe Thräne gilt dem heutigen Tage meines ehemaligen Freundes. Fühlt er ſich glücklich, ſo iſt dieſes Gefühl ein Verbrechen, das ihn noch elender macht. Ich habe ihn vor dieſem Abend gewarnt, und bald kommt der Tag, wo ich ſeine heutige Freude ſchwer an ſeinem Herzen rächen werde. Ach, ich liebe ihn noch, Emilie; und darum muß ich ihn aus ſeinem betrieglichen Traume von Glück aufſchreien.“ Er gerieth in tiefes Nachdenken, aus dem ihn nur Emiliens unſchuldige Liebkoſungen wieder erwecken konnten.

So hatten denn Hochfeld und Herrmann an Einem Tage das Ziel ihrer innigſten Wünſche erreicht! Herrmanns Hochzeit feierten die ſorgenvollen Seufzer eines Kranken, die Thränen eines verachteten Matroſen, und das Singen einer armen alten Jungfer. Er ſtand ohne den Segen ſeiner Verwandten, ohne den Beifall eines Menſchen, ohne Beſchützer, ohne Vermögen, am Bette eines Sterbenden, vor dem Geiſtlichen da; Hochfeld, von dem glänzenden Hofe umringt, unter den frohen Wünſchen ſeiner Familie, mit dem Beifalle der Stadt, mit dem Fürſten an ſeiner Seite, im glänzendſten Zimmer ſeines Pallaſtes. Aber ſelbſt der Glückwunſch des Fürſten, die rauſchende Muſik, und die liebkoſende Zärtlichkeit einer ſchönen Braut, konnten doch die geheime ängſtliche Stimme in Hochfelds unruhigem Herzen nicht zum Schweigen bringen; ſo wie das Mitleiden mit dem unglücklichen Hochfeld, die Angſt über ſein Verbrechen, nicht die reine unſchuldige Seligkeit in Herrmanns Herzen trüben. Sie dachten Beide mit Angſt an einander: doch Herrmanns Angſt zerfloß in Liebe und Entzücken; Hochfelds Angſt in Reue und Betäubung.

Du mußt doch eine Neuigkeit von mir hören, ſagte Rolfs nach der Trauung zu Hochfeld. Ein ſonderbares Spiel des Zufalls! Auch Lange hat ſich heute mit der Lebrecht trauen laſſen. (Hochfeld erſchrak über dieſe Nachricht, und wurde todtenbleich.) Sein Trotz, fuhr Rolfs verhöhnend fort, hat ihn weit gebracht!

Ein Matroſe iſt ſein Freund und Beſchützer. Er müßte doch eine ſeltſame Empfindung haben, wenn er dir gegenüber wohnte. Ich gönne dem armen Teufel das abgelegene Logis ſeines Schwiegervaters; es wird ihm über manche bittre Empfindung weghelfen. — Hochfeld ſchwieg lange; dann ergriff er auf einmal mit einer ſonderbaren Heftigkeit Rolfs Hand, und ſagte leiſe: „er iſt glücklicher als ich und du!“ Rolfs ſah ihn lauernd und errathend an. „Glücklicher als ich und du!“ wiederholte Hochfeld ſcharf. „Ach, ich wünſche, daß er nicht erfahren mag, welchen Abend ich heute feire.“ — Nun, das ſage ich ja eben! — „Ich meine es anders! Beneiden wird er mich nicht. . . . Laß uns davon ſchweigen; ich könnte ſonſt wünſchen, an ſeiner Stelle zu ſeyn.“ — Das dürfte deine Braut nicht hören, Hochfeld! — „Wie ich es meine, dürfte ſie. Ich ſage dir, er iſt glücklicher, als ich.“

Hochfeld verwünſchte Rolfs, der ihm die Nachricht gegeben hatte, und wurde den ganzen Abend nicht wieder heiter. Immer ſchwebten Herrmann und Emilie vor ſeinen Augen: neben ihnen ſtand der Genius der Unſchuld;

und neben ſich ſah er den Engel der Rache. Auch Rolfs verlor den Gedanken den ganzen Abend nicht wieder. Er hatte geglaubt, nun endlich ſey der ſtolze Lange genug gedemüthigt; und jetzt ſagte ihm Hochfeld ganz beſtimmt: Lange ſey glücklicher, als er ſelbſt. Zwar lächelte Rolfs wohl über dieſe Verſicherung; doch erregte es ſeinen Unwillen, daß Herrmanns Glück für gänzlich unzerſtörbar gehalten wurde. Bei dieſer Gelegenheit machte er übrigens auch die Bemerkung, daß Herrmann noch immer feſt in dem Herzen ſeines alten Freundes war, und ihm durch die Freundſchaft, die er ſchon gänzlich vernichtet zu haben glaubte, ſehr gefährlich werden konnte.

Hochfeld hatte zwar ſeinen alten Freund fallen laſſen, ohne ihn zu retten; er konnte ihn aber ſehr leicht wieder in die Gnade des Fürſten bringen, da dieſer ihn achtete, und da er ſeit dem Regierungsantritte manche Stunde hatte, in der ein ſo offner, gerader Menſch, wie Herrmann, ihm ſehr lieb ſeyn konnte. Rolfs ſann nun auf ein Mittel, den gefährlichen Menſchen zu entfernen; und dieſes Mittel hoffte er leicht zu finden, da er ganz richtig vermuthete, daß Herrmann nicht gern in der Reſidenz bleiben würde.

Die Anfurth tobte ſchrecklich, als ſie Herrmanns Verheirathung erfuhr, und Niemand ſagte ein Wort, ihn zu vertheidigen. Sie drohete, auf der Stelle das Haus zu verlaſſen, wenn der Vater oder die Mutter nur einen Schritt thäten, der etwas anderes, als den entſchiedenſten Haß gegen ihn verriethe. Ja, noch mehr: ſie zwang den Vater, ſich in einem ſehr harten Briefe völlig von ihm los zu ſagen.

Als Herrmann den Brief bekommen hatte, wollte er ſeinen Vater ſprechen; er wurde aber mit Verachtung abgewieſen. Sein Bruder vermehrte die Kränkung noch durch höhnenden Spott, damit Herrmann erbittert werden, etwas Hartes herausſtoßen, und ſo der Haß ſeiner Verwandten ſich immer vergrößern ſollte. Herrmann wurde nur betrübt, nicht aufgebracht; er reichte ſeinem Bruder die Hand, und entfernte ſich, ohne irgend ein Wort zu ſagen, das die kindliche Ehrfurcht beleidigt hätte.

Schon am Morgen nach ſeiner Verheirathung ging Herrmann zu Luiſen, um ihr mit Vorſicht zu entdecken, daß Hochfeld verheirathet ſey, weil ſie es ſonſt leicht von der Wirthin erfahren konnte. Dieſe Nachricht erſchütterte Luiſen heftig, und that die gewaltſamſte Wirkung auf ihren, ohnedies ſo ſchwachen Körper. Mit einer Art von Freude ſagte ſie nur die Worte: ich werde Mutter; ſein Kind wird er nicht verſtoßen!

Sie wurde in der That nach einigen Stunden Mutter eines Sohnes. Als Herrmann wieder an ihr Bett kommen durfte, bat ſie ihn, dem Kinde eine Amme zu geben. Er äußerte den Wunſch, daß ſie es selbſt ſäugen möchte, weil das eine Zerſtreuung für ſie ſeyn würde. Sie ſagte aber mit Ernſt: „ich will mich nicht zerſtreuen!“ Es mußte wirklich für eine Amme geſorgt werden; denn Luiſe ſank nun ſchnell in einen ſo tiefen Gram, daß weder Herrmanns Bitten, noch Zerſtreuungen aller Art etwas darüber vermochten. Herrmann glaubte, durch die Mutterliebe auf ihr Herz zu wirken; ſie nahm aber ihr Kind nur ſelten, liebkoſ'te es gar nicht, und betrachtete es nur mit heißen Thränen, mit finſtern Blicken. „Ich will es nicht lieben,“ ſagte ſie wie phantaſierend; „was hätte der Böſewicht dann für Strafe!“ Sie bat ſehr oft: „gebt mir das

Kind nicht in die Hände! Ihr wißt nicht, was für blutige Gedanken meine Seele oft brütet." Aus ihrem Herzen, das nur zu lieben geſchaffen war, brach noch oft die heißeſte Liebe für Hochfeld hervor, doch immer nur nach einem Kampfe mit der furchtbarſten Verzweiflung. Das ſanfte Weib war durch ihre ſo grauſam betrogene Leidenſchaft heftig, zornig, wüthend geworden. Herrmannen hatte ſie gern bei ſich; aber ſeine Gattin wollte ſie nicht ſehen, weil ſie fühlte, daß der Anblick ſie zu ſchmerzhaft an die Zeit ihres eignen, ſo ſchnell verſchwundenen Glückes erinnern würde.

Endlich ſank ihre Leidenſchaft mit ihren Lebenskräften. In den letzten Tagen ihres Daſeyns hatte ſie noch Empfindungen der Mutterliebe für ihr Kind. Sie benetzte es mit Thränen der Zärtlichkeit, nicht mehr mit Thränen des Schmerzes, und gab ihm die ſonſt verſagten Liebkoſungen doppelt. Jetzt, da es zu ſpät war, wünſchte ſie, das Leben noch zu behalten, um es ihrem Sohne zu widmen. — „Doch nein," ſagte ſie; „ich würde ihn aufs neue haſſen, wenn mein Herz wieder Stärke dazu hätte."

Zwei Tage vor ihrem Tode bat ſie ihren Freund Lange, er möchte Hochfelden ſagen, ſie habe ihm verziehen. Zu gleicher Zeit übergab ſie ihm ihren Sohn, und beſchwor ihn, des Kindes Vater zu ſeyn. Nun wünſchte ſie, auch ſeine Gattin zu ſehen. Sie legte ihren Sohn in Emiliens Arm, und bat ſie, als Mutter für ihn zu ſorgen. Herrmann und Emilie verſprachen das. Luiſe faßte Beider Hände, und fragte feierlich: „es iſt alſo euer Sohn? Ihr wollt ihm alſo nie ſagen, daß er andere Eltern gehabt hat, als euch?" — Emilie zögerte mit der Antwort; Herrmann ſagte: nur dann werde ich reden, Luiſe, wenn es zu des Kindes Glücke gereicht. Sie lächelte ſanft; dann fuhr ſie fort: „und ihr verſchweigt ſeinem Vater, daß er ein Kind hat?" — So lange ich nur irgend kann, ſagte Herrmann; und meine Frau — die weiß nicht, wer der Vater des Kindes iſt. — Luiſe nahm das Kind noch einmal, betrachtete es mit rührender Zärtlichkeit, küßte es, gab es dann Emilien, und ſagte: „hier iſt dein Sohn!" Sie faßte Herrmanns Hand, und führte ſie an ihre blaſſen Lippen. Dann ſank ſie in eine Ohnmacht, aus der ſie nur erwachte, um in einen tödtlichen Schlummer zu ſinken.

Am Abend dieſes Tages ſtarb ſie. Herrmann allein war Zeuge ihres Todes, weil Emilie ſich auf ſeine Bitte zu ihrem kranken Vater begeben hatte. Er betrachtete den Leichnam lange mit ſchmerzlichen Gedanken an die Verbrechen der Menſchen. „O," dachte er; „wenn ein Wollüſtiger hier lernte, daß dieſes Herz, wie tauſend andre, durch die grauſame Hand der Wolluſt zerſchmettert iſt: er würde die unreine Flamme in ſeiner Bruſt erſticken!" In tiefem Schmerz eilte er in die Stadt, und zu Hochfelds Hauſe, um die Fackel der Rachgöttinnen in des Verbrechers Bruſt zu werfen. Als er in Hochfelds Zimmer trat, ſprang dieſer fröhlich auf; doch ſchnell wurde er bleich, da er in Herrmanns Geſichte den Ernſt des ſtrafenden Richters erblickte, blieb zitternd ſtehen, und heftete die ſtarren Augen an den Boden. Auch Herrmann ſtand zitternd da, weil ſich in ſeiner Bruſt die alte Freundſchaft wieder regte. Er ging auf Hochfeld zu, und ſagte leiſe, mit dem ſanfteſten Tone: „Hochfeld, Luiſe hat dir vergeben!" Mit bebenden

Lippen fragte Hochfeld: wo iſt ſie? — Herrmann wurde durch dieſe Frage erſchüttert. Er umfaßte Hochfelden, rief ängſtlich, in einem ſchrecklichen Tone, das einzige Wort: todt! und entfernte ſich dann ſchnell.

Hochfelds Gemahlin, die den Ausruf gehört hatte, trat jetzt aus dem Nebenzimmer herein, und ſah, daß ihr Gatte bleich, mit Todesſchweiß auf der Stirn, zitternd wie ein Verbrecher, da ſtand. Sie umfaßte ihn, rief ſeinen Nahmen, und brachte ihn ſo wieder zu ſich ſelbſt. Er ſetzte ſich ſchwach auf den Sofa, und fragte endlich: wo iſt er? — „Wer denn, mein Lieber?" — Lange! Wo iſt er? . . . Es war eine Erſcheinung! ſagte er, ängſtlich umherſehend. Gewiß, ſo grauſam konnte er nicht ſeyn; er liebt mich noch. Aber wo bin ich denn?

Frau von Hochfeld zitterte, und eilte an die Klingel, daß die Bedienten kommen ſollten. Hochfeld fing an ſich zu beſinnen. Er fand eine Entſchuldigung ſeines Schreckens, deren Unwahrſcheinlichkeit ſeine Gemahlin freilich bemerkte. Als man ihn auf ſein Verlangen allein gelaſſen hatte, ging er zu Herrmann, der ſo eben aus dem Hauſe trat, um wieder nach dem Weinberge zu gehen. Hochfeld ſah ihn ängſtlich an. „Sie hat dir vergeben!“ ſagte Herrmann mitleidig. Hochfeld bedeckte ſchweigend die Stirn, und ſchwankte, mit den Qualen der Hölle im Herzen, wieder nach Hauſe.

Lebrecht ſtarb einige Tage nach Luiſen, und ſein Tod wurde von ſeinen Kindern ſchmerzlich betrauert. Als er begraben war, bat Herrmann um Erlaubniß, Advokat zu werden. Sie wurde ihm unter dem nichtigen Vorwande, daß der Advokaten ſchon zu viele wären, abgeſchlagen; doch ließ man ihm unter der Hand eine kleine Bedienung in einem Landſtädtchen anbieten. Rolfs glaubte, Herrmann würde ſich durch dieſen Antrag zu einer unbeſonnenen Aeußerung über den Fürſten verleiten laſſen; Herrmann nahm ihn aber mit der größten Ehrfurcht an, und traf ſogleich Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Hochfeld erbot ſich jetzt in einem Billet, ihn durch ſeinen, gewiß nicht unwirkſamen Einfluß, wieder in ſeinen vorigen Poſten zu bringen, und auch für ſeine weitere Beförderung zu ſorgen. Herrmann theilte das Billet Emilien mit. Sie wußte, wie viel ihrem Manne der Aufenthalt in der Reſidenz, bei dem jetzigen Verhältniſſe mit ſeinen Eltern, koſtete; daher rieth ſie ihm, das Anerbieten auszuſchlagen und die kleine Bedienung in dem Städtchen anzunehmen. Baſe Eliſabeth ſang, wo ſie Herrmanns nur habhaft werden konnte, ſehr bedeutend, und wohl zehnmal in einer Stunde:

Dennoch will ich auch nicht fliehen,
Wo Gott wollte ſelbſten ziehen
Mich hervor aus niederm Staub.

Aber Herrmann, der in dem Hauſe ſeines Großvaters auch hatte ſingen hören, ſang endlich, als ſie die Zeilen einmal wieder geendigt hatte, ſehr ernſthaft:

Soll ich auch ſtets niedrig leben
Und nur an der Erden kleben,
Daß, wenn ich zur Ruh mich leg,
Niemand von mir wiſſen mög:
Soll mich ſolches gar nicht kränken,
Sondern ich will das bedenken,
Daß ich vieler Sorgen frei
Und des Falles ſicher ſey.

Die Baſe Eliſabeth machte große Augen, als ſie ſich mit ihren eigenen Waffen geſchlagen ſand. Aufs Reden ließ ſie ſich jetzt mit Herrmann gar nicht mehr ein, weil er darin offenbar ihr Meiſter war; doch durch Singen hatte ſie bisher ihrem Herzen oft Luft gemacht. Sie ſchwieg beſchämt ſtill, und ſang in drei Tagen nicht wieder.

Herrmann eilte mit den Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Martin verkaufte das kleine Haus und die beiden Armſeſſel, obgleich dieſe nur mit Kopfſchütteln. Als Herrmann dann auch den Nachlaß ſeines Schwiegervaters verkauft hatte, fuhr an einem ſchönen Oktober-Morgen ein vierſitziger Wagen vor die Thür, und man packte auf. Baſe Eliſabeth hatte eine ganze Menge Schachteln, die der Kutſcher alle unterbringen ſollte. Zankend, und noch immer packend, ſang ſie alle Reiſelieder aus ihrem Geſangbuche.

Den alten Martin ärgerte es endlich, daß ſie ihren Schachteln die beſten Stellen verſchaffte, da doch in einigen, die er öffnete, nur die unbedeutendſten Kleinigkeiten waren. Als ſie ſo eben ſang:

Ohne dich und dein Bewegen
Kann ſich kein Geſchöpfe regen!

ſagte er: Mamſell, vor Gott kann man ſich wohl regen; wenn wir's nur vor Ihren Schachteln können werden! Die Baſe ließ eine Strophe weg, und ſang mit aller Leutſeligkeit, ohne den alten Martin aus den Augen zu laſſen:

Gieb, daß ich vorſichtig wandle
In Geſellſchaft böſer Leut!

und dabei reichte ſie wieder zwei Schachteln hin, die noch untergebracht werden ſollten. Als man bereit war, in den Wagen zu ſteigen, ſagte Herrmann ganz freundlich: „Baſe Elisabeth, wollen Sie wohl erlauben, daß ich meiner Frau, Ihre, meine und der Amme Füße mit in einige von den Schachteln packe? Denn ſind unſre acht Füße untergebracht, ſo werden wir recht bequem ſitzen. Baſe Elisabeth antwortete nicht, und heftete ihre Augen ſtarr auf die Amme, von der ſie bisher noch gar nichts gewußt hatte. Wer iſt denn die Perſon, Herr Vetter? — „Die Amme des Kleinen!" — Und wer iſt der Kleine? Ein hübſches Kind! Gott ſegne es! — „Das ſollen Sie erfahren, ſobald ich meine Beine glücklich untergebracht habe."

Man kam endlich zum Sitzen, und Martin nahm ſeinen Platz auf dem Bocke. Nun erzählte Herrmann, während das Kind an der Bruſt der Amme einſchlief, deſſen Geſchichte, ein Mährchen aller Mährchen. Emilie nahm das ſchlafende Kind an ihre Bruſt, und benetzte es mit Thränen, die ſie freilich nur der Trennung von ihrer Vaterſtadt und dem Grabe ihres Vaters weinte. So fuhr Herrmann, mit ſtiller Zufriedenheit in ſeiner Seele, an Hochfelds Pallaſte vorüber. Hochfeld, der gerade am Fenſter war, erkannte ihn an dem einhändigen Matroſen, und ſagte mit einem leiſen Seufzer: ſo geh, du ſtolzer Menſch! Ich wollte dich retten; aber du ſtießeſt mich ja zurück! Nein, ich will, ich kann dich nicht mehr lieben! — Jetzt eben küßte Herrmann das ſchlafende Kind; denn die alte Liebe zu Hochfeld wallte wieder auf, als er das Haus erblickte, worin er mit ſeinem Jugendfreunde ſo viele frohe Stunden gehabt hatte.

Herrmann kam Abends ſpät in ſeinem neuen Wohnort an. Eliſabeth klagte ſogleich über die engen Gaſſen, die kleinen Häuſer, den Mangel der Straßenbeleuchtung, und über die Stille, die ſchon gleich nach neun Uhr allenthalben herrſchte. Der Matroſe aber ſteckte den Kopf an das vordere Kutſchenfenſter, und rief: mir gefällt es hier, Herr Holz-Inſpektor (das war Herrmanns neuer Titel); denn wenn auf einem Schiffe erſt die Laternen angeſteckt werden, und alles läuft und ſchreiet gegen einander, ſo ſieht es übel aus. Ich wette, das Städtchen hier ſegelt mit gutem Winde, auf ſichrer Straße. — Der Nachtwächter, der hier ſchon um neun Uhr anfing, ſeinen Dienſt zu verſehen, und den das Raſſeln des Wagens aus einem ſüßen Schlummer weckte, zeigte der ankommenden Familie ihr Haus, und blieb mit ſeinem Laternchen ſo lange an der Kutſche, bis alles abgepackt und hinein getragen war. Eliſabeth ſagte, als Martin ſie aus dem Wagen hob: Gott mache dieſes Haus zu einer Hütte in dem neuen Jeruſalem! — Und geb' uns Allen Luſt zu leben, und einen gedeckten Tiſch! erwiederte Martin. — „Und wenn auch das nicht, Martin, (denn wir ſind arm),“ unterbrach ihn Herrmann; — „nur Einigkeit und zufriedene Herzen!“ Schnell zog Eliſabeth ihre Geldbörſe aus der Taſche, und gab dem Nachtwächter, damit das Wort arm keinen nachtheiligen Eindruck bei ihm machen ſollte, ein reichliches Trinkgeld. Emilie reichte Herrmannen das Kind hin; dann ſtieg ſie aus, lehnte ſich an ſeine Bruſt, und ſagte: mein Herrmann, wie glücklich werden wir leben!

So bald die Familie in ihrer Wohnung war, ging der Nachtwächter ſeines Weges, pochte an jedes Fenſter, das noch Licht hatte, und meldete, daß der neue Holz-Inſpektor, mit einer Frau, einem Kinde, einer Mutter und einem alten Manne, angekommen wäre. Das Gerücht war der Familie ſchon zuvor geeilt. Herrmann hieß ein Taugenichts, der gegen den Willen ſeiner Eltern eine liederliche Perſon geheirathet habe, der von ſeinem Vater, nachdem er ungeheure Summen verſchwendet, enterbt ſey, und nun Gott danken müſſe, daß er dies kleine Aemtchen bekomme. Noch dieſen Abend ermahnten die beiden Prediger des Ortes, der Burgemeiſter und einige Officianten ihre Kinder, ein Beiſpiel an dem neuen Holz-Inſpektor zu nehmen, und ſich immer gut aufzuführen.

Am folgenden Morgen ganz früh machten Herrmann und Emilie, während die übrigen

Menſchen im Hauſe noch ſchlieſen, einen Spaziergang, um die ſchöne Gegend des Städtchens kennen zu lernen. Als Eliſabeth endlich aufgewacht war, fing ſie ſogleich wieder an zu ſingen, kramte dabei mit Betten, Möbeln und Kleidern, richtete ihr eignes Stübchen ein, und examinirte die Magd, die ſie vorgefunden hatte, über die Nahmen und die Familienverhältniſſe ihrer Nachbaren zur Seite und gegenüber. Martin nagelte, hämmerte, lief aus dem Keller auf den Boden, und ſagte bei jedem Zimmerchen, bei jeder Bequemlichkeit, die er entdeckte: hier wollen wir unſeres Lebens wohl froh werden! Er war ſo vergnügt, und hätte ſo gern mit Eliſabeth über das Glück ſeiner jungen Herrſchaft geſprochen; allein die hörte nicht auf, von dem neuen Jeruſalem zu ſingen. — Ein recht nettes Häuschen, Mamſell! fiel er endlich mit ſeiner kräftigen, tiefen Stimme ein. Sie ſang:

Die Welt mag ihre Schlöſſer loben;
Ich lobe ihr Gepränge nicht:
Mein Luſt- und Wohnhaus iſt dort oben . . .

„Unſers, Mamſell,“ ſagte Martin unwillig, „iſt für jetzt noch hier unten; und ich

wollte,

wollte, Sie hülfen mir ein wenig, daß erſt des Herrn Stube in Ordnung käme.“

Anſtatt zu antworten, ſang ſie wieder:

Ach, wundre ſich nur Niemand nicht,
Daß ich nichts anders mehr verricht;
Die Braut kann doch ſonſt nirgends ruhn,
Sie hat mit ihrem Schmuck zu thun.

Jetzt ſtieß Martin einen argen Fluch heraus; aber Eliſabeth ließ ſich dadurch nicht irre machen: denn ſie hatte ſchon bemerkt, daß ſie auch mit dem alten Martin nichts ausrichten konnte, der ſie noch ärger kränkte, als Herrmann, und ihr frommes Singen Heuchelkram nannte.

Jetzt kam Herrmann, mit Emilien am Arm, von ſeinem Spaziergange zurück; und in allen Häuſern, an denen ſein Weg vorüber ging, traten die Leute in die Fenſter, um ihre Neugierde zu befriedigen. Alle ſagten: ein ſchönes Paar! und wurden durch die holde Freundlichkeit, das himmliſche Lächeln, eingenommen, womit Emilie einigen Kindern, die ihr begegneten, die Wange ſtreichelte.

Nach Tiſche machte Herrmann einige Beſuche bei den Vornehmern des Ortes, und am folgenden Tage trat er ſein neues Amt an. Seine Nachbarinnen erkundigten ſich nun bei ſeiner Magd, ſo oft ſich dieſe nur ſehen ließ, nach ihm und ſeiner Familie. Die Magd ſagte: o, das ſind recht liebe gute Leute! Und fromm ſind ſie, ſo fromm! das Singen nimmt kein Ende. Die Mamſell ſingt den ganzen Tag, und der Herr auch zuweilen. Den alten Martin, den Bedienten, den muß man lieb haben, wie ſeinen Vater; und die Frau Inſpektorin, die iſt ein wahrer Engel.

Nun machte auch Emilie Beſuche, und gewann ſich dabei alle Herzen. So viele Demuth bei einer ſo geſchmackvollen Kleidung hatte man nicht erwartet, und eine ſolche Sittſamkeit, bei einem ſo abſcheulichen Gerüchte, ſetzte jedermann in Erſtaunen. Als man die Familie erſt näher kannte, wunderte man ſich über nichts mehr, ausgenommen über das kleine Kind, das doch nicht von Emilien ſeyn konnte, da ſie erſt einige Monate verheirathet war. Man wollte die Baſe Eliſabeth ausforſchen; die wußte aber, zu ihrem großen Mißvergnügen, ſelbſt nichts. Sie vermuthete aus manchen Aeußerungen der Amme, daß es Luiſens Kind ſey; allein daß Herrmann ſich ohne Scheu den Vater des Kindes nannte, und daß Emilie es lächelnd an ihre Bruſt drückte: das war ihr unbegreiflich. Ach! ſagte ſie endlich einmal; ich würde viel ruhiger ſeyn, Herr Vetter, wenn ich wüßte, wem das Kind gehörte. Man weiß ja nicht, wie man es nennen ſoll!

„Karl heißt der Junge."

Aber wenn mich Jemand frägt: wer iſt ſein Vater?

„So machen Sie es wie ich; lächeln Sie, Eliſabeth, ſchütteln Sie den Kopf, und thun Sie, als wenn Sie es nicht wüßten."

Lieber Gott! weiß ich es denn?

„Deſto beſſer! So werden Sie den Kopf deſto natürlicher ſchütteln."

Es ärgert mich, daß hier jedermann glauben muß, es wäre Ihr oder gar Emiliens Kind. Man muß doch auf Zucht und Ehre halten!

„Gut, Sie können alſo dreiſt widerſprechen."

Die Leute werden mir aber nicht glauben.

„Das iſt nicht meine Schuld."

Wenn man aber den Vater nennen könnte . . .

„Nennen Sie, wen Sie wollen. Im Grunde, Baſe, iſt ja der Vater jedes Kindes zweifelhaft. Einen Vater hat der Kleine gehabt, wie eine Mutter.“

Die Mutter wüßte ich denn wohl.

„Da wiſſen Sie ſchon mehr als ich.“

Eliſabeth ſah ihn ſtarr an. Iſt es ein Hurkind, ſagte ſie ärgerlich, ſo ſollten Sie Sich nicht damit abgeben.

Herrmann nahm das Kind auf ſeine Arme, und ſagte: „unglückliches, verwaiſ'tes Geſchöpf! Du lächelſt noch, obgleich die harte Baſe Eliſabeth dich verſtoßen will. Aber wir, Emilie und ich, wir wollen dich lieben, und nie ſollſt du erfahren, daß du andere Eltern gehabt haſt, als uns. Dein großer Vater im Himmel ſchämt ſich deiner nicht; und ich, ich Menſch aus Staub, ich ſollte mich deiner ſchämen? Wenn doch im Geſangbuche ein Lied ſtände, das Mitleiden mit dir und deinesgleichen lehrte! . . . Aber warum auch Mitleiden! Sind wir denn nicht alle unechte Kinder der Natur, der eine mehr, der andere weniger? Nein, lieber Kleiner, mein Herz ſoll dich nie verleugnen!“ Baſe Eliſabeth, die in der That nicht ohne Gefühl war, obgleich ihre mißverſtandne Frömmigkeit es zuweilen erſtickte, beugte ſich beſchämt zu dem Kinde nieder, küßte es, nahm es an ihre Bruſt, und überſtrömte es mit Liebkoſungen.

Nach und nach kam Alles in eine gewiſſe Ordnung. Emilie dachte nicht daran, den Ton im Städtchen angeben zu wollen, ſondern richtete ſich beſcheiden nach den Sitten, die darin herrſchten; und Eliſabeth fand hier zu ihrem Vergnügen ein größeres Feld für ihre Neugierde und Geſchwätzigkeit. Man theilte den Eifer, den ſie für Neuigkeiten hatte, und bei einem Haare wäre ſie eitel genug geweſen, den Modenton angeben zu wollen, wenn ſie ſich nicht gar zu ſehr vor Herrmanns Spotte gefürchtet hätte.

Zu den näheren Bekannten des Langiſchen Hauſes gehörte der Floßverwalter Caſtran, deſſen Vorgeſetzter Herrmann war. Dieſer Mann fand ſich gleich den Morgen nach der Ankunft der Familie ein, und erbot ſich mit großer Geſchmeidigkeit zu allen ihm nur möglichen

Dienſten. Er mißfiel Herrmannen, ſo wie Emilien, auf den erſten Blick, und Martin ſagte: hole den Kerl der Teufel! Sieht er nicht aus wie ein Spitzbube, ſo mag man mich ſelbſt einen ſchelten. Der Baſe Eliſabeth hingegen hatte er ſehr gefallen; denn er konnte ganz gut erzählen, und erzählte Alles, was er wußte.

Ew. Gnaden, redete er Langen bei dem Beſuche an; ich freue mich, daß ich die Ehre habe, unter Ihren Befehlen zu ſtehen, und ich hoffe, Dieſelben werden mich mit Ihrer Freundſchaft beglücken. Ich habe die Gnade, mit dem ſämmtlichen Adel hier in der Nachbarſchaft bekannt zu ſeyn; und hätte nicht mein Großvater das Unglück gehabt, einer Ehrenſache wegen aus Frankreich fliehen zu müſſen, wie das Ew. Gnaden aus meinem Nahmen gütigſt merken werden, ſo . . . „Wie läßt ſich,“ ſagte Herrmann ernſthaft, „aus einem Nahmen merken, daß jemandes Großvater wegen einer Ehrenſache ſein Vaterland verlaſſen hat? Ich habe nicht einmal gemerkt, daß Ihr Nahme Franzöſiſch iſt. Uebrigens heiße ich, wenn Sie die Güte haben wollen, mich ſo zu nennen, Holz-Inſpektor, und nicht Ew. Gnaden.“ Caſtran verbeugte ſich demüthig, und pries die Demuth ſeines Vorgeſetzten. Das dritte Wort von ihm war aber immer der Nahme eines Edelmannes, mit dem er einen luſtigen Tag gehabt hatte, bei dem er zum Beſuche geweſen war, oder den er in Kurzem beſuchen wollte.,

Er ließ ſich nicht undeutlich merken, daß es ihm hier in dem Städtchen nicht gefiele. Denn, ſehen Sie, liebſte Mamſell — ſo wendete er ſich an Eliſabeth: — wenn man die Gnade gehabt hat, zwanzig Jahre lang mit dem höchſten Adel zu leben, ſo iſt man an beſſere Manieren gewöhnt, als hier zu Hauſe ſind. Die guten Menſchen kennen nicht dafür; aber ich leide darunter. Es tröſtet mich indeß einiger Maßen, daß ich hin und wieder in mancher alten Familie wohl gelitten bin, und daß Sie hieher gekommen ſind. Ihnen ſieht man es auf den erſten Blick an, daß Sie in der Reſidenz gelebt haben. So etwas entgeht einem geübten Auge nicht. Eliſabeth lächelte freundlich, Emilie tändelte mit dem Knaben, und Herrmann fing ein Geſpräch über Caſtrans Amt an.

Ein kleines Aemtchen, Herr Holz-Inſpektor;

doch . . . Ich weiß nicht, was ich verſehen haben mochte; aber ich merkte wohl, daß ich fürs erſte nicht mehr in der Reſidenz bleiben könnte. Da gaben mir meine Gönner (und ich kann mich rühmen, daß ich mehrere habe, die täglich um Se. Durchlaucht ſind) — die gaben mir dieſen Poſten. Mein lieber Caſtran, ſagte ein Herr von Bedeutung; ich bedaure. Sie haben Verdienſte um den Staat (ich hatte ſeine Kinder im Tanzen unterrichtet); aber Sie ſollen auch weiter. Jetzt bin ich ſchon über ein Jahr hier, und, muß ich glauben, vergeſſen.

„Man hat Sie auf eine ehrenvolle Art exilirt, lieber Herr Caſtran. Das ſchließe ich daraus, weil man Sie gerade hierher geſchickt hat. Auch ich bin in Ungnade gefallen, wie Sie das wohl gehört haben werden, lieber Herr Caſtran. (Caſtran verbeugte ſich.) Aber glauben Sie mir, das Syſtem kann ſich ändern, und wir Beide können wieder empor kommen. Wer weiß, wodurch Sie Sich die Aufmerkſamkeit, und dann die Ungnade des Hofes zugezogen haben?" Caſtran ſah den neuen Holz-Inſpektor darauf an, ob er das im Ernſt meine, oder ob er ein Spottvogel ſey. Das will ich eben nicht ſagen; aber von Ihnen habe ich gehört, daß die Verheirathung mit Dero Frau Gemahlin . . .“

„Das wohl nicht, lieber Herr Caſtran; es war etwas Wichtigeres. Heirathen hätte man mich wohl laſſen; aber — Genug, es war etwas Schlimmeres, als das.“

Schweigen kann ich, Herr Holz-Inſpektor, wenn Sie es ſonſt mir anvertrauen wollen. Da iſt zum Exempel der Herr Präſident von Sachland; der erlebt nicht das Mindeſte, wobei er mich nicht zu Rathe zöge. Aber ſchweigen muß man können! Noch neulich ſagte der Herr Kammerherr von Silberſtein zu mir: lieber Caſtran, ich weiß, Sie ſind mein Freund. Und nun entdeckte er mir einen Vorfall mit ſeiner Tochter, wobei mir die Haare zu Berge ſtanden.

Ei, ſagte Eliſabeth; was war denn das, lieber Herr Caſtran, mit der Tochter des Herrn von Silberſtein?

„Wie können Sie ſo fragen, Baſe Eliſabeth! Sie hören ja, daß Herr Caſtran ſchweigen kann.“

So ging die Unterredung fort, und Herrmann ſpottete nachher über ſich ſelbſt. „Lache nicht, Emilie," ſagte er, als er dieſe lächeln ſah. „Ich ſelbſt komme mir in dieſem Augenblicke vor, wie unſer Herr Caſtran, deſſen Großvater eine Ehrenſache hatte, der ſich als Tanzmeiſter Verdienſte um den Staat erwarb und nun hieher auf den Holzplatz exilirt wurde. Wie oft bin ich nicht in Verſuchung, mir eine Lobrede über die Feſtigkeit zu halten, mit der ich dem Ungewitter Trotz geboten habe! Ueber den Hof lächeln, verräth eben ſo viele Eitelkeit, als mit ihm prahlen. Eitel ſind wir Alle. Hier unſre Baſe Eliſabeth zum Beiſpiel: die rühmt ſich ihrer genauen Bekanntſchaft mit Gott ſo oft, wie unſer arme Tanzmeiſter der ſeinigen mit dem Adel."

Wer mich bekennet vor den Leuten, . . . ſagte Eliſabeth ein wenig beſchämt.

„Aber das Singen und Beten, Baſe, hat die Bibel doch ins Kämmerlein verwieſen."

Eine Heldin bin ich freilich nicht!

Wenn das Chriſtenthum im Singen beſteht, brummte Martin; ſo ſey Gott mir armen

Sünder gnädig! Ich habe nur Einmal in meinem Leben geſungen, als wir auf der Bank feſt ſaßen, und das Waſſer über das Verdeck ſchlug. Da ſang Alles, und ich mit. Gut geklungen hätte es nicht, ſagte nachher der Steuermann, als wir flott waren. In der Kirche leſe ich den Geſang ſtill mit; denn ich weiß, wie ich ſinge. Nun, jeder thut, was er kann. — (Er hielt ſeinen Stumpf hin, um zu zeigen, was er gekonnt hatte.)

„Sieh! da iſt der Tanzmeiſter!“ ſagte Herrmann lebhaft, und faßte den Stumpf des Matroſen. „Aber rühme dich nur, guter Martin! Wer eine ſo ehrenvolle Wunde im Geſichte davon getragen hat, darf ſie bei Gelegenheit wohl zeigen.“

Nein, ſagte Martin, Sie haben Recht, Herr Inſpektor. (Er verbarg den zerſchmetterten Arm.) Das gehört ſo gut ins Kämmerlein, als der Mamſell ihr Singſang. Ich tauge nicht mehr, als ſie; aber ich will mich beſſern . . . Und die Wahrheit zu ſagen, hätte ich vorher gewußt, daß es mir die Hand koſten ſollte, wer weiß . . . Doch nein, da iſt Gott mein Zeuge! Und ſich ſchlechter zu machen, Herr Inſpektor, als man iſt, das braucht man nicht. Gott kennt mich.

„Auch ich, lieber Martin,“ ſagte Herrmann, und reichte ihm die Hand. — Und ich, ſagte Emilie lächelnd. — Sie, meine engelgute Frau Inſpektorin, rief Martin eifrig; und wenn wir Alle, wie der Herr da ſagte, aus Hochmuth dem lieben Gott unſre Wunden zeigen, wie's auch wahr iſt, ſo . . . ich muß es Ihnen einmal ſagen: Sie nicht; Sie bleiben immer in dem Kämmerlein, mit Allem, was Sie Gutes haben, thun und ſind.

Emilie erröthete, und wollte ſich gegen das Lob vertheidigen. Herrmann faßte ſie aber zärtlich in ſeine Arme, und ſagte: „edle, reine, gute Seele! ja, du verſchweigſt deine Tugenden, wie deine Schmerzen, und zeigſt nichts als deine Demuth und deine Liebe.' Martin hat Recht; du allein darfſt über den verdienſtvollen und doch exilirten Tanzmeiſter lächeln; wir nicht, meine Emilie. Nun, wenn er ſonſt gut iſt, der Herr Caſtrau, ſo mag er immer wiederkommen.“ Laſſen Sie ihn wegbleiben, ſagte der alte Martin unmuthig; der Menſch wirft ja immer mit gnädigen und vornehmen

Herren um ſich. Ich habe allen Reſpekt vor den gnädigen Herrn; der liebe Gott wird wohl wiſſen, wozu ſie in der Welt nütz ſind: aber man muß doch auf ſich ſelbſt etwas halten; ſonſt . . .

Ich denke, ſagte Eliſabeth, Herr Caſtran hält wohl etwas auf ſich; eben darum geht er mit Leuten von Stande um.

Martin wendete ſich unwillig ab, weil er ſich immer nur ſehr ungern mit Eliſabeth einließ.

Herrmann hatte in dem Städtchen verſchwiegen, daß er geadelt war, und nannte ſich den Inſpektor Lange ſchlechtweg; Herr Caſtran ging aber rings umher und erzählte. Charmante Leutchen! Freilich weiß der Herr von Lange noch nicht, wie er es hier angreifen ſoll, und die gnädige Frau ſagte zu mir: mein lieber Herr Caſtran, Sie können meinem Manne guten Rath geben. Je nun ja! ich that, was ich konnte, und es ſoll ſchon gehen. Sehen Sie, da ſetzte ſich der Herr von Lange auf dieſe Seite, die gnädige Frau auf dieſe, und da erzählten Sie mir im Vertrauen, wie es zugegangen iſt, daß ſie in Ungnade gefallen ſind. Eine erſchreckliche Geſchichte, Herr Paſtor! Aber ich habe noch ſchrecklichere erlebt. Sie glauben nicht, wie leicht man da zu Boden liegen kann! Was meinen Sie, daß ich jetzt ſeyn könnte, wenn ich nicht in Ungnade gefallen wäre? Floßverwalter? Lieber Gott! das konnte ich vor zehn Jahren werden. Aber ich bin hier zufrieden, und will nun nicht wieder weg. Noch vor einigen Tagen hatte ich einen Brief von einem gewiſſen vornehmen Manne; der ſchrieb mir: lieber Caſtrau, das Syſtem hat ſich geändert. Ei, ich danke für alle Syſteme. Hier habe ich mein ruhiges Brot; und, ſo viel Ehre auch dabei iſt, um Alles zu wiſſen, und ſo Manches durchſetzen zu können, am Ende wird man doch des Dinges müde.

Die Paſtorin bat ihn nun, ihr die erſchreckliche Geſchichte von Herrmanns Ungnade doch zu erzählen. Er ſetzte in der Geſchwindigkeit einen Roman zuſammen, worin es nicht an Bitterkeiten über den Hof und die Miniſter fehlte. Der Paſtor ging mit ſeiner Pfeife im Zimmer auf und nieder, ſchüttelte zuweilen den Kopf, und bewunderte den Muth des

Herrn Caſtran, daß er ohne alle Scheu ſogar dem Miniſter des geiſtlichen Departements ſo viel Böſes nachſagte. Er antwortete nur mit manchem Hm! Hm! damit er nicht etwa auch in-Ungnade käme.

Herrmann hatte nun große Mühe, den Titel: gnädige Frau, den man Emilien mit Gewalt aufdringen wollte, von ihr abzuwehren, beſonders, da Caſtran ausgebreitet hatte, daß der neue Holz-Inſpektor bald wieder mit doppeltem Glanze in die Reſidenz zurückkehren würde.

Zwar konnte Caſtran Herrmannen nicht wohl leiden; indeß drängte er ſich doch an ihn, als den einzigen Adeligen, und folglich nach ſeiner Meinung den wichtigſten Mann, im Städtchen. Und da Herrmann bald auch manche Mißbräuche bei dem Holzweſen mit großer und anhaltender Strenge abſchaffte, ſo glaubte Caſtran noch mehr, ſich um ſeine Gunſt bewerben zu müſſen. Er bat daher ihn und Emilien zu ſeiner Hochzeit mit einer Kammerjungfer aus einem adeligen Hauſe. Frau Inſpektorin, ſagte er zu Emilien, als er ſie einlud: — meine Braut iſt zwar Kammerjungſer geweſen, und Sie werden fragen, warum ich mich ſo wegwerfe. Aber ich bitte unterthänig, hören Sie meine Gründe. Meine Braut war mehr Geſellſchafterin als Kammerjungfer der gnädigen Frau; ſie wurde immer Mamſell genannt, und aß, wenn kein Fremder da war, mit am Tiſche. Ich habe wohl hundertmal da gegeſſen. Lieber Caſtran, ſagte die gnädige Frau dann ſehr oft zu mir: meine Freundin wäre eine Frau für Sie. Nicht wahr? Sie kennt die Manieren eines guten Hauſes, und Sie würden ſich ihrer nicht ſo zu ſchämen haben, als wenn Sie etwa eines Predigers Tochter nähmen. Das bedachte ich; und — in einem oder zwei Jahren hat man es ja vergeſſen, daß ſie Kammerjungfer geweſen iſt. Ich hätte wohl eine beſſere Partie machen können; aber man will doch ſeine Freunde nicht vor den Kopf ſtoßen, und die gnädige Frau beehrt mich wirklich mit ihrer Freundſchaft. Alſo Sie werden ſo gnädig ſeyn, mich mit Ihrer Gegenwart zu beglücken? — Herrmann und Emilie nahmen die Einladung an.

Die Braut war ein artiges Mädchen, und

würde aller Welt gefallen haben, wenn nicht Herr Caſtrau aller Welt hätte zeigen wollen, daß ſie in der großen Welt geweſen wäre. Er ſtand bei der Trauung, als ob er ſo eben einen Tanz-Pas machen wollte; und nachher ſagte er zu Herrmann: Es iſt mir lieb, daß die wunderliche Ceremonie ein Ende hat. Sie machen in den kleinen Städten ordentlich Ernſt aus ſo etwas!

„Iſt es Ihnen denn kein Ernſt mit dem Heirathen?" fragte Herrmann. Caſtrau erröthete, lächelte mit einer Verbeugung, und entfernte ſich geſchwind aus Herrmanns Nähe. Er war gegen alle Mädchen zärtlich, nur gegen ſeine Braut nicht, weil er glaubte, ein Mann von Welt dürfe das nicht ſeyn. Herrmann ſagte auf dem Rückwege zu Emilien: „er iſt ein Narr, und zwar ein höchſt gefährlicher. Ich bin überzeugt, er würde ein Teufel ſeyn, wenn ihn Jemand überredete, daß die vornehme Welt es ſo wolle."

Herrmann war noch kein volles Jahr im Städtchen, als der eine Prediger ſtarb. Die Gemeinde hatte die Stelle zu beſetzen, um die ſich ſogleich mehrere junge Männer bewarben. Dieſe Angelegenheit war für das ganze Städtchen wichtig. Die ſtimmfähigen Bürger betrugen ſich noch einmal ſo ſtolz, als ſonſt, beſonders gegen die demüthigen Candidaten. Einer von dieſen wurde, weil er ſchon verlobt war, allgemein verworfen, ob er gleich das Zeugniß ſehr gründlicher Kenntniſſe, eindringender Beredtſamkeit und des edelſten Charakters hatte. Herrmann hörte ſo oft und ſo viel über die Predigerwahl ſprechen, daß ſie am Ende auch ihn intereſſirte. Man tadelte allgemein den Stolz des Candidaten, der ſchon eine Braut habe, und nun doch niemanden ein gutes Wort gönnen wolle, ſondern wohl gar den Bürgern ſage: iſt einer von meinen Mitbewerbern geſchickter zu dem Amte, als ich, ſo thäten Sie Unrecht, wenn Sie mir Ihre Stimme gäben. Herrmann freuete ſich über dieſen Zug von edlem Stolze. Er erkundigte ſich näher nach dem jungen Manne, und hörte deſſen Kenntniſſe und Charakter von den unverwerflichſten Zeugen loben. Er und Emilie entſchloſſen ſich nun, dieſen Candidaten nach ihren beſten Kräften zu unterſtützen. Obgleich ſchon allgemein beſchloſſen war, daß er die Stelle nicht bekommen ſollte, ſo hatte man doch Luſt, ihn einmal zu hören, und er mußte eine Probepredigt halten. Emilie kam ſehr gerührt aus der Kirche zurück, und Eliſabeth ſchüttelte den Kopf. Dies war für Herrmann noch ein Beweis mehr für den Werth des Mannes. Er beſuchte nun alle Bürger nach der Reihe, und Emilie wendete ſich an ihre Frauen. Mit Einem Worte, Herrmann und Emilie betrieben die Sache ſo gut und ſo glücklich, daß der Candidat Mühlenberg wirklich die meiſten Stimmen erhielt. Einige Tage nachher erfuhr Herr Mühlenberg, mit welchem Eifer der Inſpektor ſich für ihn verwendet hatte, und er glaubte nun, den Mann, dem er ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig war, beſuchen zu müſſen.

Als er in das Zimmer trat, ſprang Herrmann auf, und rief: Mühlenberg! biſt du es? Beide erkannten einander; Mühlenberg hatte auf der Univerſität mit zu Herrmanns kleinem, gewähltem Cirkel gehört. Ihre Freude, einander hier wiederzufinden, war unausſprechlich, und die alte Freundſchaft lebte mit neuer

Herzlichkeit wieder auf, als ſie ſahen, daß ſie einander noch immer ähnlich waren.

Nun hatte Herrmann nichts mehr zu wünſchen: Freundſchaft erhöhete ihm den Reitz der Liebe, und gab ſeinem Herzen die ſicherſte Ruhe. Er ſagte oft zu Emilien, mit Thränen der Freude in den Augen: „du, und Mühlenberg! O, guter Gott! wie glücklich bin ich!“

Das Glück der Langiſchen Familie vergrößerte ſich noch, als der neue Prediger ſeine junge Frau zu ihr brachte: ein holdes, ſanftes Geſchöpf, dem die Güte aus den Augen ſprach, und das vollkommen Emiliens Freundin zu werden verdiente. Das Vertrauen beider Familien zu einander ſtieg von Tage zu Tage, und ihre Stunden verfloſſen in dem ſüßeſten Genuſſe der Ruhe. Die beiden Männer philoſophirten mit einander, und redeten ſo freimüthig, als ſie es bisher vor keinem Menſchen gewagt hatten. Sie arbeiteten zuſammen, oder laſen jeder allein, und theilten einander mit, was ſie Vorzügliches gefunden hatten. Herrmann konnte nun ſeiner wilden ſatiriſchen Laune ohne alle Scheu wieder nachhängen; denn Mühlenberg freuete ſich, ſelbſt mitten in den ernſthafteſten Geſprächen, über ihre Sprünge, und hielt ſie für den ſchönſten Reitz der Unterhaltung. Die beiden Frauen nahmen, wenn ihre Männer philoſophirten, wenigſtens an den Reſultaten Theil, leiteten aber die Geſpräche derſelben oft von der unfruchtbaren Spekulation in das wirkliche Leben, und wurden dabei, wenn auch nicht gelehrt, ſo doch immer gebildeter.

Eliſabeth konnte an dieſen Unterhaltungen freilich kein Vergnügen finden; aber auch ſie hatte jetzt ihren Umgang, der ſie ſehr glücklich machte. Eine alte Predigerwittwe erzählte ihr die Neuigkeiten des Städtchens, und Herr Caſtran die vom Hofe, der Reſidenz und den umwohnenden adeligen Familien. Sie hatte zwar von der Reſidenz nicht viel mehr kennen lernen, als Lebrechts Haus; doch jetzt fing ſie an, ſich dahin zurück zu ſehnen. Zu ihrem großen Mißvergnügen ſagte aber Herrmann: „hier will ich ſterben! Man könnte mir, ich weiß nicht was, anbieten, ich würde dieſen Wohnſitz des Glückes nicht verlaſſen. Und wenn ich das Ding recht genau beſehe — habe ich denn nicht ſchon, was ich in der Reſidenz erſt mühſam ſuchen müßte? Iſt Herr Caſtran nicht der vollkommenſte Hofmann von der Welt, ein ganzer Hofſtaat in einer Perſon? und bin ich hier nicht Miniſter, und alles, was ich ſeyn will? Meine Holzwärter, meine Holzknechte — wer will es mir wehren, Baſe, ſie in die Subalternen meines wichtigen Departements zu verwandeln, und die Oberförſter, mit denen ich zu thun habe, ſämmtlich in Excellenzen, meine Kollegen, und die Holzſchichten in das Volk, das ich in Reih und Glied ſtelle und einſchichten laſſe, wie ich Luſt habe? (Gott mag nur geben, daß in jedem Staate ſo viel Ordnung iſt, als auf meinem Holzplatze!) Was brauch' ich denn dazu? Gerade eben ſo viel Imagination, wie der Miniſter. Er muß ſich die Menſchen als Holzſcheite denken; ich die Holzſcheite als Menſchen: und dabei habe ich mehr Freude, weil weniger Reue dabei iſt."

Das und mehr dergleichen ſagte Herrmann, um die Baſe darauf vorzubereiten, daß er ſeinen jetzigen Wohnort nie wieder verlaſſen wollte, ob ihm gleich unter der Hand zu verſtehen gegeben wurde, daß er in die Reſidenz zurückkehren möchte. Der Zorn der Tante Anfurth hatte ſich gemildert. Zwar wollte ſie noch immer nichts von Herrmann hören, und der Lieutenant that Alles, was er nur konnte, ihren Haß zu unterhalten; der Kammerrath ſah indeß wohl, daß ſie wenigſtens keine Entſchuldigung für Herrmanns Betragen verwerfen würde. So lange er ein armſeliger Holz-Inſpektor blieb, konnte ſie ihm freilich nicht verzeihen; allein — in Kurzem mußte es nur auf ihn ſelbſt ankommen, eine der vorzüglichſten Stellen zu haben. Es war dem Kammerrath durch die dritte Hand der Vorſchlag, in Form eines guten Rathes, gethan worden, Julchen an einen bedeutenden Mann zu verheirathen, und ihr ſeine Forderungen an den verſtorbenen Erbprinzen zur Ausſteuer mitzugeben. Wer konnte dieſer bedeutende Mann anders ſeyn, als Rolfs? — Der Kammerrath fand den Vorſchlag des Ueberlegens werth. Zwar verlor er ſein Vermögen; indeß ſeine Tochter bekam es doch, und Rolfs mußte dann das Glück ſeiner beiden Söhne befördern. So konnte er ihnen den Verluſt, den ſie erlitten, reichlich erſetzen, und überdies wurden ſie durch das große Vermögen der Anfurth, das jetzt ihnen allein zufiel, vollkommen ſchadlos gehalten.

Julchen bekam nun von ihrem Vater einen ſehr deutlichen Wink, den Herrn von Rolfs nicht abzuweiſen, und für ihren Bruder Herrmann bei einer ſchicklichen Gelegenheit zu reden. Es ordnete ſich Alles zum Erſtaunen gut. Ehe Rolfs noch ſeinen Antrag machte, ſprach er mit dem Kammerrathe über Herrmann. Er bedauerte deſſen unbeugſame, eigenſinnige Laune, ſchrieb aber ſein Unglück beſonders dem Fürſten zu, der die Begebenheit mit dem Fräulein von Roslau noch nicht vergeſſen hätte. Indeß, meinte er, ſey gar nicht alle Hoffnung verloren, ihn wieder in ſeine vorige Carriere zu bringen. Nun kam er auf des Kammerraths Forderungen an den Fürſten. Er ſagte: ſie wären rechtmäßig; aber zum Unglück fehle es den Obligationen an der gehörigen Form. Der Kammerrath ſelbſt geſtand zu, daß nur ein Vergleich die unangenehme Sache endigen könne, und äußerte den Wunſch, daß wenigſtens einem ſeiner Kinder die Summen bezahlt werden möchten. Die

Anfurth, ſagte er deutlich, könnte die beiden andern entſchädigen. Endlich rückte der Herr von Rolſs mit ſeinem Antrage hervor. Der Kammerrath nahm ihn mit Feinheit an; doch drang er zugleich darauf, daß Herrmann wieder aus ſeiner Verbannung zurückgerufen werden möchte. Rolſs verſprach das; nur gab er dem Vater zu verſtehen, daß man nothwendig erſt Herrmanns Abſichten kennen müſſe, um ſich nicht durch ſeinen Eigenſinn zu kompromittiren. Der Kammerrath gab nun Jemanden den Auftrag, ſeinen Sohn darüber auszuforſchen. Sein Vertrauter reiſte nach den Städtchen, worin Herrmann lebte, beſuchte dieſen, und erbot ſich, ihn mit ſeinem Vater zu verſöhnen.

„Das heißt?“ fragte Herrmann.

Sie wieder in die Reſidenz, in Ihr Amt, ſelbſt in eine noch größere Carriere zu bringen. Es ſind ſehr glückliche Umſtände eingetreten, die ein Mann von Ihrem Kopfe gewiß benutzen wird.

„Und die ſind?“

Der Herr von Rolſs bewirbt ſich um die Hand Ihrer Schweſter.

„O großer Gott! Glückliche, ſagen Sie? . . . Und mein Vater?"

Noch iſt nichts gewiß. Ihr Vater will ſich nicht eher entſcheidend erklären, als bis Sie wieder zurückgerufen ſind.

„Barmherziger Gott! Sagen Sie meinem Vater . . . Doch nein; ich werde ihm ſelbſt ſchreiben. Sagen Sie meinem Vater nur, daß ich mich ſeiner an jedem Tage mit der Ehrerbietung und Liebe eines Sohnes erinnere, daß in meinen Augen der Sohn ein Böſewicht iſt, der ſich eine *Verſöhnung* mit ſeinem Vater nur *denken* kann. Ich will nur *Verzeihung* von meines Vaters Liebe."

Der Fremde reiſte wieder ab. Der Kammerrath und Julchen erhielten Beide von Herrmann Briefe, worin er ſie mit der vollen Kraft ſeiner Beredtſamkeit vor einer Verbindung mit Rolfs, dieſem Nichtswürdigen, warnte. „O, meine theure Schweſter," ſchrieb er; „traue doch wenigſtens dies Eine Mal deinem Bruder, dem Ihr ja immer vorgeworfen habt, er meine es mit allen Menſchen gleich redlich. Wie ſollt' ich es mit dir, meiner geliebten Schweſter, nicht redlich meinen! Schlag die

Verbindung aus, Julchen, die dich auf immer an einen Böſewicht feſſeln würde. Laß dich nicht überreden, den Schritt zu thun, den du nur bereuen könnteſt. Ihr ſagt, er iſt jetzt arbeitſam, gerecht, und ein guter Staatsdiener. Das kann ſeyn, Julchen; ſein Verſtand, ſeine Stelle, die Blicke der Tauſende, die auf ihn geheftet ſind, zwingen ihn zu dem Scheine mancher Tugend, ja zu den Tugenden ſelbſt. Aber du — du ſollſt mit ihm in der ſtillen, verborgenen Lage des häuslichen Lebens ſeyn. Er wäre vielleicht ein guter Miniſter; aber, bei Gott! er wird ein ſchlechter Gatte, und ein noch ſchlechterer Vater. Für dich wird er alle ſeine Laſter haben!"

Vater und Tochter wurden bei Herrmanns Briefen wohl ein wenig beſorgt; die Anfurth aber warf alle Bedenklichkeiten durch ihre Drohungen über den Haufen. Der Kammerrath ging nun nach ſeiner Gewohnheit wieder ſehr fein zu Werke. Nachdem er Julchen mit allen möglichen Gründen zu überzeugen geſucht hatte, es ſey anders, als ſie nach dem Briefe ihres Bruders wohl fürchten könne, überließ er Alles ihr ſelbſt, und ſtellte ſich, als träte er von einem Spiele zurück, das er heimlich noch immer fortſetzte.

Julchen wurde mit Rolfs verſprochen, und ihre Ausſteuer waren die Forderungen ihres Vaters, den der Fürſt in Kurzem zum Kammer-Direktor machte. Rolfs ſpielte den Großmüthigen: er erklärte beſtimmt, daß er gern mit der Hälfte der Summe zufrieden ſeyn wollte; und ſo erhielten Herrmann und der Lieutenant, wenn ſie ſich in das Vermögen der Anfurth theilten, eben ſo viel als er.

Die Anfurth drang nun darauf, daß Herrmann befördert werden ſollte. Sein Vater meldete ihm die Verlobung ſeiner Schweſter mit Rolfs, ohne dabei des Warnungs-Briefes zu erwähnen, und bat ihn, ſich zu erklären, auf welche Weiſe er wieder angeſtellt zu werden wünſchte. „Wir haben," ſchrieb er, „jetzt die herrlichſten Ausſichten. Ich bin Kammer-Direktor, dein künftiger Schwager iſt Geheimer Etatsrath, dein Bruder Kapitain und Flügeladjutant des Fürſten; die Größe unſeres Hauſes kann nun nicht mehr fehl ſchlagen." Zum Schluſſe des Briefes bat er ſeinen Sohn, ſelbſt in die Reſidenz zu kommen, und ſeinen

Schwager zu ſprechen, der, ſo wie auch die Tante Anfurth, bereit ſey, ſich wieder mit ihm zu verſöhnen.

Herrmann reichte Emilien den Brief hin, und ging ſinnend das Zimmer auf und nieder. Emilie gab den Brief, als ſie ihn geleſen hatte, lächelnd zurück.

„Nun, Emilie?"

Lieber Herrmann, die Frage iſt jetzt wohl nicht von unſerm Glücke; denn ſonſt — Können wir glücklicher werden, als wir es hier ſind? Mich dünkt, es iſt etwas Höheres, was dich beunruhigt: die Pflicht des Sohnes.

So eben öffnete Mühlenberg die Thür. Er ſah in Emiliens Augen Thränen, und in Herrmanns Geſichte ſorgenvolle Unruhe. Herrmann erzählte, was ſein Vater verlangte. „Recht, Emilie!" ſagte er dann, und küßte ihre Hand: „es iſt nicht von unſerm Glücke die Rede; denn wo könnte ich glücklicher ſeyn, als hier, in den Armen der Liebe, der Freundſchaft und der Ruhe? Es kommt hier auf die Pflicht des Sohnes an."

Oder, ſagte Mühlenberg, auf etwas noch Erhabneres: die Pflicht gegen das Vaterland. — Du lächelſt, Lange?

„Ja, weil du das Ding nicht kennſt, das du mir da aufführſt. Darüber bin ich lange mit mir Eins: mein Vaterland iſt der Kreis, worin ich wirken kann, jetzt alſo der Holzplatz, und was dazu gehört; auf dem thue ich, was in meinen Kräften iſt!"

Mit deinem Geiſte, mit deinem Herzen, könnteſt du mehr thun, Lange!

„Wer zweifelt daran! Aber ob ich mehr thun würde: das iſt die Frage. Ich habe im Cabinette gearbeitet, und bin nicht blind, nicht taub geweſen. Da denkt ihr, es wäre mit gutem Willen und mit unbeſiegbarem Eifer gethan. Wahrhaftig nicht. Stelle den hellſten Kopf, den tugendhafteſten Eiferer an die Spitze der Geſchäfte; und du haſt nichts gewonnen, vielleicht ſogar verloren. Die Geſchäfte werden ſchlecht geführt, und das Volk erliegt unter Mißbräuchen. Richtig. Aber gerade die, welche die Verwaltung ſchlecht führen, welche die Mißbräuche zu unterhalten ſuchen, kennen den Gang der Geſchäfte am beſten, und haben daher auf dieſe den ſtärkſten Einfluß, der ſchlechterdings nicht zu verhindern iſt. Stelle du nun den erſten Menſchen an die Spitze. Er muß entweder ſeinen Plan mit dieſen Leuten durchſetzen; und hältſt du das für möglich? — oder ohne ſie: und da ſtockt es auf allen Seiten. Ich kenne edle Männer unter den Großen; es iſt nur ihr Unglück, daß ſie unwirkſam unter der Menge Taugenichte daſtehen müſſen. Das Einzige, was ſie aufrecht erhalten kann, iſt Geduld, und der Glaube an eine beſſere Zukunft, an die auch ich glaube. Die Zeit allein arbeitet mehr, als die ſämmtlichen Staatsmänner in Europa. Wir erſtaunen über manche Begebenheiten unſrer Tage, und ſehen nicht, daß der Same dazu vor Jahrhunderten geſäet ward, daß die Zeit ihn groß zog, und daß die Staatsmänner ſich ſelbſt wundern, woher das ſeltſame, neue Ding, das ſie nicht wegſchaffen können, gekommen iſt. Ich danke Gott, daß ich Holz-Inſpektor bin. Hier diene ich meinem Vaterlande mit vollem Herzen, und gut. Wenn ich höher zu ſtehen wünſchte, ſo müßte ich ehrſüchtig ſeyn, oder den langſamen Gang der Verbeſſerung nicht kennen. — Das fängt mich nicht, Mühlenberg."

* Das heißt: eine ſchlechte Regierung einer beſſeren gleich machen.

„Das heißt es nicht. Ein Fürſt kann viel, doch nicht Alles. Aber Gott gebe uns edle Fürſten; die edlen Miniſter werden dann nicht fehlen, ohne; daß wir, ich oder du, nöthig hätten, das Staatsruder zu ergreifen. Da ſteckt es, Mühlenberg. Sieht der Fürſt, ſo ſehen auch die Miniſter; iſt er gerecht, ſo ſind auch ſie es. Das Wirken in der Welt beſteht faſt nur im Forttreiben Anderer. — Ich fühle mich hier glücklich. Ein tüchtiger Holz-Inſpektor, wie ich es von des Fürſten, und ein glücklicher Hausvater, wie ich es von Gottes und Emiliens Gnaden bin, iſt wahrhaftig aller Ehre werth. Und ſchaffe du in einem Lande nur erſt ein Paar hunderttauſend gute, brave, glückliche Hausväter; dann ſollſt du ſehen, was für Miniſter wir haben werden! Die Aufklärung, guter Freund, iſt kein Blitz in der Nacht, der auf einen Augenblick das ſtärkſte Licht giebt, nebenher blendet, und es dann nur deſto dunkler werden läßt; ſondern das Anbrechen des Tages, das allmählich ganz erhellt. Ehe man es ſich verſieht, wird die Sonne da ſeyn. Laß mich auch das noch ſagen: ſo wie die Sonne von unten heraufſteigt, ſo muß die

Auf-

Aufklärung aus dem Mittelſtande kommen. Er kann, eben, weil er in der Mitte iſt, nach oben und nach unten wirken. Was war der tugendhafte Beliſar den ſpäteren Griechen? Ein Meteor, das ſie einen Augenblick blendete, ohne ſie beſſer zu machen."

Emilie ſagte ſanft: aber dein Vater, lieber Herrmann! Mein Glück, das weißt du wohl, kann ſich durch eine Veränderung unſerer Lage nur vermindern; aber das Verhältniß mit deinem Vater iſt ein Stachel in deiner Seele.

„Das weiß Gott, Emilie!" ſagte Herrmann betrübt, und ging, den Kopf ſchüttelnd, auf und nieder. Dann ſagte er: „wenn ich überlege, Emilie, daß ich dennoch mit aller meiner Liebe nicht zum Zwecke kommen werde (denn ich ſehe voraus, wie man mir mitſpielen wird); ſo möchte ich thun, wozu mein Herz mich treibt: hier bleiben."

Und deine Kinder? fiel Mühlenberg ein.

Herrmann umfaßte Emilien; ſie erröthete, und lehnte die brennende Wange an ſeine Bruſt. „Du haſt entſchieden, Mühlenberg!" ſagte Herrmann, und ſtand in hoher Freude auf. „Ja, wir bleiben hier!“ Er war ſo entzückt, als ob ihm Emilie aufs neue gegeben wäre. Der Gedanke an die Erziehung ſeiner Kinder hatte Herrmannen ſchnell beſtimmt. Er ſah ein, daß er ſich in keinem Amte ihnen ſo widmen könnte, wie in dem jetzigen, und daß es ihm, wenn er in der Reſidenz lebte, nicht möglich ſeyn würde, den Einfluß ſeiner Verwandten auf ſie gänzlich zu verhüten. Darüber hatte Herrmann mit ſeiner Emilie geſprochen, als ſie ihm in einer Stunde der heiligſten Vertraulichkeit erröthend entdeckte, daß ſie hoffen könne, Mutter zu werden. Er nahm ſie nach dieſem Geſtändniſſe in ſeine Arme, betrachtete ſie mit Thränen der Freude in den ehrfurchtsvollen Blicken, und ſagte: „meine geliebte, gute Emilie, wie glücklich ſind wir, daß wir in dieſer tugendhaften Stille leben, wo ich ganz Vater, und du ganz Mutter ſeyn kannſt! Wie ſchwer würde uns ein Leben in der Reſidenz die Erfüllung dieſer himmliſchen Pflicht machen!“ — Beide dachten jetzt in demſelben Augenblick an dieſe Unterredung, und waren nun ſogleich entſchieden.

Eliſabeth hatte aus einzelnen Worten gemerkte, was vorging. Sie brachte den Punkt noch einmal zur Sprache, und ſang ſich faſt heiſer; aber das half nichts. Martin, der nun auch darum wußte, überſchrie ſie. Und thäte es der Herr, Mamſell, rief er in ihren Geſang hinein; ſo ſollten Sie mich dauern, Sie am meiſten! — Das hätte die Baſe bedenklich machen ſollen; ſie ließ ſich aber von dem Ehrgeitz blindlings fortreißen.

Nein, ſagte ſie beinahe weinend: ich will von mir nichts ſagen;

Wer ſeinen Hochzeitstag ſchon vor ſich ſieht,
Der iſt um andern Tand nicht mehr bemüht.

Was! rief Martin; Sie noch heirathen? Aber, ſetzte er ſogleich ſanfter hinzu; warum nicht! Ich glaubte nur, Sie wollten bei der jungen Herrſchaft aushalten bis an Ihr Ende. Eliſabeth fuhr auf, und ſagte ihm, daß ſie ihren ſanften und ſeligen Tod meine. Martin ſchwieg beſchämt, daß er ſie durch ein Mißverſtändniß beleidigt hatte. Nun hielt ſie eine lange Rede, worin ſie zeigte, daß man einer göttlichen Schickung nicht widerſtreben müſſe; und zuletzt ſchloß ſie mit den emphatiſchen Worten: „wer ein gut Kind zieht, der hat Freude;

wenn er ſtirbt, ſo darf er nicht ſorgen: denn er hat hinter ſich gelaſſen einen Schutz wider ſeine Feinde, und der den Freunden wieder dienen kann.“

Herrmann lächelte nicht, wie er ſonſt wohl bei ihren Reden that. „Wenn er ſtirbt, ſo darf er nicht ſorgen!“ wiederholte er langſam und gerührt. Martin öffnete ſchon den Mund; als er aber Herrmanns Miene ſah, ſchwieg er, und ging hinaus. Ich will nichts dazu ſagen, brummte er, und ſollte ich auch wieder in mein Häuschen ziehen müſſen. Beſuchen wird er mich ja doch wohl einmal! Nun, Gott Lob, auch ich kann von meinem Hochzeittage ſingen, wie die Baſe. — Herrmann folgte ihm nach, und ſagte, als Martin ihn traurig anblickte: „wenn mein Vater ſo ſtürbe, Martin! Ach, er weiß nicht, daß ich ihn liebe: ſoll ich ihm das nicht ſagen und zeigen?“

Wie Gott will, erwiederte Martin; ich bin zufrieden. Nur verſprechen Sie mir, daß ich Sie zuweilen beſuchen darf, und die Frau Inſpektorin dazu. Lange werde ich's ja nicht mehr machen.

„Martin!“ rief Herrmann: „dich laſſ' ich nicht, du ehrliche Seele! du bleibſt bei mir bis an deinen Tod!“

Martin drückte ihm weinend die Hand, ſtürzte dann wieder in das Zimmer, und rief: wir ziehen nach der Reſidenz; aber ich bleibe im Hauſe. Er näherte ſich Emilien ehrerbietig, und wiederholte: ich bleibe bei Ihnen und bei dem kleinen Karl.

In großer Freude über ihren Sieg und über die wichtige Neuigkeit, die ſie erzählen konnte, ging Eliſabeth ſogleich zu ihrer vertrauten Freundin. Unterweges ſprach ſie noch Herrn Caſtran, der ſeit einigen Wochen nicht in Langens Haus gekommen war, weil ihm Herrmann, wegen einer Nachläſſigkeit im Dienſt, einen Verweis gegeben hatte. Sie theilte ihm die wichtige Nachricht mit, daß der Herr geheime Etatsrath von Rolfs, der Liebling des Fürſten, nun Herrmanns Schwager würde, und daß ſie wieder in die Reſidenz zögen.

Herr Caſtran ſprang zwei Schritte zurück, empfahl ſich der Baſe zu ihrer hohen Protektion, und ging dann, ſo ſchnell er konnte, nach Hauſe. Doch unterwegs klopfte er noch an drei oder vier Fenſter, und erzählte: wir verueren unſern guten Herrn Inſpektor. Ich habe eben einen Brief aus der Reſidenz bekommen. Der Herr von Hellbra ſchreibt mir: lieber Herr Caſtran, ich melde Ihnen, daß der Herr von Lange durch ſeinen Schwager, den Herrn geheimen Etatsrath von Rolfs, wieder in Gnade gekommen iſt. Man hat mir unter den Fuß gegeben, um ſeine Stelle anzuhalten; ich weiß aber noch nicht, ob ich es thue. Auf meine Nachricht können Sie Sich verlaſſen. Noch weiß es Niemand. Herr von Hellbra geht aber auch mit Sr. Durchlaucht um, wie ein Bruder! Wie geſagt, Sie können Sich darauf verlaſſen.

Liebe Frau, rief er, ſo wie er in ſein Zimmer trat, ganz außer Athem: wo iſt mein neuer Rock? wo meine neuen Schuhe? Geſchwind! ich will Inſpektors zu Gevatter bitten.

Inſpektors? ſo? erwiederte ſeine Frau, die vor zehn Tagen von einem Mädchen entbunden worden war. Ich dachte, lieber Mann, . . .

Still, ſtill! da hab' ich eben von dem Poſtillion einen Brief bekommen. Es hat ſich ausgeinſpektort. Der Herr von Lange wird wenigſtens Geheimerrath. Das habe ich ganz friſch aus der Reſidenz! Nun ſiehſt du doch, was für Freunde ich habe! — Geſchwind! Ich will auch den neuen Paſtor bitten. Wo iſt die ſeidne Weſte und das neue Uhrband? — Mein lieber Caſtran, ſchreibt mir der Kammerjunker von Bülow. Du ſollſt hernach den Brief ſehen; kein Bruder kann an den andern ſo ſchreiben. Der Herr von Rolfs — Und dein buntes ſeidnes Halstuch gieb mir doch; ich will es nicht gebrauchen — ſieh, der heirathet die Schweſter des Herrn von Lange. Nun habe ich erſt einen Freund am Hofe!

Ja, der dir Verweiſe giebt.

Du weißt nicht, liebe Frau; das wäre nicht geſchehen, wenn der Inſpektor nicht gemußt hätte. Ich habe einen heimlichen Feind am Hofe. Der Inſpektor iſt nicht Schuld daran. Sieh einmal, liebe Frau! bin ich nicht recht hübſch? Nun, adieu. Abſchlagen werden ſie, es mir nicht, gewiß nicht.

Herrmann und Emilie hatten, Arm in Arm und Bruſt an Bruſt, beſchloſſen, zwar in die Reſidenz zu gehen, aber dort eben ſo einfach, eben ſo häuslich, wie hier, nur ſich und ihren Kindern zu leben. Jetzt kam Herr Caſtran, mit dem Vorſatze, ſich zu ſtellen, als ob er ihr groſſes Glück noch nicht wüßte, damit ſie ſeine Einladung nicht dieſem Umſtande zuſchreiben möchten.

Er brachte ſein Anliegen vor, und Anfangs ging alles gut; bald aber brauchte er die Wörter: „Gnade, geruhen, unterthänigſt," ſo oft, und empfahl ſich Herrmanns Protektion ſo demüthig, daß dieſer wohl ſah, er müſſe die Baſe Eliſabeth ſchon geſprochen haben. „Ich glaube, Herr Caſtran, Sie haben Briefe aus der Reſidenz?" — Ja, Herr Inſpektor, ja; und darf ich mich unterſtehen, Ewr. Gnaden unterthänigſt Glück zu wünſchen? Wahrhaftig, gnädige Frau, ſo lange Sie hier ſind, hat mir das Herz geblutet, daß eine ſo vortreffliche Dame, wie Ew. Gnaden, . . .

„Lieber Herr Caſtran, ich wünſche nun nichts mehr, als daß auch Ihre Verbannung ſich bald endigen möge."

Da verlaſſ' ich mich ganz auf Ew. Gnaden. Sollt' es auch nur ein geringes Aemtchen ſeyn, das ich erhielte. Aber Dero Herr Schwager, der Herr Geheime Etatsrath von Rolfs . . .

„Das iſt eben das Elend, Herr Caſtran; wir müſſen andere Wege einſchlagen."

Caſtran ſprang vor Schrecken zwei Schritte zurück. Oder Dero Herr Vater, der Herr Kammerrath.

„Jetzt Kammer-Direktor, lieber Herr Caſtran."

O, gratulire unterthänigſt. Alſo könnten Dero Herr Vater . . .

„Recht gern, lieber Herr Caſtran. Und da wir nun Gevattern werden, und ſo lange Kollegen geweſen ſind, ſo können Sie leicht denken . . . Der Fürſt, das wiſſen Sie ſelbſt, iſt wie die Ewigkeit: man glaubt an ſie, ohne ſich daran zu kehren. Die Miniſter, das wiſſen Sie auch, haben ſo viele Kreaturen zu befördern, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt, an einen Floßverwalter zu denken, und wenn Sie hier unter den Holzhauſen und Holzknechten, die in Abſicht der Manieren nicht viel beſſer ſind, als die Holzkloben, auch noch einmal ſo viel von Ihrer monde zuſetzten."

Wenn aber Ew. Gnaden erſt wieder in der Reſidenz ſind, und Dero Verdienſte . . .

„Was Verdienſte am Hofe gelten, das haben Sie ſelbſt erfahren, lieber Herr Caſtran. Wenn irgend Jemand verpflichtet iſt, die Worte: „ohne alle unſer Verdienſt und Würdigkeit,“ recht andächtig zu beten, ſo ſind wir es, die wir beſtimmt ſind, am Hofe zu leben. Ich war ein guter geheimer Cabinets-Sekretair, als ich zum Holz-Inſpektor gemacht wurde. Vom Holze verſtand ich nur eben genug, um Eichen von Birnbaum zu unterſcheiden; und dennoch wurde ich Holz-Inſpektor. Jetzt, da ich mein Klafter ſetzen kann, und alle Holzarten troß Einem kenne, jetzt macht man mich wieder, ich weiß noch nicht wozu. So geht es! Ich glaube faſt, man wird mich in dem Finanz-Departement anſtellen, weil ich davon gar nichts verſtehe.“

Wie meinen denn Ew. Gnaden, daß mir geholfen werden könnte? fragte Caſtran, ein wenig betreten und traurig; denn er hielt das Alles, was Herrmann ſagte, um ſich ſelbſt zu necken, für eine feine abſchlägige Antwort. Der betrübte Ton des armen Tanzmeiſters erregte Herrmanns gutmüthiges Mitleiden. „Ich dächte, Herr Caſtran,“ ſagte er ernſthaft, „Sie ließen den Hof fahren; denn, glauben Sie mir, die Zeit, eine Rolle daran zu ſpielen, iſt für Sie und für mich vorüber. Unter den Leuten hier (Sie wiſſen, ich gehe vorzüglich mit dem Prediger Mühlenberg um) verlernt man die Kunſt, ein Hofmann zu ſeyn."

Leider, Ew. Gnaden, das fühl' ich. Dero Freund, der Herr Prediger, iſt zu ernſthaft.

„Recht! zu ernſthaft, Herr Caſtran, und auch zu ſpaßhaft; mit Einem Worte: er iſt alles, was er iſt, zu ſehr. — Ich muß nun wieder nach der Reſidenz."

O, wie glücklich werden Ew. Gnaden ſeyn!

„Wie man es nimmt, Herr Caſtran! Doch ſtehe ich noch bei ihrer Tochter Gevatter; und wenn mein Wort etwas gilt, ſo ſollen Sie meine Stelle bekommen. Mein Vater wird mir, hoffe ich, die Bitte nicht abſchlagen."

Caſtran rieb ſich in Verlegenheit die Hände. Es war über alle ſeine Erwartung; aber doch hätte der Thor gern eine kleine, weniger einträgliche Bedienung in der Reſidenz gehabt. Nun, wie Ew. Gnaden befehlen, ſagte er mit einer Verbeugung. Das Aemtchen iſt wirklich gut, und das Haus bequem. Ueberdies fürchtet ſich meine Frau vor meinen vielen Bekannten in der Reſidenz.

„Ihre Frau iſt brav und verſtändig. — Alſo, wann ſollen wir kommen?"

Caſtran ſagte die Zeit, empfahl ſich, ging dann ſogleich zu dem Burgemeiſter, und erzählte: unſerm Herrn Inſpektor helfe ich zu Ehren. Er hätte hier, wer weiß wie viele Jahre, ſitzen können; denn der Fürſt war noch nicht ganz wieder gnädig. Aber ich drang darauf, daß ich Inſpektor werden wollte, und brachte meine Freunde dahinter. Geduld, lieber Caſtran! ſchrieben ſie mir alle. Nein, nein, ſagte ich: bringt den guten Herrn von Lange wieder in die Reſidenz; ich muß Inſpektor werden. Jetzt iſt er zurückgerufen. Ich ſchweige, und werde doch ſehen, ob ich die Urſache geweſen bin, oder nicht.

Nun ging er zu dem Prediger Mühlenberg, um deſſen Frau zur Taufe einzuladen. Hier erzählte er, daß Langens wegzögen, und daß er wahrſcheinlich Holz-Inſpektor werden würde. Ich könnte, ſetzte er hinzu, zwar wohl eine andere Stelle bekommen; denn . . . Sie haben doch wohl den Wagen geſehen, worin ich neulich wegfuhr? Ein alter Freund von mir, der Schatz- und Landrath von Wunſch, ließ mich holen. Da war ſo etwas vor. Aber ich ſagte: lieber Herr Schatzrath, ich will bleiben, wo ich einmal bin. Die Zeit, noch eine Rolle zu ſpielen, iſt für mich vorüber. Lieber Caſtrar., ſagte er: Floßverwalter! wo denken Sie hin! Ihr Großvater hat einer Ehrenſache wegen fliehen müſſen; und Sie? . . . — Aber ich ließ mich auf nichts ein, und ſage noch: ich bleibe hier.

Herrmann ſchrieb unterdeſſen ſeinem Vater, und die zärtlichſte Liebe, die kindlichſte Schonung führte ſeine Feder. Er nahm, was ihm ſein Vater anbot, als die Erfüllung ſeines lebhafteſten Wunſches an, und ließ nichts von ſeinem Widerwillen merken, ſich von neuem für das Meer einzuſchiffen, auf dem er ſchon einmal geſcheitert war.

„Emilie,“ ſagte er zu ſeiner Gattin, als ſie ſeinen Brief geleſen hatte: „er wird glauben, mich glücklich gemacht zu haben! . . . Ach, wir opfern ihm unſre Ruhe auf, das größte Glück unſeres Lebens, die Herzen, die wir lieben. Wo werde ich wieder einen Mann finden, wie meinen Mühlenberg? wo du wieder ein Herz, wie das Herz deiner Freundin?“ — Hier! ſagte Emilie, und lehnte das lächelnde Geſicht an die Bruſt ihres

Mannes. Laß uns gehen, Herrmann! Wurden wir denn dazu geboren, ſo glücklich zu ſeyn? und ſind wir denn nicht noch immer Schooßkinder des Glückes, der Natur und der Liebe? Sie werden dich freilich in manche Verlegenheit bringen . . .

„Sie werden mehr, Emilie! Rolfs wird ja mein Schwager. Ich fürchte, mein Herz wird noch oft ſehr ſchmerzlich leiden.“

An dem Herzen deiner Emilie ſoll es ſich wieder beruhigen. Herrmann, warſt du nicht glücklich, als du mit Schmerz in meine Arme ſankſt? Warſt du es nicht ſelbſt da, als wir einander entſagten? Nein, Herrmann, unſre Ruhe, unſre Liebe, können Sie uns nicht rauben; und was können Sie dann?

„Sie werden mein Herz von ſich ſtoßen!“

Und du wirſt ſie dennoch lieben.

„Sie werden nicht glücklich ſeyn, und mich als die Urſache ihres Mißmuthes anſehen.“

Du wirſt an das Herz deiner Emilie fliehen, und ſie wird . . . dir dein Kind entgegen tragen. Du wirſt ein glücklicher Vater ſeyn, wenn du kein glücklicher Sohn biſt.

„Es muß heraus, wovor ich zittre. Sie werden dich haſſen, Emilie!“

Sey unbeſorgt, Herrmann; ich werde ſie lieben.

„Und ich — ich werde dann aufhören, ſie zu lieben.“

Nein, das wirſt du nicht, Herrmann. Auch werden ſie mich nicht haſſen. Du kennſt mich noch nicht. Sie ſollen mich gegen ihren Willen lieben. Herrmann, mich hat noch Niemand gehaßt. Laß uns gehen! Mein Herz darf hoffen, weil es lieben und verzeihen kann. Laß mich auch einmal etwas von mir rühmen!

Herrmann umarmte ſeine Gattin mit Innigkeit. „Emilie!“ ſagte er: „ich könnte ihnen alles vergeben; nur nicht, wenn ſie dich betrübten.“

Haſt du mich nicht ſehr betrübt, Herrmann? und du liebteſt mich doch ſo zärtlich! Nein, ich kann nie wieder unglücklich werden; denn du, mein guter, edler Herrmann, biſt ja mein! — Ich will den Brief ſiegeln; dann ſchicke ihn fort. — —

Nach einigen Tagen gingen Herrmann und Emilie zu der Taufe bei Herrn Caſtran. Sie fanden aber die Wöchnerin ſehr krank, weil ſie ſich zu früh aus dem Bette gewagt, und überdies einen Schrecken gehabt hatte. Herr Caſtran war beſorgt, da er ſeine Frau wirklich liebte. Aber mitten in ſeiner Traurigkeit konnte er doch nicht aufhören, den feinen Mann zu ſpielen. Er hatte ſich irgendwo Schokoladen-Taſſen geborgt, ſchenkte in der Wochenſtube ein, und präſentirte ſelbſt im andren Zimmer, weil er keinen Bedienten hatte. Höre, ſagte er zu ſeiner kränken Frau; ich wollte unſer Holz-Deputat darum geben (denn das wüßte ich wohl wieder zu bekommen), wenn des Inſpekters Bedienter zwei Hände hätte; er könnte dann doch die Taſſen herum tragen. Ein Schokolade-Brett hab' ich gemacht; der Inſpektor ſoll doch ſehen, daß wir auch nicht ganz übel eingerichtet ſind! Aber da hat der Kerl nur Eine Hand. Hätte er das Schiff ſinken laſſen, ſo könnte er nun herum präſentiren, und ich wäre nicht in der Angſt. Schade, daß ich nicht früher daran gedacht habe, liebe Frau! Du haſt anderthalb Dutzend ſilberne Eßlöffel; ich hätte aus einem halben Dutzend ein leichtes ſilbernes Kännchen machen laſſen. Nun, ſo bald ich Inſpektor bin, ſoll es auch das Erſte ſeyn, woſür ich ſorge. Dann, hoff' ich, ſollſt du nach Jahr und Tag noch einmal in die Wochen kommen. Aber wenn du wieder ſo krank werden ſollteſt, arme Frau, ſo mag meinetwegen das Kännchen bleiben, wo es iſt! Thu mir nur den Gefallen, und ſag immer: meine gnädige Frau Gevatterin. Ich weiß, du kannſt nicht viel ſprechen, und verlange es auch nicht; aber ſag nur das Wort gnädig laut, daß man es hört. Doch wenn du nicht kannſt, liebe Frau, ſo laſſ' es nur; ich will ſagen, du hätteſt mir den Auftrag gegeben, es ſo zu beſtellen."

Herr Caſtran wurde aber bald ſehr mißvergnügt; denn Emilie ſetzte ſich an das Bett der Wöchnerin, und bemerkte weder ſeine Schokolatetaſſen, noch die übrigen Herrlichkeiten, z. B. ein Paar Steinſchnallen, die er erſt vor einigen Wochen von einem Tabuletkrämer erhandelt hatte. Sie dachte neben dem Bette der Wöchnerin mit Unruhe an die nur noch fünf Monate entfernte Stunde, da ſie ſelbſt die ſüße Mutterfreude empfinden ſollte. Es drangen Thränen aus ihren Augen, als die Kranke ihre matte Hand aufhob, das Kind zu liebkoſen. Ach, dachte ſie, wenn die

Mutter von ihrem Kinde geriſſen würde; wenn ich . . . — In dem Augenblicke, da ſie das dachte, fliſterte die Wöchnerin: ach Gott! was wird aus dem Kinde werden, wenn ich ſterbe! Dieſe Worte erſchütterten Emilien, da ſie ihren eignen Gedanken begegneten. Sie empfand tiefes inniges Mitleiden für die Frau. Herr Caſtrau hatte für ein Goutê geſorgt, wie er ſich ausdrückte; Emilie bat aber ihren Mann, die Gäſte wegzuführen. Sie blieb allein am Bett, und wollte es auch in der Nacht nicht verlaſſen. Gegen zehn Uhr Abends beſſerte es ſich etwas mit der Kranken; und nun war Herr Caſtrau auf einmal wieder der Alte. Da Emilie ſeine Steinſchnallen gar nicht bemerken wollte, ſo ſuchte er dicht an ihr etwas auf der Erde, um nur das Licht näher an ſeine Schuhe zu bringen. Er mochte aber thun, was er wollte; Emilie ſah immer nur die Kranke.

Gegen Morgen erwachte die Wöchnerin aus einem erquickenden Schlummer, und ſagte zu Emilien, die ganz allein bei ihr war: ach, wie ſchwer muß einer Mutter das Sterben ſeyn! — Sie werden auch nicht ſterben, erwiederte Emilie verſichernd; es iſt mit Ihnen ſchon viel beſſer. — Wenn ich aber ſtürbe, ſagte die Frau weinend: was ſollte aus meinem Kinde werden! Meinem Manne gehen tauſend Dinge durch den Kopf. Ach, wenn ich es nur einem Menſchen in der Welt empfehlen könnte! Emilie erbot ſich, wie eine Mutter für das Kind zu ſorgen, wenn der Fall gegen alles Hoffen eintreten ſollte. Die Kranke drückte Emilien die Hand, und ſagte ängſtlich: ſterbe ich, ſo geben Sie mir noch einmal die Hand darauf.

Emilie ſchlummerte auf dem Stuhle ein, als die Kranke wieder ruhig zu ſchlafen ſchien. Sie wurde nach einiger Zeit durch Caſtrans Geſchrei erweckt. Die Mutter war todt, und, wie es ſchien, in dem Schlummer geblieben. Der Arzt, den man ſchon geſtern hatte rufen laſſen, kam heute wieder, und konnte nun wenigſtens Emilien etwas verordnen. Sie war heftig erſchüttert, und gab der Todten noch einmal die Hand darauf, daß ſie ſich des Kindes mütterlich annehmen wollte, ſo viel ſie nur könnte.

Herr Caſtran war in Verzweiflung, und

hatte auf einmal alle ſeine vornehmen Freunde vergeſſen. An dem Sarge ſeiner Frau erhielt Herrmann eine Art von Achtung für ihn. Emilie beſorgte das Leichenbegängniß, und wählte eine Amme für das Kind. Sie wollte dies zu ſich nehmen; allein Herr Caſtran, deſſen Schmerz noch zu neu war, erlaubte das durchaus nicht. Er trug das Kind auf den Armen, und es war ſeine einzige Beſchäftigung. „Lieber Gott,“ ſagte Herrmann: „vierzig Jahre iſt dieſer Caſtran alt geworden, und noch keine Stunde etwas anders geweſen, als ein Narr; und nun hat ihn der Schmerz zu einem vernünftigen, achtenswerthen Menſchen gemacht!“ — Aber kaum hatte bei Caſtran die erſte Schärfe des Schmerzes aufgehört, ſo kehrte ſeine Narrheit auch ſchon wieder zurück, und es geſellte ſich eine neue, noch größere, dazu.

Einige Tage nach dem Begräbniſſe hielt, als Emilie gerade wieder bei Caſtrans kleinem Kinde war, ein Wagen vor Herrmanns Thür, und der Kammer-Direktor ſtieg aus. Herrmann eilte in ſeine Arme, hatte in einem Augenblick alles Vorige vergeſſen, und war durch dieſe Güte ſo gerührt, daß ſein Vater ſehr viel von ihm hätte verlangen können. Der Kammer-Direktor verfehlte aber das Herz ſeines Sohnes, weil er gar keine Rückſicht auf deſſen Charakter nahm. Da Herrmann in ſeinem Briefe ſo demüthig das Verlangen ſeines Vaters zu erfüllen verſprochen, und gar keine Klagen geführt hatte, ſo glaubte der Kammer-Direktor, er ſey des Lebens in dem Städtchen müde, habe endlich einmal Ehrgeitz bekommen, und man könne ſich ſeiner gänzlich verſichern. Ich freue mich, mein Sohn, hob er an, daß ich dich von der Sonderlings-Krankheit hergeſtellt ſehe, und daß endlich unſre Wünſche zuſammen ſtimmen. Herrmann wollte Emillen rufen laſſen; der Vater verbat es ſich aber, und ſagte: ich wünſche dich erſt ohne Zeugen zu ſprechen; denn um dich mit deiner Familie wieder auszuſöhnen, ſind einige vorläufige Maßregeln nöthig, die ich mit dir allein abmachen will. Halbe Maßregeln, das weißt du wohl, taugen nie. Willſt du dich mit deinem Verwandten verſöhnen, ſo thue es ganz; ſonſt wäre es beſſer, wenn alles bliebe, wie es iſt, ſo weh mir das Verhältniß auch thut. Du kommſt alſo in die Reſidenz, und machſt einen Beſuch bei deinem künftigen Schwager, dem Herrn von Rolfs.

„Guter Gott! Doch es ſey!“

Du machſt ihm eine artige Entſchuldigung.

„Worüber, mein Vater?“

Ueber das, was unter Euch vorgefallen iſt.

„Es ſey!“

Zweitens, der alte Matroſe bleibt hier, und du ſiehſt ihn nie wieder.

„Wie, mein Vater? Wiſſen Sie auch, daß dieſer Matroſe, den ich verlaſſen ſoll, mir Alles gab, was er hatte, als ich verlaſſen war? Nimmermehr, mein Vater!“

Der Vater lächelte: du machſt Umſtände, wo ich gar keine nöthig finde. Drittens, du ziehſt erſt allein in die Stadt, und läßt deine Frau noch einige Monate hier.

„Wozu das?“ fragte Herrmann ſehr ernſt.

Fühlſt du nicht, mein Sohn, daß du deiner Familie eine Genugthuung für dieſe Heirath ſchuldig biſt?

„Genugthuung? welche?“

Du kommſt allein, ohne Frau, in die Reſidenz, zeigſt dadurch dem Publikum, daß du deine Unbeſonnenheit bereueſt, und erwarteſt, ob deine Familie deine Frau aufnehmen wird.

„Vater! iſt es möglich, daß man mir die verächtlichſte aller Niederträchtigkeiten zumuthen, und, großer Gott! daß man ſie mir ſogar zutrauen kann? Vater, Sie haben ohne Zweifel ſelbſt nicht geglaubt, daß es möglich wäre, mich zu dieſen Bedingungen zu vermögen.“

Mein Sohn, welch ein Aufheben um eine Kleinigkeit! Liebe deine Frau, ſo viel du willſt; du ſollſt ja nur ſechs oder acht Wochen lang den Schein annehmen, als ob du deine Thorheit bereueteſt.

„Nicht einen Tag, nicht eine Stunde, nicht eine Minute, für alle Güter der Erde nicht! Meine Emilie verleugnen? Abſcheulich! So hören Sie denn, mein Vater! Ich gehe in die Reſidenz zurück, aber nur unter der Bedingung, daß der edle Martin bei mir bleibt, daß ich das Recht habe, ihn überall und öffentlich für meinen Freund zu erkennen, und ſo zu behandeln; zweitens, daß meine Familie meine Frau mit aller der Ehrerbietung aufnimmt, die man ihren Tugenden ſchuldig iſt. Wer nur mit einer Miene ſie beleidigt, der hat es mit mir zu thun, und wäre es der gefürchtete Rolfs, dieſer elende, feigherzige Bube, den ich wohl kenne. Ich bin hier ſehr glücklich, mein Vater, und brachte Ihnen das Opfer nur ungern, nur aus Liebe zu Ihnen. Meine Zufriedenheit kann ich Ihnen aufopfern, aber nicht meine Pflicht."

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Herrmanns Bruder trat in das Zimmer. Er hatte ſeinen Vater zu Pferde begleitet, um wo möglich die Ausſöhnung zwiſchen Herrmann und der Familie zu verhindern. Als er hörte, wovon die Rede war, ſprach er mit, und ſchien ſeinem Bruder zureden zu wollen, perſifflirte aber deſſen Heirath ſehr giftig. Das, was Herrmannen in Hitze bringen ſollte, wirkte gerade das Gegentheil. Er wurde gegen ſeinen Bruder kalt wie Eis, und kam ſogar in eine ſehr gute Laune. „Daß du, Bruder," ſagte er, „nur Menſchen mit zwei Händen leiden kannſt, läßt ſich erklären. Noch beſſer, wenn ihnen das Gewehr gleich mit an die beiden Hände gewachſen wäre: das erſparte den Regiments-Büchſenſchäfter! Du ſchätzeſt den Menſchen nach den geſunden, vollzähligen Gliedern, und rufſt bei jedem Unglücklichen: hol' ihn der Teufel; er taugt nichts zu einem Rekruten! Das Herz am Menſchen iſt dir nichts, als ein Blutbeutel; und geſteh nur, du wäreſt ſo groß, von deinem eigenen Herzen zu ſagen: hol' es der Teufel! wenn du dafür auf den Fleck, wo es ſitzt, einen Stern, oder auch nur ein Kreuz, zu bekommen wüßteſt. Du biſt kein Freund von halsbrechenden Arbeiten; aber doch wette ich, du würdeſt beim Karneval in Venedig den Knaben, der die Spitze der Menſchen-Pyramide macht, deshalb beneiden, weil er auf Menſchenköpfen ſteht."

Deinen Witz, Bruder, ſpare! Ich begreife nur nicht, weshalb du dich nicht überwinden kannſt, dich etwa vier Wochen von deiner Frau zu trennen. In der That, du biſt das Muſter eines guten, treuen Ehemannes! Wenn die Reſidenz das Glück hat, dich zu beſitzen, ſo kann ſie ſagen, ſie hat etwas!

„Du fühlſt, daß ſie von dir das nicht ſagen kann!"

Herrmann wurde immer kälter; und nun kam Emilie zu Hauſe.

„Hier iſt meine Frau," ſagte er ein wenig beſtürzt, und führte ſie ſeinem Vater zu, der ihre Verbeugung ſehr artig erwiederte. Emilie redete ihn an, und der innige Ton ihrer unverſtellten Rührung konnte ſelbſt bei ihm nicht gänzlich ohne Wirkung bleiben. Er betrachtete die ſchöne Frau mit wohlgefälligem Lächeln. Der Kapitain machte ihr eine nachläſſige Verbeugung, unterbrach ſie, wenn ſie redete; kurz, er that alles, um ſeinen Bruder aufzubringen.

Auch Eliſabeth kam nun herzu, und nannte den Kapitain: Herr Vetter. Spöttiſch fragte dieſer: haſt du mir noch mehr Vettern und Baſen vorzuſtellen?

„Nein; aber vorzuſtellen habe ich dir, Bruder, daß du die Achtung nicht verletzeſt, die du meinem Hauſe, wie jedem andren, ſchuldig biſt."

So? ich habe doch wohl den Reſpekt nicht aus den Augen geſetzt, den ich der Frau Holz-Inſpektorin erweiſen muß?

„Nein; aber damit ich ſicher bin, daß du es nicht etwa noch thuſt, ſo wirſt du ſo gut ſeyn, mein Haus zu verlaſſen." — Emilie ſagte bittend: lieber Herrmann! „Emilie," erwiederte er; „ſey ruhig. Ich ſehe die Abſicht dieſes Menſchen. (Er faßte ſeines Bruders Hand.) Darf ich bitten . . .?“

Recht gern; ich fühle mich hier ohnehin nicht ſehr wohl. Die Frau Holz-Inſpektorin iſt . . .

„Kein Wort mehr, Herr Kapitain,“ rief Herrmann fürchterlich; „oder ich laſſe dich zum Hauſe hinaus werfen!“

Mich? wag' es! ſagte der Kapitain, und ſtemmte ſich auf ſeinen Stock. Herrmann rief: „Martin!“ — Martin kam, und ſtellte ſich mit einem drohenden Geſicht an die Thür.

Jetzt wendete ſich Herrmann an ſeinen Vater, der in der größten Verlegenheit da ſtand. „Mein Vater, ich ſehe, was dieſer Menſch will: uns entzweien, wie er es immer that. Warum er das will? Die Tante Anfurth hat mich enterbt; eine Verſöhnung würde ihn um einen Theil des Vermögens bringen. Mußt du nicht geſtehen, daß ich ſein rathen kann? Aber laß mir nur des Vaters Liebe; ich will dir die Erbſchaft laſſen.“ (Der Kammer-Direktor ſah den Kapitain an.) „War er es nicht,“ fuhr Herrmann fort, „der den

Rath gab, man ſollte mich aus dem Hauſe ſchaffen? Elender Menſch, ich verachte deine Maulwurfsgänge; aber du mußt wiſſen, daß ich ſie doch errathen kann."

Eliſabeth ſah verwundert von einem auf den andern, und hätte gern dazwiſchen geſungen; ſie traute indeß der Uniform nicht. Der Kammer-Direktor ſah ſtarr den alten Martin an, der nun auf ein Zeichen, das Herrmann ihm gab, das Zimmer wieder verließ. „Mein Vater," ſagte Herrmann jetzt tiefgerührt; „ich bitte Sie nur um das Einzige: ſtoßen Sie Ihren Sohn nicht von Ihrem Herzen weg! Geben Sie meinem Bruder Alles, und mir nur Ihre Liebe! . . . Jetzt aber, lieber Vater, werden Sie doch gewiß fühlen, daß es beſſer iſt, wenn ich hier bleibe. Dieſe Stunde warnt mich, wie mein guter Genius. Auch ich habe Galle, Vater. Ich könnte einmal vergeſſen, daß der Menſch dort Ihr Sohn iſt; denn er würde es ja darauf anlegen, daß ich es vergeſſen ſollte. Wenn ich ihn auch nicht liebe, Vater, ſo ſollen Sie doch nicht erleben, daß wir einander haſſen. Mein Entſchluß iſt feſt. Ich thue auf alles Verzicht, auf Ihr

Vermögen, auf die Hülfe meiner Verwandten, nur nicht auf Ihre und meiner Mutter Liebe. Iſt dir dies Verſprechen hinlänglich, Bruder, ſo laß uns als gute Bekannte ſcheiden."

Dein Betragen gegen mich iſt ſo beleidigend geweſen, daß nur der Nahme Bruder mich beſänftigen kann.

„So beſänftige er dich denn, mein Bruder!"

Du verkennſt mich, wie immer! ſagte der Kapitain. Deine Familie bietet dir die Hand zur Verſöhnung, und du ſtößeſt ſie zurück, wie du es ſchon oft gethan haſt.

„Die Verſöhnung nehme ich an, ſogar von dir; nur erlaube meine Familie, daß ich auf meine Weiſe glücklich ſeyn darf. Sie laſſen mich alſo hier, mein Vater?"

Der Kammer-Direktor hielt nun eine feine Rede, worin er ſeine beiden Söhne ermahnte, brüderlich mit einander zu leben; dann wendete er ſich an Herrmann beſonders, und bat ihn, bei ſeinem erſten Entſchluſſe zu bleiben und in die Reſidenz zurückzukehren. Herrmann ſchlug es ehrerbietig, aber mit Feſtigkeit, ab. Der Vater wollte wieder anheben; da flog die Thür auf, und Martin trat mit den Worten herein: er will ſich nicht abweiſen laſſen, der Herr Caſtran. — Caſtran ſtand jenſeits der offenen Thür, und machte eine tiefe Verbeugung über die andre.

„Es iſt nichts, Herr Caſtran!" ſagte Herrmann bedauernd. Aber Caſtran ging, ohne das zu hören, auf den Kammer-Direktor zu, überſchüttete ihn mit den unterthänigſten Komplimenten, und bat um die Stelle des Holz-Inſpektors. Der Kammer-Direktor wies ihn verdrießlich ab. Wodurch, Ew. Gnaden, fragte Caſtran ſehr betreten, wodurch habe ich mir Dero hohe Ungnade zugezogen? Ich bin ſo glücklich, mich der hohen Freundſchaft von Dero Herrn Sohn rühmen zu können. Dieſelben ſind noch vor Kurzem ſo gnädig geweſen, mein Kind zur Taufe zu halten, und haben mir das gnädige Verſprechen gegeben, daß ich . . .

„Lieber Herr Caſtran," unterbrach ihn Herrmann; „ich bin wieder in Ungnade gefallen, und bleibe hier bis an meinen Tod."

Caſtran erſtaunte. Er wendete ſich aufs neue an den Kammer-Direktor, und dieſer ſagte, mit einer ſtärkeren Stimme als gewöhnlich: gehen Sie doch endlich einmal! Aber Caſtran ließ ſich nicht abweiſen; er fing an, dem Kammer-Direktor auseinander zu ſetzen, daß er berechtigt ſey, auf die Stelle Anſpruch zu machen, oder eine andre in der Reſidenz zu bekommen. Der Kammer-Direktor wendete ſich an Herrmann; machte er aber nur eine kleine Pauſe, ſo redete Caſtran ſogleich wieder auf ihn ein, ſo daß Niemand mehr zu Worte kommen konnte. Sehr verdrießlich ſtieg der Kammer-Direktor wieder in den Wagen, und der Kapitain ſchwang ſich auf ſein Pferd. Herrmann umfaßte Emilien, und ſagte: „es iſt unwiderruflich beſchloſſen, ich bleibe hier." Caſtran ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſagte im Gehen: der Baum fällt nicht von Einem Schlage! Und wenn auch! wenn ich auch hier bleibe; ich weiß doch, was ich weiß! Warum will der Herr Inſpektor nicht fort? Er wollte wohl; aber ſie nicht. Und warum ſie nicht? Da ſteckt der Knoten; da ſteckt er wahrhaftig! Ich werde nicht Inſpektor, weil ich — es nicht werden ſoll! Ah, die gnädige Frau! Da ſteckt es!

Der Leſer wird ſchwerlich errathen, wo der Geck ſich einbildete, daß der Knoten ſtecke. Er glaubte, Emilie wäre in ihn verliebt. Emilie ging alle Tage einmal in ſeine Wohnung hinüber, weil ſie der ſterbenden Mutter verſprochen hatte, ſich ihres Kindes mütterlich anzunehmen. Anfangs bemerkte er das nicht; und als er es bemerkte, ſah er es nur für eine Ehre an, daß eine gnädige Frau ihn beſuchte. Aber Emiliens Freundlichkeit brachte den Gekken auf den Gedanken, daß ſie wohl ſeinetwegen kommen müſſe. Nun ließ er ſich alſo in ſeinem beſten Kleide finden, mit Steinſchnallen auf den Schuhen. Wenn Emilie kam, ſo ging er nicht auf den Holzplatz. Mag ſie es doch verantworten! dachte er. Mit jedem Tage drückte ſich der Gedanke, daß die ſchöne gnädige Frau in ihn verliebt ſey, tiefer in ſeine Seele, und er wurde dadurch noch freundlicher und närriſcher.

Sinnlichkeit war Herrn Caſtrans Fehler gar nicht; eine ſolche Eroberung ſchmeichelte nur ſeiner Eitelkeit. Daher machte er auch gar keine Verſuche, bei Emilien weiter zu kommen. Er freuete ſich nur über ihre Beſuche,

ſuche, kicherte vor ſich ſelbſt, wenn ſie ging, und ſtellte ſich breit in die Thür, um ihr nachzuſehen.

Warum käme ſie denn, dachte er, immer gerade dann, wenn ihr Mann nicht zu Hauſe iſt? Weil er es nicht ſehen ſoll. Was ginge ſie denn mein Kind an? — Aber unglücklicher Weiſe durfte Herr Caſtran mit ſeinem großen Glücke nicht prahlen; denn, dachte er, wenn es der Inſpektor erführe: hilf Himmel! wie würde es mir dann ergehen! Zwar that er dennoch alles, was er nur konnte, um ſein Glück unter die Leute zu bringen: er ſprach z. B. von Menſchen, die unter einem glücklichen Sterne geboren wären. und lächelte dabei höchſt zufrieden; aber die Leute waren zu einfältig, etwas zu merken, und noch mehr ſagen konnte er doch nicht, höchſtens mit Entzücken von der gnädigen Frau Inſpektorin ſprechen. Herr Caſtran ſpielte für ſich ſelbſt einen Roman, von dem niemand etwas wußte, und der höchſt komiſch war. Um alles in der Welt willen hätte er nicht zu Herrmann geſagt: Ihre Frau Gemahlin iſt bei mir geweſen. Und fragte Herrmann zufälliger Weiſe darnach, ſo wickelte Herr Caſtran ſeine Antwort ſo umſtändlich ein, daß Herrmann die Geduld verlor, ihn anzuhören. Ging Emilie von ihm weg, ſo lief er in der größten Eil auf den Holzplatz, und erzählte Herrmannen, er ſey da oder dort geweſen, um ja deſſen Eiferſucht nicht rege zu machen. Zuweilen ging er auch, um die Zeit, wo ſie zu kommen pflegte, mit dem Hute zur Vorderthür hinaus, um ſich durch Dornen und Neſſeln von hinten wieder in ſein Haus zu ſchleichen.

Nach dem Beſuche des Kammer-Direktors wurde es mit dem Allen noch weit ärger. Emilie glaubte, dem armen Menſchen doch einen Troſt für ſeine vereitelte Hoffnung ſchuldig zu ſeyn, und verſicherte ihm, daß ſie alles thun würde, ihm einen Erſatz zu verſchaffen. Wir werden, ſagte ſie, doch glücklich leben, Herr Caſtran, obgleich dieſe Hoffnung fehlgeſchlagen iſt. — O, meine gnädige Frau, erwiederte Caſtran mit dem freundlichſten Geſichte: ich frage gar nichts darnach. Wir bleiben doch nun zuſammen! Er erröthete über ſeine Dreiſtigkeit, ſo etwas zu ſagen. Aber nun brannte das Feuer in ihm auch mit jedem Tage ſtärker. Er ging immer in Schuhen, und trug eine ſeidne Weſte, ein Uhrband mit goldnen Quaſten. Doch mit ſeinem Feuer ſtieg auch ſeine Angſt vor Herrmann. Kam Emilie, ſo war er geputzt; ging ſie, ſo eilte er in ſeinem ſchlechteſten Anzuge auf den Holzplatz, damit ihr Mann ja nichts merken ſollte. War er bei Herrmann, und dieſer ſah ihn einmal ſtarr an, ſo ſagte er auf dem Rückwege: er merkt es; er merkt es wahrhaftig. Nun, ſo ſey mir Gott gnädig! Aber die gnädige Frau iſt doch auf Ehre auch gar zu dreiſt. Hat ſie mich nicht heute wenigſtens zwanzigmal „lieber Herr Caſtran“ genannt! und Einmal ſogar „lieber Caſtran!“ Ich glaube die ganze Stadt merkt es ſchon, ob mir gleich niemand etwas ſagt. Aber ich bin unſchuldig, wie ein neugebornes Kind. Das kann ich am Ende dem Herrn Inſpektor zuſchwören.

Zum Unglück mußte der arme Mann die Ehre, die er hatte, verſchweigen, weil Herrmanns furchtbarer Ernſt ihm auf allen ſeinen Wegen vorſchwebte. Seh' ein Menſch an! ſagte er zu ſich ſelbſt; da hat mich der Teufel in einen Handel verwickelt, bei dem mein Leben an einem Spinnefaden hängt. Ich wollte wohl nicht zu Hauſe ſeyn, wenn die gnädige Frau käme; aber das könnte mir ja einen ewigen Schimpf machen.

Einmal traf Herrmann ſeine Frau bei dem unglücklichen Caſtran an, und dieſer gerieth in ſolche Angſt, daß er ſchon überlegte, ob er ſich nicht durch das Fenſter retten ſollte; er bekam indeß wieder einigen Muth, als Emilie ihrem Manne das ſchöne Kind zum Küſſen hingab. Herrmann lächelte; Caſtran aber, der ihn zuweilen verſtohlen anblickte, dachte: ich traue dem Lächeln nicht. Er gerieth in große Angſt, als Herrmann ihm ſagte: kommen Sie doch in das Nebenzimmer; ich habe Ihnen etwas zu ſagen. Was wird das geben! dachte Caſtran; und Herrmann — hatte von Amtsgeſchäften mit ihm zu ſprechen.

Caſtran ſchüttelte noch immer den Kopf, als Herrmann ſchon funfzig Schritte weit von ihm war. Nein, ſagte er; es iſt mehr Angſt als Ehre dabei! Der Henker hole den ganzen Handel! Ja, wenn wir nicht einander faſt gerade gegenüber wohnten! Meine gnädige Frau, ich bedanke mich für alle die ſchönen Worte und

Blicke. — Herrmann ſagte zu Emilien: „unſer Herr Caſtran hat etwas auf dem Gewiſſen, oder will es mit etwas beladen. Er kann mich nicht mehr anſehen. Der arme Mann wird es mir doch nicht zurechnen, daß es mit meiner Begnadigung nichts war?" Emilie erwiederte: nein, das hat er längſt vergeſſen. Vielmehr finde ich ihn närriſcher als je: höflich, einſchmeichelnd über alle Beſchreibung. Ich kann ihn nicht glücklicher machen, als wenn ich ein Paar Worte leiſer als gewöhnlich zu ihm ſage. Dann habe ich ihm wahrſcheinlich ein Geheimniß aus der Reſidenz entdeckt.

Auf einmal unterblieben die Beſuche der gnädigen Frau. Caſtran dachte mit Angſt: nun hat ihr Mann es gemerkt! Er ſah aber zu ſeiner Freude, daß Herrmann immer gleich freundlich gegen ihn war, und rief zuletzt: Dummkopf! Was ſollte die gnädige Frau noch länger bei mir thun? leere Aehren dreſchen? Sie iſt aus Verdruß weggeblieben! — Aber auch Emilie betrug ſich noch eben ſo gegen ihn, wie ſonſt. Er verdoppelte jetzt ſeine Freundlichkeit; doch Emilie kam nicht wieder, und Caſtran ſchalt auf den Wankelmuth der

Weiber. Der Thor bemerkte nicht, daß ſeine Tochter Sophie nicht mehr kränkelte, daß es Frühling geworden war, und daß nun die Amme alle Tage ein Paar Stunden mit dem Kinde bei Emilien zubrachte.

Einige Monate nachher erreichte Herrmann den höchſten Gipfel des irdiſchen Glückes: er wurde Vater eines geſunden Knaben, und ſeine geliebte Emilie befand ſich wohl. Herrmann hatte die frommen Thränen ſeines beängſtigenden Glückes in den freudigen Augen. Er mochte niemanden die Seligkeit ſeines Herzens aufdecken, ſelbſt ſeinem Freunde Mühlenberg nicht; der Einzige, den er dieſe Thränen der beſeligten Menſchheit ſehen ließ, war ſein treuer Martin, der in der Geburtsſtunde knieend gebetet, und dann, als ſie glücklich vorübergegangen war, mit freudigem Danke geſagt hatte: nun, lieber Gott, mach es mit mir, wie es dir wohlgefällt! Ich habe auf der Erde nichts mehr zu wünſchen.

Beide näherten ſich Emilien von jetzt an mit einer heiligen Ehrfurcht. Sie bemerkte es, und weinte ſüße Thränen darüber. „Ich bin glücklich!" ſagte Herrmann. — Gott iſt gnädig! ſetzte Martin hinzu, und drückte mit dieſen Worten auf ſeine Weiſe aus, was Herrmann ſo eben geſagt hatte, und worüber Emilie mit ſolcher Rührung lächelte. Eliſabeth beſorgte während des Wochenbettes die häuslichen Geſchäfte mit dem emſigen Fleiß einer liebenden Mutter. Ach, Herr Vetter, ſagte ſie, als ſie Herrmanns und Martins Betragen endlich bemerkte, mit wahrer Rührung: ich glaube, Sie und Martin ſind eben ſo fromm als ich, ob Sie gleich nicht ſingen. — „Und dies Urtheil, Baſe Eliſabeth," ſagte Herrmann, „gilt vor Gott ſo viel als tauſend Geſänge."

Es gefiel der Baſe Eliſabeth nur nicht, daß der neue Ankömmling ein Knabe war. Denn, Herr Vetter, ſagte ſie; wäre es ein Mädchen, ſo ſammelte ich nun ſchon die Federn von den Gänſen zum Brautbette. Glauben Sie, man kann nicht früh genug anfangen.

„Fangen Sie immer an! Wer weiß, was über ein Jahr geſchieht!"

Nein, Herr Vetter; das hieße Gott verſuchen! David zählte das Volk; und was geſchah?

„Nun Baſe, wir wollen auch für den Jungen ſammeln.“

Ja, Herr Vetter, Geld!

„Das nicht; aber Liebe, Segen, gute Handlungen, und, wenn der Himmel will, Geſundheit.“

Herrmann war jetzt allzu glücklich; es mußte ſich ein Tropfen Wermuth in den Kelch ſeiner Freuden miſchen. — Sein Vater hatte ihn zwar mit Unmuth verlaſſen; doch ſchon unterweges verminderte ſich ſein Verdruß, und er geſtand im Herzen, daß Herrmann weit beſſer wäre, als ſein Bruder, ob er gleich über das Glück des Lebens nicht ſo dächte, wie er ſollte. Emilie hatte ihm gefallen, Herrmanns Zärtlichkeit für ſie ihn gerührt. Er konnte ſich nicht ableugnen, daß es augenſcheinlich des Kapitains Abſicht geweſen war, die Wirkung ſeines Beſuches bei Herrmann zu vereiteln und die Wiederherſtellung des guten Vernehmens unmöglich zu machen. Auch ſah er ſehr wohl, worauf es der Kapitain anlegte: auf das Vermögen ſeiner Tante. Indeß beſchloß er, fürs erſte zu ſchweigen, dem Sturme, den er nun vorausſah, nachzugeben, und dann aufs neue für Herrmann zu arbeiten. Der Kapitain ſuchte ihn aufzubringen; der Vater aber ſagte ganz trocken: „wenn ich nirgends mehr hin wüßte, Kapitain, ſo zöge ich zu meinem Sohne Herrmann.“

Der Kapitain lächelte: Sie ſetzen viel Zutrauen in einen Menſchen, der bis jetzt ſeine Familie immer nur gekränkt hat.

„Das iſt wahr; er würde aber das Gute von Herzen thun.“

Nur Schade, daß er nicht viel thun könnte!

„Ja, ich bin überzeugt, er wäre ſelbſt mit dem Vermögen der Anfurth nicht reich; aber er würde ſich glücklich ſchätzen, das geben zu können, was er hätte.“

Der Kapitain ſah, daß ſein Vater gar nicht dazu geſtimmt war, ſeinen Plan zu unterſtützen, und er mußte nun ſich ſelbſt helfen. Zwar hätte er gern den Vater auf ſeiner Seite gehabt; doch fürchtete er ihn auch nicht als Gegner: denn der Vater war viel zu fein, zu langſam, zu umſtändlich, als daß er die hitzige Anfurth, die immer dem erſten Eindrucke folgte, hätte zu etwas bringen können.

Der Kammer-Direktor erzählte, als er wieder in der Reſidenz angekommen war, mit anſcheinendem Zorne, doch ſehr mäßigend und mildernd: Herrmann beſtehe auf ſeinen Kopf. „Indeß,“ ſetzte er hinzu, „iſt daran meiſtens der Kapitain Schuld, der ihn, freilich wider Willen, aufbrachte.“

Wie konnte ich anders, Vater! Er rief ja den einhändigen Matroſen herein, um mich zum Hauſe hinaus werfen zu laſſen. Sahen Sie wohl, wie ſeine Frau lächelte, als er damit drohete?

„Mich dünkt, Kapitain, du haſt dich geirrt. Die Frau war ſehr beſcheiden, ſehr artig; und, wie geſagt, wäreſt du nicht dabei geweſen, es würde anders gekommen ſeyn.“

Freilich, Sie würde er nicht haben mißhandeln können. Aber ſchicken Sie mich, oder Julchen, oder die Tante, denen er keine Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubt; dann . . .

Der Vater wollte einfallen; aber die Tante fuhr auf: was! mir keine Achtung? Wie? mich wollte er vor die Thüre werfen?

Das ſag ich nicht, Tante; und, auf Ehre, wenn ſeine Unverſchämtheit ſo weit ginge: dann würde ich vergeſſen, daß er mein Bruder iſt.

Der Vater lächelte; doch warf er ſich dem Strome von Verwünſchungen, welche die Tante jetzt ausſtieß, nicht entgegen. Der Kapitain wußte ſehr wohl, daß ſein Vater deshalb lächelte, weil er den Zorn der Anfurth als ſehr vorübergehend kannte. Er ſah auch ein, daß die Anfurth immer wieder auf den Wunſch, ihren Neffen geſchmeidiger zu ſehen, zurückkommen würde. Daß es ſeines Bruders Ernſt ſeyn könnte, die Erbſchaft der Tante aufzugeben, glaubte er nicht; er hatte alſo eine Verſöhnung auf eine oder die andre Weiſe zu befürchten, zumal jetzt, da ſein Vater ſich von Herrmann und Emilien hatte einnehmen laſſen. Nun mußte er auf ein Mittel denken, die Tante ſelbſt mit Herrmann ſo zuſammen zu bringen, daß ſie perſönlich beleidigt würde; und er verzweifelte gar nicht, das Mittel zu finden.

Rolfs feierte ſeine Hochzeit mit Julchen, und der Fürſt — zahlte ihm zwar die Summen nicht aus, die der Kammer-Direktor dem verſtorbenen Erbprinzen vorgeſchoſſen hatte, erkannte doch aber an, daß die Forderungen der Familie von Lange rechtmäßig wären. Durch dieſe Erklärung war Rolfs nicht geſichert, ſo lange die Brüder ſeiner Frau noch Anſprüche auf die Erbſchaft machten. Er horchte bei dem Kapitain hin; dieſer ſah aber ſehr hell, und ſagte geradezu: „Se. Durchlaucht haben die Rechtmäßigkeit von meines Vaters Forderungen nun anerkannt." — Das wohl nicht! erwiederte Rolfs.

„Was denn ſonſt?"

Se. Durchlaucht haben mir, in Betracht meiner Dienſte, Summen verſichert, . . .

— „die meinem Vater gehören," fiel der Kapitain ein, um ſeinen Schwager merken zu laſſen, was in der Folge geſchehen könnte. Rolfs war ein wenig betreten. Der Kapitain fuhr lächelnd fort: „Vor mir ſind Sie ſicher; aber nur vor mir." Nun mußte Rolfs glauben, daß Herrmann, unter Hochfelds Schutze, ihm ſehr gefährlich werden könnte; denn Hochfeld intereſſirte ſich noch immer für ſeinen Jugendfreund, fragte öfters nach, wie es ihm gehe, äußerte den Wunſch, ſeine Lage zu verbeſſern, und drang bei Rolfs darauf, ihm bei dem Fürſten ein Amt in der Reſidenz zu bewirken. „Ich könnte das, ſelbſt thun," ſagte

Hochfeld; „aber Lange ſoll nicht wiſſen, daß er mir etwas zu verdanken hat.“

Rolfs ſah ein, daß Hochfeld erſt im höchſten Grade erbittert über Herrmann ſeyn müßte, ehe er ſicher ſeyn könnte, daß dieſer nicht wieder in die Reſidenz berufen würde. Deshalb erzählte er Hochfelden, was geſchehen war, ſeinen alten Freund wieder empor zu bringen. Ich liebe ihn nicht, ſagte er; allein ich bin jetzt ſein Schwager, und das ändert Alles. Er haßt mich. Alſo konnte ich ihm ſeine Zurückberufung nicht unter meinem Nahmen anbieten laſſen; und doch war mir wirklich daran gelegen, ihn hier zu haben. Ich brauchte daher — du wirſt mir das verzeihen; denn einen ſolchen Ausgang konnte ich unmöglich befürchten — ich brauchte deinen Nahmen. Jetzt muß ich, leider, alle Hoffnung aufgeben, ſeinen Eigenſinn zu beſiegen. Mein Schwiegervater, der ihn ſehr liebt, reiſ'te, auf meine Bitte, ſelbſt zu ihm. Sein Vater, dacht' ich, und deine alte, ſo herzliche Freundſchaft; — aber zu meinem Bedauern hab' ich mich verrechnet.

„Was hat er geantwortet?“ fragte Hochfeld erröthend.

Er iſt mein Schwager. Und dann muß man ſeiner Lage, die ihn erbittert, etwas zu gute halten.

„Seine Antwort aber?“

Ei nun, abſchlägig, ein wenig cyniſch.

„Aber die Worte?“

Lieber Hochfeld, laß es gut ſeyn.

„Ich muß ſie wiſſen.“

Er nähme keine Dienſte von Leuten an, die ihm verächtlich wären.

Hochfeld ſagte ein lang gedehntes „So?“ und an die Stelle der beinahe wieder erwachten Liebe trat jetzt entſchiedner Haß. Rolfs that, als wollte er für ſeinen Schwager bitten; unvermerkt goß er aber immer mehr Gift in Hochfelds Seele. Ich dächte, ſchloß er endlich, du ſchriebeſt an ihn. Vielleicht wird ein Brief . . . — „Ich ihm ſchreiben?“ erwiederte Hochfeld verachtend. „Nenne mir ſeinen Nahmen nicht wieder. Ich will nichts mehr von ihm wiſſen. Er bleibt Herr Holz-Inſpektor, ſo lange mein Wort bei dem Fürſten nur noch das Mindeſte gilt.“

Alles, was Rolfs geſagt hatte, beſtätigte der Kapitain in einer Unterredung mit Hochfeld auf die unſchuldigſte Weiſe, indem er ſeinen Bruder zu entſchuldigen ſuchte. Von Seiten Hochfelds hatte man nun nichts mehr zu befürchten; die Anfurth aber war noch nicht erbittert genug, und der Kammer-Direktor gewann mit jedem Tage immer mehr für Herrmann in ihrem Herzen. Der Kapitain ging nun damit um, ſeinen Bruder auch bei ihr zu ſtürzen, und machte ſeinen Plan ohne alle Gewiſſensbiſſe. Denn, ſagte er, ſein Glück mag eine Chimäre, ein Phantom ſeyn; genug, er hält es doch für Glück. Was will er mehr! Er iſt glücklich; ich muß es erſt werden, und kann es nun einmal nicht auf ſeine Weiſe. Gut, er hat Liebe, Zufriedenheit, den Himmel: wozu braucht er Geld? Ich habe von ſeinen Schätzen nichts. Wir müſſen alſo theilen: er den Himmel, ich die demüthige Erde.

Die Tante Anfurth ging in ein Bad, und der Weg dahin führte nahe an dem Städtchen vorbei, in welchem Herrmann lebte. Freilich hatte der Kapitain ſie zu der Reiſe beredet, und ſich ihr zum Begleiter angeboten; aber ſie hatte weder das, noch ſeine Abſicht dabei bemerkt. Nahe an dem Städtchen fiel das Geſpräch auf Herrmann. Ach, gnädige Tante, ſagte der Kapitain, glauben Sie mir, mein Bruder iſt ſo ſchlimm eigentlich nicht. Der Vater hätte ihn ſehr wohl bereden können, wieder in die Reſidenz zu kommen. Auch fing er recht gut an, und Herrmann war ſchon halb gewonnen; aber nun ließ der Vater auf einmal nach. Sie kennen ihn ja, wie er iſt: ſo ſanft, ſo weichlich! Hätte er hart ſeyn wollen, es wäre gegangen. Aber da kam Herrmanns Frau, und Sie wiſſen, wie höflich der Vater ſich gegen Damen beträgt. Nun glaubte Herrmann noch Recht übrig zu haben. Hätte der Vater der Frau Holz-Inſpektorin recht derb den Text geleſen; es würde ganz anders gekommen ſeyn. Jetzt ſagt der Vater immer: es iſt unmöglich; er iſt nicht zu bewegen. Denn ſonſt könnte Jemand, zum Exempel Sie, gnädige Tante, auf den Einfall kommen, die Sache beim rechten Ende anzufangen. Was dem Vater nicht gelungen iſt, das, meint er, muß Keinem gelingen.

„Ob ich es einmal probire? was meinſt du?"

Ja, meine gnädige Tante; jetzt wäre, verſichert Rolfs, ſo eben die rechte Zeit, ihn einzuſchieben. Nur, wie geſagt, müſſen Sie ihm recht ernſtlich erklären, daß Sie ihn enterben wollen, wenn er Ihnen nicht gehorcht; und der jungen Frau, die überall mit einredet, . . .

Oho! das ſoll ſie ſich einfallen laſſen! Gut, ich will hin! Dein Vater ſoll ſehen, daß ich auch etwas kann! Von Jugend auf ließen ſie dem Herrmann zu viel Willen. Ich ſagte es ſchon damals; aber da ſollte alles mit Feinheit gezwungen werden."

Der Kapitain ſtieg am Thore aus, bezeichnete dem Kutſcher Herrmanns Wohnung, und ging nach dem Wirthshauſe, um die Tante da zu erwarten. Die Aufurth fuhr vor Herrmanns Haus, und wurde von der Magd an das Wohnzimmer geführt. Sie öffnete die Thür, und fand Emilien mit ihrem Kinde an der Bruſt, Herrmannen neben ihr mit Hochfelds Sohn auf den Knieen, Martinen, der ein Holzpferd ſchnitzte, und die Baſe Eliſabeth, die Kinderzeug nähete. Herrmann ſetzte den Knaben nieder, und ging ſeiner Tante entgegen; Emilie ſtand auf, ſo ſchnell ſie konnte, Die Tante ſah ſich im ganzen Zimmer um, und ihr höhniſcher Blick ruhete lange auf dem alten Martin, der ihr ſtarr in das Geſicht ſah. Wird der Kerl ewig hier bleiben? fragte ſie endlich ihren Neffen. — Herrmann winkte, daß Martin gehen ſollte, und warf einen beruhigenden Blick auf Emilien, die ihm nun ruhig zulächelte. Die Tante fuhr auf: was lachen Sie, Frau! Das will ich mir verbitten. Ich habe mit meinem Neffen zu reden. — „Tante," ſagte Herrmann ſanft und ehrerbietig; „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Frau, die Frau von dieſem Hauſe, vorſtelle."

Mit der habe ich nichts zu reden, ſondern mit dir.

„Darf ich Sie denn bitten, mir auf mein Zimmer zu folgen?"

Nein, ich will hier bleiben; denn ſie da ſoll hören, was ich dir zu ſagen habe.

„Meine gnädige Tante, ich muß Ihnen noch einmal wiederholen, daß Sie die Frau vom Hauſe vor ſich ſehen."

So? Das heißt wohl, ich ſoll Reſpekt vor ihr haben?

„Nur die gewöhnliche Achtung, Frau von Anfurth, die unter Leuten von Erziehung Sitte iſt."

Nein, deine Frau ſoll von mir hören, was wir von ihr denken: daß ſie Schuld an deinem Unglück iſt. Das ſoll ſie.

Emilien trat eine Thräne in die Augen. Herrmann, der es bemerkte, faßte ganz kalt den Arm ſeiner Tante, führte ſie aus dem Zimmer an die Hausthür, und die Stufen hinunter an den Wagen. O du abſcheulicher Menſch! o du Böſewicht! rief die Tante, braun und blau vor Wuth, und wollte ſich losreißen. Er öffnete den Schlag des Wagens, hob ſie hinein, und ſagte: „Achtung, gnädige Frau, ſind Sie jedem Menſchen ſchuldig, auch der Frau meines Holzknechtes, wenn Sie bei ihr ſind." Er beugte ſich, machte die Thür zu, rief: „fahr zu, Kutſcher!" und ging dann in das Haus zurück.

Emilie kam ihm ſchon lächelnd wieder entgegen. Ja, ſagte ſie; jetzt, mein Herrmann, erkenne ich, welch ein Glück es für uns iſt, daß wir hier geblieben ſind.

„Und Sie, Eliſabeth?"

Ich habe gefehlt, Herr Vetter;

Der Ehrgeiz macht zu Zank und Streit
Gar leicht ein ſolches Herz bereit,
Das ſich allein hoch ſchätzet.

Gott bewahre, in welche Familie ſind wir armen Leute gerathen! Das iſt ja der leibhaftige Hochmuthsteufel! „Sie da ſoll hören!“ Seh doch einer! „ſie da!“ Milchens Vater war Geheimer Juſtizrath, und ihr Großvater, mein Onkel, Paſtor in Hildesheim an der Hauptkirche. „Was lachen Sie, Frau!“ Ich konnte vor Aerger nur nicht zu Worte kommen, ſonſt hätte ich es ihr ſchön gegeben. Gott bewahre! — Sie ging hinaus, um ihre alte Freundin zu beſuchen, und der den Vorfall zu erzählen.

Der Weg führte ſie an dem Wirthshauſe vorüber, wo der Wagen noch hielt, und wo die Anfurth aus dem Fenſter ſah. Mamſell! ſagte dieſe: wollen Sie wohl dem Herrn Holz-Inſpektor ein Paar Zeilen zuſtellen? Baſe Eliſabeth verſprach das. Sagen Sie mir doch, fragte die Anfurth hämiſch: wodurch iſt denn der Menſch ſo grob geworden? Wahrſcheinlich durch ſeine Geſellſchaft. — Eliſabeth wurde vor Zorn roth, und antwortete mit einem ſchnellen

Knix: gebet nach, ſteht in der Schrift; aber das muß ich Ihnen doch ſagen, Frau von Anfurth, der Vater meiner Couſine war Geheimer Juſtizrath, und der Ihrige — ein braver Mann, das Zeugniß giebt ihm die ganze Welt, indeß doch nur ein Brauer. Was Sie zu ſeyn glauben, das ſind wir alle Tage. Die Anfurth fühlte ſich getroffen, und erwiederte etwas Bitteres. O, ſagte die fromme Eliſabeth, reden Sie, was Sie wollen; ich kann, Gott Lob! vergeben und vergeſſen. Ja, ja, der Couſin hat mir wohl tauſendmal geſagt, was ich nun leider ſelbſt erfahre. Ja, (mit einer Abſchiedsverbeugung)

Ja, ich ſtecke voller Pfeile
Von dem Teufel, Fleiſch und Welt!

Die Frau von Anfurth zitterte noch vor Wuth, als ſie ſich wieder in den Wagen ſetzte. Sie konnte ſich gar nicht darüber beruhigen, daß ihr Neffe ſie aus ſeinem Hauſe gewieſen hatte und ſie zum Gegenſtande ſeiner bitterſten Spöttereien machte. Auf der nächſten Station verſchaffte ſie ihrem Herzen wenigſtens dadurch einige Luft, daß ſie einen ſehr harten Brief an Herrmanns Vater ſchrieb.

Der Kapitain hütete ſich wohl, ihren Zorn zu beſänftigen; er bat vielmehr ſeinen Schwager Rolfs, das Unglück der Dame ſo ſehr zu verbreiten, als möglich, und ihm nach dem Bade hin ein Paar Briefe darüber ſchreiben zu laſſen, die er vorzeigen könnte. Er bekam einige ſolche Briefe, machte Gebrauch davon, und hatte nun das Vergnügen, daß die Badereiſe vollkommen nach ſeinen Wünſchen ausgeſchlagen war. Aber — er gerieth hier in eine Bekanntſchaft, die ſehr wichtige Folgen hatte: mit dem Kammerherrn eines kleinen Hofes, den die ganze vornehme Welt den liebenswürdigen Flinsberg nannte. Herr von Flinsberg, ein Mann über Vierzig, und nicht verheirathet, war immer heiter, immer artig, zu jedem Spaße aufgelegt, und — im höchſten Grade diskret. Er hatte kein Vermögen, und lebte doch mit Anſtand, war den Sommer hindurch in einigen Bädern, und brachte die Wintermonate, um der Luſtbarkeiten willen, in einigen Reſidenzſtädten zu. Er war kein Spieler von Profeſſion; allein er ſpielte hoch, und mit Glück. Jedermann kannte ihn, und hielt es für eine Ehre, mit ihm umzugehen. Mit Einem Worte: er war ein Geſellſchafts-Genie.

An dieſen Herrn von Flinsberg hängte ſich auch der Kapitain. Aber, Kapitain, fragte Flinsberg: was iſt denn das für ein Mütterchen, an deren Arm Sie immer auf der Promenade figuriren? — „Meine Tante, die Frau von Anſurth, der ich alle mögliche Ehrfurcht ſchuldig bin; denn ſie iſt ſehr reich, und ich bin ihr präſumptiver Erbe. Ich bitte Sie, lieber Kammerherr, ſagen Sie ihr doch um meinetwillen zuweilen ein Paar angenehme Worte.“ — Recht gern, mein Lieber, recht gern! — Der Herr von Flinsberg ſagte der Frau von Anſurth einige ſüße Worte, und ſie fand ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt. Auch ſie drängte ſich jetzt an den allgemein geliebten Mann, und ſpielte hoch, um mit ihm zu ſpielen. Die Anhänglichkeit einer Matrone war für Flinsberg ganz neu. Zum Scherz nahm er den Ton der Vertraulichkeit gegen ſie an, und ſie erwiederte ihn mit dem Tone einer ſpröden Koketterie. Sie fand den Herrn von Flinsberg ſehr liebenswürdig, und er fand ſie im Spiele ſehr großmüthig. Beider Vertraulichkeit ſchien dem Kapitain in Kurzem doch ein wenig allzu groß. Er bemühete ſich jetzt eben ſo ſehr, den Kammerherrn von ſeiner Tante wieder zu entfernen, als vorher Beide einander zu nähern, und er that das ein wenig auffallend. Flinsberg fand das Mißtrauen des Kapitains ſehr lächerlich, und beſtrafte es dadurch, daß er ſich deſto mehr an die Tante drängte. Der Tante ſchwindelte der Kopf vor Eitelkeit über die Beeiferungen des bewunderten Mannes. Jetzt fing ſie auf einmal an, ſich ſehr zu putzen: das Matronenartige fiel von ihr ab, ihr Gang wurde raſcher, ihr Betragen jugendlicher. Der Kapitain gerieth darüber in Angſt, und verſuchte allerlei Mittel, ſeine Tante zu überreden, daß ſie das Bad verlaſſen möchte. Flinsberg aber drang in ſie, zu bleiben; und ihm konnte ſie nichts abſchlagen. Die Aengſtlichkeit des Kapitains veranlaßte Flinsberg zu der Unterſuchung, was jener denn eigentlich fürchte. Bisher hatte er auch nicht mit einem Gedanken an eine Heirath mit der reichen Matrone gedacht; doch jetzt fing er an zu überlegen. Er fühlte, daß die Eigenſchaften, die ihn der Geſellſchaft ſo werth machten, ſich mit jedem Jahre verringerten, und daß Kunſt die Natur nicht erſetzen konnte.

Wahrhaftig, dachte er, der Kapitain hat Recht. Es iſt Zeit, daß ich auf ein ſolides Etabliſſement denke!

Er behandelte jetzt die Frau von Anfurth mit noch feinerer Aufmerkſamkeit, als ſonſt, ließ ſich aber von ſeinem Plane nichts merken, ja ſchien ſich ſogar zurückzuziehen; indeß gewann er ihre Neigung immer mehr. Als ſie endlich das Bad verlaſſen mußte, erſuchte ſie ihn, doch einmal einen Winter in der Reſidenz ihres Fürſten zuzubringen. Er verſprach das, und nahm mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit von ihr Abſchied.

Gott Lob! dachte der Kapitain, als er die Tante wieder im Wagen hatte.

Ein ſehr liebenswürdiger Menſch, der Flinsberg! ſagte die Tante.

O ja, erwiederte der Kapitain; nur — zu trauen iſt ihm nicht ganz.

Was du doch immer von allen Menſchen willſt! Er iſt der ehrlichſte Mann von der Welt, ganz ohne Falſch. —

Schon im Oktober kam Flinsberg in der Reſidenz an, und ſein erſter Beſuch war bei der Frau von Anfurth. Nun war der Kapitain wieder auf der vorigen Stelle, und führte ein Leben voll Angſt und Sorgen, voll Neid und Kabale. Mit ſeinem freundlichen Geſichte und ſeinem Herzen voll Galle war er ein warnendes Bild des beſtraften Egoismus.

Sein Bruder Herrmann lebte unterdeſſen vollkommen ruhig, ohne Sorge, ohne Neid, im Genuſſe des ſchönſten häuslichen Glückes. Durch den Vorfall mit der Anfurth war er aus aller Verbindung mit ſeiner Familie gekommen, und hörte nichts mehr von ihr. Seine Schweſter Julchen hatte ihm indeß geſchrieben, daß die Eltern ihn liebten, und daß ſie es nur vor der Anfurth nicht wagten, ihm ihre Liebe zu zeigen. Dieſe Nachricht zerſtreuete noch den letzten Ueberreſt von Kummer in ſeiner Seele; denn, was bedurfte er, bei ſeinem häuslichen Glücke, noch außer der Liebe ſeines Vaters und ſeiner Mutter! — Seine Freundſchaft mit dem Prediger Mühlenberg nahm täglich an Innigkeit zu. Je älter Beide wurden, deſto weniger achteten ſie das Spekuliren, und deſto praktiſcher wurde ihre Philoſophie. Beide nahmen übrigens, wenn ſie den Zweifeln ihres Kopfes nicht auszuweichen wußten, ihre Zuflucht wieder zu dem ſtillen, mächtigen Glauben ihrer Herzen. Sie waren nicht kälter für die Ewigkeit, nur wärmer für die Erde. Ihr Glaube an Gott wurde Liebe für die Menſchheit, und ſie hatten aus ihren unſichern Spekulationen doch eine höhere Tugend gewonnen.

Ihre Kinder waren noch ein Band mehr für ſie. Es währte lange, ehe Beide ſich über die beſte Methode, Kinder zu erziehen und zu unterrichten, vereinigen konnten. Mühlenberg drang auf eine vollkommen ſyſtematiſche Erziehung; Herrmann auf fragmentariſche. Jener meinte, Kinder müßten von Allem deutliche und vollſtändige Begriffe bekommen; Herrmann hatte nichts gegen das Deutliche, in ſo fern es ſich bei Kindern thun läßt: „aber das Vollſtändige," ſagte er, „taugt für Kinder nichts. Reſultate müſſen ſie haben, weil ſie Kinder ſind."

Verſtand, Grundſätze, deutliche Ueberzeugung! ſagte Mühlenberg.

„Gefühle, Phantaſie, Glauben!" — ſagte Herrmann.

Ich ſchließe dieſe nicht aus; aber jene ſind die Hauptſache.

„Das iſt für Kinder nicht wahr. Dieſe ſind die Hauptſache; jene folgen nach!"

Sag mir, Inſpektor, wie willſt du ſie unterrichten?

„Wie die Natur uns unterrichtet. Was wir erleben, wird in unſerer Seele hell, deutlich, unverlöſchlich. Es kann jemand eine Theorie der Mechanik ſchreiben, und weiß nicht ein Orthoſt Wein in den Keller zu ſchaffen. Zwar ſteht er an der Kellerthür, und ſpricht zum Erſtaunen ſeiner Leute von der ſchiefen Fläche; aber das Faß Wein bleibt ruhig liegen. Nun kommen ein Paar Kärrner, die nicht eine Sylbe von der Mechanik wiſſen; und die bringen das Orthoſt in den Keller, als ob es Beine hätte. Da haſt du Wiſſen und Thun."

Willſt du denn das Wiſſen ausſchließen?

„Behüte mich Gott! Aber es iſt nicht ſo viel werth, als das Thun. Gelehrte wollen wir aus den Kindern fürs erſte nicht machen; und ihre letzte Beſtimmung iſt es eben ſo wenig. Gute, brave, nützliche Menſchen ſollen ſie werden, die für ſich und Andere mit Herz und Kopf arbeiten, die ein Paar Schrammen in der Hand oder auch im Herzen nicht viel achten, die aber den Glauben an eine beſſere Zukunft in Zeit und Ewigkeit feſt halten; Menſchen, die dem Tode einmal fröhlich entgegen treten können, weil ſie wiſſen, daß ihre Heimath über den Sternen iſt. Dazu gehört Herz, Kraft, Glaube und Thun; nicht Spekuliren und leeres Wiſſen. Und fürs erſte, Freund Mühlenberg, ſollen ſie fröhliche Kinder ſeyn: nicht einmal gute Menſchen, nur gute Kinder; und ein fröhliches Kind iſt ein gutes Kind. Lernen müſſen ſie fürs erſte, zu gehorchen, Menſchen zu achten, und dann Menſchen zu werden; das heißt . . ." —

Und bedürfen ſie dazu nicht der größten Ausbildung ihres Verſtandes, Inſpektor?

„Nun, eben das ſag' ich ja!"

Das ſagſt du?

„Das ſag' ich! Sieh, unſre Erziehung kommt mir vor, als ließe ich einen gelehrten Muſiker kommen; der ſetzte ſich dem Kinde gegenüber, und finge ſeinen Unterricht an. Das Kind lernt die ganze Theorie der Muſik, die Lehre von dem Generalbaß. Es weiß am Ende alles, nur kann es weder ſpielen noch komponiren. Da lob' ich mir den Organiſten! Der ſtellt das Kind ans Klavier, legt ein Stück auf, erklärt, zeigt, und geht nicht eher weiter, als bis das Kind das machen, thun kann, was es lernt. Hole den erſten Tänzer aus Paris, und laß deiner Frau, die nie getanzt hat, die ganze Theorie der Tanzkunſt vortragen: ich ſtehe dafür, ſie tanzt dennoch nicht; und hätte ſie nicht tanzen ſehen, ſo würde ſie auch nicht einmal einen lebendigen Begriff davon haben. Der blinde Engländer lehrte, in Oxford, oder wo es ſonſt war, die Optik, die Perſpektiv, und hatte nicht einmal eine Vorſtellung von dem Lichte. Das iſt Wiſſen und Thun! Warum lernen unſre Knaben in den Schulen unter der Anleitung der gründlichſten Lateiner kein Latein, und bei einem Haſenfuß von Sprachmeiſter ganz ordentlich Franzöſiſch? (Daß die Lateiniſche Sprache ſo erſtaunlich viel ſchwerer ſeyn ſollte, als jede andere, iſt nicht wahr; die Römiſchen Bauern lernten ſie ja, wie unſre Kinder ihre Mutterſprache, in ein Paar Jahren.) Warum? Weil man das Latein mit der Theorie anfängt, und nicht, wie der Sprachmeiſter das Franzöſiſche, mit der

Ausübung. Da haſt du Wiſſen und Thun! Dieſer und jener ſchreibt das ſchönſte Syſtem der Moral, ließe ſich für die Wahrheit ſeiner Behauptungen foltern, und — in ſeinem Herzen ſieht es aus, als ob der Menſch gar keines ſittlichen Gefühles fähig wäre; in ſeinem Hauſe gehen Teufeleien vor, die ein ehrlicher Sackträger verabſcheuen würde, der im Stande wäre, dich zu fragen: was? ich hätte ein Gewiſſen? ich hätte Pflichten? Da haſt du Thun und Wiſſen! Weshalb, um dich a contrario aus dem Felde zu ſchlagen — weshalb ſchrieb Helvetius gegen die Freundſchaft, erklärte ſie für Eigennutz, und war doch einer der zärtlichſten, uneigennützigſten Freunde? Da haſt du Thun und Wiſſen!"

Alſo, mein edler Herr Inſpektor, iſt dir, wie es ſcheint, die Gelehrſamkeit nicht eine taube Nuß werth!

„Wer hat das geſagt? Ich habe nur von dem Unterſchiede des Thuns und Wiſſens geredet. *Gelehrſamkeit*, guter Freund, iſt mir das Ehrwürdigſte in der Welt; nur nicht immer die *Gelehrten*. Was wären wir Menſchen denn ohne die mühſame Ausbildung aller Wiſſenſchaften! Aber ich will ſagen: viele

Gelehrte ſind wie der Negerſklav, der den Zucker pflanzt, pflegt, wartet, auskocht, raffinirt, in Tonnen packt, und an die Schiffe ſchleppt, ohne ihn je in ſeinem Leben gekoſtet und ſich von etwas Andrem, als groben bittren Wurzeln, genährt zu haben; — oder wie der Bergmann, der das Gold aus der Erde holt, reinigt, ſchmelzt, ſcheidet, ohne je in ſeinem Leben ein Stück davon zu beſitzen. Das will ich ſagen, und folglich auch, daß Thun beſſer iſt als Wiſſen, daß wir alſo bei unſrer Kindererziehung nie Thun vom Wiſſen trennen dürfen, und daß wir die Theorie bis zuletzt aufſparen müſſen, weil eine Theorie eine Folge von Sätzen iſt, die man behalten kann, ohne ſie zu verſtehen, die man verſtehen kann, ohne ſie jemals anzuwenden. Sollen unſre Kinder einmal Gelehrte werden, welche ihr Brot und nicht ihre Tugend aus der Moral ziehen, welche die Geſchichte treiben, um Archivare, Hiſtoriographen oder Profeſſoren zu werden, und nicht edle Menſchen, die aus der Geſchichte lernen, was ein ſtarkes Herz kann, wenn es die Menſchen liebt: ſo müſſen wir freilich die Moral unter a b c und ſo weiter bringen, und bei der Geſchichte ja niemals die Jahrszahl und das Datum vergeſſen. Das mein' ich, Mühlenberg, und das meinſt auch du. Die Phantaſie und das Herz ſind keine Krükken für einen lahmen Verſtand, ſondern der lebendige Athem, den der Menſch den Wiſſenſchaften einhauchen muß, wenn ſie nicht todt daſtehen ſollen, wie eine Ruine aus beſſern Zeiten. — Haben wir einander nun verſtanden?"

Mühlenberg ſchüttelte noch immer den Kopf. Wenn ich nur begreifen könnte, wie du Geſchichte lehren willſt, ohne Geſchichte!"

Herrmann lächelte. „Wie ich Geographie gelernt habe. Mein erſter Lehrmeiſter war der alte Martin; und ich verſichre dir, ich hätte von Strabo, wäre ich auch ſieben Jahre bei ihm in der Lehre geweſen, nicht ſo viel (freilich nicht bloße Geographie) gelernt, als von dieſem Martin, der noch jetzt nicht begreifen kann, wie man die Erde am Himmel mißt, und ſich nichts Wahres, aber etwas Erhabenes dabei denkt. Er ſagte nehmlich, als einmal davon geſprochen wurde, mit gefaltenen Händen: nun, ich denke, wohl ſo, wie man das Leben mit der Todesſtunde mißt!"

Wir werden ja ſehen, ſagte Mühlenberg. Aber der Streit hob immer aufs neue an, und wurde zuweilen mit Hitze geführt, bis endlich Herrmann in Mühlenbergs Gegenwart eine Stunde nach ſeiner Methode unterrichtete. Nun, lieber Lange, ſagte Mühlenberg; das eben habe ich ja gemeint! — „So? Und was hab' ich denn gemeint?" fragte Herrmann. Beide hatten verſchiedne Worte gebraucht, und jeder im Grunde daſſelbe behauptet.

Der Kinder, die erzogen werden ſollten, waren fürs erſte vier: Hochfelds Sohn Karl, Herrn Caſtrans Tochter Sophie, Herrmanns Sohn Julius, und Mühlenbergs Tochter Luiſe. Sophie war ſchon vom dritten Jahre an weit öfter in Langens Hauſe, als bei ihrem Vater. Herr Caſtran hatte nichts dagegen; denn es war ihm ja eine Ehre, daß ſeine kleine Sophie Tag für Tag bei der gnädigen Frau ſeyn durfte. Sie glauben nicht, ſagte er zu ſeinen Bekannten, wie lieb die Leutchen mich haben! Wir ſind Ein Herz und Eine Seele. Herr von Lange geht mit mir um, wie mit einem Bruder. Sie ſollen ſehen, ich mache durch ihn noch mein Glück; denn haben müſſen ſie ihn doch einmal in der Reſidenz. Mein kleines Mädchen iſt da, ſchläft da, und nennt die gnädige Frau: liebe Mutter.

Bald waren die vier Kinder bei Mühlenberg, bald bei Langen; jetzt wurden ſie im Garten, dann im Zimmer unterrichtet. Beide Mütter lehrten ſie leſen, und kleine Arbeiten machen. Nebenher lernten ſie mit dem Lineal, dem Zirkel, der Gartenſchnur, dem verjüngten Maaßſtab und der Meßkette umgehen. Sie mußten in Pappe arbeiten, und ſich im Garten kleine Beete anlegen. Das alles geſchah, um ihnen mechaniſche Fertigkeit der Hände, Augenmaß und Beurtheilungskraft zu verſchaffen. Erſt als ſie lange genug gemeſſen hatten, fingen ſie an zu zeichnen, und lernten es nun ſehr ſchnell. Sie baueten Häuſerchen von Pappe, Anfangs nur die äußeren Wände, dann aber auch inwendig ausgebauet und in Zimmer abgetheilt. Nun wurde ihnen aufgegeben, Herrmanns Wohnhaus nachzubilden. Sie fingen von dem einen Zimmer an, bauten das andre daneben, bis das untere Stockwerck fertig war, und ſetzten dann auch das obere darauf. Die Verhältniſſe waren nicht beobachtet; indeß hatten die Kinder doch ihre herzliche Freude über das kleine Haus des Vaters.

Nun kam Mühlenbergs Haus an die Reihe, und man machte die Kinder aufmerkſam auf die Verhältniſſe der Zimmer gegen einander. Das Haus des Predigers war kein Viereck, ſelbſt einige Zimmer waren nicht regelmäßig. Die Kinder wollten das Häuschen gerade eben ſo haben, wie das große; denn Herrmann hatte ihnen unter den Fuß gegeben, daß ſie es dem Vater Mühlenberg zu ſeinem Geburtstage ſchenken ſollten: aber die Winkel machten Schwierigkeiten. Nun gab ihnen Herrmann den Transporteur in die Hände, und lehrte ſie Winkel meſſen. Das Haus wurde fertig, und endlich auch mit den Farben des großen angemahlt. Die Kinder freueten ſich über ihr Werk ganz unglaublich; ſie meinten geſpielt zu haben, und hatten dabei, ohne es zu wiſſen, eine Menge nützlicher Kenntniſſe bekommen. Jetzt ſollte auch Mühlenbergs Hof nachgebildet werden, was noch weit ſchwerer war.

Herrman half, wo die Schwierigkeit unüberwindlich ſchien, aber nur durch Fingerzeige und Verſuche. Karl zeichnete nun einen Grundriß des Hauſes, und dabei gab es neue Arbeit und neues Vergnügen. Dann wurde Herrmanns Garten ausgemeſſen, und ein Plan davon gezeichnet. So lernten die Kinder die Anfangsgründe der Trigonometrie, nebenher auch vieles aus der Naturgeſchichte, und ſehr oft, ſo wie ſich eine Veranlaſſung dazu fand, etwas aus der Phyſik. Es gingen Jahre darüber hin, und die vier Kinder, die für ihr Alter in der That recht viel wußten, fanden nichts natürlicher als ihre Kenntniſſe, die ihnen faſt gar keine Mühe gekoſtet hatten.

Bei dem allen wurde das Gedächtniß der Kinder nicht verſäumt. Herrmann fing das Franzöſiſche mit ihnen an, und war hierin allein der Lehrer, von dem auch ſeine erwachſenen Freunde mit lernten. Man las, man ſang, und trieb förmlich Muſik. Endlich mußten die Kinder auch beſtimmte Arbeiten liefern, die Mädchen weibliche, die Knaben bald Hand-, bald Kopfarbeiten. Aber dennoch blieben die meiſten Stunden dem Vergnügen gewidmet, das freilich bei diesen glücklichen Kindern immer eine angenehme Beſchäftigung war.

Emilie drang endlich darauf, daß die beiden Mädchen mehr ſitzen, und oft auch ganze Stunden lang, von den Knaben getrennt, nur in ihrer oder der Predigerin Geſellſchaft ſeyn ſollten. Mühlenberg wollte den Kindern Einiges aus der Phyſiologie bekannt machen; Emilie war aber dagegen, daß auch die beiden Mädchen an dieſem Unterrichte Theil nehmen ſollten. Sie ſagte, nicht zu Mühlenberg ſelbſt, ſondern zu ihrem Manne, und ſanft erröthend: Mädchen dürfen nie in Gegenwart des männlichen Geſchlechtes von dem menſchlichen Körper nur reden hören; denn auch ihre Gedanken müſſen ſchamhaft bleiben. Was die beiden Mädchen davon wiſſen ſollen, das überlaßt uns Müttern. Auch dem Vater muß die Weiblichkeit der Tochter heilig ſeyn. Herrmann wagte es nicht einmal zu fragen, was Emilie thun, was ſie lehren wollte. Er küßte ihr mit liebevoller Achtung die Hand, und verſprach, Alles ihr ſelbſt zu überlaſſen.

Mühlenberg wollte ſeinen Plan nicht gern aufgeben. Er ſagte: ſie müſſen doch deutliche

Begriffe haben. „Das müſſen ſie nicht,“ erwiederte Herrmann, „wenn dieſe Begriffe ihnen den köſtlichſten Schatz, die höchſte Reinheit der Seele, koſten können. Meine Frau hat Recht, lieber Freund. Die Schamhaftigkeit eines Mädchens, das nicht auch gegen den Vater, gegen den Bruder ſchamhaft iſt, erkläre ich für Verſtellung, für Prüderie. Laß uns die zarte Blüthe, die von dem Hauche eines Wortes, von dem Blicke eines männlichen Auges, ſo leicht verwelkt, nicht antaſten!“

Es wurde nicht weiter an Mühlenbergs Plan gedacht, und Herrmann ſetzte es ſogar durch, daß der Unterricht in gewiſſen Kenntniſſen auch für die Knaben wenigſtens noch aufgeſchoben blieb. Emilie, und nach ihrem Beiſpiel auch ihre Freundin, würde, wenn ja eins der beiden Mädchen einmal etwas Unſchickliches gethan hätte, gewiß nicht geſagt haben: pfui, ſchäme dich! das iſt in Gegenwart der Knaben unſchicklich; du biſt ein Mädchen! ſondern ſie machte die Mädchen wirklich ſchamhaft. Beide mußten ſich oft waſchen. Sie führte aber eine nach der andern, nie Beide zuſammen, in ein halb dunkles Kabinet. Dann ging ſie ſelbſt wieder hinaus, ließ das Kind inwendig abriegeln, und es das Waſchen oder das Umkleiden ſo, ganz ſicher vor Ueberraſchung, verrichten. Emilie ſelbſt zeigte ſich immer ſchon früh Morgens völlig angekleidet, und hielt darauf, daß auch die Magd im Hauſe ſehr züchtig ſeyn mußte. Sie bezeigte ihren lebhafteſten Widerwillen gegen jede Ungezogenheit, die ſonſt wohl nicht geachtet wird; die Kinder durften z. B. an ihrer Kleidung nie anders, als ohne Zeugen, etwas verändern. Sie hütete die Knaben, wie die Mädchen, vor jedem ungezogenen Worte. Jene beſtrafte ſie für einen heftigen Ausbruch ihrer Leidenſchaft; aber die kleine Luiſe, die ſich einmal ohne Scheu in Gegenwart der Andern einer dreiſten Heftigkeit überließ, nahm ſie ſchnell auf den Arm, und trug ſie in ein entferntes Zimmer. Hier küßte ſie das erſtaunte Kind, und ſagte mit rührender Stimme: Gott Lob, meine liebe Luiſe! noch hat keine von den Mannsperſonen gemerkt, was du thun wollteſt; du hätteſt ſonſt dein Auge nicht wieder gegen ſie aufſchlagen dürfen. O, ich bitte dich, Kind, nimm dich ja in Zukunft in Acht, daß du ihnen nicht zum Abſcheu wirſt! — Die kleine Luiſe fing an zu weinen, und war von dem Augenblicke an höchſt aufmerkſam auf ſich.

So vertraulich die Kinder unter einander lebten, ſo hätte man doch an ihrem Betragen die Geſchlechter auf den erſten Blick unterſcheiden können, auch wenn ſie gleich-gekleidet geweſen wären. Herrmann arbeitete dahin, den beiden Knaben die höchſte Achtung für das weibliche Geſchlecht beizubringen; und ſein Beiſpiel, ſo wie Emiliens ſanfte Hoheit, und die ſtille Güte ihrer Freundin, bewirkte das ſehr früh bei ihnen. Ein Fehler gegen Emilien oder Mühlenbergs Frau, beſonders Unbeſcheidenheit gegen die beiden Mütter, wurde doppelt geahndet, doch freilich nur durch Worte.

Baſe Eliſabeth ſchüttelte wohl hundertmal den Kopf über Herrmanns Erziehung; aber ſie ließ ſich doch die Ehrfurcht ſehr wohl gefallen, welche die Kinder ihrem Alter erwieſen. Es koſtete Herrmannen große Mühe, ſie zu überzeugen, daß der Unterricht nicht mit den Kirchengeſängen angefangen werden müſſe; denn ſie verlangte durchaus, daß die Kinder jede Woche einen Geſang auswendig lernen ſollten. Er mochte die längſten, ſeltſamſten Reden halten, (das einzige bewährte Mittel, die Baſe Eliſabeth von etwas abzubringen): ſelbſt das half in dieſem Falle nichts. Eliſabeth weinte zwar, und drückte Herrmannen die Hand; doch ſagte ſie: ich wollte gern ſchweigen; aber ich darf nicht. Herr Vetter, vielleicht ſteh' ich ſchon morgen vor Gottes Thron; ich kann keine Sünde mehr auf mein Gewiſſen laden. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen, Herr Vetter!

Herrmann redete ſich faſt müde, um ihr zu beweiſen, daß Gott kein Singen befohlen habe; aber da belehrte ſie ihn bald eines beſſern! Sie führte wohl dreißig Pſalmen an: „Lobſinge den Herrn, meine Seele! Singet dem Herrn ein neues Lied! Spielet ihm auf Pſaltern!“ Kurz, ſchloß ſie endlich, die Kinder müſſen Geſänge lernen.

„Die lernen ſie ja, Baſe!“ —

Ja, ja! Aber welche? Da ſitzt es. Aus einem Buche, das nicht einmal ſchwarz eingebunden iſt.

„Ich will es ſchwarz einbinden laſſen, Baſe!“

Eliſabeth blieb ſo feſt bei ihrem Sinne, daß Herrmann endlich unmuthig wurde. Der alte Martin meinte, als er das bemerkte: nun, die Geſänge der Mamſell mögen wohl ziemlich verwirrt ſeyn. Aber, Sie ſagen ja, meine Erklärungen von Länge und Breite wären das auch geweſen; und es hat Ihnen doch Gott Lob nicht geſchadet.

„Du nimmſt ihre Parthei?“ fragte Herrmann verwundert.

Hm! die Parthei des Singens nicht; denn ich bin gewiß, man kann gut und ſelig werden, ohne, wie eine Lerche, oder wie die Mamſell, den ganzen Tag zu ſingen. Aber die Angſt der Baſe geht mir nahe. Es iſt doch rührend, daß ſie, ſo gern ſie auch nachgeben will, doch feſter an Gott hält, als an uns. Liegt denn ſo viel daran, lieber Herr Inſpektor? Die ſelige Großmama ſang doch auch, und ... Die arme Mamſell, mit ihrer Angſt vor Gott, geht mir nahe.

Herrmann wurde nachdenkend; und hätte ſich mit der Baſe ein Vergleich über eine Auswahl von Geſängen treffen laſſen, ſo würde er vielleicht, nachgegeben haben. Doch jetzt wollte er die Baſe ganz beſiegen. Sie aber machte ſich, um des Hausfriedens willen, heimlich an den kleinen Karl, weil der, als ein beſonders in Sünden empfangenes und gebornes Kind, nach ihrer Meinung in noch größerer Gefahr ſtand, als die übrigen. Da Herrmann und der Prediger hauptſächlich darin fehlten, daß ſie den Kindern nicht ein Wort von ihrer verderbten Natur ſagten, ſo wählte ſie natürlicher Weiſe zuerſt einen Geſang vom menſchlichen Verderben. Du ſollſt einen ſchönen Geſang lernen, mein Söhnchen, hob ſie an; lies mir doch vor. Karl las: „Wie groß iſt meine Miſſethat," ꝛc. Der Knabe ſah ſie ein Paarmal verwundert an; doch las er weiter. Beim Ende der zweiten Strophe fragte er: „wer hat denn das Lied gemacht, Baſe? Das muß ja ein ſehr böſer Menſch geweſen ſeyn!" Die Frage brachte die Baſe in einige Verwirrung. Ei, ſagte ſie, ſo ſind alle Menſchen, lieber Karl, gegen Gott gehalten. Das Lied hat ein frommer Mann gemacht. Karl las weiter, und ſchüttelte den Kopf. Bei den Zeilen:

Ich bin im Sünden-Orden
Ein Bild des Satans worden!

legte er das Buch hin, und ſagte: „Aber, liebe Baſe, wozu ſoll ich denn das Lied lernen? Davon paßt ja kein Wort auf mich. Es muß ein erſtaunlich böſer, oder ein erſtaunlich dummer Menſch geweſen ſeyn, der es gemacht hat; oder er mag es wohl für recht böſe Leute gemacht haben. Aber ſo ſchlecht iſt doch wohl kein Menſch in der Welt.“

Die Baſe erröthete; bald fing ſie aber an zu predigen, daß er, Karl, ſelbſt ein böſer ſündiger Menſch ſey. Das nahm der Kleine übel; und als ſie es fort behauptete, fing er an ſo bitterlich zu weinen, daß Eliſabeth nicht wußte, wie ſie ſich aus der Schlinge ziehen ſollte.

Mein Söhnchen, ſagte ſie endlich; auch ich bin eben ſo, wie der Geſang ſagt: gerade eben ſo! — Der Knabe hörte vor Schrecken auf zu weinen, ſchauderte, und ſagte zweifelnd: „Baſe, iſt das wahr? Sie wären wie der Satan?“ — Die Angſt der Baſe nahm fürchterlich zu; aber ſie glaubte, feſt bleiben zu müſſen. Ja! ſagte ſie großmüthig, und machte ſich zum Opfer der Frömmigkeit. Der Knabe nahm das Geſangbuch wieder auf, las ihr vor, that Fragen, und ſah ſie bei jeder feſt an: „Was, Baſe? Sie lögen ſo entſetzlich, wie hier ſteht?" — Ja, mein Sohn. — „Herr Gott! Auch rachgierig, geitzig wären Sie, Baſe?" — Ja, mein Sohn. — Der Knabe ſah wieder in das Buch, erſchrak, zeigte es ihr hin, und ſagte: „Leſen Sie doch! auch das hätten Sie gethan?" — Nein, das habe ich nicht, ſagte hier Eliſabeth, faſt zernichtet durch die Fragen. Aber mein Sohn, fuhr ſie fort: das alles ſind deine Mutter und dein Vater auch; alles! — „Das iſt nicht wahr!" rief der Knabe heftig; „und ich weiß nicht, wie Sie ſo von meiner guten, frommen Mutter reden können. Aber Sie haben ja," ſetzte er erbittert hinzu, „erſt dieſen Augenblick geſagt, daß Sie ſo entſetzlich lögen; und ſo . . ."

Die Baſe Eliſabeth unterbrach ihn, und in ihrem Aerger würde ſie ihn geſchlagen haben, wenn er ſich nicht geſchwind zurückgebogen hätte. Wart, rief ſie; ich will dich höflich ſeyn lehren!

Baſe, ſagte das Kind: bin ich unhöflich geweſen, ſo iſt es ja das Lied noch mehr; und Sie ſagten doch, es wäre alles, was darin ſteht, wahr.

So lief die erſte dogmatiſche Stunde ab, welche Baſe Eliſabeth gab. Der andern Kinder konnte ſie nicht allein habhaft werden; ſie verſuchte daher ihr Heil noch einmal an Karln, der ſchon ſehr großen Widerwillen gegen das ſchwarze Buch hatte, indeß der Baſe doch gehorſam war. Er mußte leſen: „Durch Adams Fall iſt ganz verderbt," ꝛc. Die Baſe fing nun an zu erklären. Karl fragte dazwiſchen, fand ſich durch die Antworten, die er bekam, nicht befriedigt, und blieb dabei: „Baſe, das glaube ich nimmermehr. Und das Buch mag ich nicht leſen, wenn es der Vater nicht befiehlt." Die Baſe wurde ſehr unwillig; aber ſie bewies nichts. Der Knabe behauptete: Adam könne unmöglich ſo klug geweſen ſeyn, wie Eliſabeth ihn mache, oder nicht ſo ſchuldig. Abends bei Tiſche erzählte nun Karl zu Herrmanns großem Erſtaunen von der Schlange, von Adam, von Eva, von einem Garten, u. ſ. w.

„Gut," ſagte Herrmann ruhig, „daß du mich daran erinnerſt. Morgen will ich euch erzählen, wie es mit den erſten Menſchen eigentlich zugegangen iſt, und wie ſie gelebt haben. Denn ſeht, Häuſer, Pflüge, Eggen, Kähne, Tiſche und Stühle hatten ſie noch nicht; das alles haben die Menſchen erſt heraus denken müſſen. Sie lebten ganz anders als wir, hatten nicht einmal Kleider, und . . ." — gingen nackend, wollte er ſagen; Emilie blickte ihn aber erröthend an, und er ſchwieg.

Der Herr machte ihnen Kleider von Fellen, ſagte Eliſabeth. Aber Emilie hatte die kleine Sophie, die mit am Tiſche ſaß, ſchon angeredet, ſo daß ſie es nicht hörte.

Nun mußte Herrmann, durch die Lieder der Baſe genöthigt, die Geſchichte der Menſchen mit den Kindern anfangen, ſo gern er ſie auch noch ausgeſetzt hätte. Der Apparat zu dieſem Unterrichte war ſchon da: eine Kugel mit weißem Papier überzogen, etwa zwei Ellen im Durchmeſſer, die dazu gedient hatte, den Kindern die mathematiſche Geographie (noch immer Herrmanns Lieblingsfach aus ſeiner Jugend her) beizubringen. Auf dieſe Kugel war weiter nichts gezeichnet als Meridiane, der Aequator und die übrigen Kreiſe, nebſt den Graden der Breite und Länge.

„Dieſe

„Dieſe Kugel iſt der ſinnliche Gegenſtand der Geſchichte," ſagte Herrmann; und Mühlenberg war begierig, den Unterricht zu hören.

Die Kugel hing in der Mitte des Zimmers an der Decke, der Aequator gerade vor den Augen der Kinder, die mit der leidenſchaftlichſten Erwartung da ſaßen. Herrmann, der einige Taſſen mit Farben und Pinſeln neben ſich ſtehen hatte, hob an: „Wahrſcheinlich haben die erſten Menſchen hier gewohnt. (Er machte mit einem Pinſel auf der weißen Kugel einen grünen Fleck.) Zuverläſſig weiß ich das nicht, und Niemand kann es zuverläſſig wiſſen. Ich will euch ſagen, warum." Er ſetzte den Zeitpunkt der hiſtoriſchen Gewißheit mit der Erfindung und Verbreitung der Schreibekunſt feſt, und zeigte den Kindern, daß die Tradition alles habe ungewiß machen müſſen, und daß Anfangs auch nicht einmal Tradition möglich geweſen ſey. Die Kinder hingen mit den Augen immer an dem grünen Fleck auf der Kugel; da er aber nicht eher wieder an die Reihe kam, als bis ſie den Unterricht über Tradition und Schreibekunſt gefaßt hatten, ſo merkten ſie ſich alles, um nur bald mehr zu hören.

Herrmann legte den Wohnplatz der erſten Menſchen zwiſchen den Euphrat und den Tigris, und ſchilderte ſie als erwachſene Kinder: ohne Geiſt, ohne Willen, und nur ſinnlich. Die Menſchen vermehrten ſich, blieben aber noch Fruchteſſer. Die Sprache muſste allmählig entſtehen. Bei den erſten allgemeinen Begriffen, die der Menſch faßte, kam auch die Vernunft in Wirkſamkeit. (Hier gab es wochenlange Digreſſionen über Inſtinkte, Triebe, Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft.)

Herrmann ließ die erſten Menſchen an den Ufern beider Flüſſe immer Früchte ſuchen, eſſen, trinken, ſchlafen und ſich vermehren, bis die Kinder die Digreſſionen, welche er vorher mit Mühlenberg durchſtudierte, gefaßt hatten. Bei Gelegenheit wurden Boden, Klima, Pflanzen und Thiere dieſes Erdſtriches mitgenommen. Die beiden Flüſſe waren ſchon, als die Gränzen des Menſchengeſchlechts, auf die Kugel gezeichnet, und zwar richtig; aber nicht bis zu ihren Quellen, nicht bis an ihre Mündungen.

Durch Mangel an Früchten wurden die Menſchen nun Jäger und Fiſcher. (Hier betrachtete Herrmann die Erfindungen, welche zu dieſen beiden Gewerben erforderlich waren.) Mit den neuen Gewerben bereicherte ſich die Sprache. Noch war kein Menſch über einen der beiden Flüſſe gekommen; aber einſt ſchwamm ein hohler Baum im Waſſer, und nun wagte es ein kühner Mann, das andre Ufer zu beſuchen. So entdeckte man neues Land, und auch das Meer, (deſſen Küſte nun auf die Kugel gezeichnet wurde.) Die Vernunft wird immer wirkſamer; Glück oder Noth ſchaffen die erſten Keime der Religion. Das Wild vermindert ſich, und die Jäger werden Viehhirten. Doch bald haben nicht alle mehr Raum; es ſchwärmen Jägerſtämme nach allen Seiten, und bevölkern die Erde. Bis jetzt ſind nur Zelte die Wohnungen. Das Eigenthum entſteht, mit ihm die Tugenden und Laſter der Menſchen. (Der Ackerbau machte den Uebergang in die politiſche Geſchichte, die indeß noch immer mehr Geſchichte der menſchlichen Kultur blieb.) Es entſtehen Dörfer, Städte, Schiedsrichter und Beherrſcher. Je weiter Herrmann erzählte, deſto weiter ging auch ſein Pinſel; doch blieben die Länder ohne Gränzen, ſo lange er nicht Menſchen dahin brachte. Nun wurden Klein-Aſien, Aegypten und die Inſeln zwiſchen Europa und Aſien gezeichnet, und immer die Naturgeſchichte jedes Landes mitgenommen. Alles ſtand lebendig vor den Seelen der Kinder da.

Endlich wurde Griechenland, nebſt Sicilien und einigen Küſten von Italien, gezeichnet. Geſchichte und Pinſel gingen immer zuſammen, und zwar ſehr langſam; denn dieſer Unterricht umfaßte beinahe alle Wiſſenſchaften, alle Erfindungen, alle Irthümer, und das Steigen der Menſchen zur Vollkommenheit.

So trug Herrmann die Geſchichte vor; und man denke, wie tief ſie ſich den Seelen der Kinder eindrücken mußte! Sie hätten ganze Tage an der Kugel ſitzen mögen, und ſie jauchzten darüber, daß noch ſo viel Raum auf der Erdkugel war, wo Menſchen ſich ausbreiten konnten.

Die Küſten des Mittelländiſchen Meeres waren gezeichnet; aber im Norden, Süden, Oſten und Weſten blieben viele unbekannte Gegenden übrig, von denen die Kinder noch nicht wußten, ob es Meere oder Länder wären. Sie jauchzten, wenn Herrmann den grünen Pinſel nahm, um ein Land anzuſetzen, und trauerten, wenn er mit dem blauen wieder ein Meer bezeichnete. Die Berge, welche braun gemahlt wurden, erregten immer ſehr lebhafte Freude; denn hinter ihnen wohnten gewöhnlich Menſchen mit andern Sitten. So zeichnete Herrmann ein Land, ein Gebirge, einen Fluß, ein Meer nach dem andern, wie es in der Geſchichte bekannt wurde. Zur Wiederholung ſeines Unterrichtes laſen die Knaben Einiges aus alten Geſchichtſchreibern in den Grundſprachen, und die Mädchen in Franzöſiſchen Ueberſetzungen. — Im Oſten kam endlich Hindoſtan unter Alexander, im Norden Deutſchland und Gallien unter Cäſar zum Vorſchein. Deutſchland! riefen die Kinder jubelnd: Deutſchland! Aber nur ein ſchmales Stückchen am Rhein und der Donau wurde grün. Es ging ſehr langſam; denn der Anfangs ſo kleine Bach der Geſchichte war ein ungeheurer Strom geworden, deſſen Ufer ſich dem Auge entzogen. So dauerte dieſer Geſchichts-Curſus mehrere Jahre fort, und verſchlang den ganzen übrigen Unterricht; denn Herrmann ging nicht eher weiter, als bis Alles, was die Menſchen erfunden und gethan hatten, erklärt war. Wann, fragten die Kinder, wann wird doch Amerika kommen? Was liegt auf der andern Seite? was gegen Süden? Und Herrmann war noch bei Karln dem Großen.

Bei jedem Edlen, jedem Tugendhaften, verweilte er ſtundenlang: denn die Geſchichte ſollte auch eine Schule der reinſten Sittenlehre für die Kinder ſeyn; aber mit Sokrates ließ er ſie einen ganzen Monat leben. Er führte ſie Schritt für Schritt an Sokrates Seite bis zu dem Giftbecher, zeigte ihnen die Schwierigkeiten, mit denen dieſer große Lehrer der Griechen zu kämpfen, die Siege, die er über ſich ſelbſt zu gewinnen, die Aufopferungen, die er zu machen hatte. Dann verglich er ihn mit Alexander, und machte den Kindern anſchaulich, daß der Letztere nicht ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Größe des Charakters bedurft habe, um Aſien zu erobern, als Sokrates, um ſich ſelbſt zu beſiegen. In ihre Bewunderung des Macedoniers miſchte ſich Abſcheu; doch Sokrates bewunderten ſie mit Thränen der Liebe.

Aber nie verlor Herrmann das menſchliche Geſchlecht über die Tugenden des Einzelnen aus den Augen. Er zeigte den Kindern immer, wie die Kultur unter tauſend Geſtalten die Völker beſucht; wie die Geſetzgebung fortſchreitet, allgemeiner wird, mehrere Völker umfaßt, und dann mit den größten Reichen wieder verſchwindet, um andern ungeſtalteren Formen Platz zu machen, die aber endlich das alte Gute mit neuem vereinigen; wie Ehrgeitz, Herrſchſucht, Blutdurſt, Schwelgerei und Luxus ein Band nach dem andern um die Völker ſchlingen, und in den ſegnenden Händen der Vorſehung zu Mitteln einer höhern Vernunft-Kultur werden; wie die vielen Formen der Geſetzgebung, der Regierungen, der Religionen die Menſchen tolerant und aufmerkſam auf das Beſſere machen; wie der Aberglaube in ſeiner häßlichſten Geſtalt den Keim des beſſern Glaubens enthalten mußte. So ſahen die Kinder in der Geſchichte freilich die menſchlichen Thorheiten und Verbrechen, aber auch die ſegnende Güte der weiſen Vorſehung, und lernten ſie mit Demuth verehren.

Während ſich hier um zwei Familien die Bande der innigſten Freundſchaft mit jedem Tage enger zuſammen zogen (Karl und Julius waren die innigſten Freunde, und Sophie und Luiſe hingen mit ſanfter, zärtlicher Liebe an einander); während hier das häusliche Glück eine Freude nach der andern ſchenkte; während Herrmann in Emiliens Armen tauſendmal ausrief: wie glücklich bin ich! — während deſſen wurden in der Reſidenz die Bande der Freundſchaft durch Habſucht und Eitelkeit zerriſſen. Der Kammerherr von Flinsberg beſuchte die Frau von Anfurth jeden Winter, legte es darauf an, im Nothfalle an ihr eine Hülfe zu behalten, und ſpielte ſeine Rolle ſo gut, daß er nach einigen Jahren, Troß den Kabalen des Kapitains, ihre Hand davon trug.

Der Kapitain wurde vor Schrecken über die Nachricht bleich, und der Kammer-Direktor wollte verzweifeln; aber es war nicht zu ändern. Die Anfurth behauptete, der Kammerherr liebe ſie mit der größten Zärtlichkeit. Der Kapitain machte ihr beſcheidne Vorſtellungen; da ſie ihn aber mit Hohnlächeln anhörte, und da er ſah, daß ihr Vermögen für ihn verloren war: ſo veränderte er plötzlich die Rolle des ehrfurchtsvollen Neffen, die er bis hieher geſpielt hatte, und ſagte ihr geradezu: ſie ſey eine alte Thörin, die ſich durch ihre Heirath lächerlich mache. Sie gerieth in Wuth, und es gab eine ganz gemeine Scene des pöbelhafteſten Zankes.

Der Kammer-Direktor wollte nach ſeiner Gewohnheit zum Frieden reden; aber der Kapitain ſagte ihm ſelbſt die größten Härten über ſeine Unbeſonnenheit, dem Erbprinzen ſolche groſſe Summen zu leihen. Der arme Mann ſtand gedemüthigt vor ſeinem Sohne da, und ſah ihn traurig an. Endlich, als dieſer nicht aufhörte, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen, rief er ſchmerzlich: o! mein Sohn Herrmann! du würdeſt mich jetzt tröſten, du würdeſt mich doppelt lieben! und dieſer . . . — O, du hatteſt Recht! Mein guter Herrmann, du hatteſt Recht!

Der Kapitain, der jetzt beinahe nur von ſeiner Gage leben mußte, machte alles im Hauſe durch ſeine üble Laune unglücklich, und ließ ſie beſonders ſeine Eltern empfinden. Der Kammer-Direktor hätte gern das gute Vernehmen mit ſeiner Schwägerin wieder hergeſtellt, weil er mehr Feinheit zu haben glaubte, als Flineberg; der Kapitain aber, der dieſen beſſer kannte, ſah nicht die mindeſte Hoffnung mehr, und wollte nun Rache. Er breitete die ſeltſamſten Gerüchte über die Heirath ſeiner Tante aus, und ſo beſchleunigte er, was freilich auch ohnedies geſchehen wäre: daß die Tante ihrem Manne durch eine unwiderrufliche Schenkung unter Lebenden ihr ganzes Vermögen zuſicherte.

Der Kapitain verlangte nun, daß ſein Schwager Rolfs ihm Rechenſchaft von den jetzt ſchon bezahlten Forderungen ſeines Vaters geben ſollte. Rolfs lächelte, verſprach, und hielt nichts. Als der Kapitain auf eine beſtimmte Erklärung drang, glaubte er zu bemerken, daß Rolfs ſich vor Herrmann mehr fürchte, als vor ihm. Nun drohete er mit ſeinem Bruder, und Rolfs wurde geſchmeidiger, doch ohne ſich auf eine Erklärung einzulaſſen, wie es eigentlich ſtände.

Jetzt ſchrieb der Kapitain an Herrmann; und dieſer antwortete: „So lange unſer Vater lebt, habe ich an Rolfs keine Anſprüche; und wenn er ſelbſt keine macht, ſo habe ich überhaupt keine.“ Der Kapitain ſetzte ſich nun zu Pferde, beſuchte ſeinen Bruder, und bat ihn, ſich doch, um ſeiner Kinder willen, der Sache anzunehmen. „Ich habe keine Zeit dazu,“ erwiederte Herrmann. — Was haſt du denn ſo Nothwendiges zu thun? fragte der Kapitain. — „Meine Kinder zu lehren, wie ſie Reichthum entbehren können.“ Der Kapitain bat ihn, doch wenigſtens einen drohenden Brief an Rolfs zu ſchreiben; Herrmann ſagte aber: „ich drohe niemals, wenn ich nicht Willens bin, meine Drohungen auszuführen.“ Alle Bemühungen des Kapitains, ſeinen Bruder zu reitzen, waren vergeblich; Herrmann blieb bei der Verſicherung: „ich bin glücklich, und will nichts weiter.“ Nun entdeckte ihm der Kapitain, wie Rolfs ihn bei Hochfeld verläumdet habe. „In der That, Bruder,“ ſagte Herrmann; „da hat er mich etwas ſagen laſſen, das ich wenigſtens dachte. Aber — wie kommſt du denn dazu, das zu wiſſen?“

Der Kapitain gewann durch ſeine Reiſe nichts als den Verdruß, ſich abgewieſen zu ſehen, und Zeuge von dem Glücke ſeines Bruders zu ſeyn, den er ſo unglücklich hatte machen wollen. Als Rolfs erfuhr, daß der Kapitain bei Herrmann wäre, wurde er beſorgt; denn er fürchtete ſich vor dieſem noch immer. Da abe der Kapitain nach ſeiner Rückkehr nicht drohete, ſo behandelte Rolfs ihn mit Verachtung. Die ganze Folge der Verhandlung war, daß der Kapitain den Umgang mit ſeinem Schwager abbrach, wofür er denn bei dem erſten Avancement übergangen wurde. Der unglückliche Vater, den ſein Sohn deſpotiſirte, verlor nun auch den Umgang ſeiner weniger ſchlechten Tochter, und behielt nur den Umgang des Sohnes, der ihn quälte.

So waren die Herzen der Familie getrennt. In Langens Hauſe, das ehemals ein Aufenthalt der Größe, der Pracht, der ſtolzeſten Hoffnungen geweſen war, wohnte jetzt bettelhafter Prunk, Troſtloſigkeit, Mißmuth und Feindſchaft. „Ach, mein Sohn Herrmann!" ſeufzte der Kammer-Direktor an jedem Tage; er durfte es aber nicht wagen, dieſen Seufzer laut werden zu laſſen, wenn er nicht die bitterſten Vorwürfe von dem Kapitain hören wollte, der ſeinen Bruder nach der abſchlägigen Antwort noch mehr haßte, als zuvor.

Die Tante bemerkte bald, daß ſie eben nicht wohl daran gethan hatte, Frau von Flinsberg zu werden. Ihr Mann hatte die liebenswürdigſten Eigenſchaften, aber nur für Fremde. Sie ſah an ſeinen Mienen, ſie hörte ſogar an manchem Worte von ihm, daß ſie zu lange lebte. Jetzt bereuete ſie es, ſich durch eine Schenkung unter Lebendigen von ihm abhängig gemacht zu haben. In ihrer Troſtloſigkeit ſuchte ſie die Freundſchaft mit ihrer Schweſter wieder anzuknüpfen; ſie wurde aber mit Kälte empfangen, und mit Spott zurückgeſtoßen. Auf einer Reiſe, die ſie mit ihrem Manne machte, und die ſie nahe bei Herrmanns Wohnorte vorüber führte, traf ſie ihren Neffen in Amtsgeſchäften. Er näherte ſich ihr mit Ehrerbietung, und äußerte unverſtellte Freude, als ſie ihm, freilich mit ſchwerem Herzen, ſagte: ich lebe recht glücklich. Sie äußerte nun, daß ihr Mann Herr ihres ganzen Vermögens ſey; und er blieb unverändert ehrerbietig.

Auf der Rückreiſe, die ſie allein machte, beſuchte ſie ihren Neffen, und wurde von ihm, ſo wie von Emilien, mit zärtlicher Liebe aufgenommen. Beide behandelten ſie mit einer ſo zarten Schonung ihres jetzt nicht mehr verhehlten Unglücks, daß die Tante zum erſten Male fühlte:

Liebe ſey doch wohl mehr werth, als Rang und Gold. „O Herrmann, Herrmann!“ ſeufzte ſie, als ſie in den Wagen ſtieg, der ſie wieder zu dem Aufenthalt ihres Unglücks bringen ſollte. Selbſt Julchen, die jetzt Mutter zweier Kinder, und die angeſehenſte Dame am Hofe war, ſeufzte zuweilen, mitten unter der Pracht, die ſie umringte: „Herrmann! Herrmann!“ wenn ſie eine neue Bosheit ihres Mannes entdeckte, wenn er über ihre Eltern, oder ihre Brüder bitter ſpottete, ihre Mutterliebe lächerlich machte, und ſie bei jeder ſittlichen Aeußerung für eine Heuchlerin erklärte.

Herrmanns Glück ſtieg von Tage zu Tage, ſo wie ſich die Tugenden und die Talente der Kinder mehr entwickelten. Die zärtlichſte Freundſchaft, die reinſte Bildung des Geiſtes und des Herzens vereinigte ſie alle, und gab ihrem Glücke Sicherheit. Karl, den noch immer Jedermann für Herrmanns und Emiliens Sohn hielt, (ſo wie er ſelbſt es zu ſeyn glaubte, weil Baſe Eliſabeth ſich durch Emiliens unwiderſtehliches Bitten abhalten ließ, das Gegentheil zu verrathen) — Karl war ein edler Jüngling geworden, und Julius ſtand ihm nicht nach. Emilie hatte immer fortgefahren, über die beiden Mädchen mit der Sorgfalt einer Mutter zu wachen. Sie waren ſchon vorher nur ſelten mit den Jünglingen allein geweſen; und jetzt konnten ſie es noch weniger ſeyn, da die kleine Caſtran die Haushaltung ihres Vaters beſorgte, und da auch Luiſe mehr zu Hauſe bei ihren Eltern blieb, um für die jüngeren Geſchwiſter zu nähen und zu ſtricken. Freilich hatten die Eltern heimlich den Wunſch, daß ſie die vier Herzen eins für das andere gebildet haben möchten; ſie überließen indeß die jungen Leute ſich ſelbſt, und nie, auch nicht einmal in den Stunden der vertraulichſten Liebe, verriethen ſie ihre Wünſche. Martin behauptete zuweilen, man müſſe den jungen Leuten ein wenig zurecht helfen; allein er brauchte nicht zu ſorgen: die Natur that das ſchon, ohne ſeiner zu bedürfen. Die Eltern würden auch bald die Erfüllung ihrer Wünſche geſehen haben, wenn es den beiden Paaren an Vertrauten gefehlt hätte; aber jetzt konnte Emilie nicht Sophiens Vertraute werden, weil es Luiſe war, und Herrmann erfuhr Karls Geheimniß nicht, weil Julius es ſchon wußte.

Karl verſchwieg ſeine erwachende Liebe zu Sophien ſehr lange; er ſtellte ſich ſogar kälter gegen ſie, als er es zu ſeyn nöthig gehabt hätte, wenn er auch nur ein bloßer Bekannter von ihr geweſen wäre. Sophie ihrer Seits behandelte ihn mit einer feinen Achtung; aber ihr Vertrauen ſchien Julius in einem höheren Grade zu beſitzen. Martin brach endlich die Bahn. Eines Tages, als die jungen Leute zuſammen im Garten waren, bemerkte er, daß Karl nur einzelne Worte mit Sophien ſprach, ſie hingegen ſich immer an Julius wendete. Nun wurde ihm bange; denn er hatte Sophien für Karl, und Luiſen für Julius beſtimmt. Gegen Abend begleiteten ihn die beiden Jünglinge unter die Ulmen, die hinter dem Garten ſtanden, und hier ſetzte er ſich zwiſchen ihnen nieder.

„Sagt einmal,“ hob er an: „könnten wir wohl glücklicher ſeyn, als wir ſind? Gott mag wiſſen, Kinder, womit ich alter Mann es verdient habe, daß mir die letzten Tage ſo bei friſchem Winde und glatter See hingehen. Drei und-achtzig Jahre bin ich alt. Ich kann alle Tage ſterben; aber ich möchte wohl noch

Einen

Einen Tag erleben, nur noch Einen!" — (Er ſah ſtill vor ſich hin; Karl that eben das.) Julius fragte lächelnd: welchen denn, Vater Martin? — „Fragſt du noch, Herzensjunge? Da iſt Mamſell Sophie . . ." — Karl erröthete bei dem Nahmen. — Was ſoll die? fragte Julius. — „Sie iſt ein Jahr älter als du, Julius. Ihr taugt nicht für einander. Kinderchen, ich möchte nur einen Augenblick der liebe Gott ſeyn; ihr ſolltet recht glücklich werden! Seht, das Bißchen Blut, das mir noch durch mein altes Herz läuft — ich hätte es immer gern hingegeben für den Papa und die Mama. Sie haben ſich nun, und ſind glücklich. Kinder, laßt mich alten Mann doch, ehe ich ſterbe, noch erfahren, daß auch ihr ſo glücklich ſeyn wollt! Karlchen," (er trocknete ſich Thränen aus den Augen) „du mußt nur recht freundlich mit Mamſell Sophie ſeyn; aber das biſt du nicht. Sie iſt ſeelengut, und ſchön wie ein heiliger Engel! . . . Kinderchen, es muß heraus. Ich thue vielleicht Unrecht; aber — ſie bedenken nicht, daß ich ein alter, ſchwacher Mann bin. Ja, der Papa kann's abwarten, die Mama auch; aber ich? Eure Eltern wünſchen, daß du, Karl, einmal Sophien heimführen möchteſt, und du, Julius, die kleine Luiſe." — Wünſchen? fragte Karl, und ſeine Wange glühete von einem ſchnellen Feuer; aber er ſchlug ſogleich die Augen nieder, und ſchwieg. Der Matroſe verſtand das Schweigen unrecht. „Ja, ſie wünſchen es, Karl. Du könnteſt den Wunſch deiner Eltern wohl erfüllen, und würdeſt gewiß das gute Kind am Ende lieben." (Er ſah nicht, wie Karls Bruſt ſich hob, und wie ein Strahl der Freude aus ſeinem Auge hervorbrach, daß ſein heißeſter Wunſch auch der Wunſch ſeiner Eltern war.) „Ich bitte dich, mache deinen Eltern die Freude; wenn es dir möglich iſt. Das Herz läßt ſich freilich nicht zwingen. Und wenn es denn nichts iſt; nun, ſo kann ich auch ſterben, ohne dieſe Freude mit in das Grab zu nehmen. Aber beſinne dich, Karlchen!"

Jetzt ſtand der Alte auf, und ging hinein, weil es ihm zu kühl wurde. Die beiden Jünglinge blieben noch. Karl ſaß unruhig, mit Falten auf der Stirn; Julius näherte ſich ihm, und fragte zärtlich: Bruder, darf ich ſagen, was du fühlſt? Karl blickte ihn wehmüthig an, und drückte ſeine Hand. Julius beugte ſich an ſein Geſicht, und ſagte leiſe: du liebſt Sophien! Karl umfaßte ihn heftig, und drückte ihn an ſeine Bruſt, ohne zu antworten.

Nach und nach bekam das Vertrauen Worte. Sie geſtanden einander ihre geheimſten Empfindungen. Nun wuchs durch das Vertrauen ihre Freundſchaft, aber zugleich auch ihre Liebe zu den beiden Mädchen. Und wenn wir nun, ſagte Julius, den Eltern unſre Empfindungen entdeckten!

Karl zuckte die Achſeln. Und wir erreichten unſre Wünſche nicht; und ſie wüßten dann, daß wir nicht glücklich wären!

Nicht glücklich? Du wenigſtens, lieber Karl. Denn Sophie . . . Zwar hat ſie nie ein Wort geſagt; allein ich wollte darauf ſchwören, daß ſie dich liebt. — Karl ſchüttelte den Kopf: ach wüßte ich, was ich von Luiſen weiß! Das holde Vertrauen, womit ſie dich behandelt! Julius meinte, eine Frage an die Mädchen ſelbſt würde ihre quälende Ungewißheit endigen. Karl ſeufzte, und ſagte ernſt: Julius, ich liebe unbeſchreiblich. Aber, wüßte ich auch gewiß, daß ich durch das Geſtändniß meiner Liebe glücklich werden würde — dürfte ich es wagen? dürfteſt du es wagen? Was ſind wir? Können wir jetzt heirathen, da wir erſt auf die Akademie gehen ſollen? Wiſſen wir unſre Schickſale? Wir müſſen ſchweigen, Julius. Denke an unſre Eltern, die ſo unglücklich waren, und ſchwiegen!

Julius umarmte ihn. Es wurde Beiden jetzt leicht, auch über ihre kleinſten Bewegungen Herren zu ſeyn, da ihr gegenſeitiges Vertrauen ſie entſchädigte. Die Eltern merkten nichts; nur die beiden Mädchen ſahen an den Jünglingen die Zeichen der Liebe, und erkannten in dem erhöheten Vertrauen, in der enthuſiaſtiſcheren Freundſchaft der Jünglinge die Flamme, die ſie verbergen wollten.

Martin wurde krank; und niemand im Hauſe hatte jetzt eine andre Empfindung, als die zärtlichſte Liebe für den guten Alten. Alles drängte ſich an ſein Lager, und jeder wollte ihm Dienſte erzeigen. Dieſe zärtliche Liebe erweichte ſein Herz in einer himmliſchen, frohen Wehmuth. Er ſtreckte Allen die Hand entgegen, und rief: o, daß ich euch mein Herz, meine Seele ſo geben könnte!

Einer nach dem andern wachte bei ihm, und auch an Karl kam die Reihe. Der Alte ſprach von ſeinem Tode, und erweichte dadurch das Herz des Jünglings. „Karl," ſagte er; „du weißt, was ich gern noch wiſſen möchte, ehe ich ſterbe. Ihr macht mir den Tod ſchwer mit eurer herzlichen Liebe; du kannſt mir ihn leicht machen!" Karl küßte Martins Lippen, und ſagte: ja, ich liebe Sophien, guter Martin! Nimm dies Geheimniß mit in die Ewigkeit. Des Alten ſchon halb erloſchnes Auge funkelte noch einmal hell auf. „Und ſie wird deine Frau, Karl?" fragte er haſtig.

Wenn es der Himmel will! antwortete Karl mit einem ſchweren Seufzer. Martin hob die gefalteten Hände auf, und ſagte eifrig: „es iſt mein letztes Gebet auf der Erde, guter Gott; es ſoll auch mein erſtes in jener Welt ſeyn: mache die Kinder glücklich, wie es die Eltern waren!" Nun gebrauchte der Kranke ſeine letzten Kräfte, Karln zu verſichern, daß Sophie ihn lieben werde, lieben müſſe, und bat ihn, ihr ſein Herz zu entdecken. Karl weigerte ſich, und gab ſeine Gründe an. „Du haſt Recht, Karlchen," ſagte Martin. „Gott wird dich dafür ſegnen. Aber ich bitte dich, zieh deine Eltern zu Rathe, und ſey Sophien treu!"

Beides verſprach Karl, und es ſchien, als ob Martin durch dieſe Unterredung neue Lebenskraft bekommen hätte. Er überlegte die Sache vor ſich. Zwar hatte er verſprochen, des Jünglings Geheimniß zu bewahren; er fühlte indeß, wie ſehr deſſen Entſchluß, Sophien ſeine Liebe zu verſchweigen, die Erfüllung ſeiner Wünſche hindern könnte. Nun beſchloß er, noch einen Schritt weiter zu gehen. Als Sophie eines Tages an ſeinem Bette ſaß, nahm er ihre Hand, und hob an: „ich ſterbe nun bald. Sie wiſſen, gutes Kind, daß kein Menſch auf der Erde Sie lieber hat, als ich. Und nun wollte ich, Sie thäten mir einen Gefallen." Sophie erbot ſich, mit Freuden zu thun, was er verlange. „Sie ſollen mir eine Frage aufrichtig beantworten: haben Sie Karln von ganzem Herzen lieb, und wünſchen Sie wohl, ſeine Frau zu werden, wenn es Gottes Wille iſt? Liebes Herzens-Kind, Sie können es mir ſagen; denn was Sie mir antworten werden, ſoll nicht über meine Lippen kommen.

Ich will es mit in die Ewigkeit nehmen; kein Menſch ſoll etwas davon erfahren. Und da ich ſchon in ein Paar Tagen todt bin, ſo dürfen Sie auch nicht mehr darüber roth werden, daß ich es weiß. Thun Sie mir den Gefallen; es iſt meine letzte Bitte!" Sophie wurde bleich und roth, und ſchien ſich zu beſinnen. „Ich ſterbe bald, liebes Kind!" ſagte Martin bewegt.

Ja! hauchte Sophiens Lippe; aber ſogleich bedeckte ſie das glühende Geſicht, weil ſie fühlte, daß ſie das nicht hätte ſagen ſollen. Endlich blickte ſie den Kranken wieder an, und machte eine bittende Bewegung. Martin ſagte lächelnd: „ich ſchweige, gutes Kind. Aber halten Sie feſt an ihm; denn er liebt Sie. Laſſen Sie Sich auch nicht irre machen; er hat Sie lieb, wie ſeine Eltern, ja wohl noch lieber. Er wird nicht von Ihnen laſſen; laſſen Sie auch nicht von ihm. Geben Sie mir die Hand darauf!" In der Betäubung erfüllte Sophie ſein Verlangen.

Dieſe Freude war für den Kranken zu ſtark; er wurde immer bleicher. „Gott Lob!" ſagte er; „beinahe wär' es zu ſpät geweſen, und ich hätte nichts erfahren! Luiſe und Julius . . . Sophie nehmen Sie Sich ihrer an. Gott gebe, daß auch die ſich lieben! . . . Liebes Kind . . . mir wird . . . Rufen Sie doch . . . Und ſeyn Sie Karln getreu! . . . Rufen Sie den Vater Lange geſchwind! Ich ſterbe ſonſt, eh' ich ihn noch einmal geſehen habe." Sophie ſchrie, und das ganze Haus kam herbei.

Lieber Herrmann! ſagte der Sterbende, und richtete ſich auf. Ich muß Sie noch einmal Du nennen! Es iſt vorbei! . . . Gott ſey mit dir! Er reichte ihm die Hand, ſank zurück, und war todt. Mit ſanfter Stimme fing Eliſabeth an zu ſingen, und Thränen begleiteten den Geſang:

Zu Gott ſteht mein Verlangen,
Da wollt ich gerne hin;
Die Welt bin ich durchgangen,
Daß ichs faſt müde bin.

Aber ſie ſang die Strophe nicht aus, und ſagte ſchluchzend: er war gut, ſehr gut, der Beſte von uns allen, Emilien ausgenommen. Nie dachte er an ſich. Nein, Herr Vetter, er hatte keine Freude auf Erden, als die Freude Anderer. Ich bin wohl manchmal unfreundlich gegen ihn geweſen; aber er hat es mir immer vergeben. Er war gut; Gott wird es ihm vergelten!

Herrmann küßte die Baſe Eliſabeth für das Lob, das ſeine bebende Lippe jetzt nicht ſagen konnte. Er faßte Martins kalte Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte endlich ſtockend zu Emilien: „er liebte uns ſo ſehr, und wir ihn ſo wenig. Wir waren nicht einmal dankbar genug für ſeine Liebe!" Nun verſchloß er ſich in ſein Zimmer. Als er nach mehreren Stunden wieder hervor kam, fragte ihn Niemand, was er gemacht habe; Alle ſahen, daß er geweint hatte.

So lange die Leiche noch im Hauſe war, ſaß Herrmann jeden Tag einige Stunden neben dem Sarge. „Nie," ſagte er, „werde ich wieder ein Herz finden, das mich ſo treu, ſo feſt liebt, als mein todter Freund." Er begleitete mit ſeinen beiden Söhnen den Sarg zur Beerdigung, und das ganze Städtchen ſtrömte zuſammen, ein ſo unerhörtes Schauſpiel zu ſehen, daß der Herr, ſehr ſchmerzlich weinend, der Leiche ſeines Bedienten folgte. Das ganze Langiſche Haus zerfloß in Thränen; es war, als ob der Vater der Familie begraben würde. Unter den Kindern war Sophie am gerührteſten. Sie konnte ſich nicht erholen; denn noch immer hörte ſie die Worte des Sterbenden: „Karl liebt dich, und wird nicht von dir laſſen! Laſſe du nicht von ihm!“ Ihre geheime Liebe hatte jetzt einen heiligen Charakter angenommen, und ſie betrachtete ſich ſchon als Karls Verlobte. „Laß dich nicht irre machen!“ hatte der Sterbende auch geſagt; und auf dieſes Wort hin traute ſie Karln, der ſie immer mit zarter Achtung behandelte, aber ſeine Liebe jetzt mehr als je verbarg. Der Sterbende hatte ihr geſagt: „Luiſe und Julius . . ?! nimm dich ihrer an!“ Um Martins letzten Wunſch zu erfüllen, hauchte ſie in Luiſens Bruſt noch mehr Liebe zu Julius.

Jetzt war es für beide Jünglinge Zeit, auf die Univerſität zu gehen. Herrmann ſprach lange mit ihnen über die neue Welt, in die ſie eintreten ſollten. Er zeigte ihnen die Abgründe der Verführung, die ſie erwarteten, und gab ihnen Regeln, ſich vor ihnen zu hüten. Sie verſprachen es; Herrmann aber hatte noch immer etwas auf dem Herzen. Emilie war unruhig darüber geworden, daß ſie an den jungen Leuten nie ein Zeichen der Liebe zu einander bemerkte. Sie glaubte genau beobachtet zu haben; und dennoch hatten die jungen Leute ihr den Anblick ihrer Herzen entzogen. Deshalb redete Herrmann zu ſeinen beiden Söhnen räthſelhaft von Wünſchen, welche erſt die Zukunft erfüllen könnte, und bat ſie, allen genauen Umgang mit Mädchen, ſelbſt mit achtungswürdigen, zu vermeiden. Er wagte es nicht, ſich näher zu erklären; aber ſeine Unruhe ſprach deutlich.

Am Tage vor der Abreiſe ſank Karl an ſeines Vaters Herz, und geſtand ihm mit zögernden Worten, daß er Sophien liebe. Der Vater drückte ihn freudig an ſeine Bruſt, und ſegnete ihn. Der ſanftere Julius lag in demſelben Augenblicke mit dem Geſtändniſſe ſeiner Liebe zu Luiſen an dem Herzen ſeiner Mutter, und am Abend, als Herrmann und Emilie einander ihre Geheimniſſe mittheilten, war alles glücklich. Jetzt errieth Emilie auch die beiden Mädchen, und ſie empfand eine ſanfte Freude, als Luiſe und Sophie mit bleichen

Wangen und verweinten Augen dem Abſchiedsfeſte beiwohnten. Daß es nicht zu einer Erklärung gekommen war, konnten die Eltern leicht ſehen; denn die Liebenden ſuchten einander nicht ohne Zeugen zu ſprechen. Als die Jünglinge abgereiſt waren, entdeckte auch Sophie ihrer Freundin ihr Herz, um Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten.

Das Haus ſchien ausgeſtorben, ſeitdem Karl und Julius es verlaſſen hatten. Jetzt waren ihre Briefe faſt die einzige Freude des Langiſchen Hauſes, und an dieſer nahmen immer auch die beiden Mädchen Theil, welche ſich jetzt mehr als je an einander drängten. Emilie ſchwieg, ſo leicht es ihr auch geweſen wäre, das Vertrauen der beiden Mädchen zu gewinnen; ſie wußte, wie viel das Geſtändniß der Liebe einem Mädchen koſtet, und ehrte das theure Geheimniß der jugendlichen Herzen.

Etwa ein Jahr nachher bekam Herrmann einen Beſuch von einem ehemaligen Freunde, der ihn geliebt hatte und ihn noch immer achtete. Der Mann glaubte, ſeinen alten Freund in tiefem Elende zu finden; zu ſeinem Erſtaunen fand er es aber ganz anders. Herrmann ſaß froh unter ſeinen jüngeren Kindern (Emilie war noch viermal Mutter geworden), und der Kreis wurde von Luiſen, Sophien, und Mühlenbergs jüngeren Kindern vergrößert. Man durfte die Familie nur ſehen, um von ihrem Glücke überzeugt zu ſeyn. Der Fremde verlebte hier einen fröhlichen Tag, und blieb auf Herrmanns Bitte auch die Nacht. Spät am Abend, als die Kinder ſchon zu Bett waren, ſprach man von den ehemaligen Zeiten. Herrmann erkundigte ſich nach ſeinen Eltern, und wurde betroffen, als der Fremde die Achſeln zuckte. Er bat ſeinen Freund, ihm nichts zu verhehlen, und fragte unruhig: „meine Eltern ſind doch glücklich?"

Der Fremde erwiederte mit Kopfſchütteln: ich zweifle faſt, ob ſie das ſind. Vielleicht ſehnt ſich Ihr Vater in dieſem Augenblicke mit ſchwerem Herzen nach dem Sohne, den er verſtoßen hat. Herrmann ſprang in großer Bewegung auf. „O mein Gott! reden Sie! Man ſagte mir, ſie lebten ſehr einig." Der Fremde erzählte, was er genau wiſſen konnte, da er Umgang in dem Hauſe des Kapitains hatte. „O," ſagte Herrmann nun; „wenn mein Bruder den Greis, der ſo viel für ihn that, und endlich Alles, auch das Letzte, für ihn hingab — wenn er undankbar gegen dieſen guten Vater ſeyn könnte! Nein, es iſt nicht möglich!" Mit Einem Worte, ſagte der Fremde: als Ihr Vater hörte, daß ich hier durchreiſen würde, gab er mir den Auftrag, Sie zu grüßen, und Ihnen, wenn Sie ihn noch liebten, zu ſagen, er ſey für ſeine Härte gegen Sie ſehr ſchwer beſtraft. Ihr armer Vater muß tief gekränkt ſeyn; denn als er mir das ſagte, brachen Thränen aus ſeinen Augen hervor, und es ſchien mir, als wäre ſein Herz gebrochen.

Herrmann hatte Thränen in den Augen, und ging in ein Nebenzimmer, um ſich zu erholen. Als er wieder kam, ließ er ſich ſogleich ſein Pferd ſatteln, übertrug Emilien die Bewirthung ſeines Freundes, und trat noch in der Nacht den Weg zur Reſidenz an.

Der unglückliche Kammer-Direktor war immer abhängiger von ſeinem jüngeren Sohne geworden. Der Kapitain machte ihm die bitterſten Vorwürfe über Julchens Verheirathung.

mit Wolfs, die doch er ſelbſt betrieben hatte. Auch gab er ſeinem Vater die Verheirathung der Tante Schuld, und behauptete: durch nachdrückliche Maßregeln, wie er ſie vorgeſchlagen habe, wäre ſie wohl zu hintertreiben geweſen. Jetzt mußte der Kammer-Direktor von ſeinem Gehalte leben, das, ſo anſehnlich es auch war, dennoch nicht zu den gewohnten Verſchwendungen des Kapitains hinreichte. Es mußten Einſchränkungen gemacht werden, und alle übernahm der Vater, um nur der üblen Laune des Sohnes zu entgehen. Dem Kapitain fehlte es bis jetzt an nichts; er machte außer dem Hauſe noch den vorigen Aufwand; im Hauſe ſeines Vaters aber herrſchte Mäßigkeit, und zuweilen ſogar Mangel. Der Kammer-Direktor war von Natur furchtſam, und konnte auch in ſeinen glänzendſten Zeiten nichts mit Entſchloſſenheit durchſetzen; noch weniger vermochte er es jetzt, da ſein Sohn ihm mit einigem Schein den Fall ſeines Hauſes Schuld gab. Es blieb dem unglücklichen Greiſe gar kein Troſt übrig. Julchen durfte ihn vor ihrem Manne, mit dem aller Umgang aufgehoben war, nicht beſuchen; die Flinsberg fühlte ſich ſelbſt unglücklich genug, und ſeinen Sohn Herrmann durfte er nicht einmal nennen, wenn er den Kapitain nicht noch mehr aufbringen wollte.

Aber das Maaß ſeines Unglücks und ſeiner Aufopferungen für den undankbaren Sohn war noch nicht voll. Der Kapitain hatte Umgang mit dem Fräulein von Dreskow, einem der reichſten Mädchen der Stadt. Man nahm ihn in dem Hauſe gut auf, und ſchmeichelte ihm ſogar. Dieſe zuvorkommend höfliche Begegnung gab ihm die Hoffnung, daß er vielleicht die Hand des Fräuleins erhalten könnte. Er drängte ſich an das Mädchen, und ſuchte die Eltern zu gewinnen. Nun ließ er von weitem hinhorchen, ob man ihm das Fräulein wohl geben würde; und er bekam zur Antwort: ja, wenn ſein Vater ſein Amt niederlege, das alsdann der Bruder des Fräuleins erhalten müßte. Der Kapitain ließ ſich auf den Vorſchlag ein; denn — der Verluſt traf ja nur ſeine Eltern! Zwar glaubte er ſelbſt kaum, daß ſein [illegible] ein Amt, welches ihn reichlich ernährte, um ſeinetwillen nieder legen würde; doch er wollte den Verſuch machen, und ging einige

einige Tage ſchmeichelnd um ſeinen Vater her. Dieſer, der ſeinen Sohn höchſt ſelten ſo freundlich ſah, fühlte ſich einmal wieder glücklich, und zeigte ihm ſeine ganze Liebe.

Endlich rückte der Sohn mit ſeinem Anliegen hervor. Lieber Vater, ſagte er; es ſteht noch einmal in unſerer Gewalt, uns zu heben, ſobald wir nur wollen. Das reiche Fräulein von Dreskow kann meine Frau werden, wenn Sie nichts dagegen haben.

„Ich? Behüte Gott, mein Sohn! Gar nichts! Ich danke dem Himmel, wenn du glücklich werden kannſt, und gebe dir meinen Segen.“

Es iſt nur Schade, lieber Vater, daß eine Bedingung die Sache ſchwierig macht. Der Bruder des Fräuleins iſt, wie Sie wiſſen, bis auf ein Paar Kammerräthe, die nicht in Betracht kommen, der älteſte im Collegium, und der Fürſt hat ihm verſprochen, daß er Kammer-Direktor werden ſoll, ſobald die Stelle vakant wird.

„Gott gebe mir einen ſeligen Tod, mein Sohn! Es wäre delikat von dir geweſen, wenn du mich nicht daran erinnert hätteſt.“

Ja, lieber Vater, das iſt eben die Bedingung: das Fräulein giebt mir ihre Hand, ſobald ihr Bruder Kammer-Direkter geworden iſt.

„Eine ſeltſame Bedingung, mein Sohn! Das heißt dein Glück auf meinen Tod verſchieben. Sehr surprennant! recht ſehr!"

Sie verſtehen mich nicht, mein theurer Vater. An Ihren Tod wird gar nicht gedacht. Man will mir das Fräulein geben, ſobald Sie Ihr Amt niederlegen. — Ich habe nichts dazu geſagt.

„Und haſt ſehr wohl daran gethan; denn daraus wird nichts. Wovon ſollt' ich denn leben?"

Der Fürſt würde Ihnen eine Penſion zuſichern. Und, glauben Sie denn, lieber Vater, daß Sie, wenn Sie meinem Glücke dieſes Opfer brächten, nicht Herr meines ganzen Vermögens ſeyn würden? Sie ſelbſt hätten dann noch überdies die Freude, wenigſtens Eins von ihren Kindern glücklich gemacht zu haben. Ich will nicht in Sie dringen; aber doch bitte ich Sie, die Sache zu überlegen. Sie ſind jetzt ſechs und ſechzig Jahre alt; und ich bekäme mit dem Fräulein wenigſtens funfzig tauſend Thaler.

„Mein Sohn,“ ſagte der Vater traurig; „du erinnerſt mich oft an meinen Tod! Nun, ich will mich bedenken.“ Er überlegte mit ſeiner Frau, und ſie fanden Beide, daß es ſehr gewagt ſeyn würde, ſich von dem Kapitain abhängig zu machen. Wenn es Herrmann wäre, ſagte die Mutter betrübt; dann wollte ich ohne Bedenken Ja ſagen. Der Vater ſchlug es, obgleich furchtſam, ſeinem Sohne ab. Nun wendete ſich der Kapitain an die Mutter, die aber doch klug genug war, in dieſem Falle feſt zu bleiben. Er that ſeinen Vorſchlag unter mehreren Geſtalten, bekam aber von den Eltern jedes Mal eine abſchlägige Antwort. Nun machte er ihnen die bitterſten Vorwürfe über ihre Kälte und Gleichgültigkeit gegen ſein Glück, und es ging ein Leben voll ſchmerzlicher Qual für ſie an. Beide verloren endlich den Muth, ihm länger zu widerſtehen. Gieb ihm dein Amt, ſagte die Mutter troſtlos; und dann laß uns ſterben!

Nun knüpfte der Vater die Unterhandlung wieder an. Der Kapitain verſprach mit ge=

heuchelter Rührung, die aufopfernde Liebe ſeiner Eltern nie zu vergeſſen. Mein Vermögen, ſagte er, gehört Ihnen; ich werde alles, was mein iſt, nur „als Ihr Eigenthum betrachten. Und habe ich es denn nicht im Grunde durch Sie? Er ſprach und betheuerte ſo viel, daß der Vater zuletzt ihm wirklich glaubte, und daß die Unterhandlung mit der Familie Dreskow angefangen wurde. Der abgehende Kammer-Direktor bekam eine Penſion von vierhundert Thalern, des Fräuleins Bruder ſeine Stelle, und der Kapitain des Fräuleins Hand.

Die junge Frau zog zu ihrem Schwiegervater, und Anfangs ging Alles ziemlich gut. Doch es währte nicht lange, ſo wollte ſie allein im Hauſe befehlen. Sie lud Gäſte ein; doch niemals die Bekannten des Kammer-Direktors. Er ſelbſt bekam nun, anſtatt der Aufſicht über die fürſtliche Kammer, die Aufſicht über den Weinkeller ſeines Sohnes. Seine Schwiegertochter, ein widriges, geitziges Geſchöpf, ließ die Eltern von Tage zu Tage immer mehr fühlen, daß alles von ihr kam, und begegnete ihnen mit der beleidigendſten

Verachtung. Der Kammer-Direktor fand ſich, obgleich mit wundem Herzen, noch ſo ziemlich in ſeine Lage; aber mit ſeiner Frau war es anders. Es gab Anfangs zwiſchen ihr und der Schwiegertochter nur Anzüglichkeiten, Anſpielungen; dieſe wurden indeß immer deutlicher, bis die zurückgehaltene Erbitterung endlich ausbrach. Die geitzige junge Frau ſchränkte ihre Schwiegereltern, die einer liberalen Lebensart gewohnt waren, immer mehr ein. Nun kam es mehr als Einmal zu bittern Vorwürfen zwiſchen Vater und Sohn. Nach einem ſolchen Zanke warf ſich der unglückliche alte Mann einmal in die Arme ſeiner Gattin, und ſagte weinend: „Großer Gott! wir haben zu lange gelebt! O, zu lange! Unſre Kinder wünſchen uns den Tod!"

Bei dem Allen faßte der Kammer-Direktor immer wieder gute Hoffnungen. Er intriguirte um die Gunſt ſeiner Schwiegertochter, und legte alles ſo fein, ſo von weitem an; aber man entdeckte ſeine Abſicht ſo leicht, und er wurde verſpottet. „Ich weiß nicht," ſagte er ſehr betrübt und gedemüthigt; „mir will doch gar kein Plan mehr gelingen, ſo fein ich ihn auch anlege!" — Lieber Mann, erwiederte ſeine Frau, als wir noch reich waren, ſtellte ſich jeder, als merkte er deine Plane nicht, und beeiferte ſich, ſie auszuführen. Jetzt aber? Arme, verachtete Leute dürfen keine Plane machen.

Dieſe Bemerkung ſchnitt dem alten Kammer-Direktor durch das Herz. Er ſetzte ſich nieder, überlegte, und fand, daß er ſeiner Frau nicht Unrecht geben konnte. Auch nach ſeiner Dimiſſion hatte er auf ſein perſönliches Anſehen gerechnet; jetzt mußte er aber die traurige Erfahrung machen, daß der jüngſte Kammerrath, daß die Kammerkopiſten ſich für klüger hielten als ihn. Nichts that ihm ſo weh, als dieſe Erfahrung; aber dennoch behielt er ſeine Schwachheit. „Ich will es verſuchen, uns eine beſſere Lage zu verſchaffen," ſagte er, und wendete ſich nun mit aller möglichen Feinheit an ſeine Tochter Julchen. Sie beklagte zwar das Unglück ihres Vaters mit aufrichtigen Thränen; das war aber Alles, was ſie ihm geben konnte. Rolfs lächelte eben ſo fein als der Kammer-Direktor, und bedauerte, daß er ſich, wichtiger Urſachen wegen, nicht zwiſchen

Vater und Sohn eindrängen könne. Der Alte erhielt von ſeinem Schwiegerſohne nichts, als die Lehre, daß es eine Thorheit ſey, auf die Dankbarkeit ſeiner Kinder zu rechnen, und daß dieſe Thorheit nur von der übertroffen werde, wenn ein Vater ſich von ſeinen Kindern abhängig mache. Uebrigens ſagte Rolfs dem alten tief gebeugten Manne, daß er ſich, bei dem Verhältniſſe zwiſchen ihm und dem Kapitain, auch nicht einmal auf einen Umgang mit dem Schwiegervater einlaſſen könne. — Der Kammer-Direktor kam troſtloſer von Rolfs zurück, als er hingegangen war.

Nur die Flinsberg war noch gedemüthigter, als ihre Schweſter und ihr Schwager. Sie bewarb ſich um ihren Umgang, und ertrug die Vorwürfe ihrer Schweſter mit ſtiller Geduld. Doch ſelbſt dieſen Umgang, der ihr bei der Kälte und den Vorwürfen ihrer Schweſter wenig Freude machen konnte, mußte ſie nur verſtohlen haben; denn der Kapitain hatte erklärt, daß er nie die Tante wieder im Hauſe ſehen wolle.

So ſaßen nun beide Schweſtern, die reichſten Erbinnen der Stadt, in eben dem Hauſe, das ſie ſonſt mit Glanze beherrſchten, auf einem kleinen Stübchen, das ehemals der Kammerdiener bewohnte; denn die Schwiegertochter hatte durch mancherlei Kunſtgriffe und Vorwände die Eltern nach und nach aus allen beſſeren Zimmern zu verdrängen gewußt. Die Mutter ſetzte ſich Anfangs dagegen; der Vater aber, der den feinen Plan hatte, ſeines Sohnes Gefühl durch das Beziehen eines ſo elenden Zimmers rege zu machen, beredete ſie auch zu dieſer Aufopferung. Er bat nun ſeinen Sohn um einen Beſuch, und ſagte: ſieh, ich wohne, wie ehemals mein Kammerdiener! Der Kapitain erröthete zwar; allein ſein Vater blieb in dem Stübchen.

In dieſem Zimmer ſaßen nun die Eltern, und zuweilen auch die Frau von Flinsberg. Sie hörten das Rollen der Wagen, die nicht mehr um ihretwillen kamen; ſie ärgerten ſich über die Bedienten und Jungfern, die ungeſcheut vor ihrem Zimmer lärmten. Bei einem Lichte von Unſchlitt auf einem meſſingenen Leuchter fliſterten ſie über ihr Elend, nur mit Seufzern, leiſen, abgebrochenen Worten und Achſelzucken; denn laute Klagen wagten ſie nicht einmal. Das war nun die Frucht alles ihres Treibens, aller ihrer Plane, ihrer Hoffnungen! Kein Herz, das ſie liebte; und Alles aufgeopfert für eine verſchwundene Größe. „Der undankbare, ſchlechte Rolſs!“ ſagte der Vater. — Ach, Herrmann hat es voraus geſagt! ſeufzte die Mutter. Julchen liebt uns wohl; aber ſie darf es nicht zeigen.

So waren ihre Geſpräche immer geheime Vorwürfe, die ſie einander machen mußten. „Der Rabenſohn! der Kapitain!“ ſeufzte die Mutter. „Und den guten Herrmann mußten wir verſtoßen!“ ſagte der Vater mit einem finſtern Blicke auf die Tante. Sie fühlte den Vorwurf, und ſeufzte: ach, hätte ich mich nur nicht durch die Schmeicheleien meines Mannes bethören laſſen; ſo könnte ich noch alles wieder gut machen! — „Nein, Schweſter, da irrſt du dich! Dann wüßteſt du noch nicht, was unſer Herrmann iſt. Der Kapitain würde noch immer dein Liebling ſeyn; denn das Schmeicheln verſtand er nur gar zu gut.“ — Ach! Reichthum iſt doch eine gefährliche Sache! ſeufzte die Flinsberg. — „Und der Hochmuth auch!“ ſetzte der Vater hinzu. „Wir wollten immer hoch hinaus; und nun?" Er ſah nachdenkend auf den Leuchterknecht, der neben dem Lichte lag.

Frau von Flinsberg konnte nicht helfen, ſo gern ſie auch gewollt hätte. Ihr Mann hatte ſeine vorige Lebensart wieder angefangen: er ſchwärmte von Bade zu Bade, von Reſidenz zu Reſidenz, ſpielte aber jetzt mit Unglück, verſchwendete das Vermögen ſeiner Frau mit vollen Händen, und gab ihr gerade nur ſo viel, als ſie höchſt nöthig brauchte. Er hatte ſie ſo zu unterjochen gewußt, daß ſie vor ihm zitterte, und beſuchte ſie höchſtens nur vier Wochen im Jahr, um ſeine Einkünfte zu reguliren. Dann ließ er ſie wieder in ihrer tiefen Einſamkeit, die niemand ſtörte, weil ſie nichts zu geben hatte.

Durch ein Ungefähr hörte der Kammer-Direktor, daß ein Freund ſeines Sohnes Herrmann durch deſſen Wohnort reiſen würde, und trug ihm auf, was ſchon erzählt iſt.

Herrmann kam am folgenden Abend in der Reſidenz an, und ging mit ängſtlich klopfendem Herzen nach ſeines Vaters Hauſe, wo die ſämmtlichen Viſiten-Zimmer hell erleuchſet waren. Er bat einen Bedienten, den Herrn Kammer-Direktor von Lange auf einen Augenblick aus der Geſellſchaft zu rufen. Der Bediente führte ihn nach dem Stübchen, und machte die Thür auf. Herrmann trat hinein, und ſah ſeine Eltern mit der Tante Anfurth bei dem matten Schimmer ihres Einen Lichtes ſitzen. Sie kannten ihn nicht, da ſie ihn in ſo vielen Jahren nicht geſehen hatten.

Der Anblick des Zimmerchens, der Möbeln, der Kleidung, die ſeine Eltern trugen, that auf Herrmann die ſchnellſte und heftigſte Wirkung. Er warf ſich mit den Worten: o, meine theuren Eltern! vor ihnen nieder, und weinte. Der verſtoßene, gemißhandelte Sohn zu ihren Füßen: durch dieſes Schauſpiel wurden die tiefgebeugten Eltern ſtärker, als je durch irgend etwas in ihrem Leben, erſchüttert. Sie ſanken Beide laut weinend in die ausgebreiteten Arme ihres guten Sohnes, und fühlten ihr Elend in dieſem Augenblicke noch tiefer, da Reue, Scham, Liebe und Haß ihre Herzen zu gleicher Zeit beſtürmten. Alle viere waren ſtumm; denn niemand wußte, was er reden könnte, ohne daß es die andern ſchmerzte. Endlich ſagte der Vater, der weichſte unter allen: Herrmann, kannſt du uns vergeben? — „O, mein Vater,“ antwortete Herrmann; „ich habe Sie immer geliebt, und weiß ja auch, daß Sie mich lieben!“ Nun ging die Unterredung ruhiger. Vater und Mutter wollten dem Sohne ihr Elend verſchweigen; die Flinsberg aber brach los, erzählte, und ergoß ſich in Verwünſchungen gegen den undankbaren Kapitain.

Schon unter der Erzählung entbrannte Herrmanns Zorn, und ſobald er Alles wußte, wollte er zu ſeinem Bruder hinüber; ſeine Eltern hielten ihn aber mit ängſtlichen Bitten zurück, und zeigten dadurch, welche Gewalt der undankbare Sohn über ſie gewonnen hatte. Er that ihnen endlich den Vorſchlag, daß ſie zu ihm ziehen möchten. Doch auch dazu konnte er ſeine Eltern nur mit Mühe bewegen; denn ſie zitterten davor, daß der Kapitain es für eine Beleidigung halten könnte. Zuletzt überredete Herrmann ſie indeß doch, da er verſicherte, daß er morgen alles ganz freundſchaftlich mit dem Kapitain abthun würde. Er ging wieder nach dem Wirthshauſe, wo er abgetreten war, ſchrieb noch dieſen Abend Emilien, daß er ſeine unglücklichen Eltern mitbrächte, und bat ſie, übermorgen alles zum Empfange derſelben bereit zu halten.

Am folgenden Morgen ging er zu ſeinem Bruder, ſagte ihm ganz kalt, aber ſehr nachdrücklich, was er zu hören verdiente, und kündigte ihm an, daß ſeine Eltern dieſen Nachmittag mit ihm abreiſen würden. Zugleich ſagte er, daß der Kapitain noch dieſen Vormittag den Werth des Hauſes (des letzten Ueberreſtes von dem Vermögen ſeiner Eltern) bezahlen müßte, wenn er darin wohnen bleiben wollte. Der Kapitain ſuchte davon abzulenken, und war äußerſt freundlich. Als aber das nichts half, und ſein Bruder immer gleich feſt und kalt blieb, fragte der Kapitain trotzig: was haſt du mir denn zu befehlen? — „Was jeder ehrliche Mann einem Schurken zu befehlen hat. Ich befehle dir, zu zahlen." — Das brauche ich nicht. — „Nicht?" ſagte Herrmann kalt, und nahm die Uhr aus der Taſche. „Biſt du in einer halben Stunde nicht entſchloſſen zu zahlen, ſo gehe ich von hier zu dem Fürſten, laſſe mich bei ihm melden, und erzähle ihm die ganze hölliſche Undankbarkeit des Kapitains von Lange gegen ſeine Eltern, mit allen ſeinen Bübereien."

Das ſieht dir frei, ſagte der Kapitain. Du biſt auch vorzüglich gut bei dem Fürſten angeſchrieben!

„Glaube nur, er wird die Wahrheit von mir hören. Und hört er ſie nicht — ſieh, bei Gott! ſo geh' ich von ihm auf die Parade, und erkläre dich dort öffentlich für einen elenden feigherzigen Buben. Es fehlt mir nicht an Zeit und an Muth, dich einmal zu belehren, daß Menſchen über dir ſind. Ich beſuche den Staatsminiſter Hochfeld, und ſtehe dir dafür, daß der mir glaubt. Mag ſein Herz jetzt kalt ſeyn, wie Eis, ich will es ſo lange erwärmen, bis du beſtraft biſt. Thu, was du Luſt haſt, elender, verächtlicher Menſch; mich ſollſt du nicht irren!"

— Vergeſſe ich erſt, ſagte der Kapitain hitzig, und ſchlug auf ſeinen Degen — daß du mein Bruder biſt, ſo . . .

„Nun denn!" rief Herrmann hitzig: „da habe ich dich ja, du Großſprahler! Sieh, da ſteht noch ein Seitengewehr. Wohlan! Ich habe auch dazu Muth, dich Elenden ſelbſt zu züchtigen. Du biſt nicht der erſte; aber der letzte Schurke, hoff' ich, ſollſt du ſeyn, an dem ich den Büttel mache." Er nahm den Degen, und zog ihn. Bruder, ſagte der Kapitain ängſtlich: wir ſind ja Brüder! — „Ja, Menſch, das ſind wir leider! Aber wahrlich, darum läßt du deinen Degen nicht in der Scheide! Sag kurz: willſt du zahlen?" — Nein, ſagte der Kapitain zögernd. Herrmann ſetzte ſich in einen Stuhl, ſchwieg eine Weile, und fragte dann ganz kalt: „wann geht die Parade an?"

Wozu, Bruder? Laß dich doch bedeuten!

„Spare deine Worte! Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich betrachte dich nicht mehr als meinen Bruder. Du ſollſt vor mir zittern lernen, Elender!"

Sey doch nur ruhig, und begehe keine Unbeſonnenheit. Ich will dir die eine Hälfte bezahlen, Bruder; denn die andre Hälfte gehört ja mir.

Herrmann ſprang im größten Zorne auf. „O du armſeliger Menſch! mir wagſt du dieſen Vorſchlag zu thun? Mir? zu nehmen, was meines Vaters iſt? Bei Gott! du biſt verloren, ohne Rettung verloren!"

Jetzt trat ein Bedienter herein, und meldete, daß des Kapitains Oberſt nach einer halben Stunde einen Beſuch machen wolle. Der Kapitain wurde noch ängſtlicher. Herrmann ſagte lächelnd: „nun werde ich ja ſehen, wie du dich benehmen wirſt, wenn ich deinem Oberſten ſage: Herr Oberſt, ich habe hier den Kapitain von Lange ſeit einer Stunde für einen Schurken über den andern erklärt. Er will mir nicht glauben, daß er einer iſt. Jetzt nehme ich Sie zum Zeugen, und auf der Parade werde ich auch alle Herren Officier zu Zeugen nehmen."

Ich will bezahlen, Bruder!

„Sicherheit, auf der Stelle, ehe der Oberſt kommt!" (Der Kapitain ſchrieb eine Obligation auf den Werth des Hauſes.) „Deine Frau unterſchreibt mit."

Traueſt du mir nicht?

„Nein! Darum ſoll auch deine Frau unterſchreiben."

Jetzt ließ der Oberſt ſeinen Beſuch abſagen, und der Kapitain machte aufs neue Schwierigkeiten. Aber Herrmann ſagte: „was bedarf es denn auch aller Umſtände! Morgen wird das Haus im Intelligenz-Blatte zum

Verkauf ausgeboten." Er nahm den Hut, und wollte gehen; der Kapitain hielt ihn aber auf, holte ſeine Frau, und ließ ſie in Herrmanns Gegenwart unterſchreiben, was ſie freilich, bei ihrem Charakter, nur ſeufzend thun konnte. „Jetzt komm zu dem Vater!" ſagte Herrmann; „und ich rathe dir, ehrerbietig gegen ihn zu ſeyn! Ich habe meinen Kopf darauf geſetzt, dich einmal eine Stunde wenigſtens einen Menſchen ſcheinen zu laſſen."

Von jetzt an, Herr Holz-Inſpektor, ſagte der Kapitain, haben wir nichts mehr mit einander zu ſchaffen. Er klingelte, und rief dem Bedienten, der hereinkam, entgegen: meine Leute! Als der Bediente wieder hinaus ging, ſagte Herrmann lächelnd: „du haſt alſo Luſt, die Sache ins Publikum zu bringen. Meinethalben! Ich will dir auch in Gegenwart aller deiner Leute ſagen, was du wiſſen ſollſt. Vielleicht iſt ein Böſewicht von Sohn darunter, dem es nützlich ſeyn kann." Der Kapitain ſtand erbittert und ſchwankend da; als ſeine Leute kamen, fluchte er ſie wieder weg. „Sieh," ſagte Herrmann kalt, „ich wollte dir einmal zeigen, daß dein Glaube, als wäre der Böſewicht dem ehrlichen Manne überlegen, nicht weit her iſt. Du ſiehſt nun, daß der Schurke, der den ehrlichen Mann aufdringt, allemal vor ihm zittern muß. Komm zu unſerm Vater!"

Der Kapitain folgte ihm, betäubt durch dieſe überraſchenden Vorfälle, und faſt ohne alle Beſinnung. „Der Kapitain," ſagte Herrmann, „will Abſchied von Ihnen nehmen, meine theuren Eltern. Lieber Vater, hier iſt eine Obligation über den Werth Ihres Hauſes." Der Kammer-Direktor erſtaunte; das kam ihm ganz unerwartet. Er war vor Schrecken zuſammengefahren, als er den Kapitain erblickt hatte; jetzt aber, als er dieſen ſo furchtſam, ſo verwirrt, und ſeinen Herrmann ſo ruhig, ſo ſtolz ſah, wurde er wieder muthig.

Die Koffer waren nach der Abrede ſchon gepackt und ſtanden bereit; auch hatte Herrmann Leute zum Tragen mitgebracht, die nun ſogleich ihr Geſchäft verrichteten. Der Vater fing unterdeſſen Ein Geſpräch über das andre an, um ſeinen Unwillen über den Kapitain zu verbergen. Die Mutter ſchwieg; als aber der letzte Koffer aus dem Zimmer getragen war, nahm ſie Herrmanns Arm, und ſagte: abſcheulicher Böſewicht! mein Fluch ſoll dich verfolgen, ſo lange du lebſt! — Das war dem Vater doch allzu hart. Er machte dem Kapitain eine Verbeugung, und ſagte freundlich: „dieſes neue Arrangement, mein Sohn, iſt freilich wohl mit deine Schuld; indeß — die ländlichen Reitze des Städtchens, worin Herrmann wohnt . . . Man wird des Stadtlebens überdrüßig, beſonders im Alter, . . .“ — das der Böſewicht uns vergiftet hat! fiel die Mutter ein. — „Ich bitte dich, liebe Frau, laß . . .“ — Nein, ich muß ihm einmal ſagen, was er iſt: ein Böſewicht, ein Heuchler, ein Niederträchtiger! Der Kapitain wollte einfallen; doch Herrmanns ernſter, wehmüthiger Blick hielt ihn in Zaum. Ich wünſche, hob er endlich in dem Tone der Erbitterung an — Herrmann blickte ihm mit naſſen Augen ins Geſicht, und ſagte ohne Heftigkeit: „ſey ſtill! Es thut mir weh, daß eine Mutter ihren Sohn mit Verwünſchungen verläßt; es thut mir weh! Aber, Bruder, du haſt es verdient. Ich verzeihe dir; doch, beim Himmel! muß deine Mutter dir über eine neue Kränkung fluchen, dann bin ich ihr Sohn, und ihr Rächer! . . . Ich bitte dich, Bruder, laß mich nichts weiter von dir hören!"

Der Kapitain ging ſchweigend in ſein Zimmer, ohne die Augen aufſchlagen zu können. Herrmann hatte einen Wagen beſtellt, und fuhr mit ſeinen Eltern nach dem Wirthshauſe. Beide ſaßen hier ſchweigend neben einander: die Mutter weinte; der Vater ſann darüber nach, wie die Trennung ohne éclat hätte vor ſich gehen können. Herrmann ſtand an einem Fenſter, und dachte trauernd über die fürchterlichen Wirkungen des Ehrgeitzes und der Habſucht. Auf einmal ſtreckte die Mutter beide Arme nach ihm aus, nahm ihn zitternd an ihre Bruſt, und ſagte furchtſam: o Herrmann! ſo hat uns ein Sohn behandelt, den wir liebten, für den wir alles aufopferten! Und du . . . Dich haben wir verſtoßen, beleidigt, gequält! Ach, mein Sohn Herrmann, wenn du fühlſt, daß du es nicht vergeſſen kannſt, ſo ſag es lieber! Den Böſewicht darf ich haſſen; aber dich . . . Ich würde vor Schmerz und Reue ſterben, wenn auch du . . . (Herrmann zitterte vor Schrecken über den furchtſamen wehmüthigen Ton ſeiner Mutter. Er küßte ihre Hand, legte ſie auf ſein pochendes Herz, wollte etwas ſagen, und vermochte es nicht, weil Thränen ſeine Worte erſtickten.) Wenn ich bedenke, fuhr ſie fort, wie wenig ich und die Flinsberg unſre Eltern liebten . . . Aber nein; ich liebte meine Mutter bis in den Tod. Freilich liebte ich meine Eltern nicht, wie ſie mich liebten, ob ich gleich Alles von ihnen hatte, was ich mir nur wünſchen konnte. Und du, Herrmann, . . .

Die Vorwürfe, die ſeine Mutter ſich machte, gingen ihm durch die Seele. „Ich werde Sie ewig lieben,“ ſagte er betheuernd.

Aber deine Frau, Herrmann! O, wie haben wir die beleidigt! Und deine Kinder! Ach, faſt möchte ich doch lieber bei dem Böſewicht ſeyn!

Herrmann gab ihr die heiligſten Verſicherungen von Emiliens Liebe und Ehrfurcht. Die Mutter ſchwieg; aber ſie hörte nicht auf zu weinen.

Gleich nach dem Mittagseſſen ſtiegen die Eltern in den Wagen. Herrmann ritt nebenher, und ſprach von Zeit zu Zeit mit ihnen, um ſie auf das Leben in ſeinem Hauſe vorzubereiten. Am folgenden Abend kamen ſie auf die Höhe, an deren Fuße das Städtchen lag, worin ſie nun wohnen ſollten. Herrmann ſtieg vom Pferde, und gab einem Menſchen aus dem Städtchen den Auftrag, es nach Hauſe zu bringen. Er bat ſeine Eltern, ſie möchten ausſteigen, weil ein Fußpfad ſie bequemer nach ſeiner Wohnung bringen würde; und nun führte er ſie unter ſchönen Ulmen auf ein kleines Gehölz zu.

Auf einmal hörten ſie ein lautes, frohes Geſchrei: der Vater! der Vater! „Da iſt meine Familie," ſagte Herrmann; „ſie kommt uns entgegen, meine ehrwürdige Mutter." Ach, guter Gott! ſagte die Mutter weinend, und hielt ſich feſt an ihres Sohnes Arm. Aber auf einmal machte Herrmann ſich von ihr los, und rief: Karl! Julius! meine Söhne! Die beiden Jünglinge hatten ihren Vater durch einen Beſuch überraſchen wollen, und breiteten ihm jetzt ſchon in der Ferne die Arme entgegen. Nach wenigen Minuten hingen ſie ſchluchzend, freudig zitternd, an ſeinem Halſe. Er drückte einen um den andern an ſein Herz, und hatte in dieſem Augenblick alles Andre vergeſſen.

Die Kammer-Direktorin blieb ſtehen, als ihr Sohn ſie verlaſſen hatte, und ſah ängſtlich nach Emilien hin, die jetzt, von einer Gruppe Kinder umringt, aus dem Gehölze hervorkam. Die Kinder jauchzten alle: „der Vater! der Vater!“ und liefen voraus, um ſich an Herrmann zu hängen. — Ach, ſagte die Kammer-Direktorin leiſe zu ihrem Manne; eine ſolche Freude haben wir nie erfahren!

Emilie kam immer näher; Herrmann küßte ſie, und führte ſie dann auf ſeine Eltern zu. Die Kinder ſchloſſen ſich alle hinten an, und gingen mit zu den Großeltern. Ach, Frau Tochter! ach, Frau Tochter! ſagte die Mutter ſchluchzend; wir armen Eltern kommen . . . Emilie wurde durch dieſe Töne des innigſten Schmerzes ſo gerührt, daß ſie ſich nicht faſſen konnte. Laut weinend breitete ſie die Arme aus. Als eben die Mutter ſie in die ihrigen nehmen wollte, ſank Emilie vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee, und ſchluchzte nur die Worte: Mutter! geliebte Mutter! Ihren Segen! Herrmann bat Emilien, ſich zu beruhigen.

„Meine Eltern," ſagte er, „lieben dich ja, und bleiben nun bei uns." Aber ſie hörte ihn nicht; ihr gerührtes Herz ergoß ſich aufs neue in Thränen des Mitleids und der höchſten Freude: denn nur die Verſöhnung mit ihres Herrmanns Eltern hatte noch an ihrem vollen Glücke gefehlt.

Emiliens tiefe Rührung that auf Alle die größte Wirkung. Sophie und Luiſe ſtanden mit Thränen in den Augen da, und umfaßten einander; die Kleinen umringten die weinende Mutter, küßten ihre Hände, und weinten mit ihr. Aber am ſtärkſten war Herrmanns Mutter erſchüttert. Sie warf ſich in Emiliens Arme, lehnte das Geſicht an ihre Wange, und ſtammelte Liebkoſungen, Segen und Bitten um Vergebung zu gleicher Zeit hervor. Selbſt der Kammer-Direktor fühlte hier einmal, welches Entzücken in den ſchönen Rührungen des Herzens liegt. Er vergaß in dieſem Augenblick alle Politur und ein feines Kompliment, auf das er ſich gefaßt gemacht hatte. O, ſagte er, mit lauterer Stimme, als je in ſeinem Leben: — o du theure Tochter, wie lange haben wir dich verkannt! Ach, um wie viele Freude hat uns die Armſeligkeit der großen Welt gebracht! Gott ſegne dich! Er faßte ſie in ſeine Arme, und drückte ſie herzlich an ſeine Bruſt. Vergieb, mein Sohn, (mußte er dann doch hinzuſetzen), daß ich deine vortreffliche Frau Du genannt habe. Aber ſieh, mir ſtehen die Thränen in den Augen. Ich konnte nicht anders.

Nun wurden den Großeltern die Enkel und Enkelinnen vorgeſtellt. Karl und Julius näherten ſich ihnen mit zärtlicher Ehrfurcht. Guter Gott! ſagte die Großmutter; ich ſehe ſie jetzt zum erſten Male! Sie umarmte die Kinder mit einer Art von ſcheuer Heftigkeit. Dann ſagte ſie tief gerührt: Gott vergebe es mir, mein Sohn Herrmann! Ich weiß nicht einmal, wie deine Kinder heißen!

Herrmann nannte ihr die Nahmen, und ſtellte ihr dann auch Sophien und die Kinder des Predigers vor. Endlich trat man den Weg nach Hauſe an. Karl führte die Kammer-Direktorin, da ſie es ausdrücklich verlangte, und auf der andern Seite ging Emilie neben ihr. Herrmann und Julius führten den Großvater; die jüngeren Kinder folgten nach, und ſo ging die Familie freudig durch den Garten nach Hauſe. Hier wartete Baſe Eliſabeth ſchon in der Thür. Sie war die Einzige, die noch an den ehemaligen Haß der Eltern gegen Emilien dachte. Indeß betrug ſie ſich bei dem Empfange artiger, als Herrmann hoffte; denn Emilie hatte ihr nicht geſagt, daß die Schwiegereltern jetzt durch die Umſtände genöthigt würden, bei Herrmann zu wohnen, und die Baſe glaubte daher, ſie hätten ſich ganz von freien Stücken mit ihrem Sohne verſöhnt.

Als die erſten unruhigen Stunden vorüber waren, als Mutter und Vater ſich von ihrer gewaltſamen Rührung erholt hatten, da ſchien es ihnen, als wären ſie in einer neuen Welt. Das Vertrauen, die Liebe, die zärtliche Theilnahme bei der ganzen Familie, die Güte der größeren Kinder gegen die kleinern, der Eltern gegen den ganzen Kreis, der beiden älteſten Söhne gegen Sophien und Luiſen: das alles war für ſie ein völlig neues Schauſpiel. Ein ſo gänzliches Vertrauen der Kinder zu den Eltern, mit der größten Ehrfurcht und dem unbedingteſten Gehorſam verbunden, war für die beiden Alten durchaus unbegreiflich; und doch ſahen ſie nur erſt die Außenſeite von dieſem heiligen Tempel des häuslichen Glückes.

Herrmann und Emilie führten die Eltern auf das Zimmer, das ſie bewohnen ſollten, das beſte im Hauſe. Freilich war es nicht groß und nicht prächtig; Emilie hatte indeß doch dafür geſorgt, daß es ein wenig ins Auge fiel. Herrmann ſelbſt kannte es nicht mehr: ſo war es in aller Geſchwindigkeit durch ſeidne Stuhlüberzüge und Gardinen verändert worden.

Als die beiden Alten ſich endlich allein befanden, ſahen ſie einander ſehr verlegen an. Die Vorfälle der letzten Tage hatten in ihrem Herzen eine ſo tiefe Scham über das Vergangene entwickelt, daß ſie lieber ſchweigen als erröthen wollten. „Mich dünkt, liebe Frau,“ ſagte endlich der Vater, „unſer Herrmann lebt hier ſehr glücklich.“ (Sie ſchwieg.) „Und ſeine Frau iſt doch in der That ſehr artig.“ (Er erſchrak ſelbſt vor der Nüchternheit dieſes Ausdrucks.) „Ich will ſagen,“ ſetzte er hinzu, „ſie iſt herzensgut, ein wahrer Engel; und wir . . .“ — Wir, fiel jetzt die Mutter, mit

Thränen in den Augen, ein: — wir ſind nicht werth, eine ſolche Tochter und einen ſolchen Sohn zu haben. O, ich bitte dich, lieber Mann, zieh die Stirn nicht ſo kraus; denn Gott weiß, es iſt wahr! — Der Kammer-Direktor ſtand auf, und ſagte gerührt: ach, liebſte Frau, verſteh mich nicht unrecht! Ich habe nicht das Herz, die Augen gegen unſern Sohn aufzuſchlagen, gegen Alle hier im Hauſe nicht. Lieber Gott! wir haben ſie ja ſo bitter gehaßt und beleidigt. Ich wünſchte — ja, es iſt mein Ernſt, liebe Frau, — ich wünſchte, unſre Schwiegertochter hätte uns kälter aufgenommen. Zwar will ich wohl lächeln; aber mein Inneres brennt vor Scham, daß ich den guten Herrmann und die vortreffliche Frau ſo verkannte. — Sie legten ſich endlich nieder, und ſchloſſen in Thränen der Liebe die Augen.

Als ſie am folgenden Morgen erwachten, ſchlich ihre älteſte Enkelin, die ſanfte Auguſte, an ihr Bett, und fragte mit der herzlichſten Ehrerbietung, was ſie zu befehlen hätten. Ich bin doch ſtill genug geweſen, liebe Großmutter? ſetzte ſie hinzu. Schon ſeit einer Stunde habe ich hier gewartet. Meine Mutter hat mir geſagt, ich ſoll Ihnen helfen, wenn Sie etwas brauchen.

Die Großmutter rief das Kind an ihr Bett, und küßte es zärtlich. Ach, gute, liebe Großmutter, ſagte Auguſte; wir werden Sie alle recht herzlich lieben! Sie beſorgte nun das Frühſtück, und ließ es ſich dann nicht nehmen, der Großmutter beim Ankleiden zu helfen. Die Kammer-Direktorin unterhielt ſich mit dem Mädchen, und erſtaunte über die ſüße, weiche Liebe, welche ſich in allen ihren Antworten zeigte. Bald kam Herrmann, dann Emilie, dann ein Kind nach dem andern. Alle umringten die Großeltern mit Liebe, alle beeiferten ſich, ihnen Dienſte zu leiſten. Man ſchien kein andres Vergnügen zu kennen und zu verlangen, als das ihrige.

Freilich war der Tiſch, ſo wie das ganze Leben, hier einfach, und es ſtanden nur drei Weingläſer darauf: für die Großeltern und für Herrmann; aber rings umher flog Scherz und Lachen, und die reinſte Freude würzte die einfache Mahlzeit. Nach Tiſche ſagte der Kammer-Direktor ſehr aufrichtig: jetzt, Herrmann, begreife ich, warum dir der Hof ſo wenig war! — Dies, Herr Vetter, ſagte Eliſabeth ein wenig nachdrücklich — dies iſt unſer Hofſtaat: redliche Herzen und chriſtliche Liebe! Zwar nur Ein Gericht, höchſtens zwei, aber mit freudigem Herzen.

„Sie haben Recht, Baſe Eliſabeth,“ fiel Herrmann ein; „was geht mir hier ab! Was hätte ein König mehr als ich! Eltern, die mich lieben, eine Frau, wie vielleicht nur wenige in der Welt ſind, Kinder, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann, und meine gute Baſe Eliſabeth, die gewiß dieſen Morgen ſchon für meine Eltern gebetet hat, wie ſie für uns Alle betet.“ — Ja, das habe ich, ſagte Eliſabeth, ein wenig mürriſch über Herrmanns gerührten Ton, gegen den ihr Herz nie aushalten konnte. Ja, ich habe gebetet, daß Gott uns Alle ſegnen wolle, mit Frieden, Liebe, Einigkeit und Demuth! — „Das wolle er, gute Eliſabeth!“ Und nun erzählte Herrmann ſeinen Eltern ſo viel Gutes von der Baſe Eliſabeth, von ihrer Frömmigkeit, ihrem Fleiße, ihrer Ordnungsliebe, daß ſie endlich ſehr freundlich lächelnd ſagte: Sie wollen mich noch hochmüthig machen, Herr Vetter! Der Kammer-Direktor gab der Baſe die Hand, und ſagte herzlich: ich weiß nur Eins von Ihnen, Mamſell Baſe. Sie haben meine vortreffliche Schwiegertochter erzogen; und das belohne Ihnen Gott: wir können es Ihnen nie genug verdanken! Jetzt war Eliſabeth da, wo Herrmann ſie gern haben wollte. Nun, lieber Herr Kammer-Direktor, liebſter Herr Vetter, ſagte ſie höchſt freundlich: man thut, was man kann. Das werde ich denn auch für Sie thun, und Gott wird es ſegnen.

Nach dem Eſſen wurde die Bekanntſchaft mit dem Prediger Mühlenberg und den übrigen angeſehenen Perſonen des Ortes gemacht. Auch der Floßverwalter Herr Caſtran kam, und zwar, dem vornehmen Beſuche bei dem Inſpektor zu Ehren, prächtig gekleidet. (Seine Tochter machte ihm zu ſeiner Freude oft die bunteſten ſeidenen Weſten, Uhrbänder, Hutkokarden und andern kleinen Putz, den er auch jetzt, in einem Alter von ſechzig Jahren, noch immer trug.) Er näherte ſich, ſo wie er in das Zimmer trat, dem Kammer-Direktor mit tiefen Verbeugungen, und hob an: ich habe von meiner Tochter, welche Dero Herr Sohn und Frau Gemahlin mit ihrer Freundſchaft beehren, erſt dieſen Augenblick erfahren, daß der Herr Kammer-Direktor geruhen, ſich einſtweilen hier aufhalten zu wollen. Nun konnte ich nicht unterlaſſen, mich dem gnädigen Herrn Vater meines Vorgeſetzten unterthänigſt zu empfehlen, und Denenſelben die Bitte, die ich ungefähr vor achtzehn Jahren that (ja, ſo lange wird es her ſeyn) in das Gedächtniß zurückzurufen. Wenn Dieſelben die Gnade haben wollten, mir eine Stelle in der Reſidenz zu conferiren, ſo . . .

Um Vergebung, mit wem habe ich die Ehre . . .? fragte der Kammer-Direktor, ziemlich verlegen darüber, daß man ihn noch um Beförderung bat.

Ich bin der Floßverwalter Caſtran, Ew. Gnaden. Meine Familie iſt eigentlich aus Frankreich, wo einer Ehrenſache wegen mein . . .

Herrmann unterbrach ihn. „Mein Vater, lieber Herr Caſtran, hat allen ſeinen Einfluß am Hofe verloren.“

Caſtran ſprang zwei Schritte zurück. Was Sie ſagen! nicht möglich! . . . Aber Dero Herr Schwiegerſohn, der Herr — ich weiß nicht, was Sie jetzt ſind — der Herr von Rolfs?

„Steht auf dem Sprunge, ihn zu verlieren.“

Behüte Gott! da müſſen ja erſchreckliche Dinge vorgegangen ſeyn!

„Erſchreckliche, lieber Herr Caſtran. Mein Bruder iſt Schuld an Allem. Er heirathet in eine Familie . . . Sie müſſen ſie ja kennen . . .“ —

O, was wollt' ich nicht, lieber Herr Inſpektor! Ich habe die Ehre alle große Familien zu kennen, und halte mir auch den Adreßkalender, ſeitdem ich hier ſo zu ſagen in Ungnade bin. Nun aber, Dero Herr Bruder, der Herr Staabs-Kapitain?

„Ich wollte, man hängte dem Adreßkalender auch eine Rangliſte an, lieber Herr Caſtran; ſo wüßten Sie, daß mein Bruder wirklicher Kapitain iſt, und vielleicht in einem Monate Major wird.“

Bitte tauſendmal um Vergebung. Alſo Dero Herr Bruder, der Herr Kapitain?

„Kennen Sie die Dreskows?“

O freilich! Der Vater war Amtshauptmann.

„Richtig. Beiläufig anzumerken — ich finde den Titel etwas ſeltſam. Amtshauptmann! Wer nicht am Hofe gelebt hat, wie Sie und ich, weiß doch in der That nicht, ob ein ſolcher Hauptmann vom Militair oder vom Civil iſt.“

Ganz recht, Herr Inſpektor. Nun alſo Dero Herr Bruder, der wirkliche Herr Hauptmann?

„Sie werden wohl merken, Herr Caſtran — Man ſpricht nicht gern davon. Doch, Sie ſagen gewiß nichts wieder, wenn Sie es auch gemerkt haben.“

Aha! Aha! ſagte Caſtran mit einem dummen Geſichte. Freilich, freilich! das iſt denn ſchlimm genug! Aber, lieber Gott, ich werde alt, und nach gerade ungeduldig. Man wird mich verſetzen, wenn ich nicht mehr dienen kann. Schon ein und zwanzig Jahre habe ich es hier ausgehalten. Ich wäre für mein Leben gern wieder in der Reſidenz.

„Ich auch; doch mein Vater nicht. Der iſt des Lebens dort überdrüſſig geworden. Aber warten Sie nur noch eine Weile, lieber Herr Caſtran. Wir bekommen am Ende den halben

Hof hierher; und dann fangen wir an, wie Emigrirte, gerade ſo zu leben, als ob hier die Reſidenz wäre. — Wir wollen uns das Leben ſauer genug machen, und, beim Lichte beſehen, gerade um das, warum man ſich in der Reſidenz quält: um nichts."

Herr Caſtran war noch immer der Alte, und wünſchte nichts ſehnlicher, als ein Aemtchen in der Reſidenz. Wohl hundertmal hatte er ſeit achtzehn Jahren ſchon auf dem Sprunge geſtanden, ſeinen Wunſch zu erreichen; wohl hundertmal hatte er „dem gnädigen Herrn Holz-Inſpektor" eine völlige Abänderung des jetzigen Syſtems angekündigt, und mit Zuverſicht geſagt, daß er nun bald ankommen müſſe: denn dieſe Hoffnung konnte ihm jeder machen, der Luſt dazu hatte; und jeder, der ihn kannte, bekam Luſt dazu. Selbſt Herrmann that es zuweilen, wenn der arme Caſtran ſo betrübt und verlegen umher ging, — nicht aus Muthwillen, ſondern aus Mitleiden. Er ſagte dem armen Floßverwalter nur: ich habe einen Brief aus der Reſidenz; und ſogleich war Caſtran mit der Bitte da: ich hoffe doch, Sie werden mich in Ihrem Glücke nicht vergeſſen? — Herrman gab ihm die Hand darauf; und Caſtran trieb nun ſeine Geſchäfte wieder ein Vierteljahr hindurch mit vieler Heiterkeit. Er ging dann in ſeiner Freude von Haus zu Haus, und ſagte: glauben Sie mir, Inſpektors ſind am längſten hier geweſen. Da ſie nun ohne meine Tochter, und — warum ſoll ich es nicht ſagen? — auch ohne mich nicht leben können — die gnädige Frau haben von je her viel Gnade für mich gehabt. Ei nun, die Zeiten ſind vorbei; man iſt nur Einmal jung — : ſo können Sie leicht denken, daß ich bald etwas mehr ſeyn werde, als Floßverwalter.

„Wenn ich bedenke," ſagte Herrmann bei einer ſolchen Gelegenheit, „wie fröhlich dieſer arme Floßverwalter bleibt, obgleich ſeine Hoffnungen ſo oft zertrümmert werden; wie er mit begierigen Blicken die Nahmen im Adreßkalender anſieht, und die Frage thut: iſt es dieſer, der mir helfen wird, oder iſt es jener? wenn ich bedenke, daß er keinen von Allen kennt, und dennoch immer hofft; daß er ſich ſo unglücklich fühlt, und dennoch ſo heiter bleibt, dennoch ſeine Hoffnung nicht aufgiebt: ſollte ich dann nicht wünſchen, die Natur möcht unſre Herzen alle ſo hoffnungsreich gemacht haben? Ja, welches Unglück mir auch begegnet, ich will es freundlich aufnehmen, und ſagen: nun, ich bin ja noch nicht todt; das Hof-Syſtem des Schickſals kann ſich ändern. Gott gebe mir nur den Muth des Tanzmeiſters! Denn, hätte er ein größeres Unglück, das ſo oft käme, und eine edlere Hoffnung, deren Zertrümmerung er ſo heiter ertrüge: er wäre ein Held, dieſer Tanzmeiſter. Warum ſollte ich nicht, ihm zu gefallen, von Vierteljahre zu Vierteljahre einen Brief aus der Reſidenz bekommen, da er dadurch wieder Hoffnungen auf drei Monate bekommt? Wäre ich reich, ich wollte zuweilen in einer neuen Equipage mich ſelbſt beſuchen und ihm dann ſagen: haben Sie die Equipage geſehen, lieber Herr Caſtran? Denken Sie an mich! Vielleicht in Kurzem!"

Herrmann war Herrn Caſtran wirklich gewogen geworden, zum Theil wegen ſeiner Heiterkeit, noch weit mehr aber wegen ſeiner vortrefflichen Tochter, eines ſchönen und in jedem Betracht vortrefflichen Mädchens. Er mußte dem Floßverwalter freilich manches nachſehen;

denn, zum Beiſpiel, wenn ſie Beide im Holzzählen begriffen waren, und auf der Heerſtraße, die ganz nahe bei dem Holzplatze hin lief, eine Equipage vorüberkam, ſo ließ ſich Herr Caſtran gar nicht halten. O, nur einen Augenblick, lieber Herr Inſpektor! ſagte er dann, und lief geſchwind an die Straße, um dem Reiſenden eine tiefe Verbeugung zu machen. Man muß, ſagte er, ſeine Angel überall auswerfen; weiß man doch nicht, wie unerwartet es zuweilen kommen kann. Ich wollte mein halbes Gehalt darum geben, wenn der Fürſt einmal hier vorüber führe. Vielleicht redete er mich an, wenn ich da ſtände; und dann wäre ich auf einmal glücklich.

„Und wenn er das nicht thäte, ſo redeten Sie ihn an, Herr Caſtran.“

Ja, das habe ich wohl tauſendmal gedacht; aber — was ſollte ich ihm ſagen?

„Das iſt freilich ſchwer zu beſtimmen!“

Ich wollte, er führe mich um und um; dann müßte er ſich doch erkundigen, wen er umgefahren hätte!

„Träumt Ihnen wohl nicht zuweilen, daß Sie der Fürſt ſelbſt ſind?“

Faſt jede Nacht; und dann geht es mit meinem Avancement ſehr ſchnell, Herr Inſpektor.

„Sie ſind ein glücklicher Mann! am Tage Floßverwalter, der gern avancirt ſeyn will, und bei Nacht im Traume Fürſt, der ſich ſelbſt avancirt! Wäre ich wie Sie, ich ſuchte mich zu überreden, daß ich im Traume wachte, und im Wachen träumte! ... Aber, wie weit waren wir doch im Holzzählen?

Herr Caſtran mißfiel dem Kammer-Direktor gar nicht; die tiefe Ehrerbietung, die der Mann ihm auch jetzt in ſeiner Ungnade zeigte, ſchmeichelte ihm. Man kann nicht wiſſen, dachte Herr Caſtran; der Herr von Rolfs iſt doch einmal ſein Schwiegerſohn! Er verließ ſeinen hohen Gönner mit tiefen Verbeugungen und neu belebter Hoffnung. Als er nach Hauſe kam, bat er Sophien, ſich ja um die Gnade des Herrn Kammer-Direktors und ſeiner Gemahlin zu bewerben. Liebes Kind, ſagte er; wir müſſen ſie nicht zu Athem kommen laſſen! Die gnädige Frau, das weißt du, hält ohnedies ſehr viel auf mich; denn — Glaub mir, Sophie, ſie muß es mir Dank wiſſen, daß ich ſchweige. Verliebt war ſie einmal in mich.

Lieber Vater! ſagte Sophie ſchmerzhaft. Aber Herr Caſtran ſchwor darauf, und nannte ſeiner Tochter noch zwei oder drei andre Damen, die gleichfalls in ihn verliebt gewesen wären. Kurz und gut, ſchloß er zuletzt; erwirb dir ja die Gnade ihrer Schwiegereltern!

Sophie hatte während dieſer ſchönen Tage andere Geſchäfte, als die Politik ihres Vaters; denn ihr Geliebter war da. Die Trennung eines Jahres hatte ſie zwar etwas fremder gegen Karl gemacht, aber auch zärtlicher. Sie ſprachen freilich mit einander nur von Dingen, die mit ihrer Liebe gar nicht in Verbindung ſtanden (Karl erzählte von der neuen Welt, in der er gelebt hatte, und Sophie von allen Veränderungen, die im Städtchen vorgefallen waren); aber dieſe Kleinigkeiten ſagten ſie in einem Tone, dem auch ein ſtumpfes Ohr die innere Bewegung ihrer Herzen angehört haben würde. Sie drängten ſich nicht zu einander; und dennoch fanden ſie ſich immer zuſammen. Das Geſtändniß ihrer gegenſeitigen Liebe lag in ihren Augen, und ſchwebte auf den rührenden Tönen ihrer Stimme; aber es kam nicht über ihre Lippen. Wäre nur die kleinſte

Veranlaſſung von außen hinzugekommen, ſo hätten ſie einander ihre Liebe entdeckt; denn Sophie hielt es ſogar für ungroßmüthig, daß ſie ihm die ihrige nicht geſtand, da ſie doch die ſeinige durch den alten Martin wußte. Sie ſah indeß, wie ſchwer es ihrem Geliebten wurde, Herr ſeines Geheimniſſes zu bleiben, wie oft er ſich von ihr abwendete, um ihr die zu große Erweichung ſeines Herzens zu verbergen; und dafür gelobte ſie ihm in ihrem Herzen tauſendmal die feſteſte Treue, die heiligſte Liebe.

Ihre Freundin Luiſe war glücklicher. Sie wußte gewiß, daß ihre Eltern ihre Liebe zu Julius billigten. Dieſe hatten zwar Emilien verſprochen, die jungen Leute ganz ſich ſelbſt zu überlaſſen; aber dennoch glaubten ſie, wenigſtens Luiſen durch verſteckte Anſpielungen auf ihre Wünſche aufmerkſam machen zu müſſen. Sie behandelten Julius jetzt nicht mit der vorigen Freundſchaft, ſondern mit einer neuen Zärtlichkeit. Mühlenberg ging noch weiter; er gab den beiden Liebenden oft Gelegenheit allein zu ſeyn, und ſcherzte mit ihnen, wenn ſie die Gelegenheit ergriffen. So ſtanden ſie einmal

Hand in Hand an einem Fenſter. Er nahm ein Buch, trat vor ſie hin, legte ſeine Hand auf die beiden vereinigten Hände der Liebenden, und fragte: ſoll ich, Kinder? Beide errötheten, und ſchlugen die ſchönen Augen nieder. „Nun," ſagte Mühlenberg mit großer Rührung: „liebt einander nur; die Stunde wird auch kommen!" Mit dieſen Worten verließ er ſie. Luiſe zitterte; ſie fühlte, daß der Augenblick der Entſcheidung da ſey. Julius umfaßte ſie, und ſagte mit dem innigſten Tone: „o Luiſe!" Sie blickte zu ihm auf, und ſah ihn mit einem zärtlichen Lächeln an. Er drückte ſeine Lippen auf ihre Wange, und das ſchöne Bündniß war geſchloſſen.

Nach drei Tagen hatte Julius das offene Geſtändniß ihrer Liebe, und war unausſprechlich glücklich. Luiſe bat ihn indeß dringend, noch zu ſchweigen; denn, ob ſie gleich den Segen ihrer und ſeiner Eltern hatte, ſo mußte ſie doch beſorgt ſeyn, daß Emilie das frühe Geſtändniß ihrer Liebe tadeln würde, und ſie ſcheuete ſich, dieſe geliebte zweite Mutter nur im mindeſten unzufrieden zu machen.

Julius nun ſo hohes Glück würde ohne

Zweifel auch Karln das Geſtändniß ſeines Geheimniſſes entriſſen haben, wenn er es früher gewußt hätte, als nach ſeiner Rückreiſe auf die Univerſität. Julius nahm nehmlich von Luiſen im Hauſe ihrer Eltern Abſchied, und ſie ſank vor den Augen derſelben mit Thränen in ſeine Arme.

Karl beugte ſich nur bewegt auf die Hand der geliebten Sophie, die zitternd und bleich vor ihm ſtand und vergebens ihre Rührung zu verbergen ſuchte. Emilie nahm, als ihr Sohn fort war, das Mädchen in ihre Arme, und ſagte in bedeutender Bewegung: meine Tochter! — Sophie wurde nun dreiſter, ſagte mit Thränen der Freude: geliebte Mutter! und verbarg die erröthenden Wangen an Emiliens Herzen.

Emilie war von dieſem Augenblicke an zärtlicher, vertraulicher gegen Sophien, befahl ihr wie ihren eigenen Kindern, kurz, ſchien ſie ſchon gänzlich zu ihrer Familie zu zählen; aber ſie ließ Sophien ihr ſüßes Geheimniß. Das Mädchen ſah, daß die Eltern es wußten: denn mit dem Ausdruck, wie jetzt, hatten Emilie und Herrmann ſie noch nie Tochter genannt. Dieſes zarte Verhältniß des verhehlten Wiſſens und der erhöheten Zärtlichkeit drang endlich Sophien (und das wollte Emilie) das Geſtändniß ihrer Liebe ab. Meine geliebte Tochter! ſagte Emilie, mit glänzenden Augen, ſie umarmend. Und nun, meine theure, edle Freundin! ſetzte ſie mit dem Blicke einer ſo vertraulichen Liebe hinzu, daß Sophie ſich entzückt fühlte. Emilie wußte zu belohnen; von dieſem Augenblik an behandelte ſie das Mädchen wie eine jüngere Schweſter, mit dem freundſchaftlichſten Vertrauen.

Selbſt Herrmann erfuhr das Geheimniß nicht ganz, und Emilie konnte nun die Empfindungen der jungen Freundin völlig nach ihrem Gefallen leiten. Dieſe Empfindungen hatten etwas Heroiſches, das Emilie liebte. Auch war Sophie mehr von ihr gebildet, Luiſe mehr von ihrer Mutter. Die leztere wagte es nie, Emilien ihr Herz zu entdecken; indeß leitete dieſe doch mittelbar, durch Sophien, Luiſens Handlungen. Uebrigens mußte Luiſe auch alle Briefe, die ſie an Julius ſchrieb und von ihm bekam, ihrem Vater zeigen; und ſo blieben ſie in den Schranken einer zärtlichen

Freundſchaft. Auch Sophie und Karl ſchrieben einander, und Emilie war die geheime Vertraute dieſes angenehmen Briefwechſels.

Die Großeltern fanden ſich nach und nach in die Liebe und das Vertrauen ihrer Hausgenoſſen: die Großmutter früher, als der Kammer-Direktor, der ſich die Manier, alles durch Umwege zu treiben, ſchlechterdings nicht abgewöhnen konnte, auch hier nicht, wo ihm jedes Herz zu Gebote ſtand. Er fing nur an: ich wünſchte wohl dies oder jenes; und ſogleich lief einer ſeiner Enkel weg, um es zu holen. Aber er hatte das Gegentheil haben wollen. Kinderchen, ſagte er; eure Muſik am Abend iſt entzückend. Ich ſchliefe freilich gern; aber, gewiß, ich wache nie angenehmer, als wenn ich euer Singen höre. Nun ſangen die Kinder dem Großvater heute allen Schlaf weg, bloß, um ihm Vergnügen zu machen, bis endlich Herrmann ſich ins Mittel ſchlug. Der Kammer-Direktor mußte ſich am Ende wirklich entſchließen, gerade heraus zu ſagen, was er wünſchte. Nur gegen ſeine Frau blieb er noch der alte; und ſie konnte allemal ganz ſicher das Gegentheil von dem thun, was er mit einem „charmant!" zu billigen ſchien. Er fing auch wieder an von Emporkommen, von Größe, zu ſprechen. Deine beiden Söhne, lieber Herrmann, ſagte er, ſind edle, brave Jünglinge. Ich dächte, wenn du auf eine gute Art die Bekanntſchaft mit Rolfs wieder anknüpfteſt — Es ſind doch ſeine Neffen; und ich ſage dir, er regiert den Fürſten.

„Liebſter Vater," erwiederte Herrmann, „wir danken Gott, daß wir von ihm los ſind; und ich ſollte meine Söhne in eine Verbindung bringen, die . . . " —

Es iſt wahr, Herrmann. Du haſt supérieurement Recht. Aber das Glück deiner Söhne, dachte ich, . . .

„Beſteht in Liebe, in Güte, in Muth, in Redlichkeit. Vater, ich bin dadurch ſo glücklich geworden!"

Ja; aber ihr Stand!

„Wir laſſen ihn fahren. Hat er Sie glücklich gemacht, mein Vater?" — Der Kammer-Direktor ſchwieg betrübt, weil er fühlte, daß Herrmann Recht hatte. Aber wie ſchwer iſt es, die Feſſeln nicht mehr zu ehren, welche die lange Gewohnheit uns heilig gemacht hat, auch wenn ſie ſchon abgeworfen ſind! Herrmann ſagte: „die groſe Welt iſt ein ſchmales ſchlüpfriges Brett über einem tiefen Abgrunde, wo uns keine Hand anfaßt, wo niemand neben uns geht, wo jeder ſeinen Vordermann nur hinabzuſtoßen ſucht und von ſeinem Hintermanne daſſelbe fürchten muß." Recht, ſagte der Kammer-Direktor: ein ſuperber Vergleich! Aber dennoch hätte er alle ſeine Enkel auf dieſes ſchmale, ſchlüpfrige Brett geführt, wenn es nach ſeinen dunkeln Empfindungen gegangen wäre.

Er ſchüttelte oft den Kopf, wenn Herrmann ſo vertraut mit ſeinen Kindern umging; denn er meinte, da müſſe ein Vater ja alle Autorität verlieren. Aber mit Verwunderung ſah er, welchen Gehorſam die Kinder ihren Eltern bewieſen. Nur ein Wunſch von Herrmann oder Emilien; und die Kinder brachten die ſchwerſten Opfer.

Der Kammer-Direktor lernte endlich, daß Liebe mehr iſt, als Geſchliffenheit der Sitten, die er zu dem einzigen Princ'pe bei der Erziehung gemacht hatte. Zu ſeinem großen Erſtaunen, machte er endlich einmal auch die Entdeckung, daß alle Kinder fertig Franzöſiſch ſprachen. Er wollte, als er ſchon über acht Wochen im Hauſe war, ſeinem Sohn etwas ſagen, das die Kinder nicht hören ſollten; Herrmann fragte aber ſchnell ſeine jüngſte Tochter etwas auf Franzöſiſch, und das Kind antwortete richtig. Erſtaunlich! ſagte der Kammer-Direktor; man kann ja ein Jahr lang hier ſeyn, und weiß noch nicht, wie unterrichtet deine Kinder ſind! Herrmann erzählte ihm nun, wie er ſeine Kinder erzogen und gebildet habe. Sein Vater ſchüttelte zuweilen den Kopf, und wagte doch einige Einwürfe, die von dem Glücke der Kinder hergenommen waren. „Glücklich, mein Vater,“ ſagte Herrmann, „kann ich meine Kinder nun einmal nicht machen; denn ſie ſchwimmen, wie alle Menſchen, mitten in dem Strome der menſchlichen Thorheiten, Vergehungen und Schickſale. Ich kenne ihre Zukunft nicht, und würde alſo, wenn ich für ſie wählte, nie wiſſen, ob ich ihr Unglück oder ihr Glück gewählt hätte. Was ich thun konnte, habe ich gethan: ich habe ſie Geduld und Ergebung gelehrt. Meine Kinder wiſſen, daß die Thränenquelle, und die Quelle des feinſten menſchlichen Vergnügens, das Auge, Nachbaren ſind. Es wird ſie nicht befremden, wenn ſie nicht glücklich werden. Indeß habe ich ſie gelehrt, gleichgültig gegen Rang und Gold zu ſeyn, damit ſie den Mangel daran nicht fühlen." (Der Alte ſeufzte hier laut.) „Das iſt Alles, was ich für ihr Leben gethan habe."

Mich dünkt, mein Sohn, das iſt zu wenig für ihre Beſtimmung. Vergieb . . .

„Für ihre Beſtimmung, mein Vater?" unterbrach ihn Herrmann begeiſtert: „dafür habe ich unabläſſig gearbeitet."

Und was nennſt du denn ihre Beſtimmung? Es iſt mir lieb, daß wir einmal auf dieſes Kapitel kommen, mein Sohn. Ich lerne von dir immer.

„Ihre Beſtimmung iſt die Beſtimmung aller Menſchen: den Forderungen ihrer Vernunft genug zu thun. Ich habe den heiligen Glauben an Gott, den ihnen die Natur gab, geleitet; ich habe ihnen gezeigt, wie unſer ſittliches Gefühl uns eine neue Welt, die Ewigkeit, die Seligkeit, eröffnet; ich habe ihr Leben für die Tugend begeiſtert. Unbekümmert um die Folgen für ſie ſelbſt, für ihr Glück, für ihr Fortkommen, lehrte ich ſie nur dieſen Glauben an Gott, an die Ewigkeit, an ſich ſelbſt feſthalten. Nein, mein Vater, ich darf nicht fürchten, daß eins von meinen Kindern ſeine Beſtimmung verfehlen wird. Sie können arm, verachtet, verfolgt, verſpottet werden, aber nie unglücklich, nie laſterhaft; ſie können vielleicht vor Menſchen zittern müſſen, aber nie vor ſich ſelbſt, vor dem Tode und vor Gott; ſie können vielleicht den Glauben an die Freundſchaft verlieren — o, Gott behüte ſie davor! — aber nie werden ſie aufhören, den Menſchen zu lieben und ihm wohlzuthun, weil das ihre Pflicht iſt. Dieſes Leben kann für ſie eine finſtre Mitternacht voll Seufzer und Jammers werden; aber der Strahl der Ewigkeit, der das feſte Herz mit der zweifelnden Vernunft vereinigt, wird ihnen nie erlöſchen; ich habe ſie gelehrt, für ihre Pflicht Ehre, Vermögen, Liebe, Freundſchaft, ſelbſt das Leben aufzuopfern, und Gott zu vertrauen, wenn die Erde unter ihnen in Trümmer bricht. O," ſagte Herrmann in hoher Begeiſterung; „o mein Vater! welch ein Elend wäre das Leben für den denkenden Menſchen ohne den Glauben an die Tugend!" Darauf ließ ſich nichts ſagen, ſo gern der Vater auch noch von der bürgerlichen Beſtimmung der Kinder geredet hätte. Sehr charmant, mein Sohn, ſagte er; ſogar erhaben! Freilich kann man, leider, bei ſolchen Grundſätzen dennoch unglücklich ſeyn.

„Aber ohne dieſe Grundſätze, mein Vater, iſt man kein wahrer Menſch." Der Vater verſtand das nicht, und ſchüttelte den Kopf.

Leider bekam Herrmann bald Gelegenheit, dieſe Grundſätze an ſeinen Zöglingen zu prüfen. Herr Caſtran hatte wirklich Umgang mit einigen Adeligen, die ſich über ſeine Sehnſucht nach einem Aemtchen in der Reſidenz luſtig machten. Unter andern beſuchte er zuweilen einen Herrn von Dornau, auf einem Landgute in der Nähe. Dornau, ein junger, luſtiger Mann, der als Lieutenant ſeinen Abſchied vom Militair genommen, um ſein ererbtes, ſehr anſehnliches Gut ſelbſt zu bewirthſchaften, hatte auf dem Lande große lange Weile, und Herr Caſtran, mit dem ſich tauſend Späße treiben ließen, kam ihm alſo wie gerufen. Ueberhaupt ſah er viel Geſellſchaft, und, da er unverheirathet war, faſt immer nur junge Leute. Auch der junge Herr von Hochfeld, Sohn des Staatsminiſters, des Jugendfreundes von Herrmann, gehörte zu ſeinen Bekannten. Als dieſer einmal bei Dornau war, erzählte man von dem närriſchen Floßverwalter Caſtran, von ſeinem Prahlen mit vornehmen Bekannten, und von ſeinen Prophezeiungen, daß in Kurzem das Syſtem am Hofe ſich ändern werde. Hochfeld wollte nicht glauben, daß es einen ſo ſeltſamen Menſchen geben könne; man verſicherte das aber mit Betheurungen, und erzählte ſo viele lächerliche Anekdoten von dem Floßverwalter, daß Hochfeld endlich Luſt bekam, ihn kennen zu lernen. Das Städtchen, wo Caſtran wohnte, lag nur eine Meile von der Landſtraße; und dieſen kleinen Umweg wollte Hochfeld gern machen, um ein ſolches Original zu ſehen. Dornau ſchrieb nun einen Brief an Caſtran, worin er ſagte: „ich gebe Ihnen Gelegenheit, Ihr Glück zu pouſſiren. Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt der Sekretair und die rechte Hand des erſten Miniſters. Da er über Ihr Städtchen geht, ſo bat ich ihn, dieſen Brief mitzunehmen, um Sie mit ihm bekannt zu machen,“ u. ſ. w.

Mit dieſem Briefe reiſte Hochfeld nach dem Städtchen ab. Er traf den Helden der Poſſe nicht, aber dagegen ſeine Tochter. „Mein Vater," ſagte Sophie, „kann nicht lange ausbleiben. Müſſen Sie ihn ſelbſt ſprechen, ſo bitte ich Sie, ein Weilchen hier zu verziehen." Hochfeld that das mit Vergnügen; denn er befand ſich hier ſehr wohl. Er fing ein Geſpräch mit dem ſchönen Mädchen an; und — ein ſo großer Thor der Vater auch ſeyn mochte, die Tochter war deſto verſtändiger. Seine Verſuche, das Geſpräch in einen ſcherzhaften Ton zu bringen, gelangen nicht. Sophie war ſehr artig, ſehr gütig, doch immer ſehr ernſthaft. Ihr Vater, ſagte Hochfeld, iſt ſehr dreiſt, daß er Sie ſo ganz allein läßt. Sophie verſtand ihn nicht, und fragte: „wie ſo?" Er machte ihr nun ein Kompliment über ihre Schönheit, und hoffte, daß dadurch ihr Geſicht freundlicher werden ſollte. Es blieb aber völlig unverändert, ſo daß er den Muth verlor, auf dieſem Wege fortzugehen. Er ſprach nun von der ſchönen Gegend rings um das Städtchen her; und, was Sophie erwiederte, zeigte deutlich, wie fein ſie fühlte.

Herr Caſtrau kam noch immer nicht; gegen Abend ſchickte er einen Holzknecht, und ließ ſagen, daß er dieſe Nacht ausbleiben würde. Hochfeld erröthete, als er das hörte. Sophie ſtand auf, und ſagte: „ich bedaure, daß Sie ſo lange haben vergebens warten müſſen. Darf ich Sie bitten, Ihren Auftrag an meinen Vater durch mich beſtellen zu laſſen?" Hochfeld entſchuldigte ſich, daß er dieſes Anerbieten ablehnen müſſe; und dann äußerte er: es ſey ſchon ſpät, und er werde wohl ſchwerlich noch die Stadt, wohin er heute gewollt habe, erreichen. — Er rechnete halb und halb darauf, das ſchöne Mädchen würde ihn bitten, die Nacht zu bleiben. Das that Sophie auch wirklich, nur mit dem Zuſatze: der Inſpektor Lange, oder der Prediger Mühlenberg, ihre Freunde, würden gern für ſie die Pflicht der Gaſtfreundſchaft ausüben. Nun wollte Hochfeld niemanden beläſtigen. Er blieb noch eine halbe Stunde, verſprach ein ander Mal wiederzukommen, und empfahl ſich. Anſtatt aber in die Reſidenz zu reiten, ritt er, in ſüßen Träumen über das ſchöne Mädchen, das er verlaſſen hatte, wieder zu Dornau.

Hochfeld hatte die gewöhnliche Erziehung eines jungen Menſchen von Stande erhalten. Sein Vater vergaß auf der höchſten Stufe der Ehre (er war Miniſter und Liebling des Fürſten) die Tugend nie gänzlich; ja, bei dem Anblicke ſeines Sohnes dachte er oft mit Vergnügen an alle die Plane, die er und ſein Freund Lange ehemals über die Erziehung ihrer Kinder entworfen hatten. Indeß, je älter er wurde, deſto abentheuerlicher, deſto übermenſchlicher ſchienen ihm die Grundſätze ſeines geweſenen Freundes. Er bildete daher ſeinen Sohn zu einem feinen Weltmanne, der Tugenden bedürfe, um glücklich zu leben: Redlichkeit, um Vertrauen zu erregen; Großmuth, um geachtet zu ſeyn; Güte, um geliebt zu werden; Feinheit, um ſeine Abſichten durchſetzen zu können; und Muth, um ſich gefürchtet zu machen. Der junge Hochfeld war, bei ſeinen guten Anlagen, und bei einer, zwar nur nach dieſem Plane berechneten, aber ſehr gedachten und ſorgfältigen Erziehung, ein ſehr artiger, verſtändiger, und ſogar tugendhafter Jüngling geworden, und galt für das Muſter aller jungen Leute aus großen Familien. Er hatte mannichfaltige und mehr als oberflächliche Kenntniſſe, ſprach ſehr gut, und zeigte die feinſte Politur der Sitten. Ob er gleich im höchſten Ueberfluſſe erzogen war, und ob es ihm gleich, bei vielen müßigen Stunden, auch nicht an mancherlei Reitzungen fehlte, ſo ſchweifte er dennoch nicht aus. Sein Vater hatte ihm in mehr als Einer Unterredung die Folgen der Liederlichkeit für Körper und Geiſt ſo lebhaft geſchildert, und ihm ſo frühzeitig Sinn für wahre Schönheit beigebracht, daß er ſicher ſeyn konnte, ſein Sohn werde ſich nie in die Arme eines verächtlichen Weibes werfen. Und ein unſchuldiges Mädchen, mein Sohn? wie könnteſt du das verführen! ſagte der Vater. Von Stande, oder aus einer angeſehenen Bürger-Familie? Eine ſolche Handlung machte dich vielleicht auf dein ganzes Leben unglücklich. Und wie könnteſt du ſo hart ſeyn, die Unſchuld eines guten, einfachen Mädchens von geringem Stande zu vernichten, deſſen Unſchuld, deſſen flekkenloſe Tugend vielleicht der Troſt der armen Eltern, der Stolz der ganzen unglücklichen Familie iſt! Die unteren Stände haben ſo wenig, oft nur den Stolz auf ihre Rechtſchaffenheit.

Ich glaube nicht, mein Sohn, daß du den kränken würdeſt, da er doch ſo edel iſt.

So verwies Hochfeld ſeinen Sohn immer auf die Folgen einer Handlung. Er ſprach das Mitleiden, den Stolz oder die Klugheit ſeines Sohnes für die Unſchuld an; nie ihn ſelbſt. Herrmann erzog anders: auch er ſprach wohl von den Folgen; doch immer ging er von dem Grundſatze aus: „es iſt recht, es iſt Pflicht, ſo zu handeln! Wenn du deiner Vernunft nicht Gehör giebſt, ſo beleidigſt du dich ſelbſt, und deine Würde als Menſch. Du biſt ein Thier, wenn du nicht über die Empfindungen der Sinnlichkeit wachſt, und ein Teufel, wenn du die Ruhe eines Menſchen für deinen Genuß wagſt, auch wenn keine Thräne darüber flöſſe, auch wenn am Ende Wohl und Glück daraus entſpränge.“

Noch nie hatte ein Mädchen auf den jungen Hochfeld ſolchen Eindruck gemacht, wie die ſchöne Sophie Caſtran. Die edle Figur, der königliche Gang, das ſchöne Oval des Geſichtes, die großen blauen Augen, mit den dunkeln Augenbraunen umzogen, das liebliche holde Morgenroth auf den weißen Wangen, der blendende Hals, die runden Arme: das Alles ſtand immer vor ſeiner Seele; und doch war es ſo gut wie nichts gegen das Leben, das dieſes ſchöne Geſicht beim Sprechen bekam, gegen den heitern Himmel, den ein Lächeln über dieſes Geſicht verbreitete, gegen die fromme Unſchuld, die aus den Augen ſtrahlte, gegen die höhere Röthe, welche die Erzählung einer edlen That auf die Wangen goß. Und zu dem Allen nun dieſer ſilberreine, liebliche Ton der Stimme, dieſe Unſchuld, dieſe Grazie in jeder Bewegung!

Es ſchien dem jungen Hochfeld, als hätte er erſt heute gelernt, was Schönheit ſey. Er kehrte zu Dornau zurück, nicht in Gedanken, ſondern nur in dem Nachgenuſſe ſeiner angenehmen Empfindungen; aber doch war der Entſchluß ſchon da, das Mädchen wiederzuſehen: denn er fühlte, der Umgang mit dieſem holden Geſchöpfe ſey die größte Freude des Lebens. Bei Dornau gab er einen Vorwand zu ſeiner Rückkehr an. Daß er Herrn Caſtran nicht zu Hauſe gefunden habe, ſagte er ganz kalt, ohne ſeiner Tochter zu erwähnen.

Am folgenden Morgen kam Caſtran ſelbſt

zu Dornau. Schon unten hatte er von den Domeſtiken erfahren, daß der Engliſche Geſandte, ein junger Mann, da ſey; und er trat nun, vor Erwartung glühend, in das Zimmer. Kaum wurde ihm Hochfeld präſentirt, ſo bat er ſehr unterthänig um deſſen Protektion. Dornau und ſeine Freunde empfahlen ihn dringend dem angeblichen Geſandten, der am Hofe vermittelſt ſeines Poſtens großen Einfluß habe. Sie ſchlugen allerlei lächerliche Chargen vor, die Caſtran bekleiden könne, und wunderten ſich, daß Hochfeld ſo wenig in ihren Spaß mit einſtimmte, ſondern ſich ernſt und artig gegen den Verſpotteten betrug. Caſtran wurde aber nun deſto närriſcher; die Würde in dem Betragen des Geſandten entlockte ihm neue Verſicherungen ſeiner Ehrfurcht. Die Andern drangen in Hochfeld, er ſellte ihrem Klienten auf der Stelle Hoffnung zu einer Verſorgung in der Reſidenz machen. Caſtran ſprang wie unſinnig in dem Zimmer umher, und ſagte: es kann nicht fehlen, wenn Ew. Excellenz nur wollen; mein Glück iſt dann gemacht. Hochfeld blieb einſylbig; und das gab am Ende der Scene noch mehr Leben. Man fing nun an, dem Geſandten Caſtrans Verdienſte herzurechnen, und ſeine vornehmen Bekannten zu nennen. Dornau brachte einen Adreßkalender, und ſagte: Mylord, hier können Sie die Bekannten unſers Herrn Caſtran auf Einmal überſehen. Hochfeld ſagte dem Manne ein Paar artige Worte. Die Herren, ſetzte er hinzu, ſind, wie Sie ſehen, Spottvögel, die mich und Sie zum Beſten haben; wir wollen ihnen aber nicht den Gefallen thun, uns ihnen zum Lachen zu geben.

Dem jungen Hochfeld lag gar nichts mehr daran, den närriſchen Caſtran zu necken, ſeitdem er deſſen Tochter kannte; allein ſo war bei dem nicht abzukommen. Durch Hochfelds politiſches Verfahren, nicht Ja, nicht Nein zu ſagen, wurde er vollkommen überzeugt, daß er einen Mann von Bedeutung vor ſich habe. Endlich bat er die andern Herren, ob ſie ihn nicht einmal mit Mylord allein laſſen wollten. Sie gingen nun in ein Nebenzimmer; Hochfeld aber nahm den ſeltſamen Mann bei der Hand, und führte ihn in den Garten, um nicht behorcht zu werden.

Hier trug nun Caſtran ſeine Bitte um

Beförderung noch einmal flehentlich und mit naſſen Augen vor. Hochfeld, der immer nur den Vater der ſchönen Sophie in ihm ſah, wollte ihn auf eine gute Art von ſeiner Thorheit zurückbringen, und ſagte: lieber Herr Caſtran, Ihr Wunſch verleitet Sie zu Dingen, die in der That nicht gut ſind. Betrachten Sie mich doch! Sehe ich denn wohl wie ein Geſandter aus? Und — würde denn ein Engländer ſo richtig Deutſch ſprechen, wie ich? — Ihre Nation, Mylord, ſagte Caſtran ſchnell, ſchätzt die Verdienſte nicht nach Jahren. Und Ihr Deutſchſprechen? Nun, Sie können ja wohl in Hannover erzogen worden ſeyn.

Hochfeld beſtärkte, ohne es zu wollen, den Thoren noch mehr in ſeinem Glauben. Endlich ſagte er: nun, wir wollen ſehen, Herr Caſtran! und fing ein andres Geſpräch an. Er fragte: „haben Sie denn Familie?"

Eine Tochter, Mylord. Verwandte gar nicht, außer in Frankreich; denn ich muß die Ehre haben, Ihnen zu ſagen, . . .

„Aber Ihre Tochter ginge vielleicht nicht gern mit in die Reſidenz, und da würden Sie am Ende doch wohl lieber bleiben wollen, wo Sie ſind!"

Nur ein Aemtchen in der Reſidenz, Mylord, ein kleines Aemtchen! Meine Tochter geht gewiß mit. Gott weiß, ich thu' es ja halb um meiner Tochter willen. Wer kann ſie in dem elenden Städtchen kennen lernen? Zuweilen kommen freilich junge Leute von Stande; denn ich habe eine ausgebreitete Bekanntſchaft, Mylord. So iſt noch geſtern ein junger Edelmann in meinem Hauſe geweſen, und hat von zwei Uhr bis ſechs bei meiner Tochter geſeſſen, um mich abzuwarten. Er hat einen Brief in einer wichtigen Sache an mich gehabt. Aber in der Reſidenz ließe ſich doch eher etwas für meine Tochter finden.

„Freilich, Herr Caſtran; freilich! Nun seyn, um Ihrer Tochter willen. Was hätten Sie denn gern für ein Aemtchen?"

Was es für eins ſeyn mag, gleich viel. Es iſt mir nur um die Ehre zu thun, nur um die Ehre. Freilich ein wenig Brot muß dabei ſeyn. — Hochfeld bat ihn noch zuletzt ſehr ernſthaft: erwähnen Sie gegen die andern Herren nichts von dieſer ganzen Unterredung. Ich ſage Ihnen, es ſind Spottvögel, und ich meine es gut mit Ihnen.

Hochfeld wiederholte ſo oft, daß die Herren Spottvögel wären, bis Caſtran ſich endlich wenigſtens ſo ſtellte, als ob er es glaubte. Nun aber gab Hochfeld dem Manne ſein Wort, daß er alle Mühe anwenden wolle, ihn in die Reſidenz zu bringen, doch unter der Bedingung eines gänzlichen Stillſchweigens. Hochfeld ſcherzte nicht. Der arme Thor ſpielte ihm ſeine ſchöne Tochter ſo gutwillig in die Hand, daß die ganze Begebenheit mit Anfang, Mitte und Ende ſchon durch ſeine Phantaſie ſlog. Er ſah Sophien ſchon in der Stadt als ſeine Freundin, und ſich als den Beſchützer, den Wohlthäter der Familie.

Hochfeld ging wieder mit Herrn Caſtran zu der Geſellſchaft. Man bemerkte den ſtolzen Blick des Floßverwalters, zog ihn auf die Seite, und ſuchte ihn auszufragen. Er lächelte aber zufrieden, und legte den Finger auf den Mund. Caſtran empfahl ſich endlich, nachdem er mit dem Herrn von Dornau auf den dritten Tag einen Beſuch bei einem benachbarten Edelmanne verabredet hatte. Man fand nun die Poſſe mit Caſtran nicht derb genug, und konnte nicht begreifen, warum

Hochfeld den Thoren ſo beſtimmt in ſeinen Schutz nahm. Dieſer erkundigte ſich ſehr fein bei Dornau, ob der Beſuch auf den dritten Tag mit Caſtran gewiß wäre; und es wurde ihm verſichert. Er blieb nun noch zwei Tage. Am dritten, als Dornau nach dem Städtchen fuhr, um Caſtran abzuholen, machte auch Hochfeld ſich auf; allein nach einem Umwege von einer Stunde, ritt er langſam auf das Städtchen zu, Caſtrans Tochter zu beſuchen. Seinen Bedienten ließ er mit den Pferden in dem nächſten Dorfe, und ging zu Fuß in das Städtchen.

Caſtran kam an dem Abend, da der Engliſche Geſandte ihm ſeine Protektion verſprochen hatte, ſehr glücklich zu Hauſe. Er ging gravitätiſch im Zimmer auf und ab, und lächelte zuweilen ſehr freundlich. Als Sophie nicht fragte, fing er an: wenn ich nicht verſprochen hätte, zu ſchweigen, ſo könnte ich dir etwas Neues ſagen, meine Tochter.

Sophie nähete fort. Nun holte er den Adreßkalender, und fand keinen Engliſchen Geſandten darin. Was, in aller Welt! rief er aus. Ich wollte wohl wetten, es wäre eine Heirath mit unſrer Prinzeſſin im Werke, liebe Sophie!

Sophie! Und die Prinzeſſin geht über Meer! — „Das iſt wohl möglich, lieber Vater.“ — Möglich? Es iſt wirklich, liebe Tochter! Ich habe den Engliſchen Geſandten geſehen. Mylord . . . hm! die fatalen Nahmen! Und da wird es in der Reſidenz Feten geben! Ich möchte dann wohl ſchon da ſeyn, Sophie. Es ſoll mich wundern, ob meine Freunde durchdringen werden. Ich wollte viel darauf wetten!

Sophie blieb ſehr ruhig bei ihrem Nähen; denn alle vier Wochen wettete ihr Vater einmal auf eine Amtsveränderung. Sie ließ ihn reden, und ſagte weiter nichts, als daß ſie ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, wenn er endlich einmal ſeinen ſehnlichen Wunſch erreichte.

Wenn ich nur reden dürfte, liebe Tochter; nur dieſes einzige Mal! Aber die Zunge iſt mir gebunden. Nun, nun! Zu Kurzem wirſt du ſehen!

Herr Caſtrau erzählte wirklich nichts weiter. Zwar machte es ihm große Qual, daß er ſein Geheimniß bei ſich behielt; er wollte aber von ſeiner Tochter bewundert werden. Sophie bewunderte ihn nicht, und ſchien ſeinen Heroismus nicht einmal zu bemerken. Ich weiß, ſagte er vor ſich, als ſie hinausgegangen war, ich weiß, daß ſie vor Neugierde ſtirbt; aber Caſtran kann ſchweigen!

Am folgenden Morgen machte er es auf dem Holzplatze mit dem Inſpektor ungefähr eben ſo. Er erzählte von Mylord ... hm! hm! ... die verwünſchten Nahmen! — Er ahnete ſeine nahe Beförderung, brach dann politiſch ab, und ſchwieg, fing aber dieſen Morgen noch ſehr oft an von einem Mylord zu ſprechen. „Da haben ſie dem armen Thoren,“ dachte Herrmann, „wieder einen Lord als den Strahl der Hoffnung aufgeſtellt! Wenn ich etwas zu ſagen hätte, mein Herr Caſtran ſollte doch noch in die Reſidenz, ehe er ſtürbe.“

An dem verabredeten Morgen fuhr Herr Caſtran mit Dornau weg. Sophie aber ließ ſich, wie jedes Mal wenn ihr Vater abgeholt wurde, nicht ſehen. Eine Stunde nachher kam Hochfeld, und fragte nach Herrn Caſtran. Sophie erröthete, und war ein wenig mißvergnügt; denn ſo eben hatte ſie zu Langens gehen wollen. Sie ſagte dem Fremden: ihr Vater ſey ausgefahren, und werde erſt nach Tiſche wiederkommen. Der Fremde ſchien etwas zu bedenken. Endlich ſagte er lächelnd: mich muß doch immer das Unglück treffen, Ihnen läſtig zu werden. Aber, da mein Weg ziemlich weit, meine Zeit beſchränkt und die Sache ſelbſt nothwendig iſt, ſo — muß ich Sie in der That bitten, mir zu erlauben, daß ich Ihren Herrn Vater hier erwarten darf. Ich würde das nicht thun, wenn es nicht im Wirthshauſe ſo äußerſt unangenehm wäre, oder, wenn ich hier nur irgend einen Bekannten hätte. Er ſagte das ſo artig, ſo beſcheiden, daß Sophie ihm ſeine Bitte nicht geradezu abſchlagen konnte; doch bot ſie ihm an, ihn mit der Familie des Inſpektors Lange bekannt zu machen. Er lächelte verlegen, und ſagte: ich bedaure Sie, Mamſell, aber mich noch mehr, wenn ich Sie von einem Beſuche abhalte, der Ihnen vielleicht tauſendmal lieber iſt, als die Geſellſchaft eines Fremden, den Sie freilich durch Ihre neuliche Gaſtfreundſchaft zu der größten Dankbarkeit verpflichtet haben. Ich muß Ihren Herrn Vater in einer Angelegenheit ſprechen, die für ihn wichtig ſeyn kann. Mir aber iſt es nothwendig, unbekannt zu bleiben. Das klingt geheimnißvoll, Mamsell, und — iſt eine Art von Unbeſcheidenheit; ich kann ihr aber ſchlechterdings nicht entgehen. In der That, ich leide bei dieſer Unbehülflichkeit der Umſtände mehr, als Sie.

Sehr freundlich über den verbindlichen Ton des Fremden, ſagte Sophie gütig: „ich leide nicht ſo ſehr durch die Unbehülflichkeit der Umſtände, als durch meine eigene Unbeholfenheit, Ihnen die Zeit zu verkürzen.“ Der Fremde verbeugte ſich höflich. Da er in einer Angelegenheit ihres Vaters gekommen war, ſo glaubte ſie, bei ihm bleiben zu müſſen, und, da er nicht geſehen ſeyn wollte, freilich auch ohne andre Geſellſchaft.

Der Fremde fing an: ich bemerkte neulich an Ihrer Verlegenheit, die Sie ſo gütig zu verbergen ſuchten, daß ich Sie ſtörte; darum kam ich heute ſo früh, ſchon Vormittags, um Ihren Herrn Vater gewiß nicht zu verfehlen: und nun bin ich doch wieder in derſelben Beſorgniß, Mademoiſelle.

Sophie wurde freundlicher, um dem Fremden ihre jetzige, wirklich nicht geringe Verlegenheit zu verbergen. Hochfeld war entſchloſſen, den ganzen Tag in der Geſellſchaft des liebenswürdigen Mädchens, das er wirklich hochachtete, allein zuzubringen, um es noch näher kennen zu lernen. Er hatte ſeinen Plan ſehr fein angelegt, und ſich zu ſeiner Rolle vorbereitet. Weil er fühlte, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, das Geſpräch mit Sophien unterhaltend genug zu machen, ſo glaubte er, gleich Anfangs ihre Phantaſie in Bewegung ſetzen zu müſſen, damit ſie nicht ihn allein ſprechen ließe oder ſich auf bloße Antworten einſchränkte. Er wußte eine ſehr anziehende und rührende Anekdote aus einem Dorfe nahe bei der Reſidenz, wo ein Bauer ſeine zärtliche, lange verfolgte und endlich über alle Hinderniſſe triumphirende Liebe aufgeopfert hatte, um ſeine Eltern zu retten. Dieſe nicht erfundene Anekdote erzählte er, da er vorbereitet war, mit vieler Kunſt. Es gelang ihm, Sophien zu intereſſiren und durch die Schilderung von der wehmüthigen Freude der geretteten Eltern über den dankbaren Sohn Thränen in ihre Augen zu locken. Nun hörte, wie er erwartet hatte, das Fremde bei Sophien auf; die Unterredung verlor das Aengſtliche, das Geſuchte, und wurde natürlicher.

Als er ſah, in welche große Bewegung das Mädchen gerieth, wollte er das Geſpräch im Allgemeinen auf die Liebe lenken; das gelang ihm aber nicht. Sophie antwortete jetzt gerade nur ſo viel, als die Höflichkeit erforderte. Er merkte das, und änderte ſchnell den Gegenſtand des Geſpräches; um es doch aber nicht ganz auf einmal abzubrechen, leitete er es auf die Liebe der Eltern und der Kinder. Jetzt ſprach Sophie gern mit, und Hochfeld erſtaunte über die reine Bildung ihres Verſtandes.

Er erklärte die Elternliebe für einen Inſtinkt der lebendigen Natur, und meinte: die Thiere wären darin den Menſchen gleich; nur mit dem Unterſchiede, daß die Dauer dieſes Triebes bei dem Menſchen länger ſey.

„Die Liebe der Eltern," erwiederte Sophie, „iſt vielleicht bei den erſten Menſchen ein Inſtinkt geweſen, und bei den erſten Generationen mußte ſie ein bloß ſinnlicher Inſtinkt ſeyn. Aber mich dünkt, ſie ſollte das nicht bleiben, wie nichts bei dem Menſchen Inſtinkt bleiben durfte; ſie ſollte verkünftige Wahl, ſie ſollte Tugend werden. Es macht, glaube ich, den Unterſchied zwiſchen Thier und Menſch, daß bei jenem alles Inſtinkt bleibt, und bei dieſem alles zur Pflicht werden ſoll."

Sehr menſchlich, ſehr menſchenehrend, Mademoiſelle! Ich wünſchte, der Beweis klänge eben ſo ſchön, wie dieſer Satz.

„Wäre es ſonſt nicht leicht, auch jede andere Tugend zu einem Naturtriebe zu machen? Der Hund, den ich füttere, iſt dankbar; er vertheidigt mich muthig."

Sie wollen doch nicht den Ausſpruch des menſchlichen Stolzes für einen Beweis gelten laſſen? Wenn das Thier die Tugenden hat — ſoll ich darum ſagen: weil es ſie hat, ſo iſt meine Tugend etwas Andres? — Der Beweis alſo, daß unſre Tugenden nicht Inſtinkte ſind?

Sophie bedachte ſich ein wenig. „Ich fürchte," ſagte ſie dann, „ich werde das nicht glücklich ausdrücken, was ich denke. Das Thier fühlt den Trieb, und muß gehorchen; auch der Menſch fühlt ihn, kann ihm aber widerſtehen. Der Hund kann, wenn ihn hungert, das Futter, das ich ihm hinſetze, nicht unangerührt laſſen; ich aber kann mich mitten unter den wohlſchmeckendſten Speiſen zu Tode hungern. Der Hund iſt dankbar, der Menſch will dankbar ſeyn; und da er von allen Menſchen fordert, daß ſie dankbar ſeyn ſollen, ſo macht er die Dankbarkeit zu einer Pflicht, ſo erkennt er, daß ſie von der Wahl des Menſchen abhängt. Nicht ſo das Glück, die Geſundheit, und ſo weiter. Dies Alles wünſcht er dem Menſchengeſchlechte; aber er fordert es nicht. Was wir nun Alle von Allen fordern, das, denk' ich, iſt für Alle Pflicht."

Hochfeld hatte noch viel einzuwenden: denn das waren ſeine Grundſätze gar nicht; doch konnte er ſich nicht enthalten, das Mädchen zu bewundern, das die menſchliche Tugend ſo ſchön vertheidigte. Als er noch ein wenig in dieſem Kapitel fortgefahren war, merkte er, daß Sophie keine leichte Beute für einen Verführer ſeyn würde, und er wünſchte ſogar, ſie nie geſehen zu haben. Indeß er das Geſpräch noch fortſetzte, kämpfte in ſeiner Seele der Entſchluß, ſie nicht wieder zu ſehen, mit der Leidenſchaft, welche der Anblick, das Geſpräch des Mädchens immer mehr verſtärkte.

Nun verließ ihn Sophie, um nach der Küche zu ſehen. Sie kam ſpät wieder herein, und war viel einſylbiger als vorher. Hochfeld wollte ſie in ein neues Geſpräch verwickeln; ſie blieb aber einſylbig und zurückhaltend. Er hatte ſie wirklich durch ſeine Erzählung überraſcht; ſie war vertrauter mit ihm geworden, als ſie glaubte ſeyn zu dürfen: das hatte ſie überlegt, und nun gab ſie deſto vorſichtiger auf ſich Acht.

Hochfeld bewunderte die Grazie, mit der ſie nun die kleinen Geſchäfte des Tiſches beſorgte, die Reinlichkeit, die Ordnung, die in Allem herrſchte. Es wurde nur Ein Gericht aufgetragen; aber nie hatte ihm eine Mahlzeit beſſer geſchmeckt. Gegen drei Uhr Nachmittags gerieth Sophie in ſichtbare Verlegenheit; denn ihr Vater kam noch immer nicht. Hochfeld ſah nach der Uhr, und ſagte: es wird ſpät. Kommt Ihr Herr Vater auch gewiß zurück?

„Ich fürchte jetzt beinahe, nein,“ antwortete Sophie ängſtlich. — Darf ich es wagen, ſagte Hochfeld, Ihnen den Auftrag an Ihren Herrn Vater zu geben? Ich wollte

Sie damit verſchonen; aber da ich ihn nun einmal nicht ſehen kann, ſo würde dieſe Delikateſſe doch unzeitig ſeyn. Ihr Vater geht mit dem Wunſche, ein Amt in der Reſidenz zu haben, wohl ein wenig zu weit. Einige Spottvögel haben ihn zu dem Gegenſtande einer Poſſe gewählt, die man auf ſeine Koſten ſpielen will. Ich kenne Ihren Herrn Vater nicht; aber es ſchien mir, als lohnte es ſich der Mühe, zweimal hieher zu gehen, um einen Mann, der nichts als einen zu lebhaften Wunſch hat, zu warnen. Er muß die Geſellſchaft des Herrn von Dornau meiden. Sagen Sie ihm, daß der junge Mann, den er dort geſprochen hat, kein Engländer, noch weniger ein Geſandter, aber ein ehrlicher Mann iſt. Er hat die Warnung deſſelben nicht geachtet; deshalb wiederhole ich ſie. Ich wollte Ihnen dieſen Auftrag gern erſparen; denn ich fühle, wie weh er Ihnen thun muß. Aber — jetzt hoffe ich, Mademoiſelle, Sie vergeben mir zwei verlorne Tage.

„O, mein Herr," ſagte Sophie, gerührt durch die Güte des Fremden: — „ich danke Ihnen von Herzen. Leider hat mein Vater dieſen Wunſch, ſo glücklich er auch ſonſt hier iſt." — Und würde er glücklicher ſeyn, fragte Hochfeld lächelnd, wenn ſein Wunſch erfüllt würde? — Sophie wollte ihre wahre Meinung nicht äußern, und antwortete nur: „ich glaube, eine frohe Jugend macht ihm dieſen Wunſch ſo reitzend." Hochfeld antwortete nichts darauf. Er küßte Sophien die Hand, und ſagte nur noch: darf ich Ihren Herrn Vater durch Sie bitten laſſen, daß er von dem heutigen Tage ſchweigt, und nur meine Warnung befolgt? — „O mein Herr," erwiederte Sophie dankbar lächelnd, „das iſt ja das Wenigſte, was wir thun können. Wir werden Ihre Güte, Ihre Menſchlichkeit nie vergeſſen." Er beugte ſich auf ihre Hand, küßte ſie noch einmal, und ging.

Hochfeld fühlte Unruhe über ſeine Abſicht, die er ſich ſelbſt nicht deutlicher entwickeln wollte. Aber das ſchöne Mädchen ſtand, wie feſt gezaubert, vor ſeiner Seele. Für den Plan, den er am öfteſten, auch gegen ſeinen Willen, dachte, war alles vortrefflich gelungen. Und wie leicht mußte es ihm nicht werden, dem armen Floßverwalter zu einem Amte in der

Reſidenz zu helfen! Dann aber hatte er die liebenswürdige Sophie ganz in der Nähe. Er runzelte oft die Stirn über die ſchwarzen Gedanken, die aus dem Meere ſeiner Empfindungen und Wünſche aufſtiegen, und wohl hundertmal nahm er ſich vor, das Mädchen zu vergeſſen; kaum war er aber wieder in der Reſidenz, ſo erkundigte er ſich nach allen kleinen Bedienungen bei der Acciſe, und forſchte nach den Kanälen, die Herrn Caſtran eine derſelben verſchaffen könnten.

Herr Caſtran war, als er zu Hauſe kam, ganz berauſcht von der Ehre, die er heute genoſſen hatte. Seine Tochter erzählte ihm ſehr ſchonend, was vorgegangen war. So wie er von dem Engländer hörte, gerieth er in groſſe Verlegenheit. Endlich fragte er: wer war denn der Fremde? Vielleicht ein Mann von Einfluß, liebe Sophie. Ja, das muß er gewiß ſeyn! Haſt du mich, denn auch wohl ſeiner Protektion empfohlen? Ich gäbe mein Holz-Deputat darum, wenn ich zu Hauſe geweſen wäre! Denn, glaube nur, der hat Abſichten! Wie wollte er ſonſt dazu kommen? Was für ein Kleid trug er denn? Hatte er einen Stern oder ein Kreuz auf der Bruſt?

Freilich war Herr Caſtran ſehr beſchämt; aber doch freuete er ſich herzlich, daß ein Mann, den Sophie als höchſt fein und geſittet beſchrieb, ſo vielen Theil an ihm nahm. Er hielt nun ſeine Beförderung für ausgemacht; und dieſes Mal täuſchte ihn ſeine Hoffnung wirklich nicht.

Hochfeld, der die ſchöne Sophie nicht vergeſſen konnte, wurde mit jedem Tage gegen ſeine beſſeren Entſchlüſſe ſchwächer. Warum ſoll ich, dachte er, nicht den ſehnlichen Wunſch des armen Mannes erfüllen? warum mir nicht den Umgang mit einem Mädchen verſchaffen, das wahrlich Verſtand genug hat, alle Netze, die ich ihm legen wollte, zu zerreißen? Die Freundſchaft dieſes intereſſanten, geiſtreichen Geſchöpfes würde mich ſogar weiter bilden. Sagt nicht mein Vater ſelbſt, der Umgang mit einem tugendhaften Weibe ſey die beſte Schule für das Ehrgefühl, die Sitten und den Geiſt?

Er bat den Oberſchatzrath, der ſeinem Vater viel verdankte, um eine Stelle bei der Accise für den Floßverwalter Caſtran, und es fehlte ihm nicht an einem ſehr ſcheinbaren

Grunde, warum er ſich für dieſen Mann verwende. Der Oberſchatzrath freuete ſich, dem Sohne ſeines Beſchützers eine Gefälligkeit erzeigen zu können. Ohne daß Caſtran ein Wort davon wußte, wurde eine Bittſchrift für ihn aufgeſetzt, und der Oberſchatzrath unterſtützte ſie mit vielem Eifer. Es gelang. Auf einmal bekam Caſtran die Zuſicherung der Inſpektor-Stelle bei der Acciſe, um die er nachgeſucht hatte; auch wurde die Zeit beſtimmt, wann er ſein Amt antreten ſollte.

Es iſt unmöglich, den neuen Inſpektor in dem Augenblicke, da endlich ſein lange genährter Wunſch erfüllt wurde, lebhaft genug zu ſchildern. So wie er den großen Brief mit dem fürſtlichen Siegel in den Händen hatte, zitterte er, wurde vor Erwartung und Angſt bald bleich, bald roth, konnte das Siegel kaum ablöſen, fühlte ſich, als er die erſten Zeilen geleſen hatte, durch das freudige Schrecken an allen Gliedern gelähmt, bekam dann auf einmal wieder Leben, warf einen triumphirenden Blick auf ſeine Tochter, die ängſtlich aufgeſprungen war, und rief ihr, umher hüpfend, zu: Gott ſey Dank! es iſt richtig! Nun will ich auch mein Leben laſſen für das hohe fürſtliche Haus! Ich bin Acciſe-Inſpektor! — Auf einmal ging er mit dem Briefe in der Hand ohne Hut aus dem Zimmer, rief draußen der Magd entgegen: ich bin Inſpektor; Se. Durchlaucht haben ſelbſt an mich geſchrieben! eilte zu Herrmann, nannte ihn ganz außer Athem: Herr Kollege! reichte ihm den Brief hin, und gab, während daß Herrmann las, Emilien die heiligſten Verſicherungen, daß er ſich ihrer annehmen wolle. Jetzt, meine theure, gnädige Frau, ſagte er: jetzt ſorge ich nicht. Ich wollte, ich wäre erſt zwanzig Jahre alt, bloß, um noch recht zu ſteigen und Ihnen zu helfen!

Herrmann las mit Kopfſchütteln, und fragte: „wie iſt denn das zugegangen, Herr Caſtran?" — Wie es zugegangen iſt? Sehen Sie, lieber Herr Kollege — Gott weiß, ich nenne Sie von Herzen ſo! — da traf ich neulich bei Dornau den Engliſchen Geſandten. Ich ließ mich mit dem Manne ein. Wir gefielen einander gleich auf den erſten Blick, wie Kinder, Herr Kollege. Ich klage; und er fragt, was für eine Stelle ich gern haben möchte. Bei der Acciſe, Mylord, antwortich. Wie die Engländer nun ſind — er nickt mit dem Kopfe, ſagt nicht Ja, nicht Nein, drückt mir die Hand, und geht. Ich denke, es iſt alles vorbei; aber dieſen Morgen kommt der Brief. Haben Sie geſehen, daß ihn der Fürſt ſelbſt unterſchrieben hat? — Herrmann ſchüttelte den Kopf noch mehr, beſah das Siegel, verglich die Unterſchrift mit andern, und ſagte endlich lachend: „ich fange in der That an zu glauben, daß es richtig iſt.“ Dadurch hätte Herr Caſtran ſich beinahe beleidigt gefunden. Er nahm nun ſchnell ſeinen Brief, lief von Haus zu Haus, verſicherte jeden Einwohner des Städtchens, den er kannte, ſeiner Freundſchaft, zeigte ihm die Unterſchrift des Fürſten, und ſuchte die Meinung zu erregen, als habe der Fürſt ihm eigenhändig gemeldet, daß er wieder in Gnaden ſey.

Herrmann konnte nicht länger zweifeln, als er am folgenden Tage von der Kammer die Nachricht bekam, daß in die Stelle des nunmehrigen Acciſe-Inſpektors Caſtran, Der und Der (ein Bedienter des Kammerpräſidenten) als Floßverwalter käme. Er ſagte lachend: „nun behaupte noch jemand, daß etwas unmöglich

ſey!

ſey! Jetzt, da Caſtrau an die Reihe gekommen iſt, darf auch die Tugend und das ſtille Verdienſt wohl hoffen; denn was hat dieſer in Ungnade gefallene und nun wieder begnadigte Tanzmeiſter vor der ſtillen und beſcheidenen Tugend voraus, wodurch ſich ſeine Beförderung erklären ließe? Gar nichts. Hätte er Anverwandten, ſo wollte ich ſchweigen; aber er hat ja die Ehre, von einem Großvater abzuſtammen, der einer Ehrenſache wegen aus Frankreich geflohen iſt. Wäre er ein Kuppler, ein Auflaurer, oder ſonſt etwas Arges (denn daß er zu dem allen die Anlage hat, weiß man ja doch in der Reſidenz nicht), ſo dürfte ich mich über den Miniſter nicht wundern, daß er thut, was kein Menſch begreift. Was hat denn nun den Tanzmeiſter befördert? Sonſt nichts, als was auch die arme vergeſſene Tugend für ſich hat: er bildete ſich immer ein, endlich einmal müſſe die Reihe an ihn kommen; und es geſchieht. Das thut auch die Tugend. Wer will mir nun wehren, zu ſagen: was Einmal geſchieht, kann oft geſchehen, kann ſogar Mode werden!"

Die Baſe Eliſabeth hatte aufmerkſam zugehört, um zu erfahren, wie es mit dem Wunder zugegangen ſey; aber ſie begriff Herrmanns Rede nicht. Sollte etwa Sophie . . .? hob ſie an. Herrmann erſchrak; ihm fiel der junge Menſch ein, von dem Sophie erzählt hatte. Er ſah finſter zu Boden, ſann nach, und entſchloß ſich, morgen, wenn er erſt wieder ganz ruhig wäre, mit dem Liebling ſeines Herzens zu ſprechen. Bei Sophien wurde ihm das Räthſel aufgelöſ't. Dornau war ein Anverwandter des Oberſchatzrathes und Accise-Direktors. Er erfuhr Herrn Caſtrans Beförderung kaum, ſo ließ er ihn zu ſich bitten; und da Caſtran die Mittelsperſonen, die ſein Glück gemacht hatten, nicht angeben konnte, ſo nahm Dornau die Ehre über ſich. Ich habe Sie, ſagte er, meinen Verwandten ſo oft und ſo nachdrücklich empfohlen, daß ich endlich durchgedrungen bin. Sehen Sie hier! ein Brief von meinem Vetter, dem Oberſchatzrath. Ich bedaure nur, daß ich Ihnen weiter nichts als die Unterſchrift zeigen kann.

Der neue Accise-Inſpektor bezeugte ſeinem Gönner die lebhafteſte Dankbarkeit, und eilte nun, ſo geſchwind er konnte, nach Hauſe.

Er erzählte ſeiner Tochter ganz aufrichtig, was ihm der Herr von Dornau geſagt hatte, und ſetzte hinzu: ich habe den Brief des Oberſchatzrathes ſelbſt geleſen. Indeß bat er ſie, es doch nur bei dem Engliſchen Geſandten zu laſſen, damit er nicht zum Lügner würde. Sophie wollte, obgleich keine Unwahrheit ſagen, doch wenigſtens ſchweigen; Herrmann fragte aber ſo ernſt und feierlich, daß ſie ihm nichts verhehlen konnte. Seine Miene wurde nun wieder heiter, und er ſagte ihr nichts von ſeiner Beſorgniß, daß vielleicht ihre Schönheit ihren Vater befördert habe.

Jetzt mußte Herrmann an die nahe Trennung denken. Er machte Sophien den Antrag, in ſeinem Hauſe zu bleiben. Sie ſchlug die Augen nieder, und ſagte betrübt: mein Vater iſt alt, und fängt an ſchwach zu werden. Wer ſollte ihn verpflegen, wenn ich nicht bei ihm wäre? — Herrmann wußte ſehr wohl, welch ein Opfer ſie durch die Veränderung ihres Wohnortes brachte. Er drückte ihr die Hand dafür, daß ſie ohne Zögern ihre Pflicht wählte, und ſagte ſeinem ganzen Hauſe: „bittet unſre gute Sophie nicht, daß ſie hier blei ben ſoll; denn die Pflicht befiehlt ihr, mit ihrem Vater zu gehen."

Caſtran wendete Alles, was ſeine Tochter durch die genaueſte Sparſamkeit geſammelt hatte, an Putz für ſich und ſie, und reiſ'te dann in Kurzem nach der Reſidenz. Er meldete ſich bei dem Oberſchatzrathe. Dieſer empfing ihn ſehr freundlich, und fragte: „haben Sie den jungen Herrn von Hochfeld ſchon geſprochen?" — Caſtran war ſehr verlegen. Herrn von Hochfeld? Die Familie iſt mir ſehr wohl bekannt, Herr Oberſchatzrath. Aber warum meinen Sie denn, daß ich ihm meine Aufwartung machen ſollte? Ich bin zu Allem bereit. — „Nun, er iſt ja Ihr Gönner, und Sie haben ihm ihre Stelle zu verdanken." — Caſtran wußte davon nicht ein Wort. — „Sie werden doch den Herrn von Hochfeld kennen, Herr Inſpektor?" — Nein, in der That nicht. — „Ei, Sie müſſen ihn kennen; denn für einen Unbekannten ſpricht man nicht mit ſolcher Herzlichkeit." — Caſtran hätte den Herrn von Hochfeld gern ſeinen vertrauteſten Freund genannt; aber das Erſtaunen machte ihn hier ſeinem Charakter untreu. Er verſicherte noch einmal ſehr feierlich, daß er Hochfelden nie geſehen, und nie auf die entfernteſte Weiſe mit ihm in Verbindung geſtanden habe. Das war dem Schatzrath ein Räthſel. „Oder, Herr Inſpektor, er kennt Ihre Familie. Sie haben doch Familie?" — Eine Tochter. — „Wie alt?" — Neunzehn Jahre. — „Und wahrſcheinlich hübſch, Herr Caſtran?" — Schön wie ein Engel, Herr Oberſchatzrath. Aber Schönheit iſt nur ihre geringſte Qualität; ſie iſt gebildet wie die vornehmſte Hofdame. Ich habe ſie erzogen; ſie war die Krone der ganzen Gegend. — „So? Nun Herr Caſtran, vielleicht kennt der Herr von Hochfeld Ihre ſchöne Tochter." — Daß ich nicht wüßte! Zwar iſt zweimal ein Unbekannter ... Ja, es kann doch ſeyn, Herr Oberſchatzrath! Es kann wahrhaftig ſeyn! Das ſagte der thörichte Mann mit großer Freude. Der Oberſchatzrath lächelte, und bat ihn, nachdem er die Umſtände ſo ziemlich heraus hatte, ſeiner Tochter lieber nichts zu ſagen, da der junge Herr von Hochfeld das Inkognito liebe. Das verſprach Herr Caſtran, und er war entſchloſſen, es zu halten. Der Sohn des Miniſters, und ſeine ſchöne

Tochter —: was war daraus nicht zu machen! Er bedauerte nur, daß ſich mit Sophieen über dieſen Punkt gar nicht einmal reden ließ; denn er wußte, daß ſchon die Vorſtellung, er ſey um ihrentwillen befördert, ſie gegen den Sohn des Miniſters einnehmen würde.

Auf der Straße dachte er ſchmunzelnd: hier kann ich es weit bringen, wenn ich mich klug benehme! Ich thue, als ſähe und hörte ich nichts. Aber nein; ich laſſe den Herrn von Hochfeld merken, daß ich ſeine Schliche kenne! Komme ich weiter, ſo ſchweige ich; komme ich nicht weiter, ſo giebt es finſtre Geſichter. Sophie mag ſehen, wie ſie fertig wird. Wenn die nur nichts merkt; ſonſt bin ich verloren: denn ſie würde ihn nicht freundlich anſehen, und wenn ich dafür Miniſter werden könnte. Wie wäre es, wenn ich zu ihm ginge? Aber wenn ſein Vater, des Herrn Miniſters Excellenz erführen, daß ich ihn beſucht hätte — das könnte mir hinterher den Hals brechen. Ich thue lieber dumm; doch ſteigen will ich gewiß.

Er ließ es dabei, daß Dornau ihm die

Stelle verſchafft habe; und doch ſprach er ſo räthſelhaft, daß Sophie nicht recht wußte, was ſie davon denken ſollte. Da die neue Stelle ganz einträglich war, und da Sophie ſich alle ihre Kleider ſelbſt machte, ſo verlangte Caſtran von ihr, ſie ſollte ſich gut kleiden. Sophie verbat das; denn ſie wußte, daß in dem Munde ihres Vaters gut „über ihren Stand und unbeſcheiden" hieß. Der Oberſchatzrath hatte ihn nun einmal auf die Idee gebracht, daß die Schönheit und die Talente ſeiner Tochter zu etwas nützlich ſeyn könnten. Er dachte nun an eine vortheilhafte Heirath mit einem vornehmen Manne, und verlangte, daß Sophie mit ihm öffentliche Orte beſuchen ſollte. Sophie bat wieder beſcheiden, daß ihr Vater ſie damit verſchonen möchte. Sie ging nur in die Kirche, und machte nur zuweilen einen Spaziergang auf dem Walle der Stadt, aber mit einem Schleier vor dem Geſichte, in einer zwar netten, doch höchſt einfachen und züchtigen Kleidung, und in einem Ueberwurf, der ſogar ihre ſchöne, ſchlanke Figur verſteckte. Caſtran mußte das Alles ſo hingehen laſſen; denn befehlen konnte er keinem Menſchen, auch nicht einmal ſeiner Tochter. Er lauerte alle Tage auf einen Beſuch des Herrn von Hochfeld; aber es währte ihm damit zu lange, und ſo machte er nun neue Plane.

Hochfeld wußte ſchon lange, wo Caſtran wohnte, und auch um welche Zeit der Mann auf die Acciſe ging und wieder zurückkam. Aus einem gegenüber ſtehenden Wirthshauſe konnte er zwiſchen den Gardinen weg durch ein Fernglas Sophien bemerken. So lag er ganze Stunden zu verſchiedenen Tageszeiten auf der Lauer, und ſah den reinen, ſchuldloſen Lebenswandel eines edlen, genügſamen Herzens. Schon am frühen Morgen war Sophie völlig angekleidet, und immer gleich einfach und reinlich. So kam ſie ſchon aus dem Zimmer, das er (ganz richtig) für ihr Schlafzimmer hielt, weil das einzige Fenſter dicht verſchloſſen blieb, bis ſie daraus hervor trat. (Sophie kleidete ſich noch immer bei verſchloſſener Thür und bei verhängten Fenſtern an, wie Emilie es ſie gelehrt hatte.) Nun frühſtückte der Vater, und ging aus. Dann ſah er Sophien am Fenſter arbeiten, das faſt immer offen ſtand; doch ihr Geſicht kam faſt nie zum Vorſchein. Gewöhnlich ging ſie um neun Uhr auf den Wall, weil ſo früh nur wenige Menſchen da waren. Um zehn kam ſie zurück, und beſorgte dann, wie er aus mehrern Umſtänden vermuthete, die Küche. Um elf Uhr machte ſie die Fenſter zu, und ließ die Rouleaux herunter. Er rieth lange hin und her, was ſie dann thun möchte. Endlich brachte er es heraus: ſie ſpielte auf dem Klavier und ſang; er hörte bei völliger Stille auf der Straße das Inſtrument und ihre Stimme, doch nur ganz leiſe. Wie es ſchien, verſchloß ſie die Fenſter, damit ihr Singen weniger bemerkt werden ſollte. Gegen Abend las und ſchrieb ſie täglich eine Stunde. Er bemerkte ſogar, daß ſie aus Büchern abſchrieb; auch ſah er ſie oft ſiegeln, und wußte alſo, daß ſie fleißig Briefe wechſelte. Es währte lange, eh er das alles herausbrachte: denn meiſtens hingen die Gardinen vor den offnen Fenſtern herunter; er beobachtete ſie aber aus mehreren Zimmern, was er in einem öffentlichen, ziemlich ſtark beſuchten Wirths- und Kaffeehauſe, ohne aufzufallen, thun konnte. Am Abend ging ihr Vater noch einmal aus; dann verſchloß ſie die Fenſter wieder, und ſang zu ihrem Klaviere. Hochfeld lauſchte nun, wenn es finſter war, unter ihrem Fenſter, und er war entzückt über ihr ausgezeichnetes Talent, und über den Geſchmack in der Wahl ihrer Muſikalien.

So war das Mädchen, gegen deſſen Ruhe Hochfeld Anſchläge machte; und er konnte ſich nun nicht verhehlen, daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde. Er wußte noch nicht einmal beſtimmt, was er wünſchte; aber dennoch machte er ſich ſchon Vorwürfe über ſein Belauſchen der Tugend. Noch immer ſchwankte er, ſo groß auch ſeine Leidenſchaft durch dieſes geheimnißvolle Belauern des Mädchens hatte werden müſſen. Er nahm ſich wohl hundertmal vor, nicht wieder hinzugehen; und vielleicht würde er wegen der Schwierigkeiten, die er vorausſah, am Ende ſeinen Plan gänzlich aufgegeben haben, wenn er nicht eine Aufmunterung von außen her erhalten hätte, und zwar durch Herrn Caſtran ſelbſt. Es währte dieſem mit ſeiner weiteren Beförderung zu lange; er ging daher zu Hochfeld, deſſen Abſichten auf ſeine Tochter er nun völlig bezweifelte, weil der junge Mann ſich noch gar nicht um ſie bekümmert hatte. Herr Caſtran fuhr erſtaunt drei Schritte zurück, als er in dem Herrn von Hochfeld ſeinen Engliſchen Geſandten erkannte. Nun ſah er alles ein: der Geſandte, ſein Beförderer, der Fremde bei ſeiner Tochter, und Hochfeld waren dieſelbe Perſon. Hochfeld hatte zuerſt ſeine Tochter geſehen, dann ihm als Geſandter Beförderung verſprochen, und dann zum zweiten Male ſeine Tochter beſucht. Nur das Einzige konnte Herr Caſtran nicht begreifen, wie der junge Hochfeld ſeine Tochter ſo gänzlich vergeſſen hatte. Er hielt es für politiſch, ihn wieder an ſie zu erinnern, und dankte daher unterthänig, daß Hochfeld ſo große Gnade für ihn gehabt hätte. Hochfeld erſtaunte, daß Caſtran Alles wußte; denn dieſer Umſtand gehörte gar nicht in ſeinen Plan. Caſtran erzählte, wie er es erfahren hatte, und Hochfeld geſtand endlich. Nun wollte Caſtran gern von ſeiner Tochter ſprechen; aber er wußte nicht anzufangen, da jener nicht einmal nach ihr fragte. Er vergaß, daß Hochfeld noch nicht alles geſtanden hatte, und folglich läugnen konnte. Meine Tochter, hob er an, denkt noch mit großem Vergnügen an die beiden Male, da ſie die Ehre gehabt hat, Sie bei ſich zu ſehen: eine hohe Gnade, die wir Zeitlebens unterthänig erkennen werden.

Bei der Beſtimmtheit, womit Herr Caſtran das ſagte, konnte Hochfeld nicht zweifeln, daß Sophie Alles wüßte. Er erwiederte, in Verwirrung und Verlegenheit über das Verunglükken ſeines Planes: „wie weiß denn Ihre Tochter, daß ich der Unbekannte geweſen bin?“ Meine Tochter? Die weiß nicht ein Wort, Ew. Gnaden. — „Aber Sie ſagten ja eben . . .“ — Nun wurde Caſtran verlegen, und ſtammelte: gewiſſe Urſachen haben mich bis jetzt verhindert, ihr von dem Allen etwas zu ſagen. — „Welche Urſachen?“ fragte Hochfeld noch beſtürzter, und etwas feurig. Darüber verlor Herr Caſtran den Muth und die Beſinnung. Meine Tochter, ſagte er ſtockend, iſt . . . ein wenig zu . . . zu pünktlich, zu beſorgt . . . zu ernſthaft. Wenn ſie wüßte, daß ich Ewr. Gnaden die Verſorgung in der Reſidenz verdanke, ſo könnte ſie von Dero Beſuchen bei ihr leicht etwas Uebles denken; und hätten Sie dann einmal die Gnade, uns wieder mit einem Beſuche zu beehren — ſo würde meine Tochter die Ehrfurcht nicht aus den Augen ſetzen, die ſie Ihnen ſchuldig iſt; aber . . . aber — Das muß beſonders angefangen werden, Ew. Gnaden, ſetzte der thörichte Mann hinzu, weil Hochfeld ſeine Hand ergriffen hatte, und ſie mit einem freundſchaftlichen Lächeln drückte. — „Mein lieber Herr Caſtran, mein beſter Freund!" ſagte Hochfeld, beſtellte Schokolade, und bat den Tanzmeiſter, ſich zu ihm auf den Sofa zu ſetzen. „Wie war das alles? Ihre Mademoiſelle Tochter?" — Weiß noch nichts, liebſter Herr von Hochfeld, und ſoll auch nicht mehr erfahren, als Sie für gut finden werden. — „Warum nicht, Herr Caſtran? Ihre Tochter kann Alles wiſſen. Warum ſollte ſie nicht? Doch da haben Sie Recht: erführe ſie, liebſter Freund, daß ich die Kleinigkeit für Ihr Glück gethan habe, ſo könnte ſie meine Beſuche übel auslegen. Da haben Sie vollkommen Recht! . . . Weiß denn Ihre Tochter, daß Sie bei mir ſind?" — Behüte der Himmel, Ew. Gnaden! — Nun ließ ſich Hochfeld erzählen; dann fragte er beſtimmter, warum Herr Caſtrau das Alles ſeiner Tochter verſchwiegen habe. Caſtrau merkte, daß er hier eine üble Rolle ſpielte; er hatte indeß ſchon zu viel geſagt, um ganz zurückgehen zu können, und nun nahm er Wendungen, die ihm ſo ziemlich das Anſehn eines Verrückten gaben. — Als er hinterher auf der Straße das ganze Geſpräch mit Hochfeld wieder durchging, dachte er: ich konnte doch aber nicht zu ihm ſagen, Ew. Gnaden ſind verliebt in das Mädchen! Merkt das Sophie, ſo iſt es mit unſerm Umgange vorbei, und mit meiner Beförderung auch. Und wer weiß, ob er mich nicht hätte für den Kuppler meiner eigenen Tochter anſehen können! Nein, gehorſamer Diener! ſo weit geht es nicht. Je ja, er kann kommen, und ich wollte, das Mädchen wäre ſo freundlich gegen ihn, wie ein Täubchen; aber in allen Ehren. Ein Kuppler! Gehorſamer Diener, Herr von Hochfeld! dafür müſſen Sie mich nicht anſehen.

Das that Hochfeld aber; er hielt den Vater ſchon mitten in der Unterredung für einen Mann, der gern weiter wolle und dafür ſeine ſchöne Tochter antrage. Nun lockte er den eitlen Caſtran immer weiter, und verſprach, ihn zu beſuchen, doch ſo, als ob ihn nur ein Ungefähr nach ſeinem Hauſe brächte. Caſtran ſollte ſich dann ſtellen, als ſähe er ſeinen vermeinten Engliſchen Geſandten jetzt zum erſten Male wieder. Als Caſtran nach dem Ungefähr fragte, das den Herrn von Hochfeld in ſeine Wohnung bringen ſollte, verrieth ſich dieſer ſehr arg. „Ihre Tochter,“ ſagte er, „geht täglich Morgens um neun Uhr auf den Wall, und alle Sonntage in die Paulskirche. Laſſen Sie mich nur machen!“ — Das wiſſen Sie ſchon, liebſter Herr von Hochfeld? Und ich glaubte, Sie hätten meine Tochter ganz vergeſſen! — Hochfeld erröthete, und ſuchte einzulenken; das hatte er aber nicht nöthig, da der Vater ſehr freundlich lächelte. Er verſprach nun, Herrn Caſtran am nächſten Sonntage unter der Kirche zu beſuchen, und das Nähere mit ihm zu verabreden. Caſtran dachte ſehr froh: ich komme weiter! Er aber — er wird nicht weit bei Sophien kommen. Der Sohn eines Miniſters! Wenn das Mädchen doch nur ein wenig freundlich ſeyn wollte! Was wäre denn ein Händedruck, ein Lächeln, nun Großes! Aber mag es ſehen! Ich will meinen Vortheil ſchon in Acht nehmen! Ein Kuppler bin ich nicht; aber politiſch muß man ſeyn in der Welt.

Sobald am Sonntage Sophie und die Magd aus dem Hauſe waren, kam Hochfeld, in einen großen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und ging zu Caſtran hinauf. Nun war er auf dem Zimmer, welches die ſchöne Sophie bewohnte. Er ſetzte ſich auf ihren Stuhl, und ſah die Bücher an, die auf dem Tiſche lagen. Es waren der Grandiſon in Engliſcher Sprache, Racinens Trauerſpiele, Montaigne, Pope und einige Deutſche ausgewählte Schriftſteller. Er fand in den Büchern Blätter von Sophiens Hand, Anmerkungen über das Geleſene, und erſtaunte über ihren Geiſt. Nun ſah er auch die Muſikalien durch, und bewunderte die gute Wahl des Mädchens. Der Vater verfolgte mit lächelnden Blicken alle ſeine Bewegungen. „Sagen Sie mir," fragte Hochfeld kleinmüthig, „wer hat Ihre vortreffliche Tochter erzogen?"

Der Herr Holz-Inſpektor von Lange und ſeine Frau.

Hochfeld runzelte die Stirn, ſann ein Weilchen nach, und ſagte dann: „das ſollen vortreffliche Menſchen ſeyn!“

Ja, ja! beſonders die Frau von Lange, eine charmante Frau, vor Zeiten ſchön wie ein Engel! Man muß ſie in der blühenden Jugend gekannt haben! (Er kicherte in ſich.) Ei nun, wir ſind Alle Menſchen!

Hochfeld merkte gar nicht, was Caſtran ihm zu verſtehen geben wollte. Er blieb mit ſeinen Gedanken bei Langen, von dem ſein Vater ihm ſo oft erzählt hatte. „Schwärmeriſche Menſchen!“ ſagte er endlich mit Kopfſchütteln; „ſchwärmeriſch für Tugend, oder ein Phantom, das ſie Tugend nennen, weil es die Freude ſtört! . . . Iſt Ihre Tochter noch jetzt mit dieſen Langens in Verbindung?“

In der genaueſten von der Welt, liebſter Herr von Hochfeld; denn, wie ich Ihnen ſage, als meine Tochter geboren war, da kam die gnädige Frau tagtäglich zu mir herüber. Ich war damals, ohne mich zu rühmen, ein raſcher, hübſcher Mann. Meine Kleine mußte der Vorwand ſeyn. So gewöhnten ſie ſich an Sophien, und Sophie an Inſpektors. Das iſt Ein Herz und Eine Seele.

„Ich hätte wohl Luſt, einmal Briefe von dieſen Menſchen zu leſen. Sie ſchreiben doch an Ihre Tochter?"

O ja, alle Woche ein Paarmal; aber die Briefe liegen in dem Schlafzimmer meiner Tochter.

„Nun?"

Ja, da hinein kommt ſonſt kein Menſch, als ſie ſelbſt.

Hochfeld wurde immer kleinmüthiger, je mehr er ſah und hörte. Er überlegte, und dachte nur an Langen, den ſein Vater ihm ſo oft als den untadelhafteſten und auch als den unerſchrockenſten Mann geſchildert hatte. Zwar ſprach der Miniſter immer mit Verdruß von ſeinem Jugendfreunde, aber doch auch mit Achtung und einer Art von Wehmuth. Und auf dieſen Menſchen mußte er treffen, wenn er ſeinen Plan verfolgen wollte. Er fühlte, wie hinderlich ihm hier ſein Nahme werden könne, und gab daher Herrn Caſtran zu verſtehen, daß er unter einem andern Nahmen bei ſeiner Tochter auftreten wolle. Der thörichte Vater hatte auch dagegen nicht das Mindeſte.

Hochfeld ſchwankte zwiſchen dem böſen Vorſatze und der Reue vor der That. Seine Grundſätze ſicherten ihn nicht; ſie konnten ihn nur von Gewaltthätigkeiten abhalten, ihn nur behutſam und vorſichtig machen. Sein Wunſch ſchien ihm gar nicht unrecht, ſobald Sophie ihn nicht zurückwies. Hier beleidigte er ja keine Familie; der Vater brachte ihm ja die Tochter ſelbſt entgegen. Er wollte ja Sophien auch nicht betriegen, verführen; es kam ja nur darauf an, eine Schwärmerin zu überzeugen, daß ein unvermeidlicher Zufall ihm verbiete, ihr ſeine Hand zu geben. „Und kann ich das nicht," dachte er; „kann ich ſie nicht überzeugen; liebt ſie mich nicht: nun, ich werde ihr keine Gewalt anthun; es iſt ja noch immer Zeit genug, mich zurückzuziehen, wenn ſie eine ſolche Verbindung mit mir für ein Unglück hält. Iſt ſie aber zufrieden — o, ich Glücklicher! — wen geht es dann noch an, ob wir auf dieſe oder auf eine andere Weiſe glücklich ſind! Wem habe ich noch Rechenſchaft zu geben?" — Herrmann würde hier geantwortet haben: „der ganzen Erde, jedem Vater einer Tochter, jeder Mutter, jedem Mädchen, das durch eine ähnliche Lage unglücklich werden kann, der Nachwelt, deiner Vernunft, die dir nicht befiehlt, nur für dich glücklich zu ſeyn, ſondern für deine Welt, für deine Nachwelt, für das ganze Menſchengeſchlecht zu leben, und dein Glück nur in dem allgemeinen Glücke zu finden." Hochfeld dachte nicht ſo, obgleich eine geheime Unruhe, die er auch bei der ſicherſten Hoffnung auf ſein und Sophiens Glück noch immer fühlte, ihn erinnerte, daß er nicht denke, wie er ſolle. Er hörte nicht auf dieſe geheime Warnung, ſondern ſuchte nur mit deſto größerer Vorſicht üble Folgen zu vermeiden.

Am folgenden Tage begegnete er Sophien auf Ihrem Spaziergange. Sehr einfach gekleidet, ging er, in ſich verſenkt, wie träumend, und hob die Augen nicht eher, als bis Sophie, die ihn ſchon von fern erkannt hatte, ſo eben an ihm vorbei gehen wollte. Er ſchien ſie zu erkennen, redete ſie aber nicht an, als ob er zweifelte, daß ſie es wäre. Sophien war es recht lieb, daß er ſie nicht kannte; indeß nahm ſie ſich vor, die Bekanntſchaft mit ihm zu erneuern, wenn er ihr einmal wieder begegnen und ſie anreden ſollte. Sie hatte nehmlich eine gewiſſe Vorliebe für dieſen jungen Menſchen, der ihrem geliebten Karl in den auffallendſten Zügen ſehr ähnlich ſah. Es war dieſelbe Geſtalt, derſelbe Mund, daſſelbe Auge; nur lag mehr Ernſt, mehr Ruhe und Majeſtät in Karls Geſichte.

Am nächſten Sonntage, als Sophie aus der Kirche kam, begegnete ihr Hochfeld wieder, und erkannte ſie heute ſogleich, da ſie keinen Schleier vor dem Geſichte hatte. Alſo ſind Sie es doch geweſen! ſagte er. Mich dünkt, ich bin Ihnen ſchon einmal auf dem Walle begegnet. Ich zweifelte aber, ob Sie es wären, und mochte Sie nicht anreden, weil ein Irrthum leicht ein Frauenzimmer hätte in Verlegenheit bringen können. Sophie ging weiter, erzählte ihm im Gehen, daß ihr Vater jetzt hier einen Poſten habe, und war nun auf einmal vor ihrer Wohnung. Hochfeld fragte höflich: darf ich Ihren Vater, wenn er zu Hauſe iſt, kennen lernen? Sie verbeugte ſich, ohne ihm zu antworten, und er ging mit zu Herrn Caſtran hinauf.

Hier war Hochfeld der Referendarius Lambrecht, und auch Herr Caſtran nannte ihn ſo, ob es ihm gleich die größte Mühe koſtete, ihn nicht liebſter Herr von Hochfeld zu nennen. Als er ſich ſchon nach einem halben Stündchen wieder empfahl, bat ihn Caſtran, die Bekanntſchaft fortzuſetzen. Hochfeld warf einen Blick auf Sophien, um zu ſehen, ob ihr Auge den Wunſch des Vaters beſtätigte; ihre Miene ſagte aber gar nichts. Er erkundigte ſich, wann der Vater zu Hauſe ſey, und hinterließ, als er wegging, bei Sophien den Eindruck eines beſcheidenen, feinen jungen Mannes.

Die Bekanntſchaft mit ihm war ihr recht lieb, da ſie anfing, das Bedürfniß der Geſellſchaft zu fühlen. Herr Caſtran wollte durchaus keinen Umgang mit Menſchen von ſeinem Stande haben; er ſuchte ſein Glück immer in den höheren Ständen. Sophie hingegen wollte durchaus keine Verbindung außer ihrer Sphäre anknüpfen, und mußte alſo, bis ihr der Zufall einige Bekannten gab, in der tiefſten Einſamkeit leben. Zwar hatte ſie alle Mittel, ſich die Einſamkeit angenehm zu machen: Muſik, Lektüre, Schreibmaterialien und ihre Haushaltung; ſie dachte aber oft an Herrmanns Worte: „die Einſamkeit macht uns weich gegen die ganze Menſchengeſellſchaft, deren einzelne Mitglieder wir nicht kennen, tolerant gegen die Laſter und Irrthümer ganzer Jahrhunderte, aber auch hart und intolerant gegen die Menſchen, die um uns her leben, gegen die Fehler der Einzelnen, mit denen wir umgehen müſſen. Die Einſamkeit giebt der Tugend eine ſtolze Phyſiognomie. Die Einſiedler der Hindus, der Chriſten, der Mohamedaner ſind einander vollkommen ähnlich. Ein zu einſames Leben macht die Tugend einſeitig; man erkennt ſie auf den erſten Blick, wie die Juden an ihrem Geſichte, weil dieſes Volk der Einſiedler unter den Nationen iſt. In den Verhältniſſen des Lebens, unter Menſchen, fühlt man ſeine eigene Schwäche; und dieſes Gefühl macht ſanft und mitleidig gegen die Schwächen Andrer. — Der Paſſagier auf einem Schiffe nimmt ſich der allgemeinen Noth nur murrend an, weil er eigentlich nicht auf das Schiff gehört." Daran dachte Sophie, und es war ihr recht lieb, daß der junge Mann ſie zuweilen beſuchen wollte, weil ſich mit ihm ein beſſeres Geſpräch führen ließ, als mit ihrem Vater, der immer nur ſeine Plane, höher zu ſteigen, im Kopfe hatte.

Hochfeld kam nur, wenn Herr Caſtran zu Hauſe war; und dieſe Diskretion gefiel Sophien ſehr wohl. Sie hatte ihre Bücher über die Seite geſchafft; Caſtran aber machte ihre Vorſicht unnütz: er verrieth dem Herrn von Hochfeld in Sophiens Gegenwart alle ihre Kenntniſſe. Am Ende war ihr das auch nicht unlieb; denn nun verſorgte Hochfeld ſie mit Büchern, die ſie aber immer ſelbſt auswählte, weil ſie nie ein Buch las, das nicht Emilie billigte. Hochfeld ſah, je näher er Sophien kennen lernte, wie vorſichtig hier jeder Schritt gethan werden mußte; und dabei wurde ſein Verlangen, mit dem liebenswürdigen Mädchen weiter zu kommen, immer ſtärker. Er hatte gehofft, ihre unbeſorgte Unſchuld, ihre Unbekanntſchaft mit der Welt und den Menſchen, ja ſelbſt ihre Schwärmerei, ſollte ihm helfen; jetzt bemerkte er aber, daß die wahre Unſchuld eines Herzens nicht allein in Unbekanntſchaft mit den Mitteln der Verführung beſteht, ſondern auch in Unbekanntſchaft mit der Begierde. Er kam dem Herzen Sophiens nicht näher. Alle ſeine feinen Kunſtgriffe, durch Reitzungen ihre Ruhe zu ſtören, wurden nicht bemerkt (was er hoffte); ſie thaten aber auch keine Wirkung, (was er nicht erwartet hatte). Das einzige Mittel, den ruhigen Schlag ihres Herzens ſchneller zu machen, war die Erzählung einer edlen That oder eines vorgefallenen Unglücks. Dann drückte ihm Sophiens in Thränen glänzendes Auge den Pfeil der Liebe noch tiefer in das Herz, machte ihn aber zu gleicher Zeit auch furchtſamer als je. Er wand ſich durch die ſeltſamſten Geſpräche, um ihrer Phantaſie beizukommen; ſie blieb aber ſo ruhig wie vorher, und ſeine Mühe war verloren.

Endlich machte er zuweilen einen Beſuch, wenn der Vater nicht zu Hauſe war; dann aber kam die Magd, ein in Langens Hauſe erzogenes junges Mädchen, das Sophie mitgebracht hatte, in das Zimmer, und es wurde eine gemeinſchaftliche Arbeit vorgenommen. Sophie fand das gar nicht unſchicklich, und ſetzte das Geſpräch ganz unbefangen fort.

Hochfeld gewann indeſſen Sophiens Vater

immer mehr. Herr Caſtran konnte in der Reſidenz, bei ſeinem Aufwande in Kleidern, mit ſeiner Beſoldung nicht auskommen; Hochfeld ſchoß ihm nun kleine Summen vor, die aber nach und nach ſehr beträchtlich anliefen. Er bekam ſie nur geliehen, und mußte endlich an das Bezahlen denken. Nun drang er mehr als je in Hochfeld, ihm eine höhere Stelle zu verſchaffen. Dieſer aber machte Schwierigkeiten, um ihn noch immer mehr in ſeine Gewalt zu bekommen. Endlich, als er bei Sophien gar nicht weiter kam, entdeckte er ihrem Vater ganz offen ſeine heiße Leidenſchaft für ſeine Tochter; doch, um ihn nicht zu ſchrecken, ließ er ihn in der Ferne Hoffnung zu einer Heirath mit ihr ſehen. Caſtran ſprang vor Freude im Zimmer umher. Hochfeld aber erklärte, daß, ſo lange ſein Vater lebe, nicht daran zu denken ſey, und daß, wenn der nur das Mindeſte von ſeiner Abſicht erführe, Caſtran, Sophie, und er ſelbſt unglücklich werden könnten. Fürs erſte ſey alſo an nichts weiter, als an eine mariage de conscience, zu denken. — Das Wort gefiel Herrn Caſtran, und er ſprang wieder im Zimmer umher. Hochfeld ſtellte ihm alles ſo angenehm vor, daß er ohne Bedenken in die Schande ſeiner Tochter willigte. Aber — wie war nun Sophie zu bereden, daß auch ſie dieſe Gewiſſensheirath als ein Glück betrachtete? Caſtran meinte: er wolle ihr Alles gerade heraus ſagen. Das Mädchen, ſetzte er hinzu, müßte ja blind ſeyn, wenn ſie nicht mit beiden Händen zugriffe. Ewig können ja Se. Excellenz nicht leben. Ja, ja; ich will es ihr ſagen.

Hochfeld wunderte ſich ſehr, daß der Vater ſeine Tochter nicht beſſer kannte, und verbat ſich alle Entdeckungen. Sie müſſen, ſagte er, nur über drückende Ausgaben klagen, Sophien die Haushaltung ſchwer machen, ſie in Geldverlegenheiten bringen, und gar nichts anzuſchaffen wiſſen, wenn ſie ein Kleid oder etwas zum Putze gebraucht. Dann laſſen Sie mich nur machen. — Caſtran klagte; und Sophie fing an, die Haushaltung einzuſchränken. Caſtran klagte wieder; Sophie ſchränkte noch mehr ein, und blieb heiter. Ihre Kleidung brauchte ſie deshalb nicht zu verändern; denn dieſe war, obgleich ſehr geſchmackvoll und reinlich, doch nur ſehr einfach. Caſtran klagte über kleine

Schulden. Nach einigen Tagen verkaufte Sophie ihr Klavier mit den Muſikalien, und gab ihrem Vater das Geld, das ſie dafür bekommen hatte.

Als Hochfeld nach dem Klaviere fragte, antwortete Sophie ganz ruhig: „ich habe es abgeſchafft; es zerſtreuete mich zu oft, und meine Geſchäfte haben ſich vermehrt. Das Beſte habe ich behalten." (Sie zeigte auf ein Pack Singe-Noten.) „Ich bin nicht unmuſikaliſcher geworden. Jetzt ſinge ich deſto herzlicher, vielleicht auch mit mehr Aufmerkſamkeit, weil ich keine Hülfe zum Treffen mehr habe." Hochfeld ſagte dem Vater, als Sophie hinausgegangen war, einige Worte, und als ſie zurückkam, wurde das Geſpräch wieder auf das Klavier geleitet. Eigentlich, Herr Lambrecht, ſagte Caſtran, hat meine Tochter das Inſtrument aus Noth verkauft; mich drückten einige kleine Schulden. — Hochfeld ſprang mit erkünſtelter Leidenſchaft auf, und ſagte: Sie berauben ſich eines Vergnügens, und . . . Das iſt nicht freundſchaftlich! — Lächelnd erwiederte Sophie: „mein Vater hat nur halb Recht, Herr Lambrecht. Was ich Ihnen ſagte, war ganz richtig. Das Klavier zerſtreuete mich zu oft. Ich habe jetzt in der That mehr zu thun, als ehemals; und ſo wurde mein Mangel an Muße eine zufällige Hülfe in einer kleinen häuslichen Verlegenheit. Aber wenn ich Sie bitten darf, ſo laſſen Sie uns davon ſchweigen."

Hochfeld ſchickte am nächſten Sonntage unter der Kirche Sophien ein beſſeres Inſtrument, und nach Tiſche kam er ſelbſt. „Das iſt von Ihnen?" fragte Sophie. Hochfeld antwortete gutmüthig Ja.

„Sie ſcheinen meinem Vater mehr geglaubt zu haben, als mir. Jetzt bitte ich Sie noch einmal, Herr Lambrecht, nicht an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ich würde Ihnen die Verlegenheit, worin wir uns befanden, nicht geſagt haben, weil eine Klage, der man abhelfen kann, nicht der Worte werth iſt, die man darüber verliert; aber daß mich das Klavier zerſtreuete, war die vollſte Wahrheit, und ich muß Sie bitten, Ihr Inſtrument wieder abholen zu laſſen."

Ich glaubte, Mademoiſelle, es ſollte Ihnen Freude machen.

„Die hat es mir gemacht," (Sophie näherte ſich ihm mit dankbaren Blicken;) „und recht groſe Freude über Ihre Theilnahme an meinem Vergnügen."

Ich habe zwei Inſtrumente, ſagte Hochfeld beklommen; und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dieſes zurückfordern will, ſobald ich es brauche. Sie können ihm hier wohl den Platz gönnen.

„Herr Lambrecht," antwortete ſie ihm lächelnd; „Sie ſcheinen mir meine Pflicht recht ſchwer machen zu wollen! Aber ich will mich doch nur ſelten reitzen laſſen."

Sophie hielt Wort; ſie ſpielte weit ſeltener, als gewöhnlich: denn ihre Geſchäfte hatten ſich wirklich vermehrt. Sie arbeitete für Geld, weil ihr Vater klagte, daß er mit ſeiner Beſoldung nicht auskommen könne. Beſonders machte ſie Putz; und ihr Schönheitsſinn, ihr Geſchmack, gab ihren Arbeiten den gefälligſten Reitz. In Kurzem bekam ſie vollauf zu thun; doch nie ging ſie ſelbſt aus, um Arbeit zu übernehmen, ſondern ſchrieb ihren Kunden, und zeichnete ihre Ideen. So machte ſie es ſchon eine ganze Zeit, ehe ihr Vater es wußte, da ſie immer nur während ſeiner

Abweſenheit, auch nie in Hochfelds Gegenwart, arbeitete. Sie forderte jetzt wenig Geld von ihm, und war zufrieden mit dem, was er ihr gab. Endlich merkte der Vater, was ſie that; und nun fühlte er ſich auf der empfindlichſten Seite angegriffen. Er wollte noch, wer weiß wie hoch, ſteigen; und ſeine Tochter arbeitete für Geld! Mit großem Unwillen machte er ihr die bitterſten Vorwürfe, in einem Tone, den er noch nie gegen ſie gebraucht hatte. „Aber, Vater," ſagte Sophie freundlich; „was meinen Sie denn, daß wir thun ſollen? Wenn es Ihnen zuwider iſt, ſo will ich gern die Arbeit um Ihrentwillen aufgeben. Sie ſagen, Ihre Beſoldung reicht nicht zu; ich gewinne auf eine ehrenvolle Weiſe, was noch fehlt. Wie meinen Sie denn, daß wir es anders machen ſollen?"

Lieber borgen, als das! ſagte der Vater. Ich fange ſchon an, mit den größten Häuſern bekannt zu werden, und man ſieht auf mich. Erfährt man nun, daß du für Geld arbeiteſt, ſo bin ich verloren. Lieber borgen, als das!

„Und wie lange ſoll das Borgen dauern, lieber Vater? Eine kleine Schuld ſetzte Sie ſchon in Verlegenheit. Sollten wir immer borgen? Anfangs kamen wir recht gut aus. Auch will ich mit Ihrer Beſoldung wohl fertig werden, lieber Vater, wenn Sie nur weniger außer dem Hauſe gebrauchen."

Ich muß meinem Stande, meinen Bekannten Ehre machen. (Er gerieth in Verlegenheit, da ſeine Tochter ſo richtig gemerkt hatte, daß nur der geringſte Theil ſeiner Beſoldung in ihre Hände kam.) Aber höre, liebe Sophie! Lambrecht iſt reich. Ein gutes Wort von dir, und er leihet uns gern, ſo viel wir haben wollen.

„Nimmermehr, mein Vater! nimmermehr! Ich würde in Noth kein Bedenken tragen, von jedem Menſchen, er möchte ſeyn wer er wollte, ein Almoſen anzunehmen; aber ſo lange ich arbeiten, ſo lange ich mich einſchränken kann, werde ich vor jeder Unterſtützung erröthen. Wollen Sie Sich einſchränken, lieber Vater, ſo höre ich auf für Geld zu arbeiten, weil Sie es wünſchen. Mehr kann ich nicht thun."

Caſtran gerieth in eine noch ſchlimmere Verlegenheit: denn nun war noch gar nichts gewonnen; und — wie konnte er wieder einlenken? Auf ſein Verlangen mußte Hochfeld mit

Sophien darüber ſprechen. Er klagte über ihr Mißtrauen, über ihre kalte Zurückhaltung. „Mißtrauen, Zurückhaltung?“ erwiederte ſie mit einer angenehmen Hitze; „wo ſind denn die? wo liegt das Mißtrauen? Mein Vater macht mehr Aufwand, als er ſollte; ich vergrößere den Erwerb: das iſt alles, was ich thun kann, da es nicht von mir abhängt, den Aufwand einzuſchränken. Wenn ich Ihnen das ſagen wollte — welche Veranlaſſung konnte ich dazu nehmen? Jede Klage, der man abhelfen kann, iſt ungerecht.“

Abhelfen? Ja! aber auf welche Weiſe!

„Auf die ehrenvollſte: durch Arbeit.“

Wie, theure Sophie? Sie ſollten dazu beſtimmt ſeyn, Ihren Unterhalt durch Handarbeit zu erwerben?

„Warum nicht? Sagen Sie mir einen Grund: warum nicht?“

Sie, Sophie, mit dieſem Geiſte!

„Eben, mein Herr, mit dieſem Geiſte! Sollen die Worte in Ihrem Munde etwas bedeuten, ſo heißen ſie doch wohl: ich bin fähig, meine Pflichten, meine Verhältniſſe, meine Bedürfniſſe zu beurtheilen, und habe die Stärke, meinem Urtheile zu folgen."

Aber die Welt hält nun einmal dieſes Geſchäft für niedrig; und wie oft haben Sie ſelbſt geſagt, man ſey auch den Meinungen Achtung ſchuldig!

Das hab' ich, und das ſage ich noch. Allein Sie — Sie müſſen entweder eben ſo lebhaft hoffen, wie mein Vater, oder Sie ſind ſo gütig zu vergeſſen, wer ich bin. Bei mir, Herr Lambrecht, kann die Welt das Arbeiten gar nicht unſchicklich finden. Freilich würde ich in jedem Stande lieber arbeiten, als Almoſen nehmen."

Almoſen! Wie hart! Wenn nun ein Freund oder eine Freundin ihr Glück darin fänden, das Elendeſte, was der Zufall geben kann, Geld, mit Ihnen zu theilen? . . . Ich bitte Sie, Mademoiſelle, ſetzte er furchtſam und erröthend hinzu; gönnen Sie mir das Glück, Sie dieſer unwürdigen Arbeit entreißen zu dürfen!

Sophie ſah ihn feſt an. „Ihr Erröthen, mein Herr, das Furchtſame in Ihrem Tone, ſagt ohne Zweifel Ihnen ſelbſt, daß, ſo gütig Ihr Anerbieten auch iſt, Sie dennoch gütiger geweſen wären, wenn Sie es nicht gethan hätten. Ich darf Sie alſo nicht erſt bitten, dieſen Punkt nie wieder zu berühren."

Sophiens beſtimmter, feſter Ton machte ihn verlegen. Nach einem langen Schweigen ſagte er nur noch: Sie ſollten wenigſtens den Verluſt des unſchätzbaren Vergnügens, wohlzuthun, höher anſchlagen! Ich wünschte, daß Sie reich wären, um Sie den Armen geben zu ſehen. — Sophie ſeufzte; aber ſogleich ſetzte ſie lächelnd hinzu: „ſich reich wünſchen, um den Armen geben zu können, heißt doch den Menſchen und der Vorſehung wenig zutrauen." Sie fing an zu ſcherzen, um nur dies Geſpräch zu endigen.

Nach und nach brachte Herr Caſtran ſeine Haushaltung wieder in die gehörige Ordnung, und entſchuldigte den bisherigen Mangel mit einem Abend, wo er im Spiel unglücklich geweſen wäre. Nun gab auch Sophie nach und nach ihre Arbeit für Geld wieder auf. Ihr Vater befahl das, auf Hochfelds Verlangen, ſo beſtimmt, daß ſie, als eine gute Tochter, gehorchte, ob ſie gleich weit lieber fort gearbeitet hätte. Jetzt kannte Hochfeld ihre Talente, ihren Charakter, ihre ganze Vortrefflichkeit, die ſich in jeder ihrer Handlungen zeigte. Sie riß ihn hin mit ihrem zauberiſchen Geſange; ihre Feinheit, die nicht in Modeworten, ſondern in dem zarteſten Gefühle des Schönen beſtand, entzückte ihn; ihre mannigfaltigen Kenntniſſe zogen ihn an, und ihr fühlendes Herz hielt ihn feſt: aber — ihre Tugend ſchreckte ihn.

Sophie hatte wirklich einiges Wohlwollen für Hochfeld, was der Umgang mit ihm, ſeine Artigkeit, ſein großes Intereſſe an ihr, die Gutartigkeit, die er zu haben ſchien, und ſeine Aehnlichkeit mit ihrem Karl ganz leicht erklären. Sie liebte ihn, wie ſie einen Mann außer Karln lieben konnte; aber doch war etwas in ihrem Herzen, das ſie abhielt, volles Vertrauen zu ihm zu faſſen. In den mannigfaltigen Geſprächen mit ihr entſchläpfte ihm zuweilen ein Urtheil, eine Anmerkung, ein Grundſatz, welcher Leichtſinn verrieth; und daher blieb immer eine gewiſſe Vorſicht gegen ihn in ihrem Benehmen. Hochfeld legte dieſe Zurückhaltung falſch aus. Sophie, dachte er, ſieht gewiß, daß du ſie liebſt; und, was muß ſie nun denken, daß du ihr deine Liebe nicht erklärſt?

Er irrte ſich. Sophie wußte nichts von ſeiner Liebe, eben weil ſie ihm nicht ganz traute; ſie blieb in der That höchſt unbefangen bei der Art von Intereſſe, die er an ihr nahm. Hochfeld beobachtete ſie mit ſcharfen Blicken, und war überzeugt, daß ſie Wohlwollen für ihn fühlte. Er glaubte, wenn er nur zärtlicher gegen ſie werden, wenn er ihr ſeine leidenſchaftliche Liebe zeigen dürfte, ſo könnte er ihr Herz nicht verfehlen. Aber dieſer Weg war ihm verſperrt; denn er hatte ſich gleich Anfangs für unabhängig ausgegeben: und — was konnte ihn nun hindern, um ihre Hand zu bitten und ſie zu heirathen? Darauf würde Sophie, meinte er, ſogleich dringen; ſo mußte er ſich denn hüten, nicht allzu leidenſchaftlich zu werden, und ihr den Anblick ſeiner heißen Liebe entziehen. Er hatte ſich ſelbſt ſehr läſtige Feſſeln angelegt; und in dieſen Feſſeln ſollte er ſich leicht bewegen!

Hätte er gewußt, daß ſie ſchon liebte, ſo würde er ſeine Rolle, die ihm natürlich war, mit Feuer haben ſpielen können. Allein daran dachte er nicht, weil Caſtrau darauf ſchwor, daß ihr Herz noch frei ſey. Eine Untreue ſchien ihm bei Sophien leichter zu bewirken, als Liebe, ohne daß Er ſie liebte; und er durfte alles geſtehen, nur nicht ſeine Liebe, weil er ihr ſeine Hand nicht anbieten konnte. Er wollte verzweifeln; aber — er mußte ſeine Feſſeln an ſich behalten.

Sophiens Wohlwollen hatte er; doch nahm ſie kein großes bleibendes Intereſſe an ihm. Dies wollte er nun erregen; und das Mittel, welches er wählte, verrieth nicht gemeine Menſchenkenntniß: Sophie ſollte ihn bekehren. Sie und er waren in ihren Grundſätzen über die Tugend weit aus einander. Das eben machte Sophien ſo vorſichtig gegen ihn. Doch wußte ſie, daß ein Menſch, auch ohne beſtimmte Grundſätze der Tugend, tugendhaft ſeyn kann. Sie hatte ſchon zuweilen, wenn das Geſpräch ſich ſo wendete, mit Hochfeld darüber geſprochen. Jetzt aber fing er das Geſpräch abſichtlich an, und ſagte ihr vorher, daß er ihre Grundſätze der Sittlichkeit kennen zu lernen wünſchte. Sophie erwiederte lächelnd: in ihren Augen hätten alle Grundſätze nur wenigen Werth, wenn das Herz ihre Wahrheit nicht fühlte. Hochfeld verſicherte: was ſie über Tugend geſagt, habe ihn oft innig gerührt; er halte aber Manches für eine angenehme Schwärmerei. Das konnte Sophie nicht ſo hingehen laſſen; und das Geſpräch hob an.

Hochfeld disputirte, gab hier zu, zweifelte dort, widerſprach jetzt, und gerieth dann in Entzücken über Sophiens Ausdruck und Bilder. Das Geſpräch wurde lebhaft, und Sophie fühlte ſich in der That ſehr dafür intereſſirt. Für heute wurde es geendigt. Als Sophie am Abend ſich auf morgen vorbereiten wollte, und ihre Papiere durchſuchte, um Einiges, was ſie aus Herrmanns Unterrichte über dieſen Gegenſtand niedergeſchrieben hatte, nachzuleſen, fiel ihr unter den moraliſchen Klugheitsregeln auch eine von Emilien in die Hände: „ein Mädchen muß nicht anhaltend und öfter mit einem jungen Manne disputiren, mit dem es nicht zu Vertraulichkeit berechtigt iſt, ſey der Gegenſtand auch noch ſo unſchuldig, ſo intereſſant oder erhaben. Das Intereſſe des Streites wird oft, wohl meiſtens, das Intereſſe der Perſon. Der vertrauteſte Briefwechſel iſt nicht ſo gefährlich, als ein intereſſanter Streit, wo Nachgiebigkeit eine unwiderſtehliche Schmeichelei wird, und der lebhafteſte Widerſpruch nichts iſt, als das Geſtändniß, daß die Geiſtesbildung des Andern größer ſey.“ Das hatte Sophie ſich aufgeſchrieben, wie ſie denn überhaupt gewohnt war, ſich das Intereſſanteſte aus Unterredungen aufzuzeichnen. Sie erröthete, als ſie das las; denn ſie fühlte die Wahrheit dieſer Maxime. Heute zum erſten Male hatte ſie gewünſcht, daß Hochfeld noch bleiben möchte; heute zum erſten Male hatte ſie ſich mit ihm den ganzen Abend beſchäftigt. Sie ſchrieb ſogleich noch an Emilien einen Brief voll der kindlichſten Dankbarkeit, und für Hochfeld legte ſie einen Aufſatz von Herrmanns Hand: „über die ſittliche Natur, oder die Vernunft des Menſchen,“ zurecht, den ſie ſich bei einer Veranlaſſung, zum Andenken an ihren theuren Lehrer, ausgebeten hatte.

Als am folgenden Tage Hochfeld kam, und das geſtrige Geſpräch wieder aufnehmen wollte, ſagte Sophie, leicht erröthend: das Disputiren, Herr Lambrecht, taugt nicht. Man wird dabei zwar wohl lebhafter, aber deshalb nicht verſtändlicher. Ich kann Ihnen über den Gegenſtand unſeres Geſpräches von geſtern nichts Beſſeres geben, als dieſen Aufſatz von einem meiner Bekannten. Er iſt gut geſchrieben, ausführlich, beſtimmt. Suchen Sie Wahrheit, ſo werden Sie gewiß hier finden; wo nicht, ſo iſt unſer Geſpräch eben ſo unnütz, wie dieſer Aufſatz. Der geſtrige Streit hat meine Phantaſie zu ſehr bewegt; ich muß Sie daher bitten, ihn nicht aufs neue wieder anzufangen.

Hochfeld hätte verzweifeln mögen. Was war aber zu thun? Er nahm den Aufſatz, und fing an laut zu leſen. Sophie nahm ihm das Papier aus der Hand, und ſagte: „ich gebe es Ihnen mit nach Hauſe. So etwas will ſtudiert ſeyn. Aber ich muß den Aufſatz wieder bekommen; er iſt mir ſehr werth. Nehmen Sie ihn mit.“ — Er hatte nur noch Eins von geſtern her zu fragen; Sophie ließ ſich aber durchaus nicht darauf ein. „Das alles werden Sie finden, Herr Lambrecht.“ Hochfeld wollte ſeinen Sieg nicht aufgeben, weil ſie ſo eben ſelbſt geſagt hatte, daß ihre Phantaſie in Bewegung gerathen wäre. Er fing aufs neue an; doch Sophie wiederholte noch einmal, daß der Streit für ſie nicht tauge; und ſo mußte er endlich ſchweigen. Erräth denn, dachte er, das Mädchen alle meine Anſchläge? Er blieb den Tag über ſtill und finſter; Sophie aber, die ſich bei dieſer Veranlaſſung noch an mehrere von Emiliens Regeln erinnert hatte, war heiter, doch ſehr vorſichtig.

Hochfeld empfahl ſich endlich, fing an den Aufſatz zu leſen, erſchrak, als er weiter las, und legte ihn aus den Händen. Der Aufſatz zerſchmetterte ſein Herz; denn er betraf ganz deutlich ſeinen ſtrafbaren Plan, Sophien zu verführen. Zitternd nahm er ihn wieder, und ſah das Ende an, ob nicht ſein Nahme daſtehen würde; doch der Aufſatz ſchloß ſich mit andern Gegenſtänden. Er fing wieder an zu leſen. Es war ſeine eigne Geſchichte, ſogar mit einigen ganz ſpeciellen Umſtänden. Nothwendig mußte er glauben, Sophie werfe ihm verſteckt ſeine Niederträchtigkeit vor; und doch konnte er wieder die Ruhe nicht begreifen, mit der dieſer Aufſatz geſchrieben war. Er las aufs neue, und überzeugte ſich immer mehr, daß Sophie ſeine Betriegerei kennen müſſe.

Herrmann hatte in dieſem Aufſatze an der Geſchichte ſeines ehemaligen Freundes Hochfeld mit Luiſen (doch, natürlicher Weiſe, ohne ihn zu nennen) gezeigt, in welcher Gefahr der Menſch ſteht, wenn ſeine Tugend nicht auf feſten Grundſätzen beruhet. Auch der nunmehrige Staatsminiſter Hochfeld hatte ſeinen Rang verläugnet, und einen bürgerlichen Nahmen angenommen, um ein unſchuldiges Frauenzimmer zu verführen. Dieſe Aehnlichkeit veranlaßte den jungen Hochfeld zu der irrigen Meinung, daß Sophie ſein Vorhaben kennen müſſe.

Herrmann hatte von ſeinem Freunde geſchrieben: „er verließ endlich ſeine Geliebte, die mit ihrer ganzen Seele an ihm hing; und ihre betrogene Leidenſchaft, ihr getäuſchter Glaube an ſeine Treue, ſtürzte ſie in das Grab.“ Hochfeld bezog dieſe Worte auf ſich; er glaubte, Sophie erkläre ihm darin ihre geheime Liebe, und fordere ihn auf, ſie nicht zu verlaſſen. Alle Umſtände paßten auf ihn, auf ſeine geheimſten Plane; und doch konnte er wieder nicht begreifen, warum der Aufſatz nicht von Sophiens eigner Hand war, und warum das bejammernswerthe Schickſal der betrogenen und ermordeten Geliebten nicht die Hauptſache darin ausmachte. Er fand ſich aus dieſer Verworrenheit nicht heraus, und wußte zuletzt nicht, was er glauben ſollte. Der Aufſatz war ſo rührend, daß ſein Herz davon ergriffen wurde. Er kam auf den Gedanken, Sophien Alles zu geſtehen, um ihre Hand zu bitten, und ſo ſeine ſchon entdeckte Verrätherei wieder gut zu machen. Weder heute, noch am folgenden Tage, ging er zu Sophien; er ſaß bei dem Aufſatze, und ſann über jedes Wort darin.

Seine Lage wurde dadurch noch peinlicher, daß ſein Vater ihm gerade in dieſen Tagen einen Heirathsvorſchlag gethan hatte. Er lehnte ihn mit zu großer Kälte ab. Der Vater, der ſonſt den einzigen Sohn immer äußerſt gütig behandelte, wurde härter als gewöhnlich. Der Sohn, der nur zu ſehr fühlte, daß er ohne Sophien nicht glücklich ſeyn könne, und der auf allen Fall Herr ſeiner Hand bleiben mußte, um mit dieſem Opfer, wenn es nicht anders möglich wäre, die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches, den Beſitz Sophiens, zu erkauſen, — der Sohn wurde durch dieſe neue unvermuthete Verwickelung ſeines Schickſals gereitzt, und äußerte Unmuth über die ungewohnte Härte ſeines Vaters. Dieſer fand das Benehmen ſeines Sohnes höchſt ſeltſam, machte ihm Vorwürfe, und befahl endlich mit Strenge. Der Sohn hörte nicht, und ſein ganzes Betragen war höchſt räthſelhaft. Sein Vater verließ ihn endlich unwillig, und ſann nach, was ihn auf einmal ſo gänzlich verändert haben könnte.

Nach einigen Tagen ging der Vater, um ſich mit ſeinem Sohne zu erklären, auf deſſen Zimmer, und fand ihn über Sophiens Aufſatz grübelnd, den Kopf in die Hand geſtützt. Der Sohn war ſo vertieft, daß er den Vater nicht kommen hörte, und daß dieſer in einem Spiegel eine ganze Weile deſſen Mienen und Bewegungen beobachten konnte. „Was haſt du da, mein Sohn?“ fragte der Miniſter endlich. Der Sohn wollte den Aufſatz weglegen, und ſagte: etwas, mein Vater . . . — „Laß es mich doch ſehen!“ Er nahm das Papier, und der Sohn war beſtürzt, weil er nicht bedachte, daß ſein Vater in dem Aufſatze nichts Verdächtiges finden konnte. Der Miniſter erkannte bei dem erſten Blicke Herrmanns Hand, nahm den Aufſatz, der ſeine ganze Neugierde erregt hatte, mit auf ſein Zimmer, und — las ihn mit großer Erſchütterung; denn er fand hier ſein Verbrechen mit Flammenzügen aufgezeichnet. So hatte Herrmann ihn nur damals erſchüttert, als er ſchweigend mit der Nachricht von Luiſens Tode vor ihn hintrat! Der mächtige Miniſter bebte hier wieder vor dem armen, verachteten Herrmann. Er ſtieß auf Ausdrücke, die ſein Herz empörten und zugleich zerriſſen. „Er war nicht ſchlecht,“ ſchrieb Herrmann von ihm; „aber er wurde ein Böſewicht, weil ſeine Tugend nur auf den Grundſätzen der Ehre beruhete, nicht auf dem Glauben an Gott und an eine ſittliche Weltordnung. Erſt der Sarg wird die bittern Thränen der Reue von ſeinen Augen trocknen; bei jedem Todesurtheil, das ſeine Hand unterzeichnet, wird er erblaſſen, und ſeufzen: ich Mörder!“ Seufzend ſprang der Miniſter auf; der Rachengel ſchwebte über ihm in der Geſtalt Herrmanns, hielt ihm dieſen Aufſatz vor, und rief: erblaſſe, Mörder! Mörder Luiſens, erblaſſe!

Eine ſchreckliche, grauenvolle Stunde! die bitterſte in Hochfelds Leben! Als aber ſein Herz durch einige Beſuche betäubt war, warf er die Frage auf: wie kommt der Aufſatz in meines Sohnes Hände? Er faßte ſich, ging mit dem Vorſatze, ruhig zu bleiben, zu ſeinem Sohne, und fragte: wie biſt du zu dieſem Papiere gekommen? Von wem haſt du es? Ich verlange Wahrheit, und ſollte ſie mir auch ſchmerzlich ſeyn; ich verlange offne, nackte Wahrheit."

Der Sohn ſchloß aus ſeines Vaters Blicken, aus dem Ernſte ſeiner Anrede, daß etwas vorgefallen ſey, was er nicht wiſſe. Er ſagte unruhig: das, mein Vater, kann ich nicht ſagen! bei Gott, ich kann es nicht! — Jetzt war dem Vater, als ob er von einem Blitze getroffen wäre. Schmerzlich lächelnd ſagte er: „und wenn ich es nun ſchon wüßte!" Der Sohn verſtand ihn falſch. Er erblaßte, und ſagte bebend: mein Vater! o, ich Unglücklicher! Der Miniſter umarmte ihn ſchweigend, und ſagte zitternd: „der Aufſatz enthält Wahrheit. Du kennſt nun dieſe Thränen; lerne vor ihnen zittern! Laß uns heute zum erſten und zum letzten Male darüber reden, mein Sohn!“ Gebeugt, gedemüthigt, zerſchmettert, verließ er ſeinen Sohn, der ihm mit unruhigen Blicken nachſtarrte, und ihn jetzt noch weit weniger begriff. Was iſt das mit dieſem Papiere? dachte er. Bin ich bezaubert? Oder hätte ſich Sophie gar an meinen Vater gewendet? Wie iſt das? Warum bebte mein Vater? warum wurde er ſo bleich? Was geht ihn der Aufſatz an?

Der Miniſter glaubte jetzt, ſich das ganze Räthſel erklären zu können. Er nahm den Aufſatz, den er behalten hatte, hielt ihn zum Himmel, und ſagte, mit Todesbläſſe im Geſichte, mit rollenden Augen: ja, ich bin ein Mörder! Aber was iſt dieſer Menſch, der, ſtolz auf ſeine Tugend, das Herz des Sohnes mit Haß und Verachtung gegen den Vater füllt? Was bewog dieſen rachſüchtigen, tückiſchen Tugendhaften, dem Sohne das Verbrechen des Vaters zu entdecken? — Seine Erbitterung gegen den Freund ſeiner Jugend wurde ein glühender Haß: denn er glaubte, Herrmann habe dieſen Aufſatz abſichtlich in ſeines Sohnes Hände geſpielt; und das Betragen des Letztern, ſein Erblaſſen, ſein Zittern, der Ausruf:

ruf: o, ich Unglücklicher! ließen ihn nicht zweifeln, daß ſein Sohn auch den Nahmen des bezeichneten Verbrechers wiſſe. Die letzte Spur der geheimen Neigung zu Herrmann verſchwand aus Hochfelds Seele. An ihre Stelle trat unverſöhnlicher Haß, und eine Erbitterung, die um ſo größer wurde, je mehr der Vater überlegte, wie hämiſch es war, einen geliebten Sohn mit dem Verbrechen ſeines Vaters bekannt zu machen, der bisher Achtung für ſeine Tugenden gefordert hatte. Zitternd verſchloß der Miniſter den Aufſatz, aber mit dem feſten Entſchluſſe, Herrmannen ſeinen Zorn empfinden zu laſſen. Der Elende, ſagte er bitter, rächt meinen Fehler ſehr ſchwer. Er hat den Triumph, den er mir voraus ankündigte, erreicht. Zwanzig Jahre, die ich mit geheimer Liebe für den heimtückiſchen, unverſöhnlichen Menſchen gelebt habe, zwanzig Jahre ſind nicht genung geweſen, ſeine Rache zu ſtillen! Da er mir nicht ſagen kann, wie ſehr er mich, und nur aus beleidigter Eitelkeit, haßt; ſo ſchleicht der Teufel ſich zu meinem Sohne, und ruft ihm zu: dein Vater war ein Böſewicht! O, der rachſüchtige Menſch! Von nun an ſoll er fühlen, daß er nicht ungeſtraft hohnlachen darf. Wenn er auch das Recht zu haben glaubt, alle Menſchen zu verachten, ſo ſoll er doch wenigſtens vor meiner Rache zittern lernen!

Die Gelegenheit zur Rache war unglücklicher Weiſe da. Der neue Floßverwalter hatte aus Mangel an Erfahrung Unordnungen verurſacht, denen Herrmann, weil er krank lag, nicht abhelfen konnte. Nun kamen an dieſen ein Paar ſehr harte Verweiſe von der Kammer. Er vertheidigte ſich mit Würde und Anſtand; aber ein neues Reſkript war noch weit härter: man drohete ihm mit Kaſſation, wenn er es noch einmal wage, bei ſeiner Pflichtvergeſſenheit, der man ſchon allzu lange nachgeſehen habe, ſich ſo unehrerbietig zu vertheidigen. Herrmann verlangte bei dem höchſten Tribunal die ſtrengſte Unterſuchung und Genugthuung; man verwies ihn aber zur Ruhe. Er ſchwieg nicht: ſein Ton wurde ſtärker, feſter; und nun entließ man ihn in Gnaden ſeines Amtes.

Als er die Entlaſſung geleſen hatte, ſah er Emilien lächelnd an, und reichte ihr bewegt, doch ohne Unruhe, die Hand. Sie ſtreichelte ſeine

Wange, und ſagte gelaſſen: lieber Herrmann — ein gutes Selbſtgefühl iſt mehr werth, als die reichlichſte Beſoldung. Ich vermuthe, was du geleſen haſt.

Was iſt es denn, mein Sohn? fragte der Kammer-Direktor. Dein letztes Schreiben war zu ſtark, mein Sohn. Ich will nicht hoffen, daß . . . — „In Gnaden entlaſſen, lieber Vater, was ich voraus ſah, was ich fordern mußte, wenn man mir keine Genugthuung gab. Gott Lob! das Meiſte iſt geſchehen. Karl und Julius ſind beinahe Männer; da haben die Kleinen dann zwei Väter. Wir richten uns enger ein, das iſt alles. Und, Baſe Eliſabeth, ſorgen Sie nicht; es ſoll Ihnen nie an Holz zu einer warmen Stube fehlen." — Nein, ſagte Eliſabeth kleinlaut: das iſt es nicht! Ich habe nur noch Monate zu leben; und dieſer Schimpf wird mir ohnehin das Herz abſtoßen. Aber Ihre gute Frau bedaure ich; denn wenn es ſo fortgeht, daß Sie nirgends nachgeben wollen, Herr Vetter, ſo kann es noch dahin kommen, daß Milchen und Ihre Kinder betteln gehen müſſen.

„Dahin wird es nicht kommen, Baſe: denn, Gott Lob, ſie können alle arbeiten.“

Nun ſchon zweimal abgeſetzt! ſagte Eliſabeth bitter. Was ſoll daraus werden! Seyd klug wie die Schlangen, ſteht in der heiligen Schrift. Ich dachte, die Zeit ſollte Ihre Jugendhitze abkühlen; aber ich habe mich geirrt. Von Ihnen heißt es wohl mit Recht:

Das männlich Alter folgt darauf,
Und rühmt ſich großer Thaten;
Man will da immer hoch hinauf
Und über alle rathen.
Der Ehrgeitz macht zu Zank und Streit
Gar leicht ein ſolches Herz bereit,
Das ſich allein hochſchätzet.

Ich will nichts mehr ſagen; aber das Haus hier ſteht auf keinen geſunden Pfählen. Die Kinder lernen von Ihnen nicht nach Menſchen fragen.

„Aber deſto mehr nach Gott und ihrem eigenen Herzen.“

Das wird ſie nicht weit bringen in der Welt. Das gehört nicht zum Leben.

„Aber zum Sterben, Baſe; und Sie ſagen ja ſelbſt: wer zuletzt lacht, lacht am klügſten. Meine Kinder werden noch im Sterben das

Leben auslachen können; und das, Baſe, will viel ſagen!"

Ja ſpaßen Sie nur. Mir ſtehen Thränen in den Augen, und da Ihren alten Eltern auch.

„Freudenthränen, Baſe! Was wetten Sie?" — Er ſtellte ſeinem Vater vor, und berechnete ihm, daß er auch ohne Amt mit ſeiner Familie ganz anſtändig leben könne. „Der Titel: Holz-Inſpektor, lieber Vater, war Ihnen ohnehin immer nicht recht. Jetzt heiße ich wieder: Herr von Lange. Meine Beſoldung koſteten mir meine beiden Söhne auf der Univerſität; und die kommen nun in Kurzem zurück. Ich ſtehe alſo gerade auf dem vorigen Punkte, nur ohne einen Titel, den Sie haßten, und ohne ein Amt, deſſen Beſchäftigung mir ſchon längſt zuwider war."

Der Kammer-Direktor ſah wohl, daß ſein Sohn nur ihm zu gefallen das ſagte; allein daß der Titel Holz-Inſpektor ſeinen Ohren unerträglich klang, hatte ſeine völlige Richtigkeit. Da nun Herrmanns Rechnung zeigte, daß die Familie noch immer, zwar eingeſchränkt, aber doch anſtändig, leben konnte, ſo ertrug er den harten Schlag ganz ruhig. Auch war er in dem Hauſe ſeines Sohnes nun ſchon ſo weit gekommen, daß er, ungefähr wie Alexander zum Diogenes, ſagte: wenn ich nicht ich wäre, ſo möchte ich wohl Herrmann ſeyn. Er fand nun doch, daß, nächſt dem Glanze des vornehmen Lebens, ein Leben voll Liebe, Tugend und Unſchuld, wie ſein Sohn es führte, das beſte ſey.

Auch die Baſe Eliſabeth wurde beruhigt; Herrmann ſagte ihr: er habe ſeinen Abſchied gefordert. Das Schimpfliche einer Abſetzung lag ihr am ſchwerſten auf dem Herzen; und glücklicher Weiſe konnte Herrmann ein Paar Ausdrücke in ſeiner Entlaſſung ſo deuten, daß ſie ſich überzeugen ließ. Nun, meinte ſie, ſo können wir ja ſagen, Herr Vetter: es habe Ihnen nicht länger angeſtanden, Holz-Inſpektor zu ſeyn. — „Und wir ſagen die Wahrheit, Baſe; denn es ſteht keinem ehrlichen Manne länger an, ein Amt zu behalten, worin man ihm Pflichtvergeſſenheit vorwirft."

Man räumte nun ruhig, die Kinder ſogar mit großer Freude, die Amtswohnung, und bezog ein Haus neben Mühlenberg, das nur einiger Reparaturen bedurfte, um recht bequem zu ſeyn. „Nun?“ ſagte Herrmann nach vier Wochen; „was fehlt uns denn an unſerm vorigen Glücke? etwa das Fluchen der Holzknechte?“ — Nichts, Herr Vetter, ſagte Eliſabeth, die jetzt nur zehn Schritte zu thun hatte, um zu der Prediger-Wittwe, ihrer Freundin, zu kommen.

Aber einige Tage nachher fiel ein zweiter Schlag: das Gnadengehalt des Kammer-Direktors wurde eingezogen. Es waren wirklich Einſchränkungen im Lande nöthig, und es ging Mehreren ſo, wie dem Kammer-Direktor; doch der Miniſter Hochfeld hätte dieſen wohl retten können. Wirklich legte er dreimal die Feder weg, ohne zu ſtreichen, weil ihm das Herz ſchwer war; aber er dachte an den heimtückiſchen Herrmann, und ſtrich die Penſion ſeines Vaters.

Der Kammer-Direktor hatte bisher von dieſer Penſion Alles beſtritten, wodurch er ſich und Andre noch einigermaßen an ſeinen ehemaligen Glanz erinnerte. Er hielt ſich davon einen Bedienten, trug noch immer mit Gold beſetzte Kleider, und ſchaffte zuweilen ein Prachtgeräth an. Seit einiger Zeit war nun gar ein Theil der Penſion mit zu der Haushaltung verbraucht worden; und jetzt? Der alte Mann fühlte den Verluſt ſehr tief, und fürchtete ſich, ſeinem Sohne etwas davon zu ſagen, weil er wenigſtens ein finſteres Geſicht von ihm erwartete. Er ließ Herrmann rufen, empfing ihn ängſtlich, entdeckte ihm mit weiten Umſchweifen ſein Unglück, und bat ihn, dieſen Verluſt ja nicht ihm zuzurechnen. Ich will meinen Bedienten abſchaffen, ſagte er zögernd und ſehr betrübt. Ich thue es ungern; aber es muß ſeyn, mein Sohn. — Herrmann drückte den Vater herzlich in ſeine Arme. „Nein," ſagte er: „das ſollen Sie nicht; Sie müſſen Ihren Bedienten behalten, und nichts, gar nichts an Ihrem Leben ändern. Nein, mein Vater!" — Aber wie ſoll es denn werden? fragte der Kammer-Direktor freundlich und herzlich. Herrmann antwortete lächelnd: „ich will verſuchen, bei ganz Deutſchland in Dienſt zu gehen" Er hatte Schriften über die Erziehung ausgearbeitet, und verkaufte ſie an einen Buchhändler, mit dem Mühlenberg verwandt war. Sobald Herrmann dieſen neuen Nahrungszweig entdeckt hatte, ſchrieb er in ſeinen glücklichſten Stunden auch die Ideen über die Moral nieder, die in ſeinem Herzen lagen, und ſuchte ſie in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Nicht lange, ſo gab er mit Freude in den funkelnden Augen ſeinem Vater vierhundert Thaler als Penſion auf ein Jahr. Der Kammer-Direktor nahm das Geld mit niedergeſchlagenen Blicken, mit zitternder Hand. Dieſe aufopfernde Liebe ſeines Sohns, dieſer angeſtrengte Fleiß rührte den alten Mann unausſprechlich, und erſchütterte ihn tief. Er entließ ſeinen Bedienten mit einem reichlichen Geſchenke, und ſagte ihm, er möchte gehen, ohne von den Andern im Hauſe Abſchied zu nehmen. Dann brachte er ſeiner guten, alten Frau, die unter der Liebe ihrer Kinder den Stolz voriger Zeiten längſt vergeſſen hatte, ſeine Kleider, und bat ſie, das Gold davon abzutrennen. Er faßte ihre Hand, und ſagte: ſoll denn mein Sohn arbeiten für meinen thörichten Stolz, der ihn beinahe unglücklich gemacht hätte? Trenne das Gold ab, liebe Frau! Von jetzt an will ich nichts mehr ſeyn, als euer guter Vater. Ich weiß, ich mache dir damit eine

Freude, liebe Frau. — Das thuſt du, guter Mann! das thuſt du! ſagte ſeine Gattin, und umarmte ihn mit heißen Thränen. Sie war bald mit der Arbeit fertig. Er ſeufzte noch einmal, zog den Rock ohne Treſſen mit Hülfe ſeiner Frau an, und fand, daß er ſich auch ohne Bedienten ankleiden konnte.

Mittags bei Tiſche bedienten heute zehn Hände den Großvater, und Herrmann betrachtete ihn mit Ehrfurcht und dankbarer Zärtlichkeit. Der alte Mann fühlte ſich leichter; er hatte mehr Zutrauen, und ſprach heute zum erſten Male ohne Einleitung und Umſchweiſe. Eliſabeth betrachtete ihn ſehr verwundert. Sie hatte ſehr oft die Kleider des alten Herrn zu dem Gegenſtande ihres Singens gemacht, und nur auf Herrmanns Bitten ſich in deſſen Gegenwart in Acht genommen; jetzt aber fing ſie triumphirend an zu ſingen:

Nun iſt das Alte völlig hin,
Das Neu' iſt da nach Geiſtes Sinn.

Herrmann ließ ſie nicht bis zum Viktoria kommen. Er fing ſogleich an etwas zu ſuchen. Eliſabeth ſang weiter, und verfolgte ihn dabei immer mit den Augen. Das Suchen war ihr ſehr unangenehm, weil ſie immer aufräumte, und eine Ehre darin ſetzte, das ordentlichſte Haus in der Welt zu haben. Beim Anfange der dritten Strophe ſagte er: „hier iſt es doch unordentlicher, als in einer Trödlerbude!“ — Eliſabeth fragte erröthend: was ſuchen Sie denn? — „Die Papierſcheere.“ — Die haben Sie ja in der Hand, Herr Vetter. Unordentlich? Ich glaube, in der ganzen Welt iſt nicht alles ſo an Ort und Stelle, wie hier. — Herrmann beſorgte, ſie möchte den Geſang, worin ſo viel von Eitelkeit und Kleiderpracht vorkam, noch nicht vergeſſen können; daher ſagte er mit verſtellter Hitze: „wie? heißt das nicht Unordnung? Gehört denn die Papierſcheere in meine Hand?“

Ach, ſollte man ſich nicht ärgern! Haben Sie denn die Scheere nicht ſo eben vom Nagel genommen, wo ſie immer hängt?

„Nun, iſt es denn nicht die allerſeltſamſte Unordnung von der Welt, wenn man die Papierſcheere ſucht, und ſie in der Hand hat?“

Baſe Eliſabeth war aus der Faſſung gebracht. Sie hielt nun eine kleine Rede über die Ordnung, die Herrmann aber mit Kopfſchütteln anhörte, ſo daß ſie gezwungen war, die Beweiſe für ihre Ordnung immer noch mehr zu häufen. Der Kammer-Direktor ging darüber weg; und nun hielt Herrmann eine Gegenrede, worin er der Baſe die größten Komplimente über die Ordnung in ſeinem Hauſe machte, deren Seele ſie ganz allein wäre. Die Baſe ſagte freundlich: Sie ſollen ſchon noch fühlen, daß hier Ordnung und Gottesfurcht fehlt, wenn ich einmal erſt nicht mehr da bin!

So hatten Mangel und Unglück den Frieden in Herrmanns Hauſe nicht geſtört, ſondern vielmehr alle Herzen noch näher mit einander vereinigt. Der alte Herr trug keine Treſſen mehr, und es war kein unnöthiger Bedienter mehr da: weiter merkte man keine Veränderung. Der Kammer-Direktor fühlte, welch ein Genuß in einer Aufopferung liegt, und fand ſich gänzlich in den Geiſt, der die Familie ſeines Sohnes belebte. Herrmann war glücklicher als je; denn ſein Verluſt hatte neue Kräfte in ihm geweckt. Er war jetzt ein Weltbürger und gegen alle Unfälle geſichert. Jetzt, ſagte er, bin ich wahrhaft glücklich; kein Schlag des Schickſals kann mich noch treffen! —

Der junge Hochfeld blieb einige Tage aus Caſtrans Hauſe weg, weil ihm der Aufſatz noch immer ein Räthſel war. Caſtran, der darüber in Angſt gerieth, und nun ſchon fürchtete, daß er ſterben würde, ohne weiter zu ſteigen, ging ſelbſt zu Hochfeld; und deſſen erſte Frage war: „was macht Ihre Tochter?" — Was macht ſie, liebſter Herr von Hochfeld! Sie fragt alle Tage, warum Sie nicht kommen. — „Ich fürchte, lieber Caſtran, ſie weiß, wer ich bin." — O gewiß nicht. Wie ſollte ſie das auch wiſſen! Sie kommt nirgends hin. — „Aber der Aufſatz, den ſie mir gab, iſt ſo bedenklich." — Der Aufſatz? den ſie Ihnen zum Durchleſen gab, weil ſie nicht mehr mit Ihnen disputiren wollte? Den ſuchte ſie neulich unter ihren Papieren; der iſt von dem Inſpektor Lange. Was iſt denn Bedenkliches darin? Ich kenne ja die Hand, wie meine eigne. Den hat der Inſpektor vor einigen Jahren geſchrieben. — Es fiel eine ſchwere Laſt von Hochfelds Herzen. Jetzt erinnerte er ſich, daß auch ſein Vater die Hand zu kennen geſchienen hatte. Freilich wußte er ſich deſſen Unruhe jetzt noch weniger zu erklären;

aber er bekam neuen Muth, und ſeine Beſuche bei Sophien fingen noch heute wieder an. Doch was half es ihm? Das Mädchen zerriß alle ſeine Schlingen mit der größten Leichtigkeit, oder ging darüber hin, ohne ſie zu berühren. Allmählich entſtand zwar eine kleine Vertraulichkeit, die aber zu nichts weiter führte. Der Vater machte zuweilen mit ſeiner Tochter eine Spazierfahrt nach einem einſamen Hölzchen, und Hochfeld begleitete ihn. Hier, in der freien Natur, war auch Sophie freier und offner. Der Vater verließ ſie, um dem Wirthe von ſeinen vornehmen Bekannten zu erzählen, und Sophie blieb mit Hochfeld allein. Sie ging neben ihm, oder ſaß an ſeiner Seite; aber ſie ſtrickte ruhig fort. Hochfeld hatte Waldhörner beſtellt, die in der Ferne ſehr angenehm blieſen. Sophiens Herz gerieth in Bewegung bei den ſanften melodiſchen Tönen; doch auch dadurch kam er nicht weiter: das erſte vertrauliche Wort, das er wagte, machte ſie kalt. Ihr Herz ſchien durch Alles in der Natur in Bewegung zu gerathen, nur durch ihn nicht.

Jetzt fing er an, eine neue Rolle zu ſpielen, um ſich ihre Hochachtung zu erwerben: er wurde wohlthätig, und machte ſie zu ſeiner Vertrauten dabei. Das gelang nicht übel; und Hochfeld hoffte ſchon das rechte Mittel zum Erreichen ſeines Zweckes gefunden zu haben. Er trug Bedenken, dieſe oder jene unglückliche Familie ſelbſt zu beſuchen, weil eine hübſche Tochter da war, für deren Ruf ſeine Beſuche nachtheilig werden konnten. Sophie übernahm daher die Mühe, ſeine Wohlthaten zu überbringen. Natürlicher Weiſe mußte er ſie Abends bis zu dem Hauſe der Unglücklichen führen, und dann auf ſie warten, um ſie wieder nach Hauſe zu begleiten. Kam ſie dann mit Thränen in den Augen, mit Freude in dem bewegten Herzen, aus dem Hauſe der Unglücklichen wieder hervor, ſo drückte ſie dem edelmüthigen Jünglinge wohl die Hand, und war zutraulicher, freundſchaftlicher, gütiger gegen ihn, als jemals.

Hochfeld fand die Rolle, die er ſpielte, nicht leicht; der Preis war aber auch das theure Mädchen, das er mit ganzer Seele liebte und bewundernd anbetete. Doch ein einziger Augenblick vereitelte jetzt alle Mühe, die er in ſo vielen Monaten verwendet hatte. Sophie erlaubte ihrem Mädchen eines Abends, auf ihr dringendes Bitten, in das Theater zu gehen. (Sie ſelbſt war nur einige Male mit ihrem Vater darin geweſen, nie mit Hochfeld.) Als das Mädchen wiederkam, erzählte ſie Sophien mit Entzücken von allen den Herrlichkeiten, und ſagte am Ende: auch habe ich Herrn Lambrecht geſehen, Mamſell. Ach, der war prächtig gekleidet! über und über mit Gold bedeckt! Und auf der Bruſt hatte er ein Kreuz (Hochfeld war Domherr), und ein Mann, vor dem die Soldaten das Gewehr präſentirten, mit einem großen Stern auf der Bruſt und einem breiten Ordensbande, war bei ihm. Sie ſetzten ſich zuſammen in eine prächtige Kutſche, und eine vornehme Dame fuhr auch mit, und zwei Bedienten mit Fackeln ſtiegen hinten auf. Das war eine Pracht! Und alles machte ihnen Platz, und die andern vornehmen Herren bückten ſich vor dem Herrn mit dem Stern, und vor Herrn Lambrecht.

„Du haſt nicht recht geſehen, Hannchen; das iſt Lambrecht nicht geweſen.“

O ja, das war er wohl! Er ſtand ja

nicht

nicht weit von mir, und ich habe ihn die ganze Komödie durch geſehen. Er war in der fürſtlichen Loge, und ſprach mit der Prinzeſſin wohl eine halbe Stunde. Und dann ging er ja, als es aus war, dicht an mir vorbei. Ich hätte beinahe geſagt: hier bin ich auch, Herr Lambrecht! ſo vergnügt war ich, Mamſell. Aber er hatte die Dame mit den großen Federn am Arme. Das war eine Pracht! Und er trug den Ring am Finger, den er Ihnen neulich einmal zeigte: den mit Steinen und dem ſchönen Portrait. Den habe ich recht deutlich geſehen, als er die Hand aufhob, um Platz zu machen in dem Gedränge. Es war ja dicht vor meinen Augen. — Sophie war bleich geworden. „Ich bitte dich, Hannchen," ſagte ſie; „ſchweig davon. Und kommt er morgen, ſo thu mir den Gefallen, und geh ihm einmal von weitem nach. Sieh zu, wo er bleibt, und erkundige dich, wenn du kannſt, auf eine beſcheidene Weiſe nach ſeinem Nahmen." — Nach ſeinem Nahmen? Je, Mamſell, den wiſſen wir ja! — Sophie ſchüttelte den Kopf. „Den wiſſen wir nicht ſo recht. Ein Mann, der mit der Prinzeſſin in der fürſtlichen Loge ſprechen darf, heißt nicht Lambrecht. Ich bitte dich, Hannchen, ſchweig, und mache deine Sachen gut."

Am folgenden Tage kam Hochfeld, und Sophie zitterte, als ſie ihn hörte. Er ging bald wieder, weil ſie Kopfweh hatte und allein zu ſeyn wünſchte. Nach einer Stunde kam Hannchen ganz erſchrocken zurück. Ach, Mamſell, das iſt abſcheulich! Es iſt der Sohn des Miniſters von Hochfeld. Hören Sie nur, wie ich das recht gewiß erfahren habe. Ich ging ihm ganz von weitem nach. Unterweges begegnete ihm ein Bedienter, ein alter Mann, der gerade einen ſolchen bunten Rock trug, wie die beiden geſtern mit den Fackeln; der ſprach ein Paar Worte mit ihm, und behielt den Hut in der Hand. Nun ließ ich ihn erſt vorweg, und als er um die Ecke der langen Straße bog, da fragte ich den Bedienten: war der Herr, mit dem Sie eben ſprachen — denn, Mamſell, hier muß man alle Bedienten Sie nennen . . . —

„Das ſollte man überall, Hannchen!"

. . . Nun, ich ſagte: war der Herr, mit dem Sie eben ſprachen, nicht der Herr von

Dornau? — Nein, mein Kind, ſagte der alte Mann recht ehrlich: das iſt mein junger Herr, der Herr von Hochfeld, der Sohn Sr. Excellenz des Herrn Staatsminiſters von Hochfeld. Nun lief ich hinter ihm her. Er ging die lange Straße hinunter, dann über den Platz, dann in die Steinſtraße, und dann in ein großes Haus, vor dem eine Schildwache ſtand. Ich fragte eine Obſtfrau, bei der ich noch die Aepfel hier kaufte, — Schade, daß ſie ſauer ſind! — die fragte ich: wer denn in dem prächtigen Hauſe wohnte. Der Miniſter von Hochfeld, antwortete ſie. — Der war es doch nicht, der junge Herr, der da eben ins Haus ging? — Warum nicht gar! ſagte die Frau; und ich mußte mich noch auslachen laſſen: das iſt ſein Sohn, der Domherr Hochfeld. Aber, liebe Mamſell, ich dachte, du mußt es doch noch beſſer wiſſen! Ich ging gegenüber in ein Bäckerhaus, und ſprach allerlei mit der Jungfer im Laden. Als ich eine Weile da gewartet hatte, kamen der Herr mit dem Stern, und unſer Herr Lambrecht heraus. Ich fragte: wer ſind denn die? Die Jungfer antwortete: das iſt der Miniſter von Hochfeld, und der

Domherr, ſein Sohn. Die ſehe ich alle Tage. Ach, Mamſell, was muß er nur darunter ſuchen, daß er ſich hier Herr Lambrecht nennt, da er doch ein ſo vornehmer Mann iſt!

Sophie antwortete nur mit einem Lächeln: „ich bitte dich, Hannchen, ſage nicht ein Wort von dem Allen, zu keinem Menſchen!" Noch begriff ſie den Zuſammenhang nicht. Es befremdete ſie zwar, wie Jemand ſeinen Freunden ſo lange verhehlen könne, wer er ſey; doch wollte ſie dem Herrn von Hochfeld nicht Unrecht thun. Am folgenden Morgen beſuchte er ſie. Sobald er ſich ihr gegenüber geſetzt hatte, ſah ſie ihn feſt an. „Wollen Sie die Güte haben, mir ohne Umſchweiſe eine Frage zu beantworten? . . . Welche Urſachen hatten Sie, mir und meinem Vater ſo lange Ihren wahren Nahmen und Ihren Stand zu verbergen?" Hochfeld wurde bleich, und war beinahe ohne Beſinnung. So oft er ſich auch auf eine ſolche Frage gefaßt gemacht hatte, zu der ein kleiner Zufall Sophien bringen konnte; ſo antwortete er doch, als ſie zum zweiten Male, und jetzt noch ernſter, fragte, das Allerunglücklichſte. Er warf ſich ihr zu Füßen, und ſagte: ja, ich bin nicht der, für den ich mich ausgab. Die gränzenloſeſte, unſäglichſte Liebe für Sie hat mich zu einem Schritte bewogen, den ich mir ſelbſt vorwarf.

Sophie brauchte nur einige Sekunden, um Hochfelds Plan ganz deutlich zu ſehen. Sie trat, mit Schrecken und Abſcheu, einen Schritt von ihm zurück, weil er ſeine Arme gegen ſie ausſtreckte, faßte ſich aber ſchnell, und ſagte kalt: „ſtehen Sie auf, Herr von Hochfeld, und leben Sie wohl!“— Nein, theuerſte, gütigſte Sophie, nicht eher, als bis Sie mir vergeben haben. Sophie ging ſchnell an die Thür, und rief Hannchen. Hochfeld ſprang auf, und warf einen Blick auf ſie, um in ihren Augen ihre Abſicht zu leſen. Darf ich Sie, ſagte er flehend, noch um einen Augenblick Gehör bitten?

„Nein, mein Herr; ich muß Sie erſuchen, mich ſogleich zu verlaſſen. Sie haben nichts zu ſagen, was Sie entſchuldigte. Ich begreife nicht, wie Sie glauben können, ich würde mich auf die Erörterung eines Betruges einlaſſen, deſſen Mitſchuldige ich ſeyn müßte, wenn ich je darüber etwas von Ihnen anhörte. Sie ſollten mir mehr Gefühl meines Werthes zutrauen. Gehen Sie, mein Herr!"

Nein, ich gehe nicht. Bei Gott, ich gehe nicht! (Er ſtellte ſich an die Thür.) Sie ſollen mich hören! Bei Gott! Sie ſollen!

„Ihre Art, ſich aufzudringen, mein Herr, iſt ganz eigen. Sie werden mich zu etwas Hartem nöthigen, wenn Sie mich nicht verlaſſen."

Wozu? fragte er, betäubt von der Kälte ihres Tones.

„Sie aus Mitleiden hier noch länger zu dulden. Reden Sie alſo, mein Herr, und gehen Sie dann!" Sie ſetzte ſich an ihren Arbeitstiſch, und fing an zu ſtricken.

Ich liebte Sie, ſagte er nun ängſtlich und verwirrt, von dem erſten Augenblick an, da ich Sie ſah, mit der heißeſten Leidenſchaft. — Er machte eine Pauſe; Sophie ſtrickte aber ruhig fort, und brachte ihn dadurch vollends um alle Faſſung. Er betheuerte nun mit vielen Schwüren, daß er ſie liebe, daß er ohne ſie nicht glücklich ſeyn könne, daß die Verzweiſlung ihn fürchterlich machen werde.

„Jetzt, mein Herr," ſagte Sophie endlich kalt und befehlend: „jetzt haben Sie geredet; und nun gehen Sie!“ In dieſem Augenblicke trat Hannchen in das Zimmer, und Hochfeld ging nach einer Verbeugung. Hätte er zu Sophien geſagt, (was ſie erwartete): es ſey nur ein Einfall, eine Laune geweſen, daß er ſeinen Nahmen verborgen; er habe ohne allen Zwang mit Caſtran umgehen wollen: ſo würde ſie ihm vergeben haben. Da er ihr aber ſeine Liebe geſtand, ſo war es ihr den Augenblick ganz deutlich, daß er den Plan gehabt hatte, ſie zu verführen; und nun war ihr Widerwille gegen ihn auf einmal unauslöſchlich.

Hochfeld eilte in großer Angſt nach Hauſe. Unterweges begegnete er Herrn Caſtran, erzählte ihm abgebrochen, und ſagte am Ende: es iſt vorbei; ich bin unglücklich! — Das wollen wir nicht hoffen, Ew. Hochwürden Gnaden! ſagte Caſtran tröſtend. Ob meine Tochter wohl ſchon erfahren haben mag, daß ich darum gewußt habe?

„Nein, das weiß ſie nicht; das darf ſie nicht wiſſen. Auf Sie, liebſter Caſtran, ſetze ich meine ganze Hoffnung.“ — Und ſie wird nicht fehlſchlagen, liebſter Herr von Hochfeld, ſobald Sie nur bewirken, daß ich weiter komme.

Hochfeld gab Herrn Caſtran ſeine Rolle, und dieſer benahm ſich zu Hauſe ziemlich gut. Er erſtaunte, als Sophie ihm ſagte, daß Lambrecht Herr von Hochfeld heiße. Sie erzählte ihm, daß ſie ſich für die Zukunft ſeine Beſuche verbeten habe. — Warum denn, meine Tochter? Laß ihn doch heißen Hinz oder Kunz! Hochfeld, des Miniſters Sohn? Sophie, du wirſt deinen alten Vater noch unglücklich machen! . . . In dieſem Augenblick fällt mir wieder ein, woran ich ſo lange nicht gedacht habe. Der Herr Oberſchatzrath ſagte mir gleich im Anfange, ich hätte dem Herrn von Hochfeld meine Stelle zu verdanken. Nun, undankbar biſt du nicht gern: das weiß ich, liebe Sophie.

Caſtran glaubte, ſeine Sache recht gut gemacht zu haben; und Sophie ſagte, aufs neue erſchreckt: „o, der Böſewicht! Schon ſo lange hat er den abſcheulichen Plan gehabt? ſo lange ſchon?" — Welchen Plan denn, mein Kind? Er ſtellte nun ſeiner Tochter Himmel und Hölle vor, er beſchwor ſie, ihn wiederzuſehen; ſie ſchlug das aber ſtandhaft ab. Ihr Vater wurde böſe, und drohete, Hochfelds Beſuche gegen ihren Willen anzunehmen. „Dann, lieber Vater," ſagte ſie ernſt; „dann zwingen Sie mich, Ihr Haus zu verlaſſen."

Caſtran ſchwieg, weil er die Entſchloſſenheit ſeiner Tochter kannte. Indeß kam er noch oft mit Wehklagen auf das Kapitel zurück, und warf Sophien ſogar die Idee hin, daß ſie, wenn ſie ſich mit Klugheit benähme, am Ende Frau von Hochfeld werden könnte. Sie glühete vor heißer Scham; denn tiefer hatte ſie noch nie ein Menſch gekränkt. Aber — der Mann, der ihr das ſagte, war ihr Vater. Sie ſuchte ihn ſanft zu überzeugen, daß eine ſolche Verbindung ſie nur erniedrigen könne. Caſtran machte bei dieſer Aeußerung große Augen; er hatte keinen Sinn für die Denkart ſeiner Tochter, und hätte ſie beinahe für wahnſinnig gehalten.

Die heimlichen Conferenzen zwiſchen Herrn Caſtran, und Hochfeld dauerten fort. Dieſer blendete jenen durch das feierliche Verſprechen, ihm zu einer ſehr ehrenvollen Stelle zu helfen; und der eitle Mann willigte in alle Plane des Verführers. Hochfelds Leidenſchaft war furchtbar geſtiegen. Er achtete nichts mehr gegen Sophiens Beſitz, und wollte im Nothfalle ſich ſogar entſchließen, ihr ſeine Hand zu geben. Der Gedanke, daß ſie ihn vielleicht dennoch heimlich liebe, verwandelte ſeine Beſchämung über ihr kaltes Zurückweiſen in Bewunderung ihres ſchönen Herzens; aber wenn er dann wieder dachte, es ſey möglich, daß ſie ihn haſſe, ſo gerieth er in Wuth, machte die verwegenſten Plane, und wünſchte ſich ſogar Rache für die erlittene Beſchimpfung.

Er wollte ſie noch einmal ungeſtört ſprechen; das war aber nicht leicht, da Sophie nicht mehr auf den Wall ging. Nun mußte Caſtran einmal wieder mit Sophien nach dem kleinen Walde fahren. Nach einer Stunde kam Hochfeld. Sophie warf einen Blick auf ihren Vater, und ſah an ſeinem Erröthen, daß die Zuſammenkunft verabredet war. Sie faßte ihren Entſchluß ſehr ſchnell, ſtand auf, und verbeugte ſich gegen Hochfeld mit der größten Artigkeit. Hochfeld fing an: werden Sie mir verzeihen, Mademoiſelle, daß ich mich noch einmal vor Ihnen ſehen laſſe? — „Hier, gnädiger Herr, habe ich nichts zu verbieten.“ —

Sie ſind gegen alle Menſchen gütig, und nur gegen mich allein ungerecht. Ich kann nicht leben, ohne mich wenigſtens in Ihren Augen gerechtfertigt zu haben. Darf ich reden? — „Mußte ich Sie doch ſogar in meinem Zimmer anhören! Da Sie wahrſcheinlich mit Wiſſen meines Vaters hier ſind, ſo reden Sie denn!“

Von dem Augenblicke an, da ich Sie kennen lernte, Mademoiſelle, liebte ich Sie. Zuerſt zog mich freilich nur der himmliſche Reitz ihrer Schönheit an; aber ſchon das zweite Mal ſah ich nicht mehr: ich hörte, ich fühlte nur. — Ein Zufall führte mich hier wieder zu Ihnen . . .

„Ein Zufall? Doch, es ſey! Reden Sie nur, reden Sie!“

Hochfeld wurde ein wenig verlegen durch dieſe Unterbrechung. Ein Zufall, fuhr er indeß fort; denn, was Sie Abſicht nennen könnten, war nichts als Zufall. Ich ſah Sie wieder, und war feſt entſchloſſen, mir Ihre Liebe zu erwerben. Meine Geburt ſchien mich von Ihnen zu trennen, und veranlaßte, ehe ich Sie genau kannte, bei mir die Beſorgniß, daß ich Ihre Hand vielleicht ohne Ihr Herz erhalten würde. Ich nahm einen fremden Nahmen an, der mich Ihnen gleich machte; denn ich wollte Ihr edles Herz nur meiner Liebe verdanken, nicht meinem Range, nicht meinem Reichthume. Erſt zu ſpät ſah ich, daß Sie zu groß für dieſes Mißtrauen ſind, und daß Sie nur den Mann lieben werden, den Sie achten können. Aber es wär nun einmal geſchehen, und ich ließ es ſo. Ich wollte mir Ihre Liebe erwerben, doch erſt Ihre Achtung. Darum hütete ich mich, Ihnen die brennende Leidenſchaft zu zeigen, die mein Herz verzehrte. Ich hatte die hohe, nun ſo ſchrecklich zerſtörte Hoffnung, Sie ſollten mich lieben, weil Sie mich achteten, und nicht, Sie ſollten mich achten, weil Sie mich liebten. Es ſchien mir ein ſchöner Triumph, Ihr Herz durch Freundſchaft zu verdienen, nicht es durch Leidenſchaft zu rühren. Das iſt meine Schuld! Die zarteſte, ſeelenvollſte Liebe ſtrafen Sie, wie ein Verbrechen! Ja, ich heiße Hochfeld, und werde der glücklichſte Menſch ſeyn, wenn Sie meine Hand annehmen wollen. Hier ſteht ein Mann voll unausſprechlicher Liebe vor Ihnen, ein mit Unrecht gekränkter Mann, der Sie flehend bittet, ihn nicht unter der Troſtloſigkeit einer ewigen Liebe vergehen zu laſſen.

„Herr von Hochfeld,“ ſagte Sophie ruhig, „die Wendung, die Sie dem Verhältniſſe mit mir geben, ſcheint ſich wenigſtens denken zu laſſen. Auch brauche ich nicht mit Ihnen darüber zu ſtreiten, ob ſie wahr iſt, oder nicht. Wäre ſie erſonnen, ſo würde Ihr eigenes Gefühl in dieſem Augenblick die härteſte Strafe ſeyn. Doch ſie ſey wahr! Sie haben mich prüfen wollen, ob ich, ohne von ihrem Range etwas zu wiſſen, Sie lieben könnte. Nun denn, Herr von Hochfeld, Wahrheit gegen Wahrheit! Ich liebe Sie nicht, und würde Sie nie lieben, auch wenn Sie nie einen falſchen Nahmen angenommen hätten. Jetzt, denke ich, fordert es die Achtung, die Sie für ſich ſelbſt haben müſſen, mich nie wieder zu ſehen; jetzt . . .“

O, ſprechen Sie das harte Urtheil nicht aus! Wenn Sie den Schmerz dieſes zerriſſenen Herzens kennten, Sie würden mich nicht ſo abweiſen! Das Mißtrauen redet aus Ihnen; aber ich will Ihnen meine Unſchuld klar und deutlich beweiſen. Erlauben Sie mir nur, daß ich mich öffentlich um Sie bewerben darf. Den Beifall Ihres Vaters habe ich; der Segen des meinigen wird mir nicht fehlen. Ich eile . . .

Dieſe, mit Leidenſchaft geſprochenen Worte machten Sophien irre, ſo feſt ſie auch überzeugt geweſen war, daß Hochfeld ein Betrieger geweſen ſey. Sie hielt ihn zurück, und ſagte zögernd: „Herr von Hochfeld, bleiben Sie noch eine Minute." (Er näherte ſich ihr mit ehrerbietigem Entzücken, und wollte ihre Hand ergreifen, die ſie aber zurückzog.) „Sie ſcheinen mir nicht zu glauben; ich muß alſo noch hinzuſetzen, was ich vielleicht nicht ſollte: ich bin nicht mehr frei; ich bin ſchon mit einem edlen Manne verbunden." Sie erröthete bei dieſen Worten, und es ſtahlen ſich aus ihren niedergeſchlagenen Augen ein Paar Thränen hervor: Thränen, die ſie dem zum erſten Male verrathenen heiligen Geheimniſſe ihres Herzens weinte.

Hochfeld verſtand das unrecht, und ſagte mit Entzücken: O Sophie! darf ich dieſe Thränen für mich deuten? Welche Verbindung würde meine Liebe nicht zerreißen!

„Wie?“ ſagte Sophie ſchnell und heftig. „Haben Sie mich ſo übel verſtanden? Ich liebe, Herr von Hochfeld: einen edlen Mann, der die Hoffnung meines ganzen Lebens iſt; ich liebe ihn, und werde ihn ewig lieben. Dies ſey denn das letzte Wort, das wir je mit einander ſprechen!“ Sie ſtand auf, und ging die Allee hinunter, dem Wohnhauſe zu.

Ach, liebſter Herr Domherr, ſagte Caſtran; davon weiß ich kein Wort. Rechnen Sie mir es ja nicht zu, gnädiger Herr!

Hochfeld ſtarrte den Boden an. Alſo ſie liebt? ſagte er bitter. Sie liebt, und ich wäre bloß ein Spiel ihres Stolzes? Wie heißt der Menſch? fuhr er Caſtran an.

Das weiß ich nicht. Faſt glaube ich aber, es iſt Karl, der Sohn des Inſpektors von Lange. Ein ſchöner Menſch, Ew. Hochwürden Gnaden.

O, ich wünſchte . . .! fuhr Hochfeld zornig auf.

Aber war das Ihr Ernſt, Herr Domherr, daß Sie meine Tochter heirathen wollten?

Hochfeld ſtarrte ihn an, und ſagte in ſich gekehrt: hätte ich eine Krone, ich wollte ſie mit ihr theilen.

Ja, liebſter Herr von Hochfeld? Nun, wenn das Ihr Ernſt iſt, ſo ſoll ſie, ich gebe Ihnen mein Wort! Sie ſoll, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Hochfeld fiel Herrn Caſtran um den Hals, und betheuerte, daß es ſein heiligſter Ernſt ſey, Sophien ſeine Hand zu geben. Caſtran ſprang vor Freude umher, und rief: ſie ſoll Ihre Frau werden! ſie ſoll und muß! wahrhaftig ſie muß! Herr Gott, eines Herrn Staatsminiſters Excellenz werden Herr Bruder zu mir ſagen! O, wie kann ich da noch ſteigen! — Sie nahmen Abrede, wo ſie einander treffen wollten, und Hochfeld ging mit Eiferſucht, Begierde und Liebe im Herzen.

Jetzt erſt ſchien er ſeine Liebe zu empfinden; jetzt, da er verzweifelte, ſie befriedigen zu können. Er war feſt entſchloſſen, Sophien ſeine Hand zu geben. Jedes Opfer, das er ihr bringen mußte, ſchien ihm nicht zu groß. Er verwünſchte den Einfall, ſie zu betriegen; er verwünſchte ſich ſelbſt. Sophiens Beſitz war ihm nothwendig, wenn nicht ſein Leben eine Kette von Elend ſeyn ſollte.

Er ſchrieb an ſie die rührendſten Briefe,

bekam

bekam aber auf keinen Antwort. Selbſt Caſtran verlor am Ende den Muth. Es iſt unbegreiflich, ſagte er, und ſchlug ſich vor die Stirn; Schwiegertochter eines Miniſters! Großer Gott! Liebe Sophie, ich bitte dich, überlege doch nur! Der Sohn Sr. Hochfreiherrlichen Excellenz des wirklichen Staatsminiſters Herrn von Hochfeld bietet dir ſeine Hand an! Um Gottes willen, überleg doch nur! Liebes Kind, ich bitte, ich beſchwöre dich: habe Mitleiden mit deinem alten Vater, und laß ihn nicht in die Grube fahren, ohne Se. Hochfreiherrliche Excellenz Herr Bruder genannt zu haben! Herr Bruder! Bedenke doch nur! Willſt du, liebes Herzenskind?

„Ich kann nicht, lieber Vater.“

Ach Gott! der Schlag wird mich noch rühren vor Aerger. Sag mir nur, ob du ganz von Sinnen biſt! — Sophie blieb feſt bei Ihrem Nein! — Ich ſage dir, es entſteht ein Unglück daraus. Der Herr von Hochfeld ſchießt ſich todt, oder dich, oder gar mich; denn, barmherziger Gott, ich habe ihm ja mein Wort gegeben. Und den jungen Lange, den ſchießt er todt wie einen Sperling. Nun, ich habe gethan, was ich konnte. Es iſt dann deine Sache. Ich bitte dich, Kind! Der alte Lange iſt abgeſetzt; aus dem Sohne wird nichts. Hier aber iſt ein Domherr, der ein Kreuz trägt! Und im Adreßkalender will ich nachſehen, ob du nicht gar Hochwürden Gnaden heißeſt. — Sophie blieb immer ruhig, und hatte für Alles, was ihr Vater ſagte, nur die Eine Antwort: ich kann nicht.

Herr Caſtran ging zu Hochfeld. Das ſey Gott geklagt, Ew. Hochwürden Gnaden! Meine Tochter hat weder Sinn noch Vernunft. Ich habe getrohet, ich habe gebeten; aber nichts will helfen. Ew. Gnaden würden ſie todtſchießen, habe ich geſagt; und man hat ja dergleichen Exempel. Hochfeld lächelte ſchmerzhaft. Sein Vater, den die Bläſſe des Sohnes beſorgt machte, war in einer Unterredung mit ihm ſehr gütig geweſen; und daraus ſchöpfte er Hoffnung, daß er für einen gewagten Schritt Verzeihung erhalten würde. Er ſagte das Herrn Caſtran. Herr Gott! rief der, und ſchlug die Hände zuſammen; welche hohe Gnade! Ich will geſchwind nach Hauſe laufen, und ihr das ſagen. Hilft das nicht, ſo hilft nichts.

Auch das half nichts; Sophie blieb dabei, daß ſie den Herrn von Hochfeld nicht ſehen wolle. Er kam eines Abends ſelbſt, als Caſtran Hannchen weggeſchickt hatte. „Mein Herr,“ ſagte Sophie ſehr kalt, „wenn Sie noch einmal hierher kommen, werde ich Ihrem Herrn Vater Nachricht von den Anerbietungen geben, die Sie mir machen, und die ich durchaus nicht mehr hören will. In der Reſidenz wird doch die Wohnung eines ſchuldloſen Mädchens geſichert werden können!“ Hochfeld knirſchte mit den Zähnen, und ſagte mit ſtarrer Wuth: jetzt verlaſſe ich Sie; aber, bei meinem Leben! Sie ſollen nicht glücklicher ſeyn als ich! Bei dieſem Ausbruche der Wuth fing Sophie an für ihren Geliebten zu zittern; indeß wurde ſie bald wieder ruhiger. Sie wollte ihrer mütterlichen Freundin, Emilien, Angſt erſparen, und ſagte ihr daher nichts von dem Herrn von Hochfeld, ob ſie gleich vorher von Lambrecht geſchrieben hatte. Sie erinnerte ſich jetzt, daß zum Glück niemand den Nahmen ihres Geliebten wußte. Zwar vermuthete ihr Vater, daß es Karl wäre; allein oft zweifelte er auch wieder, und ſie ließ ihn in ſeiner Ungewißheit, weil das ihren Geliebten ſicherte.

In zuverſichtlichem Vertrauen auf ſeines Vaters Vergebung, legte der junge Hochfeld einen Plan an, der nothwendig gelingen mußte. Er theilte ihn Herrn Caſtran mit; und der gab herzlich gern ſeine Zuſtimmung, da die Trauung mit Sophien den Hauptpunkt ausmachte. Alles war verabredet, und nun wurde ſchnell zur Ausführung geſchritten. Caſtran ging mit ſeiner Tochter ſpazieren. Vor dem Thore fand er einen Miethekutſcher, der anfragte, ob ſie fahren wollten. Herr Caſtran nahm den Vorſchlag an. Er ſtieg mit Sophien ein, und nun ging es in ſcharfem Trabe fort. Da das Fahren kein Ende nahm, ſo warf Sophie forſchende Blicke auf ihren Vater, und ſah, daß er zweideutig lächelte. Sie rief dem Kutſcher Halt zu; der fuhr aber, ohne zu hören, im ſchnellſten Trotte weiter. Sophie wurde ängſtlich, und fragte ihren Vater, was dieſes ſeltſame Fahren bedeuten ſolle. Caſtran wollte ſich ausreden; ſie rief aber ein Paar Vorübergehende um Hülfe an. Endlich näherte ſich ein Reiter dem Wagen, der jetzt auf ſeinen Zuruf anhielt. Sophie glaubte ſchon, frei zu ſeyn; der Reiter ſtieg aber in den Wagen, ließ die äußeren Holzfenſter aufziehen, und es ging ſchnell wieder weiter.

Etwa nach einer Stunde wurden die Pferde gewechſelt, aber an einem ganz einſamen Orte, in einem Walde. Sophie ſah jetzt an dem Geſichte ihres Vaters, und an der finſtern entſchloſſenen Miene ihres Begleiters, daß ſie auf keine Hülfe rechnen konnte. Nun wurde ſie auf einmal wieder ruhig. Und was, dachte ſie, kann man mir denn thun, das ich nicht zu hindern im Stande wäre? Sie legte ſich ruhig in die Ecke des Wagens, drückte die Augen zu, und überſann alle Gefahren, die ihr bevorſtehen könnten.

Nach einiger Zeit ließ man die Fenſter nieder, und Sophie ſah, daß es Nacht war. Jetzt wurden aufs neue Pferde vorgelegt, und es ging immer im ſchärfſten Trabe weiter. Bei dem Anbruch des Tages hielt der Wagen vor einer Gartenthür. Nun mußte Sophie ausſteigen. Man führte ſie in ein Haus, zwei Treppen hoch, auf ein Zimmerchen, das ganz bequem war, und wo ſie ſogar ihre Nachtkleidung fand. Sie fühlte, daß ſie hier in Hochfelds Gewalt war; aber ſie ſah auch ein, daß Entſchloſſenheit und Kälte ſie endlich retten mußten. Dies iſt ihr Zimmer, Mamſell, ſagte der Menſch, der ſie im Wagen begleitet hatte. Man wird für alles ſorgen, was Sie nöthig haben. Sophie blieb nun allein, und hörte die Thür des Saales verſchließen, der zu ihrem Zimmer führte. Jetzt unterſuchte ſie Fenſter, Thüren, Wände und Schränke mit der größten Aufmerkſamkeit. Sie fand, daß ſie feſt eingeſchloſſen, aber auch vor jedem Ueberfalle ſicher war. Ihre Gefangenſchaft ſollte lange dauern; daran konnte ſie nicht zweifeln: denn es ſtand ein Klavier mit Muſikalien da; auch lag weibliche Arbeit und ſogar Leinenzeug für ſie bereit.

Sie unterſuchte das alles mit großer Ruhe; als ſie aber an das Fenſter trat, und die fremde unbekannte Gegend ſah (das Fenſter ging nach einem großen Garten hinaus, jenſeits deſſen Menſchen in weiter Ferne Feldarbeit verrichteten), wurde ſie dennoch traurig, und weinte. Die Thränen erleichterten ihr Herz, und ſie bekam wieder Muth. Sie ging an das Klavier, ſpielte mit vollen Griffen, und ſang mit feſter Stimme ein Lied an Gott. Dann ſchob ſie den Riegel vor die Thür, band ihn feſt, legte ſich nieder, und ſchlief ſo ſanft, als wäre ſie noch in ihres Vaters Hauſe.

Zwei Tage blieb ſie allein, weil ſie erſt das Unangenehme der Einſamkeit fühlen ſollte. Am dritten Morgen öffnete ſich ihr Zimmer, und Hochfeld trat herein. Sie erblaßte doch ein wenig, als ſie den Mann ſah, der ſie jetzt ſo ſchrecklich in ſeiner Gewalt hatte. Mademoiſelle, ſagte er ſanft; dahin haben Sie mich gebracht, dahin, daß ich Gewalt gegen Sie brauchen mußte! Ich bin in Verzweiflung. Retten Sie mich davon. Sagen Sie nur, daß ich hoffen darf; und Sie ſind hier Königin. — Er hielt ein. Sophie ſchwieg, und er fuhr fort: Sie haben mir Ihr Mißtrauen gezeigt; ich kann nicht läugnen, daß Sie Recht dazu hatten, ob ich gleich unſchuldig war. Was kann ich mehr thun, geliebte Sophie, Ihr Mißtrauen zu endigen, als daß ich Sie bitte: laſſen Sie einen Geiſtlichen unſre Hände zuſammenlegen! Ihr Vater, ich, und ſelbſt meine Verwandten, warten nur auf Ihre Einwilligung, um glücklich zu ſeyn. Ich bitte, geben Sie mir eine gütige Antwort.

„Bringen Sie mich in das Haus meines Vaters zurück, aus dem Sie mich geraubt haben; dann will ich Ihnen antworten.“

Sagen Sie nur eine Sylbe, geben Sie mir nur ein Zeichen, daß ich hoffen darf, theuerſte Sophie; und auch dieſer Wunſch ſoll erfüllt werden. Darf ich hoffen?

Sophie beſann ſich einen Augenblick, ob ſie ſich nicht durch eine, Hoffnung erregende Antwort retten ſollte; aber ſie konnte auch in dieſer Lage der Wahrheit nichts vergeben. „Nein, mein Herr,“ ſagte ſie bewegt: „ich kann nie die Ihrige ſeyn; ich könnte es ſelbſt dann nicht, wenn ich auch noch frei wäre. Das ſage ich Ihnen, weil ich jeden Betrug haſſe, ob ich gleich wohl glaube, daß er gegen einen Räuber, und aus Noth, nicht unrecht wäre.“ Hochfeld unterdrückte ſeinen Unwillen, und ging unruhig auf und nieder. Mademoiſelle, ſagte er dann leiſe, aber ſchneidend: Sie wiſſen, wie heftig meine Leidenſchaft iſt; Sie ſehen, wozu ſie mich gebracht hat. Unmöglich können Sie glauben, daß ich meinen Vortheil ganz ruhig wieder hingeben werde. So ungern ich es thue, ſo muß ich Sie doch einmal daran erinnern, daß Sie wirklich in meiner Gewalt ſind, und daß verhöhnte Liebe endlich furchtbar werden kann. — „Sie vergeſſen, mein Herr," ſagte Sophie feſt, „daß Sie nicht weniger unter den Geſetzen ſtehen, als ich. Wagen Sie es nicht, Ihre Gewaltthätigkeit weiter zu treiben! Ich habe Muth genug, Sie vor dem Throne des Fürſten anzuklagen. Oder glauben Sie, daß Sie mich ewig hier behalten werden?"

Nein; ich weiß, daß ich das nicht kann. Aber — Sie vergeſſen, woran ich Sie erinnern muß: daß Ihr Vater mein Mitſchuldiger iſt.

„Abſcheulicher Betrieger!" rief Sophie erblaſſend. Sie ſah mit Schrecken, daß er Recht hatte, und daß Sie nicht alle Mittel gebrauchen durfte, ſich frei zu machen, weil ſie ihren Vater ſchonen mußte.

Ich bin kein Betrieger, kein Räuber; nur ein Unglücklicher, der zu Ihren Füßen um Verzeihung flehet. (Er warf ſich vor ihr nieder, und hatte Thränen in den Augen.) Ach, nur mit einem verzagenden Herzen habe ich zu dieſem Mittel meine Zuflucht genommen, da Sie mir jedes beſſere unmöglich gemacht hatten. O, noch einmal, noch tauſendmal bitte ich Sie, machen Sie mir nur die fernſte Hoffnung, mich einſt zu lieben; und da Sie jetzt nur als meine Gemahlin wieder mit Anſtand in der Reſidenz ſeyn können (denn Ihr plötzliches Verſchwinden hat ohne Zweifel Aufſehen gemacht): ſo geben Sie mir Ihre Hand, und machen Sie das Glück eines Lebens, das mir ohne Sie eine Bürde ſeyn würde. Ihr Vater iſt wieder in der Stadt. Ich ſelbſt bin hier nur ganz insgeheim; keiner meiner Leute hat mich geſehen. In einer Stunde bin ich wieder unterweges. So kann kein Verdacht auf mich fallen. Endigen Sie ein Gewebe von Begebenheiten, das ich ſelbſt verabſcheue. Gehen Sie als meine Gemahlin mit mir zurück in die Arme Ihres Vaters und meiner Eltern. Ich beſchwöre Sie, theure Sophie!

„Nein, mein Herr, nein! In der That, ich fange an Sie zu verachten.“

Ich rathe Ihnen, Mademoiſelle, reitzen Sie die Verzweiflung nicht!

Sophie antwortete ſtolz: „ich fürchte keinen Menſchen, am wenigſten einen Elenden; denn ich kann ſterben. Einem Böſewicht ſage ich offen, daß ich ihn haſſe und verabſcheue."

Hochfeld ſtand zitternd da. Er wendete ſich aufs neue mit den rührendſten Bitten an ſie; aber ſie bezeugte ihm offen ihre gänzliche Verachtung. Endlich flammte ſein Auge, und er trat drohend vor ſie hin. So hören Sie denn auch Ihr Schickſal! Er ſuchte ſich erſt zu faſſen; dann ſagte er kalt: Sie ſind hier in meinem Hauſe ſicher, und haben nichts von mir zu fürchten; allein die Qual, die ich empfinde, will ich nicht durch Eiferſucht noch vermehren. Ihre Verbindung mit dem jungen Lange iſt auf ewig getrennt. (Sophie erſchrak.) Sie haben den jungen hübſchen Menſchen geſehen, der Ihnen das Eſſen bringt. Er iſt mir denſelben Abend, da Sie verſchwunden ſind, entlaufen. Das wiſſen meine Eltern, meine Freunde, meine Bekannten. Dieſer Menſch hatte von mir den Befehl, mit Ihnen hierher zu fahren; und er iſt mir treu. Nun gehe ich zu meinem Vater, und ſage ihm, daß mein entlaufener Bedienter hier im Hauſe iſt.

Wir fangen ihn, fangen Sie mit, und erſtaunen. Der Burſche fällt mir zu Füßen, und ſagt: er habe mit Ihnen entfliehen wollen. Ihr Vater beſtätigt, daß er Sie bei dem Spaziergange in dem Hölzchen mit dieſem Burſchen in einem zu vertraulichen Geſpräche angetroffen habe.

„Mein Vater?" fragte Sophie zitternd.

Ihr Vater, fuhr Hochfeld ruhiger fort. — Seine Belohnung iſt ein Titel, den ich ihm verſprochen habe. Sie läugnen; Ihr Vater dringt aber bei dem Konſiſtorium auf die Kopulation mit meinem Bedienten. Sie läugnen noch immer; aber mein Bedienter und Ihr Vater behaupten. Mich hat Niemand hier geſehen, Ihren Vater eben ſo wenig, und mein Bedienter iſt ein junger, hübſcher Menſch. Selbſt Ihr Hannchen wird bezeugen müſſen, daß ſie ihn Abends einige Male hat aus Ihrer Wohnung ſchleichen ſehen. Die Sache wird bekannt, und Ihr Geliebter, der junge Lange, bricht mit Ihnen. Das allein will ich; denn wahrhaftig, Niemand ſoll Sie beſitzen! Das iſt mein Plan. Sie müſſen nun, wie Sie ſehen, entweder als Frau von Hochfeld, oder als die entlaufene Geliebte meines Bedienten dieſes Haus verlaſſen. Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit. O, ſtoßen Sie die Liebe, die Ehrerbietung nicht von ſich, die ich Ihnen anbiete!

Sophie, die ihn ganz ruhig anzuhören ſchien, ſank jetzt bleich auf einen Stuhl; denn ein ſolches Uebermaß von Bosheit erregte den heftigſten Schmerz in ihrer Seele. Hochfeld näherte ſich ihr. Sie ſprang auf, ſah ihn zitternd an, und ſagte nur mit bebender Stimme: „ich bitte Sie, mich zu verlaſſen. In drei Tagen! Dann ſollen Sie meinen Entſchluß wiſſen." Hochfeld ging nicht; er hoffte, daß Furcht vor Schande ſie dahin bringen ſollte, ihm ſogleich ihre Hand zu verſprechen.

Er war gar nicht Willens, den Plan auszuführen, ſondern wollte nur Sophien damit ſchrecken. Das gelang aber nicht. Sophie zitterte nur vor dem Gedanken, daß ihr eigener Vater Gehülfe einer ſolchen Bosheit war. Daß Karl auch nicht einmal einen Augenblick ſo etwas von ihr denken könnte, davon war ſie überzeugt. Sie fürchtete zwar die Schande, die Verläumdung; „aber," dachte ſie, „in ſeinen, in Emiliens Armen werde ich alles vergeſſen, alles, ſelbſt die fürchterliche Bosheit dieſes grauſamen Menſchen." — —

Das treue Hannchen hatte die ganze Nacht mit großer Angſt auf ihre Herrſchaft gewartet, und gerieth am folgenden Tage in noch größere. Abends ſpät kam endlich Caſtran, und Hannchen fragte ihn ſogleich: wo iſt die Mamſell? Herr Caſtran, der jetzt nicht mehr zweifelte, daß ſeine Tochter als Frau von Hochfeld wiederkommen würde, antwortete mit frohem Stolze, aber höchſt räthſelhaft. Hannchen ſah ihn ſtarr an, horchte, fragte wieder, ſetzte zuſammen, und errieth die Wahrheit ſo ziemlich, da ſie ſchon gemerkt hatte, daß Sophie den jungen Lange liebte und den Herrn von Hochfeld ſeit der Entdeckung ſeines Betruges verabſcheuete. Sie brachte auch dieſe Nacht wieder in großer Angſt hin; aber ſo wie der Morgen dämmerte, war ihr Entſchluß gefaßt. Die Poſt ging gerade heute ganz früh nach Herrmanns Wohnorte ab; ſie bezahlte einen Platz, und war ſchon einige Stunden gefahren, als Herr Caſtran aufſtand, vergebens Hannchen rief, ſchimpfte, fluchte, ſich endlich den Kaffee ſelbſt machte, und dabei betheuerte, daß er ſich künftig einen Bedienten halten wolle. — Wenn Se. Excellenz wüßten, ſagte er leiſe, daß Dero Herr Bruder hier ſtehen und Kaffee mahlen muß! Obendrein knarrt die verdammte Mühle, als ſollte die ganze Stadt hören, daß ich ſie drehe!

Hannchen ſah, als ſie ungefähr anderthalb Meilen gefahren war, einen Reiter der Poſt entgegen kommen. Sie ſtarrte nach ihm hin, rief: ja, er iſt es! ſtieg vom Wagen, und eilte Karln entgegen, der vor Kurzem von der Univerſität zurückgekommen war, und jetzt ruhig daher trabte, um Herrn Caſtran einmal zu beſuchen.

Ach, Herr von Lange! rief Hannchen. Karl ſtieg vom Pferde, und ſie erzählte ihm in ſchneller Eil von Hochfeld, von Sophiens Ausbleiben, und von ihren Beſorgniſſen. „Wie, Hannchen?“ fragte Karl mit bleichem Geſichte. — Hannchen wiederholte. — „Entführt, ſagſt du? von dem jungen Hochfeld? Mit Wiſſen des Vaters?“ Hannchen wiederholte Alles noch einmal; jetzt aber mußte ſie auſſteigen, da der Poſtillion nicht länger warten wollte. Sie ſagte nur noch: ich will es dem Herrn

Inſpektor melden; denn hier iſt ſchnelle Hülfe nöthig. — Schnelle Hülfe! rief Karl, und ſprang wieder auf ſein Pferd. Sein einziger Gedanke, während daß er in die Reſidenz ſprengte, war der: mit Wiſſen des Vaters! und der Vater iſt da! Er ſtieg vor dem erſten Wirthshauſe ab, beſtellte ſeinem Pferde ein gutes Futter, und eilte zu Herrn Caſtran, fand ihn aber nicht mehr zu Hauſe. Man ſagte ihm: er müßte gegen zwölf Uhr wiederkommen. Er fand ſich ſchon um elf Uhr ein. Caſtran aber kam nicht; denn, dachte er, iſt das verwünſchte Mädchen noch nicht da, ſo muß der Bruder Sr. Excellenz ſich ſelbſt eine Suppe kochen! Ich will an der table d'hôte eſſen. Er that das, brüſtete ſich dort, erregte das Gelächter der übrigen Gäſte, wurde immer in neue Geſpräche verwickelt, und blieb auch den Abend. Karl wollte verzweifeln, daß Caſtran nicht kam. Er lief nach des Miniſters Hauſe, und fragte, wo der Domherr wäre. Man ſagte ihm: der ſey verreiſt. Wohin? das wiſſe man nicht; er werde aber jede Minute erwartet. Karl wartete bis Abends ſpät, doch vergebens.

Unterdeſſen war Caſtran zu Hauſe gekommen.

men. Er ging die Treppe ſehr leiſe hinauf, weil Hannchen noch nicht da war, zog ſogleich die Schuhe aus, und ſchlich auf Strümpfen, damit man nicht merken ſollte, daß der Bruder Sr. Excellenz ſich das Bett ſelbſt machen müßte. Karl wartete bis Mitternacht, als Caſtran ſchon lange im Bette lag, unten bei dem Wirthe des Hauſes, den er um Erlaubniß dazu gebeten hatte. Endlich ſagte der Mann: Herr Caſtran müſſe verreiſt ſeyn. Nun ging Karl noch einmal nach Hochfelds Hotel, und, als er das verſchloſſen fand, endlich nach dem Wirthshauſe, wo er bei ſeiner Ankunft abgeſtiegen war.

Am folgenden Morgen ging er wieder zu Caſtran; und jetzt war der zu Hauſe: der Wirth hatte ihn gehen hören. Karl lief die Treppe hinauf, und pochte heftig an die verſchloſſene Thür. Herr Caſtran war ſo eben wieder beim Kaffeemahlen. Poche du nur! dachte er; erſt muß das Kaffeegeräth über die Seite geſchafft ſeyn, ehe ich aufmache. Er nahm die Kaffeemühle, den Theekeſſel, das Feuerzeug in beide Hände. In dem Augenblick flog die geſprengte Thür auf, und Karl fragte den erbleichenden Caſtran: „wo iſt Sophie?“ Ei, du mein Gott! Liebſter Herr von Lange, ſeyn Sie willkommen! Erlauben Sie gütigſt. Da hat mir Hannchen alles das Teufelszeug auf meinen Schreibtiſch geſetzt. Ich wollte einen Bericht an Se. Excellenz . . . — „Wo iſt Sophie?“ — Sophie? Ja, das iſt eben der Umſtand. Mit der hat es eine ganz eigne Bewandniß. Es kann ihr ein großes Glück begegnen. Ich darf nur noch nicht davon reden. Kennen Sie Se. Excellenz des wirklichen . . . — „Wo iſt Sophie? frag ich. Geſtehen Sie mir die Wahrheit; oder beim hohen Himmel!“ (Er zog eine Taſchenpiſtole hervor.) „Noch einmal: wo iſt Sophie?“ Caſtran ließ vor Schrecken Kaffeemühle, Theekeſſel und Feuerzeug fallen. Liebſter Freund, liebſter Herr von Lange! thun Sie das Ding weg! Sie könnten mich unvorſichtiger Weiſe erſchießen; und ich bekomme jetzt Verwandte, die lange Arme haben. Sie machten Sich unglücklich!

Karl glaubte, Herr Caſtran ſuche nur Ausflüchte. Er fragte aufs neue heftig: „wo iſt Sophie?“ Ich verlange Antwort, oder ich gehe auf der Stelle zum Miniſter von Hochfeld, und ſage ihm, daß Sie der Mitſchuldige ſeines Sohnes ſind! Wo iſt Sophie? Und — hat ſie nur eine einzige Thräne vergoſſen ... Zum letzten Male: wo iſt Sophie?" — In Sordingen! ſagte Caſtkan eilig. Sie iſt Braut; aber es ſoll noch nicht bekannt ſeyn. Halb und halb haben Se. Excellenz ſchon Ihre Einwilligung gegeben. Sie können es auch; denn, liebſter Herr von Lange, ich kann endlich dreiſt ſagen, daß ich aus einer alten adeligen Familie bin.

„Wo liegt das Sordingen?"

Sparen Sie die Reiſe; die jungen Leute ſind ſchon verlobt. (Karl griff wieder nach der Piſtole.) Nun ja doch, ja! Es liegt auf der Straße nach * * *, am Salzbacher See. — Karl verließ das Zimmer, ſtieg zu Pferde, und ſprengte den Weg nach Sordingen.

Indeß war Hannchen bei Herrmann angekommen. So wie Sie nur in das Zimmer trat, rief ſie: ach, lieber Gott! Mamſell Sophie iſt entführt! Emilie wurde blaß; Herrmann ſprang auf. Baſe Eliſabeth ſchlug die Hände zuſammen, und ſagte: wenn Karln nur kein Unglück widerfährt! Er iſt hitzig, und das Mädchen hat er lieb, wie ſein Leben.

Hannchen erzählte, was ſie wußte; und das, verglichen mit dem, was Sophie Emilien ſelbſt geſchrieben hatte, zeigte ſehr deutlich, daß die Gefahr nicht gering ſeyn konnte. Jetzt kam Luiſe, und zeigte ein Billet, das letzte, das ſie von Sophien bekommen, und das die Beſorgniß noch vergrößerte. Sophie ſagte darin: „ich habe mit einem entſchloſſenen Böſewicht zu thun, der von meinem Vater unterſtützt wird, und ſich berechtigt glaubt, Alles zu wagen. Er iſt jetzt ſtill; aber deſto mehr fürchte ich ihn. Sobald ich ruhiger bin, erzähle ich dir ausführlicher. Sage unſern Freunden nichts. Vielleicht ſehe ich mehr Geſpenſter, als da ſind; und warum ſollte ich ſie dann beunruhigen?“ — O, wenn nur Karl nichts erfährt! jammerte Eliſabeth. — Der junge Herr? ſagte Hannchen. Ach, der weiß ja ſchon alles! Sie erzählte, daß er ihr begegnet, über ihre Nachricht blaß geworden, und dann im ſchnellſten Galopp nach der Stadt geſprengt ſey.

Herrmanns Auge wurde finſter; Emilie legte die zitternde Hand an die Stirn, um die Bläſſe ihres Geſichtes zu verbergen; Eliſabeth fing an zu prophezeien, zu beten und zu ſingen. Von Allen ſah Herrmann Karls Gefahr, irgend eine Unbeſonnenheit zu begehen, am beſten ein. Er wollte ſo eben ſeine Angſt äußern; aber er warf einen Blick auf Emilien, und ſchwieg. Hochfeld? fragte Emilie noch einmal bebend, näherte ſich ihrem Gatten, fliſterte ihm ängſtlich zu: ſie ſind Brüder! und rang die Hände. Das ganze Haus war voll Jammers.

Herrmann ſchickte zuerſt ſeinen Julius auf einem von Mühlenbergs Pferden fort, gab ihm insgeheim ſeine Inſtruktion, und befahl ihm, zu eilen. Als er wieder in das Zimmer zu ſeiner Familie kam, rechnete die Baſe Eliſabeth nach ihren beſten Kräften alles Unglück her, das aus der Begebenheit entſtehen könnte. Ja, rief ſie dem Vater entgegen: du ſollſt den Herrn, deinen Gott, nicht verſuchen, Herr Vetter! Ich zitterte jedes Mal, wenn Sie ſagten: nun kann uns kein Unglück mehr treffen. Da iſt es ja! Der arme Karl!

„Sie haben Recht, Baſe!“ ſagte Herrmann weich. „Darf denn das Sandkorn je ſagen: jetzt liege ich feſt? jetzt kann kein Sturmwind mich mehr fortrollen? Emilie, ich bitte dich, habe Muth!"

Muth? erwiederte die Baſe. Nein,

Verzagen will ich Herr vor dir,
Vor deinem Zorne für und für!

„Nein, gütiger Gott!" ſagte Herrmann; „verzagen will ich nicht: denn du biſt die Liebe. Setzt euch her, Kinder; ſetzt euch alle! Was iſt es denn nun? Man hat unſre Sophie entführt; Karl iſt aber ſchon auf ihrer Spur. Was haben wir da noch zu fürchten? Nichts als eine Scene, bei der Karl ein Mann zu ſeyn, bei der Sophie ſeine Liebe, und er ihre Treue kennen lernen wird. Wäre das durch irgend etwas zu theuer erkauft? Was iſt denn nun das Unglück? Eine Minute, worin das Herz von biegſamen Eiſen zu Stahl gehärtet wird! Und iſt da nicht der Vortheil blank und baar? Wir nennen das Elend: dunkle Nacht; aber wir bedenken nicht, daß die Stunden des Kummers und des Unglücks noch einmal ſo ſchnell hinfliegen, als die übrigen Stunden des Lebens; bedenken nicht, daß wir den Propheten Jonas drei Tage und drei Nächte in den

Wallfiſchbauch einſperren, da es doch nur anderthalb Tage waren, wie es . . ." —

Was? rief Eliſabeth: drei Tage und drei Nächte waren es!

„Sie haben ohne Zweifel des Engländers Alabaſter Erklärung dieſer drei Tage nicht geleſen, Baſe Eliſabeth. Jonas brachte ſie mit dem Wallfiſche im Mittelpunkte der Erde zu, wo er Tag und Nacht zugleich hatte; und ſo machen anderthalb Tage gerade drei Tage. Iſt es nicht, ſage ich, eben ſo mit jedem Unglücklichen? Er ſteht ſchon wieder ſeit anderthalb Tagen in dem Lichte des Glückes, wenn wir glauben, er ſey noch im Mittelpunkte der Erde. Hat denn nicht auch der Unglückliche, wie der Prophet, Tag und Nacht zugleich? Erſcheint ihm nicht von der einen Seite die Ewigkeit mit den hellſten Strahlen, wenn ihn von der andern Menſchen, Glück und Ruhe verlaſſen? Alabaſter iſt über ſeine Meinung getadelt worden; er hat aber gethan, was er konnte, um dem armen Propheten ſein Unglück zu verkürzen."

Ich will Gott loben, ſagte Eliſabeth, wenn Karl, wie der Prophet Jonas, mit drei Tagen davon kommt. Aber ich glaube es nicht.

„Warum nicht? Sagen Sie, Baſe: warum nicht? Emilie, wir ſind unglücklich geweſen; aber war denn das Glück nicht ſchon hell und leuchtend dicht vor uns, wenn wir noch die Augen mit den Thränen des Kummers benetzten? Emilie, als ich von dir ſchied, auf ewig von dir und meinem Glücke — wenn wir Beide da geſagt hätten: wir wollen nicht weinen, wir wollen ruhig erwarten; wären wir nicht weiſer geweſen? Trat nicht ein Menſch, den ich nicht nennen kann, einmal mit dem feſten Vorſatze, mit der feſten Gewißheit, mich unglücklich zu machen, vor mich hin? Und was that er? Er machte mich glücklich, er gab mir Emilien.“

Wer war denn das, Herr Vetter? fragte Eliſabeth. Davon weiß ich ja nichts.

„Ganz recht; denn ich habe verſprochen, den Namen nie zu nennen: Aber — ich bin wirklich böſe auf den Tanzmeiſter; der hat uns mit ſeiner Narrheit dieſen Jammer zugezogen. Da habt ihr die Ehrſucht! Wäre er hier Floßverwalter geblieben, ich wollte doch ſehen, wer uns hätte unglücklich machen können! Er verkuppelt ſeine eigne Tochter, um zu ſteigen. Ich wollte, der Menſch wäre hier! Lieber Gott! ſeine eigene Tochter!"

Das kommt von der groſſen Welt! fiel Elliſabeth ein. Sophie konnte ja hier bleiben!

„Das konnte ſie, Baſe; aber ſie durfte nicht. Jetzt darf ſie; und wenn wir einmal wieder beiſammen ſind, dann wollen wir unbekannt, in tiefer glücklicher Verborgenheit, leben. Nur den groſſen Mann ſtürzt das Unglück zu Boden; der kleine, wenn er auch fällt, ſteht ſchon wieder, ehe man es weiß."

Wie der groſſe Philoſoph, Vater — wie hieß er doch? —, der dem Papſte die Füſſe küßte, ſagte Herrmanns jüngſter Sohn.

„Recht, lieber Junge! Albert hieß er, mit dem Zunahmen: der Groſſe. Er war von Perſon ſo klein, daß, als er ſchon längſt wieder ſtand, der Papſt noch immer glaubte, er läge auf den Knieen, und ihm ſagte, er möchte aufſtehen. Recht! Und merke es dir: laß die Leute immerhin von dir glauben, du lägeſt zu Boden, wenn du nur ſtehſt. Ja, das kann man! Laß uns feſt ſtehen, Emilie! Wir ſind ſchuldlos; und wenn Karl Sophien gerettet hat, und uns zuruft: ſteht auf! ſo wollen wir antworten: wir ſtehen ſchon. Wir hofften auf Gott; und fielen nicht. Es gehört Philoſophie dazu, und eine beſſere, als der große Albert hatte, wäre ſie auch, wie man ſagt, eine Wundergabe geweſen. Es gehört dazu ein ſchuldloſes Herz, und Vertrauen auf die Vorſehung. Beides haben wir, Gott ſey Dank! Laßt alſo Karln reiten; er reitet zu einer guten That. Geh, lieber Junge, zu Mühlenberg, und bitte in meinem Nahmen um ſein andres Pferd. Auch ich will nach der Reſidenz. Vielleicht, guter Gott . . .! Gieb mir doch den Ring, Emilie, den kleinen goldnen, mit dem Herzen oben drauf! Ich könnte ihn gebrauchen."

Er nahm den Ring zu ſich, den ihm Hochfeld vor ſeiner Reiſe geſchenkt hatte, und ritt den Weg in die Reſidenz. „Iſt doch," dachte er, als er das Städtchen hinter ſich hatte, „bei ein wenig Ueberlegung das Unglück nur eine Begebenheit, wie das Glück, und der Schmerz nur ein Zuſtand, wie das Entzücken, deſſen Beobachtung Vergnügen erregen kann. Hat ſich ein Unglück ereignet, ſo weiß ich, Karls trüber Blick und Sophiens Thränen werden mein Herz zerſchmelzen, und meiner Seele die Ruhe nehmen. Anſtatt, daß ich als Hausvater ſagen ſollte: tröſtet euch, Kinder! werde ich ſagen: laßt uns ſterben vor Schmerz und Gram!" (Dabei rollten die Thränen ſchon über ſein Geſicht.) „Ich könnte ein wenig an der Zeit rücken, vierzig Jahre vorüber fliegen laſſen, Karln und Sophien auf ihre Sterbebetten oder in ihre Särge legen, und, um mich zu tröſten, ſagen: jetzt fühlt ihr den Schmerz nicht mehr; er iſt mit den Augenblicken verſchwunden. Waren wir nicht damals Thoren, als wir euer Unglück beweinten? Ich könnte ja einen code noir der Gefühle machen, und, wie Ludwig der Funfzehnte ſagte: nous voulons que les esclaves soient reputés meubles; ſo könnte ich ſagen: meine Kinder, ich will eure Thränen nur als Ergießungen der Thränendrüſen betrachten, euer Herz für nichts andres anſehen als für das Druckwerk des Blutes, und euern Schmerz nur für ein Spiel der Muskeln. Das könnte ich wohl; aber ich werde, das fühle ich, das Gegentheil thun: jammern, wo ich tröſten, weinen, wo ich heiter ſeyn ſollte. Ich werde euch nicht in eure Särge legen; ich werde mich ſelbſt in das meinige wünſchen, um nicht Zeuge eurer Schmerzen zu ſeyn." So philoſophirte Herrmann auf der ganzen Reiſe, und ſein Herz wurde darüber ſo weich, ſeine Empfindung ſo wehmüthig, daß er in dem Unglück ſeiner Kinder alle Leiden der Menſchen bejammerte.

Kaum war er in der Reſidenz vom Pferde geſtiegen, ſo erzählte ihm der Hausknecht im Wirthshauſe: es hat ſich ein Unglück ereignet; der Sohn des Miniſters von Hochfeld iſt erſchoſſen. — „Ach, das iſt zu viel, barmherziger Gott!" ſtammelte Herrmann in tödtlicher Angſt. „Wer? wer?" — Man ſagt, der Thäter wäre ein Herr von Lange. Auch iſt er ſchon gebracht, kreuzweis geſchloſſen. Herrmann ſchwankte, und hielt ſich am Sattel feſt, um nicht niederzuſinken. Ich habe ihn bringen ſehen, fuhr der Hausknecht fort: ein hübſcher junger Mann, in einem blauen Rocke. So kraft- und gedankenlos hatte Herrmann ſich nie gefühlt. Er ſtand erſt mitten auf dem Hofe ſtumm, gebeugt, und ſeufzend da; dann fragte er, in welches Gefängniß man den Thäter gebracht hätte, und ging mit langſamen Schritten dahin. Die Todesbläſſe in ſeinem Geſichte zeigte, daß noch immer das erſte Schrecken über die Nachricht bei ihm wirkte, und daß der Schmerz noch nicht eingetreten war.

An der Thür des Gefängniſſes bekam er die Beſtätigung der ſchrecklichen Nachricht, von einer Gerichtsperſon, die ſo eben den Gefangenen verlaſſen hatte. Er bat um Erlaubniß, dieſen zu ſehen; ſie wurde ihm aber verweigert. Nun ſetzte er ſich auf die Schwelle der eiſernen Thür, die zu ſeinem Sohne führte, und legte beide Hände vor die Stirn. Der Kerkermeiſter fragte ihn endlich rauh: was wollen Sie hier? Mit Furchtſamkeit und Angſt antwortete Herrmann: „es iſt mein Sohn!" — Großer Gott! rief der Kerkermeiſter, ergriffen von dem Tone, mit welchem dieſe Worte geſagt wurden. Er ließ den unglücklichen Vater ruhig ſitzen, und warf nur im Vorübergehen mitleidige Blicke auf ihn.

Nach und nach kam der unglückliche Herrmann wieder zu ſich ſelbſt. Er ſtand auf, ſah umher, und betrachtete die feſten Thüren, die

Dank! mein Geliebter! Dieſer Böſewicht hier, (ſie zeigte auf Hochfeld) dieſer elende, verächtliche Menſch, dieſer . . . — Sie wollte fortfahren; aber Hochfeld ſtürzte, außer ſich vor Eiferſucht, auf Karln zu, riß ihn wüthend von Sophien zurück, und befahl ihm, ſogleich das Zimmer und ſein Haus zu verlaſſen. „Sogleich!" ſagte Karl mit einem verachtenden Lächeln, das Hochfelds Zorn noch ſtärker reitzte. Er faßte Sophiens Hand, und ſagte: „komm, liebe Sophie!"

Das Mädchen bleibt hier! rief Hochfeld, und ſtürzte ſich zwiſchen Karln und Sophien. „Das Mädchen geht mit mir!" ſagte Karl, zwar laut, aber kalt, und warf Hochfelden zurück. Hochfeld zog in ſeiner Wuth den Degen, drang auf Karln ein, und verwundete ihn, doch nur leicht, am Arme. Karl ſprang zurück, und rief mit Heftigkeit: „Mörder!" Er nahm ſeine Piſtole aus der Taſche, und hielt ſie Hochfelden vor. Dieſer drang von neuem auf ihn ein, und ſtieß nach ihm. „Mörder!" rief Karl, und drückte ab. Hochfeld ſtürzte nieder, und ſchwamm in Blute. Jetzt drangen Leute in das Zimmer, die der Lärmen ſchon herbei gezogen hatte. Sophie faßte bebend und bleich Karls Hand, um ihn fortzuziehen; er blickte aber bedauernd auf Hochfeld hin, und ging nicht von der Stelle. Ein Bedienter rief zum Fenſter hinaus nach Hülfe, und der Gerichtsverwalter des Dorfes kam. Karl wurde verhaftet, da er ohne Zögern ſagte: ich habe auf ihn geſchoſſen, weil ich mich vertheidigen mußte. Ein Paar Leute holten einen Arzt. Der Gerichtsverwalter ließ, aus Furcht vor dem Miniſter, Karln ſogleich in Ketten legen und ihn mit einer Bedeckung nach der Reſidenz bringen. Sophie ſetzte ſich zu Karln in den Wagen, hing an ſeinem Halſe, und betheuerte, daß ſie mit ihm ſterben wolle. So kamen ſie am folgenden Tage in die Reſidenz.

Sophie wollte das Gefängniß mit ihrem Geliebten theilen; man erlaubte es ihr aber nicht, da der ſterbende Hochfeld ſie vor dem Gerichtsverwalter in Sordingen für gänzlich unſchuldig erklärt hatte. Eben als Herrmann vor die Thür des Gefängniſſes kam, war Sophie weggegangen, um ſich auf dem Schloſſe dem Fürſten zu Füßen zu werfen, den ſie aber nicht antraf.

Herrmann ging zu Hochfeld, und ließ ſich nicht bei ihm melden, da er das Wohnzimmer kannte. Der Miniſter hatte den tiefſten Gram in dem bleichen Geſichte, und ſeine Augen ſtanden voll Thränen über den Verluſt des einzigen Sohnes. Er wendete ſich um, als die Thür aufging, wurde noch bleicher, als er Herrmann ſah, und ſeine Augen fingen an zu funkeln. Was wollen Sie? ſagte er zornig. Fort aus meinen Augen! — Herrmann näherte ſich ihm einen Schritt, blickte wehmüthig auf ſeinen alten Freund, und ſagte ſanft: „ein unglücklicher Vater will einen unglücklichen Vater um Gerechtigkeit bitten."

Die ſoll dem Mörder werden! rief Hochfeld heftig. Gerechtigkeit, unerbittliche Gerechtigkeit! Er hat meinen Sohn ermordet!

„Und iſt unſchuldig."

Unſchuldig? Fort von hier! Ich weiß ſchon, wie unſchuldig er iſt. Ich weiß, wie unſchuldig Sie ſelbſt ſind, rachſüchtiger Menſch! Aber, bei Gott! Sie ſollen lernen, was ein Vater, ein unglücklicher, kinderloſer Vater, kann!

„Ich werde lernen, was ein Menſch iſt, was ein Menſch nur ſeyn darf: gerecht!“

Nun wohl denn! Fort alſo! fort von hier! Dem Mörder Gerechtigkeit und den Fluch eines unglücklichen Vaters!

Jetzt zog Herrmann den Ring vom Finger, und reichte ihn Hochfelden hin. „Gieb mir dieſen Ring, ſagten Sie einſt zu mir in den fröhlichen Tagen unſerer Jugend; gieb mir dieſen Ring, und mein Herz ſoll wieder dein ſeyn!“

Hochfeld riß ihm den Ring aus der Hand, warf ihn zu Boden, und zertrat ihn in dem heftigſten Zorne. Fort! rief er; fort! Verdammt ſey die Stunde, da ich an dieſem heimtückiſchen Herzen lag, das mit ſeinem Haſſe den Mörder meines Sohnes erzog. Fort! — Herrmann faltete die Hände. „Ich liebte ihn,“ ſagte er, halb von Hochfeld abgewendet; „ich liebte ihn immer, liebe ihn noch jetzt. Und führt er den Unglücklichen auf das Blutgerüſt, ſo will ich ihm vergeben, und ihn dennoch lieben! . . . Herr von Hochfeld!“

Jetzt riß der Miniſter Herrmanns Aufſatz, der durch Sophien in ſeines Sohnes Hände gekommen war, aus dem Schreibtiſche, hielt ihm den hin, und ſagte: niedriger Heuchler! Erſt wollten Sie den Sohn mit dem Vater entzweien; dann laſſen Sie ihn ermorden! Ich ſage: fort von hier!

Herrmann ſah den Aufſatz an, und fragte erſtaunt: „was iſt das? Wie ſoll ich das verſtehen? Dieſen Aufſatz ſchrieb ich vor mehreren Jahren für eben das Mädchen, das Ihr Sohn entführt hat.“ Hochfeld nahm ihm den Aufſatz wieder aus der Hand, und riß ihn durch. Herrmann trat ihm aufs neue einen Schritt näher, und ſagte: „Ew. Excellenz ſcheinen mich in einem Verdachte zu haben, deſſen Urſache ich nicht kenne. Aber wäre es auch, ſo hat der Gefangene meine Schuld nicht zu theilen; und da Ew, Excellenz Richter ſind, ſo dürfen Sie nicht Vater ſeyn. Ich verlange, gehört zu werden. Den Vater bedaure ich; aber von dem Miniſter fordre ich Gerechtigkeit.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür. Eine Stimme rief: ich muß ihn ſprechen! und Sophie trat ohne Athem in das Zimmer. Als ſie Herrmannen ſah, ſtürzte ſie in ſeine Arme, und rief: o, nun iſt alles gut! o mein Vater! Er iſt unſchuldig; Karl iſt unſchuldig! Ich bin die Unglückliche, um die er Feſſeln trägt. Herrmann benetzte ſie mit Thränen, und führte ſie dann auf Hochfeld zu. „Wollen Ew. Excellenz das Mädchen hören? Noch weiß ich ſelbſt die näheren Umſtände der unglücklichen Begebenheit nicht.“ — Hier, ſagte der Miniſter, aufs neue gereizt: hier iſt nicht der Ort dazu. Wir werden ſie hören. Aber — ſie iſt frei, da ſie doch einen ſo nahen Antheil an dem Morde hat? Er wollte klingeln. Herrmann trat vor, und ſagte: „Ew. Excellenz, keine unnöthige Grauſamkeit! Hören Sie das Mädchen; und iſt dann noch ein Schein von Schuld da, ſo will ich ſie ſelbſt nach dem Gefängniſſe bringen. Bei Gott, Ew. Excellenz, ich verlange nichts als Menſchlichkeit, oder, was hier daſſelbe iſt, Gerechtigkeit!“

Sophie warf ſich dem Miniſter zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee, und erzählte unter Schluchzen, mit dem unverkennbaren Ausdrucke der reinſten Wahrheit. Hochfeld nahm den Aufſatz auf, zeigte ihn Sophien, und fragte, wie es ſich damit verhalte. Dies, ſagte Sophie, gab ich Ihrem Sohne, als ich ihn noch nicht kannte, und als wir einmal über die Gründe der Tugend ſtritten. Es iſt von dieſem meinem edlen Lehrer geſchrieben. — Wann? — Etwa vor fünf Jahren.

Der Miniſter runzelte die Stirn. Er examinirte Sophien nun genauer über alle Umſtände der Schlägerei, und mußte endlich einſehen, daß Karls Schuß nur Nothwehr geweſen war. Jetzt kam auch der Juſtizrath, der den Gefangenen ſummariſch verhört hatte. Alles ſtimmte wörtlich mit Sophiens Ausſage überein. Hochfeld fing an zu zweifeln; ſein Schmerz wurde aber nun noch größer, da er ſeinen Sohn nicht länger für unſchuldig erklären konnte. Jetzt nahm Herrmann Hochfelds Hand, führte ihn in ein Kabinet, und ſagte mit ſanftem Tone: „ich muß Ihr Herz noch einmal erſchüttern! . . . Es iſt Ihr und Luiſens Sohn!“ — Hochfeld wurde bleich, und ſah lange ſtarr vor ſich hin. Wer? fragte er endlich betäubt — „Der Gefangene iſt nicht mein, er iſt Ihr und Luiſens Sohn.“ Hochfeld zitterte und ſank in einen Stuhl.

Als Herrmann tröſtend zu ihm kam, öffnete er die Arme, und ſagte weinend: lieber Lange! — „Hochfeld!“ rief Herrmann; „erkennſt du mich endlich?“ Sie lagen laut weinend einer an des andern Bruſt.

Endlich fanden ſie wieder Worte. Herrmann erzählte ſeinem Freunde alles, und ſagte dann: „du wirſt ihn auf den erſten Blick erkennen; denn er ſieht dir ſehr ähnlich.“

Jetzt kam ein reitender Bote von dem Wundarzte, der den jungen Hochfeld in Sordingen verbunden hatte; und ſeine Nachricht erregte die größte Freude. Die Kugel war nur durch die Schulter gegangen, und der Arzt wollte für das Leben des Verwundeten ſtehen.

Sophie wartete noch immer mit Angſt im Zimmer des Miniſters, der jetzt ſeine Befehle gab, und dann mit Herrmann wieder zu ihr ging. Nach einer Viertelſtunde wurde Karl in das Zimmer geführt, und Sophie ſank in ſeine Arme. Der Miniſter warf einen Blick auf ihn, ſah die groſſe Aehnlichkeit mit ſeinem andern Sohne, und fiel ihm;

von ſeiner Empfindung hingeriſſen, um den Hals.

Sie blieben die Nacht bei dem Miniſter; denn Caſtran, der von dem Tode des jungen Hochfeld gehört hatte, war nicht zu finden. Ich falle in Ungnade! jammerte er, und ging von einer table d'hôte zu der andern. Hochfeld ſprach nun mit Herrmann von ſeiner Abſicht, ihn wieder empor zu heben. Herrmann ſchüttelte den Kopf. „Laß mich, lieber Hochfeld! Biſt du denn durch dein Amt glücklich? Ich bin es jetzt vollkommen. Mache deinen Karl zum Holz-Inſpektor in meinem Städtchen, und gieb ihm Sophien zur Frau. Meinen Sohn Julius mache zum Commissarius loci; und vermehre ſein Gehalt ein wenig, daß er ſeine Geliebte heirathen kann. Meinem alten Vater gieb ſeine Gnadenpenſion wieder. Das iſt wohl das Wenigſte, was der Fürſt für ihn thun muß, da er im Grunde ſein Vermögen dem fürſtlichen Hauſe aufgeopfert hat. Mir aber, lieber Hochfeld, laß mein unabhängiges Leben und deine Freundſchaft! Bin ich denn jetzt nicht genug? Ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater, ein glücklicher Sohn, und der Freund des erſten Miniſters! . . . Was hat denn nun mein Bruder? Was haben ihm die Intriguen gegen ſeinen Vordermann geholfen? Er ſtieg, wurde von ſeinem Vordermann gefordert, lahm geſchoſſen, und mußte ſeinen Abſchied nehmen. Was hat denn Rolfs? Er will dich verdrängen. Du entdeckſt dem Fürſten ſeine Schurkenſtreiche, und er wird verabſchiedet. Das Vermögen meiner Schweſter iſt verthan, und er laborirt nun am Podagra, an vergeblichen Wünſchen nach ſeiner ehemaligen Größe. Wenn die Tante Flinsberg noch lebte, die würde mir genug in den Ohren liegen, deinen Einfluß zu nützen. Ich thue das ja auch, wenn du meine Wünſche erfüllſt! . . . Hochfeld, es giebt keine andere Größe auf der Erde, als ein ſchuldloſes Herz, und kein anderes Glück, als die Liebe ſeiner Familie!"

Hochfeld erfüllte Herrmanns beſcheidene Wünſche. Julius und Karl wurden an Einem Tage in Herrmanns Wohnorte verheirathet, und der Miniſter war mit ſeinem Sohne, dem man das Geheimniß von Karls Geburt mitgetheilt hatte, zugegen. Caſtran blieb Acciſe-Inſpektor. Als er aber ſeines Schwiegerſohnes vertraulichen Umgang mit dem Miniſter ſah, behauptete er mit Zuverſicht: nun, ſo ſoll man doch ſehen, wie ich noch ſteigen werde!

Eliſabeth erlebte den Hochzeittag nicht mehr; ſie erkältete ſich, als ſie ſchon ſechs Wochen vorher Anſtalten dazu machte, und ſtarb mit einem Verſe auf der Zunge.

Hermanns Familie wurde immer glücklicher, und ſeine Eltern waren noch einige Jahre Zeugen davon. Alle lebten in der ungeſtörteſten Einigkeit; und Hochfeld ſagte jedes Mal, wenn er einige Tage bei Herrmann geweſen war: du haſt Recht, Lange! Es giebt auf der Erde keine andre Größe, als ein ſchuldloſes Herz, und kein andres Glück, als die Liebe ſeiner Familie!

Druckfehler.

Seite 30 Zeile 4 entkomemn l. entkommen.
— 101 letzte Zeile ſoll l. ſollte.
— 107 Z. 10 mir l. mit
— 150 — 3 einer l. Einer
— 308 letzte Zeile möcht l. möchte.
— 438 Z. 4 ihr l. Ihr.

Karl Engelmanns Tagebuch.

Herausgegeben

von

Auguſt Lafontaine.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1800.

Für dieſen Titel wird ein geſtochener, mit einer Vignette von Herrn W. Jury, und ein Kupfer von eben demſelben Künſtler, unentgeldlich nachgeliefert.

Familiengeſchichten.

Von

August Lafontaine.

Sechster Theil.

Karl Engelmanns Tagebuch.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1800.

Das Tagebuch.

Beruf zum Biographen.

Mein Oheim öffnete die Stubenthür, blieb aber auf der Schwelle ſtehen, und ſagte mit einer rauhen Stimme und niedergeſchlagenen Augen: ich wollte nur hören, ob du da des Jungen wegen etwas in der Stadt abzumachen hätteſt. Morgen früh reite ich hin. — „Nein," antwortete mein Vater, und beſah verlegen von allen Seiten ſeine Pfeife, um nicht aufblicken zu dürfen: „nein; der Junge ſoll nun fürs erſte nicht in die Stadt."

Der Oheim ſtand noch immer in der offenen Thüre, rieb die Stirn, ſchüttelte den Kopf, machte langſam, in Abſätzen, die Thür wieder zu, und ging die Paar Stufen davor noch langſamer hinunter. Jetzt ging mein Vater ſchnell an die Thür, riß ſie auf, und blieb gleichfalls auf der Schwelle ſtehen. Eben als der Oheim aus dem Hauſe treten wollte, ſagte mein Vater: „du kannſt in Gottes Namen meinen Rappen nehmen." Der Oheim blieb in der Hausthüre, und mein Vater trat eine Stufe hinunter, zu ihm hin. Beide ſahen einander erſt ſchweigend an, und dann kam der Oheim zurück. Sie gaben ſich, noch immer ſchweigend, die Hände, und gingen nun ſtumm im Zimmer neben einander auf und nieder. Beim Umkehren blickten ſie einander jedes Mal verſtohlen an. Endlich hob mein Vater ſeine Arme; mein Oheim ſtürzte ſich mit Heftigkeit hinein, und es ſchien mir, als ob ſie Beide weinten. Meine Mutter, die in Thränen zerfloß, ſprang jetzt auf, und brachte ihrem Schwager ſeine gewöhnliche Pfeife, die ſchon geſtopft war.

„Iſt wohl zu trocken,“ ſagte mein Vater. „Stopfe andern; denn die liegt da ſchon für dich, ſeit . . . ſeit . . . Stopfe andern!“

Der Oheim behielt aber dieſen, und brummte etwas von Friedenspfeife. (Er war ein Jahr in Amerika unter den Engliſchen Truppen geweſen.) Mein Vater ging noch langſam im Zimmer auf und nieder, und man ſah an den Blicken, die er auf ſeinen Bruder warf, daß er ſich jetzt mit ihm verſöhnte.

Meine Mutter bedurfte nie einer Verſöhnung; ſie rückte ihrem Schwager den Lehnſtuhl zurecht, und holte ihm zu trinken. Der Oheim ſtand mit gerunzelter Stirn da. Ohne Zweifel fühlte er, daß er Unrecht hatte; aber ſein Bruder ſollte dennoch das erſte gute Wort geben.

Stillſchweigend langte mein Vater nun die Bibel in Folio von dem Geldſchränkchen herunter, nahm die Feder, tunkte ein, und fing an zu ſchreiben. Halt, Chriſtian! rief ſein Bruder; eh du ſchreibſt, noch ein Wort! Mein Vater ſchrieb ruhig weiter, bis der Oheim näher kam. Dann ſchob er dieſem die Bibel hin, und ließ ihn leſen: „den 18ten habe ich mich durch Gottes Barmherzigkeit mit meinem lieben Bruder verſöhnt. Ich war zu hart gegen ihn.“ Der Oheim legte die Pfeife auf den Tiſch, und ſagte gerührt: das warſt du nicht, Bruder Chriſtian! Mein Gewiſſen iſt jetzt zuweilen härter gegen mich, als du es geweſen biſt. Ich hatte Unrecht. — „Das hatteſt du,“ antwortete mein Vater zärtlich: „aber ich ſammelte feurige Kohlen auf dein Haupt; und das — es ſteht zwar in der

Bibel; doch es taugt nicht. Ich hatte Recht; ſoll man aber hart ſeyn, wenn man Recht hat?“ Sie drückten einander jetzt ſehr kräftig die Hände, und die Verſöhnung war geſchehen. „Und,“ ſagte mein Vater nun, indem er einige beſchriebene Blätter in der Bibel zurückſchlug: „hier und hier, und wieder hier! Bruder, wenn ich das las, ſo fühlte [illegible] wie hart ich gegen dich geweſen wär.“ [illegible] Schwager, ſagte meine Mutter; ſeitdem Sie wegblieben, hat mein Mann uns alle Tage vorgeleſen, was da von Ihnen ſteht: wie gut Sie gegen ihn geweſen ſind, wie lieb Sie ihn gehabt haben; und dann ſagte er jedes Mal: gegen dieſen Menſchen konnte ich ſo hart ſeyn!

Mein Oheim reichte ſeinem Bruder die Hand. Es war jetzt Dankbarkeit, Liebe, Rührung, was ihn dazu bewog, nicht mehr die Verſöhnung. Indeß nahm er die Pfeiſe wieder, um dieſen ſanſtern Empfindungen, die er nur ſelten hatte, und die eben darum ſein Herz zu ſehr erweichten, ein Ende zu machen. Du ſchreibſt noch immer eine ſchöne

Hand, Chriſtian, ſagte er, und blätterte hinten in der Bibel, in die mein Vater alles Merkwürdige ſeines Lebens aufzeichnete.

„Und doch," antwortete mein Vater, und wurde blutroth vor Scham; — „und doch ſchreibe ich zuweilen mit zitterndem Herzen, wenn ich leſe, was ich geſchrieben habe. Aber für kein Rittergut wäre mir die Bibel feil." Mein Oheim lächelte. „Ja, Bruder," fuhr mein Vater fort; „denn trifft mich ein Unglück, das mir zu ſchwer ſcheint, ſo leſe ich, wie mir Gott geholfen hat, ehe ich es dachte, z. E. Anno 60 oder 64. Sieh, dann faſſe ich Muth, und ſage freudig: Amen! Oder überläuft mich einmal der Zorn, wird mein Unmuth giftig, und leſe ich dann, wie viel die Menſchen mir vergeben mußten, wie viel Kreuz und Freude dazu gehörte, ehe ich ſo gut wurde, wie ich jetzt bin — und wie gut bin ich denn? — ſieh, ſo vergeht mir Gift und Galle; ich beuge mich vor Gott und auch vor Menſchen. Meinem Feinde kann ich die Hand drücken, und das von Herzen, auch wenn ich Recht habe. Anfangs" — der Oheim [illegible] ſich — „Anfangs ſchrieb ich: den und den war Hagelſchlag, oder der Sturmwind riß mir die Scheune nieder, oder der Wetterſtrahl ſchlug hier ein; aber an meinen Zorn, der ſchlimmer war, als der Sturmwind, und meinem Nachbar einen ganzen fröhlichen Tag oder eine fröhliche Woche einriß, oder an meine Härte, womit ich einem Armen ſeine Hoffnung niederſchlug — daran dachte ich nicht. Als ich das Bein brach und vier Wochen liegen mußte, kam ich zur Erkenntniß, daß in unſrer Bruſt, ſo klein ſie auch iſt, mehr Stürme, Gewitter, Hagelſchläge und Wolkenbrüche ſind, als am ganzen großen Himmel. Seitdem ſchrieb ich, Bruder; und der Stürme, der Gewitter ſind bei mir doch weniger geworden. Den Paar Blättern habe ich viel zu verdanken!"

So zum Exempel, daß ich wieder hier ſitze und meine Pfeife rauche, ſagte mein Oheim mit Schamröthe.

„Gott behüte!" rief mein Vater. „Daß ein Bruder bei dem andern ſitzt, dazu bedarf es keines Schreibens; aber daß meine Härte dich nicht wieder von hier vertreiben ſoll, das habe ich gelernt, als ich aufſchrieb, wie es kam, daß du zornig das Haus deines Bruders verlaſſen mußteſt. Nein, dieſe Bibel ſoll der Junge da (er zeigte auf mich) nach meinem Tode erben. Und verſprich mir, lieber Junge, daß du die leeren Blätter alle vollſchreiben willſt mit dem, was du Gutes und Böſes thuſt. Verſprich es mir!"

Mein Vater war aufgeſtanden; ſein Auge funkelte, ſeine Stimme war feierlich geworden. Auch der Oheim ſtand auf, und legte die Pfeiſe nieder; meine Mutter ſtand auf, und faltete die Hände. Die Scene, wobei Alles ſtill war, hatte für mich etwas Feierliches. Ich kam hinter dem Tiſche hervor, und gab meinem Vater die Hand. Er nahm bei meinem Handſchlage die Mütze ab. Dann reichte mein Oheim mir die Hand. Meine Mutter küßte mich mit weinenden Augen. Amen! ſagte mein Vater; auch mein Oheim und meine Mutter ſagten Amen! Ich ſtand mitten im Zimmer, mitten zwiſchen ihnen Dreien. Nie habe ich nachher wieder eine ſo feierliche Stunde gehabt; es war mir, als würde ich zu einem wichtigen Amte eingeführt.

Eine Minute währte das Schweigen nach; dann nahm mein Oheim ſeine Pfeiſe wieder, und mein Vater legte die Bibel auf den Geldſchrank.

Und ich wollte, es würde gedruckt, ſagte mein Oheim laut. „Möchte es doch!“ erwiederte mein Vater. — Wer weiß? ſetzte mein Oheim hinzu, und ſah mich dabei an. In demſelben Augenblicke füllten ſich ſeine Augen mit Thränen; er ſtand auf, und verließ, die Hände ringend, das Zimmer. Mein Vater folgte ihm weinend. Ich dachte an nichts. Schon die Vorſtellung, daß auch ich einmal meinen Lebenslauf in die Bibel ſchreiben ſollte, hatte mein Gefühl ſehr gehoben; die aber, daß er gedruckt werden könnte, brachte alle Schwingungen meiner kindiſchen Phantaſie in Bewegung. Dieſer Gedanke verließ mich nie wieder; und als ich das nächſte Mal in die Stadt kam und mit meinem Oheim (ich bat ihn mit Thränen darum) eine Drukkerei beſuchte, ging ich ſtolz zwiſchen den Preſſen hin und her. Ach, ich ahnete nicht, mit welchem gedrückten Herzen ich oft die Feder würde ergreifen müſſen, um ein Thränenſtück aus meinem Leben niederzuſchreiben! Bei allen meinen Handlungen war ich mir immer bewußt, ſie würden einmal gedruckt werden, und das gab ihnen eine gewiſſe Haltung, etwas Feierliches, etwas Geſchliffenes. Ich achtete mehr auf mein Inneres, — auf die Gewitter, auf die Stürme in meiner Bruſt, wie mein Vater ſie nannte —; ich achtete mehr auf die Menſchen um mich her, weil ſie in meinen künftigen Lebenslauf gehörten. So lebte ich gleichſam nur, um ſchreiben zu können. Mein wirklicher Lebenslauf war, möchte ich ſagen, nur ein Mittel zu meinem Zweck, dem beſchriebenen. Ich las alle Bücher, die mir in die Hände fielen, lernte Stellen, die mir ſchön klangen, auswendig, um ſie einmal wieder zu gebrauchen, und merkte mir Situationen, die ich intereſſant fand, um ſie irgend einmal in meinem wirklichen Leben zu erſchaffen, damit ich ſie beſchreiben könnte. So hätte ich können ein

Heuchler werden; und in einem gewiſſen Sinne war ich es auch. Aber nie kam ich auf den Einfall, etwas ſagen zu wollen, das ich nicht gefühlt hatte.

Schon damals — ich war gerade zwölf Jahre alt — merkte ich, daß eine Biographie durch Leiden intereſſant wird. In meinen froheſten Stunden wünſchte ich mir daher alles mögliche Unglück, um durch die Beſchreibung deſſelben recht viele Augen naß machen, recht viele Herzen brechen zu können. Ach, als die Leiden kamen, dachte ich nicht mehr an fremde Herzen; denn mein eigenes brach. Aber der Gedanke an die Beſchreibung einer ſolchen bittern Stunde, der mich nie verließ, gab mir dennoch einen Muth, der tauſend Andern fehlen würde. Dem Buche, das ich ſchreiben wollte, habe ich viel zu verdanken. Ich lebte nicht, wie andere Kinder, in den Tag, ſondern in meine Biographie hinein; und wie andere Menſchen unbezweifelt das Recht haben zu leben, ſo habe ich das Recht zu ſchreiben, ſo gut oder ſchlecht ich kann.

Die Brüder.

Mein Vater und mein Oheim liebten einander, wie Brüder ſich ſelten lieben; und dabei hatten ſie eine ſo zarte Achtung für einander, wie ſie noch ſeltener gefunden wird. „Das macht," ſagte mein Vater, „wir haben Beide mit einander Elend und Leiden getragen; und die ſind ein guter Kitt für die Herzen. Wir haben erfahren, was es hilft, wenn man feſt zuſammen hält; und das erfährt der Menſch nur im Unglück."

Sie waren die Söhne eines Landſchulmeiſters. Im Kriege wurde das Dorf, worin ihr Vater wohnte, ganz abgebrannt, und nun flüchtete er ſich mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Söhnen. Eine Zeitlang irrten ſie auf dem ſchrecklichen Schauplatze des Krieges hin und her, um ihrem Dorfe nahe zu bleiben; aber das Elend folgte ihnen auf jedem Schritte.

In dieſem Meere von Jammer, in dieſem furchtbaren Zuſtande, wo das Unglück noch größer war, als jede Beſorgniß davor, wo alle Hoffnungen zerſtört wurden, drängten ſich dieſe vier Menſchen deſto enger in Liebe zuſammen. Die ſchmerzlichen, troſtloſen Blicke der Mutter, und ihre ſtummen geduldigen Seufzer, die allein ſie dem Zorne des Schickſals noch entgegen ſetzte; der finſtre, ungeduldige Kummer des Vaters, der das brechende Herz ſeiner Frau mit erlogenen Hoffnungen zu tröſten vermeinte, und die ſchwerere Hälfte des Unglücks, die Furcht vor jedem kommenden Morgen, allein trug: das machte die Herzen der Söhne weich. Als aber die Mutter, von dem langen Elende verzehrt, todt vor ihnen lag; als der Vater, er, der ſeine Frau ſo zärtlich liebte, jetzt wahrhaft froh ausrief: Gott Lob! und als dennoch der Gram über den gewünſchten Tod ſeiner Frau auch ſein Herz langſam zerdrückte; als beide Söhne nun an ſeinem Grabe ſtanden, und daran dachten, daß ſie jetzt nur noch allein leiden konnten: da bekamen ihre

Herzen eine ruhige Unbeugſamkeit, einen ſanften Troß gegen das Unglück des Lebens. Der ältere Bruder ſetzte ſich auf das Grab, und ſagte mit Stärke: Chriſtian, das Uebrige hat nun nichts zu bedeuten! Ich weiß auch nicht einmal recht, was uns gefehlt hätte. Wir haben doch nothdürftig zu eſſen gehabt, ein Obdach meiſtens auch. Und jetzt, da ich nicht mehr die bleichen Geſichter, die naſſen Augen und das Händeringen unſerer Eltern ſehe, jetzt mag es kommen, wie es will. Sieh, ich habe ſeit vorgeſtern, da der Vater ſtarb, recht eigentlich darüber nachgedacht. Die Furcht vorher iſt das Unglück; weiter nichts. Fidel da hat alles Unglück mit uns ausgehalten, gehungert, wenn wir nichts hatten; und doch hüpfte und ſprang er, ſobald er ſatt war, bloß weil er ſich vor morgen nicht fürchtete. Trockne dir die Augen, Chriſtian. Gott Lob! wollen wir ſagen, und gehen. Wir Beide werden es wohl aushalten.

Sie ſagten Beide: Gott Lob! und giengen muthiger und ſtärker in das Dorf zurück, worin ihr Vater geſtorben war. Am folgenden Morgen ſetzten ſie ihre Reiſe in gerader Richtung fort, anſtatt daß ſie ſich ſonſt immer in einem Kreiſe um das väterliche Dorf gedrehet hatten. Der ältere Bruder, mein Oheim, fand bald ſein Unterkommen als Knecht bei einem Bauer; mein Vater, der ein Jahr jünger war, wurde auf einem adeligen Gute in eben dem Dorfe Bedienter der Bedienten. Sie brauchten ihn Theils zum Laufen in die nahe Stadt, Theils zu mancherlei kleinen Geſchäften des Hauſes; und als man zufällig erfuhr, daß er rechnen und ſchreiben konnte, ließ ihn auch der Verwalter Rechnungen abſchreiben. Nach einigen Jahren wurde mein Vater ordentlich als Schreiber angenommen; mein Oheim aber, dem das Leben als Knecht nicht gefiel, ließ ſich von einem Hannöveriſchen Unterofficier, der in dem Dorfe Verwandte hatte, anwerben. Er freuete ſich ſehr über ſeinen neuen Stand; denn Soldat zu ſeyn, war immer der Wunſch ſeines unruhigen Temperaments geweſen. Aber dennoch hätte er ſich beinahe wieder anders beſonnen, weil er ſich von ſeinem Bruder trennen ſollte. Die ganze Erbſchaft von den Eltern, Fidel, behielt mein Vater; er mußte aber dafür durchaus die Hälfte von dem Handgelde ſeines Bruders annehmen. Du ſollſt ihn nicht allein ernähren, Chriſtian, ſagte mein Oheim hitzig. Er iſt mein ſo gut wie dein; und ich nähme das Thier mit, wenn es ſich nicht ſo an dich gewöhnt hätte. Mein Vater mußte nach einem zärtlichen Streite nachgeben. Er begleitete ſeinen Bruder einige Meilen, und dann nahmen ſie ſo wehmüthig von einander Abſchied, daß der Unterofficier dadurch gerührt wurde.

Das Schickſal ſchien ſich mit ihnen ausgeſöhnt zu haben. Mein Vater wurde Verwalter des adeligen Gutes, heirathete dann die einzige Tochter eines Freiſaſſen (meine Mutter), und erbte nach dem Tode ſeines Schwiegervaters deſſen nicht ganz kleines Gut. Auch mein Oheim, welcher Wachtmeiſter geworden war und ſich in Amerika ein kleines Vermögen geſammelt hatte, heirathete ein wohlhabendes Mädchen, nahm nach dem Tode ſeiner Frau den Abſchied, zog mit ſeiner einzigen Tochter, Suschen, in unſer Dorf, und kaufte ein kleines Gütchen, deſſen Ackerbau mein Vater beſorgte, da er ſelbſt nur die Blumenzucht in einem Gärtchen trieb, das ſeine ganze Freude ausmachte, ſo wie meines Vaters Steckenpferd die leeren Blätter in der Bibel waren.

Beide Brüder liebten einander noch immer mit jugendlicher Zärtlichkeit. Mein Vater ſtand ganze Stunden mit ſeinem Bruder an dem Amphitheater voll Blumen in deſſen Gärtchen, und ließ ſich die Namen aller von oben bis unten vorleſen. Die ſchönſte Aurikel hieß, troß dem Blumen-Katalogus, immer: Chriſtian; mein Vater hätte aber dennoch die Namen aller angehört, wenn auch nicht Eine ſo geheißen hätte. „Was gehen," ſagte er, „mich die Namen an, die mein Bruder ſelbſt nicht verſteht! Ich halte mich an die frohen Blicke, mit denen er ſie mir hernennt. „Seid fröhlich mit den Fröhlichen!" heißt es." Wenn dann mein Vater dagegen die Blumen ſeines Lebens, die fröhlichen Tage, die er erlebt hatte, aus der Bibel der

Reihe nach vorlas, ſo hörte der ungeduldige Wachtmeiſter lächelnd zu, und ſagte weiter nichts, als daß er zuweilen, wenn mein Vater feierlich anfing, „den 19ten Mai,“ etwas leiſe einfiel: an dem Tage blühete die Prinzeſſin von Oranien auf! Das war ein Paar Male geſchehen; und mein Vater ſagte: „warum ſoll der gute Wachtmeiſter das nur flüſtern? Zwar ein vergnügter Tag iſt mehr als eine Blume; indeß ...“ — Er nahm die Bibel und ſchrieb: „den. 19ten Mai blühete zu meines Bruders und unſer Aller Freude die Prinzeſſin von Oranien auf.“ . Mein Oheim empfand die zarte Liebe ſeines Bruders, und ſprang, als er das zum erſten Male leſen hörte, mit funkelnden Augen auf. Er reichte meinem Vater, mit Thränen in den Augen, die Hand, und ſeine Blumen erhielten jetzt Namen von den Begebenheiten, die in beiden Familien vorfielen. So flochten die beiden wohlwollenden Herzen fremde Freuden durch ihre eigenen, und waren glücklicher, als vorher. Ach, warum ſieht der Menſch ſo kalt, ſo ohne Theilnahme, die Freude des Andern? Warum wollen wir nur unſre Spielereien, unſre Beſchäftigungen für ernſthaft, für beglückend halten? warum nicht den Menſchen lieben, um durch ihn glücklich zu ſeyn? — Waren denn die glücklichen Tage meines Vaters etwas anders, als Blumen, welche blühen und welken?

Suschen.

Mein Oheim hatte eine einzige Tochter, Suschen; und über ſie war der Zank zwiſchen ihm und meinem Vater entſtanden. Bis in ihr zwölftes Jahr, da ihr Vater zu uns zog, hatte er ihr in Hannover eine ſtädtiſche Erziehung geben laſſen; und da er ſie unbeſchreiblich liebte, ſo gab er ihr auch auf dem Lande mancherlei Putz, der ſie vor allen Bauermädchen auszeichnete. Sie beſorgte die kleine Haushaltung ihres Vaters, und wuchs unter ſeinen Blumen, die ſchönſte von allen, auf. Mein Vater hatte eine hohe Meinung von ihrem Geiſte; das zeigt ſein

Tagebuch, worin er ihrer von Jahr zu Jahr mit immer größerer Zärtlichkeit erwähnt. Kurz, wir liebten ſie Alle; und hatte ihr Vater eine Blume von dem glänzendſten Weiß und einem ſanften Roth, ſo nannte er ſie (doch nur vor ſich, oder höchſtens gegen ſeinen Bruder): Suschen; hütete ſie vor jedem Inſekt, und begoß ſie immer ſelbſt. Er theilte ſogar ſeine Blicke zwiſchen der Tochter und den Blumen, wenn ſie mit ihm im Gärtchen umherging. Doch betrachtete er ſie nur verſtohlen mit zärtlicher Aufmerkſamkeit; denn der ſeltſame Mann glaubte, es ſchade ſeinem väterlichen Anſehen, wenn er ſeine Tochter merken laſſe, wie ſehr er ſie liebte. So betrug er ſich denn kalt, gebieteriſch gegen ſie, und ſchien ſeine ganze Vaterzärtlichkeit auf die Blume zu wenden, die ihren Nahmen hatte. Verſah ſie eine Kleinigkeit, ſo redete er in einem rauhen Tone mit ihr, um ſich nichts zu vergeben; dann ſuchte er aber ſogleich einen Menſchen auf, gegen den er ihr eine Lobrede halten konnte, um das Unrecht, das er ihr gethan hatte, wieder gut zu machen.

Suschen liebte ihren Vater; ſie zitterte aber vor ihm und vor dem Ernſte, den er ihr immer zeigte. Dagegen hatte ſie zu meinen Eltern das ſüßeſte, kindliche Vertrauen. Kam mein Oheim bisweilen dazu, wenn ſie meinen Vater zärtlich umarmt hielt, ſo ſah er das mit einem fröhlichen Neide, und hätte viel darum gegeben, daß Suschen ſich nur Einmal ſo an ſeinen Hals gehängt hätte. Er näherte ſich ihr dann behutſam, und ſtreichelte ihr mit Blicken voll inniger Liebe die Wangen; das war aber alles, und er trat dann ſogleich vor ein Fenſter, weil er ſein Herz zu ſchwach werden fühlte. Suschen, die nun ſogleich ihre Unbefangenheit verlor, ging aus dem Zimmer, und Alles blieb, wie es geweſen war.

Mein Oheim hörte von Herzen gern aus dem Tagebuche meines Vaters ein Stück vorleſen, das Suschen betraf, und ſaß dann immer mit Blicken eines Seligen da; aber er ſelbſt lobte ſie gegen meinen Vater nicht, obgleich wohl einmal gegen Andre. Zuweilen brachte er indeß meinem Vater Nachrichten für ſein

Tagebuch, ſo ungeduldig er auch ehemals beim Vorleſen geweſen war. Es iſt doch, ſagte er bei dieſer Gelegenheit einmal, eine hübſche Sache um eine ſolche Schreiberei. Gerade wie mit meinem Blumenbuche, Christian. Ich klebe Blätter von meinen ſchönſten Blumen hinein, und da weiß ich nach Jahr und Tag noch, wie vergnügt ich geweſen bin, und freue mich noch einmal, wenn ich das Blatt anſehe, wie du dich freuſt, wenn du lieſeſt, welche frohe Tage du gehabt haſt. Gerade eben ſo!

„Mehr, Jakob!" erwiederte mein Vater ſanft; „denn ich ſchreibe auch die unglücklichen Tage auf. Es iſt ganz anders."

Mein Oheim wollte ſein Blumenbuch nicht gern ſinken laſſen, und doch fand er nichts, wodurch er es hätte retten können. Er ſann darüber nach. Ich möchte, fing er nach einer Pauſe auf einmal an, ein ſolches Buch doch nicht führen! — Mein Vater lächelte. — Nein, nein, ſagte mein Oheim hitzig; nicht, als wollte ich es herunterſetzen, ſondern — Sieh, Bruder, wenn dein Junge einmal einen ſchlechten Streich beginge, oder es fiele etwas in unſrer Familie vor, das — Gott verhüte es! — uns Schande machte; ſo wäre dein Buch zu Ende, oder du müßteſt lügen und heucheln. Ja; du haſt gut ſchreiben! Unſre Eltern waren unglücklich, aber gute Menſchen; das kann die ganze Welt wiſſen. Ich, du, und deine Frau, — was thun wir, das nicht die ganze Welt erfahren könnte? Deine Kinder und mein Suschen — Gott erhalte ſie dabei! — ſind gut und fromm. So lange alles in Ehren zugeht, ſo lange ſchreibſt du wohl, und denkſt: mag es doch jeder leſen. Wenn aber, zum Exempel, dein Junge ein Betrieger würde, oder mein Suschen liederlich. Gott bewahre und behüte! daran mag ich nicht einmal denken. Ich könnte den umbringen, der mich nur darauf anſähe; aber nun gar aufſchreiben!

Mein Vater antwortete nicht eine Sylbe; an dieſen Punkt hatte er nie gedacht. „Du haſt Recht, Jakob!“ ſagte er endlich; „und könnte ſo ein Fall einmal kommen, ſo würde der Tod mir das Schreiben wohl verwehren.“

Beide ſaßen nun ſtill. Gott gebe, ſagte mein Oheim, daß du bis an deinen Tod ruhig fortſchreiben kannſt! — Das gebe Gott! wiederholte mein Vater. Bei aller Sanftheit hielt er doch eben ſo ſtreng auf Familien-Ehre, als der Wachtmeiſter. So viel ſie von ihren Vorfahren wußten, hatte nie einer von ihnen etwas Schlechtes begangen. Dieſen Ruhm ſuchten ſie zu erhalten; aber, ach! ſie ſollten ihn nur zu bald verlieren.

Suschen traf das ſchreckliche Loos, ihn zu vernichten. Sie war in einem Alter von ſiebzehn Jahren ein ſehr ſchönes Mädchen; und es hatte ſich auch eine Veränderung mit ihr ereignet, die Niemand begreifen konnte. Ihre Sprache wurde auf einmal ſchön; ſie drückte ihre Gedanken mit Worten aus, die ſie in ihrem Umgange nicht gelernt hatte. Ihr Weſen bekam etwas Feſtes, etwas Erhabnes. Die kindiſche Heiterkeit, die laute jauchzende Fröhlichkeit hörte auf, und in ihre Stelle trat eine heitre Ruhe, eine beſcheidne, edle Würde. Sie erfüllte jetzt die Pflichten der Haushaltung mit muſterhafter Sorgſamkeit. Dann übte ſie ſich bis in die Nacht im Schreiben; und was ſie ſchrieb, erregte die Bewunderung meines Vaters: ſo einfach ſchön, ſo voll edler Gefühle war es. Sie ſchien von einem Zaubergeiſte beſeelt zu ſeyn, und wurde jetzt der Stolz ihrer Verwandten, das Glück meines Vaters. Man behandelte ſie mit einer ganz unfreiwilligen Achtung; ſelbſt ihr Vater nahm einen ſanften und gütigen Ton gegen ſie an. Ich liebte ſie: denn ſie unterrichtete mich im Leſen und Schreiben; und noch jetzt bringt das Andenken an ihren Unterricht, an die ſanfte Rührung, mit der ſie zu mir ſprach, alle Saiten meiner Seele in Bewegung. Ach, warum konnte ſie nicht glücklicher ſeyn, da ſie ſo gut war!

Mein Vater und ſein Bruder unterredeten ſich faſt immer von Suschen, und zerbrachen ſich die Köpfe über die Urſache der Veränderung, die jedem an ihr auffiel. Sie hatte zwar wohl beſſeren Unterricht gehabt, als die Bauermädchen; doch das war ja ſchon lange her. Chriſtian, ſagte mein Oheim endlich; Pflege und ſorgſame Wartung bringen oft die herrlichſte Blume mit wunderſchönen Farben hervor. Mein Vater ſchüttelte den Kopf ein wenig; indeß beſtritt er den Satz nicht, weil mein Oheim ihn mit triumphirender Miene geſagt hatte: denn er konnte es nicht über ſein Herz bringen, irgend eines Menſchen Triumph zu verderben, ſo ſehr er auch die Wahrheit liebte. Er geſtand in ſeinem Tagebuche ſehr ehrlich, daß er den Grund nicht wiſſe; und das will in einem Tagebuche, welches dazu beſtimmt iſt, einmal in andre Hände zu kommen, ſehr viel ſagen.

Nach einiger Zeit verlor ſich Suschens heitre Ruhe mit der ſchönen Röthe ihrer Wangen, und ihr Weſen bekam etwas Geſpanntes. Sie war gegen uns Alle verlegen, finſter, mißtrauiſch, ängſtlich. Zuweilen, wenn ſie allein war, ſtanden ihre Augen voll Thränen, und ſie erröthete, wenn ihr oder mein Vater die Worte: „unſre Familie,“ ausſprach. Man ſuchte auch die Urſache dieſes geheimen Kummers, fand aber keine; und weil man keine fand, beruhigte man ſich, ob gleich gerade das meine Verwandten am meiſten hätte beunruhigen ſollen. Nur meine Mutter wurde nicht ruhig, weil ſie gegen die Thränen und die blaſſe Farbe des geliebten Mädchens weicher war, als die beiden Männer. Sie befragte Suschen, erfuhr aber nichts. Nun ſpürte und forſchte ſie heimlich, vermuthete, fürchtete, und zitterte zu vermuthen, was ſie ſchon errieth. Aber ſie irrte ſich nicht: Suschen war ſchwanger.

Das ſagte ſie Suschen, als ihr Vater eben nach Herrnhauſen gereiſt war, auf den Kopf zu. Suschen ſank bleich und zitternd zu ihren Füßen hin, und umſchlang ihre Kniee mit beiden Armen; doch zu einer weitern Erklärung war ſie durchaus nicht zu bringen. Meine Mutter kam todtenbleich zu Hauſe, und fragte mich mit bebender Stimme, ob der Vater allein ſey. Ich wurde blaß, als ich dieſe Töne hörte; denn ſie hätten jedem Ohr ein Unglück angekündigt. Sie ging, wahrſcheinlich um zu überlegen, wie ſie meinem Vater die Nachricht beibringen ſollte, erſt eine halbe Stunde im Garten auf und nieder; dann trat ſie gefaßter zu meinem Vater in das Zimmer.

Er las gerade mit herzlichem Vergnügen in ſeinen beſchriebenen Blättern. Sie ſetzte ſich, und ſeufzte dreimal, immer lauter. „Nun?“ fragte mein Vater, und ſah ſie an. — Wenn das mit dem Kinde, dem Suschen, nur gut geht! ſagte ſie, und ſchüttelte den Kopf. — „Hm! das wird ſich geben,“ erwiederte mein Vater, und wollte fortleſen. Sie hob wieder an, und hielt eine lange, verwirrte Rede: wie leicht der Menſch fehlen könne, und daß in der Bibel ſtehe, vergebet, ſo wird Euch vergeben. Mein Vater hörte halb, und las halb; darum begriff er nichts von dem, was ſie ſagte, bis ſie endlich, weil ſie ſeine Aufmerkſamkeit nicht anders zu feſſeln wußte, damit ſchloß: ich weiß nun, warum das arme Mädchen ſich ſo abgrämt.

„So?“ ſagte mein Vater höchſt neugierig. Er rückte ſchon das Tintenfaß, und nahm die Feder, um ſogleich die Urſache von Suschens Kummer in die Bibel zu ſchreiben. „Nun, ſo ſag doch her!“ Meine Mutter machte wieder einen langen Eingang, den er aber überhörte, weil auch er in Gedanken einen zu dem machte, was er ſchreiben wollte. Indeß, da mein Vater ſie dabei ſtarr anſah, und einige Male mit dem Kopfe nickte, ſo glaubte ſie, er wäre genug vorbereitet, und antwortete auf ein „Nun?“ von ihm: Suschen, Gott erbarme ſich! iſt ſchwanger.

Mein Vater ließ die Feder aus der Hand fallen, und ſaß bleich, ohne Bewegung, da. Er hob nun langſam ſeine Hand gegen die Stirn, als wollte er die ſtarren Augen bedecken. Furchtbar fing die gehobene Hand an zu zittern, und das bleiche Geſicht wurde immer bleicher. Meine Mutter fuhr ſchreiend auf ihn zu, rieb ihm die Stirn, ſchluchzte dabei, und verwünſchte Suschen. Je weicher ſie gegen ihren Mann wurde, deſto härter wurde ſie gegen das arme Mädchen. Mein Vater erholte ſich nach und nach. „Schwanger?“ ſtammelte er, und hob an laut wie ein Kind zu weinen. Dann fiel er in ein tiefes Nachſinnen, und legte die Stirn in ſeine Hand. Meine Mutter redete ihm zu. Lieber Mann, ſagte ſie zärtlich: denke doch nur, was du uns ſo oft vorgeleſen haſt, von Anno 60. Haben wir da nicht mit Gottes Hülfe überwunden? Er ſchüttelte den Kopf. Komm her, fuhr ſie fort; ich will dir aufſchlagen, was du ſchriebſt, und was ich niemals angehört habe, ohne für jedes Unglück Troſt daraus zu ſchöpfen. Sie zog die Bibel zu ſich, ſchlug das Jahr 60 darin auf, rückte ſie ihm hin, und ſagte: ſieh, lieber Chriſtel, hier! Lies doch: der Herr hat's gegeben, der . . . —

„Das hat der Herr nicht gegeben!" ſagte mein Vater troſtlos, und faltete die Hände. Seine Blicke fielen auf die geliebte Bibel. „O," rief er, von Schmerz durchdrungen, indem er das Ende ſeines Tagebuches aufſchlug und den unbeſchriebenen Raum des Blattes betrachtete: „o, ich dachte, von nun an ſollte die Freude meine Feder führen. Mit Dankgebeten habe ich ſonſt die leeren Blätter angeſehen; und nun? und nun? Ach, wenn ich die Feder in Blut und Thränen tauchte, ſie könnte doch das Elend, das jetzt angeht, nicht ſchildern! Was habe ich noch zu ſchreiben?

O, guter Gott! was? Suschen eine . . . ! . . . Mein Bruder! ach, mein armer, armer Bruder! des Todes vor Schrecken und Angſt, ich! ich! wir Alle! Für jeden von uns kann ich nur ein Kreuz hieher ſetzen; denn das iſt unſer Aller Tod." Bei dieſen troſtloſen Ausrufungen benetzte er die aufgeſchlagenen Blätter mit Thränen. Meine Mutter wollte ihm das Buch wegziehen; er ſagte aber: „laß, laß! Thränen gehören auf dieſe Blätter; ſonſt nichts als Thränen. O, es iſt vorbei! es iſt gewiß vorbei!" Mit einer Art von Heftigkeit ergriff er die Feder wieder. „Die gottloſe Seele!" rief er und tunkte ein. „Nein, fluchen will ich ihr nicht! Ich habe ſie in dieſem Buche ſo oft geſegnet!" Mit der Röthe des Zorns auf den Wangen, ergriff er jetzt die Feder zum zweiten Male. „Suschen," ſchrieb er mit großen Buchſtaben in die gefallenen Thränen; . . . die Buchſtaben verlieſen. „Recht ſo!" ſagte er, und nun ſchrieb er unten hin: „trauriges Ende unſeres Glückes und dieſer Blätter." Nach einer Pauſe ſchlug er die Bibel zu, gab ſie, die größte Freude

ſeines

ſeines Lebens, meiner Mutter, und ſagte: „trag ſie auf die Hinterkammer, und leg das Kleidchen unſers ſeligen Wilhelms darüber. Es iſt vorbei!"

Meine Mutter gehorchte, und dankte Gott, daß er wenigſtens zürnen konnte; ſie kam indeß ſogleich wieder, um mit ihm abzureden, was mit Suschen werden ſollte. Aber noch brannte der Zorn meines Vaters zu heftig. „Was werden!" ſagte er. „Sie iſt, was ſie werden wollte. Nie ſoll ſie mir wieder vor das Geſicht kommen, ſo wenig wie die Bibel. Und ich ſage dir, Frau," — ſetzte er befehlend hinzu — „du ſollſt kein Wort mit ihr reden." Meine Mutter erwiederte: wie du willſt, lieber Mann. Aber dein armer Bruder, und ſeine ſchreckliche Hitze! Wenn nur nicht noch ein größeres Unglück geſchieht, das wir verhüten könnten! Meine Mutter redete fort, und meines Vaters Zorn verflog unter ihren ſanften Vorſtellungen und Bitten. Er übernahm es, ſeinem Bruder die ſchreckliche Nachricht anzukündigen, ſobald er käme; und ſchon morgen wurde er erwartet. Suschen ſollte ſo lange in unſerm Hauſe verſteckt bleiben, bis die erſte Hitze ihres Vaters vorüber wäre.

Am folgenden Morgen früh holte meine Mutter Suschen zu uns ab, und führte ſie oben in das Haus, auf die Hinterkammer, die über unſrer Wohnſtube lag. Mein Vater war höchſt erbittert, und wollte ſie nicht ſehen; doch ihre Fußtritte, die er über ſich hörte, (ſie ging auf und nieder) beſänftigten ihn nach und nach. Er ſuchte das zu verbergen; aber doch warf er von Zeit zu Zeit unruhige Blicke an die Decke. Als Suschen ſchneller und unruhiger ging, wurden auch ſeine Blicke nach obenhin ängſtlicher, und er ſeufzte. „Ich kann hier unten nicht aushalten,“ ſagte er zuletzt, und ging hinaus. Aber er war ſogleich wieder da, und als er Suschen nicht mehr hörte, ſagte er ſehr ängſtlich: „ſieh einmal nach. Es iſt ſo ſtill oben, und“ — (ſtockend, als ſchämte er ſich) — „rede ihr zu, und ſag, ich laſſe ſie — grüßen.“

Der Vater.

Auf einmal hörten wir die Stimme des Wachtmeiſters vor unſerm Fenſter. Er hatte einen Boten bei ſich, der allerlei Gewächſe trug, rief uns nur zu: guten Morgen! und eilte vorüber. Mein Vater wurde bleich, nahm aber ſeinen Hut, ging ihm nach, und traf ihn ſchon in ſeinem Garten. Chriſtian! rief der Wachtmeiſter ihm mit funkelnden Augen entgegen: in Herrnhauſen — nein, du haſt noch nichts geſehen! Da giebt es Blumen! das hier iſt alles nichts! Aber ich habe auch mitgebracht, für mein Gewächshäuschen. Ich will noch meine Kammer dazu nehmen; kann ich doch in der Stube ſchlafen! Erſtlich, ſieh hier, ein Rhododendron, blühet hochroth, und hält im Winter aus; und dann —

Mein Vater unterbrach ihn; aber der Wachtmeiſter zog den Rock ab, und ergriff den Spaten, um ſeine neuen Pflanzen in den Boden zu bringen. Ferner habe ich drei Oenotheren, lieber Chriſtian, fuhr er fröhlich fort:

die mit rothen Blumen, die mit gelben, und die langblumige, ein prächtiges Sommergewächs. Hier iſt alles aufgeſchrieben, wie man ſie fortpflanzt. Der Tauſend! wenn du erſt einmal in die Bibel ſchreibſt: heute blühete die —

„Und am Abend iſt ſie verdorrt!“ unterbrach ihn mein Vater zitternd; die Erinnerung an die Bibel durchſchnitt ſein Herz.

Verdorrt? Ich ſage dir, ſie blühet, die langblumige, vom Julius bis in den Oktober. Und hier habe ich eine Wurzel von der Fulmonaria, ſtammt aus Virginien, und blühet blau. Die liebt den Schatten.

„Großer Gott! Jakob, wenn du nur hören wollteſt! Es iſt ein Unglück . . .“

Und hier — aber das hat mir Bitten und Flehen gekoſtet — ein Calycanthus. Unſchätzbar, Bruder! Riecht wahrhaftig wie das ſchönſte Gewürz. Ich habe ihn zwar noch nicht gerochen; aber in zwei Jahren wollen wir unſre Freude daran haben. Und dann habe ich eine Paſſionsblume mitgebracht, die von dem Leiden Chriſti ſo heißt. Aber . . .

„Ach, Bruder!“ unterbrach ihn mein Vater aufs neue; „wir haben die ganze Paſſion, das bitterſte Leiden, bei uns, in unſern Häuſern. Mit meinem Tagebuche hat es ein Ende.“ Der Wachtmeiſter ſah auf, und bemerkte das bleiche, angſtvolle Geſicht ſeines Bruders. Nun drang er eben ſo eifrig mit Fragen in ihn, als er ihn bisher eifrig unterbrochen hatte. — Es war ihm weder in Freude noch in Schmerz anders beizukommen, als mit dem heftigſten Schlage; denn als er nur den Namen Suschen hörte, ſetzte er ſogleich zehn der ſchrecklichſten Unglücksfälle hinzu. Todt! ſchrie er, erblaſſend: gewiß im Teiche ertrunken; oder unter die Mühlräder gekommen; oder vergiftet! Sprich! ſprich! — Dabei faßte er meinen Vater an beiden Schultern.

„Sie lebt, und iſt geſund!“ ſtöhnte mein Vater. Sein Bruder ließ ihn wieder los, und ſagte leichter athmend: nun denn! — Mein Vater aber wollte ihm den Schrecken nicht zweimal machen; er fuhr daher ſogleich fort: „leider Gottes, ſchlimmer als todt, Bruder; ſie iſt ſchwanger.“ Der Wachtmeiſter ſah meinen Vater, betäubt, lange an. Endlich ſagte er, wie mit Ruhe: das iſt ein Anders! aber die Worte kamen aus zitternden, bleichen Lippen. Er lehnte ſich ſchwer an ſein Amphitheater voll Aurikeln und Hyacinthen. Mein Vater wußte gar nicht, was er noch ſagen ſollte, und ſah ihn nur mit Blicken voll des wehmüthigſten Mitleidens an. Der Wachtmeiſter ſtrich ſich zweimal über die Scheitel und das Geſicht; dann ging er langſam in das Häuschen, wo ſeine Blumengeräthe ſtanden, riß die Vogelflinte von der Wand, und trat auf einmal mit dem dunkelrothen Geſichte des heftigſten Zornes vor meinen Vater hin. Wo iſt ſie? rief er, und legte den Finger an den Hahn der Flinte. Mein Vater wollte ihn entwaffnen; der Wachtmeiſter ſträubte ſich aber wüthend. In dieſem Handgemenge ging die Flinte los, und ihr Schlag warf meinen Vater zur Erde.

Der Wachtmeiſter glaubte, der Schuß habe ſeinen Bruder getroffen; und dieſer neue heftige Schrecken milderte die erſte Empfindung, Er warf ſich über den geliebten Bruder hin, und fragte mit ſchreckenvoller Angſt: Chriſtian! Herzens-Chriſtian, wo? wo? — Mein Vater faßte mit der Hand auf die Bruſt, welche die Flintenkolbe getroffen hatte. Die Angſt des Wachtmeiſters nahm bei dieſer Bewegung fürchterlich zu, bis mein Vater ſich aufrichtete, und ihn ſo, auf der Erde ſitzend, in ſeine Arme ſchloß. „Thu mir einen Gefallen, Jakob,“ ſagte mein Vater, den die Scene heftig angegriffen hatte, mit ſchwacher Stimme. — Alles, Bruder, rief der Wachtmeiſter; alles, was du willſt. Bei dem barmherzigen Gott ſchwör' ich dir! Nur ſteh auf. Du biſt doch nicht verwundet? — Sie ſtanden Beide auf. Meines Vaters blaſſes Geſicht und ſein Zittern erregten des Wachtmeiſters zärtlichſtes Mitleiden. Der heftige Mann war ſo ſanft wie ein Lamm. Mein Vater fühlte, daß er den Augenblick nützen mußte; er ließ ſich daher das Verſprechen des Wachtmeiſters wiederholen, und ſagte dann: „vergieb deiner Tochter!“ Bei dieſem Namen flammte der Zorn des Wachtmeiſters wieder auf. Er antwortete nicht, ſondern ging heftig auf und nieder. Doch mein Vater gewann den Sieg; denn der Wachtmeiſter hatte geſchworen, und ſein Schwur war ihm heilig.

Mein Vater ließ ihn nun im Garten auf und nieder gehen; er ſelbſt ſetzte ſich matt auf eine Bank, und wartete, bis ſein Bruder ſich erholt haben würde. Nach einer Viertelſtunde trat dieſer vor ihn hin, reichte ihm zitternd die Hand, und ſagte finſter: ich habe es geſchworen. Wer iſt der Verführer, Bruder? Zugleich hob er furchtbar die Hand auf, und ſchrie: bei dem höchſten Gott, dem vergebe ich nicht! Wer iſt der Teufel? — Das konnte mein Vater nicht beantworten.

Da ſie noch Luſt hat zu leben, fuhr der Wachtmeiſter nach einer Pauſe fort, ſo mag ſie leben; ich habe es geſchworen. Wäre ſie lieber todt — es würde für uns Alle beſſer ſeyn! . . . Wo iſt ſie? — Das wollte mein Vater nicht beantworten.

Der Wachtmeiſter fragte nicht weiter, ſondern ging von neuem den Garten auf und ab. Mag es doch! ſagte er, ſo oft er in die

Nähe meines Vaters kam, mit einer ſchneidenden Kälte. Bruder, ſagte er dann wieder mit wilden Augen; du hätteſt mich nicht ſollen ſchwören laſſen: ſo wäre es vorbei; Gott und Menſchen wüßten jetzt ſchon, daß ich nicht ihr Hehler bin! . . . Was wird nun?

Mein Vater zog ihn zu ſich auf die Bank, und ſagte, man könne ja das Unglück verbergen. Verbergen? rief der Wachtmeiſter. Nein, da iſt nichts zu verbergen. Ich bin ein ehrlicher Kerl, und will nicht betriegen. Ihre Tugend iſt hin, unſer ehrlicher Name dazu. Daß Gott erbarme! da iſt nichts mehr zu retten. Wir können unſre Augen ſchon nicht mehr gegen einen ehrlichen Menſchen aufſchlagen; und betrögen wir, ſo könnten wir es noch weniger. Es iſt Alles vorbei! Alles!

Dagegen konnte mein Vater nichts ſagen; er fühlte das eben ſo tief, wie ſein Bruder. Nach einer Stunde, die ſie ſeufzend und überlegend, jeder vor ſich, zugebracht hatten, ſagte der Wachtmeiſter kalt und entſchloſſen: ich will ſie ſehen. Jetzt nicht; ich bin noch zu heiß. Es iſt vorbei, und nicht zu ändern. Aber ſehen will ich ſie, heute Abend um acht Uhr. Ich verſpreche dir noch einmal, daß ich ihr nicht ein hartes Wort ſagen will. Kann auch nichts helfen; denn was ſie iſt, das iſt ſie. Sie verdient kein hartes Wort. Ich will ſie nicht anrühren; aber ſehen muß ich ſie.

Mein Vater wollte wiſſen, was ſeine Abſicht wäre; der Wachtmeiſter antwortete aber trocken: ich bin Vater. Genug, ich will ihr nichts zu leide thun. Aber geſchehen muß doch etwas. — „Was, Bruder Jakob?" — Sie muß fort, antwortete der Wachtmeiſter hitzig; und das will ich mit ihr abreden.

„Bruder, ich dächte, eine ſolche Unterredung müßte für dich ein Schwert durch die Seele ſeyn." — Ja! Aber ich muß! — „Und für deine Tochter! Bedenke, Jakob, du biſt ihr Vater, und haſt ſie ſo lieb gehabt!" — Nun, wenn es ihr weh thut — fuhr er zornig auf —: ſoll es ihr etwa nicht weh thun? Soll ich etwa ſagen: Suschen, weine nicht; du haſt mir einen Gefallen gethan? Es ſoll ihr weh thun! Ich ſage dir, heute Abend will ich ſie ſehen, Punkt acht Uhr. Dann kannſt du ſie ſchicken. Ich halte meinen Eid; das iſt alles. Und nun geh!

Mein Vater ließ ſich noch einmal verſprechen, daß er ſeiner Tochter nichts zu leide thun wolle; und dann ging er.

Die Rache.

Meine Mutter verſchwieg von Suschen viel, was ſie wußte: nehmlich, daß dieſe, nachdem ſie ſich von der erſten Angſt bei dem Geſtändniſſe erholt hatte, ſich gar nicht für ſo laſterhaft halten wollte, als ſie in ihres Vaters und ihres Oheims Augen war. „Ich habe gefehlt," hatte ſie geſagt; „aber ich bin nicht laſterhaft." Noch am Morgen, als meine Mutter ſie zu uns abholte, ging ſie mehr auf die Bitten derſelben mit, als aus Ueberzeugung, daß ihr Vater berechtigt wäre, ſie hart zu behandeln. Meine Mutter begriff das nicht; indeß die Ruhe des Mädchens machte ſie ſelbſt ruhiger, weil ſie ſehr richtig fühlte, dieſe Ruhe müſſe ſich auf etwas Beruhigendes gründen. Sie ſuchte nun den Namen des Verführers von Suschen herauszubringen, fing es aber ganz verkehrt an, da ſie ſagte: die ganze Wuth des Wachtmeiſters würde auf dieſen Menſchen fallen. Jetzt erblaßte Suschen wieder; als ſie ſich aber einige Sekunden beſonnen hatte, kehrte ihre Farbe zurück, und ſie ſagte: „mein Vater wird nie erfahren, wer es iſt.“ Meine Mutter ſtellte ihr nun die Größe ihres Vergehens vor; Suschen widerſprach ihr aber beſcheiden. Da meine Mutter dachte, ſie müßte das Herz der Sünderin nothwendig zerknirſchen, ſo ſchilderte ſie ihr den Jammer ihres Vaters über die Schande ſeiner Tochter; Suschen wollte aber davon nicht ſo recht viel glauben. Kurz, meine Mutter konnte mit dem Mädchen nicht zurecht kommen; je mehr ſie disputirte und je mehr ſie ihre Nichte erniedrigte, deſto reiner fand ſich dieſe, deſto höher hob ſie ſich.

Es gehörte die ganze Herzensgüte meiner Mutter dazu, ſich ihrer noch weiter anzunehmen, und meinen Vater zu überreden, daß ſie ihr Vergehen tief empfinde und bereue. Dieſe Vorſtellung ſöhnte meinen Vater wieder mit Suschen aus; ich aber mußte durch einen Zufall ihre Ruhe vernichten. Mir, der ich ſie mehr liebte als jeder Andre; mir, der ich ihr Alles, Alles vergeben hätte; mir, dem Thränen in den Augen ſtanden, als ich ſie ſo ſchüchtern mit meiner Mutter die Treppe hinaufgehen ſah: — mir gab der beleidigte Engel ihrer Unſchuld das Rachſchwert in die Hand, und ich führte es ohne Schonung. Freilich wußte ich in meiner Unſchuld nicht, was ich that; aber dennoch klopft mir noch jetzt, da ich dies ſchreibe, bei dem Andenken an dieſen Tag, das Herz vor Reue, Betrübniß und Scham. Nur Einmal möchte ich die Arme wiederſehen, nur Einmal ihr ſagen: ich habe es mir nie verziehen, daß ich die ſchwerſte Stunde deines Lebens über dich brachte! Ach, ich fühle, ich weiß, armes Suschen, was du mir antworten würdeſt: du habeſt mir längſt vergeben. Aber das müßte mein Herz noch mehr zerreißen, anſtatt es zu beruhigen; denn — würde ich nicht an deinen naſſen Augen ſehen, daß jene Stunde dich noch immer ſchmerze?

Mein Vater, der ſich vor meiner Mutter nur härter gegen Suschen ſtellte als er war, und der noch weichherziger von ſeinem Bruder zurückkehrte, deſſen Herz jeden Unglücklichen in Schutz nahm, und der ſchon jetzt alle die Leiden fühlte, die Suschen am Abend in der Unterredung mit ihrem Vater ertragen ſollte — mein Vater fliſterte mir heimlich zu, (eben, als meine Mutter die Stubenuhr aufzog; denn ſie ſollte nicht wiſſen, wie weich er geworden war): „Geh ein wenig zu Suschen, mein Sohn, aber leiſe, und bleib bei ihr.“ Er hatte ſchon ein Paar vergebliche Verſuche gemacht, einen Vorwand zu finden, unter dem er ſelbſt zu ihr gehen könnte. Aber er ſchämte ſich; denn er fühlte, daß er ihr alles vergeben würde, ſo wie er den Morgen einige Unordnungen des Geſindes hingehen ließ, ohne etwas Andres zu ſagen, als: „laß doch, laß doch, liebe Frau! . . . Es ſind ja Menſchen, die fehlen können,“ ſetzte er mit unterdrücktem Weinen hinzu.

Ich ging hinauf, ohne aus Allem, was ich geſehen und gehört hatte, mehr zu wiſſen, als daß Suschen etwas Unrechtes gethan habe. Suschen war ziemlich ruhig. Ich fing an mit ihr zu plaudern, und erzählte ihr auf ihr Verlangen, was ich wußte: daß der Vater geweint, und daß die Mutter die Bibel hinaufgetragen habe. „Die Bibel?“ (Das Buch war uns Allen merkwürdig.) „Warum denn? wohin denn?“ fragte Suschen etwas ängſtlich. Da liegt ſie, antwortete ich; die Mutter hat müſſen des ſeligen Wilhelms Kleid darüber decken: das wollte der Vater. Suschens Aengſtlichkeit nahm bei dieſen Worten zu. Sie ſtand zitternd auf, trat vor den Tiſch hin, auf dem die Bibel unter dem Kleide meines verſtorbenen Bruders lag, und hatte ſchon Thränen in den Augen. Mit zitternden, ſcheuen Händen nahm ſie das Kleid weg, und heftete lange nachſinnende Blicke auf die Bibel. Endlich fragte ſie mit ſehr furchtſamer Stimme: „warum mußte denn die Mutter das Buch wegbringen?“ — Das konnte ich nicht beantworten. Sie faltete die

Hände, und ihre Thränen floſſen mild. Nun öffnete ſie die Bibel, und las hier und da. Ich ſah aus Neugierde mit hinein; denn wir Alle durften ſonſt das Buch nicht anrühren. Sie bemerkte die Stellen, die ſie betrafen: die Segnungen, das Lob meines Vaters, die Beweiſe ſeiner großen Liebe. Ihre Thränen floſſen immer häufiger, je mehr ſie las, und ihr Geſicht wurde immer blaſſer. Sie ſchlug weiter um, und kam an das letzte der beſchriebenen Blätter. „Vorgeſtern!“ ſagte ſie, als ſie das Datum ſah, und blickte, durch die Thränen in den großen blauen Augen, an die Decke. Der Tag enthielt noch Segen über ſie. Mit einem Blicke, als faſſe der Tod ihr Herz, ſtreckte ſie die bebende Hand aus, das Blatt umzuwenden, und zog ſie ängſtlich wieder zurück. So machte ſie es einige Male; und als ſie nun noch immer zögerte, wendete meine grauſame Hand das Blatt um. Sie fuhr zuſammen, erblickte mit erhobenen, zitternden Händen ihren Namen, der in Thränen zerfloſſen war, und las die ſchrecklichen letzten Worte: „Trauriges Ende, unſers Glückes und dieſer Blätter.“ Feſt, krampfhaft, hielt ſie ſich an dem Tiſche, ſank in die Kniee, und weinte auf das Blatt. So lag ſie mit der kalten, bleichen Stirn auf den ſchrecklichen Worten. Mir wurde angſt, und ich redete ihr zu; ſie hörte mich aber nicht. Endlich erhob ſie ſich wieder, und ſah langſam, mit ſtarren Blicken, um ſich. „So unglücklich,“ ſagte ſie jammernd, in Abſätzen, „habe ich Euch gemacht!“ Sie ſank auf einen Stuhl, und blieb in tiefem Nachſinnen ſitzen.

Ich ging ängſtlich um meine geliebte Muhme her, faßte ihre Hände, und ſchüttelte ſie, ſo ſtark ich nur konnte. O, ich will die Mutter holen! rief ich zuletzt; und das erweckte ſie. Nun hielt ſie mich, bat, daß ich bleiben möchte, und erzwang, um mich zu beruhigen, ein Lächeln. Endlich ſagte ſie mir, ich möchte jetzt, aber heimlich, nach ihres Vaters Hauſe gehen und ihr Nachricht bringen, wo er ſey, und was er mache.

Ich ſchlich leiſe zum Hauſe hinaus und von hinten an den Garten meines Oheims, weil ich nachgerade anfing zu merken, daß etwas Wichtiges vorgefallen ſey. So eben vernichtete mein Oheim in ſtillem Grimme ſeine theuern Blumen. Hier lagen alle Aurikeln zertreten, dort alle Hyacinthen; ſelbſt die Wunder aus Herrnhauſen, die Oenotheren, der unſchätzbare Calycanthus, lagen zwiſchen den Trümmern der Töpfe und des zerſtörten Amphitheaters.

Ich vergaß mich, und rief über die Hecke: ach, lieber Oheim! ach, Jammer und Schade! die ſchönen Blumen! — Jammer und Schade! wiederholte er kalt und bitter. Ja, Jammer und Schade! rief er noch einmal, und warf eine Reihe herrlicher Tuberoſen von dem Geſtelle herunter, und zertrat ſie. Es iſt aus mit mir! ſagte er bitter lachend. Als er ſah, daß ich über den Verluſt der Blumen ſchmerzlich weinte, warf er einen wüthenden Blick auf mich, und ich floh nach Hauſe. Dort ſchlich ich die Treppe wieder hinauf, und erzählte Suschen weinend, was ich geſehen hatte. „Meines Vaters ganze Freude!" ſagte ſie jammernd, und ſchlug die Hände vor die, erloſchenen Augen. Nun ging ſie leiſe auf und nieder, und drückte dabei die Hände auf ihr Herz. Endlich zog ſie ein Bleiſtift hervor, und ſchrieb etwas in die Bibel.

„O," rief ſie auf einmal, laut ſchluchzend: „ich bin ſchrecklich geſtraft; und jetzt fühle ich, daß ich es verdiene." — Sie bat mich, hinunter zu gehen. Sobald ich in das Zimmer trat, fielen meines Vaters unruhige Blicke auf mich. Er ſah mich an, als ſuchte er Troſt in meinem Geſichte. Ich weinte noch über die Blumen, über Suschens Thränen; und er ſchüttelte mitleidig den Kopf.

So wie es Acht ſchlug, ſtand er auf, und ging unruhig im Zimmer hin und her. Meine Mutter fürchtete, Suschen möchte ſich weigern, zu ihrem Vater zu gehen. Suschen war aber ſogleich bereit dazu; ſie umarmte meine Mutter, und ſagte: „jetzt weiß ich, wie ſehr ich mich vergangen habe." Als meine Mutter äußerte, daß ſie ihren hitzigen Schwager fürchte, ſagte Suschen ſtill: „ich werde Alles leiden, Alles! Ach, wie unglücklich habe ich Sie Alle gemacht! Ich konnte das wiſſen. Laſſen Sie uns gehen!"

Sie gingen die Treppe herunter. Mein Vater hatte ſie nicht ſehen wollen; als er aber ihre Tritte hörte, riß er die Stubenthür auf, und rief, mit ausgebreiteten Armen: Suschen! Suschen! — Sie verbarg das Geſicht in ihre Schürze. Suschen! rief er jetzt noch weichherziger. Sie ſank auf die Kniee; da eilte er die Stufen hinunter, umfaßte ſie, und rief: ich will dich hinbringen. Wo iſt mein Hut? — Suschen bat ihn ſehnlich, zu bleiben, und ſchluchzte: „er iſt mein Vater. Ach, ich habe kein Mitleiden verdient." Mein Vater mußte ihr verſprechen, nicht aus dem Hauſe zu gehen. Meine Mutter brachte ſie hin, und führte ſie durch den Garten. Ich lief, mit einem Tuche vor den Augen, neben her. Der Wachtmeiſter ſtand am Fenſter; er verbarg ſich aber ſogleich hinter der Gardine. Suschen blieb an den Trümmern des Amphitheaters ſtehen, hob nur Einmal die gefaltenen Hände heftig in die Höhe, und ging zitternd den Weg nach dem Hauſe.

Der Wachtmeiſter öffnete die Stubenthür, und rief meiner Mutter finſter zu: ſagen Sie meinem Bruder, Schwägerin, daß ich Wort halte. Ich will ihr nicht einmal etwas Hartes ſagen. Komm herein! Gute Nacht, Frau Schwägerin. — Meine Mutter wollte reden; aber der Wachtmeiſter machte die Stube zu, führte ſie an die Hausthür, und ſchloß hinter uns zu. Wir kehrten ſtill und traurig nach Hauſe zurück.

Mein Vater ging noch den Abend zu ſeinem Bruder; er bekam aber Suschen nur durch das Fenſter zu ſehen, weil er durchaus darauf beſtand. Suschen ſagte zu ihm mit Thränen: „mein Vater iſt gütiger gegen mich, als ich es verdient habe;“ und ſo kam er beruhigt wieder.

Sobald der Wachtmeiſter hinter meiner Mutter abgeriegelt hatte und mit Suschen allein im Zimmer war, ſagte er: ich habe meinem Bruder zugeſchworen, daß ich dir nichts zu leide thun will, und werde mein Wort halten. Auch danke ich Gott, daß ich dich nicht in der erſten Hitze angetroffen habe.

Meine Freude auf dieſer Welt iſt aus, und meinetwegen möchteſt du jetzt leben, wie du willſt: das iſt nun einerlei. Du haſt uns Alle beſchimpft; und — Ehre verloren, Alles verloren! Aber du könnteſt mir doch noch einen Gefallen thun, noch Einen; und wenn du das thäteſt, ſo wollte ich dir vergeben. „Alles, alles!“ ſagte Suschen. „Nichts in der Welt iſt mir zu ſchwer. O, Vater, ich will Alles thun. Nur,“ — ſetzte ſie zögernd hinzu — „Eins, Eins kann ich nicht.“ Der Wachtmeiſter runzelte die Stirn. Den Teufel nicht nennen, der das Unglück über dich gebracht hat? . . . Aber ja, es iſt beſſer. Nenne ihn keinem Menſchen; denn ich habe zu Gott geſchworen, ihn umzubringen, ſobald ich ihn weiß. Es iſt gut. Alles Andre alſo, was ich dir befehle, willſt du redlich thun, es ſey, was es ſey? — Suschen verſprach es. Nun wohl! ſagte der Wachtmeiſter. Er ging in ſeine Schlafkammer, und kramte in Gelde. Mein Vater kam während deſſen, und ging wieder weg, nachdem er ſeine Nichte geſehen hatte.

Um zehn Uhr brachte mein Oheim Suschens Kleider und Wäſche, die er vorher zuſammen gepackt hatte, und legte ſie in einen Tragekorb. Dann nahm er Hut und Stock, hängte einen ſchweren Torniſter über den Rükken, und ſagte: ſo höre! Hier haſt du deine Kleider und deine Wäſche. In dieſem Torniſter ſind fünf hundert Thaler und ein Paar Juwelen von deiner Mutter, Ringe, Halsband und Ohrringe. Du ſollſt weg von hier. Nun gieb mir die Hand darauf, weit zu gehen, und nicht hieher zu ſchreiben, daß ich nie wieder etwas von dir höre. Willſt du das?

Suschen erſchrak heftig, und ſagte: „gar nicht hieher?" — Gar nicht, an keinen Menſchen, antwortete der Wachtmeiſter ſchon hitzig. „O Vater!" rief Suschen jetzt, wie begeiſtert: „es iſt nicht Ihre Hand, die mich jetzt trifft; es iſt die Hand der göttlichen Rache. Nicht Sie wollen das Opfer, der Himmel will es, und ich muß es bringen. Ich habe Ihr Glück zerſtört; der Himmel zerſtört das meinige! Ja," rief ſie wie verzückt, die Arme gegen den Himmel emporhebend, mit den Accenten des tiefſten Jammers: „ich will es. Ich will nie wieder ſchreiben, niemals!“ Nun ſank ſie ermattet auf einen Stuhl. Der Wachtmeiſter fand ſich wunderbar gerührt; aber der ruhige, kalte Ton, mit dem Suschen nun fragte: „iſt das Alles? was ſoll ich noch?“ zerſtörte ſchnell die Empfindung des Mitleidens, die ſich in ſeiner Bruſt hob. Er hielt das für eine Art von Trotz, und ſein Grimm, dem der Schwur, ihr kein Leid zu thun, eine furchtbare Kälte gab, brach wieder hervor. Daß er ſeinen Zorn nicht auslaſſen konnte, gab dieſer Leidenſchaft eine unnatürliche Dauer.

Feindlich kalt hob er wieder an: Verſprich mir auch, daß du einen andern Namen führen willſt, als den Namen meiner ehrlichen Eltern und meines rechtſchaffenen Bruders. Beſchimpft iſt er ſchon, ſetzte er hitzig hinzu; du ſollſt ihn aber nicht weiter beſchimpfen. Und dann, fuhr er ſanfter fort, bitte ich dich: betriege keinen Mann. Bleib unverheirathet; büße dadurch dein Vergehen, und der Himmel wird dir vergeben, daß du uns — ſo unglücklich machteſt.

Suschen gab ihm die Hand darauf, ohne weiter etwas zu ſagen. Dann half der Vater ihr den Tragekorb auf, und ſie gingen Beide ſchweigend in die nächſte Stadt. Unterweges dachte er an nichts als an das Hohnlachen der Leute, wenn ſie Suschens Schande erfahren würden. Sein Zorn ſtieg oft fürchterlich, und kaum konnte er ſich enthalten, das Mädchen zu mißhandeln.

Sie kamen vor das Poſthaus. Als der Wachtmeiſter einen Blick auf ſie und dann auf den Poſtwagen warf, der ſo eben abfahren ſollte, fragte Suschen, ob ſie noch mit könnte; und man antwortete Ja. Ihr Vater bezahlte. Sie warf ſich ſchnell an ſeinen Hals, ſagte leiſe: „in der Ewigkeit ſehen wir uns wieder!” und ſtieg mit dem Korbe und dem Torniſter in den Wagen. So wie er fortrollte, ſtand der Wachtmeiſter da wie eingewurzelt, und es floſſen heiße Thränen aus ſeinen finſtern Augen.

Wenn ich noch zehn Töchter hätte, ſagte er, um ſich gegen ſein Vaterherz zu rechtfertigen; ſie müßten alle zehn ſo fort! — Und wenn ich vor Schmerz verginge, ſetzte er ſtärker hinzu; ſie müßten fort! — Ja, wenn es mein Leben koſtete! rief er, mit dem Stocke auf die Erde ſtampfend. Das wird es mir auch koſten! ſagte er leiſe, und ging, tief gebückt, den Kopf auf der Bruſt hangend, den Weg nach unſerm Dorfe. Als er die Hausthür öffnete, ſagte er: ich könnte eben ſo gut in mein Grab gehen, wie hier in das Haus. Dann würde ich nicht daran denken, wo ſie nun ſeyn, wie es ihr nun gehen mag. Das Schlimmſte, fürchte ich, kommt erſt.

Der Zank.

Um elf Uhr trat der Wachtmeiſter zu uns in die Stube. Mein Vater war ſehr geneigt, Alles zu billigen, was ſein Bruder gethan haben konnte; denn meine Mutter hatte ſchon am Abend vorher geſagt: das iſt ein Tyrann, und kein Vater! und es war wieder ihr erſtes Wort, als ſie am Morgen aus der

Kammer trat. Sie hatte geglaubt, der Wachtmeiſter würde Suschen in ihrer Gegenwart verhören; und nun ſchickte er ſie fort, ohne daß ſich aus ſeinem Benehmen nur errathen ließ, was ſeine Abſicht wäre. Ein Tyrann iſt er, ſagte ſie; und kein Vater! — Mein Vater, der gewohnt war, jeden Menſchen zu vertheidigen, nahm ſich ſeines Bruders an. „Das verſtehſt du nicht, liebe Frau. Auf wen fällt die Schande als auf den Vater?“ Anſtatt Suschen zu vertheidigen, was meine Mutter doch eigentlich wollte, griff ſie nur den Satz meines Vaters an. Auf den Vater? ſagte ſie. Auf uns ſo gut, wie auf *den*. Sind wir nicht die Reichſten im Dorfe? Haben wir nicht immer mehr auf Ehre und guten Namen gehalten, als die Andern? Nun werden ſie hohnlachen; nun werden ſie ſpotten, und ſagen: ſeh doch einer! Sie mahlte die Wirkung, welche dieſer Vorfall in dem Dorfe thun würde, in dem genaueſten Detail aus, rechtfertigte auf dieſe Art den Zorn des Wachtmeiſters, und machte, daß auch mein Vater wieder erbittert wurde.

„Nun denn," ſagte er heftig: „ſiehſt du, daß der Wachtmeiſter Recht hat?" — Ein Tyrann iſt er, und kein Vater! rief meine Mutter aufs neue. Am folgenden Morgen hob der Streit abermals an, und meine Mutter kämpfte für und wider den Wachtmeiſter mit gleicher Heftigkeit. Mein Vater war daher völlig entſchloſſen, alles recht zu finden, was ſein Bruder gethan hatte, und bot dieſem, als er herein trat, ſogleich die Hand, um ſeinen Entſchluß deutlich anzukündigen.

Der Wachtmeiſter blieb mit niedergeſchlagenen Augen ſtehen, und traute nicht recht. Wo iſt Suschen? fragte meine Mutter ſanft; denn des Wachtmeiſters trübſinniges Geſicht hatte ihren Unwillen über ihn ſchon völlig entwaffnet. — Ich habe ſie weggebracht; denn hier konnte ſie doch nicht bleiben. — „Nein, das konnte ſie nicht," ſagte mein Vater. „Recht; ſie mußte fort." — Wohin, fragte meine Mutter, haben Sie das unglückliche Mädchen denn gebracht? — Der Wachtmeiſter ſtockte; er wollte ſein Verfahren mildern, und fing an zu erzählen. Sein

Eingang war die unerträgliche Schande, die Suschen auf ſie Alle gehäuft habe. Dieſer Gedanke erhitzte ihn, ſo wie meinen Vater; und nun ſagte er gerade heraus, was er gethan hatte. Mein Vater ſtand vor ihm, und hörte aufmerkſam zu; nach und nach aber wurde er unruhig, ging auf und nieder, und fliſterte ſchon zuweilen: „das arme Kind!“ Als dann der Wachtmeiſter ſagte: ſie mußte mir verſprechen, daß wir nie wieder etwas von ihr hören ſollten; da trat mein Vater an das Fenſter, um ſeine Thränen zu verbergen.

Meine Mutter lächelte und fragte: wo iſt ſie denn nun eigentlich geblieben? — Mein Oheim, der ſeinen Bruder bedenklich betrachtete, ließ den Ton ſinken, und ſagte ſtockend, mit halber Stimme: es war, als ob es Gottes Wille wäre, daß ſie . . . Vor dem Poſthauſe hielt gerade ein Poſtwagen. — Mein Vater wendete ſich ſchnell um, und ließ unbedenklich ſehen, daß er weinte. „Nun?“ fragte er dringend; „was weiter?“ — Der Wachtmeiſter antwortete leiſe: Suschen ließ ſich einſchreiben, und fuhr ... — „Wohin?“ rief mein Vater jetzt heftig; „wohin?“ — Der Wachtmeiſter ſchwieg, und war beſtürzt darüber, daß er dieſe Frage nicht beantworten konnte. „Wohin?“ wiederholte mein Vater heftiger. „Ich werde doch wohl wiſſen dürfen, wohin meines Bruders Tochter verſtoßen iſt?“ — Wir können es ja leicht erfahren, erwiederte der Wachtmeiſter noch beſtürzter. — „Weißt du es denn nicht?“ fragte mein Vater mit großen Augen. Der Wachtmeiſter erzählte, und mein Vater rief laut: „du biſt ein Tyrann und kein Vater! ... Laß mir das Pferd ſatteln! Ich will nach.“ Bruder! ſagte der Wachtmeiſter ſanft und bittend. „Ei was,“ erwiederte mein Vater; „wer ſein Kind verſtößt, ſo verſtößt, der kann ſeinen Bruder ermorden. Wer nicht Vater iſt, kann noch weniger Bruder ſeyn; und Vater biſt du nicht! O,“ — er ſchlug die Hände traurig zuſammen — „um eine Zeile, die ihre Hand geſchrieben hätte, gäbe ich jetzt mein ganzes Vermögen.“ Als mein Vater das ſagte, ſprang ich auf, lief oben auf die Kammer, holte die Bibel, in welche Suschen geſchrieben hatte, und trat damit in das Zimmer. Eben wollte ich ſagen: hier hat Suschen etwas hergeſchrieben; da riß mein Vater mir die Bibel aus der Hand, und ſagte jammernd: „ach, nun iſt es ganz vorbei! Ich würde doch, hoffte ich, noch einmal etwas von Glück hier hineinſchreiben können; aber,“ fuhr er mit Kopfſchütteln fort, und ſchlug die Blätter um, „der Vater da! der harte Vater!“ — Auf einmal ſchwieg er, und las beſtürzt vor ſich, was Suschen auf die letzte angefangene Seite geſchrieben hatte. „O, du gütiger Gott!“ ſagte er dann, vor Betrübniß vergehend: „Suschen, wie hart bin ich geweſen! Ach, dein Herz mag tauſendmal gebrochen ſeyn, als du das ſchriebſt! Hier ſteht es!“ (Er zeigte auf das Blatt.) „Das hat ſie geſchrieben! Da leſ't, leſ't! Ach, ſie hält es nicht aus! ſie ſtirbt! Verſtoßen! in die Welt gejagt! Nein, Suschen, ich habe dich nicht verſtoßen! Ich habe dich geliebt! Ich bin unſchuldig! Da leſ't! Das hat ſie geſchrieben!“ — Wo? was? fragte der Wachtmeiſter.

Mein Vater las mit brechender Stimme: „Theurer Oheim, meine Schande hat deinen wohlthätigen Lebenslauf geendigt. O, mit welchen heißen Thränen hab' ich den Namen Suschen benetzt — den Namen deiner unglücklichen Nichte, der alle deine Freuden endigt! O, bei dem Sterbekleide deines Sohnes, der dieſe tödtlichen Buchſtaben bedeckt, ſchwöre ich dir: ich war nur unglücklich, nicht laſterhaft! — Möge bald das Grab dies gebrochene Herz bedecken! Dann nimm die Feder, theurer Oheim, und ſchreib zu meinem Namen das Wort Vergebung. Setze deinen Lebenslauf fort, und vergiß den kurzen, unglücklichen des armen Mädchens, das du einſt liebteſt. O, dann finde mein Vater wieder Freude unter ſeinen Blumen, die er aus Abſcheu gegen ſeine unglückliche Tochter zerſtört hat; und jede verwelkte, jede, die ein Sturm zerknickt, nenne er Suschen! Ich bin ſehr unglücklich!“

Mein Vater mußte ſich mehrere Male erholen, ehe er die wenigen Worte endigen konnte. Der Wachtmeiſter ſtand bleich, mit ſtarren, erloſchenen Augen da. Bruder, lieber Bruder! rief er. „O geh!“ ſagte mein Vater bitter. „Ich habe ihr vergeben; du haſt ſie hinausgeworfen in die Welt! O Suschen!“ Er nahm die Feder, und ſchrieb zu ihrem Namen: „Vergebung!“ und darunter: „der Segen des Himmels folgt dir, und meine Liebe, du von deinem Vater Verſtoßene!“

Das las er laut. Der Wachtmeiſter drückte mit einem Fluche ſeinen Hut zuſammen, und ging im größten Zorn aus unſerm Hauſe. „Es iſt gut,“ ſagte mein Vater heftig. „Es iſt mir einerlei! es iſt mir lieb!“ Sein Pferd wurde gebracht, und er ſprengte davon. Es waren faſt in derſelben Stunde drei Poſten abgegangen, und auf allen Frauenzimmer; Suschens Name ſtand aber nicht in der Poſtkarte. Mein Vater mußte ſich gedulden, bis die Poſtillione zurückkamen; und nun ritt er, der Nachricht des einen von ihnen zufolge, auf die nächſte Station. Hier war Suschen geweſen, aber zu Fuß weiter gegangen, und man wußte nicht, wohin.

Mein Vater brachte mit ſeinen Nachforſchungen noch drei Tage vergebens zu; Suschen blieb verſchwunden, und er kam, in der That ſehr erbittert über die Härte ſeines Bruders, wieder nach Hauſe.

Nach acht Tagen radirte mein Vater die Worte: „du von deinem Vater Verſtoßene!" wieder aus ſeinem Tagebuche weg. Nach vierzehn Tagen gab er in der Erzählung von Suschens Schickſal, das er aber nicht deutlich ausdrückte, ſich die ganze Schuld der Feindſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Bruder. Wieder acht Tage darauf ermahnte er meine Mutter und mich, Herr über unſre Hitze zu werden, und führte ſich zum Beiſpiel an. „Ich war hart gegen meinen Bruder," ſagte er, „hart wie ein Kieſelſtein!" Dann las er uns vor, wie ſehr ihn ſein Bruder geliebt habe. Acht Tage ſpäter verbot er uns, wenn ſein Bruder bei uns ſey, den Namen Suschen zu nennen. Dann ſchaffte er eine ſeltne Blume an, ließ ſie durch mich ſeinem Bruder ins Fenſter ſtellen, und ſagte: „heute kommt er gewiß; und kommt er nicht, ſo gehe ich zu ihm.“ Sein Bruder kam; ſie verſöhnten ſich, und dabei erhielt ich den Beruf zum Biographen. Suschen wurde nicht genannt, aber nie vergeſſen; die kleinſte Anſpielung auf ſie machte die Herzen der beiden Brüder weich. Mein Vater las ihren Abſchied, den er behutſam mit Tinte überzogen hatte, nie ohne Thränen; mein Oheim holte jedes Mal, wenn er allein war, die Bibel von dem Geldſchranke, und betrachtete mit finſtrer Rührung die letzten Worte ſeiner verſtoßenen Tochter. Ihm gaben ſeine Blumen, und meinem Vater ſein Tagebuch wieder Beſchäftigung. Suschens Andenken hinterließ aber in Aller Herzen eine Trauer, die das frohe Auge meiner Verwandten mit ſchöneren Thränen der Freude bedeckte, und zu jedem Entzücken eine Sehnſucht miſchte, die es nur geiſtiger machte. Keiner gab die Hoffnung auf, ſie wiederzuſehen. Ihren Verführer konnte niemand errathen. Es iſt gut, ſagte mein Oheim; denn ich habe geſchworen. — Es iſt gut, ſagte mein Vater; denn ich kann nicht für mein Herz ſtehen.

Suschen habe ich ſo herzlich lieb gehabt; ich würde ihren Verführer haſſen.

Der Taugenichts.

Was mein Vater ſeinem Bruder am Tage der Verſöhnung ſagte, daß ich nun fürs erſte nicht in die Stadt ſollte, hatte wirklich ſeine Richtigkeit. So ganz eigentlich war man noch nicht entſchloſſen geweſen, was man aus mir zu machen hätte; in die Stadt, auf das Gymnaſium ſollte ich aber, um doch ſtudieren zu können, wenn man ſich ja zu dieſer Standeserhebung entſchlöſſe, für die mein Oheim und meine Mutter eben ſo ſehr waren, als mein Vater dagegen. Der Junge hat Kopf, behauptete mein Oheim. — „Sag mir nur etwas von ihm,“ erwiederte mein Vater, „das nicht die meiſten Kinder hier könnten, ſo ſoll er noch heute weg. Der Junge hat Kopf! das ſagen alle Eltern von ihren Kindern.“ — Mein Großvater war Paſtor in Breinrode, und ſehr gelehrt, ſagte meine

Mutter; und unſer Sohn iſt ihm ähnlich wie Ein Waſſertropfen dem andern. — „Dein Großvater war ein ehrlicher Mann," erwiederte mein Vater; „aber ſeine Gelehrſamkeit wollte nicht viel ſagen." Nun ſprang meine Mutter auf; denn dies war ihre empfindliche Seite. Mein Vater nahm ein Pack Papiere aus dem Geldſchranke hervor, und ſah meine Mutter auffodernd an. Dann ſetzte ſie ſich wieder, und er legte die Papiere (des Großvaters Predigten) uneröffnet weg. Der Streit über des Großvaters Gelehrſamkeit wurde immer auf dieſe Art geendigt. Dann hielt mein Vater eine kleine Rede, worin er bewies, daß von den Eltern mehr auf die Kinder erbe, als Naſe, Augen, Geſtalt, Gang; daß auch ihre Fehler, ihre Gewohnheiten, ihre Tugenden, ihre Art zu denken, ihre Neigungen, ihre Kunſtfertigkeiten oft auf die Kinder übergingen. „Und ſo," ſchloß er, „iſt es am beſten, wenn der Sohn bleibt in dem, was ſeines Vaters iſt."

Mein Oheim widerſprach. Unſre Vorfahren, ſagte er, waren Schulmeiſter, Chriſtian;

ich bin Wachtmeiſter, du ein Freiſaſſe. Alles ehrliche Leute, das iſt wahr; aber keine Schulmeiſter. — „Wohl wahr, Jakob; aber erſtlich hatte der ſelige Vater in ſeiner Jugend Soldat werden wollen, und zweitens ſitzt uns Schreiben und Rechnen im Blute, dir, mir, deinem Suschen, und dem Jungen dazu. So etwas von Schulmeiſter ſteckt in uns. Suschen lehrt den Jungen, was ſie weiß, und wahrhaftig beſſer, als unſer Schulmeiſter, der auf die Schuljugend loshämmert, weil ſein Vater ein Schmid war."

Mein Oheim lächelte hier, ſo ungeduldig er auch über jeden Widerſpruch wurde; denn er liebte das Syſtemmachen, beſonders wenn es der Phantaſie zu thun gab. Das Hämmern des Schmidſohns auf den Amboß, die Schuljugend, leuchtete ihm ein. Er gab ſich gefangen; aber ſeinen Plan ließ er nicht fahren. Nun gut, ſo laß den Jungen auf einen Schulmann ſtudieren. Dann fällt doch die Bibel da einmal in gute Hände, und wenn du ſchon lange todt biſt, ſchreibt doch noch jemand auf die leeren Blätter. Mein

Vater lächelte und ſagte: „wir wollen ja ſehen! Er ſoll in die Stadt!“ Nach Suschens Unglück aber war mein Vater andrer Meinung geworden. Er zitterte bei dem Gedanken, daß auch ich, wenn er mich nicht mehr unter ſeiner Aufſicht hätte, einmal mit etwas Aehnlichem, wie Suschen, ſeinem Tagebuch ein ſchreckliches Ende machen könnte. „Das Bischen von Freude,“ ſagte er zu meiner Mutter, „das ich nach dem Unglück noch haben kann, iſt mir zu werth; ich behalte den Jungen bei mir.“ Und was meine Mutter und mein Oheim auch dagegen ſagten, es blieb dabei: ich kam nicht von Hauſe weg.

Mein Vater hatte eigentlich nichts dagegen, daß ich ſtudieren ſollte, und ſo wurde ich nicht zu andern Beſchäftigungen angehalten. Was man für dieſen Zweck thun konnte, geſchah; man kleidete mich gut, und ließ mich alle Bücher leſen, die man bekommen konnte. Kurz, ich wäre, da ich nicht von Hauſe weg ſollte, um etwas zu lernen, und zu Hauſe keine Geſchäfte trieb, weil man mich zum Studieren beſtimmt hatte, ein verlorner Sohn geworden, wenn nicht der Zufall, dem das Menſchengeſchlecht mehr zu verdanken hat, als ſeine Eitelkeit geſtehen will, ſich auch meiner angenommen hätte. Ich wurde als Erbe der Bibel, und als der rechtmäßige Nachfolger meines Vaters in ſeiner Biographie angeſehen; daher mußte ich zuweilen Stücke daraus vorleſen hören, und ſogar zuweilen Kleinigkeiten, die mich betrafen, ſelbſt aufzeichnen, z. B., daß mein Geburtstag mit einem Kuchen gefeiert worden war; denn etwas Merkwürdiges wollte mir durchaus nicht begegnen, und ſo konnte ich noch nicht als eigentlicher Biograph angeſtellt werden. Meinem Oheim half ich die Blumentöpfe im Herbſt in die Winterquartiere und im Frühjahr ins Feld bringen, wie er ſich ausdrückte. Das waren meine Beſchäftigungen. Uebrigens ließ man mich, wenn ich ein Buch in der Taſche hatte, gehen, wohin ich wollte; und ſo bekam ich bald nach Suschens Unfall einen guten Freund, der den größten Einfluß auf mein Leben hatte.

Es war ein Herr von Waldenbruch, deſſen Bekanntſchaft ich machte, der aber in unſerm Dorfe unter dem Namen: der Taugenichts, bekannter war, als unter ſeinem wirklichen. Der junge Mann ſchien dieſen Namen zu verdienen. Nicht nur das Gerücht, ſondern ſeine eigenen Eltern, alle Bedienten in ſeines Vaters Hauſe, die ihn von Jugend auf gekannt hatten, ſagten einſtimmig von ihm, er ſey der furchtbarſte Böſewicht, den je die Erde getragen habe. Er hatte auf ſeinen Vater den Degen gezogen, und ſeine Stiefmutter verführen wollen. Jeder betrachtete ihn mit Abſcheu, und er wurde überall zum Beiſpiel angeführt, daß mancher Menſch durchaus keiner Verbeſſerung ſeiner natürlichen Bosheit fähig ſey. Von Jugend auf hatte nehmlich der Taugenichts die unbeugſamſte Starrköpfigkeit gezeigt; und, was ihn noch gefährlicher machte, war ſein heller Verſtand und ſeine vielen Kenntniſſe. Auf der Akademie hatte er ſo arge Streiche gemacht, daß man genöthigt geweſen war, ihn zu relegiren. Sein Vater hatte ihn ſchon in verſchiedenen Fächern anſtellen laſſen; nirgends aber konnte er, und nirgends konnten Andre es mit ihm aushalten. Sein Vater, der allgemein als der rechtſchaffenſte, beſte Mann bekannt war, und ihn herzlich liebte, hatte ihn endlich in unſer Dorf, wo er ein Vorwerk beſaß, verbannen müſſen. Hier lebte er, gänzlich von ſeinen Eltern getrennt, in einem artigen Landhauſe, das ſein Vater ihm aus des Verwalters Wohnung hatte in Stand ſetzen laſſen. Seine Beſchäftigungen waren der Anbau eines ziemlich beträchtlichen Gartens, Bücher, ein Flügel und der Pinſel. Mein Oheim, der zuweilen an dem Garten vorbeiging, und die Blumen ſah, welche der Taugenichts mit vielem Glücke zog, hätte gern ſeine Bekanntſchaft gemacht; aber nein! ſagte er; Gott ſoll mich bewahren! Die Blumen ſind ſchön. Er hat eine Lady Belton, eine Aurikel, Bruder, groß, mit einem ſchneeweißen Auge, und von dem Griffel ſiehſt du nicht eine Spur. Ja, ich könnte einen Finger dafür hingeben, und meinen König Herodes dazu; aber nicht rühr an! Vatermörder! Gott bewahre! — Mein Vater mochte nicht einmal in den Garten hineinſehen. Waldenbruch lebte in unſerm Dorfe wie ein Einſiedler, und that Niemanden etwas zu leide. Die Hände ſind ihm gebunden, ſagte der Verwalter; denn ſein Vater hat hoch und theuer geſchworen, daß er ihn bei dem erſten dummen Streiche lebenslang will einſperren laſſen. Aber ihr ſolltet nur hören, wie er über die Menſchen ſpottet, und wie er ſie verwünſcht! — Jedermann zitterte vor dieſem abſcheulichen Böſewicht, und Niemand ſtand ihm Rede. Ein dunkles Fichten- und Buchen-Hölzchen, das dicht an ſeinen Garten ſtieß, und worin er ſich am meiſten aufhielt, („wie ein Mörder im Dikkicht," ſagte der Verwalter,) wäre von Niemanden betreten worden, auch wenn er es nicht hätte einhegen laſſen. Obendrein hatte er rothes borſtiges Haar: ein Schrecken mehr für Alle, die ihm begegneten.

Ich fürchtete mich nicht weniger vor ihm, als jeder Andere im Dorfe, ob ich ihn gleich nicht kannte. Ungefähr vier Wochen nach Suschens Abreiſe begegnete ich in dem Birkenwäldchen, worin ich täglich ſpazieren ging, um mich über das Brüten der Vögel zu freuen, einem jungen Manne, der mir, trotz ſeinem rothen Haare, keine Furcht einjagte, weil ich ihn ſchon ſonſt geſehen hatte. Er war mir, wenn ich ehedem mit Suschen ging, zuweilen begegnet, und ſie hatte ihn im Vorübergehen freundlich, wie einen Bekannten, gegrüßt. Er fragte dann etwas, das ich nicht verſtand; Suschen antwortete ein Wort, das ich eben ſo wenig verſtand, und wir gingen weiter. Freilich hatte er rothes Haar; aber ein Mann, den Suschen freundlich anſah, konnte unmöglich der Taugenichts ſeyn. Nun traf er auf mich in dem Birkenwäldchen, und ſah mich an. Nach einem kurzen Beſinnen befragte er mich um meine Vogelneſter mit einer ſo freundlichen, ſanften Stimme, daß ich dabei an jeden Andren eher, als an den Taugenichts, hätte denken können. Er ging mit mir, und erzählte allerlei von der Lebensart der Vögel, von denen ich noch nichts als die Neſter kannte. Ich zeigte ihm meine Neſter; er nahm aus ſeinen Taſchen mancherlei Arten von Samen, und ſtreute ihn umher. Wir ſetzten uns dann in die Ferne; die Alten holten den Samen, und ich war vergnügt wie ein König. Dabei erzählte der Mann mir die angenehmſten Geſchichtchen. Auch ich erzählte: von meinen Eltern, von meinem Oheim, und von Suschen; doch nicht von ihrem Unfall: denn das war mir verboten. Er ſagte mir, daß er der Jäger des alten Herrn von Waldenbruch wäre; und ſeine Kleidung widerſprach dem nicht. Endlich fragte er, wo Suschen wäre. Das wußte ich nicht zu beantworten, und was ich wußte, verſchwieg ich.

Er gab mir eine Taſchevoll Samen, meine Vögelchen zu füttern, ſagte mir, daß er dieſes Wäldchen oft beſuchte, nannte mir die Stunde, und verließ mich dann. Ich ging ſehr heiter nach Hauſe; und plauderte von dem Jäger; man achtete aber nicht darauf. Am folgenden Tage traf ich ihn wieder, und hörte von ihm neue Geſchichtchen. Auf Suschen kam das Geſpräch, ich wußte nicht wie. Als ich ihm von ihr erzählte, umarmte er mich mit Feuer, und es kam mir ſo vor, als ob ſeine Augen naß wären. Er ſagte mir beim Abſchiede, daß ich ihn am folgenden Tage hier wieder finden würde. Als ich kam, erbot er ſich, mich an einen Ort zu führen, wo ich tauſend Vögel brüten ſehen ſollte. Er führte mich an das Fichtenwäldchen des Taugenichts. Ich wollte nicht hinein; er ſprach mir aber Muth zu, und ich folgte ihm in die dunkeln Schatten, welche der Schlag von hundert Nachtigallen, und der Geſang unzähliger Vögel lebendig machten. Das Vertrauen und die Treue ſchienen hier ihren Tempel zu haben; die Vögel hüpften um uns her ohne aufzufliegen, als wir ihnen aus einem Beutel Futter hinſtreueten. Es kam mir ſeltſam vor, daß der Vatermörder die Vögel ſo zutraulich hatte machen können, und ich ſagte das meinem Begleiter, für den ich in der That ſchon eine zärtliche Liebe gefaßt hatte. „O," erwiederte er lächelnd; „Waldenbruch iſt ſo ſchlimm nicht, als du denkſt, mein Sohn. Die Menſchen lieben ihn nicht; aber dieſe unſchuldigen, guten

Thiere lieben ihn deſto mehr, weil er ihnen wohlthut.“ Wir ſetzten uns auf die Bank vor dem Häuschen, das mitten unter ſchönen Buchen ſtand. Ein Paar Tauben flogen von dem Dache herunter auf ſeine Schultern. Da erſchrak ich; denn ich merkte, daß es der Taugenichts ſelbſt war, der bei mir ſaß.

Er ſah meine Verlegenheit, und geſtand mir, daß er der junge Waldenbruch ſey; dieſes Geſtändniß machte er aber unter ſo zärtlichen Liebkoſungen, daß er meine Furcht vollkommen beruhigte. Dann ſchloß er mir ſein Häuschen auf, zeigte mir die Kupfer im Büffon, führte mich auf ſeinen Taubenboden, wo er die ſchönſten Tauben hatte, und unterhielt mich ſo gut, daß der Abend da war, ehe ich daran dachte.

Als ich gehen wollte, faßte er meine Hand, und ſagte traurig: „wenn deine Eltern erfahren, daß du bei mir geweſen biſt, ſo darfſt du nicht wiederkommen, und ich könnte dir doch ſo viele ſchöne Sachen zeigen.“ Er zog einen Folianten hervor, ſchlug ihn auf, und ließ mich die ſchönſten Bilder erblicken. Mit großer Freude ſagte ich: nein, ich laſſe mir nichts davon merken, daß ich hier geweſen bin, und komme morgen wieder. Er küßte mich, und führte mich an eine Stelle, wo ich ganz unbemerkt in das Hölzchen gehen konnte. Ich verſchwieg mein Abentheuer wirklich; die ſchönen Bilder, die Tauben, die Erzählungen meines Freundes lockten mich allzu ſtark, und ich beſuchte ihn aufs neue. Mit jedem Male zog mich dieſer Mann, trotz ſeinem rothen Kopfe, feſter an ſich. Nach vier Wochen konnte ich nicht mehr ohne ihn leben; alle meine müßigen Stunden (und die hatte ich beinahe den ganzen Tag) brachte ich in dem Hölzchen mit ihm zu.

Es fanden ſich aber bald Hinderniſſe; der Prediger des Ortes mußte mir täglich zwei Stunden Unterricht in der lateiniſchen Sprache und in einigen Schulwiſſenſchaften geben. Er trieb das indeß ſehr nachläſſig, und ließ mich meiſtens nur eine Menge Wörter auswendig lernen. Ich lernte ſchnell, damit ich Zeit hätte, Waldenbruch zu beſuchen, und nahm ſo gar mein Buch mit zu ihm. Waldenbruch

denbruch lächelte über meinen Fleiß, und fing an mich zu unterrichten; das heißt, er las einen Römiſchen Schriftſteller mit mir. Ich liebte meinen neuen Lehrer, und dieſe Liebe half mir alle Schwierigkeiten beſiegen, welche mir im Anfange vorkamen, ſo daß ich beim Ueberſetzen ein Stück der Grammatik nach dem andern lernte. Mein Prediger wunderte ſich eben ſo ſehr über meinen fähigen Kopf, als über die Wirkſamkeit ſeiner Methode, von der er ſelbſt nicht viel gehofft hatte.

Die meiſten Stunden, die ich bei Waldenbruch zubrachte, waren dem Unterrichte gewidmet. Und welch einem Unterrichte! O, mein theurer Lehrer, wann werde ich dich einmal wiederſehen, dich, der du, wie die Sonne, Licht und Wärme (jenes dem Kopfe, dieſe dem Herzen) zugleich ertheilteſt; der du mir nicht den ſchweren, unbehülflichen Goldbarren der Gelehrſamkeit gabſt; ſondern ihn erſt ausprägteſt, und auf jedes Stück den Stempel der edelſten Humanität drückteſt! Wie viel habe ich deinen Kenntniſſen zu danken! aber wie viel mehr noch deinen naſſen

Augen, deiner bewegten Stimme, dem Feuer auf deinen blaſſen Wangen, wenn du von der leidenden Menſchheit, von der Tugend, von der beſten Hoffnung des Menſchen, der Zukunft, redeteſt! O, dann ſprachſt du von dir ſelbſt. Meine Thränen floſſen, und ich wußte nicht, daß ich ſie dir weinte; wußte nicht, daß ich den unglücklichſten und den edelſten aller Menſchen an mein bewegtes Herz drückte. Die Menſchen hatten dich aufgegeben, du nicht die Menſchen, du nur dein eignes Glück, nicht ein fremdes. Du gönnteſt, du ſchufeſt den Menſchen Freude auf der Erde, die du nicht kannteſt, weil eine andere Welt vor deinen naſſen Blicken ſchwebte: eine Welt, nach der alle gute Menſchen ſich ſehnen.

Nach einigen Jahren wußte ich viel: das habe ich erſt lange nachher einſehen lernen; denn damals glaubte ich, ſehr wenig zu wiſſen. Ich verſtand Latein, und las ziemlich fertig Griechiſch. Es war mir lieb, daß man endlich entdeckte, der Taugenichts ſey mein Lehrer. Man ließ es hingehen, weil ich viel bei ihm lernte; aber die Apologieen, die ich ihm hielt, bewirkten weiter nichts, als ein zweifelhaftes Kopfſchütteln ſowohl von meinem Vater als von meinem Oheim. Man hätte mir gern verboten, ihn wiederzuſehen; allein man wagte es nicht, weil man ſchon bei dem erſten Verſuche merkte, daß es mir unmöglich war, zu gehorchen. Jetzt ging ich öffentlich zu Waldenbruch, den ich wie einen Bruder liebte und wie einen Vater ehrte. Er hatte mein ganzes Herz; und ein Gedanke, eine Empfindung, die ich ihm verſchwiegen hätte, würde mir ein Verbrechen geſchienen haben. Sein Vertrauen gab er mir nicht. Zwar kannte ich ſein Herz, aber nicht ſeine Begebenheiten, die mir wie Geheimniſſe der Geiſterwelt vorkamen. Ich grübelte, mir eine Vorſtellung davon zu machen, und ſchauderte vor ihnen; aber ich befragte ihn nie darum, ſo viel ich auch merkte.

In ſeinen traurigſten, wie in ſeinen heiterſten Stunden, ſprach er von Suschen. Schon längſt hatte ich ihm Alles erzählt, was ich von ihrem Schickſale wußte; aber wohl tauſendmal ließ er ſich von mir wiederholen, wie ſie vor dem Tagebuche meines Vaters auf den Knieen gelegen, und wie ich ihr den Dolch ins Herz geſtoßen hatte. Das alles hörte er ſchweigend, lächelnd und mit naſſen Augen an, und hörte es nie genug. Ach, ich ahnete, ich wußte, daß er mit Suschens Unglück in der genaueſten Verbindung ſtand; doch nie konnte ich es ihn merken laſſen. Einmal fragte ich ihn, warum er mich ſo angelegentlich an ſich gezogen hätte. Er ſah mich mit ſanfter Betrübniß an: „weil Suschen dich liebte; weil du (ſeine Blicke von mir abwendend) Suschen ähnlich biſt, und weil ich gern . . .“ — Er brach ab.

Und weil er gern Suschens Schickſal von mir erfahren wollte. Nie kam von allen dieſen Geſprächen ein Wort über meine Zunge. Meine Verwandten gaben ſich noch immer vergebliche Mühe, zu errathen, wer Suschens Verführer geweſen ſey. Ich ſchwieg, und ſchweige noch, obgleich der Unglückliche vielleicht nicht mehr lebt. Aber wenn auch ſein Herz ſchon in Erde zerfallen iſt, ſo bleibt mir ſein Geheimniß doch ſo heilig, wie es ſein Schmerz mir war. Nein, nur Segen, du Unglücklicher, ſoll um dein Grab ſchweben, keine Verwünſchung meines Oheims, kein hartes Wort meines Vaters. Dieſe Blätter wird kein Menſchenauge ſehen, das für dich etwas Anderes hätte, als eine Thräne des Mitleids.

Der erſte Abſchied.

Ich ſollte auf die Univerſität, und mein Koffer war ſchon weggeſchickt. „Geh mein Sohn,“ ſagte mein Vater, als das Pferd vorgeführt wurde, auf dem ich in die Stadt reiten ſollte; „geh, mein Sohn, und werde ein ehrlicher Mann. Wenn du mit Menſchen in Unfrieden zuſammen geräthſt, und du haſt Recht, ſo gieb nach; denn es iſt ſchon hinlänglich, Recht zu haben. Haſt du aber Unrecht, ſo gieb nach, weil du Unrecht haſt. Sieh, mein Sohn, der Menſch iſt nie leichter unbarmherzig und hart, als wenn er Recht hat. Man kann in allen Stücken Recht haben, und iſt doch wohl ein Schurke. Recht haben, iſt nicht gerecht ſeyn. Verwunde kein Menſchenherz; denn es läßt ſich leicht vernichten: kein frohes, weil du ihm ſeine Freude nähmeſt; ein ſchon trauerndes noch viel weniger, weil mit dem ſogar der gerechte, eifrige Richter im Himmel Mitleiden hat. Uebrigens denke daran, daß du einmal die Blätter da fortſetzen ſollſt. Unglück, mein Sohn, und naſſe Augen kannſt du immer mit zu dem Buche hinbringen; nur keinen ſchlechten Streich! Amen!"

Keinen ſchlechten Streich, rief der Wachtmeiſter; der läßt ſich nirgends hinbringen. Alſo ſey treu, ehrlich gegen Gott und Menſchen, wie gegen dich ſelbſt. Laß dir aber von keinem Menſchen, er mag gering oder vornehm ſeyn, auf der Naſe trommeln. Und ſiehſt du in Leipzig gute Aurikeln, ſo vergiß mich nicht.

Meine Mutter allein weinte; ſie umfaßte mich und ſagte: bleib geſund und ſey glücklich, mein Sohn! (Ihr mütterliches Herz brach unter dieſen Worten.) Thue, was ſie dir geſagt haben. Ich bitte Gott, daß er dich glücklich machen möge! — Amen! riefen ſie alle Drei.

Wer kann ſich losreißen aus zitternden umfangenden Armen, ohne vor Schmerz und Freude mit zu zittern? wer von naſſen Augen mit einem trockenen? Wer kann mit Kälte die Wünſche anhören, die ihn begleiten? wer jemandes letzte Ermahnungen, und wenn ſie auch nichts ſeyn ſollten, als Schutzreden ſeiner eigenen Schwäche, oder der Triumph ſeiner eigenen Tugend?

Mein Vater war, wenn er Recht hatte, ſehr nachgebend; mein Oheim in gleichem Falle hart und anmaßend. So lange alſo mein Vater ſtritt, behauptete, disputirte, ſo lange zankte mein Oheim dagegen; denn er merkte aus meines Vaters Heftigkeit, daß dieſer Unrecht haben müſſe. Wenn aber mein Vater den Ton ſinken ließ, des Wachtmeiſters Hand ergriff, deſſen Gründe ſelbſt verſtärkte, und die empfindlichſten Worte nur mit Güte erwiederte; dann ſagte der Wachtmeiſter: habe ich Unrecht? und der Streit war gewöhnlich zu Ende. Mein Vater und mein Oheim empfahlen mir alſo jeder ſeine Tugend. Ein Geitziger würde mir geſagt haben: halte dein Geld zu Rathe. Ein Philoſoph hätte mir das Princip der Moral entwickelt; eine Geliebte mir keine andre Tugend zu empfehlen gehabt, als Treue gegen ſie. Meine Mutter, die nichts wußte, als daß ſie uns herzlich liebte, und die mir keine Tugend beſonders empfahl, weil ſie jede hatte — meine Mutter ſagte nur: ſey glücklich! Sie forderte nichts von mir, nicht einmal Liebe; es genügte ihr, wenn ich nur glücklich war. Was ſie Alle bei dem Abſchiede auch denken mochten, ich fühlte nur ihre Liebe, ihre heißen Umarmungen, die bebenden, kräftigen Händedrücke. Langſam ritt ich den Weg zur Stadt, mit naſſen Augen über den Abſchied, den ich genommen hatte, und voll trauriger Sehnſucht nach dem, welchen ich noch nehmen ſollte.

Der zweite Abſchied.

Am Abend ſchlich ich wieder aus der Stadt, unſerm Dorfe zu. Es war eine ſchöne Frühlingsnacht; eine ſchmale Streife des Mondes hing blutroth in Weſten zwiſchen leichten Dunſtwolken, und über mir ſchimmerten tauſend Sterne. In meiner Bruſt regte ſich noch ſanft die Wehmuth über den Abſchied von meinen Verwandten; es war mir, als käme ich nach dreißig Jahren wieder in das Dorf, um die Gräber meiner Geliebten zu beſuchen. Und dabei fühlte ich eine ſanfte Sehnſucht, ein frohes Erwarten der hohen Bewegung, in welche das Lebewohl meines Lehrers mich verſetzen würde. Ich ging um das Dorf weg, blieb einen Augenblick ſtehen, und ſah das Licht in meines Vaters Hauſe. Jetzt zeichnet er, dachte ich, unſern Abſchied auf, und ſchreibt zu meinem Namen ſeinen Segen. Ich fliſterte: du weißt es nicht, guter Vater, guter Menſch, daß ich hier ſtehe, und auch deinen Namen mit zitternder Hand an das Gewölbe des Himmels, zwiſchen die Sterne, zeichne. Das that ich wirklich; dieſe dankbare Spielerei machte meinem Herzen Freude, und hob es über die Sterne, in eine andre Welt. Nun ging ich ruhiger, nur ſanft bewegt, in das Fichtenwäldchen, wo mein edler Lehrer mich erwartete.

Ich ſah ſchon von weitem das Licht in ſeiner Wohnung ſchimmern, und als ich um das Gebüſch bog, ſah ich ihn ſelbſt in der Hütte ſitzen und zeichnen. Nie in meinem Leben brachte ich eine beſſere Stimmung zu einem Abſchiede mit, als dieſen Abend; und doch ſtand ich kalt und verlegen da, als ich den Fuß über die Schwelle ſetzte. Waldenbruchs Verlangen, daß ich nach dem Abſchiede von meinen Verwandten noch eine Nacht mit ihm in ſeinem Fichtenwäldchen zubringen ſollte, ließ mich eine Feierlichkeit erwarten; und jede Feierlichkeit hat mich von Jugend auf kalt und verlegen gemacht.

Mein Lehrer ſagte auf ſeine gewöhnliche Art guten Abend, und reichte mir die Hand über den Tiſch. Als ich ſah, wie ſehr ich mich in der Erwartung einer Feierlichkeit geirrt hatte, wollte ich mich wieder in die vorige Empfindung verſetzen; aber vergebens. Er ſah mein Bemühen, und zeichnete fort. Ich ging während deſſen hinaus, wo der Schimmer des Lichts durch die Blätter eine ſehr ſchöne Wirkung that, und warf meine Blicke in die Sterne; aber dennoch blieb ich kalt, und ging endlich wieder in die Hütte. Was zeichnen Sie da? fragte ich. „Die Statüe des Memnon.“ Sie war es; gerade ſo, wie ſie im Leben des Apollonius, das aufgeſchlagen bei ihm lag, beſchrieben wird: ein ſitzender Jüngling von ſchwarzem Marmor, deſſen Füße aus Einem Stücke die Aegyptiſche Kunſt in ihrer Kindheit bezeichnen. Er ſtützt ſich mit beiden Händen auf den Sitz, als wollte er ſich aufrichten, der aufgehenden Sonne entgegen.

Dieſe Figur, ſagte ich, hat ſo wenig Anmuth. — „Und ſie ſollte ein Andenken für dich ſeyn!“ antwortete er lächelnd. Ich betrachtete ſie näher, und ſagte: wahrhaftig, ich ſehe nichts daran. — „So geht es dir, wie dem Apollonius und ſeiner Geſellſchaft.“ Er wies auf das Buch. Ich las, und er zeichnete mit großer Rührung fort. „Und iſt denn," hob er auf einmal ſehr ſanft an, „dieſer Memnon nicht das beſte Symbol des Menſchen? Sieh, da ſitzt er, dieſer Sohn der Morgendämmerung, dieſe dunkle Geſtalt des Leidens, feſtgeheftet mit den unbeweglichen Füßen an die niedere Erde, ſtumm und gefühllos, bis der erſte Strahl der Sonne, nach welchem er ſich ſehnt, ihn trifft. Dann erſt redet der verſchloſſene Mund, dann erſt funkelt das todte Auge, und die Bruſt hebt ſich voll Lebens und Glückes. O, auch wir, die Kinder einer zweifelhaften Dämmerung, wir Menſchen — heften uns nicht unſre Leidenſchaften feſt an die dunkle, niedere Erde? Umhüllt nicht auch uns die Trauerfarbe unſerer Leiden, unſerer Unfälle? Sind wir nicht hart und gefühllos, wie dieſer Marmor, bis der Strahl aus einem andern Leben, das ſchimmernde Licht der Ewigkeit, unſre Bruſt erweicht, und ihr Empfindung giebt? Doch, das wollte ich dabei nicht ſagen; auch das nicht, Jüngling, daß du, wie Memnon, immer emporſtreben ſollſt von der Erde, der kommenden Sonne entgegen und von der Erde, die dennoch dich feſthält.

Dieſe Figur ſollte nichts ſeyn als ein Andenken an einen Unglücklichen, der ſich von der finſtern Erde weg zu der hellen Ewigkeit hinſehnt, ein Andenken an mich.

Hier ſchwieg er, und — was ich noch nie geſehen hatte — es rollten Thränen über ſeine Wangen, ohne daß er ſie zu verbergen ſuchte. Doch nur einige Sekunden ſtand er ſo. Dann ſetzte er ſich wieder, vollendete die Figur, ſchrieb, anſtatt des Namens Memnon, eine Anſpielung auf die Abſicht der Zeichnung und auf den Namen Memnon ſelbſt, das Wort ΜΕΜΝΗΟ (erinnere dich!) darunter, und gab ſie mir.

„Du trittſt nun," hob er an, „in die Welt, unter die Menſchen, ohne ſie zu kennen. Erinnere dich, mein Freund, was ich dir oft geſagt habe: daß die Schlimmen nicht immer ſo ſchlimm ſind, als ſie ſcheinen; daß die Guten nicht ſo gut ſind, als ſie ſeyn könnten, und daß auch der beſte Menſch die Tugend mehr liebt, als ausübt. Gute wie böſe Menſchen werden in deinen Weg treten und deinem Herzen weh thun; verachte darum die Tugend nicht! Böſe wie gute

Menſchen werden dir wohlthun; liebe darum das Laſter nicht! Und erfährſt du endlich, woran dein Herz bis jetzt noch immer zweifelt, wie wenig gut die Menſchen ſind, ſo verachte den Menſchen nicht. Bedenke, daß die ewige Weisheit den Menſchen nicht verächtlich finden kann, da ſie ihn immer reichlicher ſegnet. Vergiß nie, daß auch Männer wie Sokrates Menſchen waren, daß zu einer ſchönen Harmonie das Stimmen der Inſtrumente gehört, und daß ohne den Dünger keine Ernte wäre. Deine Leidenſchaften werden erwachen, und dich öfter täuſchen als die Menſchen; ſie werden dich höchſt glücklich und höchſt unglücklich machen. Vergebens würde ich dir ſagen: es giebt keinen Schmerz, es giebt keine Freude. Ich habe beides gefühlt. Aber, Jüngling, vergiß nie, wenn du glücklich und unglücklich biſt, daß Freude und Schmerz vergänglich ſind, und daß du auf deinem Grabe ſtehſt, worin allein Ruhe iſt. Die edelſten Entſchlüſſe ſind oft nichts als Stolz, und die ſchimmerndſten Handlungen oft nichts als Eitelkeit; aber dennoch iſt eine Tugend. Es giebt Edelgeſteine, die, ſo klein ſie auch ſind, den Werth ganzer Königreiche haben; es giebt Gedanken, Empfindungen, Entſchlüſſe, Handlungen, von denen Niemand etwas weiß, und welche dennoch die Tugenden ganzer Jahrhunderte aufwiegen. O Jüngling, das größte Unglück iſt, Unglück verdient zu haben, ſo wie der Gedanke, des Glückes werth zu ſeyn, das höchſte Glück iſt. Ich kenne beides." Hier ſchwieg er.

Ich bat ihn fortzufahren; denn ich ſah, wie ſchwer der letzte Gedanke auf ſein Herz fiel. Er ſagte aber nur lächelnd: „die Erfahrung muß dich belehren." Jetzt holte er aus einem kleinen Kabinette zwei Papiere, und gab mir das eine mit den Worten: „lies das. Es enthält mein Leben. Um deiner Tugend willen, mußt du wiſſen, daß ich nicht laſterhaft war. Lies, und dann verſiegle es wieder. Hier iſt mein Petſchaft. Ich fordere dieſe Papiere einſt von dir zurück. Verwahre ſie wohl!" Er riß die Siegel ab, gab mir die Schrift, und verſchloß ſich dann in ſein Kabinet. Ich erſtarrte beim Leſen, und benetzte die Papiere mit Thränen. Der Morgen dämmerte ſchon, als ich fertig war, und nun mit zitternden Händen verſiegelte.

Die Thür des Kabinets ging auf, und ich warf mich bebend an die Bruſt meines Lehrers. Unglücklicher, edler Mann! ſagte ich. Er antwortete nicht, ſondern gab mir ein anderes Papier, mit den Worten: „für Suschen, wenn ſie gefunden wird; für dich, wenn ſie nicht gefunden wird. Erbrich die Papie[illegible] nicht zu früh. Jetzt leb wohl, mein Lieber! Sey gut und ſey glücklich!“ Er gab mir einen Ring von Werth, drückte mich an ſeine Bruſt, ging mit mir an den Ausgang des Hölzchens, und war dann auf einmal verſchwunden. Hier, unter der älteſten Fichte, warf ich mich nieder auf die Kniee, und beugte das glühende Geſicht in das thauige Gras. Ich betete nicht; aber meine Seele zerfloß in den erhabenſten Empfindungen. Dann hob ich mich geſtärkt empor, und ſah frei, muthig, um mich her. Ich war gewiß, daß ich nie laſterhaft werden konnte; — nie unglücklich, wollte ich ſo eben ſagen: doch Waldenbruchs Geſchichte fiel mir ein. Aber,

tief

rief ich, es iſt ja ein Grab, und jenſeits deſſelben die Morgenröthe, der helle Tag des ewigen Lebens. Ich ging eilig durch das Dorf, worin ſich ſchon Menſchenſtimmen hören ließen, den Weg zur Stadt. Den ganzen Tag brachte ich damit zu, Waldenbruchs Geſchichte niederzuſchreiben. Als ich fertig war, wurde ich auf die Poſt gerufen. Nach drei Tagen befand ich mich in Leipzig; aber mein Herz war noch immer bei meinen Verwandten und in dem Fichtenholze bei meinem unglücklichen, geliebten Lehrer.

Memnon.

Der Rothkopf.

Warum zittre ich, da ich die Feder nehme, das Leben dieſes Mannes zu erzählen? Weil ſeine Leiden nicht verſchuldet waren? Sind denn die Seufzer der Tauſende, welche der Krieg dieſes Jahr hindurch auf ſeinen blutigen Altären, den Schlachtfeldern, geopfert hat, verſchuldet? — Weil die erſte Urſache aller ſeiner Unfälle eine große Kleinigkeit war? Macht denn die Natur nicht ihre heftigſten Stürme, ihre furchtbarſten Gewitter, aus dem Athem der Menſchen? — Ach, ich zittre dennoch, wie ich es auch anfangen mag, mir Waldenbruchs Schickſal gleichgültiger zu denken. Die Alten ſagten: „das eiſerne Geſchick, die harte Nothwendigkeit, beherrſcht Götter und Menſchen unwiderſtehlich.“ Mich würde dieſer Glaube nicht tröſten; das heißt nichts weiter, als dem Unglücklichen die Zunge nehmen, um ſeine Klagen zu endigen. Armer, troſtloſer Menſch!

Waldenbruchs Unglück war, daß er mit rothen Haaren geboren wurde. Seine Mutter hatte ſchon drei Söhne, alle ſchön wie Liebesgötter, als ſie noch dieſen vierten bekam. Sein Haar wird nachdunkeln, ſagte ſie; es wurde aber mit jedem Jahre rother und härter. Sein Geſicht blieb häßlich, und ſein Gemüth finſter, als ob er ſein Geſchick geahnet hätte. Seine Brüder waren freundliche, ſchmeichleriſche Knaben, die liebkoſend um ihre Eltern her hüpften. Der häßliche Rothkopf (ſo nannte ihn ſeine Mutter) ſtand in der Ferne (eben weil ſie ihn ſo ſchalt), ſah finſter und neidiſch der Liebe zu, die man auf ſeine Brüder häufte, und wurde mit jedem Tage finſterer. Nahm ihn die Mutter einmal auf, ſo ſeufzte ſie dabei über Haar, Geſicht und Weſen. Der Knabe wurde verſchloſſen, weil er nirgends Liebe fand, und ſtörrig, weil man ihm in jedem Streite mit ſeinen Brüdern Unrecht gab. So liebte er denn ſchon früh eine dunkle Einſamkeit.

Der Hofmeiſter der vier Söhne, ein Mann von vielen Kenntniſſen, aber von ſchlechtem Herzen, ſchmeichelte den Eltern durch Lobeserhebungen, die er den drei ältern Brüdern machte, und durch Vergleichungen derſelben mit dem Rothkopfe, die allemal zum Nachtheile des letztern ausfielen. Hier fand nun Memnon (ſo will ich den Unglücklichen nennen), daß ihm auffallend Unrecht geſchah; denn er wußte weit mehr als ſeine Brüder, weil er durch die lange Weile zum Lernen angetrieben wurde. Darüber, daß der Hofmeiſter ihm ſo wiſſentlich Unrecht that, faßte Memnon einen Widerwillen gegen ihn; der Hofmeiſter vergalt ihm das mit Kälte, und, als der Widerwille zunahm, mit Spott und endlich mit einer erkünſtelten Verachtung.

Der Knabe rächte ſich durch manche Poſſen, die er dem Hofmeiſter ſpielte, durch bittre Urtheile über die zu ſehr geliebten Brüder, durch Vernachläſſigung ſeiner Eltern. Er war noch nicht zehn Jahre alt, da nannten ihn ſchon Eltern, Hofmeiſter und Domeſtiken im ganzen Hauſe und auf dem ganzen Gute den Taugenichts. Von allen Menſchen verlaſſen, ſtand der Knabe da, mit dem ewigen Zeichen der Verwerfung, dem rothen Haar, und hörte oft mit Zähneknirſchen: hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet hat! — Was wird denn aus dir werden, du Unglücklicher? fragte der Vater oft, und warf mit Widerwillen unruhige Blicke auf ihn. — Nichts, ſagte die Mutter, und ſtreichelte einem ihrer andern Söhne die ſchöne Wange. Der Hofmeiſter zuckte die Achſeln dazu. So öffneten ſie das Herz des Knaben dem fürchterlichſten Haſſe; doch er haßte nicht, weil eine andre Idee — Eltern, Hofmeiſter und Brüder zu beſchämen — ihn beſchäftigte. Von jetzt an brachte er dem Hofmeiſter ſeine Arbeiten nicht mehr, ſtellte ſich, als wäre er bei dem Unterrichte nicht aufmerkſam, und beantwortete jede Frage verkehrt oder albern. Heimlich aber machte er ſeine Arbeiten mit großem Fleiße, gab genau Acht, und las in der Einſamkeit alle Bücher, die er erhalten konnte. Da dieſe Idee die einzige Befriedigung ſeines Stolzes war, ſo verfolgte er ſie mit unglaublicher

Kraft und ſehr glücklich. Er hieß aber immerfort der Einfaltspinſel, der Tuckmäuſer, der Taugenichts, und gab ſich nicht die geringſte Mühe, dieſen Namen zu entgehen. Man konnte es endlich nicht länger mit ihm aushalten, und freuete ſich ſehr, als die Großmutter des Knaben, eine vortreffliche Frau, ſich ſeiner ſowohl als des ganzen Hauſes erbarmte, und ihn zu ſich nahm.

Dieſe edle Matrone lös'te durch den warmen Hauch ihrer Liebe die Eisrinde der Menſchenfeindſchaft, welche ſich ſchon um das Herz des Knaben gelegt hatte. Sie rettete von ſeinem Herzen, was noch zu retten war: das Edelſte, die Liebe zur Tugend. Jetzt loderte die Flamme des Wohlwollens für alle Menſchen hell in ſeinem Herzen auf; doch in ſeinem finſtern Blicke, in ſeinem kalten, unfreundlichen Geſichte zeigte ſich nichts davon. Er machte ſeiner Großmutter, ſo unbeſchreiblich er ſie auch liebte, nie eine Liebkoſung. Sein Herz brach, ſeine Augen ſtanden voll Thränen: das war alles, was er für ihre Liebe hatte.

Leider währte dieſer glückliche Zeitpunkt nicht lange. Schon nach einem halben Jahre ſtarb die Großmutter. Sie hatte nur ſo eben noch Zeit, dem dreizehnjährigen Knaben zu ſagen, ſie liebe ihn ſehr, und würde ruhig ſterben, wenn ſie nur wüßte, daß er ſeine Eltern nie haſſen werde. Das verſprach er unter tauſend Thränen und mit einem gebrochenen Herzen. Die Großmutter vermachte ihm, und ihm allein, ſobald er zwanzig Jahre alt ſeyn würde, das Vorwerk in unſerm Dorfe zu ſeinem freien Gebrauche, weil ſie von der Zukunft nichts Gutes hoffte. Nun ging er aus dem Hauſe der Liebe wieder in das Haus ſeines Vaters, wo ihn jetzt, nach der Erbſchaft des Vorwerks, ein geſchärfter Unwille erwartete. Er fand alles ſo wieder, wie er es verlaſſen hatte, beugte ſich aber nicht mehr unter das Joch des allgemeinen Widerwillens. Gegen ſeine Eltern bewies er zwar die unterwürfigſte Geduld; doch nicht gegen ſeine Brüder, denen er jetzt ſeinen gekränkten Stolz und ſein Uebergewicht in Kenntniſſen offen zeigte. Sie hatten ihn bisher als einen Dummkopf gering geſchätzt; ſo reitzte es denn ihre Eitelkeit, daß er jetzt Achtung von ihnen foderte, und ihre Herzen wendeten ſich gänzlich von ihm ab. Alle drei gingen auf die Akademie; er blieb zu Hauſe. Nicht lange, ſo kam der dritte Sohn mit der ſchrecklichen Nachricht zurück, daß ſeine zwei älteren Brüder bei dem Baden ertrunken wären. Der Jammer hatte noch nicht ſeine größte Höhe erreicht. Der dritte Sohn bekam die Blattern, und war am ſiebenten Tage todt. Dies ſchreckliche Schickſal wurde noch ſchrecklicher, als die tief gebeugte Mutter ſich einer Stelle aus einem Briefe der Großmutter erinnerte, die ihr vor mehreren Jahren geſchrieben hatte: „nimm dich in Acht, meine Tochter, daß du nicht einſt die Unglücksfälle, die deine geliebten Söhne treffen können, für eine Strafe des Unrechts halten mußt, das du deinem jüngſten thuſt.“ Wovor die weiſe Matrone gewarnt hatte, geſchah itzt. Die Mutter hielt den Tod ihrer drei Söhne für ein Gericht der Vorſehung, und ſcheuete ſich, den noch übrigen jüngſten zu ſehen. Sie vergaß ſich in ihrem Schmerze, und beneidete den Jüngling, daß Er, gerade Er, noch lebte. Als ſie ihn nach einem Monate zum erſten Male wiederſah, wendete ſie das finſtre Auge mit Schrecken von ihm ab, und ſagte: großer Gott! die, welche ich liebte, ſind dahin; und den, den habe ich noch!

Memnon wurde bleich, und blieb in der Entfernung wie eine Bildſäule ſtehen. Sein Vater führte ihn zu der troſtloſen Mutter, und ſagte ſehr unverſtändig: „laß uns ihn lieben! Wer kann etwas gegen Gottes Schikkung?" Er umarmte den Sohn; dieſer erwiederte aber die Umarmung nicht, und ſtand, ohne ein Wort zu ſagen, da. „Unmenſch!" rief der zornige Vater. Kalt erwiederte Memnon: Sie haben einen Sohn; aber dieſer Sohn hat keine Eltern. Mit Unwillen über dieſen anſcheinend trotzigen Vorwurf, den die weichſte Empfindung dem Sohne in den Mund gelegt hatte, wendete der Vater ſich ab. Die Mutter ſagte: o, wir Unglücklichen! Nein, wir haben keinen Sohn mehr!

Die Herzen verſchloſſen ſich mehr als je gegen einander, und die Mutter ſtarb aus Gram über den Tod ihrer älteren Söhne, ohne den Widerwillen gegen den jüngſten verloren zu haben.

Nun war der Vater mit dem Sohne allein, und wollte wieder gut machen, was verdorben war. Memnon bekam Bedienten, eine volle Börſe, reiche Kleider, und wurde mit einem ſehr anſehnlichen Jahrgelde auf die Univerſität geſchickt. Nie foderte er etwas; er bekam aber alles, was er zu wünſchen ſchien: alles, nur nicht Liebe; und die allein foderte er.

Durch die Bildung, die der junge Menſch in der Einſamkeit ſo ganz ſich ſelbſt gegeben, und durch die Behandlung, die er erfahren, hatte er eine innere Energie bekommen, von der äußerlich auch nicht die kleinſte Spur zu bemerken war. Seine ſehr mannigfaltigen Kenntniſſe lagen tief in ſeiner Seele begraben, ſo wie der große Scharfſinn, den ſein Studieren ohne Anweiſung ihm gegeben hatte. Neigung zu ſcharfer Satire war das

Einzige, was ihn zuweilen lebendig machte; und jedes Unrecht, das einem Menſchen geſchah, ſetzte ihn außer ſich. Sein kaltes, finſtres Weſen gab ihm das Anſehen, als ob er immer verlegen wäre, ohne daß er es jemals war. Er blieb zu allen Zeiten ernſt, beſonnen und entſchloſſen, ohne je an den Dingen um ſich her vielen Theil zu nehmen.

So kam dieſer junge Menſch mit vielem Gelde auf die Univerſität, und man drängte ſich zu ihm. Zwar überſah er die meiſten jungen Leute, die ſeine Bekanntſchaft ſuchten, ſehr weit; indeß war ihm das Gefühl, geſucht, geliebt zu werden, ſo neu, daß er ſich allen hingab. Dieſes Gefühl ſtimmte ihn ſo fröhlich, daß er ſehr viele Thorheiten mitbeging, oder vielmehr nur ruhig zuſah, wenn ſie begangen wurden. Er war freigebig, weil er mit dem Gelde ſonſt nichts anzufangen wußte. Man betrog ihn; er ſah es, und ſchwieg. Immer machte er nur Andere auf ſeine Koſten fröhlich, ohne es ſelbſt zu werden; man hielt ihn daher für einen Tropf. Wie erſtaunten aber die jungen Leute, als er, bei dem Anblicke eines gemißhandelten Menſchen, auf einmal alle Verlegenheit verlor, entſchloſſen und feſt erklärte, daß er ſo etwas nicht zugeben werde, ſich einem ganzen Schwarme von tobenden jungen Leuten allein entgegen warf, ihnen mit einem kalten Lächeln die bitterſten Satiren ſagte, den berühmteſten Schläger ganz leicht behandelte, und ſich für einen Andern mit großer Kälte und großem Muthe ſchlug!

Bei dieſer erſten Gelegenheit hatte er die Prahlerei der Renomiſten verachten lernen. Die Wirkung ſeiner Kälte, ſeiner Entſchloſſenheit ſchien ihm intereſſant, und er warf ſich nun zum Schiedsrichter in allen Händeln der jungen Leute auf. Bei jedem Streite, bei jeder Unruhe, bei jedem Lärmen war Waldenbruch mit im Spiele. Nach ſeinem Plane ſollten die Orden auf der Univerſität verächtlich werden; das gelang ihm zwar nicht, aber ſich machte er ihnen furchtbar. Dabei beſuchte er, weil er ſich nun einmal an ſeine Art zu ſtudieren gewöhnt hatte, nur ſelten ein Kollegium, ob er gleich die Stunden, worin die Bibliothek geöffnet war, nie verſäumte. Kurz, Waldenbruch hatte unaufhörlich Händel, und hielt es bei den meiſten nicht der Mühe werth, ſich zu rechtfertigen. So ſtand er denn in dem übelſten Ruf, und die Univerſität mußte ſich am Ende entſchließen, ihn als den ärgſten Unruheſtifter zu relegiren.

Sein Vater empfing ihn mit den Worten: „ich habe nie etwas Anderes von dir Taugenichts erwartet,“ und ſchickte ihn bald nachher wieder aus dem Hauſe. Er ſollte, da er nun doch einmal der einzige Sohn war, ein Jahrlang reiſen, d. h. von einem Hofmeiſter an den Deutſchen Höfen umher geführt werden. Aber nicht lange, ſo hatte er den Hofmeiſter verlaſſen, weil er ſeine Zeit nützlicher anwenden zu können glaubte. Er ſchrieb aus Rom den ehrerbietigſten Brief an ſeinen Vater. Dieſer ſchickte ihm eine Summe (nur ſo eben genug zur Rückreiſe), und ſchrieb ihm dabei: er möchte mit dem Gelde ſeinen Plan ausführen, wenn er könnte. Zur Verwunderung des Vaters führte er ſeinen

Plan wirklich aus. Er theilte ſein Jahr zwiſchen Italien, die Schweiz und Frankreich, kehrte zurück, ohne einen Hof geſehen zu haben, und war ſo wortarm wie vor ſeiner Reiſe.

„O, der rothköpfige Taugenichts!" ſagte ſein Vater, als er zu Fuß ankam, und weiter nichts mitbrachte, als ein Portefeuille voll Handzeichnungen, und Anmerkungen zu den Römiſchen Schriftſtellern, die er in Italien geſchrieben hatte.

Nun ließ ſein Vater ihn anſtellen. Bei ſeinem Examen wunderte man ſich über ſeine großen Kenntniſſe, und wünſchte dem Vater Glück. Dieſer aber ſchüttelte ſeufzend den Kopf, und fliſterte: „o, der Rothkopf!" Er hatte Recht. Sein Sohn war, nachdem er ein Jahrlang ſatiriſirt, und bei jedem Mißbrauche, bei jeder Nachſicht gegen einen großen Verbrecher, ohne Schonung die Wahrheit geſagt hatte, allgemein gehaßt. Er mußte ſich freuen, daß man ihm nur erlaubte, ſeinen Abſchied ſelbſt zu nehmen. „Der rothköpfige Taugenichts!" ſagte ſein Vater, als er ihn aus dem Wagen ſteigen ſah, und verſchloß ſich in ſein Kabinet.

Bin ich denn ſchuldig? ſagte Memnon, als ihm angedeutet wurde, daß ſein Vater ihn nicht ſprechen wolle. Er ſuchte ſeine alte Einſamkeit, den buſchigen Theil des Gartens, wieder auf. Hier ſtudierte er, und zog ſich Blumen, von allen Menſchen mit Abſcheu betrachtet, von ſeinem Vater mit der ſtrengſten Kälte behandelt.

Die Geliebte.

Endlich erbot ſich ein Verwandter, den Rothkopf zu humaniſiren, und dieſer mußte zu ihm in die Stadt. Es war ein feiner, geſchmeidiger, immer lächelnder Hofmann, der die große Mühe über ſich nahm. Waldenbruch hätte es ſonſt nicht eine Stunde mit dieſem Manne ausgehalten; aber der Haß aller Menſchen, mit denen er in Verbindung war, hatte nach und nach ſein Herz zerdrückt, und er gab ſich jetzt mit einem ſeufzenden Lächeln hin.

Der Kammerherr von Tiefenthal erwartete, ſo wie ſein ganzes Haus, — drei Töchter, und eine arme Nichte — in dem jungen Waldenbruch einen rohen Wilden; es trat aber ein junger Menſch mit funkelnden blauen Augen, und einem ſehr edlen Geſicht, auf dem nur ein Zug von ſanfter Schwermuth lag, in das Zimmer, und kündigte ſich mit zarter Feinheit als den an, der hieher verbannt ſey, um ein Menſch zu werden. Alle wunderten ſich, doch Niemand mehr als die Nichte Julie, weil Waldenbruch die üble Lage, worin ſie hier im Hauſe war, ſogleich bemerkte, und ihr in trauernden Blikken ein reines Mitleiden zeigte. Das arme Mädchen hatte eine edle Geſtalt und ein ſchönes Geſicht; deshalb ließen ihre häßlichen Couſinen ſie doppelt fühlen, daß ſie arm war.

Waldenbruch fing hier ſeine Lebensart wieder an: er theilte ſeine Zeit unter die Wiſſenſchaften und die ſchönen Künſte, einige Stunden ausgenommen, die er täglich in der Geſell-

Geſellſchaft ſeiner Hausgenoſſen zubringen mußte. Der Kammerherr fand nichts an ihm auszuſetzen; indeß wollte er doch irgend eine Rolle ſpielen, da er nun einmal verſprochen hatte, den Wilden humaner zu machen. Er tadelte und hofmeiſterte alſo den jungen Mann über Alles, was er von ihm ſah. „Denn," meinte er, „das Böſe muß doch irgendwo an ihm ſtecken." — Ich will es tragen, hatte Waldenbruch mit geduldiger Reſignation geſagt, als er vor Tiefenthals Hauſe abſtieg; und er ſchwieg bei des Kammerherrn ewigem, unvernünftigem Tadeln.

Julie, die keine beſſere Rolle ſpielte, ſchloß ſich natürlicher Weiſe an niemanden mehr an, als an den duldenden Waldenbruch. Er nahm das Mitleiden, die Theilnahme eines menſchlichen Weſens mit der vollen Dankbarkeit ſeiner Seele auf. Noch nie hatte ſein verborgenes, ſtilles Herz für ein Mädchen geſchlagen; jetzt öffnete es ſich in den heißeſten Flammen der Liebe gegen Julien: denn in ihren ſchönen Augen hingen Thränen eines wahren, aufrichtigen Mitleidens für ihn.

Juliens Herz war noch weich aus ihrer Kindheit her, die ſie in den Armen einer guten Mutter verlebt hatte. Nach dem Tode derſelben kam ſie von einem ihrer Verwandten zu dem andern. Dadurch, daß ſie ſich in ſo vielerlei Menſchen ſchmiegen mußte, hatte ihr Weſen eine ſo biegſame Geſchmeidigkeit, und ihr Verſtand einen ſo ſichern Takt für das Zuviel und Zuwenig in der Behandlung der Menſchen bekommen, daß ſie ſich überall, wenigſtens mit einem Theile der Familie, (hier mit dem Kammerherrn) recht gut ſtand. Sie nahm jeden Ton, der in einem Hauſe herrſchte, ganz ungezwungen an, und milderte ihn bei ſich bis zur Grazie. Der Zwang aber, den ſie ſich überall anthun mußte, hatte bei ihr doch einen unbeſieglichen Widerwillen gegen ihre abhängige Lage hervorgebracht. Sie hielt Unabhängigkeit von fremden Launen (folglich auch das ſicherſte Mittel dazu, Reichthum) für das höchſte Glück des menſchlichen Lebens, und ihr geheimſter Wunſch ging nur dahin, ſich dieſe Unabhängigkeit zu verſchaffen. Selbſt in Augenblicken der edelſten

Empfindungen äußerte ſich bei ihr ein Zug von Habſucht, und das ſehnlichſte Verlangen, von Sorgen für die Zukunft frei zu ſeyn.

Sie fühlte aufrichtiges Mitleiden mit Waldenbruch, der, ſo wie ſie ſelbſt, in einer unglücklichen Lage war, und ſich weit ſchwerfälliger darin zu benehmen ſchien als ſie. Die geſchmeidige Julie erkannte wohl Waldenbruchs hohe Güte nicht, fand aber doch ſchnell den Ton aus, den ſie mit ihm zu nehmen hatte. Die Menſchenkenntniß von Tauſenden iſt ja nichts anders, als das ſchnelle Auffaſſen eines fremden Tons, ohne daß ſie nur ahnen, wie das Herz, aus dem dieſer Ton kommt, beſchaffen iſt. Sehen ſie dann endlich das Herz ſelbſt, ſo erſtaunen ſie darüber, daß ſie den Menſchen ſo wenig kannten, den ſie ſo glücklich zu behandeln wußten.

Waldenbruch ſah, daß Julie mit hoher Geduld, mit ſtillem Lächeln den Neid ihrer Couſinen ertrug, und ihnen dennoch durch Güte Wohlwollen, und durch Würde Achtung abgewann. Unbegreifliches Geſchöpf! dachte er wohl hundertmal; warum kann ich, das Joch des Elendes nicht ſo leicht tragen, wie du? Verſtoßen wie ich unter harte Menſchen, erniedrigt wie ich, fühlſt du deine Verlaſſenheit, deine Erniedrigung gleich mir; und dennoch bleibt dein Herz ſo frei und ſtark. Du liebſt die Menſchen, die dich niederdrücken, und weinſt nur Thränen einer gütigen Geduld. Ich erliege unter der Laſt, ich, ein Mann; und dies ſanfte Geſchöpf weiß ſich aufrecht zu erhalten. Das dachte er oft, und die Liebe, die er für Julien fühlte, wurde mit jedem Tage inniger.

Dies neue Gefühl der Liebe durchdrang ſein ganzes Weſen mit unbeſchreiblicher Gewalt. Nie hat ein Menſch ſo geliebt, wie dieſer glühende, ſtille, geheimnißvolle, in ſich ſelbſt zurückgezogene Jüngling. Julie bemerkte aber an ihm weiter nichts als eine unbegränzte Ehrfurcht, die er ihr nicht verbarg. Er wagte es nicht einmal, ſeine dunkel glühenden Blicke auf ſie zu richten. Eine Berührung ihres Kleides oder ihrer Hand ſetzte ihn in die ſüßeſte Verwirrung; er wachte aber mit aushaltender Stärke über ſeine Empfindungen, daß ſie allen Menſchen verborgen blieben. Julie, die ſich durch Waldenbruchs Ehrfurcht geſchmeichelt fand, gab ihm viel: Beweiſe ihres freundſchaftlichen Wohlwollens; ſie bat ihn um ſeine Geſellſchaft bei ihren Spaziergängen, entdeckte ihm das Läſtige ihrer Lage, und machte ihn zum Vertrauten ihrer Gefühle, ſo daß er unter der Güte des Mädchens faſt erlag.

Bei dieſen leichten Vertraulichkeiten brach doch zuweilen ein Strahl der gewaltſamen Leidenſchaft aus ſeinem Herzen hervor. Julie ahnete ſeine Liebe, und freuete ſich, weil ſie darin ein Mittel zu ſehen glaubte, ſich unabhängig von ihren Verwandten zu machen. Jetzt beobachtete ſie ihn ſchärfer, und ſah den Kampf ſeines heimlich glühenden Herzens; aber noch blieb ſie ungewiß: denn ſie begriff nicht, warum er ihr ſeine Liebe nicht entdeckte. Sie hatte keinen Sinn für die Schonung, mit der ein edler Mann ſeine Geliebte behandelt, und fühlte den Werth des Opfers nicht, das Waldenbruch ihr mit dem Verſchweigen ſeiner Leidenſchaft brachte. Er zitterte, wenn ſie ihren Arm in den ſeinigen legte, oder im Geſpräche ſeine Hand leicht drückte; und es war ihr, ob ſie gleich ſchon Neigung zu ihm empfand, doch ein angenehmes Spiel, ihn mit ſolchen Beweiſen ihres Zutrauens in Verwirrung zu ſetzen.

Eines Tages waren ſie Beide im Garten allein. Julie wußte, daß Waldenbruch einem alten Bedienten, den man um eines kleinen Verſehens willen weggejagt, eine anſehnliche Summe geſchenkt hatte. Sie ſagte ihm das mit gerührter Freude, mit naſſen Augen. Waldenbruch ſah mit unbeſchreiblichem Entzücken Thränen über Juliens ſchöne Wangen rollen, und beugte ſich zum erſten Male mit heißen, zitternden Lippen auf ihre Hand. Gerührt durch ſeinen Edelmuth, geſchmeichelt durch die Bewegung, in welche ihre Thränen ihn verſetzt hatten, ſchlang ſie, als er ſich aufrichtete, — halb aus Ueberraſchung ihres gerührten Gefühls, halb aus gutlauniger Neugierde, was das wirken würde — ihre Arme um ſeine Schultern, und drückte mit dem Ausruf: edler Menſch! ihren Mund leicht auf den ſeinigen.

Waldenbruch erblaßte, und rief mit funkelnden Augen, mit bebender Stimme: Julie! Er riß ſie an ſich, umfaßte ſie mit Heftigkeit, und es floſſen Thränen über ſeine glühenden Wangen; aber dennoch küßte er ſie nicht. Bei der kleinſten Bewegung, die ſie machte, ließ er ſie los, und betrachtete ſie furchtſam, ob ſie beleidigt wäre. Da ſie freundlich blieb, ſo ging ſeine Empfindung in eine ſo heftige, ſtürmende Freude über, daß ſie ihn erröthend anſah und (freilich unbemerkt) über den heftigen Schwärmer den Kopf ſchüttelte.

Julie war nun überzeugt, daß ſie geliebt wurde, und zwar mit einer Stärke, die ihr ein wenig unnatürlich ſchien. Sie lächelte über einen ſo ſeltſamen Menſchen; indeß ſchmeichelte ſeine Liebe dennoch ihrem Herzen, und ſie fühlte eine aufrichtige Neigung für ihn erwachen, ob ſie gleich vorzüglich immer nur die Befreiung aus ihrer übeln Lage im Auge hatte. Nun hoffte ſie auf eine Erklärung von Waldenbruch, und wich keiner Veranlaſſung dazu aus; er behielt aber ſein Ge-

Geheimniß feſt in ſeiner Bruſt verſchloſſen, und nur ſelten einmal erhob ſich ſein Herz mit himmliſchem Entzücken zu der Hoffnung auf Gegenliebe. Als er ſich zu Juliens Verwunderung noch immer nicht erklärte, hielt ſie es der Mühe werth, das Herz des ſeltſamen Menſchen näher kennen zu lernen; und dazu trieb ſie die Achtung, welche ſie ſeinem Charakter nicht verſagen konnte.

Anfangs war ihr Waldenbruchs Liebe halb ein Spiel geweſen; jetzt aber dachte ſie mit Freude daran, daß ſie ſeine Gattin werden könnte. Sie wurde ernſthaft bei dem Gedanken, wie achtenswerth der Mann ſey, der ſie ſo innig liebte; daher nahm ſie einen andern Ton gegen ihn an, und ſprach jetzt mit ihm über mancherlei Gegenſtände, von denen ſonſt nie geſprochen worden war, weil Waldenbruch ohne Veranlaſſung ſelten ein Geſpräch anfing. Jetzt ſah ſie mit Erſtaunen, wie ſtolz, wie edel, wie ſtark, wie erhaben Waldenbruchs Geiſt war. Sie hörte ſeine Geſchichte; lernte ſeine Hoffnungen und Wünſche kennen; ſah, was er von dem Leben erwartete, und aus welchem erhabenen Geſichtspunkt er es betrachtete. Auf einmal fand ſie in dieſem Menſchen, den ſie bisher nur für nicht ganz ſo böſe hielt, als ihn der Ruf und ſein Vater machten, Weichheit des Herzens bei ſo vieler Stärke, Erhabenheit der Ideen bei ſo vieler Beſcheidenheit, reine Güte bei ſo wenigen Prätenſionen an die Menſchen, daß ſie ſich ſchämte, eine Zeitlang ihr Spiel mit ihm getrieben zu haben. Doch beinahe in derſelben Minute fing ſie ſchon wieder ein Spiel mit ihm an, obgleich nicht das vorige. Mit ihrer leichten Geſchmeidigkeit verſetzte ſie ſich in alle ſeine Ideen, in alle ſeine Empfindungen, und war ſein treues Bild. Sie glaubte indeß aufrichtig, daß es ihrem Herzen nur an einem ſolchen Manne gefehlt habe, um die hohen Empfindungen, welche ſie zu fühlen ſchien, wirklich zu fühlen. Jetzt war ſie groß, ſtill, kalt von außen; und über dieſen Charakter hängte ſie noch den ſchöneren Schleier ihrer eigenthümlichen Grazie. So hatte denn Waldenbruch endlich das Mädchen gefunden, das ihm ehemals nur ſeine Wünſche, ſeine Träume, in den Gefilden der Seligkeit zeigten. Er beſaß das Vertrauen, die Freundſchaft, die Achtung dieſes Mädchens; aber an Liebe wagte er noch nicht zu denken.

In dem üppigen Spiele ihrer Phantaſie, welche ihr Tugenden vorgaukelte, die ſie nicht hatte, Empfindungen erkünſtelte, deren ihr Herz nicht lange fähig war, ließ die getäuſchte Julie ſich von dem reißenden Strom ihrer Rolle wegführen. Sie ſah den Kampf des Geliebten; es ſchien ihr erhaben, ihn zu endigen, und ſie entſchloß ſich, ihm zu geſtehen, daß ſie ihn liebe. Es kümmerte ſie nicht, daß ſie den Gang dieſer Unterredung einſtudierte, und daß Waldenbruch ihr oft geſagt hatte: „ein volles Herz iſt der ſicherſte Lehrer der feinſten Schicklichkeit. Muß der Menſch darüber ſinnen, *wie* er eine Handlung thun ſoll, ſo kommt ſie nicht aus ſeinem Herzen.” Auch wurde ſie noch nicht aufmerkſam, als ſie mit Unruhe daran dachte, ob Waldenbruchs Vater die Verbindung wohl zugeben würde; denn in dieſem Falle konnte der Schritt, den ſie jetzt zu thun im Begriff war, ſie vielleicht auf immer zur Abhängigkeit verdammen. Genug, ſie wollte dem Geliebten ein Mädchen zeigen, das über die Sitte erhaben wäre und nur dem Gebot eines edelmüthigen Herzens folgte.

Eines Morgens traf ſie Waldenbruch, wie gewöhnlich, im Boskel, und kam ihm mit einem lieblichen Lächeln entgegen. Ihre Wange glühete von jungfräulicher Scham, und zugleich von der Empfindung ihrer Großmuth; ihr Auge funkelte in dem milden, ſanften Feuer der Liebe; ihr Buſen klopfte hoch in der Ahnung des großen Augenblicks, der ſich jetzt näherte. So ſchön, ſo hold, ſo zutraulich hatte Waldenbruch ſie noch nie geſehen. Sie drückte ſeine Hand, führte ihn in das Boskel, und ſetzte ſich ſo nahe zu ihm auf die Bank, daß ihre Schulter die ſeinige berührte. Er ſah die ſanfte Güte ihres Auges, den fliegenden Buſen, und verkannte jetzt die Liebe nicht, die aus ihrem ganzen Weſen hervorblickte. Seine Bruſt hob ſich ahnend, und er war entſchloſſen, ſich der Geliebten zu Füßen zu werfen. Julie befürchtete aber, ſein Geſtändniß würde ihr den Triumph ihres Edelmuthes rauben, und ließ ihm nicht Zeit dazu. „Waldenbruch!“ ſagte ſie ernſt und erhaben, und in ihr Auge ergoß ſich die Thräne einer ſchnellen wehmüthigen Rührung, die ſie gern unterdrückt hätte, weil dadurch das Geſtändniß, welches ſie thun wollte, gegen ihren Willen den beſſeren Reiz der Weiblichkeit bekam. „Waldenbruch!“ ſagte ſie, und Thränen bedeckten ihre Wangen. Er ſprang erſchrocken auf, als er ſie in einer ſo heftigen Bewegung ſah, und faßte ihre Hand; ſie zog die ſeinige gegen ihr Herz, ließ ſie aber wieder los, erröthete, zitterte, und ſagte bebend, mit brennender Scham: „Sie lieben mich, und ich . . .“ Hier ſchwieg ſie, und ſchlug die Augen nieder.

Waldenbruch, der das alles verkehrt auslegte, weil er ein Geſtändniß ihrer Liebe nicht erwarten konnte, faßte bebend ihre Hand, und ſagte mit Stärke: Julie, zittern Sie nicht. Sie wollen mir die ſchönſte Ausſicht meines Lebens rauben. Nun, Sie ſind unſchuldig, und ich bin an Unglück gewöhnt. Leben Sie wohl!" Er beugte ſich auf ihre Hand. Von dieſer Wendung überraſcht, warf Julie ſich an ſeine Bruſt, und fliſterte leiſe (das Wort ich konnte ſie nicht hervorbringen): „Julie liebt Sie!" Da ſtand er, mit Julien in ſeinen Armen, an ſeinem Herzen, bleich und ſtarr, und warf nur einen fragenden Blick auf ſie. Als ſie die erröthete Wange auf ſeine Schulter drückte, als ihre zitternde Hand ihn feſter umfing, als ihre Lippe den Namen Waldenbruch in dem Accente der Liebe hervorhauchte; da ſank er zu ihren Füßen nieder, drückte das theure Mädchen an ſein volles Herz, ſtammelte das einzige Wort: „erhabenes Weſen!" und fühlte zum erſten Male Freude ohne Schmerz, Entzücken ohne Bitterkeit. Er war außer ſich, doch vollkommen glücklich.

Es währte lange, ehe er etwas anders zu hören, zu empfinden vermochte, als ſein befriedigtes, volles Herz. So war der Bund einer flammenden Liebe geſchloſſen. Julie vergaß in dem erſten Entzücken die Zukunft, ihre Wünſche, ihre Erwartungen, und war in den Armen des Geliebten faſt ſo glücklich, wie er ſelbſt.

Als Waldenbruch überdachte, wie edel, wie groß Juliens Handlung war, wie ſchwer ihr das Opfer, ihm zuerſt ihr Herz zu öffnen, ohne Zweifel hatte ſeyn müſſen, kannte er keine Gränzen mehr für ſeine Dankbarkeit. Heiße Liebe, innige Anhänglichkeit, tiefe Ehrfurcht — nichts ſchien ihm genug, die große Handlung des Mädchens zu belohnen. Mit einer Begeiſterung, wie nur beſſere Menſchen ſie kennen, gab er ſich ihr gänzlich hin; und ſchon die kleinſte Freude, welche er nicht durch ſie hatte, ſchien ihm eine Untreue an ihr.

Mit ihm erhob ſich auch Julie auf den Schwingen ihrer Phantaſie und ſeiner begeiſterten Seele; aber nicht lange, ſo ſank ſie wieder zur Erde, und die erſte ruhige Minute, die ſie dem vollen Herzen des Jünglings abſchmeicheln konnte, wendete ſie an, ihn um die Sicherheit ihrer Wünſche zu befragen. Ihr Vater, Waldenbruch? — Er zuckte die Achſeln. „Julie, mein Vater iſt der einzige Menſch, von dem ich nicht weiß, ob er mein Glück billigen wird. Ich hoffe es; denn was ſollte er einwenden, ſobald er Sie nur geſehen hat? Aber wenn ich wieder bedenke, was ich zu ſagen zittre, daß er mich vielleicht haßt, daß er . . . Doch, Julie, warum etwas fürchten, das doch kein Hinderniß unſeres Glückes ſeyn kann?“

Kein Hinderniß, wenn Ihr Vater nicht einwilligte? Wie meinen Sie das?

„Ich meine nichts, Julie, als daß dies allein mein Glück iſt. (Er umfaßte ſie ſanft.) Dies iſt meine Seligkeit. Wo ich Sie ſo halte, unter welchen Umſtänden, mitten in einer menſchenleeren Wüſte, auf einem Throne, oder in der Hütte eines Bettlers, das iſt gleich. Mag mein Vater es nicht wünſchen, mag eine ganze Welt ſich widerſetzen: ich lächle dazu; denn ich habe ein Herz gefunden, das mich liebt. An dieſem edlen, erhabenen Herzen bin ich meines Glückes ſo gewiß, als ob es der Ausſpruch der göttlichen Allmacht wäre. Ueberall iſt mein Paradies.

Mein Vater darf nur die mindeſte Unzufriedenheit äußern, ſo nehme ich mein Glück, Sie, Julie, und fliehe mit Ihnen dahin, wo der Himmel nur uns allein bedeckt, wo keine Menſchen zürnen.“ Er zog ſie näher an ſein Herz, näher an ſeine vor Entzücken funkelnden Augen.

Das war nicht viel Troſt für Julien. Sie lächelte zwar dankbar zu Waldenbruchs begeiſterter Rede, und ſah ihn mit dem zärtlichſten Blick in das treue Auge; aber dennoch kam ſie wieder zu der vorigen Frage. Waldenbruch erzählte unbeſorgt: ſein Vater habe ſeine Hand ſchon einem reichen Mädchen beſtimmt, und ſey nicht der Mann, einen Plan, beſonders einen, der ihn betreffe, wieder aufzugeben. — Und dabei ſind Sie ſo ruhig? fragte Julie, ein wenig empfindlich.

„Warum nicht, Julie? Der Vater hat Rechte; doch auch der Sohn hat ſie, und der Menſch noch mehr. Ich habe gethan, was ich konnte, meinen Vater zu überzeugen, daß ich gern gehorchen wollte, wenn ich dürfte; in dieſem Falle würde ich nicht gehorcht haben, auch wenn ich Sie, meine Julie, nie geſehen hätte."

Was hätten Sie denn gethan?

„Nicht gehorcht."

Und wenn man Sie gezwungen hätte?

„Kann man einen Menſchen zwingen? ... Ich verſtehe Sie heute nicht."

Ihr Vater würde Ihnen gedrohet haben, Sie zu enterben; und ich höre ja, daß Sie gänzlich von ihm abhängig ſind. Nun? wie dann, Waldenbruch?

„Er hätte nicht bloß gedrohet!" antwortete Waldenbruch lächelnd.

Aber das kleine Gütchen von Ihrer Großmutter ...

„... habe ich, wegen eines ökonomiſchen Arrangements, meinem Vater für jetzt abgetreten."

Deſto ſchlimmer! Wenn er Sie nun enterbte!

„Julie," ſagte er höchſt zärtlich, „ich habe nie gezittert arm zu werden für jede Pflicht, auch für die kleinſte. Sogar für eine bloße Grille könnte ich die Armuth wählen; und mit Ihnen, Julie, ſollte ich zittern vor dem Verluſte von etwas, das eben ſo viel Unglückliche als Glückliche macht?"

Aber, lieber ſeltſamer Menſch, was wollten Sie denn anfangen?

„Sie lieben, Julie, für Sie arbeiten, und mit Ihnen glücklich ſeyn."

Und Mangel leiden! Glauben Sie denn, daß auf die Bedingung hin meine Verwandten Ihnen meine Hand geben würden?

„Ihr Oheim," ſagte Waldenbruch eifrig, „der ſich lieber bei dem Teufel als Kammerherr engagirte, ehe er gar nichts wäre? Gewiß nicht!"

Nun denn! Sehen Sie wohl?

„Ich ſehe nichts, als daß Julie mir ihren Arm geben dürfte. Sie verließen das Haus Ihrer Verwandten an meiner Hand, und —"

Entlaufen? Lieber Waldenbruch! Meine Ehre, mein guter Name!

„Wenn Sie mir Ihre Hand gäben?" fragte Waldenbruch ernſt, und Julie lenkte ein, weil ſie hoffte, daß es zu dieſem Aeußerſten nicht kommen würde.

Nach vierzehn Tagen fand Julie, daß es höchſt unbeſonnen von ihr geweſen war, ſich mit dieſem excentriſchen Kopfe einzulaſſen, der von der reichſten Erbſchaft ſprach, wie ſie von einem abgetragenen Bande. Was ſie noch mit großer Gewalt an ihm feſt hielt, und was ſie zugleich beunruhigte, weil ſie es nicht wiedergeben konnte, war ſeine gränzenloſe Liebe, welche mit feſter Treue aus ſeinem Herzen hervorbrach, doch eben dieſe Treue auch foderte.

Der Nebenbuhler.

Es war ſo, wie Waldenbruch ſagte: ſein Vater hatte eine Verbindung mit einem reichen Mädchen aus einer großen Familie abgeſchloſſen. Zwar erwiederte der Sohn, als der Vater ihm zuerſt ſeine Abſicht ſagte, feſt und kalt: dazu hat kein Vater Recht; ich werde nie einwilligen. Der Vater aber, der den kalten Ton des Sohnes noch nie verſtanden hatte, meinte, das ſollte ſich wohl geben.

Er ſchrieb darüber an den Kammerherrn, und ſo erfuhr es Julie mit großem Schrecken. Der Kammerherr machte bei dieſer Gelegenheit eine ſolche Beſchreibung von dem Charakter des Vaters, daß Julie wohl einſah, ſie dürfe hier wenig hoffen. Sie ſprach mit ihrem Geliebten darüber, und er beſtätigte ihr die Aeußerungen des Kammerherrn mit Ruhe. Nun überlegte ſie hin und her, und ſtieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Der einzige Ausweg, den Waldenbruch ſah, war ihr äußerſt verhaßt. Ihre Liebe wurde merklich kälter; und der Zwang, den ſie ſich anthun mußte, dem jungen, heftigen Menſchen dieſe Kälte zu verbergen, vergrößerte dieſelbe. Sie liebte ihn noch; aber dennoch fing ſie ſchon an zu überlegen, wie ſie, ohne ihre Ehre in Gefahr zu ſetzen, die ganze Sache auf eine oder die andre Art beendigen könnte.

Der Vater ſchrieb dem Sohn, und forderte Gehorſam. Der Sohn antwortete ehrerbietig, aber feſt: es ſey ihm hier unmöglich zu gehorchen. — Er wollte ſeinem Vater die Verbindung, worin er mit Julien ſtand, entdecken, und nur ihre flehentliche Bitten, nur ihre Thränen hielten ihn davon ab. „Es wäre,“ ſagte er ernſt, „ſo beſſer, wie ich wollte; doch es ſey! Wenn dieſe Hand und dieſes Herz mein iſt, ſo kann ich nichts verlieren. Aber . . . Julie!“ Er brach mit einem Seufzer ab. Die Antwort des Vaters enthielt die Drohung, den Sohn zu enterben; und dieſer ſchrieb nun, was er hierüber dachte.

In einigen Tagen kam der Vater ſelbſt, und befahl ſeinem Sohne, nach Hauſe zu reiſen. Waldenbruch ſuchte Julien auf, erzählte ihr, faßte ihre Hand, und ſagte: „jetzt, Julie!“ Das ängſtliche Mädchen beruhigte den Jüngling, und bat ihn, zu gehorchen. Es iſt Ihr Vater, ſagte ſie. Wenn er Ihren Ernſt ſieht, ſo wird er ſich endlich ergeben. — „Julie,“ erwiederte er; „Sie kennen meinen Vater nicht!“ Doch, er konnte zuletzt ihren dringenden Bitten nicht widerſtehen.

Julie ſelbſt hatte die Hoffnung nicht, die ſie ihm zu machen ſuchte; aber ſie glaubte ſicherer zu ſeyn, wenn er entfernt wäre: denn ſeine Leidenſchaft, welche durch die Hinderniſſe immer ſtärker geworden war, brachte ſie zum Zittern. „Ich gehe,“ ſagte er; „aber Julie! Julie!“ — Meine Treue, unterbrach ſie ihn mit Thränen, mein Herz, meine ewige Liebe ſey Ihr Lohn. — Er umarmte ſie, und reiſ'te mit ſchrecklichen Ahnungen nach dem Gute ſeines Vaters ab. Dieſer blieb noch, um nicht mit dem ungerathenen Taugenichts reiſen zu dürfen. Julie nährte wieder eine geheime Hoffnung, als der Vater ihres Geliebten ſie mit ausgezeichneter Achtung behandelte. Sie ſchmiegte ſich noch ſtärker an ihn, und es gelang ihr ſehr bald, ſein Wohlwollen zu gewinnen.

Der Vater, dem der Kammerherr nichts als Gutes von ſeinem Sohne ſagte, glaubte, daß man ihn täuſchen wollte. Er wendete ſich an Julien; die ſagte ihm aber noch mehr Gutes, und mancherlei, was ihm ſchmeichelhaft ſeyn mußte: wie ſehr ſein Sohn ihn liebe, mit welcher Ehrerbietung er immer von ihm geſprochen habe. „Sie, Couſine,“ fragte der Vater nun, „Sie glauben alſo, daß er endlich gehorchen wird?“ Julie gerieth in Verlegenheit. Sie machte einen entſchuldigenden Eingang, und erklärte endlich: dieſe Hoffnung zu nähren, ſey vergeblich. Der Sohn werde alles thun, nur das nicht. — „O, gutes Kind,“ ſagte der Vater; „Sie kennen ihn nicht, dieſen eigenſinnigen, verſteckten Unmenſchen, der, ſo lang er lebt, ſeine größte Freude daran gefunden hat, alles zu thun, was ſeinen Eltern zuwider war. Ich habe gethan, was kein andrer Vater gethan hätte. Aber nun iſt es vorbei! Nein, liebe Couſine, keine Entſchuldigung! Die Verbindung iſt geſchloſſen, das weiß er. Ich beſchimpfe mich, ich werde lächerlich, wenn ich zurückgehe. Nein, bei meiner Ehre, er gehorcht; oder er ſoll nicht einen Heller von meinem Vermögen bekommen!

Dieſe Erklärung war ſo feſt, daß Julie nicht mehr an der Erfüllung zweifeln konnte. Sie bedauerte das unglückliche Schickſal ihres Geliebten; aber an eine Verbindung mit ihm konnte ſie, wenn der Vater Wort hielt, nicht mehr denken. Noch einmal flehte ſie dem Vater vor, es ſey doch ungerecht, ſeinen Sohn zu der Verbindung mit einem Mädchen, das er nicht liebe, zu zwingen; er wollte aber davon nichts wiſſen, und ſie ſah endlich, daß er durchaus nicht von ſeinem Plane abzubringen ſeyn würde. Nun gab ſie alle ihre Hoffnungen auf, auch die letzte, und dankte dem Himmel, daß nur Waldenbruch allein ihre Unbeſonnenheit wußte, da ſie überzeugt war, daß er ſie nie verrathen würde.

Seltſam genug, daß ſie bei den öftern Unterredungen mit dem Vater deſſen ganze Freundſchaft gewonnen hatte. Er machte ihr anſehnliche Geſchenke, lobte ihren Verſtand, äußerte ſein Vergnügen über ihren Witz, und — verzögerte ſeine Abreiſe von einem Tage zum andern.

Der alte Waldenbruch, jetzt nahe an die Funfzig, war ein lebhafter, verſtändiger, gütiger Mann, gegen Niemanden hart, nur ſeinen Sohn ausgenommen, und hatte etwas Großes, Ehrwürdiges in ſeinem Weſen; das ihm allgemeine Achtung erwarb, und das auch Julie nicht verkannte. Er begegnete ihr immer ehrerbietiger, immer zärtlicher, und endlich trug er dem Kammerherrn auf, einmal bei ihr hinzuhorchen, ob ſie ihn wohl noch jung genug fände, ihm ihre Hand zu geben.

„Julie!“ ſagte der Kammerherr, als er eilig zu ihr in das Zimmer trat; „ich habe dir eine Nachricht zu geben, eine ſehr frohe Nachricht! O, ſitze nicht ſo einfältig da! Waldenbruch — ſo eben hat er es mir geſagt — will dich heirathen.“ Julie wurde todtenbleich, und rief: unmöglich! Ich beſchwöre Sie, theurer Oheim, helfen Sie mir davon. Das iſt unmöglich! ganz unmöglich! — „Und warum denn, wenn ich fragen darf, Fräulein Nichte? Unmöglich! Ich habe ihm geſagt, daß es ſehr wohl möglich iſt, und werde ihm ſagen, daß du recht gern einwilligeſt.“ Er wollte fort; Julie warf ſich, von einer fürchterlichen Angſt ergriffen, vor ihm auf die Kniee, hielt ihn auf, und bat ihn mit Thränen, ſie zu retten. Der Oheim ſagte beiſſend und kalt: „ſteh auf, und ſetze dich, Julie! Der reiche Droſt von Waldenbruch, ein rechtſchaffner, verſtändiger Mann in ſeinen beſten Jahren, hält um die Hand des armen Fräuleins Julie von Tiefenthal an, die nichts hat, als ein Geſichtchen, das in einigen Jahren verblühet iſt. Fräulein Julie giebt ihr Jawort, oder ich ſchicke ſie wieder zu ihrer Tante; und dann mag ſie ſehen, wie ſie zurecht kommt. Julie, mache mir keine Romanenſtreiche! Ich habe nichts dagegen, daß ihr ein wenig thut, wie da und da gedruckt ſteht; aber wenn von ſoliden Dingen die Rede iſt, ſo fodre ich Verſtand.“ Man konnte Julien mit nichts Schrecklicherem drohen, als mit der Tante, bei der ſie drei Jahre hindurch die Hölle auf Erden gehabt hatte; doch der Gedanke, den alten Waldenbruch zu heirathen, war mehr, als die Hölle: ihre Seele verzagte, wenn ſie ſich das nur als möglich dachte.

„Ich laſſe dir Zeit dich zu beſinnen,“ fuhr der Kammerherr fort; „und dem Herrn Droſten werde ich ſagen, du wäreſt überraſcht, bäteſt dir Bedenkzeit aus, und ſo weiter. Uebrigens wirſt du in vierzehn Tagen, ſpäteſtens in vier Wochen, Frau Droſtin von

Waldenbruch. Bedenke das. Ein ſolches Glück kommt nur Einmal. Und nun adieu, Fräulein Nichte."

Kaum hatte der Oheim das Zimmer verlaſſen, ſo ſprang Julie auf, mit dem Entſchluſſe, was es auch koſten möchte, Nein zu ſagen. „Lieber," dachte ſie, „will ich ewig an die Tante gefeſſelt ſeyn, tauſendmal lieber den Tod leiden, als das treue Herz des tugendhaften Sohnes durch die gräßlichſte Untreue vernichten. Ach, jetzt ſehe ich, daß er Recht hatte! Die Flucht war das Einzige, was uns retten konnte." — Wäre der junge Waldenbruch noch da geweſen, Julie würde mit ihm geflohen ſeyn; jetzt aber war ſie verlaſſen, gänzlich ohne Rath, ohne Hülfe. Sie blieb den Abend auf ihrem Zimmer, und warf ſich in den Kleidern auf das Bett. Die fürchterliche Tante! und die gräßliche Heirath! Sie wünſchte, daß ſie entweder den Sohn, oder den Vater nie geſehen haben möchte. Wie glücklich konnte ſie im erſteren Falle ſeyn! die reichſte Frau im Lande! Sie gerieth faſt in Verzweiflung über ihre hülfloſe

Lage. Am folgenden Morgen kam ſie mit verweinten Augen herunter, doch feſt entſchloſſen, dem Droſten ſelbſt eine abſchlägige Antwort zu geben, ja, wenn es ſeyn müßte, ihm zu entdecken, in welcher Verbindung ſie mit ſeinem Sohne ſtände, ob ſie gleich wohl einſah, daß ſie dann alle Hoffnung, noch glücklich zu werden, auf immer verlöre. Als ſie in das Zimmer trat, verbeugte ſie ſich zitternd und mit niedergeſchlagenen Augen; der Droſt machte aber keinen Antrag, weil der Kammerherr ihm gerathen hatte, noch zu ſchweigen.

Der Droſt ging weg, da er bei Hofe ſeyn mußte. Den Mittag war Juliens ganze Familie verſammelt; ſogar die fürchterliche Tante hatte man heute von ihrem Gütchen in die Stadt geholt. Der Kammerherr theilte der Familie den Antrag des Droſten mit. Man erſtaunte, und wünſchte Julien Glück zu einer ſo glänzenden Partie; ſie ſtand aber auf, und erklärte, daß ſie feſt entſchloſſen ſey, die Hand des Droſten auszuſchlagen. „Mein Fräulein," ſagte der Kammerherr ungeduldig; „Sie mögen Ihren Willen haben, wenn es anders nicht etwa gar Ziererei von Ihnen iſt. Ich erkläre dir aber rund heraus, daß du dich nach einem andern Hauſe umſetzen mußt; denn ich bin nicht Willens, Unvernunft bei mir zu dulden.“ Alles fuhr jetzt auf Julien zu; die Tante aber drang mit ihrer kreiſchenden Stimme durch, und gab dem beängſtigten Mädchen wieder eine Probe ihrer Predigten. Julie kam nicht zu Worte; man betäubte ſie mit Vorwürfen, und hörte nicht eher auf, als bis ſie verſprach, die Sache weiter zu überlegen.

Gegen Abend kam der Droſt Waldenbruch wieder. Julie hatte ſich vorgenommen, ihn allein zu ſprechen; man rief ſie aber unter einem Vorwande in den Saal, ehe ſie noch wußte, daß er da war. Jetzt machte er ſelbſt ſeinen feierlichen Antrag. Die Verwandten hielten ſo bedeutende Blicke auf Julien feſt, und die Tante machte ein ſo fürchterliches Geſicht, daß die Arme allen Muth verlor, und bleich und bebend den Droſten nur bat, ihr Zeit zum Ueberlegen zu laſſen. Jetzt war ſie verloren; es reihete ſich Feſt an Feſt, und alle Welt wünſchte ihr im Stillen Glück, obgleich die Verbindung noch nicht erklärt war. Sie wurde betäubt, da man ſie keinen Augenblick mehr allein ließ. Und dazu kam nun noch das ſüße Gefühl der Unabhängigkeit, das ſie in der größeren Achtung ihrer reichen Verwandten, und in den Huldigungen der ärmeren ſchon im voraus ſchmeckte. Bei einem prächtigen Feſte, deſſen Königin ſie war, gab ſie, von dem Glanze verblendet, von den Schmeicheleien ihrer Verwandten berauſcht, durch Tanz und Muſik betäubt, das unglückliche Jawort.

Sie fühlte in der Troſtloſigkeit ihres Herzens, was ſie gethan hatte; aber jetzt, da ſie keinen Ausweg mehr ſah, verhärtete ſie ſich gegen die Zukunft, ſtählte ſich gegen ihr Gewiſſen durch Zerſtreuung in den bunteſten Geſellſchaften, tanzte wie eine Raſende, und ſpielte hoch, warf aber zuweilen auf einmal die Karten hin, und blieb ohne Beſinnung ſitzen.

Der furchtbare Hochzeitstag kam. Sie

ſann noch auf einen Ausweg, dem Elende zu entgehen; doch, als ſie keinen fand, und nichts vor ſich ſah als den betrognen Geliebten, den ſie Sohn nennen ſollte: da verlor ſie ſich hülflos in den Schrecken der Verſtockung. Sie beſchloß nichts, erwartete aber alles, fühlte ſich fähig zu allem. Selbſt der heißen, brennenden Schmerzen in ihrem Innern ſpottete ſie. Als die Ceremonie der Trauung vorüber war, ſank ſie in Ohnmacht. Den Gäſten war weh bei dem Anblicke der Braut, und ſogar der Kammerherr ſagte vor ſich in einer Ecke: hm! wird das auch gut gehen?

Julie ſtürzte ſich wieder in den Strudel des Vergnügens, und verließ Abends das Geſellſchaftszimmer nicht eher, als bis ſie vor Müdigkeit die Augen nicht mehr öffnen konnte. Endlich kam der Tag der Abreiſe. Man brachte ſie beinahe leblos in den Wagen, und ſie faßte ſich nicht eher wieder, als bis ihr Mann von ungefähr ſagte, daß ſein Sohn verreiſt ſey.

Der unglückliche Sohn wußte nichts von

allem, was ſich zugetragen hatte. Er war wirklich verreiſt geweſen, und erſt eine halbe Stunde vor der Ankunft ſeines Vaters zurückgekommen. Die Verzierung der Zimmer fiel ihm auf; indeß ſprach er nicht ſogleich mit jemand, der ihm ſagen konnte, daß man ſeinen Vater mit deſſen neuer Gemahlin erwarte. Traurig und nachdenkend ſtand er in einem Zimmer vor dem Bildniſſe ſeiner verſtorbenen Mutter und ſeiner Brüder, als ſich die Thür öffnete, und Julie an der Hand ſeines Vaters herein trat. Er erſtarrte halb vor Freude, halb vor Ueberraſchung. Julie wendete ſich zu der Kammerjungfer, ihr etwas zu ſagen, und hielt ſich zitternd an ihr.

Während deſſen erklärte der Vater dem Sohn ſeine Verheirathung mit Julien. „O Gott!“ rief das Mädchen; „der gnädigen Frau iſt nicht wohl!“ Julie lag ohne Sinne in den Armen der Kammerjungfer; der Vater eilte ihr zu Hülfe, und ſah nicht, wie bleich ſein Sohn daſtand, wie er ſchwankte, und ſich an dem Marmortiſche hielt, um nicht zu Boden zu ſinken. Als Julie wieder zu ſich kam, war der Sohn verſchwunden. Der Vater bemerkte es zuerſt, und ſagte bitter: da haſt du den erſten Beweis von der Artigkeit meines Sohnes gegen meine Gemahlin. Julie lächelte, ob es ihr gleich beinahe die Bruſt zerſprengte, und ſagte einige Worte, deren ſeltſamen Ton ihr Mann auf die Rechnung der kaum überſtandenen Ohnmacht ſchrieb.

Der Unglückliche war geflohen, und fand erſt mitten im dickſten Walde die Beſinnung wieder. Er erſchrak über ſich ſelbſt, über die Heftigkeit ſeiner Gefühle, und warf ſich zu Boden. Jetzt kam er aber auf den Gedanken: ſein Vater täuſche ihn nur; er bringe ihm Julien, wolle ihn überraſchen, und werde am Ende ſagen: nimm ſie; es iſt deine Geliebte! Dies ſchien ihm ſo gewiß, daß er auf einmal fröhlich aufſprang. „Ja, es iſt ſo!“ rief er entzückt, und eilte nach Hauſe. Als er aber durch den Garten ging, ſah er Julien ſchon im Nachtkleide, und von ſeinem Vater umarmt. Sie erwiederte die Liebkoſungen ſeines Vaters nicht; doch war ſie ganz augenſcheinlich deſſen Gattin.

Der Sohn ſagte, die Zähne knirſchend: iſt es möglich! Er ging in Verzweiflung auf ſein Zimmer, warf ſich auf das Bett, und ſagte von Zeit zu Zeit bis an den Morgen nur die Worte: „meines Vaters Frau! und dieſe Menſchen verlangen, man ſoll ſie lieben! Sie, ſie, die ich im Herzen trug, ſie meines Vaters Frau! Gräßlich! gräßlich!“

Die Stiefmutter.

„Bruder,“ ſagte mein Vater matt, und gab meinem Oheim die Bibel hin, die er ſich hatte auf ſein Krankenbett bringen laſſen: — „je öfter ich das alles leſe, deſto mehr fühle ich, daß es wahr iſt, wie es da heißt: richtet nicht, verdammet nicht! Denn frage ich mich: was iſt denn Gutes an mir? ſieh, lieber Wachtmeiſter, ſo ſind die Umſtände das Beſte. An mir ſelbſt iſt noch nicht ſo viel Gutes, daß ich mich hier im Bette ein klein wenig ſtolz aufrichten könnte. ‚Ja, wenn Alles ſeinen Gang fortgeht, wie es gehen ſoll, dann laufe ich wohl mit durch, dann bin ich gut genug. Aber ſtoße ich auf ein Notabene in meinen Lebensumſtänden, ſo komme ich auch an ein Notabene in meinem Gewiſſen. Es iſt uns Beiden ſo ziemlich Alles geglückt, bis auf einen einzigen Punkt, den mit Suschen. Gott ſey ihr Begleiter für und für! Sieh, das war ſo ein extraordinärer Fall. Aber, Bruder, wie machten wir es da auch? Suschen hatte gefehlt; doch die Schlimmſte von uns Dreien war ſie nicht. Wenn es uns nun ginge, wie manchem Menſchen, dem alle Tage ſolche Extrafälle vorkommen: wer weiß, was dann noch Gutes an uns wäre? Wir haben gut prahlen mit unſerm Muthe, da kein Feind zu ſehen iſt; wer weiß aber, ob wir nicht vor dem Feinde Gewehr und alles wegwürfen, und davon liefen? Wir meinten es Beide damals nicht böſe; ich glaube aber doch, wir waren nicht recht gut, weil wir es ſonſt beſſer gemacht hätten. Wir richteten und verdammten. . ."

Und ſind gerichtet und verdammt! unterbrach ihn der Wachtmeiſter, indem er ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchte.

„Ich meine nur," fuhr mein Vater ablenkend fort, „es kann im menſchlichen Leben Fälle geben, Umſtände, Bruder, in deſſen man ſo mit ordinärer Tugend nicht durchkommt, ſondern ſehr, ſo recht geprüft, tugendhaft ſeyn muß, wenn man das Unrecht nicht begehen ſoll, das oft allein als Rettung übrig zu bleiben ſcheint."

Suschen wäre noch hier, ſagte der Wachtmeiſter, wenn ich damals beſſer geweſen wäre!

„Ich meine nur, über einen ſolchen Fall ſoll der Menſch nicht richten, ſoll nicht dahin treten, und ſagen: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie jener."

Bruder, antwortete der Wachtmeiſter heftig; mit Suschen waren wir noch ſchlimmer, als der Phariſäer: wir jagten ſie in den Tod. Wer weiß, wie das Kind zu dem Fehler gekommen iſt; denn es war nicht liederlich.

„In den Tod!" wiederholte mein Vater mit einem erbarmenden, um Verzeihung flehenden Blicke gen Himmel. Die Unterſuchung wurde nicht weiter fortgeſetzt; denn beide Brüder dachten an Suschen, und beteten für ſie.

Dieſes Geſpräch mag als Eingang zu der Fortſetzung von Juliens Geſchichte dienen. Mein Vater würde, wenn er ihre Begebenheit gewußt hätte, keine beſſere Apologie für ſie haben halten können als dieſe. Julie war in einer ſeltenen beängſtigenden Situation, aus der ſie die Ruhe ihres Gewiſſens nur durch die allertugendhafteſte Aufopferung retten konnte, wenn ſie ſich nicht mit dem Schein der Tugend begnügen und die Befriedigung eines Wunſches durch ein Verbrechen erkaufen wollte. Sie mußte ihrem Manne Alles geſtehen, und den Sohn entfernen. — „Ach, der Menſch,“ ſchreibt mein edler Vater bei einer Begebenheit in ſeinem Leben, von der meine Mutter immer mit Thränen zu ihm ſagte: du warſt dennoch beſſer als ich dachte; worauf er immer antwortete: ich war ſchlimmer, als du glaubſt, und als ich damals ſelbſt glaubte — „Ach, der Menſch,“ ſchreibt er, „begeht oft wider Willen ein neues

Verbrechen, nur um der Schamröthe über ein altes auszuweichen!" Dieſe Schamröthe, dieſes erniedrigende Geſtändniß ihrer Unvorſichtigkeit wollte Julie ſich erſparen. Auf dem ganzen ziemlich weiten Wege nach dem Gute ihres Mannes ſann ſie auf Mittel, wie ſie ſich aus dieſer beſchämenden Lage gegen Vater und Sohn ziehen könnte, ohne bei einem von beiden zu verlieren. Sie hatte ihren Entſchluß gefaßt; und nur der Umſtand, daß der Stiefſohn bei ihrer Ankunft da war, hätte ihn beinahe zerſtört.

Am folgenden Morgen ſchickte ſie ihrem Stiefſohn einen Brief, den ſie ſchon in der Reſidenz geſchrieben, doch nicht an ihn abgeſchickt hatte. Jetzt wagte ſie es, weil ſie vor dem Ausbruche ſeiner Leidenſchaft zitterte, und weil der Gedanke, welche beſchämende Rolle ſie gegen ihren Mann ſpielen würde, ſie heftig ergriff.

Ihr Kammermädchen lieferte den Brief richtig in die Hände des jungen Menſchen. Er enthielt ihre Rechtfertigung: ein Gewebe von Unwahrheiten, welche aber der Liebende durch ſeine hohe Meinung von ihrer heroiſchen Denkungsart wahrſcheinlich finden ſollte. Sie ſagte: ſeine Verbindung mit ihr ſey, bei dem Charakter und den Geſinnungen ſeines Vaters gegen ihn, unmöglich geweſen. „Und wäre ſie zu Stande gekommen,“ fuhr ſie fort, „ſo hätten Sie unfehlbar den unauslöſchlichſten Haß Ihres Vaters zu erwarten gehabt. Mein Unglück konnte ich wählen, theurer Freund, und wählte es; aber nicht das größere Elend, auf Ihr Herz eine Schuld gewälzt zu haben, die früher oder ſpäter den Sohn gemartert hätte: eine Schuld, als deren Veranlaſſung ich mich anſehen mußte. So lange ich unverheirathet blieb, war Ihre Hand nicht frei, und der Sohn konnte ſich mit dem Vater nicht verſöhnen. Ich gab dem Vater meine Hand, um, wie ein guter Geiſt, zwiſchen ſein und des Sohnes Herz zu treten, und, da ich ſelbſt nicht glücklich ſeyn konnte, doch Glück zu geben, den Frieden zwiſchen zwei Menſchen herzuſtellen, die geboren ſind, einander zu lieben, und die es verdienen, ſich gegenſeitig zu achten. Die heißeſten Thränen benetzen dieſes Blatt, und ſie werden nicht aufhören zu fließen. Ich war gerecht genug, mein Herz, mein Glück zu opfern; doch bin ich nicht groß genug, es, wie Sie, ohne Thränen zu thun. Meine Thränen werden aber das Glück meines Lebens ſeyn, wenn ſie den Vater mit dem edlen Sohne verſöhnen, und wenn ich die einzige Trauernde in einer Familie bin, zu der ich nun durch den ehrwürdigſten Namen und durch den freien Entſchluß meines Gewiſſens gehöre. Nie kann ich meine Handlung bereuen, auch wenn ſie unnütz ſeyn ſollte; aber in Ihrer Gewalt ſteht es, ſie zu der Quelle meiner Zufriedenheit zu machen."

Waldenbruch las den Brief zu wiederholten Malen, und benetzte ihn mit heißen Thränen. Der Gedanke: „Julie ſeine Mutter," blieb ihm gräßlich; indeß bewunderte er doch den Edelmuth, der Julien zu ihrer Handlung bewogen hatte. Je erhabner er ihren Charakter fand, deſto tiefer fühlte er, wie groß ſein Verluſt war. Was konnte er weniger thun, als ihre Großmuth nachahmen und ſich geduldig in ſein Schickſal finden! Er ging jetzt mit einer erträglichen Faſſung zu ſeinem Vater, und wollte der Stiefmutter ſeine Ehrerbietung bezeugen; ſeine Empfindungen waren aber zu ſtark: er verbeugte ſich ſchweigend vor ihr, ohne ein Wort ſagen zu können. Der Vater ſah dieſe ſtumme Scene mit bitterm Verdruſſe, weil er das Schweigen des Sohnes dem Widerwillen gegen die Stiefmutter zuſchrieb. Sein Unwille nahm noch zu, als er ſah, daß ſein Sohn ſich finſterer, unmuthiger, als je, in die Einſamkeit verbarg, und es gefliſſentlich vermied, nur ein Wort mit ſeiner Stiefmutter zu reden. Julie konnte ſeinen Groll nicht vermindern, da er ihr aus Schonung ſein Urtheil über das Betragen des Sohnes verſchwieg.

Der junge Waldenbruch liebte ſeine Stiefmutter aufs neue, und um ſo heftiger, da er ſeine Leidenſchaft unabläſſig bekämpfen mußte. Dieſer ſtete Kampf in ſeinem Innern machte ihn noch finſterer, und, wie es ſchien, noch menſchenfeindlicher. Er zog ſich mehr als je in die tiefſte Einſamkeit zurück; denn ſeine

Qual wurde dadurch vergrößert, daß Julie ihn, wenn er in ihrer Geſellſchaft war, mit freundlichen, gütigen, wehmüthigen Blicken betrachtete. Wohl tauſendmal überraſchte ihn der Gedanke, ſich ſeiner theuren, ach allzu theuren, Mutter zu Füßen zu werfen, ihre Kniee zu umfaſſen, und ſo zu ſterben. Aber — ſie war ſeines Vaters Gattin! Er floh mit neuer Liebe und neuen Qualen aus ihrer Gegenwart wieder in ſeine finſtre Einſamkeit.

Endlich dachte er: ſoll ich vergehen in dieſem fruchtloſen Kampfe? Er bat ſeinen Vater ehrfurchtsvoll um Erlaubniß, eine Reiſe machen zu dürfen. Der Vater ſah ihn finſter an, und ſagte kalt: nein, du ſollſt bleiben! — „Vater, ich beſchwöre Sie," bat der Sohn wehmüthig; „laſſen Sie mich gehen!" — Du bleibſt! wiederholte der Vater befehlend, und wendete ihm den Rücken zu. Waldenbruch verließ, nicht zürnend, nein traurig, das Zimmer. „Nun denn," ſagte er, als er allein war; „ich habe gethan, was ich mußte. Wenn dieſe tobende, gefährliche Leidenſchaft meine Kräfte zerſtört, wenn ich endſich erliege, wer iſt dann Schuld?" Mit dieſer Vorſtellung that der Jüngling einen fürchterlichen Schritt zu dem gräßlichſten Falle. Bitter lachend ging er im Zimmer auf und nieder. Seine Phantaſie hob ſich zu goldenen Träumen; doch ſeine Seele verſank zugleich in tiefen Schmerz über den Gedanken an das Verbrechen. „Bleiben!" rief er; „bleiben! hier wo das Verbrechen in der ſchönſten Geſtalt einer Heiligen, mit der Glorie der Seligkeit umgeben, vor dem ſchwächſten aller Herzen ſteht?" So ging er einige Tage, immer matter, immer ſchwächer kämpfend, umher. Er ſah die Stiefmutter nicht; doch ſeine glühende Phantaſie ſtellte ſie mit feurigen Zügen des lieblichſten Reitzes vor ſeine Augen.

Sein Herz war vergiftet; doch ein Zufall rettete es. [illegible] vor den Verführungen ſeiner aufgeregten Phantaſie zu retten, fing er mancherlei Arbeiten an, ohne bei einer bleiben zu können. Er riß ein Buch aus ſeinem Bücherſchranke hervor, und ſchlug es auf, um laut zu leſen. Es war der Sophokles, den ſeine glückliche Hand ergriff. Er las die Worte des Oedip: „Apollo verkündigte mir, ich würde meiner Mutter Bett beſteigen, und meines Vaters Blut, ich ſelbſt, vergießen!“ Das Buch fiel aus ſeiner zitternden Hand, und er ſtarrte mit einem gräßlichen Blicke gen Himmel; es war ihm, als hätte eine donnernde Stimme die Worte vom Himmel herab in ſeine verzagende Seele gerufen. Er floh den ſchrecklichen Ort, und ſuchte das finſterſte Dickicht des Waldes auf; doch überall hörte er die entſetzlichen Worte: „ich werde meiner Mutter Bett beſteigen, und meines Vaters Blut vergießen.“ Seine bebende Seele konnte dieſen einfachen Worten nicht entgehen. Er war nicht gewohnt mit ſich zu heucheln, und ſahe ſchon vorher, auf welchem Wege er ging; aber der Name Julie, den die Phantaſie ſeiner Mutter gab, verbarg ihm die Schrecken des Verbrechens, das jetzt auf einmal in gräßlicher Nacktheit vor ihm ſtand.

Er erhob ſich aus der Weichlichkeit ſeiner entnervenden Phantaſie. Ein milder Thränenſtrom löſ'te die Verzweiflung, die ſtarre Kälte in ſeiner Bruſt; es blieb nichts zurück als ein ſanfter Schmerz und die Ruhe eines tugendhaften Entſchluſſes. Er ging heiterer zurück, und las den ganzen Oedipus mit Schauder über die vergangene Stimmung ſeines Herzens. Heute warf er ſich zum erſten Male mit der Empfindung eines Sohnes an ſeines Vaters Bruſt; und hätte dieſer die Thränen des Sohnes verſtanden, hätte er ſie nicht für Unmuth über ſeine zweite Heirath gehalten: Beide wären in dieſer Minute auf immer verſöhnt geweſen.

Was willſt du? fragte der Vater rauh. „Ich will," antwortete der Sohn mit Innigkeit, „einmal an der Bruſt meines Vaters liegen." — Fürchteſt du etwa, fragte der Vater ſpöttiſch, daß meine Heirath dein Erbtheil verkleinern [illegible]? Geh; ich. mag deine Schmeicheleien nicht. — Er wendete ſich ab, und die Blüthe dieſer heiligen Stunde vertrocknete, ohne Frucht gebracht zu haben. Der Sohn floh wieder in ſeine Einſamkeit.

Mit Julien ſtand es anders. Obgleich

ihre Liebe für den Jüngling ſehr lau war, ſo fühlte ſie doch Mitleiden mit ſeinem Schmerze. Die Liebe zu ihr, die ſie in ſeinen finſtern Blicken las; die Thränen, die er heimlich vergoß; die tiefe Ehrerbietung, die er ihr erwies, und ſelbſt der Kampf gegen ſein Herz, deſſen Stärke ſie bemerkte, erweichte ihr Herz zu ſehr für den Jüngling. Doch, ungeachtet ihres Mitleidens mit ſeinem Schmerze, ungeachtet des menſchlichen Wunſches, daß er ſie vergeſſen möchte, triumphirte ihre eitle Seele doch bei dem Gedanken, ſo innig, ſo treu geliebt zu werden. Anfangs wollte ſie nichts, als ihn beruhigen, und wünſchte nur, daß ſeine Liebe aufhören möchte; als ſie aber ſeinen ewigen Gram ſah, bereuete ſie es, einem ſolchen Herzen nicht treuer geweſen zu ſeyn. Sie ſuchte ihm ihre Untreue dadurch zu erſetzen, daß ſie ihn gegen [illegible] Gatten vertheidigte; aber der Groll des Vaters war zu tief eingewurzelt, als daß ſie ihn wegſchaffen konnte. Du kennſt ihn nicht, ſagte er; glaub mir, du wirſt ihn noch kennen lernen! Dieſe Härte gegen den edlen Sohn ſchien ihr, bei ihrer großen Theilnahme an ihm, ſo ungerecht, ſo grauſam, daß er in ihrem Herzen über den Vater gewann. Sie wünſchte den Unglücklichen zu tröſten, und ihm das Unrecht, das ſie ihm angethan hatte, das er von ſeinem Vater leiden mußte, zu erſetzen; aber es blieb ihr dazu nichts übrig, als ſie ſelbſt, und ihre Freundſchaft.

Und warum, fragte ſie, ſollte ich ihm die verſagen? Wird nicht meine Freundſchaft vielleicht im Stande ſeyn, ſeine unglückliche Leidenſchaft für mich zu endigen? So ſprach ſie lange, ohne daß ſie es wagte, ihren Entſchluß auszuführen; ſie forſchte indeß ohne Unterlaß nach ſeinem Zuſtande, belauerte ſeine geheimen Thränen, und fühlte erſt jetzt, welch ein ſchwerer Schmerz ihn niederdrückte. Ihr Mitleiden wurde immer größer, ihr Wunſch, ihm das Leben zu verſüßen, immer ſtärker, und die alte Liebe flammte wieder in ihrem Herzen auf.

Von Mitleiden, und von dieſer geheimen Liebe, welche ſie nur Freundſchaft nannte, getrieben, näherte ſie ſich nach und nach dem Stiefſohne mit Blicken, aus denen die wehmüthigſte Theilnahme an ihm ſprach. Sie heftete oft ihre Augen auf ihn, und wendete ſie wieder ab, um nicht ſehen zu laſſen, daß ſie voll Thränen ſtanden. Der Ton, worin ſie mit ihm ſprach, war bebend, weich und äußerſt gütig. Selbſt in den Unterredungen, die ſie in ſeiner Gegenwart mit ihrem Manne hatte, machte ſie zuweilen ſehr bedeutende Anſpielungen auf ihr Herz, und auf das Schickſal ihres Sohnes. Waldenbruch war indeß zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und zu entſchloſſen, ſich von ſeiner verderblichen Leidenſchaft zu heilen, als daß er dieſe Aeußerungen hätte merken können. Er ſah in dem Betragen ſeiner Stiefmutter bloß gewöhnliche Güte, und Mitleiden. Nun glaubte er, ihr ſeinen Schmerz verbergen zu müſſen, und ſtellte ſich in ihrer Gegenwart heiterer als er war. Julie erklärte ſich ſeine Heiterkeit aus der Hoffnung, die ihm ihre theilnehmenden Blicke gegeben hätten, und fand ſich auf einmal in einem Verſtändniſſe mit dem Geliebten, wovon ihm gar nichts ahnete.

Als Julie die erſte Schamröthe beſiegt hatte: — was war da noch zu beſiegen? Jetzt fühlte ſie, daß ſie dem Jünglinge mehr als Freundſchaft, daß ſie ihm Belohnung für ſeine zarte, verſchwiegene, heiße Liebe ſchuldig wäre. Sie hatte ihm Hoffnung dazu gegeben, und mußte nun weiter gehen. Das wollte ſie freilich nicht; aber ſie fühlte nur allzu ſehr, daß ſie es bei der erſten Veranlaſſung dennoch thun würde. Sie verblendete ihr Auge gegen die Folgen, gegen die Zukunft, beruhigte ihr Gewiſſen mit dem jetzigen Augenblicke, worin ſie nichts Böſes wollte, verhehlte ſich ſelbſt, wie weit ihr Weg ſie führen könnte, und überließ ſich ihrer Schwäche, auch wenn ſie vor den Warnungen ihres Gewiſſens zitterte.

In dieſem gefährlichen Zeitpunkte mußte der Droſt auf einige Tage verreiſen, und Julie war nun mit dem Geliebten allein. Sie kam bebend — nicht vor der Gefahr, ſondern vor ihrem eigenen Gefühle — zu Tiſche, fand Waldenbruch nicht, und erfuhr, daß er auf die Jagd gegangen wäre. Für dieſe ſeine Schonung dankte ſie ihm; doch ſchon am Abend wurde ſie darüber empfindlich. Am folgenden Mittage ließ ſie ſich das Eſſen auf ihr Zimmer bringen, ohne mit ſich eins zu ſeyn, ob ſie dies, um den Jüngling zu beſtrafen, oder ihre Pflicht zu erfüllen, thäte. Sie fragte, und Waldenbruch war wieder nicht zu Hauſe geweſen. Zweifelnd, unentſchloſſen, ging ſie am folgenden Morgen in den Garten, und kam dem Boskett, worin er ſonſt gewöhnlich war, immer näher. Sie ſcheuete ſich hinein zu gehen; doch endlich betrat ſie es zitternd und mit geheimen Vorwürfen. Waldenbruch, der ſich mit ſeinen Blumen beſchäftigte, erbleichte, als er Julien ſah; ſchnell aber faßte er ſich, und ging heiter auf ſie zu. Julie war bei dem Bewußtſeyn ihrer Schuld in der größten, unruhigſten Verwirrung; ſie erröthete und erblaßte wechſelsweiſe. Dieſe Verwirrung erregte Waldenbruchs Mitleiden; er ſchrieb ſie der Verlegenheit zu, worin ſie durch ihr Alleinſeyn mit ihm gerathen wäre. Um ſie mit einem Male zu überzeugen, daß ſie nichts von ſeiner Leidenſchaft zu befürchten habe, führte er ſie mit der ruhigſten Heiterkeit, die er erzwingen konnte, in eine Laube zum Sitzen.

Julie hielt ſeine Heiterkeit für Hoffnung auf ihre Liebe, für Bekanntſchaft mit dem, was in ihrem Inneren vorging, und wurde dadurch noch verwirrter. Sie fühlte die nahe Gefahr, worin ſie ſich durch ihre Schuld befand. Dieſes Gefühl preßte ihr Seufzer aus, und ſie erblaßte mit allen Zeichen der äußerſten Unruhe. Waldenbruch, der bisher die Augen niedergeſchlagen hatte, blickte jetzt auf, und ſah die Bläſſe des ſchönen Geſichtes, das Beben des ganzen Körpers. „Julie!" rief er, ſich vergeſſend, und breitete die Arme aus, die Ohnmächtige aufzufangen. Betäubt durch ihre Schuld, verwirrt durch ihre Liebe, beſtürzt durch ſeine Bewegung, die ſie für eine Umarmung hielt, ohne Hoffnung ſich noch retten zu können, ſank Julie in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, und verrieth ihre Schuld durch den Ausruf: ja, du ewig Geliebter! Waldenburg verſtand die undeutlich geſprochenen Worte nicht, und ſagte bebend: Sie ſind außer ſich.

Es rollten Thränen über Juliens Wangen; ſie verbarg die naſſen Augen an ſeiner Bruſt, und war in der ſchrecklichſten Angſt. Waldenbruch ſchwieg; er wußte nicht, was dieſe unbegreifliche Scene zu bedeuten hätte, und hoffte, daß Julie ſich darüber erklären würde. Ein Geräuſch, das ein kommender Tagelöhner machte, endete dieſen ängſtlichen Augenblick. Waldenburg führte die Bebende nach dem Wohnhauſe, und ſie ging auf ihr Zimmer.

Als Julie allein und wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ging ſie in Gedanken den ganzen Auftritt durch. Sie erinnerte ſich an nichts genau, als daß ſie die gewaltſamſten Empfindungen gehabt, und daß Waldenbruch ſie in ſeine Arme geſchloſſen, ſie an ſeine Bruſt gedrückt, und ſie Julie genannt hatte. Auch ihren Ausruf: „ja, du ewig Geliebter!“ wußte ſie noch; doch mehr durchaus nicht. — Beide hatten nichts weiter geſagt, als einzelne Worte; Julien dünkte es aber anders: es ſchien ihr, als wiſſe Waldenbruch jetzt alles, als ſey das Einverſtändniß, die Verrätherei unter ihnen beſchloſſen. Die Reue fiel noch einmal an ihr Herz; nach einer ſolchen Stunde konnte ſie aber unmöglich zurückgehen.

Waldenbruch war über Juliens bleiche Farbe, ihr Zittern und ihre halbe Ohnmacht in Unruhe; indeß ging er aus Mißtrauen in ſeine Schwäche auch dieſen Mittag wieder nicht zu Tiſche, und Julie freuete ſich über dieſe Behutſamkeit. Nach dem Eſſen glaubte er, ſie auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange zu ſehen, und wollte ſich da überzeugen, ob der Anfall von Krankheit auch nicht gefährlich ſey. Sie kam nicht. Nun ging er in das Haus zurück, begegnete auf der Treppe ihrer Jungfer, und erkundigte ſich nach dem Befinden ſeiner Mutter. Das Mädchen ſagte mit bedenklichem Kopfſchütteln: ich fürchte, die gnädige Frau iſt ſehr krank, und doch will ſie allein ſeyn.

Waldenbruch mußte an Juliens Thür vorüber. Er pochte, mit dem Gedanken an ihre

Krankheit beſchäftigt, leiſe an, und trat, als ſie leiſe: herein! rief, in das Zimmer, deſſen Vorhänge niedergelaſſen waren. Julie blickte auf, erröthete, und winkte ihm, leiſe zu gehen. Er ſah ihre blaſſe Farbe, wollte ſeine Beſorgniß für ihre Geſundheit äußern, und ſagte ängſtlich, mit einem leichten Zittern: „Sie haben Ihr Mädchen weggeſchickt; es begegnete mir auf der Treppe. Hier in dieſem Flügel ſind Sie ganz allein!“ — Julie verſtand ſein Zittern, ſeine Aengſtlichkeit, ſeine Bemerkung über das Wegſchicken ihres Mädchens unrecht, und legte, ohne zu antworten, das Geſicht auf das Polſter des Sofas. Darüber wurde Waldenbruch noch beſorgter; er beugte ſich zu ihr nieder, und bemerkte die brennende Röthe ihrer Wangen, das Zittern ihres Körpers. „O, meine Theuerſte,“ ſagte er ängſtlich; „ich beſchwöre Sie ...“ — In dieſem Augenblicke richtete Julie ſich auf, umſchlang ihn mit beiden Armen, drückte die brennenden Lippen auf ſeinen Mund, und rief ſchluchzend: ja, ja, ich bin dein! Ich verrathe meinen Mann um deinetwillen! Waldenbruch fuhr, wie von einem Blitze getroffen, zurück. Jetzt war ihm alles deutlich. Starr, außer ſich, blieb er ſtehen. Dann näherte er ſich Julien in der fürchterlichſten Angſt, ohne zu wiſſen, warum, und knieete vor ihr nieder, um ihr auf ewig Lebewohl zu ſagen. Julie warf zum zweiten Male ihre Arme um ihn, als wollte ſie ihn aufheben. Jetzt riß er ſich gewaltſam los, und rief in einem gräßlichen Tone: „Mutter! was wollen Sie?" Das Wort: Mutter! ergriff Juliens Herz, wie die kalte Hand des Todes. Jetzt wußte ſie auf einmal, wie ſehr ſie ſich geirrt hatte. Sie bedeckte das dunkelroth flammende Geſicht mit beiden Händen, und taumelte auf den Sofa zurück.

Waldenburg fühlte das edelſte Mitleiden. Er knieete aufs neue nieder, und ſagte zärtlich: „theuerſte Mutter, ich beſchwöre Sie, faſſen Sie Muth! Dieſer ſchwache Augenblick . . ." — . . . ein Leben voll Tugend wird ihn verlöſchen, wollte er ſagen. Julie hörte aber nichts als die Worte: ſchwacher Augenblick. Sie riß ſich auf, ſchleuderte einen Blick

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19601/010

der heftigſten Wuth auf ihn, und rief: Böſewicht! Teufel! jetzt kenne ich dich. Du warſt mein Verführer, daß du mich verderben könnteſt! Dieſer ſchwache Augenblick iſt das Werk deiner Bosheit. Du triumphireſt, Elender; aber noch haſt du nicht geſiegt. Fort, du gleißender Teufel! fort aus meinen Augen!

Bei dem bisher ſo feſten Glauben an ſeine Liebe, bei der Erinnerung, daß er dieſen Morgen mit dem Ausruf: Julie! und mit ausgebreiteten Armen auf ſie zugeflogen war, bei ſeinem Eindrängen in ihr Zimmer, da er wußte, daß ſie ihr Mädchen weggeſchickt hatte — bei dem allen mußte Julie auf den Verdacht gerathen, daß Waldenbruch ihrer Schwäche geſpottet hätte, und ihr Zorn kannte daher keine Gränzen. Ja, Böſewicht, rief ſie: ja, ich liebte dich; aber jetzt haſſe ich dich, und werde dich verderben. Nein, ich habe dich nie geliebt, elender Thor! Fort aus meinen Augen!

Waldenbruch blickte nur zuweilen mit Schauder auf die flammenden Augen, die blauen zitternden Lippen der wüthenden Frau. „Können Sie mich hören?“ fragte er endlich kalt. Dieſe Kälte, und ein Blick, worin ſich doch ein Zug von Verachtung zeigte, brachte ſie noch mehr auf. Böſewicht, rief ſie; geſteh, daß du mich verführen wollteſt! geſteh, daß du mich liebteſt! — „Ja, ich liebte Sie,“ ſagte er noch kälter; „aber, gnädige Frau, zwingen Sie mich nicht, daß ich Sie verachten muß. Ja, ich liebte Sie; doch meinen Vater verrathen, das konnte ich nicht.“ (Er erröthete; denn er dachte an die Gefahr, aus der ihn nur Sophokles gerettet hatte.)

Dieſer Vorwurf — Waldenbruch fühlte in der Betäubung des Augenblickes nicht, wie ungroßmüthig er war — zerriß aufs neue Juliens Seele. Sie faßte ein Meſſer, und rief: fort! fort! oder ich rufe das ganze Haus zuſammen! In dieſem Augenblicke trat der Droſt in das Zimmer. O Gott! rief Julie mit Schrecken, und ſtand ohne Bewegung da. Der Droſt ſprang auf ſie zu, nahm ſie in ſeine Arme, und fragte, mit einem zornigen Blicke auf ſeinen Sohn: was iſt dir?

Sie lehnte ſich matt und ſchluchzend an ſeine Bruſt, und konnte nicht antworten. Wirſt du reden? fragte der Droſt den Sohn. Als auch der ſchwieg, ſagte Julie ſchnell, und mit gerunzelter Stirn: du hatteſt Recht. Es iſt ein Böſewicht! Er drängt ſich heute in mein Zimmer, mißverſteht die Güte, mit der ich ihn behandelt habe, und . . . Ich zittre, es dir zu ſagen. Der Droſt riß den Degen aus der Scheide, ſprang auf ſeinen Sohn zu, und rief: das iſt dein letztes Verbrechen, du Unmenſch! Der Sohn entwaffnete ihn, und ſagte kalt: einen Mord ſollen Sie nicht begehen! Er blickte Julien verachtend an, warf ihr ſeines Vaters Degen vor die Füße, und verließ das Zimmer. Der Droſt ergriff den Degen, und wollte ihm nacheilen; Julie hielt ihn aber auf, und bat ihn mit Thränen, mit Zittern, ſie erſt zu hören. Er mußte bleiben, weil ſie ſeine Kniee umfaßt hielt. Sie ſagte nun in den ſanfteſten Ausdrücken, daß ſie mehr aus des Sohnes unverſchämten Blicken als aus ſeinen Handlungen ſeine Abſicht geahnet habe, und es gelang ihr, den Zorn ihres Mannes zu beſänftigen. Sie zitterte vor einer Erklärung zwiſchen Sohn und Vater, da der erſtere noch Billette und einen Brief von ihr in Handen hatte. Daher beredete ſie ihren Gatten, ſeinen Sohn nur, ohne ihn noch zu ſprechen, auf das Vorwerk in unſerm Dorfe zu ſchicken.

Der Kammerdiener erhielt den Auftrag, ihm den Befehl zu bringen, daß er ſogleich nach dem Vorwerke abreiſen, und es nicht wagen ſollte, ſeinem Vater wieder vor die Augen zu kommen, oder an ihn zu ſchreiben. Waldenbruch merkte, wovor Julie ſich fürchtete. Er ſiegelte ihren Brief mit allen ihren Billetten ein, und ſchrieb dabei: „fürchten Sie nichts, Madame. Hier iſt das, wovor Sie zittern. Ich wünſchte, Sie zitterten mehr vor Ihrem Herzen, als vor dieſen Papieren.“ Noch in derſelben Stunde reiſte er nach dem Vorwerke ab, und ihm folgte das Gerücht, er habe gegen ſeinen Vater den Degen gezogen, und ſeine Stiefmutter verführen wollen.

Waldenbruch ſah, daß alle Menſchen ihn mit Abſcheu betrachteten, und floh ſie. Er wurde immer finſterer, immer menſchenfeindlicher, und gefühllos gegen Liebe und Haß. Sein Vater enterbte ihn, ohne daß Julie es zu hindern ſuchte. Er ſchwieg dazu, und lächelte von jetzt an über alle Freude und allen Schmerz des Menſchen. Der Droſt gab ſeinem Sohne das Vorwerk zurück; der Verwalter und alle Knechte wollten aber durchaus nur unter dem Befehle des erſteren ſtehen. Waldenbruch ſagte den Leuten mit einem ruhigen Lächeln: ſie möchten ſich deshalb an ſeinen Vater wenden. Nun lebte er in unſerm Dorfe, und brachte ſeine Zeit größten Theils in dem Fichtenwäldchen zu. Er zog da das dichteſte Buſchwerk an, und ließ ſich mitten darin ein Häuschen bauen. Ueber der Thür hing eine Tafel mit der Inſchrift aus der Antigone; „Vieles iſt furchtbar; doch nichts iſt furchtbarer als der Menſch!“ Nur ſelten kam er aus ſeinem Bezirk, und noch ſeltener ſprach er mit jemand; Künſte, Wiſſenſchaften und Gartenbau waren ſeine einzige Beſchäftigung. Sein Herz würde in dieſer finſtern Einſamkeit vertrocknet ſeyn, wenn nicht der Himmel ihm den Engel zugeſandt hätte, der es wieder erquicken und mit der Menſchheit verſöhnen ſollte.

Suschen.

Waldenbruch war bei ſeiner Ankunft in unſerm Dorfe das einzige Geſpräch aller Menſchen. „Hm!“ ſagte mein Vater; „der rothe Kopf macht es nicht aus.“ — Das ſage ich nicht, erwiederte der Wachtmeiſter; denn ſonſt hätte er die Unthat mit auf die Welt gebracht, und da wäre ja ein Vatermörder ſo gut, wie ein gehorſamer Sohn. Aber ein Zeichen, ſage ich, hat ein ſolcher Menſch an ſich: einen Tigerblick, ein Auge voll Blut. Schreiben doch Menſchen an die Arſenikbüchſen mit großen Buchſtaben: Gift; und Gott ſollte das vergeſſen haben?

„Das iſt ein Anders. Hinterher, nach dem Verbrechen, drückt der Teufel ſeine Signatur auf ſo ein Geſicht, daß ein jeder ſehen kann, weß Geiſtes Kind ein ſolcher Menſch iſt, ſo wie ſie in Algier den Sklaven einen Anker auf die Hand brennen.

Das thun die Chriſten auch.

„So vergebe es ihnen Gott; denn es iſt unchriſtlich, einem Menſchen ein Zeichen aufzubrennen.“

Das ſind nur die Galeerenſklaven, Bruder Chriſtian.

„Einerlei, Jakob, einerlei! Gott allein weiß, ob ein Menſch, ſo lange er lebt, ein Galeerenherz haben wird. Bruder, ich habe all' mein Tage geſchaudert, wenn ich von Brandmarken hörte; denn heißt das nicht, einem Menſchen die Thür zur Beſſerung auf ewig zuſchließen? Wenn er auch Luſt hätte, einmal eine edle Handlung zu thun, woher ſoll er den Muth dazu nehmen? Das Brandmahl auf der Stirn ſagt ja zu jedermann: es iſt ein Böſewicht. Sieh, ſelbſt Gott hat dem Böſewicht keins aufgedrückt. Weswegen nicht? Weil auch der ſchlechteſte Menſch noch Hoffnung haben ſoll, ſich zu beſſern. Und darum ſind alle die Zeichen, von denen du ſagteſt, ſo ungewiß."

Du ſollteſt des Droſten Sohn nur ſehen, Chriſtian! Er hat das Zeichen Kains auf der Stirn. — Nun verloren ſich Beide in eine theologiſche Unterſuchung über das Zeichen, das der Herr dem erſten Brudermörder gemacht habe. Mein Oheim war für Buchſtaben an der Stirn, um noch nebenher ſeines Bruders Tadel des Brandmarkens zu widerlegen; mein Vater aber hielt das Zeichen, mit dem heiligen Hieronymus, für ein Zittern der Glieder.

Suschen hörte das alles, und wurde neugierig, das Zeichen Kains ſelbſt zu ſehen. Sie ging ſogleich mit ihrer Arbeit durch den Garten um das Dorf hin, auf das dunkle Fichtenwäldchen zu, und ſetzte ſich in das Geſträuch am Gehege, ſo daß ſie gänzlich verborgen war, doch ganz dicht an der Landſtraße, um auf allen Fall ſogleich in Sicherheit kommen zu können. Waldenbruch zeigte ſich nicht; dafür hörte Suschen aber ein ſanftes Adagio auf der Flöte blaſen, deſſen langſame Trauertöne rührend in ihre Seele drangen. Die Töne kamen nach und nach ſo nahe, daß ſie entdeckt zu werden fürchtete, und aus den Zweigen, die ſie faſſen konnte, eine Decke vor ſich her zuſammenbog.

Jetzt aber hörte ſie am Rande des Gebüſches, nahe bei ſich, das Weinen eines Kindes, und eine weibliche Stimme, die in den Accenten des Jammers ausrief: barmherziger Gott, du höreſt ja das Geſchrei der jungen Raben; ach, höre doch auch das Wimmern dieſes armen Geſchöpfes! Die Flöte ſchwieg. Suechen hörte Fußtritte, bog ſehr vorſichtig ein Paar Zweige aus einander, und ſah den Vatermörder, der wohl rothes Haar, aber kein Zeichen auf der Stirn hatte. Er ſtand mit ſeiner Flöte vor dem Kinde, das auf dem Raſen lag, betrachtete es mitleidig, und fragte nun die Frau mit einer ſchönen, ſanften Stimme: „warum weint das Kind?" Schluchzend antwortete die Frau: das Würmchen hungert. Wir haben ſeit geſtern Mittag nichts gegeſſen. „Guter Gott!" rief Waldenbruch; „ſeit geſtern Mittag! . . .

tag! . . . Warte Sie hier auf mich." Er eilte zurück, und nach einigen Minuten war er mit einem Glaſe Milch, Obſt, Semmel und Brot wieder da. Das Kind ſtreckte die Aermchen verlangend nach dem Eſſen aus, und die Frau gab ihm. „Gute Frau," ſagte Waldenbruch; „eſſe auch Sie. Ich will dem Kinde geben." Er ſetzte ſich auf den Raſen, tunkte Semmel in Milch, und gab ſie dem Kinde zu eſſen. Dabei ſtreichelte er mitleidig die Wangen des kleinen Geſchöpfes, und als es ihn lächelnd anſah, drückte er es mit Liebe an ſich, und küßte es.

„Wer iſt Sie denn?" fragte er nun die Frau, die mit großer Begierde aß. „Iſt Sie die Mutter des Kindes? Wo gehört Sie denn zu Hauſe?"

Das arme verlaſſene Würmchen, antwortete die Frau, iſt nicht mein. Auch kenne ich ſeine Eltern nicht. Ich habe ein Atteſtat darüber von dem Feldprediger. Sehen Sie, lieber Herr, ich bin eine arme Soldatenfrau, hinter Berlin her. Großer Gott, was einem in der Welt alles begegnen kann! Mein

Mann ſtand in Böhmen bei dem Prinzen Heinrich. Er war nun drei Jahre fort. Ich wollte ihn gern einmal wiederſehen; denn ich hatte ihn ſo herzlich lieb. Da brachte ich meine beiden Kinderchen zu der Großmutter, verkaufte ein unnöthiges Stück Zeug, um ihm doch etwas mitbringen zu können, und machte mich auf den Weg. Gerade als ich kam, hatte er fortgemußt. Sie ſollten die Oeſtreicher aus einem Dorfe vertreiben. Das war gelungen. Ich laufe denn, ſobald alles vorbei iſt, hinüber, und — die Frau konnte vor Weinen kaum fortfahren — und als ich zu ihm komme, ringt er ſchon mit dem Tode. Er ſah mich noch, gab mir die Hand, ſagte: Hannchen, unſre Kinder! und war in einigen Augenblicken verſchieden. Ach, ich dachte, lieber Herr, ich würde ihn nicht überleben: ſo erſchrak ich. In dem Hauſe, wo er ſtarb, lag auch eine Soldatenfrau von den Oeſtreichern auf den Tod. Sie ſtarb nach ein Paar Tagen, und hinterließ dies Kind. Lieber Gott, da war keine Seele, die ſich des armen Würmchens angenommen hätte. Die Einwohner waren fort; denn das Dorf war abgebrannt. Als unſre Leute nun abmarſchiren wollten — ſo lange hatte ich das Kind gefüttert —, da bat ich, ſie möchten ſich des Würmchens doch annehmen. Was ſollen wir damit? ſagten ſie. Freilich wohl! Aber verhungern konnte es doch nicht. Da entſchloß ich mich, es mitzunehmen. Ich mußte nun wieder nach Hauſe. Auch unterweges wollte ſich kein Menſch des Würmchens erbarmen. Ich wurde krank, wie Sie mir das auch wohl anſehen werden. Alles, was ich hatte, ging darauf. Ich verkaufte von meiner Kleidung, was ich nur miſſen konnte; doch bald hatte ich nichts mehr! . . . Wäre ich nur erſt mit dem Kinde zu Hauſe, da ſollte es wohl gehen; ich kann arbeiten. Annehmen muß ich mich des Kindes; es hat ja keinen auf der Welt, als mich. Bei dieſen Worten nahm ſie das Kind auf, drückte es an ihre Bruſt, benetzte es mit Thränen, und rief: o, wenn ich nur erſt für dich arbeiten könnte! Aber betteln? . . . Die Menſchen ſind ſo hart! — Es koſtete Suschen große

Mühe, ſich nicht durch ihr Schluchzen zu verrathen.

„Armes Geſchöpf!“ ſagte Waldenbruch, und nahm das Kind von der Bruſt der wohlthätigen Frau an die ſeinige. „Armes, und doch glückliches Geſchöpf! du verloreſt deine Eltern, fandeſt aber eine Mutter wieder, ein Herz, das dich liebt, ein Auge, das Thränen über dein Schickſal weint. Nein, verlaſſen ſollſt du nicht ſeyn.“ Er zog ſeine Schreibtafel aus der Taſche, merkte ſich den Namen der edlen Frau und ihren Wohnort an, gab ihr eine Summe Geldes, und verſprach, ihr alle Jahre eben ſo viel zu ſchicken. Nein, das iſt zu viel, lieber Herr! ſagte die Frau; da wäre ich ja reich! „Gute Seele!“ erwiederte Waldenbruch mit bebender Stimme; „du haſt nichts als dein Herz, das freilich mehr iſt als ein Thron, und nahmſt dich des verlaſſenen Kindes an. Wären es auch die letzten Goldſtücke, die ich hätte, du ſollteſt ſie dennoch haben. Geh, edelmüthige Seele; du führſt mich ſonſt in Verſuchung, dir das Kind zu nehmen.“ Bei dieſen Worten ergriff die Frau ſehr raſch das Kind, nahm Abſchied von Waldenbruch, und ging ihres Weges. Er ſah ihr lange nach. „Ach,“ ſagte er: „dieſe armen Kinder des Elendes! . . . Arm? Guter Gott! das verlaſſene Kind fand ein Herz, das ſich ſeiner mit Liebe annahm. O, mit Freuden gäbe ich alles Gold der Erde für ein Herz voll Liebe, für ein Auge voll mitleidiger Thränen! Ich Unglücklicher! ich finde es nicht!“

Nachſinnend, den Kopf auf die Bruſt hängend, ging er wieder in das Gebüſch. Suschen ſtand auf, ſprang über den Graben auf die Landſtraße, blickte dann mitleidig zurück, und ſagte leiſe vor ſich: ſähe er doch die Thränen in meinen Augen, vielleicht hätte er dann eine frohe Stunde!

Sie konnte das, was ſie geſehen und gehört hatte, nicht mit dem Namen Taugenichts, den Waldenbruch von jedem bekam, zuſammenreimen. Und ſein Geſicht, woran das Zeichen Kains ſeyn ſollte? Sie hatte nie ein ſchöneres geſehen, als dieſes mit den blaſſen Wangen und den großen blauen Augen, in denen ein Paar Thränen hingen. So oft jetzt ſein Name genannt wurde, dachte ſie wieder an ſeine Unterredung mit der edlen Soldatenfrau, und an ſeine letzten Worte: „o, mit Freuden gäbe ich alles Gold der Erde für ein Auge voll mitleidiger Thränen!" und immer wünſchte ſie aufs neue: hätte er doch mein Auge voll Thränen geſehen!

Der Geburtstag.

Alle Geburtstage in meiner Familie wurden, ſo lange ich mich erinnern kann, mit Feierlichkeit begangen, zum Theil wohl mit darum, weil es meinem Vater oft an Stoff zu ſeinem Tagebuche fehlte. — „Ich ſollte, Gott dafür danken, daß ich nichts zu ſchreiben weiß," ſagte er, die Mütze abnehmend. „Ja, ich wünſchte, es gäbe in keinem Menſchenleben mehr Elend, als in dieſen Blättern, und es wüßte kein Menſch etwas von Noth zu ſagen, die Zeitungsſchreiber ſo wenig, wie jeder Andre! Indeß freue ich mich, daß jeder von uns ſeinen Geburtstag hat; an einem ſolchen Tage, Bruder, giebt es immer etwas zu ſchreiben." Die Geburtstagsfeſte ließ mein Vater ſich alſo nicht nehmen; und je feierlicher ſie begangen wurden, deſto lieber war es ihm. Suschen war auch deshalb mit ſein Liebling, weil ſie ein ganz eigenes Talent hatte, jeden von unſrer Familie bei dieſer Gelegenheit mit etwas Neuem und Angenehmen zu überraſchen. Wenn mein Vater ſie auch hätte vergeſſen können, ſo würde ihn doch jeder Geburtstag an ſie erinnert haben. Er ſagte nach ihrer Abreiſe immer: „es kommt mir jetzt vor, als wären wir Alle nur halb geboren; ſo kläglich geht es bei uns an den Geburtstägen her!" Doch eben eine ſolche Feier machte Suschens Unglück.

Der Geburtstag des Wachtmeiſters fiel in den Mai, den Aurikel-Monat. Ich hatte dazu ein neues Kleid bekommen, und ſollte Verſe herſagen, die mein Vater gemacht und wobei er zu ſeinem großen Verdruſſe bemerkt hatte, daß weder auf Blumen, noch auf Aurikeln, Levkojen und Primeln, wie überhaupt faſt auf keine Benennung einer Blume, ein Reim zu finden iſt. Die Anſtalt meiner Mutter war auch diesmal, trotz dem Spotte meines Vaters, ein Kuchen mit dem Namen und dem Alter des Wachtmeiſters, in Zuckerkörnern ausgelegt. „Ich kann hundert Jahr alt werden,“ ſagte mein Vater, „ja ſo alt wie Methuſalah; und du haſt keinen andern Einfall als deinen Kuchen.“ Gott laſſe ihn dir gedeihen, wenn du hundert Jahr alt biſt! erwiederte meine Mutter mit ſanfter Gutherzigkeit. Und ſollte ich in die Küche kriechen, ſo müßte ich ihn dir ſelbſt backen. — „Herzensgute Frau!“ ſagte mein Vater dann gerührt und zärtlich.

Für dieſen Geburtstag nun war bei uns alles in Bereitſchaft; Suschen aber ging noch immer nachſinnend umher. Mein Vater ſagte triumphirend: „ihr ſollt ſehen, das Mädchen ſticht uns Alle wieder aus.“ Wirklich war es Suschens Abſicht, ihren Vater mit einer großen Freude zu überraſchen, mit einer Aurikel, welche Ipſilanti heißt. Standen wir an ſeinem Blumen-Amphitheater, und bewunderten ſeine Herrlichkeiten; dann ſagte er traurig: o, ein Ypſilanti! ein Ypſilanti! Das hier iſt alles nichts! Der junge Waldenbruch hat dieſe Blume; wie iſt ſie aber von dem neidiſchen, boshaften Menſchen zu bekommen? — Suschen dachte an Waldenbruchs Thränen bei dem Auftritte mit der armen Soldatenfrau, und machte allerlei Plane, die ſich nicht ausführen ließen. Darüber kam der Geburtstag immer näher. Nachdem ſie acht Tage lang um das Fichtenwäldchen her geſchlichen war, ohne je den Bewohner deſſelben zu ſehen, ſprang ſie endlich über den Graben, kroch unter dem Gehege durch, und ging furchtſam auf dem erſten breiten Pfade, den ſie antraf, weiter. Der Weg führte ſie durch Krümmungen bald in finſtres Dickicht, bald zu lichten Raſenſtücken, bald an blühendem jungen Geſträuche hin, und endlich zu einem kleinen, von zwei Thränenweiden beſchatteten Hügel. Auf dieſem wurde ein ſteinerner Aſchenkrug von einem ſehr einfachen Poſtumente getragen, woran die Worte ſtanden: „Hier wird ein Unglücklicher ſchlummern, der,“

verkannt, verſtoßen, gehaßt von allen Menſchen, auf der Erde ein treues Herz vergebens ſuchte, ob er gleich ein Herz voll Liebe in einer Bruſt voll Leiden trug.“

Suschen wurde von dieſen Worten tief erſchüttert. Sie ſetzte ſich auf den Hügel, verglich Waldenbruchs Betragen gegen die Soldatenfrau mit der Inſchrift, und war überzeugt, daß er kein Böſewicht ſeyn könne. Ihre raſche Phantaſie und ihr zartes Gefühl, das ſie von Jugend auf gehabt hatte, zeigten ihr Schickſale, die einen Menſchen wohl bewegen konnten, in finſterer Einſamkeit, von der ganzen Welt getrennt, zu leben. „O, wie unglücklich muß er geweſen ſeyn!“ dachte ſie, und heftete ihre Augen auf die Inſchrift. „Wie müſſen ihn die Menſchen betrogen haben, daß er dieſe Worte ſchreiben konnte!“ Sie legte die Stirn trauernd und voll Mitleiden an den kleinen Aſchenkrug, umfaßte ihn mit einem Arm, und ſaß ſo einige ſchwermüthige Minuten.

Waldenbruch ſtand in dieſem Augenblicke nur fünf Schritte weit von ihr, und betrachtete ſie mit Verwunderung. Sie war ganz nahe an einem Gebüſche weggegangen, worin er gerade ſaß. Von der ſeltenen Erſcheinung eines Menſchen in ſeinem ſo gefürchteten Wäldchen überraſcht, folgte er ihr hinter dem Gebüſche weg auf dem weichen Raſen, ſo daß ſie ihn weder ſehen, noch hören konnte. Er ſah die ſchöne ſchlanke Geſtalt des Mädchens, das liebliche Profil voll Unſchuld, die beſſere ſtädtiſche Kleidung; und an dem Hügel, wo ſie unentſchloſſen, überlegend ſtand, auch das ganze heitre, ruhige, ſchöne Geſicht.

Suschen ſchien erſt beide Wege zu vergleichen; dann ging ſie zu der Urne, lehnte ſich daran, und ſeufzte. Als ſie ſich wieder aufrichtete, ſah er, daß Thränen aus den ſchönen blauen Augen über die blühenden Wangen rollten. Sie trocknete das Auge, und ſein Herz ſchlug heftig, als er ſie fliſtern hörte: nein, er iſt nur unglücklich; kein Böſewicht! Von allen Menſchen gehaßt! Nein, ich haſſe ihn nicht!

Waldenbruch trat jetzt hervor, und ſagte mit froher Rührung: „nein, ein Böſewicht bin ich nicht!

Suschen ſprang erſchrocken auf, und wollte davon. Er faßte aber ihre Hand, und ſagte wehmüthig: „ſo haſſeſt du mich doch? Halten will ich Sie nicht, mein Kind," ſetzte er kälter hinzu, als Suschen ihre Hand losmachen wollte. „Aber wer ſind Sie, liebes Mädchen?"

Suschen antwortete etwas ſcheu: ich bin die Tochter des Wachtmeiſters Engelmann hier im Dorfe.

„Und wie kommen Sie hieher, liebes Kind?"

Der gütige Ton, worin er mit ihr ſprach, machte ihr Muth. Ich hatte, erwiederte ſie erröthend, eine Bitte an Sie.

„Kennen Sie mich denn?" fragte er neugierig. „Aber welche Bitte, meine Liebe?"

Meines Vaters Geburtstag iſt in einigen Tagen; ich wollte ihm eine Freude machen. Er iſt ein ſo großer Blumenfreund. Sie haben eine Aurikel, Herr von Waldenbruch, Ipſilanti.

„Und die wollten Sie Ihrem Vater ſchenken?"

Nein; nur eine junge jährige Nebenpflanze wünſchte ich mir.

„Nicht doch!" ſagte er heiter; „Sie ſollen die haben, die am ſchönſten blühet. Wollen Sie mit mir in den Garten gehen?"

Jetzt ſah Suschen auf einmal eine Schwierigkeit, an die ſie vorher nicht gedacht hatte. Wenn ihr Vater erführe, daß ſie bei Waldenbruch geweſen wäre, (und erfahren mußte er es doch): was würde er dann ſagen! Waldenbruch bemerkte ihre Verlegenheit, und fragte: „oder ſoll ich ſie Ihnen hieher holen?" Suschen antwortete unbedachtſam: mein Vater merkte es doch. Waldenbruch erwiederte lächelnd: „Sie möchten die Blume gern haben, nur nicht von mir." Suschen erröthete. „Wie fangen wir das an?" fuhr er ruhig fort. „Hören Sie, liebes Kind, wen von den Leuten auf dem Vorwerke kennen Sie am beſten? Etwa den Verwalter?" (Suschen bejahete.) „Nun; dem will ich die Blume geben. Er weiß ſie nicht zu ſchätzen. Morgen um drei Uhr ſeyn Sie bei ſeiner Tochter. Dann bringe ich die Blume. Es koſtet Ihnen nur ein freundliches Wort, und er giebt ſie Ihnen."

Suschen fand dieſen Plan vortrefflich. Jetzt aber fing Waldenbruch eine Unterſuchung mit ihr an, wie ſie es habe wagen können, zu ihm zu gehen. Sie erröthete, und wollte nicht mit der Sprache heraus; er war aber ſo gütig, ſo vertraulich gegen ſie, daß ſie ihm endlich geſtand, ſie ſey Zeuge ſeiner Wohlthätigkeit gegen die Soldatenfrau und gegen das Kind geweſen. Und ſeit dem Augenblicke, ſetzte ſie hinzu, denke ich ſo gut von Ihnen. Ich glaube nicht, was man ... — „von mir ſagt?" vollendete Waldenbruch. „Nein, liebes Kind," fuhr er fort; „ich bin kein böſer Menſch. Haben Sie Dank für Ihr Vertrauen zu mir; Sie haben mir dadurch eine ſehr frohe Stunde gemacht. Hätten Sie doch mehr von mir zu fodern, als dieſe Blume; mit Freuden würde ich es Ihnen geben! Aber jetzt müſſen Sie doch mein Wäldchen ſehen." Er führte Suschen nun in den ſchönen ſchattigen Gängen umher, und endlich nach ſeinem kleinen Hauſe. Suschen, mit ihrem Herzen voll zutraulicher Unſchuld, (man hatte nie Urſache gehabt, ſie vor den Menſchen zu warnen) trat mit ihm hinein. Er zeigte ihr Gemählde, Kupferſtiche, ließ ſie ſeine optiſchen Inſtrumente ſehen, ſpielte ihr auf dem Flügel vor, kurz, unterhielt ſie ſo angenehm, daß ſie vergaß, wie lange ſie ſchon bei ihm war, und daß er ſelbſt ſie an das Weggehen erinnern mußte.

Als er ſie an den Ausgang des Wäldchens begleitet hatte, ergriff er ihre Hand, und fragte bewegt: „alſo Sie haſſen mich nicht, Suschen?" Wie könnte ich Sie haſſen! erwiederte ſie mit einem ſeelenvollen Lächeln. Sie ſind ja ſo gütig gegen mich geweſen. Wenn Sie nur wüßten, wie dankbar ich bin! — „Nun denn, ſo darf ich hoffen, Sie wieder zu ſehen. Alle Menſchen haben mich verlaſſen. Sie, Suschen, Sie werden das nicht thun; Sie werden nicht vergeſſen, daß ich hier ganz allein, ohne alle menſchliche Geſellſchaft lebe." — O gewiß nicht, ſagte ſie verſichernd.

Suschen nahm ſich vor, den guten, unglücklichen Mann bisweilen zu beſuchen; denn ihr Herz war in dieſem Augenblicke voll des argloſeſten Vertrauens zu ihm. Aber ſchon am folgenden Morgen dachte ſie traurig daran, daß ſie etwas verſprochen hatte, was ſie nicht würde halten können. Die Blume kam übrigens noch heute auf eine ſehr natürliche Weiſe in ihre Hände. Sie war bei dem Verwalter. Nach einiger Zeit trat Waldenbruch, der ſchon am Morgen mit dem Manne geſprochen hatte, in das Zimmer, ſetzte den Blumentopf auf den Tiſch, und ſagte: „hier iſt ſie. Ich mag ſie nicht länger." Als er nach wenigen Minuten wieder weggegangen war, beſah Suschen die Blume, bat den Verwalter, ſie ihr zu geben, ſchenkte ſeiner Tochter eine Kleinigkeit dafür, und brachte ihre koſtbare Beute zu Hauſe.

Als mein Oheim an ſeinem Geburtstage zu uns kam, ſtand die Blume, deren Werth nur Suschen kannte, auf dem Tiſche. Ich trat auf ihn zu, um meine Rede zu halten. Die erſten Verſe hörte er auch an; da aber erblickte er die Aurikel, und ſeine Augen funkelten.

kelten. „Was? in aller Welt!“ rief er; „was iſt das? Halt das Maul, Junge! Woher? Ypſilanti!“ — Ich fuhr verlegen fort; der Oheim hatte aber keine Ohren mehr. Zu meiner großen Beſchämung mußte ich aufhören, und Suschen erzählte nun, wie ſie die Blume bekommen hätte.

Mein Vater, der über mein Unglück nicht weniger verlegen war, als ich ſelbſt, ſah mich während der ganzen Zeit lächelnd an; und ſo wie das erſte Entzücken des Wachtmeiſters ſich gelegt hatte, ſagte er: der arme Junge! Bruder höre ihn doch! Mein Oheim nahm den Blumentopf auf die Kniee, und ich fing noch einmal an; aber erſt bei Tiſche konnte mein Vater mir und ſeinen Verſen Gehör verſchaffen.

Er trug den Vorfall ſogleich in die Bibel ein, und bewunderte die Fügung des Zufalls, der Suschen zu ihrem Geſchenke verholfen habe. Meine Rede wurde nicht vergeſſen. Wir Alle, und beſonders Suschen, waren heiter und vergnügt. Sogar der Kuchen meiner Mutter hatte diesmal etwas Ausgezeichnetes; er war mit Blumen ausgelegt, und ſie freuete ſich nicht wenig, als mein Vater die Geſellſchaft auf ihre Feinheit aufmerkſam machte.

Suschen mußte dieſen fröhlichen Tag mit dem Glück ihres Lebens bezahlen. Ihres Vaters Freude über den Beſitz der ſchönen Blume war ſo groß, daß ſie ſehr undankbar zu ſeyn glaubte, wenn ſie Waldenbruchen nicht ſagte, wie glücklich er ſie und ihren Vater gemacht habe. Sie wagte es noch nicht, ihn zu beſuchen; indeß ging ſie, ohne ihre Abſicht recht zu wiſſen, mit ihrem Strickzeuge an dem Rande des Fichtenwäldchens ſpazieren, und hoffte, daß er ihr vielleicht begegnen würde. Kaum war ſie einige Minuten da gegangen, ſo trat er aus ſeinem Gebüſch hervor, und redete ſie an. Sie hüpfte über den Graben, ihm nur in einigen Worten zu danken, und dann ſogleich wieder zu gehen. Er bot ihr von ſeinen Blumen an, ſo viel ſie wollte, wenn ſie nur ein Mittel wüßte, wie ſie in ihre Hände zu bringen wären. Das erforderte Ueberlegung, und auf Waldenbruchs Bitte ſetzte ſie ſich nun einen Augenblick in eine nahe Laube. Sobald ſie ſeine Stimme hörte, hatte ſie wieder alle Scheu vor ihm verloren, und folgte ihm zutraulich. Sie erinnerte ihn an das Vergnügen, das ſie das erſte Mal bei ihm gehabt hatte, und er führte ſie auch heute in ſein kleines Haus. Hier ſpielte und ſang er ihr wieder vor, erzählte, und zeigte ihr die ſchönſten Kupferſtiche. Mein Oheim ſpielte noch aus ſeiner Jugend her ein wenig das Klavier, aber nur Choräle; Suschen ſelbſt hatte zuweilen nach dem Gehöre geklimpert, und äußerte jetzt den Wunſch, Muſik zu können. Waldenbruch lehrte ſie (freilich ohne Noten) ein kleines Liedchen ſpielen, und ſie faßte das ſehr leicht. „Wenn Sie mich öfter beſuchen,“ ſagte er nun, „ſo werde ich Sie förmlich unterrichten.“ Suschen gab ihm vor Freude die Hand darauf, daß ſie recht oft zu ihm kommen wollte. Sie ging endlich, und wiederholte dabei ihr Verſprechen.

Zwar ließ ſie jedes Mal mehrere Tage vergehen, ehe ſie ſich wieder zu Waldenbruch wagte: denn ſobald die Freude über den Genuß verflogen war, fand ſie es unſchicklich, ihn zu beſuchen; aber ſie ging wenigſtens in die Gegend, wo er wohnte: und da er ſie dann immer bemerkte, ſo mußte ſie auch mit ihm ſprechen. Er bat ſie nicht, ihn zu begleiten; indeß er hatte ihr jedes Mal etwas Neues zu zeigen, das ſie zu ſehen wünſchte.

Waldenbruch lebte ſo einſam, und liebte die Geſellſchaft der Menſchen ſo wenig, daß er nicht einmal den Wunſch hatte, wieder in die Welt zu treten; aber dennoch brachte Suschens Gegenwart ſein Herz in eine ſüße, innige Bewegung. Die Scene, in der er ſie zuerſt geſehen hatte, behielt immer ihre romantiſche Farbe, und zeigte ihm Suschen in einem ſo erhabnen Lichte, daß auch ihr Mangel an Geiſtesbildung und Kenntniſſen es nicht verdunkeln konnte. Er fand bei dem Kinde ſo viele heilige Unſchuld, ein ſo feines Gefühl, eine ſo reine Güte und Zutraulichkeit, eine ſolche Geradheit des Verſtandes, daß er wohl tauſendmal wünſchte, es möchte ſeine Tochter ſeyn. Suschen war ſechzehn

Jahre alt, und groß und ſchlank; aber bei der freundlichen Unſchuld in ihrem jugendlichen Geſichte, und bei der naiven Zutraulichkeit ihres Weſens, ſchien ſie wenigſtens zwei Jahre jünger, und noch völlig ein Kind. Waldenbruch zeigte ihr auch nur das Wohlwollen eines Vaters; und eben ſein väterliches Betragen gegen ſie gab ihr das Zutrauen wiederzukommen. Hätte er ihr nur Eine Schmeichelei geſagt, nur Einen Blick auf ſie geworfen, worin etwas Anders als Wohlwollen geweſen wäre: ſo würde er ihr Herz in eine ſtärkere Bewegung gebracht haben; aber ſchwerlich hätte ſie ſich dann wieder zu ihm gewagt. Sie betrachtete ihn mit eben der Empfindung, wie meinen Vater; und ſo ging ſie, troz Allem, was ihr Verſtand dagegen einwendete, immer aufs neue zu ihm. Als ſie dann erſt einige Male bei ihm geweſen war, konnte ſie unmöglich wegbleiben; ihr eignes Vergnügen, ihr Wunſch, mehr zu lernen als gewöhnlich, ihre Dankbarkeit und das Vergnügen, das ſie ihm durch ihre Geſellſchaft augenſcheinlich machte, zogen ſie unwiderſtehlich zu ihm.

Die Schuld an den unglücklichen Folgen dieſes Umganges lag gewiß nicht in Suschens oder in Waldenbruchs Herzen. Er ſah hier eine reine fleckenloſe Seele, und wollte ſie für die edelſte Tugend bilden. Zwar fühlte er wohl, daß ein geheimer Ueberdruß ſeiner Einſamkeit auf ihn wirkte; allein daß Suschens Schönheit, daß ihre edle Geſtalt, ihre großen blauen Augen mit im Spiele waren, davon hatte er keine Ahnung. Er glaubte, daß er nach Julien nie wieder ein Mädchen lieben würde. Daß Suschen ſeine, und er Suschens Ruhe in Gefahr bringen könne, fiel ihm alſo nie ein; und doch war dieſe Gefahr hier gar nicht zu vermeiden. — Der Tugendhafte trauet nicht allein Andern, er trauet auch ſich ſelbſt zu viel Gutes zu.

Waldenbruch nannte Suschen nie anders, als: meine Tochter; und ſie nannte ihn, weil er es gern hörte: Vater oder Lehrer. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachteten Beide einander. Er fing an Suschen zu unterrichten, und ſie faßte, begriff und behielt Alles, was er ihr ſagte. Zuerſt gab er ihrem Geiſte die

Kenntniſſe, welche jedem Menſchen das größte Glück dünken ſollten: die Kenntniß der reichen, der wohlthätigen, Alles verſorgenden, weiſen Natur. Dann erſt zeigte er ihr die Gottheit, den Geiſt der Liebe, der Alles umfaßt, Alles beglückt, und deſſen Abbild, deſſen heiligſter Tempel das reine Herz des Tugendhaften iſt. Er erhob ihre Seele zu der ewigen Liebe, und füllte ihr Herz mit dem beſeligenden Glauben an das Leben jenſeits der ſichtbaren Welt. In ſolchen heiligen Augenblicken, wo eine beſſere Flamme, als welche dieſe Erde giebt, in ihren reinen Seelen loderte; wo Thränen des reinſten Entzückens in Beider Augen ſtanden: in dieſen Augenblikken drückte Waldenbruch Suschen an ſeine beſeligte Bruſt, und ſie ſtammelte: o, 'mein theurer Vater!

Späterhin erzählte Waldenbruch ſeiner Schülerin einzelne Vorfälle aus ſeinem Leben, und endlich — ſie war dieſes Vertrauens werth — ſein ganzes unglückliches Schickſal. Hätte er ihr Herz noch nicht gehabt, ſie würde es ihm jetzt gegeben haben; aber ſie liebte ihn ſchon längſt, mit dem Vertrauen einer Schweſter, der Achtung einer Schülerin, und dem Feuer einer Geliebten. Auch Waldenbruch liebte Suschen mit der Innigkeit ſeines brennenden Herzens, mit der Heftigkeit, welche die Einſamkeit den Leidenſchaften immer giebt. Suschen kam täglich zu ihm, ohne daß Jemand es wußte. Ihr Vater beſchäftigte ſich mit ſeinen Blumen, und war zufrieden, wenn er ſeine Tochter nur Abends ſah. Suchte er ſie auch einmal, ſo glaubte er, ſie wäre in ſeines Bruders Hauſe; wir aber glaubten, wenn ſie nicht kam, ſie wäre bei ihrem Vater. Ein Spaziergang am Dorfe weg fiel niemanden auf; der Weg war mit Schwarzdornen eingefaßt, und Waldenbruchs Gebüſch ging beinahe bis dicht an dieſe, ſo daß nur ein ſchmaler Fußſteig es von ihnen trennte. Auf ſolche Art konnte Suschen, wenn ſie nur einigermaßen vorſichtig war, ganz unbemerkt zu Waldenbruch gehen.

Lange konnte es Beiden nicht verborgen bleiben, daß ſie einander innig liebten. Schon hatten es ihre Augen, ihre Händedrücke verrathen, und ein Geſtändniß in Worten vermehrte nur ihr Entzücken, nicht ihre Liebe, ihr Vertrauen. Waldenbruch bat nicht um Suschens Liebe, und ſie zögerte nicht mit dem Geſtändniß ihrer Gegenliebe. Ein Zufall veranlaßte die Erklärung ihrer Herzen, und Suschen breitete ſchon die Arme aus, ihn zu umfaſſen, als ſie eben umfaßt wurde; ſie ſank vertrauensvoll an ſeine Bruſt, als er kaum geſagt hatte, was er für ſie empfinde. Beider Herzen waren durch dieſes Geſtändniß nur leichter, nicht froher, geworden; was ſie ſonſt nur jeder vor ſich gedacht hatten, das ſagten ſie jetzt einander, und keine Furcht vor der Zukunft trübte ihre Freude.

„Hier," ſagte Waldenbruch; „hier, wo ich dich kennen lernte, mein gutes, edles Mädchen — o, wie gern lebte ich hier an deiner Seite! Dürfte dieſes Wäldchen, das unſre entſtehende Liebe heiligte, dich auch als mein Weib in ſeinen Schatten nehmen! Aber es iſt unmöglich; mein Vater würde mich aufs neue verfolgen, und auch dich, mein theures Suschen. Wir müſſen fort. Irgend ein ähnliches Wäldchen ſoll uns aufnehmen, und wir werden die Glückſeligkeit unſrer Herzen mit dahin bringen.“ Suschen wollte Alles, was ihr Geliebter wollte, und war ruhig entſchloſſen, jedes Schickſal mit ihm zu theilen.

Waldenbruch ſchrieb nun über den Verkauf ſeines Gütchens an einen Mann in der Reſidenz, der ihm immer Freundſchaft erwieſen hatte. Er drang auf Eil und Verſchwiegenheit; denn er wollte die Vollendung ſeines Glückes auch nicht eine Minute länger aufſchieben, als es unumgänglich nöthig wäre. Es fand ſich bald ein Käufer, der das Gut ſchon kannte und mit dem geforderten Preiſe zufrieden war. „Kommen Sie ſogleich,“ ſchrieb Waldenbruchs Freund, „um den Kauf abzuſchließen und das Geld in Empfang zu nehmen. Das Geſchäft iſt in einer Stunde abgethan.“ Faſt zu gleicher Zeit erhielt Waldenbruch einen andern Brief über ein Gütchen, das, wie er in öffentlichen Blättern geleſen hatte, in einem entfernten Deutſchen Fürſtenthume verkauft werden ſollte. Nach der genauen Beſchreibung, die man ihm von dem Gütchen gab, konnte er keinen beſſeren Kauf thun, und er wurde dadurch auf einmal gegen alle Hinderniſſe, die ſein Vater ihm erregen konnte, geſichert; denn der ſiebenjährige Krieg, der damals Deutſchland verwüſtete, hatte beide Länder, das, worin ſein Vater lebte, und das, wohin er ziehen wollte, zu feindlichen gemacht. Er traf nun alle Anſtalten zur Reiſe. Sobald er das Geld für ſein verkauftes Gut in Empfang genommen hätte, wollte er zurückkommen und Suschen abholen. „Wir fahren dann,“ ſagte er, „Tag und Nacht, bis wir auf dem neuen Gütchen ſind. Dort werden wir getrauet; du ſchreibſt deinem Vater, und er giebt dir gewiß ſeinen Segen.“

Morgen vor Tagesanbruch will Waldenbruch fort. Suschen geht noch am Abend in das Wäldchen, um Abſchied von ihm zu nehmen. Da ſitzen die beiden Glücklichen, in ſchöne Träume verſunken. Das hohe Ziel ihres Lebens iſt erreicht, und nichts ſteht ihrer Verbindung mehr im Wege, als einige läſtige

Stunden. In dem milden Hauche des ſchönen Junius-Abends, von tauſend Nachtigallen umſungen, von der nahen Hoffnung berauſcht, von den entzückenden Bildern einer frohen Zukunſt trunken, drücken ſie Herz an Herz, Lippe an Lippe. — Die unglückliche Minute iſt da; Suschen wird Waldenbruchs Weib. Erſt der ſchimmernde Stern der Liebe weckt ſie in ſeinen Armen. Sie ſagt ihm Lebewohl und — hat zum letzten Male gelächelt.

Schon auf dem weiten Umwege, den ſie nahm, um ganz unbemerkt durch den Garten in ihr Haus zu kommen, ward ſie von einer ſtillen Angſt ergriffen, die dem Gedanken an das nun bald erreichte Ziel ihrer Hoffnung nicht weichen wollte. Mit zitternden Händen traf ſie Anſtalten zu ihrer Flucht, der aber in ihrem Herzen ein Hinderniß im Wege ſtand, von dem ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte. Sie brachte einige Tage in großer Angſt zu; doch ſchon ehe Waldenbruch zurückkehrte, war ſie wieder ruhig, und feſt entſchloſſen, Alles zu ertragen. Um während ſeiner Abweſenheit ein Andenken von ihm zu haben, hatte ſie ein Büchelchen zu ſich geſteckt, in das er zuweilen etwas ſchrieb. Den dritten Tag nach ſeiner Abreiſe las ſie darin, und fand auch Folgendes von ſeiner Hand: „Die Freude des Lebens iſt ſo vergänglich, wie der Schmerz; die Hoffnung eben ſo thöricht, wie die Furcht. Die Natur gab der Freude und dem Schmerze Ein Zeichen: die Thräne; — ſo wie der erheiternde, hoffnungbringende Regenbogen nur erleuchtete Thränentropfen, nur ein erhellter Nebel iſt. Der Entſchluß, den Schmerz zu tragen, hebt den Schmerz ſelbſt auf, und der Anblick des Grabes, wohin der Menſch vor dem Leiden entfliehen kann, lehrt, wie verächtlich Leiden, wie wenig werth die Freuden ſind. Dem Tugendhaften fehlt das nie, was der Menſch allein mit Recht ſein nennt: die Hoffnung jenſeits des Grabes. Aber nur einem edlen Menſchen iſt es der Troſt für das dunkle Leben."

Aus dieſen Worten floß eine wunderbare Ruhe in Suschens Herz, welches ſich rein und tugendhaft glaubte. Dunkle Ahnungen ſagten ihr, daß erſt das Grab ſie vor dem Leiden retten würde, und ſie war feſt entſchloſſen, an der Hand des Geliebten, oder allein, dieſen Hafen der Ruhe gefaßt zu betreten, und ihre Tugend dahin zu retten, wenn das Glück ſie verließe.–

Nach mehreren Tagen ſah ſie endlich Waldenbruchs Zeichen, daß er wieder da ſey, und ging nach dem Wäldchen. Finſter, mit niedergeſchlagenen Augen, kam er ihr langſam entgegen. Schon ſeine Miene ſagte ihr, daß ſie nicht mehr hoffen dürfe. Aber ruhig lächelnd ergriff ſie ſeine Hand, und ſagte mit ſanfter Stimme: dieſe Hoffnung war nichts? Nun, welche Hoffnung wäre denn mehr? — „Ich fürchte, . . .“ hob Waldenbruch an. — Die Furcht, unterbrach ihn Suschen, iſt eben ſo thöricht, wie die Hoffnung. Wir haben nichts zu fürchten; denn wir ſind ſchuldlos. Waldenbruch erröthete, weil ſein Herz das nicht ſo ganz beſtätigte. Er erzählte Suschen. Sein Freund hatte den Plan, das Gut zu verkaufen, nicht heimlich genug gehalten. Der

Droſt, der gerade in der Stadt war, wendete ſich an den Fürſten, und dieſer unterſagte den Verkauf, wenn der Vater nicht ſeine Einwilligung dazu gäbe. Suschen behielt bei dieſer Nachricht ihre Heiterkeit, und machte dadurch den Geliebten wieder muthig. Er entwarf allerlei Plane, ſeine Verbindung mit ihr zu beſchleunigen; doch überall fanden ſich Schwierigkeiten, die nicht auf der Stelle zu heben waren. Suschen, die jedes Mal einwilligte, wenn Waldenbruch ihr einen Plan vorlegte, wurde doch immer wieder muthlos, ſobald ſie Zeit hatte, nachzudenken. Er verſchwieg ihr, warum er ſo eilte, damit ſie nicht unruhig werden ſollte; und ſie, noch edelmüthiger, als er, ſagte ihm nicht, was ſie fühlte, damit er ſich nicht übereilen möchte.

So waren Monate zwiſchen halben Entſchließungen hingegangen, als Waldenbruch eine Veränderung an Suschens Körper bemerkte. Er ſprach mit ihr darüber. Sie geſtand ihm die Wahrheit, und nun waren alle ſeine Bedenklichkeiten auf einmal verſchwunden. Schon am folgenden Tage ritt er in die Reſidenz, um die letzten Anſtalten zu ſeiner Flucht zu treffen. Er hatte mehrere kleine Summen auf ſein Gut geliehen; jetzt wollte er noch eine größere aufnehmen, und ſich dann mit Suschen in irgend einem Winkel der Erde verbergen.

Nach ſeinem Verſprechen mußte er ſchon in einigen Tagen wieder da ſeyn; Suschen ſah aber das Zeichen ſeiner Rückkehr in einem ganzen Monate nicht. Der Unglückliche! Kaum war er in der Reſidenz, ſo wurde er in Verhaft genommen, und auf eine Feſtung gebracht, wo man ihn über den Plan ſeiner Flucht verhörte, den ſein Vater aus dem Aufnehmen der Geldſummen, aus dem Wegſenden ſeiner Bücher und ſeiner Zeichnungen gemerkt hatte. Er proteſtirte vergebens gegen dieſe Behandlung; ſein Vater wollte ihn nicht eher wieder in Freiheit ſetzen laſſen, als bis er das Nähere wegen ſeiner Flucht eingeſtanden hätte.

Dieſe fürchterliche Nachricht kam endlich auch zu Suschen, und jetzt fühlte ſie das Schreckliche ihres Zuſtandes. Sie ſah, welchen

Gefahren

Gefahren ſie durch die Flucht nicht nur ſich (das war ihr das geringſte), ſondern auch ihren Geliebten ausgeſetzt hätte; ſie ſah, woran ſie vorher kaum dachte, daß Waldenbruchs Verbindung mit ihr des Vaters Haß gegen ihn unverſöhnlich gemacht haben würde; daß der Vater ihre Verbindung, ſo lange er lebte, hindern könnte, und daß ihr Geliebter für ſeine Treue gegen ſie noch lange leiden müßte. Um ihn zu retten, mußte ſie nothwendig ſeiner Hand entſagen. Sie war aber unentſchloſſen, nicht das Opfer für ihn zu werden, ſondern, wie ſie es werden ſollte. In dieſem Zeitpunkte entdeckte meine Mutter Suschens Schwangerſchaft; und die Unglückliche — läugnete ſie nicht: ſie wollte ja ihren Zuſtand nicht verbergen.

Das arme Mädchen mußte den Kelch ihres Leidens bis auf den letzten Tropfen trinken. Sie ſah jetzt, daß ſie die ganze Glückſeligkeit ihres Oheims und ihres Vaters zerſtört hatte. Zwar fühlte ſie das ſchon vorher; allein ſie hoffte, daß die Verbindung mit dem edlen Waldenbruch ſie mit ihren

Verwandten wieder verſöhnen würde. Jetzt aber hielt ſie die Verbindung für unmöglich, und hatte ſogar den feſten Entſchluß gefaßt, ſie auszuſchlagen. Da ſie nirgends Rath und Hülfe ſah, ſo gab ſie ſich Allem, was ihre Verwandten über ſie beſchließen würden, geduldig hin. Als ihr Vater ſagte: „du ſollſt fort von hier! du ſollſt nie hieher ſchreiben!" bebte ſie; aber ſie ſah das ſogleich als ein ſichres Mittel an, die Verbindung mit Waldenbruch auf ewig zu trennen. Sie verſprach ihrem Vater, was er wollte; er verſtieß ſie, und ſie ließ ſich geduldig verſtoßen.

Waldenbruch bekam etwa vier Wochen nach Suschens Abreiſe ſeine Freiheit wieder, weil ſein Vater einſah, daß er doch am Ende nicht im Stande ſeyn würde, des Sohnes Flucht zu hindern. Bald nachher erhielt er aus den Händen ſeines Freundes einen Brief von Suschen, worin ſie ihm von den Bewegungsgründen ihrer Handlung Rechenſchaft gab. Sie ſagte ihm zugleich auf ewig Lebewohl. „Nie wird man," ſchrieb ſie, „unſre Herzen trennen. Ob unſre Väter recht thaten, weiß ich nicht; mich dünkt aber, wir hatten nicht das Recht, ihre Herzen zu verwunden. Das Leben trennt uns: doch das Grab wird uns vereinigen; und wer dieſe Hoffnung hat, kann der nicht lächelnd ſeine Hand dem Liebenden zum Abſchiede bieten?"

Waldenbruch kam nach unſerm Dorfe zurück, und blieb ruhig auf ſeinem Gütchen. Suschen hatte ihn in dem Briefe beſchworen, ſie nicht aufzuſuchen, und ihm auch verſprochen, wenn es ihr unglücklich ginge, ihn um Hülfe zu bitten. Ich war ihr Liebling geweſen. Waldenbruch wünſchte, mich an ſich zu ziehen, Theils um die näheren Umſtände von Suschens Abreiſe zu hören, Theils, weil ich Suschen ähnlich ſah. So wurde er mein Lehrer, und ich der Troſt in ſeiner ſchwermüthigen Einſamkeit.

Ich habe nur noch wenige Worte zu ſagen, um das Schickſal dieſes Unglücklichen zu vollenden. Einige Wochen nachher, als ich in meinem zwanzigſten Jahre auf die Univerſität gegangen war, verſchwand er, wahrſcheinlich um das geliebte Mädchen, das er nie vergeſſen konnte, das er noch immer unausſprechlich liebte, zu ſuchen. Die eine Hälfte von den Einkünften ſeines Gutes wies er den Armenanſtalten in der Hauptſtadt und in unſerm Dorfe an; die andere ſollte für ihn niedergelegt werden, auf den Fall, daß er einmal zurückkäme. Der Unglückliche! noch hat ihn Niemand wiedergeſehen, und ich fürchte, daß ich der Erbe ſeiner Papiere ſeyn werde.

Die Univerſität.

Als ich in meinem Zimmer das Andenken meines Lehrers, Memnons Bildſäule, unter den kleinen Spiegel gehängt, meine Griechen und Römer aufgeſtellt, und ein Buch Papier zuſammengeheftet hatte: ſchrieb ich den Anfang dieſes Tagebuches mit großem Vergnügen, da ich jetzt hoffen konnte, daß mein eigenes Leben doch endlich einmal ſeinen einförmigen Gang verändern würde. Die Thränenſtücke, deren ich in dem Eingange erwähne, ſind — ich will es nur geſtehen — nicht etwa ein ſpäterer Zuſatz, ſondern eine Art von Prophezeiung, deren Erfüllung ich bald wünſche, bald nicht. Ich überlas, was ich geſchrieben hatte, und legte mich ſtolz in mein Fenſter, oder horchte an der Thüre, wenn ſich irgend etwas auf dem Vorſaale regte; denn ich glaubte, es müßte ſich noch heute irgend eine merkwürdige Begebenheit anſpinnen. „Und wenn es dir nun,“ ſagte ich am Abend, „dein ganzes Leben hindurch ſo geht, wie heute?“ Ich überlief die Zukunſt, ſah aber auch da nichts, was Stoff gegeben hätte, nur einen Bogen zu füllen; und es lag ein ganzes Buch Papier vor mir.

Die Aufwärterin kam, kündigte ſich an, und ſagte mir, wie oft ich klingeln müßte, wenn ſie zu mir kommen ſollte. Es war eine alte, träge, wortarme Perſon, die zu nichts weniger taugte, als nur eine Seite über ſie zu ſchreiben. Ich warf mich verdrießlich in den Lehnſtuhl, ſagte dann muthig: μαντις οὐδεις των καθεστωτων βροτοις *), zog den Ueberrock an, und durchwanderte die Stadt; doch auch da wollte mir nichts begegnen. Endlich lächelte ich über mich ſelbſt, über meine kindiſche Grille, an die ich ſeit Jahren zum erſten Male wieder dachte. Ohne Zweifel hatte Waldenbruchs Biographie den alten Gedanken mit neuer Lebhaftigkeit wieder bei mir geweckt, und ich ſchrieb noch denſelben Abend den zweiten Abſchnitt.

Am folgenden Morgen ging ich zu dem Prorektor, um mich einſchreiben zu laſſen.

---

*) Niemand weiß, was den Menſchen bevor ſteht.

„Was denken Sie denn einmal zu werden?“ fragte mich der freundliche Mann. Schulmeiſter auf dem Lande, antwortete ich unſchuldig und mit dem größten Ernſte. Dieſe Antwort war ſehr natürlich. Mein Vater behielt, troß den Fortſchritten, die ich durch Waldenbruchs Unterricht in den Sprachen und Wiſſenſchaften machte, immer ſeine alte Meinung: „der Sohn muß bleiben in dem, was ſeines Vaters iſt; der unſrige wird ein Landſchulmeiſter.“ Weder meine Mutter, noch der Wachtmeiſter konnte ihn davon abbringen, und nur Beider feierliches Verſprechen, daß ſie mich nicht abhalten wollten, ſein Verlangen zu erfüllen, hatte ihn bewogen, mich ſtudieren zu laſſen. Ich hörte alſo von Jugend auf nichts anders, als daß ich einmal Landſchulmeiſter werden ſollte; — „oder Schulmeiſter in der Stadt,“ ſetzte meine Mutter immer hinzu. Waldenbruch widerſprach bei ſeinem Unterrichte dieſem Plane nicht; denn er haßte nichts mehr, als die unſelige Ehrſucht, die alle Menſchen ergriffen zu haben ſcheint, ſich über ihren Stand zu erheben. Das Wort Zufriedenheit kommentirte er mir ſehr oft, und immer mit Anwendung auf meine Beſtimmung. „Dein Vater,“ ſagte er, „iſt ein Bauer; und wie glücklich, wie zufrieden lebt er! Wie viel könnte er noch wiſſen, und dennoch zufrieden ſeyn! und wie wenig dürfte er von dem Himmel noch mehr bekommen, wenn er zufrieden bleiben ſollte!“ — „Die Glücklichen, die Zufriednen unter den Menſchen,“ wiedrrholte er mir öfters, „können noch viel entbehren, und bleiben glücklich. Gieb ihnen mehr, und du ſetzeſt ihre Zufriedenheit auf das Spiel.“ Waldenbruch fand meine Beſtimmung ſogar ehrwürdig. Er war der Meinung: Bürger und Bauer wären die Hauptklaſſen eines Volkes; und nicht die Nation, bei welcher Künſte und Wiſſenſchaften blüheten, ſey aufgeklärt zu nennen, ſondern die, bei welcher Bürger und Bauer richtige Begriffe von ihrer Beſtimmung hätten und mit ihrem Stande zufrieden lebten. „Für die Gelehrtenſchulen,“ ſagte er, „werden ſich immer Lehrer finden; aber ſelten haben Menſchen den edlen Muth, ſich des Volkes als Lehrer anzunehmen."

Da meine nützliche Beſtimmung mir auch höchſt ehrenvoll ſchien, ſo war die Antwort, welche ich dem Prorektor gab, wie geſagt, ſehr natürlich. Er ſah mich ſehr verwundert an. „Und dazu," fragte er, „kommen Sie nach Leipzig? Was wollen Sie denn zu dieſem Zwecke bei uns ſtudieren?" Jetzt ſah ich ihn eben ſo verwundert an, wie er mich. Er fragte nun nach meinen Kenntniſſen, prüfte mich in mehreren Wiſſenſchaften, und ſagte dann: „wenn es Ihr Ernſt iſt, Landſchulmeiſter zu werden, ſo weiß ich nicht, wozu Sie das Alles gelernt haben." — Um ein guter Menſch zu ſeyn, war meine Antwort. Jetzt ſah er mich freundlich lächelnd an, ſchrieb meine Matrikel, und bat mich, ihn oft zu beſuchen, was ich auch gethan habe. Als ich von der Akademie abging, fragte er mich: was wollen Sie denn nun werden? Ein Landſchulmeiſter, antwortete ich feſt, und er entließ mich mit einer herzlichen Umarmung.

In der That weiß ich von meinem akademiſchen Leben weiter nichts zu ſagen, was des Leſens werth wäre.

Die Stadtſchule.

Ich wollte eben abreiſen, als der erwähnte Profeſſor zu mir ſchickte, und mir den Vorſchlag that, nach Dresden zu gehen, und dort an einer neuerrichteten Schule für Mädchen aus den unteren Ständen zu arbeiten. Er ſah mir bei dieſem Vorſchlage neugierig ins Geſicht, und ſchien ſich zu wundern, als ich ihn annahm. Ich reiſte, ſobald alles richtig wär, und als ich erſt meine Verwandten beſucht hatte, nach Dresden. Jetzt bin ich ſeit zwei Jahren hier, und habe noch nicht Einmal Urſache gehabt, es zu bereuen. Mein kleines Aemtchen giebt mir nicht ganz meinen Unterhalt; aber mein Vater hört nicht auf mich zu unterſtützen. Ich lebe glücklich, von meinen Vorgeſetzten geachtet, von meinen Schülerinnen geliebt, und bin in dem Kreiſe von Kindern ſo fröhlich wie ein Kind. Man weiß, daß ich mehr aus Neigung, als aus Noth ein Jugendlehrer bin; deshalb hat man mir die Einrichtung meiner Schule überlaſſen. Und, guter Gott, in meinen beſten Stunden wünſche ich nie etwas anders zu ſeyn, als der Lehrer dieſer Mädchen, dieſer unſchuldigen Geſchöpfe. Wie viel habe ich ſchon unter ihnen gelernt! beſonders die ſchönſte Phyſiognomik des unverdorbenen Menſchen! Sieht man ſpäterhin im Leben Geſichter, — lieber Gott! ſo hat die Politur der Geſellſchaften, der Bälle, der Lebensart, ſie mit ihrem täuſchenden Firniß überzogen; oder, wo die Menſchen dieſen Firniß nicht bekommen können, weil ſie zu den unterſten Ständen gehören, da haben Rohelt, Habſucht, Druck, Haß, und andre fürchterliche Leidenſchaften, das ſchreckliche Gefolge der Armuth, ſchon längſt ihre Krallen in die Geſichter geſchlagen und die Zeichen der ſchönen mannigfaltigen Natur verwiſcht. Nur an Kindern kann man ſehen — nicht, was ſie einſt ſeyn werden, ſondern wozu die Natur ſie beſtimmte. Späterhin zeichnen Armuth und Franzöſinnen, Ausſchweifung und Eitelkeit, Sorge und Luxus, Noth und Bälle ihre Signaturen auf das Aushängeſchild der Natur, und die Menſchen unterſcheiden ſich nicht mehr nach dem Geiſte, der ſie belebte, ſondern nach dem Gewerbe, das ſie treiben, nach den Schickſalen, die ſie betrafen. Ihr Geſicht iſt dann nicht mehr eine göttliche Tafel der Zukunft, ſondern eine ſchmutzige Denktafel der Vergangenheit. — Die Natur ſchrieb mit ihrem Zauberfinger auf ein Geſicht „Hoheit! Menſchlichkeit! Liebe! Freundſchaft! Ruhe! Freude!“ als Anweiſungen, wie die Kinder mit dieſen Geſichtern erzogen und behandelt werden ſollen. Der blinde, leichtſinnige, verkehrte Menſch lieſt zwar dieſe Anweiſungen, befolgt ſie aber nicht. Er zerſplittert die Tafel der Natur, oder befleckt ſie mit ſeinen wilden Leidenſchaften.

Wenn ich die Reihen meiner Schülerinnen auf und ab gehe, dann ſondre ich aus, und ſetze zu einander, nicht gerade nach Fleiß und Kenntniſſen, ſondern nach den Aushängetafeln der kleinen unverſtellten Geſichter. Ich will es wagen, von meiner Eintheilung einen Begriff zu geben, obgleich, wie Alles in der Natur, auch die Geſichter in tauſend Zügen zuſammenlaufen, ſo daß man nie mit Gewißheit ſagen kann: das biſt du; ob ich gleich heute ein Kind hieher ſetze und morgen dahin, je nachdem es mir dieſe oder eine andre Laune mit in die Schule bringt. Manche Geſichter darf man nicht öfter als höchſtens dreimal ſehen, um ſie zu klaſſificiren. Der erſte Eindruck iſt der ſicherſte; denn morgen, oder nach acht Tagen, trägt man aus den Bewegungen des Kindes, aus ſeinen Antworten, aus Aehnlichkeiten einen Geiſt hinein, der nicht da iſt. — Das erinnert mich an eine Bemerkung, die ich oft gemacht habe. Auf das Geſicht eines Menſchen, den man nur Einmal geſehen hat, kann man ſich ſehr wohl beſinnen; weniger auf das Geſicht eines vieljährigen Bekannten, und faſt gar nicht auf das Geſicht eines Menſchen, den man ſeit langen Zeiten liebt.

Auf einer Seitenbank, vom Fenſter abgewendet, im dunkelſten Theile des Zimmers, habe ich die Mädchen, welche ich die Freude nenne. Da ſitzen ſie von der ſanften Heiterkeit an bis zu dem raſcheſten, wildeſten Muthwillen. Ich kann nie die Augen auf dieſe Bank voll fröhlicher Geſichter wenden, ohne jedes Mal durch den Gedanken an das Leiden traurig zu werden, das ſeine ſteifen, ſchwarzen Charaktere vielleicht bald in die leichten, bunten Züge der Freude zeichnen wird. Lauter kleine ovale, lachende, blitzende Augen, hochgebogene, aber ſchmale Augenbraunen, bis zum Zerſpringen volle, rothe Wangen mit Grübchen, feine Lippen, leichte Geſtalten, zarte Füße und Hände, raſcher und tanzender Gang. — Liebliche Heiterkeit, die ihre Freude haben wird, wenn ſie nur durch das Fenſter Menſchen ſieht, bis zu dem ſatiriſchen Kopfe, der keinen kann vorübergehen laſſen, ohne ihm wenigſtens einen luſtigen Einfall nachzuſchicken. Wenn ich etwas Luſtiges ſage, ſo kommt das Lachen immer aus dieſem Winkel; und meine Strafpredigten fallen größten Theils dahin. Dieſe Mädchen ſingen am lauteſten, antworten am raſcheſten, zanken am meiſten, hören am wenigſten, haben immer noch zu thun, wenn die andern ſchon lange ſitzen, ſind, wenn es Zwölf ſchlägt, am ſchnellſten zur Thür hinaus, vergeſſen am geſchwindeſten, betriegen mich am meiſten, und lernen am wenigſten — Schnurren, Geſchichtchen und Räthſel ausgenommen. Sie plaudern, ſobald ich ihnen den Rücken zuwende; ſie müſſen lärmen, und ſollten ſie auch nur eins um das andre den Schuh fallen laſſen, den ſie nie feſt zuſchnallen. Arme, heitre Geſchöpfe! ich will euch die wenigen Roſenſtunden nicht ſchwärzen. — Sie bekommen jedes Mal eine luſtige Geſchichte von mir mit nach Hauſe; und will ich ſie beſtrafen, ſo kehre ich ihnen nur eine ganze Stunde lang ein kaltes, ernſtes Geſicht zu, und beobachte ihre Hände und Füße, daß ſie ſich nicht rühren dürfen. So oft ich auf Verläumdung und Spott, auf Mäßigung und Genügſamkeit komme, wende ich mich an ſie. Der Himmel mag ihre frohen Herzen behüten! Er beſtimmte ſie zum heitren

Genuſſe ihres kleinen Lebens; aber die Welt und ihr Schickſal können Eitle, Tänzerinnen, Putznärrinnen, Buhlerinnen, Verläumderinnen aus ihnen machen. — Ich werde noch lange an eure Stutznäschen denken, an eure vielfach geſtalteten Geſichter, an die umherflatternden Blicke, an den fröhlichen Tumult, der mich ſo oft im Unterrichten ſtörte. Der Himmel gebe euch immer etwas zu einem Bande, zu einer Tanzgeſellſchaft; — oder wenigſtens ein kleines Stübchen auf einer volkreichen Straße, in der viele Hochzeiten und Kindtaufen ſind, damit ihr euch doch über etwas freuen könnt! Harte Männer und noch härtere Sorgen werden euch den größten Theil eurer Freude nehmen. Wie viel gehört dazu, wenn ihr noch im vierzigſten Jahre dieſe fröhlichen, kecken Geſichter haben ſollt! Eure Schickſale werden euch in ganz andere Klaſſen ſetzen, als ich. Bei der Einen wird die Freude Frechheit werden, bei der Andern grinſende Bosheit. O, ich mag nicht daran denken, welche häßliche Geſichter die Grauſamkeit der Menſchen aus euern fröhlichen Ovalen hervor zerren, fluchen und ſchlagen wird!

Da, dem Fenſter gegenüber, im hellſten Lichte, ſitzen die Geſichter, welche ich die Ruhe nenne: von dem Phlegma an, bis zur edelſten Ruhe eines reinen Herzens und eines hellen Geiſtes hinauf. Runde Geſichter mit runden Lippen, mit Glasaugen, kurzen Stirnen, vollen runden Wangen heben unten die Reihe an. Dieſe ſehen mit genügſamer Zufriedenheit in das Licht hinein, wie unter die Menſchen. Bei dem erſten Glokkenſchlage Zwölf, wo die Schule zu Ende iſt, hören ſie ſchon das Geklirr der Löffel, Meſſer und Gabel, die ſie erwarten. Sie thun wohl zehnmal den Mund auf, ehe ſie mir antworten, und begreifen in der That nicht, wozu es nöthig ſeyn ſoll, ſo viel zu wiſſen. Die Beſchreibung der Laſter, wie der Tugenden, läßt ſie kalt: ſie fühlen, daß ſie beides nicht haben können. Dem Himmel ſey Dank, es ſind nur wenige, nur zwei oder drei, dieſer Art! — Nun nähert ſich der Schnitt des Geſichtes ſchon dem Griechiſchen, und ſeiner einfachen Ruhe. Das Auge wird größer, die Naſe länger, der Mund feiner. Sanftmuth und ſtille Güte ruhen auf dieſen Geſichtern. Dann kommen die ſchönen Ovale der verſtändigen majeſtätiſchen Ruhe. Auf der Stirn wohnt eine hohe Stille, in dem Auge Denken, auf der feinen langen Naſe ruhiges Selbſtgefühl, und auf den halboffnen runden Lippen ſanfte Menſchlichkeit. Dieſe lernen am meiſten, denken nach, wie ich es fodere, und ſind die ſtillſten. Sie werden fleißige Weiber und gute Mütter werden; von ihnen kann das Schickſal die wenigſten verbilden. Ihr ruhiger Verſtand ſichert ſie vor Vergehungen; ihre Sanftmuth wird alle harten Schläge mildern, die ſie erdulden ſollen. Dank dem Himmel, daß er dieſe Klaſſe, mit allen ihren Arten und Unterarten hinab, ſo zahlreich bildete!

Nun kommen einige Geſichter mit ſtarken Muskeln, Adlernaſen und blitzenden Augen. Ich nenne dieſe Mädchen meinen Adel, ob ſie gleich nur Töchter armer Handwerker ſind. In der Knabenſchule giebt es mehr Geſichter dieſer Art. Ich hätte ſie, ohne ihnen Unrecht zu thun, oben an die Reihe der witzigen oder der Griechiſchen Geſichter verweiſen können; denn ſie ſind eine Miſchung von beiden. Weil aber in jeden gut eingerichteten Staat irgend ein Adel gehört, ſo ſetzte ich ſie allein. Der Himmel mag wiſſen, wie dieſe brennenden Luthers-Seelen ſich in Mädchenkörper verirret haben, und was aus ihnen werden ſoll. Zum Glück ſind ihrer nicht mehr, als der Dummen. Da die Geburt ihnen nicht erlaubt gelehrt zu werden oder zu regieren, es ſey nun ein Fürſtenthum, oder ein Departement, oder ein Haus voll Domeſtiken; ſo begreife ich nicht, was ſie mit ihren Adlernaſen anfangen wollen. Ich mache dabei die Bemerkung, daß man unter dem Volke ſelten weibliche Adlernaſen findet; der Stutznaſen ſind die meiſten: ein Beweis, daß mehr Witz als Kraft unter dem Volke iſt. Auch ſollte die Würde eines weiblichen Geſichtes nie höher ſteigen, als bis zu dem Ausdruck eines Griechiſchen. Von gelehrten Weibern und adeligen haben viele Adlernaſen. — Das vierte Gebot, und die Erklärung davon: wer ſind deine Eltern? wiſſen dieſe genau auswendig.

Nun kommt eine Klaſſe von Mädchen, der ich mehrere Namen gebe, je nachdem ich ſie betrachte. Es iſt meine Region der Liebe oder der Schmerzen; auch nenne ich die Bänke, auf denen ſie ſitzen, bald die Thränenbänke, bald die Glücksbänke. Hier giebt es wieder eine Menge Unterarten. Da ſitzen einige, aus deren ruhigem Auge, aus deren ſanftlächelnden Lippen und zutraulichem Tone die Unſchuld den weißen Schleier, wie ihr Siegel, hervorhält. Blicke, Worte, Lächeln — Alles kommt aus dem kleinen Herzen. Aber neben dem weißen Schleier zeigt ſich auch der Widerſchein einer glühenden Flamme: der Liebe. Da ſitzen Mädchen, aus deren Augen die Unſchuld noch frei um ſich her blickt, mit dunkeln, ſtill glänzenden Blikken, in ſich ſelbſt verſunken. Ihr Buſen bewegt ſich in längeren Schlägen, wenn ich die Geſchichte Joſephs erzähle. Fahre ich fort, ſo fangen ihre Augen an zu flammen

Die witzige Reihe lacht, wenn die elf Garben die Garbe Joſephs anbeten; dieſe kleinen fühlenden Geſchöpfe nicht: ſie ſehen den Haß und die Rache ſeiner grauſamen Brüder vorher, und ihre Augen benetzen ſich, wenn er als Sklav verkauft wird. Die Griechiſchen Geſichter rufen: das iſt doch Unrecht! Der Adel meint: er hätte ſich wehren ſollen. Die Freude fragt: womit handelten die Iſmaeliten? Die Region der Liebe ſchweigt; nur ihre Seufzer begleiten den Jüngling in die Gefangenſchaft, und jede von ihnen gäbe ſich willig für ihn, der ſo ſchön träumen kann, wie ſie ſelbſt, den Iſmaeliten zum Löſegelde. Die Luſtigen nennen Joſephs Brüder Menſchenhändler. Einige von Adel denken: er wird Miniſter! Dieſe Mädchen aber denken eben ſo wenig an Joſephs Miniſterrang, als ſie die Brüder haſſen. Sie lieben die Menſchenhändler ſchon wegen der Angſt, in die ſie nachher gerathen; mit ihrem Herzen können ſie nur vergeben, nur lieben. Ach, ich gehe vor dieſer Reihe von Mädchen nie auf und nieder, ohne ſchon die erblaßten

Geſichter zu ſehen, die Augen voll Thränen, die eingefallenen Wangen, welche ihnen die Untreue der Männer geben wird. Und wenn mir einfällt, daß viele von ihnen ein Raub vornehmer lüſterner Böſewichter werden können; daß der entzückende Reiz ihrer Unſchuld aus ihren frommen unbeſorgten Augen weggetilgt werden kann; daß vielleicht die Wolluſt, dieſer Teufel der Häßlichkeit, ſeine Klauen in manche dieſer Geſichter ſchlägt: ach, dann muß ich mich gewaltſam von ihnen losreißen. Schon jetzt lieben ſie ja. Ich ſage ihnen kein rauhes Wort; denn ein finſtrer Blick von mir macht ſie alle verlegen. O, möchten ſie nie ein andres Wort hören, als das Wort Treue! möchte ihr Herz nie über ſich ſelbſt das rauheſte Wort ausſprechen müſſen: ſchuldig! — Guter Gott, was ſoll ich ſie lehren! Das, was ihnen zu wiſſen nöthig iſt, darf ich ihnen ja nicht ſagen. Würde man mir erlauben, das Wort Liebe vor dieſen zehn- bis vierzehnjährigen Mädchen auszuſprechen? Ich gehe um ſie her, mit eben dem Gefühle, wie der Cherub im Paradieſe um die erſten Eltern, als die Schlange ſich näherte. Ach, ſie ſind nicht zu retten! Ihre Güte, ihre Liebe, ihre Treue, ihre Unſchuld — alle ihre Tugenden werden ihr Verderben ſeyn. Zuweilen predige ich mich ganz heiſer, um ihnen Mißtrauen gegen die Verſicherungen der Menſchen beizubringen; aber vergebens. Arme Kinder! ihr werdet euer Lebelang den kindlichen Glauben an Menſchenwerth nicht verlieren; behaltet denn auch die Vergeßlichkeit der Kinder! Sollte mich der Himmel einmal von euch trennen — gewiß, ich werde nie vergeſſen, wie ein Geſicht voll Liebe ausſieht, und nie kann ich meine Hand einem Mädchen geben, das nicht mit Recht hätte in eurer Reihe ſitzen können.

Nun komme ich noch zu einem Mädchen in meiner Schule. Ich bin in Verlegenheit, wie ich ihr Geſicht nennen ſoll. Ewigkeit! wenn das Wort nicht ſo übermenſchlich klänge; Tod, Grab! wenn der Himmel nicht aus dieſen dunkelblauen Augen ſo leuchtend hervorblickte. Am beſten, ich beſchreibe das Geſicht, ſo gut ich kann; und es iſt nur das

Auge und die Farbe, was ich zu beſchreiben habe. Nur, ſage ich? Wenn ich den Blick dieſes Auges ſehe, dieſen hellen, dunkeln, weithinſchauenden Blick, dann fallen mir die Flötentöne eines blinden Jünglings ein, den ich einmal hier in Dresden hörte: nicht ſeine ſchnellen und bunten Sprünge, ſo ſehr die auch von Allen beklatſcht wurden, ſondern ein Choral, den er ſpielte, und bei dem es mir vorkam, als müßte ich ſterben. — Die Farbe der Wangen iſt das dunkelſte Roſenroth auf einer Lilie; ſie ſcheint aber nicht Farbe zu ſeyn, ſondern Gluth, der Widerſchein einer in der Seele verborgenen Flamme. Doch ſo komme ich nicht zurecht. Das Mädchen ſieht immer zu Boden oder zum Himmel; und ſchlägt ſie das Augenlied mit der langen Wimper auf, und wendet das dunkelblaue Auge mit dem Lichtglanze ſo fromm, ſo entzückt, in die Höhe — dann ſollte man fragen: ſiehſt du Engel? hörſt du die Harmonie der himmliſchen Harfen? Da ſitzt ſie allein, mitten unter den Freudigen, und lächelt ſelten; ihr Geſicht iſt ſo wenig finſter, als heiter. Ich weiß oft nicht, ob ſie mich ſieht oder hört, und gewiß lernt ſie wenig aus meinem Unterrichte. Wie es ſcheint, ſtrengt ſie ſich an, recht Acht zu geben; das ſehe ich an ihrem auf mich gerichteten Blick. Doch bald ſinkt ihr Auge, ihr ganzer Körper; ihr Kopf fällt auf die Bruſt, die Hände ſcheinen ſich unwillkührlich in dem Schooße zu falten; nur ihre Seele hat ſich erhoben. Rede ich von Engeln, oder von der Ewigkeit, ſo erheitert ſich ihr Blick; er wird aber ſo zutraulich, als ob ſie die Engel ſähe, oder als ob ſie ſelbſt einer wäre. Rede ich von dem menſchlichen Elende, von Jammer und Noth, ſo lächelt ſie ſanft, als wäre ſie zu groß für Thränen. Sie kommt allein, ſie geht allein; aber ſo ſehr ſie ſich auch abſondert, ſie wird dennoch von allen andern geliebt. „Weil ſie ſo vergnügt iſt," ſagen die Kinder, wenn ich ſie um die Urſache frage.

Sie ſpricht langſam, in einem reinen, ſüßen Tone, ohne zu ſingen. Nur ſelten giebt ſie eine Antwort; aber in jeder, die ſie giebt, iſt Sinn, ein zu tiefer Sinn für ihre Jahre.

Ich habe wohl ſchon ähnliche Geſichter an einigen Greiſen geſehen, die ich am liebſten mit dieſem Kinde vergleichen möchte. Es war bei dieſen Greiſen, als ſtände der Engel ſchon hinter der durchſichtigen Haut des blaſſen, ſanft lächelnden Geſichtes. Eben ſo iſt es mit dem Mädchen. Wenn ſie da ſteht, mit den entzückten Blicken, ſo kommt es mir bisweilen vor, als müßte in dieſem Augenblick der Engel ſich entkörpern und gen Himmel ſteigen. — Man hat einen Engliſchen Kupferſtich, auf dem ein Engel ein Mädchen in die Glorie der Seligkeit empor hebt, mit der Unterſchrift: Such are the heaven *). Wer dieſes von den Strahlen des himmliſchen Lichtes umfloſſene, entzückte Kind geſehen hat, der wird verſtehen, was ich meine. — Das Mädchen iſt jetzt dreizehn Jahre alt. Sie geht immer ſehr reinlich, ſo gar mit Geſchmack gekleidet, obgleich ihre Mutter, eine Soldatenwittwe, nichts weniger als wohlhabend ſeyn ſoll. Als ſie zu mir in die Schule kam, hatte ſie noch keinen andern Unterricht ge-

---

*) Solcher iſt das Reich Gottes.

habt; und doch las ſie fertig und ſehr richtig. „Das Leſen,“ ſagte ſie, „habe ich von ſelbſt gelernt; meine Mutter zeigte mir nur die Buchſtaben.“

Ich möchte dieſe Mutter wohl kennen; und doch ſcheue ich mich, ſie zu beſuchen, ſo natürlich das auch wäre: denn — ich muß es nur geſtehen — dieſes Kind bringt oft mein Herz in eine ſolche unbekannte, hohe und ſüße Bewegung, daß ich ſagen würde, ich liebte es, wenn es einige Jahre älter wäre. Oft lächle ich ſelbſt darüber. Ein Kind von dreizehn Jahren! Und dennoch gehe ich nicht zu der Mutter, weil ich fühle, daß nur mein bewegtes Herz, nur die Schönheit des Kindes mich zu dieſem Gange verſuchen. Es wäre vielleicht beſſer, wenn ich hinginge; der Engel verſchwände vielleicht in dem mütterlichen Hauſe, und es bliebe nur ein hübſches Kind zurück. Denn dieſes Heimlichthun meines Herzens mit dem Mädchen, dieſes ſcheue Abſondern von ihr (ich frage ſie ſogar nur ſelten), dieſes Träumen über die Blicke, mit denen ſie mir die Hand zum Abſchiede reicht, und „leben Sie wohl, Herr Inſpektor,“ ſagt (dieſen Titel hat mir mein Gönner auf der Akademie verſchafft): alles das macht mir, wie ich weiß und ſehe, das Kind gefährlich. Nie habe ich vergeſſen, was du mir ſo oft wiederholteſt, theurer Lehrer: „daß die leiſen, heimlichen Träume der Phantaſie das Herz ſchwächer machen, als die wildeſte Begierde und die heftigſte Leidenſchaft. Dieſe erſchüttern das Herz, ohne es zu ſchwächen; aber die Phantaſie wiegt es in eine wollüſtige entnervende Bebung, nimmt ihm heimlich alle Waffen, und überliefert es, wie ein gebundenes Opferthier, dem Vergehen.“ Das ſagteſt du; und dennoch träume ich fort, troß den muthigſten Entſchlüſſen, die Roſenfeſſeln meiner verderbenden Phantaſie zu zerreißen. Ach, wüßte mein Vater, der die Stürme in ſeiner Bruſt mit ſo muthiger Aufrichtigkeit in ſeine Bibel eintrug — wüßte er, daß beinahe der erſte Abſchnitt in meinem Tagebuche, der mich ſelbſt betrifft, nichts als Heuchelei iſt! Denn — ſchrieb ich nicht die ganze Eintheilung der Schulkinder nur auf, um mit der bebenden Feder ein Gemählde des Kindes, das mein Herz ſo ſeltſam in Bewegung gebracht hat, entwerfen zu können? War ich nicht jetzt Willens, den letzten Abſchnitt wieder auszuſtreichen, nur, um keinen Zeugen gegen mein ſchwaches Herz zu haben? O, wenn jemals dieſe Blätter von einem Menſchen geſehen würden, wie müßte er lächeln, wie müßte ich erröthen, daß ein Kind — Aber die Phantaſie iſt mächtiger als das Auge. Mit einem Zauberſchlage vernichtet ſie den Zeitraum einiger Jahre, und ich fühle mit Beſchämung, daß ein Herz auch für ein Kind ſchlagen kann.

Das Wiederſehen.

Mit Sehnſucht nach Ruhe ſollten wir das ganze täuſchende Leben durchwandern, ohne ſie zu finden; denn fänden wir hier, was wir ſuchen, ſo würde die Sehnſucht nach einer beſſeren Welt kein Herz erfüllen. Es geht uns mit dem Glücke des Lebens, wie jenen Wilden mit der Sonne. Sie gingen gegen Oſten, um zu dem Orte zu gelangen, wo die Sonne hervorkommt. Jeden Morgen ſtreckten ſie ihr die Arme entgegen, und riefen: wann werden wir dich erreichen! Sie gingen Monate, und glaubten immer, bald da zu ſeyn; aber nie erreichten ſie die Sonne, und endlich ſtanden ſie am Rande des großen Meeres, wo die Wellen ſie hinabriſſen. Ach, ſo gehen wir, den Blick mit Wehmuth und Sehnſucht auf das Glück des Lebens gerichtet, durch die Gefilde und die Wüſten des Lebens: bald durch lachende Thäler, bald über Felſen und Klippen. Nichts hält uns auf; und endlich ſtehen wir Alle am ſtillen Meere des Grabes, in das wir mit unbefriedigter Sehnſucht verſinken.

Hier wohne ich ſchon ſeit einem Monate mit Waldenbruch im Haßlithale, dem Sitze der Ruhe, die nur in ſeiner Bruſt nicht iſt. Edler, unglücklicher Mann! Der mitleidige Schlaf hat den Gram deines Herzens auf einige Stunden geſtillt; aber ich fürchte, erſt der lange Schlaf, der das Herz des Menſchen in Staub zerdrückt, wird ihn gänzlich ſtillen. Bin ich etwa mitleidiger als das Schickſal? Ich betrachte dich mit Augen voll Thränen, geliebter Unglücklicher, weil ich dir nicht helfen kann.

Da ſtanden wir, ich und er, vor dem donnernden Falle des Reichenbachs, und waren in Erſtaunen über den Anblick verloren, wie der Strom zwiſchen den beiden Felſen hervorbricht, und die furchtbare Höhe ſtürmend, Felsſtücke und ungeheure Bäume, wie leichtes Spielwerk, mit von den Alpen herabreißend, ſich hinunterſtürzt. Waldenbruch zeigte ſchweigend auf den Sturz, dann auf den Abgrund, welchen undurchſichtige Wolken von Staubregen dem Auge verbergen, und ſagte wehmüthig: „ach, das Menſchengeſchlecht!“ Ich verſtand ihn. So reißt der Tod das Menſchengeſchlecht in den Abgrund des Grabes, über welchem der undurchdringliche Schleier der Ewigkeit hängt.

Ich fand ihn in Dresden auf der Elbbrücke wieder. Da weidete ich mein Auge an den wilden Höhen und den ſchönen Rebenhügeln längs dem Fluſſe hin. Alles Unglück war in dieſem Augenblicke des heitern Anſchauens aus meinem Gedächtniſſe verſchwunden. Mit einer vollen Bruſt, in der noch andre Empfindungen waren, trank ich das Vergnügen, als Waldenbruch neben mir wegging. Ich ſah ihn an, erkannte ihn, ſtieß einen Schrei des höchſten Entzückens hervor, und lief ihm mit ausgebreiteten Armen nach. Auch er erkannte mich, und nahm mich erweicht an ſeine Bruſt. Seine Thränen floſſen über meine Wangen, und vermiſchten ſich mit den meinigen. „Du hier?“ ſagte er, und ſogleich ſetzte er leiſe hinzu: „iſt ſie wie-

der

der da?" Ich legte die Stirn noch tiefer auf ſeine Schulter. Er verſtand mich, und ſagte noch leiſer: „ſie iſt todt!" In dieſem Augenblicke (wir ſtanden noch immer) fiel mir ein, daß ich Suschen ganz vergeſſen hatte; ich erröthete, als er ſagte: „ich habe ſie überall geſucht, die Verſtoßene, die Verlaſſene! ... Und auch du weißt nichts von ihr?" — Glühend vor Scham, legte ich das Geſicht an ſeine Bruſt. Er ſeufzte, drückte mich ſanft an ſein Herz, und fragte, ſo viel ihm das auch koſten mochte, nach unbedeutenden Dingen. Ich redete von der ſchönen Ausſicht. Er ſtarrte auf die Gegend hin, die ich bezeichnete, aber mit kalten, todten Blicken. Als ich mit ihm in ſeine Wohnung kam, ſah ich erſt, wie unglücklich er ſeyn mußte. Es war ein verfinſtertes Zimmer, und Youngs Nachtgedanken lagen auf einem Tiſche. Ich überlas, als er einen Augenblick herausging, flüchtig einige Papiere, und zitterte. Dieſe Papiere enthielten die deutlichſten Beweiſe eines verſchloſſenen Grams, der dem Leben zu ſtark wird, eines Herzens, welches anfängt, die Welt zu haſſen. Er kam wieder in das Zimmer, und erkundigte ſich nach meinen Umſtänden. Ich erzählte ihm, und ſagte zuletzt, daß ich glaubte, nun recht glücklich zu leben, da ich ihn wiedergefunden hätte. Er erwiederte langſam: „mein Weg, lieber Jüngling, geht abwärts; der deinige ſteigt.“ (Bei dem Worte abwärts wies er bedeutend auf den Boden.) Ich ſuchte ihn zu erheitern; doch vergebens.

Er liebte mich noch; aber als ich gehen wollte, drückte er mich ſo feſt an ſeine Bruſt, und ſagte ſo feierlich Lebewohl, daß ich überzeugt wär, er wolle mich nicht wiederſehen. Mit einer gewiſſen Heftigkeit fragte er mich, wann ich wieder zu ihm kommen könnte; und als ich ihm erwiederte: morgen Abend! blieb er nachdenkend ſtehen, und ſagte dann ängſtlich: ſo lebe bis dahin wohl!

Ich riß mich aus ſeinen Armen, konnte mich aber nicht von der Straße entfernen, in der er wohnte, und kehrte immer wieder auf einem Umwege dahin zurück. Nach einer Stunde war ich wieder bei ihm, weil ich es nirgends aushalten konnte. Ich fand ihn nicht zu Hauſe, und erfuhr von ſeinem Wirth: er habe auf morgen Mittag Poſtpferde beſtellen laſſen. Nun bat ich den Mann, ihm nichts davon zu ſagen, daß jemand nach ihm gefragt habe, und eilte zitternd zu Hauſe. O, wäre ich einer Thräne von ihm werth geweſen, wenn ich ihn hätte verlaſſen können? Ich riß mich los von allen Banden, die mich hielten, ging zu dem Vorſteher der Schule, ſagte ihm, mit Thränen in den Augen, was mir begegnet wäre, und bat ihn um meine Entlaſſung. Er hatte ein Herz, das fühlte, und ein junger Mann, der in meine Stelle treten konnte, war da. Ich erhielt meine Entlaſſung nicht, (worüber mein Herz vor Freude ſchlug), wohl aber Urlaub, ſo lange ich ſelbſt wollte. Nun eilte ich nach Hauſe. Ich war zu zerſtört, um noch einmal Schule halten zu können; eine Privatſtunde aber gab ich noch. Guter Gott!

Am folgenden Morgen ging ich zu Waldenbruch, bei dem ein kleiner Koffer ſchon gepackt war. Er wurde verlegen, als ich kam, und noch verlegener, als ein Menſch ein Pack Kleider und Wäſche von mir brachte. „Was willſt du?“ fragte er. Ich warf mich, anſtatt ihm zu antworten, an ſeine Bruſt, und ſagte: nein, nie verlaſſe ich Sie wieder, mein theurer Vater. Ich will Ihre Schmerzen tragen; und Sie — Sie ſollen mir meine Schmerzen tragen helfen: denn ich bin eben ſo unglücklich, als Sie. „Du unglücklich?“ ſagte er heftig; „iſt denn das jeder Menſch? . . . Ich reiſe dieſen Mittag ab,“ ſagte er kalt, „und gehe in die ödeſte Einſamkeit.“ Ich begleite Sie, erwiederte ich feſt; und ſollte es nur ſeyn, um dieſe erloſchenen Augen zuzudrücken, um dieſen kalten Lippen einen Kuß voll Liebe zu geben. Ein Auge ſoll an Ihrem Sarge weinen.

Jetzt drückte er mich feſt und immer feſter an ſich. „Ja, du ſollſt mit mir!“ ſagte er; „ja, du ſollſt bei mir bleiben, bis ich ruhig bin.“ Wir hielten uns lange umarmt, und während der Zeit verſtummte der Gram in unſrer Bruſt. O ſüße Freundſchaft! der Friede, den du dem Herzen giebſt, iſt ſo rein, als gäbe ihn die Tugend ſelbſt. Aber können andre als edle Seelen dich fühlen?

Am Mittag ſaßen wir im Wagen, und verließen Dresden. Waldenbruch ſchaute immer mit Sehnſucht vorwärts, und ſeufzte: „werde ich ſie finden?“ Ich warf verſtohlen meine Blicke nach Dresden zurück. Als der Wagen ſich wendete, und die Stadt ſich noch einmal zeigte — gern hätte ich da meine Arme ihr entgegen geſtreckt. O, dachte ich; die Ruhe, die mich von jetzt an flieht, ſey mit dir, theures Mädchen, das ich in jenen Mauern laſſe!

Der Abſchied.

Ja, es war jenes Kind, dem mein Herz dieſen Segen gab; aber jetzt nicht mehr ein Kind, ſondern eine reitzende Jungfrau von funfzehn Jahren: nicht mehr das Kind, das ein Engel der Herrlichkeit des Himmels entgegen trägt, ſondern der Engel ſelbſt, der in ſtolzer Schönheit, mit dem hohen Gefühle ſeines Werthes, in den Lichtglanz hinauf zeigt, und ſagt: das iſt mein Vaterland! Ich leſe wieder durch, was ich vor zwei Jahren über ſie ſchrieb, und nehme kein Wort davon zurück, ausgenommen die Entſchuldigung am Ende, unter der ich die theuerſte, natürlichſte Empfindung meines Herzens verbergen wollte. Ja, ich liebte ſie ſchon damals, oder noch zwei Jahre früher, als ſie elf Jahre alt war. Als ich ſie zum erſten Male ſah, wie ſie hold erröthend in die Thüre trat, und die dunkelblauen Augen auf mich warf: da flog mein Herz ihr wunderbar entgegen. Es war mir, als hätte ich ſie ſchon in einer früheren Welt gekannt, und als ſollte ich ihr ſagen: ſeh' ich dich endlich wieder! Bei dem erſten Worte ſetzte der Ton ihrer mir bekannten Stimme mein Herz in die froheſte Bebung. Nein, es iſt kein Traum einer wilden Phantaſie. Mögen die Philoſophen lächeln! Mein Herz erkannte ſie, die Geſpielin aus einer himmliſchen Vorwelt. O, ich hätte ſie tauſendmal fragen mögen: kennſt du das Land, worin wir lebten, worin du meine Freundin warſt? Ich betheure noch einmal, es iſt keine

Schwärmerei, ob ich gleich nichts habe, worauf ich mich berufen könnte.

Mein Herz fühlte von dem erſten Augenblick an eine ehrerbietige Scheu gegen das Kind, ich möchte ſagen, eine heilige Empfindung. Jede Kleinigkeit von ihr war mir werth. Ich zeichnete ſie vor allen Kindern aus — durch einen ſanſteren Ton, durch eine zärtlichere Schonung, durch eine Güte, die ſo merklich wurde, daß die andern Kinder jedes Mal dieſes zu mir ſchickten, wenn ſie etwas von mir erbitten wollten. Sie hieß allgemein: des Inſpektors Liebling; und dennoch wurde ſie nicht beneidet, wie es ſonſt bei jedem kleinen Vorzuge der Fall zu ſeyn pflegt. Ob das Mädchen etwas Aehnliches fühlte? So ſehr ſie auch von meiner Güte überzeugt war, ſo hatte doch jedes andre Kind mehr Offenheit gegen mich, als eben ſie. Alle Kinder ſchenkten mir die Blumen, die ſie in die Schule mitbrachten. Auch ſie hatte Blumen, und ich ſah an ihrem Geſichte, daß ſie mit ſich ſelbſt kämpfte, ob ſie mir ein Geſchenk damit machen ſollte oder nicht; ſie that es aber nicht. Eine frühe Roſe legte ſie heimlich, als ſie mir ihr Schreibebuch zum Verbeſſern brachte, auf den Tiſch, ohne ſie mir zu geben; und es ſchien ſie zu freuen, als ich die Blume zu mir nahm, und ſie behielt. Ich redete weniger mit ihr, als mit jeder andern; ich konnte ſogar meinen Blick nicht auf ihrem Auge feſt halten, wenn ſie mich anſah.

Endlich wurde ich von einigen der größeren Mädchen um eine Privatſtunde erſucht. Ich verſprach ſie, und warf dabei meinen Blick auf die kleine Waldleben (ſo hieß mein Liebling). Sie hörte bei der Verhandlung aufmerkſam zu, ohne ein Wort zu ſagen. Ich erklärte, daß ich für dieſe Stunde keine Bezahlung verlangte — die Wahrheit zu geſtehen, nur, damit die Waldleben nicht abgehalten würde, daran Theil zu nehmen.

Sie kam nun mit den andern Mädchen (es waren ihrer nur vier oder fünf) auf mein Wohnzimmer. Bisher hatte ſie immer entfernt von mir geſeſſen; jetzt aber (wir ſaßen an einem ganz kleinen Tiſche) berührte ihre Schulter meinen Arm, und ich konnte

Minuten lang bald ihr edles Profil betrachten, bald die ſchöne Figur, wenn ſie ſich auf ihr Buch vornüber beugte. Dieſe Situation war freilich nicht dazu gemacht, mein Herz in Ruhe zu laſſen.

Die andern Mädchen blieben zuweilen aus, und die Waldleben kam allein. Sie war dann in den erſten Minuten ſo verlegen wie ich ſelbſt; und dennoch wurden dieſe Stunden die ſchönſten des Unterrichtes. Ich erklärte ihr irgend eine Tugend, oder ſprach mit ihr von dem Werth eines edlen Herzens, von den Leiden, aber auch von den tröſtenden Hoffnungen, die alle Menſchen erwarten. Schon nach einigen Minuten war meine Verlegenheit vorbei, und ich redete aus der Fülle eines tief bewegten Herzens, das in dieſen Augenblicken keine andre Empfindung hatte, als die väterlichſte Liebe und die reinſte Tugend. Meine Scheu vor dem Mädchen war verſchwunden, und auch ſie überließ ſich unbefangen, mit heiterem Vertrauen, dem Zuge ihres Herzens. Sie ſprach offen; und nun erſt ſah ich, welch ein Geiſt der Unſchuld die

Bruſt des jungen Mädchens beſeelte. Mit einem ſanften Feuer redete ſie von der Tugend, mit Entzücken von der Ewigkeit. Ich hätte ſie umarmen und voll reiner Liebe an meine Bruſt drücken mögen, wenn eine Thräne in dem glänzenden Auge zerfloß, oder zitternd an der langen Wimper hing, und dann über die ſchöne Roſe der Wange herabſank.

Da nahm ich mir vor — warum ſollte ich es läugnen? — das theure Mädchen mein zu nennen, und die Liebe drang aus meinem verſchloſſenen Herzen in mein Auge, in meine Stimme. Wenn ſie auch ahnet, ſagte ich, als ſie einſt nach einer ſolchen Stunde weggegangen war; wenn ſie auch weiß, wenn ſie an meinen zärtlichen Blicken, an dem Pochen meines Herzens auch ſieht, daß ich ſie über alles liebe! O ich wollte, ſie wüßte es! Hätte ich doch den Muth, dem geliebten Mädchen zu ſagen: ich liebe dich unausſprechlich! Liebe ich nicht auch die Tugend? Liebe ich das Mädchen nicht eben darum, weil ich die Tugend liebe? — Aber, als ſie wieder kam, war mein Muth dahin, und ich warf nur Blicke voll Sehnſucht auf ſie. So verging ein Monat nach dem andern.

Sie war nahe an funfzehn Jahren, und ſollte nun die Schule bald verlaſſen. So lange war ich entſchloſſen zu ſchweigen; dann aber wollte ich zu ihrer Mutter gehen, und ſie um die Hand des geliebten Mädchens bitten. Ein anderes Amt, das mich mit einer Familie ernähren könnte, würde mir ja, hoffte ich, nicht fehlen. Sophie (ſo hieß ſie) war noch jung genug, um einige Jahre auf meine Beförderung zu warten. Ein Landſchulmeiſter wollte ich nun nicht mehr ſeyn. Jetzt wünſchte ich, Rektor einer großen Schule oder Prediger zu werden; denn ich wollte dem Mädchen die Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen, und machte ſogar ſchon von weitem Anſtalt dazu.

Sophie, denke ich, wußte ſehr wohl, was in meinem Herzen vorging. Das zeigte ihr Erröthen, wenn ſie mich anſah, und die jungfräuliche Würde, mit der ſie ſich jetzt gegen mich betrug. Sie fühlte, daß ſie nicht mehr meine Schülerin, daß ſie meine Geliebte war.

Ach, mit wallendem Entzücken bemerkte ich das ſtärkere Schlagen ihrer ſchönen Bruſt, wenn ich ſie ſo betrachtete, die Unruhe, die ſüße Verwirrung, in welche ſie gerieth, wenn ich einmal ihre Hand nahm. Oft brach mitten in der Bewegung, in die mein Unterricht ihr tugendhaftes Herz geſetzt hatte, ein Strahl der Zärtlichkeit, der Liebe, aus ihrem dunkelblauen Auge hervor, und ein ſtiller Seufzer begleitete ihn. Sie ſchlug dann das ſtrahlende Auge nieder, und eine ſanfte Glüth übergoß ihre ſchönen Wangen. Als ſie mir zuerſt ſagte, daß ſie nun konfirmirt werden ſollte, da ſtockte ſie, und ihr Auge bedeckte ſich mit einem trüben Schleier. „Meine Mutter glaubt,“ ſagte ſie mit weicher Stimme, „es ſey nun die höchſte Zeit. Schon vor einem Jahre ſollte ich wegbleiben, und nur auf mein dringendes Bitten gab ſie noch ein Jahr zu. Jetzt aber ...“ — Sie ſchwieg, und es rollten Thränen aus ihren Augen. Ich hörte mit Entzücken dieſe Worte, die mir ihre Kindesunſchuld zeigten. Noch um ein Jahr hatte ſie unabläſſig gebeten; und jetzt weinte ſie der Trennung von mir die heißeſten Thränen.

Alſo warſt du gern in meinem Unterrichte? fragte ich, ſtockend gleich ihr. — „Ach, ſo gern!" antwortete ſie. „Meine Mutter ſagt, ich hätte Niemanden auf der Welt mehr zu danken, als Ihnen, und das weiß ich nur allzu gut. Doch jetzt . . . Ich wollte, daß ich noch einige Jahre jünger wäre." O, holde Unſchuld, die ihr Herz ſo unbeſorgt öffnet, weil nichts darin iſt als der Himmel! — Kaum konnte ich mich enthalten, die Thränen der ihr noch unbewußten Liebe von ihren Wangen zu küſſen, und ihr zu ſagen, was ich dachte: wäreſt du doch einige Jahre älter; dann wollte ich mich auf ewig mit dir verbinden! Sie ſchien noch etwas, einen Auftrag ihrer Mutter, auf dem Herzen zu haben; aber nach einigen vergeblichen Verſuchen brach ſie erröthend ab. Der Entſchluß, ſogleich nach ihrer Konfirmation ihre Mutter zu beſuchen, war nun bei mir ganz feſt, und ein Hinderniß meines Glücks befürchtete ich nicht. . . . .

Meine Phantaſie eilte der trägen Zeit zuvor. Ich ſah ſchon, wie ich zu ihrer Mutter hineintrat, und wie Sophie bei dem Anblick des geliebten Lehrers erröthete. Schon träumte ich, was ich der Mutter ſagen, was ſie mir antworten würde, und wohl tauſendmal hielt ich das geliebte Mädchen in meinen Armen: ſie war meine Gattin; ich ſchwebte auf den Flügeln der nahen Freude. So oft ſie noch in die Privatſtunde kam, die ſie jetzt faſt allein beſuchte, wurden dieſe Träume lebhafter. Es war mir, als hätte ich ihr längſt mein Herz entdeckt. Ach, ich drückte ihr ſchon beim Abſchiede die Hand, betrachtete ſie ſchon oft mit dem zärtlichen, wehmüthigen Lächeln der glücklichen Liebe; und hätte ſie dieſe Blicke je anders als mit unſchuldiger, kindlicher Freundlichkeit beantwortet, ſo würde ich den Zeitpunkt nicht abgewartet haben.

Mit dieſem, einer ſo hohen Seligkeit vollen Herzen ſtand ich auf der Elbbrücke, als Waldenbruch mir begegnete. Beim Weggehen von ihm ahnete mir ſogleich etwas Finſteres.

Als ich dann erfuhr, daß er abreiſen wollte, da fühlte ich, daß alle meine ſchönen Plane von Glückſeligkeit zertrümmert waren. Doch, dem Himmel ſey Dank, nicht ein einziges Mal durfte ich mit dem Gedanken, ihn zu verlaſſen, kämpfen. Ich war Willens, noch heute zu Sophiens Mutter zu gehen, und… Aber — was konnte ich jetzt ihr, was Sophien ſagen? Dann wollte ich Waldenbruch zu meinem Vertrauten machen, und ihn beſchwören, bei mir zu bleiben. Allein ich ſah, er würde alles verſprechen, doch ſich heimlich den Augen des glücklichen Jünglings entreißen, und ſterben. Zuletzt nahm ich mir vor, Sophien meine Liebe zu entdecken. Wie? ſagte ich nach einigem Nachſinnen. Jetzt, da ich vielleicht auf viele Jahre an den unglücklichen Waldenbruch gefeſſelt bin, jetzt ſollte ich ein unſchuldiges Herz mit dem Pfeile der Liebe entflammen? . . . Sie wird ohnedies um den Lehrer weinen; ſollen noch bittere Thränen um den Geliebten fließen?

Als ich mein Amt niedergelegt, oder vielmehr Urlaub genommen hatte, eilte ich zu meiner Privatſtunde nach Hauſe. Ich wußte nicht, ob ich wünſchen ſollte, Sophien allein oder mit mehreren anzutreffen. Sie war nicht allein. Ich ſagte meinen Schülerinnen, daß ich Dresden verlaſſen müßte. Bei der Bewegung, worin ich war, konnte ich das nicht mit gehöriger Vorſicht thun, und Sophiens Augen füllten ſich mit Thränen. Ich bat die Mädchen in einigen Worten, meine Lehren und mich nicht zu vergeſſen; dann entließ ich ſie. Zwei Mädchen gaben mir die Hand, und dankten für meinen Unterricht; auch Sophie gab mir die zitternde Hand, doch ohne ein Wort zu ſagen. Ich ſah ihr durch das Fenſter nach. Sie ging, blieb ſtehen, beſann ſich und kehrte endlich wieder um. Ich erblaßte; ſchon vorher war ich wie zernichtet geweſen.

Sie trat in das Zimmer, und ſagte ſchluchzend: „meine Mutter ſchickt Ihnen ... Ich habe es ſchon ſeit einem Monate bei mir; aber ich getrauete mir nicht, es Ihnen zu geben. Doch jetzt . . . (ſie trat mir mit einer gewiſſen Heftigkeit näher) jetzt . . . Daß

Sie mich nicht vergeſſen . . . . ein Andenken. Ich bitte, nehmen Sie es.“ — Sophie! ſagte ich, außer mir; ein Andenken an dich? O, ich werde dich nie vergeſſen. Ich bitte dich, Kind, geh! — „Nehmen Sie erſt!“ wiederholte ſie, und hüllte das Geſicht in ihr Taſchentuch. Da umfaßte ich ſie, und nahm ſie an mein Herz. Sie blickte erſchrocken auf, und ſah meine Augen in Thränen ſchwimmen, die ich nicht länger verbergen wollte. Ich zog ſie näher, küßte ihren Mund, und ſagte: Sophie, vergiß mich nicht! Wir ſehen uns wieder! Sie warf, wie außer ſich, die Arme um mich, und ich fühlte eine Sekunde lang den Druck ihrer Lippen. Ihre Wangen färbten ſich mit einer hohen Gluth; dann preßte ſie meine Hand, und beugte ſich, ſie zu küſſen. Ich drückte ſie noch einmal an mein Herz, an meinen Mund, ſagte: vergiß mich nicht, Sophie! und war allein, ohne daß ich wußte, wie ſie mein Zimmer verlaſſen hatte.

Betäubt ſah ich das Mädchen die Straße hinunter gehen und verſchwinden. Schath über meine Heftigkeit hielt mich von allen weiteren Schritten ab. Ich ſchloß mich eine Stunde lang ein, und fühlte nichts, als daß ich von der geliebten Sophie getrennt war. Nach einiger Zeit ſah ich ihr Taſchentuch auf dem Boden liegen. Wahrſcheinlich hatte ſie es in der heftigen Bewegung, mit der ich ſie an mich riß, fallen laſſen. Es war noch feucht von ihren Thränen. Ich küßte es. Jetzt hatte ich ein theures Andenken von ihr, theurer als die große ſilberne Medaille, die, in ein Papier gewickelt, ebenſalls am Boden lag. In dem Papiere ſtand: „Andenken für den lieben Lehrer ihrer Tochter Sophie Waldleben, von der Mutter des Mädchens.“ Ach, rief ich; ſo iſt mir von ihr nichts übrig, als was mir vielleicht ewige Trennung verkündigt: ein Thränentuch!

Der Abend war mir ſchrecklich; aber nie — ich wiederhole es — dachte ich daran, meinen geliebten Waldenbruch zu verlaſſen: nie; und ich danke Gott dafür.

Am folgenden Morgen ging ich zu ihm, und ſein Anblick gab mir wieder Muth. An ſeiner Bruſt voll tiefer Schmerzen, vergaß ich die meinigen.

Wir reiſten über Nürnberg in die Schweiz. In jeder Stadt ſagte Waldenbruch, wenn er von einer Wanderung durch die Straßen zurückkam, mit einem tiefen Seufzer: hier iſt ſie nicht! und ich wiederholte, eben ſo tief ſeufzend: hier iſt ſie nicht! Endlich blieben wir bei Meiringen in einer Schweizerhütte im Haßlithale, wo die wilde finſtre Gegend zu Waldenbruchs Empfindungen paßte.

Die ſieben langen Jahre, in denen ich ihn nicht geſehen hatte, war er vergebens in Deutſchland umher geirrt, um Suschen zu finden. Vorher hatte er noch immer gehofft, daß ſie ſelbſt ihm einmal Nachricht geben ſollte. Einen Theil von den Einkünften ſeines Gutes ſchickte ihm, mit Bewilligung des Droſten, ſein Freund in der Reſidenz nach; und da er ſehr mäßig lebte, ſo kam er recht gut aus. Anfangs hatte er alle große und kleine Städte rings um unſer Dorf her durchſucht. Dann war er weiter gegangen; und immer hatte ſich die Hoffnung, ſie zu finden, vermindert, ſo wie der Schmerz über ihren Verluſt ſich vergrößert. Seine Schickſale, und das ſtete Täuſchen ſeiner Hoffnungen waren endlich doch ſeinem Muthe zu ſchwer geworden. Er geſtand mir ſpäterhin, als in einer ſchönen Stunde unſre Herzen ſich gegenſeitig ergoſſen, daß er ſchwerlich noch leben würde, wenn ich ihn nicht in Dresden gefunden hätte. Ich ſuchte ihn zu bereden, daß er dieſen Theil der Schweiz verlaſſen möchte; er war aber nicht dahin zu bringen, und ließ ſich zu weiter nichts bewegen, als mit mir einige Ausflüge nach andern Gegenden der Schweiz zu machen. Doch überall fand er neuen Anlaß, ſeinen Schmerz zu nähren oder zu ſchärfen.

Ich verglich die Gletſcher bei Grindelwald mit einem ſtürmenden Meere, das durch ein plötzliches Wunder in Stein verwandelt ſey. „Warum nicht lieber," ſagte er, bitter lächelnd, „mit einem bewegten, warmen Herzen, das der Schmerz in Eis verwandelt? Warum ſcheueſt du dich zu ſagen, daß ſie ein Bild meines Herzens ſind? Sieh, ſo wie dieſe Eisſchollen, fallen wir Alle über einander her, und bleiben erſtarret liegen; kein Hauch einer Frühlingsluſt, kein Strahl einer Hoffnung macht dieſes Grab wieder lebendig. Ach, das iſt die Menſchheit! die Gletſcher ohne Herzen, ohne Wärme, auf dem kahlen, unfruchtbaren Boden einer betriegeriſchen Hoffnung!"

Zwiſchen dieſen Eisfelſen, erwiederte ich gerührt, wehet doch der Odem der ewigen Liebe; hier zu unſern Füßen rinnt ja das nährende, ſegnende Waſſer, das ihnen entropft. Auch um Ihr Herz, mein theurer Lehrer, wehet der Odem der ewigen Liebe.

„Ja," rief er und blickte dankbar in die Wolken; „ja, ich fühle, wie mein Herz zergeht, zerſchmilzt, gleich dieſem Eiſe. Ja, der Odem der ewigen Liebe umhaucht mich: ich ſinke. Bin ich endlich gefallen, ſo lege du die Trümmer eines Unglücklichen hier unter die Trümmer der zergehenden Natur." — Was ihn tröſten ſollte, machte ihn noch trauriger. Nichts erheiterte ihn als meine Erzählungen von Suschens Leben, von den letzten Tagen ihres Aufenthaltes bei uns, von der Liebe, mit der mein Vater und mein Oheim noch immer an ihr hingen. Doch auch dieſe Erheiterung war Gift für ihn. „O,“ rief er dann: „Alle lieben ſie; und ich allein, ich ſollte ſie nicht lieben? ich allein, für deſſen Glück ſie den Armen ihrer Familie entfloh, für den ſie ſtarb?“ Dann legte er die Hände über die Bruſt, und ging, in ſeinen Schmerz verſunken, umher.

Rudeli.

Guter Rudeli! — Um ein ſchönes Thal, wohin mich den Tag vorher der Zufall geführt hatte, zu beſehen, gingen wir, Waldenbruch und ich, oben auf der Anhöhe weg, die ſich immer ſteiler über einem reißenden Bach erhob. Der Weg wurde jetzt abſchüſſiger, und langes, ſchlüpfriges Gras faßte den ſchmalen Fußſteig ein. Ich ſagte etwas von einer ſchönen Ausſicht, die Waldenbruch nicht zu bemerken ſchien. Er wendete ſich zu mir, und ich faßte ſeine Hand. In dem Augenblicke glitt mein Fuß, und Waldenbruch ſtürzte von einem Stoße, den ich ihm unwillkürlich gab, die Höhe hinunter in den reißenden Bach. Ich ſchrie auf; und, ohne mich zu beſinnen, glitt ich an dem faſt ganz ſteilen Felſen mit Hülfe einiges Strauchwerkes hinab. Waldenbruch kämpft mit den reißenden Wellen; ich ſtürze mich hinein, werde von ihrer Gewalt mit fortgeriſſen, und verliere die Beſinnung. Endlich, als ich die Augen aufſchlage, ſehe ich Waldenbruch am Ufer neben mir liegen, und einen armſelig gekleideten Burſchen beſchäftigt, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. O Gott! er iſt todt! jammre ich. „Nur Muth gefaßt!“ ruft der Burſche in ſeinem Schweizer-Dialekt mir zu; „er lebt!“ Ich wanke auf, will helfen, ſehe Blut über die Stirn meines Lehrers quillen, und werfe mich über ihn her. „Er iſt todt!“ rufe ich noch einmal, und benetze ihn mit meinen Thränen. Der Burſche ſchleudert mich gewaltſam von Waldenbruch weg, knöpft ihm die Weſte auf, und reibt ſeine Bruſt.

Nach einigen Minuten ſchlug Waldenbruch die Augen wieder auf. Mit einem lauten Geſchrei der Freude ſtürzte ich nun neben ihm nieder, umarmte ihn, drückte ihn an mein Herz, und küßte ſeine Wunde. Was iſt denn mit uns? fragte er. „Helfen Sie, Herr!“ rief der Burſche. Er hob Waldenbruch auf, und wir führten ihn langſam zu der nächſten Hütte. Waldenbruch konnte nicht mehr fort, als wir den Weg noch nicht zur Hälfte geendigt hatten; und der Burſche trug ihn nun auf ſeinem Rücken weiter.

Die Hütte war verſchloſſen. „Schadet nichts,“ rief der Burſche; „Noth hat kein Gebot. Das Schlimmſte iſt, daß man mir den Rücken voll ſchlägt!“ Die Thür flog von ſeinem kräftigen Fußſtoße auf. Er trug Waldenbruchen hinein, zog ihm die naſſen Kleider aus, gab ihm einen Bauernrock, der da hing, und legte ihn dann auf das Lager in der Stube.

Jetzt ſtürzte der Herr der Hütte herein, und rief ſehr heftig: wie? was heißt das? Rudeli wollte ihm den Vorfall erzählen;

der Mann hörte aber nicht. „Hilft alles nichts,“ ſagte der Burſche in einem höchſt trocknen Tone zu dem Manne, der einen Knittel ergriff; „ſchlagt her! mich! ich bin's geweſen. Und gehörte das Bett dem Ammann; ich hätte den da hinein geſteckt: denn er iſt ein Menſch. Schlagt her, wenn Ihr nicht anders könnt; aber rührt mir den Menſchen nicht an, oder es giebt Schläge!“ Dieſer trockne Ton, und die Geldbörſe, die ich hervorzog, beſänftigten den Mann; er erbot ſich jetzt, einen Karren aus Meiringen holen zu laſſen, und ſeine Frau zu rufen.

„Das iſt ein anders,“ ſagte der Burſche lächelnd. „So iſt es chriſtlich. Gott behüt' Euch, Ihr Herren!“ Er ſchüttelte kräftig meine Hand, und wollte fort. Lieber, edler Menſch, ſagte ich, und zog ihn an meine Bruſt; nein, du darfſt nicht gehen. — „Wer will mir's wehren?“ fragte der Burſche trotzig. „Habt Ihr doch nun Hülfe. Meine Kühe ſtehen da, und mein Hut geht den Bach hinunter, worin Ihr gelegen habt.“ Er riß ſich los. Ich folgte ihm nach, und bat ihn, noch einen Augenblick zu bleiben. Wie heißt du, guter Menſch? fragte ich. „Rudeli." (Rudolph nach der Schweizer-Ausſprache.) — So ſag doch, wie kam es denn? wie wurdeſt du unſer Retter? Welch ein Engel führte dich zu uns? — „Hm!" ſagte der Burſche drollig: „da fiel der Eine von oben herunter, und Ihr ſprangt nach. Brav! dachte ich. Aber da ſah ich, daß es mit dem Springen nicht weit her iſt, wenn man nicht weiß, wie und wann. Ihr gingt zu Grunde, wie der andere. Ich kann eben ſo gut ſpringen, dacht' ich, und Menſchen ſind's. Erſäufſt du; nun, ſo geht's in Kompagnie. Da ſprang ich unten, wo der Eine angeſchwommen kam. Ich ſtemmte mich gegen einen Stein, wo ich Grund hatte, und fing den dort auf. Kaum war er auf dem Trocknen, da kamt Ihr von der andern Seite. Ich ſtürzte vor, hinunter bis auf den Grund, und faßte Euer Kleid. Gott helfe! dacht' ich, als das Waſſer über uns Beide her ſchlug. Aber loslaſſen? Im Leben und im Tode nicht. Ich kam herauf, faßte einen Strauch — (er zeigte mir ſeine blutende Hand) — hielt feſt, und rief zu Gott; denn es ging mir ans Leben, und loslaſſen konnt' ich nicht. Glück zu! Ihr hobt Euch. Da lagt Ihr am Ufer, und ich nach. Nun, Gott behüt' Euch! Das Klettern ſeyd Ihr nicht gewohnt, wie unſer Einer." Mit dieſen Worten ging er, und verſchwand zwiſchen den Felſen und Büſchen bald aus meinen Augen.

Ich konnte ihm vor Mattigkeit nicht folgen, und hatte der treuherzigen Seele nicht einmal Dank geſagt! — Gegen Abend kam ein Karren aus Meiringen. Die Bewegung des Fahrens war für Waldenbruch nützlich; er befand ſich weit beſſer, als vorher. Ich blieb die Nacht an ſeinem Bette, und mußte ihm nun erzählen; er ſelbſt konnte ſich auf weiter nichts beſinnen, als daß er hinunter geſtürzt war. Als ich ihm ſagte, wie nahe wir uns dem Tode befunden hatten, ſeufzte er: „ſchon in ſeinen Armen? O warum . . ." — Er brach ab, und drückte mir die Hand. — Rudelis edle That brachte doch einen Strahl von Freude in ſein Auge, und er fragte: wo iſt der gute Menſch? Ich konnte ihm, zu meiner Beſchämung, nicht antworten.

Am folgenden Morgen kam Rudeli mit einem ſehr verdrießlichen Geſicht in unſer Zimmer. „Da hab' ich," ſagte er, „nichts als Laufen, weil Ihr auf das Eurige nicht achtet. Der Herr hat ſeine Geldbörſe am Waſſer liegen laſſen. Hier!" (Er legte ſie auf den Tiſch.) „Nun?" (Er ſah Waldenbruch an.) „Es iſt ſchon vorüber? Deſto beſſer! Jetzt gereuet mich der Weg nicht, da ich Euch ſo geſund ſehe." Waldenbruch bot ihm die Hand, zog ihn näher an das Bett, und ſagte: mein Sohn, du darfſt uns niemals wieder verlaſſen. Ich will für dein Glück ſorgen. Da nimm die Börſe; ſie iſt dein. Du bleibſt bei uns, edler Rudeli, wenn du willſt.

Rudeli ſah uns wechſelsweiſe an, und ſtand unentſchloſſen da. „Bei Euch?" ſagte er endlich. „Das ließe ich mir wohl gefallen. Ich habe hier nichts zu verlieren: nicht Eltern, nicht Blutsfreunde. Aber Bedienter mag ich nicht ſeyn; dazu bin ich zu — zu hochmüthig, mit Einem Worte."

Waldenbruch ſah dem Burſchen mit ungewöhnlicher Freundlichkeit in die Augen, und reichte ihm die Hand. Mein Sohn! ſagte er; mein edler Sohn! du bleibſt bei uns. Für dein Herz taugt kein andrer Dienſt, als der freiwillige der Tugend. Das verſtand Rudeli nicht. Er ſagte mit Kopfſchütteln: „auch nicht freiwillig; gar nicht.“ Als wir ihn nicht ohne Mühe bedeutet hatten, ging er nach Hauſe, um ſeinen Dienſt aufzuſagen; und am folgenden Morgen kam er wieder. Während der Zeit hatte ich einen Plan gemacht, wo Rudeli bleiben ſollte. Mein Vater wußte nur, daß ich mit einem jungen Edelmanne die Schweiz bereiſ'te. Ich ſchrieb ihm jetzt, in welcher Gefahr Rudeli mein Retter geweſen wäre, und bat ihn, den jungen Menſchen zu ſich zu nehmen und ihn wie ſeinen eignen Sohn zu halten. Waldenbruch ſetzte dem Jünglinge jährlich hundert Thaler aus, damit er unabhängiger leben könnte.

Bis die Antwort meines Vaters käme, ſollte Rudeli bei uns bleiben. Waldenbruch brachte ganze Tage damit zu, den Jüngling, dem es nur an Erziehung fehlte, leſen zu lehren. Rudeli belohnte uns die Zärtlichkeit, mit der wir ihn Beide behandelten, durch dankbare Gegenliebe; und ſo wenig ihm auch die ungewohnte Beſchäftigung zu leſen gefiel, ſo trieb er ſie aus Liebe zu Waldenbruch dennoch mit Eifer, und endlich, als es gelang, aus Begierde, ſich Kenntniſſe zu erwerben.

Rudeli war ein uneheliches Kind aus der Franzöſiſchen Schweiz. Seine Mutter gerieth bettelnd mit ihm bis in die Gegend von Meiringen. Hier ſtarb ſie, von Mangel aufgezehrt, und hinterließ ihren Sohn der Barmherzigkeit des Kirchſpieles. Jetzt war er neunzehn Jahre alt, und Hüter einiger Kühe.

Mein Vater antwortete: „Sage deinem Rudeli, dem Retter deines Lebens, daß mehr als ein Vaterherz, daß auch das Herz einer Mutter mit Sehnſucht auf ihn wartet. O mein Sohn, obgleich, als ich deinen Brief der Mutter, dem Oheim und deiner Schweſter vorlas, die Gefahr ſchon lange aufgehört hatte; ſo bebten wir dennoch, und unſre Augen ſtanden voll Thränen. Gottes Barmherzigkeit ſey ferner mit dir! und mögeſt du in jeder Gefahr des Leibes und der Seele einen Rudeli finden! Mit entblößtem Haupte, und (dir kann ich es ja wohl ſagen) knieend, habe ich deine Rettung in die Bibel, eingetragen, bis auf das Datum, das du ja nicht vergeſſen mußt mir zu ſchreiben; denn wir Alle ſind entſchloſſen, dieſen Tag mit einer guten That zu feiern. Wir ſollten jeden Tag ſo feiern, ſagte ich; aber der Wachtmeiſter zog ſeine Börſe aus der Taſche, gab ſie deiner Schweſter, und ſagte: da, Linchen, bringe das der alten Ilſe. Ich ſchüttelte zwar den Kopf; denn rettet und erhält nicht Gott an jedem Tage unſer Aller Leben? Aber doch legte ich mein Scherflein dazu; denn deinem Oheim fielen Thränen aus den Augen, und die drangen mir durch die Seele. — Er hat ſeiner beſten Ranunkel den Namen Rudeli gegeben. Mir gingen die Augen über, als der alte Mann mit mir zwiſchen den Blumen ſtand, und auf einmal ſagte: „dein Junge, Chriſtian, fand einen Rudeli, einen Retter in der Todesnoth; und Suschen...!"

— Er konnte nicht mehr ſagen: ſo weich war er geworden; und ich — ich war noch weicher als er. Ich mußte nach Hauſe gehen und las da Suschens letzte Worte in der Bibel, als läſe ich ſie zum erſten Male. Die hundert Thaler, die der junge Edelmann deinem Retter jährlich geben will, ſollen für ihn ausgethan werden. Deine Mutter lieſt jetzt alle Abende in einer Beſchreibung der Schweiz mit Kupfern, die dein Oheim mitbrachte, um uns auf der Karte ungefähr den Ort zu zeigen, wo der gute Menſch dich rettete. Sie jammert immerwährend über die hohen Berge, über die tiefen Schlünde, und glaubt nicht, daß du lebendig wieder aus dem Lande herauskommen wirſt. Zum Glück hält ſie die Schneelawinen, die wohl ganze Dörfer begraben, für ein Mährchen, und wir laſſen ſie dabei."

„Da du nach Genf willſt, mein Sohn, ſo erkundige dich doch einmal nach einem Manne, der Rouſſeau heißt und von dort gebürtig iſt. Ich habe in der Hamburgiſchen Zeitung geleſen: er hätte ſeinen Lebenslauf geſchrieben

geſchrieben und drucken laſſen. Es wurde viel Aufhebens davon gemacht. In einer Stelle ſoll der Mann ſagen: „er wolle ſo mit ſeinem Buche vor den Allwiſſenden hintreten, und damit beſtehen.“ Von einem ungedruckten Lebenslaufe, lieber Sohn, laſſe ich das gelten; aber von einem gedruckten will es viel ſagen! — Doch, ich will nicht richten; denn meinetwegen möchteſt du, wenn ich todt bin, mein Tagebuch auch drucken laſſen. Sollteſt du je auf den Einfall kommen, ſo bring alles hübſch in einen guten Styl. Und mit Suschen, das laß nur im Dunkeln; denn was brauchen das andre Leute zu wiſſen? Gott weiß ja doch, was wir meinen; und ſo mag der Mann aus Genf das von dem Allwiſſenden auch wohl verſtanden haben. — Blumen kommen in der Schweiz vor Schnee und Eis wohl nicht fort? Sonſt läßt ſich der Wachtmeiſter dir zum Andenken empfehlen.“

„Ich möchte das Buch gern haben, wenn man es Deutſch bekommen könnte.

Vielleicht erfährſt du etwas davon; dann gieb mir doch Nachricht.“

Guter Vater, ſagte ich lächelnd, als ich den Brief geleſen hatte: deine Paar Blätter ſind zwar nicht die Geſtändniſſe Rouſſeau's; aber die ſchönen Geſtändniſſe einer menſchlichen, wohlthätigen Seele. Du kannſt mit deinem Buche muthig vor den Allwiſſenden treten; die Stellen, wo du etwas verſchwiegſt, wo du etwas im Dunkeln ließeſt, ſind die edelſten Zeugen deines theilnehmenden Herzens. Nur fremden Thorheiten, nur der Härte anderer Menſchen gabſt du eine mildere Farbe. Rouſſeau ſchrieb ſchöner, als du; aber um den Preis der Güte kannſt du mit ihm ringen. Und wüßten die Menſchen, was ſie wollten; hätte dann in ihren Augen nicht eine wohlthätige Handlung, wie du tauſend thateſt, eine mitleidige Thräne, die zarte Schonung eines Feindes mehr Werth, als das ſchönſte Buch? Die Welt wird dein Tagebuch nie leſen; aber lieben würde ſie dich, trotz deinem Styl, wenn ſie es hätte. Der gütige Himmel träufle Segen über dein

Haupt, und laſſe dich noch lange mit ſtiller Freude an deinen Blättern ſchreiben!

O Vater, ſagte ich, als ich den Brief noch einmal durchlas; knieend trugſt du meine Rettung in die Bibel? Knieend (ich knieete mitten im Zimmer nieder) will ich das leſen. Waldenbruch öffnete jetzt die Thür. Ich ſchämte mich nicht, in dieſer Stellung angetroffen zu werden, und gab ihm nur den Brief, um ſie zu rechtfertigen. Als er geleſen hatte, umarmte er mich, und ſagte: „ach, die Gebete ſind vergeblich! Nein, ſie hat keinen Rudeli, keinen Retter gefunden.“ Ich erröthete; denn ich hatte nicht an Suschen gedacht. O, wie eng' iſt das menſchliche Herz!

Wir wollten den treuherzigen Rudeli, der nun gut gekleidet war, zu meinem Vater ſchicken. Ich las ihm das vor, was dieſer in ſeinem Briefe von ihm geſchrieben hatte. „Iſt alles nichts!“ ſagte er treuherzig. „Jetzt bliebe ich gern hier; ich wollte mich für Sie in die Hölle ſtürzen, liebe Herren.“ Er nahm ſchon drei Tage vor dem, der zu ſeiner Reiſe beſtimmt war, von uns Abſchied, und erbot ſich jetzt, auch unſer Bedienter zu ſeyn, wenn er bei uns bleiben ſollte. Ich hätte ihn gern behalten; Waldenbruch ſagte aber: „der Anblick meiner Trauer iſt für den Jüngling verderblich. Nein, er ſoll nicht länger ſehen, daß ein Menſch, den er für gut hält, unter den Leiden des Lebens ſo ganz erliegen kann. Er iſt zur Arbeit und zum heitern Genuſſe des Lebens geſchaffen; unſer idealiſches Leben hier würde ihn aus ſeiner Sphäre verrücken.“

Der Sohn.

An eben dem Morgen, da Rudeli reiſen ſollte, erhielt Waldenbruch einen Brief. Er las ihn, mit immer größerer Bewegung. Dann rief er aufſpringend: „wir reiſen Alle. Rudeli, wir reiſen mit dir!“ — Wohin? fragte ich, und dachte an Dresden. „Mein Vater!“ erwiederte Waldenbruch beſtürzt, und gab mir den Brief, der von ſeinem Freunde in der Reſidenz kam. Ein junger ſchöner Officier war mit Waldenbruchs Familie umgegangen. Dieſer Menſch wurde von allen ſeinen Kameraden gefürchtet; denn er vereinigte mit der größten körperlichen Kraft die größte Geſchicklichkeit im Fechten. Er ſuchte Bekanntſchaft in des Droſten Hauſe, weil Juliens einziges Kind, ein Mädchen von funfzehn Jahren, die reichſte Erbin im Lande, ihm gefiel. Julie gab ihm entfernte Hoffnungen auf die Hand ihrer Tochter — wohl nur aus Eitelkeit, weil der ſchöne, von Allen gefürchtete Mann ihr ſchmeichelte. Der Droſt kennt das böſe Herz, die rohen Sitten des Officiers, und will den Umgang mit ihm abgebrochen wiſſen. Der junge Menſch findet ſich beleidigt, und drohet. Julie erlaubt ihm, aus Furcht vor ſeiner Wildheit, ihre Tochter in fremden Geſellſchaften, ſogar in Abweſenheit des Droſten, zu ſehen. Der Droſt erfährt das, und ſagt ſeiner Frau ſehr beſtimmt, daß an eine Verbindung ſeiner Tochter mit dieſem Menſchen nicht zu denken ſey. Der Umgang wird nun völlig abgebrochen; der Officier ſchleicht ſich aber, voll Trotz auf ſeinen Degen, unter einer Verkleidung in das Haus des Droſten, und dringt ſogar in das Zimmer der Tochter.

Empört über dieſe Zudringlichkeit, zu der ſie keine Veranlaſſung gegeben hat, befiehlt ſie ihm, mit der Würde eines gut erzogenen Mädchens, zu gehen. Der junge Menſch bleibt. Jetzt kommt der Vater dazu; er weiſt in gerechtem Zorne den Menſchen aus dem Hauſe, und die Sache iſt beendigt.

Nach einiger Zeit kommt der Droſt in die Reſidenz, und trifft den Officier in einer Geſellſchaft. Dieſer wirft höhniſche Blicke auf ihn, fliſtert Andern in die Ohren, lacht ſpöttiſch, wenn der Droſt vorübergeht, tritt ihm vorſetzlich in den Weg, kurz, reitzt ihn durch viele kleine Neckereien. Der Droſt vergißt ſich endlich, und beleidigt den Schläger. Das eben hat dieſer Menſch gewollt. Er ſelbſt macht die Beleidigung, die ihm widerfahren iſt, bekannt, und entfernt ſich. Der Droſt reiſt noch denſelben Tag wieder ab, und bekommt am folgenden Tage von dem jungen Menſchen eine Ausfoderung.

Der Freund des jungen Waldenbruch, der nichts mehr wünſchte, als den Vater mit dem Sohne zu verſöhnen, war gerade auf des Droſten Gute. Der Droſt las die Ausſodeſrung, warf einen finſtern Blick auf ſeine Gattin, deren Eitelkeit an Allem Schuld war, und antwortete auf der Stelle. Dann gab er Julien das Billet, und ſagte bitter: „das hätteſt du mir erſparen können!" Sie las, erblaßte, und rief: um Gottes willen! Ich fahre in die Reſidenz. — Dieſes Betragen milderte ſeinen Verdruß. Er legte ihr den Finger auf den Mund, und ſagte lachend: „mein Kind, ſo weit iſt es noch nicht. Erſt gehe ich ſechs Wochen in die Forſten; dann iſt es noch immer Zeit zu einem Gange mit dem Laffen."

„Ich kannte den Bedienten des Officiers," ſchrieb Waldenbruchs Freund nun weiter, „und wußte Alles, ſo leiſe Ihr Vater auch geſprochen hatte. Nach einer Weile fand ich ihn im Garten nachdenkend auf und nieder gehen. Ich ſagte: mich dünkt, Herr Droſt, Sie haben Verdruß gehabt. — „Was ſoll ich es läugnen?" antwortete Ihr Vater. „Ein Laffe hat mich einmal aus der Kälte gebracht, die ein Mann in jeder Lage behalten ſollte; und nun habe ich meine Strafe dafür: der Laffe fodert mich." — Aber dieſer Laffe, Herr Droſt, erwiederte ich, hat ſich vielleicht ſchon hundertmal geſchlagen, und immer ſeinen Mann beſiegt. Der Menſch iſt obendrein boshaft; und hat er, wie man ſagt, wirklich Hoffnung gehabt auf . . . Einbildung! unterbrach mich Ihr Vater; meine Tochter will ihn nicht, und meine Frau hat ihm nichts gegeben, als ein Paar freundliche Blicke,"

„Ich ſtellte Ihrem Vater vor, welche Gefahr er mit dieſem Menſchen liefe; er zuckte aber die Achſeln, und ſagte: „ich habe die Foderung angenommen, und über ſechs Wochen muß ich mich ſtellen." Ich that allerlei Vorſchläge, wie er das Duell vermeiden könnte; er iſt aber nicht frei von dem unſeligen Vorurtheil unſeres Standes, und ſchlug Alles aus, wozu ich ihm rieth. Ich ſchreibe Ihnen dies, lieber Waldenbruch, daß Sie Ihre

Maßregeln darnach nehmen, und, wenn etwa die Sache unglücklich ablaufen ſollte, (Ihr Vater iſt ſchwach, und ſeit einiger Zeit kränklich) ſogleich hier ſeyn können. Ihre Stiefmutter ſcheint Ihnen gar nicht ſo abgeneigt, als Sie glauben, und Ihre Schweſter iſt ein vortreffliches Mädchen; gewiß verſchweigt ſie nur 'um des Vaters willen, wie ſehr ſie wünſcht, den Bruder an ihr Herz zu drücken, von deſſen edlem Charakter ich ihr ſo oft erzählt habe. Ein Teſtament, das Sie enterbt, iſt da; doch Ihre Stiefmutter wird es, glaube ich, nicht geltend machen: ſo habe ich von Ihrer Schweſter verſtanden. Freilich würden die Tiefenthals, wenn das Duell unglücklich abliefe, Ihre Abweſenheit zu Ihrem Schaden zu nutzen ſuchen. Am beſten wäre es wohl, Sie kämen ſogleich hieher, um auf allen Fall bei der Hand zu ſeyn. Das Duell iſt den 27ſten künftigen Monats: das hat mir Ihr Vater geſagt. Leben Sie wohl!"

Ich las den Brief mit Entſetzen, und gab ihn mit zitternden Händen zurück, ohne fragen zu können, was Waldenbruch zu thun geſonnen ſey. Er ſank an meine Bruſt, als ich ihn mit einem wehmüthigen Blick anſah. O Gott! ſagte ich nun; was iſt Ihr Entſchluß?

„Ich verabſcheue dieſe Raſerei,“ erwiederte er; „und doch, doch muß ich . . .“ — die Sache dem Fürſten denunciren, fiel ich ein. — Er ſchüttelte den Kopf. „Mein Vater fiele dann in die Strafe des Duells, und mich, den er ohnedies ſchon haßt, hielte er für ſeinen Verräther. Es muß anders ſeyn. O, es iſt eine unſelige Empfindung für einen Sohn, mit dem Haſſe des Vaters, gleichviel ob ſchuldig oder unſchuldig, beladen zu leben. (Sanft weinend.) Auf der ganzen Erde habe ich nur dieſe beiden Menſchen, die mich lieben. (Er faßte meine und Rudelis Hand.) Fremde; und mein Vater . . .!“

Er ließ, ohne ſich zu erklären, Poſtpferde beſtellen. Wir fuhren Tag und Nacht; denn auch ſo war es kaum möglich, vor dem beſtimmten Tage die Reſidenz unſres Fürſtenthums zu erreichen. Unterweges wurde Waldenbruch von einer heftigen Kolik befallen, und ich bat ihn, nur einige Stunden auszuruhen. Er ſagte aber: „es iſt mein Vater!“ und warf ſich, troz den heftigen Schmerzen, wieder in den Wagen.

Nur Verſchwendung des Geldes an die Poſtillone machte, daß wir den 26ſten in der Reſidenz ankamen. Waldenbruch eilte ſogleich zu ſeinem Freunde; ich konnte wegen einer Verletzung des Fußes nicht gehen, und blieb mit Rudeli im Wirthshauſe. Nach Mitternacht kam Waldenbruch zurück. Noch immer wußte ich ſeinen Entſchluß nicht; aber mit Zittern ahnete ich ihn. Ich überlegte tauſendmal, was ich in ſeinem Falle thun würde; und immer fand ich mit Schrecken: das, woran ich nur mit Schauder dachte. Kann denn, ſagte ich endlich, den Tugendhaften etwas zwingen? Giebt es denn auch in der ſittlichen Welt eine Nothwendigkeit, der wir gegen unſern Willen gehorchen müſſen, wie in der phyſiſchen? Muß er für ſeinen Vater einen Mord begehen, oder ſich ermorden laſſen?. — Was auch meine Vernunft dagegen ſagte, mein Herz war andrer Meinung, und ſo ſchwieg ich finſter, als Waldenbruch zurückkam. Am Morgen um fünf nahm er ſeinen Mantel, und ging, nachdem er mich lange und zärtlich umarmt hatte. Rudeli, ſagte ich, folge ihm; laß dich aber nicht von ihm erblicken, und gieb mir Nachricht.

Rudeli nahm ſeinen Schweizer-Dornſtock, und ſagte: ich weiß, er will ſich ſchlagen für ſeinen Vater. Das iſt chriſtlich. Nun, ich will zum Recht ſehen. Er ſchwang ſeinen Knittel, und verließ das Zimmer. Ich mußte den theuerſten Freund meines Lebens allein gehen laſſen. Welche drückende, peinliche Stunden! Ich habe mehr gelitten, als er und jeder Andre!

Waldenbruch ging eine halbe Meile weit vor das Thor, und in ein Wäldchen, durch das die Gränze des Landes geht. Rudeli, der ihm von weitem gefolgt war, blieb hinter einem Gebüſch, und behielt ſeinen Wohlthäter im Auge. Nach einer halben Stunde kamen der Droſt und ſein Gegner, jeder in einer halben Chaiſe. Sie ließen dieſe eine beträchtliche Strecke weit von dem Walde halten, und gingen dann Beide in das Gebüſch. Hier! rief der Officier ſpöttiſch, und zog ſeinen Rock aus.

Jetzt trat Waldenbruch hervor, warf ſeinen Mantel ab, und ſagte mit Betrübniß und Ernſt: mein Vater, laſſen Sie mich dieſen Schurken züchtigen! Der Droſt war wie erſtarrt. „Was willſt du hier?“ fragte er endlich. Ohne zu antworten, zog Waldenbruch den Degen, und ging mit den Worten: du Elender! auf ſeinen Gegner los. Der Officier fragte: wer ſind Sie, mein Herr? — Der Sohn dieſes beleidigten, ehrwürdigen Greiſes, der Bruder des Mädchens, dem du dich aufdrangſt, Schurke. Der Officier glühete vor Zorn. Der Droſt wollte zwiſchen Beide treten; er ſprang aber wieder zurück, als er ſah, daß er ſeinen Sohn nur hinderte, die Stöße ſeines Gegners abzuwehren. Waldenbruch focht gut; der Officier war ihm indeß überlegen, und nach einigen Gängen ſtieß dieſer ihm durch den rechten Arm, ſo daß er den Degen ſinken ließ.

Das für Ihren albernen Vorwitz, mein

Herr! ſagte der Officier mit Hohnlachen. Und nun Sie, mein edler Herr Droſt; denn dieſe kleine Komödie rettet Sie nicht. Ziehen Sie! — In dieſem Augenblicke ſprang Rudeli aus dem Gebüſch hervor, und rief: erſt mit mir, du Mörder! Der Droſt ſah noch mitleidig auf ſeinen Sohn, der ſich an einen Baum geſetzt hatte, um ſeine Wunde zu verbinden. Der Officier rief: Herr Droſt, wie viele Leute haben Sie hier noch ſtecken? Ich hoffe doch endlich zu Ihnen zu kommen. Und wer ſind Sie denn? fragte er Rudeli'n; auch ein Sohn, oder Schwiegerſohn? Nun denn; es ſey darum. Nehmen Sie den Degen! Er ſtellte ſich zum Fechten bereit. Rudeli aber ſagte: was Degen! der iſt zu gut für dich, du Großpraler. Dieſer Schweizer-Dornſtock ſoll dich lehren, was Schweizerarme können. Ich bin nur ein Bedienter, ein Ochſenhüter. — Wie? rief der Officier; wie? ein Bedienter? Menſch, geh! oder — Er zog ſich zurück; Rudeli ſetzte ihm aber mit ſeinem Dornenſtocke ſo zu, daß er ſich endlich vertheidigen mußte. Er ritzte Rudeli'n zwei- oder dreimal die Haut; der ſagte aber: ſchadet nichts, ſchlechter Menſch. Meinſt du, ein Schweizer fragte nach ein Paar Tropfen Blut? Und dabei ſauſten dem Officier die Hiebe des ſchweren Knittels ſo nahe um den Kopf, daß er die Beſonnenheit verlor. Rudeli war in der Schweiz ein berüchtigter Schwinger geweſen (wie die Schweizer ihre Kämpfer nennen), und ein Paar von ihm ausgetheilte Schläge auf den Arm hatten den Officier ſchon kraftloſer gemacht. Jetzt ſtieß dieſer nach Rudeli's Bruſt, um die kräftigen Schläge abzuwehren. „Aufs Leben alſo?“ ſagte Rudeli zornig, und führte nun mit dem ſchweren Knittel einen gewaltigen Schlag, der den Arm ſeines Gegners zerſchmetterte. Der Officier ſtürzte zu Boden, und bat, als Rudeli aufs neue ſeinen Knittel hob, um Schonung. Rudeli warf jetzt ſeinen Knittel weg, und eilte Waldenbruch zu Hülfe, der in einer Ohnmacht lag, und mit dem ſein Vater ſich theilnehmend beſchäftigte.

Rudeli eilte zu dem Wagen, worin ein Wundarzt war. Der Officier fluchte mit widriger Heftigkeit auf den Droſten, daß er ihm Straßenräuber auf den Leib geſchickt habe, und drohete mit der fürchterlichſten Rache, ſobald ſein Arm geheilt ſey. Straßenräuber? ſagte Rudeli. Alter Herr, (ſo wendete er ſich an den Droſten) Sie haben's geſehen. Iſt es nicht ehrlich zugegangen? Du biſt ein Straßenräuber, daß du, ein ſo ſtarker Kerl, den alten, ſchwachen Mann zum Schwingen herausforderſt. Nun, den Arm ſollſt du ſo bald nicht wieder gebrauchen, das weiß ich. — Als man den Officier in den Wagen gebracht hatte, warf ſich Waldenbruch ſeinem Vater zu Füßen, ſchlang den verwundeten Arm um ſeine Kniee, ſah ihn flehend an, und ſagte leiſe: Vater! ſo habe ich Sie immer geliebt! „Einmal nicht, mein Sohn!" erwiederte der Vater ſanft, und legte die Hand auf ſeine Stirn. — Immer habe ich Sie ſo geliebt, wiederholte der Sohn, und ſchlug das blaue Auge verſichernd zu ihm auf. „Einmal," ſagte der Vater, „ſtandeſt du nicht ſo vor mir, wie vorhin und wie jetzt. Doch, laß uns nicht daran denken!" — Immer

mer ſo, mein Vater, wiederholte der Sohn; nie anders. Legen Sie auf dieſe Stunde Ihren Segen, mein Vater! — „Ja, auf dieſe Stunde, mein Sohn, legt mein Herz und Gott den Segen." — Auf jede in dem Leben Ihres Sohnes, mein ehrwürdiger Vater. — „Laß uns davon ſchweigen!" — Immer, mein Vater, war ich ſo. O legen Sie Ihren Segen auf das Herz eines Sohnes, der unglücklich aber nicht ſchuldig war. — Der Droſt wurde verlegen. „Immer, ſagſt du, wäreſt du ſo geweſen? Mein Sohn, ich haſſe die Heuchelei." — Darum, mein Vater, ſollten Sie mich lieben. — „Fand ich dich nicht . . .?" fuhr der Droſt ſchon härter fort. „Doch heute nichts davon. Steh auf, Karl!" — Ich wollte, Sie trauten Ihrem Sohne einmal etwas Gutes zu. — „Von heute an thu' ich es." — Von heute an? Sie ſtoßen mein Herz von ſich.

Hier ſprang Rudeli hinzu, und ſagte unmuthig: Herr, kein Schweizer, kein Menſch, kein Engel im Himmel iſt beſſer, treuer, redlicher als Ihr Sohn. Ich möchte ihn ſo nicht quälen! — Vater, ſagte Waldenbruch, und richtete ſich langſam in Rudeli's Armen auf: das ſagt ein Fremder! — „Ich liebe dich ja von jetzt an, mein Sohn; du retteteſt mein Leben.“ — Dafür lieben Sie mich? Dieſer Fremde that es; ihn müſſen Sie alſo mehr lieben als mich. . . . Rudeli! — fuhr er bewegt fort — ich liebe dich ewig; du retteteſt meines Vaters Leben. Der Droſt fühlte ſich wider Willen gerührt, und bedeckte die Augen mit ſeinem Taſchentuche. „Warum weine ich?“ ſagte er dann, das Schnupftuch aufhebend. „Weil mir die Freude dieſer Stunde geraubt iſt; weil ich . . . O, mein Sohn, ich möchte ſo gern vergeſſen! Warum erinnerſt du mich daran? Doch laß uns gehen, mein Sohn. Deine Wunde bedarf Hülfe.“

Der Vater fuhr mit dem Sohne langſam in die Stadt zurück, und auch Rudeli ging dahin. „Wer iſt denn der junge Menſch?“ fragte der Droſt. — Ein Hirt aus der Schweiz. — „Du haſt ſeltſame Freunde, mein Sohn.“ — Seltne, mein Vater. Dieſer junge Menſch rettete in der Schweiz mit eigner

Gefahr mein Leben, und heute das Ihrige.

Rudeli war ſchon vor ihnen wieder in unſerm Wirthshauſe. Er rief mir freudig zu: alles gut! Ein Lumpenſtich durch den Arm, ein Paar Ritzen: weiter nichts. So ein Dornenſtock iſt eine ſchöne Sache!

Ich vergaß, als Waldenbruch mit ſeinem Vater kam, meine Schmerzen, hinkte hinunter an den Wagen, ſtreckte weinend meinem väterlichen Lehrer die Arme entgegen, und küßte, ganz außer mir, ſeine blutigen Hände. Waldenbruch, ſagte ich; wenn man Sie jetzt todt brächte, auch ich wäre geſtorben! Edler, unglücklicher Mann, Sie thaten für Ihren Vater, was Sie nie für ſich ſelbſt thun würden.

Wir, Rudeli und ich, hoben ihn jetzt aus dem Wagen, und trugen ihn mehr, als er ging; der Vater, den ich nicht bemerkt hatte, folgte uns. Als wir ihn auf den Sofa gelegt hatten, warfen wir uns ihm zu Füßen. Er legte mit einem himmliſchen Lächeln die Arme um uns, und ſagte: mein Vater, ein Menſch, der ſo geliebt wird, kann nicht laſterhaft ſeyn.

Der Vater näherte ſich, und küßte ihn mit bebenden Lippen. „O, mein Sohn!“ ſagte er ſehr bewegt; „ich liebe dich. Aber kann auch ich dich ſo nennen, wie dieſe: edler Menſch? — Gott gebe es!“

Jetzt kam der Arzt. „Meine Familie!“ ſagte der Droſt. „Ich muß dich verlaſſen. Jeder Augenblick, den ich länger bleibe, vermehrt ihre Angſt. Sie wiſſen durch eine Unvorſichtigkeit von mir, was geſchehen iſt. Ich finde dich hier wieder: das, mein Sohn, ſoll mir ein Beweis deiner kindlichen Liebe ſeyn.“ Er legte eine volle Börſe auf den Tiſch, und ging.

Die Medaille.

Waldenbruchs Wunde war in der That nicht bedeutend. Die Angſt, ſeinen ſchwachen Vater in der Gewalt eines ſo boshaften Menſchen zu ſehen, hatte ihm auf dem Kampfplatze eine Ohnmacht zugezogen, nicht die Wunde, und der Arzt konnte ihm baldige Beſſerung verſprechen. Ich habe geſtern, ſagte er am folgenden Morgen, einen Arm zu kuriren bekommen, der ſchon viel Böſes gethan hat; jetzt ſoll er aber wohl keins mehr thun. Ein junger Officier (raunte er uns zu), ein Schläger von Profeſſion, der ſchon manchem ehrlichen Manne ein Paar Pfund Blut ohne Ordre abgenommen hat. Die ganze Armröhre iſt zerſchmettert. Der Arm wird total lahm. Er kann keinen Degen mehr halten. Sie müſſen den linken Arm nehmen, ſagte ich, als er bei dieſer Ankündigung ſehr gräßlich fluchte. Der, erwiederte er, iſt ſchon zum Teufel. Ein Hieb bei meiner erſten Ehrenſache, da ich, nach der Methode eines verdammten Franzöſiſchen Fechtmeiſters, die linke Hand vor das Geſicht hielt, lähmte mir den Daumen. Ich kann mit der Linken kein Federmeſſer mehr halten. Hm! dachte ich; deſto beſſer! Wie die Sünde, ſo die Strafe! Er fluchte ſchrecklich auf einen Schweizerbauer —

Der bin ich, ſagte Rudeli. Es hängt doch im Leben alles närriſch zuſammen. Wäre in der Schweiz kein Bergwaſſer, ſo hätte der Menſch ſeine Armröhre noch; und der Himmel weiß, wen Sie dann bald zu kuriren bekämen.

Der Arzt rieth dem muthigen Schweizer doch, etwas vorſichtig zu ſeyn, weil der Officier ihm eine ſchreckliche Rache geſchworen habe. Rudeli lachte; mir aber war, nach Allem, was man von dem Charakter des Menſchen ſagte, nicht wohl zu Muthe: daher mußte Rudeli am dritten Tage, als das Fieber nachgelaſſen hatte, trotz ſeiner Widerrede, zu meinem Vater. Ich gab ihm einen Brief mit, worin ich das Datum meiner Lebensrettung bemerkt hatte, und meinem Vater verſprach, daß ich ihn bald beſuchen würde; denn Waldenbruch war Willens, ſein Fichtenwäldchen wiederzuſehen, wo er ſo glücklich und ſo unglücklich geweſen war.

Am vierten Tage befand ſich Waldenbruch wieder ganz munter. Wir ſprachen, neben einander ſitzend, von Suschen und von ſeinem Vater, deſſen Ankunft auf den folgenden Morgen uns der Kammerherr von Tieſenthal angekündigt hatte. Er redete mit dem höchſten Entzücken von den ſchönen Stunden ſeiner Liebe. „Und nun ſo ganz arm!" ſetzte er hinzu; „nicht einmal das kleinſte Andenken habe ich von ihr!" — Ach, ein Andenken, ſagte ich, erneuert nur den Schmerz der Trennung. Ich — ich habe ein Andenken von dem Mädchen, das . . . — Mit dieſen Worten zog ich meine Börſe hervor, nahm die Medaille heraus, welche Sophie bei dem Abſchiede von mir fallen ließ, und blickte ſie mit Sehnſucht an. Sehen Sie, ſagte ich; die gab mir . . .

„Die gab ſie dir?" unterbrach er mich, und beſah die Medaille. „O, ich kenne ſie wohl! An einem ſchönen Abende, als wir in der Hütte ſaßen, und von den glücklichen Tagen der Zukunft ſprachen, grub ich unter die beiden Figuren, die einander hier die Hände reichen, die Anfangsbuchſtaben unſerer Namen, S und W.

Um Gottes willen! rief ich, und ſprang auf; Sie? Sie gruben . . .? auf dieſe Medaille? — Ich riß ihm die Medaille aus der Hand, ſah darauf, was ich tauſendmal geſehen hatte, die Buchſtaben S und W, erblaßte, und konnte ſie nicht länger in den bebenden Händen halten.

Jetzt fiel mir Sophiens Aehnlichkeit mit Suschen auf; jetzt wußte ich, warum ich geträumt hatte, das Mädchen ſchon in einer früheren Welt geſehen zu haben. Alles war mir deutlich. Ich ſchrie mit Jauchzen: Suschen lebt! ſie iſt in Dresden! Waldenbruch ſaß da, als wäre er von einem Blitze getroffen. Er lehnte ſich langſam zurück, ſtarrte mit wilden Augen vor ſich hin, und hielt bebend die matten Hände an die Stirn.

Sie lebt! rief ich einmal über das andre in einer taumelnden Freude; in Dresden! Jetzt dachte ich daran, daß Sophie ſein Auge, ſeine Stimme, ſeine Stirn hatte. O Gott! rief ich noch lauter; Waldenbruch, Sie haben eine Tochter! Sophie, das theuerſte, edelſte Geſchöpf der Erde! O mein Vater, (ich kniete vor ihm nieder) ich liebe Ihre Tochter unausſprechlich. O mein Vater! nun ganz mein Vater!

Jetzt ſprang Waldenbruch auf, faßte mich an der Bruſt, und rief in einem furchtbaren Tone: „willſt du mich um den Verſtand bringen?"

Noch immer in heftigem, gewaltſamen Entzücken, ſagte ich: bei dem ewigen Gott! Suschen lebt, Ihre Tochter lebt! Wir werden Alle glücklich ſeyn. In Dresden ſind ſie. Waldenbruch ließ mich los, und ſagte: „gütiger Gott! was iſt das? Ich bitte dich, mein Sohn, rede! Woher weißt du, . . .? Und erſt jetzt! Um Gottes willen, mache mich nicht wahnſinnig. Sag, wie hängt das zuſammen!"

Konnte ich in dieſem Augenblick hören? konnte ich erzählen? Ich klingelte, ſtürzte hinaus auf den Vorſaal, und ſchrie von der Treppe hinunter: Pferde! ſogleich Pferde! Martör! Herr Wirth! ſchaffen Sie uns Pferde!

Und nun wieder in das Zimmer zu Waldenbruch. Sie ſind in Dresden, Ihre Tochter Sophie, und Ihre Geliebte! O, um Gottes willen! laſſen Sie uns eilen! — Ich begriff nicht, warum er den Zuſammenhang nicht einſah, und warum er noch ſo ängſtlich da ſtand. Endlich zwang er mich zu ſchweigen, und fragte: „Suschen gab dir dieſe …?" —Nicht Suschen, unterbrach ich ihn; Ihre und Suschens Tochter, Sophie. In Dresden. Den Tag vorher, ehe wir in die Schweiz gingen.

„Böſewicht! und das verſchwiegſt du mir?"

Jetzt erfahre ich ja erſt, daß es Suschen war. Von Ihnen.

„Von mir? O Himmel, gieb mir Geduld! … Sag, wie hängt das zuſammen?"

Kennen Sie Suschens Hand? Ich nahm aus meiner Schreibtafel das Blättchen Papier, worin die Medaille gewickelt geweſen war, und gab es ihm. Er wurde bleich, als er Suschens Schriftzüge erkannte, die ich nie geſehen hatte, und las die wenigen Worte mit ſtarren Augen. „O Gott!" rief er dann, und drückte das Papier an ſeine Lippen; „nein, das werde ich dir nie vergeben! Das alles wußteſt du, und …" —

Hier ſtürzte er auf den Vorſaal, und rief, noch lauter als ich vorher, nach Pferden. Ich war ſchon beſchäftigt, den Koffer zu packen; doch ich warf mich aufs neue in ſeine Arme. „In Dresden?“ ſagte er, und ſtand in ſich verſunken da. Bald aber belebte ſich die Bildſäule, und er half mir.

In einer Viertelſtunde war der Koffer gepackt. „Iſt der Wagen da?“ rief Waldenbruch nun dem Markör zu, der ſchon ſeit einigen Minuten verlegen im Zimmer ſtand; und die beiden unſinnigen Menſchen betrachtete, die einander bald umarmten, bald jauchzten, bald Thränen vergoſſen.

Sogleich will ich ſie beſtellen. Wohin wollen Sie denn? — Nach Dresden! riefen wir Beide. Sie ſind dort, ſie leben! rief ich; und er: „ſie iſt da! ſie lebt!“

Endlich ſaßen wir im Wagen, und ich hob meine Erzählung an. Jetzt konnte ich zum erſten Male von Sophien zu einem lebendigen Menſchen reden. Schreiben? Und wenn es beſtimmt wäre, von der ganzen Welt geleſen zu werden — es iſt nicht viel mehr, als einem Todten erzählen. Ueberdies redete ich jetzt von Sophien zu einem Menſchen, der von ihrer Liebenswürdigkeit, von ihrer Unſchuld, von ihrer himmliſchen Schönheit ſo gern hören wollte! — Wir waren wenigſtens drei Tagereiſen von Dresden: ſo hatte ich denn Zeit, ſogar auf den Vortrag Aufmerkſamkeit zu verwenden, und wollte das auch.

„Nun?" hob Waldenbruch dringend an. Wie ſehr hatte ich mich verrechnet! Schon bei dem zwanzigſten Worte unterbrach er mich mit der Frage: „und Suschen? Ich bitte dich, komm zur Sache." Nach einigen vergeblichen Verſuchen, die Geſchichte meiner Liebe zu erzählen, die er immer mit ſeinem: „Und Suschen?" unterbrach, ſah ich mich genöthigt, von hinten anzufangen und den Abſchied von Sophien zu erzählen. Ich wollte ihn wenigſtens auf die zarten Empfindungen ſeiner Tochter aufmerkſam machen, daß ſie es Wochenlang nicht gewagt hatte, mir das Geſchenk anzubieten; es war ihm aber nicht beizukommen. „O Gott!" rief er; „wie unglücklich wäre ich, wenn ſie das Andenken zurückbehalten hätte!"

Nun aber hatte er mächtige Zweifel. „Waldleben, ſagſt du? Waldleben? Warum ſollte ſie einen andern Namen geführt haben?" Ich erinnerte ihn, daß ſie meinem Oheim hatte verſprechen müſſen, das zu thun. „Tyranniſcher, grauſamer Menſch!" rief er. „Aber" — er ergriff bittend meine Hände — „wenn ſie verheirathet . . . Sagteſt du nicht von einer Soldatenwittwe? Wenn ihr Mann Waldleben geheißen hätte, oder gar noch lebte! Geſehen haſt du ſie ja nicht. Und eine Tochter hat ſie? O, es iſt nur zu gewiß!"

Ich bitte Sie, Waldenbruch, Sophie war funfzehn Jahre alt, als ich mit Ihnen in die Schweiz ging. Zwölf Jahre war ich alt, als Suschen ihres Vaters Haus verließ. Jetzt bin ich acht und zwanzig. Rechnen Sie ſelbſt. Sophie iſt Ihre Tochter. Noch mehr! ſie hat mir geſagt: ihr Vater ſey vor ihrer Geburt geſtorben. — Er rechnete. Alles traf zu; und dennoch ſchwieg er, damit ich fortfahren ſollte, ſeine Zweifel zu heben.

Endlich ſagte er: „ja, ſie iſt es!“ Doch in demſelben Augenblick erregte er ſich wieder einen neuen Zweifel: „aber wenn Suschen die Medaille aus Noth hätte weggeben müſſen, (und leider iſt dies nur allzu wahrſcheinlich!) und ſo wäre ſie endlich in die Hände der Waldleben, einer fremden Frau, gekommen?“ — Ich erwiederte: Sie haben ja den Zettel, den Suschen geſchrieben hat.

Alle Zweifel verſchwanden zuletzt, und nun glaubte ich, endlich einmal meine Erzählung anbringen zu können. Doch jetzt war Waldenbruch in die Vorſtellung verſunken, wie er Suschen antreffen, was er von ihr hören, wie ſie in ſeinen Armen vor Entzücken vergehen würde. Er machte Plane für ſein künftiges Leben, und theilte ſie mir durch einzelne Ausrufe, bei Händedrücken und Umarmungen, mit. Es ging mir nahe, daß in allen ſeinen Vorſtellungen die Tochter, meine Geliebte, eine ſo kleine Rolle ſpielte. Waldenbruch, ſagte ich endlich, als die Sonne aufging: Sie ſind ein beneidenswerther Vater; und daran denken Sie gar nicht?

Er lächelte, und bat mich, ihm zu erzählen. Ich glaubte ſchon, geſiegt zu haben; kaum war ich aber im Gange, ſo erzählte Er mir ſeine Träume, ſeine Plane für die Zukunft, worin wir, ich und Sophie, freilich mit figurirten, doch nur, wie ein Paar auf dem Theater, das ſo nebenher einander die Hände giebt, weil der Vorhang fallen will.

Auf der nächſten Station zog ich endlich mein Tagebuch hervor, und ließ ihn die Blätter leſen, die meinen Aufenthalt in Dresden betreffen. Hier machte ich nun zum erſten Male den Verſuch, welche Wirkung mein Tagebuch auf einen Leſer thun könnte. Ich ſah verſtohlen mit hinein, und beobachtete zu gleicher Zeit ſein Geſicht, um mir die Stellen zu merken, welche ſein Herz in Bewegung ſetzen würden. Die Schilderung von den verſchiedenen Klaſſen meiner Schulmädchen las er ziemlich flüchtig durch; doch lächelte er wohl zuweilen, und las einige Stellen ſogar mehrere Male. Auf die Worte: „Ach, ich gehe vor dieſer Reihe von Mädchen nie auf und nieder, ohne ſchon die erblaßten Geſichter zu ſehen, die Augen voll Thränen, die eingefallenen Wangen," legte er die Finger, und ſagte ſeufzend: „ich fürchte, du wirſt bald ein ſolches Geſicht ſehen!"

Als er den Abſchnitt anfing, der von Sophien handelt, ſagte ich: das iſt Ihre Tochter! Bei dieſer Erinnerung fing er an langſamer zu leſen. Sein Auge benetzte ſich, und ſeine Hände hielten das Papier nicht mehr feſt. „Ja," ſagte er jetzt; „es iſt Suschens Tochter!" und dann wieder: „ja, es iſt Suschens, es iſt meine Tochter! . . . O, ich erkenne dich, mein Kind! So ſah ich deine theure Mutter vor mir, ſo in der Unſchuld einer Seligen. Wenn Suschen" — er wendete ſich zu mir — „in dem Wäldchen da ſtand, und ihre frommen Blicke mit dieſer freudigen Sehnſucht nicht an mir, ſondern an dem Gewölbe des Himmels hingen; und wenn die Sonne das erhobene Geſicht, die ſchönen Roſen der Wangen, mit einem weißen Glanz umſtrahlte: dann ſchien ſie mir zu erblaſſen, und, zu gut für dieſe Erde, ihr entfliehen zu wollen. Ich beugte dann ihr Geſicht zu mir nieder,

nieder, bedeckte die ſehnenden Augen mit Küſſen, und ſagte: o ſtirb nicht, theure Heilige; auch dieſe Erde iſt ſchön; auch in dieſer Bruſt wohnt Liebe für dich! Nun ſank ſie, wieder eine Sterbliche, mit dem Lächeln der Liebe an meine Bruſt, und es ſchien mir, als hätte der Himmel ſie mir wiedergegeben. Ja, es iſt meine Tochter! Ich kenne den weit hin ſchauenden Blick, wie du ihn nennſt; ich kenne den Engel hinter dem durchſichtigen Schleier ihres ſterblichen Körpers. O, meine Gattin! o, meine Tochter! wann werd' ich Euch ſehen!" . . . .

Ich war ſo gerührt, daß ich nicht weiter an meine Papiere dachte. Wir hielten einander eng umarmt; unſre Thränen vermiſchten ſich, unſer Entzücken, unſre Hoffnungen, unſer Schmerz, unſre Seelen waren Eins. Er las weiter. Als er an die Stelle kam, wo ich ſage, daß mir nicht ein einziges Mal der Gedanke eingefallen ſey, ihn zu verlaſſen; da ließ er die Hände mit dem Papiere auf die Kniee ſinken, und ſah mich mit dem lächelnden Blicke des väterlichen Wohlwollens an;

„O,“ ſagte er zärtlich; „ſoll ich denn alle Freuden des Lebens auf einmal fühlen? Gott, wie ſchön iſt das Leben, wenn eine ſolche Liebe es beſeligt! O mein Sohn!“— Er beugte ſein Geſicht an meine Bruſt. Ich fühlte in dieſem Augenblicke mit einem Felſenglauben, mit einer Ueberzeugung, die auch das größte Unglück mir nie nehmen wird, daß die Tugend glücklich macht.

Waren wir in dieſem Augenblicke nicht glücklich, ſo war es nie ein Menſch. Unſre Seelen erhoben ſich über das vergängliche Leben, über das Grab. Ich habe nie meine Unſterblichkeit ſo gefühlt; und hätte in dieſem Augenblicke der verderbende Hauch eines allgemeinen Elendes die Schöpfung verfinſtert, wäre ſie über mir in ſchreckliche Trümmer zerfallen — ich hätte mich ruhig an die Bruſt meines Freundes gelehnt, und geſagt: es iſt ein Gott! und der Menſch iſt unſterblich!

Waldenbruch dachte oder fühlte etwas Aehnliches. „Nein,“ ſagte er; „ich werde nie wieder unglücklich ſeyn, was mir auch forthin begegnen mag!“

Bei dieſen Gedanken, bei dieſen ſo wahren, ſo erhabnen Gefühlen, dem himmliſchen Lohne der Tugend, gingen wir — und iſt nicht auch das ein Beweis, daß des Menſchen Herz zur Tugend geſchaffen iſt? — auf einmal zu dem Entgegengeſetzten über. „O, wir finden ſie gewiß!" ſagten wir Beide zu gleicher Zeit. „Sie ſind da! ſie leben! wir werden glücklich ſeyn!" Wir ſagten das mit einer ſolchen fröhlichen Gewißheit, daß wir den verlacht haben würden, der nur den mindeſten Zweifel dagegen geäußert hätte. — Warum muß der arme Menſch der Tugend immer das Glück der Erde zugeſellen? Würden wir nicht die Ewigkeit vergeſſen, wenn die Tugend hier immer beglückte? — Was wäre die Tugend, wenn ſie alle unſre Wünſche befriedigte? Nichts als eine vergängliche, irdiſche, obgleich ſchöne, Bildſäule, die der Tod eben ſo vernichten würde, wie das Leben im Staube. Nein, jenſeits des Grabes ſteht ſie, die ewige Tugend, der unſterbliche Genius, und zeichnet die Thaten der Menſchen auf, und ihre Thränen auf der dunkeln Erde.

Dort erſt heilet ſie das verwundete Herz, trocknet die naſſen Augen und kühlet die glühende Bruſt. Ihr Siegeskranz hängt an der Pforte der lohnenden Ewigkeit. Warum denkt daran der Menſch ſo ſelten? Warum dachten wir nicht daran? In dem ſeligen Gefühle unſrer Liebe ſagten wir: ja, wir werden glücklich ſeyn! und kamen ſo, voll der ſicherſten Hoffnung, nach Dresden.

Ich wußte Suschens Wohnung, und auch ihr Zimmer; wohl hundertmal war ich da vorübergegangen, und hatte Sophien ſogar am Fenſter geſehen. Vor einem Gaſthofe in der Nähe ſtiegen wir ab; und ſobald der Koffer vom Wagen herunter war, gingen wir nach dem Hauſe, in welchem Suschen bei meiner Abreiſe von Dresden wohnte. — Eine Treppe hoch! ſagte ich, als wir die Hausthür öffneten. „Zu wem wollen Sie?" fragte eine Frau auf dem Hausflur. — Zu der Frau Waldleben. — „Die wohnt nicht mehr hier." — Wo denn, liebe Frau? wo denn? — „Ja, das mag Gott wiſſen. Die gute Frau iſt aus Dresden weggezogen."

Wir ſahen einander erſtarrt an. Wiſſen Sie denn nicht, wohin? — „Ja, du lieber Himmel!“ das war die Frau nicht danach, daß man etwas von ihr erfahren konnte. Sie hat ſechs Jahre bei mir gewohnt. Daß ſie Waldleben hieß, das wußte ich; daß ihr Mann (wer's glauben wollte) Soldat geweſen und geblieben war, wußte ich auch: aber weiter nichts.“

Waldenbruch ſetzte ſich auf einen Strohſtuhl, und ſah mich finſter an. Ich examinirte die Wirthin weiter. Sie ſagte ihre Vermuthungen, daß die Frau Waldleben wohl anderer Leute Kind geweſen ſeyn müßte, als ſie ſelbſt geſagt hätte; aber was wir erfahren wollten, konnte ſie uns nicht ſagen. Hat denn die Waldleben, fragte ich nun, hier gar keinen Bekannten gehabt, der wiſſen könnte, wo ſie geblieben iſt? — „Nicht eine Seele, außer mich. Sie ſaß den ganzen Tag und arbeitete. Sonntags ging ſie in die Kirche, und Nachmittags machte ſie mit ihrer Tochter einen Spaziergang um die Stadt. So Eine und ſo alle Wochen. Was ſie hier weg trieb, will ich Ihnen wohl ſagen. Da gegenüber wohnte ein junger Officier. Der hatte die Tochter, die heranwuchs und bildſchön wurde, ins Auge gefaßt. (Ich warf einen klagenden Blick auf Waldenbruch.) So wie ſich das Mädchen nur ſehen ließ, war er auch ſchon am Fenſter. Ging ſie aus, ſo folgte er ihr nach. Hatte ich aus der Welt Liſt was Arges? Kam doch der Menſch zu mir, und fragte, ob ich wohl noch ein Stübchen zu vermiethen hätte! Kurz, er trieb es ſo arg —"

Und die Tochter? fragte ich zitternd. — „Ei nun, es mochte dem jungen Mädchen wohl gefallen, daß ein hübſcher Menſch ihre Fußſtapfen austrat. Welchem jungen Mädchen gefiele das nicht! Und wer weiß, wenn ſie länger hier geblieben wäre. . . . Ach, die Verführung iſt groß. Die Mutter hielt die Tochter zu Hauſe. Da es aber öfter ſo kam, und alle junge Mannsleute das Mädchen angafften, da ſagte ſie mir die Miethe auf, und zog weg."

Das war alles, was wir von der Frau in einer ganzen Stunde erfuhren; ſie wußte nicht einmal, mit welcher Gelegenheit' die Waldleben weggereiſt war. Jetzt wollte ſie auch uns ins Verhör nehmen; wir entgingen ihr aber glücklich, und kamen dann finſter und ſchweigend wieder nach unſrem Gaſthofe.

Waldenbruch ſtützte den Kopf mit der Hand; ich aber gab noch nicht alle Hoffnung auf, und ſagte ihm das. Er erwiederte kalt: „und Suschen hätte nicht gewußt, daß du der Lehrer ihrer Tochter wareſt? Dein Name, Engelmann! Das ſind Räthſel, die ich nicht begreife." — Ich hieß ja Herr Inſpektor, und ſchwerlich wußte eine von meinen Schülerinnen meinen Namen. — Er hörte das gleichgültig an, und legte die Stirn in die andere Hand. Ich hatte ihn nie ſo kalt, ſo unmuthig geſehen; und heute, nach der rührenden Scene am Morgen, erwartete ich es am wenigſten. „Wäreſt du," hob er wieder an, und noch kälter als zuvor — „wäreſt du, was ſo natürlich war, einmal zu des Mutter gegangen, ſo . . . Ich mag nicht daran denken!" — Konnte ich das? fragte ich. — „Das mußteſt du," antwortete er aufſtehend, und ſetzte die Stühle im Zimmer an ihren Ort. „Du liebteſt, wie du ſagſt, die Tochter; und ſo mußteſt du! Aber das paßte nicht in dein Tagebuch. Es gab keine ſo intereſſante Scene, als wenn du das Mädchen eine Zeitlang ihren ſtillen Wünſchen, ihrer heimlichen Sehnſucht überließeſt, und dann, wenn ſie alle Hoffnung aufgegeben hatte, wie ein Gott aus einer papiernen Wolke, zu ihr trateſt, und ſagteſt: hier bin ich!"

Guter Gott! das konnte der Mann ſagen, der noch vor Kurzem meine Papiere mit den heißeſten Thränen benetzt hatte! Ich ſah ihm wehmüthig in die Augen. Dieſe Wehmuth klagte ihn aber nicht wegen des Unrechts an, das er mir that; ſie war feiner, edler: ich bejammerte den ſchwachen Menſchen, in deſſen Herzen eine fehlgeſchlagene Hoffnung die ſeligſten Gefühle in Gift verwandelt. — Sein Vorwurf hatte einigen Grund; aber deſto ungerechter, deſto ungroßmüthiger war er. Doch ich vergab ihm alles. Wäre nicht in meinem Herzen eine kleine Freude aufgeſtiegen, daß ich ihm einmal etwas zu vergeben hatte, (und war dieſe Freude nicht eben ſo ſchlimm als ſein Vorwurf?): ich würde mich in ſeine Arme geworfen haben. So aber ging ich, unzufrieden über meinen nicht edlen Triumph, an die andere Seite des Zimmers, und ſchob Tiſche und Stühle zurecht, wie er. Wir thaten das, um einander nicht anſehn zu dürfen. Doch auf einmal fühlte ich mich von ſeinen Armen umſchlungen, und als ich mich umwendete, benetzten mich ſeine Thränen. Er war dennoch beſſer, als ich!

Einen Menſchen zu umarmen, den man erſt vor einigen Augenblicken beleidigt hat, dazu gehört viel Größe des Herzens und Selbſtüberwindung. Edler Menſch! ſagte ich, ihn bewundernd. Konnte ich weniger ſagen? Der ganze Abend war ein anhaltender Triumph für ihn. „In der Gegend hier umher muß ſie ſeyn," fing er an. „Und da wir den Tag ihrer Abreiſe wiſſen, ſo werden ja die Poſtbücher zeigen, wo ſie geblieben iſt. Im ſchlimmſten Falle können wir ſie in allen Zeitungen citiren laſſen, da wir ihren angenommenen Namen kennen. Lieſt ſie die Zeitungen nicht, ſo lieſt ſie einer von ihren Bekannten. Kurz, ſie müßte Deutſchland verlaſſen haben, wenn wir ſie nicht endlich finden ſollten."

So ſprach er in Abſätzen fort, und ließ ſich durch alle meine Einwürfe nicht ſtören. Er machte das Wiederauffinden Suschens ſo leicht, um meine Schuld zu vermindern; ja, er ging heute ſogar nicht einmal auf die Poſt, um mir zu zeigen, mit welcher Zuverſicht er hoffte. Mein Tagebuch wurde den Abend nicht wieder erwähnt. Wir verſöhnten uns nicht ausdrücklich: aber wir liebten einander deſto mehr; und war das nicht die ſchönſte Verſöhnung?

Am folgenden Morgen mußte ich erſt mit ihm nach dem Hauſe gehen, worin er bei unſrem Zuſammentreffen gewohnt hatte. Auf dem Zimmer fiel er mir um den Hals, und ſagte leiſe: „du verließeſt mich hier nicht, mein Sohn! O, verzeihe mir!" Ich drückte ihn an meine Bruſt; und nun erſt bat er mich, ihn nach dem Poſthauſe zu begleiten, nun erſt wiederholte er ängſtlich alle die Einwürfe, die ich ihm geſtern gemacht hatte. Wir fanden den Namen Waldleben nicht in den Liſten. Ich ſuchte alle meine Schülerinnen auf; aber keine wußte etwas von ihr. Nachdem wir jeden nur möglichen Verſuch gemacht hatten, ihren Aufenthalt zu erforſchen, griffen wir zu dem letzten Mittel, den Zeitungen. Wir foderten Mutter und Tochter nur auf, einen Brief in Empfang zu nehmen, der wichtige Nachrichten für ſie enthielte; denn Waldenbruch zweifelte, ob Suschen ihn auch wieder ſehen wollte. Als er den kleinen Aufſatz für die Zeitungen ſchrieb, fiel mir natürlicher Weiſe ein, daß ich nach Hauſe ſchreiben müſſe; und ſobald ich meinen Vater nannte, fiel Waldenbruchen der ſeinige ein, dem er nicht Wort gehalten hatte.

„Alle Fäden,“ ſagte er, „welche der unglückliche Vorfall mit jenem Schläger um unſre Herzen knüpftte, ſind wieder zerriſſen. . . . Es waltet ein eignes Unglück über mir und meinem Vater! Ich könnte ihm ſchreiben; aber — darf ich ihm ſagen, warum und wozu ich aus der Reſidenz weggereiſt bin?" — Ich ſchrieb meinem Vater, und bat ihn, ſeine Antwort nach Leipzig zu ſchicken; denn wir waren entſchloſſen, rings um Dresden jede Stadt nach der Reihe zu durchſuchen.

Die Väter.

Wir reiſten die Kreuz und die Quer, als hätten wir eine Seelenliſte der Sächſiſchen Länder aufzunehmen, und machten uns unſer Geſchäft ſo intereſſant als möglich. „Ich wollte," ſagte Waldenbruch, „jeder Staatsminiſter hätte eine Geliebte verloren, und ſuchte ſie ſo angelegentlich, wie wir! Wenn er ſie nicht fände, ſo würde er doch in den dritten und vierten Etagen, oder in den Vorſtädten, mancherlei finden, bei dem ſein Orden auf der linken Bruſt vielleicht in eine ſchönere Bewegung geriethe, als damals, da er ihn zuerſt auf dem pochenden Herzen trug." — „O Gott!" ſagte er an manchem Abend, wenn wir abermals vergebens nachgeforſcht hatten; „welches Elend, welche Genügſamkeit, welche

Rohheit, welche Tugenden, wohnen auf den Zimmern der Armen, in den kleinen Hütten!"

Zu Leipzig fand ich, anſtatt eines Briefes von meinem Vater, ihn ſelbſt und den Wachtmeiſter. Ich ließ auf der Poſt meine Adreſſe, und eine Stunde nachher kamen ſie zu mir. „Suschen!" rief der Wachtmeiſter, als er die Thür öffnete. „Wo iſt ſie? Wo haſt du ſie?" — Was du geſchrieben haſt, lieber Sohn, ſagte mein Vater zitternd, und hielt mir meinen Brief hin; . . . dein Oheim meint, und ſchwört darauf, du habeſt ſie ſchon gefunden. Ich ſage Nein. Nun ſprich du!

Mein Brief enthielt nur in wenigen Worten die Nachricht, daß Suschen noch lebe, daß ſie geſund ſey, und daß ich ſie zu finden hoffe. Der Wachtmeiſter erſtickte mich faſt mit Umarmungen, und fragte in Einem fort: nicht wahr, ſie iſt da? Wo iſt ſie denn? wo iſt meine verſtoßene Tochter?" Ich fing an zu erzählen; und das that ich in der Ueberraſchung nicht mit der gehörigen Beſonnenheit. Ich vergaß, daß meiner Familie Manches, was ich wußte, noch ein Geheimniß war, und miſchte Waldenbruchen, der ſeitwärts am Fenſter ſtand, und den noch keiner geſehen hatte, mit hinein. Wir finden ſie gewiß, ſagte ich; ſchon ſeit vier Wochen ſuche ich ſie mit dem Herrn von Waldenbruch unabläſſig.

„Waldenbruch?" fragte mein Oheim; und Waldenbruch trat einen Schritt näher. Als mein Oheim ihn ſah, rückte er den Hut ein wenig, und fragte mit krauſer Stirn: „Sie ſuchen meine Tochter? Ich bin Ihnen Dank ſchuldig; denn Sie haben den da allerlei gelehrt. Aber — warum ſuchen Sie Suschen? Der Teufel! (er ſtieß den Stock auf den Boden) Herr, wenn das wäre, was ich jetzt vermuthe . . . Bruder, mir geht ein Licht auf. Der Rudeli — O, nimm das alles zuſammen. Alſo das iſt der junge Edelmann, den du in die Schweiz begleiteteſt, und von dem Rudeli ſagt, daß er ſeine Braut ſucht? Bruder, du weißt, was ich geſchworen habe."

Des Wachtmeiſters Geſicht glühete vor Zorn, und ich ſah eine fürchterliche Scene voraus. Mein Vater wollte ihn beruhigen, und faßte ſeine Hand. Der Wachtmeiſter aber riß ſich ungeſtüm los, und rief: „hol' der Teufel den Ipſilanti! Gott bewahre! nun erſt merk' ich. Herr, Sie haben's mit Suschens Vater zu thun! ... Still! ſchweig, Bruder! ... ſchweig, Haſenfuß! (So nannte er mich öfter.) Ich will nichts hören; denn ich habe einen Eid geſchworen, den ich halten müßte. Aber, Herr, wenn Sie noch einen Schritt nach dem Mädchen thun, ſo ... Bruder, nun kannſt du erſt ſchreiben! Sieh, es war mein Troſt, daß ich dachte, eine unglückliche Stunde hätte das arme Mädchen zu Falle gebracht; aber nun! Schreib, wenn du kannſt, das Wort: Vatermörder!" Ich wollte einfallen; er ſchrie aber, und focht mit ſeinem Stocke: „ſchweig! ich will nichts wiſſen! Aber wirſt Suschen nur einen Blick auf den — den Menſchen da, ſo geh' ich mit ihr zum zweiten Mal in die Welt; und wer mich ſucht, dem renne ich meinen Säbel durch den Leib. Was mir dann auch widerfahren mag — gleichviel. Geſchehen iſt geſchehen, und ich will nichts mehr wiſſen. Herr! (ſo wendete er ſich auf einmal zu Waldenbruch, und ſtand majeſtätiſch vor ihm da) Ihres Vaters Thränen fließen über Sie, ſeitdem Sie leben. Auch ich habe ſeit ſechzehn Jahren Thränen geweint, bittere, heiße Thränen; ich habe meine Tochter verſtoßen, in die Welt gejagt, und ſie darf meinen Namen nicht führen. Wer daran Schuld iſt, den mag Gott richten!"

Ich trat zwiſchen Waldenbruch und den Wachtmeiſter, und wollte reden; er ſchob mich aber zur Seite. „Ich mag nichts wiſſen," rief er zornig; und auf einmal fiel er mit dem Ausruf: „ein Vatermörder!" ſeinem Bruder weinend in die Arme.

Jetzt ging die Thür auf, und der Droſt trat herein. Ohne uns zu ſehen (denn wir ſtanden ſeitwärts hinter der Thür), eilte er auf ſeinen Sohn zu, drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſagte: „du biſt ein edler Menſch, mein Sohn! Wie ſehr habe ich dich verkannt! Dich, dich konnte ich verſtoßen! Nein, rede nicht! Du ſollſt nicht ſagen, wie unſchuldig du du biſt. Ich weiß genug, und will nicht mehr wiſſen.“ Waldenbruch wollte reden; ſein Vater legte ihm aber die Hand auf den Mund, und ſagte: „mein Sohn, laß das Geheimniß ewig in unſern Herzen bleiben!“

Der Wachtmeiſter hob das Geſicht ein wenig von ſeines Bruders Schulter, und horchte. Waldenbruch fiel ſeinem Vater zu Füßen. Dieſer ſagte gerührt: „hier ſollte ich liegen, mein edler, guter Sohn!“ Der Wachtmeiſter richtete ſich immer mehr auf, und horchte immer geſpannter. Hm! hm! ſagte er, und trat hervor. Der Droſt bemerkte nun uns drei in dem andern Theile des Zimmers. „Ah, ſieh da!“ ſagte er, und reichte mir die Hand; „der Freund meines Sohnes!“ — (Den Teufel auch! brummte der Wachtmeiſter.) — Und welch ein Freund, mein Vater! ſagte Waldenbruch. Er verließ ein geliebtes Mädchen, um das Leben Ihres Sohnes zu retten.

Heute, dachte ich, kommen alle Geheimniſſe an den Tag. Ich erwartete nun ruhig das Ende; denn die Worte des Droſten hatten den Zorn des Wachtmeiſters ſchon vermindert. „Sieh da, Herr Engelmann!“ ſagte der Droſt zu meinem Vater. „Der brave Schweizer, der bei Ihnen iſt, hat mir geſagt, wo ich meinen Sohn antreffen würde.“

Ihren Sohn, Herr Droſt? ſagte der Wachtmeiſter. Ich hätte wohl eine Frage zu thun. Es hieß einmal, Ihr Sohn habe den Degen auf Sie gezogen. — Der Droſt ſah den Wachtmeiſter von oben bis unten an. „Ich weiß nicht, mein Sohn, in welchen Verhältniſſen du mit dieſen Leuten ſtehſt.“

Wollen Sie nicht, ſagte Waldenbruch freundlich, dem braven Manne die Frage beantworten? Er iſt Vater; und eine ſolche Handlung kann keinem Vater gleichgültig ſeyn. — „Lieber Sohn,“ erwiederte der Droſt; „ſoll ich denn vor dir erröthen?“ Er wendete ſich ſchnell zu dem Wachtmeiſter, und ſagte: „mein Sohn hinderte mich, einen Unſchuldigen zu ermorden. Dieſer Sohn, mein lieber Wachtmeiſter, rettete mein Leben, und ich haßte ihn. Ich habe ihn verkannt, ihn verſtoßen, und er war unſchuldig, beſſer, edler, als wir alle. Um meiner zu ſchonen, verſchwieg er ſeine Unſchuld, und behielt den Schein des Verbrechens auf ſich; er wurde unglücklich, damit ich es nicht würde. Das that mein Sohn, lieber Wachtmeiſter."

Der Wachtmeiſter ſah verdrießlich vor ſich nieder. Habe ich Ihnen, ſagte ich zu ihm, das nicht tauſendmal geſagt, lieber Oheim? — Geh zum Teufel! rief er. — Siehſt du, Bruder, ſagte mein Vater, daß du mit deinem Kainszeichen . . . — O, geh zum . . . zum . . .! brummte er, und ſtand unruhig da.

„Ich verſtieß meinen Sohn," fing der Droſt wieder an; „aber . . ." — Ich verſtieß meine Tochter! fuhr der Wachtmeiſter auf. — „Aber," ſagte der Droſt; „er war unſchuldig, und nun habe ich ihn gefunden." — Ach, ſeufzte mein Oheim, ich ſuche ſie noch! — Wir werden ſie finden! riefen mein Vater, Waldenbruch und ich, zu gleicher Zeit. Der Droſt ſah uns Alle verwundert an.

Vater, ſagte Waldenbruch jetzt; Sie wiſſen noch nicht alles. Etwas müſſen Sie

Ihrem Sohne noch verzeihen. Ich habe eine Gattin und eine Tochter. Der Droſt ſtand verlegen da; doch nicht lange, ſo drückte er den Sohn an ſeine Bruſt. „Wer ſie auch ſey, mein Sohn," ſagte er; „ſie iſt meine Tochter. Ich habe viel wieder gut zu machen. Wer iſt ſie? wo iſt ſie?" — Die Tochter dieſes braven Mannes, ſagte Waldenbruch, und zeigte auf den Wachtmeiſter.

Der Droſt ſah den Wachtmeiſter an, und lächelte mit einem ſauerſüßen Geſicht; er verbarg aber die bittre Empfindung in eine Umarmung ſeines Sohnes. Jetzt trat Waldenbruch demüthig auf den Wachtmeiſter zu, und wir Andern umringten ihn, den Droſten ausgenommen, der in der Ferne ſtehen blieb. Dieſer Tag, ſagte Waldenbruch, iſt ein Tag des Erkennens, des Vergebens. O, Vater meiner Gattin, verzeihen Sie mir auch!

Nun und nimmermehr! ſagte der Wachtmeiſter, und ging raſch zur Thüre hinaus, wahrſcheinlich um ſich vor ſeinem eigenen Herzen zu retten, das zu weich wurde. Wir, mein Vater und ich, gingen ihm nach, und führten ihn auf ein andres Zimmer. Er ſtand feſt da, und ſtemmte ſich auf ſeinen Stock. Jakob, ſagte mein Vater: du verſtießeſt deine Tochter; und was hatteſt du davon? Sechzehn Jahre ein wundes Herz und trübe Augen. Beſinne dich! Wenn wir ſie nun finden, willſt du ſie noch einmal verſtoßen?

„Das fragſt du wie ein Feind, nicht wie ein Bruder!"

Aber verſtößeſt du ſie denn nicht zum zweiten Male, wenn du ihren Mann haſſeſt? Es iſt geſchehen. Suschen hat eine Tochter; nicht wahr? — Ja, Vater; ja, lieber Oheim: das ſchönſte, beſte, edelſte Mädchen auf der Erde. Ich habe ſie vier Jahre unterrichtet. — „Wie, Böſewicht! und davon ſchriebſt du nicht ein Wort?" — Ich kannte ſie nicht. Suschen führte einen andern Namen: Waldleben. Sie hatten ihr ja befohlen, ihren wahren abzulegen.

Das that ich; ja, Gott verzeihe es mir, das that ich. Wie weh mag ihr der Name gethan haben! O Suschen; vergieb mir, vergieb mir!

Ich drang mit Gewalt in ſein jetzt geöffnetes Herz; er merkte aber, daß ich es weich machen wollte, und fragte, um das zu verhindern, und um ſeinem Zorne wieder neue Nahrung zu geben: du weißt Alles? Nun ſo ſprich! Suschen iſt unſchuldig, und der Rothkopf hat ſie verführt! — Ich hatte noch dieſen Morgen in meinem Tagebuche das Kapitel „die Medaille“ geendigt, und zog es mit den Worten hervor: ich will Ihnen aus meinem Tagebuche vorleſen. Mein Vater trat freundlich einen Schritt näher, und fragte mit Verwunderung: Tagebuch? Sieh, ſieh! Nun ſo lies doch! Ich bin begierig zu hören.

Mein Oheim mochte dem Tagebuche ſo wenig trauen, als ſeinen Empfindungen, und rief: „ich nicht; ich mag nichts wiſſen.“ Jetzt ſagte mein Vater ſehr ernſthaft: Jakob, du ſollteſt dich ſchämen, mir das bischen Freude, das ich auf der Welt noch haben kann, zu verderben! — Mein Oheim nahm murrend einen Stuhl, und ich ſah an ſeinem ſchnellen Kopfnicken, daß er ſich vornahm, trotz Allem, was in meinem Tagebuche ſtehen könnte, zornig zu bleiben; mein Vater hingegen betrachtete die Papiere mit ſo zärtlichen Blicken, wie kaum ein Jüngling ſeine Geliebte. Folio, mein Sohn, ſagte er, wäre beſſer geweſen. (Er dachte an ſeine Bibel.) Doch fang nur an. Ich bin ſehr begierig.

Ich fing da an zu leſen, wo meines Vaters und des Wachtmeiſters Streit über das Kainszeichen Suschen neugierig macht, den Vatermörder einmal zu ſehen. Mein Vater lächelte; es freuete ihn, daß er, ohne es zu wiſſen, der Meinung des Heiligen Hieronymus geweſen war. Der Wachtmeiſter ſaß ohne Bewegung da; indeß machte die Anekdote von Waldenbruch und der armen Soldatenfrau ſein Geſicht doch etwas weniger finſter. Bruder, ſagte mein Vater; das iſt ein Styl! das geht zu Herzen! Wahrhaſtig, das muß gedruckt werden! — Bei der Bemerkung, daß mein Vater ſeine große Freude an Geburtstagen gehabt habe, lächelte mein Oheim ein wenig. Mein Vater bemerkte es, und ſagte: thut nichts; es iſt wahr. Aber vor dem muß man ſich hüten, Bruder! Nun, ich denke, du wirſt deine Lektion auch noch bekommen. — Suschens Wunſch, mit dem Ypſilanti ihrem Vater an ſeinem Geburtstage eine Freude machen zu können, ſchien den Wachtmeiſter in Bewegung zu bringen. Der Zorn verlor ſich aus ſeinem Geſichte, und die Wehmuth trat in deſſen Stelle. Waldenbruchs erſte Unterredung mit Suschen rührte ihn offenbar. Er ſchneuzte ſich ein Paarmal, um die Thränen aus ſeinen Augen wegzuſchaffen, die wir nicht ſehen ſollten. Zuweilen wollte er etwas ſagen; er mochte aber ſeiner Stimme nicht trauen.

Als ich bis zu Suschens Verſtoßung aus dem väterlichen Hauſe gekommen war, und nun die Blätter wieder einſteckte, ſprang mein Vater auf, und umarmte mich mit einer Achtung, die er mir bis jetzt noch nie bewieſen hatte. Bruder, ſagte er dann mit einem ſtolzeren Weſen, als jemals: ich denke, wir haben Urſache mit Gottes Leitung zufrieden zu ſeyn. Jetzt ſollteſt du auf eine gute Art deine Einwilligung geben; denn du ſiehſt, Bruder, daß mein Sohn eine ſcharfe Feder führt, wie es auch recht iſt. Gedruckt wird das werden, nach unſerm Tode, oder noch vorher: das iſt gleichviel. Nun, ich werde ſchon Acht geben, daß kein Leſer einmal ſagen kann: der alte Engelmann war doch ein wunderlicher Menſch. Ich dächte, Bruder, wenn du nun hingingeſt, und den jungen Mann umarmteſt, dem wir doch Beide ſchweres Unrecht gethan haben, und ſo einige freundliche Worte ſprächeſt! Noch im Grabe wollte ich mich freuen, wenn die Leſer einmal ſagten: der Wachtmeiſter war hitzig, aber er nahm Vernunft an; und was er da dem jungen Waldenbruch ſagt, iſt rührend. Ja, Bruder, ich kann ordentlich wünſchen, in deiner Stelle zu ſeyn.

Der Wachtmeiſter zog die Stirn noch immer in Falten. „Nun ja,“ ſagte er; „ich ſehe wohl, daß ſie Beide unſchuldig ſind, obgleich Suschen nicht hinter meinem Rücken in das verdammte Wäldchen gehen mußte. Aber ſag du, was du willſt; ich . . .“ — In dieſem Augenblick öffnete Waldenbruch die Thür. „Herr,“ ſagte der Wachtmeiſter:

„ich that Ihnen lange Zeit Unrecht. Sie aber — Sie haben meinen Kopf vor der Zeit grau gemacht. Ich will mich nicht weiter in die Sache miſchen. Finden Sie Suschen, ſo ſey Gott mit Ihnen. Ich reiſe nach Hauſe; denn, Herr, ich könnte es nicht mit anſehen, wenn wir Suschen fänden, und ſie ſpränge in die Arme des Mannes, der ſie verführt hat. Das würde ſie, glaube ich, thun. Mag ſie denn Ihre Frau werden! Sie wird ja ihren alten betrübten Vater wohl einmal beſuchen. O, ich hatte geſchworen . . . Es thut mir weh; aber lieben kann ich Sie nicht.“

Er faßte meines Vaters Arm, und zog ihn mit ſich fort. Mein Vater, der noch immer daran dachte, welche Rolle er in dem Tagebuche ſpielen könnte, wollte Suschen mit ſuchen helfen; er liebte aber ſeinen Bruder doch mehr als ſeinen Ruhm, und verließ uns, gerade bei der Entwickelung des Knotens. Ich glaube, ſagte er beim Abſchiednehmen zu mir, mein Herz würde mir etwas Schönes eingegeben haben, wenn ich Suschen mitgefunden hätte; aber ich kann den Trotzkopf doch nicht ſo allein gehen und ſich grämen laſſen.

Konnte er etwas Beſſeres ſagen?

Das ſchwere Geſtändniß.

Als der Droſt von dem Duelle zu Hauſe kam, eilten ſeine Frau und ſeine Tochter ihm mit einem Freudengeſchrei entgegen. „Gott Lob!" ſagte er, gerührter als je; „hier bin ich geſund und wohl. Daß ich euch Beide, ihr Lieben, noch an mein Herz drücken kann, verdanke ich meinem Sohne." Bei ſeiner Erzählung von dem Duelle fühlte Julie Scham vor ſich ſelbſt; zugleich aber freuete ſie ſich, daß der Vater über ſeinen edlen Sohn nicht mehr zürnte. Schon lange hatte es ſchwer auf ihrem Herzen gelegen, daß ſie Schuld an dem unverſöhnlichen Haſſe des Vaters war; aber zu einem offnen Geſtändniſſe war ſie nicht edel genug. Sie ſegnete im Herzen das Duell, welches die Verſöhnung bewirkt hatte, und nützte dieſen Augenblick, ſo gut ſie konnte. Vielleicht, ſagte ſie, war jener unglückliche Auftritt ein Mißverſtändniß. Es iſt möglich, daß ich mich geirrt habe. — Noch mehr zu geſtehen, wagte ſie nicht.

Der Droſt kam an dem Tage, den er ſeinem Sohne beſtimmt hatte, in die Reſidenz, eilte nach deſſen Wirthshauſe, und erfuhr zu ſeiner Verwunderung, daß er am vorigen Abend abgereiſt wäre. Er ging ſehr unmuthig zu dem Kammerherrn von Tiefenthal, und wurde noch unmuthiger, als dieſer ihm verſicherte, daß er dem Sohne geſtern die Ankunft ſeines Vaters angekündigt habe. „Geſtern!“ ſagte der Droſt ſehr unwillig; „und ich hatte ihm geſagt: es ſollte der erſte Beweis ſeiner Liebe zu mir ſeyn, wenn er mich erwartete!“

Dieſer Ungehorſam brachte den Droſten auf die ſeltſamſten Gedanken, und ſein Verdacht gegen den Sohn bekam neue Stärke. Zwar konnte er das Duell nicht damit zuſammen reimen; das kümmerte ihn aber nicht.

Er reiſte ſogleich zurück, und ſo wie er in das Haus trat, rief er ſeiner Frau entgegen: „es iſt vorbei! Entſchuldige den Böſewicht nicht weiter!" Als er erzählte, was ihm begegnet war, brannte Juliens Geſicht. Sie glaubte, die ſchnelle und heimliche Abreiſe ihres Stiefſohnes dadurch erklären zu können, daß er den Frieden zwiſchen ihr und ſeinem Vater nicht ſtören wolle. Bei dieſem Edelmuthe fühlte ſie ihre eigene Niedrigkeit deſto ſtärker, und kam auf den Gedanken, durch ein Geſtändniß ihr Gewiſſen zu beruhigen. Sie kämpfte lange mit ſich ſelbſt, und konnte ihren Vorſatz nicht ausführen; als aber der Vater nicht lange nachher ihre Tochter verheirathen wollte, und im Begriff ſtand, dem künftigen Schwiegerſohne zu erklären, daß ſein Sohn enterbt ſey: da konnte ſie die Qualen ihres Bewußtſeyns nicht länger ertragen.

Nein, geliebter Mann, ſagte ſie ſchluchzend, thu das um Gottes willen nicht! Dein Sohn iſt unſchuldig! — Jetzt, da der erſte Schritt gethan war, ſank ſie in ihrer Angſt dem Droſten zu Füßen, und entdeckte ihm, in welchem Verhältniſſe ſie mit ſeinem Sohne geſtanden hatte. Ganz aufrichtig war ſie aber nicht; denn ſie ſagte: ich gab dir meine Hand, um deinen Sohn von ſeiner verderbenden Leidenſchaft zu befreien, da du ihm doch gewiß deine Einwilligung nicht gegeben hätteſt.

„Entſchuldigt ihn das?" ſagte der Droſt. „Du handelteſt unbeſonnen, daß du mir bei dieſen Umſtänden deine Hand gabſt; aber du wareſt nun einmal ſeines Vaters Frau. Der Böſewicht! Jetzt erſt bin ich völlig überzeugt von ſeiner Abſcheulichkeit. Jetzt kann ich mir das erklären, woran ich noch immer zu zweifeln geneigt war."

Er iſt unſchuldig! rief Julie außer ſich. Ich, ich allein, bin ſtrafbar! Hingeriſſen von ſeiner Liebe, gerührt von ſeinem tiefen Gram, ſuchte ich ihn auf — freilich nur, ihm Mitleiden zu zeigen, das er bei keinem Menſchen fand. Du wareſt nicht zu Hauſe. Er kam in mein Zimmer, weil er mich, wie ich erſt nachher erfuhr, für ſehr krank hielt, und weil er glaubte, daß ich Hülfe nöthig haben könnte. Ich verſtand ſeinen Beſuch unrecht. Ein unglücklicher Augenblick, worin Mitleiden, Theilnahme, das Bewußtſeyn meiner Untreue . . . Ich war außer mir . . . Eine Unbeſonnenheit, die ich mir nie verzeihen werde . . . O, ich zittre noch jetzt vor dem Tone, mit dem er mich zweimal Mutter nannte! Faſt in demſelben Augenblicke trateſt du in das Zimmer. Dein Sohn war ſo edelmüthig, zu ſchweigen. In der Angſt wälzte ich die Schuld auf ihn, und er wurde von dir verſtoßen, ohne etwas verbrochen zu haben!

Hier bedeckte Julie ihr Geſicht, und ſchluchzte nur. Der Droſt hob ſeine Gattin nicht auf; er war in ein ſtilles Nachdenken über den Charakter ſeines Sohnes verſunken. „O Gott!“ ſagte er endlich, als er Julien wieder bemerkte: „welch eine fürchterliche That konnte geſchehen! Welch einem Abgrunde bin ich entgangen! Julie, Julie! . . . Und das hätte mein Sohn gethan? Dieſes Edelmuthes wäre er fähig geweſen? So hätte er ſeines Vaters ſchonen können? Nimmermehr!“

Julie erzählte ihm von ſeines Sohnes Leben, was ſie wußte; und das war nicht we nig. Nun ſah der ſo lange verblendete Vater deutlich; nun dachte er wieder daran, mit welcher Innigkeit ſein Sohn zu ihm geſagt hatte: ſo hab' ich Sie immer geliebt! Er ging mit gefalteten Händen auf und nieder, und jammerte ſchmerzlich: „mein Sohn! mein edler Sohn!" — Um des Sohnes willen vergab er der Gattin. Aber wo ſollte er ihn finden? Er reiſte nach unſerm Dorfe, in die Einſamkeit, wo ſein Sohn ſo lange gelebt hatte, und fand da allenthalben Spuren von deſſen Unſchuld und Tugend. Im Dorfe begegnete ihm Rudeli. „Ah! willkommen!" ſagte der Droſt. „Wo iſt mein Sohn?" Rudeli erzählte, was er wußte. — Der Droſt ging nun zu meiner Mutter, und erfuhr von ihr, daß ihr Mann und ihr Schwager nach Leipzig gereiſt wären, wo ſie auf der Poſt Nachricht von mir finden würden. Rudeli ſetzte hinzu: Waldenbruch wäre gewiß mit mir an demſelben Orte. Wirklich fand der Droſt nach dieſer Anweiſung ſeinen Sohn, und dieſer erzählte ihm, während ich meinem Vater und dem Wachtmeiſter aus meinem Tagebuche vorlas, ein

ein Stück aus ſeiner Lebensgeſchichte. Der Droſt war nicht recht mit ſeiner Schwiegertochter zufrieden, beſonders als er hörte, daß ſein Sohn noch nicht mit ihr getrauet war; dieſer erklärte aber mit der gewohnten Feſtigkeit ſeinen Entſchluß, und der Vater gab ihm ſeine Einwilligung.

So waren nun alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt, und jedermann zufrieden. Um die Geſchichte wie einen Roman zu endigen, fehlten nur noch Suschen und Sophie. Ich ſagte zu Waldenbruch: ſie können doch nicht im Mittelpunkte der Erde verborgen ſeyn! Freilich, um meines Tagebuchs willen möchte ich beinahe wünſchen, daß es ſo wäre. Waldenbruch ſah mich ernſt an; ich blieb aber bei meiner Aeußerung, und erzählte ihm, daß ſo eben mein Tagebuch, von dem er ſo ungern etwas höre, bei Suschens und meinem Vater ſehr nützliche Dienſte geleiſtet hätte. Es ſind, ſagte ich, viele Tagebücher geſchrieben; aber ſchwerlich eins, worin das Tagebuch ſelbſt eine Rolle ſpielt, und zwar eine ſo wichtige. Er lächelte, und ging aus, um noch einen Gang durch die Stadt und die Vorſtädte zu machen. Ich ſetzte mich nieder, und ſchrieb unterdeſſen, ohne mich an ſein Lächeln zu kehren, was der Leſer ſo eben geſehen hat.

Die vergebliche Reiſe.

Ich habe oben geſagt, daß der Menſch der Tugend immer das Glück der Erde zugeſellt. Das läßt ſich leicht erklären; weit ſchwerer aber, daß dem Menſchen, der ſo ſelten glücklich iſt, faſt nie ein Glück begegnen kann, ohne daß er noch auf ein zweites hofft. Waldenbruchs Verſöhnung mit ſeinem Vater und mit meinem Oheim, woran zur Vollendung nur noch ein Blick, eine Thräne, ein Wort, eine Umarmung von Suschen fehlte, hatte mich übermüthig gemacht. Es waren noch ein Paar unbeſchriebene Quartblätter in meinem Tagebuche, und als ich das vorige Kapitel beendigt hatte, da ſagte ich: wenn ich die noch zu der Scene verwenden kann, wo Suschen in Waldenbruchs, und Sophie in meine Arme ſinkt, ſo will ich dem Himmel danken. Dann aber werde ich meinem Vater wohl die Kunſt ablernen müſſen, mit Geburtstagen und andern Kleinigkeiten, die niemanden kümmern, höchſtens noch einige Blätter vollzuſchreiben. Ein Paar Tage; und Alles, dies Tagebuch, wie unſer Leiden, geht durch eine doppelte Trauung zu Ende, und an dem Glücke, das dann unſer Loos ſeyn wird, nimmt kein Leſer Theil. Ich war meiner Sache ſo gewiß, daß ich, wenn Jemand die Treppe herauf kam, mich ſchon zurecht ſtellte, um Suschen und Sophien zu empfangen.

Am Abend trat Waldenbruch mit den Worten: „wieder vergebens!“ in das Zimmer. Aus Verdruß nahm ich meinen Hut, und, weil es ein dunkler Herbſtabend war, eine Laterne. So ging ich mit den Worten: ſie ſind gewiß da! hinaus und auf die Straße. Es war lächerlich, daß ich mit ſolcher Zuverſicht hoffte, Suschen und ihre Tochter müßten ſich nun endlich finden. Ich betrachtete heute, nach allem was ich geſehen und erfahren hatte, mein Leben und mein Tagebuch wie einen Roman. Daß Suschen ſo verborgen blieb, war doch nur eine Neckerei, die zu weiter nichts half, als das Feuer, das die letzte Scene in dem Herzen der Leſer angezündet hatte, wieder abzukühlen. Ich wüßte nicht, ſagte ich ganz ernſthaft, warum ich ſie nicht finden ſollte, beſonders da ich eine Laterne habe! — Mit dieſer Laterne leuchtete ich nun jedem Frauenzimmer ins Geſicht, ſah aber faſt nichts als die fürchterlichen Züge der Frechheit, und mußte obendrein tauſend Schimpfreden für meine Unhöflichkeit hinnehmen. Nur gut, daß ich nicht ein Paar Männer ſuchte; ſonſt hätte der Abend ſehr übel für mich ablaufen können! — Ich kam endlich mit den Worten: wieder vergebens! nach Hauſe.

Am folgenden Morgen war mein Rauſch vorüber; aber doch behielt ich noch immer große Hoffnung, daß wir Sophien und ihre Mutter bald finden würden. Waldenbruch glaubte das nicht; und ich ſelbſt wurde nach acht Tagen kleinlaut. Wir verließen Leipzig, um weiter zu ſuchen; doch jeden Abend traten wir Beide mit den Worten: wieder vergebens! in unſer Zimmer. Alle Auffoderungen an Suschen in den öffentlichen Blättern, unter ihrem wahren und ihrem angenommenen Namen, halfen eben ſo wenig; und endlich gingen wir Beide, auf Bitten des Droſten und meines Vaters, in das Wäldchen bei unſerm Dorfe zurück. Von Zeit zu Zeit wiederholten wir unſre Auffoderungen an Suschen; doch immer ohne Erfolg. Waldenbruch gab nun alle Hoffnung auf, und fing ſeine ehemalige Art zu leben wieder an. Sein Garten verſöhnte ihn völlig mit meinem Oheim. „Wenn Suschen nun da wäre,“ ſagte dieſer oft mit einem Seufzer; „welch ein Leben könnte ich führen! Ein Schwiegerſohn mit ſolchen Blumen! Lieber Gott, warum iſt denn nichts in dieſer Welt vollkommen!“

Mein Vater war, ſeitdem er das Stück aus meinem Tagebuche gehört hatte, um vieles feierlicher geworden, als vorher. Es ging ihm, wie einem Menſchen in einer guten Geſellſchaft, von welcher er beobachtet wird: er beobachtet ſich ſelbſt deſto mehr. Seinen gütigen, liebenswerthen, weichen, menſchlichen Charakter behielt mein Vater; er ſuchte ihn aber, um des Tagebuches willen, mit einem kleinen Anſtriche von Stolz, Würde, Weisheit und Standhaftigkeit aufzuputzen. Jetzt war er gegen ſeine Frau noch gütiger als zuvor, aber etwas gravitätiſch; er warf mit Sentenzen um ſich, die wohl einem von den ſieben Weiſen Ehre gemacht hätten, beſonders gegen ſeinen hitzigen Bruder, der ſich um alle Tagebücher in der Welt nicht kümmerte, und immer dem Antriebe ſeiner Leidenſchaften folgte, ausgenommen wenn er ſah, daß er Jemanden damit kränkte.

Es war nicht Eitelkeit von meinem Vater, auch nicht Heuchelei; denn er ſagte ſeiner Frau und ſeinem Bruder ganz unverhohlen, was er über das Tagebuch dachte. Er erinnerte ſogar Beide oft daran, und war eben ſo beſorgt für ſeines Bruders Ehre, wie für ſeine eigne. Was werden die Leute einmal ſagen, Bruder! — „Was ſie wollen!“ antwortete der Wachtmeiſter hitzig. „Ich will nicht heucheln lernen, damit ſie einmal ſagen können, der Wachtmeiſter war ein geſcheidter Mann!“ — Nein, Bruder, erwiederte mein Vater, betrübt über den Vorwurf der Heuchelei; — ich heuchle nicht: da ſey Gott vor! Und du biſt gut, Bruder, bei aller deiner Hitze; das weiß ich beſſer als du. Aber ich betrachte das Tagebuch, wie mein zweites Gewiſſen, wie das Glasfenſter, wovon wir einmal laſen, das in der Bruſt ſitzt, und wodurch die Menſchen einander in das Herz ſehen können. Sieh, Bruder, wenn du etwas thäteſt, wovor ich mich zu ſchämen hätte, ich wollte die Blätter verbrennen, und wenn auch die Welt nie ein Wort von dem Freiſaſſen Engelmann erführe. Aber ich meine, andre Menſchen ſollten ein Beiſpiel an uns nehmen, wenn ſie läſen, wie lieb wir einander gehabt, und wie du deine Hitze unterdrückt hätteſt. Das meine ich, Bruder.

Und ſo dachte mein Vater wirklich, ob er ſich gleich ein wenig aufputzte. Er wartete mit dem größten Verlangen auf die Stunde, da Suschen wiederkommen würde; es ſchmerzte ihn eben ſo ſehr, wie den Vater, daß ſie ſo lange ausblieb: aber er wußte doch ſchon vorher, was er ſagen, was er thun wollte, wenn ſie käme. Das hatte er ſchon einſtudiert, und ich konnte, wenn wir über dieſen Augenblick ſprachen, an ſeiner bedeutend lächelnden Miene ſehen, daß er mir etwas recht Schönes zu ſchreiben geben wollte.

Ich kann hier einen Zug in der edlen, zarten Seele meines Vaters nicht verſchweigen. So groß auch ſeine Begierde war, mein Tagebuch ganz zu leſen, ſo unterdrückte er ſie doch; und wenn mein Oheim davon anfing, ſo lächelte er erſt, und ſagte dann: nein, Bruder Jakob! laß ihn ſchreiben, und laß uns leben! Das wird ſonſt ein Heuchelkram. Und erführe die Welt einmal, daß er uns vorgeleſen hätte, ſo würde ſie ſagen: wer weiß, ob es auch ſo wahr iſt, wie es hier ſteht! er hat es ja vorleſen müſſen!

Ein Kapitel mußte ich indeß vorleſen, weil der Wachtmeiſter darauf drang: das nehmlich, worin ich von Suschens Tochter erzähle. Mein Vater entſchloß ſich zuzuhören, da ich verſicherte, es käme von ihm nicht das Mindeſte darin vor. Daß ich Sophien liebte, wußten ſie Beide ſchon; ſie glaubten aber, es wäre nur Verwandtenliebe. Daß ich ſie heirathen wollte, hatte ich verſchwiegen, um ein Vorurtheil meines Vaters zu ſchonen. Indeß einmal mußte er es wiſſen; und ich hielt es für rathſam, vorzuleſen, was meine Abſicht war: denn ſobald ich meine Papiere in Händen hatte, war mein Vater weiſer, vorurtheilsfreier, als je.

Das Spinnengewebe.

Daß mein Vater der Sohn eines Schulmeiſters war, und daß in dem Hauſe ſeiner Eltern ſehr ſtrenge Begriffe von Familienehre herrſchten, habe ich ſchon geſagt. So weit mein Großvater unter ſeinen Verwandten väterlicher und mütterlicher Seite hinauf denken konnte, hatte jedes Mädchen den Braut kranz mit Ehren getragen, und war nicht eher als neun oder zehn Monath nach der Trauung in das Wochenbett gekommen. In der Familie meiner Großmutter verhielt es ſich eben ſo. Die Wörter „unehelich, Jungfernkind“ waren daher in unſerm Hauſe das Schimpflichſte, was man von einem Menſchen ſagen konnte. Mein Urgroßvater, der gleichfalls Schulmeiſter geweſen war, hatte in den Kirchenbüchern jeden Verdacht, der eine Braut traf, jedes zu frühe Wochenbett einer jungen Frau mit bittern Ausdrücken, oder doch wenigſtens mit einem großen NB., angemerkt. Mit den unehlichen Kindern war er ganz unbarmherzig umgegangen; keins hatte er ohne eine ſcharfe Rüge ſeiner Unehelichkeit, die ihm mit Verworfenheit gleichgalt, in das Taufregiſter geſchrieben. Heirathete ein unehliches Kind, oder ließ es taufen, ſo wiederholte er die alten Anmerkungen, und tadelte die Familie, die ſich ſo weit erniedrigt hatte, den verworfenen Menſchen unter ſich aufzunehmen. Eine ſolche ſcharfe, bittre Anmerkung in dem Kirchenbuche hatte einmal eine

Verbindung zwiſchen zwei jungen Leuten getrennt, und ſie Beide unglücklich gemacht. Mein Großvater, der nicht lange nach dieſem Vorfalle ſeinem verſtorbenen Vater im Amte folgte, fand es, ungeachtet auch er ſehr ſtrenge Begriffe von Keuſchheit hatte, doch ein wenig allzu hart, dergleichen Menſchen vor der ganzen Nachwelt zu beſchimpfen. Er half ſich nun ſo, daß er bei jeder Braut, deren Ruf nicht ohne allen Flecken war, ein ganz kleines Spinnengewebe mit den feinſten, kaum ſichtbaren Federzügen mahlte. Das Spinnengewebe war größer und deutlicher, je anſtößiger ein ſolches Mädchen gelebt hatte; und bei jedem unehlichen Kinde ſtand eine Kreuzſpinne mit einem großen, dicken Gewebe.

Mein Vater und mein Oheim kannten die Bedeutung dieſer Mahlereien — einer Erfindung, auf die ſich mein Großvater nicht wenig zu gute that —, und brauchten ſie nur durchzuzählen, um zu wiſſen, wie viele Unordnungen ſeit einem halben Jahrhundert in der Gemeine vorgefallen waren. Sie mahlten in ihrer Jugend dergleichen mit eben der Geſchicklichkeit, wie ihr Vater; dabei ſetzte ſich aber in ihren Seelen der ſtärkſte Widerwille gegen alle uneheliche Kinder feſt. Eben deshalb that der Vorfall mit Suschen eine ſo große Wirkung auf meine Verwandten; eben deshalb war der Wachtmeiſter ſo unbeſchreiblich hart gegen ſeine geliebte Tochter. Der Abſcheu vor ſolchen Menſchen machte auch, daß mein Vater ſowohl als der Wachtmeiſter Suschens Abweſenheit ziemlich ſtandhaft ertrugen; und um dies Vorurtheil zu ſchonen, hatte ich meinem Vater noch immer verſchwiegen, daß ich Suschens Tochter heirathen wollte.

Ich fing an zu leſen. Die Beſchreibung von Sophien rührte meinen Vater, und noch mehr den Wachtmeiſter, der ſich eifrig über das Geſicht ſtrich und mit Thränen in den Augen lächelte. Endlich kam ich auf meine Liebe zu Sophien, und gab dabei auf meinen Vater Acht, der noch immer lächelnd zuhörte. Ich ſagte endlich einige Worte, die nicht da ſtanden, und worin ich meinen feſten Entſchluß, Sophien zu heirathen, erklärte.

Hier ſprang der Wachtmeiſter auf, und fiel mir froh um den Hals. „Was ſagſt du nun, Bruder?“ rief er. „Am Ende kannſt du doch Recht haben, daß aus der verdammten Geſchichte nichts als Freude entſpringt.“ — Ja, ſagte mein Vater etwas kalt: das kann ſeyn; wenn's nicht zu nahe in der Verwandtſchaft iſt! — Mein Oheim wendete ſich bei dieſem Tone von mir ab, und ſah ihn an. „Ich weiß,“ ſagte er ernſt, „woran du denkſt, Bruder; an ein Spinnengewebe. Aber ich glaube doch beinahe, unſer ſeliger Vater ging damit zu weit. Es iſt ein Unterſchied; und wenn Suschen den Herrn von Waldenbruch heirathet, ſo . . .“ — Mein Vater ſchüttelte den Kopf faſt unmerklich; der Wachtmeiſter ſah es aber doch. „Christian!“ fuhr er auf: „als der hier in Leipzig vorlas, wie alles gekommen iſt, und ich mich nicht ſogleich ergeben wollte; wer ſagte da, Suschen iſt unſchuldig? Du! Wer ſagte da, ich ſollte mich ſchämen? Du! Laß den ſeligen Vater wieder aufſtehen, und ihn das hören, was wir in Leipzig gehört haben; er kann's nicht über ſein Herz bringen, bei Suschens Namen nur das kleinſte Gewebe zu machen; und du . . .!" — Ich ſage ja nichts, antwortete mein Vater betrübt.

„Du ſagſt nichts," fuhr der Wachtmeiſter noch hitziger fort; „aber du mahlſt da mit dem Armenſündergeſichte, das du machſt, ein Spinnengewebe hin, ſo groß wie eine Fenſterſcheibe. Ja freilich ſagſt du nichts; aber du denkſt deſto mehr. Nun, ſo ſag es heraus! Sitze da nicht ſo ſtumm, wie ein Stein! Heraus damit! Und du da! paß auf, was dein Vater ſagt! Ich ſtehe dir dafür, Bruder, dein eigener Sohn ſoll's, ſo wahr Gott lebt! mit großen Buchſtaben in das Tagebuch ſchreiben. Verſprich mir das Herzensjunge! Mit großen Buchſtaben!" — Ich ſah meinen Vater zärtlich an. Er ſtand auf, und bewegte die Lippen. „Paß auf!" rief der Wachtmeiſter mir noch einmal zu. — Mein Vater gab ſeinem Bruder die Hand, und ſagte: (konnte er mir etwas Beſſeres mit großen Buchſtaben zu ſchreiben geben?) Ja, Bruder. Wenn es Unrecht iſt, daß ich, trotz meiner

Liebe zu Suschen und meinem Glauben an ihr reines Herz, an ein Spinnengewebe dachte, ſo habe ich das Unrecht gethan, und er mag es mit Frakturbuchſtaben aufſchreiben, ja es mag in alle Zeitungen kommen. Aber, Bruder, mein Sohn ſoll Suschens Tochter heirathen, weil ſie Suschens Tochter und deine Enkelin iſt. Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, thun, als nicht Alles mit dir theilen und tragen, was du zu tragen haſt. — „Wie verſtehſt du das?“ fragte der Wachtmeiſter ſanfter. Ich meine, Bruder, wenn Suschens Tochter meine Schwiegertochter iſt, ſo gehört ſie mir ſo gut an, wie dir; und was es dabei zu tragen giebt, das tragen wir gemeinſchaftlich: denn, wie geſagt, Bruder, was auch einmal die Leſer davon denken mögen — ich kann mir nicht helfen; die fatalen Spinnengewebe wollen mir nicht aus dem Kopfe. Aber aus Liebe zu dir, Bruder ... —

Mein Oheim, der die Spinnengewebe eben ſo anſtößig fand, obgleich Sophie ſeine Enkelin war, fühlte das Opfer, das ſein Bruder ihm brachte. Ich glaubte, er würde ſich in ſeiner Enkelin für beſchimpft halten, und beſchuldigte meinen Vater ſchon einer Härte gegen ihn; aber wie ſehr hatte ich die beiden Brüder verkannt! Der Wachtmeiſter ſchien zwar über meines Vaters Vorurtheil hinaus zu ſeyn; er ſchien es aber nur. „Ach, Bruder,“ ſagte er; „wir werden es nie überwinden, wenn wir es auch brüderlich zuſammen tragen und theilen!“ Sie umarmten einander, mit Thränen der Zärtlichkeit in den funkelnden Augen, und verließen das Zimmer. Keiner von Beiden dachte mehr an mein Tagebuch, und an das Urtheil der Leſer über dieſe gewaltſame Zerreißung des Knotens.

Nun wurde feierlich erklärt, daß ich Suschens Tochter heirathen würde. Meine Mutter, die nicht unter Spinnegeweben erzogen war, und weiter hinaus dachte — an Waldenbruchs Vermögen u. ſ. w. —, fiel mir freudig um den Hals, und rief: wenn ſie nur erſt da wäre! Ich eilte zu Waldenbruch. Ob er gleich die Hoffnung aufgegeben hatte, Suschen wiederzufinden, ſo koſtete es mir doch nur einen Wink, ihn zu einer neuen Entdekkungsreiſe zu bereden. Wir machten uns auf, und unſre Verwandten riefen: Gott gebe euch Glück! „Und für Ihre Blumen,“ ſagte mein Oheim, „will ich während der Zeit wohl ſorgen.“

Der Baſtard.

Ich wünſchte, lieber Sohn, ſagte mein Vater den Abend vorher zu mir, du ſchöbeſt deine Hochzeit ſo lange auf, bis Suschen erſt einige Tage Waldenbruchs Frau geweſen wäre, oder, noch beſſer, bis Waldenbruch ſeine Tochter hätte legitimiren laſſen. — Zwar verſprach ich ihm, daß ich thun wollte, was ich könnte; allein ich ſah voraus, daß ein ſolches Anſinnen Suschen, Waldenbruch, und am meiſten Sophien, beleidigen müßte. Das ſagte ich auch meinem Vater; und er ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Während meiner Abweſenheit trug ſich in unſerm Hauſe etwas zu, das meines Vaters Philoſophie auf eine noch ſtärkere Probe ſetzte. Durch Suschens Schickſal waren meine Eltern mit meiner Schweſter ſehr vorſichtig geworden, und Beide hatten heimlich mit einander verabredet, daß Karoline ohne ihre Geſellſchaft gar nicht ausgehen ſollte. Man verſchwieg meiner Schweſter, daß ſie bewacht würde; beſonders deshalb, weil man den Wachtmeiſter nicht kränken wollte, dem ſonſt einfallen mußte, daß auch er durch dieſes Mittel ſein Suschen hätte ſichern können.

Karoline war ein heiteres, muntres Mädchen, und hatte Suschens Schönheit, Suschens ſanftes Herz, aber freilich nicht ihre Geiſtesbildung. Glücklicher Weiſe merkte ſie ihre Gefangenſchaft nicht, weil ſie die Geſellſchaft ihrer Eltern liebte; und daß ſie nicht zu den Tanzfeſten der Bauern gelaſſen wurde, konnte ihr gar nicht auffallen, weil mein Vater und mein Oheim ſich durch Kleidung und Sitten ſchon längſt von den Bauern abgeſondert hatten.

Linchen las fertig, ſchrieb recht hübſch, obgleich langſam, und führte die Haushaltung ihrer alten Mutter, ohne in ihrem fröhlichen Herzen Sorgen, Wünſche und Ahnungen zu haben. Bei allen Arbeiten ſang ſie mit ihrer ſchönen Stimme luſtige Lieder und geiſtliche Geſänge durch einander. Ein Band, ein Blumenſtrauß, den ihr der Wachtmeiſter ſchenkte, ein Spaziergang mit ihren Eltern, eine kleine Reiſe auf den nahen Jahrmarkt, oder auf ein Freiſchießen, wohin der Oheim ſie jedes Mal in ſeiner Staatsuniform begleitete und wobei er ſie nicht aus den Augen ließ, befriedigten alle ihre Wünſche. Sie war glücklich, weil ſie nicht wußte, daß ſie noch glücklicher ſeyn konnte.

Um dieſe Zeit kam Rudeli in meines Vaters Haus. Er hatte ſich kaum als den Schweizer, den ſein Sohn ſchickte, angekündigt, ſo nahm ihn mein Vater an ſeine Bruſt. Dann umarmte und küßte meine Mutter den Retter ihres Sohnes. Rudeli, der heitre unbefangene Menſch, der noch immer nicht recht begriff, wie man ſo viel aus einer Handlung machen konnte, die er in jeder Minute zu wiederholen bereit war, hielt das Umarmen der Fremden für Landesſitte. Als meine Mutter ihn losließ, näherte ſich meine Schweſter, ihm die Hand zu bieten; er umfaßte ſie aber, und küßte ſie eben ſo herzlich, wie meine Eltern ihn geküßt hatten. Die gute Laune, mit der er nun den Vorfall in der Schweiz erzählte, die freimüthige Unbefangenheit ſeines offnen, geſunden Geſichts, die Ehrerbietung, die er meinem Vater und dem Wachtmeiſter erwies, gewannen ihm ſogleich Aller Herzen. Ich hatte meinen Vater gebeten, ihn für den Landbau zu gebrauchen, da er ſelbſt ſeiner Wirthſchaft jetzt nicht mehr ſo vorſtehen konnte, wie in früheren Jahren. Rudeli griff auch ſogleich zu, und war ſo thätig, daß mein Vater ihn als den beſten Gehülfen betrachtete. Er und meine Schweſter ſchienen von dem Himmel recht eigentlich für einander beſtimmt zu ſeyn. Sie ſahen ſich nie, ohne noch heiterer zu werden, als ſie ſchon waren. Sang Linchen, ſo pfiff Rudeli, wo er auch ſeyn mochte, die zweite Stimme dazu. Er war viel zu aufrichtig, als daß er dem Mädchen nicht hätte ſagen ſollen: Linchen, ich habe Sie lieber, als alles auf der Welt. Das ſagte er ihr lachend; und ſie erwiederte lachend daſſelbe. Bei allen ſeinen Arbeiten dachte er an Linchen, und freuete ſich auf den Augenblick, da er ſie wiederſehen würde. Sie erwartete ihn Abends immer vor der Hausthür, oder ging ihm, wenn er zu lange ausblieb, gar ein Stück auf das freie Feld entgegen. Dann boten ſie einander die Hand, und erzählten auf dem Rückwege laut und ſcherzend, was ihnen heute begegnet war.

Sie liebten einander herzlich, über alles; doch hatten ſie keine Worte für ihre Empfindungen. Ihre Heiterkeit wurde nur größer, ihre Freude lauter; kein Seufzer, keine ſchmachtenden Blicke, kein heimliches Winken verrieth, was ſie fühlten. Sie wußten nicht, daß es anders ſeyn könne, als es war. In ihrem Herzen erwachte kein Verlangen; denn man legte ihnen kein Hinderniß in den Weg, und ſie ſahen, ſie ſprachen einander, ſo oft und ſo lange ſie wollten. Hier war einmal der ſeltne Fall, daß die Freude, die reinſte Natur, zwei Herzen an einander knüpfte. Sie konnten nicht mehr ohne einander leben; aber ſie wußten das nicht, weil ſie immer ungehindert beiſammen waren. Kurz, ſie lebten wie Schweſter und Bruder, oder ſo ruhig, wie glückliche Eheleute. Von dem allen merkte ich nichts. Ich war ja überzeugt, daß die Liebe mit Seufzern, mit wehmüthiger Sehnſucht anfangen müſſe. Wie konnte ich nun glauben, daß die jungen Leute ihre Herzen lachend vertauſchen würden? Hätte mir nur geahnet, daß es ſo ſeyn könne, ſo würde ich darauf gedrungen haben, daß Rudeli ſogleich fort ſolle; denn wie ließ es ſich nur denken, daß mein Vater ſeine Tochter einem Baſtarde geben würde! Ich hielt mich überdies die meiſte Zeit in dem Fichtenwäldchen bei Waldenbruch auf, und ſo entgingen mir Rudelis Aeußerungen ſeiner Liebe. Mein Vater, der andre Begriffe von dieſer Leidenſchaft hatte, als ich, mochte etwas merken; er lächelte aber: denn er wußte nicht, daß Rudeli nur ſeine Mutter nennen konnte. Auf meinen Befehl hatte der Jüngling bei dem Eintritte in das Haus meines Vaters ſagen müſſen, er ſey der Sohn eines Landmanns in der Schweiz. Ich wollte nehmlich dem armen Menſchen eine freundlichere Aufnahme im Hauſe verſchaffen.

Nun reiſte ich mit Waldenbruch ab. Einige Wochen nachher ſtürzt Rudeli, weil ein morſches Brett unter ihm bricht, in die Scheune, und zum Unglück auf eine Senſe. Man bringt ihn bleich und ohnmächtig ins Haus. Die Knechte, die ihn tragen, ſchreien laut. Linchen geht an die Thür, ſieht, was geſchehen iſt, und ſinkt ohnmächtig nieder. Das ganze Haus kommt zuſammen, und Rudeli wird auf ſein Bett gebracht. Linchen wirft ſich über ihn her, und benetzt ſein bleiches Geſicht mit heißen Thränen. Er ſchlägt die erloſchenen Augen auf, und reicht ihr die matte Hand. Nur für ſie hat er Blicke und Worte. Der Arzt, den man herbeiruft, unterſucht die Wunde, und zuckt die Achſeln. Linchen vergeht faſt vor Angſt, und ſagt mit blaſſen Lippen: ich werde ihn nicht überleben! Mein Vater geht von Rudeli, den er tröſtet, zu Linchen, um auch ſie zu tröſten. Sie ſeufzt aber: wenn Rudeli ſtirbt, ſo ſterbe ich mit.

Sie ſitzt in Rudelis Kammer, bleich, zitternd, ſtarrt ſein blaſſes Geſicht an, athmet nur, wenn Er athmet, erſchrickt, ſo oft er ſich bewegt, und hält unabläſſig ſeinen Puls. Als der Verband abgenommen wird, und der Wundarzt lächelt, ſpringt Linchen, die bebend ſeine Miene beobachtet hat, jauchzend auf, hängt ſich an ihrer Eltern Hals, und ſinkt dann weinend und betend an Rudelis Lager nieder.

Rudeli lächelt unter den heftigſten Schmerzen ihr zu. Nun iſt Linchen ſeine Wärterin. Sie hält ſeine Hand, und küßt ihn froh in Aller Gegenwart, wenn er etwas fodert, wenn er ſich beſſer fühlt. Mein Vater lächelt dazu, meiner Mutter ſtehen Thränen in den Augen, und mein Oheim ſagt leiſe: Bruder Chriſtian, hier kann es drei Hochzeiten auf einmal geben!

Als Rudeli ſich erholt, führt Linchen ihn langſam in den Garten, ſchützt ihn vor dem Luftzuge, wie vor der Sonne, und ſchlägt freudig in die Hände, daß er nun wieder ohne Hülfe auf und nieder gehen kann; doch zitternd hat ſie ihn begleitet, und iſt immer bereit geweſen, ihn in ihre Arme aufzufangen. Linchen vergißt Alles über dem geliebten

Kranken. Sie hat für nichts mehr Augen und Ohren, als für Rudelis Blicke und Worte.

Endlich iſt er geſund, und Linchens Geburtstag kommt näher. „Bruder," ſagt der Wachtmeiſter; „ich weiß nicht, wie du biſt! Du ſiehſt das alles, und ſchweigſt. Gieb doch dem Mädchen, was es wünſcht." Mein Vater erwiedert mit einem bedeutenden Lächeln: den 19ten iſt Linchens Geburtstag. Verdirb mir die Freude nicht, lieber Wachtmeiſter! Eben das ſagt er auch meiner Mutter, und Beide ſchweigen, Beide hoffen.

Meine Mutter backt Kuchen, und läßt ſich von Linchen helfen. Jetzt kann ihr mütterliches Herz es nicht länger aushalten. Sie umflicht, weinend und zitternd, zwei Herzen auf dem Kuchen mit Blumen, und legt mit Zuckerkörnern auf das eine den Namen: Karoline. Nun? welchen Namen, fragt ſie ſanft ſchluchzend, ſoll ich denn auf dieſes legen, mein liebes Kind? Linchen lächelt, und ſchweigt. Die zitternde Hand der Mutter zeichnet den Namen Rudeli in das zweite Herz, und verräth ſo der Tochter das Geheimniß des morgenden Tages: ihre und Rudelis Verlobung. Linchen zittert vor Freude. Jetzt weiß ſie zum erſten Male, was ſie gewünſcht hat. Rudeli geht an der Küche vorüber. Linchen ſieht ihn, breitet die Arme aus, und wirft ſich an ſeine Bruſt. Ein inniger Kuß, ein Wort, ein Händedruck, verrathen auch ihm das ſchöne Geheimniß, das ihrem Herzen zu ſchwer iſt.

Die Mutter kann ſich bei dieſem Anblicke nicht mehr halten. Sie zieht den neuen Sohn in die Küche, legt die Hände der Liebenden zuſammen, und ſegnet ſie, macht es ihnen aber zur ſtrengen Pflicht, noch zu ſchweigen.

Den folgenden Morgen feiert der Vater mit Thränen und Gebeten; und nicht lange, ſo iſt der Wachtmeiſter in ſeiner Staatsuniform da. Linchen kommt erſt auf den dritten Ruf des Vaters zitternd von ihrer Kammer. Rudeli ſieht ſie zum erſten Mal langſam und erröthend heruntergehen, breitet ihr die Arme entgegen, und verſchwindet in freudiger Erwartung.

Rudeli! ruft mein Vater. Rudeli! ruft der Wachtmeiſter. Der Jüngling kommt ängſtlich, und bleibt an der Thüre ſtehen. Da er Thränen von Linchens Wangen fließen ſieht, ſo fängt auch er an zu weinen. Der Wachtmeiſter ſitzt lächelnd auf ſeinem Lehnſtuhl, mit einem Buket der ſchönſten Blumen vor der Bruſt, und winkt meinem Vater unabläſſig zu.

Endlich nimmt mein Vater die Bibel von dem Geldſchränkchen herunter, und ſchreibt, ſich ſelbſt mit lauter Stimme diktirend: „Gott ſey gelobt! Heute feiern wir durch ſeine Gnade in Frieden und Freude zwei große, ſchöne Feſte: den Geburtstag unſrer geliebten Tochter Karoline, und . . .“ — Er legt die Feder nieder, und ſieht mit unbeſchreiblichen Blicken der Liebe und des Segens ſeine Tochter und den ehrlichen Schweizer an. Gebt einander die Hände, Kinder! ſagt er bewegt. Doch — (er nimmt die Feder wieder) — wie heißeſt du denn, Rudeli? Rudolph! Wie weiter? — Rudeli tritt näher an den Tiſch, und ſagt: Rudeli Stäſi. — Stäſi. So hieß dein Vater? — Nein, meine Mutter. — Wie denn dein Vater? — Rudeli antwortet: ich habe (warum, weiß ich nicht) ſagen ſollen, mein Vater wäre ein Landmann in der Schweiz geweſen. Aber es iſt nicht wahr. Ich bin ein Jungfernkind, und kenne meinen Vater nicht.

„Gott erbarme ſich!" rief mein Oheim, und griff nach ſeinem Hute. — Bruder, ſagte mein Vater; willſt du mich in der Angſt ſitzen laſſen? — Meine Mutter wurde blaß. Linchen wußte nicht, was verging, und ſah meinen Vater an, dann meine Mutter, dann Rudeli. Liebſter Chriſtel, ſagte meine Mutter bittend, und faßte ihres Mannes Hand, die er an die Stirn legte. Mein Vater ſchwieg ganz und gar. Der Wachtmeiſter ſtand mitten im Zimmer, und ſtampfte gewaltig mit dem Stocke auf den Boden. Endlich rief er, Hut und Stock in die Ecke ſchleudernd: „ich will verdammt ſeyn, wenn wir nicht unter dem vermaledeiten Unglück noch zu Grunde gehen! Aber verlaſſen will ich dich nicht, Bruder! . . . Geh einmal hinaus, Rudeli," fuhr er ſanfter fort; „und auch du, liebes Kind. Geht einmal hinaus!" (Die beiden jungen Leute verließen beſtürzt das Zimmer.) „Laß den Muth nicht ſinken, Bruder!" ſagte der Wachtmeiſter nun; „es iſt ja noch alles gut! Sie wiſſen Beide noch nichts. Es geht! wahrhaftig, es geht!" — Aber ſie haben einander ſo lieb! jammerte mein Vater. — „Das haben ſie, leider Gottes! das haben ſie, Bruder Chriſtian. Aber iſt es deine Schuld, daß ſeine Mutter . . .?" — Ach, lieber Schwager, fiel meine Mutter ein: ich will nichts ſagen; aber iſt es denn Rudelis Schuld? — Mein Oheim erwiederte ein wenig verlegen und nur mit halbem Muthe: „ei was! Gott will die Sünde der Eltern heimſuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied." — Ja, das will Gott, erwiederte meine Mutter; aber wir Menſchen ſollen es nicht: wir ſollen ſogar unſern Feinden wohlthun.

Der Wachtmeiſter, der ſich nicht mehr vertheidigen konnte, blickte meinen Vater an. Als er ihn ſo bleich, ſo ängſtlich da ſitzen ſah, nahm er ſeinen Stock vom Boden auf, ſchwang ihn muthig, und ſagte: „was von Sünde dabei iſt, nehm' ich auf mich." Meine Mutter fiel ihm in den Arm: o, lieber Schwager, verſuchen Sie Gott nicht! Sie haben ja auch noch Kinder, die er heimſuchen kann! Dieſe Worte nahmen ihm auf einmal allen ſeinen Muth. Er ſagte ganz leiſe: „Suschen, denk' ich, war dabei unſchuldig." — Kann das nicht Rudelis Mutter auch geweſen ſeyn? — Er warf den Stock wieder in die Ecke, als ob er ſeine Waffen übergäbe, und ſagte: „Bruder, ich werfe keinen Stein auf Rudelis Mutter. Ich demüthige mich unter Gottes Hand. Es iſt ein Elend mit uns; ein Elend, ſag' ich. Ich wollte, wir wären todt. Alle unſre Kinder! Dein Sohn und Suschens Tochter; und jetzt Rudeli und deine Tochter!" — Gottes Hand liegt ſchwer auf mir, ſagte mein Vater mit ſtillen Tönen des Jammers.

Bei dieſen Tönen hob ſich meines Oheims Muth wieder. „Es geht nicht!" rief er. „Gut, wir ſind Alle unſchuldig, da mein armer Bruder, Rudeli, ich, Linchen, Suschen, wir Alle. Aber wir müſſen thun, was wir können; und da die jungen Leute noch nichts wiſſen, ſo . . ." —

Leider, fiel meine Mutter ein, wiſſen ſie alles! — Sie erzählte die geſtrige Scene in der Küche. Mein Vater ſchüttelte immer ängſtlicher den Kopf, und ſein Bruder hielt nun eine lange Rede über das Recht eines Vaters, die Hand ſeiner Tochter zu geben oder abzuſchlagen. Er ſchöpfte aus ſeines Bruders jammernden Blicken immer neuen Muth, die Einwürfe meiner Mutter niederzudisputiren. Mein Vater erwartete nur den Triumph des Wachtmeiſters; dann ſagte er: es iſt unmöglich, liebe Frau. Rudeli bekommt unſre Tochter nicht! — Er war dabei aufgeſtanden, und hinter dem Tiſche hervorgekommen, weil man im Stehen nachdrücklicher ſprechen kann, als im Sitzen.

Jetzt ſagte meine Mutter empfindlich: wird doch Suschens Tochter unſres Sohnes Frau! — Nun ſtand der arme Wachtmeiſter völlig wehrlos da, und warf nur einen ſchmerzlichen Blick auf meinen Vater. Dieſer umarmte ihn ſchweigend, als wollte er ſagen: das iſt auch mein Bruder! Und nun wiederholte er mit Feſtigkeit: Rudeli wird nimmermehr mein Schwiegerſohn. Der Wachtmeiſter ſetzte ſich, und nahm an den Verhandlungen weiter keinen Theil.

Man überlegte nun, wie den beiden Liebenden ihr Unglück anzukündigen wäre. Nach heftigen Debatten wurde beſchloſſen, die Sache gänzlich mit Stillſchweigen zu übergehen. Zuletzt kam noch die Frage: was ſoll denn aus der heutigen Geburtstagsfeier werden? Der Kuchen mit den beiden Herzen war unbrauchbar, und auf Geſchenke für ~~Suſchen~~ hatte man nicht gedacht, weil ſie ihren Rudeli bekommen ſollte. Dieſe Verhandlungen waren in der That die ſchwierigſten. Der Wachtmeiſter ſteckte ſein Buket in die Taſche, und gab dadurch ſtillſchweigend ſeine Einwilligung zu dem Vorſchlage, den meine Mutter, um ſich zu rächen, that, daß der Geburtstag gar nicht gefeiert werden ſollte.

Alſo gar nicht! ſagte mein Vater endlich; und nun erſt wurde ſein Herz ſo weich, daß er allein in das Schlafzimmer gehen mußte. Welch ein ſchöner Tag entgeht mir! ſagte er betrübt, und ſchlich in die Speiſekammer, um den Kuchen zu ſehen. Zwei verbundene Herzen! und ich reiße ſie aus einander! Aber — ſagte er dann muthiger — muß ich nicht? bin ich nicht Vater?

Linchen und Rudeli warteten den Ausgang im Garten ab. Als ſie nicht gerufen wurden, ging Linchen endlich in das Wohnzimmer. Der Wachtmeiſter war fort. Die Mutter ſpann mit rothen Augen, und bückte ſich, als die Tochter herein trat, auf das Spinnrad nieder. Der Vater ſaß und ſchrieb Rechnungen, und blickte eben ſo wenig auf, wie die Mutter. In der Küche wurde keine Anſtalt zu einem Braten gemacht; der Kuchen mit den beiden Herzen war verſchwunden, und überhaupt keine Spur von einer Feierlichkeit zu ſehen.

Linchen brachte dieſe Nachricht ihrem Geliebten, der im Garten auf ſie hoffte. Beide wußten nicht, was ſie denken ſollten. Endlich traf Linchen die Mutter in der Küche. Dieſe erklärte ihr — freilich brach ihr Herz dabei —, daß ſie alle Hoffnung, Rudelis Frau zu werden, aufgeben müßte, weil der Vater kein uneheliches Kind zum Schwiegerſohne haben wolle. Sie drückte das unglückliche Mädchen an ihr Herz, und bat ſie, ſich in ihr Schickſal zu ergeben. Linchen weinte; aber ſich zu ergeben — daran war nicht zu denken. Sie hatte geſtern einen Schritt gethan, der alle Plane ihres Vaters vereitelte: es war zwiſchen ihr und Rudeli zu einer Erklärung gekommen, und ſie hatte ihm unter heißen Küſſen ewige Treue geſchworen. Jetzt ſuchte ſie ihren Rudeli auf, und erzählte ihm. Beide ſchworen nun einander noch einmal ewige Liebe und ewige Treue. „Was kann ich dafür?" ſagte Rudeli. — Was kannſt du dafür? wiederholte Linchen. — „Es iſt albern; denn ich bin ein ehrlicher Menſch!" — Das biſt du; und nur danach ſoll man fragen! — „Und ernähren kann ich dich, Linchen, wenn dein Vater dich verſtößt. Ich habe ein Paar Arme!" — Ich auch, Gott Lob! ſagte Linchen, und ſie umfaßten einander. — „Und Füße, Linchen, um mit dir bis ans Ende der Welt zu gehen!" — Und ich gehe mit dir, lieber Rudeli, bis ins Grab. — „Und dein Bruder wird uns nicht in der Noth ſtecken laſſen. — „Gewiß nicht. Und thäte er es auch, ſo habe ich doch dich, und frage nichts nach Noth und Elend! — „Ich eben ſo wenig, Linchen, wenn du mein biſt.“

Hier iſt die ganze Philoſophie der Liebe! Und hatte je ein Paar Liebende das Recht, ſo muthig zu ſeyn, ſo war es dieſes.

Mein Vater konnte ſein weiches Herz nicht zum Schweigen bringen; da er aber die beiden jungen Leute ſo ruhig ſah, ſo wurde auch er wieder ruhig. Er triumphirte ſchon gegen ſeinen Bruder, daß dieſes Gewitter, ohne einzuſchlagen, vorüberziehen würde; und um es deſto ſchneller wegzutreiben, that er Linchen den Vorſchlag, einen jungen Prediger in der Nähe zu heirathen, der ſie geſehen und ſich unter der Hand nach ihr erkundigt hatte. Linchen antwortete kalt, ſie wollte ſich bedenken. Sie gab Rudeli Nachricht davon. Als dieſer finſter zu Boden ſah, weckte ſie ihn mit Umarmungen aus ſeinen Träumen.

„Höre, Linchen!“ fragte er; „biſt du entſchloſſen?“— Zu allem in der Welt! Ich bin dein bis in den Tod. — Er verließ ſie, ging zu meinem Vater, und fragte ganz kurz: ob er gar nicht hoffen dürfe, ſeine Tochter zur Frau zu bekommen. Mein Vater war überraſcht; er hielt ſich aber, drückte dem Jünglinge die Hand, und gab ihm eine abſchlägige Antwort. Am Abend ſagte Rudeli zu Linchen: „dein Vater hat Nein geſagt. Ich, du, und Gott, wir ſagen Ja! Haſt du Muth?“ Linchen ſchlug ein, und um zwölf Uhr verließen ſie Beide das väterliche Haus. Sie gingen den Weg nach Deſſau zu, wo ſie mich und Waldenbruch zu finden hofften. Ich hatte nehmlich meinem Vater geſchrieben: er möchte ſeine Briefe nach Deſſau ſchicken, weil ich da einige Tage bleiben, und dann nach Wörlitz gehen würde, um den Garten des Fürſten kennen zu lernen.

Das unterirdiſche Gewölbe.

Am folgenden Morgen ſtützt mein Vater die Stirn mit der Hand, und überlegt. Er hört dreimal: Linchen! rufen, und dann: Rudeli! Ich weiß nicht, ſagt meine Mutter, wo Linchen ſeyn mag. Man ſucht, und ſie iſt ſo wenig zu finden, wie Rudeli. Man ſieht ſich um, und ihre Betten ſind noch gemacht.

Mein Vater erſchrickt, meine Mutter fährt fort zu ſuchen. Als die jungen Leute ſich auch den Mittag nicht ſehen laſſen, zweifelt man nicht länger, daß ſie entflohen ſind, und der Wachtmeiſter wird gerufen. Beide Männer ſind betäubt; nur meine Mutter behält Beſonnenheit, und ſagt: ſie ſind nach Deſſau gelaufen! Es fällt ihr ein, daß Linchen geſtern Abend ſo bedeutend gefragt hat, wo ihr Bruder ſey, und wann er in Deſſau ankommen werde. Der Wagen wird angeſpannt. Meine Eltern und mein Oheim ſetzen ſich auf, und eilen den Flüchtigen nach.

Mein Vater war untröſtlich; denn ihm ahnete eine Geſchichte wie mit Suschen. Der Wachtmeiſter hielt eine lange Rede, um ſeinem Bruder Muth einzuſprechen; dieſer ſchüttelte aber traurig den Kopf, und ſagte: nein; es iſt alles vorbei! alles! Keine Hoffnung mehr! Der Wachtmeiſter hob an: „in Amerika wurde ich einmal mit einigen Mann nach den Bahama-Inſeln kommandirt. Sieh, Bruder, die Fahrt geht durch Meerſtröme, Klippen, Bänke, und unſer Steuermann war ſeiner Sache nicht gewiß. Gott helfe, dachte lich, als eine Strömung uns fortriß. Nicht fünf Minuten, ſo ſcheiterten wir. Die Mannſchaft rettete ſich glücklich auf eine Felſeninſel. Im Trocknen waren wir nun, aber der ſchrecklichſten Gefahr ausgeſetzt, dem Schickſal zu verdurſten. Keine Quelle, Bruder, kein Tropfen Waſſer! Was that Gott? Da die unterirdiſchen Quellen fehlten, ſo gab er uns überirdiſche. Ein Schiffer aus einer Bahama Inſel, der bei uns war, zeigte uns Waſſer auf den Bäumen. Wir ſchöpften es aus den hohlen Blättern einer Schmarotzerpflanze, und friſteten ſo unſer Leben, bis Hülfe kam. Von dem Augenblicke an, Bruder, nahm ich mir vor, nie wieder die Hoffnung fahren zu laſſen."

Dieſe Hoffnung, ſagte mein Vater traurig, bleibt mir, Gott Lob! Alle Hülfsquellen der Erde ſind vertrocknet; das Grab wird mir helfen!

Ihn ſo zu tröſten, war nicht meines Oheims Abſicht geweſen. Aber — ſind denn nicht dieſe überirdiſchen Quellen auf dem dürren Bahama-Eilande, der Erde, der Troſt des armen Lebens? Guter Oheim, ich werde deine Bahama-Felſen nie vergeſſen!

Sie ſind das ſchönſte Bild der himmliſchen Hülfe.

Mein Oheim wollte verbeſſern: „Wir fanden auch am Meerufer Waſſer; der Bahameſe grub in den Sand, ſo tief er konnte, und da war, was er ſuchte. Sieh, das wollte ich ſagen.“ — Recht! erwiederte mein Vater; ich werde Hülfe finden, wenn ihr mich in die Erde grabt. — Der Wachtmeiſter ſchwieg; denn ſein Troſt wurde für meinen Vater nur die Quelle finſterer Betrachtungen.

Sie kamen in Deſſau an, und fragten in dem beſtimmten Wirthshauſe nach mir. Ich war mit Waldenbruch in Wörlitz, und ſie erfuhren zugleich, daß ein junger Menſch und ein Mädchen uns geſucht hatten. Nach ihrer Kleidung, die man beſchrieb, mußten es Linchen und Rudell geweſen ſeyn. „Siehſt du?“ rief der Wachtmeiſter fröhlich; „eine Quelle auf den Bahama-Felſen! Wir werden mehr finden, und endlich den Kahn, der uns Alle rettet!“

Wir, ich und Waldenbruch, kamen eben aus dem Garten zurück, als meine Eltern vor dem Wirthshauſe in Wörlitz hielten.

Sind ſie hier? rief mein Vater ſchon von weitem. Wir wußten von nichts. Mein Vater erzählte ganz kurz, und der Wirth ſagte, daß ungefähr vor einer Viertelſtunde ein Paar, wie wir es beſchrieben, nach uns gefragt hätte und in den Garten gegangen wäre, um uns zu ſuchen. Mein Vater ging ſogleich nach dem Garten, und ſo ſchnell, daß wir Mühe hatten, ihm zu folgen. Ich führte meine Mutter, die mir im Gehen den Vorfall ausführlich erzählte, und hinzu ſetzte, daß mein Vater durch die Flucht der jungen Leute wohl ein wenig nachgiebiger geworden ſeyn würde.

Ein Gärtnerburſche brachte uns bald auf die Spur der beiden Entflohenen. Mein Vater war mit dem Wachtmeiſter immer funfzig Schritte voraus. Auf einmal ſah er ſeine Tochter und Rudelin auf einer Höhe, die zu der in Ketten hangenden Brücke führt. „Halt!" rief er laut. „Halt!" rief der Wachtmeiſter noch lauter. Rudell ſah ſich um; als er meinen Vater und den Wachtmeiſter erblickte, der mit dem Stocke drohte, faßte er Linchens Hand, und eilte ſo ſchnell er nur konnte. Der Wachtmeiſter fluchte, und rief dann: „einſperren wollen wir euch!“ Rudeli eilte noch ſtärker, und wir folgten ihm die Höhe hinauf. Jetzt kamen Rudeli und Linchen an die Kettenbrücke. Linchen zauderte, als ſie den Fuß auf die bewegliche Brücke ſetzte; Rudeli aber, welcher dergleichen vom Gotthard her ſehr wohl kannte, umfaßte Linchen mit ſtarkem Arm, hob ſie auf, trug ſie mit leichter Behendigkeit hinüber, und eilte nun die Felſentreppe hinunter.

Mein Vater kam zuerſt an die bewegliche Brücke. Er ſprang, ohne ſich um ihr Wanken zu kümmern, hinauf, doch unglücklicher Weiſe nicht in die Mitte, ſo daß die Brücke unter ihm zur Seite flog. Nun ſprang er auf die andere Seite, die ſich gehoben hatte, und die Brücke flog wieder ſeitwärts. So wurde er hin und her geſchaukelt, und ich hörte ihn zum erſten Mal in meinem Leben fluchen. Der Wachtmeiſter zog ihn zurück; aber mein Vater rief zornig: laß mich! ſie entkommen uns ſonſt! Nun wollte der Wachtmeiſter neben ihm weg; die Brücke ſchwankte aber ſo ſehr, daß auch er ſich gern wieder zurückzog. „Hol der Teufel die Brücke!“

rief er höchſt zornig; „da gehen ſie hin, und wir ſtehen hier wie die Narren!"

Wir, Waldenbruch und ich, wußten, daß die Brücke nichts weniger als gefährlich iſt, und daß die Entflohenen uns unmöglich entgehen konnten; der Auftritt war uns daher ein wenig lächerlich. Herr Gott im Himmel! ſagte mein Vater, und hob beide Arme auf; ſie ſind fort! — „Welch ein Satan," rief der Wachtmeiſter heftig, „hat dieſe Brücke gebauet? Ich will eben ſo gern auf dem Seile tanzen, als darüber hin gehen."

Sie ſtanden Beide unentſchloſſen da, hoben den einen Fuß, und wagten es doch nicht, die Brücke zu betreten. — Sie ſind fort! rief mein Vater. „Wir holen ſie nicht wieder ein!" rief der Wachtmeiſter. Endlich drängte Waldenbruch ſich lachend in die Mitte, und ſagte: nur behutſam! Mein Vater faßte Waldenbruchs, und der Wachtmeiſter meines Vaters Rockſcheß. Meine Mutter hängte ſich zitternd an mich; und ſo gingen wir — mein Vater und mein Oheim fluchend, ich und Waldenbruch lachend, meine Mutter betend — über die Brücke, über welche Rudeli mit Linchen geflogen war. „Lachſt du noch?" ſagte mein Oheim, der jetzt ſelbſt ein wenig lächelte. Ich brach in ein lautes Gelächter aus, und Waldenbruch ſtimmte mit ein. Mein Vater warf noch einen höchſt zornigen Blick auf die Brücke, und eilte nun die Felſentreppe hinunter. Der Wachtmeiſter folgte ihm erhitzt auf dem Fuße. Jetzt ſtand mein Vater vor dem Eingange des dunkeln, unterirdiſchen Felſenganges. „Hier hinein?" fragte er furchtſam, und ſah nach uns zurück.

Der Wachtmeiſter drang vor, und tappte fort. Mein Vater blieb ſtehen, und wartete beſchämt, bis wir kamen. Auf einmal hörten wir des Wachtmeiſters Stimme aus dem Gewölbe hervor: „Viktoria! ich habe ſie! Heran, Bruder! heran, Chriſtian! Schreie du, ſo viel du willſt, Puppe; ich halte dich!" Wir Alle tappten, uns drängend, nach, und hörten den Wachtmeiſter noch immer rufen: „Mädchen, halt! ich ſtoße mir ja den Kopf ein! Solche Brücken, ſolche Gänge hat der Teufel erdacht! Helft mir doch! ſie entwiſcht mir!"

Wir gingen, ſo ſchnell wir konnten, dem Geſchrei nach. Der Wachtmeiſter rief immer lauter: „ich werde dich doch halten können? So kommt doch!“ Ich war der erſte, der zu ihm kam. „Linchen!“ ſagte ich; „es ſoll dir nichts zu leide geſchehen.“ Jetzt kamen wir an eine Oeffnung, durch die das Tageslicht hereinfiel. Da rief mein Oheim: „hol's der Teufel! es iſt nicht Linchen! . . . Jungfer,“ ſagte er, und zog den Hut ab; „nehme Sie es ja nicht übel. Hier unter der Erde im Dunkeln kann man ſich irren.“ — Ich ſah vor dem Hute des Wachtmeiſters das Geſicht des Mädchens nicht, das nun ſogleich wieder in das Dunkel eilte. Mein Oheim ging mit vielen Entſchuldigungen und eben ſo vielen Flüchen über Brücken und Gänge vorwärts.

Wir kamen wieder an eine Oeffnung, und nun ſah ich das Mädchen. Sie iſt es! rief ich laut, und warf den Wachtmeiſter an die Mauer, um bei ihm vorüberzukommen. Sie iſt es! rief ich mit ängſtlicher Freude. — „Sie iſt es nicht!“ widerſprach der Wachtmeiſter; und jetzt waren wir auf einmal unter dem hellen Himmel, und ich faßte Sophien, die bebend und bleich vor mir ſtand, in meine Arme! —

me! — Ach, Herr Inſpektor! ſagte ſie fröhlich, als ſie mich erkannte; ſind Sie es? — Der Wachtmeiſter ſah den Auftritt mit großen Augen an. Waldenbruch kam, hörte mich Herr Inſpektor nennen, ſtürzte auf Sophien zu, wollte fragen, konnte nicht, und rief: Gott im Himmel, erbarme dich! — Ich hielt Sophien noch immer feſt. Mutter! o Mutter! rief dieſe ängſtlich. „Mutter?“ rief Waldenbruch. „Wo? wo?“ Sophie zeigte auf eine dunkle Grotte, und Waldenbruch ſtürzte mit dem lauten Geſchrei: „Suschen! Suschen!“ hinein. Dieſer Name belebte die erſtaunenden, betäubten Zuſchauer. „Suschen!“ ſchrie der Wachtmeiſter, ließ Hut und Stock fallen, und rannte hinter Waldenbruch her. Ich zog Sophien mit zu der Grotte, aus der ſo eben Waldenbruch ſchluchzend, mit Suschen an ſeiner Bruſt, hervor trat. „Suschen! Suschen!“ ſo riefen wir Alle laut. — Nein, keine Worte mahlen die Scene, wie der harte Wachtmeiſter ſie umfaßte, ſich wieder losriß, die Arme gen Himmel ſtreckte, jeden Augenblick anfing zu weinen, dann wieder wehmüthig ſeine Tochter betrachtete, und ſie an ſeine Bruſt nahm; — wie Suschen bleich in Waldenbruchs Armen lag, langſam die großen Augen umher warf, das Geſicht wieder an der Bruſt des Geliebten verbarg, und nicht ein Wort, nicht einen Seufzer hervorbringen konnte; — wie Waldenbruch da ſtand, ſie an ſein pochendes Herz drückte, und nur leiſe, in Abſätzen, den Namen: Suschen! ſtammelte; — wie mein Vater bittend von einem zum andern ging, und betäubt fragte: was iſt denn? Lieber Bruder, Herzens-Bruder, ſtirb nur nicht vor Freude! — wie Sophie vor der bleichen Mutter auf den Knieen lag, und ihre eine herabhangende Hand an Lippen und Bruſt drückte; — und wie meine fromme Mutter, um die ſchöne Scene zu vollenden, ſich vor Gott auf die Kniee geworfen hatte, und ihm dankte! — — Nie in dieſem Leben werde ich wieder eine ſolche Stunde haben; nur dann erſt, wenn wir aus dem finſtern Grabe in das helle Licht der Ewigkeit treten, uns wieder erkennen und einander in die Arme ſinken — dann erſt werde ich ſagen: dieſe Seligkeit hatte ich ſchon einmal auf der Erde!

Wir Alle konnten uns lange nicht erholen. Suschens erſtes Wort war: „Waldenbruch!“ das zweite: „mein Vater!“ Dann ſank ſie wieder an Waldenbruchs Bruſt, und blieb lange daran liegen. Ich zitterte vor dem neuen Entzücken, das uns erwartete. Sophie wußte noch nichts von ihrem Vater; Waldenbruch hatte ſeine Tochter noch nicht angeſehen. Als Suschen ſich matt wieder aufrichtete, ſagte Sophie: o Mutter, was iſt das alles? Jetzt eilte Suschen von Waldenbruchs Bruſt in die Arme ihrer Tochter, und ſagte: dein Vater! Es brachen Thränen aus Sophiens ſchönen Augen hervor, und ſie ſagte ſchmerzlich: ach, ſo lange mußte meine Mutter unglücklich ſeyn! — Dieſer Vorwurf, den ihr das kindlichſte Gefühl entriß, traf meinen Oheim gewaltig. „Suschen,“ rief er; „vergieb . . .“ Sie wollte ihn durch Küſſe verhindern, mehr zu ſagen; er rief aber: „ich war Schuld; nicht Waldenbruch, nicht dein Vater.“ Jetzt ſank die Tochter vor Waldenbruch nieder; er hob ſie auf, und drückte ſie zum erſten Mal an ſeine Bruſt. Endlich konnten wir einzelne Worte ſagen, die nach und nach die Begebenheiten im Ganzen entwickelten.

Nun ſtellte auch Sophie ihrer Mutter den Herrn Inſpektor vor. Es iſt ja Karl! ſagte mein Vater, als Suschen mich befremdet anſah. Ihre Miene erheiterte ſich zwar, als ſie das hörte; aber dennoch betrachtete ſie mich nachdenkend, und blickte auf ihre Tochter. Ich faßte Sophiens Hand, und ſagte nun mit dem ganzen Entzücken meines Herzens: ſiehſt du, liebe Sophie? Wir haben uns wieder gefunden! Sophie erröthete. Waldenbruch legte ihre Hand in die meinige, und ſagte: ich gebe dir meine Tochter, wenn ſie dich liebt! Sie verbarg das glühende Geſicht an dem Buſen ihrer Mutter; und dieſe ſagte nun: o gütiger Himmel! ſoll ich unter Glück vergehen, wie ich unter Schmerz und Gram verging? . . . Sie liebte ihren Lehrer von Kindheit auf. Ach, ich zitterte vor ihrem brennenden Herzen. Nimm ſie, nimm ſie, deine Schülerin, und Gott ſegne euch! — Gott ſegne euch! ſagten ſie Alle, und ihre Hände zitterten auf meiner und Sophiens Stirn. Sophie lag in meinen Armen, und war ſo glücklich, wie ihre Mutter.

Da ſtehen ſie! rief der Wachtmeiſter auf einmal, und zeigte in die Höhe. Linchen und Rudeli ſtanden in dem offnen Tempel der Venus, von der Abendſonne beſtrahlt, und ſahen unſren Umarmungen in dem Thale zu. Beſſer, ſagte ich, könnten ſie nicht ſtehen, als dort, von der Göttin der Liebe beſchützt. Wir haben uns unter der Erde wiedergefunden, in den Thälern des Todes; und dieſe ſehen wir dort oben, von dem hellen Lichte des Lebens beſtrahlt. „Siehſt du Bruder," rief der Wachtmeiſter, „daß ich Recht hatte, als ich ſagte, ich würde ſie erſt unter der Erde wiederfinden? Jetzt haben wir uns, und ſind glücklich!" Wir Alle umarmten einander. „Und nun," ſagte Waldenbruch zu Suschen, „will ich dir den Retter meines Lebens zeigen." — Und des meinigen, ſagte ich zu Sophien. Dort ſteht er.

Rudeli und Linchen ſteckten die Köpfe unruhig zuſammen, als wir auf ſie zeigten, und ſchienen den Hügel, auf den ſie wahrſcheinſich nur in der Angſt gerathen wären, verlaſſen zu wollen. „Bruder!" ſagte der Wachtmeiſter bedeutend. „Lieber Vater!" ſagte ich; „beſter Chriſtel!" meine Mutter. Er ſah finſter zu Rudeli hinauf, und ſagte: ich weiß nicht, Jakob . . . „Faß ein Herz, Bruder!" unterbrach ihn dieſer. „Wir Alle ſind ſo glücklich. Sieh, wenn dein Sohn nun ſchreiben müßte: deine Tochter und Rudeli, der Netter deines Sohns, hätten mit gebrochenem Herzen unſre Seligkeit angeſehen! Duldet doch Gott die Leute mit den Spinnengeweben auf der Erde; was ſollten wir nicht!" Mein Vater ſtand noch einen Augenblick. Mit gebrochenem Herzen? ſagte er endlich; da ſey Gott vor! Gott iſt ſo gütig gegen uns geweſen, er hat uns Allen wieder geſchenkt, was uns fehlte; und in dem Augenblicke ſollte ich ein Paar Herzen brechen? — „Paß auf!" rief der Wachtmeiſter mir zu. — Nein, ſagte mein Vater; mag er doch nichts aufſchreiben. Genug, ich habe geſehen, welche Thränen aus gebrochenen Herzen fließen. Und am Ende, Bruder, frage ich noch, ob es nicht überhaupt ein Aberglaube mit den Spinnengeweben war, und Hochmuth von uns dazu. Stammte Rudeli, ich weiß nicht von wem, ab — wenn er Linchen liebt, ſo iſt ſie ſein. Ich will nicht auch ein Kind in die Welt jagen. Es geht nicht immer ſo glücklich ab, wie heute. Amen! Er ſoll ſie haben.

Viktoria! rief der Wachtmeiſter, und [illegible] ſeinen Hut in die Höhe. Wir Alle ſtiegen jetzt die Stufen zu dem Tempel der Venus hinan, wo uns das liebende Paar in ängſtlicher Verlegenheit erwartete. Schon von unten herauf riefen wir ihnen ihr Glück zu. Vor der Bildſäule der freundlichen Göttin, von den letzten Strahlen der Abendſonne beglänzt, legten drei Paar Liebende die Hände in einander, und die Eltern ſegneten ſie. — Eine ſolche Ehre mag der Göttin lange nicht widerfahren ſeyn! Aber unſre Herzen waren gewiß voll Andacht.

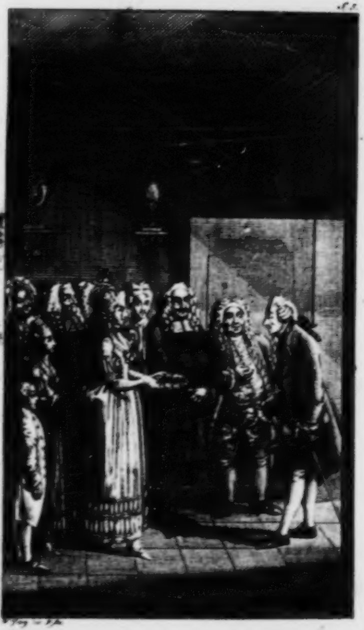
Wir kehrten nun in das Thal unſeres Glückes zurück. Wüßte der Fürſt, dem der ſchöne Garten gehört, welche Thränen in dieſem Thale vergoſſen wurden, welche Seligkeit darin Menſchenherzen empor hob; er ließe hier einen Stein errichten, mit den Worten: „Wir ſehen uns wieder!“

Als wir uns in den Nachen ſetzten, um hinüber zu rüdern, ſagte der Wachtmeiſter, mit frommen Thränen in den Augen: „ſieh, Bruder, das iſt der zweite Kahn, der mich von dem dürren Bahama-Felſen rettet! Gott gelobt! Nein, ich laſſe nie wieder die Hoffnung fahren. Das Leben iſt eine Kettenbrücke, die uns hin und her ſchleudert; aber ſie führt uns in das ſtille Thal der Ewigkeit.“

Auf dem Rückwege erzählte Suschen ihre Begebenheiten, die unſern Augen Thränen koſteten.

„Bahama-Felſen!“ rief der Wachtmeiſter; „Kettenbrücken! Aber, Gott Lob! der Nachen iſt da, der uns rettet.“ Er wird kommen, Bruder, ſagte mein Vater, uns Alle von dem Bahama-Felſen dieſes Lebens in die Ewigkeit zu führen.

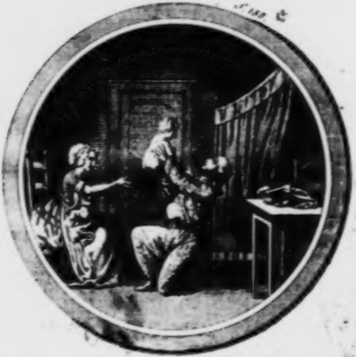
„Damit ſchließ dein Tagebuch einmal!“ ſagte mein Oheim. Ich lächelte, und halte Wort.



Leben eines armen Landpredigers.

Herausgegeben
von
August Lafontaine.

Erſter Band.



Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1800.

Anfang.

Daß ein Mann, der heute ſeinen ſechzigſten Geburtstag erlebt hat, noch die Feder nimmt, um ein Buch zu ſchreiben, iſt ſo ſelten nicht; daß er in dieſem Alter ein andres ſchreibt, als ein ſehr gelehrtes, z. B. einen neuen Commentar über einen Klaſſiker, oder eine Unterſuchung über die alte Geographie, oder eine Litanei über das jetzige Sittenverderbniß, oder eine neue Erklärung der bibliſchen Wunder, wobei er eben ſo viele Wunder ſchafft, als er wegerklärt: das iſt ſchon etwas ſeltener; (ich geſtehe dem Leſer, daß ich ſeit einigen Monaten Feder und Papier zurecht gelegt hatte, um eins von dieſen vier Büchern, ſobald ich nur erſt mit mir ſelbſt darüber eins ſeyn würde, aus meinem Kopfe, oder, die Wahrheit zu ſagen, aus zehn andern Büchern, zur Welt zu fördern;) daß aber ein Mann wie ich, ein Buch ſchreibt, wovon dies den Anfang ausmachen ſoll: das iſt das Seltenſte von Allem. Ich muß dem Leſer eine Erläuterung geben, damit er mir es nicht verübelt; verübelt er es mir dann doch, nun, ſo habe ich den Muth, mich nicht darum zu bekümmern.

Von Jugend auf habe ich große Achtung für das Bücherſchreiben gehabt; und dieſe Achtung entſtand auf folgende Weiſe. Mein Vater war ein Landprediger im Magdeburgiſchen, ein feſter, furchtloſer Mann, der in ſeinen Predigten den Amtmann im Dorfe ſo wenig, als den Gutsbeſitzer, ſchonte. Ich betrachtete ihn um dieſer Furchtloſigkeit willen als den erhabenſten Menſchen auf der Erde, und glaubte, Alles müſſe ſich vor ihm beugen. Nun kam ein Brief von einem nahen Verwandten in Magdeburg, der meinen Vater einlud, an einem beſtimmten Abend mit Gellert bei ihm zu eſſen. Mein Vater las meiner Mutter den Brief vor, und ſagte mit einem ſo großen Stolze, als ich noch nie an ihm bemerkt hatte: „ich werde Gellerten ſehen!“ — „Ich werde Gellerten ſehen!“ ſagte er mit eben dem Stolze zu dem Amtmann und dem Gutsherrn.

Zu der Reiſe wurden die feierlichſten Anſtalten getroffen, und endlich ſtieg mein Vater mit mir in den Wagen. In jedem Dorfe, wo es nur irgend anging, ließ er bei dem Prediger einige Augenblicke anhalten, und ſagte: „ich werde Gellerten ſehen!“ Jeder Prediger erwiederte: Sie glücklicher Mann! o, ſähe ich ihn doch auch! Ich überlegte im Wagen, was doch wohl in aller Welt an Gellerten zu ſehen ſeyn möchte. Daß dieſer Mann mit den Fabeln, die ich geleſen hatte, in Verbindung ſtehen könnte, fiel mir nicht ein; und wenn es mir auch eingefallen wäre — was hätte es mir geholfen? Meinen Vater, den ernſten Mann, würde ich doch nicht gefragt haben.

Endlich kamen wir zu dem Vetter; und bei dem wurden noch feierlichere Anſtalten zu Gellerts Empfang getroffen, als bei uns zu der Reiſe. Unſer Vetter, ein kleiner runder Mann, der ſonſt ſehr demüthig war, blies ſich jetzt auf, ging mit einem wahren Theater-Schritt in dem Zimmer auf und nieder, und ſagte ſtolz, einmal über das andre: hier ſoll Gellert ſitzen! da können alle Gäſte ihn ſehen! Er hatte dieſes Mal nicht, wie ſonſt gewöhnlich, ſeine Verwandten zu Tiſche gebeten, ſondern die vornehmſten Perſonen in Magdeburg, ſogar ein Paar Conſiſtorialräthe, die in meinen Augen das non plus ultra der menſchlichen Würde waren, weil mein Vater immer große Achtung für Herren mit dieſem Titel bezeugte. Die Geſellſchaft verſammelte ſich, und ein junges Frauenzimmer hielt einen Blumenkranz in Bereitſchaft. Je deutlicher ich ſah, daß Alle nur auf Gellert hofften, deſto ängſtlicher wurde mir zu Muthe, und eine deſto größere Wirkung geſchah auf meine Phantaſie. Ich ſtellte mich der Thüre gegenüber in den äußerſten Winkel des Zimmers, und erwartete wenigſtens Pauken und Trompeten, wenn Gellert käme, in ihm ſelbſt aber einen Rieſen, oder einen Mann mit Ordensbändern, mit Sternen, und mit einem königlichen Gefolge. Endlich kam er. Ich machte die Augen weit auf, und ſah — einen ſchwächlichen Mann in einem grauen Kleide. Aber da alles ihn umgab, alles an ſeinen Lippen hing, und die Conſiſtorialräthe ſich ſo tief vor ihm beugten, wie mein Vater; da ihm die junge Dame mit ſo ehrfurchtsvollen Mienen den Kranz überreichte; da ein Jeder fröhlich war, wenn der Mann nur ein Wort mit ihm geſprochen hatte: da ſtieg mein Erſtaunen, ſo hoch es bei einem Knaben meines Alters ſteigen konnte, und ich hielt Gellerten für ein höheres Weſen. Endlich konnte ich mich nicht länger halten; ich fragte meine Couſine, die mich recht lieb hatte, in einem Nebenzimmer: wer iſt denn der Mann? — „Gellert.“ — Aber warum freuen ſich denn Alle ſo über ihn? — „Weil er ein berühmter Schriftſteller iſt, lieber Junge. Er hat Bücher geſchrieben. Kennſt du Gellerts Fabeln nicht?“ Nun begriff ich. Er hat ein Buch geſchrieben; darum erweiſt man ihm ſo viele Ehre!

Der Eindruck, den dieſer Abend auf mich machte, iſt nie wieder in meiner Seele erloſchen. Ein Buch zu ſchreiben, war nun das hohe Ziel, das, mit der glänzendſten Glorie umgeben, in weiter Ferne vor mir ſtand. Die Träume meines Ehrgeitzes waren auf dieſes Ziel gerichtet; und, leider, konnte ich es nie erreichen. So oft ich irgendwo las, daß dieſes oder jenes Buch in unſerer Litteratur noch fehle, legte ich ein Buch Papier zuſammen, ſchrieb den Titel des fehlenden Buches darauf, ſchlug langſam die leeren Blätter eins nach dem andern um, und ſah ſie in meiner Phantaſie ſchon beſchrieben. Bekam ich einen neuen Meßkatalogus, ſo erſchrak ich vor ſeiner Dicke. Es ging mir, wie Alexandern bei den Siegen ſeines Vaters; ich rief mit eben ſo wahrem und gewiß unſchuldigerem Schmerze: ach, was werden ſie mir noch übrig laſſen! ſie ſchreiben mir ja Alles vor der Feder weg!

So, bei heißen Wünſchen, ein Buch zu ſchreiben, und mit der abſchreckenden Furcht, über ein ſchlechtes getadelt zu werden, bin ich ſechzig Jahr alt geworden; und wahrſcheinlich wäre ich geſtorben, ohne meinen Vorſatz ausgeführt zu haben, wenn mir nicht meine Frau einen neuen Sporn gegeben hätte. Es kam einer ihrer Verwandten zu uns. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch geſpart, um ſich ein ruhiges, ſorgenfreies Alter zu verſchaffen, und war nun durch Unglücksfälle um alles, was er beſaß, gekommen. Das klagte er meiner Frau und mir mit Händeringen. — Lieber Gott! ſagte meine Frau mitleidig; was iſt doch das menſchliche Leben! Wünſche, Vorſätze und Hoffnungen, Herr Vetter; mehr überall nicht. Es geht den meiſten Menſchen, wie Ihnen. — Nein, ſo übel nicht, erwiederte der Vetter. — O ja! Da iſt zum Exempel mein Mann; der ſpricht ſeit fünf und dreißig Jahren von einem Buche, das er ſchreiben will. Es iſt ſeine fröhlichſte Hoffnung; ſeit fünf und dreißig Jahren hat er darauf hingearbeitet, und am Ende iſt es doch nichts.

So etwas hatte meine Frau mir noch nie geſagt. Sie ſchwieg zwar und lächelte ungläubig, ſo oft ich ihr den Titel eines neuen Buches vorlas; allein ſie nahm mir doch nie alle Hoffnung geradezu. Ihre Prophezeiung, daß es mit meinem Schreiben nichts ſeyn würde, verdroß mich ein wenig. Ich ging, ſobald ich konnte, in meine Studierſtube, um ernſtlich anzufangen. Doch in dem Schwanken, welches von den oben genannten vier Büchern ich ſchreiben ſollte, brachte ich wieder einige Monate zu, bis endlich eine Kleinigkeit mich beſtimmte, dies Buch, das der Leſer vor ſich hat, zu ſchreiben, — oder vielmehr es, wie Moſaik, nur zuſammenzuſetzen, da es theilweiſe ſchon geſchrieben iſt.

Mit Einem Worte: meine Enkelin, Lottchen, ein Mädchen von vierzehn Jahren, hat mich beſtimmt. Ich bin, was der Leſer ganz natürlich finden wird, immer ſehr geitzig mit weißem Papiere geweſen. Jeder Bogen, den meine Frau gebrauchte, um etwas hineinzuwickeln, ärgerte mich. Ich brachte ganze Rieße Makulatur aus der Stadt mit, um nur dieſen Aerger nicht mehr zu haben; meine

Frau aber, deren Bruder ein Papiermüller war und uns überflüßig mit weißem Papiere verſorgte, wollte, wenn wir verreiſten (was im Anfange unſrer Ehe jährlich zweimal geſchah), ihre Handſchuhe, ihre Fächer und andere Kleinigkeiten eben ſo wenig in bedrucktes Papier einwickeln, als ich weißes dazu hergeben. Meine Kinder kamen endlich von Hauſe weg; und nun vermehrten ſich unſere Reiſen. Um der Reiſen willen freute ich mich, daß der Meßkatalogus jedes Jahr ſtärker wurde. „Die Schriftſteller in Deutſchland," ſagte ich, „arbeiten ordentlich für meinen Bedarf. Am Ende werde ich meine Frau und meine Töchter noch bereden können, ihre Sachen in bedrucktes Papier zu wickeln, wenn ich ihnen zeigen kann, daß es von der letzten Meſſe iſt.

Aber das half nicht; meine ſonſt ſo nachgiebige Frau war in dieſem Punkte durchaus nicht zu beſſern. Wir haben es ja! war ihre ewige Entſchuldigung. „Frau," ſagte ich; „bedenk doch nur! Du kannſt dir die Freude machen, deinen Fächer in die neueſten

Gedichte einzuwickeln, deine Schuhe in die neueſten Reiſen, deine falſchen Locken in die neueſte Philoſophie, deine Halsbänder in die Halsbandsgeſchichte, und alle eure neue Moden in Bogen von Zeitſchriften, die eben ſo hinfällig ſind, als das, was hineingewickelt wird. Ich will ja meine Makulatur ordentlich ſyſtematiſch zurecht legen. Kann ich es doch! Dein Zahnpulver wickelſt du in eine Kunſt geſund zu bleiben, die Seifenkugeln und den Puder in ein Moralſyſtem, die Zephirs und Soupirs in den beſten empfindſamen Roman." Ich hielt ihnen die ſchönſte Makulatur hin, und las ihnen die rührendſten Stellen daraus vor: aber ſie griffen daneben weg nach dem weißeſten Kronenpapiere; höchſtens die Schuhe hielten ſie für ſchlecht genug, in Bogen aus den beſten Büchern gewickelt zu werden. Ich mußte ſie endlich bei ihrer Methode laſſen, ob ich gleich an eine Reiſe nie ohne Aerger denken konnte. So billig wurden ſie indeß, nur Conceptpapier zu nehmen. Aber etwa ein Vierteljahr vor dieſem meinem ſechzigſten Geburtstage fehlte mir erſt jeden dritten Tag ein Bogen Briefpapier, dann jeden zweiten, und endlich alle Tage einer, ja wohl zweie. Ich wußte nicht, auf wen im Hauſe ich den Verdacht dieſer Entwendung werfen ſollte. Nur meine Frau, meine Enkelin und eine alte Magd kamen auf mein Zimmer. Die alte Magd hatte aber durch mein langes Predigen ſo großen Reſpekt vor allem weißen Papiere bekommen, daß ſie es nicht einmal anrührte. Meine Frau beobachtete ich zu genau; was hätte ſie auch zu ſchreiben gehabt? An meine Enkelin dachte ich gar nicht; denn zu ihren Puppen und ihrem andern Spielzeuge hatte ſie ſich noch immer mit Makulatur beholfen. Und dennoch war ſie die Schuldige. Ich zählte mein Papier ſorgfältig, ließ Lottchen in das Zimmer gehen, zählte dann nach, und vermißte einen Bogen. Nachmittags kam ſie wieder, und es fehlte noch einmal einer.

Endlich ertappte ich ſie auf der That. Ich faßte ihre Hand, worin ſie das Papier hielt. „Du alſo!“ ſagte ich bitterböſe. „Was giebſt du mit dem Papiere an? Vier Buch reichen nicht hin ſeit einem Vierteljahre. Wozu haſt du es gebraucht?" Sie half ſich mit den ſeltſamſten Ausflüchten. „Wie, Lottchen?" fragte ich; „willſt du noch obendrein lügen? Ich wollte nichts, gar nichts ſagen, wenn du es zum Schreiben gebraucht hätteſt; aber ſo . . ." — Lieber Großvater, ſagte ſie ängſtlich: ich habe es zu nichts anderem gebraucht, als zum Schreiben. — „Hältſt du etwa Wäſchbücher für deine Puppen?" rief ich, erhitzt, über die Lüge. Doch in demſelben Augenblicke bemerkte ich Tinte an dem Daumen und Zeigefinger ihrer Hand, die ich noch immer feſt hielt.

„Wahrhaftig du ſchreibſt!" ſagte ich, und ließ die Hand fahren. „Aber vier Buch in drei Monaten! Mein Töchterchen, was ſchreibſt du denn?" Sie zögerte aufs neue mit der Antwort; ich drang aber mit Güte in ſie, weil ich neugierig geworden war, was ein Mädchen von ihren Jahren zu ſchreiben haben könnte. Endlich ſagte ſie: ich ſchreibe ein Tagebuch.

„Tagebuch? was denn für eins?"

Ei, lieber Großvater, mein eigenes.

„Dein eigenes? Das iſt ſpaßhaft. Dein eigenes Tagebuch!“ ſagte ich lachend, und ſtreichelte ihr das Geſicht, das nun wieder freundlich wurde. „Sag mir doch, Lottchen, was kann dir denn begegnen, das du aufzuſchreiben Luſt haſt?“

O, antwortete ſie ernſthaft; mir begegnet manches Merkwürdige.

„Der tauſend! Was denn zum Exempel? Erzähle mir doch, Lottchen. Vier Buch Papier! So viel Papier iſt mehr werth, als alles, was dir . . .“ —

Ach, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer; Sie wiſſen nicht, was einem alles begegnen kann!

„Ja, da haſt du Recht. Aber geſchwind! laß mich dein Tagebuch doch ſehen!“ Hier erröthete ſie, und machte tauſend Winkelzüge; (ſie kam mir in dem Augenblicke vor, wie ein erwachſenes Frauenzimmer.) Ich verſchloß endlich das Briefpapier, gab Lottchen zu ihrem Tagebuche gröberes, und ließ ſie gehen, ohne etwas mehr erfahren zu haben.

Was in aller Welt hat das Mädchen zu ſchreiben? dachte ich, als ſie fort war; und ſiehe da! als ich in ihrer Abweſenheit einmal etwas ſuche, finde ich ihr Tagebuch, und erſtaune: denn das Kind hat mit einem meiner Enkel, ihrem Couſin, einen förmlichen Liebeshandel. Ich leſe, und erſtaune immer mehr, eben weil das Geſchreibe ganz gut zu leſen iſt. Es kamen Thränen darin vor, Klagen über ewiges Unglück, Eiferſüchteleien, mit Einem Worte Alles, was nur in einem Liebeshandel vorkommen kann. Ich lachte ein Paar Male laut auf: ſo überraſchten mich einige Züge von der Leidenſchaft des Kindes. Aber nach und nach wurde ich doch ernſthaft, und fragte: was ſoll daraus werden! Als ſie wieder zu Hauſe war, ließ ich ſie auf mein Stübchen kommen, und hob ſtreng an: „aber, Mädchen, was für Dinge machſt du? Ich habe dein Tagebuch geleſen.“

O Gott! rief ſie ängſtlich; ich bitte Sie, lieber Großvater, ſagen Sie nur der Großmama nichts. Sie wiſſen ja ſelbſt, wie ſie. . . —

„Aber, Lottchen! biſt du unklug? Ein Kind, wie du, das noch mit Puppen ſpielt!“

Das nahm ſie übel; ſie ſagte mit der Gluth des Zornes im Geſichte: Puppen! Schon ſeit ewigen Zeiten habe ich ja keine mehr! Ich bin vierzehn Jahr alt, Großvater, und Karl ſiebzehn. Er iſt ein edler Menſch, und wird mich nicht betriegen. — Ach, wäre ich jetzt nicht ſo unglücklich, hielte er mich nicht für ungetreu! — Hier brachen Thränen aus ihren Augen hervor, und ſie ſchluchzte zum Erbarmen.

„Er hält dich für ungetreu?“ fragte ich mit dem größten Erſtaunen. „Dich? für ungetreu? und du biſt erſt vierzehn Jahr alt?“

Ja, lieber Großvater, fuhr ſie ſchluchzend fort. Auch bin ich leider nicht ganz unſchuldig, und eben darum deſto unglücklicher!

„Nicht ganz unſchuldig? Erſt vierzehn Jahr alt, und ſchon ungetreu?“

O, lieber Großvater, da Sie nun einmal Alles wiſſen — Sie ſind ſo gütig; wollten Sie nicht die Verſöhnung zwiſchen mir und Karln . . . —

„Die Verſöhnung?“ Ich war bei dem Gedanken, daß der Großvater der Vertraute in einem Liebeshandel ſeiner Enkelin von vierzehn Jahren ſeyn ſollte, in einer ſeltſamen Stimmung von Verdruß, Betrübniß, guter Laune und Verlegenheit. Gern hätte ich geſcherzt; allein das ernſte Geſicht und die rollenden Thränen des Kindes machten meinen Scherz zu Ernſt, und der Anblick des kleinen Dinges, das mit dem Kindergeſichte vor mir ſtand, verwandelte den Ernſt doch wieder in Scherz. Schelten konnte ich nicht vor guter Laune; und Theil an der Sache nehmen, konnte ich doch wahrhaftig eben ſo wenig. Kurz, die Kleine ſetzte mich mit ihrem Vertrauen in Verlegenheit. Ich ſtellte ihr ganz ſanft das Kindiſche einer ſolchen Verbindung in ihrem Alter vor; allein ſie berief ſich auf ihr Herz, das gar nicht mehr jung ſey. Je länger ſie widerſprach, deſto mehr wurde ich Vater; ich war ernſt, dann böſe, und zuletzt gar hart. Nun berief ſich Lottchen auf ihre Mutter; und mir fiel freilich ein, daß die nur etwa ein Jahr älter war, als

ſie

ſie durch eine gleiche Leidenſchaft die Ruhe meines Hauſes auf lange Zeit ſtörte.

Kurz, die Kleine quälte mich um das Verſprechen, weder von ihrer Liebe, noch von dem Tagebuche jemanden ein Wort zu ſagen, am wenigſten der Großmutter. Ich gab es, um ihrer nur los zu werden, da ſie mit ihrem Liebeshandel und ihrem Geſicht eine doppelte Rolle ſo gut ſpielte, daß ich unaufhörlich in Verlegenheit war, wie ich ſie behandeln ſollte: als Kind, oder als die Geliebte eines jungen Mannes. Was konnte meine Frau auch thun, wenn ich ihr etwas anvertrauete? Troß den vielen Erfahrungen, die ſie gemacht hatte, blieb ſie feſt dabei: es wäre eine Sünde und Schande, daß die Mädchen heut zu Tage ſchon an Liebe dächten, ehe ſie wenigſtens anderthalb Dutzend Jahre auf dem Rükken hätten. Ich, ſagte ſie, war zwanzig alt, Vater, als du um mich anhielteſt. Eine Sünde und Schande iſt es!

„Ein Unglück iſt es, liebe Frau, daß unſer Herz ein Paar Jahre früher fertig wird, als der Kopf.“

Eine Sünde und Schande iſt es! wiederholte ſie ſtreng.

„Die Natur mag es verantworten, liebe Frau, . . .“

Die Natur? Was Natur! Die unvernünftigen Thiere beſchämen uns. Das Vögelchen bauet erſt ſein Neſt, ehe es an's Brüten denkt.

„Die Natur mag es verantworten, daß ein Menſchenneſt ſo ſchwer anzuſchaffen iſt, daß oft der Frühling und der Sommer des Lebens darüber hingehn, und daß der arme Menſch, wie ein Zugvogel, von der Erde wegziehen muß, wenn ſeine Jungen noch nackend und hülflos ſind.“

Gott erbarme ſich aller ſolcher armen Würmchen! Aber ich bleibe dabei, es iſt eine Sünde und Schande. Ich war zwanzig Jahr alt! —

Weil meine Frau nun einmal ſo dachte, ſo ſchwieg ich von Lottchens Liebeshandel, nahm mir aber feſt vor, ein recht mütterliches Auge auf die Kleine zu haben, und eben darum auch auf ihr Tagebuch. Bei dieſer Gelegenheit fiel mir ein, daß auch ich von Zeit zu Zeit einige Begebenheiten meines Lebens aufgeſchrieben hätte. Ich ſuchte die Papiere, an die ich ſeit ſo vielen Jahren nicht gedacht hatte, hervor, und las ſie mit Vergnügen wieder durch. Manche Bogen überraſchten mich ſogar, durch den Contraſt meiner jetzigen Denk- und Empfindungsart mit der ehemaligen. „Und iſt denn," ſagte ich im Nachdenken laut zu mir ſelbſt — „iſt denn eine Landkarte von einem menſchlichen Herzen nicht eben ſo viel werth, als eine auch ſogar von Paläſtina? Und ſind denn die Wunder, die unſer Herz in der Leidenſchaft thut, oder in einer tugendhaften Stunde, oder um einen großen Entſchluß feſtzuhalten — ſind nicht auch die Wunder der Natur und der Vorſehung? iſt denn ein Commentar über das unerklärbare menſchliche Herz nicht eben ſo verdienſtlich, als einer über den Aeſchylus, und wäre er auch von dem großen Philologen Schütz? Sind die Schickſale eines armen Landpredigers und ſeiner Familie, ſind die Leidenſchaften, der Stolz, der Leichtſinn, die Herrſchſucht ſeiner Kinder nicht eben ſo wohl Schickſale und Leidenſchaften, als hätte ſie ein hiſtoriſcher Held gehabt? nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer mit den ſeinigen vielleicht die halbe Erde verwüſtete, die unſrigen aber nur Seufzer in dem engen Raume einer Hütte — und, Gott Lob! beſſere Seufzer, des Mitleidens und der Reue — bewirkten! — Sind denn Unſchuld, Vertrauen, Güte, Sanftmuth, und alle die Aufopferungen, welche die Herzen meiner Kinder der Pflicht brachten, darum keine Tugenden, weil ein niedriges Dach ſie bedeckte? Und — fuhr ich eifriger fort — ſelbſt die aufkeimende Liebe in der Bruſt des vierzehnjährigen Kindes, meiner Enkelin, iſt ſie für ihr Schickſal und meine ganze Familie nicht eben ſo wichtig, als für einen Hof das erſte Aufwallen der Liebe bei dem jungen Kronprinzen?"

O gewiß! hörte ich eine ſanfte Stimme aus der offenen Thür her ſagen; und ich freue mich, lieber Großvater, daß Sie beſſer von mir denken, als die meiſten erwachſenen

Leute thun würden. Die machen ja aus ein Paar Jahren, die ſie voraus haben, wer weiß wie viel; als ob man nicht auch älter werden könnte!

„Ei, geh deiner Wege, Naſeweis!“ ſagte ich verdrießlich. „Geh! geh!“

Mein Gott, lieber Großvater! eben ſprachen Sie ja von mir ſo gütig!

„Mädchen, das war der Eingang zu einem Buche, und nicht etwas, das du hören ſollteſt. Wenn ich mit dir ſelbſt rede, klingt es anders.“

O, lieber Gott! ſagte die Kleine ſehr ſchmerzhaft; wollen Sie denn in einem Buche gütiger gegen mich ſeyn, als hier im Hauſe?

Dieſer Vorwurf, der ſo richtig traf — denn ich möchte beinahe ſagen, die Feder des Schriftſtellers iſt der Pinſel, womit er ſich ſelbſt ſchminkt, und ich kenne Dichter, die bei dem kleinſten Fehler ihrer Frau hart und grauſam ſind, und nur in ihren Verſen vergeben, lieben, ertragen — dieſer Vorwurf alſo rührte mich, weil er traf. “Nein,” ſagte ich, „Lottchen, ich will auch in der Wirklichkeit gütig gegen dich ſeyn, gegen euch Alle, gegen alle Menſchen. Ja, und wenn einer von euch meine Galle in Bewegung bringt, ſo will ich nur meine Feder hinein tauchen, und nur auf dem Papiere hart mit euch umgehen, bis mein Zorn vorüber iſt. Umgekehrt will ich euch lieben; und über die Fehler, die ich mache, ſoll ſich weiter niemand beklagen können, als die Recenſenten, ſonſt kein Menſch.“

Lottchen ſah mich groß an, weil ich mit ſo vielem Pathos redete. Endlich küßte ſie mir die Hand, und fragte zärtlich: darf ich meinem Karl das alles ſchreiben?

„Ei, du biſt eine Närrin mit deinem Karl! Bleib mir mit der Kinderei weg!“

Würden Sie von mir und Karln ſo hart ſchreiben? fragte das naſeweiſe Ding.

„Das will ich,“ ſagte ich verdrießlich; „und du ſollſt es, will's Gott, gedruckt leſen, Sylbe für Sylbe!“ — Ich habe Wort gehalten; und dennoch geſteh' ich noch einmal (Lottchen mag es in Jahr und Tag ſe hen): man iſt auf dem Papiere beſſer, als im Leben. Aber ich finde das natürlich, je mehr ich bedenke, was ſchreiben heißt. Mit der Feder in der Hand repräſentirt man gleichſam das ganze Menſchengeſchlecht, und da beobachtet man ſich ſelbſt.

Die Heirath.

Lieber Gott! wie die Jahre hinlaufen, und alles, alles ſich ändert! Da liegt das Stück meines Tagebuches, das ich den Morgen vor meiner Hochzeit beendigte. Ich legte, als ich es jetzt wieder las, die Hand auf das Blatt, und fragte mich ſelbſt: habe ich das gefühlt? war es damals in der That ſo, wie es hier ſteht? Ich las, las aufs neue, erinnerte mich dieſes, jenes Umſtandes; und eine Idee erregte die andere. (Nichts ſtörte mich in der Erinnerung an jene ſchönen Tage; meine Frau war mit Lottchen nach dem Flachſe gegangen.) Bei dieſem Worte ſtieg in meiner Seele ein Bild wieder auf; bei jenem Ausdrucke erinnerte ich mich irgend einer Scene. Nach und nach wurde mein Herz wieder jung; die Empfindungen jener längſt vergangenen Zeiten hoben meine Bruſt höher, und gaben meinem Blute einen ſchnelleren Fluß. Ich riß das Fenſter auf, und ſah mit dem alten Entzücken, am Walde weg, in der Ferne den Kirchthurm, auf den ehedem meine Augen, wie auf das Zeichen meines Heils, geheftet waren; ich nahm das Fernrohr, und betrachtete bei dem Thurme das rothe Pfarrdach, unter dem meine Braut gelebt, und das Dachfenſter, aus dem ſie mir mit einem weißen Tuche zugewehet hatte, wann ich kommen ſollte. Die ganze Jugend wurde wieder in meiner Seele lebendig. Noch ſah ich nach dem Dachfenſter; da legte Jemand ſeine Hände auf meine Schulter. Ich wendete mich um, und es war meine Frau. Wonach ſiehſt du denn ſo emſig, Vater? fragte ſie freundlich.

„Nach unſrer Brautzeit, liebes Guſtchen," antwortete ich, und drückte ſie mit einer neuen, heißeren Zärtlichkeit an meine Bruſt.

Was du doch immer redeſt! . . . Sind ſie fleißig? (Sie meinte, ich hätte die Arbeiter im Felde beobachtet.)

„Ich ſage dir noch einmal: ich habe nach unſerer Jugend ausgeſehen. Sieh ſelbſt durch das Fernrohr." (Ich führte ſie vor das Glas.)

Ei, ſagte ſie ruhig, ich ſehe nichts als das Dach des Pfarrhauſes in Raſenrode.

„Das iſt es ja eben, Herzensfrau! Da ſtandeſt du vor ſechs und dreißig Jahren, und winkteſt mit einem weißen Tuche. Und ich, ich ſtand hier, warf Küſſe dahin, und fliſterte dir zu: Guſtchen! geliebtes Guſtchen!"

Sie wendete ſeufzend den Blick dahin, und ſagte: ja, das iſt nun vorbei! Lieber Gott! wie die Zeit hinläuft! Sechs und dreißig Jahr! ... Unſer Flachs, Vater, geht auf, daß es eine Freude iſt.

Bei dieſer Kälte meiner Frau war es ſchwer, etwas Wärme in meiner Bruſt zu erhalten. Da ſtand ſie jetzt, mit ihrem Strickzeuge beſchäftigt, wie ſonſt. Ich verglich beide Figuren: das Mädchen mit der edlen ſchlanken Geſtalt, mit dem blühenden Geſichte, den funkelnden Augen, dem runden, ſchneeweißen Halſe, in einem engen Kleide; und nun hier die Mutter, mit dem Geſichte, von dem die liebliche Gluth der Jugend verflogen war, auf das ſchon das Alter und auch der Kummer ihre Zeichen, Bläſſe und Falten, gedrückt hatten, in einem Matronen-Anzuge. Ich dachte ein wenig verdrießlich: hätte ich vor ſechs und dreißig Jahren wohl geglaubt, daß der Anblick jenes Daches meine Frau ſo gleichgültig laſſen könnte? Ich blickte nach ihr hin, um ſie darauf anzuſehen. Sie zeichnete mit der Stricknadel bedeutungsloſe Züge auf den Tiſch. Aber auf einmal kam ſie mit heitern Blicken auf mich zu, und ſagte mit bebender Stimme: ja, Vater, betrachte nur das Dach! Denn — würdeſt du es betrachten, wenn du mich nicht bis dieſe Stunde noch liebteſt? Ich that dir Unrecht, Vater.

Ich verſtand ſie, und drückte ſie an meine Bruſt. „Gute Frau," ſagte ich: „die Heiterkeit, mit der ich das Pfarrdach betrachte — iſt die denn nicht ein Beweis, daß wir glücklicher ſind, daß wir uns inniger, zärtlicher lieben, als damals?"

Das nun wohl nicht, Vater; das wohl nicht! erwiederte ſie lächelnd. Aber es iſt ſchon gut, wenn wir uns nur noch lieben, ſchon gut, wenn du nur alle Jahre einmal das Dach anſiehſt, ohne es zu verwünſchen.

„Ich ſchwöre dir, Frau, daß ich dich in dieſem Augenblicke mehr liebe, als je in meinem Leben, zärtlicher, jugendlicher!“

Lieber Vater, wie würden die Leute lachen, wenn ſie das hörten!

Möchte es doch die ganze Welt hören! Und ſie ſoll es hören; ich ſelbſt will es ihr ſagen.“ — Ich ſetzte mich an meinen Schreibetiſch, und meine Frau ging ruhig hinunter in ihr Zimmer.

Doch, ich wollte ja dem Leſer meine Heirathsgeſchichte erzählen. Als ich in meinem drei und zwanzigſten Jahre von der Univerſität kam, war wohl in beiden Hemiſphären nicht leicht ein Menſch verlaſſener, als ich. Meine Eltern und auch mein runder Vetter in Magdeburg waren todt. Verwandte hatte ich nicht (meine Eltern waren im Magdeburgiſchen Fremdlinge), Bekannte, auf die ich rechnen konnte, eben ſo wenig, weil mein Vater bei ſeinem Charakter und bei den fremden Sitten ſeines Vaterlandes gar keiien Umgang gehabt hatte. Ich ſelbſt war nur von meinem Vater unterrichtet, und er ſtarb gerade, als ich auf die Univerſität gehen wollte. Mein kleines Erbtheil reichte kaum hin, mich dort zu erhalten. Der einzige Mann, durch den ich mit den Menſchen in Verbindung ſtand, mein Vormund, zahlte mir, als ich von der Univerſität zurückkam, die letzten funfzig Thaler aus, und ſtarb vier Wochen nachher. Auf der Univerſität hatte ich meine Collegia, mein Speiſehaus und meine Spaziergänge beſucht, ohne irgend eine Bekanntſchaft zu machen. Ich war zu blöde dazu, und überdies hörte ich noch immer die Warnung meines Vaters: vermeide allen Umgang mit Studenten; ſonſt biſt du verloren!

An Gelehrſamkeit fehlte es mir nicht; ich war fleißig geweſen, um einmal ein Buch ſchreiben zu können. Auch hatte ich ſogar eine für mein Alter ziemlich tiefe Menſchenkenntniß, die aber nur darin beſtand, daß ich Menſchenhandlungen im Allgemeinen ſehr gut zu beurtheilen wußte, worauf ich mir nicht wenig einbildete. Uebrigens ließ ſie mich gänzlich im Stich, ſo oft ich einen beſtimmten Menſchen zu beurtheilen hatte, oder ſelbſt handeln ſollte. Dadurch war ich dreiſt und furchtſam zugleich, und gewöhnlich beides ganz am unrechten Orte. Saß ich allein auf meinem Stübchen, und überlegte, ſo konnte niemand weltklüger ſeyn, als ich; ich traute dann den Menſchen ſehr wenig Gutes zu. Aber brachte irgend etwas mein Herz in Bewegung (und das konnte die geringſte Kleinigkeit), ſo folgte ich jedem Antriebe deſſelben, und meine ganze Klugheit war dahin. Mein Kopf ſah die Welt, wie ſie iſt; mein Herz ſchuf ſich ſeine eigene: eine wahre verkehrte Welt, in der ich, troß meinem Kopfe, dennoch aushielt. Bei aller meiner Armuth führte ich ein doppeltes Leben: mit meinem Kopfe ein höchſt ſtilles, langweiliges, bedächtiges, einförmiges, kaltes in der wirklichen Welt; mit meinem Herzen ein raſches, begebenheit- und empfindungsvolles, mannichfaltiges, genußreiches in einer Welt, die meine Phantaſie ſich ſchuf.

So kam ich, mit funfzig Thalern und einem Vorrathe von Büchern, in der Hauptſtadt der Provinz an, richtete mich auf einem Stübchen ein, und ging nun ſogleich an die Ausführung meines Planes, mir eine gute Landpfarre zu verſchaffen, der mir, wie ich glaubte, nicht fehlſchlagen konnte. Ein Pfarrhaus auf dem Lande, von ein Paar Linden beſchattet, und mit einer ſchönen Ausſicht, war der Schauplatz, auf dem ſich meine Phantaſie am liebſten ein glückliches Leben träumte. Wie willſt du zu einer Pfarre kommen? fragte mein Kopf: du haſt gar keine Connexionen; und die thun alles, das Glück wenig, das Verdienſt nichts. — Hm! ich muß mir Connexionen verſchaffen. — Wie aber? — Durch Beharrlichkeit und geſchmeidiges Weſen. Ich will Jeden beſuchen, der mir forthelfen kann, jeden Glückszufall, der mir begegnet, dreiſt auf die Rechnung meines Gönners ſetzen, und mich zu ſeinem Protegé machen, weil ich ihn überrede, ich ſey es ſchon. Jeden Weg, den mein Gewiſſen nicht verwirft, werde ich gehen. Ich will mich an die Frau des Hauſes wenden, wenn ſie darin regiert, oder an die Kammerjungfer, wenn ſie mitſprechen darf; ich will beharrlich ſeyn, und mein Schickſal mit anſcheinend kindlichem Zutrauen in die Hände meines Gönners geben. Mangel an gutem Willen bei ihm, will ich, damit er guten Willen bekomme, unüberwindliche Nothwendigkeit nennen, durch die er gehindert worden ſey, mir zu helfen. Ich habe keine Gönner; allein ich kenne die Menſchen, und es wird ſchon gehen.

Das war der Plan, den mein Kopf machte, und auf den ich mir nicht wenig zu gute that. Vor allen Dingen ſuchte ich nun meine Phantaſie und mein Herz aus dem Spiele zu bringen. Ich überlegte ganz kalt, berechnete jede Antwort, die ich zu geben hätte, und ging endlich mit einer muſterhaften Faſſung nach dem Hauſe meines erſten Gönners.

Schon auf der Hausflur war die eine Hälfte meiner Beſonnenheit dahin, und die andre verſchwand, als mir der Bediente die Thür öffnete. Ich war auf dieſen Fall nicht unvorbereitet. „Denke nur,“ hatte ich vorher zu mir geſagt, „es iſt eine Komödie, die Ihr Beide, du und dein Gönner, aufführt. Stelle dir ihn vor, als begegneteſt du ihm in den Sandwüſten Arabiens; oder denke dir ihn und dich als ſterbend: ſo wird er dir nicht imponiren.“ Aber es half nichts; mein Muth war dahin, und ich ſprach ohne Kopf, oft gerade das Gegentheil von dem, was ich ſagen wollte. Ich zauderte allzu lange mit einer Artigkeit, die mir auf der Zunge ſchwebte, und brachte ſie mit bebender Stimme nur halb vor, ſo daß ſie wie eine Satire klang. Es war mir nicht möglich, meine Bitte anzubringen, weil ich mir jetzt für eine Pfarre viel zu jung vorkam; ich verließ meinen Gönner ſehr beſchämt, und ſehr zornig auf mich ſelbſt. „Hm!“ dachte ich auf dem Rückwege; „im Grunde iſt es doch ein edler Stolz von mir, daß ich es nicht kann! Schmeichelei bleibt Schmeichelei, und hat immer etwas Verächtliches. Morgen wird es vielleicht beſſer gehen.“

Es ging auch morgen nicht beſſer, und mit jedem Beſuche, den ich machte, verlor ich immer mehr den Muth, durch meine Menſchenkenntniß zu meinem Zwecke zu gelangen. Ich verſäumte ſogar die glücklichſten Gelegenheiten, mir Verbindungen zu verſchaffen; und, um mich darüber zu tröſten, ſagte ich hinterher: „zum Kriechen bin ich zu gut. Ich will mein Glück Verdienſten, und nicht dem Zufalle, zu verdanken haben.“

Endlich gab ich alle Hoffnung zu einem Amte auf, und unterrichtete einige Kinder, deren Eltern mein gutherziger Wirth, ein wohlhabender Zinngießer, mich empfohlen hatte. Ich ſagte dem Manne etwas von meinen zertrümmerten Hoffnungen. Recht ſo! erwiederte er, und ſchüttelte mir die Hand; ehrlich währt am längſten. Der gerade Weg: das iſt meine Loſung! — Aber der gerade Weg, den ich vor mir hatte, führte zu gar nichts. Mein ehrlicher Wirth gab mir endlich den Rath, mich durch Predigen bekannt zu machen. Bei dieſer Idee nahm mein

Muth wieder zu, und ſogleich arbeitete auch mein Kopf wieder in dem Gebiete meiner Menſchenkenntniß. Ich wählte bedächtig die am meiſten beſuchte Kirche, einen intereſſanten Text, und ein noch intereſſanteres Thema. Ehe ich an meine Predigt ging, fragte ich mich: „was willſt du? Die Augen der Stadt auf dich ziehen, dich intereſſant machen. Nun wohl denn! deine Predigt ſey alſo ein treues Gemählde der menſchlichen Verderbtheit!... Ich will meinen Zuhörern einen Spiegel vorhalten, und ihnen das Herz ſo fein ſecirt zeigen, daß es mir an Beifall nicht fehlen ſoll. Freilich — ſo ſcharf die Lauge auch iſt, womit ich ſie waſchen will, ſo wird doch Niemand. die Predigt auf ſich ſelbſt ziehen. Nun, deſto beſſer! ich werde wahr und intereſſant ſeyn, ohne irgend eine Seele zu beleidigen. Es lebe die Menſchenkenntniß! ſie wird mein Glück befördern!"

Ich arbeitete meine Predigt aus, und las ſie einem Bekannten vor, der darüber urtheilen konnte. Er machte mich aufmerkſam auf die frappante Wahrheit der Gemählde, die ich darin von den Menſchen aufgeſtellt hatte, und ſagte dann: lieber Freund, Ihre Predigt iſt ſchön, treffend, und hier und da ſogar erhaben; allein empfehlen werden Sie ſich damit wohl nicht.

„Eben damit!“ erwiederte ich lächelnd. „Man muß nur etwas Auffallendes thun oder ſagen, um ſeine Parthei unter den Menſchen zu bekömmen. Das Schlimmſte iſt, nicht bemerkt zu werden.“ — Da haben Sie Recht. — „Und wo wäre der Menſch, der die Satire auf ſich zöge? Die Selbſtſucht des Menſchen hindert ihn ja eben, ſich in den Zügen des Selbſtſüchtigen, die ich ihm mahlen will, zu erkennen.“

Das fand denn mein Freund ganz richtig. Er bewunderte meine tiefe Menſchenkenntniß, und ſagte, als er wegging: wahrhaftig, es kann Ihnen nicht fehlen! — „Es lebe die Menſchenkenntniß!“ rief ich triumphirend.

Nun ſtudierte ich meine Predigt ein, und that alles, um meinen Triumph recht vollſtändig zu machen. Ich probierte ſogar wie ſtark ich in der Kirche reden müßte, um verſtanden zu werden, und mein Freund erregte, weil ich ihn darum gebeten hatte, ſchon vorher die Aufmerkſamkeit des Publikums auf meine Predigt, damit ich ja ein recht zahlreiches Auditorium bekäme. Die Nacht vor dem Sonntage ging ich ſehr ruhig zu Bett, wiederholte noch einmal in Gedanken meine Predigt, und war ſehr damit zufrieden. Am Morgen aber fiel mir doch eine und die andere Stelle auf, die mir ein wenig allzu wahr ſchien, und ich änderte ſie. Als ich in die Kirche trat, liefen mir noch ein Paar andre zu harte Stellen durch den Kopf, und ich änderte in der Sakriſtei auch die. Je näher der Augenblick kam, da ich auf die Kanzel gehen ſollte, deſto richtiger ſchienen mir die Bemerkungen meines Freundes, und ich ſtrich noch einige Stellen aus. Als ich aber endlich nur mit den Augen über die Kanzel hinausreichte, und die gedrängten Köpfe ſah, die ich mit ſo ſcharfer Lauge waſchen wollte; ach! da hatte ich nicht mehr den Muth, nur ein einziges hartes Wort zu ſagen.

Wie wird es dir gehen! dachte ich während der letzten Strophe des Geſanges mit der größten Aengſtlichkeit. Man wird dich für unverſchämt halten; du kannſt dir tauſend Händel zuziehen; man kann dich ſteinigen. Iſt es nicht, als ob die beiden grinſenden Geſichter dort ſich gerade der Kanzel gegenüber hingeſtellt hätten, um jede Sylbe aufzufangen und auf ſich zu deuten? — Alle Menſchen, die mich nur anblickten, ſchienen mir ſchon zu wiſſen, daß ich Willens wäre, ihnen bittre Wahrheiten zu ſagen. Nein, dachte ich; es gehe mir, wie es wolle: auch nicht Ein hartes Wort darf über meine Zunge kommen. — Anfangs ging alles noch ſo ziemlich. Aber jetzt entfuhr mir einer von meinen auffallend wahren Zügen. Ich wollte ihn mildern, und — ſagte Unſinn. Meine Angſt nahm zu, ſo wie ich das fühlte; und nun konnte ich mir nicht anders helfen: ich mußte aus dem Concepte leſen. Während dieſes ängſtlichen Leſens hatte ich aber die ſchwere Arbeit, alles abzuändern. Ich ſtockte hier, und ſchwieg dort ganz, weil ich nicht wußte, wie ich Zuſammenhang in meinen Vortrag bringen ſollte. Die Zuhörer wurden unruhig, und das Geräuſch, das ſie machten, war mir ſo fürchterlich, wie der ſtärkſte Donner. Schwerlich wird je wieder eine ſchlechte Predigt ſchlechter gehalten werden, als die meinige. Am Ende habe ich den Egoismus vielleicht wohl gar gelobt, um nur Niemanden zu beleidigen. Ich ging, wie vernichtet, die Kanzeltreppe hinunter, und nach Hauſe. — Die Predigt war gut genug, ſagte mein Zinngießer mit bedauernden Blicken; nur ein Bißchen lauter hätten Sie reden ſollen: man konnte kein Wort verſtehen.

Da hörte ich nun meine Schande! Und dennoch dankte ich dem Himmel, daß man nur nichts hatte verſtehen können. „Nie,“ ſagte ich, ſobald ich allein war, und zerriß meine Predigt: — „nie in meinem Leben laſſ' ich mich wieder von meiner Menſchenkenntniß verführen; ich habe nichts als Schimpf davon!“

Nach einigen Tagen hatte ich indeß mein

Unglück, und die Stadt mich vergeſſen. Ich unterrichtete ruhig fort, und eine gewiſſe Begebenheit (die freilich am allerwenigſten in das Kapitel: Heirath, gehört, um die aber der Leſer nicht kommen ſoll) goß das ſchöne Zauberlicht einer frohen Selbſttäuſchung über meine Tage, ſo daß ich ein Jahr lang ganz zufrieden lebte.

Am Ende des Jahres ließ mich ein Mann rufen, dem ich es am wenigſten zugetrauet hätte, daß er mir wohl wollte. Er habe, ſagte er, von meinen Kenntniſſen, meinem Fleiße, meinen Verdienſten gehört, und im Stillen ein Auge auf mich gehabt. Jetzt wäre die Zeit meiner Belohnung gekommen. In Großen-Eſcbach ſey die Pfarrſtelle erledigt, die von der Gemeine beſetzt werde; ich ſollte mich dazu melden. Vorläufig habe man die Bauern ſchon auf das vortheilhafteſte von mir unterrichtet; er hoffe, und ſo weiter.

Ich brauchte nichts zu thun, als ein Geſuch an die Gemeine, das der gütige Mann bereits aufgeſetzt hatte, zu unterſchreiben. Es ging ab, und ſchon nach drei Tagen wurde ich von der Gemeine aufgefordert, mit zwei andern Kandidaten die Probepredigt zu halten. Ich ſtattete meinem Gönner ſogleich den froheſten Dank ab, und trug ſeinen Edelmuth zu Buche. Schon damals führte ich nehmlich mein Tagebuch, und zwar mit dem größten Fleiße, weil ich durch Räſonniren über das, was mir begegnete, meine Weltkenntniß vermehren wollte.

Bis jetzt hatte mein Verſtand noch immer zugereicht, den Charakter und das Thun meiner Bekannten zu beurtheilen; hier aber war ich einmal verlegen. Warum nimmt dieſer Mann, dachte ich, ſo edelmüthig Theil an meinem Schickſale? Er kennt mich nicht, er hat nichts von mir zu erwarten, und es iſt keine Tochter, keine Nichte da, die er etwa anbringen wollte. — Ich konnte mit allem Nachſinnen den wahren Punkt nicht treffen; doch endlich fand ich die Quelle ſeiner Großmuth in irgend einer guten Seite von mir, die ihm ohne mein Wiſſen bekannt geworden wäre. „Oder" — ſetzte ich nach einigen Tagen hinzu — „muß denn ein Edler, ein Großmüthiger einen andern Grund haben, den Hülfloſen glücklich zu machen, als gerade ſeine Großmuth?"

Nun kam es aber darauf an, mit meiner Predigt die Bauern in Großen-Eſebach zu rühren, hinzureißen; und das war wieder eine Aufgabe für meine Menſchenkenntniß. Ich dachte: predige ich populär, und ſie verſtehen mich; ſo kann der Böſe ſein Spiel haben, daß ſie ſagen: ſo können wir ſelbſt predigen. Halte ich eine gelehrte, unpopuläre Predigt, ſo ſagen ſie vielleicht: wir verſtehen ihn nicht." In dieſem Schwanken machte ich ein Ding von Predigt (ich habe es noch), worin das Faßliche in hochtrabenden Ausdrücken, das Unpopuläre aber in ganz gemeinen geſagt war. Mein Zinngießer, ein ganz verſtändiger Mann, der herzlichen Antheil an meinem Schickſal nahm, ſchüttelte, als ich ihm mein Stück Arbeit vorlas, wohl zehnmal den Kopf, und ſagte: ich weiß nicht, wie es zugeht — bald kommt es mir vor, wie ein alter Rock mit neuen goldenen Treſſen; bald wie alte Treſſen auf einem neuen Rocke.

„Das iſt es eben, lieber Meiſter!“ ſagte ich, und erklärte ihm meine politiſche Abſicht.

Hm! hm! erwiederte er: daß man mit den Wölfen heulen muß, weiß ich wohl; und ich verdenke es Ihnen gerade nicht, daß Sie Sich in der Façon ſo nach den Bauern richten. Aber, Herr Bebenroth, es will mir bedünken, als ob Alles, was Sie ſo recht nach der Klugheit anfangen, Ihnen gar nicht glücken wollte. Gott gebe, daß es dieſes Mal beſſer gehen möge! — Ich blieb dabei, es müßte ſo ſeyn, und nicht anders.

Den Sonnabend wurde ich endlich in einer elenden Chaiſe zu meiner Probepredigt abgeholt. Das iſt Großen-Eſebach, ſagte der Bauer, der mich fuhr, und zeigte mit der Peitſche auf ein Dorf, welches mit einem lieblichen, dunkeln Kreiſe von Erlen und Ulmen umgeben war. Ich heftete ſehnſuchtsvoll meinen Blick auf das Dorf, worin ich vielleicht mein Leben zubringen konnte, und die Gegend kam mir paradieſiſcher vor, das Gebüſch, die Bäume, grüner, ſchattiger, als ich ſie jemals irgendwo geſehen hatte. Am Eingange des Dorfes ſpielten halbnackte Kinder in der warmen Sommerluft auf der ſchönen Wieſe; ich ſegnete ſie in Gedanken. Als ich die Reihen Häuſer hinunter ſah, zwiſchen denen wir wegfuhren, gingen mir die Augen über vor zärtlicher Wehmuth. — Wie viele Unglückliche, dachte ich, und wie viele Glückliche wohnen in dieſen Hütten! Glück und Unglück werden wechſelsweiſe in alle einkehren, werden öfter, als die Armen in großen Städten, ihre Wohnung wechſeln; und ich, ich komme hieher, die Unglücklichen zu tröſten und die Glücklichen ihres Glückes werth zu machen. Guter Gott! wird es nicht mir ſelbſt oft an Troſt fehlen? werde ich immer des Glückes werth ſeyn? . . . Keine frohe, keine wichtige Begebenheit wird hier vorfallen, ohne daß ich Zeuge davon bin. Ach, ich werde hier Hände und Herzen vereinigen, Augen zudrücken, Neugeborne der Tugend weihen, und den Geiſt junger

Menſchen zur Tugend bilden! Welch eine hohe Beſtimmung!"

Meine Bruſt war ſo voll, daß es mir Mühe koſtete, den Vorübergehenden meine Thränen zu verbergen. Ich legte mich in die Ecke des Wagens zurück, und fuhr in meinem Selbſtgeſpräche fort: „jetzt verberge ich euch, daß ich weine; aber bleibe ich bei euch — und warum ſollte ich es nicht? — ſo mögt ihr, ihr guten Menſchen, die Thränen ſehen, die mir eure Noth auspreſſen wird. O, wehe dem, der in meiner Stelle mit trocknen Augen in euer Dorf fahren; wehe dem, der euch betriegen könnte!"

Bei dieſem Worte dachte ich an meine Predigt, und eine brennende Schamröthe überzog meine Wangen. „Iſt es möglich?" ſagte ich mit einem herzzerreißenden Gefühle. „Ich wollte damit anfangen, euch zu betriegen? O, iſt es möglich? Nimmermehr! und ſollte ich morgen euch weiter nichts zu ſagen wiſſen, als: ich will euch nicht betriegen; ſo halte ich doch dieſe Predigt nicht. Wählet, wen ihr wollt. Wenigſtens will ich mit dieſen zärtlichen Thränen euer Dorf wieder verlaſſen, wenn mein Schickſal mir keine bleibende Stätte darin geben will.“ Ich riß meine Predigt halb durch, und fühlte dabei eine ſtille Zufriedenheit. So, ganz heiter, ohne Sorge, ſogar ohne heiße Wünſche, ſtieg ich vor der Pfarrwohnung des Dorfes aus, und ging mit der Witwe des verſtorbenen Predigers hinein. Alle meine klugen Plane zerſtörte hier nicht ein Unfall, ſondern mein eigenes volles Herz.

Die Kirchenvorſteher und der Schulze des Dorfes kamen. Ich ſprach freimüthig mit ihnen; meine Empfindungen machten mich offen und zutraulich gegen ſie, wohin ich es gewiß mit allen meinen Planen nicht gebracht haben würde.

Die Predigerwitwe zeigte mir nun das Haus und den Garten. „Beide ſind freilich nur klein,“ ſagte ſie, als wir wieder in dem Wohnzimmer waren; „aber ſie würden Ihnen gefallen, wenn Gott es ſo fügte, daß Sie hier blieben. Ich habe mit meinem ſeligen Herrn fünf und vierzig Jahr in dem

Hauſe gewohnt, und wüßte nicht, daß uns ein großes Unglück getroffen hätte.

„Fünf und vierzig Jahr!“ ſagte ich mit Erſtaunen; „und kein Unglück? Da wird es Ihnen deſto ſchmerzlicher ſeyn, das Haus zu verlaſſen!“

O nein! — Mit einem geduldigen Seufzer ſetzte ſie hinzu: jetzt iſt es mir gleich, wo ich meine Paar Stunden noch zubringe, und ich bitte Gott alle Tage, daß der Nachfolger meines ſeligen Herrn hier ſo zufrieden leben möge, als wir.

„Fünf und vierzig Jahr! und kein Unglück! Das iſt ein ſeltner Fall!“ ſagte ich noch einmal, und beſah die Wände, die keine Seufzer gehört hatten.

Ei nun! Unglück wohl! Da in jener Ecke habe ich fünf Kindern die Augen zugedrückt. Sie ſtarben in Zeit von vier Wochen alle fünf an den Blattern. Es war eine Tochter darunter, ſchon von ſiebzehn Jahren, und . . . Braut. (Das Wort Braut brachte ſie erſt nach einigen vergeblichen Verſuchen mit bebenden Lippen hervor.) Ich glaubte es nicht überleben zu können, und mein ſeliger Mann auch nicht. Ach, ich meinte mit Unglück nicht Gottes Hand, ſondern die Folgen unſrer eignen Thorheit! . . . Ein redlicher Mann kann ruhig auf meines ſeligen Mannes Stube wohnen; und hier — ich will mich nicht rühmen — eine treue Frau und Mutter: denn hier ſind immer Friede, Einigkeit und Liebe geweſen.

„Und Geduld und Stärke!“ ſetzte ich mit ſchauerlichem Schmerz hinzu; denn die Witwe heftete ihren Blick noch immer auf den Winkel, worin ſie ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Sie ſah mich endlich an, und ſeufzte. „Bleibe ich hier,“ ſagte ich bewegt, — „o, gewiß, ich werde dieſen Tempel des Friedens, der Einigkeit nicht entweihen! Und trifft mich die Hand des Schickſals, ſo will ich mich in jenen Winkel ſetzen, wo Sie Ihren fünf Kindern die Augen zudrückten; und da will ich Geduld lernen.“

Die Witwe ergriff meine beiden Hände, und ſchluchzte bei heißen Thränen: Gott laſſe

Sie

Sie das nicht erleben! Ach, ich höre dort in der Ecke noch immer die Seufzer meiner ſterbenden Kinder. Nun bin ich allein!

Das Wort: allein! ſagte die Frau ſo ſchauerlich, und ihre ganze Figur ſank dabei in ſich ſelbſt zuſammen. Sie wendete ſich von mir ab, und ſogar von der Ecke, worin die Seufzer ihrer Kinder noch tönten; denn alles hatte ſie verlaſſen: ſie war allein!

War ich das nicht auch? Meine Augen floſſen von Thränen über: ſo gewaltig hatte mich das Wort erſchüttert. „O nein!“ ſagte ich, und faßte ihre beiden Hände; „Sie ſind nicht allein! Nie ſchlage ein Herz an dem meinigen, wenn ich Sie nicht von jetzt an als meine Mutter ehre und liebe. Einen Sohn haben Sie wieder gefunden.“

Sie warf einen Blick auf mich, und weil ſie meine Thränen ſah, oder was es ſonſt ſeyn mochte, ſo faßte ſie mich mit der Zärtlichkeit einer Mutter in die Arme. O, ſagte ſie: wie man ſich irren kann! Ich habe mich vor Ihnen geſcheuet; und nun ſind Sie ſo gut, ſo theilnehmend!

„Vor mir? geſcheuet? wie ſo?“

Ei nun, ſagte ſie ein wenig verlegen; jetzt thut es mir leid, gewiß, ſehr leid! Daß Sie die Pfarre nicht bekommen, wäre das wenigſte, ob ich es gleich wohl wünſchte. Aber die Gemeine muß Sie doch für falſch halten; und das geht mir nahe — der Gemeine und Ihrentwegen.

„Ich verſtehe kein Wort, liebe Mutter. Warum ſollte ich die Pfarre nicht bekommen können?“

Wie? Sie wiſſen davon nichts? Nun, dann muß ich es Ihnen wohl erzählen.

So wurde mir denn das Räthſel, das mich ſo lange beſchäftiget hatte, aufgelöſ't. Ein Verwandter meines edelmüthigen Gönners iſt mit auf der Wahl. Den Einen Mitbewerber braucht man nicht zu fürchten, aber wohl einen zweiten, der Hoffnung hat, mit auf die Wahl zu kommen, einen Candidaten, der vorzüglich gut predigt, und ſich obendrein darauf verſteht, mit den Bauern umzugehen. Mein Gönner, der Einfluß auf die Gemeine hat, iſt beſorgt, daß dieſer ſeinem Verwandten den Rang ablaufen möchte, und findet Mittel, die Gemeine gegen ihn einzunehmen. Nun fehlt es aber an einem dritten Manne, von dem ſein Verwandter nichts zu fürchten hat. Mein Gönner glaubt, daß Niemand weniger gefährlich ſey, als ich, und zwar von meiner Predigt her, mit der es ſo unglücklich ablief. So komme ich denn mit auf die Wahl, und die Bauern hören nun in der Stadt, es könne Niemand ſchlechter predigen, als ich. In Vertrauen auf meinen Gönner, leſe ich ihm meine Predigt vor; und er findet ſie vortrefflich. Um aber ſeiner Sache recht gewiß zu ſeyn, läßt er unter den Bauern in aller Stille ausbreiten: ich würde eine tolle, ganz unverſtändliche Predigt halten, weil ich der Meinung wäre, daß Bauern nur an recht tollen Dingen Geſchmack finden könnten.

Das alles erzählte mir die Predigerwitwe. Ich lächelte, ein wenig beſchämt, über meine Menſchenkenntniß, und geſtand ihr treuherzig: es wäre wirklich etwas an der Sache; ſo und ſo ginge es zu; ich hätte abzu meine Predigt bei dem Einfahren in das Dorf verworfen; hier wären noch die eingeriſſenen Blätter. Ich mußte ſie ihr vorleſen, und nun ſah ſie wenigſtens, daß das Beiwort toll, womit mein Gönner die Predigt beehrt hatte, ein wenig allzu ſtark war. „Ja,“ ſagte ich ſelbſt; „er hat Recht! er hat wahrhaftig Recht! Viel Kluges iſt nicht daran. Aber meine Menſchenkenntniß ſpielt mir nicht zum erſten Mal arge Streiche. Uebrigens, liebe Mutter, da ich nun einmal nicht Pfarrer hier werden ſoll, ſo iſt es mir lieb, daß ich es nur ſchon erfahren habe; denn wer weiß, ob mich morgen nicht dennoch, troß meinem vollen Herzen, die Politik ein wenig angewandelt hätte. Laſſen Sie mich!“ ſetzte ich ganz heiter hinzu. „Morgen werde ich gut reden; ich brauche mich ja nur meiner heutigen Empfindung zu erinnern.“

Ich ließ mir von der Witwe ihren Lebenslauf erzählen, und ſpät am Abend wiederholte ich noch einmal mit Thränen der Liebe das Verſprechen, ſie als meine Mutter zu ehren. Endlich ging ich hinauf in das

Studierſtübchen ihres Mannes, und legte mich in das Fenſter. Ich ſah, wie nach und nach alle Lichter in den Hütten des Dorfes erloſchen, und zu gleicher Zeit jagte ein ſcharfer Nordwind dunkle Wolken über den Himmel, welche die Sterne verbargen. Meine ganze Seele war voll von dem Gedanken an die fünf ſterbenden Kinder; jedes Licht, das hier und da erloſch, ſchien mir ein aufhörendes Leben, und die finſtre Nacht, die mich zuletzt umgab, eine allgemeine Vernichtung des Daſeyns. Unten aus dem Dorfe her hörte ich dabei eine weibliche Stimme ein Sterbelied ſingen. Ich kann nicht beſchreiben, welche furchtbare Wirkung dieſer Geſang, der aus dem Dunkel der Nacht ſo leiſe, ſo ſchauerlich, wie aus den Abgründen des ewigen Raums, ertönte, auf mein Herz that. Und dennoch war Ruhe im Grunde meines Herzens; nicht einmal der Gedanke, daß meine Hoffnungen hier vernichtet waren, konnte dieſe Ruhe ſtören. Ich legte mich ruhig, voll Sehnſucht, wunderſam heiter, zu Bett, und ſchlief, bis die Witwe mich weckte. Jetzt wollte ich überlegen, was ich predigen würde; aber das Gedankenſpiel des vorigen Tages hob wieder an. Noch immer hörte ich das Sterbelied (eine Frau hatte es ihrem ſterbenden Manne geſungen), noch immer den furchtbaren Schlag der Thurmuhr, der mir in der Nacht wie der ſtockende Pulsſchlag der Natur vorgekommen war. Ich mochte thun, was ich wollte — mein Herz war in Bewegung, und blieb darin. Dazu kam noch ein heiterer Morgen, deſſen ich an dem offnen Fenſter bei einer ſchönen Ausſicht genoß, und das Läuten in allen Dörfern umher. Meine Bruſt fühlte eine liebende Sehnſucht nach einer andern, beſſeren Welt; und mit dieſer vollen Bruſt, dieſer vollen Seele, dachte ich Ein Stück nach dem andern von der Predigt, die ich halten wollte.

Als ich nach der Kirche gehen mußte, fühlte ich mich ſo leicht, ſo heiter; und wäre ich ein Candidat bei einer Königswahl geweſen, ich würde ruhig geblieben ſeyn. So wie ich auf die Kanzel trat, ſah ich mir gegenüber die alte Mutter ſitzen, die mich nicht anſah, aber von Zeit zu Zeit einen Blick ſeitwärts in die Höhe warf. Ich folgte ihren Augen, und ſah fünf Myrtenkronen mit Flittergold umwunden an einem Pfeiler hangen, und darüber Nahmen mit goldenen Buchſtaben. Es waren die Sterbekronen ihrer fünf Kinder. Da floß ein neuer mächtiger Strom von Empfindung in meine Bruſt.

Ich predigte: der Menſch ſey ein Fremdling auf Erden. Schon das Wort Fremdling — denn war ich das nicht hier, und jetzt überall? — machte die Empfindung meiner Bruſt noch ſtärker. Jedes Wort meiner Predigt, jeder Ton, jede Bewegung kam aus dem Herzen. Ich erſchütterte die Gemeinde; denn ich ſelbſt war erſchüttert, weil ich den nächtlichen Sterbegeſang der Frau wieder hörte, und weil ich die Sterne, die Sonnen, erlöſchen ſah. Bei dieſer Fülle einer hohen ſehnſuchtsvollen Empfindung überlief mich ein Grauen. Thränen hemmten meine Worte, und kein Auge in der Kirche war trocken. Die Predigerwitwe wendete jetzt die überſtrömenden Augen frei nach den Kränzen, als wollte auch ſie ſagen, was ich ſchon geſagt hatte: „ach! iſt der Menſch nicht ein Fremdling? Was bleibt von ihm übrig? Ein verwelkter Kranz, ein wenig Flittergold, und das naſſe Auge einer Mutter oder eines Kindes, das dieſen Kranz betrachtet!"

Ich trat erſchüttert in die Sakriſtei, und hatte kaum noch Athem. So wie der Geſang zu Ende war, kamen alle Hausväter der Gemeine zu mir, reichten mir die zitternden Hände, und ſagten: Niemand anders als Sie, lieber Herr Bebenroth, wird unſer Pfarrer! Niemand anders! — Endlich kam auch mein Gönner, den ich in der Kirche nicht geſehen hatte, in die Sakriſtei, und ſagte mir einige Worte. Dem Himmel ſey Dank, ich habe ſie rein vergeſſen! Damals dachte ich gar nicht daran, wie giftig ſie ſeyn ſollten. Ach, vor thränenden Augen, vor einem ſo vollen Herzen, verſchwindet die Bosheit. Ich hätte dem Mörder meines Vaters vergeben; warum nicht einem falſchen Manne?

Die Pfarre.

Nach vier Wochen ſollte ich anziehen. Mein ehrlicher Zinngießer ſagte mir mit großer Herzlichkeit, er würde mich ausſtatten. Ich ſchlug das aus: denn die Predigerwitwe hatte mir verſprochen, bei mir wohnen zu bleiben; ich ſollte ihr Sohn und ihr Erbe ſeyn, weil ſie nur einige weitläuftige Anverwandten hatte, die noch überdies wohlhabend genug waren, um die Erbſchaft leicht entbehren zu können. Sie bat mich dringend, ich möchte durchaus nichts mitbringen, damit ſie die Freude hätte, mich ganz und gar einzurichten. Mein Zinngießer, der mir wohl wollte, weil er ſich einbildete, daß ich durch ſeinen guten Rath zu einer Pfarre gekommen wäre, nahm meine abſchlägige Antwort übel; und ich trennte mich von ihm in Unfrieden. Das that mir weh; aber ich muß nur geſtehen, daß mir, ſo wenig Habſucht ich auch hatte, das volle Haus, in das ich eingehen ſollte, eine ſehr angenehme Idee war. Ich dachte mit Vergnügen an die vollen Zimmer und Kammern; ja — der Leſer denke von mir, was er wolle — ich ſah mit ein wenig Neid einige ſehr ſchöne Tafeltücher, welche die Witwe in einen beſondren Koffer packte, weil ich ſie nach ihrem Tode einer Verwandtin ausliefern ſollte.

Ach, der arme Menſch, glaube ich, darf nur etwas haben, um ſogleich mehr zu verlangen! Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt; aber mit dem Geſichte voll Schamröthe ging ich dennoch im ganzen Hauſe umher, und betrachtete mit Vergnügen die vielen Sachen, die nun mein waren. Die Witwe wollte die Schenkungs-Akte ſogleich aufſetzen laſſen; aber, um ihr meine Habſucht, deren ich mich ſchämte, zu verbergen, bat ich ſie, damit zu warten, bis ich auf der Pfarre ſeyn würde.

Endlich verließ ich die Stadt, und gab das letzte Geld, das ich noch hatte, für den Wagen, der mich nach meinem Dorfe brachte. Als ich in das Pfarrhaus trete, ſehe ich bat ihn, mich dieſe Nacht und noch einige folgende zu beherbergen, bis ich Anſtalten getroffen hätte, in der Pfarre wohnen zu können. Der Mann wußte ſehr wohl, wie ich in dieſe Verlegenheit gekommen war, und nahm mich mit Freundlichkeit auf.

Am folgenden Morgen hörte ich: die Erben hätten die Nacht zum Packen angewendet, und wären mit allen Sachen ſchon weg. Man brachte mir den Schlüſſel zu dem Hauſe. Ich ging hinüber, ſchloß auf, trat hinein, und fand alles leer; aber dennoch fühlte ich eine gewiſſe Freude. In der That mit einer Art von Zärtlichkeit, und halb verſtohlen, legte ich die eine Hand an den Thürpfoſten, und ſagte laut und fröhlich aus dem Virgil: salvete penates! hic domus, haec patria est!*) — Nunc pateras libate Jovi**)! fuhr ich begeiſtert fort, als eben der Küſter zu mir herein trat. Ich ließ meine Thränen ſtrömen, und kümmerte mich nicht darum, daß er es ſah. „Und ſind denn,“ fragte ich ihn, „Thränen nicht die ſchönſte Libation?" Er verſtand mich nicht, und lächelte. Es iſt ein Unglück! ſagte er; nun kommen Sie da ſo in das leere Haus!

---

*) Heil euch, o Penaten! Hier iſt Heimath und Haus!

**) Bringt aus Schalen Libationen dem Zeus!

„Leer, meinen Sie, lieber Schulmeiſter? Iſt ein Haus leer, worin ein zufriedenes Herz ſchlägt? worin zwei Ströme von Freudenthränen fließen? Tritt denn der Menſch nicht noch ärmer in ſein erſtes Haus, den Körper? Und da das Kiſſen, mit Hobelſpänen geſtopft, das wir in unſerm letzten Hauſe finden, noch zu viel iſt, ſo wird doch das, was ich hier gebrauche, hier in dieſem Abſteigequartier, in dieſer Schulſtube — mehr iſt ja das Leben nicht — noch anzuſchaffen ſeyn."

O ja, ſagte der Schulmeiſter; ich habe der Gemeine den Fall vorgetragen, und ... Ei, da kommen ſie ſchon! —

Man brachte mir ein Bett, ein Paar Stühle, einen Tiſch, etwas Küchengeſchirr, und auf einige Tage Lebensmittel. Kein König hat je mit beſſerem Appetit gegeſſen, als ich den erſten Mittag vor meinem Hauſe unter ein Paar Kaſtanien-Bäumen. Ich war noch nicht aufgeſtanden, als mir der Pachter des Pfarrackers einen Theil des Pachtgeldes brachte. Nun war allen Schwierigkeiten abgeholfen; ich hatte den größten Wunſch meines Lebens erreicht, und nahm feierlich Beſitz von dem Hauſe, von dem Garten. Dann ging ich hinauf in das Studierſtübchen, und nahm auch Beſitz von der ſchönen Ausſicht, die man von da hatte.

Hier verſank mein Herz — es war jetzt um die Stunde des Feierabends — in eine unbeſchreiblich ſüße Ruhe. Ich ſaß an dem offnen Fenſter, wo ſeitwärts das ganze Dorf vor meinen Blicken offen da lag. An jeder Hausthür ſtanden Knechte und Mägde, die ſich nun in größere Gruppen ſammelten, und eine Menge Kinder ſpielten unter einer Linde. Auch die Hausväter traten nach und nach in die Thüren, und ſahen zu, was wohl morgen für Wetter ſeyn würde; und dazu ſchallten die Glocken der von der Weide kommenden Kühe. Das war mir ſo neu, und doch ſo bekannt: lauter Bilder aus meiner Jugend. Ich redete das Dorf und ſeine Bewohner an, und ſchwor ihnen ein tugendhaftes Leben und innige Liebe zu. In dieſem Augenblicke war keine Spur von Haß, oder auch nur von Bitterkeit, in meinem Herzen. Ich hätte der ganzen Welt eine innige Liebe ſchwören können, ohne mehr zu ſagen, als ich wirklich fühlte. Der Menſch, der in einem merkwürdigen Zeitpunkte ſeines Lebens keines tugendhaften Entſchluſſes fähig iſt, der trete nie über meine Schwelle!

Mein Vorſatz gab meinem Herzen eine noch ſeligere Freude und Ruhe; nie in meinem Leben habe ich eine ſtillere und zufriednere Stunde gehabt, als dieſe. Endlich ging ich hinunter in das Freie, doch nicht durch das Dorf; jeder Menſch, auch der beſte, hätte meinem Gefühle etwas Irdiſches zugemiſcht. Aber ſchon nach einer halben Stunde mußte ich zurückgehen; es war, als ob mich etwas in mein Haus bannte. Ich trat in das leere Zimmer, wie in einen Tempel; und nun wurden meine Gefühle zu einzelnen Bildern, und die Bilder dann, zu Gedanken.

danken. Aus dieſem ſpiegelglatten Meere von Ruhe und Gefühl hob ſich mein Bild als Hausvater hervor. Ihm folgte die wunderſchöne Geſtalt eines weiblichen Weſens, das in ſchlanker, jungfräulicher Schönheit ſanft und leiſe durch das Zimmer ſchwebte; und von dieſem Augenblicke an brannte mein Herz in ſehnſuchtsvoller Liebe. Ich fühlte wieder, daß ich allein war; doch dies Gefühl verlor ſich in ſchöne, zitternde Hoffnung. Nun erſt bekam das Gemählde meines Lebens Haltung, eine menſchlichere Form, und ſchönere Farben; denn ich mahlte es in Liebe aus. Jetzt ſah ich das ſchöne Mädchen in allen Zimmern, in tauſend Geſtalten, und immer eine ſchöner als die andre. Mein Herz wurde mit jeder Minute weicher, meine Sehnſucht ſtärker. Ich dachte nicht mehr an mein Haus, an meine Pfarre, nur an die Hausfrau, an die Pfarrerin, und, wie ich glaubte, mit reiner, himmliſcher Liebe.

Keine von allen meinen Bekanntinnen hatte auch nur die mindeſte Aehnlichkeit mit dem Bilde, das vor meiner Seele ſtand.

„Nein,“ ſagte ich: „dieſes himmliſche Bild, dieſe Bewohnerin einer beſſeren Welt iſt es, für die mein Herz in Kraft und Stärke ſchlägt; dieſe Sehnſucht verlangt nicht nach euch, nicht nach einem Mädchen, ſondern nach einem Herzen, das ſtark und rein iſt, wie das meinige.“ Ich erhob mich ſtolz; aber — wie ſchwach iſt das menſchliche Herz auch in ſolchen Minuten der reinſten Sehnſucht nach Liebe! Des Schulmeiſters Tochter, ein ſchlankes hübſches Mädchen von achtzehn Jahren, ging während der Zeit, daß meine Phantaſie dieſen hohen Flug nahm, in meinem Zimmer ab und zu, um noch einige Kleinigkeiten einzurichten. Dieſe ſchlanke Geſtalt hielt auf einmal meine Phantaſie in ihrem Fluge an, und lenkte ſie auf ſich. Ich will dem Leſer — ob ich gleich noch jetzt darüber erröthe — nur geſtehen, daß meine himmliſche Göttin ſehr bald die Figur dieſes Mädchens annahm, welches nichts weiter hatte, als einen leidlichen Wuchs. Noch mehr: ich verließ nur mit Mühe das Zimmer, worin ſie zu thun hatte, und ſetzte mich vor die Thür, bis ſie mir gute Nacht ſagte und nach Hauſe ging.

Sehr beſchämt ſann ich nun über dieſe Schwäche nach; und, mochte ich wollen oder nicht, ich mußte mir geſtehen, daß ich mir nichts anders, als eine Frau, wünſchte. Es verdroß mich nicht wenig, daß ich mich ſo ertappt hatte. „Aber, wenn es nun einmal ſo iſt," ſagte ich zuletzt: „warum ſoll es nicht ſo ſeyn? Warum finde ich denn Gefühle des Herzens, welche alle Menſchen mit mir gemein haben, ſchimpflich? Ja, Natur, ich danke dir, daß dieſes ſehnſuchtsvolle Herz jedes Mädchen mit dem himmliſchen Glanze des reinſten Ideals ausſtattet." Ich dachte weiter nach. „Nein," ſagte ich endlich, als ich zu Bette ging; „ich ſehe wohl, meine Frau wird kein Ideal ſeyn, ſondern ein Weib. Ich werde ſie lieben. Gott gebe, daß ſie ein gutes Weib iſt, und auch mich liebt; dann wollen wir wohl glücklich werden!

Endlich die Heirath.

Die erſten Tage vergingen noch unter den Täuſchungen der Phantaſie und des Herzens. Wenn man auch nicht alle Entſchlüſſe hält, die das heiße Herz in feierlichen Momenten faßt, ſo bleibt doch etwas davon zurück. Genug, ich fühlte, daß der erſte Tag auf meiner Pfarre mich beſſer und menſchlicher gemacht hatte; und das fühle ich noch jetzt, da ich dieſes ſchreibe.

Nach einigen Sonntagen traf mich die Reihe, für einen Pfarrer, der krank geweſen und noch nicht völlig wieder hergeſtellt war, zu predigen. Das Dorf lag nicht weit von Eſebach, und ich ging den Sonntag früh dahin. Die Paſtorin erwartete mich ſchon im Garten, durch den man näher in das Haus kommen konnte. Sie bat mich ſehr freundlich um gute Nachbarſchaft; und, noch ehe wir in das Haus traten, wußte ich ſchon, daß ſie eine Tochter, und einen Sohn hätte, daß ihre Tochter einmal eine gute Ausſteuer bekäme, und daß ſie gar nicht arm wäre. Hinterher folgte denn auch bald die Frage: ob ich ſchon etwas Liebes hätte.

Es war ganz offenbar, daß die Frau einen Anſchlag auf mich hatte; und dieſer Gedanke machte mich finſter. Ich nahm mir vor, ganz kalt zu ſeyn, und antwortete ihr nur ſehr einſylbig. Als ich in das Zimmer trat, wurde ich in meiner Vermuthung noch mehr beſtärkt; denn die Tochter ſtand in ihrem beſten Putze da, erröthete über und über, und war und blieb verlegen.

Nun kam der Prediger, ein Mann mit dem ehrwürdigſten Geſichte von der Welt, und hieß mich freundlich, doch ohne Umſtände, willkommen. Ich machte ihm eine kalte Verbeugung, und fand in ſeinem ehrwürdigen Geſichte ſogleich den Charakter des Geitzes. An der Tochter bemerkte ich Sommerſproſſen, die ihr übel ſtanden, und die Mutter war mir mit ihrer Freundlichkeit unausſtehlich.

Alles war darauf angelegt, mir einen groſsen Begriff von der Wohlhabenheit der Familie zu machen. Es ſtand Silber auf dem Kaffeetiſche, und die Mutter ſchloſs wohl dreimal einen nuſsbaumenen Schrank auf, worin etwa ein Dutzend ſilberner Löffel und ein Paar ſilberne Leuchter zur Schau ausgekramt waren. Ich blickte zu Boden, ſo oft ſie ihn öffnete, oder wendete mich ab.

Auf einmal ſagte der alte Mann: „hm! hm! das iſt ja heute hier recht feſtlich, Mutter! Giebt es denn einen Geburtstag, oder ſo etwas? Guſtchen iſt ja geputzt, als ſollte ſie Gevatter ſtehen!" — Das Mädchen wurde roth wie eine Roſe, und die Mutter ſagte etwas von einem lieben Gaſte. Ich wurde immer kälter und einſylbiger. Die Tochter verlieſs das Zimmer, als die Mutter anfing eine Lobrede auf ihre Wirthlichkeit und ihren Fleiſs zu halten. Das iſt abgekartet, dachte ich; die Alte hat geſagt: geh hinaus, Guſtchen, wenn ich anfange, damit ich dich recht loben kann. Und nun ſetzte auch die Alte mit einer erſtaunlichen Schnellzüngigkeit den Panegyrikus der Tochter fort. Der Alte lächelte, und ſagte: das geht einmal, Mutter! Du biſt heute zur guten Stunde aufgeſtanden; denn ſonſt, ſo wacker Guſtchen auch iſt, haſt du doch manchmal mit ihr zu keifen.

Ei was, Vater! das verſtehſt du nicht! ſagte die Mutter mit krauſer Stirn.

Nun ja doch! Ich mißbillige das nicht. Das Mädchen hat ſeine Fehler, und eine Mutter muß von Zeit zu Zeit tadeln; das weiß ich wohl.

Welche Fehler denn? Was weißt du denn von deiner Tochter? (Sie wurde feuerroth.)

Daß ſie, ſagte er lächelnd, nicht halb ſo gut, nicht halb ſo fleißig und wirthſchaftlich, nicht halb ſo wohlthätig, ſo fromm, ſo verſtändig iſt, wie du, Mutter: das weiß ich von ihr. Nun wendete ſich der Alte wieder an mich, und warf eine theologiſche Frage auf, die ich denn ſehr eifrig beantwortete, ohne mich durch die Unterbrechungen der Mutter ſtören zu laſſen, bis es endlich Zeit zur Kirche war.

Guſtchen, hob die Mutter wieder an, geht auch hinein. Heute würde ſie um alles in der Welt die Kirche nicht verſäumen; ſie hat gar zu viel Gutes von Ihrem Predigen gehört. — So? erwiederte ich kalt, und ging, ohne auf Guſtchen zu warten, die ſchon, mit dem Geſangbuche in der Hand, in die Thür des Nebenzimmers trat.

Auf dem Wege nach der Kirche nahm ich mir vor, die Mutter und die Tochter recht auffallend kalt zu behandeln; denn ich fand etwas Schimpfliches für mich in ihrem Benehmen. Der erſte Blick, den ich zwiſchen den Gardinen durch in die Kirche that, fiel auf die Tochter, die mir und der Kanzel gegenüber ſaß. Erſt jetzt ſah ich ſie recht genau an, und ich mußte geſtehen, daß ſie ſehr hübſch war. Nun, wenn auch! dachte ich, und zog die Gardine enger zuſammen: ich will nur deſto kälter ſeyn.

Auguſte warf keinen Blick auf den Stuhl, worin ich ſaß; es war, als ob ſie wüßte, daß ich ſie betrachtete. Sie hielt die Augen feſt auf das Buch, das vor ihr lag, und es kam mir ſo vor, als erröthete ſie von Zeit zu Zeit. Doch das war nur in den erſten Augenblicken; als der Geſang anfing, erhob ſie die großen blauen Augen. Die Empfindung, die ſich jetzt in ihrem Geſichte zeigte und es bis zum Erſtaunen verſchönerte, war nichts als eine fromme Andacht; und ich — konnte meinen Blick nicht mehr von dieſen frommen Augen, von dieſem lieblichen Munde abwenden.

Als ich auf die Kanzel trat, erröthete Auguſte, und beugte das Geſicht nieder: doch nur einige Minuten; dann hielt ſie den Blick mit einer ſchönen Ruhe auf mir feſt. „Hm!" dachte ich, als der Gottesdienſt zu Ende war; — „nach Hauſe kannſt du ſie ja begleiten!" Sie war aber ſchon weggegangen.

Mit dem erſten Schritte, den ich in das Haus that, nahm die Mutter ihre Rolle wieder. Sie hielt ihrer Tochter unaufhörlich Löbreden, und ſuchte, doch vergebens, ein Urtheil über meine Predigt von ihr heraus zu bringen. Mochte ich wollen oder nicht, ich mußte mit ihr im ganzen Hauſe umher ſehen und alle ihre Schätze kennen lernen. „Es ſoll dir nichts helfen," dachte ich in jedem Zimmer, das ſie mir zeigte; „nicht einmal einen Blick will ich auf das Mädchen werfen. Ich werde bei Tiſche mit dem Alten immer nur von den neueſten Ketzereien ſprechen, und alle Gerichte, mögen ſie auch noch ſo gut ſeyn, hineineſſen, ohne Gutes oder Böſes davon zu ſagen."

Endlich hatte mir die Mutter Guſtchens ganze Ausſteuer gezeigt. Nach Reichthum, hob ſie nun an, ſoll des Mannes Auge nicht ſehen, und am wenigſten das Auge eines Predigers; aber ſo nebenher iſt es doch gut, wenn man etwas hat. Ein Prediger darf nicht mit Schulden anfangen, und ſollte er auf Stroh ſchlafen müſſen! . . . Nun? fuhr ſie lächelnd fort; Sie werden wohl auch bald an eine Gehülfin denken. Oder vielleicht iſt es ſchon geſchehen?

„Sie haben es errathen," ſagte ich kalt, und mit einer kleinen Verbeugung.

Alſo haben Sie ſchon eine Braut? fragte ſie noch einmal, ſehr erwartend.

„Da Sie,“ erwiederte ich falſch, „ſo gütigen Antheil an mir nehmen, ſo will ich Ihnen geſtehen: ja!“ Ich erwartete nun eine gänzliche Veränderung ihres Betragens gegen mich; aber zu meinem Erſtaunen nahm die alte Mutter freundlich meine Hand, und ſagte ſehr theilnehmend: nun, ſo ſegne Sie Gott, Sie und Ihre liebe Braut, und gebe Ihnen Zutrauen zu einander, und Frieden und einige Herzen bis an das Grab! Man hat uns von Ihnen geſagt, daß Sie ein braver, rechtſchaffner Mann ſind, den keine Sünden drücken. Sie haben auf der Univerſität Haus gehalten mit Ihrem Gewiſſen; und wenn Gott alles auf Erden unbelohnt ließe, ſo läßt er doch das nicht unvergolten. Eine glückliche, zufriedene Ehe iſt der koſtbarſte Lohn, und die Perle, das Kleinod eines ſtillen Lebens. — Die letzten Worte ſagte ſie mit Thränen in den Augen.

Jetzt zeigte ſie mir nichts weiter, ſondern führte mich hinunter, und gab nun ihrem Mann und ihrer Tochter die Nachricht, daß ich eine Braut hätte. Der Alte ſah ihr mit einem triumphirenden Lächeln ins Geſicht; dann faßte er meine Hand, und drückte ſie, bei einem ganz einfachen, herzlichen Glückwunſche. Lachend wendete er ſich nun wieder zu ſeiner Frau, und ſagte: „jetzt eſſe ich mit noch einmal ſo gutem Appetite, Mutter; und Guſtchen auch, dafür ſtehe ich dir.“

Die Mutter erröthete ein wenig, und winkte ihm zu, er möchte ſchweigen. Wir ſetzten uns zu Tiſche; und auf einmal war Guſtchen geſprächig geworden, auf einmal wußte ſie den Inhalt meiner ganzen Predigt, auf die der Alte bald kam, und vertheidigte mich eifrig gegen ihn, als er einige Sätze darin anzugreifen ſuchte. Man ſtieß endlich auf das Wohl meiner Braut an, und dabei war eine heitre, ruhige Fröhlichkeit in jedem Geſichte.

„Mutter,“ ſagte der Alte; „wären wir ſo fröhlich, wenn wir jetzt nicht wüßten, was wir wiſſen? Die heimlichen, krummen Gänge taugen niemals etwas. Geht man ſie, dann ſchlägt das Herz ſo ängſtlich, und das Wort erſtirbt einem auf der Zunge. Sieh, jetzt kann ich unſerm Herrn Nachbar dreiſt in die Augen ſehen; dieſen Morgen konnte ich das nicht, du eben ſo wenig, magſt du doch ſagen, was du willſt, und Guſtchen gar nicht. Ich ſage dir, Mutter, du kamſt mir heute früh falſch vor, ſo gut deine Abſicht auch war."

Bei dieſer Aeußerung warf ich verſtohlen einen Blick auf die Tochter. Sie ſaß erröthend da, und ſah nur von Zeit zu Zeit ihren Vater bittend an, doch ohne daß der gute, treuherzige Alte es merkte.

Falſch? ſagte die Mutter. Da ſey Gott vor, Vater! Nein, ich will dir auch nie wieder ſo vorkommen, und ſollte Guſtchen ewig ſo bleiben, wie ſie iſt. Ich dachte, Vater, es könnte nicht ſchaden, . . .

„wenn du den lieben Gott ſo ein wenig zurechtwieſeſt!" unterbrach der Alte ſie lächelnd. „Liebe Frau, was recht und wahr geſagt iſt — nun, wenn es Gelegenheit dazu giebt, ſo habe ich nichts dagegen. Doch heimliche Abſichten, und ſo weiter? Iſt ein Wunſch recht, ſo muß er ſich ſagen laſſen; läßt er ſich nicht ſagen, ſo iſt er auch nicht recht."

Die Mutter ſchüttelte den Kopf: Vater, zu viel iſt auch nicht gut! Wünſchen konnten wir das wohl, aber nicht ſagen.

„Auch ſagen," erwiederte der Alte eifrig: „einem jeden guten Menſchen; und ſpottete er darüber, ſo wäre er kein guter Menſch."

Vater, frag Guſtchen, frag jedes Mädchen — es geht nicht! — Ich blickte verſtohlen auf die Tochter, und ſah, daß eine Thräne nach der andern langſam über ihre Wange floß. Sie ſchien gern aufſtehen zu wollen; ihr Vater aber, der ſie herzlich liebte, hatte, wie faſt den ganzen Mittag, ihre Hand gefaßt. Die Mutter hat Recht, liebſter Vater, ſagte ſie ſchmeichelnd; und ſogleich ſetzte ſie hinzu: ſoll ich nicht eine Flaſche Johannisbeerwein holen?

„Hernach! hernach!" antwortete der Alte noch eifriger. „Sie hat nicht Recht, deine gute Muter, ſag' ich; denn du, Herzens-Guſtchen, haſt nichts gewünſcht, gar nichts, das weiß ich. Und was deine Mutter wünschte, das konnte sie auch sagen, wenn der Herr Nachbar da ein guter Menſch iſt." — O, lieber Vater! unterbrach ihn Auguſte mit ſehnlich bittender Stimme.

„Nun, geh, mein Kind," ſagte der Alte ſanft; „geh, und hole eine Flaſche, oder zwei, von dem weißen." Sobald ſie hinausgegangen war, wendete ſich der Alte mit einem ernſten Geſichte an mich, reichte mir die Hand über den Tiſch zu, und ſagte: „ich halte Sie für einen guten, unſchuldigen, lieben Mann; und hätten Sie keine Braut, ſo würde ich Ihnen mit Freuden mein Guſtchen geben, die — kann ich Ihnen jetzt wohl ſagen — auch des beſten Mannes werth iſt. Ich und meine Frau, wir haben gewünſcht, Gott möchte es ſo leiten; es iſt aber nicht ſein Wille geweſen." Mir ſtiegen Thränen in die Augen. Ich faßte, ohne etwas ſagen zu können, die Hand des vortrefflichen Alten, und drückte ſie herzlich.

„Nun ſieh, Mutter," fuhr er fort: „ich habe ihm geſagt, was wir Beide wünſchten;

und da ſtehen uns allen Dreien die Thränen in den Augen. Von jetzt an wird er unſer Freund ſeyn, wenn auch nicht unſer Sohn. Warum hätte ich das nicht ſagen können? Guſtchen durfte es nicht ſagen, aber auch nicht wünſchen; und ſie hat es nicht gewünſcht: denn, Mutter, Mutter! ich ſchwieg geſtern; aber das Herz hat es mir umgekehrt, als das Kind dich mit Thränen bat, ja keine Anſtalten auf den Herrn Nachbar zu machen. Da ſprach die Unſchuld der Jungfrau, und der Stolz der Jungfrau; du hörteſt aber nicht."

Die alte Frau ſtand auf, umfaßte ihren Mann, und ſagte mit Thränen: ich habe Unrecht. Aber, lieber Vater, daß du dieſes Geſpräch angefangen haſt, das iſt doch wohl auch nicht recht!

„Nein, freilich nicht. Aber ich ſah es unſerm Gaſte an, daß er gemerkt hatte, was du wünſchteſt; und konnte er nicht Guſtchen ſo gut in Verdacht haben, als dich? Der Mutter kann er den Wunſch verzeihen; aber auch der Tochter? . . . Mußte ich nicht

nicht ſprechen? ſollte er aus unſerm Hauſe weggehen, wie aus einer Mördergrube? Ich mußte. Gott Lob, daß er eine Braut hat! nun konnte ich reden!"

O Vater, ich habe großes Unrecht, ſagte die Alte mit Thränen der Reue, und legte ſich wieder an ſeine Bruſt. Er küßte ſie, und ſagte: jetzt ſtill davon! Klingle Guſtchen!

Nein, rief ich; noch einen Augenblick! Mein Herz und meine Hand ſind frei. Geben Sie mir Ihre Tochter.

Die Mutter ſtarrte mich freudig an. Der Vater ſagte ernſt: „wie ſoll ich das nehmen, Herr Nachbar? Ich meinte, Sie hätten eine Braut? . . . Jetzt merke ich wohl, meine gute Frau hat die Worte aus Ihnen hervorgelockt; aber . . ." —

Ich ſchämte mich meiner Härte und meiner Unwahrheit von ganzem Herzen. Sie hielten mich für gut, ſagte ich erröthend; ich fürchte, Sie werden anfangen mich für ſchlimm zu halten, wenn ich Ihnen geſtehe, was dieſen Morgen in meiner Seele vorgegangen iſt.

Muß ich Ihnen nicht vergeben, ſagte er lächelnd, wenn ich meiner Frau vergeben ſoll? . . . Liebe Mutter, hier haſt du eins deiner Sprichwörter: wie es ins Holz hinein ſchallt, ſchallt es wieder heraus. Siehſt du, daß ich Recht habe? Er bezahlte dich mit deiner Münze. — Nun, lieber Freund, Sie verlangen mein Kind zur Frau. Wir haben Ihnen ſchon geſagt, daß es unſer Wunſch geweſen iſt; doch darum wünſchte ich nicht, daß es ſo ſchnell kommen ſollte. Ich weiß, Herr Nachbar, mein Guſtchen iſt Ihrer Liebe werth, und wird Sie glücklich machen; aber ich will Sie und mein Kind nicht um die ſchönen Tage bringen, welche die Liebe jungen Herzen giebt. Beſuchen Sie uns wieder. Guſtchen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, erfährt von dieſer Unterredung nichts. Nach einem Vierteljahre, denke ich, werden wir mit andern Geſichtern davon ſprechen, als jetzt; doch nicht eher!"

Er klingelte, und das liebe Mädchen kam — noch immer verlegen — mit zwei Flaſchen in das Zimmer; aber wir, ich und ihr Vater, waren im tiefſten Geſpräch über einen Satz aus der Theologie. Nach Tiſche führte ich, während der Vater ſeine Mittagsruhe hielt, die Tochter in den Garten, und von da auf das freie Feld. Jetzt, da ſie auf einem ſchmalen Fußſteige vor mir herging, betrachtete ich ihre ſchöne, edle Geſtalt, und fühlte mein Herz gewaltig pochen. Als wir dann wieder neben einander gehen konnten, erzählte ſie mir von ihren Kinderjahren, und ſprach von ihren Eltern, beſonders von dem Vater, mit dem innigſten Entzücken. Jetzt ſah ich auch ihr ſchönes Geſicht, das von kindlicher Liebe glühete, und kaum konnte ich mich enthalten, ihr ſogleich mein Herz zu entdecken. Doch der Gedanke, daß ich nach dem Geſpräche bei Tiſche ihr jungfräuliches Gefühl beleidigen könnte, hielt mich davon ab. Ich verließ die Familie gegen Abend; aber am folgenden Morgen ſtand ich ſchon ganz früh vor meinem Fernrohr (einem Erbſtück von meinem Vater), und betrachtete das Pfarrdach, unter dem die ſchöne Auguſte lebte.

Das Vierteljahr ging hin wie ein Augenblick, und die Liebe (die mir bis jetzt nichts weiter geweſen war, als der Geſchlechtstrieb, weil ich erſt Einmal, und nur eine eitle Thörin, geliebt hatte) wurde mir nun die Begeiſterung meiner Seele, die Quelle meiner Tugenden, und — warum ſoll ich es leugnen! — die feſtere, heiligere Hoffnung des ewigen Lebens. Alles Große, alles Edle, alles Schöne, was bisher nur die Philoſophie mit unſichern, kalten Zügen auf mein Papier und in mein Gedächtniß geſchrieben hatte, das drückte jetzt die Liebe mit unvergänglichen, flammenden in mein Herz. Die Ewigkeit, vor der ich ſonſt ungläubig grübelnd zitterte, dachte ich mir jetzt als mein Eigenthum; das Grab, die dunkle Zukunft war verſchwunden, und ich ſtand durch die Liebe in den Strahlen eines ewigen Daſeyns leuchtend da. — Bei dieſen großen Vorſtellungen ſchäme ich mich faſt, deß weißen Tuches zu erwähnen, mit dem meine Braut mir aus dem Dachfenſter des Pfarrhauſes winkte, wenn ich kommen ſollte, und das mein Herz in die froheſte — ja, ich kann ſagen, in die erhabenſte — Empfindung verſetzte. Aber wehe dem jungen Manne, dem es, wenn er ſich in meiner Lage befände, nicht wäre, als ob das Flattern des weißen Tuches Himmel und Erde in ein ſchöneres Licht kleidete, und der das ſtärkere Pochen ſeines Herzens nicht für den froheren Puls der ganzen Natur hielte! — —

Wir waren bis zum folgenden Frühling Brautleute. Den Tag nach der Hochzeit ſchlich ich mit meiner jungen Frau ganz ſtill aus meines Schwiegervaters Hauſe, von dem Getümmel der Verwandten weg, durch den Garten, und ging mit ihr nach meinem Dorfe. Welch ein Gang! Ich hatte mir vorgenommen, über dieſen Gang ein eignes Kapitel für die Hageſtolzen zu ſchreiben, nur um Gelegenheit zu haben, ihn mit jedem Leſer, er ſey Hageſtolz oder nicht, noch einmal zu gehen. Aber wer einen ſolchen Gang nie gemacht hat, glaubt nicht, was er iſt; und wer ihn machte — guter Gott! wollte der wohl eine Beſchreibung des meinigen leſen?

Würde er ſich nicht neben ſeine Gattin oder auf ihr Grab ſetzen, ſeinen eigenen Gang noch einmal überdenken, und dann mit neuer Liebe an das Herz ſeiner Lebensgefährtin, oder mit glühender Sehnſucht auf ihr Grab, ſinken und ſagen, was ich jetzt ſage: o, wie glücklich iſt der Menſch!

Wir gingen — zu meinem, zu ihrem Hauſe! Mann und Weib! —

Nahe bei dem Dorfe rollte aus einem Hohlwege, mit vier muthigen Füchſen beſpannt, der ſchöne Wagen des neuen Amtmanns in meinem Dorfe hervor. Das adelige Gut in Großen-Eſebach wurde nehmlich nicht lange nach meinem Antritt der Pfarre verpachtet. Der neue Pachter, den ich erſt einige Male geſehen hatte, heirathete ein reiches Mädchen, und der Zufall wollte, daß er mit ſeiner jungen Frau ſo eben aus der Stadt kam, als ich mit der meinigen auf das Dorf zu ging.

Der Amtmann Schenk ließ ſeinen Kutſcher halten, ſobald er uns erblickte. Er legte ſich zum Schlage heraus, und rief mir zu. So wie ich näher kam, ſagte er: das trifft ſich, ja vortrefflich, lieber Paſtor! Ich kann Ihnen hier ſogleich meine junge Frau präſentiren. — Die junge Frau nickte vornehm mit dem Kopfe, und heftete dann ihre Augen auf meine junge Frau.

„In der That,“ erwiederte ich; „das trifft ſich ſo gut als möglich. Geſtern habe ich Hochzeit gehabt, und jetzt führe auch ich meine junge Frau nach Hauſe.“ Schenk ſchlug ein lautes Gelächter auf, und ſagte: unerhört! das trifft ſich in tauſend Jahren nicht wieder! Er öffnete den Schlag des Wagens, hob ſeine Frau heraus, und ſagte dem Kutſcher: fahrt zu! Wir haben nur noch hundert Schritt bis zum Gute. . . . Alſo erſt geſtern! Ich habe ſchon vor einer Ewigkeit Hochzeit gehabt. Heute vor acht Tagen. Jetzt ſind wir einander ſchon müde: nicht wahr, meine Liebe? — Das ſollte wohl ein Scherz ſeyn; aber ich zitterte bei dem Scherze. —

Die Amtmannin ſtand meiner Auguſte gegenüber, prächtig, und im neueſten Geſchmack gekleidet, mit blitzenden Steinen an den Fingern, in den Ohren, und im Haare. Der ganze Putz meiner Auguſte war ein leichtes weißes Kleid und ein Strohhut; aber — in ihren Augen glänzten noch zwei Thränen, welche eine freudige Rührung hinein gelockt hatte.

Der Amtmann nahm den Arm meiner Auguſte, und ſagte: kleine ſchöne Frau, wir müſſen heute bei einander bleiben, da uns der Zufall ſo ſeltſam zuſammen geführt hat. Was ich auch dagegen einwenden mochte; er hörte nicht. Seine Frau gab mir endlich ihren Arm, und wir gingen nach dem Gute. Vor dem Hauſe wollte ich Abſchied nehmen; der Amtmann zog aber meine Frau die Stufen hinan, und ich mußte folgen. Er öffnete eine Thür, und ſagte: hier, meine Liebe, iſt dein Zimmer. (Es war prächtig möblirt.) Die junge Frau ſah langſam rings umher, und bewegte nur den Kopf dabei. Eine Entree, fragte ſie endlich, ließ ſich hier wohl nicht anbringen? Schicklich wäre ſie geweſen. Nun, für eine Wohnung auf dem Lande iſt es ganz hübſch! Meinen Sie nicht, Frau Paſtorin?

Ich habe nie etwas Prächtigeres geſehen, antwortete Auguſte.

So? ſagte die Amtmannin kalt. Wenigſtens paſſen die Gardinen nicht zu der Garnitur der Stühle. — Und wie iſt denn der Eßſaal, mein Lieber?

Wenn es gefällig iſt, ſo ſehen wir auch den.

Er bot meiner Frau den Arm; ich ſagte aber in einem etwas verdrießlichen Tone: „Sie können leicht denken, Herr Amtmann, daß auch meine Frau neugierig iſt, mein kleines Eigenthum zu ſehen; alſo werden Sie erlauben.“ Ich nahm die Hand meiner Auguſte. Die Amtmannin verbeugte ſich ſehr anſtändig, der Amtmann ſagte noch ein Paar Einfälle, und wir gingen. Ich war in der That ſehr verdrießlich; denn das neue Ehepaar hatte mich gänzlich in dem vollſten Genuſſe meiner Seligkeit geſtört. Es mochte, wie ich nur geſtehen will, ſogar etwas Neid mit im Spiele ſeyn. Ich hatte Guſtchens

Stube, in der ich mit zu wohnen gedachte, auf meine Weiſe recht hübſch aufpuzen laſſen. Es war ein nußbaumenes Kanapee darin, mit ſechs dazu paſſenden Stühlen, die ich ſehr wohlfeil gekauft hatte; ein neuer Kaffeetiſch ſtand unter einem ziemlich großen Spiegel, und ein grüner Schenktiſch in der einen Ecke nahm ſich recht gut aus. Die Wände hatte ich ſelbſt mit Roſenguirlanden bemahlt, freilich nur ſo ſo, da ich nun eben kein ſonderlicher Mahler war, und erſt einige Tage vor der Hochzeit auf den Einfall kam. Aber das Ganze machte doch eine recht hübſche Wirkung, und in der That, ich konnte mir den Tag vor der Hochzeit ſchon Stundenlang mit einem rechten Genuſſe träumen, was Auguſte zu dem Allen ſagen, und wie freudig ſie erſtaunen würde. Heute, auf dem Wege von ihres Vaters Hauſe nach dem meinigen, hatte ich freilich mit keinem Gedanken an die Scene bei Auguſtens Eintritt in die Stube gedacht, die mir in meiner Einſamkeit ſo wichtig war. Als aber der Amtmann ſagte: hier iſt dein Zimmer!

(gerade ſo wollte ich zu Auguſten ſagen, wenn ich die Thür aufmachte), fiel mir alles wieder ein; und was für Wirkung konnte nun wohl mein Zimmer auf ſie thun, da ſie ſo eben erſt das Zimmer der Amtmannin geſehen hatte! Wie konnte ihr das Kanapee mit Rohr geflochten gegen den atlaſſenen Sofa gefallen! Genug, ich verließ des Amtmanns Haus mit Verdruß, und die erſten Schritte in dem Garten hinter dem Gute that ich nichts weniger als fröhlich.

Als wir aber in dem Boskет waren, umfaßte mich Auguſte, und es ſtürzten Thränen aus ihren Augen. O, nie, ſagte ſie; nie werde es mit uns ſo! nie! nie! — „Nimmermehr, Auguſte!" ſagte ich, ſie an mein Herz drückend, und dachte nicht mehr an Zimmer und Sofa. Ich fühlte wieder die vorige Seligkeit, und ſo kamen wir unter Händedrücken und bei einzelnen Schmeichelworten vor meiner Wohnung an. Als Auguſte mit mir unter den Bäumen weg in das Haus ging, zitterte ihre Hand, und ihr Auge funkelte höher. „Meine Auguſte!" ſagte ich mit bebender Stimme: „willkommen, mein Weib! hier unter meinem — unter deinem Dache!“ Sie lag ſchluchzend an meiner Bruſt, und ich vergaß alles in der Welt, nur nicht meine Seligkeit. Meine Hütte wurde zu einem Feen-Pallaſte, das Stübchen zu einem Tempel der Liebe, und mein Knie, auf das Auguſte ſich ſetzte, der Thron des Glückes. Das dunkelſte Gefängniß wäre mir daſſelbe geweſen, und das prächtigſte Königshaus nicht mehr; denn ihre Thränen rollten an meiner Wange nieder, ihre Bruſt hob ſich an meinem pochenden Herzen, ihre Arme hielten mich eng umfaßt.

Und Auguſte hat Wort gehalten. Meine Hütte iſt der Tempel der Liebe und der Wohnplatz des Glückes geblieben. Nur Thränen der Freude hat ſie uns gegeben, nicht Eine Thräne des Unmuthes, des Verdruſſes.

Ich breche hier ab; denn ich höre ſie kommen. Sie tritt nicht mehr ſo leicht auf, wie ſonſt; aber noch immer höre ich ihren Gang mit Freude und Segen.

Meine Frau.

Ich wollte, der Leſer hätte ſie gekannt, als ſie Braut war, oder in den erſten Jahren unſrer Ehe; er würde bei der Ueberſchrift dieſes Abſchnittes nicht lächeln, und ich könnte viele Worte ſparen. Aber ich muß das doch wohl thun, eben weil er ſie nicht gekannt hat. In den erſten vier Wochen unſrer Ehe wußte ich nicht mehr von ihr, als jetzt der Leſer: daß ſie eine junge, hübſche, und darum liebenswürdige, Frau war. Ich hatte gehört, ſie ſpielte das Klavier. „Es wird wohl nur ein Bißchen Klimpern ſeyn," dachte ich; „mehr nicht: denn warum hätte der Vater, da er ſie herzlich liebt, ihr ſonſt das Klavier nicht mitgegeben?"

Nach vier Wochen war ihr Geburtstag. Als wir den Morgen aus der Schlafkammer traten, ſtand ein hübſches Inſtrument offen im Zimmer, und auf dem Pulte lag ein kleines Liedchen, das der Vater ihr zu Ehren komponirt hatte. Sie las es, und ſah mich lächelnd, aber doch verlegen, an. Ich wußte nicht, was ihre Verlegenheit bedeutete, und trat näher, um das Liedchen zu leſen, und die Muſik anzuſehen, die gar nicht leicht ſchien. Jetzt fing ſie auf einmal an zu ſpielen, und mit einer Empfindung, einer Zartheit, daß ich erſtaunte. Sie ſpielte die Muſik ohne Anſtoß vom Blatte weg; nun lächelte ſie mir wieder ſeelenvoll zu, öffnete die friſchen Lippen, und ſang die Worte mit einer ſchönen, ſanften Stimme. Die letzten Verſe konnte ſie vor Thränen nicht hervorbringen; aber ſie ſpielte fort, ſchloß mit einem ſanften Adagio, das ſich, wie das Leben, mit leiſen Seufzern endigte, und ſank dann zärtlich in meine Arme.

„Und das,“ ſagte ich mit einem ſtolzen Lächeln, und drückte ſie zärtlicher an meine Bruſt: — „das erfahre ich ſo ſpät, Auguſte?“

Würdeſt du gelächelt haben, wie jetzt, wenn du es erfahren hätteſt, ehe ein Inſtrument hier war?

Ich verſtand ſie nicht. Sie fuhr mit lebhafter Fröhlichkeit fort: ich liebe die Muſik, ich liebe ſie leidenſchaftlich, und mein Vater liebt ſie eben ſo. Ein Klavier iſt ſo theuer. Meine Eltern konnten mir keins kaufen, weil die Ausſteuer viel koſtete. Ich wußte, daß mein Vater mir das ſeinige geben würde, wenn ich ihn darum bäte. Aber konnte ich das? konnte ich es auch nur nehmen, wenn er es mir von freien Stükken anbot? Ich ſpielte alſo das Vierteljahr unſeres Brautſtandes faſt gar nicht; und wenn mein Vater mich daran erinnerte, ſo ſagte ich: die Mutter mag doch wohl Recht haben, daß Muſik nicht für eine Hausfrau gehört. Ich denke ſchon jetzt nicht mehr daran, lieber Vater. — So behielt er ſein Klavier, und du erfuhreſt nicht, daß ich es ſpiele. Ich wollte dir die Ausgabe für ein Inſtrument nicht machen, bis beſſere Zeiten kämen. Jetzt aber ...! — ſetzte ſie raſch, mit Thränen in den Augen hinzu, und ließ mich los. Sie fing an zu phantaſiren, und konnte nicht wieder aufhören. Etwa um zehn Uhr kamen die Eltern, und ſie fiel ihrem Vater um den Hals. „Mein Kind," ſagte er mit der zärtlichſten Rührung; „du haſt dir nun über vier Monathe die Muſik entzogen. Ich danke dir dafür. Gewußt habe ich ſchon lange, warum du es thateſt; ich wollte dir aber die Freude dieſer Aufopferung nicht nehmen. Jetzt hatte ich das Geld für dieſes Inſtrument übrig. Macht es dir nun Freude?"

O, ich wollte lieber, der Leſer hätte die Tochter und den Vater, als die Braut oder die junge Frau geſehen! Es war eine Scene der innigſten Liebe.

Ich blieb bei dem Alten, und plauderte mit ihm, während Mutter und Tochter in einem andren Zimmer waren. Auf einmal kam meine Frau ganz bleich wieder herein, und umfaßte laut weinend ihres Vaters Kniee. O mein Vater, mein Vater! rief ſie, und der Schmerz ſchien ſie erſticken zu wollen. Ich wußte nicht, was geſchehen war, und würde das größte Unglück befürchtet haben, wenn nicht meine Schwiegermutter lächelnd, aber doch ein wenig furchtſam, in die offne Thür getreten wäre. Mein Schwiegervater legte zärtlich ſeine linke Hand auf die Stirn ſeiner Tochter; die rechte erhob er drohend gegen ſeine Frau, und ſagte: „Plaudertaſche!"

Jetzt trat die Mutter dreiſt herein. Ja Vater, ſagte ſie; ich habe es Guſtchen erzählt. Soll denn dein Kind nicht wiſſen, wie ſehr du es liebſt? Stehen dir nicht die Freudenthränen in den Augen, und mir nicht, und unſerm Kinde, und dem Herrn Sohn dazu? — (Die Augen gingen mir wirklich über, ob ich gleich noch nichts wußte.)

Der Vater fuhr in dem Tone der Alten fort: „dem ganzen Dorfe ſtehen Freudenthränen in den Augen, und dem Kirchſprengel, dem ganzen Herzogthume, und Himmel und Erde dazu! . . . Was du doch aus einer Mücke machſt! Sehen Sie, Herr Sohn, die ganze Sache iſt nichts. Hier, Guſtchen, verſagt ſich ein Vierteljahr lang, ſo viel es ihr auch koſtet, alle Muſik, um mich hinters Licht zu führen; ſie will nehmlich, daß ich mein Klavier behalten ſoll. Ich merke das, und trinke, anſtatt vier Gläſer Wein, wie ſonſt gewöhnlich, täglich nur eins. So ſpare ich in einem Vierteljahre ein funfzehn Thaler, lege noch etwas zu, und kaufe ein Klavier, um Guſtchen wieder hinters Licht zu führen. Heute in meiner Freude erzähle ich das der Plaudertaſche da. Nun haben wir das Elend und einen naſſen Geburtstag!" — Er trocknete ſich die Augen.

So erfuhr ich, daß meine Frau ſehr gut Klavier ſpielte, und ſo kam ich hinter manches, was ich ihren unſchuldigen Augen nicht zugetrauet hätte, und was mich in der erſten Zeit nicht wenig eitel machte. Es war nur mein größtes Leiden, daß alle unſre Bekannten, ſogar der Amtmann und ſeine Frau, die uns ſo oft zu Boden drückten, von dem Geiſte und den Talenten meiner Frau eben ſo wenig wußten, als ich in den erſten vier Wochen unſrer Ehe. Je größer die Geſellſchaft war, deſto ſtummer und verlegener ſaß meine Auguſte da. Nur in dem vertraulichen Geſpräche mit mir, thaten ſich die Blätter ihrer ſchönen, feinen Seele aus einander — wie die Nachtviole nur in der ſtillen vertraulichen Dämmerung ihren Kelch öffnet und duftet.

Zum Scherzen (und das iſt die Handhabe des Geſpräches) war ſie zu groß, zum Unterbrechen zu beſcheiden; ſo machte jeder, der nur den Mund öffnete, ſie ſtumm. Sagte ich ihr etwas darüber, ſo erwiederte ſie lächelnd: lieber Mann, wie lange wird es dauern, ſo ſind die Roſen von dieſen Lippen verſchwunden, die Wangen bleich, und das Auge erloſchen!

„Das meine ich nicht, ſondern deinen Verſtand, deinen Geiſt.“

O, was ein Paar rothe Lippen ſagen, hält man meiſtens für Weisheit, wenigſtens für Witz; aber was aus blaſſen kommt, müßte beſſer ſeyn, als ich etwas ſagen kann, wenn es Zuhörer finden ſollte. Unſer Geiſt, unſer Witz, ſogar ein Theil unſers Charakters verliert ſich mit der Jugend. — Du kennſt doch die Paſtorin Müller?

„Ja!“

Nun? wie gefällt ſie dir?

„Die alte Frau, meinſt du?“

Wie alt denn! Sechs und dreißig Jahr. Aber wie gefällt ſie dir?

„Ei nun, ſie mag eine gute Hausfrau ſeyn.“

Sie hatte eine Menge von Liebhabern, ſogar von Freunden, die ſie achteten und liebenswürdig fanden, ohne ſie zu lieben. So ſagt mein Vater, der ſie jung gekannt hat.

„Wie iſt es möglich, daß dieſe Frau jemals hat gefallen können!“

Das fragte auch ich; und mein Vater gab mir zur Antwort: „denke, Guſtchen, wie die Armuth, und, noch mehr als ſie, die Sorge, an dieſem ſchönen Geſichte genagt; denke, daß dieſe Frau in den letzten zehn Jahren ihrer Ehe nichts als waſchen, kochen und ſpinnen gethan hat. Keine Freude iſt mehr in ihr Herz, und keine andre Idee mehr in ihre Seele gekommen, als die ermattenden der Haushaltung. Die faltige Kruſte der Sorge hat ſich um ihren Geiſt wie um ihren Körper gelegt. Der bewundernde Blick ihrer Liebhaber lockte die Funken ihres Witzes hervor; jetzt aber ſchweigt ſie, denn ſie iſt weder hübſch noch dreiſt mehr. Jeder ſieht ſie mit Kälte oder gar mit Verachtung an; und das macht ſie noch ſcheuer. Nur dann, wenn ein Freund ihrer Jugend bei ihr iſt, findet ſie zuweilen noch einen frohen Augenblick, und zeigt die alte Heiterkeit, die ehemals Verſtand oder Witz genannt wurde." Was kann mir, ſetzte meine Frau mit ihrem Zauberlächeln hinzu — was kann mir an einem Beifalle liegen, der mit der Farbe meiner Jugend verſchwindet? Auch mir wird es einmal ſo gehen!

Und hat meine Frau nicht Recht? Ich ſehe jetzt nie eine verachtete Alte, ohne zu denken: auch du haſt deine Tage gehabt! ich denke es nie, ohne es ihr auf irgend eine Weiſe auch zu ſagen; und jedes Mal iſt ein Lächeln meine Belohnung dafür.

Nichts weiter von meiner Frau. Sie hatte ihre Fehler; ich hoffe aber, der Leſer wird hierbei denken: auch ich habe die meinigen.

Apologie meines Buches.

Die Apologie eines Buches gehört — das fühle ich ſehr wohl — in die Vorrede; oder eigentlich ſollte ein Buch, das gedruckt wird, gar keiner Apologie bedürfen. — Ich habe keine gelehrten Freunde; ſonſt würde ich einen von ihnen bitten, über mein Buch ein neues zu ſchreiben, und dem Publikum die Kunſt, die Feinheit, das Rührende, das darin ſteckt, gefälligſt aus einander zu ſetzen. Um recht offenherzig zu ſeyn — in einem tollen Augenblicke, von dem ich dem Leſer bald etwas ſagen werde, war ich nicht übel Willens, mir ſelbſt einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen, und über „das Leben eines Landpredigers“ etwa Briefe drucken zu laſſen, worin das Publikum aufgefordert würde, es zu leſen, und, noch mehr, es ſchön zu finden. Es ging damit ſo zu. Meine Frau ertappte mich beim Schreiben, und fragte: was ſchreibſt du denn, Vater? Da ich erröthete und mit der

Antwort ſtockte, ſo nahm ſie ein Blatt auf, und fing an zu leſen. Sieh da! ſagte ſie lächelnd, als ſie die erſte Seite zu Ende hatte; es iſt doch kein Tag im Jahre, der nicht endlich käme. Jetzt nahm ſie einen Stuhl, und griff nach den übrigen Blättern. Ein ſchnelles Gefühl erinnerte mich, daß darin manches über meine Frau vorkam, was einer ſanftern Biegung der Stimme, eines gerührten Tones im Vorleſen bedurfte, um ihr Herz zu treffen, und einen ſanften Eingang bei ihr zu finden. Daher nahm ich ihr die Blätter weg, und ſagte: ich will dir vorleſen, Mutter. Nun ſetzte ich mich neben ſie, faßte ihre Hand, las, und brachte alle kritiſchen Stellen unter Händedrücken, und in zärtliche Töne verſteckt, in ihre Ohren.

Als ich das Ende des erſten Abſchnittes geleſen hatte, ſagte ſie mit einem Händedrucke: gegen mich biſt du auf dem Papiere nicht ſo gut, wie im Leben. Aber lies nur weiter! ... Hätte ich doch das hinter dem Kinde, hinter Lottchen, nimmermehr geſucht, Vater! Du haſt Recht: es iſt ein Unglück, daß unſer Herz ein Paar Jahre früher fertig wird, als der Kopf. Nur gut, daß ich es weiß! denn mit deiner mütterlichen Aufſicht würde es nicht weit her ſeyn.

Ich las den Abſchnitt „Endlich die Heirath“ vor. Der Anfang brachte das Herz meiner Frau in Bewegung. Sie legte ihren Arm um meine Schultern, und ich ſah auf ihren Lippen ein Lächeln, das ich ſeit Jahren nicht mehr geſehen hatte. Es iſt mir nur lieb, ſagte ſie, daß du die Luſt verlieren wirſt fort zu ſchreiben. — Als ich weiter las, fing ihr Auge erſt an, ſich zu verdunkeln; dann benetzte es ſich ſanft, und endlich rollten die Thränen. O lieber Karl! ſagte ſie mehrere Male in großer Bewegung: Gott hat dem Menſchen viel, ſehr viel gegeben!

Der letzte Abſchnitt mit der Ueberſchrift: „Meine Frau,“ machte ihr Auge wieder trokken, ob ich gleich gegen das Ende hin manches Wort im Leſen mit einem andern vertauſchte; und bei dem Schluſſe war ſie völlig abgekühlt. Das alles iſt recht hübſch, lieber Vater, ſagte ſie; aber ich würde dir doch rathen, deinen Acontius nicht zu vergeſſen!,—

Augenſcheinlich war meine Frau durch irgend etwas beleidigt, da ſie mich an den Acontius erinnerte. So oft ſie nehmlich über meine unzähligen und immer mißlungenen Verſuche, Schriftſteller zu werden, lächelte: ſo oft ſtellte ich ihr vor, welch einen hohen Beruf der Schriftſteller habe, und mit welcher Vorſicht er zu Werke gehen müſſe. Das that ich nicht etwa, um meine Langſamkeit zu entſchuldigen, ſondern es war wirklich Ernſt. Ich konnte des Acontius Brief de ratione edendorum librorum, worin er angehenden Schriftſtellern ſo heilſame Regeln giebt, beinahe auswendig, und ſagte wohl: liebe Frau, Herzens-Guſtchen, ein Buch iſt ein viel wichtigeres, erhabneres Ding, als irgend etwas Anderes in der Welt. Hätte ich es nur mit jetztlebenden Menſchen, Recenſenten u. ſ. w. zu thun: warum ſollte ich dann zögern? Aber höre nur, liebe Frau, was Acontius hier in dieſem Briefe ſagt. „Ein Schriftſteller ſoll, ehe er ein Buch ſchreibt, bedenken, daß das künftige Jahrhundert aufgeklärter, kultivirter iſt, als das jetzige, und ſoll Achtung haben, wenn nicht für das jetzige Publikum, ſo doch für das kommende.“ —

„Eben darum, Mutter,“ antwortete ich ihr auf die Erinnerung an den Acontius: „gerade eben darum ſchreibe ich dieſes Buch.“

Sie lächelte, ſtreichelte mir ſanft die Wange, und ging, ohne ein Wort zu erwiedern. (So machte ſie es immer, wenn ſie Recht zu haben glaubte.) Ich ſtützte den Kopf auf, überlegte, und las den Acontius noch einmal. Ganz beruhigt nahm ich dann die Feder, um fortzufahren, und ſagte: „meinetwegen mag das folgende Jahrhundert, und das folgende Jahrtauſend leſen, was ich ſchreibe; ich bin gewiß, überall Herzen zu finden, die zittern werden, wenn ſie mich leſen. Die Gelehrſamkeit vergeht; aber Väter, Kinder, Gatten, Herzen, deren Geſchichte ich hier mit voller Seele niederſchreibe, werden ſeyn, ſo lange die Erde noch iſt, und ſie werden mich verſtehen. — Acontius erklärt das funfzehnte Jahrhundert für gelehrter, als das ſechzehnte, worin er lebte; „aber,“ ſetzt er hinzu, „die jetzigen Menſchen haben, wenn nicht ſo viel Gelehrſamkeit, doch mehr geſunde Vernunft.“ Rapin ſagt in ſeiner Vergleichung des Thucydides mit dem Livius daſſelbe von dem ſiebzehnten. Seine eignen Worte ſind: „man iſt jetzt nicht ſo entſetzlich gelehrt, aber vernünftiger; man achtet jetzt mehr die einfache geſunde Vernunft, als die ungeheure und unbegreifliche Gelehrſamkeit eines allwiſſenden Querkopfs.“

Sagt man jetzt nicht daſſelbe von dem vorigen Jahrhundert? — Es iſt doch ſeltſam und bedenklich, daß jedes Jahrhundert dem vergangenen die Gelehrſamkeit als einen Fehler vorwirft, und ſich ſelbſt im Beſitze der geſunden Vernunft glaubt. Acontius tadelt das funfzehnte; Rapin ſchilt die Gelehrten des ſechzehnten Narren; wir fahren über den Rapin her, und wer weiß, welchem neuen Rapin unſre Gelehrſamkeit einſt zum Ziele des Spottes dienen wird, beſonders da das letzte Decennium unſers Jahrhunderts ſich wieder ein ſo hochweiſes Anſehn giebt, als wohl nicht einmal ein Ausleger der Offenbarung Johannis ſich gegeben hat.

Wie geſagt, es iſt bedenklich; und am Ende könnte das wohl wahr ſeyn, was ein Spötter ſagt: trotz unſerer gerühmten Vernunft ſind wir nicht klüger und nicht beſſer, als die Menſchen zu allen Zeiten.

Aber ſo komme ich ja nimmermehr zu einer Apologie meines Buches. Nun, mag es doch! Ich darf ja nur mit der Herausgabe des Buches warten bis zu der letzten Meſſe in dieſem Jahrhundert, um es mit Sicherheit bis in das folgende zu bringen. Und was hätte denn Acontius dagegen wohl zu ſagen?

Zwei Charaktere.

Nach einem begangenen Unrecht wird man weicher, ſanfter, als man vorher war; und, was noch übler iſt, man befindet ſich in dieſer weichen, wehmüthigen Auflöſung ſo wohl, daß man dieſe Empfindung über die verletzte Tugend wohl gar Tugend nennt. Zuweilen könnte man wünſchen Unrecht gethan zu haben, um nur zu dieſer ſo ſanften Theilnahme gegen Menſchen zu kommen, weil ſie ſo ſüß iſt, weil ſie ſich als eine ſittliche Vollkommenheit fühlt. Wie täuſcht ſich der eitle Menſch, wenn er ſinkt, und wenn er ſteigt! Nach jeder tugendhaften Handlung, ſelbſt nach einer, die kein Opfer koſtete, wird er ſtolzer auf ſich ſelbſt, härter gegen Andere, und grauſam gegen die, welche da fielen, wo er ſtehen blieb.

Ich habe des Amtmannes ſchon erwähnt, welcher die Beſitzungen des Grafen Raugart, unſers Gutsherrn, gepachtet hatte. Der Mann war bei dem Kammerpräſidenten Bedienter geweſen, und hatte ſich durch natürliche Geſchmeidigkeit, und durch eine gute Hand, die er ſchrieb, die Gunſt ſeines Herrn erworben. Eine Erbſchaft, die ihm unvermuthet zufiel, gab ihm einiges Vermögen. Jetzt erhielt er eine kleine vortheilhafte Pachtung; und da er mit ſeinem geweſenen Herrn in Verbindung blieb, ſo gab man ihm von allen Seiten Unterſtützung, und lieh ihm kleine Kapitale zu mäßigen Zinſen. Er brauchte Geld, Zeit, und die Gunſt des Präſidenten ſo klug und ſo glücklich, daß er nach einigen Jahren eine groſe Pachtung antreten konnte, und allgemein für einen Mann von Verſtande und gutem Charakter galt. Endlich übernahm er, neben der bisherigen Pacht, auch die von Groſſen-Eſebach, heirathete die reiche Erbin eines Titular-Hofraths, und bezog das groſe, prächtige Haus des Grafen Naugart bei unſerm Dorfe.

Bis zu ſeiner Heirath hatte er, unter den Beſchäftigungen des Landbaus, einfach gelebt, ob er gleich ſeinem Bedienten eine ſehr zuweilen noch auffallender die Vornehmen, die bei ihr aßen, tranken, jagten und fiſchten.

Darüber kam es ſchon im Anfange zu harten Scenen zwiſchen den beiden Eheleuten, und ſie beging bei einem ſolchen Gezänk einmal die Unvorſichtigkeit, dem eitlen Manne die Livree vorzuwerfen, die er ehedem getragen hatte. Nun war die Liebe und das Vertrauen vollends weg; beide Eheleute haßten einander.

Wir, ich und meine Auguſte, lebten mit ihnen auf einem recht guten Fuße; meine Frau beſonders mit dem Amtmanne: denn zwiſchen den beiden Weibern war immer eine Art von Feindſeligkeit, ſo viel ich auch darüber reden mochte. „Warum," fragte ich, „wirſt du denn mit ihm fertig?" — Er iſt nur eitel, antwortete meine Frau; er will ſich wohl heben, aber uns doch nicht demüthigen. Sie aber will das. Er ſagt mir ſehr oft: ich bin reich. Mein Silber koſtet über vier tauſend Thaler; der Sekretär iſt aus Paris, und der neue Wagen aus London. Nun, das laſſ' ich mir gefallen. Aber die Frau Amtmannin? die ſagt: Sie eſſen ja wohl nur von Zinn? Lieber Gott! ich bin von Jugend auf gewohnt, von ächtem Porzellan zu eſſen.

Waren wir bei dem Amtmanne, ſo ſprach meine Frau nur mit ihm, und lobte ihn wohl gar wegen ſeiner Kleidung, oder ſeines Benehmens. Daraus ſetzte ſich denn der eitle Herr Schenk zuſammen: meine Frau, die damals in der vollſten Jugendſchönheit blühete, wäre in ihn verliebt. Nun wurden wir Tag für Tag eingeladen, und mußten an allen Vergnügungen des Hauſes Theil nehmen; auch kam der Herr Amtmann ſehr oft zu uns. Auf einmal blieb er weg; der Umgang mit ihm hörte auf. In ſeinem Geſichte ſah ich übel verhehlten Groll, und er erregte mir Verdruß, ſo oft er nur konnte.

Ich wußte mir das nicht zu erklären, und nahm mir vor, ihn zu beſuchen, und wie ein Mann zu fragen, was er gegen mich hätte. Als ich das meiner Frau ſagte, rieth ſie mir, es nicht zu thun. Ich verlangte ihre Gründe zu wiſſen, und nun geſtand ſie mir: der abſcheuliche Menſch habe ſich eingebildet, ſie ſey in ihn verliebt, und er habe ihr auf die beleidigendſte Weiſe ſein Herz angetragen. „Was gabſt du ihm denn zur Antwort, liebes Guſtchen?“ fragte ich ſehr neugierig. — Alles, antwortete ſie, noch jetzt vor Zorn erröthend — Alles, was mein bitter gekränktes Herz, und der Zorn . . . über deine beleidigte Ehre mir eingab. (Die letzten Worte brachte ſie zögernd, mit einer Art von Scheu hervor.)

„Und was gab dir dein gekränktes Herz denn ein, liebe Frau?“ fragte ich, ein wenig bedenklich. — Richtig! ſie hatte ihm die Livree vorgeworfen. „Nun begreife ich,“ ſagte ich, „warum er uns ſo unverſöhnlich haßt. Wäreſt du nicht ſo gleichgültig gegen ihn geweſen, du wäreſt nicht ſo hart geworden. Ich wollte, du hätteſt ihm alles Andre geſagt, nur das nicht.“

Nur das nicht? fragte meine Frau ernſt.

„Ja, nur das nicht; es war eine Härte, die mit der Beleidigung nichts zu thun hatte, eine Härte, die er uns nie vergeben wird. –

O, bedenke nur, wie hart ſeine Liebeserklärung für mich war! Denn — wofür hielt er mich? — (Das ſagte ſie weinend.)

Ich faßte ſie in meine Arme, und ſagte: „gieb Acht, wir werden die Livree noch lange fühlen müſſen; aber nie, liebſte Frau, werde ich aufhören zu fühlen, wie tief dein Herz, dein treues Herz, gekränkt ſeyn mußte, daß es ſo hart ſeyn konnte.“

Ich denke, der Leſer wird vermuthen, daß meine Menſchenkenntniß hier im Spiele war; und er hat richtig gerathen. Das machte mich ſo kalt gegen des Amtmanns Beleidigung und gegen die Treue meiner Frau. Ich hatte mir nehmlich ein ſehr feines Plänchen ausgedacht, des Amtmanns Freundſchaft wieder zu gewinnen. Es ruhete auf den feinſten Springfedern der Menſchenkenntniß, und ich triumphirte recht über meine Erfindung. „So kann es gar nicht fehlen!“ ſagte ich einmal über das andere, und ging zu meiner Frau, um ihr den Plan aus einander zu ſetzen; aber mit ihrem Geſtändniſſe, daß ſie Herrn Schenk die Livree vorgeworfen hatte, machte ſie allen Planen, die ich erfunden hatte und noch erfinden konnte, auf einmal ein Ende. Nun war ich nicht den tauſendſten Theil ſo aufgebracht über den Gecken, als ich es hätte ſeyn ſollen. Um doch nicht alles zu verlieren, hielt ich meiner Frau wenigſtens eine lange Vorleſung über die verſchiedenen Grade der Beleidigungen. Die ärgſte von allen iſt, ſagte ſie weinend, eine Frau für liederlich zu halten. — Ja! erwiederte ich, mit einer Liebkoſung. Ich hätte gern hinzugeſetzt: und einem geweſenen Bedienten die Livree vorzuhalten!

Meine Frau warf mir einen ſeltſamen Blick zu, den ich noch nie geſehen hatte; dann verließ ſie mich. Nachher fand ich ſie einige Male verſtohlen weinend. Es währte lange, ehe ich errieth, daß meine Kälte bei ihrem Geſtändniſſe die Urſache ihrer heimlichen Thränen war. Sie hatte den Amtmann abgewieſen, und mir edelmüthig ihre Treue verſchwiegen, um mir einen bittern Verdruß zu erſparen. Dieſen Triumph, vielleicht den höchſten, den eine Frau erhalten kann, verſagt ſie ſich; und als ich endlich ihre Großmuth erfahre, gebe ich ihr ſogar halb und halb Unrecht. Kein Wunder, daß meine Kälte ſie ſchmerzte. — O, die großmüthige Seele! rief ich, als ich das gedacht hatte. Ich lief zu ihr hinunter, nahm ſie in meine Arme, und geſtand ihr meine Schuld. Ach, unter ihrem Verzeihen wurde mein Herz ſo weich, wie das Herz eines Kindes; und aus dieſem Zerfließen meines Innern nahm ich den Muth zu ſagen: „ſiehſt du, daß ich dich nicht weniger liebe, als du mich?" Ich vergaß meine Beleidigung, mein Unrecht, und rechnete ihr, der großmüthigen Seele, meine Reue über ein begangenes Unrecht als eine Tugend an. Sie war jetzt noch großmüthiger; ſie ließ meine Reue dafür gelten.

Jetzt ſehe ich, ſie war zu hart gegen den Amtmann, ich zu gefällig gegen mich ſelbſt.

Der Amtmann blieb unverſöhnlich. Meine Frau kümmerte ſich nicht darum, und wollte übrigens nie zugeben, daß der Vorwurf, den ſie ihm gemacht hatte, daran Schuld ſey. Anfangs war mir der Gedanke, einen unverſöhnlichen Feind zu haben, unerträglich, und ſo oft ich des Amtmanns Gut ſah (das heißt, ſo oft ich nur an mein Fenſter trat), ſchlug mir das Herz. In einer Stadt würde ich das Viertel, wo mein Feind wohnte, verlaſſen, um ihn nicht mehr vor Augen zu bekommen; hier aber mußte ich aushalten, mußte den Amtmann täglich an meinem Hauſe vorüber gehen ſehn, und, was das Schlimmſte war und mir jedes Mal das Blut in die Wangen trieb, zuweilen in ſeiner Gegenwart von der Feindesliebe predigen. Das Gefühl wurde mir zu drückend. Ich ſah, ſobald ich kalt genug dazu war, ſehr wohl ein, daß die Beleidigung den eitlen Mann ganz unverſöhnlich mit uns entzweiet hatte; aber mein Herz dachte beſſer von den Menſchen, als mein Kopf, und ich machte dennoch allerlei kleine Verſuche, wenigſtens ein erträgliches Verhältniß unter uns wieder herzuſtellen. Sie mißlangen alle; und zu meinem größten Leidweſen hielt der

Amtmann einige von dieſen Verſöhnungsverſuchen für neue Beleidigungen, weil ich das, was ganz geſchehen mußte, nur halb that. Ach, unſre Tugenden ſind nur unſre guten Vorſätze: von den Handlungen zieht, wie von den Reichseinkünſten die Herren Finanz-Bedienten, jede Leidenſchaft etwas ab. Eitelkeit, Stolz, Furcht, Trägheit, Selbſtſucht, Trotz beflecken die tugendhafte Handlung, die ſo rein aus dem Herzen hervorging. Genug, der Amtmann blieb unſer Feind, und — o, der arme Menſch! — wir gewöhnten uns daran, und ließen uns in unſrem Glücke nicht ſtören.

Der zweite Charakter, den ich in der Ueberſchrift dieſes Abſchnittes angekündigt habe, gehört einer gewiſſen Mamſell Goldmann, der Tochter eines wohlhabenden Goldſchmids in der Stadt, worin ich als Candidat lebte. Eben dieſes Mädchen war es, über welches ich das Unglück mit meiner erſten Predigt vergaß. Julchen (ſo hieß ſie) hatte ihre Mutter früh verloren. Ihr Vater ſaß in einem Hinterſtübchen, und machte alchimiſtiſche Verſuche, ohne ſich um ſeine Kinder zu bekümmern. Seine zwei Söhne hatten ſchon die Jünglingsjahre erreicht, als Julchen noch ein Kind war. Sie gingen, da es ihnen nicht an Gelde fehlte, unbeſorgt ihren Vergnügungen nach, und luden ihre Freunde, junge Leute aus allen Ständen, zu ſich ein. Man ſpielte, man trank, man tanzte, und gab kleine Schauſpiele. Unter dieſem geräuſchvollen Leben wuchs Julchen auf; ſie wurde eine blühende Schönheit, und eben dadurch die Seele in den Geſellſchaften ihrer Brüder. Ohne Mutter, ohne weibliche Aufſicht, nur ihren geſelligen Brüdern und ihrer eigenen Klugheit überlaſſen, ſchien ſie jedem jungen Menſchen eine leichte Beute. Schon früh umgab ſie daher ein Hof von ſchmeichelnden Liebhabern, noch ehe ihr eigenes Herz erwachte; und das war ihr Glück — oder ihr Unglück. Die Huldigungen aller Männer ſchienen ihr ein Tribut, der ihrer Schönheit gebührte; ſie zog alles an, ohne ſelbſt angezogen zu werden, und es war ihr Triumph, allgemein geliebt zu ſeyn, ohne ſelbſt zu lieben. So wurde ſie eine Kokette, und die gefährlichſte von der Welt. Von ihrer Kindheit an beſtändig in der Geſellſchaft junger Männer, die ihr ſchmeichelten, und alles thaten, ihre Sinne zu verführen, lernte ſie früh mit der Gefahr ſpielen, ſich in allen Verlegenheiten leicht benehmen, und in jeder Lage ruhig und beſonnen bleiben.

Im funfzehnten Jahre herrſchte ſie ununumſchränkt über alle Bekannten ihrer Brüder, und über alle Gefahren, die aus ihrer Art zu leben für ſie entſtehen mußten. Es war augenſcheinlich, daß ſie ein Spiel mit ihren Liebhabern trieb, und oft ein trotziges, unverſchämtes. Sie verlor in der Stadt ihren guten Ruf, nur nicht — gewiß ein ſeltner Fall! — bei den wilden jungen Leuten, die in ihrem Hauſe aus und ein gingen. Mit den Jahren nahm ihre Beſonnenheit noch zu. Je mehr Liebhaber ihre in der That reitzende Schönheit ihr erwarb, deſto unbefangener wurde ſie, und deſto mannichfaltiger wurden die Netze, worin ſie die

Männer zu ſangen wußte. Sie bewarb ſich um den Beifall, um die Liebe aller Menſchen, nicht bloß der jungen Leute. Hier war ſie die Empfindſame, die Sanfte, die Ernſte, die Philoſophin; dort die Heroiſche, die Wilde, die ausgelaſſen Fröhliche: und jede Rolle ſpielte ſie mit gleicher Leichtigkeit, mit gleichem Glücke. Sie war ſo ſehr daran gewöhnt, geliebt zu werden, daß ſie um die Gunſt der Kinder nicht weniger buhlte, als um die Gunſt der Erwachſenen, und daß ſie mit Frauenzimmern eben ſo kokettirte, wie mit Männern. Wie es ſchien, wollte ſie weiter gar nichts, als angebetet ſeyn: darum hatte ſie ihre Augen überall, und ſuchte mit der größten Artigkeit, ſich jedem gefällig zu machen.

Ob ſie gleich unter allen Menſchen, die nicht mit ihr umgingen, ihren guten Ruf verloren hatte, ſo boten ihr dennoch mehrere ehrenwerthe Männer, die ſie kennen lernten, ihre Hand an. Sie gab abſchlägige Antworten, und — was das Seltſamſte war, — ſie verſtand die Kunſt, die Freundſchaft dieſer Männer zu behalten. Auch nicht Einen ihrer Liebhaber verlor ſie, ob ſie gleich die Anzahl derſelben mit jedem Fremden, der ſie zum erſten Male ſah, vermehrte. Ohne Zweifel wollte ſie ihre Hand nur einem Manne geben, deſſen Rang und Reichthum alle ihre Wünſche befriedigte; und ihre vertrauteſten Freunde vermutheten, es ſey ihre Abſicht, die Gemahlin des jungen Grafen Klenau zu werden, der jetzt noch von einem alten Vater abhing: ſie behandelte nehmlich den Grafen zwar nicht beſonders ausgezeichnet, aber doch mit größerer Zartheit, als die übrigen Liebhaber.

Einige meiner Bekannten redeten von Julchen Goldmann, als von einer Göttin. Ich lachte darüber, und fällte über das Mädchen, ohne es zu kennen, ungefähr daſſelbe Urtheil, wie das Publikum. Endlich wurde ich bei ihr eingeführt. „Hm!“ hatte ich vorher zu mir geſagt: „was iſt es denn nun mehr! Eine feine, weiße Haut? — durch ein Mikroſkop angeſehen, iſt ſie nichts als glänzende, häßliche Schuppen; ein blaues Auge? — jeder

Froſch hat es ſchöner; eine ſchlanke Geſtalt? — ich kann mir ja, wenn ſie mir gefährlich würde, die Runzeln, die Krümme, die Trokkenheit des Alters daran denken. Das thun die jungen Männer nicht; darum laufen ſie unbeſonnen in die Netze der ſchönen Buhlerin."

Ich fand ſie, als ich in das Zimmer trat, mitten in einem Kreiſe von jungen Leuten ſehr beſchäftigt. So wie ſie mich erblickte, ließ ſie alles ſtehen und liegen, kam auf mich zu, und verbeugte ſich mit unbeſchreiblicher Anmuth. Sie ſagte mir einige Worte mit der lieblichſten Stimme, und führte mich dann in den Kreis zu den Uebrigen. So beſchäftigt ſie auch mit Andern zu ſeyn ſchien, warf ſie doch von Zeit zu Zeit ein Paar verſtohlne Blicke auf mich, brach ein Geſpräch ab, wenn ich anfing zu reden, wiederholte, was ich geſagt hatte, bald nachher, foderte oft mein Urtheil über etwas, und hörte es kindlich, mit einem zarten, lieblichen Lächeln an. Sie hob Alles, was ich ſagte, hervor, und war immer mit mir derſelben Meinung. Als ich endlich Abſchied von ihr nahm, ſchien ſie ernſthaft zu werden, und als ich auf der Straße war, bemerkte ich, daß ſie am Fenſter ſtand, und mir nachſah.

Ich gieng recht zufrieden mit mir ſelbſt nach Hauſe. Noch nie war ich in irgend einer Geſellſchaft ſo dreiſt, ſo ungezwungen geweſen, als in dieſer. Die Aufmerkſamkeit, die mir das ſchöne Mädchen erzeigt hatte, hielt ich für eine Wirkung dieſer Ungezwungenheit, und ſie war doch die Urſache davon. Ich that mir nicht wenig darauf zu gute, daß Julchen am Fenſter ſtand, um mir nachzuſehen, und ich war nun nicht viel beſſer, als ein gewöhnlicher in ſich verliebter Geck.

Nach einigen Tagen beſuchte ich Julchen wieder. Sie behandelte mich (was nur ich allein merkte) ausgezeichnet, mit dem zarteſten Vertrauen und doch zugleich auch kindlich beſcheiden. Es fand ſich eine Gelegenheit, daß ſie eine Viertelſtunde im Fenſter mit mir allein ſprechen konnte. Sie redete mit über die Gegend, worin ich geboren war, und dem Anſcheine nach ſehr gleichgültig; aber ihr Geſicht, das nur ich allein ſah, hatte den ſprechendſten Ausdruck. Ein holdes Lächeln, ſtill glühende Blicke, ein leichtes Erröthen, und eine liebliche Verwirrung, die ſich wechſelsweiſe auf ihrem Geſichte zeigten; die leichte Geſtalt, die vor mir in den ſchönſten Umriſſen ſchwebte, als ob nur ihr Fuß zuweilen den Boden berührte; die ſchönen Bewegungen der runden, weißen Arme; ein leichter Druck ihrer Hand auf die meinige, wenn ſie mich unterbrach; das ſüße, angenehm ruhige Lächeln, womit ſie mich ſo kindlich anhörte; das Aufblitzen eines froheren Lächelns, wenn ich einen vorzüglichen Gedanken ſagte; die krauſe Stirn, die ſie halb gegen die Geſellſchaft wendete, wenn man zu laut wurde: das alles brachte mein Herz in eine ſehr unruhige Bewegung. Süßere Augenblicke, als dieſe, hatte ich nie gehabt. Ich verlor die Furchtſamkeit, die mir ſonſt überall nachtheilig war, und ich mußte mir ſelbſt geſtehen, daß Julchen mir den Muth zu dieſem freien Benehmen gegeben hatte. Mit aufwallendem Herzen und; mit Entzücken redete ich von dem Glücke der Freundſchaft, das ich nicht kannte, und von dem ländlichen Aufenthalte meiner Jugend. Ihr ſchönes Auge wurde dunkel; dann ſchlug ſie es auf, und wendete es langſam gen Himmel. Sie ſah jetzt aus, wie eine betende Heilige, und ich fuhr, entzückt wie ein Heiliger, fort zu reden, als ſie die weiße Hand an die Roſenwange legte, und ihr kleiner, runder Finger unbemerkt eine Thräne in dem Auge zerdrückte. O — ich hätte nur die Spitze dieſes Fingers berühren mögen! —

Der Himmel mag wiſſen, wie ſie es anfing — genug, ſie entfernte auf einmal Alles aus dem Zimmer, und nur ich blieb bei ihr. Gott Lob! ſagte ſie ſeufzend. Das tobt und lacht, der Kopf möchte einem zerſpringen! — Auch ich wollte gehen, weil ſie die Hand an die Stirn legte; aber, ohne mich eigentlich aufzuhalten, fing ſie an zu ſprechen, und ich blieb bei ihr. Wir kamen auf das vorige Geſpräch, und ſie redete mit

großem

großem Entzücken, mit der einfachſten Unſchuld von der Einſamkeit, von dem Landleben, dem Vertrauen, der Freundſchaft; es war mir, als ſäße ich neben einem Engel, der mir Worte des Heils verkündigte.

Ich verlor alle Furchtſamkeit, ſo daß ich ihre Hand faßte, und ſie küßte. Sie ſeufzte, legte wieder die Hand an die Stirn, und klagte in einer ſüßen, unſchuldigen Verwirrung über Kopfweh. Ich rieth ihr, die Stirn feſt zu drücken. Sie that es, lächelte aber bald über ihre Schwäche. Ich erbot mich zitternd zu dieſem Geſchäfte, und ſie hielt mir geduldig das ſchöne Köpfchen her. Jetzt fühlte ich, was ich gemacht hatte! Ich legte die bebende Hand an ihre Stirn, und drückte ſie ſanft; aber, ach! als das ſchöne Geſicht ſo nahe vor meinen Augen war, da fühlte ich, daß ich mehr mein Herz zuſammendrückte, als ihre Stirn. Ich dankte dem Himmel, als ſie endlich mit einem ſanften Händedrucke ſagte: „ach, es hilft nicht!“

Nun ſchlug ich ihr vor, ein naſſes Tuch

auf die Stirn zu legen. Sollte das helfen? fragte ſie lächelnd. Sie machte ein weißes Tuch feucht, und hängte es ſich über die Stirn, ſo daß es beide Augen bedeckte. Nun war es noch ſchlimmer: ſie konnte mich nicht ſehen; ich hatte alſo völlige Freiheit, ſie mit dreiſten Blicken zu betrachten. O, ſie ſchien mir der Liebesgott, oder die Unſchuld mit Amors Binde.

Da ſaß ſie mit verhüllten Augen vor mir, und ich betrachtete nun die zarten Lippen, die ſchönen Wangen, und die Bruſt, die ſo ſchneeweiß, und doch ſo lebendig war, als ob der Widerſchein der Morgenröthe an einem Schneehügel glänzte. Sie ſchwieg geduldig, wie eine Heilige; und dieſes Schweigen vermehrte meine ſüße Gefahr mit jedem Pulsſchlage. Ich betrachtete die ſchöne Geſtalt von den Augen an bis auf die Spitze des kleinen Fußes, die unter dem Rocke hervor ſah, und mein Herz pochte immer ſtärker. Es war kaum ein halber Zoll Raum zwiſchen meinem und ihrem Knie, und nicht eine Ellebreit zwiſchen meinem und ihrem Geſichte; denn ich hatte ihr bei dem Auflegen des Tuches helfen müſſen, und wir waren nachher Beide faſt ganz in derſelben Stellung geblieben. Ich näherte Zoll für Zoll mein Geſicht dem ihrigen, ſo daß endlich der Athem ihrer Seufzer meine Wangen berührte.

Auf einmal flog das Tuch zurück, und ich erröthete, weil ſie mich eine Spanne weit in dem gedankenloſeſten Anſchauen ertappte. — Das hilft! ſagte ſie lächelnd, und ihr ſchönes Auge glänzte in neuer Heiterkeit. Endlich ging ich, aber mit zögernden Schritten; ich ließ dem Mädchen mein Herz da, und hatte dafür weiter nichts, als ein lebendiges Bild des ſchönen Kopfes mit verdeckten Augen. Zum erſten Male in meinem Leben warf ich mich in der wehmüthigen Sehnſucht der Liebe auf mein Lager; zugleich begeiſterte mich aber die Hoffnung, daß Julchen vielleicht meine Empfindung mit mir theile.

Ich ging jetzt alle Tage zu ihr, und wurde — das Spiel eines fühlloſen, ſelbſtſüchtigen Herzens. Sie entflammte meine

Leidenſchaft durch tauſend kleine Künſte; ein Händedruck, ein bedeutendes Lächeln, ein verſtohlner Blick, ein Paar mir vertraulich zugeflüſterte Worte, gaben mir ein nie gefühltes Entzücken, und Hoffnungen der höchſten Seligkeit. Als ich ſie näher beobachtete, wurde ich freilich gewahr, daß ſie jeden Andern eben ſo behandelte, wie mich; aber dennoch glaubte ich bald wieder, von ihr ausgezeichnet zu werden.

O, dachte ich oft; wenn ich nur Einmal das Glück hätte, ſie allein zu treffen! Dieſe Thränen, dieſes heiße Herz würde ſie rühren! — Anfangs hatte ich ſie oft allein gefunden; jetzt aber, da ich es wünſchte, konnte ich nur durch die größte Aufmerkſamkeit zuweilen einige flüchtige Sekunden erhaſchen, und jedes Mal, wenn meine Augen glüheten, wenn meine Bruſt vor Furcht und Sehnſucht klopfte, wenn ich eben reden wollte, war ſie wieder verſchwunden. Sie dachte an ein nöthiges Geſchäft; dann kam ſie wieder, hatte irgend jemand, wenigſtens ein Kind, bei ſich, und die Gelegenheit war entflohen.

Ich verwünſchte meinen Unſtern; denn ich ſah in ihrem düſtern Augen eine Flamme, eine Sehnſucht, die meine Bruſt mit immer neuen Hoffnungen füllte. So verging beinahe ein glückliches Jahr voll Täuſchung. Ich wußte von dem Bekannten, der mich bei Julchen eingeführt hatte, daß ſie alle Männer ſo täuſchte; aber daß ſie auch mich täuſchte, glaubte ich nicht. Freilich hätte ich es ſehen können; denn keiner von allen meinen Nebenbuhlern beneidete mich, und jeder war nicht weniger glücklich. Meine Menſchenkenntniß ließ mich nicht in Zweifel über ihr Benehmen gegen Andere; ja, ich war dreiſt genug, ihr etwas darüber zu ſagen. Sie wurde einen Augenblick verlegen, und zwar nicht wenig. „Sehen Sie wohl, ſchönes Julchen," (ſo nannten wir ſie Alle) „daß ich Sie errathen habe?" Sie lächelte jetzt, und ſagte ruhig: ja, Sie haben Recht. Aber was ſoll ich thun? Soll ich dem Einen ſagen: mein Herr, ich halte Sie für fade? dem Zweiten: Sie haben einen leeren Kopf? dem Dritten: Ihr Herz iſt leer? . . . Soll ich mir, meinen Brüdern, und allen den Menſchen das Leben ſauer machen? Verdienen dieſe Schmetterlinge etwas anders, als daß man ſie lächelnd flattern läßt? Glauben Sie mir, ich weiß meine Leute zu unterſcheiden! Was thut man nicht um des Friedens willen! und mit einem bedeutungsloſen Lächeln richte ich viel aus.

Das ſagte ſie mir mit einem kräftigen Händedrucke, und ich — ich ſchwamm in einem Meere von Entzücken; denn ſie wußte ja ihre Leute zu unterſcheiden! Mit ſtolzen Schritten trat ich auf dem Rückwege den ganzen Erdball unter mir; denn ich war es, der die jungfräuliche Nymphe gefeſſelt hatte. Mein Triumph dauerte freilich nicht lange: bald ging das alte Spiel wieder an. Nun aber griff ich zu den Waffen, die mir meine Kenntniß des Menſchen darbot. Sie liebt mich, dachte ich; aber ſie will mir die Triumphe nicht alle opfern, die ſich ihr anbieten. Ich werde ihr Herz mit Gewalt öffnen müſſen; und dazu iſt Eiferſucht das beſte Mittel. Ich ſtellte mich kälter, ſprach mit einem Dritten von einem ſchönen Mädchen, blieb ein Paar Tage ganz weg, war zerſtreuet, wenn ſie mich anredete, und — o Triumph! ich erreichte meinen Zweck ſehr glücklich. So wie eine Spinne auf das ſchon lange gefeſſelte Inſekt, wenn es eine Bewegung macht, wieder herabſchießt, um es noch enger einzuſpinnen: ſo ſchoß Julchen auf mich zu. Sie gab mir jetzt offenbar den Vorzug, drückte mir höchſt zärtlich die Hände, ſuchte die Gelegenheit, ein Paar Augenblicke mit mir allein zu ſeyn, und hatte den Strahl der Sehnſucht ſo bedeutend in ihrem Auge; kurz, ſie gebrauchte alle die kleinen ſüßen Künſte der Weiber, ein Herz zu feſſeln.

Jetzt war ich ihrer Liebe gewiß, und bat ſie um ein tête-à-tête von einer halben Stunde. — O, Sie Undankbarer! ſagte ſie; ſehen Sie denn nicht, mit welcher Mühe ich die Augenblicke ſuche, bei Ihnen zu ſeyn? Iſt es denn möglich? Wann wäre ich denn allein? Bin ich denn nicht verdammt, der Geſelligkeit die ſchwerſten Opfer zu bringen?

O, (mit einem Seufzer) ich weiß, wir haben einander viel zu ſagen! (Nachdenkend.) Gäbe es denn kein Mittel, daß wir uns ohne Verdacht und ohne Zeugen ſprechen könnten? Sie wiſſen ſelbſt, daß nur das behutſamſte Betragen meinen guten Ruf in dem Schwarme von jungen Herren erhalten kann.

Das war mir genug. Ich empfahl mich ſpät; doch ließ ich noch ein Paar junge Herren, die ſchon nach Hut und Stocke griffen, bei ihr. Anſtatt aber fort zu gehen, ſchlich ich in Julchens kleines Wohnſtübchen, neben dem ein Alkoven war, worin ihr Bett ſtand. Hier erwartete ich ſie, mit den entzückendſten Hoffnungen. Meine Augen ſtanden voll Thränen, in meiner Bruſt wallte ein Meer von ſtürmender Freude. Ich glaubte die edle Geſtalt ſchon mit dem Lichte hereintreten zu ſehen, und breitete die Arme aus. Jetzt wurde die Thür des Geſellſchaftszimmers zugeſchloſſen, und Julchen wünſchte dem Letzten gute Nacht. Ich hörte ihre Schritte, und mein Athem ſtockte. Wenn du willſt, ſagte ſie zu ihrem Bruder: ſo komm noch ein 'wenig zu mir herein. Du ſollſt hören, was mein Entſchluß iſt.

Wohin ſollte ich fliehen? Ich ſprang in den Alkoven, der kaum Raum genug für Julchens Bett hatte. — Der Leſer wird lächeln; aber es ſey darum! Ich beugte mich mit neuem und ſchönerem Entzücken auf die Decke des Bettes nieder, und küßte ſie mit der frommen Unſchuld eines guten Kindes. Seyd mir gegrüßt, liſpelte ich, ihr Götter des heimlichen Schlafgemaches! ihr ſtillen Zeugen der unbeſorgten, unſchuldigen Jungfrau! — Aber jetzt fing der Bruder an zu ſprechen, und ich horchte.

„Jule," hob er in einem gemein vertraulichen Tone an; „laß dich warnen, ſag' ich! Du treibſt es zu arg. Alle Leute haſt du zu Narren."

Julchen lachte laut, und erwiederte in einem eben ſo vernachläſſigten Tone, (deſſen Gemeinheit ich freilich noch nicht bemerkte): warum ſeid ihr ſo dumme Narren? Aber in Ernſt, Bruder, meine Plane gehen weit hinaus. Bitte nur den Himmel, daß der alte Graf Klenau erſt die Augen zuthut! — „Aber, Jule, wenn der nun noch eine Mandel Jahre lebte!“ — Ei, er wird nicht; und — dauert es zu lange, ſo gebe ich ihm den Abſchied, und nehme Frieſen. Den kann ich alle Tage haben. — (Ich dachte in meinem Winkel lächelnd: das kluge Geſchöpf! wie es ihm jede Spur nimmt, hinter ihr Herz zu kommen!) „Du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, Jule!“ fuhr der Bruder fort. „Ich bitte dich, ſey klug! Am Ende müſſen ſie es ja merken, ſie mögen wollen oder nicht; denn mit allen Narren läßt du dich ein, Jule: zum Exempel mit dem Schwarzrock, dem Bebenroth.“

Dieſer einfältige Hans, erwiederte ſie, dieſer Bebenroth, dünkt ſich ſo klug. Der macht mir eben den größten Spaß. Sieh, er weiß, daß ich alle Mannsperſonen zu Narren habe. Ich erſchrak nicht wenig, als er es mir ſagte. Aber, daß er der größte Narr unter allen iſt, das weiß er nicht. Mit dem habe ich eine himmliſche Luſt. Er ſchwört Stein und Bein darauf, daß ich in ihn verliebt bin. Ich ſeufze und drücke ihm die Hand; dann macht er recht poſſierliche Geſichter, und ſpricht von Bauerjungen, von dem Dorfe, und von den Weiden rings um her, als ob er nicht geſcheidt wäre. Jetzt verlangt er von mir eine geheime Audienz, um mir ſeine Bauernliebe zu erklären. Der Narr! Gleich das erſte Mal hatte ich es weg, daß er ſich einbildet, er könne mit ſeiner Menſchenkenntniß hexen. Warte du nur! dachte ich; du ſollſt ankommen! Er konnte ſich vor Blödigkeit nicht in mich verlieben; aber er ſollte, weil er ſich ſo klug dünkte. Ich jagte einmal alles fort, außer ihn. Nun hatte ich Kopfweh, und ließ ihn meine Stirn zwiſchen den Händen drücken; aber doch blieb der Pinſel blöde. Als das nicht half, hängte ich ein naſſes Tuch über die Augen, und ſaß mit dem Geſichte dicht vor ſeinem da. Nun ging's. Ich hörte ihn ſeufzen. Er beugte ſich ſo nahe an mich heran, daß ich dachte: jetzt iſt es Zeit. Ich ſchlug das Tuch auf; und du ſollteſt nur das Armeſünder-Geſicht geſehen haben, das er machte!

Der Leſer mag ſich denken, wie mir zu Muthe wurde. Meine Angſt, wie ich mich aus dem Winkel wegſtehlen ſollte, nahm beſtändig zu. Solche Minuten habe ich in meinem Leben nie wieder erduldet.

Bruder und Schweſter ſprachen weiter in den nachläſſigſten, gemeinſten Ausdrükken. Endlich ging er, und Julchen blieb allein. Ich konnte gar nicht zu dem Entſchluſſe kommen, aus meinem Winkel hervorzubrechen; und doch ſah ich dem fürchterlichen Augenblicke, da ſie mich finden würde, mit einer unbeſchreiblichen Angſt entgegen.

Sie nahm vor dem Spiegel den Kopfputz ab, und wurde nun noch reitzender; aber es war mir, als wenn Lucifer den geſtohlenen Glanz eines guten Geiſtes ablegte. Je mehr der natürlichere Anzug ſie verſchönerte, deſto häßlicher wurde ſie in meinen Augen. Endlich ergriff ſie ſingend den Leuchter, wahrſcheinlich, um ihr Nachtzeug zu holen. Nun war denn die ſchreckliche Minute gekommen. Sie öffnete die Glasthür des Alkovens, und erblickte mich. Mein

Gott! ſagte ſie erſchreckend; Bebenroth! was geben Sie für Dinge an! — Ich machte eine Verbeugung über die andere, und ſtolperte endlich aus meinem Winkel hervor. Beſchämt, vernichtet, ohne ein Wort ſagen zu können, ging ich, die Blicke auf den Boden heftend, neben ihr weg, und auf die Thür zu. Sie leuchtete mir über die Hausflur, ſagte mit ihrem ſüßen Tone: gute Nacht, lieber Bebenroth; und riegelte die Thür hinter mir ab. Jetzt, im Freien, wallte mein Zorn auf; ich ſtampfte wüthend den Boden, und ob ich gleich ſehr friedfertig bin — dieſe Nacht hätte ich doch mit der halben Welt Händel anfangen können: ſo zankſüchtig war ich.

Im Bett entwarf ich die gräßlichſten Plane zu einer recht ausgezeichneten Rache; Schande war mir unerträglich; und ich glaubte, in der Stadt, worin ich ſo beſchimpft worden war, nicht länger leben zu können. Gegen Morgen ſchlief ich endlich ein. Als ich erwachte, war das Gefühl meiner Schande und mein Zorn zur Hälfte verflogen. —

O, wie bedeutungsvoll ſind die Tempel, und die Kunſtwerke der Alten! In Syzion ſtand ein Tempel, mit einer Bildſäule des Schlafes, der einen Löwen zur Ruhe bringt; und dieſer Gott hieß: der Geber des Guten. Wenn ich nachher zornig war, wenn ich beleidigt wurde, wenn in meinem Herzen die Flamme der Rache brannte, ſo warf ich mich, was auch der Moraliſt darüber ſagen mag, lieber dieſem Geber des Guten in die Arme, der den wüthenden Löwen in meiner Bruſt ſo ſicher bezähmte, als daß ich mich unter den Schutz eines Moral-Syſtems begab. Er löſcht alle Sorgen, allen Zorn, alle tobende Leidenſchaften unſeres Herzens ſo ſanft, und wir ſtehen aus ſeinen Umarmungen beſſer, menſchlicher, heiterer wieder auf, als von der ſchönſten Belehrung über die Pflicht, unſere Leidenſchaften zu beherrſchen. So viele Achtung ich auch für die Bibel habe, ſo ſage ich doch allen meinen Hausgenoſſen, wenn ſie zornig ſind, wenn die Flamme der Rache aus ihren Augen hervorſchlägt: „laß die Sonne nur erſt über deinen Zorn untergehen!" . . . „Geh ſchlafen, mein Sohn!" ſagte ich ſanft, wenn wilde Leidenſchaften meinen Sohn ergriffen. O, was würde, trotz allen Moral-Syſtemen, trotz dem höchſten Moral-Princip, aus dem tobenden Herzen des Menſchen, wenn nicht der Geber des Guten freundlich alle Tage einmal den Löwen beſänftigend in ſeine Arme nähme! Und warum ſollte ich nicht ſagen: „geh ſchlafen, mein Sohn!" Es iſt zwar nur ein Hausmittel, aber probat. — Geh ſchlafen! ſagte die Gottheit ſegnend zu den Menſchen; warum ſollte ich ihr nicht nachſagen: geh ſchlafen, mein Sohn!

Ich ſchloß mich ein Paar Tage ein; und als ich dann wieder im Publikum erſchien, fand ich alles unverändert. Einen Monat lang vermied ich die Straße, worin Julchen wohnte; nach zwei Monaten hatte ich Alles, meine Thorheit, meine Liebe und das Mädchen, vergeſſen.

Der Beſuch.

Als ich ſchon ſechzehn Jahre Prediger war, ging ich einmal zur Herbſtzeit während der Abenddämmerung in meinem Studierſtübchen auf und nieder, und erwartete geduldig die Rückkehr meiner Familie, welche im Garten das Obſt abnahm. Da pochte jemand an meine Thür, und ein Frauenzimmer in einer ſchwarzen Enveloppe, mit einer Art von Nachthaube auf dem Kopfe, trat in das Zimmer. Es war ſchon ſo finſter, daß ich ihr Geſicht nicht mehr erkennen konnte. — Ich reiſe hier durch, lieber Herr Paſtor, ſagte eine mir unbekannte, häßliche, gemeine Stimme. Ich komme weit her; von Hanau. Sie erinnern Sich meiner wohl nicht mehr. Ich habe viel Unglück gehabt. Mein Mann ſtarb, und hinterließ mich mit einem Sohne in den elendeſten Umſtänden. Ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen werden, lieber Herr Paſtor.

Ich merkte, daß es eine Bettlerin war, und griff in die Taſche. Im Kruge, fuhr ſie in ihrem halb niederſächſiſchen, halb reichsländiſchen Dialekte fort, hörte ich, daß Sie hier wären. Lieber Gott! ich habe eine weite Reiſe gemacht, und nun will ich nach Halberſtadt, wo mein Bruder wohnt.

„Von Hanau nach Halberſtadt?“ ſagte ich; „das iſt auch ſehr aus dem Wege!“

Ich bin zu Fuße; da geht man, wie man kann. . . . Sie werden Sich meiner wohl noch erinnern.

„Nein,“ erwiederte ich; „daß ich nicht wüßte. Wer ſind Sie denn?“

Ich bin die ehemalige Goldmann Noch immer konnte ich mich nicht beſinnen; denn mit dieſem Namen hatte ich ſie ſo ſelten nennen hören. Julchen Goldmann, ſetzte ſie furchtſam hinzu, als ſie ſah, daß ich mich ihrer nicht erinnerte. Nun wußte ich's; nun erkannte ich ſie! Der Himmel mag wiſſen, warum ich gar nicht an die Jahre dachte, die zwiſchen dieſem Augenblicke und jenem lagen, da ſie, mit dem Lichte in der Hand, ſo ſchön, ſo reitzend, ſo ſchwebend, ſo heiter in den Alkoven trat. Ich erinnerte mich jener Stunde, doch ohne alle Bitterkeit; und (wie es zuging, weiß ich nicht) ich vergaß ihren jetzigen armſeligen Zuſtand, und glaubte unter der langen ſchwarzen Enveloppe ſchon den ſchlanken Körper, unter der Haube und dem abgeſchnittenen Haare ſchon das wunderſchöne Geſicht zu ſehen.

„Mein Gott! Julchen Goldmann?“ ſagte ich, in der That recht fröhlich; und die reitzende Geſtalt ſtand in der Dämmerung wie lebendig vor mir. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür. Eine Magd brachte Licht; der Schein fiel auf Julchens Kopf, und ich fuhr mit Schrecken zurück. Nicht Ein Zug mehr von den ehemaligen Reitzen: eine gelbe Haut, die über ſpitze Knochen geſpannt war und aus der ein Paar ſcheue, erloſchene Augen hervorblickten. Die lange, feine Naſe, die wir ſonſt ſo ſchön fanden, diente jetzt nur — wie ſoll ich mich ausdrücken? — ihrem Geſichte den Charakter des Leeren, des Unbedeutenden zu geben. Doch dieſe Bemerkungen machte ich erſt lange nachher; im erſten Augenblicke ſah ich nur das häßliche Geſicht, die armſelige Kleidung, und einen großen, plumpen Mannsſchuh, der unter dem Rocke weit hervor ſtand. Dieſer Anblick hätte, wenn auch noch Haß in meiner Bruſt geweſen wäre, ihn gänzlich ausgelöſcht; und jetzt erregte er bei mir das ſchmerzlichſte Mitleiden. Ja, das ſchmerzlichſte. Ich mußte mich eine Minute lang abwenden, um nicht in Klagen auszubrechen.

Als ich wieder zu der Unglücklichen hin ſah, ſuchte ſie einen Theil ihres Jammers unter einem leichten Tone, den ſie erzwang, zu verbergen; und zugleich trat ſie in den Schatten. Ja, hob ſie halb ſcherzend an; Sie haben wohl nie gedacht, daß Sie mich einmal ſo wiederſehen ſollten. Mein Mann wurde abgeſetzt, und ich mußte nach und nach Alles verkaufen. Als er endlich ſtarb, ging ich ... — Sie hielt den ſcherzenden Ton nicht aus; ihre Stimme wurde zitternder. Ich habe viel ausgeſtanden! ſetzte ſie mit der letzten Anſtrengung aller ihrer Kraft noch hinzu; dann ſchwieg ſie, und ihr Kopf ſank auf die Bruſt.

Jetzt will ich zu meinem Bruder, hob ſie, doch mit ganz veränderter Stimme, wieder an; und es fehlt mir an Allem!

Es war grauſam, daß ich nicht ſprach; allein ich konnte nicht. Meine Bruſt war allzu voll. Ehemals ſo; und jetzt . . .! Das war der Gedanke, der ſchmerzend durch meine Seele lief. Endlich ſagte ich: „erholen Sie Sich erſt ein Paar Tage bei mir. Meine Familie wird den Augenblick kommen.“

Nein! nein! nein! ſagte ſie heftig. — „Warum nicht?“ fragte ich, ganz ohne Kopf, da doch ihr gewaltſames, wiederholtes Nein durch meine Seele drang. O, ſagte ſie ſchmerzlich; unmöglich kann ich mich ſo ſehen laſſen! Ich bitte Sie nur um eine Unterſtützung.

Ich gab ihr, was ich bei mir hatte, und ſie eilte aus dem Zimmer, weil ſie auf der Treppe gehen hörte. Es war meine Frau. Sie kannte meine kleine Begebenheit mit dem ſchönen Julchen. Ich ſagte ihr, wen ich ſo eben geſehen hatte, und machte dazu die rührendſten Anmerkungen, die mir ſo höchſt natürlich ſchienen, daß ich ſie je dem Herzen zugetrauet hätte. Wie mußte ich alſo erſtaunen, als meine Frau auf einmal ſagte: das iſt die Strafe ihrer Bosheit! Sie verdient kein Mitleiden. — O, das ſeltſame menſchliche Herz! Ich war in dieſem Augenblicke ſo weich, ſo ſanſt, ſo gut, daß ich mein Leben mit jedem Unglücklichen hätte theilen wollen; und der Ausruf meiner Frau brachte mich ſo auf, daß ich hart wurde. „Frau,“ ſagte ich ſtreng; „du haſt ein Herz, wie ein Kieſelſtein!“ Ich dachte nicht daran, daß ſie die Unglückliche mit den Augen eines Weibes anſah, anſehen mußte.

Meine Frau ſah mich ſtarr an, und ging mit den Worten: das Eſſen iſt auf dem Tiſch! hinunter. Ich folgte ihr nach einigen Minuten, und fand ſie, anſtatt beim Eſſen, beim Packen eines Bündels Kleidungsſtücke und Wäſche. Vater, ſagte ſie ſanft, ohne ihr Packen zu unterbrechen, Kleider werden ihr wohl am willkommenſten ſeyn. Ich trat lächelnd hinzu, und beſah, was ſie einpackte. Sagen mochte ich es ihr nicht; aber ich hätte viel darum gegeben, wenn ſie etwas Flitterſtaat dazu gelegt hätte. Doch ſchlechterdings konnte ich Eins nicht verſchweigen, das mir an der Unglücklichen als das Bedauernswürdigſte vorgekommen war. So oft ich ſie mir in ihrem jetzigen Zuſtande dachte, ſah ich doch ganz vorzüglich nur die großen breiten Mannsſchuhe, die ſie trug. „Liebes Guſtchen," ſagte ich: „leg ein Paar Schuhe mit bei, ſo klein, ſo hübſch du ſie haſt; ſie kann ja in den großen plumpen keinen Schritt thun, der ihr nicht durch die Seele ginge."

Meine Kinder ſahen neugierig zu. „Lieber Gott, welch eine Veränderung!" ſagte ich nach einem Eingange, worin ich ihnen die Geſchichte der Unglücklichen erzählte. „Eine Perſon, die ſonſt von Liebhabern umringt war, ſo geſunken, daß ſie zu Fuß, in ſolchen Schuhen, Deutſchland durchſtreifen muß!" Ich war gerührt, und der Ton meiner Stimme zeigte es. Meiner Frau wurden die Augen naß; ſie packte noch ein Paar gute Hemden ein, und wickelte Geld in Papier. Aber ſo groß ich auch den Kontraſt zwiſchen den ehemaligen kleinen Schuhen von Atlas und den jetzigen groſſen von plumpem Leder machte: ſo konnte ich ſie doch nicht bewegen, ein Paar gute Schuhe herzugeben. Sie blieb dabei, in Mannsſchuhen ginge es ſich beſſer.

Die Unglückliche hatte das Paket unſrer Magd abgenommen, ohne ein Wort zu ſagen. Am folgenden Morgen bekam ich ein Billet von ihr, und ſchämte mich nicht wenig, als ich es las: denn ein ſchlechteres und einfältigeres Geſchreibe hatte ich nie geſehen. Sie war nicht zufrieden mit unſrem Geſchenk, und verlangte mehr; ja, die Wendung, womit ſie das Billet ſchloß, ſchien die Drohung zu enthalten, daß ſie mit meiner Frau ſprechen wollte.

Das brachte mich auf; jetzt ſah ich in ihr weiter nichts, als die unverſchämte, verächtliche Bettlerin, und ließ ihr durch den Boten ſagen: ſie ſollte ja nicht ſäumen, ſich fort zu machen. Ich hörte nichts weiter von ihr; doch nach vier Wochen ſah ich ſie zu meinem Erſtaunen in dem adeligen Stuhle ſitzen, und erfuhr, daß ſie Ausgeberin bei dem Amtmann Schenk geworden wäre. Sie bekümmerte ſich ſo wenig um uns, als wir uns um ſie. Ich vergaß ſie, und gönnte ihr die Ruhe, die ſie in meiner Nachbarſchaft gefunden hatte, von ganzem Herzen.

Ihre Geſchichte kann ich hier in wenigen Worten geben. Ein junger Wüſtling, der ihre Künſte überſah, ließ ſich keine Mühe verdrießen, ſie in ihren eigenen Netzen zu fangen. Er feſſelte ihre Eitelkeit, und brachte dann ihre Sinne in Bewegung. Sie liebte jetzt zum erſten Male, wurde das Opfer ihrer Leidenſchaft, und fiel. Der junge Böſewicht machte ihren Fall bekannt, und mit ſolchen Umſtänden, daß gar kein Zweifel übrig bleiben konnte. Selbſt ihre ehrerbietigſten Liebhaber betrugen ſich nun dreiſt und unverſchämt gegen ſie. Sie machte noch einige Verſuche, die vorige Rolle wieder aufzunehmen; doch vergebens: ſie hatte alle Achtung verloren. Jetzt ſtimmte ſie die Saiten herunter: ſie ließ die Hoffnung auf die Hand eines Vornehmen fahren, und ſuchte nur einen Mann. Verdruß über häufige Demüthigungen nahm ihren Reitzen den friſchen Glanz; um ſo mehr kam ſie jedem, den ſie zu berücken nur einige Hoffnung haben konnte, auf halbem Wege entgegen. Da alle ihre buhleriſchen Künſte ihr dennoch keinen Mann verſchafften, und Anbeter ihrer Eitelkeit nun einmal ſchlechterdings nothwendig waren, ſo ſank ſie von Stufe zu Stufe immer tiefer, bis zu niedriger Wolluſt, und verjagte ſo zuletzt alle Männer. Sie verſchwand endlich. Als ſie wieder zum Vorſchein kam, ließ ſie ſich Frau Buchhalterin nennen; niemand aber wußte mit Gewißheit, ob ſie verheirathet geweſen war, oder nicht. Sie hatte einen Sohn von dreizehn Jahren, mit einem ſehr ſchönen, aber höchſt zweideutigen Geſichte. Dieſer beſtätigte zwar das, was ſeine Mutter erzählte; er lachte aber immer dabei, und ſo wurde ihre Lebensgeſchichte noch ungewiſſer.

Meine Familie.

„Nein,“ ſagte ich, als ich ihr Billet geleſen hatte, zu meiner Frau; „ſie verdient kein Mitleiden.“

Aber Hülfe! gab meine Frau zur Antwort. Und hätte ich das Billet ſchon geſtern geleſen, ich würde ihr doch nicht weniger gegeben haben. Wie hieß doch das, Vater, was du geſtern Morgen unſern Karl dreimal laut vorleſen ließeſt? Es war ein Heide, der es ſagte; aber es könnte in der Bibel ſtehen, ſo ſchön war es.

„Und es ſteht in der Bibel! Ariſtoteles ſagt in ſeiner Topik: es iſt beſſer eine Ungerechtigkeit leiden, als eine begehen.“

Könnte man nicht auch ſagen: es iſt beſſer ein Unglück leiden, als ein fremdes ſehen, ohne nach ſeinen Kräften zu helfen?

„Das könnte man, Guſtchen; und ich hoffe, Gott Lob! wir dürften ſo etwas ſagen, ohne groß zu prahlen.

Das dürfen wir, wiederholte meine Frau lächelnd; und darum: was ich geſtern in Papier wickelte, war alles, was ich hatte.

„Gute Frau! es wird uns darum heute und morgen nicht ſchlimmer gehen, — wenn nicht etwa Beſuch kommt; denn auch ich gab ihr, was ich hatte.“

Es war für Eliſabeth zu einem Hute beſtimmt, wenn wir es nicht nothwendiger gebraucht hätten.

„Für einen Hut! Jetzt iſt es beſſer angewendet, trotz dem Billet. Und — beim Lichte beſehen, verdient ſie doch wohl unſer Mitleiden.“

Meine Frau gab mir die Hand, und ich ging mit ihr hinunter, unſre Kinder zu unterrichten. Mein Sohn Karl las aus dem Plutarch vor. „Jemand ſagte zum Diogenes: lehre mich die Mittel, mich an meinem Feinde bitter zu rächen. Werde tugendhafter! antwortete dieſer.“ Lies das dreimal, mein Sohn, ſagte ich, und warf einen frohen Blick auf meine Frau. Sie ſah mich ſtolz an; und wenn jetzt ein Beſuch gekommen wäre, wir würden dennoch nicht demüthiger ausgeſehen haben.

Der Philoſoph ſage, was er will — in einem Hauſe, das von oben bis unten möblirt iſt, in einem Zimmer, worin ein Sofa ſteht und ein großer, ſchöner Spiegel an der Wand hängt, iſt die Armuth, der Mangel ſchwerer zu ertragen, als unter zerbrochenen Möbeln, aus denen die Dürftigkeit hervorſieht. Wenn kein Geld im Hauſe war, fehlte es mir immer an Muth, einen Fremden in unſre Putzſtube zu führen, die meine Frau aus der Erbſchaft ihrer Eltern recht elegant möblirt hatte. — Um den Mangel ohne Scham zu ertragen, muß man einen zerriſſenen Rock haben, und was dazu gehört, oder — was wir jetzt hatten — das Andenken an eine gute Handlung. Jetzt hätte ich einem Fremden gerade vor meinem Silberſchranke, worin vielleicht für hundert Thaler Silber ſtand, geſtehen wollen, daß ich keinen Groſchen Geld hatte.

Es iſt ſchwer, ſage ich noch einmal, den Mangel zu ertragen. — Meine Pfarre war nicht ſehr einträglich, und beſtimmte Einkünfte hatte ich dabei ſehr wenig. Am Ende des Jahres that ich allemal einen Ehrenſprung, wenn ich ſagen konnte: Gott Lob, liebes Guſtchen, es hat gereicht; und ſieh! das iſt noch übrig für den Sylveſter-Tag. (Es war meiſtens nur genug zu einem Bande, oder höchſtens zu einer Haube für meine Frau, die ich an dieſem Tage der Weiber zu beſchenken nie verſäumte.) Drei Jahre hatte ich den Ehrenſprung gemacht; aber im vierten war er unmöglich. Ich hatte nichts, gar nichts übrig; ach! weniger als nichts — zwanzig Thaler Schulden. O, der Reiche lache hier nicht! — Meine Frau, der ich das gewiß verſchwiegen haben würde, wenn ſie nicht unſre Haushaltungsbücher ſelbſt mit geführt hätte, ſaß ſtill da, und weinte nicht, ſondern ſtützte nur ſorgend die Stirn in die Hand. Ich hatte ein kleines Geſchenk; aber kaum konnte ich es ihr geben, als ſie mit einem wehmüthigen Lächeln ſagte: dies Mal haben wir nichts erübrigt!

Da nahm ich mein älteſtes Kind, unſre

Eliſabeth, auf; mein Sohn Karl, ein Säugling, lag in ihrem Schooße. „O, Gustchen,“ ſagte ich entzückt; „dieſe beiden Kinder und unſre Liebe haben wir übrig. Was wollen wir mehr!“ Ich drückte das geliebte Kind an meine Bruſt, und die Mutter ließ Thränen auf ihren Säugling fallen.

Mit dem Kinde in den Armen fiel ich mitten im Zimmer auf die Kniee, und mein Herz erhob ſich hoffend zu Gott. Meine Frau, die nicht aufſtehen konnte, ſtreckte mir die ausgebreiteten Arme entgegen. — Liebe Frau, wenn ich dich vergeſſen könnte, ſo würde in jeder guten, tugendhaften, hoffnungsreichen Stunde der lächelnde Blick voll Thränen, voll Entzückens, voll Hoffnung, den du auf mich warfeſt, mich wieder an dich erinnern. Du wareſt an deinem Brauttage nicht ſo ſchön, wie an dieſem Sylveſter-Abend, mit dem Geſichte voll Mutterfreude und Mutterſtolzes!

O, wenn mein Buch ja einer Apologie bedarf, ſo ſteht ſie hier! —

Von dieſem Sylveſter-Abend an war

meine Frau wie verändert. Unſre Haushaltung bekam einen beſſeren Zuſchnitt. Wenn es dem Leſer nicht unangenehm ſeyn müßte, alle die kleinen Sorgen einer Wirthſchaft auf dem Papiere zu ſehen, wo ſie freilich ſehr unintereſſant ſind, ſo könnte ich ihm eine rührende Beſchreibung davon geben, und ihm zeigen, wie wir unſre Sorgen zu den feinſten Freuden machten. Es war ein Feſttag für uns, wenn meine Frau einen Rock für mich genähet hatte, und wir Beide nun berechneten, was uns das erſparte; ein Feſttag, wenn mein Garten ohne Hülfe eines Tagelöhners umgegraben und bepflanzt war. Ich dachte mit Freude an den nächſten Sylveſter-Tag, weil ich an ihm einer froheren Scene entgegen ſah; und ſo wenig an dieſem, als an einem folgenden Sylveſter-Tage verſäumte ich es, meine Kinder der Reihe nach um die Mutter her zu ſtellen, und zu ſagen: „ſo reich ſind wir!“ Wir küßten ſie alle nach der Reihe, und gingen ſo in Liebe jedem neuen Jahre entgegen. Kleine Unglücksfälle trafen uns freilich. Kleine, ſage ich? Andere würden ſie groß genannt haben; ich aber bedurfte nichts als einer herzlichen Umarmung von meiner Frau, um ſie klein zu finden. Noch nicht Einmal hatte ich mich, um Muth zu ſchöpfen, in den Winkel ſetzen dürfen, wo meines Vorgängers Frau ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Wir wurden glücklicher, ſelbſt unter den wachſenden Sorgen für meine ſich ſchnell vermehrende Familie. In neun Jahren bekamen wir ſechs Kinder. Ich weiß noch immer nicht, wie meine Frau es anfing, alle ſechs, und mich und ſich dazu, reinlich zu kleiden. „O, die Mutterliebe kann Wunder thun!" habe ich wohl tauſendmal ausgerufen.

Die Erbſchaft von meinen Schwiegereltern brachte auf eine Reihe von Jahren Ueberfluß in mein Haus, ſogar einen kleinen Schatz von baarem Gelde. Ich ſchäme mich, zu ſagen, wie wenig es war; es reichte indeß hin, eine Sorge der Zukunft, die Erziehung unſrer Kinder, zu erleichtern: und dieſe unſre Kinder waren es, welche uns den

Muth

Muth gaben, alles zu erdulden, und immer rechtſchaffen zu ſeyn.

Mein Haus war gleichſam ein kleiner Staat für ſich auf einer abgeſonderten Inſel. Zwar hatte ich in der erſten Zeit Bekanntſchaften genug gemacht, beſonders mit den Predigern in den benachbarten Dörfern; ſie waren aber alle wohlhabender als ich, und ſo ſah ich mich genöthigt, den koſtſpieligſten Umgang abzubrechen und den vertrauteren einzuſchränken. Unſre Kinder, oder auch nur Eins davon, auf Schulen zu erhalten, konnte uns, als eine Unmöglichkeit, nicht einfallen; ich mußte ſie alſo ſelbſt unterrichten, und das that ich — gewiß ich darf mir das Zeugniß geben — in allem, was ich wußte, mit Vätertreue. Zwar beſaß ich nicht viele Bücher, aber doch die meiſten Klaſſiker, und, was noch mehr war, ich hatte ſie, weil ich keine andern bekam und zu bekommen wußte, wohl hundertmal geleſen. Meine Frau kannte ſie ſo gut, wie ich ſelbſt; denn in den erſten Jahren las ich ihr an den langen Winterabenden einen nach dem andern vor, verſteht ſich Deutſch. Von neueren Sprachen verſtand ich das Engliſche, weil es auf der Univerſität den Theologen empfohlen wurde. Auch Franzöſiſch; das konnte ich aber nicht gebrauchen, weil ich kein Buch darin hatte, und ſo mocht' ich es ſo ziemlich vergeſſen haben. An neuere Lektüre war nicht zu denken: den Meßkatalogus ausgenommen, den mein Schwager, der Papiermüller, mir von Leipzig mitbrachte. Hatte ich den geleſen, und dann noch einen Stoß Recenſionen, den ich ebenfalls von ihm bekam, und wodurch ich doch einigermaßen mit der literariſchen Welt in Verbindung blieb, ſo regte ſich vier Wochen hindurch meine Schreibbegierde. Nach andern vier Wochen las ich meiner Frau die Stelle aus dem Acontius, und alles kam allmählich wieder in die vorige Ordnung. Meine Frau nannte dieſen periodiſchen Wechſel: meine Ebbe und Fluth; und ſie hatte nicht Unrecht.

Unſre neuere Litteratur reichte nicht über Gellert, Rabener und den erſten Band von Klopſtocks Meſſias hinaus. Man ſieht, die ſchönen Wiſſenſchaften konnten an uns keine Kenner finden; aber, was wir hatten, fand Herzen. So oft ich eine Recenſion über einen neuen Dichter las, und Leſſing, Wieland, Herder, Mendelsſohn und ſo weiter als die Sterne erſter Größe an dem gelehrten Himmel genannt wurden, ging es mir durch die Seele, wenn meine Kinder dann einander nur anſahen, und den Wunſch, dieſe Männer kennen zu lernen, verſchwiegen, weil ich ihn nicht erfüllen konnte. Meine Verbindung mit der Stadt hatte nach dem Tode meines ehrlichen Zinngießers, der bald wieder mein Freund geworden war, gänzlich aufgehört, und die Prediger in meiner Nachbarſchaft laſen nur theologiſche Schriften. Was konnte ich alſo machen? Makulatur bekam ich von dem Buchbinder, bei dem ich die Bibeln und Geſangbücher für meine Gemeine binden ließ, und ſie war mir ein Feſt; aber ich ſah daraus doch nur, wie viel ich an dem verlor, was nicht Makulatur war.

Die wenigen Deutſchen Schriftſteller, die ich hatte, wurden obendrein von meinen drei älteſten Kindern ſo zerleſen, daß auf die drei jüngſten nur Bruchſtücke kamen; dagegen aber konnten ſie aus dem Gedächtniß erſetzen, was an den Blättern fehlte. Die Leſeluſt, welche meine Kinder von Jugend auf hatten, und welche ich durch meine Ehrerbietung für Bücher noch vermehrte, brachte den Vortheil, daß ſie gern zu Hauſe blieben. Was ſie ſo einig, ſo friedfertig unter einander machte, weiß ich nicht; ich denke aber, das Beiſpiel ihrer Eltern. Sie liebten ſich, wie Kinder lieben können, doch vielleicht wohl mehr, als andre, die mancherlei Spielgefährten haben.

Beſonders war der Winter die Zeit zum Lernen. Meine Frau verlangte ausdrücklich, daß die Mädchen ſo viel wie möglich an dem Unterrichte der Knaben Theil nehmen ſollten. Nicht, weil ſie es brauchen werden, lieber Mann, ſagte ſie: was braucht ein Mädchen denn am Ende, um eine glückliche Frau und Mutter zu ſeyn! Aber Brüder und Schweſtern werden einander mehr lieben, wenn ſie Alles mit einander theilen, wenn das eine nichts weiß, was nicht auch das andere wüßte. — Die Foderung meiner Frau ſchien mir wohl ein wenig ungebührlich; indeß, als ich bemerkte, wie mein älteſter Sohn bei der erſten Engliſchen Stunde, die ich ihm allein gab, auf Eliſabeth blickte; und als ich ihn nachher ſagen hörte: wir haben alles zuſammen gelernt, Lieschen! da entſchloß ich mich doch, den Wunſch meiner Frau zu erfüllen. Die Engliſche Sprache wurde nun gemeinſchaftlich getrieben, und die älteren baten mich, auch die jüngeren Theil nehmen zu laſſen. Es wird nicht gehen, dachte ich: denn erſtlich haben wir nur Ein Exemplar von Hume's Geſchichte Englands, (dieſe wollte ich mit ihnen leſen); zweitens werden die Kleinen nicht mit den Größern fortkommen. Aber es ging dennoch, und brachte ſogar Vortheil: die Größern halfen den Kleinen in Nebenſtunden nach; und da der Hume zweimal abgeſchrieben werden mußte, damit wir Exemplare genug hätten, ſo machten ſie alle durch das Abſchreiben, welches nach der Reihe ging, recht groſſe Fortſchritte in der Sprache.

Weil das eine Veranſtaltung der Mutter war, welche die Kinder unendlich liebten, und weil ich geſagt hatte, daß es nicht gehen würde, ſo entſtand unter allen ein Wetteifer, das Wort der Mutter in Ehren zu erhalten; und ein Paar Theile vom Spectator, die ich, der jüngern wegen, bald anſtatt des Hume wählte, thaten das Uebrige. Wir hatten nun ein Leſebuch mehr, und eins, bei dem ihnen ſogar ihre gewöhnliche Lektüre etwas gleichgültiger wurde. Ehe noch ein Jahr verging, war meiner ganzen Familie eine reiche Quelle von neuen Vergnügungen eröffnet: ein Dutzend Engliſcher Bücher aus meiner kleinen Bibliothek.

Den Unterricht in der Muſik übernahm meine Frau, die ſich lieber eine Stunde vom Schlafe abbrach, ehe ſie einen Tag ohne Muſik zugebracht hätte.. Sie ſpielte mit tiefem Gefühl; nur hatten ihre Phantaſieen, dünkt mich, einen zu ernſten Charakter. Die beiden älteſten Kinder, und das fünfte, Hannchen, lernten ſehr bald Muſik; die übrigen verloren nach manchen vergeblichen Verſuchen die Luſt dazu.

Wenn die Engliſche Stunde vorbei war, ging ich mit meinen drei Knaben auf mein Stübchen, um ihnen da die Anfangsgründe der alten Sprachen beizubringen. Die Noth wurde auch hier die Mutter einer glücklichen Methode. Was ſie laſen, mußten ſie vorher abſchreiben, weil wir von jedem Buche nur Ein Exemplar hatten; das Abſchreiben prägte ihnen aber die Worte ins Gedächtniß, und ihre bedeutenden Endigungen dazu. Meine Frau, welche die Trennung der Kinder von einander ſo ungern ſah, bat mich, wenigſtens zweimal wöchentlich die Knaben unten in Gegenwart ihrer Schweſtern vorleſen zu laſſen, was ſie ausgearbeitet hätten. Ich that es; und das, was ich nur ungern bewilligte, wurde ein Feſt für meine Kinder und ein ſcharfer Sporn ihres Fleißes. Die Schweſtern kritiſirten ihre Brüder. „O, was Karl las, war ſchön! Ludewig aber ſtotterte. Und nun gar der kleine Wilhelm mit ſeiner Fabel! Wir mußten lachen, lieber Wilhelm; es klang ſo poſſierlich.“ So ſagten die Mädchen; und Ludewig ſtotterte nicht wieder.

Wilhelm ſchrieb ſeine Ueberſetzung vorher auf, ehe wir zur Prüfung hinunter gingen.

Die Mädchen ſtrickten, oder bereiteten unſer Mittagseſſen zu. Da ſie ſahen, daß ihre Kritik geholfen hatte, ſo wurden ſie mit jedem Male ſtrenger. Bald tadelten ſie einen Ausdruck, bald eine Wendung; oder ſie ſpotteten darüber, daß die Vorleſungen ſo kurz waren. Auguſte, die drolligſte von allen dreien, meinte, ſie wollten es dem Spectator nachmachen, der ſo oft ſagte: die Fortſetzung folgt; darum läſen ſie immer nur ſo ein kleines Stückchen von einer Geſchichte vor. Als wir das nächſte Mal herunter kamen, rief ſie: da kommen die Spectators! und ein allgemeines Lachen empfing uns. Nun aber drangen meine drei Knaben darauf, auch die Mädchen ſollten Ueberſetzungen vorleſen. Die Mädchen ließen ſich nicht lange bitten, und es wurden zwei Abendſtunden in jeder Woche dazu beſtimmt. Jetzt war das große Triebrad der Ehre in Bewegung: alle arbeiteten um die Wette, und wir Eltern brauchten nichts zu thun, als nur die Räder nicht anzuhalten, da ſie von ſelber gingen.

Die Mädchen hatten zwar die leichtere Sprache voraus, aber die Knaben die mehreren Stunden; und ſo gewann keine Parthei ganz entſchieden den Sieg. Ich hätte es, die Wahrheit zu geſtehen, nicht für möglich gehalten, daß Kinder in ſo kurzer Zeit, und bei ſo wenigen Hülfsmitteln, ſo raſch vorwärts kommen könnten, wie die meinigen. Beſonders hatte das Beſtreben jedes einzelnen, ſeine Ueberſetzung mit ſo vieler Sorgfalt zu machen als möglich, den glücklichſten Erfolg. Alle ſchrieben gut; und, ohne Vorbilder zu haben, hatte doch jedes ſeinen eignen Styl, ſogar ſeine eigene Anſicht der Dinge. Die alten Sprachen blieben zwar meinen Mädchen unbekannt, aber nicht die Schriftſteller, die darin geſchrieben haben; und da die Klaſſiker den größten Theil meiner Bibliothek ausmachten, ſo trieben ſie die Brüder eifrig an, ihnen doch bald alle dieſe Schätze zu eröffnen. Meine Söhne lernten nicht förmlich; ſie thaten etwas viel Beſſeres: durch ihren Fleiß waren ſie unſre Hoffnung, die Quelle unſrer reinſten Freude, und die angenehmſte Unterhaltung unſerer Abende.

Da alles, was meine Söhne vorlaſen, doch nur einen kleinen Theil des Abends ausfüllte, ſo kam ich ihnen zu Hülfe. Ich fing entweder ein Geſpräch über das Vorgeleſene an, oder ich las ihnen etwas vor, das dahin gehörte: z. B. den Sittenſpruch eines Weiſen, wodurch dies oder jenes erläutert wurde; gewöhnlich las ich aber mehr, als zum Beweiſe diente. Beſonders waren mir die Lebensbeſchreibungen berühmter Philoſophen von Diogenes Laertius hierzu ſehr brauchbar. Auch gaben uns die Sittenſprüche des Thales an mehreren Abenden Unterhaltung; und hier äußerte ſich der verſchiedene Charakter meiner Kinder am auffallendſten. Eliſabeth, meine älteſte, ein ſanftes, weiches, gutes Geſchöpf, liebte alles, was ihr glich, was weich, ſanft, wohlthätig war. Das Mädchen hatte eine ganz eigene Neigung, alles in ein mildes Dunkel zu hüllen. Auguſte ſagte einmal von ihr: laſſen Sie Lieschen nur, Vater! die kann ihr Leben nicht ſo trocken genießen, als wir; darum tunkt ſie es in Thränen. In der That, ſie bezeichnete ihre Schweſter nicht übel mit dieſem Ausdruck, ſo ungereimt er auch war. Eliſabeth liebte alle ſchwermüthige, trübe Sentenzen. Sie erklärte den Sophokles für einen großen Mann, weil er geſagt hat: das höchſte Glück des Menſchen iſt der Tod; und Pindars Vers: das Leben iſt der Traum eines Schattens! ſchien ihr der erhabenſte Gedanke; denn, ſagte ſie mit einem kummervollen Blicke: dieſe Worte mahlen das Nichts des Menſchen mit Einem Zuge.

Das Nichts des Menſchen? ſagte Auguſte ſtolz. Freilich mußt du wiſſen, wie viel du werth biſt. Ich für mein Theil halte den Menſchen für etwas, und mich für ziemlich viel. — O Auguſte, was iſt denn, in Ernſt geſprochen, das Leben? fragte Eliſabeth traurig lächelnd: ein Augenblick, aus Thränen und Leiden, aus vergeblichen Sorgen und vergeblichen Arbeiten zuſammengeſetzt, der ſich mit dem Alter endigt, worin man verachtet, und mit dem Grabe, worin man vergeſſen wird. — Was doch aber alles recht hübſch und angenehm iſt, ſagte Auguſte lachend, —

Poſſenreißer in der Geſellſchaft. Sie wurde nie ernſthaft, ſondern fand überall etwas zu lachen; und ſo wenig ſie zu Eliſabeth paßte, ſo wußte ſie ſich dennoch die Freundſchaft dieſer älteren Schweſter zu erhalten. Ich ſah es gern; denn ſie milderte des Mädchens traurigen Ernſt. Ludewig, mein vierter, der auch gern etwas Witziges ſagte, nannte die beiden Schweſtern nicht unglücklich: Heraklit und Demokrit; — bis auf Heraklits Menſchenfeindſchaft, Lieschen! ſetzte er ſchmeichelnd hinzu. — Auguſte verſchonte nichts. Ich pflegte meinen Kindern moraliſche Sentenzen, Maximen und Gleichniſſe zu diktiren, weil ich überzeugt bin, daß ſie dem Herzen eine gewiſſe Energie geben, und dem Verſtande ein Mittel, ſich ſchnell zu helfen. Späterhin habe ich bemerkt, daß man das bei der Erziehung zu ſehr vernachläſſigt. Mich zwang die Noth es zu thun, da ich weiter nichts hatte, als die Alten, die voll von ſolchen moraliſchen Sittenſprüchen ſind. So diktirte ich aus dem Plato: „Zieht der Menſch ſeine Erfahrung nicht zu Rathe, ſo iſt er ein

Kind, das mit jedem Morgen wieder anfängt zu leben; zieht er ſie zu Rathe, ſo iſt er ein Greis, der ſich beklagt, zu lange gelebt zu haben.“ Ich wollte ſo eben anfangen, den zweiten Satz zu erklären, als mich Auguſtens Gelächter unterbrach. Auf meine Frage: warum lachſt du? antwortete ſie: wenn man den Menſchen mahlen wollte, ſo müßte er alſo ein neugebornes Kind ſeyn, mit einem langen weißen Barte und einer großen Stutzperücke; dann hätte man die Sentenz vor ſich. Ich mußte lächeln, und Alle lachten. Karl gab ſeiner Schweſter einen Verweis; aber hatte ſie nicht Recht? bin ich nicht noch jetzt, ſo grau mein Haar auch iſt, zuweilen das eben geborne Kind?

Von den drei Kleinen ließ ſich damals wenig ſagen. Sie waren die Bilder ihrer Geſchwiſter, doch, mit eigenthümlichen Zügen. Ludewig hatte Aehnlichkeit mit Auguſten; Hannchen wurde von Allen die Weiſe genannt, und Wilhelm hieß Alexander der Große. Das mag fürs erſte ihren Charakter bezeichnen.

So lebten wir. Im Sommer wichen die Muſen den Arbeiten im Garten und im Felde; aber doch ſaßen wir manche Stunde, Alle mit Arbeiten beſchäftigt, unter einer Laube von türkiſchen Bohnen, und einer von uns las ein Stück aus dem Livius vor, dort aus Hume, oder aus dem Virgil, den mein Karl in Klopſtocks Styl zu überſetzen verſucht hatte. Ich ließ meine Kinder in dem glücklichen Traume, daß ſie recht viele Kenntniſſe hätten, ob ich gleich ſehr wohl wußte, wie viel ihnen fehlte, und daß die helle Sonne der Litteratur über Deutſchland ſtrahlte, ohne daß ſie nur einen Schimmer davon ſahen.

Lieber Gott! ſagte meine Frau; laß ſie doch! Was fehlt ihnen denn?

Was ihnen fehlt, liebſte Frau? Sehr viel! Wenn ich nur den letzten Meßkatalogus durchblättre; wenn ich ſehe, daß Hunderte von Büchern den Titel haben: „für Kinder! Zur Bildung des Geſchmacks und des Herzens in der Jugend!“. Es geht mir nahe, liebe Frau, daß wir nicht reicher ſind. Sieh, unſre beſten Köpfe ſchreiben jetzt für Kinder.

Eine Naturgeſchichte jagt die andere. Plinius und Ariſtoteles! — was iſt ſeit zwei Jahrtauſenden nicht entdeckt, gedacht, und geſchrieben! Die beiden Alten ſind voller Fabeln... Ferner Botanik und Mineralogie!"

Lieber Mann, wir thun, was uns möglich iſt; und wenn ſie die Thiere nicht kennen, und die Pflanzen, die in Amerika wachſen, und die Edelſteine, von denen ſie nie einen haben werden, ſo kennen ſie doch den Menſchen, und ihre Pflichten.

Phyſiologie, liebe Frau! das heißt; die Lehre von der Beſchaffenheit unſeres Körpers, der Knochen, der Eingeweide, der Muskeln, der . . ." —

Sie kennen das Herz, lieber Mann; und, was noch mehr iſt, ſie haben Herzen, menſchliche, einfache, gütige Herzen. Sorge du nur nicht!

„Sie kennen das Herz? Ei nun ja, Menſchenkenntniß! Du weißt, liebes Guſtchen, ich verſtehe mich ein wenig darauf. Aber man iſt heut zu Tage weiter gekommen. Seitdem wir aus der Welt ſind, haben ſich die Sitten,

die

die Gebräuche verändert. Das Herz werden ſie wohl kennen lernen, aber die Welt nicht. Sieh, da giebt es jetzt pſychologiſche Romane, Geſchichten zur nähern Kenntniß der Welt, geheime Geſchichten des menſchlichen Herzens, und dergleichen. Wer weiß, Liebe, wie es unſern Mädchen einmal geht, wohin das Schickſal ſie verſchlägt, und ob nicht ein ſolches Buch vielleicht der Engel, der Schutzgeiſt ihrer Unſchuld, ihrer Tugend werden könnte. Laß noch einige Jahre hinlaufen, und ſie haben alle meine Paar Bücher durchgeleſen. Was dann?"

Nun, für dieſen Fall, ſagte meine Frau, iſt ja unſer kleiner Schatz von Medaillen und ſeltenen Dukaten da. Geh in die Stadt, lieber Mann, und kaufe, wenn es ſo noth thut. — Jetzt hatte ich meine Frau, wo ich ſie haben wollte.

Die Erwartung.

Am Abend, als meine Kinder verſammelt waren, ſagte ich ihnen, was ſie noch nicht wußten: daß es außer den Büchern, die ſie kannten, noch tauſend unbeſchreiblich angenehme, unterhaltende gäbe, und daß wir, ich und die Mutter, Willens wären, den Nothpfennig, den wir bisher für eine Zeit des Unglücks geſpart hätten, zu ihrem Vergnügen anzuwenden. Bei dieſer Erklärung leuchtete die Freude aus Aller Augen. Wir holten den Schatz hervor, und taxirten ihn, nach einem ungefähren Ueberſchlage, auf einige und funfzig Thaler. „Wenn wir dies Geld gut anwenden," ſagte ich, („und ich hoffe es zu thun): ſo wird es auf mehrere Jahre zu unſerm Nutzen und Vergnügen hinreichen. Ich werde nur das Allerbeſte kaufen. Wir halten die Bücher ſo reinlich als möglich; und haben wir das Koſtbarſte, das Gold, aus dieſen Gruben gehoben, ſo verkaufen wir ſie wieder, vielleicht um zwei Drittel des Preiſes. Auf dieſe Art werden wir uns, denk' ich, einige Jahre lang hinleſen, ehe wir an den letzten Dukaten kommen."

Ich fragte nun meine Kinder, aus welchen Fächern der Litteratur ſie am liebſten etwas zu beſitzen wünſchten, und las ihnen zu dem Behuf die Titel mehrerer Bücher aus Meßkatalogen vor. Auguſte rief bei jedem drolligen Titel: o, das! bei jedem Luſtſpiele: o, das! Karl wollte jedes Heldengedicht, und Eliſabeth jedes Trauerſpiel haben. Als ich ihnen nun aber, um ihrer Kenntniß von Büchern einigermaßen eine beſſere Richtung zu geben, auch ein Paar Recenſionen vorlas, bald aus dieſem, bald aus jenem Fache: da waren die meiſten Stimmen für Romane und Gedichte. Ich ſetzte denn noch einige Bücher über die Naturgeſchichte, die Geographie und die Anthropologie hinzu.

Aller Erwartung von der neuen Deutſchen Litteratur wurde den Abend aufs höchſte geſpannt. Die Mädchen erboten ſich, täglich ein Paar Stunden länger zu ſpinnen, um den Schatz zu vergrößern; und am folgenden Tage reiſte ich, von den Segenswünſchen meiner ganzen Familie begleitet, nach der Stadt, die ich ſeit mehreren Jahren nicht geſehen hatte.

Ich war in einer nicht geringen Verlegenheit, was mich bei meinem Einkaufe leiten ſollte. Zwar kannte ich einige berühmte Namen; ich wußte aber ſehr wohl, daß nicht jeder berühmte Name auch berühmt zu ſeyn verdient. Unterweges überdachte ich daher meinen Plan ſehr genau; leider hatte ich indeß nur ſehr unzuſammenhangende Bruchſtücke zu überlegen. Ich wußte keinen Menſchen, den ich um Rath fragen konnte; und doch kam mir nicht wenig darauf an, mein Geld ſo gut als möglich anzuwenden. Mit ſolchen unauflösbaren Zweifeln erreichte ich die Stadt, und ging ſogleich in die berühmteſte Buchhandlung. Da war ich nun, ſeit vielen Jahren zum erſten Male wieder, mitten unter den ehrwürdigen Schätzen des Deutſchen Fleißes, und ſah an den Paketen die Namen berühmter Schriftſteller, aber — den meinigen noch immer nicht! Ich wurde von einem geheimen Schauder ergriffen, als ich vor dem Buchſtaben B ſtand und mir ſo recht lebendig dachte, wie mir ſeyn würde, wenn ich auch den Namen **Bebenroth** ſähe, und mit welcher Ehrerbietung mich der Ladendiener, der mich jetzt nur nachläſſig von der Seite anblickte, betrachten würde, wenn ich ihm ſagen könnte: dieſer Bebenroth bin ich!

Es waren mehrere Käufer in dem Laden. Ich wartete, bis ſie weggingen, ehe ich mein Gewerbe damit einleitete, daß ich nach Geſangbüchern fragte. Jetzt eben trat ein dicker Mann, der Herr ſelbſt, aus einer Seitenthür in den Laden. Willkommen, Herr Paſtor, ſagte der Mann ſehr freundlich und treuherzig, und ſchüttelte mir die Hand: willkommen hier in Ihrem Hauſe! — „In meinem Hauſe?“ fragte ich. — Ja, in Ihrem Hauſe, in Ihrem Eigenthum. Das iſt der Laden hier in mehr als Einem Betracht. Die erſten

Schriftſteller in neueren Zeiten waren Theologen; die Schriftſtellerei, der Buchhandel, ging von der Theologie aus, und zwei Drittheile des ganzen Buchhandels ſind noch immer theologiſche Sachen. Auch rekrutiren ſich die übrigen Wiſſenſchaften faſt alle aus den Theologen; die meiſten Philologen, Philoſophen, Hiſtoriker, Geographen, Mathematiker, Belletriſten ſind vorher Theologen geweſen, haben gepredigt, und ſo weiter. Juriſten und Mediciner laſſen ſich ſelten auf andre Wiſſenſchaften ein. Alſo willkommen hier in Ihrem Hauſe, lieber Herr Paſtor. — Er ſchüttelte mir noch einmal die Hand, und fragte nun, wie ich hieße, und wo ich Prediger wäre. Als ich mich und den Namen meines Dorfes nannte, ſchien er zu ſtutzen, und ich bemerkte etwas Beſonderes an ihm. Er zog mich unter herzlichen Händedrücken in ein Seitenzimmer, und bat mich, mit ihm zu frühſtücken.

Das treuherzige Weſen des Mannes machte auf einmal allen meinen Zweifeln ein Ende. Ich zog meinen kleinen Schatz hervor, zählte ihn auf den Tiſch, und ſagte: „bei Ihnen bin ich gerade an den rechten Mann gekommen. Sie ſollen mir ſagen, wie ich das Geld hier recht vortheilhaſt anlegen kann, an Bücher nehmlich.“ — Er beſah das Geld, und ſagte komiſch: ſeltenes Geld, ſeltne Waare! Wollen Sie Orthodoxes, oder Heterodoxes? oder wollen Sie Mittelgut, das nicht kalt und nicht warm iſt?

„Theologiſche Sachen gar nicht. Ich weiß mehr Theologie, als mir im Leben und Sterben nöthig iſt. Die ganze Dogmatik habe ich auf meinem Dorfe noch nicht Einmal brauchen können.“

Nun, was wollen Sie denn ſonſt, lieber Herr Paſtor? Recht haben Sie freilich: die Theologie liegt in einer Kriſis; die Philoſophie iſt aber ganz und gar entſchlummert, und ſpricht immer nur im Schlafe. Man iſt es müde, das nachzuſagen, was Leibnitz, Wolf und Baumgarten vorgeſagt haben. Nun, noch einmal: was wollen Sie?

„Drei bis vier der ausgeſuchteſten Romane, die den Geſchmack bilden und Men ſchenkenntniß geben. Auch Naturgeſchichte, und ein Paar Bände guter Verſe. Mit Einem Worte: ſo etwas von dem, was meinen Kindern fehlt, die bis jetzt in der Stille des Landlebens, in der Unſchuld ihrer Herzen, und in dem Kreiſe der häuslichen Liebe erzogen ſind. — Dies war ein Nothpfennig," ſetzte ich hinzu; „aber kann ich ihn beſſer anwenden, als für die Bildung und das Glück meiner Kinder?"

Hm! ſagte der Mann viermal hinter einander langſam, und zog die Stirn kraus. — Es ſind Mädchen? fragte er dann nachdenkend.

„Drei Knaben und drei Mädchen. Ich und meine Frau, wir haben für die Kinder gethan, was in unſern Kräften ſtand. Jetzt fehlt ihnen aber Bildung, Politur. Sie ſind noch um ein halbes Jahrhundert zurück, und meine Bibliothek wiſſen ſie ſchon auswendig."

Hm! hm! hm! hm! wieder viermal langſam hinter einander. Was enthält denn Ihre Bibliothek?

„Ich nannte ihm, was wir geleſen hatten.

Er zog die Stirn noch krauſer, und ich ſchämte mich nicht wenig, daß ich hier ſo elend beſtand.

Das Alles, fragte er, haben Ihre Kinder ohne Unterſchied geleſen? die ganzen Bücher?

„Nun, wohl hundert und mehr Stellen habe ich freilich nicht mit ihnen leſen können, weil . . . weil . . . O, Sie glauben nicht, wie unſchuldig meine Kinder ſind! Wäre es nach meiner Frau gegangen, ſie hätten noch weniger geleſen.“

Stecken Sie Ihren Nothpfennig wieder ein, lieber Herr Paſtor, und ſeyn Sie diesen Mittag mein Gaſt. In einigen Tagen reiſe ich nach B**; dann beſuche ich Sie. Wir werden ja ſehen, was zu thun iſt. Jetzt kommen Sie mit mir hinauf; ich will Ihnen ein Paar Bücher leihen, die Sie bis dahin Ihren Kindern vorleſen können, und die — das glauben Sie mir auf mein Wort! — hinreißend ſchön ſind. Sie enthalten ſo erſtaunlich viele Menſchenkenntniß, ein ſo treues Gemählde des Herzens, daß . . .

daß ... Sie werden ſelbſt ſehen. Doch, ein Paar Stellen, die Ihre Frau Ihnen rathen würde zu überſchlagen, kommen auch darin vor. Alſo dächte ich, Sie läſen die Bücher erſt vor ſich allein.

Er führte mich eine Treppe hinauf, öffnete eine Flügelthür, und ich trat in ein ſchön möblirtes Zimmer, worin eine Dame und vier junge Frauenzimmer ſaßen. Meine Schweſter und ihre vier Töchter, ſagte er zu mir. Er nahm der jüngſten ein Buch aus der Hand, ſah den Titel an, ſteckte es ein, und ſagte: du kannſt es dir, wenn du es heute brauchen willſt, aus meiner Bibliothek holen. Dann nahm er aus einem Glasſchranke noch vier prächtig gebundene Bücher, und legte ſie auf eine Toilette.

Die Mädchen ſahen mich von oben bis unten an, und mit ſo dreiſten Blicken, daß ich darüber ein wenig blöde wurde. Nachdem mein Buchhändler noch einige Worte über mich geſagt hatte, worin er mich als ſeinen guten Freund, und — mit einem komiſchen Lächeln, das nur ich verſtand — als eine Stütze des Buchhandels und der Litteratur ankündigte, nahm er mich in ein Fenſter, und plauderte mit mir über Theologie und die alten Klaſſiker. Er ſelbſt war Theologe geweſen, und in mancherlei Wiſſenſchaften ſehr gut bewandert.

Nach und nach ſammelte ſich eine kleine Geſellſchaft, und das Geſpräch wurde bald allgemein; ich konnte aber gar keinen Theil daran nehmen, da es weiter nichts betraf, als die neueſte Litteratur, die bildenden Künſte, die Muſik und das Theater. Ueber die vier Mädchen erſtaunte ich. Ihr Oheim wies mir Zeichnungen, die ſie gemacht hatten; auch ſpielten und ſangen ſie ſehr fertig, aber in einer ganz andern Manier, als meine Frau und meine Kinder. Es war mir, als wollte mein Wirth mir ſagen: das iſt die Bildung, die du für deine Kinder verlangſt. Glaubte er das, ſo that er mir Unrecht; ich wußte ſehr wohl, daß meine Kinder dieſen hohen Grad von Eleganz, dieſe Leichtigkeit und Feinheit des Benehmens, dieſe Sicherheit des Geſchmackes, und dieſe Beſtimmtheit der Urtheile über alle Gegenſtände der Künſte und Wiſſenſchaften, nie erreichen konnten.

Am Tiſche flog eine angenehme Unterhaltung mit witzigen Einfällen und luſtigen Anekdoten rings umher. Ich citirte, um doch nicht ganz ſtumm zu ſeyn, ein Paar Verſe aus Gellert, die gerade in das Geſpräch paßten; man ſah mich aber lächelnd an, und kümmerte ſich nicht um Gellert. Mein Wirth, der neben mir ſaß, zog mich ſchnell in ein Geſpräch, und machte ein finſteres Geſicht; das galt aber nicht mir: er wollte nur etwas verbergen, und ich fürchtete, ein ſpöttiſches Lächeln der Geſellſchaft.

Nach Tiſche gab er mir die Bücher, und ſagte dabei ausdrücklich, ſie gehörten ſeinen Nichten. Als er mich dann die Treppe hinunter begleitete, wiederholte er noch einmal ſein Verſprechen, mich zu beſuchen. Da er wußte, daß ich mit meinen Kindern Engliſch las, ſo gab er mir eine in dieſer Sprache mit philoſophiſchem Geiſte geſchriebene Naturgeſchichte aus ſeiner Bibliothek mit, und ſagte dabei: das können ſie ſogleich leſen.

Meine Familie kam mir eine Stunde weit entgegen, und in allen Geſichtern war die geſpannteſte Erwartung. Ich erzählte meine kleine Begebenheit, und kündigte den Beſuch meines Buchhändlers an. Wie ich mich in Abſicht der Bücher, die ich mitbrachte, benehmen ſollte, wußte ich noch nicht; denn ein Paar Blicke, die ich unterweges hinein gethan hatte, waren hinlänglich geweſen, mich zu überzeugen, daß mein verſtändiger Buchhändler Recht hatte. Ich vertröſtete meine Kinder bis auf unſre Ankunft zu Hauſe; und hier gab ich ihnen fürs erſte die Engliſche Naturgeſchichte mit ſchönen Kupfern zum Anſehen.

Und die andern? rief alles. — „Sollen folgen, wenn wir mit dieſem zu Ende ſind." Wir laſen noch den Abend. Die ganz neuen Vorſtellungen, welche das Buch bei den Kindern, ſo wie bei mir ſelbſt, erregte, befriedigte ihre Neugierde; und der alte Plinius erhielt noch heute ein allgemeines Verdammungsurtheil. Aber je mehr das neue Buch Aller Erwartung befriedigte, deſto größer wurde nun auch die Neugierde auf die andern, die ich mitgebracht hatte. Sie verlangten, ich ſollte ihnen nur die Titel zeigen; ich ſchlug ihnen das aber mit Ernſt ab.

Als ſie zu Bett gegangen waren, holte ich einen Band hervor, und ſah auf dem Titel den Namen eines großen Schriftſtellers. Mit Erwartung ſchlug ich das Buch auf, und las meiner Frau mit gedämpfter Stimme daraus vor, weil die Kinder noch wachten. Mein Buchhändler hatte ſehr richtig geurtheilt: die Sprache war Geſang; wir wurden in eine ganz neue Welt verſetzt, und das Intereſſe vermehrte ſich mit jedem Blatte. Jetzt fühlte ich, warum man lächelte, als ich Gellert citirte. Welch eine Geſchmeidigkeit der Sprache, wie volltönend, wie gedrängt, wie klar, wie lebendig! und dagegen nun die ſchlaffe Weitläuftigkeit der älteren Schriftſteller! Wie liebenswürdig, wie hinreißend war die Unſchuld, die Tugend gezeichnet! und bei der rührenden Schilderung eines Unglücklichen konnte ich vor Thränen nicht mehr fortleſen. Aber mein Buchhändler hatte wieder Recht. Die Liebe wurde in dem Buche mit glühenden Farben gezeichnet; der unendliche Reichthum der Dichtkunſt war gebraucht, — nicht die Liebe des Helden zu mahlen, ſondern in dem Herzen des Leſers die heftige Gluth der Leidenſchaft anzufachen.

Ich ſchüttelte bedenklich den Kopf. „O,“ ſagte ich endlich, als meine Frau noch immer horchend da ſaß, ohne die Gefahr zu ahnen, welche dieſe Stellen für die heißen Herzen unſrer Kinder haben konnten: „o, wie zerſtörend müßte dieſe Flamme in den Herzen unſrer Kinder werden!“ Zu meinem großen Erſtaunen fand meine Frau das nicht ſo. Zerſtörend? ſagte ſie, mit hellen, unſchuldigen Augen. Warum denn, lieber Mann? warum denn? O ſieh, ich konnte es dir nicht ſo ſagen, als ich deine Braut war, und in den erſten Jahren unſrer Ehe; aber gefühlt hab' ich es wohl. Es iſt, als hätte der große Mann mein Herz in ſeiner Hand gehabt. Sollte ich dich denn weniger lieben? Warum dürften das unſre Kinder nicht wiſſen? warum nicht leſen? Ich habe dich ja ſo geliebt, und beinahe liebe ich dich noch jetzt ſo.

Die unſchuldige Seele! Ich umarmte ſie zärtlich. Ach, ſie hatte nie einen andern Mann geliebt, als mich; ihre heiße Liebe war ihre Tugend geweſen, nichts weiter. Mir fiel das ſchöne Julchen ein, und ich fing an, meiner Frau die Zweifel, die mich beunruhigten, zu eröffnen. Sie begriff mich nicht; denn ſie hielt es für unmöglich, daß jemand einen andern Menſchen als ſeinen Gatten oder ſeine Gattin lieben könnte, und ſie hielt jedes Herz für unſchuldig, weil nie ein ſtrafbarer Gedanke in ihre Seele gekommen war. Ich erinnerte ſie an den Amtmann Schenk, der ſie geliebt hatte. Sie erklärte aber deſſen Empfindung für Wolluſt, für Liederlichkeit; und die hatten in ihrer Vorſtellung nichts mit der Liebe zu ſchaffen.

Ich mußte endlich ſchweigen, und las weiter. Es kam eine Scene der Untreue, der höchſten und glühendſten Liebe. Sie erſtaunte, als der Dichter dieſe Schwäche des Herzens vertheidigte, bat mich aufzuhören, und erklärte

erklärte geradezu, der Dichter kenne das menſchliche Herz nicht. Jetzt waren wir, obgleich aus verſchiedenen Gründen, Beide mit einander eins, daß dieſes Buch keine Lektüre für unſre Kinder ſeyn könnte: ich, weil die Liebe, dieſe ſüße Leidenſchaft, mit zu glühenden Farben darin gemahlt war; ſie, weil der Dichter etwas ganz anderes als die Liebe, nichts als das ſtrafbarſte Vergehen, geſchildert hatte.

Vielleicht ſind die andern deſto beſſer, ſagte ſie; und wir nahmen an den nächſten Tagen die übrigen vor. — „Weiß man denn,“ ſagte ich zuletzt recht traurig, „nichts anderes zu ſchreiben, als von dieſer fürchterlichen Leidenſchaft?“ Meine Frau erwiederte: lieber Mann, fürchterlich nennſt du ſie? Iſt ſie denn nicht das Glück des Lebens? Beinahe möchte ich ſagen: du redeteſt einmal wunderlich. Das möchten ſie immerhin leſen: denn ſie ſehen ja, wie zärtlich wir uns lieben; wir zeigen es ihnen ja unverhohlen, wir ſagen es ihnen ja ausdrücklich. Da wäre ja unſer Beiſpiel tauſendmal ſchlimmer, als ein ſolches Buch. Und meinſt du denn, das Herz hätte erſt Bücher nöthig, um zu fühlen? Ich liebte dich, ohne je ein ſolches Buch in der Hand gehabt zu haben; und hier ſteht am Ende nicht einmal alles, was ich fühlte. Aber der liebe Gott ſoll mich bewahren, je meine Kinder leſen zu laſſen, daß es nichts als Schwäche des Herzens, verzeihliche Schwäche ſey, wenn man einen groben Fehltritt begeht!

Wir waren mit einander einig. Die Bücher wurden verſchloſſen, und wir ſtudierten die Naturgeſchichte.

Endlich kam mein Buchhändler. Wir Alle erwarteten von ihm einen Theil unſeres Vergnügens; man kann ſich alſo leicht denken, mit welcher Freude er empfangen wurde. Er zog mich in eine Ecke, und fragte: nun? haben Sie die Bücher geleſen? Ich zuckte die Achſeln, und ſagte ihm: „ſie enthalten freilich die geheimſte Geſchichte des menſchlichen Herzens; meine Kinder ſind aber zu unſchuldig, um ſie ohne Gefahr wiſſen zu können. Wir haben die Bücher zurück gelegt." Ich erzähl te ihm den Streit mit meiner Frau, und ſagte ihm auch, wie ſie zu ihren ſeltſamen Begriffen gekommen wäre. Er warf zärtliche Blicke auf ſie, und ſetzte ſich dann zwiſchen meine Kinder.

Anfangs waren ſie unbeſchreiblich blöde; doch durch ſein Plaudern gewann er ihre Herzen bald. Jetzt umgaben ſie ihn mit kindlichem, gutmüthigem Vertrauen und alle redeten, jedes nach ſeinem Charakter, auf ihn ein. Auguſte neckte die ſanfte Eliſabeth mit ihrem Ernſt; Karl blitzte zuweilen mit einem Sittenſpruche der Alten dazwiſchen. Ich wußte nicht, was meinem Buchhändler ankam: er wurde von Minute zu Minute wortarmer, obgleich freundlicher; dann umfaßte er meine Kinder, eins nach dem andern, und drückte ſie an ſeine Bruſt.

Das Geſpräch wechſelte unaufhörlich, und ſie plauderten mit der größten Argloſigkeit, was ſie dachten. Eliſabeth mußte auf dem Klaviere phantaſieren. Ich wunderte mich, daß mein Fremder ſo aufmerkſam zuhörte; denn das Inſtrument in ſeinem Hauſe klang ganz anders: wie das ſchönſte Glockenſpiel. Er ſtellte eine ordentliche Prüfung mit meinen Kindern an; dann ging er mit mir und meiner Frau in den Garten, während die Mädchen Küche und Tiſch beſorgten. Sobald wir in einer Laube allein waren, umfaßte er mich und meine Frau zugleich, und hatte Thränen in den Augen, ohne ein Wort zu ſagen.

„Was iſt Ihnen?” fragte ich, ein wenig beſtürzt.

Sie ſind ein glücklicher Vater, ſagte er ſtockend. Sehen Sie, was mich an Sie zog, lieber Paſtor, war die herzliche Liebe, mit der Sie von Ihrer Familie ſprachen, als Sie mich neulich beſuchten. Sie wiſſen wohl nicht, daß ich Sie ſchon länger kenne, und . . . daß Sie mein Wohlthäter ſind! Sie glauben wohl nicht, daß, als Sie den Nothpfennig bei mir hervorzogen, den ich ſchon kannte, mein Herz in Thränen ſchwamm, und daß ich in dem Augenblicke beſchloß, Sie zu meinem Freunde zu machen. Doch jetzt will ich erſt . . . — Er ließ ſeinen Wagen der im Gaſthofe hielt, auf unſern Hof kommen, und packte, nebſt einigen Flaſchen Wein, eine Menge Bücher aus, die er unter meine Kinder vertheilte. Jetzt, ſagte er, da ich Ihren Geſchmack kenne . . . — „Wir haben keinen!“ unterbrach ich ihn. — Er lächelte, und ſagte mir ſehr viel Verbindliches über meine Erziehung, über die Kenntniſſe meiner Kinder, über ihren reinen Schönheitsſinn und ihre unſchuldigen Herzen.

Ohne viel auf ſein Lob zu achten, murmelte ich mehr als Einmal: „ich Ihr Wohlthäter?“ Das lag mir gar zu ſehr am Herzen; denn ich konnte mich nicht erinnern, ihn jemals geſehen zu haben. Er mußte endlich meine Neugierde befriedigen. Sehen Sie, ſagte er, lieber ehrwürdiger Mann; ungefähr vor ſechs Monaten (es war im Spätherbſt) kam ich mit einem meiner vertrauteſten Freunde hier durch. In der Hohlgaſſe unten im Dorfe brach mein Wagen. Wir gingen in den Krug, und fanden ihn voll Menſchen, voll übler Luft, und erſtickend heiß. Auch eine Bettlerin mit einem Knaben ſaß zwiſchen den Bauern. (Sie werden bald hören, warum ich das bemerke.) Als der Schade an meinem Wagen beſehen war, erklärte mir der Schmid, wir müßten bis den folgenden Mittag verziehen. Ich hatte nicht Luſt, die Nacht in dieſem Fegefeuer auszuhalten, und fragte einen Bauer: iſt euer Paſtor gaſtfrei? (Es war meine Abſicht, mir nur ein Nachtlager bei Ihnen auszubitten.) Der Bauer lächelte, und fing nun Ihr Lob an, ſo daß alle Anweſende mit einſtimmten. Man rühmte — was ſo ſelten iſt — Ihre Uneigennützigkeit, erzählte uns, daß Sie mit Ihrer Familie ganz einſam lebten, und machte, ſo gut Bauern das können, eine Beſchreibung von Ihren liebenswürdigen Kindern; aber dabei, ſagte jeder, Sie wären arm. Nun trat auch der Schulmeiſter herein, und vollendete die Schilderung von Ihnen. Kurz, ich und mein Freund wir wurden Beide höchſt neugierig, Sie kennen zu lernen. Indeß ſahen wir wohl ein, daß wir Sie durch unſern Beſuch und unſre Bitte, eben weil Sie ſo gutherzig ſind, in Verlegenheit bringen müßten. Um das bei einem ſo braven Manne nicht zu thun, ertrugen wir lieber alles Ungemach. Ich fragte nur nach ihrem Namen, und man nannte ihn mir. Jetzt aber wurde die Frauensperſon aufmerkſam; ſie erkundigte ſich, woher Sie wären, und ſo weiter. Dann ging ſie hinaus, und ich hörte ſie nach der Pfarre fragen. Sie ging den Weg, den man ihr bezeichnete. Als ſie zurück kam, zählte ſie eine Handvoll Geld, und foderte ſich Eſſen, da ſie vorher ſehr demüthig um ein freies Nachtlager gebeten hatte. Ich war überzeugt, daß ſie das Geld von Ihnen bekommen hätte, und machte meinen Freund aufmerkſam. Nach einer halben Stunde kam eine Magd mit einem Paket Kleider, die Sie der Bettlerin ſchickten. Ich ſchüttelte den Kopf; Ihre Armuth wurde mir zweifelhaft, weil die Kleidungsſtücke noch ſehr brauchbar waren, und beſonders, weil bei dieſem Pack wieder eine kleine Summe Geld in einem Papiere lag. So viel giebt kein Armer! dachte ich, und examinirte nun die Bauern ſehr genau über Ihre Einkünfte.

Da ſah ich denn freilich, daß Sie nicht viel übrig haben konnten.

„Ich erinnere mich ſehr wohl,“ fiel ich ein; „die Bettlerin war aber eine alte Bekannte von mir: eine Mamſell Goldmann, die mich einmal entſetzlich angeführt hat.“ — Ich erzählte ihm die Begebenheit, und er hörte mir lächelnd zu.

Als ich fertig war, fragte er: erinnern Sie Sich nun auch wohl eines Mannes, der gegen Mittag zu Ihnen kam und — bettelte?

„Recht ſehr genau,“ erwiederte ich. „Er war gut gekleidet, beſſer als ich. Sein rundes Geſicht glühete von Geſundheit. Ich hatte nie einen ſolchen Bettler geſehen.“

Ganz recht! Es war mein Freund, ein Romanendichter, ein braver, ehrlicher Mann, den die Luſt, Sie und Ihre Familie in einem Romane darzuſtellen, die ganze Nacht nicht ſchlafen ließ. Ich verlege alle ſeine Schriften, und feuerte ihn noch mehr an. Wir machten hundert Plane, Sie zu ſehen. Auf die gewöhnliche Weiſe wollte mein Freund Sie nicht beſuchen: denn, ſagte er, ich muß ihn ſogleich in einer rührenden Situation haben. Nach hundert und aber hundert Anſchlägen beſchloß er endlich, bei Ihnen zu betteln. Er zog ſeinen Regenrock an, ging zu Ihnen, und kam nach einer Stunde mit naſſen Augen wieder. Sie hatten ihm dieſen Dukaten gegeben, weil Sie kein andres Geld mehr beſaßen. (Er zog einen Dukaten hervor, und zeigte ihn mir.)

„Und hat er mich wirklich in ein Buch gebracht?" fragte ich eifrig.

Er iſt jetzt dabei, und ich hoffe, es ſoll Ihnen gefallen. — Wir fuhren Beide gerührt nach Hauſe. Mein Freund arbeitete an ſeinem Roman, und ich ſann auf Mittel, den Dukaten wieder in Ihre Hände zu bringen. Aber, wie die reichen Leute nun ſind, lieber Freund — es kamen Geſchäfte, Schnupfen, Aerger, Verdruß und Plane dazwiſchen. Ich vergaß Sie, bis Sie mir in meiner Handlung Ihren Namen nannten, und Ihren Schatz hervorzogen. — Der liebe Mann drückte mir die Hand, und hatte Thränen in den Augen.

Der Bettler.

Der Leſer wird ſo gütig ſeyn, ſich der Unterredung zu erinnern, die ich mit meiner Frau an dem Morgen hielt, da wir ganz ohne Geld waren, weil wir alles der Goldmann gegeben hatten; ferner der Bemerkungen über die Armuth, welche ich bei dieſer Gelegenheit machte. Etwa eine Stunde nachher kam der Romanenſchreiber, der Freund meines Buchhändlers, über den Hof, klopfte an, und trat in das Wohnzimmer, wo ich mit meiner Familie plauderte. Jetzt war es mit meinem Stolz auf einmal vorbei; ein Blick von meiner Frau gab mir aber wieder Muth, und ich beſchloß, im Nothfalle dem Fremden zu geſtehen, daß ich keinen Groſchen Geld im Hauſe hätte. Er warf freundliche Blicke auf mich und meine Familie; dann hob er an, und gleich die erſten Worte verriethen mir, daß er betteln wollte. Ich hatte kein Geld, und der Menſch war beſſer gekleidet als ich: dieſe beiden Umſtände machten mich ſo hart, wie einen Kieſelſtein. „Mein Herr,“ unterbrach ich ihn; „ſo gekleidet, wie Sie, würde ich mich ſcheuen, einen Mann anzuſprechen, der wenigſtens nicht reich iſt. Ich kann Ihnen nichts geben; gewiß, ich werde Ihnen nichts geben!“

So gekleidet, wie ich? fiel der Bettler ein, ohne ſich, wie es ſchien, beleidigt zu finden. Eben dieſe Kleidung giebt mir ein Recht mehr, nicht allein auf Ihre Wohlthätigkeit, ſondern auch auf Ihre Schonung. Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, in ſolcher Kleidung zu ſagen: ich bin ein Bettler!

Eben daſſelbe hatte ich erſt vor einer halben Stunde geſagt und aufgeſchrieben; aber daran dachte ich jetzt nicht: die Worte des Mannes fielen wie ein warmer Regen auf mein Herz, und löſten die Eisrinde in einem Momente auf. Meine Frau hatte ſo verdrießlich ausgeſehen, wie ich; aber dieſe Worte machten ihre Miene ſanft, und goß ſey in ihr Geſicht eine Schamröthe über ihre und meine Härte. Setzen Sie ſich doch! ſagte ſie mit bebender Stimme zu dem Fremden. Ich ſann in dieſem Augenblicke auf ein Mittel, meine Härte wieder gut zu machen; ſie fand es auf der Stelle in einer Kleinigkeit: darin, daß ſie ihm den beſten Stuhl im Zimmer anbot. Aber Geld hatte ich doch nun einmal nicht, und ich wußte mir durchaus nicht zu helfen.

Eben dieſe Kleidung, fing der Fremde wieder an, iſt ein Beweis, wie ſehr unglücklich ich bin, Herr Prediger. Ich habe beſſere Tage gehabt! Es iſt das ſchwerſte aller Opfer, ſich der Verachtung ſo hinzugeben: denn auf den Armen wirft jeder, ſelbſt das Kind, den Blick der Verachtung. (Das ſagte der Mann mit bebender Stimme.) Auguſte und die jüngern wendeten ſogleich ihre Blicke ängſtlich von ihm ab, und errötheten; Eliſabeth aber, die in einen Winkel getreten war, um ihre Thränen über meine erſten harten Worte zu verbergen, wendete ſich jetzt ſchluchzend zu dem Fremden um. Sie ſchien zu fühlen, daß ſie ihm etwas Beſſeres zeigen könne, als Verachtung: Augen voll mitleidiger Thränen.

„Meine Härte,“ ſagte ich, „giebt Ihnen Recht zu dieſer Bemerkung.“ (Ich ſprach ſehr kleinlaut, weil ich mich nicht wenig ſchämte.) „Ach,“ ſetzte ich hinzu; „glauben Sie mir, es war nicht ſowohl Härte als Nothwendigkeit. Ich bin wenigſtens jetzt eben ſo arm, wie Sie ſelbſt. Nicht einen Groſchen habe ich im Hauſe.“ Meine Frau fiel verſichernd ein: das Letzte, was wir hatten, Alles, gaben wir geſtern einer Unglücklichen.

Der Fremde ſtand auf, und trocknete ſich die Augen. Es geht mir nahe, ſagte er ſanft und gerührt, daß ich Ihnen heute die unangenehme Empfindung machen muß, mich ohne Hülfe . . . — Meine Frau bat ihn mit Thränen, und wahrhaft demüthig, zum Frühſtück. Als er ſich zu beſinnen ſchien, lieſſen alle meine Kinder hinaus, und jedes brachte etwas, das zum Frühſtücke gehörte, in das Zimmer.

O! o! rief der Fremde einmal über das andere, äußerſt gerührt, als er die frohe Geſchäftigkeit meiner Kinder ſah. Ich habe keine Zeit, ſagte er weinend; aber ich gehe mit einem vollen, einem frohen Herzen, Ihr guten, wohlthätigen Seelen.

Jetzt ſprang meine Frau ſchluchzend vor den Schrank, worin unſer Schatz lag; und ich hielt den Fremden, der ſchon an der Thür ſtand. Meine Kinder erhoben ein Freudengeſchrei; denn ſie wußten, ſo gut, wie ich, was meine Frau thun wollte. O, nehmen Sie! ſagten wir, als meine Frau ihm einen ſeltenen Dukaten in die Hand drückte. Nein! nein! rief er; indem er mich und meine Kinder laut ſchluchzend umarmte. O, ſagte Eliſabeth, und faßte ſeine Hand: nehmen Sie! laſſen Sie uns nicht ſo troſtlos ſtehen! Jetzt nahm er das Goldſtück; dann rannte er wild zum Hauſe hinaus, und ließ uns alle mit Herzen voll ſchöner Empfindungen zurück.

Ich will den Leſer nicht mit den Anmerkungen aufhalten, die ich, als der Fremde weg war, über die Wohlthätigkeit machte. Eliſabeth unterbrach auf einmal meine Reflexionen dadurch, daß ſie mit ausgebreiteten Armen aus ihrem Winkel hervortrat, und mit entzückten Blicken, mit hell tönender Stimme ſagte: o, wie ſelig muß Gott ſeyn!

Meine Kinder treten in die Welt.

Der Buchhändler, den ich bei ſeinem Vornamen Friedrich nennen will, weil ihn ſeine Schweſter und ſeine Nichten ſo nannten, und weil auch wir ihn auf ſein Verlangen ſo nennen mußten, brachte den Tag mit Vergnügen unter uns zu. Gegen Abend nahm er mich und meine Frau allein, und ſagte ernſt: hört, Kinderchen! die Romane, die ich euch geliehen habe, gebt mir nur wieder. Lieber Paſtor, Sie haben ein Meiſterſtück von Erziehung geliefert. Ich bin entzückt über die Unſchuld, und die reine Empfindung ihrer Kinder. Ob ſie Ihnen nicht ein Paar Romane ſpielen werden, iſt freilich ungewiß. Ihre Mädchen ſind ſchön, und Ihre Eliſabeth hat ein Herz, das in Liebe getaucht iſt; alſo werden ſich die Romane wohl finden, dafür ſtehe ich Ihnen. Aber leſen ſollen ſie keinen, auch nicht den beſten. Was für ſie darin zu lernen ſeyn möchte, wird

wird ihr Herz ſie ohnehin früh genug lehren; und alles, was andre Kinder dadurch bekommen könnten, Liebe zum Guten, zum Schönen, zur Tugend, das brauchen die Ihrigen nicht. Alſo nichts davon. Ich wollte, mein Freund wäre hier, der Bettler, der Sie um den Dukaten brachte. Er ſollte Sie, Ihre Frau und Ihre Kinder nun in einen andern Roman bringen, der . . .

Uns? ſagte meine Frau mit großen Augen. Lieber Gott! was wäre denn an uns, um nur eine Seite voll davon zu ſchreiben? Wer würde doch . . . . ?

„Liebes Guſtchen,“ fiel ich mit Herzpochen ein; „das weißt du nicht, das verſtehſt du nicht. Wenn es wäre, ich fragte nichts, gar nichts darnach. Für Begebenheiten würde der Herr wohl ſorgen, oder — das Schickſal,“ ſetzte ich zögernd hinzu.

Ich bitte Gott, ſagte meine Frau, daß nie ein Menſch, ſelbſt der große Mann nicht, deſſen Romane wir geleſen haben, etwas von uns zu ſchreiben wiſſen möge, und wäre es auch das Beſte, das Schönſte von der Welt.

Sind wir gut, lieber Mann, ſo iſt es ſchon hinlänglich, wenn Gott es weiß und unſer Gewiſſen.

Liebe Frau, ſagte Friedrich, da haben Sie etwas geſagt, das geradezu gedruckt werden könnte. Ich weiß wohl, das Publikum will Begebenheiten, Mord und Todtſchlag; und Gott behüte ſie vor allem, was Stoff zu einem ſolchen Buche gäbe! Aber wäre Ihr Leben beſchrieben — ſo einfach der Roman auch ſeyn würde, Ihre Kinder ſollten ihn dennoch nicht leſen, wenigſtens nicht früher, als bis ſie ſelbſt ſchon Kinder hätten: das meine ich.

Ich ſchickte meine Frau unter einem Vorwande weg, und nun ſagte ich dem Buchhändler, daß ich nicht übel Luſt hätte, mich noch als Schriftſteller bekannt zu machen. In aller Geſchwindigkeit nannte ich ihm ein Dutzend der intereſſanteſten Titel, zu denen ich von Zeit zu Zeit Willens geweſen war, ein Buch zu ſchreiben. Er ſagte lächelnd: Sie haben Recht. Hat man den Titel des Buches gewählt, ſo iſt wenigſtens die Hauptſache da. Ich kenne Schriftſteller, die ein gutes Buch ſchreiben können; aber ihr Witz reicht nicht hin, einen Titel dafür zu finden, und wir Buchhändler müſſen am Ende die Mühe übernehmen. Oft iſt der Titel alles, was ein Buch verkauft. Uebrigens, kann ich Ihnen ſagen, iſt ein Schriftſteller gerade nicht der glücklichſte Mann. Hat er Ruf, ſo fällt jeder über ihn her, der ſich einbildet, daß Deutſchland nur für ihn allein Augen und Ohren haben ſollte, alle die jungen Schriftſteller, die in der erſten Hitze den Ruf noch für etwas Großes halten; hat er keinen Ruf, ſo fallen ihn die Recenſenten an, ſo gut ſein Buch auch ſeyn mag. Erregt er gar nichts, weder Neid noch Tadel, ſo kennt ihn niemand, und er hat vergebens geſchrieben. Iſt er wirklich groß, und kann er den Neid verachten, ſo geht es ihm, wie dem Reichen; der Pöbel ſchreiet: er habe ſeinen Reichthum zuſammen geſtohlen; und ſchreit erſt Einer dem großen Manne ſein „Dieb! Dieb!“ nach, ſo giebt es immer noch kläglichere Menſchen, die es wiederholen. Sie haben nun zu wählen, lieber Freund. Es hilft Ihnen nichts; Sie müſſen durch das Fegefeuer.

„Ich ſchreibe anonym."

Das leidet Meuſel nicht; der fliſtert den Recenſenten Ihren Namen ins Ohr, und die machen, was noch ſchlimmer iſt, Anſpielungen darauf. Von Ihnen würden ſie z. B. ſagen: Uns wundert nur, wie dieſer Mann ohne Beben, ohne roth zu werden, etwas der Preſſe übergeben konnte! Das Beben und roth laſſen ſie groß drucken. Was wollten Sie machen? Sie müſſen durch das Fegefeuer, es hilft Ihnen nichts.

Ich wurde ſehr kleinlaut, doch ohne darum die Hoffnung aufzugeben, in der ich mich ſo glücklich fühlte. Er mochte ſagen, was er wollte: jetzt, da ich ihn kannte, glaubte ich meinem Ziele näher zu ſeyn, als jemals; indeß ſchwieg ich.

Ehe er wieder wegfuhr, lud er mich, meine Frau und die drei älteſten Kinder zu einem Beſuche ein, und verſprach uns, daß ſein Wagen uns abholen ſollte. Meine Frau wollte Anfangs nicht gern an dieſe Fahrt, weil ihr noch immer die Vorſtellung im Kopfe lag, daß man unſer einfaches Leben in einem Romane ſchildern möchte. Unſre Kinder, ſagte ſie, paſſen nicht in die Welt; ſie ſind blöde, und auch nicht ſo gekleidet, daß ſie ſich könnten ſehen laſſen. Aber es half nichts. Unſer Freund ſagte: Sie müſſen dahin paſſen lernen; ſie müſſen dreiſt werden. Kleider machen den Menſchen nicht aus, und obendrein werde ich faſt Niemanden zu Tiſche haben als meine Familie. Wir mußten verſprechen, ihn zu beſuchen; und ich that es gern. Meine Frau ſchob nur den Tag etwas weiter hinaus, um, wie ſie mir nachher ſagte, einige Zubereitungen machen zu können. Die Kinder, welche mit dem Oheim Friedrich (ſo mußten ſie ihn nennen) ſchon ſehr vertraut waren, freuten ſich außerordentlich auf die kleine Reiſe, und ſagten ihm voraus, daß ſie ſeinen Buchladen plündern würden. (Er hatte ihnen ſo viele Bücher verſprochen, als ſie ſelbſt verlangten.) Sie hingen, als er in den Wagen ſtieg, an ſeinen Armen, an ſeinem Halſe, und riefen ihm mit lauter Freude nach: Adieu, Onkel Friedrich!

Die Vorbereitung.

Die Ueberſchrift dieſes Abſchnittes wird den Leſer befremden, da er ſchon weiß, wie wenig wir zum Vorbereiten hatten. Ich ſelbſt wunderte mich, als meine Frau mir ſagte: ſie hätte nur darum einen Aufſchub der kleinen Reiſe gewünſcht, weil ſie doch Zeit haben müßte, uns Alle ein wenig in Stand zu ſetzen, daß wir mit Ehren in dem Hauſe eines reichen Mannes erſcheinen könnten. — „Eines reichen Mannes, wie dieſer? Mutter, ſind unſre Kinder nicht reinlich gekleidet? Es iſt wahr, wenn ich an unſre Amtmannin denke, oder an die Schweſter und die Nichten unſeres Freundes, ſo kann ich nicht ſagen, daß unſre Mädchen recht in der Mode wären; aber daß die Welt unſre Moden nachahmen ſollte, und wir nicht die ihrigen: davon bin ich überzeugt. Ueberdies, Mutter, ſind es ja Kinder, denen alles gut ſteht. Eliſabeth iſt noch nicht ſechzehn Jahr.“

Nun ja! Aber Etwas muß doch ſeyn; man hat ſonſt über mich zu reden. Eliſabeth iſt ja auch größer als ich, und Auguſte nicht viel kleiner, dabei aber voller, und ſchon recht ausgewachſen.

„Nun, Gustchen, ſo mach, was du willſt. Es wird mir ſogar lieb ſeyn, wenn ich die Mädchen einmal recht hübſch geputzt ſehe.“

Meine Frau ſaß bald in voller Geſchäftigkeit. Ich und mein Karl, wir waren freilich in einigen Stunden abgefertigt; dann aber ging es an den Putz der Mädchen und meiner Frau, mit dem es mehr zu ſagen hatte. Alle Schränke im ganzen Hauſe wurden durchgeſucht. Ich hatte vorher mit großer Zuverſicht geſagt: Lieschen und Gustchen werden ſich gar nicht darum bekümmern, was ſie anziehen ſollen, wenigſtens Lieschen gewiß nicht. Das war aber ein ſtarker Irrthum; denn als nun alle Kleider meiner Frau auf den Stühlen umherhingen, und zwei neſſeltuchne Fenſtergardinen dazu, welche dieſe Reiſe nach der Stadt — der Himmel mag wiſſen, in was für einer Form — mitmachen ſollten; und als die Tiſche voll Band lagen, das ſogar von dem weiſen Hannchen (obgleich das Kind zu Hauſe bleiben ſollte) bald ſo, bald anders vor der Bruſt und auf dem Kopfe probirt wurde: da ſchnatterten meine Frau, Eliſabeth, und Auguſte, alle drei ſo laut und mit einer ſolchen Schnelligkeit gegen und durch einander, daß mir (ich las ſo eben mit meinen beiden älteſten Söhnen Hederichs Archäologie) Hören und Sehen verging. Das Seltſamſte war, daß wir, ich und meine Söhne, (was ich Anfangs gar nicht bemerkte) gerade daſſelbe Kapitel abhandelten. Ich examinirte ſie eben über die Kleidung der Griechen. „Wie hieß das Unterkleid, Ludewig?“ fragte ich ernſthaft. Χιτων, antwortete er. — „Wie war es beſchaffen?“ — Ohne Aermel; es reichte bis an die Hälfte der Schienbeine.

Bis auf die Spitzen der Füße! ſagte Auguſte dazwiſchen.

„Das läßt es wohl bleiben!“ rief ich; „nur bis an die Waden, Jungfer.“

Pfui! wie wollte das ausſehen!

Sie redet von dem Kleide, das ſie den Donnerſtag anziehn will, ſagte Karl.

„So? das geht uns nichts an. Was hat ſie hier zwiſchen zu reden? . . . Das Kleid, Karl?“ — Στολη; es ging bis auf die Füße.

Auguſte ſah ſich raſch um, und ſagte: nun geht es wieder bis auf die Füße. Ich möchte doch wiſſen, was du willſt! Das müſſen wir wohl beſſer verſtehen!

„Ei, Jungfer Naſeweis, was hat ſie doch! — Darüber, Ludewig, trug man?“ — Den Mantel, ἱματιον. — „Von welcher Farbe trugen ihn die Redner?“ — Roth.

Ich dächte blau; roth wäre abgeſchmackt! ſagte meine Frau.

Das traf ſich ſo ſeltſam, daß ich in der That nicht wußte, ob den Mädchen und meiner Frau auch der Kopf noch recht ſtände. „Roth!“ ſagte ich laut und ſehr ſcharf. „Ihr da! ſprecht doch von euren Siebenſachen, und miſcht euch nicht in unſre Lektion!“

Das thun wir ja. Aber ich muß doch

wohl wiſſen, welche Farben ſich zuſammen ſchicken!

„Roth, Frau, giebt ein erhabenes Anſehen.“ —

Lieber Mann, laß uns doch nur! Blau! ſag' ich euch, Mädchen. Ich weiß nicht, was du willſt, Auguſte. — Ich ſage ja nicht ein Wort, liebe Mutter; der Vater ſagt roth. — Ich bitte dich! Roth auf Violett! (Sie hielt eine rothe Bandſchleife auf ein violettes Kleid.) Wie abſcheulich! Sieh doch ſelbſt!

„Ei, ich rede hier von dem Mantel der Griechen, und nicht da von Eurem Plunder!“ Sie hörten meine Entſchuldigung nicht, und waren ſchon wieder in dem tiefſten Geſpräche. Ich machte nun mein Buch zu, und entließ die Knaben.

Endlich waren meine Frau und die beiden Mädchen über die Farben eins; aber der Schnitt der Kleider machte eine neue Schwierigkeit. Man erwies ſogar mir die Ehre, mich zu fragen, wie die Kleider der Nichten ungefähr geſeſſen hätten. Ich beſann mich, und ſie ſahen mich voll Erwartung an.

„Ja," ſagte ich endlich; „ich muß dir nur geſtehen, liebe Frau, daß ich auf die Kleider nicht ſo recht Acht gegeben habe. Ich weiß nur noch, daß die Eine Hörner von Haaren trug, wie Moſes. Wenn Ihr das nachmachen wollt, ſo will ich euch den Moſes in der Bilderbibel zeigen. So ſah es aus, gerade eben ſo."

Mutter! rief Auguſte; kommen Sie doch! die Amtmannin geht ſpazieren! Ich laufe hinterher. Da ſeh' ich alles ab, und bringe Ihnen Nachricht. — Ich gehe mit, rief Eliſabeth eben ſo raſch; vier Augen ſehen mehr als zwei. „Lieber Gott! auch Eliſabeth kann ſo ſeyn!" dachte ich mit einem Seufzer. Wartet! rief meine Frau: ich will ſelbſt ſehen; denn aus euren Beſchreibungen würde ich doch nicht klug werden. — Ich ſchüttelte wohl eine Viertelſtunde lang den Kopf über dieſe Eitelkeit, und am folgenden Morgen ließ ich meinen Karl Juvenals Satire auf dieſe Schwäche überſetzen; Frau und Töchter maßen und näheten aber ſo emſig, und plauderten dabei ſo ſchnell, ſo froh gegen einander, daß die ſchönſten Stellen, ob ich ſie gleich mit meiner kräftigen Baßſtimme wiederholte, um ſie eindringender zu machen, ſo wie die ganze Satire, verloren gingen. Es war in der That, als hätten ſich alle gänzlich geändert. Tag für Tag lieſen ſie hinter der Amtmannin her, um zu ſehen, was ſie trüge, und wie ſie es trüge — meine Frau ſo gut, wie meine Töchter. Bei dem erſten Hofſchneider kann es nicht viel anders ſeyn, als es jetzt bei mir war; ich hörte faſt nichts als Namen von Farben und Zeugen.

Zwei Tage vor der Reiſe war denn endlich alles fertig. Es wurde anprobirt, und ich ſollte mein Urtheil darüber ſagen. Da ſtanden Auguſte und Eliſabeth, beide ſchon jetzt über und über roth. Ich ſchüttelte verlegen und ein wenig ängſtlich den Kopf; anſtatt zu urtheilen, fragte ich: „ſitzt es denn nun ſo, wie die Kleider der Amtmannin?“ Die beiden Mädchen antworteten freudig: Ja! Meine Frau aber — was mir ein wenig verdächtig vorkam — ſchwieg. „Nun, Ihr lieben Mädchen, Ihr gefallt mir ſo. Ihr ſeht beide recht angenehm aus, und ich kann nichts an euch tadeln. Aber — ich weiß nicht, Kinderchen, wie ich es ſagen ſoll — Auguſte, zum Exempel, liebe Frau, ging unter ihrem Hute ſo leicht, ſo keck; und da an dem Dingelchen von Flor, das etwa zwei Loth wiegen kann, trägt ſie, wie an einem Centner!" — Vater, ſagte Karl, Guſtchen ſieht aus, wie vor dem Herodot der Atlas, der die Weltkugel trägt. — „Recht, mein Sohn! du haſt getroffen, was ich ſagen wollte; es ſieht aus, als ob ſie nichts dächte, wollte, fühlte und trüge, als das Ding da."

Auguſten kamen Thränen in die Augen. Sie trägt es, ſagte Ludwig, als hätte man es ihr an die Haut feſtgeſtochen. — Oder, ſagte der kleine Wilhelm — oder ſo trägt es Schweſter Guſtchen, als wenn ſie damit balanciren müßte, wie mit einem Strohhalm auf der Naſe. — Höre, Guſtchen, ſagte das ſanfte Hannchen: aber du mußt nicht weinen! es ſieht ordentlich gefährlich aus. Ich kann wirklich nichts anders anſehen als das Coeur, Auguſte warf einen unwilligen Blick auf ihre Schweſter; aber meine Frau ſagte ſanſt und gerührt: es geht mir nahe, Guſtchen; denn das Coeur macht dir Freude: aber ſie haben Recht, dein Vater und deine Geſchwiſter. Ich weiß nur nicht, was wir thun ſollen. Die fatale Reiſe!

Eliſabeth ſtand in der Ferne. Ludwig ſagte mir leiſe ins Ohr: Lieschen balancirt eben ſo; aber ſagen mag ich es ihr nicht. — Niemand hatte den Muth, das ſanfte Mädchen zu necken; die Schamröthe auf ihren Wangen ſagte mehr, als wir ihr ſagen konnten. Sie nahm, als wir ſie mitleidig anſahen, ganz ſtill den Kopfputz ab. Endlich ſagte ich gerade heraus: Kinder, ich wollte noch einen raren Dukaten — ſo viel koſten am Ende die beiden . . . nun, die beiden Dinger — ja, den wollte ich darum geben, wenn Ihr euch entſchließen könntet, eure Korſenhüte aufzuſetzen. Am Ende geht es euch ſonſt, wie unſerer Anne, als ſie Gevatter ſtehen mußte und ſich friſiren ließ. Ihr wißt, wie albern ſie da ausſah; und du, Guſtchen, lachteſt am meiſten."

Setzen ſie die Korſenhüte auf, ſagte meine Frau, ſo — Eins folgt aus dem Andern — ſo dürfen ſie auch die Kleider nicht anziehn. Zu einem Hute gehört auch ſo ein Ding, wie die Amtmannin eins hat: von ſtahlblauem Atlas, ſo ein Wämschen.

„Liebe Frau, ich prophezeie dir, es wird uns Allen übel bekommen; denn Ihr wißt ja nicht einmal die Namen der Dinge, die Ihr gern haben möchtet. Wenigſtens kann ich euch ſagen, daß die Dinge, die Oheim Friedrichs Nichten trugen, leichter ſaßen: gerade wie unſern Mädchen ihre Kamiſölerchen. Jetzt iſt es mit euch, als wollte ich mich in einen Küraß ſtecken, oder in eine Studenten-Jacke."

Die fatale Reiſe! hallte nun aus jedem Munde wieder. Mutter und Töchter ſtanden alle drei. ſehr verlegen da. Ich ſah Eliſabeth, und dann wieder Auguſten, gedankenlos an, bemerkte aber doch, daß die beiden unſchuldigen, argloſen Mädchen Thränen in den Augen hatten, weil von allen ihren Habſeligkeiten ſo gar nichts für die Welt paſſen wollte. „O,“ ſagte ich, und zog die ſanfte Eliſabeth an meine Bruſt: „dein Herz, mein Kind, und auch das deinige, Auguſte, paßt noch weit weniger für die Welt, als euer Kopſputz. So ſchwer euch das leichte Flohrhäubchen zu tragen iſt, eben ſo ſchwer würden die Leute in der Stadt eure unſchuldigen Herzen tragen. Ihr paßt nicht für die Welt, weder mit eurem Anzuge, noch mit eurer Seele. Aber ſollen und müſſen wir nun einmal die Reiſe machen, ſo bleibt, was Ihr ſeyd: gute einfache Landmädchen, von außen und von innen!“ Das ſagte ich mit der gerührteſten Empfindung meines Herzens. Eliſabeth ging in die Kammer, und nach fünf Minuten kam ſie, wie ſonſt gekleidet, wieder zum Vorſchein. So will ich reiſen, Vater, ſagte ſie. Mögen die Menſchen in der Stadt doch ſpotten, ich will es ihnen vergeben; aber lächerlich ſollen ſie mich nicht finden.

„Dafür ſtehe ich dir nicht, gute Eliſabeth; aber du ſelbſt wirſt dich nicht lächerlich finden, und das, mein Kind, iſt ſchon genug. Es iſt ja auch nur ein einziger Tag!“

Auguſte nahm ſchnell ihre Haube ab, drückte ſie zwiſchen den Händen zuſammen, und ſagte mit einem Geſichte, das zwiſchen Weinen und Lachen rang, die letzten Worte des Sokrates: „Krito, wir ſind dem Aeskulap einen Hahn ſchuldig!“ Damit legte ſie die zerſtörte Haube auf einen Tiſch. Ihr Bruder Karl nahm das übel. Ich bitte dich, Schweſter, hob er an; mache das Ehrwürdigſte in der Welt nicht lächerlich! — Auguſte fragte ernſt: lächerlich? Sokrates trank den Schierlingsbecher; ich entſage der Haube. Welches von beiden am ſchwerſten war, das wiſſen die Götter.

„Krito,“ ſagte ich; „opfere einen Hahn: denn meine Auguſte iſt geſund geworden.“ Ich drückte das Mädchen, deſſen Augen jetzt von Thränen überſtrömten, an meine Bruſt.

Nun aber war die Verlegenheit noch größer. Meine Frau und Eliſabeth ſannen hin und her, was zu thun wäre; Auguſte aber lachte und trieb Poſſen. Als Eliſabeth ihr einen Vorwurf darüber machte, ſagte ſie, mit einem Blicke auf ihren Bruder: ich bin über den Rubikon gegangen (ſie zeigte auf die Haube); jetzt iſt mir alles gleich. Ich will unter meinem Korſenhute — den du am Ende nach allen Sorgen, ſo gut aufſetzen mußt, wie ich ohne alle Sorgen, weil wir nichts anders haben — ſo trotzig umherſehen, daß es Niemand wagen ſoll, nur zu lächeln.

Sie hatte Recht; Alle mußten ihr nach über den Rubikon. Man putzte noch ein wenig, half hier und dort etwas nach, ſteckte da ein Schleifchen an, und dort wieder eins; aber die neuen Kleider wurden zurückgelegt, beſonders darum, weil meine Frau erfuhr, daß Mohr (davon war Lieschens Kleid) gänzlich aus der Mode ſey.

Die Stadt.

Wir Alle, Auguſten ausgenommen, ſetzten uns ein wenig unmuthig und ſorgenvoll in den Wagen. Meine Töchter hatten ihre Sonntagskleider an, die nur mit ein Paar Bandſchleifen aufgeputzt waren; meine Frau trug ſchwarz, wie ich. Ich mußte ihr das Zimmer, die Möbel, den Bedienten und den eleganten Tiſch unſers Buchhändlers noch einmal beſchreiben; und da warf ſie wieder beſorgte Blicke auf unſre Kleidung. Durch ihr Belehren, wie die Kinder ſich benehmen ſollten, machte ſie uns Alle ängſtlich, ſogar Karln; nur Auguſten nicht: das Mädchen war unbeſchreiblich heiter; beſonders ſcherzte ſie mit ihrem Bruder, und wendete heute ſeine eigenen Sentenzen oft ſo glücklich gegen ihn an, daß wir Alle lächeln mußten. Nun, du wirſt es ſchon ſehen, Auguſte! ſagte er einmal; und ſogleich parodirte ſie eine Rede des Diogenes, die Karl oft im Munde führte;

Ich bin arm, ſagte ſie ſtolz: anſtatt eines Coeur trage ich einen Korſenhut, anſtatt einer Robe von Seide ein neſſeltuchenes Kamiſölchen; aber ich ſetze dem Schickſale Muth, den Sitten der reichen Städter die Natur eines Landmädchens, und den Leidenſchaften die Vernunſt entgegen! — Sie behielt ihren Muth auch noch, als wir ausſtiegen.

Oheim Friedrich empfing uns mit allen Zeichen der aufrichtigſten Freude. Ich zog ihn, ſobald wir auf ſeinem Zimmer waren, in ein Fenſter, und erzählte ihm, welche Unfälle wir erlitten, und wie muthig ſich meine Töchter betragen hatten.

Recht ſehr brav! ſagte er freundlich. Seyn Sie unbeſorgt! Es iſt mir lieb, ſehr lieb. Ich ſtehe Ihnen dafür, Sie ſollen zufrieden ſeyn. — Nun ſetzte er ſich unter meine Kinder, holte ihnen Kupferſtiche, ſchäkerte, und haſchte ſich mit ihnen, ſo, daß er aller Scheu ſehr bald ein Ende machte. Dann ging er mit uns in einen Saal, über deſſen Pracht meine Kinder erſtaunten, und von da in das Eßzimmer, wo ſie den Tiſch gedeckt ſahen. Er zeigte meinen beiden Mädchen, wo ſie ſitzen ſollten (neben ihm), und nannte ihnen die Geräthe, von denen er vermuthete, daß ſie ihnen unbekannt ſeyn möchten; und das alles lachend und ſchäkernd. Als er uns endlich in das erſte Zimmer zurückführte, fanden wir darin die jüngſte ſeiner Nichten, prächtig gekleidet.

Meine Mädchen fingen an, etwas fremd zu werden; Oheim Friedrich zog aber die Nichte ſogleich in ein luſtiges Spiel mit ihnen. Als die gute Laune wieder da war, kam die zweite Nichte; daſſelbe Spiel wurde wiederholt, und meine Mädchen blieben heiter. Jetzt erſchien die dritte. Ich merkte nun, daß Oheim Friedrich alles ſo veranſtaltet hatte, um nicht den Landmädchen durch den überraſchenden Anblick einer größeren Geſellſchaft auf einmal den Muth zu nehmen. Nach einer Weile kam auch die vierte Nichte. Alle vier Mädchen waren artig; aber doch warfen ſie ganz eigene Blicke auf meine Töchter, und ſie würden mich dadurch beſorgt gemacht haben, wenn nicht des Oheims Augen ſie ſehr fleißig bewacht hätten.

Iſt eure Mutter fertig? fragte er endlich; und nun gingen wir hinüber zu ſeiner Schweſter, bei der er uns auf eine ſo komiſche Weiſe präſentirte, daß ſie ſelbſt lachen mußte. Deſſen ungeachtet bemerkte ich aber doch, daß ſie ein Paar ſpöttiſche Blicke auf Eliſabeth warf, die ihr am nächſten ſtand.

Nun ſammelte ſich nach und nach eine kleine Geſellſchaft von jungen Männern; und ich weiß nicht, wie es ſelbſt Auguſten ergangen ſeyn würde, wenn Oheim Friedrich ſich ihrer nicht angenommen hätte. Er ſaß, und hielt dabei Lieschen oder Auguſten zwiſchen den Knieen. Kam nun ein Gaſt, ſo hatte er dem etwas zu ſagen, ohne deshalb ſeine Stellung zu ändern. Er ſprach mit ihm, und dazwiſchen wieder mit einem von den Mädchen, die ihm auch recht herzhaft antworteten. So erfuhren wir die Namen und die Titel aller Fremden, die zu Tiſche eingeladen waren.

Jetzt hob der zweite Akt des Schauſpieles an. Friedrich ſaß noch immer bei meinen Töchtern, aber er ließ dem Geſpräche ſeinen Lauf; und nun waren meine Kinder, wie ich und meine Frau, zu gänzlichem Stillſchweigen verurtheilt. Er ſelbſt, der Oheim Friedrich, ſprach jetzt nur von Aſſembleen, Reſſourcen und Pikeniks; von denen kam man auf die letzten Bälle, die Redouten, und endlich auf Schauſpiele, Gedichte, Muſenalmanache und Romane. Onkel Friedrich ſchüttelte alle Viertelſtunden meine ein wenig beſchämten Mädchen einmal munter, ſagte lachend: „o, wer doch von allen den Herrlichkeiten mitreden könnte! nicht wahr?“ und machte ſie dadurch noch beſchämter.

Nun wendete der Oheim das Geſpräch auf die Muſik; ſeine Nichten ſpielten, ſangen, und kritiſirten alles durch. Meine Frau winkte unſrer Eliſabeth unvermerkt zu, ſie ſollte doch jetzt ein Wort mitſprechen; und ſogar ich ſelbſt wünſchte Anfangs, ſie in das Geſpräch zu bringen. Aber — da mochte ein Andrer trauen! Man ſprach von Dingen, die ich in allen Muſikſtunden meiner Frau noch nie gehört hatte: von Franzöſiſcher und Italiäniſcher Muſik, von Manier, von ſentimentaler, grotesker, pittoresker, ſublimer Muſik. Graun, Haſſe, Sebaſtian und Emanuel Bach, wurden herunter gemacht; und es ſchien mir, als hätte Oheim Friedrich ſeine Freude daran, da er das Geſpräch offenbar ganz abſichtlich ſo und nicht anders lenkte. Es wurde noch ärger; man fing ſogar an Franzöſiſch zu plaudern. Obgleich der Oheim Friedrich noch immer meine Töchter mit dem freundlichſten Geſicht in den Armen hielt, ſo war ich doch nicht zufrieden mit ihm; denn er hörte nicht auf, von Zeit zu Zeit zu ſagen: o, wer doch nun mit reden könnte! oder ſonſt etwas dergleichen, das meinen Töchtern jedes Mal eine Schamröthe, und meiner Frau das dunkle Roth des Zornes in die Wangen trieb. Ich war nicht böſe über den Mann, gewiß nicht; allein ich fühlte das größte Mitleiden mit meinen armen Kindern. Jetzt verglich ich ihren Anzug mit den Poſchen der Nichten, der damaligen Modetracht, und mußte freilich bemerken, daß ihre ſo ärmlich ſchlanke Figur dagegen ſehr abſtach. Ach, ich fühlte hier einmal wieder, wie ſchwer die Armuth iſt!

Aber, fing Oheim Friedrich endlich wieder Deutſch an; ſo vollkommen die Muſik jetzt iſt, ſo hat ſie, glaube ich, dennoch ihren individuellen Charakter verloren. Sie mag jetzt das Ohr mehr kitzeln; allein ſie ſpricht weniger zu der Seele. Was meinen Sie, lieber Pahlen? — Der junge Mann dieſes Namens lächelte und ſagte: Sie wiſſen ja ſchon, daß ich mit Ihnen gleicher Meinung bin; und wenigſtens habe ich viele große Muſiker für mich. Tartini ſagt daſſelbe; und der plain-chant, den ich einmal in einer Römiſchen Kirche hörte, bezauberte mich, ob er gleich nur unisono war und einen ſehr einfachen Gang hatte.

Und wären die Wunder wahr, die von der alten Griechiſchen Muſik erzählt werden — fuhr der Oheim fort — Wie hieß doch der Menſch, der die ſtreitenden Spartaner mit ſeiner Muſik verſöhnte? fragte er Eliſabeth. — Terpander, antwortete ſie. — Von

Solon erzählt man ein ähnliches Wunder, fiel mein Sohn ein, der jetzt, da von den Alten die Rede war, ſeine Blödigkeit auf einmal überwinden konnte. — Pahlen ſah Eliſabeth, ſah meinen Sohn an, und ſagte: auch von der älteren Franzöſiſchen Muſik erzählt man etwas Aehnliches. Eine gewiſſe Melodie ſoll einen Edelmann raſend, und eine andre ihn wieder vernünftig gemacht haben.

Das bewirkte auch Olympus, ſagte Eliſabeth. O, Plutarch erzählt viele Wunder, welche die Muſik gethan hat.

Haben ſoll, Lieschen! fiel Auguſte ein; denn — wären die Wunder wahr: wie könnten die alten Schriftſteller ſo viel Böſes von der Muſik ſagen? — Was ſagen ſie denn, Auguſtchen? fragte der Oheim. — Ei nun, zum Exempel, ſie zerſtöre, wie ein ſüßes Gift, die Geſundheit der Seele, ſie entnerve das Herz, und ſey ein ſicheres Mittel, jedes Laſter zu befördern.

Der Tauſend! das ſagen ſie? Hören Sie wohl, Pahlen, was die Alten von der Muſik ſagen?

Glauben Sie ihr doch nicht, hob Eliſabeth an: das ſagen ſie nur von der Joniſchen Muſik, von der neuen, die man damals einführte; und es iſt wahr, die reitzte die Leidenſchaften, anſtatt ſie zu ſtillen, und brachte das Herz in Aufruhr, anſtatt es zu beruhigen.

Mich dünkt, mein Kind, Sie treffen da auch eine Seite unſrer modernen Muſik.

Moderne? Was iſt das für eine? fragte Eliſabeth unſchuldig.

Die jetzige. Modern heißt, was jetzt Mode iſt. (Ein Paar von den Nichten lächelten.)

Man wundere ſich nicht, daß meine Töchter dieſes Geſpräch führen konnten. Ueber eben dieſen Gegenſtand hatten ſie oft kleine Streitigkeiten zu Hauſe. Auguſte wollte, wie ich ſchon erwähnt habe, nie recht Muſik lernen, und natürlich gab das Gelegenheit, ſie bisweilen zu tadeln. Hörte ſie nun bei unſern Vorleſungen aus den Alten etwas gegen die Muſik, ſo rief ſie jedes Mal triumphirend: ſeht Ihr? Dann wurden ihr die Wunder der Muſik vorgehalten, die ſie ableugnte Karl, der in Abſicht der Wunder ſehr orthodox war, ſuchte alle Stellen, welche die Muſik betrafen, aus den Regiſtern der Bücher zuſammen; und je mehr er fand, deſto ärgerlicher wurde Auguſte. Einen ſolchen Zank hatte der Oheim Friedrich in meinem Hauſe mit angehört.

Die Nichten mußten bei dieſem Geſpräche ſtumm da ſitzen, wie vorher meine Kinder. Sie wollten, um wieder mitſprechen zu können, die neue Muſik vertheidigen; allein der Oheim unterbrach ſie mit der Frage an Auguſten: Töchterchen, Sie lieben alſo die Wunder-Muſik nicht?

O ja, antwortete ſie. Wenn ich eine verſtehen möchte, ſo wäre es eben die. Ich wollte dann über die ganze Erde reiſen, und alle Menſchen verſöhnen. Sehen Sie, mein Bruder da, wenn der ſpielt, ſo klingt es ſo ernſt, ſo majeſtätiſch. Was nicht im doriſchen Geſchmack iſt, gefällt ihm nicht; und ich bin gern luſtig. Meine Schweſter aber liebt die lydiſche Muſik.

Was iſt das für eine? fragte der Oheim.

— Bei der einem das Herz weh thut, und die Thränen in die Augen ſteigen. Aber, ſagen Sie ſelbſt: warum ſollen wir weinen, da wir ſo glücklich ſind? Es giebt ohnehin Gelegenheiten genug, wo einem die Thränen nahe genug kommen, als zum Exempel vorgeſtern, da wir den Schierlingsbecher tranken.

Auguſte! ſagte Eliſabeth erröthend. Was in aller Welt! den Schierlingsbecher? fragte der Oheim lachend. Eliſabeth warnte noch einmal: Auguſte! — Ich verrathe nichts, ſagte dieſe. Und am Ende war ich es ja nur allein, die das Ding fortbalanciren wollte; du, Eliſabeth, hatteſt ja deinen Korſenhut ſchon wieder auf. Der Oheim wollte mehr hören, weil er aus meiner Erzählung bei unſrer Ankunft etwas errieth. Auguſte plauderte noch weiter; und endlich mußte ich nur Alles erzählen, da der Oheim darauf drang, es zu wiſſen.

Und nun ſetztet Ihr muthig eure Korſenhüte wieder auf? fragte Oheim Friedrich zärtlich. Ja, ſagte Auguſte; und jetzt danke ich dem Himmel dafür, daß wir es gethan haben; denn wären wir ſo zu Ihnen gekommen, — das ſehe ich jetzt an den Mamſells da — Sie hätten nicht aufhören können, über uns zu lachen. Die ganze Geſellſchaft lächelte; und es wurde ein lautes Gelächter, als Auguſte weiter erzählte, wie ihre Geſchwiſter das Kopfzeug mit einem Strohhalme verglichen hätten, den man auf der Naſe balancire, und ſo weiter. Und das alles, ſetzte ſie komiſch hinzu, ſagten ſie nur mir, obgleich unſre Eliſabeth den Kopf eben ſo in der Schwebe trug, wie ich. Ach, liebe Eliſabeth (mit einem ſehr gutherzigen Tone), ob mir gleich über mein Leiden die Thränen in die Augen traten, ſo that es mir doch viel weher, wenn ſie dich nur anſahen. — Eliſabeth ſtreichelte ihr die Wangen.

Die Nichten ſchienen nach gerade zu bemerken, daß der Oheim einen Plan hatte. Sie waren vorher noch immer ein wenig ſpöttiſch geweſen; doch jetzt ſtanden ſie auf, nahmen Auguſten in ihre Arme, und küßten ſie recht herzlich. Dann gingen ſie zu Eliſabeth heran, ſprachen mit ihr, und bezeigten ihr wirkliche Achtung. Pahlen bat Lieschen mit ſanfter Ehrerbietung, doch ein wenig zu ſpielen, und machte ſie dadurch ſehr verlegen. Ganz fertig ſpiele ich nicht vom Blatte, ſagte ſie endlich. Wir haben zu Hauſe nicht viele Zeit übrig; und was ich noch ſo ziemlich kann, wird wohl nicht hier ſeyn. — So phantaſiere ein wenig! ſagte Auguſte. Eliſabeth erröthete noch ſtärker; doch ſetzte ſie ſich an das Klavier, und ſpielte, aber nur mit furchtſamen, zitternden Fingern, etwas, das ſie auswendig wußte. Der Oheim zog die Nichten auf die andere Seite des Zimmers, wo er ein ganz gewöhnliches Geſpräch mit ihnen unterhielt. Pahlen ſtand neben Eliſabeth, und ſagte ihr, während ſie ſpielte, zuweilen einige gleichgültige Worte. Dann blätterte er wieder in einem Notenbuche, und ſetzte ſich ſelbſt vor das Inſtrument, um eine ſchöne Stelle, die er gefunden hatte, zu ſpielen. Nun ſtand er wieder auf, und Eliſabeth ſetzte ſich. Er erzählte ihr den Inhalt einer Oper. Sie hörte zu, und ſpielte dabei, halb mechaniſch, einige Gänge. Nach und nach ſchwieg er, und Eliſabeth, die unbemerkt zu ſeyn glaubte, weil ſie uns ſprechen hörte, und weil auch Pahlen zu uns herantrat, blieb ſitzen. Da auch die Schönheit des Inſtruments das Ihrige that, ſo ſpielte ſie ſich in eine ſüße Vergeſſenheit alles Aeußern. Ihre **Hände** zitterten nicht mehr; aber ihr **Herz** zitterte von ſchöner Wehmuth. Unſer Geſpräch wurde immer leiſer, und endlich ſchwiegen wir ganz; doch eben unſer Schweigen riß ſie aus ihrer Vergeſſenheit. Sie ſchloß mit ein Paar ſtarken Accorden, ſtand auf, und ſagte, röther als eine Roſe, ſanft, und mit Verlegenheit in der Stimme: es iſt ein ſchönes Inſtrument! Pahlen lächelte dem Oheim zu; die Nichten überhäuften Lieschen mit großen Lobeserhebungen, und machten dadurch das beſchämte Mädchen noch beſchämter. Pahlen rettete ſie endlich, da er ein neues Geſpräch anhob, und ſie dankte ihm dafür mit einem hold lächelnden Blicke.

Jetzt trat auch mein Sohn an das Inſtrument,

ſtrument, nur, um es zu probiren. Er griff einige Accorde feſt und langſam.

Da marſchirt ein Heer Spartaner auf! rief Auguſte; die Heroen dazu, und der ganze Olymp!

Karl wendete ſich um, ſah Auguſten an, ſpielte ein Paar Takte von einer Bärenmuſik, und fragte: was iſt das? — Ich! ich! antwortete Auguſte lachend.

Wir gingen zu Tiſch, und nun kam durch eine anſcheinend natürliche Veranlaſſung, die aber der Oheim herbeigeführt hatte, auch heraus, daß meine Kinder Engliſch wußten, und gewiſſermaßen Kenner der Sprache waren. Sie dankten ihm für die Naturgeſchichte, und er fing an, ſie daraus zu examiniren, um, wie er ſagte, zu ſehen, ob ſie auch fleißig lernten. Seine Schweſter und die Nichten zogen die Stirn in Falten; es mochte ihnen doch wohl ein wenig zu viel werden. Beſonders ſchien eine von ihnen oft ſehr nachdenkende Blicke auf Pahlen zu heften, der ſich neben Eliſabeth geſetzt hatte, und ſehr angelegentlich, aber ſehr ehrerbietig, mit ihr redete. Außer den jungen Leuten war auch noch ein berühmter Gelehrter zu Tiſche. Dieſer führte ein höchſt intereſſantes Geſpräch über die Klaſſiker, und mein Karl hielt ſich dabei nicht übel: ich hatte ihn noch nie ſo dreiſt und ſo beredt geſehen; er mochte ſich nicht wenig darauf einbilden, daß er neben einem Gelehrten ſaß, der ihn von Zeit zu Zeit ermunterte, in ſeinem Fleiße ſo fortzufahren. Meine Auguſte gefiel ſich ausnehmend in dem prächtigen Zimmer, und an dem eleganten Tiſche. Sie machte gar keinen Fehler mehr; es war, als hätte ſie nie anderswo gegeſſen, als an einem ſolchen Tiſche: ſie nannte ſchon einige Worte, die ſie hier zum erſten Male gehört hatte, mit erſtaunlicher Sicherheit; ſie ſaß gerade, ohne ſteif zu ſeyn, ſah die Menſchen, mit denen ſie redete, dreiſt an, und ſprach von Manchem, was ihr gewiß noch nie vorgekommen war, wie von etwas ganz Bekanntem. Eliſabeth aber blieb ein wenig ſteif; ſie erröthete, wenn man ſie anredete, war ängſtlich, und machte ſogar Fehler, die ſie zu Hauſe nicht beging.

Der Oheim leitete endlich das Geſpräch wieder auf die neue Literatur, und — meine Mädchen kannten nicht Eins von allen den Büchern, die genannt wurden. Eben ſo wenig wußten ſie von Schauſpielen, und was dahin gehört. Auguſte ließ ſich aber ſogleich eine Beſchreibung davon machen und erkundigte ſich nach allen Kleinigkeiten. Oheim Friedrich fragte: Guſtchen, wozu wollen Sie denn das wiſſen? Sie antwortete lächelnd: um künftig davon mitſprechen zu können. Nach Tiſche machte ſie ſich ſogar mit den Nichten zu ſchaffen. Sie hatte, wie ich hinterher erfuhr, alle Kleider, alle Hauben beſehen, und kam ſogar ſchon mit etwas moderneren Locken wieder zum Vorſchein. Der Oheim ſagte lachend: was wollt Ihr wetten, Mädchen? in drei Tagen hat die euch eingeholt!

Der Tag verging wie eine Minute. Selbſt meine Frau war ſehr vergnügt, da ſie auf des Oheims Bitte Klavier ſpielen mußte, was ſie mit vielem Beifall that, und da Pahlen ihr einige ſehr artige Complimente über ihre

Erziehung machte. Wir ſtiegen am Abend ſehr froh in den Wagen, und plauderten auf dem Rückwege bunt durch einander. Meine Frau und Eliſabeth lobten Pahlen; ich und mein Sohn den Gelehrten, der mit uns gegeſſen hatte. Auguſte lobte alles und tadelte alles, ſogar den Anzug der Nichten. Wir kamen ſehr heiter zu Hauſe; und da wir den Kleinen Kuchen und Torte mitbrachten, die uns der Oheim Friedrich in den Sitzkaſten hatte ſtecken laſſen, ſo war das ganze Haus mit unſerer Reiſe höchſt zufrieden.

Die Folgen.

Am folgenden Morgen war es das Erſte, was Auguſte that, daß ſie die zerknickte Haube hervornahm, ſie von allen Seiten beſah, und dabei ſang: ich werde meine Sachen ſchon machen. Meine Frau, die dazu kam, blieb bei ihr ſtehen, und Beide ſprachen ſehr eifrig. Nun kam auch Eliſabeth, und die ſprach eben ſo ſchnellzüngig. Als ich mich endlich umſehe, ſitzt Eliſabeth auf einem Stuhle; Mutter und Schweſter ſtehen neben ihr, und friſiren ſie. So wie das geſchehen war, wurden die Hauben aufgepaßt, geändert und wieder aufgepaßt. Auguſte, die jüngſte von allen dreien, war die Seele dieſer Conferenzen; denn ſie berief ſich auf ihre Erfahrung. Sie hatte die ganze Garderobe der Nichten Stück für Stück in den Händen gehabt, und, noch mehr, auch ihre Friſur unterſucht. (Meine Frau war wohl auch recht aufmerkſam geweſen, doch nur mit den Augen.) Eliſabeth hatte vor Pahlen nicht an dieſes Geſchäft denken können, aber den ſeinen Pahlen deſto genauer betrachtet; und darum beſorgte ſie die Reform ihres Bruders. Genug, am nächſten Sonntage, als die Reihe in die Kirche zu gehen an Eliſabeth war, kam ſie friſirt, mit einer Haube auf dem Kopfe (die doch noch ein wenig ſchwer ſaß, wie Karl heimlich bemerkte), in einem Kleide mit Poſchen und halb bloßer Bruſt (ganz hatte Auguſte ihr das Halstuch nicht abplaudern können, und überdies ſteckte ein großer Strauß Narciſſen vor dem Buſen), aus der Kammer hervor, und erröthete bis an die Stirn, als ich ſie anſah. Auguſte zupfte noch immer an dem Kleide, und beſonders an den Manſchen, wie ſie die mit Flohr aufgepuſten Aermel nannte.

Meine Frau betrachtete das verſchämte Mädchen mit dem Wohlgefallen einer Mutter. Mir ſelbſt, das kann ich nicht leugnen, that der Anblick wohl; aber dennoch befiel mich eine gewiſſe Aengſtlichkeit. „Es wird ein Aufſehen geben in der Kirche!" ſagte ich bedenklich. „Ich wollte, Ihr hättet das nicht gethan."

Die Mutter und Auguſte meinten, es wäre ſo recht. „Nun, ſo wollt' ich nur," hob ich wieder an, „daß wir heute ein andres Evangelium hätten. Wir haben gerade das vom reichen Manne und dem armen Lazarus. Daß ich arm bin, weiß die ganze Gemeine; und nun kommt Eliſabeth daher, wie die Tochter des reichen Mannes!"

Lieber Mann, warum ſollte ſie denn nicht ſo gehen? Ein Prediger iſt doch wohl ſo viel werth, als ein Buchhändler? Und wie prächtig waren die Nichten!

„Aber warum gerade heute? Hättet ihr es mir geſtern geſagt, ſo konnte ich ein anderes Thema wählen. Ich predige heute von der Kleiderpracht; und iſt es denn nicht, leider, als predigte ich gegen meine gute Eliſabeth?" Hier würde, glaubte ich, meine Frau ſogleich auf meine Seite treten; aber ich hatte mich geirrt. Sie ſah Eliſabeth mit Wohlgefallen an, und ſagte: nimm doch das Thema vom vorigen Jahre, und predige von der Armuth.

„Das wäre eben ſo ſchlimm, wenn ich

auch wollte; denn im erſten Theile ſage ich: der Arme ſoll nicht mehr thun, als er kann; es iſt ſonſt Bettelſtolz. Und, nimm es mir nicht übel, liebe Frau, es würde mir vorkommen, als hätte Eliſabeth zu dem erſten Theile geſeſſen."

So predige von der Geſpenſterfurcht. Davon haſt du ja ſchon einmal über das Evangelium gepredigt.

„Liebe Frau, es iſt ja leichter, daß Eliſabeth ein anderes Kleid anzieht, als daß ich eine andre Predigt mache. Auch ſind die Geſänge ſchon geholt. Es geht nicht." Meine Frau blieb zum erſten Mal bei ihrem Sinne, ob ſie gleich einen ſehr ehrfurchtsvollen Begriff von meinem Amte hatte, ſo wie von Allem, was dahin gehört; und ich ſelbſt — je mehr ich Eliſabeth anſah, deſto mehr Wohlgefallen fand ich an ihr. Ich warf noch einen Blick auf ſie, und fliſterte meiner Frau etwas ins Ohr. Das ſchamhafte Mädchen merkte, was ich ſagte; ſie zog ihr Halstuch hoch über die Schultern und über die Bruſt. Auguſte ſchnalzte mit der

Zunge, wie man es macht, wenn man ſich über etwas aufhält. Meine Frau wurde roth, und änderte verſtohlen ab, was ich wünſchte. Nun ging ich mit meinem Karl in die Kirche. Eliſabeth folgte mir ängſtlich und erröthete, ſo oft ein Menſch ſie unterweges grüßte. In meinem Stuhle bemerkte ich, daß alle Bäuerinnen die Augen auf meine Tochter richteten; und nun fand ich, daß ich wenigſtens die ſehr ſtarken Stellen meiner Predigt etwas mildern müßte, wenn ich die Gemeine nicht auf das arme Mädchen aufmerkſam machen wollte. Aber da fiel mir meine erſte Predigt in der Stadt wieder ein, bei der ich auch zu mildern verſuchte, und an die ich nicht ohne Schauder denken konnte. „Wie?“ ſagte ich nun zu mir ſelbſt; „die Wahrheit iſt mir alſo feil? Was mir geſtern Wahrheit war, iſt es mir heute nicht, weil ſie mich ſelbſt trifft? Nein! bei dem Herrn der Wahrheit, den wir hier anbeten! ich will nicht heucheln, und am wenigſten mit euch, meine Kinder. Erröthe, meine gute Tochter, da es nun einmal ſeyn muß: es iſt nur eine Schwachheit, vor der du erröthen wirſt; ich aber müßte vor einer Betriegerei erröthen, die ich beginge. Nein, nicht Eine harte Stelle will ich mildern! Und wäre meine Frau mit hier, ich würde ſelbſt dieſe Stelle muthig ſagen." (Ich hielt den Finger auf die Stelle, die ich meinte, und in der von eiteln Müttern die Rede war.)

Wenn der Leſer ſich nur einigermaßen denken könnte, wie lieb ich meine Tochter Eliſabeth hatte, er würde meinen Muth bewundern, und über meine Wahrheitsliebe nicht lächeln. „Was that," dachte ich im Hinaufſteigen der Kanzeltreppe — „was that der ältere Brutus Größeres, als er die Tribune hinanſtieg, das Todesurtheil über ſeine ſchuldigen Söhne auszuſprechen?"

Ich ſah höchſt mitleidig auf den Stuhl hinunter, wo das unſchuldige Mädchen den Kopf demüthig niederbeugte, um mit der Gemeine zu beten. „Lege geduldig dein Haupt auf den Block," ſagte ich in meinem Herzen; „ich darf dich nicht ſchonen!" und ſo fing ich mit einem recht ſtolzen Geſichte meinen Vortrag an. Ich hielt Wort; alle harte Stellen warf ich auf das Haupt meiner Tochter nieder, ob ich gleich immer weicher wurde. Die ganze Gemeine ſah auf den Stuhl, in welchem das Opfer ſaß; aber dennoch fuhr ich fort. Seit Jahren war ich auf der Kanzel nicht ſo gerührt geweſen, wie heute; meine Augen ſchwammen in Thränen, und alle meine Zuhörer weinten. Ich ſchloß mit einer pathetiſchen Stelle aus der Apologie des Sokrates. „Gott gab dem Menſchen das Daſeyn, um Recht zu thun. Ich habe euch die Wahrheit geſagt, was ſie meinem Herzen auch koſtet, und ruhig überlaſſe ich es euch, wie Ihr über mich urtheilen wollt!“

Ganz ruhig ging ich von der Kanzel, und trat vor den Altar, um abzuſingen. Das Antiphon hieß: „wie ſich ein Vater ſeiner Kinder erbarmet, ſo wird ſich Gott dein erbarmen!“ Mir ſchlug das Herz, und ich ging betrübt in meinen Stuhl zurück, weil ich fürchtete, meinem Lieschen doch zu viel gethan zu haben. „Wie ſich ein Vater ſeiner

Kinder erbarmet!" das lag mir immer in der Seele und auf den Lippen. Ich ſcheuete den Anblick des gekränkten Mädchens, das mir jetzt ſogar ganz unſchuldig ſchien, und ging in tiefen Gedanken langſam nach Hauſe. Aber ich ſah weiter keine Aenderung in Eliſabeths Geſichte, als nur eine frohere Miene. Weder mein Sohn, noch ſie ſagten ein Wort, woraus ich vermuthen konnte, daß ſie etwas gemerkt hätten.

Während ich in der Kammer war, um mich auszukleiden, fragte die Mutter meinen Sohn, wovon ich gepredigt hätte. Den Anfang, antwortete er, habe ich nicht gehört. Ich war zerſtreuet, weil die Leute ein wenig auf Lieschen herüber ſahen. Das Ende, liebe Mutter, das recht ſchön war und die ganze Gemeine rührte, handelte von der Pflicht, unter allen Umſtänden wahr und gerecht zu ſeyn. — Ich, ſagte Eliſabeth, ich ſchämte mich ein wenig: denn ich konnte mich nicht recht mit den Poſchen behelfen; aber ſehr ſchön hat der Vater gepredigt!

„Nun, meine Kinder," dachte ich in der

Kammer, „euer guter Genius hat euch glücklich unter meiner Härte aufrecht erhalten; aber ihr werdet es dennoch erſahren!“ Sie erfuhren es nicht: die ganze Gemeine war durch Lieschens Poſchen eben ſo zerſtreuet geweſen, wie Karl und Lieschen ſelbſt; und da ich und alle Zuhörer geweint hatten, ſo glaubte man, ich hätte vom Tode gepredigt. Es demüthigte meine Eigenliebe nicht wenig, daß ein ſo ſchweres Opfer, als ich der Wahrheit gebracht hatte, ſo unbemerkt blieb. Ich hatte mich alſo vergebens geängſtigt. Aber war denn die Angſt, mit der ich neben Lieschens Bette ſaß, als ſie an den Blattern krank lag, und von der ſie auch nichts wußte; — waren die Thränen, die mir damals über die Wangen rollten, und die ſie eben ſo wenig ſah, — waren nicht auch die Thränen des beängſtigten Vaterherzens? Und ſind denn die Opfer, die wir unbemerkt mit einer ſtillen Seele bringen, nicht die beſten? Und iſt nicht Einer, der ſie ſieht, und der es weiß, welchen Werth mein Muth und meine Thränen an dieſem Tage hatten? — Ich ſchwieg, und freuete mich im Herzen, daß alles ſo abgegangen war.

Den Montag bat mich meine Frau, den Mädchen die Stunden zu erlaſſen, weil ſie etwas Nöthiges zu thun hätten. Das Nöthige war nichts Andres, als den Korſenhüten eine andre Form zu geben, die Gardinen in der Viſitenſtube anders aufzubinden, und aus einem Reſte Leinwand, der zu einem Bettüberzuge beſtimmt geweſen war, Stuhlüberzüge zu machen. Außerdem gab man noch den Hauskleidern einen andern Schnitt, ſetzte um die Röcke Falbalas, und ſtand Morgens eine Stunde und länger vor dem Spiegel. Sagte ich etwas darüber, ſo erwiederte meine Frau: wir können es ja haben, lieber Vater; es iſt für Ein Geld. Ja, wenn es uns etwas koſtete! „Aber es kann unſern Kindern die Ruhe ihrer Herzen, die Unſchuld ihrer Seelen, und uns die Zufriedenheit unſeres Lebens koſten; auch wohl Geld dazu: denn ſie werden ihre Poſchen und Manſchen, ihre neue Friſur und ihre Hüte doch zeigen wollen. . . . Ich wünſchte, wir hätten den Buchhändler nie geſehen!"

noch größeres Pack Lebensmittel, und ein gutes Flaſchenfutter abladen, während daß ich in den Armen des Romanenſchreibers ſtand, der mich mit großem Enthuſiasmus von der Scene unterhielt, die er in meinem Hauſe erlebt hatte. Wohl zehnmal fragte er nach meinen Mädchen, und verſicherte, das Bild meiner älteſten Tochter, und ihre rührenden Worte: „o, laſſen Sie uns nicht ſo troſtlos ſtehen!" wären nicht aus ſeiner Seele gekommen. Ich ſegne die Stunde, ſagte er, wo ich dieſen Engel an meine Bruſt drücken werde!

Seitdem ich die Romane geleſen hatte, war ich etwas mißtrauiſch geworden. Des Mannes Enthuſiasmus, und ſeine Sehnſucht nach meiner Tochter gefiel mir ganz und gar nicht, und ich wurde ein wenig unmuthig. Was meine Eliſabeth that, dachte ich, war gut und ſchön; Gott erhalte dem Kinde dieſe Menſchlichkeit! Aber was ihre Mutter that, war beſſer, feiner, zarter; und das hat er gar nicht bemerkt! Ein Romanenſchreiber, dünkt mich, ſollte ein beſſeres Auge haben. Ich machte ihn aufmerkſam darauf. Vortrefflich! rief er; o, und dieſen zarten Zug der Menſchlichkeit habe ich nicht bemerkt! Welche Herzen! — Doch in demſelben Augenblicke beſchrieb er mir wieder mit Enthuſiasmus, wie Eliſabeth in jugendlicher Schönheit, mit Thränen in den blauen Augen, gleich einem Engel, auf ihn zu geſchwebt ſey, und wie ſie mit der ſchönen Stimme, deren Töne nie in ſeiner Seele verhallen würden, zu ihm geſagt habe: o, laſſen Sie u. ſ. w.

Wie geſagt, ich war unmuthig, ließ es mir aber nicht merken: denn vielleicht, dachte ich, ſchildert er auch dieſe Scene. — Endlich kam Oheim Friedrich. Er fiel mir um den Hals, und dankte mir für meinen Beſuch. Lieber Paſtor, ſagte er, Sie haben in meinem Hauſe eine totale Reform bewirkt, für die ich Ihnen, ſo lange ich lebe, dankbar ſeyn werde. (Ich dachte an die unſrige.) Meine Nichten, die nicht ganz ungebildet ſind, waren auf dem Wege, die ärgſten Thörinnen zu werden. Nur alles Neue hatte ihren Beifall. Meine Schweſter, eine ſchwache Mutter, gab ihrer thörichten Neigung zu ſehr nach. Redete ich ein Wörtchen dazwiſchen, ſo hieß es: man macht ſich lächerlich, wenn man zurückbleibt. Um die Achtung gebildeter Menſchen zu erhalten, muß man durchaus mit der Zeit fortgehen, das Neueſte leſen, den neueſten Geſchmack haben. Ich mochte dagegen ſagen, was ich wollte, (doch gewiß, ich tadelte nur die Uebertreibung): man hielt mich für einen Murrkopf, der nicht wiſſe, was er wolle. Ich ſah endlich Ihre liebenswürdige Familie, und kam auf den Einfall, meinen Nichten durch den Augenſchein zu beweiſen, daß man, ohne ein Wort von allem dem Plunder, ja auch ſogar von dem nützlichen Neuen zu wiſſen, ſehr gebildet ſeyn, und Achtung erhalten könne. Sie kamen mit Ihrer Familie zu mir. Die Kleidung, die Unſchuld der lieben Mädchen, und ihre Unbekanntſchaft mit den Sitten der Stadt, mit der Litteratur, den Künſten mußten meinen Nichten natürlicher Weiſe ſehr auffallen. Sie fragten mich den Vormittag wohl zehnmal, was ich doch wohl an Ihren Töchtern finden könnte. Das werdet Ihr ſehen, gab ich zur Antwort. Nun ließ ich – Sie wiſſen, wie ich es anfing — Ihre Töchter nach und nach glänzen, freilich in Dingen, die ſie gar nicht zu wiſſen brauchten, die aber doch meine Nichten in Erſtaunen ſetzten, weil ſie nicht eine Sylbe davon wußten. Ich hatte den jungen Pahlen, der ein wenig Enthuſiaſt iſt, aber auf deſſen Urtheil meine Nichten etwas geben, als den rechten Mann einladen laſſen. Er erſtaunte über die Kenntniſſe Ihrer Kinder; und nun überließ ich den vollen Sieg ihrer eigenen Liebenswürdigkeit, dem tiefen, reinen und zarten Gefühl ihrer Herzen. Pahlen wurde entzückt. Ihre Auguſte erhielt einen Sieg, den ich ſelbſt ihr nicht zugetrauet hätte: ſie bezauberte uns alle mit ihrer witzigen Fröhlichkeit, und Ihre beiden Mädchen eroberten alle die jungen Männer, die bei mir waren.

Den Abend trat ich dann vor meine Nichten hin, und ſagte: ſeht! die wiſſen von Wieland und Göthe nicht ein Wort, haben nie eine Komödie geſehen, und noch weniger ein Theaterjournal, kennen von der Alceſte und dem Eliſium keine Note, wiſſen nicht, daß es Romane in der Welt giebt, tragen Kleider, die Ihr nicht anzöget, ſolltet Ihr euch auch lieber todtſchlagen laſſen; und Pahlen, der edle Pahlen, der feine, zarte, gebildete Pahlen, läßt ſich darauf todtſchlagen: es ſind Göttinnen und keine Mädchen! Nun, wodurch bewirkten ſie das? Sie haben ein einfaches, ſchönes Herz, und geſunde Vernunft, die gebildet iſt; nichts von dem Allen, was Ihr für ſo nothwendig haltet. Einfache Natur, reine Unſchuld, Mädchen, die ſind der Zauber, der auf ewig feſſelt. Ihr, Mädchen? Ihr blendet nur! — So, und noch ſtärker, redete ich. Meine Nichten wurden kleinlaut; und da es ihnen nicht an Verſtande fehlt, ſo half das Exempelchen. Jetzt ſind ſie noch einmal ſo einfach und ſo beſcheiden, als ſie vorher waren, und ſie haben mir mit Thränen geſtanden, daß ſie ſich beſſer dabei befinden.

„Auch in meinem Hauſe,“ fing ich nun

an, „iſt es durch den Beſuch bei Ihnen zu einer totalen Reform gekommen.“ In dieſem Augenblicke hüpfte Auguſte mit allen meinen Kindern herein; und Friedrich erwiederte: ja, das ſehe ich! — Der Romanenſchreiber flog auf Eliſabeth zu, nahm ſie in ſeine Arme, und hatte für uns Andren alle Sinne verloren. Ich ſah ein wenig bedenklich nach ihm hin; Friedrich, der das merkte, ſagte mir aber: laſſen Sie ihn nur! Er denkt dabei nichts weiter, als wie er die Situation beſchreiben will. Auf dem Papiere hätte er Ihre Eliſabeth noch lieber, als in ſeinen Armen. Es iſt die unſchuldigſte Seele von der Welt; Eliſabeth kann bei dem Umarmen nicht weniger denken, als er.

So wie die beſtürzte Eliſabeth hörte, daß es unſer Bettler war, ſchloß ſie ihn ſelbſt in ihre Arme, und die Kleinen gaben ihm etwas von ihrem Pfefferkuchen ab. Oheim Friedrich holte jetzt ein Pack und einige Schachteln hervor, und ſagte: hier bringe ich Ihnen einige Beiträge zur Reformationsgeſchichte. Ein Paar einfache, aber moderne

Hüte und Hauben, zwei einfache aber geſchmackvolle Kleider, doch nur von wollenem Zeuge, einige Paar Handſchuhe, und ein Stück blaues Band zogen Auguſten und Eliſabeth aus einer Unterredung mit dem Romanenſchreiber an ſich. Ihr ſeyd mir zuvorgekommen, ſagte Oheim Friedrich; was ich euch bringe, habt Ihr ſchon. Er vertheilte ſeine Herrlichkeiten. Jede nahm das Ihrige, und nun gingen ſie Beide weg. Nach einer halben Stunde kamen ſie mit zufriedenen Mienen wieder; es mußte alles gepaßt haben. Auch Karl und die Kleinen hatten während deſſen Geſchenke bekommen; man kann ſich leicht denken, mit welcher Freude Alle an den Oheim hingen.

Die Geſchichte hebt an.

Vater, es wird zu dunkel zum Schreiben! ſagte meine Frau, als ich eben die Feder nahm, um dieſen Abſchnitt anzufangen. Ich hatte mit geſtütztem Kopfe da geſeſſen, und über unſre Schickſale, über die Schickſale der Menſchen nachgeſonnen. Das thue ich immer, ſo oft ich etwas Trauriges niederſchreiben will, und ich rathe jedem Schriftſteller, nicht mit Lachen an eine Scene des Schmerzes, nicht mit einer Bruſt voll Grams an die Beſchreibung eines ſchönen Morgens zu gehen.

Es wird zu dunkel zum Schreiben! ſagte alſo meine Frau. „Hier, liebe Frau," (ich zeigte auf das Papier) „wird es noch dunkler." — Was ſchreibſt du denn? — „Ich bin bei dem Tage, an welchem unſre beiden älteſten Mädchen die Lilas-Kleider bekamen." — Da war der Anfang! ſagte ſie ſeufzend. — „Und was war Schuld daran? Lieber Gott! ein neues Kleid, ein Scherz: weiter nichts. Unſre Leiden ſollten eigentlich nur an unſern Thorheiten hangen" — Oder an unſern Sünden, unterbrach mich meine Frau. — „Nein, Liebe; Sünden beſtraft das Gewiſſen. Ich ſage an unſren Thorheiten, oder an unſren Leidenſchaften, oder an unſren Schwächen; aber ſie hangen an Allem. Wir ſind für den Schmerz gemacht; und darum ſage ich: er veredelt unſer Herz, er verfeinert unſre Liebe, er verſchönert unſer Grab; und das iſt viel geſagt! Wären alle Menſchen glücklich, es würde wenig Liebe auf der Erde ſeyn."

Den folgenden Morgen kamen Eliſabeth und Auguſte ſchon früh in ihren Lilas-Kleidern und ihren neuen Hauben zu uns herunter. In der That, ſie waren Beide ſchön, beſonders Eliſabeth. Unſre Magd, die ſchon lange mit großer Neugierde die Veränderungen in unſrer Kleidung bemerkt hatte, und nun heute die beiden Mädchen ſo überaus geputzt ſieht, ſinnt nach, was doch wohl die Urſache von dem allen ſeyn möge. Sogar in unſerm Dorfe war ſchon die Frage aufgeworfen worden: was iſt denn das mit unſers Paſtors Töchtern? und man hatte die Magd darüber examinirt, doch ohne eine Antwort zu bekommen.

Anne combinirt zwar die Ankunft unſrer Fremden mit Eliſabeths Putz; allein der dicke Buchhändler ſowohl als der runde Romanenſchreiber ſehen ihr nicht ſo aus, als ob ſie für meine Tochter ſeyn könnten. Sie denkt nur: es muß ſich ja zeigen! — Als unſre beiden Gäſte aufſtanden, zettelte der Romanenſchreiber ſogleich wieder eine Situation an. Er bat Eliſabeth, zu ſpielen; und ſie ſpielte zum Entzücken. So wie ſie aufhörte, umfaßte er ſie, und rief: o, dieſe liebliche, reine, himmliſche Harmonie ſey ewig in deiner Seele, Eliſabeth! Was du je thuſt, ſey den Grazien heilig! Hier, ſchönes Mädchen, mit dieſem Ringe — ſieh, die Huldgöttinnen in ewig ſchönem Bunde ſtehen darauf — weihe ich dich den Grazien ein. Er zog einen ſehr ſchön geſchnittenen Karneol von ſeinem kleinen Finger, und ſteckte ihn an Eliſabeths Hand.

Ein Ring war mir doch bedenklich, und ſogar auch der unſchuldigen Eliſabeth. Sie wehrte ſich ein wenig; allein der Oheim Friedrich rief: nehmen Sie, Kind! Auf mein Wort! das hat bei dem weiter keine Folgen, als etwa ein hübſches Kapitel in einem Buche. — Sie nahm den Ring erröthend, und nun erfuhren wir denn auch, daß uns der junge Pahlen heute beſuchen würde. Er wäre ſchon geſtern mitgekommen, ſagte Friedrich: aber erſtlich mochte ihn der da nicht mitnehmen, weil ihm bange war, daß Pahlen ihm alle Situationen verderben möchte; und zweitens wollte ich meine Mädchen erſt ein wenig in der Mode haben. Nun mag er kommen! — Dieſe Nachricht ſchien meiner Eliſabeth nicht gleichgültig zu ſeyn; es zeigte ſich ein Strahl von Heiterkeit in ihren Augen.

Sie geht hinaus, und ruft ihrer Schweſter zu: Guſtchen! er kommt! er kommt zu Pferde! — Nun fragt Auguſte; und Eliſabeth erzählt ihr, was ſie ſo eben gehört hat. Unſre Magd hört den Ausruf: „er kommt!

zu Pferde!“ und denkt: wer iſt der Er? Die Mamſell war ja vor Freude ganz außer ſich! Nun, ich werde ja den, der zu Pferde kommen ſoll, wohl ſehen! Eliſabeth ſelbſt konnte nicht ſo auf Pahlen hoffen, wie jetzt unſre Magd. Endlich hört dieſe ein Pferd, und fliegt an die Hofthür, um dem Fremden das Pferd abzunehmen; und nun ſieht ſie einen jungen ſchönen Mann in ſehr eleganter Kleidung, der ihr für ihren kleinen Dienſt noch obendrein ein reichliches Trinkgeld giebt. Es kann nicht anders ſeyn, denkt ſie: der junge, ſchöne, freigebige Mann iſt Mamſell Lieschens Bräutigam.

Eliſabeth kommt ihm in der Thür entgegen, und er küßt ihr die Hand. Sie erröthet, weil ſie dieſer Ehrenbezeigung gar nicht gewohnt iſt, und geht mit Pahlen in das Haus. Die Magd denkt: hm! wie roth ſie wird! Es iſt richtig!

Wir Alle freuten uns herzlich über Pahlens Ankunft, beſonders aber meine gute Frau. Sie erinnerte ſich unſeres Geſpräches bei dem Oheim Friedrich, und ſuchte aus dem unbetretenſten Winkel im ganzen Hauſe ein Paar Blätter Noten hervor, die ſie von ihrem Vater geerbt hatte, und auf denen etwas dem plain-chant Aehnliches ſtehen ſollte. Als ſie es ihm vorſpielte, wollte es niemanden gefallen: das ſah ich deutlich an allen Geſichtern, ausgenommen an Pahlen und Eliſabeth, die bei dem Klaviere ſtanden und die lateiniſchen Worte brummten. Sie ſpielte es wohl dreimal, und zuletzt brummten wir Alle mit, endigten aber mit einem Tutti von Gelächter, das meine Frau ein wenig übel nahm.

Pahlen, der jetzt — das machte wohl die Kleidung — mit unſrer Eliſabeth viel ſcheuer und ehrerbietiger ſprach, erinnerte ſie an die ſchönen Spaziergänge um das Dorf her, von denen ſie ihm erzählt hatte; und Beide gingen ganz allein, weil Auguſte, die gern mitgegangen wäre, der Mutter in der Küche helfen mußte. Eliſabeth führte Pahlen indeß nur in den Garten, und ging darin mit ihm auf und nieder, weil ſie ſich ſcheuete, ohne die Begleitung ihrer Eltern ihren Putz vor den Bauern ſehen zu laſſen.

Pahlen hatte eine Feuerſeele, und Eliſabeths Herz war ja faſt immer in Bewegung. Beide ſprechen Anfangs von dem ſchönen Sommertage, dann von dem Gefühle der Schönheit, und hierauf von den menſchlichen Leiden, von dem Grabe und den ewigen Hoffnungen edler Herzen. Pahlen bemerkt mit dem Entzücken eines heißen, enthuſiaſtiſchen Jünglings in Eliſabeth ein Herz voll Unſchuld und der reinſten Gefühle. Als ihre Augen in dem Geſpräche ſich benetzen, als ſie ihm die Hand drückt (die Unſchuldige hätte ſich eben ſo arglos von ihm an die Bruſt drücken laſſen, wenn er die Arme geöfnet hätte): da geräth ſein Herz in die zärtlichſte Bewegung, und auch ſeine Augen benetzen ſich. Er tritt vor ſie hin, und legt, ganz außer ſich, ihre Hände an ſeine Bruſt. Dieſen zärtlichen Auftritt ſieht unſre Magd, die in einem nahen Beete Erbſenſchoten pflückt. Sie hört ihn ſagen: meine theure Eliſabeth! und nun wird ihre Muthmaßung, daß der junge hübſche Herr Eliſabeths Bräutigam ſey, Gewißheit. Alles hängt jetzt zuſammen: unſre Reiſe, die Reform im Hauſe und in der Kleidung, Eliſabeths Ausruf: er kommt! er kommt zu Pferde! und dieſes Geſpräch.

Auch wir kommen nun in den Garten. Eliſabeth geht, der Magd zu helfen; und jetzt wird an dem Erbſenbeete folgendes Geſpräch gehalten. Glauben Sie wohl, Mamſell Lieschen, daß ich hier meine hellen Thränen geweint habe?

„Mein Gott! warum denn, liebe Anne?"

Ueber Sie, und den jungen Herrn.

„Wie denn ſo?"

Ach, Mamſell Lieschen, Sie ſind heute ſo ſchön! ſo ſchön! und der junge Herr iſt eben ſo ſchön! (Eliſabeth lächelt.) Und das gute Herz lacht ihm aus den Augen. Ach, Mamſell Lieschen, ſo ein ſchönes Paar muß der liebe Gott ſegnen.

„Paar? Was ſprichſt du doch, gute Anne!"

Ich weiß wohl, was ich ſage. Sie ſind Braut, Mamſell Lieschen. Ich ſoll es noch nicht wiſſen; aber aus meinem Munde wird es Niemand erfahren. Gewiß nicht!

„Anne, du biſt einmal wunderlich," ſagte Eliſabeth ängſtlich, und mit einem Herzpochen, das ſie in Pahlens Geſellſchaft nicht gefühlt hatte, und das von dem einzigen Wörtchen Braut herrührte.

Ei, Mamſell, ſagte Anne; ich müßte ja keine Augen haben: wahrhaftig, das müßte ich nicht! Da ſtanden Sie, und das Waſſer lief ihnen die Backen herunter, und Ihrem Bräutigam auch. Und das Händedrücken, das Rothwerden, wollte gar nicht aufhören, und das Halstuch ging, als wenn der Wind in den reifen Rocken ſtößt. Ich habe alles wohl geſehen.

„Anne, du biſt wirklich nicht geſcheidt!"

O, liebe, gute Mamſell, ſagen Sie mir doch nur mit einem kleinen Wörtchen, daß es wahr iſt. Ich habe Sie gar zu lieb; und richtig iſt es doch. Denn, Mamſell Lieschen, wie er ſie anſah! — Das Feuer ſchlug ihm ja zu den großen ehrlichen Augen heraus. Ach, du lieber Gott! ſo ein ſchönes Paar! ein Paar Engel! Sehen Sie nur, wie mir ſchon wieder die Augen überlaufen. An Ihrem Hoch-

Hochzeittage will ich auf die Kniee fallen, und Gott wird Ihnen ſeinen Segen geben um meines Gebetes willen, und weil Sie ſo gut, ſo herzensgut ſind! geiſtlichen und leiblichen Segen!

In dieſem Augenblicke ſieht Anne den Ring an Eliſabeths Finger, faßt die Hand, drohet dem Mädchen, und ſagt: wollen Sie noch leugnen? Iſt die Jungfer beringt, ſo iſt ſie auch bedingt.

Eliſabeth giebt ihr, ungeachtet der angenehmen Verwirrung, worin ſie iſt, die Verſicherung, daß ſie den Ring von dem runden Manne bekommen habe. Anne ſchüttelt ungläubig den Kopf, und Eliſabeth eilt, aus dem gefährlichen Erbſenbeete wegzukommen. Aber der Schade war nun einmal geſchehen. Von dieſem Augenblick an miſchte ſich in Lieschens unſchuldige, reine Gefühle ein unnennbares Etwas, eine ſehnſuchtsvolle, ſüße Unruhe. Ihr Herz, ihre Seele öffnete ſich, eine ganz neue Welt aufzunehmen. Sie erröthete, ſie floh vor Pahlen, und hätte vor ſich ſelber fliehen mögen; ſie fühlte, was ſie nie gefühlt hatte: eine geheime Stimme tief in ihrem Herzen, die ihr Vorwürfe machte. Die unſchuldige Seele zitterte vor einem Geſpenſte; und dieſe leere Furcht vor ſich ſelbſt brachte ſie dem Abgrunde näher. Sie konnte es ſich nicht leugnen, daß Pahlen ihr von dem erſten Augenblick an wohlgefallen hatte. Seine Achtung, ſeine Händedrücke waren ihr in die Seele gedrungen. Sein Handkuß an dieſem Morgen — eine Ehrenbezeigung, die ſie nur als einen Beweis der kindlichen Ehrfurcht kannte — hatte ihre ganze Seele erheitert, und es war ihr ſehr angenehm geweſen, ihn gut gekleidet empfangen zu können.

Aber die Wörter Braut, Bräutigam, Hochzeit hatten dieſen Gefühlen etwas ängſtlich Bebendes, ſchmerzlich Sehnſuchtsvolles zugemiſcht. Sie ſah, ſie fühlte jetzt Alles anders; ſie zitterte vor der leiſeſten Regung des Wohlgefallens an Pahlen. Mit zögernden Schritten, und einmal über das andre erröthend, trat ſie zu unſrer Geſellſchaft, als ich ſie rief, und war ſtumm, nachdenkend, unruhig. Doch Pahlen wußte durch ſeine heitre Ruhe und Unbefangenheit die Geſpenſter bald aus ihrer Phantaſie zu verjagen. Er ſchäkerte mit Auguſten, die nicht aufhören wollte, ihm den plain-chant vorzubrummen, und die auch ihre Schweſter ſogleich neckte. Gegen Mittag hatte Eliſabeth ihre Ruhe wieder gefunden. Sie wurde nun auf Annen böſe, und verbot ihr ſehr ernſtlich, von dem thörichten Geſchwätze wieder etwas zu erwähnen. Anne aber, um recht ſicher zu gehen, wendete ſich an das weiſe Hannchen, das wirklich auf alles ſehr genau Acht gab, und, wenn wir etwas vorhatten, es oft eher, als ihre ältern Geſchwiſter, herausbrachte. Sie fing an das Kind auszufragen; da aber Hannchen nichts wußte, und doch hier etwas Merkwürdiges hörte, ſo fragte ſie nun die Magd aus, und hielt endlich das für ausgemacht gewiß, was Anne ſo zuverſichtlich ſagte.

Das kleine Mädchen war mißvergnügt darüber, daß ihr ſo etwas entgangen war, und noch mehr, daß man ihr das Geheimniß nicht entdeckt hatte. Sie machte ein ſehr weiſes Geſicht, und lauerte uns Allen auf. Bei Tiſche ſaß Pahlen zwiſchen meiner Frau und Eliſabeth, die von allen meinen Kindern allein ein Weinglas hatte, weil unſer Vorrath an Gläſern nicht weiter reichte. Er ſtieß ein Paarmal mit Lieschen an, und ſprach ſo zärtlich, ſo ehrerbietig mit ihr, daß die Kleine in ihrem Glauben noch mehr beſtärkt wurde.

Nach Tiſche ſchlich ſie, um ihrer Sache gewiß zu werden, den vermeinten Brautleuten nach, die nun aus dem Garten in ein kleines Birkenwäldchen, dem Lieblingsaufenthalte meiner Eliſabeth, gingen. Das vertrauliche Geſpräch, welches Beide mit einander führten, benahm der Kleinen vollends alle Zweifel; und nun war der Triumph, den ſie haben konnte, zu groß, als daß ſie ihn ſich hätte verſagen ſollen. Sie näherte ſich auf Umwegen dem liebenden Paare, mit einem Strauße Feldblumen in der Hand, die ſie im Gehen gepflückt hatte. Schenke mir den Strauß, Hannchen, ſagte Pahlen. Nein, antwortete die Kleine rund ab. „Willſt du dem Herrn nicht einmal die Blumen ſchenken?" fragte Eliſabeth, und griff danach. Hannchen legte die Hand mit den Blumen auf den Rücken, und ſagte kalt: „dieſe ſoll Oheim Friedrich haben. Dem Herrn will ich einen groſſen Strauß ſchenken, an dem Tage, da du Hochzeit mit ihm haſt!" und wie der Blitz war ſie hinter den Gebüſchen verſchwunden.

Der Blitzſtrahl war gefallen und hatte getroffen. Eliſabeth ſtand in einer unbeſchreiblichen Empfindung da, erröthend, mit tief niedergeſchlagenen Augen, mit zitternder Hand, die ſie nicht Kraft genug hätte, aus Pahlens Hand zu ziehen, ſo gern ſie auch wollte. Die unſchuldige Seele! Es fehlte ihr an Muth zu lächeln, einen Scherz aus Hannchens Worten zu machen, hinter der Kleinen herzulaufen, um ihr den Strauß zu nehmen, oder ſonſt etwas der Art zu thun.

Pahlen, der in dem Scherze nichts, gar nichts fand, was ſich nicht durch einen mildern Scherz hätte wieder gut machen laſſen, öffnete ſo eben die Lippen, um etwas zu ſagen;

aber er ſchwieg, als er das ſchlanke, liebliche Mädchen, mit dem glühenden Geſicht und den bedeckten Augen ſah, aus denen ein Paar Thränen langſam hervorquollen. Er betrachtete ſie einen Augenblick ſchweigend, und ſeine Bruſt durchzückten, ſchnell wie Blitze, und eben ſo verzehrend, Gefühle der Liebe, der Sehnſucht, mit ſolcher Gewalt, daß auch ſeine Hand, in der er noch immer Eliſabeths Hand hielt, anfing zu zittern. Seine Augen flammten; er wußte nun, daß er Eliſabeth liebte, daß er ſie von dem erſten Augenblicke an geliebt hatte.

Sie erhob das große blaue Auge in Thränen zu ihm, und ſchlug es ſchamhaft wieder zu Boden, als ſie ſeine Blicke bemerkte. Sehnſucht und Schmerz bewegten ſich in ihrer Bruſt; ihr Buſen flog, obgleich nicht von Liebe, nicht von Scham: ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie fühlte.

Pahlen hob ihre Hand — nur um ſie los zu laſſen, und damit Eliſabeth Zeit hätte, ſich zu erholen — langſam auf, und drückte ſie an ſeine heißen Lippen. Eliſabeth ſtand wie eine Bildſäule da, und fühlte nichts, als die heißen Thränen auf ihrem Arm, und die glühenden Lippen auf ihrer Hand. Jetzt flog die Flamme durch Pahlens Adern. Er umfaßte das Mädchen mit Heftigkeit, und es ſank nun durch dieſe Bewegung in ſeine Arme. „Meine Eliſabeth!" ſeufzte er; „ewig meine Eliſabeth! Nichts ſoll uns trennen! Du mein! ich dein!" Und jetzt brannten die glühenden Lippen auf ihrem Munde. Sie öffnete matt die Augen, und heftete ſie rührend auf die ſeinigen. Ach, dieſer Blick kündigte dem Jüngling ſein Glück an; aber uns Allen, und ihr ſelbſt, ein langes Leiden!

„O, nur ein Wort, Eliſabeth!" rief er wieder; „winke nur mit den Augen, oder drücke nur deine Hand an meine volle Bruſt, zum Zeichen, Geliebte, daß du mein ſeyn willſt!" Ihre Augen voll Thränen ſahen ihn ſtarr an. Sie entzog ihm ihren Mund nicht, ſie machte keine Bewegung, ſich von ihm los zu winden; aber ſie ſtand mit fliegendem Buſen da, ohne ihm das Zeichen, das er verlangte, zu geben.

Pahlen gerieth in Verlegenheit, als er immer und immer ihren troſtloſen Blick ſah. Er richtete ſie auf; denn ſie war, ſo wie ſie in ſeine Arme ſank, liegen geblieben. Eliſabeth, ſagte er: erholen Sie Sich! Jetzt erhob ſie die zitternde Hand, legte ſie flach vor ſeine Bruſt, und drückte ihn langſam von ſich.

O, ich Unglücklicher! rief er; wenn ich Sie recht verſtehe, Eliſabeth! — Sie drückte ihn aufs neue von ſich, und ſagte leiſe: „o, verlaſſen Sie mich!" mit einem Blicke, worin ſich Angſt und Schrecken mahlten. Er ſprang zurück, warf ſich auf eine Raſenbank, und beugte ſein Geſicht in das Gras. Eliſabeth hörte ihn ſchluchzen, warf jetzt einen Blick auf ihn, ſah ihn in der Stellung des Schmerzes, eilte ihm zu Hülfe, und ſchlang die Arme um ihn. Er richtete ſich auf, umfaßte ſie in wilder Bewegung, und ſie ſank auf ſein Knie, an ſeine Bruſt.

„Eliſabeth!" ſagte er ernſt; „ich bin der unglücklichſte Menſch, den die Erde trägt, wenn Sie nicht mein werden! Es wird mein Tod ſeyn!" — O, ſagte ſie in großer Angſt, und ſank mit dem bleichen Geſicht auf ſeine Schulter: was ſoll ich ſagen?

„Daß Sie mich lieben, Elliſabeth."

Ich liebe . . . ſagte ſie mit zitternden, leiſen Tönen.

„Mich, mich? Eliſabeth! o reden Sie! geben Sie mir das Leben!"

Sie erhob den Kopf, ſah ihn mit dem blaſſen Geſichte, auf dem ſich dennoch ein leichter Blick der Schamröthe zeigte, ängſtlich an, und ſchwieg. In dieſem Augenblicke ſprang Auguſte herzu, und rief, als ſie Eliſabeth ſah: o Gott! was iſt meiner Schweſter! Eliſabeth ſtreckte ihr die offnen Arme entgegen, blieb aber auf Pahlens Knie ſitzen. Auguſte warf ſich vor ihr nieder, fragte mit immer wachſender Angſt: was iſt dir, meine geliebte Eliſabeth? und ſo hielten beide Schweſtern ihre Arme verſchlungen.

Endlich hätte ſich Eliſabeth erholt; ſie richtete ſich auf, und ihre Farbe kam nach und nach wieder. Jetzt warf ſie ſogar einen zärtlichen Blick auf Pahlen; aber deſto feſter drückte ſie ſich in die Arme ihrer Schweſter.

O dir, liebe Auguſte, fing ſie an; dir kann ich alles ſagen. Ach, meine Bruſt iſt ſo voll, ſo ſchrecklich voll! Sieh, da kam Hannchen . . . — Hier unterbrach ſie ihre Erzählung, legte den Mund an Auguſtens Hals, und fliſterte: nein, ich kann es dir doch nicht ſagen!

Nun, ſo reden Sie doch, Pahlen! rief Auguſte. Hannchen habe ich geſehen; die iſt geſund.

Pahlen trat endlich — er war verlegen geweſen — feſt auf die beiden Schweſtern zu, und hob an: „Eliſabeth, in Gegenwart Ihrer Schweſter frage ich Sie noch einmal: wollen Sie mein ſeyn? Ich liebe Sie, liebte Sie ſchon in dem Augenblicke, da ich Sie zum erſten Male ſah. Wenn Sie meine Liebe verachten, ſo bin ich der unglücklichſte aller Menſchen!" Eliſabeth hatte noch immer das Geſicht an der Bruſt ihrer Schweſter, und antwortete nicht. Auguſte hob ihr Geſicht auf, und ſah ihr mit Taubenfreundlichkeit in die Augen. Nun, gute Eliſabeth, liebſt du ihn? aber nicht ſo, wie wir das bisher verſtanden haben. Was Pahlen meint, iſt ganz etwas Anderes. — „Ach, das weiß ich!“ ſeufzte Eliſabeth. — Es giebt nichts Schöneres auf der Welt, als die Liebe, und Pahlen … Eliſabeth, gut warſt du ihm ſchon ſeit unſrer Reiſe, und was du mir dieſen Morgen, als du aus den Erbſen kamſt, geſagt haſt …

Eliſabeth verſchloß ihr den Mund mit Küſſen. Alſo, fuhr Auguſte fort, nur heraus mit der Sprache! Das lange Drehen und Zieren taugt nichts. Kommen Sie, Pahlen! Sehen Sie doch aus, gerade wie in meinem Buche ſteht: „die zärtlichen Augen voll Thränen, die Wangen voll Karmin.“ Hu! und wie das Herz pocht! O Kind, du liebſt ihn. Sag es doch nur ohne Umſtände! Aber Pahlen, was ſtehen Sie denn da ſo ſteif, wie die Birken? Können Sie denn nicht auf die Kniee fallen, oder eine kleine Rede halten?

Pahlen blieb ſtarr wie eine Birke ſtehen, fiel nicht auf die Kniee, und hielt auch keine Rede. Auguſtens Manier war ihm ein wenig zu komiſch; er wußte nicht, ob das Mädchen ihn nicht etwa necken wollte. Eliſabeth, bei der die Rede ihrer Schweſter geholfen hatte, wäre jetzt muthig genug gewesen, in Auguſtens Gegenwart zu ſagen: ich liebe Sie, Pahlen! Aber ein Blick in ſeine Augen, die ſtarr auf ſie geheftet waren, nahm ihr den Muth wieder, und ſie ſchlug den Blick zu Boden.

Auguſte ſprach in völligem Ernſt. Als wir bei dem Oheim Friedrich waren, hatte ſie nicht allein die Kleiderſchränke der Nichten durchſucht, ſondern auch ihren Bücherſchrank. Sie nimmt ein Paar Bände hervor, findet Romane, lieſt darin einige Seiten, und begreift nicht, warum ihr Vater dieſe Lektüre noch ſo weit hinausgeſetzt habe. Die Nichten bereden ſie, ein Paar Romane mitzunehmen, und ſie thut es, freilich mit einem kleinen Herzklopfen. Am folgenden Morgen, als Auguſte mit Eliſabeth allein iſt, legt ſie die beiden Bücher auf den Tiſch, und frägt, um ihn her hüpfend: ob ich ſie leſe, oder nicht? Eliſabeth fragt, was es ſey. Auguſte erzählt, und bittet ihre Schweſter, die Bücher mit ihr gemeinſchaftlich zu leſen. Das ſchlägt Eliſabeth ſehr ernſtlich ab; dagegen aber (denn das Mädchen mußte nun einmal jede abſchlägige Antwort verſüßen) verſpricht ſie ihr, nichts davon zu ſagen. Auguſte ihrer Seits giebt ihr das Verſprechen, bei dem erſten ſchlechten Worte, das vorkomme, ihr die Bücher auszuliefern. Sie lieſt nun, und wird entzückt; ſie lieſt weiter und ſtutzt. Es iſt nichts Unrechtes, was da ſteht, aber etwas Neues. Sie kann ſich nicht davon losreißen, und ſagt, als ſie das Buch zumacht: Lieschen, was ich geleſen habe, — und glaube mir, Plutarchs Lebensbeſchreibungen ſind gar nichts dagegen! — das könnte mir ſelbſt begegnen, ja ich denke, es müßte mir einmal begegnen; und ſo iſt es gut, daß ich dies geleſen habe. Ich weiß nun, was ich ſagen und thun ſoll. Es ſteht kein unrechtes Wort darin, Eliſabeth. Ich habe dabei gelacht und geweint; und am Ende bin ich klüger geworden, auch beſſer, denk' ich. Ich weiß nicht, der Vater muß an ganz beſondere Bücher gerathen ſeyn, daß er ſie uns nicht hat leſen laſſen.

Sie fing das zweite an, las die ganze

Nacht hindurch mit verdoppeltem Entzücken, und wollte nun Eliſabeth durchaus bereden, die Bücher zu leſen; doch dieſe rührte ſie nicht an, ſo ſehr ihr auch das Herz vor Verlangen ſchlug, wenn Auguſte den Kopf mit den naſſen Augen hintenüber legte. Als das zweite zu Ende war, ſagte ſie: Eliſabeth, es iſt unrecht, daß uns der Vater das alles verſchweigt; denn auch uns wird das bald begegnen, was ich hier geleſen habe.

„Wie weißt du denn das, wunderliches Mädchen? Du ſelber ſagſt ja, daß du es noch nicht gekannt haſt.“

Ach, Eliſabeth, ich wußte es alles, und auch du weißt es; nur die Worte dazu fehlten mir. Laß dir nur erzählen: das hat der Vater doch nicht verboten.

Die gewiſſenhafte Eliſabeth wollte auch nichts hören, und Auguſte mußte endlich ſchweigen.

Nun fand Auguſte ihre Schweſter mit Pahlen ſo im Garten, wie ich es erzählt habe. Sie begriff ſogleich, wovon die Rede war, und ärgerte ſich, daß Pahlen ſo ſtumm blieb. Im Ende, ſagte ſie verdrießlich, habt Ihr mich hier Beide zum Beſten; denn es iſt ja doch wahr, und ich ſtehe hier, und verſchwende Worte. Lieschen, was hatteſt du denn auf Pahlens Schooße und an ſeiner Bruſt zu ſuchen, wenn du ihn nicht liebteſt, und wenn du es ihm nicht ſchon geſtanden hätteſt? Ich habe dir ja ſchon vor drei Wochen geſagt, daß uns ſo etwas begegnen würde. Siehſt du? Wie es dir jetzt iſt, gerade ſo ſteht es in den Büchern, die du nicht haſt leſen wollen. Erſtlich, wenn er dir die Hand drückte, war dir die Seele ſo voll, ſo voll Entzücken, ſo voll Sehnſucht: nicht wahr? (Eliſabeth erröthete und ſchwieg.) Zweitens, als er dich in ſeine Arme nahm, da war es dir, als wollte die Erde unter dir wegfliegen; du wurdeſt blaß, du vergoſſeſt Thränen, und hätteſt an ſeiner Bruſt, in ſeinen Armen ſterben mögen: nicht wahr?

„Ach!" antwortete Eliſabeth mit einem langen Seufzer, und ſchlug die Augen in die Wolken. „O!" rief Pahlen auf einmal, und warf ſich vor Eliſabeth nieder: „welch ein

Entzücken! Eliſabeth, Sie lieben mich? Sie ſind mein?"

Endlich einmal kommt es doch in Gang! ſagte Auguſte, und winkte ihrer Schweſter zu. Eliſabeth legte ihre Hände auf Pahlens Schulter, und drückte ihn an ſich. Nun umfaßte er ihren ſchlanken Leib, und hob das Geſicht auf; ſie ſank, hold erröthend, langſam mit dem Geſichte zu ihm nieder. Beide umſchlangen ſich inniger, und ihre Seufzer, Thränen und Küſſe miſchten ſich.

Sieh! ſagte Auguſte mit naſſen Augen: gerade ſo, wie es in den Büchern ſteht! — Sie bekam ihre frohe Laune bald wieder. Als das Umarmen nicht aufhörte, ſagte ſie luſtig: der Vater hat doch allerliebſte Töchter! die eine lieſt, und die andre macht Romane. Wollte ich doch, er ſtände hier, und ſähe das mit an! ein Kuß, der ſchon eine Viertelſtunde dauert! Ich möchte wohl wiſſen, was er dazu ſagen würde. Am Ende wäre ich doch die beſte; ich leſe doch nur Romane. — Der Rauſch der Liebenden währte ihr zu lange, und ſie weckte Beide aus ihrem Vergeſſen.

Eliſa-

Eliſabeth fiel ihr zitternd um den Hals, und ſagte: Schweſter, wie glücklich bin ich! ach, wie namenlos glücklich! — Das bleibſt du auch gewiß! ſagte Auguſte freudig; denn Pahlen wird dir treu ſeyn!

„O, Eliſabeth!“ ſagte Pahlen feierlich; „wenn ich dich, du edles, unſchuldiges Mädchen, je betriegen könnte, wenn je mein Herz dich nur weniger liebte, als in dieſem entzückenden Augenblick: ſo wäre ich ein Ungeheuer. Ja, Eliſabeth, du ſollſt mein werden, und wenn die ganze Welt ſich dagegen ſetzte!“

Was machen wir nun? fragte Eliſabeth Auguſten. Ich fürchte, der Vater . . .

Der Vater? Ja, liebes Kind, die Väter werden bei ſo etwas beinahe immer böſe. Es hat entweder bei den Liebhabern, oder bei den Geliebten einen Haken. Ich denke, Pahlen, Sie werden ja nicht ein Prinz, ein Graf oder ſo etwas ſeyn? oder . . . — Pahlen gerieth in große Verlegenheit, und Auguſte wurde bei einem Blick auf ihn ſehr kleinlaut. Daß es auch, ſagte ſie, mit der Liebe immer ſo ſchnell kommt, ehe man nur einmal fragen kann, wen man vor ſich hat! Viel Gutes wird es diesmal nicht ſeyn: das ſeh' ich an Ihrem Geſichte.

„Ich bin dein, Eliſabeth!" ſagte Pahlen verſichernd; „und willſt du, ſo gehen wir in dieſem Augenblicke zu deinem Vater." Eliſabeth ſah ihn zärtlich an; Auguſte ſchüttelte den Kopf: ihr wurde ein wenig bange, weil ſie die Entſcheidung beſchleunigt hatte. Höre, Eliſabeth, ſagte ſie ängſtlich: du weißt, wie lieb dich der Vater hat. Er würde vor Kummer ſterben, wenn er dich nicht glücklich ſähe. Ja ich! bei mir wäre es ein Anders! Ach, liebſte Eliſabeth, mir ſchlägt ſchon jetzt das Herz. Ich bitte dich, laß uns thun, als wäre es nur Spaß geweſen.

Jetzt warf Eliſabeth einen Blick auf Pahlen, und ſagte: nein, ich werde ihn ewig lieben. Laſſen Sie uns zu meinem Vater gehen!

Auguſte hielt ſie zurück, und bat Pahlen, wenigſtens doch nur zu ſagen, welchen Haken es hätte. „Gute Eliſabeth," ſagte er; „ich bin nicht ganz mein eigener Herr. Mein Vermögen iſt klein, und ich hange von einem Oheim ab; aber wenn er dich ſieht, du himmliſches Mädchen — o, er muß uns ſeinen Segen geben!" — Auguſte ſchüttelte den Kopf; in einem ihrer Bücher war ein Oheim vorgekommen. Und wer iſt denn dieſer Oheim? fragte ſie.

„Ein Landedelmann, ein Baron von Pahlen."

O, mein Gott! rief Auguſte; nun habe ich nichts weiter mit der Sache zu thun. Eliſabeth, ich bitte dich um alles in der Welt, ſag nur dem Vater nichts. — Sie umfaßte ihre Schweſter ſo zärtlich, und bat ſo dringend, daß dieſe ihr verſprach, was ſie verlangte. Dafür, ſagte Auguſte nun, will ich euch Beiden auch treu ſeyn, ſo lange ich lebe. Nein, der Vater darf nichts erfahren; er grämte ſich ſonſt todt.

Pahlen hatte nur noch Zeit, Eliſabeth zu umarmen, und ihr ewige Treue zu verſprechen, als ſie ſchon Stimmen in der Nähe hörten. Beide faßten ſich, ſo gut ſie konnten. Auguſte hängte ſich in Pahlens Arm, und kam uns lachend und ſingend entgegen. Am Abend fuhren die Fremden wieder weg. Eliſabeth und Auguſte gingen ſogleich zu Bette, und wir hörten auch nicht Eine Anmerkung über unſre Gäſte von ihnen.

Auguſtens Schrecken über das Wort Baron war ſehr natürlich. Meine Kinder — und, ich muß nur geſtehen, wir Alten dazu — konnten uns keinen andern Begriff von einem Edelmanne machen, als nach dem Gutsbeſitzer in unſerm Dorfe. So oft er kam (und das geſchah alle Jahre einmal), traf der Pächter, der ihn kannte, ſolche Anſtalten zu ſeinem Empfange, als ob ein Fürſt zur Huldigung käme. Auch ich mußte jedes Mal erſcheinen, und das that ich denn nie ohne eine Art von Angſt, obgleich dieſer Beſuch mir eine gute Gelegenheit gab, meiner Frau einmal wieder meine Menſchenkenntniß zu beweiſen. Ich ſetzte ihr nehmlich, um mir ſelber Muth zu machen, aus einander, wie leicht man vor einen Mann von Stande treten, und in deſſen Gegenwart ſeinen Werth behaupten könne, wenn man nur entweder artig genug ſey, ihn ſein eigenes perſönliches Gewicht fühlen zu laſſen, ohne dabei furchtſam zu ſcheinen, oder feſt genug, ihm zu imponiren, was übrigens keine große Kunſt erfodere, da man nur ein Paar Prätenſionen mehr zu machen brauche, als man eigentlich machen dürfe, um ſo viel zu erhalten, als man erhalten wolle. Ich bin von der Wahrheit dieſer Sätze noch jetzt ſo überzeugt, wie damals; es iſt mir aber nie gelungen, ſie auszuüben: denn ſobald ich den Grafen da ſtehen ſah, mit dem Domherrnkreuze, in dem prächtigen Kleide, in der nachläſſigen, halb von uns abgewendeten Stellung, war ich augenblicklich furchtſam und hölzern. Ich ſtand hinter dem Amtmann und dem Juſtitiarius, und hielt mir die kräftigſten Reden über den wenigen Werth des Ranges: aber ich hatte nicht den Muth etwas zu ſagen; und wenn ich es ja verſuchte, ſo ſprach ich ſchlecht, wurde dadurch noch ängſtlicher, und blieb es auch, obgleich der Graf jedes Mal ſo artig war, einige höfliche Worte an mich zu richten. Auf dem Rückwege wußte ich ſehr wohl, was ich hätte ſagen ſollen. Ich führte ganze witzige Dialogen mit ihm; ließ ihn ſogar einen Spötter der Geiſtlichen ſeyn (was er nicht war); und er hatte dennoch ſeinen Mann an mir gefunden. Ich dachte immer: wenn er dich doch noch einmal rufen ließe, damit du deine Einfälle anbringen könnteſt!

Zu Hauſe that ich groß. „Ich gebe um dieſe Bekanntſchaft," ſagte ich, „nicht einen Bogen Makulatur, ob es ſich gleich noch gut genug mit dem Grafen umgehen läßt. Er iſt häßlich und artig; aber ich frage nichts darnach, gar nichts." Mitten unter dieſen Prahlereien konnte ich aber doch meiner Frau mit recht angenehmen Empfindungen ſo nebenher erzählen, daß er mir auf die Schulter geklopft, oder gar die Hand gegeben habe.

Meine Kinder machten ſich alſo ſehr hohe Begriffe von dem Adel; und hätte Eliſabeth nur die mindeſte Ahnung davon gehabt, daß auch Pahlen zu dieſem Stande gehöre, ſo würde ſie nicht ohne Zittern an die Bekanntſchaft mit ihm gedacht haben. In dem Hauſe des reichen Buchhändlers aber hatte man audre Begriffe. Der Baron Pahlen war dort ein Hausfreund, hieß Pahlen ſchlechtweg, und betrug ſich äußerſt artig; meine Kinder und wir Alle wußten nicht, daß ein Edelmann in ihm ſteckte. Kaum nannte er nun ſeinen Oheim Baron, ſo verlor Auguſte nach ihrem Begriffe von einem Edelmanne alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges; Eliſabeth aber, die jetzt unter der Herrſchaft des Gottes war, der, wie der Tod, alles gleich macht, fand das nicht mehr ſo. Auch ſie erwartete freilich nichts von dem Oheim; aber Auguſte ſogar, nichts von Pahlen ſelbſt: denn wie konnte ſie denken, daß es für ihre demüthige Schweſter, die Tochter eines armen Landpredigers, je möglich wäre, eine Baronin zu werden!

Nach einigem Ueberlegen hielt Auguſte die Sache denn auch nicht für ſehr ernſthaft; ſie meinte, Pahlen ſowohl als Eliſabeth würden bald die Unmöglichkeit einer ſolchen Verbindung einſehen und alle Hoffnung aufgeben. Wirklich machte ſie einen Verſuch, ihrer Schweſter dieſen Gedanken beizubringen; aber die heißen Thränen, womit Eliſabeth alle ihre Gründe beantwortete, erregten ihr Mitleiden ſo ſehr, daß ſie es nun der Zeit überlaſſen wollte, das Herz der Unglücklichen zu heilen.

Ich erfuhr nicht das Mindeſte, ob ich gleich wohl bemerkte, daß eine große Veränderung mit Eliſabeth vorgegangen ſeyn mußte. Sie war, möchte ich ſagen, durch die Liebe ein höheres Weſen geworden. Zwar ging ſie träumend umher; man vermuthete aber aus ihren entzückten, wehmüthigen, ſanften Blicken, ſie hätte heilige Träume von einer beſſeren Welt, und ich konnte es nicht über das Herz bringen, ſie aus denen zu wecken. Sie hatte vorher ihre Eltern geliebt, ihre Geſchwiſter, ihre Hausgenoſſen, ſogar die Thiere, die ſie fütterte; jetzt aber liebte ſie Alles, was ſie umgab, alle Menſchen, die ganze Schöpfung, und drückte ſich oft rührend über dieſe Liebe aus, die ihr Weſen beſeelte. O, ſie iſt zu gut für dieſe Welt! ſagten wir, ich und die Mutter, in dieſem Zeitpunkte tauſendmal von ihr; aber wir wußten nicht, daß eben das, was ich Trug der Welt, und meine Frau mit dem bibliſchen Ausdrucke Fleiſch nannte, die Liebe, unſre Eliſabeth ſo gut machte.

Hoffnungen.

Was der Leſer bisher geſehen hat, das waren die Folgen unſeres Eintrittes in die Welt, und, leider! nicht die einzigen. Es ſchlangen ſich tauſend Fädchen aus ihr durch unſre Hütte, durch unſer Leben, und hinderten den einfachen Gang unſeres ruhigen Glückes. Unſer Freund Friedrich, der uns in die Welt gezogen hatte, war edelmüthig genug, uns den Schritt nicht bereuen zu laſſen. Er machte meinen beiden älteſten Töchtern und meinem Sohne Karl Geſchenke; da wir Anderen nun nicht ganz und gar zurückbleiben konnten, ſo wußte er durch hundert Mittel — bald durch eine Wette, die er an meine Frau verlor, bald zur Vergeltung einer Gefälligkeit, die ſie ihm erwieſen hatte — uns nach und nach das in die Hände zu ſpielen, was wir brauchten, uns ſelbſt und die übrigen Kinder zu reformiren. Es waren nur Kleinigkeiten, und die konnten es bei der einfachen Beſcheidenheit meiner Familie nur ſeyn; doch dieſe Kleinigkeiten machten wieder andre nothwendig, die jetzt in meinem Hauſe ſchon für Bedürfniſſe galten, und mir nur allzuviel koſteten. Noch immer beglückten Eintracht, Friede und Liebe mein Haus; aber dennoch ſah ich mit Sorgen in die Zukunft, und nun regte ſich bei mir zum erſten Male der Wunſch, eine beſſere Pfarre zu haben. Mir freilich ſchien die Erfüllung dieſes Wunſches unmöglich; aber mein Freund, der Oheim Friedrich, war anderer Meinung. „Hm!“ ſagte er; „ich muß doch einmal überdenken, wie das wohl zu machen wäre!“ und auf einmal wieder nach einigen Hm! Hm! „Sie ſollen Superintendent in Schwarzenhagen werden. Der Mann iſt drei und achtzig Jahr alt, und kränklich; er lebt kein Jahr mehr.“ — Ich erſtaunte bei dieſer ſo beſtimmten Verſicherung, und ſchüttelte ungläubig den Kopf. Nach drei Tagen aber ließ mich Oheim Friedrich in ſeinem Wagen nach der Stadt holen, und fuhr mit mir rings umher zu dem Präſidenten und den Räthen des Conſiſtoriums. Ueberall wußte man ſchon von meinem Geſuch, überall kam man mir mit freundlichen Blicken entgegen.

Ich begriff nicht, durch welche Zauberei mein Freund das alles in drei Tagen ſo weit zu bringen gewußt hatte.

Geld, ſagte er lächelnd, und ein wenig Weltkenntniß können viel ausrichten. Dem Neffen des Präſidenten kündigte ich ein Kapital auf; bei dem alten Conſiſtorialrath, vor deſſen Geradheit ſich alles fürchtet, ſuchte ich eins, das ich dann wieder dem Rathe***, deſſen Stimme ſehr viel gilt, ſehr zu rechter Zeit anbot. Der Neffe des Präſidenten behält mein Kapital; das Uebrige iſt in Ordnung, und Sie werden Superintendent, ohne daß es mir drei Louisd'or koſtet.

So recht wollte der Weg, auf dem ich eine gute Stelle bekommen ſollte, mir nicht gefallen. Wiſſen Sie einen andern? fragte Oheim Friedrich. Verdient irgend Jemand eine beſſere Pfarre, ſo ſind Sie es; und das, lieber Freund, iſt genug. — Mir ſchien das nicht ſo; aber was ſollte ich machen?

Am folgenden Tage aß beinahe das ganze Conſiſtorium bei meinem Freunde. Ich bekam noch einmal die feſteſten Verſprechungen, und reiſte mit großer Hoffnung, doch nicht ohne Kopfſchütteln, nach Hauſe. Als ich meiner Familie erzählte, welche Hoffnungen, und welche Bedenklichkeiten ich hätte, fand nur mein Karl die letztern gegründet; und er äußerte bei der Gelegenheit, daß er nie um ein Amt anhalten würde. Auguſte ſchalt ihn einen Thoren. Wir Andern hatten nicht den Muth dazu; ja mir gefiel die Denkart des jungen Menſchen: und um nicht zu ſehr gegen ihn abzuſtechen, erklärte ich (was ich wirklich für meines Herzens Meinung hielt), daß ich es gern ſehen würde, wenn es mit meiner Beförderung nicht gelänge. Auguſte erkundigte ſich nach dem Range eines Superintendenten; und da ihre Mutter (deren Großvater dieſe Würde bekleidet hatte) ihr einen ſehr erhabenen Begriff davon machte, ſo blickte ſie ihre Schweſter Eliſabeth lächelnd an: wahrſcheinlich, weil ſie in meiner Erhebung zu dieſem Range eine Annäherung an Pahlens Stand zu ſehen glaubte.

Jetzt kamen wir Alle durch unſre Hoffnungen in Thätigkeit. Die Einkünfte der künftigen Pfarre wurden überſchlagen; und ob ſie gleich dreimal ſo hoch waren, als meine jetzigen, ſo rechneten wir ſie dennoch auf. „Nach eurer Rechnung,“ ſagte ich zu meiner Frau, und reichte ihr die Hand, „werde ich eine beſſere Pfarre, aber keinen beſſern Sylveſter-Abend haben. Beſſere Stühle und Schränke wird es bei uns geben, aber nicht fröhlichere Herzen. Meine Arbeit wird ſich vermehren, und — vielleicht auch unſre Sorgen. Was hat uns hier gefehlt? Am Sylveſter-Abend war unſre Rechnung gemacht. Wenn es auch dort nur eben ſo iſt: was haben wir denn mehr, meine Kinder?“

Die Uebrigen wurden bei dieſen Worten ernſt; nur Auguſte nicht: ſie bewies, daß ein Superintendent beſſer ſey, als ein bloßer Prediger, daß man mit neunhundert Thalern mehr ausrichten könne, als mit dreihundert, und daß alles Andre von der Zeit und von Umſtänden abhange, die man erwarten müſſe.

Nach vier Wochen ſtarb der Superintendent wirklich, und ich erhielt von dem Präſidenten ein Billet, worin er mir ſagte, daß ich ſogleich mit einer Bitte um die Stelle einkommen möchte, was ich denn unverzüglich that. Die ganze Provinz war überzeugt, daß ich die Stelle bekommen würde, und wir waren es mit ihr. Unſer kleiner Nothpfennig ging nun für einen Wagen darauf, den wir von einem benachbarten Pächter kauften. Als der Wagen auf den Hof gefahren wurde, ſtellten wir uns Alle um ihn her. Auguſte aber ſtieg hinein, und grüßte uns ſitzend recht vornehm. Wir ſpotteten über ihren Stolz auf den Wagen; doch als ich hinein ſtieg, um ihn von innen zu beſehen, und als ich mich niederſetzte, um die Breite des Sitzes zu probiren: da fiel mir auf einmal eine Fahrt zu einer Kirchenviſitation ein; und wäre ich allein geweſen — wer weiß, ob nicht auch ich probirt hätte, wie es ſich aus dem Fenſter hinaus grüßen laſſe. Der Wagen machte noch manches Andere nothwendig, und nun verwandelte ſich ein Theil unſeres wenigen Silbers in Kleidungsſtücke, u. ſ. w. Aber was ſchadete das! wir lebten ja in der froheſten Hoffnung.

[illegible]

Die zertrümmerten Hoffnungen.

[illegible]

[illegible]

Wir ſaßen eines Tages beiſammen in einem Geſpräche von unſern Hoffnungen, und erwarteten den Oheim Friedrich, der heute kommen wollte. (Auguſte hatte den Wagen dicht vor das offne Fenſter ſchieben laſſen, damit er dem Oheim ſogleich in die Augen fiele.) Anſtatt ſeiner kam aber ein Brief von ſeiner Schweſter, die mir meldete, daß er an einem Schlagfluſſe geſtorben wäre, und die bei dieſer traurigen Nachricht ſolche ſpitzige Nebenbemerkungen machte, daß ich wohl ſah, ich hätte von ihr nichts mehr zu erwarten. Dieſe Nachricht machte uns indeß nur wehmüthig, und von Zeit zu Zeit ſagte einer von uns: armer Oheim! Wir redeten mit trauerndem Ernſte von der Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens, von der Hinfälligkeit aller menſchlichen Plane. Ach, wir dachten nur an die Plane, die Friedrich noch ausführen wollte, und die nun der Tod zerſtört hatte, aber

aber gar nicht an die Hinfälligkeit unſrer eignen.

„Iſt es nicht, Kinder," ſagte ich, „als ob die Hand des Todes auch uns berührt hätte? Es liegt mir jetzt weniger daran, eine beſſere Stelle zu bekommen; denn Niemand in der Welt wird mit der freundſchaftlichen Wärme „Herr Superintendent" zu mir ſagen, als es der gute Oheim geſagt hätte."

Ich wollte jetzt, ſagte Auguſte, eben ſo gern zu Fuße abreiſen. Der Wagen, ſo ſehr er mir auch gefiel, iſt mir gleichgültig geworden, da der gute Oheim Friedrich nicht mehr lebt. — Wir Alle blickten durch das Fenſter nach dem Wagen. „Bringt ihn weg," ſagte ich; „er erinnert mich zu ſchmerzlich an den Verluſt meines Freundes." Meine Kinder ſchoben den Wagen in die Scheune, und wir brachten den Abend in einer ernſten Todesfeier zu, in die ſich aber doch unſre Hoffnungen tröſtend miſchten. Am folgenden Tage, als wir wieder ſehr wehmüthig bei einander ſaßen, bekam ich einen Brief von dem ehrlichen Conſiſtorialrath, der mir mit großem Unwillen ſchrieb, daß auf die Nachricht von dem Tode des Buchhändlers das Conſiſtorium ſeinen Entſchluß in Betreff meiner geändert hätte, und daß meine Hoffnung, die Superintendenten-Stelle zu erhalten, ſo gut wie vernichtet wäre.

Ich hatte doch Beſinnung genug, den Brief mit einer gleichgültigen Miene einzuſtecken, und auf mein Stübchen zu gehen. Hier las ich ihn noch einige Male durch, und meine Betrübniß wurde immer größer. „O," ſagte ich; „nie hat das Unglück Menſchen ſo verfolgt, wie mich und meine Familie! . . . Es giebt" — ſetzte ich ſogleich hinzu, als ich einen Armen an meiner Thüre klagen hörte — „es giebt Unglücklichere, Arme, die keine andre Hoffnung haben, als die Barmherzigkeit der harten Menſchen; doch ſie ſind nur nach und nach in ihr Elend gekommen. Aber ich! Nein, ſo abſichtlich hart, wie mit mir, iſt das Schickſal wohl noch mit keinem Menſchen umgegangen. Starb mein Freund acht Tage früher, ſo wurde ich freilich um meine Hoffnung betrogen; aber unſer Nothpfennig, unſer Silber war noch da, und ich konnte meiner Familie mit einem ruhigen Lächeln ſagen: es iſt nichts! Starb er acht Tage ſpäter, ſo hatte ich die Präſentation, und alles ging gut. Aber nun ſtirbt er gerade an dem Tage, in der Stunde, da ſchon ſo viel, und nichts gethan iſt. O, ihr armen, unſchuldigen Kinder!"

Das Schwerſte hatte ich noch immer vor mir: meiner Familie dieſe unglückliche Nachricht mitzutheilen. Ich legte mich — es war ein dunkler Herbſtabend — in das Fenſter, und ſah in das Dorf hinunter, wo in allen Hütten nach und nach Licht angezündet wurde. Mir fiel der erſte Abend wieder ein, den ich in dieſem Hauſe zugebracht hatte, als ich meine Probepredigt halten ſollte. Ich lag in demſelben Fenſter, wie damals, und fliſterte: „wie viele frohe Stunden ſind mir ſeit jenem Abend hier verfloſſen! wie glücklich bin ich geweſen! Und was fehlt mir denn jetzt? Ein Nothpfennig? Lieber Gott, muß ich denn Noth haben? und iſt denn der Wagen nicht noch immer etwas werth?" —

Wie es zuging, weiß ich nicht; genug, ich fühlte mich beruhigt, und ging nun getroſt hinunter, meiner Familie die üble Nachricht mitzutheilen und ſie über die fehlgeſchlagene Hoffnung zu tröſten.

Bei dem matten Scheine eines Lämpchens ſaßen alle meine Kinder mit der Mutter gerade in dem Winkel, wo die Frau meines Vorgängers ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Sie ſprachen eifrig von dem Oheim Friedrich. Ich ging im Zimmer auf und ab, und hörte zu, um bei irgend einer guten Veranlaſſung mit meiner Nachricht einzufallen. Mein Sohn hielt im Fortgange des Geſpräches der ſtoiſchen Philoſophie eine Lobrede. Und wenn es, ſagte Eliſabeth, in meinen Kräften ſtände, ſo kalt, ſo gefühllos zu werden, wie der ſtärkſte aller deiner Philoſophen: ich möchte es nicht. Nein, ich will keinen Abſchied verlieren, ob ich gleich vor jedem zittre. Welcher Schmerz auch meinem Leben beſtimmt ſeyn mag, ich will ihm geduldig mein Herz hinhalten. — Auch iſt es nicht einmal wahr, fiel Auguſte ein; ſeine Weiſen waren entweder nicht unglücklich, oder eitle Thoren, die weiter nichts konnten, als ihre Seufzer verbergen. Man ſage, was man will: ich kann ſo gut lachen, wie einer deiner Philoſophen; aber es giebt Unglücksfälle, bei denen mir das Lachen wohl vergehen würde.

„Recht, meine Auguſte!“ ſagte ich; „und wer da keine Thränen hat, iſt überhaupt nicht werth, ſie zu haben. Es giebt Unglücksfälle, die das Herz zerdrücken; (Gott laſſe uns keinen ſolchen erleben!) Das Uebrige, was man Unglück nennt, Armuth, Dürftigkeit, Verachtung, das wollen wir wohl ertragen.“ — (Auguſte ſah mich befremdet an; das war nicht ihre Meinung geweſen.) „Denn was iſt unſer Glück?“ fuhr ich fort. „Liebe, Vertrauen, Einigkeit, und ein gutes Gewiſſen! Denkt euch den Fall, daß wir noch ärmer würden, als wir ſind: was verlören wir? Nichts! Wir hätten gut ſtoiſch ſeyn! Ja, ich möchte beinahe glauben, daß größere Armuth unſre Herzen noch enger zuſammenziehen, unſre Liebe, unſer Vertrauen noch rührender und genußreicher machen könnte, und machen würde. Die Tochter, die ihren gefeſſelten Vater mit ihrem mütterlichen Buſen ernährte, muß Augenblicke der Liebe, des Glückes gehabt haben, von denen wir uns keinen Begriff zu machen wiſſen. Und denke ich mir das menſchliche Leben ſo recht deutlich, wie es dahin geht, wie wir in Kurzem gänzlich vergeſſen werden; denke ich daran, daß vor etwa fünf und dreißig Jahren in eben dem Winkel, wo Ihr jetzt mit ſolcher Liebe und Heiterkeit ſitzet, fünf Herzen brachen, von deren Seufzern Niemand mehr etwas weiß, mich allein ausgenommen; daß da, wo du, liebe Frau, voll mütterlicher Freude und mütterlichen Stolzes zwiſchen deinen Kindern ſitzeſt, eine Mutter ſaß, die ihre bebenden Hände ausſtreckte, die Augen ihrer Kinder zuzudrücken; daß jetzt das Röcheln der Sterbenden, wie die Seufzer der Mutter, vergeſſen ſind; daß auch Ihr einmal vergeſſen ſeyn werdet, mit allem euern Thun und Treiben — ſo möchte ich euch ſämmtlich in meine Arme nehmen, und ſagen: liebt mich und liebt euch! Das Leben verdient nicht, daß man ſonſt etwas wünſcht."

Ich war durch dieſe Vorſtellungen ſehr gerührt, und umfaßte meine Eliſabeth, die mir am nächſten ſaß. Auguſte umfaßte ihre ſchluchzende Schweſter, und bald umarmten wir uns Alle mit inniger Zärtlichkeit. „Was ſchadet es denn nun,“ fuhr ich gerührt fort, „daß ich hier bleibe? Werden wir weniger glücklich ſeyn? . . . Daß wir arm ſind? Meine Kinder, was heißt denn reich? Wir hielten uns für arm, als wir die Nichten unſers ſeligen Freundes kennen lernten. Würden wir, wenn ich Superintendent geworden wäre, nicht wieder unter Menſchen gekommen ſeyn, die es uns im Aufwande weit zuvor gethan hätten? Und können wir auch nie in dem Wagen fahren, den wir gekauft haben, und für den unſer Nachbar uns ſeine Pferde angeboten hat — was iſt es denn mehr? ſo gehen wir, und das Glück wird uns begleiten.“

Aber, lieber Vater, fragte Auguſte unruhig; wie verſtehen Sie denn das?

„Ganz wörtlich, mein Kind. Ich werde nicht Superintendent, ſondern bleibe, was ich bin, Prediger in Großen-Eſenbach, und ein glücklicher Vater."

Das ſtumme Erſtaunen, in welches meine Familie gerieth, gab mir Zeit, den Brief aus der Taſche zu ziehen und ihn vorzuleſen. „Nach Allem," fuhr ich dann fort, „was wir für dieſe zertrümmerte Hoffnung ſchon gethan haben, iſt es freilich hart, ſie aufzugeben: doch muß ſie aufgegeben werden — nun, ich bin überzeugt, daß es Niemand leichter thun wird, als wir. Das erwarte ich von euch Allen, meine Kinder."

O ja! ſagten die drei jüngſten: nur Einmal ausfahren möchten wir in dem neuen Wagen.

„Das ſollt Ihr."

Meine Frau und Eliſabeth umarmten mich mit Thränen, und meine Frau ſagte leiſe: der Schlag iſt hart! Wir werden ihn lange fühlen!

Ich weiß nicht, Vater, ſagte mein Sohn mit einem etwas zu künſtlichen Ernſte, ob wir Urſache haben, uns zu freuen oder zu trauern, daß wir hier bleiben; und es wäre thöricht; uns über den Verluſt von etwas, deſſen Natur wir noch nicht kannten, zu betrüben.

Du biſt ein Thor mit deiner weiſen Eitelkeit, fuhr Auguſte auf. Ja, ich betrübe mich darüber von ganzem Herzen; denn, lieber Vater, ſagen Sie zu unſerm Troſte, was Sie wollen: es iſt doch nicht ſo, nicht ganz ſo. Uns Allen thut es weh, das weiß ich, und (fuhr ſie in den zärtlichſten Tönen fort) am meiſten dir, Eliſabeth; am meiſten dir!

Eliſabeth warf ſich an Auguſtens Bruſt, und Beide hielten ſich ſtill und ſanft weinend umarmt. Das machte mich unruhig; denn es ſetzte ein Geheimniß voraus. „Ich bitte dich, Auguſte," ſagte ich, und faßte ihre Hand: „rede! Warum wird es unſrer Eliſabeth am weheſten thun?"

Weil ſie von uns Allen das weichſte Herz hat, antwortete Auguſte ein wenig beſtürzt; und nun that ſie ſchnell hinter einander ein Paar Fragen, die der Unterredung eine andre Wendung geben mußten. „Setzt euch Alle in einen Kreis," ſagte ich; denn dieſe

Minute durfte nicht vorübergehen, ohne daß wir einen heilſamen Entſchluß faßten. Ich erklärte ihnen, daß ich jetzt gar keine Hoffnung mehr hätte, eine beſſere Stelle zu bekommen, da das Conſiſtorium wegen des offenbaren Unrechts, das es mir jetzt thäte, immer eine gewiſſe Abneigung gegen mich haben würde. (Es koſtete Mühe, ihnen das begreiflich zu machen.) „Ich für mein Theil,“ ſetzte ich endlich betheuernd hinzu, „bin nun entſchloſſen, hier zu ſterben. Unſer Freund Friedrich iſt todt; wir müſſen alſo wieder gerade eben ſo leben, wie vor unſrer Bekanntſchaft mit ihm. Ja, wir ſind jetzt noch ärmer, als vorher, viel ärmer. Es thut mir wehe, meine Kinder, euch das zu ſagen; aber ich kann nicht anders: Ihr müßt euch wieder kleiden, wie vorher, leben, wie vorher, und durch doppelten Fleiß die viele unnütz verſchwendete Zeit wieder einbringen.“

Auguſte zerfloß bei dieſen Worten in Thränen. „Ich wollte,“ ſagte ich zu ihr, „daß du uns bald wieder, wie vor einigen Monaten, ſagen könnteſt: ſchlachte einen Hahn, Krito!

Auch wollte ich, Kinder, wir nützten die Erfahrungen, die wir nun gemacht haben, um zu lernen, daß wir, mit unſerm ſchlichten Weſen, mit unſern einfachen Herzen, nicht für die Welt paſſen. Wir trafen einen Freund darin an, mehr als wir hoffen durften; aber dagegen haben wir auch ſeine Schweſter und ſeine vier Nichten kennen lernen, die uns verachteten, und das Conſiſtorium, das jetzt meine Anſprüche nicht länger gelten läßt, da kein reicher Mann ſie mehr unterſtützt. War der Eine Freund um dieſen Preis nicht zu theuer gekauft? Wir haben Arme. Laßt uns arbeiten, um zu leben, leben, um uns zu lieben, uns lieben, um glücklich zu ſeyn."

Hier ſchwieg ich, noch immer mit ſchwerem Herzen. Mein Sohn ſagte feierlich: wer dieſer Meinung iſt, der hebe ſeine rechte Hand auf! Er meinte das ernſtlich; auch hatte der Auftritt das Anſehen einer öffentlichen Berathſchlagung: allein meine drei jüngſten Kinder lachten, als ſie die rechte Hand erhoben. Mechaniſch erhob auch ich ſie, und Auguſte fing an laut zu lachen. Jetzt war der Sieg erfochten.

Auguſte war am Ende die muthigſte von uns Allen. Sie zog ihr Spinnrad vor ſich hin, und ſagte: es läßt ſich viel thun; aber meine Poſchen behalt' ich, und meine Manſchen dazu, ſollte ich auch noch zwei Stunden früher aufſtehen.

Nach Tiſche, als die Kleineren zu Bette waren, und ich erſt mit meiner Frau ein Weilchen unter vier Augen geſprochen hatte, nahm ich das vorige Geſpräch wieder auf. In unſrer Nachbarſchaft lebte ein junger Mann auf einem kleinen Vorwerke, das er gepachtet hatte, ſehr ſtill und ordentlich. Er war einige Male nur etwa eine Viertelſtunde lang bei uns geweſen, um ein kleines Geſchäft mit mir abzumachen; indeß mußte er doch in dieſer kurzen Zeit bemerkt haben, daß Eliſabeth ein hübſches, ſittſames und fleißiges Mädchen war. Dieſer Mann nun, der ſich in ganz guten Umſtänden befand, hatte ſo ganz von weitem bei mir anfragen laſſen, ob er ſich wohl Hoffnung auf meine Eliſabeth machen könnte. Ich muß dem Leſer nur geſtehen, daß dieſe Anfrage mich ein wenig verdroß; denn gerade damals machte ich mir die zuverſichtlichſte Hoffnung, Superintendent zu werden. Das wußte der Mann indeß nicht; ich ließ ihm daher nur antworten: meine Eliſabeth wäre noch ſo jung, daß ich für jetzt nicht daran denken könnte, ſie zu verheirathen. Damit, glaubte ich, wäre die Sache für immer abgethan; indeß hatte der Pächter das nicht für eine abſchlägige Antwort genommen. Er kam bald nachher wieder zu mir, und war ſehr freundlich, doch ohne ſeines Wunſches mit einer Sylbe zu erwähnen. Ganz im Vorbeigehn machte er mir indeß eine Beſchreibung von ſeinem Vermögenszuſtande, und zwar auf eine ſo zarte, feine Art, daß er mir darum ganz wohlgefiel.

Jetzt erinnerte ich mich wieder an ihn und ſeinen Antrag. Ich dachte: wenn er noch etwa zwei Jahre auf Eliſabeth wartete; nun, ſie bliebe dann in unſerer Nähe, und die jüngeren Kinder hätten an ihr eine Stütze.

Meine Frau dachte wie ich; doch meinte ſie: zwei Jahre wären zu wenig, und es würde beſſer ſeyn, wenn Eliſabeth von der ganzen Sache noch nichts erführe.

„Wir müſſen,“ ſagte ich dagegen, „dem Manne Hoffnungen machen; und dürfen wir das, wenn Eliſabeth es nicht billigt? Sie iſt noch ein Kind, liebe Frau; aber mich dünkt, auch Kinder haben Rechte, die man nicht kränken darf.“

Nach dem Eſſen ſaßen wir in einem Kreiſe bei einander; nur mein Karl las am Tiſche vor ſich allein den Seneca de consolatione, um noch Gründe zum Diſputiren mit Auguſten darin zu ſuchen. „Meine Kinder,“ hob ich an, „ich werde euch jetzt mit einer ganz neuen Seite des menſchlichen Herzens bekannt machen.“ (Karl legte den Finger auf die Stelle, die er las, und horchte auf.) „Ihr liebt uns, mich und eure Mutter, und wir lieben euch; doch außer dieſer Liebe giebt es noch eine andre, ganz von dieſer verſchiedene. Ich bitte euch, beſonders dich, Eliſabeth, mich recht aufmerkſam anzuhören." Meine Frau lächelte über dieſen Eingang, und ich ſelbſt mußte lächeln; denn ich wußte nicht ſo recht, wie ich weiter kommen würde. Karl machte ſein Buch zu, und kam näher. Unſer Lächeln theilte ſich den Kindern mit, und Auguſte lachte endlich laut „So ſeltſam und lächerlich dir das vorkommt," ſagte ich zu ihr, . . .

Lächerlich kommt es mir gar nicht vor, unterbrach ſie mich; denn man kann zehn verſchiedene Perſonen auf zehn verſchiedene Weiſen lieben; den Vater anders als die Mutter, den Bruder anders als die Schweſter, und alle anders als einen Geliebten. (Bei dem letzten Worte erröthete ſie.) Ich erſtaunte nicht wenig, und ſagte: „was in aller Welt! woher weißt du denn das?"

Das weiß ich, antwortete ſie zögernd, aus einigen Büchern, die ich von des Oheims Nichten habe, und die ich nun doch wieder zurückgeben muß. Ich dächte, lieber Vater, jetzt, da wir wieder in der tiefſten Einſamkeit ſeyn werden, könnten Sie uns wohl erlauben, die Bücher zu leſen. — Ich wußte nicht recht, was ich zu ſagen hatte, und ſah meine Frau mit Kopfſchütteln an. Endlich ließ ich mir die Bücher bringen. „Alſo, ihr Mädchen,“ fragte ich, — denn daß mein Sohn unſchuldig war, ſah ich; er fiel ſogleich mit Neugierde über die Bücher her —: „alſo ihr Mädchen leſ't Romane? Nun, ſo kann ich viele Worte ſparen!“ — Eliſabeth, erwiederte Auguſte, hat nicht eine Zeile geleſen, ſo ſehr ich ſie auch darum gebeten habe. — „Aber ohne Zweifel haſt du ihr doch eine Beſchreibung von der zehnfachen Liebe gemacht.“

Zehnfache! ſagte mein Sohn. Erlauben Sie ihr doch, ſie zu nennen.

O, lieber Vater, antwortete Auguſte, die Hauptſache von dem Allen liegt in unſerer Seele. Glauben Sie mir, die Liebe gehört mit zu den unwillkührlichen Bewegungen unſerer Organiſation, wie der Blutumlauf, das Athemholen, der Hunger und der Durſt, wovon unſre Engliſche Naturgeſchichte ſagt, wir könnten Gott nicht genug dafür danken, daß er dieſe Lebensprincipe nicht in die Willkühr der verkehrten Menſchen geſtellt habe. Sehen Sie, man liebt, ohne daß man es weiß, wie das Blut umläuft, ohne daß man es merkt. . . . Ich habe Lieschen nicht einmal ein Wort erzählen dürfen.

Meine Frau blätterte unruhig in den Büchern hin und her. Ich ſchüttelte den Kopf, und dabei fiel mir ein, daß ich ſchon längſt hätte wiſſen können, was ich erſt jetzt erfuhr; wenn ich aufmerkſamer auf Auguſten geweſen wäre. Es ſchien mir indeß rathſam, keine Prüfung mit dem Mädchen anzuſtellen; denn mein Sohn ſtand mit einem lauernden Geſichte da, und ſchien recht darauf zu hoffen, daß ich es thun ſollte. „Nun denn,“ ſagte ich; „jetzt kann ich den Eingang ſparen, den ich machen wollte. Der junge Salzmann liebt dich, Eliſabeth, und hat bei mir um dich anhalten laſſen.“ (Eliſabeth und Auguſte erblaßten bei dieſen Worten.) „Du biſt freilich noch zu jung, mein Kind . . .“ — Ja wohl, viel zu jung! unterbrach mich meine Frau. Ja, liebſte Mutter, ſagte Auguſte mit ängſtlicher Freude;

viel, viel zu jung! Nicht wahr, Lieschen? viel, viel zu jung! Eliſabeth antwortete nicht; ſie ſank ihrer Mutter zitternd, und immer mehr erblaſſend, in die Arme. Ach, theure Mutter, rief ſie ſchluchzend: wie unglücklich bin ich! o, vergeben Sie mir! Jetzt rief Auguſte mit Heftigkeit: o, nun iſt alles verloren!

Ich kann dem Leſer nicht beſchreiben, welche erſchütternde Wirkung dieſe Worte auf uns machten. Wir wurden von einer drückenden Aengſtlichkeit befallen, und Niemand konnte ein Wort hervorbringen. Unſre Blicke hingen an Eliſabeths blaſſen Lippen, die uns das Todesurtheil ſprechen ſollten. Eliſabeth! ſagte endlich meine Frau. Jetzt richtete ſich Eliſabeth von dem Herzen ihrer Mutter auf, und trat einen Schritt zurück, doch ohne allen Stolz, ohne allen Trotz in ihrer Bewegung. Sie ließ den Kopf demüthig auf ihre Bruſt ſinken, und faltete bittend die Hände; es war, als wollte ſie nichts von unſrer Liebe, ſondern alles nur von unſerm Mitleiden verlangen. „Meine gute Eliſabeth!“ ſagte ich jetzt. Sie erwiederte mit leiſen Tönen: ich liebe! ich liebe unausſprechlich! mein Herz gehört dem Baron Pahlen!

Dieſe wenigen Worte zeigten mir die ganze Größe unſeres Unglücks. Pahlens Aufmerkſamkeit auf Eliſabeth war mir nicht entgangen, und durch einige Fragen an den Oheim Friedrich hatte ich erfahren, daß er ein Baron ſey, und von dem ſtolzeſten Menſchen, ſeinem Oheim, abhange. Ich verlor, als ich Eliſabeths Worte hörte, allen Muth; meine Frau aber faßte ſich. Ich will nicht hoffen, ſagte ſie, daß es Hochmuth von dir iſt, Eliſabeth? — Eliſabeth rang die Hände, und ſchwieg. Auguſte aber ſagte: Hochmuth! wir erfuhren erſt hinterher, daß er ein Baron iſt. Nun denn, ſagte meine Frau ruhiger; ſo wißt ihr es ja nun. Ihr ſeyd Närrinnen! . . . Ich bin ganz irre, ſetzte ſie hinzu, und legte die Hand an die Stirn. Wie kannſt du denn ſagen, daß du ihn liebſt, Eliſabeth, da du doch alles weißt?

Ich liebe ihn, ſagte Eliſabeth mit niedergeſchlagenen Augen und leiſe; ach, ich fühle, daß ich ihn ewig lieben werde.

Mädchen! ſagte meine Frau erhitzt: wenn das nicht Hochmuth oder noch etwas Schlimmeres iſt, ſo weiß ich nicht, wie ich es nennen ſoll. Lieber Mann, rede doch! du biſt ja Vater!

Ich ſah das Elend ſchon, das uns treffen würde, treffen mußte; und meine Empfindung löſ'te ſich bei Eliſabeths Worten in den wehmüthigſten Schmerz, in das tiefſte Mitleiden mit dem unſchuldigen Mädchen auf. „Was ſoll ich ſagen, liebe Frau!“ rief ich. „Wir waren glücklich: das iſt alles, was ich weiß. Doch jetzt — jetzt erwarte ich nur Thränen, Schmerz und Klagen. O kommt, kommt meine Kinder! Wir wollen uns in dieſen Winkel ſetzen: denn — o du Barmherziger im Himmel! ich ſehe ſchon, wie auch Einige von uns den Andern die Augen zudrücken werden; aber ach! nach längeren, ſchwereren Leiden. O, der Himmel gebe uns nur geduldige Herzen, und einen ſanften Tod!“

Aber, du lieber Gott! ſagte meine Frau beſtürzt, und weniger entſchloſſen, als vorher:

wo iſt denn das Unglück? Eliſabeth iſt ja vernünftig.

„Du kennſt das Herz, du kennſt die Liebe nicht, gute Frau.“

Ach, rief Eliſabeth, und ſtreckte die Arme gegen mich und die Mutter aus: ach, ich fühle, der Schmerz, dieſe Liebe wird mich tödten! O Mutter, nie kann ich aufhören ihn zu lieben.

Meine Frau, deren Vorſtellungen von der Liebe die Leſer kennen, wurde erbittert, weil ſie Eliſabeths Empfindung für Starrſinn oder für etwas noch Schlimmeres hielt. Sie ſtieß das unglückliche Mädchen, das ſich ihr näherte, von ſich; dann wendete ſie ſich um, und erblickte die Bücher. O, die verdammten Bücher! rief ſie ſehr laut, und warf ſie heftig zu Boden. So zornig hatte ich meine Frau noch nie geſehen. Ihr heftiger Ton, Eliſabeths geduldige Stellung und Auguſtens Geſchrei, womit ſie der Mutter verſicherte, Eliſabeth habe nicht eine Zeile in dieſen Büchern geleſen: das alles zuſammen that eine ſehr ſchmerzhafte betäubende Wirhung auf mich. Es war die erſte Scene dieſer Art, die ich erlebte. Meine Frau wendete ſich raſch wieder zu Eliſabeth, die mit geſenktem Kopfe, beide Hände auf das Herz gedrückt, demüthig da ſtand, und rief heftig: du ſollſt vernünftig ſeyn! du ſollſt! dieſen Augenblick! Ich befehle es dir!

Eliſabeth näherte ſich ihr wieder. Meine Frau ſtieß im Zorn ſie zum zweiten Male von ſich, und rief: du darfſt mich nicht eher anrühren, als bis du ſagſt, daß du ihn nicht liebſt! — Ach, ſo habe ich keine Mutter mehr! ſeufzte das arme Mädchen. — Nein, rief meine Frau; und ich keine Tochter! Eliſabeth ſank kraftlos an Auguſtens Bruſt; aber dieſe ſagte mit ihrem gewöhnlichen ungeſtümen Feuer: Eliſabeth, du haſt noch eine Schweſter, die Leben und Alles für dich hingiebt. O, meine unſchuldige Schweſter! Das Wort unſchuldig ſprach ſie ſo laut, ſo kräftig, daß es auch die ſanfteſte Mutter würde aufgefodert haben. Meine Frau hob die Hand mit einem harten Worte; Karl ſprang dazwiſchen, und bekam den Schlag, der Auguſten beſtimmt war. Er faßte ihre Hand, küßte ſie hundertmal, und ſagte weinend: o Mutter, man ſoll nicht ſagen können, Sie hätten eins Ihrer Kinder in Zorn geſtraft.

Auguſte führte ihre Schweſter langſam auf mich zu, und ſagte bitter: helfen Sie mir ſie halten, Vater. Sie iſt die erſte von uns, die ſtirbt! Eliſabeth ſank halb ohnmächtig auf meine Kniee. Sieh, Eliſabeth, rief meine Frau, und riß ihre Hand los, die Karl noch immer hielt: ſieh, wenn du mir nicht dieſen Augenblick verſprichſt, daß du dem niederträchtigen Verführer auf ewig entſagſt, ſo ſchwöre ich . . . —

Eliſabeth zitterte heftig in meinen Armen. Ach, fluchen Sie ihr nicht! rief Auguſte bebend. Da ſagte ich: „o Frau, laß uns ſterben, wenn es ſeyn muß! Hier, wo ich ſitze, und wo dein ſterbendes Kind bebt, hier ſtarben fünf Kinder; aber ihre Mutter betete für ſie, und legte die ſegnende Hand auf die kalte Stirn. Eliſabeth!" (ich weinte) „du haſt uns betrübt; aber der Segen deines Vaters und deiner guten Mutter gieße Ruhe in dein Herz!"

Jetzt ſank Auguſte ſeufzend vor mir auf die Kniee, und Karl befolgte ihr Beiſpiel. Ich hielt ihnen die eine Hand hin, ſie näher zu ziehen, umarmte und ſegnete ſie, und zerfloß in Thränen. Unter dieſen Thränen des Schmerzes, der Liebe, der Reue, verlor Eliſabeth die Beſinnung, und ſank ohnmächtig in meinen Armen nieder. Sie ſtirbt! riefen wir alle drei; und jetzt ſtürzten unſre jüngeren Kinder laut ſchreiend aus der Kammer hervor. Auch ſie knieeten, als ſie Karln und Auguſten knieen ſahen, um mich her nieder. Ach, es war ein herzzerreißender Anblick! Meine Frau ſchwankte herzu, warf ſich weinend über die geliebte Tochter her, nahm ſie in die zitternden Arme, an das ängſtlich ſchlagende Mutterherz, benetzte ſie mit Thränen, und bedeckte ihren bleichen Mund mit Küſſen. Eliſabeth erwachte endlich, wie jedes Kind in einer ähnlichen Lage erwachen ſollte: an dem Herzen der verſöhnten, der liebenden Mutter, unter ihren heißen Segnungen, und ihrem noch heißeren Gebete. Die übrigen fünf Kinder ſchloſſen knieend einen Kreis um Mutter und Schweſter her. Ich ſaß ermattet da, hob nur die zitternden Hände auf, und betete zu Gott um Segen für uns Alle. Die Umarmung der Mutter und Tochter dauerte lange; denn ſie hatten einander viel abzubitten, viel zu vergeben. Ihre Liebe war in dieſem Augenblicke heißer, reiner, mütterlicher, kindlicher — ich möchte ſagen ſchweſterlicher — geworden.

O, die Härte, womit eine Mutter ihr Kind behandelt, kann ihre Liebe nur inniger machen, oder — ſie trennt Beide auf ewig. Ich ſah, wie die heißere Liebe aus Beider Blicken flammte; ich ſah, wie meine Tochter nach der Hand ihrer Mutter faßte, um ſie kindlich zu küſſen; ich ſah, wie die Mutter ihr die Hand entzog, und die ſchönſte Verzeihung, den reichſten Segen, in dem mütterlichen Kuſſe auf ihre Lippen drückte.

Endlich gingen Mutter und Tochter, Beide von einander umfaßt, hinaus. Es ſchien mir, als hörte ich ſie die heiligen Worte gegen einander auswechſeln: „ich war zu hart!" und, „o, meine geliebte Mutter!" Meine Kinder mußten etwas Aehnliches denken: ſie blieben auf den Knieen; und da Auguſte mit einem frommen Blicke ihre Hände faltete, ſo konnte ich nicht anders — ich nahm meine Mütze ab, und beugte demüthig mein Haupt vor der ewigen Liebe.

Nach einigen Minuten kamen Beide, mit dem ſtrahlenden Triumph in den naſſen Augen, wieder herein. Wir gingen ihnen entgegen, und es wurde eine allgemeine Umarmung. Auguſte bekam die Küſſe ihrer Mutter doppelt herzlich. O, du Unmenſch! ſagte ſie heimlich mit einem Händedrucke zu Karln: warum fingſt du den Schlag auf?

Die Mutter ſchickte die Kleinen, mit den zärtlichſten Küſſen, wieder in die Kammer, und nun ſaßen wir, meine Frau zwiſchen ihren beiden Töchtern, voll Liebe, aber doch in Verlegenheit, die indeß nicht von Mißtrauen herrührte. Jeder wußte nur nicht, wie er bei der Erklärung, die jetzt nicht ausbleiben konnte, ſanft genug ſeyn ſollte.

Endlich hob meine Frau mit Lächeln an: lieber Vater, du ſagſt ja immer: laß uns ſchlafen gehen! Ich dächte, heute wären wir Alle zu unglücklich oder zu glücklich, um . . . — „Wie wir jetzt ſind, liebe Herzensfrau," unterbrach ich ſie: „ſo ſollten wir wünſchen, immer zu ſeyn, wenn wir Verzeihung bedürfen oder geben. Laß uns reden. Eliſabeth wird nie mehr Muth haben, auch das ſchwerſte Opfer zu bringen, als heute Abend; und wir können nie ſanfter, theilnehmender, gütiger ſeyn, als in dieſer Stunde."

Auguſte und Eliſabeth erzählten nun (was der Leſer ſchon weiß), wie Eliſabeths Liebe entſtanden ſey. Meine Frau hörte aufmerkſam zu, ohne ſie zu unterbrechen, was ſie zu andrer Zeit gewiß gethan haben würde. Sie fragte mich nur: Vater, kannſt du Pahlens Betragen gegen ein ſo unſchuldiges Mädchen, wie unſre Eliſabeth, billigen? Auguſte vertheidigte Pahlen ſogleich mit allem Eifer, und ſetzte ihrer erſtaunten Mutter und ihrem horchenden Bruder ein Kapitel von der Liebe aus einander. Ich ſtellte meiner Eliſabeth nun mit ſanftem Tone vor, wie wenige Hoffnung ſie hätte. Sie antwortete mit einem tiefen Seufzer. Dann ſagte ich ihr: wenn ſie den Pächter Salzmann heirathete, ſo würde ſie Pahlen ohne Zweifel vergeſſen.

Gewiß nicht, mein Vater, erwiederte ſie, und erhob die Hände bittend gegen mich; gewiß nicht! Ich werde, ich kann ihn nie vergeſſen. Aber, Vater, wollen Sie, will es meine gütige Mutter, daß ich Herrn Salzmanns Frau werden ſoll, ſo gehorche ich Ihnen.

„Eliſabeth, mein Kind,“ hob ich an: „du weißt, wir ſind arm, ſehr arm. Salzmann iſt redlich, ohne Falſch, und das will mehr ſagen, als die Kultur, welche man in der Welt bekommt. Du könnteſt einmal die Stütze deiner Geſchwiſter werden; und ich glaube, meine gute Tochter, dieſer Beruf iſt größer, als der, welchen die Liebe giebt.“ — O, mein guter Vater, ſagte ſie ſanft weinend; wenn auch das nicht wäre — Ihr Wunſch iſt mir genug. Ich werde weinen, aber dennoch glücklich ſeyn, da ich die Wünſche meiner lieben Eltern erfüllte. Ich will, Vater, ſobald Sie wollen.

„Mein Kind, prüfe dich, ob dein Herz dieſer Stärke, dieſes Opfers fähig iſt!“

Sie ſtand auf, und ſagte: dieſen Abend habe ich Kraft zu Allem in der Welt bekommen. Nein, nie will ich wieder einen ſolchen Abend, einen ſolchen Augenblick erleben, und könnte ich dadurch die Erfüllung aller meiner Wünſche erkaufen. Ja, Vater, ich werde ihn nie vergeſſen, ich werde ihn ewig lieben; aber — ich bin bereit, Herrn Salzmann meine Hand zu geben.

Mein Herz ſchlug vor Freude, daß wir nun dem Unglücke, welches uns gedrohet hatte, ſo leicht entgingen. Iſt ſie Salzmanns Frau, dachte ich, ſo hat ſie Pahlen in einigen Monaten vergeſſen. Die Gefühle der ehelichen und der mütterlichen Liebe werden bald eine jugendliche Schwärmerei verdrängen. Das angenehme Gefühl, eine Hausmutter, und das noch angenehmere, die Stütze ihrer Geſchwiſter zu ſeyn, wird ihr reines Herz bald wieder mit den Freuden des Lebens verſöhnen. — Ich nahm die edelmüthige Tochter in meine Arme. Sie zitterte, und wurde ein wenig blaß; doch ſchloß ſie muthig und kräftig die Arme um mich her. „Nun, ich nehme dein Verſprechen an, mein Kind. Gott ſegne dich! Du biſt eine gute Tochter, ein edles Mädchen, eine liebende Schweſter; du wirſt eine gute, und, das verſpreche ich dir feierlich, auch eine glückliche Frau werden!“ (Sie ſchüttelte faſt unmerklich den Kopf.) „Glaube mir, mein Kind,“ fuhr ich ſehr gerührt fort: „wenn du nur ein Jahr lang weinen müßteſt, ſo wollte ich ſchweigen, und deine Liebe in Schutz nehmen; aber ...“ — Nun denn! ſagte ſie geduldig; aber ich bitte, erwähnen Sie davon nichts mehr, lieber Vater. Ich will mir ſogar die Hoffnung erkünſteln, daß Sie Recht haben; nur vertröſten Sie mich nicht auf ein Glück, das unmöglich iſt. Genug, ich werde eine glückliche Tochter ſeyn! — Die letzten Worte ſagte ſie mit Tönen, die mir durch die Seele gingen; doch meine Ueberzeugung, daß ich Recht hätte, beruhigte mich wieder.

Ich fühlte nun, daß ich dem Zufalle nicht viele Zeit laſſen müßte. „Alſo, ich darf,“

fragte ich, „Herrn Salzmann wiſſen laſſen, daß du deine Einwilligung giebſt?“ Sie neigte ſanft den Kopf. — „Morgen? Eliſabeth, eine ſo gute Tochter iſt nicht zu jung, eine Hausfrau zu werden. Morgen? . . . Und an dem Geburtstage deiner Mutter iſt die Hochzeit.“

Ja, mein Vater! ſagte ſie zitternd. Morgen? ſetzte ſie dann hinzu. Ach, nur Einen Tag geben Sie mir, daß ich mich faſſen kann! Doch nein! was ich zu thun habe, dazu bin ich jede Minute entſchloſſen. Morgen alſo. Ja, ich werde eine glückliche Tochter ſeyn.

Ich küßte ſie mit fröhlichem Herzen. — Morgen? fragte meine Frau mit großen Augen. Ich weiß nicht, lieber Vater, es iſt ſo ſeltſam. Sie ſoll einen Mann heirathen, den ſie nicht liebt. Ich frage: iſt das auch recht? betriegen wir den Mann nicht? Und dürfen wir ihm wohl ſagen: ſie liebt einen Andern?

Ich lächelte. „Ja, das dürften wir, liebe Frau, wenn er das Herz unſrer Eliſabeth kennte, und wenn ſolche kleine unbedeutende Täuſchungen nicht zu den Regeln der Höflichkeit gehörten." — O, behüte uns Gott davor! ſagte ſie aufſtehend. Hier iſt die mindeſte Täuſchung ein unverantwortlicher Betrug. Ich würde zittern und Eliſabeth auf ewig verloren geben, wenn ſie nur mit der kleinſten Untreue im Herzen vor dem Altare ſtände. Nein, lieber will ich uns Alle unglücklich ſehen, als in meiner Tochter das Haſſenswertheſte, was auf der Erde ſeyn kann, eine ungetreue Frau! Kinder, laßt mich nur nicht ſo unglücklich werden! — Ich kämpfte mit aller Kraft gegen meine Frau; ſie war aber unüberwindlich in dieſem Streite, den Eliſabeth mit ſtillem Vergnügen anhörte, und worin Auguſte mit großer Lebhaſtigkeit, Karl aber mit vielem Ernſte, Parthei gegen mich nahmen. Zuletzt endete ich ihn aus Noth mit meinem gewöhnlichen: „laßt uns ſchlafen gehen!"

Auguſte hängte ſich mit einer lächelnden, triumphirenden Miene in Eliſabeths Arm, und ich ſah ganz deutlich, daß auf ihren Lippen ein: „es lebe Pahlen!“ ſchwebte. Als ich mit meiner Frau allein war, belehrte ich ſie ein wenig über die Liebe, von der ſie ſo wenig wußte; ſie blieb aber dabei: Eliſabeths Liebe ſey ewig; das wiſſe ſie aus ihrer eigenen Liebe zu mir. Am Ende beſchwor ſie mich ſo feierlich, das Herz meines geliebteſten und beſten Kindes nicht dem Elende einer unglücklichen Ehe hinzugeben, daß ich ſchweigen mußte, weil ich nur Möglichkeiten, höchſtens Wahrſcheinlichkeiten, dagegen einwenden konnte.

„Aber was ſoll aus der Liebe zu Pahlen werden?“ fragte ich.

O, gebe Gott, daß ſie vergänglich iſt, wie du ſagſt!

„Das iſt ſie nur dann, wenn Eliſabeth Salzmannen heirathet.“ — In dieſem endloſen Kreiſe trieben wir uns zehnmal umher, ohne den Streit anders endigen zu können, als zuletzt durch den Schlaf.

Der Krieg.

„O, die verwünſchte Reiſe in die Stadt!" ſagte ich, als ich aufſtand. — Ach, die böſe Reiſe in die Stadt! ſagte meine Frau, als ſie das Frühſtück brachte. Ich wollte, ich hätte die Stadt nie geſehen, ſeufzte Eliſabeth; Auguſte aber ſagte: glauben Sie mir, die Stadt iſt ſo wenig Schuld als unſer Dorf; unſer Herz iſt es. — Mochte *ſie* Recht haben, oder *wir*, genug unſre Zufriedenheit war dahin, und es entſtand ein offenbarer Krieg unter uns, der mit Gewalt und Liſt, mit öffentlichen Angriffen und heimlichen Ueberfällen geführt wurde. Wären wir nur in *zwei* Partheien getheilt geweſen, ſo würde alles gut gegangen ſeyn; jetzt aber waren *drei* Partheien da, von denen ſich immer zwei vereinigten, ſobald die dritte angriff. Eliſabeth ſelbſt war bei weitem nicht mehr ſo zum Frieden geneigt, wie geſtern Abend, ſondern warf ſich, wenn ich ſie in die Enge trieb, hinter die Schutzwehe, die ihr die Mutter gezeigt hatte. Sie ſprach von der Unrechtmäßigkeit des Betruges, jemand zu heirathen, den man nicht liebe; und nun trat meine Frau ſogleich auf ihre Seite. Griff meine Frau dann wieder die Rechtmäßigkeit ihrer Liebe an; ſo beriefen ſich die Mädchen auf das, was ich ſelbſt von der unwiderſtehlichen Gewalt des menſchlichen Herzens geſagt hatte; und nun mußte ich für ſie kämpfen, ob ich es gleich dabei an Ermahnungen nicht fehlen ließ. Stritten wir, ich und meine Frau, gegen einander, dann unterhielten die Mädchen den Streit, ſo lange ſie konnten. Beſonders ſchien Auguſte an dieſem Krieg eine Art von Vergnügen zu finden. Spielte ich den Streit (was mir ſo natürlich war) ins Pathetiſche über, und ſtanden dann meine Frau und Eliſabeth mit naſſen Augen da, ſo daß es ſchien, als wollten ſie meinen Wunſch erfüllen, ſo entriß mir Auguſte den Sieg wieder, den ich ſchon erfochten zu haben glaubte. Sie hielt eine eben ſo pathetiſche Rede, wobei ſie bald Eliſabeth, bald ihre Mutter umarmte, und jener mit

Pahlens Tode drohete, dieſe aber mit fürchterlichen Vorſtellungen von der Größe des Betruges ängſtete. Am Ende umarmten Eliſabeth, die Mutter, und Auguſte einander weinend, und alle meine Mühe war verloren. Ich fühlte, daß Eliſabeth ſich mir gänzlich ergab, ſobald ich ſie allein hatte, und daß nur Auguſtens geheime Unterredungen mir den Sieg entriſſen. Nun ließ ich mich ſogar herab, dieſe um ihren Beiſtand anzuſprechen. Ich ſtellte ihr vor, welche Ruhe Eliſabeth durch die Verbindung mit Salzmann uns Allen geben würde, und wie leicht ſie ſelbſt, wenn ſie das nicht thäte, unglücklich werden könnte. Es war in der That ein ſeltſames Geſpräch eines Vaters mit ſeiner Tochter, und ich habe wohl nie unzuſammenhangender geredet, als damals. Auguſte lächelte, vermuthlich weil ſie ſich über ihren Triumph freuete; doch auf einmal wurde ſie ernſthaft, und ihre Augen benetzten ſich ſanft. (Ich hatte ſie nie ſo ſchön geſehen.) O, lieber Vater, ſagte ſie: Sie kennen das menſchliche Herz gewiß beſſer, als wir; aber Sie kennen unſre Eliſabeth nicht, wenn Sie die Bereitwilligkeit, mit der ſie Ihnen das ſchwere Opfer bringen will, für Kälte gegen Pahlen anſehen. Glauben Sie mir, ich habe große Mühe, meine Schweſter zurückzuhalten, daß ſie Ihre Wünſche nicht erfüllt; denn ihr ſcheint es noch ſüßer, für Ihre Wünſche zu ſterben, als für Pahlen zu leben, weil ihr das Leben überhaupt nicht ſo ſüß ſcheint, als das Sterben. Es giebt Herzen, lieber Vater, auf die man nicht die Laſt einer einzigen Thräne laden darf, ohne ſie zu zerdrücken; und Eliſabeths Herz gehört zu denen. Wäre ich es," lieber Vater — nur der großmüthige Entſchluß, gegen meine Neigung zu heirathen, würde meinem Herzen viel koſten; aber hätte ich ihn einmal gefaßt, ſo würde ich auch Pahlen vergeſſen. Vergeſſen? Nein; ich glaube kaum. Und, nun gar Eliſabeth! Sagen Sie, was hätte die denn je vergeſſen? was je aufgehört zu lieben? was nur ſpäterhin weniger geliebt als Anfangs? Gewiß, wenn ſie glücklich werden kann, ſo iſt es nur mit Pahlen.

„Aber ihr thörichten Kinder, wie könnt Ihr eine ſolche Unmöglichkeit hoffen!“

Lieber Vater, Eliſabeth hofft, oder glaubt vielmehr, mit einer Ruhe, mit einer Zuverſicht, gegen die Alles, was Sie ſagen, ſonſt nichts iſt, als ein kleiner Zweifel. Sie kennen das Herz meiner Schweſter noch nicht; ſie opfert Ihnen nicht eine bloße Hoffnung auf, nein die feſte Gewißheit ihres Glückes. Und welch eines Glückes! O, Sie ſollten meine Eliſabeth nur einmal über das Leben reden hören, das ſie mit Pahlen führen zu können ſo zuverſichtlich glaubt: dann würden Sie, wie ich, überzeugt werden, daß ſie nur zwiſchen dieſem glücklichen Leben und dem langſamen Tode vor Gram die Wahl hat.

Hier wendete ſich Auguſte mit einem feierlichen Schmerze zu mir, ergriff meine Hand, und ſagte ſchluchzend: Vater, ich weiß mit voller Gewißheit, daß jeder, der ſich gegen Eliſabeths Liebe erklärt, ihren Tod will; und weil ich das weiß, ſo nehme ich Eliſabeths Liebe gegen ihre eigene Großmuth in Schutz. Glauben Sie mir, Eliſabeth iſt jetzt ſehr, ſehr unglücklich!

„Und dennoch lächelt ſie ſo heiter!“ fiel ich ein.

Vater, erwiederte Auguſte ein wenig unwillig: ſie würde lächeln, wenn ihr auch das Herz bräche. Darauf bauen Sie nicht! Arria lächelte, als ſie den Dolch aus der Bruſt zog. Ich bitte Sie, Vater, machen Sie Sich und uns Alle nicht unglücklich. Eliſabeth iſt wie das Sinnkraut, das die Blätter fallen läßt, ſobald es berührt wird.

„Recht, Auguſte! das ſie aber doch wieder aufrichtet.“

Vater, was würden Sie ſagen, wenn ſie ſich nicht wieder aufrichteten? —

Dieſe Unterredung machte mich ängſtlich; doch je mehr ich überlegte, deſto feſter wurde ich wieder in dem Entſchluſſe, meine Abſicht durchzuſetzen. Ich ließ mir fürs erſte von Eliſabeth verſprechen, daß ſie Pahlen ohne meine Einwilligung weder ſehen, noch ihm ſchreiben wollte. Sie verſprach mir das, ohne das Mindeſte dagegen einzuwenden; nur ein ſanftes Lächeln zeigte ſich auf ihren Lippen, und ihre Bruſt wallte, wie in einem Seufzer, langſam auf. Das Lächeln ging mir durch die Seele; ich dachte an Auguſten, und es war mir, als wenn Arria ſich den Dolch aus dem Herzen zöge. Indeß — ich konnte ihr ja ihr Verſprechen zurückgeben, wenn ich es für nöthig hielt.

Einige Tage hindurch ſchwieg ich nun ganz; denn ich mußte Auguſten, die mir mit Falkenaugen auflauerte, und die ich am meiſten fürchtete, irre machen. Ich ſprach ſogar von glücklichen Umſtänden, die ſich ereignen könnten, und ſetzte hinzu: man müſſe manches dem Zufalle, oder vielmehr der Vorſehung, überlaſſen, wenn man nicht wiſſe, wie man es angreifen ſolle. Das waren Grundſätze, die ich ſchon oft geäußert hatte, und die ich (mit Einſchränkungen) noch jetzt für wahr halte. „Der Menſch,“ ſagte ich einmal, „ſollte dem Glücke mehr trauen, wenigſtens um zufriedener in die Zukunft blicken zu können.“ Hm! erwiederte mein Sohn; das mag ſeyn. Aber der Menſch ſoll dem Zufalle — oder, wie Sie es nennen wollen, lieber Vater, der Vorſehung — nichts, gar nichts überlaſſen, ſondern Alles ſeinem eigenen Geiſte abfodern: ſo wie der Schiffer das Steuer nie dem Zufalle überlaſſen darf, und hätte der auch tauſend Fahrzeuge glücklicher geführt, als das Steuer.

„Ich ſage, mit Einſchränkung iſt das wahr, mein Sohn."

Was wäre mit Einſchränkung nicht wahr! erwiederte er. Aber ich will lieber mit offnen Augen verderben, als mit verſchloſſenen glücklich ſeyn.

Man hört, daß mein Sohn noch jung war; und in der Jugend hängt man gern ein wenig an der Stoa.

Ich hatte indeß gar nicht die Abſicht, bei dieſer Gelegenheit etwas dem Zufalle zu überlaſſen, ſondern wollte vielmehr meine Wünſche durchſetzen. Schon nach einigen Tagen kam Salzmann ſelbſt, deſſen Beſuch ich freilich veranlaßt hatte, auf eine ganz natürliche Weiſe. Durch ihn glaubte ich meiner Parthei, oder vielmehr nur mir, eine überwiegende Stärke geben zu müſſen: denn ſo oft auch Eliſabeth geneigt war, meinen

Wunſch zu erfüllen, ſo fiel ſie doch immer wieder in Auguſtens Hände; und war dieſe nicht ſtark genug, ihre Schweſter umzuſtimmen, ſo nahm ſie die Mutter zu Hülfe. Kurz, ich gelangte nie zu einem völligen Siege. War aber Salzmann zur Stelle, ſo konnte ich Eliſabeth beim Worte nehmen; ich gab ihm zu rechter Zeit einen Wink, und Beide waren verlobt. Dann mußte meine Frau ſchweigen; und Auguſte — was konnte die noch thun?

Auguſte ſchien, ſobald nur Salzmann die Thür öffnete, einzuſehen, welches Uebergewicht er mir geben würde. Sie warf einen Blick auf mich, wurde blaß, und winkte dann ihrer Schweſter, wie ich ſehr deutlich bemerkte. Beide gingen hinaus, und als ſie zurückkamen, ſagte mir Eliſabeths Aengſtlichkeit, daß Auguſte ihr entdeckt hatte, in welche Gefahr ſie durch Salzmanns Anweſenheit käme.

Ich gab mir große Mühe, unbefangen zu ſcheinen; denn ich ſah, wie unabläſſig Auguſte mich beobachtete. Deshalb erlaubte ich meiner Eliſabeth ſogar weg zu gehen, als ſie es unter einem unbedeutenden Vorwande wollte; ja, ich gab ihr obendrein einen Auftrag, daß ſie länger wegbleiben konnte. Und nun that ich weiter gar nichts, als daß ich Herrn Salzmann mit meiner Frau in ein Geſpräch verwickelte; denn ich wußte, daß dieſe keinen Menſchen, mit dem ſie nur eine halbe Stunde zuſammen geſeſſen hatte, weggehen ließ, ohne ihn recht herzlich einzuladen, daß er bald wieder kommen möchte. Als der Mann wegging, blieb ich kalt und ruhig; meine Frau aber lud ihn ein, und zwar um ſo angelegentlicher, je weniger ich ein Wort ſagte. Bei ihren Einladungen machte ich ſogar eine krauſe Stirn, und ſo, daß Auguſte es bemerken mußte. Als der Mann fort war, ſagte ich: „hm, liebe Frau! wie es hier ſteht, wäre es mir lieber geweſen, wenn du ihn nicht ſo angelegentlich eingeladen hätteſt.“ Meine Frau entſchuldigte ſich damit, daß die Höflichkeit es doch erfodert habe. Auguſte, die ſich nicht leicht hintergehen ließ, ſagte zu der ganzen Verhandlung kein Wort, und ſah mich nur von Zeit zu Zeit erwartend an.

Ich muß dem Leſer zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ihr Betragen in dieſem Kriege bei mir den Wunſch erregte, ſie zu überliſten. In der letzten Unterredung hatte ſie mir ſehr trocken und beſtimmt erklärt, ſie würde Eliſabeths Liebe für Pahlen zu ſchützen wiſſen; und nun ſetzte ich eine Ehre darin, ihr zu zeigen, daß ſie das nicht könnte. Freilich würde ich in jedem Falle alles Mögliche gethan haben, Eliſabeths Verbindung mit Pahlen zu hintertreiben; aber daß ich ſo leiſe zu Werke ging, das that ich um Auguſtens willen.

Salzmann hatte meiner ganzen Familie, Eliſabeth ausgenommen, recht wohl gefallen. Sein Geſicht war unbedeutend; es wurde aber, ſobald er ſprach, oder man ihn anredete, durch eine ſehr angenehm lachende Freundlichkeit intereſſant. Ohne gebildet zu ſeyn, äußerte er doch ſehr gutherzig, und ſogar fein und zart, ſo edle Grundſätze, hatte ſo wohl geordnete Gefühle, und gab dieſe und ſein ganzes Inneres ſo wahr, ſo aufrichtig, ſo treuherzig, daß Auguſte mit einem tiefen Seufzer zum erſten Male ſagte: ach, die fatale Reiſe in die Stadt! Ich ſelbſt — vorher hatte ich faſt weiter nichts mit ihm geſprochen, als was unſer kleiner Handel nöthig machte — ich ſelbſt wünſchte jetzt mehr als je, daß er mein Schwiegerſohn werden möchte; und wäre ich jetzt wirklich Superintendent geweſen, ich würde ihm dennoch meine Eliſabeth ſehr gern gegeben haben.

Als meine Frau ſeine guten Grundſätze, und Auguſte ſeine blauen Augen, ſein Lächeln und ſeine Figur gelobt hatten, trat ich zu ihnen, und fragte: „meint ihr nicht, daß Eliſabeth Pahlen an Salzmanns Hand vergeſſen würde?"

Jede Andre, erwiederte Auguſte; nur Eliſabeth nicht. Vater, es giebt Menſchen, deren Schmerzen nicht vom Zufalle beſtimmt werden. Wäre Eliſabeth Salzmanns Frau, und vergäße Pahlen nicht, ſo würde ſie vor Gram ſterben, daß ſie ihn nicht vergeſſen könnte. Vergäße ſie ihn, ſo würde ſie wieder vor Gram ſterben, daß ſie ihn vergeſſen hätte. Ach, Vater! Eliſabeth mußte gar nicht lieben, oder ſie liebt auf ewig.

„Du biſt eine Närrin mit deiner ewigen Liebe!" rief ich. „Schweig davon!" Ich ſtellte nun meiner Frau vor, wie glücklich wir ſeyn würden, wenn wir unſre Eliſabeth als die Frau eines ſo braven Mannes ſähen; und ſie hörte mir zum erſten Mal aufmerkſam zu. „Sieh," fuhr ich fort; „Pahlen iſt, ſo weit ich ihn kenne, ein edler junger Mann. Vielleicht bereuet er es ſchon längſt, daß er Eliſabeth in dieſes Labyrinth geführt hat. Er und Eliſabeth, beide ſind unſchuldig. Ihre Jugend, ihre heißen Herzen, Annens alberne Reden, und Hannchens Unbeſonnenheit: ſieh, liebe Frau, aus dieſen Fäden hat der Zufall das Band gewebt, welches die beiden jungen Leute verbindet. Pahlen wird, wenn er hört, wie es hier ſteht, ſeine Anſprüche aufgeben, und dann iſt Eliſabeth beruhigt. Zwar wird ſie ſich in den erſten Monaten wohl noch einbilden, Pahlen zu lieben; aber glaube mir, gute Frau, gegen; die Liebe eines ſolchen Mannes wie Salzmann hält ſich kein weibliches Herz, am wenigſten das gütige, reine unſrer Eliſabeth, welches die geringſte Liebkoſung, ja ſelbſt die Schmeicheleien ihrer Tauben, mit Liebe vergilt. Ich hoffe, liebe Frau, wir werden noch Alle glücklich ſeyn."

In Gottes Nahmen, lieber Mann! ſagte meine Frau mit lachenden Augen. Salzmann iſt ſo treuherzig, ſo gut, ſo redlich, daß ich . . . —

Daß er, — fiel ihr Auguſte ins Wort — eben weil er ſo treuherzig, ſo redlich iſt, und keinem Menſchen einen Betrug zutrauet, deſto leichter zu betriegen ſeyn würde. Unerhört! fuhr ſie eifrig fort. Er kommt hieher mit einem treuen offenen Herzen, und — wir verſchweigen ihm, was er doch wiſſen ſollte; wir verbergen ihm Eliſabeths Herz. Wenn das ehrlich iſt, Mutter . . .

„Schweig, ſag' ich!"

Aber ehrlich iſt es doch wirklich nicht, Vater, ſagte Karl mit Kopfſchütteln. (Auch meine Frau ſchüttelte bedenklich den Kopf.)

Ich dächte, fuhr mein Sohn fort, wenn ſo wenig an Eliſabeths Liebe zu Pahlen iſt, als Sie glauben (und ich ſehe nicht, wie mehr daran ſeyn ſollte, troß dem, was Auguſte aus ihren Romanen wiſſen will): ſo könnte man ja Salzmannen den Umſtand ganz ehrlich geſtehen. Eliſabeth, dürften Sie nur zu ihm ſagen, liebt einen hübſchen jungen Menſchen: allein es hat mit dieſer Liebe nicht viel zu bedeuten. Wir glauben, es wird ſich geben. Wollte er unſre Eliſabeth dennoch, und ſie willigte ein, und Pahlen auch; nun, ſo hätten wir ein gutes Gewiſſen, und am Ende würde es ſich ja finden, ob Sie oder Auguſte Eliſabeths Herz beſſer gekannt hätten.

Und hätte ich es beſſer gekannt, ſagte Auguſte heftig, und Eliſabeth würde das Opfer, und ſie wendete ihr ſterbendes Auge auf dich, Karl: würdeſt du es dann nicht bereuen, dieſen Rath gegeben zu haben?

Will ich Eliſabeth zwingen? Aber wird ſie nicht ſelbſt wiſſen, was an ihrer Liebe iſt?

Da ſtanden wir wieder vor einer neuen

Bedenklichkeit. So feſt ich auch überzeugt war, daß die Liebe meiner Tochter vergehen würde, ſo ſchien mir dennoch der Vorſchlag meines Sohnes gut zu ſeyn. Es kam nur darauf an, ob Salzmann über die Liebe eben ſo dächte, wie ich. Ich bin gern mit meinem Gewiſſen in Frieden; daher gab ich meinem Sohne zu, daß es wenigſtens für unſre Ruhe am ſicherſten ſey, Salzmannen alles zu entdecken. Es wurde förmlich beſchloſſen. Mein Sohn, der ſich nicht wenig damit wußte, daß ſein Vorſchlag durchgegangen war, nahm auf einmal einen hohen Ton an, und erbot ſich, ſowohl Eliſabeth abzuhören, als auch Salzmannen den Umſtand zu entdecken.

Das erſte verbat ſich Auguſte. Sie ſagte: guter Freund, wäre Eliſabeths weiches Herz der rauhe Mantel eines cyniſchen Philoſophen, ſo möchteſt du es zu behandeln wiſſen. — Das zweite verbat ich mir. „Das will," ſagte ich, „mit einer gewiſſen Feinheit behandelt ſeyn!"

Ich dachte, ſagte er empfindlich, die größte Ehrlichkeit wäre die größte Feinheit;

denn daß wir uns ſeit vierzehn Tagen quälen — (mit einem ſpöttiſchen Blicke auf Auguſten): iſt unſer ehrliches Vertrauen, oder eine zurückhaltende Feinheit Schuld daran, Auguſte?

Wir fühlten uns getroffen, und ſchwiegen. Er hatte mit ſeiner Bemerkung, die ich ihm gar nicht zugetrauet hätte, Recht; aber dennoch war es nicht anders: denn — was hilft Vertrauen, wenn man nicht einig iſt? und waren wir ſeit vierzehn Tagen nicht alle entzweiet?

Es wurde einſtimmig beſchloſſen, daß ich Salzmannen, ſobald er ſich etwas von Eliſabeth merken ließe, den Umſtand mit Pahlen entdecken ſollte. Einig aber waren wir dennoch nicht; unſre Herzen trennte ein weiter Raum, und wir Alle ſchienen das zu wiſſen. Jetzt war zum erſten Male der Friede aus unſerer Hütte geflohen, und nicht aus ihr allein, ſondern auch aus unſern Herzen. Nur Eliſabeth, die Urſache von dem Allen, ſchien, oder war, die einzige Schuldloſe unter uns, und ihre Gegenwart machte uns beſſer. Wir wagten es nicht, ihr unwillige, oder nur kalte, Blicke zuzuwerfen. Uns machten wir gegenſeitig Vorwürfe über ihr Vergehen; aber ihr ein hartes Wort zu ſagen, das konnte Niemand über ſein Herz bringen. Jetzt — damals dachte ich nicht daran — jetzt frage ich mich: warum war die Schuldige allein ſchuldlos? und warum ſchienen wir Andern in unſern Augen die Schuldigen? — In der That ſo verhielt es ſich. Sie liebte jeden von uns, und brachte uns Alles, was ſie nur konnte, zum Opfer: ihr Herz, ihre Liebe. Für ſich wollte und foderte ſie nichts; ſie wollte nicht glücklich ſeyn, ſondern uns nur glücklich machen. Ja, ſie bedeckte ihre Schuld ganz mit dem Mantel ihrer Liebe zu uns. Ach, der Menſch kann fehlen, — und wer fehlte nicht! — das macht ihn nicht ſchuldig. Nur die Kälte gegen fremdes Glück, nur Eigenwille, nur Selbſtſucht ladet Schuld auf ſein Herz. — Das war es.

O, wie hart iſt der Menſch! Wir fodern von Andern nicht nur Tugend, ſondern auch den Anſtand, den die Tugend nach unſerer Meinung haben ſoll.

Meine Frau hätte unſrer Eliſabeth vergeben, wenn dieſe ein Paar Jahr älter geweſen wäre. Gegen uns Andern war ſie kalt, weil wir die Liebe des Mädchens vertheidigten. Sie foderte eine Unmöglichkeit: es ſollte nicht ſeyn, was ſich doch nun einmal nicht ändern ließ. Und waren wir Andern beſſer? O, gewiß nicht. Es fehlte uns Allen an Liebe, an wohlwollendem Vertrauen, an dem Geiſte des Friedens, der allein den Frieden ſchließt. Ich behauptete, Eliſabeths Leidenſchaft würde nach und nach vergehen; Auguſte hielt, nach ihrem Gefühle, dieſe Liebe für ewig; mein Sohn rieth zu völliger Offenherzigkeit. Keiner von uns hatte ganz Unrecht; aber wir kämpften mehr für unſre Meinung, als für Eliſabeths Glück. Doch, bei dem Allen frage ich: konnten wir anders denken, ſogar anders handeln? konnte ich einer Thorheit nachſehen, die mein Kind unglücklich machen mußte? Aber doch fühlte ich, es war nicht ſo, wie es ſeyn ſollte. Und wohl uns, daß wir es noch fühlten! Denn ſetzt das nicht voraus, daß es einſt ſeyn wird, wie es ſeyn ſollte?

Das nächſte Mal, als Salzmann wieder zu uns kam, fand er mich im Garten. Ich ſprach mit ihm bei der erſten Veranlaſſung (und die zeigte ſich bald) über Eliſabeth, und geſtand ihm beinahe die Wahrheit: nur ſo, daß ich Eliſabeths Liebe ein wenig verkleinerte, und meine Hoffnung, ſie bald geendigt zu ſehen, ein wenig vergrößerte. Dann ſchloß ich mit den Worten: „meine ganze Familie iſt einſtimmig der Meinung geweſen, daß Ihnen die Liebe unſrer Eliſabeth nicht verſchwiegen bleiben dürfte.“

Der junge Mann war ein wenig beſtürzt, und ſchwieg. Endlich ſagte er: es thut mir weh! Ja, ich glaube, es hat mir nie etwas ſo weh gethan, Herr Paſtor, und es wird mir nie wieder etwas ſo weh thun! . . . Mit bebender Stimme ſetzte er hinzu: Gott mache die gute Mamſell Lieschen ſo glücklich, als ich ſie zu machen mir vorgeſetzt hatte. Und . . . (mit leiſen Tönen) . . . Sie ſagten etwas von Schwierigkeiten, die es haben würde mit dem jungen Manne. Ich weiß nicht ſo recht, was Sie meinen; aber . . .

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19602/011

aber ſollte es ſich an Gelde ſtoßen . . . die Hälfte meines Vermögens ſteht Ihnen zu Dienſte. — Er ſagte das ſo zitternd, ſo äußerſt gerührt, ſo gutherzig, daß ich weiter nichts thun konnte, als ſeine Hand ergreifen. — Dem Bräutigam, wer er auch ſeyn mag, bin ich nicht gut, fuhr er fort; aber, wie geſagt, die Hälfte meines Vermögens iſt jede Stunde bereit. Doch davon muß Mamſell Lieschen nichts erfahren; es möchte ihr wehe thun, daß ſie mir Dank ſchuldig wäre.

Könnte ich doch dem Leſer beſchreiben, mit welcher rührenden Gutherzigkeit er dieſe Worte ſagte! Ich drückte ſeine Hand an meine Bruſt, und wünſchte ſonſt nichts, als daß Eliſabeth Zeuge von dieſer Unterredung ſeyn möchte. Er hatte mich, wie ich jetzt merkte, gar nicht verſtanden, und ich mußte nun deutlicher über meine Hoffnungen von Eliſabeths Liebe reden. Seine Großmuth, ſeine Treuherzigkeit machten mich aufrichtig; um keinen Preis hätte ich dem edlen Jünglinge in dieſer Stunde die Wahrheit verhehlen können. Jetzt verſchwieg ich ihm nicht länger, was Eliſabeth von ihrer Liebe glaubte; ja, ich ſagte ihm ſogar, daß ſie aus kindlichem Gehorſam entſchloſſen wäre, ihm ihre Hand zu geben.

O, rief er nun auf einmal mit ganz veränderter Stimme, und mit Entzücken in den Augen: o Gott, ſo dürft' ich ja hoffen! Wie? habe ich auch recht gehört? Eliſabeth will mich zu dem glücklichſten Manne auf der Erde machen?

Ich ſagte ihm noch einmal: wir Eltern könnten für jetzt Eliſabeths Entſchluß nicht billigen; doch hofften wir, daß ihre Liebe vergehen würde. Dann ſetzte ich verſichernd hinzu: „wenn Eliſabeth Sie nur erſt kennt, guter, edler Salzmann, ſo wird ſie Ihnen, hoffe ich, bald nicht allein ihre Hand, ſondern auch ihr Herz geben."

Er antwortete nicht, und ſchien nachzudenken. Endlich ſagte er mit Unruhe, die er vergebens zu verbergen ſuchte: erſt jetzt ſehe ich ein . . . Alſo wenn Mamſell Eliſabeth aufhört, den jungen Mann zu lieben, dann . . . Und Sie hoffen, daß ihre Liebe aufhöhören wird? Woher vermuthen Sie das? — „Weil jede Liebe, auch die ſtärkſte, einmal aufhört.“ Er ſchwieg wieder; dann ſchüttelte er langſam den Kopf, und ſagte leiſe: wenn ſie den jungen Mann liebt — ich kenne ihn zwar nicht, und mag ihn auch nicht kennen lernen; aber wenn ſie ihn liebt, und, wie Sie ſagen, ſo von Herzen, ſo . . . denn ſonſt wäre es ja einerlei, wen man liebte; ſonſt müßte ja auch meine Liebe aufhören: und nein, lieber Herr Paſtor, ich werde ſie ewig lieben. Nein, nein, (ſehr lebhaft) ich würde mich ſchämen, etwas zu wollen, wenn ich zuverläſſig wüßte, daß ich einmal aufhören könnte, es zu wollen. Ach, ich werde, ſo lange ich lebe, nicht glücklich ſeyn; aber ich möchte nicht einmal aufhören ſie zu lieben.

Der junge Mann war ſo feſt von der Unvergänglichkeit der Liebe überzeugt, wie meine ganze Familie. Ich ſtellte ihm mit Ruhe vor, daß die Liebe, wenn ſie gar keine Nahrung durch Beſuche, Briefe, Wiederſehen und dergleichen erhalte, doch höchſt wahrſcheinlich vergehen müſſe.

Sein Geſicht erheiterte ſich, und er fragte: wird Mamſell Lieschen ihren Geliebten nie wiederſehen, ihm nie ſchreiben, oder ſo etwas?

„Sie hat es mir verſprochen, und ich glaube, daß ſie ihr Verſprechen halten wird, ſo weh es auch ihrem Herzen Anfangs thun mag."

Er beſann ſich wieder, und wiederholte nur, wie mechaniſch, das Wort: weh! einige Male. Ja, ſagte er, ſtill vor ſich hin: ja, ſehr weh muß es ihr thun. Denn ſollte ich ſie nicht ſehen, wenn ſie mich liebte, wie ich ſie liebe . . . — Wer wollte das hindern? ſagte er laut. Keine Macht auf Erden! Nein, Herr Paſtor, vergeht die Liebe, ſo . . . Ich fühle das Gegentheil; und ſo unglücklich, als ich bin, möchte ich niemand machen. Ach, es brennt hier in meiner Bruſt, daß ſie einen Andern liebt, und ich möchte ihn nicht ſehen; aber Ihre Tochter ſoll nicht ſagen können, ich ſey Schuld an ihrem Unglück.

Er legte eine Hand an die Stirn; dann ſagte er ſchnell: leben Sie wohl! und wenn

Sie hören, Herr Paſtor, daß mein . . . mein Herz . . . dieſes Leben . . . daß ich unglücklich, daß ich todt bin, ſo ſagen Sie Ihrer guten Tochter — gar nichts; denn ich werde ſie ja wohl vergeſſen, wie Sie ſagen.

In dieſen Worten lag etwas ſehr Großes und Rührendes, aber als geheimer Sinn. Man mußte dazu ſein Auge ſehen, das Flammen ſprühete; ſeine Farbe, die mehrmal aus dem Dunkelroth, das der große Entſchluß, der Geliebten zu entſagen, in ſeine Wangen getrieben hatte, in das bleichſte Weiß des Schmerzes überging; das ängſtliche Schlagen der Bruſt, und die Thränen, die ſich dann und wann durch die Flammen des Auges auf die bleichen Wangen herabſtahlen; man mußte die Worte ſo ſterbend und ſo rührend aus der Seele hervorkommen hören, um ſo gerührt zu ſeyn, als ich es war.

Er wollte weggehen; ich hielt ihn aber auf, nahm ihn an meine Bruſt, und ſagte: „junger Menſch, ſie wird dein werden! ſie muß die Liebe theilen, die du ſo rein, ſo feurig, ſo großmüthig für ſie fühlſt! . . .

Ich bitte Sie, lieber Salzmann," fuhr ich ruhiger fort: „geben Sie Ihre Hoffnung nicht auf. Eliſabeth kann nie die Gattin ihres Geliebten werden. Er iſt — ein Baron, der von den ſtolzeſten Verwandten abhängt. Beide werden bald einſehn, daß es unmöglich iſt, und Eliſabeth wird Ihrer Liebe nicht widerſtehen können."

Er legte wieder die Hand an die Stirn; dann reichte er ſie mir zitternd, und ſagte: nun wohl! ich komme zu Ihnen. Aber ich ſage Ihrer Tochter nichts von meiner Liebe. Hoffnung . . . .habe ich nicht; aber ich werde ſie doch ſehen und . . . — Er küßte mich, und verließ den Garten.

Mit großer Rührung ging ich in das Haus zurück, und traf Eliſabeth bei meiner Frau. Ich konnte mich nicht enthalten, laut auszurufen: „o Eliſabeth, welch ein großmüthiges, edles, reines Herz! welch eine unendliche Liebe!" In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Auguſte trat herein — mit einem ſehr ernſten Geſichte, mit Augen, in denen noch Spuren von Thränen zu ſehen waren, Sie ging in Abſätzen auf ihre Schweſter zu, die ihrem, ſo ſelten ernſten, Geſichte ſanft entgegen lächelte. Auguſte ſchlang auf einmal beide Arme um Eliſabeths Nacken, und fing an zu ſchluchzen. Was iſt dir, liebe Auguſte? fragte Eliſabeth ängſtlich.

Auguſte drückte das Geſicht an Eliſabeths Herz, und ſagte, wie außer ſich: wie wirſt du geliebt!

„Du haſt gehorcht, Auguſte!" ſagte ich mit voller Gewißheit; denn mir fiel ein, daß ich während der Unterredung Töne des Weinens gehört hatte, die aus unſrer Laube gekommen waren. „Du haſt gehorcht, Auguſte! Nun ſo rede! Welch ein Mann! welch ein Herz!"

Das edelſte! rief Auguſte mit Entzücken, und breitete die Arme aus; das beſte, das ich kenne! O Eliſabeth, wie wirſt du geliebt!

Auguſte geſtand ganz frei, daß ſie abſichtlich gehorcht habe, und zwar in der Vermuthung, daß ich Salzmannen nicht alles ganz aufrichtig erzählen würde. Aber, lieder Vater, ſetzte ſie hinzu, und küßte meine Hand: ſo ſehr ich auch meine Schweſter liebe, und ſo ſehr wir auch verſchiedener Meinung ſind, ich würde dem edlen Manne doch nichts anders geſagt haben, als was Sie ihm ſagten. Eliſabeth, beinahe wäre ich hervor geſprungen, und hätte ihm zugerufen: meine gute Schweſter wird ſie lieben, muß ſie lieben, liebt Sie ſchon jetzt. — Nun erzählten wir, ich und Auguſte, die Unterredung Wort für Wort, und Beide mit gleichem Enthuſiasmus.

Eliſabeth wurde blaß, als wir anfingen, und ſchlug die Augen nieder; doch nur einige Sekunden: es ſchien ihr ſchon unrecht zu ſeyn, das Lob des Mannes, der ihrer Liebe in den Weg trat, nicht gern anzuhören. Sie hielt die Blicke gewaltſam auf uns feſt, und zwang ſich zu einem beifälligen Lächeln.

Als wir fertig waren, ſagte ſie ſanft: ich bin ſehr unglücklich, Vater, daß ich allen Menſchen, die mich lieben, auch dieſem edlen Manne, Kummer mache! O gewiß, mein Auge ſchwimmt in Thränen darüber, daß ich undankbar gegen eine ſo edelmüthige Liebe ſeyn muß. Wollte Gott — ſie weinte, und trat uns ein Paar Schritte näher — wollte Gott, Ihre Hoffnungen, daß ich aufhören werde, Pahlen zu lieben, würden einſt erfüllt! Wie gern würde ich wieder die Freude meiner Eltern, das Glück eines edlen Mannes, und wenn auch alle meine Hoffnungen dabei zu Grunde gingen! Gewiß, Vater, in Ihrem Glücke würde auch ich glücklich ſeyn. O, haben Sie nur Geduld mit Ihrer Eliſabeth! . . . Ich fürchte, der Himmel hat mich beſtimmt, irgend ein Herz zu betrüben. Ach, möchte doch lieber das meinige aufhören zu ſchlagen! . . . Ich bin ſehr unglücklich; heute habe ich auch meine Auguſte verloren!

Verloren, Eliſabeth? rief Auguſte lebhaft. Ich bin dein auf ewig. Mich kannſt du nicht verlieren, ob es gleich nicht möglich iſt, daß du mich ſo liebſt, wie ich dich. Eliſabeth, dich liebt alles, was ſich dir nur nähert. O, ſey kalt gegen mich, haſſe mich, wenn es ſeyn muß; nur ſey glücklich! Ich ſchweige von jetzt an; denn ich weiß nicht mehr, mit wem du glücklicher leben würdeſt. Aber wen du liebſt, den werde auch ich lieben.

Ich ergriff dieſe Gelegenheit, Eliſabeth ein wenig ans Herz zu reden; und meine Frau, die von Salzmanns edlem Benehmen gerührt war, half mir. Auguſte, welche ſonſt die Wirkung meines Zuredens immer vernichtete, ſchwieg heute, und heftete nur die thränenvollen, zärtlichen Blicke auf die wankende Schweſter. Eliſabeth wankte in der That. O, mein Vater, ſagte ſie, und hielt ihre Thränen zurück; ich habe mich ja ſchon längſt erboten, das Opfer, das Sie von mir verlangen, zu bringen. Sie ſagen: Pahlen wird mich, und ich werde ihn vergeſſen. Wohlan denn, lieber Vater! wenn das iſt, ſo — werde ich ſogar noch glücklich ſeyn. Hier iſt meine Hand! Und wäre es nicht — o, wenn dann nur Pahlen glücklich würde! wenn Sie Sich nur nicht auch in ſeinem Herzen geirrt hätten! Ich kann es wagen; denn was ich thun mag — ſehe ich nicht immer Thränen in allen Augen? Hier iſt meine Hand!

Du zitterſt, Schweſter! ſagte Auguſte. — Wäre es ein Opfer, erwiederte Eliſabeth lächelnd, wenn ich es nicht zitternd brächte? . . . O, hob ſie auf einmal weinend und mit lauter Stimme an: o, legte doch Gott der Allgütige einmal ſeinen Segen auf das Opfer eines Kindes! Er gebe allen Herzen Ruhe; und ſoll eins in längerem Schmerze leiden, ſo wähle er das meinige: er hat es dann geſegnet!

Ich weiß nicht, welch ein Grauen mich bei dieſen pathetiſchen Worten überlief. Es war mir nicht möglich die Hand zu nehmen, die ſie mir hinhielt. Troß meinem Syſtem ſchien mir in dieſem Augenblicke Eliſabeths Liebe das Unvergänglichſte unter dem Monde.

Ich bitte dich, Eliſabeth, ſagte Auguſte ängſtlich: ich beſchwöre dich, zieh deine Hand zurück! Nein, nie ſollſt du das Opfer bringen! Die Ungewißheit, ob du glücklich wäreſt oder nicht, würde mich zu Tode martern. Ich bitte dich, Schweſter, höre den Vater nicht an!

„Nein Eliſabeth," ſagte ich; „in dieſem Augen-

Augenblicke nehme ich deine Hand nicht. Aber, meine Kinder," (ich zog Eliſabeth und Auguſten an meine Bruſt) „warum übergeben wir nicht der Zeit und der Vorſehung, was ihnen gehört, die Zukunft? Warum quälen wir unſre Herzen ſo unnöthig? Laßt Salzmannen kommen. Eliſabeth, ſuche dich an ſeinen Umgang zu gewöhnen, betrachte ihn als deinen Bruder, und überlaß es der Natur, meine oder deine Vorausſagungen zu erfüllen. Vergißt du Pahlen (und ich hoffe, du wirſt ihn wenigſtens nach einigen Jahren vergeſſen, wenn du ihn nicht wieder ſiehſt), ſo . . ." —

Und dann würdeſt du doch neunzehn Jahr alt, oder noch älter! ſagte meine Frau, und legte Eliſabeths Wange an ihr naſſes Auge.

„Ja," ſagte ich ehrlich: „ſo würden alle unſre Wünſche erfüllt, auch der Wunſch deiner Mutter."

Und vergißt du Pahlen nicht, Eliſabeth, rief Auguſte; ſo . . . Ja, der Himmel, die Vorſehung, darf dich nicht ſinken laſſen, oder ich glaubte nicht mehr . . .

Auguſte! rief Eliſabeth ängſtlich, und verſchloß ihr den Mund mit Küſſen: iſt denn dieſer Augenblick das Leben? dieſe Erde unſer Wohnplatz? — Und ließe mich die Vorſehung ſinken; ich ſänke nur an das Herz der ewigen Liebe. Du ſäheſt mich fallen, aber nicht die Hand des Vaters, die mich hielte und ſegnete. Auguſte, für eine Thräne in einem Auge, das die Hand des Todes doch bald auslöſcht, wollteſt du den Glauben, auf dem eine Welt ruhet, hingeben? O, lieber möchte, wenn ich unglücklich wäre, dieſes Auge von Marmor ſeyn und lächeln; die Thränen, die ich gern an deiner Bruſt verweinen würde, möchten dann in meinem Herzen wie heiße Flammen brennen.

Auguſte drückte die Schweſter reuig an ihre Bruſt. O, vergieb mir! ſagte ſie; ich dachte nichts Böſes.

Dieſer Ausgang der Unterredung war nicht übel für meinen Zweck. Wir ſprachen nun von den Wegen der Vorſehung, und ich behauptete, daß der Menſch wohl daran thue, wenn er ſich ihr ergebe. (Auguſte ſchwieg.

Dazwiſchen wurde aber abgeredet, daß Salzmann kommen, und daß es der Zeit und der Vorſehung überlaſſen bleiben ſollte, das Räthſel, welches uns ſo große Unruhe machte, zu löſen. Die Unterredung ſchloß ſich endlich damit, daß Auguſte ſagte: nun, ich werde ja ſehen, wie gütig, wie gerecht die Vorſehung iſt! Denn, Eliſabeth, das höchſte Glück iſt nur Gerechtigkeit gegen dich, und gegen den beſten Menſchen.

Unſre Herzen öffnen ſich wieder.

Selbſt nach dieſer Unterredung blieb, ſo weich wir auch geworden waren, dennoch, ich weiß nicht, welch ein Tropfen Gift in uns zurück, der über die ſchönſten Ergießungen unſerer Herzen eine erſtarrende Kälte verbreitete. Erweicht waren unſere Herzen, aber nicht erwärmt; doch ein Zufall nahm alle Kälte daraus hinweg. Am Abend ſaß mein Jüngſter, und machte eine Ueberſetzung aus einem Engliſchen Buche. Die Mädchen ſpannen, und bei einer ſanften Melodie, welche mein Karl ſpielte, wurde leiſe geplaudert. — Verſtehſt du das, Ludewig? fragte Wilhelm, und ſchob ſeinem Bruder das Buch hin. Das iſt ja ſehr leicht, ſagte der; und nun erhob ſich über den Sinn der Stelle ein Streit, der endlich mir zur Entſcheidung vorgelegt wurde.

Wilhelm las vor: „Was verlangt der verkehrte Menſch von der Vorſehung? Das unerbittliche Schickſal der Alten ſtürzte er von dem Throne der Welt: nicht, um die ewige Liebe, die liebende Weisheit, den Platz einnehmen zu laſſen, ſondern ſeine thörichten, wilden Wünſche auf den Thron der Vorſehung zu erheben. Iſt er glücklich, ſo ſetzt er ſein Glück auf den Thron des Weltalls; iſt er unglücklich, ſo nennt er ſeine Wünſche die Vorſehung, und zürnt, wenn nicht in dem unſinnigen Grundriſſe ſeines erträumten Glükkes das Glück der ganzen Schöpfung begriffen iſt. An dem Fatum der Alten war mehr Wahrheit, als an der ſchwachen, ungewiſſen Hand, mit der wir dem Schickſale den Weg vorzeichnen, und die wir gern für die Hand der Allmacht ausgeben möchten, um nur nicht nöthig zu haben, unſere Wünſche und unſer Leben nach den ewigen Geſetzen der phyſiſchen und moraliſchen Welt einzurichten. Wie die Alten durch Zauberſprüche den Mond und die Sonne in ihrem ſegnenden Laufe aufhalten zu können wähnten, ſo wähnen wir durch Gebete die ewige Weisheit in ihrem Gange aufhalten zu können. Wir wollen lieber fromm, als gehorſam ſeyn. Die Natur geht nach ewigen Geſetzen ihren ſchaffenden ſegnenden Gang; ihnen zu gehorchen, ſich ihnen zu unterwerfen, iſt Klugheit. Die innere, die beſſere, die ſittliche Welt geht eben ſo unaufhaltſam nach den Geſetzen, die unſer Gewiſſen uns ſagt; ihnen gehorchen, iſt Tugend, iſt Glück. Das Gewiſſen iſt die Stimme der gütigen Vorſehung. Höre ſie, gehorche ihr; und du haſt dein Schickſal in deinen eigenen Händen. Verachte dieſe Stimme; und der rächende Arm der Vorſehung ergreift dich — dein Gewiſſen. Tugendhaft leben heißt Ergebung in die Vorſehung. Sonſt nichts heißt ſo; alles Andere iſt Schwäche, Unverſtand, oder Bosheit."

Das war die Stelle, die Wilhelm vorlas. Ich fing an ſie zu erklären, und dabei fühlte ich, daß meine Ergebung in die Vorſehung nichts mehr und nichts weniger als Trägheit und die Erwartung eines glücklichen Ausganges geweſen war. O, laß doch ſehen! ſagte Eliſabeth, und nahm dem Knaben das Buch aus der Hand. Lies vor, Eliſabeth! riefen wir. Eliſabeth las weiter: „Welcher Unfall, den die Verkettung der Naturbegebenheiten über uns brächte, wäre nicht durch Vorſicht zu vermeiden, durch Geduld zu beſiegen, durch Abhärtung zu ertragen, oder durch Gewöhnung zu verſöhnen? Welcher! — Auch dem phyſiſchen Unglück hält die Tugend den undurchdringlichen Schild entgegen, die hoffnungsreiche Geduld. Da iſt Erwartung Weisheit, Vertrauen auf die Zukunft Stärke. Soll aber der Menſch handeln, ſo iſt Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, Erwartung eines glücklichen Ausganges, Ergebung in die ſchaffende Zeit ein Verbrechen. Unabhängig von Zeit, Zufall und Schickſal ſoll der Menſch ſein König ſeyn, der keine Macht anerkennt, als ſeinen eigenen Willen, keinen Rath hört, als den von ſeinem Gewiſſen. Er ſelbſt ſoll wählen, beſtimmen, beſchließen und handeln.“

Eliſabeth legte das Buch langſam auf den Tiſch, und ſah uns mit einem lächelnden Blicke an, worin ſich das ganze triumphirende Gefühl ihres reinen Herzens zeigte. O, ſagte ſie; ich habe der Vorſehung nur die Schmerzen überlaſſen, nichts weiter. Sie wiſſen, lieber Vater, wie bereit ich bin zu thun, was meine Pflicht fodert. — „Recht, mein Kind," erwiederte ich: „das haſt du; und welches Elend auch für uns daraus entſtehen kann: wir wollen es der Vorſehung überlaſſen. Und ſind denn Augen voll Thränen nicht am Ende beſſer, als lauernde Augen voll Mißtrauen, voll Liſt, voll Aufpaſſerei? Und müſſen wir nicht geſtehen, daß, die deinigen ausgenommen, Eliſabeth, die unſrigen bisher nicht viel Beſſeres enthielten, als das? Ja, Eliſabeth, ich wollte dich überliſten, und dich dazu, Auguſte. Aber, wie es auch mit uns werden mag, von nun an ſoll mein Herz euch offen ſeyn." Wir ſtanden Alle auf. „O," fuhr ich erſchüttert fort: „wenn ſo einer nach dem andern von uns, jetzt, dieſen Augenblick, in das Grab ſänke, wir würden ſagen: hätte ich ihn doch nie getäuſcht! Und wird nicht vielleicht nach einem halben Jahrhunderte auch der letzte von uns verſunken ſeyn? Nein, meine Kinder, wie es uns jetzt gehen mag, keiner von uns verberge in ſeinem Herzen ſonſt etwas, als die Opfer, die er dem andern bringt."

Wie mechaniſch faßten wir uns alle bei den Händen, und ſchlangen mit Thränen und Küſſen die Arme um einander. Unſre Herzen waren jetzt warm genug, und nur allzu weich. Wir würden nicht betrübter geweſen ſeyn, wenn in dieſem Augenblick einer von uns geſtorben wäre, und nicht glücklicher, wenn wir den Geſtorbenen in dem Glanze der Seligkeit erblickt hätten. „Es iſt genug!" ſagte ich endlich; und wir gingen aus einander. Wir Alle fühlten, daß wir glücklich zu ſeyn verdienten. O, wie undankbar bin ich! Wir waren es ja — wie Menſchen es ſeyn können.

Das Geheimniſs.

Trotz der ſchönen Vorleſung am vorigen Abend wußten wir doch am folgenden Morgen in unſern Entſchlüſſen nichts zu ändern. Sie blieben dieſelben; doch unſer Betragen war anders geworden. Niemand zeigte noch Ungeduld, niemand trieb noch. Wir verlangten in der That jetzt weniger von der Vorſehung, als von uns ſelbſt; und doch waren unſre Hoffnungen fröhlicher, unſer Vertrauen größer. Ich ſah nicht ein einziges Mal nach Salzmann aus; Eliſabeth verlangte nicht nach ihm, und darum auch ich nicht. Es ſchien mir ſogar, als ob Pahlen, ſo wenig ich ihm auch Beſtändigkeit zutrauete, der einzige wäre, dem wir nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ob uns gleich, ſowohl ökonomiſche Kleinigkeiten, als auch die Ungewißheit über Eliſabeths Schickſal verlegen machten, ſo waren wir dennoch glücklicher, als je: — auf reine, ſchuldloſe Herzen hat ja äußeres Unglück wenig Einfluß.

Nach einigen Tagen kam Salzmann wieder, und wurde von uns Allen mit ſtiller Freundlichkeit aufgenommen; ſelbſt Eliſabeth empfing ihn mit ihrem ſeelenvollen Lächeln. Feiner und zarter, als er, könnte ſich wahrhaſtig ſelbſt ein Mann nicht betragen, der immer nur unter den kultivirteſten Leuten gelebt hätte. Er zeichnete Eliſabeth nicht im mindeſten aus, machte keine Anſpielung, auch nicht die kleinſte, und ſchien ſogar recht heiter zu ſeyn. Hätte er nicht einige Male, wenn Eliſabeth hinausgegangen war, die Bruſt durch ein Paar Seufzer erleichtert, ſo würde ich ihn für leichtſinnig gehalten haben. — Eliſabeth hatte in dieſer Woche die Haushaltung zu beſorgen; das ſagte ſie ihm ſelbſt bei einer ungeſuchten Veranlaſſung — wahrſcheinlich, damit er ihr öfteres Weggehen nicht für abſichtlich halten möchte.

Vorzüglich unterhielt er ſich mit Auguſten, die heute in ihrer fröhlichen Stimmung war. Er fiel bald mit offener Vertraulichkeit in ihren Ton ein, faßte ihn ſo gut, und errieth, ohne eben viele Kenntniſſe zu haben, dennoch alles, was geſprochen wurde, ſo ſchnell, und ſo richtig, daß ihm weiter nichts als nur einige Wörter zu fehlen ſchien. Eliſabeth hörte mit Vergnügen den Neckereien zu, durch die ihn Auguſte in die Enge treiben wollte, aber es nie konnte, weil er ſich jedes Mal durch eine Schnurre, über die wir lachen mußten, aus ſeiner Verlegenheit zog. Meine Frau, die ihn noch am wenigſten kannte, fing endlich ein ernſthaftes Geſpräch mit ihm an. Nun wurde auch er ernſt, doch ohne je die angenehme Heiterkeit, die ſeinem Alter ſo angemeſſen iſt, zu verlieren.

Während dieſes Geſpräches zwiſchen ihm und meiner Frau unterhielt Auguſte mich und Eliſabeth von ſeinem feinen Verſtande, von ſeinem natürlichen Witze, und von der geſchmeidigen Artigkeit ſeiner Sitten. Sie rechnete es ihm hoch an, daß er ſo gut, und ſo modern gekleidet war, ohne doch das Aeußere eines Landmanns verloren zu haben; noch höher aber wohl, daß er ihr einige Artigkeiten geſagt hatte, die offenbar eigentlich für Eliſabeth gehörten. Er richtete ſie an mich, ſagte Auguſte, um dir keine Verbindlichkeit aufzulegen. — Kurz, der junge Mann hatte ſich nun den Beifall meiner ganzen Familie erworben. Auguſte tanzte, als er fort war, im Zimmer umher, und rief: wie glücklich werden wir ſeyn, wenn … wenn …; — und auf einmal fiel ſie ihrer Schweſter um den Hals.

Salzmann wiederholte ſeine Beſuche, und ging nie von uns weg, ohne in unſern Herzen den Wunſch, daß er bald zu unſerer Familie gehören möchte, noch lebendiger gemacht zu haben. Sein Betragen gegen Eliſabeth zeigte immer mehr ein zartes Herz: er wurde nie, auch nicht mit Blicken, gegen ſie zudringlich. Fiel das Geſpräch auf Liebe, ſo wendete er ſich mit ſeinen Augen und ſeinen Worten gewiß nicht an Eliſabeth, ſondern an mich oder Auguſten. Er vermied es ſogar, mit ihr allein zu ſeyn, wenn er auch die natürlichſte Veranlaſſung dazu hatte; ein Fremder würde nicht einmal geahnet haben, daß er das Mädchen liebte. Eliſabeth, die

Anfangs doch ein wenig mißtrauiſch gegen ihn geweſen war, trauete ihm jetzt ſo gänzlich, und war ſeiner ſchonenden Feinheit ſo gewiß, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr beobachtete, ſondern zuweilen ſo unvorſichtig ſprach, als ob er nichts weniger wäre, als ihr Liebhaber. Und wie viel ihm dieſe ſorgfältige Schonung koſtete, das ſah man, wenn er allein zu ſeyn, oder nicht bemerkt zu werden glaubte. Dann zog er ſchwere Seufzer aus dem belaſteten Herzen, legte gedankenvoll und wehmüthig die Hand an die Stirn, und zerdrückte behutſam die Thränen, die ihm gegen ſeinen Willen in die Augen traten.

Auguſte ſah es; denn ſie beobachtete ihn unablässig, damit ſie ihm aus ſeinem edelmüthigen Schweigen bei Eliſabeth ein Verdienſt machen könnte. Sie zog mit großer Gewandtheit die geheimſten Gedanken aus ſeiner Seele hervor, und brachte mit Anſtrengung, oft auch durch vorher einſtudierte Wendungen, in den Geſprächen mit ihm, ſeine edlen Geſinnungen, ſeine großmüthigen und doch ſo einfachen Grundſätze zum Vorſchein. Kurz, durch ſie lernten wir alle ſeine Tugenden kennen; und damit ihrer Schweſter ja nichts entginge, machte ſie dieſe durch ein Zeichen aufmerkſam, ſo oft Salzmann etwas ſagte, das ihr bemerkenswerth ſchien: ſie ſchnalzte nehmlich mit der Zunge, oder trommelte mit allen fünf Fingern auf den Tiſch, obgleich Eliſabeth davon nichts wiſſen wollte, und jedes Mal roth wurde, wenn ſie es hörte.

Die beiden Zeichen, ſagte Auguſte endlich, reichen nicht zu: denn ſieh, Eliſabeth, ich trommele und ſchnalze mir Finger und Zunge wund, weil ich eigentlich gar nicht aufhören ſollte. Würde das gedruckt, was er ſagt — man nähme Schwabacher Schrift dazu. Künftig, Eliſabeth, will ich bei Allem, was er ſagt, meine Hand ſo halten, wie faſt bei allen Verſen im Euripides eine ſteht, um auf die Sentenzen darin zu zeigen. Ich weiß nicht, wie du ſo unempfindlich ſeyn kannſt gegen alles das Schöne, Edle und Gütige, das ſeine angenehmen Lippen mit ſo ſanften Tönen ſagen. Du erröthest, wenn ich trommle; o, du ſollteſt jetzt erröthen, daß du nicht ohne meine Zeichen roth wirſt. —

So ſcherzend jagte Auguſte der armen Eliſabeth manchen ängſtlichen Seufzer, manche Schamröthe ab. Und was ſie ſagte, war ihr völliger Ernſt; ja, wir hatten ſogar Urſache zu vermuthen, daß ſie Salzmannen ſelbſt, aus ihrer Freundſchaft für ihn kein Geheimniß machte. Sie ging zuweilen mit ihm um das Dorf. Zwar mußte Hannchen ſie immer begleiten: aber — einige Mal kam ſie mit Augen zurück, aus denen die Luſt noch nicht alle Thränen getrocknet hatte; und dann redete ſie mit vollem Eifer auf ihre Schweſter ein, und dieſe konnte ſie nicht eher zum Schweigen bringen, als bis ſie ihre in Thränen ſchwimmenden Augen an Auguſtens Wange drückte.

Auguſte hatte Pahlen vertheidigt, weil ſie hoffte, daß Eliſabeth mit ihm glücklich werden ſollte, weil ſie halb und halb die Stifterin dieſer Liebe geweſen war, weil ihre

Schweſter — einen Roman ſpielte, und weil ſie wirklich glaubte, daß dieſe Liebe ewig ſeyn würde. Sie traute das den Verſicherungen, den Thränen ihrer Schweſter, und endlich ihren eigenen Augen zu; denn Pahlen war der wohlgebildetſte, artigſte Mann, den ſie je geſehen hatte, und ſie zweifelte wohl, ob auf der ganzen Erde noch ein ſolcher zu finden wäre. Hauptſächlich aber nahm ſie ihn deshalb in Schutz, weil ſie überzeugt war, daß er Eliſabeth liebte. Nun kam Salzmann; und ſie war gegen ihn eingenommen. Sie hörte aber in ſeiner Unterredung mit mir den Ausdruck der reinſten, hingebendſten Liebe für ihre Schweſter. Hier ſah ſie mehr, als bei Pahlen: die Thränen einer hoffnungsloſen Liebe, und den höchſten Edelmuth; das ſichre Glück ihrer Schweſter, Gleichheit des Standes, ein gutes Auskommen, und — wohl am meiſten — einen jungen hübſchen Mann, den ſeine Thränen, ſeine ſtille Verzweiflung ſchön machten. So war es natürlich, daß ſie ihn von jetzt an in Schutz nahm.

Bei dem nächſten Beſuche, den er machte, gewann er ihr Wohlwollen, und ſogar ihre Bewunderung. Sie hatte ihre Gunſt ſo ſchnell gewechſelt: darum hoffte ſie, daß auch ihre Schweſter den jungen Mann bald lieben müſſe. Wie konnte ſie auch nun noch an die Unvergänglichkeit einer fremden Liebe glauben? Indeß, da ſie bemerkte, daß Eliſabeth Salzmannen mit andern Augen betrachtete, als ſie ſelbſt, ſo glaubte ſie, daß ihre Schweſter ihn nur erſt kennen müſſe, um ihn zu lieben. Daher ihr Eifer, den jungen Mann in dem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Nun drängte ſie ſich allmählig in ſein Vertrauen, machte alle ſeine guten Eigenſchaften ausfindig, behorchte ſeine Seufzer, und belauerte ſeine Mienen — alles nur, um ihrer Schweſter Lobreden auf ihn halten zu können. Durch vieles Beobachten lernte ſie ſeine Blicke, ſeine Bewegungen verſtehen; und nun wurde ihre Bewunderung, ſo wie ihr Mitleiden mit ihm, noch größer.

Sie ſuchte ihn auf, ließ einige Worte von Hoffnungen fallen, und gab ihm verſtändliche Winke auf eine frohe Zukunft. Er war dankbar gegen die Beſchützerin ſeiner Liebe, und verbarg ihr ſeine Thränen, ſeine Seufzer nicht. Die Unbeſonnene drängte ſich immer mehr in ſein Vertrauen, und gab ihm dadurch Muth, ihr auf einem Spaziergange ſein ganzes Herz zu entdecken. Er vergoß dabei Ströme von Thränen, und Auguſte ſuchte ihn zu beruhigen. Es gelang ihr, und nun drückte er ihre Hände an ſeine heißen Lippen. Theils aus Mitleiden, theils aus Glauben an Eliſabeth, vergrößerte das leichtſinnige Mädchen ſeine Hoffnungen; ſie machte aus Vermuthungen Wahrſcheinlichkeit, aus Wahrſcheinlichkeit Gewißheit.

Die Freudenthränen, womit Auguſte ihm ſolche Verſicherungen giebt, ſetzen den überraſchten Jüngling außer ſich. Sie theilt ſein Entzücken mit ihm, und nennt ihn in dem froheſten Vertrauen: Schwager, Bruder! — O, meine geliebte Schweſter! ſagt er, entzückt über dieſe theure Benennung, und breitet die Arme aus. Auguſte ſinkt an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen. Er iſt der erſte Mann, der ſie küßt, und ſchon längſt hat ihr

Herz die reinſte Freundſchaft für ihn empfunden. Seine Küſſe ſind glühend; er hält die Schweſter ſeiner Geliebten in den Armen, und jene ſieht dieſer ſehr ähnlich. Auguſtens Bruſt bewegt ſich an ſeinem vollen Herzen ſtärker, wärmer, und ſie weiß es nicht. In das geöffnete Herz, in die verlangende Seele nimmt ſie aus ſeinen Küſſen, ſeinen flammenden Blicken, ſeinen Thränen, Gift auf. Sie fühlt, daß ihr ganzes Weſen in Liebe zerfließt. Doch unſchuldig ſagt ſie: o, wie liebe ich meine Eliſabeth! und wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ein ſo edler Mann, wie Sie, mein Schwager iſt!

Dieſer Spaziergang hatte ihre Kräfte erhöhet, und ihre Wünſche, Eliſabeth zu überreden, noch heißer gemacht. Sie hielt jetzt Salzmannen öffentlich, in dem Kreiſe meiner Familie, eine Lobrede. — War es möglich, daß wir nicht ſahen, wie ſanft ihre Augen ſich benetzten, wie warm ihre Wangen, wie bewegt ihre Seele durch die Bilder wurde, welche ſie von dem jungen Mann entwarf! Erſt lange nachher erinnerten wir uns wieder an die zärtlichen Töne, mit denen ſie von ihm redete. Wir hätten merken ſollen, daß nicht die Freundſchaft ſo ſprechen lehrt, wie Auguſte ſprach, ſondern nur die Liebe.

Du allein, Eliſabeth, ſagte ſie mit Entzücken, — du allein verdienſt dieſes Herz, das du von dir ſtößt. O, wenn er dich nicht liebte, ſo dürfte er gar nicht lieben: denn ſchon der Gedanke, daß er eine andere Frau nehmen könnte, als dich, Eliſabeth, erbittert mich. Ich rede nicht mehr deshalb, weil er wohlhabend iſt. O, laß ihn verachtet, laß ihn arm ſeyn: — welch eine Freude wäre es noch immer, ſeine Armuth, ſein Elend mit ihm zu theilen! Ach, Eliſabeth, wie groß iſt dein Glück, daß du das Glück dieſes Mannes in deiner Gewalt haſt! Ich habe nur ſeinen Schmerz mit ihm getheilt, und ſchon das war für mich eine Freude. Mein Herz wurde ſo groß, mein Gefühl ſo rein, ſo erhaben, als ob die Thränen, die wir Beide weinten, die großmüthigſten Tugenden wären. O, Eliſabeth, wie kannſt du noch zögern, dieſen Mann glücklich zu machen! Und wollte auch dein Herz darüber vergehen — ſeine Freude, der Ton ſeiner entzückten Stimme würde es heilen, und ſein Lächeln die Freude einer ganzen Welt über dein Herz verbreiten! Ich weiß nicht, wie du das nicht ſiehſt, nicht fühlſt!

Eliſabeth umarmte ihre Schweſter, anſtatt zu antworten; und endlich fliſterte ſie: habe doch Geduld mit mir, liebe Auguſte! — Karl ſagte mir heimlich: Auguſte redet, als wollte ſie Pahlen gern für ſich ſelbſt haben. Doch gerührt hatte ſie uns Alle. Wir beſtätigten einſtimmig ihr Lob auf Salzmannen; aber ſie ſah bei unſern Lobeserhebungen mit einer Art von Stolz auf uns hin, ereiferte ſich über jeden doppeldeutigen Ausdruck, und verbeſſerte jedes kalte Wort durch ein wärmeres, ausdruckvolleres. In der That, ſagte Karl, ſeine Tugenden machen ihn ſchon zu einem Mitgliede unſrer Familie, auch wenn er uns nie näher angehören ſollte. — Seine Tugenden? antwortete ihm Auguſte raſch, und ſah ihn von der Seite an: die Erde iſt zu klein für ſein Herz; und wenn er nicht unſre Eliſabeth liebte, ſo dürfte er niemand lieben!

Wem ſchmeichelſt du da? fragte Eliſabeth, Auguſten liebkoſend. — Ich ſage, was ich fühle, antwortete ſie; denn ich wollte ihn lieber ſtets betrübt ſehen, als glücklich in den Armen einer Andern.

O, warum ſahen wir noch immer die Liebe des Mädchens nicht, die doch ſo offen aus dem unſchuldigen Herzen hervorbrach! Sie ſelbſt wußte eben ſo wenig davon, als wir. Ihr ſchuldloſes Herz verwechſelte die Liebe zu Eliſabeth, die Liebe zu allem Guten und Schönen mit der Liebe zu Salzmann. Alle ihre Wünſche, die ganze Sehnſucht ihres Herzens war ja befriedigt, wenn Eliſabeth ſeine Gattin wurde. Ihre kindliche Phantaſie ſetzte das ganze Reich der Liebe, alle ihre Entzückungen, auf ein fremdes Gebiet. — Eliſabeth, ſagte ſie einmal mit flammenden Augen: dann ziehe ich zu dir, und lebe mit dir und Salzmannen. Ich ſorge für die Haushaltung, und bin mit euch glücklich. Wir gehen mit ihm ſpazieren, du an Einer Seite, ich an der andern; wir hören Beide ihn erzählen. Er liebt uns, und wir lieben ihn wieder. O Eliſabeth, welche Tage wollen wir leben!

Dieſe Vorſtellungen, welche nur die reinſte Unſchuld geben kann, machten es Auguſten möglich, in einer fremden Liebe glücklich zu ſeyn, und täuſchten ſie über ihre Empfindungen. Sie hatte alles, was ſie wünſchte; denn ſie theilte ja mit der geliebten Schweſter das Herz des geliebten Mannes. Und jetzt beſaß ſie es ſogar mehr, als Eliſabeth: denn ſie hatte ſein Vertrauen, ging allein an ſeiner Seite, ſah ſeine Thränen, hörte ſeine Seufzer, und fühlte ſeine Händedrücke. Auf wen konnte ſie eiferſüchtig werden, wen beneiden? Niemanden: denn ſie hatte Alles. Kein Neid, keine Eiferſucht, keine Begierde, keine Selbſtſucht brachte einen Mißlaut in die ſchöne Harmonie ihrer unſchuldigen Herzen.

Auguſte merkte nichts, und wir eben ſo wenig. Sie drang nun mit der ganzen Heftigkeit ihres Charakters, und mit der ganzen

Kraft ihrer jetzigen Gefühle in Eliſabeth, daß ſie Salzmannen ihre Hand geben ſollte; aber — der unglückliche Pahlen ſtand im Wege. Eliſabeth war jeden Augenblick bereit, das Opfer zu bringen; ſie zitterte nur, nicht ihr Herz allein, ſondern auch Pahlens Herz zu treffen. Freilich fühlte ſie ihre Liebe zu dieſem noch nicht vermindert; allein ſie fing doch an einzuſehen, daß unſre Gründe für die Heirath mit Salzmann vernünftig waren. Sie liebte ihre Schweſter Auguſte mit der größten Innigkeit; und deren Vorſtellungen von dem glücklichen Leben, das ſie zuſammen führen wollten, machten einen nicht ſchwachen Eindruck auf ihr Herz. Sobald ſie Salzmannen aus dem Spiele ließ, ſchien ihr dieſes Loos ſehr wünſchenswerth; ja, ſie fing zuweilen ſchon an, mit zu mahlen, wenn Auguſte mahlte. „Am Morgen nehmen wir unſre Arbeit, und ſetzen uns in den Schatten einer Linde, Auguſte!" — Und Salzmann ſitzt zwiſchen uns, Eliſabeth! — „Und Abends hänge ich mich in deinen Arm, und wir gehen in das ſchöne Weidenthal, liebes Geſichen!" — Und Salzmann geht zwiſchen uns, und wir hören ihn erzählen. — „Ach," ſagte dann Eliſabeth ſeufzend;, „eben ſo glücklich könnten wir auch mit Pahlen ſeyn, eben ſo glücklich!" — Auguſte ſchüttelte den Kopf: nein, gewiß nicht, Eliſabeth! Ich weiß nicht, warum; aber ich fühle es, und . . . Ja, ich weiß auch, warum. — Und nun folgte ſogleich eine feurige Lobrede auf Salzmann, unter welcher Eliſabeth bei ängſtlichen Schlägen ihres Herzens an Pahlen dachte.

Beide Mädchen verglichen oft Pahlen und Salzmannen mit einander, und in dieſen Streitigkeiten trug jedes Mal Auguſte den Sieg davon; aber nur ſcheinbar. Sie erhob Salzmannen, und tadelte Pahlen. Eliſabeth wagte es nicht, jenen zu tadeln, um ihrer Schweſter, die ihr wehe that, nicht wieder weh zu thun. Sie verbarg ihre Betrübniß in ein ſanftes Lächeln; allein ihr Herz vertheidigte in der Stille Pahlen mit größerer Lebhaftigkeit, wenn er angegriffen wurde, und ihre Liebe hob ſich durch Auguſtens ungerechten Tadel nur noch ſtärker.

„Pahlen iſt ein ſehr gebildeter Mann!“

Nun, dafür mag er Gott, ſeinem Hofmeiſter und der Welt danken. Salzmann iſt freilich nicht ſo geſchliffen, das gebe ich zu; aber Selbſtſtändigkeit iſt doch etwas Großes an einem Manne. Was er iſt, verdankt er nur ſich. Und wie zart iſt ſein Betragen, wie ſein ſein Ausdruck, wenn es darauf ankommt, ein Herz zu ſchonen!

„Pahlen ſpricht beſſer!“

Pah! wie ein Buch; aber Salzmann wie ein Menſch: lebendig, kräftig. Ueberall ſeh' ich bei ihm das Herz; bei Pahlen nichts als die Kultur. Und ſchreiben kann Salzmann! . . . Du wirſt wieder ſagen, Pahlen ſchreibt ſchön. Gut! aber Salzmann ſchreibt ſtark, lebendig. — Sie nahm ein Billet, das ſie von ihm bekommen hatte, aus der Taſche, und las es ihrer Schweſter vor.

„Recht gut,“ ſagte Eliſabeth; „und ich wundere mich, wie es der Mann in ſeiner Lage ſo weit gebracht hat. Aber Guſtchen, lies einmal dieſen Brief von Pahlen! Welche Geſinnungen! welche Großmuth! und wie edel der Ausdruck!" — Auguſte nahm den Brief, und ſagte lächelnd: der Geliebte an die Geliebte! das iſt ein großer Unterſchied! Ich hoffe, daß Salzmann dir noch ſchreiben ſoll; und dann wollen wir ſehen.

„Aber ſo lies doch nur!"

Auguſte las leiſe vor ſich. Bei einer Stelle lächelte ſie, und ſagte dann: ich will hoffen, daß er hier nicht prahlt, Eliſabeth; daß er wirklich ſo denkt, wie er ſchreibt.

„O gewiß!... Was meinſt du denn?"

Dieſe Stelle. Höre zu! „Ich fühle die Großmuth, meine Eliſabeth, daß Sie mir Ihre Liebe geſtanden; allein ich wäre nicht werth ſie zu fühlen, ich verdiente das Glück Ihrer Liebe nicht, wenn ich Ihre Großmuth und Ihr Vertrauen, das der Schmerz und das Dringen Ihrer gütigen Schweſter Ihnen entriß, je mißbrauchen könnte. Ich bin der Ihrige, wie auch mein Schickſal ſeyn mag; ich bin mit den unzerreißlichen Banden, welche Liebe, Dankbarkeit und Treue knüpfen können, auf ewig an Sie gefeſſelt. Wäre es möglich, daß mein Herz je aufhörte, Sie zu lieben, ſo würden Tugend, Dankbarkeit, Pflicht, und die Erinnerung, wie viel Sie für mich thaten, als Sie mir Ihre Liebe geſtanden, eben ſo unzerreißliche Bande ſeyn, als es die Liebe, die Treue, und Ihre Schönheit jetzt ſind.“

„Sie haben auf mein Herz, auf meine Hand ewige, unzerſtörbare Anſprüche, welche die Tugend geheiligt hat. Selbſt das Unmögliche, das Schrecklichſte angenommen, daß Sie mir den gerechteſten Vorwand geben könnten, mit Ihnen zu brechen; ſelbſt das noch Unmöglichere vorausgeſetzt, daß mein Herz in eben dieſem Augenblicke aufgehört hätte, Sie zu lieben: ſo würden Ihre Anſprüche auf meine Hand mir dennoch heilig ſeyn. Ich bin ewig der Ihrige. Keine Gewalt, kein Schmerz wird mich je von Ihnen trennen; und wehe mir, wenn es einen Augenblick geben könnte, wo ich anders dächte, als ſo! ich würde dann mir ſelbſt verächtlich ſeyn. Aber Sie bindet das nicht, theures, geliebtes Mädchen, wie es den Mann bindet. Freiwillig geſtand ich Ihnen meine Liebe, und gab Ihnen das Verſprechen meiner Treue; Ihnen aber entriß ich es. Ich liebe Sie unendlich; doch — ich bin ein Mann. Es könnte ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden geben, wo es Ihnen ein Glück ſchiene, mich nie geſehen zu haben, wo bei Ihnen der Wunſch entſtände, daß ich Ihnen das ſtille Geheimniß Ihrer Liebe nicht geraubt haben möchte. Eliſabeth, Sie glücklich zu ſehen, iſt der erſte Wunſch meines Lebens. Mit Ihnen glücklich zu ſeyn, iſt der höchſte meines Herzens; allein er ſteht jenem nach. Ich habe weiter keine Anſprüche auf Sie, als die, welche Ihre Treue und das Glück mir aufbewahren. O, daß ich ſie ewig behielte! — Aber, meine theure Eliſabeth, jener Fall könnte eintreten; und ich will ein Herz nicht beängſtigen, deſſen heiterſtes Glück der Wunſch meines Lebens iſt. Müſſen Sie; wollen Sie in einer andern Verbindung glücklich ſeyn; zwingt Sie die eiſerne Nothwendigkeit — mich kann ſie nie zwingen; ich bin allein, ohne Eltern, ohne Geſchwiſter, und das Verſprechen meiner Treue war freiwillig —: ſo ſey es. Ich traure dann, und ſterbe; doch meine Eliſabeth wird glücklich ſeyn, und ich werde mein und Ihr Schickſal ſegnen. Dieſe Worte habe ich mit zitternder Hand, aber mit einem ſtarken Herzen, geſchrieben. In einem ſolchen Falle ſchicken Sie mir dieſen Brief zurück, Eliſabeth; er enthält meine Ueberzeugung, Ihre Vertheidigung, und — ich werde ein Mann ſeyn!"

„Was mich zu dieſer Erklärung bewegt, fragen Sie? Sie ſelbſt, durch die Vermuthung, daß Ihre Familie vielleicht den Gedanken habe, Sie zu verheirathen."

„Nun?" fragte Eliſabeth, und trocknete ſich die Augen.

Mich dünkt, jeder Mann ſollte ſo denken; denn, Eliſabeth, es iſt doch etwas ganz anderes mit einem Mädchen, als mit einem Manne. Ein Mädchen hat für eine Untreue tauſend Entſchuldigungen; der Mann nicht Eine.

„Tauſend? wie meinſt du das! Auguſte, wie meinſt du das! O, es wäre entſetzlich, wenn ich ihm je untreu werden könnte!“

Tauſend, liebſte Eliſabeth; denn es iſt wahr, was Pahlen ſagt: der Mann ſucht, wählt; und was er auch wählt — es iſt ſein freier Wille.

„O, ich liebte ihn früher, als er mich!“

Das iſt unmöglich, liebe Schweſter. Ein Mädchen kann nie zuerſt lieben. Aber geſetzt, es wäre möglich; geſetzt, du hätteſt ihn zuerſt geliebt: würdeſt du es ihm geſagt haben? und ſo hat er dich dennoch geſucht, gewählt, ja, noch mehr, wie er ſelbſt geſteht, er hat dir dein Herz, deine Liebe entriſſen. Das bindet den Mann auf ewig; das Mädchen nicht ſo.

„Ich bitte dich, Auguſte, ich bitte dich!“

Auf die Folgen mag ich nicht einmal kommen; denn brichſt du mit Pahlen, und er hat ſeine Liebe überwunden, ſo ſteht alles, wie vorher: es iſt nichts geweſen, als ein ſüßer Traum. Bricht aber der Mann, ſo ſteht das Mädchen verlaſſen, verſpottet, verachtet

achtet da. Das Herz des Mannes kann von einer unglücklichen Liebe gebrochen werden; nur das unſrige von einer getäuſchten, betrogenen. Ich wollte, Eliſabeth, du hätteſt meine Romane geleſen; jetzt ſehe ich erſt recht ein, wie wahr das alles iſt. Glaub mir, mich ſoll gewiß Niemand täuſchen. Ich kenne dieſe ſchöne, aber gefährliche Leidenſchaft beſſer, als du, armes Mädchen!

(„Armes Mädchen, du ſelbſt!" muß ich hier hinzu ſetzen.)

Aber, fuhr Auguſte fort, ſey es auch unrecht, treulos zu ſeyn; bei dir wäre es nicht ſo: denn Pahlen giebt dir ja dein Wort zurück. Und er thut Recht daran. O Eliſabeth, um uns Alle, und dich ſelbſt glücklich zu machen — lieber Gott, wie ſpielt der Menſch mit dem Glücke ſeines ganzen Lebens! — darfſt du ja nur ein Couvert um dieſen Brief ſchlagen, und ihn Pahlen ſchikken: dann biſt du die glücklichſte Frau, die der Erdboden trägt, und ich — das glücklichſte Mädchen, das je gelebt hat.

„Und dieſe Großmuth, Auguſte," ſagte

Eliſabeth mit inniger Rührung — „dieſe Großmuth ſoll ich ſo belohnen?“

Welche Großmuth? Daß er dir erlaubt, glücklich zu ſeyn und einen Andern glücklich zu machen, da es nun doch einmal unmöglich iſt, es mit ihm zu ſeyn? Nun ja, es iſt edel, es iſt großmüthig. Aber, wenn du ihm dafür Dank ſchuldig zu ſeyn glaubſt — welchen biſt du denn Salzmannen ſchuldig, der dem Vater ſein Vermögen anbot, um dich mit Pahlen glücklich zu ſehen! Wenn Pahlen für ſeinen Edelmuth deine Liebe verdient: was haſt du denn Salzmannen für ſeinen tauſendmal größeren Edelmuth zu geben? ein kaltes Mitleiden? ein bedauerndes Achſelzucken? Lieber Gott!

„Ein Auge voll Thränen!“ ſagte Eliſabeth; „eine Bruſt voll Schmerz, und, wenn der Himmel deine Wünſche erfüllen will, treue Liebe, und gänzliches Vertrauen. Ach, Auguſte, vergrößere die Angſt und die Ungewißheit meiner vergehenden Seele nicht noch mehr! Ich liebe Pahlen. Wer von Beiden der edelſte iſt, das richte Gott; aber nicht den edelſten ſoll ich lieben, ſondern den, welchem ich Herz und Treue gab. Auguſte, macht mich unglücklich, ich will euch dennoch lieben; aber macht mich nur nicht treulos! Ein reines Herz ohne Verbrechen iſt ja alles, was mir von Glück jetzt noch übrig iſt. O, laßt es mir!" — Sie fiel Auguſten in die Arme. Beide Schweſtern weinten, und gingen endlich ganz verſöhnt, aber troſtlos, aus einander.

Allmählich machten dieſe wiederholten Verſuche tiefen Eindruck in Eliſabeths Seele. Salzmann wurde bei uns immer beliebter; er gewann unſer Aller Vertrauen, und verdiente ſich durch tauſend kleine und große Gefälligkeiten, die zuſammen genommen ſehr beträchtlich waren, auch unſre Dankbarkeit. Eliſabeth konnte nicht umhin, den Mann, den wir Alle liebten, hochzuachten, und ihm Beweiſe ihres Vertrauens und ihrer Freundſchaft zu geben. Ihre Liebe zu Pahlen verlor dadurch nicht an Stärke; denn wohl hundertmal ſagte ſie zu Auguſten: es würde ihr ſchwerer ſeyn, Pahlen zu verlaſſen, wenn ſie aufgehört hätte, ihn zu lieben, als jetzt, da ſie ihn noch mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte; denn jetzt hätte ſie bei dieſem Opfer doch den Troſt, eben ſo viel hinzugeben, wie Pahlen ſelbſt. Dieſer verlor alſo nichts bei Eliſabeth; Salzmann aber gewann jeden Tag, ich möchte faſt ſagen jede Stunde, mehr Raum, wenn nicht in ihrem Herzen, doch in ihrem Verſtande. Der Fall, den Pahlen befürchtete, war wirklich gekommen. Gerührt von Salzmanns zarter Liebe, beſtürmt von unſern Bitten, geſtand Eliſabeth Anfangs durch Winke, dann mit Worten, ihrer Schweſter, und endlich in einer rührenden Unterredung uns Allen, daß ſie es für ein Glück halten würde, wenn ſie Pahlen nie geſehen hätte.

O, rief Auguſte triumphirend: der große Augenblick iſt da, Eliſabeth! Unſre Wünſche ſind erfüllt! Nun haſt du noch Eins zu thun: die Erlaubniß deines Geliebten zu benutzen. Ein Couvert um den Brief, und wir Alle ſind glücklich! — Eliſabeth verſtand ſie, wir nicht. Sie ſagte: „Auguſte, wenn ich das je thäte, würdeſt du nicht zittern, daß mein Herz während des Siegelns brechen könnte? Ach, ich fühle ſo etwas, Auguſte. Jetzt iſt alles gut; wir ſind glücklich, oder, wir glauben doch, es zu ſeyn. O jetzt, Auguſte, jetzt, da noch nichts vollendet iſt, nicht einmal der Entſchluß, jetzt," — (ſie wurde bei jedem Worte, das ſie ſagte, ernſter und feierlicher) — „da unſer Glück noch Hoffnung, und das Elend, das allein ich befürchte, noch von der Zukunft verhüllt iſt: o, jetzt möchte ich die Zeit aufhalten können! Ich möchte dieſe Minute, wo ich hier in eurer Mitte ... noch unſchuldig ... noch frei vom Verbrechen ... (Sie ſank auf die Knie; wir wurden heftig erſchüttert) ... meine Hände zu Gott erhebe; o, dieſe Minute, ſo ſchwer ſie auf meinem Herzen liegt, möchte ich feſthalten! feſthalten! Die kommende? Kannſt du ſagen, Auguſte, ob ſie uns nicht Elend, Troſtloſigkeit, ach! und andere Thränen, als wir jetzt weinen, bringen wird? Schweſter, treibe die Zeit nicht an, beflügele den Augenblick nicht, der vielleicht über uns Alle, und über mich am meiſten, ſein ſchreckliches Wehe! ausruft. O, Auguſte! o, mein Vater! laſſen Sie mich handeln, laſſen Sie mich den Entſchluß faſſen! Rathen Sie mir ja nicht zu! Was jetzt unſere Wünſche ſind — wie werden wir das nach Jahren nennen! O guter Gott! laß ſie Schmerz, Jammer, Elend heißen; nur nicht Verbrechen, nicht Schuld!

Sie ſtand heftig auf, heftiger, als ich ſie je geſehen hatte. Von nun an, ſagte ſie ſchnell und ernſt, will ich mir ſelbſt rathen. Ich bitte Sie, von Allem zu ſchweigen, was Sie wünſchen, und nicht wünſchen. Jetzt bin ich in der Lage, wo mein Geiſt zwiſchen Pflicht und Pflicht ſchwankt. O, wäre [illegible] zwiſchen Schmerz und Pflicht: wie glücklich würde ich ſeyn!

Sie ging hinaus. Wir Alle ſchwiegen, und ſahen einander nur beſtürzt an. Jetzt miſche ich mich nicht mehr hinein! ſagte Auguſte ſchnell. Mag ſie den Einen oder den Andern wählen: ich liebe ſie! — Auch wir Andern nahmen uns ſchweigend vor, nichts mehr zu ſagen. Die Arme! wir wünſchten, und ſie trug allen Schmerz.

Jetzt eröffnete ſich ein ganz neues Schauſpiel. Eliſabeth war bei Salzmanns nächſtem Beſuche offenbar freundlicher und zutraulicher gegen ihn. Man hätte ſagen können, ſie wäre es nur für uns; denn er ſelbſt merkte weiter nichts, als daß ſie heiterer war, als gewöhnlich: aber dieſe Heiterkeit gab ihm das größte Entzücken. Es ſchien, als ob er es heute zum erſten Male wagte, ſeine Augen auf das ſchöne Mädchen zu richten. Sie verſchlang er gleichſam mit ſeinen Blicken voll Sehnſucht; für uns Andre hatte er heute keine Sinne: er überhörte hundert Fragen, die Auguſte mit der innigſten Freundlichkeit an ihn that. Es ging ſo weit, daß Auguſte ihn über ſein zerſtreutes Weſen neckte.

Eliſabeths Güte und Vertrauen gegen ihn nahm ſtufenweiſe zu. Sie ging jetzt mit ihm in Auguſtens Geſellſchaft ſpazieren, und blieb zuweilen ſogar mit ihm allein. — Auguſte hatte uns die Stelle aus Pahlens Briefe, wodurch Eliſabeth ihre Freiheit wieder bekam, ſchon längſt mitgetheilt; ich dankte daher mit frohem Herzen dem Himmel für die glückliche Wendung unſres Schickſals, und wir Alle waren glücklich.

Doch auf einmal wurde Auguſte bisweilen ernſt, und dann war ſie wieder ausgelaſſen fröhlich; aber dieſe Fröhlichkeit hatte etwas Wildes, Regelloſes, ſo daß ſie uns Allen auffiel. An manchem Tage war ſie wie ſonſt; doch bald wurde ſie wieder ernſt, finſter, übellauniſch, ſogar bitter. Sie ſuchte die Einſamkeit; ja, Eliſabeth überraſchte ſie einige Male in Thränen. Fragten wir ſie nach der Urſache, ſo ſchlug ſie ein Gelächter darüber auf, daß wir uns Alle ſo ſehr irrten. Wir riethen hin und her; doch niemand von uns konnte auch nur die mindeſte Veranlaſſung zu dieſem ſeltſamen Benehmen finden. Troß der Gewalt, die ſie ſich anthat, uns ihren Unmuth zu verbergen, brach er dennoch zuweilen hervor, und einige Male ſo gewaltſam, daß ich ihr Verweiſe geben mußte.

Endlich gaben wir Eliſabeth, die allein von ihrer üblen Laune verſchont blieb, den Auftrag, ihr das Geheimniß zu entreißen. Vergebens. Eliſabeth kam zitternd wieder zu uns. Anfangs lacht Auguſte und ſcherzt; als aber Eliſabeth immer bewegter wird, mit ängſtlicher Liebe immer ſtärker auf ihr Herz eindringt: da wird Auguſte bleich, fällt ihr zitternd um den Hals, und ruft: laß mich, Eliſabeth! Jede Frage iſt ein Dolchſtoß in mein Herz. Habe Geduld mit mir; es wird, es muß beſſer werden! Nur frag um Gottes willen nicht, oder ich bin verloren!

Eliſabeth bat, als ſie uns das erzählte: wir möchten für jetzt nicht weiter in das arme Mädchen dringen.

Die Unglückliche! ſie liebte Salzmannen, und ſie liebte ihn ſchon lange, ohne es zu wiſſen. Von dem erſten Augenblicke an war die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt mit allen Empfindungen ihrer Seele nährte, gewachſen, und hatte ſich mit ihren heiligſten Wünſchen, mit ihren ſchönſten Hoffnungen, mit den lieblichſten Bildern der Zukunft auf das innigſte vereinigt. Ohne Vorſicht, ganz ohne Ahnung ſog ſie das Gift der Liebe ein: denn alles, wodurch ſie ihre Leidenſchaft anfachte, glaubte ſie für Eliſabeth zu thun. Die Liebe nahm hier die unſchuldige Geſtalt der Geſchwiſterliebe an, und betrog ſo ein Herz. Auguſte wollte bei ihrer Schweſter leben. Ach, täglich um ihn zu ſeyn, das war ja der höchſte ihrer Wünſche; mehr wollte, und mehr dachte ſie nicht: darum ſprach ſie ſo eifrig für ihn zu Eliſabeth; ſie wollte ihn glücklich ſehen, um es ſelbſt zu ſeyn.

Als aber Eliſabeth gegen Salzmannen freundlicher wurde, da fühlte Auguſte auf einmal mit erſtarrendem Schrecken, daß er für ſie verloren war. Er hatte nur noch Augen und Ohren für ihre Schweſter. Was ſie ſich tauſendmal mit pochendem Herzen und mit Freudenthränen geträumt hatte, das geſchah jetzt: er ging zwiſchen ihr und Eliſabeth ſpazieren; aber ſie war ihm nichts mehr, die glückliche Eliſabeth alles. Sie ließ ſeinen Arm los, und blieb zurück: er bemerkte es nicht. Sie ging betrübt wieder an ſeine Seite, und nun blieb Eliſabeth zurück: da zögerte ſein Schritt und ſeine Sprache, und er ſah ſich verlangend um. Er hörte nicht auf das, was Auguſte ſagte; ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen.

Jetzt fühlte ſie Unmuth, und gab ihm Undank Schuld. Als ſie Abends allein war, überdachte ſie alle Scenen des Spazierganges; ſie erinnerte ſich, daß er flammende Blicke auf Eliſabeth geworfen, daß ein freundliches Wort von dieſer das ſchönſte Roſenroth über ſein Geſicht gegoſſen, und daß ſeine Hand gezittert, als ihre Schweſter im Geſpräch ſie mit der ihrigen berührt hatte. Es drang eine Thräne in ihr Auge, und in ihrer Bruſt wüthete, ohne daß ſie es ahnete, die Furie Eiferſucht. Sie warf ſich in dem Bette umher, ſchalt ihn wieder undankbar, ſuchte vergebens einzuſchlafen, und hörte ſtundenlang nicht auf einzelne Thränen zu weinen.

Am folgenden Morgen war ſie heiter, und lachte über ſich ſelbſt; aber doch erregte es ihr

Unruhe, daß wir von Salzmanns Aufmerkſamkeit für Eliſabeth ſprachen. Als dann Salzmann wiederkam, fühlte ſie das Gähren eines Giftes in ihrer Bruſt, und ein ſchnelleres Strömen ihres Blutes. Ihre Empfindung wurde zu heftig, ſo daß ſie ſogar eine gewiſſe Bitterkeit gegen ihre geliebte Schweſter fühlte. Sie ging hinaus, um ſich einſam zu überreden, es ſey nicht ſo; aber — es war dennoch ſo. Wenn Eliſabeth nur einen Blick auf Salzmannen warf, ſo fühlte Auguſte den erſtarrenden Gifthauch eines Ungeheuers verheerend über ihre Seele hinziehen. Sie erſchrak vor ſich ſelbſt; und als ſie nun überlegte, nachſann: da fand ſie mit Grauen, daß ſie Salzmannen liebte.

Jetzt ſah ſie auf einmal ihre Täuſchung; jetzt fühlte ſie auf einmal die verzehrende Flamme der Liebe, die ſie vorher für eine freundſchaftliche Wärme gehalten hatte, und mit der Liebe zugleich auch die Eiferſucht. Mitten unter den feurigſten Wünſchen, den edlen Salzmann zu beſitzen, haßte ſie ihn. Es tobte ein Sturm in ihrer Bruſt, der ſich endlich in Thränen auflöſ'te. Daß ſie liebte, war ihr das Fürchterliche nicht; aber daß in ihrem Herzen zuweilen ein Funke von Haß gegen ihre Schweſter aufblitzte: davor zitterte ſie, deshalb rang ſie die Hände.

Sie drang prüfend in das Innerſte ihres Herzens, um ein Mittel zu finden, wie ſie den wilden Sturm darin beſänftigen könnte; und ſie ſtand zitternd vor dem Abgrunde da, den ſie jetzt entdeckte. Doch eben die Stärke der Leidenſchaft gab ihr den Muth, ſie beherrſchen zu wollen. Sie befand ſich allein in ihrer Schlafkammer; wir Andern waren auf das Feld gegangen. Und was iſt es denn nun Großes, ſagte ſie, ein Gefühl zu beherrſchen! ein Gefühl, welches zwar das ganze Herz durchdringt, welches ich aber doch muß unterdrücken können, da meine Seele es geſchaffen hat. Ich kann nicht haſſen, was ich liebe, wohl aber kann ich die Augen verſchließen, das Ohr verſtopfen, und, wenn ich auch das nicht kann, doch gerecht ſeyn! . . . Iſt es keine Fabel, daß Menſchen den Schmerz beſiegt, ſogar dabei gelacht haben; hat es

Brutus Gattin gekonnt: ſo wird ja auch dieſes Herz ihn beſiegen können. Beſiegen? Ach, ich Arme fühle, das kann ich nicht. Ich werde nicht aufhören zu lieben; aber auch nicht anfangen zu haſſen. Eliſabeth! du Gute, du Edle! in meinem Herzen ſollte Haß gegen dich ſeyn können? O, lieber wollte ich es ja zerſtören! . . . Haß gegen dich, du Unſchuldige, die du aus Liebe zu mir thateſt, was jetzt meine Seele zerreißt! . . . Sie kniete neben dem Bette ihrer Schweſter nieder, und drückte die weinenden Augen an das Kopfküſſen. Hier, hier, jammerte ſie: hier, wo dein Herz voll Liebe für uns Alle ruht, hier ſchwöre ich, Niemanden zu haſſen. O, wüßteſt du, theure Schweſter, welche Thränen ich hier weine: du würdeſt alles für mich hingeben, die heißeſte Liebe in deinem Herzen, dein Herz ſelbſt. O du Geduldige! du verbirgſt uns die Thränen, die wir dir auspreſſen, und lächelſt, wenn wir dich quälen! Und dich könnte ich haſſen? — Nein! ich liebe dich, und will dich jetzt noch mehr lieben, weil ich eben ſo unglücklich bin, wie du. — Sie richtete ſich getröſtet und muthig auf, kam uns mit wehmüthiger Liebe im Geſicht entgegen, hängte ſich in Eliſabeths Arm, und liebkoſte ihr mit mehr als gewöhnlicher Innigkeit. -„

Die Stärke einer edlen Seele.

Auguſte wiederholte ſich ihr Gelübde alle Tage, und brach es nie. Sie hängte ſich mit noch ſeelenvollerer Zärtlichkeit an ihre Schweſter. Ach, ſie hatte nicht mit der Eiferſucht allein zu kämpfen! Gegen den Haß vertheidigte ſie ihr Herz mit unglaublicher Stärke; aber der Liebe gab ſie ſich wie ein gebundenes Opferlamm hin: nicht, als ob ſie den Kampf nicht hätte wagen können — welcher Kampf wäre der Unſchuld zu ſchwer! — ſondern weil eine leiſe, geheime Hoffnung, die auf Salzmanns Liebe, den Kampf unnöthig machte. Dieſer Kampf mit Hoffnung und Furcht war aber ermattender, als der mit der Liebe ſelbſt. Auguſte rechnete jetzt auf Eliſabeths Treue gegen Pahlen, die ſie ſelber untergraben hatte; ſie hoffte auf Salzmanns Freundſchaft, auf ſein Vertrauen, das ſie für den Anfang der Liebe hielt: aber die Blicke, die er auf Eliſabeth warf, zerſtörten ihre Hoff-

nung

nung wieder. Bald wollte ſie der guten Schweſter ihre unglückliche Leidenſchaft entdecken, bald wieder ihr Herz ſich ſelbſt verbergen. Ach, was half ihr das Entdecken, als daß ſie die Verbindung ihrer Schweſter mit Salzmannen ſtörte, das Glück des edlen Mannes zertrümmerte, und — abgewieſen, unglücklich, mitten unter andern Unglücklichen daſtand! Die Begierde will den Beſitz; die Liebe will nur Liebe.

Sobald Auguſte ruhig überlegte, ſah ſie wohl, daß, wenn ſie ſich ihrer Schweſter entdeckte, Salzmanns Hand frei bliebe, und daß vielleicht die Zeit ſeine jetzige Liebe beſiegen könnte. Ihr Herz nahm dieſe entfernte Hoffnung begierig auf, und ein neuer Lebensſtrom erfriſchte ihre vergehende Kraft. Aber ſah ſie Salzmannen bei Eliſabeth; ſah ſie, wie ſeine heiße Liebe jetzt, da er hoffte, mit neuer Gewalt, mit neuem Entzücken hervorbrach: dann zerſtörte der erſtarrende Zweifel ihre blühenden Hoffnungen wieder. Sie fühlte in ihrem eigenen Herzen, daß Salzmann nicht aufhören könnte, Eliſabeth zu lieben, und alle ihre Hoffnungen waren vernichtet. Ihr Herz verſchloß ſich wieder, und ſie ſchwor es ſich zu, nie einen Menſchen hinein blicken zu laſſen, am wenigſten Eliſabeth; denn wenn er ſie nicht liebte (und das allein war ihr Unglück): was lag ihr daran, wer ihn ſonſt beſaß?

In dieſem fürchterlichen Hin- und Herſchwanken von Hoffnung zu Zweifel, von zu großer Wärme zu erſtarrender Kälte (dem Härteſten, was der Menſch zu erdulden haben kann), ging Ein ſchwerer Tag, Eine ſchwere Woche nach der andern hin, und mit jedem Tage ſah die Arme das Ziel, nach dem ſie ſtrebte, ſich immer weiter entfernen, Eine Hoffnung nach der andern erlöſchen. Wir Alle bemerkten Auguſtens Kummer wohl, nur Salzmann nicht: er lebte in den erſten blendenden Hoffnungsſtrahlen der Liebe. War Auguſte abweſend, ſo fragte er nicht nach ihr; ſah er ſie wieder, ſo hatte er ſie nicht einmal vermißt, und ſagte ihr nur, wie entzückt ihn die Hoffnung auf Eliſabeths Liebe machte.

Auguſte ſah mit Schauder den Augenblick näher kommen, da Eliſabeth Salzmannen ihre Hand geben würde. Bei dieſer Vorſtellung gerieth auf einmal ihr ganzes Herz in Aufruhr. Jetzt wollte ſie, was ſie nur konnte — ihrer Schweſter zu Füßen fallen, ihr alles entdecken. In der Gefahr, ihn zu verlieren, fühlte ſie zum erſten Male, daß es auch ein Glück ſey, ihn nur zu beſitzen, wenn gleich ungeliebt. Doch dieſer Gedanke erregte ein quälendes Gefühl der Beſchämung in ihrer Seele; dadurch wurde ihr der Muth zu dem entſcheidenden Schritte geraubt, und ſo ging die koſtbare Zeit wieder verloren.

Sie konnte nicht mehr in Salzmanns Geſellſchaft aushalten, und ſuchte die Einſamkeit, weil ſie nur noch in ihren Träumen eine Hoffnung fand, die ſie in der Wirklichkeit nicht mehr hatte. Endlich ſiegte das Gefühl ihres Unglücks dennoch über ihre Scham. Sie fühlte jetzt mit dem tiefſten Schmerze, daß ſie den Geliebten nicht verlieren durfte, und war entſchloſſen, Eliſabeth ihr Geheimniß errathen zu laſſen. Jetzt erwartete ſie ihre Schweſter in der Schlafkammer. Sie hatte überdacht, wie ſie alles ſagen wollte, ſobald Eliſabeth nur fragte, was ſie faſt immer zu thun pflegte.

Eliſabeth kam nun zu ihr, ſetzte ſich an den kleinen Tiſch, ſtützte den Arm auf, legte ihre Stirn in die Hand, und ſeufzte. Auguſte ſaß in dem Schatten der Stuhllehne, damit Eliſabeth die glühende Schamröthe nicht ſehen ſollte, die das ſchwere Geſtändniß über ihre Wangen gießen mußte.

„Auguſte!" ſagte Eliſabeth ſeufzend; und Auguſte ſeufzte mit. Es entſtand eine Pauſe, und während der Zeit wiederholte Auguſte voll glühender Scham ihre Rolle.

„Ach, liebſte Schweſter," ſagte Eliſabeth, und legte die Stirn noch tiefer in die Hand; „du glaubſt nicht, wie wunderbar ich gerührt und bewegt bin! Mein eigenes Herz iſt mir ein Räthſel. Ich liebe Pahlen, und . . . dennoch habe ich heute . . . Salzmannen, ach, freiwillig . . . Hoffnung gegeben, daß ich ihn lieben werde."

Auguſte wurde todtenbleich. Sie machte

weiter keine Bewegung, als daß ſie — es koſtete ihr die ganze Kraft ihres Körpers — langſam die kalten zitternden Hände in dem Schooße faltete.

Nach einer langen ſchrecklichen Pauſe, in welcher beide einander nicht anſahen, fragte Auguſte mit matten, kranken, ſchweren Tönen: du liebſt ihn wirklich? — Wieder eine lange Pauſe, in der ein heißer Schmerz alle ſeine Schauer langſam in Auguſtens Bruſt aufhäufte.

„Wirklich! ich liebe ihn!" antwortete Eliſabeth mit eben ſo ſchweren Tönen; und dieſe Worte klangen Auguſten wie der Ruf der allgemeinen Vernichtung. Sie wollte die Hand erheben, um ihre Bläſſe zu verbergen; aber ſie hatte nicht die Kraft dazu.

„Und wäre mein Herz nicht ſchon ſein geweſen," fuhr Eliſabeth in Abſätzen fort; „ſo hätte ich es ihm heute gegeben: denn, Auguſte, du haſt keinen Begriff von der Liebe, von der Zärtlichkeit dieſes Mannes. Ja, ich liebe ihn! Jetzt fühle ich, meine Auguſte, daß der Himmel mich für ihn beſtimmte, daß in der Freundſchaft dieſes edlen Mannes, in der Stille ſeines Herzens und ſeines Standes, mein Glück liegt. Hätte Pahlen auch alle Schwierigkeiten überwunden; wäre ich mit Bewilligung ſeiner Familie ſeine Frau geworden: mein an einfache, beſcheidene Stille gewöhntes Herz würde bei dem Glanze ſeines Standes, bei der Bürde des Reichthums gezittert haben; denn ich habe ſchon lange gefühlt, daß Glanz und Reichthum mir nicht zukommt. Für mich paßt das Schattendach einer Linde, und nicht die ſchöne Decke eines prächtigen Saales; die einfache, herzliche Liebe eines ſtillen Mannes, und nicht der Triumph eines frohlockenden Herzens — obgleich auch Pahlen für den ſtillen Genuß geſchaffen iſt, wie irgend ein Menſch auf der Welt. Ja, Auguſte, ich liebte Pahlen, und liebe ihn noch; aber ich zitterte vor ſeinem Namen, vor ſeinem Range. Jetzt iſt mein Herz ſo leicht, ſo frei; ich zittre nur noch vor der Stunde, wo ich den Brief einſiegeln werde . . . O, Schweſter!" ſetzte ſie weinend hinzu; „ich wollte, du nennteſt mich glücklich, damit ich mich ſelbſt ſo nennen könnte!"

Hier ſtand Eliſabeth auf, ging zu Auguſten, legte das brennende Geſicht an die kalte Wange ihrer Schweſter, ſchloß ſie an die zitternde Bruſt, und ſagte: „o, Auguſte! bin ich nun glücklich?"

Dieſe zärtlichen Liebkoſungen löſ'ten die Todeskälte des unglücklichen Mädchens auf. „O, bin ich glücklich?" fragte Eliſabeth noch einmal.

Das biſt du, ſagte Auguſte; Niemand außer mir weiß, wie glücklich du biſt. Ich fühle es in . . . —

In herzlicher Vertraulichkeit beugte ſich Eliſabeth jetzt über ſie hin, und flüſterte ihr zu: „dir allein, Auguſte, habe ich mein Herz aufgeſchloſſen."

Und ihm! ſagte Auguſte, wie kalt, wie ruhig.

„Nein! ihm öffnete ſich mein Herz gewaltſam in einem Blicke, einem Lächeln, einem Händedrucke. Dir habe ich es freiwillig geöffnet! . . . Bin ich glücklich, Auguſte?"

Ach! glücklich!

„Und Ihr Alle, ſeyd Ihr glücklich?“

Auguſte ließ bei dieſer Frage das Geſicht noch tiefer auf die Bruſt ſinken; doch ſagte ſie, freilich kämpfend und langſam: Alle! Alle!

„O,“ ſagte Eliſabeth, und legte ihr Geſicht noch vertraulicher an Auguſtens Wange: „nun will ich auch an nichts mehr denken. Alles, was noch finſter iſt, wird nach und nach hell werden, was noch ſchmerzt, wird heilen. Ich hoffe, du ſollſt noch Zeuge meines Glückes ſeyn, Auguſte!“ — (Sie hielt ein Zucken in Auguſtens Armen für ein zärtliches Drücken.)

Nur das nicht, Eliſabeth! fliſterte Auguſte; nicht Zeuge! O Gott!

„Auguſte!“ ſagte Eliſabeth dringend; „wie! nicht Zeuge? O, jetzt ſeh' ich erſt, wie bleich du wieder biſt!“

Eben deshalb! ſagte Auguſte kalt. Paßt dieſe Bläſſe zu den blühenden Geſichtern der glücklichen Liebe? Sey glücklich, Eliſabeth: das wünſche ich, das bete ich. Aber nichts mehr!

Jetzt drang Eliſabeth mit Bitten, mit Thränen in ihre Schweſter, daß ſie ihr die Urſache ihres Grams entdecken ſollte. Ein Paar Mal hatte die ſchreckliche Empfindung Auguſten ganz nahe zu dem Entſchluſſe geführt, ihrer Schweſter Alles zu geſtehen, und ſchon waren ihr einige Worte entfallen, die das Geheimniß beinahe ahnen ließen. Eliſabeth ſprang bleich auf, ſchlug die Hände vor das Geſicht, und rief in dem Tone des Schreckens: Auguſte! — Auguſte ſah ſich verrathen, wenn ſie nicht ſchnell einlenkte; und jetzt, da ihre Schweſter Salzmannen liebte, hätten ihr ſelbſt die größten Qualen ihr Geheimniß nicht entriſſen. Sie faßte ſich, trat vor Eliſabeth hin, und ſagte: ſo höre! — (Noch in dieſem Augenblick ſann ſie, was ſie Schreckliches ſagen könnte, um die Wahrheit dahinter zu verbergen. Sie fühlte, daß man ihr Geheimniß errathen würde, wenn ſie nicht eine Urſache für ihren Gram angeben könnte.) — So höre! hob ſie noch einmal an. In einer Nacht, zwiſchen Wachen und Schlaf, im unruhigen Schlummer, oder im ruhigſten Wachen, ich weiß nicht, welches von beiden, erſchien mir mein Schutzgeiſt.

„Erſchien dir, Auguſte? Du träumteſt!“

Erſchien! glaube mir, Eliſabeth, erſchien! Er lächelte, und hielt ſegnend ſeine Hand über meinen Kopf und über mein Herz. Wie glücklich war ich! . . . Auf einmal welkten die Roſen, mit denen er ſein Haar bekränzt hatte. Er warf einen trüben Blick auf mich, der ſchmerzend in meine Seele drang. Arme! ſagte er mit Trauertönen: wie unglücklich biſt du! Ich verlaſſe dich auf ewig! — Und er zerrann in einen dunklen Schatten. Mein Herz blutet an der ewig unheilbaren Wunde, welche dieſe Worte mir ſchlugen. — Sie legte weinend das Geſicht auf Eliſabeths Schulter.

„Träumerin!“ ſagte Eliſabeth ernſt. „Ein Traum, noch weniger als ein Traum, ein Bild deiner Phantaſie, wäre die Quelle deines Grams? Auguſte! Auguſte!“

O höre! fuhr Auguſte ſchnell und ängſtlich fort; „er ſank in einen unendlichen Abgrund. Ueber mir glänzte noch die Schöpfung, die Sonnen, die Monde der Hoffnung.

Aber Ein Mond nach dem andern, Eine Sonne nach der andern ſank jetzt in das offne Grab. Endlich verſank die ganze Schöpfung, und der letzte Schimmer in dem Abgründe erloſch. Ich ſtand im Dunkel allein. Auch du ſinkſt! rief eine ſchreckliche Stimme; wir verſinken Alle! Kein Morgen dämmert dir wieder. — Du zerrinnſt, wie die Geſtalt deines Genius! rief eine tröſtende Stimme. Ich ſank, und verging — verging auf immer. O, Eliſabeth!

Voll von dem Gefühl ihres Elendes, erzählte Auguſte ihrer Schweſter die Wahrheit in dieſen finſtern Bildern. Sie ſtand im Begriffe fortzufahren und die Urſache ihres Grams zu entdecken; aber ſie zögerte, weil ſie nicht wußte, wie ſie es am beſten thun könnte. Eliſabeth, welche die Bilder unrecht deutete, half ihr aus der Verlegenheit. Kaum hatte Auguſte geendigt, ſo rief Eliſabeth mit einem Tone des Schreckens: „o, du Unglückliche! du zweifelſt an der Fortdauer deiner Seele!“ Sie ſchloß die geliebte Schweſter in ihre zitternden Arme, an ihr klopfendes Herz, ließ ſie nicht weiter reden, und beſtürmte ſie ſogleich mit allen Gründen für ein künftiges Leben, die ſie nur wußte.

Auguſte ſah es gern, daß Eliſabeth auf eine ganz falſche, und doch ſo ſcheinbare, Spur gekommen war. Sie ließ ihr den Irrthum, widerlegte ihre Gründe nicht, ſaß nur in finſtrem Trübſinne da, und ſagte zuletzt: ich bin unglücklich, Schweſter; aber glaube mir, du wirſt mich nicht von meinem Gram befreien! — Beide legten ſich mit Thränen nieder, und Auguſte entſchloß ſich, es bei dem Irrthume ihrer Schweſter zu laſſen, weil ſie doch dadurch einen Vorwand für ihren Gram erhielt.

Am folgenden Morgen war ich in der That ſehr glücklich; denn die Art, womit Salzmann den Abend vorher von mir und meiner Frau Abſchied genommen hatte, gab uns faſt gänzliche Gewißheit, daß die beiden jungen Leute mit einander eins ſeyn müßten. Wie der Menſch nun iſt — jeden Glücksfall rechnet er ſich ſo gern als eine Tugend an. Ich hielt eben meinem Karl eine Rede über die Quellen der Heiterkeit, der Zufriedenheit. „Sieh,“ ſagte ich: „iſt es Pflicht, ein leichtes Uebel mit Geduld zu tragen; ſo ſind wir auch zum Ertragen eines ſchweren verpflichtet. Aber ich gehe noch weiter, mein Sohn,“ fuhr ich triumphirend fort. „Iſt kein Uebel auf der Welt, kein Leiden, kein Elend, kein Unfall, den der Menſch nicht nach zehn oder zwanzig Jahren vergeſſen hätte; — und was vergäße der Menſch nicht! — ſo iſt gar kein Uebel auf der Welt. Ich nehme euch Alle zu Zeugen, Frau und Kinder, daß man auch bei dem größten Leiden ruhig und mit Gewißheit ſagen kann: nach einem Jahre, oder nach zehn, habe ich es vergeſſen; und da ich das nun ſagen kann: wer will mich hindern, mir gleich auf der Stelle das Jahr ſchon abgelaufen zu denken!“

Es giebt Leiden, die man nicht vergißt! ſagte meine Frau.

„Nenne mir doch eins von allen, die uns getroffen haben, das dir noch jetzt ſchmerzliche Thränen koſtete? Aber wenn auch, liebe Frau! kommt denn nicht ein Augenblick, wo alles vergeſſen iſt, Leiden und Freude? Und warum ſollte ein Mann — ein Mann! — nicht mitten unter dem bitterſten Schmerze ſagen können: ich will ruhig ſeyn und auf das Grab hoffen! Wenigſtens ich, mein Sohn, hoffe . . .“

In dieſem Augenblick trat Eliſabeth mit einem blaſſen Geſicht, und mit Augen, worin noch Thränen hingen, in das Zimmer, und warf einen Blick auf mich, der mich ſehr unruhig machte. Sie ſeufzte, und ſchien mir etwas ſagen zu wollen. Mein Herz wurde beklemmt, und ich ſtammelte zitternd: „Eliſabeth, ich fürchte, du haſt mir ein Unglück anzukündigen.“ Ach, erwiederte ſie ſchluchzend; das größte, das uns Allen begegnen konnte! — Sie trat auf mich zu, und fliſterte: ich habe Ihnen etwas von Auguſten zu ſagen. Ich zog ſie zitternd in einen Winkel der Stube, und ſie ſagte mir leiſe: Auguſtens Gram liegt in ihrer Seele. Die Unglückliche zweifelt an der Fortdauer nach dem Tode.

Ich erholte mich von dem Schrecken, den, mir ihr Geſicht und ihre erſten Worte verurſacht hatten: nicht, weil ich dies Unglück für klein hielt, (denn welches könnte größer ſeyn!) ſondern weil ich glaubte, dem Unglück abhelfen zu können. Meine Frau trat herzu, und Eliſabeth ſagte das Geheimniß auch ihr. Wir ließen die Kleinen hinausgehen, und nun erzählte Eliſabeth ausführlich, was ſie wußte. Meine Frau jammerte, daß ſie die allerſchwerſten Leiden in ihrem Hauſe haben müſſe: erſt einen Liebeshandel, und nun gar Gottesläugnung. Ich durchlief während der Zeit die Beweisgründe für die Unſterblichkeit der Seele, und unterſuchte, welcher von allen wohl die meiſte Wirkung auf des Mädchens Verſtand thun würde. Mein Karl holte Cicero's tuskulaniſche Unterſuchungen, blätterte den Traktat von der Verachtung des Todes auf, und fragte: was für Gründe giebt ſie denn an? (Er ſah ſtolz in ſein Buch, und ſetzte ſich in Bereitſchaft, ſiegend auf ihre Gründe antworten zu können.)

Gar keine! antwortete Eliſabeth traurig.

Gar keine? Wie in aller Welt kann man

etwas glauben ohne Gründe? das iſt ja nicht möglich!

Ach, Karl, ſagte Eliſabeth zärtlich: das iſt wohl möglich. Trat ich im Frühling Abends in unſern Garten, und das Gewölbe voll Sterne breitete ſich über mich aus, die Nachtigall ſang einſam in dem Dunkel, und mein Herz ſchlug dabei freudenvoll: o, dann wußte ich lebendig, daß Gott iſt, lebendiger, als nach den längſten, deutlichſten Beweiſen in unſern Stunden.

Schöne Beweiſe! eine Nachtigall, und ein ſchlagendes Herz! ſagte Karl lächelnd.

O, ſagte Eliſabeth mit emporgerichteten Blicken: wenn eine brütende Nachtigall voll Liebe für ihre Jungen, und ein frohes Menſchenherz, nur Eins, das die Liebe der Nachtigall fühlt, keine Beweiſe für das Daſeyn eines allgemeinen Vaters ſind, ſo giebt es gar keine. Und, lieber Karl, wenn nicht ein ſolches ſtilles lebendiges Gefühl den Glauben wieder in Auguſtens Herz bringt — deine Bücher werden es nicht thun, ſo gut ſie auch ſeyn mögen.

„Du wirſſt den Weizen mit der Spreu weg, Eliſabeth," ſagte ich. „Eins nicht ohne das Andere! Kopf und Herz ſind das Geſpann des Glaubens."

Nein, erwiederte Eliſabeth: ich vertheidige nur Auguſten, mein Vater; denn ich fürchte, daß Karl mit eiskalten Schlüſſen, mit dem erſtarrenden „wenn das iſt, ſo iſt das; alſo!" über Auguſtens warmes Herz herfallen wird. O Vater, eine Thräne in einem Auge und ein Gebet zu Gott ſind für ein zweifelndes Herz die beſten Gründe. Glauben Sie mir, mich überfiel zuweilen ein Grauen, wenn ich ſo die Beweiſe für und wider anhörte, weil man ſo eiskalt von dem künftigen Leben ſprach, wie von dem Wetter, das morgen ſeyn würde. Ach, Vater, hätte ich die Natur, die brütenden Vögelchen, die glücklichen Inſekten, das frohe Leben der Welt, die ſtille Nacht mit den Sternen, den Schlag der Thurmuhr nicht gehabt: die Bücher hätten mich gerade zum Zweifeln bringen können; denn ſo oft ich die Gründe anhörte, fragte eine Stimme in meinem Innern, als ob ſie der Bücher ſpottete: und wenn es nun dennoch nicht wahr wäre? Ein Blick in die Sterne, und über die Sterne hinaus, wo Gott iſt, gab mir wieder Wärme, und machte mich zuverſichtlich. Ich bitte Sie, laſſen Sie Karln nicht an Auguſtens Herz.

Es war, als ahnete ſie, daß ich ſelbſt mich hinan machen wollte, und mit nichts anderm, als Karl. „Was meinſt du aber, Eliſabeth," fragte ich, „was wir thun ſollen?" — Sie ſchonen, ſie mit verdoppelter Zärtlichkeit lieben. O, dann wird der Strahl der Ewigkeit durch das Herz wieder in ihre Seele bringen. Eine Kleinigkeit, ein Traum, nahm ihr die Ruhe; der Glaube an unſre Liebe ſoll ſie ihr wiedergeben.

Karl lächelte ein wenig ſpöttiſch; ich nicht: mir fiel eine Begebenheit aus meinen akademiſchen Jahren ein, die ich meinem Sohne erzählte. Hier iſt ſie.

Die Oeffnung im Fenſterladen.

Ich hörte die Metaphyſik bei einem ehrwürdigen alten Manne, der wegen ſeiner Güte, ſeiner Toleranz und Gelehrſamkeit von der ganzen Univerſität geachtet wurde. Nachdem er die Atheiſten widerlegt, das Daſeyn Gottes erwieſen, und die Beweiſe aller Philoſophen dafür vorgetragen hatte, ſagte er endlich zum Schluß — ich ſehe den ehrwürdigen Greis noch, wie er aufſtand (ſonſt ſaß er immer), und mit unverkennbarer Rührung in Auge und Stimme anhob: „Das, meine hochgeehrteſte Herren, das müſſen ſie, als Gelehrte, als Philoſophen, wiſſen. Es iſt ſogar auch brauchbar; denn in den froheſten und den traurigſten Augenblicken des menſchlichen Lebens, wenn unſer Herz, von der ſtillen Natur umringt, oder von einer tugendhaften Handlung gehoben, oder von einem ſchweren Kummer gepreßt, oder an das

Herz eines Freundes, einer Gattin, einer Mutter, eines Kindes gedrückt — wenn unſer Herz dann Gott fühlt, ihn glaubt, auf ihn vertraut: dann erhöhet dies kalte Wiſſen unſer Gefühl, unſern Glauben, unſer Vertrauen. Aber wem im Leben nichts von dem Allen begegnet, der hat von dem Wiſſen nichts, gar nichts. Ueber das Daſeyn des Einhorns, oder der Inſel Atlantis ließe ſich eben ſo ſcharfſinnig und mit eben der philoſophiſchen Würde ſpekuliren. Ich habe dreißig Jahre lang die Beweiſe für das Daſeyn Gottes vorgetragen, meine Herren, und ich alter Mann gehe noch immer mit einem geheimen Grauen an die Unterſuchung; denn die Kälte, womit der Kopf ſie vornimmt, könnte leicht ein Herz für das lebendige Gefühl des Glaubens an Gott erkälten. Es iſt ein Unterſchied, meine Herren, unter glauben und wiſſen. An Gott glauben, heißt ein redlicher Mann, ein guter Staatsbürger, ein edelmüthiger Freund, ein treuer Gatte, ein guter Sohn, ein guter Vater, menſchlich im Glück, und geduldig im Unglück ſeyn: wiſſen, daß ein Gott ſey, heißt wiſſen, wie Ariſtoteles, Plato, die Scholaſtiker, Jaquelot, Carteſius, Thomaſius, und ſo weiter bis zu Wolf hin, das Daſeyn Gottes erwieſen haben; oder — es heißt gar nichts. Wahrheit, meine Herren? in dieſem wilden Kampfe der verketzernden Partheien? Der reine, belebende Strahl der ewigen Wahrheit dringt nur durch das Herz in die Seele. Merken Sie Sich das! Morgen mehr." — Er verließ den Lehrſtuhl mit naſſen Augen.

Ich bildete mir nicht wenig darauf ein, in meinen Heften und in meinem Kopfe eine vollſtändige Widerlegung des Spinoza, des Bayle und Hobbes zu haben. Daher begriff ich nicht, was er mit den letzten Worten: „die Wahrheit dringt durch das Herz in die Seele!" ſagen wollte; und was ich davon verſtand, glaubte ich nicht. Die feierliche Sprache des Mannes, ſeine naſſen Augen, ſein ehrwürdiges Alter, ſein Tiefſinn, ſein tugendhaftes Leben, nichts von dem Allen machte Eindruck auf mich. Doch eine Kleinigkeit, ein Bild von jenem Bilde, drückte dieſe Wahrheit auf ewig in meine Seele. Wie ſeltſam, wie ſchwach iſt der Menſch! — Am folgenden Morgen lag ich im Bette, und ſann über die Worte des Greiſes nach. Hätte ich nur, dachte ich, den Spinoza hier, ich wollte ihm wohl zeigen, was Wahrheit iſt! Mit dieſen Worten oder Gedanken ſchlug ich die Augen auf. Ich hatte Laden vor meinen Fenſtern; damit aber nicht alles Licht ausgeſchloſſen würde, war darin oben eine Oeffnung, welche die Geſtalt eines Herzens hatte. Durch dieſes Herz drang das Licht des Morgens, und fiel mir in die Augen. Ich ſprang auf, und ſagte erſchüttert, auf einmal von der Wahrheit jenes Satzes durchdrungen: „ja, der Strahl der Wahrheit dringt durch das Herz in die Seele!“ Auf dem Rande meines Bettes ſitzend, heftete ich die Augen auf die Oeffnung, durch welche das Licht drang, ſann dem Satze nach, verſäumte meine Collegia, und hörte nicht auf zu ſinnen.

Jeden Morgen, wenn ich erwachte, wendete ich meine Augen, beinahe unwillkührlich, auf die Oeffnung in dem Fenſterladen. Nicht lange, ſo ſchloß ich mit Bayle, mit Spinoza, mit Hobbes Frieden. Hat mich irgend etwas tolerant gegen fremde Meinungen gemacht, ſo war es dieſer kleine Umſtand.

„Und könnte nicht,“ ſagte ich nun zu meinem Sohne, „durch etwas Aehnliches Auguſte zur Zweiflerin geworden ſeyn? Der Menſch handelt mehr nach ſolchen Impulſen, als nach Gründen, mein Sohn. Das iſt zwar demüthigend für uns, aber wahr.“ Mein Sohn hatte nicht aufgehört zu lächeln, und ſagte nun: ich geſtehe, demüthigend muß ſo etwas ſeyn. — „Ja! und da den Menſchen Demuth am beſten kleidet, ſo iſt von Zeit zu Zeit ein ſolches Loch im Fenſterladen, als ein Temperir-Mittel, recht nützlich. Bei mir war es mehr, was du auch glauben magſt: es machte meinen Kopf demüthig, und mein Herz groß. Achteten die Menſchen auf die Antriebe ihrer Handlungen, ſie würden auf mehr ſolche Dinge ſtoßen. Du lachſt über die Augurn, mein Sohn, weil Cicero darüber gelacht hat; aber ſo etwas von einem gläubigen Augur ſitzt in allen Menſchen, denk' ich. Läßt man nicht Hühner freſſen, ſo zählt man Rockknöpfe ab.

Noch einmal die Stärke einer edlen Seele.

Es wurde nun Karln unterſagt, ſich gegen Auguſten merken zu laſſen, daß er ihr Geheimniß wiſſe. Wir Eltern nahmen uns daſſelbe vor, und überließen den Anfang der Bekehrung Eliſabeth. Endlich kam die Zweiflerin zum Vorſchein. Sie klagte über Kopfweh, über Mattigkeit, über Herzklopfen, das ihr den Athem benähme. Wir hörten ſie bedauernd an. Meine Frau hatte zwar Zeichen des Verdruſſes im Geſichte; (denn trotz ihrem hellen Verſtande hielt ſie Zweifel an den Wahrheiten der Religion für einen böſen Vorſatz, weil ſie ſelbſt nie gezweifelt hatte): aber bei dem Anblicke des armen Mädchens, das ſo demüthig, ohne ein Auge zu erheben, als drückte das Bewußtſeyn einer ſchweren Schuld ſie nieder, zitternd daher kam — bei dieſem Anblick verwandelten ſich die Zeichen des Verdruſſes in Thränen des Mitleidens. Karls Ton wurde ſanfter als gewöhnlich, und wenn er etwas erzählte, ſo wendete er ſich, wie wir Alle, nur an Auguſten. Wir umfaßten ſie mit wehmüthiger, ſtiller Liebe, und ihr Auge wurde nicht trocken.

Auguſte hatte ſich verſprechen laſſen, daß Eliſabeth ſie nur als krank ankündigen wollte; aber ſie mochte dennoch die Wahrheit merken, beſonders wohl an dem behutſamen und zärtlichen Tone, mit dem die Wörter: „Grab, Tod, Unſterblichkeit,“ ausgeſprochen wurden. Sie ſtand früher vom Tiſche auf, weil ſie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, und Eliſabeth begleitete ſie. Keiner von uns blieb ſitzen. Ich ging auf mein Stübchen, und riegelte hinter mir zu. Ungeachtet meiner Ueberzeugung, daß Gründe auf das kranke Herz meiner Tochter nicht viel wirken könnten, las ich dennoch Cicero's Unterſuchung de contemnenda morte (von der Verachtung des Todes) aufmerkſam durch. Ich ſchüttelte den Kopf, weil ich nicht begriff, warum mir auf einmal alle Gründe des Philoſophen für die Fortdauer der Seele ſo wenig beweiſend vorkamen. Bei der Stelle: „iſt der Tod Vernichtung, ſo iſt er kein Uebel;" durchlief mich ein Schauder. „O," dachte ich, und ſtand auf: „ich möchte wiſſen, ob Cicero dieſe Stelle vor oder nach dem Tode ſeiner Tochter geſchrieben hat; und ich gäbe viel darum, wenn er ſie noch einmal an dem Aſchenkruge ſeiner Tochter geleſen hätte." Jetzt holte ich meine Hefte hervor, ſchlug alle meine Bücher nach, und ſchüttelte überall den Kopf. „Ach," ſagte ich endlich: „über dieſen Gegenſtand ſollte ein Philoſoph nur an dem Sterbebette ſeiner Gattin, ſeines Freundes, — wenn er einen hat, den er liebt, nicht bloß einen, mit dem er disputirt, — oder ſeines einzigen Kindes ſchreiben. Ich wollte darauf wetten, faſt Alle, die davon handeln, haben während des Schreibens mehr an die Unſterblichkeit ihres Namens, als an die Unſterblichkeit ihrer Seele gedacht, und keiner von ihnen hat, wie ich heute, vor dem bleichen Geſichte, vor den naſſen Augen, vor dem vergehenden Herzen eines zweifelnden Kindes geſtanden. Guter Gott, was wird daraus werden, wenn ſie nun endlich fragt! Womit kann ich ihr antworten, als mit einem Herzen voll Liebe, mit einer, zitternden Umarmung, und mit einem hoffenden Blicke gen Himmel!

Während ich auf die seynwollenden Aerzte dieser Krankheit schalt, hatte Eliſabeth die Kur ſchon angefangen, aber ganz verkehrt. Sie war mit Auguſten in das Birkenhölzchen gegangen. Dort ſagte ſie ihr nichts von der Unſterblichkeit, ſondern machte ſie nur aufmerkſam auf die Schönheiten der herbſtlichen Natur. Auguſte ging tiefſinnig neben ihr her, und phantaſierte über die fallenden Blätter, über die ſterbenden Pflanzen. Wenn ſie damit Thränen in die Augen ihrer Schweſter gelockt hatte, dann ſank ſie wieder an ihr Herz, und bat ſie, Geduld mit ihr zu haben. Sie erzwang ein Lächeln, und fing endlich ein Geſpräch von ihrer Kindheit an, in das Eliſabeth gern einfiel. Beide erinnerten ſich an die ſüße, frohe Liebe, die ſie ſchon als Kinder für einander gehabt hatten. Eliſabeth ſagte: „nie war ein Streit unter uns, der uns länger als eine Viertelſtunde entzweiet hätte.”

Und nur unſre Hände, unſre Lippen, ſagte Auguſte; nicht unſre Herzen: denn ich liebte dich nie mehr, Eliſabeth, als wenn ich dich beleidigt hatte, oder von dir beleidigt war.

„Und wie wir in Allem gleich dachten und fühlten! Was ich liebte, das liebteſt auch du, Auguſte.“ — Hier ließ Auguſte das kummervolle Geſicht, mit neuen Wolken bedeckt, auf die Bruſt ſinken, und antwortete ſeufzend: Ja! Eliſabeth erzählte lächelnd, wie oft ſie Beide ſich für einander aufgeopfert hätten. Auguſte ſank an ihre Bruſt, und dachte, mit einer wehmüthig frohen Empfindung: ich opfere mich jetzt wieder auf, und gänzlich, mein Glück, mein Herz, mein Leben; aber das weißt du nicht, und ſollſt es auch nicht erfahren. „Und nie,“ fuhr Eliſabeth, ſie inniger an ſich drückend, fort: „nie ſoll uns das Schickſal, der Tod, die Ewigkeit anders finden, als ſo!“ Auguſte ſeufzte; aber ſie betheuerte es laut, und in ſich, daß nichts ſie je von dem Herzen ihrer Schweſter trennen ſollte.

Mit fröhlichen Blicken fing Eliſabeth endlich an, das Leben zu mahlen, das ſie nun bald in Salzmanns Armen führen würde. Auguſte fühlte jedes Wort, wie einen Dolchſtoß, in ihrem Herzen; aber dennoch lächelte ſie, lehnte ſich nur an Eliſabeths Bruſt, und ſagte zuletzt, um die ihr ſo ſchreckliche Beſchreibung nicht länger hören zu müſſen, mit leiſen Tönen: ich bitte dich, liebe Eliſabeth, eile nur! zögre nicht länger, damit ich es noch erlebe! Ich werde ruhig ſeyn, wenn du ganz glücklich biſt. Eliſabeth verſprach das lächelnd; doch auch ſie verbarg ihren Kummer: ſie glaubte noch immer, es wäre Auguſtens Wunſch, daß ſie Salzmanns Gattin würde; nun wollte ſie glücklicher ſcheinen, als ſie war, um ihrer Schweſter Vergnügen zu machen. Deshalb ſagte ſie mehr von ihrer Liebe zu Salzmannen, als ſie eigentlich konnte. Jetzt ſah Auguſte, daß ſie gänzlich verloren war: denn Eliſabeth liebte ihren Geliebten eben ſo innig, wie ſie ſelbſt.

Beide kamen, entkräftet von den geheimen Opfern, die ſie einander gebracht hatten, zu

Hauſe. Auguſte beſchloß, ſobald ſie allein war, mit unbegreiflicher Kraft, die ſie aus Eliſabeths Liebe hernahm, von nun an zu lächeln, und edel, ſchweigend, zu fallen.

Am folgenden Morgen weckt ſie ihre Schweſter lächelnd auf, und erzählt ihr heiter einen andern froheren Traum, der ihr einen Theil ihrer Ruhe wiedergegeben habe. Beide kamen heiter zu uns. Meine Unruhe verflog wie ein ſchwerer Morgentraum; und nun, da Auguſtens Herz wieder geſund war, hielt ich es für Zeit, mit Gründen der Vernunft auf ihren Kopf zu wirken. Ich nahm ſie allein, und ſagte ihr: „liebe Tochter, ich weiß die Quelle deines Grams.“ (Sie erblaßte, und ergriff zitternd meine Hände.) „Eliſabeth hat ſie mir entdeckt.“ — So? fragte ſie kalt und gezogen; das iſt ein anders. — Ich hob an, meine Gründe in Reih und Glied zu ſtellen.

O, mein Vater, unterbrach ſie mich; wenn Sie mich ſegnend an Ihr Herz drücken: was wünſchen Sie mir dann? nicht wahr: ein Glück ohne Ende? Nun, ſollte mir denn die ewige Liebe einen ſchlechtern Segen geben, als Sie? — Ihre Frage überraſchte mich. Ich drückte ſie an meine Bruſt, und ſagte: „nun, ſo bewahre denn Gott dein Herz!"

Mein Herz! mein Herz! ſagte ſie trauernd. Ein zerſchlagenes Herz, ſetzte ſie ſtark hinzu, wird Gott nicht verachten! und dann riß ſie ſich aus meinen Armen.

Salzmann kam wieder. Er hing mit den Augen, wie mit dem Herzen, an Eliſabeth, und Auguſte hatte den Muth das anzuſehen. Sie hielt ſich, auch wenn Eliſabeth an Salzmanns Seite ſaß, aufrecht. Jede Minute war ein blutiger Kampf; und dennoch erlag ſie nicht: ſie bat ihre Schweſter nur, bald zu endigen. Eliſabeth verſprach es; aber ſie zögerte mit blutendem Herzen einen Tag nach dem andern, wenn Auguſte mit blutendem Herzen ſie antrieb.

Ich hätte gern eben die Bitte an Eliſabeth gethan, wie Auguſte; doch ich ergab mich in die Zögerung, um meiner Frau willen, die faſt an jedem Tage von Eliſabeths Jugend ſprach. Zwar ſuchte ich ſie von ihrem Vorurtheile zu heilen, und wollte ſie ſogar dadurch überliſten, daß ich Eliſabeths eigentlichen Geburtstag ſchon mit für ein Jahr zählte, und ſie folglich um eins älter machte; aber meine Frau ließ ſich nicht hintergehen, und blieb dabei, daß jeder Tag, den Eliſabeth zögerte, ein Gewinn für ſie wäre.

Auguſte hatte bei ihrer hoffnungsloſen Liebe den Muth zu lächeln; aber der verſchloſſene Gram griff die Quellen ihres Lebens an. Jede Nacht löſ'te ein Blatt von den Roſen ihrer Wangen ab, jede löſchte einen Funken ihrer blitzenden Augen aus. Wir bemerkten das kaum, weil ſie jeden Verluſt mit einem noch heiterern Lächeln bedeckte. Nur Salzmann bemerkte es, und machte uns aufmerkſam. Sie leugnete alles, und berief ſich auf ihr Lächeln. Wir beruhigten uns, und hofften, daß der nächſte Frühling alles wieder gut machen ſollte.

Auch Eliſabeth wurde mit jedem Tage bläſſer: das bemerkte Salzmann nicht, wohl aber wir. Sie ſagte: meine Angſt um Auguſten iſt Schuld daran. — Einen traurigern

Winter habe ich nie erlebt, als dieſen. Eliſabeths Unruhe machte uns alle unruhig; die Mutter ſagte ſogar: ich wollte, es wäre vorüber, ob ſie gleich noch viel zu jung iſt!

Als ich das hörte, drang ich in Eliſabeth. Sie verſprach mir, die Sache bald zu endigen; nur bat ſie, ich möchte noch ſchweigen. Salzmann kam und ging mit gleicher Liebe, und Auguſte lächelte. Das Weihnachtsfeſt näherte ſich. Keins von meinen Kindern äußerte den Wunſch, ein Geſchenk zu bekommen; denn alle wußten, daß wir nichts hatten. Der Wagen war ſchon längſt wieder um die Hälfte des Preiſes verkauft, und das Geld dafür zu dringenden Bedürfniſſen verwendet. Oft ſaß ich mit ſchwerem Herzen da, und dachte an den nahen Sylveſter-Abend, der in unſrem Hauſe ein Familienfeſt geworden war, an welchem wir Alle gleichen Antheil nahmen. Ein Kind, das ſo augenſcheinlich dem Grabe entgegen welkte; ein anderes, das ſeine zitternde Hand einem Manne geben ſollte, den wir, und nicht ihr Herz, gewählt hatten; zertrümmerte Hoffnungen, drückende Armuth, trübe Ausſichten in die Zukunft: das war es, was ich meiner Frau an dieſem Sylveſter-Abend geben konnte.

Ich ſtand am Weihnachts-Abend vor dem Tiſche, auf welchem vier Lichter brannten, und auf dem doch einige Kleinigkeiten für die jüngeren Kinder lagen, die meine beiden Töchter — ach, eine von ihnen war die ſterbende Auguſte! — in ein Paar kalten Nächten erſponnen hatten. Bei der allgemeinen Freude brach mir beinahe das Herz, und meine Kinder wußten ſehr wohl, daß ich darum betrübt war, weil ich an dem letzten Tage im Jahre nur bleiche Wangen, nur naſſe Augen, nur trauernde Geſichter um meine Frau her ſtellen konnte. Nun wollte Eliſabeth, daß ich an dieſem Tage doch Ein Geſicht voll Entzückens ſehen ſollte. Sie ſagte Niemanden etwas von ihrem Entſchluſſe, und bat nur Salzmannen, ſich den Sylveſter-Abend in unſerm Hofe aufzuhalten, damit er ſogleich kommen könnte, wenn ſie ihm ein Zeichen gäbe.

Einige Tage vorher holte ſie nach einer

in heißen Thränen zugebrachten Stunde ihre Briefe von Pahlen hervor, ſchlug um einen davon ein Couvert, legte eine Oblate unter, und ergriff das Petſchaft. Auguſte ſah das mit hochfliegender Bruſt, und fragte matt: was machſt du, Eliſabeth? Mit einem Seufzer antwortete dieſe: „ich ſiegle den Brief ein — du weißt ja, welchen.“ Sie ſiegelte, und als ſie aufſah, lag Auguſte, mit einer Ohnmacht kämpfend, an den Stuhl gelehnt. Eliſabeth ſprang ſchreiend hinzu, und war noch in großer Angſt um ihre Schweſter beſchäftigt, als dieſe ſich erholte, ſich faßte, und lächelnd ſagte: du brauchſt darüber nicht zu erſchrecken, Eliſabeth. Das kommt und geht; es hat nichts zu bedeuten, und wird noch öfter ſo kommen.

Eliſabeth zitterte, und erholte ſich erſt weit ſpäter, als Auguſte. Dieſe fing wieder von dem Briefe an. Eliſabeth ſagte: „ich bitte dich, mache die Aufſchrift an Pahlen; mir zittern die Hände noch von dem Schrecken. Auguſte ermannte ſich, nahm die Feder, drückte die zitternde Hand feſt auf den Tiſch, und ſchrieb. Dann aber ging ſie erſchöpft hinaus in den Garten. Die ſcharfe Decemberluft und ein Blick auf die funkelnden Sterne gaben ihrem Körper Kraft, und ihrem Herzen neuen Muth, ſo daß ſie lächelnd zurückkommen konnte.

Der Sylveſter-Abend.

Am letzten Tage im Jahre herrſchte eine traurige Stille in unſerm ganzen Hauſe. Jeder von uns ſuchte ſich Muth zu machen; ach, und die uns Alle erfreuen wollte, Eliſabeth, bedurfte gerade den meiſten. Man ſollte, ſagte Karl zu ſeinen beiden älteren Schweſtern, mit denen er allein war — man ſollte einen ſcheidenden Feind mit freundlichern Blicken gehen laſſen, als wir dies Jahr! „Ach, dieſes Jahr!" ſeufzte Eliſabeth. — Man ſollte, fuhr er fort, ſich in jedem Jahre zwei Tage wählen, an denen man, dem Schickſal zum Trotz, alle ſeine Leiden vergäße; und dazu ſchlüge ich den erſten und letzten im Jahre vor. — Vergäße! ſagte Auguſte ſeufzend.

Dieſer Tag, fuhr Karl fort zu philoſophiren, vermehrt unſer Unglück, anſtatt es zu lindern, bloß weil ihn der Vater zur Freude ausgewählt hat. Der Menſch ſollte keinen Tag für die Freude beſtimmen. — „Ach, freilich, freilich!“ ſagte Eliſabeth: „und wenn du wüßteſt, Karl, mit welchem ſchweren Herzen ich dieſen Tag beſchließen werde . . .“ —

Dieſen Tag? ſagte Auguſte. O Eliſabeth, ſpotte nicht! Einen Tag von den vielen im Jahre — wer wollte Einen nicht gern mit ſchwerem Herzen beſchließen! Aber es giebt Menſchen, die nie andre als ſchwere, kummervolle Tage ſehen, und doch lächeln. Was iſt es denn auch! Laßt uns nur am Abend lächelnd in die Arme unſrer Eltern ſinken. Ich wenigſtens will das; denn es iſt der letzte December, den ich erlebe. — Ihre Geſchwiſter verſtanden dieſe doppeldeutigen Worte nicht.

Am Abend nach Tiſche rechnete ich alle die Freuden her, die wir in dieſem Jahre gehabt hatten; aber in jedem Geſichte, auch in dem meinigen, ſtanden die langen Leiden, die wir noch jetzt hatten. — Laß es gut ſeyn! ſagte meine Frau: das Herz wird uns ſanft nur noch ſchwerer. Mache heute lieber keine Rechnung.

„Wir haben ſie nicht gemacht, ſondern Gott. Und wer weiß, welche Freude das künftige Jahr für uns haben wird!"

Oder auch dieſes noch, ſagte Eliſabeth zitternd. Mit dieſen Worten ging ſie an das Fenſter, und öffnete es einen Augenblick.

Jetzt trat Salzmann in das Zimmer. Eliſabeth nahm ſeine Hand, zog ihn vor uns hin, knieete nieder, und ſagte mit bebender Stimme: hier iſt noch ein Sohn, der Bräutigam Ihrer Eliſabeth. O, ſegnen Sie uns! — Auch Salzmann knieete nieder.

So eben erhob ich meine Hand, ſie zu ſegnen; da taumelte Auguſte gegen ihren Bruder hin. Er fing ſie auf, als ſie mit einem Schrei an ſeine Bruſt ſank. Eine Todtenbläſſe goß ſich über ihr Geſicht, und ſie lag bald wie leblos da.

Alles ſprang auf, und beſchäftigte ſich mit ihr. Nach einer langen Ohnmacht kam ſie wieder zu ſich. Sie wollte lächeln; es war aber, als ob ein Schmerz das Lächeln hemmte, eh es auf ihre Lippen kommen konnte. Zu Bette! ſagte ſie; und wir trugen ſie fort.

Ihr Puls flog heftig, ihre Bruſt keuchte. Eliſabeth vergaß alles; ſie blieb mit der Mutter am Bette der geliebten Schweſter, und wollte auch die ganze Nacht bei ihr wachen. Salzmann ging um elf Uhr weg; auch mich wollten meine Frau und Eliſabeth nicht bei ſich behalten. Ich ging auf meine Stube, und legte meine Stirn an das kalte Fenſter. Jetzt ſchlug die Uhr zwölf; das alte Jahr riß ſich von der Zeit ab. Ich zählte die Schläge der Uhr, als ob der letzte von ihnen Auguſtens Leben endigen ſollte. Mein Auge war voll Thränen, meine Bruſt voll Schmerz. Ich empfing das neue Jahr knieend, aber nicht voll Hoffnung. Mein Herz zitterte; ich konnte kaum beten.

Ende des erſten Bandes.

Andre Schriften von Auguſt Lafontaine, welche bei dem Verleger herausgekommen ſind.

Herrmann Lange. Zwei Bände. (Familien-Geſchichten, vierter und fünfter Band.) 3 Thlr. 8 Gr.

Karl Engelmanns Tagebuch. (Familiengeſchichten, 6ter Band.) 1 Thlr. 8 Gr.

Kleine Romane und moraliſche Erzählungen. Sechs Bändchen. 5 Thlr.

(In Kurzem kommen noch drei Bändchen hinzu, welche 2 Thlr. 12 Gr. koſten werden.)

Theodor. Zwei Bände. 3 Thlr. 4 Gr.

Alle dieſe Bücher ſind auch, zu etwas höhern Preiſen, auf geglättetem Velinpapier zu bekommen. Jeder Band hat in beiden Ausgaben ein Titelkupfer und eine Vignette von Herrn W. Jury.

Der zweite Band von dem „Leben eines armen Landpredigers" wird zu Ende des Decembers gedruckt ſeyn, und dann ſogleich verſchickt werden. Der Preis beider Bände, die in keinem Falle getrennt werden, iſt 3 Thl. 12 Gr.

Berlin, den 20ſten November
1800. Der Verleger.

Der Buchbinder wird erſucht, den in Kupfer geſtochenen Titel, hinter dem hierneben ſtehenden, und den am letzten Bogen befindlichen Carton an ſeinem Orte einzukleben.

Familiengeſchichten.

Von

August Lafontaine.

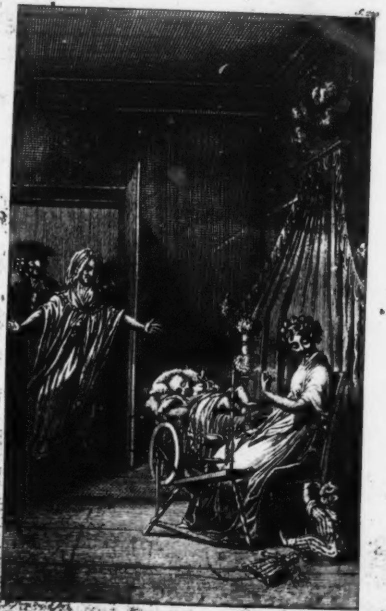
Achter Theil.

Leben eines armen Landpredigers.

Zweiter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1801.



Leben eines armen Landpredigers.

Herausgegeben
von
Auguſt Lafontaine.

Zweiter Band.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1801.

Leben eines armen Landpredigers.

Zweiter Band.

[1]

Der Neujahrstag.

Ach, es iſt an jedem Tage ſchwer, ein Unglück zu tragen; doch bei einem merkwürdigen Zeitabſchnitte, als an ſeinem Geburtstage, oder an dem Neujahrstage, wird es doppelt ſchwer. Man glaubt ſich dann beinahe berechtigt, mit dem harten Schickſal zu hadern. Am Sonntage, an Feſten, ſchließt ja, meint man, der grauſamſte Herr ſeinen Negerſklaven von der Kette los: iſt denn das Schickſal härter, als der Menſch? Es ſollte am letzten Tage des Jahres alle Thränen trocknen, alle Wunden des Herzens heilen, damit nur fröhliche, zufriedene Herzen das neue Jahr begrüßten. Aber es iſt anders, ganz anders. Wir armen Menſchen!

Der erſte Morgen im neuen Jahre war.

heiter. Ich erhob meine düſtre Stirn zu dem wolkenloſen Himmel; aber es war kein Troſt für mich: der Kontraſt der Natur mit meinem Herzen machte mich nur finſterer. Noch ſchwermüthiger wurde ich, als meine Frau mit der Miene des Verzagens, und mit leiſen Tritten, als wollte ſie meinen betäubten Schmerz nicht wecken, in mein Stübchen kam, mir das Frühſtück zu bringen. Sie erwähnte kein Wort von dem neuen Jahre, und warf nur einen ſprechenden Blick auf mich, als ſollte ich nicht fragen, als hätte ſie mir nur Elend anzukündigen. „Du hoffeſt nichts," ſagte ich endlich mit bebenden Lippen; „denn du wünſcheſt nichts, liebe Frau. . . . Es iſt Neujahr!"

Gott gebe uns Allen Geduld! ſagte ſie leiſe, und faltete die Hände. „Und Muth!" ſetzte ich hinzu. — Geduld! wiederholte ſie. O, Muth — woher ſollten wir armen Menſchen den nehmen? Auguſte iſt krank, ſehr krank! . . . Und wenn das noch Alles wäre! Es geht etwas vor, das wir nicht wiſſen. Eliſabeth iſt vielleicht noch kränker, als Auguſte.

Ich ſtand zitternd auf, um hinunter zu gehen. Meine Frau hielt mich zurück, und ſagte: ich bitte dich, ſieh ſie jetzt nicht! Du mußt ja predigen! — „Eben darum!" antwortete ich heftig. „Und müßte ich ihr vor der Predigt die Augen zudrücken . . . Ich wäre aber nicht im Stande ein Wort zu ſagen, wenn ich mein Elend nicht gänzlich kennte."

Ich ging hinunter. Auguſte ſchlummerte unruhig in einem heftigen Fieber. Eliſabeth ſaß an dem Bette, und bemerkte mich nicht: ſie hatte das bleiche Geſicht gegen die Kranke hin gewendet, und das erloſchene Auge auf ſie geheftet. Meine vier andern Kinder, die mir nachgefolgt waren, ſtanden mit verhaltenem Athem in der Ferne, und warfen Blicke, die in Thränen erſtarben, auf die geliebte Schweſter. Der Anblick dieſes ſtillen Jammers drang wie ein tödtlicher Pfeil durch meine Seele. Ich ging wieder hinauf, und nahm den Entwurf meiner Predigt vor . . . Gott! Vater im Himmel! Muth ſollte ich meiner Gemeine heute zu ſprechen, und ich hatte nichts als troſtloſe Thränen! So ſchwer es mir auch wurde, ich las die Predigt dennoch durch. Ach, ich fühlte jetzt, wie armſelig der Troſt für ein zerriſſenes Herz iſt! Was meine Bauern tröſten ſollte, tröſtete mich ſelbſt nicht. Meine arme Gemeine hatte im Sommer die ganze Erute durch einen Hagelſchlag verloren, und für dieſen Unglücksfall, durch den ich ſelbſt mit gelitten hatte, war meine Predigt eingerichtet.

Es war nöthig, daß ich mir künſtlich Muth zu machen ſuchte. Ich überſah den Weg, den die Sonne heute zurücklegen, und dachte nur die Seufzer aller der matten, kranken, kummervollen Menſchen, über welche ſie heute hingehen würde. Alle dieſe Seufzer ſollten die meinigen betäuben; aber meine Seufzer waren die einzigen in der Natur, mein Herz das einzige, das ängſtlich ſchlug. Ich erhob mich mit meiner Phantaſie über die Sonne, und ſtreifte bis an die Gränzen der Schöpfung; doch es blieb, wie es war: mein Seufzen dauerte fort, und war das einzige, das ich hörte. Nun erhob ich mich über die Gegenwart, flog an den

Rand der Vergangenheit, der Zukunft, ſah die Ruhe in allen vorhandenen Gräbern, dachte mir die Ruhe der künftigen: doch vergebens; nirgends ward ich getröſtet.

Das hat nichts zu bedeuten, ſagte jetzt mein Schulmeiſter auf der Treppe zu meiner Frau; ich kenne das Fieber, wie mich ſelbſt. Vollblütigkeit, Herzklopfen, Anwandlung von Ohnmachten. Ganz recht. Seyn Sie unbeſorgt; in drei Tagen iſt Alles vorüber, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Ach, es waren entzückende Worte. — Der Herr Gevatter meint, ſagte meine Frau mit lächelndem Geſichte, es iſt mit Auguſten nicht gefährlich. Nicht wahr, Herr Gevatter?

Ja wohl! ſagte der alte Mann, und erzählte ſogleich zehn ähnliche Beiſpiele. Nun ging ich getröſtet, mit reicher Hoffnung, in die Kirche; doch ich ſelbſt ſchlug in meiner Predigt dieſe Hoffnung wieder zu Boden. „Es iſt unrecht,“ ſagte ich; „aber der Menſch iſt nun ſo. Bei jedem Unglück klagt er, als ob es das ſchlimmſte wäre, das ihm begegnen könnte. Wie denn, meine Freunde, wenn nun jeder von euch, anſtatt neben ſeinem vom Hagel niedergeſchlagenen Kornfelde, neben dem Sterbebette ſeines geliebten Kindes geſtanden hätte? Würden eure Klagen in dieſem Falle troſtloſer, eure Thränen heißer, euer Murren gegen die Vorſehung lauter geweſen ſeyn, als an dem Tage, da eure Ernte verloren ging? Wohl ſchwerlich. Der künftige Sommer kann euch die verlorne Ernte wiedergeben; aber was erſetzt einer Mutter ihr geſtorbenes Kind? Ein anderes? Gewiß nicht. Das begrabene iſt in ihren Augen das einzige. So ſollte ſich alſo der Kummer wohl nach dem Unglück richten. Ihr kennt ja das Sprichwort: wie die Waare, ſo das Geld. Nun, ſo auch: ein kleines Unglück, wenig Thränen. Aber nein. Der Menſch beweint faſt alles gleich ſtark; und das thut er mehr aus Furcht, als aus Betrübniß. — Eins nehme ich aus: wenn er eine geliebte Leiche beweint; da, denk' ich, iſt der Schmerz gerecht, und ſogar nützlich."

„Gerecht!" fuhr ich fort; und jetzt ſah ich meine Auguſte bleich im Sarge liegen, hörte ihren Kranz zwiſchen den andern in der Kirche rauſchen, und Thränen erſtickten meine Stimme. Ich mußte abbrechen, um mich zu erholen, und konnte vor Rührung kaum die Predigt endigen. Mein Gebet zu Gott um Segen für uns Alle war heiß; es kam aus dem vollen Herzen eines Vaters. Noch auf dem Wege nach Hauſe floſſen meine Thränen.

Als ich über die Hausflur ging, ſagte unſre Magd zu meiner jüngſten Tochter: weinen Sie nicht, Hannchen! Was man am Neujahrstage thut, muß man das ganze Jahr thun! — Wird der Leſer wohl glauben, daß dieſe Worte mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne kamen, daß ich bei Tiſche Frau und Kinder bat, ſie möchten doch nur einmal lächeln, wenn ſie nicht froh ausſehen könnten? Ach, Unglück iſt die wahre Quelle des Aberglaubens, wie des Glaubens. Ein Herz, dem Menſchen nicht helfen können, oder das ſie troſtlos laſſen, ſucht Hülfe in einer andern Welt, ſchöpft ſeine Hoffnungen aus zufälligen Worten, oder dem Fluge der Vögel, machden Fall eines Steinchens auf den oder jenen Ort zu einem Orakel, und ſodert von der Vorſehung mit feſtem Glauben Wunder.

Nach Tiſche kam endlich der Arzt, den wir hatten rufen laſſen. O, was kann ein Menſch dem andern werden! Er war uns Allen ein Gott, weil er uns Hoffnung gab. Der Himmel laſſe es ihm zur Belohnung nie an Hoffnung fehlen! Er blieb die Nacht hindurch mit Eliſabeth am Bette der Kranken. Als er am Morgen wieder wegritt, verſprach er, bald wieder zu kommen;! und er hielt Wort. Die Boten nach der Stadt; die Arzenei; die Belohnung, welche wir dem Arzte ſchuldig waren — wir mußten jetzt auch das letzte Silbergeräth, das wir noch hatten, in Geld verwandeln. Ich dachte gar nichts, als ich das Gewicht der Löffel für den Goldſchmid aufzeichnete; und die Thränen in den Augen meiner Frau hielt ich für Thränen unſers gemeinſchaftlichen Kummers. Als ich aber das Päckchen eingeſiegelt hatte, fiel meine Frau mir um den Hals, und ſagte mit rührenden Tönen: nun iſt alles dahin, was wir hatten! Ach, was mögen die Leute von uns und unſrer Wirthſchaft denken! — Jetzt ſah ich erſt, warum ſie weinte. „Alles dahin?“ ſagte ich auffahrend. „Kannſt du über das elende Metall vergeſſen, daß vielleicht die Rettung unſeres Kindes damit erkauft wird? Das hätte ich nimmermehr von dir gedacht!“ — So meinte ich es nicht, erwiederte ſie leiſe. Was liegt an den Löffeln? Aber daß ſie verkauft werden!

Ich verſtand ſie auch jetzt noch nicht, und ſprang unwillig auf. Die Arme! Ihr Herz war ſo ſchwer belaſtet; und ich gab ihr nun noch die neue, ihr ſo ungewohnte Laſt meines Unwillens zu tragen! Ach, ſie war nur ſchwach; ich war hart, ſehr hart. — Wir Männer, die wir uns auf Reiſen, in der Fremde, bei Mangel, an Entbehrungen, an beſchämende Lagen gewöhnt haben, wir greifen oft mit zu rauhen Händen in das zarte Gewebe eines weiblichen Herzens. Meine Frau hatte von Jugend auf einen ſilbernen Löffel gehabt: welche Beſchämung für ſie, jetzt mit einem von Zinn eſſen zu müſſen! Indeß, wären die Löffel geſtohlen worden, oder verbrannt; ſie hätte ſich wenig daraus gemacht; und wären ſie unmittelbar als Arzenei zu brauchen geweſen: ſie hätte auch den letzten mit Freuden aufgeopfert. Aber verkauft! Die ruhige Wohlhabenheit ihrer Eltern hatte ihr Herz gegen dieſe Vorſtellung empfindlich gemacht. — Noch einmal: ich war ſehr hart, und blieb es auch da noch, als ich ſah, daß meiner Frau kein Opfer für unſre Auguſte zu groß war. Sie gönnte ſich kaum einige Stunden Schlaf, und gar keine Erholung; ſie beherrſchte mit mehr als männlichem Muthe ihren Schmerz, um nur Auguſten ein lächelndes Geſicht zu zeigen, wenn ſie die Augen aufſchlug: aber am Tiſche nahm ſie den Löffel von Zinn jedes Mal mit einem Seufzer in die Hand. Es half nichts, daß ich von Diogenes ſprach, der ſeinen hölzernen Becher wegwarf, als er einen Knaben aus der Hand trinken ſah; es half nichts, daß mein Karl aus der Anabaſis*) das Gegenſtück zu dem Diogenes erzählte, wie die zehntauſend Grie[illegible] chen mit Röhren ihr Getränk einſogen: ſie ſeufzte dennoch. — Es kommt uns ſchwer an, ſagte Eliſabeth, von einer Gewohnheit abzugehn. Ich bin gewohnt, Vater, mein Geſicht ſehen zu laſſen. Eine Morgenländerin, denk' ich, würde nicht aufhören zu erröthen, wenn ſie ihren Schleier ablegen müßte.

---

*) Xenophons Rückzug.

So wie du, wenn du als eine Hottentottin gekleidet gehen ſollteſt, ſagte Karl; und Eliſabeth erröthete ſchon.

Das Mädchen warf mir mein Unrecht gegen ihre Mutter ſehr treffend vor. Hatte ſie etwas gemerkt? — Nach Tiſche ſagte ich zu meiner Frau: „ich habe nicht alle Hoffnung verloren, einmal wieder ſilberne Löffel zu bekommen.“ Sie umarmte mich lächelnd, und erwiederte: gewiß, du verſtandeſt mich nicht; aber es iſt gut, daß du wieder freundlich biſt.

Auguſtens Gefahr war vorüber, und wir hatten nun Zeit zu überlegen, was Geheimnißvolles an ihrer Krankheit geweſen ſeyn möchte. Es fand ſich nichts; denn ihre Heiterkeit, die mit ihrer Geſundheit zurückkehrte, machte Eliſabeths Vermuthungen (die ſie übrigens nicht einmal gegen uns äußern wollte) höchſt ungewiß. Eliſabeth hatte in der That die Wahrheit getroffen: ſie glaubte, Auguſte liebe Salzmannen; da ſie aber ihre Schweſter wieder heiter ſah, ſo ſchwieg ſie, um das arme Mädchen nicht zu kränken.

Auguſte liebte noch immer, und mit gleicher Leidenſchaft; ſie beherrſchte aber jetzt ihr Herz mit mehr Stärke, als vorher. Das große Opfer war nun von ihr gebracht, der ſchwerſte Augenblick überwunden: ſie hatte ihre Schweſter als Salzmanns Braut geſehen. Das Gefühl der neuen Geſundheit ſchien ihr ein höherer Grad von moraliſcher Stärke. Doch nein; die Geſundheit ihres Körpers gab ihrem Geiſte wirklich größere Kraft, und ihrem Herzen, mitten in den peinlichen Gefühlen der hoffnungsloſen Leidenſchaft, eine größere Ruhe. So konnte ſie denn jetzt mit der äußerſten Behutſamkeit über ihr Geheimniß wachen, dem Eliſabeth beinahe auf die Spur gekommen wäre.

Als Auguſte faſt gänzlich wieder hergeſtellt war, benutzte Eliſabeth eine Gelegenheit, ihrer Schweſter das tiefe Geheimniß zu entreißen. Sie ſagte: mein Herz iſt ſeit dem Sylveſter-Abend nicht wieder ruhig geworden. Ich fühle, Auguſte, daß ich treulos gegen Pahlen bin, und werde es fühlen, ſo lange ich lebe. O, fuhr ſie mit niedergeſchlagenen Augen und pochendem Herzen fort; wenn ich mir nur die Möglichkeit denke, daß meine Verbindung mit Salzmann dennoch nicht zu Stande käme; dann wird mein Herz ſo leicht, als ob das Leben mit allen ſeinen Laſten ſchon von mir genommen wäre.

Auguſte wendete ſich ab, um die glühende Röthe, die ihr bleiches Geſicht übergoß, zu verbergen, und ſagte leiſe: du liebſt Salzmannen mehr, als du ſelber weißt. — „Ja, ich liebe ihn," ſagte Eliſabeth; „aber als meinen Bruder. Er iſt ein rechtſchaffner, ein edler Mann, Auguſte; und wie höchſt glücklich würde ich ſeyn, wenn das Vertrauen, das er dir immer bezeigt hat, . . ."

Ich bitte dich, welches Vertrauen? ſagte Auguſte raſch. Er bezeigte es mir, weil ich mit ihm von dir ſprach.

„Wenn es Liebe geworden wäre!" fuhr Eliſabeth fort; aber in dieſer entſcheidenden Sekunde, wo ſie ihre Blicke auf Auguſten heften mußte, um die Gluth der Liebe in dem Geſichte derſelben, und das heftige Wallen ihres Buſens zu ſehen, ſchlug das unſchuldige Mädchen aus dem feinſten Gefühle des Schicklichen die Augen nieder, und konnte alſo nichts bemerken.

Auguſte hatte nun Zeit, ſich zu faſſen, und ſagte mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte ziemlich ruhig: freilich! aber ſo iſt es doch beſſer. Er liebt dich, und auch du wirſt ihn gewiß lieben! gewiß!

„Wenn du ſeine Frau geworden wäreſt," fuhr Eliſabeth fort. Auguſte merkte an dem Erröthen und dem ungewiſſen Tone ihrer Schweſter, daß dieſe ihrem Geheimniſſe nachſpürte. Sie antwortete daher beherzt: So! du willſt einen Baron, und ich ſoll mich mit einem Pachter begnügen? Nein, nicht alſo! Du ſagſt ja ſelbſt, ich ſchicke mich beſſer in die große Welt, als du. Nimm du Salzmannen; wer weiß, was Pahlen thut! Jetzt

blickte

blickte Eliſabeth wieder auf, und ſah in Auguſtens Geſicht ein, wie es ſchien, unverſtelltes Lächeln. Wie konnte ſie nun noch zweifeln, daß ihre Vermuthung irrig geweſen wäre!

Auch Salzmann hatte ein wenig in Auguſtens Herz geblickt. Er kam zwar, ſo lange ſie krank lag, öfters zu uns; allein er drang nicht darauf, daß Eliſabeth ihm ihr Verſprechen wiederholen ſollte, und verlangte auch nicht, Auguſten zu ſehen, ob er gleich ſeine Geliebte faſt nur bei der ſprechen konnte. Es wunderte mich ein wenig, daß er nur zu mir kam, und ſich ſo geheimnißvoll nach Auguſten, beſonders nach dem gegenſeitigen Benehmen der beiden Schweſtern, erkundigte. Ich behandelte ihn mit dem Vertrauen eines Vaters; er äußerte aber ſeine Vermuthungen eben ſo wenig, wie Eliſabeth. Als Auguſte endlich ganz wieder geſund war, und ihre gewöhnliche Heiterkeit hatte, gab auch er ſeine Vermuthungen auf, und die Ruhe unſeres Hauſes wurde wieder hergeſtellt. Doch nein; es blieb eine dumpfe

Stille unter uns, wie die ängſtliche Stille nach einem Gewitter, das ſich verzogen hat, aber tief am Horizonte noch immer drohend liegt.

Eliſabeth ging zwar ſehr freundlich mit Salzmannen um; ſie zeigte ihm indeß mehr Höflichkeit, als Vertrauen. Auguſte war heiter; doch zuweilen wurde ſie von einem ſchnellen Schmerze ergriffen, den ſie dann unter einer übertriebenen Luſtigkeit zu verbergen ſuchte. Wir, meine Frau und ich, wußten nicht, ob wir dem gehofften Ziele nahe, oder noch weit davon entfernt waren. Eliſabeth vermied es mit augenſcheinlicher Unruhe, von dem Sylveſter-Abend zu reden, und Salzmann eben ſo. Wir Alle beobachteten einander; und bei gegenſeitigem Auflauern kann man nicht zu Ruhe und Vertrauen kommen.

Meine Frau hatte Recht: Eliſabeth war kränker als Auguſte; ſie hatte am Sylveſter-Abend zum erſten Male gefühlt, wie groß das Opfer war, das ſie bringen wollte. Jetzt betrachtete ſie ſich zwar als Salzmanns Braut, und hielt ſogar ſchon einen Gedanken an

Pahlen für unrecht; doch eben die Gewalt, welche ſie ſich anthat, ermattete ihre Kräfte nach und nach. Sie verſchwieg indeß den ſtillen Gram, der an ihrem Leben nagte, und zeigte uns in jedem Augenblicke, auch in dem ſchwerſten, wenigſtens ein wehmüthiges Lächeln.

Die Stärke der jugendlichen Liebe.

Und warum ſoll denn dieſer Muth eines jungen Herzens, für den Beſitz eines andern alles hinzugeben, alles zu leiden, an des Geliebten Bruſt in Armuth, in einer Wüſte, in einer Höhle ſich glücklich zu fühlen, ja ſich ihm in das Grab nachzuſtürzen — warum ſoll dieſer Muth nur eine Thorheit ſeyn? Verändert einige Namen; laßt eine Gattin das für ihren Gatten thun: und ihr bewundert ſie mit Ehrfurcht. Iſt denn Muth nicht immer Muth? Opfer nicht immer Opfer, und wenn es auch einem Traume gebracht würde? Was ſind denn die Opfer, die wir dem Golde, dem Range bringen? . . . Wenn die Jugend ſich in ihren Empfindungen irrt: irren wir uns weniger? und iſt Mucius darum kein Held, weil ſeine Hand ſich irrte, weil er den Schreiber anſtatt des Königs traf? . . . Wendet dieſe feurige Schwärmerei junger Herzen, die ihr vergebens bekämpft, und die ſich euren Blicken verbirgt, weil ihr ſie verſpottet, da ihr ſie nicht beſiegen könnt — wendet ſie auf das Gute, das Schöne, das Wahre. Anſtatt die emporſtrebenden Herzen durch kleinlichen Eigennutz niederzudrükken, erhebt ſie zu Gott, zu dem Glauben an die Tugend, an die Ewigkeit. Die Sorgen des Lebens, die Laſter der Menſchen, Thränen über getäuſchte Liebe und getäuſchte Freundſchaft, werden die feurigen Herzen nur allzu früh erkälten; nur allzu früh kommt die Zeit, da man immer nur für morgen ſorgt, denkt und arbeitet. Laßt doch einen Strahl von dem Roſenlichte des jugendlichen Glaubens auf das trübe Dunkel der männlichen Tage fallen! . . . Der Wunſch, die Sehnſucht eines Greiſes will nichts Anderes, als was die Jugend glaubt: eine Welt voll Tugend, voll treuer Liebe, und die Ewigkeit. Was wünſcht Ihr in den ſtillen ſchönſten Augenblicken, wo Ihr noch Menſchen ſeyd, in den Armen eurer Kinder, unter der Laſt eines Unglücks? Nichts als den ſchönen Traum der Jugend.

Wir ſaßen eines Tages beiſammen, und auch Salzmann war bei uns. Eliſabeth wurde hinausgerufen, und etwa nach zehn Minuten ſtürzte ſie todtenbleich, an allen Gliedern bebend, wieder in die Thür. Er iſt da! brachte ſie endlich hervor, und hob die gefalteten Hände auf. Wer? fragten wir Alle auf einmal, und Auguſte umfaßte ihre Schweſter. (Wir Alle wußten, wer da war, ſelbſt Salzmann; denn er wurde bleich.) Pahlen! rief Eliſabeth. Er will mich ſprechen. „Wo iſt er?" fragte ich. „Wie? das wagt er? Bis hieher, bis unter die Augen deines Vaters, verfolgt dich dieſer Menſch? Ich werde ihn ſprechen! ich!" Schon wollte ich hinausgehen; aber Eliſabeth warf ſich an meine Bruſt, und rief: o, mein Vater, leſen Sie! Er verfolgt mich nicht. Leſen Sie! Er iſt beſſer, als ich. — Sie gab mir ein Billet.

Salzmann ſtand auf und griff mit Thränen in den Augen nach ſeinem Hute. Karl nahm ihm den Hut wieder ab, und ſagte: ich denke, lieber Salzmann, Sie müſſen bleiben. Nicht wahr, lieber Vater? Hat irgend ein Menſch das Recht, hier zu ſeyn, ſo ſind Sie es. — Meine Gegenwart, ſagte Salzmann leiſe und wehmüthig, könnte Eliſabeth ängſtigen. Erlauben Sie mir . . . — Nein, nein, ſagte Eliſabeth mit bebender Stimme, und faßte ſeine Hand; bleiben Sie! Nur der erſte Augenblick hat mich erſchüttert. Ich werde ihn nicht ſprechen, wenn meine Eltern und Sie es nicht wollen. Sie müſſen bleiben. Ich bin ruhig.

Salzmann ſah mich an, und da ich ſchwieg, ſo beſtand er darauf, daß er weggehen wollte. Meine Gegenwart, ſagte er, wird Ihnen Allen einen gewiſſen Zwang auflegen. Um Ihr Vertrauen nicht zu verlieren, will ich gehen. — Eben darum müſſen Sie bleiben, rief mein Sohn erhitzt: Ihre Gegenwart muß uns keinen Zwang auflegen, oder wir verdienen das Vertrauen nicht, das Sie zu uns haben! . . . O, lieber Vater! (ſo wendete er ſich an mich) wohin iſt das Vertrauen, die unbeſorgte Liebe, die uns ſonſt ſo glücklich machte! Jeder von uns iſt ein guter Menſch; und wenn wir nicht glücklich ſind, (wir ſind es aber wirklich nicht Sie, lieber Vater am wenigſten): ſo iſt nur das Schuld, daß wir unſre Herzen vor einander verbergen. Eliſabeth lächelt, wenn ſie Thränen vergießt; Auguſte hüpft und lacht, wenn ſie den tiefſten Schmerz empfindet; Sie ſchütteln auch in Ihren beſten Stunden beſorgt den Kopf über uns! . . . Ich dringe darauf, Salzmann muß bleiben; er muß Alles wiſſen, was wir thun. Sie ſelbſt haben geſagt: Vertrauen iſt die ſicherſte Stütze der Liebe. (Das hatte ich noch heute geſagt; doch in dieſer Ausdehnung meinte ich es nicht.)

Was war jetzt zu thun? Salzmann mußte bleiben, oder er hatte Urſache meine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen. Ich ſah in Pahlens Billet, ohne zu leſen. Was ſchreibt er denn? fragte mein Sohn. Leſen Sie! ſagte Eliſabeth. Auguſte hatte ſich mit einem ganz eigenen Geſichte, das völlig kalt ſchien, in eine Ecke geſetzt; doch die brennenden Blicke ihrer Augen, und die dunkle Gluth ihrer Wangen verriethen, welchen nahen Theil ſie an dem Vorgange nahm.

Eliſabeth, gute Eliſabeth! ſagte Karl; ich bitte dich, ſey aufrichtig. Was iſt das alles? warum ſchreibt Pahlen? warum iſt er hier?

Eliſabeth ſetzte ſich, ſeufzte tief, und erzählte dann, daß ſie Pahlen geliebt habe. Endlich nahm ſie ſeinen Brief, den der Leſer ſchon kennt, und von dem ſie eine Abſchrift behalten hatte, aus dem Buſen: (eben kein Beweis, daß es mit dieſer Liebe ſchon zu Ende wäre.) Sie las ihn vor, und mit Tönen, die ſehr deutlich ſagten, wie tief er ihr Herz gerührt hatte. Dann ſagte ſie zitternd: dieſen Brief habe ich ihm, wie er ſelbſt es verlangte, wiedergeſchickt, ohne ein Wort dabei zu ſchreiben. Seitdem habe ich ihn nicht geſprochen, und keine Zeile von ihm bekommen. Ach, ich hoffte, er wäre glücklich, und ich war zufrieden. Heute nun — das Billet brachte mir ein Knabe. Leſen Sie es vor, mein Vater.

Ich las: „Hier bin ich, theure Eliſabeth; zwanzig Schritte weit von Ihnen: nicht um Ihr Glück zu ſtören, nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen; nein, nur um Sie noch einmal zu ſehen, um ein Lebewohl von Ihren Lippen zu hören. O, Ihr lächelndes Auge lege wenigſtens noch einen Segen, noch eine Freude auf meine traurigen Tage; dann will ich gehen. Müſſen Sie mir auch das verweigern, Eliſabeth, ſo will ich es dulden. Schreiben Sie dann nur unter meinen Namen ein Lebewohl; und dieſe Züge ſollen ein Troſt für den ſeyn, den das harte Schickſal von Allem geſchieden hat. Pahlen."

Es war, als ich las, eine Todtenſtille, die nur durch Auguſtens lautes Schluchzen und Eliſabeths leiſe Seufzer unterbrochen wurde. Salzmann ſah vor ſich nieder, ohne Stellung und Geſicht zu verändern. Mein Sohn räusperte ſich, als wollte er reden; und doch ſchwieg er wieder. Niemand von uns Allen hatte den Muth, etwas über das Billet zu äußern. „Hm! hm!" ſagte ich endlich, und ſah Eliſabeth an, die das bleiche Geſicht in ihr Tuch drückte. Gern hätte ich geſagt: du ſollſt ihn nicht ſprechen; wenn Salzmann nicht gegenwärtig geweſen wäre. Ich ſah Alle der Reihe nach an; doch Niemand beantwortete meinen Blick nur mit einer Sylbe. „Hm!“ ſagte ich endlich; „ein Lebewohl kannſt du leicht unter das Billet ſchreiben.“

Vater, ſagte mein Sohn; ich dächte, Pahlen verdiente eine Erklärung. Wie Eliſabeth ſelbſt ſagt, weiß er ja noch nichts.

„Er verdient auch nichts zu wiſſen; denn er verleitete Eliſabeth hinter unſerm Rücken zu einer Unbeſonnenheit.“

Er verleitete? . . . Wie Eliſabeth und Auguſte erzählt haben, verleitete er nicht; ſondern . . . Laſſen Sie Eliſabeth reden!

„Er iſt ein Mann,“ ſagte ich hart: — „ein Mann, der das Herz kennt; ſie iſt ein unerfahrnes Landmädchen. Ja, er verleitete ſie!“

Ein Mann iſt er, Vater, ein wahrer Mann: das zeigt der Brief von ihm, den Eliſabeth vorgeleſen hat; das zeigt ſein Schweigen, ſein Tragen —

„Und ſein Hierſeyn?“ fragte ich ſpöttiſch.

Er iſt auch ein Menſch, Vater, antwortete mein Sohn etwas hitzig. Ich kenne die

Leidenſchaft nicht; aber nach dem, was Sie ſelbſt ſeit einiger Zeit darüber geäußert haben, kann ich Pahlens Betragen nicht ſchlecht finden, höchſtens ſchwach. Er iſt ein Menſch, ein guter Menſch, der von Eliſabeth wenigſtens eine Entſchuldigung verdient. Laſſen Sie Eliſabeth reden!

„Was ſollen wir ihm ſagen?" fragte ich ſanfter.

Was man immer ſagen ſollte: die Wahrheit!

„Es wäre beſſer, mein Sohn, wenn er niemand von uns ſpräche, wenn einer, ich oder du, ihm ſchriebe. Er iſt ein Mann, und wird es tragen. Er iſt ein Menſch; und darum wollen wir ihn nicht ſehen: denn auch wir ſind Menſchen. Ich glaube, meine gute Eliſabeth wird derſelben Meinung ſeyn." (Eliſabeth machte nur eine bejahende Bewegung.) „Ich will ihm ſogleich ſchreiben, und du ſollſt ihm das Billet bringen; ſo wird er ſehen, daß wir ihn achten und bedauern."

Als ich jetzt die Thür aufmachte, um auf mein Stübchen zu gehen, ſtand Pahlen ſelbſt vor mir. So zornig ich auch im Herzen auf ihn war, ſo entwaffneten doch ſeine demüthige, furchtſame Stellung, ſein blaſſes trauerndes Geſicht, der zitternde leiſe Ton ſeiner Anrede, und meine eigne Höflichkeit ſogleich meinen Zorn. Zwar blieb ich in der offnen Thür vor ihm ſtehen, weil ich noch unentſchloſſen war, ob ich ihn einlaſſen ſollte, oder nicht; aber Eliſabeth ſah ihn: ſie ſprang geſchwind auf, und machte mit ausgebreiteten Armen eine Bewegung nach ihm hin, die gar nicht falſch verſtanden werden konnte. Doch in demſelben Augenblicke bedeckte ſie mit beiden Händen das Geſicht, und wendete ſich zitternd ab. Pahlen ging jetzt, ebenfalls mit ausgebreiteten Armen, neben mir weg in das Zimmer und auf Eliſabeth zu: doch nach dem erſten Schritte blieb er furchtſam ſtehen; ſeine Arme ſanken, und er ſagte mit ſehr leiſem Tone: vergeben Sie mir, Herr Prediger. Ich weiß nicht, ob Sie wiſſen; aber ich vermuthe . . . —

„Ja, Herr von Pahlen,“ ſagte ich; „leider wiſſen wir, daß Sie die Gaſtfreundſchaft meines Hauſes nicht genug achteten, daß Sie das Herz eines argloſen, unſchuldigen, wehrloſen Mädchens verleiteten, daß Sie uns Allen, die wir nichts hatten, als die Freuden der Ruhe und einer zufriedenen Armuth, den Kummer der Ungewißheit, und die Bürde einer unglücklichen Leidenſchaft auflegten. O, mein Herr, wenn Sie ein guter Menſch ſind, ſo mußten Sie bedenken, daß nur die ungeſtörteſte Ruhe uns die Armuth, die Beſchränktheit, in der wir leben, erträglich machen konnte. Sie mußten fühlen, daß, als Sie Eliſabeths Herz beunruhigten, Sie auch unſre Herzen mit Gram erfüllten. Unſer Glück beſteht nur in ſichrer Stille; ſelbſt eine große Hoffnung iſt für uns ſchon eine Laſt. Sie konnten uns alſo nur unglücklich machen. Wir haben endlich unſre Ruhe wiedergefunden; laſſen Sie uns dieſes unſer einziges Gut!“

Als ich anfing zu reden, blickte er mich noch furchtſam an; doch allmählich wurde ſein Blick dreiſter, und er ſah mir frei ins Geſicht, als ob ich ihm die ſchönſte Lobrede hielte. Haben Sie, ſagte er ſanft, doch ſtolz — haben Sie die Ruhe wiedergefunden, Sie Alle, auch Eliſabeth: ſo irrte ich mich nur in dem Gegenſtande meines Kummers; ſo bin ich es allein, der ſie auf immer verloren hat, allein, der Mitleiden verdient.

„Mein Herr,“ ſagte ich ſchnell; „Sie ſind doch nicht ſo grauſam, zu hoffen, daß wir unglücklich ſind?“

Zu hoffen? antwortete er bitter: o, Herr Prediger, meine Hoffnung wollte etwas Anderes. Sie iſt längſt dahin! . . . Ja, ich hoffte, Eliſabeths Herz ſollte nicht ſo ruhig ſeyn. Wie ſoll ich das ausdrücken, was ich wünſchte und hoffte? Ich liebte Ihre Tochter, und liebe ſie noch; was hülfe es, wenn ich Ihnen ſagte, wie ſehr! (Hier drangen Thränen aus ſeinen Augen.) Was Sie für Ihre Eliſabeth vernichtet glaubten, die einfache Ruhe des Herzens, eben die ſollte ſie an meinem Herzen bei einer ewig treuen Liebe im höchſten Maße finden. Das wußte, das fühlte, das hoffte ich; es war der einzige Wunſch meines Lebens. Er iſt nicht erfüllt. Wie das auch zugegangen ſeyn mag — ich habe kein Recht danach zu fragen. Doch Eliſabeth glücklich zu ſehen, was dieſes Glück auch meinem Herzen koſte, iſt der Wunſch . . . nein, ich wünſche nichts mehr . . . iſt nicht der Wunſch meines Herzens; aber . . . wie ſoll ich mich ausdrücken? . . . ich würde tauſend Leben für Eliſabeths Glück geben, tauſend Mal ſo viel Elend, als ich ſchon trage, eine leichte Laſt nennen, wenn ſie dadurch ruhig würde.

„Und fühlten Sie denn nicht, Herr Baron, daß dieſer Beſuch dem Herzen meiner Tochter neue Thränen koſten kann? Wären Sie großmüthig, ſo . . .“ —

. . . ſo hätte ich wegbleiben ſollen. Ich bin drei Monate weggeblieben, und habe nach den Paar Briefen, die ich heimlich in Eliſabeths Hände zu bringen wußte, mir vorgenommen, nicht eher wieder einen Schritt zu thun, als bis ich durch meine äußere Lage zu Hoffnungen berechtigt wäre. Aber ich bin ein Menſch! Iſt mein ganzes Glück, das unausſprechliche Glück meines Lebens, für

Eliſa-

Eliſabeths Zufriedenheit hingeopfert, ſo will ich die Hand ſegnen, die es opferte, und wäre es auch die Hand eines Fremden. Aber ich mußte wiſſen, um welchen Preis ich geopfert würde. So feſt entſchloſſen ich war, Eliſabeth nicht zu ſehen, wenn ſie es nicht wollte, eben ſo feſt bin ich auch entſchloſſen, ihr Glück nicht aufopfern zu laſſen. Im Wirthshauſe hörte ich, daß ſie krank geweſen, und gerade um die Zeit, da ich ihren Brief hätte erhalten ſollen (ich war verreiſt, als er kam) krank geworden iſt. Dies brachte mich zu dem Entſchluſſe, Eliſabeth zu ſehen; denn, liebte ſie mich, hätte ſie mir den Brief gezwungen geſchickt: ſo . . . —

„Auguſte,“ unterbrach ich ihn, „war es, die am Sylveſtertage krank wurde; und daß Eliſabeth Ihnen den Brief ſchickte, davon wußten wir Eltern nichts.“

Hier erblaßte Pahlen, und ſchien mit angeſtrengter Kraft einen Seufzer zu unterdrücken. Dann, ſagte er leiſe und wehmüthig, dann vergeben Sie mir, daß ich mich hier eindrängte. Dann . . . dann . . . — Er faßte ſich, warf ſcheue Blicke auf Eliſabeth, ſeufzte tief, und ſagte langſam: Eliſabeth, ſeyn Sie glücklich! leben Sie wohl! Sie hob das ſchwere Auge langſam, richtete einen ſterbenden Blick auf ihn, erzwang ein Lächeln, machte eine Bewegung mit der Hand, und rührte die Lippen, doch ohne einen Ton hervor zu bringen. Haben Sie kein Wort für mich? kein Lebewohl, Eliſabeth? fragte Pahlen wehmüthig. Jetzt hob ſie das bleiche Geſicht und die zitternden Hände gen Himmel. Ich kann nicht mehr! rief ſie laut. Leben Sie wohl, Pahlen. Ich bin unglücklich, wie Sie! Sie ſank langſam in einen Stuhl, und rief ihn: Pahlen! Er näherte ſich. Sie reichte ihm halb die Hand, und zog ſie halb wieder zurück; aber in den Blikken, die ſie auf ihn warf, flammte die heißeſte Liebe. Jetzt kniecte Pahlen vor ihr nieder, und ſie beugte ſich zu ihm herab. Wir hörten den ſchmerzlichen Ausruf: Eliſabeth! Pahlen! und auf einmal kniecte ſie vor ihm, von ihm umfaßt, und ihn umfaſſend.

„Eliſabeth!" rief ich, und ſprang hinzu, um ſie aus ihrer Vergeſſenheit zu wecken. Ich wollte ſie an ihrem Arm in die Höhe ziehen; aber Pahlen ſprang auf und hob ſie empor. Er hielt ſie mit dem linken Arm umſchlungen; mit der rechten Hand wehrte er mich von ihr ab, und ſagte: ein Wort! nur ein Wort von Eliſabeth! Liebſt du mich? — Eliſabeth lehnte ihr Geſicht an ſeine Bruſt; dann riß ſie ſich plötzlich von ihm los, und ſagte mit Tönen, die uns Alle erſchütterten: ich bin die Braut dieſes Mannes! Salzmann hatte bisher, wie es ſchiene, ohne Theilnahme da geſeſſen; jetzt, da Eliſabeth das ſagte, erblaßte er, und ſprang in wilder Heftigkeit auf. Sein Auge fing an zu funkeln, und ſein blaſſes Geſicht wurde dunkelroth. Er faßte zitternd Eliſabeths Hand, und ſagte mit leiſen Tönen, die einen ſchrecklichen Kontraſt mit ſeinen wilden Bewegungen machten: ich bitte Sie, Wahrheit! Lieben Sie ihn? — Ja, ſagte Eliſabeth: ich liebe ihn! Sie wollte fortfahren; aber Salzmann ließ ihre Hand ſehr heftig los, und ſah mit einem aſchfarbenen Geſicht uns Alle rings umher an, als ob er von einer Ohnmacht zu ſich ſelbſt käme. Endlich erleichterte er ſeine Bruſt durch einen langen, lauten Seufzer; dann ging er auf Eliſabeth zu, ergriff ihre Hand, zog ſie zu Pahlen, legte Beider Hände in einander, zerdrückte die hervordringenden Thränen zwiſchen den Augenliedern, und ſtürzte wild aus dem Zimmer.

Er that das alles ſo ſchnell, und wir waren ſo betäubt, daß Niemand von uns ihn anreden konnte. Doch, was er mit dem Zuſammenlegen der Hände ſagen wollte, ließ ſich nicht verkennen. Meine Frau ſaß verlegen da; in ihrem Geſichte ſah ich aber, daß ihr dieſe Kataſtrophe eben nicht mißfiel. Eliſabeths Liebe zu Pahlen ſtand nehmlich bei ihr dem Wunſche, ſie als Salzmanns Gattin zu ſehen, immer entgegen. „Siehſt du?" ſagte ich zu meinem Sohne, der die Arme über die Bruſt gekreuzt hatte, und aufmerkſam daſtand — „ſiehſt du wohl, daß ſie einander nicht ſprechen mußten? Ich habe es voraus geſagt!"

Aber, erwiederte er mit dem Ausdrucke des Vergnügens, wir wiſſen nun, woran wir ſind; und Eliſabeth iſt ſo glücklich!

„Nun ſind alle unſre Hoffnungen vernichtet!" ſagte ich im Vorübergehen zu Auguſten. Sie fiel mir um den Hals, preßte mich in einer ſehr gewaltſamen Bewegung an die Bruſt, und ſagte mit dem Ausdrucke der höchſten Freude: o Gott, o Gott! mein Vater! — Eine glühende Röthe verſchönerte dabei ihre Wange, und ein Strahl von Entzücken belebte ihr Auge.

Pahlen und Eliſabeth ſtanden noch immer Hand in Hand, und verſicherten einander mit den zärtlichſten Blicken, daß ſie ſich liebten, und daß keine Gewalt ſie trennen ſollte. So waren denn alle meine Plane, alle meine Hoffnungen wieder zerſtört, und ich ſah aufs neue einer ſehr finſtern Zukunft entgegen. Endlich warf Pahlen ſich vor mir nieder, und faßte meine Hand. „Das iſt alles recht gut und ſchön," ſagte ich verlegen; „aber was nun weiter?" Nein, Herr Baron, nie werde ich meine Einwilligung zu einer Liebe geben, die in der Folge Sie und meine Tochter unglücklich machen würde. Eliſabeth kniecete neben ihm nieder. „Nein, nein," rief ich; „es iſt vergeblich!" — Komm, Karl! rief Auguſte mit ihrem alten luſtigen Weſen. Sie warf ſich hinter Eliſabeth auf die Kniee, hielt um dieſe her mir die Arme entgegen, und ſagte in ihrem komiſchen Tone, der aber bald in Wehmuth überging: Vater, machen Sie die arme Eliſabeth glücklich! Sagen Sie Ja, damit wir alle einander einmal wieder heiter anſehen können. Stellen Sie die Ruhe und Zufriedenheit wieder her, die uns fehlt! — Meine Frau trat mit einem lächelnden Geſichte vor mich hin; mein Sohn hing mit funkelnden Blicken an beiden Liebenden. Ich ſagte endlich: „ſteht auf! Wir wollen ſehen!"

Jetzt ſprang Alles auf, mich zu umarmen, und die Scene endigte ſich mit einem Freudengeſchrei.

Examen und Hochzeit.

Wir ſetzten uns nun Alle rings um den Tiſch. „Ehe ich mich zu irgend etwas verpflichte,“ hob ich an, „muß ich wiſſen, woran ich bin.“ Und nun examinirte ich den Herrn von Pahlen ſogleich ein wenig über ſeine Umſtände. Er war mündig, und alſo ſein eigener Herr. Von ſeinem Oheim hing er nur in ſo fern ab, als er ſich in der Hoffnung, Erbe ſeiner Güter zu werden, von ihm abhängig machen wollte; er glaubte übrigens, daß ſein Oheim nie in ſeinen Verbindung mit Eliſabeth willigen, und ihn, wenn er ſie dennoch ſchlöſſe, enterben würde. Ich hielt Pahlen eine lange, nachdrückliche Rede über ſeine Pflicht, das Vermögen ſeines Oheims nicht zu verſcherzen; er faßte aber Eliſabeth in die Arme, und fragte mit Entzücken: lieber Vater, würden Sie Ihre Eliſabeth für Millionen hingeben? — „Nicht für alle Schätze der Erde!“ antwortete ich.

— Nun denn, ſagte er lächelnd und mit Wehmuth: Sie haben ſich ſelbſt widerlegt. Ihnen iſt ſie nicht für Millionen feil, Ihnen, der Sie noch fünf andre Kinder haben, die Sie nicht weniger lieben, Ihnen, der Sie eine noch geliebtere Gattin beſitzen; und mir, der ich Eliſabeth allein liebe, mir ſollte ſie für eine Hand voll Gold feil ſeyn? Sie ſpotten in der That, mein Vater.

Eliſabeth warf einen zärtlichen Blick auf Pahlen, und dann einen ſtolzen auf uns Alle nach der Reihe. Der Tauſend! ſagte Auguſte; wie ſteigt man im Preiſe, wenn man liebt und — geliebt wird! ſetzte ſie ſeufzend hinzu.

„Und Ihr Vermögen, Pahlen?" fragte ich.

Ein kleines Gütchen, das höchſtens drittehalb hundert Thaler einträgt: der letzte Reſt eines großen Vermögens, um das meinen Vater rachgierige Feinde und ſein eigner Edelmuth brachten. Ich muß Ihnen alles ſagen. Auf dieſem Gütchen wohnt der alte Kammerdiener meines Vaters, ein guter, ed=

ler Menſch, deſſen Treue gegen meinen Vater auch durch das größte Unglück nie erſchüttert wurde, und der bei ihm bis in den Tod aushielt. Dieſem habe ich bis jetzt den Ertrag des Gütchens gelaſſen. Ich lebte von den Geſchenken meines Oheims, und von einem Kapitale, das aber bis auf eine unbeträchtliche Summe geſchmolzen iſt. Sie ſehen, ich bin arm; aber, wenn Eliſabeth mein iſt, ſo bin ich der Reichſte auf der Erde.

„Und Ihre Ausſichten?“

Er zuckte die Schultern. Mein Oheim iſt nicht allein ſtolz, ſondern auch rachſüchtig; er wird mir, da er großes Anſehen hat, überall im Wege ſtehen. Ich darf jetzt auf kein Amt rechnen, dem ich Genüge leiſten könnte; und für ein gelehrtes Amt bin ich nicht erzogen.

„Drittehalb hundert Thaler!“ Ich ſchüttelte den Kopf.

Aber, ſagte Auguſte, warum rechnen Sie denn nicht von den Millionen, die Eliſabeth werth iſt, etwas zu den drittehalb hundert Thalern hinzu?

„Und der Kammerdiener obendrein!“ Ich ſchüttelte den Kopf noch bedenklicher. „Und Ihre Plane, Herr von Pahlen?“

Hier kann ich Ihnen antworten, ſagte Pahlen heiter. Mein Plan iſt, Eliſabeth zu lieben, und glücklich zu ſeyn. Was Sie von mir ſodern, und was Eliſabeth ſodern wird, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Gütchen hinreicht, die Bedürfniſſe eines genügſamen Menſchen zu befriedigen.

„Wie viel haben Sie bis jetzt gebraucht?“ fragte ich lächelnd.

Mehr, als dreimal ſo viel; aber nicht gebraucht, ſondern verthan. Was brauchen Sie denn, lieber Vater?

„Nicht mehr, als Sie haben.“

Nun? Sie widerlegen ſich heute immer ſelbſt. Die einfache Genügſamkeit, worin Ihre Eliſabeth erzogen iſt, . . . —

„die Sie aber nicht kennen.“

. . . die ich wohl kenne! Bis in mein funfzehntes Jahr führte ich mit meinem Vater ein Leben, gegen welches das Ihrige verſchwenderiſch iſt. Wir lebten von der kleinen

Penſion meines Vaters zufrieden, und ſogar mit Anſtand; denn es iſt der wahre Anſtand, ſich einzuſchränken, und nicht zu klagen. Das Gütchen fiel meinem Vater erſt einige Monate vor ſeinem Tode zu. Es erfüllte alle meine Wünſche, bis der Sohn meines Oheims ſtarb, um deſſentwillen mein Vater — arm geworden war. Ich könnte ſogar noch einen großen Prozeß gewinnen, werde ihn aber nie führen, weil ihn mein Vater nicht führen wollte. Auch habe ich einen ſehr reichen mütterlichen Oheim ohne Erben, der ein ſeltſamer Menſch iſt, und der mich haßt, weil ich meiner Mutter Sohn bin. An Hoffnungen fehlt es mir alſo nicht; doch nur auf Eine allein rechne ich: auf Eliſabeths Liebe.

„Hm! ein volles Herz und leere Hände!“

Ich freue mich, daß es mir eben ſo gut geht, wie Ihnen, mein Vater.

Leere Hände, ſagte Auguſte, ſollten alle Liebende haben; denn ich weiß nicht, wie ſie einander ſonſt recht herzlich umarmen können.

„Ein Wortſpiel, Auguſte! Ich bitte dich, ſchweig mit deinen Poſſen bei ernſthaften Unterredungen."

Wo ſteht doch das, Karl, fuhr ſie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit fort, daß auf allen Synoden und Concilien (ſo heißen ja wohl die Dinger?) die weiſeſten Männer darum nie etwas Geſcheidtes anfingen und herausbrachten, weil ſie ſo feierlich und ernſt waren, und ſich eines Spaßes ſchämten? Was ich ſagte, iſt freilich ein Wortſpiel; aber es hat gewiß einen Sinn, eine Bedeutung. Mit vollen Händen kann man einander nicht umfaſſen. Ich bin arm, Vater; aber ich möchte, daß mein Geliebter — wenn ich einen hätte — noch ärmer wäre, als ich: dann könnte ich für ihn arbeiten, ſorgen, die Nächte durch wachen. Ich an ſeinem Herzen, er an dem meinigen: ſo wollten wir alles Elend vergeſſen. Mitten in dem drükkendſten Mangel würde ich ihn heiter anlächeln, und bei jedem wiederkehrenden Elende wollte ich — noch größer als Arria, die ja nur Einmal lächelnd duldete — lächelnd ſagen: Geliebter, es ſchmerzt nicht! Könnte das eine Reiche, Vater? Läßt ſich alſo nicht ſehr richtig ſagen: volle Hände, ein leeres Herz? O, wie voll muß Herz und Seele werden, wenn man für einen geliebten Menſchen ſorgt, arbeitet, darbt, hungert, ſtirbt! Die Reichen hören auf, einander zu lieben, weil ſie nichts für einander thun können.

„Die Armen,“ ſagte ich etwas unzufrieden; denn das naſeweiſe Mädchen entkräftete ſchon alle Folgerungen, die ich noch machen wollte — „die Armen hören auf, einander zu lieben, weil ſie vor Sorgen keine Zeit dazu haben.“

Ja, die ganz Armen, fiel Eliſabeth ein. Auch wir waren arm, lieber Vater; aber zog unſre Armuth uns nicht deſto feſter zuſammen? War unſre Liebe jemals inniger, als wenn wir wußten, daß es uns fehlte, als wenn wir den Mangel in Ihrem Geſichte laſen? Wann zeigten Sie am meiſten Zärtlichkeit gegen die Mutter? Gerade, wenn eine Sorge für die Mutter Sie drückte. Wann ſprachen Sie am gütigſten, am freundlichſten und vertraulichſten zu uns? Gerade dann, wenn wir nichts hatten als trockenes Brot. Ja, Auguſte hat Recht: leere Hände, ein volles Herz!

Wenn ich, ſagte Karl erröthend und ſtokkend, eine Geliebte hätte . . .

So wäreſt du, unterbrach ihn Auguſte, ganz auf deinem Platze; denn die Sprache der Liebenden iſt noch kürzer, als die Lakoniſche, die dir ſo ſehr gefällt.

Karl ſprach jetzt zum erſten Male von Liebe und einer Geliebten. „Was wollteſt du denn, Karl?“ fragte ich.

Er antwortete, noch ſtärker erröthend: Für ſie zu ſorgen, zu arbeiten, zu ſterben ſogar, ſcheint mir eine Kleinigkeit; aber ſie zu lieben, und ſie einem Andern zu geben, wie Salzmann heute: das ſcheint mir groß. — Eliſabeth ſchlug beſchämt die Augen nieder. Auguſte wurde ſtill, und Pahlen erkundigte ſich jetzt zum erſten Male nach dem jungen Manne, der Eliſabeths Hand in die ſeinige gelegt hatte. Auguſte erzählte, wie edel, wie großmüthig Salzmann geweſen wäre. Dabei fing ſie an laut zu weinen, und ging hinaus, ſich zu erholen.

Ich dankte dem Himmel, daß ſie fort war; denn nun konnte ich doch zu Worte kommen. Meine Frau hatte wohl hundert Mal öfter als ich, den Kopf geſchüttelt — nicht über Pahlens geringes Vermögen, ſondern über die zärtlichen Liebkoſungen, die er ſeiner Eliſabeth machte, und die ſie ſich gefallen ließ; denn ſo lange ſie meine Braut war, betrug ſie ſich äußerſt zurückhaltend gegen mich, und ich konnte ſie nur mit großer Mühe bereden, mir das Zeichen mit dem weißen Tuche aus dem Dachfenſter zu geben, ſo unſchuldig das auch war. Jetzt rief ſie mich hinaus, und ſagte: ich bitte dich, gieb deine Einwilligung; und willſt du mir einen Gefallen thun, ſo traue ſie je eher je lieber. Gott weiß, wie es mir mit meinen Kindern geht! Als ich noch Mädchen war, ich hätte das nicht einmal denken mögen, was die ganz offen ſagen.

„Was man nicht ſagen mag, muß man auch nicht denken, liebe Frau; und was unſre Kinder in unſrer Gegenwart ſagen, dürfen ſie auch denken."

Ach, erwiederte ſie ängſtlich; in dieſem Punkte biſt du ein Freigeiſt. Das kommt noch von der Goldſchmidstochter!

„Nein, liebſte Frau," ſagte ich herzlich, und drückte ſie an meine Bruſt; „was ich von der Liebe glaube, das haſt du mich gelehrt: daß es nichts Höheres in der Natur giebt, daß kein Band, auch nicht das Band der Freundſchaft oder der Rechtſchaffenheit, ſo heilig, ſo feſt iſt, zu ſo vielen Tugenden verpflichtet und antreibt, als die Liebe. Sie iſt, möchte ich ſagen, der Grund aller Tugend; denn was würde der Menſch ſeyn, wenn er nicht Gatte und Gattin, nicht Vater und Mutter wäre! . . . Ich wollte nur, Pahlen wäre nicht gekommen."

Ich wollte, ſie wären Mann und Frau! Wer ſie nicht kennt, ſollte ſie jetzt ſchon dafür halten: ſo gehen ſie mit einander um! — Sie bat mich unruhig, daß ich eilen möchte. Und dann, ſetzte ſie mit Schärfe hinzu, will ich Auguſten wohl hüten.

Ich

Ich verſprach, zu thun, was möglich wäre, und ging wieder hinein. Pahlen erzählte mir nun auf meine Nachfrage, daß eben ſein Oheim ſeinen Vater arm gemacht habe, um ſeinen einzigen Sohn zu bereichern. Er hätte, ſagte er, die Dokumente, welche die Betriegerei erwieſen, in Händen; indeß würde er ſo wenig wie ſein Vater Gebrauch davon machen, weil er einem nahen Verwandten nicht ſeine Ehre rauben wollte.

Ich ließ mir etwas Näheres von dieſen Dokumenten erzählen, und ſah nun wohl ein, daß der Oheim es nie wagen konnte, ſeinen Neffen völlig gegen ſich aufzubringen, ſobald er nur wußte, daß dieſe Dokumente noch vorhanden waren. Die Summe, die Pahlen noch hatte, war übrigens nicht ſo unbeträchtlich, als er ſie machte. Das Gütchen ließ ſich, nach ſeiner Beſchreibung davon, ſehr leicht verbeſſern und zu einem höhern Ertrage bringen, beſonders wenn er es ſelbſt bewirthſchaften wollte, wozu er ſich mit Freuden verſtand. Der Kammerdiener war ein Greis, ein ehrlicher Mann, der ſeinen jungen Herrn von ganzem Herzen liebte, und gewiß nur nothdürftigen Unterhalt bis an ſeinen Tod verlangte.

Ich bat Pahlen, er möchte das Gütchen beſehen und Anſtalten treffen, daß er mit Eliſabeth darauf leben könnte. Dann redete ich mit ihm heimlich ab, daß an dem ſchon nahen Geburtstage meiner Frau ſeine Hochzeit ſeyn ſollte. „Ich werde,“ ſagte ich, „das Conſiſtorium um Erlaubniß bitten, Sie und meine Tochter Ein- für allemal aufbieten zu dürfen. Reiſen Sie morgen früh in der Stille ab, und kommen Sie nicht eher als am Hochzeittage wieder.“ (Das verlangte ich von ihm, damit meine Frau an der Zärtlichkeit des jungen Paares keinen Anſtoß nähme.)

Wir hatten Niemanden zur Hochzeit einzuladen, als den Bruder meiner Frau, von dem ich wußte, daß er nicht kommen würde. Pahlen gab ſeinen Oheimen Nachricht von ſeiner Verbindung, und zwar in ſo beſtimmten Ausdrücken, daß keiner von Beiden es wagte, ihm etwas in den Weg zu legen.

Der Geburtstag meiner Frau, der in dieſem Jahre auf einen Sonntag fiel, war endlich da. Ich mußte es mir während der Predigt beſtändig aus dem Sinne ſchlagen, welchen theuren Namen ich heute zu proklamiren hatte. Nach der Predigt nahm ich mit ſchwerem Herzen den Zettel hervor, und während daß ich die wenigen Worte ablas, brach ich in wehmüthig frohe Thränen aus. In meinem Stuhle dachte ich dann, unter dem letzten Liede, an die frohen Geſichter, mit denen meine Familie mich empfangen würde; doch als ich in das Haus trat, kam mir Eliſabeth mit dem Tiſchzeuge entgegen, und ſagte ganz ruhig: heute haben Sie nicht lange gepredigt, lieber Vater. Auguſte, die in der Kirche geweſen war, zog ſich ſehr gleichgültig aus. Aber auf einmal ſtürzte meine Frau herein, und warf ſich mir laut weinend in die Arme. Dann drückte ſie Eliſabeth an ihr Herz, und ſagte ſchluchzend: Gott ſegne dich, mein Kind! Er gebe dir Tage, wie ich ſie gehabt habe: Tage der Freundſchaft, des Vertrauens, der Liebe! Auguſte ließ die Hände ſinken, und ſah, wie erſtarrt, dem ungewöhnlichen Auftritt zu.

„Sieh Frau,“ ſagte ich, und führte Eliſabeth zu ihr hin; damit binde ich dich heute an: mit ihrem und deinem Brautkranze.“ (Ich ſetzte ihn Eliſabeth auf.) Auguſte ſprang herbei, und rief: nun weiß ich es! Du biſt Braut! heute iſt dein Hochzeittag! Ach! ſetzte ſie etwas beſchämt hinzu; es war mir wie ein Traum, daß der Vater dich heute aufgeboten hätte. Ich ſaß zuletzt in ſo tiefen Gedanken.

Jetzt trat Pahlen in das Zimmer, und nahm die hold erröthende Braut in ſeine Arme. In einem Augenblicke hatte ſich die frohe Nachricht durch das ganze Haus verbreitet. Alle meine Kinder kamen freudig herein, und Eliſabeth ſank von Einem liebevollen Herzen an das andere. Für mich war dieſer Auftritt zu lärmend. Ach, die Freude eines Vaters an ſeinem Kinde iſt nicht laut, nicht jauchzend, ſondern ſtill, demüthig, beſorgt. In dem Brautkranze ſieht ſie ſchon den Todtenkranz; in dem erſten Weinen des Neugebornen hört ſie ſchon alle die Klagen, welche ihm das harte Schickſal im ganzen Leben auspreſſen wird; an dem Roſenkranze des Glückes zählt ſie ſchon alle kleine Dornen. Sie hat nur Thränen, nur Gebete. — Ich ging in meine Schlafkammer, fand da meine Frau ſchon auf den Knieen, und blieb ſtill, um ſie nicht zu unterbrechen. O, die Kinder wiſſen nicht, wie ihre Mutter, wie ihr Vater ſie liebt! Wer ſonſt auf der Erde betet für fremdes Glück, als nur die Eltern? Selbſt der Liebende wünſchet der Geliebten nicht ohne Eigennutz; er will dabei immer, daß ſie ihn lieben ſoll. Der Wunſch einer Mutter für ihr Kind iſt reiner, göttlicher; nur der: ſey glücklich! ſonſt will ſie nichts.

Die Trauung war um drei Uhr Nachmittags, in der Kirche. O, ich wünſchte, daß jeder Vater ſeinen Sohn oder ſeine Tochter trauen müßte! Von meinen Empfindungen ſage ich nichts. — Auguſte fliſterte mir am Abend zu: ſie glaubte Salzmannen in der Kirche, und auch unter den Zuſchauern vor der Thür bemerkt zu haben. Ich ſeufzte: der arme Menſch! und Auguſte ſeufzte mit.

Der Fremde.

Iſt es erlaubt? rief eine helle Stimme durch die Thür, welche ſich öffnete; und ein kleiner, dürrer Mann mit einem grauen vertrockneten Geſichte trat, als wir uns umſahen, ſchon ſehr raſch herein. Ich ſtand vom Tiſche auf, an dem wir beim Eſſen ſaßen, und fragte, was ihm beliebte. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Prediger, erwiederte der Fremde ſehr lebendig und freundlich. Mein Fuhrmann meint, er könne heute Abend mit ſeinen Pferden nicht mehr nach der Stadt kommen. Die Wege ſind grundlos. Ich muß die Nacht im Dorfe bleiben; und wenn Ihnen nun ein guter Menſch und ein fröhlicher Gaſt bei Ihrem Familienfeſte und Ihrer Vaterfreude nicht zuwider wäre, ſo brächte ich wohl ein Paar Stündchen bei Ihnen zu. — Das Alles ſagte er ſo ſchnellzüngig, und die ganze kleine Figur war dabei in ſo lebhafter Bewegung, daß meine Kinder das Lachen nur mit Mühe unterdrücken konnten.

Die Bitte ſetzte mich in Verlegenheit. Wir waren (bis auf den Schulmeiſter, den ich eingeladen hatte, weil er unſre Eliſabeth von Herzen liebte) ſo gänzlich unter uns, daß der Anblick eines fremden Geſichtes unſre ſtille Freude ſtören mußte. Meine Frau, und alle Kinder, ſogar Eliſabeth, ſahen finſter aus, und ſchienen zu wünſchen, daß ich dem kleinen Manne ſeine Bitte abſchlagen möchte. Doch ehe ich Worte finden konnte, ſagte er ſchon: ich leſe in Ihren Augen, daß ich Ihnen eben nicht willkommen bin; und wer weiß, ob ich in Ihrer Stelle, und ſo wie Sie da ſind, (denn, wie ich merke, iſt wohl gar kein Fremder hier,) nicht gerade eben ſo ausſähe. Ein fremdes Geſicht drückt bei ſolchen Gelegenheiten alle Herzen zu, das weiß ich wohl. Es *ſollte* nicht ſo ſeyn; aber es iſt ſo. Nun, auch ich bin Vater von einem Trüppchen Kinder; auch meine Tochter iſt Braut, und ſobald ich an Ort und Stelle bin, hat ſie Hochzeit. Gott ſegne das Kind, und auch das Ihrige! ... Als ich im Gaſthofe da drüben erfuhr, daß hier Hochzeit wäre, dachte ich, mit meinen Empfindungen, mit meinem Herzen würde ich wohl hieher paſſen. Wenigſtens wollte ich dem Vater und der Mutter die Hand drücken und ſagen: Glück zu eurer und zu meiner Freude! (Dabei nahm er meine Hand, und drückte ſie.)

In der That, es war unmöglich, den Mann ſo ganz kalt abzufertigen; auch wurden die Geſichter meiner Familie ſchon freundlicher. Ich bat ihn alſo, ſich niederzulaſſen. Er ſetzte ſich ohne Umſtände, und — hielt, was er verſprochen hatte: er war ein fröhlicher Gaſt; nach einer halben Stunde wußten wir kaum noch, daß wir einen Fremden bei uns hatten.

Als wir vom Tiſche aufſtanden, warf ſich Eliſabeth an meine Bruſt; denn bis zu dieſem Augenblicke hatte wegen des Abendeſſens, das doch ein wenig feſtlich ſeyn ſollte, eine ſolche Geſchäftigkeit, eine ſolche Verwirrung geherrſcht, daß unſre Herzen nicht ruhig genug geweſen waren, ſich zu ergießen. (Zwar hatte ich heimlich einige Anſtalten treffen laſſen; aber ein Mann vergißt in ſolchen Fällen tauſend nothwendige Kleinigkeiten.) Ich legte die Hand auf Eliſabeths Stirn, und ſagte: Gott gebe dir immer Tage, wie der heutige! Dann ſank ſie ihrer Mutter in die Arme, und endlich ihren Geſchwiſtern.

Graumännchen (dieſen Namen hatten meine Kinder dem Fremden gegeben, weil er ganz in Grau gekleidet war) faßte Eliſabeths Hand, und ſagte: Gott gebe Ihnen Freude am Leben, Geduld und Muth dazu, und wenigſtens alle Jahre einmal einen Tag, wie heute!

O, das iſt zu wenig! rief Auguſte: für Eliſabeth zu wenig! Ihr Brautgeſchenk iſt auch gar zu karg! Ohnehin nimmt meine gute Schweſter die Freude immer ſo auf, wie wir das Leiden: mit Thränen.

Wie wird ſie aber den Schmerz aufnehmen? fragte der Fremde lächelnd. Das Zeugniß, das Sie Ihrer Schweſter geben, iſt böſer, als mein Wunſch.

„Sie legen es nur böſe aus," ſagte ich. „Meine Eliſabeth nimmt den Schmerz mit Geduld auf, und die Freude mit ſtiller Wehmuth."

Das ſollte ſie nicht. Mit Muth ſoll der Menſch den Schmerz aufnehmen, und mit Fröhlichkeit die Freude. . . . Den Schmerz vergeſſen! die Freude genoſſen!

Muth? ſagte Auguſte halb unwillig. O, Sie wiſſen nicht, welch eines Muthes das weiche Herz meiner Schweſter fähig iſt! Wenn ich Ihnen nur erzählte . . . — Eliſabeth umfaßte ſie ſanft.

Es verdroß mich, daß der Fremde an Eliſabeths Seelengröße zweifelte, und ich ſagte ihm in wenigen Worten, welch ein Opfer ſie hatte bringen wollen. Jetzt faßte er mit einem ſehr milden Geſichte, das ihn wohl kleidete, Eliſabeths Hand. Dann wendete er ſich zu mir, und ſagte: o, davon rede ich nicht. Ich weiß, mit welcher Stärke ein weiches Herz das Leiden ertragen kann. Das trauete ich Ihrer Tochter auch zu, ſobald ich ſie nur ſah. Sie nimmt die Freude auf, wie Andre den Schmerz, äußerte die Kleine hier; und Sie ſagten: ſie nimmt die Freude mit ſtiller Wehmuth auf. Beides ſollte nicht ſeyn; und ſo wünſchte ich Ihnen, liebe Braut, Freude am Leben, und Muth zur Fröhlichkeit. Ihr Herz ſey weich gegen fremdes Elend, und feſt gegen eigenes. Fröhlichkeit iſt Dank gegen Gott. Ein zu weiches Herz ſchlägt nur für den Unglücklichen; den Glücklichen ſtößt es nicht ſelten mit Härte von ſich. Mitfreude iſt eine Tugend, zu welcher mehr Muth gehört, als zum Mitleiden. Wir ſollen ja nicht weich, nicht mitleidig, wir ſollen gut ſeyn.

Das Alles ſagte der kleine Mann, ob es gleich Sentenzen waren, in einem ſo heitern Tone, als ob er uns etwas Angenehmes erzählte. Und nun flocht er manche Hiſtörchen ein, die auch den Kleinſten deutlich machten, was er ſagen wollte. Er bemächtigte ſich unſer Aller (Eliſabeth ausgenommen) durch ſeine gute Laune gänzlich, ſo daß ich nur den Wunſch meiner Familie erfüllte, als ich ihm ein Nachtlager anbot. Nun ließ er einen kleinen Koffer aus dem Gaſthofe holen, ſetzte ſich dann mit uns in einen Kreis, und war höchſt unterhaltend. Niemand von uns merkte, wie ſpät es war, und daß Eliſabeth und Pahlen fehlten. Die Kleinen gingen endlich eins nach dem andern zu Bett, und das Geſpräch wurde nun wieder ernſthafter. Wovon konnten wir anders reden, als von unſern Hoffnungen auf Eliſabeths Glück? Und davon kamen wir auf das Glück ſelbſt.

Mich dünkt, ſagte unſer Gaſt, dem zufolge, was Sie mir von Ihrem Leben erzählen, ſind Sie glücklich.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Es gehört, glaube ich, zum Glücke doch etwas mehr, als ich habe. Nicht viel, doch etwas.“

Das ſagen alle Menſchen, alle: die reichſten, wie die ärmſten. Sonach könnte niemand glücklich ſeyn; denn wir hören nie auf zu wünſchen.

Aber nach Ihren Aeußerungen, ſagte Auguſte, könnte jeder glücklich ſeyn, auch der Aermſte.

Wohl; wenn er und die Seinigen ſich ſatt eſſen können, wenn ſie frei, geſund und gute Menſchen ſind. Nennen Sie mir das Andre, was dann noch zum Glücke des

Lebens fehlt; und ich beweiſe Ihnen, Kleine, daß nur Neid, Eitelkeit und ſo weiter, es wünſchen.

Neid, Eitelkeit — die denn am Ende doch auch befriedigt ſeyn wollen, da wir nun einmal eitel, neidiſch und ſo weiter ſind.

Muß jeder Menſch eitel und neidiſch ſeyn? und iſt ein neidiſcher Menſch ſo gut, als er ſeyn kann? Antworten Sie, Kleine!

Aber dann müßten die Menſchen ſo leben, wie wir gelebt haben. Ich bin nur Einmal in der Stadt geweſen, und kenne das doch!

Ich ſehe nicht ein, warum Menſchen, welche wiſſen, was ſie wollen und was ſie bedürfen, anders leben ſollten, als Sie gelebt haben.

Können wir Alle ſo leben? dürfen wir Alle ſo im häuslichen Kreiſe bleiben?

Mehr oder weniger können wir es Alle. Und kann man es nicht; muß man mit Menſchen leben: nun, ſo gehe man mit ihnen um, wie eine zärtliche Mutter mit ihren Kindern. Sie wird von den geliebten Kindern hundertmal beleidigt, und vergiebt ihnen immer, iſt nachſichtig gegen jeden Fehler, und freuet ſich über jede gute Eigenſchaft. . . . Man ſey nicht bloß gerecht gegen die Menſchen: denn das können ſie fodern; man ſey auch nachgiebig, man erweiſe ihnen Wohlwollen: und um das zu können, habe man Wohlwollen gegen alle. Ich lebe unter Menſchen, und bin durch Nachgeben — ſelbſt da, wo ein Zufall machte, daß ich Recht hatte — weit mit ihnen gekommen. Gewiß, ich bin glücklich; die Menſchen machen mir keinen Verdruß. Man hat mich betrogen, ſo gut wie Andre. Ich habe Wohlthaten an Undankbare verſchwendet, und bin mit Eiteln, Rangſüchtigen, Hochmüthigen, Groben, Nachläſſigen zuſammen getroffen. Nun, da ließ ich den Eiteln ſich erheben, und ſchwieg, räumte dem Rangſüchtigen die Oberſtelle ein, gab dem Groben nach, verlangte von dem Undankbaren nichts, entzog mich dem Betrieger, und dachte: es iſt nun nicht anders. So kam ich um den Verdruß weg, den ſolche Menſchen machen, und lebte ſo ſtill, auf ſo wenige Menſchen beſchränkt als möglich. Meine Plane waren immer kleiner als meine Mittel. Ich that in dem Kreiſe, in welchen mich der Zufall verſetzt hatte, ſo viel Gutes als ich konnte, ſo ſtill als ich konnte, und ließ die Welt gehen, wie ſie wollte. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß.

Mein Karl hatte ſchon lange mit gerunzelter Stirn da geſeſſen, und ich wünſchte, daß er losbrechen möchte. Hm! ſagte er jetzt; es würde nicht viel Großes dabei herauskommen, wenn alle Menſchen ſo dächten. — Wenn alle ſo dächten, erwiederte unſer Gaſt, ſo würden alle glücklich ſeyn; und das wäre doch, glaube ich, etwas ſehr Großes: die Vorſehung kann keinen andern Zweck mit den Menſchen haben.

So lange das aber nicht iſt, ſagte Karl lebhaft, ſoll der Menſch dieſen Zweck der Vorſehung befördern; er ſoll nicht auf dem Platze ſtehen bleiben, wohin der Zufall ihn ſtellte; er ſoll nicht bloß in dem engen Kreiſe ſeiner Familie, ſeines Dorfes, ſeiner Stadt, ſeines Vaterlandes — er ſoll auf die ganze Erde, auf die ganze Menſchheit wirken: das iſt der Kreis, der des Menſchen würdig iſt.

Recht! ſagte der Fremde lächelnd; und auf dieſen weiten unermeßlichen Kreis wirkt er eben am thätigſten, am ſicherſten in ſeinem engen Kreiſe, mit Liebe, mit Wohlwollen, mit häuslicher Tugend. Er ſoll? er ſoll? Was ſoll er? Das Gute thun, das er thun kann, und woraus die Vorſehung (wahrlich nicht der Menſch) das Beſſere macht, das auf dem Strome der Zeit herbei kommt. Wo iſt denn das Gute, das die Menſchen ausgeführt hätten, weil ſie wollten? Sie ſehen das Gute, das Große, das Schöne, ſie erkennen es; aber zwiſchen erkennen und wollen, feſt wollen, Leben und alles an dieſen Willen ſetzen, iſt ein großer Unterſchied. Ueberrechnen Sie alles Gute und Größe auf der Erde; ich will Ihnen den Keim dazu Jahrhunderte vorher zeigen: wie alle gute Menſchen in dem engen Kreiſe ihrer Tugenden, ohne es zu wiſſen, daran arbeiteten; wie . . .

Aber, ſagte Karl triumphirend; der große

Mann, der es nun ausführte; der es erkannte, es wollte, es that!

Wer wäre denn der große Mann, der es ausführte, weil er *wollte*? . . . Weil er *mußte*; weil der erſte Schritt, den er that, ihn zu allen übrigen unaufhaltſam fortriß; weil er gezwungen war, alles zu *wagen*, um nicht alles zu *verlieren*!... Es iſt ſehr merkwürdig, daß faſt alle große Reformatoren keine Familie hatten! . . . Was könnte der Menſch denn nur für einen *Welttheil* thun? Nichts. Dieſe Wirkſamkeit iſt der Traum eines jungen Herzens, oder der Wunſch eines wilden Ehrgeizigen. Der Macedoniſche Alexander hatte in ſeiner Feuerſeele den ſtolzen Plan geboren, drei Welttheile durch die Griechiſche Kultur mit einander zu verbinden: der größte, vielleicht auch der edelſte Gedanke, der je in eines Eroberers Seele gekommen iſt. Aber wie blutig, wie ſchrecklich waren die Wege, die zu dem Ziele führten!

„Geht nicht,“ ſagte ich, „auch die Vorſehung oft ſchreckliche Wege zum Ziele?“

Die Vorſehung! Ja, die höchſte Weisheit, die höchſte Liebe; aber ein Staub, ein Menſch, der das Grab vor ſeinen Füßen hat — darf der wagen, was die ewige Vorſehung thut, weil ſie ihres Sieges gewiß iſt? Alexanders Plan wurde zertrümmert, und das Blut war vergebens gefloſſen. Was für Gutes würden wir denn haben, wenn Menſchenhände es uns hätten geben ſollen? Columbus entdeckte einen Welttheil voll Wilder. Hier hatte Europa Gelegenheit, den Segen der Vorſehung über weite Länder zu verbreiten; aber — die grauſamen Spanier opferten Millionen Menſchen ihrer Habſucht auf: in den Bergwerken jammerten die Elenden, und beteten um den Tod.

Ich hoffe, ſagte meine Frau mit einem leiſen Seufzer, die Spanier wußten nicht, was ſie thaten.

O, ſie wußten es. Las Caſas iſt der ehrwürdige Zeuge, daß ſeine Zeitgenoſſen das Gute, die Veredlung eines neuen Welttheils, kannten, und das Böſe, den Tod, die ſchimpfliche Sklaverei von Millionen gutartiger

Menſchen, wollten, aus Habſucht wollten. Einer nahm ſich ihrer an, Einer von Allen, Las Caſas. Jahrhunderte gingen hin, und der grauſame blutige Kreis der Spanier erweiterte ſich immer mehr, ſo daß ſie den neuen Welttheil zu entvölkern droheten. Und was thaten die Menſchen? Sie disputirten über das Gute, das geſchehen konnte. Da hielt die Vorſehung ihren Schild über die unglücklichen Schlachtopfer. Ein kleiner Umſtand rettete das Spaniſche Amerika: einige Spaniſche Pferde, die ſich in der Wildniß verloren und vermehrten, machten aus den furchtſamen Indianern räuberiſche Beduinen; und nun zittern ihre Tyrannen.

„Auch ich hoffe," ſagte ich mitleidig, „die Spanier wußten nicht, was ſie thaten. Die dunkeln Zeiten . . ." —

Jetzt leben wir in hellen, und die aufgeklärteſten Nationen, die Engländer und Franzoſen, entvölkern Afrika, um die Neger in den Zuckerpflanzungen ſterben zu laſſen. Sie wiſſen, was ſie thun; ſie kennen die Grauſamkeit, die ſie im Angeſichte des Menſchengeſchlechtes und Gottes begehen. Es iſt ſchrecklich; aber ſie werden fortfahren zu morden, bis die Vorſehung vielleicht durch einen eben ſo kleinen Umſtand Afrika von ſeinen Menſchenräubern befreiet!

„Das wird die Vorſehung!“ ſagte ich. „O, wenn ſie es mich noch erleben ließe!“

(Ich habe es erlebt. Der Fremde hatte Recht. Die Menſchen wollten nicht; aber eine lange nicht geachtete Wurzel, die Runkelrübe, wird in der Hand der Vorſehung das Mittel, einem ganzen Welttheile Ruhe, Frieden und Familienglück wiederzugeben. In Berlin preßt man Zucker aus dieſer Wurzel, und Afrika wird glücklich.)

Wer wird, fuhr der Fremde fort, die Hindu retten? Kein großer Mann; das Geſchrei der Habſucht würde ſeine Stimme unterdrücken, oder man würde ihn verfolgen, ihn in Ketten werfen, wenn er ſie zu laut erhöbe. Die Vorſehung muß den Menſchen das Gute aufdringen. Selbſt der Beſſere kann nichts, als mit Hoffnung an die Zukunft denken, und in ſeinem kleinen Kreiſe Gutes thun.

Jetzt ſchlug es zwölf, und der Fremde gieng zu Bette. — Ein rechter Philoſoph, ſagte Karl, iſt er nicht; aber ich wollte darauf wetten, ein guter Menſch. — Ich denke, ſagte Auguſte, ein recht guter Menſch iſt eben ſo der rechte Philoſoph; oder du mußt ganz etwas Beſonderes unter einem Philoſophen verſtehen. Karl gähnte, und wir legten uns Alle nieder.

Die Ausſteuer.

Am folgenden Morgen waren wir zerſtreut. Ich dachte mit ſchwerem Herzen an die Trennung von Eliſabeth, und meine Frau überſann mit eben ſo ſchwerem die Ausſteuer, die ſie ihr zu geben hatte. Karl ging mit dem Fremden im Garten auf und nieder, und Beide disputirten. Wenn doch der Mann erſt ausbräche! ſagten wir, ich und meine Frau, zu gleicher Zeit. Es kam endlich ein Bote aus dem Gaſthofe mit der Nachricht, daß ſein Wagen angeſpannt wäre. Ich ſehe Sie wieder, lieber Freund, ſagte er; und bald! — Er öffnete ſeinen Koffer, nahm aus einem Papiere einige Schnüre Perlen, und ſagte zu Auguſten: etwas von dem Uebrigen, das noch zum Glücke des Lebens fehle! Nicht wahr? Damit band er ihr die Perlen um den Hals; dann nahm er freundlich von uns Abſchied, und ſetzte ſich in den Wagen.

Auguſte ſagte mir leiſe: hätte nicht Eliſabeth das Geſchenk bekommen ſollen? — Auch mir kam es ſeltſam vor, daß der Fremde die Kleinigkeit nicht der jungen Frau geſchenkt hatte.

Als die neuen Eheleute zum Vorſchein kamen, ſetzte ich mich zu ihnen, und Pahlen erzählte mir, daß er von ſeinem Oheim, dem Baron, einen ſehr drohenden Brief bekommen hätte, der alle Hoffnung zu einer Ausſöhnung vernichtete. Meine Frau ſchüttelte den Kopf, und ſeufzte. Ich aber wiederholte nun einen Theil deſſen, was geſtern unſer Gaſt geſagt hatte. „Deſto beſſer!" ſagte ich; „ſo bleibt Eliſabeth in ihrer Sphäre. Sie, Herr Sohn, werden nicht mehr haben, als ich, doch eben ſo glücklich ſeyn können." Aber — trotz allem meinem Reden wurde meine Frau immer trauriger, und ſeufzte immer tiefer. Ich fuhr gegen Pahlen und meinen Sohn fort: „die Beiſpiele einer feſten Liebe, ein[illegible] innigen Anhänglichkeit, ſind überhaupt ſelten, doch am ſeltenſten unter den Reichen. Gemeinſchaftliche Sorgen ſind das feſteſte Band der Herzen. Was können Reiche für einander thun? Nichts, gar nichts! Wäre ich reich: es fragt ſich, ob ich dann meine Frau, und ſie mich, ſo zärtlich lieben würde, als jetzt. O, Sie wiſſen nicht, was das edelmüthige Weib für mich gethan hat! Sie ſorgte, ſie arbeitete, ging erſt um Mitternacht zu Bette, ſtand ſchon mit der Sonne wieder auf, verſagte ſich jede Freude, und ertrug jeden Mangel, damit nur mich der Mangel nicht erreichen ſollte. Dieſe gemeinſchaftlichen Sorgen, dieſe gegenſeitigen Opfer vermehrten unſre Liebe; und die Liebe war unſer Glück. — Sie werden ein ähnliches Schickſal haben, und glücklich ſeyn."

Meine Frau wurde mit jeder Stunde trauriger — nicht über Pahlens Armuth, ſondern über unſre eigene: ſie ſorgte für Eliſabeths Ausſteuer, und war den ganzen Tag beſchäftigt, alle Kiſten und Schränke auszukramen. Es verdroß mich zuletzt, daß meine ſchönen Reden über die Entbehrlichkeit des Reichthums gar nichts helfen wollten. Ich warf den Deckel eines Koffers zu, ſetzte mich darauf, und ſagte: „ich bitte dich, kam aus dieſen Koffern unſer froher Muth? Und wenn ſie voll Gold geweſen wären, würde er daraus gekommen ſeyn?"

Ich mag es eintheilen, wie ich will, ſagte ſie ſeufzend, ohne mir zu antworten: für unſre drei Söhne bleibt nicht ein Handtuch übrig. Ach, und wenn es nur für die Mädchen reichte!

„Wovon ſprichſt du?" fragte ich böſe.

Von Eliſabeths Ausſteuer. Ich ſoll doch meine Tochter wohl nicht nackend aus dem Hauſe ſtoßen?

„Stößt uns doch Gott nackend in die Welt, liebe Frau."

Aber die Mutterliebe empfängt das Kind.

„Und legen denn nicht auch wir unſre Eliſabeth an ein Herz, von dem ſie geliebt wird?"

Ich wollte mich behelfen, und ich weiß, du behilfſt dich auch; aber . . . (ſie zeigte mit der Hand auf einen Stuhl, der vollgepackt lag) da liegt, was Eliſabeth bekommen kann, wenn ich den jüngern kein Unrecht thun will. Man kann es in der Schürze wegtragen!

„Da liegt es!“ rief ich jetzt, in Ernſt böſe; „da liegt es! Guter Gott! und wenn es tauſendmal ſo viel wäre; es würden ja doch nur Lumpen, Fetzen ſeyn. Und das ſchöne Herz unſerer Eliſabeth, und alle ihre Tugenden, ihre Genügſamkeit, ihren Fleiß, ihre Unſchuld; und ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Liebe; und ihr Vertrauen auf den guten Vater im Himmel; und die Geduld, den Muth, womit ſie die Armuth tragen und erleichtern wird: das alles, und Gottes Segen, unſern Segen, unſre Thränen; das Alles rechnet die undankbare Mutter für nichts! . . . Könnteſt du deiner Tochter eine Krone mitgeben, würdeſt du auch nur die kleinſte ihrer Tugenden dafür vertauſchen wollen? Nun, wenn ſelbſt eine Krone nicht Eine Tugend aufwiegt: was kann denn das da für Werth haben?“

Sie ſah mich traurig an; aber dennoch nahm ſie wieder ein Tiſchtuch auf, betrachtete es, und vertauſchte es weinend gegen ein anderes. Jetzt kam Auguſte, und ich ſetzte das Geſpräch wieder fort. Das Mädchen, dachte ich, ſollte auf meine Seite treten; aber nein: ſie beſah Eliſabeths Ausſteuer, und ſchüttelte den Kopf. Die Mutter ſagte zu ihr: mehr kann Eliſabeth nicht bekommen, ob ſie gleich die älteſte und beſte unter euch iſt. Das gehört dir; und das da, Hannchen.

Mir? fragte Auguſte; wirklich mir, liebſte Mutter?

Wirklich dir, wenn wir nicht noch größres Unglück haben.

Auguſte nahm ihr Pack auf, legte es ſtillſchweigend zu Eliſabeths Ausſteuer, und fiel dann ihrer Mutter mit flehenden Blicken um den Hals.

Nein, liebes Kind! ſagte die Mutter zärtlich: das geht nicht an; in der That nicht!

O, ich bitte Sie! wenn ich noch Eine ruhige Minute haben ſoll! — Auguſte bat ſo dringend und mit ſo zärtlichen Thränen, daß die Mutter endlich ihre Einwilligung gab.

Nun denn, ſagte meine Frau; wenn du heiratheſt, ſo wollen wir, ich und dein Vater, das Letzte mit dir theilen, was wir noch haden. Mutter und Tochter hielten einander ſchweigend umarmt.

„O," rief ich bewegt; „warum habe ich nicht Millionen unter euch zu theilen, ihr guten, edlen Seelen!" — O, welche Kinder haben wir! ſagte meine Frau, und ſchlang ihre Arme um mich. Wie reich ſind wir! — Aber Eliſabeth darf es nicht wiſſen! rieſen wir alle Drei auf einmal, und gaben einander die Hände. Meine Frau war jetzt beruhigt, ſogar wieder fröhlich; doch ſie ſollte in Kurzem eine noch größere Freude haben.

Wir überlegten, ob wir nicht bei dem Amtmann Schenk einen Beſuch machen müßten. Es war eben ſo viel dafür als dawider zu ſagen. Umgang hatten wir nicht mit der Familie; indeß ſahen wir einander doch von Zeit zu Zeit beim Spazierengehen. — Wenn wir ſie beſuchten, ſagte meine Frau, ſo könnten ſie glauben, wir wollten damit groß thun, daß unſre Tochter einen Edelmann geheirathet hat. Indeß nach einigem Ueberlegen gingen wir, ich, meine Frau und das junge Ehepaar, doch hinüber. Auguſte beſtand darauf, Eliſabeth müßte ſich putzen; dieſe wollte aber ſo einfach als möglich gekleidet ſeyn.

Wir wurden mit ſeltſamen Geſichtern empfangen. Die Frau Amtmannin nannte unſre Eliſabeth bei jedem dritten Worte: Frau von Pahlen; und der Amtmann ſogar: meine gnädige Frau; aber nie ohne ein kleines ſpöttiſches Lächeln. Auch meine ehemalige Geliebte, die Frau Buchhalterin, ging ab und zu; und hätten nicht die Geſichter des Amtmanns und ſeiner Frau ſehr deutlich geſprochen, ſo würden uns doch die höhniſchen Blicke der Ausgeberin geſagt haben, wie man in dieſem Hauſe gegen uns geſinnt war.

Eliſabeth betrug ſich vortrefflich. Sie ſtand ſo beſcheiden da, bewunderte die Pracht des Zimmers, worin wir uns befanden, ſo natürlich, und ſprach von der beſchränkten Lage, worin ſie leben würde, ſo unbefangen, daß ſie den Uebermuth der ſtolzen Leute zähmte. Die Amtmannin wurde freundlicher; der Amtmann blieb freilich gegen uns übermüthig, doch deſto demüthiger war er gegen Pahlen, der ſo frei und ſtolz daſtand, als ob er der reichſte Edelmann im ganzen Lande wäre. Der Beſuch endigte beſſer, als er angefangen hatte, und wir gingen ſo ziemlich zufrieden nach Hauſe.

Nach einigen Tagen ließ der Amtmann uns Eltern, das junge Ehepaar, und auch Auguſten und Karln, zum Eſſen einladen. Der Bediente ſagte uns dabei: das Feſt würde zu Ehren der Mamſell Schenk (der Tochter des Amtmanns) angeſtellt, die aus ihrer Penſionsanſtalt zum Beſuch bei ihren Eltern käme.

Auguſte machte wieder einige Plane, wie ſie uns einiges Anſehn geben wollte, und Eliſabeth hatte genug zu thun, ſie davon abzubringen. Wenigſtens putzte ſich Auguſte nun doch etwas mehr, als wir Uebrigen. Ob ich dir, ſagte ſie zu ihrer Schweſter, die Perlen umbinde, die mir Graumännchen geſchenkt hat? Eliſabeth wollte ſie nicht. Auguſte nahm ſie in die Hand, und ſagte: nun, hübſch ſind ſie nicht; aber ich binde ſie um.

Die Amtmannin ſtellte uns ihre Tochter vor, ein Mädchen von funfzehn Jahren, ganz das Gegentheil der Mutter. Julchen (ſo hieß ſie) verbeugte ſich gegen uns mit einer ſanften Beſcheidenheit; und ſobald ihre Mutter nur den Rücken wendete, blickte ſie hold lächelnd auf meine Töchter, oder gab einer von ihnen die Hand.

Aus den Anſtelten im ganzen Hauſe, und beſonders im Beſuchzimmer, ſah ich, daß wir eingeladen waren, den Reichthum und die Pracht des Hauſes zu bewundern. Es kam mehr Geſellſchaft, und die Amtmannin ſtellte immer zuerſt meine Eliſabeth vor: „Frau von Pahlen, die Tochter unſers Herrn Paſtors;" und dann ihre eigene Tochter. Man ſah uns von oben bis unten lächelnd an, ſo daß wir in einer nicht geringen Verlegenheit waren. Auguſtens Blut gerieth in Wallung; Eliſabeth ſchien nur lange Weile zu haben; Karl war ſo hölzern und furchtſam, wie ich ihn noch nie geſehen hatte. Pahlen blieb unbefangen, und ſchien nichts von dem, was wir empfanden, zu merken; doch endlich ſah er ein Paarmal ſtarr auf ein ſpöttiſches Geſicht, und fragte mit einem Tone, der mich hätte zum Zittern bringen können: was wollen Sie wiſſen? was beliebt Ihnen? — Nun, wurde man mit den ſpottenden Mienen ein wenig behutſamer.

Die Amtmannin hatte nichts angeſtiftet; denn es lag ihr nur daran, mit ihrer Tochter zu glänzen, und meine Töchter ſollten dem Mädchen zur Folie dienen. Es war — ſollte man es glauben! — unſre einfache Kleidung, was uns dem Spotte dieſer Menſchen ausſetzte; und nur Pahlen mit ſeiner Furchtloſigkeit ſicherte uns vor förmlichen Beleidigungen.

Die Tochter des Amtmanns erröthete nicht weniger, als wir, und nahm durch eine vertrauliche Freundlichkeit, die ſie trotz den Blikken ihrer Mutter behielt, Auguſten und Eliſabeth unter ihren Schutz, ſo daß Alles nach und nach wieder ins Geleiſe kam.

Beim Eſſen bedauerte ich am meiſten Karln, der ſich eine halbe Elle zu weit vom Tiſche abgeſetzt hatte, und ſo beſtürzt ausſah, als ob er unter Geſpenſtern ſäße. Von ungefähr warf ein altes Fräulein einen Blick

auf

auf Auguſten, und ſtarrte ſie lange an. Nun fliſterte ſie ihrer Nachbarin etwas zu; und auch die heſtete ſtarre Blicke auf Auguſten. Dieſe erröthete, und als es ihr zu lange währte, ſagte ſie endlich mit krauſer Stirn: Sie betrachten mich ſo genau. Habe ich etwas an mir, das . . .

O nein, antwortete das Fräulein; wir ſehen nur Ihren Halsſchmuck an. Auguſtens Auge funkelte vor Unwillen; aber ſie irrte ſich ſehr. Die Amtammnin ſah nach ihr hin, ſtand dann auf, faßte die Perlen an, und ſagte: ſie ſind wahrhaftig echt! So etwas Schönes habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Erlauben Sie doch, liebes Kind. — Auguſte band die Perlen los. — Dagegen ſind deine nichts, Julchen, fuhr die Amtmannin fort; hole ſie einmal!

Die Perlen wurden gebracht, mit Auguſtens Halsſchmuck verglichen, und dieſer nun von allen Anweſenden nach der Reihe bewundert. Julchen band ihn Auguſten wieder ein, und ſagte mit einem Kuſſe: Ihr Schmuck iſt ſehr koſtbar.

Auguſte ſaß jetzt viel freier, viel ſtolzer da, als vorher. Ein Paar Schnüre Perlen machten die ganze Geſellſchaft, ſelbſt das alte Fräulein, gegen uns höflicher. Die Amtmannin wollte nun auf eine andre Art über uns triumphiren. Sie ſprach von der Penſionsanſtalt, worin ihre Tochter erzogen war, und von den Geldſummen, die ſie gekoſtet hatte, machte Nebenanmerkungen über die Erziehung auf dem Lande, über Kultur und feine Sitten, die man nur in der Stadt bekommen könne, und ſpielte dabei ſo deutlich auf uns an, daß wir ganz einfältig hätten ſeyn müſſen, um es nicht zu merken.

Julchen warf einen flehenden Blick auf ihre unbeſcheidene Mutter; doch, nun nahm der Vater das Wort: „Sie ſpricht Franzöſiſch, wie eine Hofdame, ſpielt das Klavier zum Entzücken, und ſpricht auch Engliſch: nicht wahr, Julchen?“

Das arme Mädchen war wie auf der Folter. Sie wagte es wohl mit furchtſamer Beſcheidenheit, das Geſpräch auf etwas Andres zu leiten; doch ihr Vater war nicht davon abzubringen. Sprich doch einmal Franzöſiſch! ſagte er. Ziere dich nicht, Julchen! Wir ſchlugen vor Angſt und Mitleiden die Augen nieder, als die ganze Geſellſchaft in das beſchämte Mädchen drang, daß ſie Franzöſiſch ſprechen ſollte. Pahlen redete ſie endlich Franzöſiſch an, und ſagte ihr, glaube ich, ungefähr: man müſſe dem Sturme nachgeben. Sie antwortete mit zitternder Stimme einige Worte, und Pahlen ſprach nun weiter Franzöſiſch. Da er bemerkte und erfuhr, daß in der Geſellſchaft niemand die fremde Sprache verſtand, (das alte Fräulein ausgenommen, das doch aber auch eben nicht viel davon wußte): ſo bat er Julchen in einigen etwas räthſelhaften Redensarten, ſich über die Art, wie ſie hier ausgeſetzt würde, zu beruhigen, und den ganzen Auftritt wie eine Komödie zu betrachten.

Sie antwortete mit einer Thräne im Auge: o, Herr Baron, wenn ich allein hier ausgeſetzt würde . . . Ich habe den Wunſch meiner Eltern zu ſpät erfüllt: das geht mir jetzt nahe. Gewiß, ich mußte ſogleich anfangen zu ſprechen; aber ich war zu furchtſam, und konnte nicht, ob mir gleich ſchon ahnete, was folgen würde. Pahlen, der neben ihr ſaß, küßte ihr die Hand. Bravo! rief der Vater, der das ſah, mit funkelnden Augen: Herr von Pahlen, Sie ſind ja ſelbſt in Frankreich geweſen. Nicht wahr, meine Tochter ſpricht ſchön? — Was Ihre Tochter ſagte, antwortete Pahlen kalt, würde in jeder Sprache ſchön ſeyn. Er ſetzte ſogleich ſein Geſpräch mit Julchen fort, weil der Vater ſchon wieder im Begriff ſtand, ihr eine Lobrede zu halten.

Es war in der That ein angenehmer Anblick, das Mädchen in dieſer lieblichen Verwirrung, mit der holden Röthe auf den ſchönen Wangen, ſprechen zu ſehen. Ob ich gleich von dem, was ſie ſagte, nur einzelne Worte errieth, ſo glaubte ich doch, ſie ganz zu verſtehen, da Pahlen ihr mit allen Zeichen der Achtung zuhörte. Auch Engliſch, Julchen! fing der Vater wieder an. Nach Tiſche ſpielſt du und ſingſt. — Faſſen Sie

Muth, liebes Kind! ſagte Pahlen. Sie lächelte wehmüthig, und ſagte: o, wenn Sie doch auch Engliſch ſprächen! Er verbeugte ſich, und zeigte auf uns Alle. Pahlen foderte meinen Karl auf; der erröthete aber nicht weniger, als Julchen, und brachte nur einige Worte ſtammelnd hervor. Auguſte fiel ein, und ſagte ihr: wir alle nähmen Theil an ihrer Lage. O, rief Julchen auf einmal fröhlich: auch Sie ſprechen Engliſch? Nun will ich die Marter, die ich ausgeſtanden habe, gern vergeſſen; nun kann ich Ihnen für die Theilnahme danken, die Sie mir bezeigen, kann Ihnen ſagen, wie lieb ich Sie habe, wie ſehr Sie mich gleich bei dem erſten Anblick einnahmen. Auguſte ſagte ihr ungefähr daſſelbe; und nun miſchte ſich auch Eliſabeth, die ſchon lange freundliche, zärtliche Blicke auf Julchen geworfen hatte, hinein. Auch ich ſprach, und verſicherte, ſo wie Pahlen, dem Mädchen meine Achtung und Freundſchaft. Sie entſchuldigte die Unbeſcheidenheit ihrer Eltern auf eine ſo kindliche und feine Weiſe, daß ſie unſer ganzes Herz gewann, und daß Auguſte ihr ſagte: Sie müſſen meine Freundin werden. Mitten unter vielen, meiſtens armſeligen Menſchen entſtand nun eine Unterredung voll Geiſt und Herzlichkeit. Wir ſahen endlich an den Blikken der Eltern, daß es ihnen damit zu lange währte, und brachen ab.

Meine Kinder bekamen immer mehr Ungezwungenheit und Muth, Kärln ausgenommen, der zu der ganzen Unterredung faſt nicht eine Sylbe beigetragen hatte. Hm! ſagte die Amtmannin; das hätte ich nicht gedacht! und dabei ſah ſie von einer meiner Töchter auf die andere. Nach Tiſche klopfte ſie Auguſten auf die Wange, und ſagte freundlich: einen ſolchen Halsſchmuck, liebes Kind, und ſo fertig Engliſch! das hätte ich nicht gedacht! Wenn nur der Herr Schwager ſeinen Onkel nicht mit der Heirath vor den Kopf geſtoßen hätte!

Jetzt trat Julchen herzu. Sie umarmte meine Tochter mit großer Herzlichkeit, bat um ihre Freundſchaft, und verſicherte ihrer Mutter, daß die Engliſche Ausſprache meiner

Kinder weit reiner wäre, als ihre eigene, (ſie hatte nicht ganz Unrecht) und daß ſie noch viel von uns lernen könnte. — Nun denn, ſagte die Mutter; ſo wird Mamſell Auguſte wohl ſo gut ſeyn, dich bisweilen zu beſuchen, ſo lange du hier biſt: dann kannſt du dich üben.

Wir gingen endlich ſehr zufrieden nach Hauſe. Auguſte war fröhlich, doch ohne an unſerm Geſpräche über den heutigen Tag viel Theil zu nehmen. Sie ſaß vielmehr faſt immer in Gedanken, aber in heitern: das ſah man an ihrem lächelnden Munde, den ſie zuweilen rührte, als ob ſie heimlich mit ſich ſelbſt ſpräche. Zwei Tage nachher, Abends ſpät, als wir, ich und meine Frau, uns ſo eben auskleiden wollten, ging die Thür auf, und Auguſte trat mit einem heimlichen Geſichte herein. Sie wollte ruhig ausſehen; aber ihre Augen funkelten. Als ſie nur die Lippen öffnete, drangen Thränen aus ihren Augen, und nun warf ſie ſich an die Bruſt ihrer Mutter.

„Aber was haſt du, Auguſte?“ fragte ich

Sie zog ein Paket hervor, und gab es ihrer Mutter. Es waren zu unſrem Erſtaunen zwei Dutzend ſilberne Löffel. Dann gab ſie der Mutter noch eine Rolle; und als wir dieſe aufmachten, war eine größre Anzahl Dukaten darin, als ich je in meinem Leben gehabt hatte. „Auguſte!“ rief ich; „was iſt das?“ Sie fing an zu ſchluchzen, und ſagte: meine gütige Eltern, dies iſt für Eliſabeth, wenn an ihrer Ausſteuer noch etwas fehlt, und für Karln, wenn er auf die Akademie geht. Und hier, hier, liebe Mutter, (ſie gab ihr eine von den vier Perlenſchnüren) hier iſt ein Nothſchatz, wenn uns irgend ein Unglück treffen ſollte.

O mein Gott! du haſt deine Perlen verkauft? rief meine Frau. Und ſo viel waren ſie werth? — Mehr als ich glaubte. Seitdem ich wußte, wie viel ſie werth waren, (ich hörte es zufälliger Weiſe von dem Fräulein): ſeitdem drückte mich jede Perle wie eine ſchwere Laſt. Ich ſchrieb geſtern an Madame Salzberg, erzählte ihr aufrichtig, und bat ſie, drei Schnüre zu verkaufen.

Heute! habe ich das alles dafür bekommen. Und dieſe letzte Schnur, liebe Mutter, — ſie band ihr die Perlen ſchnell um den Arm.

Jetzt erhob ſich ein Streit der Großmuth zwiſchen Mutter und Tochter, wobei ich mit naſſen Augen zuhörte. O meine Mutter, ſagte Auguſte: ſo lange auch nur die kleinſte Sorge auf Ihrem Herzen läge, würde dieſe koſtbare Schnur mich drücken. Ach, ſo lange noch Perlen in Ihren Augen ſind, ſoll keine an meinem Halſe hangen.

O, mein Kind, das ſind Thränen der Freude! ſagte die Mutter.

„Der ſüßeſten, der zärtlichſten Freude, meine Auguſte!“ rief ich. „Und dieſe Thränen; mein geliebtes Kind, ſind koſtbarer, als die ſchönſten Perlen. Ein Engel wird ſie ſammeln, und ſie werden einſt als unvergänglicher Schmuck auf deinem Haupte glänzen.“

O darum, ſagte Auguſte entzückt, aber ſanft —: darum nehmen Sie! nehmen Sie! Meine Frau nahm die Perlen, und drückte ihren Mund darauf. Gute Nacht! ſagte Auguſte leiſe. — Gute Nacht! ſagten auch wir leiſe, als ob wir fühlten, daß Geiſter um uns ſchwebten. Weiter nichts, als gute Nacht! aber die Seligkeit ruhte auf dieſen Worten. O, wie reich waren wir jetzt!

Meine Frau kaufte (was ich ihr hoch anrechnete) für Eliſabeth nur das Allernothwendigſte. Sie kleidete ſich und die Kinder neu, und Auguſte bekam nicht mehr und nichts Beſſeres, als die andern. Ich küßte meine Frau dafür, daß ſie die Empfindung ihrer Tochter mit ſolcher Zartheit ſchonte. Aber, als wir dann mit Auguſten allein waren, und meine Frau ihr ſagte: ſieh, mein Kind, ich bin neu gekleidet! als ihr dabei die Stimme brach, und Auguſten Thränen aus den Augen ſtürzten: da ſchwamm mein Herz in ſüßer Wehmuth. Ich umarmte Beide, und ſagte: „ſind wir denn nicht glücklich? Könnten wir glücklicher ſeyn?“

Die Trennung.

Eliſabeth erfuhr von dem Allen nichts; ſie wußte nicht einmal, daß ein Menſch an ihre Ausſteuer dachte, und vergaß alles um ſich her in dem Zauberkreiſe der Liebe. Das gute Mädchen wollte es ſich nicht merken laſſen; aber ſie würde es gern geſehen haben, wenn wir die Zeit, die ſie noch bei uns bleiben ſollte, abgekürzt hätten. Unſer Haus war für ſie gar nicht mehr da: ſie ſprach immer von Pahlens Hauſe, das nun auch ihr gehörte; über der Linde, die vor deſſen Hauſe ſtand, und die ſie noch gar nicht geſehen hatte, vergaß ſie die Kaſtanienbäume vor dem unſrigen, unter denen ſie ſo glücklich geweſen war. Wir, meine Frau, und ich, bemerkten es nur allzuwohl, und ſo ſehr ich es auch zu vertheidigen ſuchte, ſo that es mir doch wirklich weh, daß ſie ihr Glück an dem *ungeprüften* Herzen ihres Mannes finden wollte, und ſich von den *geprüften* ihrer Familie wegſehnte.

O, wie kann die Liebe das! ſagte meine Frau, am Tage vor Eliſabeths Abreiſe, mit Kopfſchütteln. „Laß uns Gott loben," erwiederte ich, „daß ſie es kann! Es iſt ein Wunder, da haſt du Recht, liebe Frau; aber nicht ein Wunder unſerer Thorheit, ſondern der Güte Gottes. Wenn die Liebe das *nicht* könnte; wenn ein Seufzer, ein Händedruck des Geliebten nicht ſtärker lockte, als ein Mutterherz: ſo blieben die Menſchen, wie Mehlthau an einem Blatte, in einem Winkel der Erde bei einander. Alle Familienthorheiten, alle Familienlaſter verewigten ſich dann, und die Familienfalte, ſo häßlich ſie auch wäre, würde endlich die Falte des Menſchengeſichtes. Gleich einem ſtehenden Waſſer würden die Menſchen ſtocken, ſtarren, modern in den unwandelbaren Sitten und der unwandelbaren Denkart ihrer Vorfahren."

Graumännchen, der heute wieder bei uns war, fiel ein: wie alle Völker, die ſich durch Kaſten- oder Innungszwang von andern Kaſten und Gewerben, oder durch Religion von andern Völkern abſonderten. Sie veredeln ſich nicht, und bleiben ſauer, wie der wilde Fruchtbaum im Walde. Der Menſch iſt kein Thier, liebe Frau Predigerin; er ſoll nie auf derſelben Stufe ſtehen bleiben. Alle Völker haben ihre Thorheiten, ihre Tugenden, wie ihre Irrthümer und ihre Laſter. Die letztern ſoll jedes austauſchen gegen fremde Wahrheiten und Tugenden. Dieſe ſind eine Bank, worin jedes Volk, auch das verachtetſte, ſeine Aktien hat und Zinſen fodern darf. Sollen das die Völker der Erde, ſo ſollen es noch mehr die einzelnen Menſchen. Darum hat die Natur, nicht ein menſchliches Geſetz, die Blutſchande ſo hoch verpönt; darum treibt die Liebe jedes Kind aus der ſichern Obhut der Eltern und Geſchwiſter, in die unſichern Umarmungen eines oder einer Fremden: denn der Menſch ſoll an ſonſt nichts hangen, als an Wahrheit und Recht.

Und, ſagte Karl, ein wenig ſtolz auf ſeinen Gedanken — darum wurden die Griechen, dieſe Sammlung von Flüchtlingen und Abentheurern aus Aſien, Afrika und dem Norden von Europa, das originellſte Volk auf der Erde, das nie wieder eins erreichen wird. — Wahr! ſagte Graumännchen; wenigſtens halb. Aber könnte es nie wieder erreicht werden: warum hätte es denn die Vorſeyung untergehen laſſen? Es lieferte dem Menſchengeſchlechte den reichen Tribut ſeiner Künſte, ſeines feinen Sinnes, ſeines poetiſchen Gefühls, und ſeiner Bürgertugenden; dann verſchwand es (was davon jetzt noch übrig iſt, kommt nicht in Anſchlag), weil die Menſchen nicht Griechen ſeyn konnten, ſondern weil ſie Menſchen — aus allem Wahren, Schönen und Guten jedes Himmelsſtriches, jeder Kultur zuſammengeſetzt — ſeyn ſollten. Müßten wir ſonſt nicht mit der Vorſehung hadern, daß ſie die geſittete Römerwelt von den rauhen Barbaren des Nordens vernichten ließ? Ein Volk reißt ſich, wie ein Mädchen von ſeiner Mutter, von dem mütterlichen Boden los, und ſchließt durch Ehen einen Bund mit fremden Völkern. Das ſollte ſeyn, damit wir Menſchen würden.

„Frau,“ ſagte ich; „jetzt ſiehſt du, warum Eliſabeth . . .“

Ich ging, unterbrach ſie mich ſeufzend, mit mehr Betrübniß aus dem väterlichen Hauſe.

Der Morgen, da ſie mit mir das Haus ihres Vaters verließ, ſtand vor meiner Seele. „Frau, als wir uns durch den Garten fortſchlichen, und du unter der Geisblattlaube noch ſtill ſtandeſt und ſagteſt: lebt wohl! lebt alle wohl! als du mir dann an die Bruſt fielſt; — da ſagte ich: Auguſte, wirſt du nie dieſen Gang bereuen? Du wendeteſt dein Auge voll Thränen auf mich, und antworteteſt: o, ſolche Thränen einer überirdiſchen Seligkeit werde ich nie wieder weinen, als jetzt, da ich an deiner Hand dies Haus verlaſſe. Soll Eliſabeth anders gehen, als du?" — Meine Frau ſchwieg; doch überzeugt war ſie nicht.

Eliſabeth freuete ſich ſehr auf das Haus, das ſie mit ihrem Manne bewohnen ſollte; und ſo traurig der Abſchied von ihrer Mutter und ihren drei jüngſten Geſchwiſtern auch war, (wir andern begleiteten ſie): ſo tanzte ſie doch bald am Arme ihres Mannes dahin, und würde getanzt haben, wenn auch eine

Sandwüſte, und das tiefſte Elend ſie erwartet hätte. Wir gingen etwas trauriger neben und hinter ihr her.

Pahlens Gütchen lag etwa ſechs Meilen weit von unſerm Dorfe. Eliſabeths Ausſteuer war an einen Fuhrmann verdungen; meine Frau fand es aber zu koſtbar, auch für uns einen Wagen bis dahin zu miethen. Graumännchen, oder (mit ſeinem wahren Namen) Friedleben, beſchloß, als er von der Fußreiſe hörte, uns zu begleiten, und ſo machten wir, ich, meine drei Aelteſten, Friedleben und Pahlen, uns an einem ſchönen Morgen im Junius auf. Karl und Pahlen trugen etwas Linnen für uns, und Friedleben, ſo ſchwach er auch ſchien, eine vollgepackte Jagdtaſche. Noch von einem Vivat unſerer Jüngſten, und von einer Thräne meiner Frau begleitet, zog unſere Karawane guter Dinge auf Raſenrode zu, wo mein Schwiegervater Prediger geweſen war.

Vor zwanzig Jahren, ſagte ich zu meinen Kindern, trat ich mit eurer Mutter aus jener kleinen Thür da, und führte ſie nach

meinem

meinem Hauſe, wie Pahlen jetzt unſre Eliſabeth. Friedleben merkte, daß ich den Wunſch hatte, an dieſer Thür zu verweilen; er that uns daher den Vorſchlag, hier zu frühſtücken, und wir lagerten uns auf den Raſen. Bei dem Anblicke dieſer Thür, und der Geisblattlaube dahinter, erinnerte ich mich meiner Jugend ſehr lebhaft. Ich durfte nur die Augen auf Eliſabeth richten, ſo ſah ich meine Frau in ihrer blühenden Jugend vor mir. Nie werde ich wieder mit der ſüßen Wehmuth dieſes Augenblickes empfinden, wie ſchnell das Leben dahin geht, und wie ſich alles ändert. Dieſer Gedanke ergriff mich. Ich erzählte meinen Kindern meine Heirathsgeſchichte, und ſprach von dem Glücke meiner Liebe mit einem Feuer, das durch den Anblick der Thür, und ein Paar Gläſer Wein (Friedleben hatte einige Flaſchen mitgenommen) entzündet war.

Nach mir hielt, zu unſerm großen Erſtaunen, mein Sohn eine Lobrede auf die Liebe, und mit einem ihm ganz ungewöhnlichen Feuer.

„Mein Sohn,“ ſagte ich in der erſten Pauſe, die er machte; „ich ſehe es nicht gern, daß du von der Liebe ſo begeiſtert redeſt.“

Warum nicht? antwortete er. Soll das, was meinen Vater noch jetzt begeiſtern kann, mich kalt laſſen? Und iſt denn nicht die Liebe, wie ich ſie mir denke, mein Vater, dieſes ſo ganz Eins-ſeyn mit einem andern menſchlichen Weſen — und ein Freund wäre mir dazu noch willkommener, als eine Geliebte. — Dieſes Eins-ſeyn, ſage ich? das iſt noch zu wenig! Je mehr ich darüber nachſinne, (und ſeit dem Augenblicke, da Pahlen Ihre Einwilligung erhielt und Eliſabeth an ſeine Bruſt drückte, iſt dieſe Liebe mein ſteter Gedanke geweſen); je mehr ich darüber grübele, ſinne, denke und leſe: deſto mehr . . . —

„Die verdammten Romane!“ rief ich. „Sag, woher haſt du ſie bekommen!“

Ich habe nie einen geleſen, ſo neugierig mich auch Auguſtens zehnfache Liebe machte. Die Mutter nahm ſie ja weg. Aber noch an dem Abend, da Pahlen Eliſabeth ſo außer ſich in ſeine Arme nahm, fiel mir Abradatos im Xenophon ein. Ich hatte die Geſchichte mit ſeiner Frau wohl hundert Mal geleſen, und den Abend las ich ſie wieder. O, er war glücklicher, als Cyrus ſelbſt; denn er hatte einen Menſchen, die Panthea, die aus Liebe zu ihm ſtarb.

„Ich wollte, du hätteſt das nicht geleſen!“ ſagte ich ernſthaft.

Warum nicht, Vater? Ich war in dem Augenblicke eben der Treue, eben der Liebe fähig. Und Eponinens Liebe im Suetonius, und im Plutarch!

„Nun, ſo möcht' ich doch . . .!“ rief ich. „Die Kinder ſollten gar nicht leſen lernen, wenn ſelbſt die ehrwürdigen Alten dieſe gefährliche Leidenſchaft lehren!“

O Vater, ſagte Auguſte; hier bei dieſer Thür, bei dieſer Laube, wo Sie vor zwanzig Jahren in den Armen unſerer Mutter ſtanden, ſollten Sie ſo nicht ſagen. Gefährlich nennen Sie dieſe Leidenſchaft? Ja, ſie mag es ſeyn; aber nicht für Ihre Kinder. Uns kann die Flamme wohl ſchmerzen, aber nicht verächtlich machen. — Recht! rief Karl. Das Feuer vom Himmel traf und verzehrte nur die edelſten Menſchen. Und iſt nicht die Liebe mehr, als ein Blitzſtrahl, mehr, als das Feuer des Himmels, — die Flamme aus einer beſſern Welt? — Vater, ſagte Eliſabeth, Ihre Kinder werden ewig lieben: denn Ihre Liebe hat die Flamme in unſren Herzen angezündet; aber die Liebe wird, wie Feuer, unſre Herzen läutern, reinigen: wir werden durch ſie ſtärker und größer ſeyn.

Ja, das werden wir, riefen ſie alle drei. Und das Bild der Geliebten, fuhr Karl fort, das in meiner Seele ſo lebendig ſteht, iſt kein Traumbild, kein Wahn. Mein Auge ſucht es; meine Seele hat es längſt gefunden. Es kann ſeyn, daß dieſe Hand nie die ihrige faßt; aber dennoch würde ich für ſie ſterben, und, wenn ich das nicht ſoll, um ihretwillen, für ſie tugendhaft ſeyn.

Hm! hm! brummte Friedleben. Darum tugendhaft? Das ſollte kein Menſch, Kinderchen. Und dennoch mag etwas daran ſeyn. Die Sehnſucht nach der idealiſchen Geliebten — iſt ſie etwas anderes, als die Sehnſucht nach einer beſſern Welt? und ſodern nicht alle Ideale, ſie mögen ſeyn, welche ſie wollen, den Glauben an die Tugend?

„Ich liebe das Streben nach Idealen nicht,“ fiel ich ein; „es macht unzufrieden mit der Welt.“

Und wer würde das Beſſere wollen, wenn er es nicht kennte? und wer kann das Beſſere kennen, ohne es zu wollen? Wehe dem Herzen, das kein andres Ideal hat, als dieſes Leben, wie es iſt! Das Ideal ſoll uns beſſer, gütiger, menſchlicher machen; und das iſt genug. Zufrieden ſollten wir nicht ſeyn, weder mit uns, noch mit Andern. Ich liebe die Träumer nicht, die den Himmel blauer, die Erde grüner, die Sonne milder, und die Nacht heller haben wollen, die Jugendblüthe im Alter ſuchen, und von dem Menſchen die Vollkommenheit der Engel ſodern. Aber iſt der ein Träumer, welcher ſagt: die Menſchen würden glücklicher ſeyn, wenn ſie alle aufrichtig, gerecht und menſchlich wären, wie Sokrates? (Und ſo gerecht, ſo aufrichtig, ſo menſchlich zu ſeyn, das ſteht in jedes Menſchen Gewalt.) Iſt der ein Träumer, der die Leidenſchaften ſeines Herzens mit feſtem Willen beherrſcht? der ſich vornimmt, dem beſten der Menſchen gleich zu ſeyn, weil es nur auf ihn ſelbſt ankommt, ſo zu werden, und ſogar beſſer? — Es iſt ein Ideal der edelſten Menſchheit; und danach ſtreben, heißt: ein Menſch ſeyn im edelſten Sinne.

„Das meint aber Karl nicht!" ſagte ich.

Ja, erwiederte Friedleben; ich behaupte, er meint es. Sein Streben nach dieſem Ideale fällt nur mit einem erwachten Sehnen ſeines Herzens zuſammen; und ſo geht es zu, daß ſein Ideal die Geſtalt eines ſchönen Mädchens hat.

In dieſem Augenblicke warf der Wind die Gartenthür auf, der wir, ich und Friedleben, gegenüber ſaßen; und in der offnen Thüre ſtand Julchen, die Tochter des Amtmanns Schenk. Sie erröthete, als wir ſie ſahen, hüpfte aber ſogleich in Auguſtens Arme, und erzählte ihr, daß ſie dieſen Augenblick von der jungen Predigerin herkäme, bei der ſie einen Morgenbeſuch gemacht hätte. (Das war nicht ganz richtig; denn ſo lange wir hier ſaßen, hatte ich Julchens einen Fuß unter der Thüre weg geſehen.)

Unſer Geſpräch von Idealen war nun zu Ende, und wir machten uns auf. Julchen begleitete uns noch eine Strecke bis an das Hölzchen, durch das unſer Weg ging. Sobald ſie von uns Abſchied genommen hatte, ſagte Auguſte: ich wollte darauf wetten, daß Julchen Scheuk einige Züge von Karls Ideal hat. Karl erröthete und widerſprach ihr mit großer Hitze; dann blieb er immer zwanzig Schritte hinter uns, und war in tiefen Gedanken, indeß wir fröhlich weiter gingen.

Wir blieben die Nacht in einem kleinen Landſtädtchen; und hier erhob ſich ein ernſthafter Streit zwiſchen Pahlen und Friedleben, an dem wir nur durch Mienen Theil nahmen. Pahlen behandelte, den Wirth des

Gaſthofs, einen ſchlichten kleinſtädtiſchen Bürger, oder vielmehr Landmann, ein wenig nachläſſig, und bekam dafür von Friedleben einen Verweis. Er ſagte zu ſeiner Vertheidigung: dieſer Menſch ſey doch in der ſittlichen Welt beinahe gar nichts, beinahe eine bloße Null.

„Das ſind viele," erwiederte Friedleben: „oder ſie ſcheinen es vielmehr; und eben dadurch veranlaſſen ſie oft die beſten Menſchen, ſie als eine Null zu behandeln. Das finde ich hart; denn was kann der Mann dafür, daß er das nicht iſt, was wir ſind? Aber er bleibt ein Menſch, ſo unbedeutend er auch ſeyn mag; und den ſollen wir in ihm ehren. Fragte ich Sie, Herr von Pahlen, worin Sie denn in dem Augenblicke, da Sie den Mann ſahen, ihren höheren Werth ſetzten: ſo müßten Sie geſtehen, daß Sie nur darum, weil Sie beſſer und geläufiger zu denken, zu ſprechen gewohnt ſind, und einige Kenntniſſe mehr haben, als er, ihn mißhandelten."

Mißhandelten? fragte Pahlen beleidigt.

„Mißhandelten!“ wiederholte Friedleben feſt: „denn Sie ſprachen mit ihm, ohne ihn anzuſehen; Sie beantworteten ein Paar neugierige Fragen von ihm nur mit einer krauſen Stirn und einem Naſerümpfen.“

Daran iſt er gewöhnt, ſagte Auguſte: mich würde das ſchmerzen; aber er fühlt es nicht.

„Das iſt ein Glück für den Mann, aber keine Entſchuldigung für Ihren Schwager; denn ſonſt könnte ein Dey von Algier, der geiſtloſe, niedrige Sklaven beherrſcht, und ſie unmenſchlich behandelt, eben ſo ſagen: ſie fühlen es nicht; ſie ſind daran gewöhnt. Wir Grauſamen, daß ſie ſich daran gewöhnen konnten, uns nicht als ihres Gleichen anzuſehen! Man ſchreiet über die Sklaverei der Negern; aber behandeln nicht die meiſten Menſchen in den höhern Ständen ihre Dienſtboten faſt eben ſo? Ich weiß, daß in hundert Büchern die Lehre: „mache dich nicht mit Domeſtiken gemein; ſey ernſt, ſey kurz mit ihnen!“ als Klugheitsregel ſteht. Dieſer Satz, wenn er etwas bedeuten ſoll, heißt:

mache dich mit keinem Menſchen gemein. — Behandle jeden gütig, mit Vertrauen, mit Achtung: das iſt eine Regel der Sittlichkeit. Ich weiß, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt; aber ich weiß auch, was Millionen Menſchen erdulden müſſen, damit unſer Leben — nicht zufriedener, nein nur glänzender werde; und eben darum möchte ich die Laſt, die ihnen das Schickſal aufgelegt hat, auch nicht mit einem unfreundlichen Blicke, einem kalten Geſichte, oder einem rauhen Worte vermehren. Die Armen ſind nicht ſo reich, nicht ſo gut gekleidet, nicht ſo unterrichtet, mit Einem Worte nicht ſo glücklich, als wir. Das ſollte ihnen unſer Mitleiden, unſre Liebe erwerben. Dann hätten wir Recht, uns über ſie zu erheben, wenn wir ſagen dürſten: wir ſind tugendhafter, ſtandhafter im Leiden, mäßiger im Glück, treuer, gütiger, hülfreicher, als ſie. Aber wären wir das: wie könnten wir uns ſo hart, ſo rauh, ſo hochmüthig gegen ſie betragen?"

Sie haben Recht, ſagte Pahlen, ein wenig verdrießlich. Allein die Nullität dieſer

Leute, ihre Roheit, ihre Habſucht, ihr Mißtrauen, ihr kriechendes Weſen ſcheinen uns Fehler ihres Charakters, da ſie doch nur Fehler ihres Standes, ihrer Erziehung ſind; und ſo wäre ſelbſt die Nichtachtung dieſer Leute (bei guten Menſchen meine ich) nur Haß gegen das Laſter.

„Nichts als Stolz!“ erwiederte Friedleben trocken. „Wir ſind daran gewöhnt, dieſe Menſchen von Jugend auf in unſern Dienſten zu ſehen: denn ob der Wirth hier im Hauſe eins von den Laſtern hat, die Sie ſo eben nannten, ſteht dahin; und hätte er ſie auch alle, ſo ſöhnte ſich mein Herz dennoch mit ihm aus. Ich denke ihn mir, wie er ſeine Kinder, ſeine Frau in die Arme nimmt, wie ſeiner Verwandtenliebe (ein Wort, das der Reiche oft gänzlich vergißt) kein Opfer zu ſchwer wird. Oder ich denke ihn mir hinter ſeinem Pfluge an einem Regentage, an ſeinem Weizenfelde im heißen Sommer mit der Senſe in der Hand; und dann nenne ich ihn mit Freuden: Menſch und Bruder!“

Jetzt trat der Wirth wieder herein. Meine Kinder, ſelbſt Pahlen, behandelten ihn mit freundlicher Güte, doch ohne deshalb zu vertraut mit ihm zu werden; und nach einer Stunde hatten wir ein Zimmerchen mit Betten für meine Töchter gewonnen, obgleich der Mann vorher geſagt hatte, daß er uns keine verſchaffen könnte. „Seht ihr?“ ſagte ich, als Auguſte wieder kam, und die Anſtalten lobte.

Am folgenden Morgen ziemlich früh gingen wir weiter, und gegen Abend erreichten wir Pahlens Dorf. Eliſabeth war außer ſich, als ſie das Häuschen ſah, dem Pahlen und der alte Kammerdiener durch eine angenehme Farbe eine gewiſſe Eleganz gegeben hatten. Es iſt doch recht hübſch! ſagte ſie in einer Aufwallung von Freude und Stolz. Ich muß geſtehen, daß es mir ſelbſt gefiel, und ich würde gern mein Wohlgefallen an dem Hauſe und dem reinlichen, mit Sand beſtreuten Hoſe geäußert haben, wenn ich nicht Friedlebens gerunzelte Stirn bemerkt hätte. Der Kammerdiener, ein alter Mann, deſſen Geſicht recht ehrwürdig war, empfing uns mit vielen Verbeugungen, und wollte durchaus der jungen Frau den Rock oder die Hand küſſen, was ſie denn, wie billig, nicht zugab. Nach jedem dritten Worte kam wieder Gnade oder gnädig; und da der alte Mann in weißen ſeidenen Strümpfen, die aber das Alter gelb gefärbt, und in einem Rocke mit goldgeſponnenen Knöpfen, die es noch ſtärker beſchädigt hatte, in einer ſteifen Tanzſtellung daſtand: ſo fürchtete ich, er möchte einen übeln Eindruck auf Friedleben machen, der nichts ſo bitter zu tadeln pflegte, als die Sucht zu prunken. Friedleben ſchüttelte aber dem alten Manne ſehr herzlich die Hand, und er allein von uns ſagte mit einer aufrichtigen Freundlichkeit ein Paar beifällige Worte über deſſen Putz. Als Pahlen ſeine junge Frau nun in das Wohnzimmer führte, wurden wir alle durch eine neue Papiertapete und durch recht elegante Möbel überraſcht. O, rief Eliſabeth freudig, und fiel ihrem Mann um den Hals: o, ich danke dir, Lieber! — Auguſte warf ſich mit ihrer Lebhaftigkeit ſogleich in den Sofa, um ihn zu probiren. Wir, ich und Karl, blickten lächelnd im Zimmer umher; ich getrauete mir aber wieder nicht, etwas zu ſagen, weil Friedlebens Stirn jetzt noch ſtärker gerunzelt war, als ſchon vor dem Hauſe.

O, ſagte Auguſte; ich finde es hier ſchön, ob Sie gleich ein finſtres Geſicht machen, Herr Friedleben.

„Und auch Ihre Schweſter findet es ſo," ſagte Friedleben ernſt: „das iſt in der Ordnung. . . . Die Rabbinen erzählen, was ich auch feſt glaube: der Teufel ſey nicht in der Geſtalt einer Schlange zu der Mutter aller Menſchen gekommen, um ſie zu verführen, ſondern auf einer großen ausgeputzten Schlange, als Reiter. Wäre er zu Fuß gekommen, er hätte ſie nicht verführt."

Das iſt nichts Beſonderes, ſagte Auguſte. Freilich, ein häßlicher Teufel würde nicht viel ausgerichtet haben.

„Wir ſollen uns gar nicht verführen laſſen, weder durch einen häßlichen Teufel, noch durch einen ſchönen."

Hier ſehe ich aber keinen Teufel, ſondern nur eine ſchöne rothe Tapete und hübſche Möbel.

Ich erzählte, was der Leſer ſchon weiß, wie ich meine Frau in unſer Wohnzimmer geführt hätte, und ſetzte hinzu: „damals konnte ich ein ganz hübſches Sümmchen erſparen; aber ein ſolcher Augenblick, wo man ſeine Geliebte, wie einen jungen König, huldigend empfängt, kommt im Leben nur Einmal: und da muß man mit einem Triumphbogen nicht knickern.“

Was mich ernſthaft macht, ſagte Friedleben zu mir, iſt etwas Anderes; ich will es Ihnen nachher ſagen. (Eliſabeth und Pahlen hörten nichts von dieſem Geſpräche; ſie waren in das Gärtchen hinter dem Hauſe gegangen.)

Wir, Friedleben und ich, ſtiegen nun die Treppe hinauf, um das ganze Haus zu beſehen. Ich ſchüttelte wohl zehnmal den Kopf; denn es gab hier kein Zimmer, wo nicht durch irgend einen Winkel der Wind gepfiffen hätte. „Eine luſtige Wohnung,“ ſagte ich endlich in einem ſcherzenden Tone, unter dem ich meine unangenehmen Empfindungen zu verbergen ſuchte.

Richtig, erwiederte Friedleben; das iſt der Teufel auf der geputzten Schlange. Ich ſah es ſchon draußen.

Seine Anmerkungen machten einen unangenehmen Eindruck auf mich, ſo ſehr ich auch ihre Wahrheit fühlte. Doch um ihn nichts merken zu laſſen, fuhr ich ſcherzend fort: „das Haus iſt ein wahres Gegenſtück zu dem geputzten und abgeriſſenen Kammerdiener. Sie haben wohl nicht bemerkt . . .“

Der alte Mann, ſagte Friedleben ernſt, kleidet ſich gewiß alle Feſttage ſo. Wer wollte des treuen, ehrlichen Greiſes ſpotten, wenn er der jungen einziehenden Königin eine Ehrenpforte errichtet, die ſchon hundertmal bei Feſten gebraucht worden iſt! Aber . . . — Er brach ab.

„Aber?“ ſagte ich. „Fahren Sie fort; Sie ſind noch nicht fertig.“

Er ſchwieg noch einen Augenblick; dann hob er wieder an: Sie ſelbſt haben mir geſagt, daß Pahlen arm iſt. Wie, wenn er

nicht

nicht vergeſſen hätte, nicht vergeſſen könnte, daß er geboren wurde, in Ueberfluß und Pracht zu leben? Mir ſcheint es beinahe ſo. Er ſpricht zu viel von dem Opfer, das er ſeiner Liebe gebracht hat, um es nicht größer zu finden, als es für das Glück Ihrer Tochter gut iſt.

„Hm!" erwiederte ich kalt; „was machen wir aber?"

Sie ſind ſein und Eliſabeths Vater; warnen Sie ihn. Seine Hoffnungen ſtützen ſich auf nichts. Lehren Sie ihn ſein Glück hier kennen und genießen, und es nicht erſt von der ungewiſſen Zukunft erwarten. Er hat hier eben ſo viel, als Sie, ja, nach der Güte des hieſigen Bodens zu urtheilen, noch einmal ſo viel, wenn er ſeyn will, was er hier ſeyn muß: ein ſtiller, einfacher Landmann. Dringen Sie darauf, daß er uns morgen ſeine Aecker zeigen ſoll. Ich verſtehe mich ein wenig auf den Landbau.

Ich hörte ihn kalt an, weil es mir ſchien, als wäre er gar zu tadelſüchtig und wollte ſich ein Anſehn über uns Alle geben. Mir fielen die Perlenſchnüre wieder ein, die er Auguſten geſchenkt hatte; aber Dankbarkeit war meine Empfindung bei dieſer Erinnerung nicht, obgleich — was ſoll ich es leugnen? — durch dieſes Geſchenk mein Haus auf einige Jahre (das glaubte ich wenigſtens) wieder von Sorgen befreiet worden war; vielmehr dachte ich, er ſpielte darum den Tadler gegen uns, weil wir ihm Verbindlichkeit hätten. Jetzt wurde ich noch kälter, und ſagte ihm einige empfindliche Worte.

Gut! ſagte er; nach meinen Grundſätzen ſollte ich von dieſem Augenblick an ſchweigen; aber, lieber Prediger, ich fühle mich von Ihnen und Ihrer Familie ſo feſt angezogen, wie noch von keiner. Mich dünkt, ich habe Ihnen das gezeigt . . .

„Ja, und meine Tochter Auguſte hat Ihr Geſchenk . . . —“

Er ſah mich mit einem ſolchen Blicke an, daß ich ſchweigen mußte. Nicht das, Herr Prediger, fuhr er fort: denn die Perlen waren nicht ich; ſie wurden bei Ceilan gefiſcht. Ich meine etwas Andres: daß ich Ihnen verzehhen kann, was Sie ſo eben geſagt haben, daß ich Sie liebe, daß ich Sie auch jetzt mit vollem Herzen . . . — Er drückte mich an ſeine Bruſt. Dann ſah er rings um ſich her, und ſagte: guter Gott! hier pfeift der Wind, und der Regen wird durch die Decke tröpfeln; aber, was mehr iſt, als dieſe Armſeligkeit: ich fürchte, hier wird einſt Eliſabeth ſeufzen und Thränen fallen laſſen. Ich wünſche allen Menſchen Gutes; doch Ihrer Tochter — die liebe ich wie mein eigenes Kind.

Konnte ich das hören, ohne ihn in meine Arme zu nehmen? Jetzt war ich wieder ich ſelbſt, fand alles richtig, was er ſagte, und verſprach ihm, mit Pahlen zu reden.

Pahlen erröthete, als er ſah, daß Friedleben die Löcher in den Wänden verklebte, wobei ihm Auguſte treulich, doch unter ſtetem Lachen und Witzeln, half. Er wollte ſcherzen; allein es gelang ihm nicht, und nun entſchuldigte er ſich ſehr ernſthaft bei mir in Friedlebens Gegenwart. Sie haben hier nicht gelebt, Pahlen, ſagte dieſer ſanft: vielleicht ſehen

Sie die Wände jetzt zum erſten Male; ſonſt hätten wir wohl das Zimmer unten weniger elegant, und die Zimmer hier oben weniger luſtig gefunden.

Seine Zimmer, ſagte Auguſte, ſind wie Oſſians Geiſter: man kann die Sterne durchſcheinen ſehen. Pahlen hörte nicht auf zu erröthen.

Am folgenden Morgen beſuchten wir die Aecker, und Friedleben nahm eine Schreibtafel mit. Als wir fertig waren, ſagte er zu Pahlen vergnügt: Sie können ein reicher Mann werden. Das Gut iſt vortrefflich, nur vernachläſſigt. Sieben hundert Thaler muß es im Durchſchnitt einbringen, wenn Sie ſelbſt der edelſten Beſchäftigung, dem Landbaue, vorſtehen wollen. Pahlen, in deſſen Geſichte bisher ein kleiner Widerwille gegen Friedleben geweſen war, wurde nun ungewöhnlich heiter. Er ging zwiſchen ihm und Eliſabeth, ſprach von dem Ackerbau in England, machte Plane, wie glücklich er mit ſeiner Frau als Landmann leben wollte, berechnete ſchon, wie er die Einnahme von ſieben hundert Thalern anwenden könnte, und ließ ein Wort von einem hübſchen Wagen fallen. Friedleben ſchüttelte den Kopf bei Pahlens Verſprechungen, nichts weiter zu ſeyn, als ein Landmann; und endlich ſagte er lächelnd: ich liebe ſolche Herzen, wie das Ihrige, denen überall Hoffnungen entgegen lachen. Das Verſchwinden einer oder der andern läßt ſie ruhig, und ſie haben ſogleich eine neue; doch nur Schade, daß dieſe glücklichen Menſchen, während ſie Plane machen, des künftigen Glückes zu genießen, oft die Mittel vernachläſſigen, es ſich zu verſchaffen! Sie bauen einen Pallaſt in der Zukunft, und laſſen die Hütte in der Gegenwart einſtürzen; anſtatt im Frühlinge an einem guten Tage das Feld zu beſtellen, freuen ſie ſich ſchon über die reiche Ernte des künftigen Er[illegible]es.

Pahlen fand ſich getroffen, und gelobte Beſſerung, ſprach aber nach einigen Minuten wieder von einem ſchönen Garten, den er für ſeine Eliſabeth anlegen wollte. Vergeſſen Sie nicht, ſagte Friedleben, daß Ihre Eliſabeth ſatt ſeyn muß, wenn ſie einen ſchönen Garten ſchön finden ſoll.

Ich ſprach mit Eliſabeth unter vier Augen, und bat ſie, ihren Mann mit Güte oft daran zu erinnern, daß unſer Leben zu kurz ſey, um es mit Planen zu einem glücklichern, als man nun einmal habe, hinzubringen. Sie war ängſtlich darüber, daß wir nicht ganz mit dem geliebten Pahlen zufrieden ſchienen, und hätte uns gern überredet, die Löcher in den Wänden wären keine Löcher. Du haſt Recht, ſagte Auguſte: die Wände ſind von Roſafilet; und ſo können ſie nicht anders ſeyn.

— Endlich reiſten wir zurück. Auguſte hätte den Bitten ihrer Schweſter nachgegeben, und ſich noch einige Zeit bei ihr aufgehalten, wenn nicht Friedleben ſo ernſtlich dagegen geweſen wäre. Er ſagte: das junge Paar muß wenigſtens ein Jahr lang allein ſeyn, um ſich einzurichten, für ſich einzurichten.

Die Verzweiflung.

Auf der Rückreiſe kamen wir Nachmittags wieder in den Gaſthof, wo wir auf der Hinreiſe übernachtet hatten. Der Wirth empfing uns ſehr freundlich, ſagte uns aber: er könne uns kein Zimmer zum Schlafen geben; alle Betten im Hauſe wären ſchon beſtellt; es hätten ſich zu dem Freiſchießen, das heute auf der Wieſe gehalten würde, eine Menge Fremder eingefunden. Wir ergaben uns in Geduld, ob wir gleich von dem Wege ermüdet waren, und auf Betten gerechnet hatten.

Gegen Abend gingen wir auf die Wieſe, wo das Schießen gehalten wurde, und trafen da die ſo genannte ſchöne Welt aus einem Umkreiſe von drei bis vier Meilen, in dem beſten Putze, den Jeder und Jede hatte. Auguſte, die in ſehr einfachen Reiſekleidern war, erröthete einmal über das andere, als die meiſten Frauenzimmer ſie muſterten, und äußerte den Wunſch, nach Hauſe zu gehen.

Friedleben aber, der ſich in dieſem bunten Getümmel ſehr wohl befand, bat ſie, zu bleiben. Ich bin eine Närrin, ſagte ſie endlich ſehr aufrichtig, mag ich wollen oder nicht. Mir fehlen ein Paar Ellen Zeug, ein Paar Federn auf dem Hute, das iſt alles; und ich ſchäme mich, als hätte ich etwas Böſes begangen.

Armes Mädchen! ſagte Friedleben lachend. Nun, wir wollen ſehen, ob wir nicht mit ähnlichen Armſeligkeiten Aufſehen machen können. Er faßte Auguſtens Hand, und zog ſie in das ſtärkſte Gedränge der Frauenzimmer vor eine Bude mit Galanterie-Waaren. Indem er durchzukommen ſuchte, ſprach er ganz laut Engliſch mit Auguſten; und dieſe ſagte: bravo! ich ſoll die Engländerin machen! Wirklich imponirte dieſe Armſeligkeit, beſonders da Friedleben einige Kleinigkeiten, ohne zu handeln, kaufte, und da Auguſte — mit einer Dreiſtigkeit, die ich ihr nicht zugetrauet hätte — ein Paar Mal laut lachte. Jetzt warf man ſcheue Blicke auf uns, und ziſcherte einander zu, daß wir Engländer ſeyn müßten. Auguſte, der ihre Rolle Vergnügen machte, ging nun ſtolz die Wieſe auf und ab, als ob ſie die Königin des Feſtes wäre. Auf einmal hielt Friedleben am Ende der Wieſe ſie auf, und ſagte: ich wünſchte nicht, liebes Kind, daß Sie dieſe Menſchen darum verächtlich fänden, weil man Ihnen Platz macht, wohin Sie treten; noch weniger, daß Sie auf Ihr Engliſch, weil man hier darüber erſtaunt, eitel würden. Sie ſollen nur lernen, liebes Kind, wie wenig es bedeutet, von Menſchen verachtet zu werden, die ſo bewundern können.

Kleinſtädterei, ſagte Karl; das iſt unſer Glück.

O, mein guter Freund, antwortete Friedleben, die Menſchen ſind überall ſo ziemlich einander gleich. Wer ſie kennt, kann ihnen leicht imponiren. Ich habe es noch immer gekonnt, wo ich auch geweſen bin: hier mit einem Solitair im Ringe, der einigen Werth hatte, dort mit der Adreſſe an einen Geſandten, der mich zu einem Diner einlud; hier mit einem Taſchenbuche voll Wechſel, das ich ſchicken ließ, dort mit einer Beſchreibung, die ich vom Eskurial machte. Es kommt nur darauf an, daß man weiß, was an jedem Orte neu oder ſelten iſt; dann wird man, wenn man will, bewundert.

Wir ſetzten uns unter eine Weide, und ſprachen weiter über die Welt, die wir hier im Kleinen vor uns hatten. Friedleben verließ uns; doch nach einer Weile kam er wieder, und erzählte, daß er in einem Zelte geweſen ſey, worin Pharao geſpielt werde. Er beſchrieb uns den verſchiedenen Ausdruck in den Geſichtern der Spieler ſo lebhaft, daß wir Alle neugierig wurden, die Scene zu ſehen. Wir traten in ein dunkles, niedriges Zelt, und ich muſterte am Eingange die Trinker, als auf einmal Auguſte bleich und zitternd zu mir ſagte: er iſt es! er iſt es! Reden Sie ihn an! ziehen Sie ihn zurück von dem Abgrunde!

„Wen denn?“ fragte ich, beſtürzt über die Angſt, worin ſie war. Sie zog mich näher zu dem Tiſche, an welchem man ſpielte, und ſagte, noch immer bebend: ſehen Sie, Vater! — Salzmann ſtand am Tiſche, mit bleichem, abgefallenem Geſichte, aber mit brennenden Augen. Er mußte beträchtlich verloren haben; denn ein Mann hinter ihm ſagte: Sie ſind nicht glücklich. Ich bitte, hören Sie auf. — Ich will nun aber ſpielen! antwortete er unwillig, ſtürzte ein Glas Wein hinunter, und beſetzte ſeine Karte noch höher.

Reden Sie ihn an! fliſterte Auguſte hinter mir. Ich ſagte ihr: „ſobald er einmal vom Spieltiſche weggeht, werde ich Gelegenheit nehmen, ihn zu ſprechen.“ O nein, nein! fliſterte ſie, und ſogleich ging ſie zu dem Tiſche, legte die zitternde Hand an ſeinen Arm, und fliſterte: lieber Salzmann! Er ſah ſich verdrießlich um, erkannte Auguſten, und ſagte, in einem abſichtlich bis zum Gemeinen vernachläſſigten Tone: ſieh da! ſind Sie auch hier? Ich bitte Sie, hob Auguſte wieder an: nur ein Paar Worte! Er legte ſeine Karten hin, und verließ mit ihr das Zelt. Ich ging ihnen nach, und ſah, daß ſie ſich unter den Buden verloren. Auguſte kam endlich allein zu mir zurück, und faßte meine Hände mit einer Heftigkeit, die mich erſchreckte. Ich glaube, ſagte ſie, er iſt gerettet. O, denken Sie nichts Böſes von ihm, lieber Vater. Er hat mir geſtanden, daß er aus Verzweiflung trinkt und ſpielt! aus Verzweiflung! Ach, er wird ſie nie vergeſſen! nie! nie! (Hier fielen heiße Thränen auf meine Hände, die ſie noch immer hielt.) Ich war außer mir, lieber Vater, und ich bin es noch. Sein Herz ... ich glaube, daß ich es erſchüttert habe; und mein Herz ... das brach in dieſer ſchrecklichen Minute. Ich fürchte, ich fürchte, (das ſagte ſie mit dem Ausdrucke des Leidens) er weiß nun ... Ach nie, nie mag ich wieder eine ſolche Stunde erleben. Aber es ſchien, als hätte ich ihn (o Gott gebe es!) tief, tief erſchüttert. Er wäre ſeines Lebens müde, ſagte er, mit ſanfter gerührter Stimme; und dabei faltete er die Hände über die Bruſt, als wollte er ſie zerdrücken. Ach, da wußte ich kaum noch von mir ſelbſt, und ...

„Erhole dich, liebe Auguſte!“ unterbrach

Ich ſie, weil ſie ganz laut ſprach, und weil Menſchen neben uns waren. Ich hatte ſie nie ſo geſehen. „Du haſt ihn gewiß erſchüttert, wenn du ſo mit ihm geredet haſt; denn er war gut, Auguſte. Ich denke, er iſt gerettet, und von dir gerettet."

Gerettet von mir! rief ſie entzückt, aber noch immer weinend. Schnell faltete ſie die Hände, hob ſie gen Himmel, und ſagte: o, und wenn er denn auch nun weiß, was ich leide!

„Mein Kind!" ſagte ich ſchnell und bewegt: „wie? O, du Unglückliche! So iſt es doch wahr, was Eliſabeth ſich ſcheuete, uns zu ſagen, und was ich nur aus ihren ängſtlichen Blicken ahnete? Du liebſt . . ."

Sie ſtarrte mich an, als ob ſie mich errathen wollte. Dann fragte ſie ängſtlich: Vater, habe ich jetzt etwas geſagt . . .?

„Ja, mein unglückliches Kind! ich habe in dein Herz geſehen." Sie warf ſich an meine Bruſt; dann ſtand ſie wieder ohne alle Bewegung da, legte die Hand an die Stirn, bedeckte die Augen, und ſagte leiſe: Sie werden mich nun verachten; und auch er! Er wird mich verachten!

Dieſe Worte brachte ſie ſo ängſtlich, ſo gebrochen hervor, als ob ſie mit jedem einen Theil ihres Lebens verhauchte. Ich war wirklich im Begriff, ihr vorzuſtellen, wie entehrend es für ein junges Mädchen ſey, einen Mann zu lieben, ohne von ihm geliebt zu werden; aber wie konnte ich ihr jetzt nur ein unfreundliches Wort ſagen? „Auguſte," hob ich, ſo ſanft als möglich an; „ich fühle nur Mitleiden für dich. Und wenn du dich deiner Empfindung ſchämen müßteſt: dürfteſt du nicht ſtolz auf die Stärke ſeyn, mit der du ſie ſo lange verſchwiegen haſt?" Sie ließ das Geſicht auf die Bruſt ſinken, und ſagte: o, was kann er von mir denken! Er weiß, daß ich ihn liebe, daß ich darum krank wurde! . . . O mein Vater, wofür muß er mich halten! denn habe ich mich ihm nicht angetragen? O, wenn er gerettet iſt, ſo koſtet es mir die Ruhe meines Lebens. Jetzt fühle ich, was ich von nun an ihm und allen Menſchen ſeyn werde, ob ich gleich unſchuldig bin! O, kommen Sie! laſſen Sie uns eilen! Er darf mich nie wiederſehen! nie! oder ich verginge vor Scham.

So eben kam Salzmann, die Arme über die Bruſt gekreuzt, in tiefem Nachdenken gegangen. Auguſte zog mich ſchnell hinter den Buden fort, und ging an meiner Seite zitternd nach dem Wirthshauſe, wo wir das Gaſtzimmer ganz leer fanden. Sie ſetzte ſich in einen Winkel, ſtützte den Kopf, ſtand dann plötzlich auf, trat vor mich hin, und ſagte: ich bitte Sie, lieber Vater, niemanden ein Wort von dem Allen zu entdecken, auch meiner Mutter nicht! Das iſt der einzige Wunſch, den ich jetzt noch habe. (Ich verſprach ihr das feierlich.) Und Er . . . Glauben Sie nicht, daß auch er die Schande des unglücklichen Mädchens verſchweigen wird, dem nur ſeine Verzweiflung das unglückliche Geheimniß entriſſen hat?

„Ich bin davon überzeugt, mein Kind; denn er iſt ein ſehr guter Menſch, troß dem Spielen und Trinken.“ (Das ſagte ich nur, um etwas zu antworten; denn Auguſtens kalter und doch ſo wilder Blick machte mich bange.)

Jetzt wiſſen Sie es und Er! Nie kann ich wieder die Augen vor ihm aufheben, nie vor Ihnen. Doch ja, Vater! (ſie legte das blaſſe Geſicht auf meine Schulter;) gegen Sie darf ich die Augen erheben, und gegen den Himmel: Sie werden von Ihrer Auguſte nichts Uebles denken; und der Himmel — der gab mir mein Herz, und auch ... meine Liebe!

„Dein Herz, mein Kind; deine Liebe wohl nicht: die gab dir ein unbewachter Augenblick, deine argloſe Jugend. Laß uns dem Himmel nicht unſre Schwachheiten Schuld geben, damit wir nicht aufhören vor ihnen zu zittern."

Aber ich fühle, meine Seele iſt rein, iſt ſchuldlos.

„Wohl, Auguſte! Deſto mehr wirſt du deinem ſchwachen Herzen mißtrauen, und Andern ihre Schwächen vergeben."

Sie küßte meine Hand. O, nie ſollen Sie wieder einen Seufzer von mir hören. Ich will, wenn auch nicht glücklich, doch gut und ſtark ſeyn.

Ich

Ich brach in Thränen aus, und ſagte: „Gott ſegne dich, wie ich dich ſegne, meine gute, unſchuldige Auguſte!" — Nie habe ich eins meiner Kinder nach einer edlen Handlung mit dieſer zarten Freude an die Bruſt gedrückt, wie jetzt Auguſten, die gefehlt hatte und ſich wieder erhob. Wäre Eliſabeth zugegen geweſen, ſie würde vielleicht geſagt haben: o, wie ſelig iſt Gott, daß er ſeinen Kindern vergeben kann! Und könnte das nicht auch ein Vater, ſelbſt ein Philoſoph, ohne zu erröthen, ſagen, wenn er ſeinem bereuenden Kinde verzeihet? Iſt denn nicht Alles, was wir von Gott denken, menſchlich?

Nun verlangte ich — noch jetzt bin ich darüber unzufrieden, daß ich die Härte begehen konnte, ſie ſo zu beſchämen — ich verlangte, ſie ſollte mir ſagen, wie alles gekommen wäre. Sie bat, ich möchte mit ihr ein wenig in das Gärtchen am Hauſe gehen, und da erzählte ſie mir, was der Leſer ſchon weiß. Ich wollte nun auch wiſſen, was ſie Salzmannen heute geſagt hätte Ihre Erzählung war aber ſehr unzuſammenhängend; denn die wilde Verzweiflung des unglücklichen Mannes hatte ſie außer ſich geſetzt. Sie wußte nur, daß Salzmann in dem Weidenhölzchen am Ende der Wieſe vor ihr niedergeſunken war, und ihr betheuert hatte, daß er nie wieder eine Karte anrühren, und nie wieder zu viel trinken wolle. Dieſe Stellung, ſagte ſie, und ſeine Thränen, ſeine wehmüthige Zärtlichkeit hätten ſie überwältigt; ſie wäre in ſeine Arme geſunken, und hätte ihm ihre Liebe geſtanden.

„Und er?“ fragte ich.

Er? O, weiß ich das? Ich war erſchüttert, in der größten Verwirrung. Er drückte mich an ſich, und ich fühlte ſeine Lippen an den meinigen. O, Vater, ich zitterte in dieſem Augenblicke vor glühender Scham, daß ich mich vielleicht ſeinem Mitleiden, oder wohl gar ſeiner Verachtung, ſo hingegeben hatte. Ja, ſeiner Verachtung! Ach, ich weiß es gewiß! — Sie bedeckte das glühende Geſicht mit beiden Händen, und ging zitternd neben mir her.

„Nein, mein Kind; du ängſtigeſt dich

vergebens. Verachtung nicht. Dein Geſtändniß überraſchte ihn; er iſt ein junger Mann, und du biſt Eliſabeths Schweſter. Ich will nicht ſagen, daß es Liebe war, was er fühlte; aber warum ſollte es die nicht werden können?"

Jetzt zog ſie heftig beide Hände von dem Geſichte, und ſagte ſchnell: ja, Verachtung; mit der behandelte er mich. Ich fühlte das dunkel; darum riß ich mich aus ſeinen Armen, und floh zu Ihnen.

Als ich etwas Näheres von ihr zu erfahren ſuchte, konnte ich am Ende errathen, daß Salzmann ſeine Lippen an ihren Buſen gedrückt hatte. Ich war nicht mit mir ſelbſt eins, was ich dazu ſagen ſollte; daher ſchwieg ich, und beſchloß im Zurückgehen, den Ausgang der Begebenheit mit Geduld zu erwarten. Indeß machte ich mir einige Hoffnung, daß Salzmann dennoch vielleicht mein Sohn werden könnte.

Friedleben und Karl waren, als wir kamen, ſchon im Wirthshauſe. Wir hatten beſchloſſen, die Nacht in der Gaſtſtube zu bleiben, und, ohne geſchlafen zu haben, bei Tagesanbruch weiter zu gehen; doch Auguſtens Zuſtand machte eine Änderung dieſes Planes nöthig. Der Wirth bot uns endlich eine kleine Kammer an, worin wir eine reinliche Streu finden ſollten. Auguſten war das ſehr willkommen, da ſie nun Hoffnung hatte, allein ſeyn zu können, oder wenigſtens nicht in dem betäubenden Getümmel der berauſchten Gäſte bleiben zu müſſen. Ich ging mit meinen Kindern in den Verſchlag. Auguſte warf ſich ſogleich nieder, und Karl legte ſich auf die andre Seite. Als ich merkte, daß Beide eingeſchlafen waren, verließ ich die kleine Kammer wieder, um mit Friedleben zu ſprechen, der in der Gaſtſtube hatte bleiben wollen. Das Lärmen wurde aber, weil man nicht aufhörte zu trinken, mit jeder Minute größer, und wir mußten am Ende eine allgemeine Schlägerei befürchten. Nun bat ich Friedleben, mit mir in die Kammer zu gehen, wo wir ruhig ſeyn konnten; und er that es.

Wir ſetzten uns Beide auf eine niedrige

Bank, und hatten Auguſten gerade vor uns. Friedleben betrachtete ſie mit heiterm Lächeln, und fliſterte mir zu: ſo ſchlummert die Unſchuld! Ich weiß nicht, welcher Franzoſe geſagt hat: bei einem Schlafenden könne man die richtigſten phyſiognomiſchen Bemerkungen machen*), und man ſollte die Fürſten und Miniſter öffentlich ſchlafen laſſen. Ich war, als ich das las, ein junger Laffe, der gern experimentirte, und zog mir tauſend ſchlimme Händel zu, weil ich überall, wo ich durfte und nicht durfte, mit einer Blendlaterne phyſiognomiſche Streifzüge anſtellte. Alle meine Entdeckungen liefen darauf hinaus, daß die Menſchen im Schlaf etwas einfältiger und viel ehrlicher ausſehen, als im Wachen, wenn anders ihr Schlummer ruhig iſt. Ich möchte vielmehr ſagen: man ſollte ſeinen Feind oft ſchlafen ſehen, um ſich mit dem ſanften Geſichte, aus welchem dann jede Falte des Neides, des Haſſes und des Hohnes vertilgt iſt, zu verſöhnen. Beinahe wollte ich behaupten, daß im Schlaf jeder Menſch ſeine Jugendjahre wieder durchſpielt. Sehen Sie nur, wie Ihre Auguſte lächelt. Gott erhalte ihr das fröhliche Herz!

---

*) Mercier behauptete dieſes Paradoxon vor Kurzem aufs neue.

„Gott gebe es ihr wieder!" ſagte ich. Friedleben ſah mich verwundert an; und ich erzählte ihm nun leiſe, was Auguſten begegnet war, da ich mich auf ſeine Verſchwiegenheit verlaſſen konnte und den Rath eines ehrlichen Mannes bedurfte. Sie liebt hoffnungslos, ſagte er in einzelnen Abſätzen; und auf der ganzen Reiſe war ſie ſo heiter! . . . So wohlthätig iſt die Natur, daß ſie dem Schmerze nur Augenblicke erlaubt. Die ruhigen Stunden der Unglücklichen überwiegen die ſorgenvollen bei weitem: der Tag fliegt ihnen unter Arbeit, Hoffnung, und kleinen Freuden dahin; die Nacht giebt ihnen einen ſanften Schlummer. Nur einige Minuten bleiben für die Sorge übrig.

„Das dürften die harten Reichen nicht hören!"

Warum dürften ſie nicht hören, daß die Natur viel gütiger iſt, als ſie? . . . Sehen

Sie, wie Ihre unglückliche Auguſte lächelt! ... Aber thun läßt ſich nichts. Ihre Tochter hat Recht. Sie darf ihn nicht wiederſehen; doch er wohl ſie. Das müſſen Sie abwarten. Sie ſind ein glücklicher Vater; und auch Ihre Kinder ſind glücklich: denn es ſind gute Menſchen!

Unter Wünſchen für das Glück meiner Kinder ſchlieſen wir ein, und erwachten erſt, als die Sonne ſchon lange über dem Horizonte war.

Erwartungen.

So wie Auguſte nur die Augen öffnete, ſah ich, daß der Geber des Guten, der Schlaf, ihren Schmerz gemildert und ihr neue Hoffnungen gegeben hatte. Ohne ihren Wunſch zu äußern, wußte ſie es ſo anzuſtellen, daß wir noch einmal über die Wieſe gingen; aber der, den ſie mit ſchnell umherfliegenden Blicken ſuchte, war nicht da. Als wir endlich den eigentlichen Rückweg antraten, ſah ſie ſich von Zeit zu Zeit um, ob uns Niemand folgte. Auf der letzten Hälfte des Weges wurde ſie ſtiller und ernſter; doch das Freudengeſchrei, womit ihre Geſchwiſter uns empfingen, erheiterte ſie wieder.

Der Nachmittag und der Abend verlieſen unter Erzählungen, die kein Ende nahmen, da meine Frau auch die größte Kleinigkeit von dem Hauſe wiſſen wollte, worin ihre Eliſabeth nun lebte. Kein Wort über die verfallenen Wände, über das durchlöcherte

Dach; wir gaben ihr die Roſen ohne alle Dornen. Nun, wie ſah es denn wohl ſo aus? fragte ſie zuletzt mit einem heitern Lächeln. Ich hätte dieſe Frage nicht zu beantworten gewußt, da wir alles ſchon mit der größten Genauigkeit beſchrieben hatten; doch Auguſte verſtand ihre Mutter vollkommen. Sie ſagte: unſre Amtmannin würde in dem Hauſe wohnen können, ſo ſieht es aus. Meine Frau lächelte noch heiterer, und war mit der Antwort zufrieden. O, die Eitelkeit des Weibes und der Mutter!

Nachdem wir am folgenden Tage unſre Beſchreibungen bis auf die geringſten Kleinigkeiten wiederholt, und Karl ſogar, wie er es konnte, einen Auf- und Grundriß des Hauſes gemacht hatte, von dem meine Frau nichts verſtand, den ſie aber dennoch mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln lange betrachtete; und nachdem unſre Reiſegeſchichte (aus der indeß Salzmann wegblieb) erzählt war: kehrten wir endlich Alle wieder zu unſern gewöhnlichen Beſchäftigungen zurück. Friedleben nahm von uns Abſchied, und zwang uns ein

Geſchenk auf, wodurch die Koſten, die uns ſein Beſuch gemacht hatte, vergütet wurden. Unſre Achtung für ihn nahm in dem Verhältniſſe zu, wie unſer Vertrauen zu ihm ſtieg, was gewiß ein ſeltener Fall iſt. Wir wußten aber von ihm noch immer nichts weiter, als ſeinen Namen, nicht einmal ſeinen Wohnort. Daß er reich ſeyn müßte, behauptete Auguſte; wir vermutheten es nur. Sie wollte ſogar wiſſen, er habe weder Frau noch Kinder, ob er gleich an Eliſabeths Hochzeittage ausdrücklich das Gegentheil geſagt hatte. Kurz, ſeine Umſtände blieben uns ein Räthſel; aber ſein Herz nicht: das lag uns Allen ſo offen da, daß wir vergebens darüber geſtritten haben würden, wer von uns das meiſte Vertrauen zu ihm hätte. Er ſchien uns ein wenig allzu tadelſüchtig, und bisweilen zur Unzeit Philoſoph: aber er war ein Menſch; und wenn einmal die Sorge für die Zukunft ſchwer auf unſre Herzen fiel, ſo ſagten wir getroſt: wir haben ja Friedleben; der wird uns nicht verlaſſen!

Nie hatte er geäußert, daß er im Fall

der Noth etwas für uns thun würde; und dennoch gründete ſich auf ihn jede Hoffnung, die wir faſſen konnten. Meine Frau erzählte ihm einmal, wie Auguſte die Perlen angewendet hätte; er nickte nur freundlich mit dem Kopfe, und reichte nachher Auguſten die Hand, ohne ihr ein Wort zu ſagen. Ich ſetzte ihm aus einander, wie edelmüthig ſie dabei geweſen wäre, und beſchrieb ihm die zärtliche Scene, die es gegeben hätte; er hörte aber ſchweigend zu, obgleich mit ſichtbarer Freude in den Augen.

Als er abreiſte, ſagte er mir: haben Sie Acht auf Auguſten; doch miſchen Sie Sich in nichts. Das Herz des lieben Mädchens wird ſich ſchon heraus finden. — Ich verſprach ihm, ſeinen Rath zu befolgen.

So ſchmerzlich es Auguſten auch ſeyn mußte, daß ſie dem jungen Mann ihre Liebe geſtanden hatte, ſo war ſie doch wohl nicht ganz darüber mißvergnügt, und es mochte eine geheime Hoffnung, noch von ihm geliebt zu werden, im Grunde ihrer Seele liegen. Sie ſchien zu erwarten, daß er kommen würde;

denn ſie ſtand oft an dem Fenſter, das auf den Weg nach ſeinem Vorwerk hinſah. Als aber ihre Hoffnungen immer getäuſcht wurden, fiel endlich die Scham ſehr ſchwer auf ihr Herz, und ſie verſank in Schwermuth. Indeß verbarg ſie ihre Empfindungen, und täuſchte Alle im Hauſe durch ein erzwungenes Lächeln; nur mich nicht, da ich ihr Leiden wohl bemerkte.

Ich hielt es endlich für nöthig, mit ihr zu ſprechen, und wählte dazu meinen Geburtstag. Sie fiel am Morgen ſanft weinend in meine Arme; und ich ſagte: „mein Kind," ich wünſchte, du wäreſt einmal ganz aufrichtig gegen deinen Vater." Sie beſann ſich einige Sekunden; dann ſagte ſie lebhaft: ich will es ſeyn! ganz! . . . Er liebt mich nicht, mein Vater: das wußte ich ſchon lange, und das iſt nur die Hälfte meines Leidens. Doch, ich habe das Gefühl meines eigenen Werthes verloren, und er verachtet mich: das zerreißt mein Herz. Er kommt nicht, weil er fürchtet, daß ich mich ihm noch einmal anbieten möchte.

„Auguſte, welche ſinſtre Vorſtellungen! Geſetzt nun auch, es wäre ſo, wie du meinſt — wie viele Männer halten nicht um ein Mädchen an, und bekommen eine abſchlägige Antwort! Iſt denn die Liebe etwas Willkührliches? Er liebt dich nicht, und du liebſt ihn: das iſt ein Unfall, aber keine Schande." —

O, mit den Männern iſt es anders. Nein, lieber Vater, nein! Ein Mädchen kann einem Manne, dem es ſich angetragen hat, nie wieder in die Augen ſehen. O, und wenn ich aufhörte, ihn zu lieben: ich würde doch nie glücklich werden; denn dieſes quälende Gefühl, daß ich die weibliche Schamhaftigkeit verletzt habe, muß nun, wie ein verſchwiegenes Verbrechen, mein ganzes Leben belaſten.

„Du ſiehſt Geſpenſter, mein Kind. In England bieten ſich ja Mädchen in den Zeitungen an; und wer weiß, ob das nicht auch in Deutſchland bald Mode wird."

Es kann nie Mode werden, das fühle ich. Ach, wie entartet muß ein Mädchen ſeyn, das ſich ſo ſchamlos ausbietet! Jeder Mann, der in ſeinen eignen Augen Werth hat, muß ein ſolches Geſchöpf mit der größten Verachtung anſehn. Das fühle ich, das weiß ich, mein Vater. Mir entriß nur Mitleiden das Geſtändniß; und doch wird mein Herz nie heilen. Laſſen Sie uns davon aufhören! Sie ſagten einmal: wenn von Muth und Beleidigungen der männlichen Ehre die Rede iſt, hat das Weib keine Stimme; um darüber urtheilen zu können, muß man ein Mann ſeyn. Glauben Sie mir: über jungfräuliche Würde hat der Mann keine Stimme.

Ich erinnerte mich, was ich fühlte, als ich meine Frau kennen lernte und in dem Irrthum ſtand, daß ſie Abſichten auf mich hätte. „Du kannſt Recht haben, mein Kind,“ ſagte ich; „allein dein Geheimniß entſchlüpfte dir nur. Oder hältſt du es ſchon für eine Schande, zu lieben?“

Nein, Vater; meine Liebe war, als noch niemand ſie kannte, das ſtille Glück meines Lebens. Aber jetzt? . . . Er verachtet mich!

„Wenn er dich nun auch verachtete — er thäte dir ja Unrecht, Auguſte. Und iſt es denn nicht ein Verdienſt, Unrecht mit Geduld zu ertragen? iſt es nicht eben ſo edelmüthig, als zu lieben und zu ſchweigen? Auguſte, haſt du nur Pflichten gegen ihn und dich? ſind deine Eltern, deine Geſchwiſter, und die übrige Welt dir nicht auch etwas? Dein ſchwaches Herz, mein Kind, entriß dir den Sieg über deine Liebe; und nun wollteſt du troſtlos daſtehen und verzagen? Erkämpfe einen beſſern Sieg: den über deinen Schmerz. Wenn du nicht glücklich biſt, mein Kind, ſo mache Andere deſto glücklicher! . . . Sag, iſt denn jungfräulicher Hochmuth nicht auch Hochmuth? und haſt du ſchon vergeſſen, was Hannchen geſtern aus dem Zuſchauer vorlas: no passion covers itself under more disguises than pride*)!" — Ich machte ihr dieſen Vorwurf ungern, und drückte ſie dabei zärtlich an mein Herz; aber — ſollte wohl nicht ein heimlicher Stolz mit im Spiele geweſen ſeyn?

---

*) Keine Leidenſchaft verſteckt ſich auf mannichfachere Weiſe, als der Stolz.

Sie ging, ohne mir zu antworten; und das ſah ich recht gern, da ich nun ſicher wußte, daß mein Vorwurf ihr Herz getroffen hatte.

Am Abend war ſie wieder ſorgfältiger gekleidet. (Bisher hatte ſie ſogar ihren Anzug vernachläſſigt: ſo erniedrigt fühlte ſie ſich durch einen einzigen Fehler; oder — war auch das verſteckter Stolz?) Sie nahm Theil an unſern Unterredungen, ſogar an den Spielen der Kleinern, und war von dem Tage an fleißiger, als je. So heiter, wie ſonſt, wurde ſie nicht wieder; doch der ſanfte Ernſt ſtand ihrem lebendigen Geſichte gut. Wir Alle liebten ſie jetzt noch herzlicher, als vorher. Ich faßte ſie einmal in meine Arme, und ſagte: „welches Opfer wäre einem meiner Kinder zu ſchwer!" Jetzt ſtiegen zum erſten Male wieder Thränen in ihre Augen. Sie küßte ſchweigend meine Hand, und ging heiterer an ihre Arbeit.

Noch immer wohnte die Freude unter unſerm Dache; nur ihre Geſtalt hatte ſich verändert: es war nicht mehr die jugendliche, lachende Göttin, die, mit Roſen bekränzt, daher hüpft, und ſcherzend Blumen verſtreut; es war eine ruhige, ſtille Göttin, die, mit dem Zweige des Friedens in der Hand, ſich auf eine Säule lehnt und ſanft lächelt. Wir hatten Frieden mit uns ſelbſt; und darf der Menſch noch mehr verlangen?

Auguſte tritt in die Welt.

Die Sorge, was aus Karln werden ſollte, trat uns mit jedem Monate näher; und die noch übrige Perlenſchnur, nebſt dem wenigen vorhandenen Gelde, reichte kaum hin, ihn ein Jahr lang außer dem Hauſe zu unterhalten. Doch wir hatten eine noch nähere Sorge. In Eliſabeths Briefen kamen Wendungen und einzelne Worte vor, die jeder von uns mit Kopfſchütteln las, ohne ſeine Bedenklichkeit zu äußern. Was es war, wußte wohl nur Auguſte; denn die bekam von ihrer Schweſter mehrere Briefe, die ſie uns nicht mittheilte. Endlich aber mußte ſie uns dennoch ſagen, wie es mit Eliſabeth ſtand.

Friedleben hatte Recht, wenigſtens zur Hälfte. Pahlen liebte ſeine Frau unausſprechlich; doch eben ſeine Liebe und die Gewohnheit zu glänzen, verleiteten ihn zu Ausgaben, die ſeine Einkünſte überſtiegen. Sobald er Geld einnahm, wendete er alles, was er nicht in derſelben Woche nöthig hatte, an irgend etwas zum Putz für ſeine Frau, an irgend eine elegante Kleinigkeit, und borgte dann, um nicht hungern zu müſſen. Wenn Eliſabeth darüber betrübt war, vertröſtete er ſie auf den größeren Ertrag ſeines Gutes, oder machte ihr Hoffnung, von ſeinen Oheimen unterſtützt zu werden.

Auguſte erzählte uns das mit großer Betrübniß, und las uns nun auch Einiges vor, was ihr Eliſabeth geſchrieben hatte. In dem einen Briefe hieß es: „wenn du es nicht wäreſt, in deren Seele ich alle meine Gedanken und Empfindungen auszuſchütten gewohnt bin; ich dürfte nicht einmal klagen; denn es iſt die innigſte Liebe, was uns arm macht. Ich ſpare, wie du leicht denken kannſt, ſo viel als möglich. O, ich bin bei dem Allen ſo glücklich, daß mein Mann nicht weiß, was ich thue, und wie ich lebe, um den Putz wieder zu erwerben, den er mir ſchenkt. Sieh, Auguſte, ich trage oft, ihm zu gefallen, ein neues Kleid, und eſſe nur ſo viel, als das Leben fodert. Der alte Mann, der bei uns iſt, der Kammerdiener — o, welche edle Menſchen giebt es! — der entzieht ſich die nothwendigſten Bedürfniſſe, um ſich nur gut kleiden zu können, weil er weiß, daß mein Mann es gern ſieht. Das Herz möchte mir brechen, wenn mein guter Pahlen mit einem fröhlichen Geſichte daſteht, und ſagt: es geht doch alles beſſer, als wir dachten! Oft kann ich ihm vor Thränen nicht antworten. Ich werfe mich an ſeine Bruſt, und ſage nur: ja, ja! Das meine ich auch von Herzen ſo; denn es könnte noch viel ſchlimmer gehen, wenn wir nicht Alle gut wären."

„Der Kammerdiener bekommt monatlich — nicht viel, ſehr wenig, ſagt mein Mann mit Achſelzucken; aber, ach! ſehr viel, allzu viel für unſre Umſtände. O, liebe Auguſte, was empfand ich, als mir der alte Mann nach zwei Monaten das Geld heimlich brachte, und, indem er es mir hinreichte, mit zitternder Stimme ſagte: verwahren Sie es mir, Ihr Gnaden, bis auf mein Alter; wer weiß, wie ich es noch einmal brauche!" Und als ich es nun endlich nahm, und der alte Mann, um mich über ſeine Meinung nicht in Zweifel zu laſſen, ſtockend hinzuſetzte: „es iſt wenig, Ihr Gnaden; aber es muß einmal mit Dero Herrn Gemahl beſſer werden; dann können Sie es mir erſtatten. Bis dahin habe ich es nicht nöthig. Sollten es alſo Ew. Gnaden gebrauchen, ſo . . ." — Mir rollten die Thränen aus den Augen, und auch er fing nun an zu weinen. Das rührte mich mehr als ſein Geld; denn daß er ſich in meiner Gegenwart Thränen herausnahm, wie er ſich ausdrückte: das war mir ein Beweis ſeines edeln Herzens. O, Auguſte! du weißt nicht, welcher kalte Schauder mich überlief, ſo oft er in dieſer Unterredung: Ew. Gnaden, zu mir ſagte. Hätte er mich Eliſabeth genannt, ich würde an ſeiner Bruſt mein volles, von Sorgen ſchweres Herz erleichtert haben. Jetzt freilich gab ich dem edeln Menſchen nur die Hand, und ſagte zitternd: o, wir Beide lieben meinen Pahlen!"

„Der alte Mann iſt uns eine große Hülfe. Er führt die Aufſicht über den Hof, über Feld und Scheune. Wenn er es nur beſſer verſtände!“

„Ach, Auguſte, dieſer Abſtich zwiſchen äußerem Glanz und innerer Armuth — du weißt nicht, was ich dabei leide, und wie ich arbeiten muß, um Pahlen zu verbergen, was er ſo ungern ſehen mag. Ich habe ſanft mit ihm darüber geſprochen, nur in Fragen, wie er das meinte. Er verweiſt mich auf ſeine Oheime, auf die ungewiſſe Zukunft. Ach, ſollte man nicht leben, als wäre in der Zukunft nichts zu hoffen, damit man ſich genügen ließe?“

„Sieh, Auguſte, dieſe einzige kleine Wolke hängt über meiner Ehe. Ich frage mich oft: richteſt du nicht bloß darum deine Augen auf dieſe kleine Wolke, weil dein Himmel ſo heiter iſt? Wenn er ganz von ſchwarzen Wolken bedeckt würde, ich dürfte ja nicht klagen, ſo lange ſein Herz mein wäre. Und das iſt mein! Ich bin glücklich!“

Auguſte konnte vor Weinen kaum leſen,

und wir vor Betrübniß kaum hören. Zuletzt las ſie uns noch eine rührende Stelle vor, die Eliſabeths Hoffnung, Mutter zu werden, betraf. „Thränen der Freude, und Thränen des Kummers,“ ſchrieb Eliſabeth, „werden das Kind empfangen; aber die Armuth, hoffe ich, ſoll es ſtark machen, und gut. Ach, Auguſte, ich zittre oft vor dem Augenblicke; denn welche Noth kann dann vielleicht ſchon auf uns liegen, die das Kind mit träfe! Nun, es wird ja meiner Bruſt nicht an Nahrung fehlen, und meinem Herzen nicht an Liebe.“

Jetzt erhob ſich ein lautes Schluchzen im Zimmer. Meine Frau ſchien ſich auf die Kniee werfen zu wollen; aber auf einmal lief ſie zu dem Schranke, (die Kinder jauchzten vor Freude) und holte das Geld hervor, das von dem Verkauf der Perlen noch übrig war.

Ich warf einen mitleidigen Blick auf Karln. Meine Frau bemerkte es, und legte das Geld mit einer Art von Scheu auf den Tiſch. Da ich ſchwieg, ſo fing ſie an, es ſehr langſam zu theilen, und ſagte endlich mit einem tiefen Seufzer: ich glaube, es iſt noch zu wenig!

Warum nicht ganz, Mutter? fragte Karl.

Weil es für dich beſtimmt war, antwortete ſie ſchluchzend.

„Schick unſerer Eliſabeth Alles!“ rief ich. „Laß uns der Vorſehung trauen; ſie wird unſern Sohn nicht verlaſſen!“

Sie ſchüttelte den Kopf, und ſagte leiſe: nein, das gehört ihm.

O Mutter, ſagte Karl jetzt, ſehr zärtlich, doch lebhaft: ſo hart ſtoßen Sie mich aus dem Hauſe? ſo hart? Guter Gott!

Aus dem Hauſe? fragte Auguſte verwundert.

Könnte ich es hier noch eine Minute aushalten, wenn über der Sorge um mich meine Schweſter hülflos bliebe? O, lieber wollte ich ja noch heute vor Hunger und vor Kälte ſterben! Eliſabeth bekommt es ganz, Mutter; oder ich verlaſſe ein Haus, worin mich jeder haſſen müßte. — Der junge Menſch ſagte das ſo männlich und mit ſolchem Feuer, daß wir Alle vergaßen, wie kalt philoſophiſch er ſonſt war. Meine Frau mußte thun, was er verlangte, ohne weiter von ihm gebeten zu werden.

Nun war es aber die Frage, wie das Geld bei Eliſabeth anzubringen wäre, ohne ſie merken zu laſſen, daß wir ihre Briefe an Auguſten geleſen hätten. Meine Frau meinte, wir ſollten ihr den Beweis unſerer Liebe nicht verſchweigen; doch Auguſte ſagte: dann nimmt ſie es nicht.

Wie? erwiederte meine Frau empfindlich: ſie ſollte von einem Bedienten nehmen, und von uns nicht?

„Ich möchte nicht gern, liebe Frau," ſagte ich, „daß du den Wohlthäter unſrer Eliſabeth, er ſey wer er wolle, anders nenneſt, als ſie ſelbſt: eine edle Seele!"

Das mag er ſeyn, antwortete ſie: aber Bedienter iſt er doch auch; und ich greife nur das an, daß ſie von uns nichts ſollte nehmen wollen.

„Du greifſt mehr an, gute Frau; denn

ſonſt hätteſt du geſagt: ſie ſollte von einem Fremden nehmen, und von uns nicht! O, der gute alte Mann, der meine Tochter Ew. Gnaden nennt, und ihr ſeine ganze Habſeligkeit giebt; der ihr noch mehr gab: Thränen, die er für reſpektwidrig hielt! Hätte Eliſabeth ihn doch an ihre Bruſt gedrückt, troz ſeinen Titeln! Ich thäte es gewiß, wenn er hier wäre."

Ich auch, ſagte meine Frau jezt ſanfter; ja gewiß, um das Unrecht wieder gut zu machen, das ich ihm gethan habe.

Sie nimmt es vielleicht, hob Auguſte an: aber ſie wird nie wieder klagen; und dann werde ich vor Angſt vergehen.

Das ſchien richtig. Wir ſuchten daher ein Mittel, das Geld bei ihr anzubringen, und fielen endlich auf die Lotterie. Ich hätte, ſollte Auguſte ihr ſchreiben, ein Loos von Friedleben geſchenkt bekommen, auf das ein Gewinn von ſechs hundert Thalern gefallen wäre. So iſt, meinte Kerl, auch für die Folge der Weg nicht verſperrt, ihr Hülfe zukommen zu laſſen. Wir ſeufzten Alle. Was konnten wir ihr noch geben, als höchſtens die Perlenſchnur, die etwa ſechzig Thaler werth war?

Karl ſollte ſich ſogleich auf den Weg machen und ſeiner Schweſter das Geld bringen. Auguſte ſchrieb den Brief, begleitete ihren Bruder ziemlich weit, und kam dann ganz heiter wieder.

Es ging alles glücklich; Eliſabeth hatte die Fabel von dem Lotterielooſe geglaubt. Sie dankte uns, und Auguſte bekam eine Antwort, die uns aufs neue rührte. Wir hatten mit dem Gelde unſer Kind von ſchweren Sorgen befreiet; aber zu unſrer Betrübniß war die Summe, die uns ſo groß dünkte, ſchon faſt ganz wieder ausgegeben. Mit dem Reſte wirthſchaftete Eliſabeth ſehr genau; doch jeder Brief von ihr machte uns immer trauriger. Ihre Entbindung näherte ſich, und ihre Armuth wurde größer; Pahlen hatte alles Geld und ſeinen Getreidevorrath an ein atlaſſenes Taufküſſen und geſtickte Windeln gewendet. Wir waren jetzt noch übler daran, als vorher; denn mußte Eliſabeth nicht auf uns rechnen, da ſie glaubte, daß wir die große Summe in der Lotterie gewonnen hätten? Wenn wir nun nichts von uns hören ließen: was konnte ſie denken? — Die Perlenſchnur wurde verkauft, und wir ſchickten ihr das Geld dafür als Pathengeſchenk, doch in ſeltene Münzen umgeſetzt, damit ſie nichts argwöhnen ſollte. Sie bat uns, zur Taufe zu kommen. Ich wollte wenigſtens Auguſten hinreiſen laſſen, und erwartete nur die Nachricht von der Entbindung; doch auf einmal wurde mein Verhaben vereitelt.

"Es kam ein Brief mit Gelde an Auguſten. Sie wurde bleich, als ſie ihn erbrach, und ſah uns furchtſam an. „Von Eliſabeth?" fragte ich zitternd. — Nein, antwortete ſie, jetzt wieder entſchloſſen. Verzeihen Sie mir, lieber Vater, daß ich ohne Ihr Wiſſen über mein Schickſal beſtimmt habe. Ich bin Gouvernante bei den Töchtern des Herrn von Heerbruch. — Meine Frau wollte wiſſen, was eine Gouvernante wäre. Als ich es ihr beſchrieb, und zwar, um Auguſten zum Nachdenken zu bringen, mit etwas ſtarken Zügen; hielt ſie es für ſchimpflich, daß ihr Kind auf dieſe Art in einem fremden Hauſe leben ſollte, und es koſtete Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß eine Erzieherin keine Magd ſey. Ich machte nun Auguſten Vorſtellungen. „Mein Kind,“ ſagte ich, in der That ſehr traurig; „ein Mädchen ſollte aus den Armen der Eltern nur in die Arme eines Mannes gehen. Du kennſt die Welt nicht. Man wird dort den kleinſten Fehler an dir bemerken, um nur das Recht zu haben, deine Vorzüge zu vergeſſen. Hier fandeſt du Liebe; dort wirſt du zufrieden ſeyn müſſen, wenn du nur Höflichkeit findeſt. Du ſagſt: es iſt ehrenvoll, Menſchen zu bilden. O, glaube doch ja nicht, daß man dir die Bildung der Kinder anvertrauen wird! Auch hat deine Mutter nicht ganz Unrecht: du wirſt der erſte Domeſtik in der Familie ſeyn, und darum der verhaßteſte, weil du nicht dafür gelten willſt. Rechne nicht auf Dankbarkeit dafür, daß du den Eltern mehr giebſt, als du von ihnen bekommſt, daß du ihre Kinder erzieheſt. Du wirſt für deine Mühe bezahlt, und das ſchließt immer den Begriff des Dienens in ſich."

Auguſte konnte nichts dagegen ſagen; ſie blieb aber feſt bei ihrem Entſchluſſe; und das, wodurch ſie ſo unerſchütterlich wurde, — war Eliſabeths Lage. Meine Frau ſagte: ich bitte dich, liebes Kind, mache mir nicht den Gram, zu dienen, ſo lange wir noch im Stande ſind, dir Brot zu geben. Jetzt floſſen Auguſtens Thränen. Mir, liebſte Mutter, können Sie Brot geben. Was bedürfte ich auch, um mich deshalb in eine Welt zu drängen, von der ich wenigſtens ſchon weiß, daß ſie mein Herz nicht achten wird! Aber Eliſabeth! Ihr beſtes Kind, Mutter! Sie iſt nicht glücklich. Ich kann ihr einen Theil ihrer Sorgen abnehmen; und — ſollte ich es nicht?

Wie denn ſo? fragte meine Frau.

Ich bekomme hundert Thaler Gehalt, und einige Präſente. Auch habe ich manche Stunden für mich; in denen kann ich durch Nähen und andere Arbeiten verdienen, was ich an Kleidung brauche. Meiner Eliſabeth ſchicke ich, was ich nicht nöthig habe. Für ſie verlaſſe ich mein väterliches Haus, das — ganze Glück meines Lebens.

Ich ſah jetzt in ihren Augen etwas glänzen, und verſtand es. „Auch die Nachbarſchaft Salzmanns," ſchien ſie ſagen zu wollen.

„Meine gute Auguſte!" hob ich mit gerührter Freude an. „Nun, wer weiß, ob nicht dein Schutzengel dir den Gedanken eingegeben hat. **Uns** wirſt du in den Zerſtreuungen der Welt nicht vergeſſen; aber vieles Andre. Ich hoffe, du ſollſt dort das Glück deines Lebens wieder finden."

Sie lächelte wehmüthig, und gab mir, um das Geſpräch abzubrechen, den Brief. Er war von Oheim Friedrichs Schweſter, Madame Salzberg, mit der Auguſte in einiger Verbindung geblieben war, und die ihr auch die Gouvernanten-Stelle verſchafft hatte. Der Brief konnte unſre Sorge gar nicht vermindern. Madame Salzberg ſchrieb: das Haus des Herrn von Heerbruch ſey eins der größten in Berlin, und habe alles, was zum Verführen eines jungen Herzens tauge. Es herrſche ein etwas freier Ton darin, weil die jetzige Frau, eine ehemalige Hofdame, jung und ſehr lebhaft ſey, u. ſ. w.

Ich ſchwieg zwar, als ich das geleſen hatte; aber das Herz that mir weh. Auch meine Frau las den Brief, und ſagte dann mit heißen Thränen: nein, nimmermehr werde ich mein Kind in ein ſolches Haus der Verführung gehen laſſen! Ich ließ ſie reden, ſo viel ſie wollte, und beſtärkte ſie ſogar in ihren Beſorgniſſen. O, rief Auguſte nun, was für ein Geſchöpf müßte ich ſeyn, wenn Ihre Beſorgniß Grund hätte!

„Ich zweifle, mein Kind," ſagte ich, „ob du ſie kennſt."

Ich kenne ſie allerdings, erwiederte ſie erröthend. O, meine Mutter, fürchten Sie nichts!

„Ja, du kennſt ſie," hob ich wieder an; „das ſehe ich an deinem Erröthen. Aber kennſt du die Verführung der Welt?"

Auch die, mein Vater. — Sie zog zu unſerm Erſtaunen aus dem Futteral einer Baſeler Bibel in Folio einige kleine Bände hervor, und ſagte: leſen Sie das. Es iſt ein Roman; Klariſſe. — Meine Frau ſchlug die Hände darüber zuſammen, daß Auguſte einen Roman hatte, und noch dazu in dem Futteral einer Bibel. Sie ſagte ſehr unwillig: nein, das iſt zu arg! Einen Roman machen ſie aus der Bibel!

„Leider thun ſie das; und Auguſte nicht allein, liebe Frau: die größten Theologen thun es zuweilen.“

Was Sie mir ſagen könnten, lieber Vater, das alles weiß ich aus dieſem Buche. Ein Teufel verführt darin einen Engel. Leſen Sie, und Sie werden überzeugt ſeyn, daß ich ſicher bin.

„Sicher? ſicher? Auguſte, hier verführt, ſagſt du, ein Teufel einen Engel. Konnte ein Engel verführt werden: warum du nicht? Biſt du beſſer?“

Nicht beſſer, lieber Vater; aber vorſichtiger. Hätte Klariſſe dieſes Buch geleſen, es würde keinem Teufel gelungen ſeyn, ſie zu verführen.

„Hatte ſie nichts Anderes geleſen, mein Kind? . . . Was ſtürzte ſie denn?“

Ihre Liebe, mein Vater.

O Gott! Auguſte, was ſichert dich denn gegen dieſe abſcheuliche Leidenſchaft? fragte meine Frau, und warf das Buch auf den Tiſch.

Dieſe Leidenſchaft ſelbſt, theure Mutter. (Auguſte brach in Thränen aus, und warf ſich an die Bruſt ihrer Mutter.) Ich liebe, und werde ewig lieben: das ſichert mich. Fragen Sie den Vater, wie ich liebe. — Als ſie das geſagt hatte, ging ſie aus dem Zimmer.

Meine Frau war bleich, und ſah mich ſehr ängſtlich an. Ich erzählte ihr, was ich von Auguſtens Liebe wußte. Sie begriff noch immer nicht, wie ein Mädchen einen Mann lieben könne, der nicht förmlich um ſie angehalten habe. Zwar ſchwieg ſie; aber an ihren Mienen ſah ich, was für bedenkliche Vorſtellungen ſie von dem Herzen ihrer Tochter hatte. Nach einer Weile ſchalt ſie auf die Romane, und verwünſchte unſre Bekanntſchaft mit dem Oheim Friedrich, dem ſie unſer Unglück Schuld gab. Sie hätte gern auch Eliſabeths Liebe auf die Rechnung der Romane geſetzt, wenn nicht das Gegentheil völlig bekannt geweſen wäre.

Endlich wurde ſie des zweckloſen Disputirens über die Liebe müde, und ich fing an die Klariſſe zu leſen. Gleich auf den erſten Blättern kamen einige Bemerkungen vor, die ich meiner Frau mittheilte. Ich las weiter, und rief mehr als Einmal unwillkührlich: wahr! vortrefflich! Ihre Neugierde wurde geſpannt, und als ich aufhörte, griff ſie ſelbſt nach dem Buche. Sie las bis um Mitternacht, und, wie ich aus ihren Mienen ſah, mit großer Theilnahme. Auch am folgenden Morgen fand ich ſie einige Male in unſrer Schlafkammer bei dem Buche. „Geſtehe nur,“ ſagte ich ihr endlich, „daß ein ſolches Buch kein Gift iſt.“ Sie las verſtohlen weiter, ſo oft ſie nur konnte; und nicht lange, ſo ſagte ſie: Auguſte hat doch wohl Recht, daß ein ſolches Buch einen guten Menſchen nicht ſchlechter macht, vielmehr beſſer; oder es müßte denn Romane geben, die nicht ſo wären, wie dieſer.

Wir laſen die Klariſſe ganz, und nun wurden wir noch bedenklicher, unſre Tochter in die Welt gehen zu laſſen. Doch alle Mühe, die wir uns gaben, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen, war vergeblich, und wir mußten endlich einwilligen. Der ſchwere Tag ihrer Abreiſe kam. Wir konnten das geliebte Kind nicht aus unſern Armen laſſen. „Klariſſe!“ rief ich, als ſie endlich gehen mußte; und auch die Mutter rief: Klariſſe! Auguſte kehrte noch einmal um, ſank vor uns nieder, und ſagte: dieſer Name ſoll wie ein guter Schutzgeiſt um mich ſchweben! dieſer Name, und meine hoffnungsloſe Liebe! — Sie riß ſich aus unſern Armen, und ſetzte ſich in den Wagen, der ſie in die Stadt brachte, von wo ſie weiter nach Berlin reiſen ſollte.

Mein Sohn.

Wir Alle fühlten erſt jetzt, wie viel uns an Auguſten fehlte. Sie hatte uns zeither noch immer erheitert, ſo viel es ihrem Herzen auch koſtete. Im Grunde war ſie die ſtärkſte von uns allen. Sie ſetzte ſich jedem kleinen häuslichen Unfalle, wenn wir die Hände ſinken ließen, muthig entgegen, oder ſcherzte ihn weg, oder ſuchte ihm durch irgend eine Erfindung abzuhelfen. Auch erſparte ſie uns wirklich viel durch ihr Talent, ſo Manches ſelbſt zu machen, und dem Alten den Schein des Neuen zu geben, wodurch ſie uns aus tauſend kleinen und größeren Verlegenheiten half.

Gleich am Tage nach ihrer Abreiſe ſprach Karl mit finſtrer Stirn von der Zukunft; und was konnten wir ihm ſagen, da wir betrübter waren, als er!

Er ſollte ſtudieren, und wir waren kaum im Stande, uns nothdürftig zu erhalten ihn alſo auf einer Univerſität, gar nicht. Muß er denn ſtudieren? ſagte Friedleben, der uns bald nach Auguſtens Abreiſe beſuchte, und dem ich — die Wahrheit zu geſtehen — meine Sorge für Karln darum anvertraute, weil ich von ihm Hülfe erwartete. Muß er denn ſtudieren? Oder iſt er es müde, hier in der Stille zu leben?

„Was ich ihn lehren kann," ſagte ich, „das weiß er ſchon. Er verſchwendet hier ſeine Zeit."

Warum thut er das? Auf eine Univerſität können Sie ihn nicht ſchicken. Ein Handwerk zu lernen, iſt er zu alt. Ich ſehe nicht ein, wodurch ihre Umſtände ſich auf einmal ſo verbeſſern ſollten, daß ſie im Stande wären, ihn drei Jahre lang zu erhalten. Nun, ſo laſſen Sie ihn in die Welt gehen.

Meine Frau erſchrak eben ſo ſehr wie ich über den Ausdruck: in die Welt gehen. Nein, ſagte ſie; und müßte ich die Kleider vom Leibe verkaufen, ſo ſoll er doch das nicht. Ihr Rath iſt nicht freundſchaftlich. Ich ſollte meinen Sohn einen Landſtreicher werden laſſen?

Sie ſtoßen ſich nur an einem Worte. Er kann nicht ſtudieren, das wiſſen Sie ſelbſt; und ſo iſt es Unrecht, den jungen Menſchen um die Zeit zu bringen, die er anwenden könnte, in der Welt ein Glück zu ſuchen, das er hier nicht finden wird. Giebt es denn für ihn weiter nichts zu lernen, als Sprachen? Gut, daß er einige verſteht; aber Zweck müſſen ſie nicht ſeyn. Laſſen Sie ihn lernen, was noch nie einen Menſchen gänzlich hat ſinken laſſen, Mathematik in allen ihren Theilen. Bücher will ich anſchaffen, und nach einigen Jahren, wenn er mehr kann, als einen Klaſſiker überſetzen, mag er dreiſt in die Welt gehen; es wird ihm nicht fehlen.

So zerrann die Hoffnung meiner Frau und, die Wahrheit zu ſagen, auch die meinige, daß Karl einmal mein Adjunktus werden, oder gar ein höheres geiſtliches Amt bekommen ſollte. Friedleben ſprach nun mit ihm ſelbſt, und wider mein Vermuthen ergriff der junge Menſch den Vorſchlag mit großem Feuer. Haben Sie, ſagte Friedleben, Kenntniſſe in der Mathematik, (doch mehr als gemeine): ſo ſtehen Ihnen tauſend Wege offen. Sie können gleichſam wählen: Berg- und Waſſerbau, bürgerliche Baukunſt, Landvermeſſungen, Artillerie, Ingenieurweſen, und noch vieles Andre. Artillerie! wiederholte Karl zu meinem Schrecken (er hatte ſchon zuweilen davon geſprochen, daß man im Militair am ſchnellſten ſein Glück machen könne); ich ſchwieg aber, um meine Frau nicht aufmerkſam zu machen, die von dem Hauſe ihres Vaters her die ſchrecklichſten Begriffe von dem Soldatenſtande hatte.

Karl mußte mit Friedleben in die Stadt gehen, und kam mit einer Menge Bücher wieder. Er fing an, ſehr eifrig Mathematik zu treiben, ſobald ihm Friedleben, über deſſen Kenntniſſe ich jetzt erſtaunte, nur einige Stunden Unterricht gegeben hatte.

Friedleben nahm, als er wieder abreiſte, meinen zweiten Sohn mit ſich, um ihn in einer Apotheke als Lehrling unterzubringen. So war nun die Hälfte meiner Kinder von uns entfernt! Doch das Schrecklichſte von allem war Karls Beſchäftigung, die dazu dienen ſollte, ihn in die weite Welt zu ſtoßen. Er arbeitete übrigens mit erſtaunlichem Eifer, und machte in ſeiner neuen Wiſſenſchaft ſehr ſchnelle Fortſchritte.

Friedleben, der von Zeit zu Zeit wieder zu uns kam, wurde mir immer räthſelhafter. Er liebte vielleicht keins von meinen Kindern ſo herzlich, als eben Karln; und doch that er für ihn ſo wenig. Daß er reich war, konnten wir nicht mehr bezweifeln, zumal da er es ſelbſt zuweilen mitten im Geſpräch gegen ſeinen Willen verrieth; und doch lieh er Karln die nothwendigen Bücher nur, und gab ihm weiter nichts, als ein ganz altes Reißzeug, das erſt reparirt werden mußte, ehe es zu brauchen war. Karl machte, als er nur einige Stunden Anweiſung bekommen hatte, in Kurzem ſo ſchöne Riſſe, daß Friedleben vor Freude darüber die Augen funkelten. Jetzt nahm ihn dieſer zuweilen auf einige Tage mit in die Stadt, um ihn dort mancherlei ſehen zu laſſen, wovon ihm Kupferſtiche keine recht deutliche Begriffe geben konnten. Dadurch verſchaffte er meinem Sohne ſehr gründliche Kenntniſſe; doch auf dieſen Reiſen lebte er immer, als ob er nicht das mindeſte Vermögen hätte, ſo daß Karl, wenn er wieder nach Hauſe kam, unſre gewiß ſehr frugale Mahlzeiten als ein Wohlleben anſehen mußte.

Er iſt ein Geizhals! murmelte meine Frau.

„Und verſchenkt ſolche Perlen?“ fragte ich. — Kurz, er blieb uns ein Räthſel, und wir wußten jetzt von ihm noch nicht viel mehr, als an dem Abend, da der Zufall uns mit ihm bekannt machte. Gewiß hatte er uns lieb; er war gern in unſrem Hauſe, und aß die ärmlichſte Koſt mit uns, ohne je den Einfall zu haben, uns Geld zu etwas Anderm anzubieten. Aber wir Alle (auch meine Frau, ob ſie ihn gleich für geitzig erklärte) waren überzeugt, daß wir in einer eigentlichen Noth auf ſeine Hülfe rechnen könnten. Er würde mich und meine Familie, wenn wir ohne Rettung geweſen wären, zu ſich genommen haben; jetzt aber hielt er uns in unſrer Lage gar nicht für unglücklich, und ſagte, wenn er bei der einfachſten Mahlzeit mitten zwiſchen meinen Kindern ſaß, wohl hundertmal: Sie ſind ein glücklicher Mann, lieber Bebenroth!

Das ſagte er, als, noch außer dem künftigen Schickſale meines Sohnes, auch ſein gänzlich verändertes Weſen mich oft in große Sorge ſetzte. Karl war nicht mehr der kalte Philoſoph, der überall das Wie und Warum unterſucht, ſondern ſchien von einem ganz andern Geiſte belebt zu werden. Neben ſeiner anſtrengenden Arbeit gab er ſich auch, noch dazu heimlich, mit der Poeſie ab, und ſeine Gedichte beſangen, was mir nun vollends nicht gefiel, die Liebe. Der Termin, den ihm Friedleben zu ſeinem Eintritt in die Welt geſetzt hatte, währte ihm viel zu lange, und er ſprach jetzt öfter als je davon, daß man im Militair am höchſten ſteigen könne, und daß er gern in der Preußiſchen Artillerie dienen möchte. Friedleben äußerte kein Mißfallen über ſeine Wünſche, und wir, die Eltern, wagten es nicht, dagegen zu reden, weil wir keine andre Ausſicht für ihn hatten. Indeß hofften wir noch immer auf die Hülfe unſres Freundes, da er nicht zugab, daß Karl ſich nur mit der Kriegeswiſſenſchaft beſchäftigte. „Es wird ſich finden,“ ſagte ich, um meine Frau zu beruhigen. „Laß nur erſt die Zeit kommen, da Karl ſich entſchließen muß. Friedleben liebt den Soldatenſtand eben ſo wenig, als wir.“

Jetzt waren zwei Jahre verfloſſen, ſeitdem Auguſte unſer Haus verlaſſen hatte. Sie ſchien ſich in ihrer Lage glücklich zu fühlen, und wurde geachtet, weil ſie ihre Pflichten mit der pünktlichſten Sorgfalt erfüllte.

Eliſabeth war ſchon Mutter von zwei Kindern. Sie kämpfte zwar, gleich uns, mit der Dürftigkeit; doch — ihr Mann liebte ſie, und Auguſte erleichterte ihre Sorgen durch das Geld, das ſie ihr regelmäßig ſchickte. Auch uns eröffnete das gute Mädchen eine heitere Ausſicht: ſie hatte Hoffnung, daß Karl durch die Fürſprache des Herrn von Heerbruch Unterſtützung bekommen würde; und nun mußte er auf unſer dringendes Bitten verſprechen, daß er Theologie ſtudieren wollte, wogegen auch Friedleben gar nichts einwendete.

Meine Frau war ſehr glücklich, da ſie nun die Ausſicht hatte, ihren größten Wunſch, daß einer von ihren Söhnen Geiſtlicher werden möchte, erfüllt zu ſehen; und jetzt ergab ſie ſich auch ganz ruhig darein, daß der jüngſte, Wilhelm, zu ſeinem Oheim, dem Papierfabrikanten in die Lehre kommen ſollte.

Unglück.

Eines Abends ſaßen wir beiſammen, und träumten von unſern Hoffnungen. „Liebe Frau,“ hob ich an; „ſind denn nun nicht alle unſre Sorgen vergeblich geweſen? Können wir nicht dem Himmel danken, daß er uns ſo glücklich werden ließ? Und hat Friedleben nicht Recht, daß man nicht bei allen Gelegenheiten mit Geld drein werfen muß? Freilich, mit einer Rolle Dukaten hätte er uns über alle unſre Sorgen weggeholfen; aber iſt es nicht beſſer, daß wir uns ſelbſt durch unſre Liebe geholfen haben? Das Schickſal hat unſre Kinder aus einander geriſſen; doch unſre Armuth wird uns feſt an einander halten. Wie glücklich iſt Auguſte, daß ſie ihre Schweſter unterſtützen und ihrem Bruder eine frohe Ausſicht eröffnen kann! Würde ſie das können, wenn wir nicht arm wären?“ — Meine Frau nickte freundlich mit dem Kopfe.

In dieſem Augenblicke pochte Jemand an, und es trat ein Officier von unſren Truppen in das Zimmer. (Meine Frau ging hinaus, ſobald ſie nur die Uniform erblickte.) Ich habe, fing der Officier mit einer ſanften Stimme an, einen Auftrag an Sie, Herr Prediger, der mir wehe thut. Ihr älteſter Sohn will Soldat werden. (Ich fing an zu zittern.) Freilich, fuhr er fort, bleibt ein Vater auch Vater eines Kindes, das nicht geräth.

„Wie ſo?" fragte ich zitternd.

Lieber Mann, erwiederte der Officier; Ihr Sohn hat wollen in Preußiſche Dienſte gehen. Wenn er nun einmal dienen will, ſo hat ſein Vaterland die nächſten Rechte auf ihn. Ich habe den Auftrag, ihn abzuholen.

Es war mir, als würde ich vom Blitze getroffen. — Ohne zu antworten, faßte ich nur die Hand des Officiers, hielt ſie feſt, und ſuchte Athem zu ſchöpfen.

Ihr Sohn, fuhr er fort, wird doch einige Kenntniſſe haben, Herr Prediger, und ſo kann er mit der Zeit wohl weiter kommen.

Wenn er, wie ich hoffe, nicht ganz verdorben iſt, ſo . . . —

Hier unterbrach ich ihn mit Heftigkeit: „Verdorben? Mein Sohn iſt die Freude, der Stolz ſeiner Eltern. Er will nicht Soldat werden.“ Der Officier zog ſeine Ordre hervor. Sie heißen doch Bebenroth? . . . Ihr Sohn Karl iſt etwa acht Zoll groß, und hat wollen in Preußiſche Dienſte gehen. Ich wünſchte nicht, daß Sie etwas leugneten, das wir ſchon wiſſen.

„Ja,“ ſagte ich; „er wollte, weil er zu arm war zum Studieren. Jetzt aber zeigen ſich Hoffnungen; und Sie werden doch nicht ſo grauſam ſeyn, die wieder zu zerſtören? O, mein Herr, auf dieſem Sohne beruhet das ganze Glück meiner Familie.“

Das ganze Glück? erwiederte er lächelnd. Der Vater freilich muß ſo ſagen. Aber, Herr Prediger, daß Ihr Sohn ein Wildfang iſt, wiſſen wir ſehr wohl. Ich wünſchte, Sie ließen mich in Güte abmachen, was doch geſchehen müßte, ſelbſt, wenn es ſo wäre, wie Sie ſagen.

Jetzt trat Karl in das Zimmer. Das iſt er? fragte der Officier, und betrachtete ihn ſehr aufmerkſam. Mein Sohn verbeugte ſich; dann aber fragte er: was iſt Ihnen, lieber Vater? Sie ſind außer ſich.

„Dieſer Herr," antwortete ich zitternd, „will dich abholen. Man hält dich für einen ungerathenen Sohn." Der Officier erklärte Karln, was er hier wollte, und zeigte ihm ſeine Ordre. Karl erſchrak heftig. Ja, ſagte er, als er ſich eine Minute lang beſonnen hatte; ich wollte Soldat werden, nicht, mein Herr, als ob ich, wie Sie glauben, ein verächtlicher Menſch wäre, ſondern, weil ich — laſſen Sie mich einmal ſagen, was wahr iſt — weil ich fühlte, daß ich dieſem Stande Ehre machen würde, und weil ich in der Welt gern vorwärts kommen möchte. — Nun denn, junger Mann, ſagte der Officier lächelnd; ſo ſind wir ja Eins.

Das ſind wir nicht, mein Herr; oder — mein Vater müßte einwilligen.

Der Officier fuhr fort mit ihm zu ſprechen, und wurde mit jeder Minute weicher und gütiger, ſo daß ich ſchon das Beſte hoffte. Karl holte endlich ſeine Riſſe. Der Officier küßte ihn, und fliſterte ihm dann etwas zu. Endlich erklärte er mir, in der That ſehr mitleidig, daß er durchaus nicht von ſeiner Ordre abweichen könne. Sie müſſen einen Feind haben, Herr Prediger, ſetzte er hinzu; man hat Ihren Sohn als einen Wüſtling angegeben, der aus Verzweiflung in Preußiſche Dienſte gehen wolle.

„Guter Gott!" rief ich; „nein, ich habe in der weiten Welt keinen Feind."

Sie nicht, mein Vater, ſagte Karl; aber ich habe einen, und kenne ihn. Laſſen Sie uns gefaßt ſeyn! Denken Sie an die Mutter! — Ich erblaßte; denn ſchon jetzt hörte ich ihr Jammergeſchrei. „O, deine Mutter!" ſagte ich, und rang die Hände. Karl wendete ſich wehmüthig an den Officier: Sie hören, mein Herr, wie es hier iſt. Mit meinen Wünſchen vertrüge ſich Ihre Ordre, zumal da Sie mir ſolche Verſprechungen geben; doch — ich habe eine theure Mutter. O, wenn es möglich iſt, ſo laſſen Sie mich! Iſt es möglich?

Leider, nein! ſagte der Officier gerührt. Ich habe die ſtrengſte Ordre, Sie mitzunehmen, wie ich Sie finde.

Nun denn! ſagte Karl. Sie ſtehen vor einem weinenden Vater, und werden nichts Unwahres ſagen. Wiederholen Sie mir in ſeiner Gegenwart Ihre Verſprechungen noch einmal.

Der Officier drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſagte mit einem Tone, worin die Aufrichtigkeit nicht zu verkennen war: ich will dein Vater ſeyn. Verlangſt du noch ein anderes Verſprechen? Du ſollſt zur Artillerie, und nicht als Gemeiner. Ich will für dich ſorgen, als wäreſt du mein Sohn. — In einigen Worten ſagte er uns nun, was er thun wollte.

Ich hoffte jetzt wieder; aber meine Frau jammerte mich. In aller Geſchwindigkeit redete ich daher mit dem Officier ab, daß ſie gar nichts erfahren, und daß vorgegeben werden ſollte, Karl würde als Kondukteur angeſtellt.

Indem wir uns alle Drei die Hand darauf gaben, ſtürzte meine Frau ganz todtenbleich in das Zimmer, und fiel ihrem Sohne halb ohnmächtig in die Arme. Ein Unterofficier hatte mit einigen Mann unſer Haus beſetzt. Meine Frau fragt ihn, und er antwortet rauh: ihr Sohn ſolle zum Regimente abgeholt werden. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, wollte ſie dem Officier zu Füßen fallen, was er aber nicht geſchehen ließ. Er ſchickte ſogleich ſeine Leute weg; erſt dadurch wurde ſie ſo weit beruhigt, daß ſie fähig war, uns anzuhören.

Alle meine Troſtgründe halfen nichts. Endlich ſahen wir einander ſchweigend an; denn wie ſollten wir ihr die Nachricht beibringen, daß Karl ſchon morgen früh fort müſſe! „Wer auch dein Feind ſeyn mag, Karl,“ ſagte ich zuletzt; „ich wünſchte nicht, daß er Zeuge von der Angſt deiner Mutter wäre.“ Jetzt fragte Karl den Officier, ob er wohl noch einmal ausgehen dürfe; und der Officier erlaubte es, als er dem jungen Menſchen ſtarr in die Augen geſehen hatte.

Nun wurden Anſtalten zum Abendeſſen

gemacht, und während der Zeit erklärte ich meinen übrigen Kindern, daß Karl uns verlaſſen würde. Uns allen ſtanden Thränen in den Augen, und niemand aß, ſelbſt der Officier nicht. Karl kam mit gerunzelter Stirn zurück. Der Officier verſprach ihm noch einmal, ſich ſeiner väterlich anzunehmen; doch wir blieben troſtlos, und gingen auch ſo aus einander.

Wir hatten eine ſchreckliche Nacht! — Am Morgen kam unſer Karl ſchon völlig zur Reiſe angekleidet. Wir gaben ihm alles Geld, das wir hatten, und meine Frau drang ihm ein Paar goldene Ohrringe auf, die ihr noch übrig geblieben waren. Der Officier ſchien uns Zeit zum Abſchiednehmen laſſen zu wollen. Endlich kam er, und bat uns ſanft, nicht länger zu zögern. O Gott! rief jetzt meine Frau, mit aufgehobenen Händen: kannſt du gnädig auf eine Welt blicken, in der man einer Mutter ihren Sohn vom Herzen reißt?

Ja, ſagte der Officier mit großer Rührung; ja! er blickt ſegnend auf Mutter und

Sohn, und verzeihet darum den Andern. Auch mich ſieht er gnädig an, weil ich ein Herz für eine ſolche Scene habe.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und des Amtmanns Tochter, Julchen, trat in einem leichten Morgenanzuge raſch in das Zimmer. Sie wollte lächeln; doch es drangen Thränen aus ihren Augen. Karl ergriff ihre Hand, legte ſeine Lippen darauf, und blieb eine lange Minute ſo ſtehen.

Ich weiß Alles, ſagte ſie leiſe. Iſt keine Rettung? — Ich ſchüttelte den Kopf, und drückte ihr die Hand für ihre Theilnahme.

Jetzt! rief Karl ganz freudig, und griff nach ſeinem Hute.

So fremd, Karl? ſagte Julchen zu meinem Erſtaunen. So wollen Sie mich verlaſſen? Ich habe nun nichts mehr zu verbergen. Leben Sie wohl! Mit dieſen Worten breitete ſie die Arme aus, und nun ruhete ſein Mund lange auf dem ihrigen. Julie, wir ſehen uns wieder! rief er endlich mit Entzücken, und verließ ſehr raſch das Zimmer. Der Officier folgte ihm. Meine Frau ging in das Schlafzimmer, für ihren Sohn zu beten; ich ſah ihm mit Thränen in den Augen nach. Wohl hundertmal faßte ich den Entſchluß, ihn zu begleiten; aber durfte ich meine Frau allein laſſen? „Sey ein Mann!" rief ich ihm durch das Fenſter nach. Doch ich ſelbſt war ja keiner; ich vergaß in meinem Schmerze Julien, ließ ſie allein, und ging hinauf in mein kleines Zimmer.

Etwa ſechs Wochen nachher kam Friedleben. Meine Frau ging, ſobald ſie ihn nur ſah, mit Unmuth weg; denn ihm ſchrieb ſie, und nicht ohne Grund, das Unglück unſres Sohnes zu. Er fragte ſogleich nach Karln; und ich erzählte ihm, was geſchehen war, verhehlte ihm auch nicht, daß wir ihn für die Urſache unſeres Grames halten müßten.

Er hörte alles an, ohne mich zu unterbrechen, aber nicht mit ſeinem gewöhnlichen heiteren Geſichte, ſondern mit niedergeſchlagenen Augen. Als ich fertig war, ſagte er ernſt: ich hoffe, wir werden ihn los machen können. Warum ſoll ich nicht geſtehen, daß es meine Schuld iſt? mehr meine Schuld, als Sie wohl glauben! Er ging mit großen Schritten eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann ſagte er in einem unmuthigen Tone: ich bin ein guter Menſch; gewiß, das bin ich. Aber warum iſt mir das nicht genug? Weiß ich denn nicht, daß der Menſch nicht mehr ſeyn kann, und daß er zum Spott wird, wenn er mehr ſeyn will? ... Hätte ich nicht Hoffnung, meinen guten Karl von einem Stande, den ich gewiß nicht liebe, zu befreien: ich würde mir das nie vergeben, was ich gethan habe. Sie ſollen Alles wiſſen. Ich war ein hochmüthiger Thor, und glaubte die Zukunft lenken zu können, weil ich mehr Geld habe, als ich verzehre. Leider habe ich ein falſches Spiel geſpielt. Ich wollte mehr thun, als der Menſch thun ſoll. Ich Thor, ich übermüthiger Thor, bildete mir ein, daß ich bei Ihnen wohl einmal die Rolle der Vorſehung übernehmen könnte, die uns zu verlaſſen ſcheint, eben wenn ſie helfen will.

„Recht!" ſagte ich: „und darum wollten Sie auch ſo unbekannt bleiben, ſo räthſelhaft; darum wiſſen wir ſo wenig von Ihnen.

Das nicht! erwiederte er. Ich habe Ihnen nichts von mir verborgen, was Sie zu erfahren brauchten. Das meine ich nicht, ſondern . . . Sie wiſſen, wie ich Sie kennen lernte. Gleich am erſten Abend liebte ich Sie und Ihre ganze Familie, weil mir ſelten ſo einfache, herzliche Menſchen vorgekommen waren. Ich bin reich, vielleicht zu reich. Aber ich wollte Sie nicht wohlhabend machen, weil Sie glücklich waren, ſo glücklich als Menſchen es ſeyn können. Doch zutreten, wenn der Mangel drückend würde, und mit Ihnen Alles theilen, wenn es Noth thäte: das wollte ich. Ich bin vorſichtig geworden; große Geldſummen machen eben ſo leicht Unglückliche, als Glückliche. Um Eliſabeth auszuſteuern, ſchenkte ich Auguſten Perlen; denn ob ſie gleich ein wenig eitel war, ſo trauete ich ihrem Herzen doch zu, daß ſie den Schmuck ſo anwenden würde, wie ich es wünſchte. Sie that es; und als Sie es mir erzählten, dachte ich: o, in den Händen dieſer Menſchen wird alles zu Segen. Die Güte, die Unſchuld Ihrer Familie verführte mich. Ich dachte nur an ihre Herzen, und nicht an die unſichtbare Hand, welche die Weisheit der Menſchen ſo oft zur Thorheit macht.

„Wie verſtehen Sie das?” fragte ich.

Das ſollen Sie hören. Pahlen iſt ein guter Menſch; doch — ich ſah, daß er durch ſeine Eitelkeit, durch ſein Vertrauen auf leere Hoffnungen Ihre Eliſabeth unglücklich machen würde. Nun wollte ich ihn von der verderblichen Eitelkeit heilen, und ihn ſein Glück in dem einfachen, beſcheidenen und beſchränkten Landleben finden lehren. Recht gut! Aber damit Eliſabeth gewinnen ſollte, ſetzte ich Ihr und Ihrer Kinder Glück auf's Spiel. . . . Sie unterſtützten Eliſabeth, und gaben ihr, um Pahlens Eitelkeit zu befriedigen, Alles, was Sie hatten, ſelbſt das, was für Karln zum Studieren beſtimmt war. Auguſte wurde Gouvernante, damit Pahlen verſchwenden könnte. Das Alles reichte, wie ich wohl wußte, noch immer nicht hin. Nun, wenn Sie endlich ganz arm wären, wollte ich vor Pahlen hintreten — ich dachte ordentlich mit

Vergnügen an die Stunde, da ich ſein Herz in die Preſſe nehmen würde — ich wollte vor ihn hintreten, und ſagen: ſo weit haſt du es gebracht! Eine achtenswerthe Familie iſt durch deine Schuld in Armuth und Mangel; dein Schwager, ein ſehr edler, talentvoller Jüngling, ſteht in Gefahr, ein verlorner Menſch zu werden, weil du das Geld, wovon er auf einer Univerſität ſtudieren ſollte, für Tapeten, Kleider und Hausgeräth ausgabſt; die Schweſter deiner Frau mußte unter fremden Menſchen leben, und das ſauer von ihr verdiente Geld verſchwendeteſt du für elenden Tand. Sie Alle arbeiteten für dich, brachten dir Opfer. Und was thateſt du? Du machteſt ſie unglücklich! . . . Nun werden Sie, denke ich, einſehen, was ich wollte. Darum machte ich Ihnen gar keine Hoffnung, daß Karl ſtudieren könnte. Ich rechnete darauf, daß mein Plan auch der Plan der Vorſehung ſeyn ſollte. Du haſt, dachte ich, mit edlen Menſchen zu thun. Ich vergaß aber, daß der Menſch die Zukunft nicht in ſeiner Gewalt hat. Mit Einem

Worte: der Plan war zu künſtlich, um nicht ſo etwas von Egoismus zu haben. Und das Schlimmſte iſt, daß mich der Himmel ſchon in ein Paar ähnlichen Fällen gezüchtigt hat.

So ſehr auch in einem andern Falle Friedlebens künſtlicher Plan, weil er ganz auf Menſchenkenntniß berechnet war, meinen Beifall gehabt haben würde, ſo konnte ich jetzt doch nur den Kopf dazu ſchütteln. „Der arme Junge!" ſeufzte ich; „und er hatte Sie ſo lieb!" Dieſer Vorwurf ſchmerzte ihn. Ich hoffe, ſagte er, alles wieder gut machen zu können. Wohin iſt er gebracht? — Das wußte ich nicht; Karl hatte nur verſprochen, zu ſchreiben, ſobald der Ort ſeines Aufenthaltes beſtimmt wäre. Friedleben, der ſchon nach ſeinem Hute gegriffen hatte, warf ihn unmuthig wieder hin, und blieb den ganzen Abend verdrießlich.

Die Geduld, mit der er die Vorwürfe und Sticheleien meiner Frau ertrug, verſöhnte mich wieder mit ihm. Ich erzählte meiner Frau, ſobald er zu Bette war, was ſein Plan geweſen wäre; aber anſtatt ihn dadurch bei ihr zu rechtfertigen, ſprach ich ſein Verdammungsurtheil. O, der abſcheuliche Mann! rief ſie zornig. Alſo deshalb ließ er uns ohne Hülfe? Um Pahlen recht wehe zu thun, that er uns wehe?

„Bedenke doch, liebe Frau!“ unterbrach ich ſie: „wir hatten ja kein Recht, von ihm zu verlangen, daß er Geld zu Karls Studieren hergeben ſollte.“

Das hatten wir freilich nicht; auch würden wir nie etwas von ihm gefodert haben. Aber hatte er denn das Recht, unſerer Kinder Glück auf's Spiel zu ſetzen? Hatte er das Recht, Pahlen zu demüthigen?

„Ich bitte dich, liebe Frau, ſprich leiſer! Er ſchläft ja dicht hier neben, und kann jede Sylbe hören!“

Mag er doch! Oder ſoll er nicht hören, wie eine Mutter jammert, der ihre Kinder entriſſen werden?

„Liebſte Frau, beſinne dich! Würde es uns denn anders gegangen ſeyn, wenn wir ihn auch gar nicht gekannt hätten? Hat er uns denn etwas zu leide gethan?“

Freilich hat er das. Der Einfall mit dem Soldatenſtande rührt von ihm her. Und wenn das auch nicht wäre — ohne ihn würde alles anders gegangen ſeyn. Wir hätten mehr Vertrauen auf Gott gehabt, und in dieſem Vertrauen gewagt, was wir nun nicht wagten, weil Er ſich hinein miſchte und ſich unſer Vertrauen zu erwerben wußte. Und kann er denn wohl ſagen, daß Karl verhungert ſeyn würde, wenn wir ihn nach Halle geſchickt hätten, wo ihm der Herr von Heerbruch nützlich ſeyn wollte? Kann er das? Hätte Gott uns fallen laſſen, um Pahlen zu beſſern, ſo war es ganz etwas Anderes. Der konnte wieder helfen! Aber daß ein Menſch ſo mit uns umgehen, ſo der liebe Gott ſeyn will . . .!

„Liebe Frau, das iſt ja das höchſte Ziel der Menſchen!“

Hochmüthiger Menſchen! die ihre Hand in Allem haben wollen; die ſich einbilden, hinterher alles mit einer Hand voll Gold wieder gut machen zu können. Kann er mir meine Thränen, meine Angſt bezahlen? . . .

Gott weiß, wozu die Thränen gut ſind, die er mich weinen läßt; aber weiß das ein Menſch? Sag du, was du willſt: Friedleben hat es mit uns gemacht, wie jener Hofmeiſter, der den Spielkameraden des Dauphin peitſchte, wenn der Prinz einen Fehler begangen hatte; und das war unmenſchlich!

Jetzt hörte ich ein Geräuſch in der Kammer, wo Friedleben ſchlief. Meine Frau ſprach weiter; als aber ein Finger leiſe an die Thür klopfte, ſchwieg ſie. Die Thür öffnete ſich; Friedleben ſteckte den Kopf herein, und ſagte mit ſanfter Stimme: Mutterchen, ich habe kein Kopfküſſen bekommen. Meine Frau änderte augenblicklich Ton, Geſicht und alles. Kein Kopfküſſen? Ei, wie iſt denn das zugegangen! Nehmen Sie es nur ja nicht übel.

Nicht doch, Mütterchen. Sie leihen mir wohl für dieſe Nacht das Ihrige?

Von Herzen gern, wenn Sie Sich damit behelfen wollen, antwortete ſie freundlich.

Gute Frau! ſagte Friedleben zärtlich: dieſen Kopf, der Ihnen ſo weh gethan hat, wollen Sie ſanft betten; und dies Herz, das Sie liebt, legen Sie in Dornen! Aber thun Sie es nur, fahren Sie fort mich zu ſchelten; ich habe es verdient. Auf dieſes Küſſen mögen wohl Thränen gefallen ſeyn, die ich Ihnen ausgepreßt habe; und es iſt eine gerechte Strafe, daß ich meine Augen auf eben die Stelle lege, wohin Ihre Thränen gefloſſen ſind.

Meine Frau lächelte und erröthete vor Verlegenheit. Sie haben Recht, hob Friedleben wieder an. Ich nahm mir heraus, Ihr Schickſal zu leiten. Mein Herz that es nicht; aber mein Kopf! . . . Ich wollte, Sie gäben mir zu dem Kopfküſſen da auch eine gute Nacht, liebe Mutter. Das Beiſpiel mit dem Dauphin war ein wenig hart; aber es hat mir eingeleuchtet.

War es das? fragte ſie mitleidig.

Sehr! Sie haben mich da ſo arg in die Preſſe genommen, wie ich es beinahe mit Pahlen nicht im Sinne hatte. Nun, ich ſage Ihnen, Karl ſoll los kommen. Doch, da überhebe ich mich ſchon wieder! Auguſte ſoll bald hier ſeyn. Pahlen wollen wir ein wenig die Wahrheit ſagen; und kann er nicht ohne das Flitterwerk leben, ſo ſoll doch niemand weiter darunter leiden.

Meine Frau fiel ihm hier, Theils aus Mitleiden, Theils wegen der ſchönen Hoffnungen, die er uns gab, um den Hals, und alles war vergeſſen. Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo ſagte ſie: er iſt doch kein böſer Mann! Gut gemeint hat er es am Ende; und haben wir nur Karln erſt wieder, ſo will ich ihm recht herzlich danken, wenn er Pahlen beſſert.

„Gut gemeint, liebe Frau: daran halte ich mich. Den Kopf kann ich allenfalls überſehen, ob es gleich beſſer iſt, wenn er nichts Unrechtes angiebt. Das Herz iſt das Vornehmſte am Menſchen: den Kopf brauchen wir nur zum Leben, das Herz zum Sterben.“ —

Am folgenden Morgen war Friedleben wieder finſter. Ich mußte ihm den ganzen Vorfall mit Karln noch einmal erzählen. Er ſtutzte, als er jetzt erfuhr, daß des Amtmanns Tochter zu uns gekommen war, und erkundigte ſich auf das genaueſte nach dem Charakter des Mädchens; auch wollte er wiſſen, zu welcher Zeit ſie wohl ſpazieren zu gehen pflegte. Daß Karl ſie liebte und von ihr geliebt wurde, ſchien uns Allen ausgemacht; doch wie er mit ihr bekannt geworden war, das blieb uns unbegreiflich. Indeß gefiel dieſe Liebe mir und meiner Frau gar nicht, da wir wußten, daß Julchens Vater auf einen vornehmen, und die Mutter auf einen reichen Mann für ihre Tochter rechneten.

Friedleben ſchwieg; er durchſuchte nur Karls Papiere, fand aber weiter nichts, als ein Paar Entwürfe zu Briefen, die Karl an Julchen geſchrieben hatte, und aus denen wir nun mit Schrecken ſahen, daß der Amtmann Schenk durch meine ehemalige Geliebte, die Frau Buchhalterin, die Liebe ſeiner Tochter erfahren hatte. Es wurde in dieſen Briefen auch von Soldaten geredet, als ob der Amtmann auf dieſe Art ſeine Rache zu nehmen gedächte. Jetzt war uns alles deutlich; der Amtmann hatte Karln als einen Taugenichts angegeben, der in fremde Dienſte gehen wolle. In dieſem Augenblicke wurde er mir mit ſeinem ganzen Hauſe fürchterlich, und ich wünſchte mich weit von dem Dorfe weg, worin ich mit ihm wohnen mußte.

Ach! jammerte meine Frau; Karl iſt verloren! Wir ſehen ihn nicht wieder! Und ich bin Schuld daran. O, hätte ich doch dem Unmenſchen nie ſeine Livree vorgeworfen! — Friedleben ſprang raſch auf, und fragte: iſt denn dieſer Menſch allmächtig, daß ſie Beide ſo vor ihm zittern? (Auch ich ging nehmlich nach dieſen Aufklärungen ganz ohne Troſt umher.) Werden denn nicht ehrliche Leute, wie wir, eben ſo viel ausrichten können, als dieſes Geſindel?

Sein Schwager, ſagte meine Frau, iſt Rath. — „Und der Onkel ſeiner Frau," ſetzte ich hinzu, „hat überall ſeinen Anhang, in jedem Landes-Kollegium. Es iſt der reiche Kammerrath!"

Ich, erwiederte Friedleben, — ich bin weder Rath noch Kammerrath, und in keinem

Landes-Kollegio iſt nur ein Schreiber, der mein Freund wäre; doch ich habe ein Herz ohne Furcht und Scheu, und damit kann man weit kommen. Will aber alles nicht helfen, ſo haben wir noch Gott, und am Ende das Grab und die Ewigkeit, das gerechte Oberappellations-Gericht aller Bedrückten. — Wenn ich nur erſt wüßte, wo Karl wäre!

Endlich kam ein Brief von Karln. Es ging ihm wohl; der Officier, welcher ihn abgeholt hatte, war ihm ſehr nützlich geweſen. „Ich genieße," ſchrieb er, „allgemeiner Achtung, die mir aber nicht meine Kenntniſſe verſchafft haben, ſondern der Umſtand, daß mein Beſchützer mich zu einem Mittagseſſen einlud. Man behandelt mich, wie mehrere junge Leute von meinem Stande, ſehr wohl. Noch bin ich bei keinem Regimente, ſondern übe mich bloß praktiſch in der Artillerie-Wiſſenſchaft. Der Schutz meines Freundes muß kräftig gewirkt haben; denn mir war ein hartes Schickſal zugedacht. Aus mancherlei Aeußerungen kann ich ſchließen, daß meine Kenntniſſe (die ich jetzt Friedleben nicht genung verdanken kann) mir den Schutz meines edlen Freundes, und durch ihn auch das Wohlwollen des alten Generals B** erworben haben; deſſen Söhne ich, ſo lange ich hier bin, in der Mathematik und im Engliſchen unterrichte. Meine Feinde ſind nun verlegen geworden, obgleich nicht unſchlüſſig mir zu ſchaden. Man würde mich gewiß als Gemeinen unter ein Infanterie-Regiment geſteckt haben, wenn der alte General nicht gedrohet hätte, ſich meinetwegen gerade an den König zu wenden. Ich bin noch hier, ſoll aber fort; man iſt nur noch ungewiß, wohin ich ſoll. Dem Bruder meines Beſchützers, einem vortrefflichen Officier, hat man mich abgeſchlagen; er will es aber noch durchſetzen, mich zu bekommen. Ich habe bedeutende Feinde, ſagt man mir von allen Seiten; und ich lächle dazu. Was mich ſo ruhig macht, iſt die Genügſamkeit, an die Sie mich von Jugend auf gewöhnt haben, und der Glaube an die Treue guter Menſchen.“

„Antworten Sie mir noch nicht, lieber Vater; denn ich zweifle, ob ich nur noch einige Tage hier ſeyn werde. Ihr Brief würde alſo ſchwerlich in meine Hände kommen.“

Friedleben drang darauf, daß ich ſogleich antworten ſollte, und auch er ſelbſt ſchrieb auf der Stelle an Karln. Unſre Briefe wurden an Karls Freund adreſſirt, und ſchon nach einigen Tagen kam die Antwort. Mein Sohn war noch immer in der vorigen Ungewißheit. „Wenn Herr Friedleben noch bei Ihnen iſt,“ ſchrieb er mir, „ſo ſagen Sie ihm, daß es mir ſchwer wird, ihm zu gehorchen. Ich habe ſeinen Hamburger Wechſel erhalten, und mir die Summe auszahlen laſſen. Gerade durch einen der Aufſeher, die mich beobachten, ließ ich ihn dem Banquier präſentiren; alſo darf ich darauf rechnen, daß es nicht unbekannt bleiben wird. Ich wußte mit dem Gelde nichts weiter anzufangen, als daß ich mich gut kleidete, und den ärmern Familien meiner Kameraden etwas ſchenkte.“

Ich drückte Friedleben, mit Thränen in den Augen, die Hand. Hm! ſagte er; eine armſelige Kleinigkeit. Ich möchte das Volk, das auf ſein Geld pocht, gern ein wenig in Verlegenheit ſetzen. Meine Meinung war, er ſollte ſich einen Bedienten halten, und ein Paar Pferde anſchaffen. Glauben Sie mir, das Volk, das ihn unglücklich machen will, würde nicht wenig erſchrocken ſeyn, wenn dann noch dazu von Hamburg ein Kreditbrief für ihn auf zehntauſend Thaler angekommen wäre, um den ich ſchon vorläufig geſchrieben habe.

„Um des Himmels willen!“ rief ich erſtaunt. „So viel Geld in den Händen eines jungen Menſchen!“

Was wäre dabei zu fürchten? Es ſollte Aufſehen machen, und Karl würde ſich die Summe nie auszahlen laſſen.

„Lieber Freund,“ ſagte ich mit Kopfſchütteln: „ich weiß nicht, woher Sie den Muth nehmen, unſern Feinden ſo zu trotzen? Ich möchte mich gern mit meiner Familie in die tiefſte Einſamkeit verbergen, um nur nicht mehr von ihnen bemerkt zu werden; und Sie fodern die Feinde ordentlich auf! Iſt das nicht Uebermuth?

Sie haben wieder Recht, ſagte Friedleben. Am Ende werde ich Sie noch um Ihre tugendhafte Armuth beneiden, weil das Geld mich hochmüthig und herrſchſüchtig macht. . . . Morgen wollen wir zu Karln. Ich hoffe, Sie ſollen ihn wieder bekommen.

Der Abſchied.

Mit großer Freude ſetzten wir, ich und meine Frau, uns mit Friedleben in einen Wagen, den er beſtellt hatte, und waren nach zwei Tagen in Hannover. Friedleben ging aus, um ſich zu erkundigen, wo Karl wäre, und wie er losgemacht werden könnte. Erſt gegen Abend kam er wieder, und nun ſah ich zum erſten Male den Ausdruck der Angſt in ſeinem Geſichte. Er faßte meine Frau und mich bei der Hand, und ſagte mit ſchmerzlichen Tönen: er iſt nicht mehr hier! Aber, wo er auch ſeyn mag, er bleibt in der Hand Gottes!

Dieſe bedeutenden Worte machten mich ſehr ängſtlich. Ich fragte zitternd: „er lebt doch, und es geht ihm wohl?“

Er iſt in Stade, antwortete Friedleben furchtſam. —

Ich bitte Sie, rief meine Frau; ſagen Sie nur Alles auf einmal: denn Ihr Geſicht verkündigt nichts als Unglück.

Ja! ſtieß er jetzt in der Angſt heraus: Sie ſollen das hölliſche Gewebe kennen lernen. Karl liebt des Amtmanns Tochter; die Buchhalterin entdeckt das, und verräth es. Der Vater verlangt von Julchen, dieſer Liebe zu entſagen. Sie bleibt ſtandhaft, und man ſchweigt, weil man nichts zu thun weiß. Endlich erfährt man aus Karls Briefen, die man der Tochter nimmt, daß er ſein Glück im Militair zu finden hofft. Das nützt man hier in Hannover; und nun wird er aus Ihrem Hauſe weggeholt. Die ſtolze, reiche Familie glaubt nicht ſicher zu ſeyn, ſo lange Karl noch unter Einem Himmel mit ſeiner Geliebten athmet, beſonders da ſich Beſchützer finden, die ſich ſeiner annehmen.

Ich ſeufzte. Friedleben drückte zitternd meine Hand, und fuhr in Abſätzen fort: er iſt . . . als Unterofficier angeſtellt. Sein Regiment . . . ſoll nach Madras.

O, du barmherziger Gott! rief ich aus, und wendete meine Arme nach meiner Frau hin, um ſie aufzufangen, wenn ſie bei dieſem fürchterlichen Namen zu Boden fallen wollte. Sie blieb aber ruhig ſitzen, und fragte nur ein wenig beſorgt: iſt es denn in Madras ſo ſchlimm?

Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihr zu ſagen, daß Madras in Oſtindien läge. „So ſchlimm eben nicht, liebe Frau!“ ſagte ich. „Der Ort hat, ſo viel ich weiß, geſunde Luft, und Gott iſt da, wie überall. Etwas weiter als Stade, liegt es freilich von uns.“

„Alſo loskommen wird er nicht? fragte ſie. Wir ſchüttelten Beide den Kopf. Nun, hob ſie wieder an; es iſt jetzt kein Krieg, und Gott wird uns ja auch davor bewahren. Ich hoffe alles Gute; denn mir träumte dieſe Nacht . . . . —

Unmöglich konnte ich ſie ihren Traum erzählen laſſen; es hätte Ihrem Herzen neue Hoffnungen gegeben, und ich ſah nicht ein, wie wir ſie in dem Irrthume erhalten wollten, daß Madras einige Meilen hinter Stade läge. „Liebe Frau,“ unterbrach ich ſie; „es iſt ein Unglück für uns, dein Traum mag ſo ſchön geweſen ſeyn, als er will. Du weißt ja, wie weh Hoffnungen thun, die nicht erfüllt werden." Sie lächelte. Ja, es iſt ein Unglück; aber ob er in Madras oder in Stade Soldat ſeyn muß, das läuft auf Eins hinaus. Wie weit iſt es denn von hier? — Wir ſagten Beide in großer Verlegenheit: recht genau weiß ich es nicht.

Verſchwiegen konnte es ihr nicht bleiben, das wußten wir; und doch zögerten wir Beide, ihr den wohlthätigen Irrthum zu nehmen. Sie lächelte, und das verdoppelte meinen Schmerz. Ich mußte einen Augenblick mit Friedleben allein ſeyn, und bat daher meine Frau, ſie möchte draußen etwas beſtellen. Kaum war ſie vor der Thür, ſo hörte ich ſie fragen: Herr Wirth, wie weit iſt denn Madras von hier?

Hören Sie? rief ich Friedleben zu, und ſprang hinaus. Meine Frau war todtenbleich, und ſchwankte an meinem Arm in das Zimmer. „Etwa zwei tauſend Meilen; es liegt in Oſtindien," hatte der Wirth ihr geantwortet.

Es währte lange, ehe ſie ſich wieder ein wenig erholte, und nun mahlte ſie das Unglück ihres Sohnes mit Allem aus, was ihr die Phantaſie nur darbot. Sie ſuchte das Schrecklichſte aus allen Welttheilen zuſammen, Erdbeben, Peſt und reißende Thiere; ja, ſie verſetzte Kanibalen nach Oſtindien. — Da wir ſie einmal über die Entfernung von Madras getäuſcht hatten, ſo wollte ſie uns jetzt auch das wirklich Wahre nicht glauben. Sie ſah ihren Sohn ſchon auf einem Weſerkahne (ſo dachte ſie ſich ein Seeſchiff) mitten in dem Weltmeere verſinken, oder, wenn er denn ja ſeinen Beſtimmungsort erreichte, ihn bald von Kanibalen erſchlagen.

Ich bin ſelbſt da geweſen, ſagte Friedleben endlich, um ſie zu unterbrechen. Er fing an von der Reiſe und von dem Lande zu erzählen. Meine Frau hörte zwar zu; doch ihre Angſt wurde immer größer, da ſie nun einiger Maßen einen Begriff von der unermeßlichen Größe des Weltmeeres bekam, deſſen Umfang ſie ſich bisher vielleicht einige Tagereiſen groß gedacht hatte. Nun war, glaubte ſie, keine Rettung mehr für Karln. Ein Kahn voll Menſchen auf dieſem unermeßlichen Meere! und Thurm-hohe Wellen, die darüber hinſchlagen! — Wir machten ihr eine Beſchreibung von einem Seeſchiffe; die erklärte ſie aber geradezu für eine Fabel.

„Du wirſt es ſehen,“ ſagte ich am Ende ungeduldig; „wir reiſen nach Stade.“ Friedleben ſah mich an, und ſchüttelte faſt unmerklich den Kopf, um mir einen Wink zu geben; ich fuhr aber fort: „wir reiſen nach Stade; und ſollten wir uns auch hin betteln.“ Sie ſprang auf, fiel mir um den Hals, und ſagte: ja, ich muß meinen Karl noch einmal ſehen!

„Das ſollſt du, liebe Frau; das ſollſt du! Und dann wirſt du dich mit deinen eignen Augen überzeugen, daß ein Seeſchiff etwas Andres iſt, als ein Weſerkahn.“

Friedleben ſchüttelte noch immer den Kopf; doch endlich ſagte er: nun, meinethalben! und ſogleich war meine Frau in der Kammer, um einzupacken. „Sie hat keinen Begriff von einem Schiffe,“ ſagte ich; „wenn ſie den bekommt, ſo wird ſie ruhiger werden.“

Haben Sie je das Meer geſehen?

„Nein."

Ihre Frau denkt ſich die Wellen wie Thürme; ſo hoch ſind ſie wohl eben nicht.

„Nun, um ſo eher wird es ſie beruhigen."

Das gebe Gott! Ich zweifle aber. Das Meer iſt ein furchtbarer Anblick; furchtbarer, als die Phantaſie ſich etwas denken kann. Es iſt ein Bild der Unermeßlichkeit. Wenn ſie es geſehen hat, wird ihr auch das ſtärkſte Schiff ein elender Fiſchernachen ſcheinen.

„Aber," fragte ich mit Angſt; „iſt denn mein Sohn nicht ſterblich? Wir müſſen ihn noch einmal ſehen; und bräche uns der Abſchied von ihm das Herz — ja, wir müſſen ihn ſehen! Er iſt unſer Sohn; ich darf ihn nicht um den Troſt bringen, noch einmal an dem Herzen geweint zu haben, unter dem er gelegen hat. Friedleben, Sie können unmöglich Vater ſeyn!"

Ich bin es nicht, ſagte er gerührt. . . . Nun, Sie ſollen ihn ſehen, und, was ein Menſch kann, das will ich für ihn thun.

Wir reiſten noch denſelben Abend ab, und kamen ohne Unfall nach Stade. Friedleben ging ſogleich aus, ſich nach unſerm Sohne zu erkundigen; wir Eltern blieben im Wirthshauſe, und zitterten vor Verlangen nach ihm. Etwa nach einer halben Stunde trat er an Friedlebens Hand in das Zimmer. Mein Karl! rief die Mutter; und er lag an ihrem Herzen.

Wir hatten ihn jetzt ungefähr ſeit drittehalb Monaten nicht geſehen. Es ſchien uns, als wäre er in dieſer Zeit größer geworden, und zu unſrer Freude glühete ſein Geſicht von Geſundheit. Die Uniform kleidete ihn gut; hätte nicht die böſe Reiſe nach Oſtindien alles verdorben, ſo würde mir ſein Anblick großes Vergnügen gemacht haben.

Ich bemerkte deutlich, daß Friedleben ihn zu ſeiner Rolle vorbereitet hatte; doch war die Freude, mit der er von ſeiner Reiſe nach einem ſo entfernten Lande ſprach, nicht ganz erkünſtelt. Seine Heiterkeit machte auch mich wieder heiter, zumal da er uns etwas Näheres von ſeinen Umſtänden erzählte, die wirklich ſehr vortheilhaft waren. Er hatte von ſeinem Kapitain, dem Bruder ſeines Beſchützers, das Verſprechen, zu avanciren, und durch Friedlebens anſehnliches Geſchenk war er in Stand geſetzt worden, ſich viele Bequemlichkeiten zu verſchaffen.

Friedleben verließ uns bald, damit wir den ganzen Abend mit Karln allein ſeyn könnten. Meine Frau wurde wieder ganz muthig, beſonders da der Wirth des Gaſthofes ihr verſicherte, daß es mit der Reiſe nach Madras ſo gar viel nicht auf ſich hätte. Der Mann war mehrere Male in Oſtindien geweſen, und wußte nicht zu begreifen, wie man das Meer gefährlicher finden könne, als das feſte Land. Er benahm meiner Frau auch ihre Vorſtellungen von Menſchenfreſſern, von Erdbeben und allen übrigen Schrecken, die ihre Phantaſie geſchaffen hatte.

Karl erhielt von ſeinem Kapitain Erlaubniß, bis zur Abfahrt bei uns bleiben zu dürfen. Friedleben ließ ſich vor Geſchäftigkeit wenig bei uns ſehen. Er reiſte auf einige Tage nach Hamburg, ſchrieb Briefe, kaufte ein, und ſtellte kleine Gaſtereien an, zu denen er Karls Officiere einlud. Zwei Tage vor der Abfahrt gab er Karln eine Menge Empfehlungsſchreiben und Kreditbriefe an die vornehmſten Handlungshäuſer in den Engliſch-Oſtindiſchen Beſitzungen. Er verſah ihn überflüßig mit Geld, ließ ein Paar Kiſten mit Europäiſchen Waaren für ihn einſchiffen, und rieth ihm übrigens, ſich unterweges alle nautiſche Kenntniſſe zu erwerben. Der Kapitain des Schiffes, auf dem Karl die Fahrt machen ſollte, Herr Elsworth, war glücklicher Weiſe Friedlebens Freund, (wie denn dieſer in Hamburg und allen Seeſtädten eine Menge Bekanntſchaften zu haben ſchien). Er verſprach, als er einmal bei uns aß, väterlich für Karln zu ſorgen, und ſetzte, mit einem Blicke auf Friedleben, hinzu: es müßte doch ſchlimm gehen, wenn wir ihn nicht in den Dienſt der Kompagnie brächten. Alles um uns her war muthig und heiter, gab uns die beſten Hoffnungen, und wünſchte uns Glück; dadurch wurde ſogar meine Frau wieder muthig.

Endlich ſollten die Schiffe anlegen. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es zuging, daß wir noch gar nicht darauf gefallen waren, ſie zu ſehen. Kapitain Elsworth lud mich und meine Frau auf das ſeinige ein, und wir fuhren dahin. Friedleben unterhielt unterweges meine Frau in Einem fort, und ſehr eifrig, wahrſcheinlich damit ſie keinen Blick auf die große Waſſerfläche werfen ſollte, die von der Höhe herunter zu überſehen war. Wir befanden uns bald im Schiffe, und Elsworth führte meine Frau überall darin umher, wobei er mit großer Ruhmredigkeit von deſſen Feſtigkeit und Stärke ſprach.

Ich glaube nicht, ſagte mir meine Frau mit einem Händedrucke, daß Wind und Wellen einem ſolchen Schiffe etwas anhaben können.

„Beſonders, liebe Frau, wenn das Gebet frommer Eltern für einen guten, edeln Sohn es begleitet.“

Das meine ich eben, lieber Mann; ob ich es gleich heute recht gern hörte, als Herr Elsworth ſagte: er wollte mit dem Schiffe auch dem Teufel trotzen. Du weißt, ich kann das Fluchen ſonſt nicht leiden; aber in dieſem war doch etwas Beruhigendes, ſo gut wie in deinen Worten, daß unſre Gebete das Schiff begleiten werden.

Friedleben führte mich auf die andere Seite des Schiffes, wo man die Ausſicht in das Meer hin hatte, und öffnete eine von den Luken, welche auf dieſer Seite alle verſchloſſen waren, damit meine Frau nicht hinausſehen ſollte. An der Landſpitze ſchäumten die Wellen; und wo ſie ſich an den Sandbänken brachen, die hier ſich weit hin erſtrecken, ſtürzten ſie wie Berge über einander her. Hinten ſchloß der Himmel oder das Meer (nichts trennte beide) die graue Unermeßlichkeit. Die Sonne, die zuweilen hinter Wolken hervorbrach, warf tauſend zückende Blitze auf die Spitzen der Wellen, und beleuchtete an dem fernen Himmel die Segel eines daher fliegenden Schiffes.

Es überfiel mich ein Grauen, und ein ſegelndes Schiff, das ſo eben um die Landſpitze bog und auf den unſteten Wellen daher taumelte, ſchien mir in der größten Gefahr zu ſeyn. Ich erwartete mit gepreßter Bruſt jeden Augenblick, daß es verſinken würde. „O Gott!“ ſeufzte ich: „ſehen Sie! das Schiff wird von den Wellen verſchlungen!“ Friedleben ſagte lächelnd: ſeyn Sie ohne Sorgen; hier iſt nichts in Gefahr. Dieſen ruhigen windſtillen Tag haben wir eben gewählt, um Ihrer Frau das Schiff zu zeigen. Auch Sie dürften es, merke ich wohl, nicht ſehen, wenn ein friſcher Wind ginge.

Ich äußerte meine Verwunderung. „Aber,“ ſagte ich, „geht es mir mit dem Leben anders? Vorher hielt ich meine ruhigen Tage oft für ſtürmiſch, weil ich den Sturm noch nicht kannte. Jetzt aber . . .“ Ich hob meine Hände gefaltet auf. Friedleben umfaßte mich, und ſagte: ſey nicht undankbar, guter Menſch! Gott behüte dich vor wirklichen Stürmen des Lebens! Er laſſe dich nie vor einem deiner Kinder ſtehen, das nicht die Laſt eines Unglücks, ſondern ein Verbrechen auf dem Herzen trägt. Du kannſt deinen Sohn an die Bruſt drücken, und ſagen:

Gott erhalte dich ſo! Wer das ſagen kann . . .

„Gott ſey gelobt! das kann ich! Und wenn Karl wiederkommt; wenn ich ihm zurufe: willkommen an der Bruſt . . .“

Willkommen! riefen auf einmal nahe bei uns wohl hundert Stimmen. Das Schiff, für welches ich beſorgt geweſen war, legte an, und in dem Augenblicke erhellte das volle Sonnenlicht die graue Weite. Ich ſah, wie Menſchen vom Ufer abſtießen, und wie die auf dem Schiffe den Ankommenden die Arme entgegen ſtreckten. Dieſer Auftritt, der mir eine glückliche Vorbedeutung ſchien, machte mein Herz ſtark. Ich ging in die Kajüte, wo mein Sohn war, und ſagte: „reiſe mit Gott, mein Sohn! Ich weiß, er wird dich erhalten. . . . Laß ihn reiſen, liebe Frau! wir ſehen ihn wieder!“ — Sie umfaßte ihren Sohn, und in dieſem Augenblicke ſagte der Kapitain: es iſt gut, daß Sie Lebewohl ſagen. Dieſen Abend werden die Truppen eingeſchifft; und morgen denk' ich in offner See zu ſeyn.

Friedleben nahm meinen Sohn bei Seite, ſprach noch lange mit ihm, und führte ihn dann zu Herrn Elsworth. Jetzt hörten wir vom Ufer her Trommeln und Hoboen, und es regte ſich Alles auf dem Schiffe. Meine Frau hatte nur noch Zeit, ihren Karl zum letzten Male an ihr Herz zu drücken. Die Matroſen riefen ſchon ihr Huſſah, und Elsworth trieb uns, in das Boot zu ſteigen. Wir waren am Ufer, ehe wir uns hatten beſinnen können. Friedleben bat uns, allein in die Stadt zurückzukehren und ihn da zu erwarten; er ſelbſt wollte Karln noch bis über die Dünen hinaus begleiten, und ſtieg in ein Boot, um wieder nach dem Schiffe hin zu fahren.

Da ſtanden wir nun einſam, verlaſſen, am Ufer, und ſahen die Truppen einſchiffen. Ich wollte meine Frau bereden, ſich in den Wagen zu ſetzen; ſie ſagte aber laut weinend: nein, ich bleibe hier; er wird uns noch einmal zuwinken! Sie glaubte jeden Augenblick, Karln auf dem Verdecke zu ſehen, und ihr Schluchzen wurde ſtärker. Ein Fremder fragte theilnehmend, warum ſie weinte. Sie antwortete (nie ſind Worte ſo tief in meine Seele gedrungen): o, mein Sohn! Selbſt der Fremde wurde durch dieſen Ausruf bis zu Thränen gerührt. Nach einer langen Pauſe ſagte er: hier werden Sie nichts mehr ſehen. Das dauert bis ſpät Abends, und in der Nacht geht es fort. Aber etwa fünf Meilen von hier an der Landſpitze legen die Schiffe vielleicht noch einmal an. Es wäre möglich, daß Sie Ihren Sohn da noch einmal zu ſehen bekämen.

O, ich muß hin! rief meine Frau, und eilte zu dem Wagen. Unſer Kutſcher kannte die Gegend ſehr wohl, und war ſogleich bereit, uns hinzufahren. In einem Dorfe, das dicht am Ufer liegt, hielten wir an, und der Kutſcher führte uns, ſobald er ſeine Pferde untergebracht hatte, auf einen Hügel, auf dem ein Paar Eichen ſtanden. Ich erſchrak, meiner Frau wegen, als ich ſah, daß hier eine freie Ausſicht auf das Meer hin war. Es erhob ſich ein kühler Wind aus Weſten, und die See, oder die Mündung des Fluſſes, fing an ſich zu kräuſeln. Jetzt ſaß meine Frau ganz kraftlos da, und ſtarrte in das Meer hinunter, das ihr die Freude ihres Lebens entriſſen hatte.

Der Wind nahm zu. Ich wollte ſie bereden, in das Haus am Abhange des Hügels zu gehen, worin die Neugierde eine Menge Menſchen verſammelt hatte; ſie ſchüttelte aber langſam den Kopf. „Liebe Frau," ſagte ich endlich; „der Wind wird dir ſchaden." Sie erwiederte: o, wie kann ich hier an mich denken!

Nachmittags kamen endlich die Schiffe, und ich fürchtete noch eine ſehr ſchmerzliche Scene; es war mir daher recht lieb, daß mehrere von den anweſenden Leuten ſagten: bei dem Weſtwinde dürften die Schiffe nicht anlegen. Je näher die Schiffe kamen, deſto ſtärker wurde der Wind. O Gott! rief meine Frau ſehr ängſtlich; welch ein Sturm! Doch alle Anweſende verſicherten, der Wind ſey gut und glücklich.

Die Schiffe legten nicht an, ſondern fuhren weiter. Meine Frau blieb ſitzen, bis ſich endlich auch das letzte Segel in dem grauen Dunſte verlor. Ich wollte noch dieſen Abend nach Stade zurückfahren; ſie war aber ſo matt, daß ſie die Nacht über in dem Dorfe bleiben muſte. Erſt am folgenden Morgen war ſie fähig, die Reiſe zu machen. Ich zitterte, als ich ſie mit ſolcher Kälte, mit ſolcher ſtummen Verzweiflung ſitzen ſah, und dankte Gott, als Friedleben, der die Schiffe bis in das offne Meer hinaus begleitet hatte, endlich zurückkam. Er brachte meiner Frau ein Paar Zeilen von Karln mit, und ſagte: ich wette, die brauchen keine drei Monate zu der Fahrt nach Madras. Beſſere Segler habe ich in meinem Leben nicht geſehen.

Wir fuhren traurig wieder zurück. Da Pahlens Dorf nicht weit aus dem Wege lag, ſo machte Friedleben meiner Frau die Freude, ſie, gegen alle ihre Erwartung, zu der geliebten Eliſabeth zu bringen.

Elternfreude.

Vor dem Dorfe ließen wir den Wagen die Landſtraße weiter fahren, und gingen den kürzeren Fußſteig. „Woran denken Sie?“ fragte ich Friedleben. — Als wir das erſte Mal hier waren, flüſterte er mir ins Ohr, klebte ich Pahlen einige Löcher in den Wänden zu; dieſes Mal will ich die Wunden in ſeinem Gewiſſen aufreißen, um ſie dann wieder zu heilen. Ich ſinne auf eine Predigt, die ich dem jungen Manne halten will. — Er mußte mir die Hand darauf geben, daß er es bis morgen aufſchieben wollte. Wir ſchlichen uns an das Haus, und ſahen durch die offen ſtehende Stubenthür unſre Eliſabeth, die uns gar nicht bemerkte, in einem ſehr reinlichen, aber höchſt einfachen Anzuge, ohne allen Putz, an einem Spinnrade ſitzen. Ihr älteſtes Kind ſaß neben ihr am Boden, und horchte auf ein Lied, das ſie ſang; das zweite lag neben ihr in der Wiege.

Mehr! mehr! rief das Kind, ſo oft ſie eine Strophe geendigt hatte; und ſie fing, mit dem Ausdruck der Mutterliebe im Geſichte, aufs neue an. Eliſabeth! rief endlich meine Frau in die Thür, und ſtreckte ihr die Arme entgegen. Jetzt ſprang die geliebte Tochter auf, und lag ſogleich in unſern Armen.

Das Zimmer war ſehr rechtlich für eine kleine Landökonomie eingerichtet, und der ehemalige falſche Prunk faſt gänzlich verſchwunden. Wir, Friedleben und ich, ſahen einander an, und ich fürchtete, daß Noth die Veränderung bewirkt hätte; doch Eliſabeths Heiterkeit bewies das Gegentheil. Sobald die Umarmungen vorüber waren, zeigte ſie ſich als Mutter. Sie nahm ihr Kind auf, brachte es uns, und ſagte eine Stelle aus einem Engliſchen Dichter, die wir einmal (und ſie ſelber mit) als eine Ziererei getadelt hatten: „ich habe mein Weſen verdoppelt; jetzt ſchlagen zwei Herzen in Liebe für Sie!" Von ihr, mit Thränen in den Augen geſagt, ſchien es, als wäre das die Sprache der Natur. Ich nahm das Kind auf meine Arme, und ſegnete es mit Vaterliebe.

Mit jeder Viertelſtunde ſahen wir immer deutlicher, daß hier eine große Veränderung vorgegangen war. Der Kammerdiener kam, nicht mehr in einem Kleide mit goldbeſponnenen Knöpfen, ſondern in einem bequemen Rocke, an dem man die Spuren der Arbeit ſehen konnte. Friedleben ging hinaus, lief im Hofe umher, und ſah in alle Thüren. Nach einer Weile kam er wieder, und ſagte mit dem freundlichſten Geſichte: jetzt, liebe junge Frau, gefällt es mir bei Ihnen; denn ich weiß, Sie ſind glücklich. Wann kommt Pahlen wieder? (Sie wußte es nicht genau.) Ich hatte eine Predigt für ihn in Bereitſchaft, die nun, dem Himmel ſey Dank, nicht mehr nöthig iſt.

Eliſabeth lächelte, als ſähe ſie den Himmel offen, und ſagte, mit ausgebreiteten Armen: ja, ich bin glücklich! Doch ſie ließ die Arme ſogleich wieder fallen, und ſenkte den Blick zu Boden, als wollte ſie ſagen: mein Glück macht mich nur demüthiger. Lieber

Vater, fuhr ſie nach einigen Sekunden fort; ich wußte gewiß, daß ich einmal glücklich werden müßte: denn mein Mann liebt mich, und er iſt gut. Nur fürchtete ich, die Noth oder die Reue würde es bewirken. Aber nein; ich verdanke es ganz allein dem edlen Herzen meines Mannes. O, er iſt ſo gut! ſo gut! und ich bin ſo glücklich!

Die fromme Eliſabeth beugte ihre Kniee an die Wiege ihres Kindes, als wollte ſie es aufnehmen; aber ein Blick, den ſie verſtohlen in die Höhe warf, und ihre Hände, die ſich auf der Bruſt des Kindes falteten, ſagten mir, was ſie in dieſem Augenblicke dachte.

Abends erzählte ſie uns — ein wenig verworren, weil alles ihrem guten Manne zum Lobe gereichen ſollte, die Geſchichte ſeiner Bekehrung. Auch der Kammerdiener gab am nächſten Tage ſeinen Beitrag zu der Erzählung, und ſo bekam ſie denn mehr Licht und Zuſammenhang. Der alte Mann ſieht, daß ſich die junge Frau unter Sorgen quält, und nimmt ſich einmal die Freiheit, ſeinem jungen Herrn Ermahnungen zu geben. Pahlen findet das um ſo unzeitiger, da er ſich einbildet, ſeine Haushaltung ſey in der beſten Ordnung. Er antwortet mit Kälte. Der Alte, den das verdrießt, wiederholt ſeine Ermahnungen, und zwar ſchärfer. Pahlen verweiſt ihm mit Härte ſeine Unbeſcheidenheit, und jetzt eben tritt Eliſabeth in das Zimmer. Der Alte ſchweigt, ſchüttelt den grauen Kopf, und geht betrübt hinaus.

Eliſabeth ſieht ihm nach, wirft einen Blick auf Pahlen, der finſter da ſteht, und ſagt: lieber Mann, ſo ſollte der ehrwürdige Alte dich nie verlaſſen! Pahlen antwortet verdrießlich: freilich nicht; er ſollte aber auch nicht vergeſſen, daß er ein alter Domeſtik iſt, dem wir viel zu gute halten. — Eliſabeth kann es nicht ertragen, daß Pahlen dem alten Manne dieſen Vorwurf macht. Sie antwortet ſanft: das' thut er auch nicht, lieber Mann, gewiß nicht! Pahlen ſtreichelt ihr lächelnd die Wange, und ſagt: gutes Weib! Doch ſein Lächeln ſcheint zu verrathen, daß er ihr nicht glaubt; und nun hebt ſie wieder an: wenn du wüßteſt, Pahlen, was dieſer Mann thut; er würde nicht ſo von dir gegangen ſeyn!

Was thut er denn? fragt Pahlen dringend. Eliſabeth geräth in Verlegenheit, und nun wird ihr Mann noch dringender. Sie will ausweichen, verwickelt ſich aber immer mehr. Endlich erfährt er, daß der alte Mann nicht nur kein Gehalt bekommt, ſondern zeither auch wohl, ſelbſt ohne Eliſabeths Wiſſen, manches Nothwendige von ſeinem Erſparten bezahlt hat.

Warum giebſt du das zu? fragt Pahlen mit dem Ernſt eines Beleidigten, und ruft ſogleich den Alten, ehe Eliſabeth, die in der größten Verwirrung iſt, es hindern kann. — Ich weiß jetzt, ſagt er ernſt, aber gütig, woher deine Anmerkungen über mich kamen, guter Menſch. Das ſoll nicht länger ſo ſeyn! Ich will mich lieber behelfen, damit du nicht klagen kannſt. Wie oft haſt du dein Monatsgehalt ſtehen laſſen? — Hm! hm! erwiedert der Alte; Anmerkungen! Wenn Ew. Gnaden glauben, daß ich mir darum Anmerkungen erlaubt habe, weil die gnädige Frau mir meine Gage aufhebt, ſo irren Sie Sich. Ich wollte Denſelben mein Blut aus dem Herzen geben; aber ich kann es nicht mehr mit anſehen, wie die gnädige Frau ſich abmartert und abſorgt, indeß Sie thun, als ob . . . —

Abmartert? abſorgt? fragt Pahlen mit einem Blicke auf Eliſabeth. Was iſt das? wofür ſorgſt du?

Du weißt ja, lieber Mann, wie der gute Alte iſt! Daß ich manche Arbeit ſelbſt verrichte, das nennt er abmartern. — Der Alte ſchüttelt den Kopf, als wolle er widerſprechen. Nun, ſo rede du! ſagt Pahlen zu ihm. Die gnädige Frau, — antwortet der Alte, ohne ſich an Eliſabeths Winken mit den Augen zu kehren — entzieht ſich alles. Guter Gott! Alles! ſage ich; um nur Sie nicht merken zu laſſen, wie übel es mit Ihnen ſteht.

Ich ſchone die Kleider, die du mir ſchenkeſt, fällt Eliſabeth ein; ich ändere das eine, und färbe das andre, wenn du glaubſt, es iſt ein neues. Das Geld, das du mir zu einer

Haube ſchenkſt, gebe ich in der Wirthſchaft aus, und ſtecke eine alte Haube um, daß ſie wie neu ausſieht. Das ſind die Wunderthaten alle, die er meint. Kleinigkeiten; es iſt nicht der Mühe werth, davon zu reden.

O, das iſt noch nicht Alles! ſagt der alte Kammerdiener.

Nun ja, fällt Eliſabeth ein. Ich bin fleißig, entziehe mir wohl eine Stunde Morgenſchlaf, und ſo weiter. — Eine Stunde? murmelt der Alte. Manche halbe Nacht! Es geht mir durch das Herz. Nein, ich kann nicht länger ſchweigen. Wenn der Herr Baron abweſend ſind — Nun denn, ſagt Eliſabeth; ich eſſe gern einfach. Wozu ſoll mein Mann das wiſſen? — Einfach! lieber Gott! das Geſinde hat es beſſer, als die gnädige Frau. Ich habe nicht einen Biſſen hinunter bringen können, wenn ich Sie ſo darben ſah, damit der gnädige Herr nur ſeinen Willen hätte. Kurz, wäre die gnädige Frau nicht, wir würden längſt zu Grunde gegangen ſeyn. Die Briefe mit Geld . . . —

Welche Briefe mit Geld? fragt Pahlen

erſtaunt. Eliſabeth wirft ſich an ſeine Bruſt, und die Thränen dringen ihr aus den Augen. Welche Briefe?" fragt Pahlen noch einmal.

Kleinigkeiten von meinen Eltern, zu meinen Geburtstagen. Du weißt ja, wie ſehr ſie mich lieben.

Hm! hm! ſagt der Alte: ich hätte die Thränen nicht ſehen müſſen, die Sie bei den Briefen weinten. Freudenthränen waren es nicht. Und wenn es Noth thäte, ſo wollte ich nichts ſagen; aber es könnte anders, es könnte beſſer ſeyn. Wer weiß, wie das Geld zuſammen gedarbt iſt, das hier zu überflüßigen Dingen verwendet wird! (Pahlen fühlt ſich von dieſem Vorwurf tief getroffen, und ſchweigt, mit niedergeſchlagenen Augen.) Wenn die gnädige Frau ein neues Kleid anzogen, lieber Gott! es war, als ſollten Sie ein Marterhemde anziehen; denn in der Eltern Hauſe, oder wo das Geld ſonſt hergekommen iſt, mußten ſie es ſich erſt abdarben.

Pahlen reicht ſeiner Frau die Hand, und ſagt betrübt: Eliſabeth, ſo wenig verdiene ich dein Vertrauen!

O, lieber Mann, ich ſtellte dir in der erſten Zeit ja oft vor, daß es ſo nicht ginge: du ſchienſt es aber nicht zu glauben, und wurdeſt verdrießlich, wenn ich davon anfing. Das Geld, das wir ſo nöthig zum Unterhalt brauchten, gabſt du für andre Dinge aus. Ich that, was ich konnte, um dir meine Sorgen, und bisweilen auch wohl einen kleinen Mangel, zu verbergen. — Und ſchwiegeſt, Eliſabeth! — Nein, ich erinnerte dich ja oft an Friedlebens Rath, und verhehlte dir nichts als meine Sorge. Ja, lieber Mann, ich habe mit Thränen von Auguſten Unterſtützung angenommen, weil ich fühlte, daß ſie meinen armen Eltern, und nicht uns, gehörte. Lies nur, was Auguſte mir darüber geſchrieben hat.

Sie holte Auguſtens Briefe, und gab Pahlen einige davon. Um meinetwillen alſo, ſagte Pahlen, als er ſie geleſen hatte, iſt ſie aus dem väterlichen Hauſe gegangen? — Er wollte jetzt Alles wiſſen, und Eliſabeth verſchwieg ihm nichts mehr. Als er Auguſtens und unſre Briefe geleſen hatte, und als Eliſabeth geſtand, daß ſie glaubte, wir hätten den Gewinn in der Lotterie nur erdichtet; da rief er: iſt es möglich! O Gott! kann auch ein guter Menſch ſo blind ſeyn! . . . Liebe Eliſabeth! nun wollen wir glücklich werden! Er warf ſeinen Rock mit den goldenen Epaulets ab, und wollte ſich auf der Stelle wie ein Bauer kleiden. Eliſabeth hatte Mühe, den feurigen Mann, der alles mit Ungeſtüm that, von dem raſchen Schritte abzuhalten. Laß uns, ſagte ſie, die Aenderungen, die wir nöthig finden, nach und nach vornehmen.

Nein, Eliſabeth, erwiederte er; wer nicht den Muth hat, ſogleich die Sklavenkette der Thorheit zu zerbrechen, der trägt ſie ewig.

Die ſchönſten Triumphe der Tugend ſind die, welche niemand bemerken kann. Der Entſchluß zum Guten iſt ja nicht unſer Ziel, ſondern das Gute ſelbſt; und das erreicht man nur langſam, lieber Pahlen.

Nein, Eliſabeth, wir wollen als Bauern leben, weil es ſo beſſer iſt. Sieh, dieſe Kleidung . . .

Iſt dein, und bezahlt, lieber Mann, folglich die wohlfeilſte, die du jetzt tragen kannſt. Wir wollen ja ſparen; nun, ſo laß uns damit anfangen, daß wir unſre Kleider und alles was wir haben, ſo lange gebrauchen, als möglich.

Eliſabeth fing noch heute an, die nothwendigſten Aenderungen in der Haushaltung vorzunehmen. Sie führte nun förmlich die Aufſicht über die Kühe und die Milch, was ſie vorher nur unter der Hand hatte thun dürfen. Ihre Kleidung wurde mit jeder Woche einfacher, und das Haus gewann allmählich das Anſehen eines reichen Bauergutes. Ein Kabinet bei dem Wohnzimmer, das Pahlen ihr Boudoir nannte, machte ſie zu einer Milchkammer, und in Kurzem lohnte ſie einen Knecht und eine Magd ab. Pahlen merkte bei dem Allen kaum, wie ſehr ſich ſeine Wirthſchaft verändert hatte, da Eliſabeth dem Neuen immer das Anſehen des Alten zu geben wußte. Er war jetzt unter den Geſchäften des Ackerbaues, die er mit vielem Eifer trieb, ſogar glücklicher, als vorher bei ſeinem müßigen Leben; denn Eliſabeth verſüßte ſie ihm durch Liebe. Sie beſuchte ihn, mit ihrer Arbeit in der Hand, auf dem Felde, wenn er bei den Pflügern war, oder ſie brachte ihm in einem Körbchen das Frühſtück, und genoß es mit ihm unter dem Schatten eines Baumes.

Pahlen hatte ſeine Aenderungen nicht in der Stille gemacht, und nun hielt ihn die Scham ſo lange bei ſeinen Beſchäftigungen feſt, bis ſie ihm zur Gewohnheit geworden waren, und bis er wirklich Geſchmack am Landbau gewonnen hatte. Er bat übrigens ſeine Eliſabeth, ſie möchte uns nichts ſchreiben, damit er die Freude hätte, uns nach Jahr und Tag, wenn wir ihn einmal beſuchten, zu überraſchen.

Die Stürme meines Lebens (ſo ſchloß Eliſabeth ihre Erzählung) ſind vorüber, und die Erinnerung an eine überſtandene Gefahr iſt ja ein Vergnügen.

Meine Frau ſah mich an, und ich verſtand ihren Blick. „Auch Karls Stürme werden vorübergehen,“ ſagte ich; „und wie lange noch, ſo ſagen wir zu ihm mit frohem Herzen: willkommen!"

Das nunmehrige Glück unſrer Eliſabeth machte aber unſre Sorge für Karln in der That noch bitterer. So viel uns Friedleben auch ermahnte, der Gegenwart zu genießen, ſo ſagte ich oder meine Frau doch öfters: jetzt wären wir im Stande, für den armen Jungen viel zu thun! Selbſt Eliſabeth könnte nun die Freude haben, ihn zu unterſtützen. Ach, ſeufzte meine Frau; wir hätten damals mehr Vertrauen auf Gott haben ſollen! — Recht, erwiederte Friedleben, der einen Vorwurf in dieſen Worten fühlte: recht, als ich auf die Predigt ſtudierte, die ich Pahlen halten wollte! Gott hat meine Buß- und Strafpredigt nicht gebraucht; er hat geſegnet, wo ich fluchen wollte. Wir erkennen unſre Fehler, liebe Mutter, wie es recht iſt; und Gott wird mich ja behüten, daß ich nicht einmal wieder in den meinigen falle, ſondern Gutes thue, ohne erſt große Plane zu machen. Wir hätten damals mehr Vertrauen haben ſollen; das heißt doch wohl: wir wollen es jetzt haben. Nun denn, dazu helfe Ihnen der Himmel! Karl iſt jetzt ſo gut unter der allmächtigen Segenshand Gottes, als er es in Halle oder Göttingen geweſen wäre. Damals, ſagen Sie; warum nicht auch jetzt?

Damals, ſagte meine Frau, war es anders; denn wir ſehen ja, daß alles gut gegangen wäre, wenn wir gewartet hätten.

Recht! erwiederte Friedleben. Nun, ſo wollen wir wieder warten, bis alles gut geht; denn das heißt ja Vertrauen.

Am folgenden Morgen mußte uns Eliſabeth am Klaviere vorſingen, und wir vergaßen darüber alle unſre Sorgen. Doch auf einmal ſtürzte der Kammerdiener in das Zimmer, und rief uns ſehr ängſtlich zu: um Gottes willen! da kommt der alte Herr Baron, der Onkel des jungen gnädigen Herrn! Eliſabeth ſtand zitternd vom Klaviere auf. Meine Frau erſchrak, und ich ſelbſt verlor allen Muth; denn was uns Pahlen von der Heftigkeit und dem Hochmuthe ſeines Oheims erzählt hatte, würde wohl auch einen Mann, der muthiger geweſen wäre, als ich, verlegen gemacht haben.

Friedleben, der Eliſabeths Sohn auf dem Schooße hatte, blieb ohne alle Zeichen von Furcht ganz ruhig ſitzen. Was thun wir? ſagte Eliſabeth ängſtlich. Ach, wenn doch mein Mann zu Hauſe wäre! — Gott ſey uns gnädig! rief der Kammerdiener; der Wagen fährt ſchon um den Garten! . . . Ob die gnädige Frau ihm wohl entgegen gehen müſſen? — Das muß die gnädige Frau nicht, lieber Alter; denn ſie iſt eine Dame, ſagte Friedleben ruhig. Als Frau vom Hauſe kann ſie es indeß wohl thun.

So eben fuhr der Wagen vor, und der Oheim ſtieg aus; doch wir rührten uns nicht von der Stelle. Nur der Kammerdiener ging mit tiefen Verbeugungen dem Baron entgegen, der ihn ſogleich mit einer rauhen Stimme fragte: „ſind ſie hier zu Hauſe?"

Nur die gnädige Frau.

„Allein?"

Die Eltern der gnädigen Frau ſind hier.

„Alſo der Pfaffe! Nun, das iſt mir lieb! — —

Bei dem Worte Pfaffe drängte ſich meine

Frau vor mich, als wollte ſie mich beſchützen. „Seid doch ruhig, Kinder,“ ſagte ich leiſe; „es iſt ja nur ein Menſch! Habt doch Vertrauen auf Gott!“ — Schlechter, erwiederte Friedleben lächelnd, habe ich das Vertrauen auf Gott in meinem Leben nicht anbringen hören. Sie werden machen, daß Ihre Tochter allen Muth verliert. Ruhig, liebe Eliſabeth! Sie ſind die Gemahlin des Barons von Pahlen. Vergeſſen Sie das nicht!

Hier ſtieß der Baron, der prächtig gekleidet war, und einen Stern auf der Bruſt hatte, die Stubenthür auf, und trat mit Ungeſtüm in das Zimmer. Er blieb nahe an der Schwelle ſtehen, und ſah uns rings umher an. „Sind Sie die Paſtorentochter?“ fragte er endlich. (Eliſabeth machte eine Verbeugung.) „Und der da?“ (Er zeigte mit ſeinem Rohre auf mich.) — Das iſt mein Vater, antwortete ſie zitternd. „Und die da, wohl die Frau Mutter? . . . Nun, ſo hab' ich ja die ganze Sippſchaft beiſammen . . . Und der da?“ Er zeigte mit dem Rohre auf Friedleben.

Friedleben, der ihm den Rücken halb zugedrehet hatte, wendete nun den Kopf ein wenig, ſah ihm ins Geſicht, und ſagte: ich bin ein Mann! Und, — er wendete ſich an Eliſabeth, indem er mit der Pfeiſe, die er gerade rauchte, auf den Baron zeigte: wer iſt denn der da, liebe Eliſabeth, der hier ſo examinirt? Eliſabeth warf einen bittenden, und der Baron einen wüthenden Blick auf Friedleben; er ließ ſich aber nicht aus ſeiner Faſſung bringen, und fing ſogleich wieder an, das Kind zu ſchaukeln.

„Iſt mein unwürdiger Neffe nicht zu Hauſe?“ fragte der Baron wieder, ohne ſich an Jemand unter uns beſtimmt zu wenden. Alles ſchwieg. „Werde ich Antwort bekommen, junge Frau?“ fragte er endlich. Eliſabeth hatte allen Muth verloren; daher ſagte ich: mein Schwiegerſohn iſt verreiſt.

„Ihr Schwiegerſohn? . . . Ich rathe Ihnen, meinen Neffen nicht noch einmal ſo zu nennen!

Friedleben fing in einem ſehr komiſchen Tone an: des Herrn Predigers Schwiegerſohn, der junge Baron Pahlen iſt nicht zu Hauſe.

Der Baron ſah Friedleben von der Seite unwillig an, warf ſich in den Sofa, und ſagte endlich: „in der That, ich bin hier in übler Geſellſchaft"

Ich bedaure Sie und uns, Herr Baron, ſagte Friedleben, der wieder ganz ruhig mit dem Kinde ſpielte: wir gleichfalls.

„Was?" rief der Baron, und ſprang auf. (Friedleben ſetzte nur das Kind auf den Boden; er ſelbſt blieb ruhig ſitzen.) „Welche Geſellſchaft meinen Sie?"

Die Ihrige, antwortete Friedleben kalt. Oder meinen Sie wirklich, Ihre Geſellſchaft wäre der jungen Frau und ihren Eltern angenehm?

„Das ſoll ſie auch nicht ſeyn. Glauben Sie etwa" (ſo wendete er ſich an mich), „es wäre mir gleichgültig, daß Sie Ihre Tochter an meinen unbeſonnenen Neffen verkuppelt, und dadurch meinen Namen beſchimpſt haben?"

Friedlebens ruhige Kälte hatte mir wieder einigen Muth gemacht. Ich ſagte: „Herr Baron, ich muß Sie bitten, Ihre Worte beſſer zu wählen. Sie reden von Kuppeln. Ich habe meine Tochter nur wider Willen an Ihren Neffen verheirathet.“

„Wider Willen?“ fragte er höhniſch: „ſo müßte ich mir ja die Verwandtſchaft mit Ihnen wohl gar für eine Ehre rechnen? . . . Ich habe der Thorheit lange genug zugeſehen. Die Leidenſchaft, auf die mein Neffe ſich berief, wird ja nun wohl verraucht ſeyn. Was Sie hofften, mein Herr Prediger, das geſchieht nicht. Sie glaubten, Ihre Tochter ſollte den reichen Baron Pahlen bekommen; er iſt und bleibt aber der arme. Indeß, wenn die junge Frau vernünftig ſeyn will, ſo ſoll es mir auf einige tauſend Thaler nicht ankommen. Eine Scheidung . . . —“

Eliſabeth bezeugte ihren Abſcheu vor dieſer Niederträchtigkeit. Ich fiel ein: „mein Herr, wir ſind nicht adelig; das giebt Ihnen aber nicht das Recht, uns zu beſchimpfen. Und wenn Sie ſo fortfahren . . .“

„Nun? was dann? was dann, Herr Schwarzrock?“ fragte er höhniſch, und trat einen Schritt auf mich zu. Ich verlor meinen Muth zur Hälfte wieder; doch, da ich ſah, welches Uebergewicht Friedleben durch ſeine Kälte und Entſchloſſenheit hatte, ſo nahm ich meine Kräfte zuſammen, und ſagte, freilich ein wenig zitternd: „Sie finden uns verächtlich, Herr Baron; ich weiß aber nicht, wer hier der Verächtlichſte iſt.“

„Was?“ rief er; „Herr, ſagen Sie das noch einmal! Was wiſſen Sie nicht?“ Sein Geſicht brannte, ſeine Augen funkelten. Ich ſchwieg; und er fragte noch einmal: „was wiſſen Sie nicht?“

Friedleben, der während deſſen langſam neben mich hingetreten war, hob an: er weiß nicht, Herr Baron, wer hier der Verächtlichſte iſt.

„Hölle und Teufel!“ rief der Baron, ohne Friedleben anzuſehen: „Sie ſind unglücklich, wenn Sie das noch einmal ſagen!“

Ich weiß nicht, ſagte Friedleben, wer hier der Verächtlichſte iſt.

„Ich bitte Sie, mein Herr, ſich zu mäſſigen. Mit Ihnen habe ich nichts zu ſchaffen, ſondern nur mit dem Schwarzrocke da.“

Wahrſcheinlich, ſagte Friedleben, weil Sie einem farbigen Rocke nicht trauen. Herr Baron, ich wollte, des Spaßes wegen, den es vielleicht gäbe, Sie könnten die Grauröcke noch weniger leiden, als die Schwarzröcke.

„Ihr Wunſch kann erfüllt werden, Herr Graurock! Hüten Sie Sich!“

Was wollen Sie denn eigentlich hier, Herr Baron? fragte Friedleben mit einem ſtarren Blick auf ihn. Ich bin, ſo lange Ihr Neffe abweſend iſt, Beſchützer ſeiner Gemahlin; und von dieſem Augenblicke an werde ich Ihnen keine Beleidigung mehr überſehen.

„Wer ſind Sie denn, daß Sie einen ſo hohen Ton annehmen?“

Ein Mann, der allenfalls den Schulzen im Dorfe zu finden weiß, wenn Sie nicht artiger werden.

„Wie? Man drehet? hier in dieſem Hauſe? Dies Geſind . . .“ — Er ſprach das

Wort

Wort nicht ganz aus, weil Friedleben ihn ſtarr anſah — „man wagt es, mir zu drohen?“

Nun kein Wort mehr! rief Friedleben; oder ich zeige Ihnen, daß ich mehr kann, als drohen. Was wollen Sie?

Ein wenig beſtürzt erwiederte der Baron: „ich bin hier, um dem Menſchen, der meinen Namen hat, anzukündigen, daß er nicht mehr auf mich rechnen ſoll. Mein Vermögen gehört von nun an den Verwandten meiner Frau.“

Haben Sie das gehört, Eliſabeth? fragte Friedleben ernſt.

Ja.

Bekümmert es Sie?

Nein. Er ſtöre nur unſer Glück nicht: das iſt Alles, was wir uns wünſchen.

Sie hören, Herr Baron, ſagte Friedleben immer ernſter, man achtet hier Ihr Geld eben ſo wenig, als Ihre Drohungen.

„So?“ hob der Baron grimmig wieder an. „Nun, ich hoffe bald das Recht zu haben, hier den Herrn vom Hauſe zu ſpielen.

Sagen Sie doch Ihrem Herrn Gemahl, meinem würdigen Neffen, er möchte ſich einer gewiſſen Verſchreibung erinnern. Hat er davon nie etwas erwähnt?"

Eliſabeth erblaßte, und ſagte zitternd: er erzählte mir einmal davon; aber dabei ſetzte er hinzu, Herr Baron: Sie würden es nie wagen, ihn, den Sohn Ihres Bruders, ſo ungerecht zu behandeln.

Was iſt denn das, liebe Eliſabeth? fragte Friedleben.

„Nichts weiter," antwortete der Baron höhniſch, „als daß dieſes Gütchen, auf welches man ſo trotzt, mein Eigenthum iſt."

Sie frage ich nicht, ſagte Friedleben; ſondern die Frau Baronin. . . . Was iſt denn das, meine Liebe? Reden Sie dreiſt.

Mein Mann hat, als er auf Reiſen gegangen iſt, dem Herrn Baron bei einer Art von Scherz dies kleine Gut verſchreiben müſſen: zwar mit allen gerichtlichen Formen, aber doch nur zum Scherz, ſagte mir mein Mann beſtimmt.

„Ich ſcherze in ſolchen Fällen nie," ſagte der Baron höhniſch. „Mein Neffe mag geglaubt haben zu ſcherzen; mir aber war es völliger Ernſt.“

Mein Mann, nahm Eliſabeth wieder das Wort, glaubte um ſo weniger, daß Sie jemals dieſen Scherz zu ſeinem Nachtheile anwenden könnten, da er Ihnen erſt vor Kurzem ein Dokument geſchickt hat, das Ihnen ſehr wichtig war. (Pahlen hatte das Dokument aus den Händen gegeben, das die Betriegerei ſeines Oheims unwiderſprechlich erwies.)

„Das war es mir auch,“ ſagte der Baron lachend; „ſehr wichtig, weil ich nun erſt jenes ſcherzhafte Dokument gebrauchen kann, wie ich will. Sehen Sie, mein Herr Beſchützer,“ (ſo wendete er ſich an Friedleben) „auch noch etwas Andres will ich hier: meine Rechte auf dieſes Gut gültig machen.“ (Meine Frau faßte zitternd nach meiner Hand, und ich konnte ſie ihr vor Schrecken kaum drücken.) „Man ſollte doch nicht eher triumphiren, als bis man geſiegt hätte! . . . Jetzt bin ich Ihnen doch höflich genug?“

Herr Baron, ſagte Friedleben, ſo gerührt, wie ich ihn nie geſehen hatte — Sie haben das Schickſal einer ganzen Familie in Ihrer Gewalt. In den Adern dieſer lächelnden Kinder fließt das Blut Ihres Vaters, und Ihres Bruders, eines ſehr edlen Menſchen.

„Sehr edel!“ erwiederte der Baron. „Er heirathete nicht vernünftiger, als mein Herr Neffe; und mein Vater ſtarb aus Gram über ihn.“

Herr Baron, Sie ſcherzen. Es iſt nicht möglich, daß ein Menſch ſo grauſam ſeyn kann, beſonders wenn das wahr iſt, was die Aeußerungen Ihres Neffen andeuten.

„Was denn? Er hüte ſich ja, etwas anzudeuten!“

Nein, Sie können Ihre nächſten Verwandten nicht ſo dem hülfloſeſten Elende Preis geben.

„Bemühen Sie Sich nicht weiter, mein Herr Beſchützer! Jetzt kommt Ihre Höflichkeit zu ſpät. Ich habe der jungen Frau dort einen Antrag gemacht.“

Eliſabeth unterbrach ihn ſtolz: ich bitte

Sie, zu ſchweigen. Nehmen Sie das Gütchen, nehmen Sie Alles, was wir haben. Unſre Hände werden uns ernähren. Gott ſey Dank, daß mein Mann arbeiten kann! Ich werde dennoch glücklich ſeyn.

Friedleben ſagte: ja, das wirſt du, meine Tochter! Du haſt ein Herz, alles zu entbehren, nur nicht Liebe und Tugend. Er nahm das Kind auf, hielt es dem Baron hin, und ſagte: erbarmen Sie Sich dieſes Kindes! — Der harte Mann wendete das Geſicht ab, und hielt die Hand ſeitwärts, als wollte er das Kind von ſich ſtoßen. Nimm dein Kind! rief Friedleben; er iſt nicht barmherzig, und verdient alſo keine Schonung. Nun trat er mit glühenden Augen vor den Baron hin, und ſagte: Sie ſind ein Unmenſch, Herr Baron!

„Mein Herr, jetzt iſt die Reihe an mir. Hüten Sie Sich, daß Sie mich nicht in Hitze bringen!“

Das will ich eben; zehnmal will ich es, um Sie zehnmal mit Furcht wieder abzukühlen. Sehen Sie, Herr, der Unredliche fürchtet ſich immer, ſelbſt, wo er das Recht auf ſeiner Seite hat. Alſo, Sie ſind ein Unmenſch, ein Betrieger! — Ich erſtarrte, als ich das hörte, und hielt Friedleben für raſend. Der Baron fuhr wüthend auf ihn los; Friedleben ſagte ihm aber: erinnern Sie Sich wohl des Advokaten Schummel? Jetzt erblaßte der Baron, und in ſeinen Augen war eine Miſchung von Wuth und Schrecken. „Wir werden einander weiter ſprechen!" ſagte er endlich, und wollte aus dem Zimmer.

Friedleben vertrat ihm den Weg. Siehſt du, grauſamer Unmenſch, daß ich mich darauf verſtehe, ſolche Herzen, wie du eins haſt, zu treffen? . . . Ich bin kein großer Herr; aber, was ich weiß, iſt mir etwas werth: denn, Herr Baron, es giebt Sie in meine Hände. — Der Baron warf forſchende Blikke auf ihn, verſuchte dann eine gleichgültige Miene zu machen, und ſagte: „Sie ſind auch der Mann dazu, mich in Furcht zu ſetzen!"

Wir wollen ſehen, Herr Baron. Ich

war bei Schummel, und faßte ihn gerade an dem Flecke, wo man ſolche Böſewichte faſſen muß, nicht bei dem Gewiſſen, nicht bei der Furcht vor Gott oder dem Teufel, ſondern bei der Furcht vor Ketten oder dem Galgen.

„Ha! ha! ha! Den faßte man nur mit Gelde."

Das iſt die zweite Handhabe des Böſewichts; aber, daß ich die erſte richtig faßte, ſollen Sie gleich hören. Er holte die rothe Korduan-Mappe hervor. . . . Warum werden Sie denn ſo blaß, Herr Baron? . . . Sie ſehen, daß ich die zwei Handhaben kenne, bei denen man ſolche Menſchen, wie dieſer Schummel, angreifen muß. Er bewilligte Alles, was ich verlangte. Und auch Sie werden das thun, Herr Baron! . . . Liebe Eliſabeth, laſſen Sie doch ſogleich den Gerichtshalter rufen! Er ſoll ein Paar Zeugen mitbringen. Eilen Sie! — Eliſabeth ging hinaus; wir, ich und meine Frau ſtanden in großem Erſtaunen da, weil wir Wunder zu ſehen glaubten.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte der Baron ſehr kleinlaut . . . „Sie dürfen nicht mit mir ſpielen,“ ſetzte er ſtolz hinzu: „denn was Sie denken, mein Herr . . .“

Was glauben Sie denn, daß ich denke? Soll ich Ihnen ſagen, was Sie denken? Sie denken: wie weiß dieſer Teufel das? was mag er wohl noch ſonſt wiſſen?

Der Baron warf ſich auf einen Stuhl, und legte nachläſſig ſeinen Stockknopf an den Mund; doch das Wechſeln ſeiner Farbe zeigte den Sturm in ſeinem Innern. Er ſtand endlich trotzig auf, und ſagte: „ich gehe. Thun Sie, was Sie wollen, mein Herr. Ich fürchte Sie nicht; aber bringen Sie es nicht dahin, daß ich Sie nöthige, mich zu fürchten.“

Ich bin ein ehrlicher Mann, antwortete Friedleben; und der fürchtet nichts als ſein Gewiſſen. – Sie gehen nicht!

„Wer wird es mir wehren?“ fragte der Baron, und ging an die Thür.

Ueber das erſte Dokument in der rothen Mappe, von dem Grafen Braun unterzeichnet, erſtarrte ich.

Der Baron blieb ſtehen, und blickte finſter zu Boden. Dann fragte er ſcheu: „ſind Sie ein böſer Geiſt?"

Sie bleiben, Herr Baron, und bewilligen, was ich verlangen werde.

Der Gerichtshalter kam mit einigen Zeugen, und Friedleben ſagte: nehmen Sie ein Inſtrument auf, das dem Baron Pahlen, dem Gemahl der jungen Frau hier, zwanzig tauſend Thaler, nach vierzehn Tagen zu heben, von dieſem Herrn, dem Baron Pahlen, zuſichert.

„Zwanzig tauſend Thaler?" ſagte der Baron halb leiſe. „Nimmermehr! Thun Sie, was Sie wollen. Wir werden einander ſprechen."

Es iſt nicht zu viel. Von dem Fideikommiß auf Borndorf! ſagte Friedleben.

Der Baron erblaßte aufs neue. Der Gerichtshalter ſchrieb das Inſtrument, ließ es von dem Baron unterzeichnen, und ſtellte es dann meiner Tochter zu. Ich weiß nicht, ſagte Eliſabeth, ob ich es nehmen darf. Nein, Gewalt ſoll mir nie etwas von dem

Oheime meines Mannes geben. Friedleben drang in Eliſabeth, ſich nicht länger zu weigern; ſie wollte aber durchaus nicht. Sehen Sie, mein Herr, ſagte Friedleben, das ſind Menſchen, wie Ihnen wohl noch nicht viele vorgekommen ſeyn mögen! . . . Liebe Eliſabeth, der Herr Baron ſchenkt Ihnen nichts; er giebt Ihnen nur, was Ihnen gehört. Fragen Sie ihn ſelbſt.

„Ja, ja," erwiederte der Baron ſehr ſchnell. „Es gehört eigentlich meinem Neffen. Nehmen Sie." (Eliſabeth nahm es jetzt.) „Aber mein Herr," hob der Baron nun an; „Sie ſehen ein, welch ein Opfer ich meinem Neffen gebracht habe. Ich kann doch darauf rechnen, daß Sie ſchweigen werden? Welche Sicherheit geben Sie mir?"

Sicherheit? Haben wir Beide einen Kontrakt gemacht? Nein, ich gebe, ich verſpreche Ihnen gar nichts. Und wenn ich Ihnen auch verſpräche, was Sie wollen: Sie blieben dennoch in meiner Gewalt; denn das iſt eben die Strafe des Verbrechers, daß er niemals trauet, und nie die Ketten zerreißen kann, die ihn feſſeln.

„Wie? mein Herr, nichts verſprächen Sie mir für dieſe Summe? So ſchrecklich wäre ich überliſtet?“

Ueberliſtet? ſagte Friedleben mit einem unbeſchreiblichen Stolz im Blick, und ſogar in der Stellung. Geben Sie ihm das Inſtrument wieder, Eliſabeth. (Sie that es.) Ich verſpreche Ihnen nichts, gar nichts. . . . Nun, was ſtehen Sie da? Zerreißen Sie es doch; Sie haben es ja wieder in Händen.

„Abſcheulich!“ rief der Baron. „Nun . . . Aber wehe Ihnen, wenn Sie nicht ſchweigen!“ (Er gab Eliſabeth das Inſtrument zurück.)

Ich glaube, Sie drohen, Herr Baron! ſagte Friedleben gelaſſen.

„O nein.“

Ohne Zweifel haben Sie wohl auch die Verſchreibung Ihres Neffen auf dieſes Gütchen bei ſich?

Der Baron zog ſie hervor, und gab ſie Eliſabeth. Friedleben las ſie, und zerriß ſie dann. Sie ſollten, ſagte er mit einem unwilligen Blicke, dem Himmel danken, wenn

Alles, was Sie gethan haben, ſo vernichtet wäre . . . Und wofür gethan? (Sein Ton wurde gerührt.) Für einen Sohn, der ſchon eine Handvoll Staub iſt! . . . Wenn Sie damals, als Ihr Sohn noch lebte, eine Entſchuldigung hatten, ſo haben Sie jetzt keine mehr. Der Tod zerriß alle Ihre Plane; und Sie ſcheueten Sich nicht, ſie aufs neue wieder anzuknüpfen? Was haben Sie denn nun? Das Bewußtſeyn vergebens begangener Sünden! Sünden, die Sie Ihrem Herzen abzwingen mußten; denn es iſt nicht immer ſo geweſen, wie jetzt. Sie waren ein edler Jüngling. Hochmuth hat Sie von der Höhe fallen laſſen, auf der Sie ſtanden. Er nahm Ihnen den Bruder, den Sie liebten, und der Sie liebte. Noch ſterbend ſagte er zu ſeinem Sohne: verfolge ihn nicht; er iſt mein Bruder, und er liebte mich einſt. Wie konnten Sie das je vergeſſen? wie konnten Sie den edelmüthigen Sohn Ihres edelmüthigen Bruders unglücklich machen wollen?

„Er war mein Erbe!" ſagte der Baron ſehr finſter. „Ich erzog ihn, und hielt ihn wie meinen Sohn."

Weil er Ihren Namen führte; nur darum. Als er dieſem edeln, guten Weibe ſeine Hand gab, da ſollte er fallen, wie ſein Vater. Sie konnten Ihrem Bruder eine Handlung nicht verzeihen, nicht weil Sie dieſelbe für ein Vergehen hielten, ſondern weil er Ihnen damit zuvorgekommen war. Sie haßten Ihren Bruder aus Neid, aus Eiferſucht.

Erſtaunt und zitternd ſagte der Baron: „ſind Sie ein höheres Weſen?"

Nur ein Menſch, der Sie, der Ihre Schickſale kennt, und Sie in ſeiner Gewalt hat. — Der Baron hielt ihm, wie bittend, ſeine Hand hin. — Nein, ſagte Friedleben; ich hoffte, eine beſſere Empfindung, als die Furcht, ſollte auf Sie wirken: Scham oder Reue. Mit dieſen Worten ging er, mehr gerührt als zornig, in das Nebenzimmer, und ließ uns Alle in großer Verlegenheit ſtehen. Ich warf verſtohlen einen Blick auf den Baron, der wie vernichtet daſtand, und mein Gefühl ſagte mir, daß ich irgend etwas ſprechen müßte. „Der Herr Baron," hob ich endlich ganz ohne Kopf an, „haben wohl die Wege noch ſehr grundlos gefunden?" Kaum hatte ich dieſe Frage hervorgeſtammelt, ſo fühlte ich ſchon, daß es gar nicht möglich wäre, nach einer ſolchen Scene etwas Einfältigeres zu ſagen. Ich erröthete, und ſah ſehr ängſtlich vor mich nieder, noch ehe meine Frau mich am Elbogen zupfte.

Nach einigen Sekunden antwortete der Baron mit finſtern Blicken, doch in einem gütigen Tone: Gott Lob! . . . ja, die Wege ſind ſchlecht. — „Gott Lob, ja!" wiederholte ich mechaniſch." Meine Frau ſetzte furchtſam die wichtige Anmerkung hinzu: bei ſchlechten Wegen ſey es übel zu reiſen.

Ich weiß nicht, was wir noch mehr geſprochen haben. Friedleben aber ſagte uns nachher: er hätte in ſeinem Leben nie eine ſo lächerliche Unterredung gehört, als die unſrige, beſonders weil wir dabei ſo eifrig geweſen wären.

Auf einmal aber fragte mich der Baron, mit einem zwar ſcheuen, aber doch freundlichen Blicke: wer iſt denn der Herr, der in das Zimmer gegangen iſt? Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Er iſt ein rechtſchaffener Mann, ſagte ich endlich nach langem Beſinnen: zwar ein wenig heftig; aber er meint es mit allen Menſchen gut, das können Sie mir glauben.

„Ich bin nicht der unbillige Mann,“ erwiederte er, „für den er mich zu halten ſcheint. Es würde mir lieb ſeyn, wenn ich die Sache in Güte abmachen könnte.“ Eliſabeth ſtand auf, und näherte ſich ihm furchtſam, mit dem Inſtrument in der Hand. Herr Baron, ſagte ſie mit Thränen in den Augen und bittend: jetzt, da wir das Gut behalten, bin ich ſo glücklich! Dies iſt zu viel, gewiß zu viel.

„O nein, nein!“ erwiederte er, und ſchob das Papier zurück; „es iſt nicht zu viel!“ Dabei hatte er die Augen immer auf die Thür geheftet, durch die Friedleben weggegangen war.

Eliſabeth ſuchte ihm das Papier aufzudringen. Er weigerte ſich, es zu nehmen; doch offenbar nur aus Furcht vor dem Unbekannten. Endlich ſagte Eliſabeth leiſe: es ſoll Niemand erfahren, daß Sie es zurückgenommen haben. — Jetzt glaubte ich, mitſprechen zu müſſen. Wenn nun aber, ſagte ich, der Herr Baron durchaus verlangt, daß du es behalten ſollſt, ſo —

Ich fürchte, lieber Vater, unterbrach mich Eliſabeth, daß ich es mit meiner Glückſeligkeit werde bezahlen müſſen.

Der Herr Baron wird deshalb keinen Unwillen auf uns haben.

Das iſt es nicht, was ich meine, ſagte Eliſabeth zärtlich. Ach, ich zittre vor den Wirkungen dieſer großen Summe. Werden wir glücklich bleiben, wenn wir ſo reich werden? O, ich bitte Sie, Herr Baron, nehmen Sie wieder, was wir nicht nöthig haben und nicht zu brauchen wiſſen. Geben Sie mir und meinem Manne Ihre Liebe, daß wir völlig glücklich ſeyn können. — Der Baron ſah Eliſabeth lange ſchweigend und forſchend an; endlich nahm er das Papier, und ſteckte es in die Taſche.

Eliſabeth ſagte froh und leiſe: o, ich danke Ihnen; Sie haben mir eine ſchwere

Sorge abgenommen! . . . Ich bitte Sie, lieber Vater, verſchweigen Sie es unſerm Freunde.

Dieſe Großmuth ſchien mir ein wenig unüberlegt, und ich machte Einwendungen dagegen. Der Baron ſetzte ſich, und heſtete ſchweigend finſtre Blicke auf uns. Eliſabeth ſagte mir nun ihre Gründe, und zwar leiſe, damit Friedleben nichts hören ſollte. Sie machte mir eine ſehr rührende Schilderung von dem frohen Leben, deſſen ſie jetzt genöſſe, und zu dem Arbeit und Genügſamkeit ſo weſentlich gehörten.

Ich ſchüttelte den Kopf, und ſagte endlich: „mein Kind, die Summe, welche der Herr Baron ſo gütig geweſen iſt in dem Dokumente zu verſchreiben, gehört ja deinem Manne, und nicht dir. Darfſt du ſie alſo weggeben?“ — Ja, lieber Vater, das darf ich. Mein Mann liebte mich nicht mehr, wenn ich das nicht dürfte. Und, lieber Vater, eine ſo große Summe, auf ſolche Art erhalten — ich könnte nie wieder, ohne zu erröthen, einem Menſchen in die Augen ſehen.

„Das iſt freilich wahr, mein Kind; ja' da haſt du Recht! . . . Friedleben (ſagte ich mit einem Blicke auf den Baron) ſoll nichts erfahren." Bei dieſen Worten fühlte ich meine Bruſt erweitert; und als meine Frau unſre Tochter an ihr Herz drückte, und ihr leiſe ſagte: recht, mein Kind; Gott wird dich dafür ſegnen! da fühlte ich eine edelmüthige Verachtung alles Goldes auf der Erde. Aber — warum hat doch der Menſch eine edle Empfindung ſo ſelten ganz rein! — zugleich fühlte ich auch eine Art von Stolz gegen den Baron. Ich ſtand auf, ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und ab, und ſagte: „recht ſo, Eliſabeth! Der Reichſte iſt, wer den Reichthum zu entbehren verſteht. Ja, Herr Baron, behalten Sie, was wir nicht bedürfen."

Der Baron ſah uns befremdet an, zog nach einer Weile das Papier wieder hervor, reichte es Eliſabeth hin, und ſagte ernſt, nicht finſter: „itzt gebe ich es Ihnen freiwillig, und von ganzem Herzen." Eliſabeth nahm das Dokument, und zerriß es, doch ohne Heftigkeit. Recht, Eliſabeth! ſagte ich, und meine Schritte wurden noch ſtolzer. Es jammerte mich gar nicht, als ich die Stücke Papier zu Boden fallen ſah. Ich hätte in dieſem Augenblicke zu dem reichſten Könige, faſt wie Diogenes zu dem Macedonier, ſagen können: tritt auf die Seite, daß ich meine Tochter ſehe, die den Reichthum verachtet!

Die meiſten Leſer werden das unglaublich finden, oder höchſt thöricht nennen; und in manchen Stunden ſcheint es mir ſelbſt nicht anders. Doch, wer in ſolchen Augenblicken, wie dieſer, nicht zwanzig tauſend Thaler, oder noch zehnmal mehr — auf Zahlen kann es überhaupt bei ſo etwas nicht ankommen — gleichgültig wegwerfen kann, der iſt des Guten nicht werth, das der Reichthum für den Menſchen hat. Man wird ſagen, es könne, es müſſe ſogar, manche Stunde, manchen Monat, ja manches Jahr geben, wo man eine ſolche Handlung bereue; und darum ſey ſie thöricht. Ja, ſolche Stunden, Monate und Jahre giebt es; aber was wäre der Menſch, wenn nicht in manchen Stunden ſein Herz ſich ſo erweiterte, daß er die ganze Erde darüber vergäße! — —

Auf der Univerſität, wo ich ſtudierte, war ein Magiſter, der von den Profeſſoren oft: der Tolle, genannt wurde, weil er in gewiſſen Stunden die entſchiedenſte Verachtung gegen die Gelehrſamkeit bezeugte, ſo ein grundgelehrter Mann er auch war. Er ſtarb früh, und ich glaube für die gelehrte Welt nicht weniger zu früh, als für die ſittliche. Um das einzige Kind einer jammernden Mutter zu retten, ſtürzte er ſich in ein brennendes Haus, ob ihm gleich ein Profeſſor der Phyſik erweiſen wollte, daß das Haus nicht eine Minute mehr ſtehen könne. Indem er mit dem Kinde kommt, und es der Mutter in den Schooß wirft, beſchädigt ihn ein fallender Balken ſo ſehr, daß er nach einigen Tagen ſterben muß. O, mein Gott! ſagte der Phyſiker; ich habe es Ihnen ja voraus geſagt. Der Sterbende erwiederte: Sie hatten Recht; und ich glaube, jetzt würde ich nicht in die Flammen ſpringen: wer aber nicht in gewiſſen Augenblicken ſein Leden wagen kann, der iſt nicht werth es zu haben. — So geht es, ſagten die Profeſſoren nachher, wenn man ſich nicht daran gewöhnt, in allen Fällen kalt und mit Beſonnenheit zu überlegen! Uns jungen Leuten gefiel des Magiſters Sprung; deſto weniger waren wir aber damit zufrieden, daß er durch die Worte: „ich glaube, jetzt würde ich nicht in die Flammen ſpringen,“ ſeine Handlung halb gemißbilligt hatte. Nunmehr, da ich ein alter Mann bin, bewundere ich die Aufrichtigkeit des Magiſters, der ſo nahe vor ſeinem gewiſſen Tode ganz offen geſtand: er ſey einer ſolchen Handlung nicht immer fähig.

Wie geſagt, man nannte ihn den tollen Magiſter, nicht weil er oft ſo etwas that, ſondern weil er behauptete, daß man es thun müſſe. Wir Studenten hörten ihn gern, ob wir gleich eine Art von Verachtung gegen ihn fühlten, Theils weil die übrigen Lehrer ſo viel Nachtheiliges von ihm ſagten, Theils weil er gar nicht das feierliche Weſen und den großen Ernſt hatte, womit die meiſten andern Profeſſoren ihre Kollegia laſen.

Dieſer Magiſter war (und eben darum erinnerte ich mich ſeiner bei dieſer Gelegenheit) ein eifriger Vertheidiger des Enthuſiasmus, den die gewöhnlichen Klugheitsregeln des Lebens nicht kümmern; und eben das zog ihm den Tadel der übrigen Lehrer zu. Er las Geſchichte. Man ließ ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ein großer, gelehrter Kenner dieſer Wiſſenſchaft ſey; allein man ſagte (und wir jungen Leute ſagten es treuherzig nach), er ſey nicht kalt genug, er urtheile nicht ruhig, ſondern nehme immer ſelbſt Parthei. Es kam eine Flugſchrift heraus, worin ihm dieſe Fehler vorgeworfen wurden; und ein Student hatte die Unverſchämtheit, ſie ihm auf den Katheder zu legen. Er lächelte, als er ſie bemerkte, und ſagte: ich kenne ſie ſchon, meine Herren. Glauben Sie mir, wen gewiſſe Perioden in der Geſchichte kalt laſſen, wer ohne Schauder von einem Pizarro, einem Dubois erzählen, oder ohne Herzklopfen, ohne funkelnde Augen einen Genius der Welt, einen Antonin, nennen kann: der iſt nicht werth Geſchichte zu wiſſen, und noch weniger ſie zu lehren. Ich bin ein Menſch, meine Herren, und erzähle Ihnen die Geſchichte meiner und Ihrer Mitmenſchen. Mögen erhabnere Geiſter ruhig auf den Ameiſenhaufen, die Erde, herabſehen: wir Menſchen ſollen nichts, was uns angeht, kalt betrachten. Es giebt Zeitpunkte in der Geſchichte, wo die Vorſehung, wo die Tugend und der Glaube an die Ewigkeit verſchwunden zu ſeyn ſcheinen; und wem dabei nicht das Herz bricht, der iſt nur — ein Gelehrter."

Ich ſage jetzt: wer in ſolchen Augenblikken, wie der unſrige mit dem alten Baron war, nicht eine Verſchreibung auf einige tauſend Thaler zerreißen kann, der iſt kein Menſch; denn er berechnet den Werth des Lebens nach Procenten.

Friedleben kam endlich wieder mit ſeiner gewöhnlichen Miene in das Zimmer. Eliſabeth trat ſogleich über das zerriſſene Papier, damit es nicht zu ſehen ſeyn ſollte. Der

Baron ſaß noch immer auf der vorigen Stelle, und ſein Geſicht war finſter, aber nicht auf eine widrige Art: es ſchien, als dächte er der Bedeutung eines angenehmen Traumes nach.

Friedleben ſah ihm ſtarr ins Geſicht; doch der Baron hielt ſeine Blicke unerſchrokken aus. „Ich wünſchte,“ ſagte dieſer endlich, und näherte ſich ihm: „wir könnten Freunde werden.“ (Friedleben antwortete nicht.) „Mein Herz iſt . . . Ich war in der Jugend nicht, was ich nachher wurde, weil alles mißlang, was die Freude meines Lebens ſeyn ſollte. Als mein Bruder . . . Wiſſen Sie, daß er in der Jugend nicht beſſer war, als ich?“ (Friedleben nickte mit dem Kopfe.) „Als ich durch ihn meine ſchönſte Hoffnung verloren hatte . . . Ja, ich haßte ihn; er nahm mir alles, das Herz, das ich liebte. Wiſſen Sie auch das?“

Ja, ſagte Friedleben kalt; aber Ihr Bruder war unſchuldig.

„Das war er; doch ich glaubte es damals nicht.“

Sie erfuhren es.

„Als es zu ſpät war; ich haßte ihn ſchon.“

Zu ſpät? . . . Doch ja, es läßt ſich denken. Aber warum verfolgten Sie ihn noch?

„Weil er mir über die Schritte, durch die ich ihm hatte weh thun wollen, Verachtung bezeugte.“

Friedleben dachte ein wenig nach. Hm, es kann wahr ſeyn! Freilich . . . Aber Ihr Neffe!

„Mein Neffe?“ (Wieder finſter.) „Gleichgültig konnte ich bei ſeiner Verbindung nicht bleiben, beſonders da man mir erzählte, ſeine Braut ſey die Verlobte eines jungen Mannes, den ſie liebe, und Pahlen bekomme ihre Hand nur um ſeines Ranges und meines Reichthums willen. Ich wollte nur ſeine Frau für ihre Untreue beſtrafen; doch jetzt, jetzt . . .“ — Er trat auf Eliſabeth zu, drückte ſie an ſeine Bruſt, und ſagte: „meine Tochter! meine edle, geliebte Tochter!“ (Nun zog er ſie von dem zerriſſenen Dokumente fort.) „Du warfſt zwanzig tauſend Thaler weg; aber du gewanneſt dadurch mein Herz.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Pahlen trat in das Zimmer. Er blieb, beinahe ſtarr vor freudigem Schrecken, einige Augenblicke an der Schwelle ſtehen, und eilte dann auf ſeinen Oheim zu, der jetzt auch ihn umfaßte. Die Freude wurde allgemein; nur Friedleben blieb ganz kalt. O, fragte Pahlen endlich; wem habe ich dieſe glückliche Veränderung zu danken?

Mir! antwortete Friedleben mit einem ſehr übermüthigen Weſen

Ich bemerkte, welche Wirkung dieſes Wort, in einem ſolchen Tone ausgeſprochen, auf den alten Pahlen that, und ſagte ſehr ernſt: nicht ſowohl Ihnen haben wir dieſe Veränderung zu danken, ob Sie gleich die Veranlaſſung dazu geweſen ſind, als vielmehr dem Herrn Baron ſelbſt.

Mir, mir! wiederholte Friedleben noch übermüthiger als vorher: mir; denn ich jagte ihn in Furcht.

Ich erſtaunte über die unzeitige und grobe Eitelkeit eines Mannes, der ſich bisher immer ſo gut betragen hatte, und gab ihm meinen Unwillen durch Mienen zu erkennen. Er blieb aber bei ſeinem Benehmen, und es war augenſcheinlich, daß er die Abſicht hatte, den Baron zu beleidigen. Mir, mir! ſagte er noch einmal.

„Ja,“ erwiederte der Baron; „ich habe Sie gefürchtet. Aber bemerken Sie wohl: ich habe Sie gefürchtet. Jetzt, mein Herr . . .“ — Er nahm ſeinen Neffen in die Arme, und ſagte: „mein Sohn, ich wußte den größten Theil von dem Vermögen deines Vaters an mich zu bringen. Fühle, welch ein Opfer in dieſem Geſtändniſſe liegt!“ Er legte einen Augenblick die Stirn auf ſeines Neffen Schulter; dann hob er langſam das Geſicht auf, und ſagte, von den Armen ſeines Neffen umfaßt: „mein Herr, jetzt fürchte ich Sie nicht mehr. Kommt, meine Kinder!“ Pahlen und Eliſabeth mußten ſich neben ihn ſetzen.

Es war etwas Edles in dem Benehmen des Barons, wodurch Friedlebens Grobheit noch verächtlicher wurde. „Man kann fallen,“ ſagte ich zu dieſem mit Unwillen; „aber man kann auch edler wieder aufſtehen.“

Hm! ſagte Friedleben: fallen bleibt fallen. Es iſt beſſer nicht zu fallen; glauben Sie mir, die Flecken davon bleiben.

„Doch ſich übermüthig erheben,“ antwortete ich, „iſt noch ſchlimmer als fallen.“

Da haben Sie Recht, erwiederte er lächelnd, und mit einem Händedruck. Es freuet mich, daß Sie mir die Wahrheit ſagen, obgleich der glückliche Ausgang wohl etwas zu Ihrem Muthe beigetragen haben mag.

Er hatte mich errathen; denn erſt jetzt, da ich wußte, daß meine Tochter reich war, fühlte ich mich dreiſter. Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder, und konnte Friedleben, auch als er mir noch einmal die Hand drückte, nicht anſehen. Nun wendete er ſich wieder an den Baron, und fragte ſcherzend (was mir noch viel weniger gefiel): alſo Sie fürchten mich nicht mehr?

Der Baron ſah ihm mit einiger Verachtung ins Geſicht, und ſchwieg. Nun, ſagte Friedleben auf einmal, mit ſeiner gewöhnlichen Miene voll Leben und Feuer: wenn Sie mich nicht mehr fürchten, ſo ſollen

Sie mich lieben. (Er riß den Aermel auf, und zeigte dem Baron eine große Narbe dicht an der Handwurzel.) Erkenne mich endlich, und ſchweig! Ich liebe dich noch immer.

Der Baron ſprang auf, ſtürzte in ſeine Arme, und rief: „o, biſt du es, Ludwig? biſt du es wirklich? So finde ich dich endlich nach dreißig Jahren wieder? Ludwig, ſo lange konnteſt du mich verlaſſen! O, du Schutzgeiſt meines Herzens! ich fiel nicht eher, als bis du von mir gewichen wareſt."

Jetzt ſtanden Thränen in Friedlebens Augen, wie in den unſrigen, und er konnte vor Rührung, die er vergebens zu verbergen ſuchte, nicht reden. Klage mich nicht an, ſagte er endlich abgebrochen; ich verließ dich, weil du fieleſt.

„Bei Gott!" ſagte der Baron; „bei dem Geiſte unſrer Freundſchaft, die der Tod geheiligt hat: ich fiel, als du mich verließeſt, nicht eher. Sieh, die Liebe gab ich hin, und blieb, was ich war: Ich. Doch als ich auch die Freundſchaft, dieſen köſtlichſten Schmuck meines Lebens, verlor: da fiel ich, da wollt' ſich fallen, aus Trotz, aus Verzweiflung. Ludwig, wie konnteſt du mich ſo fallen laſſen!"

Du fieleſt ſchon früher; die Liebe verderbte dich.

„Nein, ich ſtrauchelte wohl — o, du kennſt dieſe gewaltige Leidenſchaft nicht! — aber ich blieb ſtehen. Hätteſt du mich geliebt, wie ich dich, du würdeſt mich nicht zu früh verlaſſen haben. Ich hätte dich nie verlaſſen, und dir immer meine helfende Hand geboten. O, wer noch einen tugendhaften Freund hat, der iſt nicht gefallen. Noch einmal: bei Gott! ich fiel, weil du mich verließeſt."

Weil, ſagſt du? weil?

„Ja, es muß heraus, ja! weil! weil! Du verließeſt mich aus Verachtung, eben als ich wieder deiner würdig daſtand. . . . Er iſt dahin, ſagte ich nun kalt. Das Leben wurde mir eine öde Wüſte. Der Abgrund einer Leidenſchaft, der Rache, lag vor mir, und ich ſtürzte mich hinein. Ein Wort von dir, Ludwig, und wäre es der härteſte Vorwurf geweſen, hätte mich herausgeriſſen. O, warum wendeteſt du dich ſo kalt, ſo verachtend von mir ab?

Friedleben ſtand nachdenkend da. Endlich ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen: weil ich mehr als ein Menſch ſeyn wollte; weil ich es für beſſer hielt, die Wahrheit zu lieben, als einen Menſchen; weil ich — o, weil ich war, was ich noch jetzt zuweilen bin, ein ſchwärmeriſcher Thor, der den Menſchen vergißt, um nach einer Idee zu ſtreben. Du kennſt mich ja. Noch immer habe ich mich nicht viel gebeſſert; ich bin und bleibe der alte herrſchſüchtige Ludwig. . . . Es iſt nicht wenig, was ich in meinem Leben aufgeopfert habe. Alles vergaß ich; nur dich nicht, Pahlen. Dieſe Wunde hat immer fort geblutet. Wie oft nahm ich mir vor, zu dir zurückzukehren! Aber, dachte ich dann: er wird dich nicht mehr lieben; du wirſt ihn beſchämen, und nichts weiter.

„O, wäreſt du gekommen, Ludwig!“

Und heute — deine Geheimniſſe haben mir große Summen gekoſtet, und mir große Leiden verurſacht — heute, als du vor mir ſtandeſt, und mein Herz die alte Liebe zu dir fühlte; o, ich hielt es kaum noch aus. Er zittert vor einem Menſchen! dachte ich mit dem tiefſten Schmerze: er, der ſonſt vor gar nichts zitterte, als vor dem Laſter und Verbrechen! — Ich ging dort in das Zimmer, und fühlte mit Grauen, daß ich allein war. O Pahlen! bin ich es nicht mehr?

„Wir Beide ſind es nicht,“ ſagte der Baron, und drückte ihn in ſeine Arme. „Aber geſteh, daß du mich verließeſt, als du es nicht geſollt hätteſt.“

Das hat ſo manche Stunde meines Lebens verbittert. Ich dachte, wenn du bei ihm geblieben wäreſt, es würde vielleicht anders, es würde beſſer ſeyn. Jetzt ſehe ich, daß es wirklich ſo geweſen wäre. Damals verließ ich dich in dem thörichten Glauben an ganz vollkommne Menſchen. Aber verdients ich denn einen zu finden? War ich ſelbſt ohne Fehler?

Beide Freunde hatten gänzlich vergeſſen, daß ſie Zeugen bei ihrer Unterredung hatten. Pahlen redete ſie an, als ſie jetzt, einander umfaſ-

umfaſſend da ſtanden; und nun gingen ſie hinaus.

Ich glaube, ſagte Pahlen zu uns, wir werden noch etwas Wichtiges erfahren. Friedleben iſt gewiß der Bruder meiner Mutter: eben der ſeltſame Menſch, von dem ich Ihnen einmal erzählte, daß er ſehr reich und ohne Kinder wäre. Ich meinte immer, er haßte mich; denn er hat meine Mutter anders verheirathen wollen, und, wie ich aus dieſer Unterredung ſchließen muß, an meinen Oheim. Mein Vater hatte übie Begriffe von ihm: er hielt ihn für einen Schwärmer, für einen herrſchſüchtigen Tollkopf; und er mochte wohl nicht ganz Unrecht haben. Meine Mutter aber erklärte ihn für den edelſten Menſchen auf der Erde. Ich hörte zuweilen, er wäre der vertrauteſte Freund meines Oheims; und eben das bringt mich auf meine Vermuthung.

Die beiden Freunde gingen lange im Garten auf und ab. Endlich kamen ſie, mit der heiterſten Freude in den Augen, wieder. Der junge Pahlen warf forſchende Blicke auf

Friedleben, welcher lächelnd da ſtand, und ſagte endlich: Oheim! — Friedleben nahm ihn in die Arme; dann ging er zu Eliſabeth, und ſagte zärtlich: ja, ich bin euer Oheim, euer Vater, der Bruder deiner guten Mutter. Dein Brief an meinen Faktor kam früh genug in meine Hände. Daß du, bei dem Verhältniſſe mit deinem Oheim, eine Bürgerliche heirathen wollteſt, machte mich aufmerkſam, und ich entſchloß mich, deine Braut und deine Schwiegereltern kennen zu lernen. Zu meiner Freude fand ich, was ich ſo ſelten einmal geſehen hatte: eine glückliche, tugendhafte, genügſame Familie. Sie wurden mir lieb, guter Vater (ſo wendete er ſich zu mir); aber ich fiel wieder in meinen alten Fehler. Der junge Herr da ſollte eine Lektion bekommen (Pahlen ſchien ſich ſehr zu wundern); und meine Vorbereitung dazu koſtete den Eltern ihren geliebten Sohn. Gegen meine Erwartung hat Eliſabeth dich ſchon gebeſſert, und ich ſtehe nun wie ein Sünder vor euch.

Pahlen erfuhr erſt jetzt das Schickſal unſeres Karls, und bekam nun wenigſtens noch einen Theil der Lektion, die ihm zugedacht geweſen war. Daß wir, hob Friedleben endlich lächelnd an — daß wir reich ſind, wißt Ihr nun. Es wäre lächerlich, wenn ich euch noch länger verhehlen wollte, daß Ihr es mit uns ſeyd. Freilich hatte ich nicht übel Luſt dazu; doch ſo eben habe ich von meinem alten Freunde die Ermahnung bekommen, mein altes Spiel nicht wieder anzufangen. Macht nun, was Ihr wollt. Ich habe für das letzte Sechstel meines Lebens die Ruhe gefunden (er umfaßte den Baron), die ich auf der ganzen Erde vergebens ſuchte. Auch Ihr werdet ſie wiederfinden. Daß Karl ein Stück von der Welt zu ſehen bekommt, iſt nicht übel; daß er bequem leben und in einigen Jahren wieder hier ſeyn kann, dafür iſt geſorgt. Jetzt gehe ich nach Berlin, um Auguſten wieder zu holen; und dann, Pahlen, bleibe ich bei dir bis an meinen Tod.

Er erzählte uns nun, ſo viel wir von ſeinem Leben wiſſen ſollten, meiſtens unbedeutende Dinge. Auch von der Unterbrechung ſeiner Freundſchaft mit dem Baron ſagte er einige Worte. Eliſabeth ſchüttelte ſanft den Kopf; er bemerkte es, und verlangte zu wiſſen, was ſie dächte. Sie meinte, er hätte auch den verloren gegebenen Freund mehr ſchonen ſollen. Er vertheidigte ſich damit, daß man der Wahrheit getreu bleiben müſſe. Es wäre übel, ſagte Eliſabeth, wenn die Wahrheit ſich nicht mit Liebe und ſanfter Schonung vertrüge.

Hm! hm! erwiederte Friedleben mit einem drolligen Lächeln: ich habe geſchwiegen, wo es nöthig war; aber ſoll ich denn auch meinen Freunden die Wahrheit verſchweigen?

Bedürfen denn Ihre Freunde nicht eben ſo wohl Schonung, wie die Andern? Sagen Sie jedem, was Sie von ihm denken; aber ſagen Sie es ihm ſo, als läge er auf ſeinem Sterbebette. Möchten Sie einem Sterbenden ein hartes Wort ſagen? Nun, und wir Menſchen ſind ja Sterbende.

Hm! hm! Du könnteſt Recht haben, liebe Tochter. Wohl denn! aber nie werde ich euch verſchweigen, daß ich euch liebe.

Auguſte.

In einigen Tagen reiſten wir, meine Frau und ich, nach Hauſe, Friedleben aber (oder, wie er jetzt genannt wurde, Oheim Ludwig) nach Berlin. — Ein Glück giebt die Hoffnung zu einem andern, ſo wie ein Unglück Furcht vor einem zweiten erregt. Meine Frau ſetzte ſich ganz ruhig vor eine Karte von den beiden Halbkugeln der Erde, und ich zeigte ihr die ungeheuer weite Reiſe um Europa und Afrika nach Oſtindien mit dem Finger. „Hier,“ ſagte ich, „liegt Stade, und hier Madras.“ Sie fragte bloß neugierig: warum nimmt man denn aber nicht lieber den kürzeren Weg zu Lande? Ich weiß zwar gewiß, daß Gott unſern Sohn auch auf dem Meere bewahren wird; aber wie ich ſehe, könnte man ſehr wohl zu Lande nach Oſtindien kommen, und es iſt doch recht verkehrt, daß man ſich lieber dem ungetreuen Meere anvertrauet, als den Menſchen in dieſen

Ländern. Warum thut man denn das? — „Guter Gott!" ſagte ich, von dieſer Frage gerührt, und legte die Hand auf die Länder, durch welche meine Frau die kürzere Reiſe gezeichnet hatte: „weil hier Menſchen wohnen, die grauſamer ſind, als das Meer. Aber ich fürchte, die Hindu, und hier die ſchwarzen Bewohner dieſer Küſte, und die Menſchen hier (ich zeigte auf Amerika) mögen wohl daſſelbe von den Engländern ſagen: ſie ſind grauſamer als das Meer, das an unſern Küſten ſtürmt. Laß uns die Karte weglegen, liebe Frau; denn es kommt mir gar zu gräßlich vor, wenn ich in dieſem zwei Spannen langen Raume alle die Raubneſter, die chriſtlichen und die mahomedaniſchen, ſo auf einmal ſehe, und mir dabei denke, wie hier und überall das Jammergeſchrei von Millionen Unglücklicher vergebens zum Himmel aufſteigt; wie hier Erdbeben und Peſt, Meer und Flüſſe, Flammen und Orkane auf der Erde wüthen, und der Menſch, als wären die zerſtörenden Elemente nur ſchwache Gehülfen ſeiner Grauſamkeit, überall, noch wilder als die Natur, mit ſeiner Mordfackel zerſtört und vernichtet!"

Aber das Fleckchen, ſagte meine Frau, wo unſer Haus ſteht — es mag wohl ſehr klein ſeyn . . . (Ich zeigte ihr die Stelle.) Meinſt du nicht, daß Gott auf dieſes Fleckchen mit Wohlgefallen herabſieht? Und Karl mag ſeyn, wo er will; ich hoffe, Gott wird auch dahin mit Wohlgefallen ſehen. Hier herum muß er jetzt wohl ſeyn. (Sie wies mit dem Finger auf den Aequator.) Ich bejahete das zu ihrer Beruhigung. Sie zog die Karte näher, und es fiel eine Thräne aus ihren Augen auf die Sklavenküſte. Sie wollte die Thräne abwiſchen; ich ſagte aber: „laß ſie, gute Frau; weine alle deine Thränen dahin: dort ſind noch heißere gefallen. Man ſollte das Land die Thränenküſte nennen." — Ich wollte ſagen, lieber Mann, fuhr ſie mit naſſen Augen fort: es giebt auf der Erde noch mehr, es giebt recht viele ſolche Stellen, wohin Gott mit Wohlgefallen ſehen kann.

„Die Stelle wenigſtens, wohin deine Thräne fiel, gehört nicht dazu."

Auch die wohl, lieber Mann. Weißt du, wie Karl einmal, als er uns ein Stück aus der Geſchichte vorgeleſen hatte, in Verwünſchungen gegen die Menſchen ausbrach? Man ſollte ſie haſſen, verabſcheuen! rief er. Da ſagte Eliſabeth: ich ſehe den Menſchen nur in ſeinem Hauſe, unter ſeinen Kindern, in den Armen ſeines Weibes, unter den ermüdenden Arbeiten, unter den zärtlichen Sorgen für ſeine Familie; und da kann ich mich ſogar mit dem böſeſten ausſöhnen. Lieber Mann, auch Gott, denke ich, macht es ſo mit uns Menſchen. Er ſieht uns in unſern Häuſern, mitten unter unſern Kindern; und da mögen doch wohl auf der Erde, ſelbſt hier, wo meine Thräne liegt, Stellen genug ſeyn, auf die er ſegnend blickt. Das menſchliche Herz hat ja, wie du oft ſelbſt ſagſt, zwei Seiten: eine gute und eine ſchlimme. Nun, ich glaube, Gott wird die gute nicht vergeſſen. Auch auf einem Schlachtfelde, dem Schrecklichſten, was ich mir denken kann, überrechne ich, wie Eliſabeth, nicht die Wunden, die Leichen, die Schreie der Verzweiflung, ſondern die mitleidigen Thränen, die ängſtlichen Herzen, die heißen Gebete voll Inbrunſt, die Wünſche der Väter, Kinder und Gatten. Und ſollte Gott nicht vor einer Schlacht alle die Herzen zählen, die gern weit davon wären, die gern Frieden hätten? Deren ſind doch aber wohl gewiß faſt alle! . . . Und ſag, ſollte wohl auf der ganzen Erde ein Menſch ſeyn, der nicht Einmal in ſeinem Leben Freudenthränen geweint hätte? Laß mir den Glauben; denn eben durch ihn kann ich mit Ruhe auf die Stelle ſehen, wo Karl jetzt iſt.

Aus dieſem Grunde war meine Frau wohl ſo ruhig nicht: ſie hoffte, auch Karl würde glücklich werden, weil Eliſabeth es geworden war. Karl kommt gewiß zurück! ſetzte ſie auch ſogleich verſichernd hinzu. Ich ſagte mit eben der Zuverſicht: gewiß! gewiß! denn Eliſabeths Glück hatte auch mich mit Hoffnung belebt. Wir faßten gemeinſchaftlich den Entſchluß, von nun an dem Leiden ſtille Geduld und frohe Hoffnung entgegen zu ſetzen. Das Schickſal nahm uns bald beim Worte.

Hier ſind einige Briefe von Auguſten, die wir von der argloſen Eliſabeth leider zu ſpät erhielten.

1.

„Seit einem Monate, liebe Schweſter, lebe ich nun in meiner neuen Welt, wie Ihr Alle ſie nennt; und ich bin ſchon ſo bekannt darin, als ich es in unſerm Hauſe war. Gerade ſo habe ich es mir gedacht, wie ich es nun wirklich finde. Es iſt mir nichts Fremdes vorgekommen, nichts was mich verlegen gemacht hätte. Große Welt! das iſt ſo ein leeres Schreckbild, wie es noch hundert andre giebt. Große! ich möchte nur wiſſen, was Großes daran wäre. Viel Kleinliches, viel Lächerliches, viel Langweiliges habe ich darin gefunden; etwas Großes bis jetzt noch gar nicht. Doch, liebe Eliſabeth, das findet man überhaupt wohl nur ſelten, wo man iſt. Soll etwas groß ſeyn, ſo gehört dazu ein Abſtand von hundert oder tauſend Jahren, eine Entfernung von einigen hundert Meilen, oder — Herzen, wie wir ſie haben, wenn du anders die Empfindung der Liebe groß nennen willſt. Indeß unterhaltend finde ich das Leben; und das iſt vielleicht die einzige Wirkung, die das Neue auf mich thut.

„Du kennſt die Menſchen nicht!“ ſagte unſer Vater zu mir. Menſchenkenntniß! das iſt wieder ſo ein Schreckbild, vor dem ſich Alles fürchtet, und an dem doch eben ſo wenig iſt, wie an dem erſten. Es mag einfältige Leute geben, die unter die Menſchen hineinſehen, wie in eine ganz neue Welt; die ſich ſelbſt nicht kennen, und nie Andre beobachtet haben, weil ſie nichts thaten, als eſſen, trinken und ſchlafen. Allein ich möchte doch wiſſen, was hier unter dieſen Menſchen vorfiele, das wir nicht auf unſerer Pfarre eben ſo gut erlebt hätten, oder doch erlebt haben könnten. Es fehlt nur ſelten Jemanden an Menſchenkenntniß; denn faſt jeder beurtheilt die Lage eines Andern, die Verſehen, welche dieſer gemacht hat, die Mittel, die er hätte wählen müſſen, ziemlich richtig; er hat nur nicht Gewandtheit und Behülflichkeit genug in ſeinen eigenen ſchwierigen Lagen. Meiſtens weiß er ſehr wohl, wie er ſich helfen müßte; er iſt aber zu eitel, oder zu herrſchſüchtig, zu hitzig, zu furchtſam, oder wohl gar zu tugendhaft, ſich ſo oder ſo zu helfen.

Betriegen ſoll mich hier nicht leicht Jemand, wenn ich nur mich ſelbſt nicht betriege. Wer hier von der Welt verführt wird, der wurde nicht verführt, weil er ſie nicht kannte, ſondern weil er gern fallen wollte, weil ſein Herz zu ſchwach, oder ſchon verführt war. Sey alſo ganz ohne Sorgen für mich, meine gute Eliſabeth. Die Liebe in deinem Briefe hat mich gerührt; doch über deine Beſorgniſſe habe ich gelächelt. Ich hielt das Bild eines Weltmannes, das du mit ſo blendenden Farben mahlſt, gegen die wirklichen Menſchen, mit denen ich umgehe, und die nicht um ein Haar klüger ſind, als wir, obgleich wohl tauſendmal eingebildeter.

Doch das Vorurtheil von der Feinheit dieſer Leute iſt unerſchütterlich, weil ſie ſich für recht viel zu geben wiſſen, und uns andre Menſchen für recht wenig erklären. So war hier auch „mein Debüt,“ wie es der Herr von Heerbruch nannte. „Ich freue mich, Sie bei uns zu ſehen," ſagte er ſehr artig. „Sie ſind mir empfohlen, Mamſell; und Ihre Jugend iſt Ihnen bei mir gerade nicht nachtheilig. Ich wünſche meinen beiden Töchtern eine Freundin zu geben, und, weil ich Reiſen nach England zu machen habe, auch eine Lehrerin der Engliſchen Sprache. Sie ſind vom Lande. Die hieſige Art zu leben, wird Ihnen Anfangs ein wenig fremd ſeyn; doch wenn ſie nur recht aufmerkſam ſind," (ich machte geſchwind eine Verbeugung) „ſo werden Sie endlich wohl lernen, was man nur in der Welt lernen kann: die ſchwere Kunſt, ſich zu benehmen, und glücklich zu ſeyn, ohne Anſprüche zu machen." Das, und noch vieles Andre der Art, plauderte der Mann mit einem recht artigen Weſen, ohne daran zu denken, daß er dadurch ein armes Landmädchen um alle Beſinnung bringen könnte, die ſie etwa hätte. Er ſagte mir noch einige Artigkeiten über mein Geſicht, und dann führte er mich zu ſeinen Töchtern, einem Paar lieber Mädchen von ſieben und ſechs Jahren. Die gnädige Frau ſagte mir am

„in einem ſublimen Grade“ beſitze. Mag es ſeyn; allein er affektirt eine Gleichgültigkeit gegen alles Große und Edle, die mich erſchrecken würde, wenn es ihm Ernſt damit wäre. Er iſt beſſer, als er ſcheinen will. So z. B. liebt er ſeine Frau, und iſt ſogar ein wenig eiferſüchtig; aber doch affektirt er eine verbindliche, polirte Gleichgültigkeit gegen ſie. „Keinen Menſchen geniren, liebes Kind: da haben Sie die ganze Kunſt zu leben!“ Das ſagte er mir einmal; und es war völlig ſein Ernſt. Er iſt einige Monate in England geweſen, und ſpricht das Engliſche ziemlich ſchlecht; dafür möchte er aber gern das Leben eines Londoners kopiren.

Was ich am meiſten fürchtete, Zurückſetzung, davon leide ich nicht im mindeſten. Sie achten mich — nicht darum, weil ich mich jetzt zu benehmen weiß; ſie achteten mich vom erſten Augenblick an, weil — weil ſie artige Menſchen ſind. Aber das läuft ja am Ende auf Eins hinaus; ſie würden nicht ſo artig ſeyn, wenn ſie nicht ſo gut wären. Ich werde faſt in alle Geſellſchaften mitgenommen, und fahre in einem ſchönen Wagen. Anfangs that das ſeine Wirkung auf mich; auch finde ich noch jetzt das Leben eines Reichen ſehr bequem und ganz vernünftig, trotz Allem, was die Philoſophen, vom Diogenes an bis auf den Bruder Karl, dagegen ſagen mögen. Es iſt mir, als hätte ich es von der Wiege an ſo gehabt.

Ich habe — denn mein Geſicht iſt ja roth und weiß — wohl auch meine Anbeter, und die gnädige Frau findet die Art und Weiſe, wie ich die Herren behandle, allerliebſt. Sogar den Herrn von Heerbruch ſelbſt könnte ich dazu rechnen; denn er ſagt mir zuweilen in Gegenwart ſeiner Frau ſehr viel Artiges, was ich denn nicht weniger artig erwiedere. Es macht mir oft Vergnügen, mich unter dieſen Leutchen umzutreiben; ich ſpiele nehmlich in einem halben Tage wohl zehn Rollen. Beinahe möchte ich ſagen, ich hätte dieſe feinen Leute zum Beſten; und, Eliſabeth, manchmal verdienten ſie es wirklich.

Zuweilen überfällt mich aber doch eine Sehn-

Sehnſucht nach dir oder nach Hauſe: nicht, als ob ich des Lebens hier überdrüßig wäre (denn, wie geſagt, es iſt bequem und unterhaltend), ſondern, weil ich mich nach einem Herzen ſehne, nach einem vollen, von Thränen des Kummers oder der Freude vollen Herzen. Hier habe ich nur Converſation, oft ganz angenehme, weil man auch mit gebildeten Menſchen zuſammentrifft, aber nur Converſation. Wenn nicht zuweilen das Spiel die Herzen in Bewegung ſetzte, ich glaube, ſie müßten endlich bei der ewigen Ruhe ſtill ſtehen. Mir klopft das Herz noch immer; denn ich denke an meine Eliſabeth.

Das beikommende Paket giebt dir eine Probe, wie deine Auguſte, deren Namen man nach und nach in Bouverot verwandelt hat, hier gekleidet geht."

2.

„Was machſt du, Eliſabeth? und was dein Kind? — Ich lebe noch: das iſt alles, was ich von mir ſagen kann. Hier ſetzt nur Blut, oder höchſtens eine artige Schmeiche-

-ki, das Herz in Bewegung. Liebe, Wohlwollen, Innigkeit? Man kennt die Wörter kaum. Neulich ſagte ich dem Herrn von Heerbruch und Herrn Lisberne, einem Engländer, der von ſeiner Nation doch etwas übrig behalten hat: man ahnet hier nicht einmal, welch ein Vergnügen in dem Schmerze liegt.

Beide lachten, und Heerbruch ſagte: „Sie übertreiben doch alles! Ich habe Ihnen zugeſtanden, daß die heftigen Bewegungen der Seele eine Art von Unterhaltung geben können.“ — Unterhaltung! welch ein Wort! unterbrach ich ihn. — „Aber der Schmerz ein Vergnügen! Ich bin doch begierig auf den Witz, mit dem Sie das erweiſen werden.“ — O, liebe Eliſabeth, mir fiel ein, wie oft wir die vergehenden Herzen mit einem erhabenen Gefühle unſerer Seligkeit an einander gedrückt hatten. Alle die Stunden des Schmerzes, der Sorge, des Grams, die ſo ſüß waren, alle dieſe Stunden aus unſrer Kindheit, ſtanden wie Göttergeſtalten vor mir; aber ich konnte nichts ſagen: es wäre Entweihung der Göttergeſtalten geweſen, wenn ich vor dieſen Menſchen von ihnen geredet hätte — vor dieſen Menſchen, die gar nicht wiſſen, was ein Opfer iſt. Ich ſchwieg; doch in meinem Geſichte mochte der Widerſchein jener Stunden ſchimmern. Lisborne übernahm meine Vertheidigung, und witzelte toll genug, worüber denn Heerbruch lachte.

Ich war ernſter, als ich es mit dieſen Menſchen hätte ſeyn ſollen. Mein Herr, ſagte ich zu Lisborne: ich wollte nichts übertreiben. Haben Sie denn nie den ſüßen Schmerz der Freundſchaft gefühlt, wenn Sie einen Freund, dem Sie nicht helfen konnten, doch an das volle Herz drückten, das ſich jedes Opfers fähig fühlte?

„Ah, das geht ins Große!" ſagte Heerbruch. Lisborne legte die Hand auf ſeinen Arm, damit er ſchweigen ſollte; und dann ſagte er: Ah, Sie meinen etwas ſehr Ernſtes. — Heerbruch lächelte; Lisborne aber blieb ernſt. Jener glaubte, der Engländer wolle mich perſifliren. Darüber lächelte ich; denn ich bemerkte den trüben Ernſt in ſeinen Augen.

„Welchen Freund meinen Sie denn," fragte Heerbruch zweideutig — „welchen Freund, den man ſo, jedes Opfers fähig, an das volle Herz drückt?"

Niemanden Ihres gleichen, Herr von Heerbruch, ſagte ich lächelnd.

„Das laſſe ich gelten!" erwiederte er lachend; „ja, für eine Geliebte kann ſogar der Schmerz ſüß ſeyn." Er lachte; Lisborne, der mich verſtand, lachte; ich lachte, und wir gingen lachend aus einander.

Dieſer Lisborne (nach ſeinem Aufwande zu urtheilen, ein reicher Mann) iſt zwar in der großen Welt geweſen, hat aber doch das Gepräge ſeiner Nation nicht ganz verloren. Er beträgt ſich fein, artig; und man ſollte ihn für nicht mehr halten, als die Uebrigen, wenn er ſich nicht ſelbſt zuweilen über ſein Betragen erklärte. „Warum ſoll man ernſter mit dieſen Leuten ſeyn, die nun einmal nichts können, als die Zähne zeigen? Sie achten nur eine elende Münze, deren Gepräge längſt abgegriffen iſt, den Jargon: iſt es ein Verbrechen, wenn man dieſe nichtswürdige Münze bei ſich führt?" Uebrigens iſt er edel, warm (doch nur ſelten), und meiſtens ernſt. Sein Enthuſiasmus für das Edle und Große hat in der Welt das lebhafte Kolorit verloren; aber ich wollte alles darauf wetten, daß ſein Herz, trotz der äußeren Kälte (die dem Manne doch auch wohl anſteht), eben ſo warm fühlt, wie die unſrigen.

Als Lisborne, der Anfangs nicht hier war, zum erſten Mal in unſer Haus kam, ſtellte mich Heerbruch ihm als eine halbe Landsmänninn vor. Er redete mich ſehr artig in ſeiner Mutterſprache an, ob er gleich das Deutſche fertig ſpricht. Wir ſprachen lange mit einander, und er ſchien Gefallen an meiner Unterhaltung zu finden, wahrſcheinlich, weil er einmal wieder Engliſch ſprechen konnte, oder — Liebe Eliſabeth, dir kann ich nichts in meinem Herzen verbergen, auch wenn ich darüber erröthen muß. Ich Thörin hielt ſeine lange Unterredung mit mir, und die Achtung, die er mir bezeigte, für die Wirkung meines Geſichtes; denn ſein Auge ſchien mit Wohlgefallen an mir zu hangen. Er blickte nachher ſogar nicht ſelten dahin, wo ich ſaß, und näherte ſich mir öfter, als jedem Andern. Dies beſchäftigte meine Eitelkeit auf eine ganz angenehme Weiſe; denn dieſer Lisborne gilt für ſehr verſtändig, und ſein Urtheil bedeutet in ſeinem Cirkel nicht wenig. Er iſt ein ſchöner Mann, und hat in der großen Welt den Sinn für das Große nicht verloren, was denn, wie du mir zugeben wirſt, Charakter vorausſetzt. Ich möchte ſagen: er ſteht wie ein ſchönes Bild an den Gränzen der großen und der erhabnen Welt. Mit Energie verbindet er eine ſehr feine Politur; kurz, er iſt ein Mann, wie die Männer alle ſeyn ſollten: edel und artig zugleich."

3.

„Ich habe mit dem Herrn von Heerbruch einen ewigen Streit über das Herz, und über den Genuß, den jede große Empfindung giebt. „Aberglaube, kindiſcher Aberglaube!" ſagt er. „Pah! man lebt, und lebt, wie man kann. Tugend, mein ſchönes Kind, ſo viel

Sie wollen; nur nicht eine, die ſo finſter iſt, wie die Leute, die ſie Berufshalber lehren. Gewiſſen? Hm! ein bloßer Wortſtreit! Wir nennen Ehre, was das Volk Gewiſſen nennt, und ſind am Ende, troß unſern zehn oder zwölf Schüſſeln, unſern Domeſtiker, Equipagen, und ſo weiter, eben ſo fromm, wie die Leute, die uns deshalb in den Bann thun, und die das alles gern ſelbſt hätten." — Noch frömmer, erwiedette ich; es giebt gar keine frömmeren Leute als die Vornehmen. Das meine ich in vollem Ernſte, Herr von Heerbruch. — Ich nannte ihm ein Paar Häuſer, in denen man die roheſten Ausſchweiſungen begeht, und dann in die Kirche fährt, und ſo weiter; auch nannte ich ihm einige Männer, die hart, die grauſam ſind, die ſich jedes Mittel, durch das ſie ſteigen können, erlauben, und dennoch Nächte hindurch beten, um Geiſtererſcheinungen zu bekommen. „Still, ſtill!" ſagte er erröthend: „ich bin ſelbſt einmal an dieſer Thorheit krank geweſen." Und nun erzählte er mir eine Begebenheit der Art. Lisborne beſtätigte meine Behauptung. „Die

Wahrſager in London," ſagte er, „haben ihre beſte Einnahme gerade von den ſtarken Geiſtern, die an nichts als an ſich ſelbſt glauben. Ich begreiſe nicht, wie man ſo getäuſcht werden kann."

„Sie ſollten wiſſen," ſagte Heerbruch, „wie geſchickt dieſe Menſchen die Neugierde ihrer Zuhörer zu ſpannen verſtehen, und wie blendend ihre Verſprechungen ſind. Es hat auch ehemals Betrieger gegeben; doch ſo feine, als jetzt, gewiß nicht."

Verzeihen Sie, fiel ich ein; ich behaupte, dieſe Leute verſtehen ihr Handwerk nicht ſonderlich. Denn was verſprechen ſie? Langes Leben, eine Tinktur Gold zu machen, höchſtens das Erſcheinen von Geiſtern. Die Griechiſchen Wahrſager kannten ihre Leute, die vornehme Welt, viel beſſer. Sie verſprachen den Reichen, ſie gegen Gewiſſensbiſſe zu ſichern. — Das bezweifelte Lisborne. Ich wußte nicht mehr recht, wo wir das einmal geleſen haben, berief mich aber ganz dreiſt auf Plato's Republik; und nun hätteſt du ſehen ſollen, wie die beiden Männer erſtaunten, daß ein Mädchen dieſen Namen nur nennen konnte!

Unſer Geſpräch nahm jetzt eine ernſthafte Wendung; es wurde über den Mißbrauch des Reichthums geſprochen. Ich ſagte dem Herrn von Heerbruch, der nur verweichlicht iſt, mit lachendem Munde Wahrheiten, die ich ihm ſchon lange zugedacht hatte. Er hörte ſie an, geſtand ſie zu, und ließ es damit gut ſeyn. Fahren Sie ſo fort, ſagte Lisborne nachher; er ſchwankt ſchon. Nein, erwiederte ich: wer ſchwankt, der will nicht. Er ſchwankt nur, um Ausflüchte zu ſuchen; und wer die ſucht, der findet ſie auch. Dieſen Augenblick oder gar nicht: das iſt der Wahlſpruch der Reue.

Seit dieſer Unterredung ſcheint wenigſtens Lisborne ſeinen Reichthum, wenn auch nicht ſokratiſch, doch ohne Uebermuth, zu gebrauchen. Und ſo ſage denn nur nicht, Eliſabeth, ich wäre ganz vergebens hier. Wer weiß, wie viele Arme die Folgen dieſer Unterredung ſchon mit Freuden empfunden haben! Sieh, man darf nur auf die rechte Stelle kommen, um ein Philoſoph zu ſeyn.

Hier bin ich das. Ich genieße alle Bequemlichkeiten, die der Reichthum giebt, doch ohne mich deshalb zu ſeiner Sklavin zu machen. Wenn es ſeyn müßte, ſo würde ich mit leichtem Herzen unter den Kronleuchtern weg, aus den hellen Sälen, und von den prächtigen Tafeln wieder in das enge Stübchen, zu der einſamen Lampe und den frugalen Mahlzeiten unſeres Vaters zurückkehren. Zwar bin ich noch immer der Meinung, daß man weiſe ſeyn kann, ohne ſein ganzes Vermögen unter Arme zu vertheilen, oder barfuß zu gehen, oder ſeinen Becher wegzuwerfen und aus der Hand zu trinken; ich liebe eine helle, ſchöne Wohnung und ſo manche andre Bequemlichkeit: aber ich haſſe die freudenloſe Verſchwendung, den unnützen Uebermuth, mit dem man Tauſende wegwirft, um dafür reich genannt zu werden und die Augen der Menge auf ſich zu ziehen.

Karl würde ſchelten, wenn er das läſe; auch du Eliſabeth wirſt mich für nicht menſchlich genug halten, und mich an die Alten erinnern, unter deren Lehren und Beiſpielen wir erzogen ſind. Mich dünkt aber, Eliſabeth, man nimmt das, was die Alten ſagen, oft ein wenig allzu wörtlich. Zu Sparta bettete man um die Gnade tugendhaft zu ſeyn, und ſchloß dann jedes Mal mit den Worten: „gebt uns, ihr Götter, die Stärke das Unrecht zu ertragen!" Schön! erhaben! wer wird das leugnen? — Wir ſingen oft: „was Gott thut, das iſt wohlgethan." Dieſes Gebet iſt nicht weniger ſchön, als jenes; allein wer wird nun behaupten, wir hätten wirklich ſo viele Reſignation, als die Worte ausdrücken? Wenn ich mich hier einfach kleide, ſo thue ich nicht weniger, als was Sokrates that, der keine Schuhe trug. Kurz, ſey ohne Sorgen, meine theure Eliſabeth; die Welt wird das Herz deiner Auguſte nicht verführen."

4.

„Heerbruch, liebe Eliſabeth, iſt aus meinem Herrn mein Freund, und aus meinem Freunde mein Liebhaber geworden: — nicht, weil er mich liebt, ſondern weil er lange Weile hat. Wie könnte er mit einem jungen

Mädchen einige Monate unter demſelben Dache zubringen, ohne ihr etwas Angenehmes über ihre Liebenswürdigkeit zu ſagen! Anfangs hatte ich große Luſt, die Sache ernſthaft zu nehmen. Ich hörte ſeine Liebeserklärung mit Kälte, ohne ihn zu unterbrechen, und zeigte ihm ſtufenweiſe mehr weibliche Würde. Als er fertig war, hob ich an: ſagen Sie mir doch, Herr von Heerbruch, welche Antwort haben Sie auf das Alles erwartet? Ich glaubte Wunder, wie beſtürzt ihn dieſe Frage machen ſollte. Aber nein; er ſagte lächelnd: „welche Antwort? In der That, Sie können ſeltſame Fragen thun, liebe Bouverot! Es wäre toll, wenn ich Erwartungen hätte. Ja, Wünſche! wenn Sie nach denen fragten: die könnte ich Ihnen geſtehen. Doch auch das kaum: ſo ernſthaft ſehen Sie aus!"

Ernſthaft? Ja, Herr von Heerbruch! Oder glauben Sie, ſo etwas müſſe ſchmeichelhaft ſeyn? Das wäre wenigſtens ſehr eitel.

Er lachte. „Ich kann Ihnen nicht wehren, von mir zu denken, was Sie wollen, ſo wenig wie Sie mir wehren können, Sie für das liebenswürdigſte Mädchen auf der Erde zu halten."

Dies Geſpräch, antwortete ich empfindlich, läßt mich fühlen, daß ich in Ihrem Hauſe, und von Ihnen abhängig bin.

„Auf meine Ehre, das ſind Sie nicht; das waren Sie von dem erſten Augenblicke an ſo wenig wie jetzt. Ich weiß nicht, wie Sie eine ſo ſchwarze Seite an dem freundlichſten Dinge von der Welt auffinden können. Sagen Sie mir nur, wodurch ich den mindeſten Uebermuth gezeigt habe."

Ich fühlte, daß ich mich nicht in Erörterungen einlaſſen durfte, und brach das Geſpräch ab. Er verfolgt mich ſeitdem mit Liebeserklärungen, und ich — nach einem Winke der gnädigen Frau, die ſehr wohl geſehen hat, was er ihr wenig zu verbergen ſucht — nehme die Sache als Scherz, und thue wohl daran. Nicht ſelten lacht er mit, wenn ich lache; zuweilen iſt er aber doch ſo ernſthaft, daß ich beinahe glauben ſollte, es wäre ſein Ernſt. Ich laſſe mich indeß durchaus nicht bereden, die Sache ernſthaft zu behandeln, ſondern ſpotte und witzle über ſeine Liebe; und die gnädige Frau ſagt mir dafür wohl hundertmal: Sie ſind ein unvergleichliches Mädchen!

Warum, frage ich oft mich ſelbſt — warum kann ich es mit Lisborne nicht eben ſo machen? . . . Du erſchrickſt, liebes Kind? Ich bitte dich, ſey ruhig. Ja, Lisborne liebt mich, und mit wahrer Leidenſchaft. Aber ich liebe ihn nicht, und kann ihn nie lieben. Glaube mir das, Eliſabeth. Doch bei dem Allen iſt mir ſeine Liebe ernſthaft.

Er drängt ſich an mich, und zeigt mir eine Achtung, welche durch die Feinheit, mit der er ſie ſogar vor mir zu verbergen ſucht, zu einem ſüßen Opfer wird. Nie ſagt er mir ein Wort von Liebe; er ſucht nur mein Vertrauen, meine Freundſchaft zu gewinnen, und zwar durch das einzige Mittel, das dem Manne anſteht, durch Achtung und die feinſte Schonung meines Herzens. Anfangs ſagte er mir Artigkeiten, wie jeder junge Mann; er ſchmeichelte mir auch (freilich immer in witzigen Wendungen, aber doch auffallend), und machte ſogar meinen Reitzen Komplimente, was die Männer, wenn ſie uns kennten, nie thun würden: denn ſo eitel wir auch auf Schönheit ſeyn mögen, ſo hören wir es doch nicht gern, wenn man uns ins Geſicht ſagt, daß wir ſchön ſind; ein ſtummer Blick iſt uns da mehr werth, als die ſchönſte Rede in den feinſten Wendungen.

Ich behandelte Lisborne'n eben ſo, wie den Herrn von Heerbruch; doch auf einmal nahmen ſeine Schmeicheleien ein Ende, und er ſagte es mir wohl gar auf eine feine Art, wenn ich einen Fehler begangen hatte. Seine Unterredungen mit mir wurden ernſthafter, ſeine Achtung ſichtbarer, ſein Vertrauen beſcheidener und zarter. Er foderte mich nicht mehr zum Reden auf, wie ſonſt, und ſchien mich nicht weniger als ſich ſelbſt verbergen zu wollen. Vorher ſuchte er mir die Bewunderung der Geſellſchaft zu verſchaffen, jetzt nur ihre Achtung. Nicht ein Wort mehr von Liebe; er vermied es ſogar, im Allgemeinen, mit mir von dieſer Leidenſchaft zu ſprechen, die ſonſt, freilich immer wider meinen Willen, oft der Gegenſtand unſrer Unterredungen geweſen war.

Ja, liebe Eliſabeth, man ſage, was man wolle, es iſt ſchmeichelhaft, von einem edlen Manne ſo geachtet zu werden; es iſt ſogar rührend, einen Mann lieben und ſchweigen zu ſehen. Dieſe ſtille Liebe, dieſe ſchweigende Achtung, wirkt auf das Herz. Wehe dem Mädchen, das mit der verhehlten, nur von ihr bemerkten Leidenſchaft eines Mannes Spott treibt! Ich könnte es nicht, auch wenn Lisborne weniger achtungswürdig wäre. — Seitdem bin ich gütiger gegen ihn, und aufmerkſamer auf mich ſelbſt. Ich ſuche ſeine Liebe (ſie ſey entſtanden, wie ſie wolle) durch die Tugenden zu verdienen, um derentwillen er mich liebt. O Eliſabeth, wie iſt es möglich, daß manche Frau die Liebe ihres Mannes braucht, ihn zu unterjochen? wie kann ſie auf dieſe Liebe hin es wagen, ſich und ihre Tugenden zu vernachläſſigen? Die Liebe, glaube ich, hat einen ſo zweideutigen Urſprung,

ſprung, daß jede Frau nicht genug eilen kann, ſich die reinſten Tugenden zu erwerben, und ſo die Liebe ihres Mannes zu rechtfertigen. Ein böſes Weib, das auf die Liebe ihres Mannes trotzt, erniedrigt ihn.

Gewiß, Eliſabeth, ſeitdem Lisberne mich liebt, bin ich beſſer, ſtandhafter, gütiger, beſcheidener geworden; ich ziehe mich mehr zurück, und verachte den Beifall, um den ich mich ſonſt bemühete. — Leb wohl, und ſey ruhig, Eliſabeth! Du haſt nichts zu fürchten.“

5.

Wie, Eliſabeth? So denkſt du von deiner Auguſte? ſo? „Meine Bemerkung über die Griechen könne wahr ſeyn, ſchreibſt du; aber aus meiner Feder ſey ſie nichts als der Beweis eines verſchlimmerten Herzens.“ Eliſabeth, und das konnteſt du ſchreiben, ohne zu zittern? . . . Daß ich meine einfache Kleidung mit Sokrates Einfachheit verglichen habe, hältſt du für Spott des menſchlichſten

Weiſen? O, mußt du deiner Schweſter Unrecht thun, um nur einen Sterblichen, ſey es auch der beſte, in dem Glanze der Götter zu erblicken? Du findeſt meinen Ton gegen Heerbruch leichtſinnig, wo nicht noch ſchlimmer; ich — ich finde ihn nur nicht unterhaltend. Daß ich von Lisberne's Liebe mit Anſtand ſpreche, ſagſt du, komme daher, weil ich ihn ſchon liebe; und dieſe Liebe bringt dich zum Zittern, weil er ein Engländer ſey, weil er ſeine Liebe verſchweige, und weil er mich alſo verführen wolle.

Nun, ſo höre, Eliſabeth, und fürchte nicht länger für das Herz deiner Schweſter, ſondern — für ihr Schickſal. Als du einmal glaubteſt, ich kämpfte mit Zweifeln an der Unſterblichkeit der Seele, da kämpfte ich mit einer unglücklichen hoffnungsloſen Liebe; als ich den letzten Sylveſter-Abend, den wir zuſammen feierten, ohnmächtig niederſank, da war der Gedanke, wie rettungslos mein Schickſal ſey, auf mein liebendes Herz gefallen. Ich hatte die Stärke, euch Allen zu verſchweigen, was ich empfand. Eines Tages, Eliſabeth, lag der Mann, den ich mit unbeſchreiblicher Gewalt liebte, noch jetzt liebe, vor mir auf den Knieen. Mein heißes Herz hatte mich überwältigt, und meine Hoffnung, glücklich zu werden, mich hingeriſſen. Ich ſtand in ſeinen Armen; ſein Herz öffnete ſich unter dem Gefühle meiner Liebe, meiner Thränen, meines Mitleidens, meiner Tugend. Jetzt konnte ich glücklich werden; ein Kuß, ein Händedruck, ein ſüßes Wort aus meinem Munde gab mir vielleicht alles, was ich wünſchte. Aber ich wollte nicht, Eliſabeth; ich verſchmähete eine Liebe, die mir nicht das Herz, ſondern nur die Sinne gegeben hätten, und wählte ein freudenloſes Leben, weil ich ein froheres nicht wählen zu können glaubte, ohne insgeheim erröthen zu müſſen.

Ich liebe den Mann noch jetzt, bin noch jetzt unglücklich; ich werde nie aufhören ihn zu lieben und unglücklich zu ſeyn. Glaubſt du noch, Eliſabeth, daß ich von Lisborne's Liebe darum mit Anſtand rede, weil ich ihn wieder liebe? Nein, ich ſehe das Leben nicht ſo an, wie Karl, als eine Entbehrungsſchule, als eine Marterkammer, oder, wie du, als den heiligen Vorabend zu einem heiligern Feſte, wo man ſich nur auf morgen freuet, und den Abend vergißt. Das Leben ſelbſt iſt mir ein heiliger Feſttag, an dem ſich putzen darf, wer Putz hat, an dem ein fröhlicher Blick, eine glühende Wange und ein lachendes Auge wohl ſtehen. Aber, Eliſabeth, ich werde dieſen heiligen Feſttag nicht entweihen. So verſchieden unſre Anſicht des Lebens auch ſeyn mag, ſo haben wir doch Alle einerlei Herzen: Herzen, welche die Tugend lieben. Wir Alle würden, wie Sokrates, lieber den Tod als eine ſchimpfliche Handlung wählen; denn der Tod, ſagte der große Mann, hat nichts Schimpfliches.“

6.

„Wir haben dieſen Sommer ſechs Wochen in Schleſien auf dem Lande zugebracht, liebe Eliſabeth, und zwar auf einem kleinen Gütchen, das Heerbruch da in einer paradieſiſchen Gegend hat. Er machte ſich mit dieſer Landpartie ein Verdienſt bei mir. „Sie ſolſen nicht mehr klagen," ſagte er, „daß Sie keine Nachtigall zu hören bekommen; oder vielmehr," ſetzte er angenehm hinzu, — „ich habe die Reiſe durchgeſetzt, um mir von dieſem undankbaren Herzen doch Einmal einen Dank zu verdienen." Das war recht artig, beſonders da die Reiſe wirklich meinetwegen gemacht wurde; denn die gnädige Frau hat ſich erſt gar nicht dazu entſchließen wollen. Ich dankte ihm mit aller der Lebhaftigkeit, die meine Sehnſucht nach dem Lande mir geben konnte, und ſeine Artigkeit wirkte mehr auf mich, als ich ihn merken ließ. In der That, ſagte ich, aber nur lachend, wenn Sie es oft ſo machen, ſo fangen Sie an mir gefährlich zu werden. Noch mehr gefiel es mir, daß er für Alles ſorgte, was mich unterhalten konnte, daß er meine Lieblingsbücher einpacken ließ, und eine Jungfer mitnahm, die ein ſehr ſchätzbares Mädchen, und mein Liebling unter den Domeſtiken iſt. Ich freuete mich ſo ſehr auf das Land, daß ich mir vornahm, recht gütig gegen Heerbruch zu ſeyn, und oft mit ihm im Felde und Walde umher zu ſtreiſen. Er hatte mir eine reitzende Beſchreibung von der Lage des kleinen Gutes am Fuß des Gebirges gemacht. Ich weiß nicht, ſagte Madame nachher, wie du auf einmal zu dem chevalleresken Geſchmack kommſt, auf dem Lande leben zu wollen. Berge! nun ja, deren man überdrüßig wird, wie jedes andern Dinges! Wälder, die ſo dicht und finſter ſind, daß einem vor Mörder- und Diebeshöhlen grauet! Mit Einem Worte: ich weiß nicht, wie man ſo etwas angenehm finden kann. — Wir, Heerbruch und ich, vertheidigten das Landleben; Lisborne (was mich wunderte) und Madame nahmen die Parthei der Stadt.

„Haben Sie," fragte Lisborne, „je bei den Alten eine ſchöne Ausſicht gelobt gefunden? Lebten nicht alle ihre groſʒen Männer in den Städten? und ſagte nicht Ihr Heiliger Sokrates ſelbſt: er könne von den Bäumen und Feldern nichts lernen; darum lebe er in der Stadt?" — Es war mir lächerlich, daß er die Alten in einen Streit über den Vorzug des Land- oder Stadtlebens miſchte. Ich hätte darauf ſchwören mögen, er, wolle mich wegen meiner Liebe zu den Alten, oder die gnädige Frau wegen ihrer Anhänglichkeit an dem Stadtleben perſiffliren; aber keinesweges: es war ganz ſein Ernſt, und er wurde verdrießlich, da es ihm nicht gelang, den Plan zu hintertreiben. Den Abend vor unſrer Abreiſe ließ er ſich bei mir anmelden, und trat mit einer verſtörten Miene in mein Zimmer.

Sie mißgönnen mir mein Glück, rief ich ihm entgegen; alſo machen Sie den Abſchied nur kurz.

„Ich gönne Ihnen," erwiederte er ernſt, „die Freude des Landlebens; allein . . ."— Er ſchwieg, und ſah verlegen umher. „Ich habe Ihnen eine Warnung, als einen Schutzgeiſt, in die einſamen Wälder, in die laue Luft, zu den Geſängen der Nachtigallen mitzugeben; denn der Frühling iſt oft ſo gefährlich, wie ein volles Herz." Als ich ihn ſtarr anſah, ſchwieg er einige Sekunden; dann fuhr er fort: „ich weiß nicht, wie ich es Ihnen ſagen ſoll; und doch müſſen Sie es wiſſen."

„Was man ſagen muß, Herr Lisborne, kann nicht beleidigen. Sagen Sie es, wie Sie wollen; nur das Einzige haben Sie zu überlegen, ob ich das, wovon Sie mir den Anfang geſagt haben, nothwendig wiſſen muß. — Nicht wahr, Eliſabeth? der Anfang war in der That ein wenig unverſchämt.

Er fing nach einer Verbeugung wieder an: „Heerbruch liebt Sie. Mögen Sie ſeine Liebe ſo lächerlich finden, als Sie wollen: er liebt Sie, vielleicht gerade darum, jetzt ſehr ernſthaft.“ Das ſagte er mit einer Art von Hitze, die er nicht unterdrücken konnte. Er durfte, glaubte ich, nicht fortfahren; denn das Uebrige konnte ich leicht errathen. Ich danke Ihnen, ſagte ich lächelnd; nähme Herr von Heerbruch auch zehn Frühlinge zu Hülfe, ich würde ſeine Liebe dennoch ſehr ſpaßhaft finden. Und nun bitte ich Sie, Herr Lisborne, nichts mehr darüber zu ſagen.

Er beſann ſich, in offenbarer Verlegenheit. „Das Einzige noch,“ ſagte er kämpfend: „Heerbruch hofft von dem Lande, von der Einſamkeit, von den Spaziergängen etwas, deſſen Ihr Herz nicht fähig iſt. Dieſe Reiſe auf das Land iſt ein Plan, Sie ..." — Er brach ab.

Ich erſtarrte; aber doch fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, dem Engländer ein wenig näher zu treten: denn ſeine Verwirrung, ſeine Ungeduld, ſein ſcheues Weſen waren mir an ihm neu. Ich verſtehe, ſagte ich; aber — woher wiſſen Sie das? Dieſe Frage, bei der ich ihm feſt in die Augen ſah, vermehrte ſeine Beſtürzung. Er ſtammelte etwas her, das aber keine Antwort war. Ich wiederholte meine Frage ſcharf; denn er fing an mir zu mißfallen, und ich verhehlte ihm das nicht. „Ein Ungefähr," ſagte er, als er ſich nach und nach erholte, „einige Worte, die Heerbruchen entfielen, und der Umſtand, daß er oft großen Widerwillen gegen das Landleben geäußert hatte, gaben mir zuerſt Verdacht."

Und die Gewißheit? fragte ich, noch eben ſo ſcharf.

„Meine Liebe," ſagte er auf einmal mit dem Feuer eines ſtürmiſchen jungen Mannet, „meine unausſprechliche Liebe zu Ihnen, angebetetes Mädchen, die Ihnen ein Geheimniß bleiben ſollte, bis ich mich erſt Ihres Vertrauens und Ihrer Freundſchaft werth gemacht hätte. Dieſe Liebe gab mir Gewißheit von Heerbruchs unwürdigem, abſcheulichem Plane. Ich kenne Ihr Herz, ich kenne Ihren Charakter, und fürchtete nichts. Aber daß Heerbruch nur einen ſolchen Gedanken haben konnte, war mir unerträglich. Ich wollte Ihnen verſchweigen, was ich wußte, und ſuchte Ihnen die Reiſe auszureden. Unruhe, der ſchmerzliche Gedanke an eine Trennung von Ihnen, hat mir dieſes Geſtändniß entriſſen. Antworten Sie mir nicht, meine Theure! Ich werde nie Stärke genug haben, ein Nein von Ihnen zu hören; und jetzt verdiene ich noch kein Ja." — Sie müſſen mich jetzt hören, Herr Lisborne, ſagte ich mit einer Härte, die ich mir nicht erlaubt haben würde, wenn die Wendung, die er nahm, mir weniger mißfallen hätte. Heerbruch, fuhr ich fort, ſchien mir zu ſcherzen; doch, wenn Sie Sich nicht geirrt haben, ſo iſt er mir verächtlich. Uebrigens, Herr Lisborne — jede Liebe, auch die Liebe eines edlen Mannes, iſt mir unangenehm; denn ich kann ſie nicht erwiedern. Ich liebe ſchon.

Er warf einen ſchnellen Blick auf mich. „Sie lieben?" ſagte er finſter. „Darf ich fragen . . . ?" —

Sie dürfen nichts fragen, Herr Lisborne; denn ich darf nicht antworten. Ich habe Ihnen das Geheimniß meines Herzens anvertrauet, weil ich Sie achte.

Er verbeugte ſich ſehr tief, küßte meine Hand, und ſagte: „Sie kommen bald wieder!" Mit dieſen Worten ging er.

Ich ſah ihm nach, und ſchüttelte den Kopf: denn es hatte mir etwas an ihm mißfallen, ob ich gleich nicht eigentlich wußte, was; und doch gefiel mir ſein Weggehen, die Ruhe, mit der er mich verließ, das Lächeln ſogar, das ich in ſeinem Geſichte bemerkte.

Am folgenden Morgen traten wir die Reiſe nach Schleſien an. Lisborne hatte nicht unrecht geſehen; Heerbruch that alles nur Mögliche, mich davon zu überzeugen. Ich kann dir gar nicht ſagen, liebe Eliſabeth, wie verächtlich mir der Menſch wurde. Dieſe widrige Idee verfolgte mich Anfangs auf allen Spaziergängen, auch den einſamſten, die ich, troß ſeinem geſchäftigen Aufdringen, am Ende dennoch machen konnte. Ich hielt ihn mit einem Ernſte, der freilich wohl zu viel Verachtendes hatte, in gehöriger Entfernung; aber nur auf einigen Streifzügen, die ich mit meinen Zöglingen machte, genoß ich des Paradieſes ganz, das eine Schlange entweihte. Um mich zu ſichern, hielt ich mich mehr zu der gnädigen Frau, und fand an ihr, was ich gar nicht vermuthet hatte; ein edles, gutes Weſen, das wieder lieben kann, wenn es Liebe erhält. Die ſchöne Form wird ſcheinbar in dem flatternden Nebel der großen Welt zerriſſen: wie im wirklichen Nebel der Freund ſo lange unkenntlich bleibt, bis man ihm ganz nahe tritt. Mag es ihr wohl mit mir nicht eben ſo gegangen ſeyn? Was konnte ſie von mir glauben? Ich hatte immer eine Witzjagd mit den Herren, und mit ihrem Manne ſogar einen Liebeshandel!

Wie das kam? O, der Zufall iſt meiſtens menſchlicher als unſer Wille. Madame hörte hinter einem Bosket eine Unterredung, die ich mit ihrem Manne hatte. Er verließ mich endlich, und ſie trat hervor. An ihren glänzenden Augen, an der Innigkeit, mit der ſie mich küßte, und an der Liebe, die ſie mir jetzt, anſtatt bloßer Artigkeit, zeigte, ſah ich wohl, daß ihr kein Wort von der Unterredung entgangen war.

Ich traute ihr vorher nicht einmal zu, daß ſie Thränen über die Treuloſigkeit ihres Mannes haben könnte; und ſie hatte mehr: ein weiches Herz. Sie ſchwieg, und auch ich ſagte nichts; aber ihre Zärtlichkeit, ihre Händedrücke ſagten mir, daß ſie mir bisher ſo wenig getrauet hatte, als ihrem Manne. War ich ihr nicht Erſatz ſchuldig? Ich drängte mich jetzt an ſie. Armes Weib! dachte ich: wie mag dein Herz bei den Unterredungen deines Mannes mit mir gezittert haben! Welcher Muth gehörte zu jedem lächelnden Blicke, zu jedem freundlichen Worte, das du mir gabſt! Ich will dich dafür lieben. Und, Eliſabeth, als ſich nun ihr Herz mir aufſchloß, da zeigte ſich der lieblichſte Kern in einer Schale von Convenienz, Vorurtheil und Mode.

Sie verſöhnte mich ſogar halb und halb mit ihrem Manne, den ſie wirklich liebt. Anfangs ſpottete Heerbruch darüber, daß wir unzertrennlich wären; als er aber ſah, daß wir uns Beide immer nur beiſammen finden ließen, drang er auf die Rückreiſe. Wir baten noch um Aufſchub, und er ging ohne uns wieder nach Berlin. Jetzt, Eliſabeth, war ich mit der Frau von Heerbruch allein. Ihr Herz wurde in den Umarmungen ihrer Kinder, an dem Buſen der Natur, mit jedem Tage weicher, und ich lebte die letzten drei Wochen unbeſchreiblich glücklich.

Seit ein Paar Tagen bin ich wieder hier. Madame will ſich von nun an mehr ihren Kindern widmen, und auch einige kleine Reiſen mit uns machen. Jetzt erſt bin ich recht glücklich. Lisborne'n habe ich nur im Vorübergehen, am Spieltiſch, geſprochen.

7.

Die kleinen Tagebücher von meinen Reiſen haben dir Vergnügen gemacht, liebe Eliſabeth? O, die Reiſen ſelbſt machen mir noch weit mehr. Ich kenne kein größeres Vergnügen, als zu reiſen; Eins ausgenommen, das mir nicht beſtimmt war: dein ruhiges Leben in den Armen der Liebe. Jetzt leſe ich faſt weiter nichts, als Reiſebeſchreibungen, die mir Lisborne verſchafft. Er ſelbſt hat große Reiſen durch ganz Europa gemacht, und ſeine Erzählungen davon ſind ſo intereſſant, wie das beſte Buch. Ach, von dieſem Lisborne, liebe Eliſabeth. Du thuſt ihm Unrecht; er iſt ein edler, ſehr edler Mann. Höre nur!

Eines Morgens ganz früh (ich war noch im leichteſten Anzuge, weil ich kaum das Bett verlaſſen hatte) pocht jemand leiſe an meine Thür, und macht ſie auf, ohne daß ich herein gerufen habe. Lisborne, den ich nach der letzten Unterredung noch nicht eigentlich wieder geſprochen hatte, weil ich eine Unterredung mit ihm vermied, trat in Reiſekleidern herein. Ich zeigte nach einer flüchtigen Verbeugung auf einen Stuhl, und ging in die Kammer, um eine Enveloppe zu nehmen. Es verdroß mich, daß er zu einer Zeit kam, wo er mich, wie ihm nicht unbekannt war, gewiß allein fand. Er ſchien meine Gedanken zu errathen, und ſagte freimüthig: „ich habe gerade dieſe Stunde zu meinem Beſuche gewählt, weil ich wußte, daß mich Niemand ſtören würde. Schon heute reiſ' ich ab, um meine theure Verwandte, die Lady Gower, in Deutſchland zu empfangen. Vorher aber, meine liebe Freundin, mußte ich mit Ihnen über etwas ſprechen, das meinem Herzen am nächſten liegt. Sie lieben, ..." — Hier wollte ich ihn unterbrechen; er fuhr aber mit ruhiger Freimüthigkeit fort: „ich habe nicht das Recht, Sie zu fragen, wen Sie lieben; doch iſt Ihr Freund zu der Frage berechtigt: warum ſind Sie nicht glücklich? Ich liebte Sie, theures Mädchen, ich liebe Sie noch, und werde vielleicht nie aufhören Sie zu lieben; aber ich bin ein Mann, und will mit dem Schickſal nicht darüber hadern, daß es ſchwer iſt. Ich kann Ihre Hand nicht bekommen, wohl aber Ihr Bruder, Ihr Freund ſeyn; und das iſt noch immer ſehr viel." (Er küßte meine Hand.) „Sie lieben. Nur dies einzige Wort haben Sie mir geſagt. Sie lieben, und ſind nicht glücklich. Warum nicht? Ich bin reich, vielleicht allzu reich. Meine Freundin, ich würde nicht bloß reich, ich würde glücklich ſeyn, wenn ich Sie glücklich machen könnte. Es fehlt mir nicht an bedeutenden Freunden hier, in England und in Hannover. Da Sie aus den Deutſchen Staaten meines Königs gebürtig ſind, ſo wäre ich vielleicht im Stande, Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen . . . Ich bitte, ſagen Sie mir: warum ſind Sie nicht glücklich? Warum übernahmen Sie eine Rolle in dieſem Hauſe, die Ihrer unwürdig iſt? Laſſen Sie mich Ihr Glück befördern, und ich will mich ſelbſt für glücklich halten. Warum ſind Sie nicht glücklich?"

Es ſtrömten Thränen aus meinen Augen. Jetzt ſtanden mir Gold und Anſehn zu Gebote; und dennoch war ich nicht glücklich! Edelmüthiger Mann, ſagte ich endlich leiſe;

es kann mir Niemand helfen! Nun drang er mit freundſchaftlichem Ungeſtüm in mich, ihm die Urſache meines Unglückes zu entdecken; doch vergebens. Er ſchien endlich überzeugt zu werden, daß es Geheimniſſe giebt, die ſich nicht mittheilen laſſen. Zuletzt fragte er noch einmal: „lieben Sie wirklich?" Ich antwortete beſtimmt Ja. Nun wendete er das Geſpräch auf einen andren Gegenſtand, das Reiſen, ohne ſeiner Liebe und ſeiner edelmüthigen Anerbietungen weiter zu erwähnen. Er ſagte mir viel von dem edlen Charakter, der ſchwärmeriſchen aber ſchönen Seele und dem heißen Herzen ſeiner Verwandtin der Lady Gower, und glaubte, daß er ſie würde bewegen können, einige Zeit in Berlin zu bleiben. „Ich darf zwar," ſagte er, „nicht hoffen, ſie in die Welt einzuführen; indeß ich könnte ihr hier (er küßte meine Hand) vielleicht eine Bekanntſchaft geben, die ſie ſchadlos halten würde." Er machte mich in der That ſehr neugierig auf dieſe Frau, welche Europa durchreiſen will, weil eine unglückliche Liebe . . . Ach, Eliſabeth!

könnte ich doch auch den Schmerz ſo verreiſen!

Er nahm endlich Abſchied von mir, und ich ſagte dem edlen Manne mit inniger Rührung Lebewohl. Der Himmel beſchütze ihn, und belohne ſein großes Herz, das ſo unglücklich iſt als das meinige, aber ſtärker.

8.

Wir ſehen unſern Karl in langer Zeit nicht wieder. Ich habe einen Brief von Hannchen. Vater und Mutter haben ihr aus Stade geſchrieben. Sie wollen ihm dort noch Lebewohl ſagen, ehe er Europa verläßt. O, Eliſabeth! er, die Freude ſeiner Eltern, er muß fort; und ich – es iſt mir, wie es einem gefangenen Zugvogel ſeyn mag, wenn er das frohe Geſchrei der fortziehenden hört. Ich ſehe unſerm guten Bruder nach, und weine. Wäre ich an ſeiner Stelle geweſen, unſer Vater hätte mir geſagt: in einem andern Welttheile wird vielleicht dein Schmerz ſich mildern. Ach, ich würde es geglaubt haben, und der Hoffnung von Einem Welttheilzum andern nachgegangen ſeyn. O vergebens! der arme Karl! Gott ſey mit ihm!

9.

Jetzt bin ich hier von allen Herzen getrennt, liebe Schweſter. Ich muß weg. — Es iſt nicht leicht, mit Menſchen zu leben, die uns nicht lieben; aber noch weit ſchwerer, mit Menſchen, die uns geliebt haben. Haben! Frau von Heerbruch — o, es mag ſeyn, wie ſie ſagt, daß ſie mich noch liebt; aber ihre Liebe iſt ſo abgemeſſen, ſo feierlich, ſo mißtrauiſch, daß ich mich bei ihrem Haſſe beſſer befinden würde, als bei ihrem Lächeln, bei ihren lauernden Blicken, die nur Fehler an mir auszuſpähen ſuchen. — Jede Umarmung, mit der ſie mich beehrt, thut eine verkehrte Wirkung: ſie macht mein Herz, und auch das ihrige, noch kälter. Wir wenden uns, beſchämt darüber, daß wir beide ſo falſch ſind, von einander ab, und jede Verſöhnung trennt uns nur noch weiter, weil jede Erweichung unſeres Herzens uns an uns ſelbſt wie eine Tugend, und an dem andern wie ein Geſtändniß ſeines Unrechts vorkommt. Der arme Menſch! Ja, er gehört nur in den Familienkreis, wo die Liebe mit ihm aufkeimte und die feinſten Lebenswurzeln in dem innerſten Gewebe des Herzens verwachſen ließ. Eine Freundſchaft, die der Menſch in ſpätern Jahren ſchließt, iſt eine Pflanze, die man nicht früh genug ſäete: ehe ſie blühet, hat der kalte Herbſt ſie ſchon getödtet.

O, die Welt hat Recht, Eliſabeth, daß ſie vor zu innigem Vertrauen warnet. Jene kalte Regel, die wir in unſerm Kreiſe der Liebe mit Abſchen hörten; „behandle deine Freunde ſo, als ſollten ſie einmal deine Feinde werden!" iſt in der großen Welt erfunden. Umgang, ein lächelnder, höflicher Umgang, mit dem Namen und den Formen der Freundſchaft, das iſt alles, was ſie ertragen kann. Zwei junge Bäumchen, die ſo nahe beiſammen ſtehen, daß ſie ſich berühren, verwachſen in einander, und werden von demſelben Nahrungsſaft erhalten; trauert das eine, ſo trauert das andre mit, und ſie ſterben zugleich. Zwei große Bäume, die einander erſt im Alter berühren, verwunden ſich nur, ohne ſich zu vereinigen: ſie ſchlagen zwar die Zweige in einander, aber nicht die Herzen; Einer muß weg, damit ſie nicht beide abſterben. Da haſt du die Jugendliebe, und die Freundſchaft der ſpäteren Jahre.

Das Herz der Frau von Heerbruch und das meinige ſchloſſen ſich mit Wärme an einander, um ſich deſto kälter wieder abzuſtoßen. Ob ich nicht Schuld daran bin? O, Eliſabeth, freilich trage ich die Schuld ſo gut wie ſie. Ich trauete unſerer Liebe mehr, als ich ſollte. Es war mein Wunſch, die Frau, die ihren Mann liebt und nur durch die Welt von ihm getrennt wurde, glücklicher zu machen. Um ihr ſein Herz wiederzugeben, vereinigte ich in dem engern, vertraulichern Kreiſe der Familie und einiger beſſern Menſchen, die reinſten und ſchönſten Freuden, welche die Erde hat. Ich ſann darauf, dem Genuſſe, zumal in dem Zimmer der Kinder, durch Mannichfaltigkeit Reitz zu geben und zu erhalten. Das gelang recht gut; Heerbruch fand Geſchmack an dem Kreiſe von einfacheren, verſtändigern und beſſern Menſchen, voll Vertrauens, voll Liebe. Nach einer Scene, worin ſich sein Herz erweicht und der Liebe geöffnet hatte, warf ich mich an die Bruſt meiner Freundin, und ſagte mit Thränen in den Augen: o, wie glücklich werde ich ſelbſt ſeyn, wenn Sie erſt vollkommen glücklich ſind!

Sie machte ſich kalt aus meinen Armen los, und ſagte: „daß ich ſo glücklich werden muß, ſo, auf dieſe Weiſe, das thut weh!"

Ich ſah ſie erſtaunt, doch ruhig, an, und ſie ſchlug die Augen nieder. „Wem habe ich es zu verdanken," fuhr ſie leiſe und langſam fort, „daß mein Mann wieder mein iſt? Ihnen! Und ich darf nicht einmal in ſeinem Herzen nach den Gründen forſchen, die auf ihn wirkten. Glauben Sie mir, es iſt ſo viel Saures als Süßes an einer ſolchen Stunde. Ihren guten Willen, liebe Bouverot, Ihre Freundſchaft kenne ich." Dabei trat ſie noch kälter einen Schritt zurück. Seit dieſer Minute (ſie war etwa vor vierzehn Tagen) haben ſich unſre Herzen gegen einander verſchloſſen. Durch jeden Verſuch, den wir Beide machen, einander wieder zu lieben, werden wir nur kälter. Sie war nicht eiferſüchtig, als ihr Mann mich liebte; aber jetzt iſt ſie es auf jeden Beweis von Achtung, den er mir giebt. Doch, ich frage mich: würde ich in ihrer Stelle es weniger ſeyn? Sie haßt mich, weil mir Eitelkeit einen Triumph über ſie geben könnte. Ich bin nicht eitel darauf, Eliſabeth; ich liebte ſie ja, und liebe ſie noch. Ach, wenn ſie das wüßte, wenn ſie die reine Liebe meines Herzens kennte; ſie würde mir nur den Wunſch nach Einem Triumphe zutrauen: dem, ſie glücklich gemacht zu haben.

Aber dazu gehört von beiden Seiten eine Liebe, wie wir ſie fühlen. Einem Andren alles zu verzeihen, auch — was das Schwerſte iſt — die Fehler, die man ſelbſt begangen hat: dazu gehört die innige, feſte Liebe einer gemeinſchaftlich verlebten Jugend.

— Ich muß weg von hier, das fühle ich;

ſie würde mich ſonſt am Ende noch haſſen, und das ſoll ſie nicht. Bin ich gegangen, ſo wird ſie ihres Glückes froh werden, und vielleicht mit Wünſchen, mit Sehnſucht, an mein Herz zurückdenken, das ſie jetzt von ſich ſtößt. Du wirſt bald mehr von mir hören.

Lisborne iſt wieder hier, und mit ihm ſeine Verwandte, die Lady Gower (eine Frau etwa von ſechs und zwanzig Jahren), aber ganz incognito, weshalb ſie auch an dem entfernteſten Ende der Stadt wohnt. Sie beſuchte mich neulich, als die Familie bei einem Hoffeſte war; indeß, recht aufrichtig geſtanden, ſie gefiel mir nur halb. Lisborne hatte mir ihre natürliche Empfindung, ihre feine Sentimentalität gerühmt; ich fand aber etwas Geziertes an ihr, das mein Herz, ſo gern ich es ihr auch öffnen wollte, doch immer wieder verſchloß. Sie ſprach mit großem Entzücken von dem Vergnügen zu reiſen, und erzählte mir, daß ſie noch im Herbſte nach Italien hin wollte, um in Neapel den Frühling (denn das wäre der Winter dort) zu genießen. Lisborne, der zugegen war, beſchrieb die Reiſe mit ſeinem ſchönen Feuer. Ach, jetzt beneidete ich zum erſten Male einen Menſchen um ſeinen Reichthum.

Ich erwiederte den Beſuch, und Mylady zeigte mir nun Ausſichten von den ſchönſten Gegenden in der Schweiz und Italien. Liebe Eliſabeth, ich kann dir nicht leugnen, daß ich wünſchte, ſie möchte mir den Vorſchlag thun, mit ihr zu reiſen. Zuweilen ſchien es mir wirklich, als wollte ſie dieſe Saite anſchlagen; und wer weiß, was ich thäte! —

Sie hat bei mir gewonnen, ſeitdem ich ſie wieder geſehen habe. Jetzt behandelt ſie mich mit einem Zutrauen, mit einer Freundſchaft, die ich nicht verdiene, und die ich wohl nur des edlen Lisborne's guter Meinung von mir verdanke. Trotz ihrem tiefen, ſchwärmeriſchen Gefühle kann ſie zu meinem Erſtaunen ſehr heiter ſeyn; doch auch ihre Heiterkeit trägt die Farbe ihrer Nation: eine große, vertrauensvolle, zurückhaltungsloſe Freiheit, die ich zuweilen, wenn ich den Engliſchen Charakter nicht kennte, wohl ein wenig anſtößig finden würde. Gegen Lisborne beträgt ſie ſich, ohne Zweifel aus großer Achtung, zurückhaltend. In ſeiner Gegenwart iſt ſie beſcheiden, ernſt, ja wohl finſter: ein Beweis ihres zarten, weiblichen Herzens, dem im Beiſeyn eines Mannes ſogar die Freude nicht mehr erlaubt ſcheint. Wenn ſie mit mir allein iſt, kann ſie viel lachen; und dieſe Fröhlichkeit des Herzens bei ihrem Schickſale kann ich nicht umhin zu bewundern.

Wie fremd, wie feindlich vielmehr, die Frau von Heerbruch jetzt gegen mich iſt, kannſt du daraus beurtheilen, daß Lisborne das ganze Verhältniß weiß, worin wir mit einander ſtehen. Er ſprach geſtern mit mir davon, und auf eine Art, die mir keinen Zweifel an ihrem Haſſe übrig ließ. Ich ſuchte ſie zu rechtfertigen. Lisborne verbeugte ſich, und ſagte: „wenn Sie die Frau in Schutz nehmen, ſo muß ich das freilich als einen Befehl anſehen, zu ſchweigen. Frau von Heerbruch iſt nicht ſo edelmüthig als Sie; und — ich muß Ihnen ſagen, Ihr Edelmuth, meine Freundin, würde mir ein wenig künſtlich," oder wohl gar ein wenig eitel vorkommen, wenn ich nicht Urſache hätte zu glauben, daß Sie wohl um den kleinſten Theil von dem wiſſen, was die Frau Ihnen Schuld giebt." Ich hielt es für unſchicklich, weiter zu fragen; doch aus einzelnen Worten, die ihm entfielen, merkte ich, welchen Rath er mir gegeben haben würde, wenn ich ihn verlangt hätte: nehmlich, nicht länger im Heerbruchiſchen Hauſe zu bleiben. Ich dankte ihm im Herzen für die Delikateſſe, mit der er über dieſen Punkt wegſchlüpfte, und es meinem eigenen Gefühle des Anſtändigen überließ, einen Entſchluß zu faſſen.

In der That, er kam mir mit dieſem Eifer für meine Ruhe, und mit dieſer Schonung meines Ehrgefühls liebenswürdig vor, liebenswürdiger als je; und wenn er fortfährt, ſich auf eine ſo edle Weiſe um mein Herz zu bewerben, ſo kann es ihm am Ende wohl noch gelingen, eine Leidenſchaft zu beſiegen, die zu meinem Unglück unvergänglich zu ſeyn ſcheint.

Ach, Eliſabeth! das Herz behält noch

immer Tiefen, wohin kein fremder Blick, auch nicht der Blick der zärtlichſten Liebe, dringt. Oft iſt es mir, als ſollte ich mich, mit allen meinen zerſtörten, unvollendeten, ungebornen Wünſchen, von der Erde hinab in das Weltall ſtürzen; als würde nur der ewige, gränzenloſe Raum der Welt, das Anſchauen der Unendlichkeit, und die Unendlichkeit ſelbſt, mein heißes Herz erfüllen und heilen. Es iſt mir, als ob andre, größere Wünſche meine Liebe auslöſchen könnten, als wäre ſie ſchon erloſchen; und dennoch würde ich auch in dem unendlichen Raume nichts Anderes fühlen und wollen, als die Befriedigung dieſes unerklärlichen Herzens. O, da ich auf der Erde ſo allein ſtehe — ich möchte mich aufſchwingen zu den Wolken! Aber mein Herz iſt größer, als die unendliche Welt; ich würde, auch wenn ich unter der Wonne verginge, rufen: ich war nicht glücklich! — Gute Schweſter, ich war nicht glücklich, ich bin, ich werde es nicht. Auch an Lisborne's Bruſt würde ich es nicht ſeyn; nie und nirgends würde ich etwas Anderes haben, als

Thränen, Wünſche, heiße Schmerzen, und — keine Hoffnung!

Ich ſinne und ſinne. Kann ich hier bleiben? Nein! — Und muß ich gehen: an weſſen Herz ſoll ich fliehen? an das Herz eines Mannes, der mich liebt, und den ich nicht liebe? Und warum nicht liebe? O, ich wünſchte, jene Fabel von Liebestränken, von den Theſſaliſchen Zauberinnen wäre wahr; ohne Zittern wollte ich den Becher ergreifen, und meinem Herzen Vergeſſenheit geben. Ach, iſt die Liebe eines edlen Mannes kein Zaubertrank, ſo giebt es für mich keinen, als den Entſchluß, — den Entſchluß, dem gewiß die Reue folgt.

Lisborne iſt ein edler Mann, ein ſehr edler Mann. Eliſabeth, hier kann ich nicht mehr bleiben!

Wahres Unglück.

Meine Frau und ich, wir hatten, wie der Leſer ſchon weiß, uns vorgenommen, dem Schickſal ſtille Geduld entgegen zu ſetzen, in jeder dunkeln Nacht auf den Morgen zu hoffen, und bei jedem ſteilen Berge, den wir in der heißen Sonne erklimmen müßten, an das ſchattige Thal dahinter zu denken. „Das können wir," ſagte ich; „und können wir es nicht, ſo giebt es ja noch ein ſchattiges Thal voll Ruhe: das Grab. Was hindert uns, bei jedem Unfalle, wenn alle Hülfe verſchwunden iſt, uns damit zu tröſten? Ja, liebe Frau, könnte man dem Menſchen das Grab nehmen, ſo müßte er troſtlos zittern. Könnte er nicht über die Grenzen des Lebens kommen, wie die alten Römer nicht aus dem Gebiete des Römiſchen Reiches, ſo wäre das Unglück furchtbarer, als die tollen Tyrannen in Rom auf Cäſars Stuhle."

Ich, ſagte meine Frau mit einem ſanften

Lächeln — ich tröſte mich noch anders: mit dem Gott der Liebe jenſeits des Grabes, der uns ſchon diesſeits geholfen hat, wenn es nöthig war. Haben wir unſern Karl erſt wieder, ſo ſehe ich nicht, was uns eben noch Großes begegnen könnte: denn arm ſind wir ja nicht mehr, da Eliſabeth eine reiche Frau iſt; und ein Apotheker kann auch ein ehrlicher Mann ſeyn, obgleich unſer Ludwig jetzt wohl etwas Beſſeres werden könnte.

So etwas kühlte mich jedes Mal bis unter dem Gefrierpunkt ab, wenn ſich meine Phantaſie durch ſo große Ideen, wie die von dem Grabe und der Römiſchen Welt, erwärmt hatte. Ob ich ſchon, ſo gut wie meine Frau, bei dem Gedanken an die Ewigkeit zugleich an unſern Apothekerburſchen denken konnte, und obſchon die größten Ideen in meinem Geiſte oft von den kleinſten durchſchnitten wurden; ſo ſchämte ich mich doch zu ſagen, was ich dachte, und nahm es übel, wenn meine Frau ſich ihres Herzens nicht ſchämte, das groß genug war, auch bei dem Erhabenſten an ihre Kinder zu denken.

„Etwas Beſſeres?“ ſagte ich. „Wenn er ein ehrlicher Mann wird, ſo will ich Gott danken. Das gehört aber nicht hieher, ganz und gar nicht.“

Unſer Sohn nicht? fragte ſie unſchuldig. Von unſern Kindern reden wir ja eben; denn welches Unglück kann uns denn noch begegnen?

Ich ſchwieg und ſchämte mich über mein Auffahren. In dem Augenblick pochte Jemand an das Fenſter, und wir bekamen einen Brief. Ich erbrach ihn, und ſah unten den Namen des Oheims Ludwig. Es waren nur einige Zeilen, aber von ſchwerem Inhalt: „Auguſte iſt fort. Die Nachrichten von ihrer Flucht ſind ſo widerſprechend, daß ich noch nichts darüber ſagen kann. So viel weiß ich indeß gewiß, daß ſie in der Gewalt eines reichen Böſewichtes iſt. Ob freiwillig, oder nicht? Wir wollen das Letztere hoffen. Ich bin ihr auf der Spur. Sie ſollen bald wieder Nachricht von mir haben.“

Ich las das nur mit den Augen; meine Frau aber merkte an dem Wechſel meiner Geſichtsfarbe, daß der Brief uns ein Unglück ankündigte. Ungeachtet meines Schreckens nahm ich mir doch vor, ihr die Nachricht zu verſchweigen; ſie wurde aber todtenbleich, und rief: ach, Karl! unſer Karl!

„Karln betrifft es nicht,“ ſagte ich; „aber ein Unglück erleben wir freilich! . . . Auguſte iſt von Heerbruchs weg.“

Nun, Gott Lob! ſagte meine Frau, und holte freier Athem. Das haben wir ja gewünſcht.

„Ja; aber Friedleben weiß nicht, wo ſie iſt.“

Meine Frau nahm mir den Brief aus der Hand, erblaßte, und mußte ſich niederſetzen.

„Ich hoffe,“ ſagte ich zitternd, „es wird beſſer ſeyn, als es nach dieſen in der Eil geſchriebenen Worten ſcheint.“ Meine Frau nahm das Billet noch einmal, und las, wie ein Unglücksprophet, nur einzelne Worte laut vor, als: „Flucht! . . . in der Gewalt eines reichen Böſewichtes! . . . freiwillig!“ Aus dieſen Worten ſetzte ich mir das gräßlichſte Unglück zuſammen.

„Freiwillig?“ rief ich: „nein, guter Gott! nur das nicht! O, ſoll mein Herz brechen, ſo laß es unter doppeltem Schmerze geſchehen, nur nicht unter dieſem ſchrecklichen Worte: freiwillig!“ Ich nahm, ergriffen von dem Gedanken an meine Hülfloſigkeit, demüthig die Mütze ab; doch bald warf ich ſie, im Zorne über die Vorſtellung, daß Auguſte verführt wäre, an den Boden. „Freiwillig?“ rief ich mit ſtärkerer Stimme: „das ſteht nicht in dem Briefe; und ſteht es darin, ſo iſt es doch nicht in Auguſtens Herzen! gewiß nicht!“

Meine Frau fiel mir in die Arme, die ich hoch aufgehoben hatte, und zog ſie herunter. Ich hob ſie mit ſtrebender Gewalt wieder auf. „Und iſt es,“ rief ich wieder; „iſt ſie freiwillig . . . : o, ſo ſende deinen Unglücksengel über mein Haupt herab . . .“ —

Mann! lieber Mann! jammerte meine Frau; verſuche Gott nicht!

„Laß mich, laß mich! Was hülfe mir dann alles, was deine Liebe, die Liebe unſerer andern Kinder, was die ganze Welt! Ich möchte dann nicht mehr leben!“

O, laß uns an das Grab denken! rief ſie ängſtlich. (Sie erinnerte ſich unſers Geſpräches.)

„An das Grab? Du biſt eine Thörin, eine arge Thörin! An das Grab? „O, ich verkehrter Menſch! ich Uebermüthiger! Dachte ich nicht in meinem ſtolzen Wahn, daß alle Wellen des Unglücks ſich am Grabe brechen müßten? Sieh da, dieſes Wort: freiwillig! reicht über das Grab hinaus, bis an die letzte Grenze des Daſeyns. Freiwillig wurde ſie die Beute eines Böſewichtes; ſie verkaufte ſich der Sünde! O, Frau, den Flecken wäſcht der Tod nicht ab; der verweſet im Grabe nicht, der wird uns quälen in Zeit und Ewigkeit!"

Meine Frau, die ſich die gröſte Mühe gab, mich zu beruhigen, und meine feſt zuſammen geballten Hände aus einander zu reißen, ließ bei dieſen Worten die Arme kraftlos ſinken; ſie ſah mich, leiſe ſeufzend, mit dem Blick eines Sterbenden an, und lehnte ſich kraftlos an einen Stuhl.

„Was iſt dir?" fragte ich, aufs neue erſchreckend. O, antwortete ſie; du haſt mir das Herz gebrochen! Es iſt vorbei mit mir! Ach Gott! meine Auguſte ſollte verdammt ſeyn? und ihr Vater hätte das Urtheil ſelbſt geſprochen? — Das ſagte ſie mit den ſchneidendſten Tönen des Jammers. Ich verlor den Gang meiner Vorſtellungen, und ergriff die ihrige, als ob ſie mir ganz neu wäre. „Nicht verdammt!“ ſagte ich in einem tröſtenden Tone; „der Barmherzige wird richten. Und den ſchlimmſten Fall angenommen, liebe Frau, daß es wahr wäre, was Friedleben ſchreibt: freiwillig! — wird Gott nicht ihre Jugend anſehen? den Kampf ihres zitternden Herzens, ehe ſie in die Sünde willigte, ihre Reue, ihre Sehnſucht nach unſerm Rath, und die Schuld eines Teufels, der ſie verführt hat? Ja, eines Teufels! Eva war nicht unſchuldiger, als unſre Auguſte, nicht frömmer, nicht heiliger; und doch unterlag ſie der Verführung der Schlange. Aber — muß es denn wahr ſeyn? Sagt denn Oheim Ludwig nicht, er hoffe, ſie ſey nicht freiwillig gegangen? Sollten wir Eltern weniger hofſen, als ein Fremder? ſollten wir von unſerm Kinde, das wir kennen, ſchlimmer denken, als er?"

Und nun, da Hoffnung und Mitleiden Auguſtens Schuld vermindert hatten, fiel unſer ganzer Zorn auf ihren Verführer. „O," ſagte ich zuletzt, von meiner Leidenſchaft blind gemacht: „ſey er ſo reich und ſo mächtig, wie er wolle; ein beleidigter Vater wird ſich dennoch an ihm rächen. Er ſoll wohl ſehen, daß er die Unſchuld eines guten Mädchens nicht ungeſtraft verletzen darf!" Ich griff ſchon nach Hut und Stock. Meine Frau erinnerte mich, daß ich nicht einmal wüßte, wo ich den Verführer ſuchen ſollte; und als ich noch nicht kälter wurde, machte ſie mich aufmerkſam, daß es mir an Gelde zu einer wahrſcheinlich ſehr weiten Reiſe fehle, und daß es dem Böſewichte durch ſeinen Reichthum ſehr leicht werden müſſe, mir zu entgehen. „Nun," rief ich endlich; „ſo verdamme ihn Gott, dem er gewiß nicht entgehen kann!"

Sollte wohl Eliſabeth etwas Näheres wiſſen? fragte meine Frau nach einigen Stunden. Ich ſchickte ſogleich einen Boten mit ein Paar Zeilen an ſie ab, und bekam nun Auguſtens Briefe, die der Leſer ſchon kennt, mit einem von ihr ſelbſt, worin ſie uns Eltern die beſten Hoffnungen machte.

Wir fielen mit unbeſchreiblicher Begierde über die Briefe her; und mit jedem Worte, das wir darin laſen, vermehrte ſich unſre Hoffnung. Als wir fertig waren (der Schluß des letzten Briefes hatte uns ſehr gerührt), ſahen wir einander mit einem ſchmerzlichen Vergnügen an. Die dunkle Wolke über uns zerfloß in einen lichten Nebel, durch den ein Stern der Hoffnung blickte. Wir konnten freilich Oheim Ludwigs Nachricht mit Auguſtens Briefen nicht reimen, und behielten eine quälende Ungewißheit über ihr Schickſal, obgleich nicht über ihr Herz.

Endlich kam Oheim Ludwig ſelbſt, und ſchon ſeine Miene verkündigte Unglück. „Wo iſt ſie?“ fragten wir Beide. Er zuckte die Achſeln, und ſagte: noch weiß ich nicht, wie ich euch tröſten ſoll, Ihr unglücklichen Eltern.

Aber auf der Erde iſt der Böſewicht doch! „Lisborne?“ fragte ich. — Woher wiſſen Sie den Namen? . . . Ja, dieſer Teufel, dieſer Lisborne, hat das unſchuldige Mädchen verführt. — „Nein, unmöglich! das konnte der edle Lisborne nicht!“ — Oheim Ludwig ſtarrte mich an.

Wir holten unſre Briefe hervor, die er nun langſam und ſehr bedächtig durchlas. Er ſchüttelte mehrere Male den Kopf, und wir erſchraken, ſo oft er das that. Dieſer Lisborne, ſagte er endlich finſter, iſt ein ſchlauer Böſewicht; und — er runzelte die Stirn — Auguſte hätte das nicht gewußt? Hätte ſie es gewußt; wären die letzten Briefe Heuchelei: dann . . . Die angebliche Lady Gower war Lisborne's Mätreſſe. Die Frau von Heerbruch hat Auguſtens Umgang mit dieſem elenden Weibe gemerkt und ihr Warnungen gegeben. . . . Doch der letzte Brief, der ihren Charakter ſo richtig angiebt, ſcheint für Auguſtens Unſchuld zu ſprechen. Nun, entkommen ſoll mir der Böſewicht nicht. Wehe ihm, wenn ich ihn ertappe! Wehe ihm, wenn Auguſte unſchuldig iſt! und doppelt, tauſendfach wehe, wenn er ſie verführt hat!

Oheim Ludwig erzählte nun mir allein, aber behutſam, daß die Frau von Heerbruch (über die er ſehr günſtig urtheilte) gar keine gute Meinung von Auguſten gehabt hätte, wodurch er denn meine Hoffnungen wieder ſehr verminderte. Doch, ſetzte er hinzu, was Auguſte von dieſer Frau ſchreibt, macht mich in meinem Urtheile zweifelhaft. — Frau von Heerbruch hatte ihm geſagt, Auguſte habe ſehr wohl gewußt, daß Lisborne ein ausſchweifender Menſch ſey; dafür gelte er in allen Häuſern, wo man ihn kenne. Auch in der Wohnung der Lady Gower hatte Oheim Ludwig ſich erkundigt; und ſelbſt da war ihm geſagt worden: Mlle. Bouverot müſſe den Charakter des Elenden wohl gekannt haben. — Er blieb nur einige Tage bei uns, und fing dann ſogleich wieder an Auguſten zu ſuchen.

Wir waren in einer fürchterlichen Ungewißheit. Wollte Auguſte eine Reiſe machen: warum ging ſie heimlich aus dem Heerbruchiſchen Hauſe? Warum ſagte ſie Eliſabeth nichts von der Kataſtrophe? warum ſchrieb ſie auch jezt noch nicht? . . . Und auf der andren Seite wieder ihre Briefe. — Nach und nach verminderte ſich unſer Glaube an ihre völlige Unſchuld immer mehr. Mit jedem Tage wurde es uns wahrſcheinlicher, daß ſie freiwillig mit ihrem Verführer geflohen wäre; und da ſie nun auch nicht einmal ſchrieb, ſo nagte der Gram immer tiefer an unſren Herzen. Ach, wir empfanden leider noch ſchlimmere Folgen: ein feindſeliger Geiſt, in der Geſtalt Auguſtens, entzweiete mich und meine Frau. Verwünſchte meine Frau unſre Tochter, ſo ſchien mir dieſe nur unglücklich, nicht laſterhaft, und ich vertheidigte ſie. Drückte dann das Gewicht der Gründe für ihre Schuld einmal wieder ſchwer auf meine Seele, und ich ſagte etwas Hartes über ſie; ſo nahm meine Frau ſie in Schuz, oder ſchrieb wohl gar mir einen Theil der Schuld an unſerm Unglück zu, weil ich mit Auguſten in der Stadt geweſen wäre und ſo freie Grundſäze über die

Liebe hätte. Ach, jetzt war es nicht mehr jener ſanfte, liebevolle Streit, der ſich immer mit Lächeln und einer größern Innigkeit endigte; es war ein giftiges Gezänk, das mit einigen kalten oder bittern Worten aufhörte, und uns jedes Mal weiter trennte. „Frau,“ ſagte ich endlich: „unſer Leben iſt dem Elende Preis gegeben! . . . Du biſt unſchuldig,“ ſetzte ich ſogleich hinzu, weil ich ihre finſtre Miene ſah, „und ich auch. Ich freue mich nur auf meinen oder deinen Tod, weil wir dann einander alles vergeben werden, unſer Unglück, unſer Elend. Käme doch der Augenblick nur bald! Dann würden wir uns wieder lieben.“

Jetzt trat ſie mir einen Schritt näher, und ſuchte ihre Thränen zurückzuhalten, vermochte es aber nicht. Warum vertheidigſt du ſie denn immer, wenn ich ſie ſchuldig finde? und warum redeſt du wieder hart von ihr, wenn der Gedanke daran mir beinahe das Herz bricht? — „Warum? Weil ich ſie liebe, weil ich ihr Vater bin, wie du ihre Mutter, und weil doch niemand mit Gewißheit ſagen kann, daß ſie ſchuldig iſt. Unſer Streit kommt immer nur von Liebe zu Auguſten her; doch unſere Herzen werden dadurch hart. Du kenneſt mich nicht mehr, liebe Frau!"

Sie reichte mir die Hand, und wir verſprachen einander, die Unglückliche gar nicht mehr zu erwähnen, es dem ewigen Richter zu überlaſſen, ob ſie ſchuldig oder unſchuldig ſey, und einander wieder von Herzen zu lieben. Wir hielten unſer Verſprechen; doch nun war es beinahe noch ſchlimmer. Unaufhörlich ſtanden meiner Frau die Augen voll Thränen: ſie ſprach in dem matten Tone eines Kranken; ſie ſchlich ſo langſam, als folgte ſie einer Leiche, und ſo leiſe, als wollte ſie einen Sterbenden nicht erſchrecken. Nie ging ſie anders als gedankenlos oder gedankenvoll umher, und ſuchte ſtillweinend etwas, das ſie nie zu nennen wußte. Wenn ich ſie mit ſanfter Stimme fragte: „was ſuchſt du denn, liebe Frau?" ſo gab ſie weinend zur Antwort: ach Gott, ich weiß es ja nicht! und ſogleich fing ſie wieder an zu ſuchen. Die Blattern hatten ein Kind in unſerm Dorfe ſehr entſtellt. Als ſie es ſah, drückte ſie unſre jüngſte Tochter mit Heftigkeit an die Bruſt, und ſagte: wäre ihr Geſicht doch auch ſo zerriſſen! — Die That des Böſewichtes lag ſchwer und laſtend auf unſrer Seele. An den troſtloſen Vater und die jammernde Mutter hatte er wohl nicht gedacht, als er ſie beging!

Eine ſchmerzliche Erinnerung.

In der erſten Zeit nach Eliſabeths Verheirathung beſuchte uns Salzmann gar nicht. Seitdem Auguſte in Berlin war, kam er zuweilen, doch nur ſelten. Kalt oder fremd betrug er ſich nicht gegen uns, aber gleichſam ſcheu. Er war ſtill, ſprach faſt immer nur einzelne Worte, und ſaß nur bei uns, als ob ihm das Sitzen Vergnügen machte. Wir hatten ihn um dieſe Zeit in vielen Wochen nicht geſehen; doch nun kam er alle Tage unter den ſeltſamſten Vorwänden. Natürlicher Weiſe ſagten wir ihm nichts von Auguſtens Schickſal. Endlich aber, als er wieder eine ganze Stunde ſchweigend da geſeſſen hatte, fragte er auf einmal, ohne alle Vorbereitung: was macht denn Mamſell Auguſte? Ich ſah ihn darauf an, ob er etwa eine Veranlaſſung zu dieſer Frage hätte. Sein Geſicht war verſtört, und er ſchlug die Augen nieder. Ich antwortete ſeufzend: „wir hoffen, daß es ihr wohl geht.“

Er ſtand auf, trat mir näher, und fragte: haben Sie lange keine Briefe von ihr? (Ich ſah ihn errathend an, und ſchüttelte den Kopf.) Lieber Herr Prediger, fuhr er fort, man hat mir von Berlin aus. . . — „Ach, leider!“ unterbrach ich ihn: „wir wiſſen es ſchon.“ — Alſo iſt es doch wahr? fragte er beſtürzt. (Ich nickte mit dem Kopfe.) Nun (er nahm ſeinen Hut) — Gott mache ſie recht glücklich! Der Mann, den ſie heirathet, iſt reich. —

„Ja, er hat ſein Auskommen.“

Ich habe gehört, er wäre ein ſehr reicher vornehmer Engländer . . . Gott laſſe es ihr wohl gehen! Lebe wohl! Ihre Kinder haben viel Glück; aber ſie verdienen es auch.

Dieſe Worte trafen alle Wunden meines Herzens. Ich ſah den freundlichen jungen Mann, den Auguſte geliebt hatte, mit ſeinem offnen, redlichen Geſichte vor mir, und dachte: wenn ſie jetzt als ein glückliches Weib ſo neben ihm ſtände! Bei dieſer Vorſtellung verlor ich meine Beſonnenheit. Ich umfaßte den jungen Mann, drückte ihn innig an meine Bruſt, und ſagte in einer ſchmerzlichen Erweichung meines Herzens: „mein Sohn! o, hätteſt du es gewußt; vielleicht wäre es jetzt ganz anders! Hätteſt du gewußt, wie ſie dich liebte mit ihrer reinen, jungfräulichen Seele . . .!“ — Mich liebte? fragte er erſtaunt; mich? mich? — Ich merkte, daß ich zu viel geſagt hatte, und ſchwieg in peinlicher Verlegenheit. — Mich? liebte? mich? fragte er noch einmal. Ich antwortete endlich: „es iſt zu ſpät, Ihnen noch länger zu verhehlen, was wahr iſt. Ja, Auguſte hat ſie geliebt, und mit unausſprechlicher Leidenſchaft.“ — Er legte die Hand an die Stirn; dann fragte er ſchnell: und jetzt heirathet ſie?

Ich wußte wieder nicht, was ich antworten ſollte. „Nun ja,“ brachte ich endlich hervor: „einen Engländer. Ich hätte freilich gewünſcht . . .“

Wahrſcheinlich geht ſie alſo nach England? — „Ja, das iſt es eben! Ich werde ſie wohl in meinem Leben nicht wiederſehen.“ Hier konnte ich vor Weinen nicht

mehr

mehr reden. Salzmann drückte mir ſchweigend die Hand, und ging.

Den ganzen Abend ließ der Schmerz mich nicht los. Meine Phantaſie entwarf ein liebliches Gemählde von dem Glücke, deſſen ich genieſsen würde, wenn Auguſte Salzmanns Gattin wäre. Und nun! . . . Heute half es nichts, daß ich mich dem Geber des Guten, dem Schlaf, in die Arme warf. Er ſtillt alle Schmerzen, nur nicht den Schmerz eines Vaters, einer Mutter über ihr Kind: den ſtillt allein ſein Bruder, der Tod. „Ach," rief ich, „wenn ſie ſchuldig iſt — werde ich ſie auch nur jenſeits des Grabes vergeſſen können?"

Die Erſcheinung.

Eliſabeth kam. Als ſie aus dem Wagen ſtieg, blieb ich, wie feſtgezaubert, auf meinem Stuhle am Fenſter ſitzen. Ich hatte nicht den Muth, ihr entgegen zu gehen, und ſagte nur ganz leiſe zu meiner Frau, die von Zeit zu Zeit einmal ſeufzte: „da kommt unſre Eliſabeth!“ Sie ſchrie auf, bewegte ſich aber nicht von der Stelle, als hätte das Elend ſie, wie mich, in Stein verwandelt. Eliſabeth öffnete leiſe die Thür, und blieb mit ihrem bleichen Geſichte — ach, es war ein Spiegel, worin wir unſer eignes Elend ſahen! — auf der Schwelle ſtehen. Sie erhob ihre in Thränen ſchwimmenden Augen nicht, und wir, wir armen Eltern, rangen die Hände, und hatten kein Wort, nicht einmal ein Willkommen, für unſre geliebte Tochter! Dicht vor der Schwelle warf ſie ſich auf die Kniee nieder, und rief mit jammernden Tönen: Auguſte iſt unſchuldig! ſie iſt unſchuldig, oder ich müßte verzagen! Jetzt fiel die Laſt unſeres Elendes, unſers Jammers ſo ſchwer, ſo quälend auf mein Herz, daß ich aufſprang und in voller Verzweiflung rief: „ich bitte dich, ſchweig! Willſt du uns noch ganz wahnſinnig machen? Halb ſind wir es ja ſchon!" Eliſabeth ſtand erſchrocken auf, und ich ſetzte mich wieder, von dieſen wenigen Worten bis zum Sterben ermattet. Es währte beinahe eine Stunde, ehe wir unſre gute Tochter umarmten.

Eliſabeths Schmerz war weicher, ſanfter, als der unſrige, weil ſie ihre Schweſter für unſchuldig hielt. Als wir ihr ſagten, daß Oheim Ludwig keine Spur von ihr zu finden wiſſe, und daß ſie, wenn auch unſchuldig, doch verloren ſey; da ſank ſie in eine tiefe Ohnmacht. Sie erholte ſich endlich, und nun wurde unſer Schmerz durch ſie wehmüthig, ſanfter und beſſer. Ihre Phantaſie war unaufhörlich mit dem Bilde der geliebten Auguſte beſchäftigt: hier hatte ſie geſeſſen, dort geſtanden, hier in meinen Armen, dort an der Bruſt ihrer Mutter gelegen.

Salzmann kam nach einigen Tagen, und Eliſabeth warf ſich ihm in die Arme; denn — Auguſte hatte ihn ja geliebt. Sie goß ihren Schmerz in ſeine Bruſt, und lockte Thränen aus ſeinen Augen. Er erfuhr jezt halb und halb das Schickſal des unglücklichen Mädchens. Doch glaubte er noch immer, ſie wäre verheirathet; und er war zu beſcheiden, als daß er uns die Wahrheit abgefragt hätte.

So ſaßen wir träumend und ſeufzend; da eilte mit wankenden Schritten ein Bauermädchen über unſern Hof. Die Thür flog auf, und — o, ein erſchütternder Anblick! — Auguſte ſtürzte zu unſern Füßen nieder. Wir erkannten ſie Anfangs nicht in ihrer elenden Kleidung: ſo entſtellt und abgefallen war ſie. Doch, als ſie die Jammertöne hervorſtieß: barmherziger Gott! ich kann nicht mehr! da ſprangen wir auf ſie zu, und fielen — Salzmann mitten unter uns — rings um ſie her auf die Kniee. Nur Eliſabeth allein hielt ſie umfaßt, wurde allein von ihren bebenden Armen umſchlungen; und ſo ſanken beide Schweſtern, feſt an einander gedrückt, ohnmächtig in unſre Arme. Als Auguſte wieder erwachte, ſah ſie mit wilden Blicken um ſich her. Sie wußte nicht, was ſie that, und ſtreckte ſchweigend erſt ihrer Mutter, dann Eliſabeth, dann mir, und endlich Salzmannen die Arme entgegen. Wir brachten ſie mit Mühe zu Bett; und ſobald Eliſabeth die Gardinen zugezogen hatte, um das Schlafzimmer zu verdunkeln, ſchlief ſie ein.

Eliſabeth beſtand darauf, die Nacht hindurch bei ihr zu wachen. Auch Salzmann wollte das; und wir konnten ihn nur mit Mühe davon abbringen. Ganz außer ſich erzählte er jedem von uns: ſie hat mich umarmt! Haben Sie es wohl geſehen? Sie hat mich umarmt! — Wir, meine Frau und ich, konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun. So wie nur der Morgen anbrach, kleideten wir uns an, und ſetzten uns vor Auguſtens Bette. Sie ſchlief noch immer ſo feſt, als hätte ſie ſeit Monaten keine Ruhe gehabt. Wir ſprachen leiſe über unſre Furcht und Hoffnung; doch Eliſabeth behauptete immer mit der höchſten Zuverſicht, ihre Schweſter ſey unſchuldig.

Endlich erwachte Auguſte; und ſo wie ſie uns erblickte, ſtrahlte das Lächeln einer Seligen aus ihren nun wieder hellen und funkelnden Augen. Noch ehe ſie uns die Hand zuſtrecken konnte, ſagten wir alle Drei mit dem größten Vertrauen: du biſt unſchuldig!

Bei dieſem Ausruf ſah ſie uns verwundert, doch mit der vorigen Heiterkeit, an. — Ich habe das immer behauptet, liebſte Auguſte! rief Eliſabeth. Wiſſen Sie denn ſchon, ſagte Auguſte, daß ich in der Gewalt eines Böſewichtes war? Nicht möglich! Ich ſelbſt weiß es ja erſt ſeit fünf oder ſechs Tagen.

Nun kam es zu gegenſeitigen Erörterungen. Auguſte wird durch Lisborne überzeugt, daß die Frau von Heerbruch ihre Feindin iſt, und entſchließt ſich, das Haus zu verlaſſen. Sie rechnet zuverſichtlich darauf, daß Mylady Gower ihr den Antrag machen ſoll, ſie zu begleiten; doch dieſe ſagt nicht eher etwas davon, als den Tag vor ihrer Abreiſe. Auguſte willigt ohne weiteres Bedenken ein, verlangt aber einige Tage, um Anſtalten treffen zu können. Dazu will ſich Mylady nicht verſtehen. Lisborne kommt dazu, und Beide bereden Auguſten endlich, nur in einem Briefe Abſchied zu nehmen, und ſich ſo die Unannehmlichkeit zu erſparen, die eine Unterredung mit der Frau von Heerbruch nothwendig haben müſſe.

Auguſte packt in Eil ihre Kleider, ſchreibt den Brief, und reiſt heimlich mit der Engländerin ab. Dieſe giebt vor, ſie müſſe nothwendig erſt nach Hamburg, und es ſey möglich, daß ihre Angelegenheiten ſie einige Wochen da aufhielten. Sie bezieht ein Landhaus in der Nähe von Hamburg, und lebt da ganz ſtill. Doch nach einigen Tagen kommt Lisborne, unter dem Vorwande, er habe Auguſtens wegen mit dem Herrn von Heerbruch einen Streit gehabt, und deshalb Berlin verlaſſen müſſen. Lady Gower thut ihm nun den Vorſchlag, nach einigen Wochen mit ihr zu reiſen. Auguſte findet das zwar bedenklich; doch — was ſoll ſie thun? Nicht lange, ſo äußert Mylady Gower, Anfangs nur halb ſcherzend, zuweilen Grundſätze, die ein reines Herz verabſcheuen muß. Auguſte ahnet nun etwas Uebles, doch gar nicht von Lisborne'n, der in ſeiner Ehrerbietung gegen ſie und in der zarteſten Feinheit der Sitten ſich immer gleich bleibt.

Das Landhaus wird nun ein Aufenthalt der Freude, der unterhaltendſten Zerſtreuungen; jeden Abend kommt eine Geſellſchaft von jungen Engländern bei der Lady Gower zuſammen. Der Ton wird immer freier; doch Lisborne bleibt ernſt und edel. Bis tief in die Nacht wird bald geſpielt, bald getanzt, wozu man auch Frauenzimmer mitbringt. Auguſte äußert ihr Erſtaunen darüber; die Lady antwortet aber: man muß ſich an die Freuden der Welt gewöhnen, ohne ſie zu lieben.

Mit ihrer alten Offenheit geſtand uns Auguſte, daß dieſes ewige Schwärmen nicht ohne Wirkung auf ſie geblieben ſey. Ich war wie betäubt, ſagte ſie; ich taumelte ſchon an dem Rande des Abgrundes. Lisborne wurde nach und nach etwas dreiſter, ohne daß ich es ſah, oder darauf achtete. Die wilde Freude der Lady Gower entſchuldigte er mit ihrer nationellen Originalität, und ich war ſo arglos, ihm zu glauben.

Unter dem Schwarme von jungen Männern zeichnete Auguſte einen aus, der zuweilen mitten in der Freude ernſt blieb, oder wohl gar die Stirn runzelte. Sie ſpricht oft mit ihm, und eines Tages findet er ſie in einer Laube bei einem Engliſchen Romane in Thränen. Er fragt, warum ſie weine. Sie zeigt ihm das Buch, (die Geſchichte eines jungen Mädchens, das von einem Verführer verlaſſen iſt), und ſagt die Worte, die ihr Thränen in die Augen gebracht haben: Alas, whither ſhall I fly? He has deceived, ruined and left me*)! Der junge Engländer ſieht ſie lange ſtarr an, und endlich ſteigen Thränen des Mitleids in ſeine Augen. „Und das," fragt er langſam, „rührt Sie? . . . Sie?" — Warum nicht? Iſt es nicht das größte Unglück, wenn ein unſchuldiges Mädchen von einem Böſewichte . . . — „Poor girl*)!" ſagt der Engländer nur halb laut, und geht einige Schritte. Doch auf einmal wendet er ſich wieder um, tritt raſch auf Auguſten zu, und fragt mit Heftigkeit: „biſt du noch zu retten? biſt du noch unſchuldig? Sind das ſchon Thränen der Reue, oder nur des Mitleidens?" — Auguſte ſpringt ängſtlich auf, und ruft: um Gottes willen! O, mein Herr, was haben Sie mir zu ſagen? — „Nichts," erwiedert der junge Mann mit trübem Ernſt, und zeigt auf den Titel des Buches — „nichts, als daß Sie dieſes ſind, oder noch werden ſollen." — Auguſte erblaßt, und ſagt zitternd: nimmermehr! Kommen Sie, mein Herr! Ich will zu Lisborne; er ſoll mir ſagen . . . — „Armes Mädchen, er wird mich einen Verläumder nennen, und Sie aufs neue betriegen. . . . Morgen, um eben dieſe Zeit will ich Ihnen beweiſen, was ich geſagt habe."

---

*) Ach, wohin ſoll ich fliehen? Er hat mich betrogen, unglücklich gemacht und verlaſſen.

Auguſte eilt, ſo bald er weggegangen iſt, in das Haus, und ſtellt ſich unpäßlich. Am folgenden Tage bringt ihr der Engländer einen Brief, den Lisborne aus Berlin an ſeinen vertrauteſten Freund in Hamburg, einen leichtſinnigen Wüſtling, geſchrieben hat, um durch dieſen ein Landhaus miethen zu laſſen. In dem Briefe heißt es: er habe in Berlin ein Mädchen kennen lernen, das er beſitzen müſſe, es möge koſten, was es wolle. Schon ſey es ihm gelungen, zwiſchen Auguſten und der Frau von Heerbruch Uneinigkeit zu erregen, und bei jener Luſt zum Reiſen zu erwecken. Seine ehemalige Geliebte, deren er überdrüßig ſey und die er Lady Gower genannt habe, werde das Mädchen nach dem Landhauſe bringen; es müſſe doch ſeltſam zugehen, wenn er durch betäubende Vergnügungen nicht ſeinen Zweck erreichen ſolle, u. ſ. w.

---

*) Armes Mädchen!

Auguſte, die Lisborne's Hand ſehr wohl kannte, ſah jetzt mit Schrecken und Abſchen, daß er es ſchon bei ſeiner erſten Bekanntſchaft mit ihr darauf angelegt hatte, ſie zu verführen. O, der ſchändliche Böſewicht! ſagte ſie heftig. Dieſen Brief will ich ihm vor die Füße werfen, und dann gehen. — „Gehen?" fragte der Engländer; „gehen, wenn Sie ihm ſagen, daß Sie ihn verlaſſen wollen? Bedenken Sie, daß Lisberne ein ſehr reicher und ſehr vornehmer Mann iſt. Es hat ihm viel gekoſtet, Sie hieher zu bringen. Glauben Sie, er würde ſie ſo ruhig aus ſeinen Händen laſſen? Sie haben Aufſeher, die Sie beobachten, und er hat Geld genug, ſelbſt eine Gewaltſamkeit den Augen oder der Rache der Geſetze zu entziehen."

Der Engländer trennte ſich von ihr, als mehr Geſellſchaft kam. Auguſte, die in der größten Angſt war, wollte den Garten verlaſſen; ſie fand aber die Thür verſchloſſen, und der Gärtner weigerte ſich unter mancherlei ſeltſamen Entſchuldigungen, ſie zu öffnen. Jetzt faßte ſie in der Verzweiflung einen kühnen Entſchluß. Sie nahm am Abend heimlich die Kleidung eines Bauermädchens weg, das auf dem Landhauſe diente, und legte die ihrige dafür hin. Um Mitternacht ging ſie zitternd durch den Garten, kam mit Hülfe eines ſchmalen Bretes, das ſie über einen Waſſergraben legte, glücklich hinaus, und ſchlug, ſobald ſie im freien Felde war, den erſten Weg ein, der nach Süden führte. Das arme Mädchen hatte in der Angſt ihre Börſe in der Taſche ſtecken laſſen, und ſo war ſie ganz ohne Geld, bis auf einige wenige Schillinge, in dem Rocke des Bauermädchens. Sie lief mehr, als ſie ging, ſo lange es ihre Kräfte nur zulaſſen wollten. Jetzt zitterte ſie vor allen Menſchen, wagte es nicht einmal in eine Schenke einzukehren, und ſchlief einige Nächte in Heuſchobern auf den Wieſen. So kam ſie nach fünf Tagen, entkräftet von Hunger, und ermüdet von dem beſchwerlichen Gehen, endlich bei uns an. Wir hatten ſie unſchuldig wieder, und waren glücklich.

Oheim Ludwig kehrte von ſeinen Streifereien zurück, ohne Lisborne, oder auch nur eine Spur von ihm, gefunden zu haben. Als er in das Zimmer trat, riefen wir ihm freudig zu: Auguſte iſt unſchuldig! und er drückte ſie fröhlich an ſein Herz. Sobald ſie ihm ihre Geſchichte erzählt hatte, ging er mit ihr in ein andres Zimmer. Nach einer langen Unterredung kam er heiter, Anguſte aber etwas betreten, wieder zu uns. Er hatte ihr gezeigt, welche Fehler ſie gleich Anfangs aus Eitelkeit begangen hatte. Sie geſtand uns nachher beſchämt: ich glaubte die Welt zu kennen und die Menſchen zu überſehen; ſo wurde es dem Böſewicht deſto leichter, mich zu betriegen.

Die Ueberraſchung.

Ich hatte Urſache zu glauben, daß Salzmann Auguſten liebte; und daß er von ihr geliebt wurde, wußten wir Alle. Eliſabeth bat mich, ihr freie Hand zu laſſen und die Herzen der beiden Liebenden nicht zu ſtören; ſonſt hätte ich wohl nicht übel Luſt gehabt, mich ins Spiel zu miſchen.

Salzmann liebte Auguſten wirklich. Er hatte ihre Neigung zu ihm ſchon lange vermuthet, und den Abend nach dem Freiſchießen war ſeine Vermuthung beinahe zur Gewißheit geworden. Doch, daß Auguſte ſich aus ſeinen Umarmungen riß, machte ihn wieder zweifelhaft; und dazu kam noch außerdem das beſchämende Bewußtſeyn, daß er ſie beleidigt hatte. Jetzt, da ſie zurückgekommen war, erwachte ſeine Liebe aufs neue; aber ſein Irrthum, daß ſie einen Engländer geheirathet habe, und die Dunkelheit, worin die ganze Geſchichte für ihn gehüllt blieb, machte ihn mißtrauiſch. Er wendete ſich endlich, einige Tage nach Auguſtens Rückkehr, an Eliſabeth, und geſtand ihr ſeine Liebe, aber auch ſeine Beſorgniſſe und ſeine Zweifel. Sie gab ihm die Briefe ihrer Schweſter, und erzählte ihm Alles ganz offen.

Der junge Mann wollte nun ſogleich zu Auguſten, und ihr ſeine Hand anbieten. Eliſabeth ſtellte ihm aber vor, daß ſein Antrag, ſo kurze Zeit nach dem Unfall ihrer Schweſter, mehr eine Wirkung des Mitleidens als der Liebe ſcheinen könnte. Sie bat ihn, den Umgang in unſerm Hauſe ruhig fortzuſetzen, und abzuwarten, daß Auguſte Zutrauen zu ihm bekäme.

Salzmann beſuchte uns nun ziemlich oft. Er war ruhiger, als ich es wünſchte, und Auguſte kälter, als ich es erwartet hatte; der Umgang zwiſchen Beiden war, möchte ich ſagen, abgemeſſen. Ich ſah das acht oder vierzehn Tage lang an, und machte nun, um Auguſten zur Sprache zu bringen, Anſpielungen; ſie ſchwieg aber, und ich gab ſchon alle Hoffnung auf. So verging der Herbſt, und der Anfang des Winters.

End-

Endlich kam der Sylveſtertag. Oheim Ludwig und alle meine Kinder, auch Pahlen, waren ſchon einige Tage vorher zu uns gekommen, — nur freilich der arme Karl nicht. Als ich am Morgen, zuletzt von Allen im Hauſe, aufſtand und in das frohe Gewimmel meiner Kinder und Enkel trat, die ſämmtlich ſo gut, obgleich nur einfach, gekleidet waren, und in deren Kreiſe ein Geiſt der herzlichſten Liebe zu ſchweben ſchien; als ich einen Blick auf meine Frau warf, und das wehmüthig-frohe Lächeln ſah, womit ſie ſo ſtolz und zugleich ſo demüthig in dem frohen Kreiſe ſtand: da wurde ich von dem Gefühle meines Glückes ergriffen, und ſagte: „warum wollen wir zögern bis gegen den Abend? warum nicht ſchon jetzt laut ſagen, wie ſehr wir uns freuen und einander lieben! Mutter! ſieh deine Kinder, und laß uns Gott preiſen!" — Ich umarmte meine Frau, und Alles drängte ſich nun herbei, ſie zu umfaſſen. Elisabeth brachte ihr den jüngſten Enkel; die beiden älteren Kinder hängten ſich an ihre Schürze. Es war eine ſehr rührende Scene, ein Augenblick voll himmliſcher Freude! — Und als nun meine Frau, um ihre Thränen nicht ſehen zu laſſen, das Geſicht an ihrem Enkel verbarg, und dabei ihre Hand ſegnend auf ſeine Stirn legte; als Eliſabeth, mit doppelter, dreifacher Liebe im Herzen, ſchweigend an die Bruſt ihrer Mutter ſank, und ſich dann mit einem ſprechenden Blicke raſch zu Auguſten wendete, und ſie umarmte, als wollte ſie ſagen: ſo ſelig wirſt auch du einſt ſeyn! — da rief ich: „Gott wird uns einen Sylveſtertag erleben laſſen, an dem wir noch glücklicher ſind!"

Meine Frau verſtand mich nicht: ſie ſagte mit Thränen der Betrübniß: Gott ſegne unſern Karl! — Gott ſegne ihn! wiederholten wir Alle mit leiſer Stimme. Jetzt miſchte ſich eine milde Traurigkeit in die laute Freude, und machte ſie ruhiger. Der Tag verging uns in dieſem ſtillen, ſanften Genuſſe; als aber nun der Abend herankam, wurden wir ſehr verlegen. Jeder von uns hatte ein Geſchenk für meine Frau; doch alle Freude war — möchte ich ſagen — am Morgen und Mittage ſchon aufgezehrt, und jetzt brachten wir unſre Geſchenke ein wenig ſteif zum Vorſchein, ſo daß wir einer über den andern lächelten. Es iſt, ſagte meine Frau, und zeigte auf den Tiſch, der voll reicher Geſchenke lag, die Eliſabeth uns Allen gemacht hatte — es iſt doch ſeltſam, daß wir dabei faſt gleichgültig ſind. Sonſt machte uns ein Band, oder eine andre Kleinigkeit, ſo große Freude!

Seht Ihr? ſagte Oheim Ludwig, der es auch nicht an Geſchenken hatte fehlen laſſen — ſeht Ihr, daß Ihr jetzt ärmer ſeyd? Was koſtet euch das Alles? Weiter nichts, als die Mühe, einen Boten wegzuſchicken, der es einkaufte. Gewiß, jetzt habt Ihr einander ſonſt nichts mehr zu ſchenken, als eure Liebe. — Hatte er nicht Recht? Die Kleinigkeit, die meine beiden Töchter einige Jahre früher in ein Paar kalten Nächten für ihre Geſchwiſter erſponnen hatten, rührte uns bis zu Thränen der ſüßeſten Freude; und heute ließen uns die reichlichſten Geſchenke kalt. — Wir gingen früh aus einander; Eliſabeth und Auguſte hatten ſich ſchon um neun Uhr aus dem Zimmer entfernt.

Ich blieb noch angekleidet, weil ich hinaufgehen wollte, um, wie ich es zu thun gewohnt war, den letzten Glockenſchlag des ſcheidenden Jahres zu hören. Meine Frau ſaß neben mir, und wir ſprachen miteinander von Auguſten. Da öffnete ſich die Thür, und Eliſabeth blickte herein. Sie ſind noch nicht zu Bette, ſagte ſie zurückſehend; und nun kam ſie, mit Salzmann an der Hand, zu uns. Auguſte folgte ihnen langſam und mit ſcheuen Blicken. Eliſabeth lächelte, und mein Herz ſchlug in froher Ahnung. Sie winkte den beiden Andern vergebens, zu reden, und ſagte endlich: lieber Vater, ſie bitten um Ihren Segen. Heute haben ſie einander ihre Liebe geſtanden.

„Gott ſegne Euch, meine Kinder!" ſagte ich, mit gerührter Freude. Salzmann nahm Auguſtens Hand, und drückte ſeine Lippen darauf. Sie ſtand ohne Bewegung da, und nur die Thränen, die über ihre blaſſe Wange floſſen, zeigten, daß ſie lebte. Auguſte, ſagte Eliſabeth, fühlſt du dich denn nicht glücklich? (Sie blieb in ihrer Stellung.) Liebſte Auguſte, ich bitte dich, rede! Er liebt dich ja; er hat dich ſchon lange geliebt! — Täuſcheſt du mich auch nicht? fragte Auguſte zitternd. — Nein, Auguſte, er hat nur mir zu gefallen ſo lange geſchwiegen. Salzmann, reden Sie ſelbſt. — Er wendete ſich zu Auguſten. Sprechen Sie mein Urtheil. Ich gehe nicht von hier weg, ohne zu wiſſen, ob ich der glücklichſte oder der unglücklichſte Menſch bin. — Sie ſchwieg noch immer. — Auguſte, geliebte Auguſte! hob er zärtlich wieder an; o, wie habe ich Sie ſchon lange geliebt! — Und Sie wiſſen . . .? fragte Auguſte. — Alles, alles, Ihre Tugend, Ihre Unſchuld, Ihre . . . O, beſtätigen Sie das Glück, das Ihr Vater und Ihre Schweſter mich hoffen ließen! Er faßte ihre Hand, und nun ſank Auguſte mit lautem Schluchzen an ſeine Bruſt, und ſie hielten ſich lange ſprachlos umarmt.

Eliſabeth hatte von Salzmannen verlangt, daß er vor dem Sylveſterabend Auguſten nichts ſagen ſollte, und er war ſo übereilt geweſen, das zu verſprechen. Dieſer Umſtand verurſachte ſeine anſcheinende Kälte, und nun konnte ſich Auguſte ebenfalls nicht anders als kalt gegen ihn betragen. Am Sylveſterabend kommt Salzmann. Eliſabeth führt ihre Schweſter hinaus, und flüſtert ihr im Gehen zu: auch für dich habe ich ein Geſchenk, liebe Auguſte. Sie wird aber für ihre unüberlegte Ueberraſchung beſtraft: die beiden Liebenden, anſtatt einander mit lauter Freude in die Arme zu fliegen, ſtehen betreten da. Eliſabeth will ihnen Zeit laſſen, ſich zu erklären; doch ſie merkt ſehr bald, daß ſie bei weitem zu viel gehofft hat. Salzmann und Auguſte ſind und bleiben verlegen. Es kommt endlich zu einem Geſpräche über gleichgültige Gegenſtände, wobei Eliſabeth faſt die Geduld verliert. Endlich muß ſie den Knoten mit Gewalt zerhauen. Sie erklärt Auguſten, daß Salzmann ſie liebe, und ihm, daß er von ihrer Schweſter geliebt werde. So viele Freude ſie ſich von dieſer Ueberraſchung verſprochen hat, ſo große Angſt macht ihr nun das Benehmen der Liebenden, welches freilich ganz natürlich war. Sie zieht endlich Beide zu mir in das Zimmer; und hier erſt, vor mehreren Zeugen, ſind ſie zur Sprache zu bringen.

O Auguſte, ſagte Eliſabeth nun, da die Liebenden einander umarmt hielten: wie viel Angſt haſt du mir gemacht! Koſtet es denn ſo viele Mühe zu ſagen: ich liebe! Auguſte antwortete hold erröthend: kaum kann ich es jetzt ſagen. Doch ja! ich liebe Sie; ich bin glücklich! — Eliſabeth war außer ſich vor Freude, und rief: ſie iſt glücklich! meine gute Auguſte iſt glücklich!

Endlich kam es zu Erklärungen, und die Herzen der Liebenden öffneten ſich gegen einander. Die Zeit flog bei Geſprächen, bei ſanften Händedrücken ſchnell dahin, und es ſchlug drei Viertel auf Zwölf, ehe wir es dachten. Unter neuen Aeußerungen der Freude und der Zärtlichkeit ſchlug es zwölf Uhr voll. Ich drückte die beiden Liebenden an meine Bruſt, und ſagte mehr als Einmal: „meine Kinder! meine geliebten Kinder! . . . So,“

hob ich nach dem letzten Schlage an — „ſo mögen euch alle Jahre verfließen! Ach, Auguſte, wie ganz anders drangen vor vier Jahren die Schläge der Uhr in dieſer Stunde durch meine Seele! — Gute Nacht! meine Kinder!“ ſagte ich ſchnell, weil ich noch auf meinem Studierſtübchen den beſtirnten Himmel anſehen wollte. Ich öffnete das Fenſter, und dachte: „deckt nicht dieſer funkelnde Himmel Millionen glücklicher Väter und Mütter, Millionen Herzen voll ſeliger Liebe?“ Nach einer Viertelſtunde kam auch meine Frau herauf, und ſtellte ſich ſchweigend zu mir an das Fenſter. Ich legte meinen Arm um ihre Schultern, und ſagte: „hängt nicht eben dieſer Himmel, unter dem wir ſo glücklich ſind, aber wärmer und milder, auch über Indien? Sind wir jetzt nicht glücklich?“ — Gott ſey gelobt! ſagte meine Frau, und wir gingen mit ruhiger Freude hinunter.

Meine Frau bat mich, Auguſtens und Salzmanns Trauung nicht lange aufzuſchieben. Ich fange wirklich an, ſagte ſie ganz ernſthaft, mich vor Unfällen zu fürchten.

Mir iſt, als ich aus meiner Eltern Haus in unſer jetziges gehen ſollte, nichts von dem Allen begegnet, was unſre Töchter erleben. Wären die jungen Leute nur erſt Mann und Frau! Sag du, was du willſt, es fehlte nicht viel, ſo wurden Eliſabeth und Auguſte unglücklich. Daß alles noch ſo gut abläuft, dafür können wir Gott nicht genug danken; denn wir haben keinen Theil daran.

„Ja, Frau, den haben wir an dem, was Gutes dabei iſt; doch wollen wir auch dafür Gott danken. Daß Eliſabeth eine reiche Frau geworden iſt, meine ich nicht; und daß Auguſte Salzmannen heirathet, eben ſo wenig. Beides iſt Glück. Aber daß Eliſabeth mitten in ihrer Armuth, und Auguſte mitten in dem Leiden einer hoffnungsloſen Liebe tugendhaft blieb: ſieh, das iſt das Gute dabei, und daran haben wir Theil. Jetzt, da die trüben Tage überſtanden ſind, danke ich Gott, daß er ſie uns hat erleben laſſen; denn unſre Kinder ſind dadurch beſſer geworden. Erinnere dich, was Seneca ſagt: wer das Unglück nicht kennen gelernt hat, kennt die Welt nur von Einer Seite, und hat das Schauſpiel des Lebens nur halb geſehen."

Wohl wahr! Aber — was fehlte uns denn, wenn wir nun in unſer Grab gingen, ohne die andere Hälfte geſehen zu haben?

„Viel, liebe Frau, ſehr viel! Der lebendige Glaube, daß ein gutes Gewiſſen ein großer Schatz iſt; das Bewußtſeyn, wie ſtark das Herz ſeyn kann; die innige Liebe zu einander, die hohe Freude an unſerm Glücke. Wir ſind durch kleine Leiden beſſer geworden; und dafür laß uns Gott danken!"

Das thue ich, ſagte meine Frau gerührt. Aber Gott kann doch gewiß nicht darüber zürnen, wenn eine Mutter ſich freut, daß ihre Kinder glücklich ſind.

„Gewiß nicht, liebe Frau. Freude über fremdes Glück macht uns ja ihm ähnlich."

Ich habe die Welt kennen lernen, und jetzt zittre ich vor ihr. Wir lebten hier ganz in der Einſamkeit, und doch blieben wir nicht in Ruhe. Aber Eliſabeth — die wird nun bald in die Stadt ziehen; und — wie würde es vollends mit ihren Kindern werden! Ich dächte, wir nähmen ihr Lottchen, noch ehe es heranwächſt, ganz zu uns. Da wir nun wiſſen, was für Unheil die Liebe anrichten kann, ſo werden wir ja die Enkelinn wohl beſſer hüten, als die Töchter. Ich habe ſchon mit unſrer Eliſabeth davon geſprochen; ſie will uns das Kind ſogleich hier laſſen, damit wir doch nicht ganz einſam ſind.

Ich gab ihr lächelnd meine Einwilligung, ob ich gleich vorausſah, daß wir im Alter das Herz eines jungen Mädchens nicht beſſer hüten würden, als in früheren Jahren.

Auguſtens Hochzeit war, weil meine Frau es wünſchte, ſchon nach vierzehn Tagen. Oheim Ludwig und Eliſabeth ſorgten für ihre Ausſtattung, und gaben ſo reichlich, daß in unſerm größten Zimmer alle Tiſche und Stühle voll lagen. Als meine Frau das Alles ziemlich gleichgültig anſah, fragte ich: „war wohl Eliſabeths kleine Ausſtattung, die Auguſten ihre Perlen und dir ſo ſüße Thränen koſtete — war die wohl nicht ſchätzbarer, als dieſe ganze Herrlichkeit? Eliſabeth nahm, was wir ihr gaben, mit zitternder Freude; und

Auguſte? die hat das Alles faſt gleichgültig angeſehen. Sieh, es iſt augenſcheinlich, daß Sorgen das Leben verſchönern."

Meine Frau lächelte; ſie blieb aber dabei, es wäre jetzt beſſer, als ehemals. Die Thränen, ſagte ſie, waren bitterer, als du glaubſt; erſt jetzt ſind ſie ſüß geworden. Oheim Ludwig behauptete, meine Frau hätte Recht, wenigſtens mehr als zur Hälfte, ob es gleich wahr ſey, daß eine träge glückliche Ruhe für den Menſchen eben ſo wenig tauge, als das Unglück. — Wir ſtritten, ohne etwas auszumachen, und geſtanden endlich, wir könnten einander nicht überzeugen. — Dieſer Streit beweiſt, glaube ich, ſagte Eliſabeth, daß der Menſch mit ſeiner Sehnſucht und ſeinen Wünſchen für eine größere Welt als dieſe gehört. Giebt es denn, außer der Liebe, ein Glück, das uns nicht durch eine ſtille Sehnſucht nach etwas Beſſerem gleichgültig würde? O, der Körper des Menſchen dürfte nur unſterblich ſeyn: das Grab würde bald der heißeſte Wunſch auch des Glücklichſten werden.

Sobald uns nach der Hochzeit alles verlaſſen hatte, (auch Oheim Ludwig, der Pahlen und deſſen Frau in die Stadt begleitete), ſuchte meine Frau alle Bücher zuſammen, in denen ſie nur ein Wort von Liebe vermuthete, und packte ſie weg, ſo tief ſie konnte. Ich hoffe, ſagte ſie, nun wollen wir erſt recht ruhig leben. Hannchen iſt die verſtändigſte von unſern Töchtern, und wenn wir zu Eliſabeth reiſen, ſo werden ja wohl keine junge Herren bei ihr ſeyn, in die ſich ein Mädchen ſo geſchwind verlieben kann.

„Wir wollen in Ruhe abwarten,“ ſagte ich, „was mit Hannchen werden wird; ob du gleich den Zeitpunkt, da ein Mädchen ſoll an Liebe denken dürfen, wohl ein wenig zu weit hinaus ſetzeſt, liebe Frau. Nun, es ſoll mich freuen, wenn es dir nach Wunſche glückt.“

Nachrichten.

Alles Vergangene war mir nach einigen Wochen wie ein angenehmer Traum, und es herrſchte in meinem Hauſe eine ungeſtörte Ruhe; denn Hannchen verdiente noch immer den Beinamen: die Weiſe, den wir ihr ſchon als einem acht- oder zehnjährigen Kinde gaben. Meine Frau meinte auch, Hannchen würde ſich im Punkte der Liebe ganz anders benehmen, als ihre beiden ältern Schweſtern; ich aber dachte: wer weiß, was noch geſchehen kann, wenn der Zufall ſie in Verſuchung führt. Schon mehr als Einmal hatte ich bemerkt, daß Hannchen, wenn meine Frau auf dem Felde war, die geiſtlichen Arien bei Seite legte, und dafür die zärtlichen Lieder, welche Pahlen ihr geſchenkt hatte, mit vielem Ausdruck ſang; doch ſchwieg ich davon, weil ich befürchtete, daß meine Frau ſonſt auch einen Theil der Muſikalien verſtecken möchte.

Genug, durch Hannchen wurde unſre

Ruhe nicht geſtört, und wir waren glücklich. Von unſern Kindern bekamen wir immer nur frohe Nachrichten, die denn natürlicher Weiſe unſer Glück noch vermehrten. Auguſte beſuchte uns ziemlich oft. Sie war jetzt wieder eben ſo heiter, als in ihrem vierzehnten Jahre. Faſt jedes Mal, wenn ſie bei uns war, hielt ſie der Liebe lange Lobreden, neckte Hannchen mit ihrer Weisheit, und kündigte der Mutter an, daß Hannchen ihr einmal das Leben erſt recht ſauer machen würde. Meine Frau ſchalt hinter ihr her, ſo oft ſie wieder wegfuhr; doch nach drei Tagen ſtand ſie ſchon wieder halbe Stunden am Fenſter meines Stübchens, ſah auf den Weg, den Auguſte kommen mußte, und fragte: ob denn die Amtmannin uns ganz und gar vergißt? (So nannte meine Frau Auguſten ſchon jetzt, weil Salzmann auf Johannis eine größere Pachtung antreten ſollte, die ihm Oheim Ludwig und Pahlen verſchafft hatten.) Den vierten Tag ſchickte ſie einen Boten ab; denn Auguſte war, wie ſie nicht leugnen konnte, die Freude ihres und meines Lebens.

Endlich wurde auch ſie weiter von uns getrennt, und konnte uns nur ſelten noch beſuchen. Sie ſchrieb uns indeß ziemlich oft, und wir erbrachen ihre Briefe immer mit funkelnden Augen, da jede Zeile darin die lachendſte Heiterkeit verrieth. Aber der Leſer denke ſich unſre Freude, als wir nun gar in kurzer Zeit nach einander zwei Briefe von unſerm Karl erhielten! So wie ich die Schriftzüge ſeiner Hand erblickte, ſprang ich auf, und rief: „von Karln!“ Meine Frau ſtand zitternd da, riß mir den Brief, ſobald ich ihn nur mit bebenden Lippen ſchnell durchlaufen hatte, aus der Hand, mochte ihn jetzt, da ſie ſchon wußte, daß es dem geliebten Sohne wohl ging, nicht leſen, ſondern betrachtete nur die Handſchrift, und benetzte ſie mit heißen Thränen. Mir war, als ſollte die Freude mein Herz zerſprengen. — Endlich laſen wir den Brief recht langſam und bedächtig. So wie darin vorkam, daß unſers Sohnes Leben in großer Gefahr geſchwebt hatte, faltete meine Frau die bebenden Hände, als wollte ſie um Rettung für ihn beten.

Sie trug den Brief, ſorgfältig verwahrt, mit ſich umher, las ihn täglich mehr als Einmal, dankte Gott für des geliebten Sohnes Glück, und erträumte ſich dann wieder die ſeltſamſten, gar nicht möglichen Gefahren. Jetzt hätte ich auch nicht Ein rauhes Wort mehr zu ihr ſagen können; ich liebte ſie noch inniger, und behandelte ihr weiches Herz noch ſanfter, als je.

Auch Oheim Ludwig ſchrieb an uns, und legte einen Brief von dem guten Elsworth bei, der das ausführlich erzählte, was Karl uns nur mit wenigen Worten geſagt hatte. Von dem erſten Augenblicke an, da Karl das Schiff betrat, war er unermüdet, alles zu lernen, was zum Seedienſte gehört. Mit einer Kühnheit und Stärke, die kein Matroſe größer haben konnte, verrichtete er die ſchwerſten und gewagteſten Arbeiten, wobei ihm ſeine feſte Geſundheit zu Statten kam, ſo wie ihn Wißbegierde wieder zu anhaltendem Fleiße trieb, wenn Windſtillen oder glückliche Winde faſt alle Arbeit auf dem Schiffe unnöthig machten. Die Fahrt bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung dauerte ſechs Monate, und gab unſerm Sohne, da das Geſchwader heftige Stürme und andre Zufälle erlitt, einen Schatz von Erfahrungen, die ſich mancher Andre nur auf wiederholten Seereiſen ſammeln kann. Elsworth ſagte in ſeinem Briefe, daß Karl ihm, beſonders als ein großer Theil ſeiner Mannſchaft krank gelegen hätte, höchſt nützlich geweſen wäre. Auf der zweiten Hälfte der Reiſe nahmen die Unglücksfälle noch zu. Der Commodore, der das Geſchwader kommandirte, gerieth in nicht geringe Verlegenheit, da die meiſten Officiere ſeines Schiffes krank waren. Elsworth empfahl ihm den jungen Deutſchen, und Karl kam nun auf das Schiff des Commodore. Auch hier arbeitete er ſehr eifrig und ohne zu ermüden. In dem Indiſchen Meere zerſtreuete ein Orkan die Flotte. Karl arbeitete jetzt wie der gemeinſte Matroſe, ob er gleich den Dienſt eines See-Cadetten verſah. Es war, als ob die ganze Natur ſich zum Untergange des Schiffes verſchworen hätte. Um Mitternacht weckte jeden am Bord das fürchterliche

Wort: Feuer! Es brannte im zweiten Raum. Alles war beſchäftigt, zu löſchen, und ſelbſt die Kranken eilten herbei; doch man vermochte nicht, den Flammen Einhalt zu thun.

Auch die Muthigſten ſchreckte endlich das Geſchrei: es iſt ſchon nahe bei der Pulverkammer! Man gab die Nothſignale, und es näherte ſich eins von den andern Schiffen. So wie die Flamme immer weiter um ſich griff, ſetzten die Matroſen die Schaluppen aus, und alle Ordnung, alle Subordination hatte ein Ende. Der Commodore befahl; doch jeder eilte, nur bald in die Schaluppe zu kommen. Einer von den Officieren ſchlug ein Mittel zur Rettung vor; es mangelte aber ſchon an den nöthigen Händen. Befehlen Sie, ſagte Karl zu dem Commodore; hier ſind noch Leute, die Muth haben, mit Ihnen zu ſterben. Als das Gedränge aufgehört hatte, fing man an, mit mehr Ordnung zu arbeiten; doch die Flamme griff noch immer um ſich, und der Commodore ſelbſt gab die Hoffnung auf, das Schiff zu retten. Jetzt ſtürzten ſich noch Einige in die Boote, die unterdeſſen zurückgekommen waren. Ich verlaſſe mein Schiff nicht! rief der Commodore. Wer bleibt bei mir? — Karl antwortete früher als jeder Andre: ich! Was noch am Bord war, fing mit der Kraft der Verzweiflung wieder an zu arbeiten. Jetzt wendete ſich auf einmal der Wind, und die See ging hoch. „Legt das Schiff an den Wind!“ rief Karl; „die hohen Wellen helfen löſchen!“ Die Gefahr vermindert ſich in Kurzem, und das Schiff wird endlich gerettet. Nun giebt der Commodore Signale, daß die ſämmtlichen Schiffe ſich nähern ſollen. Auch das, welches die Flüchtlinge aufgenommen hat, kommt, und dieſe kehren beſchämt an Bord zurück. Der Commodore iſt ſo edelmüthig, nicht Acht zu geben, wer ſie ſind; unſern Karl aber umarmt er öffentlich, und ſagt: junger Menſch, du biſt mit einer großen Seele geboren! — Das Geſchwader ſegelt weiter. Karl bleibt fleißig, und gewinnt durch Beſcheidenheit allgemeine Liebe. Endlich geht man bei Madras vor Anker. Den Tag nach der Ausſchiffung erhält Karl von dem Genekal Gouverneur ſeinen Abſchied, und wird nun förmlich als Midſhipmann am Bord des Schiffes, auf welchem er ſich befunden hat, angeſtellt. Sey ferner brav, mein Sohn! ſagt der Commodore zu ihm; und Karl iſt von dieſer Zeit an ſein Liebling, doch ohne eben ausgezeichnet zu werden. Er bekommt mancherlei Aufträge, und hat Gelegenheit, ſich bei der Küſtenſchiffahrt zu üben, ja auch etwas Beträchtliches zu gewinnen. Elsworth will ihn in den Dienſt der Kompagnie bringen; Karl ſchlägt das aber aus, um bei dem Commodore zu bleiben. „Mein Sohn, du willſt mich nicht verlaſſen?" ſagt dieſer; „nun, ſo iſt es billig, daß auch ich dich nicht verlaſſe!" Mit dieſen Worten legt er ihm die Hand auf die Schulter: „ein Zeichen," ſchrieb Elsworth, „daß ſein Glück ſo gut wie gemacht iſt."

„Und wenn auch *nicht*," ſagte ich; „es war *gut* von Karln: ſo mußte er handeln."

Ich wollte, wir hätten ihn wieder! ſeufzte meine Frau: denn wäre nicht auch hier ſein Glück ſo gut wie gemacht? Ach, wer weiß, mit wie vielen Stürmen und Unfällen er es dort erſt erkaufen muß! ... Sieh nur, lieber Vater, da hat er noch auf den Rand geſchrieben: grüßen Sie meine Freunde! Wie ſchwer mag es dem armen Karl geworden ſeyn, nicht deutlicher zu ſchreiben! Er meint doch gewiß des Amtmanns Tochter, Julchen.

„Hm!" erwiederte ich; „es wäre mir eben nicht lieb, wenn er die meinte. Das Mädchen gefällt mir nicht. Iſt ſie je wieder bei uns geweſen? hat ſie uns je ein Wort davon geſagt, wie ſie mit unſerm Sohne ſo bekannt geworden iſt?" — Seit dem Morgen, da Karl unſer Haus verließ, war Julchen wirklich nie wieder zu uns gekommen, ja wir hatten ſie kaum wieder geſehen, ob ſie gleich ſchon ſeit geraumer Zeit ganz bei ihrem Vater lebte. Oheim Ludwig entſchuldigte ſie immer, und ich vermuthete aus einigen Umſtänden, daß Karl ihm ſogar Aufträge für ſie gegeben hatte. Mein kleiner Unwille gegen ſie rührte wohl beſonders von dem Verdruſſe darüber her, daß ſie mich nicht zu ihrem Vertrauten machte.

Eine Hochzeit.

So lebten wir noch zwei Jahre, ohne daß unſre Ruhe durch irgend etwas geſtört wurde. Nun hielt ein Prediger in unſerer Nachbarſchaft, ein Witwer, der einen Sohn von ſieben Jahren hatte, bei uns um Hannchen an, nachdem er zweimal mit ihr in Geſellſchaft geweſen war. Es machte meiner Frau nicht wenig Freude, daß Hannchen noch von gar nichts wußte, durch den Antrag völlig überraſcht wurde, und ſich einige Tage Bedenkzeit ausbat. Hier war doch endlich einmal eine Freierei in der gehörigen Form! Da gab es erſt Beſuche, dann das Jawort, und endlich eine feierliche Verlobung; jetzt konnte denn meine Frau ſo recht genießen, was ſie bei der Verheirathung ihrer beiden älteren Töchter nur ſehr ungern entbehrt hatte.

Ich habe nie eine ſo ehrbare, bedachtſame Braut geſehen, als Hannchen, und nie einen ernſthafteren und ruhigern Bräutigam, als den ihrigen. Meine Frau, der es jetzt nicht an Gelde fehlte, die Ausſtattung gehörig zu beſorgen, war meiſtens in lauter Fröhlichkeit; Hannchen aber trieb alles ſo ordentlich, und überlegte mit ſo vieler Ruhe, daß mir dabei am Ende angſt und bange wurde. Ich ſagte ihr in einer guten Stunde, daß ihr Betragen mich beſorgt machte. Sie erwiederte aber: ich bin glücklich, lieber Vater, die Mutter iſt es, und auch Sie . . . Haben Sie nur Geduld! Sie freuen Sich gewiß noch über mein Glück.

Der Hochzeitstag kam endlich, und ich hatte wieder alle meine Kinder bei mir. Auguſte gab ſich vergebens Mühe, Hannchen aus ihrem Ernſte zu bringen; und eben ſo wenig gelang es ihr bei dem Bräutigam, der ihren Spöttereien über ſeine Kälte nur ein ruhiges Lächeln entgegen ſetzte. Eliſabeth wurde über dieſe Kälte des Brautpaares erſt verlegen, und dann traurig. Sie ſprach mit Hannchen lange ohne Zeugen; und nach dieſer Unterredung war eine zärtliche Freude in ihren Augen, obgleich die Braut ſo ehrbar blieb, wie ſie vorher geweſen war. Das beruhigte mich denn ein wenig. Auguſte führte Hannchen, die in der That ein ſchönes Mädchen war, vor den Bräutigam hin, und fragte ihn neckend: ſie gefällt Ihnen wohl nicht? Er blieb aber ſo kalt, daß ſie endlich ganz unwillig wurde. Selbſt bei Tiſche blieb jeder ernſt, und zuletzt gähnten wir Alle: ſo fein ordentlich ging es zu, worüber denn meine Frau im Herzen ihre große Freude hatte.

Am folgenden Morgen hielt die Mutter Auguſten eine Strafpredigt, und Hannchen eine Lobrede. (Eliſabeth blieb verſchont, obgleich, was Auguſte bekam, ihr mitgalt.) Als die jungen Eheleute uns verlaſſen hatten, und meine Frau gar nicht aufhörte, Hannchen wegen ihrer Sittſamkeit zu loben, zog Auguſte endlich ein Paket Briefe hervor, und bat um Erlaubniß, daraus vorleſen zu dürfen. Alle dieſe Briefe, in denen ſie aber die Namen unterdrückte, glüheten von einer heißen, ſchwärmeriſchen Liebe. Meine Frau erklärte ſie gerabezu für ſchlecht, und fing wieder an unſer Hannchen zu loben, an die ihr Bräutigam gewiß nicht ſolche Briefe hätte ſchreiben dürfen. Doch endlich wurde ſie aufmerkſam; ſie erröthete, und machte ein finſtres Geſicht. Ich lachte, und ſelbſt Eliſabeth, die vorher Auguſten oft zugewinkt hatte, mußte lächeln; denn dieſe glühend ſchwärmeriſchen Briefe waren an Hannchen geſchrieben, und von ihrem jetzigen Manne. Beide hatten einander ſchon lange gekannt und geliebt. Sie betrugen ſich als Brautleute ſo kalt gegen einander, weil Hannchen wußte, daß ihre Mutter ſich darüber freuen würde. Eliſabeth hatte die Briefe von Hannchen bekommen, als ſie ihr mit ſchweſterlicher Liebe Beſorgniſſe über die Kälte ihres Bräutigams äußerte. — Sehen Sie, Mutter, ſagte Auguſte am Ende: die Liebe kann tauſend Geſtalten, ſogar die Geſtalt der Gleichgültigkeit, annehmen; doch immer iſt ſie Liebe. Ich verſteckte meine Romane in ein Bibelfutteral, und Hannchen ihr heißes Herz in einen Tugend- und Sittenſpiegel.

Meine Frau lächelte, ſo ſchwer es ihr

auch werden mochte, und blickte dann mißtrauiſch auf Lottchen, die mit ihrer Puppe ſpielte. Ich merkte, daß ſie aufs neue den Entſchluß faßte, Lottchen recht ſorgfältig vor aller Bekanntſchaft mit der Liebe zu hüten; und — Hannchens Stiefſohn war eben der Karl, an den Lottchen mein Briefpapier verſchickte.

Die Verſöhnung.

Eines Morgens pochte jemand bei uns an, und der Amtmann Schenk trat in das Zimmer. Mich überlief ein Schauder, als ich ihn ſah; meine Frau machte ein finſteres Geſicht, und ging ſogleich wieder an ihre Arbeit, ohne ſeine freundliche Anrede mit etwas Andrem als einer Verbeugung erwiedert zu haben. Er that mir einen Vorſchlag, der die Verbeſſerung meines Pfarrackers betraf; ich konnte ihm aber nicht einmal danken, und ſagte, ich müßte die Sache erſt überlegen, obgleich der Vortheil für mich ſehr einleuchtend war. Wirklich nahm ich mir ſchon vor, den Antrag auszuſchlagen, um nur dem Manne, durch deſſen Schuld unſer Karl jetzt in Oſtindien lebte, nicht verbunden zu ſeyn. Sie, ſagte er ſehr verlegen und ſchüchtern, haben es freilich jetzt nicht nöthig; Ihr Nachfolger würde Ihnen aber Dank dafür wiſſen.

„Nun wohl denn," ſagte ich kalt; „für

meinen Nachfolger nehm' ich es an." Der Amtmann ſah vor ſich nieder, und blickte nur von Zeit zu Zeit auf meine Frau oder auf mich, — wie es ſchien, um zu beobachten, wer von uns Beiden die freundlichſte Miene hätte. Er ſprach abgebrochen von dieſem und jenem, was uns angenehm ſeyn konnte; ſo z. B. fand er in Lottchen einen Engel, das wahre Bild ihrer ſchönen Mutter, und erkundigte ſich nach dem hohen Befinden der gnädigen Frau Baronin von Pahlen. Meine Frau antwortete immer nur einſylbig; es ſchien, als ob ſie heute gar keine Eitelkeit hätte. Wer an ſeinen Kindern, fing er wieder an, ſo viele Freude erlebt, als Sie, liebe Frau Predigerin, der kann ſich glücklich ſchätzen!

Hier traf er unvorſichtig das Herz der Mutter. Meine Frau ſagte, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen, in einem harten Tone: o, meine Augen hören nicht auf um meinen Karl zu weinen; und an dieſen Thränen ſind Sie Schuld, Herr Amtmann!

Ich? erwiederte er in der ſichtlichſten Bezung. Sie werden doch von mir nicht glauben, daß ich daran ...

... Schuld bin? unterbrach ihn meine Frau. O ja, wir wiſſen es ſehr wohl. Sie haben ihn als einen ſchlechten Menſchen denuncirt. Wir würden ihn indeß wieder los bekommen haben, wenn nicht die Verwandten Ihrer Frau es hintertrieben hätten. Damals waren wir arm und hülflos; was lag alſo daran, ob ein geliebter, wohlgerathener Sohn im Meere unterging oder nicht! Aber Gottes Gerichte werden nicht ausbleiben, Herr Amtmann: das ſage ich Ihnen vorher! —

Jetzt, da meine Frau ſo hart gegen ihn war, konnte ich unmöglich ſchweigen; denn einem Menſchen, wie ſehr man auch von ihm beleidigt ſeyn mag, Gottes Gerichte ankündigen, heißt ja, ſie über ihn anrufen. Und darf das der arme, ſchwache Menſch? — „Liebe Frau, ſagte ich ſanft; „auf dem Throne dort oben ſitzt ein andrer Richter als eine beleidigte Mutter: die ewige Liebe, die verzeihende Barmherzigkeit!“

Meine Frau ſah mich finſter an und ſchwieg. Der Amtmann wendete ſich nun ſogleich an mich. Und wenn wir auch gefehlt hätten, lieber Herr Prediger, ſo hoffe ich doch, es wird zum Guten ausſchlagen. Der Herr Sohn iſt ja, höre ich, auf dem beſten Wege, ſein Glück zu machen.

Hier hätte er es ſchon gemacht, ſagte meine Frau; und dort muß er es erſt mit Noth und Todesangſt erkaufen! Seine Seufzer über Sie, Herr Amtmann —

„Seufzer! Liebe Frau, wer weiß denn, ob er ſeufzt. Vielleicht thut er nach jeder überſtandenen Gefahr, bei jeder großen muthigen Handlung etwas Beſſeres."

Der Amtmann, der noch immer ſehr demüthig daſtand, ſagte endlich: ich wollte, es wäre nicht geſchehen! Vergeben Sie mir, was ich gethan habe.

Meine Frau beugte ſich tiefer auf ihre Arbeit, und antwortete nicht. Ich war ſchon halb verſöhnt; daß meine Frau es noch nicht war, kam davon her, daß ſie den Amtmann nur hörte, nicht ſah, wie ich.

Die Zeiten haben ſich geändert, fuhr er demüthig fort: werden Sie mir es nicht vergeben?

O ja, ſagte meine Frau, noch immer ohne aufzublicken: als eine gute Chriſtin; aber Gott weiß, vergeſſen kann ich es nicht, daß mein beſtes Kind Tag für Tag mit dem Tode kämpfen muß. Nein, ich werde es nicht vergeſſen, ſo lange ich lebe!

Der Amtmann griff nach ſeinem Hute Ich wollte, ſagte er, eine Bitte an Sie thun; doch jetzt . . . iſt es wohl beſſer, daß ich wieder gehe.

Endlich blickte meine Frau ihn an. Seine Stellung war jetzt nicht mehr ganz ſo gebeugt, wie vorher; aber dennoch machte ſie Eindruck auf ihr Herz. Eine Bitte? ſagte ſie: o, wenn wir Ihnen dienen können, recht gern, mit Freuden.

Ach! ſagte er mit einem tiefen Seufzer: Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, mir, meiner Frau und meinem Kinde. Wir haben, wie Sie wiſſen, ſeit einigen Jahren ſchlechte Ernten gehabt; und ich bin noch durch andere Unglücksfälle, durch meine beiden Verwalter, auch wohl mit durch eigene Schuld, ſehr heruntergekommen. Meine Frau hat gethan, was ihr möglich war. Ich könnte mir helſen, wenn der Herr Graf von Raugart nur Geduld hätte. Es hat ihm aber jemand in den Kopf geſetzt, ich wäre in großer Noth. Wie geſagt, ich könnte mir helſen, da meine Haushaltung jetzt ſehr eingeſchränkt iſt; nun verlangt aber der Herr Graf einen Vorſtand von fünftauſend Thalern, wenn ich die Pachtung behalten will. Die weiß ich nicht anzuſchaffen; und muß ich von den Gütern weg, gerade jetzt, da ich mich hoffentlich von meinem Schaden erholen würde: ſo bin ich ein unglücklicher Mann. Ich zwar bin nicht mehr jung, und wollte wohl ſehen, wie ich meine Paar Tage noch hinbrächte; aber meine Tochter!... meine arme Tochter! (Seine Augen wurden naß, und ſeine Stimme bebend.) Ich bin Vater! ich bin Vater! Das ſagte er mit wahrem Gefühle.

„Was ſollen wir denn dabei thun? was können wir thun?" fragten wir, meine Frau und ich, zu gleicher Zeit und mit wahrem Mitleiden.

Der junge Herr Graf von Raugart (der alte war todt) iſt ein vertrauter Freund Ihres Schwiegerſohnes, des Herrn Barons von Pahlen. Es würde dem nur ein Paar Worte koſten —

„Ich gebe Ihnen die Hand darauf, daß ich ſogleich an meine Tochter ſchreiben will.“

O, wollen Sie das? ſagte er freundlich. Nun, ſo iſt das Andere, was ich gehört habe, nur ein bloßes Gerede: nehmlich, daß der Herr Amtmann Salzmann die Güter des Grafen Raugart pachten würde.

Wir, meine Frau und ich, ſahen uns gegenſeitig an. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte; denn Auguſte hatte uns in dem letzten Briefe geſchrieben: vielleicht bringt uns das gute Glück in Kurzem auf immer nahe zuſammen. Wir hatten Beide nicht errathen, was ſie damit meinte, und vergebens darüber geſonnen; doch jetzt war es uns auf einmal deutlich. „Hm!“ ſagte ich offen; „an dem Gerede könnte doch wohl mehr ſeyn, als

Sie glauben, Herr Amtmann. Jetzt eben denke ich daran, daß es möglich iſt.“

Er wurde blaß. Möglich? Sie ſagten mir ja . . . —

Ich erzählte ihm nun, was Auguſte geſchrieben hatte. Er hörte mir ängſtlich zu, und ſeufzte. Endlich ſagte er: es geht mir auf meine alten Tage unglücklich, Herr Prediger! ſehr unglücklich! Er wendete ſich ab, ſeine Thränen zu verbergen. Ich ſehe wohl, fuhr er dann wehmüthig fort, daß ich nicht hoffen darf! Auf einmal ergriff er meine Hand, und ſagte: ich bin verloren!

„Verloren? Laſſen Sie den Muth nicht ſinken. Es giebt ja der Pachtungen mehr.“

Meine Umſtände ſind derangirt. Ich habe Schulden, drückende Schulden. Meine Gläubiger werden aufwachen; ich bin ganz ruinirt. Er blickte gen Himmel, und ſagte ſchmerzlich: ach! ich ſchlug auf Ihren Sohn; Ihre Tochter ſchlägt auf mich. Meinten Sie das nicht vorhin mit dem Gerichte Gottes, Frau Predigerin?

Davor ſoll mich Gott behüten! antwortete meine Frau, und faßte ſeine Hand. Als ich das im mütterlichen Schmerze herausſtieß, hielt ich Sie noch für glücklich; jetzt würde ich die harten Worte gewiß nicht ſagen. Aber — verdenken werden Sie es uns nicht, wenn wir unſer Kind in der Nähe zu haben wünſchen.

Ich dachte nicht, daß ich ſo von Ihnen weggehen würde! ſagte er ſeufzend, und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Wie denn?“ fragte ich; „wie gehen Sie denn von uns? Haben wir Sie durch irgend ein Wort gekränkt, Herr Amtmann?“

Nein, aber ich komme troſtlos, als ein Bettler, zu Frau und Kind wieder nach Hauſe. — Er wollte gehen; doch wir Beide faßten nach ſeinen Händen, um ihn aufzuhalten.

Wäre Ihnen denn geholfen, wenn Sie hier blieben? fragte meine Frau.

O gewiß. Die Pachtung iſt vortheilhaft. Meine Verſchwendungen haben aufgehört. Ich wäre nicht mehr reich; aber ich könnte doch leben.

„Frau!" rief ich, und ſah ihr ſtarr ins Geſicht. Sie fiel mir um den Hals, und drückte mich feſt an ſich. „Nicht wahr?" fragte ich. — O gewiß! antwortete ſie, mit Thränen in den Augen. Wir verſtanden uns in dieſen einzelnen Worten. „Freilich würden wir glücklich ſeyn," hob ich an, „wenn unſre Auguſte ſo nahe bei uns wäre; aber ..." — Aber, fiel meine Frau ein; wir könnten doch keine frohe Stunde in dem Hauſe haben, aus dem wir einen Menſchen vertrieben hätten.

„Und können wir nicht alle Jahre ein Paar Mal öfter zu ihr reiſen?"

Und kann ſie nicht öfter zu uns kommen?

Des Amtmanns Geſicht erheiterte ſich. Nein, ſagte meine Frau ſehr mitleidig; unſre Tochter ſoll Sie nicht verdrängen, Herr Amtmann. Das wird, das kann ſie nicht. Ich will noch heute an ſie ſchreiben. — Der Amtmann ließ Hut und Stock fallen, faßte zitternd beide Hände meiner Frau, und rief: iſt es wahr? o, iſt es wahr? Ach, wenn es nur nicht zu ſpät iſt! und wenn es Sie nur nicht gereuet!

„Gereuen?“ erwiederte ich. „Gereuen ſollte uns dieſe Stunde, die unſern Herzen ſo wohlthut? Und iſt denn ein Freund in der Nähe nicht auch etwas werth? Und werden Sie in der Folge nicht unſer Freund ſeyn?“ Er drückte mir die Hand, und doch wiederholte er noch immer ängſtlich: wenn es nur nicht zu ſpät iſt!

In dieſem Augenblicke trat Auguſte, die uns einmal hatte überraſchen wollen, mit ihrem Manne in die Thür. Beide blickten verlegen auf den Amtmann, und ich merkte nun ſogleich, daß deſſen Furcht nicht ungegründet war. Jetzt wurde er noch beſtürzter, und wollte weggehen; ich ſagte aber: „nein, Herr Amtmann, bleiben Sie! In der Noth prüſt man ſeine Freunde.“ — Er antwortete betrübt: Sie können meine Freunde nicht ſeyn!

„Die Noth,“ fuhr ich fort, „prüſt nicht allein Freunde, ſondern auch Menſchen. Das ſind wir, und ich denke, Sie werden uns nicht mit dieſem finſtern Geſichte verlaſſen. Bleiben Sie, mir zu gefallen.“ Nun fragte ich Salzmannen, ob er Hoffnung hätte, die Pachtung der Raugartiſchen Güter zu bekommen. Er bejahete meine Frage. Mit Bewilligung des Amtmanns ſagte ich ihm und Auguſten, was dieſer wünſchte, befürchtete, und ſo weiter. Das that ich, ſo kalt ich nur konnte, um den Amtmann ſehen zu laſſen, wie edelmüthig meine Kinder wären; ich wurde aber für meine Eitelkeit beſtraft: Auguſte ſowohl als Salzmann bedauerten zwar den Amtmann, ſagten aber nicht ein Wort davon, daß ſie ihm die Pachtung laſſen wollten.

O, daß man faſt immer erſt die Phantaſie zu Hülfe rufen muß, wenn das Herz eines Menſchen zu einer edlen Handlung erweicht werden ſoll! daß ein Opfer, welches er bringt, ſo ſelten ganz rein iſt! daß der Unglückliche erſt mit Oelzweigen an den Altären der Götter flehend bitten muß, ehe ein Menſch ihm hilft! — Das dachte ich, als ich ſah, mit welcher Kälte meine beiden Kinder ſich betrugen. „Ich wollte, Auguſte,“ ſagte ich empfindlich, „der Menſch brauchte nicht erſt an einem Altare die Arme auszuſtrecken, um Mitleiden zu finden!"

Niemand verſtand mich, und meine Kinder ſahen mich verwundert an. „Ich könnte," fuhr ich fort, „in dem Amtshauſe, wenn du darin wohnteſt, keine frohe Minute haben; denn immer würde ich den Mann hier vor mir ſehen, der mit Frau und Kind vergebens die Hände zu Euch ausſtreckte."

Man verſtand mich wieder nicht. In der That, ſagte Auguſte, ich weiß nicht, wovon die Rede iſt. — Von dem Herrn Amtmann, erwiederte meine Frau, ſehr theilnehmend. Er iſt verloren, wenn Ihr ihn hier vertreibt. Jetzt trat er ſelbſt näher, und ſprach nur die einzelnen Worte: „ich bin Vater . . . Frau . . . Kind!" mit zitternden Tönen des Schmerzes; und meinen Kindern ſtiegen Thränen in die Augen. Er ſchilderte, wieder nur abgebrochen, wie er mit ſeiner Tochter als Bettler würde umherirren müſſen; und auf einmal riefen Auguſte und Salzmann: Gott ſoll uns bewahren, Herr Amtmann! Sie müſſen bleiben, wenn das Sie retten kann!

Er blickte gen Himmel, ließ Hut und Stock fallen, breitete die Arme aus, und trat mitten in das Zimmer. (O, ſchon das Gefühl für eine edle Handlung verſchönert!) — Ja, rief er froh; das wird mich retten! O Gott! Gott! Ich muß meiner unglücklichen Frau und meinem guten Kinde dieſe frohe Nachricht bringen! Er ging an die Thür, wendete ſich aber wieder um, und ſagte: Sie würden mich ganz glücklich machen, wenn Sie mir in Gegenwart meiner Familie Ihr Verſprechen beſtätigten.

Wir gingen, ohne uns erſt umzukleiden, mit ihm. Ich bleibe! rief er, als er in froher Eil, noch vor uns, in das Zimmer trat; ich bleibe! wir ſind gerettet! — Die Amtmannin machte ein finſtres Geſicht, und verbeugte ſich kalt gegen uns. Der Amtmann kündigte in wenigen Worten an, daß Salzmann auf die Pachtung Verzicht thäte. Sie ſind ſehr gütig, ſagte die Amtmannin. Es würde jetzt freilich ſchwer halten, eine andre gute Pachtung zu bekommen; und da mein Mann das Gut beträchtlich meliorirt hat, ſo —

Kind! rief der Amtmann; ſag die Wahrheit. Wir wären Bettler, wenn wir von hier weg müßten. Nein, Herr Prediger! es gehe mir, wie es wolle: gegen Sie werde ich nie heucheln. Mein Aufwand ging über meine Kräfte. Ich bin herunter gekommen; aber Ihr Herr Schwiegerſohn ſoll ſehen, daß ich mich retten kann, wenn ich hier bleibe. — Er holte ſeine Bücher, und Salzmann mußte ſie, ſo viel wir auch dagegen ſagen mochten, in einem Nebenzimmer durchſehen. Die Amtmannin weinte, und konnte die Augen nicht aufſchlagen. Julchen, ein ſehr liebliches Mädchen, hatte die meiſte Faſſung; ſie ſetzte uns Stühle, und fing ein Geſpräch an, um ihre Mutter zu zerſtreuen. Endlich, als die Amtmannin wieder ruhig war, wünſchte Julchen von Auguſten etwas Näheres zu erfahren; und dieſe erzählte, was ſie wußte, ſchonte aber dabei der Amtmannin ſo viel als möglich. Liebe Mutter, ſagte Julchen zärtlich: nun iſt ja die ſchwere Laſt von Ihrem Herzen weggewälzt. Was Sie und der Vater nicht zu hoffen wagten, was ich aber hoffte, oder vielmehr voraus wußte, das iſt geſchehen. Dieſen Morgen ſagten Sie: es müßten Engel ſeyn, wenn ſie das thäten! Sehen Sie? mein Glaube an gute Menſchen hat mich nicht betrogen.

Jetzt kam der Amtmann mit Salzmannen zurück, deſſen Augen von ſanfter Freude glänzten, und der nun das beſtätigte, was der Amtmann verſichert hatte. Dieſer faßte die Hand ſeiner Tochter, führte ſie zu mir, und ſagte: ſie liebt Ihren Sohn. Ich ſollte Sie nicht daran erinnern; doch ich thue es, ſelbſt auf die Gefahr, daß Sie Ihr Wort zurücknehmen könnten. Ich hoffe zu Gott, er wird wiederkommen; und dann — dann will ich mit Freuden dieſe Hand in die ſeinige legen.

Julchen erröthete, und verbarg ihre glühenden Wangen an der Bruſt meiner Frau. Dieſe ſagte, ihren Grundſätzen zum Trotze: liebe Tochter, werden Sie nicht roth! Ich bin ſtolz auf meinen Karl, und auch Sie werden es, hoffe ich, einmal ſeyn. — Mutter, ſagte Auguſte; ich glaube, Ihre Söhne haben ein Privilegium, das Ihre Töchter nicht hatten. Karls Liebe war doch ſo heimlich, wie ſie nur immer ſeyn konnte. — Meine Frau wurde ein wenig verlegen; doch nahm ſie die künftige Schwiegertochter wohl noch dreimal in ihre Arme. Auguſte machte nun die Bemerkung, daß die Mütter vor der Hochzeit die Schwiegertöchter, und nach der Hochzeit die Schwiegerſöhne mehr liebten. Sie hatte einen drolligen Einfall über den andern, und brachte bald uns Alle zum Lachen, ſelbſt die Amtmannin, die nun endlich bei der allgemeinen Fröhlichkeit etwas herzlicher gegen uns wurde.

Wir blieben da, und eine frugale Mahlzeit (hier die erſte dieſer Art, zu welcher man Gäſte hatte) zog unſre Herzen noch näher an einander. Jetzt bemerkten wir, daß der Amtmann und ſeine Frau gar nicht die ſchlechten Menſchen wären, für die wir ſie bisher gehalten hatten: er war nur eitel, und ſie ein wenig ſtolz. Ich ſagte das Julchen mit einer Art von Vergnügen. Sie lächelte, und erwiederte mir: gerade daſſelbe haben mir meine Eltern von Ihnen geſagt. „Von uns?" fragte ich betreten, und in der That ein wenig empfindlich. Sie wollte einlenken; ich drang aber in ſie, mir frei heraus zu ſagen, was ihre Eltern gegen uns gehabt hätten. Meine Mutter hielt Sie ehemals für neidiſch, ſagte Julchen; und mein Vater für eitel auf Ihr jetziges Glück. O, ich wußte es beſſer; aber der Schein war gegen Sie.

„Der Schein?" fragte ich noch erſtaunter. Julchen erzählte auf meine Bitte einige kleine Umſtände; und — ſie hatte wirklich Recht. „Ich fürchte, liebes Kind," ſagte ich, „daß es wohl gar mehr als Schein war." Ach, erwiederte ſie; man darf die Menſchen nur lieben, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ja ſie edler, beſſer zu finden, als ſie ſind.

Eine große Lehre für die Menſchen! Man iſt ungerecht, ohne es zu wollen, ohne es zu wiſſen. — Den nächſten Sonntag predigte ich über den Spruch: „Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler!" über den ich bis dahin nie eine Predigt hatte zuſammen bringen können. Ich ging mein Leben durch, und fand zu meiner Beſchämung, daß ich tauſend Gelegenheiten, bei denen der Amtmann gekränkt werden konnte, nicht vermieden, und hundert andre wohl gar geſucht hatte.

Die ſchwere Wahl.

Der Graf Rangart wollte es ſich zwar gefallen laſſen, daß der Amtmann Schenk die Pachtung behielte; er verlangte aber Sicherheit, und deshalb den ſchon erwähnten Vorſtand. Ich ließ es den Oheim Ludwig merken, daß mir ein Gefalle damit geſchähe, wenn dem Amtmanne geholfen würde; der hatte aber kein Ohr für meine Aeußerungen; und als ich es ihm ſehr nahe legte, fragte er auf einmal: würden Sie mir rathen, an einen ganz Fremden, der in des Amtmanns Lage wäre, eine ſo beträchtliche Summe zu wagen? — Ich antwortete offenherzig: „nein!“ — Nun denn! erwiederte er lächelnd. Sie möchten das gute Werk, das Sie angefangen haben, nicht gern verloren gehen laſſen; ich aber mag nicht gern große Summen auf ein ungewiſſes Vielleicht hinwerfen. Von Schenks Umſtänden weiß ich nicht genug, um überrechnen zu können, welche Sicherheit ich haben würde. Es könnte Mißwachs, oder ein Hagelſchlag kommen; und möchten Sie mir dann den Rath gegeben haben? — Darauf konnte ich freilich nichts antworten; es kam mir aber doch ein wenig eigennützig vor, daß er nicht einige tauſend Thaler an eine Sache wenden wollte, die das wirklich war, wofür er ſie ganz offen erklärte: meine Puppe. Er erkundigte ſich jetzt näher nach den Umſtänden des Amtmanns, und zog ſich zurück, da er ſie ſchlimmer fand, als er und wir geglaubt hatten.

Der Amtmann bemühete ſich bei mehreren Verwandten ſeiner Frau, die Summe, die er brauchte, zu bekommen; doch alle gaben ihm eine abſchlägige Antwort. Salzmann und Pahlen erboten ſich, ihm zu leihen, was ſie entbehren könnten; das war aber nicht hinreichend. So verfloß ein Jahr. Eine gute Ernte und Erſparniſſe in der Haushaltung hatten zwar des Amtmanns Umſtände verbeſſert; dagegen wurde ihm aber jetzt ein Kapital gekündigt, und — noch immer fehlte die Summe, auf welche Alles an-

kam.

kam. Endlich verſuchte er das letzte Mittel, bei dem er gar keine Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolges hatte. Er wendete ſich auf Friedlebens Rath an einen alten Oheim ſeiner Frau, der mit der ganzen, reichen, ſtolzen Familie in Uneinigkeit lebte, und der von ihr nicht anders als „ein Menſchenfeind, ein Grillenfänger, ein alter Geitzhals“ genannt wurde. Die Amtmannin hoffte um ſo weniger von ihm, da ſie ihn einmal ſogar perſönlich beleidigt hatte.

Gegen alles Erwarten ſchrieb der alte Mann: er würde ſelbſt kommen, um zu ſehen, was ſich thun ließe. Wir waren gerade auf dem Amte, als er in einer alten, häßlichen Chaiſe, mit Bauerpferden beſpannt, und mit einem Bauer auf dem Bocke, ankam. Sehen Sie, ſagte die Amtmannin: er iſt ſteinreich; und ſo fährt er immer! Der Amtmann ſeufzte. Ich merkte, daß er dachte: wäre ich ſo gefahren, dann brauchte ich ihn jetzt nicht.

Des alte Mannes Geſicht war ſo gutherzig, daß ich ihm ohne alles Bedenken mein ganzes Schickſal hätte anvertrauen wollen. „Wie geht es?“ fragte er ſeine Nichte freundlich ernſt. — Sie antwortete ſeufzend: wir ſind durch Unglücksfälle heruntergekommen, lieber Onkel. — „Sind denn das Unglücksfälle?“ fragte er lächelnd, und zeigte auf die prächtigen Möbel. „Doch davon nachher!“ — Er kam dreiſt auf mich zu, gab mir die Hand, und ſagte: „es freuet mich, einen Mann Ihrer Art hier zu ſehen.“ — Auf ſein Verlangen wurde Julchen gerufen. Sie kam in dem einfachſten Anzuge, und war, wie man ihr anſah, mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt geweſen. Er legte ſeine Hand unter ihr Kinn, betrachtete ſie lange mit innigem Vergnügen, und ſagte endlich: „es freuet mich, Kind, daß ich von dir viel Gutes höre. Ich habe dich lieb.“

O, ſo werden Sie mir das nicht abſchlagen, was mich allein glücklich machen kann, Hülfe für meine Eltern.

„Wenn ſich helfen läßt, ja! Wiſſen denn die da (er zeigte auf mich und meine Frau) um alles?“ — Das wurde bejahet; und nun hob er an: viertauſend Thaler helfen Ihm nicht, Herr Neffe. Ich weiß mehr von Seinen Umſtänden, als Er denkt." — Er machte dem Amtmann nachdrückliche Vorwürfe über ſeine tolle Wirthſchaft, ſagte aber alles Harte ſehr gutmüthig, ſo daß man es ihm nicht übel nehmen konnte, und ſchloß endlich damit: „ſag' Er mir die reine Wahrheit; denn noch immer weiß ich nicht Alles. Helfen will ich wohl, Herr Neffe; aber ich muß auch ſehen, ob ich wieder zu meinem Gelde kommen kann. Reinen Wein! Verſchweigt Er mir etwas, ſo fahre ich auf der Stelle wieder nach Hauſe."

Lieber Oheim! ſagte Julchen bittend.

„Ich bin nicht böſe, liebe Nichte; aber all' mein Lebtage hab' ich gern auf Waſſer gefahren, wo ich den Grund ſehen konnte. Iſt der Grund nicht gar zu tief, ſo verſpreche ich dir, daß ich helfen will. Doch, Jungfer Nichte, auch du mußt etwas dabei thun. Willſt du das?"

Fodern Sie von mir, was Sie wollen.

„Die Hand darauf! Etwas Böſes werde

ich nicht verlangen. . . . Nun die Papiere her, Herr Neſſe!"

Wir wollten gehn; der alte Mann beſtand aber darauf, daß wir bleiben ſollten. „Gute Menſchen," ſagte er, „ſind mir an jedem Orte recht. Ich und mein Herr Neſſe da, wir können Streit mit einander bekommen, und ſo giebt es vielleicht Gelegenheit, daß Sie ein gutes Wort darein reden können, wenn einer von uns etwa eigenſinnig wäre."

Selbſt der Amtmann bat uns, zu bleiben. Der Alte gab ihm die Hand, und ſagte: „es iſt mir lieb, daß Er keine Zeugen ſcheuet, Herr Neſſe. Nun, Er ſoll ſehen, daß ich billig bin, wenn Er aufrichtig iſt."

„Das will ich gewiß ſeyn. Meine Tochter weiß um Alles.

„Nun, ſo bleib hier, Jungfer Nichte."

Die Papiere wurden vorgelegt, und der Amtmann ſetzte ſeine Umſtände, zwar mit Aengſtlichkeit, aber doch ganz aufrichtig, aus einander. Die Schulden waren größer, als wir geglaubt hatten. Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſagte: „hm! Herr

Neffe, nehm' Er mir's nicht übel, das iſt arg! Wenn nun der liebe Gott Ihn von der Welt abgefodert hätte? Es ſind ja Gelder darunter von ganz armen Leuten! Und wozu iſt das Alles verſchleudert? Die Menſchen, die hier aßen und tranken, ſollten ſagen: der Amtmann Schenk führt einen guten Tiſch, und iſt recht hübſch eingerichtet. Was aber würden denn die Armen ſagen, die Ihm ihr Bißchen Geld geliehen haben? Pfui, ſchäm' Er Sich! Was ſagt denn Sein Gewiſſen, Herr? und was Gott?"

Der Amtmann erwiederte bleich und ſtammelnd: Julchen weiß, daß kein Armer etwas verlöre, auch wenn ich noch heute ſtürbe.

So war es wirklich. Das Geld lag eingeſiegelt da, und Julchen hatte es in Verwahrung. „Verhielte es ſich denn auch ſo," ſagte der Alte mit gerunzelter Stirn und einem ſcharfen Blick auf Julchen — „es wäre Spiegelfechterei; denn wenn Noth an Mann ginge, ſo würde es doch gebraucht."

Ich bin in Noth geweſen, und habe es nicht angegriffen. Aber freilich . . . — Er zuckte die Achſeln.

„Hole das Geld!“

Julchen geſtand erröthend, daß ſie es ohne Wiſſen ihres Vaters ſchon bezahlt hätte, und zeigte die Quitungen vor.

„Naſeweis! Doch das haſt du mit deinem Vater abzumachen.“

Wann? fragte der Amtmann.

Vor einigen Tagen, antwortete Julchen, als Sie gar keine Hoffnung mehr hatten, Sich zu retten. Ich wußte, lieber Vater, daß ich Ihren eignen Wunſch erfüllte.

Wenn auch das nicht, mein Kind, ſo haſt du doch recht daran gethan.

„Hm!“ hob der Alte wieder an: „wenn dein Vater damit zufrieden iſt, Julchen; ich kann es dir wohl verzeihen. . . . Aber, laſſe Er uns weiter rechnen, Herr Neffe.“ — Es kam eine beträchtliche Summe heraus, die der Amtmann nöthig hatte. Der Alte ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und ſagte von Zeit zu Zeit: „das iſt zu viel! das kann ich nicht, wahrhaſtig nicht! Und etwas? Entweder Alles oder nichts. Alles aber — wie geſagt, das iſt mir zu viel.“

Ich glaubte, ein gutes Wort einlegen zu müſſen; der Alte blieb aber vor mir ſtehen, und ſagte: „Herr, Sie wiſſen ja nicht, wie arm oder wie reich ich bin. Kurz, es iſt zu viel; und etwas hilft ihm nichts.“ Julchen fiel ihm ſanft weinend um den Hals. „Topp!“ ſagte er auf einmal: „ich wollte damit erſt ſo hintennach kommen; denn es ſollte nicht von mir heißen: für etwas muß etwas ſeyn! . . . Es geht, Jungfer Nichte; wenn du willſt!“

O, ich — ich will alles! ſelbſt das Schrecklichſte!

„Nun, nun! ſchrecklich iſt das eben nicht, was ich verlange. Weißt du wohl noch, Kind, daß du einmal bei Hannover ſpazieren gegangen, und auf dem Rückwege von einem tüchtigen Platzregen überfallen worden biſt? ferner, daß ein junger Menſch dir ſeinen Mantel umgehängt hat, damit die Jungfer, die vom Laufen erhitzt war, ſich im Regen nicht erkälten ſollte?“

O ja; es war ein ſehr artiger junger Mann.

„Das iſt er noch, Nichte Julchen, und mein Freund dazu, nicht bloß mein Vetter. Nun ſieh, Kind, als der junge Menſch dir den Mantel umhängt, bemerkt er, daß du ein hübſches Figürchen biſt, und was er in der Geſchwindigkeit noch ſonſt an dir bemerkt. Da wird er, ſo zu ſagen, erſchrecklich in dich verliebt, und läuft der Kutſche nach, die ſie euch aus der Penſion entgegen ſchicken. Er erfährt, daß du eine Mamſell Schenk, und meine Nichte biſt. Aber er hat nichts, und iſt nichts, und ich habe ihm eingeprägt, daß man, ſo lange man eine Frau nicht zu ernähren weiß, zwar wohl lieben darf, aber ſchweigen muß. Das thut mein Freund; doch macht er mich bei Gelegenheit zu ſeinem Vertrauten. Nun kommt der Brief von deinem Vater, und zugleich die Beſtallung zu einem artigen Aemtchen für meinen jungen Freund. Ich habe ihm zwanzigtauſend Thaler verſprochen. Zehntauſend ſind hier nöthig. Heirathe den jungen Menſchen, und wir ſind aus aller Noth. Er theilt mit deinem Vater; und ich lege zu, was etwa noch fehlt."

Wir Alle erſchraken mehr oder weniger. Julchen ward bleich, und ſagte: o, gütiger Oheim, meine Hand iſt ſchon verſagt. Der Sohn des ehrwürdigen Mannes dort . . .

„So? Ja, das iſt ein Anderes. Freilich, nun geht es nicht. Jetzt wollte ich nur, daß ich geſchwiegen hätte; denn es wird dich unruhig machen. . . . Wo iſt denn dein Bräutigam? und was iſt er denn?“

Er iſt . . . — er iſt . . . — fingen wir Alle zugleich an.

Noch nichts, ſagte die Amtmannin. Er befindet ſich in Oſtindien; und ſo ganz ausgemacht iſt es mit der Partie denn auch noch nicht.

„Nun, ſo laßt doch hören!“ ſagte der Alte, und ſetzte ſich.

Ich erzählte, um es die Amtmannin nicht thun zu laſſen, von der heimlichen Liebe der beiden jungen Leute. Der Alte ſchüttelte den Kopf; und als ich fertig war, ſagte er trokken: „Ihr Sohn mag ein wackerer junger Mann ſeyn; aber meine Tochter gäbe ich ihm nicht. Nehmen Sie mir das nicht übel.

Junge Leute haben wohl Rechte, aber auch Pflichten! ... Julchen, du kannſt deinen Vater retten!"

Ich habe, ſagte der Amtmann, wirklich edel, bei dem jungen Herrn Bebenroth viel gut zu machen.

„Was denn? Laß' Er doch hören, Herr Neſſe." Der Amtmann erzählte aufrichtig, was er gethan hatte. „Nach Hauſe hätte ich ihn geſchickt," ſagte der Alte nun; „aber nicht nach Oſtindien. — Kinder," fuhr er mit freundlichem Eifer fort; „ich bin kein Kopfhänger, und gönne der lieben Jugend ihre Freuden. Deine Thränen und dein blaſſes Geſicht dauern mich, Julchen. Ich wünſchte, es wäre anders. Mein junger Freund würde dich am Ende vergeſſen und auch wohl ein Mädchen finden, das eben ſo ſchlank wäre, wie du. Aber, Julchen, wenn du glaubſt, daß die Liebe, ſo ſchön und groß ſie dir auch ſcheinen mag, der Zweck des menſchlichen Lebens iſt, ſo irrſt du dich. Der Lohn eines guten Lebens mag ſie ſeyn."

O, iſt denn nicht Liebe Alles, was die Natur von uns fodert?

„Recht! eine Liebe, die bis ins Grab aushält, die den Tod und das Glück verachtet: ſo zum Exempel die Liebe einer Tochter zu ihren Eltern. Doch mich geht das nichts an. Handle, wie du es verantworten kannſt. . . . Wenn nun einmal, anſtatt deines Liebhabers, die Nachricht käme, daß er todt wäre! . . . Aber thu, was du willſt, Julchen. Laß deinen Vater zu Grunde gehen, und halte ein Verſprechen, das, um recht mild davon zu urtheilen, das Kind eines unſchuldigen Verlangens iſt. Gewiß, nichts weiter! . . . Laß den Sohn des Herrn Predigers dich ſo zärtlich, ſo unausſprechlich lieben, als es nur immer möglich iſt, ſo hat doch dein Vater dich ſchon zwanzig Jahre lang geliebt; und jener kann in der längſten, zufriedenſten Ehe dir nicht mehr Gutes erweiſen, als dein Vater dir ſchon lange erwieſen hat. Jetzt habe ich dir geſagt, was ich auf dem Herzen hatte, und waſche meine Hände in Unſchuld."

Da ſaßen wir nun, und ſahen einander ſchweigend an. Schenk warf zuweilen einen bittenden Blick auf ſeine Tochter, und ſeine Frau gab uns durch ihre Mienen deutlich genug zu verſtehen, daß es ihr lieb ſeyn würde, wenn wir gingen. Meine Frau weinte. Ich ſtand endlich auf, und nahm meinen Hut. O, ſagte Julchen, auch Sie wollen uns verlaſſen? auch Sie? Reden Sie doch! Karl iſt ja Ihr Sohn!

„Ja, er iſt mein Sohn, und mein Stolz!" ſagte ich. Meine Frau nahm ſchluchzend Julchen in ihre Arme; doch wagte ſie es nicht zu ſagen: ſeyn Sie ihm treu! Wir gingen endlich ſehr betrübt nach Hauſe; denn erſt heute hatten wir recht geſehen, welch ein edles Mädchen die Geliebte meines Sohnes war. Meine Frau ſchalt auf den Oheim. Ich tadelte das; ſie fiel mir aber um den Hals, und ſagte: o, laß mich nur! ich meine ihn ja nicht.

„Wen denn ſonſt?"

Ach, nur unſer hartes Schickſal. Karl iſt verloren! War nicht auch Elſabeth bereit, ihre Liebe aufzuopfern? . . . Wenn Julchen ihren Vater nicht retten wollte, ſo könnte ich nicht mehr wünſchen, daß ſie meine Schwiegertochter würde; und rettet ſie ihn, ſo wird ſie es nicht. Das iſt doch wohl ein hartes Schickſal, lieber Vater.

„Aber," fragte ich, „iſt denn ſchon Alles verloren? Wird Pahlen, wird Salzmann, wird nicht ſelbſt Oheim Ludwig für das Glück ſeines Lieblings etwas thun?"

Oheim Ludwig kam bald ſelbſt, und beinahe meine erſten Worte zu ihm waren: „ſagen Sie, iſt Karls Glück nicht mehr werth, als einige tauſend Thaler?"

Ei ja wohl!

Ich erzählte ihm Julchens Lage. Er überlegte, wie man ſie für Karln erhalten könnte, und ich machte mir ſchon die beſte Hoffnung. Doch auf einmal fing er an: aber wie denn, wenn Karl ſie vergeſſen hätte?

„Vergeſſen?"

Ja; die jungen Leute haben einander in mehreren Jahren nicht geſehen. Wer weiß, wie lange Karl noch wegbleibt, und in welche Verbindungen er geräth! — Kurz, Oheim Ludwig fand Eine Bedenklichkeit über die andre.

Sie mögen ihn lieb haben, ſagte meine Frau zuletzt ein wenig empfindlich; aber Ihr Sohn iſt er nicht! Es ſind zehntauſend Thaler. Wenn es auch zehn Millionen wären, und wir hätten ſie nur! — Er lächelte und ſchwieg.

Am folgenden Morgen ſprach er mit mir allein, und ſeine Vorſtellungen über die unſichre Zukunft und die Unbeſtändigkeit junger Herzen machten mich ſo unruhig, daß er mich beinahe überredete, die Hand aus dem Spiele zu laſſen. Ich ſtellte meiner Frau ſeine Gründe vor; doch auf ſie that nicht Einer Wirkung. Sie ſchalt den Oheim Ludwig karg, und es koſtete mir nicht wenig Mühe, den förmlichen Ausbruch ihres Unwillens zu verhüten.

Julchen kam ſelbſt, und ihr blaſſes Geſicht, ihre Augen voll Thränen kündigten uns ſchon an, daß ſie keinen Troſt zu bringen hatte. Sie erzählte uns: der Oheim, ſo gut und menſchlich er auch ſey, wolle dennoch nicht von ſeiner Bedingung abgehen. Er habe ihr erklärt, daß er ſich nicht anders auf die Rettung ihres Vaters einlaſſen könne, als wenn ſie ſeinen Vetter heirathe.

Ich ſagte wenig; meine Frau aber ſchalt auf die geitzigen Leute, wovon ſich denn Oheim Ludwig, der ruhig zuhörte, ſeinen Theil nehmen konnte. Endlich ſprach dieſer noch einmal ſo treffend über die Unſicherheit der Zukunft, daß ich faſt ganz auf ſeine Seite trat. Jetzt zog Julchen Karls letzten Brief an ſie aus der Taſche, und las ihn, oft von Thränen unterbrochen, vor. Er verſprach ihr darin ewige Treue, und beſchwor ſie, ihm das einzige Glück ſeines Lebens, ihre Liebe, zu erhalten.

O, ſagte meine Frau mit einem Blicke auf den Oheim Ludwig: wen das nicht rührt, der muß ein Herz von Stein haben!

Ich war ſehr gerührt, und obgleich Oheim Ludwig mich an Salzmanns erloſchene Liebe zu Eliſabeth erinnerte, ſo umfaßte ich Julchen dennoch, und ſchwor ihr mit dem Feuer eines Jünglings, daß ſie Karln behalten ſollte. Sobald Oheim Ludwig wieder abgereiſt war, ſchrieb ich an meine beiden Schwiegerſöhne, und bat ſie dringend, für die unglückliche Geliebte ihres Schwagers zu thun, was ihnen nur möglich wäre. Ich glaubte ſo feſt, es könnte gar nicht fehlſchlagen, daß ich es Julchens Eltern ſogleich ankündigen wollte. Doch hier fand ich die Stimmung ganz verändert. Der Amtmann ſchwankte, und ſeine Frau ſagte mir trocken heraus: Julchen würde ihren Oheim beerben, wenn ſie den Mann heirathete, dem er ſie geben wollte. Und Sie, Herr Prediger, ſetzte ſie gezwungen freundlich hinzu, Sie werden doch dem Glück unſrer Tochter nicht im Wege ſtehen?

Der Amtmann war dankbarer. Erbſchaft hin, Erbſchaft her! ſagte er; wenn ich nur bald Geld hätte! Julchen ſollte dann nicht hungern; und ob ſie einmal zehntauſend Thaler mehr hätte oder nicht: daran ſollte mir nichts liegen. Ich habe nun gelernt, daß gute Wirthſchaft und Sparſamkeit das ſicherſte Vermögen iſt. — Julchen fragte ſehr traurig, wann Antwort von Salzmann und Pahlen kommen könnte. — Wir gingen unzufrieden aus einander.

Endlich

Endlich erhielt ich einen der ſehnlich gehofften Briefe. Eliſabeth ſchickte alles, was ſie an Koſtbarkeiten hatte. Ach, jetzt ſah ich es nicht gern, daß ſie in ihrem Aufwande noch immer ſo beſcheiden war. — Ihr Brief gab keinen Troſt. Pahlen hatte einen beträchtlichen Verluſt erlitten, und es war ihm nicht möglich, zu helfen. Man ſah, welche Mühe es ihr gekoſtet hatte, ſeine Weigerung, ſo gut es anging, zu entſchuldigen. Nun war meine Hoffnung vernichtet; denn was konnte Salzmann thun? — Er erbot ſich freilich zu mehr, als ich erwartete; aber das reichte doch bei weitem nicht hin. Ich brachte Julchen die traurige Nachricht, daß Karl jetzt auf weiter nichts mehr zu rechnen hätte, als auf ihr eigenes Herz und ihre Standhaftigkeit.

Und was rathen Sie mir? fragte Julchen in dem Tone der Troſtloſigkeit. Ich antwortete ihr nur mit einem Seufzer, und ging bald wieder nach Hauſe, weil ihre Thränen und die unwilligen Blicke ihrer Mutter mich drückten.

Nach einigen Tagen kam der Amtmann zu mir, und bat mich, mit ihm zu gehen, weil Julchen mich und meine Frau zu ſprechen wünſchte. O, lieber Herr Prediger, ſagte er unterweges; ich hoffe, Sie werden bedenken, daß Sie ſelber Vater ſind. Sie vergeſſen gewiß nicht, daß Sie mit meinem Kinde reden! Ich wußte nicht, was er damit ſagen wollte, und ging in großer Erwartung neben ihm weiter. Julchen kam mir und meiner Frau entgegen, und ſagte heftig: Sie, die Eltern des Mannes, den ich liebe, Sie ſollen entſcheiden. Nicht ich; Sie! Muß ich mein Herz von ihm losreißen? Muß ich? Mein Vater verlangt es nicht von mir; aber ſein bittendes Geſicht, ſeine naſſen Augen! Ach, ich bin unglücklich, was ich auch thun mag! Ja, Sie müſſen entſcheiden!

Ich wußte nicht zu antworten, und trat faſt unwillkührlich an das Fenſter. Als ich in die offne Gegend hinausblickte, war es mir, als ſtände mein Sohn in der weiten Ferne, und ſtreckte die Arme flehend nach mir aus. Ich hob den Blick zu dem Himmel, und ſo eben brach die Sonne durch ein Gewölk, das der ſcharfe Wind zerriß. „Und wird denn," ſagte ich, „nicht auch durch das Dunkel des Unglücks der Lichtſtrahl eines beſſeren Glückes brechen? Mein Sohn, dein Vater kann ein Kind nicht von ſeinen heiligſten Pflichten losſprechen, um dich einmal in dem zweideutigen Traume dieſes Lebens lächeln zu ſehen. Sey unglücklich, weil es ſeyn muß! Du erfährſt ja erſt ein Jahr ſpäter, daß du es wurdeſt."

Ich wendete mich wieder um, und heftete meine Augen auf Julchens todtenbleiches Geſicht. Mein Herz war jetzt ſtark; doch meine Stimme brach, als ich die Worte ſagte: „meine Tochter Eliſabeth liebte einen ſehr edlen jungen Mann. Ich bat ſie, einem andern, den ſie nicht liebte, ihre Hand zu geben, weil es ihren Eltern nützlich war. Sie willigte ein; und noch jetzt geſteht ſie, daß die ſchreckliche Minute, in der ſie das ganze Glück ihres Lebens aufzuopfern glaubte, die ſeligſte ihres Lebens geweſen iſt." Ich ſchwieg. Da Julchen mich noch immer ſtarr anſah, ſo ſagte ich leiſe: „ich habe entſchieden, Geliebte meines Sohnes!“ Jetzt ſtürzte ſie vor ihrem Vater nieder, und rief: Sie ſind gerettet! Es entſtand eine tiefe Stille, die auch nicht von einem Athemzuge unterbrochen wurde; wir Alle feierten den Triumph der kindlichen Liebe, und unſre Herzen ſchlugen frei und ruhig. Nur der Vater wagte es nicht, einen Blick auf ſeine weinende Tochter zu werfen; er hob die Augen gen Himmel, und ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Endlich, als ſie ſeine Hand ergriff, ſagte er mit ſtokkender Stimme: du biſt nicht unglücklich; ich allein bin es. Er hob ſie auf, ließ ſie ſtehen, ohne ſie zu umarmen, trat vor den Oheim hin, und ſagte: jetzt erſt fühle ich, wie unrecht ich gehandelt habe! Aber dieſe Stunde — auch das fühle ich — hat mich zu einem guten Menſchen gemacht. Julchen! komm her, mein Kind. (Er drückte ſie an ſein Herz.) Was auch daraus entſtehen mag, du ſollſt glücklich werden. Nein, ich will dein Opfer nicht. Mag ich auch arm ſeyn — ich habe dich ja, und wir werden nicht umkommen!

Die Tochter hing in des Vaters Armen, und die Empfindungen wurden mit jedem Pulsſchlage ſüßer, reiner, edler. Jetzt brachten Beide, die Tochter und der Vater, kein Opfer mehr; ſie waren glücklich! Der Vater ergab ſich endlich, und die Tochter behielt den Sohn.

[illegible] trat, während die beiden Herzen noch in dieſem edlen Streite waren, zu dem Oheim, und ſagte mit bebender Stimme: o, mein Herr, rührt Sie das nicht? — Guter Mann, erwiederte er, nicht weniger gerühret: mein Herz zerfließt in Mitleid und Freude, in Thränen und Jauchzen. Aber ſind ſie denn nicht glücklich, und ſind wir Alle es nicht mit ihnen? Wäre Ihr Sohn hier, er müßte kein edler Menſch ſeyn, wenn er ſich nicht glücklich fühlte. Könnte ich anders — glauben Sie denn, daß ich mich noch beſinnen würde? — Darauf konnte ich denn freilich nichts antworten.

Julchen brachte mir jetzt die Briefe meines Sohnes, und ich nahm ſie an wie den letzten Händedruck eines Sterbenden. Nun!

ſagte ſie zitternd zu dem alten Oheim: ſo bin ich denn die Braut Ihres Freundes! ſagen Sie ihm das! Er nickte, anſtatt zu antworten, nur mit dem Kopfe, drückte Julchen die Hand, und verließ das Zimmer, — wie es ſchien, um ſeine Wehmuth zu verbergen. Ich ſah ihn im Garten auf und nieder gehen, und hoffte noch immer, daß er ſich bei dieſem einſamen Spazieren anders beſinnen würde. Er kam aber lächelnd zurück, und ſprach nun mit den Eltern (Julchen war nicht mehr im Zimmer) von der Heirath und dem Hochzeitstage ſo beſtimmt, daß ich alle Hoffnung aufgeben mußte. Ich ging mit Stolz im Herzen zu Hauſe. „Wenn es ein Unglück iſt,“ ſagte ich zu meiner Frau, „ſo müſſen uns Engel darum beneiden. Und wäre Karl zugegen geweſen, er würde jetzt daſſelbe ſagen.“ — Sie antwortete mit einem Seufzer.

Juliens Hochzeit.

Ich ſchreibe dieſen Abſchnitt unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken, dem Vivatrufen von tauſend und wieder tauſend Menſchen auf den Straßen. Es iſt der Sylveſtertag des Jahrhunderts. Pahlen lud uns ein, daß wir an dem allgemeinen Feſte Theil nehmen ſollten; und wir reiſten zu ihm hin. Alle meine Kinder und Enkel ſind bei ihm zuſammen gekommen — gute, glückliche Menſchen. Um elf Uhr gingen ſie weg, die Illuminationen zu ſehen, und dann einer Feierlichkeit in einem öffentlichen Hauſe beizuwohnen; ich blieb wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu Hauſe. Das Zimmer, worin ich mich befand, war illuminirt, wie eben ſo die Häuſer gegenüber. Ich blickte durch das Fenſter auf die vorüberſtrömende Menge, und wurde ſehr gerührt. Sie Alle ſah ich in ihr Grab verſinken, und dachte: dieſen Tag erlebt keiner von Allen noch einmal. Wenn er wieder kommt, tönen dieſe frohen Stimmen nicht mehr, und alle die Herzen, aus denen ſie kommen, ſind in Staub zerfallen. Auch das meinige! . . . Nie in meinem Leben habe ich ſo ängſtlich, ſo trauernd an meinen Tod gedacht, als in dieſer Stunde. Bei jedem jährlich wiederkehrenden Feſte, einem Geburts-, Namens-, Hochzeits- oder Neujahrstage, kann der Menſch doch meiſtens ſagen: über ein Jahr wollen wir, will's Gott, den oder jenen dazu einladen; doch an dem Säcular-Tage — was kann er da ſagen, der arme Eintags-Menſch? Ueber ein Jahrhundert iſt dieſe ganze Generation dahin, und andere Augen ſehen die Feier. Erlebt ſie ja einer zweimal, ſo ſah er die erſte nur in dem Nebel der Kindheit, und die andre ſieht er im kindiſchen Wahnſinne des Alters. Dem Menſchen, der die Ewigkeit ſein nennt, iſt, ſo lange er nicht mehr als Menſch iſt, ſchon ein Jahrhundert zu viel! — Jedes Gelächter, jedes frohe Geſchrei auf der Straße ging mir durch die Seele. O, dachte ich, wenn dieſer Tag euch nicht an eure Vergänglichkeit erinnert — was kann es denn ſonſt thun? Das Lachen, das Jauchzen wurde mir fürchterlich; das helle Zimmer, worin ich auf und nieder ging, und die Erleuchtung gegen über erregten mir Grauen. Ich kam mir vor wie ein Schatten, der in dieſem Lichtmeere ſchwämme. Auf einmal rief ich laut: ich werfe keinen Schatten mehr! und mich überlief ein eiskalter Schauder nach dem andern.

Ich pochte einer alten tauben Magd (der einzigen, die mit mir im Hauſe war), und foderte ein Licht, um in ein abgelegenes Zimmer zu gehen. Sie verſtand mich nicht. Wer dieſen Tag noch einmal erlebt, ſagte ſie endlich, der kann von Glück ſagen. Sie brachte mir, als ich ihr mein Verlangen in die Ohren geſchrieen hatte, ein kleines Lämpchen mit einigen Tropfen Oel. (Alles andere war zu der Erleuchtung verbraucht.) Ich ging in ein enges Stübchen im Hintergebäude, und ſetzte das Lämpchen auf den Tiſch. Hier umgab mich in der Dämmerung eine Todtenſtille: es war mir, als wäre ich in mein

Grab getreten; und doch befand ich mich hier beſſer. Ich ſtützte den Kopf in die Hand, und dachte weiter an die Flüchtigkeit des Lebens; da donnerten auf einmal die Kanonen, da läuteten alle Glocken der Stadt, und von dem nahen Thurme hallten Poſaunen und Pauken. O, es war mir, als tönte unter dem Krachen der vergehenden Erde die Poſaune des letzten Gerichtes, und als läuteten die Glocken dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu Grabe.

Wehmüthiger bin ich nie geweſen. „Ach,“ ſagte ich, „gleicht nicht jeder Menſch dieſem Lämpchen, das nur einige Tropfen Oel hat? Guter Gott! warum muß denn der Tod ſeyn!“ — Ich durchlief mein Leben noch einmal, als ſtände ich ſchon vor dem Richtſtuhle des Ewigen. „Hier,“ ſagte ich, und legte die Hand auf mein Tagebuch, aus dem ich meinen Kindern ſeit einiger Zeit vorgeleſen und das ſie mit Vergnügen angehört hatten: „hier ſteht es ja, wie glücklich ich geweſen bin! Und ich Undankbarer, ich klage?

Oheim Ludwig hatte mir geſagt: er glaubte, ich würde wohl noch ein Paar Jahre mit meinem Buche zu thun haben. Das fiel mir wieder ein, und ich nahm die Feder, um den Schluß zu ſchreiben. Ich thue es wirklich bei dem letzten Tropfen Oel, unter Glockengeläut, und einem „Herr Gott, dich loben wir!“ das Tauſende aus vollem Herzen ſingen.

So weit bin ich; und da fällt mir ein, daß ich dem Accentius einen Poſſen ſpiele. Die erſte Hälfte meines Buches iſt noch im alten Jahrhundert gedruckt; die zweite wird erſt im neuen fertig: ſo erlebt es doch in der That das zweite Jahrhundert. — Ich bin heiter geworden: jetzt könnte ich mit der Menge jauchzen; doch ich will lieber, daß der Leſer ſich mit mir freuen ſoll. — —

Der Oheim des Amtmanns Schenk war abgereiſt. Er verſprach, zu rechter Zeit zu ſchreiben, wann er mit dem Bräutigam kommen könnte.

Ungefähr nach einem Vierteljahre kam er wieder; aber den Bräutigam hatte ein nothwendiges Amtsgeſchäft gehindert, ihn zu begleiten. Der Hochzeittag wurde indeß beſtimmt, und Julchen bat mich nun, ſie zu trauen. Ich mußte es verſprechen, ſo ungern ich es auch that. Jetzt ging ich ſelten mehr auf das Amt, weil Julchens blaſſes Geſicht mein Mitleid erregte. Den Tag vor der Hochzeit bekam der Oheim einen Brief, worin der Bräutigam ihm ſchrieb, daß er nicht früher als an dem Hochzeitstage ſelbſt eintreffen könnte. Als ich nach Tiſche mit ſchwerem Herzen zur Trauung ging, fand ich Julchen ſchon als Braut gekleidet, mit einem Kranz auf dem Kopfe. Ihre Eltern waren jetzt glücklich, und auch ſie ſelbſt war es gewiſſermaßen durch das Bewußtſeyn, ihren Vater gerettet zu haben. Auf einmal rief der Amtmann: ſie kommen! Ich blickte mit finſterer Stirn, und mit einem kleinen Schauder durch das Fenſter, und ſah einen jungen wohlgewachſenen Mann in reicher, prächtiger Kleidung aus einem ſchönen Wagen ſteigen, dem noch einige andre folgten.

O nun! ſagte Julchen ängſtlich zu mir. Ach, ſtehen Sie mir bei in dieſem ſchweren

Augen-

Augenblick! — Ihr Oheim lächelte, und ſetzte ſich recht gravitätiſch in einen Lehnſtuhl. Jetzt ſprang die Thür auf, und — o Gott! wie ſage ich dem Leſer, was ich fühlte! — mein Karl ſtürzte herein, und ſank mit dem Ausruf: meine geliebte Julie! zu ihren Füßen nieder. Er war auf einmal von ſechs Armen umſchlungen. „Karl!" riefen wir, meine Frau, Julchen und ich, zugleich. Jetzt drangen alle meine Kinder mit einem lauten Freudengeſchrei in das Zimmer. Oheim Ludwig, der ihnen folgte, umarmte mich mit der lebhaften Freude eines jungen Menſchen; und nun merkte ich denn wohl, daß mein Karl der Bräutigam wäre. Ich fragte Auguſten; ſie antwortete: wir haben es erſt geſtern Abend erfahren. Oheim Ludwig hat Alles veranſtaltet. Dieſer kam jetzt wieder zu mir heran, und ſagte: es hat Mühe gekoſtet, Alles ſo auf Stunde und Minute zu berechnen, daß es Wirkung thun konnte. Ich habe Karls Braut geprüft, und ſie iſt beſtanden.

Ich ſchüttelte den Kopf. „Ei! laſſen Sie doch das Prüfen! Iſt denn die Freude wohl der Angſt werth, die wir ausgeſtanden haben?"

Ach, ſagte er, halb klagend; ich kann es bei guten Menſchen nicht laſſen. Ein Herz, das ſich opfert, iſt für mich ein ſo ſchöner Anblick.

Endlich kamen wir zum Erzählen. Karl hatte den Abſchied als Lieutenant, und brachte ein anſehnliches Vermögen mit. Oheim Ludwig wußte, wann Karl nach Europa zurückkommen würde, und redete mit dem alten Oheim der Amtmannin, einem muntern Greiſe, die Ueberraſchung ab. Dieſer liebte ſeine Nichte, hatte ſie ſchon lange im Stillen beobachten laſſen, und freuete ſich, daß ſie in ihrer Prüfung ſo bewährt gefunden wurde.

Unſre Freude läßt ſich nicht beſchreiben. Als ich meinen Sohn getrauet hatte, umfaßte ihn Oheim Ludwig, und ſagte: nun ziehen wir auf das Land, und bauen es. Bei dir, Sohn Karl, will ich meine Tage in Ruhe beſchließen.

Wir waren und blieben glücklich. Ich kann dem Leſer weiter nichts ſagen, als was für ihn ſo wenig iſt, ob es gleich für uns ſo viel war: wir lebten in ungeſtörter Ruhe!

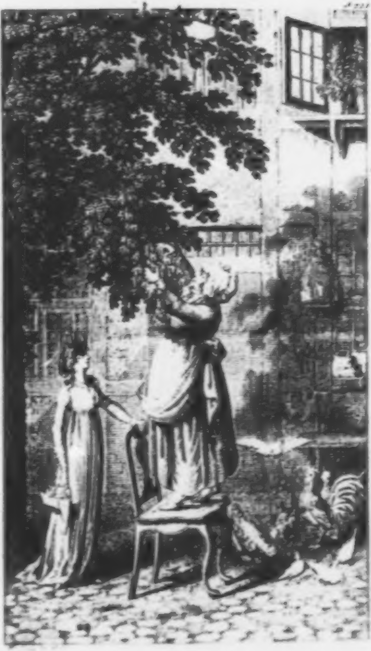
So eben verhallen die letzten Töne des Glockengeläutes, und ich ſage meinem Leſer Lebewohl.

Als meine Kinder zurückgekommen waren, las ich ihnen den Schluß des Buches vor. Karl und Julchen meinten, ich wäre über ihren glücklichſten Tag zu ſchnell hinweg geeilt. Doch, ſagte Julchen, glücklicher ſind wir, als der Leſer es glauben kann! (Sie drückte ihre Kinder an das Herz.) So wie ich das Manuſkript zuſchlug, rief Lottchen: aber ſoll denn der Leſer nicht erfahren, daß ich ſeit dem Anfange der Geſchichte zwei Jahr älter geworden bin? und daß . . . daß Sie jetzt nicht mehr böſe ſind, und die Großmutter auch nicht, wenn ich zuweilen einen Bogen Briefpapier beſchreibe?

„Recht, Lottchen!“ erwiederte ich: „das ſollen die Leſer noch erfahren; und was im vorigen Jahrhundert nicht geſchehen konnte, das geſchieht wohl in dieſem, wenn anders dein Couſin fleißig und gut bleibt."

O gewiß! ſagte ſie, und ſchlug die Hände zuſammen: er liebt mich ja noch mehr, als die Alle, von denen Sie in dem Buche erzählen, ſich liebten.

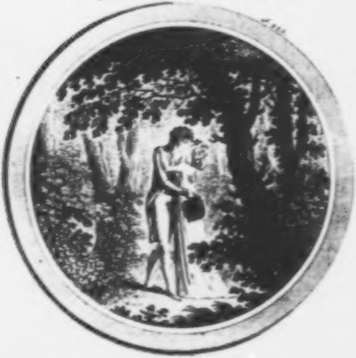
„Gott laſſe dich glücklich werden, und gebe jedem guten Mädchen die reine, innige Liebe eines edlen Mannes zum Lohn der Unſchuld und erfüllter Pflichten!"



Henriette Bellmann.

Ein Gemählde ſchöner Herzen.

Von
August Lafontaine.



Erſter Theil.

Berlin.
bei J. D. Sander.
1802

Henriette Bellmann,

ein Gemählde ſchöner Herzen.

Erſte Theil.

I.

Scene. Perſonen. Die Baurede.

Nun, nun! Herr Kreis-Steuereinnehmer, ſagte der Prediger Bellmann: Gott gebe Ihnen in dem Hauſe frohe Tage; mögen doch die Fenſter ſitzen, wo ſie wollen! Beſſer wäre es freilich geweſen, wie ich es Ihnen vorſchlug; denn ſchon Ariſtoteles ſagt: in allen Dingen nur auf das ſehen, was Vortheil bringt, iſt freigebornen und edlen Männern keinesweges anſtändig.

„Hm! das muß der Ehrenmann anders gemeint haben!" erwiederte der Einnehmer; „wenigſtens von meinem Hauſe hat er es gewiß nicht geſagt. Helle Zimmer ſind die Hauptſache; die Fenſter mögen draußen ſitzen, wie ſie können. Und hier! ſehen Sie doch nur!" (Er öffnete ein Zimmer). „Hell, hell, lieber Prediger! Dämmerung mitten am Tage liebe ich nicht."

„Wer kann die auch lieben! ſagte des Einnehmers Bruder, ein abgedankter Lieutenant, der nur ſelten einmal ſprach. Oder — ſetzte er hinzu – man müßte mit ſich ſelbſt und mit andern Menſchen nicht eins ſeyn. Der Einnehmer legte ihm, anſtatt zu antworten, die Hand auf die Schulter; und das hieß bei dieſen Brüdern ſo viel als Ja. „Jetzt," ſagte der Einnehmer zu dem Prediger — „jetzt ſollen Sie ſehen, wovon ich ſchon mit Ihnen geſprochen habe; und, wahrhaftig, ich freue mich darauf, wie ein Kind." Er öffnete das Wohnzimmer, und führte den Lieutenant hinein. Dieſer ſtemmte ſich auf ſeinen Stock, warf ſeine Augen im ganzen Zimmer umher, an die Wände, an die Decke, an den Ofen, ſchüttelte den Kopf, ſah ſtarr vor ſich hin, holte lächelnd einen tiefen Seufzer, reichte dem Bruder die Hand, und ſagte in großer Bewegung: das belohne dir Gott, lieber

Bruder! Ich hätte meine Penſion darum gegeben, es ſo zu haben; aber ich wußte es nicht anzufangen. — Die Stimme bebte dem ſonſt ſtarren, trocknen Manne ſo ſehr, daß dem Auge nur Thränen fehlten, um ſie für weinend zu halten. „Sieh, Bruder!“ hob der Einnehmer mit funkelnden Blicken wieder an; „dieſelbe grüne Tapete, das Häuschen darauf, und der Chineſe mit ſeinem Sonnenſchirm, wie in unſrer Eltern Wohnſtube!“

Zu neu!

„Soll ſchon alt werden! . . . Sieh am Ofen das Pferd! Du wirſt mir, hoff' ich zu Gott, lieber Bruder, in einer guten langweiligen Stunde mit Siegellack einen Huſaren darauf zeichnen, wie du es als Kind zu Hauſe thateſt.“ — Der Lieutenant lächelte und betrachtete das Pferd. — „Da war unſeres Vaters Lehnſtuhl!“ fuhr der Einnehmer fort. „Bruder, wie viele ſchöne Stunden hat er in dem Stuhle gehabt! auch ſeine ſchönſte: die Todesſtunde! Hier an dieſer Seitenlehne — erinnerſt du dich wohl noch? — lag ſeine bleiche Wange. Er ſah uns der Reihe nach an, wollte lächeln, hob die Hand zum Segnen, und war dahin!"

Mit einem betrübten Geſichte ſtand der Lieutenant auf. Er legte, als ob es Zufall wäre, ſeine Hand an die Stuhllehne, und dann auf ſein Herz. Es iſt nun gut! ſagte er leiſe. Laß, Bruder!

„Unſre Schweſter ſtand hinter ihm, wenn er einſchlafen wollte, — weißt du noch? — und ſtrich ihm leiſe mit der Hand das graue Haar."

Laß, Bruder! Es iſt gut! Laß!

„Nein, Bruder Lieutenant! Hinter dem grünen Vorhange, da um den Schenktiſch, ſetzten wir uns ins Dunkle, und ließen uns Geſpenſtergeſchichten erzählen, um uns recht zu fürchten, Bruder."

Das hat uns dreiſt gemacht. Curios!

„Wie das Unglück ſtark macht, und am Ende ruhig. Sieh!" — er führte den Lieutenant an das Fenſter — „ſieh! als du von Hauſe wegkamſt, ſchnitten wir mit dem Demantringe der Mutter unſre Nahmen, und ein Herz darum, in dieſe Scheibe. Weißt du noch? Sie hätten das Andenken an ein Paar ſich liebende, einige Brüder wohl können ſitzen laſſen!"

Haben ſie nicht?

„Nein, Bruder! Die Zeit — wer weiß, wie lange die Scheibe ſchon dahin iſt! Das Haus hat jetzt Spiegelfenſter. Aber unſre Herzen ſind nicht dahin, und auch den Ring habe ich noch." — Er zog ihn hervor, und ſchnitt beide Nahmen in die Scheibe. Als er dann auch das Herz umherzog, faßte der Lieutenant ſeine linke Hand, und ſagte in großer Bewegung: laß nun, Bruder; du ſchneideſt mit in mein Herz!

„Das will ich eben; in Thränen, in Liebe will ich es zerdrücken, weil uns das Schickſal im Alter wieder zuſammenführt. Nichts ſoll uns fehlen, was wir als Knaben hatten. Eben darum habe ich das Zimmer ſo zurecht machen laſſen."

In der That, eine recht angenehme Spielerei! ſagte der Prediger.

Der Einnehmer ſah ihn an, und runzelte

die Stirn. Doch ſchnell öffnete er die Thür, und ſagte: „ich will Ihnen nun auch das Andre im Hauſe zeigen." Der Lieutenant ſtand unbeweglich am Fenſter; er winkte ſeinem Bruder, und dieſer ließ ihn allein. —

Als das neue Haus beſehen war, und die Geſellſchaft in das Wohnzimmer zurückkam, ſaß der Lieutenant in dem Seſſel, und drückte ſeine Wange an die Stelle, wo ſeines Vaters Wange gelegen hatte. Er ſprang mit einiger Beſchämung auf, und trat wieder an das Fenſter vor ſeinen Nahmen.

Nun, hob der Prediger wieder an; ich ſage noch einmal: Gott gebe Ihnen, Ihrer lieben Frau, und dem Herrn Lieutenant frohe Tage in dem Hauſe! Das iſt doch Alles, was Ihnen davon zu gute kommt. Die Kammer wird Ihnen nicht einen Pfennig dafür vergüten, daß Sie das Steuerhaus ſo ausgebauet haben; und wenn Sie in Jahr und Tag verſetzt würden, ſo — geſtehen Sie es nur, Freundchen — ſo hätten Sie gar nichts. Das Haus käme an einen Fremden. Und was dann?

Was dann? Recht viel, denke ich, Herr Prediger. In allen Dingen nur auf ſeinen Vortheil ſehen, iſt dem Menſchen nicht anſtändig, ſagten Sie ja vorhin ſelbſt. Ich glaube, hier paßt es. Jede frohe Stunde, die mein Nachfolger in den hellen Zimmern erlebt, werde ich mit genießen; und das will, denke ich, viel, recht viel ſagen!"

Der Lieutenant unterbrach ſeinen Bruder. Die Baurede, Fritz! Gieb ſie uns zum Nachtiſch.

Ja, ſagte des Einnehmers Frau: ich dächte, du läſeſt ſie uns vor. — Der Einnehmer wollte augenſcheinlich nicht gern daran; der Prediger aber, der ſich ſehr viel auf ſeine eigene Beredtſamkeit zu gute that, und wenigſtens im Stillen über ihn triumphiren wollte, drang ihm das Verſprechen ab, die Rede vorzuleſen.

Bei Tiſche hob der Prediger von dem Nutzen ſolcher Volksreden an, und ſetzte weitläuftig aus einander, wie ſie beſchaffen ſeyn müßten. „Hm!" ſagte der Einnehmer: „ſo iſt meine nun wohl eben nicht!" Doch, er holte, da man ihn bei ſeinem Worte hielt, einige Blätter hervor. Der Prediger ſtreckte die Füße weit von ſich, um recht zu horchen; der Lieutenant ſetzte ſich, mit einer Neige in ſeinem Weinglaſe, in ein Fenſter, und kehrte der Geſellſchaft den Rücken zu. Alles Bitten des Predigers, daß er am Tiſche bleiben möchte, war vergeblich. Wenn der vorlieſt, giebt es etwas! ſagte der Lieutenant.

Der Einnehmer las. „Anfangs, meine verehrte Anweſende und Freunde, hatte ich die Abſicht, Ihnen an dem heutigen Tage, da ich mein Haus mit einem kleinen Feſte einweihe, eine gelehrte Abhandlung vorzuleſen, worin ich, nach Art der Herren Gelehrten, mit einer Geſchichte der Baukunſt anheben wollte, um endlich auf mein Häuschen zu kommen. Ich war Willens, Ihnen von den Wohnungen der Troglodyten, der Arche Noahs, dem Bau zu Babel, dem Tempel Salomons, dem Pallaſte der Semiramis, und allen berühmten Gebäuden der alten und der neuen Welt vorzureden. Auch hatte ich ſchon hundert Titel von Büchern aufgeſchrieben, die ich als eine Fundgrube meiner Gelehrſamkeit zu brauchen gedachte. Wäre ich ein Profeſſor auf einer Univerſität, die eine Bibliothek hat, es hätte ein Buch aus meiner Rede werden können. Ich wollte auch die Schiffsbaukunſt mit hinein ziehen, weil ich ein vortreffliches Buch darüber beſitze. Kurz, es wäre ein Stück Arbeit von vieler Gelehrſamkeit geworden, wenn ich nicht bedacht hätte, welch eine armſelige Figur am Ende mein Häuschen neben dem Pallaſte der Semiramis und der Peterskirche machen müßte, und wenn nicht durch das Andenken an die finſtern Höhlen der Troglodyten, und durch den Gedanken, daß alle unſre Häuſer doch nichts ſind als prächtige Gräber, meine Eitelkeit gedemüthigt worden wäre. Kann man nicht gelehrt ſeyn, ſo will man wenigſtens Witz zeigen, wie man das an vielen Schriftſtellern ſieht, denen keine Bücherſammlungen zu Gebote ſtehen. Daher nahm ich mir denn vor, mich in meiner Baurede über die Gelehrſamkeit aufzuhalten, und z. B. die Syſteme der Wiſſenſchaften mit dem Fachwerk meines Hauſes zu vergleichen, die Philoſophie mit dem Thurme zu Babel, bei deſſen Bau kein Arbeiter den andern verſtand, die Theologie mit einem Hauſe, dem das Fundament fehlt, die Medicin mit der Baukunſt der Troglodyten, die ihr Weſen unter der Erde trieben. Ich ſuchte in allen Büchern nach Vergleichungen, und fing an den Abraham a Santa Klara und andre Schriftſteller ſeines Schlages zu plündern. Wirklich hatte ich ſchon ein Paar Quartſeiten geſchrieben, in denen Ein Vergleich den andern jagte; da hörte ich im Nebenzimmer ein Geſpräch zwiſchen dem Töpfer und ſeinem Geſellen, die den Ofen ſetzten. „Ein ſchönes Haus!" ſagte der Meiſter: „groß, geräumig, hell!" — Freilich, erwiederte der andre; beſonders, wenn man das letzte Haus, das der Bauherr einmal brauchen wird, daneben ſtellt: den Sarg; klein, enge, dunkel! — „Aber ruhig!" ſagte der Meiſter."

„Ich warf die Feder hin, und ſchob das beſchriebene Papier zurück: ſo ergriffen mich die Paar Worte! Mit geſtütztem Kopfe ſpann ich den Gedanken aus, nahm die Feder wieder, und ſagte (noch ſchrieb ich es nicht), was Sie jetzt hören werden, und was nun eine Baurede an mich ſelbſt geworden iſt.“

„Ja, der Töpfer im Nebenzimmer hat Recht. Wenn man ſeinen letzten Regenrock, wie der Abbé Voiſenon ſeinen Sarg nannte, vor ſich ſtehen ſieht, ſo ſind alle Hoffnungen, alle Wünſche, die man hegt, zu groß, zu viel. Nicht allein, was man bauet, ſondern auch, was man denkt, will, hofft, teſtirt, iſt zu groß, zu geräumig, zu hell. Aber ſoll denn der Menſch, wie ein Regenwurm, keine größere Furche ziehen, als die, worin er dem Tode zur Beute liegen bleibt? Sollen wir denn, wie Karthäuſer, ewig ſtumm den Blick nur auf den Todtenkopf richten, und nichts ſagen als memento mori? Bekleidet doch Gott das Grab mit Blüthen und der grünen Farbe der Hoffnung: warum nicht auch ich? Sey das *letzte* Haus auch noch ſo ſtill, ſo dunkel, ſo klein: *dieſes* will ich deſto lauter, deſto heller, deſto geräumiger haben. Alles, was ich liebe, ſoll mit mir darin wohnen, und, wenn auch nicht wohnen, doch mit mir darin fröhlich ſeyn. Freude ſoll dieſe Zimmer einweihen, Friede auf jeder Schwelle ſitzen, ein ſanfter Schlaf auf jedem Kopfküſſen ruhen, und keine Thräne des Kummers den Boden benetzen!"

„Hier legte ich die Feder nieder. Guter Gott, ſagte ich, und faltete die Hände: wie trotzig iſt ein Herz, das in einer frohen Bruſt ſchlägt! Hundert Jahre etwa kann dies Haus ſtehen, wenn kein Unglück es trifft. Denke ich mir nun alle die Bewohner, die es in den hundert Jahren haben wird, ſo kann ja jedes Zimmer darin eine Marterkammer ſeyn, jedes Bett, auch das weichſte, ein Laurentius-Roſt. Ich darf ja nur einen armen Gichtkranken hinein bringen, der vierzig lange Jahre Seufzer gegen die fühlloſen Wände aushaucht; ich darf ja nur in das Bett hier einen ſterbenden Vater legen, und dabei eine junge Frau mit einem halben Dutzend Kinder ſtehen laſſen, welche die ſtarren Blicke der Verzweiflung auf die immer bleicher und bleicher werdende Todtenfarbe des

Sterbenden richten: dagegen iſt ja ein Sarg in dem Schooße der Erde ein Freudenhaus!“

„Nein, nein, guter Gott, der du das Leben aus Seufzern, aus Jauchzen und dem langweiligen Gähnen miſchteſt! ich will nichts Stolzes von dieſem Hauſe ſagen. Es ſey nichts mehr als ein Menſchenhaus, vor dem bald der traurige Sterbegeſang ertönt, bald hochzeitliche Pauken und Trompeten. Jauchzende Kinder werden ſich hier lachend durch die Zimmer jagen, und der wahre Menſchen-Steuer-Einnehmer, der Tod, wird hier ſeine Steuern einfodern. Freude und Klage werden in dem Hauſe wechſeln. Auch ich, meine Frau und mein Bruder werden alt darin werden; man wird einen von uns nach dem andern hinaus tragen, und die Uebrigbleibenden werden zuletzt Blicke der Sehnſucht aus dem Hauſe, aus der ganzen Erde hinaus werfen, und ſeufzen: wo iſt er hin!“

„Und doch, obgleich dieſes Haus nur eine Herberge für eine unruhige Minute iſt, — man thut aber wahrhaftig unrecht, das Leben mit einer Minute zu vergleichen, wenn man nicht wenigſtens an die Ewigkeit glaubt, um dann damit ſeinen Stolz zu beugen, oder ſeine Muthloſigkeit aufzurichten — Aber wenn ich auch dieſes Haus nur auf einen Monat, wie ein wandernder Schauſpieler, gemiethet habe: ſo ſoll mich doch dieſer kurze Monat nicht gleichgültig dagegen machen. Ich will dennoch ſeine Thürpfoſten umfaſſen, in jedem Zimmer den gaſtfreien Göttern einen kleinen Altar errichten, und jedem Menſchen auf der Schwelle ſagen: ſey willkommen in meiner Hütte! Thut es doch der Araber in ſeinem Zelte, das keine bleibende Stätte hat. So lange in meiner Lunge noch Athem genug zur Freude iſt, ſollen dieſe Wände keine Seufzer hören, und Runzeln auf meiner Stirn ſollen nur Zeichen des Alters ſeyn, nicht Zeichen von Verdruß oder Sorgen. Mag das Schickſal mich auch ein wenig hart anfaſſen — lächelnd will ich ſagen: ich habe es verdient. Nur für meinen Bruder, für meine Frau, (für alle Menſchen ſähe ich gern, wenn es nicht übermüthig ſcheinen könnte,) habe das Schickſal immer eine weiche Hand, einen ſanften Blick,

Blick, oder eine frohe Hoffnung! Ihr Leiden würde mich niederſtürzen, ihre Klage in das Innerſte meines Herzens dringen.“

Der Lieutenant öffnete leiſe den einen Flügel des Fenſters, und ſah hinaus, ſein Auge abzukühlen oder zu erheben; vielleicht auch Beides.

„Wenn das Schickſal,“ fuhr der Einnehmer fort, „ſie, oder einen von ihnen, dennoch hart angreift, ſo wird es uns Allen an Troſt fehlen. O, warum habe ich kein Kind, das dann, weil es den Schmerz noch nicht kennte, lächelnd um uns her ſpielte, oder, wenn es ſchon etwas älter wäre, uns mit ſeinen ſtolzen Hoffnungen erheiterte? Warum hat mein Bruder keins? Warum . . .“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19603/012

2.

Der Held der Geſchichte.

Hier unterbrach der Lieutenant ſeinen Bruder. Er ſagte mit ſehr weichen Tönen: ich habe ein Kind, Bruder. Sogleich hefteten ſich alle Blicke auf den Lieutenant. Er erröthete, weil er glaubte, man könne etwas Uebles von ihm denken; und, um ſich zu helfen, ſetzte er hinzu: ich bin nicht Vater des Kindes; ſonſt aber gehört es mir von Rechtswegen zu. Auch von Gotteswegen, glaube ich.

Der Prediger lächelte ein wenig boshaft. Der Einnehmer reichte ſeinem Bruder die Hand, und ſagte ernſt: „ich verſtehe dich, Bruder. Von Gotteswegen! ich weiß, was das in deinem Munde heißt. Wäre es doch ſo mein, wie es dein iſt: ich würde dieſe Nacht ſehr ruhig ſchlafen.“

Unruhige Nächte hat mir das Kind genug gemacht, ſagte der Lieutenant mit Kopfſchütteln. Aber hernehmen — wenn Ihr, du und deine Frau, es wollt — kann ich es jede Stunde.

Der Einnehmer ſah ſeine Frau an. Sie lächelte; und er ſagte nun, was ihr Lächeln immer bedeutete: „wir wollen ſehen.“ Der Prediger verlangte das Ende der Baurede; der Einnehmer aber hielt ſeine Blicke feſt auf den betrübt daſitzenden Lieutenant, und verſicherte, er ſey gänzlich aus dem Texte gekommen. — Auf ein ander Mal! ſagte ſein Bruder. So ſtand man denn auf, empfahl ſich, und ging ſeines Weges.

Kaum waren die Gäſte über den Hof, ſo ſetzte ſich der Einnehmer wieder an den Tiſch. Seine Frau warf einen bedeutenden Blick auf ihn, und ließ die beiden Brüder allein.

So höre! ſagte der Lieutenant, nachdem er lange unentſchloſſen da geſeſſen hatte.

„Es ſcheint, Bruder, als hätteſt du etwas bei der Geſchichte zu bedenken. Das Kind läuft uns nicht weg. Du brauchſt mir auch kein Wort davon zu ſagen, wenn es nicht nöthig iſt.“

Ich ſinne nur, wie ich dir die Geſchichte erzählen ſoll; denn ſie hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und wird das auch bei dir thun. Es iſt eine Spitzbüberei, die, will ich hoffen, zu meiner Ehre ausgeſchlagen ſeyn würde, wenn ich gewollt hätte.

„Und du wollteſt nicht?"

Ich konnte nicht, ſo viel Kummer es mir auch machte. Wenn das Kind nicht wäre, ſo hätte ich dir vielleicht eine Frau mit hieher gebracht! . . . Wir fuhren auf der Elbe nach Dresden hinunter. Der Schiffer hatte zu viele Leute eingenommen, unter andern ein hübſches Mädchen, mit ihren Eltern, wohlhabenden Leuten aus Dresden. Ich ſaß dem Mädchen gerade gegenüber; und was ſie über die ſchöne Gegend, über Menſchen, über Leben und Tod ſagte, war alles, wie aus meiner Seele hervorgeholt. Erſt hatte ich ſie kaum angeſehen; jetzt, da alles aufblickte, that ich es, und mein Herz fing an zu klopfen. Bruder, es war mir, als ſollte ich ihr zu Füßen fallen, und ſagen: ich liebe dich von Herzen! Das ließ ich freilich wohl bleiben; aber deſto ſtärker ſchlug mir das Herz. Auf einmal hob ſich nun der Wind. Das Bord war nur etwa einen Zoll über dem Waſſer, und die Elbe ging hoch. Alles wurde ängſtlich, ſogar der Schiffer. Ich hatte die Fahrt ſchon oft gemacht, und wußte, wie gefährlich ſie bei dieſen Umſtänden war. Anzulanden iſt da zwiſchen den hohen Ufern nicht: ſo fuhren wir denn auf Leben und Tod immer weiter. Der Wind wurde ſtärker, der Schiffer ängſtlicher. Jetzt ſah ich zwiſchen den Felſen einen ziemlich geräumigen Kahn, und bat den Schiffer, ihn zu holen. Da er nicht wollte, ſo ſprang ich in die Elbe, — du weißt, wie ich ſchwimme — und holte den Kahn. Vier Menſchen, das Mädchen, ihre Eltern, und noch Einer, ſtiegen ein; ich ruderte ſie ans Land, und holte dann mehrere, bis des Schiffers Fahrzeug erleichtert war.

Aus einem nahen Dorfe ſchaffte ich nun einen Wagen an, und wir blieben die Nacht in einer Dorfſchenke. Als ich wieder zu den Geretteten kam, warfen ſich alle an meinen

Hals, auch das Mädchen; ich hätte aber ihre Wange nicht berühren können, und ſollte es mein Leben gekoſtet haben.

Am folgenden Morgen fuhr man nach Dresden. Ich hatte nun ihre Bekanntſchaft; alles ging wie am Schnürchen, und ich wurde endlich recht zutraulich. Das Mädchen ſchien mich leiden zu können; es fehlte nur noch an der Einwilligung der Eltern. O, ich war ſehr glücklich! An alles Widrige, das mich im Leben getroffen hatte, dachte ich nicht mehr. Und jetzt!

Hier ſtand der Lieutenant auf, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann fuhr er muthiger fort: das Mädchen hatte einen Liebhaber, der — nein, ich thue ihm nicht Unrecht — der ein Schurke war. Sieh, er wollte mich verdrängen. In dem Hauſe, worin ich wohnte, hatte man ein hübſches Mädchen zur Aufwartung, das ich aber kaum anſah. Sie vergeht ſich, und wird ſchwanger. Ich höre und ſehe nichts davon, weil ich nur Einen Gedanken hatte. Daß mein Nebenbuhler aus- und einging, und mit dem Mädchen ſein Weſen trieb, konnte ich wohl merken, und merkte es auch. Aber auf einmal werde ich citirt; das Mädchen hatte mich als Vater des Kindes angegeben. Es war mir gleich nicht lächerlich; denn mir fiel der Gedanke aufs Herz, daß meine Braut die Schande mit mir zu theilen hätte. Ei nun! dachte ich indeß; meine Unſchuld ſoll wohl offenbar werden. Die Zeugen, die man abhörte, ſagten aber aus: ſie hätten das Mädchen zuweilen Morgens ganz früh aus meiner Stube kommen ſehen. Das war richtig. Du weißt ja, wie früh ich Morgens aus dem Bette bin. Die Herren von der Juſtiz lächelten nun ſpöttiſch, wenn ich meine Unſchuld betheuerte. Man gab mir unter der Hand ſogar den Rath, die Sache mit einem Stück Geld abzuthun, worauf es am Ende abgeſehen ſey. Ich ließ mich unglücklicher Weiſe bereden, weil ich meiner Braut auch den kleinſten Kummer erſparen wollte. Es ſchlug aber ſehr übel aus. Das Mädchen wollte ſchlechterdings nicht, und brauchte nun meine Verhandlung mit ihr, die ich nicht ableugnen konnte, zum Beweiſe gegen mich. Ein Mittel blieb mir noch übrig, das man mir aber kaum zugeſtehen wollte: mich von dem Kinde los zu ſchwören. Bruder, ich ſchwöre nicht gern, am wenigſten in meinen eigenen Sachen; alſo war ich ſehr unruhig. Als ich wieder zu meiner Braut kam, begegnete ſie mir kalt, und ihr Vater ſagte: ich möchte ſein Haus ſo lange vermeiden, bis der Prozeß zu meinem Vortheil entſchieden ſey. Meine Bedenklichkeiten waren nun gehoben, und ich wollte ſchwören. Ein ehrlicher Mann, mein Freund, ſagte mir aber: alles iſt gegen Sie, lieber Lieutenant. Advokaten, Richter, und wer nur etwas von der Sache weiß, hält Sie wenigſtens nicht für ganz unſchuldig. Und Sie wollen ſchwören, daß Sie es ſind? — Weil ich es bin! ſagte ich. — Das glaubt Ihnen Niemand.

Sieh, Bruder, ich hätte mir eine Piſtole vor die Stirn ſetzen mögen: ſo wenig wußte ich aus und ein. Schwor ich nicht, ſo ging der Prozeß und die Braut verloren. Schwor ich, ſo hielten mich Alle für einen Meineidigen, und ich machte das Vertrauen auf Treu und Glauben wankend. Als ich das überlegte, ſah ich erſt ſo recht, wie ſehr ich das Mädchen liebte: denn ſonſt hätte ich mich wohl leichter entſchloſſen, zu thun, was ich für recht hielt.

„Du hätteſt ſchwören können, Bruder; mit Fug und Recht hätteſt du ſchwören können. Dein Gewiſſen war ruhig.“

Und blieb es, wenn ich auch nicht ſchwor, und ich beunruhigte das Gewiſſen andrer Leute nicht. Handelte ich unrecht, ſo wird Gott es mir vergeben; meine Abſichten waren gut. . . . Ich ſchwor alſo nicht, und that wohl daran, wie du bald hören wirſt. Nun ſollte das Mädchen ſchwören. Ich dachte Wunder, wie viel ich gewonnen hätte; denn daß ſie ſchwören würde, fürchtete ich nicht, ob mir gleich mein Advokat das Gegentheil verſicherte.

Das Mädchen erſchien an dem beſtimmten Tage. Ein Geiſtlicher redete ihr rührend zu. Die Unglückliche blieb aber dabei, daß ich der Vater ihres Kindes wäre. Als ſie den Eid ablegen ſollte, überlief mich ein Todesſchauer nach dem andern. So wie ſie nur die erſten Worte nachgeſprochen hatte, rief ich: halt! ſie ſoll nicht ſchwören!

„Sie hat geſchworen, Bruder; denn die Worte machen es nicht aus. Sie hat, ſag' ich."

Das weiß ich, leider! Aber wenn ſie einmal auf dem Krankenlager oder Sterbebette, von aller Welt verlaſſen, im Elende liegt — nein, ich mochte ihr den Troſt nicht nehmen, daß ſie doch den falſchen Eid nicht wirklich geſprochen habe. Und, ſag du, was du willſt, — ſo zu denken, iſt wohl nicht recht, aber doch menſchlich. Ich wenigſtens bin nun ruhiger; und Gott gebe, daß auch ſie es ſeyn mag, wenn es ihr einmal noth thut. Sieh, ich konnte das erſt gar nicht in meinem Kopfe ordnen. Es nahm mir auf lange Zeit den Glauben an Menſchentreue. Und ſo habe ich wohl daran gethan, daß ich nicht ſchwor; denn alles hielt mich ja für ſchuldig! . . . Ich mußte nun für das Kind

Sicherheit machen, und damit war der Prozeß zu Ende.

„Und deine Braut?"

Mit der ſtand es nun ſo, ſo! Ich wollte ſie überzeugen, daß es ſo habe kommen müſſen; ſie hielt mich aber für ſchuldig, und heirathete meinen Nebenbuhler. Es iſt überſtanden, denke ich. Anfangs wollte es mir gar nicht zu Sinne, daß das mein Lohn ſeyn ſollte. Ich meinte, Gott müßte ſich ins Mittel ſchlagen. Nun, er laſſe ſie mit ihrem Manne glücklich ſeyn!

„Und das Kind?"

Hm! als ich wieder ein wenig nachdenken konnte, ereiferte ich mich freilich wohl über alles. Nach und nach aber kam ich zur Ruhe mit mir ſelbſt, und dann iſt es leicht, Frieden mit den Menſchen zu machen. Für den Vater des Kindes galt ich nun einmal in ganz Dresden; und ich wurde es überdrüßig, meine Unſchuld zu verſichern, an die man doch nicht glaubte. Meine Freunde, merkte ich wohl, erwarteten von mir, daß ich mich des Kindes annehmen würde. Ich dachte die Vorſehung hat es mir gegeben, und vielleicht eben dazu, daß es nicht in den Händen der Mutter bleiben ſollte. Freilich kämpfte ich noch immer mit mir ſelbſt; denn ſo ganz leicht wurde es mir nun eben nicht, mich eines Geſchöpfes, das an meinem Unglück Schuld war, anzunehmen.

Die Perſon wurde entbunden, und konnte das Kind nicht ſäugen, weil ſie in eine langwierige Krankheit fiel. Auch das ſchien mir ein Wink der Vorſehung, für den Knaben zu ſorgen. Ich hielt ihm eine Amme. Die erſten drei Monat ſah ich ihn nicht; dann ließ ich ihn mir einmal bringen.

Ein Goldjunge! ſagte die Amme, und hielt ihn mir hin. Ihnen wie aus den Augen geſchnitten, Herr Lieutenant! — Der Knabe lächelte mir zu. Bruder, ich betrachtete das unglückliche Geſchöpf mit Abſcheu, und ſah nun daraus, wie hart ich war. Das erregte mein Mitleiden. Und warum, dachte ich, ſoll ich denn nicht ſein Vater ſeyn? Ich nahm ihn auf meine Arme, und küßte ihn. Nun war es, als ob ein warmer Hauch mein Inneres beſeelte, und ich fühlte einen Theil meines Unglücks nicht mehr; denn ich ſah ja meinen Wunſch, einen Sohn zu haben, erfüllt. — Die Mutter überließ mir den Knaben ganz. Ich gab ihn in die Pflege einer Predigerfrau auf dem Lande, die ihren einzigen Sohn verloren hatte. Dort iſt er ſeit anderthalb Jahren; doch wenn du willſt, ſo kann er bald hier ſeyn.

„Warum haſt du aber ſo lange nichts von ihm geſagt, lieber Bruder?"

Warum? Ich ſchämte mich, dir zu geſtehen, was du nun weißt, daß man mich ſo arg betrogen hat.

„Ich gebe dir mein Wort, daß ich den Jungen kommen laſſe, und auch meine Frau nimmt ihn mit Freuden auf. Er ſoll an uns zwei Väter finden, und ſeine Liebe wird dir, hoffe ich, die Liebe deiner Braut erſetzen. Es ärgert mich nur, daß der Prediger etwas weiß. Er iſt recht gut; doch überall hat er zu zerren und zu rücken, bis ein Ding die Form bekommt, die er für die einzig richtige hält. — Wie heißt der Junge?"

Wilhelm Krauſe nach ſeiner Mutter.

„Nun denn, willkommen bei mir, Wilhelm Krauſe! Ich denke, wir werden ja noch Freude an dir erleben. Und du biſt ſeine Mutter, Bruder; denn ſeine Geburt hat dir Schmerzen gemacht. Aber du wirſt ihn auch lieben, wie die Mutter ihren Sohn.“

3.

Portraits.

Der Kreis-Steuereinnehmer Friedrich Rautenbach, ein volle ſechs Fuß hoher, etwas hagerer Mann, war kein gemeiner Menſch, ob er gleich zuweilen ſo ſcheinen konnte. Er hatte ein finſtres Geſicht, auf dem man ſo wenig Bewegung wahrnahm, als wäre es aus Stein gehauen. Nie trug er etwas anderes als grün- und graue Kamaſchen, noch aus ſeiner Jugend her, wo er ein großer Jäger geweſen war. Er ging etwas gebückt, und ſah faſt immer ruhig vor ſich hin: das gab ihm ein ſtilles demüthiges Anſehen. Doch bei gewiſſen Gelegenheiten richtete er ſich auf, und zugleich ſchoſſen Flammen aus ſeinen Augen; dann war ſeine Geſtalt ſo majeſtätiſch, daß ihm gewiß Niemand ein Wort zu nahe ſagte. Es möchten nicht viele Menſchen gern mit ihm umgehen; denn er hatte einen unüberwindlichen Geiſt des Widerſpruchs. Er hätte den Teufel vertheidigt, wenn man ihn zu ſehr getadelt hätte. Alles Uebertriebene war ihm verhaßt, obgleich er ſelbſt im Disputiren immer übertrieb. Er gerieth durch die ſeltſamſten Uebergänge, deren Zuſammenhang nicht leicht jemand errathen konnte, auf die widerſtrebendſten Vorſtellungen, und bekam dadurch das Anſehn eines bizarren Witzes. Mit Einem Worte: er war immer gerade der Antipode von dem, mit dem er ſich unterredete. Alles Wichtige fand er kleinlich, alles Kleinliche erhaben. Wollte ihn Jemand mit der Erzählung von einer edlen Handlung oder einem Unglück rühren, ſo konnte er ſeine Luſt zu widerſprechen nicht unterdrücken, und er blieb ſo kalt wie ein Gletſcher; oft aber rührte ihn wieder eine Kleinigkeit ſo tief, daß er ſeine Thränen nicht unterdrücken konnte. Er ſchien an nichts Theil zu nehmen, und dennoch warf ihm ſeine Frau alle Tage vor, daß er zu weich, zu gut, zu mitleidig ſey. Jede Feierlichkeit, die man anſtellte, von welcher Art ſie auch ſeyn mochte, brachte ihn zum Lächeln, zum Lachen, oder wohl gar zum Spotten; und

da,

da, wo man es gar nicht erwartete, fand er etwas Feierliches, das ihn rührte, oder doch ernſt machte. Ein Gelehrter war er nicht; er hatte aber viel geleſen, und verſtand ſich darauf, das, was er wußte, anzubringen. Immer gab er ſich die Miene, als verachte er die Gelehrſamkeit, und immer hängte er ihr eins an, wo er nur konnte; beſonders war er ein Feind von allen Syſtemen, was ihn denn beſtändig mit dem Paſtor Bellmann entzweiete.

Der Lieutenant behauptete, daß er und ſein Bruder einen völlig ähnlichen Charakter hätten; doch das glaubten nur die beiden Brüder. Dem Anſcheine nach, war der Lieutenant ganz das Gegentheil von dem Steuereinnehmer: ſtill, ſanft, weich, nachgebend. Er fürchtete ſich vor jeder Rührung, da ſein Bruder ſie verſpottete. Der Einnehmer meinte, ſie Beide verkröchen ſich noch oft unter den Vorhang des Schenktiſches ins Dunkle, und erzählten einander Geſpenſtergeſchichten, bloß um ſich recht zu fürchten. So unähnlich übrigens die beiden Brüder einander auch ſeyn mochten, ſo einig waren ſie, ſo herzlich liebten ſie ſich; und obgleich der Einnehmer ſeiner Frau, dem Geſinde und aller Welt widerſprach, ſo war er doch in den meiſten Fällen mit ſeinem Bruder einerlei Meinung. Sie hatten eine eigene Art mit einander umzugehen. Ihre Unterredungen beſtanden, in Gegenwart eines Andern, oft nur aus Blicken, Händedrücken, Lächeln, Winken. Der Lieutenant war nur dann geſprächig, wenn er mit dem Einnehmer unter vier Augen war; und dieſer ſchwieg dann, als ob er von ſeinem Bruder lernen wollte.

Madame Rautenbach lebte mit ihrem Manne immer in einer Art von kleinem Kriege. Sie ſetzte z. B. einen großen Werth in ihre Wirthſchaftlichkeit. Das ließ er ruhig hingehn. Trieb ſie es aber, wie das bisweilen wohl geſchah, zu weit, ſo ſagte er, was er oft ſagte: „ein jeder hat ſeine Knopflöcher!“ und ſie ſchwieg beſchämt.

Das Sprichwort: ein jeder hat ſeine Knopflöcher! kam von einem Geſpräche mit ſeinem Barbier, auf deſſen Geſchwätz er oft mit großem Verlangen hoffte: (wieder ein neuer Zug in ſeinem Charakter.) Das ganze Städtchen, worin er lebte, ärgerte ſich über die Aufſchneidereien des Barbiers; der Einnehmer aber fand Vergnügen daran, und wenn es ihm an guter Laune fehlte, ſo bekam er ſie gewiß unter dem Meſſer des Schwätzers wieder. Dieſer Menſch konnte nichts ſagen, ohne zu übertreiben. Er hatte ſeinen Sohn zu einem Schneider in der Reſidenz in die Lehre gegeben. Der Einnehmer fragte, was der Knabe mache. Der Junge iſt ein Genie! antwortete der Vater; erſt ſechs Monate iſt er auf dem Handwerk, Herr Einnehmer, und da hat er einem Edelmann die Knopflöcher in einen Rock machen müſſen. Herr Einnehmer, Knopflöcher! Sie haben keinen Begriff davon! Die halbe Stadt hat die Knopflöcher bewundert!" — Der Einnehmer erzählte dies Geſpräch ſeiner Frau mit Lachen wieder; er ſetzte aber ernſthaft hinzu: „Guter Gott! ein jeder Menſch hat ſeine Knopflöcher, welche die halbe Stadt, die halbe Welt bewundert!" — So wurden die Knopflöcher in ſeinem Hauſe zum Sprichworte.

Wenn aber die Einnehmerin irgend eine Frau, deren Talente oder Bildung ſie nicht hatte, dadurch herabſetzen wollte, daß ſie ihre eigne Wirthſchaftlichkeit pries, ſo runzelte ihr Mann die Stirn, und ſagte: „du biſt eine brave Frau; und darum überlaß die Verläumdung andern Weibern, welche ſich einbilden, mit Keuſchheit und Wirthſchaftlichkeit, den beiden Tugenden eures Geſchlechtes, den Mangel aller andern Tugenden bedecken zu können.“ — Die Einnehmerin ſchwieg dann, weil ſie ſah, daß er ernſthaft geworden war.

Der junge Prediger des Ortes, Herr Bellmann, glaubte ein Gelehrter zu ſeyn, und war feſt überzeugt, daß ohne Gelehrſamkeit und Gelehrten die Welt nicht einen Tag beſtehen könne. Er hatte wirklich eine große Menge Kenntniſſe, und that ſich nicht wenig darauf zu gute, daß ſie höchſt ordentlich in ſeinem Kopfe lagen. An ſeinem Syſtem hing er mit ganzer Seele; vorzüglich aber ſuchte er einen Vorzug darin, höchſt tolerant zu ſeyn, und ede Meinung zu ehren. Er war ein Eklektiker im höchſten Grade, und davon redete er beſtändig. Seine Toleranz aber ſcheiterte durchaus an dem Charakter des Einnehmers, den er für den intoleranteſten Kopf in der Welt erklärte; da hingegen der Einnehmer ſich ſelbſt für ſehr tolerant, den Prediger aber für ſehr intolerant hielt. Die Ausfälle, welche der Einnehmer zuweilen gegen die Wiſſenſchaften machte, waren ein neuer Zankapfel zwiſchen Beiden. Der Prediger überſah den Einnehmer in der Kunſt zu disputiren bei weitem; das half ihm aber keinesweges zu irgend einem Triumphe. Der Einnehmer hatte für ſeine Sätze immer ſehr treffende, oft auch ſehr lächerliche Beiſpiele; er ſprang dem Prediger unvermuthet aus der Bahn, öffnete ganz andere Anſichten von der Sache, war zu unrechter Zeit ernſthaft, dann aber wieder höchſt ſpaßhaft, und ließ ſich ſo wenig auf Definitionen ein, daß es den Zuhörern jedes Mal ſchien, als habe er den Sieg über den Prediger davon getragen, oder daß er doch wenigſtens die Lacher auf ſeiner Seite hatte.

In Einem Stücke waren Beide mit einander einig: daß eigentlich nichts auf der Erde eines großen Verdruſſes oder einer großen Theilnahme werth ſey. Der Leſer wird aber ſehen, was ſie nicht ſahen, daß ſie eigentlich in dieſem Punkte am alleruneinigſten waren. „Der Paſtor hat ſeine Knopflöcher, wie irgend einer in der Welt!" ſagte der Einnehmer zuweilen, wenn der Prediger es nicht mehr hören konnte.

Uebrigens war der Prediger ein guter Menſch, der mit Jedermann fertig zu werden wußte, der das Gute von Herzen beförderte, ſeinem Amte mit Treue vorſtand, und recht ſeine Predigten hielt, (von denen der Einnehmer indeß einmal ſagte: Winterſtrümpfe, ſchöne Winterſtrümpfe mit ſchönen Zwickeln; nur Schade, daß ſie aus Spinnengewebe gemacht ſind!) Er bekümmerte ſich um die Schule, tröſtete die Unglücklichen und Kranken in ſeiner Gemeine, und that den Armen wohl, ſo viel er konnte. Gegen das Alles machte der Einnehmer keine Einwendung; er lobte es aber auch nicht, ſondern ſchwieg darüber.

Der Prediger liebte ſeine Frau, ein junges niedliches Weib, das in der Haushaltung mit der Einnehmerin wetteiferte, und ſie mit den Talenten der Muſik, des Zeichnens, des Stikkens weit hinter ſich ließ. Sie kleidete ſich gut, ſprach von den neueſten Schauſpielen und Romanen wie ein Recenſent, hatte in Hamburg Klopſtock geſprochen, und konnte von Claudius einen Brief vorzeigen, ob ſie gleich ein wenig auf die Seite der Kraftdichter hinüber hing. Uebrigens ſprach ſie viel von Einfachheit und Natur, zierte ſich aber ein wenig, wie die Frau Einnehmerin bemerkte. Sie war gut, ſanft, und ihre Domeſtiken hielten ſie für die beſte Frau in der Welt, wenn ſie keine Geſellſchaft bei ſich hatte; denn war dieſe bei ihr, ſo betrug ſie ſich ein wenig despotiſch, nur um zu zeigen, daß ſie ſich nicht familiariſirte.

Der Einnehmer mochte die junge Frau recht gern leiden. Den Brief von Claudius zeigte ſie in ſeiner Gegenwart nicht wieder; denn er hatte ihr, als ſie einmal damit groß that, richtig die Anekdote von den Knopflöchern erzählt.

Die übrigen Menſchen, die der Leſer noch kennen lernen wird, werden ja auch wohl ſitzen; oder — der Leſer mag ſich ihre Bildniſſe ſelbſt zeichnen.

4.

Der Held kommt an.

Die Einnehmerin hatte zwar ihre Einwilligung zur Aufnahme des Kindes gegeben, durch das ihr Schwager um ſeine Braut gekommen war; doch hinterher, beim Nachdenken darüber, fand ſie, daß ſie das nicht hätte thun ſollen. Sie ſuchte das Geſpräch über den Knaben wieder anzuknüpfen, und eine Veranlaſſung dazu gab ihr ein Streit, den ihr Mann mit dem Prediger hatte. Dieſer pries den Weltbürgerſinn. „Ein ſchönes Wort!" ſagte der Einnehmer; „es beweiſt wenigſtens, daß wir die Tugenden der allervollkommenſten Geiſter denken können. Fürs erſte ſegne aber Gott nur den Familienſinn, den Mitbürgerſinn und den Mitchriſtenſinn. Es kommt mir beinahe vor wie das Weltreich der Römer, das der Euphrat und die Küſte von Portugal beſchränkte. Weltbürger! lieber Gott! Der arme Menſch mit ſeinen funfzig Jahren

Leben, von denen er zwanzig zubringt, um zu lernen, wie er in den letzten dreißig ſich ſein dürftiges Brot erwerben ſoll. Er hat kaum freie Hand in ſeiner Familie, und dankt Gott, wenn er im Stande iſt, eine Frau und ein Häuſchen Kinder vor dem Hunger zu ſchützen. Ich kannte einen Mann, lieber Prediger, der das Wort „Weltbürger“ beſtändig im Munde führte, und mit ſeinem Nachbar zehn Jahr über ein Fenſter prozeſſirte, das auf ſeinen Hof ging. Er bewies mir, daß die Algierer das Recht hätten, Seeräuberei zu treiben, und daß ihre Nachbarn, als die Franzoſen, die Spanier — Und Ihr Nachbar mit dem Fenſter? fiel ich ein. — Gott verdamme den verwünſchten Kerl! rief er. Ich nahm meinen Hut und dachte, was ich jetzt ſage: Gott gebe uns nur erſt recht wahren Nachbarſinn!

Nun erhob ſich ein Streit, worin der Prediger zuletzt ſo hitzig wurde, daß er halb und halb behauptete, man müſſe nicht ſeine Verwandten, ſeine Brüder, Nachbaren und Mitbürger lieben, ſondern nur die Völker, die auf der andern Hemiſphäre leben. Der Einnehmer, der eben ſo warm war, bewies, man müſſe nur ſeine Verwandten lieben. Der Prediger warf einen unwilligen verachtenden Blick auf ihn, und nahm ſich im Weggehen vor, nie wieder mit ihm zu ſtreiten.

Der Einnehmer ging im Zimmer auf und nieder, wiſchte alle Tiſche mit ſeinem Schlafrocke ab, runzelte die Stirn, und ſagte nicht ein Wort, als ſeine Frau und der Lieutenant einige Sätze aus dem Streite wiederholten, und ſie nach ihrer Weiſe mit einem „Aber,“ einem „Indeß“ oder „Dennoch,“ mäßigten. Wie aber, ſagte der Lieutenant endlich, der Prediger nur ſolches Zeug behaupten kann!

„Hm!“ erwiederte der Einnehmer: „hätten wir noch länger disputirt, wir würden noch tollere Dinge behauptet haben.“

Da reichte der Lieutenant ſeinem Bruder ſchweigend die Hand, und dieſer ſagte gerührt: „ja, ich will es mir noch abgewöhnen.“

Ich, ſagte die Einnehmerin nun in ihrem

Tone, ich dachte während des Disputirens an den Knaben, den wir zu uns nehmen wollen. Was mein Mann von dem Vorzuge ſagte, den Verwandtſchaft gebe, leuchtete mir ein, und machte mir das Herz ſchwer. Denn haben wir nicht in unſrer Verwandtſchaft arme Kinder, die wir zu uns nehmen könnten? Und wollen wir ein gutes Werk verrichten, ſo ...

„Gute Werke ſind ſchädlich für die Seligkeit!" rief der Einnehmer triumphirend: „auch den Satz brachte ein Streit hervor."

Ich ſage, fuhr ſie fort: wollen wir ein gutes Werk verrichten, ſo giebt es ja wohl noch andere Geſchöpfe, als dieſes ...

„Frau," ſagte der Einnehmer, der ſie noch nicht verſtand: „eine Stubenkatze etwa? Oder was meinſt du ſonſt?" —

Ein Kind ehrlicher Eltern, meine ich: ein Kind guter Menſchen, die damit nicht aus noch ein wiſſen, und denen ein Stein vom Herzen genommen würde, wenn wir ihr Kind erzögen. — Sie bemerkte, daß ſie Eindruck auf ihren Mann gemacht hatte, und ſchwieg nun, um dieſen Eindruck nicht etwa wieder zu vernichten. Der Einnehmer ſah vor ſich nieder; dann ſagte er: ich will nicht hoffen, Liebe, daß du etwa die Sünde der Eltern auf das unſchuldige Kind legen willſt? Es würde mir nahe gehen, ob es gleich wohl nicht ganz zu vermeiden iſt. Aber Recht haſt du. Ein Kind guter Eltern! Der Gedanke gefällt mir. Weißt du eins?"

Die Einnehmerin ſah den Lieutenant an, vor deſſen Einwürfen ſie ſich am meiſten gefürchtet hatte, der aber ſehr ruhig da ſaß und zuhörte. Paulmanns z. E., fuhr ſie fort, haben ihre Schweſtertochter bei ſich, ein niedliches Kind.

Iſt zu alt, ſagte der Lieutenant.

„Und ein Mädchen! Wollen wir das nehmen; ſo müſſen wir noch einige Jahre warten."

Der Lieutenant ſprang auf, ſtellte ſich mit fröhlichem Geſicht mitten in das Zimmer, und ſagte: da haſt du Recht, Bruder! Etwa noch vier oder fünf Jahre. Habe ich nicht deine Meinung getroffen?

„Vollkommen! Und treiben wollen wir es nicht, Bruder; ich denke, die Natur wird das ſchon thun.“

Das wird ſie; davor iſt mir nicht bange. Und ſo hätten wir denn ein glückliches Paar — das gebe Gott! — an unſre Stelle.

Die Einnehmerin verſtand keine Sylbe. Welch ein Paar? von welchem Paare redet Ihr denn?

„Von dem kleinen Knaben,“ ſagten Beide zugleich; „und von dem Mädchen, wenn wir eins für ihn erziehen.“

Das hatte die Einnehmerin gar nicht erwartet! Den beiden Brüdern war es auch nicht von weitem eingefallen, den Knaben, deſſen der Lieutenant ſich einmal angenommen hatte, wieder zu verſtoßen. Ihre Gedanken nahmen einen ſo gleichen Gang, daß ſie bei dem Vorſchlage der Frau an weiter nichts dachten, als an einen Spielgefährten für den kleinen Wilhelm.

Als die Einnehmerin merkte, daß ſie ſchwerlich mit ihrem Wunſche durchdringen würde, ſagte ſie ein wenig empfindlich: ich meine, daß es uns eben keine Ehre machen wird, ein Hurkind aufzuziehen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!

Kaum hatte ſie das herausgeſagt, ſo erſchrak ſie, und erwartete nun einen ſehr ernſten Ausfall von ihrem Manne. „Hm!" ſagte er auch, nicht ohne Schärfe: „deine Mutter konnte zuweilen, wenn es nicht nach ihrem Kopfe ging, ein wenig unbarmherzig ſeyn, ſogar gegen einen Unſchuldigen. Ich hoffe aber, ſie hat es in der nächſten Minute bereuet." Die Einnehmerin legte einen Arm um ihres Mannes Hals, aus Scham und auch aus Freude; denn ſie hatte etwas noch Härteres erwartet.

„Aber Recht haſt du," fuhr der Einnehmer fort, „daß Kinder gern den Eltern nacharten; und ſo . . . Du kennſt wohl den wahren Vater nicht, Bruder?"

Der Lieutenant ſchüttelte den Kopf. Ich vermuthe ihn wohl; aber es wäre doch möglich, daß ich ihm Unrecht thäte.

„Wiſſen möchte ich den Vater wohl. Der Junge wäre leichter zu erziehen, wenn wir ſeine Eltern kennten; wir brauchten dann nur ihre Fehler bei ihm auszurotten.“ Der Lieutenant ſchüttelte wieder ungläubig den Kopf. Der Einnehmer hielt ihm eine Vorleſung über das Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; und übertrieb, nach ſeiner Gewohnheit, nicht wenig.

Lieber Gott! ſagte der Lieutenant endlich: das kann ich nicht glauben, um des Guten willen nicht, das im Leben iſt. Geſtalt und Haar, Gang und Stimme mögen von den Eltern kommen, wie du ſagſt, Bruder. Was iſt das aber! Das alles legt man mit dem Menſchen ins Grab. Doch das Herz! Liebe, Großmuth, Tugend! Nein, Bruder; denn ſonſt wäre ja die Tugend nichts als der beſſere Geſchmack eines Borsdorferapfels, und man könnte tugendhafte Menſchen ziehen wie Mecklenburger Pferde auf Geſtüten. Ich weiß, Bruder, du denkſt nicht ſo verächtlich von der Tugend.

Der Einnehmer faßte des Lieutenants Hand, und drückte ſie mit ſeinen beiden Händen: „Davor behüte mich Gott!“ ſagte er eifrig.

eifrig. „Aber es iſt mehr daran, als du glaubſt. Der Himmel gebe uns Glück zu ſeiner Erziehung! Wir wollen ihm vorgehen mit Einigkeit und Geduld, mit Liebe und Großmuth."

Und kennen wir ſeinen irdiſchen Vater nicht, ſo kennen wir doch den himmliſchen, und wiſſen, daß der Knabe zu deſſen Bilde geſchaffen iſt.

Die Einnehmerin, die bisher noch geglaubt hatte, daß ſie ihrem Wunſche näher kommen würde, gab jetzt alles verloren; und um ihre Härte bei ihrem Manne in Vergeſſenheit zu bringen, nahm ſie ſich vor, den Knaben recht feierlich aufzunehmen. Sie allein wußte, an welchem Tage das Kind gebracht werden ſollte. Nun lud ſie auf dieſen Tag heimlich den Prediger und ſeine Frau ein, und erwartete ſo die Ankunft des neuen Hausgenoſſen.

Das Kind kam, als die Geſellſchaft beiſammen war, und die Einnehmerin trug es zu ihr hinein. Der Prediger hielt eine kleine Anrede an den Hausvater, und übergab ihm den Knaben recht feierlich. Der Einnehmer lächelte ein wenig ſpöttiſch, und antwortete nichts. Die Frau des Predigers, die ihrer erſten Entbindung nahe war, nahm das Kind, einen wahren kleinen Amor, an ihre Bruſt, küßte es, und trocknete heimlich eine Thräne aus ihrem Auge. Nun nahm der Einnehmer das Kind aus ihren Armen freundlich in die ſeinigen, ſagte gerührt: „Gott erfülle Ihren Wunſch!“ und gab es dann dem Lieutenant. Du haſt mich um viel, um alles gebracht, ſagte dieſer; aber . . . — Er legte ſegnend die Hand auf des Kindes Stirn. Sein Bruder wußte, was die Pantomime bedeuten ſollte, und ſagte laut: „nun iſt es geweihet, von einer vergebenden Thräne, und von einer ſegnenden Hand.“ Er gab ſeiner Frau das Kind, und ließ es wegbringen.

Kinder und Sorgen! ſagte der Prediger. Mit einem Erziehungsplane ſind Sie wohl ſchon zu Stande, Herr Einnehmer?

„Ich halte, wie Sie wiſſen, nichts von Planen; am wenigſten von Erziehungsplanen. Gott gebe mir Liebe zu dem Kinde, ſo iſt mir vor einer guten Erziehung nicht bange."

Wie es ſcheint, ſind Sie wohl gar kein Freund von einer planmäßigen Erziehung.

„Auch eine verkehrte Erziehung kann planmäßig ſeyn, und mich dünkt, die planmäßigſte iſt gerade eben darum die verkehrteſte. Wir arbeiten den Menſchen viel zu viel von außen in die Kinder hinein; und der Menſch ſollte mehr von innen heraus wachſen. Auf den Verſtand, ja nicht einmal auf den Verſtand, nur auf das Gedächtniß, arbeiten wir los, als wenn damit alles gethan wäre. Der Menſch lebt doch aber nicht von Brot allein, ſondern . . ." —

Das ſpricht für mich, Herr Einnehmer. Ich werde (er warf einen zärtlichen Blick auf ſeine Frau) bald in einem ähnlichen Falle mit Ihnen ſeyn, und hoffe dann in meinem Unterrichte das zu vermeiden, worauf Sie anſpielen. Wahrheit! Wahrheit!

„Was iſt Wahrheit?" fragte der Einnehmer mit einer Miene, die Pilatus bei derſelben Frage wohl nicht ſpöttiſcher gemacht hat. „Da ſieht man jetzt den Kopf eines Kindes für die wahre Arche Noäh an; die Vorſtellungen ziehen ein, wie eine Prozeſſion, jedes Männlein mit dem Fräulein, das dazu gehört. Das Kind hat am Ende die ganze Schöpfung im Kopfe; aber die Welt umher iſt todt, zerſtört, verſchwemmt von der Sündfluth der Gelehrſamkeit. Wenn der arme Menſch dann älter geworden iſt, ſo geht es ihm, wie der Taube: er findet auf der ganzen Erde nichts als einen Lorbeerzweig, ſich ſelbſt zu kränzen, und kehrt damit in ſeinen gelehrten Kaſten zurück."

Wenn Sie das auch von der Philoſophie behaupten, Herr Einnehmer . . .! ſagte der Prediger lächelnd.

„Von der am meiſten, und ich denke, ohne ihr damit Unrecht zu thun; denn driſcht nicht eben die Philoſophie ſeit Anaxagoras leere Aehren? beweiſt ſie nicht ſeit zwei tauſend Jahren, was nicht zu beweiſen iſt, aber auch wieder, woran kein guter Menſch je zweifelte?"

Hier fiel ihm der Lieutenant ins Wort:

Behauptete nicht einmal jemand, gute Werke wären ſchädlich für die Seligkeit?

„Ja, das behauptete Jemand, und ich will dir nachher zeigen, daß er ſo ganz Unrecht nicht hatte.“ Das ſagte der Einnehmer freundlich, und brach nun, um ſeines Bruders willen, das Geſpräch ab. Kaum waren die Gäſte fort, ſo ſagte der Lieutenant: ich habe Reſpekt vor der Philoſophie und den Philoſophen, und man ſoll nicht verachten, was ehrwürdig iſt.

„Recht, Bruder!“ ſagte der Einnehmer: „ich habe um deinetwillen geſchwiegen; aber ich wollte doch, daß ich weiter geredet hätte: denn Gott ehre mir den wahren Philoſophen, der ſein Haupt in der allgemeinen Zerſtörung ſtolz empor hebt, und mit einem Herzen voll Demuth an eine ſegnende Vorſehung glaubt, der die Tugend über alles achtet, und darum zuerſt ſich und ſeinen Leidenſchaften gebietet, der ein wahrer König iſt, und die Erde beherrſcht, weil er ſich nicht fürchtet, das Leben hinzugeben, wenn die Natur es ihm ſanft, oder die Tugend hart abſodert. "Da haſt du den Philoſophen Sokrates, der lächelnd den Schierlingsbecher an die Lippen ſetzt, und ihn muthig trinkt! Das iſt ein Philoſoph! Meinſt du nicht, Bruder?"

Richtig! Ich kenne zwar den Sokrates, den du ſo oft anführſt, nicht ſo recht; doch wenn er zu deiner Beſchreibung paßt, ſo iſt er ein Philoſoph. Siehſt du? und das, denke ich, iſt das Ehrwürdigſte auf der Erde.

„Ganz recht, Bruder! Nur Schade, daß dieſen Nahmen ſich auch Menſchen anmaßten, die nichts von dem allen wollten, konnten und thaten, nur weitläuftig aus einander ſetzten, warum jener Weiſe ſo feſt an Gott, an die Tugend glaubte, daß er Leben und Tod nicht achtete. Sieh, auch dieſe Menſchen nannten ſich Philoſophen. Sie erwieſen, das Leben ſey ein Traum, der Ehrgeitz eine Thorheit; ſie ſuchten mit allen verächtlichen Künſten des Lebens zu genießen, und verfolgten jeden, der ſie nicht anbetete. Sie erwieſen, daß man den Menſchen lieben müſſe, und haßten ihn. Unvermerkt machten ſie den Glauben gänge und gebe, daß der ein

Philoſoph ſey, der über unbegreifliche Dinge unbegreiflich ſchwatzen könne; und dieſe ſind es, von denen ich redete, die ihre Meinungen zu dem Götzenbilde machen, vor dem das Menſchengeſchlecht anbeten ſoll, und die unfehlbar Scheiterhauſen errichten würden, wenn ſie nur könnten."

Gott behüte, Bruder! giebt es wirklich ſolche Menſchen?

„Es giebt ihrer. Und ein ſolcher Menſch, denke ich, ſoll der Junge nicht werden, auf deſſen Stirn du heute deine ſegnende Hand gelegt haſt." — In dieſem Augenblicke brachte die Einnehmerin den Knaben in das Zimmer. Der Einnehmer nahm ihn auf ſeine Arme, und ſagte eifrig: „nein! nein!" dann gab er ihn dem Lieutenant. Nein! nein! ſagte auch der. Laß ihn übrigens werden, was er will und kann!

5.

Die Erziehung.

Die beiden Männer überließen die Erziehung des Knaben fürs erſte, bis er ſechs Jahr alt ſeyn würde, der Einnehmerin. Sie thaten wohl daran; denn obgleich die Einnehmerin Anfangs ein wenig gegen den Knaben eingenommen war (wie faſt alle Weiber gegen uneheliche Kinder ſtrenger ſind als die Männer), ſo hatte ſie ihn doch in kurzer Zeit ſo lieb, als wenn ſie ſeine Mutter wäre! Er lernte im Spielen leſen, und zwar ſchon zu der Zeit, da der Einnehmer noch an einem recht ſchönen Entwurf arbeitete, nach welchem er es lernen ſollte; der gute Mann war nehmlich mehr Philoſoph, als er es ſich wollte merken laſſen, und als er ſelbſt es glaubte. Seine Frau that, ohne davon zu reden, was er immer thun wollte. Er las jetzt eine Menge Kinderbücher, um eins zu finden, welches für Wilm (ſo nannte man den Knaben) paßte. Der Prediger meinte, das Kind müſſe Bücher leſen, worin die Begriffe entwickelt würden; der Einnehmer wollte aber nur Beiſpiele haben: „denn," ſagte er, „die geben dem Kinde einen ſichern Takt, ein lebendiges Gefühl."

Beide ſtritten, und während deſſen ſtand der Knabe vor des Lieutenants Knieen, las die Erzählung von Gellert: „um das Rhinoceros zu ſehn," und ſchwamm dabei in Thränen. Der Lieutenant ſelbſt konnte ſich der Thränen kaum erwehren, und ſagte doch: nun, was heulſt du, Wilm? biſt du ein kleines Mädchen? Du wirſt einmal ein ſchöner Kerl werden!

Gellerts Fabeln waren, da man kein eigentliches Leſebuch fand, erlaubt; wenn aber die beiden Brüder nicht zu Hauſe waren, erlaubte die Einnehmerin dem Knaben auch verbotene Lektüre. Sie ließ ſich die Deutſche Ueberſetzung von dem Magazin des enfans der Madame de Beaumont vorleſen. Da aber alles Gedruckte bei ihr in großer Achtung ſtand, und da ſie ſich die Regel ihres Mannes gemerkt hatte, daß man Kindern durchaus nichts erzählen, ſagen, oder zu leſen geben müſſe, was nicht wahr ſey: ſo machte ſie bei den Mährchen, die in dem Buche vorkommen, auch nicht Eine Anmerkung. Sie hörte die Mährchen eben ſo gern, und mit eben ſo vieler Ehrfurcht an, als die bibliſchen Geſchichten, welche Madame Beaumont erzählt. Da nun Moſes in den Augen des Knaben große Aehnlichkeit mit den Zauberern in den Mährchen haben mußte, und da die Einnehmerin ihm ſehr ernſtlich verſicherte, „was er in dem Buche von Moſes leſe, ſey wahr, Wort für Wort wahr," von den Mährchen aber, ihres Mannes wegen, ſchwieg, weil ſie glaubte, der Knabe werde wohl von ſelbſt ſehen, daß ſo etwas nur erdichtet ſey: ſo entſtand in ſeiner Phantaſie ein höchſt ſeltſames Gemiſch von bibliſchen Geſchichten, der Griechiſchen Mythologie, und mancherlei Feenmährchen, die er alle der Reihe nach glaubte.

Vor dem Lieutenant und dem Einnehmer verbarg er ſeine neuen Kenntniſſe; denn er merkte wohl, daß die Mutter ihn nur verſtohlen in dem angenehmen Buche leſen ließ. Der Mutter, die vorher weiter nichts als Bibel, Geſangbuch, ein Kochbuch und Lüders Gartenlexikon geleſen hatte, gefielen der Prinz Fatal und die Feen eben ſo ſehr, wie dem kleinen Wilhelm ſelbſt, und die Lektüre wurde ſo eifrig, dabei aber auch ſo heimlich fort getrieben, daß der Einnehmer den Knaben in Kurzem geradezu für einen guten Kopf erklärte, weil er nicht allein ſo fertig, ſondern auch mit ſo vielem Ausdruck leſen konnte.

Die Einnehmerin erſchrak nicht wenig, als ſie einmal in einem Geſpräche der Feen erwähnte, und ihr Mann ſehr ernſthaft ſagte: „daß du nur nicht etwa dem kleinen Wilm dergleichen Mährchen in den Kopf ſetzeſt!" Ihr Herz ſchlug; ſie beruhigte ſich aber bald wieder. Einige Tage nachher behauptete nehmlich der Prediger, der auf gänzliches Vermeiden alles Aberglaubens bei der Erziehung der Kinder drang: man müſſe ſie die Wörter Geſpenſt, Hexe, Zauberer, Teufel, ja ſelbſt Engel, nicht einmal hören laſſen. Nun ſagte der Einnehmer: „warum denn nicht? Die Phantaſie muß ſo gut gebildet werden, wie der Verſtand. Und iſt denn nicht die gewöhnliche Welt für ein Kind eine Welt voll Zaubereien? Mag es immerhin an Zauberer und dergleichen glauben; das verliert ſich mit der Zeit. Und iſt denn dieſe phantaſtiſche Welt aus den Kinderjahren nicht zuweilen in der Sandſteppe des Lebens, in dem Sibirien des Alters, ein ſchöner Traum, für den man die Wirklichkeit gern hingäbe?" Er widerſprach nach ſeiner Gewohnheit, nur, um zu *widerſprechen*. Die Einnehmerin dachte aber: nun, ſo habe ich es ja recht glücklich getroffen! Da ſie ſich jetzt im Nothfalle auf ihren Mann ſelbſt berufen konnte, ſo borgte ſie von der Frau des Predigers eine Menge Feen-Mährchen, und Wilhelm mußte ihr, ſo oft ſie mit ihm allein war, aus dieſen anziehenden Büchern vorleſen. Sein Kopf war natürlicher Weiſe bald ganz voll davon; wo er ging und ſtand, träumte er von Feen, Zauberern, Geiſtern, Gnomen und Sylphen.

Unter dieſe Weſen der Phantaſie miſchte

er auch die Wunder der alten Geſchichte. Es war ihm noch nicht eingefallen zu fragen: ob an den Erzählungen von Kadmus, Oedipus und Cyrus mehr wahr ſey, als an ſeinen Mährchen; und hätte er die Mutter darum befragt, ſo würde er doch nichts weiter erfahren haben: denn ſie ſelbſt wußte nicht mehr, was ſie für wahr, und was für erdichtet halten ſollte.

Eben ſo ging es dem Knaben mit manchen andern Dingen. Der Lieutenant hatte im ſiebenjährigen Kriege bei der alliirten Armee unter dem Herzog Ferdinand geſtanden, und von daher rührte ſein entſchiedener Haß gegen die Engländer, denen er es nicht vergeben konnte, daß ſie ſich gegen alle Deutſche ein ſo ſtolzes Betragen erlaubt hatten. Der Einnehmer hingegen achtete kein Volk ſo ſehr, als eben die Engländer; die in ſeinen Augen durch ihre Freiheit den Vorzug vor jedem andern verdienten. Nur in dieſem einzigen Punkte waren die beiden Brüder nicht einig, und ſie berührten ihn daher in ihren Geſprächen mit einander nicht mehr. Gegen den kleinen Wilhelm aber äußerte der Lieutenant ſeinen Haß ganz offen, und der Knabe bekam nun einen großen Abſcheu vor den Engländern. Auf der andern Seite lobte aber der Einnehmer dieſes Volk gegen den Kleinen als das erſte der Erde, doch unter dem Nahmen Britten. Der Knabe ſprach nun zu der Mutter (denn ihr allein öffnete er ſein Herz) von den Engländern mit Abſcheu, doch von den Britten mit Enthuſiasmus.

Wilhelm lernte auch ziemlich viel von dem ſiebenjährigen Kriege, deſſen Ereigniſſe ihm der Lieutenant oft erzählte; ferner aus Chardins Reiſe die Geſchichte, die Sitten und die Geographie von Perſien. Bei dem Leſen dieſes Buches intereſſirte ihn ganz beſonders der in Perſien allgemeine Volksglaube, daß die Gebäude, Monumente und Denkmähler tyranniſcher Fürſten keine Dauer haben, ſondern nach kurzer Zeit zerfallen; und er begriff ſehr leicht, warum das ſo ſeyn müſſe. In Hafiz und Sadi's Grabmählern war er wie zu Hauſe. Aus den Gedichten des erſtern wußte er ganze Stellen auswendig, und sie gefielen ihm weit beſſer, als Gellerts Fabeln. Er nahm ſich vor, ein Dichter zu werden, damit auch ſein Grabmahl einſt von ſeinen Mitbürgern mit Roſen beſtreuet, und mit dem köſtlichen Schirasweine begoſſen werden möchte. Gesners Gedichte, die ſo zart ſind, wie die erſte Liebe eines jungen unſchuldigen Mädchens, bemächtigten ſich mit großer Gewalt ſeiner ganzen Seele. Der Lieutenant hatte ſie auf Empfehlung eines Bekannten gekauft, warf ſie aber ungeleſen bei Seite, weil ihm die lateiniſchen Buchſtaben zu viele Mühe machten. Wilhelm fand das Buch, und ſtudierte ſo lange darin, bis er es fertig leſen konnte. Nun las er der geliebten Mutter daraus vor, und dieſe wurde dadurch faſt eben ſo ſehr bezaubert, wie der Knabe.

Von dem Allen, was auf Wilhelms Kopf und Herz ſo mächtig und ſo äußerſt ſeltſam wirkte, erfuhr der Einnehmer nichts, oder doch ſehr wenig, ob er gleich höchſt beſorgt für deſſen Bildung war, und ob er gleich alles Nachtheilige gänzlich zu vermeiden glaubte. Er unterrichtete den Knaben fleißig in der Wiſſenſchaft, die er ſelbſt recht gründlich ſtudiert hatte: der Mathematik. Bei ſchicklichen Gelegenheiten las er ihm auch wohl ein Kapitel aus der Moral: — zuweilen, je nachdem er die Laune hatte, in erhabnen Sentenzen, mit der Rührung einer ſtark bewegten Seele; zuweilen aber auch in den bitterſten Satiren über die Menſchen und ihre Laſter. Nach dem Erziehungsplane, den er entworfen hatte, — doch ohne ſich etwas davon merken zu laſſen, weil er, um des Predigers willen, alle Plane und Syſteme verſpottete — glaubte er, daß man den Knaben faſt gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen müſſe, damit der Menſch aus ihm, aus ſeinem Innerſten, hervorkommen könne. Daß Wilhelm Bücher las, ſah er wohl; er meinte indeß, es wären Gellerts Fabeln und Chardins Reiſe, gegen die er gar nichts hatte. Von den Feenmährchen, Gesners Idyllen und den Schriften der Madame Beaumont wußte er nichts; die wurden heimlich geleſen, und Wilhelm begriff ſehr wohl, warum. Der Knabe war gar nicht mittheilend, am wenigſten gegen den Vater Einnehmer, der es nicht verſtand, ſich das Vertrauen des Kindes zu erwerben, und für den es nur, wie jeder im Hauſe, große Ehrfurcht hatte. . .

Wilhelm war unter ſeinen Augen fleißig, rechnete ſchon ziemlich fertig, zeichnete Figuren, machte Fortſchritte in der Mathematik, und hörte die moraliſchen Vorleſungen gern, weil ſo viele Beiſpiele aus der Geſchichte darin vorkamen. Da aber der Einnehmer immer nur ſelbſt ſprach, und nicht fragte, ſo blieb ihm die Zauberwelt in dem Kopfe und Herzen des Kindes völlig unbekannt. Der Lieutenant war immer mit dem ſiebenjährigen Kriege beſchäftigt; er zeigte dem Knaben Plane von Schlachten, von Feſtungen, und erzählte ihm auch von andern Kriegen, da er Lebensbeſchreibungen von Eugen und Turenne hatte. Vor allen Schlachten und Belagerungen konnte er nicht dazu kommen, etwas Sonderbares an dem Kinde zu bemerken. That er ja einmal von ungefähr einen Blick in deſſen magiſche Welt, ſo brummer nur ein wenig, und damit ließ er alles gut ſeyn.

Aber der geliebten Mutter öffnete Wilhelm ſein volles Herz, und beinahe hätte ſie ihm ein eben ſo volles gezeigt, da ſie dem Zauber der ſüßen Stimme, den funkelnden Augen und der hinreißenden Beredtſamkeit, womit er ſeine Träume erzählte, nicht widerſtehen konnte. Erſcheinungen, gute und böſe Geiſter, Prophezeiungen, Zauberer, Hexen und Wunder gehörten mit zu ihrem Glaubensbekenntniſſe; Feen nun freilich nicht. Sie wagte es daher einige Male, dem Kleinen eine Feengeſchichte verdächtig zu machen; da ſie aber befürchtete, daß er mit dem Glauben an Ein Wunder den Glauben an alle verlieren könnte, ſo lenkte ſie wieder ein, weil es ihr doch beſſer ſchien, etwas Falſches, als gar nichts, zu glauben.

Der Knabe hatte ſeine eigenen Sinne, wie ſeine eigene Welt, und nahm nichts von den Menſchen an, unter denen er lebte. Nur von dem Einnehmer ſchien die unüberwindliche Neigung, Experimente zu machen und alles ergründen zu wollen, auf ihn übergegangen zu ſeyn. So ſtieg er als ein ſechsjähriges Kind, mit Gefahr, den ganzen Tag nichts zu eſſen zu bekommen, ganz allein auf einen hohen Berg, bloß um von oben herab zu ſehen, wo die Sonne am Abend bleiben würde. Von ſeinem Vorhaben hatte er Niemanden etwas geſagt; man ſuchte ihn daher den ganzen Tag mit ſchmerzlicher Unruhe, und fand ihn endlich oben auf dem Gipfel des Berges. Er kehrte ruhig zurück; denn er hatte ſchon gemerkt, daß er hier nicht ſehen würde, wo die Sonne bliebe. Der Lieutenant, der ihn holte, machte ihm die bitterſten Vorwürfe; der Knabe ſagte aber: ſobald ich groß bin, will ich bis an den Rand der Erde gehen, um zu erfahren, wo die Sonne bleibt, und worauf die Erde ſteht. Der Einnehmer hatte dem Kleinen eine harte Strafe zugedacht, und der Lieutenant unterrichtete ihn daher auf dem Rückwege, wie er ſich betragen ſollte. Sobald aber der Einnehmer nur wußte, warum der Knabe auf den Berg geſtiegen wäre, dachte er daran, daß er ſelbſt in der Kindheit tauſend ſolche Dinge gemacht hatte. Anſtatt den wißbegierigen Wilhelm zu beſtrafen, ſagte er ihm, daß die Erde rund ſey. Wilhelm ſchüttelte den Kopf; und als ihm nun der Lieutenant daſſelbe verſicherte, rief er aus: ich will ein Schiffer werden; dann werde ich ja wohl ſehen, ob die Erde rund iſt.

Von dem Einnehmer hatte Wilhelm auch die anſcheinende Kälte angenommen, die in ſeinen Jahren Trotz ſchien. Der kleinſte Vorwurf ſchnitt ihm tief in das weiche Herz: doch dabei ſtand er ernſt, mit gerunzelter Stirn, mit kalten Blicken, ſchweigend da; und wurde ihm der Schmerz zu groß, ſo ging er weg, ſuchte den einſamſten Winkel im Garten, und weinte heiße Thränen der beleidigten Liebe, weil er ſich keines Fehlers bewußt war.

Nur der Mutter ſagte er zuweilen, wie unſchuldig er an dem, worüber ihn der Einnehmer getadelt hatte, geweſen ſey. Armes Kind! ſagte die Mutter einmal bei einer ſolchen Gelegenheit: armer, unſchuldiger Wilm!

aber warum haſt du dich nicht verantwortet? Er ſchwieg und murmelte nur: Hoſſein! den Nahmen des Perſers, der für ihn der Inbegriff aller menſchlichen Größe war, und deſſen Geduld im Unglück ihm den Vorſatz, alles zu ertragen, alles zu verzeihen, gegeben hatte. Nur die Mutter wußte alſo, wie weich des Knaben Seele war. Der Einnehmer hielt ihn für ſtark, für männlich, und freute ſich darüber. Der Lieutenant dachte mit Vergnügen, daß einmal ein guter Soldat aus ihm werden ſollte. Der Prediger allein liebte ihn nicht: der Knabe iſt beinahe ſieben Jahre alt, ſagte er; und was weiß er denn? Sonſt nichts als ein wenig Mathematik.

6.

Die Heldin des Buches.

Wilhelm war ein Jahr bei dem Einnehmer geweſen, als Henriette, die Tochter des Predigers, geboren wurde. Ein früheres, ſchwächliches Kind hatte nur wenige Monate gelebt; die Freude der Eltern über die Geburt dieſes geſunden ſtarken Mädchens war daher unbeſchreiblich. Am Tauftage hielt der Prediger eine lange Rede, worin er dem Einnehmer ſeinen Erziehungsplan aus einander ſetzte, nach welchem Henriette das vollkommenſte aller Weiber werden ſollte, und worin es nicht an tadelnden Seitenblicken auf die Erziehung des kleinen Wilhelms fehlte. Die Einnehmerin und der Lieutenant nahmen das ſehr übel: jene erröthete vor Verdruß, und dieſer ſah mit gerunzelter Stirn ſeinen Bruder auffodernd an; der Einnehmer aber, der ſonſt jeden Plan angriff, und hier noch überdies ſein eignes Verfahren angreifen hörte, ſchwieg heute dennoch. Er gab dem Prediger vollkommen Recht, und Beide gingen am Abend als die beſten Freunde aus einander.

Mich ſoll nur wundern, ſagte die Einnehmerin bei dem erſten Schritte in ihr Wohnzimmer, was für eine Prinzeſſin ſie aus dem Kinde ziehen werden! Unſer Wilm ſieht doch ganz anders aus! wie ein wahrer Engel!

Der Einnehmer ſchwieg.

Ich werde ja die ſchöne, weiſe Erziehung nach Grundſätzen erleben! fuhr ſie höhniſch fort.

„Gott gebe ihnen Glück dazu!" ſagte der Einnehmer ſehr ernſt; „und wenn ſie nur die Hälfte des Planes ausführen."

Das wenigſtens hätte ich in deiner Stelle geſagt, Bruder, brummte der Lieutenant.

„Ich nicht," erwiederte der Einnehmer; „denn heute kam der Plan aus einem vollen Vaterherzen. Um keinen Preis hätte ich nur ein unſanftes Wort dagegen ſagen mögen. Ich habe keine Kinder; da ſcheint mir denn Manches närriſch, was vielleicht eine weiſe Veranſtaltung der Natur iſt. Zwar begreife ich nicht, wie Eltern in ihren Kindern ſogleich alle Tugenden, alle Vollkommenheiten finden können; aber genug, ſie thun es. Und ſoll ich ihnen nun die natürlichſte Freude verderben? Was Bellmann da von unſerm Wilm ſagte: — ei nun! an einem Tauftage mögen die Eltern ſich immer ein wenig brüſten. Die Natur mag den Stolz verantworten, den die Mutter ja mit den Geburtsſchmerzen theuer genug bezahlt hat. Laß das, Frau! Es wird ſich wohl geben, denke ich."

So wie der Lieutenant das Wort Geburtsſchmerzen hörte, verzog ſich ſeine finſtre Miene in eine mitleidig-freundliche. Gott ſegne alle Weiber! ſagte er ſehr herzlich. Seine Schwägerin aber blieb hart, und ſagte bitter: was iſt es denn nun mehr, ein Kind zu bekommen!

„Nichts, liebe Frau; Millionen Weiber bekommen Kinder. Laß das!"

Es ärgert mich nur, daß die Predigerin ſagte: ſie tauſchte nun mit keiner Königin. Ich frage noch einmal: was iſt es denn mehr!

„Sagte ſie das?“

Ja, mit denſelben Worten.

„Nun,“ — er blickte mit ausgeſtreckten Armen gen Himmel — „ſo ſey der gütige Gott gelobt, daß er ſo vielen Millionen Menſchen eine Freude ſchenkte, gegen die eine Königskrone nichts iſt. Und ſo gebe er uns bei dem Gedanken, daß er uns dieſe Freude verſagte, Geduld, und Mitfreude, wenn wir eine Mutter ihr Kind voll Stolz an das Herz drücken ſehen, unter dem es ihr Monate lang Schmerzen erregt hat. Ueberwundener Schmerz hat bei euch Weibern immer die Wirkung. Eine Arria wird ſtolz ausſehen, wenn ſie den Dolch aus dem Herzen zieht; Pätus nur zärtlich. Bei jeder Hochzeit will ich die Mutter der Braut an dem triumphirenden Geſichte, ſo wie den Vater an dem zärtlichen, ſegnenden erkennen. Eine zu weiche Mutter wird ſogar dann ein wenig ſtolz umherblicken, wenn ſie den Muth gehabt hat, ihr geliebtes Kind einmal zu züchtigen.“

Die Einnehmerin war nicht überzeugt; doch ſchwieg ſie, weil ſie jetzt wußte, daß ihr

Mann den kleinen Neid in ihrer Bruſt bemerkt hatte. Sie trat mit einem angenehmen Lächeln an den Lehnſtuhl hin, auf welchem der kleine jetzt dreijährige Wilhelm ſchlief, küßte die roſenrothen Lippen des Kindes, und ſagte mit einem Seitenblicke auf ihren Mann. Gott laſſe mir mein Mutterherz für dieſen Kleinen, wie er es der Predigerin für deine Pathe gab! Der Einnehmer küßte ſeine Frau. Der Lieutenant ſagte freudig: ein gutes Klavier will ich dem kleinen Mädchen zum Pathengeſchenk geben; denn war es nicht, Bruder, als ob der Prediger heute zum erſten Male einſähe, daß ſein Klavier nichts taugt? Er dachte wohl daran, daß ſeine Tochter auf dem Inſtrumente ſpielen wird!

„Richtig, Bruder! Aber höre! wenn Wilm auch nie das Klavier ſpielen lernt, ſo werde nur ſein Herz, wie das deinige: ein ſchönes Inſtrument der Liebe, der Güte, der Großmuth! . . . Nimm den Jungen auf, Liebe, und laß uns zu Bette gehen." Als ſie das Kind aufnahm, erwachte es, ſtreckte die Arme nach allen Dreien aus, und verſank dann unter ihren Liebkoſungen wieder in den ſüßeſten Schlaf. —

Aus des Predigers Hauſe habe ich keine ähnliche Scene zu erzählen. Die Eltern ſaßen an der Wiege ihrer Tochter, und ſchufen ſich mit reger Phantaſie eine roſenfarbne Zukunft. Die Mutter heftete ihre Augen auf die ſchlafende Henriette, und ſagte: ich hoffe, ſie ſoll nicht häßlich werden.

„Gewiß nicht, mein Kind, wenn ſie dir ähnlich wird. Aber was iſt am Ende alle Schönheit gegen den Reitz, den ihr die Erziehung geben kann! Ich denke, wenn uns kein Unglück trifft, aus ihr ein Mädchen zu bilden, um das ſich einmal die edelſten Männer bewerben ſollen. Jetzt freue ich mich, daß ich mir einige Geſchicklichkeiten erworben habe, die ich ſonſt zuweilen für unnütz hielt: Muſik, Zeichnen und lebende Sprachen! Glücklicher Weiſe läßt mein Amt mir Zeit genug, ganz für die Erziehung des geliebten Kindes zu leben. Sobald dieſe Händchen nur ein wenig Kraft haben, ſoll ſie das Klavier anfangen.“

Und ohne Handſchuhe ſoll ſie nicht gehen; denn ich weiß, ehrlich geſtanden, lieber Mann, wie viel die Schönheit werth iſt.

„Sie ſoll eine Philoſophin werden, troz einem Manne.“

Die ſchönen Wiſſenſchaften, dächte ich, wären für ein Mädchen beſſer, als die Philoſophie.

„Ich meine die Philoſophie der Grazien: alles das, liebe Frau, wodurch ein Mädchen intereſſant wird. Und auch für das Tanzen können wir ja ſorgen, da die Reſidenz ſo nahe iſt. Der kleine Wilm wird es doch auch wohl lernen ſollen. Ich habe, frei heraus geſtanden, recht große Abſichten mit unſrer Henriette. Es ſoll, denke ich, einmal mehr aus ihr werden, als eine Predigerfrau!“

So zeichneten die eitlen Eltern dem Kinde ſein Schickſal ſchon in der Wiege vor. Die Mutter fand in dem kleinen Geſichte ſchon alle Merkmahle von künftiger Schönheit, und der Vater in jeder Bewegung, in jedem Geſchrei des Kindes Leben und Regſamkeit des Geiſtes. —

Die kleine Henriette wurde mit der zärtlichſten Sorgſamkeit erzogen. An jedem Tage glaubte die Mutter einen neuen Reiz der Schönheit, ſo wie der Vater eine neue Eigenſchaft des Geiſtes, an ihr zu bemerken; und als der Lieutenant ſeiner Pathe an ihrem erſten Geburtsfeſte ein Klavier ſchenkte, ſahen die entzückten Eltern darin ſonſt nichts, als daß man in des Einnehmers Hauſe die offenbaren Vorzüge ihrer Tochter anerkenne. Der Vater hielt ſeine Tochter vor dem Klavier auf dem Schooße; und ſtampfte ſie mit den Füßen einmal richtig den Takt, ſo ſprach er mit großer Zuverſicht von dem muſikaliſchen Genie des Kindes.

So unzufrieden die Einnehmerin auch über den mütterlichen Stolz der Predigerin war, ſo mußte ſie doch in Kurzem geſtehen, daß die kleine Henriette ungewöhnlich vielen Geiſt verriethe. Das Kind plauderte, als es kaum drei Jahr alt war, ſo verſtändig wie ein Buch, wußte ſchon einige Liederchen auswendig, machte Verſuche zu ſingen, hatte eine ſehr gute Laune, und ging zu Jedermann, der es anredete oder rief; kurz, es wurde bald der Liebling des Einnehmers, der, wenn er bei den Eltern war, es faſt nicht von ſeinen Knieen kommen ließ, und nie zu einem Jahrmarkte fuhr, ohne dem kleinen klugen Geſchöpfe etwas mitzubringen.

Dieſe Liebe des Einnehmers zu dem Kinde bewirkte das beſte Vernehmen zwiſchen den Hausvätern der beiden Familien. Der Prediger, der den Einnehmer freilich für ſehr ſtolz hielt, fing jetzt an ihn wenigſtens für einen ſehr klugen Mann zu erklären, der beſonders den Werth der Kinder vortreſſlich zu beurtheilen wiſſe.

Mit den beiden Frauen ſtand es weniger gut; denn die Einnehmerin ärgerte ſich darüber, daß ihr Wilhelm von der kleinen Henriette ſo ſehr verdunkelt wurde. Er war ſtumm, trocken, ſcheu, blöde, und ließ ſich, beſonders in des Predigers Hauſe, durch nichts von ſeiner geliebten Mutter weg bringen. Dieſe machte hundert Verſuche, den Werth des Kindes zu heben, wenn der Prediger es mit Kopfſchütteln betrachtete. Sie brachte das Geſpräch auf Perſien, auf die Rechenkunſt, und ſogar auf die Mathematik; Wilhelm war aber nicht zu bewegen, etwas von ſeinen Kenntniſſen zu verrathen. Er ertrug lieber alle Vorwürfe, welche ihm die geliebte Mutter zu Hauſe über ſeinen Eigenſinn machte. Sie bat ihn endlich recht dringend; und nun machte er einmal einen Verſuch, der aber ſehr übel ausfiel.

Man ſprach nehmlich von einem Gemählde, dem jüngſten Gericht. Der Lieutenant ſagte: Sie ſollten es nur ſehen! In himmliſchem Glanze ſteht vor dem Throne Gottes Maria, mit dem ſchönen Geſichte voll vergebenden Mitleids; und bittet für die Gläubigen.

Nicht Maria! ſagte Wilhelm auf einmal. Am jüngſten Tage ſteht vor Gottes Throne Fatima, und trägt in der einen Hand den Kopf, und in der andern das Herz ihrer beiden ermordeten Söhne, Hoſſein und . . .

„Was in aller Welt!“ rief der Einnehmer lachend. „Wer iſt denn der Hoſſein?“

Fatime'ns Sohn, antwortete Wilhelm: er

iſt freiwillig geſtorben, damit ſeine Jünger im Himmel ſelig würden.

Dieſe Vorſtellung, ſo echt Perſiſch ſie auch war, fiel dem Einnehmer ſowohl als dem Lieutenant ſehr auf. „Dein Hoſſein, oder wie der Menſch heißt," ſagte der erſtere, „iſt ein Narr, und du biſt dazu einer. . . . Wo nimmt der Junge das tolle Zeug her!"

Der Lieutenant ſchüttelte den Kopf. Der Prediger, dem die Religionsbegriffe der Perſer beinahe gänzlich fremd waren, errieth den Knaben nicht. Hm! ſagte er mißbilligend: Sie müſſen ein wenig auf den Kleinen merken! Er ſpricht ja ſeltſame Dinge!

Der Knabe ſchwieg, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen; denn man hatte ſeinen geliebten Hoſſein einen Narren geſcholten. Er verbarg ſein Geſicht in den Schooß ſeiner Mutter, und als er ſich wieder ein wenig beruhigt hatte, konnte er gar nicht begreifen, daß von den erwachſenen Leuten niemand Ali's Familie kannte.

Die Einnehmerin mußte es nun ruhig

mit

mit anſehen, daß alle Fremden, ja ſelbſt ihr Mann und ihr Schwager, die Vorzüge der kleinen Henriette bewunderten, und daß Wilhelm völlig überſehen wurde. Zwar that ſie alles, ſo viel ihr nur Furcht vor der Unpartheilichkeit ihres Mannes erlaubte, Henrietten und ihre Mutter herabzuſetzen; auch machte ſie von Zeit zu Zeit Verſuche, ihrem Wilhelm Talente zu verſchaffen, die man an Kindern vorzüglich zu bewundern pflegt: er mußte z. B. das Zeichnen anfangen; es gelang aber nicht: er trieb Muſik, und — ſah betrübt aus, wenn er nach der Violine griff.

„Nun, nun!" ſagte der Einnehmer; „es fehlt dem Jungen — ich weiß eigentlich nicht, woran: am Kopfe nicht, am Herzen noch weniger. Mich dünkt, an der Gabe zu ſcheinen. Er iſt alles, was er iſt, zu unrechter Zeit, am unrechten Orte. Bellmanns Kleine — die geht an das Klavier gerade in der Minute, wenn man ſie hören will. Iſt es aber nicht, als ob der Junge recht auf den Augenblick lauerte, wo alle Glocken im Städtchen geläutet werden, um uns dann auf ſeiner Geige etwas vorzuſpielen? Das Mädchen bringt ihre kleinen Liederchen am rechten Orte an; es lacht, wo alles lacht, und weint, wo alles weint. Der Junge aber? Sein Gedankenſpiel geht an Fäden, die Niemand kennt; und nun ſtolpert er mit den fremdartigſten Ideen ganz unerwartet in eine Unterredung."

So verhielt es ſich wirklich. Die Einnehmerin aber war gar nicht geneigt, das, wie ihr Mann, dem Zufalle, oder dem Temperament des Knaben zuzuſchreiben; ſie feindete vielmehr die Predigerin an, und wollte nun wenigſtens Henrietten, die ihren Liebling verdunkelte, nicht mehr ſehen. Ohne daß der Einnehmer es merkte, wurden die beiden Frauen bald die bitterſten Feindinnen. Bei jedem Streite blies die Einnehmerin die Hitze ihres Mannes zu lichten Flammen an; und ehe er es ſich verſah, bekam er folgendes Billet von dem Prediger:

„Ohne im mindeſten die Achtung aufzugeben, lieber Herr Kreis-Steuereinnehmer, die Ihr redlicher Charakter verdient, ſcheint es mir dennoch, als ob ein feindlicher Genius den Umgang, den wir und unſre Familien zuſammen haben, zu einem Gifte machen wollte, bei dem am Ende unſre Moral leiden könnte. Unſre Geſpräche — das werden Sie nicht leugnen — ſind faſt immer erbittert; es muß alſo nothwendig zwiſchen uns etwas ſeyn, das uns von einander abſtößt. Unſre Herzen ſind es gewiß nicht; unſre Art zu denken, und die Dinge anzuſehen, könnte es vielleicht ſeyn. Sie halten mich für intolerant, was ich gewiß nicht bin. Ich halte Sie dafür, kann mich aber irren. Dies alles hat auch auf die übrigen Mitglieder unſerer Familien Einfluß gehabt. Unſer Umgang erreicht nicht mehr ſeinen Zweck: die Geſelligkeit. Er würde uns am Ende noch zu Feinden, oder falſch gegen einander machen. Laſſen Sie uns als Männer thun, was hier einzig zu thun rathſam iſt: uns in Frieden trennen. Ich achte Ihren Verſtand; das zeigt Ihnen dieſes Billet."

"Ihr Gehorſamſter, Bellmann."

Der Einnehmer überlas das Billet wohl zehnmal, und ſeine Stirn bekam dabei immer mehr Runzeln. Er ſteckte es endlich in die Taſche, und ging in ein Zimmer, wo er allein war. Doch auch hier hatte er keine Ruhe, und kehrte daher wieder zu ſeiner Familie zurück. Er las das Billet vor, und erwartete, was man ſagen würde. Sieh! rief ſeine Frau: wie kurz ab! wie ſtolz! Iſt ihm etwa eine Erbſchaft zugefallen? Lieber Gott! wir haben ſeinen Umgang ja nicht geſucht!

Der Einnehmer ſtand heftig auf und rief: „Frau, ich glaube, du haſt nicht ein Wort von dem ganzen Billet gehört, oder du biſt nicht im Stande, ein ſolches Billet nur zu verſtehen, viel weniger zu denken. Wir haben ſeinen Umgang allerdings geſucht; und du beſonders haſt es gethan."

Ich? Davor ſoll mich . . . O, ſey nicht böſe, lieber Mann! Ich kann ohne ſie leben.

Du, glaube ich, wohl am wenigſten. Ich fürchte, liebe Frau, der feindliche Genius, von dem er ſchreibt, biſt du geweſen; denn wenn ſie hier waren, ſaheſt du im Zimmer umher, als laureteſt du auf Contrebande, und wareſt höflich, freundlich, ohne vertraulich zu ſeyn. Schlimme Zeichen! Ich kenne dein Geſicht, Frau.“

Wie? Schreibt er denn nicht, daß Euer Disputiren die Urſache iſt? Und nun ſoll ich es ſeyn!

Der Einnehmer blickte in das Billet. „Bruder,“ ſagte er nun: — „bei meiner Frau darf ich jetzt nicht auf Wahrheit rechnen; ſie iſt auf mich und auf den Prediger böſe. Sag du mir: war mein Disputiren bitter? Warm bin ich geweſen, das weiß ich wohl. Ich habe nach meinen beſten Kräften gefochten, um zu ſiegen. Aber bitter gegen den Prediger? Davor ſoll mich Gott behüten! Bin ich es geweſen, Bruder?“

Geweſen nicht, Bruder, erwiederte der Lieutenant: wohl eben ſo wenig, wie der Prediger. Ihr ſchient aber Beide die bitterſten Feinde, wenn Ihr mit einander disputirtet; denn du haſt in deiner Art zu ſtreiten etwas ... wenn du es mir nicht übel nehmen willſt ...

„Heraus damit, Bruder, und wäre es

auch noch ſo hart! Heuchle mit mir nicht! Ich will mich beſſern."

... etwas Hohnlachendes, etwas Triumphirendes. Daß der Feind die Schlacht gewinnt, thut ſo weh nicht; aber wenn er ſich beträgt, als könnte er ſie gar nicht verlieren: das erbittert, Bruder.

„Etwas Hohnlachendes? Sag das noch einmal, Bruder. Ueberleg aber, ob du es mit Recht ſagen kannſt."

Der Lieutenant ſtand auf, trat mitten in das Zimmer, und ſagte betrübt: es thut mir leid, Bruder. Ja, du hatteſt etwas Hohnlachendes.

„Ich wollte gern ſagen: vergieb mir meine verborgene Fehler; aber ein Fehler, den man von ſeinem Bruder erfahren kann, iſt nicht verborgen. Frau, vergieb mir; ich that dir Unrecht." — Er warf ſich in den Lehnſtuhl, wie er es nach einer ſolchen Scene gewöhnlich that, und überlegte eine Stunde lang. Dann nahm er die Feder, und antwortete dem Prediger Folgendes:

„Sie ſagen mir Ihren Umgang auf.

Das geht mir und allen Meinigen nahe; noch ſchmerzlicher iſt es mir aber, daß, wie ich jetzt weiß, meine alte Gewohnheit, mit Hohnlachen zu ſtreiten, Schuld daran iſt. Ich würde ſagen, lieber Herr Prediger, wir wollten gar nicht mehr diſputiren, oder doch mit völliger Ruhe; aber Diſputiren iſt meine Erbſünde, und es ruhig zu thun, bin ich zu ſehr Haberecht. Daß Sie meinen Charakter in Ihrem Abſchiedsbillet verſchont haben, dafür danke ich Ihnen; ich hoffe, daß Sie ihn auch in Ihrem Herzen verſchonen. Hätte ich Sie bisher noch nicht geachtet, ſo würde mich doch Ihr Billet dazu nöthigen; denn ich glaube, Sie haben es nicht mit ſo feſter Hand geſchrieben, wie gewöhnlich. — Was auch allen andern Perſonen in unſern Familien begegnet ſeyn mag — meinen Bruder nehme ich aus; in ſein Herz könnte ſelbſt Beelzebub keinen Tropfen Gift bringen, viel weniger ein ſo guter Mann, wie Sie!“

„Ich wünſchte, daß ich Ihnen einmal einen wichtigen Dienſt leiſten könnte, um mein Unrecht, das mir — und gewiß nicht leicht — auf dem Herzen liegt, wieder gut zu machen. Sie würden mir, wenn Sie ihn von mir foderten, einen Beweis geben, daß Sie nicht auf mich erbittert wären."

„Ihr Ergebenſter Rautenbach."

Die Einnehmerin hätte das Billet ſehr gern geleſen; ſie fürchtete, ihr Mann möchte zu demüthig geſchrieben haben. Ich wenigſtens, ſagte ſie ſpitzig — ich gehe nicht wieder zu ihnen. Der Einnehmer runzelte die Stirn; er hatte aber, glaubte er, ſeiner Frau heute ſchon einmal Unrecht gethan, und darum ſchwieg er.

Als der Prediger die Antwort auf ſein Billet geleſen hatte, wollte er ſogleich zu dem Einnehmer gehen: ſo ſehr rührte ihn deſſen offnes Geſtändniß ſeines Fehlers. Seine Frau aber, die gar nicht glaubte, daß es mit dem Billet ſo ernſtlich gemeint ſey, hielt ihn davon ab; und da am folgenden Sonntage die Einnehmerin ihr auf dem Wege zur Kirche kaum dankte, ja auf dem Rückwege mit einer ſpottenden Miene neben ihr weg ging, ſo beſtärkte ſie das noch mehr in ihrer Meinung.

Beide Frauen trafen einander bald nachher in einer Geſellſchaft. Sie wünſchten ihren Umgang zu erneuern; doch keine wollte den erſten Schritt dazu thun. Jede von Beiden bemerkte in dem Geſichte der andern Spott; nun wurden ſie empfindlich, bitter, und, trotz ihrem Wunſche, war der Bruch zwiſchen beiden Häuſern bald noch größer. Sie machten einen neuen Verſuch, ſich zu verſöhnen, und ſahen einander deshalb an einem dritten Orte. Die gutmüthige Einnehmerin glaubte, das rechte Mittel zu wählen, wenn ſie ſich nach der kleinen Henriette erkundigte und ſie lobte. Die Predigerin hielt das aber für Spott, und Beide gingen noch erbitterter aus einander.

Der Einnehmer ſagte lachend: „ohne den **Geiſt** des Friedens, liebe Frau, iſt jeder Friede zwiſchen zwei Frauen, wie zwiſchen zwei Königen, nur ein Waffenſtillſtand und die Quelle neuer Feindſchaft. Euch fehlt, wie vielen Familien, der **Geiſt** der Verſöhnung.“

Mir nicht; du thuſt mir Unrecht, lieber

Mann. Ich wollte mich verſöhnen; aber die . . . —

Aber! Nein, du wollteſt dich nicht verſöhnen, du wollteſt nur den Umgang wieder herſtellen; und ſo iſt es beſſer, daß es nicht gelungen iſt.

7.

Der Cantor Bückling.

Alle Mitglieder der beiden Familien fühlten das Drückende der Uneinigkeit, die unter ihnen herrſchte, und ſuchten ſich einander wieder zu nähern; doch vergebens. Der Einnehmer hielt am Ende lange Reden, worin er ſeiner Frau und ſeinem Bruder zeigte, warum das Alles ſo habe kommen müſſen, ohne daß ein Menſch Schuld daran ſey.

Es iſt betrübt, Bruder, ſagte der Lieutenant, wenn es mit dem Menſchen ſo armſelig ſteht, daß er *muß*, was er nicht *will*.

„Ja, das iſt es!“ erwiederte der Einnehmer. „Laß uns aber darum nicht ſchlechter von uns, von dem Prediger und ſeiner Frau, und von dem Menſchen überhaupt denken, weil er an den hunderttauſend dünnen Fäden häuslicher Mißverſtändniſſe, kleiner Zänkereien und armſeliger Eitelkeit feſt liegt, wie Gulliver, der Rieſe, von den fingerhohen Li-

liputern mit Stricken von der Stärke des feinſten Zwirns an den Boden feſt gebunden war. Sieh, es koſtete nur eine gewaltſame Bewegung; dann wären alle die Fäden zerriſſen, und der Menſch richtete ſich frei, ſtolz und groß wieder auf. Er will aber die Fäden, einen nach dem andern, ſanft abwinden oder auflöſen; und das geht nicht. -- Was fehlt uns, um wieder gute Freunde zu ſeyn? Weiter nichts als ein großes Unglück auf der einen oder der andern Seite, ein großes Leiden, worin der Prediger uns, oder wir ihm, eine helfende Hand böten; und alles wäre wieder gut. Das tröſtet mich."

Mich nicht, Bruder; der Menſch ſollte immer gut, oder, wie du es nennſt, frei und groß ſeyn.

„Du biſt es gewiß, Bruder. Doch auch wir ſind, Gott Lob, nicht böſe. Kannſt du ſagen, der Prediger wäre Schuld an unſrer Mißhelligkeit, oder ich? Gewiß nicht. Einige Kleinigkeiten ſind es, die wir nicht ohne Mühe wegſchaffen würden, weil ſie uns immer umgeben. Es bedürfte nur eines großen Ungenblicks (der aber nicht oft kommt) oder einer großen Empfindung; und wir träten alle die Kleinigkeiten um uns her nieder, ohne ihre Stacheln zu merken: wie der Held auf dem Schlachtfelde die Wunde nicht fühlt, die er bekommen hat. Zum Glück wiſſen wir Beide, der Prediger ſo gut wie ich, daß wir einander nicht haſſen, daß wir fähig wären, einander zu helfen, und daß wir es eben darum, weil wir nicht einig ſind, deſto muthiger und edler thun würden."

Der Lieutenant fand das alles richtig; er tadelte aber ſeinen Bruder, daß er ſich nicht aufrichten wollte, um von den fingerhohen Lilliputern loszukommen. Für ſein Theil glaubte er genug gethan zu haben, wenn er ſich auf keine Weiſe in den Streit miſchte, um den ſich indeß die Andern eben ſo wenig, oder doch nicht viel mehr, bekümmerten. Die Einnehmerin that das freilich; ſie gab die Schuld geradezu dem Prediger und ſeiner Frau, und ſagte immer: warum thun ſie denn das? warum jenes? — Ihr Mann brachte ſie aber durch ſein Diſputiren bald zum Schweigen.

Der Prediger ließ dem Charakter des Einnehmers volle Gerechtigkeit widerfahren; er behauptete nur, es ſey übel mit ihm umzugehen, weil es keinen inconſequentern Menſchen auf der Erde gebe. — Es giebt auch wohl keinen, der noch hartnäckiger wäre, bemerkte dann die Predigerin; er würde, glaube ich, auf ſeinen Kopf beſtehen, und wenn er ihn auch darüber verlieren ſollte.

Bei ſolchen Gelegenheiten erhob ſich dann unter beiden Eheleuten ein Streit, ob der Einnehmer inconſequent oder ſtarrköpfig ſey; und dabei ging es nie ohne großes Mißvergnügen für die Frau ab, weil ihr Mann von ihr ſchlechterdings eine Definition der Starrköpfigkeit verlangte, welche ſie nicht geben konnte. O, ſagte ſie am Ende verdrießlich; deine fatale Gelehrſamkeit! Immer kommſt du damit am unrechten Orte zum Vorſchein. Das eben konnte der Einnehmer nicht leiden.

Genug, man fühlte auch in dem Hauſe des Predigers das Unangenehme der Feindſchaft mit dem Einnehmer, und ließ ſie dennoch fortdauern. Wilhelm und Henriette bekamen daher einander kaum zu ſehen. Jedes von beiden Kindern lebte für ſich, bei ganz unähnlichen Ideen und Beſchäftigungen: Henriette nur in Uebungen des Verſtandes, in einem Kreiſe, den der Kopf ihres Vaters gezeichnet hatte; Wilhelm in dem unendlichen Raum einer poetiſchen Welt, in welchen der Zufall und ſeine eigene Phantaſie ihn geſetzt hatten.

Der Einnehmer nahm ſich zwar jeden Morgen vor, den Knaben ordentlich zu unterrichten; auch fing er wohl einmal an: doch bald hörte er wieder auf, weil er durchaus nicht an einen regelmäßig fortſchreitenden Unterricht gewöhnt war. So hatte Wilhelm oft ganze Tage keine Beſchäftigung, außer der Mathematik, in der er ordentliche Stunden erhielt; er konnte gehen, wohin, und thun, was er wollte. Dies veranlaßte, daß er als ein zehnjähriger Knabe mit den beiden Enkeln des Cantors im Orte eine Freundſchaft ſchloß, aus der ſehr bald die innigſte Liebe wurde, die aber den Prediger noch mehr gegen den kleinen Wilhelm einnahm.

Der Cantor Büchling, welcher ſeine Tochter, eine Wittwe, mit ihren zwei Söhnen bei ſich hatte, war jetzt ein Mann von ſechzig Jahren, aus deſſen ſchwarzen Augen aber noch immer die Flamme des Jugendalters hervorleuchtete. Im ganzen Städtchen hielt man ihn für ſehr hochmüthig, was auch ſein ſtolzes Weſen, ſein Ernſt, ſeine Unerſchrockenheit zu beſtätigen ſchien. Er war Soldat geweſen, und hatte Reiſen zur See gemacht. Man erzählte in dem Städtchen recht viel Böſes von den erſten zwei Drittheilen ſeines Lebens; doch niemand wußte davon etwas Gewiſſes. Er ſelbſt ſprach nicht über ſeine eigentliche Lebensgeſchichte, ſondern nur bei Gelegenheit wohl einmal von ſeinen Reiſen.

Schon bei dem Antritte ſeines Amtes verſah es der Prediger Bellmann mit dem Cantor. Obgleich der vorige Prediger einen ungemeſſenen Prieſterſtolz gehabt, und daher den Cantor völlig als ſeinen Untergebenen behandelt hatte, ſo waren ſie Beide doch gut mit einander fertig geworden. Nun wußte man nicht zu begreifen, wie der Prediger

Bell-

Bellmann, der den hochmüthigen alten Büchling ſo human, ſo höflich, ganz wie ſeines Gleichen behandelte, ſich ſo übel mit ihm vertragen konnte. Der Einnehmer allein fand hierin nichts Unbegreifliches; er ſagte: „bei dem vorigen Prediger blieb der alte Büchling an der Stubenthüre ſtehen, ging auf der Straße einen Schritt hinter ihm, und ſo weiter; übrigens hatte er ganz ſeinen Willen. Der jetzige bietet ihm einen Stuhl, läßt ihn neben ſich gehen, und giebt ihm die Hand, macht ihm aber Schul-Reglements, will neue Methoden in dem Unterricht einführen, iſt ein wenig neugläubig, und ſo weiter. Der vorige Prediger nannte den Cantor ſeinen Untergebenen, und behandelte ihn wie ſeines Gleichen; dieſer nennt ihn ſeines Gleichen, und behandelt ihn wie ſeinen Untergebenen.“

So verhielt es ſich wirklich. Der Cantor Büchling war ein ſehr redlicher Mann, mit einer Feuerſeele, deren Ungeſtüm ihn in der Jugend zu großen Unbeſonnenheiten getrieben hatte. Indeß, ſo bunt ſein Leben auch geweſen war, ſo hatte er es doch von allen Vergehungen, von allen Laſtern frei erhalten, ja oft ſehr edel gehandelt und der Tugend die größten Opfer gebracht. Nicht ſelten war er ganz nahe am Rande eines Vergehens geweſen, und doch nie hinein geſtürzt. Er glaubte, die Religion habe ihm alle Verſuchungen überwinden helfen, und das war der Grund, warum er feſt an der Dogmatik hing, die man ihm in ſeiner Jugend beigebracht hatte. So lehrte er denn die Jugend des Städtchens gerade eben das, was er wußte, und was ihm ſo nützlich geweſen war. Man glaube nicht etwa, der alte Mann habe ſeinen Schülern die Geheimniſſe der Dogmatik mit unverſtändigem Eifer vorgetragen. Nein, was er lehrte, war eine herzliche, einfach edle Moral, die er aber, nach alter Sitte, nur aus der Bibel und von dem unmittelbaren Willen Gottes ableitete, und mit der er übrigens in den zwanzig Jahren, die er nun als Cantor in dem Städtchen lebte, ſchon ſehr gute Menſchen gebildet hatte.

Wellmann lobte den Alten, gab ihm aber

doch ein Paar Bücher, und bat ihn, ſie bei ſeinem Unterrichte zu benutzen. Büchling gab ſie zurück, ohne etwas darüber zu ſagen, und blieb bei ſeiner Methode. Bellmann redete nun mit ihm über manche Punkte in der Religion, und machte mit vieler Artigkeit einige kleine Einwendungen dagegen. Büchling ſchwieg, weil er nicht alles zu verſtehen glaubte. Der Prediger, der ſehr wohl wußte, daß ſein Cantor nicht aus Furcht oder Reſpekt ſchwieg, hielt ſein Schweigen für Billigung, beſonders da es ihm nicht entgangen war, wie viel Geiſt und Scharfſinn der Alte hatte. Er fing nun ſelbſt an, in der Schule zu unterrichten, und wurde dabei ſo gelehrt, daß er mit den Kindern ſogar die Lehre von dem Kanon und von dem Alter der bibliſchen Bücher unterſuchte. Hierüber ſchüttelte Büchling den Kopf; und da der Prediger nicht darauf achtete, ſo redete jener derb und heftig. Das alles, ſagte er, mag wahr ſeyn; ich verſtehe es nicht. Aber wenn es auch nicht wahr wäre, ſo begreife ich doch wohl, daß ſchon die bloßen Zweifel einem Gelehrten, wie Sie, Vergnügen machen können, weil er dadurch Gelegenheit zu Unterſuchungen bekommt. Auch, lieber Herr Prediger, haben Sie darin vollkommen Recht, daß es für die meiſten Menſchen ganz einerlei iſt, von woher man ihnen das ankündigt, was ſie glauben ſollen. So viel ich die Kinder und die Menſchen überhaupt kenne (und ich glaube, beide ſo ziemlich kennen gelernt zu haben), gilt es ihnen gleich, ob man ihnen ſagt: das hat Gott befohlen, oder das hat — wie heißt doch Ihr Mann gleich? — Sokrates, oder Leibnitz geſagt; obſchon am Ende Gott doch wohl eine beſſere Figur macht, als ein ſchwacher Menſch. Aber es ſoll einmal daſſelbe ſeyn, ſo muß man den Menſchen nur nicht dabei ſagen: Sokrates oder Leibnitz iſt ein Betrieger geweſen, oder er hat ſich geirrt, und dergleichen. Ich ſage: Gott will, daß du deinen Nächſten lieben ſollſt, wie dich ſelbſt; hier ſteht es, hier in dieſem göttlichen Buche! Ich könnte auch anders ſagen; doch habe ich nun einmal ſo geſagt, dann darf ich nicht hinterdrein den Zweifel aufwerfen, ob das

Buch auch göttlich ſey oder nicht; denn, Herr Prediger, ſonſt zweifelt der gemeine Mann auch an der Heiligkeit und Wahrheit der Lehre: liebe deinen Nebenmenſchen. Für den Gelehrten iſt Zweifeln eine Freude; für den gemeinen Mann aber eine Qual. Der mindeſte Zweifel an der Richtigkeit des Kanons, wie Sie die Bibel nennen, kann den gemeinen Mann zu gänzlichem Unglauben bringen. Hier giebt es nur Einen Weg, Herr Prediger: entweder laſſe man die Bibel in ihrem Anſehen, oder man nehme ſie gänzlich weg, und ſage nur: das will Gott! Gewiß wird ſelten ein Ungelehrter fragen: woher weißt du das? Die Verſicherung des Lehrers iſt ihm, und beſonders den Kindern, Autorität genug.

„Recht gut geſagt, lieber Büchling. Man ſieht, daß Sie über Ihr Amt gedacht haben; doch eben deshalb kann ich von Ihnen verlangen, was ich vielleicht hundert Andern nicht zumuthen dürfte, die Kinder zum Selbſtdenken anzuhalten." — Hier erröthete der Cantor, und ſchwieg; denn er ſetzte gerade ſeinen Stolz darein, ſeine Schüler denken zu lehren. Der Prediger fuhr fort: „die Kinder müſſen ſich die Gründe der Tugend, ihrer ganzen Sittlichkeit, anzugeben wiſſen.“

Der Cantor fragte ſtolz: wiſſen Sie denn einen andern, Herr Prediger, als den: der heilige Gott, der uns erſchuf, will, daß der Menſch heilig ſeyn ſoll, wie er? Nun, den wiſſen meine Schulkinder auch, und dagegen muß kein Zweifel bei ihnen aufkommen. Wie man ihnen das ſagt, iſt ja wohl einerlei, wenn es ihnen nur gewiß bleibt. Ich, Herr Prediger, glaube an die Bibel; und darum ſage ich: in dieſem heiligen Buche ſteht, daß Gott dieſes oder jenes befohlen hat.

Der Prediger war, ob er gleich lächelte, doch ein wenig verdrießlich darüber, daß der alte Mann ihn ſo ſtolz fragte, ob er einen andern Grund der Tugend wiſſe. Er ſprach jetzt noch viel von Verſtandesübungen, und von dem Schaden, den manche dogmatiſche Begriffe für das Volk hätten. Der alte Mann erwiederte eifrig: zeigen Sie mir ſchädliche, von denen ich in meinem Unterricht etwas erwähne, und ich ſchweige ſogleich davon. Aber zu ſagen: dies hier in der Bibel iſt ſchädlich; — dazu kann ich mich nicht entſchließen. Meine ganze Kunſt beſteht darin, daß ich von allem ſchweige, was den Kindern nicht nützen kann. Gelehrſamkeit, die zu nichts hilft, würde ich nicht zeigen, und wenn ich ſie auch hätte.

Der Prediger erröthete, weil er ſich getroffen fühlte; denn die Kunſt zu ſchweigen, verſtand er gar nicht. Er machte noch einige Verſuche, den alten Mann nach ſeinen Wünſchen zu lenken; doch Büchlings Starrköpfigkeit vereitelte ſie alle. Nun wurde er endlich aufgebracht, und per consensum (ſo ſollte öfter der Moraliſt ſagen, als der Arzt) auch ſeine Frau. Der Hochmuth des Cantors bekam nun neue Tadler; er erfuhr, was der Prediger von ihm ſagte, und in der erſten Hitze ließ er ein Paar Worte von der Heterodoxie des Predigers fallen, die nicht verloren gingen. Der Prediger gab indeß ſeine Abſicht nicht auf; er ſuchte durch den Einnehmer, für den der alte Büchling große Achtung hatte, auf den eigenſinnigen Schulmann zu wirken. Doch, obgleich der Einnehmer weit ärgere Heterodoxieen behauptete, und ſie gegen den Prediger mit ſeiner gewöhnlichen Hitze vertheidigte, ſo ließ er ſich doch ſchlechterdings nicht bewegen, des Cantors Orthodoxie anzugreifen. Es ſchien, als ob er nur gegen den Prediger den Ungläubigen ſpielen wollte; im Beiſeyn des Cantors war er immer ſehr gläubig.

Dies gehörte mit zu den vielen Inconſequenzen, die der Prediger dem Einnehmer Schuld gab. Auch der Lieutenant that das einmal, weil ihm der übel verhehlte Verdruß des Predigers nahe ging. Nun ſagte der Einnehmer: „Bruder, ich bin nicht doppelzüngig. Des Predigers Theologie iſt Gelehrſamkeit; und über die kann man disputiren. Des Cantors Theologie aber? die iſt der Grund ſeines Handelns; und Gott ſoll mich behüten, Jemandes Gewiſſen zu verletzen!

Der Einnehmer ſchätzte den alten Bächling ſehr hoch; aber doch ließ er den kleinen Wilhelm nicht zu ihm in die Schule gehen:

denn — er ſelbſt war ungewiß, warum er es nicht that; oder — er mochte nicht ſagen, daß ihm, ſo wie dem Prediger, der Unterricht des alten Mannes doch ein wenig allzu orthodox war. Wenn der Lieutenant oder ſeine Frau davon ſprachen, daß es nun wohl Zeit ſey, den Kleinen in die Schule gehen zu laſſen; ſo rieb der Einnehmer verlegen die Stirn, und ſagte: „ich war ohnehin ſchon Willens, ihn ein Paar Stunden wöchentlich in dem, was er von Gott wiſſen muß, zu unterrichten, und jetzt will ich auf der Stelle anfangen. Laßt ihn ſuchen!"

Wenn Wilhelm gefunden wurde, ſo blieb der Einnehmer nicht Eine Stunde, ſondern gleich vier hinter einander mit ihm in ſeinem Zimmer, und Beide kamen dann mit glänzenden Augen wieder zum Vorſchein. Damit war es denn aber auch vorbei; ſchon am folgenden Tage wurde alles vergeſſen, was man über den Unterricht nach Stunden verabredet hatte. Der Knabe war mit dem Religionsweſen ſo gänzlich unbekannt, daß er dem Einnehmer oft große Verlegenheit, und deſſen Frau, ſo wie dem Lieutenant, große Angſt verurſachte, wenn er z. B. fragte: wo gehen denn die Juden zum Abendmahl? Nach einer ſolchen ſeltſamen Frage wurden wieder einige Stunden gegeben; doch bald war alles vergeſſen.

Der Einnehmer hatte ſich nun einmal vorgenommen, den geliebten Wilhelm in Allem ſelbſt zu unterrichten. Zu träge war er nicht dazu, aber wohl — zu geſchäftig. Er verlor die Zeit mit Anſtalten, weil er ſich zu einer Ordnung zwingen wollte, die nicht in ſeiner Natur lag. Auf ſeinem Schreibtiſche hatte er wohl zwanzig ſchöngeſchriebene Lektions-Plane, von denen er aber nicht Einen ausführte. Dazu kam noch der Umſtand, daß er nicht gut über irgend etwas reden konnte, wofür er ſich nicht erwärmt hatte. Seine zufälligen Geſpräche mit dem Knaben waren ſehr belehrend, ſein förmlicher Unterricht aber, wenn er ſich auch einmal dazu zwang, ſehr trocken. Ferner ſchwankte er ſelbſt noch in ſeiner Ueberzeugung von vielen Dingen. In einem Geſpräch ergriff er eine

Meinung, wenn ſie ihm auch nicht ausgemacht ſchien, mit Feuer; — oder er debattirte über ſie und über ihr Gegentheil. Dachte er aber an den Unterricht, ſo blieb er kalt, und wußte ſelbſt nicht, welcher Meinung er beipflichten ſollte.

So konnte er heute behaupten: die Moral der Alten, welche Entbehrung, Opfer, Armuth, die einfachſte Genügſamkeit verlangt, ſey eine engherzige Mönchs-Moral, und Platon habe Griechenland zu einem Kloſter machen wollen. Handel, Luxus ſey das, wodurch die Perfektibilität der Menſchen ſich am meiſten äußere. Die Cyniker und die Stoa galten ihm dann für Feinde der Menſchheit; die Phönizier und die Engländer für die Pädagogen unſres Geſchlechtes. Morgen aber behauptete er gerade das Gegentheil: ein Cyniker ſey der wahre König; die Handelsflotten der Engländer mit ihren Gewürzen, ihren Muſſelinen, Kaffee- und Zuckerfäſſern wären eine weit und breit umherziehende Peſt, welcher Europa weiter nichts verdanke, als ſtehende Armeen, Kriege, Schulden, und mancherlei Krankheiten. Machte ſein Bruder ihn aufmerkſam auf den Widerſpruch zwiſchen geſtern und heute, ſo zählte er Vortheil und Schaden von beiden Seiten auf, und rief: „das ſteht in der Wage, Bruder; aber eine Meinung muß man doch haben. Wollte Gott, ich hätte eine feſte! Die Unbeſtimmtheit quält mich mehr, als dich.“

Auch dieſes Schwanken in mehreren Gegenſtänden der Wiſſenſchaften hielt den Einnehmer vom Unterrichten ab. Iſt der Junge älter, dachte er, ſo zeige ich ihm Gutes und Böſes; und dann mag er ſelbſt entſcheiden.

So ſammelte denn Wilhelm nur gelegentlich einige Kenntniſſe auf, und hatte Zeit genug, ſeinen Träumereien nachzuhangen, oder mit des Cantors Enkeln beiſammen zu ſeyn, deren Bekanntſchaft er in dem Monumente der Gräfin Elsbeth gemacht hatte.

Dieſes Monument ſtand etwa ein Paar Flintenſchüſſe weit von dem Städtchen in einer Kapelle, mitten in einem Kranze von Buchen und Eichen. Einem alten Vermächtniſſe zufolge, wurden jährlich an einem gewiſſen Tage die Glocken der Kapelle geläutet, wofür der Cantor eine kleine Einnahme hatte. Die Dunkelheit des Ortes, noch mehr aber das darin ſtehende Grabmahl, wobei der kleine Wilhelm an Sadi's Grab dachte, hatte ihn ſchon oft dahin gezogen. Auch an dem Tage, da geläutet wurde, ſchlich er hinaus, um nur von weitem den feierlichen Klang der Glocken zu hören. Der Cantor nahm heute ſeine Enkel mit. Er merkte, daß Wilhelm die Kapelle von innen zu ſehen wünſchte, und fragte ihn, ob er mit hinein gehen wolle. Während des Läutens beſah Wilhelm das marmorne Grabmahl, las daran eine alte Inſchrift, die er nicht verſtand, und betrachtete auch das Bild der Gräfin, die auf den Knieen lag, ſchwere Ketten in den Händen hielt, und dabei gen Himmel blickte. Er heftete mitleidig die Augen auf die Abbildung der Gräfin, noch ehe er etwas von ihrer Geſchichte wußte. Als der Cantor vom Läuten zurückkam, äußerte Wilhelm ſchüchtern den Wunſch, die Geſchichte der Frau zu erfahren. Man ſetzte ſich auf die Stufen vor dem Grabmahle, und nun fing der alte Büchling an zu erzählen. Anfangs redete er ruhig; doch nicht lange, ſo vergaß er, welche Zuhörer er hatte.

„Eine Gräfin Elsbeth von Greifenſtein oder Grafenſtein — erzählt die Sage und eine alte geſchriebene Chronik — verkaufte ihre Güter, und reiſte nach dem Orient, um ihren Gemahl, der bei den Saracenen in Gefangenſchaft war, zu befreien. Sie kommt nach Jeruſalem, und geht von da mit einem treuen Diener, der ihren Schatz trägt, weiter. Die junge, zarte, ſchöne Frau durchſtreift die heißen Sandwüſten Syriens. Am Tage von der glühenden Sonne gebrannt, und bei Nacht von kaltem Thaue benetzt, kommt ſie, durch mancherlei wilde Thiere, bis zu dem Schloſſe am Euphrat, wo ihr Gemahl in Ketten liegt. Der Herr des Schloſſes bemerkt die ſchöne Frankin, und wünſcht, ſie bei ſich zu behalten. Aber mit feſter Treue hängt ſie an ihrem Gemahl, und widerſteht allen Verſuchungen, allen Drohungen und Martern. Endlich rührt ihre Treue den wilden, harten Barbaren. Er verſpricht ihr die Befreiung ihres Gemahls, doch unter drei ſchweren Bedingungen. Zuerſt ſoll ſie den Bruder des Saracenen los bitten, der jenſeits des Euphrats in den Händen eines wilden heidniſchen Volkes iſt. Sie geht über den Fluß, rührt durch ihr Bitten das Herz der Wilden, und bringt dem Herrn ihres Gemahls ſeinen Bruder. Nun ſoll ſie in einem zerbrechlichen Nachen einen hohen Waſſerfall hinunterfahren. Sie tritt betend in den Nachen. An dem Ufer ſtehen Tauſende von Menſchen, die den Muth der edlen Frau bewundern und ihren unvermeidlichen Tod bejammern. Als der Nachen langſam dem Sturze zuſchwimmt, windet ſie ihren Schleier um die Augen, wirft ſich auf die Kniee, und ſtürzt ſo in den wilden brauſenden Strom hinunter. Doch Engel Gottes trugen den Nachen auf ihren Flügeln. Sie kommt geſund an das Ufer, und kehrt, unter lautem Jauchzen der verſammelten Menge, zu der Burg zurück, wo ihr Gemahl in Ketten liegt. „Geh! löſe ihn ſelbſt!“ ſagt jetzt der Saracene, und reicht ihr die Schlüſſel zu dem Gefängniſſe und zu den Ketten ihres Mannes. Er führt ſie an das eiſerne Gitter, das den Gefängnißthurm umgiebt, und durch das hungrige Löwen, als Wächter des Eingangs, die Klauen ſchlagen. „Nun löſe deinen Mann, wenn du willſt!“ ſagt der grauſame Saracene noch einmal. Sie öffnet unerſchrocken die eiſerne Thür, gegen welche die Ungeheuer ſich nun brüllend ſtürzen, und wirft ſich auf die Kniee. Neben ihr liegen in einem Augenblick die Löwen, geduldig und liebkoſend wie Lämmer. Sie ſtützet ſich mit ſchwacher Hand auf eins der reißenden Thiere, ſteht auf, öffnet das Gefängniß, löſ't die Ketten ihres Gemahls, und führt ihn an das Licht der Sonne, das er ſeit fünf Jahren nicht geſehen hat. Jetzt ſtürzen die Löwen brüllend, mit offnen Rachen, auf den Befreiten zu. Elsbeth wirft ſich ihnen entgegen, wehrt ſie mit ſchwachen Händen von ihm ab, und wird von ihnen verſchont. So führt ſie den befreiten Gemahl durch die dikken Reihen der jauchzenden Saracenen. Sie

geht

geht mit ihm durch die Wüſten, ſpricht ihm Muth zu, wenn er verzweifeln will, ſucht ihm eßbare Wurzeln, und taucht ihren Schleier in jeden Bach, um in der glühenden Hitze einige Tropfen Waſſer für ihn zu haben. Endlich erreicht ſie mit ihm Jeruſalem, geht da zu Schiffe, und Beide kommen glücklich wieder nach ihrer Burg. Was war aber der Lohn ihrer Treue? Untreue! Der Lohn ihrer Schmerzen? Neuer Schmerz!" —

(Wilhelm zitterte bei dieſen Worten, weil ihm der Ausgang ahnete.)

„Der heiße Himmel hatte das zarte Geſicht der Gräfin verbrannt, Angſt die Roſen auf ihren Wangen gebleicht, und Thränen das Feuer ihrer blauen Augen vermindert. Sie war noch ſchön, doch nur wie der tugendhafte Schmerz, nicht mehr, wie die glückliche Liebe. Ihre Schweſter, ein junges ſchönes Fräulein, lebte bei ihr, und die Familie war durch Einigkeit glücklich. Der Graf ſah Erdmuthen (ſo hieß die Schweſter ſeiner Gemahlin) alle Tage, und ihre fröhlichen Blicke, ihr heitres Weſen, ihr liebliches Lächeln entzündeten in ſeinem Herzen bald eine ſtrafbare heiße Liebe. Er wendete ſeine Augen von ihr ab, verließ unruhig das Zimmer, kam eben ſo unruhig wieder, und drückte ſeine treue Gattin an die Bruſt. Zwar kämpfte er mit ſeiner Leidenſchaft, doch mit jedem Tage ſchwächer und ſchwächer.“

„Wenn Elsbeth erzählte, wie ſie unter den Wilden gelebt habe, wie ſie den hohen Waſſerfall betäubt hinabgeſtürzt ſey; dann ſah er nur die Thränen auf Erdmuthens Wangen, und die ſchöne Bruſt, welche ihre Seufzer hoben. Er haßte ſich ſelbſt, daß er ſogar in dem Augenblicke, da ſeine Gemahlin von den Wunderthaten ihrer himmliſchen Treue redete, ſo treulos gegen ſie ſeyn konnte. Zwar vergoß er Thränen der heißeſten Reue; doch ſeine Reue war unfruchtbar: er mußte fliehen, anſtatt mit dem Verbrechen zu kämpfen.“

(Hier hätte Wilhelm gern einige Fragen gethan; ſeine Furchtſamkeit erlaubte es ihm aber nicht.)

„Erdmuthe ſah die geheime Trauer des

Grafen, und ihr Herz empfand Mitleiden mit ihm. Da es ihr nicht entging, wie ängſtlich er ſeinen Gram vor ſeiner Gemahlin zu verbergen ſuchte, ſo bat ſie ihn, ſich ihr zu entdecken, weil ſie glaubte, ſie werde im Stande ſeyn, durch Troſt ſein Leiden zu mildern. Er ſah vor ſich nieder, und ſchwieg. Sie faßte ſeine Hand, und bat ihn dringend um Vertrauen. Er riß ſich aber von ihr los, und entfloh in die Einſamkeit.“

„Das gutherzige Mädchen gab die Hoffnung nicht auf, ihn zu tröſten. Mit jedem Tage drängte ſie ſich näher an ſein Herz; ſie folgte ihm auf jedem Schritte, ermüdete nicht mit ihren unſchuldigen Liebkoſungen, und entriß ihm endlich das fürchterliche Geheimniß. Ich liebe dich, Erdmuthe! ſagte er mit ſchrecklichen Tönen; und nun laß mich ſterben!“

„Beide ſtürzten aus einander: er in wilder Verzweiflung, ſie in dem gräßlichſten Schrecken. Sie wollte den undankbaren, treuloſen Mann verwünſchen; doch ach! ſie fühlte mit tödtlichem Schmerze, daß ſie ſein

Verbrechen mit ihm theilte, daß ſie ihn liebte. Erſt nach einigen Tagen ſahen ſich die Unglücklichen wieder. Auf Beider Stirn hing die ſchwarze Wolke, welche ein böſes Gewiſſen über die Stirn jedes noch nicht vollendeten Böſewichtes verbreitet."

„Nun war auf einmal ein finſteres Schweigen, ein trüber Gram in den Zimmern, worin ſonſt Liebe und Ruhe gewohnt hatten. Die Gräfin ſah in den Augen ihres Gemahls und ihrer Schweſter Thränen; ſie glaubte, es wäre Trauer um ihren Ernſt, und zwang ſich, heiterer zu ſcheinen. Auch bat ſie ihre Schweſter, den Grafen nicht allein zu laſſen. Wenn es ihr unmöglich war, heiter zu ſeyn, ſo führte ſie ihren Gemahl auf das Zimmer ihrer Schweſter, und ſie ſelbſt ſtahl ſich dann leiſe fort."

„Noch war Erdmuthe ſtark genug, dem Grafen — nicht ihren Schmerz, aber doch ihre Liebe zu verbergen. Auch er ſchwieg; doch ging er bleich, wie der Geiſt eines Todten, umher: mit jedem Tage wurde ſein Gram verzehrender, und Erdmuthens Kraft geringer. Endlich mußte er ſich krank auf ſein Lager werfen. Die Gräfin war vor Schrecken außer ſich, und bat ihre Schweſter dringend, den Grafen zu pflegen. Die unglückliche Erdmuthe durfte ſein Lager nicht verlaſſen, wenn ihre Schweſter, ſo ſchwach ſie auch war, nicht bei ihm wachen ſollte. Der Graf heftete, als ſie an ſeinem Lager ſaß, die halb erloſchenen Blicke auf ſie, und ſagte endlich: o, Erdmuthe! nur Einmal drücke deine Lippen auf meinen Mund; dann ſterbe ich glücklich.“

„Sie ſchwieg. Als aber aus dem unbeweglich auf ſie gehefteten Auge Thränen floſſen, beugte ſie ſich über ihn, berührte mit ihren blaſſen, kalten Lippen ſeinen Mund, und ſagte leiſe, mit brechendem Herzen: o, laß auch mich ſterben! Ich liebe dich! — Seine Arme umfaßten ihren Hals, ehe ſie ſich wieder aufrichten konnte; dann wendete er das Geſicht ab, und weinte.“

„O, lebe! lebe! rief Erdmuthe jetzt verzweifelnd; ich will dich lieben! Elsbeth befreite dich durch Tugend aus der Sklaverei; ich will dich durch ein Verbrechen vom Tode retten. Ja, ich liebe dich, Graf! ich liebe dich! Sie ſchloß ihn an die bebende Bruſt. Dann ſank ſie auf ſeinem Herzen in eine tiefe Ohnmacht.“

„Die Gräfin Elsbeth hatte in der offenen Thüre dies Alles gehört. Sie ſchwankte kraftlos zurück in ihr Zimmer. Hier nahm ſie die Ketten, aus denen ſie ihren Gemahl befreiet hatte, und benetzte ſie mit heißen Thränen. In ihrer Seele regte ſich Unwille; doch die Liebe beſiegte ihn bald wieder, und ſie beſchloß, zu ſchweigen.“

„Am folgenden Morgen ſagte man ihr, es beſſere ſich mit ihrem Gemahle, und nach drei Tagen ſah ſie ihn wieder hergeſtellt. Sie wußte, daß glückliche Liebe ihn geſund gemacht hatte; doch der Schmerz in ſeinen und ihrer Schweſter Augen, und Beider heftige Zärtlichkeit gegen ſie, zeigten ihr, daß noch kein Verbrechen begangen war.“

„Sie feierte ihres Gemahls Geneſung durch ein Feſt. Am Abend führte ſie ihn in ihr geheimſtes Zimmer, nahm die Ketten, die er getragen hatte, und ſchlang ſie ſcherzend um ſeinen Leib. Dann faßte ſie ihn in die Arme, und fragte: Geliebter, werden dieſe Ketten dein Herz auf ewig an mich feſſeln?“

„Der Graf ſank vor ihr auf ein Knie, zog mit einem fürchterlichen Blick einen Dolch hervor, drückte die Ketten an ſein Herz, und ſagte: ob es noch einem Menſchen gegeben ward, ſo treu zu ſeyn, wie du, das weiß ich nicht. Doch Eins weiß ich, Elsbeth: ich kann für dich ſterben, wie du für mich ſterben wollteſt. Plötzlich umfaßte er, noch immer in den Ketten, ſeine Gemahlin, und ſchwor ihr in räthſelhaften Ausdrücken, die ſeinen Tod bedeuteten, ewige Treue. Dann ſagte er ihr, er müſſe zu einer Fehde für einen ſeiner Freunde ausziehen. Elsbeth ſah, daß er ſeine Liebe nicht überwinden konnte, aber den Tod nicht ſcheuete; und ihr Entſchluß war gefaßt.“

„Sie bat ihn, noch einige Tage zu bleiben. Denn, ſetzte ſie ſanft hinzu, ich bin ſehr matt, viel matter, als du glaubſt. Ich lebe nur noch, weil ich dich ungern verlaſſe, weil ich bei dir ſo glücklich bin. Meine Stunden ſind gezählt. Wenn ich todt ſeyn werde, o dann verſtoß meine Schweſter nicht! Bleib ihr Freund, wie du der meinige warſt; und wollte der Himmel den heißen Wunſch einer Sterbenden erhören, ſo gäbe er dir mehr als das Herz eines Freundes für meine Erdmuthe. — Sie drückte das Geſicht an ſeine Bruſt, um ihre Bläſſe und ihre Thränen zu verbergen. Nun bat ſie ihn, er möchte ſie nach einem Kloſter begleiten, wo ſie ihre Jugend verlebt hatte; dort wollte ſie einige Tage in den Armen ihrer Freundin, der Aebtiſſin, zubringen."

„Er begleitete ſie dahin, kehrte aber nicht wieder nach ſeiner Burg zurück, um nicht mit Erdmuthen allein zu ſeyn. Nach acht Tagen meldete ihm die Aebtiſſin des Kloſters den Tod ſeiner Gemahlin, und ſchickte ihre letzten Briefe, welche die Bitte enthielten, daß er ihre Schweſter nicht verlaſſen, und ſich ihres Wunſches erinnern möchte."

„Die Gräfin war noch nicht geſtorben. Sie ließ dieſe Kapelle mit ihrem Grabe erbauen, und lebte hier, bis der Gram nach einer kurzen Zeit ihr Leben endigte. Die Aebtiſſin ließ ihr dieſes Denkmahl errichten. Seht hier die Worte: „die Liebe iſt ſtärker als der Tod, ſtärker als die Dankbarkeit. Auch dieſe Ketten konnten ſie nicht binden.“

Der Cantor Büchling richtete während ſeiner Erzählung die Augen öfters, doch unvermerkt, auf den kleinen Wilhelm, deſſen ſtill glühender Blick ihn ſchon in dem Hauſe ſeines Pflegevaters oft angezogen hatte; er wollte nehmlich beobachten, welche Wirkung die Geſchichte auf den Knaben thun würde. Anfangs hatten Thränen in deſſen Augen geſtanden; jetzt aber, da der alte Büchling ſchwieg, hob Wilhelm das große Auge freundlich auf, und wendete es auf die Figur der Gräſin. Büchlings Enkel ſahen Beide den Großvater an, und erwarteten noch immer, daß er die Erzählung vollenden ſollte. Der Großvater aber ſtand auf, ging aus der Kapelle, und ließ die jungen Leute allein. Es geſchah, was er erwartet hatte: die drei Knaben fingen ein Geſpräch an. Der Großvater, ſagte Rudolph, der älteſte, ein Knabe von dreizehn Jahren, hat etwas weggelaſſen: wie der Graf, als er mit ſeiner jungen Frau auf der Jagd iſt, hier die Kapelle findet, und, ich glaube gar, ſich ſelbſt tödtet.

„Ja," rief hier Wilhelm auf einmal: „das eben mußte ſie nicht! das nicht!"

Der Graf tödtete ſich ſelbſt! belehrte ihn Rudolph, der ſich einbildete, daß Wilhelm ihn falſch verſtanden habe.

„Ich weiß wohl," antwortete Wilhelm. „Was liegt an dem Grafen! Aber ſie" — er zeigte auf das Marmorbild — „ſie, die Gute! die Treue! ſie!" — Er ließ wehmüthig die Stimme ſinken. — „Sie mußte ohne Grabmahl, ohne Kapelle, ohne Inſchrift ſterben; ſie mußte ſich nicht rächen."

Nein, nein! riefen die beiden Knaben: das war eben ganz recht. Der Graf hatte Strafe verdient; und dies war ſie.

„O," ſagte Wilhelm wieder laut; „es war ja genug, wenn die Gräfin am letzten Gericht neben ihn hin trat, ohne ihn zu lieben. Still mußte ſie ſterben!"

Hier trat der alte Büchling wieder in die Kapelle, drückte den Knaben heftig an ſeine Bruſt, und ſagte: recht ſo, lieber Kleiner! du edle Seele! Still mußte ſie ſterben! Aber ſie war dennoch eine edle, eine große Frau! ... Ja, mein Sohn! richtig! was lag am Grafen! Er war längſt todt, ehe die Gräfin ſtarb. ... Doch, fuhr er gelinder fort: wie meinſt du denn das, mein Sohn? Warum ſollte die Gräfin denn ſtill, ohne Grabmahl und Inſchrift, ſterben?

Wilhelm war über die Heſtigkeit des alten Mannes ſehr verlegen; doch bald konnte er ſich über ſeine Meinung erklären, und der Alte ſah nun, daß der Knabe wirklich den großen Gedanken lebendig gefühlt hatte. Er legte ihm die Hand an die rothe Wange, und fragte: würdeſt du denn ſtill geſtorben ſeyn, mein lieber Sohn?

„Ich weiß einen Mann, der noch ſtiller ſtarb,“ antwortete Wilhelm, wie in Begeiſterung.

Der noch größer war? noch edler? fragte der Alte begierig: wer war es denn? Sag doch, lieber Wilm, ſag!

Wilhelm hatte ſeiner Mutter ſchon oft von dem Manne erzählt, aber nicht mit dem Feuer, wovon ſeine Phantaſie brannte; denn der ruhige Blick, mit dem ſie ihm zuhörte, kühlte jedes Mal die Gluth ſeiner Seele. Hier aber ſtand er vor einem Manne, der eben ſelbſt mit Feuer erzählt hatte, deſſen Auge flammte; und nun ſtrömte ſein ganzes Herz immer feuriger hervor, ſo daß der Alte ſeinen Blick nicht von den glühenden Augen des Knaben abwenden konnte. „Die Einwohner von Kufa," hob Wilhelm an, „ließen den rechtmäßigen Kaliſen, Iman Hoſſein, einladen, das Reich, das ihm, dem Sohne Ali's, gehörte, in Beſitz zu nehmen. Hoſſein rückte aus Medina gegen den Euphrat in eben die Wüſten vor, welche die treue Gräfin Elsbeth durchwandert hat. Sein Feind rückte ihm entgegen, und lagerte ſich an dem Fluſſe. Nun flohen Hoſſeins Begleiter, und ließen ihn mit ſeiner Familie und ſeinen wenigen Freunden in den waſſerloſen Wüſten allein. Hier lebte er einen Monat in dem unbeſchreiblichſten Elende.

Seine Kinder verſchmachteten faſt vor Durſt, und er mußte, mit dem Schwert in der Hand, die Anfälle ſeiner Feinde abwehren. Endlich verzweifelte er an aller Rettung, und ließ das Schwert aus den matten Händen ſinken. Er nahm ſeinen jüngſten Sohn Askur, der in meinem Alter war, auf den Schooß, und ſo erwartete er, auf einem Teppich ſitzend, ruhig die Feinde. Sie ſprengten auf ihn zu; Saad legte einen Pfeil auf den Bogen, und zielte nach dem Herzen des kleinen Askur. Der Vater wollte es bedecken; da ziſchte der Pfeil, und heftete ſeine zitternde Hand an das Herz ſeines Sohnes. Dieſer zuckte nur Einmal, und ſtarb. Gott iſt barmherzig! ſagte der unglückliche Vater, und lächelte Saad an, der jetzt mit gezücktem Schwert auf ihn los ſprengte. Hoſſein ſtarb mit den Worten: Gott iſt barmherzig. — Bei dieſer Erzählung tropften ſtille Thränen aus den Augen des Knaben; man ſah deutlich, daß ſie ihn ſchmerzte und ihm dennoch wohlthat."

Büchling ſchüttelte den Kopf ein wenig.

Hoſſein, ſagte er, war ſtandhaft, mein Sohn; aber meine Gräfin war großmüthig. Sie entſagte freiwillig . . .

„Nun?" rief Wilhelm eifrig: „ich habe Ihnen ja geſagt, daß Hoſſein, Iman war. Die ganze Welt konnte ihn nicht überwinden, wenn er wollte. Saad tödtete ſeinen Sohn an ſeiner Bruſt; und dennoch ſtarb er lächelnd, ſchweigend, um die Sünden der Gläubigen zu büßen."

Aus Wilhelms Ernſt und Rührung ſah der alte Büchling ſehr wohl, daß der Knabe feſt von der Wunderkraft der Imane überzeugt war. Er ſchwankte nun, ob er ihm ſagen ſollte, daß er an eine Fabel glaube, oder nicht. Doch bald nahm er ihn an ſeine Bruſt, und rief, ſich vergeſſend: halte dieſen Glauben feſt, mein Sohn! Dein Herz iſt groß genug zu einer ſolchen That. Der Nahme mag eine Fabel, eine Erdichtung ſeyn; aber die That — nein, bei Gott! die iſt kein Mährchen. Wie hätten ſonſt Menſchen ſie denken können! wie könnte ſie ſonſt mein Auge benetzen! wie ſonſt dein und mein

Herz ſo hoch erheben! . . . O, du biſt ein edler Knabe!

In dieſem Augenblicke trat der Prediger mit ſeiner Tochter in die Kapelle, umfaßte, wie der alte Büchling, den kleinen Wilhelm mit herzlicher Rührung, und ſagte: ja, du biſt ein edler Knabe! — Er hatte an der hintern, offen ſtehenden Thüre die ganze Unterredung angehört, und reichte jetzt in großer Bewegung dem alten Büchling die Hand, ohne an ſeine Unzufriedenheit mit ihm zu denken. Die übrigen Kinder, des Cantors Enkel und des Predigers Tochter, wußten nicht recht, warum der kleine Wilhelm ſo ganz anders gelobt wurde, als ſie für das Beſte, was ſie jemals gethan hatten; aber — auch ſie fühlten ſich bewegt. Alle Kinder ſetzten ſich nun auf die Stufen des Monuments; der Prediger und der alte Büchling gingen hinaus, um ſich noch ohne Zeugen zu unterreden.

Henriette wollte über mehrere Umſtände, die ihr in der Erzählung undeutlich geblieben waren, belehrt ſeyn, hatte Ein „Warum?"

über das andre zu fragen, und meinte zuletzt: das iſt wohl ein Mährchen, wie mein Vater mir zuweilen eins erzählt. — Die drei Knaben zeigten auf das Marmorbild der Gräfin, als wollten ſie damit die Wahrheit der Geſchichte erweiſen. Nein, nein! ſagte die kleine Henriette. Aber ſchön iſt das Mährchen, ſo ſchön, wie ich je eins gehört habe. Sie legte der Gräfin die Blumen, die ſie gepflückt hatte, auf den Kopf, und dann ging ſie hinaus zu ihrem Vater.

Beide Männer verloren ſich, als die erſte heftige Bewegung ihrer Herzen vorüber gegangen war, in Betrachtungen über dieſe kleine Scene. Da ſehen Sie nun — fing jeder von Beiden zu gleicher Zeit an, und ſchwieg wieder, um erſt zu hören, was der Andre ſagen würde. Da ſehen Sie nun, nahm endlich der Prediger das Wort, an dem Beiſpiel dieſes Knaben, daß der Menſch alles in der Welt glauben kann, auch die ärgſten Mährchen, wahre Tollheiten, und daß man ſich folglich mit dem größten Eifer bemühen ſollte, das, was er lernt,

immer

immer auf klare, helle Wahrheit zu bringen.

Büchling hatte etwas ganz Andres erwartet, als dieſe Bemerkung. Er ſchwieg daher, und der Prediger mußte ihn erſt angelegentlich bitten, auch ſeine Meinung über die Scene zu äußern. Ich wollte ſagen, hob Büchling endlich an: Sie ſehen aus dieſem Beiſpiel, wie wenig an der Form, ja ſelbſt an der Wahrheit, an der Begreiflichkeit deſſen liegt, was ein Kind lernt, um eine tugendhafte Maxime, zu That und Kraft, lebendig in das Herz zu bringen. Ein fremder Aberglaube, der ſeltſamſte von der Welt, hat bei dieſem Knaben eine ſo große ſchöne Wirkung . . .

„Der Aberglaube, die Sünden Andrer an ſich ſelbſt büßen zu wollen, iſt ſo ſelten eben nicht,“ unterbrach ihn der Prediger lächelnd. „Aber, welche ungeheuer verwirrte, welche ſchädliche Begriffe muß nicht der Gedanke hervorbringen, daß man das wirklich könne!“

Das Beiſpiel dieſer edlen Groſsmuth, Herr Prediger . . .

„Die Schädlichkeit dieſer verworrenen Begriffe, lieber Freund!"

Ja, für den Kopf des Knaben, das mag ſeyn. Doch, es koſtet ja nur ein Wort, dieſe Begriffe in Ordnung zu bringen. Aber — ſagten Sie nicht ſelbſt: edler Knabe?

„Hm! ja! ohne, daß daraus etwas folgt. Ich achte die Tugend nur, in ſo fern ſie die Wirkung der hellſten Ueberzeugung von Pflicht iſt."

Damit heben Sie aber das Daſeyn der menſchlichen Tugend gänzlich auf; denn eine ſolche Tugend iſt ja faſt unmöglich. Der Edelmuth der Gräſin . . .

„. . . iſt ganz und gar keine Tugend; vielmehr, wenn man es genau nehmen will, ein Verbrechen."

Hier runzelte Büchling die Stirn, und ſagte: ich muß wohl einmal nach den Kindern ſehen. Er und der Prediger trennten ſich ſehr unzufrieden mit einander.

Wilhelm hatte unterdeſſen mit den beiden

Enkeln des Cantors ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen. Er wäre nicht dreiſt genug dazu geweſen; doch Rudolph hatte ihn aufgefodert. Beide umarmten einander, und verſprachen, ſich Du zu nennen. Die kleine Henriette ſah ihrer Umarmung lächelnd zu, und ſchlug vor Vergnügen in die Hände; doch, als die Knaben ſie auffoderten, ihnen die Hand zu geben, ſagte ſie klug: ein Mädchen darf nicht vertraut mit Knaben ſeyn; das hat mir mein Vater oft geſagt. — Ihr Vater rief ſie jetzt, und kehrte mit ihr nach der Stadt zurück.

Als der Cantor wieder in die Kapelle trat, war das ſchon geſchehen, was er wünſchte. So wie er ſah, daß Rudolph den kleinen Wilhelm bei der Hand hielt, nahm er Beider Hände, und ſagte: ſeyd Freunde! der von euch iſt der beſte, der den andern am meiſten liebt, und ihm am meiſten verzeiht!

Nun ſetzte ſich der Alte mit den Kindern unter die Eichen und Buchen, welche die Kapelle umgaben, ſchickte ſeine Enkel nach Hauſe, daß ſie Milch und Obſt holen ſollten, und ſagte dem kleinen Wilhelm, er möchte ſich zu ihm ſetzen. Ein Paar Fragen belehrten ihn hinlänglich, auf welche Weiſe der Knabe zu ſeinen Kenntniſſen gekommen war, und wie lieb er Perſien hatte. „Ich bin ſelbſt vier Jahre in dieſem Lande geweſen,“ ſagte Büchling nun; und Wilhelm rief mit Entzücken: in Perſien? O, in dieſem glücklichen Lande! in dieſem Paradieſe!

„Als ich in dieſem glücklichen Lande war, mein Sohn, wurden in Einem Jahre ſechs Könige von ihren nächſten Verwandten ermordet, die ſchönſten Städte in Aſchenhaufen verwandelt und die Felder mit Blut bedeckt, bis ein glücklicher Rebell, Nahmens Kerim, durch Verbrechen den Thron beſtieg, und dem Lande die Ruhe wiedergab! . . . Mein Sohn, es giebt kein andres Paradies auf der Erde, als da, wo tugendhafte Menſchen zuſammen wohnen, die, wie du ſagſt, ſtill zu ſterben wiſſen.“

Der Alte erzählte nun mehr von Perſien, bis ſeine Enkel zurückkamen, und ſuchte dann die Knaben einander noch näher zu bringen. Es gelang ihm ſehr gut, und am Abend gingen Wilhelm und Rudolph als herzliche Freunde aus einander.

Dieſe Begebenheit wirkte eine große Veränderung in Wilhelms ganzem Weſen. Er war wie neugeboren, da er auf einmal in eine ganz neue Welt trat: aus der tiefſten Einſamkeit in die Geſellſchaft andrer Menſchen, aus dem ſtillen Hinbrüten einer üppigen Phantaſie in den Genuß der heiter geſchäftigen Freundſchaft. Die vielen Mährchen, die er bisher geleſen, hatten ihm von den Menſchen und ihren Empfindungen Kenntniſſe verſchafft, die weit über ſein Alter hinaus gingen. Jetzt intereſſirten ihn nicht mehr die Begebenheiten in einem Buche, ſondern nur die Empfindungen, von denen ſie veranlaßt wurden, oder die ſie ſelbſt veranlaßten. Bei Gesners erſtem Schiffer z. B. fing er jetzt an über des Mädchens ſtille Wünſche, Ahnungen und Vorſtellungen mancherlei zu denken, was ſeinen Gefühlen eine ſchnelle Reife und eine ſehr raſche Regſamkeit gab. Er hatte in ſeiner bisherigen Einſamkeit ſo ungeſtört nachgedacht, und ſo oft Vergleichungen angeſtellt, daß ihm nicht mehr das menſchliche Herz, ſondern nur der wirkliche Menſch ſelbſt noch fremd war.

Jetzt kam er zu wirklichen Menſchen, und man kann leicht denken, daß ſein heißes Herz ſich mit groſſer Gewalt an ſeinen neuen Freund hängen mußte, mit dem er nun gemeinſchaftlich durch das Leben voll Wunder und voll Glückes gehen zu können glaubte. Sein Freund Rudolph merkte an ihm bald etwas Seltſames, das er nur nicht zu benennen wußte. Wilhelm — dachte er für ſich, und ſagte es auch, doch in milderen Worten, zu ſeinem Großvater — Wilhelm iſt ſo unwiſſend, ſo einfältig, ſo kindiſch, und dann doch wieder ſchon wie ein großer Menſch. Er weiß alles, was die Menſchen thun, und warum ſie es thun. Einmal redet er ſo ſchön, wie ein Buch, und ein ander Mal wieder, als ob er gar nicht wüßte, was er ſpräche.

Der alte Bückling fand es nöthig, dem Kleinen ſein kindiſches, einfältiges Geſchwätz abzugewöhnen, und ſprach darüber mit dem

Einnehmer. Zum erſten Male hörte dieſer jetzt zu ſeinem Mißvergnügen, daß Wilhelm den ganzen Kopf voll Mährchen, Zaubergeſchichten und dergleichen hatte. Er ging in das Nebenzimmer, und fragte nach den Büchern des Knaben. Die Einnehmerin zeigte ihm alle, und geſtand ganz offenherzig, daß Wilhelm ſie von ihr bekommen habe.

„Aber in aller Welt!“ fuhr der Einnehmer auf; „da du wußteſt, wie wenig ich ſolche Bücher leiden kann! Das iſt eine ſchöne Geſchichte!“

In die Schule, ſagte ſie ſanft, ſollte er nicht gehen, und leſen mußte er doch lernen. Da gab ich ihm dies Buch, das Kinder-Magazin. Die Mährchen ſind doch aber nur der kleinſte Theil darin. Du wollteſt ihn immer ſelbſt unterrichten; aber beim Wollen blieb es auch. Müßig darf ein Kind nicht ſeyn, das ſagſt du ſelbſt; da gab ich ihm denn die andern Bücher, und ich muß geſtehen, daß ſie mir manche vergnügte Stunde gemacht haben.

Aber dem Jungen werden ſie, wer weiß

welches Elend über den Hals ziehen! . . . Frau! konnteſt du mich denn nicht fragen?“

„Lieber Mann, du hätteſt an jedem Buche etwas auszuſetzen gehabt; und ſchlecht belehrt, iſt doch beſſer, als gar nicht belehrt.

Der Einnehmer hätte gern ſeinen Unwillen ausbrechen laſſen; er ſah aber den Lieutenant bei jedem Einwurfe ſeiner Frau mit dem Kopfe nicken, und das bewies ihm, daß er Unrecht hätte. Zwar ſtampfte er mit dem Fuße ein wenig hart auf den Boden; doch fing er jede Antwort mit den Worten: „liebe Frau!“ an. Er ſchlug die Titel der Bücher wieder auf. „Mährchen! Feengeſchichten! die Zauberwelt! Sehen Sie nur, lieber Cantor! Ich haſſe nichts mehr als Mährchen, das verdammte Zeug!“

Bruder, fiel der Lieutenant ein; in unſrer Jugend laſen wir ſie doch ſehr gern!

„Ei, ich mag ſie noch jetzt bisweilen leſen. Hier iſt nur die Rede vom Unterricht, von der Erziehung!“

Und ſie haben uns, denk' ich, recht gute

Dienſte geleiſtet. Ich wüßte nicht, daß ſie mich oder dich ſchlimmer gemacht hätten.

„Ei nun ja! auch das mag ſeyn; obgleich eine Erziehung, wie ich ſie dem Jungen geben wollte, ſich damit nicht verträgt.“

Ja, die du ihm geben wollteſt, ſagte die Einnehmerin lächelnd: mit der verträgt ſich alles, wie du ſiehſt, lieber Mann! (Der Lieutenant nickte wieder.)

„Gut denn! gut denn!“ rief der Einnehmer: „mögt Ihr doch meinethalben Recht haben. Allein, wie mir der Ehrenmann hier ſagt, ſo hat ja meine Frau dem Jungen die Mährchen für baare Wahrheit verkauft. Liebe Frau, ſo viel mußteſt du doch wiſſen, daß man . . .

Nein, worüber „ein Mährchen“ ſteht, das hat er auch als ein Mährchen angeſehen; und bei gottloſen Dingen habe ich ihm immer geſagt, daß ſie nichts taugten.

„Schön! ſchön! Frau, der Junge iſt ja in deiner Schule ein wahrer Mohammedaner geworden! Er glaubt ja, wie unſer Freund hier ſagt, an Mohammed und an alle zwölf

Imane, an den Türkiſchen jüngſten Tag. Und ebendrein iſt er ein Anhänger Ali's, nicht einmal ein rechtgläubiger Mohammedaner. Heimlich feiert er, kann ich dir ſagen, das Feſt — wie heißt es doch, Herr Cantor?"

Das Feſt Mohurrum!

„Recht, Mohur . . . Ich und du wir wiſſen nicht einmal den Nahmen des Feſtes. Er kann, ſagt der Herr Cantor, die ganze Litanei der Perſer auswendig, hat aber nichts, gar nichts mehr vom Chriſtenthum an ſich. Und du rühmſt dich noch lange?"

Die Einnehmerin erſchrak jetzt, obgleich ihr Mann ſchon wieder in guter Laune war; beſonders da der ernſte Bückling das, was er ſagte, zu beſtätigen ſchien. Behüte mich Gott! Solchen Spaß kann ich nicht leiden, lieber Mann. Du weißt nicht, was ich alles gethan habe, daß etwas Chriſtliches an ihm bleiben ſollte.

„Aber, in aller Welt," ſagte der Einnehmer, jetzt wieder in einem heftigen und doch komiſchen Tone: „es iſt doch toll, ſehr toll, daß der Junge, wenn er denn nun einmal

Dogmatik und Litaneien lernen ſollte, gerade über eine Mohammedaniſche gerathen mußte. Sie werden ſehen, meine Frau hat den Koran für eine Bibel gehalten."

Nein, ſagte der Cantor; das alles hat er aus dem Chardin.

Und den haſt du ihm gegeben, fiel die Frau triumphirend ein. Du mußteſt wiſſen, ob er für das Kind paßte, oder nicht.

Der Einnehmer ſchämte ſich ein wenig, als ſein Bruder wieder mit dem Kopfe nickte. Er wollte indeß doch nicht allein die Schuld tragen. „Aber, herzensliebe, unſchuldige Frau," hob er wieder an, „du mußteſt ihm doch ſagen, daß ſein — Wie heißt' doch ſein Held, Herr Cantor, ſein Ideal, ſein Sokrates?"

Heſſein, Iman.

Ach, der! rief die Einnehmerin, als hörte ſie einen alten Bekannten nennen. Der Iman, den Saad ermorden ließ? meinſt du den?

„Am Ende wird noch herauskommen, daß ſie Beide gute rechtgläubige Mohammedaner ſind! . . . Da du alſo dieſen Iman kennſt, liebe Frau, ſo hätteſt du doch dem Jungen ſagen ſollen: der Hoſſein war ein Narr, und ſein Großvater Mohammed, und ſein Vater Ali dazu! Narren oder Betrieger! Das iſt ein Mährchen, ſo gut, wie das von Prinzeſſin Schneeweiß im Berge, mit ihrem Zwerge. Das hätteſt du ſagen ſollen!" Hier nickte der Lieutenant, und der Einnehmer machte nun ein ſehr ernſthaftes Geſicht. Die Frau wurde ängſtlich. Ach, ſagte ſie: du weißt nicht, wie mir das auf dem Herzen lag. Habe ich Unrecht daran gethan, daß ich nicht mit der Sprache rein herausging, ſo wird es mir Gott vergeben.

„Warum, in aller Welt, thateſt du es aber nicht?" fragte der Einnehmer viel ſanfter, weil die Verlegenheit ſeiner Frau ihn dauerte. (Der Lieutenant lächelte ihr freundlich, zärtlich zu, und wendete ſich dann ab, weil es ihn ſchmerzte, jemand in Verlegenheit zu ſehen.)

Es war etwas Bedenkliches dabei, erwiederte die Frau ſehr ängſtlich. Sieh, er las alles unter einander. Anfangs ſagte ich ein Paarmal rein heraus: dies iſt nicht wahr. Nun fragte er — Gott weiß, wie es mich ängſtete! —: iſt denn dies wahr? Ich antwortete Ja, wo ich als eine gute Chriſtin ſo antworten mußte. Nun ſagte der böſe Junge: iſt das wahr, ſo iſt auch dies wahr; und iſt das nicht wahr, warum ſoll denn dies wahr ſeyn? Sieh, da half ich mir denn, ſo gut ich konnte; ich ſchwieg lieber ganz.

„Hundert Thaler wollte ich darum geben," ſagte der Einnehmer jetzt ſehr heiter, „wenn der Prediger hier wäre, und wenn du den Jungen auch an Brama's Wunder hätteſt glauben laſſen, wie das am Ende wohl geſchehen ſeyn könnte, wenn ihm „das eröffnete Heidenthum" in die Hände gerathen wäre. Liebe Frau, recht war das wohl nicht, was du thateſt; aber die Angſt, mit der du geſchwiegen haben magſt, vergelte dir Gott, der alles Gute vergilt! Amen!"

Amen! ſagte der Lieutenant; ob mir gleich die Sache doch ein wenig intrikat vorkommt.

„Gar nicht, lieber Bruder. Und wenn der Prediger Pellmann hier wäre, er müßte das Gewehr ſtrecken. Du nennſt mich, freylich im Scherz, zuweilen den Advokaten des Teufels. Aber warum ſollen denn nun die Jeſuiten in China, die es gerade ſo machten, wie meine Frau — (die Einnehmerin wurde blaß vor Schrecken) — und die den Chineſen ſagten: glaubt an unſern Lojola; wir laſſen euch auch an den Foh (oder wie der Heilige ſonſt heißt) glauben — warum frage ich, könnten nicht manche Jeſuiten mit heiliger Furcht und mit Zittern eben ſo um den Glauben gehandelt und gefeilſcht haben? warum ſollen ſie denn alle falſche Betrieger geweſen ſeyn, wie der Prediger ſagt? Hier (er zeigte auf ſeine Frau) haſt du ein lebendiges Beiſpiel. Es iſt beſſer, ſagt meine Frau, ſchlecht zu glauben, als gar nicht. Ich wollte, der Prediger wäre hier! Wie es dir noch immer intrikat vorkommen kann, lieber Bruder, das begreife ich nicht.“

Hm! da haſt du wohl Recht; ob ich gleich den Jeſuiten noch immer nicht traue, und zwar gerade darum, weil ſie Jeſuiten heißen. Doch davon rede ich nicht, ſondern von dem Jungen. Was willſt du denn thun, wenn er dir mit eben dem Dilemma kommt, wie deiner Frau?

Der Fall iſt in der That ſehr ſchwierig, ſagte Bückling. Und nun hielt er eine lange Rede, durch die er den Lieutenant und die Einnehmerin überzeugte, daß man den Knaben leicht auf ſein ganzes Leben für alles Glauben verderben könne.

„Wir wollen es überlegen,“ ſagte der Einnehmer am Ende ganz kurz, doch ſanft, und brachte nun das Geſpräch auf etwas Andres.

Er war indeß gar nicht Willens, erſt zu überlegen; im Grunde freuete er ſich, daß alles ſo gekommen war. Freilich ſah er der ſtillen Frömmigkeit des Cantors alles nach, und diſputirte mit ſeiner Frau nie über Glaubensſachen; er glaubte aber, wie ſein Bruder, daß dem Reinen alles rein ſey, nur mit dem Unterſchiede, daß Beide ſich bei den Worten etwas Andres dachten: der Lieutenant verſtand darunter, daß einiger Aberglaube und einige Vorurtheile bisweilen die Heiligkeit des Herzens und des Lebens ſogar befördern; und er ſelbſt erklärte die Worte ſo, daß man bei jeder Dogmatik ein tugendhafter Menſch ſeyn könne. Er war alſo ein großer Indifferentiſt; deshalb ſagte er, ſobald er nur allein war: „ich dachte oft mit Angſt daran, wie ich dem Knaben Liebe für die Wahrheit beibringen wollte; und nun hat es meine Frau durch ihre Mährchen ſchon gethan. Jetzt haue ich ihm ſeine Zauberer und ſeine zwölf Imane in Grund und Boden; dann will ich doch ſehen, wer ihm in der Folge ſo leicht wieder etwas für Wahrheit verkaufen ſoll, was nicht Wahrheit iſt."

Er war an das Fenſter getreten, und ſah ſich nach dem kleinen Wilhelm um. Auf einmal umfaßte ihn ſein Bruder mit beiden Armen, und ſagte: ich weiß, du haſt ſchon lange bedacht, was mit dem Knaben zu thun iſt. Du wirſt nicht, wie die Jeſuiten in China, über den Glauben handeln. Ich bitte dich aber, lieber Bruder, wenn du das Unkraut

kraut ausjäteſt, ſo reiß den Weizen nicht mit aus. Nun, das wirſt du auch ohne mein Erinnern nicht thun. Doch, iſt eine hübſche Blume unter dem Unkraut, die lieblich duftet: Bruder, ſo bitte ich auch für die. Wo es die Wahrheit gilt, biſt du manches Mal doch wohl ein wenig zu raſch. Du bedenkſt dann nicht immer, daß du eben nicht nach den Wahrheiten handelſt, die du weißt, ſondern, daß dich Muth, Liebe, Haß, Furcht und dergleichen treiben, wie jeden Andern. Ich denke, die Geſpenſtergeſchichten aus unſrer Jugend her regen ſich doch wohl noch zuweilen in deinem Herzen. Meinſt du nicht, lieber Bruder?

„O, ich meine,“ ſagte der Einnehmer bewegt, „daß du mein guter Engel biſt, der meinen Arm hält, wenn ich nicht nur Blumen, ſondern wohl gar auch Weizen ausreißen will. Bruder, ich wartete hier auf Wilm, und wollte allein mit ihm reden, ſobald er zu Hauſe käme. Ja, beinahe hätte ich Weizen mit ausgeriſſen. Ich wollte die Sache ſpaßhaft behandeln, da ſie doch im Grunde die ernſthafteſte von der Welt iſt. Jetzt aber ſollſt du dabei ſeyn, wenn ich mit ihm rede. Sieh, da kommt Wilm. Da kommt er!"

So wie der Knabe in das Zimmer trat, ſtrich er die ſchönen natürlichen Locken, in die ſich ſein braunes Haar ſchlug, und die ihm über die Stirn hingen, zurück, ging mit einem ſehr angenehmen Lächeln auf den Einnehmer zu, der ihm freundlich die Hand entgegen hielt, und fragte, weil das etwas ganz Ungewöhnliches war: was ſoll ich denn, lieber Vater?

„Ich habe da," ſagte der Einnehmer, mit einem Blick auf Wilhelms kleine Bibliothek, „deine Bücher einmal angeſehen. Viel leſen, mein Sohn, lieb' ich eben nicht, das weißt du wohl; ſondern wenig leſen und recht. Dann kann ſogar ein ſchlechtes Buch gut und nützlich werden." (Wilhelm erröthete bei dieſen Worten, und zog ſogleich den Chardin und ſeinen Gesner unter den Büchern hervor.) Der Einnehmer verſtand ihn. „Für Ein gutes Buch," fuhr er fort, „zehn ſchlechte; da haſt du Recht; und ſo geht es mit allen Dingen in der Welt. Die Mährchen da unten — nun, wenigſtens iſt an ihnen doch das gut, daß immer darüber ſteht: ein Mährchen! Und man kann, wenn man verſtändig iſt, auch aus ihnen lernen. Beinahe jedes Buch lehrt zum Beiſpiel: durch Standhaftigkeit, Muth, Geduld und Liebe kann man es in der Welt weit bringen, und nach dem Tode, mit Gottes Hülfe, noch weiter. Sogar Böſewichte fodern Treue, oder, mit einem andern Worte, Tugend von einander. Es hat Betrieger gegeben, die aus Ehrſucht oder andren Leidenſchaften Völker verführt und unterjocht haben; doch unter ihnen allen iſt nicht Einer, der geſagt hätte: ſey laſterhaft. Mohammed betrog die Araber" — (hier wurde Wilhelm ſehr aufmerkſam) — „mit einer Lehre, die er für göttlich ausgab, und die doch nichts als eine Erfindung ſeines Ehrgeitzes war, oder von der Täuſchung ſeiner Phantaſie herrührte. Indeß, er mochte nun, wie das ſehr wahrſcheinlich iſt, ein Ehrgeitziger ſeyn, der die Araber vereinigen und dann unterjochen wollte, oder ſogar ein Böſewicht, wie Einige glauben, oder ein ſich ſelbſt betriegender Schwärmer: genug, auch er durfte der Lehre, die Gott in jedes Menſchen Herz geſchrieben hat, nicht widerſprechen. Mohammed lehrte die Wahrheit: es iſt nur Ein Gott, der barmherzig, gütig und wohlthätig iſt. Menſchen, ahmet Gott nach! ſeyd tugendhaft, ſeyd gütig und wohlthätig! In dieſen Lehren, mein Sohn, ſtimmen alle Religionen der Erde überein; und dies iſt das Wahre an ihnen. Das lehren wir Chriſten, die Juden, die Braminen, und alle Sekten der Mohammedaner, die Anhänger Ali's ſowohl als die Türken. Das Uebrige iſt zum Theil Menſchenerfindung, und wird nur allzu oft gemißbraucht. So verfluchen die Türken die Perſer, und die Perſer die Türken, obgleich ihre Religion ihnen gebietet: liebt einander; denn Ihr ſeyd Brüder, und Gott iſt barmherzig. Das nun, was dieſe Feindſchaft unter beiden Völkern verurſacht, kann unmöglich wahr und göttlich ſeyn; die Wahrheit kann nicht Stolz, Verachtung, Haß und Feindſchaft bewirken."

Man kann nicht Trauben von den Dornen leſen, fiel der Lieutenant ſanft ein; und an ihren Früchten wird man ſie erkennen.

„Recht! Mein Sohn, da haſt du die Zeichen der Wahrheit: Güte, Liebe, Tugend. Und nun geh! Ich will dir auch bald andre Bücher kaufen oder hervor ſuchen; und du ſollſt mir und dem Vater Lieutenant zuweilen daraus vorleſen. Du wirſt es doch gern thun, lieber Wilm?“

Er faßte den Knaben zärtlich in ſeine Arme, und der Lieutenant legte ihm die Hand auf den Kopf. Als Wilhelm gerührt das Zimmer verlaſſen hatte, reichten die beiden Brüder einander die Hände. Dann ging der Einnehmer an ſeinen Schreibtiſch; der Lieutenant folgte dem Knaben.

8.

Das Herz erwacht.

Der Einnehmer fand es jetzt äußerſt nöthig, den kleinen Wilhelm ordentlich zu unterrichten. Er arbeitete (doch dieſes Mal nur in Gedanken) einen Plan dazu aus, wobei er die Meinung ſeines Bruders befolgte. Dem gemäß wollte er bei ſeinen Lehren die Mittelſtraße zwiſchen der kalten ſpitzfündigen Spekulation, und dem blinden, nichts verwerfenden Glauben halten. Am folgenden Morgen ließ er den Kleinen zu ſich kommen, und hob mit Rührung an; doch bald ſprach er in ſeinem gewöhnlichen Tone über Meinungen, Glauben, Wiſſen, und riß in der That manchen Weizenhalm mit dem Unkraut aus. Alle Wunder, alle Traumbilder aus Wilhelms Phantaſie-Welt wurden vernichtet.

Vierzehn Tage lang hatte dieſer zerſtörende Unterricht gedauert, da wußte der Einnehmer dem Knaben nichts mehr zu ſagen;

nun hörte es damit von ſelbſt auf, und alles kam wieder auf die alte Stelle. Hoſſein und ähnliche Helden waren dem Knaben genommen, und es entſtand jetzt in ihm ſogar ein Geiſt der alles bezweifelnden Unterſuchung, der mit dem lebendigen Spiele ſeiner Phantaſie ſehr wunderlich abſtach. Er fand jetzt Vergnügen daran, alles abzuleugnen, was ſeine Phantaſie vorher mit ſo großer Freude erträumt hatte, und noch jetzt erträumte. Anfangs wußte er den Punkt nicht zu treffen, wo er zwiſchen Gefühl und Nachdenken ſtehen bleiben ſollte; doch nicht lange, ſo fand ſein volles Herz ſich aus dieſer Verwirrung heraus. Hoſſein ließ ſich tödten, um einen Bürgerkrieg zu endigen. Die Gräfin Elsbeth kämpfte, um ihren Mann zu retten, nicht mit Löwen, aber mit tauſend andern Gefahren, und ſie beſiegte ihre Liebe, um ihn zu beglücken. So blieben ihm Hoſſein und Elsbeth noch immer groß. Er ſpottete jetzt über Salomons Geiſter beherrſchenden Ring und Alquifs Zauberſtab; Beider Wundermacht ſetzte er in den menſchlichen Willen. Die Tugend war ihm der Salomoniſche Ring; Liebe und Freundſchaft führten den Zauberſtab der Feenkönigin. So behielt er eine Welt voll Wunder, doch nur von ſolchen, die der Menſch verrichten kann, und die er ſelbſt verrichten wollte.

Das war es, was ihn noch mehr aus der Einſamkeit in die Welt rief, als ſeine neue Bekanntſchaft mit Bühlings Enkeln. Er blickte umher nach einem Herzen, für welches das ſeinige Wunder der Liebe thun könnte, und nirgends ſah er einen andren Menſchen, als ſeinen Rudolph, an den er ſich jetzt mit verdoppelter Innigkeit hängte. Nicht Rudolphs Wohlwollen allein (das war ihm zu wenig), deſſen ganzes Herz mußte er gewinnen; denn Rudolph ſollte für ihn thun können, was Elsbeth für ihren Gemahl gethan hatte, und was er ſelbſt für Rudolph thun wollte. Es gelang ihm, in deſſen Herz einen beinahe eben ſo ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus zu bringen, als er ſelbſt hatte. Er foderte ja nicht Thaten, nur Wärme für Plane der Zukunft; und welches junge Herz hätte die nicht!

Der Einnehmer, der ſeine Kenntniſſe einem fleißigen Leſen von mancherlei Büchern verdankte, machte jetzt ſeinen Wilhelm zum Aufſeher über ſeine kleine Bibliothek, die er bisher dem Knaben verſchloſſen hatte, weil er oft behauptete, ein Kind müſſe ſeine Kenntniſſe durch lebendigen Unterricht, und wo möglich bei intereſſanten Veranlaſſungen, erhalten. „So hängt ſich,“ ſagte er, „alles beſſer an; der bloße Buchſtabe bleibt todt.“ Doch endlich ſah er ein, daß er, trotz allen ſeihen Planen und Vorſätzen, den Knaben doch nicht unterrichten würde; deshalb gab er auf einmal ſeine Bibliothek ohne alle Einſchränkung Preis. Als er von ſeinem Bruder auf dieſe Inconſequenz aufmerkſam gemacht wurde, erröthete er, und ſagte lächelnd: „es ſind ja ihrer Zwei, Rudolph und Wilm. Nun bleibt, was ſie leſen, nicht todter Buchſtabe, ſondern es wird Leben und Kraft.“

Die beiden Knaben fielen über alle Bücher her, in denen ſie etwas für ſich zu finden glaubten, vorzüglich über Reiſebeſchreibungen, hiſtoriſche Werke und Ueberſetzungen der Alten. Der Einnehmer wollte ſich zuweilen einmiſchen, um Ordnung in das Chaos zu bringen; doch weil er, wie gewöhnlich, alles zu weit anlegte, ſo verlor er bald wieder die Luſt, und — zuweilen ſchwärmte er, ſo gut wie die beiden Knaben.

Nun war denn dieſen die ganze Griechiſche und Römiſche Welt mit allen ihren moraliſchen Wundern, ihren großen Thaten, eröffnet. Da ſtanden in ihrer Glorie alle die hundert Helden des Alterthums vor den entzückten Blicken zweier Knaben, denen des Macedoniers Ruhm noch zu klein war, die gern aus Diogenes Tonne die Erde beherrſcht hätten, deren Phantaſie Sokrates Mantel und die Perſiſche Tiara zu vereinigen wußte, und denen Cäſars Thaten nur der Anfang ihrer eigenen ſchienen. Sie beneideten keinen Helden um ſeine Thaten, weil ſie in ihrem Herzen die Kraft zu größeren fühlten; ſie beneideten die großen Menſchen nur um ihr gefahrvolles Verhängniß. Die Worte des zweiten Lykurgus: „der Tod muß Handlung seyn, nicht Befreiung vom Handeln!“ ſchienen ihnen den Willen der Natur, das heiligſte Gebot des höchſten Weſens, zu enthalten. Die erſten Gefühle eines edlen jungen Herzens gehören ja immer dem Ruhm und einer alles aufopfernden Tugend; wir hangen erſt dann recht feſt an dem Leben, wenn es kaum mehr geliebt zu werden verdient.

Alle Geiſteskräfte der beiden Knaben entwickelten ſich ſchnell unter der belebenden Sonne der Geſchichte. Der Einnehmer hatte große Luſt, die erhabenen Menſchen des Alterthums zu verkleinern, und die neuere Welt mit ihrem grauſamen Handel über die alte mit ihren blutigen Thaten zu erheben; er ſcheuete aber ſeinen Bruder, der auf einmal mit von der Begeiſterung der beiden Knaben ergriffen wurde. Bruder, ſagte der Lieutenant, es iſt etwas Großes, etwas Heiliges an der alten Welt. Sie kommt mir vor wie ein Andenken aus der ſchuldlöſen Jugend; und man könnte ſie das böſe Gewiſſen aller großen Männer in neueren Zeiten nennen.

Der Einnehmer lächelte, weil er ſelbſt etwas Aehnliches fühlte; er konnte aber keinen

Enthuſiaſmus über irgend etwas ſehen, ohne daß er Luſt bekam, zu behaupten und zu beweiſen, er ſey Narrheit. Nur aus Schonung für ſeinen Bruder ſagte er den beiden Knaben nichts über ihren Enthuſiaſmus; indeß that er doch heimlich, was er konnte. Er ſtellte dem Timoleon den großen Guſtav Adolph entgegen, redete mit Begeiſterung von Chriſtoph Columbus, gab Alexandern den Zunahmen Cortes, und ſprach ſehr oft von der Wohlthätigkeit der Buchdruckerkunſt, die er ſonſt, wenn der Prediger ſie gelobt, wohl die Eſelsbrücke des menſchlichen Geiſtes genannt hatte.

Mit dem Allen bewirkte er, was wenigſtens ſeine Abſicht nicht war, daß die beiden Knaben auch das Schöne und Gute der neueren Welt kennen lernten, ohne deswegen die alte weniger zu lieben, und daß der rauhe Tugendſtolz, den die Beiſpiele der alten Geſchichte in edlen Jünglingen oft erregen, ſich bei ihnen milderte.

Obgleich Wilhelm faſt drei Jahre jünger war, als Rudolph, ſo überſah er dieſen doch in den meiſten Stücken, ohne daß man es an ihm merkte, da er noch immer wenig ſprach. So ſich ſelbſt, einigen guten Büchern, der Erinnerung an ſeine Kindermährchen, den Beiſpielen von Tugend, die ſeine Hausgenoſſen ihm gaben, und des alten Büchlings Erzählungen von ſeinen Reiſen überlaſſen, hatte er das funfzehnte Jahr erreicht, als Rudolph eine neue Flamme in ſein volles Herz warf. Dieſer war nicht ohne Talente für die Muſik, und ſein Großvater hatte ihn daher im Violinſpielen unterrichtet. Der Prediger Beilmann nähert ſich jetzt dem alten Büchling wieder, und Rudolph mußte wöchentlich ein Paar Stunden zu ihm kommen, um ſeine Tochter Henriette, wenn ſie Sonaten oder Concerte übte, mit der Violine zu begleiten.

Henriette, jetzt ein zwölfjähriges Mädchen, ſchien vierzehn Jahre alt zu ſeyn, und war das Muſter einer gelungenen, verſtändigen Erziehung. Je älter ſie wurde, je mehr ſich ihr Verſtand zeigte, und je mehr ſich die Reitze ihres ſchönen Geſichtes entfalteten: deſto mehr entzogen ihre Eltern ſie der Geſellſchaft junger Leute. Ihr Vater hatte ſie ſchon früh mit den Leidenſchaften bekannt gemacht; und da nach ſeiner Meinung der größte Vorzug des Menſchen ein immerwährender ruhiger Gebrauch des Verſtandes war, ſo hatte Henriette eben nicht die vortheilhafteſte Idee von den Leidenſchaften überhaupt, beſonders aber von der Liebe. Sie wußte, wie gefährlich dieſe Leidenſchaft für das Glück des Menſchen iſt, und glaubte mit ihrem Vater, daß nur Nachdenken vor ihr ſchützen könne. Bei dem allen war ihr Vater aber dennoch entſchloſſen, ſie ſo ſpät und ſo ſelten als möglich in die Geſellſchaft junger Mannsperſonen kommen zu laſſen. Die Jahre vom funfzehnten bis zum zwanzigſten, ſagte er, ſind die gefährlichſten von allen; und Henriette ſagte ihm das treulich nach. Sie kannte indeß die Liebe, weil ihr Vater in ſeinem Unterrichte dieſe Leidenſchaft nicht beſonders auszeichnete, faſt nur eben ſo, wie die Ehrſucht, den Geldgeiz, den Haß, und ſo weiter. Ueber das Alles ſprach ſie ſehr altklug, zu großer Freude ihrer Eltern und auch zu ihrer eigenen, da man ihr immer verſicherte, daß ſie weit mehr Verſtand habe, als Kinder von ihrem Alter ſonſt gewöhnlich.

Ihr Vater hatte ihr wohl bei hundert Gelegenheiten auch geſagt, daß man ſeinen äußeren Zuſtand ſo viel als möglich verbeſſern dürfe, ja es zu thun verpflichtet ſey, wenn es mit der Tugend beſtehen könne. Dieſen allgemeinen Satz, den die Kleine nicht ſo recht verſtand, erläuterte ihr die Mutter unter vier Augen durch ein Beiſpiel: daß ein Mädchen, wie ſie, mit ihrer Schönheit, ihren Talenten und ihrer Geiſtesbildung, ſehr leicht die Frau eines reichen, vornehmen und guten Mannes werden könne. Zum Glück dachte indeß Henriette auch dabei eben nicht viel.

Bei dieſen Umſtänden konnte es der Prediger denn wohl wagen, den Enkel eines Cantors in nähere Bekanntſchaft mit ſeiner Tochter zu bringen; ein ſolcher junger Menſch, der keine Ausſicht hatte, ſich empor zu arbeiten, war nicht gefährlich, und überdies ſollte ja die Mutter, wenn Rudolph da wäre, immer zugegen bleiben.

Es würde alles recht gut gegangen ſeyn (denn Rudolph ſpielte, ohne von dem Notenblatte wegzuſehen), wenn nicht der Prediger ein wenig zu viel Eitelkeit auf ſeine Henriette gehabt hätte. Der junge Menſch ſollte doch unter die Leute bringen, wie vorzüglich Henriette erzogen wäre: deshalb ließ ſich der Prediger öfters mit ihm in ein Geſpräch ein; und was Rudolph nun nicht beantworten konnte, das mußte Henriette ſagen. Sie zeigte ihre Kenntniſſe — wozu ſie ſo ſelten einmal Gelegenheit hatte — mit großem Vergnügen, und Rudolph erſtaunte wirklich über das kluge Mädchen. Da er ſeine Empfindungen nicht zu verbergen wußte, ſo ſah Henriette wohl, daß er ſie bewunderte; und ſie war nie heiterer, verſtändiger und reitzender, als wenn ihr Vater ihr Gelegenheit gab, ſich von Rudolph bewundern zu laſſen.

Rudolph verſchwieg ſeinem Freunde nicht, welch ein vortreffliches Mädchen Henriette wäre, und dieſe wurde jetzt von Tage zu Tage immer mehr der Gegenſtand ihrer Geſpräche.

Beide junge Leute kannten die Liebe nur als die himmliſche Krone des Lebens, und nicht von ihrer gefährlichen Seite. Sie machten wohl Plane, worin Liebe die Hauptrolle hatte; doch dieſe Plane glichen den Träumen ihres Ehrgeitzes: es waren nur Ahnungen einer ſchönen Zukunft, nicht die Liebe ſelbſt, die in ihrem Herzen noch ſchlummerte. Keinem von Beiden fiel es auch ein, Henrietten in das Spiel ihrer Phantaſie zu ziehen, obgleich Henriette, ohne daß ſie ſelbſt oder Rudolph es merkte, in der Wirklichkeit ſchon eine groſſe Rolle ſpielte.

Rudolph bewunderte Henriettens Talente ganz unverhohlen, und ſie gab ihm dafür ſehr freundliche Blicke. Dieſe gefielen ihm; nun bewunderte er Henrietten noch weit mehr, und ſie wurde dafür noch freundlicher. War er einmal eine Minute mit ihr allein, ſo miſchte ſich in den Ton des bewundernden Lobes auch wohl noch etwas anderes, das Jettchen äuſſerſt wohl gefiel. Er ſagte nur einige wenige Worte; aber ſein Lächeln dabei, und ſein Blick gaben dieſen Worten einen gröſſeren Werth. Kurz, Jettchen ſah es itzt gern, wenn die Mutter während der Muſikſtunde einmal hinausgerufen wurde; ja nach ſechs Monaten konnte ſie wohl gar recht liſtig eine Gelegenheit, mit Rudolph eine Minute allein zu ſeyn, veranlaſſen. Das that ſie in völliger Unſchuld; ſie ſah, daß ſie gefiel, und wollte noch mehr gefallen.

Rudolph ging jetzt — er wußte ſelbſt nicht, warum — bei jedem Wege an des Predigers Hauſe vorüber, und richtig ſtand Jettchen, ohne eben etwas dabei zu denken, jedes Mal am Fenſter. Er kleidete ſich jetzt ſorgfältiger, trieb die Muſik mit noch mehr Eifer, und empfand die größte Sehnſucht nach der Stunde, in welcher er Henrietten am Klaviere begleiten mußte.

Henrietten war es ein kindiſcher Triumph, daß Rudolph ihretwegen ſo oft an dem Hauſe vorüberging, daß er ſich für ſie putzte, für ſie auch das Schwerſte ſpielen lernte, und das Adagio ſo äußerſt rührend vortrug: was konnte ſie nun weniger thun, als ihm an dem Fenſter oder vor der Hausthür nach ſehen, ſich auch etwas ſorgfältiger putzen, und nicht weniger Ausdruck in ihr Adagio legen, da ihr jetzt deutlich zu werden anfing, was ihr Vater ſo oft ſagte, und was ſie bisher nicht verſtanden hatte: „das Adagio, liebes Jettchen, muß mit einem wehmüthig frohen Herzen geſpielt werden.“ Zu ihrem Erſtaunen empfand ſie jetzt bei Manchem, was ſie vorher nur mechaniſch geſpielt hatte. Schon nach einem Jahre war ſie aus einem Kinde eine Jungfrau geworden, und fing nun an, ſich ſelbſt zu fühlen, ohne ſich noch zu verſtehen. Dieſe Veränderung wurde nur durch Eitelkeit bewirkt; doch — was iſt gefährlicher, als eben dieſe!

Rudolph bewunderte Henrietten jetzt nicht mehr ſo laut, und ſchien ſogar kälter zu ſeyn, als vorher, weil ein geheimer Inſtinkt ihn ſchüchtern gemacht hatte; und Henriette war dennoch mit ihm zufrieden: ſie ſah ja, welche Blicke der Sehnſucht, der Verehrung er, über das Blatt weg, auf ſie warf! Die Eltern merkten von dem allen nichts; denn auch Henrietten hatte der Inſtinkt gelehrt, daß ſie nicht äußern dürfe, wie gern ſie Rudolphen kommen ſehe. Es war indeß noch kein Wort zwiſchen Beiden gewechſelt, das nicht auch bloße Bekannte hätten zu einander ſagen können. Henriette wollte nicht mehr, als dies. Sie war zufrieden; denn was ſie hatte, befridigete alle ihre Wünſche.

Rudolph aber traf jetzt in ſeinen poetiſchen Träumen, in ſeinen romantiſchen Planen, worin er mit Rieſenſchritten ſelbſt den begeiſterten Wilhelm überholte, zuweilen auf Henriettens Geſtalt und Nahmen; ja, nach und nach fing er ſogar an, ſie vorſetzlich in ſeine Plane zu miſchen. Er wurde immer unruhiger, und war bei nichts mehr anhaltend fleißig, als bei ſeiner Violine, in deren Tönen ſich ſein Herz ergoß. Noch öfter als ſonſt, aber auch noch ſcheuer, ging er an Bellmanns Hauſe vorbei; und wohin Henriette auch gehen mochte, da ſah ſie ihn wenigſtens von weitem, entweder allein, oder in Geſellſchaft ſeines Freundes Wilhelm, gegen den er ſich übrigens jetzt zurückhaltend, untheilnehmend, und zuweilen ſogar kalt betrug.

Endlich fand er einmal — was er, wenn er unbefangen geweſen wäre, ſchon oft hätte finden können — eine Veranlaſſung außer der gewöhnlichen Zeit zu dem Prediger zu gehen, wozu er ſich aber ſo ſchwer, wie zu einem Verbrechen, entſchloß. Er wurde ganz kurz abgefertigt, und es fiel dem Prediger nicht ein, ihn zu bitten, daß er länger bleiben möchte. Dieſer Empfang hielt ihn nicht ab, bei der erſten Veranlaſſung wieder außer der gewöhnlichen Zeit zu dem Prediger zu gehen; nun wurde er aber ſo kalt als möglich behandelt. „Der Burſche,“ ſagte der Prediger nachher zu ſeiner Frau, „bildet ſich wohl gar ein, in unſrem Hauſe freien Zutritt zu haben! Wenn er nicht in der That vorzüglich gut ſpielte, ſo ſollte er nie in unſer Haus kommen.“ Jettchen ſagte ganz ruhig: „man ſpielt nur noch einmal ſo aufmerkſam, wenn man begleitet wird; ſonſt wollte ich das Accompagnement jetzt wohl entbehren.

Sie war in der nächſten Stunde kälter als gewöhnlich gegen Rudolph; doch ein Paar Blicke, die ſie von der Seite auf ihn warf, erwärmten ſie wieder. Er brütete während des Spielens über einem Plan, Henrietten irgendwo anders als in dem Hauſe ihres Vaters zu ſehen; und nicht lange, ſo ſah er ſie wirklich bei dem Syndikus, deſſen Tochter ſie bisweilen, obgleich nur ſelten, beſuchte. Beide betrugen ſich auch dort ſehr ſcheu gegen einander; Jettchen redete indeß mit der Tochter des Syndikus einen Spaziergang ab. Rudolphen pochte das Herz; er hätte darauf ſchwören mögen, daß ſie ihm dabei einen bedeutenden Blick gegeben habe. Das hatte, Jettchen wirklich gethan; denn ſie mußte ja ihres Vaters kaltes Betragen gegen ihn wieder gut machen.

Dieſes Zuſammentreffen hatte weiter keine Folge, als daß es der Sehnſucht Rudolphs eine beſtimmte Richtung gab. Er mußte den Einnehmer und den Prediger zu verſöhnen ſuchen, wenn er Henrietten öfter ſehen wollte. In dieſer Abſicht erzählte er ſeinem Wilhelm, wie ſehr der Prediger die Uneinigkeit beider Familien bedauere. Er ſprach ſo oft davon, daß Wilhelm endlich aufmerkſam wurde. Nun äußerte er gegen den Lieutenant etwas Aehnliches, und erzählte auch der Einnehmerin, daß die Predigerin ſie als eine ganz vortreffliche Wirthin gelobt hätte. An den Einnehmer wagte er ſich nicht, weil er deſſen ſchwache Seite nicht kannte. Er erreichte glücklich ſeine Abſicht: der Lieutenant ſchüttelte jetzt allemal den Kopf, ſo oft der Nahme Bellmann genannt wurde; die Einnehmerin erklärte geradezu, daß es doch nicht recht ſey, mit ſeinem Beichtvater in Uneinigkeit zu leben; und auch Wilhelm nahm die Parthei des Predigers.

Der Einnehmer hatte nichts gegen eine Verſöhnung; denn er wünſchte ſie ſchon lange, um wieder mit jemand disputiren zu können. Es verdroß ihn aber, daß er nicht erfahren konnte, wie in ſeinem Hauſe ſo auf einmal der Wunſch, den Umgang mit Bellmanns Hauſe zu erneuern, entſtanden war. „Hm!" ſagte er endlich; „wir wollen uns melden laſſen." Das war der Frau nicht recht, weil ſie nicht gern zuerſt die Hand bieten wollte; dem Lieutenant eben ſo wenig;

weil; ſagte er, eine Verſöhnung doch anders angefangen werden müſſe, als mit einem Alltags-Complimente.

Rudolph gerieth, als er das hörte, in Verlegenheit; denn der Prediger hatte, ſo viel er wußte, nie den Wunſch, ſich mit dem Einnehmer zu verſöhnen, geäußert. Was war nun zu thun? – Henriette ſollte tanzen lernen. Ließ der Einnehmer einen Tanzmeiſter kommen, was der Prediger für ſich allein nicht thun konnte, ſo war die Verſöhnung gemacht. Rudolph kämpfte mit ſich ſelbſt; doch endlich geſtand er ſeinem Freunde Wilhelm zögernd, und mit Erröthen, wie viel ihm daran liege, Henrietten öfter zu ſehen, und daß er deshalb die Verſöhnung beider Familien wünſche. Lieber Wilhelm, fuhr er fort, du mußt deinen Vater bitten, daß er dich tanzen lernen läßt; dann hat es mit der Verſöhnung gewiß keine Schwierigkeit.

„Tanzen? Ich tanzen? Wozu? Sag mir Gründe!“

Anſtatt zu antworten, fiel Rudolph ſeinem Freunde um den Hals, und hielt dann eine lange Rede über Henriettens Vorzüge, und über ſeine große unwiderſtehliche Sehnſucht, ſie zu ſehen.

Wilhelm ſah ihm ſtarr ins Geſicht, und ſagte: „ich glaube, Rudolph, du liebſt ſie! Sag ſelbſt: wie kann es anders ſeyn?"

Ich? wie kommſt du auf den Gedanken? erwiederte Rudolph erröthend. Er brach nun das Geſpräch ſogleich ab, und verließ ſeinen Freund mit einiger Kälte.

Wilhelm überſann, als er nach Hauſe ging, alles, was ſein Freund ihm geſagt hatte, und erinnerte ſich dabei an deſſen Sehnſucht, deſſen Liebe zur Einſamkeit, und deſſen immerwährendes Laufen vor Henriettens Hauſe. Er war ſehr bald überzeugt, daß Rudolph Henrietten liebe; und nun nahm er ſich vor, um einen Tanzmeiſter zu bitten.

„Hören Sie, lieber Vater," ſagte er zu dem Lieutenant erröthend und ſtockend: „ich möchte gern tanzen!"

Tanzen? Warum? Sag mir das, Wilhelm!

„Tanzen lernen, lieber Vater! Da ich

doch Soldat werden ſoll, ſo dächte ich . . .! Die Mutter tadelt ja immer meine Stellung; und ich habe ſo große Luſt zum Tanzen . . ."

Der Lieutenant ſtand auf, und ging im Zimmer umher. Hm! wie fällſt du darauf, mein Sohn?

„Und Jettchen Bellmann muß mitlernen. Ihre Eltern hielten ihr gern einen Tanzmeiſter; es iſt aber für ſie allein zu koſtbar."

Ja, du haſt Recht! rief der Lieutenant freudig. So wird ſich die Verſöhnung von ſelbſt machen. — Er ging ſogleich zu ſeinem Bruder, und ſagte ihm ſeinen Plan, den Tanzmeiſter als Werkzeug der Verſöhnung zu brauchen. „Sind denn," fragte der Einnehmer finſter, „unſre Herzen ſo kalt, ſo todt, daß erſt ein Tanzmeiſter mit ſeinem Hüpfen Leben hinein bringen muß? Nimm deinen Hut, Bruder, und laß uns zu dem Prediger gehen. Kann ihn die Hand, die ich ihm hinhalten will, und kann ihn dein gutes Herz, das er ja kennt, nicht verſöhnen, ſo ſoll es auch ein Tanzmeiſter nicht thun."

Wir können ihm damit einen Dienſt erweiſen, ſag' ich dir, Bruder.

„Du biſt gut. Ich weiß, was dir am Herzen liegt, und du ſollſt deinen Willen haben. Aus deinem Kopſe kommt der Einfall mit dem Tanzmeiſter nicht. Laß uns gehen! Du wirſt dich freuen, wenn der Prediger einſchlägt. Mit dem Tanzen wird es ſich nachher wohl finden."

Als ſie zu dem Prediger kamen, ſaß Rudolph eben mit Henrietten am Klaviere.

„Lieber Prediger," fing der Einnehmer an; „wir haben uns entzweiet. Die Schuld lag an mir, das weiß ich. Iſt es Schwäche von mir geweſen — Trotz und Feindſchaft war es gewiß nicht —, daß ich ſo oft die Sonne über unſren Zwiſt habe . . ."

Der Prediger faßte des Einnehmers Hand, zeigte auf die jungen Leute, und ſagte: iſt es Ihnen gefällig, mit in ein andres Zimmer zu gehen?

„Nein; nicht einen Schritt weiter, bis wir verſöhnt ſind. Laſſen Sie mich reden, Herr Prediger."

Wollen Sie, fragte der Prediger mit höflichem Anſtand, die jungen Leute dort zu Zeugen einer Unterredung machen, . . .

„Die ganze Welt, Herr Prediger: denn ich habe Ihnen Unrecht gethan; und jungen Leuten iſt es gut, wenn ſie hören, daß alte Leute demüthig ſind und ihre Fehler geſtehen. Die Beiden da haben vielleicht in ihrem Leben auch einmal eine ſolche Stunde. Wie geſagt, Herr Prediger, ich biete Ihnen meinen Umgang, meine Freundſchaft wieder an. Sie werden ja, denke ich, einem Haberecht wohl eine Schwäche zu Gute halten, die mit ihm alt geworden iſt. Noch einmal: laſſen Sie uns Freunde ſeyn."

Bruder! lieber Bruder! ſagte der Lieutenant, erweicht von dem herzlichen Tone des Einnehmers.

Jetzt fiel Bellmann, mit Thränen in den Augen, dem Einnehmer in die offenen Arme, und ſagte: Friede und Freundſchaft! Wir waren Beide ſchuldig, aber gewiß auch beſſer, als wir glaubten. Sieh, Henriette! das iſt die ſchönſte Stunde, die Gott meinem

Leben geſchenkt hat! — Er ſagte das ſo bewegt, daß der Lieutenant ſich abwenden mußte. Der Einnehmer, der ſein Herz allzu weich werden fühlte, ergriff Henrietten, und ſagte zu Rudolph: ſpiel einen Tanz! Ihr ſollt tanzen; doch ich will der erſte ſeyn!

Er ſprang auf und ab, um wieder Stärke zu gewinnen; und nun redete er auch von dem Plan mit dem Tanzmeiſter. Jetzt warf Rudolph einen glühenden Blick auf Henrietten. Sie merkte, was er gethan hatte, ſah ihn an, und erröthete, zum erſten Male mit einem ſanft pochenden Herzen voll leiſer Ahnung.

Rudolph ſuchte ſeinen Freund auf, fiel ihm um den Hals, ſagte entzückt: Wilhelm, ich werde mit Henrietten tanzen! und eilte dann nach Hauſe.

Er liebt ſie gewiß! dachte Wilhelm. Und — wird man denn durch die Liebe ſo glücklich? — Sein Herz ſchlug; es war in dem ſüßen Vorgefühl der Liebe erwacht.

9.

Die Kinder treten auf die Bühne der Welt.

Nun wurde ein Tanzmeiſter verſchrieben, und die kleine Tanzgeſellſchaft aus den Kindern der angeſehenſten Einwohner im Städtchen gewählt. Der Prediger hielt Henrietten eine lange Vorleſung über das Aeſthetiſche des Tanzes, wobei die Wörter grace, Haltung und Bewegung oft genug vorkamen. Sie lernte auch, daß es verſchiedene Arten von Tanz gebe: den Tanz der Natur, (Hüpfen vor Freude); und den Tanz der Kunſt: den geſellſchaftlichen und den Theatertanz. „Ich möchte wohl wiſſen," ſo ſchloß er ſeine Abhandlung jedes Mal, „ob der Einnehmer für einen denkenden Tanzmeiſter, der wenigſtens die Principien ſeiner Kunſt verſteht, geſorgt haben wird!"

Der Prediger ſuchte ſeine Ideen in allen Familien, deren Kinder mit tanzen ſollten, zu verbreiten. Auch dem Einnehmer trug er, indeß ſehr behutſam, ſein Syſtem vor, nicht gerade um mit Gelehrſamkeit zu prahlen, ſondern um ihn auf ſeinen Plan, recht ordentlich und methodiſch in der Tanzkunſt unterrichten zu laſſen, vorzubereiten. Der Lieutenant ſah ſeinen Bruder beſänftigend an. Dieſer ſchwieg auch Anfangs, und half dem Prediger ſogar zu einer neuen Abtheilung: religiöſe Tänze. Endlich aber, als es ihm zu lange dauerte, ſagte er: „wohin rechnen Sie denn, nach Ihrem Syſtem, den Todtentanz? den wahren salto mortale? Eingeſchaltet muß er doch in das Syſtem werden, weil ich ſonſt nicht abſehe, wo er bleiben ſoll. Und haben wir bei irgend einem Tanze grace nöthig, ſo iſt es bei dem Sprunge aus dem Leben in's Grab."

Dieſes Wortſpiel zeigte dem Prediger, daß der Einnehmer noch immer der alte war. Er ſchwieg, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, an dem Tanzmeiſter ſelbſt einen gelehrigen Schüler zu finden. Die jungen Leute erwarteten fröhlich den Lehrer der ihnen neuen

Kunſt. Henriette und Rudolph — die einzigen, welche wußten, warum getanzt werden ſollte — tanzten ſchon im voraus den Tanz der Natur: ſie hüpften vor Freude.

Der angenommene Tanzmeiſter war erſt Friſör, und dann Huſar geweſen; jetzt ernährte er ſich als Winkel-Tanzmeiſter in einer benachbarten größeren Stadt. Die ganze Tanzgeſellſchaft war, als er kam, bei dem Einnehmer verſammelt. So wie der Einnehmer nur ein Paar Worte mit ihm geſprochen hatte, verließ er den Saal mit Verdruß, und ſagte zu dem Lieutenant: „der Menſch iſt ein Narr, Bruder!“

Seyd nicht ſchnell zum Zorn! erwiederte dieſer, obgleich auch ihm die vielen Verbeugungen des Tanzmeiſters gar nicht gefallen hatten.

„Zum Zorn nicht. Aber — ſtehen ihm die Füße nicht, wie ein Winkel von 160 Graden? ... Ich halte jedem einen Anſtrich von ſeinem Gewerbe oder ſeinem Stande zu gute. Einem Tanzmeiſter ſollen die Füße nicht ſtehen wie Parallel-Linien; ein Prediger

ger mag immerhin ein wenig pathetiſcher ſprechen, als ich oder du; ein Officier mag meinethalben etwas zuverſichtlicher von ſich reden, als andere Leute, die doch auch dem Tode mit Muth ins Geſicht ſehen. Aber, Bruder, ein Tanzmeiſter, wie dieſer, ſo biegſam wie ein Aal, iſt ein Narr; ein Prediger, der immer redet, als betete er, — tauſend gegen Eins — ein Heuchler; und ein Officier? Bruder, du biſt, das weiß ich, gegen eine Batterie mit Muth und Glauben an Gott gegangen; aber wer hört dich jemals prahlen, daß dir das Leben gar nichts iſt?"

Während dieſer Unterredung ſtand der Prediger Bellmann vor dem Tanzmeiſter, und examinirte ihn über die Principien ſeiner Kunſt. Dieſer, der gar nicht begriff, was das alles ſollte, bückte ſich bei jedem Satze, erſtaunte über die Kenntniſſe des Herrn Predigers, bat ſich deſſen Rath aus, und erwarb ſich auf dieſe Art ſo ziemlich deſſen Zufriedenheit, zumal da er ſogleich erſtaunlich oft einige Kunſtwörter anbrachte, die er aus Herrn Bellmanns Vortrage aufgefangen hatte.

Der Unterricht ging an. Am Abend erzählte der Tanzmeiſter (denn er blieb immer die Nacht da) dem Lieutenant, daß er Huſar geweſen ſey; und ſogleich fiel der Lieutenant darauf, daß Wilhelm von ihm reiten lernen ſollte. Schon am folgenden Morgen wurde damit angefangen; und ſo wenig Talent Wilhelm zum Tanzen zeigte, ſo viel hatte er zum Reiten.

Die Tanzſtunden dauerten fort; doch nur Henriette und Rudolph lernten tanzen: Henriette, weil ihr Vater ſie zu Hauſe zum fleißigen Ueben anhielt; Rudolph, weil er es als ein Mittel anſah, viel bei Henrietten zu ſeyn, da er mit ihr tanzen mußte. Indeß geſchah nicht ganz, was Rudolph erwartet hatte. Entweder der Prediger ſelbſt oder ſeine Frau war faſt immer bei den Uebungen zugegen, und Henriette wurde ſo genau beobachtet, daß Rudolph nur durch die Augen und einige Händedrücke zu ihr ſprechen konnte. Henriette fand Vergnügen daran, und würde ſie gern erwiedert haben, wenn ihr Vater ihr nicht jede Vertraulichkeit gegen eine Mannsperſon als etwas höchſt Unanſtändiges verboten gehabt hätte.

So wenig beſtimmte Aufmunterung Rudolph erhielt, ſo ſah er doch an Henriettens Aufmerkſamkeit auf ihn, und ſogar an einer kleinen Empfindlichkeit, wenn er einmal mit einem andern Mädchen zu viel tanzte, daß er ſie intereſſirte; und das erregte in ſeinem Herzen die froheſte Ahnung. Henriette fühlte ſehr beſtimmt, daß ihr Vater nicht wiſſen dürfe, was in ihrer Seele vorgehe: ſie achtete daher auf ſich; und ihr Betragen — gegen ihren Vater ſowohl, als gegen ihren Liebhaber — war für ihr Alter in der That recht fein. Von den Erwachſenen, die in den Tanzſtunden zuſahen, ahnete Niemand, daß in dem fröhlichen Tumulte auch Herzen in Bewegung ſeyn könnten; und doch kam zu den beiden, die es ſchon waren, bald noch ein drittes hinzu. Henriette hatte einen zu ſchönen Triumph ihrer kindiſchen Eitelkeit genoſſen, als daß ſie nicht Luſt zu einem größern gehabt haben ſollte. Sie lernte in den Tanzſtunden Wilhelmen kennen, den ſie ſeit mehrern Jahren kaum geſehen hatte, von dem jetzt ſogar ihr Vater ſagte: aus dem Knaben könnte in der That ſehr viel werden, wenn er nicht ſo verkehrt erzogen würde; den Rudolph mit einer Art von Begeiſterung lobte, und von dem der Einnehmer, der ſonſt alles tadelte, einmal ſagte: „er hat die Unſchuld eines Kindes, den Muth eines Mannes, den Stolz eines Königs, den Kopf eines Weiſen, und das Herz eines Engels.“ Und dieſer junge Menſch war der einzige, der ſich nicht an Henrietten drängte, was die Uebrigen ohne Ausnahme thaten, da ſie alle andern Mädchen in jedem Stücke bei weitem übertraf.

Ihr Kopf errieth, was ihr, freilich ſchon in Bewegung gerathenes, Herz noch nicht errathen hätte. Erinnerungen an den Unterricht ihres Vaters, das Erwachen der weiblichen Eitelkeit, und Neugierde brachten ſie auf ein Syſtem, welches auch eines völlig erwachſenen Mädchens würdig geweſen wäre;

und ſo wurde ſehr ſchnell eine unſchuldige Koketterie bei ihr entwickelt. Die Beſchreibung, welche ihr Vater ihr von der Liebe gemacht hatte, paßte gar nicht auf ihre Empfindungen, und noch weniger das verhaßte Bild einer Kokette auf die Vorſätze ihrer Eitelkeit. Sie fühlte ſich unter den Knaben, die ſich an ſie drängten, nur angenehmer als ſonſt beſchäftigt, und fand — aber viel früher — das als wahr beſtätigt, was ihr Vater ihr von dem ſiebzehnten Jahre vorausgeſagt hatte.

Wie tauſend Eltern, die ſich auf die Unſchuld ihrer Kinder verlaſſen, und ſo die erſten Regungen des Herzens bei denſelben nicht bemerken, war auch Herr Bellmann ganz ohne Sorgen. Die Mutter blieb nicht ſo ganz ruhig; ihr Mann ſagte aber: unſer Jettchen iſt ja noch ein Kind! und Gott Lob! die Herzen der Kinder ſind unſchuldiger, als daß ſo frühzeitig die Gefühle, die du befürchteſt, in ihnen erwachen könnten." Die Mutter ſchwieg; denn konnte ſie die reine Unſchuld ihrer Tochter bezweifeln? Sie bedachte nicht, daß auch das unſchuldigſte Herz früh erwachen kann, und daß es durch die erſten Empfindungen der Liebe nicht ſchuldig, ſondern nur heimlicher, nur verſchloſſener, wird.

Henriette wendete ſich immer mit den freundlichſten, holdeſten Blicken an Wilhelm. Tanzte er einmal mit ihr, ſo war ſie gewiß doppelt aufmerkſam. Sie bemühete ſich, durch alle ihre kleinen unſchuldigen Künſte ihm zu gefallen, und ſie erreichte ihre Abſicht. Wilhelm wurde nicht zudringlicher, als vorher; er zeichnete ſie aber durch ſeine Blicke, durch einen ehrerbietigen Ton ſeiner Stimme aus: kurz, er begegnete ihr, wie einem erwachſenen Frauenzimmer; und dieſe Begegnung ſchmeichelte ihr mehr, als Rudolphs Demuth, als Rudolphs unabläſſiges Beſtreben ihr zu gefallen.

Sie benahm ſich in dieſem neuen Verhältniſſe ſehr geſchmeidig: gegen Rudolph freundlich, gegen Wilhelm fortdauernd aufmerkſam. Den einen liebkoſte ſie, dem andern zeigte ſie Achtung. Dies war freilich nur ein kindiſches Spiel; es hatte aber bei ihr und den Jünglingen eben die Wirkung, wie bei völlig Erwachſenen. In Wilhelms Seele entbrannte eine Leidenſchaft, die ſogleich eine ſehr romantiſche Geſtalt annahm, und die er wie das heiligſte Geheimniß verbarg, weil er ſeinen Freund durch ſeine Liebe zu beleidigen glaubte.

Rudolph, jetzt ein ſchlanker, ſchöner junger Menſch von neunzehn Jahren, hatte ſeinem Freunde ſchon längſt entdeckt, was er für die vierzehnjährige Henriette fühlte. Er klagte darüber, daß er ihr nicht ſeine Hand anbieten, ja ihr, da ſie noch ſo jung ſey, nicht einmal ſeine Liebe geſtehen dürfe. Wilhelm ſchwieg zu dem allen, und rieth ſeinem Freunde nur, ſich durch Fleiß empor zu arbeiten, wozu ihm, ſagte er, der Einnehmer und der Lieutenant gewiß behülflich ſeyn würden. Für die Muſik hatte Rudolph die entſchiedenſten Talente; dieſe Kunſt ſchien ihm aber nicht ſicher genug zu ſeinem Ziele zu führen, und ſo nahm er ſich vor, ein Gelehrter zu werden.

Wilhelm entdeckte den Wunſch ſeines Freundes dem Einnehmer. Dieſer ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „er weiß viel; aber nicht das, wodurch man den Nahmen Gelehrter bekommt: Latein." — Das kann er ja lernen, ſagte Wilhelm. In drei Monaten ſoll er es können; und dann, lieber Vater?

Der Einnehmer lächelte. „In drei Monaten? Wohl! dann unterſtütze ich ihn."

Verſtehen Sie Latein, Vater?

„Wenig; aber doch genug, um zu wiſſen, daß du drei Jahre, anſtatt drei Monate, hätteſt ſagen können. Fangt es an, und ſeyd fleißig. Ihr lauft ohnedies ein wenig zu viel umher."

Die beiden Jünglinge fingen das Erlernen der ſchweren Sprache mit dem Eifer an, den Ehrgeitz, Enthuſiasmus und eine brennende Leidenſchaft geben. Doch gingen ſie dabei auf eine ſehr ungewöhnliche Weiſe zu Werke: ſie laſen mit Hülfe einer Ueberſetzung einen Schriftſteller, und zogen ſich ſelbſt eine Grammatik aus. Der Einnehmer half ihnen, und nun machten ſie Fortſchritte, über die er ſelbſt erſtaunte, ſo viel er ihnen auch zugetrauet hatte. Die Tanzſtunde und die Muſik in Bellmanns Hauſe waren jetzt Rudolphs einzige Erholung, und er ſah Henrietten ſogar ſeltner, als ſonſt; denn ſie war ja der Preis ſeines unbeſchreiblichen Fleißes. Da ſich nun aber die Zeit ſeiner Trennung von ihr — denn nur noch ein Jahr lang ſollte er in dem Städtchen bleiben — immer mehr näherte, und da er ſich durch ſeine Rieſenarbeit eine Art von Recht auf Henrietten erworben zu haben glaubte: ſo wurde er, wenn er einmal einen Augenblick mit ihr allein ſeyn konnte, dringender, und gab ihr in räthſelhaften Ausdrücken zu verſtehen, daß er ſich nur um ihretwillen in die tiefe Einſamkeit verberge, in welcher er ſeit mehreren Monaten lebe.

Henriette ſah freilich den Zuſammenhang nicht ein; ſie begriff doch aber wenigſtens, daß Rudolph, um in ihren Augen mehr Werth zu bekommen, Fortſchritte in der alten Sprache machte, die ſelbſt ihr Vater bewunderte. Er war jetzt, wenn er mit ihr ſprach, ſo ehrerbietig, ſo zärtlich, wußte mit ſo vieler Klugheit Gelegenheiten zu finden, daß er ſie einige Minuten allein ſehen konnte, und ſagte ihr mit einem ſo ſchönen Feuer, wie unbeſchreiblich glücklich ihn die Muſikſtunde mit ihr mache! Sie fühlte, daß der angenehme Jüngling mehr für ſie thun würde, wenn er Gelegenheit dazu hätte; ſie fühlte etwas unbeſchreiblich Süßes bei ſeinen Blicken, bei jedem Händedruck von ihm; mit Einem Worte: ſie fühlte, daß ſie geliebt wurde, ob ſie gleich das Wort nicht dachte. Um ihn zu belohnen, warf ſie höchſt unſchuldig die zärtlichſten Blicke auf ihn, hörte, wenn ihr Vater einmal hinausging, ſogleich auf zu ſpielen, und ſchlug nur mit der einen Hand Taſten an, während ihre Augen ſich freundlich auf ihn hefteten. Rudolph war jetzt überzeugt, daß Henriette ihn liebe, und er beſchloß, ihr ſein Herz zu entdecken.

Er leitete, ſobald er konnte, das Geſpräch mit Henrietten ein, und ließ ſie mehr von ſeinem Plane, ſich ſchnell empor zu arbeiten, ſehen. Auf dieſe Art ſuchte er die ſchöne

Minute, die ſüßeſte des menſchlichen Lebens, herbeizuführen, wo er ſagen und hören wollte: ich liebe dich! Als er eines Tages wieder zu Henrietten kam, war ihre Mutter zu einem Beſuche bei der Einnehmerin; und dem Vater hatte ſie mit großer Geſchicklichkeit eine Menge Beſchäftigungen zu verſchaffen gewußt, weil ſie jetzt ſo ſehnlich wünſchte, einmal etwas länger mit ihrem Freunde allein zu ſeyn. So wie ihr Vater hinaus gerufen wurde, ſagte ſie erröthend: heute kann mein Vater nicht zuhören, ob wir gleich ſeine Lieblingsſonate ſpielen; er hat ſehr viel zu thun. Das ſagte ſie aber zitternd, ſtockend, und Rudolph mußte wohl merken, daß es eine Nachricht für ihn ſeyn ſollte. Er legte ſogleich die Violine auf das Klavier; und nach einer Minute, welche Beide bei ſtarkem Herzklopfen ſehr ängſtlich zubrachten, faßte er endlich bebend die Hand der Geliebten.

Henriette hatte nicht den Muth, die Augen aufzuſchlagen. Ihre Wangen glüheten; denn ſie fühlte mit Angſt, daß ſie ſich eines Betruges ſchuldig gemacht hatte: eines Betrages, den Rudolph wußte, und der ſie folglich in ſeine Gewalt gab.

O, liebe Henriette! fing er ſeufzend an; eine ſo glückliche Stunde kommt uns vielleicht nicht ſo bald wieder.

Uns? dachte ſie, ein wenig unzufrieden, und ſchwieg.

O Gott! ſeufzte er wieder; wie glücklich könnte ich ſeyn, wenn Sie . . . — Aber, um des Himmels willen! was iſt Ihnen?

Sie hob, um das zu verbergen, was ihr war, geſchwind die Augen, und traf auf einen ſo ſanften und zärtlichen Blick, daß auch der ihrige, der doch gleichgültig hatte ſeyn ſollen, ſanft und zärtlich werden mußte. Er drückte ihre Hand; ſie ſeufzte, und erwiederte den Druck. O Henriette! ſagte er nun lauter. Sie rückte, aus Furcht vor ſeinem Ungeſtüm, auf ihrem Stuhl ein wenig weiter von ihm ab.

Rudolph aber rückte ihr nach, und legte, mit dem Ausruf: o Henriette! den Arm um ihren Leib.

Laſſen Sie uns ſpielen! ſagte ſie ſchnell, indem ſie eine Sonate aufſchlug; und er griff ſogleich nach ſeiner Violine. Doch der Vater, der ſo eben hereintrat, konnte noch bemerken, daß Rudolph neben ſeiner Tochter geſeſſen hatte. Henriette ſpielte raſch, und, wie es ſchien, ganz ruhig; Rudolph aber hatte den Kopf verloren. Der Vater runzelte die Stirn, warf unruhige Blicke auf Beide, und machte endlich der Stunde dadurch ein Ende, daß er ſchweigend die Hand auf Rudolphs Violine legte.

Er bemerkte wohl, daß hier etwas vorgegangen ſeyn mußte, und ging, ſobald Rudolph fort war, in ein Nebenzimmer, um zu überlegen, wie er ſeine Tochter behandeln ſollte. Wohl hundert Mal hatte er ſelbſt zu dem Einnehmer geſagt: „Laſſen Sie einem Mädchen oder einer Frau nur eine halbe Minute Zeit, ſich zu beſinnen, ſo haben Sie verloren!“ Und jetzt ließ er ſeiner Tochter eine halbe Stunde Zeit, die ſie auch wirklich zum Beſinnen brauchte. Er examinirte, und Henriette wußte auf jede Frage eine Antwort. Sie und Rudolph waren beim Spielen der Sonate nicht zuſammen geweſen; darum hatten ſie die Takte zählen, und Rudolph ſich ein wenig zu ihr bücken müſſen.

Er ſchüttelte den Kopf, und ſchwieg. Henriette glaubte nun ſchon, ſicher zu ſeyn: ihr Vater fing aber an, ſich zu erkundigen, wie es zugegangen wäre, daß ihn ſo viele Menſchen gerade in dieſer Stunde beſucht hätten; und nun bekam er zur Antwort: Mamſell Jettchen hat ſie alle um dieſe Zeit her beſtellt! — Wohl hundert Mal hatte Bellmann ſeiner Gattin geſagt: „thu lieber, als ſäheſt und hörteſt du nicht, ehe du Henrietten in die Lage bringſt, eine Unwahrheit ſagen zu müſſen. Ein Kind hat immer eine Art von Triumph, wenn es einen Erwachſenen irre machen kann; und dieſen Triumph muß es nicht haben.“ Hier handelte er aber völlig gegen ſeine eigene Regel. Henriette erzählte auf Befragen mehr, als er wiſſen wollte. Ich habe die Leute zu Ihnen beſtellt, weil ich mit Rudolph allein zu ſeyn wünſchte. Es iſt nur Schade, daß ich es ſagen muß. Ich wollte zu Ihrem Geburtstage ein Concert einſpielen.

Sie zeigte dem Vater das Concert, und ſagte, daß er ſie dabei überraſcht habe, und daß ſie eben dadurch in Verwirrung gerathen ſey. Er ſah ſie mißtrauiſch an, äußerte ſeinen Verdacht ſogar ausdrücklich, und gab ihr zu verſtehen, daß er Rudolphen ſelbſt befragen werde. Sie gerieth in Angſt, und hätte beinahe alles geſtanden. Doch — ſo eben kam der Tanzmeiſter, ihren Vater zu beſuchen, und bei einem Glaſe Johannisbeerwein ſich über die Tänze der Griechen belehren zu laſſen. Henriette ging nun in ihr Zimmer, ſchrieb ein kleines Billet an Rudolph, und wußte es dem Tanzmeiſter, als er wieder ging, recht fein in die Hand zu ſtecken. — Das unbeſonnene Mädchen!

Der Tanzmeiſter öffnete das nur zuſammengeſchlagene Billet, und überlegte nun, ob er von dem Prediger, oder von den jungen Leuten mehr Vortheil zu erwarten hätte; doch ſein Hang zu Intriguen gewann den Sieg. Er ging zu Rudolph. Sie hätten ſchöne Dinge anfangen können!

„Ich? wie ſo?“

Da hat der junge Herr eine Geliebte, Mamſell Jettchen Bellmann; und anſtatt zu ſpielen, treibt er ſonſt etwas. Mamſell hat Papa und Mama auf die Seite geſchafft. Der Papa überraſcht das Pärchen: nicht wahr?

„Was plaudern Sie doch!“

Nun, nun, junger Herr! ich hab' es nicht beſſer gemacht, als ich noch ſo ein Flüchtling war. Und Mamſell Jettchen iſt ſchön, wie ein Engel. Hier iſt ein Billet; darin ſteht, wie man den Papa anführen will.

Rudolph las mit Erſtaunen, und konnte jetzt nicht länger leugnen. Er geſtand dem Tanzmeiſter offen die Wahrheit, doch mit Reue und Beſchämung. — Was in dieſem Augenblicke dem unſchuldigen Jünglinge das größte Verbrechen war, behandelte der elende Menſch als eine Kleinigkeit. Er ſcherzte darüber, und gab ſehr deutlich zu verſtehen: wenn Rudolph ſich ihm anvertraue, ſo ſolle die Sache bald auf einem beſſern Fuße ſeyn. Wirklich machte der ſchändliche Verführer den Jüngling auf einen Augenblick wankend. Als dieſer aber allein war, und überdachte, auf welche fürchterliche Dinge der elende Menſch angeſpielt hatte, da überlief ihn ein Schauder, und er ſah mit Zittern den Abgrund, dem er ſo nahe ſtand. Schnell, mit dem Muth eines edlen Menſchen, war er entſchloſſen. Er eilte zu Wilhelm, entdeckte ihm alles, und ſagte: jetzt, Wilhelm, handle! ſey mein Schutzgeiſt!

Dies bezog ſich auf eine Abrede, welche die Jünglinge genommen hatten. Als ſie von Sokrates Dämon laſen, wurden ſie Beide, doch am meiſten Wilhelm, von der Idee ergriffen, und wünſchten ſich einen ſolchen Schutzgeiſt. Auf einmal rief Wilhelm, wie begeiſtert: ich will dir ein Genius ſeyn; ſey du es mir!

In dieſer Stunde der Begeiſterung redeten ſie mit einander ab, daß jeder von ihnen frei, unabhängig von dem andern, handeln ſollte. „Aber,“ ſagte Wilhelm, „bin ich einmal ungewiß, ob etwas, das ich thun will, böſe oder gut ſey; dann will ich dir ſagen:

„Rudolph, handle du für mich! ſey mein Schutzgeiſt!“ Sie machten noch mit einander aus, daß der, welcher den andern auffodre, es ſich gefallen laſſen müſſe, wie ſein Freund für ihn handle, oder ihm zu handeln befehle. Jetzt war der Fall zum erſten Male da, und das hatte für Beide etwas ſehr Feierliches. Wilhelm nahm Henriettens Billet, und ſagte: „ich bin dein Schutzgeiſt! Laß mich handeln!“

Rudolph wollte nach dem Billet greifen; doch ſchnell zog er die Hand wieder zurück, und ſagte mit leiſer Stimme: handle! nur ſchone Henrietten!

„Gewiß!“ ſagte Wilhelm. „Ich werde alles überlegen.“ Die beiden Freunde verließen einander beſſer, edler, tugendhafter, und darum ſtolzer.

Rudolph begegnete dem Tanzmeiſter, wendete den Blick von ihm ab, und ſchämte ſich, daß dieſer Menſch ſein Vertrauter hatte werden können.

10.

Er iſt gerettet.

„Sey du mein Schutzgeiſt!“ Dieſe Worte tönten noch immer laut in Wilhelms Seele. Er las Henriettens Billet zu wiederholten Malen, und ſeine Phantaſie zeigte ihm die Scene, wo Rudolph, von den Empfindungen der Liebe beſeligt, neben ihr geſeſſen hatte, in den glühendſten Farben. Beinahe beneidete er ſeinen Freund um das Glück, nach welchem auch ſein Herz jetzt verlangte; und mitten unter ſeinen Wünſchen, mitten unter den Liebe verlangenden Träumen ſeiner Phantaſie, ſtand immer das Bild der ſchönen Henriette in dem Glanze einer erſten Geliebten. Er fühlte gewiſſermaßen Eiferſucht auf den Glücklichen, der, wie er glaubte, ſchon das Ziel eines Jünglings, die höchſte Seligkeit des Lebens, erreicht hatte.

Aber dennoch — Zeichnete nicht Henriette ihn ſo augenſcheinlich, mit einer ſo feinen, zarten Achtung aus? war es denn ſchon völlig gewiß, daß Rudolph von ihr geliebt wurde? Ganz leiſe regten ſich bei ihm die Hoffnungen der Eitelkeit und der Selbſtliebe. Wenn nun Rudolphs Umgang mit Henrietten aufhörte? Und hatte er nicht deſſen Schickſal in Händen? War er nicht ſchon vorher faſt entſchloſſen geweſen, dem Vater Einnehmer alles offen zu entdecken, und ihm das Billet zu geben? Ließ ſich nicht erwarten, daß der Einnehmer nach ſeinem offnen Weſen dem Prediger dann ſagen würde: ſo ſteht es? In dieſem Falle hörte Rudolphs Umgang mit Henrietten auf. Er wurde auf eine auswärtige Schule geſchickt; und ſie — hier klopfte ſein Herz vor Ahnung, doch auch vor Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt — ſie blieb in ſeiner Geſellſchaft.

Dies alles fuhr, ſchnell wie ein Blitz, durch ſeine Seele. Doch faſt noch in demſelben Augenblicke ſtreckte er die Hände mit dem Billet nach der Gegend hin, wo Rudolph wohnte, zerriß das Billet langſam, und ſagte dabei: „was auch daraus werden mag — Niemand ſoll etwas erfahren, und dieſes Herz ſoll ſchweigen."

Er wendete ſich mit heiteren Augen um, und — ſtand vor dem Einnehmer und dem Lieutenant, welche durch die offne Thür herein getreten waren und ihn ſehr befremdet anſahen.

„Burſche," ſagte der Einnehmer, „ich glaube, du treibſt üble Dinge. Was wäre denn das, was weder ich, noch mein guter Bruder erfahren dürfte? Und dein Herz? Was enthielt das Billet? Von wem war es? . . . Du ſiehſt mich zwar mit hellen, unſchuldigen Augen an, Wilhelm; aber . . ."

Eben um dieſer Augen willen, Bruder, glaube ich, daß wir ihn bei einer guten Handlung antreffen, ſagte der Lieutenant.

„Bei einer edelmüthigen, bei einer kräftigen, das will ich gehen laſſen; einem jungen Menſchen in Wilhelms Jahren ſcheint alles gut, was groß iſt, was Stärke erfodert. Aber bei einer guten? Nimmermehr! Was wäre ſonſt daran zu verſchweigen?" — Der Einnehmer bückte ſich, um die Stücke des Billets aufzuheben. Wilhelm aber ſetzte mit ungewiſſen Blicken einen Fuß darauf. „Sieh nur das Geſicht, Bruder!" fuhr der Einnehmer fort, als er ſich wieder aufrichtete. „Sagſt du noch: bei einer guten?"

Ja! Denn ſo, mit ſolchen frohen, glänzenden Augen ſteht kein Menſch da, der etwas Böſes auf dem Herzen hat.

„Aber wohl etwas Böſes unter den Füßen!"

Wilhelm, gieb mir das Billet da von der Erde! ſagte der Lieutenant.

Wilhelm nahm die Stücke auf, reichte ſie ihm hin, ſagte aber ängſtlich: es betrifft nicht mich, Vater; und ſo werden Sie es nicht leſen. Ich habe mein Wort darauf gegeben.

Ich leſe es nicht, erwiederte der Lieutenant.

„Ich aber will es leſen!" rief der Einnehmer ungeduldig. „Was für Geheimniſſe kann ein ſolcher junger Menſch haben? Ich will es leſen. Er ſoll es mir ſelbſt geben. Es ſteckt etwas dahinter. Sieh ihn nur an, Bruder!"

Bruder, hatten nicht auch wir unſre kindiſchen Geheimniſſe? Durfte ein Menſch wiſſen, wie ſehr wir einander liebten? — Das ſagte der Lieutenant ſehr zärtlich, und dann gab er dem Einnehmer die Stücke. Dieſer riß ſie in noch kleinere, und ſagte dabei: „ich glaube, wir machen Beide einen dummen Streich; denn ſein Ausdruck: mein Herz ſoll ſchweigen, ſetzt Dinge voraus, die in ſeinen Jahren . . . Wenn doch der Tanzmeiſter . . .! Ich wünſchte, — denn feigherziger kann ſchwerlich ein Menſch ſeyn, als dieſer — ich wünſchte, es ſagte ihm jemand: ich wollte ihn todt ſchießen, oder *du*. Der Kerl hat immer an den Mädchen zu rücken und zu halten. Das ſehen die jungen Burſche, und das thut nicht gut. Es iſt ein Schurke, Bruder.

Auf ſein Geſicht hin, lieber Bruder? Und läge dir das *Leben* eines Menſchen vor Augen: möchteſt du auf ſein *Leben* hin ein ſo hartes Urtheil über ihn ſprechen?

„Auf das Leben hin nicht. Aber auf das Geſicht? Ja! Ein ehrlicher Mann kann einmal zu einer Handlung kommen, die nichts taugt; aber zu einem ſchurkiſchen Geſichte kommt man nur durch viele ſchurkiſche Handlungen. Denn ſieh! . . ." — Er ſuchte nur, nach ſeiner Gewohnheit, wahrſcheinlich zu machen, was er ſelbſt nicht glaubte. Doch mitten in ſeiner Rede unterbrach ihn der Lieutenant mit dem Worte: Alter! Alter! (So erinnerte er ſeinen Bruder öfters, wenn dieſer etwas behauptete, das ihm hart oder grauſam ſchien.) „Es giebt freilich Ausnahmen," fuhr der Einnehmer in einem mildern Tone fort; „aber, Bruder, an einer Münze, die ſo ganz eigentlich der Teufel ausgeprägt hat, iſt doch Bild und Ueberſchrift kenntlich."

Gott Lob! ich habe nie eine ſolche Münze geſehen, und auch du, denke ich, nicht. Der Tanzmeiſter, Bruder, . . .

. . . iſt ein Schurke! fiel Wilhelm ein. Wie der Vater ſagt: der Teufel hat ihm das Herz ausgeprägt.

„Nun, ſiehſt du?" ſagte der Einnehmer. „Wir werden etwas hören! Und ſo ſchlimm wird es doch wohl nicht ſeyn, daß ich nicht ſagen könnte: ich freue mich, Bruder, daß du mir endlich einmal glauben mußt! ... Rede, Wilhelm! was weißt du?"

Wilhelm ſchwieg, und zog nur die Stirn zuſammen, weil er nicht ſagen konnte, was er wußte. Ein Schurke iſt er, lieber Vater Lieutenant. Das bewies eben dies Billet.

„Und ſein Geſicht, Bruder, und ſeine knackenden Kinnladen. Mir fallen dabei immer die Krokodille ein: die machen es faſt eben ſo, wenn ſie angreifen wollen. So oft ich ihm ernſt und ſtarr in's Geſicht ſehe, ſteht er wie ein armer Sünder da, dem ſein Todesurtheil verleſen wird. Es koſtet ihm große Mühe, ſein böſes Gewiſſen hinter dem freundlich grinſenden Geſichte zu verbergen."

Nun Wilhelm, ſo rede! Warum iſt er ein Schurke? was hat er gemacht?

Wilhelm beſann ſich ein wenig. Dann antwortete er: aber Sie müſſen nicht fragen, wer, oder was! ... Dieſer Tanzmeiſter wollte ein reines, unſchuldiges Herz verführen.

„Sieh, Bruder Lieutenant, da haſt du den Kuppler mit ſeinen fünf Poſitionen, und mit der quikenden, zitternden Stimme, die noch falſcher klingt, als ſeine kleine Geige! ... Nun, Wilhelm, auf wen war es denn mit der Verführung abgeſehen?“

Sie wollten ja nicht fragen, lieber Vater! ... Wenn Sie erlauben, ſo werde ich ihm ſagen, Sie würden ihn todtſchießen.

„Biſt du unklug? ... Fort ſoll er, das iſt gewiß; aber ich will ihm wohl aufſagen.“

Wilhelm kämpfte mit ſich ſelbſt. Er muß noch heute fort! ſagte er dann ſchnell; ſonſt könnte er ein Unheil anrichten.

„Hm!“ meinte der Einnehmer: „der Probe wegen, Bruder Lieutenant, ob er wirklich ſo feig iſt, wie ich glaube, könnten wir es wohl zugeben. Es iſt ein Seelen-Experiment.“

Alter! ſagte der Lieutenant, und ging. Wilhelm bat den Einnehmer ſo lange, bis er Erlaubniß bekam: denn er fürchtete, der Tanzmeiſter möchte ſeinen Freund noch bei dem Prediger verrathen. —

Was haben Sie gemacht? ſagte Wilhelm mit ängſtlichen Mienen zu dem Tanzmeiſter. Rudolph hat meinem Vater, dem Einnehmer, ein Billet gezeigt, das er, wie ich hörte, durch Sie bekommen haben will. Mein Vater ſchrieb an den Prediger; und als die Antwort kam, gerieth er in den heftigſten Zorn, ſo daß er ganz außer ſich war. Ich rathe Ihnen, kommen Sie ihm nicht vor die Augen, und ſorgen Sie für Ihre Sicherheit! Er lud eine Piſtole, und ſchwor . . .

Der Tanzmeiſter unterbrach ihn zitternd: ſchaffen Sie mir nur heimlich meinen Ueberrock aus Ihrem Hauſe!

Wilhelm holte den Rock. Sobald der Tanzmeiſter dieſen hatte, ſchlich er durch die engſten Gaſſen zum Thore hinaus, und eilte durch Seitenwege auf die Stadt zu, in der er wohnte. Als er nichts mehr befürchten zu dürfen glaubte, ſah er nach dem Städtchen zurück, verwünſchte Rudolphen, Henrietten, den Einnehmer, und ſchwor ihnen mit Zähneknirſchen Rache.

11.

Das Herz entwickelt ſich.

Der Prediger Bellmann ſchien ſich bei der Erklärung ſeiner Tochter zu beruhigen; doch vor ſich ſchüttelte er noch immer den Kopf, da er gar zu deutlich geſehen hatte. Die Muſikſtunde ſollte ein Ende haben; und auch die Tanzſtunde hätte ſeine Tochter wohl aufgeben ſollen, weil er fühlte, daß auch die ihr gefährlich ſeyn konnte: doch das Verlangen, ihr alle Vorzüge der ſorgfältigſten Erziehung zu verſchaffen, behielt die Oberhand. Er ſprach nun wieder unter vier Augen mit Jettchen, erklärte ihr in der beſten Ordnung das ganze Kapitel von der Liebe, zeigte ihr, wie dieſe Leidenſchaft entſtehe und wie wenig ſie bedeute; wie ſie aber das Herz manches jungen Mädchens ſo ſehr täuſche, eben weil es das Weſen derſelben nicht kenne. „In der That, Henriette," ſo ſchloß er ſeine Rede, „es wäre eine Schande für dich, wenn dir dieſes leichte Spiel des jugendlichen Herzens jemals mehr ſeyn ſollte, als ein Spiel. Du kennſt nun dieſe Leidenſchaft, die nur dann gefährlich iſt, wenn ſie nicht näher betrachtet wird, die aber den Augenblick verſchwindet, wenn man ſie mit dem Lichte der Vernunft beleuchtet. Ich habe dir eine Erziehung gegeben, wie ſie vielleicht ſehr wenige Mädchen bekommen; und, mein Kind, du haſt Geiſt genug, um völlig ſicher mit dieſer gefährlichen Leidenſchaft ſpielen zu können. Bei deinen Vorzügen biſt du nicht dazu beſtimmt, einmal die Frau eines armen, unbedeutenden Mannes zu werden. Du haſt ein Recht zu größern Hoffnungen, wenn du dich nur früh gewöhnſt, dein Herz zu beobachten, und es nach den Regeln der Klugheit und Sittlichkeit zu beherrſchen."

Es war Henrietten ſehr ſchmeichelhaft, daß ihr Vater ihr zutrauete, ſie könne mit dieſer furchtbaren Leidenſchaft ſpielen. Sie verglich aber ſeine Schilderung von der Liebe und den Wirkungen derſelben mit ihren eigenen Empfindungen, und fand nun, was ſie, weil er übertrieben hatte, finden mußte: daß ſi Rudolphen gar nicht liebe.

Auch die Hoffnungen, welche der Vat ihr zu einer glänzenden Verbindung gemach hatte, beſchäftigten ihre Phantaſie. „Mein Talente, mein Geiſt!“ dachte ſie mit große Eitelkeit, und in ihrem Kopfe entſtand nun ei verwirrtes Gemiſch von Ideen, Planen un Wünſchen, die den natürlichen Empfindungen ihres Herzens widerſprachen. „Mit der Leidenſchaft ſpielen:“ dieſer Gedanke ſchien ihr Herz und Kopf zu vereinigen; denn er erlaubte ihr die Liebe, brachte ſie aber unter das Scepter der Vernunft. Mit großem Wohlgefallen dachte ſie, obgleich nicht deutlich, an Rudolphs Liebe für ſie, doch faſt mit noch größerem an ihres Vaters Plane für ihren künftigen Glanz; und ſo waren denn Herz und Kopf bei ihr ohne Aufhören uneins. Sie ließ ſich von dem Strome ihrer jedesmaligen Empfindung treiben, und machte daher gar keinen Plan; oder vielmehr machte ſie halb und halb den, ihren Umgang mit Rudolph aufzugeben.

Dieſes Schwanken, dieſe Zweideutigkeit ihres Herzens war offenbar eine Folge von dem Unterricht ihres Vaters. Doch wer möchte dieſen ſo geradezu tadeln? Iſt das Herz eines Mädchens erſt erwacht, dann muß faſt alles, was ein Vater dazu ſagen kann, ein wenig verkehrt ſeyn. Läßt er der Liebe die göttliche Geſtalt, womit ſeine Tochter ſie ausgeſtattet hat, ſo iſt es hart, zu fodern, daß ſie dieſes Geſchenk des Himmels haſſen ſoll. Macht er die Liebe zu einer Geburt der Eitelkeit und der Sinne, ſo ſieht er in Gefahr, das Herz auf den lockenden Weg des Leichtſinns und einer Art von Buhlerei zu führen. Bellmann glaubte gethan zu haben, was er thun müßte, und dachte mit keinem Gedanken daran, daß Henriette ſeinen Ausdruck: „mit der Leidenſchaft ſpielen,“ ganz anders erklären könnte, als er ſelbſt ihn verſtand. Er ſetzte ſeine Unterredungen mit ihr fort, ohne zu bemerken, daß er ihr in den Regeln, wie ſie die Liebe vermeiden könne, ein vollſtändiges Syſtem der feinſten Koketterie gab. Freilich redete er von der Liebe im Allgemeinen;

Henriette aber wendete alles auf den Fall an, in welchem ſie war, und dachte ſich bei dem Worte Liebe nur den Liebhaber. Der Vater merkte zuweilen, daß ſo etwas in dem Kopfe ſeiner Tochter vorgehen könnte, und fing an einzuſchränken und Ausnahmen zu machen. Er ſuchte die Lehren, welche Henrietten antreiben ſollten, ihre Hand einmal einem reichen und vornehmen Manne zu geben, mit der Moral zu vereinigen; dieſe Abſicht konnte er aber freilich nicht erreichen. Ihm ſelbſt entging das Schwankende ſeines Unterrichtes nicht; indeß da Henriette ihm keine Einwürfe machte, und, wenn er fragte, richtig wiederholte, was er geſagt hatte, ſo wurde er ganz ruhig.

Henrietten fiel es auf, daß ihr Vater die Fortſetzung der Muſikſtunden mit Rudolphen unterſagte; und auch das ſchnelle Abbrechen des Unterrichts im Tanzen ſchrieb ſie ihm zu. Er hatte doch ſo viel Vertrauen gegen ſie geäußert; woher nun dieſes Mißtrauen! Der Triumph, den er ihr durch ſein Lob gegeben hatte, war geſchmälert. Er behandelte ſie jetzt wieder als ein Kind, und ſie war doch entſchloſſen geweſen, ſich als ein erwachſenes, verſtändiges Frauenzimmer zu betragen. Sie hatte ſich darauf gefreuet, ihm zu zeigen, daß ſie ſein Vertrauen verdiene; und jetzt? Die Gelegenheit zu jedem Triumphe war ihr genommen. — Der Vater hatte in den Unterredungen mit ihr auch ſehr viel darüber geſprochen, daß Zwang nur ein Mittel für unvernünftige Kinder ſey, und daß die Kinder ſo gut Rechte hätten, wie die Eltern, (was er nie zu ſagen unterließ, um ſeine Toleranz zu erweiſen). Nun hielt ſie alſo ſein Benehmen für falſch, für grauſam, und fing an, die Waffen, die er ſie kennen gelehrt hatte, gegen ihn ſelbſt zu gebrauchen.

Der Vater ſagte ihr zwar, der Einnehmer habe den Tanzmeiſter abgeſchafft; das hielt ſie aber für eine Fabel, und fand ſich dadurch noch mehr beleidigt, daß er ſie für ſo einfältig halten konnte. Durch gänzliches Vertrauen würde ihr Vater ſie, bei ihrer Lenkſamkeit und ihrem Verſtande, wahrſcheinſich wieder auf den richtigen Weg geleitet haben. Halbes Vertrauen, das man Kindern ſo gewöhnlich zeigt, iſt übler, als gänzliches Mißtrauen; ſie werden darüber erbittert, daß man ſie betriegen will, und ſetzen der Falſchheit dann Falſchheit entgegen.

Dieſe Waffen gebrauchte Henriette indeß nicht; ſie verhehlte nur, daß ſie beleidigt zu ſeyn glaubte. Nie erwähnte ſie der Muſikſtunde und eben ſo wenig des Tanzmeiſters. Sie ſpielte ſogar das Klavier mit dem vorigen Eifer, der aber jetzt nur erkünſtelt war. Von Rudolph ſprach ſie gar nicht, oder, wenn ſie es ja thun mußte, mit einer kalten Nachläſſigkeit; und ſelbſt die günſtigſten Gelegenheiten, ihn zu ſehen oder zu ſprechen, benutzte ſie niemals. Durch das alles wollte ſie ihrem Vater zeigen, daß ſeine Vorſichtsmaßregeln unnöthig geweſen wären. Deſſen ungeachtet war ihr aber Rudolph noch gar nicht gleichgültig; ſie ſehnte ſich nach ſeiner Geſellſchaft, und fühlte, daß ihr mit ihm die Freude ihres Lebens geraubt war. Wirklich wäre ſie über ihren Vater weniger mißvergnügt geweſen, wenn er ſie nur nicht ſo gänzlich von ihrem Freunde getrennt hätte.

Aber noch weit mißvergnügter war ſie über Rudolphen ſelbſt, weil er gar nichts mehr von ſich hören ließ, und auch nicht den mindeſten Verſuch machte, ſie nur einmal zu ſehen. Selbſt da, wo ſie ihn mit Zuverſicht zu finden hoffte, war er nicht. Wie konnte ſie ihm das verzeihen, wenn ſie auch entſchloſſen war, den Rath ihres Vaters zu befolgen! — Nach vier Wochen hatte ihr Vater ihre ganze Liebe wieder, und der Gegenſtand ihres Unmuthes war nur Rudolph. Sie wünſchte ſich jetzt eine Gelegenheit, ihn zu ſehen, damit ſie ihn dann ſehr nachläſſig behandeln könnte; doch eine ſolche Gelegenheit fand ſich nicht. —

Wilhelm war durch die Geſchichte ſeines Freundes zu Betrachtungen gekommen, die deſſen Liebe eben nicht das Wort redeten. Er bat den alten Büchling um den Schlüſſel zu dem Monumente der Gräfin Elsbeth, das er einmal wieder zu ſehen wünſchte, und ging mit Rudolph dahin. „Daß ſich Henriette,“ ſagte er zu ſeinem Freunde, „mit dem niedrigen Menſchen einließ, rührt von dem Heimlichthun, dem Verbergen, dem Verſtekken her, das, du magſt entſchuldigen, ſo viel du willſt, nicht recht iſt.“

Wie ſollte ich es aber machen? fragte Rudolph. Der Vater iſt ein ſtolzer Mann, dem ich und du mit unſern Herzen zu gering ſind.

„Hm!“ erwiederte Wilhelm mit einem Blick und Wink auf die Abbildung der Gräfin Elsbeth: „dieſe Frau ſchwieg und ſtarb.“

Wenn ſie jemals gelebt hat, Wilhelm! ſagte Rudolph ein wenig ſpöttiſch.

„Gelebt, oder nicht; ich dächte, das wäre einerlei! antwortete Wilhelm unmuthig. „Sie kann gelebt und ſo gehandelt haben: das muß dir und mir genug ſeyn. Man kann lieben und ſchweigen: das glaub' ich; — das fühl' ich!“ ſetzte er bedeutend hinzu.

Alle ſeine Streitigkeiten endigte Wilhelm ſo: „wer ſterben kann, dem iſt nichts zu ſchwer!“ und dagegen ließ er keinen Einwurf gelten, den der weichere Rudolph machen wollte. Er betrachtete nun Bellmanns Rechte über ſeine Tochter, und Rudolphs Verbergen ſeiner Liebe. Am Ende behauptete er geradezu: Rudolph dürfe Henrietten, ohne Wiſſen ihres Vaters, nie ſehen und ſprechen. Dagegen lehnte ſich Rudolphs ganzes Herz auf, und ſein Kopf noch mehr. „Hältſt du,“ fragte Wilhelm, „den Einnehmer und den Lieutenant für kluge, edle, gute Männer? Wollen wir ihnen die Sache vortragen, wie ich es an dem Tage, da du in Noth warſt, beinahe gethan hätte? Du ſollſt hören, daß ſie eben der Meinung ſeyn werden, wie ich.“

Freilich! ſagte Rudolph langſam. Was ſoll ich denn aber thun? Was kann ich thun, lieber Wilhelm?

„Schweigen; arbeiten; dich empor ſchwingen! und dann! dann!“

Und wenn unterdeß ...? fragte Rudolph betrübt.

„Sag Henrietten bei der erſten Gelegenheit, daß du ſie liebſt, und daß du ſo handeln willſt; doch ihr Vater muß es wiſſen!“

Rudolph ſchüttelte den Kopf; aber dennoch ergriff die Idee: arbeiten, ſich empor ſchwingen! ſeine Phantaſie mit neuer Stärke. Er ſprang auf, und rief: ich will ſchweigen, wie dieſes Monument! arbeiten! und dann, Wilhelm! dann! — Jetzt war ihm das große Opfer zu ſchweigen, nicht groß genug; er hätte gern ein noch größeres gebracht. — Welcher ſtolzen Entſchlüſſe iſt die heiße Seele eines Jünglings nicht fähig! Welche Opfer glaubt ſie nicht bringen zu können!

Rudolph blieb von nun an faſt immer zu Hauſe, und ſelbſt, wenn er einmal ſeinen Wilhelm beſuchte, ſetzte er ſich mit dem zum Arbeiten nieder. Er ſah Henrietten nicht, ja, er vermied, ſo viel als möglich, das Haus, worin ſie wohnte. Nur Einmal wöchentlich, wenn ſeine Mutter die Kirche reinigen ließ, ſtieg er heimlich auf den Thurm, und ſah hinunter nach dem Fenſter, an welchem Henriette bei ihrer Arbeit ſaß. So oft er das that, ermattete ſein Vorſatz zu ſchweigen ein wenig, bis Wilhelm ihm durch ſeinen Enthuſiasmus neue Stärke gab.

Alles wäre beinahe wieder in ein ruhiges

Geleiſe zurückgekehrt: Henriette dachte nicht mehr an ihres Vaters Benehmen gegen ſie; ihr Unmuth wurde mit der Sehnſucht nach Rudolph geringer, und dieſer vergaß ſchon einmal, an dem gewöhnlichen Tage auf den Kirchthurm zu ſteigen; doch ein kleiner Umſtand erweckte die ſterbende Flamme wieder. Der Einnehmer hatte ſeit dem Vorfalle mit dem Billet ſeinen Wilhelm nicht aus den Augen gelaſſen, und nun bemerkte er Dinge an ihm, die eigentlich immer ſo geweſen waren, die er aber nicht geſehen hatte, weil ihn, wie gewöhnlich, irgend eine Idee faſt ausſchließend beſchäftigte. „Mein Herz ſoll ſchweigen!“ dieſe Worte hörte er Wilhelm noch immer ſagen; und er wußte ſie ſich nicht anders zu erklären, als daß der junge Menſch ſchon lieben müſſe. Ob er nun gleich nicht ſah, daß Wilhelm irgend ein Mädchen im Orte auszeichnete, ſo blieb er doch bei ſeinem Glauben, und ſagte dem Lieutenant, was er vermuthete.

Der Lieutenant erwiederte treuherzig: Wilm iſt ja kaum aus den Kinderſchuhen!“ Ich glaube das nicht.

„Man kann in Kinderſchuhen auf Freiersfüßen gehen, Bruder. Das Herz darf nur einen Ton von dem Brutgeſange der Nachtigall hören, und es ſingt dir das ganze Lied. Unglücklicher Weiſe glauben die meiſten Eltern, das Herz fange nicht eher an zu ſchlagen, als wenn das Conſiſtorium die Ehe erlaubt. Ich wollte Tauſend gegen Eins wetten, daß manches Mädchen mit der Puppe auf dem Arme an etwas ganz Anderes denkt, als an die Puppe."

Dieſe Ideen, auf welche der Lieutenant gar nicht achtete, fielen dem Einnehmer wieder ein, als er den Prediger eines Abends beſuchte. Da dieſer gewöhnlich in den Tanzſtunden zugeſehen hatte, ſo fragte ihn der Einnehmer in Henriettens Gegenwart: „haben Sie nicht bemerkt, welchem Mädchen mein Wilhelm den Vorzug gab? Denn," fuhr er fort; und nun erzählte er den Vorfall mit dem Billet, Wilhelms Aeußerung, und die Folge davon, das Wegjagen des Tanzmeiſters. Der Prediger lächelte, weil es ihm willkommen war, endlich einmal ſein

Herz über des Einnehmers verkehrte Erziehungs-Methode ausſchütten zu können. Das that er wirklich; er prophezeiete: Wilhelms ſo ſehr gereitzte Phantaſie, und ſein Herz voll weicher Gefühle, dem man kein Gegengewicht an einem ruhigen Verſtande gegeben habe, werde ihm noch tauſend Verdruß machen, ſobald er in die Welt trete; ja, er ſtehe vielleicht ſchon jetzt am Rande eines Abgrundes.

Der Einnehmer ſchwieg hier zum erſten Male betroffen ſtill; denn die Rede war von dem Glücke ſeines geliebten Sohnes, und er konnte nicht leugnen, daß deſſen Herz und Phantaſie alles mit zu großer Gewalt ergriffen. „Was iſt aber jetzt zu thun, lieber Freund?" fragte er kleinlaut: „wie läßt ſich die Flamme mäßigen, ohne daß ſie erſtickt wird? Denn ein warmes Herz muß er behalten, und ſollte es ihn auch von Zeit zu Zeit einmal ſchmerzen."

Es war dem Prediger noch nie begegnet, ſo von dem Einnehmer um Rath gefragt zu werden. Er hielt nun eine lange Rede über das Thema, wie ſchnell das Herz eines Kindes erwachen könne, und daß ſelbſt das Herz eines ſehr vorſichtig erzogenen noch immer in Gefahr ſey, ſich zu verirren. Man kann indeß, ſezte er triumphirend hinzu, ſehr leicht Herr eines Kindes werden, wenn man nur ein wenig aufmerkt.

„Hm!" ſagte der Einnehmer ernſt; „das ſcheint mir doch nicht ſo, lieber Herr Prediger. Mein ſeliger Vater war ein Ehrenmann, der einen guten Kopf und ſehr helle Augen hatte; aber in dem Punkte, von dem wir jezt ſprechen, war ich ihm doch zu klug. Ich ſchäme mich nicht, Ihnen zu ſagen, daß ich in der Jugend Aehnlichkeit mit meinem Wilhelm hatte: ein früh und ſtark fühlendes Herz. Mein Vater merkte freilich mit unter, daß ich ihm zu Kopfe gewachſen war, und legte den jungen Löwen an Ketten. Ich ließ mich auch anlegen, machte es aber wie jener Fuchs, der bei Tage an der Kette lag, und ſie des Nachts wohl abzuſtreifen wußte. Bei dem Allen hab' ich indeß, Gott Lob! nie etwas gethan, deſſen ich mich zu ſchämen hätte."

Bellmann erwiederte lächelnd: nichts leichter, als einem Kinde feſte Ketten anzulegen.

„Das möchte ich doch hören!" erwiederte der Einnehmer.

Jener wollte ſich in einem Beiſpiele erklären. Ehe er anfing, warf er einen Blick auf Henrietten, die aber ſehr vertieft bei einem Buche ſaß, aus welchem ſie überſetzte. Auch der Einnehmer winkte ein Paarmal auf ſie hin; doch ſie war augenſcheinlich ſo beſchäftigt, daß die Herren nur ein wenig leiſe ſprechen durften, um gar nicht von ihr bemerkt zu werden. Ihr Vater erzählte nun, doch ohne ſie zu nennen, ihre eigne kleine Geſchichte und ſein Benehmen dabei.

„Das müßte doch," hob der Einnehmer an, „ein ſehr einfältiges Gänschen ſeyn, welches nichts davon merkte, wenn man ihr das Seil um den Hals würfe!"

Je mehr der Einnehmer widerſprach, deſto hitziger wurde der Prediger. Er winkte zuletzt auf Henrietten hin, und fliſterte noch leiſer: auch die da war in dieſem Punkte einmal auf Abwege gerathen.

„Nun vollends die!“ erwiederte der Einnehmer, den Kopf ſchüttelnd; „die ſieht mir gerade ſo aus, als ließe ſie ſich betriegen!“

Sie glauben nicht, wie einfältig auch die klügſten Kinder in gewiſſen Stücken ſind! — Und nun flüſterte er dem Einnehmer etwas ins Ohr. Henriette warf das Lexikon auf den Boden, um eine kleine Röthe des Zorns zu verbergen, die auf ihren Wangen brannte; denn jetzt ſagte ihr Vater geradezu, daß er ihre Geſchichte erzählt habe. Der Einnehmer lachte. Sie mußte hinausgehen, um ihren Verdruß nicht merken zu laſſen.

Es war ihr kein Wort von der ganzen Unterredung der beiden Herren entgangen, und ſie hatte zweierlei darin ſehr merkwürdig gefunden: daß Wilhelm liebte, und daß ſie ein ſo einfältiges Gänschen ſeyn ſollte. Beides ging ihr wirbelnd durch den Kopf, als ſie im Garten auf und nieder lief. Welches Mädchen könnte Wilhelm wohl lieben? Was war das für ein Billet, das der Einnehmer geradezu ein Liebesbillet nannte? Warum hatte man denn eigentlich den Tanzmeiſter weggejagt? wegen des Billets? — Warum mußte Wilhelm ſeine Liebe verſchweigen? In den Tanzſtunden hatte er kein anderes Mädchen angeſehen, als nur ſie. Noch jetzt ſah ſie ihn ja, wie er da in der Ecke ſtand, die brennenden Blicke auf ſie heftete, ſich ihr mit ſcheuer Ehrfurcht näherte, und ihr die größte Achtung zeigte, ſo oft ſie mit ihm redete. Sie konnte unmöglich zweifeln, daß Wilhelm ſie heimlich, mit ſtiller Ehrfurcht, liebte. Und das Billet? — Sie ſetzte ſich einen Roman zuſammen, aus dem es ſich auch erklären ließ, warum Rudolph ſie ſo ganz verſäumte: er ſcheuete ſich vor Wilhelms Eiferſucht, und ſo weiter.

Es war ein nicht geringer Triumph ihrer weiblichen Eitelkeit, daß ſie jetzt für drei Häuſer eine ſehr wichtige Perſon wurde. Doch mitten unter ihren angenehmen Empfindungen regte ſich bei ihr immer wieder der Gedanke an das einfältige Gänschen, mit dem der Vater machte, was ihm beliebte. Sie fühlte große Luſt, ihm zu beweiſen, daß ſie gar nicht ſo leicht zu überliſten wäre. Nicht, um ſchon wirklich etwas zu thun, ſondern nur um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß ihr Vater Unrecht habe, ſann ſie auf Mittel, ohne ſein Wiſſen Rudolphen in Sicherheit zu ſprechen und ihren Umgang mit ihm fortzuſetzen. Sie fand auf einmal zehn für Eins. Sonntags, wenn ihre Eltern in der Kirche waren, brauchte ſie ja nur das Gartenhaus von innen zu öffnen. Wer konnte Rudolphen ſehen, wenn er von der Gaſſe hinein ſchlüpfte, da gegenüber nur die Amtsſcheune lag und alle Leute in der Kirche waren? Zog ſie den Schlüſſel wieder ab, ſo war ſie völlig ſicher. Warum konnte er ſie nicht bei einem Spaziergange im Birkenwäldchen finden, das Niemand beſuchte, und das inwendig ſo dicht war? Was hinderte ſie, ihn wöchentlich zweimal bei der alten Mutter ihrer Magd zu ſprechen, zu der ſie mit Vorwiſſen ihres Vaters öfters hinging, um ihr kleine Wohlthaten zu bringen? Sprach denn nicht die Magd jeden Abend, ohne daß es jemand wußte, ihren Liebhaber, einen Bedienten vom Amte? Und hatte nicht die Magd ſie beinahe fußfällig gebeten, nicht zu verrathen, was ſie einmal durch eine Ueberraſchung entdeckte? Konnte ihr Vater ſie hindern, zu dem Syndikus zu gehen, wo Rudolph zuweilen in kleinen Concerten ſpielte? Ging denn nicht ihr Vater jeden Abend um zehn Uhr zu Bette? Und ließ er ſie nicht an warmen Abenden bis elf Uhr ruhig vor der Thüre ſitzen? Konnte ſie Rudolphen nicht jeden Abend von neun Uhr an in ihrem Garten ſprechen, da ihr hypochondriſcher Vater, aus Furcht ſich zu erkälten, nach acht Uhr nie wieder hinein ging? Konnte ſie ihm nicht durch eine Arie, die ſie im Garten auf der Harfe ſpielte, (was ſie ſchon jetzt auf Verlangen ihres Vaters that) ein Zeichen geben, daß ſie allein wäre?

Sie lächelte, als ſie auf einmal ſo viele Mittel ſah, unter denen ſie nur zu wählen brauchte. Aber, dachte ſie, ich will nicht! Freilich, wenn ich wollte: wer könnte mich hindern! — Mitten unter dieſen Betrachtungen regte ſich bei ihr doch das Verlangen, Rudolphen wenigſtens Einmal wiederzuſehen, nur aus Neugierde, was für ein Geſicht er wohl machen würde. Außerdem wünſchte ſie auch etwas Näheres über das Billet und über Wilhelms Ausruf: „mein Herz ſoll ſchweigen!“ zu erfahren; und nun ging ſie, als ſie die Tochter des Syndikus beſuchen wollte, bei des Cantors Wohnung vorüber, was ſie ſeit mehreren Wochen nicht gethan hatte.

Daß ſie bei Rudolphs Mutter, welche gerade Lindenblüthe zum Thee pflückte, ſtehen blieb, war natürlich, weil ſie an den Wunſch ihres Vaters, auch etwas Lindenblüthe zu haben, dachte; daß nun Rudolphs Mutter auf einen Stuhl trat, um aus den höheren Zweigen pflücken zu können, und daß Henriette den Stuhl halten mußte, war eben ſo natürlich. Ganz ſtarr ſah ſie in die Linde, und auf die geſchäftigen Hände, die nur wenig Blüthe erreichen konnten. Doch ihre ganze Seele war mit den Tönen beſchäftigt, die Rudolph in dem oberen Zimmer aus ſeiner Violine hervorlockte. Er phantaſierte bald in wilden Diſſonanzen, bald in den lieblich-

ſten

ſten Melodieen. Auf einmal fing er an mit ſeiner ſchönen Tenorſtimme zu ſingen:

Sie vergeſſen, die ich liebe? —
Nein! vergebens wollt ihr das! —
Auch den Tod für ſie erdulden,
Mich für ſie in Flammen ſtürzen,
Alles wollt' ich gern für ſie! —
Doch vergeſſen? ſie vergeſſen? —
Das allein vermag ich nicht!

Hören Sie, ſagte die Mutter leiſe zu Henrietten: jetzt hat mein Rudolph wieder ſeine poetiſche Stunde. Er macht die Verſe ſelbſt, und ohne darauf zu ſinnen. Glauben Sie wohl, Mamſell Jettchen, daß ihm oft die Augen dabei naß werden? — Rudolph fuhr klagend fort:

Ach! man hat ſie mir entriſſen!
Meines Lebens ganze Freude,
Meine Seligkeit iſt hin! —
Nehmt mir alles: Freiheit, Leben;
Laſſet mir nur meine Liebe! —
Sie vergeſſen? ſie vergeſſen?
Das allein vermag ich nicht.

Und nun folgte ein Nachſpiel, deſſen

wehmüthige Töne ſogar die Mutter rührten: um wie viel mehr das Mädchen, dem ſein Lied galt, und das er nicht vergeſſen konnte! — Henriette legte eine Hand über die Stirn, um der Mutter die ſtillen Thränen zu verbergen, die aus ihrem tiefgerührten Herzen hervorſtrömten. Es koſtete ihr Mühe, ſich zu faſſen, als die Mutter jetzt herunterſtieg, ihr die Lindenblüthe zu geben. Sie nahm eine Handvoll, trocknete ſich die Augen, und ging, ohne ein Wort zu ſagen.

Rudolphs Mutter ſah ihr verwundert nach; und als ihr Sohn bald nachher herunter kam, ſagte ſie ihm: Ihr jungen Leute ſeid doch wie Schnee! Ein laues Lüftchen kann euch ſchmelzen. Predigers Jettchen war hier; und die Thränen liefen ihr aus den Augen, als du ſangeſt und ſpielteſt.

Als ich ſang und ſpielte? Und was ſagte ſie denn? Was wollte ſie hier? . . . Thränen? Warum denn?

Warum? Ich ſage dir, du ſangeſt; und da . . . Sie ging weg, ohne Abſchied zu nehmen, und blickte mit den naſſen Augen — es ſah ordentlich ſchön aus — nach dem Fenſter. Aber du ſingſt auch wirklich recht hübſch, lieber Rudolph; das ſagt ſogar der Herr Prediger.

Die Mutter wußte nicht, daß ſie mit ihren Worten eine Flamme in Rudolphs Seele warf. Sie lächelte, als er ſehr ungeſtüm über den Kirchhof wegſtürzte, und dachte nur: wie lebhaft das junge Volk iſt!

Rudolph eilte, nur bei halbem Bewußtſeyn, nach dem Spaziergange, wohin Henriette ſonſt zuweilen gekommen war, den ſie aber jetzt gar nicht mehr beſuchte. Als er eben in das dunkle Thal bog, welches von großen Buchen beſchattet wurde, begegnete ihm Henriette.

Er erſchrak, und hatte nicht den Muth, ſie anzureden; ſie fühlte ihre Wangen vor Scham darüber glühen, daß er ſie hier, ſo allein, in der ſchönen Dämmerung antraf. Wahrſcheinlich wären Beide ſchweigend, oder mit einer bloßen Begrüßung, neben einander weg gegangen, wenn der Weg nur breiter geweſen wäre. Rudolph trat in das junge Gebüſch, um Henrietten Platz zu machen.

Sie wollte in einem weiten Kreiſe ſchnell um ihn weggehen; da ſtauchelte aber ihr Fuß an einer Wurzel, und nur ſo eben konnte Rudolph ſie noch in ſeine Arme auffangen. „Geliebte Henriette!“ rief der Jüngling, ohne zu wiſſen, was er ſagte. Dies Wort entſchied. Henriette hatte ihn mit einem bloßen Danke verlaſſen wollen; jetzt aber, als ſie ihn anblickte, und Thränen aus ſeinen Augen dringen ſah, füllten ſich auch die ihrigen mit Thränen. Er beugte ſich über ſie herab, und ihre heißen Lippen berührten einander in einem langen, glühenden Kuſſe. „O, geliebte Henriette!“ rief er jetzt noch einmal. Dabei ſchlang er die Arme dreiſter um ihren Leib; und ſo ſchlugen denn die beiden ſeligen Herzen an einander. Nur die Augen und die Lippen hatten Thränen und Küſſe; die Seelen hoben ſich in der höchſten Wonne des Lebens, dem erſten Kuſſe der Liebe, empor.

Ein naher Schuß und der Schall von Fußtritten weckten Beide aus ihrem Entzücken, und befreieten ſie von der Verlegenheit, die ſie bald gefühlt haben würden, wenn ſie ungeſtört geblieben wären. Henriette riß ſich aus Rudolphs Armen. „Wo ſeh' ich Sie wieder, Henriette?" fragte er ſchnell. — Heute Abend an unſerm Gartenhauſe! gab ſie zur Antwort, und eilte nach dem Städtchen. Dieſe Frage und dieſe Antwort entriß ihnen Beiden die Ueberraſchung. Der blöde Jüngling würde ſo nicht gefragt, und Henriette ſo nicht geantwortet haben, wenn ſie Zeit gehabt hätten, ein wenig zu überlegen.

Rudolph warf ſich auf der Stelle nieder, wo er ſo glücklich geweſen war, und träumte von der Seligkeit, die ihn am Abend erwartete. Jetzt hatte ſich Henriette ihm ganz gegeben, und alle Schwierigkeiten waren in ſeinen Augen gehoben. Umarmt hatte ſie ihn nicht, ſondern nur geſagt: am Gartenhauſe, heute Abend! dies war aber das ſicherſte Siegel ihrer Liebe. In ſeligen Träumen lag er da, und ſann, was er ihr ſagen wollte, ſagen müßte, um alle ihre Bedenklichkeiten zu heben. Die Sonne ſank ihm heute nicht ſchnell genug, und als kaum der erſte Stern am Himmel ſchimmerte, ſchlich er, ſo unbemerkt als möglich, und in einem weiten Umwege, zu Bellmanns Garten.

Henriette kam mit einem flammenden Herzen zu Hauſe; doch die Lehren ihres Vaters, und das Gefühl der jungfräulichen Würde unterdrückten die Flamme beinahe wieder. Sie ging in das Gartenhaus, deſſen Thür ſie am Abend öffnen ſollte, und legte nachdenkend die Stirn in die Hand. Bald war ſie feſt entſchloſſen, nicht aufzuſchließen. Mit dieſem Entſchluſſe trat ſie an das Schloß, ſah es an, und verſuchte zitternd, ob es ohne Geräuſch zu öffnen wäre. Es ging ſehr leicht auf; und dennoch ſagte ſie, den Kopf ſchüttelnd: nein; ich darf nicht! Jetzt träumte ſie ſich aber die Scene im Buchenthale zurück und überdachte, was er ihr wohl ſagen könnte, und was ſie ihm antworten müßte. Dabei entſtand nun in ihrer Seele der gefährliche Zweifel, ob es nicht beſſer ſey, ihn zu ſprechen, nur, um ihm zu ſagen, daß ſie ihn nicht wieder ſehen dürfe.

Als es dunkel wurde, ging ſie in das Haus zurück; aber — ſie ſetzte ſich in das hintere Zimmer, aus dem ſie den Garten überſehen konnte. Schon funkelten Sterne am Himmel, da hörte ſie mit Herzklopfen ein Geräuſch, und glaubte zu bemerken, daß zwiſchen den Haſelnußbüſchen Rudolphs Kopf über der Mauer hervorkäme. Sie irrte ſich nicht; er wollte ſehen, ob ſie im Garten wäre. Mit ängſtlicher Furcht, daß er entdeckt werden möchte, ging ſie langſam, mit bebenden Schritten, in den Garten. So wie Rudolph ſie erblickte, ſprang er von der Mauer hinunter und war am Gartenhauſe. Wohl zehnmal hob ſie die Hand, und ließ ſie wieder ſinken; doch endlich ſchloß ſie auf, und Rudolph trat hinein. Er faßte das zitternde Mädchen in ſeine Arme, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre kalten Lippen. Sie hatte ihm ja die Thür geöffnet; nun war es gewiß, daß ſie ihn liebte. Seine heftige Leidenſchaft vernichtete ihren Entſchluß; ſie ließ ſich von ihm umfaſſen, und vergaß in ſeinen Armen alles, nur nicht das Glück ihrer Liebe. Erſt als es Elf ſchlug, verließen ſie einander mit Herzen voll unausſprechlicher Seligkeit.

Henriette dachte nicht mehr an ihres Vaters Unterricht über die Liebe und an ihre Vorſätze, als ſie am folgenden Morgen einen Brief las, den ihr Rudolph in der Nacht geſchrieben und ſehr fein in ihre Hände zu bringen gewußt hatte. Geſtern, im Gartenhauſe, fühlte ſie nur das Glück der Liebe; jetzt bei dem Briefe fühlte ſie den Triumph der Weiblichkeit, und ſie wußte kaum, was ſie glücklicher machte, ſeine Umarmung, oder ſein Brief, in welchem jedes Wort die glühendſte Liebe verrieth. Rudolph ſchrieb ihr darin, was er ſeit der Trennung von ihr gelitten habe, wie unausſprechlich glücklich, wie ſelig er ſeit geſtern ſey, und wie er ſich ihre Hand zu verdienen hoffe. „O!" dachte ſie im Leſen hundertmal: „mein Vater kennt die Liebe nicht!" Sie ſehnte ſich jetzt nach dem Abend, um dem Geliebten das Gartenhaus wieder zu öffnen. Als er ſich endlich in ihre Arme geworfen hatte, und der erſte Taumel der Leidenſchaft vorüber war, ſprachen ſie ruhig über ihre Lage und über Rudolphs Plan, ſich empor zu ſchwingen. Obgleich Henriette vorher ſonſt immer gemeint hatte, daß der Mann, der einmal auf ihre Hand Anſpruch machen wolle, vornehm und reich ſeyn müſſe, ſo fühlte ſie jetzt doch zu ihrem Erſtaunen, daß ſie mit Rudolph lieber in dem engen Cantor-Hauſe leben würde, als mit einem Andern in dem prächtigſten Pallaſte.

12.

Die beiden Väter.

Der Lieutenant kam von der Jagd zurück, und hatte ſeine Freude über ſechs Rephähner, die er mitbrachte, und von denen er zwei dem Prediger Bellmann, ein drittes aber dem alten Büchling ſchenken wollte. Als er um die Gartenmauer des Predigers bog, ſah er, daß Rudolph ſo eben in die Thür des Gartenhauſes ſchlüpfte. Er ſtand einen Augenblick vor dieſem ſtill, hörte Henriettens Stimme, ging endlich weiter, zu dem Prediger hinein, gab ihm ein Paar Hühner, und blieb, weil Rudolph, den er jeden Augenblick erwartete, ſeinem Großvater das ihm zugedachte mitnehmen ſollte. „Hm!" ſagte er endlich; „der Burſche bleibt mir doch zu lange. Ich muß wohl ſelbſt gehen."

Welcher Burſche?

„Rudolph. Er ſollte ſeinem Vater ein Huhn mitnehmen."

Haben Sie ihn denn beſtellt?

„Nein; er ging vorhin in Ihr Gartenhäuschen. Jettchen machte ihm auf. Ei nun! junge Leute haben immer etwas mit einander zu plaudern."

Bellmann rief in flammendem Zorne: wie? in das Gartenhaus? Nun, ſo ſey ihnen Gott gnädig! — Mit dieſen Worten ſtürzte er aus dem Zimmer.

Das giebt gewiß ein Unglück! ſagte die Predigerin; und ſogleich eilte der Lieutenant ohne Hut dem erzürnten Vater nach. Dieſer riß die Thür des Gartenhauſes auf, und ſeine Tochter ſaß mit Rudolph Arm in Arm, ihre Wange an die ſeinige gelehnt. Die Liebenden ſprangen in ſtarrem Schrecken auf. Der Prediger warf nur wüthende Blicke auf den Jüngling, weil er vor Zorn nicht reden konnte. Henrietten faßte er bei der Hand, riß ſie weg von der Stelle, wo ſie eingewurzelt ſchien, und ſchleuderte ſie in den Garten; dann ſtürzte er mit dem Ausruf: Böſewicht! auf Rudolph zu. Der Lieutenant trat verlegen vor ihn hin, um ihn von Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Bube! rief Bellmann noch einmal, im wildeſten Zorne. — Geh, geh, mein Sohn! ſagte der Lieutenant, und ſchob Rudolphen, der jetzt im Begriff war zu reden, zur Thür hinaus. Hinter Beiden warf der Prediger die Thür zu, und der Lieutenant war nun ohne Hut mit Rudolph auf der Gaſſe.

Was iſt denn das? fragte der Lieutenant ängſtlich.

Nichts! antwortete der Jüngling, in völliger Verzweiflung. Nichts, Herr Lieutenant. Mein Leben verlangt der Tyrann, und das iſt mir auch gleichgültig. Aber ſagt er dem unſchuldigen Jettchen nur Ein hartes Wort, ſo .... Ich bin auf alles gefaßt!

Durch Rudolphs Verzweiflung wurde der Lieutenant noch ängſtlicher. Er zog den Jüngling mit ſich nach Hauſe, und ſagte ihm unterweges ſehr oft: es wird ſich ja alles finden. Laß uns nur erſt mit meinem Bruder ſprechen. Mit dieſen Worten führte er den Jüngling zu dem Einnehmer.

„Was habt Ihr?" fragte dieſer beſtürzt, als er die Angſt in ſeines Bruders Geſichte bemerkte.

Da iſt er! da! erwiederte der Lieutenant. Bruder, ich miſche mich in den albernen Handel nicht, weder im Guten, noch im Böſen. Rudolph iſt freilich ein junger Menſch; doch der Vater bleibt Vater. Und wer weiß, was ich thäte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre. Aber glaube mir, Bruder, ich habe kein Wort davon gewußt; ſonſt hätte ich lieber zehnmal zu dem Cantor gehen wollen. Wie geſagt, ich miſche mich in nichts. Mach du die Sache ab, lieber Bruder.

„So ſag mir doch nur erſt, welche! . . . Rudolph, wovon iſt denn die Rede?"

Der Jüngling hatte in des Einnehmers Gegenwart allen Muth verloren, ſogar den Glauben, daß er das Recht auf ſeiner Seite habe. Ich bin ſehr unglücklich! ſagte er nur, als der Einnehmer in ihn drang.

Endlich erzählte der Lieutenant, was er wußte. Rudolph ſtand mit ſo hochglühenden Wangen da, und der Einnehmer runzelte die Stirn ſo ernſt, daß der Lieutenant eine Apologie des Jünglings verſuchte. Bruder, hob er gütig an; du wirſt errathen, worauf es hinausläuft: auf einen Liebeshandel zwiſchen Jettchen und Rudolph.

„Ja, das merke ich," antwortete der Einnehmer trocken.

Loben will ich es nicht, Bruder; es iſt eine große Unbeſonnenheit.

„Sich ohne Wiſſen, und ſogar gegen den Willen des Vaters in ein Haus ſtehlen: Unbeſonnenheit? Gegen den Willen des Vaters zu ſeiner Tochter ſchleichen, in ihrem Herzen Gehorſam und Liebe zu den Eltern erſticken: das wäre nur Unbeſonnenheit? Laß mich jetzt einmal zu dir ſagen: Alter! Alter! wo denkſt du hin?"

Ich denke an meine Jugendjahre, Bruder; und da habe ich doch wohl Recht.

„Iſt etwas von dem, was ich ſo eben geſagt habe, darin, Bruder Lieutenant? Antworte aufrichtig."

Nein! das nicht! Aber . . . — Hier ſah er den Einnehmer zärtlich und ängſtlich an.

„Aber? Was? Sprich!"

Der Lieutenant drückte ſeinem Bruder die

Hand, und ſagte leiſe: in deiner Jugend, Bruder, denke ich, iſt vielleicht ſo etwas.

„Sag das laut, daß der da es hört! Ja, in meiner Jugendgeſchichte kommt ſo etwas vor; und eben darum weiß ich, daß es ſchlimmer iſt, als eine Unbeſonnenheit. Ich wußte wohl, was ich that, wußte, daß ich es nicht thun ſollte, und that es doch, weil ich zu hochmüthig, zu ſchwach gegen den Teufel in meinem Fleiſche war. Laß Rudolphen etwas Beſſeres ſagen, als ich leider ſagen kann; es ſoll mir lieb ſeyn."

Nein, Bruder, ſchwach gegen den Teufel warſt du nicht. Du rechneteſt auf eine beſſere Welt, als die iſt, worin wir leben.

Recht! das eben war mein Hochmuth. Ich foderte von Gott eine andre Vorſehung, beſſere Menſchen, und war doch ſelbſt nicht beſſer. Daß er das Mädchen liebt (wenn er es liebt), mag hingehen. Ich greife Gottes Hand nicht an, die unſere Herzen bildete, Bruder; aber . . . Doch laß ihn reden! Rede, Rudolph, wenn du Zutrauen zu uns haſt! Ich in deinen Jahren verſchloß mein Geheimniß in meine Bruſt, und es lag lange darin, wie ein verzehrendes Gift, bis mein Bruder mir das Gift aus der Wunde ſog. Rede, wenn du kannſt!

Der Lieutenant faßte Rudolphs Hand mit einem zärtlichen Blicke, und öffnete dadurch des Jünglings Herz. Als dieſer kaum die erſten Worte geſagt hatte, unterbrach ihn der Einnehmer: „Halt, mein Sohn! Ich fürchte, du wirſt das ausſchmücken, was du zu geſtehen haſt. — Willſt du aufrichtig ſeyn.“

Ja!

„Weiß Wilhelm etwas davon?“

Ja!

„Alles?“

Nein!

„Auf ihn, Bruder Lieutenant! Oder ſchämſt du dich vor deinem Freunde?“

Ich bitte, laſſen Sie ihn kommen. —

Wilhelm trat an der Hand des Lieutenants in das Zimmer. Der Einnehmer zeigte auf ihn, und ſagte: „er ſoll dein Richter ſeyn.“ Dann nahm er des Lieutenants Hand,

ſagte:

ſagte: gute Nacht, und verließ das Zimmer. —

„Was ſoll ich? was iſt dir?“ fragte Wilhelm mit einem ſtarren Blick auf ſeinen Freund. Rudolph bat ihn, mit in den Garten zu gehen. Hier erzählte er ſeine Begebenheit ganz aufrichtig, und ſchloß zuletzt: ſag deinen Vätern, was du von mir gehört haſt. Morgen komme ich zu ihnen.

Am folgenden Morgen erzählte Wilhelm dem Einnehmer und dem Lieutenant, was er wußte. Rudolph kam bald nachher, und bat um eine Unterredung mit Beiden. Wilhelm äußerte den Wunſch, daß ſie an dem Monumente der Gräfin Elsbeth gehalten werden möchte, und man ging dahin. Rudolph ſetzte ſich auf die Stufen des Grabmahls, und hob mit Beſchämung an: Wilhelm hat mich verurtheilt; denn — ſie liebte, ſchwieg und ſtarb! Die beiden Alten foderten eine Erklärung dieſer Worte, und Rudolph erzählte die Geſchichte der Gräfin. Der Einnehmer heftete einen ernſten Blick auf Wilhelm. „Das, meinſt du alſo, hätte auch Rudolph thun ſollen? . . . Es iſt gut, Wilhelm, wenn ein Jüngling an dem Höchſten, dem Schwerſten nicht verzweifelt; und lieben und ſchweigen, wäre freilich das Größte. Sterben nicht; denn dazu gehört nur ein raſches Gefühl. Aber ſchweigen! das hieße in jeder Sekunde aufs neue ſterben. Und das glaubſt du zu können, Wilhelm?"

Wenn ich mein Inneres frage, antwortete Wilhelm, ſo glaube ich, daß ich es können würde. (Er fühlte mehr; er fühlte, daß er es ſchon that.)

„Gut, daß dir dein Herz ſo antwortet! Aber frag Rudolphen, ob ihm ſein Herz nicht daſſelbe geſagt hat. — Unſere Tugenden, mein Sohn, ſind beinahe immer nur tugendhafte Entſchlüſſe, unſre Fehltritte meiſtens nur Uebertretungen unſerer Vorſätze. Ich glaube, das iſt in wenigen Worten die Geſchichte Rudolphs, und auch Henriettens. Doch ſtill davon!"

Jetzt faßte er Rudolphs Hand, und machte ihm mit Herzlichkeit Vorſtellungen über ſein Vergehen. Er griff ſeine Leidenſchaft für Henrietten nicht an, ſondern zeigte ihm nur, wie viel edelmüthiger es geweſen wäre, ihr den langen Schmerz zu erſparen, den nun die Liebe ihrem Herzen verurſachen werde. Dann fuhr er fort: „auch noch jetzt — oder glaubſt du, Rudolph, daß jede Liebe unvergänglich ſey, wie es deine eigne dir ſcheint? — auch noch jetzt kann ihre Liebe ſich mildern: ſie kann, wenn nicht ganz, doch halb vergeſſen; und in dieſem Falle wird ihr die Liebe werden, was ſie dir war, als du liebteſt und ſchwiegſt: ein Sporn zu allem Guten, eine freundliche Hoffnung auf die Zukunft, ein ſchöner Traum vergangener Jahre.“

Ach! ſagte Rudolph mit Kopfſchütteln: wenn Sie wahr prophezeieten, mein väterlicher Freund! wenn die unglückliche Liebe das werden könnte!

Warum nicht? fragte der Lieutenant weichherzig.

Auch eine Liebe, die ſo glücklich, ſo ſelig war, wie die unſrige — auch die?

Auch die, ſagte der Lieutenant verſichernd; doch ſah er dabei ſeinen Bruder an, als ob er ſich bei dem erſt Raths erholen wollte.

„Auch die," rief der Einnehmer; „und die noch mehr, als die unerhörte: denn die Sehnſucht wird ihren bitter-ſüßen Schmerz dazu miſchen, die Treue alles lebendig erhalten, und großmüthige Aufopferung die edelſten Freuden der Seele dazu geben. O, mein Sohn, du weißt nicht, wie glücklich ein Menſch ſeyn kann, der entbehren will, aus Tugend entbehrt! Du kennſt den Lohn nicht, den die ſchweigende, unglückliche Liebe giebt!"

Welchen? fragte Rudolph eifrig.

„Die Erfüllung deiner Wünſche, mein Sohn!"

Henriettens Hand? rief der Jüngling, indem er aufſprang und mit funkelnden Augen vor den Einnehmer hin trat.

„Ja! die, wenn eure Liebe ſo unvergänglich iſt, wie du glaubſt; oder, einen nicht geringeren Lohn: — Ruhe."

Jetzt wurde die Unterredung durch eine gefühlvolle Pauſe unterbrochen. Der Lieutenant, der ſeinen Bruder verſtand, ſah den Jüngling mitleidig an. Wilhelm ſann nach, welchen anderen Lohn der Einnehmer meinen konnte. Rudolph beſchäftigte ſich nur mit der Idee: Henriettens Hand. Der Einnehmer überdachte, wie er die Unterredung weiter führen wollte.

„Und," fragte er nach einer kleinen Weile mit ſanfter Stimme, „was biſt du denn nun entſchloſſen zu thun, lieber Rudolph?

O, rief der Jüngling, wie begeiſtert: o! — ſchweigen und hoffen!

„Recht! Schweigen, wie dieſes Marmorbild; und dahin ſtreben, daß du der großen Hoffnung werth bleibſt, ein edles Weib an deine Bruſt zu drücken." Er reichte dem Jüngling die Hand. „Schweigen, mein Sohn, und erſt dann reden, wenn der Vater dir nicht mehr ſagen darf: du biſt ein Thor! . . . Sieh hier! (er zeigte auf den Lieutenant.) Dieſer Mann konnte noch mehr, als ſchweigen. Dein Freund hat ihm die erſte und letzte Freude ſeines Lebens gekoſtet; und doch liebt er ihn väterlich."

Rudolph faßte des Lieutenants Hand, der zärtliche Blicke auf Wilhelm heftete; dann ging er, ſeine Thränen zu verbergen, doch mit dem Entſchluſſe, ſein Verſprechen zu halten.

Wilhelm faßte des Lieutenants Hand, und drückte ſie ehrerbietig an ſeinen Mund. Er wußte jetzt, was der Einnehmer gemeint hatte; aber dennoch glaubte er, fragen zu müſſen. Sie verſprachen Rudolphen, wenn er ſchwiege, einen Lohn, der nicht geringer wäre, als Henriettens Hand. Welchen denn, lieber Vater? Was Sie ſagten, ſchien mir räthſelhaft.

„Du nannteſt das *ſchwerſte* Opfer: lieben und *ſchweigen*. Ich meinte das *leichtere*: lieben und *vergeſſen*."

Vergeſſen? vergeſſen? . . . Und das nennen Sie ein Opfer?

„Warum nicht? wenn es ſo gebracht wird! Iſt nicht eine Blume, die ein unſchuldiges Mädchen von ihrer Bruſt nimmt und auf den Altar legt, ſo gut ein Opfer, wie eine Hekatombe, die ein König in vollem Pomp den Göttern darbringt?"

Was wäre eine Liebe, die man *vergeſſen* könnte!

„Was wäre das Leben, wenn man nicht vergeſſen könnte! ... Unglück, mein Sohn, ſcheint euch Jünglingen eine Freude, weil eure raſche Phantaſie damit ſpielt, und weil ihr euren Muth für größer haltet, als daß ihn irgend ein Unglück beugen könnte. Man ſollte eigentlich nichts betrauern, was man nicht ewig betrauern müßte. Eine Thräne, die trocknet, iſt ein Vorwurf unſeres glücklichen Wankelmuths. Wenn das nicht die Erhabenheit des Menſchen erweiſt, ſo erweiſt es doch die Liebe des Ewigen. Und ſind die Menſchen — was ſich freilich nicht leugnen läßt — Kinder, ſo ſind ſie wenigſtens glückliche Kinder. Mein Sohn, du wirſt noch lernen, daß Tugend die Stärke des Menſchen, und Vergeſſenheit der heilende Balſam für die Wunden iſt, welche das Schickſal, Thorheit (eigne und fremde), ja ſelbſt ſeine Tugenden ihm ſchlagen."

Vergeſſen, was ich liebe, mein Vater? Vergeſſen? Nein, nein! Dann iſt mein Herz nicht ſo gemacht, wie andere Herzen.

„Recht ſo! Das denke auch ich bei dir

bei meiner Frau und meinem Bruder. Und wehe uns, wenn wir jetzt, da wir noch bei einander ſind, eine hundertjährige Trennung für eine ſtärkere Entſchuldigung der erloſchenen Liebe halten könnten, als eine Minute, in der wir uns nicht ſehen! . . . Die Vorſehung machte liebevoll das Herz vergeßlich, den Schmerz vergänglich, und ließ uns den edlen Stolz, alles, was uns gehört, für ewig zu halten, wie wir es ſelbſt ſind. Willſt du mit dem Himmel rechten, daß er ſo gütig war? . . . Dir ſage ich das, ob ich gleich fürchte, du wirſt mir nicht glauben. Rudolphen verſchwieg ich, daß ſeine Liebe vergänglich iſt, weil er mir noch weniger geglaubt hätte. Mein Sohn, du wirſt mit jedem Jahre demüthiger werden, doch — auch dankbarer! Und jenſeits des Grabes liegt ja die Ewigkeit für die ſtolzen Wünſche deiner ahnenden Seele."

Wilhelm lächelte; er dachte aber: vergeſſen? Unmöglich! Schweigen und ſterben: das kann ich; aber nicht vergeſſen. —

Als die beiden Brüder mit einander allein waren, machte der Lieutenant allerlei Plane, dem Jünglinge ſein Opfer von Zeit zu Zeit zu erleichtern. Der Einnehmer überzeugte ihn indeß ſehr bald, daß in dieſem Falle die größte Strenge nöthig ſey. „Gott gebe,“ ſetzte er hinzu, „daß der Prediger mit ſeiner Tochter eben ſo vernünftig verfahren ſeyn mag, wie wir mit Rudolph! Sieh, Bruder, geſtern hatte ich große Luſt, die Kinderei für einen Bubenſtreich zu nehmen, bis du mich an meine Jugend erinnerteſt. Dieſen Morgen im Bette fiel mir ein, daß in Afrika, Amerika und Südindien, im größten Theile von Aſien, und hin und wieder auch in Europa die ganze Sache in der beſten Ordnung wäre, vor aller Menſchen ſo gut wie vor Gottes Augen. Was iſt denn nun Böſes daran? ſagte ich ein wenig laut. Meine Frau fragte: woran denn? Ich erzählte ihr die Sache; denn ich ſah voraus, daß ſie anderer Meinung ſeyn würde, als ich. Schon hatte ich allerlei Völker in Bereitſchaft, die ich ihr nennen wollte. Sie ſchwieg aber, ſeufzte, und ſagte endlich: die Kinder ſind wohl ohne Schuld. Vielleicht dürfte man, wenn es nicht eine Kinderei wäre, ſogar wohl ohne Sünde ſagen: es iſt der Finger Gottes. — „Das darfſt du dreiſt ſagen, Frau,“ erwiederte ich. „Vor Gott iſt nichts klein, und nichts groß. Und in den Wüſten von Afrika und Amerika zweifelt kein Menſch daran, daß in ſo etwas der Finger Gottes ſichtbar ſey!“ — Nun ſeh' einer! Und die Menſchen dort werden doch auch wohl wiſſen, was ſie ſagen! — „Sie ſagen es nicht, ſie fühlen es nur; das läuft indeß, wo der Finger Gottes iſt, ganz auf Eins hinaus.“ — Aber, fuhr ſie fort, es paßt nun einmal nicht in die Welt; und ſo könnten die beiden armen Kinder leicht unglücklich werden, wenn nicht ein menſchliches und väterliches Herz ſich ihrer annähme. — Sieh, Bruder, ich küßte die brave Frau, und geſtand ihr offenherzig, daß ich Luſt gehabt hätte, mit ihr zu ſtreiten. Und da beſchloß ich denn, die Sache mit einem menſchlichen, einem väterlichen Herzen abzuthun, und ſie weder als ein Bubenſtück, noch als eine Kinderei anzuſehen, wozu wir Alten in ſolchen Fällen weit gar zu ſehr geneigt ſind. Wie geſagt: welche

Gott, auch der Prediger hätte die Sache mit einem väterlichen, einem menſchlichen Herzen abgemacht! Ich will zu ihm gehen und ein Wort zum Guten reden, wenn es noth thut. Wer kann die jungen Leute hüten! Darum habe ich alles Rudolphs Tugend überlaſſen. Der Prediger iſt vielleicht anderer Meinung. . . . O weh! ſo eben fällt mir ein, daß er neulich — es iſt noch gar nicht lange her — gegen mich groß that, er könne ſeine Tochter wohl hüten. Ich kann nicht zu ihm gehen; er würde glauben, ich wollte über ihn triumphiren. Geh du, Bruder.

Der Lieutenant nahm Hut und Stock. Ich, ſagte er, bin im Grunde Schuld an der Sache, oder vielmehr die Hühner ſind es, die ich bei mir hatte. Ich will hingehen. Und was kann denn Jettchen am Ende dafür? Wenn ein Mädchen ſo von ſich ſingen hört, wie ſie unter der Linde . . . Bruder, als ich noch jung war — wenn ein Mädchen ſo von mir geſungen hätte: wer weiß, was geſchehen wäre!

„Du haſt Recht; das ſollten wir Alten

immer bedenken!" ſagte der Einnehmer, und der Lieutenant ging.

Der Prediger Bellmann hatte die Sache nicht mit einem väterlichen und menſchlichen Herzen abgethan. Er überhäufte ſeine Tochter Anfangs mit den bitterſten Vorwürfen; ſchalt ihren Geliebten einen Nichtswürdigen, einen armſeligen, verächtlichen Menſchen; ſpottete ihrer Liebe, ihrer heiligſten Empfindungen, und nannte ſie die Raſerei eines ungezogenen Kindes, einen Beweis von ſehr pöbelhafter Denkart; ja, er war ſo unbarmherzig, einige Male die Wörter: Mannſucht und Liederlichkeit, zu brauchen. Indem er ſo das Herz ſeiner Tochter durchſchnitt, und es mit dem Gefühle der höchſten Beſchämung drückte, ſuchte er bei ihr weiter nichts zu erregen, als Hochmuth. Ob er gleich ehemals mit ihr über Alles räſonnirt, alles ihrem freien Willen, ihrer Einſicht überlaſſen hatte, ſo foderte er doch jetzt ſehr despotiſch, nicht nur, daß ſie den Umgang mit Rudolph aufgeben, ſondern auch, daß ſie auf die beleidigendſte Art mit ihm brechen ſollte. Sie verſprach ihm alles, und wehrte ſich nur gegen dieſe harte Ungerechtigkeit.

Es iſt ſchwer, Henriettens Empfindungen in dieſen Stunden zu beſchreiben: ſie fühlte ſich beſchämt, erniedrigt, beleidigt, gemißhandelt, tyranniſirt. Jetzt war in ihrem Herzen auf einmal eine ſklaviſche Furcht vor ihrem Vater entſtanden; und dennoch hatte ſie den Muth, ſich ihm zu widerſetzen, weil ſie zu ſehen glaubte, daß er nur ſeinen Ehrgeitz auf Koſten ihres Glückes befriedigen wolle. An die Stelle der Liebe zu ihm trat eine ſtarre Kälte; das Vertrauen zu ihm war verſchwunden, und nun hatten Furcht und Mißtrauen ihre gewöhnliche Folge: ſie machten Henrietten zu einer Heuchlerin. Sobald ſich nur der erſte heftige Zorn ihres Vaters gelegt hatte, geſtand ſie, daß er Recht habe, ſuchte ihre Schuld zu vermindern, und wußte es wahrſcheinlich zu machen, daß Rudolph nur durch einen Zufall in das Gartenhaus gekommen wäre.

Als der Vater zu ruhigem Nachdenken kam, fing er an zu bedenken, daß er zu weit gegangen war, und wollte nun, was er verſehen hatte, wieder gut machen. Ohne ſeine Hitze zu entſchuldigen, was, nach ſeiner Meinung, dem väterlichen Anſehen ſchaden konnte, ſprach er mit Henrietten freundlich und in einem zutraulichen Tone. Er ſchrieb ſogar einen Theil von ihrer Schuld ſich ſelbſt zu; „denn," ſagte er, „ich habe dir nicht deutlich genug aus einander geſetzt, welcher Täuſchungen das Herz des Menſchen fähig iſt." Und nun erklärte er auch ihre Gefühle in einem halb ſcherzhaften Tone für eine Täuſchung ihres Herzens. Sie freuete ſich, ſo gut davon zu kommen, ſpielte die gelehrige Schülerin, und wagte es, ihm hin und wieder einen Einwurf zu machen. Nun mußte er ſie noch näher belehren, und ſie war mit ihm, wo ſie zu ſeyn wünſchte.

Er hielt es für rathſam, Henriettens Entſchuldigung als wahr gelten zu laſſen, ob er gleich aus mehreren Umſtänden wohl merkte, daß ihr Verſtändniß mit Rudolph ſchon länger gedauert hatte. Nach drei Tagen war der Friede zwiſchen ihm und ſeiner Tochter wieder hergeſtellt, und er ſagte ihr nun: „du beträgſt dich vernünftig, mein Kind; ich ſchenke dir mein ganzes Vertrauen wieder.“ Das hatte ſie eben ſo wenig, wie er das ihrige; denn — er ließ ja ein Vorlegeſchloß vor die Thür des Gartenhauſes legen, und an der Mauer alle Stellen, wo jemand überſteigen konnte, ausbeſſern. Ueberdies durfte Henriette des Abends nicht mehr vor die Thür gehen, und mußte mit der Mutter in derſelben Kammer ſchlafen. Dabei verſicherte aber der Vater ſeiner Frau an jedem Tage: Henriette habe ſich bei der Sache ſehr vernünftig betragen und ſein ganzes Vertrauen wieder gewonnen. „Es konnte auch nicht fehlen,“ ſchloß er dann faſt jedes Mal: „bei ihrem Verſtande mußte die Täuſchung, worin der nichtswürdige Burſche ſie verſetzt hatte, nothwendig bald aufhören.“

Henriette, der eine ſolche Aeußerung immer das Herz zerſchnitt, hielt ihres Vaters Lehren mit ihren Gefühlen zuſammen, und zog nun ganz andre Folgerungen daraus, als er ſelbſt. Sie ging die Geſchichte ihrer Be kanntſchaft mit Rudolph vom Anfange an durch, und gab ihrem Vater in allen Punkten Recht, nur nicht darin, daß ſich in jedem Falle die Liebe beherrſchen laſſe. Einige räthſelhafte Aeußerungen über die Gefahr, die Schande und Verachtung, in welche ſie durch ihr Alleinſeyn mit Rudolph hätte kommen können, gaben ihr Licht über die Vorſtellung ihres Vaters, daß die Liebe weiter nichts ſey, als romantiſch verkleidete Sinnlichkeit. Sie ging nun von Vorſtellung zu Vorſtellung über, fragte ihren Vater auf künſtlichen Umwegen noch Manches ab, und ſetzte ſich endlich ein Syſtem der Liebe zuſammen, das zwar ihrem Herzen mißfiel, das aber ihr Verſtand nicht verwerfen konnte. Indeß, troß dieſem Syſteme, nach welchem die Liebe nur Sinnlichkeit war, blieb ihre Liebe dennoch das ſüßeſte Gefühl ihres Lebens, und ſie glaubte, daß ſie nur als Rudolphs Gattin würde glücklich ſeyn können.

Sie nahm ſich vor, ihrem Vater die Empfindungen ihres Herzens zu verbergen, und mit ihrem Freunde in Verbindung zu bleiben, doch ohne ihr Glück, ihren guten Nahmen und ihre Tugend in Gefahr zu ſetzen. Die reine, unbeſorgte, argloſe Unſchuld ihrer Empfindungen war alſo bei ihrem Nachdenken verloren gegangen, obgleich nicht die Unſchuld ihres Herzens. Sie war jetzt ſchon zu ſehr Jungfrau, um nicht zu erwarten, daß Rudolph etwas thun würde, ſie wieder zu ſehen. Als er gar nichts that, führte ſie — freilich ſehr bange und nur ganz von fern — eine Gelegenheit herbei, wo er ſie ſprechen konnte. Da er auch itzt ganz unthätig blieb, ſo wurde ſie ſchüchterner, und endlich regte ſich der Gedanke: er iſt treulos, in ihrer Seele. Aber nein! das konnte ſie nicht glauben. Oder ſollte ihr Vater mit ſeiner Behauptung, daß jede Liebe vergänglich ſey, dennoch Recht haben? Sie wurde empfindlich über Rudolphs Benehmen, und fühlte ſich dann ſehr unglücklich. Doch nicht lange, ſo waren ihre Empfindlichkeit und ihr Schmerz um vieles gemildert; mit Einem Worte: die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft hatte ſich verloren. Zu ihrem Erſtaunen näherte ſich ihre

Empfindung mit jedem Tage immer mehr der Ruhe, und ſie ſagte zu ſich ſelbſt: alſo hätte mein Vater dennoch Recht? Ich wäre nichts geweſen als ein Kind, eine Thörin?

Ihr Herz pochte nicht mehr, wenn Rudolphs Nahme genannt wurde; aber dennoch blieb eine geheime, ſtille Sehnſucht darin zurück, die ſie bei ihren jetzigen Ideen von der Liebe um keinen Preis Jemanden entdeckt haben würde, und vor der ſie ſelbſt erröthete. Durch Räſonniren, wozu ſie von Jugend auf gewöhnt war, ſuchte ſie ſich indeß auch von dieſem Ueberreſte ihrer Liebe zu befreien. Sie dachte: Irgend einmal einen Mann zu lieben, gebietet die Natur. Wer dieſer Mann ſeyn ſoll, das hängt von dem Zufalle ab. Billigt der Kopf dann die Wahl des Herzens nicht; nun, Entfernung, Geſchäfte und Zerſtreuungen müſſen die Liebe nothwendig erlöſchen. Bei dieſer Denkart hatte ſie keine Gefahr mehr zu fürchten, und war völlig Beherrſcherin ihres Herzens, ja gewiſſer Maßen auch ihres künftigen Schickſals.

Sie ſagte ihrem Vater, was ſie dachte,

und er billigte das alles. Er ſah nicht, daß die Folge dieſes Syſtems eine Art von Verachtung gegen das männliche Geſchlecht ſeyn mußte, und daß Henriette, bei dieſer Art zu denken, den Uebermuth einer Buhlerin annehmen konnte: einen Uebermuth, der nicht weniger gefährlich, iſt, als die ſorgloſeſte Schwäche. Henriette nahm wirklich einen vertraulichen Ton gegen alle Männer an, mit denen ſie ſprach. Doch das Städtchen, worin ſie lebte, war nicht der Schauplatz, auf dem ſie ihre Stärke zeigen und glänzen konnte; denn hier wußte man ja kaum ihren Geiſt, ihre feine Bildung und ihre Politur zu achten! —

Rudolph, deſſen Leidenſchaft für Henrietten noch immer in ihrer ganzen Stärke fortdauerte, trieb mit ungeſtümen Eifer die Arbeiten, die ihn dem Glücke ſeines Lebens zuführen ſollten, und überholte jetzt ſogar den ehrgeizigen Wilhelm. Der Einnehmer half beiden jungen Leuten nur zuweilen, wenn ſie ſich auf Umwegen nicht zu finden wußten. Durch eben dieſe Umwege, welche ſie aus

Unkunde der näheren nahmen, gewann übrigens ihr Geiſt eine gewiſſe Originalität: faſt alles, was ſie wußten, hatten ſie ſelbſt gedacht. Als endlich die Zeit heran kam, da Rudolph auf eine Univerſität gehen ſollte, war er ſehr gut vorbereitet, und — was noch mehr Werth hat — zum Selbſtarbeiten gewöhnt.

Am Ende des Jahres, während deſſen er Henrietten nicht wieder geſprochen hatte, machte Wilhelm ihn aufmerkſam auf die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Jetzt ſpielte Henriette nicht mehr die Hauptrolle in ſeinen Planen, und er fand es nicht länger einerlei, ob er einmal dieſes oder jenes Amt erhielte, wenn es ihm nur Henriettens Beſitz verſchaffte. Zuweilen regten ſich auch ſchon Zweifel bei ihm, ob er durch allen ſeinen Fleiß wirklich dahin kommen würde, Henriettens Hand zu erhalten. Er berechnete ſeine und ihre Jahre, und fand nun Schwierigkeiten, Hinderniſſe, an die er ehemals gar nicht, oder doch nur ſehr leicht, gedacht hatte. Zwar ſprach er gegen Wilhelm noch immer von ſeiner Liebe, indeß nur in einem ganz ruhigen Tone.

Vierzehn Tage vor Rudolphs Abreiſe ritten er und ſein Freund zu einem Freiſchießen, das in der Nachbarſchaft gehalten wurde. So wie ſie in den Saal des Wirthshauſes traten, das an dem Schützenhauſe lag, bemerkte Rudolph Henrietten mit ihrem Vater, und plötzlich fing ſein Puls an zu ſtocken. Er hatte ſie ſeit einem vollen Jahre nicht in der Nähe geſehen; und jetzt ſtand ſie auf einmal, völlig aufgeblüht und in einem ſehr reitzenden Anzuge, vor ihm. Die ehemaligen Gefühle erwachten in ſeinem Herzen wieder mit größerer Stärke, als je, und er wünſchte, trotz ſeinem Vorſatze, daß der Vater weit weg ſeyn möchte. Bellmann warf einen unruhigen Blick auf ſeine Tochter; als dieſe aber ganz ruhig lächelte, war er gegen die beiden jungen Leute ſehr artig, erkundigte ſich, wann Rudolph abreiſen würde, verſprach ihm ein Empfehlungsſchreiben, und ſo weiter. Rudolph wurde über dieſes unerwartete Betragen ſehr vergnügt; und da jetzt auch Henriette heran trat, und ihn mit der lieblichſten Freundlichkeit anredete, ſo erwachten alle ſeine Hoffnungen auf einmal wieder mit neuer Stärke. Er glaubte, Bellmann wäre verſöhnt und hätte jetzt wohl gar den Wunſch, ihn in der Folge zu ſeinem Schwiegerſohne zu machen.

Aber zu ſeiner Verwunderung und ſeinem Mißvergnügen, konnte er den ehemaligen vertraulichen Ton gegen Henrietten nicht wiederfinden, ſondern war blöde und furchtſam. Es lag in ihrem Weſen etwas, das ihn drückte: ſie war freundlich, doch dabei fremd und kalt. Er ſchrieb das der Gegenwart ihres Vaters zu, und ſein Auge funkelte, als dieſer endlich hinaus ging; doch Henriette blieb auch jetzt noch fremd und herriſch. Nun wagte er noch weniger etwas, als vorher, ſondern wurde immer ſcheuer, immer beſtürzter, Henriette aber in eben dem Verhältniſſe offener und freundlicher gegen alle Perſonen, mit denen ſie ſich unterredete.

Man tanzte gegen Abend, und nach langem Zögern foderte Rudolph Henrietten endlich auf. Sie betrug ſich gegen ihn, wie gegen jeden Andern, und er wagte es kaum, ihre ſchöne Hand ganz leiſe zu berühren. Sein Herz war voll glühender Sehnſucht, und ſein Kopf voll Plane, wie er ſie ein Paar Minuten allein ſprechen könnte. Ein Zufall verſchaffte ihm endlich dieſes Glück. Henriette wurde von einem andern jungen Mädchen gebeten, mit auf die Wieſe zu gehen. Rudolph blieb furchtſam am Fenſter; doch bald eilte er hinunter, da der Vater in das Nebenzimmer ging. Noch an der Hausthür bot ein junger Mann Henriettens Begleiterin den Arm; Rudolph aber ſtand mit Blicken der Sehnſucht ſchweigend da. Sie ſelbſt redete ihn an, und faßte ſeinen Arm, den er ihr anzubieten nicht wagte. Nach einigen Minuten blieben die beiden Andern ſtehen, um eine Geſellſchaft zu erwarten, und Rudolph war nun mit Henrietten allein.

Jetzt ſah er einem großen Augenblick entgegen, und ſeine Wangen glüheten, ſeine Pulſe ſchlugen heftig. Henriette erzählte aber mit ruhiger, beinahe kalter Freundlichkeit. Endlich machte er einmal eine Anſpielung; doch ſie blieb in ihrem Tone. Er verlor den Muth, bot indeß alle ſeine Kräfte auf, um ihn wieder zu gewinnen; Henriette aber betrug ſich fremd, dann kalt, dann ſtolz. Zuletzt wurde er empfindlich; doch — ſie bemerkte es nicht. Er ſprach im Allgemeinen über Gefühle des Herzens; und — ſie ſpottete darüber. Jetzt wendete er die funkelnden Augen, in die ſich eine Thräne ſtahl, mit zärtlicher Wehmuth auf ſie hin; doch ſie verlor die Faſſung nicht, ſondern ſah ihn mit einem ruhigen Blicke an. Nun überlief ihn ein Schauder. Er kehrte mit ihr um, und ſie blieb auch im Zurückgehen ganz ruhig und freundlich.

Es iſt alles vorbei! flüſterte er ſeinem Freunde Wilhelm zu, und ſetzte ſich mit finſtern Augen in eine Ecke. Henriette tanzte, und bemerkte ihn nicht. Er foderte ſie endlich auf, und ſie ſagte ihm: ich glaubte, Sie wären nicht mehr hier. Uebrigens war ihr Betragen wie vorher. Es iſt ganz vorbei! ſagte Rudolph auf dem Rückwege zu Wilhelm. Die Treuloſe! — „Rudolph!" erwiederte dieſer; „biſt du weniger treulos?"

Henriette war nicht ganz ſo ruhig, als ſie zu ſeyn ſchien. Das überraſchende Zuſammentreffen mit ihrem ehemaligen Geliebten hatte ihr Herz in eine ängſtliche Bewegung gebracht. Jetzt wendete aber der Vater einen forſchenden, warnenden Blick auf ſie, und ſie gab ihm durch ihr Lächeln zu verſtehen, daß er ganz unbeſorgt ſeyn könne. Als ſie ſich von der erſten Ueberraſchung erholt hatte, nahm ſie allen ihren Muth zuſammen, und trat zu ihrem Vater, der mit den beiden Jünglingen redete. Rudolphs ſcheues, blödes Weſen befreiete ſie von ihrer Verlegenheit, und ihr Betragen wurde nun mit jeder Minute ungezwungener. Sie wollte ein Experiment mit ihrem eigenen Herzen anſtellen, und ihrem Vater zeigen, daß ſie ſeine Lehren befolgen könne. Daß Rudolph ſie ganz offenbar noch liebte, war Ein Triumph; daß ihr Vater ihr Beifall zulächelte, war der zweite. In dem Genuſſe dieſer Triumphe ging ſie aber weiter, als ſie gehen wollte. Ihr Betragen wurde immer übermüthiger, je mehr Empfindlichkeit Rudolph zeigte. Jetzt fühlte ſie zum erſten Male das Vergnügen der gänzlich befriedigten Eitelkeit; und als nun ihr Vater ihr ſagte: „mein Kind, dein urbanes, feines Benehmen gegen den rohen jungen Menſchen, mit ſeinen plumpen Ausbrüchen der Empfindung, freuet mich!" da fühlte ſie ſich unbeſchreiblich glücklich, und trieb, um neues Lob von ihm zu verdienen, ein grauſames Spiel mit dem wunden Herzen ihres ehemaligen Freundes.

Doch als Rudolph zu Pferde ſtieg, den Hut tief in die Augen drückte, und nun davon ſprengte, da erwachte ihre ganze Empfindung wieder, und ſie vergoß auf dem Rückwege heimliche Thränen. Sie machte ſich bittre Vorwürfe, daß ſie den guten Rudolph ſo hatte behandeln können, und fühlte in ihrem Herzen, daß ſie ſich nach ihm ſehnte. Indeß, ſie erhielt ihre ganze Stärke wieder, als Rudolph nach vierzehn Tagen kam, um Abſchied von ihr und ihren Eltern zu nehmen. Er trat mit einem kalten Geſichte, mit ſtolzem Anſtande, in das Zimmer, und ſprach ſehr ruhig, oder wohl gar gleichgültig. Sein

Stolz erregte den ihrigen; dieſes Mal wurde aber ihr Triumph vereitelt: denn ſobald Rudolph fühlte, daß er ſeine Rolle nicht länger halten konnte, nahm er in ein Paar kalten Worten Abſchied.

Als Henriette allein war, erinnerte ſie ſich an ihre ehemaligen ſüßen Stunden, und ſagte ſeufzend: werde ich jemals wieder ſo glücklich seyn?

13.

Der Abſchied.

Zwei Tage vor ſeiner Abreiſe ſaß Rudolph mit Wilhelm noch einmal an dem Monumente der Gräfin Elsbeth. „Je mehr ich,“ hob der letztere an, „über das Leben nachdenke, deſto weniger begreife ich davon. Mein Vater ſagt: das muß ein Böſewicht ſeyn, dem in der Jugend das Leben anekelt. — Ich bin gewiß kein Böſewicht; und doch giebt es Stunden, wo ich es ſo gleichgültig betrachte, und wo ich es wegwerfen könnte, wie dieſen verwelkten Zweig. Was iſt denn auch daran? Wenn ich ſehe, wie die Millionen um mich her arbeiten, ſorgen, ſich quälen, ſich ängſtigen, einander beneiden und verfolgen, um das Leben von einem Morgen bis zum andern zu friſten, als ob die fünf Buchſtaben Leben die Beſtimmung des Menſchen wären, ſo . . .“ — Er zerpflückte die Blätter des Zweiges, und ließ ſie aus ſeiner Hand auf das Grabmahl fallen. „Sag, warum ſollte ich mich nicht glücklich preiſen, wenn mein letzter Tag, an dem das unnütze Getreibe aufhört, funfzig Jahre früher käme, als bei manchem andern Menſchen? Am Ende kommt er ja doch! Es iſt kein Sinn darin, wenn das „Leben" heißt. Glück? Freude? Ich begreiſe nicht, wie man dieſe Wörter nur ausſprechen kann! Wo iſt denn das Glück? Kann man das ſo nennen, was ein Ende hat? Das mag ein Raſender thun! Was treiben denn, ich bitte dich, die tauſend Millionen? was? Sie quälen ſich am Morgen um das Mittagseſſen, den Nachmittag um das Abendbrot. In der Nacht ſchlafen ſie, um am folgenden Tage wieder Kräfte genug zu haben, daß ſie aufs neue für das Mittagseſſen arbeiten können; und das Ziel ihres Arbeitens, ihres Eſſens und Schlafens iſt der Tod. Nun denn! ſo wollte ich doch lieber mit einem Sprunge an das Ziel kommen, als auf glühenden Kohlen meilenweite Umwege dahin machen. Heißt das, Leben, ſo iſt der wenigſtens ein Thor, der nur eine Hand darum aufhebt. Sag, Rudolph! habe ich nicht Recht?"

Du vergiſſeſt unſre beſſere Natur, Wilhelm.

„Unſre beſſere Natur! Großer Gott! was iſt denn die? worin beſteht ſie denn? Nein, ich kann nicht davon los, ich kann nicht! Iſt das Leben weiter nichts, als was ich ſo eben ſagte: dann ſind wir Thoren; und iſt es mehr, haben wir eine beſſere Natur, hat Gott ſeinen Geiſt in unſere Bruſt gehaucht, iſt das Grab die Ehrenpforte des Lebens: dann ſind wir Böſewichter, daß wir ſo wenig für uns ſelbſt, für den höheren Menſchen in uns, alles nur für das Leben, für — wie ſoll ich es klein genug nennen? — für den Augenblick thun, da wir, gleich einem Johanniswürmchen, eine dunkle Nacht hindurch glänzen. Sieh, der Handwerker zerarbeitet ſich, um — ſeiner Frau eine prächtige Mütze zu kaufen; der Reiche, der Miniſter, der Fürſt arbeitet, treibt, — wahrhaftig nicht, um mehr zu erreichen. Dann ſchwingt der Tod die ungeheure Sichel. Werkſtatt, Königreich, Handwerker und Miniſter — alles iſt vergeſſen, und die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes geht einen ganz andern Weg, als den ihr die Menſchen — Bettler oder Fürſten — vorzeichneten. O Rudolph, wie mein Leben mich anekelt, ſo ekelt mich auch das längere Leben der Völker an. Sieh, da ſtürzt ſich ein Jahrhundert über das andere hin, und zerſtöret Gutes und Schlimmes. Völker ſtürzen über Völker, und Mord iſt die allgemeine Loſung. Morden die Menſchen nicht, ſo thut es die Zeit. Sieh, da arbeitet ein Volk Jahrhunderte lang, um höher empor zu kommen, um glänzender zu leben; und auf einmal ſchleudert die Bewegung eines wilden Stammes in Aſien es in das Grab, wie den einzelnen Menſchen."

Was willſt du damit, Wilhelm? Wozu dieſer Ausbruch einer heftigen Leidenſchaft, die dich noch aufreiben wird!

„Beſſer, als wenn die Zeit oder ein Fieber mich aufriebe! Was ich damit will? Iſt etwa das unwahr, was ich ſage? Und wenn es wahr iſt, ſoll ich denn ſo kalt darüber reden, wie über ein verunglücktes Spiel? Ich will dabei heiß werden. Mag der Vater Einnehmer darüber ſpotten; ſein Herz fühlt es dennoch mit Wärme. . . . O, das Leben iſt nichts; die Thaten, die Bemühungen, die Plane der edelſten Menſchen und Völker ſind nichts! Wiſſen wir doch nicht einmal, welchen Plan die Vorſehung mit uns hat! Dieſes ganze Leben, und dauerte es Aeonen lang, iſt nichts mehr, kann nichts mehr ſeyn, als das erſte Geſchrei, die erſte Bewegung des Menſchengeſchlechtes. Der Tod iſt die wahre Taufe des Menſchen, bei der er ſeinen Nahmen bekommt. Wäre das nicht — ſag mir doch, von welcher Seite hätte denn das Leben ſeinen Werth? Die Frage eines Narren! ſagte mir einmal der Vater Einnehmer: und wenn der Menſch auch nur dazu beſtimmt wäre, die Erde anzubauen, zu verſchönern, die Geſchlechter der Thiere und Pflanzen in ein richtiges Verhältniß zu bringen. — Dir ſchien das einzuleuchten; du ſaheſt aber nicht, wie dem Vater die Augen dabei übergingen, und welche wehmüthige

thige Seufzer aus ſeiner Seele hervordrangen, als er ſich ſelbſt mit dieſen Gründen zu täuſchen ſuchte. Thier- und Pflanzenwärter wäre alſo der Menſch? oder könnte er ſeyn? Wohl! ich ſteige denn hinunter, und frage dich, den Vater Einnehmer, und die Menſchen alle, wie ich in mancher ſtillen Nacht die ewigen Sterne, das Gewölbe des Himmels und mein verzagendes Herz gefragt habe: ſoll der Menſch der Gärtner der Natur ſeyn, was iſt denn die Pflanzenwelt? Iſt der Menſch um der Pflanzen willen da: wozu ſind denn die Pflanzen? Um die Luft mit ihren Ausdünſtungen zu füllen? Wozu dann die Luft? wozu die ganze Schöpfung? wozu irgend etwas, außer Gott? oder iſt die Schöpfung ein Spielwerk, das entſtand und wirkte, um zu vergehen?"

Wilhelm, wer will darüber mit dir ſtreiten!

„Jeder, Rudolph; alles, was mich umgiebt. Oder was thut der Menſch für das Einzige, was in dieſer ſtets wechſelnden Schöpfung und Zerſtörung, in dieſem ſich ſelbſt freſſenden Thiere, dem Leben, allein ewig iſt? was thut er für die Tugend? Und wäre die Tugend weiter nichts, als eine Täuſchung, ein Traum des Menſchen: nun, ſo würde dieſer Traum das Göttlichſte, das Wahrſte in der Natur ſeyn; ſo hätte das Geſchöpf einen Plan der Schöpfung, der mehr wäre, als die Schöpfung ſelbſt; ſo wäre es weiſer, als die ewige Weisheit; ſo müßte ſich der Schöpfer vor dem Geſchöpfe ſchämen. Begreifſt du das? fühlſt du, glaubſt du das?"

Ich habe nie daran gezweifelt, Wilhelm.

„Wie kann man das auch, wenn man ſeinen Blick auf die Nichtigkeit des Lebens wirft! wenn man ſieht, wie alles vergeht, ſtockt, zerfällt, in Vergeſſenheit ſinkt; wie der Menſch nichts feſt hält, nicht Freundſchaft, nicht Liebe, nicht Dankbarkeit; wie jeder Tag, gleich einem Harpokrates, irgend einen Vorſatz, irgend eine Leidenſchaft zum Schweigen bringt! Was kann da allein übrig bleiben, was allein ewig dauern? Unſre Geſinnung, unſre Tugend. Ueber die ſind wir

Herren. Man kann uns das Leben entreißen, aber nicht den Willen tugendhaft zu ſeyn. Die Zeit kann auch die innigſte Freundſchaft tödten, auch die heißeſte Liebe vernichten. Ich liebe vielleicht den Freund oder die Geliebte nicht mehr; aber ich kann ihnen dennoch treu ſeyn, ihnen Hülfe leiſten, mich für ſie aufopfern. Meine Empfindungen ſtehen nicht in meiner Gewalt: ſie ſind Kinder der Sinne, und ſterblich wie ihre Väter; nur die Tugend allein iſt ewig und ein ſichrer Bürge der Unſterblichkeit. Und täuſchte ich mich dennoch, ſo war ich tugendhaft: größer als mein Schickſal, edler als meine Beſtimmung, und deſſen werth, was ewig, was groß iſt und göttlich."

Um Gottes willen! was iſt dir? — Deine Augen funkeln ja, und ſtehen voll Thränen!

„Thun ſie das, Rudolph? Nun, ich fühle eine überirdiſche Begeiſterung in meinem Herzen. Wir trennen uns, Rudolph. Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch. Raum und Zeit treten jetzt zwiſchen uns. Ich könnte ſagen: nie will ich dich vergeſſen; doch ich habe erfahren, daß der Menſch ſo nicht ſagen darf. Deine Freundſchaft, dachte ich, ſoll einmal der Lohn meines Lebens ſeyn. Wer weiß, ob dieſe Hoffnung erfüllt wird! Aber, Rudolph, was wir ſeyn können, das laß uns ſeyn: tugendhaft; und wir werden Freunde bleiben, wenn wir auch aufhörten einander zu lieben. Auch dann würden wir für einander ſterben können!"

Rudolph ſagte weinend: laß uns ewig Freunde, ewig tugendhaft ſeyn! Die Tugend ſey unſre Beſtimmung, die Freundſchaft unſer Lohn! Und daran, Wilhelm, ſoll uns ein ſichtbares Zeichen erinnern.

„Ein ſichtbares Zeichen? Welches?"

Punktire mir ein W auf den Arm. Ich reibe Pulver hinein; und, ſo ewig wie dieſes Zeichen, daure unſre Freundſchaft!

„So ewig, wie dieſe Haut? wie einige ſchwarze Punkte darauf?"

Es wird uns an unſer Verſprechen erinnern, der Freundſchaft und der Tugend ewig treu zu ſeyn.

„Das? nur das? Ein Zeichen nur? nicht dieſe Stunde?"

Seltſamer Menſch! Sieh, wenn ich dich vergäße, dich oder die Tugend, und du kämeſt zu mir; ich wollte dich nicht hören, und du zeigteſt mir ein R auf deinem Arm: es würde mich gewaltig an dieſe Stunde erinnern!

„Wohl!"

Ich habe Pulver mitgenommen.

Wilhelm legte ſeinen entblößten Arm auf das Herz der Gräfin, und zuckte nicht, als Rudolph die Punkte zu einem W hinein ſtach. Nun war die Reihe an Rudolph. Er ächzte bei dem erſten Stiche, und Wilhelm ſagte lächelnd: „iſt es denn nicht an dieſem Einen Punkte genug?" —

Am Abend vor der Abreiſe kamen Beide noch einmal zuſammen. Rudolph hatte ſo eben von Bellmann Abſchied genommen, und ſagte: ich habe nun alle Gedanken an Henrietten aufgegeben.

„Iſt das dein Ernſt?" fragte Wilhelm mit einer ſeltſamen Heftigkeit; und Rudolph verſicherte es feierlich. Sie blieben die Nacht bei einander. Am Morgen nahm Rudolph Abſchied von ſeinen beiden Wohlthätern, dem Einnehmer und dem Lieutenant. Der letztere gab dem jungen Menſchen eine volle Börſe; und, warum er das that, war nicht zu verkennen, da er gleich nachher ſeinen Wilhelm in die Arme nahm. Der Einnehmer war ſehr bewegt, weil er ſich an den Jüngling gewöhnt hatte. „Junger Menſch,“ ſagte er zuletzt, und ſchüttelte ihm die Hand; „ich will dir noch eine Lehre geben. Mit dem Kopfe ſey, was du willſt, ein Dogmatiker, oder ein Skeptiker: doch dein Herz bewahre vor Zweifeln; und das kannſt du, wenn du es mit keiner Schuld belaſteſt. Gieb nach, wenn du Unrecht, und wenn du Recht haſt: nicht aus Furcht, ſondern aus Toleranz gegen Andrer Schwäche; dann haſt du Ruhe unter den Menſchen. Ueberleg bei allem vorher, was dir Verdruß machen könnte, um dich davor zu ſichern. Ich weiß dir nichts

Beſſeres zu einem glücklichen Leben zu rathen. Das Uebrige hängt von Gott ab."

Alle begleiteten ihn, und kehrten dann in ſchweigender Betrübniß zurück. Der Lieutenant ging auf ſein Zimmer, und betete.

14.

Die Ruſſiſche Schaukel.

Ein Paar Tage nach Rudolphs Abreiſe, gerade an des Lieutenants Geburtstage, bekam der Einnehmer einen Brief. Er ſah, wie er es immer that, die Aufſchrift an, um zu errathen, von wem der Brief käme. „Ich kenne die Hand," ſagte er zu dem Lieutenant, „und kenne ſie auch nicht.... Curios! ich wollte darauf ſchwören, daß ich tauſend Briefe von der Hand gehabt hätte: ſo bekannt iſt mir jeder Zug, und ..." — Jetzt ſah er das Siegel an, wollte es mit einer ſehr haſtigen Bewegung abreißen, legte aber zögernd den Brief unerbrochen vor ſich auf den Tiſch, und betrachtete ihn nachdenkend.

Weißt du nun, Bruder ...?

„Ja, ich weiß, von wem er iſt," ſagte der Einnehmer mit einem Seufzer. „Wenn ich nur erſt wüßte, was er enthielte!" — Er ſtand auf, ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und warf von Zeit zu Zeit ſehr ernſte Blicke auf den Brief, der noch immer uneröffnet da lag.

Der Lieutenant ſah abwechſelnd den Brief und ſeinen Bruder ängſtlich an. Was kann es denn nun ſeyn! ſagte er ſcherzend, um ſeinen Bruder heiterer zu machen. Ein Brandbrief iſt es gewiß nicht!

„Das kannſt du ſo beſtimmt nicht ſagen. Doch — er enthalte, was er wolle: den heutigen Tag ſoll er mir nicht verderben.“ (Er warf den Brief auf den Schreibtiſch.) „Ich will einmal thun, als wäre ich ein Miniſter, und das da eine Supplik oder ein Bettelbrief.“

Den ſollte ein Miniſter nicht ſo wegwerfen, lieber Bruder! . . . Wenn ich bedenke, daß wohl mancher ſolcher Brief mit ſchwerem Herzklopfen, mit bebender Hand, und mit verzagender Seele geſchrieben werden mag: o! ſo ſollte ein Miniſter, oder auch ein König, einen ſolchen Brief nicht in die Ecke ſchleudern. Und, Bruder — wenn nun ein verzagendes Herz, eine bebende Hand auch den da geſchrieben hätte! —

Der Einnehmer erbrach den Brief. „Bruder," ſagte er, indem er es that; „wenn wir heute Abend nicht froh, oder gar noch etwas Schlimmeres ſind, ſo — vergieb mir. Ich für mein Theil darf nicht klagen." Er überlief den Brief mit fliegenden Blicken, ſchlug ihn ſchweigend wieder zu, und ſagte leiſe: „den Inhalt weiß ich; die einzelnen Worte und die kleinen Dornen darin will ich mir morgen in's Herz drücken. Für heute iſt es genug. Ich wünſchte, der Brief wäre einen Tag ſpäter gekommen; denn ... denn, Bruder," — ſetzte er in großer Bewegung hinzu — „er hat mit einer Feuerhand in mein Gewiſſen gegriffen!"

Der Lieutenant ſprang auf. Lieber Bruder! nein, nicht mit einer Feuerhand. Die iſt, Gott Lob, bei deinem Gewiſſen nicht nöthig.

„Mit einer Feuerhand, ſag' ich dir noch einmal. Ich wünſchte, der Brief wäre erſt morgen gekommen; denn nun kann ich heute nichts als ſeufzen."

Ich kenne dich, Bruder. Von Jugend auf haſt du übertrieben, wenn du auch nur eine

Kleinigkeit gethan hatteſt, die du für nicht recht hieltеſt. Doch wäre dies Mal auch mehr daran, ſo dank' ich doch Gott, daß der Brief heute gekommen iſt; denn könnte nicht — was Gott verhüten wolle! — dieſer Tag dein letzter ſeyn? Vielleicht giebt es etwas gut zu machen, und nun könnteſt du noch heute mit mir reden. Bruder, du weißt ja: was ich habe und vermag, das gehört dir. Ich gebe es dir freudig, und ſollte ich auf deinem Grabe verhungern.

„Ach! es giebt viel gut zu machen, Bruder! — Wenn du Zeit haſt — ich wäre meine Schuld gern einmal ganz vom Herzen los. Du haſt etwas errathen; aber du weißt nicht Alles."

Nur nicht heute! oder lieber gar nicht, Bruder! Iſt es eine Schuld, ſo mache ſie im Stillen mit Gott und deinem Gewiſſen ab. Ich — du weißt wohl, wie ein Fremder in einem ſolchen Falle iſt — ich könnte leicht zu hart ſeyn; und die Härte eines Bruders würde doppelt weh thun.

„Hart? Du, Bruder? gegen mich? Stehen dir nicht jetzt ſchon Thränen in den Augen? . . . Laß ſie fließen, Bruder, ob du gleich Soldat geweſen biſt."

Bruder, es würde mir durch die Seele gehen, wenn ich ſagen müßte: da warſt du einmal nicht gut! Und heucheln? dürfte ich das? Sag mir lieber nichts.

„Ich will es überlegen, Bruder. Aber ich denke, ich habe dich nöthig; denn . . . Doch kein Wort mehr. Morgen! morgen!"

Am folgenden Morgen erzählte der Lieutenant beim Frühſtück der Einnehmerin und Wilhelminen alles, was er nur Gutes von ſeinem Bruder wußte, und zum Schluſſe jeder kleinen Anekdote ſagte er: bezeuge du mir ſelbſt, lieber Bruder, daß ich die Wahrheit rede.

„Hm! ja!" erwiederte der Einnehmer: „wie ein Advokat, der einen zum Tode Verurtheilten defendirt; der ſucht Alles hervor, was an dem armen Menſchen Gutes iſt, und weiß es wohl obendrein zu vergrößern."

Der Lieutenant ließ ſich nicht irre machen, und fuhr mit den Lobreden auf ſeinen Bruder fort. Als aber die Frau vom Hauſe an ihre Geſchäfte gegangen und Wilhelm auf das Feld geritten war, ſagte der Einnehmer: „nach den Feierkleidern, mit denen du mich ausgeputzt haſt, ſoll es mich wundern, wie du die Lumpen finden wirſt, in denen ich mich dir jetzt zeigen werde.“

Wie ein Feierkleid, Bruder; bei dem höchſten Gott! wie ein Feierkleid. Ich habe dieſe Nacht kein Auge zugethan, lieber Fritz. Da ging ich denn einmal deinen Lebenslauf durch, und wunderte mich, daß, bei aller Heftigkeit deines Temperaments, deiner Leidenſchaften, ſo wenig Böſes auf deine Rechnung kommt. Ich war von Natur lenkſamer, geduldiger, kälter, ruhiger als du. — Nun, ſo erzähle.

„Rede, was du willſt. Ich weiß am beſten, daß ich oft wie der Phariſäer ſagte: ich danke dir, Gott, u. ſ. weiter; wenn du an deine Bruſt voll Milde und Güte ſchlugſt. Aber laß das, und höre zu. Als ich dich in Minden beſuchte — wir hatten einander ſechs Jahre lang nicht geſehen —“

O, ich weiß! Es war ein ſchöner Augenblick, als du in das Zimmer trateſt, und mir um den Hals fieleſt! So etwas vergeſſe ich nicht.

„Weißt du auch noch, daß du mir deine Börſe aufzwangſt, ob ich gleich damals Geld vollauf hatte? Nun ſieh! auf der Rückreiſe — ich wußte nicht, was ich mit dem Gelde anfangen ſollte — treibt mich, der Himmel mag wiſſen, welcher Engel, in das Wilhelmsbad. Ich war ein glatter Burſche, maß zehn Zoll, und . . .“ —

Bruder, ich will dich nicht loben; aber ich weiß wohl noch, daß alle Mädchen hinter dir her ſahen.

„Das wußte ich, Bruder, und mehr, als ich es hätte wiſſen ſollen. Ich war gut gekleidet, und hatte eine volle Börſe. So kam ich im Bade an. Es war zu Anfange der Brunnenzeit, als ſich eben noch nicht ſehr viele Fremde eingefunden hatten. Ich machte gleichſam meinen erſten Ausflug, und kam nun gleich in die große Welt. Ein Paar Tage trieb ich mich ſehr langweilig in den Alleen auf und nieder. Dann gerieth ich eines Abends zu einem Italiäner, und traf da einen Tiſch voll Domherren, Edelleute und ſo weiter, und mitten unter ihnen eine junge Italiänerin, die Tochter eines Schauſpiel-Direktors. Das Mädchen war ſchön, ſehr verführeriſch gekleidet, und in ihrem ganzen Betragen ſo frei, als ich bis dahin noch nie ein Mädchen gefunden hatte. Die Herren mit ihrem heitern, ungezwungenen Weſen zogen mich an; ich glaubte jetzt zum erſten Male Menſchen von feinen Sitten zu ſehen. Anfangs machte mich das ein wenig verlegen. Indeß — du wirſt dich ja erinnern, wie ich damals war: ich ſtimmte in den Ton ein, den ich hörte, und kam bald weiter, als die Herren ſammt und ſonders. Man fing an mich zu bemerken, und dann auszuzeichnen. Ich überließ mich meiner tollen Laune, die, wie du weißt, . . ." —

Ich habe dich immer lieber ohne dieſe Laune geſehen, ſo ſehr ſie auch die meiſten Menſchen für dich einnahm.

„Auch fühlte ich mich ohne dieſe Laune immer beſſer; ich war aber eitel. — Nun, wir ſpielten, ſangen, und tranken Punſch. Dieſes für mich ganz neue Leben, beſonders in Geſellſchaft eines ſo freien und ſchönen Mädchens, ſpornte mich; und nicht lange, ſo äußerten viele Herren, ſie hätten nie einen Menſchen geſehen, der ſo witzig und ſo voll guter Laune wäre, wie ich. Für den nächſten Tag lud ein junger Graf die ganze Geſellſchaft zu einer Fete ein; und es verſteht ſich, auch mich vor allen Andern: denn die Signora — ich habe wahrhaftig vergeſſen, wie ſie hieß — war die ganze Nacht hindurch äußerſt artig, ohne alle die üble Laune, von der ſie ſonſt oft geplagt wurde; und ſie geſtand ganz offen, daß ich die Urſache davon wäre. Sie bat mich und ihren Liebhaber, daß wir ſie morgen abholen möchten. Am folgenden Tage ſchlenderte ich, ein Kleinſtädter, ein Menſch, der ſich kaum in ſeinem Familienzirkel zurecht finden konnte — ich ſchlenderte mit dem ſchönen, ſo prächtig und lockend gekleideten Mädchen am Arm, durch die Allee, und mußte nun natürlicher Weiſe die Augen der ganzen ſchönen Welt auf mich ziehen, da ſich die Sigkora nur von den reichſten und vornehmſten jungen Herren führen ließ. Wir brachten den Tag auf einem nahen Landhauſe zu, wo wir ſangen, ſpielten, und Eine tolle Poſſe über die andre trieben. Wäre ich nicht witzig *geweſen*, die Eitelkeit hätte mich dazu *gemacht*. Die ſchöne Signora erklärte mir hundertmal, ich ſey höchſt liebenswürdig; und ich nahm das ſo lachend, ſo fröhlich auf, als ob es mir alle Tage geſagt würde. Der erklärte Liebhaber ließ eine kleine Eiferſüchtelei merken. Ich nahm aber einen kalten, ſtolzen Ton an, und machte ihn dadurch furchtſam. Die Signora hatte irgendwo Rappiere bemerkt. Ich möchte doch wiſſen, ſagte ſie lachend, indem ſie auf die Rappiere zeigte, wer Sieger geworden ſeyn würde. Faſt alle fochten mit mir, und faſt alle wurden entwaffnet. Bei lautem Muthwillen zog der bacchantiſche Schwarm am Abend ſpät wieder nach dem Bade zurück. Ich fand ein ſolches Leben unter Vornehmen, wie faſt jeder junge Menſch, ſehr angenehm und ehrenvoll."

Ich hoffe, Bruder, du haſt es nur einige Tage lang ſo gefunden; denn nachher, Bruder, —

„Ja, nachher! Als ich zwölf oder ſechzehn Jahre älter war, da fand ich es freilich nicht mehr ſo. Damals aber? ... Es war mir ſehr ſchwer vorgekommen, ſo, und mit Anſtand, zu leben; und ich fand mich ſo leicht hinein. Das ſchmeichelte mir, und ich ging in der Allee recht ſtolz auf und nieder. Die Signora, die, als Fremde, als Schauſpielerin und als ein ſo reitzendes Mädchen, ſehr viel Aufſehen machte, nahm Morgens, in der leichteſten Kleidung, wenn ſie den Brunnen trank, meinen Arm. Daß ich nach dieſer Auszeichnung ihr erklärter Liebhaber, und erſtaunlich reich ſeyn mußte, verſteht ſich. Jetzt erwies man mir die Ehre, ſich in der Stille nach mir zu erkundigen. Mein Wirth, der bald einen Grafen, bald einen Baron zu mir kommen ſah, glaubte, ich könnte unmöglich ein Bürgerlicher ſeyn, und machte mich zu einem Baron Rautenbach. Nicht lange, ſo wurde ich allgemein ſo genannt, und — ich ſchwieg zu dem Irrthume.“

Der Lieutenant ſchlug eine Mücke an ſeiner Wade todt, um nur nicht aufſehen zu dürfen.

„Ich ſpielte ein Paarmal hohes Spiel, und gewann ganz außerordentlich, — vielleicht, weil man mich gewinnen laſſen wollte, um mich nachher auszuplündern.“

Die verwünſchten Mücken! Ich muß nur rauchen! ſagte der Lieutenant, und ſtopfte ſich eine Pfeife.

„Rauche nur, Bruder! Es kommen bald Mücken, die du nicht wegrauchen wirſt. — Ich hatte nun Geld, noch länger im Bade zu bleiben, und blieb. Die Italiänerin wußte ſehr wohl, daß ich kein Edelmann war. Sie hatte mich beſtimmt nach meinem Vater gefragt, und lügen, Bruder, konnte ich nicht.“

Siehſt du? Fahre nur fort! Das dacht' ich wohl!

„Aber ich ſchämte mich wahrhaftig, daß ich es nicht konnte. Die Signora lächelte bei meiner offenherzigen Antwort. Sie ſchien das Geſtändniß als ein Vertrauen anzuſehen, das ich ihr allein bezeigte; oder — es iſt auch wohl möglich, daß ich es ſo ſtellte.“

Nein, nein! Sie nahm es nur ſo; denn was hätte dich bewegen ſollen . . .?

„Viel, ſehr viel. Doch laß das! Sie lächelte, drückte mir die Hand, und ſagte mit muthwilligen Augen: mein ſchöner Herr, jetzt fange ich an, Sie zu errathen. — Von dieſem Augenblick an war ſie ſo vertraulich gegen mich, als wüßte ſie alle meine Geheimniſſe. Sie hütete ſich wohl, bekannt zu machen, daß ich kein Baron wäre. Ich wußte, daß ſie mich für einen Avanturier hielt, und fand das luſtig. Ein Inkognito gefällt ja den meiſten jungen Leuten."

Hm! hm! brummte der Lieutenant. Du warſt ein junger Menſch, und machteſt deine erſte Ausflucht.

„Ich hatte von nun an Erlaubniß, ſie zu jeder Tageszeit zu beſuchen, und ſie verſicherte mir, daß ſie mich bei allen Planen, die ich etwa haben könnte, unterſtützen würde, verſprach ſich aber daſſelbe auch von mir. Endlich ließ ſie mich in ihre Karte ſehen, und ich fand ihr Spiel ſehr verächtlich. Es war darauf angelegt, einen reichen Mann zu plün dern, und ich ſollte den Bravo, den Komödien-Bruder, machen. Als mir die Augen aufgingen, regte ſich mein ganzer Stolz. Ich machte mich zu jedermanns Verwunderung auf einmal gänzlich von ihr los."

Gott Lob, Bruder! Gott Lob! Ich habe wie auf Kohlen geſeſſen. Deine Erzählung ſtach ärger als tauſend Mücken.

„Es war mein Triumph, daß ich ſie demüthigen konnte; und dabei, weißt du wohl, iſt nicht viel zu triumphiren. Der Bruch fiel in einer zahlreichen Geſellſchaft vor, und die ganze Scene war ſo, daß über die Art meines Umganges mit ihr kein Zweifel übrig blieb. Es wurde bekannt, und man dichtete mir nun einen Plan an, an den ich gar nicht gedacht hatte. Man ſagte, ich wäre in das Bad gekommen, um einen betrogenen Freund an der Buhlerin zu rächen; ich hätte ſie in ihrem eigenen Netze gefangen, und ſie dann abgewieſen. Die Signora ſprengte nun aus: ich wäre ein Spieler, ein Bettler, ein weggelaufener Bedienter. Man lachte darüber; denn ich ſpielte nicht mehr, bezahlte richtig, war oft ſogar freigebig, und zeigte im Geſpräche Kenntniſſe, die eine gute Erziehung vorausſetzten. Genug, ich machte Aufſehen; und nun — Ich bedaure dich, Bruder! Aber lehrreich iſt meine Begebenheit; Wilhelm ſollte ſie hören!"

Das verhüte Gott, lieber Fritz! Du warſt ein junger Menſch; das iſt es.

„Eben darum. — Nun hüllte ich mich abſichtlich in ein geheimnißvolles Dunkel, und wurde bald zu Geſellſchaften gezogen, in die ich während meines Umganges mit der Buhlerin nicht hatte kommen dürfen. Man ſuchte mich auszuforſchen; ich freute mich aber, daß ich ſchweigen konnte. — Eines Tages beſuche ich einen öffentlichen Garten, der erſt dieſes Jahr zum Vergnügen der Badegäſte eingerichtet war, und der heute eingeweihet wurde. In einer Gegend des Gartens ſehe ich eine Menge junger Leute vor einer hohen Maſchine, die ich nicht kenne. Ich frage den Wirth, was das ſey; und er antwortet mir: eine Ruſſiſche Schaukel. — Wie iſt es denn damit? fragt ein junges Mädchen. Der reine, ſilberhelle Ton ihrer Stimme macht mich aufmerkſam, und ich ſehe eine edle, ſchlanke, ſchöne Geſtalt, mit ſchwarzen funkelnden Augen, und einer unbeſchreiblichen Hoheit in der Stellung. Sie war mir noch nicht zu Geſichte gekommen, und ich konnte nicht aufhören, ſie anzuſtaunen. Von allem, was der Wirth ihr ſagte, um ihr den Gebrauch der Maſchine zu beſchreiben, hörte ich auch nicht Eine Sylbe; ich ſah nur ſie, wie ſie bald auf den Mann, bald auf die Schaukel blickte, die jetzt von ein Paar Leuten in Bewegung gebracht wurde. Du kennſt wohl eine ſolche Maſchine nicht, lieber Bruder. Es iſt ein großes Rad, etwa von zwanzig Fuß im Durchmeſſer, worin vier bewegliche Sitze hangen, die mit dem Rade hinauf und wieder herunter ſteigen. — Niemand von den Anweſenden hatte je eine ſolche Schaukel geſehen, und alle fürchteten ſich, einen Verſuch damit zu machen. Der Wirth, der nun beſorgte, daß er von ſeiner Schaukel keinen Vortheil haben würde, trat zu mir heran, und ſagte leiſe: Sie wagen es wohl zuerſt, Herr von Rautenbach. O, wenn ſich doch auch ein Frauenzimmer dazu entſchlöſſe! Ich blickte auf das ſchöne Mädchen, und lächelnd ſagten wir Beide zu gleicher Zeit: da iſt ja nichts zu wagen! — Nun führte ich das Mädchen zu dem einen Sitz, und ſie ſtieg ohne Zögern hinein. Der Wirth wollte anfangen, ihr zu erklären, warum es gar nicht gefährlich wäre; ſie ſagte aber: ich kann ja ſehen! Der Sitz iſt beweglich; das Rad drehet ſich, und der Sitz mit. Fangt an! — Als ſie oben war, ſtieg ich in den Sitz gerade unter ihr. Alles klatſchte uns Beifall zu. Wie kindiſch man doch in der Jugend iſt, Bruder Lieutenant! Und, dir die Wahrheit zu geſtehen, ich bin noch jetzt ein Kind: denn die Erinnerung an das Klatſchen macht mir noch immer Vergnügen. Als ich oben war, beugte ich mich über die Lehne, um meine Dame zu ſehen. Sie blickte zu mir hinauf, nickte mir lächelnd zu, und rief: „wie ſtolz!“ — Wie beſcheiden! rief ich hinunter. „Ich ſteige!“ ſagte ſie; und ich: ſehr grauſam! gerade, wenn ich ſinke! — Noch drehete ſich das Rad langſam. „Fangen Sie!“ rief ſie jetzt oben, und warf mir eine Roſe durch das Rad zu. Nun flog das Rad ſchneller. „Mir wieder!“ rief ſie; ich antwortete: das Rad fliegt zu ſchnell; ſie würde auf den Boden fallen.“

„Nun jagten wir uns in einem ſteten Kreiſe, und es war, als ob die ganze Gegend vor uns tanzte. Endlich rief ſie, man möchte anhalten. Wir ſtiegen aus; und jetzt, da wir das Beiſpiel gegeben hatten, war die Schaukel unaufhörlich in Bewegung. Alles umringte ſie jauchzend; wir Beiden ſtanden entfernter, und ſahen ernſthaft auf das Rad. — „Hören Sie nur das fröhliche Jauchzen!“ ſagte ſie; „gerade, wie Kinder.“ — Oder wie Menſchen. (Sie ſah mich erwartend an.) So nahe bei einander, fuhr ich fort; und doch nicht erreicht! Gerade, wie im Leben; auch die beſten Menſchen ſuchen einander oft unabläſſig, und erreichen ſich nicht eher, als wenn ſie aus dem Rade des Lebens ſteigen. — „Ei nun!“ erwiederte ſie lächelnd; „man muß ſich begnügen. Auf irgend eine Art erreicht man einander doch wohl, und ſollte es auch nur durch Blicke, durch ein Paar ſchnelle Worte, oder eine Blume ſeyn, die man einander zuwirft. Gerade, wie Menſchen, ſagten Sie? Ich dächte; auch wie das Glück der Menſchen: es ſinkt und ſteigt. Doch wäre Stillſtand das Uebelſte von allem. Denn – warum lieben faſt alle Menſchen die Gefahr? Warum hat der Schwindel auf einer Höhe etwas Angenehmes bei allem Unangenehmen?" — Hat er das? fragte ich. Mich hat nie geſchwindelt. Ich bin auf Bergen erzogen. . . . Aber doch wollen alle Menſchen die Ruhe. — „Nur die Ruhigen nicht. Man will nichts als Wechſel!" erwiederte ſie mit ernſter Hoheit. — Das ſollten Sie wenigſtens lachend ſagen, um einen Scherz daraus zu machen: denn es ſpricht eben nicht für den Menſchen. — „Nein! Aber ſollte es des Menſchen Schuld ſeyn, wenn er nichts feſt halten kann, nicht Freundſchaft, nicht Haß?" — — Auf einmal rief man bei dem Rade, und wir gingen näher. Drei Paare hatten drei Sitze eingenommen; der vierte war noch leer, und man bat uns, hinein zu ſteigen. Ich blickte meine Begleiterin an. Sie ſagte: „er iſt ſehr enge!" — Wohl wahr! erwiederte ich ſcherzend, mit einer Anſpielung auf unſer Geſpräch: aber dennoch wäre ſo das Leben ſchöner. Sie lächelte und ging einen Schritt näher. Ich nahm das für Einwilligung, und führte ſie an den Stuhl. So wie wir ſaßen, wurde das Rad in Bewegung geſetzt. Sie hielt ſich, weil ſie ſo wenig Raum hatte, an der Lehne, und ich umfaßte ſie, daß ſie nicht hinaus fallen könnte. Es entſtand ein Gelächter bald unter, bald über uns; ſie ſah ernſt vor ſich hin. Ich hielt ſie noch immer umfaßt, betrachtete ſie von der Seite, und fand in jedem Augenblicke mehr, daß ſie außerordentlich ſchön war. Als man anhielt, und wir ausſtiegen, ſagte ich unbeſonnen: ſehen Sie! ich hielt ſie feſt, ganz feſt, bis das Rad des Lebens ſtand. — Sie warf einen ſchnellen Blick auf mich. Ich erröthete; doch in ihrem Geſichte ſah ich weder Verdruß noch Lächeln. Sie ging jetzt auf eine bejahrte Frau zu, die ſich ihr durch einen Bogengang näherte. Als ich ihr nachher begegnete, grüßte ſie mich freundlich, wie einen alten Bekannten: und als derſelbe Fall noch einmal kam, ſagte ſie: „wir wollen eine Partie Carouſſel machen; wollen Sie mit dabei ſeyn?“ Ich nahm ihre Hand, und wir gingen nach der Scheibe. Sie kannte das Spiel nicht; und doch verfehlte ſie ſelten den Ring: ſo richtig war ihr Augenmaß, ſo feſt ihr Arm. Ich ſtand neben ihrem Sitze. Als ſie fertig war, überließ ſie ihren Platz einem andern Frauenzimmer, und ſetzte ſich mit mir ganz in der Nähe. Wir ſcherzten darüber, daß wir unſre Bekanntſchaft auf einem ſo wandelbaren Boden, wie die Schaukel und das Carouſſel, gemacht hätten. Sie ſetzte den Scherz mit einer ſo feinen, beſonnenen Artigkeit fort, daß ihr Geſpräch mich ſchon an und für ſich intereſſirt haben würde. „Genug,“ ſagte ſie, als ſie mich verließ, „ich liebe dieſe wirbelnden Bewegungen, und Sie werden mich oft hier im Garten ſehen.“ — Ich küßte ihr die Hand, und ging tiefſinnig, mit ihrem Bilde in meiner Seele, nach Hauſe.

„Ich kannte die große Welt zwar erſt ſeit vier Wochen, allein doch ſchon genug, um ſie in gewiſſen Augenblicken ſehr langweilig zu finden. Du kannſt mir glauben, Bruder, nicht Eins von allen Mädchen im Bade — und es waren ſehr ſchöne darunter — nicht Eins hatte nur ſo viel Eindruck auf mich gemacht, wie die Signora.„ Ich blieb, troß meinem Jugendfeuer, ſehr ruhig, und wollte ſchon nach Hauſe reiſen, als ich auf einmal meine Fremde kennen lernte. Sie war ein ganz anderes Weſen! ſo erhaben, ſo edel! Genug, ſie hatte ihren eigenen Charakter. Am folgenden Morgen ſah ich ſie in dem Gewühle von Trinkenden. Ich war ein wenig ſcheu geworden; doch, ſo wie ſie mich nur bemerkte, kam ſie auf mich zu, umging mit mir. „Dieſer Schwarm,“ ſagte ſie, mit einem Wink auf das Gewimmel von Menſchen, „ſcheint mir in der Ferne ſo intereſſant; und bin ich darin, ſo verlangt mich wieder hinaus. Ich habe ſeit drei Jahren Bäder beſucht, und glaube, der Gedanke an die Menge fremder Geſichter, und an die

Unterhaltung, die ich mir von Ihnen verſpreche, wird mich noch einige Jahre täuſchen.“ Wir redeten nun über Geſelligkeit, Freundſchaft, und ſo weiter. Unſer Geſpräch wurde bald vertraut, und blieb es. Drei Tage lang ſahen wir einander jede Stunde, die wir ſchicklich zuſammen ſeyn konnten. Am vierten begegnete uns die Signora. Meiner Fremden fiel die ſchöne Figur auf, und ſie fragte, ob ich ſie kennte. Ich nannte ihr den Nahmen. „So? die?“ fragte ſie lebhaft. „Sie kennen die Signora wohl genauer? Geſtern hörte ich von einem Vorfalle reden, den Sie mit ihr gehabt haben. Man ſagte, Sie hätten in einer ſehr innigen Verbindung mit ihr geſtanden. Was zog Sie ſo an?“ — Ich beſann mich einige Augenblicke; denn ich hatte darüber noch gar nicht nachgedacht. — „Wenn Sie meine Frage unbeſcheiden finden,“ fuhr ſie ſchnell fort, „ſo will ich ſie nicht gethan haben.“ Ich . . .“ —

„Mir, Bruder, fiel der Lieutenant ein, ſcheint ſie das. Ein Mädchen darf ſo nicht fragen!

Mit dieſem Tone, mit dieſem ruhigen, offenen Geſichte, durfte ſie es. — Hm! ſagte ich: wie ſoll ich Ihnen das nennen, was mich bei ihr anzog? Ich traf ſie in einer Geſellſchaft von Männern. Sie war faſt das einzige Mädchen darin; und dennoch betrug ſie ſich ſo frei, ſo leicht, und hielt auch die wildeſten in einer ehrerbietigen Ferne. Wenn ich mich des Eindrucks richtig erinnere, ſo war es die Selbſtſtändigkeit des ſchönen Mädchens, wodurch es mir intereſſant wurde. — „Mangel an Weiblichkeit — pflegen die Männer den ſo zu nennen?“ fragte ſie! „Ich glaube, er iſt der ſchlimmſte Fehler, den ein Mädchen haben kann.“

Richtig, Bruder, rief der Lieutenant; die Bemerkung iſt ſehr wahr! . . . Und was gabſt du ihr denn zur Antwort?

„Ich ſagte: wäre das Gegentheil von dem Betragen dieſes Mädchens Weiblichkeit und der Charakter des Weibes, ſo hätte ich das, glaube ich, doch empfinden müſſen. Uebrigens, wie ich hier viele Mädchen kennen gelernt habe, ſo ſcheint man häufig Kraftloſigkeit, kindiſche Charakterloſigkeit mit Weiblichkeit zu verwechſeln. Doch dem ſey, wie ihm wolle: ich fühlte mich angezogen, und eben durch ihr Betragen angezogen. Mich dünkt, wahre Unſchuld iſt immer muthig. — Die Fremde lächelte mir zu. „Und was ſtieß Sie ab?“ fragte ſie, als ich ihr von meinem Umgange mit dem Mädchen erzählt hatte. — Ihr Mangel an Weiblichkeit. Sie erkünſtelte eine Unſchuld, die ſie nicht hatte, und brauchte ſie als ein Netz für ihre Eitelkeit und ihre Habſucht. Und das, dünkt mich, iſt die wahre Unweiblichkeit. „Wie?“ fragte ſie ſchnell und mit Eifer. „Wie? Ich habe Sie nicht ganz verſtanden.“ — Das Mädchen will gefallen, aber nicht bloß Einem und dem Andern, bis ſie den Einen findet, den ſie liebt. Nun will ſie nur dieſem gefallen, nur dieſem allein. Koketterie iſt die wahre Unweiblichkeit. — „So könnte man ſie auch Unmännlichkeit nennen: denn wie viele Männer ſind nicht ebenfalls kokett!“ — Die beſtrafe die kälteſte Verachtung jedes unſchuldigen Mädchens, und der Spott jedes Mannes! — „Was wäre denn

denn aber Weiblichkeit, wenn es das nicht wäre?“ fragte ſie wieder. — Ich weiß ſelbſt nicht, woher ich die Dreiſtigkeit nahm, ihr zu antworten: das treue Herz einer Gattin, das zärtliche, aufopfernde Herz einer Mutter! Beinahe, Bruder, hätte ich ſie in meine bebenden Arme genommen, und ihr geſagt: dein Herz, ſchönes, geliebtes Mädchen! Denn, mußt du wiſſen, wir gingen im dunkeln Gebüſch eines Wäldchens. Alles duftete da; die Nachtigallen ſchlugen, und die Zweige bogen ſich oft dicht über unſern Köpfen zuſammen. — Wir kamen aus dem Gebüſch auf eine freie Anhöhe, ſetzten uns, und ſahen in die lachende Gegend. Jetzt wurden wir ſchon ſo vertraut, daß ſie lächelte, als ich wilde Roſen von den Stauden neben uns abpflückte, und ſie ihr in das Haar ſteckte. Auf dem Rückwege ſprachen wir über unſern Charakter, unſre Erziehung, unſre Art zu denken. Wir geſtanden einander bald, daß unſre Herzen, unſre Seelen verwandt wären. Und iſt es denn nicht auch unſer Blut? ſagte ich, halb begeiſtert. — „Unſer Blut?“ erwiederte ſie befremdet, und ſah mir erwartend in die Augen. Dann ſagte ſie lächelnd: „es ſollte mir lieb ſeyn, wenn Sie eine Verwandtſchaft mit mir herausbringen könnten. Laſſen Sie doch hören!“ — Ich faßte ihren Arm über der Hand. Bewegt denn nicht, ſagte ich, daſſelbe Blut dieſe Adern und dieſes Herz? Hebt nicht dieſelbe Empfindung dieſe Bruſt? Sind wir nicht Beide Menſchen, aus demſelben Stamme entſproſſen? — „Ah! ſo meinen Sie es, lieber Vetter! Uebrigens bin ich Ihnen ja ſo unintereſſant geweſen, daß Sie wohl nicht einmal meinen Nahmen wiſſen.“ (Ich erröthete; denn wirklich wußte ich ihn nicht.) „Richtig!“ fuhr ſie lächelnd fort. „Sehen Sie, daß ich mich ganz anders um meine Freunde bekümmre. Sie heißen Rautenbach, das weiß ich ſchon.“ Ich gerieth in Verlegenheit. Es iſt ſeltſam! ſagte ich zuletzt; ich habe noch nicht Einmal daran gedacht, daß Sie einen Nahmen haben müſſen; und, wenn Sie mir erlaubten, Sie Couſine zu nennen, ſo brauchte ich ihn auch nicht zu erfahren. — „Ich will Ihnen meinen Nahmen recht gern ſagen, lieber Vetter. Antonie.“ — So hieß Ihr Vater? fragte ich, ziemlich zerſtreuet. — „So hieß mein Vater nicht; ſo heiße ich.“ Jetzt faßte ich freudig ihre Hand, und drückte ſie an meine Lippen. O, ich hätte mich gern ihr zu Füßen geworfen, um ihr zu danken, daß ſie mir erlaubte, ſie bei ihrem Nahmen zu nennen. So oft ich nur konnte, nannte ich ſie nun: Couſine Antonie. Auf dem Rückwege bat ſie mich, ſie nach ihrer Wohnung zu begleiten. Hier ſtellte ſie mich der ältlichen Frau vor, die ſie Tante nannte; und auch von dieſer wurde ich freundſchaftlich aufgenommen. Es war ein ſeltſames Verhältniß zwiſchen Antonien und ihrer angeblichen Tante, das mir die erſtere zwar, ſo viel ſie konnte, zu verbergen ſuchte, das mir aber dennoch nicht entging. Die Tante behandelte die Nichte keinesweges mit der Zärtlichkeit einer Verwandtin, ſondern mit der Ehrerbietung einer Untergebenen. Auch die Art, mit der ſich Antonie gegen ſie benahm, war gezwungen.“

Ich fürchte, Bruder, du wareſt in die

Hände einer neuen und gefährlichern Signora gefallen!

„Dieſer Gedanke flog wirklich auch durch meinen Kopf; doch ſobald ich auf Antonien mit ihrem Geſichte voll edler Ruhe, voll hoher Unſchuld nur einen Blick warf, fand ich es gar nicht mehr befremdend, daß eine ſolche Tante (denn dieſe war nichts weniger als gebildet) eine ſolche Nichte mit Ehrerbietung behandelte. Indeß, Bruder, errieth ich doch aus andern Umſtänden, daß die Tante nicht die Tante war. Was aber ſonſt, das wußte ich nicht.“

Was ſonſt? Bruder, ich kenne die Welt nicht viel; aber was die Frau war, liegt ja klar am Tage. Mir wird ganz bange.

„Man fragte mich nicht, wer ich wäre, und nannte mich zutraulich: Vetter. Mir aber fiel es gar nicht ein, mich näher nach meiner neuen Couſine zu erkundigen. Traf ich die Tante einmal allein, ſo fing ich wohl ein Geſpräch an, das dahin führen ſollte; ſie wich mir dann aber bald mit der ſichtbarſten Aengſtlichkeit aus. Ich ſah deutlich, daß ſie ſich verbergen wollte. Doch Antonie nicht; die wurde mit jeder Stunde offner."

Den Teufel auch, Bruder! Gott vergebe mir das Fluchen! Offner? Saheſt du denn nicht . . .? Fiel dir nicht ein, daß . . .

„Allerdings fiel mir eins und das andre ein; allerdings trieb der Teufel mir den Gedanken durch den Kopf, daß hier noch eine Signora wäre. Aber, Bruder, was wollte ſie mit mir? mit einem armen jungen Menſchen, der von einem Spielgewinne lebte?"

Man hielt dich für reich, für einen Baron.

„Nein, Bruder! Daß ich nicht reich war, wußten Tante und Nichte; und daß ſie reich waren, ſah ich aus hundert Umſtänden. — Antonie, habe ich dir ſchon geſagt, war ſehr ſchön. Die vornehmſten jungen Leute drängten ſich an ſie; doch nach einer Stunde Unterredung, war ſie auf immer von ihnen befreiet. Sag, was du willſt, Bruder — das Ding ſah aus wie ein Geheimniß, und war auch eins, wie du bald hören ſollſt. Aber die Unſchuld hat ihren eigenen Charakter, den man wohl einen Tag lang nachahmen kann, doch nicht ganze vier Wochen. — Alle Männer ſtaunten Antonien mit bewundernden Blicken an, und alle Mädchen rümpften die Naſe über ſie: der ſicherſte Beweis, daß ſie ein Engel von Schönheit ſeyn mußte. Auch Geiſt hatte ſie; denn jeder hohlköpfige Geck nannte ſie eine Närrin, und jedes einfältige Gänschen ſchalt ſie eine Gelehrte. Und ihr Herz! ihr Herz! Viele Unglückliche im Wilhelmsbade gingen mit Vertrauen zu ihr. – Kurz, lieber Bruder, ſie war in jedem Betracht ein Engel. Ich geſtehe dir ganz offen, die Tage, die ich mit ihr umging, ſind die ſchönſten meines Lebens geweſen. Noch jetzt kann ich keine Ruſſiſche Schaukel und kein Carouſſel ſehen, ohne daß mir das Herz ein wenig ſtärker klopft; denn in der Schaukel fühlte ich meine Liebe zuerſt, und eben darin geſtand ſie mir die ihrige. — Es war ein Monat verlaufen, da fing ſie an von ihrer Abreiſe zu reden. Ach, ich hatte ſchon ſeit vier Wochen mit Angſt an die meinige gedacht. Sie beſtimmte endlich den Tag, und ſetzte vertraulich hinzu: „unſre Trennung wird mich ſehr ſchmerzen.“ Jetzt nahm ich mir vor, ihr zu ſagen, um wie viel mehr ſie mich ſchmerzen würde, weil ich ſie unausſprechlich liebte. Aber ich war nichts, und hatte nichts, als ein Paar Arme, Entſchloſſenheit und guten Willen. Was durfte ich alſo hoffen? Bei dem allen wollte ich ihr dennoch ſagen, daß ich ſie liebte. Schüttle den Kopf nicht, Bruder! Ich konnte ſie nicht weggehen laſſen, ohne ihr mein Herz zu entdecken. — Den Tag vor ihrer Abreiſe ging ſie mit mir ſpazieren. Der Zufall führte uns an die Schaukel. „Hierin,“ ſagte ſie, „lernten wir einander kennen.“ So eben wurde das Rad angehalten. Zwei Mädchen ſtiegen aus, und wir Beide lieſen zu gleicher Zeit hinzu, um den Sitz einzunehmen. Das Rad wurde wieder in Bewegung geſetzt. „Geſchwind!“ ſagte ſie, mit einem freundlichen Blicke auf mich: „laſſen Sie uns hier von einander Abſchied nehmen, hier, wo wir uns fanden.“ Ich umſchlang ſie feſter, und ſie lehnte ſich an meine Bruſt. Abſchied? ſagte ich. O, daß ich Sie ewig ſo halten könnte, Antonie! Nie würden dieſe Arme, dieſes Herz Sie laſſen! — Sie wendete ihr Geſicht zu mir, und fragte ernſthaft: „nie?“ — Nie! wiederholte ich betheuernd; nie, Antonie! — „Nie iſt ein Wort, das der Menſch ſelten brauchen ſollte! ... Ewig halten? Ich habe in der ſchrecklichſten Geſchichte erfahren, wie lange eine ſolche Ewigkeit dauert! Das liebende Weib fühlt ſein Herz zurückgeſtoßen, und ſchleppt nun die feſſelnden Ketten der Umſtände, der unglücklichen Ehe bis an den Tod.“ — Ich verſtehe Sie nicht, Antonie. Eins nur fühle, denke, und weiß ich: daß ich, ſo bald Sie nicht mehr hier ſind, unglücklich ſeyn werde! ... Wir trennen uns; aber ich werde nie aufhören, Sie zu lieben. Ach! ich liebe Sie ſchmerzlich!“

„Sie ſchwieg; aber ſie drückte die Hand, womit ich ſie umfaßt hielt, ſanft an ihre Bruſt. Ich blickte auf, und ſah, daß eine Thräne langſam über ihre Wangen rollte. Wir ſchwiegen Beide; doch ſie drückte meine Hand mit Innigkeit. Als wir ausſtiegen, ſagte ſie, mitten unter den Menſchen, die um uns waren: „und wenn ich Sie liebte, würden Sie mich nie verlaſſen?“ — O, Antonie! wenn Sie mich liebten, wenn ich Ihre Liebe nur hoffen dürfte: dann folgte ich Ihnen mit Freuden in das dunkelſte Elend, in . . . — „Ich liebe Sie, Rautenbach!“ unterbrach ſie mich, in einem feſten Tone; „ich liebe Sie wahrhaft. Mögen Sie mich verlaſſen — mein Herz wird nicht aufhören Sie zu lieben. Doch ich würde Sie hart beſtrafen, wenn Sie mich betrögen.“ Während dieſes Geſpräches waren wir auf das Feld gekommen. Sie ging raſch mit mir vorwärts in ein einſames Wäldchen, das um dieſe Tageszeit ſelten von jemand beſucht wurde. Hier wollte ich mich ihr zu Füßen werfen; ſie hielt mich aber, und ſagte ernſt: „in die wichtigſte Angelegenheit unſeres Lebens ſoll ſich keine täuſchende Rührung miſchen. Dieſe Stunde entſcheidet unvermeidlich über uns Beide, über unſer Schickſal. Fühlen Sie, ahnen Sie auch nur ganz von fern in Ihrer Seele, daß Sie einſt aufhören könnten, gegen mich gerecht zu ſeyn (unſre Liebe kann freilich aufhören): ſo laſſen Sie uns hier einander Lebewohl ſagen. Wir ſahen uns dann wie zwei beſſere Menſchen, die das Schickſal auf immer trennte. . . . Sie lieben mich, ſagen Sie. Wie entſtand Ihre Liebe? Ich bitte Sie, verſchweigen Sie mir nichts.“ Ich erzählte ihr, was ich dir erzählt habe, Bruder. Sie hörte mich Anfangs lächelnd an; doch bald ſchwammen ihre Augen in Thränen, und ſie reichte mir ihre bebende Hand. „Ich wollte ruhig, ſogar kalt ſeyn,“ ſagte ſie mit ſanftem Weinen; „aber mein unruhiges Herz iſt mir dennoch zu ſtark! . . . Rautenbach, ich weiß, wie vergänglich die Liebe iſt; und dennoch vertraue ich ihr mein Glück — ihr, und dem Edelmuthe eines geliebten Mannes. Ich liebe Sie unausſprechlich. Weh mir, wenn ich betrogen würde!“ Betrogen? Ich hob ihre Hand in der meinigen auf, und ſchlug den naſſen Blick an das Gewölbe des Himmels. Mich verlaſſe jeder Troſt, jede Hoffnung, mein eigenes Herz, der Glaube an alles Gute, wenn ich dich je verlaſſe, Antonie! — „O, ſchwören Sie nicht!“ rief ſie. „Iſt Ihr Herz getäuſcht, ſo ſind Ihre Schwüre nur Luft, nur Töne, die in der Zukunft ſchmerzen! Laſſen Sie mich!“ — Sie ging unter dem Gebüſch in großer Bewegung auf und ab; dann kam ſie wieder zu mir, und ſagte: „ich muß Ihnen noch erzählen, wie meine Liebe entſtanden iſt.“ Sie ſetzte ſich auf den Raſen, und zeigte mir eine Stelle, ihr gegenüber; ich warf mich aber neben ihr auf den Boden. Nun erzählte ſie mit jungfräulichem Erröthen, mit bebender Stimme, niedergeſchlagenen Augen und halben Worten die Geſchichte ihrer Liebe. Ich will ſie dir erſparen; aber ſie brachte damals mein Herz in eine überirdiſche Bewegung. Ich mußte ſie umfaſſen, und — ſie ſank an mein Herz. Bruder, nichts in der Natur gleicht dem erſten Kuſſe einer reinen unſchuldigen Liebe! Meine Bruſt war ſo weit, und doch ſo voll von der unausſprechlichſten Seligkeit. Es wallte, es ſtürmte in meiner Seele; und dennoch, mitten in dieſem Sturme, ein Verſinken in die Ruhe des Himmels: der ſehnliche Wunſch, zu ſterben.“

Ich, ſagte der Lieutenant erröthend, war kein Jüngling mehr, als ich ungefähr eben daſſelbe fühlte. Doch ſo oft ich jetzt daran denke, fällt mir etwas Beſſeres ein: wenn das ſchon die Erde giebt, dies vergängliche Leben, dieſes Herz von Staub; welche Empfindungen können die Menſchen in einer beſſeren Welt noch haben! Der Gedanke iſt, wie du immer ſagſt, erſchütternd. — Doch erzähle nur weiter.

„Ich fühlte ihre heißen Lippen auf den meinigen, ihr Herz an meiner Bruſt, ihre zitternden Hände um meinen Nacken feſt geſchlungen; oder — ich fühlte von dem allen gar nichts. Endlich erholten wir uns wieder, und ich ſah ihr ſchweigend und ſelig in das große Auge, das von Thränen überfloß. Laß mich darüber hingehen, Bruder. Ich bin ein alter Mann, und in deſſen Munde mag ſich die Schilderung eines ſolchen Augenblickes wohl nicht ſonderlich ausnehmen. Kurz, wir waren Beide außer uns. Bald gen Himmel, bald uns in die Augen blickend, und einander innig umfaſſend, ſchworen wir uns ewige Liebe; und wir würden lange ſo geſtanden haben, wenn nicht endlich ein Paar Leute durch das Wäldchen gekommen wären. Nun gingen wir zurück in die Allee. Mitten unter den Auf- und Abgehenden ſagte ſie: „hier laſſen Sie uns reden! Der Anblick dieſer wandelnden Bildſäulen wird uns Ruhe geben; und die haben wir Beide nöthig. . . . Sie lieben mich alſo?" — Antonie, das kannſt du noch fragen? — „Wohl denn! ich glaube es, und werde Ihnen noch mehr glauben! . . . Du willſt alſo mein ſeyn?" Ich bin dein, ganz dein, ſo lange mein Herz ſchlägt. — „Du willſt mich von jetzt an nie wieder verlaſſen? gänzlich mein ſeyn? immer bei mir bleiben und alles mit mir theilen?" — Bruder, jetzt fiel mir auf einmal meine Lage ein. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß . . . daß . . . Genug, der Menſch hat auch in ſeinen ſchönſten Stunden ein Fleckchen, wo der Teufel ſein Weſen treibt. Ich ſollte ſie nicht verläſſen? von jetzt an bei ihr bleiben? Und ich wußte nicht, wer ſie war, ja nicht einmal ihren Nahmen. Du wirſt es natürlich finden, daß ich nicht ſogleich antwortete.

„Sie ſah mich mit ſtolzen Blicken an, und ſagte ernſt: „Beſinnen Sie Sich, Rautenbach; ich will Sie nicht überraſchen.“ — Antonie! erwiederte ich; es bedarf keines Beſinnens, ob ich will. Lebe in einer fürchterlichen Einöde, und ich bleibe bei dir. Ich ſinne nur nach, wie es ſeyn kann, wie es ſeyn wird und ſeyn muß. Antonie — wer biſt du? wie heißt du? — „Iſt das Neugierde?“ fragte ſie. „Ich bin deine Geliebte, und du nennſt mich ſo. Muß ich noch einen andern Nahmen haben, um das zu ſeyn? Ich will dich ganz oder gar nicht!“ — Antonie, ſagte ich; möge ich auch nie deinen Nahmen erfahren: ich bin dennoch dein, ganz dein. Aber — ich bin arm. Mein Vermögen iſt unbedeutend, und meine Mutter lebt noch. Alles, was ich habe, iſt mein Herz, dieſe Hände, und Muth. Doch — ich zittre nur für dich. — „Du zitterſt? du zitwerſt, mein zu ſeyn?“ — Ja, Antonie, ich zittre für dich. Dürfte ich dir die geheimſten Gedanken meiner Seele verhehlen? Ich bin dein, ich verlaſſe dich von dieſem Augenblicke an nicht wieder. Wohin du gehen willſt, gehe ich mit dir; was du thun willſt, thue ich mit. Jeder Himmel iſt mir gleich, jede Beſchäftigung, jeder Stand, jede Arbeit, die ich für dich thue. Fodre! und zögre ich eine Sekunde lang; iſt mir Ein Opfer für dich zu ſchwer, Eine Arbeit für dich zu niedrig; lebe ich mit dir weniger gern im tiefſten Elend, im drückendſten Mangel, als in Pracht und in blendendem Schimmer: ſo wende dein Auge gänzlich von mir! Ich bin dein; dein auf ewig! Aber — ich zittre für dich, bis du mir ſagſt, wer du biſt, und was du willſt. — „Ich gehöre dir auf ewig, wie du mir. Arm bin ich, wie du; aber genügſam. Auch habe ich Hände, und Sinn für Thätigkeit. Iſt nur dein Herz mein, ſo bin ich reicher, als eine Fürſtin. . . . Ich bin gezwungen, in der tiefſten Verborgenheit zu leben, und habe allen Menſchen entſagt. Daſſelbe Opfer fodre ich von dir. Du ſollſt wie aus dem Leben verſchwunden ſeyn, und nur mir, mir allein, gehören.″ — Nein, Antonie! ſagte ich; nein! dieſes Opfer kann ich dir nicht bringen; es hängt nicht von mir ab. Meine Mutter muß beſtimmt wiſſen, daß ich lebe. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihr vorſetzlich Angſt machte, wenn ich ſie in einer herzzerreißenden Ungewißheit über mein Schickſal ließe. Auch mein Bruder . . .“

Fritz, ich wäre geſtorben vor Angſt und Jammer. Es hat mich ſchon genug geängſtigt, daß ich nicht ganz genau wußte, wo du warſt.

„Sie ſagte kalt: „deine Mutter und dein Bruder ſind dir alſo lieber, als ich?″ — Nein, Antonie! Ich liebe dich über alles, mit einem Gefühle, deſſen ich mein Herz auch in den ſeligſten Träumen nicht für fähig hielt. Doch ich liebe auch meine Mutter und meinen Bruder. Es ſoll niemand Thränen um mich vergießen. — „Mich ausgenommen,″ fiel ſie ein; „denn ich muß dies Opfer fodern, oder wir ſehen uns jetzt zum letzten Male. Wählen Sie!" — Bruder, ich fühlte, daß ich mein Elend wählte; aber ich zögerte keinen Augenblick. Wie hatte ich dich, du gute Seele, ſo betrüben können! Antonie! ſagte ich entſchloſſen; nie ſoll dein Nahme über meine Lippen kommen, nie ſoll ein Menſch erfahren, wer du biſt, wo du biſt, daß du mich kennſt, und daß ich dich liebe. Foderſt du aber wirklich, daß ich dir meine Mutter, meinen Bruder und meine Schweſter aufopfern ſoll: ja, dann haben wir uns zum letzten Male geſehen; dann laß mich fern von dir trauern und ſterben! — Sie blickte mich lächelnd an, und ſagte: „könnteſt du denn, um mir eine Thräne zu erſparen, deinem Glücke entſagen? könnteſt du das? könnteſt du das?" — Antonie, ich kann alles für dich. Du ſollſt ſehen, wie feſt, wie treu mein Herz an dir hangen wird. — „Nun wohl! du ſchreibſt deinen Verwandten, daß du lebſt; auch ſiehſt du ſie von Zeit zu Zeit: doch den Ort, wo wir leben, und meinen Nahmen verſchweigſt du." Ich verſprach ihr das. „Morgen früh," ſagte ſie nun, „reiſe ich ab. Dieſen Nachmittag ſagſt du mir Lebewohl, und heute über acht Tage, den dritten Auguſt, ſehen wir uns bei Kaſſel auf dem Weiſſenſteine wieder: in der Rieſenhalle, dem Achteck auf der Höhe. Nachmittags um drei Uhr. Vergiß es nicht!“ Sie verließ mich mit einem holden Lächeln.“

„Nach Tiſche ging ich zu ihr, und ſah die Tante ſchon mit Einpacken beſchäftigt. „Ah, ſieh da!“ ſagte Antonie lächelnd; „ich glaubte ſchon, Sie hätten uns ganz vergeſſen!“ Sie ſprach ganz ruhig über ihre Abreiſe, ſcherzte über unſre Bekanntſchaft, und gab mir endlich einen Wink, daß ich gehen ſollte. Ich nahm von ihr und der Tante Abſchied. Als ich unten war, dachte ich mit einer gräßlichen Empfindung: wenn ich ſie jetzt zum letzten Male geſehen hätte! Ich wollte mir dieſen Gedanken aus dem Sinne ſchlagen; doch alle Mühe war vergeblich. Den Abend ſuchte ich in einer Geſellſchaft Zerſtreuung; aber auch dahin folgte mir meine quälende Angſt. Noch um Mitternacht ging ich vor Antoniens Wohnung. Es war alles finſter und ſtill; doch hörte ich eine ſehr ſchöne Stimme zu einem mir fremden Inſtrumente ſingen. Ich verſtand nur die Worte, mit denen ſich jede Strophe endigte: „vielleicht auf ewig vergißt nun Daphne mich!“ Ich wußte nicht, ob in Antoniens Wohnung, oder in dem Hauſe nebenan, geſungen würde; doch die Schlußworte der Strophen, die mir eine Art von Prophezeiung ſchienen, erſchütterten mich. In meiner Angſt nahm ich mir vor, Antonien herauszupochen, und ſie nicht wieder zu verlaſſen. Bis zwei Uhr blieb ich vor ihrer Thür; dann ließ ich ein Pferd ſatteln, und ritt, noch ehe die Sonne aufging, den Weg nach Kaſſel. Der Wagen, dachte ich, muß mir ja, wenn ich zurückreite, begegnen. Er kam nicht; und als ich nun in Antoniens Wohnung nachfragte, war ſie ſchon ſeit einigen Stunden abgereiſt. In des Fuhrmanns Hauſe, wo ich mich erkundigte, ſagte man mir, ſie wäre nach der ganz entgegengeſetzten Seite gefahren. Ich ritt ihr nach; mein Pferd ſtürzte aber, und wurde lahm, ſo daß es mir Mühe koſtete, es nur bis zu dem nächſten Dorfe zu bringen. Der Fuhrmann kam mit ſeinen Pferden zurück, und erzählte mir, daß die beiden Frauenzimmer ſogleich mit Extrapoſt weiter gefahren wären."

„Jetzt war mir mein Unglück gewiß. Warum mußte ich denn Abſchied nehmen? . . . Ich habe nie ſchrecklichere Tage erlebt, als die acht bis zum Wiederſehen. — Schon am erſten Auguſt war ich in Kaſſel, und ging nach der Rieſenhalle. Ohne daran zu denken, daß heute noch nicht der dritte wäre, ſagte ich: o, ſie kommt gewiß nicht! — Damit die Tante, wenn ich ihr etwa zufällig begegnete, mich nicht kennen ſollte, hatte ich einen großen Reiſerock übergeworfen, und mir einen runden Hut in die Augen gedrückt. Am zweiten war ich wieder auf dem Weißenſtein. So wie ich in die Halle trat, erblickte ich hinten, in dem hohen dämmernden Gange, ein Frauenzimmer, das etwa wie eine Kammerjungfer gekleidet war, und ſich ſogleich zurückzog. Ich ging um die Höhe her, und lächelte über mich ſelbſt, da ja heute noch nicht der dritte war. Aber dennoch ging ich wieder in die Halle. Als ich hineintrat, ſah ich eben das Frauenzimmer darin ſtehen. Sie wendete mir den Rücken zu, und verſchwand. So ging es dreimal. Endlich traf es ſich, daß ſie mir nicht ausweichen konnte; es war Antonie, und ſie hatte in dieſer einfachen Kleidung einen ſo lieblichen Reitz, wie ihn alle vorige Pracht ihr nicht gab."

„Ich fiel mit Entzücken in ihre Arme. Wir lächelten Beide, daß wir uns einen Tag früher zuſammen gefunden und einander nicht erkannt hatten. Ich war nicht dreiſt genug, ſie zu fragen, warum ſie dieſe Kleidung trüge, und wo ihre Tante wäre. Doch endlich ſuchte ich auf einem Umwege etwas zu erfahren. Deine Tante, Antonie, hob ich an, ſcheint dich gar nicht zu beſchränken: wozu alſo dieſe Vorſicht, dieſe Verkleidung? — „Verkleidung?" antwortete ſie. „Du wirſt mich künftig immer in ſolchen Kleidern ſehen." — In ſolchen Kleidern? ſagte ich verwundert. Und deine Tante, Antonie? — „Ich habe keine Tante. Doch ich verſpare meine Erzählung, bis wir nichts Beſſeres mit einander zu ſprechen wiſſen. Jetzt will ich mich nur freuen, daß du wieder bei mir biſt. Ich fürchtete, dich nicht hier zu finden, ſchon jetzt von dir betrogen zu ſeyn. Verzeihe mir, daß ich dir Unrecht gethan habe." Ich ſagte ihr daſſelbe, und erzählte auch von der Nacht, in der ich unter ihren Fenſtern geſtanden hatte. Sie erwiederte lächelnd: „ich ſang meine eigne Furcht, weil ich dich nie wieder zu ſehen glaubte." — Auf dem Wege von dem Weiſſenſtein nach Kaſſel, gab ſie mir meine Rolle. „Ich habe in dem Hauſe, wo ich logire, geſagt: mein Mann würde kommen und mich abholen. Du behältſt deinen Nahmen Rautenbach, und biſt ein Muſikus aus Mainz. Morgen reiſen wir nach Hauſe." Das alles ſagte ſie mir unbeſchreiblich ruhig. Es war, als erzählte ſie mir, ſie hätte den Stuhl vom Fenſter weg an den Tiſch gerückt. — Die neue Rolle, die ich in dem Wirthshauſe zu ſpielen hatte, ſetzte mich in die größte Verlegenheit; ſie aber behielt ſo viele Faſſung, als hätte ſie die ihrige ſchon ihr ganzes Lebenlang geſpielt."

Bruder, rief der Lieutenant lebhaft; ich hoffe, du machſt noch vor Abends eine Entdeckung, die ich ſchon lange kommen ſehe: daß dieſe Jungfer, troz ihren ſchönen großen Worten — die recht hübſch geſezt ſind, wenn du ſie nicht verſchönerſt — daß dieſe Jungfer eigentlich eine Landſtreicherin iſt, die, Gott weiß was, mit dir im Sinne hat. Eine Tante haben und nicht haben, ſich verkleiden, ſich für die Frau eines jungen Mannes ausgeben: das alles, Bruder, iſt mir verdächtig. Ich ſehe voraus, daß ihr Beide in demſelben Zimmer ſchlafen werdet; und, Bruder, man bleibt doch ein Menſch! Mir wird angſt und bange.

„Ja, Bruder, mir fiel ſo etwas von Argwohn ein, als eine Magd noch ein Bett für mich in Stand ſezte. Aber — auch der Teufel hatte ſeinen Theil an meinen Gedanken; und damit wurde es in jeder Minute ſchlimmer. Sieh, da ſaß ſie, und ſchenkte mir mit einer allerliebſten Geſchäftigkeit Kaffee ein, während die Magd das Bett machte. Sie ſprach nun mit dieſer, und ſo oft ſie

„mein Mann“ ſagte, wurde der Teufel in mir eine Elle höher und ſtärker. Ich ſah ſchon, wie ſie heute Abend ſich auskleidete. Mir war dabei nicht wohl, und doch auch ſehr wohl zu Muthe.“

„Antonie ging aus, weil ſie noch Zeuge zu Kleidern für ſich einkaufen wollte. In den zwei Stunden, die ich allein war, überlegte ich die ganze Begebenheit. Ich ſtellte ungefähr eben die Betrachtungen an, wie du jetzt; aber der Teufel in mir wuchs immer höher. Sieh, Bruder, ich ſtand auf, ging umher, ſah aus dem Fenſter, kurz, ich that allerlei, was man ſo thut, wenn man nicht Luſt hat, ſich des Teufels zu erwehren, ſondern wenn man ſich gern einbilden will, es ſey gar keiner da, oder wenn man gern von ihm überrumpelt werden möchte. - Du ſchüttelſt den Kopf, Bruder? Ich wollte lieber, du ſagteſt etwas Hartes.“

Ich dachte, Bruder Fritz, du hätteſt dem Teufel das Feld räumen ſollen. Vor dem Teufel laufen, ſagte der ſelige Vater, iſt beſſer, als mit ihm kämpfen.

„Bruder, das Sprichwort habe ich nie leiden können. Schon seit der Kindheit ſeh' ich meinem Feinde gern dreiſt in die Augen. — Nun ſieh! als mir der Teufel zu mächtig wurde, warf ich das Fenſter zu, daß es klang, zog mit einem Fuß eine Linie zwiſchen beiden Betten hin, und ſagte: ich will ein Schurke ſeyn, wenn ich dieſe Linie überſchreite. Stände auf ihr eine Wand von Mauerſteinen, ſo wäre das unſchuldige Mädchen ſicher. Soll denn nicht meine Ehre, mein Vorſatz, meine Tugend, ſo feſt ſeyn, wie eine ſechs Zoll dicke Wand? Ich ging recht ſtolz auf und nieder, und der Teufel ſchrumpfte zuſammen, wie eine Spinne, die den ganzen Winter hindurch gehungert hat. Bruder, ein junger Menſch iſt das dreiſteſte und auch das furchtſamſte Geſchöpf von der Welt."

„Gegen Abend kam Antonie zurück. Sie trat mit holder Freundlichkeit in das Zimmer, und fiel mir um den Hals. Sieh, den Augenblick hatte ich gefürchtet, und er gab mir meine Ruhe wieder. Sie legte vor, als wir aßen. So wie ich die weißen ſchönen Arme in Bewegung ſah, ſtand es mit meiner Wand etwas mißlich. Doch nun kam die Wirthin, ein geſchwätziges Weib. Bis jetzt hatte Antonie ihre Faſſung nicht verloren; dieſe Frau jagte ihr aber Eine Schamröthe über die andere ab, und mit jeder wurde meine Tugendmauer wieder ſtärker."

„Als die Frau wieder weggegangen war, blickte Antonie mich verlegen an, ſah vor ſich hin, und ſchien nachzudenken. Endlich ſchlug ſie die Augen wieder auf, und in jedem ſtand eine große Thräne. Jetzt wurde die Mauer ſo ſtark wie ein Erddurchmeſſer, und ich war meines Sieges gewiß. Was fürchteſt du, Antonie? fragte ich mit offenen, freien Blikken. Du biſt nicht bei einem verächtlichen Menſchen."

„Sie ſah mir ins Geſicht; und ſo hold, ſo freundlich war ihr Blick noch nie geweſen. Nicht lange, ſo ſetzte ſie ſich auf meine Kniee, legte ihre Stirn an die meinige, und ſagte mit Tönen, die aus einer heiteren, offnen Seele kamen: „o, wie bin ich dafür belohnt, daß ich den Glauben hatte, noch ein

Herz, wie es in meiner Bruſt ſchlägt, auf der Erde zu finden!" Ich faßte ſie zärtlich in meine Arme, und fragte itzt geradezu: wer biſt du? was bedeutet das alles? wohin willſt du mit mir?"

„Ihr Blick ſchien erſt zu bitten. „Ja," ſagte ſie dann; „jetzt iſt es bloß eine kleine Eitelkeit, wenn ich noch ſchweige. Aber gönnſt du mir nicht den Triumph darüber, daß ich um mein ſelbſt willen geliebt bin, ſo rede, mein Geliebter; und ich werde dir mein Geheimniß entdecken." Du hätteſt die Unſchuld ſehen müſſen, mit der ſie das ſagte, Bruder, um meine Antwort begreiflich zu finden. Ich legte einen Finger auf ihre roſenrothen Lippen, und ſagte: es würde mich ſchmerzen, Antonie, wenn du früher ſprächeſt, als du es dir vorgeſetzt hatteſt. — „Und wenn ich mir nun vorgeſetzt hätte, nie zu reden?" ſagte ſie lächelnd. — So ſchweige immer, und liebe mich nur. Was brauche ich denn auch mehr zu wiſſen! Biſt du denn nicht mein, Antonie?"

„So verging der Abend. Endlich bat ich

ſie, zu Bett zu gehen, weil ſie ſehr ermüdet war. Sie fing an ſich auszukleiden; ich ſah aber nichts davon: denn ſie ſtand hinter meinem Rücken, und ich würde auch nicht aufgeblickt haben, wenn ſie vor mir geſtanden hätte. Nach einigen Minuten war ſie fertig, trat neben mich hin, und hauchte noch einen leichten Kuß auf meine Wangen. Ich hörte das Bett hinter mir rauſchen; ſie ſagte gute Nacht, und war in einigen Minuten eingeſchlummert."

„Nun löſchte ich das Licht aus, und legte mich nieder; doch ſchlafen konnte ich nicht. Jetzt trat der Mond hinter den gegenüberſtehenden Häuſern hervor, und warf ſein helles Licht auf Antonien, die ganz ruhig ſchlief. Ich ſah ihr Geſicht, und, Bruder, die Mauer wurde ſo dünn wie Flor. Dreimal ſtand ich ſchon im Begriff, aus dem Bett zu ſteigen; ich wollte nur wiſſen, wie der Mondſchein dem ſchönen Geſichte ſtände. Sie muß da liegen, dachte ich, wie von einem Heiligen-Schein umgeben. Jede Minute hob ich den Kopf einmal auf, um ſie weniſtens von fern zu ſehen. Doch in einem ſtolzen Augenblicke ſtieg ich leiſe aus dem Bette, und ließ die Gardine vor dem Fenſter herunter. Nun legte ich mich wieder ins Bett, ſchlief nach einigen Minuten ein, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon mehrere Stunden am Himmel ſtand."

Guten Morgen, Bruder! ſagte der Lieutenant; von Herzen guten Morgen! wenn du nicht etwa allerlei Kleinigkeiten ausgelaſſen haſt.

„Nein! — Als ich die Augen aufſchlug, ſaß Antonie, völlig angekleidet, am Tiſche, und nähete. Ich wünſchte ihr einen guten Morgen; nun ging ſie hinaus, das Frühſtück zu beſtellen, und kam nicht eher wieder, als bis auch ich angekleidet ſeyn konnte. Wir blieben nur noch einige Stunden; dann reiſten wir ab."

„Unterweges dachte ich ſehr ernſt an das Geheimnißvolle der ganzen Begebenheit. Antonie aber wurde mit jeder Stunde, die wir fuhren, immer heiterer, und ſo angenehm muthwillig, daß ich bald gar keine Beſorgniß mehr hatte. Wir fuhren in das Thüringiſche Gebirge. Endlich, als wieder ein Dorf vor uns lag, ſagte Antonie, mit Innigkeit: „dies iſt unſer Aufenthalt. Gott gebe, ein Aufenthalt des Vertrauens, der Freundſchaft und der Gerechtigkeit!“ — Nicht der Liebe, Antonie? fragte ich. — „Auch deren!“ antwortete ſie. „Doch, wenn ſie verſchwunden iſt — und muß ſie nicht einmal aufhören? — : dann ſey gerecht gegen mich, ſey mein Freund, und mache mich glücklich, wie ich dich glücklich machen werde!“ — Wir hielten vor einem Häuschen, das auf der Mittagsſeite mit Weinſtöcken, und nach Norden hin mit Wintergrün bekleidet war. Ein alter Mann kam eilig heraus, und hob mit dankbarer, gutherziger Freude Antonien aus dem Wagen. Er und die andern Leute im Hauſe ſchienen auf unſre Ankunft vorbereitet zu ſeyn. — Auch hier nannte Antonie mich wieder ihren Mann. Sie nahm die Schlüſſel, führte mich eine Treppe hinauf, öffnete ein helles, einfach aber mit Geſchmack verziertes Zimmer, und ſagte: „hier ſollſt du wohnen. Sey mir willkommen, hier in deinem Eigenthume, du Einziger, den ich lieben konnte, weil er mich mit Vertrauen um mein ſelbſt willen liebte.“ Ich war ſehr überraſcht; doch faßte ich ſie mit Herzlichkeit in meine Arme, und ſchwor ihr noch einmal vertrauensvolle Liebe.“

„Sie führte mich durch eine Seitenthür in ein andres Zimmer, und ſagte: „hier wohnt deine Antonie. Jetzt will ich kein Geheimniß mehr vor dir haben. Du ſollſt alles wiſſen; laß mich nur erſt einige kleine Anſtalten treffen.“ Sie verließ mich, und — du kannſt dir denken, wie meine Neugierde geſpannt war. Ich ſah durch das Fenſter einen angenehmen Garten, und auf der andern Seite einen reinlichen Hof, mit mancherlei Ackergeräthen. Als ich eine Thür in meinem eignen Zimmer öffnete, trat ich in ein Schlaf-Cabinet, aus dem wieder eine Thür in ein andres führte, das, wie ſich leicht vermuthen ließ, Antonien gehörte.“

„So wie ſie zu mir kam, waren meine erſten Worte: Antonie, ich heiße dein Mann, du meine Frau. Wann werden wir es ſeyn? —

„Wann?“ ſagte ſie traurig; „wann? Das hängt nicht von mir ab. Harte Geſetze ſind mir im Wege.“ — Wer biſt du, Antonie? — „Das ſollſt du bald erfahren. Wir wollen uns ſehen. Ich muß weit ausholen, um dir zu erklären, wie ich zu meinem ungewöhnlichen Benehmen gekommen bin. Unterbrich mich nicht.“

15.

Das Unglück der Ehe.

„Ich erzähle dir ihre Geſchichte nur ganz kurz, lieber Bruder. Ihre Mutter war aus einer neuadeligen Familie, aber die Erbin großer Güter, und ſehr reitzend. Kein Wunder alſo, daß ſie einen Schwarm von Anbetern um ſich hatte. Der Vater, ein gütiger Mann, überläßt es ihr, zu wählen, und ihre Wahl fällt auf einen Jüngling, den ſie heimlich liebt, einen Herrn von . . . Ich muß dir den Nahmen verſchweigen, Bruder; denn noch jetzt bin ich meines Verſprechens nicht entlaſſen. — Beide werden verheirathet und ſind ſehr glücklich. Nach einem Jahre wird Antonie geboren, und nun kommt zu dem Glücke der Liebe auch noch die Freude der Eltern. Ein unglücklicher Fall nimmt aber der jungen Frau die Hoffnung, mehr Kinder zu bekommen. Sobald ihr Mann das beſtimmt weiß, iſt er auf einmal wie umgekehrt, und behandelt ſie erſt nachläſſig, dann auffallend kalt, und zuletzt mit offenbarem Unwillen. Sein Schwiegervater, vor dem er ſich noch ein wenig gefürchtet hat, ſtirbt; und nun kommt alles bisher Verborgene zum Vorſchein. Der Mann hat ſchon vor ſeiner Verheirathung mit einem Mädchen in Verbindung geſtanden und bisher den Umgang heimlich fortgeſetzt. Jetzt aber iſt er ſo unverſchämt, dieſe Mätreſſe öffentlich zu beſuchen."

„Anfangs verbirgt die Frau, was ſie fühlt; als aber ihr Mann es abſichtlich darauf anlegt, ſie durch ſeinen Umgang mit dem Mädchen zu reitzen, da läßt ſie ihren Unwillen endlich ausbrechen. Sie wirft ihm ſeine Treuloſigkeit, ſeine Verſtellung und Falſchheit vor. Er lächelt, und erklärt ihr ganz kalt, daß er nicht ſie, ſondern nur ihr Vermögen geliebt, und daß er ſie bloß in der Abſicht, ſeine alte, doch heruntergekommene Familie wieder empor zu bringen, geheirathet habe. Leider habe ich, ſagt er, dem elenden Gelde alles geopfert, was mir theuer war: ein

Mädchen, das ich ſo herzlich liebte. Und hätte ich doch wenigſtens einen Sohn! Aber, den haſt du mir ja nicht gegeben, und kannſt es auch nicht. — Iſt es meine Schuld, ſagt ſie mit ſchmerzlichen Thränen, daß dein Wunſch nicht erfüllt werden kann? Sie ſucht durch die größte Demuth, durch gänzliches Nachgeben ſein Herz zu gewinnen; doch er ſieht in dieſem Betragen nur den Beweis einer niederträchtigen Denkungsart, und zeigt ihr täglich den entſchiedenſten Haß, oder die kränkendſte Verachtung."

„Endlich kann die Frau eine ſolche Behandlung nicht länger erdulden, und klagt auf die Scheidung. Das hat der Mann nicht erwartet. Er bietet ihr nun ſcheinbar eine Verſöhnung an, und die Unglückliche läßt ſich von ſeiner geſchmeidigen Höflichkeit überliſten. So bald ſie die Eheſcheidungsklage zurückgenommen hat, begegnet er ihr völlig eben ſo, wie vorher. Sie klagt zum zweiten Male. Jetzt trotzt ihr Mann, weil ſie ſo unvorſichtig geweſen iſt, bei der Zurücknahme ihrer erſten Klage die Schuld ihrer mißvergnügten Ehe ſich zuzuſchreiben; er weiß aber nicht, daß er mit einer ſehr entſchloſſenen Frau zu thun hat. Trotz allen Kabalen ihres Mannes und ſeiner mächtigen Familie, bringt ſie die Sache in einen guten Gang. Jetzt bleibt ihrem Manne nur noch Ein Mittel übrig. Er ſagt ihr in einer Unterredung: nun wohl! ſo ſey es darum, daß wir uns ſcheiden laſſen. Doch, ſetzt er mit einem falſchen, triumphirenden Lächeln hinzu: Antonie bleibt bei mir. Ich bin ihr Vater, und werde ſie um keinen Preis aus meinen Händen geben. — Die Geſetze ſind für ihn, und die Mutter liebt ihre Tochter mit der Leidenſchaft eines Herzens, das alle andre Menſchen von ſich geſtoßen haben. Sie läßt die Klage ruhen, doch ohne ſie zurückzunehmen. Nun lebt ſie einſam, ohne Umgang, und muß, ſo oft ihr Mann ſie ſieht, die Ausbrüche ſeines rohen Unwillens ertragen. Sogar alle ihre Bekannte ſind gegen ſie eingenommen, und nennen ſie eine Thörin, die nicht wiſſe, was ſie wolle. Ihre Tochter iſt ihre einzige Geſellſchaft, ihr einziger Troſt, die einzige ihr noch übrige Freude."

„Sie erzieht das Kind mit der zärtlichſten Sorgfalt, und ſobald es nur ihr Leiden mitfühlen kann, erfährt es ihre unglückliche Geſchichte. Je mehr Antoniens Geiſt ſich entwickelt, deſto ſtärker, deſto unauslöſchlicher wird der Eindruck, den die Thränen ihrer Mutter über die Härte ihres Vaters auf ſie machen. Sie fühlt einen heftigen Widerwillen gegen ihre ganze Familie, und verſpricht ihrer Mutter feierlich, ihre Hand nie einem Manne zu geben, von dem ſie nicht völlig überzeugt ſey, daß er ſie, nur ſie, und nicht ihr Vermögen liebe, und daß er den Werth, die Rechte des Weibes achte. „Du Arme!“ ſagt die Mutter; „wie kannſt du das erfahren? Wird es ein Geheimniß ſeyn, daß du die Erbin eines großen Vermögens biſt?“ Die Mutter machte bei ſolchen Unterredungen oft romantiſche Plane, wie Antonie die Liebe eines Mannes prüfen, und ſich überzeugen könne, ob er ein Menſch ſey, und auch in dem Weibe die Rechte der Menſchheit ehre.“

„So näherte ſich Antonie ihrem funfzehnten Jahre. Jetzt kam ihr Couſin in das

Haus, und flatterte um ſie her. Ihr Vater ließ nicht undeutlich merken, daß er dieſem jungen Menſchen, ſeinem Brudersſohne, Antoniens Hand beſtimmt habe. Antonie verabſcheuete den nichtswürdigen, falſchen Egoiſten, der vor Entzücken vergehen wollte, wenn ſie ihm nur einen freundlichen Blick gab, und doch die Kammerjungfer ihrer Mutter, ein hübſches Mädchen, nicht in Ruhe ließ.“

„Antonie ſollte bald völlig hülflos ſeyn. Ihre Mutter fühlte täglich mehr, daß ſie dem Grabe nahe war; der Gram hatte ihr Leben aufgezehrt. An ihrem funfzehnten Geburtstage ließ die Mutter ſie vor ihr Bett kommen, und ſagte: „ich ſterbe, meine Tochter. Doch ich verlaſſe dich mit Ruhe, da ich dir das gegeben zu haben hoffe, was du zu einem glücklichen Leben brauchſt: Entſchloſſenheit, lieber alles zu leiden und zu thun, als dich von einem Elenden zur Sklavin machen zu laſſen. Verſprich mir das noch einmal!“ Antonie knieete neben dem Bette nieder, und verſprach es. — „Du wirſt deinen Muth in Kurzem brauchen,“ fuhr die Mutter fort. „Man beſtimmt dich deinem Vetter; dann würde aber dein Schickſal, wenn nicht unglücklicher als das meinige, doch eben ſo unglücklich ſeyn. . . . Es fehlt dir nicht an Mitteln, dich, im Falle daß du dazu genöthigt biſt, der tyranniſchen Gewalt deiner Verwandten zu entziehen. Hinter dem Fenſterrahmen iſt eine verborgene Feder; drücke ſie feſt." Antonie that dies, und nun hob ſich in dem Getäfel der Wand ein Bret hervor, das ſie auf Verlangen ihrer Mutter öffnete. Hinter dem Brete war ein Schubfach, worin ſich ein ſehr koſtbarer Schmuck von großen Juwelen, eine beträchtliche Summe in baarem Gelde, und eine noch weit größere in Papieren, Banknoten, und Wechſeln au porteur befand. „Dieſes Schubfach," fuhr die Mutter fort, „enthält mehr, mein Kind, als du, bei einem genügſamen Leben, ſelbſt bis in das ſpäteſte Alter brauchſt; außerdem aber auch eine Strickleiter und eine vollſtändige Mannskleidung, die bald für dich paſſend ſeyn wird. Ich habe ſie für mich ſelbſt angeſchafft; denn ich war einmal ſchon Willens, zu entfliehen, und würde es gethan haben, wenn ich nicht um deinetwillen geblieben wäre. Biſt du einmal gezwungen, zu dieſem letzten Mittel deine Zuflucht zu nehmen, Antonie; ſo bereite dich lange darauf vor. Du mußt auf Alles gefaßt ſeyn, Päſſe haben, dein Geld verbergen können, auf jede Frage eine Antwort zu geben wiſſen, alle Wege kennen, entſchloſſen ſeyn über die Rolle, die du ſpielen, über den Nahmen, den du führen, und über die Verwandten, die du haben willſt. Für keinen Schritt, den du thuſt, darf es dir an einem täuſchenden Verwande fehlen. Du wirſt deine Rolle ſpielen können, wenn du dich nur lange genug vorher hinein ſtudierſt. Doch Behutſamkeit bleibt auch dann noch nöthig; denn holte man dich ein, ſo wäre jede Grauſamkeit, womit man dich behandelte, beſchönigt, jede Tyrannei, wodurch du zum Fliehen gezwungen wurdeſt, vergeſſen. Für Manches habe ich ſchon geſorgt; du findeſt in den Mannskleidern auf dem Rücken verborgene lederne Taſchen für die Papiere von Werth. Hier in dem Flötenfutterale — ſieh, liebe Antonie, deshalb trieb ich dich an, die Flöte zu lernen — hier findeſt du ein geheimes Winkelchen für Juwelen, in dem Hute ein doppeltes Futter, Papiere darin zu verbergen; ein abgenutztes Rohr mit einem ſchlechten, aber großen und hohlen Knopfe, zum Aufbewahren der allerkoſtbarſten Juwelen. Selbſt die Knöpfe an der Mannskleidung haben Werth, ſo ſchlecht ſie auch zu ſeyn ſcheinen: ſie ſind von Gold. Ich habe zwei Jahre gebraucht, um alles auf meine Flucht vorzubereiten. Aus dieſer Zeit rühren auch die Papiere her, die obenauf liegen; ſie enthalten Nachrichten, welche dir nützlich ſeyn können. . . . Man hat mir oft gewiſſermaßen Vorwürfe darüber gemacht, daß ich bei deiner Erziehung auf Entſchloſſenheit, auf männlichen Muth dränge; du kannſt ihn nöthig haben, fürchte ich. Jetzt wirſt du auch einſehen, weshalb ich dich zuweilen in männlicher Kleidung gehen ließ. Und nun, liebe Antonie, gieb mir die Verſicherung, daß du nie einen Mann heirathen willſt, der deinen Nahmen hat, und nie einen, der weiß oder nur vermuthen kann, daß du reich, daß du von Adel biſt; kurz, daß nie ein andrer deine Hand erhalten ſoll, als der dich um dein ſelbſt willen liebt. Findeſt du einen Mann, der deines Herzens würdig ſcheint, ſo laß ihn nicht erfahren, wie du heißeſt und wer du biſt. Sage ihm, daß du ihn liebſt: mehr nicht. Will er dann erſt wiſſen, ſich bedenken, um Rath fragen: ſo laß ihn; er liebt dich nicht: denn der Liebe iſt alles gleich, Nahme, Vaterland, Beſchäftigung, Stand, Reichthum und Armuth. Wähle einen Mann, der die Menſchenrechte des Weibes achtet, und der die Wolluſt haßt, einen ſtolzen Mann, der ſich ſelbſt ehrt, und der alſo auch dich ehren wird. Antonie! verſprich das deiner ſterbenden Mutter, die das Glück des Lebens ſuchte, und ſtatt deſſen Elend fand, weil ſie reich war.“ Antonie verſprach es feierlich, und wiederholte ihr Verſprechen noch einmal in derſelben Stunde, da die Mutter in ihren Armen ſtarb.“

„Sobald die Mutter todt war, drang der Vater in Antonien, ihre Hand ſeinem Neffen zu geben. Sie brauchte ihren Schmerz als

Vorwand, jetzt nicht beſtimmt zu antworten; ihre Verwandten hatten indeß alle Hoffnung, daß ſie einwilligen würde, da ſie auf einmal wie gänzlich umgekehrt war. Anſtatt, wie vorhin, mit ihrer Mutter in der ſtillſten Einſamkeit zu leben, wurde ſie heiter, ſuchte die Geſellſchaft ihres Vaters, begleitete ihn auf die Jagd, verſuchte in Kurzem ſelbſt zu ſchießen, und bekam nun große Luſt zu dieſem anſtrengenden Vergnügen. Für ihren Vetter, der ſich jetzt wieder einfand, ſchien ſie eine Art von Freundſchaft zu haben: ſie ließ ſich von ihm im Reiten, im Fechten unterrichten, und ſtreifte mit ihm Meilen weit umher, ſo daß ſie die umliegenden Wege, Dörfer und Wälder bald eben ſo gut kannte, wie der beſte Jäger. Jetzt liebte der Vater ſeine Tochter, die ſich auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe bildete. Er ließ ſie ohne Begleitung gehen, auch ſogar reiten, wohin ſie wollte, und ſo lernte ſie drei Meilen weit rings umher auch jeden Feldweg eben ſo gut kennen, wie die Gänge in ihrem Garten. Nebenher ſah ſie fleißig Landkarten an, und übte ſich in allem, was einſt ihre Flucht erleichtern konnte."

„Mit unermüdlicher Geduld lernte ſie von einem Jäger ihres Vaters den Reichs-Dialekt ſprechen. Sie befragte dieſen Menſchen auch über die Sitten, die Gewohnheiten und die eigenthümlichen Ausdrücke ſeiner Landsleute, erkundigte ſich genau nach der Lage der Dörfer und Städte in ſeiner Gegend, und wurde am Ende dort ſo bekannt, wie er ſelbſt. Auch nicht Eine Kleinigkeit, die ihr zum Entfliehen nützlich ſeyn konnte, vergaß ſie. Es machte ihr Vergnügen, den Plan ihrer Mutter noch zu übertreffen; ihre Phantaſie wurde von dem Romantiſchen, das ihre Lage, ihr umherſtreifendes Leben haben würde, ergriffen, und ſie erwartete mit Verlangen die Stunde, da man ſie nöthigen werde, zu entfliehen."

„Doch, es trat ein unerwartetes Hinderniß in den Weg; ihr Vater behandelte ſie jetzt mit vieler Zärtlichkeit. Sie hatte ſich wohl hundertmal vorgenommen, geradehin Nein zu ſagen, wenn er von ihrer Verbindung mit ſeinem Neffen ſprach; und dennoch wagte ſie es jetzt nicht, ſondern ſuchte immer nur Aufſchub."

„Als ſie ihr ſiebzehntes Jahr erreicht hatte, wurd[illegible] Vater vom Schlage getroffen. Er ließ ſeine Tochter, ſeinen Bruder und ſeinen Neffen vor ſein Bett kommen, und wollte reden; man verſtand ihn aber nicht. Bruder, ſagte Antoniens Oheim; nicht wahr, es iſt dein Wille, daß Antonie meinen Sohn heirathen ſoll? Der Vater nickte mit dem Kopfe. — Säheſt du es etwa gern, wenn ſie hier vor deinem Bette getrauet würden? — Der Sterbende ſagte mit aller möglichen Anſtrengung: ja! — Nein, mein Vater! rief Antonie; jetzt, in dieſer ängſtlichen Stunde, die über Ihr Leben entſcheidet, kann und will ich an ſonſt nichts denken, als an Sie. Mit Schluchzen warf ſie ſich an ihres Vaters Bruſt, und er ſah ſie zärtlich an. Der Bruder redete wieder von der Trauung; Antonie aber rührte ihren Vater durch Thränen, durch Liebkoſungen, ſo daß er ihr mit zärtlichen Blicken die Hand reichte."

„In der Nacht weckte der Oheim ſeine Nichte. Antonie! ſagte er, Ihr Vater ſtirbt; kommen Sie! Er beſchwört Sie, noch vor ſeinen Augen meinem S[illegible]hre Hand zu geben. Der Prediger iſt ſ[illegible] da. — Herr Oheim, antwortete Antonie; Ihr Sohn wird in keinem Falle meine Hand bekommen. — Das wird ſich zeigen, Fräulein Nichte! Kommen Sie! Jetzt ſtürzte der Neffe in das Zimmer, und rief: er iſt todt! er iſt todt! Antonie eilte in das Sterbezimmer, und warf ſich über den Leichnam ihres Vaters hin. Jetzt drückte es ihr Herz ſehr ſchwer, daß ſie Willens geweſen war, ihn zu verlaſſen. Ihr Oheim beſchwor ſie bei dem Leichnam ihres Vaters, ſeinen letzten, ſeinen liebſten Wunſch zu erfüllen. Kommen Sie, Herr Prediger, ſagte er; komm, mein Sohn! das wird ſeinen Geiſt noch erfreuen. — „Ich weiß,“ ſagte Antonie, „was ich meinem Vater ſchuldig bin: Thränen, ein wehmüthiges Andenken. Was Sie wollen, hat er gewünſcht, ſo lange er lebte; jetzt gewiß nicht mehr!“ Der Oheim bat; ſein Sohn verſprach ihr die reinſte Liebe, und redete in einer erkünſtelten Extaſe bald den Leichnam des Oheims, bald Antonien, bald ihre ſelige Mutter an. „Ich bitte

Sie, Herr Vetter,“ ſagte Antonie, „laſſen Sie wenigſtens meine Mutter aus dem Spiel; denn deren Günſtling waren Sie nun eben nicht.“ — Fräulein Nichte, ſagte der Oheim ſcharf; Sie vergeſſen, daß ich Vormund bin. — „Das ſind Sie vielleicht: aber darum nicht Herr meiner Hand.“ — Ich trete an die Stelle Ihres Vaters, und alſo bin ich das allerdings. Sie werden ſehen, daß ich es bin. — „Was ſoll ich darüber mit Ihnen ſtreiten! Am wenigſten will ich es jetzt, da erſt entſchieden werden muß, ob Sie Vormund ſeyn werden, oder nicht.“ Sie küßte die kalte Hand ihres Vaters, und verließ das Zimmer, wie ſie mir ſelbſt geſagt hat, mit einem ſtolzen Gange. Ihr erſter Gedanke war nun der an ihre Freiheit; denn ſo recht kindlich hatte ſie ihren Vater nie geliebt.“

Bruder, ſagte jetzt der Lieutenant betrübt; du weißt, wie wir bei der Leiche unſers Vaters ſtanden. Der ſtolze Gang durch das Zimmer, worin ihres Vaters Leiche war, gefällt mir nicht.

„Wir hatten auch einen andern Vater,

Bruder Lieutenant! Der ſtolze Gang iſt, denk' ich, wohl zu vertheidigen. — Man ließ Antonien nun Ruhe, bis zur Eröffnung des Teſtaments. Richtig! Der Bruder war zum Vormund ernannt. Was man aber zu finden hoffte, daß Antonie ihren Vetter heirathen ſollte, ſtand nicht im Teſtamente; der Vater hatte es nur gewünſcht. — Sie ſehen, Fräulein Nichte, ſagte der Oheim nachher, es iſt der letzte Wille Ihres Vaters, daß ſie meinem Sohn Ihre Hand geben ſollen. Erklären Sie alſo ohne Zögern, daß . . . . — „Ich erkläre Ihnen, daß ich nicht will. Meine Mutter wurde ein Opfer ihres Reichthums; ich will es nicht auch werden.“ — Nun, es giebt ja wohl noch Mittel, Sie zu zwingen. Ich ſage Ihnen voraus: Sie ſollen. Rechnen Sie nicht darauf, daß ich ſo ſchonend ſeyn werde, wie mein Bruder; Sie können die härteſte Behandlung erwarten. — „Wiſſen Sie wohl, Herr Oheim, daß noch Eine ſolche Drohung Sie um die Vormundſchaft bringen kann, auf die Sie jetzt ſo pochen? Noch einmal: ich will nicht.

Ver-

Verſuchen Sie, meinen Widerwillen zu beſiegen: das iſt alles, was Sie dürfen. Ihre Drohungen achte ich nicht; denn ich werde mich vertheidigen." — Die Geſetze ſollen Sie zwingen, Fräulein! — „Weil ich ein Mädchen bin, glauben Sie, ich werde mich einſchüchtern laſſen? Sie irren ſich. Ich kenne in dieſem Stücke die Geſetze wenigſtens eben ſo gut wie Sie." Der Oheim ſah ſie betroffen an; doch faßte er ſich, und ſagte kalt: wohl denn, mein kluges Fräulein! Sie gehen mit mir in die Reſidenz. Ich, Ihr Vormund, befehle es; und Sie müſſen gehorchen. „Wenn ich muß!" erwiederte ſie eben ſo kalt." —

„Nach einigen Tagen ließ der Oheim alle ihre Sachen einpacken, und befahl den Domeſtiken, abzureiſen. Fräulein, ſagte er ſpöttiſch; wollen Sie nun mit dem alten Verwalter allein hier bleiben, ſo ſteht es in Ihrem Belieben. — „Wohl! ſo bleibe ich hier!" erwiederte Antonie. Nun faßte aber der Oheim ihre Hand, und zog ſie an den Wagen. Sie ließ ſich hinein heben, nahm aber die Umſtehenden zu Zeugen, daß ihr Gewalt angethan würde.“

„Als ſie in der Reſidenz angekommen war, boten Vater und Sohn noch einmal alle ihre Künſte auf, ſie zu überreden. Jener verſprach ihr die vollkommenſte Freiheit, dieſer die treueſte Liebe und die größte Ehrfurcht. Alles vergebens; ſie blieb bei ihrem Nein. Nach und nach änderte wenigſtens der Vater ſeinen Ton. Er drohete Antonien, nahm ihr alle Bücher, alle ihre Inſtrumente, und erlaubte ihr nicht mehr, auszugehen. Dieſe Behandlung hatte ſie gewünſcht. Jetzt klagte ſie bei der Regierung über ihren Oheim, der ſie, ihrer entſchiedenen Abneigung gegen ſeinen Sohn ungeachtet, zwingen wolle, dieſen zu heirathen. Sie bat um einen andern Vormund, oder um Schutz gegen die Bedrückungen ihres jetzigen. — Was ſie vorausgeſehen hatte, geſchah. Ihr Oheim griff zu gelindern Maßregeln; doch die Regierung, deren Präſident ein Verwandter von ihm war, that nur, was ſie der Form halben nothwendig thun mußte.“

„Der Oheim fing nun an, ſie auf eine ſehr empfindliche, aber feine Weiſe zu quälen. Sie ſchrieb zum zweiten Male an die Regierung: wenn man ſie nicht gegen die drückenden Mißhandlungen ihres Oheims beſchütze, ſo werde ſie genöthigt ſeyn, ſich durch die Flucht zu retten. Der Oheim ſah, als er eine Abſchrift dieſer Klage zum Beantworten erhielt, daß er mit einem ſehr entſchloſſenen Mädchen zu thun hatte. Er entzog jetzt Antonien Feder und Tinte, damit ſie nicht aufs neue ſchreiben könnte. Und die Flucht, mit der Sie drohen, Fräulein, ſagte er boshaft lächelnd, wollen wir Ihnen wohl verwehren. — „Meine Flucht iſt beſchloſſen, wenn Sie mir meine Freiheit nicht geben,“ ſagte ſie ruhig. „Wir kämpfen mit einander; glauben Sie mir aber, ich ſiege.“ Jetzt wollte ſie gern nach ihrem Gute zurück; der Oheim erlaubte ihr das aber durchaus nicht. Glücklicher Weiſe hatte ſie gehört, daß ein Paar ſehr bedeutende Familien gar nicht abgeneigt wären, ſich ihrer anzunehmen; vielleicht nur, weil ſie eine reiche

Erbin war. Antonie ließ ſich nun von ihrem Oheim beim Schreiben überraſchen. Er nahm ihr das Blatt weg, und ſah, daß ſie einer ungenannten Freundin geſchrieben hatte: „ſie hoffe, durch die Hülfe des jungen N. ſehr bald aus der Gewalt ihres Oheims zu kommen. Nur fürchte ſie, dieſer werde ſie wieder auf das Land zurück bringen; und dann könne ihre Befreiung mehr Schwierigkeiten haben.“ Mit dem Buchſtaben N. fing ſich der Nahme der Familie an, die ihr Oheim fürchtete; und ſo lockte ſie ihn glücklich in die Falle, die ſie ihm ſtellte. Sie wurde in Kurzem wieder nach dem Gute gebracht. „So iſt es denn entſchieden!“ ſagte Antonie zu ihrem Oheim, als er ſie auf das Zimmer ihrer Mutter führte, weil es in der Mitte zwiſchen zwei andern lag, und ihm das ſicherſte im ganzen Hauſe ſchien. „Rechnen Sie darauf, daß ich entfliehe.“ — Thun Sie das, wenn Sie können, erwiederte der Oheim. Es iſt doch nur gut, daß Sie es vorher ſagen! — Er ließ ihre Sachen aufs genaueſte durchſuchen, nahm ihr Tinte und Feder und ließ ſich auch alles Geld nebſt ihren Juwelen einhändigen. Dicht neben ihrem Zimmer mußte eine Alte ſchlafen, auf die er ſich gänzlich verlaſſen konnte, und der er aufs ſtrengſte befohlen hatte, Antonien im Auge zu behalten. Er verſchloß die vordern Zimmer ſelbſt, und ſteckte die Schlüſſel zu ſich."

„Sobald die alte Aufſeherin im erſten Schlafe lag, verriegelte Antonie die Thür, öffnete den Wandſchrank, zog männliche Kleidung an, und verſchloß die weibliche eben da, wo dieſe verborgen gelegen hatte. Nun hängte ſie die Strickleiter in das Fenſter, ſtieg leiſe hinunter, hob mit einer langen Stange die Strickleiter aus, und warf ſie in einen trocknen ungebrauchten Brunnen. Dann kroch ſie durch die Hecke des Gartens, und war nun auf freiem Felde. Am Morgen vor ſechs Uhr erreichte ſie die nächſte Stadt, gerade in eben der Stunde, da die groſſe Reichspoſt abgehen wollte. Sie ſetzte ſich mit auf, kam nach Frankfurt, und blieb einige Tage in dieſer Stadt. Hier ſchrieb ſie an die Regierung ihres Vaterlandes: da ſie von den Geſetzen keinen Schutz erhalten habe, ſo ſey ihr nichts Andres übrig geblieben, als ſich durch die Flucht von der Härte ihres Vormundes und von den verhaßten Bewerbungen ſeines Sohnes zu befreien. Eben daſſelbe ſagte ſie ihrem Souverain in einem ausführlichen Aufſatze, und bat ihn, ihre Güter unter ſichere Aufſicht nehmen zu laſſen, bis ihr Alter ihr erlaube zurück zu kommen und ihr Vermögen ſelbſt zu verwalten. Noch an eben dem Tage, da ſie dieſe Briefe auf dem Poſthauſe abgegeben hatte, reiſte ſie weiter, und kam in Kurzem nach Wien. Sie entdeckte Niemanden ihr Geſchlecht, ihren Nahmen und ihre Schickſale, ſondern gab vor, ſie wäre der Sohn eines Amtskellers in der Pfalz; und dieſem Vorgeben widerſprach ihr mit großer Mühe erlernter Dialekt nicht. Mit aller der Freiheit, welche die männliche Kleidung ihr gab, durchreiſte ſie die Schweiz, und machte einen Streifzug bis Mailand. Bei allen Zerſtreuungen, die ſie auf ihren Reiſen durch manche kleine Abentheuer hatte, und bei allen Erfahrungen, die ſie in ihrer Verkleidung über die Sitten und die Denkart der Männer einſammelte, fühlte ſie dennoch, daß ſie allein war. Die Kleidung, die ſie zu der ſtrengſten Abſonderung von allen Menſchen zwang, wurde ihr zur Laſt, um ſo mehr, da einige Vorfälle ſie ſchon nahe daran gebracht hatten, ihr Geſchlecht geſtehen zu müſſen. Nun wollte ſie auch den zweiten Zweck ihrer Flucht erfüllen: ein Herz zu ſuchen, das ſie liebte."

„So hatte ſie über ein Jahr zugebracht, und nun war ſie durch Luft und Sonne ſo verändert, daß ſie es ganz ſicher wagen konnte, in ihr Vaterland zurückzureiſen. Sie hielt ſich ſogar einige Tage in der Reſidenz auf, und erfuhr, daß ihr Vormund zwar die Güter verwaltete, doch unter der Aufſicht einer von dem Fürſten niedergeſetzten Kommiſſion ſtände, daß niemand begreife, auf welche Art ſie entflohen ſey, und daß ihr Brief an den Fürſten einen ſehr vortheilhaften Eindruck gemacht habe."

„Sie reiſte wieder ab, und kam nach Minden, wo ich dich beſuchte. Eine Nacht fuhr ſie, noch in ihrer Verkleidung, ganz allein mit mir auf der öffentlichen Poſt. Wir ſprachen mancherlei zuſammen: über Menſchen, über Tugend, über Weiber, — was junge Leute ſo reden. Ich erinnerte mich, als ſie mir das erzählte, des jungen Menſchen ſehr wohl, der mir die Nacht ſo angenehm vertrieben hatte. Er ſchien mir damals ein Wildfang; dieſe Rolle war aber nur ein Mittel, mich offenherzig zu machen. Wir hielten die Nacht in einem Poſthauſe, wo umgepackt wurde, und wo ein ſehr hübſches Mädchen uns Kaffee brachte. Mein junger Wildfang ſcherzte mit dem Mädchen, das ganz allein bei uns war, und gar nicht abgeneigt ſchien, ſich einem von uns, oder auch allen Beiden, zu ergeben. Ich glaubte, mein Reiſegefährte ſtände in Gefahr; deshalb bezeugte ich meinen Abſcheu vor der Wolluſt, und hielt ihm eine tüchtige Vorleſung über dieſes Kapitel."

„Auf dem Poſtwagen ſetzte ich das Geſpräch hierüber fort, und gerieth dabei in großen Eifer, weil ich dem jungen Menſchen nicht viel Gutes zutrauete. Er brachte das Geſpräch nun auf die Liebe, auf die Ehe, auf häusliche Freuden. Du weißt, Bruder Lieutenant, welche heilige Begriffe unſer guter Vater uns von der Würde des Weibes, der Hausfrau und der Mutter beigebracht hatte; und du kannſt alſo leicht denken, was ich über das Alles ſagte. Als der Morgen anfing zu dämmern, zog mein Reiſegefährte ſeine große Mütze tief in's Geſicht, und auf der nächſten Poſtſtation verließ er den Wagen, nachdem ich ihm auf ſeine Erkundigung geſagt hatte, daß ich in's Bad gehen wollte."

„So lernte Antonie mich kennen, und glaubte nun, in mir den Mann gefunden zu haben, der ſie lieben und achten würde. Sie reiſte nach einem Städtchen im Heſſiſchen, wo eine Frau wohnte, die ihr zur Ausführung ihres Planes behülflich ſeyn ſollte. Dieſe Frau, die Wittwe eines Predigers in der Pfalz, hatte zu ihren Verwandten in Weſtphalen gewollt, und war unterweges beraubt worden. Antonie trifft ſie in dieſem hülfloſen Zuſtande an, und nimmt ſie mit nach Kaſſel, Unterweges ſagt die Wittwe, ſie habe eigentlich nicht viele Hoffnung, von ihren Verwandten unterſtützt zu werden, oder müſſe wenigſtens eine demüthigende Begegnung befürchten. Antonie räth ihr, ſich lieber mit feinen weiblichen Arbeiten zu ernähren, und verſpricht ihr, ſie zu unterſtützen. Die Wittwe nimmt den Vorſchlag an, und bleibt nun in einem Heſſiſchen Städtchen. Antonie giebt ihr zur erſten Einrichtung und auf einen Nothfall eine Summe Geldes. Auch verſpricht ſie ihr, ſie in der Folge nicht zu verlaſſen, und ſie bald wieder zu ſehen."

„Zu dieſer Frau nun reiſ't Antonie jetzt, entdeckt ihr, daß ſie ein Mädchen iſt (doch weiter nichts), und bittet ſie, die Rolle ihrer Tante zu ſpielen. Sie legt jetzt wieder weibliche Kleidung an, reiſt mit der Wittwe nach Kaſſel, läßt ſich da mehr Kleider machen, nimmt ſich ein Mädchen zur Bedienung, und kommt ſo nach dem Wilhelmsbade. Anfangs verbirgt ſie ſich vor mir, und beobachtet mich nur von weitem. Mein Umgang mit der Signora fällt ihr auf und iſt ihr verdächtig; ich ziehe mich aber mit Ehren aus der Sache. An der Ruſſiſchen Schaukel macht ſie endlich als Mädchen meine Bekanntſchaft. Als wir von einander Abſchied genommen haben, bringt ſie die Wittwe wieder nach ihrer kleinen Stadt, und das Mädchen, dem ſie eine reichliche Belohnung giebt, wieder nach Kaſſel. In der Rieſenhalle ſehen wir uns dann wieder."

16.

Der Einnehmer endigt ſeine Geſchichte.

Hier machte der Einnehmer eine lange Pauſe, und ſeufzte tief, was denn der Lieutenant ſogleich wiederholte. Alles, was ſich, hob der letztere endlich an, zur Entſchuldigung des jungen Frauenzimmers ſagen läßt, habe ich, das weiß Gott, redlich gedacht. Das Böſe hängt zuſammen, wie eine Kette, Bruder; und gnade Gott dem, der Einmal an dieſe Kette geräth! Ich in der Stelle der Mutter, hätte zu meiner Tochter geſagt: habe Geduld, und laß dich das Unrecht, das du etwa leiden mußt, nicht verführen, Unrecht zu thun. Mutter, Tochter, Vater und Oheim — alle ſind nicht frei von Schuld. Es jammert mich nur, daß dein böſes Geſtirn auch dich in dieſe Kette von Thorheit verwickeln muß. Ich liebe die Haſardſpiele nicht, Bruder; und dein Weſen da im Bade war eins, bei dem du alles wagteſt. Wohin ich ſehe, merke ich ein wenig Hochmuth, lieber Bruder; und der Menſch, der es mit ſich und Andern redlich meint, ſollte demüthig und geduldig ſeyn: denn, wer ſonſt, als Gott, kennt den morgenden Tag?

„Geduldig! Geworden bin ich das nicht," ſagte der Einnehmer mit einem Händedruck; „aber — ich leide geduldig, wenn mich die Folgen drücken, und das doch nur, weil ich alt geworden bin!... Nun," ich will fortfahren. — Antonie erzählte mir das alles mit großer Ruhe; mich aber ſchauderte ein wenig: denn, die Wahrheit zu ſagen, trotz meiner Liebe zu dem Mädchen, ſah ich ein, daß ich mich da in eine Menge Weitläuftigkeiten verwickelt hatte, die gut und ſchlimm ablaufen konnten. Aber, Bruder, ich hoffe, du wirſt es billigen, daß ich nie auf den Gedanken kam, mich in der Stille aus der Sache zu ziehen."

Ich, ſagte der Lieutenant, hätte freilich ſchon bei der Schaukel gefragt: wer da, Jungfer? weß Landes? und ſo weiter. Doch wäre es nun einmal nicht geſchehen geweſen;

dann hätte ich mich der Barmherzigkeit Gottes empfohlen, und wäre friſch darauf los gegangen.

„So dachte auch ich. Ich verſicherte Antonien, ſie hätte an mir den Mann gefunden, den ſie nach dem Rathe ihrer Mutter hätte ſuchen ſollen. Dann bat ich ſie, mir ihre Wünſche für die Zukunft zu ſagen. „Ich bin jetzt,“ hob ſie an, „zwanzig Jahr alt. Noch fünf Jahr leben wir hier, oder, wo du ſonſt willſt. Dann gehen wir triumphirend nach meinem Vaterlande, und nehmen meine Güter . . .“ — Ich wünſchte, Antonie, unterbrach ich ſie, du hätteſt keine Güter, und verlangteſt keinen andern Triumph, als den, daß du ein treues Herz gefunden haſt. An dieſen Zeitpunkt denke ich mit Aengſtlichkeit. — „Fürchteſt du etwa,“ fragte ſie ſtolz, „die Rache meiner Verwandten? ſcheueſt du dich, ihnen unter die Augen zu treten?“ — Ja, Antonie. Es iſt etwas in dieſem Triumphe, das meiner Empfindung widerſteht. Ich habe nie einen Menſchen gefürchtet, und würde — das fühle ich beſtimmt — deinen ſtolzen Verwandten deine Hand abtrotzen, und ſie zum Zittern bringen, wenn du in ihrer Gewalt wäreſt. Doch jetzt habe ich dich ja, Antonie, und halte dich in meinen Armen. Ich fürchte mich, um deines Reichthums willen einen Schritt zu thun, der uns mit jenen habſüchtigen Menſchen wieder zuſammen führt. Antonie, ich folgte dir und opferte dir das Theuerſte auf, was ein Mann hat, meinen eigenen Willen. Hätte ich gewußt, wie reich du biſt — ich würde dich geliebt, aber es dir nie geſagt haben. Du mochteſt nicht von deinem Gelde abhangen: ſoll ich es nun? ich, der Mann? — „Der Mann?“ ſagte ſie ernſt. „Du betonſt das Wort, mein Geliebter.“ — Weil es betont werden muß. Ich habe in den Augen der Welt den Nahmen Mann zu vertheidigen. — „Das heißt: es ſoll Niemand von dir glauben, du lebteſt von meinem Vermögen? du liebteſt mich wohl gar nur darum?“ — Ja, das heißt es, Antonie. Ich darf wenigſtens eben die Rechte fodern, die du foderſt. Du willſt, ich ſoll dich um dein ſelbſt willen lieben. — Nun wohl denn! Aber, *daß* ich dich ſo liebe, muß der Welt nicht zweideutig ſeyn. — „Sophiſt! Wovon lebſt du denn jetzt? brauchſt du nicht das, was die Welt *mein* nennt?“ — Nein, nicht was die *Welt* dein nennt, ſondern was *du* ſo nennſt; und *das*, Antonie, iſt auch *mein*. Aber verſchenke alles, was du haſt, und bleib *du* nur mein: dieſe Arme ſollen dich ernähren, und ich will dich, wenn es möglich iſt, noch mehr lieben, als jetzt. Ich liebe nur meine Antonie, wahrlich nicht die Erbin großer Güter. Was geht mich dein Familiennahme an! was habe ich mit deinen ſtolzen Verwandten zu ſchaffen! Laß uns mit dieſem Hauſe und dieſem Garten zufrieden ſeyn! Was *du* mir giebſt, mir geben kannſt, das nehme ich unbedenklich: denn es iſt mein. Was aber Andre mir geben ſollen, weil du mein biſt, das verachte ich. Mein Glück iſt ſo groß, ſo unausſprechlich, ſetze es nicht auf ein ſo gefährliches Spiel! — „Fürchteſt du, daß meine Verwandten mich dir entreißen könnten?“ — Ja, das fürchte ich, das allein. Sey arm und

und geh, wohin du willſt; ich folge dir triumphirend: denn ich habe alles, wenn ich dich habe." Ich drückte das edle, ſtolze Mädchen innig an mein Herz, und hielt meine Thränen nicht länger zurück. Jetzt brach Antoniens ſtolzer Sinn. „Ja, mein Geliebter," ſagte ſie: „du gabſt mir alles, und ich gebe es dir wieder. Dies war die letzte Prüfung deiner Liebe. Von jetzt an laß uns glücklich ſeyn!" Wir ſetzten uns zu einer kleinen feſtlichen Mahlzeit nieder, und dabei fragte ich ſie, welche Anſtalten ſie zu unſerer Verbindung gemacht zu haben wünſchte. Sie antwortete mir: es würde ſich wohl ſchwerlich ein Prediger dazu verſtehen, uns zu trauen, wenn ſie ihren und ihres Vormundes Nahmen nennte. Durch alles Bitten konnte ich ſie hierüber nicht zu einem feſten Entſchluſſe bringen; immer ſagte ſie nur: ſie wolle die Sache überlegen. Endlich nahm ich meine Zuflucht zu einer kleinen Liſt: ich ſtellte ihr vor, wie viele glückliche Stunden wir in den langen fünf Jahren bis zu ihrer Mündigkeit verlieren würden, und in welche peinliche Verlegenheit unſer Verhältniß uns bringen könnte. Mit der Begeiſterung eines Herzens voll brennender Liebe machte ich ihr die reitzendſte Beſchreibung von dem Glücke der Ehe. Ich erreichte meinen Zweck nur allzu gut; ſie theilte meine Zärtlichkeit, und — Bruder, ich kann es dir nicht verſchweigen — ſie gab ſich mir ganz, ohne daß wir getrauet waren."

„Jetzt drang ich noch ſtärker in ſie, unſere Verbindung geſetzmäßig zu machen, und ſchlug ihr Mittel genug dazu vor. Sie ſchob es von einem Tage zum andern auf, bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande. Ich hatte damals einige Urſache zu glauben, daß eine ſolche Verbindung, wie die unſrige, ihr Wille und ihr Wunſch wäre; und jetzt vermuthe ich ſogar, ſo etwas habe mit in ihrem romantiſchen Plane gelegen. „Was willſt du denn?" fragte ſie mit großer Zärtlichkeit, ſo oft ich deshalb in ſie drang: „bin ich denn nicht dein Weib? Iſt unſre Verbindung denn nicht durch die Natur, die innigſte Liebe, die zärtlichſte Freundſchaft und das hingebendſte Vertrauen geheiligt? Wozu eine Ceremonie, der ich mich nicht unterwerfen kann, ohne eine Unwahrheit zu ſagen, oder ohne die Geſetze zu übertreten, die mir gebieten, die Einwilligung meines Vormundes zu ſuchen! Fürchteſt du etwa den Wankelmuth deines oder meines Herzens, daß du mit einer ſchweren Feſſel die mangelnde Liebe zu erſetzen denkſt? Laß uns der Welt ein Beiſpiel geben, daß *freiwillige Treue* kein Mährchen iſt."

Der Lieutenant huſtete und ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich verſtehe dich, Bruder Lieutenant. Aber du weißt nicht, wie leicht man dem Recht läßt, den man von Herzen liebt. Es ſchien mir in gewiſſen Augenblicken etwas Großes in unſerm Verhältniſſe zu ſeyn; und manchmal, Bruder, kommt es mir noch jetzt ſo vor."

Hm! ſagte der Lieutenant, hätte ſie ſich mit dir trauen laſſen, ſo wäre ſie wohl noch jetzt bei dir. Die Trauung läßt nicht leicht ein kleines Mißverſtändniß zu einem unheilbaren Bruche werden. Freilich wohl! warum ſollten nicht Mann und Weib auch ohne Trauung ein Paar ſeyn können! Iſt es doch in Holland ſo, wenn ich nicht irre. Aber auf der Ehe ruhet das Wohl der Menſchen; und da kommt mir die Trauung vor, wie ein feierlicher Akt, wodurch man öffentlich anerkennt, daß man dem menſchlichen Geſchlechte Rechenſchaft von ſeiner Ehe ſchuldig ſey. Ein ſolcher Akt wäre ſie auch bei euch geweſen.

Der Einnehmer ſann ein wenig nach. „Ich weiß nicht, Bruder,“ ſagte er dann, „woher du deine Urtheile immer nimmſt. Du triffſt jedes Mal den rechten Punkt.“

Soll ich es dir ſagen? Aus einem demüthigen Herzen, welches ſich ſcheuet, etwas zu thun, das auch nur Menſchen verboten haben. Denn, ſag' ich, warum hätten ſie es denn verboten, wenn nichts darauf ankäme, ob man es thäte oder nicht? — Doch erzähle weiter.

„Wir lebten nun ſo fort, und ich war der glücklichſte Menſch auf der ganzen Erde. — Nach vier Wochen machten wir auf einem

Spaziergange die Bekanntſchaft des Edelmanns im Dorfe, eines ſehr artigen und ſehr gebildeten jungen Mannes. Er geht ſo eben auf die Jagd, und redet uns höflich an. Vor uns ſpringt ein Haſe auf; Antonie bemerkt ihn, und braucht einen Jagdausdruck. Sieh da! eine Jägerin! ſagt der Edelmann lächelnd, und bietet Antonien ſeine Büchſe an. Sie geht damit längs dem Gebüſche hin, und als wieder ein Haſe aufſpringt, ſchießt ſie ihn ſo kunſtmäßig, wie der beſte Jäger."

„Der junge Mann liebte die Jagd mit Leidenſchaft, und Antonie geſtand mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit, daß auch ſie viel Vergnügen daran fände. So kommen wir denn in nähere Bekanntſchaft mit dem Edelmann. Du weißt, Bruder, ich liebte ſonſt die Jagd, doch nur auf Raubthiere, die es bei unſerm Dorfe nicht gab; und noch überdies war jetzt mein Kopf und mein Herz nur mit Antonien beſchäftigt. Ihretwegen ging ich einige Male mit; doch ich hatte dabei nur lange Weile. Antonie bemerkte das, und ich gab mir auch keine Mühe, es ihr zu verbergen. Sie ging daher, doch nicht oft, allein. Natürlich, daß ſie auch jetzt den Edelmann antraf; und eben ſo natürlich, daß dieſer, ein junger Menſch, den ſchon die junge ſchöne Frau intereſſirt haben würde, und den die ſchöne Jägerin noch weit mehr intereſſirte, die Jagden in ihrer Geſellſchaft ſo ſehr als möglich zu verlängern ſuchte. Antonie kam erſt am ſpäten Abend wieder nach Hauſe. Sie erzählte mir, was ſie geſchoſſen hatte, und ich lächelte über ihren Geſchmack an dieſem Vergnügen."

„Das geſchah indeß nicht oft, und ich ließ es mir gefallen. Doch im Winter mußte ich es wohl ein wenig ſeltſam finden, wenn Antonie die Nacht mit auf den Anſtand gehen wollte. Ich will dich begleiten, ſagte ich lächelnd, wenn deine Luſt zur Jagd ſo ſehr groß iſt. — „Siehſt du es nicht gern," erwiederte ſie, „ſo will ich zu Hauſe bleiben. Begleiten ſollſt du mich nicht; denn ich weiß ja, daß du die Jagd, wie ſie hier iſt, nicht liebſt, und daß du am wenigſten gern auf dem Anſtand ſeyn magſt. Man könnte glauben, du hätteſt Mißtrauen gegen mich; und das würde mich ſehr ſchmerzlich kränken.“ — Liebe Antonie, ſagte ich; wir gerathen in einen ſeltſamen Zwieſpalt. Niemand ſoll glauben, daß ich mißtrauiſch ſeyn könne. Das bin ich nicht. Aber du ſollteſt auch keine Gelegenheit zu der Meinung geben, daß ich Urſache zum Mißtrauen habe. — „Lieber Friedrich, glaubſt du wirklich, mir nicht trauen zu dürfen? Beinahe ſcheint es ſo!“ — Nein, Antonie! nein! Ich würde mir ſelbſt nicht länger trauen, wenn ich kein Vertrauen mehr zu dir hätte. Aber du biſt ſonſt ſo empfindlich gegen alles, was die Menſchen von dir glauben könnten! Und was werden ſie glauben, Antonie, wenn du mit einem jungen Manne die Wälder durchſtreifſt, und ſogar die Nacht mit ihm auf dem Anſtande zubringſt! Um das ungeläſtert thun zu können, müßteſt du weniger jung und ſchön ſeyn. — „Die Männer,“ ſagte ſie empfindlich, „auch die beſten, können doch nie vergeſſen, daß ſie die Herren der Erde, und wir ihre erſten Sklavinnen ſind!“ — Wenn du es ſo nimmſt, ſagte ich: dann bitte ich dich, zu gehen. Sie ging Bruder, und kam erſt den Morgen um zwei Uhr wieder nach Hauſe. — Du wirſt es ganz natürlich finden, daß der junge Edelmann ſich näher an Antonien drängte. Ich bemerkte ſehr deutlich, wie ſehr ſie ihm gefiel, und machte ſie aufmerkſam. Sie ſtritt mir das aber in vollem Ernſte ab, und lachte über meine Eiferſucht. Ja, Antonie, ſagte ich ernſt und betrübt: ich bin eiferſüchtig; eiferſüchtig, nicht mißtrauiſch. Es ſchmerzt mich, wenn ein Mann nur deine Hand berührt, ja, wenn er nur an deiner Seite geht. — „Eiferſüchtig biſt du nicht," erwiederte ſie eben ſo ernſt; „ſondern herrſchſüchtig. Du liebſt die Jagd nicht, du biſt nicht gern in Geſellſchaft; und nun darf ich keine andere Neigung haben, als du — nach dem Ausſpruche: dein Wille ſoll bei deinem Manne ſeyn!" — Was konnte ich thun? Ich brach das Geſpräch ab, weil es ſie mehr als ernſt gemacht hatte. Ihr zu gefallen, ging ich öfter mit in die Geſellſchaften, die der Edelmann zu ſich einlud, und worin Antonie gern ſeyn mochte. Meiſtens beſtanden dieſe Geſellſchaften aus Adel, und nicht aus dem feinſten. Man begegnete Antonien nachläſſig; und ſie, anſtatt ſich lächelnd von den armſeligen Menſchen zurückzuziehen, wurde empfindlich, und machte Gebrauch von allem ihrem Geiſte, um die Stolzen zu demüthigen. Sie erreichte ihre Abſicht vollkommen; ich ſah aber mit Betrübniß, daß ſie ihren Rang nicht vergeſſen hatte."

„So lebten wir ein Jahr; und Trotz ſo manchem ſchmerzhaften Augenblicke kann ich dennoch ſagen: ich habe es wie ein Gott verlebt; denn, gewiß, ſie war höchſt liebenswürdig, und liebte mich."

„Am Ende des Jahres ſah ich, — was ich ſchon längſt geſehen haben würde, wenn eine Andere, als Antonie, mein Weib geweſen wäre — daß der junge Edelmann ſich Hoffnung machte, ſie durch ihren Hang zu Geſellſchaften, zu Bällen und zu der Jagd verführen zu können. Sie war unſchuldig, Bruder, und rein wie die Sonne. Mitten unter mei nen drückenden Gefühlen hatte ich glückliche Augenblicke in ihren treuen Armen, unſchätzbare Augenblicke, Tage und Wochen. Doch dieſe Seligkeit machte die Laſt, die meine Seele drückte, zu anderer Zeit wieder um ſo ſchwerer. Bruder, — ich kann noch jetzt nicht mit kaltem Blute daran denken — man ziſchelte, man winkte einander verſtohlen zu, ſo oft in meiner Gegenwart von einem einfältigen, betrognen Manne die Rede war. Selbſt Antoniens Leute betrugen ſich nachläſſig gegen mich, weil ſie mich verachteten. Bilde dir nicht etwa ein, ich hätte aus Mißtrauen Dinge geſehen, die nicht da geweſen wären! Gewiß, ich hatte kein Mißtrauen gegen Antonien; denn ich war von ihrer Unſchuld überzeugt. Ganz von ungefähr hörte ich unſre Leute über meine Schande mit einander ſprechen. Du kennſt meine Hitze, Bruder! Denke dir, wie ſehr ich Antonien lieben mußte, daß ich ſo etwas ertrug, ohne mich auch nur mit einer Miene zu verrathen!"

„Doch endlich mußte ich mich entſchließen, mit Antonien zu reden. Dazu beſtimmten mich zwei junge Officiere, die mich in einer Geſellſchaft bei dem Edelmanne zum Gegenſtand ihres Spottes machten. Am Morgen nach dieſem Auftritte kam das ſchöne Weib in einem ſehr reitzenden häuslichen Anzug auf mein Zimmer, ſang zu ihrer Guitarre ein zärtliches Lied, umfaßte mich dann mit beiden Armen, und ſagte, mit Thränen in den Augen, mit Tönen der innigſten Liebe: „ich werde Mutter! O mein Geliebter! mein Mann! Vater meines Kindes!“ Ihr Entzücken theilte ſich mir mit, und wir hatten noch Eine ſelige Stunde — ach, die letzte! — „Fodre,“ ſagte Antonie endlich, „fodre jedes Opfer: die Mutter deines Kindes wird es dir bringen.“ — Antonie, ſagte ich mit frohem Zutrauen: ſo ſieh den Edelmann nicht wieder. — Sie ließ die Arme an meinem Rücken herabſinken, und ſah mich mit ſtarren Blicken an. „Friedrich!“ ſagte ſie langſam, ſehr ernſt und wehmüthig: „in dieſem heiligen Augenblicke haſt du mir nichts Anders zu ſagen? nur dieſe harten Worte? Darum hätte ich dich geliebt? darum Verzichte auf Alles gethan, was die Menſchen achten? . . . O, meine Mutter!“ Sie wendete ſich von mir ab, und ſtreckte die Arme gen Himmel. — Antonie, ſagte ich, tief erſchüttert: daß man mich verſpottet, wollte ich aus Liebe zu dir ertragen. Doch daß man dich für ein wollüſtiges Weib hält, iſt mir unerträglich. — Sie ſah mich ernſt und mit einem Blicke an, der aus Unwillen und Wehmuth gemiſcht war. „Haſt du mir noch ſonſt etwas zu befehlen?“ fragte ſie dann kalt. — Nichts, Antonie, nichts! Aber den Umgang mit dem Edelmanne mußt du abbrechen. Die Mutter meines Kindes darf der Verläumdung keinen Anlaß geben, ſie zu läſtern. — Antonie ſtand auf, und ſagte: „ich gehorche!“ Sie ſchlug die nächſte Einladung des Edelmannes aus, und ging in ihr Zimmer, als dieſer nachher zu uns kam. Nie hat ſie ihn wieder geſehen. Ihr Betragen gegen mich war von dieſem Augenblick an höchſt ungleich: zuweilen, möchte ich ſagen, phantaſtiſch zärtlich, zuweilen wieder kalt. Sie ſchien in eine tiefe Schwermuth zu verſinken, und nun gab ich mir noch mehr Mühe, unſer voriges Glück wieder herzuſtellen. Doch vergebens. So oft ich über die Sache reden wollte, bat ſie mich mit großem Schmerze, ihrer jetzt zu ſchonen."

„Eines Morgens kam ſie in demſelben Kleide zu mir, worin ich ſie zuerſt an der Schaukel geſehen hatte, und das ſie nur dann anzog, wenn ſie ein häusliches Feſt, z.B. meinen Geburtstag, begehen wollte. Sie fiel mir weinend um den Hals, und ſagte: „Friedrich, laß uns Alles vergeſſen! Heute ſoll der letzte Tag unſeres Schmerzes ſeyn. Laß mich thun, als hätteſt du mich heute an der Schaukel gefunden." Ich ſank vor ihr auf die Kniee, verſicherte ſie meiner zärtlichſten Liebe, und beſchwor ſie, wieder glücklich mit mir zu ſeyn. „Das will ich," ſagte ſie, und fiel an meine Bruſt. Sie blieb den ganzen Tag bei mir, und war völlig wie ſonſt; nur hatte ihre Zärtlichkeit etwas Heftiges, ihr Weſen etwas Geſpanntes. Wir feierten ein ſchönes Feſt der erneuerten Liebe. Am Abend, als ich mich niedergelegt hatte, kam ſie, noch in demſelben Kleide, in meine Schlafkammer, küßte mich mit Heftigkeit, und ging dann in ihr Zimmer, wo ſie noch auf der Guitarre in ſüßer Wehmuth phantaſierte."

„Am folgenden Morgen kam ſie nicht, wie gewöhnlich, zum Vorſchein. Die Magd ſagte mir, ſie hätte ganz früh in den Garten gehen wollen, um mir Blumen zu pflücken. Als ſie auch nach einer Stunde nicht kam, wurde ich unruhig. Ich ließ ſie ſuchen, und ſuchte ſie ſelbſt; doch ſie war nirgends zu finden. Am Abend bringt mir ein Kind, das Antonie liebte und das ſie oft zu ſich kommen ließ, einen Brief ohne Aufſchrift. Ich frage: von wem? Das Kind antwortet: die Madam hat mir den Brief geſtern ganz ſpät gegeben, und mir dabei befohlen, ihn bis heute Abend zu behalten. — Ich reiße ihn auf. . . . Hier, Bruder, iſt er."

Der Einnehmer zog den Brief hervor, ſah ihn mit wehmüthigen Blicken an, und las: „Meine Ruhe iſt dahin, Friedrich, unwiederbringlich dahin. Ich habe deinem Befehle gehorcht, und den Mann, der die Veranlaſſung zu meinem Elende gab, nicht wiedergeſehen. O, du wußteſt gewiß, daß mein ganzes Herz nur dir gehörte, nur dir! Aber Liebe genügte dir nicht; du verlangteſt Gehorſam. Ich konnte nur deine Geliebte ſeyn, nicht deine Sklavin. Mir bleibt keine Wahl mehr: ich ſehe dich nie wieder. Der Anblick meines Herrn zerriß mein Herz, und würde meine Liebe endlich zerſtört haben. Dieſe mußte ich retten; denn ſie iſt das Einzige, was ich von meinem Glücke übrig behalte. Ich würde jeden haſſen, der mir Feſſeln anlegen wollte; dich wollte, dich konnte ich nicht haſſen. Wohin ich auch fliehen, wo ich auch leben mag: ich werde dich lieben. Doch wiederſehen kann ich dich nicht. Ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft; und in unſern heiligſten Stunden fühlte ich dennoch, daß ich dich verlaſſen mußte. Leb wohl, Friedrich. Ein ganzes Jahr lang bin ich vollkommen glücklich geweſen; und wie viel, wie ſehr viel mehr iſt das, als was ich mit meinem ungenügſamen Herzen erwarten durfte! Ich habe ja die Fülle der Seligkeit genoſſen. Sey glücklich an einem Herzen, das nicht ſo unpfindlich für die leiſeſte Berührung iſt, wie das meinige. Ich liebe dich bis an den letzten Hauch meiner Bruſt; aber — ich Unglückliche! — ich ſehe dich nicht wieder. Leb wohl!“ — —

Als der Einnehmer das geleſen hatte, ging er einige Mal in tiefen Gedanken auf und nieder. Der Lieutenant ſah vor ſich hin auf den Boden. „Ich habe ſie nicht wiedergeſehen,“ hob jener endlich leiſe wieder an. „Nirgends fand ich eine Spur von ihr. Unter ihren Papieren waren einige Dokumente, die mir alles zuſicherten, was ſie zurückgelaſſen hatte; und das war nicht wenig. Ich verkaufte alle Sachen, und die daraus gelöſ'te Summe war mir ein Heiligthum, das ich auch in der höchſten Noth nicht angriff. — Fünf Jahre nachher reiſte ich ſelbſt nach ihrem Vaterlande. Dort hörte ich, ſie hätte einen Franzöſiſchen Officier geheirathet, und gleich nach ihrer Volljährigkeit ihre Güter reklamiren laſſen. Jetzt war ſie in Italien. Ich bat einen Bekannten, mir Nachricht zu geben, ſobald man etwas Zuverläſſiges von ihr wüßte;

doch

doch nie erfuhr ich etwas Beſtimmtes. Bald war ſie in Frankreich, bald in der Schweiz; Niemand wußte aber recht, wo: denn ihre Einkünfte wurden, ſie mochte ſeyn, wo ſie wollte, immer nach Lauſanne übermacht."

„Die Wunde in meiner Seele heilte endlich. Nach achtzehn Jahren kam ich auf einer Reiſe wieder in die Reſidenz ihres Vaterlandes. Meine erſte Frage war nach Antonien; und alle mein Blut wallte heiß in meinen Adern, als man mir ſagte, ſie wäre hier. Sie hatte von ihrem Manne, einem Franzöſiſchen Obriſten, vier Kinder. Sobald ich überzeugt war, daß ich mich nicht in der Perſon irrte, ſchrieb ich an ſie als ein Fremder, und bat ſie, mir Nachricht von einem geliebten Kinde zu geben, von deſſen Schickſalen nur ſie mich unterrichten könne."

„Sie ſchrieb mir ihre Antwort unter meinen eigenen Brief. Hier iſt er: „Unglücklicher! mußt auch du noch, wie ein drohendes Geſpenſt, vor meine Seele treten? Was ſoll, was kann ich dir ſagen! Nichts von dem, was du wiſſen willſt. Ich liebe dich

Unglücklicher! Ich liebe dich, ich habe dich allein geliebt; und darum will ich allein den Schmerz der Mutter, die Schuld, die Reue tragen. Ja, auch du haſt mich geliebt, Friedrich! Doch ich ſtieß dein Herz von mir, weil ich zu ſtolz war. Ich bin dafür beſtraft. O, haſſe mich nicht, und fliehe! — Das Kind, nach welchem Sie fragen, war ein Mädchen, und hieß Friederike. Theurer Nahme! Welche Erinnerungen! O, frag nicht weiter! Mich hat das Bewußtſeyn meines Vergehens gemartert. Sie ſollen frei ſeyn von den Folgen einer Liebe, die nur meine Flucht zu einer Schuld machte. Fliehen Sie! Ich ſage nichts mehr! Bei dem heiligen Andenken an ein Jahr voll ſeliger Liebe ſchwöre ich, daß ich nichts weiter ſage. Fliehen Sie! Aus Barmherzigkeit, fliehen Sie, und vergeſſen Sie die unglückliche Antonie!“

„Was ich bei dieſen Zeilen empfand, das magſt du dir ſelbſt denken! — Ich erkundigte mich nach ihren Umſtänden. Sie lebte nicht glücklich mit ihrem Manne. Er war ein Verſchwender, und ſie hatte ſich genöthigt geſehen, ihr Vermögen ihren Kindern zuſichern zu laſſen. Ich hatte die Summe, die ich aus ihrem Hauſe in Thüringen und aus ihren Sachen gelöſ't, in guten Papieren bei mir. Dieſe ſiegelte ich ein, ſchrieb auf das Couvert: „für Friederiken,“ und ſchickte ſie ihr zu. Dann floh ich den Ort, wie den Aufenthalt der Verzweiflung. Du weißt nicht, Bruder, was es mir gekoſtet hat zu fliehen, ohne mein unglückliches, noch immer geliebtes Weib geſehen zu haben. Hätte ich nach ihrem Briefe nur die mindeſte Hoffnung gehabt, etwas von meinem Kinde zu erfahren, ſo wäre ich noch geblieben. Ich kannte aber ihre Feſtigkeit nur allzu gut. Sie hat gefehlt, Bruder, die unglückliche Frau; doch ſelbſt bei ihrem Fehlen blieb ſie edel!“

Es hat etwas Schimmerndes, ſagte der Lieutenant, etwas Verführendes, ſich ſo über alle Verhältniſſe wegzuſetzen, ſich ſo ſeinen eigenen Weg vorzuzeichnen, und ihn ohne Wanken zu gehen. Am Ende wollte ſie ja doch nur glücklich werden, was unſer Aller Wunſch iſt. Aber, Bruder, wir ſollen es mit Demuth wünſchen; und ſie — ſie wollte dem Schickſal ein Glück abtrotzen, das ſich vielleicht nicht auf der Erde finden läßt. Gott ſoll mich behüten, ſie zu richten! Er hat ſie ja gerichtet. Sie war eine ſtarke Seele; aber Gott gebe allen Starken Demuth und Geduld! Jetzt wird ſie, hoffe ich, die wohl haben.

„Die hat ſie, Bruder. Hier iſt der Brief von ihr, den ich geſtern an deinem Geburtstage bekam. Lies ihn. Ich will verſuchen, ob ich die Begebenheit wieder auf den Grund meiner Seele verſenken kann. Die Erzählung hat mich angegriffen; ſie war wie die Ruſſiſche Schaukel: bald hob ſie mich bis zu dem Gipfel der irdiſchen Seligkeit, und dann verſenkte ſie mich wieder in den tiefſten Schmerz. Doch, ich kann mit ihr ſagen: ich habe die Fülle des Glücks genoſſen. Und wer weiß denn, ob nicht von dieſer Zeit, von dieſer himmliſchen Blume meiner Jugend, ein Sprößling übrig geblieben iſt, meinen grauen Kopf damit zu bekränzen! — Lies!" — Er ging aus dem Zimmer.

Der Lieutenant hielt den Brief in der zitternden Hand, und wagte es Anfangs nicht, hinein zu ſehen. Endlich las er: „Einen Schritt weit von dem Grabe, mein einziger Freund, ergreift meine zitternde Hand noch einmal die Feder, und mein zitterndes Herz den Gedanken an dich, an ein Jahr meines Lebens. Ja, du hätteſt mich feſtgehalten, du hätteſt mich nie verlaſſen auf dem ſtürmenden, dahin rollenden Rade des Lebens. Ich riß mich aus deinen Armen, ach! mit einer mir ſelbſt trotzenden Gewalt; und nun ſinke ich allein hinunter in den dunkeln Schooß des Grabes. Allein! allein! obgleich vier Kinder mein Sterbebett umgeben. Sie verſtehen das Herz nicht, das nur Einmal fehlte, und das noch jetzt, bei dem letzten ſchwachen Schlage, ein Tempel der Liebe iſt.“

„Doch unbeweint werde ich nicht ſterben. Ein Auge wird ſich mit Thränen um mich benetzen: das deinige, Friedrich! Und ſo ſey denn der Erbe des Theuerſten, was ich habe, und was auch dir bald theuer ſeyn wird, deiner und meiner Enkelin. Deine Tochter haſt du nicht gekannt. Ich wollte dir jeden

Schmerz erſparen, — nur den über meinen Stolz nicht. Meine Tochter trug die Schuld ihrer Mutter. Sie ſtarb in der Geburt ihres einzigen Kindes, unſrer Enkelin. Unſrer! O, wie lange hat meine Hand auf dieſem ſchönen Worte geruhet! Unſrer Enkelin! — Unſre Tochter habe ich oft geſehen, doch ach! nicht oft genug, um ihre Mutter zu ſeyn. Meine Enkelin nahm ich zu mir. Mochten doch die Menſchen an meiner innigen Zärtlichkeit für ſie merken, wie nahe ſie mich anging!"

„Ich trug ſie an meinem Herzen, und benetzte ſie — o, wie oft! — mit Thränen des Schmerzes und der Liebe. Späterhin bemerkte ich einige Züge von dir in ihrem Geſichte; und ich betrachtete ſie mit flammenden Blicken, bis Thränen meine Augen verdunkelten. O, Gott gebe, daß auch du nur einen Zug deiner Antonie in ihrem Geſichte findeſt: einen Zug, der dein Herz in eine frohe Wallung brachte! Sie heißt Antonie, wie eine Unglückliche, welche dich niemals wiederſehen wird. Sie iſt arm, und erwartet alles von dir. Meine Kinder ſahen ſie mit finſtern, mißgünſtigen Blicken an; du wirſt ſie mit einem gütigen Herzen aufnehmen.“

„Morgen ſoll ſie abreiſen, ehe ich ſterbe. Sie bringt nichts mit, als ihre wenigen Kleider. Ich war zu ſtolz, ihr etwas zu geben, weil meine Kinder glauben würden, ich hätte es ihnen entzogen. Wie jammert es mich, daß ich ſolche Kinder zurücklaſſe! Aber, ach! ich konnte ſie ja nicht erziehen; es waren ja nicht deine Kinder!“

„Das Unſchätzbarſte, was ich hatte, bringt unſre Enkelin dir mit: dein Portrait, das nie von meinem Herzen gekommen iſt. Vater, nimm ſie gütig auf. Sie iſt alles, alles, was von deiner Antonie und von dir, — alles, was von unſrer Liebe noch übrig iſt. Ich habe ihr nichts geſagt; ſie weiß alſo nicht, zu wem ſie geht, und es hängt von dir ab, wie viel ſie erfahren ſoll.“

„Kaum kann ich noch die Feder halten! — — Dieſer Brief wird erſt nach meinem Tode abgeſchickt. Morgen, oder übermorgen.“ — —

„Ich habe von meiner Antonie Abſchied genommen. Dabei konnte ich nicht länger ſchweigen. Ich drückte ſie an das vergehende Herz, und ſagte ihr: deine Mutter war meine Tochter! — Der Segen Gottes begleite ſie, und mein Geiſt führe ſie in deine Arme! Sie kommt den achten, vier Tage nach dieſem Briefe, mit der Poſt bei dir an. Eine rechtliche Frau begleitet ſie den größten Theil des Weges.“ — —

„Sie iſt fort! Nun bin ich allein! Jetzt laß mich ſinken, Friedrich. Ich bin dennoch glücklich geweſen. Segne deine Antonie.“

17.

Antonie kommt an.

Der Lieutenant hielt noch immer den Brief in der Hand, und hatte Thränen in den Augen, als der Einnehmer wieder in das Zimmer trat. „Sieh, Bruder,“ hob dieſer an; „es weinen mehr Augen um die Arme, welche nach einem unruhigen Leben die Ruhe erſt im Schooße der Erde fand. Ich habe ſie geſegnet. In langer Zeit bin ich nicht ſo innig betrübt geweſen, als heute; und wäre ich nicht ein ſo alter Mann, der ſchon mit einem Fuß im Grabe ſteht, ich könnte noch einmal anfangen zu wünſchen. Es hält mich noch Eins, Lieutenant. Ich habe eine brave, eine rechtſchaffne Frau, die ſich, das geſtehe ich dankbar, beſſer zu mir gepaßt hat, als es Antonie gekonnt hätte. Aber ein ſolcher Brief, lieber Bruder, iſt wie der Leichenſtein, der einen längſt geſtorbenen Jugendfreund bedeckt:

man benetzt ihn mit Thränen; denn die ganze fröhliche Jugend ſcheint mit darunter zu liegen."

Hm! ja! du kannſt Recht haben, Bruder. Sonſt iſt deine Frau eine Ehrenfrau, eine Frau, wie Salomo ſie beſchreibt.

„Das iſt ſie! eine Frau, die ſich zu finden weiß, mit der etwas anzufangen iſt. Meinſt du nicht, lieber Bruder?"

Die dich lieb hat, dich in Noth und Tod nicht verließe, und die alle deine Eigenheiten ſo anſieht, als ob es Tugenden wären.

„Ja, Bruder, ja! Aber ſo rede doch! Laß mich in dieſer Noth nicht ſtecken. Du ſprichſt Dinge, die gar nicht zur Sache gehören."

Nicht zur Sache? Was ſoll ich denn reden, lieber Fritz?

„Antonie kommt. Was wird meine Frau dazu ſagen? Wie ſoll es werden? Denn, Bruder, ich will das Kind als ein Vater aufnehmen. Es ſoll wiſſen, wem es angehört. Das ſoll es! Sieh, Bruder, mich überläuft ein Schauder nach dem andern. Guter Gott! meine Enkelin! und ich weiß nichts von ihr, als daß ſie Antonie heißt. Wenn ich nur wüßte, Bruder, wie alt ſie iſt!"

Der Lieutenant gerieth in die ängſtlichſte Verlegenheit. Ich denke, Bruder, das wird ſich ja finden. Sonſt, wenn es dir gut ſcheint, kannſt du ſagen: ſie iſt meine Tochter. Ich will ſie wie ein Vater lieben. So etwas iſt auch bei der beſten Frau eine bedenkliche Sache.

„Nein, Bruder, nimmermehr! Ich werde mein Kind nicht verläugnen, mag es auch gehen, wie es will. Und meine Frau iſt ja vernünftig. Das hat ſie bei unſerm Wilhelm gezeigt."

Damals war es doch etwas anders. Sie wird ſagen, der Lieutenant iſt nicht mein Mann.

Jetzt öffnete ſich die Thür. Die Einnehmerin trat, mit einem funfzehnjährigen Mädchen an der Hand, herein, und ſagte mit freundlichen Blicken: dieſe Mamſell, lieber Mann, fragt nach dir. Der Einnehmer erblaßte, und ſtand wie eine Bildſäule da; doch nur einige Sekunden: dann brachen Thränen aus ſeinen Augen hervor; er ſtürzte auf das Mädchen zu, und ſagte: „Antonie! liebſtes, beſtes Kind! Gott ſegne dich! Ja, du biſt es! Ich erkenne dich!“ Er drückte ſie an ſein Herz, und küßte ſie mit der innigſten Zärtlichkeit. „Ich bin dein Großvater, der Vater deiner ſeligen Mutter. Du biſt meine Antonie, meine geliebte Enkelin.“

Dem Lieutenant rollten die Thränen über die Wangen. Als er ſich ein wenig gefaßt hatte, ging er zitternd zu ſeinem Bruder, und von dem zu ſeiner Schwägerin, welche bei dieſem unerwarteten Schauſpiele ſehr betroffen daſtand, und nur einzelne Sylben hörte. Ohne ihr ein Wort geſagt zu haben, wendete er ſich zu Antonien, und legte die zitternde Hand an ihre Wange. Ganz außer ſich, ſagte er endlich: Bruder, ich weiß keinen Rath; ich komme vor Angſt noch um.

Jetzt führte der Einnehmer Antonien zu ſeiner Frau. „Mein Kind, das iſt deine Mutter.“ Antonie kniete, höchſt beſtürzt über den ſeltſamen Empfang, vor der Einnehmerin nieder. Dieſe ſah von ihrem Manne auf das

Mädchen, von dem Mädchen auf den Lieutenant. Ja! ſagte ſie dann; jetzt weiß ich es. Ich glaubte, es wäre vorbei! Aber ... Iſt das die Treue, die du mir ... — Auf einmal brach ſie ab. Der Unwille verſchwand aus ihren Augen, und ſie ſagte ſanfter: es iſt ja doch nicht möglich! Aber wiſſen muß ich es! — Mit dieſen Worten ging ſie eilig aus dem Zimmer.

Der Einnehmer ſah ſeinen Bruder an. Beide begriffen nicht, was das wäre, und ſchwiegen; das junge Mädchen fing an zu weinen.

Die Einnehmerin kam wieder, und hielt ein Portrait in der Hand. Mein Gott! rief ſie; wie ähnlich! wie ſprechend ähnlich! Iſt das eine Tochter von der Antonie? In der erſten Hitze dachte ich, ſie wäre es ſelbſt. Auch nannteſt du ſie ja: Antonie.

„Weißt du denn, liebſte Frau ...? Was iſt denn das für ein Bild?"

Verwahre ein ander Mal deine Sachen beſſer, lieber Mann! Dies Bild kenne ich ſeit dem erſten Jahre unſrer Ehe. Damals ging es mir im Kopfe herum; und wenn damals dieſer kleine Engel gekommen wäre . . . Aber — ſo wendete ſie ſich auf einmal wieder heftig zu Antonien — du kannſt erſt funfzehn Jahr, höchſtens ſechzehn, alt ſeyn, mein Kind. O Gott! das wäre doch abſcheulich! Sie iſt deine Tochter?

„Nein, meine Enkelin. Ihre Mutter war meine Tochter.“

Ihre Mutter? Doch ja, es iſt möglich. (Sie wendete das Portrait um und ſah nach der Jahrzahl.) Zehn, zwanzig, dreißig, beinahe vierzig Jahr. Wie alt warſt du denn, als du dieſes Portrait geſchenkt bekamſt? (Sie hielt ihm Antoniens Portrait hin.)

„Wie kommſt du denn dazu, liebe Frau?“

Im erſten Jahre unſrer Ehe räumte ich einmal auf, als du verreiſt warſt. In einer geheimen Schieblade, die aber offen ſtand, lag dieſes Portrait, und dabei allerlei kleine Billets — Liebesbriefe! — von einer gewiſſen Antonie. Daß ſie nicht neu waren, ſah ich wohl; und ſo ſchwieg ich ſtill: denn, lieber Mann, warum ſollte ich dich beſchämen? Das Portrait nahm ich aber auf ein Paar

Tage

Tage heraus. Ich wollte doch gern wiſſen, wer die Antonie wäre, und zeigte das Bild deiner Schweſter. Sie kannte es ſchon; auch ſie hatte einmal Hausſuchung gehalten.

„Nun, Gott Lob! ich bin in ſchöne Hände gefallen!“ ſagte der Einnehmer, mit einem zärtlichen Händedrucke.

Deine Schweſter ſagte mir: das iſt ſeine erſte Geliebte geweſen; aber niemand weiß, wer ſie ſeyn mag. In unſrer Gegend wohnt ſie nicht, ſondern in Thüringen: das habe ich herausgebracht. — Thüringen, dachte ich, iſt ja weit von hier; dann hat es nichts zu ſagen.

Der Einnehmer gab ſeiner Frau Antoniens letzten Brief, und ſie las ihn mit heißen Thränen. So wie ſie damit zu Ende war, umarmte ſie die Kleine ſehr zärtlich, und nannte ſie mit Herzlichkeit: meine liebe, liebe Tochter! ... Nachher — ſo wendete ſie ſich zu ihrem Manne — will ich dir ſagen, was mich bei der ganzen Sache einzig und allein verdrießt. — Sobald ſie ein wenig ruhiger war, fragte ſie mit großer Neugierde das Kind aus. Antonie beantwortete alle ihre Fragen ſehr aufrichtig; nur den Familiennahmen der Großmutter wollte ſie durchaus nicht nennen, weil ſie dieſer noch an dem Sterbebette hatte verſprechen müſſen, ihn immer zu verſchweigen. Als die Einnehmerin alles wußte, ließ ſie das Mädchen mit den beiden Männern allein.

Der Lieutenant drückte Antonien an ſeine Bruſt, nannte ſie ſeine Tochter, und verſprach ihr väterliche Liebe. Der Einnehmer ſtand in der Ferne, und war im Anſchauen verloren. Endlich zog er ſeinen Bruder bei Seite, und ſagte: „ſo war ſie, als ich ſie kennen lernte. Nur eine ſtolzere Figur, mehr Feuer in den ſchönen Augen, mehr Ausdruck in dem edlen Geſichte.“

Kann ſeyn! Aber dieſe Antonie mit ihrer ſanften, mädchenhaften Beſcheidenheit, ihrer furchtſamen Demuth, gefällt mir doch beſſer.

Beide Männer überhäuften ſie nun wechſelsweiſe mit zärtlichen Liebkoſungen, und dann erzählte ihr der Einnehmer, was ſie von ſeiner Geſchichte wiſſen ſollte. Sie ſagte ihm: aus der großen Zärtlichkeit, womit ihre Großmutter von dem Manne, bei dem ſie künftig leben würde, geredet, hätte ſie ſo etwas geahnet. Jetzt zog ſie das Portrait ihres Großvaters aus dem Buſen hervor, und übergab es ihm. Der Lieutenant betrachtete es mit leuchtenden Augen. Ja, Bruder! rief er: ſo warſt du in deiner Jugend! Das iſt der ſtolze Blick, die edle Geſtalt eines Königs!

„Ja," ſagte der Einnehmer faſt zu gleicher Zeit: „ſo war ſie in ihrer Jugend! So, mit dieſer ſchlanken Geſtalt einer Göttin, ſtand ſie vor mir!"

Wilhelm trat jetzt in das Zimmer, um Antonien zu der Mutter zu rufen. Als er das Mädchen verwundert anſah, ſagte der Einnehmer: „es iſt deine Schweſter!" — Schnell wendete er ſich dann zu dem Lieutenant, und ſagte freudig: „Bruder, ſchlag ein! Ich hab' es!" Der Lieutenant ſchlug, gegen ſeine Gewohnheit, kräftig ein, und rief: den Gedanken hat dir Gott eingegeben!

Meine Schweſter? fragte Wilhelm erröthend.

„Ja oder Nein, je nachdem es fällt!“ antwortete der Einnehmer. . . . „Bruder, am Ende wächſt uns das Glück zu, wie Schwämme in einem feuchten Sommer. Geht zur Mutter, Kinder! geht!“ Er küßte ſeine Enkelin noch einmal; dann ging ſie mit Wilhelm aus dem Zimmer.

„Sieh, Bruder! das alles, meine Erzählung von meinen Jugendjahren, Antonie im Grabe, dieſer mir ſo theure Ueberreſt der Geliebten und einer Tochter, die ich nie geſehen habe: das alles ſtürmt auf meine alte, morſche Bruſt zu. Ich möchte weinen, und zugleich vor Freude ſchreien. Sieh, wenn das Mädchen vor mir ſteht, ſo iſt es, als hätte ſie mich geſtern verlaſſen, und als wäre ſie heute wiedergekommen. Ich vergeſſe dann rein, daß mein Haar ſchon grau iſt. Ach, Bruder! ich habe ſie heiß geliebt! heiß und treu! das fühle ich noch jetzt! . . . Aber haſt du wohl bemerkt, wie unſer Wilhelm roth wurde, als wir ihm Antonien als ſeine Schweſter vorſtellten? Bruder, dieſer Wilhelm iſt uns, Gott ſey Dank, über all unſer Verdienſt gerathen. Gott müſſen wir dafür loben, nicht uns; denn ich — was habe ich denn gethan? Laß uns aufrichtig ſeyn! Ich ſagte in Einem fort: das will ich für ihn thun, und that doch weiter nichts, als daß ich ihn ein wenig Mathematik lehrte. Meine Frau — aber das mußt du doch geſtehen, es giebt keine beſſere Frau auf Gottes Erdboden — die brachte ihm ſogar die albernſten Dinge in den Kopf. Und du, Bruder? Ja, du haſt ihm vorgeleuchtet mit deiner Sanftmuth und deiner Milde; doch weiter auch nichts. Nun ſieh aber, was herausgekommen iſt! Ein Jüngling, der dreiſt hervortreten könnte, wenn der Kaiſer bei ſeiner Krönung, anſtatt: iſt kein Dahlberg da? rufen müßte: iſt niemand da, dem keine Sünde auf dem Gewiſſen liegt? — Meinſt du nicht, lieber Bruder? Du ſiehſt ja ſo kalt aus!"

Das könnte er, Fritz. Aber — wir lieben ihn; und da iſt man, glaub' ich, leicht partheiiſch. Ueberlaß das Gott und der Zukunft.

„Nein, was du auch ſagen kannſt und magſt — ich will ein wenig ſtolzieren. Es iſt eine menſchliche Freude, die ich fühle, ein menſchlicher Stolz, der mir Kopf und Bruſt empor hebt, kein Volkszählen Davids, — ob ich gleich nicht begreifen kann, was daran Böſes war, wenn er es nicht anſtellen ließ, um eine allergnädigſte Kopfſteuer einzuführen. Der Junge iſt ein König unter ſeines gleichen! Und nun ſieh, Bruder! da ſteht auf der andern Seite eine zweite Antonie, ſo ſchön wie die erſte, ſo edel, und, wie du vorhin ſelbſt bemerkteſt, ſo demüthig, ſo beſcheiden! Und dieſe Kinder ſind unſer, wir ſind ihre Eltern! Gott hat uns, wie in der Bibel ſteht, aus den Steinen Kinder erweckt, aus recht harten Felsſtücken, die uns Beide zu zermalmen drohten, dich und mich. Und nun denke dir die beiden Kinder am Traualtar, als Mann und Frau! Denke nur, Bruder! denke! Und wir ſind die Eltern!" (Hier trat die Einnehmerin herein.) „O, laß uns Gott danken, liebſte Frau," rief er ihr entgegen; „nun ſind wir glückliche Eltern! Ich, und du, und der Bruder, wir Alle werden doch nun um unſre Särge Menſchen ſtehen haben, die mit naſſen Augen hinein blicken."

Es ärgert mich nur, — vorhin, in Gegenwart des lieben Mädchens, wollte ich nicht damit heraus — es ärgert mich nur, daß wir auf keine andre Art Kinder in's Haus bekommen, als immer auf dieſe.

„Iſt es nicht einerlei, liebe Frau, auf welche Art dir Gott die Gegenſtände deiner Liebe giebt?"

Sag du, was du willſt; ich ſage Nein, und wünſche, daß ich ſie Beide geboren hätte: denn das iſt die Weiſe, die Gott beſtimmt hat, wie Kinder in ein Haus kommen ſollen. Aber es iſt gut! Ich mag nicht daran denken, was die Leute nun wieder reden werden.

„Denke daran, liebe Frau, wenn Wilhelm und Antonie ihren Hochzeittag feiern. Das iſt beſchloſſen: es wird ein Paar aus ihnen.“

Dazu gebe Gott ſeinen Segen! rief die Einnehmerin. Verlaß dich darauf, es ſoll bei der Hochzeit an nichts fehlen!

Ende des erſten Theils.

Familiengeſchichten.

Von

August Lafontaine.

Zehnter Band.

Henriette Bellmann.

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1802.

Das Titelkupfer zu dieſem Bande wird in Kurzem nachgeliefert. Der Preis beider Bände, welche nicht getrennt werden, iſt 3 Thaler.

Den 1ſten Mai, 1802. Der Verleger.

Henriette Bellmann,

ein Gemählde ſchöner Herzen.

Zweiter Theil.

1.

Der Sirius.

Bei dem nächſten Beſuche, den der Prediger Bellmann mit ſeiner Familie dem Einnehmer machte, wurde ihm Antonie als deſſen Enkelin vorgeſtellt. Er ſah das Mädchen nur flüchtig an, und fragte nicht weiter. Der Lieutenant liebkoſ'te Henrietten; die Einnehmerin war hochroth, und blickte vor ſich nieder: Beide dankten im Herzen dem Himmel, daß der Prediger ſchwieg. Der Einnehmer aber machte ein ſaures Geſicht, weil er ſich nun vergebens auf ſeine Erörterung vorbereitet hatte. Er ging in ſein Arbeitszimmer, und ſagte zu ſeinem Bruder, der ihm bald dahin folgte: „es war nicht einmal höflich, daß er über Antoniens Daſeyn ſo leiſe weg lief, wie eine Spinne über ihr Netz; denn iſt es nicht, als hätte er geſagt: ich will eure Schande nicht ſehen?"

Du thuſt ihm wohl Unrecht, Bruder! erwiederte der Lieutenant beſänftigend.

„Nein. Du ſollteſt nur die Blicke voll Neugierde und Hohn geſehen haben, die er und ſeine Frau auf das Kind warfen! Er fragte nicht, weil er mich ſchon verurtheilt hatte."

Er fragt wohl noch, wenn Antonie nicht zugegen iſt. —

Aber Herr Bellmann fragte nicht, ſondern redete bald mit großem Eifer über die Aufklärung, und über das Feſthaften der Menſchen am Hergebrachten, das er einen Verrath an der Menſchheit nannte.

Der Einnehmer fiel endlich ein: „vorausgeſetzt, lieber Prediger, daß man das Alte verbeſſert, aber nicht gänzlich zerſtört!" Ueber dieſen Satz geriethen Beide in einen Streit, wobei jeder von ihnen eigentlich gegen ſeine wahre Meinung kämpfte. Im Herzen war der Einnehmer noch mehr für Radikal-Kuren, als der Prediger; jetzt aber behauptete er, nach ſeinem Geiſte des Widerſpruchs: er möchte ſich in keinem Falle das Hergebrachte nehmen laſſen, wenn es nicht auffallend ſchädlich ſey. — Alter! Alter! rief ihm der Lieutenant zu. — „Bruder," fuhr der Einnehmer eifrig fort; „wenn du Abends unter den Sternen ſtehſt, und dein demüthiges, betendes Auge am Orion, am Sirius, am Procyon und den Zwillingen hängt, dieſen elf leuchtenden Nachbaren; wenn du dann voll frommen Glaubens dieſe dir heilig gewordenen Nahmen ausſprichſt . . ."

Bei den Zwillingen, Bruder, unterbrach ihn der Lieutenant gerührt, fällt mir immer deine Liebe zu mir ein; und über den Sternen, denk' ich . . . —

„Recht! ganz recht! Und der Sirius ſcheint dir der Thron Gottes, weil dir einmal unſer Oheim — er war ein tüchtiger Aſtronom, Herr Prediger — weil der dir einmal ſagte, Sirius ſey wahrſcheinlich die Central-Sonne unſeres Welt-Syſtems. Seitdem, Herr Prediger, ſieht mein Bruder in der Neujahrsnacht, wo der Sirius bei uns gerade um zwölf Uhr in den Meridian tritt, unter den leuchtenden Sternen da, und ſagt oder denkt: da iſt der ewige Thron Gottes mitten am Himmel, über der Vergangenheit und über der Zukunft. Um keinen Preis ließe er ſich überreden, es ſey ein Zufall, daß der Orion gerade um Mitternacht im Meridian ſteht."

Was ſoll das erweiſen? fragte der Prediger kalt.

„Nun käme ein Neuerungsſüchtiger, und nähme meinem Bruder die Nahmen der Sterne, an die ſich alles das Heilige und Große geheftet hat, was er dabei denkt, (wie der ſelige Schiller die zwölf Apoſtel in den Thierkreis verſetzen, oder wie ein Andrer aus dem Orion den doppelten Adler des heiligen Römiſchen Reiches machen wollte): ſeine Andachten in der Neujahrsnacht vor dem Sirius hätten dann ein Ende, dafür ſteh' ich."

Der Einnehmer bemerkte nicht, daß des Predigers Geſicht vor Unmuth zuckte. Mit faſt bebender Stimme ſagte dieſer: wenn es auch ein wenig neuerungsſüchtig iſt, die albernen Nahmen der Sterne bedeutend machen zu wollen, ſo ſollten Sie doch am wenigſten dagegen einwenden. In Ihrem Hauſe geht es ja nach der allerneueſten Methode: eine Enkelin von Ihnen, und ein Sohn von dem Herrn Lieutenant, beide ohne Heirath!

Der Lieutenant ſprang auf, und faßte die Hand ſeines Bruders, weil er deſſen Hitze fürchtete. Der Einnehmer aber ſah den Prediger mit einem unverſtellten, gutmüthigen Lächeln an, und ſagte ganz ſanft: „daß Sie doch faſt immer Recht haben müſſen! Wahrhaftig, ich werde aller Dinge, ſogar vom Anſehen, müde; und wenn es nach meinem Kopfe ginge, ſo bliebe nichts an Ort und Stelle, die Nahmen am wenigſten. Mein Bruder weiß, daß ich den Sirius eben ſo oft Anubis nenne, als Sirius. Hundsſtern nenne ich ihn nie. Meinetwegen möchte er aber Urian heißen — wenn nur kein Unſtern über unſre Freundſchaft aufgeht, lieber Herr Prediger."

Bellmann konnte auf dieſe freundliche Rede kaum freundlich antworten: ſo erbittert war er. Er hatte (was aber der Einnehmer nicht wußte) als Candidat in einer kleinen Schrift den Verſchlag gethan, viele berühmte Perſonen des Alterthums unter die Sterne zu verſetzen, damit man den Kindern die Geſchichte mit der Aſtrognoſie zugleich beibringen könnte. Nun glaubte er, der Einnehmer habe über dieſe längſt vergeſſene Schrift geſpottet. Der Einnehmer blieb aber ſo freundlich, ſo nachgebend, daß der Prediger ſeinen Irrthum einſah, und ohne allen Groll nach Hauſe ging.

Als er weg war, ſagte der Lieutenant: es war hart, was er ſagte.

„Sehr hart!“ erwiederte der Einnehmer. — „Und ſein Geſicht dabei! Etwas Härteres konnte er gar nicht ſagen.“

Es freuet mich nur, daß keine harte Antwort auf deine Lippen kam, wenn ſie auch in deiner Seele lag.

„Auch in meiner Seele lag keine; denn, Bruder, ich ſah dich in der Neujahrsnacht vor dem Sirius beten: wie hätte ich da etwas Hartes denken können! Du ſtehſt immer vor den Sternen, und ſiehſt, durch das Erdenleben weg, die Ewigkeit nahe vor dir, wie da — erinnerſt du dich noch, was uns Büchling einmal erzählte? — wie da, wo das Meer ſo hell, ſo rein iſt, daß man bis auf den Grund hinunter ſehen kann, und wo es einem vorkommt, als ſchiffte man in der Luft, in einem reinern Elemente. Ja, ſo iſt es dir, Bruder; du ſchiffſt auf einem hellen, reinen Leben, und ſieheſt deſſen Grund, die Ewigkeit, immer nahe vor dir."

Mich ärgert nur deine Gleichgültigkeit, hob die Einnehmerin an; denn was der Prediger da ſagte, das denkt die ganze Stadt von uns. Ich muß mich noch zu Tode ſchämen. Du fragſt nach nichts, und der Schwager faſt eben ſo wenig. So ſprechen die Leute von uns, und noch ärger!

„Auch mich ärgert Eins, liebe Frau. Rede ich von der Ewigkeit, ſo erinnerſt du mich, die Uhr aufzuziehen; rede ich von dem unermeßlichen Weltmeer, ſo fällt dir dein

Töpfchen mit Waſſer oder Milch ein; rede ich von der Ordnung im Weltall, ſo ſagſt du mir wohl: halte doch hübſch Ordnung in deiner Stube!"

Du ſollteſt Gott dafür danken, daß ich ſo bin. Aber ſag ſelbſt, wird nicht die ganze Welt von uns ſo ſprechen, wie der Prediger?

„Du haſt Recht, liebe Frau; — obgleich unſer Städtchen, das du die ganze Welt nennſt, eine elende Figur gegen den Sirius macht, von dem wir ſo eben ſprachen. Aber ja: wem nicht in gewiſſen Augenblicken das Städtchen, worin er lebt, oder die Straße und ſelbſt das Haus, worin er wohnt, ſo viel als die ganze Welt iſt, der verdient keine Nachbaren, keine Hausgenoſſen. Unſchuld iſt ein großes Gut; doch auch Ehre und Schande bedeuten etwas: denn ſie liegen auf der Zunge aller meiner Nachbaren. Noch einmal: du haſt Recht, liebe Frau. Aber ſag nur, was ſollen wir thun?"

Man fand nichts heraus, und ſah am Ende ein, daß man die Leute müſſe reden laſſen.

Die verwünſchten Schwätzer! ſagte die Einnehmerin ganz hitzig. — „Verwünſche ſie nicht, Frau! Denn viele ſchlechte Handlungen, und wohl gar auch Verbrechen, unterbleiben, weil man — nicht die Handlung, nicht ſein Gewiſſen, ſondern den unbarmherzigen Richter, die Zungen ſeiner Bekannten, ſcheuet. Friede ſey mit unſern Nachbaren! Und ſind ſie nicht allzu hart, ſo wollen wir thun, als wüßten wir nichts, und uns im Stillen über die Kinder freuen, die uns Gott gegeben, und die du ſo großmüthig aufgenommen haſt.“

Der Lieutenant fing wieder an von den Zwillingen zu reden, bis das Geſtirn ſelbſt am Himmel aufging. Er betrachtete die beiden ſchönen Sterne mit Rührung, zeigte auf ſie, und ſagte lächelnd: ich wünſchte doch, lieber Bruder, ſie hießen Wilhelm und Antonie.

„Das wollen wir Gott überlaſſen,“ erwiederte der Einnehmer, mit einem Händedrucke.

2.

Antonie.

Wilhelm ſchien gar nicht geneigt, Antonien mehr zu werden, als ihr Bruder. Er ſtimmte von Herzen in das Lob mit ein, das der Lieutenant ihr gab; doch immer blieb er kalt gegen ſie, obgleich der Lieutenant zuweilen veranlaßte, daß er in ſehr vertraute Situationen mit ihr kommen mußte. Der Lieutenant hatte nehmlich ſeinen Kopf darauf geſetzt, Wilhelm durch Antonien glücklich zu machen; denn er, und vielleicht er allein, wußte, wie reich und ſchön ihre Seele war. Den Einnehmer ſcheute Antonie, und ſie verbarg ſich ihm, weil er die edelſte, heiligſte Empfindung zuweilen mit einem muthwilligen Spaße ſtören konnte. Sie wußte nicht, daß gerade in einem ſolchen Falle ſein Herz am wärmſten und weichſten war, und, daß er nur ſeine Thränen hinter dem Lachen verbergen wollte. Er ſchien ihr ein Spötter alles Großen und

Guten, und ſie begriff nicht, wie der Lieutenant ihn ſo innig lieben konnte.

Die Einnehmerin betrug ſich gegen Antonien wie eine ſorgſame, gütige Mutter. Doch Anfangs ſagte ſie ſehr oft: was hilft das ſchöne Schwatzen, Antonie? Eine kluge Wirthin, eine fleißige Hausmutter zu ſeyn: das iſt die Hauptſache. Mein Mann hat gut ſagen, er wollte wohl von morgen an die größte Haushaltung führen! Dazu gehört Ordnung, mein Kind, und ein beſtändiges Aufmerken auf jedes Schwefelhölzchen. Glaub mir, Antonie; ich habe Erfahrung. Iſt eine Frau eine gute Wirthin, ſo braucht ſie weiter nichts, als ihr Chriſtenthum. — (Liebe Frau, würde der Einnehmer geſagt haben, wenn er ſo etwas gehört hätte; du haſt alle die Tugenden, die du verachteſt, von Natur: darum rechneſt du ſie für nichts. Eine gute Wirthin biſt du mit Mühe und durch Nachdenken geworden: deshalb biſt du darauf eitel.) —

Antonie fühlte ſich Anfangs in des Einnehmers Hauſe gar nicht glücklich; denn der wortarme Lieutenant, deſſen ganzes Herz ſie hatte, ſchien ſie nicht einmal zu bemerken, und nie ſprach er anders mit ihr, als ſehr ernſthaft, ob er gleich, wenn ſie es nicht ſehen konnte, die zärtlichſten Blicke auf ſie warf. In den erſten Tagen, die ſie bei dem Einnehmer lebte, erwartete ſie jeden Augenblick den heftigſten Zank, und wußte nicht zu begreifen, wie die finſtern Wolken auf den Stirnen ſo vorüberziehen, und wie manche ſich ſogar in recht zärtliche Scenen auflöſen konnten, die aber der Einnehmer faſt immer mit einem unzeitigen Scherze wieder zerſtörte. Es währte lange, ehe ſie die Menſchen, mit denen ſie jetzt lebte, nur für gut hielt. Der erſte, den ſie ein wenig kennen lernte, war der Lieutenant; ſeine immer gleiche Milde, ſeine ſanfte Geduld, und die wohlthätige Wärme ſeines ſchönen Herzens, konnten ihr nicht immer verborgen bleiben. Sie wendete ſich einige Mal in kleinen Verlegenheiten an ihn, und dann brach ſeine väterliche Liebe zu ihr ganz unverkennbar hervor. Indeß betrug ſich Antonie gegen ihn, wie er gegen ſie, mit ſanfter, ruhiger Stille; und ſo konnte er nur ſelten einen Strahl ihres ſchönen Herzens ſehen. Doch mehr war auch nicht nöthig, da er ſie ſehr bald mit der Herzlichkeit eines Vaters liebte.

Wilhelm wurde von Antonien gänzlich verkannt. Sie legte ihm einen Fehler nach dem andern bei. Anfangs ſchien er ihr einfältig: (denn er konnte ſich in das ihm neue Verhältniß mit einer Schweſter von funfzehn Jahren nicht finden;) nach einiger Zeit nannte ſie ihn hochmüthig, dann einen Prahler, einen Wildfang, und ſpäterhin ſogar tückiſch, boshaft. Als ſie endlich billiger über ihn urtheilen mußte, hielt ſie ihn doch wenigſtens für einen leichtſinnigen, unbeſonnenen Menſchen, der aus Eitelkeit den Einnehmer nachäffe, und für einen verzogenen Sohn, der ſich alles in der Welt erlaube.

So dachte Antonie von den Mitgliedern der Familie, in der ſie jetzt lebte, und ſo mußte ſie von ihnen denken. Ihre Großmutter, mit dem ſo feurigen, flammenden Herzen, das nur der Tod erlöſchen konnte, hatte ſie erzogen, und ihre eigne Begeiſterung in ihr erweckt. Dieſe Begeiſterung wurde aber in Antoniens Seele nicht eine frei hervorbrechende Flamme, ſondern eine ſtille, verborgene Gluth, weil ihr weicher Charakter, ihre ſtille Beſcheidenheit ſie milderte. Die Großmutter war durch Erfahrung nicht ſanfter, nicht nachgiebiger geworden; ſie hatte aber doch gelernt, daß Demuth und Geduld leichter zum Glücke führen, als Stolz und rauher Trotz gegen das Schickſal, und daß ein vollkommnes Glück den Menſchen auf dieſer Erde nicht beſtimmt iſt. Nun lehrte ſie ihre Enkelin dem Leiden feſten Muth, aber auch die noch wirkſamere Geduld entgegen ſetzen. „Mein Kind," ſagte ſie: „nicht die Natur allein hat dir eine Rolle auf der Erde angewieſen, ſondern auch die bürgerliche Geſellſchaft; und dieſe Rolle iſt von beiden die ſchwerſte. Ich foderte mit Trotz die Rechte, welche die Natur dem Weibe gegeben, und ſuchte mich dem Joche zu entziehen, das die Geſellſchaft uns aufgelegt hat; ich wollte ganz glücklich ſeyn, und wurde eine Sklavin meines

nes

nes Stolzes; ich war nie ein Weib, und darum nie glücklich.“

Antonie erfuhr einzelne Theile von der Geſchichte ihrer Großmutter; und dabei wurde ſie mit ihrer Beſtimmung, Gattin und Mutter zu werden, bekannt. Ihr Herz war voll Sehnſucht nach zärtlicher, reiner Liebe: ſie hoffte aber kaum eine ſolche Liebe zu finden; und je näher ſie die Menſchen kennen lernte, deſto mehr verminderte ſich ihre Hoffnung. Ihre Großmutter machte ſie aufmerkſam darauf, wie oft die Sinnlichkeit, oder Reichthum und andre Vortheile, wie ſelten wahre Liebe eine Ehe ſchlöſſe; und ſo bemühte Antonie ſich ſchon früh, die ſtille Gluth, die Sehnſucht, die Ahnungen ihres Herzens zu verbergen. In dem Hauſe ihres Großvaters fand ſie nun, was ſie erwartet hatte: Herzen, von denen keins das ihrige verſtand; oder vielmehr ſie ſelbſt konnte nur die Herzen ihrer neuen Freunde nicht verſtehen, weil dieſe Herzen dem ihrigen nicht glichen und das ihrige nicht erriethen.

Sie zeichnete ſich ihr Betragen mit einer

Beſonnenheit vor, die ihr zur andern Natur geworden war, weil ſie beſtändig unter fremden Menſchen gelebt hatte. Da ſie alles that, was man von ihr foderte, ſo nannte ſie jeder ein gutes, brauchbares Mädchen, ohne ihren eigentlichen Werth nur zu ahnen. Der Einnehmer betrachtete zwar ſeine Enkelin, die der Geliebten ſeiner Jugend ſo ähnlich ſah, oft mit heimlichem Entzücken; doch ärgerte er ſich faſt eben ſo oft darüber, daß ſie, wie er ſich ausdrückte, ſo zahm war. Er ſtritt ſich nicht ſelten mit ſeinem Bruder über Antonien. Sie merkte es, und das konnte nun eben nicht dazu dienen, ihr eine vortheilhafte Meinung von ihrem Großvater beizubringen. Die Einnehmerin liebte die fleißige und ſtille Antonie; doch, da dieſe die einzige Perſon im Hauſe war, der ſie befehlen konnte, ſo befahl und tadelte ſie oft, wo nichts zu befehlen und zu tadeln war. Wilhelm überſah Antonien; und wäre ſie auch nicht in jedermanns Augen ſo unbedeutend geweſen, ſo würde er ſie dennoch überſehen haben: denn — er liebte Henrietten.

Auch an dieſer fand Antonie kein Herz, in welches ſich das ihrige ergießen konnte; ſie hielt das Mädchen für eine Kokette, die nur Bewunderung, nicht Liebe, verlange. Henriette drängte ſich Anfangs zu Antonien. Dieſe war freundlich, doch ohne vertraut zu ſeyn, und wurde es immer weniger, je mehr Henriette mit ihren Kenntniſſen bei ihr zu glänzen ſuchte. Henriette hielt Antoniens Kälte für Neid, und ſuchte ſie dafür durch allen Stolz, den ihr Triumphe über ſie geben konnten, zu beſtrafen. Es that Antonien weh; doch niemals rächte ſie ſich dafür. Nur zuweilen vergoß ſie ein Paar Thränen, daß ſie ſo allein war.

Der Lieutenant wollte faſt verzweifeln, daß alle die kleinen Kunſtgriffe, womit er Wilhelmen Antonien näher zu bringen ſuchte, nichts halfen. Er machte am Ende Wilhelmen ſogar Vorwürfe darüber, daß er Antonien nicht mit brüderlichem Vertrauen behandle; dieſer erwiederte aber: ſie iſt ja kalt wie Eis! Der Lieutenant klagte ſeine Noth dem Einnehmer, der die Idee ſogleich mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit auffaßte, da hier ein Experiment zu machen war. „Bruder," ſagte der letztere, und ſchob ſeine Mütze zurück; — „auf dem Wege, den du eingeſchlagen biſt, geht es nimmermehr. Antonie iſt ein fleißiges, frommes, gehorſames Kind. Darauf geben aber die jungen Leute gar nichts."

Sie ſollten etwas darauf geben, Bruder.

Freilich! Doch die Natur mag es verantworten, warum der Mann durch etwas von viel geringerem Werthe gelockt wird. Genug, das iſt nichts. Und die vertrauten Situationen, in die du Beide geſetzt haſt? Ich bin doch neugierig, davon etwas zu hören. Hat er ihr Zwirn halten müſſen? Des Mädchens Arme ſind wie aus Alabaſter gedrechſelt; und ein weißer runder Arm, der vor den Augen eines jungen Burſchen hin und her fährt, gilt ihm mehr, als was die fleißigſte Hand thun kann. Höre, Bruder, wir können den Jungen ordentlich ſtufenweiſe in Antonien verliebt machen! Dazu gehört aber, daß wir das Wenige, woran die Natur die Begierde geknüpft hat, in gutes Licht und in hübſche Formen bringen."

Er ſoll ihrer nicht begehren, Bruder; er ſoll ſie lieben! ſagte der Lieutenant ſehr ernſthaft.

„Die Begierde führt zur Liebe," antwortete der Einnehmer ſehr ſanft, „wie am Ende die Liebe zur Begierde. Bruder, wir wollen die Natur nicht meiſtern."

Der Lieutenant rieb ſich die Stirn. Wenn das iſt und ſeyn muß, Bruder, ſo haſt du Recht; dann wollen wir alles der Natur überlaſſen. Ich bleibe gänzlich aus dem Spiele; denn — er ſah ſeinen Bruder bedenklich an, weil es gar nicht ſo ſchien, als ob auch der aus dem Spiele bleiben wollte — ſo ein Experiment mit Begierden kann gefährlich ablaufen.

„Hm!" ſagte der Einnehmer, der ſchon ernſtlich darauf ſann, Wilhelmen nach Regeln verliebt zu machen: „hm! was wäre es denn am Ende! Ich ließe mir Wilhelmen adjungiren, und die jungen Leute träten vor den Prediger. Dabei ſehe ich keine Gefahr."

Bruder, du wollteſt in eines Jünglings Bruſt Begierden erregen? Laß die Natur, oder laß Gott ſie zu großen Zwecken brauchen. Aber — hat er den Menſchen nicht auch die Scham gegeben, welche die Begierde verhüllt und zähmt? Und du wollteſt ſie reitzen, Bruder?

Der Einnehmer reichte dem Lieutenant die Hand. „Mein Wort darauf, nein! Auch ich will aus dem Spiele bleiben.“

Der Lieutenant aber blieb nicht ganz aus dem Spiele. Er machte aufs neue Verſuche mit Wilhelmen (die er indeß vor ſeinem Bruder ſorgfältig geheim hielt); lobte ihm Antonien; ſagte ihm einige Male ſogar: ſie ſey ſchön wie ein Engel; und ließ ſich von Beiden begleiten, wenn er ſpazieren ging. Doch davon hatte er nur eine undankbare Mühe; denn immer mußte er allein ſprechen, und, anſtatt daß Beide ſich für einander intereſſiren ſollten, waren ſie nie ſtummer, als bei einem ſolchen Spaziergange.

Endlich, als Wilhelms Herzen durchaus nicht beizukommen war, entſchloß ſich der

Lieutenant, einen Verſuch mit Antonien zu machen, doch freilich nur ſehr ängſtlich, da er wohl fühlte, daß der Mann ſich um das Mädchen bewerben ſoll, nicht umgekehrt das Mädchen um den Mann. Er ging jetzt mit Antonien allein ſpazieren, und hielt dabei ſeinem Lieblinge Wilhelm die lebhafteſten Lobreden. Auch dies war verlorne Mühe, obgleich Antonie aufmerkſam zuhörte; denn die beiden jungen Leute blieben nach wie vor entfernt von einander, obgleich freundlich.

So wenig der Lieutenant auch glaubte, daß ihm ſein Plan gelänge, ſo war Antonie doch aufmerkſam auf ihren Bruder geworden; (Bruder und Schweſter nannten die beiden jungen Leute einander). Er hatte Wilhelmen nicht nur gelobt, ſondern auch allerlei Anekdoten von ihm erzählt, und dabei geſagt: Wilhelm ſey ein Jüngling, der lieben, ſchweigen und ſterben könne. Antonie brachte die Mutter, wie es ſchien ganz gleichgültig, zu allerlei Erzählungen von Wilhelm, und hörte ſie das beſtätigen, was der Lieutenant geſagt hatte. Nun beobachtete ſie den Jüngling näher, und fand ſehr bald, daß ſie ſich in ihm nicht weniger, als in den übrigen Mitgliedern der Familie, geirrt hatte. Jetzt nehmlich ſah ſie ſchon durch die rauhe Außenſeite des Einnehmers bis in ſein ſchönes Herz; und ob ſie gleich noch nicht Vertrauen zu ihm gewinnen konnte, das nur ſeine Frau und ſein Bruder zu ihm hatten: ſo fühlte ſie doch eine große Achtung für ihn, die ſich auf Ueberzeugung von ſeinem Edelmuthe gründete.

Auf dieſe Weiſe wurde ſie nach und nach mit immer feſteren und ſchönern Banden an die Familie geknüpft. Sie fühlte, daß ſie dieſer Menſchen werth ſey, und daß es nur an einem Zufalle fehle, um auch von ihnen geſchätzt zu werden. Einen ſolchen Zufall wünſchte und hoffte ſie; doch ſie war zu blöde, zu furchtſam, um ſelbſt eine Gelegenheit dazu herbei führen zu können. Bei dem allen ging aber eine gewiſſe Aenderung in ihrem Benehmen vor: ihre Kälte verſchwand; ſie wurde theilnehmender, und gegen die Mutter in gewiſſen Stücken ſogar ſehr zutraulich. Für den Lieutenant empfand ſie eine wirklich kindliche

Liebe; gegen Wilhelm war ſie nicht mehr ſo fremd, als Anfangs, da er ihr jetzt ein gewiſſes Zutrauen, ein angenehmes Wohlwollen zeigte, das in Kurzem die Geſtalt einer recht zärtlichen brüderlichen Liebe annahm. Jetzt, da ſie näher mit den Verhältniſſen der Familie bekannt war, mußte es ihr auffallen, daß der ſonſt immer ſo ruhige, ſo unbetriebſame Lieutenant jede Gelegenheit ergriff, wo er ſie mit Wilhelmen zuſammen bringen konnte. Er muß doch irgend eine Abſicht dabei haben, dachte ſie; und ſogleich trat ſie ihm, von dem weiblichen Inſtinkte geleitet, einen Schritt näher. Sie hielt Wilhelmen bei der erſten Veranlaſſung eine Lobrede. Dabei glänzten des Lieutenants Augen vor Freude, und in ſeiner Argloſigkeit ließ er ſich einige Worte entfallen, die ihr ganz deutlich ſagten, daß es wenigſtens ſein Wunſch ſey, aus ihr und Wilhelm ein Paar zu machen. Als ſie mehr beobachtete, konnte ſie bald nicht länger zweifeln, daß auch der Einnehmer und deſſen Frau eben den Wunſch hätten, wie der Lieutenant.

Natürlicher Weiſe beobachtete ſie nun Wilhelmen mit ſteter Aufmerkſamkeit, und fand in Kurzem, daß er von ſeinen Verwandten noch immer zu wenig geliebt wurde. Jetzt that es ihr wehe, wenn der Einnehmer ihn zuweilen den närriſchen Hoſſein nannte, oder auch wohl erwies, daß ſeine Begeiſterung — die Antonien ſo wohl gefiel — nichts als baare Narrheit ſey. „Er kann nicht dafür, Antonie," fuhr er einmal fort: „denn ſieh, als er noch ein Kind war, machte ihn die Mutter zu einem Mohammedaner; und ſo iſt er ein determinirter Fataliſt geworden, der ſein Leben hinwerfen könnte, wie eine taube Nuß, der uns Noth genug machen wird, weil er keinen Rath annimmt, ſondern mit übermüthigem Stolze behauptet: Rath müſſe jeder Mann in ſich ſelbſt finden, und wer ihn bei einer ſittlichen Handlung brauche, der ſey ſchon ein Spitzbube, oder habe doch Luſt einer zu werden."

Du lieber Gott! fiel hier die Einnehmerin ängſtlich ein; es iſt kein wahres Wort daran!

Der Einnehmer fuhr fort: „die Kaſuiſtik, der witzigſte Theil der Theologie, ſagt er, ſey eine Handelsbude, worin um die Tugend gefeilſcht werde. Ein Herrnhuter iſt er dazu: denn er glaubt an ein inneres Licht; und ein Wiedertäufer: denn er würde dem Generalſuperintendenten ins Geſicht behaupten, der Menſch müſſe zum zweiten Male getauft werden, und zwar mit Feuer, mit Flammen, und ohne Stolgebühren."

Antonie merkte wohl, daß der Einnehmer im Grunde Lobreden auf Wilhelm hielt: denn ſie ſah, wie der alte Mann nach und nach begeiſtert wurde, und wie er, wenn Wilhelm etwa gerade dazu kam, ihn mit der innigſten Liebe umfaßte; aber dennoch that es ihr weh, daß der Lieutenant und die Einnehmerin den Jüngling vertheidigen mußten.

Als ſie endlich feſt überzeugt war, daß der Einnehmer Recht hatte, daß in Wilhelms Herzen das heilige Feuer einer tugendhaften Begeiſterung brannte, nur bewacht und unterhalten von den unſchuldigſten, reinſten Empfindungen; als ſie ſah, daß er ein Mann war im edelſten Sinne des Wortes, unabhängig vom Golde, von der Luſt, ſelbſt vom Leben, und daß er die Geſetze der Tugend wie die ſtrengen Befehle eines unveränderlichen Fatums betrachtete (in dieſem Sinne hatte ihn der Einnehmer einen Fataliſten genannt, wie er ſich nachher gegen ſeinen Bruder darüber erklärte); als ſie ihm zutrauen mußte, daß er eben ſo würde handeln können, wie die Gräfin Elsbeth, welche liebte, ſchwieg und ſtarb: da entſtand in ihrer Seele eine reine, zarte Neigung zu dem Jünglinge, die gänzlich frei von aller Begierde war, und lange ſchweſterlich hätte bleiben können, wenn nicht der Gedanke: dieſem Jünglinge biſt du beſtimmt! ihrer Neigung etwas Irdiſches zugemiſcht hätte.

Niemand merkte, welche Veränderung in Antoniens Seele vorgegangen war. Das glänzendere Auge, worin die Liebe funkelte, hielt man für die Wirkung einer völligen Geſundheit und Ruhe. Selbſt Antonie wußte nicht, daß ſie ihren Bruder liebte, und merkte auch nicht einmal, was ſie wünſchte: denn die reine Liebe fodert beim Erwachen ſonſt nichts, als

Wohlwollen und Vertrauen; und das bewies ihr Wilhelm unverkennbar. Sie dachte nicht daran, eine Leidenſchaft verbergen zu wollen, die ſie ſelbſt in ihrem Herzen nicht kannte; aber dennoch ahnete niemand im Hauſe nur das Mindeſte davon. Wilhelm hätte vielleicht aus Antoniens funkelnden Augen und aus dem ſanften, wehmüthigen Tone ihrer Stimme etwas gemerkt; doch der war jetzt viel zu ſehr in ſich ſelbſt verſunken, als daß ihn etwas außer ihm bekümmern konnte.

Der Lieutenant ſchüttelte unmuthig den Kopf, wenn er Antonien und Wilhelmen beiſammen geſehen hatte; denn nach der innern Welt in ſeiner Seele, mußte eine Liebe, wie er ſie beinahe für alle Menſchen, und am meiſten für ſeinen Bruder, fühlte, ſich ganz anders äußern, als bei Antonien. Er dachte nicht daran, daß dieſe viel Aehnlichkeit mit ihm hatte, und daß auch ſeine Liebe ſchweigend war und ſich kaum durch Zeichen äußerte. Bruder, ſagte er wehmüthig: die Zwillinge werden wohl ihre alten Nahmen behalten!

„Hm!“ erwiederte der Einnehmer: „Schade! ſehr Schade! Das Mädchen fängt an mir zu gefallen: ſo ruhig, ſo verſtändig, ſo ohne Leidenſchaft! Wilhelm könnte im Leben keine beſſere Frau finden. Aber du ſollſt ſehen, da wird der Aetna, anſtatt eines Gletſchers, der ſeine Hitze mäßigen könnte, ſich einen Veſuv ſuchen; und Gott ſey uns gnädig, wenn ſie beide anfangen, ihr Feuer auszuwerfen!“

Bruder, Antonie iſt nicht ſo kalt, wie du glaubſt. Im Innern brennt und glüht es; der Schnee liegt nur auf der Oberfläche.

„Nun, ſo wollen wir uns zufrieden geben. Er wird nicht ohne Frau, ſie nicht ohne Mann bleiben.“

Amen! ſagte der Lieutenant. Ich hätte es freilich lieber ſo geſehen. Doch wir wollen Gott walten laſſen.

3.

Antonie lernt ſich ſelbſt kennen.

Bruder, ſagte der Lieutenant mit glänzenden Augen, und wendete ſich von dem offnen Fenſter ab, an welchem er lange ſchweigend geſtanden hatte: ich wünſchte, die Herren Gelehrten ſähen zuweilen aus dem Fenſter, ehe ſie ſo die Geſetze, nach denen alles lebt und webt, zu Papiere brächten.

„Ich habe einen Blinden gekannt, der ſich ein Syſtem vom Sehen, von Licht und Farben gemacht hatte, ſo gut ein Blinder das kann; und — was das Seltſamſte war — er wußte davon ſehr ordentlich Red' und Antwort zu geben, verſtand die Perſpektive, und ſo weiter. Dem gab ein Engliſcher Augenarzt das Geſicht. Mich ſoll nur wundern, ſagte er vor der Operation, ob ich etwas erfahren werde, das ich nicht ſchon weiß. Als er nun das Licht erblickte, da gerieth er in Entzücken. Mein Syſtem, ſagte er nachher, war richtig, aber nur ein Syſtem von geraden und gebrochenen Linien. Von dem, was Sehen iſt, hatte ich gar keine Ahnung. Seitdem fällt mir bei den metaphyſiſchen Syſtemen oft mein Blinder wieder ein. Aber, Bruder, — was ſaheſt du denn am Fenſter?“

Dicht am Fenſter, in dem Je länger je lieber, niſtet eine Graſemücke. Sie ſtand auf dem Rande des Neſtes, und fütterte ihre Jungen, wobei ſie das ſorgende Auge immer auf mich gerichtet hatte. Als ich das rührende Schauſpiel der Mutterliebe ſo betrachtete, erregte ein Gewimmel einige Hand hoch über dem Neſte meine Aufmerkſamkeit. Da iſt das Netz einer Spinne, und neben, über, unter und in dem Netze, hingen hundert kleine Spinnen, ſo groß wie Punkte, und arbeiteten gleichſam unter der Aufſicht der beſorgten Mutter. Zwei Familien einander ſo nahe, und ſo verſchieden; aber doch Ein Geiſt, der in ihnen lebt! Unter dem Fenſter ging eine Henne mit ihren Küchlein. Sie ſtürzte muthig hervor, ſobald Joli in ihre Nähe kam. Sieh, dies dreifache Schauſpiel zärtlicher

Liebe rührte mich. Guter Gott, das ſoll Inſtinkt ſeyn! dachte ich; nur Räderwerk, nur Bewegung, todte Bewegung! Oder, Bruder, — ich weiß nicht, was die Gelehrten unter Inſtinkt verſtehen.

„Das Syſtem des Blinden! Gerade und gebrochene Linien; aber vom Lichte keine Ahnung!"

Hinten hängte die Waſchfrau Leinenzeug auf. Ihr Kind wurde ihr gebracht; ſie küßte es lächelnd, und gab es zurück, doch augenſcheinlich ſehr ungern. Antonie, die es bemerkte, rief ihr zu: nehme Sie das Kind; ich will unterdeſſen aufhängen. Wilhelm half Antonien. Während der Zeit ſpielte die Mutter mit dem Kinde, und ihre Augen funkelten von Liebe. Endlich traten die beiden jungen Leute vor die Mutter, und betrachteten, freilich weniger gerührt als ich, das zärtliche Schauſpiel. Ich wendete mein Auge ab; denn mir fiel bei dem Zuſehen unſerer Kinder etwas ein, das nichts mit der Scene vor meinen Augen zu thun hatte.

„Das wohl damit zu thun hatte! Du

wünſchteſt Antonien in die Stelle der Grasemücke oder der jungen Frau: nicht wahr? Das iſt ſo gut Inſtinkt, wie jenes, was du ihnen wünſcheſt."

Ich wünſchte ihnen etwas Beſſeres, Bruder; oder, wie geſagt, ich muß ſonſt nicht verſtehen, was Inſtinkt bedeutet.

„Das iſt wohl möglich."

Hier entſpann ſich zwiſchen beiden Brüdern ein Geſpräch über Freundſchaft, Liebe und Treue. Antonie und Wilhelm traten ſo eben in das Zimmer, als der Einnehmer ſagte: „Du kannſt nicht leugnen, Bruder, daß der allergeliebteſte Mann, wenn er zwei Jahre nach ſeinem Tode wiederkäme, ſeine Frau, wäre ſie auch die beſte auf der Erde, in große Verlegenheit bringen würde. Alſo darf man für dieſe Liebe wohl den Nahmen Inſtinkt gelten laſſen."

Der Lieutenant trat vor die Fenſterſcheibe, in welche ſein und ſeines Bruders Nahmen geſchnitten waren, und hob an: wenn ich ſtürbe und . . . — Er vollendete vor Rührung nicht.

„Das iſt ein anderes, geliebter Lieutenant!“ ſagte der Einnehmer lebhaft, und drückte ihm die Hand.

Und ſollten nicht zwei Eheleute einander lieben können, wie zwei Brüder? fragte der Lieutenant betrübt.

„Ja, das könnten ſie, wenn ſie wollten. Du haſt Recht. Es liegt nur an dem Verhältniſſe der Ehe, daß es anders iſt. Aber ſetze den Fall, Bruder, Antonie und Wilhelm liebten einander mit unausſprechlicher Liebe; Eins von Beiden ſtürbe jung, und das andere heirathete, ſo . . .“

Ich würde dann nicht heirathen! ſagten Antonie und Wilhelm zu gleicher Zeit.

Da ſiehſt du! ſagte der Lieutenant triumphirend.

„Ich ſehe, daß die Beiden junge Leute ſind, denen die Welt ſich nach ihren Gefühlen drehen ſoll, wie den Gelehrten nach ihren Schlüſſen. Es würde ſich ja aber wohl zeigen, wie ſie Wort hielten.“

Nein, Vater, ſagte Wilhelm mit flammenden Augen und zitternder Stimme: was

Sie auch ſagen mögen — ich, ich kann nur Einmal lieben! Antonie, die eben das fühlte, warf unbemerkt einen Blick auf ihn, und erſchrak, als ſie ſein Auge ſo funkeln, und ſein ganzes Geſicht ſo glühen ſah. Sie verließ das Zimmer, und dachte mit einem tiefen Seufzer: redete er nicht, als liebte er ſchon?

Jetzt warf Antonie zum erſten Mal einen Blick in ihr eignes Herz, und ſogleich empfand ſie, daß ſie ſelbſt auf dem Wege war, ihren Bruder zu lieben. Zwar wollte ihr Herz ſie überreden, daß Wilhelm wohl ſie lieben könne; denn — hatte der Einnehmer nicht geſagt: ſetze den Fall, Antonie und Wilhelm liebten einander; und — hatte Wilhelm nicht erwiedert: wenn ſie ſtürbe, dann würde ich nicht heirathen? Doch niemals hatte, auch in dem vertraulichſten Geſpräche mit ihr, ſein Auge ſo gefunkelt und ſeine Stimme ſo gezittert, wie bei jenen Worten; ſie konnte alſo nicht der Gegenſtand des Gefühls in ſeinem Herzen ſeyn. „Und wer denn ſonſt? welches Mädchen kann er lieben?" — Sie dachte auf einmal an Henrietten; und die quälende Eiferſucht, die ſie in demſelben Augenblicke fühlte, zeigte ihr, daß ſie nicht bloß auf dem Wege war, Wilhelmen zu lieben, ſondern, daß ſie ihn wirklich ſchon liebte. Als ſie ſein Betragen überdachte, und ſich an einzelne Scenen zwiſchen ihm und Henrietten erinnerte, konnte ſie nicht länger an der Richtigkeit ihrer Meinung zweifeln, und ſie wunderte ſich nur, daß ſie ihre Bemerkung nicht ſchon längſt gemacht hatte. Sie fand ſogar heraus, daß Henriette Wilhelmen wiederliebe, und daß er nur auf eine günſtige Gelegenheit hoffe, ſich den Eltern zu entdecken.

Der Zuſtand ihres Herzens wurde immer quälender. Sie fühlte alle Schmerzen einer verſchmäheten Liebe: Haß gegen Henrietten, Unwillen, mit Scham gemiſcht, gegen Wilhelm. Ihr Herz, das ſonſt ſo ruhig geweſen war, glich auf einmal einem ſtürmenden Meere, in welchem heftige Leidenſchaften tobten.

Ihre Großmutter hatte ihr ſehr oft geſagt: „Sie müſſen ungewöhnliche Empfindungen in deinem Herzen entſtehen, ohne daß du ihre Beſchaffenheit und ihre Urſache unterſuchſt. Laß es nicht dabei bewenden, wenn dir dein Nachdenken dann ſagt: ich haſſe den oder jenen Menſchen, weil er Haß verdient, weil er haſſenswerth handelt. Die Eitelkeit, mein Kind, und die Eigenliebe, halten gewöhnlich den Gegenſtand des Haſſes für die Urſache deſſelben. Suche die Quelle aller bittern Empfindungen in deinem eignen Herzen, und nicht in dem Betragen des Andern. Man hält ſich für beleidigt, weil man ſtolz iſt; man ſucht etwas haſſenswerth zu finden, und findet es bald wirklich ſo, weil man nicht den Muth hat, gerecht zu ſeyn, und weil man nur ſich ſelbſt liebt.“

Dieſe und ähnliche Gedanken hatte Antonie, auf Verlangen ihrer Großmutter, ſogar in ein Buch ſchreiben, und ihr auch verſprechen müſſen, dies oft zu leſen, es aber Niemanden ſehen zu laſſen. Jetzt ergriff Antonie ihr Buch, nicht, um ſich Raths zu erholen, ſondern, um ſich von ihren peinlichen Gefühlen zu befreien. Sie las mit unterbrochener Aufmerkſamkeit, weil ſie oft an einen von Henriettens Fehlern dachte. Endlich kam ſie zu der angeführten Stelle; und dieſe paßte ſo genau auf ihren Zuſtand, auf ihre Empfindungen, daß ein Mädchen von ihrem Geiſt und Charakter nothwendig darüber nachdenken mußte. Sie ging, obgleich nicht gern, an die Unterſuchung ihres Innern, und fand, daß ſie gleich Anfangs eben nicht ſehr vortheilhaft von Henrietten gedacht, doch nicht eher Haß gegen ſie empfunden hatte, als nach der Entdeckung, daß Wilhelm ſie liebe. Jetzt wollte ſie, beſchämt, aber noch nicht bereuend, die Unterſuchung aufgeben, und fing an zu weinen. Das erleichterte ihr Herz. Nun fing ſie aufs neue an zu unterſuchen, und fand, zu ihrer noch größern Beſchämung, daß Neid, daß Eiferſucht die Quelle ihres Haſſes ſey.

Meine Großmutter hat Recht! ſagte ſie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und machte das Buch zu. Mögen ſie einander lieben; ich will nicht mehr daran denken! Sie ſchlug das Buch wieder auf, und bemerkte ſogleich eine Stelle, die ihre Großmutter doppelt unterſtrichen hatte. „Es iſt nicht genug, daß der Menſch ſich für ſchuldig erklärt; das thut er oft nur darum, weil er nicht unterſuchen will, wie ſehr er ſchuldig iſt. Einen Fehler geſtehen, iſt nicht Reue, nicht Beſſerung, iſt oft weiter nichts, als der Wunſch, ihn zu vergeſſen. Unterſuchung des Fehlers giebt Stärke, ihn künftig zu vermeiden.“

Dieſe Worte machten auf Antonien ſehr großen Eindruck. Sie verbarg ihr Buch, verließ ihr Schlafzimmer, und ſagte noch einmal: ich will nicht mehr daran denken. — Doch den ganzen Tag dachte ſie mit Selbſtvorwürfen an die Lehren ihrer Großmutter, und eben dadurch wurden ihre Empfindungen gegen Henrietten milder. Sobald ſie am Abend allein war, nahm ſie ihr Buch wieder hervor. Sie wollte ſich mit dem Schatten ihrer geliebten Großmutter verſöhnen, und fing aufs neue an zu unterſuchen. Dabei fand ſie, daß gleich Anfangs ihre Abneigung gegen Henrietten weiter nichts geweſen war, als verſteckte Eitelkeit; denn es hatte ihr mißfallen, daß ſie von Henrietten in vielen Stükken übertroffen wurde. Nach dieſem Selbſtgeſtändniſſe legte ſie ſich nieder, und ſchlummerte bei leichten Thränen ein.

Am folgenden Morgen ſchien ihr auf einmal alles ganz anders, als geſtern. Es war ihr wieder ungewiß, ob Wilhelm Henrietten liebe, und höchſt unwahrſcheinlich, daß dieſe ihn wiederlieben ſollte. Sie rechnete aufs neue zuſammen, und es kamen nicht mehr die vorigen Reſultate heraus. Mit einer ſehr ſchmerzlichen Beſchämung glaubte ſie nun zu ſehen, daß ſie Henrietten um eines bloßen Traumes willen gehaßt habe. Von der geſtrigen ganzen Verhandlung mit ſich ſelbſt behielt ſie ſonſt nichts übrig, als das Gefühl, daß ſie Wilhelmen mit wahrer Leidenſchaft liebe. Ehe ſie zum Frühſtück hinunter ging, beſchloß ſie nun zweierlei: ihren Bruder ſo genau als möglich zu beobachten, und — ein ſchweres Unternehmen! — ihre Leidenſchaft wieder in die Gränzen des ſchweſterlichen Wohlwollens zurückzuführen. Henrietten wollte ſie, um das ihr angethane Unrecht wieder gut zu machen, ſo oft ſie nur könnte, Gelegenheit geben, ſich in dem ſchönſten Lichte zu zeigen, auch wenn es auf ihre eigne Koſten geſchehen ſollte. — Wie vielfach ſind die menſchlichen Täuſchungen! Dieſer Vorſatz gab Antonien ſogar eine Ruhe, eine Stärke, die nur der Lohn einer wirklichen Tugend ſeyn ſollte. Sie wünſchte dem geliebten Bruder freundlich einen guten Morgen, ob er gleich ſo eben des Einnehmers Behauptung, daß der Prediger Bellmann von der Erziehung nichts verſtehe, mit großem Eifer bekämpfte. Antonie hatte den Muth, die Behauptung ihres Bruders zu unterſtützen, ja Henrietten ſelbſt als den Beweis dieſer Behauptung anzuführen. Wilhelm ſchwieg dazu; und nun wäre ſie wohl muthig genug geweſen, Henrietten das vollkommenſte aller Mädchen zu nennen, wenn nicht der Einnehmer geſagt hätte: „Lobt ein Mädchen das andere, ſo muß es entweder ſeiner Sache äußerſt gewiß ſeyn, oder es heuchelt, oder es iſt ſich eines Unrechts gegen die Andre bewußt, oder . . . Sieh, Bruder, ich freue mich immer, wenn bei mir die Oder ſo hinter einander weg rollen. Freilich bleibt am Ende von dem ganzen Satze nichts, was eines Oder werth wäre; aber man ſieht doch daraus, wie geneigt der Menſch iſt, alles in ein Syſtem zu bringen.“

So war der Streit zu Ende. Der Einnehmer hatte bloß disputirt, um zu disputiren; und Henrietten wollte er, ob er gleich wohl manches gegen ſie zu erinnern hatte, nicht tadeln, da er ſie im Ganzen für ein gutes Mädchen hielt. — Er brach faſt immer ab, ſobald ein Einzelner in einen Streit gemiſcht wurde. Daher viele von den Inkonſequenzen, die ihm der Prediger vorwarf. Sie machen, ſagte dieſer, ſo oft entſetzliche Sprünge in Ihrem Disputiren.

Und — ſagte der Lieutenant, der ſeinen Bruder mit allen deſſen Eigenthümlichkeiten kannte — ich verſichere Ihnen, daß die meiſten, Ehrenſprünge ſind: Sprünge nehmlich, die meinem Bruder Ehre machen, und die ihm Gott einmal anrechnen wird, wenn auch der nicht, mit dem er disputirt.

4.

Der Einnehmer treibt Teufel aus.

Antonie beobachtete nun ihren Bruder; ſie wurde aber mit jedem Tage ungewiſſer über ihn. Wenn ſie ihn mit Henrietten beiſammen ſah, glaubte ſie an den verſtohlnen Blikken, welche er auf dieſe warf, an der zarten Ehrerbietung, die er ihr ſo ſichtbar bezeigte, und an der auffallenden Spannung, worin er ſich befand, zu ſehen, daß er ſie innig liebte; dann aber war er wieder ſo ohne Leidenſchaft, gab ſich ſo wenig Mühe, in Henriettens Geſellſchaft zu kommen, und ſprach ſo wenig von ihr, ob er gleich ſehr oft die beſte Gelegenheit dazu hatte, daß es ſchien, als ob er nicht einmal an ſie denke. Durch dieſe Ungewißheit gewann Antonie nicht an Ruhe, und der Vorſatz, ihre Leidenſchaft zu beſiegen, wurde in ihrer Seele immer ſchwächer. Alles vermehrte die ſtille Gluth der Liebe in ihrem Herzen: die Eiferſucht nicht weniger als die Hoffnung. Wenn dieſe gerade bei ihr das Uebergewicht hatte, und Wilhelm dann zu ihr trat, freundlich mit ihr redete, ihre Hand faßte, und ſie zutraulich drückte: dann entflammte ſich ihr Herz immer ſtärker. Ja, das war ein Blick der Liebe! dachte ſie dann fröhlich. Wie könnte er ſo freundlich mit mir reden, wenn er mich nicht liebte! Er muß ja wiſſen, daß wir für einander beſtimmt ſind. Der Lieutenant, der ſo vertraut mit ihm iſt, hat ihm das gewiß nicht verſchwiegen; weiß ich es doch!

Ihre Hoffnung ſollte bald noch höher ſteigen. — Was iſt denn Antonien? fragte der Lieutenant ſo oft, daß der Einnehmer aufmerkſam wurde, und eine Menge Urſachen angab, aus denen ein junges Mädchen ſchwermüthig werden könne. Als er endlich zugeſtehen mußte, daß er in dieſem Falle nichts Beſtimmtes wiſſe, gab er Wilhelmen den Auftrag, Antonien zu zerſtreuen. „Unterhalte ſie fleißig von angenehmen Dingen; ja: ihr, wenn nichts anders hilft: wir hätten ihre

Figur gelobt; ihre Hand und ihre Farbe wären ſchön; und wenn ſie die Augenlieder mit den langen Wimpern über den großen Augen aufhöbe, ſo wäre es, hätten wir geſagt, als träte die Sonne hinter einer Wolke hervor. Ja, Wilhelm, ich wünſchte, du thäteſt das. Bei der Gelegenheit lerneteſt du vielleicht ſo etwas ſagen, ohne roth zu werden, und ohne ſo hölzern da zu ſtehen, wie ein Heiligen Bild. Etwas helfen würde es obendrein."

Es iſt mir recht lieb, daß Wilhelm das nicht kann! ſagte die Einnehmerin mit einem freundlichen Blicke.

„Frau, wenn du nicht ſelbſt noch immer eine hübſche Farbe hätteſt, ſo würde ich ſagen, du wäreſt neidiſch. Und, Lieutenant, wegen einer hübſchen Hand, war ſie in der Jugend ordentlich berühmt. Stände der Zeigefinger an beiden Händen nicht ſchief . . ."

Schief? an beiden Händen? fragte die Einnehmerin empfindlich, und hielt ihre Hände dem Lieutenant hin. Der Einnehmer lachte laut; und auch der Lieutenant lächelte ein wenig. Die Einnehmerin erröthete. „Du ſiehſt, mein Sohn," fuhr der Einnehmer fort, „die Frauenzimmer hören alle gern, daß ſie hübſch ſind. . . . Nun geh zu Antonien. Hat ſich der Lieutenant geirrt, und fehlt ihr nichts, ſo iſt es deſto beſſer."

Wilhelm konnte ſich nicht überwinden, Antonien etwas über ihre Schönheit zu ſagen; er zeigte ihr aber ein ſo zärtliches Mitleiden und einen ſo angelegentlichen Eifer, ſie zu zerſtreuen, daß ſie ſchon am dritten Tage wieder ganz heiter, und am vierten oder fünften wirklich fröhlich war.

Die arme Antonie bezahlte dieſe Fröhlichkeit ſehr theuer. Ihr ganzes Weſen wurde die froheſte, zutrauensvollſte Liebe, und ſie erwartete nun mit lautem Herzklopfen den ſeligen Augenblick, da Wilhelm ihr ſagen würde: ich liebe dich, Antonie! Aber — ſchon nach wenigen Tagen wurde er in ſeinem Betragen gegen ſie wieder der vorige: er ſuchte ſie nicht mehr zu erheitern, ja er ſprach überhaupt nur ſelten mit ihr, und bloß von gleichgültigen Gegenſtänden. Sie verſank wieder in eine tiefe Schwermuth, die ſie aber ſorgfältig verbarg, weil der Lieutenant ihr ſagte: er freue ſich ſehr, daß es Wilhelmen gelungen ſey, den Auftrag, ſie zu erheitern, ſo bald zu erfüllen.

Antonie blieb, als ſie das gehört und der Lieutenant ſie verlaſſen hatte, wie feſt geheftet ſtehen, und legte die Hand an die Stirn. Alſo einen Auftrag hatte er? dachte ſie; den Auftrag, mich zu erheitern? Wäre es noch eigenes Mitleiden mit mir geweſen; dann ... Doch nur ein fremdes! Alle waren beſorgter um mich, als er; hätte er ſonſt gewartet, bis man ihm den Auftrag gab, die Unglückliche zu erheitern? — Sie ging langſam, mit geſenktem Kopfe, auf ihr Schlafzimmer. Als hier ein Thränenſtrom ihr Herz erleichtert hatte, ſagte ſie: nein, kränken will ich die guten Menſchen nicht mehr. Nie ſoll ihm Jemand wieder den Auftrag geben, mich zu tröſten.

Sie verſchloß ihr Herz nun gänzlich; und da ſie in der Wirklichkeit nichts vor ſich ſah, als Gram und Hoffnungsloſigkeit, ſo ſchuf

ſich

ſich ihre Phantaſie in einſamen Träumen ein Glück, wodurch ihre Liebe noch glühender wurde. Als ſie einmal allein zu der Kapelle der Gräfin Elsbeth gegangen war und ſie offen fand, fiel ihr des Lieutenants Erzählung von Wilhelms Jugend wieder ein. In einem ſchwärmeriſchen Entzücken knieete ſie an dem Grabmahle nieder, legte den heißen Mund auf die Bruſt des Marmorbildes, und ſagte, feſt entſchloſſen, obgleich mit brechendem Herzen: „ich will lieben, ſchweigen und ſterben!" Sie erfüllte ihren Vorſatz, und verbarg ihren ſtillen Gram, wie ihre Liebe. Immer lag auf ihren Lippen ein Lächeln; immer war ſie ſanft und geduldig; alles that und ertrug ſie ohne die mindeſte Empfindlichkeit.

Bruder, ſagte der Lieutenant: Antonie iſt ſanfter als ein Lamm; und wenn ich ein junger Menſch wäre, ich würde ſie, glaube ich, ſchon darum mit einer Art von Schwärmerei lieben, weil ſie gar keinen Wunſch hat, weil ihre Heimath nicht auf dieſer Erde iſt.

Was! rief der Einnehmer lebhaft: Bruder, iſt es wirklich ſo, wie du ſagſt? gar keinen Wunſch?

Ja, Bruder; es iſt ſo. Wenn ſie mich ſo freundlich anſieht, als hätte ſie etwas recht Großes zu bitten, und ich frage: gute Antonie, möchteſt du gern etwas? Sag, was es iſt, du ſollſt es haben, und müßte ich darum zehn Meilen weit zu Fuße gehen; dann hat ſie keinen Wunſch, keine Bitte.

„Nun, ſo wollt' ich . . .! Hätte ich doch beinahe geflucht! Aber, Bruder, du ſagſt mir das ja, als ſollte es eine Lobrede auf das Mädchen ſeyn!"

Nun ja doch, Bruder; allerdings! Iſt es denn nicht etwas Gutes, wenn der Menſch ſo recht lebendig fühlt, daß ſeine Heimath im Himmel iſt?

„Nein, Bruder, wie du es jetzt meinſt, iſt es etwas Schlimmes. Auch du lebſt, wie ich tauſendmal ſage, in der Ewigkeit; aber du haſt den Himmel zu dir herab gezogen, und deine Heimath iſt noch immer hier, unter den Menſchen. Das macht dich ruhig, beſſer, freundlicher. Wärſt du ein Jüngling, ſo würde es dich verliebt machen, froh, ſtolz, intolerant ...“ —

Behüte mich Gott! rief der Lieutenant.

... „freigebig, gebieteriſch gegen Vornehme, vertraulich gegen Geringe, wagehälſig und ſo weiter. Aber gar nichts wollen, gar nichts wünſchen, wie Antonie? Das iſt kein guter Geiſt, das iſt der leibhaftige Teufel, der in ihr ſitzt; und den müſſen wir austreiben.“

Alter! ... Wie kannſt du das den Teufel nennen! Ich ſage dir ein Paar Worte von Antonien; du ſelbſt bekümmerſt dich nicht um ſie, und — ...

„Du meinſt, ich könne nichts wiſſen, weil ich den Menſchen, mit denen ich lebe, nicht auf die Finger ſehe? Bruder, kann ich denn nicht an einem einzigen Glaſe Wein ſchmekken, ob das ganze Stückfaß etwas taugt oder nicht? Soll ich, um das zu erfahren, erſt das ganze Faß austrinken? ... Ich weiß nicht, was meine Nachbaren einnehmen und ausgeben, klatſchen, geklatſcht haben und ſo weiter; wohl aber weiß ich, was in dem geheimſten Winkel eines menſchlichen Herzens vorgeht, wenn mir anders die äußern Erſcheinungen richtig angegeben werden. Und nun ſag ich dir: verhält es ſich mit Antonien ſo wie du ſagſt, dann iſt ſie von einem böſen Geiſte beſeſſen, den wir austreiben müſſen. Laß ſie doch einmal kommen! du ſollſt es bald hören."

Heute Abend, antwortete der Lieutenant verlegen; ſie iſt bei den Heumachern.

„Junge Leute, Mädchen ſo gut wie Jünglinge, müſſen etwas wünſchen, müſſen eigenen Willen haben; ſonſt, Bruder, fehlt es ihnen an moraliſcher oder phyſiſcher Lebenskraft. Du haſt die Wahl zwiſchen beiden."

Aengſtlich ſagte der Lieutenant: ſonſt haſt du immer ein Dutzend Oder in Bereitſchaft; und dieſes Mal klemmſt du mein Herz zwiſchen die beiden ein.

„Weil es dieſes Mal auf ein Menſchenwohl ankommt! Du weißt, wie lieb ich dich habe, Bruder; aber dieſes Mal muß ich dich zwiſchen den zwei Oder ſitzen laſſen. Iſt Antonie betrübt, ſo muß ſie ſchreien; iſt ſie luſtig, ſo muß ſie jauchzen. Warum ſie keins von beiden thut, weiß ich nicht; ich hoffe indeß, es zu erfahren."

So eben trat Antonie in das Zimmer. Aengſtlich hob der Lieutenant an: und da ſagte der König zu dem Feldhauptmann, gehe ſanft mit dem Knaben Abſalon um! Der Einnehmer drückte ſeinem Bruder die Hand, und warf einen forſchenden Blick auf Antonien; ſie erwiederte ihn mit einem lächelnden, der den Einnehmer ſogleich erweichte. Als er ein Geſpräch mit ihr anfing, beantwortete ſie Alles mit einer rührenden Sanftmuth. Er ſchüttelte den Kopf, und nach einer Pauſe machte er ihr einige leichte Vorwürfe über das Erſte, das Beſte, das ihm einfiel. Sie antwortete mit leidender Geduld, vertheidigte ſich nicht, verſprach, ſich zu beſſern, und bat ihn, Nachſicht mit ihr zu haben.

Der Lieutenant konnte ſich nicht länger halten. Zum erſten Mal in ſeinem Leben wurde er gegen ſeinen Bruder heftig, und ſagte: bei dem allwiſſenden Gott! du thuſt ihr

Unrecht, Bruder. Von dem allen, was du ihr vorwirfſt, hat ſie ja nichts gethan!

Der Einnehmer erwiederte gerührt: „Gott ſey ihr gnädig, wenn ſie ungerechte Vorwürfe anhören kann, ohne ſich zu vertheidigen! Mein armes geliebtes Kind,“ fuhr er mit ſanftem Tone fort; „ich glaube, du biſt ſehr krank.“

Antonie brach in Thränen aus, und ſagte, wie vor ſich: ach! bis zum Tode!

Der Einnehmer bat ſie, ihm offenherzig zu ſagen, was ihr fehle; ſie blieb aber dabei, daß ſie es nicht wiſſe. Jetzt drang der Lieutenant mit der ganzen rührenden Gewalt ſeiner zärtlichen beſorgten Liebe in ſie. Nun warf ſie ſich ängſtlich in des Einnehmers Arme, als ob ſie bei ihm Schutz gegen die Bitten des Lieutenants ſuchen wollte.

„Bruder,“ ſagte der Einnehmer, „kann es nicht Dinge geben, welche zu verſchweigen uns die Tugend und die Menſchlichkeit gebieten? Habe ich dich errathen, meine gute Antonie, ſo antworte nur durch ein Zeichen.“ (Sie liſpelte mit niedergeſenkten Augen ein Ja.) „Nun, ſo ſchweig, Antonie! Vergiß aber nicht, daß du es nicht anders darfſt, als wenn die Tugend es dir befiehlt.” (Sie ſah den Einnehmer feſt, mit froher Unſchuld, an.) „Gott ſegne dich, Antonie! Ja, du ſchweigſt, weil du mußt. Bruder, laß uns den Muth unſeres Kindes ehren! Und jetzt nur noch ein Wort, Antonie! Es iſt groß, ſeinen Kummer zu verſchweigen; aber noch größer, ihn zu beſiegen. Antonie; mein guter Bruder weint. Mache ihn wieder heiter. Richte dich auf, mein Kind! Der Menſch kann viel. Richte dich ſtolz auf! Dann wird mein Bruder, der dich ſo herzlich liebt, nicht mehr betrübt ſeyn.”

Auf einmal ſtand Antonie in einer edeln Stellung da, trocknete ſich die Augen, und küßte des Lieutenants Hand. Mit bebender Stimme ſagte dieſer: gute Antonie! und ſie warf ſich an ſeine Bruſt. Nach einer Minute bat ſie den Einnehmer dringend, von dieſer Scene gänzlich zu ſchweigen. Als er ihr das verſprochen hatte, lächelte ſie, und ging mit feſterem Schritte, als ſonſt gewöhnlich, aus dem Zimmer.

Ach, welcher Jammer! ſagte der Lieutenant. Der Einnehmer erwiederte: „Wie kannſt du jetzt von Jammer reden! Ich möchte ſagen, wie du vorhin: wäre ich ein junger Menſch, ich würde das Mädchen lieben, und hätte ich auch ſonſt nichts von ihr geſehen, als wie ſie ſich mit ſolchem edeln Stolze aufrichtete, und die Ketten des Grams von ihrem Herzen abwarf. Bruder, erſt in dieſer Minute habe ich Antoniens Enkelin in ihr erkannt. So groß, ſo edelſtolz, ſo frei, ſtand meine Antonie immer da.“

Ach, wenn ich nur wüßte, . . . ſagte der Lieutenant.

„Was es wäre? Was kann es ſeyn, als . . . Bruder, haſt du denn an den jungen Leuten gar nichts bemerkt? Zu dem Gram eines jungen Mädchens giebt es faſt immer ein Gegenſtück. Haſt du an Wilhelm nichts Beſondres geſehen?“

Ich wüßte nicht, daß mir an dem etwas aufgefallen wäre.

„Hm! ſo ganz gleichgültig ſollte er ſeyn? Ich bitte dich, Bruder, faſſe ihn von jetzt an genau in die Augen. Er iſt ein Trotzkopf, der mit dem Unglück ſpielt, und der ſich einbildet, der Menſch müſſe nicht anders weinen, als vor Freude. Ich glaube noch immer, hier iſt ein Stück aus Amors Zaubertaſche; denn um das übrige Wohl und Weh in der Welt kümmert man ſich erſt nach dem fünf und zwanzigſten Jahre. . . . Hätte doch Wilhelm geſehen, wie ſich Antonie in meinen Armen aufrichtete! Wäre er dann gleichgültig geblieben, ſo hätte ich ihm geſagt: geh! in deinen Adern iſt Eis!"

Bruder, ich hätte ſie ſchon geliebt, als ihr Unglück ſie ſo demüthig machte. Und bedarf denn ein gebrochnes Herz nicht Liebe?

„Du haſt Recht. Doch von dieſer Liebe rede ich nicht."

5.

Ninon.

Der Einnehmer wußte ſich nicht wenig damit, daß er den Teufel bei Antonien ſogleich geahnet, und ihn ſo kräftig ausgetrieben hatte. „Bruder," ſagte er; „ich muß mich gut ausgenommen haben, als ich da ſtand, und die Zauberformel ſprach: „richte dich auf, Antonie!" und als ſich nun die von Leiden gebeugte Geſtalt, voll Glaubens an Menſchenwort und an die Allmacht unſeres Willens, aufrichtete. Wenn du es mir nicht als eine Eitelkeit auslegen willſt — ich muß dir, glaube ich, vorgekommen ſeyn, wie ein Apoſtel, der den Lahmen ergriff, daß er feſt und ſtark nach Hauſe ging."

Ja, Bruder, es ſah gut aus, als du bei den Worten: richte dich auf! dich ſelbſt mit funkelnden Augen aufrichteteſt. Aber ein Apoſtel mag bei ſo etwas doch wohl anders ausgeſehen haben. Damit will ich indeß nicht leugnen, daß auch das, was du gethan haſt, ein Wunder der Güte Gottes iſt.

Der Einnehmer hatte große Luſt, aus dieſem kleinen Vorfalle einige Wunder der Bibel zu erklären; doch wagte er es nicht, aus Achtung für die Religioſität ſeines Bruders. Da indeß ſein Mittel bei Antonien geholfen hatte (denn ſie war von dieſem Augenblick an gänzlich verändert): ſo nahm er ſich vor, in ähnlichen Fällen jedes Mal den Zauberer zu ſpielen, und zwar zuerſt mit Wilhelmen, von dem er noch immer glaubte, daß Antoniens Unglück ihn näher anginge. „Bruder," ſagte er; „ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, es iſt eine Liebesgeſchichte, in der Wilhelm eine Rolle hat." In dieſer Vermuthung beſtärkten ihn einige Worte, die Antonie ſich in einem nachherigen Geſpräche mit ihm entfallen ließ. Der Lieutenant ſelbſt geſtand endlich zu, daß Wilhelm jetzt zuweilen etwas Seltſames, etwas Träumeriſches habe.

„Hat er das?" rief der Einnehmer. „Nun, was zögre ich denn noch? Wie kann ich länger zweifeln?"

Sobald er mit Wilhelm und dem Lieutenant allein war, ſchritt er zum Werke. Wilhelm, der ihn erſt gar nicht verſtand, wurde durch ein Paar räthſelhafte Worte über Antonien nachſinnend. Nun glaubte der Einnehmer gewonnen zu haben, und verſetzte ſich in ein künſtliches Feuer, um noch mehr zu wirken. Wilhelm aber — ſchlug ein lautes Gelächter auf, in das der Lieutenant von Herzen mit einſtimmte, und das den Einnehmer aus ſeiner Schamanen-Begeiſterung weckte.

Er brach das Geſpräch auf einmal ab, hieß den Jüngling gehen, und ſagte ein wenig beſchämt: „Bruder, du wirſt es erleben, daß ich dennoch Recht habe!"

Der Lieutenant erwiederte gutmüthig und treuherzig: faſt glaube ich das ſelbſt! Aber, wenn du Recht haſt, ſo mußt du doch zugeben, daß etwas Großes darin iſt, unter der Laſt eines Leidens ſo heiter zu bleiben, wie Wilhelm.

„Es kommt auf Urſach und Abſicht an, lieber Bruder; denn ſonſt wären faſt alle Hofleute, deren Geſichter ſich nach den Launen ihres Fürſten richten, die wahren Helden der Stoa, und Anatomie die wahre Sittenlehre. . . . Du lächelſt? Ich hörte einmal einen Hofmann, der lange bei einem großen Anatomiker in die Schule gegangen war, behaupten: ein Menſch, der ſich in der Welt pouſſiren wolle, habe nichts angelegentlicher zu lernen, als Herr über die Muskeln zu werden, die von dem vierten, dem ſiebenten, und dem achten Nervenpaar abhangen. Und er hatte Recht. Das vierte und das achte Nervenpaar heißt auch das pathetiſche; und das ſiebente erregt Lachen, Erröthen und Erblaſſen. Wer am Hofe lebte, und nur dieſe drei Dinge ſo ganz in ſeiner Gewalt hätte, dem wäre geholfen. Es iſt ein Glück, ſage ich dir, daß die Hofleute die Anatomie nicht ſtudieren! Thäten ſie es, ſo wäre gar nicht mit ihnen auszukommen."

Du magſt ſagen, was du willſt, es iſt etwas Großes darin, daß Wilhelm den Schmerz, der ihn quält, ſo verbergen kann.

„Nun ja! Gott behüte ihn aber, daß er nicht etwa aus Eitelkeit, oder ſogar auch um der Tugend willen, eine andere Rolle ſpielen will, als die ihm die Natur beſtimmt hat! Glaub mir, es giebt tugendhafte Heuchler, die, um ganz fehlerfrei zu ſeyn, immer eine fremde Rolle ſpielen; die heftig ſind, und in dem ſanfteſten Tone reden; die ſtolz ſind, und immer den Kopf demüthig niederbeugen; die Haberechte ſind, und immer nachgeben; mit Einem Worte, die Märtyrer -- nicht der Tugend ſind, ſondern eines tugendhaften Anſtandes; die ihres Lebens nicht froh werden, weil ſie immer an ſich zu richten, zu ordnen und zu mäßigen haben. Lieber Gott, mir wird angſt und bange, wenn ich nur an dieſe Kreuzträger denke! Sie vergiften die Quellen ihres Lebens und ihrer Freude, und plagen zuletzt alle Menſchen um ſich her mit Hypochondrie und Lebenshaß, bis der mitleidige Tod endlich die Feſſeln löſ't, die ſie ſich ſelbſt angelegt hatten."

Wenn es ſolche Menſchen giebt, ſo gebe ihnen Gott Freunde, die ihnen mit Liebe die Augen zudrücken!

„Es giebt ihrer mehr, als du denkſt; nur ſteht in Büchern wenig von ihnen geſchrieben, weil ſie noch nicht klaſſificirt ſind. Aber Wilhelm gehört — Gott ſey Dank! — nicht zu dieſen Leuten. Uebrigens bleibe ich dabei: er iſt mit in Antoniens Unglück verwickelt."

Der Einnehmer hatte richtig geſehen. — Wilhelm liebte Henrietten mit der ganzen Leidenſchaft ſeines glühenden Herzens. Schon als ſie mit ihm zuſammen tanzen lernte, gehörte ihr ſein Herz; doch erſt ſeitdem ſein Freund Rudolph ſie aufgegeben hatte, glaubte er das Recht zu haben, ſie zu lieben. Er ſah in ihr mit jedem Tage mehr das Ideal, welches er ſich von dem vollkommenſten Mädchen dachte; doch, durch das Beiſpiel ſeines Freundes belehrt, hatte er feſt beſchloſſen, ſeine Liebe zu ihr allen Menſchen zu verbergen.

Nach Rudolphs Entfernung aus dem Städtchen ſahen des Predigers und des Einnehmers Familien einander ſogleich wieder öfter. Der Prediger war jetzt in der That nicht mehr mißtrauiſch gegen ſeine Tochter; er glaubte, daß ſie den kindiſchen Fehler, ſich in einen Liebeshandel einzulaſſen, nicht noch einmal begeben könnte; denn ſie hatte ihm die ganze Begebenheit mit Rudolphen, und ihre geheimſten Empfindungen dabei, freiwillig geſtanden. Dieſe Unterredung würde für Henrietten ſehr lehrreich geworden ſeyn, wenn ihr Syſtem von der Liebe nicht längſt vollendet geweſen wäre, und wenn ihr Vater nicht alles auf eine ſehr glänzende, oder doch vortheilhafte, Heirath bezogen hätte. Nun aber ging eine ſo ſeltene Stunde des höchſten Vertrauens zwiſchen Vater und Tochter ohne Nutzen vorüber. Alles lief darauf hinaus, daß Henriette des Triumphes genoß, von ihrem Vater bewundert zu werden.

Bellmann konnte ſeine Tochter jetzt unbeſorgt ſich ſelbſt überlaſſen. Er fürchtete den ernſten, wortarmen, in ſich gekehrten Wilhelm bei weitem weniger, als vorher den fröhlichen, heitern Rudolph; und dann — was ſehr wohl in Betracht zu kommen verdiente — war Wilhelm, wenn er anders den Einnehmer beerbte, (worüber dieſer indeß ſich niemals äußerte,) eine gar nicht üble Partie. Der Einnehmer galt in ſeinem Städtchen

für

für einen reichen Mann; und daß er Wilhelmen zum Erben einſetzen würde, ließ ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit erwarten.

Henriette ging jetzt, ſo oft ſie wollte, in der Einnehmers Haus. Je öfter Wilhelm das ſchöne Mädchen ſah, deſto liebenswürdiger fand, und deſto inniger liebte er es. In der That hatte Henriette auch manche Vorzüge und gute Eigenſchaften: ſie war freimüthig, ohne unbeſcheiden, heiter und fröhlich, ohne übermüthig zu ſeyn; ſie hatte Geiſt, Talente, Kenntniſſe, und verſtand die Kunſt, das alles zu rechter Zeit und ohne Anmaßung geltend zu machen. Das, was ihr Vater ganz vorzüglich ſchätzte, Grazie, ſchien ihr angeboren zu ſeyn: ſie that alles ſo leicht, ſo heiter, daß ſie dadurch gegen die ſtille, in ſich gekehrte Antonie ſehr vortheilhaft abſtach. Der Einnehmer ſelbſt war gern in ihrer Geſellſchaft, ob er gleich etwas, das er nicht zu benennen wußte, gegen ſie hatte. Der Lieutenant, der etwas Aehnliches fühlte, wußte das ihr Fehlende auch zu nennen: ſie iſt alles, ſagte er; nur nicht fromm!

„Du ſagſt da bloß, was ſie nicht iſt, Bruder,“ erwiederte der Einnehmer nachſinnend; „ich möchte aber wiſſen, was ſie wirklich iſt.“

Vorzüglich gefiel es dem Einnehmer an ihr, daß ſie einen äußerſt ſchnellen und feinen Takt für die Sprünge ſeiner Ideen hatte. Seine Vorſtellungen konnten ihr nie zu ſeltſam, zu grotesk ſeyn. Sie disputirte wohl mit ihm; doch ſagte ihr ein feines Gefühl, wann ſie nachgeben müſſe.

Mit Wilhelm ging Henriette auf eine ganz eigene Art um. Sie war eine abgeſagte Feindin aller Schwärmerei, aller Begeiſterung, und trieb, wenn das Geſpräch auf dergleichen kam, ihren Spott damit, wobei der Einnehmer ihr treulich half, bis er ſelbſt in eine Begeiſterung gerieth, über die ſie dann herzlich lachte. Auch Wilhelmen verſchonte ſie nicht; doch war ihr Spott bei ihm ſo leicht, ſo lachend, daß er darüber nicht empfindlich, ſondern heiter wurde. Zuweilen ließ ſie ſich wohl von ſeiner Begeiſterung hinreißen, und ſchwärmte ein wenig mit;

worüber ſie denn freilich hinterher auf die drolligſte Weiſe lachte. Sie zeichnete Wilhelmen aus — („wie jeden jungen Mann," ſagte Antonie einmal, nicht ohne Grund.) Alles an ihr gefiel Wilhelmen; am meiſten aber bewunderte er ſie wegen einer gewiſſen Naivetät, einer Unſchuld, einer unbeſorgten Unbefangenheit im Geſpräche, die oft ſehr nahe an das Kindiſche gränzte, und die ihr — das konnte Antonie ſelbſt nicht leugnen — außerordentlich wohl ſtand. Durch dieſe kindliche Unbefangenheit brachte ſie es dahin, daß ſie über Alles mitſprechen durfte, ohne daß irgend einer — die Einnehmerin ausgenommen — es auffallend fand. Wilhelm betrachtete ſie mit einem ungewöhnlichen Entzücken, wenn ſie mit dem freundlichen, lachenden Auge, mit der ſüßeſten, argloſeſten Unſchuld eine Frage that, durch welche ſie wohl gar der Einnehmerin eine Röthe abjagte.

Eben ſo arglos, wie im Geſpräche, war ſie auch in ihrem Betragen. Sie wußte gar nichts von dem ſcheuen, zurückhaltenden Weſen gewöhnlicher Mädchen, und gab z. B.

Wilhelmen bei der geringſten Veranlaſſung die Hand, oder drückte ſie ihm. Aber bei aller ihrer freundlichen Zutraulichkeit wurde er dennoch nicht bekannter mit ihr; und gewiß rührte ſein Entſchluß, ihr ſeine Leidenſchaft zu verſchweigen, auch mit davon her, daß er ſich gar nicht denken konnte, wie er es anfangen müſſe, ihr ſein Herz zu entdecken.

Da ſie Allen im Hauſe gefiel, ſo war ſie immer willkommen, und wurde ein neues, feſtes Band der Freundſchaft zwiſchen dem Einnehmer und ihren Eltern. Ihre Heiterkeit, ihr Frohſinn veranlaßte auch manches kleine Vergnügen, das man vorher nicht kannte, und die Geſelligkeit unter den gebildetern Perſonen des Städtchens wurde durch ſie größer.

Jetzt hatte Wilhelm bei mancher kleinen Fahrt und manchem kleinen Feſte in dem Hölzchen Gelegenheit, mit Henrietten allein zu ſeyn. Vielleicht wäre er bei dieſen Umſtänden ſeinem Entſchluſſe, ihr ſeine Liebe immer zu verbergen, nicht treu geblieben, wenn ſie in ſeine Schwärmerei mit eingeſtimmt hätte; doch ſie war immer nur vertraulich, nur heiter. Gewöhnlich gelang es ihr, auch Wilhelmen heiter zu machen; und war er das, ſo ſagte ſie ihm wohl, wie gut das lachende Auge, der leichte Scherz ihm ſtehe.

Henriettens Benehmen war nicht bloß Kunſt, nicht bloß Natur, ſondern eine Miſchung von beiden. Sie hatte ihre Erfahrungen genützt, und über das Leben nachgedacht. Ihr konnte es nicht entgehen, daß Toleranz anderer Menſchen das rechte Mittel iſt, des Lebens froh zu werden; deshalb war ſie gegen jedermann nachgebend und gefällig. Es machte ihr Vergnügen, mit Männern umzugehen; ſie fand aber bald, daß dieſer Umgang für ein Mädchen eigene Schwierigkeiten hat, wenn es die Triumphe des weiblichen Geſchlechtes nicht aufgeben will. Dies zu thun, koſtete ihr Ueberwindung und Mühe; doch ſie erreichte ihre Abſicht durch freimüthige, ſorgloſe Unbefangenheit. Keinen Blick der jungen Männer, keine Schmeichelei, keine Aufmerkſamkeit ſchien ſie auf ſich zu beziehen; nur für die Unterhaltung ſelbſt ſchien ſie Sinn zu haben. Dadurch brachte ſie es dahin, daß ſie mit jedem jungen Manne vertraulich umgehen konnte, ohne jemals die Spröde machen zu dürfen.

Zu dieſem Studium über ihr Betragen hatte ihr Vater ſie veranlaßt, der ſie für eine zweite Ninon hielt. Zwar hätte er um keinen Preis ein ſolches Weib aus ſeiner Tochter machen mögen; aber dennoch nannte er ſie in ſeiner Vaterfreude zuweilen: meine Ninon; ohne ſich übrigens weiter über dieſe Franzöſin auszulaſſen. Henriette fand aber, als ſie einmal ein Buch ſuchte, das Leben der Ninon; ſie las es heimlich, da gleich die erſten Seiten ſie anzogen, und ſah nun ſehr wohl, weshalb ihr Vater von dieſem berühmten Weibe nicht ſprechen wollte. Der Ninon Ruhm gefiel ihr; doch war ihr etwas dabei widrig, beinahe abſcheulich. Aber ſie las noch einmal, dachte über die Grundſätze der Franzöſin nach, und empfand immer weniger Widerwillen dagegen. Dieſe Grundſätze hatten zu viel Aehnlichkeit mit ihren eignen, und paßten zu gut zu ihres Vaters Lehren über ihr künſtlges Benehmen in der Welt, als daß dieſe Lektüre hätte ganz ohne Wirkung bleiben können. Zwar fand ſie das Leben der Ninon immer tadelhaft; es blieb aber doch in ihrer Phantaſie das Ideal der weiblichen Glückſeligkeit, und in ihrem Herzen war der geheime Wunſch, ein ähnliches führen zu können.

Sie that in dieſer Abſicht, was ſie konnte. Mit großer Aemſigkeit ſuchte ſie ihren Geiſt zu bilden; vorzüglich aber bemühete ſie ſich, den ernſthafteren Kenntniſſen ein leichtes, ſchönes Gewand zu geben, die Minerva in eine Grazie zu verwandeln. Sie bildete ihre Geſchicklichkeiten weiter aus, um, wo möglich, in allen eine ſehr hohe Stufe zu erreichen. Eine Reiſe, die ihre Eltern mit ihr in die Reſidenz des Landes machten, that, ob ſie gleich nur einige Wochen dauerte, auf Henrietten eine ſolche Wirkung, daß man ſie nachher kaum wiederkannte. Mit Hülfe ihres Vaters benutzte ſie den Aufenthalt in der Reſidenz zu einem wirklichen Studium. Dort ſah, dort beobachtete ſie alles, und bemerkte bald, daß es ihr nicht ſchwer ſeyn würde, auch auf dieſer größeren Schaubühne mit Glück eine Rolle zu ſpielen. Sie kam anders und ſchöner gekleidet, mit einem leichtern Gange, und mit noch mehr Grazie im Betragen, nach ihrem Städtchen zurück; doch, anſtatt nun ſtolz zu ſeyn, wie Antonie und die Einnehmerin befürchteten, war ſie vielmehr noch zutraulicher, noch unbefangener, noch kindlich-unſchuldiger, als vor ihrer Reiſe.

Wilhelms Liebe zu ihr wurde immer größer; da aber ſeine Achtung für ſie ſehr zunahm, ſo wurde ſein Betragen gegen ſie auch ehrerbietiger, und er beſtärkte ſich immer mehr in dem Vorſatze, ihr und allen Menſchen ſeine Leidenſchaft zu verſchweigen. Wenn er über ſeine Wünſche, und über die Wahrſcheinlichkeit, ſie erfüllt zu ſehen, nachdachte, dann ſank ſeine Hoffnung gänzlich; denn noch immer waren ſeine Ausſichten in die Zukunft unſicher. Die beiden Brüder, die ihn erzogen hatten, zeigten nicht die geringſte Neigung, ihn aus dem Hauſe weg zu laſſen.

Die Einnehmerin drang zwar, nach Art der Weiber, ernſtlich darauf, daß Wilhelm ,,etwas werden" müſſe; man ſchreckte ſie aber mit der mannichfaltigen Gefahr, die ihren Liebling in der Fremde erwarte. Wilhelm ſelbſt war ſich bewußt, daß er nur um Henriettens willen in irgend eine Laufbahn zu kommen wünſchte; er ſchwieg aus Scham, und ſo gingen viele Monate hin, die ihn zwar für die Gegenwart ſehr glücklich machten, die Wahrſcheinlichkeit aber, daß er je die Hand ſeiner geliebten Henriette erhalten würde, immer mehr verminderten.

Es koſtete ihm groſe Ueberwindung, ſeine Leidenſchaft zu verbergen, zumal da er bei dieſem Schweigen nie erfahren konnte, ob auch Henriette etwas für ihn empfinde. Sie behandelte ihn zwar mit einem lieblichen Vertrauen; dieſes zeigte ſie aber auch andern jungen Männern, welche ſie öfter ſah.

Wilhelm arbeitete mit einer unglaublichen Anſtrengung; doch zuweilen ergriff ihn eine Art von Verzweiflung, wenn ihm der Gedanke einfiel, daß alle ſeine Anſtrengung am

Ende doch vergeblich ſeyn werde. Er hatte lange umher geſonnen, in welchem Fache er am ſchnellſten ein Amt zu erhalten hoffen könne. Endlich blieb er in ſeiner Wahl bei der angewandten Mathematik, die er nun in allen ihren Theilen eifrig ſtudierte. Er ſammelte ſich in Kurzem einen reichen Vorrath von Kenntniſſen, und, ſo viel er dazu Gelegenheit hatte, ſuchte er ſich auch praktiſche Erfahrung zu erwerben. So dirigirte er z. B. jeden Bau in dem Städtchen, und machte kleine Reiſen in die Nachbarſchaft, an jeden Ort hin, wo irgend eine merkwürdige Maſchine zu ſehen war. Durch ſeine unaufhörliche innere und äußere Anſtrengung wurde er ernſter, ſtiller, in ſich gekehrter, als er es, nach ſeinen Jahren und ſeinen Anlagen, hätte ſeyn ſollen. Nur Henriette konnte ihn erheitern, doch immer nicht länger als auf einige Stunden: dann verſank er wieder in ſein ernſtes, ſchweigendes Nachſinnen. Zuweilen, wenn er lange zwiſchen Hoffnungen und Beſorgniſſen geſchwankt hatte, nahm er ſich wohl vor, den Knoten zu zerhauen, und Henrietten ſeine Liebe zu geſtehen; dann aber fiel ihm des Einnehmers Rede an Rudolph, und ſein Vorſatz wieder ein. Er ſagte: ſchweigen und ſterben! Dieſe Worte gaben ihm neuen Muth, ſeine Arbeiten, wie ſeine Opfer, fortzuſetzen, und er wurde wieder ein wenig heiter.

6.

Antonie ſchwört.

Henriette ſpielte ihre Rolle leicht, mit Grazie, und wiederholte ſich oft ihre Grundſätze: „der Menſch lebt, um glücklich zu werden; die Leidenſchaften ſind Winke der Natur, auf welchem Wege das Glück anzutreffen iſt; und die Klugheit muß ſie beherrſchen!“ Aber dennoch ſpielte unter der Hand auch ihr Herz ſeine Rolle, und ſehnte ſich nach etwas Anderem, als nach dem leichten Genuſſe eines immer heitern Lebens. Sie ſpottete der Liebe, und fühlte dennoch, daß ſie Bedürfniß des Herzens iſt. Schon früher hatte ſie den Gedanken gehabt, daß Wilhelm nicht gleichgültig gegen ſie ſey; und jetzt wurde dieſe Vorſtellung in manchen Stunden bei ihr ſehr lebhaft. Wenn ſie Wilhelmen betrachtete, und die glühenden Blicke, die hohe Begeiſterung ſah, mit der er bei manchen Gelegenheiten redete; dann konnte ſie ſich des Gedankens nicht erwehren: o, welch ein Glück müßte es ſeyn, von dieſem jungen Manne geliebt zu werden! — Alle Mädchen ſehen ſcharf; noch ſchärfer ſah Henriette, die ſo lange an das Beobachten gewöhnt war. Sie bemerkte bald die Zeichen der Liebe an Wilhelmen, und freute ſich darüber — nicht, weil es ein Triumph ihrer Eitelkeit war, ſondern weil ſchöne Bilder ihrer Kindheit vor ihrer Seele ſchwebten. Da ihr Vater zuweilen im Vorbeigehen geäußert hatte, daß Wilhelm, wenn er den Einnehmer beerbte, keine üble Partie ſeyn würde: ſo ließen ſich ihre Gefühle auch mit ihrem Syſteme ſehr wohl vereinigen. Je aufmerkſamer ſie jetzt den Jüngling beobachtete, deſto mehr wurde ſie von der Richtigkeit ihrer Vermuthung überzeugt: und nun ſagte ſie dieſe ihrem Vater mit einer Ruhe, welche ihm zeigen ſollte, daß es ihr völlig gleich ſey, was er wünſche.

Ihr Vater überlegte, und fand eben nichts gegen Wilhelm einzuwenden. Der junge Menſch, ſagte er, wird vielleicht in der Folge ſehr reich, wenn er auch das Vermögen der Familie mit ſeiner ſo genannten Schweſter theilen muß. Es fehlt ihm nicht an Kopf, und durch den macht er die Fehler ſeiner verkehrten Erziehung einiger Maßen wieder gut. Seine Talente und ſeine Kenntniſſe werden ihn ohne Zweifel vorwärts bringen; aber Henriette — ob du mit ihm glücklich ſeyn würdeſt, da er von Jugend auf gewohnt iſt, alle Foderungen ſeiner Phantaſie, ſeiner wilden ungezähmten Gefühle zu befriedigen: das iſt eine andre Frage.

Meinen Sie nicht, lieber Vater, daß er noch zu bilden wäre? fragte Henriette lächelnd.

Kaum! Dir, mit deinem Kopfe, würde es freilich noch am erſten gelingen. Es käme auf eine Probe an!

Henriette näherte ſich nun dem Jünglinge, zeichnete ihn aus, wie die Leſer ſchon wiſſen, und ſpottete über ſeine Schwärmerei, doch immer mit feiner Schonung. Es gelang ihr, ihn zu erheitern, ja ihm bisweilen das Geſtändniß abzunöthigen, daß ſeine Schwärmerei ein Fehler ſey. Nun hoffte ſie auf noch weit mehr. „Wenn er,“ dachte ſie, „mir nur erſt erklärt hat, daß er mich liebt; dann . . .“ — Aber dieſe Erklärung blieb aus, obgleich Henriette ihm ſo nahe trat, als es der jungfräuliche Anſtand nur immer erlaubte. Sie begriff das nicht; und noch unbegreiflicher war es ihr, daß er wieder fremder und kälter gegen ſie wurde. Sie machte einige Verſuche, in ſein Herz zu ſehen; und als ihr dieſe mißlangen, fing ſie zuweilen an zu zweifeln, ob er ſie wirklich liebe. In dieſer Ungewißheit zog ſie ſich behutſam ein wenig von ihm zurück, doch ohne ihn darum ganz aufzugeben.

Es war in ihren Augen eine nicht geringe Demüthigung, daß ſie den Jüngling, den ſie halb und halb liebte, gar nicht errathen konnte. Zuweilen, wenn ſie ſein vertrauliches Betragen gegen Antonien ſah, beſorgte ſie gar, daß ſie an dieſer eine glückliche Nebenbuhlerin hätte. Nun gerieth ihre Eitelkeit in Bewegung, und ſie bediente ſich ihrer weiblichen Künſte ein wenig. Nicht lange, ſo ſtieg dann ihr Glaube an Wilhelms Liebe wieder, da ſie ganz deutlich ſah, daß ſeine Heiterkeit und ſeine finſtre Laune von ihrem Betragen gegen ihn abhingen. Bei dem allen blieb ſie aber in Ungewißheit; denn Wilhelm — liebte und ſchwieg.

Antonie beobachtete noch genauer, weil heiße Liebe und quälende Eiferſucht ihre Blicke ſchärften. Bisweilen zweifelte ſie gar nicht mehr an Wilhelms Leidenſchaft für Henrietten; wenn ſie dann aber wieder ſah, wie ruhig, wie kalt ſogar, er mit ihr über Henrietten ſprach, und daß ihn nicht einmal ein Tadel über dieſe unwillig machte: dann wurde ſie wieder gänzlich ungewiß. Die Leidenſchaften wirkten bei Allen unabläſſig fort, und niemand errieth das Wahre. Doch Antonie ſollte durch einen Zufall aus ihrer Ungewißheit kommen.

Wilhelm war auf acht Tage nach einem nahe gelegenen Bergwerke gereiſ't, um die Schachte zu befahren und das Maſchinenweſen kennen zu lernen. Die Einnehmerin befahl Antonien, während der Zeit ſein kleines Zimmer einmal in Ordnung zu bringen.

Denn — ſagte ſie eifrig — was ſich der Vater herausnimmt, darf Er ſich nicht herausnehmen. Es ſieht ja in ſeinem Schreibpulte aus, wie bei der Zerſtörung Jeruſalems. Leg zuſammen, was zuſammen gehört, Antonie, Quartblatt auf Quartblatt; bohne den ganzen Schreibtiſch, und laß keinen Tintenfleck ſitzen. — Sie ſelbſt probirte ſogleich alle Schlüſſel, bis einer das Schreibpult öffnete. Nun nahm ſie alle Papiere hervor, und überließ dann die weitere Arbeit Antonien.

Dieſe ging ſehr gern an die Arbeit für den Geliebten, und betrachtete mit Vergnügen die Riſſe, die Zeichnungen, die er gemacht hatte. Seine Papiere waren meiſtens mathematiſche Aufſätze, und intereſſirten ſie alſo eben nicht; doch fand ſie auch einige Blätter von ihm mit Bemerkungen über die Geſchichte. Sie las, und ihr Herz empfand ein himmliſches Entzücken; denn hier hatte Wilhelm ſeinen Abſcheu vor dem Laſter, ſeine Verachtung einer prunkenden Tugend, und ſeine glühende Liebe zu dem ſtillen Wirken eines reinen Herzens mit den lebhafteſten Farben gezeichnet. So hatte ſie ihn noch nicht gekannt; hier, in ſeinen Papieren, ſah ſie zum erſten Male ſein reines Herz, und ſeine, zwar feſte, ſtarke, aber doch kindlich gute Seele. Er hatte die ſchönſten Gefühle ihres eignen Herzens ſo rein, ſo deutlich ausgeſprochen! Und ein Herz, das dem ihrigen ſo gänzlich gleich empfand, ſollte ſie nicht lieben? Sie war jetzt mit ihrer Arbeit fertig, und, wie durch eine Zauberei, auf einmal von der nahen Erfüllung ihrer Wünſche ſo überzeugt, daß ſie ein zuſammengebundenes Päckchen an ihr Herz drückte und ausrief: er iſt mein! er iſt immer mein geweſen!

Doch — eben dieſes Päckchen enthielt ihre Verurtheilung zu einem ewigen Elende. Noch zitterten ihre Hände vor Freude, als ſie es öffnete, und ein Blatt herausnahm; kaum hatte ſie aber einige Zeilen geleſen, da ſank ſie erblaſſend, wie vernichtet, zurück. So ſaß ſie lange, bis die Einnehmerin ſie mit den Worten: Aber, mein Gott! wie lange dauert denn das? aus ihrer ſchmerzlichen Betäubung weckte.

Antonie hatte das Blatt noch in der Hand, als die Einnehmerin den Schrank wieder zuwarf. Sie mußte es nun geſchwind verbergen, und nahm es mit auf ihre Kammer, wo ſie es ganz las, ſo bald ſie wieder einige Kraft geſammelt hatte.

Hier iſt es.

„Ueber mir breitet ſich das unermeßliche Gewölbe des Himmels aus. Ich, ein Atom eines Atomen, ſtehe hier verloren in der Unendlichkeit; und dennoch, Henriette — o meine Geliebte! — dennoch erreicht mein Auge — aus Staub, zu Staube gebildet — den leuchtenden Sirius, und dringt bis über die fernſten Sonnenbahnen. Mein Geiſt umfaßt die Welten alle, die kein Auge erreicht; er iſt größer, unermeßlicher als die Schöpfung. Sie iſt ſein Gebiet, das er ausmißt, das er umfaßt, dem er Geſetze vorſchreibt. Ich bin mehr, als die zahlloſen leuchtenden Welten. Sie werden fallen, ſie werden aufhören zu leuchten; ich bleibe! Mein Geiſt wird nicht durch den dunkeln Vorhang jenſeits aller Welten gehemmt; er dringt kühn und ſicher in die Ewigkeit.“

„Mit dir, Geliebte, dring' ich ein in dieſes unſer Eigenthum. Ich liebe dich! Dieſe großen Worte heben mich über die Vergänglichkeit empor. Ich liebe dich, und du biſt mein. Nie hat mein Arm dich umfaßt, nie mein Herz an dem deinigen entzückt geſchlagen; und dennoch biſt du mein, Henriette. Mag das Schickſal empörte Meere zwiſchen uns ſetzen; mag der Tod das trennende Grab zwiſchen uns werfen: dennoch biſt du mein, auf ewig mein! Siegend ſteige ich mit dir aus dem Grabe empor; wir ſchweben, vereinigt, den erhabnen Weg in unſer Vaterland, und Sonnen leuchten an dem Saume deines fliegenden Gewandes.“

„Was will ich! was für eine Sehnſucht gießt dieſe ſtillen Freudenthränen in mein Auge! welche Begierde hebt die volle Bruſt mit hohen, unausſprechlichen Gefühlen! Ich will deine Liebe; nichts weiter: - du ſollſt mein ſeyn, wie ich dein bin! Verlangt mich nach deinen Küſſen, Henriette? Habe ich den Wunſch, daß deine Arme mich umfaſſen, daß dein Herz an dem meinigen ſchlagen ſoll?

... Iſt nicht auch deine ſchöne Bruſt das Eigenthum des Todes? wird nicht auch deine Lippe erbleichen, dein Auge, das wie der Sirius funkelt, erlöſchen? Ach, wenn du mich innig an dein Herz drückteſt; wenn deine Lippen feſt an den meinigen lägen: wäre dann nicht noch immer das Grab zwiſchen uns, zwiſchen unſern Geiſtern? Ständen wir, auch innig umarmt, nicht wie auf entfernten Welten, bis im Tode unſre Geiſter einander berühren, Eins ſeyn werden?"

„Was mein Schickſal auch ſeyn mag — ich ſchweige, Henriette. Daß du mein biſt, weiß ich. Führe dich ein edler Mann zu dem Altare: ich werde trauern und ſterben. Aber ſo wie mein Herz, liebt dich keins, ſo wird dich keins lieben; und wenn wir einander wiederſehen, dann wirſt du ſagen: uns trennte ein Traum, ein täuſchender Augenblick; doch jetzt biſt du ewig mein: denn du nur liebteſt, und liebſt mich!"

„Trauern und ſterben! — Henriette, wenn ich reden dürfte; wenn ein glücklicher

Zufall, wenn die gütige Vorſehung mir erlaubte, dir zu ſagen: ſey ſchon hier mein, Geliebte! O, wenn dann deine Blicke voll ſüßer Liebe ſich auf den Mann heſteten, der allein dich zu lieben weiß; wenn deine Bruſt, die ſich in ſanfter Ruhe hebt, dann von einem ſtärkeren Gefühle höher ſchlüge; wenn deine Hand die meinige faßte, und deine Lippen die Worte hauchten: ich bin dein! — o, ich ſtürbe vor Entzücken! Oder — lebte ich: dann, Henriette, würde mein Kopf nicht mehr ſchwärmen, mein Herz nicht mehr gleich einem empörten Meere ſtürmen; dann würde die Ruhe, die in deiner ſtillen Seele alles, was am Leben ſchön und gut iſt, im lieblichſten Bunde vereinigt, auch in der meinigen wohnen.“

„Ja, Geliebte, mein Herz iſt ungeſtüm. Du biſt wie der wolkenloſe Himmel, der ſich langſam und ſegnend über die Erde hin bewegt. Ich ſtürze daher wie eine verfinſternde Wolke, und trübe den reinen Himmel deines Herzens. In ſtiller Würde faſſeſt du alle Verhältniſſe des Lebens, und ſpieleſt lächelnd mit ihnen, wie ein Engel mit einem Kinde. Dieſe Ruhe iſt der Lohn deiner reinen hellen Seele. O, wann werde ich zu dieſer Ruhe kommen! Nur dann, wenn du mein biſt, Henriette.“

„Da wird die Gegend, die noch erſt eben im Mondlichte ſchimmerte, vom Nebel eingehüllt. Langſam hebt er ſich, und verbirgt mir das Haus, in welchem du ſchlummerſt, Henriette. Schon funkelt der Sirius nicht mehr. Ach, wenn mich der Gedanke ergreift, du werdeſt mich niemals lieben, Henriette: — o, dann möge ein ewiger, finſtrer Nebel den Himmel und alles bedecken! Wenn im Geſpräch nur dein Athem mich berührt, nur deine Hand in meinem Arme liegt, dein Kleid an dem meinigen vorüber rauſcht; dann wünſche ich oft: o, daß ich ſtürbe, wenn ſie mich nicht lieben kann! — Henriette, niemand verſteht die Wünſche meines Herzens. Wehe mir, wenn auch du ſie nicht verſtändeſt! wenn du nicht fühlteſt, wie feſt ich an dir hange! Du umfaßteſt neulich ein Kind, und drückteſt deinen ſchönen Mund auf deſſen Lippen. Ich habe die Kleine ſeitdem mit Liebkoſungen, mit Geſchenken an mich gelockt, deine Küſſe von ihren Lippen weggetrunken, und ſie, mit ſüßen Thränen in den Augen, an meine Bruſt gedrückt. Niemand weiß, warum ich das Kind ſo liebe. Es hat an deiner Bruſt geruhet, Henriette.“

„Tauſendmal habe ich mir ſchon gewünſcht, das Kind zu ſeyn. Wenn du mich an deine Bruſt drückteſt, und ich die kleinen Arme um deinen Nacken ſchlänge . . .“ —

Antonie hielt dies Blatt in den zitternden Händen, und benetzte es mit heißen Thränen. Die Vorſtellung, daß Wilhelm während der Nacht, mit funkelnden Augen, in der höchſten Begeiſterung, daran geſchrieben hatte, zerriß ihre leidende Seele. Alle ihre Hoffnungen waren nun vernichtet. Vorher hatte ſie zuweilen geglaubt, Wilhelm würde endlich von Henriettens ruhiger Kälte zurückgeſtoßen werden; doch eben dieſe Kälte hielt er ja für Reinheit der Seele, für die ſchönſte Harmonie des Herzens. Sie fühlte nun wieder einen lebhaften Unwillen gegen Henrietten, die ihr einen ſo herrlichen Edelgeſtein genommen hatte, um ihn zum Prunken der Eitelkeit zu verſchwenden; ihre Eiferſucht hüllte ſich aber in die Geſtalt der Großmuth. „Wie!" dachte ſie; „ich dürfte ruhig zuſehn, wenn dieſes ſchöne Herz, dieſer hohe Geiſt das Spiel einer Buhlerin ſeyn ſoll, die nicht weiß, was Liebe iſt, der Wilhelms Herz und Glückſeligkeit nichts gilt? Nein, er muß erfahren, wen er liebt! — Richte dich auf, Antonie! rief mir mein Großvater zu. Er rettete mich; ſoll ich ihm den Sohn nicht retten?"

In einigen Minuten hatte ſie einen Plan entworfen, nicht wie ſie den Jüngling aus ſeiner Täuſchung bringen, ſondern wie ſie Henrietten entlarven und in ihrer ganzen Häßlichkeit darſtellen wollte. Es war ihr unangenehm, daß Wilhelm noch acht Tage wegblieb, und daß Henriette noch ſo lange den Triumph haben ſollte, von ihm geliebt zu werden; indeß ſie konnte dieſe Zeit zum völligen Ausbilden ihres Planes nützen. Sie dachte ſich Henrietten beſchämt, gedemüthigt, fühlte aber, daß ſie dann nicht glücklicher, ſondern daß ihr Schmerz nur betäubt ſeyn würde.

Und damit er, ſagte ſie auf einmal laut, nicht glauben könne, ich ſey eiferſüchtig; ſo — ſo will ich ſeiner Liebe auf ewig entſagen! Nie ſoll er meine Hand bekommen! — Ermattet von heftigen Gefühlen, noch mehr aber von ihrem feierlichen Gelübde, sank ſie auf ihren Sitz zurück. Nach einiger Zeit ging ſie hinunter, um von dem Einnehmer zu erforſchen, wie er über Wilhelms Verheirathung dächte; denn ſie rechnete halb und halb darauf, daß er, ob ihm gleich Henriette nicht mißfiel, ſie doch nicht gern zu ſeiner Schwiegertochter würde haben wollen.

7.

Antonie überwindet ſich ſelbſt.

Als ſie die Thür öffnete, ſagte der Einnehmer ſo eben: „ich behaupte es dreiſt, und will es vor Gott verantworten, Bruder! Noch einmal: laſſet die Sonne über euren Zorn untergehen! Denn, Bruder, es kommt darauf an, das achte Nervenpaar, das patheticum, zur Ruhe zu bringen. Es iſt mit der Luftröhre, der Bruſt, dem Bauch, und durch die Spannader mit allen Arm- und Beinnerven verbunden. Alles Predigen hilft nichts, ſo lange dieſes Nervenpaar in Bewegung iſt; und du glaubſt nicht, was ein Paar Stunden Schlaf thun!"

Bruder, ich rede von dem göttlichen Ebenbilde im Menſchen, und du von der ſeufzenden Kreatur, wie Paulus den Körper nennt. Die mag im Schlaf abwarten, ob ein guter Augenblick kommen will; unſer Herz aber, unſre Seele, ſoll nicht warten, bis Hand und

Fuß gelähmt ſind. Auf der Stelle ſoll man Buße thun. Es iſt edler zu ſagen: laſſet die Sonne nicht untergehen über Euren Zorn! Was iſt es denn für Kunſt, ſich zu bändigen, wenn man nicht mehr unbändig iſt? Du redeſt von Fleiſch und Blut und von Nervenpaaren. Es iſt befohlen, die Seele im Zaum zu halten, nicht die Nerven; denn ſonſt wäre es ja wahr, was du einmal laſeſt und worüber du dich ſo ereiferteſt, daß Opium, Cremor tartari und Diogenes Meſſer . . . —

„Origines Meſſer, Bruder! Diogenes war ein andrer Kerl!“

. . . die beſten krampfſtillenden Mittel wären, beſſer als Gottes Wort und das Gewiſſen in uns. Ich ſage: verſöhne dich auf der Stelle mit deinem Bruder! Lieber Gott! wie könnte ich auch Zorn, Haß, Neid und Mißgunſt Abends mit unter die Decke nehmen! Nein, Bruder, der Menſch ſoll in ſein Bett ſteigen, wie er einmal in's Grab zu ſteigen denkt. Reue ſoll ihr Thränentuch über den Zornigen, den Harten breiten, nicht der Schlaf ſeine wohlthätigen Engelsflügel: die gehören nur über ein reines Herz.

„Und über ein gebrochnes, guter Bruder!“ ſagte der Einnehmer bewegt. „Ja, du haſt Recht. Thränenvolle Augen, gebrochene Herzen, und Glieder, die von nützlicher Arbeit ermattet ſind, bedecke der Schlaf mit ſeinen Engelsflügeln. Doch über zornige Herzen gehört das ſchwere Thränentuch der Reue.“

Der Lieutenant drückte Antonien an ſein Herz, weil es ihm war, als müßte er in dieſem Augenblick irgend ein menſchliches Weſen umarmen. Es thut mir weh, mein Kind, ſagte er ſchmerzlich, daß ſo viele Menſchen mit Herzen voll Zorns und Haſſes die Sonne können untergehen laſſen, ohne an die letzte Sonne ihres kurzen Lebens zu denken. — Antonie machte ſich ängſtlich aus ſeinen Armen los. Als ſie auf ihrem Zimmer war, brach ſie in einen Strom von bittern Thränen aus. So oft ſie die Augen erhob, ſah ſie die Sonne immer tiefer ſinken, und hörte immer lauter die Worte: „laſſet die Sonne nicht untergehen über euren Zorn!“ — Die Sonne ging unter, ohne daß Antonie ihren Haß bereuete. Doch — ſie wiederholte, ſie überſann nun das Geſpräch der beiden Brüder, und fand, wie ſchon früher einmal, daß Henriette doch wohl nicht ſo ſchlimm ſey, als ſie ihr ſcheine, und daß ihr Widerwille gegen das Mädchen größten Theils Neid und Eiferſucht zur Quelle habe. Mit dem Gefühl ihres Unrechts, und mit Thränen der Reue, ſchlief ſie endlich ein.

Am folgenden Morgen erwachte ſie mit weit mildern Empfindungen, und nun war ſie im Stande, ruhiger über Henriettens Schuld bei dieſer Sache nachzudenken. Sie ſah ein, daß Henriette von Wilhelms Liebe nicht das Mindeſte wiſſe, und daß ihr niemand wehren könne, das Leben und die Verhältniſſe deſſelben in einem andern Lichte zu ſehen, als ſie ſelbſt, als Wilhelm und der Lieutenant. Noch immer regte ſich mitten unter dieſen Gedanken bei ihr die Eiferſucht; doch dieſe Leidenſchaft war ſchon ſehr merklich gemildert.

Es ging eine zweite Sonne unter; und Antonie fand nun ihren Haß gegen Henrietten noch ungerechter. Was iſt denn, dachte ſie, ihre Schuld? Sie ſpricht, ſie tanzt, ſpielt und ſingt beſſer als ich; ſie kleidet ſich geſchmackvoll, hat das angenehme Talent, ein klein wenig zu ſpotten, und weiß hundert Dinge, von denen ich nie etwas gehört habe. Das alles ſind ja doch keine Fehler. Freilich ſpottet ſie nicht bloß über Schwärmerei, ſondern auch wohl über eine tugendhafte Begeiſterung; ſie iſt indeß doch heiter, gutartig und höflich, ohne falſch zu ſeyn. — Antonie konnte ihr am Ende weiter nichts vorwerfen als eine ruhige Kälte bei manchen Gelegenheiten, die ihr eignes Herz in Gluth verſetzten, und ein zu freies, unweibliches Weſen, das aber die Männer nicht tadelten, ſondern eine unſchuldige Natürlichkeit nannten.

Sie blieb endlich bei dem Gedanken ſtehen, daß Wilhelm unmöglich mit Henrietten glücklich ſeyn könne. Doch auch in dieſem Schlupfwinkel, wohin ſich ihre Eiferſucht verbergen wollte, ließ der Einnehmer ſie nicht bleiben. Sie brachte das Geſpräch ganz behutſam auf Wilhelm, tadelte ihn, daß er mit ſo wenigen Menſchen fertig werden könne, und gab die

Schuld davon ſeinem heißen Kopfe. „Das iſt wahr,“ ſagte der Einnehmer kalt, „und auch **nicht** wahr! Jedes Ding in der Welt, und auch dieſes, hat zwei Seiten, die Wetter- und die Morgenſeite. Aber — mit wem könnte denn Wilhelm nicht fertig werden? Mit ſeinen Freunden? Gewiß! denn er liebt ſie von ganzer Seele.“

Wenn er nun aber findet, daß er ſo nicht wiedergeliebt wird, wie das gewiß ſehr oft der Fall ſeyn muß? fragte Antonie.

– „Nein, das wird er nicht finden, eben, weil ſein Kopf ſo heiß iſt. Und findet er es einmal: deſto beſſer; es wird ihn abkühlen. Dann werden die Menſchen mehr für ihn paſſen, und er mehr für das Glück, das den Menſchen gegeben iſt. Mir würde für ihn bange ſeyn, Antonie, wenn er irgendwo einen eben ſo heißen Kopf fände, und ihn liebte. Er braucht einen kalten Eisberg, an deſſen Schnee er ſeine heiße Bruſt zuweilen abkühlen kann. Mit ſeinen Freunden verträgt er ſich: denn er liebt ſie; auch mit ſeinen Feinden: denn er vergiebt ihnen; mit den Schurken: denn ſie fürchten ihn: mit den dummen Teufeln: denn er ſchonet ihrer. — Alſo, ſiehſt du, paßt er wohl für die Menſchen, wenn die Menſchen nur für ihn paſſen."

Eben das meine ich, lieber Vater, ſagte Antonie.

„Nun ſo tadle die Menſchen, aber nicht unſren Wilhelm!"

Sie werden ihn gewiß nicht ſo lieben, wie er es verdient, nicht ſo achten, wie ſeine treue Seele es fodern kann.

„Dis iſt ihre Schuld und ihr Schade! Er wird ſie lieben; und wäre er recht innig mit einem Menſchen verbunden, ſo ſtehe ich dafür, ſeine Liebe würde ſelbſt das verſchloſſenſte Herz eröffnen."

Sie haben aber ſelbſt geſagt, lieber Vater, er ſtände in Gefahr, unglücklich zu werden, wenn . . .

„Ja, mein Kind! Die Menſchen werden ihn nicht unglücklich machen: denn er wird nie aufhören, ſie zu lieben; doch die Laſter, die Verbrechen der Menſchen werden ihn ſchmerzen. Du kennſt ihn nicht, Antonie; das thut mir leid. Ich liebe ihn eben darum, nächſt meinem Bruder, am meiſten, weil er für ſich ſo wenig ſodert, ſo wenig will, und doch ſo viel giebt. Schon bloſſes Wohlwollen vergilt er mit unendlicher Liebe und Dankbarkeit; ein kleines Vertrauen mit ſeinem ganzen Herzen."

So entriß der Einnehmer der armen Antonie die letzte Hoffnung und ſogar auch den geheimen Triumph, denken zu können, daß Wilhelm durch ſie glücklicher geworden ſeyn würde, als durch Henrietten. Sie ſaß beſchämt und gedemüthigt auf ihrem kleinen Zimmer. Anfangs wollte ſie nicht geſtehen, daß der Einnehmer Recht habe; doch — hatte nicht Wilhelm ſelbſt geſagt: du biſt mein, Henriette, auch wenn ein andrer Mann dich zu dem Altare führt? Offenbar ſoderte er alſo die Liebe nicht, die er hatte und gab. Henriette war nun in ihren Augen völlig gerechtfertigt. Wenn ſie, dachte Antonie, Wilhelms Herz auch nicht ganz verdient, ſo kann doch nur ſie ihn glücklich machen.

Unter den ſchmerzlichen Thränen einer gänzlichen Hoffnungsloſigkeit bekam Antonie wieder Muth zu einer ſehr edlen Handlung. Sie konnte Wilhelms Geliebte nicht ſeyn; dafür wollte ſie aber ſeine Beglückerin werden. Mit hochſchlagendem Herzen ergriff ſie dieſe Idee, bei der ſich vielleicht, ohne daß ſie ſelbſt es wußte, ein geheimer Stolz in das Spiel miſchte. Wilhelm ſollte ſie als ein höheres Weſen verehren, wenn er ſie als Mädchen nicht lieben konnte. Sie wollte ihn erſt glücklich machen, dann in Gram vergehen, und ſo noch größer handeln, als die Gräfin Elsbeth. Schon vorher war Antoniens Phantaſie erglühet; jetzt betrachtete ſie ſich als ein Weſen, das nicht mehr zu dieſer Erde gehöre, das unſichtbar liebe, ſegne und beglücke.

Es war ihr Plan, Henrietten Wilhelms würdig zu machen, und ſie dann mit ihm zu vereinigen.

8.

Die beiden Mädchen machen Plane.

Antonie bereitete ſich ernſtlich auf die Rolle vor, die ſie von jetzt an ſpielen mußte: ſie empfing den Jüngling, für den ſie ſo viel litt und ſo viel thun wollte, mit ſtiller Freundlichkeit, und fühlte bei ſeinem Anblick die Ruhe wirklich, die ſie nur erkünſteln zu müſſen befürchtet hatte. Einige Tage nach ſeiner Rückkehr gingen der Prediger und der Einnehmer mit ihren Familien nach dem Hölzchen an der Kapelle. Antonie machte die geſchäftige Wirthin mit einer ſo freundlichen Ruhe, daß wohl Niemand den Gedanken haben konnte, ſie ſey entſchloſſen, heute das ſchwerſte Gelübde abzulegen, das je eine Liebende abgelegt hat: ihr Herz einer fremden Liebe aufzuopfern.

Die kleine Geſellſchaft trat in die Kapelle. Antonie wußte es ſehr natürlich zu veranſtalten, daß Henriette ſich neben Wib helm am Fuße des Monuments niederſetzte. Nun ſtand ſie wehmüthig lächelnd da, legte ihre Hand auf die Bruſt der Statue, und dachte: lieben, ſchweigen, beglücken!

Sie ging hinaus, um ihr brennendes Auge an der Luft zu kühlen, und durch einen Seufzer ihr gedrücktes Herz zu erleichtern; dann kehrte ſie wieder in die Kapelle zurück, und ihr ſchönes Geſicht behielt nun eine freundliche Ruhe. Sie ſetzte ſich, als Wilhelm aufſtand, neben Henrietten, und dieſe fand ſie heute ſehr anziehend und liebenswürdig. Beide gingen allein in das Hölzchen; ſchon nach einer Stunde konnte Henriette nicht umhin, ſich zu geſtehen, daß ſie bisher Antonien gänzlich verkannt habe.

Antonie ſchmeichelte Henrietten heute eben ſo wenig, wie ſonſt; ſie war nur nicht ſo ernſt, ſo finſter, und gab Henrietten oft Gelegenheit, ſich auf die vortheilhafteſte Art zu zeigen. Was meinen Sie dazu, Jettchen? fragte ſie einige Male im allgemeinen Geſpräche, und hörte dann aufmerkſam auf die Antwort.

Henriette ſagte dieſen Abend zu ihrem Vater: Antonie iſt gar nicht ohne Verſtand. Ihr ſtilles Weſen, das ich für Armuth des Geiſtes hielt, könnte wohl vielmehr eine Tugend ihres Charakters ſeyn. Ich habe ſie heute ſehr gute Reflexionen machen hören, die gewiß ihre eignen waren. Und wenn ſie freundlich ausſieht, wie heute, iſt ſie in der That bezaubernd. Sie wiſſen wohl, daß ich das Empfindſame, das Pathetiſche, beſonders an einem Mädchen, nicht vertragen kann; Antonien aber kleidet es, weil es bei ihr aus dem Herzen zu kommen ſcheint.

Nun, ſagte Herr Bellmann; das freuet mich, auch um deinetwillen, da wir nun einmal mit des Einnehmers Hauſe umgehen. Wenn Antonie nur einige Anlagen hat, ſo kann vielleicht dein Umgang, dein Beiſpiel ſie noch bilden.

Antonie beſuchte nun Henrietten ganz allein, was ſie vorher noch nie gethan hatte. Beide wurden in Kurzem vertrauter, und dachten mit jedem Tage beſſer von einander, als ehemals. Freilich merkte Antonie nach und nach, welche Vorſtellungen ſich Henriettens Verſtand von der Freundſchaft und der Liebe machte; doch das Herz ihrer neuen Freundin brach oft, trotz ihrem Verſtande, hervor, und zeigte ſie weit liebenswürdiger. Auch Henriettens Auge funkelte, wenn Antonie mit Begeiſterung von der Liebe redete; und einmal rief ſie, von dieſer Begeiſterung ergriffen: „o, wie glücklich könnte der Menſch ſeyn!“ — Und du, Henriette! erwiederte Antonie: wie glücklich du, da du alles haſt, was Liebe erregt, und Liebe erhält! da du mit deinem Geiſt und deinen Kenntniſſen des edelſten Mannes werth, dem edelſten Manne gleich biſt! —

Nach einigen Monaten brachte Antonie das Geſpräch allmählich auf Wilhelm. Sie redete von ihm mit ſolchem Feuer, daß Henriette lächelnd ſagte: „gefangen, Antonie! du liebſt ihn!“ — Ich liebe ihn nicht! erwiederte Antonie ruhig verſichernd; aber ich wünſchte, daß dein Herz bei ſeinem Nahmen recht unruhig werden möchte.

„Du biſt meine Freundin, und gönnſt

meinem Herzen ſeine Ruhe nicht? . . . Ich liebe dich, Antonie; ſoll ich aber deshalb unruhig ſeyn?" —

Antonie lobte ihren Bruder jetzt ſo oft und ſo abſichtlich, daß Henriette nothwendig aufmerkſam werden mußte, und bald auf den Gedanken kam, daß Wilhelm ſie durch Antonien wolle ausforſchen laſſen. Sie ſagte das endlich ihrer Freundin ganz offenherzig.

Möchteſt du, fragte Antonie, von einem Manne geliebt ſeyn, der einen Vormund brauchte?

„Aber wozu denn deine Lobreden? woher deine Wünſche, Antonie, wenn dein Bruder nichts von dem allen weiß?"

Wenn nun mein Bruder dich heimlich liebte, und nur nicht reden wollte, weil ſein Schickſal noch ungewiß iſt!

„Heimlich? Ich ſollte das nicht gemerkt haben; und du wüßteſt es? Das wäre doch ſeltſam!"

Er liebt dich, Henriette; er liebt — und ſchweigt.

Henriette erröthete. „Er ſchweigt? und doch weißt du es?"

Er liebt und ſchweigt; auch gegen mich. — Antonie nahm Wilhelms Blatt aus ihrem Buſen, erzählte aufrichtig, wie es in ihre Hände gekommen war, gab es Henrietten, und ſagte: ſo wirſt du geliebt! . . . Ich gehe auf eine halbe Stunde weg. Lies, und dann ſag mir offen, was du empfindeſt.

Henriette las das Blatt mit fliegender Bruſt. Sie lächelte nicht über die Begeiſterung, die in dem kleinen Aufſatze herrſchte, ſondern fühlte jetzt ſogar in ihrem eignen Herzen etwas Aehnliches. Ein ſanftes Feuer durchſtrömte ihre Adern, und ihr künſtliches Gebäude von Lebensglück ſtürzte zuſammen. Sie liebte den Jüngling noch nicht, von dem ſie ſo heiß geliebt wurde, aber ſein Bild drückte ſich doch tief in ihre Seele. Jetzt empfand ſie eine gewiſſe Sehnſucht nach ihm, nach Antonien, nach einem Herzen, in welches ſich das ihrige ergießen könnte.

Antonie kam wieder. Beſchämt und ſchweigend gab ihr Henriette das Blatt zurück. Jene fragte, ohne es zu nehmen: ſo finſter, Jettchen? haſt du geleſen?

„Ja," antwortete ſie verwirrt, und noch ſtärker erröthend; „du weißt, ich liebe die Schwärmerei nicht, und hier iſt ſie etwas weit getrieben."

Eilig nahm Antonie das Blatt, und ſteckte es ein. Nun denn, Henriette! kein Wort mehr über meinen Bruder!

Jetzt fiel Henriette Antonien um den Hals, drückte die heiße Wange an ihr Geſicht, und ſagte, mit Thränen in den Augen: „ſoll ich vor Scham vergehen?"

Antonie konnte nun nicht mehr zweifeln, daß Henriette Wilhelmen liebte. Noch einmal regte ſich in ihrer Bruſt die Eiferſucht ein wenig; doch ſie unterdrückte dieſe Empfindung, und vollendete das Opfer ihres eigenen Herzens.

Sobald Henriette ruhig überlegen konnte, fand ſie manches in dieſer Begebenheit ſeltſam. Die Vorſtellungen, an die ſie ſich ſo lange gewöhnt hatte, und die ihr Triumph waren, miſchten ſich in ihre neuen Empfindungen, und machten ſie in ihrem Betragen unbeſtimmt, ſetzten ſie mit ſich ſelbſt in Widerſprach. Nie las ſie Wilhelms Aufſatz, den ſie ſich abſchrieb, ohne innere Rührung; doch immer erklärte ihr Kopf den Inhalt für Schwärmerei. Wilhelm gewann indeß immer mehr bei ihr, je länger und je ſchärfer ſie ihn beobachtete; ja, am Ende geſtand ſie — erſt ſich ſelbſt, und dann auch ihrer Freundin —, daß Wilhelms ſchweigende Liebe ihr ganzes Herz gewonnen habe.

Antonie fragte nach dieſem Geſtändniſſe: was thun wir aber weiter?

„Nichts; auch nicht das Mindeſte!“ erwiederte Henriette empfindlich.

Dann bleiben wir immer, wo wir ſind. Wilhelm redet gewiß nicht. (Henriette ſeufzte.) Ich war Willens, den Onkel Lieutenant aufmerkſam zu machen, und ihm zu ſagen: ich vermuthe, daß Wilhelm Henrietten liebt, und daß er nur darum ſchweigt, weil ſein Schickſal ſo ungewiß iſt. Du glaubſt nicht, was mein Großvater für Wilhelm thun könnte! Er hat ſchon einmal ein Wort davon fallen laſſen, daß Wilhelm ihm adjungirt werden ſoll. Das geſchähe gewiß; und dann, Henriette . . . —

Henriette dachte erröthend, wie glücklich ſie in den Armen eines ſo edlen jungen Mannes ſeyn würde; doch zugleich erinnerte ſie ſich auch ihres Vaters und ſeiner Wünſche, die ſie ſo lange mit ihm getheilt hatte. „Ja, Antonie," ſagte ſie; „es wäre wohl gut, wenn der Einnehmer und der Lieutenant ſich erklärten, was ſie für deinen Bruder thun wollen. Dann aber müſſen wir alles ihnen und meinen Eltern überlaſſen. Iſt es nicht genug, daß Wilhelm mich liebt? Zu ſeiner Zeit wird er wohl reden. O, Antonie! wenn er unſer Geſpräch hörte — müßte es ihn nicht gleichgültig gegen mich machen?"

Du ſchwärmſt einmal, Jettchen!

„Wenn er je in ſeinem Leben von mir glauben könnte, ich hätte mich ihm antragen laſſen!" —

Du ſchwärmſt, ſage ich dir noch einmal. Aber du haſt Recht. Ich ſchweige. Nur dem Onkel Lieutenant muß ich ein Paar Worte ſagen.

9.

Antonie bringt die Sache zur Sprache.

Alle dieſe Schritte koſteten Antonien viel; und nicht weniger die Heiterkeit in ihrem Geſichte. Ehemals war ihr das Opfer der Gräfin Elsbeth ſo leicht vorgekommen; jetzt aber dachte ſie: empfand, liebte die Frau denn wirklich? Nein; ihre Bruſt war harter, gefühlloſer Marmor, wie jetzt! Wie hätte ſie ſonſt gekonnt, was mir zu thun beinahe unmöglich iſt, und was ich dennoch thun muß!

Der Einnehmer brachte jetzt einmal wieder ſeinen Hauptbeweis für die Tugend zum Vorſchein. „Eine gewiſſe tugendhafte Begeiſterung,“ ſagte er, „die uns ergreift, wenn wir die edle, große Handlung eines Menſchen hören oder leſen, beweiſt, daß wir für die Tugend geſchaffen ſind.“

Antonie unterbrach ihn ſchnell: ſie könnte wohl nur unſre Eitelkeit, unſer Nichtachten des großen tugendhaften Menſchen beweiſen.

Daß Antonie widerſprach, zumal dem Einnehmer, war ein höchſt ſeltner Fall, und alle im Zimmer richteten daher die Augen verwundert auf ſie. „Eitelkeit? Nichtachten?" fragte der Einnehmer: „wie meinſt du das?"

Antonie beſann ſich einen Augenblick; dann ſagte ſie freundlich: ſehen wir einen großen Schauſpieler, oder das Werk eines andren großen Künſtlers, ſo ergreift uns eine gewiſſe Kunſtbegeiſterung; wenigſtens iſt das mit mir der Fall. Beweiſt das aber, daß wir zur Schauſpieler- oder Mahlerkunſt beſtimmt ſind? Wir bilden uns nur ein, daß wir wohl eben das thun könnten. Daß uns jede große tugendhafte Handlung ſo leicht vorkommt, iſt, glaube ich, am Ende nichts Beſſeres. Wir wollen nur ſagen, wie die Kinder ſo oft: das kann ich auch. Die Gräfin Elsbeth wird getadelt, daß ſie ſich hat eine Kapelle bauen laſſen. Aber, lieber Großvater, ſolcher Kapellen giebt es doch nur wenige! Man denkt nicht daran, wie ſchwer es ſchon iſt, nur eine zu verdienen.

„Das iſt für dich, Wilhelm!" ſagte der

Einnehmer. „Aber, ja! du haſt Recht, Antonie. Das muß ich geſtehen, ob du mir gleich mit deinen Paar Worten etwas umwirfſt, woran ich — Bruder, du weißt, wie gern ich zweifle, beſonders an dem, was ich ſelbſt für wahr halte — woran ich aber nie in meinem Leben gezweifelt habe, ſo nahe mir der Zweifel auch vor dem Geſichte lag. Sieh, Bruder, ſo wie ein Kind, wenn es eine Trommel hört, Tambour zu werden wünſcht, bloß, um Lärm zu machen: ſo wünſcht man ſich, in eben der Lage zu ſeyn, wie Sokrates, um Aufſehen, um Bewunderung zu erregen. . . . Aber, Antonie, — wie biſt du denn zu deiner Bemerkung gekommen? Ich wollte wetten, du ſelbſt haſt gefühlt, wie ſchwer es iſt, eine ſolche Kapelle zu verdienen."

Antoniens Wangen wurden ſchnell von einer glühenden Röthe übergoſſen; ſie kämpfte mit den Thränen, die aus ihren Augen hervordringen wollten, und verließ das Zimmer, um ſich zu erholen.

Es freuet mich, ſagte der Lieutenant, daß

Antonie die Bemerkung einmal herausgeſagt hat, die mir immer auf der Zunge ſchwebte, wenn Ihr, du, Bruder, und Wilhelm, eine tugendhafte, große Handlung einander mit Worten ſo zuſpieltet, als wäre ſie ein Windball. Dann wollte es mir freilich wohl vorkommen, wie ein wenig Hochmuth; aber der Eifer, mit dem Ihr davon redetet, machte mich irre. Ich danke Gott, daß ich nicht ſchlimmer bin; von gut und groß will ich kein Wort ſagen. —

Seit dieſem Tage hielt der Einnehmer mit ſeinem Hauptbeweiſe für die Tugend zurück. „Bruder,“ ſagte er einmal; „ich finde mit tiefer Beſchämung ſogar, daß bei vielen Menſchen, zu denen ich leider auch mich ſelbſt rechnen muß, dieſe tugendhafte Begeiſterung im Grunde ihre ganze Tugend iſt. Man ſpricht mit Eifer von der Tugend, um andere Menſchen, und am Ende auch ſich ſelbſt zu überreden, daß man jeden Augenblick bereit ſey, Leib und Gut für die Tugend hinzugeben; aber die wahren Tugendgendhaften — ich will keinen nennen — ſind immer ſtill und demüthig." —

Auch Antonie war ſtill und demüthig, weil ſie fühlte, wie ſchwer ihre Opfer ihr wurden. Sie dachte mit Zittern daran, dem Lieutenant Wilhelms Liebe zu entdecken; und doch mußte ſie dies thun: denn Henriette wendete bei jeder Gelegenheit das Geſpräch mit ihr auf Wilhelm, und hielt dabei die brennenden Augen feſt auf ſie geheftet.

Endlich that ſie den entſcheidenden Schritt. Der Lieutenant äußerte gegen ſie einmal wieder ganz von fern etwas von ſeinem Wunſche, daß ſie und Wilhelm ein Paar werden möchten. Nun faßte ſie in großer Rührung ſeine Hand, und ſagte: „ich verſtehe Sie, lieber Oheim, und will Ihnen mein ganzes Herz entdecken."

Gott gebe, erwiederte der Lieutenant ernſthaft, daß du mir etwas Gutes zu entdecken haſt! Aber, was es auch ſeyn mag — rede frei, mein Kind.

„Wilhelm liebt Henrietten." — Der Lieutenant ſchwieg, gegen ihre Erwartung. —

„Er liebt ſie mit einer heftigen Leidenſchaft, und hat ſie, glaube ich, ſchon lange geliebt.“

Der Lieutenant runzelte die Stirn, ſah gerade vor ſich hin, ſchüttelte den Kopf, ließ Antonien, ohne ihr ein Wort zu erwiedern, ſtehen, und ging zu ſeinem Bruder, der gerade im Garten war.

Der Einnehmer rief ihm ſchon entgegen: „du haſt mir ein Unglück anzukündigen, Bruder; das leſe ich in deinem Geſichte.“

Ein Unglück eben nicht; aber freilich die Nachricht, daß ein recht ſehnlicher Wunſch uns fehl ſchlägt. Aus unſren Kindern wird kein Paar. Wilhelm iſt, ſagt Antonie, verliebt in die Mamſell Bellmann.

„Eiferſucht! Antonie iſt ſelbſt in ihn verliebt! ... Wilhelm in Henrietten? wie kannſt du das glauben!“

Und zwar ſo heftig, ſagt Antonie, daß nichts mehr in der Welt dagegen helfen wird.

Der Einnehmer, der die Symptome der Liebe zu kennen glaubte, blieb bei ſeiner Behauptung: es iſt nicht wahr. „Denn,“ ſagte er, „Wilhelm arbeitet mit Fleiß und Verſtand; das ſollte er aber wohl bleiben laſſen, wenn er verliebt wäre. Ich weiß, was das ſagen will! In Henrietten? Nimmermehr! Will ich zu dem Prediger ſchicken; ſo läßt er ruhig die Magd gehen. Das thut kein Verliebter; der geht ſelbſt. Aber — es würde mich ärgern, wenn es wahr wäre.“

Er rief Antonien. Als ſie kam, ſah er ihr ſtarr in die Augen, und fragte: „woher weißt du das, was du dem Onkel geſagt haſt?“

Aus einem Blatte von Wilhelm, das mir durch ein Ungefähr in die Hände gerathen iſt. — Sie erzählte, wie ſie zu dem Papiere gekommen war.

„Hm!“ ſagte der Einnehmer; „Wilhelm wird deutlich geſchrieben haben, daß Henriette ein Paar hübſche Augen hat; und nun findeſt du darin eine Liebe, wer weiß, wie groß. . . . Laß mich das Papier ſehen.“ (Antonie zog es hervor.) „Sieh doch! Du haſt ja deine Dokumente gleich bei dir! Nun ſollten Wilhelm und Henriette nur hinter der Thür ſtehen. Haben ſie dir etwa einen Auftrag gegeben?"

Der Einnehmer fing an zu leſen, und ſchüttelte wiederholt den Kopf. „Wie es ſcheint," ſagte er endlich, „iſt die Sache leider wahr. . . . Leider! nicht eben, weil dein Wunſch vereitelt iſt, Bruder, ſondern, weil Wilhelm mit Henrietten nicht glücklich ſeyn wird."

Hier glaubte Antonie einfallen zu müſſen. Warum nicht, lieber Vater?

„Warum nicht? Weil Henriette, die übrigens ein braves, hübſches, kluges und gutes Mädchen iſt, zu dieſem Flammenkopfe paßt, wie Waſſer zu Feuer." Jetzt erinnerte ihn Antonie an das, was er ſelbſt bei einer andren Gelegenheit über Wilhelm geſagt hatte. „Ja! damals, und jetzt! das iſt ein Unterſchied. Damals war die Sache eine bloße Idee, und es ließ ſich darüber disputiren; jetzt aber . . ."

Keine bloße Idee, lieber Vater. Ich legte Ihnen damals den wirklichen Fall vor, und Sie behaupteten geradezu, daß Wilhelm mit Henrietten ſehr glücklich ſeyn würde.

„Ich werde noch mit großen Buchſtaben an meine Stubenthür ſchreiben, daß jeder, der mit mir ſpricht, gerade herausſagen ſoll, ob der Fall, den er vorträgt, ein wirklicher, oder nur ein angenommener iſt; denn, Antonie, es läßt ſich viel in der Welt erweiſen, was nicht wahr iſt, und viel nicht erweiſen, was dennoch wahr iſt. . . . Du hatteſt alſo damals Henrietten im Sinn? Nun, ſo hat ſich ſeitdem wohl viel geändert?“

Viel eben nicht. Daß ſich überhaupt nicht viel mehr ändern ließ, haben Sie ja da ſchriftlich. Als ich von Ihnen gehört hatte, was ich gern wiſſen wollte, glaubte ich, Henrietten ein wenig ausforſchen zu müſſen; denn Wilhelm iſt ja entſchloſſen zu ſchweigen.

„Nun? und Henriette? Was hatteſt du denn aber dich hinein zu miſchen? . . . Nun? Henriette, alſo?“

Es war nicht leicht, etwas von ihr zu erfahren, da ich ihr nicht ſagen konnte: Wilhelm liebt dich. Indeß ſo viel habe ich doch gemerkt, daß ſie keine Abneigung gegen Wilhelm hat, ja, daß ſie ihm wohl ſchon ziemlich lange gut iſt. Wenn ich mir einzelne Worte, die ihr hin und wieder entfallen ſind, zuſammen ſetze, ſo ſcheint es mir nöthig, daß Sie erſt mit Jettchens Vater ſprechen, ehe Wilhelm etwas erfährt. Seine Liebe verſchweigen, das kann er wohl; aber eine Hoffnung aufgeben, die er ſich einmal recht ſicher gemacht hätte: das möchte ihm doch wohl zu ſchwer ſeyn.

„Und das alles haſt du aus Henrietten hervor geholt? . . . Wenn ich dies Papier anſehe, ſo haſt du Recht, und es iſt nichts mehr über die Sache zu reden. Denke ich aber an Henrietten, und erinnere mich, daß ihr Vater ihr Herz, ſo oft er nur kann, zwiſchen ſeine eiskalten Syſteme legt, und es für weiter nichts als eine Blutpumpe gelten läßt — dann möchte ich ſagen: Wilhelm iſt ein Narr. Er ſoll ſich ein andres Mädchen nehmen.“

Henriette iſt nicht ſo kalt, wie Sie glauben. Ich habe ſie in Augenblicken geſehen, wo ſich ihr Herz öffnete.

„Daß durch die feine Kaſuiſtik und die

Syſteme ihres Vaters ihr Herz gelitten hat, fürchte ich nicht. Aber in Zeiten der Noth, der Gefahr, wenn eine unrechte Handlung mächtig lockend vor uns ſteht, muß unſre Moral etwas Beſſeres ſeyn, als ein Paar ſchulgerechte Schlüſſe. Es iſt nichts Schlimmes, über die Tugend vernünfteln zu können; aber es iſt etwas Beſſeres, ſie mit Glauben an Gott zu lieben."

Gewiß, Sie haben eine viel zu üble Meinung von Henrietten, lieber Großvater.

„Das ſoll mir lieb ſeyn; denn ſo viel ſehe ich aus Wilhelms Geſchreibſel wohl, daß Vorſtellungen bei ihm nichts Beſſeres wären, als leere Aehren dreſchen. Alſo kann ich nur ſagen: Gott leite ſie, und walte über ihnen! Doch — vielleicht regt ſich bei mir wohl gar ein gewiſſer Unwille über des Predigers Syſtem ⸗ Sucht, die ich nie habe leiden können. Nun, es mag darum ſeyn, ob mich gleich ein Schauder überläuft, wenn ich nur daran denke, wie vielerlei und was ich nun mit dem Prediger zu thun haben werde!... Sieh, Bruder, in meiner Freude — denn daß Wilhelm liebt, freuet mich allerdings — möchte ich Henrietten dieſen Augenblick holen, ihn rufen, und zu ihm ſagen: ſie iſt dein!... Aber, gieb Acht! da wird der Prediger erſt vier Wochen Bedenkzeit ſodern; dann wird herauskommen, daß Wilhelm erſt etwas werden ſoll: denn ein Einnehmer iſt ihm für Henrietten zu wenig. Auch werden wir, ich und du, Bruder Lieutenant, ihm Rechnung über Ausgabe und Einnahme ablegen, und es ihm ſchriftlich geben müſſen, daß wir ehrliche Leute ſind, und Wilhelm als unſern Sohn betrachten. Ja, du haſt Recht, Antonie; Wilhelm darf fürs erſte nichts erfahren, bis die Sache völlig in Richtigkeit iſt. Alſo reinen Mund gehalten! Und damit du nicht um mich her ſpionirſt, (was ich nicht leiden kann; eben ſo wenig, als wenn mir Jemand auf die Taſchen oder auf die Hände ſieht) ſo ſollſt du mit zu Rathe gezogen werden, da wir dich am Ende, Henriettens wegen, doch wohl nöthig haben können."

Gott mache ihn glücklich! ſagte der Lieutenant. Laß mich doch das Papier auch einmal leſen!

„Es iſt Poeſie, Bruder, obgleich keine Verſe. Ich habe manches nicht verſtanden; du biſt unter den Sternen ſchon mehr zu Hauſe. An ſeinem Hochzeitstage wollen wir ihm das Blatt unter die Serviette legen. Mag er dann auffliegen, wie er da ſagt, durch die Sterne hin! Der Rock unten herum mit Sternen beſetzt, ſollte wohl ein hübſcher Putz ſeyn: nicht wahr, Antonie? Es iſt ein großes Bild, wirſt du ſagen, Bruder Lieutenant. Aber auch ein tolles: denn auf den Sonnen, wenn ſie anders dunkle Körper ſind, können ja Millionen Weſen leben; und die müßte denn ſeine Schöne am Himmel umher ſchleppen. Alle Verliebte ſind ein wenig närriſch; auf einige Welten, die ſie verſchenken, oder aus der Stelle rücken, kommt es ihnen nicht an.“

10.

Der Einnehmer iſt Brautwerber.

Antonie erzählte Henrietten mit einem leichten Weſen, aber nicht mit leichtem Herzen, wie weit die Sache gekommen war, und Henriette glaubte nun, ihren Vater auf den Antrag des Einnehmers vorbereiten zu müſſen. — „Vater, Einnehmers Wilhelm liebt mich.“

Und du, Henriette?

„Ich rechne ihm ſeine Liebe eben nicht hoch an, wohl aber den Muth, ſie mir ſo lange zu verſchweigen. Er hat einen feſten, ſtarken Charakter. Daß er geſchwiegen hat, iſt ein Beweis ſeiner Achtung für mich und für ſich ſelbſt. Sie können leicht denken, Vater, wie phantaſtiſch die Liebe eines ſolchen Feuerkopfes ſeyn muß; aber dennoch habe ich faſt gar nichts davon gemerkt.“

Wie der junge Menſch die Sache nimmt, kann ich mir denken; aber wie du ſie nimmſt, möchte ich gern wiſſen.

„Nun, Sie ſagen ſelbſt, daß es ihm nicht an Kenntniſſen und Hoffnungen fehlt. Ich für mein Theil glaube, daß er Charakter hat, und daß ſein Feuer endlich von ſelbſt erlöſchen wird, wenn es keine Nahrung bekommt. Seine Schwärmerei, glaube ich, iſt nicht gefährlich; ich könnte ſogar ſagen, ſie macht die Sache ein wenig pikant. Denken Sie nur die hohen Flüge ſeiner Phantaſie, neben der Ruhe meines Geiſtes!“

Ein wenig unzufrieden ſagte der Vater: du nimmſt die Sache ſehr leicht, mein Kind!

„Soll ich ſie anders nehmen? wie eine empfindſame Schwärmerin? Das iſt doch gewiß nicht Ihr Wunſch, lieber Vater.“

Der wichtigſte Schritt deines Lebens! die größte Veränderung deines Schickſals!

„Eben deshalb überlege ich, und ſcherze ſogar. Ich muß in der ruhigen Stimmung bleiben, die mir hier ſo nöthig iſt.“

Der Vater ſchüttelte den Kopf über dies Benehmen ſeiner Tochter. Was konnte er aber ſagen, da ſie nur ſeine eignen, oft wiederholten Lehren ausübte!

Henriette war indeß ſo ruhig nicht, als ſie ſich aus Eitelkeit ſtellte. Beinahe hätte ſie ihrem Vater geſtanden, daß Wilhelm wirklich nicht ohne Intereſſe für ſie ſey; doch die Eitelkeit überwog ihre Neigung: ſie ſchwieg, und überließ es ihrem Vater, die Sache weiter zu führen.

Nach einigen Tagen kam der Einnehmer mit einem ſehr bedeutenden Geſichte zu dem Prediger. Als beide Männer allein waren, wendete ſich das Geſpräch von einem Gegenſtande auf den andern. Endlich rief der Einnehmer: „ich bin hier, lieber Prediger, bei Ihnen ein wenig hinzuhorchen. Die Manier hat aber ein Spitzbube erfunden. Am beſten iſt es wohl, wenn ich auf meine eigne Weiſe zu Werke gehe. Mein Wilhelm liebt Ihre Tochter, und zwar von ganzem Herzen. Wir, ſeine Eltern von Gottes- und der Tugend wegen, haben nichts wider ſeine Liebe; und könnte nun Jettchen den jungen Menſchen leiden, ſo wäre es meine Abſicht, nach Ihrer Meinung hinzuhorchen, was ich denn hiermit gethan habe.

Der Prediger hatte ſich darauf gefreuet, den Einnehmer einmal in Verlegenheit ſetzen zu können; er wurde daher über dieſe gar nicht weitläuftige Art, um ſeine Tochter anzuhalten, ein wenig empfindlich. Beinahe gänzlich ohne Uebergang kam er auf alle Talente und alle guten Eigenſchaften ſeiner Tochter, und zeigte in einer kurzen, nachdrücklichen Rede, daß ſie einen Mann ſehr glücklich machen könne.

„Nun ja!“ erwiederte der Einnehmer; „was aber weiter, lieber Herr Prediger?“

Der Prediger machte nun eine Vergleichung zwiſchen ſeiner Tochter und Wilhelmen, woraus der Einnehmer ſchließen ſollte, welche Ehre man ihm erweiſe, wenn man ſich auf dieſe Verbindung einlaſſe.

„Nun ja!“ ſagte der Einnehmer trocken; „was aber weiter?“

Der Prediger fing noch einige Male an; der Einnehmer blieb aber bei ſeinem: Nun ja! und hielt dann Wilhelmen eine kurze, ſehr kräftige Lobrede, die er mit den Worten ſchloß: „daß ſie Beide einander werth ſind, weiß ich; denn ſonſt würde ich nicht um Ihre Tochter anhalten."

Der Prediger bat ſich Bedenkzeit aus, weil er Luſt hatte, die Sache recht umſtändlich und feierlich zu treiben.

„Soll die Bedenkzeit," fragte der Einnehmer, „ein höfliches Nein ſeyn, ſo bitte ich lieber um eine beſtimmte abſchlägige Antwort, wenn ſie auch noch ſo unhöflich klingt. Ich nehme gern Abends alle Sachen abgethan mit auf mein Kopfküſſen. Mein Wilhelm liegt mir am Herzen, und Ungewißheit läßt nicht ruhig ſchlafen. Wollen Sie wirklich erſt überlegen, ob der junge Menſch für Ihre Tochter paßt: dann müſſen Sie allerlei wiſſen, was Ihnen Niemand beſſer ſagen kann, als ich: und das will ich, wenn Ihnen damit gedient iſt, auf der Stelle thun."

Ich muß doch erſt meine Tochter ſelbſt um ihre Meinung fragen, lieber Herr Einnehmer. Sie drängen die Sache allzu ſehr.

„Ich dächte, Sie fragten Ihre Tochter nicht: denn hätte ſie — wie ich hoffe — eine Art von Neigung zu meinem Sohne, ſo könnte eine ſolche Frage die Neigung zur Leidenſchaft machen. Und würde aus der Sache nichts: was dann? Jetzt iſt das Geheimniß noch zwiſchen Ihnen und mir. Wir finden beim Ueberlegen etwa eine Unmöglichkeit, was Gott verhüten wolle! Nun, dann bleibt die Sache, wie ſie war; wir bedauern, und die jungen Leute haben kein Herzklopfen. Alſo frage ich: haben Sie etwas gegen meinen Antrag?"

Nein; im Gegentheil, er iſt mir lieb.

„So will ich mir denn meinen Wilhelm adjungiren laſſen. Daß man mir keine Schwierigkeiten machen ſoll, dafür ſtehe ich."

Aber, mein wertheſter Freund, das hieße doch in der That dem Glücke des jungen Mannes in den Weg treten. Er hat ſehr gute, ſehr brauchbare Kenntniſſe in allen Theilen der Mathematik, ſagte mir neulich der Bergrath. . . —

„Die habe ich auch, und bin doch als Steuereinnehmer glücklich. Was hätte er in einem andern Amte, als Bergrath z. B., mehr?"

Nun, doch wenigſtens den Titel. Ich weiß, Sie ſind darüber hinaus, und ich eben ſo; aber auch meine Tochter? auch meine Frau?

Der Einnehmer ſah finſter vor ſich nieder. „Es wird lange dauern, bis er Bergrath wird," ſagte er endlich; „und Steuereinnehmer ſoll er in acht Tagen ſeyn. Ich trete ihm fürs erſte die halbe Beſoldung ab, auch zwei Drittel, oder das Ganze. Mehr hat kein Bergrath. Mit dem Titel iſt es übrigens noch ſo ſo! Wilhelm hat Capricen, die ihn nicht vorwärts bringen werden. Als Steuer-Einnehmer bleibt er hier, und wir behalten unſre Kinder bei uns — was ein vorzügliches Glück iſt, das ſich ſo manche Eltern vergebens wünſchen. Beide ſind noch in den Jahren der Blüthe, wo die Ehe den Menſchen — möchte ich ſagen — vollendet. Sie haben von Kindheit an in den Armen ihrer Eltern gelebt, bleiben darin, und kommen doch zu gleicher Zeit auch in die Arme der Liebe. So leben ſie, bis an unſre Stelle ein Kreis von Kindern tritt, unter denſelben

Menſchen, im Genuſſe eines ewigen häuslichen Glückes. Der Baum, unter deſſen Schatten ſie als Kinder ſpielten, unter dem ſie als Braut und Bräutigam einander die Hand drückten, unter dem ſie ihre Kinder tanzen ſehen — eben der Baum kann einſt zu ihrem Sarge dienen. Denken Sie nur, wenn . . ."

Sie ſelbſt, Herr Einnehmer, haben oft geſagt: der Jüngling ſoll nicht ein Sklav der Geburtshuſe ſeyn. Die Erde iſt ſein Vaterland, ein buntes Leben voll Glück und Unglück ſein Moral-Compendium. Er muß in die Welt, um ein Menſch zu werden. Das väterliche Haus,. behaupteten Sie oft mit großem Eifer, tauge für einen jungen Menſchen nicht. Das ewige Moraliſiren der Eltern mache aus ihm nur einen Krüppel von einer Weide, die für Küche und Garten recht nützlich ſey, aber kein hoher ſchattiger Baum werde, wie eine Eiche, die mitten in einer Wildniß, fern von dem Meſſer der Erziehung, aufwachſe. Erinnern Sie Sich dieſes Gleichniſſes wohl noch?

„Ei, nun ja! Ich hätte leicht noch etwas Falſcheres behaupten können. Sagen Sie mir nur, was ſoll der junge Menſch in der Welt? Wenn er nun die Kunſt gelernt hat, Narren und Schurken zu ertragen, ohne eine Litanei anzuſtimmen; wenn er ſogar auch die ſchwere und wahrhaftig nicht edle Kunſt verſteht, ſich unter dem Geſindel empor zu arbeiten; wenn er nun wirklich, mit Aufopferung von zehn koſtbaren Jahren, und vielleicht auch mit Aufopferung ſeines guten Gewiſſens, Bergrath geworden iſt, ſeine Geliebte endlich bekömmt, und nun, an Herz und Kopf vertrocknet, ſich immer mehr abſtumpft: was hat er denn am Ende? . . . Bergrath! Ich kann das Titelweſen nicht leiden; aber, Herr Prediger, ich will ihm den Titel Steuerrath kaufen: nur laſſen Sie ihn bald glücklich werden.“

Herr Bellmann wehrte ſich gegen den — allerdings ſehr gegründeten — Verdacht, als ob ihm ſo viel an einem Titel läge. Noch mehr lag ihm aber freilich daran, ſeine Tochter in die Reſidenz zu bringen; denn wenn der Einnehmer dann ſeine Connexionen benutzen wollte, ſo konnte es dem jungen Manne gar nicht fehl ſchlagen, bald weiter zu kommen. Deshalb vorzüglich beſtand der Prediger darauf, daß ſein künftiger Schwiegerſohn im Berg- oder Kameral-Departement arbeiten ſollte.

Der Einnehmer gab endlich nach, obgleich mit großem Verdruſſe. Nun kam der Prediger zu dem zweiten Punkte: was Wilhelm denn eigentlich von dem Einnehmer und dem Lieutenant zu hoffen habe.

„Er iſt mein, ſo wie des Lieutenants Sohn, Herr Prediger. Ich hoffe, dieſe Erklärung wird hinreichen.“

Nun ja! Doch um Lebens und Sterbens willen — Auch werden Sie mir zugeben, daß Geſinnungen ſich ändern können. Ich muß doch wiſſen, woran ich mit meiner Tochter bin.

Der Lieutenant hatte dieſen Punkt ſchon vorher mit dem Einnehmer abgehandelt. Sieh, Bruder, ſagte er; ich werde freilich allemal ein wenig verlegen, wenn mir

Jemand ein ſchriftliches Verſprechen abfodert. Doch — haben denn nicht die Juriſten im Grunde Recht mit ihrem „um Lebens und Sterbens willen?“ Wenn nun Gott dich in dieſem Augenblick abfoderte: wo wäre denn ein Wort von dir? Setze einmal den Fall, die Decke fiele ein, und erſchlüge uns und deine Frau: müßten nicht Wilhelm und Antonie aus dem Hauſe in die Wüſte, wie Hagar, mit einem Brote, wenn ihnen unſre Seitenverwandten das noch gäben? Und Geſinnungen — ſind die denn ewig? Kannſt du für deine eignen ſtehen? Spricht der Prediger etwa von gerichtlicher Sicherheit, ſo ergieb dich alſo nur, lieber Bruder.

Der Einnehmer hatte ſeinem Bruder verſprochen, das zu thun; aber dennoch erſchütterte es ihn, als der Prediger ſeine Foderung machte. „In Dahomey, einem Lande in Afrika,“ hob er an, „werden allen Eltern ihre Kinder weggenommen, ſobald die Mutter ſie entwöhnt hat; und dann vertheilt der Despot des Landes die Kinder aufs neue. Kein Vater, keine Mutter weiß, wohin ihr Kind gekommen iſt; und das thut der furchtſame Despot, um Verſchwörungen zu verhüten. Wer Kinder hat, — ſo räſonnirt er — achtet den Tod nicht, um ſie glücklich zu machen. Der Menſch ohne Kinder liebt nur das Leben. Ich zitterte, als ich das las; hinterher dachte ich aber: der Tyrann hat ſich doch geirrt. Man kann fremde Kinder ſo herzlich lieben, wie eigne. Sie, Herr Prediger, ſcheinen eben ſo zu denken, wie der Negerkönig."

In der That, erwiederte Herr Bellmann lächelnd; es iſt doch ein Unterſchied, Herr Einnehmer!

Ohne darauf zu antworten, ſagte der Einnehmer: „Antonie und Wilhelm erben, ſobald meine Frau todt iſt, mein und meines Bruders Vermögen, bis auf einige kleine Legate. Es wird nur auf Sie ankommen, welche Art von Sicherheit ich Ihnen für mein Verſprechen geben ſoll. . . . Und ſo iſt es denn doch wohl gut, daß unſre Kinder noch nichts erfahren."

Freilich eine förmliche Verlobung würde bei dieſen Umſtänden nicht rathſam ſeyn; ich dächte aber, die beiden jungen Leute dürften wenigſtens merken, welche Abſichten man mit ihnen hat, damit ſie — für Henrietten ſtehe ich übrigens ohnedies — gegen andre Plane geſichert würden.

„Ich nähme lieber Ihre Tochter bei der Hand, und führte ſie zu meinem Sohne. Sie folgten hinterdrein mit der Agende, und die Sache wäre abgemacht. Jetzt können — trotz allen meinen Freunden in der Reſidenz — doch wohl noch drei oder vier Jahre hingehen, ehe Ernſt aus der Sache wird; und, Herr Prediger, ich weiß nicht, daß ich mich je auf etwas in der Welt gefreuet hätte, das erſt nach Jahr und Tag geſchehen ſollte."

Es gelang Herrn Bellmann am Ende doch, den Einnehmer zu beruhigen. Er geſtand, daß ſeine Tochter Wilhelms Liebe kenne, und mit ihm glücklich zu werden hoffe. Dann fuhr er fort: Ihr Sohn iſt ein talentvoller junger Mann, ein Feuerkopf, dem die Erde zu enge iſt. Ich bitte Sie, was ſoll der, ohne Beſchäftigung, hier in dem kleinen Städtchen! Denn, Ihr Amt in Ehren, die Arbeit dabei koſtet in jedem Monat drei Tage. Wie ich ihn kenne, gehört für ihn ein großer Wirkungskreis, gehören für ihn ſogar Hinderniſſe und kleine Verdrießlichkeiten, wenn ihm das Leben nicht unſchmackhaft werden ſoll. Freilich fürs erſte würde es die jugendliche Liebe ihm würzen; aber Sie wiſſen ja, daß die nicht immer vorhält.

„Hm!“ ſagte der Einnehmer; „Sie haben Recht. Er ſoll fort. Kann er anderswo nicht aushalten, ſo iſt ihm die Adjunction auf meine Stelle immer gewiß genug.“

Beide verabredeten noch, wie viel die jungen Leute erfahren ſollten; und dann ging der Einnehmer nach Hauſe. „Was ich gedacht habe!“ ſagte er zu ſeiner Frau, dem Lieutenant und Antonien; „da giebt es erſt allerlei in Richtigkeit zu bringen: Nadelgeld, Wittwengeld, und ſo weiter.“ Als er ſeine Unterredung mit dem Prediger erzählt hatte, wurde beſchloſſen, Wilhelmen fürs erſte noch zu verſchweigen, daß Henriette ihm zur Frau beſtimmt ſey. „Du ſiehſt, Bruder,“ ſagte der Einnehmer, „die Sache ſteht noch in weitem Felde. Des Predigers Gründe haben mich überraſcht, obgleich nicht überzeugt. Hätte Wilhelm an meinem Amte nicht Beſchäftigung genug, ſo könnte er ja nebenher Ackerbau treiben, oder Chemie ſtudieren und eine Fabrik anlegen.“

Bruder, ſagte der Lieutenant; der Prediger wird wohl nachgeben, wenn die jungen Leute erſt anfangen zu bitten.

„Das ſollen ſie nicht. Wilhelm muß fort von hier. Es kann ihm nützlich ſeyn, ſich ein Paar Jahre durch die Menſchen zu preſſen, zu ſchieben und zu ſchlagen. Und wer weiß, wie noch alles kommt!“

Der Lieutenant ſah Antonien darauf an, ob ſie ſich des armen Wilhelms nicht annehmen würde; ſie ſchwieg aber, und ſagte endlich leiſe und beſchämt: Freilich, hier bleiben kann er wohl nicht! — Des Einnehmers Worte: „wer weiß, wie noch alles kommt!“ hatten wieder eine geheime Hoffnung in ihrer Seele geweckt.

11.

Antonie verdient ſich eine Kapelle.

„Daß nur Wilhelm kein Wort erfährt!“ ſagte der Einnehmer zuletzt. Antonie ging zu Henrietten, um zu hören, wie es ſtände; und nun erloſch auch der letzte Funke ihrer Hoffnung. Henriette erzählte ihr mit unverſtellter, wirklich Liebe verrathender, Freude: alles ſey richtig. Ihr Vater habe zwar die Heirath noch verzögern wollen; doch werde er gern ſeinen Plan aufgeben, beſonders wenn der Einnehmer, wie er ſich ſchon erboten habe, Wilhelmen den Titel Steuerrath verſchaffe. Dabei gab Henriette auch zu verſtehen, daß Antonie ihr einen Gefallen thun würde, wenn ſie dies an dem rechten Orte wieder ſagte.

Jetzt war Antonie auf einmal wieder in völliger Hoffnungsloſigkeit, da bei dieſen Umſtänden Wilhelm und Henriette vielleicht ſchon in ſechs Wochen verheirathet ſeyn konnten.

Sie nahm ſich vor, gar nichts mehr in der Sache zu thun; aber ſchon am folgenden Tage kam Henriette wieder zu ihr, um ſich, ſogar mit Vorwiſſen ihres Vaters, zu erkundigen. Man hatte nun zu Hauſe überlegt, daß eine Steuerräthin nicht weniger ſey, als eine Bergräthin, daß Wilhelms ſehr anſehnliche Erbſchaft in Betracht zu kommen verdiene, und daß Verzögerung gefährlich ſeyn könne. Es war ſchon davon geſprochen worden, daß man des Steuer-Einnehmers Amtshaus modern möbliren, einen Livreebedienten halten, und aus des Lieutenants Reitpferden ein Paar Kutſchpferde machen wolle. Geſchah das alles, ſo war die junge Steuerräthin an dem Ziele, das ihr Vater ihr ſo oft als das höchſte Glück des Lebens vorgeſtellt hatte.

Freude macht geſchwätzig. Henriette redete von den glücklichen Tagen, die Antonie als ihre Schwägerin bei ihr haben ſollte. Sie ließ auch ein Wort von einem Bedienten und einer Equipage fallen; ja, einmal ſpielte ſie ſogar auf die Zeit an, da die Eltern nicht mehr leben würden: und auch dann ſollte Antonie noch unverheirathet bei ihr ſeyn.

Dieſe Aeußerungen der Freude hielt Antonie für triumphirenden Hochmuth, und brach daher das Geſpräch mit einiger Unzufriedenheit ab. Vorher hatte ſie noch nie ganz deutlich an die Zeit gedacht, da Henriette Wilhelms Gattin ſeyn würde; jetzt aber mußte ſie ſich wohl mit dieſer Vorſtellung beſchäftigen. Sie ſah, daß Henriette das ganze Hausweſen ändern, und daß es wohl gar zu Mißhelligkeiten zwiſchen ihr und der Einnehmerin kommen könnte. Der Einnehmer hatte zwar Anſehen genug, um Henrietten in Schranken zu halten; aber ſeine Anfälle vom Schwindel konnten einmal plötzlich ſein Leben endigen: und dann war Antonie ganz abhängig von den Launen der hochmüthigen jungen Frau. Dieſe Betrachtungen erregten in Antoniens Herzen noch einmal einige Bitterkeit, die ſich aber in der Milde ihres Charakters bald wieder verlor. Sie ſtellte aufs neue ſehr ernſthafte Betrachtungen über ihre Empfindungen an, und fand zu ihrem Er=

ſchrecken, daß ſie noch immer nicht von Neid und Eiferſucht frei wäre. Warum, dachte ſie mit Thränen, war ich denn entſchloſſen, meinem Großvater zu verſchweigen, daß der Prediger jetzt die Sache bald zu beendigen wünſcht? Ich liebe meinen Bruder; ich liebe ihn ſchmerzlicher, als je! Aber was hat mir Henriette denn zu leide gethan, daß ich ſie verfolge? Noch immer iſt eine thörichte Hoffnung in meinem Herzen. Ja, gewiß! Denn warum ſchlug es ſo ängſtlich froh, als ich hörte, Wilhelms Heirath ſollte noch einige Jahre aufgeſchoben werden? — Sie ſtand eine Weile in tiefem Nachdenken; dann ſagte ſie laut: Gott ſtehe mir bei! Ich muß das ſchwere Opfer vollenden! Auch die letzte Spur von Hoffnung für mich ſoll verſchwinden!

Sobald ſie ſich die Augen abgetrocknet hatte, ging ſie zu dem Einnehmer, und ſagte ihm, was ſie aus Henriettens Munde wußte, (wobei ſie indeß verſchwieg, daß dieſe ſchon von großen Abänderungen im Hausweſen geſprochen hatte.) Dann ſetzte ſie bedenklich hinzu: lieber Großvater, jetzt hängt es von

Ihnen ab, ob Wilhelm ſechs Jahre früher glücklich ſeyn ſoll, oder nicht.

Antonie ging mit blutendem Herzen nach dem Hauſe des Syndikus, um ihr Opfer zu vollenden. Der junge Riemann, des Syndikus Sohn, war kein ausgezeichneter, aber doch ein recht artiger Mann, und hatte ein kleines Gut dicht bei dem Städtchen gepachtet. Antonie, die nicht ſelten zu ſeinen Schweſtern kam, gefiel ihm, und er wünſchte ſie ſich vorzüglich deshalb zur Frau, weil ſie allgemein für ſehr fleißig und wirthſchaftlich galt. Gerade um dieſe Zeit ließ er ſeine Neigung zu ihr immer deutlicher merken, weil ihm ſein Vater erlaubt hatte, ſich um ſie zu bewerben. Der alte Syndikus war reich, und achtete ſonſt nichts als Reichthum. Da er nun von dem Vermögen des Einnehmers ziemlich genau unterrichtet war, und mit Zuverſicht erwartete, daß Antonie, als deſſen Enkelin, ſeine einzige Erbin ſeyn würde, ſo hatte er gegen die Neigung ſeines Sohnes nichts einzuwenden.

Antonie war, als ſie die Abſicht des

jungen Riemann gemerkt, ſeltner zu ſeinen Schweſtern gegangen, und hatte ſich ſehr zurückhaltend gegen ihn betragen, um eine förmliche Erklärung zu verhüten. Heute aber war ſie freundlich, und ließ ſich in ein Geſpräch mit ihm ein. Er bat ſie in einem günſtigen Augenblick um eine Unterredung ohne Zeugen, und erklärte ihr, als ſie dieſe Bitte nicht abſchlug, auf der Stelle ſeine Liebe. — Antonie ſagte: „ich hange von meinem Großvater ab.“

O, Mademoiſelle, Ihre Güte macht mich dreiſt. Wenn nun der Herr Einnehmer nichts gegen mich hätte, dürfte ich dann hoffen, daß Sie mich mit Ihrer Hand beglücken würden?

„Ihre Frage, Herr Riemann . . . Vielleicht ſollte ich Ihnen nicht darauf antworten. Aber ja! wenn mein Großvater es mir befiehlt, ſo werde ich ihm gern gehorchen.“ Sie ſagte dieſe Worte mit Thränen, die Riemann als Beweiſe ihrer Liebe anſah. Doch jetzt machte ſie ſich von ihm los, und dachte im Weggehen: betriegen will ich den guten Menſchen nicht. Ich werde noch Herr meines Herzens werden und ihn lieben können.

Das Opfer war vollendet, und ſie kam mit unbeſchreiblichen Empfindungen wieder zu Hauſe. Jetzt, da ſie alle Hoffnung aufgegeben hatte, wünſchte ſie die gänzliche Beendigung der Sache; dabei hatte ſie aber den geheimen Wunſch, daß Wilhelm oder der Lieutenant, der Einnehmer, oder irgend ein anderer Menſch ihr großmüthiges Opfer wiſſen möchte. Sie hatte ſonſt wohl über das Monument der Gräfin Elsbeth und die Inſchrift daran gelächelt; jetzt aber fühlte ſie, daß es leichter iſt, großmüthig zu handeln, als ſeine Großmuth verborgen bleiben zu laſſen. Späterhin ſagte ſie oft: es iſt ſchwer eine Kapelle zu verdienen, aber noch ſchwerer, wenn man ſie verdient hat, ſie nicht zu erbauen.

Sie hielt es für Pflicht gegen ihren künftigen Mann, ihr Opfer gänzlich zu verbergen, und ihre Miene war lächelnd, obgleich ihr Herz noch immer blutete.

12.

Die Schwiegermutter.

Antonie bemerkte, daß der Einnehmer kälter geworden war; ſie erzählte daher ihre Unterredung mit Henrietten dem Lieutenant, und dieſer ging nun ſogleich zu ſeinem Bruder, ihm eine Vorleſung über den Spruch zu halten: „bleibe im Lande, und nähre dich redlich.“

„Dieſe Regel,“ ſagte der Einnehmer, „kann nicht allgemein gelten. Der Menſch iſt ein Erdbürger, ein *Weltbürger* ſogar; denn geſetzt, es gäbe einen Weg von hier nach dem Monde: meinſt du nicht, daß Menſchen dahin gehen müßten und gehen würden? . . . Aber, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Wilhelm darf nicht hier bleiben, ob ich gleich verſchweigen muß, warum!“

Dieſen feſten Entſchluß des Einnehmers hatte ſeine Frau veranlaßt. Sie war mit ihm allein, und ſprach ſehr vergnügt von ihrer künftigen Schwiegertochter, von Enkeln und

Enkelinnen,

Enkelinnen, und von den Gevattern, die ſie bitten wollte. Auf einmal ſagte ſie lächelnd: wer hätte gedacht, daß die Tochter der Predigerin noch Schinken und Würſte auf meine Art würde räuchern müſſen!

Der Einnehmer ſah ihr ſtarr in's Geſicht, und ſagte dann: „die Hälfte wird auf deine, die andre auf ihre Manier geräuchert."

Das würde ich mir ſehr verbitten! Und mit der Waſchmaſchine darf mir die junge Frau auch nicht kommen! Frau im Hauſe will ich bleiben.

„Das ſollſt du!" ſagte der Einnehmer ernſt, und ſeine Augen wurden finſter.

Die Einnehmerin erſchrak. Habe ich etwas Unrechtes geſagt, lieber Mann?

„Nicht doch! Mir fiel nur etwas aus der Naturgeſchichte ein. Es iſt traurig, daß die Bienen, wenn ſie ihre Einrichtung machen, nicht mehr als Eine Königin am Leben laſſen. Und Romulus und Tatius vertrugen ſich ſehr ſchlecht mit einander. Die zwei Könige in Sparta gelten nicht für einen Gegenbeweis; denn die Ephoren waren die eigentlichen Könige. . . . Laß mich doch allein, liebe Frau! Ich habe etwas zu überlegen."

Die Einnehmerin verließ ihn, ohne zu errathen, wie er auf Romulus und Tatius gekommen ſeyn möchte.

Der Schutzgeiſt unſerer Glückſeligkeit hat mich gewarnt, dachte der Einnehmer. Schwiegermutter und Schwiegertochter in Einem Hauſe! Und Beide räuchern die Würſte auf verſchiedne Weiſe! Wäre die eine die frömmſte Gläubige, und die andre eine Atheiſtin: es würde nicht ſo ſchlimm ſeyn, und ich wollte es darauf wagen. Doch jetzt? Je kleiner der Gegenſtand, deſto größer der Haß. — Er erklärte nun geradezu: Wilhelm müſſe Bergrath werden, wenn er Henrietten heirathen wolle. Der Lieutenant ſchwieg; die Einnehmerin aber drang auf eine baldige Hochzeit. Antonie fühlte, daß ihr Herz erleichtert ſeyn würde, wenn Wilhelm erſt verheirathet wäre; ſie wußte es deshalb dahin zu bringen, daß ſogar Henriettens Vater geradezu erklärte: Wilhelm könne ſeine Tochter ſogleich bekommen. Der Einnehmer blieb aber dabei: er muß Bergrath werden. Damit man ihn nicht weiter in die Enge treiben ſollte, nahm er Wilhelmen, der noch immer nichts von den Verhandlungen wußte, bei Seite, und ſagte: „Höre, mein Sohn, ich will dir etwas anvertrauen; denn ich hoffe, daß du ein Mann biſt. Du liebſt die Bellmann, und . . . Nun, warum erſchrickſt du? Wir wiſſen das ſchon ſeit einigen Wochen. Sieh, nun überlegten wir, wie du glücklich werden könnteſt. Ich ging zu dem Prediger, und hielt um ſeine Tochter für dich an.“

O Gott! rief Wilhelm mit bleichem Geſichte.

„Ich dachte ſchon an die Hochzeit, und wollte dir mein Amt abtreten; aber der Prediger . . .“

O Gott! er ſagte Nein!

„Richtig, er ſagte Nein; denn der Titel- oder Hochmuthsteufel hatte ihn beſeſſen. Genug, er meinte, du ſollteſt in das Berg-Departement, und Bergrath werden. Vorher könnte eine Art von ſtiller Verlobung ſeyn.“

Mit wem, lieber Vater? mit wem? So eben ſagten Sie ja . . .

„Nun, mit Henrietten, du ſeltſamer Menſch! Darüber gehen noch ein Paar Jahre hin, dachte ich; du könnteſt ihm ja aber wohl noch ein Kind über die Taufe halten, und . . .“

O gütiger Gott! rief Wilhelm glühend roth, und vor Freude zitternd.

„Das Warten auf den Bergrathstitel war mir zuwider. Nun ſieh, auf einmal kommt Antonie, und ſagt: Henriettens Eltern wollten nicht. . .

O, mein Gott! Sie wollen nicht?

„. . . wollten nicht weiter darauf dringen, daß du erſt Bergrath würdeſt, ſondern die Hochzeit könnte in ſechs Wochen, oder noch eher, ſeyn. — Wilhelm! was iſt dir denn? Werde mir nur nicht ohnmächtig! Junge, biſt du toll? du drückſt mich ja noch todt!“

O, reden Sie weiter! In ſechs Wochen, oder noch eher?

„Nun ja! Das wollen Jettchens Eltern, meine Frau will es, der Lieutenant und Antonie; ich aber will es nicht.“

Sie nicht? ... Lieber Vater! warum ſoll ich nicht ſo bald als möglich der glücklichſte Menſch werden?

„Aber, Wilhelm, ſo laß mich doch ruhig reden! ... Erſtlich: iſt es nicht ehrenvoller für dich, wenn du dir Henrietten verdienſt? Was haſt du bis jetzt für ſie gethan? ... Und dann würde Henriette, vermuthe ich aus guten Gründen, lieber in einer großen Stadt leben, als hier, wo es nicht viel beſſer iſt, als auf dem Lande."

Wilhelm war nicht dieſer Meinung. Das Alles, ſagte er, läßt ſich ja auch nach der Hochzeit thun. Der Präſident hat mir verſprochen, daß ich Berg-Sekretair werden ſoll, ſobald nur eine Stelle offen iſt.

„So? Aber als Sekretair bekommſt du des Predigers Tochter nicht, auch nicht einmal als Einnehmer; ich ſoll dir den Titel Steuerrath kaufen!"

Kaufen? Das will Henriette gewiß nicht!

„Aber ihr Vater will es, Alle wollen es, nur mich und den Lieutenant ausgenommen. Wir Beide finden etwas darin, das uns mißfällt. Doch unter einer andern Bedingung wird der Prediger ſich ſchwerlich dazu verſtehen, dir ſeine Einwilligung zu geben."

Aber, lieber Vater, was ſagt denn Henriette?

„Nun, natürlicher Weiſe eben das, was ihr Vater ſagt: du ſollſt Steuerrath heißen, ehe daran zu denken iſt, daß . . ."

Ich möchte nur wiſſen, ob ſie mich liebt, ob ſie . . .

„Das ſollte ich doch wohl glauben, da ſie dich heirathen will! Freilich haben wir Alle bisher nur an deine Liebe gedacht, und nicht an die ihrige."

Am Ende, Vater, iſt es denn doch nur eine unſchädliche Grille, daß ich Steuerrath heißen ſoll. Es wäre Singularität, wenn wir . . .

„So kann jeder Titelnarr ſagen, Wilhelm. Entſchuldigt die Liebe die Titelſucht, ſo kann es auch der Hochmuth. Laß übrigens ſo etwas den Lieutenant nicht hören; es würde ihm wehe thun. Er ſagte heute: Wilhelm muß wiſſen, ob Henriette ihn oder einen

Steuerrath haben will! . . . Ich glaube, mein Sohn, ein Mann darf ſich ſolche Bedingungen nicht machen laſſen."

Wilhelm ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg. Endlich hob er wieder an: Sie haben mir noch etwas zu ſagen, lieber Vater.

„[illegible] mein Sohn! . . . Du kannſt dir leicht ermeſſen, daß meine Frau mit zärtlicher Freude daran denkt, deine junge Frau im Hauſe zu haben; doch einige Worte von ihr ſind mir ſchwer aufs Herz gefallen, und haben mich nachdenkend gemacht. Ich fand es rathſam, mit dir ſelbſt zu reden. . . . Schwiegermutter und Schwiegertochter in Einem Hauſe, und beſonders wenn ſie ſchon mit einander gewetteifert haben! . . . Du könnteſt nicht glücklich ſeyn, wenn der häusliche Friede von uns wiche; und das geſchähe ganz unfehlbar."

Von ſo guten Menſchen? fragte Wilhelm lächelnd.

„Einzelne Tropfen, mein Sohn, höhlen endlich den härteſten Marmor aus. Die Flamme der Zwietracht kann uns Alle ergreiſen haben, wenn wir noch fragen: iſt das möglich! . . . Sieh, meine Frau und Antonie ſind die Eine Parthei; deine junge Frau und ihre Mutter die andre. Auf welche Seite wir Männer auch treten, — und auf Eine müſſen wir endlich doch hin —: wir gießen Oel in die Flamme. Deine junge Frau wird dies und jenes in der Wirthſchaft anders machen wollen, als es bisher in unſerm Hauſe geweſen iſt; und eben in ſolchen Kleinigkeiten liegt das Uebel. Man vergiebt einander eine große Beleidigung, aber nicht eine üble Gewohnheit, die man alle Tage wiederſehen muß. Erinnre dich, Wilhelm, daß wir ſchon beinahe in Feindſchaft mit des Predigers Hauſe geweſen ſind. Und was war Schuld daran? Unbedeutende Mißverſtändniſſe zwiſchen meiner Frau und der Predigerin. Dieſe Beiden werden ſich in der Folge oft ſehen; und wenn ſie nun wieder zerfallen: wird nicht Henriette die Parthei ihrer Mutter nehmen? Thut ſie das aber, ſo . . ."

Ich muß Bergrath werden, lieber Vater! ſagte Wilhelm entſchloſſen.

„Das gerade nicht; aber du mußt etwa ein Jahr lang von hier weg, mein Sohn, bis ich mir ein Haus gekauft, oder gebauet, und bis ich deine Mutter beredet habe, es ſey für mich und für ſie gut, mein Amt völlig niederzulegen, und alſo auch die Amtswohnung zu räumen. Um keinen Preis würde ſie dich und deine Frau in einem andern Hauſe wohnen laſſen, auch wenn ſie voraus ſähe, daß der Geiſt des Unfriedens über uns Alle kommen müßte. Haſt du nichts gegen meinen Vorſchlag, ſo ſchweig, bis ich erſt Alle dahin gebracht habe, wo ſie ſeyn ſollen.“

Ihre Ruhe, lieber Vater, iſt mir mehr werth, als das höchſte Glück meines Lebens. Ich ſchweige, und überlaſſe Ihnen die ganze Sache. —

Als Wilhelm mit dem Einnehmer in das gemeinſchaftliche Wohnzimmer trat, ſchloß Antonie aus ſeiner Unruhe, aus dem ſchnellen Wechſeln ſeiner Farbe, daß Beide mit einander über Henrietten geſprochen haben müßten; was aber, das ließ ſich freilich nicht errathen. Ich will es wiſſen! ſagte die Einnehmerin; bin ich nicht ſo gut Mutter, wie mein Mann Vater? Sie nahm Wilhelmen, weil ſie von ihrem Manne beobachtet wurde, auf die Vorrathskammer, fiel ihm hier um den Hals, und ſagte ihm ſehr gerührt: ſeine Liebe zu Henrietten mache ſie recht glücklich; ihr Mann wolle aber die Heirath noch aufſchieben. Selbſt mein Schwager, fuhr ſie fort, hält es dies Mal mehr mit uns, als mit meinem Manne. Denke nur, wie ſich die arme Henriette grämen würde, wenn du von hier weg gingeſt! (Wilhelm ſeufzte.) Es iſt ja, Gott Lob! alles in Richtigkeit, bis auf den Einen Punkt. Aber, lieber Sohn, du darfſt nur drei Tage lang betrübt ausſehen, ſo hält es der Vater nicht aus. Geh du, auf mein Wort, zu Henrietten, und mache die Sache nur erſt mit der richtig: dann ſoll ſich das Uebrige ſchon finden.

In dieſem Augenblick kam Antonie. Sie fand den Vorſchlag der Mutter vortrefflich. Du darfſt nur bitten, ſagte ſie; der Vater giebt gewiß nach. Es kommt allein auf dich an, ſo biſt du Steuerrath, und haſt Hochzeit. Ich muß dir nur ſagen, Bruder: wir haben ſchon um Henrietten angehalten. Ich nenne ſie ſchon Schweſter.

Und ich, ſagte die Einnehmerin, nenne ſie ſchon Tochter, oder Töchterchen!

O, ſeufzte Wilhelm; ich muß ſchweigen!

Das iſt eben nicht gut, lieber Bruder! Alles ſpricht von deiner Heirath mit Henrietten, und du thuſt, als ob du gar nichts davon wüßteſt. Wie ſoll Henriette das aufnehmen? Als Gleichgültigkeit wenigſtens, wenn nicht als Verachtung, oder wohl gar als Spott! Rede mit Henrietten, Bruder; und alles wird gut gehen.

Du weißt ja, wie der Vater iſt, lieber Wilhelm. Ich wollte mich auch ganz ruhig verhalten, wenn nicht ſogar der Lieutenant unſerer Meinung wäre.

Iſt er das wirklich? fragte Wilhelm mit klopfendem Herzen.

Ja wohl! Antonie, ruf ihn einmal, aber heimlich! Und du weißt ja, lieber Sohn, wenn es des Vaters Ernſt wäre mit dem Bergrath, ſo würde . . .

Haben Sie Mitleiden, gute Mutter! Es iſt mir noch alles wie ein Traum. Henriette liebt mich, und ihre Eltern wollen ſie mir geben? O Gott! und ich weiß von allem nichts!

In vier Wochen iſt Hochzeit, lieber Wilhelm, wenn du nur Muth haſt.

Jetzt kam Antonie wieder, und mit ihr der Lieutenant. Unterweges hatte ſie dieſem in wenigen Worten geſagt: lieber Oheim, es geht gewiß nicht gut! Wilhelm ſoll nicht mit Henrietten reden, ihr nicht ſagen, daß er ſie liebt. Er verzweifelt beinahe. Helfen Sie ihm doch! Mitleidig rief der Lieutenant ſchon auf der Schwelle: auf meine Verantwortung, Wilhelm, rede mit Henrietten! Mein Bruder iſt ein kluger Mann; dieſes Mal verlangt er aber mehr, als der Menſch zu leiſten im Stande iſt. Wie geſagt, auf meine Verantwortung!

Der Einnehmer hatte die geheime Conferenz gemerkt. Er öffnete eine Minute nachher langſam die Thür, und blieb mit einem gar nichts ſagenden Geſichte auf der Schwelle ſtehen. Alle wurden verlegen; er ſtellte ſich aber, als ob er nichts ſähe, und betrachtete nur die Vorräthe von Lebensmitteln. „Hier, liebe Frau," ſagte er, „ſollteſt du immer Audienz geben; denn bei dem Anblick dieſer Küchenſtücks-Tapeten bekommt man ordentlich Reſpekt vor dir. Nicht wahr, Bruder: eine beſſere Hausfrau muß auf der Welt nicht ſeyn, wenn ſie auch ſchon Obſt und Fleiſchwerk über einander liegen und hangen läßt! Das Obſt ſchmeckt freilich wohl ein wenig nach dem Fleiſche; das iſt aber eine Kleinigkeit. . . . Nun, Ihr habt unſerm Wilhelm wohl entdeckt, wie es mit ihm ſteht. Gewiß haſt du ihm geſagt, liebe Frau, daß er ſich verändern ſoll. Du wirſt doch ſeine junge Frau recht herzlich lieben?"

Ich kann ja kaum erwarten, bis er ſie hat! Davon ſprachen wir eben, lieber Mann.

„Er wird ſich nicht verändern, hoffe ich, wir auch nicht, und Jettchen Bellmann eben ſo wenig; aber die Umſtände können ſich freilich ändern. Zum Exempel, unſre Aepfel wer den nicht mehr nach Fleiſch ſchmecken: dafür wird die junge Frau wohl ſorgen."

Sie muß ſo lange warten, bis ſie Obſt hat; dann mag ſie thun, was ſie will.

„Das meine ich eben. Wenn ich mein Amt abtrete, ſo behalte ich auch den Garten nicht; und dann fehlt es der jungen Frau nicht an Obſt."

Die junge Frau legt ihr Obſt hieher auf das Obſtlager: dafür ſteh' ich dir, lieber Mann!

„Das thut ſie nicht; denn noch neulich — du warſt dabei, Lieutenant, — ſagte ſie: die beiden zarteſten Dinge ſind Wein und Obſt; die nehmen jeden fremden Geruch an. Obſt, das nicht an einem Orte für ſich allein gelegen hat, mag ich lieber gar nicht eſſen. Du ſiehſt alſo, liebe Frau . . ."

Die junge Frau, ſagte die Einnehmerin erhitzter, legt das Obſt hieher, wo das unſrige nun beinahe dreißig Jahre lang gelegen hat!

„Es iſt ja eine Kleinigkeit, liebe Frau. Wenn ſie nun ihren Kopf darauf geſetzt hätte, dein hier verwahrtes Obſt nicht eſſen zu wollen?"

Das Obſt bleibt hier; davon gehe ich nicht ab! . . . Ich weiß gar nicht, wie du darauf kommſt, dich in meine Wirthſchaftsſachen zu miſchen.

„Aber, ich bitte dich, wenn du nun durch Nachgeben in dieſer Kleinigkeit Unfrieden verhindern könnteſt! Die junge Frau will doch auch ein Wort zu ſagen haben, ſo gut wie du!"

Nun ja! Aber eher, als bis ſie mich zum Hauſe hinaus tragen, ſoll hier Niemand befehlen, als ich. Das Obſt bleibt hier liegen, ſo lange ich lebe.

„Das ſoll es, liebe Frau! . . . Uebrigens macht, was Ihr wollt. Ich habe meine Pflicht gethan; jeder thue die ſeinige." Mit dieſen Worten ging er lächelnd die Treppe wieder hinunter.

Ein Glück, daß der Großvater nichts gemerkt hat! ſagte Antonie. Aber nun geſchwind, Wilhelm! Du mußt Henrietten noch heute ſprechen.

Liebe Schweſter, antwortete Wilhelm wehmüthig: ich ſpreche ſie nicht. Mein Entſchluß iſt unerſchütterlich. Ich muß Bergrath werden, und ſollte ich das Glück meines Lebens darüber verlieren!

Koſten Sie einmal, Herr Bruder! ſagte die Einnehmerin, die unterdeſſen einen Apfel geſchält hatte: ſchmeckt der Apfel wohl nach Fleiſch?

Bruder, du überlegſt nicht . . . —

Ich habe überlegt, unterbrach Wilhelm Antonien; und jetzt bin ich feſt entſchloſſen, Henrietten nicht eher zu ſprechen, als bis der Vater es mir erlaubt. Ich will Bergrath werden, weil ich muß. — Mit dieſen Worten verließ er die Vorrathskammer.

Antonie kam ein wenig unmuthig in das Wohnzimmer. Der Einnehmer ſagte lächelnd: „Ihr hattet ihn beinahe herum; aber nicht wahr? jetzt will er nicht. Beredet ihn doch nun, wenn Ihr könnt!“ Antonie ſah auf einmal ein, weshalb ihr Großvater die Heirath noch verzögern wollte; und ihre Miene zeigte das. „Haſt du mich errathen,“ fuhr er fort, „ſo wirſt du begreifen, daß Wilhelm nicht hier bleiben kann. Und nun, mein Töchterchen, miſche dich nicht wieder in Dinge, die dich nichts angehen!"

Jetzt trat auch der Lieutenant verdrießlich in das Zimmer, und mit ihm kam die Einnehmerin, die eine geſchälte Calville auf ihrem Meſſer trug. Koſte doch einmal! ſagte ſie zu ihrem Manne; die ſchönſte Calville von der Welt! — Antonie lächelte, als ihr Großvater den Apfel ſehr langſam und prüfend aß. „Ich finde," ſagte er endlich, „auch nicht die mindeſte Spur von Fleiſchgeſchmack daran." Ganz ſtolz ging nun die Einnehmerin hinaus in die Küche. Sie ſagte zu Antonien, die ihr bald dahin folgte: nach Fleiſch ſchmecken! Man muß über die Narrheit lachen! . . . Wo bleibt denn aber Wilhelm? Iſt er ſchon bei Jettchen?

Nein, liebe Mutter; er will ihr nicht eher etwas ſagen, als bis es der Vater erlaubt.

Erlauben wird es mein Mann nicht; aber vergeſſen, daß er es verboten hat.

Wilhelm aber vergißt es gewiß nicht. Sie werden ſehen, liebe Mutter, fürs erſte haben wir noch keine Hochzeit.

Nun, wie Gott will! . . . Ich muß dir etwas anvertrauen, liebe Antonie. — Daß mein Mann die Calville ſo ordentlich aß, und den Geſchmack lobte, ohne auch nur mit einer Miene zu ſpotten, iſt mir auf's Herz gefallen. Das Geſpräch oben in der Vorrathskammer über die Aepfel kam wohl nicht von ungefähr; vielleicht wollte der Vater mich warnen. . . . Kommt die junge Frau in's Haus, ſo will ich ſie mit Liebe aufnehmen, und der Himmel wird ja wohl geben, daß wir uns gut mit einander vertragen. Freilich, was eine Frau einmal gewohnt iſt, dabei will ſie gern bleiben. Mein Mann ſagt zuweilen: Du verſtändeſt dich nimmermehr dazu, das Rindfleiſch erſt nach dem Gemüſe aufſetzen zu laſſen, ob es gleich im ganzen Reiche ſo, und nie anders, gegeſſen wird.

13.

Wilhelm löſ't einen Knoten.

Am folgenden Morgen, als die ganze Familie zum Frühſtücke verſammelt war, bekam der Einnehmer ein Billet. So eben redete er mit großem Eifer darüber, daß durch gegenſeitiges Vertrauen die meiſten Uebel des Lebens zu vermeiden wären. Er ſagte: „die Klugheit kann mir gebieten zu ſchweigen, heißt doch nichts anders, als: ich habe etwas Böſes vor, oder ich traue dem Andern, gegen den ich ſchweigen zu müſſen glaube, etwas Böſes zu. Es ginge auch in unſerm Hausweſen vieles beſſer, wenn nicht bald Dieſer, bald Jener ſchwiege, bis endlich das Geheimniß ausbricht, und dann auf einmal alle Räder der Freude, der Zufriedenheit in Stocken gerathen." Jetzt erbrach er das Billet, las es zweimal, und legte es dann ſchweigend neben ſeine Taſſe. Antonie erröthete und wollte aus dem Zimmer. „Du eben biſt hier am nöthigſten!" ſagte der Einnehmer. „Es waltet ein eignes Schickſal über unſrem Hauſe. Seht, da bricht auf einmal wieder ein Geheimniß über uns her. Oder habt Ihr ſchon darum gewußt, und es iſt nur mir verborgen geblieben?"

(Alle hefteten ihre Augen auf Antonien, die in großer Angſt da ſaß, und abwechſelnd blaß und roth wurde.)

„Liebſt du den jungen Riemann, Antonie?"

Sie antwortete nach einer Pauſe mit feſter Stimme: ja! ich liebe ihn!

„Mit dieſem Ja . . . Antworte es mir noch einmal. Dann ſollt ihr den Inhalt dieſes Billets erfahren, und ich will doch ſehen, wer den Gordiſchen Knoten wird löſen können. Du liebſt ihn alſo von ganzem Herzen?"

Ja! antwortete Antonie leiſe, mit Thränen in den Augen.

Nun, was iſt denn Uebles dabei? ſagte der Lieutenant. Weiſt du etwas Böſes von dem jungen Riemann?

„Deſto ſchlimmer, Bruder! Er iſt ein

artiger, feiner Menſch, das weiß ich von ihm."

Ein guter Menſch, Bruder, mit dem Antonie recht glücklich ſeyn wird.

„Ich ſage dir: deſto ſchlimmer. Wüßten wir etwas Böſes von ihm, ſo würde Antonie ihn nicht haben wollen. . . . Sieh, dieſes Billet bringt mich, und uns Alle, in ein Labyrinth, aus dem ich gar keinen Ausgang ſehe. Wir werden jammern, und keiner wird zu helfen wiſſen. Je mehr ich den Knoten drehe und wende, deſto mehr zieht er ſich zuſammen. . . . Da lies, Bruder!"

Der Lieutenant las das Billet mit ſanftem Kopfſchütteln, und legte es dann ſchweigend wieder auf den Tiſch.

„Nun?" fragte der Einnehmer.

Du haſt nur allzu ſehr Recht! Ich hoffe aber, es wird ſich etwas thun laſſen.

„Nichts, gar nichts. Du kennſt den alten Syndikus nicht, wenn du das glaubſt. Wir werden zwiſchen den beiden Abgründen ſchweigend, ohne zu handeln, daſtehen müſſen."

In Antoniens Geſichte mahlte ſich die

höchſte Angſt. Sieh, Bruder, ſagte der Lieutenant, wenn ich einen Blick auf Antonien werfe, ſo weiß ich auch, wie in einigen Minuten Wilhelms Geſicht ausſehen wird. — Wilhelm wurde in dieſem Augenblicke bleich. — Aber um Gottes willen! was iſt denn? rief die Einnehmerin, in der höchſten Erwartung.

„So hört!“ fing der Einnehmer an: „Wilhelm liebt Henrietten; und mit welcher Leidenſchaft, das wißt ihr Alle. Der Prediger will ſie ihm geben, aber nur unter der Bedingung, die ich bisher bloß meinem Bruder geſagt habe, daß Wilhelm einmal mit Antonien mein und meines Bruders Vermögen theilen ſoll; und davon geht er nicht ab. Nun weiter! Antonie liebt den jungen Riemann: wie ſehr, das könnt ihr aus der Angſt in ihrem Geſichte leſen. Der alte Riemann hält um ſie für ſeinen Sohn bei mir an, doch mit der Bedingung, daß wir, ich und mein Bruder, ſie als unſre nächſte Verwandtin mit der gehörigen Sicherheit zu unſrer einzigen Erbin ernennen ſollen. Sonſt möchte ich, ſchreibt er mir, ſein Billet als ungeſchrieben anſehen. Da habt ihr denn das Elend in ein Paar Worten!"

Der Lieutenant warf verſtohlen einen Blick auf Antonien, und bemerkte zu ſeiner Verwunderung, daß ihr Geſicht weit ruhiger war, als vorher. Er ſah Wilhelmen an; und auch in deſſen Geſichte war keine Spur von Angſt oder Schmerz: vielmehr glühete ſeine Wange, und ſein Auge funkelte.

„Nun, wer löſ't den Knoten?" fragte der Einnehmer. Antonie ſtand auf, und ging durch die eine Thür; Wilhelm ging durch die andre. Der Einnehmer wollte ſie aufhalten; der Lieutenant winkte ihm aber, ſie gehen zu laſſen. Nach einer halben Stunde begegneten Antonie und Wilhelm einander auf der Hausflur, und reichten ſich zu gleicher Zeit, mit einem ſchönen Lächeln, die Hand. Der unauflösliche Knoten, hob Wilhelm an, iſt ſchon ſeit einer halben Stunde gelöſ't: nicht wahr, Antonie? — Ja! antwortete ſie lebhaft; er iſt es. Ich bitte dich, ſey ruhig, lieber Bruder!

Das bin ich; ruhiger als jemals: denn ich empfinde, Antonie, wie ſehr ich dich liebe. — Er fiel ihr um den Hals, und küßte ſie mit Innigkeit; dann verließen Beide einander ſchweigend.

Als Antonie ſich auf ihrem kleinen Zimmer erholt hatte, ging ſie — unglücklicher und glücklicher als je in ihrem Leben — zu dem Einnehmer hinunter.

Lieber Vater, fing ſie, hoch erröthend, an; wenn ich vorhin ſagte, daß ich Herrn Niemann von Herzen liebte, ſo . . .

. . . „haſt du nicht die Wahrheit geſagt?“ unterbrach ſie der Einnehmer.

Ja! Ich bin ihm ganz gewogen; das iſt aber auch alles. Glauben Sie mir, ich bringe nicht einmal ein Opfer, wenn ich . . .

Gutes, edles Mädchen! ſagte der Lieutenant, und küßte ihre glühende Wange.

„Hatte ich nicht Recht, Bruder?“ fragte der Einnehmer; „machen ſie uns das Elend nicht zu einer ſüßen Freude? Gieb Acht! nun wird auch Wilhelm bald kommen, und verſichern, daß er Henrietten gar nicht ſo ſehr leidenſchaftlich liebt. Wir werden unſre Sorgen über ihre zärtliche Großmuth vergeſſen, oder ſogar glücklich zu ſeyn glauben. Und wenn wir mit unſern Gedanken ein Paar Jahre vorwärts ſchreiten, Bruder: werden wir es dann nicht wirklich ſeyn? Du edelmüthiges Mädchen! Nicht wahr: ich ſoll dem Syndikus eine abſchlägige Antwort geben? Um deinen Bruder glücklich zu machen, willſt du unglücklich ſeyn!"

Die Wahrheit dieſer Worte überraſchte Antonien, und ſie brach in ein lautes Schluchzen aus.

„Siehſt du wohl, armes Kind, daß du uns nicht verhehlen kannſt, wie groß in deinen eignen Augen das Opfer iſt, das du bringen willſt? Nein, du wirſt den Knoten nicht löſen!"

Ich werde, ich muß es. Er iſt ſchon gelöſ't; ich liebe Herrn Niemann nicht.

„Ueberrede Wilhelmen davon; dann wollen wir dir glauben."

Gott iſt mein Zeuge: ich habe Niemannen nie geliebt. Glauben Sie mir nun?

Antonie! ſagte der Lieutenant: ſchwöre nicht! Du ſchwörſt falſch. Du biſt großmüthig, edle Seele; aber dabei laß es bewenden.

Antonie wiederholte ihre Betheurungen; beide Brüder ſagten aber: wir haben vorhin dein Geſicht geſehen.

„Liebes Kind,“ fuhr der Einnehmer fort; der Knoten iſt unauflöslich.“ Antonie hörte indeß nicht auf zu verſichern, bis die beiden Brüder endlich ſagten: ſie wollten ſehen, was ſich würde thun laſſen. —

„Nun wird Wilhelm nicht weit ſeyn, Bruder Lieutenant! Glaubſt du wohl, daß ich mich bei dieſer Gelegenheit ordentlich vor dem Burſchen fürchte? Er wird ſagen: Antonie iſt Ihre Enkelin;. und alſo ſind Sie verpflichtet. Wenn er den Knoten nicht löſen kann, ſo wird er ihn zerreißen wollen. Ich höre ſchon von ihm: ſollen wir Beide unglücklich ſeyn? ſoll nicht wenigſtens Eins von uns glücklich werden? Ueberdies — ſoll ich mir Henrietten kaufen?“

Und was wirſt du ihm auf das alles

antworten? Denn, wie es ſcheint, hat er Recht, wenn er ſo ſagt.

„Allerdings hat er das, Bruder; und deshalb werde ich gerade eben ſo ſagen, wie er, faſt dieſelben Worte. Hier müßte jemand entſcheiden; und das will keiner von uns Allen thun. Ich antworte Wilhelmen: vergleiche dich mit Antonien; was Ihr Beide ausmacht, ſoll mir recht ſeyn. Aber ſie werden ſich gewiß nicht mit einander vergleichen.“

Das iſt eine üble Lage! ſeufzte der Lieutenant. Hilft Gott nicht, ſo ſehe ich hier keine Hülfe!

„Er hilft gewiß, Bruder; aber erſt mit der Zeit. Wenn es nicht tauben Ohren gepredigt wäre, ſo würde ich ſagen: laßt alles, wie es iſt; nach Einem oder zwei Jahren wird es gewiß ganz anders und beſſer ſeyn.“

So oft die Thür aufging, glaubten die Brüder, Wilhelm käme; er fand ſich aber zum Mittagseſſen nicht ein, und kam auch den Nachmittag nicht. Nun wurde der Lieutenant ängſtlich. „Sey doch nicht ſeltſam, Bruder!“ ſagte der Einnehmer. „Wer weiß, ob wir ihn morgen ſehen! Denn, ich bitte dich, was ſoll er uns ſagen? Er ſinnt darauf, wie er mich überreden will, Antonien zu verheirathen; aber, da ſieht er wohl voraus, daß ich ſagen werde: erſt ſchaffe mir Antoniens Einwilligung. Glaub mir, er ſitzt in dieſem Augenblick unter irgend einem Baume, drehet an dem Knoten, und ſucht den Anfang, ohne ihn finden zu können, wie du einmal bei dem hölzernen Kreuze, das du aus einander nehmen wollteſt.“

Vor Ungeduld warf ich zuletzt den hölzernen Knoten zum Fenſter hinaus. Ich fürchte, er macht es eben ſo.

„Das kann er nicht; er muß, er wird ihn löſen, ſage ich dir!“ —

Wilhelm hatte ihn ſchon gelöſ't. Er kam dieſen Abend nicht zu Hauſe; das fiel aber dem Einnehmer noch immer nicht ſehr auf, da er zuweilen Eine oder mehrere Nächte ausblieb. Die Einnehmerin erinnerte ſich überdies, daß Wilhelm ein fünf Meilen weit entlegenes Salzwerk hatte beſuchen wollen, wo eine wichtige neue Maſchine angelegt worden war; und nun beruhigte man ſich gänzlich.

Nach vier Tagen kam ein Brief. „Von Wilhelm!" ſagte der Einnehmer, und erbrach ihn mit Begierde. Sobald er nur einige Zeilen geleſen hatte, rief er mit gebrochener Stimme: „o, er kommt nicht wieder!"

Alle im Zimmer wurden bleich, und ſagten nicht eine Sylbe. Der Einnehmer hatte die Hand mit dem offnen Briefe auf ſeine Kniee ſinken laſſen, und ſah, mit dem tiefſten Kummer im Geſichte, zu Boden. Lieber Mann! rief ſeine Frau; was ſeufzeſt du? Laß den undankbaren Menſchen gehen! — Ein allgemeines unwilliges Nein! Nein! verwies ihr dieſen Ausdruck.

Was ſchreibt er? fragte der Lieutenant endlich.

Der Einnehmer machte einige vergebliche Verſuche, den Brief vorzuleſen. Als er ihn durchgeſehen hatte, gab er ihn dem Lieutenant, und ſo ging der Brief aus einer zitternden Hand in die andre. — Hier iſt der Brief.

„Sie hatten Recht, lieber Vater: der Knoten war nicht zu löſen; er mußte zerriſſen werden, und von mir, von Niemand anders. Ich hoffe, Sie glauben, daß dies mein feſter Entſchluß ſchon in dem Augenblicke war, als Sie uns den Inhalt des Billets von dem Syndikus ſagten.“

„Hätte ich hoffen dürfen, daß ich Sie bewegen könnte, Antonien glücklich zu machen, ſo wäre der Knoten ſchöner gelöſ't worden; aber ſagen Sie ſelbſt, ob mir das jemals gelungen ſeyn würde! Was ich thun konnte, thun mußte, habe ich gethan. Ich verlaſſe Ihr Haus, und Sie hören nicht eher wieder ein Wort von mir, als bis Antonie Riemanns glückliche Frau iſt. Gewiß nicht eher! Freilich muß ich geſtehen, daß mein Opfer mir nicht leicht geweſen iſt; doch Sie wiſſen, daß ich es bringen mußte. Ich war es der Ehre, der Tugend, und Ihrem Herzen ſchuldig.“

„Gott gebe, daß Antonie bald uns wieder vereinigt! Sagen Sie meiner guten Schweſter, daß ich weiß, welches Edelmuthes ſie fähig iſt. An dem Morgen meiner Abreiſe las ich in ihren funkelnden Augen, und fühlte ich in ihrer innigen Umarmung, was ſie beſchloſſen hatte. Ich handelte nicht edelmüthig, nur gerecht.“

„Seyn Sie für mein Fortkommen nicht beſorgt. Ich habe die anſehnliche Summe mitgenommen, die ich mir von Ihren großen Geſchenken geſpart habe; und bis die ausgegeben iſt, werde ich ja wohl an irgend einem Orte Arbeit finden.“

„Leben Sie wohl! Lebt wohl, alle meine Geliebten! Wir ſehen uns wieder, und glücklicher, als wir jetzt ſind. Was auch in meinem Herzen vorgehen mag — ich fühle, daß der Mann nicht alles wollen darf, was er könnte. Leben Sie wohl! Wir ſehen uns wieder! Ewig Ihr Wilhelm.“

Der Lieutenant ſtand nach einer langen Stille endlich auf, und ſagte mit lauterer Stimme als gewöhnlich: er geht in ein fremdes Land; aber Gott iſt mit ihm und das Bewußtſeyn einer edlen Handlung: die werden ihn nicht ſinken laſſen.

„Bruder Lieutenant, ich denke, er mußte gehen. Auch ich, in ſeiner Stelle, wäre gegangen. Er hat den Knoten gelöſ't, nicht zerhauen.“

Ja, Bruder; gelöſ't, mit Glauben an Gott und ſich ſelbſt. Nun, ſo laß uns muthig ſeyn! Wir ſehen ihn wieder.

Das gebe Gott! ſagte Antonie ſchmerzlich, weil ſie fühlte, daß ſie allein an Wilhelms Entfliehen Schuld war.

14.

Antonie hofft.

Noch an demſelben Tage verbreitete ſich das Gerücht, Wilhelm ſey davon gegangen und habe dem Einnehmer eine große Summe Geldes mitgenommen. In des Predigers und in Riemanns Hauſe that dieſe Nachricht eine ſehr verſchiedene Wirkung: dort erſchrak man darüber; hier freuete man ſich. Bellmann und ſeine Familie vermieden es jetzt, zu dem Einnehmer zu gehen, weil ein Beſuch von ihnen als Neugierde oder als ein Vorwurf angeſehen werden konnte; und der Einnehmer ſah das recht gern, weil er in der That nicht wußte, was er dem Prediger ſagen könnte. Henriette ſprach Antonien bald nachher: dieſe war aber ſo verlegen, und äußerte ſich über Wilhelms Flucht ſo kurz und ſo unbeſtimmt, daß Henriette das Geſpräch ſogleich wieder abbrach; und nun wurde die Sache fürs erſte mit Stillſchweigen übergangen.

Der Einnehmer bekam jetzt ein zweites Billet von dem Syndikus, worin dieſer ſagte: nun, da das etwanige Hinderniß aus dem Wege geräumt ſey, hoffe er um ſo zuverſichtlicher auf das Jawort für ſeinen Sohn. Er gab das Billet Antonien. Sie las es mit ſichtbarer Angſt, und ſagte dann: ich heirathe Herrn Riemann nicht.

Der Einnehmer erinnerte ſie an Wilhelms Erklärung; ſie wiederholte aber: ich heirathe ihn gewiß nicht! „Dieſe Großmuth,“ ſagte der Einnehmer, „iſt nichts als eigenſinnige Eitelkeit. Deinem Bruder hilft ſie nichts, und dir ſchadet ſie.“ Der Lieutenant und die Mutter ſtellten ihr vor, daß Wilhelm nicht eher wiederkommen würde, als bis ſie Riemanns Frau wäre; ſie blieb aber bei ihrer Erklärung.

Endlich wurde der Einnehmer böſe, und nannte Antonien ein albernes Geſchöpf, das nicht wiſſe, was es wolle. Er drohete ihr, auf ihre Weigerung gar nicht zu achten, und mit dem Syndikus abzuſchließen. Sie ſagte erblaſſend und mit herzzerſchneidenden Tönen: geben Sie meine Hand, wem Sie wollen, lieber Vater, auch Herrn Riemann; aber glauben Sie mir wenigſtens, daß Sie mich dadurch nicht glücklich machen. Gewiß, ich liebe Herrn Riemann nicht, und habe ihn nie geliebt. Aus Verzweiflung . . . Ich bin beſtraft, härter, als ich es verdiente!

„Du liebſt ihn nicht? du haſt ihn nie geliebt?” fragte der Einnehmer, und ſchüttelte den Kopf. „Das iſt ein neuer Verſuch, Bruder, uns von dem Wege abzubringen. Sie liebt ihn ganz gewiß; denn was hätte ſie ſonſt bewegen können, es zu ſagen? Nun wohl! ich werde alſo über deine Hand verfügen.” Antonie wurde noch blaſſer, und ſagte ſtockend: Sie zwingen mich, lieber Großvater. Ich . . . ich liebe meinen Bruder; und dies macht uns Alle unglücklich!

Der Einnehmer, ſein Bruder und ſeine Frau ſtanden bei dieſer Erklärung da, wie von einem Blitze getroffen. — Antonie erzählte nun die Veranlaſſung und den Gang ihrer Empfindungen; ferner, wie ſie nach der Entdeckung von Wilhelms Liebe zu Henrietten die Sache betrieben habe, und auf den Gedanken gerathen ſey, Riemannen ihre Hand zu geben, um dadurch aus ihrem peinlichen Zuſtande zu kommen. —

„Wißt Ihr,“ fragte der Einnehmer nach einem langen Stillſchweigen, „zu dem Allen etwas zu ſagen? Ich weiß nichts. Jetzt ſehe ich freilich ein, was zu thun geweſen wäre; ob wir es aber edelmüthiger hätten machen können, als die beiden Kinder, daran zweifle ich. Liebe Antonie, hinter deinen frommen, ſtillen Augen hätte ich die Stärke nicht geſucht! . . . Ich wollte,“ ſagte er auf einmal freudig, „Wilhelm wäre hinter einer Tapete Zeuge von dieſer Scene geweſen. Wer weiß, was dann geſchähe! Denn, gerade heraus, Henriette nähme ihn nicht, wenn er nicht eine Erbſchaft zu hoffen hätte. Sie macht die Bedingung ſo gut wie ihr Vater. . . . Nun, ich will dem Syndikus ohne Umſtände Nein antworten. Nicht wahr, mein Herzenskind? Haben wir ihn dann wieder, den lieben Flüchtling. . . . Und wer weiß denn, ob er nicht eben gerade darum weglauſeyn mußte? Vielleicht ſollten wir, anſtatt „aus tiefer Noth ſchrei' ich zu dir,“ ein Te Deum laudamus anſtimmen.“

Antonie erröthete wie eine Braut, und ihr Schmerz verwandelte ſich in eine milde, wohlthätige Hoffnung. Der Einnehmer ging an den Schreibtiſch, und ſchrieb in ſeiner Freude dem Syndikus: „er ſey nicht gewohnt, Menſchen zu verhandeln; ſeine Enkelin, denke er, verdiene wohl um ihrer ſelbſt willen geliebt zu werden, und alſo müſſe er den ihm gemachten Antrag ausſchlagen.“

Als der Syndikus dies, im Grunde gar nicht ſo böſe gemeinte, Billet geleſen hatte, ſagte er zwiſchen den Zähnen: das ſoll dich gereuen! Sogleich holte er aus ſeiner Regiſtratur ein Paket Akten von einem Prozeſſe, den der Einnehmer in Dienſtſachen, wegen angeſchuldigter Veruntreuung, hatte führen müſſen, der aber gänzlich zu ſeiner Ehre entſchieden worden war. Er blätterte darin, bezeichnete einige Stellen mit einem Kreuze, und legte das Paket wieder an ſeinen Ort. Während daß er auf Mittel ſann, ſich an dem Einnehmer rächen zu können, ſaß dieſer mit ſeiner Familie bei Tiſche, und Alle, ſelbſt Antonie, mußten auf die Rückkehr des Flüchtlings, und auf neue, ſchöne Hoffnungen mit ihm anſtoßen.

15.

Henriette tritt auf die Bühne der Welt.

Jetzt ſah der Einnehmer den Prediger wieder, und erzählte ihm, weswegen Wilhelm von hier weggegangen ſey. Ich höre ja aber, ſagte der Prediger, daß Sie Ihre Enkelin dem jungen Herrn Niemann dennoch abgeſchlagen haben!

„Richtig; und damit hat es eine eigne Bewandniß." Er wollte dem Prediger den Zuſammenhang nicht entdecken; und doch konnte er Antoniens Edelmuth nicht gänzlich verſchweigen. Aus einigen Worten, die ihm, und bald nachher auch der Einnehmerin und Antonien; entfielen, errieth man in des Predigers Hauſe die Wahrheit ziemlich richtig. Henriette war Anfangs untröſtlich, weil ſie den Entflohenen in der That zu lieben glaubte; es ging aber in Kurzem eine Veränderung mit ihr vor, über die ſie ihren Kummer leicht vergeſſen konnte.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
LAFONTAINE, A. H. J.

3-598-51576-6
FN. 19604/013

Bellmann hatte eine Schweſter, von welcher er ſelten und immer nur im Allgemeinen ſprach. Sie war in ihrer Jugend, als eine ausgezeichnete Schönheit, einem jungen Fürſten in die Augen gefallen und von ihm verführt worden. Schon einige Jahre nachher hatte er ſie mit einem ſeiner Sekretaire verheirathet, und dieſem den Titel Kammerrath gegeben. Nach des Fürſten frühzeitigem Tode fand es der Kammerrath für gut, deſſen Land zu verlaſſen. Er zog in eine große Reſidenz, und lebte da von einem beträchtlichen Vermögen ſehr anſtändig. Seine Frau konnte es ihrem Bruder nicht vergeben, daß er ihr, während ihrer Verblindung mit dem Fürſten, bittre Vorwürfe gemacht hatte, und ſie kümmerte ſich nun ſchon ſeit vielen Jahren weder um ihn noch um ſeine Familie. Jetzt ſtarben aber ihr Mann und der einzige Sohn, den ſie von ihm hatte, kurze Zeit hinter einander. Dieſe beiden Todesfälle, welche ſie im erſten Schmerze als eine Strafe des Himmels anſah, führten ſie zu Betrachtungen über ihr Leben, und erreg ten in ihr den Wunſch, ſich mit ihrem Bruder zu verſöhnen. Sie ſchrieb ihm, daß ſie entſchloſſen wäre, künftig in der Einſamkeit zu leben, und erbat ſich ſeinen brüderlichen Rath zu der Ausführung dieſes Entſchluſſes.

Herr Bellmann, der von ſeiner Schweſter ſehr wenig wußte, hielt ihren Brief für eine Bitte um Unterſtützung, antwortete ihr aber dennoch ſehr gütig, und verſprach, ſobald er könne, ſelbſt zu kommen, und mit ihr zu überlegen, was zu thun ſeyn möchte. Einige Zeit nachher reiſte er mit ſeiner Familie wirklich zu ihr hin. Er hatte ſeine Gattin gebeten, die unglückliche aber bereuende Frau gütig zu behandeln, und ſie ihre jetzige Armuth nicht empfinden zu laſſen. Zu ſeinem Erſtaunen wies man ihn aber, als er ſeine Schweſter aufſuchte, nach einem kleinen Pallaſte. Er wurde von einem Bedienten in reicher Livree gemeldet, und erſtaunte aufs neue über die Pracht der Zimmer, durch die man ihn führte. Seine Schweſter kam ihm, ſehr geſchmackvoll gekleidet, mit einem edlen, freien Anſtande entgegen, und empfing ihn mit großer Freude, ſagte aber kein Wort von Reue und von einem Leben in der Einſamkeit. Er war Willens geweſen, ihr einige ſanfte Vorwürfe zu machen; dieſen Vorſatz gab er indeß auf, ſobald er nur einen Blick auf ſie geworfen hatte. Als er ihr ſagte, daß er ſeine Familie mitgebracht habe, ſchickte ſie ihren Wagen nach dem Gaſthofe, und ließ ſie mit ihren Sachen abholen. An ihrer Nichte fand ſie ſogleich außerordentliches Wohlgefallen. Sie ſuchte ein mit Diamanten beſetztes Portrait hervor, das ſie als ein junges Mädchen von achtzehn Jahren vorſtellte; und Henriettens Geſicht glich dieſem Bilde in der That zum Bewundern. Die Kammerräthin wurde dadurch ſehr angenehm überraſcht, und äußerte den Wunſch, ihre Nichte bei ſich zu behalten. Nicht wahr, Bruder, du läßt ſie mir? nicht wahr, mein Engel, du willſt bei mir bleiben?

Herr Bellmann ſagte weder Ja, noch Nein; doch Henriette äußerte ihren Wunſch durch zärtliche Liebkoſungen ſehr deutlich. Die Tante ging nun ſogleich mit ihr in ein Cabinet, um ſie moderner ankleiden zu laſſen, was ſehr leicht geſchehen konnte, da ihre Nichte gerade von demſelben Wuchs und derſelben Größe war, wie ſie. Henriette ſaß unter den Händen der Kammerjungfer, als wäre ſie von Jugend auf daran gewöhnt, und die Tante blieb bei dem Ankleiden gegenwärtig. Unterdeſſen überlegten der Prediger und ſeine Frau, daß es nicht rathſam ſeyn würde, ihre Tochter ſeiner Schweſter abzuſchlagen, da dieſe Nichten und Neffen genug hatte, unter denen ſie nur zu wählen brauchte. Kurz, am Abend wurde beſchloſſen, daß Henriette bei der Tante bleiben ſollte.

Herr Bellmann konnte ſich nur zwei Tage bei ſeiner Schweſter aufhalten, da ſeine Amtsgeſchäfte es nicht länger erlaubten. Ehe er wieder abreiſte, hielt er ſeiner Tochter noch eine Vorleſung über die Gefahren, denen ſie in ihrer neuen Lage ausgeſetzt ſeyn würde. Sie ſagte lächelnd: es würde mir weh thun, lieber Vater, wenn Sie dieſe Erinnerungen bei mir wirklich für nöthig hielten. Ich ſehe ſie als einen Beweis Ihrer väterlichen Liebe an; doch wenn Sie mir auch nichts geſagt hätten, Sie ſollten doch nur Freude an mir erleben. — Der Vater nahm mit einer herzlichen Umarmung, die Mutter mit zärtlichen Thränen von ihr Abſchied.

Die Tante hatte in ihrer Nichte ein bloßes Landmädchen erwartet; zu ihrer Verwunderung fand ſich aber Henriette ſehr leicht in jeden Ton, und hatte Geſchicklichkeiten, die in kleinen Städten ſelten ſind. Sie kam in einen Saal, wo ein ſchöner Flügel ſtand, und ſpielte eine rauſchende Sonate. Bravo! ſagte die Tante. Was dir noch fehlt, mein Kind, Geſchmack im Vortrage, das wird ſich finden. Henriette lächelte heimlich über dieſes Urtheil, da ihre Tante nicht zwei Takte ſpielen konnte; doch in Kurzem mußte ſie geſtehen, daß die Tante gutes und ſchlechtes Spielen ſehr richtig zu unterſcheiden wußte. Sie fing einmal an zu philoſophiren, und zwar etwas ſchulgerecht; ihre Tante ſagte aber: alles Jettchen, nur keine Pedanterei!

Sie würde eine Liebesgöttin häßlich machen; und wir Weiber müſſen ſchön ſeyn, ſchön an Leib und Seele, heiter, witzig!

Henriette fand bald, daß ihre Tante Recht hatte, und gab ſich nun Mühe, ihre Talente im Sinne derſelben auszubilden. Sie ſah hier Meiſterſtücke der Künſte, hörte große Künſtler reden, und machte im Singen, im Spielen und Zeichnen ſehr ſchnelle Fortſchritte. Ihre Tante gab zuweilen ein Concert, worin dann mehrere vorzügliche Virtuoſen ſpielten. In dem erſten, das nach ihrer Ankunft gegeben wurde, ſtand Henriette gerade neben ihrer Tante, als ein ſehr elegant gekleideter junger Mann in den Saal trat, und wie ein alter Bekannter auf die Frau vom Hauſe zuging. Er warf einen Blick auf Henrietten, und blieb, wie in ſtarrer Verwunderung, ſtehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Meine Nichte! ſagte die Kammerräthin lächelnd. — Ihre Nichte? erwiederte der junge Mann. Erſtaunlich! ich wollte darauf ſchwören, es müßte eine junge Dame ſeyn, die ich in meiner Jugend gekannt habe. Henriette wurde roth, da ſie gleich bei dem erſten Worte die Stimme ihres Jugendgeliebten, Rudolphs, erkannte. „Herr Büchling!" ſagte ſie. — Mademoiſelle Bellmann! ſagte er, und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

Ihr kennt einander alſo? fragte die Tante. — „Schon ſehr lange," antwortete Henriette. „Herr Büchling iſt der vertrauteſte Freund meiner Kindheit geweſen."

Deſto beſſer! Er iſt auch mein Freund! ſagte die Tante, und ging jetzt andern Gäſten entgegen. Henriette blieb einige Minuten mit dem Geliebten ihrer Jugend allein, und erzählte ihm ſchnell, wie ſie hieher gekommen ſey.

Rudolph Büchling hielt ſich, wie die Nichte bald nachher von ihrer Tante erfuhr, ſchon ſeit mehreren Monaten in der Reſidenz auf. Er hatte als Virtuoſe auf der Violine Reiſen gemacht und ſich eine beträchtliche Summe erwerben. Jetzt ſpielte er nicht mehr für Geld, ſondern lebte, Theils von dem Erſparten, Theils von einer Penſion, die ihm ein Ruſſiſcher Fürſt für einen ſehr wichtigen Dienſt ausgeſetzt hatte, auf einem ſehr eleganten Fuß. Da er nun überdies ein ſehr gebildeter, feiner Mann war, ſo hatte er Zutritt in vielen guten Häuſern der Stadt.

Büchling mußte nach der erſten Sinfonie Henrietten eine Sonate am Flügel accompagniren, und flüſterte ihr vor dem Anfange zu: mit welchem Vergnügen nehme ich heute mein Inſtrument in die Hand! — Henriette erröthete; die Tage ihrer Kindheit ſtanden lebendig vor ihr.

16.

Henriette und Rudolph.

Sobald Henriette dieſen Abend allein war, ſetzte ſie ſich, in tiefe Gedanken verloren, und mit einer ahnungsvollen Unruhe auf ihren Sofa. Die Vergangenheit mit den ſo ſchönen, unſchuldigen, hohen Gefühlen ihres jugendlichen Herzens; die Gegenwart mit ihrem Glanze, und die Zukunft mit allen Anſprüchen und Hoffnungen ihrer Eitelkeit, traten auf einmal vor ihre Seele. Sie fühlte, daß, ſo glänzend auch der Schauplatz war, auf dem ſie jetzt ſchimmerte, dennoch eine geheime Sehnſucht in ihrem Innerſten etwas Beſſeres und Schöneres foderte, als ihre jetzigen Verhältniſſe ihr gaben. Dieſe Sehnſucht hatte in ihrer Kindheit eine Umarmung des geliebten Rudolph, und noch vor einigen Monaten Wilhelms kleiner] Aufſatz, befriedigt. Jetzt ſtand ein aus der Geſtalt beider junger Männer gemiſchtes Bild vor ihrer Seele.

Sie verglich damit alle Männer, die ſie in der Reſidenz hatte kennen lernen, und fühlte, daß die Huldigungen, die Schmeicheleien derſelben, daß alle Genüſſe der Pracht und der Eitelkeit ihr keinen Erſatz für die ſüßen Gefühle der Kindheit gewährten. „Nun habe ich," dachte ſie einen Augenblick, „meinen höchſten Wunſch erreicht: beinahe ein Leben, wie die Ninon!" Doch bei dieſem Gedanken brachen Thränen aus ihren ſchönen Augen. Sie konnte eben ſo wenig die Sehnſucht ihrer Seele nach etwas Beſſerem unterdrücken, als die Hoffnungen ihrer Eitelkeit aufgeben. Jetzt ſaß ſie als Kind in dem kleinen Gartenhauſe ihres Vaters, von Rudolph umfaßt; dann ſtand ſie wieder in dem prächtigen Saale ihrer Tante, umgeben von einer Menge bewundernder Männer. Bald von dieſen, bald von jenen Bildern hingeriſſen, ging ſie endlich zu Bett, und ein Traum gab ihr die Freuden ihrer Kindheit mit dem Genuſſe eines prächtigen Lebens wieder. Wäre denn das nicht möglich? dachte ſie am folgenden Morgen. Bei dem Ankleiden verſank ſie in ähnliche Träume, wie am vorigen Abend. Sie vergaß ſich, und ſagte auf einmal laut: „warum ſollten denn natürliche Blumen nicht eben ſo gut zu der prächtigſten Kleidung ſtehen, wie zu der einfachſten?"

Weil ſie ſo bald welken! antwortete die Kammerjungfer, welche glaubte, daß ſie gefragt würde. Das Mädchen hatte, ohne es zu wiſſen, eine große Wahrheit geſagt: — die natürlichen Empfindungen der Freundſchaft, der Liebe, des Vertrauens können unter dem giftigen Hauche der Eitelkeit und der Schmeicheleien nicht dauern. Henriette ſagte lächelnd: „du haſt Recht, Hannchen; daran dachte ich nicht." Jetzt mußte ſie ſich aber freilich wohl erinnern, wie vergänglich auch die heißeſte Liebe iſt, wie heiß ſie ſelbſt geliebt, und wie bald ihre Leidenſchaft ſich verloren hatte. „Und," dachte ſie, „dem flüchtigen Glücke, das die Liebe giebt, ſollte ich das genußreiche Leben aufopfern, das ich, bei meinen Talenten, in Ueberfluß und in einer leichten frohen Geſelligkeit haben kann?" Sie ging an ihr Klavier, ſang eine Italiäniſche Operetten-Arie von dem Genuſſe des Lebens, und erwartete ſo die Ankunft ihres Jugendfreundes Rudolph, der ſie zu beſuchen verſprochen hatte. „Nun ja!" dachte ſie; „er hat mein Herz in Bewegung gebracht, als ich noch ein Kind war, und auch geſtern wieder. Warum denn auch nicht? Ein bewegtes Herz iſt die Würze jedes Genuſſes. Zu Thorheiten ſoll er mich aber gewiß nicht verleiten. Iſt er, wie ich glaube, jetzt ein Mann, den die Welt gebildet hat, ſo ſoll er mein vertrauteſter Freund werden; doch nichts mehr."

Endlich trat Rudolph herein, dem es geſtern beinahe eben ſo gegangen war, wie Henrietten. Er würde ſich der Bewegung, in die ſein Herz bei ihrem Anblick gerieth, überlaſſen haben, wenn ſie nicht bei aller vertraulichen Freundlichkeit doch ſehr unbefangen und ruhig geweſen wäre. Da er lange genug unter Menſchen der großen Welt gelebt hatte, ſo ſah er auf den erſten Blick, welche Rolle Henriette hier ſpielte; deshalb behandelte er ſie bloß artig, und ſagte ihr gleichſam im Vorbeigehen: er hoffe, ſie am folgenden Morgen ungeſtörter ſprechen zu können. Jetzt kam er denn mit dem Vorſatze, daß Henriettens Betragen gegen ihn das ſeinige beſtimmen ſollte.

Unter Beiden entſtand, nach den erſten artigen Verbeugungen, ſogleich ein Wetteifer, wer den Weltton am meiſten in ſeiner Gewalt habe. So vertraulich auch Beide als genaue Bekannte mit einander ſprachen, ſo blieben ſie doch immer in den Gränzen einer angenehmen leichten Unterhaltung. Sie geſtanden einander Beide, daß nur ihr jetziges Leben den Namen Leben verdiene; ſie perſifflirten Beide um die Wette ihre ehemalige Sentimentalität, und trennten ſich nach einer kurzen Stunde mit frohen Gefühlen der befriedigten Eitelkeit, und mit dem gegenſeitigen Verſprechen, einander oft zu ſehen. Henriette hatte bemerkt, daß bei ihrem alten Freunde, trotz ſeinem leichten Weſen, ein Paarmal Strahlen ſeiner alten Leidenſchaft hervorgebrochen waren. Auch Rudolph deutete etwas Gezwungenes in Henriettens Benehmen zu ſeinem Vortheil. Kurz, die Eitelkeit ſpielte hier ein verborgenes Spiel: Beide hielten ſich für Sieger, und erwarteten — aber freilich, da ſie ihres eigenen Herzens nicht gewiß waren, mit Unruhe — die Stunde, wo ihr Triumph anerkannt werden würde.

Henriette blühete jetzt in ihrer vollen Schönheit, und war durch ihren Geiſt, ihren Witz und ihre Talente ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Bei dem allen wurde ſie aber gar nicht beneidet: denn ſie machte ihre Schönheit und ihren Geiſt nur vor Männern geltend; gegen die Frauenzimmer betrug ſie ſich immer liebkoſend und gelehrig. So war denn der Plan ihres Lebens noch feiner, als ihr Vater ihn hätte vorzeichnen können. Mit einem kurzen Triumphe wollte ſie ſich nicht begnügen, ſondern ein glückliches Leben führen; deshalb vernachläſſigte ſie ihr eigenes Geſchlecht nicht, was die meiſten Eiteln thun, weil ſie nur glänzen wollen.

Kein Wunder, daß in Rudolphs Herzen der Wunſch erwachte, Henrietten wieder eben das zu werden, was er ihr in der Kindheit geweſen war. Doch auch ſie empfand, daß er Eindruck auf ſie machte. Sein Umgang mit Großen und mit gebildeten Menſchen von allen Ständen in mehreren Ländern, wo er als Virtuoſe auf ſeinen Reiſen geweſen war, hatte ihm eine Haltung gegeben, durch welche er ſich vortheilhaft auszeichnete. Ohne im mindeſten zu kriechen, wußte er ſich jedermann gefällig zu machen; und ohne falſch zu ſeyn, nahm er gern eine fremde Meinung an. Wenn er einmal widerſprach, ſo that er es in einem ſo artigen und beſcheidenen Tone, daß man ſein Widerſprechen kaum bemerkte, oder es doch nicht übel aufnehmen konnte. Dies mochte zum Theil an einer gewiſſen Furchtſamkeit liegen, von der er nicht frei war, ob er gleich in ſeiner Geſichtsbildung und ſeinem ganzen Aeußern etwas Großes und Edles hatte. Bei dieſen Eigenſchaften war er der Liebling aller Männer und Weiber, die ihn kannten, und man hielt es gewiſſer Maßen für eine Ehre, mit ihm umzugehen. Henriette dachte, als ſie dies alles erfuhr, mit großem Vergnügen daran, daß ſie und ihr alter Freund, ein Paar Kleinſtädter, in dem zahlreichen Kreiſe einer großen Reſidenz die beiden intereſſanteſten Menſchen wären. Auch geſtand ſie heimlich ſich ſelbſt, daß Rudolph der liebenswürdigſte Mann geworden ſey, und daß ſie wahrſcheinlich mit ihm ſehr glücklich leben würde.

Beide hofften auf einander, kamen ſich aber deshalb nicht näher, ſondern blieben in ihrem einmal angenommenen Verhältniſſe. Rudolph gefiel Henrietten immer mehr. Sie prüfte ihn, und glaubte zu finden, daß er ihre eignen Grundſätze hätte. Das war aber ein Irrthum. Rudolph ſagte nur nach, was Henriette ſagte, weil ſie es offenbar gern von ihm hörte. In der That war er ſogar eiferſüchtig auf jeden Mann, den ſie ein wenig auszeichnete; indeß verbarg er ſeine Eiferſucht mit der größten Sorgfalt, weil ſie nicht wiſſen ſollte, daß er eine Art von Liebe für ſie empfände. Er kam immer öfter zum Beſuch, und fehlte gewiß nicht, wenn die Tante keine Geſellſchaft bei ſich hatte, was er durch mancherlei Kunſtgriffe vorher zu erfahren wußte. Dann ſatiriſirte, lachte, ſcherzte und ſpielte er mit der Tante, wie mit der Nichte; und ſelbſt jene fand ſeine Unterhaltung ſehr angenehm.

Oeſters blieben Henriette und Rudolph ein Paar Stunden allein; denn die Tante erinnerte ſich, daß ſie dies oder jenes zu kaufen, oder einen Beſuch zu machen hatte. Solche Stunden waren dann für Beider Entſchlüſſe ſehr gefährlich: ehe ſie es ſich verſahen, fiel der Ton ihrer Unterredung in das Sentimentale; ſie erinnerten ſich ihrer Kindheit, und ſeufzten wohl dabei, bis endlich Henriette den Mißlaut bemerkte, ihren Freund mit ſeinem Rittertone neckte, und ihn in die vorige Stimmung zurückbrachte. Rudolph verbarg ſeinen Verdruß über dieſes Benehmen, ſpottete über ſich ſelbſt, und wurde nun luſtiger, als Henriette es gern ſah; ja, er fing wohl ſeiner Seits an, ſie zu necken.

Sie merkte, daß Rudolph ihr von Tage zu Tage lieber und nothwendiger wurde; indeß wollte ſie ihn durchaus nicht in einen Ton kommen laſſen, der zu ihrem Plane gar nicht paßte. Ueberdies mußte ſie, ehe ihre

Neigung ernſthaft werden durfte, erſt mit völliger Sicherheit wiſſen, wie die Tante geſonnen wäre. Sie fürchtete eben nichts, da Rudolph der Liebling ihrer Tante zu ſeyn ſchien; als ſie aber einmal von weitem hinhorchte, äußerte die Tante zu ihrem Erſtaunen: Büchling ſey ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und ſie gehe gern mit ihm um, da er ſehr artig und diskret ſey. Aber, mein Kind, fuhr ſie fort: ein Mann für dich iſt er wohl nicht. Er ſollte etwa eine reiche Witwe zu bekommen ſuchen. Das ginge vielleicht, wenn er ſich einen Titel verſchaffte. Dir, Henriette, beſtimme ich eine Partie, die dich und deine ganze Familie heben ſoll. Mein Vermögen, hoffe ich, wird dabei gute Dienſte leiſten.

Ich glaube, dachte Henriette mit großem Verdruſſe, ſie heirathete ihn lieber ſelbſt! So machen ſie es alle! Sie wählen nach ihrem Herzen; und wir jungen Leute — uns wollen ſie immer als Mittel zur Befriedigung ihrer Einfälle brauchen! Eine reiche Witwe! Warum denn nicht eben ſo gut ein reiches Mädchen? —

Die Kammerräthin ſtörte übrigens den Umgang der beiden jungen Leute gar nicht. Wenn Henriette einmal etwas allzu vertraut mit Rudolph ſchien, ſo hob die Tante nur lächelnd den Zeigefinger auf, und drohete; denn ihre Hauptregel war: man muß allen éclat vermeiden, und der Welt nichts zu reden geben. Sie wäre im Stande geweſen, Henrietten zu ſagen: heirathen kannſt du ihn nicht; ihn zu lieben ſteht dir frei: nur laß es niemand erfahren!

Henriette kannte die Denkungsart der Kammerräthin ſo gut, daß ſie es gar nicht verbarg, wie angenehm ihr Rudolphs Geſellſchaft wäre. Heimlich arbeitete ſie indeß an etwas Ernſthafterem. Das größte Hinderniß für Rudolph war, daß er keinen Titel hatte; er mußte alſo, wenn er ihre Hand bekommen ſollte, „etwas werden.“ Sobald ſie einmal wieder mit ihm allein war, brachte ſie das Geſpräch auf die früheren Zeiten, und wurde ſo ſentimental, daß auch Rudolph es mit ihr wurde. Da ſie heute ſeufzend auf ihrem Stuhle blieb und ſogar geheime Thränen zu unterdrücken ſchien, ſo hielt er dies für den rechten Augenblick, etwas zu wagen. Er faßte ihre Hand, und ſagte — freilich ein wenig furchtſam —: ich halte jene Stunden für die glücklichſten meines Lebens! — Als Henriette wieder ſeufzte, fuhr er dreiſter fort: könnte ich jetzt die Hoffnung, die ich damals hatte, wieder haben … — „Welche?“ fragte Henriette, wie in Zerſtreuung. — Die Hoffnung, Sie einſt mein nennen zu dürfen.

„Ich glaube ſelbſt, lieber Büchling,“ hob ſie nun lächelnd und ruhiger an, „daß wir einander nie ganz vergeſſen haben. Warum ſoll ich es leugnen, daß es mich gefreuet hat, Sie hier wieder zu finden, und daß ich wünſchte, Sie möchten ſich unſrer, freilich allzu empfindſamen, Jugend noch erinnern! Hinge ich von mir ſelbſt ab, ich würde Ihnen gern mein Schickſal anvertrauen. Wir kennen Beide den Werth des Lebens, und haben gleiche Grundſätze von deſſen Genuſſe.“

Jetzt warf ſich Rudolph ihr zu Füßen. „Ei, nicht doch!“ ſagte ſie lächelnd. „Stehn

Sie auf, mein Freund. Kann denn ein Mann die Worte: ich liebe dich! nicht anders ſagen, als in dieſer erniedrigenden Stellung? Sagen Sie mir das, wenn Sie wollen, lieber Büchling, aber mit lachenden Augen. Das Niederknieen ſieht nach der Tragödie aus; kein Wunder, daß eine ſo erklärte Liebe ſpäterhin zuweilen in das Tragiſche ausartet."

Sie ſind ein unbegreifliches Mädchen! Ihr ſtolzer Geiſt ſpielt mit, den wichtigſten Verhältniſſen des Lebens!

„Ihr Tadel, mein lieber, ſentimentaler Freund, iſt im Grunde ein Lob. Eben weil ich kein Spiel, auch nicht einmal ein erhabnes, aus dem wichtigſten Verhältniſſe des Lebens machen will, bitte ich Sie, ruhig zu ſeyn. . . . Sie lieben mich alſo?

Ja, Henriette, wie noch nie ein Mann geliebt hat! Sie müſſen hören . . .

„Muß ich? Ich will nun aber weiter nichts hören, lieber Büchling, als was unſer würdig iſt. Sie lieben mich; und ich liebe Sie! Wollen Sie ruhig ſeyn? Sonſt . . . Ich kenne keinen Mann, mit dem ich ſo gern mein Leben zubringen möchte, als mit Ihnen, vorausgeſetzt, daß Sie ſich das Niederknieen abgewöhnen. Und Sie? ... Nicht wahr, aus Liebe zu mir lernten Sie einmal die ſchwere Lateiniſche Sprache? Die kann Ihnen nun zu Statten kommen. Meine Tante wird mich keinem Manne geben, der nicht, außer mancherlei Vorzügen, auch einen ſehr kleinlichen hat: einen Titel. Da wäre nun wieder etwas aus Liebe zu mir zu thun. Sie verſchaffen ſich — nicht den bloßen Titel, ſondern das Amt eines Kammer- oder Steuerraths. An Ausſichten dazu fehlt es Ihnen nicht. Die Gräfin Langenau iſt ihre Freundin, und ich habe die Ehre dem Präſidenten zu gefallen: ſo läßt ſich denn wohl etwas ausrichten. Die nöthigen Kenntniſſe haben Sie, das weiß ich. Bis dahin aber, daß Sie wirklicher Kammerrath ſind, lieber Büchling, gehen wir mit einander um, wie zeither: vertraut und heiter. Nur noch Einmal ſollen Sie mir ſagen, daß Sie mich lieben; aber ſo, wie ich es verlangt habe."

Rudolph ſagte, in großer Verlegenheit:

ich liebe Sie. — „Auch ich liebe Sie!“ ſagte Henriette, und ihre Lippen berührten die ſeinigen. Nun aber war ſie auf einmal wieder die alte: ſie ſcherzte, ſie tanzte, ſang ein luſtiges Liedchen, und brachte ſo den armen Rudolph vollends um alle Beſinnung. O Zauberin! ſagte er; wie können Sie ſo mit meinem Herzen ſpielen!

Henriette legte ihm einen Finger auf den Mund. „Kein Wort eher, als bis ich Sie Herr Kammer- oder Herr Steuer-Rath nennen kann!“

17.

Das Dreiblatt.

Rudolph glaubte, Henriettens Kälte wäre erkünſtelt, und würde wohl bald aufhören; doch, ſo oft nur ſeine Miene verrieth, daß er von ſeiner Liebe reden wollte, blickte ſie ihn ſo ernſthaft an, daß er es nicht wagte, ein Wort hervorzubringen. That er es dennoch einmal, und warf ihr Unempfindlichkeit vor, ſo ſah ſie ihm ſcharf in die Augen, und erklärte ganz trocken, daß ſie weder durch die Liebe, noch durch die Ehe eine Sklavin werden wolle. Zwar endigte ſich eine ſolche Scene immer mit einer Verſöhnung; Henriette hütete ſich aber wohl, dieſe in das Zärtliche übergehen zu laſſen. Kurz, ſie unterjochte Rudolphen völlig, und zog ihn dabei immer feſter an ſich, da ſie ihm, ob er ihr gleich kein Wort von Liebe ſagen durfte, das höchſte Vertrauen, die zärtlichſte Freundſchaft und ſogar die feſteſte Treue zeigte. Mehrere liebenswürdige junge Männer mit Titeln, ſelbſt einige von Adel, bewarben ſich um die geiſtreiche und ſchöne muthmaßliche Erbin der Kammeräthin; und dieſe nahm ſich ſogar einiger von ihnen aus allen Kräften an, doch ohne dadurch etwas auszurichten. Henriette hatte nehmlich auch ihre Tante zu unterjochen gewußt, ob ſie gleich bei allen Gelegenheiten gelehrig und gehorſam zu ſeyn ſchien. Immer gab ſie der Tante Anfangs Recht; doch allmählich brachte ſie dieſelbe zu einer andern Meinung, und am Ende ging alles, ſo wie ſie es wollte.

Rudolph war außer ſich vor Entzücken, als Henriette ſich von allen ihren bisherigen Liebhabern befreiet hatte, und er dankte ihr für dieſe ſo edelmüthige Treue. Sie wollte in ihrem Benehmen nichts Edelmüthiges finden, ſondern ſagte ihm lächelnd: „ich habe alle dieſe Herren um meines eigenen Vortheils willen ausgeſchlagen. Wäre einer unter ihnen liebenswürdiger geweſen, als Sie, mein Freund: wer weiß, was dann geſchehen wäre!“ Henriette hatte übrigens alle dieſe

Anträge auf eine ſo feine, artige, ſogar ſchmeichelhafte Art zurückgewieſen, daß keiner von ihren Liebhabern ſich beleidigt fand, und daß einige ſogar ihre wirklichen Freunde wurden, und jetzt noch öfter zu der Tante kamen, als vorher.

Henriette wußte ſehr wohl, daß ſie das alles ihrer Klugheit, ihrer Beſonnenheit verdankte. Sie fühlte mit einem geheimen Triumphe, daß man von den Menſchen faſt alles erhalten kann, wenn man nur nichts von ihnen zu verlangen ſcheint, und daß ſie mit ein Paar Schmeicheleien ſehr leicht zu regieren ſind. Von dieſem Gedanken war es nicht weit zu dem Vorſatze, ſie wirklich regieren zu wollen. Henriette ſtellte ſehr mannigfaltige Verſuche an, und es entging ihr nicht leicht ein Menſch, auf den ſie es angelegt hatte, weil ſie ſeine Schwäche bald ausfündig machte. Unter der Maske der unſchuldigen Einfalt führte ſie manche verwickelte Plane aus, und wurde dabei für das liebenswertheſte, beſcheidenſte und anſpruchsloſeſte Mädchen gehalten. Ihre Gewalt über die Herzen brauchte ſie indeß nie zum Böſen, ſondern immer zu mannigfaltigem Guten. Sie verſöhnte z. B. Familien, erwarb einem verdienſtvollen Unglücklichen die Unterſtützung ihrer Freunde, und bewog beſonders ihre Tante ſehr oft, einem armen, verkannten oder bedrückten Menſchen zu helfen. Bei dieſer ſo vielfachen Thätigkeit war ſie aber in Geſellſchaften doch immer heiter, und ſprach vom Putz, als ob nur der ihr wichtig ſey, vom Spiel, als ob ſie nichts in der Welt mehr liebe; kurz, von allem, worüber ſich jemand gern unterhielt, redete ſie mit gleicher freundlicher Theilnahme.

Auch Rudolphs Beförderung wurde bald eingeleitet. Henriette bat, ohne ſein Wiſſen, die Gräſin Langenau, ſich für ihn zu verwenden; und ſie ſelbſt bewarb ſich jetzt ſehr angelegentlich um die Freundſchaft des Präſidenten, beſuchte deſſen Töchter oft, und hatte jedes Mal das Vergnügen, daß er bis zum ſpäten Abend in ihrer Geſellſchaft blieb.

Eines Morgens fuhr Rudolph zu dem Präſidenten, den er in Henriettens Nahmen zu einer Luſtpartie einladen ſollte, und blieb eine halbe Stunde bei ihm. Als er wieder wegging, ſtand im Vorzimmer ein junger Menſch, deſſen Geſicht ihm auffiel, und zu dem ein Bedienter gerade ſagte: der Herr Präſident wird Sie morgen um zehn Uhr ſprechen; heute kann er nicht. Der junge Mann ging mit einem etwas finſtern Geſichte hinter Büchling her aus dem Hauſe. So eben wollte der Letztere in den Wagen ſteigen, als er jenen wieder bemerkte und ſcharf ins Auge faßte. Auf einmal rief er: Wilhelm! ja, du biſt es!

Bei dieſem Ausruf erheiterte ſich Wilhelms Geſicht, und ſeine Augen funkelten. Nach der erſten Umarmung nahm Rudolph ihn in ſeine Miethskutſche, und Beide fragten einander, wie um die Wette, ohne vor Ungeduld die Antwort erwarten zu können. Erſt auf Rudolphs Zimmer kam es zu einem etwas ruhigeren Geſpräche. „Ich habe ſo lange nichts von dir gehört, Rudolph!“ ſagte Wilhelm. „Wo biſt du geweſen? wie iſt es dir gegangen?“

Rudolph erzählte: eine Unbeſonnenheit

habe ihn genöthigt, die Univerſität zu verlaſſen und nun ſeine Geſchicklichkeit auf der Violine zu nützen. Er ſey nach mehreren großen Städten gereiſt, habe überall gute Einnahme gehabt, und Gelegenheit gefunden, einem Großen in Rußland einen wichtigen Dienſt zu leiſten, wofür er nun eine Penſion auf Lebenszeit bekomme. Endlich erwähnte er auch, daß Henriette Bellmann jetzt in der Reſidenz ſey. — „Henriette?" fragte Wilhelm ſehr lebhaft; „wie kommt die hieher!"

Rudolph erklärte ihm das Räthſel, und beſchrieb ihm dann mit großem Feuer Henriettens Vollkommenheiten. Wilhelm! ſagte er endlich; dir will ich geſtehen, was noch nicht über meine Zunge gekommen iſt. Ich liebe das herrliche Mädchen, und werde wiedergeliebt. Die Tante verlangt, daß ich erſt ein Amt oder vielmehr nur einen Titel haben ſoll. Iſt es damit in Richtigkeit, dann hoffe ich, bald ſagen zu können: ich bin der glücklichſte Menſch auf der Erde!

„Wenn ich des Neides fähig wäre, guter Rudolph, ſo würde ich dich beneiden."

Nicht wahr? fragte Rudolph lächelnd, und blickte auf ſeine eleganten Möbel, die Wilhelm noch gar nicht bemerkt hatte. — Aber nun laß mich doch auch hören, wie du hieher gekommen biſt. Was mir Henriette von deiner Entfernung aus des Einnehmers Hauſe erzählt hat, klingt ſo räthſelhaft.

„Seine Enkelin Antonie liebte den jungen Niemann. Der alte Syndikus willigte in die Heirath, wenn Antonie die einzige Erbin der Familie werden ſollte. Es gab eine Scene ... Du kennſt ja den Einnehmer! Er wünſchte, ſie glücklich zu machen, und wollte es doch nicht thun. Da packte ich meine Riſſe und eine Geldſumme ein, und ging in Gottes Nahmen. Anders war doch nicht zu helfen.“

Rudolph ſchüttelte den Kopf. Antonie hat ja aber den jungen Niemann nicht geheirathet! Vielmehr iſt der Syndikus ſeitdem der bitterſte Feind des Einnehmers geworden.

„Wie? nicht geheirathet?“

Nein. Es iſt nachher herausgekommen, daß Antonie den jungen Niemann gar nicht geliebt hat, ſondern ... Die ganze Sache iſt dunkel, ſage ich dir. Henriette ſelbſt weiß den Zuſammenhang nicht recht. — Nun weiter! Du gingſt alſo . . .?

„Ich ging nach D**, von da nach B***, und dann nach H***. Ueberall bot ich meine Kenntniſſe an, und überall wurde ich zurückgeſtoßen. Endlich kam ich hieher, und ließ mich von dem Oberbergrath G** prüfen, an den ich ein Empfehlungsſchreiben hatte. Er ſchien mit mir zufrieden zu ſeyn, und gab mir den Rath, mich dem Präſidenten zu empfehlen, bei dem du mich gefunden haſt. Du ſiehſt, ich ſuche ein Amt wie du, oder fürs erſte nur ein Aemtchen. Ich muß nur offen geſtehen, daß ich die Menſchen nicht kenne. Die Erfahrungen dieſes Jahres haben mich davon überzeugt.“

Und wovon haſt du ſo lange gelebt?

„Du wirſt lachen; aber doch iſt es wahr: meiſtens von meinen Arbeiten. In H*** wurde gerade ein Waſſerbau vorgenommen. Ich bemerkte Fehler über Fehler, da ich einige praktiſche Kenntniſſe habe. Der Bau-Inſpektor, dem ich das ſagte, ließ ſich in ein

Geſpräch mit mir ein, entſchuldigte ſich damit, daß der Bau von ſeinem Vorgänger angefangen wäre, und bat mich zum Eſſen. Ich machte ihm Riſſe, die er mir ſehr gut bezahlte. Von nun an führte ich ſelbſt die Aufſicht, freilich nur unter der Hand, und ſtattete ihm am Abend Bericht ab. Ich bat ihn endlich, er möchte mich irgendwo anbringen; er zuckte aber die Achſeln, und ſagte, was auch wohl wahr ſeyn mochte, daß ich in H*** ſchwerlich mein Glück machen würde, wenn ich keine Connexionen hätte. Uebrigens ſah er es, glaube ich, recht gern, daß ich nicht blieb; denn er hatte meine Riſſe für ſeine eigne Arbeit ausgegeben. Ich will nun hier mein Glück verſuchen. Warten kann ich eine Weile; denn ich habe noch Geld genug."

Rudolph ließ ſich die Summe nennen, die ſein Freund noch hatte, und lächelte halb mitleidig, halb ſpottend darüber, daß ſie ſo klein war. Ja, ſagte er, die Menſchen kennſt du freilich nicht, mein alter ehrlicher Wilhelm; auf die verſtehe ich mich beſſer! Nun ſchilderte er die glänzende Lage, in der er ſich jetzt befinde, und gab ſeinem Freunde die ein wenig eitle, aber doch gutherzige Verſicherung, daß er wohl im Stande ſeyn werde, ihm durch ſeine Bekanntſchaften zu helfen.

Wilhelm hörte ruhig zu, und ſchon nach einer Stunde ſprach er mit Rudolph wieder in dem alten, etwas gebieteriſchen Tone. Ohne darauf zu achten, daß dieſer wirklich eitel genug war, den Vornehmen ſpielen zu wollen, ſagte Wilhelm: was du mir da her nennſt, mag recht gut ſeyn, wenn man es nöthig hat; aber wie kann zwiſchen mir und dir nur die Rede davon ſeyn!"

Rudolph dachte — denn zu ſagen getrauete er es ſich nicht —: noch immer iſt er doch der alte Wilhelm! Er wird aber endlich einmal wohl lernen, daß die Welt etwas anderes iſt, als das Haus des Einnehmers!

Schon dieſen Mittag erzählte er Henrietten, er habe ſeinen Freund Wilhelm Krauſe im Vorzimmer des Präſidenten angetroffen. Sie war noch jetzt ein wenig beleidigt, daß Wilhelm ſie in eben dem Augenblicke, da er ihre Hand bekommen ſollte, ſo ſchnell verlaſſen hatte; indeß hörte ſie die Neuigkeit ſehr ruhig an, ohne mehr als ein kaltes „So?“ zu erwiedern.

Ich glaubte, ſagte Rudolph, die Nachricht, daß ich den treuſten Freund meiner Jugend wieder gefunden habe, würde Sie intereſſiren. Noch mehr! Ich hoffte ſchon, er ſollte Ihnen ſein Glück verdanken.

„Ich fürchte, Ihr Freund wird ſeine alte Rolle auch hier ſpielen. Gewiß taugt er nicht zu Ihnen. Sie ſind vorgerückt, er iſt zurückgeblieben; und dennoch wird er Sie beherrſchen wollen, wie er das immer gethan hat.“

Gethan hat? fragte Rudolph ein wenig empfindlich.

„Ja! Er hat dieſelbe Rauheit des Charakters, wie ſeine Erzieher, und wird Ihnen unangenehme Stunden genug machen. Aber helfen müſſen wir ihm, das verſteht ſich. Morgen will ich ihn der Tante vorſtellen; dann wird ſich ja zeigen, was zu thun iſt. Ich ſehe aber voraus, weit wird er es bei ſeinem Eigenſinn nicht bringen.“

Freilich wohl! Aber, liebe Henriette, ſagen

Sie, was Sie wollen: ſein Eigenſinn iſt doch oft ſo edel, ſo groß!

„Eigenſinn kann nie eine Tugend ſeyn; er iſt nicht Standhaftigkeit, nicht Feſtigkeit. Doch, wie geſagt, Sie mögen ihn bringen. Vielleicht thut es ſchon eine gute Wirkung auf ihn, daß der Präſident ſich lange mit Ihnen unterhalten hat, während er demüthig im Vorzimmer ſtehen mußte."

Demüthig? Er ſtand ſo ſtolz da, als wäre er in ſeinem Eigenthum.

„Bringen Sie ihn morgen. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn er ſein Glück nicht von ſich ſtößt."

18.

Fortſetzung.

Wilhelm ging wieder in das enge Dachſtübchen, das er ſich gemiethet hatte. „Rudolph hier?“ dachte er; „Henriette hier, und ſeine Geliebte? Antonie noch nicht verheirathet? und Riemann des guten Einnehmers Feind? . . Das Schickſal ſpielt mir ſeltſam mit! Wenn ich des Einnehmers Haus nicht ſo ſchnell verließ — und was hat es denn nun geholfen? —, ſo wäre Henriette vielleicht meine Frau, und ich der glücklichſte Menſch auf der Erde. Doch jetzt? Ich muß der Zeuge von dem unbeſchreiblichen Glück eines Andern ſeyn. Eines Andern? — Wie kann ich meinen Rudolph ſo nennen! — Meines Freundes!“

Er ſann über ſein Schickſal nach, und überzeugte ſich zu ſeiner Beruhigung immer ſtärker, daß es nicht anders habe ſeyn können. „Hatte ich denn nicht,“ dachte er,

„Henrietten ſchon aufgegeben? Daß ich ſie hier wiederfünde, kann das, ſoll das etwas ändern? Davor behüte mich der Genius der Gerechtigkeit und der Freundſchaft! Ich darf ja nür ſchweigen, und, wenn es nicht über meine Kräfte geht, lächeln. Der Einnehmer hat Recht: Schmerz iſt meiſtens weiter nichts, als Furcht vor dem Schmerze, als Weichlichkeit. Leiden der Seele! Kann die nicht ein ſtarker Zahnſchmerz beſiegen? Und was ein Zahnſchmerz kann, ſollte das nicht auch ein ſtarker Entſchluß können?" — Unter dieſen und ähnlichen Gedanken ſchlief er endlich am Abend ein.

Am folgenden Morgen kämpfte er noch mit ſich ſelbſt, als er ein Billet von Rudolph erhielt, worin es hieß: er möchte den Präſidenten nicht beſuchen, und dieſen Abend mit ihm zu Henrietten gehen, die ihn ausdrücklich einladen laſſe.

„Das fehlte noch!" dachte Wilhelm. „Aber ihr Geſicht ſoll mir wahrhaftig nichts mehr ſeyn, als der Kopf einer Madonna von Raphael; denn ſie iſt die Geliebte meines Freundes.“ Mit dieſem Entſchluſſe ſetzte er ſich an ſeinen Tiſch, und bot alle ſeine Kräfte auf, eine angefangene Zeichnung zu vollenden.

Rudolph kam ſchon den Nachmittag. Er ſah Wilhelms Papiere und Zeichnungen durch, und ſchickte die vorzüglichſten an Henrietten, weil ſie vielleicht zu brauchen waren. Dann ſagte er ſeinem Freunde, welche Menſchen er heute ſehen würde, und gab ihm einige Regeln über ſein Benehmen. Wilhelm lächelte; er wußte, daß er in Geſellſchaft nicht blöde, obgleich wortarm, war.

Endlich ſchlug die Stunde, die Henriette zu Wilhelms Empfange beſtimmt hatte; und er ging, zwar mit lautem Herzpochen, doch mit einem ruhigen Geſichte. Henriette wollte Wilhelmen, um ihn zu beſtrafen, ein wenig imponiren, und ihn fühlen laſſen, welch ein Glück er verſcherzt hätte; deshalb erwartete ſie ihn und ſeinen Freund in ihrem reitzendſten Anzuge. Ein Bedienter führte ſie Beide die ſchöne Treppe hinan, ließ ſie durch ein prächtiges Zimmer gehen, und öffnete ihnen die Thür eines andern. Henriette ſtand auf, ging dem Flüchtling entgegen, und bewillkommte ihn mit einem bezaubernden Lächeln.

Sie erreichte ihren Endzweck wirklich: Wilhelm ſtand beſtürzt vor ihr da. Er hatte ſich Henrietten noch immer in ganz einfacher Kleidung gedacht; und jetzt ſah er ſie wie eine Fürſtin vor ſich. Sie that alles, was ſie nur konnte, um ihn in dieſer Beſtürzung zu erhalten, ſo zutraulich ſie auch wurde. Er mußte ſich zu ihr ſetzen; und nun erzählte ſie ihm von dem Einnehmer und von ihren Eltern, legte dabei ihre Hand auf ſeinen Arm, und rückte immer näher an ihn. Sie erinnerte ſich ihrer Kindheit, wurde bis zum Muthwillen luſtig, wollte ſich ausſchütten vor Lachen über ihren ehemaligen Tanzmeiſter, den Huſaren, und fing ſogleich an zu tanzen, damit Wilhelm ihre ſchöne, edle Figur in den reitzendſten Stellungen ſehen ſollte.

Mit unnachahmlicher Grazie wurde ſie dann wieder ernſter, erkundigte ſich mit vieler Güte nach Wilhelms Schickſalen, nach ſeinen Wünſchen und Planen, hatte dabei die ſchönen, großen Augen mit ſolcher Theilnahme auf ihn geheftet, und machte ihm ſo ſüße Hoffnungen, daß er wie bezaubert war, und daß er zitterte, als ſie ſeinen Arm nahm, und ihn zu der Tante führte.

„Sehen Sie, liebe Tante,“ ſagte ſie angenehm ſcherzend; „hier bringe ich Ihnen noch einen Freund meiner Jugend, Herrn Krauſe, einen wahren Ritter ohne Furcht und Tadel. Die Zeichnungen, die da vor Ihnen liegen, ſind von ihm.“ Aus der Anrede und dem Betragen der Kammerräthin ſah Wilhelm deutlich, daß Henriette alles gethan hatte, ihm eine gute Aufnahme zu verſchaffen; und ſchon nach einer halben Stunde war er hier wie zu Hauſe. Nun beobachtete er Henriettens Blicke und Worte ſo genau als möglich; doch nie konnte er bemerken, daß ſie Rudolphen auszeichnete, ob ſie gleich ſehr zutraulich mit demſelben umging.

Als ſich nach und nach die Geſellſchaft ſammelte, ſtellte Henriette den Fremden als ihren Landsmann vor, verwickelte ihn bald in ein intereſſantes Geſpräch mit dem Präſidenten, und war nach wenigen Minuten mit einer guten Wendung bei Wilhelms Zeichnungen. Der Präſident, ein wirklicher Kenner, wünſchte ſie zu ſehen, fand ſie ausgezeichnet gut, und ſagte zu Wilhelm: Herr Krauſe, Sie müſſen bei uns bleiben. Kommen Sie morgen zu mir, und bringen Sie mir auch einige von Ihren Aufſätzen mit.

Als Wilhelm wieder zu Hauſe war, überſann er den heutigen Tag, der ihm wie ein Zauberwerk vorkam. Nichts hatte für ihn eine feſte Geſtalt, und er war ſeiner Empfindungen nicht einmal gewiß. Henriette, ſo ſchön, ſo gut, Rudolphs Geliebte; und doch ſo zuvorkommend, ſo gütig, ſo vertraut mit ihm ſelbſt! — Nach einigen Tagen, als er Henrietten öſter geſehen hatte, wurde er wieder ruhiger. Er befragte ſeinen Freund um deſſen Verhältniſſe mit ihr, gab nun alle Hoffnungen auf, und ſuchte in die Stimmung der leidenſchaftloſen Freundſchaft zu kommen. Je mehr es ihn ſchmerzte, ſeine Geliebte verloren zu haben, deſto genauer beobachtete er ſich ſelbſt, deſto beſonnener ſuchte er

ſich

ſich zu benehmen, und deſto öfter wiederholte er ſich, zumal wenn er Henrietten beſuchte, den Gedanken: ſie iſt das Eigenthum meines Freundes!

Henriette hatte Wilhelmen imponiren wollen; ſie erhielt aber einen ſchöneren Triumph über ihn, den ſie eigentlich nicht erwartete. Er heftete die zärtlichſten, ehrerbietigſten Blicke auf ſie, und näherte ſich ihr — nicht mit ſcheuer Blödigkeit, was ſie gewollt hatte, ſondern mit inniger Sehnſucht, mit einem faſt anbetenden Vertrauen. Denn hier, mitten unter ſolcher Pracht, mitten unter ſo vielen Anbetern, und bei allen Anſprüchen, die ſie machen konnte, war ſie ſo gütig, ſo beſcheiden, ſo theilnehmend geblieben! Sie galt ihm jetzt für das Ideal der weiblichen Vollkommenheit: jede ſeiner Bewegungen, jeder ſeiner Blicke, jede ſeiner Handlungen zeigte das; und in eben dem Verhältniſſe, wie ſeine zarte Ehrerbietung, vermehrte ſich auch ſein Vertrauen: er ſagte ihr ganz offen alle ſeine Wünſche, alle ſeine Plane mit der rührenden Unbefangenheit eines Kindes.

Henriette fühlte bald, daß Wilhelm ihr nicht gleichgültig war. Sie liebte Rudolphen, und hatte ihn ſchon als Kind geliebt; doch ſie achtete ihn nicht vorzüglich, und behandelte ihn oft ſehr gebieteriſch. was ſie gegen Wilhelmen nicht gewagt haben würde, auch wenn ſie ſeine erklärte Geliebte geweſen wäre. Rudolph ſchien ihr ein liebenswürdiger Menſch, Wilhelm aber ein höheres Weſen, nach deſſen Beifall und Achtung ſie ſtreben müſſe. Er gewann ihre Hochachtung mit jedem Tage mehr, ſelbſt durch ſein Betragen in Geſellſchaft. Sie hatte ihm z. B. nicht zugetrauet, daß er ſich an den Umgang der großen Welt würde gewöhnen können; er betrug ſich aber, obgleich nicht ſo gewandt wie Rudolph, doch mit der edelſten Freimüthigkeit. Zwar wußte er ſich nicht in alle Verhältniſſe zu finden; doch wurde er ihrer ganz augenſcheinlich Herr, ſobald er nur wollte. Was Henriette erſt durch mühſames Studium, und Rudolph durch lange Erfahrung gelernt hatten, das lernte Wilhelm wie im Spiel, weil er, wie der Einnehmer ſehr oft von ihm ſagte, ein ganzer Menſch war.

Es währte nicht lange, ſo behandelte Henriette ihn wieder mit eben der Auszeichnung, wie in ihrer Kindheit beim Tanzen. Dazu kam nun noch ein wichtiger Umſtand: ſie wußte, wie heiß er ſie geliebt hatte; und daß er ſie noch jetzt liebte, zeigten ihr ſeine brennenden Augen, die er, ſo oft er konnte, verſtohlen auf ſie richtete, und das Beben ſeiner Hand, wenn die ihrige ſie von ungefähr berührte.

Rudolph erzählte ihr jetzt einmal, daß er Wilhelmen ſein Verhältniß mit ihr anvertrauet habe. Sie runzelte darüber die Stirn ein wenig.

Er iſt mein Freund! ſagte Rudolph.

„Nun, ſo mögen Sie Ihre Geheimniſſe mit ihm theilen, wenn Sie wollen; aber nicht die meinigen. Uebrigens, Büchling, ſollen Sie wiſſen: ein Mädchen ſieht es nie gern, wenn irgend ein Mann weiß, daß es ſchon liebt; denn dieſer Mann behandelt das Mädchen dann ſogleich wie eine Matrone, wie eine Nonne: mit Kälte, ich möchte beinahe ſagen mit halber Verachtung."

Henriette ſah nun wohl, daß Wilhelm ſich jetzt vorgenommen haben mußte, ihr ſeine Liebe zu verſchweigen; daß er es aber können würde, ſchien ihr nicht glaublich, da ſie jetzt ſo oft mit ihm allein war und ſehr vertraut mit ihm ſprach. Zwar hatte er ſeine erſte Liebe verſchwiegen; das konnte aber die Schüchternheit jeder erſten Liebe verurſacht haben, zumal da er faſt nie mit ihr unter vier Augen geweſen war. Jetzt verhielt es ſich anders; und ſo — ſie wünſchte nicht, daß er ihr ſeine Liebe geſtehen möchte, aber ſie erwartete es doch.

Wilhelm ſchwieg; auch nicht die mindeſte Aeußerung erlaubte er ſich, ſelbſt wenn ihm Henriette die beſte Veranlaſſung dazu gab. Er ſtand, von ſeiner Leidenſchaft getrieben, dicht an der Gränzlinie; da blieb er aber ſtehen, und durch kein Lächeln, keine Vertraulichkeit konnte Henriette ihn weiter vorwärts bringen. Eines Abends war ſie wieder mit ihm ganz allein, und er mußte ihr Julie und Romeo vorleſen. Er ſchlug zuweilen das große Auge voll Thränen auf ſie, und es brach ein funkelnder Blick der Liebe daraus hervor. Die Worte: „auf ewig verbannt bin ich von der Geliebten!“ las er mit zitternder Stimme, ſo daß Henrietten ein kalter Schauder überlief. Dabei blieb es aber; er war bald wieder mit voller Seele beim Leſen, und vergaß über Juliens Leiden ſein eignes. Henriette fing nun ein Geſpräch mit ihm an, das noch gefährlicher war, als das Vorleſen; doch eben dabei erhielt er ſeine Kräfte wieder, und verließ Henrietten dann mit der Ruhe der Freundſchaft.

Dieſer Menſch iſt ein wahres Phänomen! dachte ſie. Ich gäbe viel darum, zu erfahren, ob er immer ſo ſtark iſt, und ſeinen Leidenſchaften immer ſo gebieten kann!

19.

Die Prüfung.

Henriette *wollte* zwar Wilhelms Stärke nicht auf die Probe ſtellen; ſie that es aber dennoch, beinahe gegen ihren Willen. Eine Liebe, welche ſich aus Ehrfurcht verbirgt, iſt der höchſte Triumph des weiblichen Herzens; ſie ſoll aber nicht ewig verborgen bleiben, ſondern endlich wie eine lange verhaltene Flamme hervorbrechen. Dieſes Schauſpiel erwartete Henriette mit immer größerer Sehnſucht, doch immer vergebens. Es verdroß ſie ein wenig, daß ihre Reitze Wilhelms Vorſatz nicht erſchüttern konnten. „Ich darf doch wenigſtens wiſſen, ob er mich liebt!“ dachte ſie nach einiger Zeit; und ſo hatte ſie eine Beſchönigung ihres nunmehrigen Betragens gegen Wilhelm. Sie behandelte ihn jetzt mit einer ſanften Zärtlichkeit, ſpielte, wenn ſie mit ihm allein war, ein wenig die Schwärmerin, und glaubte zuweilen, es wirklich zu ſeyn. Wilhelm riß nehmlich ihr Herz mit ſich fort, entflammte ihre Phantaſie, und betäubte ſogar ihren Verſtand, wenn er ihn auch nicht überzeugte. Doch mitten in ſeiner Begeiſterung vergaß er nie, daß er nur Henriettens Freund ſeyn konnte, wenn ſie ſelbſt, bei aller ihrer Kälte und Beſonnenheit, zuweilen gar nicht mehr daran zu denken ſchien, daß ſie Rudolphs Geliebte war.

In ſolchen Stunden der Begeiſterung fühlte Henriette, daß der edle Schwärmer ſie ſonderbar intereſſirte, und daß ſie ihrem eignen Herzen nicht mehr trauen durfte. So oft ſie in ruhigen Augenblicken über ihre Empfindungen nachdachte, lächelte ſie freilich über ihre Furcht, und noch mehr über Rudolphs Eiferſucht, die ſich jetzt zuweilen ſehr deutlich äußerte. Anfangs hatte dieſer ihr Beifall zugelächelt, wenn ſie ſagte: „ich muß Ihren Freund ein wenig zu bilden ſuchen; ſonſt ſpringt er mir unverſehens aus dem Gleiſe, und geht wieder in die Welt.“ — Doch in Kurzem ſchien es ihm, als ob Henriette mit Wilhelms Bildung ein wenig zu weit ginge. Er konnte ſich des Unmuths nicht erwehren, wenn er bemerkte, wie gern ſie in Wilhelms Geſellſchaft war, wie angelegentlich ſie mit ihm ſprach, und wie deutlich dann der bewegte Ton ihrer Stimme ein bewegtes Herz verrieth. Seine Eiferſucht wurde bald ſehr merklich; denn oft, wenn Wilhelm und er bei Henrietten waren, ſtand er plötzlich auf, und ging zu der Kammerräthin, oder erlaubte ſich auch wohl eine Bitterkeit.

„Büchling,“ ſagte Henriette einmal: „Sie ſind eiferſüchtig. Das ſehe ich nicht gern; denn Sie trauen mir alſo nicht.“

Ich? Henriette!

„Ja! Ich würde es noch weniger gern ſehen, wenn Sie leugnen wollten. Sie ſind ſehr eiferſüchtig!“

Nun ja, ich bin es, weil ich Sie unausſprechlich liebe. Ich beneide ſchon die Luft, die Ihre Wange berührt . . .

„Keine Thorheiten, Büchling! Ich mag die Poeſie in der Liebe nicht. Laſſen Sie uns ganz ruhig mit einander ſprechen. Was fürchten Sie denn?“

Ich habe bemerkt, daß Krauſe Sie intereſſirt; ich . . .

„Ganz richtig! Er iſt ein intereſſanter Kopf.“

Das iſt er, und ich fürchte, Henriette, daß Sie ihn intereſſanter finden werden, als mich. Wenn ich ſehe, mit welcher Innigkeit . . .

„Nun ja doch! Ich rede innig mit ihm, weil ihm das angenehm iſt; muß ich ihn darum lieben?“

Kann aber nicht eine bloße Poſſe, eine nur erkünſtelte Begeiſterung endlich ſehr weit führen?

„Sie haben einen ſchönen Begriff von mir! Ich war Willens mit Ihnen zu ſchmälen; doch Ihre Furcht iſt im Grunde ſo ſchmeichelhaft, daß . . . Verlangen Sie, daß ich den Umgang mit Krauſen aufgeben, oder daß ich ihn auf einmal ſtolz und kalt behandeln ſoll?“

Beides nicht, liebe Henriette. Es würde mich ſchmerzen, wenn Sie nicht die Freundin meines Freundes wären. Aber es giebt eine Mittelſtraße!

„Nein, wo die Eiferſucht den Richter macht, gewiß nicht. Doch es iſt wohl möglich, Sie zu beruhigen. Kommen Sie dieſen Abend?“ —

Rudolph fand, als er am Abend kam, Henrietten und Wilhelmen allein. Beide ſaßen vertraut auf dem Sofa, und waren in einem ſehr eifrigen Geſpräch über die Gränzen der Freundſchaft.

Ja, ſie muß ihre Gränzen haben! ſagte Rudolph ſehr bedeutend.

„Welche?“ erwiederte Wilhelm. „Keine andern, als die das unendliche Herz giebt, und die Tugend.“

Henriette hörte dem Streit erſt ruhig zu; dann machte ſie den Einwurf: wenn nun aber der Freund mißtrauiſch wäre?

„Mißtrauiſch?“ fragte Wilhelm. „Das heißt ja: wenn nun aber der Freund kein Freund wäre! . . . Rudolph, könnteſt du je mißtrauiſch gegen mich ſeyn?“

Dir könnte ich trauen, antwortete Rudolph ernſt; aber nicht der beſchränkten menſchlichen Natur.

„Verſteh' ich dich, Rudolph?" fragte Wilhelm raſch.

Ich glaube ihn verſtanden zu haben, nahm Henriette das Wort. Er meint, daß es noch ſtärkere Empfindungen giebt, als die Empfindung der Freundſchaft; zum Beiſpiel die Liebe. Würde ein Freund, um der Freundſchaft willen, die Liebe aufgeben wollen? Und wenn er es wollte, würde er es können?

„Wenn er es müßte," antwortete Wilhelm, „ſo würde er es können, ſogar für einen Fremden können!"

Rudolph drückte ihm die Hand, und ſagte: dich meinte ich nicht, Wilhelm! wahrhaftig nicht!

Alſo mich! Da haben Sie aber Unrecht, lieber Büchling: denn Ihr Freund muß innig und feſt auch der meinige ſeyn, weil ich Sie liebe! — Und auf einmal hing ſie an Rudolphs Halſe.

O, meine ewig geliebte, angebetete Henriette! ſagte Rudolph, und drückte ſie innig an ſeine Bruſt. — Als Wilhelm Beide in dieſer Umarmung der Liebe ſah, durchdrang ſeine Seele ein tiefer Schmerz: es war ihm, als ob er Henrietten erſt jetzt verlöre. Noch nie hatte er ſich ſo verlaſſen gefühlt, wie in dieſem Augenblick. —

Ja, ſagte Rudolph; mein Freund muß ewig auch der Ihrige ſeyn, wie er der meinige iſt! Mit dieſen Worten führte er Henrietten zu Wilhelmen, und legte ihren Arm um deſſen Nacken.

Henriette erholte ſich von der Verlegenheit, in die ſie — ſeit langer Zeit zum erſten Mal — gerathen war. Seyn Sie mein Freund! ſagte ſie in einem weit kälteren Tone, als Rudolph es erwartete; und dann hauchte ſie einen Kuß auf Wilhelms Lippen. Sie mußte die Scene endigen, in der ſie aufs neue verlegen wurde, als ſie fühlte, wie heftig Wilhelm bei ihrem Kuſſe erbebte. Deshalb ſagte ſie: Büchling, laſſen Sie Gläſer bringen; das muß nach Deutſcher Sitte mit Wein beſiegelt werden!

Rudolph ſprang hinaus. Lieber Krauſe! ſagte Henriette nun mit einem ſanften, ſüſen Tone: unſre Freundſchaft ſey ſtark wie die Liebe! Sie erſchrak, als ſie dieſe Unbeſonnenheit geſagt hatte. Doch Wilhelm erwiederte ruhiger: Ja! meine Freundin, und meines Freundes Geliebte!

Henriette hatte es abſichtlich auf dieſe Scene angelegt: ſie wollte ihren Geliebten beruhigen, und Wilhelmen die Gränzen angeben, worin er bleiben ſollte. Wirklich erreichte ſie Anfangs ihren Zweck vollkommen: Rudolph war außer ſich vor Vergnügen, daß ſie ſeinen Freund zum Zeugen ihrer Liebe gemacht hatte, und ſeine Eiferſucht war auf einmal verſchwunden. Das glaubte er Henrietten beweiſen zu müſſen. Er und Wilhelm wurden von ihr auf morgen in einen Garten eingeladen, den ihre Tante unweit der Stadt beſaß, und deſſen einſame dunkle Gebüſche, mit hundert Nachtigallen, und duftenden Frühlingsblüthen, ein Tempel der Liebe waren. Rudolph kam nicht, und ließ ſich durch Wilhelm entſchuldigen, ob er gleich wohl wußte, daß dieſer nun faſt den ganzen Tag mit ſeiner Geliebten allein ſeyn würde.

Auch bei Henrietten blieb die kleine Scene nicht ohne Wirkung, und Rudolphs Zutrauen zu ihr verſtärkte dieſe noch. Sie ließ Wilhelmen allein unter den Blüthen umher irren, ſpielte während deſſen ſtundenlang Adagios, die Rudolph ihr komponirt hatte, ſprach dann mit Wilhelm faſt nur von einem kleinen Tempel, den ihre Tante mitten im Gebüſche wolle bauen laſſen, und ließ ſich von ihm auf der Stelle mehrere Riſſe dazu entwerfen.

Wilhelm betrug ſich gegen Henrietten nicht fremder, nicht kälter, doch ehrerbietiger. Bei jener Scene hatte er zum erſten Mal recht lebendig daran gedacht, daß Henriette die Braut ſeines Freundes ſey; und nun behandelte er ſie wie eine Heilige, obgleich ihr Kuß noch immer auf ſeinen Lippen brannte. Er ſchwärmte gern allein in den ſtillen Gebüſchen des Gartens umher, oder verweilte unter dem Fenſter, neben welchem Henriette ſpielte; und ihre Adagios erweckten in ihm eine ſüße Ahnung der Zukunft, beinahe ſo, wie ein Sterbender ſie haben mag. Noch dieſen Abend ging er zu Rudolph, und erzählte ihm, wie ſchön er, obgleich faſt immer ganz allein, den Nachmittag zugebracht hätte; und Rudolph empfand eine ſtolze Freude über das Betragen ſeiner Geliebten.

So wie heute, konnte es aber nicht immer gehen. Henriette, die in dem Garten ihrer Tante blieb, weil ſie den Brunnen trinken wollte, ſaß an den folgenden Tagen oft an Wilhelms Seite, und horchte auf den Geſang der Nachtigallen. Rudolph überraſchte ſie einige Male ſo, und ſeine ernſte Miene ſagte ihr, ſo wie ein leichtes Erröthen ihrer Wangen ihm, daß ſchon das ehemalige Verhältniß wieder da ſey. Er fand, daß Henriette, troß ihrem Geſtändniſſe, ſeinen Freund dennoch lieben könne; Henriette fand, daß Wilhelm ſich durch ihre Erklärung in allzu enge Gränzen habe zurückweiſen laſſen, und in ihrer Seele regte ſich wieder der geheime Wunſch, zu erfahren, ob er wohl Stärke genug hätte, ihr ſeine Liebe auch dann, wenn er überraſcht würde, zu verſchweigen.

Sie fühlte jetzt das Gefährliche ihrer La ge, und dachte zuweilen: was ſoll am Ende daraus werden! Ich bildete mir ein, nie vor einem Manne zittern zu dürfen; und jetzt verberge ich mich vor Büchling, und erzähle ihm, daß ich ſeinen Freund nur im Vorübergehen einen Augenblick geſprochen habe, wenn ich auch ſtundenlang nicht von ſeiner Seite gekommen bin! Ich hoffe doch, Krauſe wird ihm nicht das Gegentheil ſagen?

Wilhelm war von dieſer Seite völlig ruhig. Henriettens Erklärung, daß ſie Rudolphen liebe, hatte alle ſeine geheimſten Hoffnungen — doch Hoffnungen waren nie in ſeiner Seele geweſen — alle ſeine geheimſten Träume vernichtet. In ihrem Betragen ſah er nur Freundſchaft; und ſchon dieſe galt ihm für das höchſte Glück. Rudolphs Eiferſucht bemerkte er gar nicht, weil er gewiß zu ſeyn glaubte, daß er dazu keine Veranlaſſung geben könne. Er war auch ſo offen, ſo unverſtellt gegen Rudolph, daß dieſer in ihn nicht das mindeſte Mißtrauen ſetzte. Bisweilen erzählte er ganz unbefangen, daß er Eine oder mehrere Stunden mit Henrietten

ten allein gewesen wäre, und daß sie alle Besuche hätte abweisen lassen. Eben diese offnen Erzählungen zeigten ihm aber, daß Henriette nicht aufrichtig gegen ihn war; denn sie hatte Wilhelmen immer nur im Vorbeigehn gesehen, und ihre Tante, oder sonst jemand, sollte zugegen gewesen seyn.

Sie bemerkte den Unmuth in Rudolphs Gesichte, und es kam zu einer Erklärung, wobei sie ihm ganz trocken sagte: mein Freund, Sie fangen sehr früh an, den Tyrannen zu spielen; ich werde mich aber nie tyrannisiren lassen! Er stand betroffen da, und fragte endlich: was soll ich denn aber machen? Ueber diese höchst naive Frage mußte sie lächeln, und nun sagte sie ganz sanft: „gewiß, ich liebe Sie. Ihr Freund interessirt mich nur, weil er ein seltsamer Kopf ist. Glauben Sie denn, ich würde, wenn ich ihn liebte, nicht Muth genug haben, es frei zu gestehen? Nein, wenn Sie mir Treulosigkeit zutrauen können, so halten Sie mich doch wenigstens nicht für eine Heuchlerin!"

Aber, sagte er, Sie verschweigen mir doch so viel, was ich nachher von Krauſen erfahre! Henriette erwiederte lachend: „Sie examiniren mich oft ſo förmlich, daß ich wohl auf den Einfall kommen mußte, Sie ein wenig zu necken. Trauen Sie mir denn wirklich zu, ich hätte geglaubt, Krauſe würde von freien Stücken, mir zu Gefallen, eine Lüge ſagen? Er, eine Lüge! . . . Wahrhaftig, die Eiferſucht hält Andre für ſo blödſinnig, als ſie ſelbſt iſt."

Rudolph ließ ihre Vertheidigung gelten; er blieb aber eiferſüchtig, und nahm ſich vor, bei der erſten Gelegenheit mit ſeinem Freunde zu ſprechen.

20.

Wilhelm wird meineidig.

Wilhelm, ſagte Rudolph; ſey einmal ganz aufrichtig! Du ſcheinſt ſeit einiger Zeit aus Henrietten mehr zu machen, als ehemals. Wilhelm wurde über dieſe Worte beſtürzt, und wußte nicht, was er darauf erwiedern ſollte. Rudolph ſchloß aus dieſer Beſtürzung ſeines Freundes mehr, als er geſollt hätte. Er ſagte bewegt: ich bitte dich, ſey aufrichtig! Liebſt du Henrietten?

„Ja, ich liebe ſie mit einer heftigen, unendlichen Leidenſchaft! ... So iſt es denn heraus, das einzige Geheimniß meines Lebens!"

O, das iſt zu viel! Verrathen, betrogen von den beiden Menſchen, die meinem Herzen die theuerſten waren! Daß ſie es konnte, traute ich ihr wohl zu. Aber du, Wilhelm, — daß du der Mörder meiner Glückſeligkeit werden ſollteſt . . .

„Unglücklicher!" rief Wilhelm: „das

fürchteſt du? das? Ich ſchwor dir ewige Freundſchaft. Sieh!" (Er ſchlug ſeinen Aermel zurück, und zeigte das R über der Hand.)

Wenn du unſchuldig biſt, ſo rede! rede, lieber Krauſe!

„Nicht ein Wort! Dringſt du darauf, daß ich mich vertheidigen ſoll, ſo iſt es mit unſerer Freundſchaft zu Ende!"

Rudolph ſchwankte. Aber, ſagte er dann auf einmal ſchnell: geſtehſt du nicht ſelbſt, daß du ſie liebſt? Soll ich nun dazu lächeln, wenn du mir Gift in das Herz träufelſt? wenn du . . .

„Rudolph, beſinne dich! Ich habe nie einen Menſchen betrogen, auch nicht einmal einen mir gleichgültigen; und du biſt mein Freund!"

Und ſie iſt meine Geliebte! . . . Wilhelm, ich bitte dich, rede!

„Nein! Du ſollſt mir auf mein bloßes Wort glauben, daß ich dich nicht betrogen habe, und nicht betriegen kann!"

Mit unſerer Freundſchaft iſt es aus!

„Das iſt es!“ ſagte Wilhelm wehmüthig; „und darum will ich nun reden. Ich liebe Henrietten ſchon ſeit meiner Kindheit, beinahe ſo lange, wie du ſelbſt. Heute kommt dies Geſtändniß zum erſten Mal über meine Zunge.“

Und Henriette wüßte nicht, daß du ſie liebſt? fragte Rudolph etwas ſanfter.

„Ich glaube, ſie weiß es.“ (Er dachte daran, daß ſie doch wohl etwas von ſeinem Aufſatze erfahren haben könnte.)

Du glaubſt es? Nun, ſo iſt es ja klar! Oder meinſt du, daß ich noch der Freundſchaft trauen ſoll?

„Ja, das ſollteſt du. Henriette weiß vielleicht, daß ich ſie liebe; aber daß ſie es weiß, iſt nicht meine Schuld. Ich habe ihr nie ein Wort von meiner Liebe geſagt; und am wenigſten hier.“

Elender Lügner! Du verwickelſt dich in deinen eigenen Netzen.

„Es iſt vorbei!“ ſagte Wilhelm heftig; „wir ſehen einander nicht wieder!“

Rudolph verließ ihn mit einer Drohung:

wage es nicht, meine Geliebte noch einmal wieder zu beſuchen; oder ich ſtehe nicht für die Folgen!

Wilhelm dachte mit tiefem Schmerze darüber nach, daß nun alles für ihn verloren war: ſeine väterlichen Freunde, ſeine Geliebte, und der einzige Freund ſeiner Jugend. Er hatte ſchon beſchloſſen, der Freundſchaft auch das letzte Opfer zu bringen, und Henrietten nicht wieder zu ſehen; doch auf einmal drang ſich ihm der Gedanke auf: Rudolph war in einer unglücklichen Stunde außer ſich, und redete in der verwirrenden Hitze eines heftigen Fiebers; er wird ſich aber beſinnen, und ſein Unrecht bereuen. Nein, ich will gar nichts thun, ihn zu verſöhnen; ich will das Gefühl der Beſchämung, das ihn bald drücken wird, nicht vergrößern.

Er ging, wie ſeit einigen Wochen täglich, zu Henrietten. Unterweges fragte er ſich ſelbſt: bin ich denn aber meiner auch gewiß? werde ich auch nichts thun, oder ſagen, was meinen Freund zu Vorwürfen berechtigen könnte? Nein! nichts in der Welt ſoll mich dahin bringen, meine Leidenſchaft zu verrathen! — In dieſem Augenblick trat Rudolph aus einer Allee hervor, und fragte wehmüthig: wohin willſt du?

„Zu Henrietten!“ antwortete Wilhelm ſanft und ernſt.

Ich bitte dich, geh nicht! Du liebſt ſie; und ſie iſt mein! Geh nicht!

„Ich muß gehen. Du ſelbſt wirſt einmal ſagen: ja, es war recht, daß du gingeſt!“

Rudolph drückte den Hut tief in die Augen, ſagte bitter: ſo geh denn! und entfernte ſich auf einem Seitenwege. Wilhelm blieb eine Weile nachſinnend ſtehen. Endlich dachte er: ja, er muß mir blindlings glauben! und ſetzte ſeinen Weg nach dem Garten der Kammerräthin fort.

Da er beim Eingange erfuhr, daß Henriette Geſellſchaft hatte, ſo ging er in das Bosket, warf ſich auf einen Raſenſitz unter einer blühenden Akazie, und verſank in wehmüthige Träume von einer beſſern Welt voll Tugend und voll Glaubens an die Tugend. „Ach!“ ſagte er mit leiſer Stimme: „warum iſt dieſe Welt nur in meinen Träumen? Warum dürfte ich Henrietten nicht lieben? Warum nicht ſie mich? Iſt Liebe ein Verbrechen? Wie konnte Rudolph mir Vorwürfe machen! Glaubt er vielleicht, ich liebe Henriettens ſchönen Körper, ich ſehne mich nach ihren Umarmungen, nach ihren Küſſen? O, meine Liebe iſt rein, wie ein Gedanke in ihrer reinen Seele! Ich liebe ſie; aber nie ſoll ſie das Wort Liebe von mir hören; nie ſoll, das ſchwöre ich mir ſelbſt, die leiſeſte Begierde ſich in meinem Herzen regen. Ja, ſchweigen und ſterben!" — Jetzt träumte er ſich tief in die Zukunft. Er ſah Henrietten als die Gattin ſeines Freundes, wohnte mit ihr unter einem Dache, war ihr Freund, ihr Bruder, und der Lehrer, der Erzieher, der Wohlthäter ihrer Kinder. Alle liebten ihn; denn er war die Seele der Familie, die mitten im ſchönſten häuslichen Glücke lebte. „Ach!" rief er, von dieſen ſchönen Träumen entzückt: „warum wäre denn dieſer Traum nicht möglich? O, geliebte Henriette, warum nicht?"

Mit Thränen in den Augen und hoch klopfender Bruſt breitete er die Arme aus; und Henriette — kein Traumbild, die lebende Henriette — ſank hinein, und ſagte: mein edler Freund! der Traum, den Sie jetzt träumten, muß wirklich werden! —

Sie wartete, als ihr Beſuch ſie verlaſſen hatte, noch eine Viertelſtunde auf Wilhelm, und glaubte dann, er würde heute nicht kommen. Nun ließ ſie den Garten verſchließen, und ging in einer leichten Sommerkleidung nach dem Boskel, um ſich von den Liedern der Nachtigallen in ſüße Phantaſieen einwiegen zu laſſen, die ſie jetzt anfing zu lieben. Sie hörte in dem Gebüſche ſeufzen, und näherte ſich nun ſehr vorſichtig. Wilhelm hatte die eine Hand über die Augen gelegt, um nicht durch äußere Gegenſtände in ſeinem Traume geſtört zu werden. Henriette trat ganz leiſe näher zu ihm hinan, und wollte ihn mit einem lauten Gelächter aus ſeiner Schwärmerei erwecken; aber jetzt ſah ſie Thränen unter ſeiner Hand hervorrollen, und hörte von ihm Seufzer, einzelne

Worte, und ſogar auch ihren Nahmen. Was konnte er denken? wovon träumen? worüber Thränen vergießen? Sie ſelbſt verſank in einen Traum, und ihre Empfindungen wurden mit jeder Minute lebendiger. Des edlen Jünglings ſtille, verborgene Liebe erregte in ihrem Herzen Mitleiden, und, noch mehr als das, eine zärtliche Bewunderung. Gerade in dieſem Augenblick breitete er die Arme aus, und rief: „o geliebte Henriette!" Von ihren Empfindungen hingeriſſen, ſank ſie halb unwillkührlich in ſeine offnen Arme. Faſt in demſelben Momente fühlte ſie, daß ſie zu weit gegangen war. Sie wollte ſich los machen, und ſagte dabei ſcherzend: aber, in aller Welt, was träumten Sie denn?

Wilhelm hörte nicht; es war ihm, als wäre die Erde unter ihm verſchwunden, als erwachte er in einer andern Welt. Er ſchlang die Arme feſt um Henrietten, und drückte die heißen Lippen auf ihren Mund. Wilder, unbändiger Menſch! ſagte ſie endlich, und machte ſich von ihm los; wie kommen Sie ſo ſpät in den Garten? — Dieſe Frage gab ihm ſeine Beſinnung wieder. „Kaum weiß ich es ſelbſt," erwiederte er erröthend und ängſtlich. Er erzählte ſtockend. Henriette gab ihm lächelnd die Hand, und eilte, mit ihm aus dem dunkeln Boskет zu kommen.

Sie hatte nichts zu fürchten, denn Wilhelm dachte ſchon mit dem Gefühle der tiefſten Scham an das, was er gethan hatte. „Ich brauche," ſagte er zu Henrietten in einem ſehr ungewöhnlichen Tone, „ein Paar Augenblicke Erholung; erlauben Sie mir, ein wenig umher zu gehen." Er fühlte Henriettens Küſſe wie brennende Flammen auf ſeinen Lippen; denn der Eid war gebrochen, den er ſich ſelbſt und ſeinem Freunde geſchworen hatte. Noch heute konnte er dieſem trotzen; und jetzt?

Er folgte dem Bedienten, der ihn zum Eſſen rief, gedankenlos nach. Henriette, die einen kleinen Tiſch unter den Kaſtanienbäumen vor dem Hauſe hatte decken laſſen, wollte das vorige Verhältniß einer heiteren Freundſchaft wieder herſtellen; Wilhelm ſaß aber ſo zerſtreuet ihr gegenüber, daß er ihr bald ein wenig lächerlich wurde. Er aß und trank nur, wenn ſie ihn daran erinnerte; dies that ſie aber ſo oft, daß er bei weitem mehr Wein trank, als er gewohnt war.

Nach dem Eſſen bot ſie ihm den Arm zu einem Spaziergange, und fragte ihn dabei: aber, was träumten Sie denn vorhin, Sie ewiger Träumer? Wilhelm nahm ſich vor, in ſeiner Erzählung das Verhältniß mit ihr ſo kalt als möglich anzugeben; doch mit jeder Minute wurden die Farben heller, und am Ende ſchilderte er, ohne es zu bemerken, ſehr reitzend und ſogar ein wenig üppig. Dabei küßte er einmal über das andere Henriettens Hand. So angenehm, ſo heiter, ſo dreiſt hatte ſie ihn noch nie geſehen; ſie ſagte ihm das ganz offen, und nun wurde er noch kühner: er legte liebkoſend ſeinen Arm um ihren Leib, mahlte ihr ſeinen Traum mit glühenden Farben, warf ſich endlich zu ihren Füßen nieder, und geſtand ihr in den rührendſten Worten, mit dem rührendſten Tone, daß er ſie unausſprechlich liebe.

Henriette triumphirte, daß ſie ihn doch

endlich dahin gebracht hatte, ihr ſein Herz zu eröffnen. Sie ſagte mit bewegter Stimme und lächelnd: Ihr Traum iſt ſchön, aber ein wenig zu poetiſch. Sie vermiſchen ihn wohl mit der Wirklichkeit! Am Ende könnten Sie mich armes Mädchen ſo verwirrt machen, daß ich glaubte, Sie knieeten hier nur im Traume.

„O!" ſagte Wilhelm, und drückte ihre Hand an ſeine Lippen: „ich will, ich kann nicht länger ſchweigen! Einmal muß ich Ihnen ſagen, was ich ſeit Jahren empfinde! Nur Einmal! Dann will ich ſterben, wenn Sie mich von ſich ſtoßen!"

Fürchten Sie das nicht! ſagte Henriette mit liebkoſender Stimme. Ich verſpreche Ihnen die treueſte, vertrauensvollſte und zärtlichſte Freundſchaft. — Sie hob ihn auf, legte die Hand auf ſeine fliegende Bruſt, und ſagte: wann wird dies Herz doch endlich einmal ruhiger ſchlagen! — In dieſem Augenblick umfaßte er ſie, und drückte glühende Küſſe auf ihre Lippen. Sie bedenken nicht . . . ſagte Henriette, bald ſeinen Küſſen ausweichend, bald ſich ihnen überlaſſend; ich gerathe durch Sie in einen Abgrund. . . . Fühlen Sie denn wirklich nicht, daß Sie mich beleidigen? — Ihr Ton bei dieſen Worten war ſo ernſt, daß Wilhelm ſie aus ſeinen Armen ließ. Unſer Verhältniß, fuhr ſie milder fort, iſt ſo zart, daß . . . daß die feinſte Lebensklugheit dazu gehört, es aufzulöſen. Wir werden ruhiger darüber ſprechen können, lieber Krauſe. Jetzt iſt ihr Herz zu voll.

„Sie ſpotten, Henriette! Muß denn ein Herz leer ſeyn, um zu lieben? O, könnte ich Ihnen doch ſagen, wie ich Sie liebe! In Flammen und in einen Abgrund würde ich mich ſtürzen, um Ihnen ein Lächeln abzugewinnen. Ich ſelbſt bin mir nichts; denn Sie ſind mir alles: mein Daſeyn, meine ganze Welt!" — Henriettens Herz wurde immer weicher, als er ſie jetzt aufs neue umfaßte. Sie drückte ihn an ihre Bruſt, und gab ihm ſeine Küſſe heiß zurück. Doch auf einmal bog ſie ſich von ihm ab, und ſeufzte: o Gott! ich bin ja die Braut Ihres Freundes!

Wie von einem Blitze getroffen, ſtürzte

Wilhelm mit rollenden Augen aus ihren Armen, und ſtand da, gleich einem Bilde der Verzweiflung. Endlich ſagte er leiſe, aber gräßlich: „ich Elender! wo ſoll ich mich verbergen! Sein Blick — mag er wehmüthig oder verwerfend, mild oder zürnend ſeyn — wird mich vernichten! O, es iſt vorbei!“

Wilder, Guter! ſagte Henriette und ergriff ſeine Hand. Sie thaten Unrecht; aber warum verzweifeln Sie? Weiß es denn Rudolph? Ich verſpreche Ihnen, er ſoll von mir kein Wort erfahren.

Wilhelm ſtarrte ſie an, und blickte dann wieder zu Boden. „Verzeihen Sie mir,“ ſagte er; „ich bin . . . ich war . . . berauſcht. O, ich Unglücklicher! es iſt auf immer vorbei! Leben Sie wohl!“ Er ſtürzte aus dem Bosket und aus dem Garten.

Henriette begriff dieſe ſeltſame Wildheit nicht. Ich wollte, ſagte ſie endlich, er käme nicht wieder. Denn was läßt ſich mit einem Menſchen anfangen, der jedem Gefühle blindlings folgt? Iſt es denn ein Verbrechen zu ſagen: ich liebe? Wie oft hat mir das ſchon ein Mann geſagt! . . . Freilich habe ich es nie mit einem ſo ſtolzen Selbſtbewußtſeyn gehört, wie von dieſem wilden Menſchen. Ich glaube, am Ende wäre er mir mit ſeiner Seltſamkeit doch wohl gefährlich geworden. — Sie ging unruhig, aber ſehr angenehm bewegt, in das Haus, und träumte ſchlafend daſſelbe, was Wilhelm wachend geträumt hatte.

21.

Die Reue.

Wilhelm blieb dieſe Nacht außerhalb der Stadt. Am folgenden Morgen fand er ein Billet von Rudolph, das ihn zu einer Unterredung in einem nahen, aber wenig beſuchten, Wäldchen einlud. Rudolph, der ihn unweit des Thores erwartete, führte ihn ſchweigend und ein wenig verſtört zu der einſamſten Stelle des Wäldchens, und ſagte dann ſehr ernſt und kalt: ich habe geſtern Abend geſehen, daß du Henrietten umarmt, und mich alſo auf die ſchändlichſte Weiſe hintergangen haſt. Du ſelbſt wirſt dir, hoffe ich, ſagen, was ich dir nicht ſagen mag. Hier! — (Er drang Wilhelmen eine Piſtole auf.) — Zittre nicht! Du haſt mir mehr als das Leben genommen: das Glück meines Lebens, und den Glauben an Freundſchaft. und Treue. Sieh, dieſer Zettel von meiner Hand ſichert dich vor allem Verdachte. Ich ſage darin, daß ich mich ſelbſt erſchießen will.

Mit kaltem Ernſte ging Rudolph vier Schritte von Wilhelm weg, ſtellte ſich vor ihn hin, und ſagte: ſchieß! (Wilhelm wurde immer bläſſer.) Schieß, du elender, verächtlicher Heuchler! oder ich ſchieße! — Wilhelm wendete ihm die ganze Bruſt zu, und Rudolph legte die Piſtole an. Ohne ſeine Stellung zu verändern, ſagte Wilhelm mit Thränen; die langſam über ſeine bleichen Wangen rollten: „ſey glücklich, Rudolph!"

Meinſt du, Elender, ich werde mich noch einmal von dir betriegen laſſen?

„Ja, ich habe dich betrogen; und du weißt nicht einmal, wie ſehr! Ich geſtand ihr meine Liebe, faßte ſie in meine Arme, und drückte heiße Küſſe auf ihren Mund. Sie ſträubte ſich, und wollte mich zurückſtoßen; ich ließ ſie aber nicht los, bis ſie ſich endlich aus meinen Armen riß, und einen Fluch über mich ausſprach — o! einen Fluch . . .! Ja, ich habe dich betrogen und deine Geliebte unverſöhnlich beleidigt! . . . Sieh, ich liebe ſie noch, und werde ſie ewig lieben! Du biſt ihres Beſitzes nicht eher ſicher, als bis ich nicht mehr lebe.“

Rudolph ſtand ſchweigend da. Krauſe! rief er endlich, und ſetzte ſeine Piſtole an die Stirn. Wilhelm ſprang hinzu, und ſchleuderte ſie in das Gebüſch. Auf einmal hielten ſich Beide feſt umarmt, und weinten. Krauſe, ſagte Rudolph, wie konnteſt du mich ſo betriegen!

„Nein! nicht dich; ich habe mich ſelbſt betrogen!“

Du liebſt Henrietten? Wie lange ſchon? Sagteſt du geſtern nicht, ſie kennte deine Leidenſchaft?

Wilhelm erzählte, daß Antonie ſeine Liebe entdeckt, und vielleicht das Blatt von ſeiner Hand Henrietten gezeigt habe. Rudolph unterbrach ihn. Das Uebrige weiß ich. Du kamſt hieher; deine Liebe erwachte wieder; du geſtandeſt ſie Henrietten, und wareſt glücklich.

„Nein, Rudolph. So hätte ein Böſewicht gehandelt. Ich liebte, und ſchwieg — bis geſtern.“

Nicht möglich! Du ſchwiegſt? Wilhelm, ich habe dich beleidigt; aber deine Rache iſt grauſam, tauſendmal härter als die Beleidigung. Ich rief deine Freundſchaft auf, und gerade nun erſt entdeckteſt du Henrietten deine Liebe!

„Du verkennſt mich noch immer. Als du mich geſtern verlaſſen hatteſt, ſchwor ich dir und mir, zu ſchweigen und zu ſterben. O, nun erſt habe ich gelernt, daß ich nicht hätte ſchwören, daß ich das allzu reitzende Mädchen ſchon längſt hätte fliehen ſollen! . . . Ich ging mit unvernünftigem Stolze zu ihr. Ein Zufall . . . Ich trank mehr Wein als gewöhnlich. Der ſchnellere Umlauf meines Bluts entriß mir mein Geheimniß, und machte mich zu einem Verbrecher. Ich warf mich in der Trunkenheit aller meiner Sinne vor ihr nieder . . ."

Früh oder ſpät! am Ende hätte es dennoch ſo kommen müſſen! . . . Und da geſtand ſie, daß ſie dich liebte?

„Rudolph, wie kannſt du auch Henrietten ſo verkennen! Sie behandelte mich Anfangs ſcherzend, dann mit gütiger Schonung. Als ich nicht hörte, riß ſie ſich aus meinen Armen, und vernichtete mich mit den Worten: ich bin die Braut Ihres Freundes!"

Wilhelm, das ſagte ſie dir? dieſelben Worte?

Wilhelm verſicherte es, und nun war der Friede mit Rudolph hergeſtellt, doch nicht die Ruhe in ſeiner Seele. Rudolph wünſchte, was er nicht zu ſagen wagte: daß Wilhelm ſich entſchließen möchte, Henrietten nicht wieder zu ſehen. Sein Freund kam ſelbſt auf dieſen Gedanken, und nun ſtellte Rudolph ihm vor, daß er ihr ſchreiben müſſe, weil er ihr doch eine Erklärung über ſein Wegbleiben ſchuldig ſey. Wilhelm ſchrieb einige Worte; Rudolph war aber nicht damit zufrieden, und diktirte ihm etwas Andres. „Wo denkſt du hin!" ſagte Wilhelm. „Das klingt ja, als hätte ſie mir ihre Liebe angetragen, und ich ſchlüge ſie aus, ich wieſe ſie ab!"

Ich bitte dich, Wilhelm. Es ſoll mir zum Beweiſe unſrer gänzlichen Verſöhnung dienen. — Wilhelm milderte nur ein Paar Ausdrücke; ſonſt ſchrieb er, was ſein Freund verlangte.

Rudolph wußte ſehr wohl, was er foderte. Henriette war in ſeinen Augen nicht ſo ganz unſchuldig, als Wilhelms Erzählung ſie vorſtellte; vielmehr glaubte er, ſie habe die ganze Scene planmäßig eingeleitet. Ja, es konnte ſogar möglich ſeyn, daß ſie Wilhelmen liebte; denn ihre Eitelkeit war mit ihm beſchäftigt geweſen, und dieſe Leidenſchaft führt oft ſehr weit. Wenn nun Wilhelm gänzlich von Henrietten getrennt werden ſollte, ſo mußte er ihre Eitelkeit beleidigen; und das ſollte er durch ſein Billet an ſie thun. Der argloſe Wilhelm glaubte, Rudolphs Ausdrücke hinlänglich gemildert zu haben, und merkte nichts von dem Gifte, das in einigen anderen verſteckt lag; ſo ließ er es denn ganz unbeſorgt an Henrietten abgehen.

Eine halbe Stunde nachher ging Rudolph weg, um Henrietten zu beſuchen. Jetzt erinnerte ſich Wilhelm, daß Henriette ihm geſagt hatte, Rudolph ſolle nichts erfahren. Auf einmal ſah er nun ihr ganzes Betragen in einem andern Lichte. Er hielt einzelne Umſtände gegen einander, und brachte mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit heraus, daß er Henrietten wohl nicht völlig gleichgültig ſeyn könne. Je mehr ihm das gewiß zu werden ſchien, in deſto größere Unruhe gerieth er, und deſto weniger wußte er, was er denken ſollte.

Sobald Henriette Wilhelms Billet geleſen hatte, ſchickte ſie des Gärtners Burſchen nach Wilhelms Wohnung, um ſich erkundigen zu laſſen, ob Rudolph dort geweſen ſey. Der Burſche kam ſchnell zurück, und ſagte: ſo eben komme Herr Büchling von dort her.

Rudolph fand Henrietten beim Stickrahmen. Sie konnte leicht vermuthen, daß eine Erklärung zwiſchen beiden Freunden vorgefallen ſey, da ihr des Gärtners Mädchen geſagt hatte, Herr Büchling habe ſich geſtern Abend im Garten verſteckt, und ſehr böſe ausgeſehen. Er brachte das Geſpräch auf

Wilhelm, und ſie arbeitete lächelnd fort. Endlich ſagte ſie: Ihr Freund iſt ein ſeltſamer Kopf. Geſtern kommt er ſehr zerſtreuet und träumend zu mir. Ich behalte ihn zum Eſſen, und in ſeiner Zerſtreuung trinkt er, glaube ich, zu viel Wein. Nach Tiſche gehen wir noch im Garten umher; und, ſiehe da! dieſer Held ohne Tadel macht mir in beſter Form eine Liebeserklärung, und zwar mit ſo heftiger wilder Leidenſchaft, daß es mir in der That einige Mühe koſtete, Beſonnenheit zu behalten. Seine Liebeserklärung war einzig; ein Billet aber, das ich heute von ihm bekommen habe, und worin er die Liebeserklärung von geſtern wieder zurücknimmt, iſt wohl noch ſeltſamer. Er hat auf ewig von mir Abſchied genommen. — Mit dieſen Worten blickte ſie lächelnd von ihrer Arbeit zu Rudolph auf.

Es war doch wohl ein kleiner Triumph für Sie, den Schwärmer zu Ihren Füßen zu ſehen?

Ja, ich habe zu erfahren gewünſcht, mit

welchen Augen ein ſolcher Menſch die Worte: ich liebe! ausſprechen würde.

Nun?

Er ſagte ſie gerade, wie jeder andere Erdenſohn: recht ſüß und ein wenig albern. Hätte ich das Experiment abſichtlich gemacht, es wäre der aufgewendeten Mühe nicht werth geweſen: ſo ganz alltäglich war der Erfolg!

Henriette blieb in ihrer heitern Stimmung, und zeigte ihrem Liebhaber Wilhelms Billet, das er zu ſehen wünſchte, lächelnd. Er machte ſie aufmerkſam auf die Härte einiger Ausdrücke; doch ſie erwiederte: „über Worte muß man mit Ihrem Freunde nicht zürnen. Es wäre ein Andres, wenn Sie mir ſo etwas geſchrieben hätten. Für ihn iſt dieſer Abſchied noch immer ſehr höflich; und träte er jetzt in das Zimmer, ich würde ihn empfangen, als wenn er mir kein Wort geſchrieben hätte."

Sie haben eine ſehr großmüthige Vorliebe für meinen Freund!

„Das geſtehe ich zu. Ich mag es wohl

leiden, wenn ein Mann den Muth hat, das Liebſte aufzuopfern, ſollte auch ich ſelbſt das Opfer ſeyn."

So quälte Henriette den armen Rudolph. Es verdroß ſie, daß er ſie überliſten wollte; denn daß er von Wilhelmen alles wußte, hatte er ſelbſt im Gange der Unterredung verrathen. Schon vorher vermuthete ſie, daß einige harte Ausdrücke in dem Billet von ihm herrührten; dieſe Vermuthung wurde aber zur Gewißheit, als er gerade dieſe Ausdrücke beim Vorleſen ſtark betonte. Anſtatt ſich nun von ihm gegen Wilhelm aufbringen zu laſſen, lobte ſie dieſen zu ſeinem Verdruſſe.

Sie war allerdings ein wenig durch Wilhelms Billet beleidigt: nicht eben darüber, daß er den Umgang mit ihr aufgab; denn ſeitdem er ihr ſeine Liebe geſtanden hatte, war er ihr um vieles gleichgültiger geworden: ſondern, weil durch ſeine Schuld Rudolph den Triumph gehabt hatte, ihn von ihr zu trennen, ohne daß ſie es gerade wollte.

Sie hoffte indeß, den Schwärmer bald wieder zu ſehen; denn, dachte ſie, die Männer ſind wahre Kinder. Sie ſchlagen die Hand, die ſie noch den Augenblick vorher mit Entzücken küßten, und glauben frei zu ſeyn, weil ſie ihre Ketten nicht mehr fühlen. Doch, ehe ſie es merken, ſind ſie wieder gefeſſelt. — Wilhelm war aber auch hier eine Ausnahme von der Regel: er kehrte nicht zurück, und vermied ſogar jede Gelegenheit, Henrietten zu ſehen, mit der äußerſten Vorſicht. Sie ging an öffentliche Orte und in Geſellſchaften, wo ſie ihn zu finden hoffen durfte; und nirgends war er. Es fehlte endlich nicht viel, daß ſie ihn vergaß, und ſchon fing er an, ihr weniger intereſſant zu werden, als Rudolph; doch — es verdroß ſie, daß dieſer ſo völlig unverhohlen triumphirte.

Krauſe iſt ein Mann, liebe Henriette! ſagte er zuweilen lächelnd: ein wahrer Mann! Ich bin überzeugt, daß er Sie leidenſchaftlich liebt; und dennoch — wenn Sie mit der Sonne am Himmel gingen, ſo würde er ſeine Geſchäfte die Nacht hindurch treiben. Ungeachtet dieſes Spottes war er indeß überzeugt, daß Henriette Wilhelmen entweder gar nicht geliebt, oder doch nur eine ſehr flüchtige und ſchwache Neigung zu ihm gehabt hätte; daher war ſein Spott im Grunde nur ſcherzend. Henriette antwortete ihm in demſelben Tone; ſie ſah ihn lachend an, und ſang:

> Die Männer ſind die trotzigſten Maſchinen,
> Und dennoch müſſen ſie uns dienen.

Es entſtand nun gleichſam ein Wettſtreit zwiſchen Beiden; und je länger Wilhelm ſich nicht vor Henrietten ſehen ließ, deſto empfindlicher wurde ſie über Rudolphs triumphirende Miene. Rudolphs Abſicht war eigentlich, Henrietten gegen Wilhelmen aufzubringen, deſſen heftige Leidenſchaft er noch immer fürchtete; ſie merkte aber, was er wollte, und betrug ſich nun, als ob er ſeinen Zweck erreichte. Sie ſchien empfindlich über Wilhelm zu ſeyn, und ſprach von ihm mit Bitterkeit, dann mit höhniſchen Seitenblicken, dann mit einer an Verachtung gränzenden Kälte. Doch ihren Plan gab ſie deshalb nicht auf, ſondern nahm ſich vor, ihn, was es auch koſtete, durchzuſetzen. An Wilhelmen lag ihr eben nicht viel, deſto mehr aber an Rudolphs Demüthigung. Ich will ihm dachte ſie, wohl zeigen, daß einem liebenswürdigen und klugen Mädchen alles möglich iſt!

22.

Die Maskerade.

Henriette liebte die Maskeraden nicht, weil ſie auf der erſten, die ſie beſucht hatte, von einem Unverſchämten beleidigt worden war. Jetzt ſollte nächſtens wieder eine ſeyn; ſie ſagte aber zu Rudolph, daß ſie auf einige Tage verreiſen wollte, — eben darum, weil jetzt immer und ewig von der leidigen Luſtbarkeit geſprochen würde. Wilhelm hingegen hielt eine Maskerade für das feinſte Vergnügen, das die große Welt ſich machen könnte, wenn ſie nur Witz hätte, oder ihn wenigſtens verſtände. „Da geht,“ ſagte er in einer Geſellſchaft von fröhlichen jungen Männern, „alles, was ſich zur feinen Welt rechnet, in einem Domino, mit einer Maske, die nichts ſagt und nichts verbirgt; ſo muß denn aus dem witzigſten Spiele wohl eine langweilige Stunde werden. Eine Maskerade kommt mir vor, wie die allgemeine Auferſtehung, wo aller Rang aufhört, und alle Gewalt ein Ende hat; wo der Bettler kühn neben dem Kaiſer ſteht, der Negerſklav ohne Zittern vor einen Lord von der Admiralität tritt, und der dumme Peſcherä den großen Newton Bruder nennt. Sie iſt ein Traum, eine Zauberwelt, eine Scene aus dem Orlando furioso, wo Apoll unter den Heiligen geht, und Amor ſeine Binde einer Veſtalin zum prieſterlichen Schmuck anbietet. Was könnte aus einer Maskerade werden, wenn der Hof ſich in zwei Quadrillen theilte, und die Stadt in zehn andere! In einigen Abenden ließe ſich die ganze Weltgeſchichte aufführen!"

Seine Ideen gefielen, und es wurde ein Plan entworfen. Etwa zwanzig Familien verabredeten mit einander, daß ſie, jede für ſich, oder mit einer andern zuſammen, eine Gruppe von Charakter-Masken bilden wollten.

Henriette verreiſte wirklich, kam aber an dem Maskeraden-Abend wieder. Sie hatte herauszubringen gewußt, daß Wilhelm einen

Wahrſager machte, und wollte als Zauberin in einem fürchterlich ſchönen Anzuge mit ihm zuſammen treffen. Die Masken fanden größten Theils nicht das erwartete Vergnügen, weil ſie nicht Muth, oder nicht Witz genug hatten, ihre Rolle durchzuſetzen. Der Wahrſager that dies, und eben ſo die Zauberin, die Niemand kannte, und die dennoch in alle Familien-Verhältniſſe eingeweihet zu ſeyn ſchien.

Endlich traf der Wahrſager auf die Zauberin, und es erhob ſich zwiſchen Beiden ein Spiel des Witzes, wodurch die Umſtehenden eine Viertelſtunde lang ſehr angenehm unterhalten wurden. Sagſt du ſchon lange wahr? fragte die Zauberin endlich, indem ſie mit ihm den Saal hinunter ging. — „Von meiner Kindheit an.“ — Und du ſiehſt nicht, daß du hier, in dieſem Saale der Freude, vielleicht der einzige Unglückliche biſt? du fühlſt nicht, daß dieſe ſeltſame Kleidung ein Herz voll Verzweiflung bedeckt? Ohne Verwandte, — ohne Freund (dein einziger verſtieß dich!) — ohne Geliebte (du verſtießeſt ſie!) biſt du hier allein! Deine Kindheit verfloß in einer Zauberwelt, deine Jugend in geheimen, vergeblichen Wünſchen. Geliebt von Allen, floheſt du Alle, und zerbracheſt Herzen, weil das deinige zerbrach! Sage dir ſelbſt wahr! Betriegſt du dich nicht um dein Leben, weil du mehr ſeyn willſt, als der Menſch ſeyn kann?

Dieſe langſam, feierlich und in Abſätzen geſprochenen Worte drangen wie Pfeile in Wilhelms Seele. Er bebte, und ſchwieg eine halbe Minute. Endlich fragte er: „Maske, wer ſind Sie?"

Das weißt du nicht, Wahrſager? Wer meinſt du wohl, daß ich ſeyn könnte? Eine Bekannte, weil mir deine Geheimniſſe nicht verborgen ſind? Ich kenne dich, aber du mich nicht. Wann wareſt du glücklich? Nur in den flüchtigen Stunden, als die tugendvollen Mährchen der Kindheit dir noch für wahr galten. Nachher floheſt du das Glück, nicht das Glück dich. — Langer Gram erbittert das Herz. Ein guter Menſch bedarf der Freundſchaft und der Liebe, um gut zu bleiben. Du ſtehſt allein! Und warum wollteſt du ſo ſtehen?

„Ich mußte!"

Du mußteſt! Aber mußteſt du auch alle Hoffnung mit zerſtören, die der Himmel keinem Menſchen nimmt? Iſt denn dein Schickſal allein unveränderlich? Bewegen ſich nicht ſelbſt die ewigen Sterne des Himmels? Können Menſchen nicht ſterben? kann ihre Leidenſchaft nicht aufhören? . . . Alle Hoffnungen faſſen, iſt Uebermuth, ſeine einzige Hoffnung aufgeben, iſt Feigheit, iſt Verzweiflung am Leben, an der Tugend, an der Vorſehung.

„Schöne Zauberin!" ſagte Wilhelm jetzt in einem heitern Tone; „ſoll auch ich dir nun wahrſagen? Wir kennen einander Beide."

Du kennſt mich nicht! erwiederte ſie ſehr ernſt. — Am Eingange des Saales, wo ſie jetzt ſtand, nahm ſie die Maske ab; und Wilhelm ſah ein ernſtes, ſchönes Geſicht, aber das Geſicht einer Leiche, ſo gänzlich ohne eine Spur von Leidenſchaft, ohne eine Spur von Leben, als wäre es aus Marmor gehauen. Er erſchrak ſo heftig, daß er zurückfuhr. In dieſem Augenblick drängten ſich einige Masken zwiſchen ihn und die Zauberin. Nach einigen Sekunden wollte er wieder zu ihr hinan; doch ſie war auf einmal verſchwunden, und er fand ſie nicht wieder.

Am Eingange des Saales ſtand Henriettens Bedienter, der einzige Vertraute ihres Geheimniſſes, auch in einer Maske. Er warf ihr, als ſich Masken zwiſchen ſie und den Wahrſager drängten, auf einen Wink, den ſie ihm gab, einen weiten ſchwarzen Mantel um. Sie nahm ſeinen Arm, und eilte aus dem Saale. — Das Geſicht, welches ſie Wilhelmen gezeigt hatte, war eine ſchöne Wachsmaske: das Bildniß einer verſtorbenen Jugendfreundin von der Kammerräthin. Sie wollte dadurch einen ungewöhnlichen Eindruck auf die Phantaſie des Schwärmers machen; und dieſe Abſicht erreichte ſie vollkommen.

„Iſt Henriette hier?“ das war Wilhelms erſte Frage, ſobald er ſeinen Freund

Rudolph wieder erblickte. — Nein; ſie iſt verreiſt. — „Ich wollte darauf ſchwören, daß ſie hier ſeyn müßte.“ Er wiederholte ſeine Behauptung: „ſie muß hier ſeyn!“ ſo oft und ſo bedeutend, daß Rudolph endlich beſorgt wurde, und nach dem Hauſe der Kammerräthin fuhr. Hier klopfte Rudolph jemand heraus, erkundigte ſich unter einem wahrſcheinlichen Vorwande nach etwas, und erfuhr dabei ganz beſtimmt, daß Henriette nicht hier geweſen war. Nun ging er nach dem Garten; doch auch da fand er alles ſtill.

Wilhelm blieb bei ſeiner Behauptung: Henriette ſey auf der Maskerade geweſen, oder ſey noch jetzt darauf. Rudolph ſagte endlich: nun, ſo will ich doch erfahren, ob du Recht haſt, oder nicht! — Beide ritten noch in der Nacht die drei Meilen bis zu dem Orte, wohin Henriette gereiſt war. Rudolph machte ihr am Morgen einen Beſuch, erkundigte ſich, und erfuhr: ſie wäre geſtern Abend um ſechs Uhr von einem Spaziergange mit der Tante zu Hauſe gekommen, habe ſich nicht wohl befunden, und ſey ſogleich zu Bett gegangen.

Du haſt dich geirrt, ſagte Rudolph, als er wieder zu ſeinem Freunde kam; Henriette hat geſtern Abend ſchon vor ſieben Uhr im Bett gelegen. Jetzt erſt glaubte Wilhelm, die Zauberin ſey nicht Henriette geweſen; doch um ſo unbegreiflicher war ihm die Maske. Er erzählte Rudolphen die Scene, freilich mit einigen Auslaſſungen. Das bleiche ſchöne Geſicht blieb ihm unvergeßlich, und vorzüglich oft beſchäftigten ihn die Worte der Unbekannten: iſt dein Schickſal allein unveränderlich? Seine Phantaſie träumte ſich tauſend Möglichkeiten, wie Rudolphs Verbindung mit Henrietten wieder, und zwar auf ewig, zerriſſen werden könnte.

Mit Rudolphs Beförderung zu einem Amte ging es doch nicht ſo leicht, als er es ſich gedacht hatte; ja, er ſprach zuweilen davon, daß er wieder nach Rußland reiſen würde, wenn er nicht bald eine Stelle bekäme. Der Grund zu dieſem Entſchluſſe lag eigentlich darin, daß ſein Aufwand für ſeine Umſtände zu groß war, und daß er aus falſcher Scham ihn nicht vermindern wollte.

Wilhelm konnte mit großer Wahrſcheinlichkeit glauben, daß nur Rudolph ſeinem Glücke im Wege ſtände; doch er blieb bei dieſem Gedanken vollkommen unthätig. Damit war aber Henriette gar nicht zufrieden. Es galt ihr gleich, auf welche Weiſe er ſich die Zauberin-Maske erklärte; in jedem Falle ſollte er aber allmählich ihren Umgang wieder ſuchen. Sie konnte nicht zweifeln, daß ſie noch von ihm geliebt würde; alſo brauchte er, meinte ſie, nur einen kleinen Strahl von Hoffnung zu erblicken, um wieder in ihren Feſſeln zu ſeyn.

Wilhelm kam nicht. Er vermied jede Gelegenheit, ſie zu ſehen, mit der vorigen Behutſamkeit; ja, es ſchien ihr, als ob er jetzt noch ängſtlicher geworden wäre, als vorher. So verhielt es ſich auch wirklich; denn die Zauberin — mochte ſie ſeyn, wer ſie wollte — hatte neue Träume voll Hoffnungen bei ihm geweckt; und nun trauete er ſich ſelbſt noch weniger, als vorher bei gänzlicher Hoffnungsloſigkeit.

Henriette verlor jetzt den Muth, ihre Abſicht zu erreichen, und fing an, ſich alles deſſen, was ſie bisher gethan hatte, zu ſchämen. Daß ſie ſich gedemüthigt fühlte, vermehrte ihre Anhänglichkeit für Rudolph; und es wäre alles in ein gutes Geleis gekommen, wenn nicht dieſer durch Unvorſichtigkeit geſtört hätte, was die Zeit ſchon ordnete.

In einer kleinen Geſellſchaft kam das Geſpräch auf die Gewalt der Leidenſchaften, beſonders der Liebe. Rudolph äußerte mit völliger Ruhe, ohne alle Seitenblicke: mit einem feſten Entſchluſſe ſey auch die heftigſte Leidenſchaft zu beherrſchen. Man widerſprach ihm; nun ſagte er: ich kenne einen jungen Mann, der über alle Beſchreibung heftig liebte, und dennoch Herr ſeiner Leidenſchaft war.

Es iſt ein wenig gewagt, antwortete jemand, von einem Andern ſo etwas zu behaupten.

Von dieſem Manne behaupte ich es unbedenklich. Mademoiſelle Bellmann wird mir bezeugen, daß ich von ihm wiſſen kann, weſſen er fähig iſt, und was er gethan hat.

„Hm! ja!“ ſagte Henriette mit einem flüchtigen Erröthen: „Sie kennen ihn genug, um richtig über ihn zu urtheilen. Nur vergeſſen Sie, daß Ihr Held dennoch einmal eine ſchwache Stunde hatte, und dem Mädchen, welches er liebte, ſeine Leidenſchaft geſtand, ob er gleich feſt entſchloſſen geweſen war, zu ſchweigen.“

Ja, das hatte ich in der That vergeſſen. Er war einmal ſchwach; doch ſeit dieſem Augenblick, den überdies nur ein Zufall herbeiführte, zeigte er mehr Stärke, als Sie und ich ihm zutraueten. — Rudolph ſagte das ohne alles Arg; Henriette glaubte aber in ſeinem Geſichte einen ſpottenden Triumph über ſie zu ſehen. Sie wurde hochroth, und ſagte empfindlich: als ich glaubte? Sie halten etwas voreilig Ihre Meinung für die meinige. Ihres Freundes Stärke iſt erſt ein einziges

Mal geprüft, und zwar durch einen Zufall. Da war denn aber die Stärke ſo groß eben nicht!

Rudolph widerſprach, nach ſeiner Gewohnheit, ſehr höflich und mit einer freundlichen Verbeugung. Henriette hielt das für eine ſpöttiſche Herausfoderung, und beſchloß nun, ihm zu zeigen, was ſie vermöchte.

23.

Der Zank.

Als Rudolph ſie am folgenden Tage beſuchte, hatte ſie üble Laune, befand ſich nicht wohl, gab ihm einſylbige Antworten, und erklärte ihm endlich rund heraus, ſie würde ſich mit ihm zanken, wenn er länger bliebe. Eben ſo machte ſie es an den beiden folgenden Tagen. Sie ſagte ihm nichts Hartes; vielmehr war ſie nie ſo zärtlich, ſo innig geweſen, wie jetzt: doch ſchon ein Wort, oder wohl gar eine Miene, konnte ſie beleidigen. Sie trieb das ſo weit, daß Rudolph endlich die Geduld verlieren mußte. Nun war ſie, ohne ihr Unrecht geradehin zu geſtehen, äußerſt demüthig, gab ihm nach, ertrug ſeine Vorwürfe geduldig, verſprach ſich zu ändern, und hielt wirklich ein Paar Tage Wort, ob es ihr gleich nicht wenig Mühe koſtete.

Rudolph bemerkte auf einmal, daß er viel Gewalt über Henrietten hatte; und ſeine Entdeckung war ihm um ſo angenehmer, da ihm gerade jetzt dieſe Gewalt ſo wohl zu Statten kam, um dem eigenſinnigen Mädchen den Kopf zurecht zu ſetzen. Von nun an machte er oft Gebrauch von dem Anſehen, das er — ohne zu wiſſen, wie — über Henrietten erlangt hatte; und das Mittel half vortrefflich. Sie war nur ſo lange übler Laune, bis er ſelbſt es wurde; dann bat ſie ihn um Verzeihung, bedauerte es ſchmerzlich, daß ſie jetzt ſo oft das Unglück hätte, ihm zu mißfallen, und hörte nicht eher auf zu bitten, als bis er ſich wieder mit ihr verſöhnte. Die Stolze, Gebieteriſche war nun ſo unterwürfig, ſo nachgebend, ſo lenkſam! Aber dennoch gab es am folgenden Tage eine ähnliche Scene, die ſich wieder mit Henriettens Unterwürfigkeit und einer Verſöhnung endigte. Sie haben üble Laune! ſagte Rudolph. — „Ganz und gar nicht,“ erwiederte Henriette; „Sie machen mir üble Laune; denn Sie lieben mich nicht mehr. Als Sie mich noch liebten, behandelten Sie mich nicht ſo, wie jetzt! Ich habe Ihnen meine Liebe geſtanden;

und nun mißbrauchen Sie Ihren Triumph über mich!"

Rudolph wußte oft nicht, woran er mit dem ſeltſamen Mädchen war. Nie hatte ſie ihm ihre Liebe ſo unverhohlen, ſo innig gezeigt, wie jetzt; aber auch nie ſo viel gethan, ihn ungeduldig zu machen. Das wirkſamſte Mittel, ihr die üble Laune zu vertreiben, war Kälte, und die Drohung, daß er ſich ganz von ihr zurückziehen würde. Da ſie, wenn er in einem ſolchen Tone redete, immer nachgab, ſo erklärte er endlich, im Vertrauen auf ſein Anſehen: er ſey es überdrüßig, noch länger zum Spiel ihrer Launen zu dienen. — Die Furchtſamkeit, mit der ſie nun zu ihm aufblickte, die Angſt, die ſich in ihren Mienen zeigte, machte ihn noch ſtolzer, und beſtärkte ihn in dem Entſchluſſe, ſie Ein- für allemal einzuſchüchtern. Mit offenbarer Angſt machte ſie ihm wieder den Vorwurf, daß er ſie nicht liebe. — Sie können es noch dahin bringen, antwortete er kalt; und ich muß Ihnen ſagen, daß ich zum letzten Mal eine ſolche Scene mit Ihnen gehabt haben will. Es kann nicht ſo bleiben, wie es iſt.

„Nun wohl denn!“ erwiederte Henriette, mit ganz verändertem Ton und Geſichte. „Ich will Ihnen die Mühe erſparen, mir zu erklären, daß Sie mich nicht mehr lieben, und daß Sie überdrüßig ſind mich zu ſehen. Sie hätten alle dieſe Umwege nicht nöthig gehabt; denn ich bin ja keine empfindſame Schäferin, und werde nicht in Thränen darüber zerfließen, daß Sie mir ungetreu ſind. Lange genug habe ich Ihre Vorwürfe ertragen, und mich von Ihnen behandeln laſſen, als ob ich Ihre Sklavin wäre. Ich wollte doch ſehen, wie weit Sie es treiben könnten! Jetzt habe ich es geſehen, und finde nun für gut, das bisherige Verhältniß mit Ihnen aufzugeben.“ — Sie verbeugte ſich ein wenig ſpöttiſch, und ging in ein andres Zimmer.

Rudolph ſtand in großer Beſtürzung da. Er hoffte, Henriette würde bald, in Thränen ſchwimmend, zurück kommen; aber — ſie kam nicht, und er mußte ſich endlich entſchließen, ihr zu folgen. Kaum fing er an zu reden, ſo unterbrach ihn Henriette. Fühlen Sie denn nicht, Herr Büchling, daß eine Erörterung über unſer Verhältniß mich nur erbittern würde? Sie haben ſich Drohungen erlaubt. Ich müßte ſeltſame Begriffe von der weiblichen Würde haben, wenn ich Sie bäte, mich nicht zu verlaſſen. Gehen Sie, mein Herr! Sie wollen unſchuldig an unſerm Bruche ſcheinen. Wohl denn! Die Schuld ſoll an mir liegen; nur laſſen Sie mich kein Wort mehr darüber hören!

Rudolph betheuerte ihr ſeine heiße, unveränderte Liebe. Deſto ſchlimmer! erwiederte ſie ganz ruhig; deſto ſchlimmer, wenn Sie mich lieben und mich dennoch ſo gebieteriſch behandelten! Genug, ich laſſe mir nur Einmal drohen. — Bei allen ſeinen Betheurungen blieb Henriette ſo ruhig, daß er endlich in den heftigſten Zorn gerieth, und ihr die bitterſten Vorwürfe machte. Ganz kalt wiederholte ſie endlich alle Beleidigungen, die er im Zorn gegen ſie ausgeſtoßen hatte, und ſetzte lächelnd hinzu: Sie wollen mich lieben, und ſagen mir ſolche Dinge? — Dieſe unüberwindliche Kälte brachte ihn ſo außer ſich, daß er ſie endlich mit unterdrückter Wuth verließ.

So weit wären wir denn! dachte Henriette, etwas höhniſch lächelnd, ſobald Rudolph das Zimmer verlaſſen hatte. Jetzt bin ich frei, und ich will doch ſehen, ob das ſeinen Helden nicht wieder zu mir bringen wird! — Trotz dem allen ſchlug ihr aber das Herz bei dem Gedanken an das ſehr gewagte Spiel, mit einem Geliebten bloß deshalb zu brechen, damit er ſehen ſolle, daß ſein Freund ſo ſtark nicht ſey, als er ſich einbilde. Auch machte ſie ſich Vorwürfe darüber, daß ſie einen jungen Menſchen an ſich locken, und die zerſtörende Leidenſchaft in ſeiner Bruſt noch ſtärker aufreitzen wollte. Doch bald dachte ſie: „Leidenſchaft! ein vergänglicher Naturtrieb, den eine Trennung von einem halben Jahre zerſtört! ein Spiel der jugendlichen Phantaſie! Weiter iſt ja die Liebe nichts, die glückliche, wie die unglückliche. Was thu' ich denn? Ich gebe meinem künftigen Manne die heilſame Lehre, daß er es ſich nie ſoll einfallen laſſen, meinen Tyrannen ſpielen zu wollen. Auch der Schwärmer ſoll etwas Nützliches lernen: daß ſein Stolz auf ſeine Tugend eine

Prahlerei, und daß ſeine ewige Liebe eine Thorheit iſt. Am Ende werden wir noch Alle über die Poſſe eines jugendlichen Muthwillens lachen."

So vertheidigte Henriette den Plan ihrer beleidigten Eitelkeit gegen die geheimen Vorwürfe ihres Herzens, und ihre Phantaſie beſchäftigte ſich nun auf eine ſehr angenehme Weiſe mit dieſer Intrigue, die ſie einen Triumph über die Männer nannte. „Welche Kinder," dachte ſie, „ſind dieſe ſo genannten Herren der Schöpfung! Gefällig, einſchmeichelnd, unterwürfig, kriechend, ſo lange wir die Grauſamen ſpielen; kalt, ſtolz und herriſch, ſobald ſie uns erobert zu haben glauben." Von dieſem Charakter der gewöhnlichen Männer — oder richtiger, der gewöhnlichen Menſchen — war in ihren Augen Wilhelm die einzige Ausnahme. Seine Liebe machte ihn ehrerbietig, ließ ihm aber ſeinen ganzen Stolz. Sie war darüber empfindlich, daß er ſich nun zweimal von ihr losgeriſſen hatte; doch ihre Achtung konnte ſie ihm nicht verſagen. Ob ſie gleich Rudolphen mehr liebte, ſo war doch

der

der Gedanke, auf immer von jenem getrennt zu ſeyn, ihr ſehr unangenehm.

Dieſe geheime Anhänglichkeit an Wilhelm war, ohne daß ſie ſelbſt es wußte, ein mächtiger Antrieb zu ihrer jetzigen Intrigue: ſie wollte ſich, was es auch koſtete, des edeln Jünglings wieder bemächtigen, und hatte ſchon im Voraus Plane entworfen, wie ſie ſeine Liebe in Freundſchaft verwandeln könnte, um dann an ſeiner und Rudolphs Seite das glücklichſte Leben zu führen.

Rudolph, der von Henriettens geheimen Planen nichts wußte, verließ ſich auf ihre ſo zärtliche Liebe, und glaubte, ſie bald wieder verſöhnen zu können. Um ſie zu quälen, ging er einige Tage nicht zu ihr; dann beſuchte er ſie zu einer Zeit, wo ſie, wie er wußte, Geſellſchaft bei ſich hatte. Sie empfing ihn höflich, mit Gefälligkeit, und er glaubte nun ſchon, geſiegt zu haben. Die Geſellſchaft verlor ſich, und Henriette ließ ihn mit ihrer Tante allein. Er fragte nach ihr, und bekam zur Antwort, daß ſie zu einer Freundin gegangen wäre.

So wußte ſie alle ſeine Verſuche, ſie ohne Zeugen zu ſprechen, zu vereiteln; und konnte ſie ihm in Geſellſchaft nicht entgehen, ſo war ſie höflich gegen ihn, doch weiter nichts. Er ſuchte durch die größten Demüthigungen wieder in das vorige Verhältniß mit ihr zu kommen; doch eben dadurch verderbte er ſich das Spiel. Hätte er männlich-ſtolz den Ausgang erwartet, ſo würde alles glücklich gegangen ſeyn: denn Henriette war ſchon einige Mal Willens geweſen, wieder einzulenken, und ihren eiteln Plan ganz aufzugeben; doch Rudolphs Unterwürfigkeit machte ihr aufs neue Luſt, noch weiter zu gehen. Er ſchrieb ihr einen Brief voll der demüthigſten Reue; ſie antwortete ihm höflich, doch kalt. Nun ging er zu ihr; ſie wollte aber ſehen, wie weit ein Mann ſich treiben ließe, und behandelte ihn deshalb mit weiblicher Eitelkeit, und mit lachendem, höhnendem Spotte. Rudolph hatte alles ertragen; doch dieſer Hohn empörte ihn. Er verließ ſie ſchweigend, bat Wilhelmen in einem Billet, zu ihm zu kommen, gab ihm einige Aufträge und Papiere, und ließ unterdeſſen einen Koffer packen.

Ich gehe nach Rußland, ſagte er; meine Verbindung mit der Bellmann iſt zerriſſen!

„Zerriſſen? Nimmermehr!“ — Rudolph erzählte, und Wilhelm begriff den Zuſammenhang nicht. Ich begreiſe ihn eben ſo wenig, ſagte jener. Faſt muß ich glauben, daß wir Beide das Mädchen für beſſer hielten, als es wirklich iſt. — Wilhelm ſtellte ihm vor, daß Henriette durch ſein herriſches Betragen in der letzten Zeit wohl habe beleidigt werden müſſen. Rudolph ſchwieg. Nach einer Weile fing er wieder an: du liebſt ſie, und wirſt ſie ſehen.

„Nein, Rudolph; ich ſehe ſie nicht.“

Ich bitte dich darum. Du wirſt bald bemerken, ob ſie mich noch liebt; und dann komme ich zurück. Doch ich fürchte, ſie hat immer nur ihr Spiel mit mir getrieben. . . . Ich muß dir Alles ſagen. Du biſt ihr einmal nicht gleichgültig geweſen, und ich bin ſchon öfters auf den Gedanken gekommen, daß ſie mit mir darum gebrochen hat, weil ſie dich liebt.

„Nimmermehr!“ ſagte Wilhelm mit Schrekken, und doch mit einer geheimen Empfindung, die nahe an Vergnügen gränzte.

Ich kann mich irren. Eben darum bitte ich dich, ſie zu beobachten. Geh zu ihr, wie du willſt: als Bekannter, als Freund, als Liebhaber. Wilhelm, ich vertraue dir viel! ſehr viel! Bin ich ihr nicht gleichgültig, ſo ſchreibſt du mir, und ich eile zurück. Iſt noch ein Funke von Liebe für mich in ihrem Herzen, ſo löſch ihn nicht aus, ſo ... Wilhelm, ſey mein Freund! Liebt ſie aber dich, ſo ſey glücklich! Ich werde dich beneiden, doch nicht aufhören dich zu lieben.

Wilhelm ſuchte ſeinen Freund zu bereden, daß er nicht wegreiſen möchte. Als das nichts half, wiederholte er die Verſicherung, Henrietten nicht ſehen zu wollen. Du mußt! ſagte Rudolph mit einer bittern Freundlichkeit. Einer von uns Beiden kann glücklich werden; warum ſoll er es nicht! — Wilhelm mußte ihm endlich verſprechen, was er verlangte. Er begleitete ſeinen Freund bis auf die nächſte Station; und dieſer wiederholte beim Abſchiede: Wilhelm, ich vertraue dir viel! Sey mein Freund!

24.

Der Beſuch.

Am folgenden Morgen ſaß Henriette um die Zeit, da Rudolph zu kommen pflegte, ſehr reitzend gekleidet, und mit allem geputzt, was er ihr ſeit einiger Zeit geſchenkt hatte, auf dem Sofa, weil ſie ſich heute förmlich mit ihm verſöhnen wollte. Jetzt wurde, anſtatt Rudolphs, Wilhelm gemeldet. Er trat erröthend, ſehr verlegen in das Zimmer, und ſagte: Büchling habe ihm bei ſeiner nothwendigen und ſchnellen Abreiſe nach Rußland den Auftrag gegeben, ihn ſeinen Freunden zu empfehlen. Bei dieſen Worten erſchrak Henriette, und wurde blaß. Hätte Wilhelm ſie angeſehen, ſo müßte er bemerkt haben, daß Rudolph ihr gewiß nicht gleichgültig ſeyn konnte. Er ſelbſt war aber zu beſtürzt, um einen Blick auf ſie werfen zu können; und ſchon nach einigen Augenblicken hatte Henriette ſich wieder gefaßt. Es fiel ihr ein, daß Rudolph ſich, um ſie in Angſt zu ſetzen, vielleicht nur ſo ſtelle, als wolle er nach Rußland reiſen. Sie antwortete daher ganz ruhig: nicht einmal ſo viel Zeit hatte er, daß er wenigſtens eine Karte ſchreiben konnte? Und nun erkundigte ſie ſich nach Wilhelms Befinden, fragte ihn: ob er noch keine ſichre Ausſicht zu einem Amte habe, erzählte ihm einiges von ihrem beiderſeitigen Geburtsorte, und verſicherte ihm, daß ihre Eltern, ſo wie der Einnehmer, noch immer nicht wüßten, wo er geblieben wäre. (Er hatte nehmlich ſie und Rudolph gleich bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihnen ſehr dringend gebeten, nicht nach Hauſe zu ſchreiben, daß er jetzt in der Reſidenz lebe, weil es nun einmal ſein feſter Entſchluß ſey, nicht eher wieder etwas von ſich hören zu laſſen, als bis er durch ein Amt, oder doch durch immerwährende Arbeit, einen ſichern Unterhalt habe.)

So oft auch Wilhelm wieder auf Rudolphs Abreiſe zu kommen ſuchte, ſo wußte doch Henriette dieſem Geſpräche immer auszuweichen. Endlich trat die Tante in das Zimmer, und auf ein Paar Worte von Henrietten wurde Wilhelm für den nächſten Mittag zum Eſſen eingeladen. Sobald er weggegangen war, ſchickte Henriette nach Rudolphs Wohnung, um ſich erkundigen zu laſſen, ob er wirklich abgereiſt wäre. Ihre Anfrage wurde bejahet, doch mit dem Zuſatze, daß er nur einen kleinen Koffer mitgenommen und daß er ſeine meiſten Sachen zurückgelaſſen hätte. Nun glaubte ſie ſchon, richtig vermuthet zu haben; doch am folgenden Tage erfuhr ſie von Wilhelmen ſehr beſtimmt, daß es mit der Reiſe nach Rußland wirklich Ernſt ſey. Wann kommt er wieder? fragte ſie leicht. Wilhelm, der durchaus keine Lüge ſagen konnte, antwortete erröthend: „das hängt von den Nachrichten ab, die ich ihm werde geben können."

Alſo haben Sie die Dauer ſeiner Abweſenheit in Ihrer Gewalt?

„Nicht ich," antwortete ihr Wilhelm bedeutend, und hielt nun ſeinem Freunde eine Lobrede. Sie hörte ihm ruhig zu, ohne durch eine Sylbe oder Miene Liebe zu Rudolph zu äußern, und bat ihn endlich nur, Herrn Büchlings Stelle zu erſetzen, und ſie recht oft zu beſuchen.

Ein Paar ſeltſame Menſchen! dachte Henriette, als Wilhelm ſie verlaſſen hatte. Der eine vertrauet dem andern ſeine Geliebte an; und dieſer, der die Geliebte ſelbſt nicht wenig liebt, ſpricht nicht für ſich, ſondern für ſeinen Freund! . . . Büchlings Vertrauen auf Krauſen und auf mich iſt in der That ſo edel, daß ich ihn beinahe ſogleich zurückrufen könnte. Ich muß doch aber ſehen, wie weit wohl Krauſe ſeinen Edelmuth treiben wird. Lange kann es damit gewiß nicht währen!

Sie irrte ſich. Wilhelm kam oft zu ihr, und immer redete er von Rudolph und von deſſen treuer Liebe; nie ſprach er für ſich ſelbſt, ſo viele Veranlaſſung ſie ihm auch dazu gab, ſondern immer nur für ſeinen Freund, deſſen Verzweiflung er ſehr rührend ſchilderte. Dieſer unverſtellte Edelmuth that große Wirkung auf Henrietten, die eine ſolche Art zu denken und zu handeln bisher für unmöglich gehalten hatte. Sie ſchwankte zwiſchen ihrer Neigung zu Rudolph, und dem ſtolzen Gefühle, von einem ſo edlen Manne geliebt zu werden; ja, bald wurde es ihr zweifelhaft, welchen von Beiden ſie mehr liebe, weil für Beide ihr Verſtand ſprach, und ihr Herz ſie zu Beiden hinzog. Da ſie gewohnt war, über alles zu vernünfteln und ihr Herz dem Urtheile ihres Kopfes zu unterwerfen, ſo entſtand jetzt in ihrer Seele ein Gewirre von Empfindungen und Gedanken, das ſie nicht aufzulöſen wußte. Doch endlich bat ſie Wilhelmen, nicht mehr für Büchling zu reden. Sie ſagte das ſo ernſtlich und ſo beſtimmt, daß er nun alle Hoffnung, ſeinem Freunde nützlich ſeyn zu können, aufgab. Er ſprach wirklich nicht länger von Rudolphs Leidenſchaft, doch eben ſo wenig von ſeiner eignen, ob er gleich die geliebte Henriette von jetzt an noch öfter beſuchte, an ſie wie feſt gezaubert war, alle ihre Bewegungen mit ſeinen Blicken verfolgte, und mit ſolcher Innigkeit an ihr hing, daß jeder im Hauſe mit ihr von ſeiner Liebe ſprach, nur er ſelbſt nicht.

Henriette blieb bei dieſen unverkennbaren

Zeichen der ehrfurchtsvollſten Liebe nicht gleichgültig, und nach einigen Monaten war ſie feſt entſchloſſen, den edlen jungen Mann dafür zu belohnen. Je mehr aber ihre Neigung für ihn zunahm, deſto ſtärker fühlte ſie, daß ſie ihn nicht eben ſo, wie einen Mann von gewöhnlicher Art, behandeln dürfe. Sie dachte mit Ernſt über die Mittel nach, auch als ſeine Gattin ſeine Liebe zu behalten, und ſie fand mit Unruhe, daß alsdann ſeine Liebe ſich auf Achtung für ihren Charakter gründen müſſe, und daß ein Spiel, wie ſie es mit Rudolphen getrieben hatte, ihn auf ewig von ihr entfernen würde. Mit Aengſtlichkeit befürchtete ſie, daß er ſeine Leidenſchaft vielleicht nur darum verſchweige, weil er glaube, ſie habe Rudolphen betrogen — um ſeinetwillen betrogen; und mit noch größerer Aengſtlichkeit erinnerte ſie ſich ihrer Rolle als Zauberin auf der Maskerade.

So bald ſie beſchloſſen hatte, daß Wilhelm ihre Hand bekommen ſollte, war ſie ruhiger, einfacher und ernſter in ihrem Weſen. Sie verbarg ihm ihre Neigung mit der größten Vorſicht, und zeigte ihm nur ein herzliches Vertrauen. Jetzt vermied ſie alles, was ihm hätte Gelegenheit geben können, ihr ſeine Liebe zu erklären. Sie trat mit ihm in das Verhältniß einer ruhigen Geſchwiſterliebe, ſprach von ihrer jugendlichen Liebe zu Rudolph mit einer zärtlichen Erinnerung, ſetzte aber jedes Mal hinzu, daß wahrſcheinlich ſie und Rudolph einander würden unglücklich gemacht haben. Von Zeit zu Zeit erzählte ſie ihm einige Auftritte mit dieſem, und, ſo wie ſie alles vorſtellte, mußte er zugeben, daß ſie an dem Bruche nicht Schuld ſey. Sie zeigte ihm ſogar, doch nur ſelten, noch Spuren von ihrer ehemaligen Liebe zu ſeinem Freunde; dabei verſicherte ſie aber, daß die zerriſſene Verbindung nie wieder angeknüpft werden könnte.

Wilhelm wurde endlich durch Henriettens Ruhe überzeugt, daß ſein Freund nichts mehr zu hoffen habe. Um eben dieſe Zeit wurden auch Rudolphs Briefe, die Anfangs voll Verzweiflung geweſen waren, allmählich ruhiger. Er erzählte jetzt ſchon von ſeinem augenehmen Leben in Rußland, und fragte ſogar einmal ſcherzend, wie weit er denn mit Henrietten wäre. Jetzt ſah Wilhelm mit froher Hoffnung dem Tage entgegen, wo er Henrietten ohne Bedenken würde ſagen dürfen: ich liebe dich!

Alles traf zuſammen, den heißeſten Wunſch ſeines Lebens zu erfüllen. Er war bei dem Bergweſen als Sekretair angeſtellt worden, und erwarb ſich durch ſeinen Fleiß, und ſeine Kenntniſſe, mit Erfahrung verbunden, in Kurzem die ausgezeichnetſte Achtung. Eine kleine Schrift von ihm wurde einem benachbarten Hofe bekannt, und er erhielt von demſelben einen vortheilhaften Antrag. Doch als er dies ſeinen Vorgeſetzten anzeigte, wollte man einen ſo vorzüglich guten Kopf nicht fahren laſſen, und verſprach ihm eine baldige Beförderung.

Auch die Kammerräthin war jetzt ſeine große Gönnerin. Sie hatte einen ſehr unruhigen, veränderlichen Geiſt, und wurde aller Dinge, wenn ſie auch noch ſo ſchön waren, leicht überdrüßig. Die Sucht, ihre Tapeten, ihre Möbel und Gemählde zu verändern, koſtete ihr jährlich eine ſehr große Summe; ſeitdem aber Wilhelm ihr Hausfreund war, wußte er ihren Geſchmack zu befriedigen, und erſparte ihr, da er den wahren Werth der Arbeiten verſtand, doch etwas Beträchtliches. Dazu kam nun noch, daß der Präſident ihr einmal ſagte: es könne gar nicht fehlen, der junge Mann müſſe eine ausgezeichnete Carriere machen; denn er ſey bei dem Bergweſen ganz unentbehrlich. Nun gab die Kammerräthin andere Plane auf, die ſie mit Henrietten gehabt hatte, und ſah im Geiſte Wilhelmen ſchon als Geheimen Oberbergrath. Jettchen, ſagte ſie, der Menſch iſt ein wahrer Antinous! Darauf kommt freilich nicht viel an; aber, ich ſage dir: er wird ein glänzendes Glück machen. Es fehlt ihm nur an Vermögen; und das hab' ich. Freilich iſt er zuweilen ein Pietiſt, aber doch ein ſehr ehrlicher Mann. Und ſpricht er vom Himmel, oder vom Grabe, von der Ewigkeit, und ſteht mit ſeinen funkelnden Augen da, wie ein Paulus, der den Himmel offen ſieht, oder wie der ſiegende Apoll: — Jettchen, es iſt mir dabei zuweilen gar nicht lächerlich, und ich werde ordentlich mit ihm fromm. Man wirft ihm vor, es fehle ihm an feiner Lebensart. Nun ja! er ſchmeichelt nicht. Aber ſehe ich ihn unter den Andern, ſo kommt er mir vor, wie ein Fürſt unter ſeinen Hofleuten. Es iſt wahr, zuweilen ſpricht er ſeltſam, und ſieht die Dinge an, als käme er ſo eben vom Himmel herunter. Das kleidet ihn aber; und da er gar nicht heuchelt, ſo kommt er mir wieder vor, wie mein ſeliger Fürſt, der bisweilen zu mir ſagte: ich bin wohl der einzige ehrliche Mann an meinem ganzen Hofe. Man muß einen ſolchen Menſchen gewiſſermaßen doch hochachten, wenn er einem auch ſchon ein wenig einfältig vorkommt. Höre, Jettchen! wenn er bis zum Sterben in mich verliebt wäre, wie er es in dich iſt . . . Nun, werde nur nicht ſo roth, du kleine Heuchlerin!

So etwas ſagte die Tante oft, und augenſcheinlich hatte ſie große Luſt, die Verbindung zwiſchen Henrietten und Wilhelmen zu beſchleunigen. Die Nichte bat ſie, ſich ja nicht hinein zu miſchen; die Tante verſprach das, hielt aber nicht ganz Wort, ſondern gab Wilhelmen ſehr bedeutende Winke, und ſagte ihm zuweilen faſt mit klaren Worten, daß er ihre Einwilligung haben ſollte, wenn er Rath wäre, und Henriette ihn liebte. Wilhelms Ausſichten wurden immer heiterer und ſchöner. Henriette betrug ſich zwar nur freundſchaftlich gegen ihn; er wußte doch aber, daß ihr Herz frei war. Jetzt erwartete er nur noch einen Brief, worin Rudolph von ſeiner Liebe ſcherzend oder ernſtlich ſpräche, um ſich dann ihm zu entdecken, und Henrietten ſeine Liebe zu erklären.

Die entſcheidende Stunde näherte ſich. Es waren zwei Stellen erledigt, unter denen Wilhelm die Wahl hatte: eine vortheilhafte Stelle mit einem geringen Titel auf dem Lande, und eine Bergrathsſtelle mit einem geringen Gehalte in der Reſidenz. Wilhelm hätte ohne Bedenken die erſtere gewählt; doch das ewige Reden der Tante über den Rathstitel machte ihn unentſchloſſen. Er trug der

Kammerräthin und Henrietten die Sache vor. Und da beſinnen Sie Sich noch lange? fragte jene. Zwiſchen Bergrath und Inſpektor können Sie ſchwanken?

„Bedenken Sie aber die Einnahme, meine gütige Freundin, und die ſchöne Ruhe des Landlebens!“

Landleben! Landleben! Kommen Sie mir nur damit nicht! Und die geringere Einnahme? Ei, was Sie nicht haben, muß eine reiche Braut Ihnen bringen; und an der kann es Ihnen nicht fehlen, wenn Sie nur vernünftig ſind.

Henriette fragte erröthend: Sie wollten uns verlaſſen, lieber Krauſe?

„Verlaſſen!“ wiederholte er zärtlich, und heftete die funkelnden Blicke voll Liebe auf ſie.

Verlaſſen? wiederholte auch die Tante; das will er wohl nicht! Aber wenn er meint, daß ihn ein hübſches Mädchen auf das langweilige Land begleiten ſoll, ſo irrt er ſich verzweifelt.

„Henriette, wählen Sie für mich; und wenn

wenn Ihnen ein Herz voll unendlicher Liebe etwas werth iſt, — auch für ſich!"

Er beugte ſein Geſicht auf ihre Hand, die er gefaßt hatte, ließ eine Thräne darauf fallen, und blieb in dieſer Stellung, bis ein Gelächter der Tante ihn wieder zu ſich ſelbſt brachte. Als er ſich aufrichtete, ſah er in Henriettens Augen Thränen; und bei dieſem höchſt ſeltenen Anblick ſchien ſie ihm ein überirdiſches Weſen.

So antworte ihm doch, Jettchen! ſagte die Kammerräthin.

Sagt ein weinendes Auge denn nichts? — Sie drückte ihm leiſe die Hand.

Aber ſo entſcheide doch, was er werden ſoll, Rath oder Inſpektor!

Was er will! Wie kann ich in dieſem Augenblick an einen Titel denken! Ich nenne ihn: Geliebter! mein Geliebter!

Rath muß er werden! ſagte die Tante laut und ein wenig verdrießlich.

„Ja, ich will es!" ſagte Wilhelm, und umfaßte in ſeinem fröhlichen Taumel die Tante ſo kräftig, daß ſie anfing zu ſchreien.

Darüber ging die ſelige Minute verloren. Die Tante ſchalt; Henriette lachte. — Als Wilhelm ſich in dem Entzücken der Liebe vor ihr niederwarf, fuhr ſie noch immer fort zu lachen, und erzählte ihm, wie lächerlich die Scene vorhin geweſen ſey.

Die Tante ging nun hinaus; Wilhelm konnte aber die einmal zerſtörte Empfindung nicht wieder herſtellen. Henriette ſah es gewiſſermaßen gern, daß ſie gehindert worden war, ihr ſiegendes Gefühl zu zeigen; denn eine ruhige freundſchaftliche Zärtlichkeit ſchien ihr das beſte Gegengewicht gegen Wilhelms empfindſame Schwärmerei.

25.

Die Entſcheidung.

Erſt als Wilhelm allein war, fühlte er die ganze Größe ſeines Glückes. Sobald er ſich wieder beruhigt hatte, bat er den Miniſter ſchriftlich um die erledigte Bergrathsſtelle, und ging, mit dem noch offnen Brief in der Taſche, zu Henrietten. — Es iſt doch auch Ihr Wunſch? fragte dieſe, als ſie den Brief geleſen hatte.

„Ich darf keinen Wunſch mehr haben, den Sie nicht erlauben. Ja, meine Geliebte, wenn ich noch zu wählen hätte, ſo zöge ich das ſtille Landleben vor; doch wo ich mit Ihnen bin, werde ich immer der glücklichſte Menſch ſeyn!“

In dieſem Augenblick wurde Henrietten ein Brief gebracht, und ſie ſagte, als ſie die Aufſchrift angeſehen hatte: von meinem Vater! Im Leſen wurden ihre Augen trübe, und ſie ſchien mit ſich ſelbſt über etwas zu kämpfen. Endlich gab ſie Wilhelmen den Brief, mit den Worten: Leſen Sie ſelbſt; Sie müſſen es doch erfahren.

Sind meine Eltern geſund? fragte Wilhelm raſch.

Ja! Aber — Sie müſſen leſen.

Wilhelm wurde immer bläſſer, je weiter er las, und ſein Auge ſchwamm in Thränen. „O Gott!“ ſagte er endlich, mit leiſen, bebenden Tönen, und ſein Kopf ſank auf die Bruſt: „war es möglich! Dieſe tugendhaften Herzen ließeſt du ſo zerſchmettern!“ —

Henriette faßte ſeine Hand, und ſagte beruhigend: lieber Krauſe, warum ſind Sie ſo troſtlos? Können wir denn die Unglücklichen nicht unterſtützen?

„Das iſt es nicht, gute Henriette!“ antwortete er in abgebrochenen Tönen, und weinend; „aber daß dieſe edle Menſchen nur einen Augenblick haben troſtlos ſeyn müſſen: das zerreißt mein Herz!“ Er bedeckte das bleiche Geſicht mit beiden Händen. Dann ſagte er: „Unterſtützung? Das iſt es nicht, Henriette! Ich beklage nur die Stunden, die ſchon vorüber ſind; denn von jetzt an — ſie ſollen, hoffe ich, bald vergeſſen, daß ſie etwas verloren haben. O, es giebt keine ſüßere Freude auf der Erde, als die, ſeinen Wohlthätern zu vergelten!“ — Er griff nach ſeinem Hute.

Henriette faßte ſeine Hand. Nicht zu raſch, lieber Krauſe! Ich denke, bei der Art, es zu thun, iſt viel zu überlegen.

„Nichts, wahrhaftig nichts. Doch ja! ich habe einen andern Brief an den Miniſter zu ſchreiben; denn jetzt muß ich die beſſere Inſpektorſtelle auf dem Lande annehmen. Sie wiſſen, wie ſehr der gute Einnehmer und ſein Bruder die Stille lieben.“

Henriette lächelte. Müſſen Sie denn deshalb auf dem Lande leben, weil jene gern dort ſind? Oder — Sie wollen doch den Einnehmer und ſeine Familie nicht etwa gar zu ſich nehmen?

„Läßt es ſich anders denken? Allerdings werde ich ſie zu mir nehmen.“

Sie ſchwärmen! Kann man Unglücklichen nicht wohl thun, ohne mit ihnen unter Einem Dache zu ſeyn? Bedenken Sie . . .

„Liebe Henriette, Sie vergeſſen, daß ich der Sohn, der geliebte Sohn dieſer Unglücklichen bin! Ich weiß nicht . . .“

Nun wohl, das ſind Sie. Es iſt aber die Frage, ob dieſe Familie in Ihre Verhältniſſe paßt: zu der Haushaltung, die Sie führen, zu der Carriere, die Sie machen, zu dem Glücke, deſſen Sie genießen, zu dem Cirkel, den Sie haben werden.

„Glauben Sie, es könnte für mich nur einen Augenblick ein Verhältniß geben, worin dieſe Menſchen nicht zu mir paßten? Liebe Henriette, Sie müſſen ganz vergeſſen haben, von welcher Familie die Rede iſt!“

Das habe ich nicht vergeſſen! — Sie wiſſen wohl nicht, daß der Einnehmer einmal ſehr beſtimmt erklärt hat, ich würde nicht in die Verhältniſſe ſeines Hauſes paſſen. Ich erfuhr es, und war billig genug zu glauben, daß er Recht habe.

„Ja, es iſt wahr. Aber hätte ich damals nur einen trauernden, bittenden Blick auf ihn gerichtet, er würde alles Andre vergeſſen, und nur an mein Glück gedacht haben. O, er hatte es ſchon vergeſſen! Dieſe ſo edeln und ſo unglücklichen Menſchen blicken jetzt mit Trauer, mit Schmerz auf mich. Und ich ſollte ſie mit einer ſtolzen Wohlthat abfertigen, wie Bettler? Gäbe ich ihnen auch alles, was ich hätte, arbeitete ich Tag und Nacht für ſie, und darbte ich, um ihnen Ueberfluß zu verſchaffen — der Einnehmer würde ſtolz und zornig ſagen: der Undankbare! Laßt uns ſterben, um nicht das bittere Brot der Betteleì zu eſſen! . . . Liebe bin ich ihnen ſchuldig, nicht Wohlthaten; mein ganzes Herz, nicht meine volle Hand. Wenn ich das je nur einen Augenblick vergeſſen könnte, ſo würde ich mich ſelbſt verabſcheuen. Nein, nimmermehr! Wo ich bin, da ſind auch die, denen ich alles, meine Bildung, das ganze Glück meines Lebens verdanke."

Und wenn ich nun der Preis dieſes Opfers wäre, lieber Krauſe? fragte Henriette lächelnd, mit einem zärtlichen Händedrucke.

„Sie der Preis einer ſchlechten Handlung, einer hölliſchen Unmenſchlichkeit?"

Aber bedenken Sie doch, Krauſe, daß es

ja wahrhaftig einerlei iſt, wo Rautenbachs leben, daß ſie ja ohnehin, wenn der Einnehmer ſeine Stelle noch hätte, von Ihnen getrennt ſeyn würden!

„Hier habe ich nichts mehr zu bedenken, liebe Henriette; gar nichts! Ueber heilige, unerläßliche Pflichten vernünftle ich nicht erſt. Meine Wohlthäter ſind unglücklich, ſind arm, ohne Obdach; und ich bin glücklich, bekomme mehr Gehalt, als ich brauche, und habe ein geräumiges Haus, das für zwei Familien hinreicht. Sie kommen zu mir. Ich muß ſogleich zu ihnen hin und ſie abholen!"

Nein, durchaus nicht! . . . wenigſtens nicht in dieſem Augenblick! Sie ſollen erſt überlegen!

„Ueberlegen! Was denn, liebe Henriette?"

Daß Rautenbachs durchaus nicht für die große Welt, und für Ihre künftige Art zu leben paſſen.

„Nun, eben darum bleibe ich gern von der großen Welt entfernt."

Die große Welt mit ihrer Eleganz wird ſich an Ihnen rächen, mein Freund; denn

— ſagen Sie, was Sie wollen, Sie lieben dieſe Welt im Grunde nicht viel weniger, als ich ſelbſt.

„O ja, ich liebe die Pracht, die Bequemlichkeit, den Ueberfluß, die Eleganz, die Feinheit der Sitten, die Leichtigkeit des Umgangs. Aber es giebt etwas, das ich noch mehr liebe: die Zufriedenheit mit mir ſelbſt.“

Jetzt kam die Tante, und Henriette ſagte ihr, daß Wilhelm entſchloſſen wäre, die unglücklich gewordene Familie des Einnehmers zu ſich zu nehmen, und daß ſie in dieſem Falle mancherlei unangenehme Scenen voraus ſähe.

Wo denken Sie hin! ſagte die Tante. Daraus wird nichts! Schreiben Sie den Leutchen, daß Sie gern thun wollten, ſo viel Ihnen Ihre Lage und die Umſtände erlaubten. Zu ſich nehmen? Das laſſen Sie ſich nicht einfallen! Meine Nichte hat auch ein Wort mitzureden!

„Ich kann nicht anders.“

Nun, ſagte die Tante trocken, ſo hoffen Sie denn nur nicht auf Jettchens Hand.

Wilhelm erblaßte, und ſchwieg eine Weile. Als die Kammerräthin auf eine entſcheidende Erklärung drang, ſagte er mit zerſchmetternden Tönen: „es ſind meine Eltern, meine Wohlthäter! Bei Gott! ich muß ſie zu mir nehmen! . . . Liebe Henriette!"

Sie haben gehört, was meine Tante geſagt hat. Es läßt ſich ja aber einrichten, ſeltſamer Menſch!

„Nein, nein! Ich werde den Einnehmer ernſtlich zureden, daß er mein Haus mit mir theilen ſoll. Vielleicht will er das nicht; das darf aber bei mir nicht in Betracht kommen. Ich erkläre Ihnen feierlich, daß ich alles, was ich jemals mein nennen kann, als das Eigenthum des Einnehmers betrachte."

So? erwiederte die Tante in einem langgezogenen Tone: das fängt an ernſthaft zu werden! Es iſt nur gut, daß Sie zu rechter Zeit offenherzig reden. Ich hoffe doch nicht, daß Sie auch Jettchens Mitgabe als Ihr Eigenthum anſehen werden?

„Nein, Frau Kammerräthin, ſobald ſie zwiſchen Mein und Dein unterſcheiden will, und muß."

Das ſoll ſie! ſagte die Tante ſtolz; denn ich will es, ich! — Uebrigens mögen Sie das Ihrige weggeben, an wen Sie wollen; mich geht das nichts an. — Wilhelm verbeugte ſich, und die Tante verließ ihn in großem Unwillen.

„Liebe Henriette,“ ſagte Wilhelm nach einer Pauſe, worin er nachgeſonnen hatte: „nicht wahr, Sie finden den Ton der Tante ein wenig übermüthig?“

Den Ton, ja! aber nicht die Sache. Denn bei Ihrem Enthuſiasmus für Ihre Freunde muß meine Tante wohl auf den Gedanken kommen, mir ihr Vermögen zu ſichern. Es muß eine Gränze ſeyn, lieber Freund.

Wilhelm gerieth immer mehr in tiefe Gedanken. Ich dächte, fuhr Henriette fort, Sie gingen zu der Tante, und erklärten ihr: ohne ihre und meine Einwilligung würden Sie die Familie weder zu ſich nehmen, noch ſie unterſtützen, in ſo fern mein Vermögen dabei ins Spiel käme.

„Das Letztere recht gern; denn ich bin nun feſt entſchloſſen, Inſpektor mit einem anſehnlichen Gehalte zu werden, und nicht Bergrath. Doch das Erſtere? Nimmermehr! Will der Einnehmer bei mir wohnen, ſo empfange ich ihn mit Freuden, und wenn . . . ja, wenn . . .”

. . . wenn Sie darüber auch nicht meine Hand bekämen: nicht wahr, das wollen Sie doch ſagen?

„Ja, meine geliebte Henriette, ich kann es nicht leugnen. Was geſchehen wird, weiß ich nicht; doch was ich in jedem Falle zu thun habe, iſt feſt beſchloſſen.”

Alſo wählen Sie zwiſchen mir und dem Einnehmer? fragte Henriette ſehr empfindlich.

„Sie haben ja ſchon von mir gehört, daß ich gar nicht wählen darf, wenn ich nicht ein Undankbarer ſeyn will. Ich liebe Sie mehr als irgend etwas in der Welt; doch ein Böſewicht kann ich auch um Ihretwillen nicht werden.”

Alſo wollen Sie nicht im mindeſten nachgeben? Bedenken Sie, Krauſe, daß meine Tante eine Antwort verlangt, daß auch ich . . .

„Sie quälen mich, liebe Henriette! Mein Entſchluß iſt unwiderruflich.“

Nun denn! Wenn Sie den Einnehmer zu ſich nehmen, ſo iſt es mit unſrer Verbindung zu Ende. Jetzt wählen Sie, was Sie wollen! — Sie verbeugte ſich kalt, und ging in ihr Cabinet.

Wilhelm ſtand eine Weile, wie betäubt. Endlich ſagte er mit tiefer Wehmuth: „iſt es möglich! Darum kann ſie mein Herz zurückſtoßen?“ — Er ging ihr nach in das Cabinet.

Henriette glaubte ſchon, geſiegt zu haben; doch ſie wollte ihren Triumph noch weiter treiben, und ſagte daher: Sie vergeſſen, daß Sie jeden Augenblick, den Sie noch bei mir zubringen, Ihren unglücklichen Freunden entziehen.

„Ja, Sie haben Recht!“ erwiederte Wilhelm, und eilte, ohne nur Abſchied zu nehmen, aus dem Zimmer und aus dem Hauſe.

26.

Der Einnehmer und ſeine Familie.

Der Syndikus Riemann war nicht gewohnt, eine Beleidigung zu verzeihen. Als in dem Städtchen bekannt wurde, daß Wilhelm weggegangen ſey, um Antoniens Erbtheil nicht zu ſchmälern, hoffte Riemanns Sohn aufs neue, und wendete ſich heimlich an Antonien. Sie gab ihm beſtimmt, obgleich höflich, eine abſchlägige Antwort; und nun kam er auf den Gedanken, ſie habe ihn nur necken wollen. Er ſagte das ſeinem Vater, und vergrößerte dadurch deſſen Rachſucht.

Der Einnehmer ließ ſich in ſeinem Amte mancherlei kleine Unordnungen, Abänderungen der gewöhnlichen Form, Verzögerungen u. ſ. w. zu Schulden kommen. Das durfte er thun; denn der Kammerpräſident war ſein Gönner, ja gewiſſermaßen ſein Freund, und ein Paar Prozeſſe über dergleichen waren entweder zu ſeinem Vortheil entſchieden, oder niedergeſchlagen worden.

Riemann ſammelte mit der Bosheit eines Teufels jede Kleinigkeit, die dem Einnehmer nachtheilig ſeyn konnte, und wußte durch Andere zu veranlaſſen, daß er ſich neue Nachläſſigkeiten und Abweichungen von der gewöhnlichen Form zu Schulden kommen ließ. Die Mittel, den unbeſorgten, unſchuldigen Mann zu ſtürzen, waren ſchon in Bereitſchaft, ehe er nur ahnete, daß ihm jemand auflauerte. Daß der Syndikus ſein Freund nicht war, wußte er, und ſagte einmal: „der Mann iſt wider ſeine Gemüthsart ſo freundlich, ſo herzlich; und -- große Hitze, ſchweres Gewitter! Aber, Bruder, ich fürchte, Gott Lob! keinen Menſchen, weil ich ſterblich bin, ſo wie mein Feind.“

Ich, erwiederte der Lieutenant, fürchte, Gott Lob! keinen, weil ich unſterblich bin.

Das iſt im Grunde einerlei, Bruder. Da ſiehſt du nun wieder, daß faſt jeder Satz ſeinen Gegenſatz hat, der auch richtig iſt. Wie geſagt, ich fürchte keinen Menſchen, am Ende wohl darum, weil ich nicht furchtſam bin; doch den Syndikus — gieb nur Acht, wie ſpionirend er immer zu mir hin ſchielt, und wie ſchnell er ein freundliches Geſicht macht, wenn ich ihn anſehe! — den fürchte ich, offenherzig geſtanden." Aber ſchon eine Stunde nach dieſer Aeußerung ſatiriſirte er in Gegenwart des Syndikus über Fürſten, über ihre Räthe und über Landesverfaſſungen. Er behauptete, die Definition von dem Deutſchen Staatskörper, als einer durch Gottes Allmacht erhaltenen Verwirrung, paſſe auch ſehr wohl auf gewiſſe einzelne Länder darin; „denn," ſagte er, „Herr Syndikus, betrachtet man die Miniſter, die Räthe, dieſe Blutigel, dieſe Abgründe, dieſe zehrenden Schwämme, dieſe Krebsſchäden, und dann manches Land, einen wahren Lazarus, der darbend und verzagend vor der Thür des reichen Mannes, der Räthe, liegt: ſo ſollte man meinen, nun wäre alles vorbei. Aber es geht beſſer, als wir dachten, beſſer als die Räthe ſelbſt es hofften; und ſo können wir ſagen: wir haben eine fromme Regierung, die den Glauben an Gott befördert."

Der Syndikus ſah die gegenwärtigen Perſonen

ſonen bedeutend an, wiederholte nachher des Einnehmers Aeußerungen mit Kopfſchütteln, und ſagte: der Mann iſt erſtaunlich dreiſt! Wenn das die Miniſter wüßten! — Der Einnehmer hatte eben nicht das Land gemeint, worin er lebte, ſondern das Menſchengeſchlecht überhaupt, von dem er in vollem Ernſt ſo dachte, wie er ſagte. Der Syndikus ſchrieb aber ein Paar Billette an ihn, worin er einen ſatiriſchen Einfall von ihm auf eine, wie es ſchien, ſehr unſchuldige Weiſe wiederholte. Der Einnehmer antwortete, weil er gerade in guter Laune war, nicht, wie ſonſt faſt immer, in einigen Zeilen, ſondern in einem langen Billet, voll der bitterſten Satiren. Solche Billettte hob der Syndikus ſorgfältig auf, um zu rechter Zeit Gebrauch davon zu machen.

Endlich ſtarb der Gönner des Einnehmers; und nun brach die ſchon lange von weitem angelegte Kabale aus. Es wurden gegen den Einnehmer ein Paar Klagen erhoben, die er ſehr lächerlich fand, weil ſie ſchon da geweſen waren und ihm nichts ge-

geſchadet hatten. Der Gang des Prozeſſes wurde aber ſchnell ſo drohend, daß der Lieutenant anfing ſich zu fürchten. Auch die Einnehmerin verlor den Muth; ihr Mann aber ſcherzte noch immer, und pochte in einem Schreiben an die Regierung auf ſtrenge Gerechtigkeit. Nun ſuspendirte man ihn ſogleich von ſeinem Amte, und nahm ihm die Kaſſen ab. Sobald das geſchehen war, erhoben ſich zehn Klagen auf einmal gegen den Einnehmer, dem man ſeine zu groſe Nachſicht bei Steuerzahlungen gerade hin als Kaſſenbetrug anrechnete, und dem nun hundert längſt vergeſſene Kleinigkeiten vorgeworfen wurden.

Die Ungerechtigkeiten, welche im Laufe dieſes boshaft angeſtifteten Prozeſſes begangen wurden, brachten den Einnehmer endlich auf, und er vergaß die Ehrerbietung, welche er ſeinen Obern ſchuldig war. Es würde indeß vielleicht noch alles ziemlich gut gegangen ſeyn, wenn nicht mehrere Billette von ihm in den Händen des Syndikus geweſen wären. Dieſe gaben dem Prozeſſe ſogleich eine ſehr gefährliche Wendung. Die Miniſter betrachteten den Mann, der ſo über ſie ſatiriſirt hatte, als einen tückiſchen Böſewicht, an welchem die Gerechtigkeit ein warnendes Beiſpiel für Andre aufſtellen müſſe. Sie nahmen den Fürſten gegen ihn ein, und auch in deſſen Augen galt der unſchuldige Mann nun für den ärgſten Betrieger. Er wurde zum Schadenerſatz mit Zinſen, und zu den ungeheuren Prozeßkoſten verurtheilt.

Als der Einnehmer die Sentenz geleſen hatte, ſagte er: „ich beuge mich unter Gottes Hand, lieber Bruder. Hätte ich nicht eine Frau, und wäre Antonie nicht da, ſo würde ich ſagen: der Schlag hat mich getroffen, doch nicht zu Boden geworfen. Ich bin nun ein Bettler. Sie wollten mich unglücklich machen, und das iſt ihnen gelungen. Doch meinen guten Muth hab' ich behalten: darum bitte ich dich, Bruder, mach nicht ein ſo betrübtes Geſicht."

Der Lieutenant ging hinaus, um eine Thräne in ſeinen Augen nicht ſehen zu laſſen. Er glaubte, ſein Bruder mache das Unglück größer, als es wirklich ſey; doch es war in der That ſo groß. Der Erſatz, den der Einnehmer leiſten ſollte, überſtieg ſein Vermögen, und man ſprach von Gefängniß. Nun gab der Lieutenant, was noch fehlte, ohne daß ſein Bruder es wußte; auch brachte er es durch Geſchenke dahin, daß man dem Einnehmer den Betrag des Erſatzes geringer angab.

Endlich war die Sache des Einnehmers völlig abgethan, und der neue Steuereinnehmer ſollte in einigen Tagen ſein Amt antreten. Jetzt erſt erfuhr er, daß der Lieutenant einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens aufgeopfert hatte, und daß nun die Hoffnung, davon noch immer gemächlich leben zu können, vereitelt war. Er drückte ſeinem Bruder die Hand, und ſagte: „was bleibt uns ſonſt noch übrig, als der Sarg, ein Grab für uns Alle! O Bruder! ich glaubte aufrecht ſtehen zu bleiben; und — da liege ich tief geſtürzt zu Boden!"

Du ſtehſt; wir Alle ſtehen! Wir ſind jetzt ärmer, als du glaubteſt. Aber ſieh den Mann, der dort gräbt! er würde ſich mit dem zehnten Theile deſſen, was wir noch haben, reich nennen. Du fragſt: was bleibt uns noch übrig? Satt Brot, ein gutes Gewiſſen, ein Herz voll Liebe! — Dieſe Worte ſprach der Lieutenant mit bebender Stimme, mit verzagender Seele, und es floſſen Thränen über ſeine Wangen. Er fürchtete nicht Mangel für ſich und für ſeinen Bruder, wohl aber den Gram ſeiner Schwägerin, die bis jetzt noch immer glaubte, der Verluſt des Amtes ſey durch eine ganz unmerkliche Einſchränkung zu erſetzen. Seine zitternde Stimme und ſeine Thränen gaben dem Einnehmer wieder Muth. Er rieb ſeine Stirn glatt, reichte dem Lieutenant die Hand, und ſagte mit ſanftem Tone: an das Beſte, was uns noch übrig bleibt, haſt du nicht einmal gedacht, lieber Bruder: Gott, der wohl weiß, wie viel wir tragen können! . . . Was iſt es denn am Ende mehr! Wir wohnen, anſtatt in einem geräumigen Hauſe, in einem kleinen Stübchen, eſſen nicht mehr zwei, ſondern Eine Schüſſel, trinken, anſtatt Wein, Bier oder Waſſer, kleiden uns nicht länger in Tuch, die Elle zu drei, ſondern zu Einem Thaler. Bilden wir uns ein, wir wären auf einer Reiſe in unſer Vaterland; — und iſt denn das Leben etwas anderes? — ſehen wir unſer Stübchen für die Gaſtſtube eines Dorfkrugs an, unſer Eſſen für . . ."

Der Lieutenant lächelte und ſeufzte: deine Frau wird dazu nicht Phantaſie genug haben.

„Nein, freilich nicht," ſagte der Einnehmer. „Hätte ſie Phantaſie, Bruder, wir wollten bei Arbeit und Mäßigkeit jedes ärmliche Mittagseſſen zu einem königlichen Feſte machen; wir wollten nach Tiſche hinaustreten vor unſere Hütte, und — wie der König Johann in Afrika, der ſchlechter wohnt, ſchlechter ißt und ſich ſchlechter kleidet, als unſre Bauern — in die Welt hineinrufen: daß nun jedermann eſſen könne, weil wir ſatt wären. Der König thut das in ganzem Ernſt; wer wollte uns hindern, es wenigſtens in Scherz zu thun, und damit eine Satire auf alle menſchliche Größe zu machen!"

Ach, deine Frau wird ſich nie einbilden

können, ſie ſey der König Johann! Es fehlt ihr dazu an Phantaſie, und — laß es mich nur gerade heraus ſagen — auch an Muth.

„Nun wohl denn, Bruder! Sie ſoll es ſich nicht einbilden, ſie ſoll nur ſehen, nur ihre Sinne gebrauchen. Wir haben eine Decke über uns, werde ich ſagen, Wände um uns her, die uns gegen übles Wetter und gegen Kälte ſchützen. Was kannſt du mehr von Gott und von den Menſchen fodern?"

Bruder, daß die Decke keine Stukkaturarbeit, und die Wände keine Tapeten haben, das wird ſie betrüben. Unſer Eſſen wird ihr nicht anders wohl ſchmecken, als von Porzelain. Ach, ich ſehe das Elend ſchon voraus, das deine Frau über uns herabweinen wird! Wir Beide würden uns wohl faſſen. Ich wollte mir juſt nicht einbilden, der König Johann zu ſeyn; wohl aber immer denken, daß ohne den Willen unſeres himmliſchen Vaters kein Haar von unſerm Haupte fallen, und daß man auch bei Armuth glücklich ſeyn kann. Aber deine arme Frau! — Der Einnehmer runzelte die Stirn. Der Lieutenant fuhr fort:

Das Schickſal hat uns nicht unglücklich gemacht; deine Frau aber thut das ſehr wahrſcheinlich. Ihre Thränen, ihre Seufzer, werden uns um unſern Muth bringen, ihre Klagen die finſtern Wolken ſeyn, die uns den Himmel verdecken.

„Nein! nein!“ rief der Einnehmer; „das wird ſie nicht! gewiß nicht!“ —

Ja, ſie wird es, fuhr der Lieutenant immer wehmüthiger fort; denn du haſt ſie zu lieb, und ich auch. Ihr Gram wird unſer Herz brechen: das iſt unſer Elend!

Du hältſt meine Frau für feigherziger, als ſie iſt. Ich ſage dir, ſie wird muthiger ſeyn, als wir Beide glauben. Freilich kann ſie Anfangs unſre Armuth ſtärker fühlen, als wir; ſie wird aber dagegen ſtreben, dagegen arbeiten. Wir haben mehr Muth, doch ſie hat mehr Geduld. Wüßte ich nur eine gute Manier, lieber Bruder, ihr beizubringen, daß wir viel ärmer ſind, als ſie glaubt, dann würdeſt du ſehen, was meine Frau iſt! Ich zittre nur vor der Minute, wo ich ihr ſagen werde: wir ſind arm, liebe Frau! vor etwas Andrem nicht.

Die beſte Manier, ſeiner Frau das Unglück anzukündigen, hatte der Einnehmer, ohne es ſelbſt zu wiſſen, getroffen; denn ſie ſtand, als das Geſpräch zwiſchen beiden Brüdern anhob, hinter der Tapetenthür, und hörte alles Wort für Wort. Sie erſchrak darüber, daß ihre ganze Art zu leben geändert werden müßte, und wollte in das Zimmer; doch in dieſem Augenblick hörte ſie ſich nennen, und horchte nun wieder. Die Lobrede, die ihr Mann auf ſie hielt, erhob ihre ganze Seele; und des Lieutenants ſo zärtlich geſagte Worte: „du haſt ſie zu lieb, und ich auch; ihr Gram wird uns das Herz brechen!“ gaben ihr hohen Muth und hohe Kräfte. Sie wollte die Prophezeiung ihres Mannes in Erfüllung bringen, ſuchte ſich muthig zu ſtellen, und wurde dadurch wirklich muthig. Ohne bemerkt worden zu ſeyn, ging ſie leiſe zurück, und begegnete Antonien. Bei dieſer machte ſie den erſten Verſuch mit ihrem Muthe. Antonie, ſagte ſie; halte dich auf das Schlimmſte gefaßt. Du weißt von unſerm Unglück erſt das Wenigſte. Aber ich bitte dich, mein

Kind, laß uns muthig tragen, was Gott uns auflegt. Wir ſind ärmer, als wir glaubten. Ich ſoll noch nichts wiſſen; doch ich habe ja wohl gemerkt, daß der Lieutenant einen Theil ſeines Vermögens hergegeben hat. — Antonie wurde blaß. Die Einnehmerin fuhr lächelnd fort: lerne von mir, mein Kind, daß alles vergänglich iſt, zumal die Güter dieſes Lebens. Was iſt es denn nun mehr! Wir werden in einem kleinen Hauſe wohnen, nur Ein Gericht eſſen, uns einfacher kleiden, aber bei Arbeit und mäßigem Leben glücklich ſeyn.

Antonie erſtaunte über die Faſſung ihrer Großmutter, küßte ihr die Hand mit Ehrerbietung, und ſagte, wie ſehr ſie dieſen Muth bewunderte. Die Einnehmerin fühlte ſich bei dieſem Lobe ſo glücklich, daß ihre Stimmung ganz heiter wurde, und daß ſie ſich vornahm, ihren Mann und ihren Schwager mit einem Muthe zu überraſchen, welchen ihr keiner von Beiden zutrauen ſollte.

Der Einnehmer entſchloß ſich, ſeiner Frau noch heute alles zu ſagen. Er machte einen weitläuftigen Eingang; ſie unterbrach ihn aber lächelnd: du haſt mir gewiß ein neues Unglück anzukündigen. Vielleicht errathe ich ſchon, was es iſt.

„So? und was wäre es denn?" fragte er verlegen.

Daß wir ärmer ſind, als wir dachten, daß der Schwager einen Theil ſeines Vermögens aufgeopfert hat, dich zu retten: nicht wahr? Ich leſe in deinen Augen, daß ich es getroffen habe. Nun, wenn uns nur etwas bleibt, ſo faſſe wieder Muth, lieber Mann. Der eigentlichen Bedürfniſſe ſind ja ſo wenige! — Hier trat der Lieutenant mit einem freudigen Geſichte näher. — Du dauerſt mich nur, lieber Mann, fuhr ſie fort; und der Bruder. Männer wiſſen ſich nicht gut in kleine Entbehrungen zu finden; wir Weiber ſchon beſſer, weil das Entbehren, wie du öfters ſagſt, unſer Triumph iſt. Eine Frau, habe ich wohl ſonſt von dir gehört, kann Salz und Brot eſſen, um nach einem Vierteljahre eine große Gaſterei zu geben. Sieh, wenn wir entbehren, ſo will ich immer denken, ich habe eine große Gaſterei vor mir. — Der Lieutenant legte ſeine Hand vertraulich auf den Arm ſeiner Schwägerin; der Einnehmer ſtand mit großen Augen da. — Was iſt es denn nun mehr? fuhr ſie fort; wir ſchränken uns ein; und deſſen, Gott Lob! ſchäme ich mich nicht, weil es nichts Böſes iſt. Das habe ich Antonien ſchon lange geſagt. Nicht wahr, mein Kind?

Jetzt trat der Lieutenant ehrerbietig vor ſie hin, und küßte ihr die Hand, ſo viel ſie ſich auch ſträubte. „Frau! liebe Frau!" ſagte der Einnehmer in einem ganz ungewöhnlichen Tone: „Gott ſegne dich! und wen er lieb hat, dem gebe er ein Weib, wie du eins biſt!" Er legte mit dem Ausdrucke der hochachtungsvollſten Zärtlichkeit ſeine Arme um ihren Hals, und machte ſie dadurch noch muthiger. Beide Männer ſagten ihr nun alles ganz offen; ſie blieb aber heiter, wußte für alles guten Rath, konnte noch mehr entbehren, hielt ſich noch immer für reich, und gab ſchon an, wie ſie künftig die kleine Haushaltung einrichten wollte.

Der Einnehmer ging, während daß ſeine

Frau und ſein Bruder noch mit einander ſprachen, wie in einer großen Bewegung, das Zimmer auf und nieder. Sein Auge, das faſt nie geweint hatte, füllte ſich jetzt mit Thränen, und glänzte dennoch von Freude. Auf einmal ſtreckte er die Arme aus, und ſagte: „du gedachteſt es böſe mit mir zu machen; aber . . .“ — Hier warf er ſich ſeiner Frau in die Arme, und rief: „liebes, edelſtes Weib! Ich bin — Gott iſt mein Zeuge! — nie in meinem Leben ſo glücklich geweſen, wie in dieſem Augenblick. Welch eine Frau habe ich! Ich bin ſtolz darauf, dein Mann zu ſeyn. Du biſt beſſer, als ich!“

So hatte ihr Mann ſie noch nie geehrt. Sie ſetzte ſich, mit den ſtolzeſten Gefühlen und mit Freudenthränen in den Augen, neben ihn.

O, gütiger Gott! ſagte der Lieutenant, und hob die gefalteten Hände auf: mein Herz, das der Schmerz brechen wollte, bricht nun die Freude!

Antonie, die ſo eben herein trat, und die Freude in Aller Augen ſah, fragte: lieder Großvater, ſind Sie für unſchuldig erklärt?

„Nein,“ erwiederte der Einnehmer; „doch unſer Unglück hat aufgehört, und iſt in Freude verwandelt.“

Alle viere ſchlangen die Arme um einander, und ſchworen ſich ewige Liebe, ewigen Muth, ewige Tugend. „Und wäre auch keine Unſterblichkeit,“ ſagte der Einnehmer, „ſo gäbe es doch Tugenden für den ſterblichen Menſchen: Muth im Unglück zum Beiſpiel. Aber, Gott Lob! wir ſind unſterblich. Dieſe Umarmung hätte mich davon überzeugt, wenn ich es nicht ſchon geweſen wäre. O warum iſt unſer Wilhelm nicht hier!“ — Wie begeiſtert ſtand der alte Mann jetzt da, mit einem Ausdruck im Geſichte, der bei allen Andern einen heiligen Schauder erregte. Er hob die gefalteten Hände mit einer ſanften Bewegung auf, und ſagte in ſehr zärtlichen Tönen: „du gedachteſt es böſe mit mir zu machen! Gott verzeihe dir! Ich bin glücklich, — glücklicher, als ich es je zu werden hoffen konnte.“

Wer gedachte denn, es böſe mit dir zu

machen? — Weiſst du denn etwa, wer an unſrem Unglück Schuld iſt? fragten Frau und Bruder.

„Ja,“ antwortete der Einnehmer; „und ich hatte ſchon auf eine bittre Rache an dem Menſchen geſonnen. Doch nun iſt es vorbei. Gott verzeihe ihm; ich habe ihm nichts mehr zu verzeihen. Ich bitte Euch, ſtimmt mit ein: Gott verzeihe ihm!“ — Gott verzeihe ihm! ſagten auch die Andern mit ſehr bewegten Herzen. Alle fühlten, daß dieſe Minute ſie beſſer, gütiger, heiterer gemacht hatte. Der Einnehmer war auf einmal ſanfter geworden. Er ſagte: „ich bin bekehrt, Bruder, wie Saulus; denn ich habe den Himmel offen geſehen, wie er. So hat ſich unſer Gram in die ſüßeſte Freude verwandelt!“

Die wenigen Tage, welche die Familie noch im Steuerhauſe bleiben konnte, gingen bald vorüber. Der neue Steuereinnehmer kam im Städtchen an, und den folgenden Tag ſollte die Familie das Haus verlaſſen, worin ſie ſo lange glücklich geweſen war.

Bis hieher hatte die Einnehmerin ihren Muth behalten; doch jetzt wechſelten in ihrer Seele Angſt und Schmerz, die ſie aber unterdrückte, um nicht in den Augen ihres Mannes und des Lieutenants zu verlieren.

Bei dem Ausräumen fand der Einnehmer ſeine Baurede wieder, die er vor mehr als zwanzig Jahren gemacht hatte. Er nahm ſie in die Hand, und ſah ſeinen Bruder an. Was iſt das für ein Papier? fragte dieſer. „Es iſt die Baurede, die ich vor — wie lange iſt es her? —"

Ach die! ſagte der Lieutenant. Lies ſie uns heute ganz vor. Wir hörten ſie damals nur halb. —

„Es iſt ſeltſam, daß es ſich ſo trifft, ſo treffen muß. Die eine Hälfte der Baurede las ich vor, als wir das Haus bezogen; die andere leſe ich den Abend vorher, ehe wir es wieder verlaſſen. Nun, ſo hört zu!"

Der Einnehmer kam zu der Stelle: „Freude ſoll dieſe Zimmer einweihen, Friede auf jeder Schwelle ſitzen, ein ſanfter Schlaf auf jedem Kopfkiſſen ruhen, und keine Thräne des

Kummers

Kummers den Boden benetzen!" — „Habe ich nicht Wort gehalten?" unterbrach er ſich. „Liebe Frau, laß uns morgen freudig die Zimmer verlaſſen, und den Frieden mit uns über die Schwelle treten! Guter Gott, in den vielen langen Jahren haben nur Freudenthränen unſre Wangen benetzt. Laßt uns einmal unſern Kummer zuſammen rechnen! Ich habe keinen gehabt, du auch nicht, liebe Frau, und der Bruder noch weniger. Antonie? Nun, in ihren Jahren iſt der Kummer nur eine ſtärkere Bewegung des Herzens, und beinahe ſo angenehm, wie die Freude." — Antonie hüllte das Geſicht in ihr Taſchentuch, und dachte: hoffnungsloſe ewige Liebe!

Als er zu der Stelle kam: „man wird einen von uns nach dem andern hinaus tragen!" wurde ſeine Stimme weicher, und die Zuhörer ſeufzten lauter. O, wollte Gott, ſagte die Einnehmerin, du hätteſt richtig prophezeiet! Wir werden nicht hinaus getragen, wir gehen hinaus, und uns begleiten Blicke voll Spott, voll Hohn. — Blicke voll Mitleiden, hoffe ich zu Gott! ſagte der Lieutenant; und wir wollen fröhlich hinaus gehen.

Der Einnehmer fing wieder an zu leſen. Die Worte: „Aber wenn ich auch dieſes Haus nur auf einen Monat, wie ein wandernder Schauſpieler, gemiethet habe,“ las er mit weicherer Stimme; doch bald erhob er ſie wieder: „ich will jedem Menſchen auf der Schwelle ſagen: ſey willkommen in meiner Hütte.“ — „Ja,“ unterbrach er ſich, „mit frohem Muthe will ich morgen auch zu meinem Nachfolger ſagen: ſey willkommen in dieſer Hütte! Gott gebe dir Freude darin, ſo viel, wie mir; und du wirſt ein glücklicher Mann ſeyn! Gott gebe dir einen Freund, und eine Frau, wie ich ſie hatte, und Kinder — O, warum muß Wilhelm nicht bei uns ſeyn!“

Bei der Stelle: „Ihr (meiner Frau und meines Bruders) Leiden würde mich niederſtürzen, ihre Klage in das Innerſte meines Herzens dringen,“ öffnete der Lieutenant wieder das Fenſter, und mit eben den Empfindungen, wie bei dem erſten Vorleſen:

ſo einfach, ſo ungekünſtelt war des Mannes Herz!

Nun las der Einnehmer weiter: „O warum habe ich kein Kind? . . . Warum hat mein Bruder keins?“ — „Hier, Lieutenant, ſagteſt du: ich habe eins, Bruder, und machteſt der Baurede ein Ende. So hat Gott ſelbſt die unmöglich ſcheinenden Wünſche unſrer Herzen erfüllt. Komm, Antonie! das ſchrieb ich vor einigen und zwanzig Jahren; und jetzt hab' ich dich in meinem Arme. O, warum kann ich nicht den andern Arm um unſern Wilhelm legen!“

Denke heute nicht wieder an Wilhelm, Bruder; du machſt mich ſonſt zu weich. Ich bitte dich, lies weiter. —

Der Einnehmer las: „Warum, o, warum ſind nicht wir ſelbſt Kinder, heitere, freundliche Kinder des himmliſchen Vaters? Haben wir denn nicht die edelſten, theuerſten, heiligſten Hoffnungen, in deren Schimmer das Dunkel des Grams ſich in Licht verwandelt? Warum wenden wir unſere Blicke nicht von dem mitternächtlichen, ſtürmiſchen Weſten auf den freundlichen Oſt, wo die Morgenröthe zitternd hervorbricht, und der Morgenſtern funkelt? Hat denn nicht jedes kummervolle Herz eine hoffnungsreiche Morgenröthe, die in der dunkelſten Nacht am hellſten ſchimmert? Geht denn nicht das Licht des ewigen Lebens hoch über der Winternacht des Unglücks dahin, wie der Mond im Winter höher am Himmel heraufkommt? Sehen wir denn nicht aus den Abgründen des Elendes die leuchtenden Sterne der Hoffnung, wie der Bergmann im tiefen Schachte am Tage die Sterne erblickt? Kann denn nicht der Unglückliche ſein wundes Herz an ein andres legen, das er liebt, und das ihn liebt? Und wenn es uns an allem fehlte — an einem Herzen, das uns liebt, und das wir lieben, gewiß nicht. O guter Gott, muß dieſes Haus uns ſeufzen hören, ſo laß uns nur unſere Herzen voll Liebe; dann ſoll uns dein Geſchick wie ein Verwandter willkommen ſeyn! Und iſt denn nicht das Unglück der Verwandte, oder — wie der gemeine Mann einen Verwandten ſehr gut benennt — der

Freund des Menſchen? Soll der Schmerz über unſere Schwelle treten, ſo ſey er ein weinender Engel, nicht eine rächende Furie! Dann wird meine Hütte geſegnet ſeyn!"

„Das letzte Haus? Eng, klein und dunkel. Aber ruhig! ſagte der Meiſter. So dunkel, ſo eng es iſt, ich werde es willkommen heißen, eben weil es ſo ruhig iſt. Wonach ſehnt ſich der Menſch? wonach ſtrebt er? Nach Ruhe! O, daß ich dieſes Haus, wenn ich es verlaſſen muß, mit eben dem Muthe, mit eben der Freude verließe, womit ich es betreten habe! O, daß wir, meine Frau, mein Bruder und ich — freilich wünſche ich eine Unmöglichkeit; aber wünſchen iſt ja ſo menſchlich! — daß wir Drei es in Einer Minute verlaſſen könnten!" —

Leider! ſagte hier die Einnehmerin; dein Wunſch iſt erfüllt! Wir verlaſſen es alle Drei auf einmal, in Einer Minute. Ach, man ſollte Gott mit ſolchen Wünſchen nicht verſuchen!

Der Einnehmer fuhr fort zu leſen: „Freudig würde meine Frau, wie als Braut vor dem Altare, meine Hand ergreifen, und muthig mit mir gehen, wohin das Schickſal uns führte: in das helle Licht der Ewigkeit. Lächelnd würden wir Alle die Arme um einander ſchlingen, und ſo . . ." —

So! ja, ſo! rief der Lieutenant, indem er aufſprang, und die Einnehmerin und ſeinen Bruder umfaßte: — ſo! wohin Gott uns führt, in ein kleines Haus oder in das Grab! . . . Doch ich habe dich unterbrochen, lieber Bruder.

„Nein; denn die Rede iſt zu Ende. Sie kann ſich nicht beſſer ſchließen." „So, froh, heiter, muthig, von einander umfaßt, wollen wir gehen, wohin das Schickſal uns führt, in ein kleines Haus oder in das Grab."

Sie umfaßten einander in herzlicher Liebe, und gingen ruhiger, als ſie ſelbſt es gehofft hatten, zu Bette.

27.

Die Rache.

Am folgenden Morgen kam der neue Einnehmer, um ſich in den Beſitz ſeiner Wohnung zu ſetzen. Rautenbach ging ihm entgegen, und ſagte wirklich: „ſeyn Sie willkommen in meiner Hütte!“ Der Mann war aber hart, finſter, und hatte Vorurtheile gegen die Familie. Er fragte kalt und mit gerunzelter Stirn: wann kann ich einziehen? Rautenbach verſtand die Frage, und antwortete ganz ruhig: in zwei Stunden. Er ſetzte ſich, als ſein Nachfolger wieder weggegangen war, mit ſeiner Familie zum Frühſtück nieder. Seine Frau war den ganzen Morgen ſehr unruhig und wortarm geweſen. Als der neue Steuereinnehmer in das Zimmer trat, erblaßte ſie, und ſeine Antworten machten ſie noch unruhiger. Ihr Mann bat ſie, den Muth nicht zu verlieren. Nein, erwiederte ſie ihm, ich will dieſen Gang — ach, es iſt der ſchwerſte in meinem Leben! — mit Freuden thun. Aber verſprich mir nur Eins, und ich will ruhig ſeyn. — (Alle horchten.) Du haſt uns ein kleines Haus im Städtchen gemiethet; aber — ich kann hier nicht wohnen bleiben, hier, wo wir im Glück gelebt haben. Halte das nicht für Hochmuth, lieber Mann; das iſt es nicht. Doch, aus Allem, was wir thäten, würde man uns hier einen Vorwurf machen. Wären wir demüthig, ſo würde man uns niederträchtig nennen; wären wir muthig, ſo hießen wir hochmüthig, verſteckt. Ich würde hier mein Brot mit Thränen eſſen; denn ich müßte hier ſpottende, hohnlachende Blicke ſehen.

„Du haſt Recht, liebe Frau," ſagte der Einnehmer; „und willſt du dich nur einen Tag gedulden, ſo . . ."

Wenn du mich lieb haſt, ſo laß uns keine Stunde länger hier im Orte bleiben. Wir können ja nach Schlagdorf ziehen. Das Haus iſt leer, und der Eigenthümer ſchrieb dir ja, du möchteſt kommen, ſo bald du wollteſt. Der Wagen mit dem Allernothwendigſten iſt gepackt. Ich bitte dich, lieber Mann, laß uns die Stadt noch heute verlaſſen!

Der Einnehmer willigte ein. Er beſtellte ſogleich, daß der beladene Wagen nach Schlagdorf fahren ſollte, und gab dem Knecht einen Brief an den Eigenthümer des Hauſes mit. Der Lieutenant ſagte die im Städtchen gemiethete Wohnung wieder auf. Eine Magd wurde zu dem Fuhrmann geſchickt, der die Familie nach Schlagdorf fahren, und noch einige Sachen mit dahin nehmen ſollte. Das verurſachte einige Zögerungen; und ſo kam der neue Einnehmer, ehe die Familie das Haus verlaſſen hatte.

Rautenbach ſagte ihm, wie es zuginge, daß er ſie noch hier fände. — Der harte Menſch erwiederte mit einem finſtern Geſichte: Sie hätten das früher bedenken ſollen! Kurz und gut, ich . . . Sie bringen mich in Verlegenheit. Rautenbach zog ſeinen Ueberrock an, ſeine Frau nahm ihre Enveloppe, Antonie war bereit, und der Lieutenant kam in dieſem Augenblick mit der Nachricht, daß alles in Ordnung wäre, bis auf den Wagen, der aber bald kommen müßte.

Die Magd blieb bei den Koffern, die aufgepackt werden ſollten, und die Familie verließ ihr bisheriges Wohnhaus, das der neue Einnehmer ſogleich hinter ihnen zumachte. Dies ſchmerzte die Einnehmerin vorzüglich. Sie zog ihren Mann von dem Hofe weg, durch den Garten, und gegen das Wäldchen hin, wo die Kapelle ſtand. Hier, ſagte ſie am Wälbchen, laß uns den Wagen erwarten!

Die Magd brachte endlich die Nachricht, daß der Fuhrmann erſt in einer Stunde kommen könnte. Nun ſetzte ſich die Familie in den Schatten der Buchen, unter denen ſie oft ſo froh geweſen war. Ohne Obdach! ſeufzte die Einnehmerin. „Unter dem ſchönſten!" ſagte ihr Mann mit ſanfter Stimme: „unter einem reinen, hellen Himmel! . . . Ich wollte indeß, der Wagen käme; denn ſonſt — ich ſehe ſchon voraus, dieſe Kleinigkeit, das Warten hier mit unſern Bündelchen, wird uns um allen Muth, um alle Freude bringen. Es iſt das Schlimmſte an der ganzen Geſchichte. Bruder, nun ſag mir nur ein Wort von der Erhabenheit des Menſchen! Ja, er ſteht muthig da, wenn der Himmel über ihm zuſammenbricht. Aber eine Kleinigkeit wie dieſe, z. B. das Warten auf das Annähen eines abgeriſſenen Knopfes, wenn er ſo eben fort will: das iſt ein Unglück, bei dem er die Geduld verliert. Wer Muth hat, der zeige ihn jetzt! Meine Frau hat ihn ſchon halb verloren."

Er wollte ſeine Gattin wieder erheitern; doch ihr Geſicht wurde immer finſterer. Antonie fand indeß das rechte Mittel, ſie über dieſe ſchweren Augenblicke weg zu bringen. Sie ſchnitt mit einem Meſſerchen Falten in ihrem Rocke von dem Gürtel ab. Der Einnehmer bemerkte es, und wollte ihr ſchon etwas über dieſe Seltſamkeit ſagen; ſie winkte ihm aber zu, er möchte ſchweigen. Dann trat ſie vor die Einnehmerin hin, und dieſe ſagte: Antonie, dein Rock iſt ja aus den Falten! Der Schade wurde beſichtigt, und mußte nothwendig wieder ausgebeſſert werden. Die Einnehmerin ſuchte Zwirn hervor, nähete eifrig, und vergaß ſo den größten Theil ihres Kummers.

Verſtohlen ſtreichelte Rautenbach ſeine Antkelin über die Wange. In dieſem Augenblicke kam der Syndikus Riemann um die Ecke des Wäldchens, und ſtand vor der unglücklichen Familie. Ah, ſieh da! ſieh da! ſagte er mit grinſender Freundlichkeit: ich hörte ja, Sie wären ſchon nach Schlagdorf abgereiſ't? Wie find' ich Sie denn hier?

Rautenbach faßte ſeine Hand, führte ihn in den kleinen Kreis der Familie, und ſagte lächelnd: „wir haben heute das Haus, welches uns durch lange Gewohnheit lieb geworden war, verlaſſen, und ſitzen hier in dem Schatten eines Waldes, weil wir kein Dach haben, unter dem wir ſitzen könnten. Glauben Sie uns, Herr Syndikus, der Gang über die Hausſchwelle iſt uns recht ſchwer geworden. In den Augen meiner Frau hangen noch Tropfen, die ihr der Eine Schritt ausgepreßt hat." — Der Syndikus wurde erſchüttert. — „Es iſt gut," fuhr der Einnehmer fort, „wenn ein Menſch zuweilen eine verlaſſene unglückliche Familie ſieht. Hier iſt eine ſehr unglückliche, tief geſtürzte, und tief gekränkte. Die Scene, die Sie hier vor ſich haben, ergreift Sie, wie ich merke. Das freut mich. Ich wünſchte, der Anblick einer betrübten Mutter, dort des weinenden Kindes, hier des Mannes, der arm wurde, um mich zu retten, und der Anblick meiner, eines Mannes, dem man Vermögen, Ehre, Brot, und Alles nahm, was Menſchen nehmen können — ich wünſchte, daß dieſer Anblick Ihr Herz umwendete: ſo wären wir die einzige Familie, die durch Sie unglücklich wurde. Denn ich hoffe zu Gott, daß wir die erſte ſind, an der Sie verſuchen, wie ſüß die Rache iſt."

Herr Einnehmer! ſagte der Syndikus leichenblaß und zitternd: wie! Sie beſchuldigen mich . . .? Sie . . .

„Daß ich die Wahrheit geſagt habe, bezeugt Ihr inneres Erbeben, Herr Syndikus, und dieſer Brief von dem Kammerrath Horn. — (Der Syndikus erblaßte noch mehr.) — — „Ich hatte mir vorgenommen zu ſchweigen, und wirklich erfährt meine Familie erſt jetzt, wer uns ſtürzte. Das Schweigen koſtete mir auch keine Mühe; denn Sie haben uns arm gemacht, aber nicht unglücklich. Doch da der Rachengel Sie gerade in dieſem Augenblick hieher führt . . . Ich hoffe," (hier faßte er des Syndikus Hand) „der Anblick, den Sie hier haben, wird Sie abhalten, noch einmal eine ähnliche Handlung zu begehen. Verziehen haben wir Ihnen Alle ſchon geſtern, da wir uns, mit Freudenthränen in den Augen, umarmt hielten. Die Meinigen wußten nicht, wem ſie verziehen. Jetzt wiſſen ſie es, und ich hoffe, ſie werden in das letzte Wort, welches ich Ihnen noch ſagen will, einſtimmen: ich verzeihe Ihnen von Herzen! Und nun leben Sie wohl!"

Der Syndikus ging, tief erſchüttert und halb taumelnd, ſchnell in das Wäldchen, und von da nach Hauſe. Er fühlte die Reue an ſeinem Herzen nagen, ſo lange er noch lebte.

Dieſer Auftritt hatte den Lieutenant ſehr bewegt. Er drückte ſeinem Bruder die Hand, und ſagte: edler Menſch! Du kannteſt deinen Feind; und noch vorgeſtern, als wir mit ihm bei dem Prediger waren, habe ich nichts gemerkt! Aber wodurch iſt er denn dein Feind geworden?

„Du haſt mich gelobt; jetzt wirſt du mich ſchelten. Daß wir hier ſitzen, Bruder, iſt freilich ſein Werk, aber die Folge meiner Eitelkeit.“ — Er erzählte den Lauf der ganzen Sache, und machte dadurch ſeine Gattin augenſcheinlich heiter. Alle fanden es nun gut, daß ſie nicht mehr in der Nähe eines ſolchen Mannes zu leben brauchten. Antonie verſteckte indeſſen alle Bündelchen, welche ſie und die Uebrigen getragen hatten, in die Gebüſche, ſo daß die Einnehmerin durch nichts mehr an ihre Lage erinnert werden konnte. Das nun ſehr lebhafte Geſpräch zerſtreuete ſie, und ſie ſaß ganz ruhig in dem Schatten der alten Buchen, ohne zu bemerken, daß die Stunde, welche der Wagen noch hatte ausbleiben ſollen, ſchon längſt vorüber war.

58.

Wilhelm kommt an.

Es giebt Augenblicke — ſagte der Leutenant gerührt, nicht mißmuthig, — Augenblicke, wo der Menſch von allen Menſchen hinweg, und nur auf Gott ſehen muß.

„Das ſollte er immer thun!“ erwiederte der Einnehmer; „denn was bleibt Gutes am Leben, wenn wir dabei nicht an Gott denken!“

Ich meine, es giebt Augenblicke, wo man auf Hülfe von Menſchen gar nicht rechnen darf, wo nur ein Wunder Gottes retten kann; und ich glaube, daß jetzt . . .

. . . „einer von dieſen Augenblicken iſt? Lieber Bruder,“ fuhr der Einnehmer in einem ernſten Tone fort: „du warſt von je her zu fromm, um auf Wunder viel zu halten. Gott wolle nicht, daß du glaubeſt, hier unter dieſen Bäumen wäre das größte Elend auf der

Erde!

Erde! Nein, ſo arg iſt es nicht. Ich hoffe noch auf Menſchen, auf mich ſelbſt. Meine Frau meinte, Gott müſſe die Bosheit meiner Feinde an den Tag bringen. Warum müßte er denn? Weil es uns gut wäre? Sieh! ſo verwechſelt der Menſch immer ſein Wohl mit dem Wohl der ganzen Welt. Ich möchte nicht einmal durch ein Wunder gerettet ſeyn; es würde mich hochmüthig, hartnäckig und träge machen. Sind denn nicht auch Menſchen Boten Gottes? Daß man unter den Raben, die den Propheten in der Wüſte ſpeiſten, jetzt Menſchen verſteht, hat mir innerlich wohl gethan. Und, fragte ich einmal einen Theologen; wenn es Menſchen waren: ſendete Gott nicht auch die?"

In dieſem Augenblick ſtürzte laut ſchluchzend ein Menſch um die Gebüſche — Wilhelm, der verlorne, erſehnte Sohn. Alle ſprangen auf, ſo wie ſie ihn erblickten; und er faßte ſie, ohne ein Wort zu ſagen, in ſeine Arme. Ganz außer ſich, ergriff er die Hand der geliebten Mutter, küßte ſie mit großer Heftigkeit, und breitete dann die Arme nach den Andern aus, die noch immer weinend, und ohne eine Sylbe ſprechen zu können, da ſtanden.

„Wilhelm!“ ſagte endlich der Einnehmer, der ſich zuerſt wieder faßte; „du betrübſt die Mutter mit deinem Schmerze! Erhole dich, und ſey ein Mann!“

Es währte lange, ehe Alle ſo weit waren, daß ſie zu gegenſeitigen Erklärungen kommen konnten. „Welcher gute Engel,“ fragte der Einnehmer, „führt dich gerade jetzt zu uns, Wilhelm? Wo biſt du geweſen? wie iſt es dir gegangen, du Flüchtling? woher kommſt du?“

Ich komme, Sie zu mir zu nehmen, Sie Alle.

„Zu dir? Wußteſt du denn . . .? Zu dir? Wie kannſt du das?“

Ich bin Bergwerks- und Hütten-Inſpektor in Georgsgrund. Mein Wagen iſt hier.

„Nun Bruder, da haſt du den Raben in der Wüſte, den Boten Gottes! — Wußteſt du denn unſer Unglück?“

Ja, ſeit zwei Tagen, von der Mlle. Bellmann. Ihr Vater ſchrieb es. Ich warf mich in den Wagen; und hier bin ich.

„Alſo bei der Bellmann warſt du?" (Antonie erröthete und zitterte ein wenig.) „Wilhelm du ließeſt uns kein Wort von dir hören! War das recht?"

Lieber Vater, ſagte Wilhelm beſchämt; jetzt ſeh' ich wohl, daß es beſſer geweſen wäre, wenn ich Ihnen von Zeit zu Zeit geſchrieben hätte. Doch — wer weiß auch! . . . Ich war nun einmal entſchloſſen, nicht eher etwas von mir hören zu laſſen, als bis ich verſorgt wäre. Das bin ich jetzt, und nun iſt alles gut. Sie werden wieder glücklich leben, meine theuren Eltern. Ich wohne in einem Paradieſe, und meine Einnahme iſt ſehr beträchtlich. Ein glücklicheres Haus, als das unſrige, ſoll unter der Sonne nicht ſeyn!

Hier fiel die Mutter dem Sohn um den Hals, und ſagte, vor Freude weinend: o, lieber Mann, nun weiß ich wieder, daß ein Gott iſt! —

„Auch in meinen, in des Schwagers, und

in Antoniens Armen hätteſt du das immer wiſſen ſollen!" ſagte der Einnehmer ein wenig finſter. „Daß Wilhelm dich liebt, iſt das Hohe, das Göttliche an der Sache; daß er Hütten-Inſpektor iſt . . ." —

Bruder, laß ihr doch den ſüßen Glauben, daß ſich hier der Finger Gottes zeigt, daß Er unſern Wilhelm zurückgeſendet hat.

„Dieſen Glauben habe ich eben ſo, wie ſie. Aber du hörſt ja, was ſie ſagt! Hätte Gott ihn nicht geſendet: — was würde ſie dann glauben? Was iſt denn Wunderbares dabei? Wir lieben ihn, und haben ihm wohlgethan. Er liebt uns, und will uns nun vergelten, da wir es bedürfen. Bruder, wir Alle haben das Wunder gethan, wenn es eins iſt; ja, wir Alle mit unſrer Liebe zu ihm."

Der Einnehmer wurde im Disputiren hitzig, und erreichte ſo glücklich ſeine Abſicht, die heftigen Empfindungen ſeines Herzens zu ſchwächen. Als man endlich ruhiger wurde, erzählte Wilhelm ſein Schickſal. Er verſchwieg nur ſein Verhältniß mit Henrietten; und von ſelbſt konnte niemand auf den Gedanken kommen, daß er mit ihr in einer näheren Verbindung gewesen sey, da Herr Bellmann oft erzählt hatte, in welch einer glänzenden Lage seine Tochter lebe, und daß sie die gewisse Aussicht habe, an einen vornehmen und reichen Mann verheirathet zu werden.

Endlich kam der Wagen, und alle Fünf setzten sich hinein. Es wurde abgemacht, daß die Familie, sobald Wilhelm seine Stelle angetreten hätte, zu ihm kommen sollte. Niemanden von allen fiel es nur von fern ein, daß Wilhelm vielleicht Ursachen haben könnte, sie nicht gern bei sich zu sehen. Die beiden Brüder warfen einander vielmehr sehr freundliche Blicke zu, als in dem engen Wagen Wilhelm Antonien auf den Schooß nehmen mußte. Die arme Antonie, welche das gegenseitige Lächeln derselben bemerkte, hörte nicht auf zu erröthen, und dankte Gott, als der Wagen endlich vor der neuen Wohnung anhielt.

Sobald man im Hause war, trennten sich die beiden Brüder von der Gesellschaft, und die Einnehmerin folgte ihnen. Antonie erröthete; denn ſie konnte leicht vermuthen, daß von ihr geſprochen werden würde. Bruder, ſagte der Lieutenant, daß Wilhelm ſich wieder eingefunden hat, und daß er uns zu ſich nimmt, iſt ganz natürlich. Ich habe während des Fahrens überlegt, daß es ſogar um ſo beſſer iſt, je natürlicher alles zugeht. Aber, lieber Bruder, — wenn doch die Zwillinge einmal Antonie und Wilhelm hießen!

„Das wäre, wenn es geſchähe — was Gott geben mag! — noch natürlicher. Die Wahrheit zu geſtehen, ich konnte dieſen Gedanken auf dem ganzen Wege hieher nicht aus dem Kopfe bringen. Das arme Mädchen mag da auf ſeinem Schooße, und von ihm umfaßt, wohl nicht auf Roſen geſeſſen haben."

Ich halte das für ein Omen, Bruder, und wenn du mich auch für abergläubiſch erklärteſt.

„Für ein Omen würde ich es halten, wenn er mit ihr allein im Wagen geſeſſen, und ſie dann auf dem Schooße gehabt hätte. Uebrigens will ich dir noch heute ſagen, ob dein Omen eintreffen wird oder nicht."

Der Einnehmer hielt Wort. Sobald er mit Wilhelm allein war, fragte er ihn offen um den Zuſtand ſeines Herzens. „Du liebteſt die Bellmann einmal. Nun, habe ich nicht Recht, daß die Liebe vergänglich iſt?“

Wilhelm antwortete nach einem Seufzer: ich liebe ſie noch immer, und habe nie aufgehört ſie zu lieben.

„Hm! . . . Und deine Hoffnungen, mein Sohn? So viel Henriettens Vater mir erzählt hat, . . .“ —

Ich habe die Hoffnung, ihre Hand zu bekommen, beinahe aufgegeben! erwiederte Wilhelm mit einem tieferen Seufzer.

Der Einnehmer erkundigte ſich nun nach der Art ſeines Umganges mit Henrietten, und brachte dadurch den Jüngling in die peinlichſte Verlegenheit. Wilhelm hatte Henrietten verlaſſen, um ſeinem Wohlthäter zu vergelten, und durfte nun nicht einmal geſtehen, wie nahe er daran geweſen war, durch die Hand ſeiner Geliebten glücklich zu werden; denn ſonſt konnte ja der gute Alte ſein Anerbieten, ihn zu ſich zu nehmen, ausſchlagen, Er verrieth ſich mit keinem Worte; doch — noch immer hoffte er, Henrietten bald zu überzeugen, daß er nur ſo, und nicht anders, habe handeln können. —

Der Einnehmer ſagte ſeinem Bruder noch dieſen Abend: „dein Omen triegt. Das Geſtirn behält ſeinen alten Nahmen. Indeß iſt noch nicht alle Hoffnung verloren. Wilhelm liebt die Bellmann; doch, wie es ſcheint, hängt ſie ihm zu hoch: ſie iſt zu vornehm, zu ſtolz geworden.“ —

Nach einigen Tagen reiſte Wilhelm wieder ab, um ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, und die Familie richtete ſich ein, etwa einen Monat in Schlagdorf zu bleiben. Alle waren wieder heiter und voll Hoffnung, nur nicht Antonie. Dieſe wurde ſchon an dem letzten Tage vor Wilhelms Abreiſe tiefſinnig, und ihre Schwermuth vergrößerte ſich von Stunde zu Stunde.

Man errieth die Urſache hiervon, wie natürlich. Bruder, ſagte der Lieutenant, ich wollte Gott mit lauter Stimme loben, wenn du ein Mittel wüßteſt, Antonien von ihrem Gram zu befreien.

„Das iſt eine ſchwere Kur! Ja, wenn ich dem armen Kinde Hoffnung machen dürfte! Aber Antonie liebt ohne Hoffnung!“

Warum dürfteſt du ihr die nicht machen? Stehen denn nicht auch die Herzen in Gottes Hand? Gieb ihr Hoffnung, Bruder! Es iſt ja ſo wenig!

„So viel, willſt du ſagen. Wenn ſie nun wieder hoffte, wenn ihr halb erſtorbenes Herz ſich wieder belebte, und einer von uns Beiden dem armen Mädchen dann ſagen müßte: es iſt alles verloren; er liebt noch immer Henrietten! Und wenn dann ihr Schmerz noch heftiger würde; wenn ſie uns mit erlöſchenden Augen anſähe, und ſagte: warum gabt ihr mir Hoffnung!“

Der Lieutenant unterbrach ſeinen Bruder mit bebender Stimme: höre auf! ich bitte dich, höre auf! . . . Aber das arme Kind — es war doch ſchon heiterer.

„Sie fühlt, daß ſie jetzt wieder in der Flamme leben ſoll. . . . Einmal hat ſie den Schmerz ſchon überwunden, und zwar mit Großmuth. Womit ſoll ſie ihn jetzt überwinden? Damals konnte ſie handeln: das linderte ihren Schmerz. Jetzt aber ſoll ſie ſich dem Schmerze geduldig wieder hingeben: davor zittert das arme Mädchen. Doch reden müſſen wir mit ihr. In unſrer Freude darüber, daß wir aufs neue mit Wilhelmen leben ſollen, haben wir das Herz der armen, troſtloſen Antonie vergeſſen. Da kommt ſie!" —

„Antonie," ſagte der Einnehmer ſanft; „wir, mein guter Bruder und ich, überlegten da ein Stück aus unſerm Lebenslauf. Am Ende fanden wir denn heraus: es geht im Leben nicht ſo gut, wie man hofft, aber auch nie ſo ſchlimm, wie man fürchtet. Dir ſtehen jetzt die Augen immer voll Thränen. Setze dich zu uns, mein Kind. Was fehlt dir? Sag es uns aufrichtig."

Antonie wollte ſich Anfangs verbergen; der Einnehmer wurde aber ungeduldig, und ſagte ihr auf den Kopf zu: Liebe zu ihrem Bruder ſey die Urſache ihrer Traurigkeit. Sie geſtand das endlich; doch dabei ſchien ihr Herz zu brechen. In ihrem Geſichte und ihrer Stellung lag nicht ein wilder Schmerz, nicht ein ſanfter, wehmüthiger Gram, ſondern beinahe das ſchwere, geduldige Leiden einer Sterbenden.

Ihre ſanften, aber jammervollen Töne brachten dem Lieutenant Thränen in die Augen. Auch der Einnehmer wurde dadurch ſo erſchüttert, daß er ſeinen, noch vor einer Viertelſtunde geäußerten, Vorſatz aufgab, die Unglückliche in ſeine Arme faßte, und mit tröſtender Stimme ſagte: „Antonie, ich ſehe ſchönen Tagen für dich entgegen. Faſſe Muth und habe Hoffnung! Wilhelms Liebe zu Henrietten iſt wahrhaftig im Abnehmen; und ſind wir erſt bei ihm, auf dem Lande, wo er das verwünſchte Mädchen nicht mehr ſieht, dann wird es ganz anders werden. . . . Mein Herzenskind, du biſt dann alle Tage, faſt jeden Augenblick, bei ihm. Ich weiß ja, wie es mit jungen Leuten geht. Du wirſt ſehen, nach ſechs Wochen hat er Henrietten rein vergeſſen. Ich und der Lieutenant, wir wollen noch auf deiner Hochzeit tanzen."

Antonie ſchüttelte bei jeder Verſicherung des Einnehmers ſchweigend den niedergeſenkten Kopf, und ihr Schmerz ſchien noch ſtärker zu werden. — Bruder, ſagte der Lieutenant zitternd; hier giebt es ein Unglück! Ach, unſre Herzen werden brechen, das ſeh' ich ſchon voraus.

„Was brechen! vor Freude recht hoch ſchlagen! Antonie, habe guten Muth! Ich weiß ja, was mir Wilhelm geſagt hat!"

Hier hob Antonie das bleiche Geſicht auf, und ſagte: wenn Sie es denn wiſſen, wenn er mit Ihnen geredet hat: welche andre Hoffnung bleibt mir übrig, als das Grab!

Gott erbarme ſich! jammerte der Lieutenant. Der Einnehmer aber verſicherte: Antonie ſey ihrem Glücke näher, als ſie glaube.

Schmerzlich lächelnd erwiederte ſie: Henriette liebt meinen Bruder, und ich weiß, daß ſie Beide verlobt ſind!

Der Einnehmer erſchrak. „Wie? das weißt du, Antonie? von ihm ſelbſt weißt du das?"

Ja, lieber Großvater. Sie haben entweder ſchon Verlobung gehabt, oder es fehlt doch daran weiter nichts mehr, als eine Förmlichkeit. Vielleicht — ſetzte ſie heftig zitternd hinzu — ſind wir ſogar das einzige Hinderniß ſeiner Heirath.

„Unmöglich!“ erwiederte der Einnehmer. „Er hat mir geſagt: ich habe beinahe alle Hoffnung aufgegeben, Henriettens Hand zu erhalten.“

Ja, beinahe! . . . Warum ſoll ich Ihnen nicht alles ſagen! . . . Lieber Großvater! ich hatte aufs neue Hoffnung gefaßt, und ſprach mit ihm von Henrietten. Er gerieth in Verlegenheit, und erzählte mir dann, wie er ſie wiedergefunden habe. Aus einigen Worten, die ihm entfielen, konnte ich mit Sicherheit vermuthen, daß er mit ihr verlobt ſeyn müßte. Ich ſagte ihm das. Nun gerieth er in große Verwirrung, und faßte meine Hand mit den Worten: „o, Schweſter, daß ich die Eltern und dich zu mir nehmen kann, das macht mich ſo froh! Ich hätte glücklich ſeyn können, wenn ich nicht jetzt ſo glücklich wäre!“ . . . Was ſoll das heißen? Er hätte glücklich ſeyn können, wenn er nicht jetzt ſo glücklich wäre! Ich drang in ihn, mir das Räthſel zu erklären; er bog aber aus, und wollte am Ende ſogar leugnen, daß er ſo etwas geſagt hätte. O, ich weiß, daß ich unglücklich bin, und ich fürchte . . . —

Der Einnehmer verrieth in allen ſeinen Bewegungen die peinlichſte Unruhe. „Laßt das gut ſeyn," ſagte er zuletzt; „wir wollen die Sache überlegen." — Er ſprach, ſobald er konnte, mit Antonien unter vier Augen, ließ ſich das ganze Geſpräch zwiſchen ihr und Wilhelmen wiederholen, und ſah nun freilich, daß dieſer ihm nicht alles geſagt hatte. Er ſann eine Weile nach; dann faßte er auf einmal Antoniens Hand, und ſagte: „mein Kind, haſt du Muth genug, noch einmal dem Schimmer einer, vielleicht eitlen, Hoffnung nachzugehen, ſo bleib ruhig, und laß Gott walten." — Er ſtreichelte ihr die Wange, und verließ ſie.

Antonie hörte nun beſtimmt davon reden, daß man nach Georgsgrund ziehen würde. Wilhelm kam noch einmal; der Einnehmer vermied aber ganz ſichtlich alle Gelegenheit, mit ihm allein zu reden. Antonie horchte aufs neue bei ihrem Bruder hin, und ſie wurde in ihrer Vermuthung beſtärkt, daß er durch die Aufnahme der Familie in ſeinem Glücke geſtört werde. Jetzt ſchrieb ſie Henrietten einen ſehr rührenden Brief über Wilhelms Liebe zu ihr und über ſeine Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter. Sie bat ihre Freundin, die Verbindung mit ihrem Bruder ja nicht abzubrechen, ſondern ihr nur das Hinderniß, welches ſich in den Weg ſtelle, mit ein Paar Worten zu ſchreiben. Es werde leicht zu heben ſeyn, wenn es in dem Einnehmer und ſeiner Familie liege.

Sobald ſie dieſen Brief geſiegelt und abgeſchickt hatte, hielt ſie ihr Schickſal für entſchieden, und bekam wieder den vorigen Muth. Einer von uns ſoll doch glücklich ſeyn! ſagte ſie. Er opferte uns ſeine glückliche Liebe; und ich könnte ihm nicht einmal eine unglückliche opfern? . . . Ja, Einer von uns ſoll glücklich ſeyn! Er! Er!

29.

Die Entdeckung.

Wilhelm kam, voll Freude, daß er ſeinen Wohlthätern vergelten konnte, und voll Hoffnung, daß Henriettens Liebe zu ihm die Wünſche der Tante beſiegen würde, wieder nach der Reſidenz. Henriette hatte überlegt, und überlegte noch jetzt. Ihr Herz und ihr Kopf waren in einem ſchweren Kampfe: ſie konnte ihrem Geliebten die Achtung nicht verſagen, die ſein Entſchluß, ohne alle Rückſichten ſeinen Wohlthätern zu helfen, verdiente; doch bei dem allen war ſie empfindlich darüber, daß ihr Beſitz in ſeinen Augen weniger galt, als des Einnehmers Zufriedenheit. Sie bemerkte, daß Wilhelm ſich auf keine Weiſe beherrſchen ließ, daß ihm recht thun über alles ging; und ſie wußte ſehr wohl, daß ihre Lebensphiloſophie ſich mit ſeinen Grundſätzen über das, was recht und gut ſey, keinesweges vertrage.

Es verdroß ſie ſehr, als man ihr ſagte, er habe die Inſpektor-Stelle gewählt. Alſo that er förmlich, obgleich ſtillſchweigend, Verzicht auf ihre Hand. Denn — hatten nicht die Tante und ſie ſelbſt ihm beſtimmt erklärt, daß er ohne den Titel: Rath, an eine Verbindung mit ihr nicht denken dürfe? — Die Tante wurde ſehr aufgebracht, als ſie ſeinen Schritt erfuhr, und nahm ſich vor, ihn niemals wiederzuſehen; Henriette ſuchte indeß ihren Zorn zu mildern, und ſtellte ihr vor, daß er ja noch immer Bergrath werden könne.

Wilhelm kam zurück, und ließ ſich bei Henrietten melden. Er wurde, als ob er ein Fremder wäre, auf den dritten Tag zu Tiſche gebeten; denn es lag Henrietten daran, ehe ſie ihn ſpräche, zu erfahren, wie, und was er dächte. Vor Tiſche ſuchte er Gelegenheit, ihr etwas heimlich zu ſagen; ſie wußte ihm aber immer auszuweichen. Erſt nach Tiſche gab ſie ihm endlich Veranlaſſung, ſie allein zu ſprechen. Sie fragte ihn ſehr ruhig: ob er den Einnehmer und deſſen Familie geſprochen habe. Er fing an zu erzählen, mit welchem zerriſſenen Herzen er nach ihrem Geburtsorte gereiſt ſey, und mit welchem innern Erbeben er das Steuerhaus betreten habe. Ein kalter Mann ſey ihm mürriſch entgegen gekommen, und habe geſagt: der abgeſetzte Einnehmer habe ſo eben die Wohnung verlaſſen müſſen. „Mademoiſelle," fuhr er, durch ſeine Erzählung ſchon mehr erwärmt und dreiſter, fort; „die Worte: „der abgeſetzte Einnehmer," gingen mir durch die Seele. Ich fragte, wie betäubt: wo wohnt er denn jetzt? — Wohnen? antwortete der Menſch ſehr hämiſch. Unter freiem Himmel. Da hinter dem Garten am Wäldchen liegt er mit den Andern. — Ich lief durch den Garten, und es kam mir vor, als dränge ich durch eine dicke, finſtre Nacht, als ſtürzte ich durch Waſſerfluthen, als verſänke die Erde unter mir: ſo war meine ganze Seele zerrüttet! Endlich erblickte ich ſie. Alle ſaßen — — O, ich ſtürzte außer mir und laut ſchluchzend in ihre Arme."

Henriette, die bisher ganz ruhig, oder vielmehr kalt, vor ihm geſtanden hatte, wurde durch die Vorſtellung von dem Unglück ſo guter Menſchen ergriffen, und weinte ſchluchzend. O Gott! ſagte ſie; ohne Obdach! Iſt das möglich! Wußte es denn mein Vater nicht?

Wilhelm benahm ihr den Irrthum, in den ihn ſelbſt der harte Ausdruck des neuen Einnehmers gebracht hatte. Seine Erzählung endigte ſich mit dem Nahmen des Dorfes, worin die Familie jetzt wohnte; es fehlte ihm an Muth, hinzuzuſetzen: bis ich ſie zu mir nehme. Er hätte das in dieſem Augenblicke thun können; denn Henriette war ſehr gerührt, und würde nichts dagegen eingewendet haben. Doch, da er nichts weiter ſagte, ſo glaubte ſie, er habe ihr Verlangen erfüllt, und wolle nun Rantenbach mit ſeiner Familie nicht zu ſich nehmen. Hierdurch wurde ſie — wie das bei Mädchen in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchieht — etwas übermüthig, und folgte der Stimme ihres Herzens nicht, das ihr befahl, ſich ſogleich mit dem edlen jungen Manne zu verſöhnen. Sie glaubte, ihn völlig gewiß zu haben; daher brach ſie das Geſpräch ab, und hütete ſich, nicht wieder unter vier Augen mit ihm zu ſeyn.

Wilhelm kam nun alle Tage; doch er fand entweder Geſellſchaft, oder ſie war nicht zu Hauſe. So mußte er denn ihr endlich ſchreiben. Der Inhalt ſeines Billets war: „er ſey durchaus verpflichtet, ſeine Wohlthäter zu ſich zu nehmen; ihr eigenes Herz ſolle in dieſer Sache Richter ſeyn.“ Das Wort: „ich mußte,“ welches er nicht umhin konnte in dem Briefe oft zu brauchen, und welches im Geſpräche ſein bittendes Auge, und eine ſanfte Stimme gemildert haben würde, kam Henrietten ſo gebieteriſch, ſo befehlend vor, daß ſein Billet ſie gar nicht verſöhnte. Sie ſah nun, daß ſie ſich geirrt hatte, und daß er feſter als je entſchloſſen war, ſeinem Vorſatze treu zu bleiben. Ihr Irrthum machte ſie noch empfindlicher; und gerade in dieſer Stimmung bekam ſie den vorhin erwähnten Brief von Antonien. Sie las ihn, und dachte: alſo die weiß Alles! Und von wem denn ſonſt, als von Krauſen? Wer anders als er kann ihr den Auftrag gegeben haben, das zu ſchreiben! Seh einer nur den Heuchler! Gegen mich thut er ſo heilig, als wäre er Sokrates ſelbſt, und erklärt es für hölliſche Undankbarkeit, wenn er nur eine Sekunde lang in Zweifel ſeyn könnte, ob er die Familie zu ſich nehmen wolle oder nicht; Antonien aber giebt er den Auftrag, durch mich dieſes abſcheuliche Verbrechen, wie er es nennt, begehen zu laſſen! Er will ſich den Ruhm erwerben, die Liebe der Tugend geopfert zu haben; damit aber die Liebe nicht zu kurz komme, ſo ſoll ich die Kaſtanien aus dem Feuer holen. O, der Heuchler! Hätte ich mich doch beinahe von ihm betriegen laſſen!

Sie antwortete ihm in einem ſcherzhaften Tone; denn einen andern, ſagte ſie, verdiene die Sache nicht mehr, da ſie ihm ja ihre Meinung ſo beſtimmt erklärt habe. Er müſſe in der Reſidenz bleiben, und den Einnehmer nicht bei ſich wohnen laſſen, wenn er anders ihre Hand zu bekommen wünſche. Es ſey übrigens gar nicht ſchwer, die Sache ſo zu leiten, daß der Einnehmer ſelbſt darauf dringen ſolle, an irgend einem andern Orte zu wohnen. Antonie würde gern bei dieſer Verhandlung zur Mittelsperſon dienen; und ſo behalte er ja den Schein des Edelmuthes ganz unverletzt." — Dieſe Bitterkeit, glaubte ſie, hätte er vollkommen verdient.

Wilhelm fand in Henriettens Billet den blutigſten Spott. Er gab nun alle Hoffnung auf, nahm die Beſtallung zu der Inſpektor-Stelle, und bat den Einnehmer in einem Briefe, an dem und dem Tage in ſeinem Wohnorte mit ihm zuſammen zu treffen. Henrietten wollte er nicht wiederſehen, und wählte daher zum Abſchiednehmen einen Tag, an dem ſie, wie er glaubte, nicht zu Hauſe ſeyn würde. Doch — er fand ſie im Vorzimmer.

Sie wußte alles, was er that, war darüber erbittert, daß er ſeine Verſtellung ſo weit treiben konnte, und dachte: ſoll der Heuchler, der gern undankbar wäre, wenn er nur den Schein der Dankbarkeit behalten könnte — ſoll er den Triumph haben, mich um ſeine Hand bitten zu ſehen? — In dem Geſellſchaftszimmer, wohin ſie ihn führte, fragte ſie ſehr kalt: Sie wollen einen Abſchiedsbeſuch machen? — Er fing an ſich zu entſchuldigen. Sie unterbrach ihn mit Bitterkeit: bei den entſcheidenden Schritten, die Sie gethan haben, Herr Inſpektor, und aus denen ich Ihre Wünſche hinlänglich kenne, finde ich Ihre Entſchuldigungen ein wenig ſonderbar.

Er fühlte das ſelbſt, verlor darüber den Kopf, und ſagte: verzeihen Sie mir, — ſo wie ich Ihnen den Schluß Ihres Billets verziehen habe.

„Den Schluß meines Billets? Seltſam! In der That, Sie tragen Ihre Maske lange! Der Schluß meines Billets bezieht ſich auf einen Brief Antoniens, von dem Sie wahrſcheinlich nicht das Mindeſte wiſſen! — Sie gab ihm den Brief zu leſen; er verſtand ihn aber nicht, weil er zerſtreuet war. „Nun?" fragte ſie; und er las den Brief noch einmal, ohne mehr davon zu verſtehen. „Nun?" fragte ſie wieder. Er las zum dritten Male, und ſah noch immer keinen Zuſammenhang mit Henriettens Briefe.

Henriette wurde empfindlicher. Meinen Sie in Ernſt, Herr Inſpektor, ich ſoll Ihre Maske für Ihr Geſicht halten? Sie möchten die hölliſche Undankbarkeit, wie Sie in Ihrer Sprache etwas ſehr Unſchuldiges nennen, wohl gern begehen; ich aber ſoll den Schein auf mich nehmen. Hätten Sie Zutrauen genug zu mir gehabt, es ſelbſt von mir zu verlangen: ich glaube, dann wäre ich gutherzig genug geweſen, es zu thun. Aber durch Antonien! . . . Ich bin nicht ſo tugendhaft, wie Sie: doch den geraden Weg liebe ich mehr als Sie; und das iſt doch auch etwas werth!" — Seine Beſtürzung ſchien ihr ein Geſtändniß ſeiner Schuld; doch der Schmerz in ſeinem Geſichte rührte ſie, und ihr Ton wurde nun milder. Sie machte ihm zärtliche Vorwürfe; die Liebe fing an, die übrigen Empfindungen ihres Herzens zu beſiegen, und ſie gab noch nicht alle Hoffnung auf, da die innigſte Zärtlichkeit in ſeinen Augen unverkennbar war.

Auf einmal kam die Tante ſehr eilig in das Zimmer, und ſagte: der Hofmarſchall kommt, Henriette! Ich will mir einen Spaß mit ihm machen. Gieb mir geſchwind die Maske von meiner Wilhelmine, die ich dir einmal habe leihen müſſen. — Henriette mußte ſie auf ihr Zimmer führen, wohin ihr Wilhelm halb mechaniſch folgte. Die Tante riß einen Schrank auf, und nahm eine Maske hervor — eben die, welche Henriette auf der Maskerade gehabt hatte.

„Was iſt das!“ ſagte Wilhelm erſtaunt. „Dieſe Maske . . .“

Ja, Undankbarer! fiel Henriette ſchnell, aber ein wenig verlegen, ein; ja, ich hatte ſie an jenem Abend. Schon damals liebte ich Sie, und zärtlicher, als Sie mich. Sie wollten mich damals einer Chimäre von Freundſchaft aufopfern, wie jetzt der Chimäre von Dankbarkeit. O Krauſe! fuhr ſie ſchneller, zärtlicher, und ziemlich unbeſonnen fort: Sie brauchten Antonien zur Mittelsperſon; ich handelte ſelbſt. Warum hatten Sie nie Vertrauen zu mir! Ich ſchwieg, weil ich Sie in der That für den tugendhaften Schwärmer hielt, der Sie zu ſeyn ſchienen. Ja, Undankbarer! Für Ihre Liebe, für Ihr Glück that ich alles: ich brach mit Büchling, und erhielt in jener Maſke Ihre Hoffnung lebendig.

„Entſetzlich!" rief Wilhelm mit bleichem Geſichte. „Ich Unglücklicher! wie hat mich der Schein der Tugend betrogen!"

Henriette erſtaunte bei dieſen Worten. Sie blickte ihn an, und ſah in ſeinem Geſichte nur Schrecken, nicht die mindeſte Spur von Liebe. Schon nach einigen Augenblicken hatte ſie ſich gefaßt, und ſagte: wir haben uns Beide geirrt. Nun, ſo iſt es am beſten, daß wir uns als Freunde trennen.

Wilhelm verbeugte ſich, und verließ, ohne ein Wort zu ſagen, ihr Zimmer. Ihn ſchwindelte gleichſam, als er die Treppe hinunter, und dann, ohne ſich irgend eines Gedankens oder Entſchluſſes bewußt zu ſeyn, nach Hauſe ging. Es empörte ſeine ganze Seele, daß Henriette ſeinen Freund betrogen, ja — noch mehr! — daß ſie ihn ſelbſt zu der Zeit, da ſie noch mit Büchling in Verbindung geweſen war, an ſich gelockt hatte. Ihr Charakter zeigte ſich ihm auf einmal in einem ſehr üblen Lichte; und dennoch fühlte er, daß er ſie noch immer liebte, wenn er ſie auch nicht mehr achten konnte.

Zu Hauſe fand er den Einnehmer; er war aber ſo beſtürzt, daß er ihn lange anſah, ohne ihn zu erkennen. „Mein Sohn,“ ſagte der alte Mann; „ich habe die Reiſe hieher gemacht, um dir zu ſagen, daß wir unmöglich zu dir nach Georgsgrund ziehen können.“

So? antwortete Wilhelm ſehr kalt, und verſank ſogleich wieder in finſtre Träume, bis der Einnehmer ihn endlich durch kräftiges Schütteln zu ſich ſelbſt brachte. Nun verlangte Wilhelm zu wiſſen, warum die Familie nicht zu ihm ziehen wollte. Der Einnehmer brachte allerlei ſeltſame Entſchuldigungen vor, durch welche Wilhelm am Ende aufmerkſam wurde. Ihm fiel Antoniens Brief ein, und er ſagte finſter: ich weiß ſchon; Sie wollen um Antoniens willen nicht. (Der Einnehmer erſchrak über dieſe Worte.) Ich bin ſehr unglücklich! fuhr Wilhelm, ſtarr vor ſich hinſehend, fort.

„Das ſind wir Alle, durch dieſe ſtille, verborgene Liebe. Doch — wie meinſt du denn das mit Antonien?“

Das ſollen Sie hören. — Er zog Antoniens Brief an Henrietten hervor, den er in der Beſtürzung eingeſteckt hatte. Anſtatt aber vorzuleſen, las er nur halb laut, vor ſich; und nun hörte der Einnehmer die einzelnen Worte: „lange, geheime Liebe; hoffnungsloſe Leidenſchaft,“ und mehr dergleichen.

„Ei, ſo wollt' ich doch . . .!“ rief der Einnehmer. „Wie lange haſt du denn dieſen Brief ſchon?“

Seit einer Stunde, antwortete Wilhelm, und verſank wieder in ein ſtilles Nachdenken.

„Ja, ja! Nun begreiſe ich dein träumeriſches Weſen. So etwas kann wohl alte Leute aus ihrer Faſſung bringen. Das arme Mädchen kann den Tod davon haben.“

Den Tod? das wolle Gott nicht! ſagte Wilhelm ängſtlich.

„Die Wahrheit zu geſtehen, verdenken kann ich es ihr nicht, daß ſie nicht mit nach

Georgsgrund will; denn die glühende Liebe würde die gute Antonie tödten. Es war immer unſer Wunſch, daß ſie deine Frau werden möchte. Gott verhüte nur ein Unglück! Denke nichts Arges von ihr, daß ſie dir ſelbſt ſchreibt von ihrer hoffnungsloſen Liebe. Wie ſie dazu kommt, weiß ich freilich nicht zu begreifen."

Jetzt bekam Wilhelm aufs neue ein ſchreckliches Licht. Er war halb erſtarrt; doch ſah er ein, daß er, um Alles zu erfahren, nicht verrathen dürfe, daß er noch gar nichts wiſſe. Wie lange iſt es denn? fragte er beſtürzt.

„Wie lange?" erwiederte der Einnehmer; und nun erzählte er, was Antonie, trotz ihrer Liebe, dennoch für Wilhelm und Henrietten gethan hatte.

Wilhelm gerieth immer mehr in tiefes Nachſinnen, worin ihn der Einnehmer nicht ſtören wollte. Er verglich Henriettens und Antoniens Benehmen; und wenn er jene höchſtens entſchuldigen konnte, ſo mußte er dieſe bewundern. Auf einmal ſprang er auf, und ſagte: rathen Sie mir, lieber Vater! Ihr Wunſch ſoll ein Befehl für mich ſeyn.

„Hm!“ erwiederte der Einnehmer; „ich habe noch nicht daran gezweifelt, daß Du im Stande wäreſt, auf einen Wunſch von mir oder dem Lieutenant durch ein Feuer zu laufen; aber es wäre Unrecht, dich jetzt nur mit einem Finger zu berühren: denn ich ſehe, mein Sohn, du ſiehſt auf der Spitze einer Pyramide, von der du herunter ſpringen mußt. Spring wie ein Mann, wie ein wahrer Mann! Nach funfzig Jahren iſt von dem Leiden und der Freude des jetzigen Augenblicks nichts mehr übrig, als die Erinnerung. Thue recht und ſcheue Niemand, auch unſre betrübten Blicke nicht; und damit Gott befohlen! In einer Stunde werde ich wieder hier ſeyn.“ —

Wie ein Mann! dachte Wilhelm, ſobald er allein war; — wie ein wahrer Mann! Und hat er nicht Recht? Sind nicht Freude und Schmerz unreine Schlacken, welche die Zeit wegnimmt? Bleibt denn am Ende ſonſt etwas übrig, als die Handlung? — Er ſchrieb

Henrietten ohne weiteres Zögern: ſeine Pflicht erfodere, die Familie Rautenbach zu ſich zu nehmen, und folglich wenigſtens fürs erſte Bergwerks- und Hütten-Inſpektor zu bleiben. Nun bitte er ſie, ihm zu ſagen, ob ſie ihm unter dieſen Bedingungen ihre Hand geben wolle. — Henriette antwortete ihm: ſie liebe ihn aufrichtig; aber ſie wiſſe, wie ſchnell eine Leidenſchaft, zumal die Liebe, vergehe. Sein Lebensplan ſcheine ſich mit dem ihrigen nicht zu vertragen. Er wolle leben, wie ſeine Gefühle, ſeine Schwärmerei es ihm geböten; ſie aber, wie eine ruhige Anſicht der Dinge und die Klugheit es ihr vorſchrieben. „Mir ſind," ſagte ſie zum Schluſſe, „alle Feſſeln verhaßt, auch die, welche die Liebe, auch die, welche ein ſo edler Mann wie Sie, mir anlegen könnte. Ich ehre die Rechte jedes Menſchen; doch ich will auch meine eigenen ungekränkt erhalten." —

„So iſt es denn vorbei!" ſagte Wilhelm ſeufzend. „Gott mache ſie glücklich, in ihrem Sinne glücklich; denn es iſt ja das Einzige, was ſie will! O, wie leicht iſt das Glück nicht zu verfehlen! Und was bliebe ihr dann übrig, als die Reue, ihr ganzes Leben an ein Phantom verloren zu haben! Sie nennt mich einen Schwärmer; auch mag ich das wohl ſeyn! Aber die Schwärmerei der Klugheit iſt nicht weniger gefährlich, als die Schwärmerei der Tugend.

Der Einnehmer kam zurück. — Wilhelm erklärte ihm, er ſey jetzt frei von jeder Verbindung. Bitten Sie Antonien, fuhr er fort, noch das Einzige für mich zu thun, daß ſie mit Ihnen zu mir zieht. Sagten Sie nicht einmal von mir, ich würde ſchwerlich glücklich werden? Ich glaube, Sie haben Recht; aber — es iſt doch ein Troſt, des Glückes nicht unwürdig zu ſeyn.

„Ich verſtehe dich nicht ganz, mein Sohn; aber — ja! — des Glückes würdig ſeyn, heißt die Hälfte des Glückes ſchon errungen haben. Nun, wir Alle wollen zu dir ziehen; und ich hoffe, du wirſt noch *mit* uns ſagen: ich bin ein glücklicher Menſch!“

30.

Der Schluß.

Die ganze Familie kam in Georgsgrund zuſammen. Wilhelm war Anfangs ſtill und traurig über Henriettens Verluſt; doch allmählich ſchien er etwas ruhiger zu werden, und der Einnehmer ſagte nun zu ſeinem Bruder: „was wetteſt du? die Zwillinge werden bald getauft!“

Der Prediger Bellmann beſuchte die Familie bei einer Durchreiſe, und gab ihr die Nachricht, daß Henriette mit dem jungen, ſchönen und reichen Baron von Scheuer verlobt ſey. Wilhelm ſagte mit einem ſanften Lächeln: Gott mache ſie Beide glücklich! — Man ſah, daß ihm dieſe Nachricht eine Kraft gab, die ihm bis dahin noch gefehlt hatte; denn von dieſem Augenblick an wurde er mit jeder Stunde heiterer.

Herr Bellmann triumphirte über das glänzende Glück ſeiner Tochter, und konnte ſich nicht enthalten, einige Anſpielungen auf Wilhelms niederen Rang zu machen. Ich glaubte, ſagte er zu dem Einnehmer, der Inſpektor würde — bei ſeinen Talenten, und ſeinen erſten Schritten in der Welt, von denen mir meine Tochter erzählt hat — einmal etwas Großes werden. Indeß, ich ſehe wohl, daß auch Glück mit zur Sache gehört.

„Ja wohl!" erwiederte der Einnehmer ſanft. „Ich möchte indeß beinahe ſagen: wir hätten hier das Glück ſchon, das Ihre Tochter erſt finden will. . . . Curios, Herr Prediger! Ich habe immer gern par-terre gewohnt, ob ich gleich nicht ſchwindlig bin; das Steigen war mir unangenehm. Aber noch weniger kann ich den Eingang in den Pallaſt des Ranges, der Größe leiden. Die Thür iſt ſo niedrig, daß man nicht anders als gebückt hineinkommen kann." — Den Prediger ſchienen dieſe Worte zu verdrießen. — „Nein," ſagte der Einnehmer mit Herzlichkeit; „empfindlich müſſen Sie nicht werden, lieber Freund. Ich bin nicht Diogenes, der den Rang verachtet; aber — der Menſch muß ihn entbehren können, ohne ſich unglücklich zu fühlen. Daß Wilhelm Inſpektor iſt, und nicht Berg- oder Obergrath, das iſt ein Ehrentitel für ſeine Seele, bei dem ihn nach dem Tode noch die ſeligen Geiſter nennen werden. Er wurde Inſpektor, um uns ein bequemes Leben zu verſchaffen."

Er opferte uns, fiel der Lieutenant zärtlich ein, nicht bloß einen Titel auf, ſondern mehr als den: ſein Herz, ſein Glück.

„Das that er," fuhr der Einnehmer fort; „er iſt alſo einer von den Notablen auf der Erde, die zwar nicht Stifts-, wohl aber Himmelsfähig ſind; die in keine Aſſemblee von Domherren, Biſchöfen, und hohem Adel gehören, wohl aber in die Geſellſchaft aller guten Geiſter; die den goldenen Schlüſſel zum Himmel in ihrem Herzen mit ſich umher tragen, und dreiſt in das Grab, die Antichambre Gottes, — das iſt ja unſer Grab! — eintreten können. Nicht wahr, lieber Herr Prediger? das will etwas ſagen! Und ſolcher Notablen, ſollen Sie wiſſen, ſind ihrer Drei hier im Hauſe: mein Bruder, der Inſpektor und Antonie.

Der Lieutenant blickte mit den frommen Augen gen Himmel, bewegte die Lippen, und ſagte in ſich: Gott ſey mir Sünder gnädig! — Der Einnehmer erzählte mit gehöriger Behutſamkeit, wie edel Wilhelm und Antonie gehandelt hätten, und rührte dadurch den Prediger, ſo daß er ſich mit wirklich freundſchaftlichen Geſinnungen von der Familie trennte.

Antonie betrug ſich gegen Wilhelm ſehr freundlich; es war indeß etwas Seltſames in ihrem Benehmen, das der Einnehmer geradezu für bloße Narrheit erklärte, deſſen Zartheit aber Wilhelm ſehr wohl fühlte. Sie leiſtete ihm alle Dienſte, auf welche die Freundſchaft Anſprüche machen kann; doch alle Beſchäftigungen um ſeine Perſon und das Alleinſeyn mit ihm vermied ſie gänzlich. Ihren von der Liebe geſchärften Augen waren Wilhelms kleine Eigenheiten, Neigungen und Wünſche nicht entgangen; ſie trug aber heimlich irgend einem Andern auf, eine ſolche Neigung von ihm zu befriedigen, oder einen Wunſch, den er hatte, zu erfüllen. Nie lobte ſie ihn; auch ſtimmte ſie nicht einmal mit ein, wenn Andre ihn in ſeiner Abweſenheit lobten. Alles was ſie that, ſchien ſie nur für das Wohl der ganzen Familie und der Haushaltung, nichts beſtimmt für ihn allein, zu thun. Sie liebte ihn unausſprechlich; doch ihre Liebe verrieth ſich auch nicht durch das mindeſte Zeichen. Dieſe Selbſtbeherrſchung war um ſo verdienſtlicher, da ſie noch immer glaubte, daß Wilhelm von ihrer Liebe gar nichts wiſſe. Der Einnehmer war wirklich zuweilen ein wenig unwillig, daß ſie nicht das Geringſte thun wollte, um Wilhelmen ihr Wohlwollen zu zeigen; doch ſie ließ ſich dazu nicht bewegen, obgleich des Lieutenants bittende Blicke ſie rührten.

Wilhelm beobachtete ſeine Schweſter vom erſten Augenblicke an, da ſie in ſein Haus trat; denn er war entſchloſſen, ihre edelmüthige Tugend mit ſeiner Hand zu belohnen. Die

Zartheit ihres Betragens entzückte ihn, ſo wie er die Stärke ihres Herzens bewunderte; und nicht lange, ſo fühlte er ſein Herz weit höher pochen, wenn er das ſchöne Mädchen durch ſein Zimmer gehen ſah Zu ſeinem Erſtaunen trat jetzt in ſeinen ſtillen Träumen oft Antoniens Bild vor ſeine Seele: die Sehnſucht nach ihr wurde mit jedem Tage ſtärker, und die Neigung zu Henrietten ſchwächer. Wenn er ihre Stimme vernahm, horchte er von ſeiner Arbeit auf; wenn er ihren Gang vor ſeiner Thüre hörte, legte er die Feder nieder, und hatte ihr dann jedes Mal etwas zu ſagen. Sie ſchien ihm jetzt ſchöner, als Henriette, und er machte Verſe auf ſie, die ihm aber nicht ſonderlich geriethen, weil ſein Kopf jetzt ſein Herz nicht recht beherrſchte. Sobald er ſelbſt wußte, daß er Antonien liebte, wurde er ſcheu gegen ſie, da er doch vorher ein heitres, frohes Weſen in dem Umgange mit ihr gehabt hatte.

Endlich feierte die Familie ſchon zum zweiten Male den traurigen und frohen Tag, da ſie ohne Obdach in dem Schatten des Wäldchens geſeſſen hatte. „Ich wünſchte,“ ſagte der Einnehmer, indem er Allen die Weingläſer voll ſchenkte, „daß ich ein Andenken an dieſen Tag hätte, etwa einen Zweig von dem Baume, unter dem wir ſaßen, oder eine Handvoll von der Erde, die unſre Thränen benetzten. Von jedem frohen oder traurigen Tage meines Lebens möchte ich ein Andenken haben. Bruder Lieutenant, hätte ich doch die Scheibe, worin unſre Nahmen ſtanden, aus dem Steuerhauſe mitgenommen!“

Gott gebe, daß immer ein heiteres Auge durch die Scheibe dort ſieht! Dann iſt es eben ſo gut. — Haſt du doch den Ring der ſeligen Mutter noch.

„Recht! Hier iſt er.“ Er legte ihn auf den Kuchen, mit dem der heutige Feſttag gefeiert wurde, und ſagte: „wer ein Andenken hat, der lege es dazu!“

Die Einnehmerin holte lächelnd ihre Brautkrone, und ſagte mit zärtlicher Wärme: ich glaubte, als ich ſie trug, es wäre der glücklichſte Tag meines Lebens. Aber ich habe glücklichere gehabt, zum Beiſpiel den vor zwei Jahren, und heute. Auch hoffe ich, einen noch ſchöneren zu haben, wenn ich Antonien einmal in der Brautkrone ſehe.

„Bruder,“ fragte der Einnehmer; „haſt denn du gar nichts?“ — Der Lieutenant ſchüttelte bloß den Kopf; reden konnte er vor Wehmuth nicht.

„Und du, Antonie!“ — Sie antwortete mit Thränen. — „Armes Mädchen, ich wünſchte, daß . . . Aber du, Wilhelm!“

Ich weiß ein Andenken für dieſen Tag, ſagte er, wie begeiſtert, und hielt Antonien die Brautkrone hin. Antonie, ich liebe dich, wie Engel lieben, mehr, als ich ehedem Henrietten liebte. Darf ich dir dieſe Krone aufſetzen?

Antonie wurde blaß. Der Einnehmer rief: „recht ſo, mein Sohn! Und Gott lege ſeinen Segen auf dieſe Heilige!“ Der Lieutenant ſah, um die Bewegung ſeines Herzens zu mäßigen, ſtarr in ſein Weinglas, in das eine Freudenthräne fiel. Antonie ſtand noch immer bleich, mit niedergeſchlagenen Augen, da. Wilhelm ſetzte ihr die Krone auf, legte ſeinen Arm um ihre Schulter, und ſie ſank — glücklich und beglückend — in ſeine Arme.

„Es leben Braut und Bräutigam!" rief der Einnehmer laut, und ſtieß mit dem Lieutenant an, der weinend einige Worte ſtammelte.

Antonie und Wilhelm gingen Beide hinaus in den Garten. Als ſie nach einer halben Stunde zurückkamen, ſtrahlte frohe Liebe in ihren Augen: das ewige Bündniß ihrer Herzen war geſchloſſen.

„Schade," ſagte der Einnehmer, „daß jetzt die Zwillinge unſichtbar ſind!"

Ja, erwiederte der Lieutenant, die Hände faltend; aber Der, der uns und die Zwillinge ſchuf, der iſt jetzt und immer ſichtbar! —

Nach vier Wochen legte der Prediger Wilhelms und Antoniens Hände in einander. Nur wenige Tage vorher war Henriette Frau von Scheuer geworden, und — noch ſonderbarer! — ſie wohnte nur eine Meile weit von Georgsgrund auf einem Gute ihres Mannes. Dies erfuhr die Familie von ihr ſelbſt. Es hielt eine reiche Equipage vor dem Hauſe, und Henriette ſtieg aus. Sie trat ſehr freundlich in das Zimmer, bezeugte ihre Theilnahme an dem Glücke ihrer alten Freunde, und ſprach jetzt ganz offen über alles, was ihr begegnet war. Geſtehen Sie nur, lieber Krauſe, ſagte ſie, der Himmel hat es beſſer mit uns gemacht, als wir ſelbſt es wollten. Nicht wahr, Herr Einnehmer? Ein Jeder, ſagen Sie oft, lebt ſeines Glaubens. Ich bin eben der Meinung. Das Schickſal hat uns gegeben, was wir zu unſerm Glücke für nöthig hielten. Mir war der enge Kreis des häuslichen Genuſſes, worin Sie Ihr Glück finden, allzu enge; und ſo danke ich dem Himmel, daß er mich in die große Welt kommen ließ, und mir meine Puppe zum Spiel des Lebens mit Flittern beſetzte. Ich freue mich, daß ich Sie noch einmal geſehen habe. Schon in einigen Tagen reiſe ich mit dem Baron Scheuer nach Frankreich, der Schweiz und Italien, und erreiche alſo einen meiner ſehnlichſten Wünſche. . Mein Mann iſt ſehr verſtändig: er ehrt meine Prätenſionen an das Leben, und ſogar meine Grillen. Ich bin frei, lieber Herr Einnehmer; und mehr wollte ich von dem Leben nicht. Ich habe das Gut, das Sie ſelbſt ſo oft für das höchſte erklärt haben: Unabhängigkeit.

„That ich das?“ erwiederte der Einnehmer. „Unabhängigkeit! Ja, ſo ſagte ich. Aber was Sie darunter verſtehen, meinte ich nicht.“ (Er dachte an die Geliebte ſeiner Jugend.) „Liebes Kind,“ fuhr er traurig fort, und drückte ihr die Hand: „jetzt haben Sie, was Sie für das Glück des Lebens halten; aber nun ſorgen Sie auch dafür, daß Ihr Herz ſich mit Ihrem Kopfe ausſöhnt. Sie haben den Verſtand zu mehr gemacht, als er ſeyn ſoll; er iſt nur der Rathgeber des Herzens, weiter nichts. Sie wollten durchaus glücklich ſeyn; bei dieſer Bemühung iſt aber das Glück am leichteſten zu verfehlen, ſelbſt das Glück, liebes Kind, das Sie meinen: der bloße zerſtreuende Genuß des Lebens."

Henriette lächelte, anſtatt zu antworten; und bald nachher reiſte ſie mit ihrem Gatten, dem feinſten Kopfe, dem gebildetſten Weltmanne, nach Paris.

Der Einnehmer und ſeine Familie lebten in wahrem Glücke; und dies vermehrte ſich noch, als Antonie die Mutter eines ſchönen Kindes wurde. Einigkeit und Friede machten Allen jeden Tag zu einem Feſte. Der Einnehmer fing wieder an zu disputiren: ein ſicherer Beweis, daß er alle ſeine Unfälle vergeſſen hatte.

Nach ſechs Jahren kam unvermuthet Henriette wieder, um beim Vorüberreiſen zu ſehen, was ihre alten Freunde machten. Sie war ganz heiter, aber doch ein wenig ſtill. Schon während der wenigen Stunden, die ſie in Georgegrund blieb, ſah ſie, wie glücklich die ganze Familie lebte. Antonie ſank in einem Augenblicke, da ſie mit Henrietten allein war, an ihre Bruſt, und ſagte: „wie glücklich bin ich! wie glücklich ſind wir Alle! Mein guter Mann hat ein Herz voll inniger Liebe; er kann kaum eine Stunde ohne mich ſeyn, und iſt noch immer ſo zärtlich, wie an unſrem Hochzeitstage.“

Gute Antonie, ſagte Henriette; das macht dich ja zu einer Sklavin, zu der gebundenſten Sklavin auf der Erde!

„O Jettchen, wie glücklich iſt man als die Sklavin einer treuen, zärtlichen Liebe!“ — Sie beſchrieb ihr mit wahrem Entzücken das Leben, das ſie mit ihrem Manne, mit ihren Kindern, mit ihren Eltern führte.

O Antonie! ſagte Henriette endlich mit Thränen in den Augen; und ich . . . ich . . . Aber ſchweig! ſag es Niemanden! — ich habe das Glück des Lebens verfehlt. Leider hielt ich die Klugheit für alles, und das Herz für nichts. Ich wollte nicht lieben, um immer frei zu ſeyn; nun ſtehe ich da, und es ſchlägt ein kaltes, ſtarres, ungeliebtes Herz unter dieſem funkelnden Schmucke. — Sie riß ihre Brillanten unwillig von der Bruſt, und ſagte: ich wollte nur glänzen; darüber wurden die Herzen aller Menſchen für mich ſo kalt und hart, wie dieſe Steine. Leb wohl, du Glückliche! So glücklich, wie du, könnte ich ſelbſt ſeyn!

Antonie ſah ihr mitleidig nach. „O, die arme Frau!“ ſagte ſie endlich bedauernd, und warf ſich mit verdoppelter Zärtlichkeit an das liebevolle, treue Herz ihres Gatten.

Ende.

Bei dem Verleger ſind unter andern folgende Bücher herausgekommen:

Delbrück, Ferd., das Schöne, eine Unterſuchung. (Aus den lyriſchen Gedichten ꝛc. einzeln abgedruckt.) ⸗ ⸗ ⸗ 14 Gr.

Gedichte, lyriſche, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Ferdinand Delbrück. Nebſt einer Unterſuchung über das Schöne, und einer Abhandlung über die Grundſätze der Erklärung und des Vortrages lyriſcher Poeſieen. Erſter Band: Oden von Klopſtock ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 22 Gr.
Auf Velinpapier ⸗ ⸗ 1 Thlr. 16 Gr.

Lafontaine, A., Herrmann Lange, 2 Bände. (Familiengeſchichten 4r und 5r Bd.) Neue Auflage ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 3 Thlr. 8 Gr.
Auf Velinpapier ⸗ ⸗ ⸗ 5 Thlr.

Von dieſem Werke, wie von allen hier noch folgenden Lafontainiſchen Schriften, hat jeder Band ein Titelkupfer und eine Vignette von Hrn. W. Jury.

— — Karl Engelmanns Tagebuch. (Familiengeſchichten 6r Bd.) Neue Aufl. 1 Thlr. 8 Gr.
Auf Velinpapier ⸗ ⸗ ⸗ 2 Thlr.
— — Leben eines armen Landpredigers, zwei Bände. (Familiengeſchichten 7r und 8r Bd.) Neue Auflage ⸗ ⸗ ⸗ 3 Thlr. 12 Gr.
Auf Velinpapier ⸗ ⸗ ⸗ 5 Thlr.
— — Henriette Bellmann, 2 Bände. (Familiengeſchichten 9r und 10r Band.) 3 Thlr.
Auf Velinpapier ⸗ ⸗ 4 Thlr. 12 Gr.
— — Theodor; oder Cultur und Humanität, 2 Bde. Neue Aufl. ⸗ ⸗ 2 Thlr. 16 Gr.
Auf Velinpapier ⸗ ⸗ 4 Thlr. 8 Gr.
— — Kleine Romane und moraliſche Erzählungen, 6 Theile. ⸗ ⸗ ⸗ 5 Thlr.
— — derſelben 7r, 8r u. 9r Theil. 2 Thlr. 12 Gr.

Mit dem 9ten Theile iſt dieſe Sammlung geſchloſſen.

Lafontaine, A., Mährchen, kleine Romane und Erzählungen, 2 Bände 2 Thlr. 16 Gr.

Auf Holländ. Poſtpapier 3 Thlr. 8 Gr.

Dieſe Mährchen ſchließen ſich an die moraliſchen Erzählungen, oder, wie dieß Werk in der neuen verbeſſerten Ausgabe heißt: Kleine Romane und moraliſche Erzählungen. (Neun Bändchen.) Der Verfaſſer würde für dieſe Sammlung den Titel: Neue moraliſche Erzählungen ꝛc. gewählt haben, wenn ihn nicht die Induſtrie eines Nachdruckers daran gehindert hätte. Beide Bände enthalten, nur mit Ausnahme des Mährchens: Liſt über Liſt, wirklich neue kleine Romane und Erzählungen, die vorher noch nicht gedruckt waren.

Langbein, A. F. E., Talismane gegen die lange Weile. Erſte und zweite Sammlung. Mit Kupfern und Vignetten von W. Jury 2 Thlr. 16 Gr.

Auf Velinpapier ſ ſ ſ ſ 4 Thlr.

— — Eben dieſelben, dritte Samml. 1 Thlr. 8 Gr.

Auf Velinpapier ſ ſ 2 Thlr.

Merkel, G., Erzählungen. Erſtes Bändchen. Mit J. J. Rouſſeau's Bildniſſe ſ 22 Gr.

Auf Velinpapier ſ ſ 1 Thlr. 12 Gr.

Ramler, K. W., poetische Werke, 2 Bände. gr. 4. Auf geglättetem Schweizerpapier, mit Kupfern und Vignetten von B. Rode, J. C. Frisch und E. Henne. Pränumerationspreis ſ ſ ſ 3 Friedr.d'or.

— — dieselben in gr. 8. Auf geglättetem Schweizerpapier, mit Kupf. und Vignetten. Pränumerationspreis ſ 1½ Friedr.d'or.

— — dieselben auf Holländischem Schreibpapier ſ ſ ſ ſ 2 Thlr. 20 Gr.

Familiengeſchichten.

Von

August Lafontaine.

Elfter Band. ✓

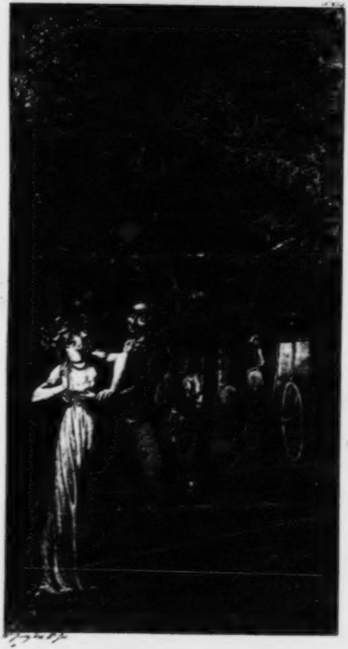
Barneck und Saldorf.

(Schlobitten)

Erſter Theil. ✓

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander
1804.



Barneck und Saldorf.

Von

August Lafontaine.

Erſter Theil.

Berlin,
bei J. D. Sander.
1804.

Barneck und Saldorf.

1.

Der Ueberfall.

Ruhig lebten wir, ich, meine Eltern, und einige Deutſche Koloniſten, in einem Winkel des Gebirges, von dichtem Walde umgeben, einige Meilen weit von dem Hudſonfluſſe: ruhig; glücklich wohl nicht. Meine Mutter war eine ſchöne Frau von zartem Körper, und mein Vater liebte ſie unausſprechlich, ſo wie ſie ihn. Das war aber auch alles; denn oft drückte er ſie an ſeine Bruſt, und ſagte mit tiefem Kummer: „ach, hätte ich dich in deiner freundlichen Heimath gelaſſen, meine Henriette! Hier . . .!“ Er faßte ihre Hände, welche von Arbeit hart geworden waren, und wendete dann den bekümmerten Blick gen Himmel. „Was fehlt mir denn?“ ſagte meine Mutter mit einem Lächeln, bei dem aber doch Thränen aus ihren Augen hervorbrachen. „Freilich muß ich arbeiten, und das wird mir ſchwer; ich werde mich aber daran gewöhnen.“ Mein Vater ſchüttelte ſanft den Kopf, und blickte unruhig auf die bleiche Farbe ihres Geſichts, ihre erloſchenen Augen und ihre abgefallenen Wangen. „Ach, wäreſt du dort!“ ſagte er noch einmal. „Ich wollte in dieſem unermeßlichen Walde, in dieſer grauenvollen Einſamkeit, noch einſamer, noch elender leben als jetzt.“ Dann lehnte meine Mutter das blaſſe Geſicht an ſeine Bruſt, und ſo ſtanden Beide eine lange Minute: mit der innigſten Liebe im Herzen, und dennoch ſo unglücklich. Er nahm die Axt, und arbeitete noch, um meiner Mutter einige Stunden Ruhe zu verſchaffen, mit übermenſchlichen Kräften, wenn alle Nachbaren ſchon längſt in ihre Hütten gegangen waren.

In dem ſtolzen Gefühle der mächtigen Liebe hatte mein Vater ſeine Geliebte ihrem harten Vormunde, der ſeine Liebe nicht billigte, und ihrem Vaterlande entführt. Beide hofften, in den Amerikaniſchen Wäldern die Ruhe zu finden, die ihnen fehlte, und träumten ſich die Hütte, welche ſie bewohnen wollten, zu einem Thron der Liebe. Sie kauften für den letzten Reſt ihres Vermögens ein fruchtbares Gefilde, das aber noch Wald war, und lebten glücklich, ſo lange die Vorräthe, die ſie mitgebracht hatten, noch dauerten. Nun mußten ſie mit angeſtrengten Kräften arbeiten; das erſchöpfte aber meine Mutter nach wenigen Jahren. Sie beſaßen, was ſie ſich gewünſcht hatten: eine reinliche Hütte von Baumſtämmen, ein Feld, einen Garten, der ſie nährte, eine kleine Heerde, die ſie kleidete; und dennoch fehlte ihnen mit den mancherlei Bequemlichkeiten des Lebens, an die ſie gewöhnt waren, alles. Wie konnten ſie nun glücklich ſeyn!

Eines Morgens, an einem ſchönen Herbſttage (die allein ſind in jenem Klima ſchön) verbreitete ſich bei unſern Nachbaren das Gerücht, daß die Engländer vom See her vordrängen. Nicht Einer von allen verſtand Engliſch, auch mein Vater nicht; doch man kam zu ihm, weil man ihm Muth und Klugheit zutrauete. Es wurde allgemein beſchloſſen, in die unerſteiglichen Schluchten der Allegeni-Gebirge zu fliehen. Meine Mutter, die dies hörte, ſeufzte, ſchon von der Vorſtellung ermattet: in die Gebirge! — „Wer weiß auch!“ ſagte mein Vater; „was könnten die Engländer hier wollen!“

Ja wohl! ſagte meine Mutter mit froher Heftigkeit; und es ſind Menſchen! . . . Soll ich ſterben, ſetzte ſie hinzu, ſo mag es hier ſeyn!

Mein Vater legte die Hand an die Stirn, und war unentſchloſſen. „Die Gebirge ſind ſo ſteil nicht, als du denkſt, Henriette!“ ſagte er endlich.

Ach, erwiederte ſie, ihm um den Hals fallend: für mich iſt alles zu ſteil, alles, was aufwärts geht, ſelbſt die Hoffnung. Ich muß hinab! hinab!

In dieſem Augenblicke hörten wir das verwirrte Geſchrei vieler Stimmen, und wilde Muſik. Mein Vater ſeufzte, und faßte die Hand meiner Mutter; doch der Schrekken hatte ſie gelähmt, ſo daß ſie kaum ſtehen konnte. „Rette dich mit ihm!“ rief ſie, auf mich zeigend; und ſchon ſtürzten aus dem Walde furchtbar bemahlte Wilde auf meinen Vater zu. Er ging ihnen mit dem weißen Halstuche meiner Mutter, als einem Zeichen des Friedens, entgegen; doch ein Wilder ſchlug ihn mit ſeiner Streitaxt nieder, und alle andern erhoben ein Siegesgeheul. Mit einem Schrei der ſchrecklichen Angſt, die ihr Kräfte gab, eilte meine Mutter meinem Vater zu Hülfe. Er wendete das brechende Auge auf ſie, rief: Henriette! und ſtarb in ihren Armen... In Verzweiflung ſtürzte ſie ſich nun unter die Wilden, die ſich ihrer ſogleich bemächtigten. Jetzt eilte ein Mann in Uniform, mit dem Degen in der Hand, herbei, und rief in unſrer Mutterſprache: „haltet ein, ihr Unmenſchen!“ — Er riß meine Mutter aus den Händen der wüthenden Wilden. Sie ſank vor Schwäche zu ſeinen Füßen nieder, und rief: „o, retten Sie meinen Sohn! Ich bin eine Deutſche!“ Als die Wilden ſich wieder näherten; trat der Officier, mit dem Degen in der Hand, vor meine Mutter hin, und ein Trupp Deutſcher Soldaten, der ſo eben kam, ſchloß einen Kreis um uns, die Wilden von uns abzuhalten. Der Officier richtete meine Mutter auf, und ſagte tröſtend: „liebe, unglückliche Landsmännin, Niemand ſoll Ihnen etwas zu Leide thun.“ Sie ſtreckte beide Arme nach mir aus, und drückte mich mit der lezten Kraft ihres Lebens an die Bruſt. Die Wilden erhoben ein ſchreckliches Geheul. Sie wendete furchtſam das Geſicht nach ihnen um, und ſagte dann zu dem Officier: beſchützen Sie mein Kind! Er verſprach ihr, mein Vater zu ſeyn und ſie zu ſichern. Doch ſchon hatte im Getümmel der Dolch eines grauſamen Wilden ſie getroffen. Sie ſank in meine bebende Arme, rief noch einmal den Nahmen meines Vaters, und ſtarb nach wenigen Minuten.

Als ich, damals ein Knabe von zehn Jahren, den Leichnam ſanft auf den Boden gelegt und jammernd geſagt hatte: meine Mutter iſt todt! trat der Officier zürnend, mit gezogenem Degen, auf die Schaar der Wilden zu, und ſchien im Begriff, die doppelte Mordthat durch Blut zu rächen. Doch er ließ den Degen wieder ſinken, und ſagte, langſam das Geſicht gen Himmel aufhebend: „guter Gott! müſſen Menſchen in Geſellſchaft mit Tiegern fechten? ... Sind auch das deine Kinder?" O, ich werde ſein Geſicht voll Zorns und Schmerzes, voll Abſcheu's und Güte, nie vergeſſen; nie vergeſſen, wie er dann das Auge voll lächelnder Wehmuth auf mich wendete, die Hand auf meine Stirn legte, und zu mir ſagte: „von jetzt an bin ich dein Vater!"

Die Soldaten begruben meine Eltern. Ein Engländer, der die Sprache der Wilden verſtand, mußte ihnen ſagen, wie grauſam es ſey, wehrloſe Menſchen zu ermorden. Sie riefen laut und mit einem ſtolzen, höhniſchen Lächeln: Etau! Etau! Mein neuer Vater faßte meine Hand, und wir zogen weiter. Ich mußte ihm unterwegs erzählen, wer meine Eltern, und aus welcher Gegend von Deutſchland ſie geweſen wären.

Wir durchſtreiften einige Tage lang die Wälder; dann kehrten wir, ohne Feinde angetroffen zu haben, zu der Armee zurück, die bei dem Fort Eduard gelagert war.

Was empfand ich, und wie erwachten alle meine Sinne, alle meine Kräfte, als ich auf einmal aus dem öden, todten Schweigen der unermeßlichen Wälder, aus der ſtillen Hütte meiner Eltern, in das laute Getümmel, in das bewegungsvolle, freie Leben des Lagers verſetzt wurde! Ich glaubte, daß ich erſt jetzt anfinge, zu leben. Alles war mir neu, ſogar die Menſchen; alles zog mich an, alles liebte ich, weil ich bisher faſt weiter nichts gekannt hatte, als Wälder, unſre Hütte von Baumſtämmen, die wenigen Geräthe meiner Eltern, und unſre kleine Heerde. So vergaß ich denn bald die traurigen Unfälle, die mich aus der Einöde in dieſe Welt voll regen Lebens verſetzt hatten. Ich liebte meinen neuen Vater eben ſo ſehr, wie ſonſt meine Eltern; und er liebte auch mich, meine Unſchuld, mein Zutrauen, meine Herzensgüte und meine Treuherzigkeit. Mich hatte ja die zärtlichſte Liebe erzogen, und die Einſamkeit vor böſen Beiſpielen und Fehlern bewahrt. Jedem Menſchen — die Wilden ausgenommen, welche ich haßte, wie ich damals haſſen konnte — trug ich mein Herz entgegen; und alle Menſchen waren mir gleich. Ich kannte den Unterſchied der Stände noch nicht, und ſprach daher mit dem kommandirenden General ſo treuherzig, wie mit meinem Vater, oder mit den Soldaten ſeiner Compagnie. Schon nach einigen Tagen war ich im ganzen Lager, wo die Deutſchen Truppen ſtanden, bekannt. Mein Unglück hatte mich zu einem Gegenſtande der allgemeinen Neugierde und des Mitleidens gemacht; meine Unkunde aller Verhältniſſe, meine frohe Unſchuld und meine zutrauensvolle Güte erwarben mir allgemeine Liebe. In jedem Zelte hatte ich Freunde; kurz, ich war ſehr glücklich.

Um meinen Unterricht bekümmerte ſich niemand. Ich lernte die Welt durch mich ſelbſt kennen, trug keine der Feſſeln, die man Kindern ſonſt anlegt, war Herr meiner Zeit, meiner Beſchäftigungen, und beobachtete unaufhörlich mit geſunden Sinnen. Ueberall half ich, wo irgend eine mir unbekannte Arbeit mich anzog. Bald war ich bei der Reiterei, bald bei der Artillerie. Ich brannte meine Kanone ſo ruhig ab, wie der älteſte Kanonier, und hielt mich unter meinen Freunden für ſo ſicher, daß mir ein Unfall unmöglich ſchien. Doch mein ganzes Herz hing an meinem neuen Vater. Auf den Märſchen war ich immer an ſeiner Seite, bald zu Pferde, bald zu Fuß. Ich trug ſeine Feldflaſche, und immer war ſie mit friſchem Quellwaſſer gefüllt, das ich oft eine Stunde weit von der marſchirenden Kolonne aufſuchte. Fehlte es an Waſſer, ſo ertrug ich lieber den brennendſten Durſt, als daß ich die wenigen Tropfen in meiner Flaſche getrunken hätte. Mein Vater erfuhr das, und dieſer Beweis meiner Liebe rührte ihn. Er lächelte, legte die Hand auf meine Stirn, und ſagte: „mein Sohn!" Ich ſtahl mich von ſeiner Seite, ſammelte erfriſchende Beeren und Wurzeln, brachte ſie ihm, und war ſehr glücklich, wenn ſie ihm ſchmeckten.

Endlich trafen wir auf den Feind. Der Capitain Barneck (ſo hieß mein neuer Vater) wurde voraus detaſchirt. Er gab mir ſeine Uhr und ſeine Börſe, nahm ſeine Feldflaſche ſelbſt, und befahl mir, bei der Bagage zu bleiben. Ich blieb traurig zurück; doch nicht lange, ſo übergab ich Börſe und Uhr einem Wundarzt, der meinen Vater liebte, nahm einige Flaſchen mit Wein und mit Waſſer, und folgte den vorrückenden Truppen von weitem. So wie das Feüern der Feinde anging, eilte ich hinzu, ſtand hinter der Compagnie meines Vaters, und heftete die Augen ſtarr auf ihn, ohne daß er mich bemerkte. Jetzt fiel ein Mann, und bald noch einer. Ich näherte mich meinem Vater immer mehr, und ſann, wie betäubt, auf ein Mittel, ihn vor den Kugeln zu ſichern. Die Schüſſe aus einem Walde vor uns kamen häufiger, und es fielen Mehrere; doch ich hatte für ſonſt nichts, als für den Capitain, Augen.

Eine Kugel ſtreifte mich ſelbſt an der Schulter; ich achtete es aber nicht. Wir rückten vorwärts in den Wald, um den Feind zu vertreiben, und nach ſechs Stunden hörte das Schießen auf, weil er geflohen war. Alles, lagerte ſich nun ermattet um ein Feuer, und man ſuchte Waſſer; da ſprang ich hervor, und brachte dem Capitain meinen Vorrath. „Sieh da!" ſagte er: „kommen die Uebrigen auch?"

Nein, Vater! —

„Woher denn du?"

Ich bringe dir Waſſer und Wein. — Der, Herr Hauptmann, ſagte ein Soldat, iſt auf dem Platze geweſen, mitten im Feuer, wie einer von uns. Er ſchlich hinter der Compagnie her, wie eine Katze.

„Ich hatte dir aber verboten...!" ſagte mein Vater mit finſtrer Stirn.

Ich faßte ſeine Hand. Es hat mir weh gethan, ſagte ich; aber ich mußte ſeyn, wo du warſt.

„Knabe," ſagte er gütiger, „du mußt gehorchen lernen. — Haſt du mich denn ſo lieb?" fragte er nach einer Pauſe, und jetzt bemerkte er das Blut an meiner Schulter.

O, das iſt ſchon wieder gut, ſagte ich ſchnell: das bekam ich gleich zu Anfange; es ſchmerzt nicht einmal. Meine Wunde machte ihn ängſtlich; doch man fand ſie ganz unbedeutend. Er umarmte mich mit großer Zärtlichkeit, und ſagte: „künftig werde ich dich jemand in Obhut geben!“

Mitten unter dem heftigſten Feuer hatten uns alle Wilde verlaſſen. Ich ſagte das meinem Vater, und ein Engliſcher Officier beſtätigte es bald nachher. Trotz dem, was Alle über die Folgen dieſes Verluſtes ſagten, äußerte ich doch laut meine Freude. Müſſen denn, ſagte ich, als man mir Vorwürfe darüber machte: — müſſen denn Menſchen in Geſellſchaft von Tiegern fechten?

Am folgenden Tage bekam mein Vater den Auftrag, die Todten begraben zu laſſen, und auf ſeinen Befehl mußte ich ihn begleiten. Der Anblick ergriff mich ſehr heftig. Ich ſaß mit meinem Vater unter einem Baume, und wir ſchwiegen Beide. So viele! ſagte ich endlich.

„So viele!“ wiederholte er ſeufzend.

Und warum?

Er ſah in die Wolken, und ſagte endlich: „das weiß Der!"

Ich legte weinend den Kopf auf ſeine Kniee, und ſchluchzte: mein Vater, meine Mutter! und dieſe Alle! (Sein Blick blieb an den Wolken hangen.) Wer hat denn Recht? fragte ich nach einer kleinen Weile.

„Keiner!" rief er heftig; „keiner von allen! Denn was ſind alle Schätze der Welt gegen einen Tropfen Blut aus dem Herzen eines Menſchen!" Er ſprang auf, und ging mit ſtarken, feſten Schritten, doch vor ſich nieder blickend, zwiſchen den Todten umher. Dann kam er wieder zu mir. „Und die Tieger!" ſagte er noch heftiger; „und dann hier Bruder gegen Bruder, Freund gegen Freund! Ja, Freund gegen Freund! und ich weiß nicht, wer Recht hat! . . . — Stände hier meine Hütte; hätte ich hier Weib und Kind zu vertheidigen: dann! — Aber Freund gegen Freund! und ich weiß nicht, wer Recht hat! Ich wollte, dein Vater hätte mich begraben, mein Sohn, und er ſtände hier an meiner Stelle; denn er wußte, wer Recht hat."

Ich verſtand ihn nicht; doch ich weinte noch heißer, weil ſein Schmerz mich rührte. „Freund gegen Freund!" wiederholte er unterwegs noch einige Mal mit finſtrer Schwermuth. Er wurde auch im Lager nicht wieder freundlich, und ertrug meine Liebkoſungen nur, ohne ſie zu erwiedern. Ich rief den Bataillons-Chirurgus Fraſer, einen finſtern Mann, der aber die Kunſt verſtand, meinen Vater zu erheitern. „Das Kind da," ſagte dieſer, als der Wundarzt in ſein Zelt trat, „hat einen Stachel in meine Bruſt geworfen. Freund gegen Freund! Fraſer, Freund gegen Freund!" — Bei meiner Ehre, erwiederte der Wundarzt finſter: er iſt des Andenkens nicht werth.

„Werth? Wenn auch nicht! er iſt doch mein Freund! Und wenn er mir gegenüber ſtände, Doktor! ich ſage, wenn er mir gegenüber ſtände!"

Wer hat ihn dahin geſtellt? erwiederte

Fraſer bitter. Wer? Er könnte ſtehen, wo Sie ſtehen, Herr Hauptmann.

„Alles nichts! Von Jugend auf waren wir Kameraden, erſt beim Spiel, und dann im Dienſt. Wir paßten nicht für einander, ich wenigſtens gewiß nicht für ihn. Oft ſtellte ich mich ihm gegenüber; oft, und recht feindlich. Er nahm mich aber jedes Mal an ſeine Bruſt. Ja, das that er! Und fände ich ihn mir gegenüber, heute oder morgen: er würde mit ſeiner Bruſt die Kugeln auffangen, die mir drohten."

Ich frage: wer hat ihn dahin geſtellt, Ihnen gegenüber? Antworten Sie mir darauf, Herr Hauptmann! Er trug Ihre Uniform.

„Das that er; beim Teufel! das that er. Den Morgen, da ich erfuhr, daß er fort wäre — Der Schurke! rief ich. Ja, das harte Wort entfuhr mir. Nun wiſſen zwei Menſchen, daß ich es herausſtieß, Sie und ich. Herr, ich war hitzig; denn — Fahne und Regiment verlaſſen! Alle Liebe zu ihm wollte ich aus meinem Herzen reißen; ſie war aber darin verwachſen, wie die Wurzeln eines Eichbaums im Boden. Hätte er mich verrathen, mir eine Kugel in die Bruſt gejagt, ich würde nicht ein Wort geſagt haben. Aber weglaufen, Ehre und alles im Stich laſſen! Sie wiſſen, es iſt das erſte Mal, daß ich davon rede. Sein Nahme ſteht feſt in meinem Herzen; doch über meine Zunge ſollte er nicht wieder kommen, das hatte ich geſchworen. Aber das Kind da!" (Er zeigte auf mich.)

Was ſoll das Kind?

„Ich frage Sie, Doktor: wer hat denn Recht? wer? England oder die Kolonieen? Wir ſchlagen hier todt, und werden todtgeſchlagen, wie es denn fällt. Und wer hat Recht? Noch nie habe ich mich aus dem Geträtſch von Stempelakte, Zollkommiſſion, und Taxenverordnung herausfinden können; und das iſt mir jetzt lieb. Ich folge meiner Fahne, führte ſie mich auch an den hölliſchen Abgrund. Was habe ich da zu ſpintiſiren? Aber, wenn man alle Tage hört, und ſogar in den Engliſchen Zeitungen lieſt, wie ſie

L. B.
Weimar

ſelbſt im Parlamente darüber urtheilen, ſo ... Ich frage: wer hat Recht? ... Wie! wenn ich ihm nun gegenüber ſtände, und — Gott ſende mir vorher eine barmherzige Kugel! — unſre Hände wären von dem Herzblut des Freundes gefärbt; ich fragte ihn dann: wer ſtellte dich mir gegenüber, Saldorf? Könnte er nicht eben ſo fragen: wer hat Recht, wir oder ihr? Ich berieſe mich auf meine Fahne; er auf das Recht und ſein Gewiſſen. Sie haben ja oft gehört, wie er ſchon vorher dachte, wie er ſeinen Wein immer auf das Wohl des Congreſſes trank, und wie er Händel mit allen Engliſchen Officieren bekam. Ich hatte nichts dagegen; war dem Hitzkopf doch das weite Weltmeer nur ein Sumpf, und Europa nur eine Erdſcholle. Aber davon zu gehen, und ſich mir gegenüber hinzuſtellen! Es giebt nicht zwei Brüder auf der Erde, die einander ſo lieben, als wir. Fraſer! hätte ich ihn nun heute unter den Todten gefunden! Guter Gott! — Schurke! ſo hab' ich ihn genannt, als ich hörte, daß er durchgegangen wäre. Dies

Wort kann nur Blut verſöhnen. Und ſeitdem der Kleine da fragte: wer hat Recht? und es mir vorkam, als richteten alle die Todten ſich auf, und hielten ihre verſtümmelten Glieder gen Himmel, und als hörte ich alle ihre Witwen und Waiſen rufen: war es recht? da ſtand auch der Schatten meines Saldorf vor mir, und fragte: bin ich ein Schurke? Und bedenke ich, lieber Fraſer, wie er war; wie er oft glühete, und wie er ſpintiſirte über Unrecht und Recht; wie er mich, wenn ich ihn beruhigen wollte, einen zahmen Hund an der Kette nannte; und wie er die Menſchen liebte, ganz anders als ich; und wie er behauptete, wer recht liebe, müſſe auch recht haſſen können: ſo kann ich begreifen, daß er zuletzt davon gehen mußte. Denn, zum Teufel! Fraſer, wenn er uns erzählte von Bunkerhill und ſo weiter: ſtießen wir nicht unſre Gläſer mit an?"

Er hat die Fahne verlaſſen, und ſeinen Eid gebrochen: dabei bleibe ich. Sagen Sie dagegen etwas, wenn Sie können, Herr

Hauptmann! Nähmen wir ihn gefangen, er würde zum Erſchießen verurtheilt, und Sie ſollten das Exekutions-Commando kommandiren — könnten Sie ſagen: er hatte Recht?

„Nicht ein Wort könnte ich ſagen, du Unmenſch! Aber ſterben könnte und würde ich vor Schmerz, ehe das Wort: Feuer! aus meinem Munde käme.“ — Hier ſtand er auf und trat vor das Zelt. Fraſer blieb ruhig ſitzen, ohne eine Miene zu verändern. Der Capitain kam nach einer Weile wieder herein, und ſagte: „Baſta, Dokter!“ — Das Geſpräch war abgebrochen, und Beide ſpielten ein Paar Stunden Piket.

Am folgenden Morgen kam die Nachricht, daß der Feind ſich vor unſrer Front verſchanzte. Nun entſtand im Lager bald der größte Mangel an allem. „Armer Burſche!“ ſagte der Capitain zu mir, als er mir die kleine Portion Brot reichte. „Ich verſprach, dein Vater zu ſeyn, und kann dir nicht ſatt zu eſſen geben!“ Es wurde ein Angriff gewagt; der Feind ſchlug uns aber, beſonders den linken Flügel, auf welchem wir ſtanden. Unſer General dachte nun auf den Rückzug; doch vergebens. Wir waren überall von Feinden umringt; wohin wir uns wendeten, ſahen wir Befeſtigungen, die uns von dem See abſchnitten. Man ſprach von einer Convention, von Gefangennehmung unſrer Armee; und ich zitterte. Gefangen? ſagte Fraſer. Was iſt es am Ende? Wir hören auf, todt zu ſchlagen: das iſt alles.

Der Hauptmann ſah ihn finſter an. „Da hört man den Wundarzt, den Handwerker — zum Teufel! — hätte ich beinahe geſagt, dem es gleichviel iſt, wo, und wie er lebt. Gefangen! Das iſt das ſchwerſte Schickſal für einen Mann. Nein, ich mag nicht disputiren. Aber, Herr, mit tauſend Freuden will ich, wenn der General es befiehlt, mit meiner Compagnie angreifen, bis wir Alle da liegen."

Und wozu? fragte der Wundarzt kalt. Was wäre damit geholfen, wenn wir Alle da lägen?

„Geholfen freilich nichts. Sie haben Recht. Doch ich fühle, daß auch ich Recht habe. Ein Mann muß ſterben können, wenn es noth thut."

Wenn es noth thut!

„Gefangen werden: da thut es noth."—

Und dennoch ſollte meinen edlen Capitain dies ſchwere Schickſal treffen. Er erblaßte, als ſeine Compagnie die Gewehre zuſammen ſetzte, und ſprach das letzte Commandowort mit abgewendetem Geſicht, mit zitternder Stimme. Dann ſetzte er ſich auf ſein Pferd, und winkte mir. „Erzähle mir, Ludwig," ſagte er: „etwas Luſtiges, Schnurren aus dem Lager." Ich erzählte, merkte aber bald, daß er nicht zuhörte. „Kind," ſagte er auf einmal, „der General Gates iſt ein ſehr edler Mann, obgleich unſer Feind. Ich wollte, der Doktor wäre hier!"

Fraſer ging hinter ſeinem Pferde. Hier bin ich, Herr Hauptmann!

„Doktor, wenn Gefangenſchaft nicht ſchlimmer, als Elend und Tod, wäre: warum durfte denn nicht Ein Amerikaner zugegen ſeyn, als wir die Gewehre ſtreckten? Bei Gott! Doktor, ich wünſchte mir eine große

Gelegenheit, dem General in Ehren dafür zu danken. Er iſt ein edler Menſch, der wohl weiß, was es einem Manne koſtet, ſeine Waffen abzugeben. Baſta, Doktor! Ich will nicht darüber disputiren; denn ich habe Recht. Sahen Sie wohl die blaſſen Geſichter meiner Compagnie? die Thränen — bei meiner Ehre! — Thränen auf den Schnurrbärten, den Zorn, mit dem ſie die Gewehre abgaben? Sahen Sie, Fraſer? Und nun disputiren Sie!"

Sahen Sie, daß eben dieſe Leute eine Viertelſtunde nachher zu dem Feinde übergingen?

„Das thaten ſie, weil man ſie wider ihren Willen hieher geſchickt hat; aber die Thränen weinten ſie als Männer." Er gab ſeinem Pferde die Sporne, und eilte davon.

Wir langten bei Boſton an. Hier nahmen mehrere Leute von des Capitains Compagnie bei dem Feinde Dienſte; und das war das Kränkendſte für meinen armen Vater. Er verließ ſein erſtes Quartier, und zog in eine Pachterwohnung, die weiter von

Winterhill, wo die Deutſchen Truppen lagen, entfernt war. Ich mußte ihn begleiten, und wurde ihm nun in der That nützlich. Da ich überall hingehen durfte, ſo holte ich ihm alle die kleinen Bequemlichkeiten zuſammen, die ihm fehlten; ich ging ſogar nach Boſton, wo kein Soldat eingelaſſen wurde.

Auf einem meiner Gänge nach Cambridge ſtieß ich auf einen Mann, der mich mit ſeinen großen, ſchwarzen, blitzenden Augen aufmerkſam betrachtete. „Mich dünkt,“ hob er in Deutſcher Sprache an, „ich habe dich ſchon irgendwo geſehen;“ und ehe eine Viertelſtunde verging, hatte er mir alle meine Begebenheiten abgefragt. Nach einigen Tagen traf ich ihn wieder, und nun faſt täglich, ich mochte hingehen, wohin ich wollte. Ich mußte ihm von meinem Capitain erzählen, und er erzählte mir dagegen Geſchichten, die mir, je länger je intereſſanter wurden. Alles, was ich für den Capitain zu haben wünſchte, verſchaffte er mir; zur Dankbarkeit mußte ich ihm Wort für Wort deſſen Unterredungen mit mir und mit Fraſern wiederholen. (Dieſer beſuchte nehmlich meinen Vater ſehr oft; denn obgleich Beide faſt nie einerlei Meinung waren, ſo konnten ſie doch nicht ohne einander leben.) Am Ende wurde der Mann mir aber etwas bedenklich; denn bei mehrern Erzählungen ſah ich ihn ergrimmen, und dann wieder in die wehmüthigſte Bewegung gerathen. Endlich, als ich einmal bei dem Capitain allein war, trat eben dieſer Mann in das Zimmer. „O, mein Gott!“ rief der Capitain, aufſpringend, und breitete ihm die Arme entgegen. „Saldorf!“

Saldorf ſtürzte an die Bruſt des Capitains. Beide hielten einander lange und innig umarmt, ohne ein Wort zu reden. Karl! Karl! rief der Fremde; ich habe dein Herz noch: das iſt genug. Du haſt mich einen Schurken genannt. Aber du weißt nichts, gar nichts, Karl!

„Saldorf,“ ſagte der Capitain ſehr ernſt; „ich mag nichts ſo ungern hören, als Entſchuldigungen. Darüber ſind wir, Gott Lob, eins.“

Ja, darüber; denn der Teufel kann ſich entſchuldigen, wenn er will. Auch fällt mir das nicht ein. Ich habe es hundertmal geſtanden, Karl, wenn ich einen Narrenſtreich begangen hatte, doch nie einen entſchuldigt, wenn ich ihn nicht rechtfertigen konnte. Das kann ich jetzt, Karl, das kann ich; aber ich will nicht, ich darf nicht.

„Ich bitte dich, Alexander, rechtfertige dich, wenn du kannſt! Um unſrer Freundſchaft willen, bitte ich dich."

Ich will nicht, antwortete Saldorf ernſt; eben um unſrer Freundſchaft willen nicht.

„Rechtfertige dich! Du haſt die Fahne verlaſſen, zu der du geſchworen hatteſt!"

Ich will nicht, antwortete Saldorf kalt.

„Man hat dich beim Regimente ausgetrommelt. Rechtfertige dich, Alexander!"

Ich kann es, aber ich will nicht! (Saldorfs Ton blieb kalt, doch ſeine Augen funkelten.)

„Du hielteſt die Sache der Kolonieen für gerechter, als die unſrige, Alexander . . .

In einer Stunde deiner gewöhnlichen Hitze . . . . nicht wahr?"

Als ich das Regiment verließ, war ich ſo kalt, wie dein Fraſer. Die gerechte Sache des Congreſſes trieb mich nicht.

„Die nicht? die nicht? Alexander, ich bitte, rechtfertige dich! Was trieb dich denn ſonſt, deine Ehre ſo hin zu werfen?"

Ich gehe nach Europa zurück. Karl, laß uns als Freunde ſcheiden. Traue mir einmal. Ich habe ein gefährliches Geheimniß; laß es mich allein haben! Ich muß fort. Noch einmal: ich kann mich rechtfertigen; doch ich will nicht.

Des Capitains Augen blitzten. „Rechtfertige dich, wenn du kannſt!"

Ich will nicht; und wenn du mich jetzt von deinem Herzen ſtoßen möchteſt, ſo denke, ehe du es thuſt, an Leipzig, an das Roſenthal.

Der Capitain blieb gedankenvoll ſtehen; dann warf er forſchende Blicke auf ſeinen Freund. „Alexander, du haſt mir viele ſchmerzliche Stunden gemacht! Aber es ſey.

Ich habe dich in der Hitze einen Schurken genannt. Das darfſt du nicht auf dir ſitzen laſſen, wenn du Recht haſt."

Karl, blutete dein Herz nicht, als du das Wort ausſpracheſt?

„Freilich blutete es, Alexander. Aber ſieh, ich wollte eben auf die Parade gehen; da kam . . ."

Dein Herz blutete, Karl; Blut wäſcht die Beleidigung ab: die Sache iſt abgethan. Komm an mein Herz, und traue mir.

Beide umarmten einander. Ich muß fort, ſagte Saldorf. Ausgelöſ't werdet ihr nicht, das weiß ich. Du biſt in Sicherheit. Wäre das nicht, ſo bliebe ich hier, und würde mit dir fallen.

„Oder von meiner Hand! . . . O, du Unmenſch! mußteſt du dich mir als Feind gegenüber ſtellen? Wenn nun . . ."

Alexander ſah ihn lächelnd an. Konnteſt du das einen Augenblick glauben? Man bot mir viel, ſehr viel. Mein Herz zog mich zu den gedrückten Kolonieen; doch ich floh die lockende Verſuchung. Zum erſten Male that ich nicht, was mir recht ſchien; denn ich mußte die Waffen auch gegen dich erheben. . . . Ich gehe jetzt nach Europa.

„Trotzkopf!" ſagte der Capitain, mit einer Umarmung; „ſo habe ich doch einmal deinen Starrſinn überwunden. Du dienſt meinetwegen nicht? Lieber Alexander!"

Dienſt! dienſt! Karl, das ſage ich ja. Da haſt du's. Dienſt! Ich wählte meinen Stand freiwillig; gedient habe ich nicht.

„Man ſagt ſo," erwiederte der Capitain mit ſanftem Tone.

Recht, man ſagt ſo, und thut auch ſo. Das iſt es eben! . . . Leb wohl, Karl.

Beide hielten einander feſt an den Händen, und konnten ſich nicht trennen. „Du biſt ein guter, ein edler Menſch," ſagte der Capitain noch zuletzt; „beſſer als ich, viel beſſer. Wenn ich an alles zurück denke, an unſre Kindheit, an unſre Jugend . . ."

Laß das, Karl! Ich muß fort, und kann doch nicht, wenn du weiter redeſt.

„. . . wie du allen Menſchen ſtandeſt, einem Fürſten wie einem Bettler; wie wild du warſt, wie trotzig, wie ſtarrköpfig, und gegen mich doch ſo gut, ſo ſanft, wie ein freundliches Kind; wie du alles mit mir theilteſt, meinen Schmerz und deine Freuden; wie wir im Roſenthale . . ."

Laß das! Ich muß fort. — Er umarmte den Capitain noch einmal, und eilte wild zur Thür hinaus.

„O, er war viel beſſer! als ich;" ſagte der Capitain noch zehnmal, als Saldorf fort war. Fraſer kam. „Saldorf iſt hier geweſen," ſagte der Capitain ganz ruhig. „Er iſt gerechtfertigt. Aber baſta! denn ich kann nicht ſagen, wie. Alſo baſta, Doktor!" Fraſer ließ ſich erzählen; dann ſagte er: das Beſte vergißt er doch immer. Es war eine ſo gute Gelegenheit, Briefe nach Europa zu ſchicken. Aber er denkt an nichts, an gar nichts.

„Ich eben ſo wenig. So lange er bei mir war, hatte ich nur für ihn Sinne und Gedanken. Ich hätte wohl gern einen Brief nach Deutſchland hin. Aber ich glaube, Saldorf hat in ſeinem Leben nicht zwei Briefe geſchrieben; und daß es Poſten giebt, daran denkt er nicht. Hatte er mir etwas zu ſagen, ſo ritt er drei Meilen, um mich zu ſprechen; zu einem Briefe war er nicht zu bringen."

Zu nichts, wozu Ordnung gehört. — Beide ſtritten darüber, bis der Kapitain das Geſpräch mit ſeinem „Baſta!" abbrach.

Einige Tage nach Saldorfs Beſuch kam ein Kommiſſair zu dem Capitain, und brachte ihm die Erlaubniß, auf ſein Ehrenwort überall hinzugehen, wohin er wollte. Wir wiſſen, wie wir mit Ihnen daran ſind, ſetzte er lächelnd und bedeutend hinzu.

„Wie Sie mit mir daran ſind?" fuhr der Capitain hitzig auf. „Ich bin ein Deutſcher Officier von Ehre. Wie ſind Sie denn mit mir daran?"

Fraſer fiel dem Capitain ins Wort, und ſagte, lächelnd und bedeutend, wie der Kommiſſair, allerlei Räthſelhaftes, das jeder von den beiden Andern für ſich auslegen konnte. Ich weiß ja, ſagte der Kommiſſair, indem er den Erlaubnißſchein auf den Tiſch legte;

der Freund des Herrn Capitains, Herr von Saldorf, hat ...

Ganz recht, eben der! erwiederte Fraſer, um den Capitain nicht zu Worte kommen zu laſſen.

Der Kommiſſair ging, und der Capitain brach los. „Wiſſen Sie darum, Fraſer? Zum Teufel! der Kerl ſchien mich ja für eine Art von Ueberläufer zu halten!"

Wofür er will, antwortete Fraſer lächelnd. Gott Lob, Herr Capitain, daß wir den Erlaubnißſchein haben! Die Gefangenſchaft nagte an Ihrem Herzen. Sie bedürfen Zerſtreuung. Wie oft haben Sie nicht im Herzen gewünſcht, die Zeit bis zur Auswechſelung der Gefangenen mit Reiſen zubringen zu können! Nun, der Wunſch iſt erfüllt, und gewiß durch Saldorf.

Der Capitain las den Erlaubnißſchein, und warf ihn hin. „Darauf reiſe ich nicht einen Schritt; ich will die Mummerei nicht. Und ſäße ich im Abgrunde der Erde gefangen, ſo wollte ich nicht anders als mit Ehre heraus."

Sie dürfen ja nur den General befragen; und hat der nichts dawider, so iſt Ihre Ehre geſichert.

„Kein Menſch kann meine Ehre ſichern, als ich ſelbſt. Ich mag das Ding nicht."

Fraſer ſchwieg; er ſprach aber mit dem General, und dieſer hatte nichts dagegen, daß der Capitain ſich der Erlaubniß bediente. Auch das wirkte noch nicht; es koſtete Fraſern Zeit und Mühe, den Capitain dahin zu bringen, daß er von der Erlaubniß Gebrauch machte. Der Aufenthalt unter Truppen, die ſich täglich verminderten, wurde ihm aber am Ende läſtig, und erinnerte ihn täglich an ſeine Gefangenſchaft; die Härte, womit die Gefangenen behandelt wurden, und der Bruch der Convention von Seiten des Congreſſes, machten ſein Gefühl von Tage zu Tage peinlicher. „Ich wollte, daß ich das Ding da auf eine andere Art bekommen hätte!" ſagte er endlich zu Fraſern.

Herr Hauptmann, Sie haben das Papier rechtmäßig. — Nun hielt Fraſer eine lange Rede, und der Erfolg war, daß der Capitain, begleitet von mir und einem Reitknecht, Myſtik, wo wir zuletzt gewohnt hatten, verließ, und auf gutes Glück auszog.

„Laßt uns weſtlich über das Gebirge ziehen,“ ſagte der Capitain. „Ich möchte einmal zu Menſchen, wahren Menſchen. Der Blauröcke, der Rothröcke, und der Minutenmenſchen bin ich überdrüßig. Menſchen, bloße Menſchen, will ich ſehen.“

Bloße Menſchen? Das ſind die Wilden! ſagte der Reitknecht zu mir. — Auch die nicht; ſie ſind bemahlt, erwiederte ich. — Nun, wenn der Herr die nicht meint, ſo weiß ich's nicht.

Wir hatten Recht mit unſerm Geſpräch über des Capitains bloße Menſchen. Er zog mit uns zwiſchen den Zweigen des Allegeny-Gebirges hin, über den Hudſon, über den Delaware, in den weſtlichen Theil von Penſylvanien. Sind wir nun bald bei den bloßen Menſchen? fragte der Reitknecht mich oft; und endlich hörte es der Capitain. „Ich glaube faſt nicht,“ ſagte er, „daß wir ſie finden werden, Johann. Hier in dieſen ruhe-

und friedevollen Wäldern habe ich ſie vermuthet, und ſie nicht gefunden. Ueber ein Jahr, wenn wir dann noch Gefangene ſind, wollen wir ſie am Erie, am Ontario ſuchen; und finden wir ſie auch da nicht, Johann, ſo wollen wir den, der uns wieder nach bloßen Menſchen April ſchickt, dreiſt einen Narren nennen."

Aber was iſt denn Großes daran zu ſehen? fragte der Reitknecht, noch immer in ſeinem Mißverſtändniſſe des Wortes: bloß.

„Was daran iſt, Johann? O, wer einen findet, hat viel gefunden; und wer es ſelbſt iſt, der — Ja, ich glaube, daß ich einen kenne, der noch dazu mein Freund iſt. (Er dachte an Saldorf.) Und — hier in dieſer Wüſte hört es ja Niemand — Johann, zuweilen kann ich glauben, auch ich ſey halb und halb einer." (Der Reitknecht ſtand mit großen Augen da, und betrachtete ſeinen Herrn.) „Und du, ehrlicher Johann, denk' ich, biſt auch ein Stück davon; Ludwig da gewiß."

Ja, wenn das ehrlich und redlich heißen

ſoll — meiner Seele! Herr Hauptmann, ich will mich und Sie nicht rühmen, das iſt gegen den Reſpekt; aber ſo ſind wir bloße Menſchen, bloß wie meine Hand. Nun verſteh' ich's erſt. Ja freilich! die Saat ſteht dünn auf der Erde. Da könnten wir lange ſuchen!

Wir ſuchten im folgenden Jahre am Erie, am Ontario, dann ſüdlicher, an den ſchönen Ufern des Tenneſie, auf den Ebenen am Ohio; doch allenthalben vergebens. Als wir zurückkehrten, ritt der Capitain lange nachdenkend und ſchweigend vor uns her; endlich ſagte er vor ſich: „er hat Recht, und immer Recht. Wäre der Menſch in den Wäldern, unter den Wilden, zu finden: wozu müßte uns denn die Vorſehung erſt durch Jahrhunderte voll Blut, voll Scheiterhaufen und Jammer treiben? Kommt, laßt uns gerades Weges nach Hauſe reiten! Ich wollte, wir hätten Frieden, oder wir würden ausgelöſ't, und wären in unſrer Heimath."

Ja, das war ein Wunſch, Herr Hauptmann, den Gott ſegnen möge! Mir war nicht wohl dabei zu Muthe, als wir nach Neu-York wollten, und durch die Höllenpforte, durch des Teufels Bratpfanne, mußten. Ja, wollte Gott, alle ehrliche Deutſche wären wieder in ihrer Heimath!

Wir langten glücklich beim Regimente an. Die Nachricht, daß die ganze Engliſche Armee ſich in York hatte ergeben müſſen, vergrößerte bei dem Capitain das peinliche Gefühl ſeiner eigenen Gefangenſchaft. Endlich kam die frohe Nachricht, es ſey Friede. Ich ſagte dem Lande, worin ich geboren bin, Lebewohl, und reiſte mit meinem geliebten Capitain nach dem Vaterlande meiner Eltern, und dem ſeinigen.

8.

Das Vaterland, und der Tod.

Unterwegs baueten der Capitain und Fraſer luſtige Plane ihres künftigen Lebens. „Für das Vaterland,“ ſagte der Capitain, „war es wohl nicht; aber für den Fürſten haben wir doch ſieben Jahre lang mit Hunger, Elend, Muskiten, Wilden, Noth und Tod gekämpft; durch Sümpfe, dicke Wälder und Wüſten ſind wir mehrere tauſend Meilen marſchirt; ohne Zelte und Betten, ohne Schlaf haben wir, gleich wilden Thieren, in den Wäldern gelegen. Unter einer Majors-Stelle dürfen ſie mir nicht bieten. Und, hier haben Sie meine Hand, ehrlicher Fraſer: Regiments-Chirurgus wenigſtens! Es ärgert mich nur, daß Saldorf . . . Zum Teufel! könnte er nun nicht eben ſo gut Major werden, als ich? Bei meiner Ehre! kein Menſch auf dem Erdboden hat mir mehr Plane verdorben, als Saldorf. Wir wollten — das mahlte er mir oft ſo lieblich vor — von

Stufe zu Stufe ſteigen, immer Hand in Hand, wie Kaſtor und Pollux. Ich muß nicht daran denken! Nun, wo er auch ſeyn mag, Gott gebe ihm eine ſo frohe Stunde, als wir jetzt haben!"

Hm! er darf ſich ja in ſeinem Vaterlande nicht einmal ſehen laſſen, erwiederte Fraſer. Bedenken Sie doch nur . . .!

„Fraſer, ich ſage Ihnen, er darf ſich ſehen laſſen, und mit Ehren. Er kann dreiſt unter die edelſten Männer treten! Baſta!"

Wir wurden bei Stade ausgeſchifft, und marſchirten bis eine Stunde vor der Reſidenz. Hier machten wir Halt, und am folgenden Morgen trat unſer Regiment, das nur noch aus dreihundert Mann beſtand, in's Gewehr. Es kam ein General aus der Reſidenz, der bevollmächtigt war, uns den Willen des Fürſten bekannt zu machen. Reducirt! war das ſchreckliche Wort, das er über unſer Regiment ausſprach. Der Capitain ſah ihm erſtaunt in's Geſicht, und ſteckte langſam den Degen in die Scheide. Er ſtand lange auf derſelben Stelle, wie eingewurzelt.

„Reducirt?“ fragte er endlich den General kalt und ernſt. „Wie! ich, reducirt?“

Mit Gnadengehalt, verſteht ſich, antwortete der General; und ich hoffe, halbe Löhnung.

„Gnade!“ ſagte der Capitain. „Ich verlange nur Gerechtigkeit, Ew. Excellenz; Vergeltung unſrer Dienſte.“

Nun, Wartegelder, bis Sereniſſimus die braven Officier wieder anſtellen kann.

„Wartegelder? Ew. Excellenz, die mag ich nicht. Und ſollte ich, ich, der ich ſieben Jahre für den Fürſten gefochten, gehungert und gedurſtet habe, indeß Andre hier in guter Ruhe ſaßen, ſollte ich in der Reſidenz von Haus zu Haus betteln gehen, und ſollte ich endlich vor dem Portal des fürſtlichen Schloſſes verſchmachten: lieber das, als ein Gnadengehalt, oder Wartegelder annehmen!“ — Das ſagte mein Vater nicht heftig, nicht tobend, ſondern kalt und feſt, wie ein Mann, der ſich ſeines Werthes bewußt iſt. Man hörte an ſeinem Tone, daß er nicht einen Fußbreit nachgeben würde.

Der General ſagte: Sie nehmen das höher, Capitain Barneck, als Sie ſollten. Ein Arrangement, das die Umſtände nöthig machen. Man wird ſolche brave Männer, wie Sie und Ihre Kameraden, wohl wieder brauchen. Aber Sie müſſen doch ſelbſt einſehen, daß Sie andern Officieren, die hier geblieben ſind, nicht ſo weit vorſpringen können. Wenn Sie nicht abgeneigt wären, nach der alten Anciennität zu dienen, ſo ...

„Wird Sereniſſimus mein Patent, das er ſelbſt unterzeichnet hat, ableugnen?" fragte der Capitain bitter. „Sekonde-Lieutenant ſoll ich werden? Ich habe auf Majors-Rang gerechnet, Ew. Excellenz. Hier, den Premier-Lieutenant, der wie ein Held gefochten hat, ſchlage ich zum Capitain vor; und das werde ich ſchriftlich thun."

Sie werden ſich doch fügen müſſen, Herr Capitain! erwiederte der General mit Stolz. Es iſt Sr. Durchlaucht feſter, unumſtößlicher Wille.

„So bin ich denn reducirt!" antwortete der Capitain ganz ruhig. Er wand ſeine

Schärpe ab, und reichte mir den Ringkragen zu.

Das wird Sie Sr. Durchlaucht nicht empfehlen! ſagte der General. Sie ſollten mit einem guten Beiſpiel vorgehen!

„Mein Beiſpiel iſt gut,“ antwortete der Capitain gleichgültig. „In Sr. Durchlaucht Dienſt muß kein Mann ſeyn, der ſich mißhandeln läßt, von wem es auch ſey. Dies Beiſpiel gebe ich den Officieren! . . . Ein Gnadengehalt nehme ich nicht: das gehört für Greiſe, Witwen und Waiſen. Nun bin ich fertig. Die Rechnungen von meiner Compagnie hat mein Chef. Verlangen Ew. Excellenz noch ſonſt etwas von mir?“

Herr Capitain, ſagte der General, näher zu ihm tretend: wenn Sie auf das Gehalt Verzicht thun, ſo wird es keine Schwierigkeit machen, Ihnen den Abſchied mit Majors-Charakter zu verſchaffen.

„Ich danke Ihnen. Auf den Titel habe ich nicht gerechnet, ſondern auf die Sache.“

Nun denn, Herr Capitain, ſagte der General; ſo ſey es, wie Sie wünſchen! Sie dürfen Ihre Entſagung der Wartegelder nur einſenden.

Der Capitain verbeugte ſich, trat aus dem Kreiſe, legte mir lächelnd die Hand auf die Stirn, ſtreichelte mir über die Wangen, gab Fraſern einen Wink, und ging dann mit mir nach ſeinem Quartiere. „Wo der Fraſer bleiben mag!" ſagte er unruhig; der hat doch nichts zu übergeben. Alles iſt in Richtigkeit beim Chef."

Nach einer Stunde kam Fraſer. „Ich habe mich — ſchwer geärgert, hätte ich beinahe geſagt," — ſo fing der Capitain an; „nein, geärgert nicht, und doch geärgert, daß ich, ob ich gleich ein ziemlich großes Stück von der Welt kenne, und wohl weiß, wie die Menſchen ſind, daß ich da ſo mit Ihnen auf dem Verdecke ſitzen, und an Major, an Regiments- oder wohl gar General-Chirurgus denken konnte. Nun, Fraſer, verhungern wollen wir darum nicht. Was Se. Durchlaucht nicht thut, will ich thun. Mein Gütchen trägt reine vierhundert Thaler, und muß mehr tragen, wenn wir erſt ſelbſt da ſind. Gnadengehalt! Wartegelder! Laſſen Sie ſich das nicht nahe gehen, guter Fraſer. In der Falle fängt man keinen Mann von Ehre."

Fraſer ſah bei dieſen Worten etwas einfältig aus. Er drehete den Kopf hin und her, blickte bald vor ſich nieder, bald an die Decke, und rieb ſeine Doſe auf dem Aermel. Mich dünkt, ſagte er endlich, Sie waren zu hitzig, Herr Hauptmann.

„Hitzig? Fraſer, ich wäre hitzig geweſen? Junge, Ludwig! bin ich hitzig geweſen? Da ſagen Sie mir ganz etwas Neues. Das Wort reducirt brachte mich freilich aus der Faſſung; doch als ich es hinunter hatte, da war alles vorbei. Ich dachte Wunder, wie ſehr Sie einmal mein kaltes Blut loben würden, das mir indeß heute gar nichts koſtete. Der Major war hin. Aber, fiel mir ein, du haſt ja auch vorher gelebt; und da war es gut."

Die Menſchen ſind doch nun einmal nicht anders, lieber Herr Hauptmann, ſagte Fraſer, wieder ſeine Doſe reibend.

„Das dachte ich auch; und eben darum blieb ich ſo ruhig.“

Und etwas iſt doch immer beſſer, als gar nichts! (Der Capitain fing an zu ahnen, und ſah Fraſern in die Augen.) Der Fürſt iſt mir mehr ſchuldig, als halbe Löhnung; aber warum ſoll ich nicht die Hälfte von dem nehmen, was mir ganz gehört?

„Sie haben . . .“ — hob der Capitain ſtockend an — „Sie haben? . . .“

Ja, fiel Fraſer ein; ich habe genommen, was mir geboten wurde. Sie werden darin, wer weiß was, finden, Herr Hauptmann. Aber laſſen Sie uns doch einmal unterſuchen . . .

„Unterſuchen? Herr, gewiſſe Dinge mag ich nicht unterſuchen. Saldorf ſagte: unterſuche, ſpintiſire, philoſophire; und zuletzt kommt nichts dabei heraus, als daß der Menſch eſſen und trinken muß, und zwar ſo gut er kann. Ja, etwas iſt beſſer, als gar nichts. Gut! und wenn ich ſo dächte, wie Sie, ſo hätte auch ich das Almoſen mit Ehren annehmen können. Aber, ſagte

Saldorf, der Menſch muß zur Noth jeden Augenblick den Muth haben zu ſterben, um ſich nicht als Sklav verkaufen zu dürfen. Sie haben genommen, ich nicht. Ein jeder that, was er für recht hielt. Baſta!"

Fraſer ſchwieg nicht, wie bei dieſem Worte ſonſt immer. Sie, erwiederte er, können nicht beweiſen, daß Sie recht thaten; ich aber kann es.

Der Capitain zog die Augenbräunen zuſammen. „Deſto beſſer für Sie! Doch jetzt Baſta!"

Fraſer wurde abgerufen; und nun ſagte ich: Fraſer gefällt mir nicht. Ich hätte es gemacht, wie du, Vater. — „Still, mein Kind!" erwiederte er, und legte mir die Hand auf die Lippen. „Fraſer iſt ein ehrlicher Kerl; und das iſt ſchon viel. Wir wollen nicht wieder daran denken. Aber Recht hatte er wohl nicht; denn er war zu trotzig, und dabei doch wieder zu feig."

Es ſchmerzte den Capitain, daß Fraſer das Gnadengehalt angenommen hatte, und es bewirkte ſogar eine Art von Kälte zwi-

ſchen

ſchen Beiden. Doch das ſuchte der Capitain unter einer größeren Wärme zu verbergen. Kam das Geſpräch auf dieſen Punkt (und es kam oft darauf, faſt in allen Geſellſchaften, die der Capitain beſuchte), ſo behauptete er jedes Mal, wenn auch Fraſer nicht gegenwärtig war: etwas ſey beſſer als gar nichts, ꝛc. Er berief ſich darauf, daß er ein Gütchen hätte, und folglich nicht für ſeinen Unterhalt zu ſorgen brauchte. Ich wußte ſehr wohl, daß er nur Fraſern ſchonen wollte; denn er ſagte einmal vor ſich: „nie würde ich meine Augen gegen Alexandern haben aufheben dürfen, wenn ich anders gehandelt hätte."

Saldorfs Schickſal fing an ihn zu beunruhigen. Er hörte nichts von ſeinem Freunde, weder Böſes noch Gutes; und nach ihm fragen mochte er nicht, weil man ihm antworten konnte: er iſt davon gegangen. Endlich beſuchte ihn ein Officier, der mit ihm und Saldorf gedient hatte. Beide erinnerten ſich ihrer Jugendjahre. Und der arme Saldorf! hob der Fremde auf einmal an.

Hundertmal habe ich es ihm prophezeiet. Es trifft wirklich bei ihm ein: der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht."

Mit großer Aengſtlichkeit ſah der Capitain ihn an, ohne Muth zu einer Frage zu haben. „Wie denn?" fragte er endlich.

Du weißt es nicht, Barneck? Er ging nach Frankreich, und von Marſeille aus wollte er nach der Levante. Im Hafen vor Alexandria iſt er mit dem Schiffe untergegangen.

Todtenbleich ſtand der Capitain da, und große Thränen traten in ſeine dunkelblauen Augen. Er faltete die Hände, und ſagte matt: „alles, alles hin!" Nach einer Weile wendete er ſich wieder zu dem Fremden. „Es iſt vielleicht nicht wahr. Woher wißt Ihr es denn ſo zuverläſſig? Wie oft hat man den nicht todt geſagt!"

Dies Mal iſt er wirklich todt, Barneck. Seine Verwandten haben durch unſern Geſchäftsträger in Paris die beſtimmteſte Nachricht aus Marſeille bekommen, mit allen Details, auch mit dem Todtenſcheine von dem Conſul in Alexandria.

Der Capitain erblaßte wieder, und ſtand eine Minute ſchweigend da. Dann rief er: „ſo fahre denn alles hin! alles! Denn nie ſchlug ein Herz edler, und ſtolzer und treuer in eines Menſchen Bruſt! Was ſind die Andren? Er, er allein, war wie ein Diamant unter Glasſtücken, eine wohlthätige Frucht unter giftigen Beeren. O, glaub mir, ſein Blick war feſt auf die innere Welt im Menſchen gerichtet. Für ſich wollte er gar nichts. Er achtete nichts, er gab alles hin, um nur ſein Herz feſt zu halten. Und nun todt! todt!"

Er ging hinaus, blieb eine Stunde weg, und kam mit ganz veränderten Zügen wieder. Nie habe ich ein Geſicht geſehen, in das der Schmerz ſolche Züge der Troſtloſigkeit gegraben hatte. „Bruder!" ſagte er; „du haſt mir mit deiner Nachricht das Leben widrig gemacht. Was ich noch habe, noch bin, noch lebe, gehört ihm, ihm allein." (Er ſchlug heftig auf den Degen an ſeiner Seite.) „Wehe dem, der es wagt, nur mit einer Sylbe, mit einem Achſelzukken ſeiner Ehre zu nahe zu treten, nur ſeinen Nahmen mit einem Lächeln auszuſprechen! Von nun an will ich überall von ihm reden, überall ſagen: er war der edelſte, der fleckenloſeſte Mann! Und wer mir antwortet: er ging davon, er ging durch; der . . .!"

Beſinne dich, Barneck! Das ſagt ja kein Menſch. Ihr ſchriebt es damals von Montreal aus, ſo gewiß, ſo ſicher; aber der Kriegs-Kanzelei-Direktor widerſprach der Nachricht öffentlich, und ſogar der Fürſt hat ſich darüber erklärt. Saldorf iſt nicht durchgegangen, ſondern hat ſeinen ehrenvollen Abſchied gehabt. Man glaubte hier ſogar, er habe durchgehen müſſen, um Nachrichten von dem Feinde einzuziehen. Aber der und Spion! Das war noch lächerlicher.

„Nicht durchgegangen? Liebſter Bruder, nicht deſertirt? Ludwig, ruf Fraſern! Such ihn! Er ſoll den Augenblick kommen."

Fraſer kam. Der Fremde mußte ſeine Nachricht wiederholen, und er ſetzte noch hinzu, daß Saldorf nach Marſeille hin Empfehlungsbriefe von dem Hofe bekommen hätte.

„O jetzt, jetzt!“ rief der Capitain, ohne ſich an Fraſern zu wenden; „jetzt, da du todt biſt, jetzt, da ich nicht mehr ſagen kann: Alexander, vergieb mir! jetzt erſt biſt du gerechtfertigt! Dein Herz, alle deine Tugenden rechtfertigten dich bei mir nicht. Ich ſchalt dich einen Schurken; ich, der ich dich kannte! Als du mich an dein Herz nahmſt, und mir ſagteſt: ich kann mich rechtfertigen! noch da glaubte ich dir kaum, dir, über deſſen Lippen nie eine Unwahrheit gekommen war!“

Er iſt alſo todt? fragte Fraſer ganz kalt. Es war ein heller Kopf. Wenn das Feuer erſt ein wenig verlodert geweſen wäre . . .

„Welches Feuer?“ fragte der Capitain heftig. „Nicht wahr: er hätte erſt da ſtehen ſollen, wie eine ſchwarze, kalte Schlakke? . . . In ſeiner Seele brannte die warme belebende Flamme einer beſſern Sonne, als jene da. O ſchreckliches Loos der Menſchheit! Eine Welle des Meers hat ſie auf ewig ausgelöſcht! Nein, nicht auf ewig!" — Er blickte gen Himmel: ſo ſtand er eine lange Minute, und ſein Geſicht erheiterte ſich. Dann fuhr er ſanfter fort: „was konnten die Menſchen dir anders geben, als Schmerzen! Gab ich ſie dir nicht? ich, den du liebteſt, wie keinen Andren! Du biſt hinüber! Mein Nahme war es nicht, den du zuletzt nannteſt; du dachteſt an mich, aber du riefeſt Segen über die Menſchheit." — Er ging leiſe aus dem Zimmer, als wollte er einen Kranken nicht erwecken.

Nun ja, ſagte Fraſer kalt, er war ein guter Menſch, und er liebte den Capitain. Aber ſterblich ſind wir nun doch einmal; und geſchehene Dinge laſſen ſich nicht ändern.

Ich ſchwamm in Thränen, und auch der Fremde war gerührt. Fraſer hielt eine lange Rede, worin er bewies, daß alle Menſchen ſterben müſſen, und daß es männlich ſey, ein unvermeidliches Schickſal muthig zu ertragen. Eben das, was ich von dem Capitain wohl hundertmal, und zu andrer Zeit ſogar auch von Fraſern mit Vergnügen gehört hatte, hörte ich jetzt mit Widerwillen. Ich ging leiſe hinaus, den Capitain zu ſuchen, und als ich ihn da ſitzen ſah, den ſtillen geduldigen Blick in die Wolken gerichtet, die Hände gefaltet, und auf den Knieen ruhend: da konnte ich mich nicht länger halten. Ich kniete neben ihm nieder, und legte meine naſſen Augen auf ſeine gefalteten Hände. Jetzt erſt bemerkte er mich. Er küßte mich, ohne zu reden, und ſagte endlich ſanft: „er iſt todt! Und wenn auch ich todt bin: wer ſoll ſich dann deiner annehmen? Ihm hätte ich dich ganz unbeſorgt übergeben können."

Dieſer Zug von ſeiner Liebe zu mir rührte mich unausſprechlich. Mein Herz war gebrochen, doch nicht von Schmerz, ſondern von Wehmuth. O, wenn du todt biſt, lieber Vater, ſchluchzte ich: wie könnte ich dann noch leben wollen!

„Ich ſelbſt muß den Todtenſchein ſehen," ſagte er. „Der Anblick ſeines Nahmens auf dem Papiere wird mein Herz zerſpalten; aber doch muß ich ihn ſehen. Gieb mir Hut und Stock."

Er ging, kam nach einer Stunde wieder, und verſchloß ſich, tief gebeugt, in ſein Zimmer. Nach drei Tagen verſuchte Fraſer ihn zu beruhigen. — „Still!“ ſagte der Capitain. „Was Sie mir da ſagen wollen von Schickſal und dergleichen: das alles weiß ich ſelbſt. Wer ſich mit Worten tröſten kann, bedarf keines Troſtes.“

Nun denn! Die Zeit wird . . .

„Pfui, Fraſer! Iſt der Schmerz eines Menſchen gerecht, ſo iſt es grauſam, ihn an die heilende Zeit zu erinnern. Aber auch die Zeit — ja, vielleicht kann ſie meinen Schmerz heilen, ob ich gleich darauf ſchwören wollte, ſie könne es nicht; doch meinen Verluſt kann ſie mir nie erſetzen. In jeder einſamen Minute werde ich mich nach einem Herzen ſehnen, wie das ſeinige. Und wenn ich auch ſeinen Verluſt verſchmerzen könnte, ſo werde ich doch immer die Welt bedauern, die ihn verlor. Er war ein edler Menſch, Fraſer. Ich bitte Sie, laſſen Sie mir meinen Schmerz, der jetzt ſchon ſüß iſt. Glauben Sie mir, ich bin in dieſen Tagen nicht ſchlechter geworden; der Schmerz hat meine Seele aufgerichtet, und ich fühle, daß ich den Muth habe, ſo gut zu werden, wie mein Alexander war.“

3.

Das Todtenopfer.

Der Capitain hatte jetzt mehr als jemals Luſt, ſich auf ſein kleines Gut zurückzuziehen, und da in der Einſamkeit nur an ſeinen verlornen Freund zu denken; er konnte aber dieſen Entſchluß nicht ausführen. Sein Benehmen bei der Reduktion der Truppen hatte eine Art von Aufſehen erregt. In der Reſidenz intereſſirten ſich die angeſehenſten Leute ſo laut und ſo allgemein für ihn, daß bei dem Militair-Departement in Ernſt daran gedacht wurde, ihn entweder zu befriedigen, oder irgend einen Grund aufzufinden, daß man ſagen könnte, er habe kein anderes Schickſal verdient. Man hielt ihn in der Reſidenz zurück, unter dem Vorwande, er ſolle die Rechnungen verificiren helfen, die er einige Jahre hindurch, als der General-Zahlmeiſter geſtorben war, geführt hatte. So mußte er denn täglich eine halbe Stunde Auskunft über Gelder geben, deren Verwendung ſehr klar war. Während der Zeit that man ihm allerlei Anträge zu einer Civilſtelle; er ſchlug ſie aber aus, ſo ſehr ihm Fraſer auch rieth, irgend eine anzunehmen. „Nein,“ ſagte der Capitain; „die Herren da oben müſſen einmal ſehen, daß es Menſchen giebt, die nicht nach ihnen fragen. Es iſt alles vergeſſen, Fraſer; denn, wahrhaftig, ich habe ſonſt nichts verloren, als meinen Saldorf.“

Jeden Abend brachte ich ein Paar Stunden mit ihm allein zu: dann erzählte er mir immer von ſeinem Alexander; und das nannte er ſein Todtenopfer. Er wiederholte mir die Geſchichte ſeiner Jugend ſo oft, daß ich ſie zuletzt eben ſo gut wußte, wie er ſelbſt.

Barueck verlor ſchon in der früheſten Jugend ſeine Eltern. Seine Vormünder ſchickten ihn nach * * r auf eine Schule, weil er durchaus ſtudieren ſollte. Ein ſehr reicher und ſehr geitziger Verwandter ſeiner Mutter hatte nehmlich, weil im Kriege einmal bei ihm geplündert worden war, einen ſo entſchiedenen Haß gegen das Militair, daß er drohete, der junge Vetter ſollte ihm nie vor die Augen kommen, wenn er nicht ſtudierte. Barneck wurde alſo in * * r zu einer weitläuftigen Verwandtin, Frau von Saldorf, gegeben. Er war ein freundlicher Knabe von acht Jahren, als er der Spielkamerad des gerade eben ſo alten Saldorf wurde. Beide Kinder befanden ſich bei ihrer Erzieherin, einer vortrefflichen Frau, ſehr wohl, und waren wie für einander geſchaffen. Der ſanfte, geduldige Karl milderte die Heftigkeit des ſtarrköpfigen, ungeduldigen Alexander; und dieſer machte dagegen den zu weichen Karl um vieles muthiger und kräftiger. Anfangs wollten ſich Beide nicht mit einander vertragen; denn ſelbſt Alexanders Spiele, ſo wie alle ſeine Beſchäftigungen, hatten den Charakter der Wildheit: er liebte kein Spiel, wobei es nicht Gefahr gab; und er trieb keine Beſchäftigung auf eben die Weiſe, wie Andre ſie trieben. Nur der Apfel an der Spitze des Baumes reitzte ihn; die untern nicht. Er ging immer auf dem Geländer der Brücken, ſaß, wenn er Vokabeln lernte, gern auf dem Forſt des Daches, und ſprang die Treppe hinauf oder herunter, anſtatt zu gehen. Oft war er in der Spitze des hohen Kirchthurms zu finden, und bald wünſchte er, ein Schieferdecker zu ſeyn, bald wieder ein Bereiter wilder Pferde. Jede große That, von der Alexander etwas hörte, machte ihn, ſchon als Knaben, tiefſinnig. — Der ſanfte, geduldige Karl erwarb ſich nach und nach die Freundſchaft ſeines Spielgefährten; denn er bewunderte deſſen gefährliche Unternehmungen, und wagte ſie am Ende ſogar ſelbſt.

Die Kinderjahre waren vorüber, und Alexanders Geiſt entfaltete ſich immer mehr. Er war im Arbeiten unermüdet, und behielt den Zweck, warum er arbeitete, immer vor Augen. Muſik wollte er durchaus nicht lernen, weil man ihm geſagt hatte, ſie diene nur zum Vergnügen; ſpäterhin aber, als er ihre Wirkungen kannte, lernte er ſie mit der Begeiſterung einer flammenden Seele. Reiſen in unbekannten Gegenden der Erde, ergriffen ihn mehr als alles andre: die Wüſten von Afrika, die Steppen in Mittel-Aſien, und die nordweſtliche Durchfahrt über Amerika, waren oftmals ſeine Träume. Fand er in einem alten Schriftſteller den Ausdruck: die unbeſuchten, unbekannten Quellen des Nils; ſo funkelten ſeine Augen, ohne daß ſein Lehrer zu begreifen wußte, warum der ernſte Knabe auf einmal ſo heiter wurde.

Als er zum erſten Mal in einem Nachen mit Segeln auf einem Strome fuhr, verſank er in tiefes Nachdenken, und ließ ſich dann von den Schiffern zeigen, wie man das Steuer regieren müſſe. Zum Schrecken ſeiner Verwandten lief er auf dem Borde des Schiffs, wie der beſte Matroſe. Das alles war nicht der todte, über ein Nichts brütende Ehrgeiz eines verſchmeichelten Knaben, ſondern die Feſtigkeit eines Mannes in der

Bruſt eines Kindes. Er trieb mit großem Eifer Geographie, und übte ſich, unter der Anweiſung ſeines Lehrers, der ein vortrefflicher Mathematiker war, im Kartenzeichnen. Um dies deſto beſſer zu lernen, ſtudierte er mit dem größten Eifer einen Theil der Mathematik nach dem andern. Sein Beiſpiel wirkte auf den folgſamen Karl; was jener trieb, trieb dieſer aus Liebe zu ihm mit. Karls ruhiger Fleiß brachte Ordnung in Beider Studieren, und Alexanders fortſchreitender, alles überfliegende Blick in die Zukunft, gab Karln einen beſtimmten Zweck, erfüllte ſeinen Geiſt mit großen Hoffnungen, und machte alles in ihm lebendig.

Je älter der Knabe, und je unruhiger ſeine Sehnſucht nach einer nie erreichten Ferne, nach einem unbekannten, noch von keinem Columbus entdeckten Gute wurde: deſto ſtiller wurden ſeine Sinne. Er fand oft die Ruhe ſeines Herzens, die Befriedigung aller ſeiner Wünſche, die Erfüllung aller ſeiner großen Plane in der Verſicherung, die er ſeinem Karl gab, daß er ewig ſein treuer

Freund ſeyn wollte. Doch die Lektüre eines Buchs, eine gehaltreiche Sentenz, oder eine treffende Bemerkung von einem ſeiner Lehrer zerſtörte oft die Stille ſeines Gemüths wieder. Dann ſah er in die Ferne hinaus, ohne ein Ziel zu haben; und nur das Wort ſeines Freundes: „wir wollen einmal in einem ſtillen Thale, in dichtem Walde leben," konnte den Sturm in ſeiner Seele wieder beruhigen. Ein ſolches einſames Thal ſchien alle Wünſche Alexanders zu enthalten. „Das wollen wir, Karl!" ſagte er. „Was ſuch' ich denn ſonſt auf der andern Halbkugel, als ein ſtilles Thal, und ein Herz darin, das mein iſt, und das ich verdiene!"

Seinen Lehrer in der Poetik ſchalt er einen ausgemachten Thoren mit ſeiner Wiſſenſchaft, die Poeſie ſelbſt das Spiel eines müßigen, weichlichen Kopfes; und doch war alles, was er ſagte, was er ſchrieb, Poeſie voll kühner, ausſchweifender Bilder. Es fehlte allen ſeinen Aufſätzen an ſichtbarem Zuſammenhange; nur ein kaum merklicher Faden verband ſeine Gedanken mit einander.

Seine Mitſchüler nannten ihn den Dominikaner, wegen der Intoleranz und Strenge, womit er alle Fehler beurtheilte; und dennoch gingen alle gern mit ihm um, weil er, ſo heftig und ſtürmend er im Disputiren war, doch wieder ausgelaſſen fröhlich ſeyn konnte. Ein Wort konnte ihn von einem Feſte wegtreiben; blieb er aber, ſo verbreitete er rings um ſich her die lebhafteſte Freude.

Zu Ende des ſiebenjährigen Krieges hatte Alexander das elfte Jahr erreicht, und jetzt war der große König ſein Held, der eine Zeitlang alle andern Ideen bei ihm verdrängte. Vor einem Bildniſſe deſſelben ſtand Alexander ſtundenlang, und ſeine Schlachten, ſeine Siege kannte er mit bewunderns würdiger Genauigkeit. Die Stadt **r war eine Zeitlang in der Gewalt der Franzoſen und der Reichsarmee geweſen; der Knabe hatte ſich aber durch nichts abhalten laſſen, bei jeder Gelegenheit ſeinen Haß gegen die Feinde des großen Königs laut zu äußern. Jeder Sieg des Königs begeiſterte ihn, und dann ging er triumphirend, aber träumend,

umher.

umher. Er ſagte ſeiner Mutter und Allen, daß er feſt entſchloſſen ſey, Soldat zu werden. „Und auch du, Karl!“ ſetzte er hinzu.

Ich darf ja nicht, erwiederte dieſer.

„Du darfſt nicht? Der Menſch darf alles, weil er alles kann. Wer will es dir wehren?“

Mein reicher Vetter — Du weißt ja, daß ich einmal ſein Erbe ſeyn ſoll.

„Laß dem Vetter ſein Geld und behalt deine Freiheit! Sieh, es könnte mich ſchon ärgern, wenn ich einen reichen Oheim hätte. Ich will nichts, als was alle Menſchen haben oder haben können: Arme, und ein Herz voll Muth.“

Darf ich denn meinem reichen Vetter darum, weil er reich iſt, nichts zu Gefallen thun?

„Zu Gefallen, hm! Aber wenn er ſagte: du ſollſt, oder du biſt mein Erbe nicht! dann verböte ich ihm auf der Stelle, mich zum Erben einzuſetzen. — Sag es nur gerade heraus, wenn dir ſein Geld ſo ſehr am Herzen liegt!“

Was Geld! Aber er ſieht es gern, daß ich ſtudiere. —

Die Idee, Soldat zu werden, blieb unerſchütterlich feſt in Alexanders Seele. Er ſetzte allen Gründen, die man ihm dagegen anführte, am Ende weiter nichts entgegen, als sein: „ich will, ich muß Soldat ſeyn! Als die Reichstruppen hier ſtanden, wie zahm waren da nicht die Bürger! Wagte es wohl einer, den großen Friedrich zu loben, und zu ſagen: er iſt ein König, und ihr ſeyd Räuber? Unſer hochmüthiger Herr Bürgermeiſter, der die Bürger Stunden lang warten läßt, und ſie oft mit grimmigen Blicken anſieht: wie freundlich und thätig war der, wenn nur ſo ein Reichsſoldat etwas wollte!' Kurz und gut: ich werde Soldat."

Er ſtudierte mit ſteter Hinſicht auf dieſen Zweck, und ließ ſich nicht irre machen. Mathematik, Geſchichte, Geographie und lebende Sprachen waren der Gegenſtand ſeines Fleißes; was ihm für den Soldaten unnütz zu ſeyn ſchien, vernachläſſigte er gänzlich. Auch ſeinen Freund Karl beredete er in Kurzem zu der Wahl dieſes Standes. Frau von Saldorf, die den unbiegſamen Geiſt ihres Sohnes kannte, gab endlich ihre Einwilligung, und nun lernten die beiden jungen Leute auch reiten und fechten; kurz, ſie bildeten ihren Körper durch mancherlei Uebungen, ſo wie ihren Geiſt durch die nützlichſten Wiſſenſchaften.

Alexander, der die Cyropädie wohl zwanzigmal geleſen hatte, und über alles darin nachdachte, wußte ſehr wohl, was ein Soldat verſtehen und können muß. Er hatte ein hartes Lager, und ſtand noch vor Tagesanbruch auf; in jedem Wetter ging er mit Karln in's Freie, und übte ſich im Laufen, Springen, Schwimmen, Klettern und Schießen. Karl wäre zuweilen beinahe ermüdet; doch ſeine Liebe zu Alexandern ſtärkte ihn immer wieder.

Das alles gab den beiden Knaben hinlängliche Beſchäftigung; es konnte aber doch den Kreis ihres Wirkens nicht ausfüllen. Alexander ſagte oft: „Soldat! Und was dann weiter? Karl, was weiter?" — Dann verſank er in ſeltſame Träume, in denen ihm das Soldatenleben nicht viel anders vorkam, als ein Rad, das umläuft, bis es, an einem Steine zertrümmert, da liegt. „Karl," hob er dann wohl wieder an: „wäreſt du nicht . . . Ich wollte lieber wie ein Geſpenſt umher irren auf der ganzen Erde, von Pol zu Pol, als ewig wachen und ſchlafen, ewig daſſelbe ſehen und hören."

Biſt du meiner überdrüßig geworden? fragte Karl.

„O, das iſt es eben!" antwortete Alexander heftig; „daß mit dir mir alles gut, groß und edel iſt, und ohne dich alles wie gar nichts. Aber wenn ich dich verlöre, wenn du von meiner Seite wicheſt . . ." Beide gaben einander die Hand darauf, das nie zu thun.

Barneck und Saldorf waren jetzt im funfzehnten Jahre, wo der Jüngling anfängt die Liebe zu fühlen, und wo ihn eine ſüße Sehnſucht gegen alle Mädchen blöde macht, wenn er nicht in vertrautem Umgange mit dem weiblichen Geſchlecht erzogen, oder wenn ſeine Phantaſie nicht mit unreinen Bildern vergiftet iſt. Beides war bei ihnen nicht der Fall; und ſo mußte ihnen die Natur ihrer erwachenden Sehnſucht fremd ſeyn. Die ſcheue Blödigkeit, die ſie jetzt bei allen jungen Mädchen befiel, war ihnen läſtig, beſonders Alexandern, der dieſe Blödigkeit für Furcht hielt, und ſich ſchämte, daß er die Freimüthigkeit der jungen Mädchen nicht erwiedern konnte. Er wollte ſich für ſeine Unbehaglichkeit rächen, und äußerte — wie ſo mancher Jüngling in ſeiner Lage — eine Art von Verachtung gegen die Mädchen, mit denen er umging: eine Verachtung, die gewöhnlich bei dem erſten auszeichnend freundlichen Lächeln eines ſchönen Mädchens auf immer verſchwindet. Die Liebe, ſo wie er ſie an einigen jungen Leuten ſeines Alters bemerkte, ſchien ihm eine weichliche Schwachheit, und ſo verächtlich, daß er ſich vornahm, allen Umgang mit dem andern Geſchlechte zu vermeiden; und auch hierin befolgte Barneck das Beiſpiel ſeines Freundes.

Auf einmal verbreitete ſich in Deutſchland das Gerücht von einem bevorſtehenden neuen Kriege, und in allen Zeitungen las man, daß die großen Mächte Truppen an ihre Gränzen marſchiren ließen. Um eben dieſe Zeit ſtarb Frau von Saldorf. Jetzt ſchien es Alexandern der rechte Augenblick, ſeinen Plan auszuführen. Er und Barneck faßten den Entſchluß, dem Fürſten ihre Dienſte anzubieten. Sie ſagten Niemanden etwas davon, ausgenommen einem invaliden Officier in **r, den ſie kannten, und von dem ſie mancherlei für ihr künftiges Leben Brauchbares gelernt hatten; denn ſie ſahen wohl ein, daß Barnecks Vormund ihrem Plane, wenn ſie ihn nicht ſehr ſchnell und heimlich ausführten, Hinderniſſe in den Weg legen konnte. Der Officier gab ihnen ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen ehemaligen Chef in der Reſidenz mit, worin er die beiden jungen Leute mit Enthuſiasmus lobte. „Haben jemals,“ ſagte er in ſeinem Briefe,

„junge Leute den Militairſtand mit Ehre ergriffen, ſo ſind es die beiden, die ich Ewr. Excellenz zuſchicke. Ihre Sitten ſind rein, ihr Herz voll Muth, ihr Kopf voll Kenntniſſe. Ein Paar ſolche junge Leute wird Sereniſſimus nie wieder bekommen.“

Sie gaben in der Reſidenz ihren Brief ab, und wurden auf den folgenden Morgen zu dem General beſtellt. Beſcheiden, und dennoch mit Dreiſtigkeit, traten ſie in ſein Zimmer. Der General ſah die edle Haltung und die blühende Geſichtsfarbe Beider mit Wohlgefallen, und blickte von ihnen ſeufzend auf ſeinen Sohn, der hohläugig neben ihm ſtand.

Sie waren ohne alle Verlegenheit bei des alten Generals Fragen, und blieben ihm keine Antwort ſchuldig, als er ſie, nicht bloß in den Anfangsgründen der Mathematik, examinirte. Er ſagte zuletzt: in dem Briefe ſteht kein Wort zu viel, Ihr Herzensjungen! Aber, wie iſt es mit dem Uebrigen, was der Soldat auch wiſſen ſollte, und ſo ſelten einer weiß? Da ſind ein Paar Herren, die Euch ein wenig prüfen werden." — Die beiden Gelehrten gaben ihnen, nach einer langen Unterredung über allerlei wiſſenſchaftliche Gegenſtände, das Zeugniß, daß ihre Kenntniſſe ſehr gut geordnet wären. — „Gut geordnet?" ſagte der General. „Nun, Kinderchen, ſo Gott will, ſoll aus Euch etwas werden! Aber von der Muskete anfangen; verſteht ſich, Junker ſogleich. Wie wird die erſte Wache ſchmecken! oder ein Marſch, ſo tief in Koth, und wohl gar im Dublirſchritt? Davon ſteht in den Büchern nichts."

Um Vergebung, ſagte Alexander, davon ſteht in den Büchern ſehr viel; und, Herr General, die geſunde Vernunft giebt es ja, daß ſo etwas von Jugend auf geübt werden muß, wenn man ein guter Soldat werden will. Wir können wachen, auf bloßer Erde ſchlafen, ſchwimmen, laufen, zehn Meilen gehen, ohne gerade ganz müde zu ſeyn, auch fechten, reiten und ſchießen.

„Nicht auch Brot backen, Zelte machen, und zaubern dazu? . . . Anton, du biſt ja ein recht guter Fechter. Hole einmal ein

Paar Rappiere.“ Anton focht, konnte es aber gegen Alexandern nicht lange aushalten. „Laßt gut ſeyn,“ ſagte der General; „das andere glaub' ich, ohne daß ich es ſehe. Alſo ſchwimmen, laufen, zehn Meilen gehen! Man ſollte Euch zu Zuchtmeiſtern der Junker und Fähnriche machen, nicht zu Junkern. Aber, Kinderchen, wie ſeyd Ihr denn dazu gekommen, das alles zu lernen?“

Vom achten Jahre an waren wir entſchloſſen, Soldaten zu werden; und da ging es von ſelbſt.

„Nun? doch wohl bei der Kavallerie? Die knappe Uniform, der Engländer, der ſich bäumt, wenn ein hübſches Mädchen am Fenſter ſteht: nicht wahr?“

Bei der Infanterie, Herr General, wenn wir bitten dürfen. Sie iſt der Kern jedes Heeres, und das Werkzeug faſt aller Siege.

„Anton! thu beide Ohren auf! — Aber Ihr ſpracht ja vom Reiten, Kinderchen.“

Jeder Soldat muß reiten können. Ich denke, Herr General, wir können es, ſo viel ein Infanterie-Officier es nöthig hat.

„Nun, Kinderchen, es iſt bald elf Uhr. Wir müſſen auf die Parade. Hübſch dreiſt, wenn Se. Durchlaucht Euch etwa ſprechen will.“

Der alte General lobte dem Fürſten die beiden jungen Leute ſo warm, daß dieſer ſie zu ſprechen verlangte, und ſie nach einer kurzen Unterredung ſeiner Gnade verſicherte. Auch er ließ in ſeiner Gegenwart eine Prüfung mit ihnen anſtellen, und ſie fiel eben ſo aus, wie die erſte. Die jungen Leute wurden nun als Junker angeſtellt, und man verſprach ihnen, daß ſie in Kurzem Officier ſeyn ſollten. Der Fürſt erzählte von ihnen bei der Tafel, und machte mit dem General einen Plan, alle Junker eben ſo erziehen zu laſſen; doch nach vier Wochen waren Plan, Junker und die beiden jungen Leute vergeſſen: nur von dem alten General nicht, der ſie wöchentlich einmal zu Tiſche bat, weil er ſie wirklich liebte.

Barneck und Saldorf machten nun Plane, wie ſchnell es mit ihrem Avancement gehen ſollte, und wunderten ſich, daß ſie ſo gänzlich vergeſſen wurden. Doch die übrigen Junker, und auch die Fähnriche in der Reſidenz, hatten nicht vergeſſen, daß ihnen Jene als Muſter vorgeſtellt worden waren. Sie ſpotteten über die hochmüthigen Pedanten — ſo ſchalten ſie Beide — bis endlich Alexander einen von ihnen ſo derb zeichnete, daß den Andern die Luſt zum Spotten und Necken wohl vergehen mußte. Der alte General trieb indeß ſo lange, daß die beiden Freunde endlich nach zwei Jahren Officiere wurden. Jetzt war aber Alexander ſeiner Lage ſchon ſo überdrüßig, daß er gern wieder heraus geweſen wäre, und daß nur Theils Karl, Theils eine geheime Scham ihn darin zurückhielt. Er trug ſeine Ketten ſchweigend, und erfüllte ſeine Pflichten, doch ohne Eifer: „denn,“ ſagte er, „Krieg wollte ich; die Parade ekelt mich an.“ Der ſanftere Barneck fühlte die Ketten weit weniger, die für Saldorf unerträglich waren. Er verſah ſeinen Dienſt mit Ordnung, und ſeine Vorgeſetzten liebten ihn, weil ſie ſich auf ihn verlaſſen konnten. Ein jährliches Einkommen von vierhundert Thalern ſetzte ihn in Stand, manchem Gemeinen wohlzuthun. So war er denn geliebt und durch den Umgang mit ſeinem Freunde Saldorf ſehr glücklich. Beide ſahen bald, wie wenig Kenntniſſe der gewöhnliche Officier nöthig hat, und nun verlor ſich ihr Eifer fort zu ſtudieren. Alexander lebte in ſeiner Gedankenwelt, in ewigem Streben nach Genuß, und ewigem Widerwillen dagegen. Er fühlte den heftigſten Durſt, und doch den ſtärkſten Widerwillen, ihn in einem Sumpfe — ſo nannte er das Leben ſehr oft — zu löſchen. Seine Liebe zu Karln blieb dabei ganz unverändert, und wurde eine wahre Leidenſchaft; denn Karl war der Einzige, der — zwar ſeinen Enthuſiasmus nicht mit ihm theilte, aber ihn doch bewunderte.

Saldorf fand die Menſchen tief unter dem Bilde, das er ſich von ihnen gemacht hatte, und verachtete ſie. Varneck fand ſie nicht anders; er liebte ſie aber dennoch.

Man hätte hören müſſen, wie der Capitain ſelbſt das alles erzählte; wie er dabei ſeinen Freund immer als Hauptfigur in das hellſte Licht ſtellte, und ſich nur als Nebenfigur in den Schatten; wie er nach jeder kleinen Anekdote, die Alexandern Ehre machte, mit klagenden Tönen ausrief: „nun iſt er todt, der edle Alexander! und alle meine Freude iſt mit ihm hin!“

Von dieſem Zeitpunkte an waren in der Erzählung des Capitains, wie ich wohl merkte, hin und wieder einige Lücken; oder wenigſtens verſtand ich damals die einzelnen Worte nicht, die er über die nächſtfolgende Periode ſeiner Geſchichte ſagte. Saldorf konnte zuletzt den Unmuth nicht mehr verbergen, mit dem er diente. Er wurde einſamer, zurückgezogener, grillenfängeriſcher, als jemals; doch auf einmal ſtürzte er ſich wieder in das lauteſte Getümmel der Menſchen: er trank, er ſpielte mit Leidenſchaft, er tanzte und durchſchwärmte ganze Nächte. Seine Kameraden glaubten, ihn ſchon gewonnen, Barneck, ihn ſchon verloren zu haben.

Barneck wartete eine Nacht auf ihn, und ſaß noch bei einer Arbeit, als Saldorf ſich endlich, kurz vor Tagesanbruch, einfand. Kommſt du, Alexander? fragte er. — Alexander lächelte. „Biſt du bei Kaſſe?" — Karl gab ihm den Schlüſſel zu ſeinem Pulte. — „Ich nehme viel; denn ich habe viel verloren, und auf mein Wort noch dazu." — Das habe ich vorausgeſehen; darum habe ich viel geſpart. Dir iſt das Spiel nur ein Spiel; und wem es nicht mehr iſt, der verliert gewiß.

„Weniger als ein Spiel!" antwortete Alexander. — „Zum Schlafen iſt es zu ſpät. Komm in's Freie; wir wollen den Sonnenaufgang ſehen."

Es war keine Wolke am Himmel, als die Sonne über den Horizont trat. — So rein war unſre Jugend, ſagte Karl.

„Ja! Und am Mittage hangen ſchwarze Gewitterwolken umher, und am Abend iſt es vorbei."

Karl ergriff ſeine Hand, und ſah ihm hell in die Augen. Alexander, es iſt mit dir nicht mehr ſo, wie ſonſt! Ich fürchte, du trinkſt aus dem unreinen Sumpfe, wie du das Leben ehemals immer nannteſt. Das Spiel iſt eine verderbliche Leidenſchaft; das Trinken . . .

„Leidenſchaft? Wenn es die wäre! Es iſt gar nichts.“

Und du treibſt es mit Leidenſchaft! Deſto ſchlimmer, Alexander. Du ſchwärmſt, du machſt aus Nacht Tag.

„Guter Karl, wenn du das denkſt — Ja, ich ſpiele, trinke, ſchlage mich, tanze und ſchwärme. Ich möchte dem Leben Leben abgewinnen; möchte der todten Maſſe Bewegung geben. Doch, es geht nicht. Was mich beim Spiel unterhält, ſind die habſüchtigen Blicke, das Toben der kleinlichſten Leidenſchaften um das Elndeſte, was die Erde hat, ein Paar Stückchen Gold. Könnte ich nur habſüchtig ſeyn, ſo wäre ich doch etwas! Ich ſetze mein Geld gegen verzerrte Geſichter, gegen Grinſen, und Zähneknirſchen, wie man ja auch Geld giebt, um Zwerge und Mißgeburten zu ſehen. Leidenſchaft? Da thuſt du mir Unrecht. Ich bin ſchon längſt des ganzen Getreibes müde.“

So unterlaß es, lieber Alexander.

„Gieb mir deine Ruhe, deinen ſtillen Sinn! Was kann ich denn dafür, daß ich mir vor der Compagnie mit dem „An! Feuer!“ wie ein Uhrwerk vorkomme, und daß mir alle Menſchen Puppen ſind, deren Getriebe der Zufall mit einem goldenen Schlüſſel aufzieht!“

Haſt du es nicht gewünſcht, Alexander?

„Dieſes Einerlei, dieſes ewige Umdrehen des Rades, gewünſcht? Mein Wunſch war, ſo toll er auch ſeyn mochte, doch wenigſtens Bewegung, Lärm — wie das Kind Geräuſch haben will, um ſich zu unterhalten. Ich weiß jetzt wohl, es würde mir nicht beſſer ſeyn, und wenn ich auch wie Gengis-Chan, die ganze Erde durchzöge. Am Ende würde ich doch ermattet fragen: was nun? was nun? . . . Sieh mich nicht ſo bedenklich an! Es geht mir nahe, daß ich dich oft ſo betrüben muß. Ich thue ja alles, was mir möglich iſt: ich ſpringe umher unter dem Gewirre von Puppen, und möchte gern endlich dem Dinge Geſchmack abgewinnen. Aber ich kann's kann's nicht. Mit dir möchte ich einſam leben, und irgend eine Beſchäftigung haben, die meinen heißen Durſt befriedigte. Jeden Thoren beneide ich um ſein Steckenpferd. Ich wollte, daß ich Münzen ſammeln könnte, oder Pfeifenköpfe, oder Tauben, oder Blumen. Was iſt denn alles Andre, was wir auf Befehl, und eben deshalb ungern, thun? Ich weiß wohl, die Künſte füllen die Leere des Lebens aus. Aber es fehlt mir an irgend etwas dazu. Ich ſpiele das Klavier, und du weißt, ich ſitze Monate lang davor. Es koſtet mir Mühe mich loszureißen; doch ich muß! ich muß! Ja, könnte ich, wie du, mit ſtillem, liebendem Sinne mich hinſetzen, eine ſchwere Paſſage oder eine Fuge einſtudieren, und dann mich über das Gelingen erfreuen! Aber da fang' ich ein fröhliches Allegro an. Beim zehnten Takte greife ich einen Accord, der nicht auf dem Notenblatte ſteht; und nun wiege ich mich auf eigenen frohen Tönen. Nach einer Minute bin ich im Adagio. Mein eigenes Spiel zerſchmelzt mich in eine wehmüthige

Sehnſucht nach einem Leben, deſſen himmliſche Harmonieen in meiner Bruſt erklingen, und von dem kein Ton auf dieſe Erde, in dieſes niedre Leben, gehört. Ich könnte bei dieſen Tönen ſterben, wie der Schwan bei ſeinem Geſange ſterben ſoll. Sieh, dann iſt Ehrgeitz, die ganze bunte Welt, und alles, alles verſchwunden; es bleibt von der weiten Erde nur ein grünes, lichtes Thal vor meiner Seele: ein ſtilles, einſames Thal, worin dieſe ſehnſuchtsvollen Töne, ſo geiſtig wie Gedanken, erklingen. Dahin wünſche, dahin ſehne ich mich; und nur mit dir! Aber du liebſt mich nicht! du biſt nicht ich! . . . Karl, werde nicht böſe, daß ich dir das ſage. Ich bin ein Thor, daß ich etwas Unmögliches verlange. Aber dies iſt es, was mich umher treibt: eine Liebe, wie vielleicht kein Herz ſie hat. Wir ſind zwei, Karl. Ach, das Eins-ſeyn iſt ſo ſchwer; und doch iſt daran mein Glück gebunden."

Du meinſt ſonſt etwas, vielleicht die Liebe zu einem Mädchen.

„Nein, Karl. Was iſt denn die Liebe zu

dem Weibe anders als Begierde, als ein ſinnlicher Trieb? Nein, es iſt unſre Liebe, unſre Freundſchaft. Du verſtehſt mich nicht, das ſeh' ich an deinem Kopfſchütteln. Aber genug, ich wünſche etwas, das ich nicht kenne: etwas außer mir, das ganz mein iſt, ganz!"

Ganz? Bin ich denn nicht ganz dein? Alexander, würde ich nicht jeden Augenblick für dich ſterben?

„Das würdeſt du. Aber doch biſt du nicht ganz mein; du liebſt noch etwas außer mir, ich noch etwas außer dir. Unſre Liebe hat Gränzen."

Karl legte die Hand an die Bruſt, und lächelte. So ſtürmt es freilich hier nicht; es giebt aber Stunden, Alexander, wo auch ich mich hinaus ſehne. Dem begegne ich indeß, wenn es mir zu arg wird, mit Arbeiten. Ich glaube, die Sehnſucht in unſrer Bruſt iſt wie ein guter Geiſt, der uns vorwärts treiben ſoll im Guten, in jeder Tugend. Du willſt den Sprung mit Einem Male thun, über das Leben hinaus; und das iſt nichts. —

Nach dieſer Unterredung veränderte ſich alles ganz und gar. Alexander rührte keinen Würfel, keine Karte mehr an, war viel zu Hauſe, trieb mit Leidenſchaft Muſik, und lebte immer ſtill und wortarm mit Barneck zuſammen. So verliefen einige Jahre, und nun wurde Alexander auf einmal heimlich, bekam Arreſt, wurde beim Avancement übergangen, und blieb dabei gleichgültig.

Wie iſt das? fragte Karl. Uebergangen? Warum? Eine Urſache muß das doch haben.

„Freilich!" antwortete Alexander lachend. „Dich verdrießt das; mich nicht. Ich wollte, ſie ſchöben mich wieder rückwärts, als Junker, aus dem Stande hinaus, den ich jetzt haſſe. Es iſt nichts, glaube mir. Sind ſie ſo zufrieden wie ich, ſo iſt uns Allen recht wohl."

Nein, das iſt eine Beſchimpfung, die du nicht ſitzen laſſen mußt. Ich nehme den Abſchied mit dir, wenn man dir Unrecht gethan hat.

„Beſchimpfung? Wie du auch die Sachen nimmſt! Es iſt mir ſogar lieb; denn wenn ich noch einmal übergangen werde, ſo kann ich mit Recht den Abſchied ſodern."

Warum aber?

Alexander lächelte, und ſchwieg. — Man wollte von Händeln zwiſchen ihm und dem Sohne des Herrn von Zabern wiſſen. Zabern war Oberhofmeiſter und der Liebling des Fürſten; ſein Sohn geheimer Legations-Rath, ein gewandter, witziger, ſatiriſcher Kopf, der die Welt, den Hof und die Weiber liebte, ob er gleich über das alles unaufhörlich ſpottete. Sein Vater, der ſtolzeſte Mann von der Welt, war ſehr reich, aber dennoch habſüchtig; kriechend gegen den Fürſten, und ein Tyrann aller Menſchen, die unter ihm ſtanden. Er hatte drei Kinder, denen er die ſorgſamſte Erziehung geben ließ. Seine Grundſätze aber, die er moraliſche nannte, waren nur Maximen einer verfeinerten Sinnlichkeit, welche alles, was die Lehrer ſeiner Kinder zur Bildung ihrer Herzen thaten, wieder vereitelten. Alle drei Kinder hielten das Syſtem ihres Vaters für das wahre Syſtem des Lebensgenuſſes, und die Lehren der Sittlichkeit für ein Netz, gemeine Köpfe zum Nutzen der beſſern darin zu fangen. Ihr Vater pflegte z. B. zu ſagen: die Lehre von einem künftigen Leben iſt der Reif, worin der Falke ſo lange hin und her gewiegt wird, bis er zahm genug iſt, dem klügeren Jäger zu dienen.

Saldorf lächelte, ſo oft Barneck den jungen Zabern mit bedeutendem Tone nannte, und ſchwieg. Auf einmal war eine große Veränderung an ihm ſichtbar. Er ging träumend, mit funkelnden Augen, umher. Wenn Barneck ihn fragte, fiel er ihm mit dem Lächeln eines Seligen um den Hals, drückte ihn an ſein Herz, und antwortete: „ich bin ja jetzt ſo glücklich!" Karl ließ ihn ſeines Glückes genießen, und fragte nicht weiter.

Nun gingen die Unruhen in Amerika an. Saldorf erklärte ſich für die Kolonieen, und mit einer Begeiſterung, wobei er Zeit und Ort vergaß. Als die Engländer Truppen von dem Fürſten in Dienſt nahmen, wurde Saldorf ausgewählt, mit nach Amerika zu gehen. Er foderte ſeinen Abſchied, und erklärte dabei, daß er nicht gegen Menſchen fechten könne, welche die theuerſten Rechte der Menſchheit vertheidigten; und er bekam den verlangten Abſchied, nicht in den gnädigſten Ausdrücken. Seine Kameraden würden ihn der Feigheit beſchuldigt haben, wenn ſie nicht ſchon Beweiſe ſeines Muthes geſehen und ſogar empfunden gehabt hätten.

Auf einmal wurde er wieder als Officier unter einem Regimente, das nach Amerika hin ſollte, angeſtellt. Du gehſt nach Amerika? fragte Barneck. „Ja,“ antwortete Saldorf finſter. Auch Barneck meldete ſich nun, ohne Saldorfs Wiſſen, zum Dienſt über See, und bekam eine Compagnie bei eben dem Regimente, in welchem Saldorf angeſtellt war. Dieſer bat und beſchwor ſeinen Freund, in Europa zu bleiben; auch gab er ihm ſogar zu verſtehen, bei ſeiner neuen Anſtellung ſey etwas Geheimes. Barneck fragte ihn aber: gehſt du über's Meer? — „Ja!“— Nun, ſo gehe ich mit dir.

In Amerika verſchwand Alexander, und auf der Reiſe nach der Levante ertrank er.

Das erzählte mir der Capitain mehrere Wochen hindurch, und jede kleine Scene ſchloß er mit dem Ausruf: nun iſt er todt, mein Alexander!

4.

Die Veränderung.

Wir waren ſchon zwei Monate in der Reſidenz. Der Fürſt intereſſirte ſich am Ende für den edlen Capitain, ſo ſehr er ſich auch Anfangs durch deſſen Betragen beleidigt geſunden hatte. Er wollte ihn gern auf eine gute Art wieder anſtellen; doch alles, was man that, um ihn dahin zu bringen, daß er um neue Dienſte bitten ſollte, war vergeblich. Man mußte ſich endlich entſchließen, ihm eine Compagnie mit Beibehaltung ſeiner Ancienmität anzubieten; doch, zu jedermanns Erſtaunen ſchlug er ſie aus. Nun glaubte man, der Fürſt müßte ſehr ungehalten über ihn ſeyn; doch, zu jedermanns noch größerem Erſtaunen, ſagte er, als von dem undankbaren Barneck geſprochen wurde: es läßt ſich bei dem allen nicht leugnen, daß er ein Mann iſt. Trotzig allerdings; aber ein Mann. Ich geſtehe, daß ich ihn ungern verliere, und hätte ihm gern das Unrecht vergütet, das ihm geſchehen iſt. Der Capitain erfuhr das. „Trotzig?“ ſagte er nachher zu mir: „Gott weiß, das bin ich nicht. Der Fürſt iſt ſehr gnädig; ich muß aber in die Einſamkeit, meinen Alexander zu betrauern. Was kann ich denn noch dienen! Ich bin feig geworden. Mit meinem Alexander habe ich alle Luſt und Freude am Leben verloren. An das Grab, an ſonſt nichts, mag ich denken.“

Der Tag zu unſrer Abreiſe aus der Reſidenz wurde feſtgeſetzt. Etwa vier Wochen vorher kam ein alter, dürrer, ſchlechtgekleideter Mann zu dem Capitain. Es war ſein Oheim, der reiche Geitzige. Er fand den Capitain in einem ſchlichten Ueberrocke, und das Zimmer ſehr einfach möblirt. Erſt, nachdem er die kleinen funkelnden Augen überall umher geworfen hatte, nannte er ſeinen Nahmen.

„Willkommen!“ rief der Capitain mit freudiger Rührung: „theurer Bruder meiner guten Mutter!“

Ich weiß wohl, ſagte der Mann mit leiſer Stimme, worauf das zielt, Herr Hauptmann. Sie ſind doch noch im Militair?

„Nein, ich habe abgedankt.“ — Der Capitain mußte erzählen, und nun umfaßte ihn der Alte mit ſeinen dürren Armen. Das hatte ich gehört, ſagte er; und ich wollte mich doch erkundigen, ob es wirklich ſo wäre. Aber — das Schickſal ſpielt ſeltſam mit uns. Ich bin während der Zeit, da Sie Soldat waren, arm geworden.

„Arm?“ fragte der Capitain gutherzig; „wirklich arm? Lieber Herr Vetter, nehmen Sie es mir nicht übel — ſo arm, zum Exempel, daß Sie Hülfe bedürften?“

So arm, daß ich in meinen alten Tagen Mangel leiden muß.

„Nein, das ſollen Sie nicht! Bei dem heiligen Andenken an meine gute, ſelige Mutter: das ſollen Sie nicht! So lange ich Brot habe, muß es Ihnen nicht daran fehlen. Viel habe ich nicht; es reicht aber hin für uns Beide, lieber Herr Vetter Ich bin genügſam, an Sparſamkeit gewöhnt, und Sie auch: ſo werden wir ja ſatt haben." Der Alte erwiederte grinſend: hm! das freuet mich; das iſt gut! Ich höre es gern, daß Sie genügſam ſind. Gott Lob! ich bin es auch geweſen; und da Sie dem Soldatenſtande entſagt haben, ſo — ſind Sie wieder mein lieber Vetter, und das Wenige, was mir Gott gegeben hat, ſoll nach meinem Tode Ihnen gehören. —

Es fand ſich jetzt, daß der alte Geitzige ſeinen Vetter nur hatte auf die Probe ſtellen wollen. Daß wir ein ſo einfaches Leben führten, gefiel ihm ſehr wohl; daß der Capitain gar nichts von ihm verlangte, gefiel ihm noch beſſer. Aber doch traute der Alte noch nicht. Er äußerte einmal ſeinen Widerwillen gegen Teſtamente. Der Capitain ſagte treuherzig: „nun, ſo machen Sie keins." — Dann aber, erwiederte der Alte, werden Ihnen einige Verwandten, die ich noch habe, meinen Nachlaß ſtreitig machen.

Als der Capitain dabei ganz ruhig blieb, geſtand der Alte, daß ſein Teſtament gemacht, und der Capitain ſein einziger Erbe ſey. Er gab dieſem eine verſiegelte Abſchrift ſeines Teſtaments, und die genaueſten Nachrichten von ſeinem ſämmtlichen, ſehr großen Vermögen. Dann reiſte er wieder ab, ohne den Capitain zu bitten, daß er ihn beſuchen möchte. Er fuhr auf der öffentlichen Poſt, und wurde unterweges an einem ſehr heißen Tage von einem Gewitter überfallen. Eine ſtarke Erkältung, die Folge davon, zog ihm eine Krankheit zu, und nach einigen Tagen war er todt.

Der Capitain trat ohne allen Streit in den Beſitz eines ungeheuern Vermögens; denn er konnte keine Verwandten des verſtorbenen Oheims ausfindig machen, ſo viel und ſo genau er auch nach ihnen forſchte. Er erſtaunte über ſeinen Reichthum, als er deſſen Umfang überſehen konnte. „O,“ ſagte er, „nun fehlt mir wieder mein Alexander. Der wußte, wo das Geld reichen Segen trägt. Fraſer, fing Saldorf einmal an: wenn ich reich wäre; dann folgte immer ein Kapitel über das menſchliche Elend, und wie man ihm abhelfen könnte. Ich werde freilich geben; aber mit ſolchen Summen ließe ſich mehr ausrichten. Arme mögen geben, ſagte Saldorf; Reiche müſſen wohlthun. Ja, das möchte ich gern; aber wie ſoll ich es anfangen?" —

Fraſer hielt eine lange Rede, worin er bewies, daß ein vernünftiger Aufwand des Reichen das wohlthätigſte Mittel ſey, dem Armen zu helfen.

„Hm, ja! Auch Alexander ſagte ſo etwas; es klang aber doch anders. Ich wollte, er wäre hier! . . . Nun, ſo wie bisher, können wir freilich nicht mehr leben."

Fraſer bekam den Auftrag, ein Haus für den Capitain zu kaufen und einzurichten; denn Prozeſſe, die auf einigen Gütern ſeines verſtorbenen Oheims hafteten, machten es nöthig, daß er ſich fürs erſte in der Reſidenz aufhalten mußte. Der Capitain bereiſte während deſſen die Güter, und nahm mich mit. Ueberall fühlten ſeine nunmehrigen Unterthanen die wohlthätige Gegenwart ihres gütigen Herrn; überall fanden bei ihm die Unglücklichen Hülfe, die Gedrückten Erſatz ihres Verluſtes, die Klagenden Gerechtigkeit.

Als Fraſer mit allem in Ordnung war, gingen wir nach der Reſidenz. Bei dem Eintritt in ſeine Zimmer, ſchüttelte der Capitain unmuthig den Kopf. „Ich bin wohl reich, Fraſer,“ ſagte er, „ſehr reich; aber das iſt doch allzu prächtig, zu ſchimmernd! Sie haben meinen Geſchmack nicht gekannt. Theuer mochte es ſeyn, doch einfacher.“

Fraſer erwiederte: es leben hundert Familien ein Jahr lang von der Pracht, die Sie hier ſehen. —

„Es iſt gegen meinen Willen,“ ſagte der Capitain ungewöhnlich heftig, als ich mit ihm allein war.

Aber, Vater, warum ſagſt du nicht: ſo will ich es haben? Warum iſt Fraſer beinahe mehr Herr in deinem Hauſe, als du ſelbſt?

„Das will ich dir erklären, mein Sohn.

Er hat einmal das Leben meines Alexander gerettet. Ein berühmter, aber nachläſſiger oder unwiſſender Arzt würde ihn getödtet haben, wenn Fraſer ihm nicht heimlich andre Arzenei gegeben hätte. Das geſtand er, als Alexander gerettet war. Begreifſt du nun, warum ich von ihm ſo viel ertrage?"

In der Reſidenz wurde der ehemals arme, abgedankte Capitain jetzt mit ganz andren Augen betrachtet, was Fraſer bei der Pracht des Hauſes, der Möbel, der Pferde und der Livereien wohl zur Abſicht gehabt haben mochte. Menſchen, die ihn vorher überſehen hatten, thaten ihm jetzt Schritte entgegen; und der Capitain nahm ſie mit ſeiner gewöhnlichen Gutherzigkeit auf. „Ich weiß wohl," ſagte er mit einem ganz kleinen ſpöttiſchen Lächeln, wenn Fraſer auf dieſe Menſchen ſchalt; „ich weiß wohl, wie ich mit ihnen daran bin. Wieder beſuchen werde ich ſie nicht; denn es wäre falſch, wenn ich das thäte."

Er machte alle Einrichtungen ſo, als ob es ſchon ausgemacht wäre, daß er niemals heirathen würde, und Fraſer wendete alles nur Erſinnliche an, ihn nicht zu dem Gedanken an eine Heirath kommen zu laſſen. Mir war das gleichgültig, doch nicht dem alten Reitknechte, der mit uns die Reiſen in Amerika gemacht, und jetzt die Aufſicht über des Capitains zahlreiche Pferde bekommen hatte. Was hilft dem Herrn, ſagte der Alte zu Fraſern, alles Gold, und die Tapeten, und die Schnurrpfeifereien? Gar nichts! Geben Sie ihm täglich zwölf Schüſſeln, anſtatt ſechs, und goldne, anſtatt ſilberner: das macht ihn nicht glücklich; er iſt ja ohnedies nur von zweien. Bauen Sie ihm ein Haus, ſo groß wie das fürſtliche Schloß: nach Jahr und Tag iſt er hier unter den vielen Menſchen doch, wie da an dem ſchönen Strom in den großen, großen Wieſen, wo kein Menſch zu hören und zu ſehen war. Ich weiß wohl, der Herr iſt ſein Lebtage kein Pflaſtertreter geweſen, und hat das Weibsvolk immer in Ruhe gelaſſen; aber er hat ein Herz, und würde ein guter Mann ſeyn und ſeine Kinder lieb haben:

das weiß ich auch. Wenn ich manchmal die Hände zuſammenſchlug über die Wilden und über ihr Elend; dann ſagte er (hier Ludwig iſt Zeuge): „hat nicht jeder ein Weib, und Kinder, die er liebt? Das Glück wohnt auch in der dunkelſten Hütte, wenn nur Raum darin iſt für Mann und Weib und Kinder. Hören Sie, Herr Fraſer, Sie ſollten dem Herrn eine hübſche Braut ausſuchen helfen."

Hm! ſagte Fraſer kalt; es würde dir ſchön gehen, wenn eine Frau in's Haus käme!

Möcht' es doch! Wäre es auch ihr Erſtes, mich fort zu jagen — nun immerhin, wenn ſie nur den Herrn lieb hätte! Aber ich weiß, daß . . . Indeß der Herr wird am Ende wohl ſelbſt darauf kommen; da verlaſſ' ich mich auf Gott, und auf ſein Fleiſch und Blut.

Der Alte hatte Recht. Barneck kam ſelbſt darauf, daß ihm etwas fehlte. Er war ein ſchöner Mann, in der vollen Blüthe ſeines Alters, und der reichſte Privatmann im ganzen Lande. Natürlicher Weiſe erregte das in vielen Häuſern Aufmerkſamkeit, ſogar in dem Hauſe des Oberhofmeiſters von Zabern. Die älteſte Tochter, Amelie, ein in der That ſehr reitzendes Mädchen, fand, wie viele andre, den Capitain ſehr ſchön. Sie hörte es alſo gar nicht ungern, als ihr Vater einmal in dem engſten Familienzirkel die Idee berührte, ob es nicht möglich wäre, den Capitain Barneck in die Familie zu bringen. Die Mutter lachte, als bei dieſen Worten Amelie'ns Geſicht mit einer Purpurröthe überzogen wurde, und ſagte, mit einem Wink auf die Tochter: es ſind mehr Perſonen im Hauſe, die das wünſchen. Nur Schade, fuhr der Oberhofmeiſter fort, daß er ein ſo ſeltſamer Menſch iſt! Es wird nicht leicht ſeyn, ihn zu gewinnen.

Warum nicht? ſagte der Sohn. Mit einem ſolchen Geſichtchen voll holder, jungfräulicher Scham? Das liebt der fromme Schäfer.

„Du haſt Urſache, erbittert gegen ihn zu ſeyn," ewiederte Amelie, mit Gluth des Eifers im Geſichte.

Du ſollſt mich als Wachtelpfeife gebrauchen dürfen, Amelie; aber es muß ein Choral ſeyn, den ich pfeife, und . . . —

„Wer verlangt das!" fiel Amelie hitzig ein. „Zwar bin ich nicht ſo eitel wie du, doch ſtolz genug, mich nicht ausbieten zu laſſen. Ich verbitte mir alle Schritte von dir, ob ich gleich recht gern geſtehe, daß der Herr von Barneck ein ſehr würdiger Mann iſt."

Du könnteſt wohl hochwürdiger ſagen; würdig nennt man ja die Landprediger. Uebrigens, mon cher père, geſteht ſie mit dem Titel, den ſie ihm giebt, ſchon viel, und ich wollte darauf ſchwören, daß ſie ſchon längſt an dieſe Partie gedacht hat. Ihr Ton iſt ſo feierlich, als ob ſie den Prediger und den Altar ſchon ſähe. Indeß, Amelie, trotz dem allen kennſt du den Köder nicht, der auf den Angel geſteckt werden muß, wenn du dieſen Goldfiſch fangen willſt.

Der Vater ging mit den Worten: ich will es überlegen! aus dem Zimmer, wie er es jedes Mal that, wenn ſein Sohn anfing

Poſſen zu treiben. Denn — fuhr der Sohn fort, und die Mutter, deren Liebling er war, legte ſich lächelnd in den Sofa zurück —: denn mit deinen ſieben freien Künſten der Koketterie kommſt du hier nicht durch. Erſtlich, deine Launen, die dich ſo liebenswürdig, ſo intereſſant machen, hält er gerade zu für nichts als Launen, und wenn du dem würdigen Manne damit kämeſt, ſo könnte er dir wohl ſagen: mein hochgeehrteſtes Fräulein von Zabern . . . .

„Du kannſt es dem Manne nicht vergeben, daß ſein Freund den Poltron in dir entdeckte.“

Eduards Geſicht überlief eine ſchnelle Röthe. Ich habe mich gerächt, ſagte er, wenn du ſeine Frau wirſt. Aber ſehen möchte ich doch, ob ein Weiberköpfchen Gehirn genug hat, einen Mann zu fangen, der ein wenig außer der Regel iſt.

Du möchteſt hier gern die Maximen anbringen, die du von den Sträußermädchen in Paris haſt. Sie mögen viel Mühe mit dir gehabt haben!“

Hier trat der Vater wieder herein, und ſagte: ich habe den Herrn von Barneck zu Tiſche bitten laſſen; er wird kommen.

Amelie ging auf ihr Zimmer, und nach einer Stunde kam ſie ſehr beſcheiden gekleidet wieder.

Sie hat den Nonnenſchleier als Köder aufgeſteckt! flisterte Eduard ſeiner Mutter zu, doch laut genug, um von Amelien gehört zu werden. Recht gewiß muß ſie ihrer Sache wohl nicht ſeyn, da ſie ihren Plan ſo weitläuftig anlegt.

„Hm! es wäre nicht übel geweſen, wenn du deiner Sache weniger gewiß geweſen wäreſt. Eliſe hat ja alle deine Künſte, auf die du ſo vielen Werth ſetzeſt, durchgeſehen, und dich ausgepfiffen." — Jetzt flog wieder eine flammende Röthe über Eduards Geſicht.

Die liebe Einfalt, ſagte die Mutter lachend, iſt oft am allerbeſten verwahrt.

„Einfalt, liebe Mutter? Eliſe ſieht meinen Herrn Bruder nie an, ohne ihm durch ein mitleidiges Lächeln zu ſagen: die liebe

Einfalt! Ich hoffe glücklicher zu ſeyn, als Eduard, ob ich gleich nicht ſo viel Witz, Feinheit und Liſt habe, als er. Der arme Menſch! bedenken Sie nur! Schon ſieben Jahre lang giebt er ſich Mühe, das liebe, einfältige Mädchen in ſeinen feinen Netzen zu fangen!"

Pah! pah! ſagte Eduard lachend, aber mit der grimmigſten Bosheit im Blicke: der Spaß iſt verunglückt.

„Spaß? Und du armer Menſch wurdeſt bleich und mager vor Liebe und Verdruß. Du hätteſt den Werther machen können, wenn nur nicht Muth dazu gehörte. Und geben Sie nur Acht, liebe Mutter; wenn er ihr bei Tiſche etwas zureicht, und ſie dann ſagt: ich danke Ihnen; ſo lächelt er, und kitzelt ſich mit dem geheimen Triumphe, ſie nun doch beſiegt zu haben. Wahrhaftig, ſie könnte ihn zu einem Heiligen machen, wenn ſie es nur der Mühe werth fände."

So ſtumm, Eduard? fragte die Mutter. Amelie muß doch die rechte Stelle getroffen haben!

„Der arme Menſch! Wir hielten ihn wenigſtens für Etwas; doch Eliſe machte ſeinen Witz zu Schande, wie Saldorf ſeinen Muth.“

Eduard antwortete mit einem zweideutigen Lächeln. Du möchteſt gern erfahren, was ich zu thun Willens bin. Mein Tedeum folgt nach dem Siege. Doch wieder auf den Goldfiſch zu kommen, den du zu fangen Luſt haſt — ich empfehle dir Beſonnenheit bei dieſer lieben Einfalt.

„Lieben Einfalt! Daß du doch jeden Mann, der ein Mann iſt, ſo ſchelten willſt! Es fehlt dem Capitain eine gewiſſe Politur: das iſt alles. Aber ein Mann iſt er, das Zeugniß hat ihm ſogar der Fürſt gegeben; und ein ſchöner Mann, das wirſt du wohl nicht leugnen.“

Eduard verbeugte ſich. Wenn du es ſo ernſthaft nimmſt, Amelie, ſo muß ich aufhören zu ſcherzen. Wer konnte aber das vermuthen! —

Der Capitain kam, und fand nur eine ganz kleine Geſellſchaft. Er war ein wenig kalt und ſteif, weil Fraſer ihn beim Weggehen erinnert hatte, daß er ſich in Acht nehmen möchte. Doch der leichte Ton, der bei Tiſche herrſchte, und die gute Laune der ganzen Familie machten ihn bald heiter. Ein altes Fräulein brachte ihn auf Amerika. Amelie, die ihm gegenüber ſaß, fand das Geſpräch intereſſant, that hundert Fragen nach der Lebensart der Wilden, und brachte ſo den Capitain in's Erzählen. Er blieb länger als er gewollt hatte; denn Amelie hörte auch nach Tiſche nicht auf mit ihren Fragen.

„Fraſer, ſagen Sie was Sie wollen," meinte der Capitain, als er wieder zu Hauſe war — „die Menſchen mögen falſch ſeyn, hochmüthig; aber angenehm ſind ſie." — Er ſprach den Oberhofmeiſter öfter, und wurde von Tage zu Tage mehr von ihm und ſeiner Familie eingenommen. Amelie hatte es auf ihn angelegt, das ſah er wohl; doch alle ihre Schritte waren ſo jungfräulich, ihre Theilnahme an ihm von ſo feiner Natur, und für ihn ſo ſchmeichelhaft, daß er nothwendig Wohlwollen für ſie empfinden mußte. „Ich ſehe gar nichts Gefährliches dabei,“ ſagte er nach einigen Wochen zu Fraſern. „Man weiß, daß ich reich bin, und will mich gern hier behalten: das iſt alles. Wollte man mehr, ſo würde man mich mehr an ſich zu ziehen ſuchen. Das Mädchen iſt, wie alle Mädchen, und ich glaube, ſogar von beſſerer Natur, als die meiſten andern. Sie ſpricht doch nicht immer und ewig von Kleidern oder Putz, und weiß mehr, als man einem Mädchen zutrauen ſollte. Und ihr Bruder? Alexander konnte ihn nicht leiden; er hat aber doch nie etwas beſtimmt Böſes von ihm geſagt. Er iſt ein fröhlicher Menſch, möchte ich ſagen, ein ſatiriſcher Kopf, der, wenn ſein Geiſt über ihn geräth, närriſche Dinge ſagen kann. Aber that das nicht auch Saldorf? und war der zuweilen nicht noch bitterer?“

Der Capitain war in Kurzem gern in Zaberns Hauſe, oder vielmehr bei Amelien. Er kam uneingeladen, zu allen Stunden; und nun verlor Amelie etwas von der Artigkeit, womit ſie ihn ſonſt empfangen hatte: ſie behandelte ihn ohne alles Ceremoniel, und ließ ihn z. B. mit ihrer Mutter allein, während daß ſie bald dieſe, bald jene Freundin beſuchte. Die Mutter fand dann aber auf eine ganz unſchuldige Weiſe tauſend Gelegenheiten, ihn von den Vollkommenheiten ihrer Tochter zu unterhalten. Kam Amelie zurück, ſo ſetzte ſie ſich mit einer liebenswürdigen Heiterkeit zu dem Capitain. Sie ſpielte oder ſang ihm vor, und erlaubte ſich allerlei kleine Vertraulichkeiten, zu denen ſein Verhältniß ſie berechtigte. Bald lehnte ſie ſich, weil ihr der Kopf weh that, in eine Ecke ihres Sofas; bald hatte ſie eine ausgelaſſen fröhliche Stunde, in der ſie Poſſen trieb, doch ſo unſchuldige, ſo gutmüthige, daß Barneck immer mit Verlangen auf eine ſo ausgelaſſene Stunde hoffte. Sie gerieth, wenn ihre Mutter ſie mit dem Capitain allein ließ, bald in dieſe laute Fröhlichkeit, bald in ein ernſthaftes Geſpräch, bei dem ſie am Ende, ſagte ſie, laut über ſich ſelbſt lachen mußte, daß es ſie bis zu Thränen (und ihre Augen waren wirklich noch naß) hatte intereſſiren können. „Sollte es denn das nicht?“ fragte der Capitain einmal ſehr ernſthaft.

Es ſollte wohl, antwortete Amelie leicht: das fühle ich in dem Augenblicke, da mich die Rührung überwältigt. Aber, Barneck, ich weiß nicht, wie ſeltſam Sie immer alle Dinge nehmen! Mein Bruder ſpottet über alles; mein Vater — nun man verlernt am Hofe ſich für irgend etwas in der Welt zu intereſſiren. Jetzt wiſſen Sie die Maximen, bei denen ich erzogen bin. Und wenn ich es recht bedenke, ſo hat mein Vater am Ende doch wohl Recht, daß jeder leidenſchaftliche Ausbruch einer Empfindung eine ſentimentale Thorheit iſt. Bei Ihnen aber iſt man nicht eine Minute ſicher, eine ſolche Thorheit zu begehen. Ich bin gewohnt, das Leben wie einen Tanzſaal fröhlich zu durchſchwärmen; Sie aber, Barneck, machen mich zuweilen an meiner Weiſe irre.

„Ich wünſchte, das zu können, liebes Fräulein,“ ſagte der Capitain mit einem angenehmen Lächeln. „Sie ſind beſſer, als Sie ſelbſt glauben.“

Das Fräulein ſtand nachdenkend da, ſeufzte, ſchüttelte ſanft den blonden Kopf, und heftete dann die großen blauen Augen auf die ſeinigen. Sie werden noch machen, hob ſie dann wieder an, daß ich nicht mehr in mein Verhältniß paſſe; denn bei unſerm Putzen für eine Cour fallen mir ſchon Ihre Wilden ein, die ein Paar Stunden hinter einem Gebüſche ſitzen und ſich bemahlen. Du biſt toll, Amelie, würde mein Vater ſagen.

„Und er hätte Unrecht; denn es iſt geradezu daſſelbe. Bedenken Sie doch nur, Fräulein . . .“

Nein, nein! ich will nicht bedenken; denn ſeitdem ich Sie kenne, iſt mir ohnehin unſer Getreibe zuweilen nichts mehr als eine Armſeligkeit.

Der Capitain lächelte, und bemerkte nicht, daß Amelie ihn nach und nach mit dem Leben in der großen Welt, mit dieſen Armſeligkeiten, weit mehr verſöhnte, als Er ſie damit entzweiete.

Endlich nannte Amelie einmal den Nahmen Saldorf, den der Capitain in dieſem Hauſe noch nie hatte nennen mögen, weil der jüngere Herr von Zabern ihn haßte. „Sie kannten ihn, Fräulein?“ fragte der Capitain mit finſtrer Stirn.

Wohl kannte ich ihn. Ich möchte faſt ſagen, Sie hätten etwas von dieſem ſeltſamen Kopfe. Er war ein Grillenfänger, ein Schwärmer, der immer über oder unter den Sternen ſchwebte, und nie auf der Erde. Der Himmel mag es mir vergeben — dieſer Saldorf ſteckte mich zuweilen mit ſeiner Schwärmerei ſo an, daß er mich richtig mit über die Sterne fortriß. Mein Bruder haßte ihn; mein Vater hielt ihn für einen Heuchler; meine Mutter . . .

„Und Sie, Amelie? und Sie?“

Ei nun, wenn ich mit ihm zuſammen war — in unſer Haus kam er nicht —: ſo ſchien er mir Anfangs — nun, etwa ein Thor; aber nach einer halben Stunde ſprudelten aus ſeinen Lippen ganze Welten, Ewigkeiten, Unendlichkeiten. Man lachte; doch ehe ich es mir verſah, hatte der Schwärmer mich in ſeinen Zauberkreis gezogen.

Die Erde war mir unter ſeinen Beſchwörerformeln nichts, das Leben ein Traum, alle laute Freude nur das verzerrte Lachen eines Wahnſinnigen. Ich träumte mich ſtill mit ihm auf mein Grab, den einzigen Ort, der des Nachdenkens und des Wunſches werth iſt. Glauben Sie mir, Barneck, einen ſolchen Menſchen habe ich nie wieder geſehen! Alles ſpottete über ihn; ich aber konnte mich der größten Achtung für ihn nicht erwehren. Zwar fühlte ich, daß ich Unrecht hatte; aber — wenn dieſe Thränen etwas Gutes ſind, ſo habe ich es ihm zu verdanken.

„Dieſer Saldorf," erwiederte der Capitain, mit einem Geſichte, in welchem Schmerz und Freude lag — „dieſer Saldorf war mein Freund, mein Herzensfreund. O, wir waren Eins, wenn je zwei Menſchen das geweſen ſind. Das Schickſal hat mein Leben zu einer freudenleeren Oede gemacht; denn Er iſt todt! . . . Ach, die Ewigkeit, die Unendlichkeit ſprudelte nicht von ſeinen Lippen, wie Sie vorhin ſagten; ſie lag in ſeinem unendlichen Herzen."

Amelie ſchwieg. Todt iſt er? fragte ſie nach einer Pauſe mit einem mitleidigen Geſichte; und er war Ihr Freund? O, wann ſtarb denn der edle Mann?

Der Capitain erzählte, was er wußte; und die Thränen, die dabei über Ameliens Wangen rollten, fielen flammend in ſein weiches Herz. Jetzt fühlte er zum erſten Male, daß ihm dieſes Mädchen, welches ſeinem Freunde ein ſo unverdächtiges Lob gegeben hatte, und ſeinem Tode ſo heiße Thränen weinte, mehr als bloß nicht gleichgültig war. Er fragte nach den kleinſten Umſtänden von ihrer Bekanntſchaft mit ſeinem Freunde; und ſie merkte, daß ſie durch ihre Erzählung das feſteſte Band um ſein Herz ſchlang. Sie ſelbſt erkundigte ſich nun bei dem Capitain, wie die Feindſchaft zwiſchen ihrem Bruder und Saldorf entſtanden ſey; er wußte ihr aber dieſe Frage nicht zu beantworten.

Amelie konnte ihre Eitelkeit nicht beſiegen: ſie ſagte ihrem Bruder noch denſelben Abend, daß ſie den Capitain richtig gefangen, und welche Künſte ſie dabei angewendet hätte. — Erobern, erwiederte ihr Bruder lächelnd, iſt ſo ſchwer nicht; aber das Eroberte behalten! —

Der Capitain ſprach dieſen Abend von nichts als von Saldorf und Amellen. Fraſer ließ ſich ſeine Unterredung erzählen, und ſagte dann ſpöttiſch lächelnd: hm! das Fräulein ſollte nicht gewußt haben, daß Saldorf Ihr Buſenfreund war?

„Wer wußte es denn in der ganzen Stadt?“ fuhr der Capitain auf. „Trugen wir denn unſre Freundſchaft zur Schau? War es nicht unſer ſtilles Geheimniß, das wir heilig bewahrten? Wußten Sie denn, Fraſer, daß er mein Freund war? Sie ſahen es erſt, als meine unbeſchreibliche Angſt ihn zu verlieren, mich faſt raſend machte. Er hatte ſeinen Umgang, ich den meinigen. Wie konnte alſo das Fräulein wiſſen, was Niemand wußte?“

Fraſer lächelte noch eben ſo ſpöttiſch, wie vorher. Wenn das nicht Netze ſind, die man

Ihnen legt, ſo weiß ich nicht, was man ſo nennen ſoll.

Der Capitain gerieth nun in Hitze. „Was iſt denn Unnatürliches dabei? Glauben Sie etwa, Fraſer, daß dem Menſchen Thränen zu Gebote ſtehen, wie Worte? Zum Teufel, Herr! die heißen Thränen aus des Fräuleins ſchönen Augen ſind auf meine Hand gefallen, und ich möchte ſagen, in mein Herz. Das Fräulein iſt leichtſinnig, ja! Nun ſie konnte nicht anders werden in dem Hauſe, wo eine Cour ſo viel iſt wie die Ewigkeit, und ein Stern auf der Bruſt weit mehr als ein gutes Gewiſſen. Ich behaupte aber, ſie war von Natur gut. Es brauchte nur jemand die harte Rinde von ihrem Herzen zu reißen; und das that mein Alexander. Iſt es Ihnen nicht eben ſo mit ihm gegangen? Sie ſind kalt, und konnten ihn nicht leiden; aber wenn er anfing, ſo ſchmelzte er mit ſeiner flammenden Seele das Eis in der Ihrigen. Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, Fraſer, das weiß ich. Und mögen Sie ſagen, oder thun, was Sie wollen, ich werde nie vergeſſen, daß ohne Sie Salderf acht Jahre früher geſtorben wäre. Aber wenn etwas zwiſchen ſeinem und meinem Herzen war, ſo hatten Sie das Unkraut ausgeſtreuet." — Er ſtand auf, und ging heftig im Zimmer auf und nieder.

Herr Hauptmann, hob Fraſer ruhig an; ſagen Sie, was Sie wollen: man ſtellt Ihnen Netze, das iſt augenſcheinlich.

„Baſta!" rief der Hauptmann, und Fraſer ſchwieg mit einer lächelnden Miene. Das konnte der Capitain nicht leiden, und es brachte ihn ſonſt immer wieder zum Reden. „Iſt es nicht genug," ſagte er einmal über ein ſolches Lächeln, „daß man Recht hat? Muß man es denn noch überdies mit Trompeten und Pauken ausrufen? Sagen Sie mit dem Lächeln nicht: du biſt ein Tyrann, der mich zum Stillſchweigen verdammt, ob ich gleich ſehr wohl noch reden könnte? Mein Baſta, das ich, weiß Gott, nur ſage, um aus der Sache zu kommen, hilft mir dann ſo viel wie nichts; ich muß aufs neue auf Ihr Lächeln antworten." Heute aber lächelte Fraſer vergebens.

Der Capitain ging nach wie vor in des Oberhofmeiſters Haus, und mit jedem Beſuche wurde er mehr von dem Fräulein eingenommen. „Hören Sie, Fraſer,“ ſagte er eines Abends: „ich glaube gar, das Fräulein hat Alexandern geliebt. Heute verfing ſie ſich einmal, und ich — Sie können leicht denken, wie ſchnell ich dahinter her war. Sie gerieth in eine ſolche Verwirrung, daß ſie mich dauerte. Ich ſchwieg, Fraſer, ohne zu lächeln, damit ſie ſich wieder erholen könnte. Aber wiſſen muß ich das. Sie hat ihn immer in Major Knuts Hauſe geſprochen.“ —

Es wurde ihm in dieſem Hauſe beſtätigt, daß Fräulein Amelie von Zabern den Lieutenant Saldorf geliebt habe. Der Capitain triumphirte, als er mit dieſer Nachricht zu Hauſe kam. „Fraſer, ein Mädchen, das Alexandern liebte, iſt gewiß nicht alltäglich, ſondern vorzüglich; denn das muß man ſeyn, um etwas Vorzügliches zu lieben. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Saldorf war ein ſchöner junger Mann.

Wenn er gewollt hätte, ſo würde ſich die halbe Stadt in ihn verliebt haben.

„Und Alexander — aber geſchwiegen! — Alexander ſoll nicht gleichgültig gegen ſie geweſen ſeyn, meinte die Majorin. Ich mochte nicht weiter fragen; denn meines Alexanders Geheimniſſe ſind mir heilig. Nun, ein Mädchen, gegen das Alexander nicht gleichgültig iſt, . . .“

. . . und mit dem er allen Umgang abbricht, ob er gleich von ſo feſtem Charakter war: das Mädchen muß . . . — Der Capitain wendete ſich unwillig ab, und Fraſer lächelte dies Mal nicht: denn er hatte wirklich den Sieg erfochten.

„Ich möchte mein halbes Vermögen darum geben,“ hob der Capitain nach einer Weile wieder an, „wenn ich ſo auf rechtem Wege erfahren könnte, warum Alexander ſeinen Umgang mit dem Fräulein abgebrochen hat. Auf rechtem Wege, ſage ich. Die Majorin weiß es. Aber Gott ſoll mich behüten, nach etwas zu forſchen, das Alexander mir verſchwieg!“

Er iſt ja todt! ſagte Fraſer kalt. — Der Capitain ſah ihn verwundert an. — Ich ſage, wiederholte Fraſer: er iſt todt!

„Jetzt alſo, da er todt iſt, und ich ihn noch mehr liebe, als ehemals — jetzt dürfte ich ihn beleidigen, meinen Sie? Herr, und wäre er mir auch ganz fremd geweſen — bleibt denn Pflicht nicht immer Pflicht? Oder glauben Sie, wie das unter euch Aerzten nichts Seltenes ſeyn ſoll, daß er mit Leib und Seele todt iſt? Wäre er das auch — Herr, möchten Sie den Aſchenkrug Ihrer Eltern in den Unrath werfen, weil er nur Aſche enthält? Möchten Sie wohl auf dem Grabe eines Menſchen, wenn Sie ihn auch gar nicht gekannt hätten, Poſſen treiben? . . . Nein, das Geheimniß meines Freundes iſt mir heilig, was Sie auch darüber ſagen mögen." — Er ging ſchnell hinaus, und Fraſer ſchien dies Mal wirklich beſchämt zu ſeyn.

Wenn das nicht Liebe iſt, ſagte Fraſer nach einer Weile vor ſich: nun, ſo weiß ich nicht, was man ſonſt ſo nennt. — Eben dieſe

Worte wiederholte er, als der Capitain nach einer Stunde wieder in das Zimmer trat.

„Liebe! Ein Mädchen, das Alexandern nicht gleichgültig war, iſt es, Gott Lob! auch mir nicht. Aber Liebe! Was man ſo von Liebe hört und ſieht, und was ich ſelbſt erfahren habe — nein, Liebe iſt es nicht. Ich achte das Mädchen nur, und könnte es heirathen.“

Selbſt erfahren? fragte Fraſer.

„Ja, ſelbſt erfahren! Haben Sie nie etwas von einem Fräulein Schenk gehört? Der Vater war arm, und das Mädchen ſchön und gut wie ein Engel. Ich lernte den Alten kennen, der im ſiebenjährigen Kriege unter einem Freikorps wie ein braver Kerl gedient hatte. Das erzählte mir ein Officier, als der alte Schenk einmal über den Paradeplatz ging. Ich erkundigte mich weiter nach ihm, und erfuhr, daß er in ſehr ſchlechten Umſtänden lebte. Höre, ſagte ich nun zu Alexandern: der alte Schenk iſt ein braver Mann, und muß hungern! — Kurz, wir wollten ihm ſo ein Sümmchen Geld in die Hände ſpielen. Ich gehe hin, finde die Leutchen, Vater und Tochter, in der allerbitterſten Armuth, und bringe mein Päckchen an, ſo gut es gehen will. Der Alte kommt in's Erzählen. Ich ſehe von Zeit zu Zeit auf das hübſche Mädchen, das damals etwa funfzehn Jahr alt ſeyn mochte, beſuche die Familie öfter, und bin nach vier Wochen zum Sterben verliebt. Alexander lachte, als ich ihm das geſtand (wir waren damals zwei und zwanzigjährige junge Burſche): aber er ſah, er ſprach das Mädchen; und da lachte er nicht mehr. Ich ſagte dem Vater: wenn ſeine Tochter zwanzig Jahre alt wäre, dann wollte ich ſie heirathen. Bis dahin würde ich ihr nichts von meiner Liebe ſagen, und auch er möchte das nicht thun. Damals fühlte ich, was Liebe iſt, damals, als ich dem Mädchen immer ſo gern geſagt hätte: ich liebe dich; und es doch nicht that, weil ich dem Vater verſprochen hatte, zu ſchweigen. Nach Jahr und Tag weinte das Mädchen, wenn ich kam; und der Vater ſchien mir verlegen. Es ging augenſcheinlich etwas vor, das man mir verſchwieg. Ich ſagte das Alexandern, und er lachte. Nicht lange, ſo waren die Schenks auf einmal verſchwunden, und Niemand wußte, warum, oder wo ſie geblieben waren. Ich armer Menſch! — Damals fühlte ich, was Liebe iſt; und ohne Alexandern hätte ich es nicht ertragen. Er ging nicht eine Stunde von mir, und war mein tröſtender Engel, wenn ich verzweifeln wollte! . . . Nein, ſo werde ich nicht wiederlieben, Fraſer. Damals liebte ich; dem Fräulein Zabern bin ich nur gut."

Der Capitain hatte Recht; er liebte Amelien wirklich nicht. — Eines Abends kam er von einem großen Mittagseſſen, das der Oberhofmeiſter gegeben hatte, ganz ſtill und in ſich gekehrt nach Hauſe. Als er nicht erzählte, erkundigte ſich Fraſer. Der Capitain hatte nicht mit Amelien geſprochen; bei Tiſche war ein Prinz vom regierenden Hauſe ihr Nachbar geweſen. Nun redete Fraſer lange über die Eiferſucht, und über die Falſchheit der Mädchen, die alles ihrer Eitelkeit aufopfern.

Der Capitain blieb in ſich gekehrt ſitzen, ohne Baſta zu ſagen, und ohne ſich an Fraſers Lächeln zu kehren. Als aber Fraſer hinausgegangen war, ſagte er zu mir ganz leiſe und mit einem höchſt angenehmen Lächeln: „mein Sohn, ich habe heute einen Engel geſehen. Laß Fraſern ſchwatzen, und ſchweig.“

Er meinte die Gräfin Eliſe von Forſting, eine Anverwandte der Frau von Zabern, die in dem Hauſe des Oberhofmeiſters lebte. Sie ſtand ſchon im Eßſaale, als die Geſellſchaft hineintrat. Eine ſehr edle Geſtalt mit einem blaſſen Geſichte, durch deſſen Wangen nur ein Hauch von Röthe hervor ſchimmerte, mit großen blauen Augen und den ſchönſten Bogen darüber. Ihr Geſicht hatte den Charakter des Ernſtes; doch dieſen Ernſt milderten die reinſte Güte und die holdeſte Freundlichkeit, ſo oft ſie ſich gegen Jemand verbeugte, oder mit ihm redete.

Daß ſie in dieſes Haus gehörte und eine ſehr untergeordnete Rolle darin ſpielte, konnte der Capitain leicht ſehen. Sie ſaß nicht weit von ihm; ſo hörte er ſie denn „Gräfin Forſtlng,“ und von der Frau Oberhofmeiſterin „Eliſe“ nennen. Er wünſchte den Ton ihrer Stimme zu hören, und dachte ihn ſich als ſehr lieblich; aber dennoch übertraf ihre Stimme ſeine Erwartung. Sie ſprach nur wenig; doch in Allem, was ſie ſagte, war der feinſte Sinn, und jedes ihrer Worte traf, wie ein Pfeil, was es treffen ſollte. Der Capitain konnte kein Auge von ihr verwenden.

Nach Tiſche vertheilte ſich die Geſellſchaft in mehrere Zimmer, die an einen Garten ſtießen. Eliſe ging mit einem andern jungen Mädchen, dem Fräulein von Holſten, im Garten auf und nieder, und der Capitain bemerkte; daß ſie ſich ein Paarmal die Augen trocknete. Die beiden Mädchen umarmten einander dann mit großer Innigkeit, und dieſe Umarmung gab dem Fräulein Holſten, das gar nicht ſchön war, in ſeinen Augen die Würde einer Heiligen. Als Fräulein Holſten wieder in das Zimmer trat, ſchien ſie ſich nach jemand umzuſehen, und zu des Capitains Verwunderung war er ſelbſt es, den ſie ſuchte. Sie redete ihn an, brachte das Geſpräch auf ſeinen Feldzug, und kam, nach einem ſchnellen Uebergange, bald auf Saldorf.

„Er iſt todt, mein Fräulein!“ ſagte der Capitain.

Wo ſtarb er denn?

„Vor Alexandria, wo er ſcheiterte.“

So ſagt man, Herr Capitain. Aber könnte er nicht gerettet, oder die ganze Nachricht ungegründet ſeyn?

„Das dachte ich Anfangs auch,“ erwiederte der Capitain mit wehmüthiger Stimme.

Was thaten Sie, um ſich Gewißheit zu verſchaffen?

„Ach, mein Fräulein, ich wäre dem kleinſten Strahl von Hoffnung nachgegangen, wenn ich noch einen gehabt hätte. Leider, habe ich die Beſcheinigung ſeines Todes von der Marine-Direktion in Marſeille geſehen!“

Das Fräulein ſah ihn jetzt eben ſo wehmüthig an, wie er ſie.

Er wollte fragen, warum die Nachricht ſie intereſſirte; doch es kamen andre Perſonen dazu, und er mußte ſchweigen. Von jetzt an ließ er aber das Mädchen, das ſich ſo theilnehmend nach ſeinem Alexander erkundigt hatte, nicht aus den Augen. Er traf ſie noch einmal allein, und fing wieder von Saldorf an. Darf ich Sie bitten, unterbrach ſie ihn ſehr freundlich, alle Fragen bis auf ein ander Mal zu verſparen? In dieſem Augenblick trat Amelie zu ihnen, und Fräulein Holſten war mitten in einer unbedeutenden Erzählung, deren Anfang der Capitain nicht gehört hatte. Er verſank in tiefe Gedanken, und nahm ſich vor, das Fräulein zu beſuchen. Im Vorübergehen bat er ſie um Erlaubniß dazu, und ſie verbeugte ſich mit einnehmender Freundlichkeit.

Schon nach einigen Tagen ging er zu ihr, und wurde ſehr gütig aufgenommen. Kaum waren die erſten Complimente gewechſelt, ſo öffnete ſich die Thür, und Eliſe trat in das Zimmer. „Wenn ich Sie ſtöre, ..." ſagte der Capitain, und griff nach ſeinem Hute.

Gar nicht. Sie wollen wiſſen, warum mich der Herr von Saldorf intereſſirt?

„Ja, mein Fräulein; denn ich — O, er war die Seele meines Lebens, und wenn ich mich nicht irre, ſo hörten Sie die Beſtätigung ſeines Todes mit Wehmuth.“

Ja, Herr Capitain. Wer Ihren verſtorbenen Freund gekannt hat — es waren nur Wenige, die ihn kannten! . . .

„Sehr Wenige, Fräulein! Sie kannten ihn alſo? — Doch nein! Sie kannten ihn nicht; nur ich kannte ihn.“

Er war mein Freund, wie der Ihrige. Sein Tod hat nicht Ihr Herz allein gebrochen!

Die klagenden Töne, womit Fräulein Holſten das ſagte, erſchütterten den Capitain. Er beugte ſich auf ihre Hand, und ließ eine heiße Thräne darauf fallen. „Sie waren ſeine Freundin?“ ſagte er in großer Bewegung: „o, warum, ſind Sie denn nicht ſchon längſt auch die meinige! Alles, was er hatte, war ja mein!“ Das Fräulein drückte ihm die Hand, und zeigte auf Eliſen, deren

Augen in Thränen ſchwammen. — Herr Capitain, die Gräfin Forſting war ſeine erſte Freundin. Ich kannte ihn wenig; ſie aber kannte ihn ganz.

Eliſe näherte ſich, und verſuchte zu reden; ſie vermochte es aber nicht, und reichte ihm nur ſchweigend die Hand. Er war mein Freund! ſagte ſie endlich gefaßter.

Laſſen Sie uns von etwas Anderem reden! ſagte das Fräulein Holſten; dies Geſpräch greift uns zu ſehr an. Doch alle Drei ſprachen nur von Alexander.

Als Eliſe endlich gehen mußte, bot der Capitain ihr an, ſie zu begleiten. Sie wurde verlegen, und das Fräulein ſagte ihm, er möchte lieber noch ein Weilchen bei ihr bleiben. So wie Beide allein waren, ſagte der Capitain mit ſeiner gewohnten Treuherzigkeit: „Ihre Freundin iſt ein Engel des Himmels!" — Sagen Sie das ja dem Fräulein Zabern nicht! erwiederte das Fräulein.

Auf mehr wollte ſie ſich nicht einlaſſen, ſo viel auch der Capitain nach dem Warum dieſer Aeußerung fragte. Ueberhaupt werden Sie wohl daran thun, ſetzte ſie noch hinzu, wenn Sie dem Fräulein von Zabern Ihren Beſuch bei mir ganz und gar verſchweigen.

5.

Das Teſtament.

Dieſe Warnung lag dem Capitain ſchwer auf dem Herzen; denn ſie ſchien Fraſers Verdacht zu beſtätigen. Er ging in den nächſten Tagen nicht wieder zu Amelien, ſchlug ſogar eine Einladung aus, und bat dafür Fräulein Holſten um Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen. Ganz offen ſagte er dieſer, daß ihre Warnung vor Amelien ihn beunruhigt habe. — Ich weiß, erwiederte ſie, daß Sie mit dem Hauſe des Oberhofmeiſters in Verbindung ſtehen; aber auch, daß Sie ein ſeh redlicher Mann ſind. Eliſens Verhältniß in dieſem Hauſe iſt nicht das angenehmſte. In der That, es könnte ihr eine bittre Stunde machen, wenn man erführe . . .

„Nichts ſoll man erfahren! Aber, liebes Fräulein, darf ich nicht wiſſen, wodurch das Verhältniß der Gräfin unangenehm iſt? Mein Saldorf war offen, wenn er vor Menſchen ſtand, die er liebte. Darf auch ich es ſeyn?"

Das Fräulein lächelte. Nun, ſo laſſen Sie hören, wie offen Sie ſeyn können.

„Ich kann nicht einmal in dem Auge eines fremden Menſchen eine Thräne ſehen, ohne zu wünſchen, daß ich im Stande ſeyn möchte, ſie zu trocknen . . . Sie werden wohl gehört haben, daß ich reich bin, ſehr reich. Nun, Saldorfs Freundin iſt meine Schweſter; und wüßte ich einen noch zärtlichern Nahmen für ſie, ſo gäbe ich ihr auch den. Verſtehen Sie, was ich gern ſagen möchte, und doch nicht ſagen kann?"

Ja, ich verſtehe Sie. Aber das iſt unſre Noth nicht. Ueberhaupt iſt Eliſens Leiden nicht von der Art, daß Sie helfen könnten.

„Sie glauben nicht, Fräulein, wie arm ich mir in dieſem Augenblicke vorkomme! So

hätte

hätte ich denn nichts für die Freundin meines Alexander, als Wünſche? . . . Fräulein, ich habe für die Gräfin auch dieſen Arm, dieſen Degen, und Muth, der Feind ihrer Feinde zu ſeyn."

Nun, ſo verſchweigen Sie ja dem Fräulein Zabern, daß Sie an dem Schickſal der Gräfin Theil nehmen!

„Fräulein, überlegen Sie das recht genau! Was gäbe es für ein Leiden, (nehmlich, wenn es von Menſchen herrührt), dem nicht ein Mann mit dem Muthe zu ſterben, und mit einem treuen Herzen abhelfen könnte? Glauben Sie mir, ich kann für die Gräfin alles."

Saldorf konnte Eliſens Leiden nicht endigen; er mußte ſie ihrem Schickſal, ihrem eigenen Muthe überlaſſen.

„Der nicht? Ja, nun weiß ich, daß ich nicht helfen kann! Aber Sie ſollten mich doch nicht ſo wegſchicken, Fräulein; denn, wüßte ich einen Baum, den Saldorf geliebt hätte – ich würde mir daneben eine Hütte bauen laſſen, und ihn nach meinen beſten

Kräften verpflegen. Und nun gar Menſchen, die er liebte! Nein, Sie dürfen mich nicht ſo gehen heißen. Ein Saldorf bin ich nicht, aber doch ein guter Menſch. Ich muß Theil an der Gräfin haben. Hat ſie Wünſche; ſagen Sie mir nur, welche. Ich habe ſie von Saldorf geerbt, und, bei dem gütigen Gott! . . ."

Das Fräulein lächelte. Vielleicht, Herr Capitain, können Sie ihr nützlich ſeyn. Aber für jetzt müſſen Sie in Zaberns Hauſe verſchweigen, welchen Antheil Sie an ihr nehmen. Sie beſucht mich jede Woche, und hier können Sie mit ihr ſprechen, ſo oft es nöthig iſt. . . . Hat Saldorf Ihnen die Gräfin nie genannt?

„Nie! Aber, mein Fräulein, das that unſrer Freundſchaft keinen Eintrag. Es iſt eine elende Liebe, ſagte er einmal, die ſich durch Anvertrauen von Geheimniſſen legitimiren muß. Er verſchwieg mir viel, oft nur, um allein zu tragen, was zu tragen war."

Sie kannten alſo ehemals weder die Gräfin noch Amelien, und wußten nichts von den Verhältniſſen, worin Saldorf ſtand?

„Nichts, gar nichts! Auch möcht' ich das nicht erforſchen; denn ſeine Geheimniſſe ſind mir heilig. Sie bringen mich aber auf einen Gedanken — Wenn die Gräfin mehr als ſeine Freundin, wenn ſie ſeine Geliebte geweſen wäre ...“

Seine Freundin, Herr Hauptmann. Für die Liebe war Saldorf nicht.

„Für die Liebe wohl, mein Fräulein; nur für die rechte. Sein Herz, ſein ganzes Leben war ja nichts als die heiligſte Liebe zu allen fühlenden Weſen. — Wenn doch die Gräfin wüßte, daß ſie in den Armen ihres Vaters nicht ſo ſicher ſeyn könnte, wie in den meinigen!“

Das Fräulein wurde von dieſen Worten gerührt, die ganz ſichtbar aus einem reinen Herzen kamen. In der That, Herr Hauptmann, wenn Eliſe einmal in den Fall kommt, daß ſie ihre Zuflucht zu dem Mitleiden eines Menſchen nehmen muß, ſo müſſen Sie der erſte ſeyn.

„Zu dem Mitleiden? Behüte Gott, Fräulein! Aber bedarf ſie eines Mannes, der für ihr Glück ſein Leben aufopfern muß, dann bin ich da. Wenn ich es Ihnen doch ſo ſagen könnte, wie ich es fühle!"

Beſuchen Sie mich oft, Herr Hauptmann; eine Freundſchaft, wie die Ihrige, iſt nicht alltäglich. — Doch noch Eins. Sie liebten ehemals ein Fräulein von Schenk?

„Ja; ich rede aber nicht gern davon. Die Geſchichte hat mir ein Paar der beſten Jahre von meinem Leben gekoſtet, und noch immer kann ich nicht ohne Unruhe an das Schickſal des Mädchens denken. Sie war auf einmal fort, und ich konnte nicht erfahren, wohin!"

Ihr Freund entführte ſie! (Sie ſah den Capitain hierbei mit ſtarren Blicken an.)

„Fräulein, um Gottes willen! Ich bitte, ſagen Sie das nicht! Es iſt nicht möglich!"

Saldorf entführte das Fräulein Schenk: das kann Ihnen die Gräfin Forſting beſtätigen. Er wollte nicht, daß Sie das Fräulein heirathen ſollten.

„Wollte nicht? Ach, er wußte doch, daß es die höchſte Glückſeligkeit meines Lebens geweſen wäre! Ich wünſchte, Sie hätten mir das nicht geſagt. Aber — wenn er es nicht wollte, ſo hatte er Recht, ſo wußte er, was ich nicht wußte.“

Ja, er hatte Recht; er wußte etwas, das Sie nicht wußten, und brachte das Mädchen in Sicherheit.

„Und ſorgte doch für ſie? was auch ihre Schuld geweſen ſeyn mag!“

So lange er konnte. Dann that Eliſe, was in ihren Kräften ſtand; denn Saldorf hatte ihr die Unterſtützung des Fräuleins als Pflicht hinterlaſſen. Sie kann freilich nicht viel. Wollten Sie durch die Hand der Gräfin etwas für die Unglückliche thun?

„Die Unglückliche? Was ſoll, was kann ich thun? Sie martern mich, Fräulein!“

Ihr Freund verbarg Ihnen das Geheimniß, aus Freundſchaft.

„Er fürchtete gewiß meine Hitze.“

Ja.

„Die fürchtete er oft, und darum verſchwieg er mir ſo viel. — Meine Hitze war ein Fehler; ſein Verſchweigen Großmuth!

„ . . . Hier iſt fürs erſte.“ — Er gab dem Fräulein einige Papiere aus ſeinem Taſchenbuche.

Zu viel, Herr Hauptmann, viel zu viel! Das Mädchen, dem Sie dieſe Summe beſtimmen, wollte ſie betriegen.

„Wenn auch! Böſe war ſie nicht. Nehmen Sie! Ich bin ein Menſch; es kann mir ein Unglück begegnen: dann iſt ſie doch vor Elend geſichert.“

Eine Laſt haben Sie hierdurch ſchon von Eliſens Herzen genommen. Und nun bitte ich Sie noch einmal, thun Sie in des Oberhofmeiſters Hauſe, als wäre ſie Ihnen die gleichgültigſte Perſon.

„Sie warnen mich vor dem Fräulein Zabern. Wollen Sie nicht ganz offen gegen mich ſeyn?“

Ueber Amelien habe ich Ihnen nichts zu ſagen. Nur das Eine; verwechſeln Sie Eliſen nie mit dem Fräulein! . . . Ich ſehe Sie bald wieder. —

Der Capitain ging in tiefen Gedanken nach Hauſe. Doch er konnte Amelien nicht fallen laſſen. Das Mädchen, dachte er, iſt ſchön, reich, und es wird ihr von Jedermann geſchmeichelt, weil ihr Vater der Günſtling des Fürſten iſt. So gut die Gräfin auch ſeyn mag (und ein Engel iſt ſie), ſo kann ſie doch wohl ein wenig neidiſch ſeyn. Aber — die Augen will ich offen haben."

Er ging zu Amelien, und fand ihre Mutter, ihren Bruder und Eliſen bei ihr. Eduard ſaß im Fenſter, ſo daß er Eliſen beobachten konnte, die ſich über einen Strickrahmen beugte. Gut, daß Sie kommen, Herr Hauptmann! ſagte er. Gräfin Eliſe, Herr von Barneck hat — nicht Paris, das Sie mir nicht wollen gelten laſſen, aber er hat die Welt geſehen, den Menſchen in allen Formen, die Töchter und Weiber der Wilden, Europäerinnen aus allen Ländern, und ſogar Schwarze. Er kann alſo unſern Streit entſcheiden. Die Gräfin behauptet: es könne Herzen ohne Liebe geben; man könne geliebt ſeyn, ohne wieder zu lieben, und ſogar, ohne darüber zu triumphiren.

Glauben Sie ja nicht, fiel Amelie ein,

daß Eliſe ein Wort von dem Allen geſagt hat. Mein Bruder möchte gern, daß ſie ſo etwas ſagte.

Nun, ſie denkt doch ſo. Zwar leugnet ſie nicht ganz, daß es eine Liebe giebt, die auch ſie beherrſcht; aber dieſem Amor hat ſie Pfeil und Bogen genommen, und einen Roſt daraus gemacht, auf dem ſie ihn täglich an langſamen Feuer martert. Bei ihr iſt der Amor nur ein Engelskopf ohne Körper, in ein Nonnenkleid gewickelt, mit einem Thränenkruge auf der einen, und einem Dolche auf der andern Seite, wie man, glaube ich, eine Heilige mahlt. Ich wette aber, daß unter dem Nonnenkleide doch ein Körperchen ſteckt; und das will ſie nicht zugeben.

Eliſe, ſagte die Mutter, vertheidige dich doch gegen ſeine böſe Zunge! Sonſt war es dir ja leicht, ihn zum Schweigen zu bringen.

Ich habe den Witz verloren, liebe Tante, erwiederte Eliſe ruhig.

Um die ſchweigende Geduld am Grabmahle zu ſpielen, die ihren Kummer anlächelt.

Zu ſpielen, ſagſt du, Bruder? Mich dünkt, du thuſt ihr Unrecht. Denn gewiß, ſie wird es ſo nicht lange aushalten. Eliſe, du mußt dich erheitern.

Eliſe bückte ſich tiefer, um, wie der Capitain glaubte, eine Thräne zu verbergen. Eduard fuhr fort über die geiſtige Liebe zu ſpotten; ſeine Schweſter vertheidigte ſie und Eliſen. Die Mutter ſuchte dieſe mit in das Geſpräch zu ziehen; doch vergebens. Eliſe antwortete wenig, und nur ihrer Tante und ihrer Couſine, dem Geheimen Legationsrath gar nicht. Amelie ſchien Eliſen zu vertheidigen; ſie ſprach aber doch ſo viel und ſo bedeutend von Heuchelei, daß ſelbſt der treuherzige Barneck bemerkte, wem es gelten ſollte.

Eliſe ging hinaus, um etwas zu beſorgen; und jetzt ſagte der Capitain: „die Gräfin ſcheint mir ein Engel, bis auf den Zug des Leidens in ihrem Geſichte, der ſie freilich nur noch ſchöner macht."

Amelie ſah ihn bei dieſen Worten lauernd an, und lächelte dann liſtig, als ließe ſich viel dazu ſagen. Der Capitain bemerkte das, und nahm ſich vor, Eliſen nur ſelten wieder in dieſem Hauſe, doch deſto öfter bei ihrer Freundin, dem Fräulein Holſten, zu ſehen. Ihr Bild drückte ſich immer tiefer in ſein Herz, und er ſprach faſt von nichts mehr, als von ihr. Amelie und ihre Familie bemerkten bald, wie ſehr die Gräfin ihn intereſſirte; nun wurde dieſe durch ſo grauſamen Spott gemißhandelt, daß es ihr oft ſehr große Anſtrengung koſtete, ihre Thränen zu verbergen.

Barnecks Geduld war bald erſchöpft; und er nahm nun Eliſen unbedenklich in Schutz. Guter Barneck, ſagte Amelie, ihm mit einem Finger drohend: Eliſe braucht Ihren Schutz nicht. Sie hat mehr Verſtand, Witz und Beſonnenheit, als man ihr bei dieſer anſpruchsloſen Stille zutrauen ſollte. Bösartig, wofür meine Mutter ſie hält, iſt ſie gewiß nicht; ſie fühlt nur ihr Uebergewicht, und wir armen Mädchen haben ja ſo ſelten Gelegenheit unſern Geiſt zu zeigen. Eitel iſt ſie freilich wohl, ſo ſehr ſie das auch zu verbergen ſucht. Aber welches Mädchen würde nicht eitel ſeyn, wenn es auch nur halb ſo viel Geiſt hätte! Wir ſind ja oft eitel, ohne zu wiſſen, warum; Eliſe aber muß das wohl wiſſen. Sie hat einen feſten, unerſchütterlichen Charakter, den ſie unter dem Anſchein einer ſanften, geduldigen Lenkſamkeit verbirgt. Nun, hieraus folgt das ganz natürlich, was an ihr auffällt und was meine Mutter für Bösartigkeit erklärt. Sie fühlt ſich größer, beſſer, als die Menſchen, unter denen ſie lebt. Das Verhältniß, worin wir Mädchen alle ſtehen, die Abhängigkeit, in die ich und meines Gleichen uns finden, muß ihr drückend ſeyn. So läßt es ſich begreifen, daß ſie ſich mit ihrer Mutter nicht vertragen kann. Daher iſt ſie denn meiſtens in unſerm Hauſe. Sie wiſſen ja, wie leicht man bei uns lebt, wie frei wir Alle uns in unſern Verhältniſſen bewegen dürfen; denn meine Mutter iſt unſre Freundin, und mein Vater ſieht uns nicht viel, weil er faſt den ganzen Tag am Hofe zubringt. Doch glücklich fühlt ſich Eliſe bei uns nicht; ſie hat bei uns für den Reichthum ihres Geiſtes nicht genug zu thun, und die kleinen weiblichen Geſchäfte ſind ihr widrig. Daß ſie nun, wenn ſie eine Gelegenheit hat, eine bedeutende Rolle zu ſpielen, dieſe Gelegenheit bisweilen ein wenig zu haſtig und unbeſonnen — zu unweiblich, möchte ich faſt ſagen — ergreift, iſt ſehr natürlich; und ſo geräth ſie denn wohl einmal in den Verdacht, als wäre ſie intriguant. Dazu kommt, daß ſie verſchloſſen iſt, weil ſie nur von wenigen Menſchen geliebt wird. Sie hat mehrere Heirathsvorſchläge gehabt, und ſie immer mit einer Kälte zurück gewieſen, die man übermüthig finden wollte. Freilich, lieber Barneck, muß ſie wohl fühlen, daß es wenige Männer giebt, die ihrer werth ſind; ſie ſollte das nur die Männer nicht merken laſſen. Unter andern ſtand ſie einmal, wie man glaubt, mit dem Lieutenant Saldorf in Verbindung; wahrſcheinlich hatte ſein excentriſches Weſen mehr ihren Kopf angezogen, als ihr Herz. Sie iſt arm, und auch Saldorf war nicht reich:

daher billigte ihre Mutter dieſe Verbindung nicht; doch ſie beſtand auf ihren Kopf. Man wollte ſie mit Strenge behandeln. Mein Bruder, der ſie kannte, ſchlug ein anderes Mittel vor: ihre Liebe durch ihren Stolz zu zerſtören. Man beklagte ſie, daß ſie ein Raub ihrer Leidenſchaft geworden wäre, daß ſie nicht Kraft genug hätte, Herr darüber zu werden; und — nun gab ſie ihre Liebe auf, mit einem Anſtande, mit einer Oſtentation, mit einer Kraft, die wir bewundern mußten. Denn ſollte ihre Liebe auch nicht die höchſte Leidenſchaft geweſen ſeyn, wie ich faſt glaube, ſo gehört doch immer Stärke dazu, einen Geliebten ſo ganz kalt aufzugeben.

„Aufzugeben?“ unterbrach der Capitain dieſe lange Rede. „Fräulein, ſie hätte Saldorfen aufgegeben? Das iſt nicht möglich!“

In der That, ſie konnte es. O, Sie glauben nicht, wie frei ſie ſich auch in den drückendſten Lagen bewegt. Ich kann Ihnen noch mehr ſagen. Die Familie verlangte zum Beweiſe, daß die Verbindung abgebrochen wäre, Saldorf ſollte mit nach Amerika gehen, wozu er keine Luſt hatte. Sie ſagte kalt: das ſoll er; und er ging wirklich.

„Fräulein, ich bin auf der Folter. Wie! das that Eliſe? Können Sie das beweiſen?“

Warum nicht? Ich habe, glaub' ich, den Zettel noch, den Saldorf mir ſchrieb. Sie ſuchte, und gab ihm folgenden Zettel von Saldorfs Hand: „Sagen Sie Ihren Verwandten, mein gnädiges Fräulein, daß ich nach Amerika gehe, weil die Gräfin Eliſe es will. Doch nur unter der Bedingung, daß ich den Abſchied habe, ſo bald ich den Boden der Freiheit betrete. Mein Glück kann ich menſchlichen Anmaßungen aufopfern; aber nicht meinen Charakter. Saldorf.“ Ich, fuhr Amelie fort, kann kaum die Größe faſſen, die dazu gehört, einen Geliebten ſo kalt weg zu werfen.

„Weggeworfen wurde er nicht; Saldorf war nicht der Mann, der ſich wegwerfen ließ. Er konnte ſich aufopfern für die Gräfin Eliſe, wie auch ich es von dieſem Augenblick an könnte; weggeworfen wurde er nicht.“

Freilich foderten die Natur und das Herz ihre Rechte von Eliſen bald wieder. Sie war nach Saldorfs Abreiſe nicht einen Augenblick glücklich. Die Nachricht von ſeinem Tode kam indeß erſt nach mehreren Jahren, und that alſo weniger Wirkung. Es war, glaube ich, ihr erſter Gedanke, unverheirathet zu bleiben; indeß iſt ihr Herz nun wieder geheilt. Ihre Verachtung des männlichen Geſchlechts aber hat zugenommen. Ich glaube, daß jeder Keim der Liebe in ihrem Herzen erſtickt iſt; heirathen wird ſie indeß wohl, da ſie ſich zu abhängig fühlt. Doch ſie wird nur einen ſehr vornehmen oder ſehr reichen Mann nehmen, der ihr Gelegenheit geben kann, ſich ſo bedeutend zu machen, als ſie zu ſeyn Muth und Talent hat.

Varneck war in ein tiefes Nachdenken gefallen, und Amelie hatte gar nicht Luſt ihn daraus zu wecken, weil ſie glaubte, daß ſo ihr Gift in ſeiner argloſen Seele am beſten wirken müßte. Beſonders war ſie mit dem Schluß ihrer Lobrede auf Eliſen zufrieden; denn für den Capitain, bei ſeinem ſelnen Ehrgefühl, mußte der Gedanke, nur um ſeines Reichthums willen die Hand eines Mädchens zu bekommen, die lebhafteſte Wirkung thun. Sie glaubte des glücklichen Erfolges ſchon ſo gewiß zu ſeyn, daß ſie, ſobald der Capitain, noch immer in tiefem Nachdenken, ſie verlaſſen hatte, zu ihrem Bruder ging, und ihm triumphirend ſagte: nun mag die Holſten nach Belieben die Unterhändlerin machen; es gelingt ihr doch nicht!

Hat Barneck ſich gegen dich erklärt? fragte Eduard.

Nein. Es iſt auch noch die Frage, ob es je dazu kommen wird. Aber — die Heuchlerin ſoll gewiß nicht erſchleichen, was ich nicht erringen kann! —

Barneck ſann, ſobald er zu Hauſe war, über alles nach, was Amelie ihm geſagt hatte. Es fiel ihm ein, daß er ſchon vorher gehört hatte, ſie habe ſeinen Alexander geliebt; und ſo ließ ſich ihr Haß gegen Eliſen leicht erklären. Er hatte Saldorfs Billet eingeſteckt, und las es ſehr bedächtig noch mehrere Male. „Ich gehe nach Amerika, weil die Gräfin Eliſe es will.“ Will? Vielleicht wollen mußte; vielleicht ſogar, weil Eliſens Glück es foderte. Denn wer hätte Alexandern befehlen mögen! und wem würde er gehorcht haben! Beide wollten: das war es. Wegwerfen? Hm! hätte die Gräfin nur an ſo etwas denken können, ſo wäre ſie, troß dem, daß ſie ein Engel iſt, eine Närrin. Sie konnte nicht anders, und auch er nicht. Nun, Licht muß ich darüber haben. Weggeworfen? Er vermachte ihr die Schenk, und ſie unterſtützte die Unglückliche. Nein, Beide waren eins, und liebten einander. Sie war ſeit ſeiner Abreiſe nicht einen Augenblick glücklich? Da haben wir's. Sie liebt ihn noch! Aufgegeben? . . . Aber wenn es dennoch wahr wäre; wenn ſie ihn nach Amerika, in den Tod gejagt hätte? Wenn ſie eitel genug geweſen wäre . . . Sprach er nicht, als ich ihn das letzte Mal ſah, von einem gefährlichen Geheimniſſe?“

Er kam eilig in das Wohnzimmer, riß einen Schrank auf, und zog aus dem geheimſten Winkel ein verſiegeltes Papier hervor. Dies beſah er einige Minuten mit funkelnden Augen, und ſagte dann: „Fraſer, ich breche es auf, und wenn die ſieben Siegel der Offenbarung darauf ſtänden!“ — Doch er ließ die ſchon aufgehobene Hand wieder ſinken.

An wen iſt es denn? fragte Fraſer.

„Ja, wenn ich das wüßte, ſo ſtände ich hier nicht ſo unentſchloſſen. Saldorfs Verwandten haben es mir übergeben; das hatte er vor ſeiner Abreiſe nach Amerika beſtellt. Aber es iſt ohne Aufſchrift.“

Nun, warum kommen Sie denn jetzt darauf, das Papier zu erbrechen?

„Ehe ich es thue, will ich doch erſt noch einen Gang machen.“

Er ging zu dem Fräulein Holſten. „Sagen Sie mir, Fräulein, wenn es möglich iſt: liebte die Gräfin meinen Freund? liebt ſie ihn noch? Saldorf ging nach Amerika, nach Afrika, in den Tod, weil die Gräfin es verlangte. Hat ſie ihn aufgegeben? War ſie treulos?“

Von allen dieſen Fragen, Herr Capitain, kann ich Ihnen keine beantworten. Ich habe kein Recht über die Geheimniſſe meiner Freundin.

Er erzählte ſehr finſter Ameliens Unterredung mit ihm. Das Fräulein wurde immer unwilliger, und endlich fragte ſie: das können Sie von der Freundin Ihres Salborf glauben?

„Nicht ein Wort glaube ich davon. Aber ich habe die Gräfin lieb, und kann nicht leiden, daß auch nur der kleinſte Verdacht auf ſie fällt. Ihr ſelbſt wird es ja wohl nicht gleichgültig ſeyn, ob man von ihr ſagt, ſie habe den beſten der Menſchen weggeworfen!"

Sie hat ihn nicht weggeworfen, Herr von Barneck. Er blieb ihr immer, was er ihr geweſen war.

„So iſt die Gräfin unter böſen Menſchen! Oder — hat Amelie ſich vielleicht nur geirrt?"

Verſchonen Sie mich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann.

„Nun, ſo erbreche ich das Siegel!" Er

erzählte ihr von dem verſiegelten Papiere, und ſie war der Meinung, daß er es allerdings leſen müßte. —

Er fand ein Blatt mit wenigen Zeilen, las es einige Male, gerieth in ein tiefes Nachſinnen, und ſagte dann freundlich: „das hätte ich ſchon früher leſen ſollen! Es iſt das Teſtament meines Alexander.“

Das Blatt enthielt folgende Worte; „Wenn ich nicht mehr bin, lieber Karl, dann wird dir dies zugeſtellt. Ich verlaſſe Europa, und glaubte, du würdeſt hier bleiben; aber du willſt dich nicht von mir trennen. Was auch mein Schickſal ſeyn mag: ich bin glücklich geweſen; denn ich habe geliebt. Die Gräfin Eliſe Forſting iſt es, welche die Sehnſucht meines Herzens ſtillte, mich mit dem Leben verſöhnte, und mir die Unendlichkeit in ihrer unendlichen Liebe ſchenkte. Sie iſt mein, Karl, obgleich verächtliche Menſchen unſre Hände trennten; denn unſre Herzen ſind ewig verbunden. Ich mußte verſprechen, auf fünf Jahre Europa zu verlaſſen. Wer weiß, ob ich es wieder betrete. Wenn ich todt bin, dann erſetze dir Eliſens Freundſchaft die meinige. Sie lebt unter böſen Menſchen. Sey ihr Schutz. Ich hinterlaſſe dir in ihr mein Herz, meine Seele. Lebe für ſie, wie du für mich lebteſt; ſtirb für ſie, wenn es ſeyn muß. Sie verſprach mir, wenn die ewige Liebe mich früher aus dem dunkeln Leben riefe, meinen letzten Wunſch zu erfüllen. Dies iſt er: Eliſe ſoll dir ungemeſſen trauen. Lebt wohl, Ihr Beiden, die ich unendlich liebte. Lebt wohl! Ich ahne, daß ich ſie nicht wieder ſehen werde: ſie, der ich, und die mir alles war.

Alexander."

Der Capitain war freundlich, habe ich geſagt; doch es war eine ſo ſtille wehmüthige Freundlichkeit, daß man ſie auch für das Lächeln eines Sterbenden hätte halten können. Fraſer, der in das Zimmer kam, drang mit neugierigen Fragen in ihn. Der Capitain ſagte aber nur ganz ruhig: „ich bin Alexanders Erbe. Nun habe ich eine Anweiſung und ein Ziel für mein Leben." Als er wieder mit mir allein war, ſagte er vor ſich: „ach, ſie wird immer fühlen, daß ich nicht Alexander bin! Sein Herz habe ich wohl, doch nicht die Engelſlügel, mit denen er über die Erde empor ſchwebte. Seine Worte waren ſanft; die meinigen werden rauh ſeyn. Aber ſeinen Wunſch will ich erfüllen. Ich möchte für ſie ſterben, jetzt auf der Stelle; denn wie kann ich ſie glücklich machen! . . . In rauhen Tönen und harten Worten werde ich ihr ſagen, daß ſie mein iſt. Er ſagte es nicht: in ſeinen freundlichen Augen konnte ſie es leſen; in den meinigen wird ſie nur ſehen, daß ich nicht Alexander bin. Wie ſoll ich alles ſagen, daß ſie mich nicht mißverſteht! Wenn ſie mir nur traute! Keine rauhe Luft ſollte ſie berühren; ich wollte wohl von ihr zart ſeyn lernen, wie Alexander es war."

Er ſtand freundlich auf, um mit mir hinaus zu gehen. „Nicht wahr," ſagte er, „ich bin oft rauh, hitzig und auffahrend gegen euch Alle geweſen? Erinnere mich, mein Sohn, wenn ich es gegen Fraſer oder ſonſt Jemand wieder bin. Ich will es künftig nicht mehr ſeyn."

Er ging zu dem Fräulein Holſten, und bat ſie, ihm, wenn es möglich wäre, noch heute eine Unterredung mit Eliſen zu verſchaffen. „Sie ſehen mich verwundert an, mein Fräulein. Ja, meine Zudringlichkeit, und mein leidiges Auffahren mag mich Ihnen wohl nicht ſehr empfohlen haben. Aber Sie . . .“

Ja, ich ſehe Sie an, Herr von Barneck, antwortete das Fräulein lächelnd. Es iſt etwas ſo Schwärmeriſches in Ihrem Blicke. Darf ich vorher wiſſen, was Sie der Gräfin zu ſagen haben? Es muß etwas Wichtiges ſeyn.

„Ich habe einen Auftrag von Saldorf. Das verſiegelte Papier, von dem ich Ihnen geſagt habe, enthält den letzten Wunſch meines Freundes.“

Und dieſer letzte Wunſch iſt . . .? Bedenken Sie, Herr von Barneck, daß ich Eliſens Herz kenne! Es iſt ſo vielfach gedrückt, daß es nicht noch eine neue Laſt auf ſich nehmen kann. Darf ich nicht vorher wiſſen, was . . .“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es iſt nichts, was Sie beunruhigen könnte, oder was die liebe Gräfin fürchten dürfte.“

Wohl denn! Sie wird bald hier ſeyn.

Er ſtellte ſich in ein Fenſter, und nach einigen Minuten war er in tiefe Träumereien verſunken. Das Fräulein beobachtete ihn, ohne ihn zu ſtören. Endlich hörte ſie Eliſen kommen, und ging ihr entgegen. Beide blieben eine Weile draußen. — Als ſie herein kamen, verbeugte ſich der Capitain ſehr tief. — Fräulein Holſten, hob Eliſe an, hat mir geſagt, Herr von Barneck, daß Sie für mich etwas von unſerm Freunde haben. — Er faßte ihre Hand, und ſagte in großer Bewegung: „Gräfin, hier gebe ich Ihnen Alexanders Teſtament. Es iſt mir heilig, wie ein Befehl des Himmels.“

Eliſe erblaßte, und zitterte, ſo wie ſie nur Saldorfs Handſchrift erblickte. Sie las erſt ſchnell, dann langſamer, und zu wiederholten Malen. Barneck war unterdeſſen durch die Gartenthür in den Garten gegangen, damit Eliſe Zeit hätte, zu überlegen und ſich zu entſchließen. Nicht lange, ſo kam Auguſte in den Garten. Sie ſagten mir: es würde Eliſen nicht beunruhigen?

„Was iſt denn darin, das ſie beunruhigen könnte?“ fragte er ängſtlich. „Sie haben ja ſelbſt geleſen . . .“ —

Nein; und Eliſe hat mir auch nicht ein Wort geſagt. Sie läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen, und will mit Ihnen allein ſeyn.

Der Capitain fand Eliſen auf dem Sofa ſitzen. Sie reichte ihm die Hand, gab ihm das Papier zurück, und ſagte: nein! ein Mann, an den Saldorf mein Herz wies, kann mein Verderben nicht wollen. Nehmen Sie von mir die Verſicherung meiner Freundſchaft, meines Vertrauens. Ich muß, ich will; denn es war ſein letzter Wunſch. O, das dachte er wohl nicht, Ihr und mein Alexander, daß unſre Feindin, eben die Amelie, durch welche wir unglücklich wurden, Ihre Braut werden ſollte!

„Meine Braut?“ rief der Capitain erſchreckend. „Wer ſagt das! Aber wenn ſie es auch wäre, ja, wenn ich ſchon mit ihr am Altare ſtände, und Sie ſagten mir: die hat uns unglücklich gemacht; ich würde noch zurücktreten. Ich habe nicht daran gedacht, nicht mit einem Gedanken mehr, ſeitdem —" ich Sie kenne, wollte er hinzu ſetzen; doch er ſchwieg.

Nicht? fragte Eliſe; Amelie wird nicht Ihre Frau? O Gott ſey Dank! Ja, mag ſie glücklich werden, mag ſie alle ihre Wünſche erreichen; nur dieſen Mann, deſſen Freund ſie unglücklich machte, in ihren Armen, an ihrem leeren Herzen zu ſehen: das war für meine Kräfte zu viel.

„Aber, Gräfin, wer hat Ihnen das geſagt? Ich begreife nicht . . .; aus meinem Munde iſt nicht ein Wort gekommen." — Nun erzählte er ihr die Geſchichte ſeiner Bekanntſchaft mit Amelien. Was er dabei zur Abſicht hatte, gelang ihm glücklich: er zerſtreuete Eliſen; denn ſie ſollte ruhig mit ihm überlegen, was zu thun ſey. „Gräfin," ſagte er zuletzt mit ſeinem milden Lächeln: „es iſt mir ſchwer geworden, von dieſer Nichtswürdigkeit zu reden Doch, jetzt ſind Sie ruhig; und ſo laſſen Sie uns zu dem kommen, was mir, ſo lange ich lebe, das Wichtigſte ſeyn wird, zu Ihrem Glücke."

Eliſe klingelte, und das Fräulein Holſten kam wieder in das Zimmer. O Auguſte! ſagte Eliſe: Alexanders Freund hat nicht daran gedacht, Amelien zu heirathen; und hier! lies dies Billet von Saldorf.

Der Capitain bat Eliſen, ihm zu ſagen, wie er ſie aus den Händen ihrer Verwandten befreien könnte. Sie ſagte mit einem Seufzer: aus ihrer Gewalt wird mich nichts befreien. Meine Feinde ſind — meine Mutter und meine Tante. O, laſſen Sie mich nicht klagen, wo Hülfe unmöglich iſt!

Man mißhandelt Eliſen nicht, ſetzte Auguſte hinzu. Was ſie jetzt zu tragen hat, iſt wenig, ſind nur Dornen, die nicht mehr ſchmerzen, weil ſie daran gewöhnt iſt. Aber vielleicht, Herr von Barneck, bedarf meine Freundin Ihres Schutzes gegen Ameliens Bruder, gegen dieſen boshaften kalten Teufel, den Niemand bändigen konnte, als Saldorf.

Des Capitains Augen funkelten. „Ich bändige ihn auch!“

Nein, nur Saldorfs unbeſchreibliche Ruhe konnte dieſen Menſchen aus ſeiner Faſſung bringen. Ihre Hitze . . . —

„Schon wieder, Gräfin? ſchon wieder? Nun, Sie ſollen mich mit einem Blicke lenken können. O, Eliſe! — ſo muß ich Sie von heute an nennen — Schweſter Eliſe! ich weiß ja noch von gar nichts. Laſſen Sie mich hören. Wehe dieſem Eduard, wenn ich . . .!“

Schon wieder, Herr Hauptmann! . . . Dieſe Hitze fürchtete Alexander; darum verſchwieg er Ihnen, daß er ſich um Ihretwillen den Haß dieſer Menſchen zuzog.

„Um meinetwillen? O, das ahnete ich! . . . Sagen Sie mir, wie mein Alexander ſo glücklich, und dann ſo unglücklich wurde.“

Eliſe und Auguſte erzählten abwechſelnd; und hin und wieder ergänzte Barneck Manches, was beiden nicht bekannt ſeyn konnte.

6.

Die Verführung.

Barneck liebte das Fräulein von Schenk, ein ſchönes unſchuldiges Mädchen von ſechzehn Jahren, mit allem Feuer eines jugendlichen, reinen Herzens. Da er ihr aber ſeine Hand noch nicht geben konnte, ſo hielt er es auch für Pflicht, ihr ſeine Liebe zu verſchweigen. Sie ahnete nicht, daß der ernſte junge Officier, der ihren Vater oft beſuchte, Abſichten auf ihr Herz habe, und liebte ihn nur als den Wohlthäter ihres Vaters. Er wurde von den übrigen Officieren wegen ſeiner Beſuche bei dem alten Schenk geneckt; und nach ſeiner gewöhnlichen Treuherzigkeit gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß er die Tochter in der Folge heirathen wolle. Saldorf kannte das Mädchen. Sie war zwar nicht das Ideal, das er ſuchte; er fand aber die Genügſamkeit ſeines Freundes, wie immer, menſchlicher und beſſer, als die unerreichbaren Wünſche ſeines Herzens. Die Officier blieben mit ihren Nekkereien in den Gränzen des Anſtandes, weil ſie den Muth der beiden Freunde kannten; doch Eduard von Zabern perſifflirte den Herrn von Barneck auf ſeine Weiſe. Barneck merkte das nicht, wohl aber Saldorf, der ſelbſt an dem Uebel des Satiriſirens krank war. Es verdroß ihn, daß der junge Zabern ſeinen Freund für einen einfältigen Tropf hielt, und er machte ſich nun mit dem ganzen Uebergewichte ſeines Witzes an ihn. Zabern, der ſich in dem kleinlichen Triumphe, der witzigſte Kopf in der Reſidenz und am Hofe zu heißen, glücklich fühlte, ſah ſich dieſen Triumph entriſſen; denn Saldorf verfolgte ihn unaufhörlich, in allen Geſellſchaften, wo er ihn antraf, ſo daß er kaum noch irgend eine Bosheit ſagen konnte, ohne daß ſich das Lachen ſogleich gegen ihn wendete.

Dies war der Urſprung des Haſſes, den Zabern gegen Saldorf und Barneck faßte. Er wollte Rache, gleichviel welche, und der Zufall gab ihm Gelegenheit, beiden Freunden weh zu thun. Eines Tages traf er in einem öffentlichen Garten nahe am Thore den alten Schenk und ſeine Tochter. Das ſchöne Mädchen gefiel ihm, und er dachte ſogleich auf Mittel, ſie zu verführen. Er betrachtete ſie ſtarr, ſo oft er ihr in einem Gange begegnete, belauerte ſie, und zwar ſo, daß ſie es bemerken mußte, aus einer Laube, und legte ſehr ſchöne Blumen auf den Tiſch, von dem ſie einige Minuten weggegangen war. Dem unſchuldigen Mädchen gefiel die Aufmerkſamkeit, die ein junger wohlgekleideter Mann für ſie hatte. Sie erröthete, wenn ſie ihm nun wieder begegnete; es freuete ſie, daß er, als ſie nach Hauſe ging, ihr auf dem Fuße nachfolgte, und vor ihrer Wohnung ſah ſie noch einmal nach ihm zurück.

Ein ſolches Abenteuer mußte ein Menſch von dem Charakter des Herrn von Zabern nothwendig verfolgen. Er erkundigte ſich nach dem Nahmen der jungen Schönen, und erfuhr zu ſeinem Vergnügen, daß ſie ein Fräulein von Schenk, die Geliebte des Herrn von Barneck, wäre. Jetzt hatte er einen doppelten Sporn, ſein Abenteuer zu verfolgen: Wolluſt und Rachbegierde. Das Mädchen konnte nun keinen Schritt thun, ohne ihren Verehrer irgendwo anzutreffen. Sie freuete ſich über die tauſend kleinen Kunſtgriffe, die der wunderbare Mann anwendete, ſie zu ſehen und ihr Blumen oder ſonſt eine Kleinigkeit zum Putz in die Hände zu ſpielen. Er wagte es ſogar, in mancherlei Verkleidungen in ihre Wohnung zu kommen; und ſie glaubte, ſeine Klugheit bewundern zu müſſen. Endlich begegnete er ihr einmal, als ſie nach der Kirche ging, in einer entfernten menſchenleeren Gaſſe, und redete ſie an. Sie war blöde, ſchüchtern, und wußte ſich nicht zu benehmen. Zwar bat ſie ihn, ſie nicht aufzuhalten; doch der Ton und die Miene, womit ſie das ſagte, waren nicht abſchreckend. — Was iſt denn Böſes dabei, dachte ſie in ihrer Unſchuld, wenn ich auch ein Paar Worte mit ihm plaudre! Er verlangt ja weiter nichts, als mich zu ſehen; und wer weiß . . .? Reich ſcheint er zu ſeyn! — Sie ließ es geſchehen,

hen, daß er ſie die Straße hinunter begleitete. Zu ihrem Vergnügen war er zärtlich, und doch ſo beſcheiden, ſo ehrerbietig; auch ſprach er von ehrlichen und lautern Abſichten. Das arme ungewarnte Mädchen gerieth in das Netz des Böſewichts. Ohne ihn zu lieben, fand ſie doch Wohlgefallen an ihm; und dies nahm zu, da er ihr beinahe täglich, erſt kleine, und dann größere, Geſchenke machte. Nach einigen Wochen ließ ſie ſich ſchon von ihm bereden, anſtatt in die Kirche, mit ihm ſpazieren zu gehen. Sie kam, weil er ſie dringend darum gebeten hatte, des Abends ſpät vor die Thür. Er erinnerte ſie, wie leicht die Nachbaren ſie bemerken könnten, und nun ging ſie mit ihm entweder ſpazieren oder auf ihr kleines Zimmer. Sie ſaßen im Dunkeln, ohne reden zu dürfen, weil ſonſt der Vater, der ſchon im Bette lag, erwachen konnte. Zabern verlor an keinem Abend ſein Ziel aus den Augen, ob er gleich, um ſein Opfer nicht ſcheu zu machen, noch immer ſehr beſcheiden blieb. Endlich ſchlug er ihr vor, mit ihm eine Maskerade zu beſuchen. Das ſchien ihr gefährlich: doch die Magd, die durch ein reichliches Geſchenk beſtochen war, redete ihr zu, dem ſchönen jungen Herrn die Freude zu machen; und da er ihr nun am folgenden Abend ein ſehr prächtiges Ballkleid mitbrachte, ſo that die Eitelkeit bei ihr die gewöhnliche Wirkung. Sie kleidete ſich an, warf einen Mantel um, und ging mit klopfendem Herzen an ſeinem Arm zu dem Wagen, welcher dreißig Schritt von ihrer Wohnung ſchon bereit ſtand. Er hoffte, das ſchöne Mädchen ſollte ſich von Muſik, Tanz und Wein berauſchen laſſen und noch heute ſein Opfer werden; doch ſie widerſtand der Verſuchung, und zeigte ihm den entſchiedenſten Unwillen, ſobald er ſich einige Dreiſtigkeiten erlauben wollte. Als er ſie wieder nach Hauſe gebracht hatte, warf er ſich vor ihr nieder, entſchuldigte ſich mit der Heftigkeit ſeiner Liebe, und bat ſie flehend um Verzeihung. Zum Beweiſe, daß ſie mit ihm verſöhnt ſey, verlangte er, daß ſie noch einmal mit ihm eine Maskerade beſuchen ſollte. Sie verſprach es ihm endlich, nach langem Weigern. Auch dies Mal verfehlte er den Sieg, ob er gleich ſehr nahe dabei geweſen war. Heute entſchuldigte er ſeine Kühnheit mit dem Weine, den ſie Beide getrunken hatten; und ſie verzieh ihm, weil ſie ſich ſelbſt Vorwürfe darüber machte, daß ſie einige Gläſer Champagner getrunken hatte. Nun verzweifelte er faſt an einem glücklichen Erfolge ſeiner Bemühungen. Noch Ein Mittel verſuchte er: ihre Phantaſie zu vergiften; das empörte ſie aber, und ſie drohete, alles ihrem Vater zu entdecken.

Endlich gab dem Verführer die reine, herzliche Liebe des Mädchens, was alle ſeine Künſte ihm nicht hatten verſchaffen können. Sie war böſe darüber, daß er einmal ſein Verſprechen, ſie den Abend zu beſuchen, nicht erfüllt hatte. Als er wiederkam, war ſie ſchon zu Bett; und eben ſo ging es am folgenden Tage. Sie nahm ſogar ein Billet nicht an, das er ihr durch die Magd zuſchicken wollte. Doch endlich ließ ſie ſich erbitten, ihn wiederzuſehen; und nun betheuerte er ihr ſeine Unſchuld, beklagte ſich über ihre Grauſamkeit, und ſchilderte ihr mit den lebhafteſten Farben, wie unausſprechlich er während der drei Tage, da er ſie nicht geſehen, gelitten habe. Mit Thränen des Mitleidens in den ſchönen Augen fiel das unſchuldige Mädchen ihm um den Hals, und glaubte, das Unrecht, das ſie ihm gethan, durch verdoppelte Zärtlichkeit wieder gut machen zu müſſen. Bei dem allen zweifelte er aber noch immer an ihrer Liebe, und ließ ſich durch nichts davon überzeugen, bis endlich, unter den Küſſen der Verſöhnung, die Unſchuld der Armen vernichtet war. Von dieſer Stunde an behandelte er ſie als ſeine Sklavin, achtete nicht auf ihre Angſt, ihre Verzweiflung, und drohete ihr, ſie zu verlaſſen, wenn ſie ſich ſeinen Begierden verſagte. Endlich entdeckte er ihr, daß Er ſie unmöglich heirathen könne, daß aber der Herr von Barneck ſie liebe, und ſchon ſo gut wie ihr Bräutigam ſey. Sie möchte, ſetzte er hinzu, dieſen Liebhaber ja an ſich ziehen, und ihm ſo bald als möglich

Gelegenheit zu einer Schäferſtunde geben; denn — höchſt wahrſcheinlich würde ſie nach einem halben Jahre oder etwas ſpäter Mutter ſeyn. Barneck weigere ſich dann gewiß nicht, ihr Kind auf ſeine Rechnung zu nehmen. — Sie jammerte in der höchſten Verzweiflung; doch endlich, nach dem ſchwerſten Kampfe, brachte er ſie wirklich zu dem Entſchluſſe, ihren und ihres Vaters Wohlthäter zu betriegen.

Aber Barnecks Schutzgeiſt war ſchon erwacht. Einige Tage vor dieſem Auftritt kam Saldorf bei Mondſchein von einem Spaziergange zurück, und ſein Weg führte ihn vor Schenks Hauſe vorüber. Er ſah in der Ferne ein junges Mädchen Abſchied von einem jungen Manne nehmen. Dem Mädchen begegnete er dann, und es war das Fräulein Schenk. Er drückte den Hut tief in's Geſicht, eilte dem jungen Manne nach, der ihm ein Andrer als Barneck zu ſeyn ſchien, und erſtaunte, als er im Vorübergehen den Herrn von Zabern erkannte.

Die ganze Sache war ihm bald klar,

und nun machte er es ſich zur Pflicht, ſeinen Freund — nicht zu warnen, aber zu retten. Schon am dritten Abend mußte ein Bedienter den Herrn von Zabern auf ſeinem Gange nach Schenks Wohnung beobachten, und zwar ſo merklich, daß dieſer es nicht wagte ſogleich hinein zu gehen, ſondern einige Nebenſtraßen einſchlug. Als der Bediente ihm auch hier auf den Ferſen blieb, nahm er ſeinen Mantel dicht vor das Geſicht, und fragte: was will Er von mir, mein Freund? — Er bekam zur Antwort: Unterthäniger Diener, Herr geheimer Legationsrath. Von Ihnen gar nichts. Ich habe hier Geſchäfte.

Zabern ging nun, vor ſich fluchend, nach Hauſe. Der Bediente folgte ihm von fern, und poſtirte ſich dann, wie ihm befohlen war, in die Nähe von Schenks Wohnung. Saldorf war unterdeſſen, in einen Mantel gehüllt, in das Haus geſchlüpft, und wurde von der Magd, die ihn für den Herrn von Zabern hielt, ſogleich zu dem Fräulein geführt. Sie empfing ihn mit Vorwürfen, doch zugleich mit den zärtlichſten Umarmungen.

„Seyn Sie ruhig, Fräulein,“ ſagte er leiſe; „ich bin nicht Herr von Zabern, ſondern Saldorf.“ (Sie war im Begriff aufzuſchreien; er legte ihr aber die Hand auf den Mund.) „Ich bin hier, um Ihnen zu rathen, wie Sie aus Ihrer gefährlichen Lage kommen können. Ihr Verführer, Zabern, iſt ein Böſewicht!“

Sie rang die Hände, und wußte nicht, ob ſie antworten oder ſchweigen ſollte. Saldorf bat ſie, Vertrauen zu ihm zu faſſen, und verſprach ihr, daß alsdann ihre Geſchichte ſich noch glücklich endigen ſollte. Sie mußte Mantel und Schleier nehmen, und ihn auf die einſamſte Promenade im fürſtlichen Garten begleiten. Hier ſagte er ihr ſehr beſtimmt: er wiſſe alles; und wenn er ſchweigen ſolle, ſo fodere er von ihr ein offenherziges Geſtändniß. Durch viele Fragen brachte er den ganzen Zuſammenhang heraus, ſogar daß ſie aus Verzweiflung eingewilligt hatte, Barneck zu betriegen.

dabei mit heißen Thränen, daß ſie alles, was er verlange, pünktlich thun wolle. Am nächſten Morgen bat er um Urlaub auf acht Tage zu einer Jagdpartie im Gebirge, und reiſte ſogleich ab. Dieſen Abend beſuchte Zabern die Unglückliche, und ſie ſagte ihm mit etwas mehr Faſſung: ſein Plan würde ſich wohl ausführen laſſen. Unter dem Vorwande, daß ihr Vater jetzt unruhig ſchlafe, entfernte ſie ihn bald. Am dritten Abend kam Saldorf mit einer Poſt-Chaiſe, und ließ ſie am Ende der Straße halten. Die Unglückliche legte ihren Brief auf den Tiſch, ſetzte ſich mit Saldorf ein, und war am Morgen ſchon ſechs Meilen weit von der Reſidenz. Gegen Abend kamen ſie zu einem alten Förſter, der ehemals bei Alexanders Vater in Dienſten geſtanden hatte. „Hier bleiben Sie fürs erſte, mein liebes Fräulein. Sie ſind eine Verwandte des Förſters, die junge Witwe eines Jägers, der auf der Jagd geſtürzt und geſtorben iſt. Bald ſollen Sie Nachricht von mir und Ihrem Vater bekommen." Sie hing an ſeinem Halſe, als er ſie verlaſſen wollte. — Ich merke wohl, lieber junger gnädiger Herr, ſagte der alte Förſter Wolf, wie es hier ſteht. — „Nun, guter Wolf, deſto beſſer wirſt du das Mädchen halten.“ —

Nach acht Tagen war Saldorf wieder in der Reſidenz, und fand ſeinen Freund in der heftigſten Betrübniß über das Verſchwinden ſeiner Geliebten. Es gelang ihm, Barneck nach und nach zu beruhigen, und als er dieſen zum erſten Male wieder lächeln ſah, dachte er: jetzt iſt es Zeit zur Rache!

Er ging früh Morgens zu Herrn von Zabern, fand ihn allein, und ſagte mit kalter Ruhe: „mein werther Herr von Zabern, ich muß Sie erſuchen, ſich mit mir zu ſchlagen.“

Zabern lächelte mit ſeinem lauernden, nichts verrathenden Blicke: Was beliebt Ihnen?

„Mich mit Ihnen zu ſchlagen, Herr von Zabern.“

Dieſer klingelte. — Man ſchlägt ſich um viele Kleinigkeiten, Herr von Saldorf.

Es iſt kein übler Einfall, daß Sie Sich mit mir einmal um gar nichts ſchlagen wollen. (Zu dem Bedienten.) Frühſtück! — Oder haben Sie etwas gegen mich? Ich weiß nichts.

„Eine Kleinigkeit, eine wahre Kinderpoſſe, Herr von Zabern; eine Nichtswürdigkeit, deren Sie vielleicht ſchon hundert begangen haben.“

Nichtswürdigkeit, Herr Lieutenant? Sie erhitzen Sich ohne Noth.

„Ich habe heute ſehr kaltes Blut, und bin Willens, Sie um Ihr warmes zu bringen.“

Das wäre! Iſt es Ihnen denn aber nicht gefällig, mir zu ſagen, wodurch Sie Sich von mir beleidigt finden?

„Durch eine Nichtswürdigkeit, die Handlung eines verächtlichen Schurken.“

Sie werden hitzig, Herr von Saldorf! Läßt ſich denn eine Ehrenſache nicht mit Anſtand abthun?

„Alſo mit Anſtand, wünſchen Sie? Wohl! die Manier iſt mir einerlei, obgleich, da einer von uns Beiden dem Grabe ſo nahe iſt, der geradeſte Ton der beſte wäre."

Sie werden ordentlich tragiſch! Darf ich fragen, was Sie ſo aus Ihrem Charakter gebracht hat?

„Sie haben das Fräulein Schenk verführt."

Zabern war betroffen. Hm! darf ich um nähere Erklärung bitten?

„Sie hoffen, mein Herr, ich ſoll weiter nichts wiſſen, als was ſich am Ende leugnen läßt. Aber ich weiß alles, und habe Ihre Billets in Händen. Das Fräulein ſelbſt hat mir die Betriegerei des verächtlichen Menſchen, der hier vor mir ſteht, ganz umſtändlich erzählt. Ich kam zu ſpät, das Unglück des armen Mädchens zu verhindern; doch hier bin ich, es zu rächen."

Wie oft haben Sie Sich ſchon geſchlagen, Herr von Saldorf? Wenn Sie für jedes Mädchen, deſſen Herz ſchwach . . .

„Ich mache den Don Quixotte, meinen Sie. Nach Ihrem Belieben."

Allerdings könnte ich wohl fragen: was

geht es Sie an, wenn ich mir eine Schäferſtunde erwerbe? — Doch, erſt laſſen Sie uns frühſtücken.

Man ſprach während des Frühſtückens von gleichgültigen Gegenſtänden, und Saldorf blieb völlig in ſeiner Ruhe. Doch es kam ein Beſuch. Nun brachte Zabern das Geſpräch auf Schießen, und führte ſeine Gäſte in den Garten. Er ſteckte ein kleines Stück Geld auf einen Blumenſtock, und ſchoß es faſt jedes Mal herunter. Saldorf ſah dem Spiele lächelnd zu, und alle Drei gingen wieder auf das Zimmer. Als der Beſuch weggegangen war, ſagte Zabern mit kalter Freundlichkeit: jetzt können wir von unſerm Zwiſte weiter reden. Wie Sie wollen, Herr Lieutenant; ich ſtehe Ihnen auf Piſtolen zu Dienſten.

„Auf Geld ſchießen Sie ſehr gut, Herr von Zabern. Was wetten Sie aber, ich ſchieße auf Menſchen beſſer? Ihr Kunſtſtück hat Ihnen wahrſcheinlich von mancher Schlägerei geholfen. Ich aber — denken Sie nur! — bin neugierig, wie ein Schurke, der zum Spaß ſo ſicher ſchießt, im Ernſte ſchießen wird.“

Die Kälte, womit Saldorf dies ſagte, erregte bei ſeinem Gegner einige Unruhe. Sein Blick wurde unſicher, und ſeine lächelnde Miene verwandelte ſich in ein ängſtliches Grinſen. Zwar wollte er ſeine Rolle nicht fallen laſſen; doch die erſten Worte, die er ſprach, vermochte er nur mit bebender Stimme hervorzubringen. Glauben Sie mir, Herr von Saldorf, fing er nach einer Pauſe wieder an, ich habe noch nie einen Mann geſcheuet, Sie ausgenommen. Wir wiſſen Beide ſehr wohl, was wir von der barbariſchen Sitte des Duellirens zu halten haben, und finden das Vorurtheil lächerlich; troß dem allen bringt uns aber ein Zufall dahin, Würfel über unſer Leben zu ſpielen.

„Ich ſpiele nur hohes Spiel; das intereſſirt!“ antwortete Saldorf ruhig und kalt.

Ihnen, freilich Ihnen allein, könnte ich vielleicht antworten: ich will mich nicht ſchlagen. Sie würden deshalb nicht ſchlechter von mir denken.

„Schlechter nicht; denn ich habe Sie immer für einen feigen Böſewicht gehalten."

Sie wollen mich aufbringen, ſo wie das, die Wahrheit zu geſtehen, auch meine Abſicht war. Es gelingt uns Beiden nicht. — Trotz dem allen, was Sie ſagen, fühlen Sie doch, daß ich kein gewöhnlicher Menſch bin. Sie nennen mich einen Böſewicht. Ich würde Sie, wenn ich nicht toleranter wäre, einen Thoren nennen. Wir Beide ſehen die Welt von einer ungewöhnlichen Seite an, und gehören, denk' ich, nicht zu den Alltagsgeſchöpfen, die da ſtehen bleiben und ſterben, wohin der Zufall ſie geſtellt hat. Ich habe Ihnen die Achtung nie verſagt, die jeder Virtuoſe dem andern ſchuldig iſt; ich habe mich ſogar an Sie gedrängt, und um Ihre Freundſchaft — möchte ich ſagen — gebettelt.

„Und betteln jetzt um Ihr Leben, Herr von Zabern! — Wenn Sie ſo von mir dachten: wie konnten Sie es Sich einfallen laſſen, mich zu beleidigen? — Doch, unſer Spiel muß zu Ende."

Ich Sie beleidigt? Ich? — Wahrhaftig, Sie thun Ihrem Freunde keinen Dienſt damit, daß Sie Sich für ihn ſchlagen, als wäre er ein Mädchen.

„Das Geheimniß wird verſchwiegen bleiben. Ich werde es nicht verrathen, und Sie ſollen es mit in's Grab nehmen."

Zaberns Miene wurde immer nachdenkender. — Aber welche Genugthuung bekommt das Fräulein, wenn Sie mich erſchießen, oder ich Sie? Es gäbe wohl eine beſſere Genugthuung, als dieſes verächtliche Spiel um Menſchenleben.

„Das iſt wahr; aber ein Bube fühlt das nicht: nur die Angſt preßt ihm eine ſolche Aeußerung ab. Doch wohl! Ihre Feigheit entzieht Sie meiner Rache. An dieſen Ausweg habe ich nicht gedacht. Elender Menſch! Jetzt, da Sie mir entſchlüpfen, wallt mein Blut. Ich ſollte Sie niederſchießen, und wenn ich das Mädchen heirathen müßte. Doch, laſſen Sie hören!"

Nennen Sie ſelbſt eine billige Entſchädigung

gung für das Fräulein, das mir wahrhaftig den Sieg nicht ſchwer gemacht hat.

„Elender! . . . Es iſt nur Eine Entſchädigung möglich, die Heirath.“

Ich erſuche Sie, Herr von Saldorf, um Ruhe, damit Sie billig urtheilen können. Zu einer Heirath brauche ich die Einwilligung meines Vaters; und die kann ich nicht verſprechen. Was mir möglich iſt, will ich thun; aber nur, was mir möglich iſt.

„Und was iſt Ihnen denn möglich?“

Ein ſehr bündiges Heirathsverſprechen, und bis dahin, daß ich es erfüllen kann, ſtandesmäßiger Unterhalt.

Saldorf ſchwankte hin und her; denn — konnte das Fräulein als die Gattin dieſes Elenden glücklich werden? Doch endlich diktirte er, und Zabern ſchrieb, daß er Fräulein von Schenk, ſobald es von ihm abhange, heirathen, ihr Kind als das ſeinige anerkennen, und ihr jährlich eine Summe zu ſtandesmäßigem Unterhalt ausſetzen wolle.

Saldorf nahm das Papier, warf noch

einen verachtenden Blick auf den Elenden, und ging.

Zabern fluchte, ſo bald Saldorf weit genug weg war. Doch endlich beruhigte er ſich mit dem Gedanken, daß bei der Unterredung niemand zugegen geweſen ſey. Er hoffte halb und halb, daß Saldorf ſchweigen würde; und um fürs erſte nicht wieder mit dieſem fürchterlichen Feinde zuſammen zu treffen, reiſte er ſchon am folgenden Tage nach Pyrmont.

Ohne Zeugen war die Unterredung nicht geweſen; Amelie hatte ſie im Nebenzimmer faſt vom Anfange bis zum Ende gehört. Sie wollte ihren Bruder ſprechen, und ging durch ſein Schlafzimmer. Eben als ſie im Begriff ſtand die Thür zu öffnen, hörte ſie die Stimme eines Fremden, und horchte. Es entging ihr faſt kein Wort von der ganzen Unterredung, da Saldorf laut genug ſprach, und da ihres Bruders Stimme ihr ſo bekannt war, daß ſie auch das undeutlich Geſprochene verſtehen konnte. Zwar wollte ſie das Duell durch Vermittelung ihres Vaers hindern; doch den Ausgang mußte ſie abwarten. Saldorf gewann ihre Achtung; ſie fand es ſogar ſehr edel, daß er ſich eines betrogenen Mädchens annahm. Bisher hatte ſie ihren Bruder immer herrſchen geſehen; und vor dieſem Manne ſtand er, wie vernichtet.

7.

Der Umgang.

Es war Amelien lieb, daß ihr Bruder verreiſte; denn ſie hatte Luſt, mit Saldorf bekannt zu werden, woran jener ſie leicht hindern konnte. Schon nach einigen Tagen ſprach ſie ihn in einer Geſellſchaft, und zeigte ihm den lebhaften Geiſt, woran es ihr in der That nicht fehlte. Er fand ſie äußerſt intereſſant, blieb aber in einer gewiſſen Entfernung von ihr, weil ſie die Schweſter eines Menſchen war, den er haßte. Doch, da ſie ihn mit der auszeichnendſten Artigkeit behandelte, und mit dem froheſten Sinne, der originellſten Laune Einen Einfall über den andern ſagte: ſo fühlte er ſich, ſelbſt gegen ſeinen Willen, in ihren Kreis gezogen.

Amelie und Saldorf hatten keine weitere Abſichten; Beide ſuchten einander von jetzt an nur, wie gute Köpfe das überall thun. Sie wollte ſich ſeine Achtung erwerben, weil ſie ſchon wußte, daß er von ihrem Geſchlechte eben nicht am beſten dachte; und er freuete ſich, einmal ein Mädchen gefunden zu haben, das an etwas Andrem, als dem ſchönſten Kleide, Geſchmack fand, dem der feinſte Spott nicht entging, und das jeden ſeiner Einfälle mit einem ähnlichen bezahlen konnte. So führten Witz, jovialiſche Laune, und Spott über Andre ſie zuſammen.

Saldorf war muthwillig, und nahm aus Laune wohl Thorheiten in Schutz. Amelie konnte nun nicht begreifen, wie dieſer leichtſinnige junge Mann mit ſo freien Grundſätzen es ſo ſtrenge mit ihrem Bruder hatte nehmen können. Er iſt ein Heuchler, dachte ſie, der meines Bruders Feigheit kannte und darum den Don Quixotte machte. Aber doch wurde ſie wieder an ihm irre, da ſie gar keine leichtſinnige Handlung von ihm ſah oder erfuhr, da die übrigen jungen Leute ihn einen Cato nannten, und da ſie ihn zuweilen für Tugend und Recht in die lebhafteſte Begeiſterung gerathen ſah, die unmöglich erkünſtelt ſeyn konnte. Sie erſtaunte, wenn ihn die Sehnſucht nach dem Unendlichen überfiel, wie er dann mitten unter den lauteſten Vergnügungen ohne alle Theilnahme daſtand, und ihr, der Freundin, ſeine Bruſt voll überirdiſchen Feuers, ſeine Seele voll des ewig Wahren zeigte. Als ſie endlich ſah, daß nicht lange Weile, nicht Ueberſättigung im Vergnügen ihn für eine andre Welt begeiſterte: da ließ ſie ſich von ihm auf den Flügeln ſeiner Phantaſie mit forttragen. Sie mußte freilich über ſich ſelbſt lachen, daß eine kindiſche Sentimentalität ſie ſo hinreißen konnte; troß dem allen fand ſie Saldorfen aber nie angenehmer, als in ſolchen Stunden einer Schwärmerei ohne Gegenſtand. Sie gewann nach und nach ſogar eine Art von Achtung für ſeine reinen

Sitten, für ſeine gänzliche Uneigennützigkeit, für ſein Ueberſehen aller zufälligen Vorzüge des Standes und des Reichthums. Wahrhaftig, dachte ſie, er iſt ein Thor, der nie in der Welt zu Hauſe ſeyn wird; doch ehrwürdig; groß und feſt, wie eine Ruine aus der Vorzeit. Und darin hat er Recht, daß die Erde ein Himmel ſeyn müßte, wenn alle Menſchen wären, wie er. Seltſam, daß ich einen ſolchen Schwärmer achten muß! Aber warum ſoll ein Menſch ſeiner Art im wirklichen Leben nicht denſelben Eindruck machen, wie auf der Schaubühne? Das einzige Sonderbare dabei iſt, daß wirklich ein ſolcher Menſch exiſtirt, den ich ſonſt immer nur für den Traum einer angebrannten Phantaſie gehalten habe. — So dachte Amelie von ihm, bald ſchlimmer, bald beſſer.

Ihr Bruder kam endlich zurück, und ſie zitterte jetzt vor ihm; denn ſie wußte, daß ſein Haß gegen Saldorf unverſöhnlich war, und daß er ſie ohne Bedenken unglücklich machen würde, wenn er ſich an dieſem rächen könnte. Ihm die Verbindung, worin ſie mit

Saldorf ſtand, zu verbergen, gelang ihr nicht; ſchon nach einigen Tagen ſagte er ihr auf den Kopf zu, ſie ſey auf dem Wege den Herrn von Saldorf zu lieben. Er verbarg aber ſeinen Haß gegen dieſen ſo meiſterhaft, und ſprach ſo kalt, ſo ruhig über die Liebe ſeiner Schweſter, daß er ſie wirklich getäuſcht haben würde, wenn ſie nicht Zeuge ſeiner Unterredung mit Saldorf geweſen wäre. Bei dieſen Umſtänden konnte ſie ihm natürlicher Weiſe nicht trauen, und ſuchte ſich, ſo viel als möglich, vor ihm zu verſtecken. So entſtand eine Art von Wettſtreit unter beiden Geſchwiſtern, einander zu überliſten; denn der Bruder hatte nur die Abſicht, ſeine Schweſter auszuhorchen.

Saldorf blieb ſich gleich: er behandelte den Herrn von Zabern, wenn er ihn einmal in Geſellſchaft fand, als wäre er gar nicht da. Amelie wollte eine Verſöhnung einleiten; und ſagte eines Tages: Saldorf, Sie haſſen meinen Bruder. Ich weiß, er iſt nicht für Ihr offnes Herz, ſo wenig wie Sie für ihn. Aber Sie können nun einmal nicht umhin, ihn bisweilen zu ſehen; und ſo bitte ich Sie, Ihren Widerwillen wenigſtens mehr zu verbergen. Sie reitzen meinen Bruder; und . . .

„Ich haſſe und ich reitze ihn nicht, mein Fräulein. Was ich für ihn empfinde, kann ich nicht verbergen.“

Sie haſſen ihn, Saldorf!

„Frei heraus: ich achte ihn nicht; das iſt alles.“

Mich ſcheinen Sie zu achten, und ich ſchmeichle mir, daß Sie wohl gar mein Freund ſind. Um der Schweſter willen, dächte ich, könnten Sie . . .

„Das Böſe ſteht oft dem Guten nahe: ſoll man deshalb das Böſe lieben?“

Nicht lieben; aber ſich ſo ſtellen, die Miene annehmen — könnten Sie das um meinetwillen nicht?

„Mich ſtellen, als liebte ich das Böſe? Mein Fräulein, was könnte Ihnen dann meine Freundſchaft für Sie verbürgen?“

O, ich würde immer ſehen, ob Sie wirklich mein Freund wären, oder ſich nur ſo ſtellten.

„Gerade darum iſt es der Mühe nicht werth, ſich zu verſtellen. Auch Ihr Bruder würde das ſehen.“ —

Amelie konnte von dieſer Seite nichts ausrichten, und jetzt fand ſie es am rathſamſten, ihrem Bruder den Krieg ganz offen zu erklären. Sie ſagte ihm bei der nächſten Veranlaſſung: du haſſeſt Saldorf, und ich weiß ſehr wohl, warum. Dein Geheimniß iſt in meiner Hand; es wird auf dich ankommen, ob es ein Geheimniß bleiben ſoll, oder nicht.

Eduard lächelte. „Ja, Amelie, ich haſſe ihn; doch du weißt ja, daß meine Empfindungen immer der Nothwendigkeit weichen. Ich wollte, daß wir offen gegen einander ſeyn könnten. Einer von uns Beiden muß unſrer Freundſchaft etwas aufopfern: entweder du deine Liebe, oder ich meinen Haß. Aber — welches Geheimniß weißt du denn?“

Ein Geheimniß, das deine Ehre in meine Hände giebt. Ich rathe dir, dich nicht in mein Spiel zu miſchen.

„Begreifſt du nicht, Amelie, daß unſer

Vater nie eine Verbindung zwiſchen dir und Saldorf zugeben wird, der ein ſo unbedeutender Menſch iſt? Ich bedaure dich."

Ich ſchenke dir dein Bedauern, guter Freund, und fodre weiter nichts, als daß du aus meinem Spiele bleibſt.

„Spiel? Du ſpielſt mit ihm? Das dürfte ich ihn nur wiſſen laſſen, ſo wäre das Spiel vorbei. Und mehr als Spiel kann doch die ganze Sache nicht ſeyn."

„Spiel oder nicht! — Genug, für deine Schritte ſteht mir dein Geheimniß. Das iſt mein letztes Wort.

Eduard lächelte, und reichte ſeiner Schweſter freundlich die Hand; heimlich knirſchte er aber mit den Zähnen, weil er glaubte, daß Saldorf ihr das Geheimniß verrathen habe.

Amelie fühlte, ſobald ſie allein war und nachdachte, daß ſie durch dieſe Unterredung nichts gewonnen, und ihren Bruder nur vorſichtiger gemacht hatte.

8.

Eliſe.

Eben um dieſe Zeit kam die Gräfin Eliſe Forſting nach der Reſidenz und in das Haus des Oberhofmeiſters. Ihre Stiefmutter, die Schweſter der Frau von Zabern, war in Denkart und Charakter dieſer ähnlich, oder übertraf ſie vielmehr noch in ihren Fehlern. Sie ſuchte nichts als Vergnügungen, nichts als Gelegenheit zu glänzen; Politur galt ihr anſtatt aller Tugenden, von denen ſie auch nicht Eine kannte. Kein Wunder alſo, daß ſie ihre Stieftochter unerträglich fand.

Eliſe war nach dem Tode ihrer Mutter von einem würdigen Geiſtlichen auf dem Gute ihres Vaters in der ruhigſten Stille erzogen worden, und liebte die Einſamkeit, die Natur. Sie ſchien kalt, verſchloſſen zu ſeyn; doch in ihrem Innern flammte die zärtlichſte Liebe. Ihr Herz öffnete ſich nur den edelſten Menſchen, dann aber ganz. Ein kleines Feſt im Dorfe, das Spiel froher Kinder, das Hervorbrechen der erſten

Blume, konnten ſie bis zu lauter Freude erheitern. Dagegen blieb ſie bei den Feſten ihrer Mutter kalt, und hatte bei Bällen, oder am Spieltiſche lange Weile. Ihre Mutter, welche dies für Pedanterei oder für Ungezogenheit hielt, gab ſich Mühe, ſie zu bilden, ſah aber zu ihrem großen Verdruſſe, daß Eliſe höchſt ungelehrig war, und daß ſich gar nichts aus ihr machen ließ. O, mein Gott! ſagte ſie faſt an jedem Tage: welch ein gefühlloſes, linkiſches, einfältiges Geſchöpf biſt du! Ein ſo läppiſches, kindiſches Weſen an einem Mädchen von funfzehn Jahren! In deinem Alter kannte ich die Welt und die Menſchen ſchon. Die glänzendſte Cour machte mich nicht mehr verlegen. Und du? Wirſt du denn nie aufhören, deine Wieſen und deine Hügel zu bewundern? Ich bitte dich, was geht dich denn die untergehende Sonne an? Was haſt du an den Wolken, daß du ſo oft hinein ſiehſt?

Das half nichts: Eliſe blieb die ſtille Freundin der Natur, und liebte ihre Wieſen, ihre Hügel mehr, als die Säle ihrer Mutter. Dieſe entſchloß ſich endlich, das einfältige Mädchen in die Reſidenz zu ſchicken, um zu verſuchen, ob vielleicht durch den Hof noch etwas aus ihr gemacht werden könnte. „Mich jammert,“ ſchrieb ſie an ihre Schweſter, „nur Eliſens ſchönes Geſicht. Das einfältige Mädchen hat es, ohne es zu wiſſen. Es hilft ihr zu gar nichts; denn ſie kann nicht lächeln, nicht ſauer ausſehen. Auch ihre Figur iſt ſchön, und ihr Gang nicht zu verachten; ſie wickelte ſich aber lieber in ein ganzes Dutzend Halstücher. Und ſelbſt ſo eingewickelt wie eine Mumie, wird ſie doch auf der Stelle roth, wenn ihr ein Mann nur ſcharf in die Augen ſieht.“

Man erwartete in Zaberns Hauſe das einfältige Mädchen, und verſprach ſich tauſend Späße von ihren gaucheries; es kam aber eine ſehr edle Figur, mit einem Geſichte, das keinesweges ſo blöde, ſo furchtſam ausſah, als man es ſich gedacht hätte. Eliſe begrüßte ihre Tante mit Anſtand, ein wenig feierlich, doch gar nicht ſo, daß man darüber lachen konnte. Eduard verwandte kein Auge von ihr, und fliſterte ſeiner Schweſter zu: ſchöner iſt auf Erden und im Himmel nichts! Er ſagte das ſo laut, daß Eliſe es hören konnte; ſie wurde aber nicht roth, nicht verlegen, und es ſchien, als hätte ſie das von jeher ſagen hören. Sie war in ihrem Betragen beſonnen. Antheil nahm ſie nicht an den Feſten, die in dem Hauſe ihrer Tante gegeben wurden; doch war ſie immer dabei gegenwärtig. Man fand nun die Schilderung der Mutter gänzlich falſch, beſonders Eduard. Ein wenig ſteif, ſagte Amelie, iſt ſie freilich: ein wenig hervorragend, möchte ich ſagen; doch nur aus Unbeholfenheit, nicht aus Stolz. Das kann man ihr aber verzeihen.

„Ein Solitair, mein Kind," erwiederte Eduard, „ragt immer hervor, eben weil er ein Solitair iſt." — Er behandelte ſeine Couſine nicht ſo nachläſſig, wie die übrigen Damen, ſondern mit Beſcheidenheit, Achtung und Ehrerbietung, ſo daß ſie mit ihm beſſer zufrieden war, als mit allen Andern im Hauſe. Und auch dieſe waren mit ihm jetzt mehr zufrieden, als ſonſt; denn er ſpottete jetzt entweder gar nicht, oder doch feiner, artiger, weil Eliſens Gegenwart ihn humaner machte.

Endlich ſollte Eliſe bei Hofe vorgeſtellt werden. Eduard gab ſich den Tag vorher ſehr viele Mühe, ſie auf dieſen wichtigen Schritt vorzubereiten. „Sie müſſen,“ ſagte er, „den Auftritt als ein Schauſpiel betrachten; und mehr iſt es am Ende auch nicht: denn jede Figur bewegt ſich und ſpricht, ſo wie es ihr vorgeſchrieben iſt.“ — Eliſe lächelte. — „Ja, zu lachen iſt da nichts, Couſinchen; denn nehmen Sie den Auftritt anders, ſo hat er allerdings etwas Impoſantes. Denken Sie nur! So viele Menſchen, die ſich alle nach einander mit Kopf, Herz und Seele vor Einem beugen, und wieder beugen! Wie groß, wie mächtig ſich dieſer Eine fühlen muß! Nur eine Stunde möchte ich einmal an ſeiner Stelle ſeyn!“

Ich nicht einen Augenblick. Gebückte Menſchen ſehe ich nicht gern. . . . Ich glaube, daß ich mich morgen ein wenig ſchämen werde.

„Das müſſen Sie ja nicht, Couſine; es würde Ihnen ein übles Air geben. Schämen? wovor denn? Sie werden Sich hinein finden, ſobald Sie nur wollen."

Eliſe lächelte. Sie verſtehen mich nicht. Ich werde mich der gebückten Menſchen ſchämen; wenn es ſo iſt, wie Sie ſagen.

Sie ſind ſehr ſtolz, Eliſe! ſagte Amelie mit gerümpfter Naſe. Wo mein Vater ſich beugt, und ſo viele große Staatsmänner, da dürfen Sie Sich wohl nicht ſchämen . . .

„Ihr Bruder ſprach von gebückten Seelen, Couſine. — Ich werde es an Beweiſen der Achtung nicht fehlen laſſen, die ich dem Fürſten ſchuldig bin, und habe mich noch nie geſchämt meine Pflicht zu erfüllen. Doch zittern kann ich vor dem morgenden Tage nicht: dazu bin ich allerdings zu ſtolz."

Amelie lächelte ſpöttiſch. Ich zweifle, ob Sie ſo unbefangen ſeyn werden, als Sie es ſeyn zu können hoffen. Man merkt Ihnen das Landleben immer noch ein wenig an, Eliſe. Es fehlt Ihnen an der Leichtigkeit, die gar nicht bemerkt ſeyn will. —

Eliſe war am folgenden Tage, wie immer. Die Prinzeſſin Emilie, des Fürſten Schweſter, die ſchon von ihr gehört hatte, kam auf ſie zu, redete ſie mit einnehmender Freundlichkeit an, und fragte nach ihrer Jugendgeſchichte. Eliſe erzählte von ihrem einſamen Leben auf dem Lande, von ihrem Wäldchen, ihren Hügeln und Wieſen, mit der Innigkeit eines warmen Herzens. Die Prinzeſſin heftete ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die einfache Erzählung, und ſagte, wenn Eliſe ſchwieg: fahren Sie fort, liebe Gräfin! Sie ſchildern ein Glück, das auch ich einmal hatte. Ich lebte mit meiner Mutter — o, wenn Sie die edle Frau gekannt hätten, Sie würden ſie geliebt haben, wie ich! — ich lebte mit ihr zwölf Jahre, bis an ihren Tod, faſt immer auf dem Lande, in der Einſamkeit. Gewiß, Sie verſtehen mich, wenn ich ſage: o, die Natur! Die Andren hier ſehen mich bei dieſem Worte immer verwundert an. Kommen Sie mit mir in mein Cabinet. — Und hier, wo Beide allein waren, öffneten ſich ihre ſchönen

Herzen gegen einander in den reinſten Ergüſſen.

Die Prinzeſſin, gerade in Eliſens Alter, war von einer vortrefflichen Mutter beinahe eben ſo erzogen worden, wie Eliſe von ihrem Prediger. Der Fürſt liebte ſie zärtlich, und hatte ſie, ſo viel als möglich, von der ſtrengen Hofſitte befreiet. Sie durfte ein Luſtſchloß nahe bei der Reſidenz alle Woche ein Paarmal beſuchen, und den Garten ganz nach ihrer Phantaſie einrichten laſſen. Dorthin fuhr ſie auch am Tage nach der Cour, und zwar in Eliſens Geſellſchaft; und dort, in der ländlichen Einſamkeit, hatten Beide noch mehr Vertrauen zu einander, das ſich bald in die reinſte, zärtlichſte Liebe verwandelte.

Der Oberhofmeiſter fand die Freundſchaft der Prinzeſſin für ſeine Nichte ſehr ehrenvoll, und ging ſchon damit um, ſie als ein Werkzeug der Hofkabale zu brauchen; Eliſe wollte ſich aber auf ſo etwas nicht einlaſſen, und vergaß, wenn ſie bei ihrer Freundin war, den Hof und ſein ganzes Getreibe.

Eduard, der ſeine Couſine ſchon vorher liebte, ſo viel ein Menſch wie er lieben konnte, fand jetzt auf einmal, daß ſie, ob ſie gleich nur ein geringes Vermögen zu erwarten hatte, eine nicht üble Partie wäre; denn die Prinzeſſin, ihre Freundin, hatte großen Einfluß auf das Herz ihres Bruders Er ſuchte ſich Eliſens Wohlwollen auf alle nur mögliche Art zu erwerben; und in der That hatte ſie ſchon einiges für ihn, da ſein Schutz ihr manche Unannehmlichkeit in der Familie erſparte. Mit der ihm eignen geſchmeidigen Heuchelei nahm er jetzt die Außenſeite von ihren Tugenden an, bildete ſich in gewiſſen Augenblicken ſogar ein, daß er ein beſſerer Menſch ſey als vorher, vertheidigte die Tugenden, über die er ſonſt geſpottet hatte, und hinterging damit ſogar ſeine Eltern, doch nicht ſeine Schweſter, die ihn beſſer kannte. Seine Liebe wurde eine brennende Leidenſchaft, und es ſtand ihm nichts mehr im Wege, ſie zu befriedigen, wenn nur Eliſe ihn wiederliebte; denn ſein Vater ſprach jetzt zuweilen von einer Verbindung zwiſchen ihm und Eliſen, weil die Liebe der Prinzeſſin zu ſeiner Nichte ihm Ausſichten für die Zukunft öffnete. Eduard wußte, daß Eliſens Herz noch frei war, und konnte ſich alſo Hoffnung machen, glücklich zu werden. Aber — er dachte an Saldorf und das ihm abgezwungene Eheverſprechen. Jetzt fluchte er über ſeine damalige Feigherzigkeit, und bereuete es tauſendmal, das Papier geſchrieben zu haben. Freilich ſah er wohl ein Mittel, ſich von ſeinem Verſprechen los zu machen; dann mußte er aber ſeine Rachbegierde aufgeben, die er doch um jeden Preis befriedigen wollte Indeß er war nun einmal gezwungen, ſie ſeiner Liebe, wenigſtens für einige Zeit, zum Opfer zu bringen, ſo viel ihm das auch koſtete.

Er beobachtete Amelien, und ſah ganz deutlich, daß ſie wirklich liebte. Ihre Neigung zu Saldorf war durch öfteren Umgang immer ſtärker geworden, ob es ihr gleich eben ſo unangenehm als unbegreiflich war, daß dieſer Menſch, wie durch Zauberei, ſie unterjochte. Er beherrſchte ſie in der That;

denn er war der einzige Mann, der ihr um ſo weniger ſchmeichelte, je gröſser ſeine Neigung zu ihr wurde, der einzige von allen ihren Bekannten, der wirklich ein Mann war. Sie wagte es nicht, ihre vielen Launen auch gegen ihn auszulaſſen; denn ſchon ein Paar bloſse Verſuche hatten ihn zu Erläuterungen veranlaſst, die ihr deutlich zeigten, daſs der einzige Faden, an dem ſie ihn feſthalten konnte, Achtung war. Er ſagte ihr nach einer ſolchen Scene lächelnd, doch nachdrücklich: „ich trage nicht einmal die Launen des Schickſals geduldig; und die Launen eines Menſchen werde ich nimmermehr ertragen lernen. Ich achte Sie, Fräulein, und nur was ich achte, kann mir werth ſeyn.“

Amelie war nun vorſichtiger, und Saldorfs Stolz, der ihr an jedem andern jungen Manne unerträglich geweſen wäre, vermehrte ihre Achtung und ihre Neigung für ihn. Sie begriff die Wunder in ihrem eigenen Herzen nicht; doch — ſie fühlte ſich jetzt glücklicher, und auch unglücklicher, als ſie jemals werden zu können geglaubt hatte.

Sie dachte im Anfange ihrer Neigung zu Saldorf lachend an die Zukunft; denn die Liebe war ihr nur ein Spiel für einige Monate, höchſtens für einige Jahre. Daß ſie nicht darauf hoffen durfte, dieſem Manne jemals ihre Hand zu geben, machte einen Liebeshandel mit ihm nur um ſo pikanter. Jetzt aber war ihr die Liebe mehr geworden, als ein Spiel: ſie wünſchte, Saldorfs Gattin zu werden, damit er ewig der Ihrige bliebe; ſie ſah mit Sehnſucht nach Mitteln, dieſen Wunſch zu befriedigen, und wollte verzweifeln, daß ſie keins finden konnte. Zuletzt hätte ſie alles aufgeopfert, um Saldorfs Gattin zu werden, und würde mit ihm entflohen ſeyn, wenn er es gewollt hätte. Die, ſonſt von ihr verſpottete Liebe rächte ſich endlich durch die ſchmerzlichſten Leiden.

Dazu kam eine andre ängſtliche Beſorgniß. Noch nie hatte Saldorf mit ihr ein Wort von Liebe geſprochen. Sie hoffte, daß er ſie liebe, da er jede Gelegenheit, ſie zu ſehen, benutzte, da er in Geſellſchaften meiſtens kein Auge von ihr verwendete, und da, wenn ſie ihm einmal die Hand drückte, die Freude in ſeinen Augen funkelte; ja, bisweilen war ſie überzeugt, daß er ſie liebe. Doch in manchen Stunden, wenn er weniger zärtlich zu ſeyn ſchien und mit einem andern Frauenzimmer ſprach, quälten ſie wieder die peinlichſten Zweifel. Halb lächelnd, halb betrübt, ſchüttelte ſie oft den ſchönen Kopf, und ſagte: da bin ich nun auch ein weinerliches Geſchöpf geworden, das ſich gern unter eine Trauerweide ſetzte und ſänge! Sehe ich nicht eben ſo in die Sterne, wie Eliſe? — Es war ihr unbegreiflich, daß ſie Eliſen jetzt lieber gewonnen hatte, und ſich von Zeit zu Zeit, ſelbſt gegen ihren Willen, zu ihr hingezogen fühlte. Sie erzählte ihr von Saldorf, und zwar ſo, daß Eliſe anfing, ſich für dieſen Mann, den ſie noch nicht kannte, zu intereſſiren. Dadurch bekamen die beiden Mädchen ſogar eine beſſere Stimmung gegen einander. Eliſe lebte nun ganz erträglich in dem Hauſe, wo man ſonſt die Tugend und alles Gefühl für Thorheiten erklärt hatte. Sie hörte jeƷt einmal von der Prinzeſſin Saldorfs Nahmen nennen, und ſah ſie erwartend an. Die Prinzeſſin fragte: kennen Sie ihn etwa, Eliſe? Sie ſehen mich ja an, als ſollte ich weiter von ihm reden. Man hat ihn mir als einen Menſchen von Kopf und Herz geſchildert. Aber was ihn mir beſonders intereſſant macht, iſt ſeine unbeſchreibliche Liebe zu einem Freunde. Dieſe Liebe ſoll ganz einzig ſeyn, ſo wenig auch die beiden Freunde darüber reden.

„Saldorf,“ erwiederte Eliſe, „muß ein ausgezeichneter Menſch ſeyn; denn er hat es verſtanden, ein Herz von Eis in Flammen zu ſetzen.“

Das mag wohl eben ſo ſchwer nicht ſeyn, Eliſe. Eine ſolche Stunde erleben ja, denk' ich, alle Mädchen, nur wir Prinzeſſinnen nicht.

„Iſt denn,“ fragte Eliſe mit einer Umarmung, „dieſem edlen Herzen meine Liebe nicht genug? — Aber ich meinte etwas Andres. Dieſer Saldorf hat in einem Herzen, das vorher, glaube ich, für alles Gute und Edle kalt war, Wärme für die Tugend zu erregen gewußt, und es weich und ſanft gemacht."

Thut das die Liebe nicht immer? — Aber er hat mehr gethan: den boshafteſten Spötter alles Guten, den jungen Zabern, zum Schweigen gebracht. Ich weiß, daß Sie Ihren Couſin in Schutz nehmen, Eliſe. Aber Sie kennen ihn nicht, wie ich ihn kenne. Er iſt mir in der That recht fürchterlich, wenn er mit ſeiner lächelnden Kälte, ſeinem todten Auge, ſeinem immer freundlichen Geſichte, jetzt einen Spieltiſch, und dann die Hoffnung der Ewigkeit lächerlich macht, von den Klagen des Unglücks ſo kalt wie von einer Flötenuhr ſpricht, die Thränen eines Unglücklichen . . . Doch ich will aufhören. Nun, eben der Menſch, der ſich dem ganzen Hofe fürchterlich gemacht hat, zittert vor Saldorf; und darum intereſſirt mich dieſer. Er iſt gewiß ein guter Menſch; denn er liebt, wie wir, die Natur. Ich möchte ihn wohl einmal ſprechen hören! Zuweilen ſoll er ganz begeiſtert, und dann auch unwiderſtehlich ſeyn, ſo daß er die kälteſten Herzen mit fortreißt. Ich weiß Anekdoten von ihm, von ſeinem Edelmuth, von ſeinem weichen, kindlichen Sinne, die mich tief gerührt haben. Er und ſein Freund wohnen bei der Schweſter meiner Kammerfrau; und die kann nicht aufhören von ihnen zu erzählen. —

Eliſe bedauerte nun Saldorfen, daß er Amelien liebte, und es war ſehr natürlich, daß ſie jetzt mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf alles hörte, was dieſe ihr von dem ausgezeichneten Manne erzählte. Amelie hatte noch immer keine Gewißheit, ob ſie geliebt wäre und glücklich ſeyn würde; doch ihre Hoffnung ſtieg auf einmal ſehr ſchnell. Eines Morgens kam Eduard zu ihr, und fand ſie ſehr ſchwermüthig, die Stirn in die Hand geſtützt. „Sollte man nicht glauben,“ ſagte er, „ſo könne nur eine Liebekranke da ſitzen?“ — Amelie erröthete. — „Ich habe,“ fuhr er fort, und in einem viel gutmüthigeren Tone, als er ſonſt jemals hatte: „ich habe dir ſo oft Frieden angeboten! . . . Ich liebe! Nun weißt du mein Geheimniß. Und auch du liebſt: das iſt deins. (Amelie ſah ihn von der Seite an.) Du willſt mir deine Liebe verbergen, weil du einen Mann liebſt, den ich gehaßt habe, und vielleicht noch jetzt haſſe. Aber — es gäbe wohl ein Mittel, meinen Haß zu endigen, und deine Wünſche zu erfüllen.“

Amelie warf rathende Blicke auf ihn, und ſagte ſpöttiſch: meine Wünſche?

„Ja, deine Wünſche. Ich liebe Eliſen, und mit einer Leidenſchaft, die ich ſonſt für die ärgſte Thorheit gehalten habe. Amelie, es giebt ein Mittel, uns Beide glücklich zu machen. Du weißt, wodurch mein Haß gegen Saldorf entſtanden iſt. Verſchaffe mir das Eheverſprechen aus ſeinen Händen; dann iſt uns Beiden geholfen. So lange er das Eheverſprechen hat, kann Eliſe nicht mein werden, aber auch Saldorf nicht dein! Schweſter, habe einmal Vertrauen zu mir; ich bitte dich brüderlich.“

Amelie erwiederte: ja, ich liebe den Mann, den du haſſeſt, den edelſten aller Männer. Ich fürchte mich nicht, es dir und ſelbſt dem Vater zu geſtehen. Du wirſt nicht aufhören ihn zu haſſen, das weiß ich. Aber wag' es, mir hinderlich zu ſeyn, oder ihn durch irgend etwas zu kränken!

„Ich? Begreifſt du denn nicht, Amelie? Freilich werde ich wohl nie den Mann lieben können, der mich ſo behandelt hat. Aber die Nothwendigkeit gebietet mir, daß ich ihn nicht gegen mich aufbringe... Meine Ehre, und mein ganzes Glück, iſt in ſeiner Gewalt. Ich muß mich mit ihm verſöhnen! . . . Schaffe mir das Eheverſprechen, und er ſoll dein Mann werden."

Wie kannſt du das durchſetzen? . . . Ich verlange Gewißheit, ehe ich dir traue.

„Eliſe liebt mich ſchon, oder ich gewinne ihr Herz doch bald, und bekomme dann ihre Hand. Sie iſt die Freundin der Prinzeſſin; und der Fürſt ſchlägt ſeiner geliebten Schweſter nichts ab. Nur ein Wort von ihm, ſo giebt der Vater Saldorfen deine Hand. Er tritt aus dem Militair, bei dem es mit dem

Avancement ſo langſam geht, und macht die Hof-Carriere. Ob ich ihn haſſe oder nicht: er iſt dann einmal mein Schwager; und dem werde ich doch nichts in den Weg legen? — Noch einmal: ſchaff mir das Eheverſprechen aus ſeinen Händen."

Aber es bleibt in den meinigen, bis du Wort hältſt; — wenn ich es anders ſchaffen kann! — Sie ſagte dies Wort in einem wehmüthigen Tone.

„Kann? eine Geliebte? Amelie, wo iſt dein Geiſt hin? Du maulſt, du weinſt ein Paar Thränen, und drückſt ihm die Hand. Da iſt ja nicht das Mindeſte zu fürchten."

Eduard, du kennſt dieſen Mann nicht! Noch einmal: wenn ich kann!

„Aber, er wird doch einſehen, daß man den Bruder nicht beſchimpfen darf, wenn man die Schweſter haben will?"

Und wer hat dir denn geſagt, daß er mich haben will? Ich liebe ihn, ich ihn; und Er? vielleicht er mich nicht!

„Er nicht? Er hätte dich alſo betrogen? die Tochter des erſten Hauſes im Lande zu einer Närrin gemacht?"

Verächtlicher Menſch! Hätte er mir je ein Wort von Liebe geſagt, ſo würde ich ſchon längſt triumphirt haben: dieſer Mann iſt mein!

„Aber wie ſtehſt du denn mit ihm?" — Amelie ſchwieg; und nur durch die feierlichſten Verſicherungen ſeiner Aufrichtigkeit in dieſem Falle konnte er ſie dahin bringen, ihn von der Art ihres Umganges zu unterrichten. — „Und es wird dir ſo ſchwer, ihm das Wort Liebe auszupreſſen? Mach ihn doch eiferſüchtig!" (Sie ſchüttelte den Kopf.) „Warum nicht? Fürchteſt du den Trotzkopf?"

Ja!

„Aber, ein Mädchen, wie du, ſchön wie die Liebesgöttin! Soll ich dir das ABC der Liebe wiederholen, das ihr Mädchen ja ſchon im Flügelkleide kennt? Ein Händedruck, ein zärtlicher Blick aus einem naſſen, halb ſterbenden Auge, ein Seufzer, der die Bruſt hoch empor hebt, eine zärtliche Benennung, in noch zärtlichern Tönen aus halbgeöffneten Lippen hervorgelispelt, dann ein Stillſchweigen, nur von leiſen Seufzern unterbrochen, dann wieder ein Händedruck, mit zitternder Hand gegeben, noch ein flehender wehmüthiger Blick, der in Thränen der Liebe erliſcht — In der That, du jammerſt mich, Amelie, wenn du, mit dem Flammenmeere der Liebe in deiner Bruſt, nicht einmal ſein Herz entzünden kannſt. Wo iſt dein Geiſt, dein Stolz? Hat die Liebe dich entwaffnet, die Liebe, die ſonſt jedem lebendigen Weſen Entſchloſſenheit, Muth und Kraft giebt?"

Und wenn es mißlänge! . . . Du weißt nicht, wie ganz er alles das iſt, was er ſeyn muß! . . . Und — wenn du nicht Wort hielteſt! Du glaubſt nicht, wozu ich dann fähig wäre! —

Sie bedachte ſich einen Augenblick; dann kleidete ſie ſich an: einfach, aber reitzend; beſcheiden verhüllt, und dennoch lockend. Nun ſchrieb ſie an Saldorf ein Billet, worin ſie ihn zu einer Geſellſchaft in einem nahen Luſtwäldchen einlud. Sie fuhr dahin, und traf ihn allein, wie ſie ſchon vorher wußte. Saldorf, ſagte ſie, ohne auszuſteigen, ich bringe Ihnen nur die Nachricht, daß man in eben dem Augenblick, da ich von Hauſe wegfahren wollte, mir ſagen ließ, die Geſellſchaft werde nicht hieher kommen. Es verdrießt mich; denn der Tag iſt ſo ſchön und ſo lieblich. Nicht zwei Tage im Jahre ſind ſo.

Saldorf hatte ſie nie ſo angenehm freundlich geſehen, wie heute. „Hindert Sie etwas,“ ſagte er zögernd, „ein Viertelſtündchen hier zu bleiben?“

Raſch ſtieg ſie aus dem Wagen, und ſtand neben ihm. Sonſt nichts als Ihre Bedenklichkeit, mit mir allein zu ſeyn, antwortete ſie Franzöſiſch, und hängte ſich ſogleich in ſeinen Arm.

„Es iſt freilich etwas peinlich . . .“

Mit mir allein zu ſeyn? fragte ſie muthwillig lächelnd.

„Ich habe die einfältigen Geſetze der Geſellſchaft nicht gemacht; doch ich ehre ſie. — Arkadien träumt ſich jedes fühlende Herz.“

Arkadien? ſagte ſie lächelnd, ohne ſeine finſtre Miene zu bemerken. Ich träume davon Tag und Nacht, am meiſten aber, wenn wir in der Geſellſchaft von ſummenden Automaten bei einander geweſen ſind: bei einander, und doch nie mehr getrennt, als eben dann. Und, Saldorf, ſehen Sie um ſich her! Haben wir es nicht hier, wie wir es wünſchen? Die Stunde, die wir etwa hier ſeyn werden, wollen wir denn auch einmal in Arkadien ſeyn. — Sie ſprang in das Wirthshaus, kam mit einem Myrtenkranz in dem ſchönen Haare zurück, und hatte ihr Kleid durch ein Paar Nadelſtiche in ein leichtes Gewand umgeſchaffen. In den Händen trug ſie einen Napf mit Milch, und darüber weißes Brot und Zucker. So bald ſie das weggeſetzt hatte, flocht ſie einen Kranz von Zweigen, den ſie ihm aufſetzte. Dann holte ſie Löffel, ſetzte ſich zu ihm in das Gras, brockte Brot in die Milch, und ſang dabei ein leichtes Liedchen.

Saldorfs Blick hing an ihren Lippen, an ihren ſo mild freundlichen Augen, an ihrem leichten Anzuge, und ihren ſchönen Bewegungen. Er fühlte, wie ſchwach er bei den Reitzen dieſer Zauberin wurde; und um ſeinem Gefühle ein Gegengewicht zu geben, ſcherzte er mit ihr im Tone eines Schäfers. Dadurch änderte er aber nur die Art der Gefahr: ſie antwortete in demſelben Tone, und ließ ihn ſcherzend das Entzücken der Liebe fühlen; denn ſie hatte die Rolle einer glücklichen Geliebten übernommen, und ſpielte ſie mit der lieblichſten Unſchuld, der herzlichſten Naivetät, und der reinſten Leidenſchaft. Er küßte ihr die Hände, und legte einen Arm um ihren Rücken. Die reitzende Schäferin beugte ſich zu ihm hin, und ein ſanfter Druck von ſeiner Hand zog ſie auf einmal in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen. Er drückte ſie feſt an ſein Herz, und preßte ſeine Lippen an ihren Mund. Sie trank die Gluth ſeiner Küſſe, und erwiederte ſie bald mit eben ſo feurigen.

Er ſeufzte: Amelie! und ſie: Saldorf! mit andern Thränen in den Augen, als zu denen ihr Bruder ihr gerathen hatte. „O

Amelie!“ ſagte er, und entzog ſich nach und nach der Umarmung: „warum iſt es mir nicht erlaubt . . . O, warum darf ich nicht ſagen: meine Amelie!“

Sie ſchlug das große, in Thränen ſchwimmende Auge zu ihm auf, lächelte dann, warf ihm einen flehenden Blick zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen, wie er ſie.

Saldorf klagte aufs neue: „warum darf ich nicht ſagen: meine Amelie!“

Und wenn Sie es nun dürften? fragte ſie, erröthend, mit einem leiſen Hauche, und ihr Geſicht an ſeiner Bruſt verbergend.

„Dann wäre ich der glücklichſte Menſch auf der Erde!“ — Nun denn, mein Saldorf! rief ſie, und theilte das Entzücken, das in dieſem Augenblick das Herz ihres Geliebten durchſtrömte.

Jetzt hörten ſie Stimmen von unbekannten Menſchen, und gingen ſchnell einen Fußpfad durch das Gebüſch. Bis auf Wiederſehen! ſagte Amelie, und ſprang in ihren Wagen, der ſogleich nach der Stadt zurückfuhr.

Saldorf ſah wie betäubt dem Wagen nach. Dann ſagte er leiſe: „dahin iſt die entſcheidende Minute, unwiederbringlich dahin! Ich habe das Loos über mein und ihr Leben geworfen, und nun, da ich ſie faſſen, halten, an mein Herz drücken will, iſt ſie verſchwunden, wie ein Traum, wie die Geſtalt eines Engels, aus einer Wolke im Abendroth gebildet, die der Wind zerreißt." Er ging träumend nach der Stadt: glücklich, aber nicht ſo glücklich, wie er ſich in ſeiner Phantaſie nach einer ſolchen Scene gefühlt hatte; und wieder glücklicher, da ſeine Bruſt von Seligkeit erſchöpft war.

Doch mitten aus der Wonne in ſeiner Bruſt erhob ſich von Zeit zu Zeit ein Mißtrauen gegen Amelien. Sie hatte in unbeſorgten Augenblicken ſich ihrem Witze, ihrer Laune überlaſſen, und Grundſätze geäußert, oder vielmehr nur flüchtig verrathen, die ihres Bruders würdig waren. Ihm fiel das Fräulein von Holſten ein, mit der er in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, und die, weil ſie auf Schönheit gar keinen Anſpruch machte und machen konnte, vertraulicher mit jungen Männern reden durfte, als andre Mädchen. Sie hatte bemerkt, daß Saldorfs Verbindung mit Amelien immer inniger wurde, und drohete ihm oft mit einem Finger, wenn Amelie weggegangen war, und er ihr gedankenvoll nachſah. Endlich fragte er ſie bei einer guten Gelegenheit, was ihr Drohen bedeuten ſolle.

Ich warne Sie, Herr von Saldorf! Und das wäre viel gewagt, wenn ich nicht wüßte, daß Sie diskreter ſind, als die übrigen jungen Herren.

„Wenn Sie mir Diskretion zutrauen, mein Fräulein, ſo iſt Ihre Warnung ohne Worte zu wenig; trauen Sie mir aber keine zu, ſo iſt ſie zu viel. Rede! ſagte Alexander zu der Pythia, die ihm ſein Schickſal nicht enthüllen wollte, und hielt ſie mit Gewalt. Auch ich heiße Alexander. Alſo rede, Pythia! Was ich auch hören werde — ich ſchweige."

Fräulein Holſten ſah ihn eine Weile lächelnd an; dann ſagte ſie: ein wahrer

Alexander! Wohl, ich will reden. Amelie iſt ein Strudel, der alles an ſich reißt, alles feſthält, in ſeinen betäubenden Zauberkreiſen um ſich her wirbelt, und am Ende alles zertrümmert wieder von ſich ſtößt.

Saldorf gerieth in ein Nachdenken. „Alles?" fragte er nach einer Pauſe.

Stolzer Mann, der ſchlechterdings eine Ausnahme ſeyn will! —

An dieſe Unterredung dachte Saldorf jetzt. „Und wenn ſie nun auch mich zertrümmert wieder von ſich ſtieße! Wäre das möglich? Könnte die Verſtellung ſo weit gehen? Nein! Sie legte ihr Herz an meine Bruſt, und faſt in demſelben Augenblicke kann in meinem Herzen der kränkendſte Verdacht gegen ſie entſtehen?" — Er ſah Amelien dieſen Abend noch im Schauſpiel, und las den Triumph der glücklichen Liebe in dem Funkeln ihrer Augen, in dem Lächeln, mit dem ſie verſtohlen nach ihm blickte. Als das Schauſpiel geendigt war, ging er in dem Gedränge neben ihr. Sie drückte ſeine Hand, lächelte ihm zu, und fliſterte: mein!

Nun war aller Verdacht bei ihm verſchwunden, und er ſchwamm in dem ſeligſten Entzücken.

Er ſah ſie jetzt einige Tage immer nur in Geſellſchaften, wo er Beobachter fürchten mußte. Ein Paar Worte im Vorübergehen, oder in einer Erzählung mit bedeutendem Tone geſprochen, und ein liebevoller Blick, auf ihn geworfen: das war alles, was er von ihr hörte und ſah. Er gab ihr ſeine große Ungeduld zu verſtehen, und nun ſpielte ſie ihm eine Karte zu, auf welcher ſtand: „Dieſen Abend um neun Uhr vor der Hinterthür des Gartens! A.“

Er konnte kaum athmen, als er das geleſen hatte, und begriff nicht, wie Amelie in demſelben Augenblicke, da ſie ihm die Karte gegeben, ſo ruhig fortreden, ſo gleichgültig ſcherzen konnte, und dann von der Geſellſchaft Abſchied nahm, ohne einen andern als einen gleichgültigen Blick auf ihn zu werfen. Doch ſchon Abends um ſieben Uhr ſtreifte er von allen Seiten um den Garten her. Um acht Uhr kam ein Wagen vor die Hauptthür, und Amelie, mit einem weißen Schleier vor dem Geſichte, ſtieg mit ihrer Kammerjungfer aus. Nun verwendete er kein Auge mehr von der Hinterthür des Gartens, und ſehnte ſich ungeduldig nach der beſtimmten Stunde.

9.

Das Rendezvous.

Sobald Amelie wußte, daß Saldorf ſie liebte, war ſie augenblicklich wieder halb die Uebermüthige, die ihren Stolz darin fand, alle Männer zu ihren Füßen zu ſehen. Ihre alte Furcht vor Saldorf verſchwand zur Hälfte, als ſie in ſeinen Augen las, mit welcher zärtlichen Unruhe er eine Gelegenheit ſuchte, ſie allein zu ſprechen. Und — dachte ſie — vor dieſem Manne, der ſein Leben für einen Händedruck von mir wagte, habe ich gezittert? Wie kindiſch man doch zuweilen iſt! Sie ließ Saldorfen lange vergebens auf den erſehnten glücklichen Augenblick hoffen, um ihn deſto mehr in ihre Gewalt zu bekommen. Ihr Bruder trieb ſie, zu eilen; ſie ſagte ihm aber: wilde, gewaltige Thiere kann man nur durch Hunger zähmen.

Endlich fuhr ſie hinaus. Sie lächelte, und ſogar ein wenig ſpöttiſch, als ſie Saldorfen, in einen Mantel gehüllt, von weitem ſtehen ſah, und ließ ihn abſichtlich warten, bis es neun Uhr geſchlagen hatte. Jetzt öffnete ſie die Hinterthür, und Saldorf ſchlich, wie ein ſcheuer Verbrecher, näher, bis ſie ſeinen Nahmen rief. Er trat zu ihr, nicht, wie ſie erwartet hatte, mit dem Ungeſtüm der beglückten Liebe, ſondern unruhig und ernſt. Sie drückte ihm die Hand; doch er blieb finſter. „Amelie,“ ſagte er endlich, „Sie ſind mir ein guter Geiſt. Gott Lob! es iſt vorüber, und ich fühle wieder das ſtille Vertrauen der reinen Liebe.“

Vorüber? was denn?

„Der Sturm, der das Blut wie Flammen durch meine Adern jagte. Jetzt bin ich wieder ruhig. Noch vor einigen Minuten kam ich mir vor, wie ein Böſewicht. Dieſes Schleichen bei Nacht! . . . Amelie; warum ſoll ſich unſre Liebe nicht offen zeigen?"

Das ſoll ſie, lieber Sonderling. — Ich habe für unſre Liebe gearbeitet. Kommen Sie mit mir, dort in die offne Laube.

„Ich will mein Schickſal erfahren," ſagte Saldorf nach einer Pauſe. „Ihr Vater, Ihr Bruder! Wie ſoll der feindſelige Zwiſt enden!' Sie ſollen mein Schickſal entſcheiden!"

Das will ich! ſagte ſie, und legte ihren Arm um ſeinen Hals. Mein Vater? Nun, den werden wir gewinnen. Sie müſſen aus dem Militair weg, und an den Hof!

„Ich? ich? . . . Aus dem Militair weg, recht gern. Aber an den Hof? Nimmermehr!"

Bin ich denn keines Opfers werth, auch nicht des kleinſten?

„Nun, es ſey gebracht! Aber was dann weiter?".

Sie drückte ihn an ihre Bruſt, und umarmte ihn zärtlich. Sie haſſen meinen Bruder, und haben ein Eheverſprechen von ihm in Händen. Geben Sie mir das; ſo iſt mein Bruder verſöhnt, und wir ſind glücklich.

Er ſtand auf, und ſagte ſehr ernſt: „mich kann ich opfern; doch nicht das Eheverſprechen: denn es iſt nicht mein Eigenthum.“— Amelie runzelte die Stirn; ſie wagte es aber nicht, noch weiter in ihn zu dringen, und gab ihm, damit er ihre Aeußerung vergäße, im Allgemeinen gute Hoffnungen, ſpielte dann die Zärtliche, und überließ, oder vielmehr gab, ſich mit der Unſchuld eines ſanften einfachen Herzens ſeinen Umarmungen. Er fühlte ſich nun unausſprechlich glücklich, und dachte mit Unwillen an die Warnung des Fräuleins von Holſten.

Mitten in dieſem ruhigen Genuſſe der unbeſorgten, vertrauensvollen Liebe, da ſie ſein Geſicht an ihren Buſen gedrückt hielt, und ihre Wange an ſeine Stirn lehnte, dachte ſie noch einmal an die Zukunft, und nannte ihres Bruders Nahmen. Er iſt es, ſagte ſie mit ſüßen Tönen, der unſer Glück in ſeiner Gewalt hat.

„Nein,“ erwiederte Saldorf ſanft: „Sie haben mein Glück in Ihrer Gewalt; hier iſt es, an dieſer Bruſt, in dieſen Armen.“

Glauben Sie wirklich, Saldorf, daß mein Bruder die Schenk heirathen kann? Und würde dieſe Heirath, wenn ſie auch möglich wäre, das arme Mädchen glücklich machen?

„Gewiß nicht; denn jetzt weiß ich, was glücklich macht: ſchuldloſe, treue Liebe.“

Hat die arme Verführte das Eheverſprechen? und, will ſie es benutzen?

„Sie hat es nicht; ja, ſie weiß nicht ein Wort davon: aber dennoch iſt es ihr Eigenthum, nicht das meinige.“

Wenn ſie es nun aber freiwillig abträte? Geltend machen wird ſie es wohl nicht. Doch, thäte ſie es, und müßte mein Bruder ſie heirathen, ſo würde er ſie fürchterlich haſſen!

„Möchte er das! Ich würde ihn immer zwingen können, ſeine Frau zu ehren. Aber — ſie wird das Eheverſprechen abtreten.“

Abtreten? Nun, ſo iſt ja unſer Schickſal entſchieden, und wir ſind glücklich!

„Aber ſie muß es abtreten, nicht ich. Ich kann es nicht zu dem Preiſe meines Glücks machen; denn es iſt nicht mein.

Sophiſt! Iſt das nicht einerlei? – Sie brach ab, und ſagte ihm nun bald Lebewohl, da ſie erreicht hatte, was ſie wollte. Jetzt achtete ſie ihn weniger, als vorher, da er ſo beſtimmt Nein ſagte; aber dennoch fühlte ſie, daß ſie ihn liebte: denn ihr Herz war faſt ſo weich geworden, wie das ſeinige.

Sobald ſie zu Hauſe ihren Bruder ſah, triumphirte ſie: das Eheverſprechen iſt mein! Nun iſt es an dir, zu handeln!

Am folgenden Tage wurde Amelien bei einem großen Souper in ihrem Hauſe der Graf Holm vorgeſtellt, ein unermeßlich reicher junger Mann, den der Fürſt gern in ſein Land und an ſeinen Hof ziehen wollte. Laſſen Sie ihn merken, hatte der Fürſt zu dem Oberhofmeiſter geſagt, daß ich mich für ſeinen Wunſch, in den Fürſtenſtand erhoben zu werden, intereſſiren will.

Dem Oberhofmeiſter fiel, ſobald er dies hörte, ſeine Amelie ein, und er ſagte lächelnd: vielleicht weiß ich ein anderes Mittel, ihn an Ewr. Durchlaucht Reſidenz zu feſſeln. — Er gab eine glänzende Geſellſchaft, und ließ den Grafen dazu einladen. Eine Stunde vorher, ehe die Gäſte ſich verſammelten, nahm er die Hand ſeiner Tochter, und ſagte: du weißt, daß heute der reiche Graf Holm bei uns ſeyn wird. Ich habe den Auftrag, ihn hier zu feſſeln; und wer könnte das leichter, als du, Amelie? (Sie erſchrak.) Es iſt ein ſehr bedeutender Mann, mein Kind. Bleibt er hier, ſo bekommt er den Fürſtentitel; und ich denke, der wäre auch wohl für meine ſchöne Amelie nicht zu viel.

Der Fürſtentitel reitzte Ameliens Eitelkeit, und ſie hing in tiefen Gedanken an dieſer Vorſtellung; doch ihre Liebe zu Saldorf drängte ſich aus allen ihren Träumen immer wieder hervor.

Holm wurde ihr vorgeſtellt. Sie verglich ihn mit Saldorf, und mußte lächeln, da dieſer ein Gott gegen ihn war. Aber dennoch gebot ihr die Eitelkeit, den Mann an ſich zu locken, und ihn am Spieltiſche mit den Künſten der reitzendſten Buhlerei zu umſtricken. Der Graf Holm äußerte ihr ſchon heute ſeine Bewunderung ganz unverhohlen, und dieſer Triumph ſchmeichelte ihr um ſo mehr, je weniger er ihr gekoſtet hatte.

Nicht übel, Amelie! ſagte ihr Vater, als ſie nach Mitternacht auf ihr Zimmer gehen wollte. Du haſt dich in der That recht gut in der Mitte gehalten! — Dieſes Lob war Amelien faſt noch ſchmeichelhafter, als die Bewunderung des Grafen; doch bald flog ihr Herz auf den Flügeln der Phantaſie wieder zu dem geliebten Saldorf, und nun war Holm, ſo wie das Lob ihres Vaters, vergeſſen. Dieſe beiden vergaßen aber ſie nicht. Ihr Vater ließ bei dem Fürſten ein Wort von ſeiner Tochter fallen, und ſeine Idee erhielt den gnädigſten und ſchmeichelhafteſten Beifall. Das wäre nicht übel, ſagte der Fürſt; dann würde die Standeserhöhung auch ein Lohn für Ihre Verdienſte um mich und mein Haus.

Holm traf ſchon am folgenden Tage Anſtalten zu einem glänzenden Feſte, deſſen Königin Amelie ſeyn ſollte. Der ganze Hof wurde dazu eingeladen, und Amelie war in einer ſo heitern Laune, daß ſie den Grafen heute noch ſtärker bezauberte. Er ließ jetzt Feſt auf Feſt folgen, und verrieth ſeine Neigung zu ihr ſo deutlich, daß bald die ganze Stadt wußte, er liebe ſie. Nur Amelie ſelbſt wußte es noch nicht; denn ſo oft er glaubte, jetzt ſey die rechte Zeit, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, entſchlüpfte ſie ihm wieder durch Scherze, Wortſpiele, falſchen und wahren Witz. So kam es denn nie zu einer beſtimmten Erklärung, weil ihr damit nicht gedient war. — Sie iſt eine Zauberin, ſagte Holm, die mich noch zur Verzweiflung bringen wird. Welche Mittel kann ich wählen, ihr zu ſagen, daß ich ſie liebe!

Saldorf hörte, daß Holm Amelien die glänzendſten Feſte gäbe und ſie zu ſeiner Gemahlin machen würde. Er lächelte darüber; denn Amelie ſprach ihn jede Woche einmal ein Stündchen in ihrem Garten. Sie erwartete

wartete immer Vorwürfe der Eiferſucht von ihm, und hatte ſich auf Antworten vorbereitet; er nannte aber nie den Nahmen Holm. Daß er ſich nicht verſtellte, ſah ſie deutlich; denn auch nur die kleinſte Spur von Mißtrauen oder Zweifel würde ihr bei ihrer geſpannten Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſeyn. Weiß er nichts? dachte ſie jedes Mal auf dem Rückwege; oder iſt er meiner Liebe ſo ſicher? — Sie fing endlich ſelbſt an von Holm zu reden; und Saldorf blieb in ſeiner vorigen Stimmung. Man glaubt, ſagte ſie lächelnd, er ſey mein Liebhaber, und zuweilen ſcheint es mir ſelbſt ſo.

„Er ſoll ein eitler Thor ſeyn,“ erwiederte Saldorf gleichgültig, „und auch nicht der Klügſte, höre ich.“

Nun, ein Mann von hohem Geiſte wohl eben nicht, aber doch gar nicht einfältig, vielmehr recht angenehm.

„So? Ich habe ihn nie geſprochen, ja noch nicht einmal geſehen. Vielleicht beneidet man ihn um ſeinen Reichthum.“

Amelie begriff dieſe Ruhe eines ganz vertrauenden Herzens nicht, und hatte beinahe Luſt ſie zu ſtören, damit ſie den Triumph hätte, ihn eiferſüchtig zu ſehen.

Ihr Vater pries ſie glücklich, daß Holm ſie liebte; ihre Mutter konnte nicht aufhören, ihr die glänzendſte Zukunft zu ſchildern. Der Graf fuhr fort das erſte Haus in der Stadt zu machen; er wetteiferte mit dem Fürſten ſelbſt in Glanz und Pracht, und man wußte, daß die Angelegenheit wegen des Fürſtentitels ſchon eingeleitet war.

Wenn Amelie die beiden Männer mit einander verglich, ſo fand ſie den Grafen, troß allem ſeinem Reichthum, verächtlich; dachte ſie ſich aber den armen Sekondelieutenant neben dem reichen Fürſten, ſo wurde ſie doch zuweilen ſehr ernſthaft. Ihr Vater mußte den Unterſchied noch auffallender finden. Bei den jetzigen Umſtänden konnte er nimmermehr erlauben, daß Saldorf ſie heirathete. Und daß der Fürſt ihren Geliebten hervorziehen würde, durfte ſie auch nicht mehr hoffen, wenn ſie ſeinen Plan, durch ſie den reichen Holm im Lande zu behalten, vereitelte.

Ihr Bruder, gegen den ſie in einem Anfalle von Unbedachtſamkeit zu offen geweſen war, und den ſie hatte merken laſſen, daß er von dem Eheverſprechen nicht viel zu fürchten habe, lächelte zweideutig. So lange das Eheverſprechen noch nicht in ſeiner Hand war, bedurfte er ſeiner Schweſter; dann aber wollte er die Maske fallen laſſen, und ſich an Saldorf rächen.

Amelie überlegte, und ſann mit allem Ueberlegen nichts heraus. Ihr Vater verlangte, ſie ſolle der Sache ein Ende machen; der Fürſt ſcherzte mit ihr darüber, doch ſo, daß ſie leicht ſehen konnte, er meine es mit ſeinem Scherze ſehr ernſtlich; der Graf Holm drang immer ſtärker in ſie, und ihre Verlegenheit ſtieg mit jedem Tage. Nur ihren Bruder hätte ſie zu Rathe ziehen können, weil er wußte, was ſie drückte; dem traute ſie aber nicht, da er ſie oft mit einem ſpöttiſchen Lächeln anſah.

Du lächelſt ſo boshaft, ſagte ſie einmal ſehr unwillig. Ich weiß wohl, was du denkſt.

„Nun, ſo denke ich die Wahrheit; denn ſonſt wüßteſt du nicht, was ich denke.“

Und doch irrſt du dich. Ich bin in einer Stimmung, die nahe an Verzweiflung gränzt. Du weißt nicht, wozu die Liebe fähig macht!

„Hm, ein Fürſtenhut iſt nicht ſo leicht weggeworfen, wie ein Blumenkranz. Ich weiß, was du thun wirſt, Amelie.“

Das weißt du nicht! Wie wollteſt du mit deinem engen Herzen das wiſſen!

Er lächelte hämiſch; und nun brach ihr Unmuth darüber, daß er ſie errieth, ſo lebhaft hervor, daß ſie ihm zuſchwor: ſie würde lieber mit Saldorf entfliehen, als dem Grafen Holm ihre Hand geben. Ich werde dann keine Fürſtin ſeyn, ſetzte ſie hinzu; aber ein glückliches Weib. Ihr wißt nicht, was ich fühle, und wie ich fühle!

Sie ſagte das alles ſo heftig, daß ihr Bruder wirklich zweifelhaft wurde, ob es nicht ihr Ernſt ſey. Er faßte ihre Hand, die ſie vor die weinenden Augen gelegt hatte, und ſagte im Tone des Bedauerns: „in der That, das wäre ein Schritt der Verzweiflung. Aber freilich, Amelie, etwas Andres bleibt dir faſt nicht übrig, als mit deinem Anbeter bei Nacht und Nebel davon zu gehen, dich irgendwo in einem ſehr geheimen Winkel der Erde zu verbergen, und da von der Arbeit deiner ſchönen, weißen Hände zu leben, wie eine gute Bürgersfrau. Ich möchte wohl ſehen, wie du dich auf einem Strohſtuhle, hinter einem Spinnrade, ausnehmen würdeſt! . . . Aber — fällt dir denn gar kein andres Mittel ein? Es giebt eins, und das einfachſte von der Welt. (Amelie horchte auf.) Man will den Grafen hier behalten: das iſt Politik. Du ſollſt ihn hier feſſeln, und heirathen: wieder Politik. Deine Belohnung iſt der Titel und der Reichthum einer Fürſtin. Liebe? die fodert ja kein Menſch von dir, weder der Fürſt noch der Vater. Die Rede iſt ja nur von deiner Hand. Wohl! die giebſt du dem Grafen. Er verlangt mehr; er will auch Liebe. Hm! du ſagſt: ich werde ja ſehen, ob ich Sie lieben kann."

„Nie! nie!

„Das ſollteſt du nicht ſo beſtimmt ſagen; denn du kannſt nicht wiſſen, was noch geſchehen wird! . . . Alſo du giebſt dem Grafen deine Hand, und verſuchſt, ob es nicht möglich iſt, deiner Liebe Herr zu werden, oder ſie ganz zu vergeſſen.“

„Nie! Erſt mit dem letzten Schlage meines Herzens wird meine Liebe zu dem edlen Manne erlöſchen.

„Auch das ſollteſt du nicht ſo gewiß verſichern; ich wenigſtens habe noch nie eine ewige Liebe geſehen. Nun, du verſuchſt es wenigſtens, ob du dieſe Liebe nicht vergeſſen kannſt, und giebſt dir Mühe, deinen Mann zu lieben. Gelingt das: deſto beſſer! ſo iſt alles in Ordnung. Geſetzt aber, deine Liebe wäre von ſo ſeltſamer eiſenfeſter Natur, daß nicht Entſchluß, nicht Zeit, nicht Abweſenheit ſie zerſtören könnte: nun, ſo haſt du deine Pflicht gethan; und etwas Unmögliches kann Niemand von dir verlangen. Der Graf hat dann deine Hand, Saldorf dein Herz. Seyd Ihr vorſichtig, ſo iſt alles wieder in guter Ordnung.“

O Böſewicht! ſagte Amelie mit großer Heftigkeit.

Ihr Bruder ſtand auf, und ſagte lachend: „Ich muß nur meine Augen in Sicherheit bringen; Ihr ſeyd niemals fähiger für die Tugend zu kämpfen, als wenn ihr ſchon Luſt habt ihr untreu zu werden. Aber, in Ernſt, Amelie: es bleibt dir nichts Anderes übrig, als zu thun, was ich geſagt habe. Das möchteſt du auch wohl, nur ſoll es Niemand wiſſen. Genug, ich weiß, was du thun wirſt; und ſo leb wohl!"

Elender Böſewicht! rief ſie ihm nach; und ſie wiederholte das in Gedanken ſo oft und ſo nachdrücklich, daß ſie ſich über ihre geheimſten Empfindungen täuſchte. Als ſie ihre Lage wieder überdachte, ſah ſie freilich, daß ihr, wenn ſie wirklich Saldorfs Gattin werden wollte, kein andres Mittel übrig blieb, als mit ihm zu entfliehen; und an dieſen Schritt konnte ſie doch nicht ohne den ſtärkſten Widerwillen denken, zumal da ſie dadurch einem Fürſtenhute entfliehen ſollte.

Sie gab endlich alles Ueberlegen auf,

und beſchloß, ſich von den Umſtänden treiben zu laſſen. Doch Eins mußte ſie noch thun: ſie ſagte Saldorfen bei der nächſten Unterredung — und zwar ſo, als ob ſie es erſt eben jetzt erfahren hätte —: ihr Vater wolle den Grafen Holm durch ihre Hand hier feſthalten, weil der Fürſt es wünſche.

„Alſo iſt es doch mehr als Gerücht?“ fragte Saldorf ernſt. „Alſo liebt er dich, Amelie? — Und du?“

Ich liebe nur dich, mein Saldorf! antwortete ſie, und fiel ihm um den Hals.

Saldorf umfaßte ſie, doch weniger innig als ſonſt. „Und welche Hoffnungen hat meine Amelie?“

Keine. Ich habe nur den feſten Entſchluß, die Hand des Grafen auszuſchlagen.

„Und was bedarfſt du mehr, Amelie!“ rief er, und drückte ſie nun mit Innigkeit an ſein Herz. „Dieſer Entſchluß iſt ja ſo gut wie Gewißheit. . . . Amelie! das Gerücht ſagt noch mehr: du werdeſt dem Grafen deine Hand geben. Auch ſollen das deine Verwandten und deine Eltern ſagen. Ich höre das lächelnd. So vergelte ich dir deine Treue!"

Was kann ich thun? Ich muß den Grafen wenigſtens höflich behandeln, weil meine Eltern es wollen.

„Habe ich gezweifelt, daß du dich vertheidigſt?" fragte Saldorf finſter. Sie hängte ſich an ſeinen Hals; er blieb aber dieſen Abend ernſt und nachſinnend.

Amelie ſah, daß Saldorfen auf keine Art beizukommen war, und fuhr endlich, mit dem quälenden Bewußtſeyn ihrer Falſchheit im Herzen, nach Hauſe. Sie fühlte jetzt mehr, als je, daß ſie ihn liebte, und dennoch konnte ſie nicht zu einem feſten Entſchluſſe kommen: die Liebe gab ihr nicht Muth, ſie war nur ihre Strafe. Aber die Sache mußte bald entſchieden werden. Der Graf Holm hatte ſich gegen ihren Vater erklärt. Dieſer drang nun in ſie, nicht länger zu zögern, und wiederholte das in Kurzem mit dem gebieteriſchen Weſen eines Vaters, der keines Widerſpruches gewohnt iſt. Mein Vater, ſagte ſie mit aller Ruhe, beren ſie in dieſer entſcheidenden Stunde fähig war: ich liebe den Grafen nicht, und Sie werden Sich darüber nicht wundern, da Sie ſelbſt geſtehen, daß er wenig Geiſt hat. Sie fodern ein Opfer von mir. Ich will es bringen; erlauben Sie mir aber, daß ich es mit Anſtand und Klugheit bringen darf. Der Graf wird Fürſt, und ich muß ihm einen höheren Rang verdanken; ſo verdanke er mir dagegen meine Hand und mein Herz. Verweiſen Sie ihn an mich, mein Vater! Wenn Sie ihm meine Hand bewilligen, ſo kann er glauben, nur Klugheit habe dieſe Verbindung geſchloſſen. Erhält er aber meine Hand von mir, von meiner Liebe, ſo wird er mich achten, und ich werde glücklicher ſeyn. Der Fürſtentitel giebt doch nicht alles Glück, auf das Ihre Tochter Anſpruch machen kann!

Der Oberhofmeiſter lächelte. „Hm! das iſt wahr! Man muß ſich ſo viel als möglich ſichern. Aber halt ihn nur nicht zu lange auf!"

Amelie überſann ihre Lage noch einmal,

und ſah ein, daß es ihr unmöglich war, zu entkommen. Jetzt dachte ſie nur auf ein Mittel, wie ſie dem Grafen ihre Hand geben könnte, ohne in Saldorfs Augen etwas Andres als ein unglückliches Opfer der väterlichen Gewalt zu ſcheinen. Sie wollte Fürſtin werden, doch Saldorfs Geliebte bleiben. Dem Gedanken an die Folgen dieſes Verhältniſſes wich ſie aus, da ſie ſchon vor dem Spotte ihres Bruders zitterte. Nun ſchrieb ſie an Saldorf: ſie habe ihrem Vater erklärt, daß ſie dem Grafen nie ihre Hand geben werde; ſeitdem behandle er ſie mit der größten Härte, und drohe ihr, ſie mit Gewalt zu dem Jawort zu zwingen. Wie es ſcheine, beobachte oder bewache man ſie; aber dennoch werde ſie Mittel finden, ihn bald ein Paar Minuten im Garten zu ſehen.

Saldorf tobte, als er das las; doch bald war er wieder ruhig und entſchloſſen. Er ging zu Barneck, und ſagte: „gieb mir Geld, ſo viel du haſt.“ — Barneck gab ihm, was er hatte. — „Das iſt nicht genug; ich brauche mehr.“

Lieber Alexander, dein Auge glühet. Was giebt es? Wozu brauchſt du das Geld? Ich bitte dich, rede!

„Frag nicht, lieber Karl. Ich kann, ich darf nicht reden.“

Nun, ſo behalt dein Geheimniß. Ich will auf mein Gütchen borgen. Sag nur, ob achttauſend Thaler genug ſind.

„Eintauſend, Karl. Brauche ich mehr, ſo komme ich wieder.“ —

Barneck ſchaffte das Geld, und Saldorf kaufte eine leichte Chaiſe, um auf jeden Fall vorbereitet zu ſeyn. Du willſt fort, lieber Alexander, ſagte Barneck wehmüthig. Verſprich mir, nicht ſo in der Stille davon zu gehen, ſondern mir Lebewohl zu ſagen. —

Amelie ſchrieb aufs neue an Saldorf. Sie klagte ihm mit heißen Thränen, wie grauſam man ſie behandle. Man halte ſie eingeſperrt, man drohe ihr fürchterlich, und ihr Vater ſey im Stande, Wort zu halten. Auf den Schutz des Fürſten dürfe ſie nicht hoffen; denn der ſey ganz auf der Seite ihres Vaters. Sie beſchwöre ihren Geliebten, ja nicht etwa einen raſchen Schritt zu thun, da der ſie nur unglücklich machen würde. Dieſen Abend wolle ſie ihn im Garten ſehen; ihre Familie ſey nicht zu Hauſe, und ſie habe ein Paar Domeſtiken gewonnen.

Saldorf packte, ſobald er das Billet geleſen hatte, einen Koffer, ließ gegen Abend anſpannen, und ging dann hinauf zu Barneck. „Leb wohl, Karl!"

Darf ich etwas ſagen? — (Alexander ſchwieg.) Du gehſt vielleicht Gefahren entgegen, und ich ſoll dich nicht begleiten! Iſt das recht, Alexander?

„Keinen Gefahren; dem höchſten Glücke! . . . Leb wohl, auf lange Zeit. Ich ſchreibe dir, wo ich bin."

Dann nicht auf lange Zeit! . . . Ich wollte, du nähmeſt mich mit! . . . Wie lange haſt du Urlaub, Alexander?

„Drei Monate."

Sie gingen ſchweigend aus einander. Barneck ſah dem Wagen in der Dämmerung nach, und ſagte wehmüthig: nun hat uns das Schickſal dennoch aus einander geriſſen; und ich fürchte, auf ewig! So war er nie, ſo ſtill, ſo verſchloſſen. Ihn quälte etwas; doch gewiß nicht eine Uebelthat. — Er blieb ſinnend im Fenſter liegen. Kaum war eine halbe Stunde vorbei, ſo hielt unten ein Wagen, und Alexander ſprang heraus. „Es iſt nichts!" ſagte dieſer, ſo wie er in Barnecks Zimmer trat; „gar nichts. Karl, nur wir Beiden . . . Alle Andren ſind . . . Ich bleibe bei dir!" Mit dieſen Worten ging er hinaus, und Barneck befahl, daß man abpacken ſollte. —

Saldorf ließ den Wagen hundert Schritte von der Landſtraße, die an Zaberns Garten weg führte, im Gebüſche halten, und wartete nun, daß Amelie kommen ſollte. Sie war blaß, und der Kummer ſprach aus jedem ihrer Züge. „Amelie," ſagte er; „dein Vater hat ſeine Rechte über dich verloren: denn er will dich zwingen, dein Herz zu opfern. Du biſt ein Weſen, wie er; dein Geiſt iſt unſterblich, wie der ſeinige. Himmel und Erde! Warum ſollteſt du nicht frei ſeyn, wie er? Und iſt nicht jenſeits der Erde die Ewigkeit? Soll ein Menſch ſich zwingen laſſen, wenn er ſterben kann? Lebte ich ewig dieſes Leben, ſo wäre ich ein Sklav des Gewaltigen. Jetzt aber? — Komm, ich habe Geld, ich habe Muth, ich habe alles, was wir brauchen. Mein Wagen ſteht bereit. Du biſt mein! Komm, folge mir!"

Das ſprach er in Begeiſterung, wie entzückt, und umfaßte die Geliebte mit kräftigen Armen. Sie erſchrak, ſuchte ſich von ihm los zu machen, und ſagte: um des Himmels willen! Entfliehen? Saldorf, höre mich erſt, höre! — Noch ahnete er nichts, und drückte die heißen Lippen auf ihre Wangen, ihr hochſchlagendes Herz an das ſeinige. — Jetzt flog ein Gedanke durch ihren Kopf, der ihr ſehr glücklich ſchien. Einen Mann, der ſie ſo innig liebte, durfte ſie nicht verlieren, und vielleicht war er durch Wolluſt auf immer an ſie zu feſſeln. Sie zeigte ihm deutlich, daß ſie bereit ſey, ſich ihm hin zu geben; doch der tugendhafte Saldorf hatte keinen andern Gedanken, als den, ſie aus der Gewalt ihres Vaters zu retten. So mußte ſie ihm denn endlich erklären: entfliehen könne ſie nicht. Sie wolle erſt überlegen; noch ſey nicht alle Hoffnung verloren. Ich darf ja nur, ſetzte ſie hinzu, dem Grafen Holm ſelbſt ſagen, daß ich nicht ihn, ſondern einen Andern liebe. Wenn er ein Mann iſt — nicht wahr, mein Alexander? . . . .

„Wenn er ein Menſch iſt, ſo biſt du gerettet. Aber auch dann — was bleibt uns übrig?"

Hoffnung! Entfliehen kann ich nicht. Darf ich meine Familie, und mich ſelbſt, die künftige Gattin des edlen Saldorf, beſchimpfen? Ich brauche auch nicht zu fliehen. Was können Sie mir denn am Ende thun, wenn ich entſchloſſen Nein ſage, und feſt dabei bleibe?

Saldorf ſchwieg; denn er konnte ſie nach ſeiner Denkart nicht zu einem Schritte bereden, den ſie für unrecht hielt. Er beruhigte ſich bei ihrem Entſchluſſe, dem Grafen alles zu entdecken; und fuhr nun ſogleich nach der Stadt zurück.

Amelien wurde bange vor dieſem ungeſtümen Menſchen. Was mußte ſie von ihm erwarten, wenn ſie den Grafen heirathete, und er dann erfuhr, daß man ſie gar nicht gezwungen hatte! Das Spiel, das ihr ſo leicht vorgekommen war, ſchien ihr jetzt ſehr gefährlich. Beſonnene Rache hatte ſie von Saldorf nicht zu fürchten, wohl aber ſein Aufwallen in dem erſten Augenblicke. Sie mußte alſo dieſen Trotzkopf nothwendig ſchon vorher gezähmt haben. Zeit war nicht mehr zu verlieren; denn ſie hatte dem Grafen ſchon förmlich ihr Jawort gegeben, und ihm dabei die zärtlichſte Liebe geheuchelt. Wollte ſie nun den geliebten Saldorf nicht in Kurzem auf immer verlieren, ſo mußte ſie noch Einen Verſuch wagen, ihn durch Sinnlichkeit an ſich zu feſſeln.

Sie ſchrieb an Saldorf: es fehle ihr an Muth, dem Grafen die Wahrheit zu geſtehen. Aber, wenn ſie das auch nicht thue, ſo ſey ja noch nicht alle Hoffnung verloren. Er möchte übermorgen um elf Uhr Abends in dem Garten ſeyn. Sie ſchicke ihm hierbei den Schlüſſel zu dem Pavillon, wo er ſie finden werde. Und nun folgten noch Aeußerungen der glühendſten Liebe.

Saldorf fand, daß Amelie ihr Billet in großer Unruhe, in großer Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, geſchrieben haben müßte; denn es waren Wendungen und Aeußerungen darin, die ein Mädchen bei völliger Beſonnenheit nicht ohne Erröthen nur denken gekonnt hätte. Aber dennoch erreichte ſie ihren Zweck, ſeine Phantaſie zu entflammen. Mit jeder Stunde lockte der Taumelkelch der Wolluſt, der ihm geboten wurde, ihn ſtärker.

Der Tag, den Amelie zu der Zuſammenkunſt mit ihm beſtimmt hatte, kam endlich. So wie heute, hatte Karl ſeinen Alexander nie geſehen: ſo finſter, ſo brütend, ſo mit gerunzelter Stirn. Mit wehmüthigem Tone ſagte er: wann werden wir wieder Tage erleben, wie die in unſerer Jugend, voll Freude und Unſchuld!

„Du haſt ſie, Karl; ich verdiene ſie, und das muß mir genug ſeyn.“

Ich denke, Alexander, das Alter wird ſie uns noch einmal wiederbringen, wenn erſt der Brand in deiner Seele gelöſcht iſt. — Er ſetzte ſich an das Klavier, und ſang mit ſeiner kräftigen Stimme in freudiger Rührung:

Dreimal Heil uns, wenn wir erſt am Ziele
Selig ruhen in der Palmen Kühle,
Und zurück ſeh'n auf die rauhe Bahn! —
Mögen dann die ſtrengen Eumeniden
Nimmer ſtören unſern goldnen Frieden!
Mög' uns rächend keine Reue nahn!

Alexander ſprang auf. „Nein, Karl; die Eumeniden ſollen uns nicht ſtören! ... Du biſt mein Schutzengel! ... So trete immer ein himmliſcher Geſang zwiſchen mich und ein Verbrechen!" —

Er ging auf ſein Zimmer, und las Ameliens Billet noch einmal mit Ruhe. Bei der Aeußerung, daß es ihr an Muth fehle, dem Grafen die Wahrheit zu geſtehen, dachte er: nun, ſo will ich es ſelbſt thun; ich bin auch mehr dazu verpflichtet, als ſie.

Er ging zu Holm, und traf ihn allein. „Herr Graf," hob er an; „ich muß mir bei einer Erklärung, die ich Ihnen zu machen habe, völlige Ruhe von Ihnen erbitten. (Der Graf verbeugte ſich.) „Sie lieben das Fräulein von Zabern. Die Eltern haben Ihnen die Hand der Tochter bewilligt, der Fürſt wünſcht die Verbindung, und ...“

Und? und? Herr von Saldorf, ich bin in geſpannter Erwartung.

„Ich lernte das Fräulein eher kennen, als Sie, Herr Graf, und liebte ſie auch eher. Sie gab mir ihre Gegenliebe, wahrſcheinlich nur, weil ſie mich früher kannte.“

Der Graf ſtand da, wie verſteinert. Wie! Wann war das?

„War? Es iſt, Herr Graf; es iſt jetzt. Das Fräulein liebt mich. Die Härte ihrer Eltern und der Schutz des Fürſten geben Ihnen eine Gewalt, die Sie aber nicht mißbrauchen werden, wenn Sie ein edler Mann ſind. Des Fräuleins Herz gehört mir, Herr Graf, und ich ſehe an Ihrer Miene –“

Gar nichts, als Erſtaunen über Ihr Vorgeben. Das Fräulein liebt Sie? und noch jetzt? Herr von Saldorf, einer von uns

Beiden iſt in einem ſeltſamen Irrthume. (Er warf mitleidige Blicke auf Saldorf.) Wollen wir nicht von etwas Andrem reden?

„Nein, Herr Graf, von nichts Andrem. Ich leſe in Ihren Augen, ich weiß ſelbſt nicht, was. Doch, ich habe Ihnen die Wahrheit geſagt."

Sie ſcherzen alſo in der That nicht?

„Wäre dies ein Gegenſtand zum Scherzen? Aber können Sie es ſich denn gar nicht als möglich denken, daß Fräulein Amelie einen Andern liebt?"

O, ſehr wohl! Doch, mein Herr, die Umſtände, die Sie angeben, ſind nicht richtig. Es iſt wahr, ich liebe das Fräulein von Zabern, und habe um ihre Hand gebeten, aber nicht den Vater, nicht die Mutter, ſondern ſie ſelbſt; und ſie hat freiwillig Ja geſagt.

„Von ihren Eltern gezwungen, die ihr gedrohet haben. Genug, ſie liebt mich, Herr Graf."

Sie reden zuſammenhängend; ſonſt hätte ich große Luſt, Ihnen ein Mitleid von beſonderer Art zu bezeugen! . . . Es iſt nicht an Zwang, an Drohungen gedacht worden. Auf mein Ehrenwort, Herr von Saldorf: meine Braut war mit mir ganz allein, als ich ſie um ihre Liebe bat. Sie ſank in meine Arme, erröthend, wie es einem Mädchen ziemt.

„Erlauben Sie, Herr Graf; trotz Ihrem Ehrenworte muß ich dennoch zweifeln.“

Der Graf war nahe daran, in Hitze zu gerathen; doch er faßte ſich wieder. Ich bedaure Sie, daß Sie einen Irrthum ſo feſt halten, durch den Sie in einen ſonderbaren Verdacht gerathen können. Sie ſollten doch glauben, daß ich hier nicht ſo ruhig bleiben würde, wenn ich nicht die vollkommenſte Gewißheit hätte, daß Fräulein von Zabern mich liebt.

„Wenn es wirklich ſo wäre, ſo müßte ich Ihnen allerdings danken, Herr Graf, daß Sie mich ſo menſchlich behandelten. Ich begreiſe aber nicht, wie Sie Bedenken tragen können, einer ſo beſtimmten Verſicherung, wie die meinige, zu glauben.“

Das iſt ein Streit ohne Ende. Sie ſcheinen Ihrer Sache ſo gewiß zu ſeyn, wie ich der meinigen. Nun, ich bin im Vortheil des Beſitzes; alſo iſt es an Ihnen, zu beweiſen.

„Das will ich, Herr Graf; und damit gebe ich Ihnen zugleich einen Beweis meines Zutrauens zu Ihrer Ehre.“

Er zeigte dem Grafen ein kleines Billet von Amelien; und der Graf las mit funkelnden Augen, mit wechſelnder Farbe. Einer von uns, ſagte er nun heftiger, iſt betrogen. Aber wer? Oder ſind wir es vielleicht Beide? — Er klingelte, und befahl einem Bedienten, jeden Beſuch abzuweiſen. — Herr von Saldorf, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; nun muß ich Sie aber bitten, es mir ganz zu ſchenken, und verſpreche Ihnen dagegen, daß von dieſer Unterredung niemand etwas erfahren ſoll. — Wie wurden Sie mit dem Fräulein bekannt?

Saldorf erzählte. Als er darauf kam, daß Amelie von ihrem Vater hart behandelt worden wäre, unterbrach ihn der Graf: das iſt ſie nicht; niemand hat ſie gezwungen. Und jetzt, da ich dies Billet geleſen habe, könnte ich allenfalls wohl ſagen, ſie ſey mir entgegen gekommen. Sie weigerte ſich nicht mehr und nicht länger, als jedes Mädchen in einem ähnlichen Falle. Aber — Sie hatten da noch mehr Billets. Darf ich Sie bitten, mir noch eins mitzutheilen? — Saldorf lehnte das mit einer Verbeugung ab. — Nun denn, ein Billet gegen das andre! Die edle Dame darf uns nichts übel nehmen. Er gab Saldorfen ein Billet von Amelien, das er erſt heute bekommen hatte, und das Verſicherungen der zärtlichſten Liebe enthielt.

Saldorf las es, und ſagte kalt: „man hat ſie gezwungen, das zu ſchreiben.“

Zwang! und immer Zwang! — Der Graf erzählte die ganze Geſchichte ſeiner Bekanntſchaft mit Amelien, und ſchloß zuletzt: glauben Sie nun, was Sie wollen. Ich ſehe, daß Fräulein von Zabern Sie liebt, Herr von Saldorf; Sie ſollten doch aber auch ſehen, daß ſie mich gern heirathen möchte. Fangen Sie denn nicht an zu merken, daß ſie einen Mann haben, und den Liebhaber nicht verlieren will? Hier iſt meine ganze Correſpondenz mit ihr. Dies Billet hat ſie mir aus ihrem Garten zugeſchickt, wohin ſie Abends einmal fuhr. Nun, iſt auch das gezwungen geſchrieben? Doch wir können uns ja den ſicherſten Beweis verſchaffen. Sie iſt heute mit ihrer Kammerjungfer in dem Garten, und will die Nacht dort bleiben. Ihr Vater begleitet den Fürſten auf einer kleinen Reiſe, und auch ihre Mutter iſt über Land gefahren. Ich werde an ſie ſchreiben. Er bat ſie in einem Billet, zu erlauben, daß ſeine Verlobung mit ihr einen Tag früher ſeyn möchte, weil er an dem beſtimmten Tage ein nothwendiges Geſchäft haben würde. Dies Billet ließ er Saldorf leſen, und ſchickte dann einen Bedienten damit weg. In einer halben Stunde war die Antwort da, und Saldorf las mit Erſtaunen: „Ich kann nicht zu früh den Triumph haben, meine Verbindung mit einem Manne, den ich ſo zärtlich liebe, und deſſen Liebe mir ſo ehrenvoll iſt, bekannt werden zu ſehen. Bis in den Tod Ihre Amelie.“

Fangen Sie endlich an zu begreifen? (Saldorf ſchüttelte noch immer den Kopf.) Nun, ſo fragen Sie die Dame ſelbſt, unter welchen Umſtänden ſie die Briefe geſchrieben hat. Die Paar Zeilen an Sie haben mir die Augen geöffnet. Sie aber, glaub' ich, Sie könnten mich mit der Dame trauen ſehen, und blieben wohl noch immer dabei: es iſt Zwang. Ein ſolcher Zweifler iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen!

„Soll ich nicht zweifeln, wo es die Ruhe, das Glück meines ganzen Lebens gilt? Nein, es iſt nicht möglich, daß ſie mich betrogen hat! Sie liebt mich, und keinen Andren. Ich bin nicht betrogen!"

Nun, ſo bin ich es, ſagte der Graf, und klingelte. Laßt vorfahren! Wollen Sie mich begleiten? Ihren eigenen Augen und Ohren werden Sie doch glauben.

„Ja! Und hat ſie mich wirklich betrogen, dann . . ."

Keine tragiſche Scene, Herr von Saldorf! Betrogen ſind wir Beide; nun, ſo wollen wir der Dame Lebewohl ſagen. —

Der Graf trat allein in Ameliens Zimmer, und ließ die Thür offen. Sie warf ſich in ſeine Arme, und ſagte zärtlich: „mein geliebter Holm, welch ein Genius bringt Sie hieher?“

Ich glaube beinahe, der Genius meines Glückes, ſagte der Graf, ein wenig ſpöttiſch lachend, und ſah ſich nach Saldorf um, der in der offnen Thüre ſtand. Amelie erblickte dieſen, erſchrak, und konnte ſich nicht faſſen. Denken Sie nur, mein Fräulein, hob der Graf wieder an: der Herr da bildet ſich ein, daß Sie ihn lieben.

„Bildet ſich ein . . .?“

Ja, er kommt zu mir, und . . .

„Zu Ihnen? Der Menſch iſt ein Narr, ein Wahnſinniger.“

Saldorf ſah ihr ſtarr in's Geſicht, und trat zurück.

„Der Menſch iſt ein Narr,“ ſagte Amelie jetzt ruhiger. „Er verfolgt mich überall.“

Das iſt ja ein hoher Grad von Wahnſinn!

„Weil ich ihm vielleicht einmal zugelächelt habe, bildet er ſich ein, daß ich ihn liebe.“

Da ſehe einer nur den tollen Menſchen! Aber wenn Sie wieder ſo lächeln, mein ſchönes Fräulein, ſo gebe ich Ihnen doch den Rath, Feder und Tinte aus dem Spiele zu laſſen. Ein ehrlicher Mann, wie ich, könnte ſonſt auf ſeltſame Gedanken kommen. — (Er gab ihr das Billet, das er von Saldorf bekommen, und das dieſer zurück zu fodern vergeſſen hatte.) Der junge Mann hat mir Dinge erzählt, worüber alle Welt lächeln würde. Nun mein ſchönes Fräulein, daß Sie dem hübſchen Manne zugelächelt haben, und ſo weiter, finde ich gar nicht unnatürlich. Und Sie? Sie werden es wohl auch nicht unnatürlich finden, daß ich mich Ihnen auf immer empfehle. — Er verbeugte ſich mit einem bittern Lächeln, und ging.

Amelie ſtand da, wie feſt in den Boden gewurzelt. Endlich zerriß ſie das Billet, das der Graf ihr gegeben hatte, warf die Stücke auf den Boden, und weinte vor Grimm die bitterſten Thränen. Sie hörte ſchon das Hohnlachen der ganzen Stadt, und den hämiſchen Spott des Hofes; denn daß der Graf nicht ſchweigen würde; mußte ſie nothwendig erwarten. Es fiel ihr ein, an ihn zu ſchreiben; ſie konnte aber keine Wendung finden, die ihr nur einigermaßen den Schein der Unſchuld gegeben hätte.

Irgend etwas mußte ſie thun; ſie ließ daher ihren Bruder bitten, noch dieſen Nachmittag zu ihr zu kommen, ſo viel ihr auch die Demüthigung koſtete, daß ſie ihm das Mißlingen ihres Planes geſtehen ſollte. —

Der Graf warf ſich nach dem Abſchiede von Amelien in ſeinen Wagen, und holte Saldorfen, der in tiefen Gedanken vor ſich hin ging, bald ein. Er ließ halten, bat ihn einzuſteigen, und ſagte dann heftig: nun Rache an der Betriegerin! Sie ſoll das Märchen, der Spott des Hofes und der ganzen Stadt werden!

„Ich liebte ſie, und muß Sie bitten, Herr Graf, nicht ein Wort von der ganzen Sache zu reden.“

Aber, ſeltſamer Mann! Sie ſind ja wahrhaftig von ihr betrogen! Oder zweifeln Sie auch jetzt noch?

„Betrogen oder nicht. Genug, ich liebte ſie, und kann nicht zugeben, daß ſie gekränkt wird.“ — Er faßte in tiefer Rührung des Grafen Hand, und bat ihn dringend, ſich nicht an der Unglücklichen zu rächen. Der Graf verſprach das endlich, und ſetzte hinzu: damit ich Ihnen Wort halten kann, will ich noch heute abreiſen. . . . Zum Teufel! wenn ich bedenke, wozu dieſes Geſchöpf mich hat machen wollen, ſo kocht mein Blut. Und wenn ich bedenke, daß auch Sie . . .

„Ich, Herr Graf? Wenn ſie Ihre Gemahlin wurde, was ſie, wie ich jetzt nicht mehr zweifeln kann, werden wollte, ſo . . . Oder hielt ſie mich für fähig, die Ehre eines Mannes zu kränken und ein Verbrechen zu begehen?“ —

Der Graf reiſte wirklich dieſen Abend ab. Vorher ſchrieb er noch an Amelien: ſie müſſe es dem Herrn von Saldorf verdanken, daß Sie nicht das Gelächter der Stadt und des Hofes werde; denn dem habe er auf ſein dringendes Bitten verſprochen, zu ſchweigen.

Als Amelien dies Billet gebracht wurde, war ſo eben ihr Bruder gekommen, und ſie hatte noch keine Wendung finden können, ihm das Vorgefallene zu erzählen. Sie las das Billet, während daß ihr Bruder erwartend da ſtand. Auf einmal bekam ihr bleiches Geſicht wieder Farbe, und ſie ſagte höhniſch: „er iſt fort!"

Wer denn?

„Der Graf Holm. Er war vor einigen Stunden hier, und verlor ein Billet. Da liegen die Stückchen noch. Ich las es. Der Treuloſe! Es war von einem Mädchen, das er unterhält. Wir geriethen an einander. Er wurde unverſchämt; da ſagte ich ihm einige Härten, und nun iſt er abgereiſt. In dieſem Billet nimmt er auf immer von mir Abſchied."

Eduard lächelte hämiſch. Laß es mich doch leſen! (Amelie zerriß es in kleine Stücke.) — Und was ſoll ich hier?

„Ich wollte dich bitten, die Sache wieder auszugleichen. Doch jetzt iſt alles gut. Ich bin froh, daß ich von dem einfältigen Menſchen erlöſt bin."

Hm! Erſt ſo bleich, ſo gedemüthigt; und nun auf einmal wieder blühende Farbe, und triumphirende Augen? — Er ging hinaus, kam nach einigen Minuten wieder, und ſagte: ich höre ja, daß Saldorf mit dem Grafen zugleich hier geweſen iſt, und nur einige Minuten. Wie kommen denn die Beiden in denſelben Wagen? Hat einer von ihnen geplaudert? Oder — war dein Plan etwa gar zu fein? — Habe ich richtig gerathen?

„Nein, gar nicht," antwortete Amelie in augenſcheinlicher Verwirrung. Faſt in demſelben Augenblick brachte ein Bedienter einen Brief, und ſie erbrach ihn, um ſich den beobachtenden Blicken ihres Bruders zu entziehen. Es fiel ein Papier auf die Erde, und Eduard, der ſich danach bückte, erkannte ſeine eigne Handſchrift. Es war ſein Eheverſprechen. Hm! ſagte er; iſt das der

Preis von des Grafen Abſchiede, ſo muß ich geſtehen, daß du ſehr großmüthig biſt. Oder . . . ? Laß doch ſehen: was ſchreibt denn Saldorf?

Sie gab ihm nach einigem Zögern Saldorfs Billet, das weiter nichts enthielt, als die Worte: „Fräulein von Schenk hat alle Anſprüche an die Hand Ihres Herrn Bruders aufgegeben. Ich überſende Ihnen daher ſein Eheverſprechen. Sie werden wohl ſo gütig ſeyn, es ihm einzuhändigen.

Saldorf.“

Unbegreiflich! ſagte Eduard, indem er das Eheverſprechen zerriß. Ein ſo großes Opfer, und ein ſo kalter Zettel? Der Graf abgereiſt, und Saldorf kurz vorher in ſeiner Geſellſchaft hier? Und, Amelie, — (er nahm einige Stückchen Papier vom Boden auf) das iſt ja deine Hand!

Amelie wollte ihm die Stückchen entreißen; er hielt ſie aber feſt, und las: „geliebter Saldorf . . . der unerträgliche Holm . . . ich erwarte Sie um zehn Uhr Abends.“ — Ja, wenn dir Holm dies Billet gegeben hat, ſo begreife ich ſeine Abreiſe. Amelie, du hatteſt mich in deiner Gewalt; jetzt habe ich dich in der meinigen. Darf ich dich bitten, zu reden?

„Ich weiß, was du willſt,“ ſagte ſie, laut weinend.

Sonſt nichts als Rache an dieſem Salsdorf. Und ich glaube, Amelie, auch du haſt dich an ihm zu rächen; denn die Kälte in ſeinem Billet, dieſe wegwerfende Kälte — Nicht wahr, es iſt mit ihm vorbei, wie mit dem Grafen?

Amelie brach in einen Strom von Thränen aus. „Ich bin ſehr unglücklich!“

Freilich, einen Fürſtenhut und einen Liebhaber in demſelben Augenblicke zu verlieren: das iſt arg! Doch der letztere iſt zu erſetzen.

„Elender Menſch!“ ſagte Amelie, und ging in das Nebenzimmer. Doch ſie kam bald wieder; denn ſie bedurfte Eduards bei ihrem Vater. Ohnedies hatte er ja das Meiſte ſchon errathen; ſo konnte ſie ihm das Uebrige auch wohl geſtehen.

Hm! ſagte Eduard; dem Vater erzähle ich deine Fabel mit dem verlornen Billet. Er wird toben; doch das giebt ſich. Und das Geträtſch in der Stadt? Ei nun, du ſpielſt die Tugendhafte; und in einigen Wochen iſt die Sache vergeſſen. Aber — Amelie! — wie ſteht es mit Saldorf?

„Ich fürchte, daß ich ihn heute zum letzten Mal geſehen habe."

Und nun?

„Ich werde ihn ja endlich vergeſſen." —

Der Oberhofmeiſter tobte, und gab ſich endlich zufrieden. Bei Hof und in der Stadt war Fräulein von Zabern einige Tage das allgemeine Geſpräch; doch Niemand kannte den Zuſammenhang ihrer Geſchichte, und ſo mußte man glauben, was ſie ſelbſt davon zu verbreiten für gut fand, bis endlich die ganze Sache vergeſſen wurde.

Amelie erfuhr in Kurzem, daß Saldorf wie ein Einſiedler, bloß in der Geſellſchaft ſeines Freundes, lebe und ſehr ſchwermüthig zu ſeyn ſcheine. Sie nahm ſich vor, ihn aufs neue zu erobern, was ihr noch immer möglich ſchien. Er ging, wie ſie wußte, zuweilen in das Luſthölzchen, wo ſie ihm zuerſt ihre Liebe geſtanden hatte, und eben dahin fuhr ſie eines Tages mit einer kleinen Geſellſchaft, ſämmtlich genauen Bekannten von Saldorf. Als dieſer Amelien erblickte, wechſelte er die Farbe, und ſie freuete ſich ſchon über dieſen Beweis, daß ſie ihm noch nicht gleichgültig war. Doch er ſtand ſogleich wieder ruhig da, und verließ nach einigen Minuten die Geſellſchaft. Sie ſtellte ſich, als ob ſie ihn nicht bemerkte, ging ihm aber auf einem Umwege nach, und fand ihn auf eben dem Raſen ſitzen, wo ſie einmal mit ihm geſeſſen hatte. Sie ſcheinen dies Plätzchen zu lieben, Herr von Saldorf, hob ſie mit ſanfter Stimme an.

„Mehr als einen Thron,“ antwortete er ruhig.

Sie erröthete, weil ſie an den Fürſtentitel dachte. Und was macht Ihnen das Plätzchen ſo werth?

„Ein lieblicher Traum, den ich hier träumte. Mein Herz, gnädiges Fräulein, meine Liebe, macht mir dieſe Stelle heilig.!“

Sie näherte ſich noch einen Schritt, und ſagte mit bewegter Stimme: Ihre Liebe?

„Ja! Doch nur meine Liebe, mein Herz. Ich bin hier mit mir allein, ganz allein.“

Saldorf, können Sie nicht verzeihen, was die Nothwendigkeit unwiderſtehlich gebot? Ich war nicht ſo ſchuldig, als Sie glaubten.

„Freilich nicht. Konnten Sie dafür, daß ich einen Traum aus einer andern Welt träumte? Ich träume ihn noch.“

Und wenn nun mein Herz fähig wäre, dieſen ſchönen Traum mit Ihnen zu theilen? —

Er fing ein andres Geſpräch an, bot ihr ſeinen Arm, ſie wieder zu der Geſellſchaft zu führen, und ging dann bald nach Hauſe.

Amelie gab ihre Hoffnung nicht auf, und ſuchte ihn öfters in dem Wäldchen; doch nun ließ er ſich nicht wieder darin ſeken. Sie ſchrieb ihm endlich, bekam aber ihren Brief zurück, und in dem Umſchlage ſtanden bloß die Worte: „ich achte Ihr Geſchlecht zu ſehr, als daß ich dieſen Brief erbrechen könnte.“ Jetzt verwandelte ſich ihre Liebe in Haß, und ſie ſchwieg finſter, wenn ihr Bruder einmal den Nahmen Saldorf nannte. Nun wußte Eduard, daß ſie ihn ſeiner Rache überließe.

10.

Die Beſchützerin.

Auf einmal hörte der Fürſt bei allen Unordnungen, die in der Reſidenz vorgegangen waren, den Nahmen Saldorf nennen. Hatte man irgendwo ein tolles Bacchanal gefeiert, war eine Schlägerei geweſen, oder hatte ſich ein Officier im Spiele zu Grunde gerichtet, ſo ſagte man mit Achſelzucken: Saldorf! Dies kam ſo oft, und von ſo verſchiedenen Seiten, daß der Fürſt dem Kommandeur des Regiments mit Unwillen befahl, den Lieutenant Saldorf in Ordnung zu halten.

Saldorf bekam von ſeinem Chef einen ſehr nachdrücklichen Verweis, und bei dem nächſten Avancement wurde er überſprungen. Was iſt das! ſagte Barneck, als er von der Parole zu Hauſe kam. Du überſprungen? Warum? Und du ſiehſt dazu aus, als hätteſt du einen Sprung gemacht? — Lieber Alexander, der Fürſt ſoll bitter und böſe auf dich ſeyn.

„Leicht möglich, Karl; aber es iſt nicht meine Schuld. Und das Ueberſpringen? Nun, du weißt ja, daß ich des Dienſtes ſchon lange überdrüßig bin.“

Barneck wollte durchaus zu dem Fürſten gehen, und es koſtete Saldorfen Mühe, ihn zurückzuhalten. Nun, Alexander, ſagte er endlich; ſo mußt du dich ſelbſt bei dem Fürſten vertheidigen.

„Das kann ich nicht. Was man ihm von mir geſagt hat, ſieht aus wie Wahrheit. Bin ich irgendwo, ſo entſtehen Händel, die nicht viel zu ſagen haben, die aber entſtehen ſollen, weil ich da bin. Sitze ich im Arreſt, ſo iſt der Teufel auf der Hauptwache los; man ſpielt, man trinkt, weil ich da bin. Laß das gut ſeyn, Karl. Es iſt das Wenigſte, was man mir gethan hat. Mögen ſie es ſo forttreiben, bis ich oder ſie des Dinges müde werden." —

„Seltſam," ſagte die Prinzeſſin Emilie zu ihrem Bruder, als ſie in ſeinem Cabinet die ſchriftliche Anzeige fand, daß der Lieutenant Saldorf durch das Kriegsrecht zu Arreſt verurtheilt wäre. „Nach allem, was ich von dieſem Saldorf höre, iſt er ein ſehr edler Menſch."

Das läßt ſich begreifen, liebe Schweſter. Er iſt ein hübſcher Mann; und dir erzählen von ihm deine Damen, oder deine Kammerfrauen.

„Die Mädchen ſind eben nicht ſeine Freundinnen. Er hat überhaupt nur wenige Freunde, aber echte."

Und zu denen gehört, wie es ſcheint, auch meine gute Schweſter.

„Ich habe ihn noch nie geſehen, und kenne ihn nur durch Andre. Aber daß er ein Paar eben ſo echte Feinde hat, und daß die es weit bringen können, das weiß ich."

Feinde? Wen könnte ein Sekonde-Lieutenant zu einer Kabale veranlaſſen?

„Lieber Bruder, ein Sekonde-Lieutenant kann ein ſehr wichtiger Mann werden: für dich nun freilich nicht; doch ja, auch für dich. Nimm nur den Fall an, daß ich ihn liebte. Aber ſey unbeſorgt! — Denke dir die Sache etwa ſo. Ein ſchlechter Menſch, der indeß von Bedeutung iſt, wird von dieſem Saldorf auf einem Bubenſtück ertappt, und dafür gezüchtigt. Oder — er iſt ein ſchöner Mann, ſagſt du. Nun, vielleicht eine angetragene und abgewieſene Liebe. Und wenn die Dame rachſüchtig iſt, und bedeutende Freunde oder Verwandten hat: was laſſen ſich dann nicht für Intriguen machen!"

Du ſcheinſt ja ſehr genau unterrichtet zu ſeyn! Und ſonſt niemand als du wäre es?

„Nun, der Menſch, den er züchtigte, ſchweigt, und die abgewieſene Geliebte ſagt auch nichts. Das iſt ja ſehr natürlich."

Und Er? warum ſchweigt Er denn, wenn

er ſich mit ein Paar Worten rechtfertigen und ſeine Feinde entlarven könnte?

„Weil Schweigen edel iſt. — Du lächelſt ſpottend; ich verſichre dir aber, es iſt ſo."

Alſo wäreſt du die Dritte in dem Geheimniſſe? . . . Da müßte ich dir zu Gefallen etwas glauben, das mir ſehr unwahrſcheinlich vorkommt, eben weil es den Anſtrich des Romantiſchen, des Großen hat.

„Es thut mir wehe, lieber Bruder, daß dir etwas Edles ſo unglaublich vorkommt. Das eben iſt das Leiden unſeres Standes, daß wir die Menſchen verachten lernen. Ein ſo edler Menſch wie du, und ein ſo edler Fürſt, glaubt ſchon nicht mehr an die Tugend eines Andern!"

Gute Schweſter, ſagte der Fürſt gerührt, glaube ich denn nicht an deine Tugend?

„Nun, ſo glaube mir denn mehr, als deinen Höflingen. Saldorf iſt ein guter, edler Menſch: das weiß ich gewiß."

Ich will ihn ſelbſt ſprechen, und du magſt hier bleiben, Emilie. Gewiß, ich möchte gern an Edelmuth glauben!

Der Fürſt befahl, daß Saldorf ſogleich gerufen werden ſollte, und ſah ihn, als er kam, mit einem durchbohrenden Blicke an. Saldorf ſtand ruhig da. Herr Lieutenant, ſagte der Fürſt, ich höre ſeit einiger Zeit viel Böſes von Ihnen. Doch ich erinnere mich gern des Augenblicks, da Sie mir als ein Jüngling von den beſten Hoffnungen vorgeſtellt wurden. Sind dieſe Hoffnungen ganz vernichtet? Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung ſagen? Aber — ich liebe Offenheit.

„Ew. Durchlaucht, ich fühle mit Stolz, daß ich Ihre Ungnade nicht verdiene.“

Waren Sie nicht bei dem raſenden Exceß im Adler? Waren Sie nicht bei der letzten Schlägerei, die einem braven Manne das Leben koſten konnte? Sind Sie nicht überall, wo es Händel oder Unruhen giebt?

„Zugegen war ich, doch weiter auch nichts. Ich bin beſtraſt; aber unſchuldig.“

Warum vertheidigten Sie Sich nicht gegen das Urtheil, ſondern trozten dem Gerichte?

„Ich trotzte nicht, Ew. Durchlaucht; ich ſchwieg, weil man mich entweder nicht verſtand, oder nicht verſtehen wollte, und weil ein braver Mann mir zutraute, daß ich ſchweigen würde. Meine Unſchuld war auf einem andern Wege zu finden. Ich gab ihn an; doch man wählte ihn nicht. Nun ſagte ich dem Gerichte: es ſey verpflichtet, die Schuld oder Unſchuld eines Angeklagten auf jedem Wege zu ſuchen. Das war gewiß nicht Trotz.“

So reden Sie hier! Wie hing die Sache zuſammen? Ich höre von Feinden, die Sie haben. Fürchten Sie nichts.

Saldorf verbeugte ſich. „Ich habe nie über Jemand geklagt, Ew. Durchlaucht, und werde das auch nie thun. Das Kriegsrecht hat mir weiter nichts Schuld gegeben, als meine Gegenwart. Wer Ewr. Durchlaucht nun mehr Böſes von mir geſagt hat, weiß ich nicht.“

Saldorf, ſagte der Fürſt mit einem flammenden Blicke: ich werde genau unterſuchen laſſen, ob Ihnen Unrecht geſchehen iſt oder nicht. Dann aber . . . Ich verſichere Ihnen im Voraus meine Gnade, wenn Sie offen geſtehen. Noch einmal: waren Sie ſchuldig oder nicht?

„Ich war unſchuldig bei allen den Händeln, die zur Unterſuchung gekommen ſind. Finden Ew. Durchlaucht nur die mindeſte Schuld an mir, ſo bin ich ein Elender, der Ihre Ungnade, und die Verachtung jedes rechtſchaffenen Mannes verdient.“

Warten Sie im Vorzimmer. — (Salsdorf ging hinaus.) Beinahe glaube ich, daß du Recht haſt, ſagte der Fürſt zu ſeiner Schweſter. Er lief die Akten durch, die er ſich hatte bringen laſſen, und ſagte: freilich, erwieſen iſt nichts. Aber der Trotz, mit dem er dem Gerichte vorſchreibt, wie es verfahren ſoll. Ja, die Wendung läßt ſich denken. Hier ſcheint es, als ſchwiege er, um dem Kapitain Sarnen nicht weh zu thun. Richtig! es iſt mit Händen zu greifen. Und Sarnen iſt in der That ein ſehr braver Mann. Emilie, du kannſt doch wohl Recht haben.

„Wenn du wüßteſt, was ich weiß, welche Künſte man anwendet, ihm zu ſchaden: du würdeſt ihm gewiß die Genugthuung geben, die er verdient.“

Der Fürſt lächelte. Das geht nicht. Geſchrieben iſt geſchrieben. Aber was ich kann, will ich thun. — Saldorf wurde herein gerufen. — Wenn ich nun auf Ihre Verſicherung glaube, daß Sie unſchuldig ſind: was dann?

Saldorf trat einen Schritt näher, und ſagte mit einer ſchönen Rührung: „dann habe ich eine der glücklichſten Stunden meines Lebens gehabt.“

Aber Genugthuung: nicht wahr? fragte der Fürſt lächelnd. Welche verlangen Sie?

„Daß Ew. Durchlaucht meiner Verſicherung glaubten, iſt mir genug; und nun gehe ich mit Stolz wieder in den Arreſt.“

Sie ſind bei dem Avancement überſprungen. Das werde ich wieder gut zu machen ſuchen.

„Darf ich es wagen, Ew. Durchlaucht anſtatt deſſen um meinen Abſchied zu bitten?“

Der Fürſt ſah ihn befremdet an. Gerade jetzt, da ich Ihnen verſpreche, das Unrecht wieder gut zu machen?

„Ew. Durchlaucht, ich möchte dieſer ſchönen Stunde noch etwas Andres verdanken: die Befreiung von einem Stande, deſſen Ruhe mir zu einfach iſt.“

Iſt das Trotz, junger Mann?

„So lange mir Unrecht geſchah, wollte ich nicht um den Abſchied bitten; jetzt aber, da ich Ewr. Durchlaucht Gnade habe, wage ich es, dieſen Wunſch zu äußern.“

Man wird dann glauben, Sie haben Ihren Abſchied ungefodert bekommen. Wollen Sie Ihren Feinden dieſen Triumph gönnen? Man wird nicht wiſſen, daß Sie meine Gnade haben, und das ſoll man erfahren.

„Ich weiß es, Ew. Durchlaucht, und das iſt mir genug.“

Aber mir nicht. Eher als nach einem Jahre dürfen Sie nicht an den Abſchied denken; und auch dann kaum. Und nun, Lieutenant Saldorf, empfehlen Sie ſich der

Prinzeſſin Emilie. Sie haben Feinde, aber, was Sie wohl nicht wiſſen, auch eine Beſchützerin.

Saldorf näherte ſich der Prinzeſſin, die ſich bis jetzt, wie es ſchien, mit Leſen beſchäftigt hatte.

Herr von Saldorf, ſagte die Prinzeſſin, es iſt mir lieb, Ihnen das beſtätigen zu können, was Sie ſo eben von meinem Bruder gehört haben. Ich weiß, was Ihnen Feinde gemacht hat, und freue mich, daß ich meinen Bruder veranlaßt habe, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Seyn Sie meiner Achtung verſichert.

Sie gehen nun ruhig nach Hauſe, ſagte der Fürſt. Oder — melden Sie Ihrem Chef, daß Sie frei ſind.

Saldorf erfüllte dieſen Befehl, und ging dann nach Hauſe zu Barneck. Alexander! ſagte dieſer: du hier? Eben wollte ich dich beſuchen. Wer hat dich frei gemacht?

„Ein Engel!“ antwortete Saldorf, und erzählte nun von dem Wohlwollen der Prinzeſſin, das ihm ganz unbegreiflich war. Er konnte

konnte nicht aufhören, von der edlen Emilie zu reden. „O,“ ſagte er; „wie ganz anders ſprach ſie, als der Fürſt! Sie behielt die Würde ihres Standes, wie ihr Bruder; doch wie wenigen Worte, die ſie ſagte, kamen aus einem fühlenden Herzen. Er war gnädig; ſie gut.“ —

Von jetzt an verehrte Varneck die Prinzeſſin wie eine Gottheit, und nannte ſie nie anders, als: unſre edle, erhabne Prinzeſſin. Für Saldorf aber war ſie das lieblichſte, holdeſte Mädchen auf der Erde. Er dachte ſie ſich immer ohne den Fürſtenrang, und huldigte ihr dann mit einem liebenden Herzen. Es blieb ihm bald nicht mehr zweifelhaft, daß er ſie liebte, doch rein und lauter, wie einen Engel.

Die Prinzeſſin wußte Saldorfs Geſchichte ſo ziemlich genau, und zwar faſt aus den erſten Quellen. Amelie hatte eine Vertraute an ihrer Kammerjungfer, einem hübſchen und klugen, oder vielmehr liſtigen Mädchen, das ſie noch anders brauchen konnte, als am Putztiſche. Eben dieſes Mädchen war von

Zeit zu Zeit Eduards Geliebte, und, wenn er ſie zu irgend einem Plane nöthig hatte, ſeine Vertraute, die ihm, weil er ſie gut bezahlte, alles verrieth, was im Hauſe vorging. Amelie hatte ihr geſagt, daß ihr Bruder die Gräfin Eliſe zu heirathen wünſchte; dieſer Plan war aber Hannchen — ſo hieß die Kammerjungfer — ſehr unangenehm, weil ſie fürchtete, daß ſie dann ihren freigebigen Liebhaber verlieren würde. Sie machte ſich nun an Eliſen, und gewann durch verſtellte Theilnahme bald ihre Dankbarkeit, obgleich nicht ihr Vertrauen. Hannchen ſprach beſcheiden von Eduards Fehlern, und Eliſe, die ſchon einiges Wohlwollen für ihn hatte, wurde aufmerkſam. Nach einiger Zeit entfielen Hannchen ein Paar Worte über die Ausſchweifungen der Männer. Endlich erzählte ſie Eliſen Eduards Geſchichte mit dem Fräulein von Schenk, und Saldorfs Benehmen dabei, welches Veranlaſſung zu der Freundſchaft zwiſchen ihm und dem Fräulein Amelie gegeben habe.

Hannchen erreichte ihren Zweck; denn

von nun an verabſcheute Eliſe ihren Vetter Eduard, ſo wie ſie im Gegentheil die größte Achtung für Saldorf hatte. Um dieſen Abſcheu noch zu vergrößern, erzählte ihr Hannchen von Zeit zu Zeit, welche Mittel Eduard anwendete, Saldorfen in Händel zu verwickeln und in den übelſten Ruf zu bringen. Aus ſpöttiſchen Anſpielungen, die Eduard zuweilen machte, konnte Eliſe leicht errathen, was Ameliens Freundſchaft mit Saldorf zerſtört hatte, und warum ſie den edlen Mann jetzt mit großer Erbitterung haßte. Länger konnte ſie nicht ſchweigen. Sie erzählte ihrer Freundin Emilie, wie Saldorf gehandelt hätte, und was man nun thäte, um ſich an ihm zu rächen. Die Prinzeſſin wollte Gewißheit haben, ehe ſie ihrem Bruder etwas ſagte; und ſie bekam in Kurzem die überzeugendſten Beweiſe.

Nach einem Monate wurde Saldorf als Premierlieutenant zu einem andern Regimente verſetzt. Er dankte dem Fürſten bei der Parole perſönlich, und dieſer ſagte: ich glaube, meine Schweſter wird es von Ihnen ſelbſt am liebſten hören, daß ich Ihnen Gerechtigkeit habe widerfahren laſſen.

Saldorf ließ ſich bei der Prinzeſſin melden, und die Nachricht, die er ihr gab, überraſchte ſie. Sie wurde fröhlich wie ein Kind, und äußerte ihre Freude wie ein Kind; denn jetzt war ſie nicht unter den Augen ihres Bruders, den ſie zwar herzlich liebte, doch auch als ihren Fürſten verehrte. „Sie ſchweigen von Ihrem Freunde; ich aber finde Vergnügen daran, meine Freunde zu loben. Sie ſollten meine Forſting kennen! Ein ſo ſchönes und gutes und edles Mädchen haben Sie gewiß noch nicht geſehen. Ich bin ſo glücklich geweſen, ſie zu finden. Sie wurde meine Freundin, und darum glaube ich, daß auch ich wohl nicht ganz ſchlecht ſeyn muß. O, ich liebe meine Eliſe auch, wie meinen Augapfel. Wie komme ich doch auf dieſe Vergleichung! Als wenn ich ſie nicht mehr liebte! Sie iſt mein andres Ich, die Seele meiner Seele, das Glück meines Lebens. . . . Wenn ſie doch hier wäre, daß ich ſie in meine Arme nehmen, und Ihnen ſagen könnte: dies iſt meine Elſe! Sie haben das edle Mädchen noch gar nicht geſehen? Daß Sie es nur wiſſen, ſie iſt Ihre Freundin. Von ihr habe ich zuerſt erfahren, wie unwürdig man Sie behandelt. Sie müſſen mit ihr bekannt werden. Aber daß Sie dann nur ja nicht karg ſind mit Ihrem Lobe! Ich würde ſonſt glauben, Sie wären neidiſch darüber, daß meine Freundin eben ſo gut, eben ſo edel iſt, wie Ihr Freund!"

Saldorf hing mit Entzücken an dieſem lieblichen Geſchöpfe, deſſen ſchöne Seele ſich in jedem Worte ſo rein entfaltete. — Ich werde dann das Höchſte von ihr ſagen, was ich von einem Menſchen ſagen kann: die Gräfin iſt faſt ſo gut, wie ihre Freundin.

„Faſt? nur faſt? O, da höre ich, daß Sie meine Eliſe nicht kennen! Faſt? Beinahe ſollte ich das übel nehmen. Sie wollen mir ſchmeicheln; aber das verſtehen meine Leute beſſer. Auf mich ſchmälen ſie wohl; doch meine Eliſe lobet ſie, wenn ſie etwas von mir wollen. Und nun gar Sie! Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, daß Sie an ihr eine Freundin haben! Nun, ich werde Ihnen ſagen laſſen, wenn ſie bei mir iſt. Leben Sie wohl, Herr von Saldorf. Ich muß jetzt noch einen Brief ſchreiben."

Er verbeugte ſich mit zärtlicher Ehrfurcht, und ging nun, von der Lieblichkeit der holden Prinzeſſin bezaubert, mehrere Tage träumend umher. „Die Seele meiner Seele!" wiederholte er oft, und erſchrak dann, ſo wie er es ſagte. Er hoffte jeden Tag, ſie werde ihn rufen laſſen; doch auf einmal hörte er, ſie ſey ſchon ſeit einigen Tagen krank, und ihre Krankheit ſey gefährlich. —

Emilie ſagte Eliſen bald nach ihrer Unterredung mit Saldorf: „du mußt den Mann kennen lernen." Mit dem lieblichſten Lächeln ſetzte ſie hinzu: „Ja, kennen lernen. Aber ich meine damit mehr, viel mehr! Erröthe nicht, liebe Eliſe, und verſprich mir, wenn . . . O wie roth du wieder wirſt! — Ach, ich bin ja eine Fürſtentochter, und darf nicht lieben! Aber ich will in dir, in deiner Liebe glücklich ſeyn. Dir wehrt doch nichts, Gefühl zu haben, und es einer Freundin zu geſtehen." — Beide umarmten einander in tiefer Rührung, und Eliſe wünſchte nun, den Mann, den ihre Freundin ſo lobte, kennen zu lernen.

Schon am folgenden Tage wurde die Prinzeſſin von einer Krankheit befallen. Eliſe kam nicht von ihrem Lager weg, da die Aerzte bald nur wenig Hoffnung gaben. Die Kranke ſah an der verdoppelten Zärtlichkeit ihres Bruders, an ſeinem und an Eliſens ſtummen Schmerze, daß ſie in dringender Gefahr ſeyn mußte. Sie verlangte von dem Leibarzt, er ſolle ihr ſagen, wie lange ſie noch leben könne. Er antwortete: höchſtens drei Tage. Eliſe war zugegen, und verging faſt in ihrem Schmerze. Die Prinzeſſin verlangte nun, mit ihrer Freundin allein zu ſeyn. „Liebſt du mich, Eliſe?" fragte ſie ſanft lächelnd. (Eliſe konnte nicht antworten.) „Ich fühle, daß ſich mein Tod mit ſchnellen Schritten nähert. Schon jetzt kann ich einem Schlummer, der mich überfallen will, kaum widerſtehen. Morgen lebe ich vielleicht nicht mehr, und die letzten Stunden gehören dem Tode. Laß uns jetzt, da ich noch fühle und denke, Abſchied von einander nehmen. Ich wünſchte, du ſäheſt mich nicht ſterben. Dein Klagen könnte meine letzten Augenblicke ſtören, und ich würde die Welt weniger gern verlaſſen, wenn ich dich, meine einzig Geliebte, an meinem Lager ſähe. Nenne mich noch einmal deine Emilie, und verſprich mir, daß du mich nie vergeſſen willſt. Weine nicht ſo ſchmerzlich, meine Eliſe! Du wirſt ja deine Freundin wiederſehen!"

Eliſe warf ſich neben dem Lager der Kranken auf die Knie, und wollte ſie nicht verlaſſen; doch endlich konnte ſie den Bitten der Sterbenden nicht länger widerſtehen. Beide drückten nun die kalten, bebenden Lippen feſt auf einander, und ſagten Lebewohl: die Sterbende mit ſanfter Ruhe; ihre Freundin mit ſchmerzlichem Jammer. — Eliſe kniete noch einmal an dem Bette nieder; dann ſtand ſie auf, und ſagte: Emilie leb wohl! Wir ſehen uns wieder. „Dort!"

erwiederte die Sterbende, und zeigte lächelnd gen Himmel. —

Der Fürſt begegnete Eliſen, als ſie durch das Vorzimmer ſchwankte, und fragte ſie: Gräfin, was macht meine Schweſter? —

„Ach,“ rief Eliſe; „warum mußte ſie mich ſo lieben!“ Sie ſank zu Boden, und wurde ohnmächtig weggetragen.

Es waren ſchreckliche Stunden, bis am folgenden Tage der Oberhofmeiſter ihr ein Etui zuſtellte, und dabei ſagte: dies ſchickt Ihnen der Fürſt von der hochſeligen Prinzeſſin Emilie. Sie hat das Etui noch dieſen Morgen mit ihrem Nahmen bezeichnet, und dann verſiegeln laſſen. — Eliſe erhob ihr mattes Auge gen Himmel, und verbarg dann ihr Geſicht. Endlich nahm ſie das Etui, und küßte die Aufſchrift, welche ihre Freundin mit bebender Hand geſchrieben hatte: „Für meine geliebte Eliſe!“ In dem Etui fand ſie das Bild der Prinzeſſin, und eine Locke von ihrem ſchönen Haare; ſie küßte beides in ſtummer Wehmuth. — —

Saldorf war in den tiefſten Schmerz verſunken. Er hatte ſein Zimmer verdunkelt, und ſah niemanden, als ſeinen Barneck. Armer Karl! ſagte dieſer, als er von der Parole nach Hauſe kam: der Engel iſt wieder zu Gott gegangen! — (Saldorf ſtarrte ihn an.) Barneck wollte ihn erſchüttern, um ſeinen ſtummen Schmerz in Thränen aufzulöſen. Er ſagte lauter: ſie iſt todt, Alexander! Und man möchte des Teufels werden vor Aerger über das Lumpenvolk! Sie ſehen dir alle ſo ruhig aus, als wäre gar nichts vorgefallen. (Saldorf änderte keine Miene.) Ich glaube, ſie freuen ſich ſchon auf das Paradebett und das Leichenbegängniß! . . . Alexander, fluche doch, tobe! und ſitze nicht da, wie ein Bild von Stein! Sie hat dem Tode zugelächelt, ſagt mir der Leibmedikus, und iſt geſtorben, wie ein Engel, der nach und nach im Glanze des Himmels verſchwindet.

Saldorf ſtand langſam auf, und wollte reden; doch er ſchloß die Lippen wieder, und drückte eine Hand auf ſein Herz. Endlich ſagte er: „ſey barmherzig! Ich habe alles verloren!“

O, du Undankbarer! Alſo iſt dir meine Liebe gar nichts? . . . Weil ſie ſchöne Lippen hatte, und blaue Augen, und ſchöne, weiße Arme, und rothe Wangen: darum! Verliebt warſt du in ſie. Hätteſt du ſie geliebt, wie einen Engel — und das mußte ſie dir ſeyn —, ſo würdeſt du deinen Karl jetzt nicht ſo kränken! Sie hat dich freundlich angeſehen; wer weiß, welche tolle Hoffnungen du darauf gebauet haſt!

„Karl, du willſt mich böſe machen. Laß mich! Es wird ja anders werden!"

Ei, ich wollte lieber, du ſtießeſt mir den Degen durch die Bruſt, als daß du ſo mit kalten, todten Augen da ſtehſt. Soll ich denn noch troſtloſer ſeyn, als du? über ſie und über dich zugleich?

Die letzten Worte ſagte Barneck mit bebender Stimme, und ſie wirkten auf das erſtarrte Herz ſeines Freundes. Saldorf drückte ihm die Hand, und ſagte: „ich liebe dich, wie ich ſie liebte! Aber — und wenn die ganze Welt, und wenn das Schickſal ſich dagegen ſetzte: ich muß ſie noch einmal ſehen."

Das ſollſt du, Alexander! Und vielleicht kann ich es möglich machen, daß du ſie ohne Zeugen ſiehſt! —

11.

Das Gewölbe.

Saldorf hatte doch einen Freund, der mit ihm weinte; Eliſe aber ſah um ſich her nur Menſchen mit kaltem, oder ruhigem Geſichte, die ſich mit dem Ceremoniel beſchäftigten, das bei dem Leichenbegängniß der Prinzeſſin Emilie zu beobachten wäre. Sie durfte ihren Schmerz nicht zeigen, wenn ſie nicht verſpottet ſeyn wollte; und ſo nagte er immer tiefer an ihrem Herzen. Der Leibarzt beſuchte ſie, weil die verſtorbene Prinzeſſin ihm ausdrücklich aufgetragen hatte, für die Geſundheit ihrer geliebten Eliſe zu ſorgen. Er fand ſie ernſtlich krank, und unterſagte ihr, die Prinzeſſin noch einmal zu ſehen und bei dem Leichenbegängniſſe zugegen zu ſeyn.

„Herr Leib-Medikus!" ſagte ſie, heftiger als jemals in ihrem Leben: „die Prinzeſſin war meine Freundin. Ich muß!"

Ich verbiete es Ihnen im Nahmen Ihrer verſtorbenen Freundin. Auch läßt der Fürſt es Ihnen verbieten, weil er von mir weiß, daß Ihre Geſundheit angegriffen iſt.

„Der Fürſt hat mir in dieſem Falle nichts zu verbieten." —

Die Verſtorbene ſtand einige Tage auf dem Paradebett, und auch an Saldorf kam die Reihe, die Ehrenwache bei der Leiche zu thun. Er wurde bleich, als der Adjutant ihm die Ordre brachte. — Sie ſehen, ſagte Barneck, er iſt krank.

„Karl," ſagte Saldorf, als er mit ſeinem Freunde wieder allein war; „wie könnte ich Stunden lang an ihrem Sarge ſtehen, ohne ſelbſt zu erſtarren! Nur einen Augenblick, und allein, möchte ich dabei knieen, und dann ſterben!" —

Barneck nahm Verabredung mit dem Kirchner der Schloßkirche, und es traf ſich, daß er an dem Begräbnißtage die Wache an der Kirchthür hatte. Saldorf ging in einem Ueberrocke nach der Kirche, gab im Vorübergehen ſeinem Freunde die Hand, und ſagte: „hier finde ich dich.“ Er drängte ſich durch die Menge, kam endlich hinter das hohe Chor, bis an den Eingang zu dem Gewölbe, und hatte nichts in ſeiner Seele, als das Bild der holden Entſchlafnen.

Auf einmal ſchreckte ihn der Donner des Geſchützes aus ſeinen Träumen auf; es war ihm, als ſollte die Erde in Trümmer zerfallen. Nun hörte er die Trauer-Muſik, bald ſanft, bald in jammernden Tönen klagen. Da brachen endlich Thränen aus ſeinen Augen, und milderten ſeinen quälenden Schmerz zu verzagender Wehmuth.

Endlich wurde der Sarg langſam um die Pfeiler weg in das tiefe Gewölbe hinabgetragen. Der Kirchner fragte im Vorübergehen leiſe: ſind Sie Herr von Saldorf? Warten Sie nur noch ein Weilchen. — Die Träger kamen aus dem Gewölbe zurück, und ihnen folgte bald der Kirchner, der ſich wieder näherte, und leiſe ſagte: nur noch eine

Viertelſtunde. Die Kirche muß erſt leer ſeyn; dann will ich die Thüren verſchließen. Saldorf hörte nicht, was der Mann ihm ſagte, und ging, als er noch eine Weile gewartet hatte, wie träumend in das Gewölbe hinunter. Sein Auge blickte umher, und zu ſeinem Erſtaunen war Emiliens Sarg ſchon offen. Er trat zitternd näher, ſtand lange ſchweigend da, knieete endlich neben dem Sarge nieder, und ſagte leiſe: „O, daß dieſes Herz nicht länger ſchlägt! . . . O, könnte ich das Leben aus meiner Bruſt in die deinige hauchen! Wie gern wollte ich erſtarrt hier liegen, wenn du nur ſagteſt: er ſtarb für mich! O warum, furchtbarer Gott, warum mußte der Tod der Erde ihre Krone entreißen! warum Emilien! . . . Du Heilige, nun nenne ich dich Emilie; nun darf ich dir ſagen, daß ich dich liebe; nun darf ich deine Hand faſſen; nun biſt du mein! . . . O, du warſt zu edel, zu gut für die Liebe eines ſterblichen Herzens! Ich will deine Hand nicht berühren; nur dieſe Blume von deinem Herzen will ich nehmen!” —

Er ſtreckte die zitternde Hand aus, und zog ſie erſchreckend zurück; denn neben der Blume lag eine Scheere, und eine Locke, nicht von Emiliens Haar. Schnell nahm er die Scheere, als wollte er eine Locke von dem Haar der Todten abſchneiden. „Doch nein!“ ſagte er; „ich will nichts, als meinen ewigen Schmerz um dich!“ Er betrachtete ſie wieder lange und ſtarr, und ſeine Blicke wurden immer wilder. „Todt! todt!... O, da der Himmel dieſes Herz zerbrach — was ſoll ich länger auf der öden Erde, wo nur Sterbende die Todten beweinen! Was iſt denn das Leben? Ein langer Seufzer. Nun, ſo kürze ich ihn ab, und werde glücklich!... Dieſes ſpitze Eiſen einen Zoll tief in meine Bruſt . . .“ —

Unglücklicher! unterbrach ihn eine ſanfte Stimme, und die Scheere war ſeiner Hand entriſſen. Salhorſ ſah ſich um, und neben ihm ſtand in einem ſchwarzen Kleide eine weibliche Figur mit blaſſem Geſichte, die ſeine aufgeregte Phantaſie im erſten Augenblick für eine Erſcheinung hielt. Eliſe —

ſie war die Geſtalt — erholte ſich zuerſt von ihrem Schrecken, und ſagte nun: auch Sie liebten die Selige? Ich war ihre Freundin.

„Freundin?“ Er kam wieder zu einiger Beſinnung. „Alſo ihre Eliſe? O, Gräfin! was wollen Sie hier? mit ihr ſterben?“

Ich wollte meine Emilie noch einmal ſehen, antwortete Eliſe furchtſam. Und wer ſind Sie?

„Ich heiße Saldorf. O, Gräfin! nur wir liebten ſie; ſonſt niemand auf der Erde. Und ſie, die wir beweinen, liebte ihre Eliſe, und nannte ſie: die Seele ihrer Seele! Wie glücklich waren Sie, und wie glücklich ſind Sie noch! Sie durften dieſe nun kalten Hände küſſen, durften ſie mit Ihren Thränen benetzen, durften ſagen: lebe wohl, die du mich liebſt!“

Das that ich; ja, das that ich! — Sie beugte ſich über Emiliens Geſicht, küßte die kalten Lippen, und ſagte, mit ſanften Thränen: leb wohl, Emilie, die du mich liebteſt!

Saldorf küßte ſchweigend das Gewand

der Todten. Eliſe nahm eine Blume aus dem Sarge, und ſagte: Herr von Saldorf, ein Andenken an dieſe Nacht, und ein Beweis meiner Hochachtung! — Beide ſahen einander wehmüthig an. Jetzt hörten ſie die Stimme des Kirchners, blickten noch einmal auf die geliebte Entſchlafne, verließen das Gewölbe, und gingen matt und ſchweigend die Treppe hinauf.

Der Kirchner warf hinter ihnen die Thür des Gewölbes zu. „Auf ewig!“ ſagte Saldorf. Auf ewig! wiederholte Eliſe mit bebender Stimme. Saldorf faßte ihre Hand. „Und ſie hat ihr Verſprechen erfüllt, die ſchöne Seele! Sie verſprach mir die Bekanntſchaft ihrer Freundin Eliſe. O, wir gehören zuſammen, die wir allein ſie liebten! Das Andenken an dieſe Stunde erlöſche nie in Ihrer Seele!“

Niemals! Und wir alle finden uns wieder. — Sie drückte ihm die Hand, und ging durch eine Seitenthür, bei der ihr Wagen hielt.

Barneck erwartete ſeinen Freund vor der

Kirche. Nun komm, Alexander, an mein Herz! Ich will dich tröſten, und mit dir weinen. —

Eliſe war auf eben den Gedanken gekommen, wie Saldorf, die Entſchlafene im Gewölbe noch einmal zu ſehen. Sie hatte eine Locke von ihrem Haar auf Emiliens Bruſt gelegt, und wollte eben wieder gehen, als Saldorf in das Gewölbe kam. Schnell trat ſie in den dunkelſten Schatten, bis der Fremde weggegangen ſeyn würde, von dem ſie glaubte, daß ihn nur Neugierde hergeführt hätte. Sie erſchrak, als er bei dem Sarge niederknieete, und noch mehr, als ſie die Verzweiflung in jedem ſeiner Worte hörte. Wer iſt der Mann, dachte ſie, der für Emilien ſterben würde? Hat ſie mir ein ſolches Geheimniß verborgen? Jetzt hörte ſie die Worte: „nun darf ich dir ſagen, daß ich dich liebe; nun darf ich deine Hand faſſen; nun biſt du mein!“ Ihre ganze Aufmerkſamkeit heftete ſich auf den Mann, der ihre Emilie ſo glühend geliebt hatte. Sie entriß ihm die Scheere, und erſtaunte, daß er ihren Nahmen wußte. So wie er ſeinen Nahmen nannte, dachte ſie an den leiſe, doch wiederholt, geäußerten Wunſch ihrer Freundin, und hörte ſie ſagen: „ich meine mehr!“

Dieſer Mann würde ihr werth geweſen ſeyn, und wenn ſie auch noch gar nichts von ihm gewußt hätte. Er berührte ja nicht einmal die Hand der Entſchlafnen: ſo voll Ehrfurcht, ſo rein war ſeine Liebe! Sie hätte ihn ſchon jetzt mit den Gefühlen einer Schweſter umfaſſen, und ihn „mein Bruder“ nennen können. Es freute ſie, als er ſagte, daß Emilie ihm ihre Bekanntſchaft verſprochen hätte. Sie drückte ihm mit dem ſchönen Vertrauen einer reinen Seele die Hand, und dachte heute eben ſo oft an ihn, als an ihre Emilie. Ihr Wunſch, ſich die Achtung, die Freundſchaft, das Vertrauen eines ſo edlen Mannes zu erwerben, und ihm Emiliens Verluſt zu erſetzen, war nicht das Gefühl eines weiblichen Herzens, ſondern eines rein menſchlichen. Sie dachte aber mit Unmuth daran, daß es ihr ſchwer ſeyn würde, ihn wieder zu ſehen, und daß ſie ihre Achtung für ihn wie ein Verbrechen würde verbergen müſſen. Doch, es war ihr feſter Entſchluß, keine Gelegenheit, wo ſie ihn ſehen könnte, zu vermeiden. Seine Freundſchaft war ja ein Vermächtniß ihrer geliebten Emilie. Sie konnte jetzt faſt nie an ihre Freundin denken, ohne ſich zugleich auch ſeiner zu erinnern.

Saldorf dachte viel ſeltner an Eliſen, und immer nur mit einer gewiſſen unangenehmen Empfindung, weil ſie in dem Hauſe von Menſchen lebte, die ihm verächtlich waren. Deſto öfter dachte er aber, und mit noch größerer Achtung, als vorher, an Emilien. Der Fürſt ließ Abſchriften von einigen ihrer Papiere machen, welche die Gefühle und Gedanken der reinſten und edelſten Seele enthielten. Auch Saldorf bekam von unbekannter Hand eine ſolche Abſchrift, und war unzufrieden darüber, daß ein anderer Menſch als er, Eliſe, und höchſtens Barneck, dieſe Papiere geſehen hatte. Barneck ſagte, als er ſie geleſen: Alexander, jetzt weiß ich, wie dir iſt. Ich begriff deine Verehrung für die Himmliſche nicht; denn die Paar freundlichen Worte, die ſie dir geſagt hatte, verdienten ſolche Anbetung doch kaum. Doch jetzt? Alexander, ich glaube, der Körper mußte von ihr abfallen, wie der Nebel von einem Hügel in der Morgenſonne; denn ihr Geiſt hatte ſchon alle Bande, durch die ſie an die Erde, an das Leben, an den Körper gefeſſelt war, zerbrochen. Sie erhob ſich, und die Aſche fiel ab von der entſchwebenden Seele. — —

Der Fürſt fand unter den Papieren ſeiner Schweſter auch ein Päckchen Briefe von Eliſen. Er las einen davon, um zu ſehen, was ſie enthielten; er las noch einen, um zu ſehen, ob auch der eben ſo ſchön ſey, wie der erſte; er las ſie alle, weil jeder der reinſte Abdruck einer ſchönen Seele war und ihn auf den nächſtfolgenden begierig machte. Nun erſt konnte er ſich Eliſens tiefen Schmerz, und ſeiner Schweſter große Liebe zu ihr erklären. Er ſchickte ihr die Papiere mit einem Geſchenke von Werth, und ſchrieb ihr dabei: es thue ihm leid, daß er nicht das Recht habe, mit den Papieren ſeiner Schweſter auch dieſe Ergießungen der ſchönſten Seele bekannt zu machen. „Ich bitte Sie,“ ſagte er weiter, „die Oberhofmeiſterin meiner jüngſten Schweſter (eines Mädchens von acht Jahren) zu werden. Aus Ihren Briefen, edle Gräfin, habe ich geſehen, daß mein Hof nichts hat, was ich Ihnen zur Belohnung anbieten könnte. Sie ſollen daher gänzlich Ihre Freiheit behalten, in Emilienbrunn, dem Lieblingsaufenthalte Ihrer verſtorbenen Freundin, wohnen, und, wenn es Ihnen ſo lieber iſt, dort auch den Winter hindurch leben dürfen. Ich möchte meiner Schweſter Auguſte gern um jeden Preis das Glück verſchaffen, in der Folge eine ſo unſchätzbare Freundin zu haben.“ — Eben dieſen Wunſch äußerte er auch gegen den Oberhofmeiſter mündlich; und dieſer verſicherte, daß ſeine Nichte ſich glücklich ſchätzen würde, den Befehl Sr. Durchlaucht zu erfüllen.

Eliſe ſchwankte, ehe ſie einwilligte, da ſie nur ungern mit dem Hofe in Verbindung trat; doch die Ausſicht, an eben dem Orte zu leben, den Emilie durch ihre Vorliebe geheiligt hatte, war ihr allzu reitzend. Der Oberhofmeiſter wußte gar nicht zu begreifen, wie man ſich nur einen Augenblick beſinnen könne, wenn der Fürſt wünſche. Ihre Stiefmutter befahl; Amelie und Eduard redeten ihr zu: jene, weil ſie ein Mädchen, das ſie verdunkelte, gern aus ihrer Nähe weg haben wollte; dieſer, weil es ihm lieb war, daß ſeine künftige Gemahlin nun in die genaueſten Verhältniſſe mit dem Hofe kommen ſollte. Sie nahm den Antrag endlich an; doch mit der Bedingung, daß ſie ihre Stelle aufgeben dürfe, ſobald ſie Urſache habe zu glauben, daß ſie für die Bildung der Prinzeſſin nicht mehr nützlich ſey. Der Fürſt bewilligte das, und Eliſe zog nun nach Emilienbrunn, dem ſchönen Landhauſe unweit der Reſidenz. Hier dachte ſie endlich wieder ſehr lebhaft an Saldorf, doch nicht eher, als bis ſie den Plan zu einem Monumente entworfen hatte, das ihrer geliebten

Emilie, mitten in dem Lieblingsboſket derſelben, errichtet werden ſollte. Sie wünſchte, ihn wiederzuſehen, und fand ſich ein wenig beleidigt, daß er ſich gar nicht um ſie bekümmerte.

Saldorf wußte nicht, daß Eliſe Oberhofmeiſterin geworden war und jetzt in Emilienbrunn lebte. Wie hätte er es auch erfahren ſollen, da er ſeinem Barneck die Bekanntſchaft mit ihr verſchwiegen hatte? Es war ſeine feſte Ueberzeugung, daß der Freund dem Freunde nicht jedes Geheimniß mitzutheilen brauche. Er warf ſich, wenn ihm ein Geheimniß zu ſchwer wurde, wohl mit Heftigkeit an Barnecks Bruſt, und fand ſich dadurch erleichtert. Barneck ſagte dann: brüteſt du wieder über deiner Wunderwelt? Doch er fragte nicht weiter.

18.

Die Beſuche.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen ging Saldorf ganz früh den Weg nach Emilienbrunn, das er auch im vorigen Jahre ſchon zuweilen beſucht hatte, und trat mit einer wehmüthigen Freude in den Wald, deſſen junges, lichtes Grün im Sonnenglanze ſpielte. Er wollte nach dem Plätzchen, das ihm am meiſten gefiel, konnte es aber nicht finden, weil er nie auf Wege achtete. Endlich folgte er ungewiß einem Schlangenpfade, der ihn aus der dichteren Waldung in den helleren Schatten blühender Geſträuche brachte. Jetzt ging er raſcher; denn er hörte einen Bach rauſchen, der ihn ſchon ſonſt an ſein Lieblings-Bosket geführt hatte. Bald ſah er den Eingang; und als er hinein trat, ſtand er vor Eliſen, die ihn ſchon kommen geſehen, und ihn mit einem ſanften Lächeln empfing.

Ihr Anblick überraſchte ihn. Bis jetzt hatte er von Eliſen das Bild einer bleichen, kummervollen, abgezehrten Geſtalt in ſeiner Phantaſie; und nun ſah er eine edle Geſtalt, mit der lieblichſten Röthe auf den ſchönen Wangen. Doch er erkannte ſie augenblicklich, ſo wie ſie ihn, obgleich ſein Gang jetzt männlich feſt war, ſein edles Geſicht den Charakter des Muthes hatte, und ſein Auge blitzte. Willkommen! ſagte ſie lächelnd. Wir treffen uns immer, wo Emilie iſt! Dies war der Aufenthalt ihrer Ruhe, wenn ſie allein ſeyn wollte, ihr Lieblingsplatz. „Es iſt auch der meinige," ſagte er; und ſie verſicherte daſſelbe. Nun ſprachen Beide von ihrer hingeſchiedenen Freundin, und bald bemerkte Saldorf, daß Eliſe jetzt hier in Emilienbrunn wohnen müſſe. Sie ſagte ihm ihr Verhältniß in einigen Worten; dann aber waren ſie ſogleich wieder bei der geliebten Todten. Saldorf ſprach von ihr mit großer Innigkeit; doch hörte Eliſe in ſeinem Geſpräch den Liebhaber nicht mehr. Sie fragte ihn, wie er mit der Prinzeſſin bekannt geworden wäre; und nun erſt fiel ihm ein, daß Eliſe ſie zu ſeiner Beſchützerin gemacht hatte. Er dankte ihr, doch ohne nach dem Zuſammenhange zu fragen: eine Feinheit, die ſie ihm nach Verdienſt anrechnete.

Sie erkundigte ſich nach ſeinem Freunde; und nun ſprach er mit eben der Innigkeit, mit eben dem Entzücken, von Barneck, wie von Emilien. Er verglich Beide mit einander, und ſagte, warum und wie er ſie Beide liebte. Eliſe ſah nun, daß ſie ſich in ihrer Meinung von ſeiner Liebe zu ihrer Freundin gänzlich geirrt hatte, und daß dieſe Liebe ſonſt nichts geweſen war, als der Enthuſiasmus einer ſchönen Seele für das Schöne und Gute, das Gegenbild ihrer eigenen Liebe zu ihrer verſtorbenen Freundin. Sie brachte das Geſpräch auf ihre Couſine Amelie; und Saldorf ſprach von dieſer kalt, gleichgültig, ohne eine Spur von Empfindlichkeit zu verrathen. Ihre Achtung für ihn vergrößerte ſich; doch in ihrem Betragen gegen ihn wurde ſie etwas fremder: denn er ſagte kein Wort, das ſie an Emiliens Wunſch erinnern konnte, und bewarb ſich um ihre

Freundſchaft, als ſähe er ſie jetzt zum erſten Male.

Eliſe mußte endlich das Geſpräch abbrechen, weil ihre Pflicht ſie zu der Prinzeſſin Auguſte rief. Sie ſagte beim Abſchiede: ich hoffe, Sie öfter hier zu ſehen, hier, wo uns Emiliens Schatten gewiß umſchwebt.

Saldorf blieb noch lange in dem Boskét, und genoß ſeines eigenen Herzens ruhiger, als je. Seine Seele erheiterte ſich, und er nahm in ſeinem Geſichte ein Bild der lachenden Natur, die ihn hier umgeben hatte, mit nach Hauſe.

Barneck konnte nicht aufhören, das heitre Geſicht ſeines Freundes zu betrachten. Du mußt, ſagte er, im Traum einen Engel geſehen haben. — „Wachend, guter Karl!“ erwiederte Saldorf, und er wurde noch heiterer, weil er nun auf einmal fühlte, wem er die Ruhe ſeiner Seele verdankte.

Glücklicher hatte ſich Barneck nie gefühlt, als jetzt; denn die Heiterkeit ſeines Freundes wurde immer geiſtiger, immer ruhiger, immer ſeliger. Siehſt du nun wohl, Alexander, wie ſchön das Leben ſeyn kann? daß es lichte Stellen auf der Erde giebt, wo dir Paradieſe blühen, die kein drohender Cherub bewacht?

Alexander lächelte. „Mein Herz iſt unerſättlich. Verzeihe mir."

Ich weiß ja, was du ſuchſt, Alexander. Gott gebe, daß du es findeſt! Ich will ja gern mit deiner Seligkeit zufrieden ſeyn.

Dieſe Worte fielen auf Saldorfs Herz. Er liebte Eliſen nicht, wie er Amelien geliebt hatte; aber er wünſchte, ſie zu lieben, und von ihr geliebt zu werden. Als er wieder nach Emilienbrunn hinaus ging, fand er Eliſen bei den Arbeitern, die das Denkmahl für ihre Freundin ſetzten: eine Urne von weißem Marmor, und auf dem Piedeſtal der Nahme: Emilie; nichts weiter. Er lächelte Eliſen zu; denn der Nahme enthielt ihm alles.

„Man hat mich getadelt," ſagte Eliſe, auf den Nahmen zeigend; „und vielleicht mit Recht. Ich dachte bei der Wahl der Inſchrift nur an mich und — an Sie, Herr von Saldorf, ſetzte ſie ohne Affektation hinzu. Nur mein und Ihr Herz fragte ich; und da ſchien es mir, als müßte weiter nichts an dem Monumente ſtehen; ja ſogar der Nahme ſchien mir noch zu viel. Was hätte es überhaupt eines Monuments bedurft, wenn nicht der Menſch ſo gern ein ſinnliches Zeichen ſeiner tiefſten und bleibendſten Empfindungen hätte? Und warum das wohl? Fürchtet er ſich, alles zu vergeſſen? Fürchte ich, daß ich hier ſitzen könnte, ohne an Emilien zu denken, wenn der Stein, der Nahme mich nicht an ſie erinnerte? Warum kann uns eine Blume, eine Haarlocke, ein Schattenriß, ein Portrait von einem geliebten Menſchen mehr begeiſtern, als ſein Andenken?" Saldorf konnte ſich nicht entſchließen, dieſes Selbſtgeſpräch zu unterbrechen. Als ſie ſchwieg, ging ſie mit niedergeſchlagenen Augen neben ihm, als ob ſie in ihrer Seele die Antwort auf ihre Fragen finden wollte; und zugleich trat ein Zug von Betrübniß, von tieferer Trauer, als ihre laut geäußerten Gedanken verurſacht haben konnten, in ihr Geſicht. — „Trennen!“ hob ſie leiſer, und mit bewegter Stimme wieder an: „wie leicht! wie bald!“ Und nun blickte ſie, in die Wolken.

Saldorf glaubte, ſie dächte an Emilien, und ſagte: ja, ſchnell legt ſich die kalte Hand des Todes zwiſchen zwei liebende Herzen!

„Oder die noch kältere Hand der Menſchen.“

Kann ein Menſch liebende Herzen trennen?

Eliſe antwortete nicht, und gab ihm, mit einer bedeutenden Bewegung, eine frühe Roſe, die ſie in der Hand hielt.

Saldorf glaubte ihre Bewegung zu verſtehen. Ein Andenken des heutigen Tages ſoll mir dieſe Blume ſeyn; doch nicht ein Andenken an die Gräfin Forſting.

„Des heutigen Tages! Wann iſt der morgende in unſrer Gewalt?“

Iſt es doch, als wollten Sie jetzt auf ewig von mir ſcheiden; als wäre dieſe zu früh gebrochene Blume Ihr Lebewohl, und ein

ein Bild unſerer Bekanntſchaft. Gräfin, muß ich Sie ſo verſtehen?

„So meinte ich es nicht," ſagte ſie erröthend. „Aber es wäre doch möglich, daß ich dieſes ſchöne Plätzchen, die Freude meines Herzens, verlaſſen müßte. In ſtiller Trauer gab ich Ihnen die Blume, als ein Andenken unſrer kurzen Bekanntſchaft."

Kurz und unvergeßlich. Es bedarf keines Steins, keines Rahmens. Mein Andenken an wenige, aber ſehr glückliche Stunden, wird mich immer an den Nahmen Eliſe erinnern. — Sie erröthete noch ſtärker, und that eine ablenkende Frage. Er antwortete nach einem kurzen Zögern ruhig, und das Geſpräch war abgebrochen. Nun wollte er gehen. „Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, Herr von Saldorf," ſagte ſie traurig.

Das wollten Sie gewiß nicht, erwiederte er treuherzig. Verzeihen Sie mir nur, daß ich die zartere Empfindung des weiblichen Herzens nicht genug ehrte.

Sie verbeugte ſich mit einem ſchönen Blicke der Dankbarkeit, und verließ ihn. In der That hatte ſie, durch ihr Herz überraſcht, etwas Aehnliches von dem gedacht, was Saldorf vermuthete. Sie fürchtete die Möglichkeit, in Kurzem von dem Manne getrennt zu werden, den ſie unter allen ihr bekannten am meiſten ehrte, und deſſen aufkeimende Liebe zu ihr ſie in ſeinen zärtlichen Blicken bemerkte; denn ihre Verwandten drängten ſie jetzt mehr als je, daß ſie Eduarden ihre Hand geben ſollte. Sie hatte dieſen bisher verachtet; jetzt aber zitterte ſie vor ihm, und fühlte beſtimmt, daß es ihr ganz unmöglich wäre, mit einem ſo bösartigen Manne zu leben. Und doch war ſelbſt ihr Vater, an den ſie ſich gewendet hatte, der Meinung, daß ſie in ihrem jetzigen Verhältniß keine beſſere Wahl treffen könnte, als ihren Vetter Eduard.

Die arme Eliſe war aber noch von einer andern Seite bedrängt. Der Fürſt kam öfters nach Emilienbrunn, um ſeine Schweſter zu ſehen; und dann verbarg er den Fürſten ſo beſonnen, betrug ſich mit ſo ausgezeichneter Achtung, war ſo aufmerkſam auf Eliſens Wünſche, und erfüllte ſie mit ſolchem Eifer, als ob das Glück ſeines Landes davon abhinge. Eliſe ſah mit großer Unruhe, daß ſeine Güte mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit eines feinen Mannes ſeyn mußte.

Ihr Betragen gegen den Fürſten, das bis jetzt freimüthig geweſen war, wurde nun ehrerbietig und ceremoniös. Er konnte ihr kein Lächeln, keinen Scherz mehr abgewinnen, und ſie auch nie mehr allein treffen. Sie wußte dies ſo natürlich zu veranſtalten, daß der Fürſt nicht an Abſicht dachte, ſondern nur die läſtigen Umſtände verwünſchte. So wollte ſie es fortgehen laſſen, bis der Fürſt müde würde, ſie zu verfolgen, oder Jemanden zu ſeinem Vertrauten machte. In dieſem Falle aber wollte ſie, was auch ihre Verwandten ſagen möchten, ſeine Anträge ſo bekannt werden laſſen als möglich, und ſich zu ihrem Vater begeben, bei dem ſie Sicherheit zu finden, und auch den läſtigen Bewerbungen ihres Vetters Eduard zu entgehen hoffte. Freilich verlor ſie dann aber auch den Umgang mit Saldorf. Hieran dachte ſie bei den Worten: „Trennen? wie leicht! wie bald!“ —

Eduard bemerkte mit Widerwillen, daß Eliſe ihn viel kälter behandelte, als ehemals, und daß der Fürſt öfter nach Emilienbrunn ritt oder fuhr, als gewöhnlich. Er ſann vergebens umher, wodurch ihr Widerwille gegen ihn entſtanden ſey, da ſie doch Anfangs Wohlwollen für ihn geäußert hatte. Um ſich ihre Gunſt aufs neue zu erwerben, beſuchte er ſie oft, brachte ihr Bücher und Muſikalien, ließ an jedem ſchönen Abend in dem Wäldchen bei dem Luſtſchloſſe von Blaſe-Inſtrumenten ihre Lieblings-Melodieen ſpielen, ſtudierte ſtundenlang, wie er ihr auf eine recht feine Art etwas Rührendes ſagen könnte, ſuchte ſich in ihren Ton zu ſtimmen, unterſtützte mit großem Geräuſch ein Paar arme Familien, und ärgerte ſich, daß Eliſe nicht ein Wort über dieſe ſchöne Handlung ſagte, die ſie doch in den öffentlichen Blättern geleſen haben mußte. Als gar nichts helfen wollte, ließ er ſich ein Gedicht auf die verſtorbene Prinzeſſin Emilie machen, das in der That ſehr ſchön war, und eine eben ſo ſchöne Melodie hatte. Sie bat ihn darum, und las es mit naſſen Augen, mit ſchwellender Bruſt und aufs neue brechendem Herzen. „Von wem iſt die ſchöne Elegie?" fragte ſie endlich. Er wollte erſt der Antwort ausweichen; doch als ſie ſtärker in ihn drang, geſtand er, ſie wäre von ihm ſelbſt. Sie glaubte das; denn wie konnte ſie einem Menſchen zutrauen, es ſey ihm möglich, ſo unverſchämt zu lügen! Doch ſchüttelte ſie ein wenig den Kopf, weil ſie nicht begriff, wie Edward dieſe zarten Empfindungen gehabt haben konnte. Er glaubte, ihr Kopfſchütteln ſey Zweifel, und hob an: ich mache nur ſelten Verſe; denn ich liebe es nicht, wenn man die Feder ganz kalt in die Hand nimmt. Aber, liebe Couſine, der Prinzeſſin Tod, Ihr Schmerz darüber, Ihre Thränen, Ihr geheimer Beſuch im Gewölbe . . . (Eliſe erſchrak; erſt jetzt verſtand ſie eine Anſpielung auf dieſen Beſuch in dem Gedichte) . . . wovon ich Zeuge war, fuhr er zögernd fort. — „Zeuge? Sie?" — Ja, ich war

Zeuge der rührenden Scene, als Sie der Prinzeſſin das letzte Lebewohl ſagten. Sie waren ſchwarz gekleidet.

Dieſer letzte Zug, daß er keinen nähern Umſtand angab, als ihre Kleidung, bewies ihr, daß er log, und nun war ſie auch feſt überzeugt, daß die Elegie nicht von ihm ſeyn könne. Von jetzt an gab ſie ſich nur noch wenig Mühe, ihm ihre Verachtung zu verbergen. Er wollte verzweifeln: denn wenn er ſein Ziel nicht bald erreichte, ſo ſah er den Fürſten ſchon als Sieger; und doch knirſchte er mit den Zähnen, wenn er daran dachte, daß dieſes ſchöne Mädchen die Beute eines Andern werden könnte.

Er ſah, daß ſeine Schmeicheleien nichts halfen, und die Muſik eben ſo wenig. Ich könnte mich für ſie zu einem Bettler machen, dachte er endlich; und es hülfe doch nichts. Sie will mich nun einmal haſſen. Nun, ſo nehme ſie es mir nicht übel, wenn ich ihr das Meſſer ein wenig an die Kehle ſetze.

Er ſagte ſeinem Vater: Eliſe ſchiene jetzt ſeiner Liebe geneigter zu ſeyn, und es wäre vielleicht gut, wenn ſie ſähe, daß man Ernſt machen wolle. — Nun bekamen die Domeſtiken eine neue, ſchönere Livree; der eine Flügel des Hotels wurde für den geheimen Legationsrath eingerichtet, und eine glänzende Equipage für ihn angeſchafft. Schon nach einigen Tagen ſagte man in der ganzen Stadt und am Hofe, der junge Zabern werde die Gräfin Forſting heirathen.

Darum alſo! ſagte der Fürſt, die Lippen auf einander preſſend; darum war ſie ſo zurückhaltend! Er klingelte. Ich will heute nicht ausfahren.

Darum alſo, ſagte Saldorf, gab ſie mir die Blume als ein Andenken! Das war alſo die Menſchenhand, die ſich zwiſchen Herzen legt! Ich will ſie ſprechen; ſie muß erfahren, wer dieſer Menſch iſt, in deſſen Hände ſie ihr Schickſal geben will! . . . Aber wenn ſie nun noch gar nichts wüßte, erſt von mir erführe, und am Ende doch gezwungen würde? Ich hätte dann Abſchen gegen den Elenden in ihrer Bruſt erregt und vielleicht ihr ganzes Leben verbittert. —

Aber wenn ſie noch aus den Händen dieſes Teufels zu retten wäre! — Er wollte ſich gern überzeugen, daß er bei dem allen nicht an ſich ſelbſt dächte; doch er mußte am Ende geſtehen, daß ihn Eiferſucht quälte: denn ſolche Erbitterung, ſolchen Durſt nach Rache hatte er noch nie empfunden. Mitten auf dem Wege nach Emilienbrunn blieb er ſtehen. „Iſt Verachtung nicht genug? Warum Haß, warum Erbitterung gegen einen Menſchen, weil er mir in den Weg tritt! Ich ſpielte mit ihm lachend, wie mit einem gefeſſelten Tieger, als er die Unſchuld verführt hatte. Und jetzt, da er weniger will, da er nur will, was ihm allein Eliſe wehren kann: warum möcht' ich ihn jetzt zertreten? . . . Würde ich ihn vielleicht auch dann haſſen, wenn er ein guter Menſch wäre? Nein, bei Gott, nein! Dann würde ich nur Gram im Herzen haben, keine andre Empfindung. Nun, ich will thun, was recht iſt, und alles Andre der gütigen Vorſehung überlaſſen."

Mit offnem Auge ſah er muthig gen

Himmel, und ging ruhiger, zufriedener weiter. „Ich liebe ſie," dachte er; „ſie ſoll es aber nie, oder doch wenigſtens nicht in dieſer Stunde, erfahren." Er ließ ſich bei ihr melden, und ſie empfing ihn auf ihrem Zimmer. „Sie haben ein Geſchäft?" fragte ſie lächelnd.

Ein ſehr wichtiges! . . . Ich ſuche vergebens nach einer Einleitung. Alſo geradezu. Die Stadt ſagt: Sie ſind die Braut des jungen Zabern. Gräfin, ich weiß beſtimmt, daß dieſer Zabern ein Böſewicht iſt. — Nun habe ich mein Geſchäft vollendet.

Sie ſtand lächelnd da, und wußte nicht, was ſie antworten ſollte. Nach einer langen Pauſe ſagte ſie endlich: „ſeine Braut bin ich noch nicht." (Saldorf ſchwieg.) „Es iſt wahr, meine Verwandten und meine Eltern drängen mich, dieſe Verbindung einzugehen; und ich bin Tochter."

Sie müſſen alſo? fragte er, und bot alle ſeine Kräfte auf, ruhig zu bleiben.

„Es wäre möglich, daß mein Weigern mich nicht rettete. Man könnte die Gewalt mißbrauchen, die meine Eltern über mich haben.“ — Sie wurde ein wenig blaß bei dieſem Gedanken, den ſie noch nie ſo lebhaft gedacht hatte, wie eben jetzt.

In Saldorfs Geſichte kämpften alle Leidenſchaften. So weit, ſagte er endlich, darf die Gewalt nicht gehen.

„O, Sie wiſſen nicht, wie weit ſie gehen kann! Wir fühlen das mehr, als die Männer. Schon das Aufſehen, das eine beſtimmte Weigerung macht, gilt an uns für ein Verbrechen. Ich fühle, Herr von Saldorf, daß wir dem häuslichen Frieden, dem einzigen Schutze unſrer Sitten, größere Opfer bringen müſſen, als die Männer. Widerſtand heißt bei dem Manne: Charakter; bei dem Mädchen: Mangel an Weiblichkeit. Was könnte ich thun, wenn die ungerechteſte Gewalt ein ſchweres Opfer von mir foderte? Entfliehen? Das erlaubte die Sittſamkeit meines Geſchlechtes nur dann, wenn man ein Verbrechen von mir foderte. Das fodert man aber nicht; ſondern nur, daß ich unglücklich werden ſoll. Und darf ich mich ſchlechterdings hiergegen weigern? Gewiß nicht!" — Es lief eine Thräne aus ihrem Auge.

Saldorf war ſchon im Begriff geweſen, ihr zu rathen, daß ſie ſich der Gewalt entziehen ſollte; doch er fühlte, daß ſie Recht hatte, und ſchwieg.

Sie blickte zu einem Bildniſſe der Prinzeſſin auf, das im Zimmer hing, und ſagte mit geduldigem Schmerz: „o, wenn du noch lebteſt, du Schutzgeiſt meiner Tugenden; du würdeſt auch der Schutzgeiſt meines Glückes ſeyn, und mich retten!"

Warum nicht ich? dachte Saldorf mit zerriſſenem Herzen; doch er ſchwieg, und ſtarrte vor ſich hin auf den Boden.

„Ich danke Ihnen," hob ſie ſanfter wieder an, „für Ihre ſorgende Freundſchaft; Sie ſehen aber ſelbſt . . . Ich bin indeß nicht ohne Hoffnung. Das wird Sie freuen, da Sie ſo nahen Antheil an meinem Glücke nehmen." Sie verbeugte ſich mit einem ſeelenvollen Blicke. — Saldorf ſtand im Begriff zu gehen. — „Aber," ſagte ſie ſchnell,

„ich bin Ihnen noch etwas ſchuldig.“ Sie nahm aus einer ſchönen Urne Emiliens Haarlocke. „Die ſchenkte mir meine geliebte Emilie, als ein theures Andenken. Ihnen gehört die Hälſte; denn Sie liebten ſie, wie ich.“

Saldorf erwiederte feierlich ernſt: Ihnen war es ein Andenken an Emiliens Verluſt; mir iſt es mehr. Und — gewiß! es ſoll mir mehr ſeyn.

„Mehr? Ich verſtehe Sie nicht, Herr von Saldorf.“

Ich verſtehe Sie. Die Hand der Menſchen trennt ſchmerzlicher, als die Hand des Todes.

Eliſe dachte an ihr neuliches Geſpräch mit ihm, und brach in Thränen aus. Sie wendete ſich ab, um nicht antworten zu dürfen; doch ſchnell kehrte ſie ſich wieder zu ihm. „Herr von Saldorf, ja, es giebt Augenblicke im menſchlichen Leben, die eben ſo ſchmerzhaft, als erhaben ſind. Ja, die Hand der Menſchen trennt ſchmerzlicher, als die Hand des Todes. Leben Sie glücklich!“ — Sie bot ihm die Hand, und verbeugte ſich.

Heilige Vorſehung! rief er jetzt, außer ſich: warum ſollt' ich es nicht ſagen, in dieſem Augenblicke, da ich auf ewig von Ihnen ſcheide; warum nicht ſagen, daß ich Sie unausſprechlich liebe!

„O, verlaſſen Sie mich!“ ſagte ſie, ſchmerzlicher weinend. „Ich bitte, verlaſſen Sie mich!“

Warum ſoll ich, da ich alle Hoffnung verliere, Ihnen nicht ſagen, daß Sie mir das theuerſte Weſen auf der Erde ſind, daß ich Sie liebe, und ewig lieben werde! . . . In freudenloſen Tagen erheitre Sie der Gedanke, daß, weit von Ihnen entfernt, ein guter Menſch nichts anders denkt als Sie, nichts wünſcht als Ihr Glück, und um nichts trauert, als um Ihren Gram. — Er faßte ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Lippen.

„O Gott!“ rief Eliſe nun heftig: „iſt es denn ein Verbrechen, einem edlen Manne zu geſtehen, daß ich ihn liebe? Ja, ich liebe Sie, Saldorf!“ — Sein Schmerz, ſeine ſchweigende Liebe und der Gedanke an eine ewige Trennung von ihm hatten ihr Herz überwältigt.

O, rief er jetzt mit unausſprechlichem Entzücken und Schmerz: und ſollen denn dieſe ſüßen Worte die letzten ſeyn, die ich von Ihnen höre? Iſt denn ſchon jede Hoffnung verloren? Reden Sie; ich bin zu allem kühn genug, und bereit. O, wenn Sie Muth hätten, edle Eliſe!

„Ich habe Hoffnung und Muth.“ — Sie hatte ihre Liebe geſtanden, und war nun auf einmal nicht länger furchtſam. — „Was ich nur kann, mich von dieſer verhaßten Verbindung zu retten, das werde ich thun.“

O mehr! mehr! Vergeſſen Sie den Elenden! Ich bitte Sie um Ihr Herz, und einſt um Ihre Hand, als das ſchönſte und einzige Glück meines Lebens.

„Ich bin die Ihrige,“ ſagte ſie, hold erröthend, und mit niedergeſchlagenen Augen.

Und nun wage es ein Menſch, Gewalt gegen die zu brauchen, die mein iſt! —

Der ſchöne Augenblick, da ihre Lippen einander zum erſten Male berühreten, goß ſeine Seligkeit in ihre Herzen. Sie waren glücklich, ſahen die Zukunft jetzt nur in roſenfarbenem Lichte, oder hatten doch Muth genug, ihr entſchloſſen entgegen zu gehen; denn ſie nannten einander: mein Geliebter! meine Geliebte! — Sie gingen erſt ſpät aus einander, ohne wieder an Eduard gedacht zu haben.

Eliſe war ein neues Weſen geworden. Sie erklärte ihrem Vetter Eduard, ſobald ſie ihn wiederſah, beſtimmt und kalt, daß er nie auf ihre Hand rechnen dürfe. Er wollte ihr ſeine Liebe durch Schmeicheleien, durch die niedrigſte Unterwürfigkeit zeigen; doch dadurch wurde er ihr nur immer verächtlicher. Der Oberhofmeiſter ſprach endlich mit ihr; ſie wiederholte aber ihr Nein eben ſo beſtimmt. Er ſah ſie unwillig an; denn ein ſo gerades Nein hatte bis jetzt noch Niemand gegen ihn gewagt. Nichte, fragte er, worauf rechnen Sie, daß Sie mir ſo antworten? Ich will, und werde Mittel finden, meinen Willen durchzuſetzen. Von jetzt an haben Sie es mit mir zu thun.

Eduard ſtellte Eliſen vor, welche Folgen der Zorn ſeines Vaters, eines ſo herrſchſüch tigen und rachgierigen Mannes, haben könnte. Sie antwortete ruhig: „ich fürchte ihn nicht. Glauben Sie denn wirklich, daß ich ſo ganz ohne allen Schutz bin? Ich will nicht; und — nun wage man es, Gewalt gegen mich zu brauchen!"

Eduard ſchwieg. Ihm fiel ſogleich der Fürſt ein; denn nur auf deſſen Schutz, glaubte er, könne die furchtſame Eliſe ſo trotzen. Er knirſchte vor Wuth mit den Zähnen, wenn er an dieſen furchtbaren Nebenbuhler dachte.

Als er von ihr Abſchied nahm, beſchwor er ſie noch, einer Verbindung nicht entgegen zu ſeyn, die das Glück zweier Familien machen würde. Sie wendete ſich unmuthig von ihm ab, und es koſtete ihr Mühe, ihm nicht etwas Hartes zu ſagen.

Er ging mit Gift im Herzen durch den Park. Wie konnte ein Menſch von ſeinem Charakter hoffen, daß ein Mädchen den Bewerbungen eines Fürſten widerſtehen würde? Zum Teufel! ſagte er endlich, beinahe laut: wo habe ich Augen und Ohren gehabt?

Daß

Daß der Fürſt ſie aus unſerm Hauſe hieher brachte — o, der verdammte Liebeshandel war ſchon früher im Gange! Die Heuchlerin! da haben wir wieder eine von den Heiligen! Sie zieht hieher, — ich möchte raſend werden! — von uns über[illegible]t, halb gezwungen; und eben hier, in dieſem Gebüſchen, wo ſie von ſo wenigen Menſchen umgeben iſt, und nur von Menſchen, die ſie alle ſelbſt gewählt hat und die von ihr abhangen: hier ſpielt ſie die doppelte Rolle einer Heiligen und einer Maitreſſe. Aber, bei allen Teufeln! ſoll ich dich nicht lieben, ſo will ich dich haſſen, und mich rächen, wenn auch tauſend Fürſten deine Beſchützer wären. Wie mag ſie hohnlachen! wie mit giftigem Spott über mich triumphiren! Doch ich will mit dem Fürſten theilen, oder die Heuchlerin hinter ihrem Nonnenſchleier hervorziehen. Das iſt die Tugend! ſo ertappt man ſie täglich und ſtündlich!

Nach und nach kühlte ſich ſein Blut ab. Nun fand er, daß ſeine Vorausſetzung, Eliſe ſey des Fürſten Maitreſſe, ſo ganz unzweifelhaft gewiß wohl noch nicht wäre. Aber auf weſſen Schutz kann ſie mit dieſer feſten, ſchon im voraus triumphirenden Zuverſicht rechnen? Iſt ſie des Fürſten Geliebte noch nicht, ſo muß ſie es doch bald werden; denn — lebt ſie in Emilienbrunn nicht wie die Fürſtin? Läßt ſie nicht im Park niederhauen und pflanzen, wie ſie will? Geht ſie nicht mit der kleinen ſo ſtolzen Prinzeſſin um, als wäre es ihre Untergebene? Und ihre Garderobe, ihr Schmuck, und die theuern Möbel! Ja, ſie iſt ſchon erkauft. Aber — iſt ſie es, hat ſie mich betrogen — und von jetzt an ſoll kein Vogel nach Emilienbrunn, ohne daß ich es erfahre — O, die hölliſche Furie, die Eiferſucht! So hat ein Andrer als ich an ihren Lippen geſchwelgt, und ich muß lächelnd, demüthig dabei ſtehen! Für mich will ſie die Keuſchheit ſelbſt mit dem Nimbus einer Heiligen ſeyn, und ihm iſt ſie die lüſterne Buhlerin. Was Fürſt! hier iſt er mir gleich! Und doch muß ich ſchweigen, und lächeln. Aber ich will belohnt ſeyn, oder die Heuchlerin ſoll zittern!

Er ſagte ſeinem Vater: es würde wohl nicht rathſam ſeyn, gewaltſame Maßregeln gegen Eliſen zu ergreifen.

„Haſt du mir vorzuſchreiben? Sey du nach Belieben zahm; du biſt ihr Liebhaber. Ich aber bin Oheim; und ſie ſoll!"

Darf ich Sie erſuchen, mein theurer Vater, daß Sie Sich herablaſſen, mir Ihre Plane mitzutheilen?

„Die ſind ja leicht zu begreifen. Ihre Eltern wollen, und ich will. Ein Befehl des Fürſten, den er mir nicht abſchlagen wird, und . . ."

Des Fürſten? Und wenn nun gerade der es wäre, auf deſſen Schutz Eliſe rechnete? Wenn nun der Fürſt . . .?

„Du biſt ein Narr, junger Menſch! — Aber, mein Sohn — Eduard — laß doch hören. Es wäre freilich wohl möglich. Sag doch: was meinſt du denn?"

Eliſe iſt ſchön, und der Fürſt beſucht jetzt Emilienbrunn ziemlich oft ganz in der Stille, die er ſonſt doch gar nicht liebt.

„Du eröffneſt mir da eine Ausſicht, Eduard . . . Freilich müßten dann die gewaltſamen Maßregeln fürs erſte wegbleiben.“

Und wenn es nun wäre, lieber Vater: wie würden Sie Sich in dieſem Falle benehmen?

„Ein intrikater, kritiſcher Punkt, mein Sohn! Sie iſt meine Nichte. Ich befehle dir, das Geheimniß nicht über deine Lippen kommen zu laſſen. Beſonders verſchweig es deiner Mutter und Amelien! . . . Und was denkſt du denn von Eliſen?“

Sie iſt ein Mädchen, Vater, und der Glanz des Thrones kann auch eine Heilige blenden. Ich hoffe indeß, es ſoll noch Zeit ſeyn, die Ehre unſeres Hauſes und die meinige zu retten. Eliſens Eltern müßten, dächte ich, verlangen, daß ſie zurückkehren ſollte. Wenn ſie zu Hauſe ankäme, fände ſie mich ſchon da. Eine ſchnelle Verheirathung mit mir, die ihr Vater, bei der Gefahr, in der ihre Ehre ſchwebte, erzwingen könnte, und würde. Sie wäre dann meine Gemahlin, und die Ehre unſeres Hauſes geſichert.

„Hm! ein Fall, der ſeine großen Schwierigkeiten hat. Dann wäre ſie deine Gemahlin, und der Fürſt höchſt wahrſcheinlich dein Feind."

Wenn wir gar nichts bemerken, von nichts zu wiſſen ſcheinen, und den Fürſten gänzlich aus dem Spiele laſſen . . . Er beobachtet doch immer den Anſtand, und bis jetzt vermuthet Niemand etwas. Wenigſtens hat er keine Beleidigung der Ehrfurcht an mir zu rächen, wenn ich nicht weiß, daß er mein Nebenbuhler iſt. Ich bin überzeugt, mein Vater, Sie fühlen eben ſo beſtimmt, wie ich, daß durch ein ſolches Verhältniß unſre Familie entehrt ſeyn würde.

„O gewiß, mein Sohn, gewiß! Nur — wird Eliſe als deine Gemahlin der Leidenſchaft des Fürſten weniger ausgeſetzt ſeyn?"

Sie iſt dann meine Frau, und kennt ihre Pflichten. Auch werde ich ſie wohl zu hüten wiſſen.

„Freilich wohl! Du haſt im Ganzen Recht. Aber würde dich das gegen die Ungnade des Fürſten ſichern, wenn ſeine Liebe fortdauerte?"

Das wäre der ſchlimmſte Fall, mein Vater. Doch, iſt Eliſe meine Frau, ſo bin ich glücklich genug, mich um den Unwillen des Fürſten eben nicht viel zu kümmern.

„Das klingt erhaben, Eduard, doch in deinem Munde höchſt ſeltſam. Ich ſehe, es iſt kein Menſch, der nicht zuweilen einen Anfall von Narrheit hätte, einer ſentimentalen Romanen-Narrheit. Nach einem Jahre würdeſt du deiner Frau überdrüßig ſeyn. Du wäreſt vom Hofe verwieſen, und müßteſt, um nur nicht vor langer Weile zu ſterben, ein Fuchsjäger werden. Wie denn da?"

Sie denken ſich immer das Schlimmſte! Aber Sie ſehen, mit welcher Leidenſchaft ich Eliſen liebe, da ich alles für ſie wage. O, wenn die Undankbare das nur wüßte!

„Mein Sohn, das will behutſam überlegt ſeyn, und feiner angegriffen werden, als nach deinem Plane. Fürs erſte müſſen wir Gewißheit haben, ob der Fürſt die Gräfin wirklich liebe; denn am Ende iſt es wohl gar eine bloße Grille von dir."

Eduard wollte beweiſen, daß ſein Verdacht höchſt wahrſcheinlich wäre; ſein Vater aber ſtreichelte ihm die Wange, und ſagte in jeder Pauſe: „eine Grille, mein guter Sohn! eine bloße Grille der Eiferſucht!“

Nun denn, ſagte Eduard zuletzt: laſſen Sie es eine Grille ſeyn; dann iſt ja mein Plan um ſo leichter auszuführen.

„Ich bin nicht gewohnt, mein Sohn, mir Plane vorſchreiben zu laſſen, und befehle dir, deine Grille als ein Staatsgeheimniß zu verſchweigen.“ —

Eduard war ſehr erbittert. Zwar wußte er ſchon zuvor, daß ſein Vater die Sache mit andern Augen anſehen würde, als er; doch hatte er gehofft, durch Erinnerungen an die Ehre des Hauſes auf ihn zu wirken. Und nun war er ſich ganz allein überlaſſen! Er hatte gegen den mächtigen Fürſten und gegen Eliſens Widerwillen zu kämpfen; aber dennoch, was es auch koſten möchte, wollte er ſiegen.

13.

Die Kabale.

Der Oberhofmeiſter nahm einen goldenen Zahnſtocher aus ſeinem Etui, um nachzudenken. Er hatte mit dem Fürſten zu thun, aber auch mit ſeinem hitzigen Schwager, der in dem Punkte der weiblichen Ehre ſehr bürgerlich dachte, und die Maitreſſe eines Fürſten ungeſcheut eine Hure nannte; ferner mit der Leidenſchaft ſeines Sohnes, und endlich mit der Ehre ſeiner Familie. Mit der letzten wurde er am leichteſten fertig. In den unchriſtlichen Ländern, dachte er, heirathet man ja ohne Kopulation. So wenig ein Türke ſich trauen zu laſſen braucht, eben ſo wenig braucht es ein Fürſt. Ueberdies — Eliſe iſt ja nur die Stieftochter meiner Schwägerin. Und habe ich ſie dem Fürſten angetragen? Es macht ſich alles ganz ohne mein Zuthun. Ich ziehe ja nur Vortheil aus einer Sache, die ich nicht hindern kann. Meinen hitzigen Schwager laſſe ich fluchen, ſo viel er Luſt hat. Was er thut, geht mich nichts an. Und ich denke, wenn die Sache erſt einmal geſchehen iſt, wird er wohl aufhören zu fluchen. Mein Sohn iſt ein Narr, und der Fürſt der Fürſt. . . . Es trifft ſich doch ganz vortrefflich, daß ich bei der ganzen Sache unthätig bleiben kann, wie es mir beliebt! Entweder iſt die Sache ſchon richtig, wie ich faſt glauben muß, da Eliſe ſchon mit dem Fürſten drohet; oder ſie geſchieht noch: und dann mag mein Schwager ſeine Tochter immerhin zurückfodern. Der Fürſt oder Eliſe wird mich bitten, ſie hier zu behalten. Recht gern, Ew. Durchlaucht; denn es wäre Schade, wenn die Prinzeſſin das Beiſpiel und die Aufſicht meiner Nichte entbehren ſollte. . . . Recht gut, liebe Nichte, daß Sie anfangen, an der Welt Geſchmack zu finden; ich will ſehr gern zu Ihrem Vergnügen beitragen. Meinem Herrn Schwager ſage ich nachher: habe ich Ihnen nicht geſchrieben, Sie möchten Eliſen nach Hauſe nehmen? und meinem Sohne: that ich denn nicht, was du verlangteſt? So ſind ſie alle mit mir zufrieden.

Der Oberhofmeiſter ſagte zu einigen Damen am Hofe im engſten Vertrauen: die Verbindung ſeines Sohnes mit der Gräſin Forſting ſtehe noch in weitem Felde; denn ſie ſcheine wirkliche Abneigung dagegen zu haben. Sein Sohn mache ſich zwar Hoffnungen; aber zwingen werde er ſeine Nichte keinesweges.

Der Fürſt erfuhr das ſchon am folgenden Tage; und nun ließ er anſpannen, um nach Emilienbrunn zu fahren.

Herr von Zabern ſchrieb ſeinem Schwager: bei ihrem gemeinſchaftlichen Plane mit ihren Kindern würde es gut ſeyn, wenn Eliſe zu ihren Eltern zurückkehrte. Der Brief war ſo ſeltſam, ſo voll Widerſprüche, daß Eliſens Vater ihn nicht verſtand; doch ſchrieb er ſeiner Tochter, ſie ſollte zurückkommen. Eliſe bat ihren Oheim, der jetzt — ſie wußte ſelbſt nicht, warum — ſehr gütig gegen ſie war: er möchte ihr die Erlaubniß bewirken, daß ſie noch bleiben dürfte.

Denn da der Fürſt ſo lange von ihr weggeblieben war, ſo glaubte ſie, ſich in ihm geirrt zu haben. Es iſt richtig! dachte der Oheim. Er ſagte ſeiner Nichte, ſie möchte ſelbſt an ihren Vater ſchreiben, und verſprach ihr, die Bitte, welche ſie thun wollte, zu unterſtützen.

Der Fürſt ſagte ihm: er würde es gern ſehen, wenn ſeine Schweſter die Gräfin noch behielte. — Ewr. Durchlaucht Wünſche, erwiederte der Oberhofmeiſter, ſind mir immer Befehle.

Alles mißlingt, ſagte er zu ſeinem Sohne. Ich habe meinem Schwager geſchrieben, ſo deutlich ich nur konnte, weil ich deine Vermuthung für richtig hielt. Er ſodert auch Ellſen zurück. Sie bittet aber um Aufſchub, und erhält ihn. Uebrigens, mein Sohn, iſt deine Vermuthung eine bloſe Grille.

Eduard hatte ſeinen Vater bald errathen, und war nun auch ſeines Theils nicht unthätig. Er ſtellte einen Bedienten in unverdächtiger Kleidung an den Eingang des Parks, der nach Emilienbrunn führte, und ließ ſich Abends von ihm rapportiren. „Nun? der Fürſt?“ — Ich habe ihn nicht geſehen. — „Heute wieder nicht?“ — Auch heute nicht. — „Ich glaube, du machſt geheime Gänge, und verſäumſt darüber meinen Auftrag.“ — Ich bin nicht aus der Allee weggekommen. Sie können ſich auf mich verlaſſen, Herr Geheimer Legationsrath.

Nach drei Tagen wurde Eduard ſeiner Sache ungewiß; denn der Fürſt war noch immer nicht da geweſen. O, dachte er nun, wenn meine Beſorgniß eine Grille wäre!

Endlich ſagte der Bediente: heute fuhr der Fürſt nach Emilienbrunn.

„Wen hatte er bei ſich?“

Er war ganz allein im Wagen. Im Park ſtieg er aus. Am Hauſe fragte er einen Bedienten. Der wies ihn in das Boskett, und nachher ſah ich ihn mit der Gräfin Forſting darin auf und nieder gehen. Aber, Herr Geheimer Legationsrath, wenn Sie es nicht ungnädig nehmen wollten . . .

„Nun?“

Unſereiner hat auch ſeine Augen und

Ohren, und unter den vornehmen Herrſchaften lernt man das Aufpaſſen wohl. Ich kann mir leicht vorſtellen, warum ich Sr. Durchlaucht auflauern ſoll.

„Narr!"

Nun ja, ſo viel Sie wollen. Aber Sie wiſſen noch nicht, was ich ſagen will. Tag für Tag, ſo lange ich im Park aufpaſſe, kommt ein junger hübſcher Officier, bald durch die Allee, bald quer über das Feld und über den Graben; bald Morgens früh, bald Abends ſpät, bald in Uniform, bald in einem grauen Rocke. Und dieſer Herr beſucht die Gräfin Forſtling.

„Wie? Schurke! und davon erfahre ich erſt jetzt etwas? und das erzählſt du mir lachend?"

Haben Sie mir denn mehr aufgetragen, als auf den Fürſten Acht zu geben? Wenn ich nicht von ſelbſt klug geweſen wäre, der hätte da zehn Jahre aus- und eingehen können! Nun, mitten im Boskett ſteht eine Urne; bei der findet er die Gräfin alle Tage. Von dem Fürſten haben der Herr

Geheime Legationsrath nichts zu beſorgen; wohl aber von dem Andrey. Denn die Gräfin und der Herr von Saldorf . . .

„Saldorf? Wie! Saldorf? Irrſt du dich auch nicht! Kennſt du den Lieutenant Saldorf auch genau?"

Wie meinen Bruder, Herr Geheimer Legations-Rath. Ich werde ja den Herrn von Saldorf kennen, der ſonſt immer mit dem gnädigen Fräulein . . .

„Nun ſo rede! Was weißt du von ihm? Laß mich nicht ſo lange auf Antwort warten!"

Wenn dieſer Herr von Saldorf und die Gräfin Eliſe nicht ein Liebespaar ſind, ſo will ich ein Dummkopf ſeyn. Sie weiß immer die Minute, wann er kommen wird; alſo müſſen ſie wohl an einander ſchreiben. Ich verſtehe nicht, was ſie reden; denn zu nahe darf ich nicht hinan. Aber, wenn er zuweilen laut wurde, habe ich doch ſchon die Worte gehört: Eliſe! meine Geliebte!

„Geliebte? Du hörteſt, daß er ſie ſo nannte? Iſt das wahr?"

Sie können es alle Tage mit Ihren eigenen Ohren hören, wenn Sie wollen. —

Am folgenden Morgen ſtand Eduard auf der Lauer, und was ihm der Bediente geſagt hatte, war vollkommen richtig. Aus weiter Ferne ſah er durch ein Perſpektiv, daß Saldorf Eliſen die Hand küßte, und daß ſie ihn umfaßte. Er knirſchte mit den Zähnen, und hatte keinen andern Gedanken, als wie er ſich rächen könnte. Am Eingange des Parks blieb er ſtehen, und ſagte dem Bedienten: „hole mir ein Paar Piſtolen! . . . Was zögert der Schurke? Er, oder ich!“

Der Bediente erwiederte ängſtlich: Sie bedenken nicht, gnädiger Herr . . . Hier ſo nahe an dem Schloſſe der Prinzeſſin, in dem Park! Noch dazu ſind Sie erhitzt; und er iſt ganz ruhig. Da wollt' ich mich doch meinem Feinde lieber gleich überliefern. Warum wollen Sie Sich überhaupt mit ihm ſchlagen? Ich habe Sie ja wohl zehnmal ſagen hören: man muß raſend ſeyn, wenn man ſich ſchlägt, ſo lange es noch andre Mittel und Wege giebt.

„Ich bin raſend! Geh und rede nicht lange!“

Der Bedlente ging hundert Schritte, hielt ſich verborgen, und kam nach einer halben Stunde wieder. Ich kann Sie unmöglich verlaſſen, gnädiger Herr.

„Nun, ſo laß uns nach Hauſe gehen; der Menſch iſt keiner Kugel werth.“ — Er war jetzt kalt geworden, ſo daß er überlegen konnte; doch blieb er begierig nach Rache: nicht an Saldorf allein, auch an Eliſen. Jenen wollte er ermorden; dieſe quälen.

Zu Hauſe ſtand er ſchon in Begriff, ſeiner Schweſter Amelie zu entdecken, daß Saldorf ſie in Eliſens Armen vergeſſe und ihrer vielleicht ſpotte. Die Rache eines verſchmäheten Weibes, dachte er, iſt gränzenlos. Doch er beſann ſich wieder; denn — die Rache war ihm weniger ſüß, wenn er ſie einem Andren verdanken mußte. Amelie bemerkte den Sturm in ſeinem Innern, an ſeinem blaſſen, zuckenden Geſicht, an ſeinen blitzenden Augen, und befragte ihn über die Urſache; doch er ſchwieg, und ging auf ſein

Zimmer, um da über ſeinem Plane zu brüten.

Am folgenden Tage durchlief er den Garten bei Emilienbrunn, ſpähete jeden Winkel aus, und ging dann zu ſeiner Couſine. Er ſprach mit anſtändigem Ernſt über ſeine Leidenſchaft, und erklärte ihr, daß er nun faſt die Hoffnung aufgäbe, ihr Herz zu rühren. Ich weiß ſehr wohl, ſagte er freimüthig, was Sie ſo ſehr gegen mich eingenommen hat. Aber verwechſeln Sie mein bisheriges Leben nicht mit meinem Charakter. Hätte ich ſchon als Knabe ein Mädchen wie Sie gekannt: dann ſollten Sie mir nicht einmal mein Leben vorzuwerfen haben. Die Weiber, die ich liebte, waren zu meinem Unglücke noch ſchlechter, als ich ſelbſt. Ich hatte zu viel Geiſt, um mit dieſen ſeelenloſen Geſchöpfen mehr als ein Spiel zu treiben; und ſelbſt dazu taugten ihrer viele nicht einmal. Endlich lernte ich Sie kennen, und ich geſtehe Ihnen, daß ich Sie für eine feine Heuchlerin hielt, die zu viel Geiſt habe, um den Weg der gewöhnlichen Weiber zu gehen. Nun hielt ich es nicht für unmöglich, Sie zu beſiegen. Ich beobachtete Sie, und genauer als Sie glauben mögen. Sie hielten die Probe aus, und waren die Erſte, die ich achtete, die ich liebte. — Eliſe ſah ihn mißtrauiſch an. — Ich weiß, was Sie denken, Couſine, fuhr er lächelnd fort: daß dieſes eine neue Maske iſt, die ich vornehme. Aber nein! Es iſt Zeit, ſie alle wegzuwerfen. Ich liebe Sie; doch ich weiß, daß meine Leidenſchaft ſo vergänglich iſt, wie alles auf der Erde.

„Vetter Eduard, wohin ſoll das Geſpräch führen?“

Zu nichts in der Welt. Auch weiß ich wahrhaftig nicht, wie ich darauf komme. Es iſt mir gleichgültig, wie andre Menſchen, nur nicht, wie Sie von mir denken. Doch ſelbſt in Ihren Augen möchte ich jetzt nicht beſſer ſcheinen, als ich bin, weil ich fühle, daß ich auch ſo Ihren Abſcheu nicht verdiene. Ich habe die Tugend nie gehaßt oder verachtet, ſondern nur nicht daran geglaubt. Und wie konnte ich das, da ein

Lächeln unſeres Fürſten der Preis iſt, für den ihm von den Menſchen, mit denen ich lebte, alles zu Gebote ſteht? Ich fühlte, daß ich beſſer war, als dieſe Menſchen, wenn auch nur aus Stolz; ja, wirklich beſſer, als ich zu ſcheinen Luſt hatte. Ich erlaubte mir nur darum manches, weil ich die Menſchen nicht achtete.

„Couſin, ich weiß noch immer nicht, wohin das alles führen ſoll.“

Zu weiter nichts, als daß ich Sie gern dahin bringen möchte, wenn auch nicht meine Sitten, doch meinen Charakter zu achten. Sie waren die Erſte, deren Hand ich mir wünſchte. In Ihrer Geſellſchaft lernte ich, daß es nur Ein wahres Glück auf der Erde giebt: die Verbindung mit einem reinen Herzen. Für mich iſt dieſes Glück verloren; denn ich werde nie wieder ein Mädchen finden, das Ihnen gleicht. Doch, ich habe es achten lernen; und das iſt ſchon viel. Durch Sie iſt mir das Band der Liebe, der Treue ehrwürdig, und die Unſchuld eines unverdorbenen Mädchens heilig geworden.

„Noch einmal, Vetter: wozu ſoll das alles führen?“

Ich will Sie nur überzeugen, daß Sie mir von jetzt an Unrecht thun, wenn Sie mir Ihre Achtung verſagen. Und nun leben Sie wohl, Couſine. — Er hatte ſeine Abſicht erreicht: Elliſe war über ſeinen Charakter zweifelhaft geworden. Sie fürchtete zwar noch, die Schlange könne unter Blumen verborgen liegen; doch durch ſein beſcheidenes Benehmen gegen ſie gewann er ihre Achtung, und ſie dachte beſſer von ihm, als ſonſt, da er, ſo oft ſie ihn auch ſprach, ſich immer gleich blieb.

Auch mit Saldorf traf er zuſammen, ganz zufällig, wie es ſchien, aber doch auf ſeine Veranſtaltung. Herr von Saldorf, hob er an, wollen Sie mir wohl ſagen, wo das Fräulein Schenk ſich aufhält? — „Nein.“ — So haben Sie die Güte, ihr dieſe Note zu ſchicken. Ich weiß, Sie glauben, ich ſey ihr mehr ſchuldig; wir werden uns aber ſchwerlich über unſre Grundſätze vereinigen. Auch liegt mir daran nicht; wohl aber daran, daß Fräulein Schenk vor Sorgen geſichert iſt. Denkt ſie mit Haß an mich, ſo ſchonen Sie ihrer, und ſagen Sie ihr nicht, daß dieſe Summe von mir kommt.

„Herr von Zabern, ich bin gewohnt, in jedem Falle die Wahrheit zu ſagen.“

Und ich verſchweige ſie, wenn ſie zu nichts dient, als Jemand weh zu thun. Ihre Tugend, Herr von Saldorf, iſt, wie es mir ſcheint, ſehr unmild.

Saldorf fühlte die Wahrheit dieſes Vorwurfes; ſein Abſcheu vor dieſem Menſchen war aber zu groß, als daß er hätte ſein Unrecht geſtehen können.

Wenn ich Einmal Unrecht hatte: muß es denn nun immer der Fall ſeyn?

„Sie haben Recht,“ erwiederte Saldorf finſter, und wendete ſich von ihm ab. —

Um an den Fürſten zu kommen, brauchte Eduard ſeinen Vater. Bei einem großen Feſte, wozu auch der Fürſt eingeladen wurde, verſchaffte Eduard ihm ſehr auffallend Gelegenheit, mit Eliſen allein zu ſeyn. Der Fürſt runzelte die Stirn, als er dieſe Bemerkung machte; denn nun mußte er glauben, daß man ihn errathen habe. Doch bald wurde er wieder heiter; er ſchloß aus dieſem Umſtande, daß Eliſens Familie ihm nicht entgegen ſeyn würde. Im Vorübergehen ſprach er ein Paar Worte mit Eduard, und ſo freundlich, daß dieſer deutlich ſah, ſeine Dienſte waren nicht unbemerkt geblieben und wurden gnädig aufgenommen. Der Fürſt ging richtig in die ihm geſtellte Falle. Da er nun auf die Zuſtimmung der Familie rechnete, ſo glaubte er, ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Gräſin nicht mehr ſo behutſam, wie bisher, verbergen zu dürfen. Doch verhehlte er ſie vor Eliſen, weil er die Strenge ihrer Grundſätze kannte. Ihr wollte er ſeine Leidenſchaft nicht eher geſtehen, als bis ſie ſchwach genug wäre, nicht mehr dagegen kämpfen zu können.

Der Oberhofmeiſter veranſtaltete in Kurzem ein neues Familienfeſt, und der Fürſt verſprach, auch daran wieder Theil zu nehmen. Es war eine Art von Maskerade, zur Feier eines Geburtstages in der Familie.

Die Masken wurden durch das Loos gepaart, und dies brachte den Fürſten mit Eliſen zuſammen, was dieſer ein bloßer Zufall zu ſeyn ſchien, wofür aber der Fürſt dem Geheimen Legationsrath durch ein bedeutendes Lächeln dankte Man ſcherzte, man ſpielte, man tanzte; und die allgemeine frohe Stimmung der ſehr gewählten Geſellſchaft machte auch Eliſen heiter, ſo daß ſie den Fürſten äußerſt angenehm unterhielt. Alle Anweſende trugen zu dieſem ganz neuen Genuſſe ſo viel bei, daß jeder, und auch Eliſe geſtand, noch nie einen ſo ſchönen Abend verlebt zu haben.

Der Fürſt kündigte an, daß auch er in Kurzem ein ähnliches Feſt geben wolle. Eduard fliſterte der kleinen Prinzeſſin, die vor Freude ganz außer ſich war, etwas zu; und ſie ſagte: dann folge ich.

Um den Geheimen Legationsrath zu belohnen, übertrug ihm der Fürſt die Anordnung des Feſtes. Eduard ſchlug vor, es ſollte, als Eingang, eine Franzöſiſche Poſſe aufgeführt werden, damit jeder ſogleich ſeinen

Charakter bekäme, den er den Abend durchzuführen hätte. Eliſe wurde dabei nicht vergeſſen: ſie ſollte eine Rolle übernehmen, die ſie aber gar nicht mit dem Fürſten in Beziehung brachte. Der Fürſt runzelte die Stirn, als Eduard ihm den Plan und die Vertheilung der Rollen vorlegte. Dieſer ſagte, als hätte er nichts bemerkt: es hat Mühe gekoſtet, die Gräfin zu einer Rolle zu überreden. Ich rechne aber auf die Folge. Wer Einmal Theil nimmt, und ſeine Rolle ſo gut ſpielt, wie die Gräfin dieſe ganz zuverläſſig ſpielen wird, macht ſich dadurch anheiſchig, auch jede andre zu übernehmen. —

Eliſe ließ ſich durch die Unſchuld ihrer Rolle fangen, und ſpielte ſie an dem beſtimmten Abend ſo lebhaft und geiſtreich, daß ſie, nach dem allgemeinen Urtheil, den Preis davon trug. Bei dem Feſte der kleinen Prinzeſſin bekam ſie nun eine Rolle, die ſie das erſte Mal gewiß nicht angenommen hätte, die ſie aber jetzt nicht ausſchlagen konnte, weil ſie die Ausflucht, es fehle ihr an Talent zum Darſtellen, nicht mehr hatte; indeß es blieb auch heute alles ſo gänzlich ein bloßes Spiel, daß kein Gedanke an Abſicht und Plan in ihre Seele kam.

Eduard drängte ſich dem Fürſten immer mehr auf, und gab ihm, in Form einer allgemeinen Bemerkung, den Rath, Eliſen nach und nach in den Taumel des Vergnügens zu ziehen. Zuerſt, ſagte er lächelnd bei einem Geſpräch über die Weiber, muß man ihr Herz für das Vergnügen intereſſiren, und dann auch ihren Geiſt. Damit hat man bei gewiſſen Weibern, die nicht bloß Sinne haben, viel gewonnen. Ihre Phantaſie miſcht ſich langſam in das feinere Intereſſe des Herzens und des Geiſtes; endlich folgen die Sinne von ſelbſt, und das Vergnügen wird dann Leidenſchaft.

Der Fürſt verſtand ihn, und befolgte ſeinen Rath. Er gab ein Feſt über das andre, und die Geſellſchaft war jedes Mal mehr ein bureau d'esprit, als ein Hof. Sogar Bürgerliche wurden mit eingeladen, weil ſie Witz und andre Geſellſchafts-Talente hatten. Der Fürſt zeichnete Eliſen immer ſo wenig aus, daß ſie endlich mit heiterer Unbefangenheit an dieſen genußreichen Abenden Theil nahm, und daß ihr Herz, ihr Geiſt, ihre Phantaſie Intereſſe für dieſe neue Art von Vergnügen gewannen. Er glaubte, nun ſey der Zeitpunkt gekommen, wo er anfangen könne, ſich mit leiſen Schritten ſeinem Ziele zu nähern; doch bei der erſten Unvorſichtigkeit, die er beging, zog ſich Eliſe ſo auffallend zurück, daß es ihm Mühe koſtete, ſie nur wieder auf den vorigen Punkt zu bringen.

Eduard ſah, daß der Fürſt nicht weiter kam, und daß Eliſens Betragen nicht einmal Veranlaſſung gab, ſie zu verläumden und Saldorfen eiferſüchtig zu machen. Nun ſchien es ihm Zeit, ſich wieder in das Spiel zu miſchen. Er wußte genau, in welchen Stunden Eliſe und Saldorf einander ſahen; kurz vor dieſen Stunden ſchickte er Eliſen Beſuche zu, die ſie nicht abweiſen durfte, ſo daß Saldorf mehrere Male hinter einander wieder weg gehen mußte, ohne ſie geſprochen zu haben. Saldorf war dann übler Laune; doch die ging bald vorüber: denn Eliſe fand von Zeit zu Zeit einen Augenblick, ihn, wenn auch nur auf einige Minuten, zu ſprechen; und er verließ ſie dann beglückt und ruhig, wie ein Seliger. Eduard, der ihn ſehr genau beobachten ließ, erfuhr das mit ſteigender Wuth, und wollte nun durch die dritte und vierte Hand ein ätzendes Gift in ſeine Seele gießen. Saldorfen wurde erzählt, daß der Fürſt geſtern in Emilienbrunn geweſen ſey, und heute wieder. Eduard beobachtete ſein Geſicht bei einer ſolchen Erzählung, und ſah darin ſonſt nichts, als die ruhige Stille des ſichern Glückes. Wie konnte es auch anders ſeyn? Eliſe ſchrieb in jeder Nacht für ihren Geliebten ein Tagebuch, und die treueſte Liebe goß den Zauber der unwiderſtehlichſten Wahrheit über jedes ihrer Worte. Sie ſah, daß der Fürſt ſich um ihre Freundſchaft bewarb. Das verſchwieg ſie Saldorfen nicht, und eben ſo wenig ihre Beſorgniſſe für die Zukunft.

Saldorf hatte nicht einmal Beſorgniſſe: er kannte keine Gewalt, die den Willen eines

Menſchen, keine Liſt, welche Eliſens Treue, keine Verführung, welche ihre Liebe beſiegen könnte; und ſo war er ruhig, oder freuete ſich zuweilen wohl, daß der Fürſt Eliſen vor der Gefahr, mit Eduard verheirathet zu werden, ſicherte: denn es war leicht zu ſehen, daß Eduard ſich jetzt darum ſo beſcheiden betrug, weil er ſich ſcheuete, dem Fürſten in den Weg zu treten.

Eduard bemerkte, mit welcher ruhigen Freundlichkeit Eliſe den Fürſten behandelte. Jetzt war er von doppelter Eiferſucht gequält, und feſt überzeugt, daß ſie Willens ſey, den Fürſten zu erhören, und Saldorſen in der Täuſchung zu laſſen, daß ſie nur ihn allein liebe. Er wurde in ſeiner Meinung beſtärkt, da der Fürſt ſich gegen ihn ſehr kalt betrug. Dieſem war es freilich recht lieb geweſen, daß Eduard ihm den Weg gezeigt hatte, Eliſen zu verführen; doch war er edel genug, deſſen Niederträchtigkeit zu verachten. Er hatte Anfangs beinahe geglaubt, Eliſe ſelbſt wiſſe um Zaberns Plan; doch dieſen Verdacht benahm ihm ihr beſcheidnes, ruhiges Betragen. Eine Anmerkung, die ihr einmal entfuhr und ihren Abſcheu vor dem Hauſe des Oheims verrieth, zeigte dem Fürſten, daß er auf Beihülfe von Seiten ihrer Verwandten nicht rechnen dürfe. Nun zog er ſich ſogleich von ihnen zurück, und hoffte, daß mit der Zeit ſeine Ehrerbietung und ſeine Liebe ihn zu dem erſehnten Ziele bringen würden. Auf dem gewöhnlichen Wege war Eliſe nicht zu erobern. Er wollte deshalb ihren Kopf gewinnen, nicht verderben, und dann durch ihren Kopf ihr Herz beſiegen. Sie verdiente in ſeinen Augen ſo lange und große Bemühungen; denn was ihn an ſie zog, war der himmliſche Reitz ihres unſchuldigen Herzens, die fleckenloſe Reinheit ihrer Seele, die Hoheit ihres Charakters. Dies alles ſollte ſie noch nicht verloren haben, wenn ſie endlich, von Liebe beſiegt, in ſeine Arme ſänke.

Er beſchäftigte ſich immer mit dieſem Traume, und ſuchte ihn wahr zu machen. Nun mußte er vor allem Andern ihr Vertrauen und ihre Achtung gewinnen. Das

Das gelang; denn ſchon belohnte ihn Eliſe für manche gute und edle Handlung — und deren that er jetzt viele — mit gerührten, achtungsvollen Blicken. Sie hatte ja den ſchönſten Triumph eines edlen Herzens: den, daß ſie die Quelle der Tugenden war, die für ein ganzes Land ſo wohlthätig wurden. Und warum ſollte ſie dem edlen Fürſten nun nicht auch die Großmuth zutrauen, daß er ſeine Liebe zu ihr ihrem Glücke aufopfern könne? Er hatte ihr ja, meinte ſie, ſchon noch größere Opfer gebracht. Der Ton am Hofe war ganz offenbar um ihretwillen ſchnell und ſehr auffallend verändert worden: denn jetzt ſchienen ihn die Weisheit, die Tugend und die Grazien zu beſeelen. Doch ſie irrte ſich; was ſie für Weisheit und Tugend hielt, war nur erkünſtelter Schein.

Als dieſe großen Veränderungen nach und nach vorgingen, zweifelte Eduard nicht länger, daß Eliſe die Maitreſſe des Fürſten ſey; denn ſolche Opfer, meinte er, könne nur der erſte glühende Rauſch der beglückten Wolluſt bringen. Eliſe war für ihn verloren; aber ſeine Rache mußte er befriedigen. Wenn es mir auch nun nicht gelingt, dachte er, den Brand der Eiferſucht zwiſchen dieſes Kleeblatt zu werfen? Doch die Ruhe in Saldorfs Geſichte blieb unverändert, ſo oft man auch in ſeiner Gegenwart mit Achſelzucken auf das Verhältniß der Gräfin Forſting mit dem Fürſten anſpielte. Er gönnte ſeiner Geliebten die ſchöne Täuſchung, das Herz des Fürſten ſeinen Pflichten geheiligt zu haben, und lächelte, wenn ihm Eliſe erzählte. „Eliſe,“ ſagte er, „dein Beifall kann die Belohnung der Tugend ſeyn, aber nicht ihre Quelle. Der Fürſt hat jetzt einen tugendhaften Rauſch; denn Tugend iſt etwas andres, als ein Vergnügen, das ich einer Geliebten mache. Doch, Eliſe, träume fort, und ernte von deinem Herzen, ſo viel du kannſt. Du wirſt es gewiß nicht immer können.“

Du Mißtrauiſcher!

„Ich mißtrauiſch? Eliſe, was wäre denn deine und meine Tugend, wenn auch dieſes Tugend wäre! Du biſt tugendhaft: darum liebſt du mich. Er liebt dich: darum iſt er tugendhaft. Wohl denn! Biſt du von ſeiner Tugend ſo feſt überzeugt, ſo ſag ihm, daß du mich liebſt; und er wird unſre Hände in einander legen. — Warum erſchrickſt du bei dieſer Vorſtellung? Weil du ihn fürchteſt. Darf die Unſchuld die Tugend fürchten? Du ſpielſt ein gefährliches Spiel, Eliſe; aber ich traue deinem Herzen, deiner Liebe, wie ein Kind ſeiner Mutter. Des Fürſten Rauſch wird verfliegen; und dann, das weiß ich, wirſt du kühn deine Arme um mich legen, und ſagen: ihn liebe ich! . . . Und — läßt es ſich nicht denken, daß ſeine Tugend nur Verſtellung, ein teufliſcher Plan deines Vetters wäre? Doch nein! Der Fürſt iſt nicht unedel, und den Gedanken, die Tugend zur Kupplerin des Laſters zu machen, kann nur der verächtlichſte aller Menſchen haben." —

Eduard fiel endlich auf ein Mittel, das, wie er glaubte, Saldorſen unfehlbar eiferſüchtig machen mußte. Er ſagte zu einem Unglücklichen, der vergebens Hülfe ſuchte, und nicht zu dem Fürſten durchdringen konnte: wenden Sie Sich doch an die Gräfin Forſting! Die iſt mitleidig, und der Fürſt thut ihr alles zu Gefallen. — Eliſe ließ ſich von ihrem weichen Herzen zur Fürſprache bewegen, und der Fürſt that, was ſie wünſchte. So wie das bekannt wurde, war ſie auf einmal von Bittenden umlagert. Sie faßte bald den Entſchluß, ſich in gar nichts mehr zu miſchen; doch jeder Unglückliche rührte ſie, und der Fürſt bewilligte alles, weil er glaubte, nun ſey der glückliche Augenblick nahe, wo Dankbarkeit, Achtung, Vertrauen und Liebe das ſchönſte Mädchen in ſeine Arme führen würden.

Eduard wußte nun eben ſo ſchnell als geheim in Umlauf zu bringen: Eliſe ſey des Fürſten Maitreſſe. Man erzählte einander die kleinſten Umſtände von ihrem Falle, und wußte auch die Bedingungen, unter denen ſie ſich ergeben hätte. Niemand zweifelte mehr daran, da alle Hofleute geheimnißvoll die Achſeln zuckten.

Auch Saldorf hörte dieſe Gerüchte, und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19605/014

runzelte die Stirn: nicht, weil er ſie glaubte, ſondern nur, weil er nachſann, was Eliſe thun müſſe, um dieſe ſchändlichen Lügen zu widerlegen. Er wollte noch dieſen Abend nach Emilienbrunn gehen. Als er den Hut nahm, drohete ihm Barneck mit einem Finger, und ſagte: du biſt jetzt wieder ſo heimlich! Wenn du nicht ſo heiter wärſt, Alexander, ſo würde ich glauben, was die Leute von dir ſagen.

„Ich bin glücklich, ich bin ruhig; und nun laß ſie ſagen, was ſie wollen."

O, wenn du das biſt , . .! Adieu, Alexander. —

Saldorf wendete das auf Eliſen an. „Was iſt es denn nun mehr! Und wenn ſie noch dieſen Abend zu ihren Eltern reiſte: würde man aufhören zu ſagen, ſie ſey gefallen? Und bin ich es nicht am Ende allein, der verlangt, daß ihr Ruf ohne Flekken ſeyn ſoll? Wenn ich das verlangte, ſo mußte ſie ſchon viel eher von hier weg. Sie iſt glücklich, ſie iſt ruhig, und wird von der Verläumdung nichts erfahren. Warum ſoll ich ihr eine trübe Stunde machen? Wenn ich ſie ſo will, ſo liebe: wen kümmert es weiter? Und wie denn? ſo tugendhaft, ſo engelrein, ſo unſchuldig! Kann ich denn mehr wollen? Iſt die Tugend nicht mehr Tugend, wenn das Laſter ſie verläumdet? — Und wenn nun ihre Eltern wohl gar ihre Schande wünſchten? wenn das väterliche Haus kein Sicherheitsort für ſie wäre? oder, wenn ſie dann dem elenden Zabern aufgeopfert würde? Ich wäre von ihr getrennt, und könnte dann gar nichts thun, ſie zu retten."

Er ſprach Eliſen, ſagte ihr aber nicht ein Wort von dem Gerüchte, das auf ihre Koſten umlief. Das konnte er um ſo weniger thun, da ſie ihm mit großer Freude erzählte, es ſey ihr gelungen, den Fürſten zu überzeugen, daß man bei dem Antritte ſeiner Regierung den Liebling ſeines Vorgängers ſehr ungerecht behandelt habe. Der Fürſt, ſagte ſie, will dem gekränkten Manne alle nur mögliche Genugthuung geben. Er ſchlug es mir ſehr entſchloſſen ab, und ergab ſich nicht eher, als bis ich ihm Beweiſe vorlegte, die ihm keinen Zweifel übrig ließen. Sie erzählte die nähern Umſtände, und Saldorf mußte geſtehen, daß der Fürſt ſehr edel gehandelt habe. Nun denn, ſagte er zärtlich; ſo bleibe, was du biſt: ſein guter Genius! Und möge das Schickſal dir erlauben, es noch lange zu ſeyn!

Da Eduard Saldorfs Ruhe durch gar kein Mittel zerſtören konnte, ſo nahm er ſich vor, dem Fürſten zu entdecken, daß ſeine Couſine ſchon liebe. Dies war aber nicht leicht, da der Fürſt ſich von ihm zurückgezogen hatte. Doch in Kurzem kam ihm der Fürſt von ſelbſt entgegen. Das Spiel währte dieſem allzu lange. Er hatte wohl Eliſens Achtung, ihr Vertrauen, und ſogar ihre Freundſchaft; doch weiter auch nichts. Damit wollte er ſich aber nicht begnügen. Er entſchloß ſich, ihr endlich zu zeigen, welche Leidenſchaft ſie ihm eingeflößt hatte. Doch gleich bei dem erſten Verſuche wurde ſie ſo ernſt, ſo zurückhaltend, daß er kein Wort mehr wagte. Nun gab er alle Hoffnung auf, ſeine Abſicht auf dem bisherigen Wege zu erreichen. Doch ſeine Leidenſchaft wurde nur um ſo ſtärker, je ſchwerer er ſie befriedigen konnte. Er kam endlich auf ſeinen erſten Plan zurück, Eliſens Sinne in Bewegung zu bringen; und dazu gebrauchte er Gehülfen. Jetzt näherte er ſich dem jungen Zabern wieder, machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er ſich zurückgezogen hätte, war dann bald bei der Gräfin Forſting, hielt ihr eine feurige Lobrede, und ſchloß mit dem Ausruf: wenn ſie eine Fürſtin wäre, ſie würde die Zierde des erſten Thrones ſeyn! Eduard verneigte ſich ſchweigend; er quälte ſich vergebens, heraus zu ſinnen, was der Fürſt eigentlich zur Abſicht habe.

Das nächſte Mal redete der Fürſt den jungen Zabern wieder an, und ſein Geſpräch war abermals die Gräfin Forſting. Heute that er einen Schritt weiter. „Wir Fürſten ſind in der That zu bedauern, daß unſre Herzen faſt immer der Politik geopfert werden müſſen.“

Dagegen iſt aber ein Fürſt auch ſelten

unglücklich in den Wünſchen ſeines Herzens.

„Sagen Sie das nicht ſo allgemein! Es giebt Vorurtheile, oder Tugenden, wenn Sie wollen, die zur Verzweiflung bringen können. Setzen Sie den Fall, es liebte ein Fürſt Ihre Couſine, die Gräfin Forſting.“

Kein Fürſt glaubt an eine unüberwindliche Feſtung; und — ich eben ſo wenig.

„Die Gräfin Forſting zwingt mich, daran zu glauben. Was ſoll ich es leugnen! Ja, ich liebe Ihre Couſine, mit einer Leidenſchaft, die mir alle Ruhe raubt. — Sie ſtehen da und ſinnen nach: was denken Sie?“

Was ich vielleicht nicht ſollte. Ich denke auf Mittel, die Feſtung zu gewinnen. Gnädigſter Herr, haben Sie ſchon Verſuche gemacht?

„Alle mögliche; und ich bin jetzt, nach Aufopferungen, die Sie unglaublich finden würden, wenn ich ſie erzählte, eben ſo weit, als am erſten Tage meiner Bekanntſchaft mit ihr. Doch morgen mehr.“ —

Nun wußte Eduard, warum Saldorfs Ruhe ſchlechterdings nicht zu erſchüttern war, und nun hatte er auch das rechte Mittel, an ihm und an Eliſen Rache zu nehmen. Mit einem hämiſchen, frohen Lächeln trat er zu Eliſen, und ſprach über die öfters ſehr ſchnellen Umänderungen der menſchlichen Schickſale. Am folgenden Morgen ging er an den Hof, und wurde in das Kabinet des Fürſten gerufen. „Sie ſchienen ſich,“ hob der Fürſt an, „einmal für mein Glück verwenden zu wollen, Herr von Zabern. Nachher zogen Sie Sich zurück.“

Ich ehrte meines gnädigſten Herrn bedeutendes Schweigen.

„Alſo wäre ich ſelbſt Schuld? Nun, ſo reden Sie jetzt. Alle meine Künſte ſind erſchöpft.“ — Eduard ließ ſich von dem Fürſten erzählen, was er für Eliſen gethan hatte, und wie weit er mit ihr war. — „Sie ſchweigen noch immer, Zabern?“

Ewr. Durchlaucht Plan iſt ſo fein, ſo vortrefflich! Ich begreiſe nicht, wie er ohne Erfolg geblieben iſt, wenn nicht . . .

„Wenn nicht? — Nun, Zabern! Heraus! Ich bin ungeduldig."

Wenn die Gräfin nicht etwa ſchon eine andere Leidenſchaft. . . Aber ich wüßte doch nicht, welche.

„Das iſt auch mir ſchon eingefallen; doch wenn ich meinen ganzen Hof durchgehe, finde ich Keinen, der . . ."

Wer vom Hofe würde es auch wagen, Ewr. Durchlaucht Wünſchen ein Hinderniß in den Weg zu legen! Und wen meine Couſine wirklich liebt, ſo iſt es gewiß ein begeiſterter Schwärmer, ein Tugendſchwätzer, ein Empfindſamer. Dergleichen Perſonen kenne ich aber an Ewr. Durchlaucht Hofe nicht.

„Darum eben kann das nicht ſeyn, was Sie vermuthen."

Eduard zuckte die Achſeln; und nach einigem Hin- und Herreden wurde einem Fürſtlichen Bedienten befohlen, an dem Eingange von Emilienbrunn zu beobachten. —

„Sie haben Recht," ſagte der Fürſt, als Eduard nach einigen Tagen in ſein Cabinet trat. „Es iſt der Lieutenant Saldorf, den die Undankbare liebt.“

Eduard war erſtaunt. Der? Nun, ſo iſt freilich wenig Hoffnung, und viel.

„Wenig und viel? Wie verſtehe ich das?“

Wenig, ſo lange er ſelbſt liebt; denn, Ew. Durchlaucht, dieſer Menſch hat einen Kopf, um den man ihn beneiden müßte, wenn das Herz darunter beſſer wäre. Für die Ausführung ſeiner Plane ſo ſchwärmeriſch, wie ein Märtyrer, doch, wenn es ſeyn muß, auch wieder ſo kalt, wie ein Jeſuit. Er iſt unglaublich ehrgeitzig, und hat Wünſche von gar nicht gemeiner Art: es ſind die Wünſche und Träume eines Cromwell; und ſeine Thaten —

„Saldorf! Ich weiß, daß er nicht in gutem Kredit ſteht, und daß man ihm ſonſt allerlei Schuld gab.“

Ganz Recht, Ew. Durchlaucht. Er hatte Feinde, und ich glaube, bedeutende, bis er auf einmal zu verbreiten wußte, daß die hochſelige Prinzeſſin Emilie ſeine Beſchützerin wäre. Nun wagte man nichts mehr gegen ihn.

„Ja, ſie war ſeine Beſchützerin; und wen ſie beſchützte, der konnte kein gewöhnlicher Menſch ſeyn."

Dafür halte ich ihn auch nicht, Ew. Durchlaucht. Ich glaube vielmehr, daß nur alle hundert Jahre ein Menſch ſeiner Art geboren wird. Jeder, auf den er es anlegt, iſt ſein Eigenthum, und er müßte ein ausgezeichnetes Glück gemacht haben, wenn nicht ſein Ehrgeitz alles verdürbe. Er kann ſeinen Haß gegen alles, was über ihm iſt, nicht verbergen. Die Fürſten gelten ihm nur für die erſten Beamten ihrer Völker, und die Empörung der Engliſchen Kolonieen in Amerika iſt in ſeinen Augen vollkommen rechtmäßig. Ich bin überzeugt, wenn er wüßte, daß Ew. Durchlaucht die Gräfin lieben, ſo würde er an ſeinem Liebeshandel nichts ſo reitzend finden, als daß er der glückliche Nebenbuhler ſeines Fürſten wäre.

Der Fürſt äußerte unwillkührlich ſeinen Unwillen; doch faßte er ſich bald wieder, und ſagte kalt: „der Menſch hätte mich beinahe verleitet, ihn für etwas zu halten."

Das würde ihm nicht genügt haben, wenn Ew. Durchlaucht ihn nicht furchtbar gefunden hätten. Aber es iſt freilich noch die Frage, ob er Ihnen überhaupt im Wege ſteht. —

Der Fürſt wollte ſich mit eigenen Augen überzeugen, und ging, von dem Geheimen Legationsrath begleitet, und von dem Bedienten geführt, in einen großen Mantel gehüllt, nach Emilienbrunn. Er hatte eine Reiſe vorgegeben, um Eliſen ſicher zu machen, daß er nicht kommen würde. — Saldorf war mit ihr im Bosket, und der Fürſt hörte, als er ſich nahe genug hinan geſchlichen hatte, einen Theil der Unterredung, worin ſie ſeinen glücklichen Nebenbuhler mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte. Der Zorn flammte in ſeinen funkelnden Augen, und glühete auf ſeinen dunkelrothen Wangen; doch hatte er ſich genug in ſeiner Gewalt, um den Anſtand zu beobachten. Er ſagte, als er wieder im Wagen ſaß, mit einem Seufzer: „was habe ich ihm eigentlich vorzuwerfen, als daß er glücklicher iſt, als ich!"

Eduard lächelte. Ew. Durchlaucht nehmen die Sache in der That ſehr großmüthig. Freilich, was iſt auch ſonſt zu thun? Es bleibt Ihnen nichts übrig, als zu ſchweigen und zu dulden; denn ſollte die Gräfin wohl nicht ſchon dem Herrn Lieutenant anvertrauet haben, daß ſie ihm die Liebe ſeines gnädigſten Herrn zum Opfer bringt? Und ſich ſeinem Geſpötte, ſeinem Hohngelächter auszuſetzen. . .

„Hohngelächter? Sie bedenken nicht, was Sie reden! Schweigen Sie!"

Eduard ſchwieg; er hatte aber wohl gewußt, was er redete: es lag ihm daran, den Fürſten aufzubringen.

Der Fürſt ſchwieg lange; endlich ſagte er: „man müßte den Menſchen zu entfernen ſuchen; denn ich hoffe doch, daß Ihre Familie ihn nicht begünſtigen wird?"

Gewiß nicht, gewiß nicht! Entfernen? Freilich! Aber wie? Ich kenne meine Couſine, und die Leidenſchaft eines ſo begeiſterten Herzens, wie das ihrige. Sie würde kein Bedenken tragen, ihm zu folgen, wohin er ſie auch führen wollte. Ew. Durchlaucht wiſſen nicht, welches Romanenſchwunges ihr heißer Kopf fähig iſt. Sie könnte es ſogar noch intereſſanter finden, mit ihm zu entfliehen, als hier ruhig den günſtigen Augenblick der Verbindung mit ihm abzuwarten.

„Was wäre denn ſonſt zu thun? Sagen Sie es, wenn Sie etwas Beſſeres wiſſen.“

Eduard ſtellte ſich, als wäre er verlegen. Er müßte, glaube ich, ſo weit weggeſchickt werden, daß alle Communication zwiſchen Beiden ſo gut wie unmöglich wäre. Das Sicherſte bliebe es aber wohl, ihn ganz fortzuſchaffen.

„Wie! Was meinen Sie damit? Halten Sie mich für fähig, einen . . . Was meinen Sie?“

Ganz fort müßte er, ohne daß die Gräfin Hoffnung hätte, ihn jemals wiederzuſehen. Dann ſtände Ewr. Durchlaucht Wünſchen nichts mehr im Wege. Wie das anzufangen wäre, weiß ich freilich noch nicht.

Der Fürſt wurde heftig. „Sie könnten noch kürzer ſagen: die Gräfin muß die Ihrige ſeyn! Aber — wie iſt es anzufangen? Wie kann ich ihn entfernen?"

Er iſt ein heißer Kopf, und läßt ſich ungern befehlen. Wie leicht kann man einen ſolchen Menſchen nicht zu einem Vergehen gegen die Subordination reitzen!

„Pfui! Ein Bubenſtück will ich nicht begehen. Freilich, ich dürfte ihm nur am Ausgange des Parks von einem Banditen auflauern, und die Gräfin — wer will es mir wehren? — auf mein Zimmer bringen laſſen. Und ſelbſt das wollte ich lieber thun, als Ihren Rath befolgen. Der Räuber, der den Reiſenden muthig anfällt, iſt mir bei weitem nicht ſo verächtlich, als der Meuchelmörder, der ihm in einem Gebüſch auflauert, und ihn von hinten ermordet."

Man ſetzte, fuhr Eduard ganz ruhig fort, den jungen Menſchen auf die Feſtung, ließe ihm unter gehöriger Aufſicht einige

Freiheit, und gäbe ihm einen anſtändigen Unterhalt, bis die Gräfin — und wie lange könnte das dauern? nach einem Jahre iſt der geliebteſte Mann vergeſſen — bis die Gräfin nicht mehr an ihn dächte. Dann — welche Mittel hat nicht ein Fürſt, ein kleines Unrecht wieder gut zu machen! Aber freilich, Ew. Durchlaucht wollen lieber ſchweigen und ſich überwinden.

Der Fürſt erwiederte nicht ein Wort. Nach einer Weile ſagte er ſchnell, und mit einem durchbohrenden Blicke: „Sie haſſen dieſen Saldorf!"

Ja, ich haſſe ihn; aber mein Haß iſt ihm nicht gefährlich, ob er gleich mich und meine Familie ſchwer beleidigt hat. Er war es, der die Verbindung meiner Schweſter mit dem Grafen Holm vereitelte. (Der Fürſt ſah ihn fragend an.) Eben dieſer Saldorf hatte durch ſeine faſt unwiderſtehlichen Künſte das Herz meiner Schweſter erobert. Ihre nahe Verlobung mit dem Grafen Holm war kein Geheimniß mehr. Er lockt ihr ein Billet über ein Rendezvous ab, und zeigt das dem Grafen Holm. Beide fahren nun zu meiner Schweſter, und brechen mit ihr. Hinterher hat er mit Lachen geſagt: ich mußte doch ſehen, wie ſich ein Mädchen tröſtet, das in demſelben Augenblick einen Mann und einen Liebhaber verliert.

„Abſcheulich, und faſt unmöglich! Etwas Aehnliches habe ich freilich damals gehört, doch nicht von dem Lieutenant Saldorf.“

Das eben macht ihn ſo gefährlich und ſo furchtbar, daß er ſich immer aus dem Spiele zu bringen weiß. Meine Schweſter bat uns, zu ſchweigen, wahrſcheinlich weil er ihren Ruf in ſeiner Gewalt hatte; und nun mußten wir es noch großmüthig finden, daß er ſchwieg. Es iſt ſein Triumph, zu erobern, und ſich dann ganz kalt zurückzuziehen. Er hat mich perſönlich beleidigt; ich ſcheue aber ſeine Kälte, und mag ſeine Aufmerkſamkeit nicht erregen.

Der Fürſt ſann finſter nach, und fing bald an zu glauben, daß ein Paar Jahre Gefangenſchaft dem jungen, unbeſonnenen Manne wohl nützlich ſeyn könnten; doch war er bis jetzt zu nichts entſchloſſen. Eduard ließ ſein Gift in der Seele des Fürſten wirken, und ſchwieg; der Fürſt kam aber von ſelbſt darauf zurück, und ſchon nach einigen Tagen wurde der Lieutenant Saldorf beordert, mit einem Kommando an die Gränze zu marſchiren. „Ich darf ihn ja," ſagte der Fürſt lächelnd zu Zabern, „nur dort ſtehen laſſen." — Und wenn er den Abſchied fodert, Ew. Durchlaucht? — Der Fürſt erinnerte ſich, daß Saldorf das ſchon einmal gethan hatte, und runzelte die Stirn. —

Eliſe reiſte jetzt auf einige Wochen zu ihren Eltern, und während der Zeit wurde der Subſidien-Traktat mit England abgeſchloſſen, welchem zufolge der Fürſt eine Anzahl Truppen nach Amerika ſchicken mußte. Er ernannte Officiere mit Erhöhung des Ranges für die Truppen, welche marſchiren ſollten. Auch Saldorf war unter ihnen, und bekam Befehl, zurück zu kommen. Er wird den Abſchied fodern, ſagte Eduard.

„Jetzt darf er nicht, erwiederte der Fürſt; „um ſeiner Ehre willen nicht."

Der Fürſt kündigte Saldorfen auf der Parade in einigen ſehr gnädigen Worten ſein Avancement und ſeine Beſtimmung an.

Ich bedaure, erwiederte Saldorf ehrerbietig, daß ich Ewr. Durchlaucht Gnade ablehnen muß. Mein Vaterland, Deutſchland, hat das Recht, mein Blut und mein Leben zu fodern; doch kein fremdes Volk. Ich wollte die Ehre haben, Ewr. Durchlaucht und meinem Deutſchen Vaterlande zu dienen: das erklärte ich, als ich Dienſte nahm, und es kann Sie alſo nicht befremden, gnädigſter Herr.

„Ich ehre dieſen Grundſatz, Lieutenant Saldorf, ſo falſch er auch zu deuten ſeyn mag. Doch Sie ſind nun einmal ernannt, und vergeſſen, welche Folgerungen Ihre Kameraden aus Ihrer Weigerung ziehen könnten. Der Wille oder der Wunſch Ihres Fürſten ſchützt Sie gegen den Vorwurf, den Sie nach Ihren Grundſätzen ſich ſelbſt zu machen ſcheinen. Officiere kann ich genug haben, aber nur wenige von Ihrem Talent. Ich werde Sie bei dem Generalſtabe anſtelten, und ſtehe Ihnen für ein ſchnelles Avancement."

Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich meiner Ueberzeugung folgen darf; denn nichts in der Welt kann mich von der Pflicht losſprechen, meinen Grundſätzen treu zu bleiben.

„Der erſte Grundſatz eines Officiers von Ehre iſt Gehorſam gegen die Befehle ſeines Fürſten."

Nie müſſe man ſagen können, daß es in Ewr. Durchlaucht Dienſt einen Officier gebe, der nicht wiſſe, was die Ehre von ihm fodert! Und ſo bitte ich Ew. Durchlaucht noch einmal unterthänig um meinen Abſchied.

„Ich will Ihnen Zeit laſſen, Ehrerbietung zu lernen." Er winkte dem Adjutanten, und ſchickte Saldorfen in Arreſt. – Auf dieſe Art, glaubte er, den hartnäckigen Kopf des jungen Mannes zu beugen; doch Saldorf foderte in den ehrerbietigſten Ausdrücken ein Kriegsrecht. Der Fürſt, der ſich ſeiner böſen Abſicht bewußt war, fühlte die Härte ſeines Betragens gegen einen Officier, der nicht zu ſeinen Vaſallen gehörte, und gab ihm den Abſchied. —

Wie ich es vorausſagte. Er trotzt Ewr. Durchlaucht! ſagte Zabern.

„Aber was jetzt?"

Wenn ich nun auch einen andern Plan machte, ſo müßte ich doch bitten, daß er …

„Vorausbedungen, daß ich gänzlich aus dem Spiele bleibe. Die Sache hat Aufſehen gemacht, und Sie begreifen wohl, daß mein Nahme durchaus nicht mehr in irgend etwas gemiſcht werden darf. Noch iſt, denke ich, nichts verloren, wenn Sie und Ihre Familie nur wollen; denn — iſt die Gräfin nicht in Ihrer Gewalt?"

Nur ſchlimm, daß Saldorf Ew. Durchlaucht vielleicht ſchon errathen hat! Wenn das nun wäre, und wenn er laut ſagte…

„Das wage er! Das wird er gewiß nicht wagen!"

Warum ſollte er nicht? Und die Stadt wird ihm glauben, wenn er es wagt.

„Sie haben Recht. Deſto mehr muß ich

geſchont werden. Sie müſſen jetzt eine Familien-Angelegenheit daraus machen.“

Das kann geſchehen; dann müſſen aber Ew. Durchlaucht erſt ganz zurücktreten. Ich muß mich um die Hand meiner Couſine bewerben; und damit ich das mit Ehre kann, müſſen Ew. Durchlaucht ſie fürs erſte nicht ſehen. Der Vater der Gräfin iſt ein ſeltſamer Mann, von ganz eigenen Grundſätzen. —

Der Plan wurde verabredet. Jetzt ſtand Eduard triumphirend wieder auf dem Schauplatze, und machte ſich ſogar die ferne Hoffnung, daß Eliſe noch ſein werden könnte. Er drängte ſich wieder näher an ſie, doch ohne den eifrigen Liebhaber zu ſpielen.

Eliſe fühlte ſich jetzt ſehr glücklich; denn ſie konnte den geliebten Saldorf täglich ſehen, da er Herr ſeiner Zeit war, und da ihn nichts an Beſuchen bei ihr hinderte. Anfangs hatte er geargwohnt, der Fürſt wiſſe ſein Verſtändniß mit Eliſen; und ſie ſelbſt befürchtete das, weil der Fürſt faſt zu eben der Zeit, da er Saldorſen ſo hart behandelte, in ſeinem Betragen gegen ſie anders geworden war. Doch da Saldorf in ſeinen Beſuchen bei ihr nicht geſtört wurde, und ſich Niemand um ihn bekümmerte, ſo gaben Beide dieſen Gedanken auf, und wurden ſicherer. Saldorf verließ die Reſidenz, und bezog ganz in der Stille ein Stübchen bei einem Oberförſter, den er ſchon lange kannte, und dem er durch Eliſen bei dem Fürſten einen groſſen Dienſt geleiſtet hatte. Er wohnte hier nicht weit von Emilienbrunn, ſehr einſam mitten im Walde, gab ſich für einen Verwandten des Oberförſters aus, kleidete ſich wie ein Jägerburſche von beſſerem Stande, und glaubte in der tiefſten Verborgenheit zu ſeyn. Eduard hatte ihn aber nicht aus den Augen verloren, und ließ ihn auf jedem ſeiner Schritte beobachten; denn kaum war Saldorf einige Tage an ſeinem neuen Wohnorte, ſo ſchickte der Oberjägermeiſter einen jungen Menſchen eben dahin, die Forſten kennen zu lernen. Dieſer hatte von dem Geheimen Legationsrath beſonders den Auftrag, ihm einige Briefe der Gräſin zu verſchaffen. Dies war nicht ſchwer, da Saldorf, der völlig ſicher zu ſeyn glaubte, ſeine Briefe nur ganz einfach verſchloſſen hatte. Man öffnete ſein Büreau, und Eduard bekam zwei Briefe von Eliſen, welche die Aeußerungen ihrer innigſten Zärtlichkeit, doch zugleich auch die unverkennbarſten Beweiſe ihrer Unſchuld, ihrer reinen, nur geiſtigen, tugendhaften Liebe enthielten. Der Fürſt, dem er dieſe Briefe brachte, las ſie finſter, und fragte dann in einem ſtrengen Tone: „wie kommen Sie zu dieſen Briefen?“ Doch ſogleich ſetzte er ſanfter hinzu: „ich hoffe auf eine rechtmäßige Weiſe.“

Zabern, der ſolcher Inconſequenzen von dem Fürſten ſchon gewohnt war, antwortete lächelnd: auf eine rechtmäßige Weiſe. — Als der Fürſt die Briefe zurückgab, ſagte er: „o, mein halbes Land gäbe ich für einen ſolchen Brief von ihr an mich! Eilen Sie, Zabern! Ich werde Sie glänzend belohnen.“ —

Eduards Vater hatte die Unterhandlungen mit Eliſens Eltern aufs neue angeknüpft.

Die Sache wurde jetzt ohne Eliſens Wiſſen getrieben, und man bat den Vater, ſelbſt in die Reſidenz zu kommen, damit ſie endlich zu Stande käme.

Der alte Graf wollte ſeine Tochter beſuchen; doch Eduard hielt ihn davon ab, und entdeckte ihm, daß ſie einen heimlichen Liebeshandel mit einem verabſchiedeten Lieutenant hätte. „Verabſchiedet?“ fragte der Graf, ein Mann von dem ſeltſamſten point d'honneur. „Verabſchiedet? Und warum?“

Weil er nicht mit nach Amerika will, gegen die Kolonieen zu dienen, der Himmel mag wiſſen, ob aus Feigheit, oder . . .

„Einerlei, Vetter, ganz einerlei! Er dient; und nun, da es Ernſt wird, kann man ihn nicht brauchen.“

Er hat den Abſchied gefodert.

„Deſto ſchlimmer! denn halb Europa ſollte nach Amerika gehen, das böſe Beiſpiel unterdrücken zu helfen. Und dieſer Menſch — ein verabſchiedeter Lieutenant: nicht wahr? Man möchte toll werden! Eliſe, die ich in den feinſten Grundſätzen der Ehre erzogen habe, kann ſich mit einem Menſchen einlaſſen, der das Kanonenfieber hat!

Das hat er nun wohl nicht, ſagte Eduard zögernd; aber er meint, die Kolonieen hätten Recht.

„Noch ſchlimmer! Laſſen Sie uns zu meiner Tochter gehen. Mit vier Worten iſt die Sache abgethan; und will ſie nicht, ſo . . .“

Gehen Sie lieber zum Fürſten. Ich ſtehe Ihnen dafür, er wird Sie ſehr gnädig aufnehmen.

„Aber, Vetter, ein Liebeshandel, ein ordentlicher Liebeshandel? Vielleicht iſt es nur ſo eine vorübergehende Grille.“

Eduard gab ihm Eliſens Briefe. Des Vaters Geſicht wurde beim Leſen immer dunkler. Er ſteckte die Briefe ein, und fragte dann finſter: „aber, Vetter, nach dieſen Briefen — wollen Sie denn das Mädchen noch?“

Ich glaube, lieber Oheim, die Neigung zu' einem Menſchen, wie dieſer Saldorf, wird ſich aus dem Herzen eines ſo vortrefflich erzogenen Mädchens wieder verlieren. Ueberdies ſehen Sie ja aus dieſen Briefen, daß Beide in den Gränzen des Anſtandes geblieben ſind. Kurz, ich liebe ſie.

„Herzens-Sohn, du ſollſt ſie haben! Laß mich ſogleich zu ihr gehen!"

Eduard beredete den alten Grafen nur mit vieler Mühe, nach einem von ihm ſelbſt entworfenen Plane beſonnen und völlig kalt zu handeln. — Der Graf begab ſich in die Nähe des Boskets, wo er die beiden Liebenden belauſchen und behorchen konnte; und auf einmal ſtand er vor ihnen. Saldorf wollte gehen, als er einen Fremden ſah; der Graf ſagte aber ganz kalt: bleiben Sie; ich habe mit Ihnen zu reden. Hoffentlich, fuhr er mit einem drohenden Blick auf Eliſen fort, iſt er doch nicht, was er nach ſeiner Kleidung ſcheint: ein Menſch, deſſen ſich auch die verkehrteſte Leidenſchaft eines Mädchens von deinem Stande zu ſchämen hätte. Wer ſind Sie? wie heißen Sie?

„Ich heiße von Saldorf, und bin Lieutenant in Fürſtlichen Dienſten geweſen."

Gleichviel, Herr von Saldorf. Sie trugen doch das Porteepee einmal. Ich bin der Vater dieſes Mädchens, das Sie verleitet haben ...

„Verleitet? Herr Graf, wie verſtehen Sie das?"

Verleitet oder verführt! Ich habe Ihre Unterredung angehört. Verleitet, hoffe ich noch; denn Eliſe war ſonſt anders. Sie lieben meine Tochter. Wohl! das mochten Sie. Aber Sie ſagten es ihr, ohne daß ich darum wußte, ich, der Vater, und verleiteten ſie, das anzuhören! . . . Herr von Saldorf, ich möchte gern kalt bleiben.

„Darum bitte ich Sie, Herr Graf. Ja, ich liebe Ihre Tochter, und ſie liebt mich. Ich bin ihr an Stande nicht ganz ungleich, und ein ehrlicher Mann."

Wenn Sie das ſind, ſo werden wir, hoffe ich, uns friedlich von einander trennen. Auch ich bin jung geweſen, und weiß, was man der Leidenſchaft nachſehen muß.

O, mein Vater! ſagte Eliſe, und die Farbe der Hoffnung kehrte wieder in ihr bleiches Geſicht zurück: Sie verzeihen uns?

Hm! ja! Wenn er wirklich ein Mann von Ehre iſt, ja! Deine Hand war dem Sohne meines Schwagers beſtimmt. Du hatteſt etwas gegen dieſe Verbindung; gleichviel was. Ich kenne die Gränzen der väterlichen Gewalt, und drängte dich nicht. Aber ich kenne auch die Pflichten der Tochter, die du nicht zu kennen ſcheinſt. Gegen eine Verbindung, die du ohne mein Wiſſen, ohne meinen Rath geſchloſſen haſt, habe auch ich etwas, und viel! Er hat dich verleitet, mir dein Vertrauen zu entziehen. So hat er ſich ſelbſt verurtheilt; denn er glaubte, nicht auf meine Einwilligung rechnen zu dürfen. Ich bin kein harter Vater, das darf ich von mir ſagen; aber meine väterlichen Rechte will ich behaupten, und ſo erſuche ich Sie, mir als ein ehrlicher Mann zu verſprechen, daß Sie meine Tochter nicht wieder ſehen wollen.

„Ich würde nicht redlich handeln, Herr Graf, wenn ich Ihnen dies Verſprechen gäbe, da ich es nicht halten könnte.“

Brav, Herr von Saldorf! Ich fange an Sie zu achten. Sie ſollten aber fühlen, daſs Sie noch edler handeln würden, wenn Sie einem beleidigten Vater Genugthuung gäben.

„Und Sie, Herr Graf, würden väterlicher handeln, wenn Sie das Herz Ihrer Tochter nicht von dem meinigen riſſen."

Junger Mann, dem Vaterherzen befiehlt die weiſe Natur. Die Kinder fodern oft Schwäche, anſtatt Liebe. Aber laſſen Sie uns darüber nicht ſtreiten! Sie wiſſen noch nicht, was ein Vater muſs; ich aber weiſs, daſs die vergängliche Leidenſchaft der Jugend nicht alles darf, was ſie gern möchte. Nun, Sie wollen mir alſo nicht verſprechen, meine Tochter nicht wieder zu ſehen? Ich achte Ihre Aufrichtigkeit, und belohne ſie mit meinem Vertrauen. Meine Tochter ſoll den jungen Zabern heirathen. Das Eigenthum eines Andern werden Sie denn doch ehren, wenn auch nicht die Rechte des Vaters.

Mein Vater, ſagte Eliſe, feſt und ruhig; Zabern heirathe ich nie!

Du wirſt es, mein Kind! Das Recht, Nein ſagen zu dürfen, haſt du verſcherzt.

Ich werde im ſchlimmſten Falle die Geſetze zu Hülſe rufen; und iſt Herr von Saldorf ein Mann von Ehre, ſo wird er ihren Ausſpruch achten, wenn er ihn auch hart findet.

„Die Verzweifiung ehrt nichts! Laſſen Sie mich alles ſagen, was . . .“

Nein, ſagen Sie nichts! Ich würde Ihr Vertrauen vielleicht mißbrauchen müſſen, wenn Sie Sich weigerten, das heilige Band der Natur zwiſchen Vater und Tochter anzuerkennen. Sie wird Saberns Frau, und wenn Sie auch ganz laut Nein ſagte; denn ich weiß kein anderes Mittel, ſie vor Ihnen zu ſichern.

Des Grafen ruhige Kälte brachte Saldorfen immer zu dem Gefühl ſeines Unrechts. „Warum aber,“ ſagte er unruhig und bemüthig, „muß ſie mir entriſſen werden? Wollen Sie Ihre Tochter für eine verzeihliche Schwäche mit dem Unglück ihres ganzen Lebens beſtrafen?“

Ueber Unglück und Glück urtheilt ein Greis beſſer, als ein junger Mann von Ihren Jahren. Ueberlaſſen Sie das Glück des

Kindes nur ganz ruhig dem Vaterherzen. Sie müſſen alle Anſprüche auf meine Tochter aufgeben, oder ſie wird Saberns Frau.

„Das kann und werde ich nie! Aber noch einmal: warum wollen Sie durchaus unſre Herzen aus einander reißen?“

Sie haben nicht das Recht, mich das zu fragen; aber dennoch will ich Ihnen antworten: weil Sie das Band zwiſchen Vater und Tochter zerriſſen haben. Wem Ein Band der Natur nicht heilig iſt, dem iſt in der Leidenſchaft keins heilig. Sie könnten das Band der Ehe eben ſo zerreißen. Darum, mein Herr, wird ſie nicht Ihre, ſondern Saberns Frau.

„Herr Graf, kennen Sie denn dieſen Sabern?“

Ja, ich kenne ihn; nur beurtheile ich ihn anders, als Sie und meine Tochter ihn beurtheilen mögen. Er wird meine Tochter vielleicht weniger lieben als Sie, aber gewiß mehr ehren. — Mit dieſen Worten faßte er Eliſens Hand. Saldorf wollte ihn aufhalten. Junger Mann, ſagte der Graf, ich will nicht länger hier bleiben. Habe ich Unrecht, ſo giebt es ja Geſetze, die Sie gegen mich aufrufen können. Leben Sie wohl. Sie werden Nachricht von mir bekommen, wenn es nöthig iſt. —

Der Graf ging mit ſeiner Tochter auf das Schloß zu. In der Allee begegnete ihm der Fürſt, der durch Eduards Veranſtaltung hier war, und auch ſeine Rolle hatte. Ew. Durchlaucht, ſagte der Vater bewegt; ich muß Sie bitten, mir meine Tochter ſogleich wiederzugeben. Sie hat die Schwäche gehabt, ſich ohne mein Wiſſen in eine Art von Liebeshandel einzulaſſen. (Der Fürſt ſtellte ſich, als ob er ſich wunderte.) Darum ſoll ſie mit mir. Das Schloß Ewr. Durchlaucht hat ſie nicht vor Verleitung und vor heimlichen Beſuchen geſichert; in dem väterlichen Hauſe wird es ja, hoffe ich, anders ſeyn.

„Ich erſtaune, Herr Graf; denn, in der That, die Gräfin iſt über allen Verdacht einer unſchicklichen Verbindung ſo weit erhaben, daß ich Ihnen kaum glauben kann. Die Verbindung mag Ihnen nicht angenehm

ſeyn,

ſeyn, Herr Graf; doch unſchicklich iſt ſie gewiß nicht. Und da das Herz doch auch ſeine Rechte hat, ſo hätte ich wohl Luſt, der Fürſprecher Ihrer liebenswürdigen Tochter zu ſeyn. — Wer iſt es denn?"

Ein Herr von — von — nun wie heißt er doch? — ja — Saldorf, ehemals Lieutenant in Ewr. Durchlaucht Dienſten.

„Der?" fragte der Fürſt, und ſeine Miene wurde ernſt. „Der Lieutenant Saldorf? Ganz unmöglich, würde ich ſagen, wenn nicht das Schweigen der Gräfin Ihre Aeuſſerung zu beſtätigen ſchiene. Liebe Gräfin, dieſer Saldorf, auch abgerechnet, daß er nichts hat und nichts iſt, wodurch er ſeine Anſprüche auf die erſte Dame meines Hofes rechtfertigen könnte —: haben Sie in der That gehofft, mit dieſem — wenigſtens kann ich ſagen, mit dieſem unruhigen Kopfe, dieſem excentriſchen, ſeinem Ehrgeitz alles aufopfernden Menſchen, glücklich zu werden? — Ich zweifle nicht, Herr Graf, daß Ihre Tochter nur eine Minute mit Beſonnenheit nachzudenken braucht, um dieſe vorübergehende Schwäche als das zu erkennen, was ſie iſt. Es wird Ihrer Strenge nicht bedürfen, Herr Graf."

Nun, ſo verſprich mir, von dieſem Augenblick an alle Verbindung mit dem Menſchen abzubrechen, und ich will dir verzeihen.

„Das werden Sie gewiß thun, Gräfin," ſagte der Fürſt ſchmeichelnd. „Sie ſind es Ihrem eigenen Werthe ſchuldig, nicht in Verhältniſſen mit einem Manne zu ſtehen, deſſen Ruf auch nur den Anſchein eines Fleckens hat."

Eliſe verbeugte ſich tief gegen den Fürſten; dann wendete ſie ſich zu ihrem Vater, und ſagte gelaſſen: niemals, mein Vater, werde ich eine Verbindung mit dem edelſten aller Männer als abgebrochen anſehen, mein Schickſal ſey auch, welches es wolle. Und nie — ich nehme Se. Durchlaucht zum Zeugen — nie wird der Mann, den Sie mir beſtimmen, meine Hand bekommen.

Ew. Durchlaucht ſehen, ſagte der Graf. Ich muß meine Bitte wiederholen.

„Ich bewillige ſie ungern; doch Sie ſind

Vater. Aber, Herr Graf, wäre es nicht beſſer, ein wenig nachzugeben? Für den geweſenen Lieutenant Saldorf ließe ſich vielleicht etwas thun. Ich möchte gern einmal die ſchönen Augen der Gräfin recht heiter ſehen."

Es iſt unmöglich, Ew. Durchlaucht. Wenn ich der Schwäche meiner Tochter nachgäbe, ſo wäre ich noch ſchwächer, als ſie ſelbſt. —

Der Graf nahm Eliſen in ſeinen Wagen, und fuhr mit ihr nach dem Hauſe ſeines Schwagers. Hier kündigte er als eine Neuigkeit an, daß ſeine Tochter ihre Stelle als Oberhofmeiſterin aufgegeben habe. Man erſtaunte darüber ſo natürlich, und fragte ſo angelegentlich nach der Urſache dieſes raſchen Schrittes, daß Eliſe wirklich glaubte, ihr Vater habe ſie nur zufällig behorcht, ob ihr gleich die Kälte, die ſonſt nicht in ſeinem Charakter lag, als etwas Studiertes, und das Zuſammentreffen mit dem Fürſten gerade in dem entſcheidenden Augenblick, als planmäßig vorgekommen war. Doch bald hörte ſie zufällig, daß ihr Vater ſich ſchon drei Tage bei ihrem Oheim aufgehalten hatte. Nun zog ſie Eduarden in Verdacht, und in manchen Augenblicken ſogar den Fürſten. Hätte ſie darüber Gewißheit gehabt, ſo würde es ihr leicht geweſen ſeyn, ſich zu retten; denn ihr Vater mußte bei ſeiner Denkart äußerſt aufgebracht ſeyn, ſobald er nur ahnen konnte, daß ſein Schwager ſie habe an den Fürſten verkuppeln wollen. Sie ſchwieg aber, weil ſie es unrecht fand, einen bloßen Verdacht zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Ihre Sachen wurden von Emilienbrunn gebracht; doch ihre bisherige Bedienung blieb dort. Nun erzählte ihr Ameliens Jungfer, das liſtige Hannchen, am folgenden Morgen beim Ankleiden, unbefragt, daß Eduard und der Graf den Plan verabredet hätten, ſie und ihren Geliebten zu überfallen; doch von dem Fürſten ſagte Hannchen nichts.

Die Gräfin ließ Eduard bitten, zu ihr zu kommen. „Vetter,“ ſagte ſie ganz kalt; „Sie ſind Saldorfs Feind, und wiſſen ſchon lange, daß ich ihn liebe. Wollten Sie Rache an ihm? Die haben Sie nun. Gehen aber Ihre Abſichten weiter, etwa auf meine Hand: ſo haben Sie Sich in Ihrer Rechnung betrogen."

Er war beſtürzt; doch faßte er ſich bald. Sie haben mich errathen, liebe Couſine. Rache will ich nicht; meine Wünſche gehen nur auf Eins in der Welt: auf Ihr Herz und Ihre Hand. Ja, ich wußte, daß Sie Saldorſen liebten, und . . .

„Nun, wenn Sie das wußten: wie klein dachten Sie von mir!"

Ich weiß, daß keine Leidenſchaft der Zeit widerſteht, und daß Sie den glücklichen Saldorf vergeſſen würden, wenn Sie meine Gattin wären. Ich liebe Sie unausſprechlich; doch ich wollte Ihrem Glücke meine Leidenſchaft zum Opfer bringen. O, ſchon dieſe Anſtrengung verdiente etwas anderes, als Ihren Unwillen. Aber ich konnte, ich durfte nicht. Ich war nahe daran, ein kalter, gefühlloſer Böſewicht zu werden; denn Ihr Geſchlecht und jedes häusliche Verhältniß ſchien mir verächtlich. Sie waren die

Erſte, die ich achtete, und an deren Tugend ich glaubte. Sie müſſen mein werden, um mein Herz von einer Erſtarrung zu retten, vor der ich ſelber zittre. Von Ihnen hängt mein ganzer ſittlicher Werth ab. Iſt Ihnen die Befriedigung Ihrer Leidenſchaft mehr, als die Rettung eines verzweifelnden Herzens? –

Eliſe ſah ihn verachtend an. „Sie haben gehört, daß ich Saldorf liebe, und um keinen Preis in der Welt bekommen Sie meine Hand.“

Und ich laſſe dieſe Hand nicht fahren. Ich muß Ihr Herz gewinnen, ſollten Sie auch erſt in dem letzten Augenblicke meines Daſeyns ſagen: ich war undankbar gegen ſo viele Liebe! Mein Leben ſetze ich an einen Druck von Ihrer Hand. — Mit dieſen Worten ging er in heftiger Verzweiflung aus ihrem Zimmer.

Eliſe war bleich, und zitterte; denn ſie hatte dieſe wilde Heftigkeit nicht erwartet, die freilich zum Theil nur erkünſtelt war. Eduard liebte Eliſen; doch ſein Haß gegen

Saldorf überwog dieſe Leidenſchaft. Es lag ihm aber daran, ſie zu überzeugen, daß er alle ſeine Schritte bloß aus heftiger Liebe zu ihr gethan habe; darum wählte er den Ton der Verzweiflung.

Sie wendete ſich nun an ihren Vater ſelbſt; doch dieſer, der ſonſt ihren Bitten nie hatte widerſtehen können, war jetzt unerſchütterlich. Das ging ſehr natürlich zu. „Vetter," ſagte der Graf, als er mit Eduard allein war: „ich wünſche, daß Sie mein Schwiegerſohn werden ſollen; es wird aber Künſte koſten, Eliſeh zu bewegen. Denn — gerade heraus — ſie hat einen entſchiedenen Widerwillen gegen Sie. Und zwingen, ſo zwingen, wie Sie und mein Schwager meinen, das geht doch nicht. Eliſe wäre im Stande vor dem Altare Nein zu ſagen. Und was dann?"

Das wird ſie nicht; denn bis dahin muß es nicht kommen. Doch merkt ſie nur von fern, daß wir es ſo weit nicht treiben werden, ſo iſt alles verloren, und ſie giebt dem abgedankten Lieutenant ihre Hand.

„Gott verdamme den Schurken! . . . Aber, Vetter, wenn nun Eliſe bei ihrem Nein bleibt?“

Das thut ſie nicht, wenn ſie nur glaubt, daß Sie Gewalt brauchen werden. Dann giebt ſie ihr Wort, daß ſie die Verbindung mit dem abgedankten Saldorf ganz und gar aufgeben will. Und haben wir von ihr oder von ihm dies Verſprechen, ſo ſind wir ſicher, daß ſie es halten. Bleiben Sie nur immer kalt, und ſagen Sie ganz ruhig: du wirſt mit dem Vetter Eduard getrauet. Sie wird antworten: ich ſage vor dem Altare Nein. Wohl, erwiedern Sie kalt: das magſt du thun. Aber getrauet wirſt du, auf des Fürſten ſpeciellen Befehl. Dein Mann wird ſchon mit dir zurecht kommen. — Wenn Sie ganz kalt bleiben, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, ſie fängt an zu akkordiren. Wir haben dann Zeit gewonnen, und machen Bedingungen. —

Das hörte der Graf von Eduarden täglich, und er ſpielte die ihm eingeprägte Rolle ganz vortrefflich. Mit phlegmatiſcher Kälte wiederholte er Eliſen: „du wirſt Eduards Frau.“

Ich will lieber tauſendmal ſterben, als die Frau dieſes Menſchen werden!

„Verſprich mir, und laß mir Saldorfen ſein Wort geben, daß er alle Verbindung mit dir abbrechen will: dann haſt du noch Jahre Zeit, dich zu beſinnen.“

Das kann ich nicht.

„Nun ſo wirſt du mit dem Vetter getrauet.“

Was haben Sie gewonnen, wenn ein erkaufter, oder feiger Prediger mir die leeren Worte einer Trauformel vorlieſt? Das macht keine Ehe gültig.

„Daß es nicht bei bloßen Worten bleibt, iſt deines Mannes Sache.“

Der feigherzige Böſewicht wird es nicht wagen, meine Hand zu berühren. Ich würde ihn ermorden.

„Das geht mich nichts an. Aber getrauet wirſt du, und das Uebrige wird ſich dann wohl finden, mein Töchterchen!“

So endigte ſich die Unterredung, von der

Eliſe ſich viel verſprochen hatte; und nun blieb ihr keine Hoffnung, als der Gedanke, daß Eduard durch eine Ceremonie, ohne ihr Ja, keine Rechte bekomme. Doch Hannchen zeigte ihr bald, wie wenig ſie auf dieſe Hoffnung rechnen konnte. Eduard hatte entdeckt, daß Hannchen ihn zuweilen behorchte, und dann Eliſen verrieth, was ſie gehört hatte. Nun gab er ihr Gelegenheit, bei halb geöffneter Thür folgende Unterredung zwiſchen ihm und Amelien zu behorchen.

Wenn du dich nun auch mit ihr trauen läſſeſt, und ſie ſagt beſtimmt Nein: biſt du dann weiter?

„Weiter? Am Ziele bin ich, und triumphire! Sie iſt dann meine Frau, oder man hält ſie dafür, gleichviel!“

Darauf könnte Eliſe es wagen. Sie hat Recht: es wäre eine bloße Komödie.

„Richtig! Aber eine, aus der Ernſt würde. Sie iſt meine Frau. Ich laſſe ſie mit Gewalt in meine Wohnung bringen. Ein kleiner Schlaftrunk, oder eine Doſis Opium — Wer will es mir verdenken, wenn ich meine Frau in Beſitz nehme, ſo gut ich kann? Und zuletzt wird ſie ſich darein finden." —

Hannchen erzählte Eliſen dieſe fürchterliche Unterredung mit heißen und aufrichtigen Thränen. Eliſe erſchrak; doch bald erholte ſie ſich, und ſagte: „einer ſolchen Bosheit iſt niemand auf der Erde fähig." O, erwiederte Hannchen: Sie kennen den Herrn Geheimen Legationsrath noch nicht. Er iſt zu allem fähig, glauben Sie mir das, gnädige Gräfin. — Hannchen ſank Eliſen zu Füßen, und beſchwor ſie, ſich lieber eine Zeitlang von ihrem Geliebten zu trennen, als ſich in die Gewalt dieſes Unmenſchen zu geben. Eliſe verlor den Muth, und ſank in eine lange Ohnmacht. Als ſie endlich wieder erwachte, und ſich ein wenig erholt hatte, ſagte Hannchen: nur eine ſolche Ohnmacht, gnädige Gräfin; und er hat ſeinen Zweck erreicht.

Eduard behorchte dieſen Auftritt, und gab nun alle Hoffnung auf. Sie haßt mich dachte er, und iſt für mich verloren. Aber Er ſoll ſie nicht bekommen!

Er ſagte zu dem alten Grafen: ich ſehe, daß ich der Hoffnung, Ihr Sohn zu werden, noch lange, wenn nicht auf immer, entſagen muß. Doch Ihre Tochter darf auch nicht die Frau eines abgedankten, ehrloſen Menſchen werden! Fodern Sie von ihr, daß Saldorf Deutſchland auf fünf Jahre verlaſſen ſoll. Während der Zeit wird ſie den Menſchen vergeſſen, und es ſoll bis dahin von meiner Heirath gar nicht mehr die Rede ſeyn.

„Von ihr ſoll ich das fodern? Wird Er denn auch wollen?"

Es bedarf nur einer Zeile von ihrer Hand, und er ſpringt in die Hölle. Verlangen Sie, lieber Oheim, daß er mit nach Amerika gehen ſoll.

„Hm! Das ſollte er thun? ſo bloß auf ein Wort von meiner Tochter? Das bin ich doch neugierig zu ſehen!" —

Er ging zu Eliſen. Die Verbindung mit Saldorf ganz aufzugeben, dazu konnte er ſie nicht bringen; doch ſie willigte ein, den Geliebten fünf Jahre lang nicht zu ſehen, und keinen Briefwechſel mit ihm zu unterhalten. Er verlangte Gewißheit, und ſagte: „dein Liebhaber muß mit den Truppen nach Amerika.“ Eliſe wußte, wie gern Saldorf einmal die Welt ſehen wollte; doch ſie bedachte, welchen Zufällen eine ſo weite Reiſe ihn ausſetzte. Darf ich ihn, ſagte ſie leiſe und wehmüthig, vielleicht in den Tod jagen, um mich zu retten? O, wie gern ſtürbe ich für ihn! — Endlich nahm ſie die Feder, und ſchrieb mit bebender Hand: „Geliebter Saldorf, nichts kann mich von der Verbindung mit einem Ungeheuer retten, als das Verſprechen, Sie fünf Jahre lang nicht zu ſehen. Man glaubt, noch etwas mehr als mein Verſprechen fodern zu müſſen: nehmlich, daß Sie mit unſern Truppen nach Amerika gehen ſollen. Ich fodre nichts. Fünf Jahre lang werde ich Sie nicht ſehen, und nichts von Ihnen leſen: das allein habe ich verſprochen. Eliſe.“

Der Graf brachte dies Billet dem jungen Zabern. Wir ſiegen! rief dieſer triumphirend; er geht nach Amerika.

„Sollte er wirklich? Nun, thut er das, und die fünf Jahre ſind um, und die beiden Leute haben einander nicht vergeſſen! ſo — weiß ich, was ich zu thun habe. Es wäre wahrhaftig groß, wenn er auf die Paar Worte hin gegen ſeine Neigung in die weite Welt, und vielleicht in den Tod ginge."

Eduard hörte das mit Erſtaunen. Er ſah wohl, daß er eilen müſſe, und daß Saldorf Eliſens Vater nicht wieder ſprechen dürfe. —

Saldorf bekam das Billet, und nach zwei Stunden war er ſelbſt in des Oberhofmeiſters Hauſe. Eduard erſchrak, als er das hörte; und nun erbot ſich der Oberhofmeiſter, ihn zu ſprechen.

„Ich will nur wiſſen, Ew. Excellenz," hob Saldorf an, „ob die Gräſin Forſting dieſes Billet freiwillig geſchrieben hat."

Wofür halten Sie uns, Herr von Saldorf? Allerdings hat ſie es freiwillig geſchrieben.

„Das möchte ich gern von ihr ſelbſt hören.

hören. Sie werden mir ein Mißtrauen zu gute halten, das hier am rechten Orte iſt."

Und wenn die Gräfin es Ihnen beſtätiget hat: was dann?

„Dann werde ich antworten."

Aber ſie hat verſprochen, jede Art von Verbindung mit Ihnen aufzugeben.

„Auf fünf Jahre! Sie ſoll mir nur Ja oder Nein auf die Frage antworten, ob ſie das Billet freiwillig geſchrieben hat."

Der Oberhofmeiſter ließ Eliſen rufen. Sie ſagte, als ſie in das Zimmer trat, mit einer Bewegung der Freude: o Saldorf! — Er heftete ſeinen zärtlich freudigen, ſanft funkelnden Blick lange auf ſie; dann zeigte er ihr das Billet, und fragte: „haben Sie dies freiwillig geſchrieben und iſt es wirklich Ihre Meinung?"

Ja! Aber, Saldorf . . . —

„Eliſe!" (Mit Thränen wehmüthiger Freude in den Augen.) „Sie ſind gerettet! Das iſt ja alles, was ich wünſchte. Das Uebrige? Ich vertraue Ihrem Herzen. Leben Sie wohl! — Er verbeugte ſich, und der Oberhofmeiſter führte Eliſen zurück.

Saldorf taumelte, ohne dieſen zu erwarten, faſt bewußtlos zum Hauſe hinaus. Er ging zu Barneck, und ſchrieb da an den Oberhofmeiſter: „ich will nach Amerika gehen; doch vorher bitte ich noch um eine Unterredung mit Ihnen.“

Man drang darauf, er ſolle. um alles Aufſehen zu vermeiden, die Truppen als Officier begleiten. Dazu verſtand er ſich; doch foderte er durchaus die Freiheit, in Amerika zu gehen, wohin er wolle. Das bewilligte man, und wirklich wurde dem General ſchriftlich angezeigt, daß Saldorf die Freiheit habe, fort zu dienen, oder den Dienſt ohne weitere Förmlichkeit zu verlaſſen, ſobald die Truppen in Amerika angekommen wären; doch ſolle die Sache als ein Geheimniß behandelt werden.

Saldorf erſchien nun auf einmal wieder in Uniform, zum Erſtaunen aller Menſchen, und beſonders Barnecks. Alexander! rief dieſer, als ſein Freund, ſo gekleidet, und mit finſtrem Geſicht, in ſein Zimmer trat; biſt du es wirklich?

„Ich gehe nach Amerika."

Hm! ich merke wohl, was du willſt. Du dankſt, glaube ich, dem Himmel, daß du ſo mit guter Manier von mir los kommſt. Mit guter Manier? Nein, wenn die Manier gut iſt . . . — Erſt hältſt du den Kolonieen Lobreden, und wünſcheſt, daß Amerika dein Vaterland ſeyn möchte, damit du für die Freiheit ſiegen oder ſterben könnteſt. Du nimmſt den Abſchied, und ich ſage: Gott Lob, daß er heraus iſt aus dem engen Rokke! Für ſeine groſſe Seele war er doch wohl zu enge. Nun aber ſtehſt du da wieder . . . Alexander, du haſt mir ſehr wehe gethan!

„Glaub mir, guter Karl, ich gehe, weil ich nicht anders kann, weil ich muß."

Muß? du? Was müßteſt du denn, Alexander? Das glaube dir ſonſt Jemand! Ich weiß es beſſer. Du haſt Luſt bekommen, ein großes Stück von der närriſchen Kugel zu ſehen, auf der wir wohnen. Daß ich dich nicht allein würde ziehen laſſen, wußteſt du.

Da denkſt du aber an Seekrankheit, an Sturm und Gewitter. Pfui! An Kanonenkugeln und Säbel, will ich hoffen, haſt du nicht gedacht — Und da ſchnürſt du dein Päckchen ganz in der Stille, und nimmſt hinter der Thüre Abſchied, und bedenkſt nicht, Alexander, daß die Angſt um dich, wenn wir tauſend Meilen von einander getrennt wären, mir gewiß das Leben aufreiben würde, was Sturm und alles Uebrige vielleicht nicht gethan hätte.

„Karl, geſtern Morgen wußte ich noch nicht, daß ich nach Amerika gehen würde. Ich muß, weil es recht iſt, daß ich gehe. Laß mich, lieber Karl! Ich bin ſehr glücklich und ſehr unglücklich. Dich habe ich hier in Europa nöthig.“

‚Ich weiß ſchon. Nöthig? Wenn du in Gefahr biſt von den Wilden gebraten zu werden, daß du dann ſagen kannſt: ich danke nur Gott, daß Karl ſicher in ſeinem Lehnſtuhle ſitzt! . . . Alexander, was habe ich dir gethan, daß du mir das Herz zerſpalteſt, meinen rechten Arm abhaueſt, mich zu einem elenden Menſchen machſt, an dem nun nichts mehr ganz iſt? Ich werde keine Nacht mehr ruhig ſchlafen; iſt ſie kalt, ſo werde ich ſagen: der arme Alexander! vielleicht hat ihn eben ein Sturm gepackt! Und, Alexander, was nun erſt in einer ſtürmiſchen Nacht!

„Laß mich, lieber Karl! Ich kann nicht ſagen, daß du ganz Unrecht haſt. Aber glaub mir: ich mußte.“

Du mußteſt nicht. Dein böſer Geiſt hat dich getrieben.

„Ein Engel,“ erwiederte Saldorf lächelnd, „treibt mich nach Amerika.“ —

Barneck bat den Fürſten, unter den nach Amerika beſtimmten Truppen angeſtellt zu werden. Er bekam eine Kompagnie, deren Capitain geſtorben war. Als er das Patent hatte, ſagte er: etwas Neues, Alexander. Ich bin Capitain, und gehe mit dir.

Saldorf erſchrak. Nach einer Pauſe fragte er: „thut es dir wohl, daß du mit mir gehſt?“

Freilich! Ich hätte ſonſt nicht hier ausgehalten.

„Nun, ſo laß uns gehen! Aber ich werde dich noch einmal betrüben!“

Das magſt du thun, Alexander, wenn ich nur bei dir bin!

„Behalte Glauben an mich, Karl! Denn noch einmal: ich werde dich ſchmerzlich betrüben!“

Saldorf ließ ſich noch bei Eduard melden. Dieſer wollte ſeinen Beſuch vermeiden; doch Saldorf überraſchte ihn, und ſagte mit ſtiller Ruhe: „nur einige Worte, Herr von Zabern. Ich liebe die Gräfin Forſting, und werde nun fünf Jahre lang von ihr getrennt ſeyn. Sie ſehen, daß ich ruhig bin. Aber ich komme zurück; und erfahre ich dann, daß ſie nur Einmal über Sie geſeufzt hat: dann . . . Ich habe Sie gewarnt, mein Herr.“ Eduard wollte etwas ſagen; doch Saldorf verließ ihn, und ging zu dem Fräulein von Holſten, mit der Bitte, für das Fräulein von Schenk und ihr Kind zu ſorgen. Eliſen ſah er nicht wieder, wie er verſprochen hatte, und nach einigen Tagen beſtieg er an Barnecks Seite das Schiff, das ihn nach Amerika bringen ſollte.

Bis an dem Tage, da die Regimenter ausmarſchirten, war Eliſe in des Oberhofmeiſters Hauſe ungeſtört geblieben. Sie wird vergeſſen, ſagte Eduard lächelnd zu dem Fürſten. „Das hoffe ich," erwiederte dieſer. „Der Himmel gebe nur Saldorfen guten Wind, daß er bald nach Amerika kommt! Die Gräfin ſoll nun wieder nach Emilienbrunn, und es müßte ja ſeltſam zugehen, wenn ihr Herz immer und ewig unbeweglich bliebe."

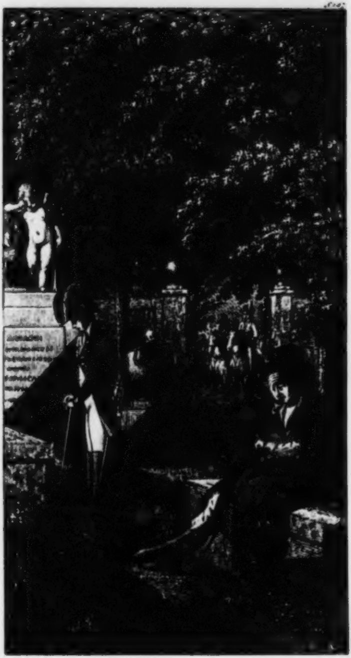
Sobald die Regimenter ausmarſchirt waren, warf ſich Eliſe ihrem Vater zu Füßen, und ſagte ſchluchzend: „nun iſt er fort, und tauſend Unglücksfällen ausgeſetzt. Ich habe Wort gehalten, mein Vater, und ihn nicht wieder geſehen. Jetzt halten auch Sie Wort. Befreien Sie mich von dem Anblick des Ungeheuers, das dieſen edlen Menſchen zu einem Opfer ſeiner Rache machte."

Der Vater hob ſie auf, und drückte ſie an ſeine Bruſt. Ein ehrlicher Mann iſt der Saldorf. Und wenn alles ſo wäre . . . Kurz, Eliſe, du biſt von jetzt an frei; und wenn du willſt, ſo fahren wir in einer Stunde. — Er ſaß wirklich nach einer Stunde mit Eliſen im Wagen, und rollte ſeiner Heimath zu.

Der Fürſt wurde ſehr ernſt und finſter, als Eduard ihm dieſe Nachricht gab. „Herr von Zabern,“ ſagte er in einem ſchneidenden Tone: „beinahe glaube ich, Sie betriegen mich. Lieber hätten Sie das ſchöne Mädchen für ſich ſelbſt behalten. Für Sie habe ich den Mann, den ſie liebt, nach einem andern Welttheil ſchicken müſſen. Hüten Sie Sich, wenn es ſo iſt, und ich es erfahre! Jetzt laſſen Sie Sich nicht eher wieder vor mir ſehen, als bis die Gräfin wieder hier iſt!“

Eduard wollte ſich entſchuldigen; der Fürſt wurde aber heftiger. Mit den Zähnen knirſchend, ging Eduard durch das Vorzimmer. Sein Triumph, die Gunſt des Fürſten, die ſchöne Eliſe, alles war ſeinen Händen entſchlüpft. Die getrennten Liebenden waren glücklicher, als er.

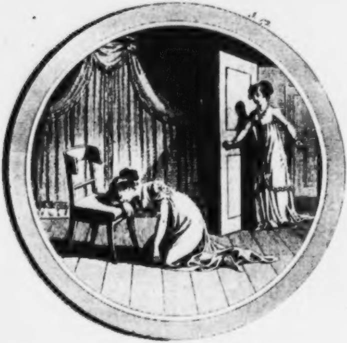
Ende des erſten Theils.



Barneck und Saldorf.

Von

August Lafontaine.



Zweiter Theil.

Berlin,
bei J. D. Sander
1805

GEN. B
DER
UNIVERS.

Barneck und Saldorf.

Zweiter Theil.

14.

Das Tagebuch.

(Eliſe an Saldorf.)

O, ſieht uns denn nicht ſegnend daſſelbe Auge voll Güte, wie uns derſelbe Himmel bedeckt? — Wo du jetzt auch ſeyn magſt, du biſt unter dem Schutze der ewigen Güte, und meiner, wohl ohnmächtigen, doch eben ſo ewigen Liebe. Dort ſtehſt du, dort; von dorther ſchaueſt du, wohin alle Sterne, wohin Mond und Sonne gehen. O, warum kehrt nicht ein Stern zu mir zurück! Er würde mir deine Grüße mitbringen, den reinen Ton deiner ſanften Stimme, und ſogar dein Bild. Warum verſchwindet der Stern, der im Weſten am Himmel empor blickt, zu ſchnell, ehe ich denken kann: er kam von dir! Tiefer ſenkt ſich die glühende Streife des Mondes in den Nebel, tief nach Weſten hinab. O Alexander, ſiehſt du ihn ſchon? Welchen der tauſend Sterne erblickſt du? welcher von allen geht dir jetzt auf, daß ich ihm den Gruß der Liebe an dich mitgeben kann! Lächle, mein Geliebter; über das weite Meer, unter dem ſtillen Gewölbe des Himmels, ruft Eliſe dir zu: ſey gegrüßt, Alexander!

Da zittern wieder verſchwindend der Himmel und die Sterne mit langen Strahlen, in den zuſammenrinnenden Thränen meiner Augen. Weit, weit von mir, tief unter dem Horizonte biſt du. Ein unermeßliches Meer hebt drohend zwiſchen uns den unabſehbaren Rücken. O, wie ich zu meiner eigenen Qual den Raum, der zwiſchen uns liegt, berechnet, gemeſſen habe! Warum that ich das! Vorher war mir das Meer nur der kleine See, der unter meinem Fenſter wie ein glatter Spiegel liegt, und ſich zwiſchen ſchattigen Gebüſchen im Nebel verliert. Am jenſeitigen Ufer, dachte ich lächelnd, ſteht Er; am dieſſeitigen ich. Ein Nachen, ein Paar

Ruderſchläge können uns zu einander bringen. Ich wollte, wie ein Kind, die Schritte zwiſchen uns zählen, und jeder wurde eine Meile, der See ein unergründliches Meer, die kleine Welle von einer fallenden Blume eine drohende Woge, jedes Lüftchen ein wüthender Sturm, der Raum zwiſchen uns die Unermeßlichkeit.

O, wie ich das Meer auf der Karte vor mir mit meinen Thränen benetzte! wie jeder Windſtoß, von dem die Wetterfahne auf unſerm Hauſe klirrte, mir das Herz zerbrach! Doch, Alexander, obgleich die Sterne, die mir im Weſten verſchwinden, dir erſt aufgeben, ſo deckt uns doch Ein Herz voll Liebe ſchützend; und ob ich auch weine, ſo erhebe ich doch den Blick voll Hoffnung zu Gott, der mich und dich ſieht, und der Freund unſrer Liebe und unſrer Tugend iſt.

Gott Lob! Ihr ſeyd glücklich angekommen. Die Holſten hat mir einen Brief von ihrem Bruder geſchickt, der mit dir auf demſelben Schiffe geweſen iſt. Darin ſteht dein

Nahme mit dem Zuſatz: „er iſt finſter und ſtill.“ Bin ich denn heiter und laut? O, mein Alexander! als ich die Worte geleſen hatte: „wir ſind alle wohl und geſund;“ da hob ich freudig den Brief empor, ſank auf die Kniee, und — als ob ich mit der Vorſehung um den Lohn der Tugend gedungen hätte — rief ich: nun will ich gut ſeyn, wie ein Engel! Wie wirſt du über deine Eliſe lächeln, wenn du lieſeſt, daß ſie Wort hielt, daß ſie beſſer wurde! Ich erröthete, als ich fühlte, daß es mir nur an dem Entſchluſſe gefehlt hatte, gütiger, nachgebender zu ſeyn, als ſonſt. Der Widerwille gegen meine Mutter löſ'te ſich in Wohlwollen auf, und ſogar der Haß gegen Eduard verlor von ſeiner Schärfe. Ach, ſeinem Feinde wohlthun, iſt nicht ſchwer; aber ihm verzeihen, ihn lieben! Ich weiß wohl, daß du den Wunſch, das letzte zu können, für eine fromme Schwärmerei hältſt. Aber das weibliche Herz hat gewiß andere Tugenden, als das Eurige. Ihr dürft haſſen, weil ihr ſchützen ſollt; wir müſſen verzeihen und lieben, weil wir verſöhnen ſollen. Ihr müßt dem Feinde trotzig entgegen treten; wir dürfen ihm nur entfliehen. Ihr dürft erröthen vor Zorn; wir nur vor Scham. Darum liebt ihr uns, und wir Euch; darum gehören Mann und Weib zuſammen, und ſind Eins.

Meine Mutter hat meinen Vater umgeſtimmt. Man redet ſchon wieder von einer Reiſe in die Reſidenz. Ich werde gehorchen müſſen, um den Frieden zwiſchen meinen Eltern zu erhalten. Das thue ich ungern; denn ich bin hier in meiner Einſamkeit glücklicher, als ich es in der Stadt ſeyn kann.

Nun iſt es Winter, mein Alexander. Die Zeit bedeckt mit ihrem Schleier alles: die leiſen Seufzer des Kummers, das laute Geſchrei der Angſt, das Lächeln der Zufriedenheit, das Jauchzen des fröhlichen Herzens. Hinter ihr verſtummet Alles, und wird zu Staub, zu Nichts. Auch unſre Liebe, Alexander? auch das Glück, auf das ich hoffe, das ich erwarte? — Ein Bliz aus tiefer Nacht in tiefe Nacht. Noch funfzig Sekunden, die der Sterbliche Jahre nennet: und unſre Aſche iſt vergeſſen; unſer Glück, unſer Schmerz verträumt; unſre Plane, unſre Hoffnungen, unſre Wünſche — mögen ſie erreicht ſeyn oder nicht — erlöſchen, vernichtet. Eine andre Welt über unſerer Aſche, andre Seufzer, andre Wünſche, andre Plane.

Ach, ich ſtarre zitternd hinaus in die dunkle, öde Nacht, die alles Leben bedeckt! Was iſt jenſeits? was jenſeits, Alexander?

Und doch iſt dieſes Vergehen aller menſchlichen Schickſale mein Troſt, mein Schutz, mein Muth. Was können mir meine grauſamen Verwandten ſonſt thun, als was die Natur ein Paar Minuten ſpäter thut: mich tödten? — Ich will nicht! ſagte ich meiner Mutter ruhig, als ſie in mich drang, daß ich Zabern meine Hand geben ſollte. Dein Wille, erwiederte ſie lächelnd, wird uns nicht hindern. Und doch, Alexander, an dieſen wenigen Worten: ich will nicht! zerſchellt die

Welle der menſchlichen Gewalt. Ich will nicht! Alexander, weißt du nun, daß ich dein bin?

Schwerer iſt es mit meinem Vater. Ich war ſonſt ſeine Freude; ſein lächelnder, ſegnender Blick begleitete mich auf jedem Schritte, den ich im Zimmer that. Er wußte nicht, wie er ſein Lob, das er mir ſo gern ertheilte, väterlich genug einkleiden ſollte. Bald lobte er meinen Schneider, um mir zu ſagen, daß mein Wuchs ihm gefalle; bald liebkoſ'te er mich für eine gute Handlung, die ich nicht gethan hatte. Er ſtellte ſich, als läſe er, um mich nicht merken zu laſſen, daß er auf mein Spiel, auf meinen Geſang horchte. Es freuete ihn, wenn ich Bewunderer fand, nur um mich loben zu hören. Ach, jene glücklichen Zeiten ſind vorüber!

Er liebt mich noch; ſeine Liebe vergrößert aber ſeinen Unwillen über mich, weil er glaubt, daß ich ihn nicht liebe. Finſter geht er neben mir hin, und heftet, wenn ich ihm den Thee bringe, ſein Auge auf die Flamme im Kamin. Neulich war ich mit ihm allein. Er ſaß am Kamin, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf mich: es ſchien, als bäte er mich, die ehemaligen Zeiten wiederkehren zu laſſen. Ich redete ihn an; er antwortete aber mürriſch. Da ſetzte ich mich an das Klavier, und ſpielte eine Arie, womit ich ihn als Kind einmal an ſeinem Geburtstage überraſchte. Ich blickte von der Seite nach ihm hin, und ſah, daß er, wie ſonſt immer, den Takt dazu ſchlug. Nun konnte ich nicht fortſingen, und fing an zu weinen. Da rief er mit dem alten Tone: Eliſe! und als ich mich umwendete, hielt er mir beide Arme geöffnet entgegen. Ich flog an ſeinen Hals, ſetzte mich auf ſein Knie, und weinte an ſeiner Wange. Seine Augen ſagten mir, daß er gerührt war. Er ſuchte es mir zu verbergen; doch zuletzt wurde er von meinem zärtlichen Schmerze überwältigt, und ſagte: mein Kind! Seine Stimme wurde ſo bebend, daß ich mit Zittern Thränen in ſeinen Augen zu ſehen erwartete. „O mein Kind,“ ſagte er; „ruf mir die alten Zeiten zurück!“ Ich weinte ſtärker. „Gieb dem Vetter Eduard deine Hand!“

Das allein kann ich nicht, ſagte ich mit der leiſeſten Stimme, und mit brechendem Herzen. Er iſt ein Böſewicht, mein Vater.

Nun wendete er alles an, was väterliche Bitten Rührendes haben können. Er zerdrückte mein Herz, und ich wünſchte in ſeinen Armen zu ſterben; doch meinen Entſchluß änderte er nicht. So geh! ſagte er am Ende kalt, und wendete das Geſicht von mir ab. Du biſt nicht werth, daß ein Vater dich bittet, wo er fodern kann. Es iſt wahr, was deine Mutter ſagt: deine Tugenden ſind nichts, als Hochmuth und Egoismus. Geh!

Er ſtand auf, und verließ das Zimmer. Ich habe nie mehr gelitten, als an dieſen drei Tagen; denn ich fürchtete, ſeine Liebe wäre Haß geworden, da er mich ſo kalt, ſo rauh behandelte. Doch als meine Mutter von ihrer kleinen Reiſe wiederkam, wurde er in ihrer Gegenwart ſanfter, als ſonſt. Er liebt mich noch; denn er wollte mir Vorwürfe von meiner Mutter erſparen. Ich weiß ſogar, daß er mich gegen ſie vertheidigt. Er will mir zeigen, daß er erzürnt auf mich iſt; und doch wendet er tauſend kleine Kunſtgriffe an, mir alles zu geben, was er mir ſonſt gab, ohne dabei das väterliche Anſehn aufs Spiel zu ſetzen. Ach, Alexander, unter dieſer Liebe verzagt mein Herz; dem Haſſe meiner Mutter ſetzt es ſich ſtolz entgegen.

Mein Vater hat einen neuen, ſchärferen Haß auf dich geworfen, weil du unſre Armee verlaſſen haſt, und für die Kolonieen ſtreiteſt. Ich darf dich nicht gegen ihn in Schutz nehmen, um ihn nicht noch mehr aufzubringen. O Alexander! mußt du denn gegen deine Brüder kämpfen? — Doch ich ſchweige; denn ein Weib darf nicht beurtheilen, was der Mann thun muß.

Nein, du ſtreiteſt nicht für die Kolonieen, hat mir die Holſten geſagt, und auch ein invalider Officier, der zurückgekommen iſt. Du ſchweifſt im Lande umher. O Alexander! wie ein Kind höre ich jetzt zitternd alle

Erzählungen von den fürchterlichen Gefahren jenes Landes, von Strömen, die über eine Meile breit ſind, von unermeßlichen Wäldern, aus denen kein Menſch zurückfinden kann, von Ueberſchwemmungen großer Provinzen, von ganzen Nationen, die Menſchen verzehren. Ich weiß nicht, ob das alles wahr iſt; doch meine Liebe hält es dafür. Mein einziger Geliebter, zwiſchen dieſen Rieſenſtrömen ſeh' ich dich umher irren; ich ſehe, wie die Ströme anſchwellen, wie ſie ihr Ufer überſteigen, wie die Wellen dich verfolgen; ich ſehe dich kämpfen mit der allgemeinen Verwüſtung, ſehe dich umgeben von den andringenden Wellen, ſehe deinen Leichnam todt auf den Fluthen umhergetrieben, und erſtarre!

Bald ſehe ich dich in den Händen der grauſamen Wilden, umringt von ihrem Mordgeſchrei, verzehrt von den Flammen ihres gräßlichen Feſtes. Bald irrſt du umher in den Wäldern, ohne Lebensmittel, die Beute des Hungertodes, oder wilder Thiere. Ach, Alexander, welche ſchreckliche Träume martern mich jetzt! O, ich gäbe das Leben für eine Zeile von deiner Hand! Zitternd und bleich gehe ich umher, als wäre ich verirrt in den Wüſten, von ſchreckenden Strömen eingeſchloſſen, von grauſamen Wilden umringt. Und bin ich es nicht? Ich wohne in der Reſidenz.

Schrecklich, Alexander! es waren nicht Mährchen, vor denen ich zitterte. Womit ſoll ich mich jetzt beruhigen? Da leſe ich eine Beſchreibung des fürchterlichen Landes, das dich einſchließt, eine Schilderung der grauſamen, unmenſchlichen Nationen, die du kennen lernen willſt. O, wäre ich bei dir! Könnte ich mit dir jene unermeßlichen Wälder durchſtreifen! jene Einöden, in denen noch nie eine menſchliche Stimme ertönte! In dieſen ſtillen Wäldern wollten wir der Liebe eine Hütte erbauen; ich würde an deiner Seite jagen, fiſchen, Früchte ſammeln, und Blumen, mich und den Geliebten zu kränzen. O ſüße Träume! Warum iſt nur das wirklich, was die Natur Schreckliches hat! — Alexander, jetzt ſitze ich an der Landkarte, und zähle die Ströme, und hebe die Gebirge ſteil empor, um dir den Eingang in die Wildniſſe zu wehren, die dein Muth nicht fürchten wird. Die Wildniß, welche die Zuflucht der Liebe hätte ſeyn müſſen, iſt für mich der Aufenthalt des Schreckens geworden. O, nur eine Zeile von deiner Hand! Aber, ach! du haſt ja verſprochen, mir nicht zu ſchreiben.

Nun denn, auch das Uebermaß des Unglücks giebt Muth. Der Unglückliche vertheidigt den letzten Reſt ſeines Glückes mit kalter Feſtigkeit; und hat er am Ende alles verloren, ſo ſteht er unangreiflich da. O, Alexander! dem Herzen, das von der Erde, von dem Leben ſo unermeßlich viel hoffte und foderte, iſt nichts mehr übrig, als der Wunſch zu ſterben, oder — weh! daß ich es ſagen muß! — als Rache. Kein Brief nennt mehr deinen Nahmen. Mit einer Mühe, die einen beſſern Erfolg verdient hätte, habe ich mir endlich einen Brief von deinem Freunde Barneck verſchafft. Meine glühenden Augen durchliefen ihn, um den Nahmen Saldorf zu finden. Vergebens! Niemand ſpricht von dir! Niemand! Wenn ich die Augen flehend auf meine Holſten wende, ſo iſt ihr Blick ein Todesurtheil. O Alexander! mein ahnendes Herz hatte Recht. Du biſt eine Beute der Wellen, des Hungers, der Wilden geworden! Jtzt durchirre ich in meinen Träumen jene Wälder, um dich zu ſuchen. Dich? nur deinen Leichnam. Jch finde ihn, ſtürze über ihn hin, und ſterbe auf deinem erſtarrten Herzen!

O, wie ich dieſen Eduard haſſe, der dich in den Tod jagte! Wie ich jetzt wünſche, tauſendmal mehr von ihm geliebt zu werden, um ihm mit meiner Kälte die Qualen zu vergelten, die ich fühle! Und dieſer grauſame Menſch wagt es noch jetzt, um meine Hand zu bitten! Der verkehrte Elende! Er allein nennt deinen Nahmen zuweilen, und ſagte heute: wahrſcheinlich iſt er todt! — Er iſt es! erwiederte ich mit funkelnden Augen; und Sie, ſein Mörder, der ihn in das Grab

ſtürzte,

ſtürzte, Sie wagen es, mir ſeinen Tod anzukündigen? Ewiger Haß iſt alles, was ich für Sie empfinden kann! —

Und dennoch erhebt ſich aus dieſer dunkeln, hoffnungsloſen Finſterniß von Zeit zu Zeit ein Strahl von Hoffnung. Was haben wir denn verbrochen? — Dringe in die dichteſten Wälder: du mußt Wege geöffnet finden. Gäbe es eine Vorſehung, wenn wir verzweifeln müßten? —

Aber, ach! vielleicht benetzt mein Auge dein Grab!

Du lebſt! Barneck hat geſchrieben: du gehſt nach Europa zurück. O Alexander, als die Holſten mir den Brief geſchickt hatte, als ich die Worte las, und nun laut jauchzend vor betäubender Freude aufſprang, meine Kammerjungfer umarmte, ihr alles, was ich an Gelde hatte, ſchenkte; als ich, mit dem Briefe in der Hand, an den Lippen, an dem Herzen, nur an dich dachte, und meiner Tante, die auf mein Geſchrei herbei kam, zurief: er lebt! mein Saldorf lebt! —

Ich war außer mir, ganz außer mir, und wußte von nichts, bis meine Lebenskraft unter der ſchnellen Freude erlag, und ich mit einer ſüßen Ohnmacht rang. Da erſt beſann ich mich; da erſt ſah ich wieder, unter welchen Menſchen ich lebte.

Doch das Gefühl meiner Freude wurde dadurch nicht verbittert, nicht durch Ameliens Spott, nicht durch des Oberhofmeiſters Vorwürfe über den unanſtändigen Ausbruch meiner Leidenſchaft, nicht durch die giftigen Blicke meiner Tante. Ja, ſagte ich; da Sie es nun einmal wiſſen, ſo leugne ich gar nicht, daß die Nachricht von Saldorf mich unausſprechlich beglückt hat. „Sie ſind eine Thörin,“ ſagte der Oberhofmeiſter kalt. — „Eine große Thörin!“ wiederholte meine Tante heftig. Eine kleine verliebte Thörin aus den Zeiten der Baniſe! ſetzte Amelie mit einer leichten ſpöttiſchen Verbeugung hinzu.

Ich floh mit meinem Herzen voll Entzückens ſchnell in die Einſamkeit, und bedauerte es, daß ich dieſen Menſchen meine Gefühle Preis gegeben hatte.

Seit dieſem Tage beträgt man ſich aber gegen mich ganz anders. Man drohet mir aufs neue mit Gewalt, und mein Vater iſt wieder auf ihrer Seite. Doch ich ſpotte ihrer Plane. Du lebſt! Der dich mitten in tauſend Gefahren erhielt, wird nicht der auch mich erhalten? — Ich ſprach Eduarden, und nahm alle meine Faſſung zuſammen. Man hat mich Einmal mit der Vorſtellung einer gewaltſamen Trauung geſchreckt, aber nur Einmal, Herr von Zabern.

Er verbeugte ſich lächelnd, und ſagte bedeutend: „man ſetzt Alles an Alles, Couſine.“

Ganz recht. Auch weiß ich allenfalls, weſſen ein Menſch, wie Sie, fähig iſt; Sie aber wiſſen nicht, weſſen ich fähig bin.

„Nun?“ fragte er, wieder lächelnd.

Ihnen — antwortete ich ganz kalt, und zog einen Dolch aus dem Buſen – Ihnen vor dem Altare dieſer Dolch, eine Scheere, oder ein Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Denn, Herr von Zabern, nach unſrer Trauung muß einer von uns Beiden ſterben.

Er lächelte höhniſch; aber doch ſchien ſich auch ein Zug von Verlegenheit in ſeinem Geſichte zu zeigen. „Sie bedenken nicht," ſagte er kalt, „wohin das Sie führen würde."

Auf das Schaffot ohne Zweifel; aber mit Freuden würde ich es beſteigen: denn es rettete mich aus Ihren Armen.

„Ich glaube kaum, daß Sie ſo etwas wagen würden. Dazu gehört ein Muth, den Damen ſelten haben."

Der Böſewicht! Das Kaum ſollte mich demüthigen. Ich ſagte aber kalt: wagen Sie es darauf! Ich bin mit Ihnen fertig. Er wollte weiter darüber reden; doch ich ſagte ruhig: Herr von Zabern, Sie wiſſen nun, was nöthig iſt. Daſſelbe werde ich Ihren und meinen Verwandten ſagen, ſogar meinem Mädchen. Uebrigens — mögen Sie es glauben, oder nicht: das gilt mir gleich. — Er behielt ſeine lächelnde, triumphirende Miene, und verließ mich.

Er iſt entſchloſſen, es darauf zu wagen, ſagt mir Ameliens Mädchen, die ihn behorcht hat. Sie gab mir den Rath, mich an den Fürſten zu wenden, deſſen Vermittlung er zu fürchten ſcheine; und auch Amelie rieth mir verſteckt daſſelbe. Ich ſcheue aber den Fürſten faſt eben ſo ſehr, wie Eduarden. — Das iſt eine Sache, die bloß mich und Ihren Bruder betrifft, ſagte ich Amelien: wozu ein Dritter? Mag er wagen, was er will. Er kennt meinen Entſchluß.

Der iſt ja doch nur eine Poſſe, liebes Kind, erwiederte Amelie.

Sie wiſſen ihn alſo? Eine Poſſe, mit einem tragiſchen Ende. Man will ſich gegen mich alles erlauben; nun, ſo werde ich zeigen, daß jeder Menſch im Stande iſt, der Gewalt Schranken zu ſetzen. Ich bin ſehr ruhig.

Amelie rieth mir noch einmal, den Fürſten zum Vermittler zu machen. Ich ſchlug es kalt ab, und freue mich, daß ich es gethan habe; denn ich weiß durch Ameliens Mädchen, daß meine Weigerung ſie Alle in Verlegenheit gebracht hat.

Ja, Alexander, wie du ſo oft ſagteſt, Entſchloſſenheit iſt alles, und thut alles. Ich bin jetzt in dem Hauſe meiner Verwandten, der Gegenſtand ihres Hohns, ihres Spottes, ihres Haſſes; aber ruhig. Meine Drohung muß doch auf Eduard Wirkung gethan haben; denn nach einigen Verſicherungen, daß die Entſcheidung meines Schickſals ſehr nahe ſey, denen ich nur Kälte, und endlich ſogar eine Art von Ausfoderung entgegen ſetzte, ließ man mich in Ruhe. Man beobachtete mich nur mit hämiſchen Blicken, reitzte meinen Vater gegen mich auf, und machte mir Vorwürfe über meinen Eigenſinn, meine Geſchmackloſigkeit, meine Einfalt, einen Bettler — ſo nannte man dich mit deinem reichen Herzen! — einem Manne aus dem erſten Hauſe des Landes vorzuziehen. Das alles brachte mich nicht auf; ich konnte darüber lächeln.

Endlich erklärte mir der Oberhofmeiſter, er werde mich nicht länger bei ſich behalten; und zu gleicher Zeit ließ der Fürſt mir antragen, aufs neue die Erziehung der jungen Prinzeſſin in Emilienruh zu übernehmen. „Deſto beſſer!“ ſagte der Oberhofmeiſter; „ſo macht unſre Trennung kein Aufſehen. Ich will dem Fürſten Ihre Antwort bringen.“

Seyn Sie ſo gütig, das zu thun. Ich ſchlage ſeinen Antrag aus.

Der Oberhofmeiſter blieb eine Minute lang wie erſtarrt vor mir ſtehen; dann aber ſagte er, heftiger als je: „Gräfin, ich werde nicht zugeben, daß Sie Nein ſagen.“

Ich ſage Nein, und werde das dem Fürſten ſelbſt, wenn es nicht anders iſt, perſönlich, erklären.

„Wohin wollen Sie denn?“ ſagte er jetzt, lächelnd und die Hände reibend: „Ihre Eltern mögen Sie nicht haben. Ich, das ſehen Sie wohl, kann Sie nun am wenigſten länger in meinem Hauſe behalten. Sie ſollten Gott danken, daß ſich ein ſo ehrenvolles Unterkommen für Sie findet.“

Der Unmenſch! Ich hörte kaum, was er ſagte. Mein Vater mag mich nicht? fragte ich, und die heißeſten Thränen drangen in meine Augen.

„Sie können nichts anders erwarten. Ich habe Ihrem Vater den Fall vorgelegt. Er antwortet . . . Leſen Sie ſelbſt. Hier iſt der Brief.“ (Ich las in der That, daß mein Vater mir die Rückkehr in ſein Haus verweigerte.) „Sie ſehen alſo,“ fing der Oberhofmeiſter wieder an —

Ich ſehe, unterbrach ich ihn, was ich längſt hätte ſehen ſollen: daß ich nirgends hätte ſchlimmer ſeyn können, als hier; daß ich . . .

„Soll ich dem Fürſten melden . . .?“ fiel er ein.

Melden, daß ich ſeinen Antrag auf alle Fälle ablehne, auch wenn mir die Häuſer aller guten Menſchen verſchloſſen wären. Seyn Sie unbeſorgt, Herr Oberhofmeiſter; ich werde Ihnen nicht länger zur Laſt fallen.

„Zur Laſt? Davon iſt nicht die Rede. Wenn aber der ſo ehrende Antrag des Fürſten . . .“

Ich werde meinem Vater ſchreiben, wie wenig ehrend dieſer Antrag iſt, den Sie dennoch unterſtützen.

„Was reden Sie da, Gräfin!“ ſagte er verwirrt. „Was ſprechen Sie!“ (Er wollte ſeine Verlegenheit unter einem erkünſtelten Zorne verbergen.) „Ich habe Sie bisher für eine Thörin gehalten; jetzt ſehe ich aber, Sie ſind wahnſinnig.“

Ich erwiederte ruhig: des Fürſten Antrag ſchlage ich aus, weil meine Ehre es gebietet. Darüber kein Wort mehr. Sie verſagen mir den Aufenthalt in Ihrem Hauſe, und men Vater will mich nicht aufnehmen. Nun, ſo gehe ich fürs erſte zu dem Fräulein Holſten, und dann zu meiner Tante, der Generalin, die mich ſchon längſt eingeladen hat.

Da ſtand der Oberhofmeiſter, ſtarr wie eine Bidſäule, mit offenem Munde, mit weit aufgeriſſenen Augen. Man hatte mich überreden wollen, meine Tante haſſe mich; man hätte ihre Briefe an mich aufgefangen. Ich war aber auf den Gedanken gekommen, ihr bei der Holſten zu ſchreiben, und zog jetzt die Antwort hervor. So wie er den Brief ſah, wurde er wie erſtarrt. „Dieſen Brief haben Sie . . .?“

Durch das Fräulein Holſten, weil man die Briefe meiner Tante untergeſchlagen hat.

„Wie, Gräfin! Sie nehmen einen Ton an . . .! Untergeſchlagen? Briefe? Wer? Von wem wollen Sie reden?“

Verlangen Sie, Herr Oheim, daß ich meiner Tante die Unterſuchung auftrage? (Dieſe Tante fürchten ſie alle, weil ſie eine ſehr entſchloſſene Frau iſt.) Bis jetzt weiß ſie nicht, was man ſich mit Ihren Briefen erlaubt hat. — Hier wurde er kleinlaut, und brach die Unterredung ab. Ich ging auf mein Zimmer. Nun war die Rede nicht mehr von dem Fürſten, und eben ſo wenig von meiner Entfernung aus dem Hauſe.

Es war gar nicht mein Ernſt mit der Generalin; denn auch die hat ihre Plane mit mir.

Noch immer höre ich nichts von dir, Alexander, als unſichre Gerüchte. O! du wäreſt in Europa, und ich wüßte es nicht? Das Weltmeer trennte uns nicht mehr, und dennoch erführe ich nicht, wo du biſt? Unmöglich! unmöglich! Man ſagt, du ſeyſt in Frankreich, um von da nach Syrien und Aegypten zu reiſen. O, wenn das wahr wäre! Wie lange willſt du denn dies arme Herz noch quälen? Doch du haſt verſprochen, fünf Jahre lang außer Deutſchland zuzubringen. Alexander, ich würde an der nächſten Gränze unſeres Vaterlandes die Tage, die Stunden zählen, die mich noch von dir trennten. Und du? Du ziehſt umher auf der weiten Erde, auf allen Meeren, und bedenkſt nicht, daß ich dich jeden Augenblick in Gefahren ſehe, die vielleicht größer ſind, als die wirklichen; daß ich jetzt vor den Afrikaniſchen Sandwüſten und vor den wilden Arabern zittre, wie ſonſt vor den Wilden in den Amerikaniſchen Wäldern. Alexander, mußt auch du mich betrüben?

Ich würde ruhiger ſeyn, wenn ich nur wüßte, wo du biſt. Meine Verwandten ſcheinen jetzt von der Zeit zu erwarten, was Gewalt und Liſt ihnen nicht geben konnten. Eduard behandelt mich mit einer Art von Achtung; der Fürſt — faſt glaube ich, daß ich mich in ihm nicht geirrt habe — iſt oft in unſerm Hauſe. Was auch ſeine Empfindungen für mich ſeyn mögen: ich kann mich bis jetzt nicht über ihn beklagen. Er zeichnet mich aus, und nähert ſich mir, ſo oft er kann; doch vergißt er die Achtung nicht, die er ſich ſelbſt und mir ſchuldig iſt. Aber — ich zittre vor dem Gedanken, daß er mir ſeine Leidenſchaft erklären könnte; denn auch meines Vaters Freundſchaft hat er durch einige ſehr glänzende Gnadenbezeigungen zu gewinnen gewußt; und — noch mehr! — mein Vater iſt durch den Ankauf eines Gutes ſein Vaſall geworden.

Ich weiß wohl, was mich retten kann, und retten wird: Entſchloſſenheit. Aber, Alexander, bedürfen wir nicht Freunde, wenn du zurückkommſt? Darum verzögere ich den Augenblick der Erklärung. Ich halte mich entfernt von ihm, ſo entfernt als möglich. O, Alexander! während du die Wünſche deines Herzens befriedigſt, und ferne Länder bereiſeſt: während deſſen — Aber fürchte nichts! Anſtatt des blöden, furchtſamen Mädchens, wirſt du ein entſchloſſenes, muthiges wiederfinden. Das Schickſal zwingt mir eine Tugend auf, die ich nicht hatte und mir nur wünſchte.

Wo du auch biſt, dein guter Engel umſchwebe dich!

Heiliger Gott! Er wird dieſe Blätter nicht ſehen; denn er iſt todt!

Er iſt todt, und ich lebe? Und wie ſtarb er? und warum ſtarb er? O, die Unmenſchen! Ermordet haben ſie ihn! Wäre er in meinen Armen, an meinem Herzen geſtorben: dann . . .! O, ich ſehe, wie er mit den Wellen kämpft, wie er ſeine Eliſe um Hülfe anruft, und endlich in den tiefen Abgrund verſinkt.

Warum zeigen die Unmenſchen mir jetzt ein unfruchtbares Mitleiden? O, und du Auguſte, meine Auguſte! du die Einzige, die ihn mit mir kannte: warum ſoll ich nicht weinen? warum ziehſt du mit ſanfter Gewalt meine gefalteten Hände aus einander? Warum verlangſt du, daß ich nicht immer in kummervoller, ſterbender Stellung ſitzen ſoll? Muß ich nicht weinen? iſt Er nicht todt? — Muß ich nicht ſterben? iſt Er nicht todt?

.. O, Alexander! Es wäre möglich? du lebteſt noch? Die unglückliche Nachricht wäre eine boshafte Erfindung unſrer Feinde? Guter Gott! O, dann wollte ich dieſe Feinde von Herzen lieben! Ja, Alexander, du lebſt; denn es iſt ein Gott! du lebſt; denn hat nicht die Holſten — o, die gute, treue Seele! — hat ſie ſich nicht bei deinen Verwandten erkundigen laſſen, und haben ſie nicht die Nachricht von deinem Tode nur durch den Oberhofmeiſter? Gewiß, du lebſt. So höre, mein Alexander! Ich las deine Briefe, und wiederholte mir die Scene, da ich dich im Gewölbe am Sarge meiner Freundin zum erſten Male ſah. Jetzt kam die Holſten zu mir. Liebe Auguſte, ſagte ich, ohne von dem Briefe vor mir aufzuſehen:

höre! Dieſen Brief habe ich dir, glaub' ich, noch nicht vorgeleſen. Sie drückte mir die Hand, und ſo ungewöhnlich, daß ich ihr in's Geſicht ſah. Was iſt? fragte ich erſchrocken, als ich ihre Unruhe bemerkte. „Nichts," erwiederte ſie; „ich habe Nachricht von dem Tode einer Jugendgeſpielin; das hat mich ein wenig erſchüttert." Ich legte den Brief nieder, den ich in der Hand hielt.

„Willſt du nicht leſen?" fragte ſie in einem ungewöhnlichen Tone. Ich las, und ihre Augen ſchwammen in Thränen. Aber was iſt dir, Auguſte? fragte ich wieder.

„O, wie ſich die Menſchen an einander hängen, mit welcher Gewalt, mit welcher Innigkeit! und ehe man es ſich verſieht, legt der Tod ſeine zerſtörende Hand auf eins der liebenden Herzen. Die Vorſehung hätte uns nicht dieſe Empfindungen geben ſollen!" Sie ſagte das in großer Bewegung.

Ich ſuchte ſie zu tröſten, und ſie fiel mir weinend um den Hals. Dieſer Schmerz ſchien mir zu groß für den Tod eines Mädchens, das ſie ſo lange nicht geſehen hatte. Ich ſah ſie an, und nun ſtand die ſchreckliche Nachricht, die ſie mir mittheilen wollte, deutlich auf ihrer Stirn. Mit bebender Stimme ſagte ich: Auguſte, du haſt mir etwas anzukündigen. Anſtatt zu antworten, umarmte ſie mich, laut ſchluchzend. Ich erblaßte, und hatte nicht mehr den Muth, eine Frage zu thun. Schweigend, und am ganzen Körper bebend, lehnte ich nur meine kalte Stirn an ihre Bruſt, und ſie ſeufzte leiſe: „du Unglückliche!“ So wie ich das hörte, ſank ich ohnmächtig in ihre Arme. Als ich — wie man mir nachher ſagte, am zweiten Tage — wieder zu mir kam, ſah ich mich im Bette, und von Aerzten umringt, bei denen auch mein Vater mit weinenden Augen ſtand. Ich wollte mich aufrichten, konnte aber vor Mattigkeit meine Hand nicht bewegen. Mit aller Stärke, deren ich fähig war, ſagte ich endlich: Auguſte!

„O, Gott!“ rief mein Vater nun; „ſie erkennt uns wieder! . . . Meine Tochter, hätte ich die Stärke deiner Liebe gekannt: er wäre dein geworden. Aber Gott hat ihn dir genommen; er iſt todt!" — Nun war denn das ſchreckliche Wort geſprochen! Mir war, als hörte ich nichts Neues, als hätte ich meinen Schmerz ſchon überwunden. Ich ſagte nur: o Alexander! Dann verſchloß ich die Augen, um das verhaßte Tageslicht nicht wieder zu ſehen. Doch meine Lebenskraft war ſtärker, als mein Schmerz. Ich erholte mich, und nun erzählte man mir etwas Näheres von deinem Tode. Magſt du dir denken, was ich fühlte! Doch niemand ſah ein Zeichen des Schmerzes an mir.

Meine Geſundheit kehrte endlich zurück, und mit ihr auch das Gefühl deines Verluſtes. Die Aerzte drangen auf Zerſtreuungen. Ich ließ mich in Geſellſchaften führen; mir war ja alles gleich. Da ſaß ich mit bleichem Geſichte, ſtill und ruhig; doch der gewaltige Schmerz nagte unabläſſig an meiner Seele. Sie hielten mich für getröſtet, als meine Wange wieder anfing zu blühen. Ich wunderte mich ſelbſt, wie dies möglich wäre.

Aber blühet nicht auch der Schwindſüchtige ganz nahe am Grabe? — Ich verſchwieg ſelbſt meiner Auguſte, was ich empfand; denn ich wollte ſie und meinen Vater nicht betrüben. Kein Opfer war mir jetzt zu ſchwer: das größeſte hatte ich ja ſchon gebracht!

Jetzt erklärte mir der Fürſt in einem Billet ſeine Liebe. Ich antwortete ihm ernſt und entſcheidend. Groll fühlte ich nicht, ſondern nur Verachtung — nicht gegen ihn oder einen andern Menſchen, ſondern gegen das Leben. Mein Zuſtand wurde endlich ſo ſchlimm, daß der Arzt mir den Gebrauch eines Bades verordnete. Ich reiſte mit Auguſten dahin, und kam geſunder zurück, doch nicht glücklicher. Da der Fürſt mir keine Ruhe ließ, ſo ging ich zu meinem Vater. O, man achtet eine Sterbende doch! Meine Mutter behandelte mich mit Güte. Ich ging im Frühlinge unter meinen Blumen umher; doch der Schmerz machte mich zu einer Karthäuſerin. In der That, ich ſprach faſt keine Sylbe.

Endlich kam ein Brief von der Holſten. Ich erbrach ihn läſſig; denn was konnte er mir melden? Ich ſah deinen Nahmen, und las ihre Vermuthung, daß du noch lebteſt; daß bei Alexandrien kein Franzöſiſches Schiff geſcheitert ſey, und daß Zaberns die Nachricht von deinem Tode nur erſonnen und ausgebreitet hätten, um mich dem Fürſten deſto leichter in die Hände zu ſpielen. So wie ich das geleſen hatte, ergoſſen ſich auf einmal alle Quellen meines Lebens. Ich flog in das Haus, hatte Farbe, hatte Muth und Hoffnung, und bat meinen Vater dringend, mich nach der Reſidenz reiſen zu laſſen. Ich trat bei der Holſten ab. Sie ſagte mir: deine Verwandten wüßten von deinem Tode weiter nichts, als was aus dem Hauſe des Oberhofmeiſters gekommen wäre. Ein Freund von ihr hätte in Frankreich Nachricht eingezogen, und mit Beſtimmtheit erfahren, daß ſeit langer Zeit kein Franzöſiſches Schiff an der Küſte von Aegypten verunglückt ſey. O, er lebt! rief ich entzückt; er lebt gewiß! — Auguſte rieth mir, meinen Oheim zu beſuchen, und von ihm das Nähere zu erforſchen. Ich beſchloß ſogleich, einige Wochen oder Monate in ſeinem Hauſe zu leben, und mir meinen Zweifel nicht merken zu laſſen.

Und wozu das alles? frage ich mich jetzt in dieſer ſchönen Frühlingsnacht. Die ganze Natur iſt wieder zum Leben erwacht. Ja, auch du lebſt, Alexander!

Die fünf Jahre ſind verfloſſen. Jetzt, mein Alexander, laß mich nicht länger von Ungewißheit und von Zweifeln gequält ſeyn!

Es iſt ein Monat vergangen, und noch keine Nachricht! O Alexander, wo biſt du? Gott, wenn du dennoch todt wärſt!

Nun die letzte Hoffnung. Alexander, dein Freund Barneck iſt wieder in Deutſchland. Er wird ja wiſſen, wo du biſt. — O, welche Jahre, in fürchterliche Minuten und Augenblicke getheilt! Das Herz meines theuren Vaters haben ſie von mir losgeriſſen; und nun muß ich wieder in das Haus, vor dem ich zittre, in das Haus, wo mir die Leidenſchaft eines mächtigen Fürſten nachſtellt, an den mich meine grauſamen Verwandten vielleicht verkauft haben. Aber ich muß dahin. Dein Freund Barneck iſt ſchon ſeit mehreren Wochen in der Reſidenz, und Auguſte hat ihn noch nicht geſehen. O, ich muß hin! Ich will ihm ſagen: Saldorf iſt nicht todt. Ein unglückliches Schickſal hält ihn in andern Welten, unter einem andern Himmel, zurück. Laß uns ihn ſuchen; und iſt er nicht mehr, dann wollen wir auf eben der Stelle weinen und ſterben, wo Er ſtarb.

Auguſte liebt mich wohl; aber ſie hat nicht mein Herz. Ich ſelbſt muß hin.

O, wer iſt denn noch auf der weiten Erde, der mich liebt, außer dir! Mein Vater haßt mich jetzt, wie die Uebrigen. Er trug mir die Hand eines Mannes an; und da ich ſie ausſchlug, da ich ihn um eine Freiſtätte für meinen Gram in einem Fräuleinſtifte bat, ſtieß er mich mit Härte von ſich. O Alexander! nichts rührt ihn mehr: nicht meine Thränen, mein blaſſes Geſicht, mein gebrochenes Herz!

Ich will deinen Freund ſprechen, und ſollte er auch die letzte Hoffnung in meiner Seele vernichten.

O Gott! auch Er! Alexander, auch Er, dein Karl, mit deinen Feinden im Bunde! Er Ameliens Verlobter! Er der Schwager dieſes Eduard, der dich und mich ſo unglücklich machte! O, jetzt möchte ich wünſchen, du und ich, wir Beide wären todt. Triumphirend erzählte mir Amelie, daß der reichſte Mann in Deutſchland ihr Verlobter ſey. Ich lächelte. „Du achteſt den Reichthum nicht, Eliſe," fuhr ſie fort; „aber er bedeutet doch etwas."

Ich lächelte wieder, und ſchmerzhafter. Wie heißt er? fragte ich; und erſtarrte, als ſie mir antwortete: „Barneck, deines Amadis Freund. — Du wirſt ja blaß?" fuhr ſie triumphirend fort.

O, ſagte ich mit gebrochenem Herzen: jetzt weiß ich, daß er todt iſt!

„Haſt du noch daran gezweifelt?“ fragte ſie.

Jetzt nicht mehr! antwortete ich zitternd, und ging ſchwankend auf mein Zimmer. Ich brauchte drei Tage, um mich von dem Schmerze zu erholen. Heute ſoll ich ihn ſehen, ihn, Alexanders Freund, und Amaliens Verlobten. O Schickſal! Ich habe Auguſten gebeten; denn es fehlt mir an Muth, ihn anzureden. Ach, Alexander! So raubt eine ſchwarze Gewitterwolke dem verirrten Wanderer den Anblick eines Sterns nach dem andern. Der letzte verſchwindet, und das Dunkel erhellt nur ein Blitz, der den Unglücklichen niederſchmettert.

Er iſt da. O, warum pocht mein ahnendes Herz ſo verzagend! Ich ſoll ihn ſehen, den du liebteſt!

O, heiliger Gott! Er iſt todt! Alexander iſt todt! Wehe mir! wehe!

15.

Das Entſtehen der Liebe.

Barneck unterbrach dieſe Erzählung von Saldorfs und Eliſens Liebe wohl hundertmal durch Ausbrüche der mannichfaltigſten Empfindungen. Bald ſprang er auf, von Zorn, von Abſcheu ergriffen, und ſtrich ſich über das Geſicht, um nur ſo viel Gelaſſenheit wieder zu erhalten, daß er weiter hören konnte. Bald rief er, von ſeinen beſſern Empfindungen überwältigt: „nun iſt er hin, der gute Alexander! Wollte Gott, ich läge an ſeiner Stelle im tiefſten Meere, und er ſäße hier!" Dann fuhr er mit dem Schnupftuche nach den Augen, oder machte eine Bewegung, als wollte er ſich Eliſen zu Füßen werfen. (Ihr Tagebuch, aus dem der Leſer einen Auszug erhalten hat, bekam er erſt ſpäter durch Auguſten.) Als die Erzählung zu Ende war, ergriff er Eliſens Hand, und ſagte mit der gutherzigſten Rührung: „Sie ſind — ja wie ſoll ich nun gleich ſagen, um die Hochachtung, die ich bis in alle Ewigkeit für Sie haben werde, nicht zu verletzen? Denn hier iſt, wie Alexander ſagte, Subordination vor einer edlen Seele, obgleich . . ." Bei dieſen Worten richtete er ſich ein Paar Zolle höher auf, und legte die Hand auf ſein Herz. „Sie ſind ein engelgutes Mädchen; und ich ſtehe hier, Gräfin, und . . . Wenn ich die Thränen da in Ihren frommen Augen ſehe, die keine Hand trocknen kann; wenn ich bedenke, daß Saldorf unterging, und das Geſindel dort jubilirt; ja, wahrhaftig, ſo möchte ich beinahe ſagen: es iſt kein Gott! Aber ich weiß wohl, ein tugendhafter, obgleich untröſtlicher Schmerz, iſt das Größte in der Natur. Doch bei Ihrem und meinem untröſtlichen Schmerze ſey es geſchworen: ich will das Geſindel zur Rechenſchaft ziehen. Es kann Gottes Wille nicht ſeyn, daß wir ruhig zuſehen ſollen, wenn der Teufel den Herrn macht." — Das Letzte ſagte er mit einem innern Grimm und dem Ausbruche ſeiner natürlichen Heftigkeit.

Dann würden Sie mein Schickſal noch drückender machen, erwiederte Eliſe.

„Drückender? Davor ſey Gott! Aber, Gräfin, was wollen Sie unter dem Geſindel? Sie ſind die Braut, die Verlobte, die Witwe meines Freundes. Sagen Sie ſich los von den elenden Menſchen; ſeyn Sie meine Schweſter! Kein rauhes Lüftchen ſoll Sie anwehen. O, Sie wiſſen nicht — Alles, was ich bin, was ich habe, was ich kann, iſt Ihr Eigenthum." Es war ſo ganz ſein Ernſt, daß er gar nicht zweifelte, ſie würde ſeinen Vorſchlag annehmen. „Bedenken Sie nur," fuhr er eifrig fort, „daß die Höllenbrut, das Natterngezücht, nicht aufhören wird, Sie zu quälen. Wenn auch Gott dieſen Menſchen das Herz rührte, ſo wird man Sie doch plagen, zu heirathen; und, das weiß ich, Saldorfs Verlobte, Geliebte . . ." — Er ſchwieg auf einmal, ein wenig beſtürzt.

Fahren Sie fort, ſagte Eliſe zärtlich. Was wollten Sie ſagen, Herr Hauptmann? Ich bitte, fahren Sie fort.

„Ich wollte ſagen, daß, daß . . . Ach,

ich würde Saldorf an keines Menſchen Bruſt vergeſſen können, ſo ſehr er auch mein Freund wäre."

Sie meinen, Saldorfs Geliebte müſſe ewig ſeine Verlobte bleiben, und einſam um ihn trauern?

„Ja, ſo kam es mir vor, Gräfin. Was auch Ihr Entſchluß hierüber ſeyn möchte, ich würde nicht aufhören, Sie zu ehren; aber . . ."

Sie werden mich nie weniger achten dürfen, als jetzt, guter Barneck. O Auguſte! ſiehſt du? Er weiß, wie ich Saldorf lieben muß! Nein, Barneck, nie wird dies Herz und dieſe Hand einem andern Manne gehören. Ich bin die Witwe meines und Ihres Saldorf, und werde nie treulos gegen ihn ſeyn.

Eliſe! ſagte Auguſte warnend; das iſt recht ſchön, recht edel. Aber ich bitte dich, zu bedenken, daß — du dich nur unglücklicher machen wirſt.

Auguſte, ich beſchwöre dich, ſchweig endlich einmal davon! Iſt denn nichts auf der Erde, was dir unmöglich ſcheint?

„Was unglücklicher machen!" rief der Kapitain hitzig. „Mir hat Saldorf ſeine Eliſe übergeben, und mit Gottes Hülfe werde ich ſie ſchützen."

Sie bedenken nicht, Herr Kapitain, daß Eliſe einen Vater hat, der ſeine Rechte auf die Tochter geltend machen wird.

Der Kapitain ſah das Fräulein mit Beſchämung an. „Ja, daran dachte ich nicht, obgleich . . . obgleich — Fräulein, ich habe Väter geſehen, die ihre Töchter für ein Beil, oder für eine Flaſche Rum verkauften. Gott erbarme ſich der armen Geſchöpfe! ſagte ich da; und hier iſt es nicht viel beſſer. Gott erbarme ſich! könnte ich wohl auch hier ſagen. Aber, will man Sie zwingen," fuhr er auf, „ſo . . . Was Vater! Das Herz macht es aus, und nicht der Nahme."

Es wird beſſer gehen, als ich denke, ſagte Eliſe lächelnd. Sie reichte dem Kapitain die Hand, und alle Drei gingen aus einander. —

Fraſer war ſehr neugierig auf Alexanders Teſtament, und lauerte mit Ungeduld, daß der Kapitain zurückkommen ſollte. Barneck ſchwieg, und ging mit gerunzelter Stirn im Zimmer auf und nieder. Herr Hauptmann, ſagte Fraſer, Sie ſind bewegt, und zwar ſehr heftig. (Der Kapitain nickte mit dem Kopfe, doch ohne zu reden.) Saldorfs Teſtament, fing Fraſer nach einer Pauſe wieder an, und Liebe zu dem Fräulein Zabern . . .

„Liebe zu der?“ fuhr der Kapitain auf. „Doch,“ ſetzte er ſanfter hinzu, „Sie haben nicht Unrecht; denn jetzt fühle ich, das Fräulein hätte mich weit bringen können. Mir war in ihrer Nähe, wie dem Fiſch im Waſſer. Das iſt aber nun vorbei, ganz vorbei; und alſo Baſta!“

Ganz vorbei? Herr Kapitain, ich fürchte, trotz dem, was Sie jetzt mehr wiſſen mögen, als vorher, es geht nun erſt recht an. Das Fräulein, das Saldorf liebte . . .

„Das Saldorfen unglücklich machte. Baſta! ſage ich. Das Fräulein iſt nicht eine taube Nuß werth.“

Gott Lob! ſagte Fraſer in freudiger Beſtürzung, und ging.

„Gott Lob?" wiederholte der Kapitain wohl dreimal, indem er Fraſern nachſah. „Ich mag nicht gern Jemanden Unrecht thun; aber das Gott Lob klang doch ſo, als ſähe er es gern, wenn ich immer ein Hageſtolz bliebe." (Ich ſchwieg.) „Es giebt Augenblicke," ſagte er zu mir, „wo man nicht recht aus und ein weiß, mein Sohn. Gott behüte dich davor! Sieh, ich möchte den Säbel ziehen, und ſoll es nicht! . . . Aber glücklich war Alexander, glücklich, mein Sohn, wie noch nie ein Mann. Er hatte eine Braut, für die er ſtarb; und dieſe Braut war ſchön wie ein Engel, und gut wie ein Engel. Das alles geht mir in der Seele umher, wie das Meer im Sturm. Aber Fraſer hat Recht; ruhig muß ich erſt werden!"

Der Kapitain ſetzte ſich an das Klavier; doch das ſtürmiſche Meer in ſeiner Seele wurde nicht durch die Muſik beſänftigt. Er ſprach wohl noch zehnmal von Alexanders ſchöner Braut, und verglich ſie mit Allem, was er in der Natur Schönes kannte: mit der aufgehenden Sonne auf dem Meer, mit dem Anblick des Landes nach einer langen Seefahrt. Ich hatte ihn nie ſo poetiſch ſprechen hören.

Von nun an ging der Kapitain, ſo oft er konnte, zu dem Fräulein Holſten, und immer kam er entzückter von Alexanders ſchöner Braut nach Hauſe. In ſeinem Herzen war eine aufkeimende Liebe, deren Weſen er aber nicht kannte, weil er glaubte, er könne die Geliebte ſeines Alexander gar nicht weniger lieben, als ſo. Er würde den Zuſtand ſeines Herzens richtiger geſehen haben, wenn er gewohnt geweſen wäre, ſich ſchärfer zu beobachten. Ganz offenbar fühlte er einen unbeſchreiblichen Widerwillen gegen die ganze Familie Zabern, beſonders gegen Amelien und Eduard; und dennoch brach er den Umgang mit dem Hauſe nicht ab, mehr um Elliſen dort ſehen zu können, als um ihr Verdruß zu erſparen. Daß er das Fräulein Holſten beſuchte, verſchwieg er in der Familie. Er behandelte Elliſen, wenn er ſie bei ihrer Freundin ſprach, mit einer entzückten

Begeiſterung, aber auch mit einer ſo zarten Ehrfurcht, daß die Letztere, deren ſcharfen Blicken ſonſt nicht leicht etwas entging, ſeine Empfindung dennoch verkannte. Sie hielt für Begeiſterung der Freundſchaft, was Liebe war. Eliſe war Anfangs noch immer viel zu ſehr mit ihrem Schmerze um Saldorf beſchäftigt, als daß ſie hätte bemerken können, in welche gefährliche Lage ſie den Freund ihres Geliebten brachte. Ja, wenn ſie auch zuweilen in den Blicken voll ſtiller Sehnſucht, die der Kapitain in Zaberns Hauſe auf ſie warf, mehr zu ſehen glaubte, als eine begeiſterte Freundſchaft: ſo glaubte ſie doch, ſich in ihm geirrt zu haben, ſobald ſie ihn wieder bei Auguſten ſah. Hier, wo er ja Freiheit hatte, ſo zärtlich zu ſeyn, wie er wollte, hier blieb er ſo genau auf der Gränze der ehrfurchtsvollſten Freundſchaft, daß ſich auch eine Andere, als die beſcheidene, unſchuldige Eliſe, hätte täuſchen können.

Der Kapitain fühlte ſich in dem Umgange mit Eliſen ſehr glücklich. Sie war ihm die Braut ſeines Freundes, und, nach deſſen

Teſtamente, der Zweck ſeines Lebens. Er wünſchte herzlich, daß Saldorf noch leben möchte, um in Eliſens Armen glücklich zu werden; und ſo fiel ihm der Gedanke gar nicht ein, ſeine Empfindungen näher zu unterſuchen. Fraſer konnte ſich gar nicht mehr in ihn finden. Hm! ſagte er, wenn das nicht Liebe iſt: was ſoll es denn ſonſt ſeyn? Er bringt jetzt eine Stunde mit dem Ankleiden zu; ſonſt fünf Minuten. Sonſt ſpielte er Märſche und rauſchende Allegros; jetzt immer ſanfte, zärtliche Melodieen. Geht er nicht, wenn er zu Zaberns gebeten iſt, ganze Stunden umher, und lächelt vor ſich? iſt er nicht um zehn Uhr fix und fertig, und ſieht jede Minute nach der Uhr? Gieb Acht, das Fräulein führt ihn an!

Ich lächelte, wenn Fraſer ſo etwas fallen ließ. Es war in der That ſo, wie er ſagte; nur wußte er nicht, was ich wußte: daß der Kapitain dies alles für Eliſen that, und nicht für Amelien. Fraſer blieb bei ſeinem Glauben, ſo leicht er auch ſeinen Irrthum hätte merken können; denn, ſo oft er von Amelien irgend etwas Böſes erzählte, ſagte der Kapitain ganz trocken: „das iſt noch nichts! noch gar nichts! eine Sommerſproſſe gegen einen Krebsſchaden. Aber Baſta!" —

Amelie mahlte eine Landſchaft. Eduard ſaß ihr gegenüber, und erzählte ſeiner Mutter ganz kalt von einem Mädchen, dem ein Liebhaber aus dem Netze gegangen wäre. Amelie nahm den Pinſel zwiſchen die Lippen, ſummte ein fröhliches Operliedchen, und ſprach mit der Landſchaft vor ihr drollige Dinge, um ihren Bruder nicht merken zu laſſen, daß er ihr Herz verwundete. Doch er fuhr mit grauſamer Kälte fort, und erreichte endlich ſeinen Zweck. Erblaſſend, mit ſchnell hervorbrechenden Thränen, ſagte Amelie: Unmenſch! du wirſt mich noch tödten!

Die Mutter fragte erſtaunt: was iſt denn? Amelie, rede! Eduard, rede!

„Liebe Mutter, ich beſtrafe ihr zurückhaltendes Mißtrauen."

Elender, grauſamer Böſewicht! rief Amelie: ich will dir nicht trauen; ich haſſe dich!

Aber, Kinder, was habt ihr denn? fragte die Mutter dringend.

Es iſt weiter nichts, als eine Poſſe, die ſein Spott gern zu etwas Ernſthaftem machen möchte. Sie wiſſen, daß ich einmal die Idee hatte, den reichen Barneck . . . Ich habe ſie aufgegeben.

Aufgegeben? Davon weiß ich ja nichts. Ich dachte, Amelie, du wäreſt deiner Sache ſo gut wie gewiß.

„Ja, das war ſie. Jetzt aber ertappt ſie den reichen Kapitain, ſo oft ſie will, auf Blicken, auf ſeelenvollen, begeiſterten, von Liebe trunkenen Blicken, die er auf . . . Soll ich?"

. . . auf Eliſen wirft, will er ſagen. Ja, Mutter, ſo iſt es. Ich habe die Sache aufgegeben.

„Ja, Mutter, ſo iſt es," wiederholte Eduard, wie ein Echo, in Ameliens Tone: „ſie hat die Sache aufgegeben. Denken Sie nur! Eliſens bleiches, nichts ſagendes Geſichtchen, wie Amelie es immer nennt, hat dem Kapitain doch recht viel geſagt. Er brennt lichterloh; und da Saldorf todt, und der Kapitain der reichſte Mann im Lande iſt, ſo läßt ſich ganz leicht. . ."

Dabei habe ich ein Wort mitzureden! rief die Mutter. Es ſoll nicht ſeyn; durchaus nicht!

„Sie wiſſen, ich liebe Elliſen; und wäre Amelie nicht ſo mißtrauiſch gegen mich geweſen, ſo würde es nicht ſo weit ſeyn, als es jetzt ſchon iſt.“

Die Mutter ſtand nachdenkend da. Wenn du dich nicht irrſt, Eduard . . .? Eliſe iſt doch eben nicht . . .

„Mutter, ſie iſt ſo ſchön, ſo entzükkend, wie das erſte Gefühl der erwachenden Liebe.“ (Amelie rümpfte die Naſe.) „Schweſter, Eliſe iſt reitzend, wie der Ruhm für einen Jüngling, wie eine Königskrone für den Ehrgeitzigen. Ihr Lächeln öffnet den Himmel, und verſchönert die Natur. Ich liebe Eliſen, wie ich ſie haſſe, beides ohne Maaß und Ziel. Aber ſchön iſt ſie.“

Amelie lachte ganz laut. Da haben Sie den verrückten Thoren!

Eduard trat ganz nahe vor ſeine Schweſter hin. „Den verrückten Thoren? Ja, ſie kann mich wahnwitzig machen, und ſie wird es, wenn ſie mich nicht glücklich macht. Es wäre anders, wenn wir enger zuſammengehalten hätten. Aber dir, Amelie, muß ich erſt das Herz zerbrechen, ehe die Paar Worte: es iſt nicht gelungen! daraus hervorkommen. Es iſt dir nicht gelungen, und mir eben ſo wenig. Ich ſtehe, und ſpanne meinen Witz auf die Folter, ein Mittel zu erſinnen, wie ich meine Wünſche erreichen könnte. Du meinſt, ich hätte ſie ja doch dem Fürſten abgetreten. O ja! Aber ihr Beſitz ſollte meine Mühe belohnen. Sie wurde mein, wenn ſie ſich dem Fürſten ergeben hatte. Begreifſt du nun, warum du reden ſollteſt? Barneck iſt mein Todfeind, ſeitdem er den erſten Blick der Liebe auf Eliſen warf. Er iſt dein Todfeind; denn er liebt Eliſen. — Der Portier hat Befehl, ihn geradezu abzuweiſen, ſo oft er kommt. Ich will ihn beleidigen."

Das iſt zu viel! ſagte Amelie. So ganz war noch nicht alles verloren.

„Amelie, ich weiß, wie man Eliſen liebt! Es iſt alles verloren; denn er liebt ſie."

Könnten wir nicht Eliſen wieder zu ihren Eltern ſchicken?

„Schweſter, wie arm biſt du an Menſchenkenntniß! Hier, unter deinen Augen, die der Kapitain fürchten mußte, war Eliſe geſichert. Schicke ſie zu ihren Eltern, und der Kapitain ſucht ſie dort auf. Bis jetzt hat er ihr noch nichts geſagt, als durch Blicke. Sieht er ſie nun nicht wieder, ſo haſt du wenigſtens das Vergnügen, daß er ſeinen Wunſch ſo wenig erreicht, wie du. — Es bleibt bei dem Befehle an den Portier.“

Amelie gab ihrem Bruder Recht. Sie reichte ihm die Hand, und ſagte in einem ſchneidenden Tone: wenn ich dir bei Eliſen helfen kann, ſo rede! Ich will es.

Eduard ſchüttelte den Kopf. „Sie iſt von allen Weibern und Mädchen die Einzige, die ich nicht begreife. Ich bin, obgleich mein Blut kochte, kalt gegen ſie geweſen, wie gegen ein Mütterchen von ſiebzig Jahren; es war ihr gleichgültig, es war ihr ſogar lieb. Das begreife, wer kann!“ — —

Der Kapitain wurde dreimal nach einander abgewieſen. Er traf Amelien in einer Geſellſchaft, und ſie bot allen ihren Witz auf, ihn lächerlich zu machen, was er aber nur für einen Ausbruch ihrer guter Laune hielt. Als er zum vierten Male kam, wurde er angenommen, aber ſo auffallend kalt empfangen und behandelt, daß dieſer Beſuch ſein letzter in dem Hauſe ſeyn mußte.

Die Holſten vermuthete nun, man habe in Zaberns Hauſe Eliſens und Barnecks Freundſchaft entdeckt. Barneck hätte ſich jetzt beobachten ſollen; aber der Mann, der ſonſt ſo gerade, ſo ohne alle Verſtellung war, wendete jetzt allerlei Mittel an, unbemerkt zu dem Fräulein Holſten zu kommen, weil er befürchtete, daß Zaberns Eliſen die Beſuche bei Auguſten unterſagen möchten.

Fraſer triumphirte, als er hörte, daß man den Kapitain in Zaberns Hauſe hatte abweiſen laſſen. Er freuete ſich, daß der Kapitain nur ſelten mehr ausging, und immer nur ganz einfach gekleidet, in einen Mantel gehüllt, nicht mehr, wie ſonſt, in ſeiner Galla-Uniform.

Der Kapitain fühlte ſich von Tage zu Tage ſeliger; noch immer hielt er aber ſeine Empfindungen für Freundſchaft. „Habe ich dir nicht Wort gehalten, Alexander?” ſagte er, wenn er das Teſtament ſeines Freundes wieder las. „Lebe ich nicht für deine Eliſe? Habe ich einen andern Gedanken, als den, ſie glücklich zu machen? O, mit Freuden wollte ich mein Blut für ſie vergießen, und bei dem letzten Tropfen ſagen: Alexander, das that ich für dich!”

Er ſprach mit mir jetzt immer nur von Eliſen. Da Fraſers Geſpräche mir einiges Licht gegeben hatten, ſo wußte ich wohl, daß der Kapitain ſie liebte. Ich ſchwieg aber. Nur dem alten Reitknechte, der mit dem Kapitain und mir die Reiſen in Amerika gemacht hatte, und den ich herzlich liebte, weil er mit ſo großer Treue an meinem Wohlthäter hing — dem allein ſagte ich: gieb Acht, Johann, der Herr wird in Kurzem heirathen. Er liebt einen Engel, die Gräfin Forſting. — Der Alte wollte vor Freude ſchon laut werden; ich empfahl ihm aber das tiefſte Stillſchweigen. Du kennſt ja Fraſern, ſagte ich; der darf es nicht erfahren. – So waren nun vier Menſchen, die des Kapitains Liebe zu Eliſen kannten: Eduard und Amelie, Johann und ich. Er ſelbſt und Eliſe wußten noch nicht, daß ſie einander liebten.

Jetzt hatten wir, der Alte und ich, den ſehnlichen Wunſch, die ſchöne Gräfin Eliſe, von der unſer Kapitain immer mit ſolcher Begeiſterung ſprach, einmal zu ſehen. Es gelang uns nach vielen Bemühungen; und nun waren wir Beide der Meinung, auch das feurigſte Lob laſſe ihr kaum Gerechtigkeit widerfahren.

16.

Die Entdeckung.

Der Kapitain würde vielleicht noch zehn Jahr mit Eliſen ſo fortgelebt haben, ohne die Entdeckung zu machen, daß er ſie liebte; doch des alten Reitknechts Freude, die Wirkung ſeiner Liebe zu ihm, war zu groß, als daß ſie nicht hätte hervorbrechen ſollen. Beim Ankleiden des Kapitains, das Johann ſich nicht nehmen ließ, machte er hundert Anſpielungen, um ſeinen Herrn zum Reden zu bringen, der aber nicht darauf hörte, weil er immer nur an Eliſen dachte. Johann beſchloß endlich, es ſeinem Herrn näher zu legen. Der Tag wird auch kommen, Herr Hauptmann, hob er auf einmal an.

„Welcher Tag?“

Wo ich Ihnen die Bräutigams-Uniform anziehen werde.

„Bräutigams-Uniform? Was plauderſt du, Alter! Ich ſage Baſta!“

Ich ſage nicht Baſta; denn es würde mir das Herz abdrücken, nun ich einmal ſo weit bin. Sie heirathen, Herr Hauptmann. Gott Lob!

„Ich heirathe nicht, ehrliche Seele; und jetzt“ (mit einem Seufzer) „nun ganz und gar nicht.“

Ganz und gar nicht? Nun, ſo wollt' ich, daß . . .! Als wir da in den Amerikaniſchen Wäldern herumſchwärmten, Herr Hauptmann, wenn Sie da eine Hütte voll

Bilder, Eltern und Kinder, ſahen; dann ſagten Sie: Gottes Segenshand reicht auch hierher. Wollen Sie denn Gottes Segenshand muthwillig von ſich ſtoßen? Wenn der ſelige Herr von Saldorf ſagte: Menſch iſt der Titel; ſo ſagten Sie: nein, Alexander; Vater, Mann, Sohn iſt der Titel des Menſchen. Und Sie ſelber wollen nichts, gar nichts ſeyn in der Welt? Ich weiß noch ſehr wohl, was Sie von Hageſtolzen ſagten.

„Hm! Ja, freilich, das habe ich geſagt. Ja, und ich glaube, daß ich Recht hatte. Aber, Johann, es kann Fälle geben, wo man . . . zum Exempel . . .“

Nein, die kann es nicht geben, außer Einen, den ich nicht ſagen mag. Sie können Mann und Vater werden; alſo müſſen Sie auch. Und, ſetzte er freundlich hinzu, Sie werden es auch; denn ein ſchöneres Paar muß es auf Gottes Erde nicht geben, als Sie und die . . . die . . . den Engel, den Sie gewählt haben.

„Wen, Johann? wen meinſt du?“

Die Gräfin Eliſe Forſting.

Der Kapitain fuhr mit einem ſeiner derbſten Flüche auf, und verbot ihm bei der härteſten Strafe, jemals wieder dieſen Nahmen zu nennen.

Ich dachte, ſagte Johann nun kleinlaut, Sie wären bis zum Sterben verliebt in die Gräfin.

„In die Braut eines Andern?"

Nun freilich, dann iſt es nichts. Aber Jammerſchade! denn die Gräfin iſt ein Engel. — Er ergoß ſich in Lobeserhebungen, die den Kapitain völlig mit ihm ausſöhnten. Aber, fragte er dann mit Kopfſchütteln: wer iſt denn der Bräutigam, Herr Hauptmann? Denn was unſer Kleiner da plaudert, Saldorfs Braut: das . . .

„Ja, ja, Saldorfs Braut!" ſagte der Kapitain ſehr verlegen. Er fühlte zum voraus, daß ſeine Antwort dem Alten nicht genügen würde.

Saldorf? Wenn der nehmlich todt iſt, ſo weiß ich nicht; ſo — ſo ſind Sie zum Sterben in die Gräfin verliebt, Sie mögen ſagen, was Sie wollen. Und nun laſſen Sie mir altem, ehrlichem Kerl meinethalben funfzig Prügel geben.

„Fort! packe dich!“ rief der Kapitain, in ganzem Ernſte zornig; und nun ging er, erſt raſch, dann immer langſamer, im Zimmer auf und nieder. Sogar der Kleine glaubt es! dachte er erröthend. Warum denn? woher denn? — Er unterſuchte jetzt den Zuſtand ſeines Herzens. Die Vorſtellung, daß er Eliſen heirathen könnte, hatte allen ſeinen Gedanken eine andre Richtung, und ſeinen Gefühlen eine ungewöhnliche Stärke gegeben. Er wollte ſich mit Gewalt wieder in das erſte Verhältniß zu Eliſen ſetzen; doch trotz ſeiner Anſtrengung dachte er an das ſchöne Mädchen mit ganz andern Empfindungen, als vorher. Nach einer Stunde geſtand er ſich ſelbſt, daß der Alte Recht habe. Er blieb dieſen Tag zu Hauſe, nahm keinen Beſuch an, und war nichts weniger als aufgeräumt.

Am folgenden Morgen hätte er gern von dem Alten gehört, daß es gar nicht unnatürlich ſey, die Braut ſeines verſtorbenen Freundes zu heirathen; er ſchämte ſich aber, das Geſpräch aufzubringen, und Johann wagte es nicht, weil er das geſtrige Verbot ſehr ernſtlich genommen hatte. Der Kapitain war alſo genöthigt, nur für ſich allein zu überlegen, ob er die Verlobte ſeines Freundes zu einer Treuloſigkeit bereden dürfe. Er warf dieſen Gedanken mit Widerwillen von ſich. „Treuloſigkeit! Wäre es denn die?" Als er lange zwiſchen Zweifeln hin und her geſchwankt hatte, ſagte er endlich: „Gott ſoll mich behüten, hier zwiſchen Recht und Unrecht zu entſcheiden, hier, wo mein Vortheil mit im Spiel iſt! . . . Vortheil? O, guter Gott! meine höchſte Seligkeit!" Er holte Saldorfs Teſtament hervor. „Iſt es nicht," ſagte er, das Blatt an ſein Herz drückend, „als wäre es ſein Wille geweſen, daß ſie mein werden ſollte? Aber — „unſre Herzen ſind ewig verbunden!" Er ſchlug das Blatt ängſtlich zu. „Ewig verbunden! Und doch dachte ich beinahe ſchon daran, dieſe Herzen zu trennen! . . . Ewig verbunden! O Gott, gieb mir Kraft, daß ich mir den Engel immer nur als die Frau meines

Saldorf denke! Er wollte mir Elliſens Freundſchaft geben, mehr nicht; und daran ſoll mir genügen!"

Nicht lange, ſo kam er zu uns auf unſer Zimmer, heiter, doch wehmüthig, erweicht und ſanft; man ſah, daß er ſich von etwas losreißen wollte. Er fing an zu erzählen, und ſogar in einem luſtigen Tone; doch bald war er in einem ſinſtern, ſchwermüthigen. Als er das merkte, bat er Fraſern zu erzählen, und rückte näher zu ihm hin; doch bald verſank er in Träume, und ſeufzte.

Ihnen iſt etwas, Herr Hauptmann, ſagte Fraſer neugierig. (Der Kapitain ſeufzte laut.) Sie ſtreiten mit ſich ſelbſt.

Der Kapitain ſchüttelte den Kopf. „Der Streit iſt vorbei, Fraſer, vorbei! Wo man Schwarz auf Weiß hat, da kann nur ein Schurke ungewiß ſeyn, was zu thun iſt. Ich gebe mir Mühe, heiter zu ſeyn; und das, denk' ich, iſt nicht wenig. Als ich den Niagara-Fall ſah, erzählten die Leute eine Geſchichte, die ſich ein Paar Tage vorher zugetragen hatte. Ein Wilder ſchläft ruhig und ſorgenlos in ſeinem Kanot, das er oberhalb des Falles am Ufer befeſtigt hat. Ein Paar Wilde von einem feindlichen Stamme gehen des Weges, ſchneiden die Seile des Kanots ab, und es treibt nun langſam mit dem ſchlafenden Wilden den Fluß hinunter. Der Wilde erwacht endlich von dem Brauſen der Wellen, von Stößen an den Klippen. Er ſieht ſich mitten im Strome, der ihn mächtig dem Abgrunde entgegen reißt. Der arme Menſch ergreift ſein Ruder, und arbeitet mit aller Kraft der Verzweiflung; doch vergebens. Nun legt er ſich in dem Kanot nieder, hüllt ſich in ſeine Decke, und übergiebt ſich, ohne zu klagen, dem reißenden Waſſerfalle. Sehen Sie, Fraſer, ich wünſchte, eben das zu können, was dieſer Wilde konnte. Der Streit mit den Wellen iſt vorbei. Ich bin nicht zu retten; aber geduldig möcht' ich ſeyn."

Was iſt denn Ihr Fall, Herr Hauptmann?

Der Kapitain ſchüttelte den Kopf. „Vorbei iſt vorbei. Laſſen Sie das!" —

Es war noch nicht ſo ganz vorbei, wie der Kapitain glaubte; denn er mußte Eliſen doch wiederſehen, und ſie erfüllte den letzten Wunſch ihres verſtorbenen Freundes mit einer ſehr gefährlichen Begeiſterung: ſie vertrauete dem Kapitain im höchſten Grade, und betrug ſich gegen ihn mit der argloſen Freundſchaft einer Schweſter.

„O," dachte der Kapitain, „was iſt das Sterben für einen Andern! und das wird doch in der Bibel das Höchſte genannt. Nichts, gar nichts, gegen das, was ich ertragen muß. Ich will mich tauſendmal lieber in Flammen ſtürzen, als ſo ihr gegenüber ſitzen, und den ſüßen Ton ihrer Stimme hören, die mir das Herz in der Bruſt zerſchmelzt: vor dieſen großen, blauen, frommen Augen, die ſie noch obendrein mit der holdeſten Freundlichkeit auf mich richtet; vor dieſen Roſenlippen, die ſich nur öffnen, um die verſtändigſten Worte zu ſagen! Sie legt ihre Hand an die meinige, daß Flammen durch mich hin fahren; und ich muß da ſitzen, als hätte ich nicht Auge, nicht Ohr, nicht Herz, nicht Sinne. Wenn ſie mich: lieber Barneck, nennt, und ich ihr zurufen möchte: Engel, Himmliſche! dann muß ich kalt ſagen: Gräfin!"

In der That war des Kapitains Lage ſehr gefährlich. Eliſe achtete ihn hoch, als den Freund, an den Saldorf ſie gewieſen hatte, und der die Hoffnung ihrer Zukunft war: denn bei ihrem Entſchluſſe, nicht zu heirathen, ſah ſie doch nichts vor ſich, als ſich zuletzt in ſeinen Schutz zu begeben; und dieſen Gedanken hatte Auguſte für Eliſens Phantaſie gefährlich gemacht.

„In ſeinen Schutz, liebe Eliſe?" ſagte Auguſte lächelnd. „Was kann das anders heißen, als du willſt ihm deine Hand geben! Und das wäre in der That das Beſte für Euch Beide. Er iſt ein edler Mann von den reinſten Sitten, der die Politur, die ihm fehlt, durch ſein einfach ſtolzes Weſen reichlich erſetzt; auch ein ſchöner Mann, ſchöner als Saldorf, bis auf die Augen; und noch dazu ein reicher Mann. Ich weiß, wie wenig das bei dir gilt; aber dennoch habe ich

Recht. Saldorfs Teſtament übergiebt deine Hand und dein Herz dem Kapitain: das leuchtet ſichtlich aus jedem Worte des Teſtaments hervor. Ich begreife nicht, wie du es nicht darin findeſt, und wie der Kapitain nicht bemerkt, was die Abſicht ſeines Freundes geweſen iſt."

Das wirkte auf Elliſen nicht. Sie fand in Saldorfs Teſtamente ganz etwas anders, und glaubte, ſich in des Kapitains Schutz begeben zu können, ohne daß ſie ihn deshalb heirathete.

„Und ſiehſt du denn nicht," hob Auguſte nach einiger Zeit wieder an, „mit welchen Blicken der Kapitain dich betrachtet? Ich wundre mich, wie es meiner hellſehenden Elliſe entgehen kann, daß irgend ein glückliches Zufall die Freundſchaft des Kapitains in die heißeſte Liebe verwandelt hat. Du ſollteſt nur die Unruhe ſehen, mit der er dich erwartet, die Sehnſucht, mit der er dir entgegen ſieht. Und dann, wenn du kommſt, die Freude, mit der er dich empfängt! und die ſeltſamen Wendungen, die er macht, um das Geſpräch mit mir auf dich, und immer auf dich, zu bringen. Er liebt dich, Eliſe; und mich dünkt, er hat dich geliebt, ſo lange er dich kennt. Anfangs mag er es nicht gewußt haben; jetzt aber weiß er es: denn er verſtellt ſich, er iſt kalt und feierlich gegen dich."

Du irrſt dich, liebe Auguſte; oder ich müßte ihn bedauern.

„Ich irrte mich? Erlaube doch, Eliſe, daß ich dem Kapitain ein Paar Worte in dem Teſtamente ſeines Freundes auslegen darf; dann wirſt du ſehen, ob ich mich irre."

Eliſe fiel Auguſten um den Hals, und beſchwor ſie, das nicht zu thun. Doch wollte ſie noch immer nicht geſtehen, daß ſie, faſt eben ſo gut wie Auguſte, Barnecks Liebe zu ihr bemerkt hatte.

„Dein Streiten dagegen, liebſte Eliſe," fuhr Auguſte mit inniger Zärtlichkeit fort, „beweiſt mir faſt, daß der ſchöne Mann dir nicht gleichgültig iſt."

O Auguſte! ſagte Eliſe, und es brachen

Thränen aus ihren Augen: es wäre möglich, daß du das glaubteſt?

Eliſens Schmerz über die Vermuthung ihrer Freundin war ſo aufrichtig, daß dieſe ihre Meinung aufgab; dagegen mußte aber Eliſe eingeſtehen, daß des Kapitains Freundſchaft für ſie doch ein wenig von dem Weſen der Liebe an ſich habe. Und eben das machte ſie vorſichtiger in ihrem Betragen. Sie wurde förmlicher, kälter gegen ihn; und er wurde es in eben dem Maaße auch gegen ſie. So gab es denn höchſt ſeltſame Unterredungen zwiſchen ihnen, da Beide ſich faſt immer an Auguſten wendeten, um einander irgend etwas zu ſagen.

Auguſte, die in Ernſt darauf dachte, Eliſen mit dem Kapitain zu verheirathen, wendete alle mögliche Mittel an, Beide einander näher zu bringen; doch alle ihre Mühe war vergeblich, und ſie entfernte Beide nur noch mehr von einander. Endlich that ſie, was ſie Eliſen gedrohet hatte: ſie erklärte dem Kapitain einige Stellen in dem Teſtamente ſeines Freundes. Doch, ſo deutlich ſie in dem Teſtamente las, daß Saldorf Eliſens Hand ſeinem Freunde vermachte; ſo fand doch der Kapitain gerade das Gegentheil in eben denſelben Worten.

„Nun denn,“ ſagte Auguſte; „ſo ſehe ich wohl, daß kein Teſtament deutlich iſt. Jeder legt es aus, wie er fühlt. Aber — Herr Hauptmann, Eins werden Sie mir doch zugeben, was ich Ihnen gerade auf den Kopf zuſage: Sie lieben Eliſen.“ Der arme Kapitain war ſehr betreten. Die Unwahrheit konnte er nicht ſagen; und doch wollte er Auguſten nicht geſtehen, daß ſie Recht hatte. Er ſah ſie an, mit Blicken, die um Mitleid fleheten; und dieſe Blicke erinnerten Auguſten, wie unzart ſie aus Freundſchaft für Eliſen mit ihr ſowohl, als mit dem Kapitain umgieng. Sie ſchwieg, und der Kapitain dachte auf dem Rückwege: ich danke Gott, daß ich wieder aus dieſem Elende erlöſt bin!

Nach einigen Tagen kam Eliſens Vater, und drängte durch einen Heirathsvorſchlag, den er ſeiner Tochter mit dem größten väterlichen Ernſt that, ſie und den Kapitain auf den Punkt, den ſie ſo gern vermeiden wollten. Er hatte mit ſeiner Tochter noch nie in dieſem Tone geredet. „Der Herr von Reiben,“ ſagte er kalt, „hat um dich angehalten; und ich ſchwöre dir, Eliſe: in drei Monaten biſt du entweder Eduards Frau, oder Frau von Reiben. Die Wahl überlaſſe ich dir; aber ich will nicht länger das Gelächter meiner Nachbaren, und das Geſpött meiner Verwandten ſeyn, die ſich darüber luſtig machen, daß ich nicht im Stande bin, eine empfindſame Närrin von Tochter in Ordnung zu bringen. Ich verlange Antwort,“ ſagte er zuletzt, nicht mit drohenden, funkelnden Blicken, ſondern mit kalter Entſchloſſenheit; „und damit du dich nicht beklagen kannſt, erſt von heute an in vier Wochen. Du kennſt Beide, die ich dir vorſchlage.“

Nun ſtand Eliſe auf dem fürchterlichen Punkte. Sie erzählte Auguſten dieſe Unterredung mit heißen Thränen; Auguſte ſagte aber nur: das war vorauszuſehen, Eliſe, und ich weiß kein Mittel, wie du dem Unglück entkommen willſt.

„Du weißt nicht?" fragte Eliſe, betreten über den kalten Ton.

Nein; denn ſag ſelbſt: hat dein Vater Unrecht? Seit ſieben Jahren bewerben ſich die edelſten Männer um deine Hand. So lange läßt dein Vater dir die Wahl; ein andrer hätte das wohl ſchwerlich gethan. Ich prophezeie dir, Eliſe, du wirſt dies Mal nicht entkommen.

„Auguſte, ich weiß einen Ort, wohin ich fliehen kann: das Grab."

Auguſte lächelte, und erinnerte ſie mit keinem Worte an Baruck. — Einige Stunden nachher ſaß ſie neben dem Kapitain, und erzählte dem, wieder ganz kalt: „nun iſt Eliſens Vater gekommen. Die arme Eliſe ſoll zwiſchen Zabern und Reiben wählen, der um ſie angehalten hat."

Der Kapitain ſprang mit dem Ausdruck des höchſten Schreckens auf, und ſtarrte Auguſten an. Wählen?

„Wählen, zwiſchen Zabern und dem Baron Reiben. Ich bin Eliſens Freundin, Sie ihr Freund; aber wir müſſen doch Beide geſtehen, der Vater hat Recht."

Recht?

„Recht. Das wird Eliſe, wenn auch erſt nach einigen Kämpfen, ſelbſt einſehen, und dann wählen.“

Wählen?

„Wählen! — Sie ſind heute ein Echo, und erſtaunlich einſylbig. Zabern nicht; denn, um dem zu entkommen, würde ſie lieber den häßlichſten Neger heirathen, wenn er nur ein ehrlicher Mann wäre. Wahrſcheinlich alſo den Baron Reiben, einen Mann in den Vierzigen, ohne Sinn, ohne Geiſt, der nichts liebt, als Geld.“

Und wiſſen Sie kein Mittel, die Unglückliche zu retten?

„Retten? Sie ſehen doch wohl, daß, wenn wir auch Eliſen jetzt retten könnten, nach einigen Monaten derſelbe Fall wieder da ſeyn würde. Ich weiß kein Mittel; und wüßte ich eins, ſo würde ich es verſchweigen: denn Reiben iſt noch ganz leidlich; es hätte viel ſchlimmer ſeyn können.“

Fräulein, wiſſen Sie denn gar kein Mittel? (Der Kapitain wünſchte, daß Auguſte ihn ſelbſt nennen möchte.)

„Gewiß nicht eins. Glauben Sie mir, in drei Monaten iſt Eliſe Baroneſſe Reiben.“ — Auguſte ſah wohl, was der Kapitain wünſchte; ſie wollte aber, um mit ihrem klugen Vorherſehen triumphiren zu können, daß die Liebenden ſich ihr freiwillig in die Arme werfen ſollten. —

Der Kapitain wurde von Eiferſucht gequält, ſo wie Eliſe von Schmerz. Er ging jetzt, bald Morgens, bald Nachmittags oder Abends, zu Auguſten; ſie that aber, als ob kein Teſtament von Saldorf in der Welt ſey. Immer ſprach er von Mitteln, Eliſen zu retten; Auguſte hörte aber mit Kälte zu, und zuckte die Achſel.

Als er eines Tages Auguſten verließ, blieb er vor dem Hauſe ſtehen, ſtampfte leiſe mit dem Fuß, und dachte: aber wenn ſie nun einmal heirathen muß — warum denn nicht mich? Er kehrte wieder um, öffnete Auguſtens Thür, und blieb verlegen auf der Schwelle ſtehen. Sie lächelte. Fräulein, ſagte er endlich kleinlaut; wenn die Gräfin — ſich nun in meinen Schutz begäbe?

„Machen Sie die Thür zu, Herr Kapitain! Was heißt das, in Ihren Schutz?“

Der arme Kapitain ſagte allerlei; doch Auguſte ließ ſich auf nichts als auf das Detail ein, und ſo mußte er endlich ſagen: wenn Eliſe mich nun heirathete?

Auguſte ſprang auf, flog in ſeine Arme, und ſagte: „das iſt, Gott Lob, ein Einfall, der ſich hören läßt; denn, Herr von Barneck, wenn auch im Teſtamente davon nichts ſteht, und wenn Sie auch Eliſen nicht lieben — oder lieben Sie etwa meine Freundin?“

Ja! rief der Kapitain, und blickte beſchämt zu Boden. Da ſteh ich wie ein armer Sünder. Ich liebe den Engel; das haben Sie längſt geſehen. Doch - glauben Sie mir, wenn Eliſe gerettet wäre: dies Wort käme nie über meine Lippen; aber wenn ſie nun einmal heirathen ſoll und muß . . .

„Ganz recht, Herr Kapitain, ſo ſind Sie der nächſte, und wenn auch im Teſtamente nicht ein Wort davon ſtände.“ — Der Kapitain wurde nachdenkend, und ſah vor ſich hin auf den Boden. — „Jetzt fehlt noch Eliſens Geſtändniß, Herr Kapitain; und das hoffe ich bald zu haben.“ —

„Und wenn auch kein Wort davon im Teſtamente ſtände!“ wiederholte der Kapitain ſich dieſen Abend unaufhörlich, mit lautem Herzpochen. „Das wäre meine Treue gegen dich, Alexander? das meine Liebe zu dir? Ich riſſe dein Andenken aus einem Herzen, das dein war für die Ewigkeit? Sie iſt mein! ſagteſt du mir; und ich ſollte dein Eigenthum, das Einzige, was dein war, antaſten, weil du todt biſt? Nimmermehr!“

Aber da ſtand Eliſe in dem lieblichen Reitze wieder vor ihm, und ſiegend brach die Leidenſchaft aus ſeinem Herzen. „Der Tod hat alle Bande gelöſ't,“ dachte er heimlich; „Eliſe iſt frei! — Doch, wenn ſie frei iſt, warum bin ich denn ſo ängſtlich? O, warum, Alexander, ſteht deine Geſtalt ſo bleich, ſo trauernd vor mir, und ſeufzt? Warum kann ich nicht mit Freude, mit Ruhe an das Glück denken, daß Eliſe mein iſt? Warum würde ich Eliſen weniger achten, wenn ſie einem andern als mir ihre Hand gäbe? — Alexander, dein Tod ſollte mein Glück, mein Leben ſeyn? Entſetzlich!"

Von Hoffnungen und Zweifeln zerriſſen, ging er drei Tage umher. Endlich legte er ſeinen Fall unter andren Nahmen Fraſern vor. Dieſer fragte, mit einem forſchenden Blick auf den Kapitain: iſt der Fall ein wirklicher, oder nur ſo ein Gedanke?

Die Frage machte den Kapitain unmuthig und kalt. „Ich dächte, das wäre einerlei für die Entſcheidung. Aber der Fall iſt wirklich einem meiner Bekannten begegnet, der darüber unruhig iſt." Des Kapitains Kälte machte Fraſern ſicher, und er hob mit völliger Ruhe an, den Fall von allen Seiten zu unterſuchen. Nach ſeiner Entſcheidung hätte der Kapitain ſich mit Eliſen können kopuliren laſſen, ehe Alexander noch völlig kalt geweſen wäre. Doch eben dieſe gefühlloſe Kälte bewirkte bei dem Kapitain das Gegentheil. „Zum Teufel, Fraſer!" rief er; „ich habe ſchon genug. Wenn ich ſo raiſonniren wollte: was wäre denn das Leben? Eine bloße Rechnung von Athemzügen. Sie hätten wohl vor Ihres Freundes brechenden Augen ſeiner Braut den Verlobungsring an den Finger geſteckt!"

Vorausgeſetzt, Herr Hauptmann, daß ſie wirklich gebrochen geweſen wären; denn alsdann hätte er unmöglich noch ſehen können.

Der Hauptmann ſtampfte auf den Boden, rief mit lauter Stimme: „Baſta!" und ging aus dem Zimmer. „Und," ſagte er dann zu ſich ſelbſt, „wenn nicht vor ſeinen brechenden Augen, die nichts mehr ſehen: wann denn? Fraſer hat Recht, oder . . . Gott ſey mir gnädig! Ich überlege da, wie es ſich mit einem Schurkenſtreiche einrichten läßt! Mit einem Schurkenſtreiche! und gegen ein Herz, das mir alle ſeine Seligkeit überlaſſen haben würde, wenn ich ſie verlangt hätte! O Alexander, wäre ich an deiner Stelle!" — Er ließ ſatteln, und ſprengte ſo wild den erſten beſten Weg, daß der alte Reitknecht ihm kaum folgen konnte.

Die armen Pferde müſſen ausbaden, was Ihnen im Kopf herumgeht, ſagte Johann, laut genug, um verſtanden zu werden. Der Kapitain ritt ſogleich im Schritt; und nach einigen Fragen, die Johann that, legte er dieſem den Fall vor. Das iſt mir zu hoch, ſagte Johann nach einem langen Nachſinnen. Ich denke, es iſt recht und unrecht, je nachdem man die Sache nimmt. Das iſt eine Gewiſſensſache. Herr Fraſer bewies neulich einmal, daß die Wilden Recht hätten, mehrere Weiber zu nehmen. Was er ſagte, ließ ſich hören. Aber nähme ich zwei Frauen, ſo weiß ich, es wäre mir eine Sünde; Herr Fraſer und die ganze Welt möchten auch ſagen und beweiſen, ſo viel ſie wollten, es ſey keine: denn mein Gewiſſen hat etwas dagegen. Sehen Sie, Herr Hauptmann, das denk' ich.

Der Kapitain ſah ihn finſter an; dann aber reichte er ihm die Hand, und ſagte: ſo iſt es, Johann! ſo iſt es! Aber laß uns umkehren." Er ritt träumend nach Hauſe, ſtieg träumend vom Pferde, und ging träumend umher. Als ich ihn fragte, was ihm wäre, ſchob er ſanft meine Hand zurück, und antwortete: „mein Sohn, glaube mir, der Sturm da auf dem Meere war nichts, gar nichts, gegen den Sturm in meiner Seele.“

Fraſer hielt jetzt lange Reden über die Schädlichkeit der Leidenſchaften. Herz hin, Herz her! ſagte er; wenn nicht die ruhige, kalte Vernunft das Steuerruder führt, ſo wachſen einem doch die Leidenſchaften zuletzt zu Kopfe, und reißen den beſten Menſchen mit ſich weg. Herz! Ja, ja! man ſieht zuletzt, wie ſchwach das Ding iſt, das man Herz nennt. (Der Kapitain ſah ihn von der Seite finſter an.) „Ich weiß, worauf Sie zielen, Fraſer: auf die Leidenſchaft in meiner Bruſt. Aber das muß ich Ihnen ſagen, dieſer Leidenſchaft ſchäme ich mich wahrhaftig nicht. Ich will mit meinem heißen Herzen ruhig vor Gottes Thron treten, und vor den Geiſt meines Alexander. Das will ich. Aber iſt denn die Leidenſchaft der Niagara-Fall, daß ich mich hinlegen müßte, wie der Wilde, weil es unmöglich iſt, dem Zuge zu widerſtehen? Gott Lob, nein! Ein feſter Entſchluß, ein Blick gen Himmel; und jeder

Menſch kann mitten im Strudel der Leidenſchaft rufen: halt! Dann iſt er am ruhigen, feſten Ufer, und dankt Gott auf den Knieen, daß er den Menſchen ſo geſchaffen hat."

Ich ſage, erwiederte Fraſer lächelnd: hat die Leidenſchaft ihn erſt ergriffen, ſo iſt ſie ein Waſſerfall; der Menſch legt ſich zuletzt nieder, und läßt ſich treiben.

„So halte ihn Gottes Gnade noch in dem Sturze! Aber nicht Alle, ſage ich; nicht Alle, z. B. Alexander nicht. Und ich?" — Er legte die Hand ſanft auf ſein Herz, hob den Blick gen Himmel, und ſagte mit rührender Stimme: „Gott wird mich nicht untergehen laſſen, und Alexanders Geiſt ſoll nicht verachtend auf mich blicken!"

Am folgenden Morgen ging er zu dem Fräulein von Holſten, und hob ruhig an: „ich liebe Eliſen, und wäre der glücklichſte Mann auf der Erde, wenn ſie mein werden könnte. Aber, Fräulein, das iſt nicht möglich; denn ſie iſt die Braut meines Freundes."

Die Holſten lächelte. Nur gut, daß ich

ihr noch nichts geſagt habe! So wird ſie des Barons Frau.

Der Kapitain ſeufzte und zuckte die Achſeln, blieb aber dabei, daß er Eliſens Entſchluß erwarten müſſe.

Ihr Freund befahl Ihnen aber, Eliſens Beſchützer zu ſeyn, ſagte Auguſte ungeduldig.

„Das bin ich! Mein Leben gehört ihr. O, martern Sie mich nicht! Sagen Sie, was ich thun kann. Will Eliſe fliehen: ich begleite ſie, wohin ſie geht, bis in die öden Wälder der Amerikaniſchen Wüſten. Ich will dem Vater mein Vermögen, mein Leben für Eliſens Freiheit anbieten."

Seltſamer Mann! ſagte Auguſte. Ich könnte Sie Ihrem Eigenſinne überlaſſen; Sie würden zuletzt doch thun, was Sie thun müſſen. Aber die Zeit geht hin, und vielleicht wäre es in vier Wochen ſchon zu ſpät. Begreifen Sie denn nicht? Sie lieben Eliſen. Das Schickſal zwingt Sie, ihre Hand zu nehmen, und Sie weigern ſich! — Sie ſtellte ihm nun mit aller Beredtſamkeit vor, daß Saldorfs Tod Eliſen frei gemacht habe.

„Ich fühle aber,“ ſagte der Kapitain, daß ſein Tod ſie nicht frei gemacht hat. Sie kann nie meine Frau werden.“

Was Auguſte zu einem Spiel ihrer guten Laune hatte machen wollen, wurde nun eine mühſame und vergebliche Arbeit. Sie mußte für jetzt die Hoffnung aufgeben, den Kapitain zu gewinnen, und nahm ſich vor, mit Eliſen ſelbſt zu reden. Welches Mittel haſt du, der Heirath mit dem Baron Reiben zu entgehen? (Eliſe wußte keins, und doch war ſie feſt entſchloſſen, nie ihre Hand einem Manne zu geben.) Ich weiß eins, Eliſe. Barneck liebt dich: das hat er mir geſtanden. Und du? geſteh nur aufrichtig: wenn du noch in den Armen irgend eines Mannes glücklich werden kannſt, ſo iſt Er es. Du achteſt ihn, du biſt ſeine Freundin; es fehlt alſo wenig, ſo wird deine Neigung zu ihm Liebe.

„Liebe? Nimmermehr, Auguſte! Du verſtehſt dich nicht auf das Herz. Ich werde ihn nie lieben, und ihm nie meine Hand geben.“

Begreifſt du denn aber nicht, Eliſe, daß du mußt? Und — hältſt du denn alle Wittwen, die wieder heirathen, für verächtlich?

„Ich aber wäre es: das fühl' ich. Nie kann ich meine Hand einem Andern geben, am wenigſten Saldorfs Freunde; am wenigſten, wenn es wahr wäre, was du ſagſt, daß ich Neigung zu ihm hätte.“

Wie war das? fragte Auguſte erſtaunt.

Eliſe wiederholte ſehr ernſtlich, daß ſie, um ihrem Vater zu gehorchen, lieber jedem Andern ihre Hand geben würde, als dem Kapitain aus Liebe.

Auguſte ſchüttelte den Kopf. Welche Menſchen! Aber ſo überlege doch meine Gründe, Eliſe —

„An Gründen fehlt es nie. Das Gewiſſen iſt der Richter meiner Handlungen; ich kann nicht.“

Auguſte wendete alle ihre Beredtſamkeit an, Eliſen zu überzeugen, daß ſie mit einem Phantom kämpfe. Nun aber warf ſich Eliſe flehend an den Hals ihrer Freundin, und geſtand ihr, daß ſie im Innern eine geheime Neigung für den Kapitain fühle.

Gott ſey Dank! deſto beſſer! rief Auguſte triumphirend. Eliſe ſtarrte ſie an, und erblaßte. Beide verſtanden einander nicht, und lernten auch einander nicht verſtehen. Eben darum mußt du ihn nehmen! ſagte Auguſte. „Eben darum darf ich ihn nicht nehmen!“ erwiederte Eliſe.

Auguſte machte noch ein Paar Verſuche; und da die nicht gelangen, ſo mußte ſie geſtehen, daß Beide, der Kapitain und Eliſe, zu den Menſchen gehörten, die ſie nicht begriffe. Doch nicht lange, ſo ſagte ſie zu ſich ſelbſt: nicht begriffe? das wäre! Ein Paar thörichte Grillenfänger ſind ſie, die nach dem Glück ſo gut verlangen, wie ich und Andre, es aber aus übertriebener Zartheit des Herzens nicht annehmen wollen, bis der Zufall es ihnen aufzwingt. Ich hätte Beide nicht für ſo eitel gehalten! Gut, ich will ſie dem Zufall überlaſſen. — Indeß, ſie fürchtete, daß Eliſe am Ende doch das Opfer ihrer Beharrlichkeit oder ihres Eigenſinnes (wie ſie die Feſtigkeit ihrer Freundin jetzt nannte) werden könnte; und ſie beſchloß daher, ſich dieſer ſeltſamen Menſchen anzunehmen, doch nun vorſichtiger zu Werke zu gehen.

Sie ſcheuen das Urtheil der Welt, Herr Kapitain, ſagte ſie lauernd: darum wollen Sie Ihres Freundes Braut nicht heirathen.

„Was Urtheil! Ich ſcheue nichts, als mein eigenes Herz. Urtheil der Welt? Kaum weiß die Welt, daß ich Alexanders Freund, und noch weniger, daß Eliſe ſeine Braut war. Und wüßte es die Welt auch, die würde nichts dagegen haben, wenn Eliſe mich glücklich machte. Aber ich will keine Untreue an meinem Freunde begehen."

Auguſte ſchüttelte lächelnd den Kopf; nach einigen Sekunden hob ſie wieder an: nun denn, ſo weiß ich ein Mittel, Eliſen zu retten und Ihr Gewiſſen zu befriedigen. (Der Kapitain ſtarrte ſie an.) Aber das ſage ich Ihnen vorher: es gehört Muth dazu; Sie müſſen ein ſchweres Opfer bringen. Sie halten bei dem Grafen um Eliſen an. — O, laſſen Sie mich doch ausreden! Man ſchlägt ſie Ihnen nicht ab. Sie laſſen ſich mit ihr trauen, oder auch nicht, wenn es ſich vermeiden läßt, und behandeln Eliſen als Ihre Schweſter, als Ihre Tochter, ob man ſie gleich für Ihre Frau hält. (Der Kapitain trat erblaſſend einen Schritt zurück.) Sie werden blaß, Herr von Barneck? Aber dies iſt in der That das einzige Mittel, Eliſen zu retten, daß ſie nicht ein Opfer des jungen Zabern werden muß. Ich ſehe freilich, was Ihnen mein Vorſchlag koſten würde. Sie müßten unverheirathet bleiben, ſo lange Eliſe lebte.

„Ich bin zu allem entſchloſſen, was Eliſen retten kann. Ja, ich erblaßte, Fräulein; aber nur vor freudiger Beſtürzung über den Gedanken, daß Eliſe bei mir, mit mir wohnen, und meine Tochter, meine Schweſter, meine Freundin ſeyn ſoll. Gleichviel! gleichviel! Sie würde mir heilig ſeyn, wie die Gattin meines verreiſten Freundes, wie die Braut meines Sohnes, wie meine Tochter, wie das Leben meines Vaters! Aber — wird Eliſe wollen?"

Warum ſollte ſie nicht? ſagte Auguſte lächelnd, und doch gerührt von den Verſicherungen des Kapitains. Mein Mittel iſt ſo unſchuldig, daß ja Eliſens Herz, ihre Treue gegen den geliebten Saldorf, dabei nicht die mindeſte Gefahr laufen kann. Und, wenn ſie auch einige Schwierigkeiten machte, lieber Kapitain – freilich wird ſie wohl ein wenig vor den Wörtern: „anhalten, verloben, trauen," erſchrecken, wenigſtens erröthen: dafür iſt ſie ein Mädchen. Aber doch iſt es das einzige Mittel; und da Saldorfs Teſtament Ihnen befiehlt, Eliſen zu retten, und Eliſen, Ihnen ungemeſſen zu vertrauen: ſo iſt ja alles ſo einfach, daß ein Kind es begreift.

„O, das iſt es, wenn anders Eliſe mir vertrauet."

Auguſte ſchlug die Augen nieder; denn ſie fürchtete eben, Eliſe würde dieſes Mittel, ſich zu retten, gar nicht als ein Mittel, Saldorfen treu bleiben zu können, anſehen. Sie erſtaunte ſogar darüber, daß Barneck keine Schwierigkeit ſah, und ſo feſt verſicherte, was ſie zu halten für unmöglich hielt.

„Aber," ſagte der Kapitain nach einer

Pauſe, ein wenig verlegen: „wenn Eliſe ſo mit mir lebt, Tag für Tag, vom Morgen bis in die Nacht, ſo . . .“

Freilich, es iſt eine ſchwierige Situation. Doch die Liebe zu Ihrem Freunde wird es Ihnen leicht machen, Eliſen nur als Ihre Freundin anzuſehen.

„Das meine ich nicht, Fräulein. Könnte ich ſo etwas meinen, dann hätte ich ſogleich Nein geſagt. Glauben Sie mir, Eliſe iſt mir von jetzt an das Heiligſte in der Welt. Ich meine, es wird Mühe koſten, Eliſen die vielen Verlegenheiten zu erſparen, in die der Nahme: Frau von Barneck, und das Zuſammenleben mit mir ſie bringen muß.“

Das ließe ſich machen, Herr von Barneck. Ich dürfte ja nur mit Eliſen bei Ihnen wohnen, ſo wäre die Hälfte der Verlegenheiten verſchwunden.

„Das iſt ein herrlicher Gedanke! Ich küſſe Ihnen die Hand dafür.

Wie theilen wir nun aber dieſen Plan Eliſen mit?

Der Kapitain ging das Zimmer ein Paarmal auf und ab; dann ſagte er mit feſter Sicherheit: „Sie entdecken es ihr, Fräulein, und dann iſt es richtig.“

Und wenn ſie nicht wollte?

„Sie will gewiß. Denken Sie nur an das Teſtament! Oder — ich will ihr ſchreiben, ich ſelbſt!“

Auguſte führte den Kapitain in ihr Kabinet an den Schreibtiſch. Sie lächelte über ſein Vertrauen zu ſich ſelbſt, und zweifelte ſogar ein wenig an ſeiner Ehrlichkeit. Er iſt ein Heuchler, dachte ſie. Auf dieſe Weiſe will er zu dem Beſitz des ſchönen Mädchens kommen, das er liebt. Ich fürchte nur, auch Eliſe wird das ſehen oder merken, und dann nicht wollen. Oder — ſie ſtellt ſich, als merkte ſie nichts, und ſagt Ja. Dann wird die kleine Heuchlerin glücklich, ohne weniger eigenſinnig geweſen zu ſeyn. Es ſoll mich wundern!

Der Kapitain brachte Auguſten ſeinen Brief. Sie fragte: Haben Sie meiner erwähnt? Er antwortete: Nein; und verließ ſie.

Auguſte übergab Eliſen den Brief, und heftete die Augen feſt auf ſie. Doch in Eliſens Geſichte zeigte ſich während des Leſens kein Erröthen, kein Zug von Scham; ſie war gerührt, brach in Thränen aus, und ging dann allein in den Garten. Nach einer halben Stunde kam ſie heiterer wieder in das Zimmer. Der Brief hat dich heiter gemacht, ſagte Auguſte.

„Heiter wohl nicht;" erwiederte Eliſe ſanft. „Weißt du den Inhalt?"

Nein.

„Der Kapitain bittet um meine Hand, und . . . ich bin feſt entſchloſſen, ſie ihm zu geben."

O, die kleine Heuchlerin! dachte Auguſte lächelnd. So haben meine Gründe doch gewirkt? fragte ſie, Eliſen umarmend.

„Das nicht," antwortete Eliſe verlegen. „Aber des Kapitains Gründe bewegen mich, Ja zu ſagen."

Und dieſe Gründe ſind? Ich bin neugierig.

„Der Kapitain iſt ein edler Mann, ein

ſehr edler, vielleicht der edelſte von allen, die jetzt leben; und ſo brauche ich nicht zu fürchten, daß du ihn in irgend einem Verdacht haben wirſt, wenn ich dir auch ſeine Gründe verſchweige. Ich muß ſie dir und allen Menſchen verſchweigen, um dankbar gegen ihn zu ſeyn; und ſo dringe nicht weiter in mich, liebſte Auguſte."

Das müſſen ſeltſame Gründe ſeyn, die dich beſtimmen, ihm deine Hand zu geben, und die du dennoch verſchweigen mußt! — Alſo du willſt ſeine Frau werden?

„Ja, Auguſte."

Und deine Treue gegen deinen verſtorbenen Freund? fragte Auguſte mit lachenden Augen.

„Darüber richtet mein Gewiſſen, und der Geiſt meines verſtorbenen Freundes. Gieb mir Papier; ich will dem Kapitain antworten."

Aber, Eliſe, wie ſoll ich dich verſtehen? Gewiß, du ſcherzeſt; du wirſt ſeine Frau nicht.

„Ich werde es gewiß, Auguſte."

Und ich müßte glauben, du wärſt eine Heuchlerin geweſen? Denn dazu wird dein Schweigen mich zwingen.

„Daß wirſt du nie von deiner Eliſe glauben. Aber glaubteſt du es, ſo müßte ich es geſchehen laſſen, ſo ſehr es mich auch ſchmerzen würde.“

Du brauchteſt mir nur den Brief zu zeigen, Eliſe.

„Das darf ich nicht, Auguſte. Was du auch von mir denken magſt — ich ſchweige.“

Auguſte begriff Eliſen jetzt noch weniger, und ſah ſie mit ſtarren Augen an. Sie wollte durchaus wiſſen, warum Eliſe ihr den Plan des Kapitains verheimlichte, und ſagte auf einmal: ich weiß den Inhalt des Briefes. Des Kapitains Plan rührt von mir ſelbſt her.

„Von dir? O, du gutes Mädchen! Nun, ſo weißt du ja, warum es das tiefſte Geheimniß bleiben muß, damit jedermann glaube, ich gebe dem Kapitain meine Hand aus Liebe. Denn ſogar du, Auguſte —

käme der Plan nicht von dir ſelbſt, würdeſt du den Kapitain nicht vielleicht für einen Heuchler, oder wenigſtens für einen Thoren halten? Wäre es nicht ſogar noch jetzt beſſer, wenn du glaubteſt, ich werde wirklich ſeine Frau?"

Auguſte lächelte; ſie ſah aber bald, daß es Eliſens völliger Ernſt war, ſich mit dem Kapitain trauen zu laſſen, und dann nur als eine Schweſter mit ihm zu leben. Zu ihrem Erſtaunen hörte ſie auch, daß Eliſe dem Kapitain eine ſolche Selbſtüberwindung ſeines Herzens voll Liebe zutrauete. Gute Seelen! ſagte ſie endlich mit gerührter Achtung; und wenn Ihr Euch auch in Euch ſelbſt geirrt hättet, ſo werde ich dennoch nie aufhören zu ſagen: die edlen Menſchen! Ich hatte Euch Beide in einem ſchlimmen Verdachte; ich hielt Euch für Heuchler, weil ich kleiner war, als Ihr. Doch in der That, ich muß über mich ſelbſt lachen, daß ich ſo rede. Glaubſt du denn wirklich, daß der Kapitain, wenn du ſeine Frau biſt . . .? O, über die argloſe Seele! Er liebt dich ja!

„Ich glaube an ihn, wie an mich ſelbſt, Auguſte.“

Nun, jetzt haſt du Recht: das ſehe ich an dieſen begeiſterten Blicken, die nicht lügen können; aber auch ich werde Recht haben, nur ein wenig ſpäter.

Eliſe beantwortete den Brief des Kapitains. Sie nahm den Vorſchlag an, ſeine Frau zu heißen, bis ſie ſelbſt Herr über ihre Hand ſeyn würde. „Und auch glücklich werde ich ſeyn,“ ſagte ſie, als der Brief abgeſchickt war; „denn ich werde mit dem edelſten Manne der Erde leben.“

Und dein Glück wird von Tage zu Tage ſteigen, ſagte Auguſte mit einem ſanft ſpottenden Lächeln.

17.

Die Hochzeit.

Der Kapitain fuhr am folgenden Morgen nach dem Gute des alten Grafen Forſting, und wurde ſowohl von ihm als von ſeiner

Gemahlin ſehr freundlich aufgenommen. Beide hatten ihn nehmlich in des Oberhofmeiſters Hauſe als den reichſten Mann im Lande, und als den edelſten Menſchen loben hören, und der Graf war ihm ſchon vorher wegen ſeines Benehmens bei der Reduktion ſehr gewogen geweſen. So ſehr ihm auch das Wort: abgedankt, mißfiel; ſo machte er doch mit Barneck eine Ausnahme. „Das iſt ein Mann," ſagte er, „ein wahrer Mann! Abgedankt oder nicht: er iſt noch immer der Hauptmann Barneck, und zwar im Dienſte der Ehre."

Als man ihm von des Kapitains Erbſchaft erzählte, ſagte er: „da hat das Glück einmal einen klugen Einfall gehabt. Ich ſchätze dieſen Barneck hoch; und wäre er ſo arm wie ein Bettler, ihm gäbe ich meine Tochter, wenn er ſie haben wollte. Sobald alſo der Kapitain in das Zimmer trat, fragte der Graf: ſind Sie der Barneck, der mit in Amerika geweſen iſt?

„Ja!"

„Der reducirt wurde?

„Eben derſelbe.“

Der dem General die brave, edle Antwort gab: Gnadengehalt gehört für Greiſe, Witwen und Waiſen?

„Ja!“

So ſeyn Sie mir tauſend Mal willkommen, lieber Herr Kapitain! Ich wollte, daß ich Ihnen irgend etwas zu Gefallen thun könnte; zu allem, was Sie von mir verlangen mögen, ſage ich unbedenklich Ja.

„Nun, ſo bitte ich Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

Die gebe ich Ihnen von Herzen gern. Und wenn meine Tochter zu einem ſo braven Manne wieder Nein ſagt, wie zu allen andern, zu einem Manne, der geſagt hat: ich will lieber verhungern, als von Wartegeldern leben . . . Das war herrlich von Ihnen, lieber Kapitain, und Sie müſſen es mir ausführlich erzählen. Nicht wahr, Sie ſahen den General dabei recht ſtolz an, oder vielmehr recht zornig?

„Nein; es that ihm ſelbſt ja leid, daß er uns eine ſolche Nachricht ankündigen mußte. Ich war ſanft gegen ihn wie ein Kind.“

Sanft wie ein Kind? Frau, höre! Sanft wie ein Kind, und brav wie ein Mann. Wenn Eliſe hier Nein ſagt . . .!

„Das wird ſie, hoffe ich, nicht thun, Herr Graf; denn ſie hat mich an Sie gewieſen.“

Sie wird nicht? Ei, ſie ſoll auch nicht! — Er lief hinaus, und ſchickte ſogleich, ohne dem Kapitain etwas davon zu ſagen, eine Kutſche ab, um Eliſen holen zu laſſen. Der Kapitain wollte am folgenden Tage wieder nach der Reſidenz reiſen; doch der Graf hielt ihn faſt mit Gewalt zurück. Am vierten Tage kam Eliſe; ſie warf ſich ihrem Vater um den Hals, und verneigte ſich dann höchſt freundlich gegen den Kapitain. Alſo den? fragte der Vater. Gott ſey Dank, Eliſe! Aber Kind, das iſt ein Mann, der einem Fürſten trotzt; der wird nicht mit ſich ſpielen laſſen.

Er legte Eliſens und des Kapitains Hände in einander. Beide zitterten, Beide erblaßten, errötheten, ſchlugen die Augen nieder, und ſtanden ſchweigend vor einander, mit allen Zeichen der größten Verlegenheit.

Seltſam! ſagte der Graf lachend: ſo hat doch jeder ſein beſondres Talent! Vor einer Batterie, oder vor dem Fürſten, ſchlägt dem Kapitain das Herz ganz ruhig; und hier vor ſeiner Braut kann er nicht ein Wort aufbringen, und ſieht zu Boden. — Weder der Kapitain, noch Eliſe wurden durch den ſcherzenden Ton des Grafen heiterer. Auguſte aber, die mit Eliſen gekommen war, freuete ſich, und lächelte darüber, daß es mit ihrem Plane nach ihren Wünſchen ging.

Eliſe hatte leicht errathen können, weshalb ihr Vater ſie ſo eilig rufen ließ, und nun hatte ſie unterweges den romantiſchen Plan ihres Lebens mit dem Kapitain Barneck ausgebildet. Auguſte nickte zu jedem Artikel freundlich ihren Beifall, und dachte im Herzen: es wird ſich wohl finden, wenn ſie nur erſt Mann und Frau ſind. Nun kam aber Eliſe mit dem letzten Punkt ihres

Plans zum Vorſchein; und der war: ſich gar nicht mit dem Kapitain trauen zu laſſen. Zur Ausfertigung eines Trauſcheins, ohne Kopulation, hoffte ſie ihren ehemaligen Lehrer, den Prediger, zu bereden, und zu der Einwilligung in eine ganz heimliche Trauung ihren Vater, da ſie vermuthete, daß ihre Mutter Einwendungen gegen dieſe Heirath machen würde.

Das war freilich gegen Auguſtens Erwartung, beſonders da Eliſe ihr ſagte, der Kapitain wiſſe ihre Abſicht, und habe die nöthigen Vorkehrungen ſchon getroffen. Daher freuete ſich Auguſte, als ſie ſah, daß der Vater ſo freundlich ihre Einwilligung zu dieſer Heirath gab, und eben darüber waren die beiden Verlobten ſo beſtürzt geworden.

Indeß machte der Kapitain doch einen Verſuch, den alten Grafen für eine ſchnelle unerwartete Trauung zu gewinnen. „Ich liebe die Weitläuftigkeiten nicht,“ ſagte er; „eine Trauung unter vier Augen, ehe es jemand vermuthet. Ein Soldat hat nicht

Zeit, ſich lange zu bedenken.“ Recht! erwiederte der Graf; ganz recht! Das iſt nach meinem Sinne. (Auguſte erſchrak.) Eine Hochzeit im Hauſe, eine Trauung, ohne daß man es weiß.

Eliſe bat in dieſem Augenblicke der Freude ihren Vater um Erlaubniß, den Kapitain ihrem alten Lehrer vorſtellen zu dürfen. Der Vater bewilligte das gern. Aber, ſagte er, nimm dich in Acht, wenn du mit ihm bei dem Prediger biſt! Haſt du gehört, was er eben ſagte? — Eliſe lächelte, und erwiederte freundlich: ich will mich ſchon hüten.

Nun, ſo thue es! ſagte der Graf laut auflachend. — Ihr Lehrer trat mit der Kirchen-Agende in das Zimmer, und der Graf legte die Hände des Brautpaars in einander. Beide erblaßten. Der Prediger las das Formular, ließ ſie ihr Ja ſagen, und ſegnete ſie. — Auguſte konnte ihre Freude darüber, daß ſie nun wirkliche Eheleute waren, kaum mäßigen.

Der Graf wußte nicht zu begreifen,

warum der Kapitain und ſeine Tochter ſo verlegen waren, da ſie doch nun ihre Wünſche erreicht hatten. Auguſte machte ihn aus Muthwillen aufmerkſam, daß der Bräutigam ſeine Braut noch nicht ein einziges Mal geküßt hätte. Das iſt auch wahr! ſagte der Graf, und führte dem Kapitain ſeine Tochter zu. Sie bot ihm erröthend die ſchönen Lippen, und er bebte, als er ſie küßte. Er drückte dann ſeine Lippen auf ihre Hand, und ſagte: „hier, vor den Augen Ihrer Eltern, ſchwöre ich Ihnen noch einmal, daß ich wie ein Mann alles erfüllen werde, was ich Ihnen verſprochen habe." Er meinte es mit dieſer Betheurung ernſtlich; aber dennoch ſchlug die Flamme ihres Kuſſes bis in das Innerſte ſeines Weſens, und entzündete darin ſtill glühende Wünſche. Auguſte triumphirte ſchon, als ſie in Beider Augen die Flamme dieſes Kuſſes leuchten ſah; und, ohne daß Elliſe es bemerken konnte, trieb ſie den alten Grafen an, das junge Ehepaar in neue vertrauliche Situationen zu bringen. Er foderte in ſeiner frohen Laune noch mehrere Male, daß ſie einander küſſen ſollten.

Auguſte ſagte endlich laut, ſie wolle das Brautbett für ihre Freundin bereiten. Eliſe und der Kapitain errötheten Beide. Ach, die liebe Unſchuld! ſagte der Vater lachend, und er verließ mit Auguſten das Zimmer. Jetzt ſagte der Kapitain ſehr ehrerbietig: „ich glaube beinahe, Auguſte hat eine bosshafte Abſicht. Aber, meine theuerſte Eliſe, Sie ſind und bleiben mir heilig. Wir ſind getrauet; doch das ändert in unſern Verhältniſſen nichts. Ich möchte ſagen, die Trauung bindet meine Schweſter auf ewig an das Herz ihres Bruders."

Mein Bruder! ſagte Eliſe mit bebender Stimme, und die ſinnende Stirn an ſein Herz legend; mein Bruder, mein Freund, ich . . . vertraue dir ungemeſſen! — Er ſchloß ſie in ſeine Arme, und betheuerte: „gewiß ewig meine Schweſter!" Die Flamme der begehrenden Leidenſchaft erloſch in ſeiner Seele; eine ſchöne, wohlthätige Flamme läuterte ſein Inneres, und beruhigte ſein

Herz, ſo daß er die ſchöne Eliſe mit ſanfter, heiterer Freundlichkeit betrachten, und dann ruhig ſagen konnte: „wir reiſen dieſen Abend von hier ab; ich bitte dich, ſey heiter.“

Auguſte ſah, als ſie wiederkam, Eliſen an des Kapitains Bruſt gelehnt. Sie dachte: die Heuchler! und blickte anderwärts hin, um ſie nicht zu beſchämen. Doch der Kapitain führte Eliſen zu ihr, und ſagte: „ſie iſt nun auf ewig unſere Schweſter.“ Dann verließ er das Zimmer, um Befehle für den Abend zu geben.

Er iſt mein Bruder, mein edler Bruder! ſagte Eliſe zu Auguſten mit reiner Heiterkeit. Lächelnd erwiederte dieſe: iſt es möglich! Eliſe, noch jetzt kann dieſer ſeltſame Traum bei dir dauern? Biſt du denn ſo verblendet, daß du noch immer glaubſt, du, Warnecks Frau, ſeyſt das Eigenthum eines Andern, der nicht mehr iſt? — Ich ſage dir, dein wunderſeltſamer Traum von einer übermenſchlichen Treue wird nur noch einige Tage, oder aufs höchſte einige Wochen dauern. Dein Mann muß dich für ein phantaſtiſches Kind halten, wenn du auf einer Grille beſtehſt, die das Unglück ſeines Lebens machen würde, wenn es auch möglich wäre, ſie auszuführen. Wenn du deinem Manne heute dein Herz, deine Liebe, mit Einem Worte, dich ſelbſt giebſt, ſo hat es die Liebe, die Pflicht gethan; und dein Mann wird dich ehren. Uebergiebſt du dich ihm erſt nach Wochen, nach Monaten, nach einem Jahre — je ſpäter, deſto ſchlimmer! — ſo wird er es nicht deiner Liebe, ſondern deiner Sinnlichkeit zuſchreiben, und aufhören, dich zu achten.

Eliſe erſtarrte, als Auguſte das ſagte, und riß ſich aus ihren Armen. „Darum alſo erfandeſt du den Plan, mich zu retten?“

Darum erfand ich ihn, und darum nahmt ihr, du und Varneck, ihn an. — Eliſe, ziere dich nicht!

„Um Gottes willen! das glaubſt du von mir? So verächtlich bin ich in deinen Augen geworden? Auguſte, wußteſt du denn nicht voraus . . . dieſe Trauung . . .“

Leugne ſie ab, mache ſie ungeſchehen,

wenn du kannſt; und kannſt du das nicht, ſo begreif, daß Barneck dein Mann iſt, und nicht dein Bruder, und daß, wenn er ſeine Rechte nicht fodert, er nur einer thörichten Grille nachgiebt, dir aber dadurch keine Rechte einräumt.

Zitternd ſagte Eliſe: „Barneck ſoll zwiſchen meinem Herzen und dir entſcheiden. Ich liebe ihn, das leugne ich nicht. Entſcheidet er, wie du; nun, ſo bin ich ſein! Aber, glaub mir, dann bin ich unglücklich. O Auguſte! warum kennſt du mein Herz nicht mehr!"

Auguſte umarmte ihre Freundin, und ſuchte nun den Kapitain auf. Sie ſind wohl ſehr unglücklich, Herr Kapitain?

„Wie ſo?"

Eine Frau zu haben, die Sie ſo leidenſchaftlich lieben, und doch – Wo auch der Graf mit ſeiner Trauung hindachte! Aber Sie werden ſich erſt recht unglücklich fühlen, wenn Sie erfahren, was Sie nun endlich erfahren müſſen: daß Ihre Frau Sie innig liebt. (Der Kapitain runzelte die Stirn, anſtatt zu antworten.) Es iſt ja beinahe, fuhr Auguſte fort, als wäre Ihnen dieſe Nachricht ſo gar erſchrecklich nicht. Nun, in Ernſt: werden Sie nicht bald fühlen, daß Sie ein Kind ſind? Sie lieben Eliſen, und Eliſe liebt Sie. Das hat ſie mir eben geſtanden; und glauben Sie denn, daß wir Weiber ein ſolches Geſtändniß um nichts und wieder nichts machen? Wir verzeihen der Liebe eines Mannes alles, ſelbſt Beleidigungen; doch niemals Gleichgültigkeit gegen unſre Reitze. — Eliſe ſagte mir ſo eben, ſie liebe den Herrn von Barneck, und er habe zu entſcheiden, ob ſie ſeine Gemahlin oder ſeine Schweſter ſeyn ſolle. Ich kenne mein Geſchlecht, lieber Barneck.

„Das glaub' ich gern. Ich aber kenne Eliſen, und die ſcheinen Sie nicht zu kennen. Und, Fräulein — das ſind elende Menſchen, die immer nur wie ihr Geſchlecht handeln. Seyn Sie aber mein und Eliſens Schickſal ruhig. Wir werden glücklicher ſeyn, als Sie glauben." — —

Es wird ſchon noch wirken, dachte Auguſte, als ſie wieder allein war; das Uebrige wird die Natur wohl ohne mich thun, wenn ſie nur erſt allein ſind. Doch zu ihrem Erſtaunen ging es ganz anders, als ſie erwartete. Am Abend ſpät umarmte der Kapitain ſeinen Schwiegervater, ſagte ihm: ich werde Sie nächſtens nicht weniger überraſchen, als Sie mich heute mit der Trauung überraſcht haben; nahm dann Eliſens Hand, bat Auguſten, mitzugehen, und führte Beide durch den Garten bis an die hintere Thür, wo ſchon ein Wagen bereit ſtand. Er hob Beide hinein, ſetzte ſich zu Pferde, und ritt neben dem Wagen her, der in der ſchönen mondhellen Nacht den Weg nach der Reſidenz nahm.

Ueberraſche ich nicht den Grafen? fragte er unterweges Auguſten. Und auch mich! antwortete dieſe, ein wenig empfindlich.

So hat er entſchieden! ſagte Eliſe; ich bin ſeine glückliche Schweſter!

18.

Die Ehe.

Ich ſtand am Fenſter, als des Kapitains Wagen vor unſerm Hauſe hielt. Da kommt der Kapitain! ſagte ich zu Fraſern; und eine Dame, und noch eine! — „Damen? Haſt du auch recht geſehen, Ludwig?" — Die Eine iſt die Gräfin Forſting: ein Engel, lieber Herr Fraſer, die der Vater liebt, wie ſeinen Augeapfel! Und nun ſprang ich meinem Wohlthäter entgegen. Ach, lieber Vater! rief ich mit inniger Freude, und warf mich in ſeine Arme, und vergoß Thränen. So biſt du endlich wieder da?

Er nahm mich an ſeine Bruſt. „Mein lieber Sohn!" Doch ſogleich wendete er ſich an Eliſen: „ich nenne den jungen Menſchen meinen Sohn; auch iſt er es, wenn Liebe das Recht zu dieſem Nahmen giebt. Ich habe ihn aus Amerika mitgebracht. Ludwig," (mit einen Wink auf Eliſen) „grüße die

Mutter, die ich dir mitbringe!" Das überraſchte mich aufs äußerſte. Sie iſt dein? fragte ich, mit Entzücken im Herzen. Er antwortete freundlich: ja, ſie iſt meine Frau! Nun faßte ich Eliſens Hand, drückte ſie an meine heißen Lippen, und benetzte ſie mit Freudenthränen. O, mein Sohn! ſagte Eliſe, gerührt von dem Ausbruch meines Entzückens; wie will ich dich lieben!

Nein! rief ich, außer mir; nicht mich; liebe nur meinen gütigen Vater! O Vater, wie glücklich biſt du nun!

Jetzt trat Fraſer in den Saal. Alſo? ſagte er, mit einer tiefen Verbeugung vor Eliſen. Ja, erwiederte der Kapitain; das iſt meine Frau, Eliſe Gräfin von Forſting. Das iſt Herr Fraſer, Bataillons-Chirurgus, der mit mir in Noth und Elend ausgehalten hat, ein ehrlicher Mann; und Eliſe, ich kann ihn dir nicht beſſer empfehlen, als wenn ich dir ſage: ſeine Sorgfalt, ſeine Kunſt hat einmal Saldorfs Leben gerettet, ehe du ihn kannteſt. Gott belohne es Ihnen, Fraſer! ich kann es nicht.

Eliſe heftete Blicke voll wehmüthiger Freundlichkeit auf Fraſery. Ich war Saldorfs Freundin, und bitte Sie um Ihre Freundſchaft.

Eliſens liebliche, Vertrauen erregende Stimme, und ihre Blicke voll herzlicher Güte, bewirkten doch in Fraſers kaltem Herzen eine Art von Bewegung, die ſich dadurch äußerte, daß er zu wiederholten Malen: o! o! o! ſagte, und ſich, ganz wider ſeine Gewohnheit, unabläſſig verbeugte.

Der alte Reitknecht, der dieſes Mal den Kapitain nicht begleitet hatte, ſtand in der Thür des Saales, und nickte mir zu, um ſeine Freude anzudeuten. Ich faßte des Kapitains Hand, und ſagte: da iſt der gute Johann!

Der Kapitain wendete ſich zu ihm, und ſagte: „komm näher!“ (Johann that zwei Schritte; dann blieb er ſtehen, und fing an laut zu weinen.) „Es iſt der Aufſeher über meinen Stall, ein Mann, der mich liebt, ein guter . . .“

Er liebt dich, unterbrach ich ihn, wie ein

Vater ſeinen Sohn, nicht wie ein Bedienter ſeinen Herrn.

„So iſt es! Ja, Eliſe, dieſer Alte liebt mich, wie ein Vater ſeinen Sohn." Johann wollte ſich des Weinens erwehren, und konnte nicht. O vergeben Sie mir, ſchluchzte er endlich; ich weiß wohl, Thränen ſind gegen den Reſpekt. Aber Gott vergiebt ſie ja, und ſo wird ſie auch wohl ſein Engel vergeben, den er meinem Herrn vom Himmel zugeſendet hat. —

Endlich führte der Kapitain Eliſen und Auguſten in alle Zimmer, um ihnen die Wahl zu laſſen. Eliſe wählte eins nach dem Garten hinaus. Sie öffnete eine Nebenthür, und ſtutzte, da ſie in des Kapitains Wohnzimmer trat. „Ich kann es räumen, wenn es dir gefällt," ſagte der Kapitain. O, erwiederte ſie zärtlich: muß ich erſt verſichern, lieber Barneck, daß ich nirgends beſſer wohnen kann, als in deiner Nähe? Ich würde dieſes Zimmer gewählt haben, wenn ich auch das deinige früher geſehen hätte, als die ſchöne Ausſicht.

Und hier ſind die Schlafzimmer, ſagte Fraſer, indem er eine Thür öffnete.

Ich danke Ihnen, Herr Fraſer. Wir wollen uns wohl noch ſo einrichten, daß der Kapitain am wenigſten genirt wird.

Als Fraſer wieder in das Wohnzimmer kam, ſteckte er mit großer Heftigkeit ſeinen kleinen Degen an, nahm den Stock, drückte ſeinen Hut feſt auf den Kopf, und ſagte: Undank iſt der Welt Lohn! Ich alter, treuer, redlicher Freund bin nun ausgethan; ein Paar hübſche Augen treiben mich auf die Straße. Nun mag ich gehen, wohin ich will! Ich habe meinen Abſchied, und Ihr Beiden dazu! — Johann, der nur auf ein frohes Wort von Fraſern gewartet hatte, um ſeine Freude ausbrechen zu laſſen, ſprang heftig auf: Undank, Herr Fraſer? Zum Teufel! hat denn der Herr verſprochen, Sie zu heirathen? Ein alter Freund? ja! Ein redlicher Freund? das ſagt der Herr! Aber ein treuer? Nein, der tobt nicht ſo, wenn ſeinem Freunde ein Glück begegnet. Undank! Was meinen Sie denn damit?

Mir, ſeinem alten Freunde, nicht ein Wort davon zu ſagen!

Mich hat der Herr bei der Sache ſogar um Rath gefragt. Er kennt ſeine Leute.

Ihn alſo? und mich nicht? Aber das ſtecke ich nicht ein! Morgen will ich fort, und müßte ich mein Brot vor den Thüren ſuchen.

Das thun Sie nicht, ſo lange Sie noch wiſſen, daß ein Goldſtück rund iſt, ſagte Johann mit großer Trockenheit.

Fraſer ſchwor, er würde nicht eine Minute länger im Hauſe bleiben, wenn er ſähe, daß um der jungen Frau willen nur ein Finger mehr gerührt würde, als um ſeinetwillen. Bei dieſen Worten trat der Kapitain in das Zimmer. Fraſer nahm den Hut ab, und ſtand maulend da. Der Kapitain ſagte ganz ſanft: „ich habe unterwegs einen Zug Iſabellen für meine Frau gekauft. Sie ſind theuer, Fraſer; aber dafür auch ſchön. Hier iſt die Rechnung. Bezahlen Sie." (Fraſer nahm die Rechnung, ohne ſie anzuſehen.) „Und den Engliſchen Wagen, Johann, will ich nehmen, was er auch koſten mag."

Sechs hundert Thaler ſoll er koſten, brummte Fraſer.

„Gar kein Geld.“

Und der Zug Pferde! Sind die Füchſe nicht gut genug?

„Sie zahlen, Fraſer!“ ſagte der Kapitain ein wenig kürzer. „Und neu möblirt ſollen die Zimmer der gnädigen Frau werden. Auch ſoll morgen der Jude Samſon mit ſeinen beſten Juwelen zu mir kommen. Um Lebens und Sterbens willen beſtelle auch meinen Conſulenten. Er ſoll mir eine Schenkung für meine Frau aufſetzen.“

Und wir können hungern! rief Fraſer mit der größten Erbitterung.

Raſch wendete ſich der Kapitain zu Fraſern um, und ſagte mit einer Stimme, die ich nie ſo ernſt, ſo gebietend gehört hatte: „Fraſer, Sie ſind meiner Frau Reſpekt, und mir Subordination ſchuldig! . . . Du beſtellſt das, Johann,“ fuhr er ſogleich ſanfter fort; „und Sie bezahlen, lieber Fraſer!“ — Fraſer bekam dadurch wieder Muth, und antwortete: das iſt mein Dank! Der Kapitain heftete die flammenden Augen feſt auf ihn, und ſagte ſehr ernſt: „Dank? Fraſer, den Augenblick an den Tiſch, und ſchreiben Sie mir mit Zahlen auf, wie hoch Sie den Dank taxiren, den ich Ihnen ſchuldig bin! Ehe Sie dieſes Wort ſagten, glaubte ich, Ihnen meinen Dank nur mit Liebe bezahlen zu können; jetzt aber weiß ich, daß ich mit Gelde abkommen kann. Schreiben Sie! Und zahlen Sie ſich ſelbſt, ſo viel Sie wollen!“

Und dann marſch! platzte der alte Johann heraus, der ſeinen Zorn über den undankbaren Fraſer nicht länger mäßigen konnte. Der Kapitain ſah ihm ſtarr in's Geſicht. Johann ſagte zitternd: ich will den Conſulenten und den Juden beſtellen, Herr Hauptmann.

„Nein! du haſt deinen Abſchied, und gehſt noch heute aus dem Hauſe.“ (Johann ſtand bleich und zitternd da.) „Noth ſollſt du nicht leiden; denn ich weiß, daß ich dir viel ſchuldig bin.“

Nichts ſind Sie mir ſchuldig, ſchluchzte der Alte, das weiß ich. Aber in den Tod ſollten Sie mich alten Kerl doch nicht jagen. Ich will Ihnen umſonſt dienen, als der unterſte Reitknecht; nur laſſen Sie mich hier!

Der Kapitain konnte keiner bittenden Stimme widerſtehen. Er ſah den Alten an, als wollte er ihm die Thränen abtrocknen. „Du haſt mich in Noth und Tod nicht verlaſſen, Johann,“ ſagte er, und ſein Ton wurde immer weicher. „Das werde ich nicht vergeſſen. Aber Ordnung muß ſeyn; nicht wahr, mein alter Freund Fraſer?“

Fraſer hatte Zeit gehabt, ſich zu beſinnen, und bat nun für den Alten. Daß er ſeine Rechnung nicht ſchrieb, verſteht ſich von ſelbſt. Der Kapitain bat ihn, noch in Johanns Gegenwart, um Verzeihung für ſeine Hitze. Auch Fraſer wollte ſich entſchuldigen; der Kapitain ſagte aber ernſthaft: „Baſta!“ und jeder ſchwieg.

Alles, was ich von dem Kapitain ſah, erwarb ihm meine Liebe immer mehr, doch auch meine Ehrfurcht. Es iſt wahr, Fraſer ſchien ſich ſeiner Gewalt über ihn bewußt zu ſeyn, und er mißbrauchte ſie ſogar; doch nur im Disputiren über gleichgültige Dinge, wobei der Kapitain faſt immer nachgab. Fraſer war geitzig und eitel; und dieſem Charakter gemäß hatte er unſre Haushaltung eingerichtet, obgleich der Kapitain für das Einfache und Gute war. Die Bedienten z. B. hatten ſchlechtes Tuch, aber alle Näthe mit Treſſen beſetzt. „Für das Gold hätten Sie beſſeres Tuch kaufen ſollen, Fraſer," ſagte der Kapitain; „und künftig ſoll es ſo ſeyn. Ich will keine Harlekine um mich haben." Aber Fraſer disputirte ſo lange, bis der Kapitain nachgab und ſchwieg.

Elliſens ganze Einrichtung war das Werk des Kapitains; und deshalb einfach, geſchmackvoll und edel. Alles Uebrige blieb in Fraſers Händen.

Den Tag nach der Ankunft fuhr der Kapitain mit ſeiner Frau zu dem Oberhofmeiſter. Die ganze Familie verlor alle Beſinnung, als er ihr mit den einfachſten Worten die Gräfin Eliſe als ſeine Frau vorſtellte. Eduard glühete im ganzen Geſichte, und verließ das Zimmer; die Uebrigen betrugen ſich kalt, und Amelie ſpöttiſch. Das junge Ehepaar blieb nur einige Minuten, weil es ſich unter dieſen Menſchen nicht wohl befinden konnte. Hm! ſagte der Oberhofmeiſter mit einem finſtern Blick auf Amelien: ſchon der zweite! Amelie warf ſich in die Arme ihrer Mutter, und brach in ganz gemeine Verwünſchungen gegen den Kapitain und Eliſen aus. Eduard kam mit bleichem Geſicht und rollenden Blicken wieder in das Zimmer, und ſagte: müßte ich auch mein Leben daran ſetzen, ich will mich an dieſem ſchönen Plagenteufel rächen! Sieh, du Thörin! — ſo wendete er ſich zu ſeiner Schweſter —: du verlaſſene, verſpottete Thörin! das iſt der Lohn für deine geheimen Zuſammenkünſte mit Saldorf! für deine geheimen Ausſchweifungen mit dem Todfeinde deines Bruders! Mutter, der entdeckte ihre Schande dem Grafen Holm; und ich bin nun das Opfer ihrer Wolluſt geworden! — Die Mutter erſchrak, und ſah mit ängſtlichen Blicken ihre Kinder wechſelsweiſe an.

Amelie ſprang wie eine Furie auf. Elender! armſeliger, verächtlicher Menſch! Mutter, Saldorf hatte dieſem feigherzigen Prahler eine Eheverſchreibung für ein Mädchen abgenöthigt, das von dem Böſewicht verführt war. Der verächtliche Menſch hatte nicht den Muth, ſeinem Feinde die Stirn zu bieten. Ja, ich liebte dieſen Saldorf, und er verließ mich! — Die Mutter rief im ſchrecklichſten Schmerze: o barmherziger Gott! das ſind meine Kinder! Mein Sohn ein Böſewicht, meine Tochter entehrt! O, daß ich im Grabe läge!

Ich bin nicht entehrt, Mutter. Aber dieſer Menſch iſt ein feigherziger, kupplerischer Bube, der Eliſen für einen Orden verkauft hätte; ein Elender, der im Stande wäre, Sie, mich, uns Alle für ſeinen Vortheil aufzuopfern.

Die Mutter wollte ihre Kinder verſöhnen; es gelang ihr aber nicht. Hohnlachend verließ Eduard das Zimmer, und Amelie ſchickte ihm Verwünſchungen nach. Doch in Beider Herzen glühete Ein Gefühl, die Rachbegierde; und dieſe Leidenſchaft vereinigte ſie nach einigen Tagen wieder.

Was thun wir? fragte Eduard mit gerunzelter Stirn.

Der Fürſt! erwiederte Amelie. (Eduard ſchüttelte den Kopf, und lächelte ſpöttiſch.) Oder unſer Vater. Er iſt ja ſo mächtig.

Der Kapitain nimmt ſein Vermögen, und geht: was dann? Ja, wäre er ehrgeitzig, oder habſüchtig; wäre ſeine Frau eitel! Doch jetzt? Wie iſt denen beizukommen!

Siehſt du wohl? Die Tugend iſt doch nicht ſo ganz das Hirngeſpinnſt, wofür du ſie immer ausgiebſt.

Die Tugend? Pah! Du haſt ſo wenig Tugend wie ich, wenn es Tugend heißt, ohne Leidenſchaft, ohne Geiſt zu ſeyn. Auch du weißt, ſo gut wie ich, was ein Thron werth iſt. Predige, wenn du dich fürchteſt; aber, ich bitte dich, keine Heuchelei: ſonſt entgehen ſie unſrer Rache.

Amelie fürchtete, daß ihr Bruder ſie zu dem Opfer ſeiner Rache machen könnte, wenn ſie ihn nicht unterſtützte; doch Beide ſahen immer keinen Punkt, wo ſie ihre Rache anfangen konnten. Laß nur, ſagte Eduard endlich; die Zeit wird ja etwas für uns thun. Nur etwas! dann will ich aus dieſem Etwas Alles machen.

Er fuhr nach einigen Tagen zu dem Kapitain, und ſagte zu Eliſen mit einer ſehr natürlich erkünſtelten Unbefangenheit: wir haben Sie kalt aufgenommen, Couſine; das thut uns leid, weil wir jetzt wiſſen, daß wir Ihnen Unrecht gethan haben. Ihre Mutter hat uns geſchrieben, daß der Vater an Ihrer ſchnellen Verheirathung Schuld geweſen iſt. Daß wir Sie vorher in Verdacht hatten, als hätten Sie uns nichts von Ihrer Verheirathung wollen erfahren laſſen, werden Sie uns leicht verzeihen. Jetzt bringe ich Ihnen aus unſerm Hauſe viele Glückwünſche, die mir aber, das kann ich nicht leugnen, nicht ſo recht vom Herzen gehen; denn, Herr Kapitain, es war der größte Wunſch meines Lebens, die Hand Ihrer Frau Gemahlin zu bekommen. -- Eduard betrug ſich ſo artig, ſo ruhig, daß Eliſe und ihr

Mann ihm nichts Böſes zutraueten. Man lud ſie zu Zaberns ein, und behandelte ſie da wohl nicht mit ausgezeichneter Wärme, aber doch mit Artigkeit. Eduard erſuchte den Kapitain ein Paarmal um kleine Gefälligkeiten, und der Oberhofmeiſter erwiederte ſie durch Gegendienſte. Dadurch geriethen beide Häuſer wieder in einen freundſchaftlichen Umgang, wie ihn ihre nahe Verwandtſchaft foderte. Alles Vorige ſchien vergeſſen, und Barnecks ahneten nicht, daß Eduard immer nur darauf ſann, ihr Glück zu vernichten.

Doch ſo glücklich, wie Eduard glaubte, war der Kapitain nicht. Er liebte Eliſen mit jeder Stunde zärtlicher und inniger. Das Verhältniß, worin Beide lebten, berechtigte ſie zu der innigſten Vertraulichkeit; ſie hatten aber gleich Anfangs die Gränzen genau beſtimmt, in denen ſie bleiben wollten. Jeden Morgen ſahen ſie einander eine Stunde beim Frühſtück, das indeß Auguſte immer ſo lange dauern ließ, als möglich; und dann ging der Kapitain an ſeine kleinen Geſchäfte.

Aber Barneck, fragte Auguſte neugierig: was haben Sie immer den Vormittag ſo Nothwendiges zu thun?

Dieſe Frage brachte den Kapitain jedes Mal in Verlegenheit. Seine Geſchäfte waren nichts als ein Spazierritt mit mir und dem alten Johann. Dann las er, oder ſpielte auf ſeinem Klavier, wenn er nicht bei meinem Unterrichte zugegen war. Nach Tiſche blieben Fraſer und ich eine halbe Stunde; dann kam der Kapitain zu uns. Abends war faſt immer eine kleine Geſellſchaft von guten, fröhlichen Menſchen da, und um elf Uhr, ſobald der letzte Gaſt fort war, ging der Kapitain ſogleich auf ſein Zimmer.

Fräulein Holſten hatte dieſe Art zu leben gebilligt, und ſah ihr nun mit Lächeln zu. Ganz recht! ſagte ſie; eine Stunde beim Frühſtück, eine bei Tiſche, und Abends Geſellſchaft! Nun, aus der Einen Stunde werden, denk' ich, bald zwei und drei werden, und die Abendgeſellſchaften ſollen am Ende wohl aufhören. Doch zu ihrem Erſtaunen blieb das Leben immer ſo einförmig wie im Anfange. Es iſt nicht möglich! dachte ſie; es kann nicht ſo bleiben! Sie verlängerte das Frühſtück und die Tiſchzeit durch allerlei kleine Künſte; doch ſobald ſie unthätig blieb, ſah der Kapitain ruhig nach ſeiner Uhr, und ging. Eliſe ſetzte ſich dann ruhig und freundlich an ihre Arbeit, oder fuhr ſpazieren.

Wartet nur! dachte Auguſte; ihr ſollt mir nicht entgehen! Sie erzählte beim Frühſtück, und ihr Thema war immer die Liebe, oder das Glück der Ehe, das ſie mit den ſchönſten Farben mahlte. Der Kapitain wurde unruhig, und heftete nachdenkend ſein Auge auf Eliſen, die dann eben ſo unruhig wurde; doch auf einmal ſtand er auf, verbeugte ſich, und ging, ehe noch die Stunde verlaufen war. Als Auguſte es dreimal ſo gemacht hatte, verbat er ſich alle weitere Schilderungen.

Eliſe hatte Auguſten das Verſprechen abgedrungen, nie, unter keinen Umſtänden, von ihrem Verhältniſſe ein Wort zu erwähnen. Nein, länger ſchweige ich nicht, ſagte Auguſte, als der Kapitain eines Tages mit einem Seufzer weggegangen war, und Eliſe ſich tief auf ihre Stickerei beugte, um Seufzer und Thränen zu verbergen. Es iſt grauſam von dir, Eliſe, das Leben des beſten Menſchen zu einer Reihe von Qualen zu machen!

Eliſe ſtand auf, lehnte ſich an Auguſtens Bruſt, und ſagte dann ernſt: ſchweig, oder ich verlaſſe dies Haus auf immer!

Dieſer Ton erſchreckte Auguſten. Eliſe, ich bitte dich, laß uns mit einander reden! Es wird dein Herz erleichtern; denn du biſt nicht glücklich.

Glücklich! überglücklich, wenn du ſchweigſt! rief Eliſe mit entzückten Augen, die in Thränen funkelten. Iſt denn mein Loos nicht beneidenswerth? Ich bin die Freundin des beſten, edelſten Menſchen!

Du könnteſt glücklicher ſeyn, Eliſe, ſagte Auguſte ſehr bewegt.

Nein; mehr Glück würde mich nur unglücklich machen. Auguſte, laß mir die Ruhe meines Gewiſſens, und die ſtille Freundſchaft des edlen Mannes!

Auguſte wiederholte in der Rührung, die ſich ihrer bemächtigte, ihr Verſprechen; doch eine Stunde nachher bereuete ſie es, und nahm ſich vor, das Phantom zu vertreiben, das dem Glücke ihrer Freunde im Wege ſtand. In der That dem Glücke ihrer Freunde. Der Kapitain fühlte ſich mit jedem Tage mehr von Eliſens Liebenswürdigkeit gefeſſelt. Wenn er neben ihr ſtand, und ihre zarte Hand nahm, die in der ſeinigen zitterte und ſie dennoch drückte; wenn ihr ſchönes Auge voll tugendhafter Liebe, voll ſeligen Vertrauens und zurückgehaltener Wehmuth auf dem ſeinigen ruhte; wenn dann Beide ſchwiegen, und nur leiſe Seufzer aus ihren Lippen kamen, und die ſchnelleren Schläge ihrer Herzen die heißere Liebe verriethen: ſo wendeten ſie ſich mit einem ſeelenvollen, traurigen Lächeln von einander ab, als trennten ſie ſich in dieſem Augenblick auf ewig. Warum wäre ich denn nicht glücklich! dachte der Kapitain. Iſt denn dieſer Engel des Himmels nicht mein? — Eliſe weinte Thränen in ihrem einſamen Kabinet, und machte ſich reuige Vorwürfe über ihre Empfindungen. Doch edelmüthig verbargen ſie einander ihren Kummer, und ſchienen heiter und glücklich.

Auguſtens ſcharfen Blicken entging aber ihr Zuſtand nicht, und ſie gab ſich Mühe, die ſtille Gluth in volle Flammen zu verwandeln. Eliſe kleidete ſich immer nicht bloß einfach, ſondern beinahe unvortheilhaft. Auguſte drang jetzt darauf, daß ſie die Kleider tragen ſollte, die der Kapitain ihr geſchenkt hatte. Eliſe gab nach, weil auch der Kapitain dies zu wünſchen ſchien. Auguſte kleidete nun Eliſen ſo vortheilhaft, ſo reitzend, daß der arme Kapitain die Augen nicht von ihr losreißen konnte. Das war ihr noch nicht genug; ſie fing an in des Kapitains Hauſe ſolche kleine Schauſpiele geben zu laſſen, wie man ſie ehemals am Hofe gegeben hatte, und ſie beredete Eliſen, Theil daran zu nehmen, damit der Kapitain Zerſtreuung hätte.

In der That liebte der Kapitain dieſes Vergnügen, doch eigentlich nur darum, weil

Eliſe immer die Hauptrolle übernahm. Sie ſpielte bald die Armida, bald eine Fee, eine Schäferin; und in jeder neuen Rolle feſſelte ſie, ohne es zu wollen, den Kapitain immer ſtärker: denn zu ihren natürlichen Reitzen kamen noch die fremde, idealiſche Kleidung, ſchöne Deklamation, und lieblicher Geſang, oft auch der heroiſche Charakter ihrer Rolle. Der Kapitain war bloß Zuſchauer bei dieſen Schauſpielen, weil er es nicht wagte, mit der geliebten Eliſe aufzutreten, um nicht ganz der Raub ſeiner Leidenſchaft zu werden. Und doch wurde er dies. Er ſah ſeine Geliebte als Armida ſo lockend, ſo wolluſtathmend gekleidet, hörte von ihrer ſüßen Stimme die Töne der Liebe, ſah, wie ihr brennendes Auge ihn ſuchte, und wie ſie, halb zu ihm gewendet, ihm die Liebe geſtand, die ſie ihrem Rinaldo geſtehen ſollte.

Er war außer ſich, und rief das Bild ſeines Alexander zu Hülfe; doch es ſtand nur wie ein leichter Schatten neben der hell glänzenden, Liebe athmenden Geſtalt der Geliebten. Er verwünſchte Auguſten, daß ſie ihn an einem ſolchen Abend, wenn die Fremden ſich entfernt hatten, immer mit Eliſen allein ließ. Sie that das abſichtlich, weil ſie von einer ſolchen Stunde das Gelingen ihres Planes hoffte; doch der Kapitain riß ſich los von den Zauberfeſſeln, und Auguſte fand, wenn ſie endlich wiederkam, Eliſen nicht in den Armen des Kapitains, ſondern der Kammerjungfer, die ſie entkleidete.

Der Kapitain ſaß längſt in ſeinem Zimmer, und dachte mit ſchwerer Stirn über ſeine Gefühle, und über die Möglichkeit, das Gelübde zu halten, welches er Eliſen und dem Schatten ſeines Alexander gethan hatte. Nach wenigen Stunden Schlafs erwachte er ſeufzend von Träumen, die ihn glücklicher machten, als die Wirklichkeit. Er war jetzt Tantalus, der mitten in den friſchen Wellen des Stromes verſchmachtet.

Auguſte hatte ihn unglücklich gemacht; doch ihn ſeinem Worte untreu zu machen, wollte ihr nicht gelingen. Sie drückte den Pfeil immer tiefer in ſein und Eliſens Herz;

aber deſto unbeugſamer wurden Beide. Eliſe fühlte, daß ſie von Tage zu Tage ſchwächer wurde, weil die ſtille Liebe des edlen Mannes ſie rührte. Sie ſah, wie er das dunkel glühende Auge nur mit Mühe von ihr abwendete, wie er den Kummer ſeines Herzens unter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen ſuchte, und ſie hatte bei dieſem Anblick mit ihrem eigenen Herzen zu kämpfen. Beide entzogen ſich jetzt einander, ſo oft ſie nur konnten. Eliſe beſuchte ihre Eltern, und der Kapitain blieb zu Hauſe; er ging auf ſeine Güter, und ſie blieb in der Reſidenz. Doch er ſeufzte nach Eliſen; was ſeine Liebe mildern ſollte, wurde nur neue Nahrung für ihre Flammen. Eliſe war, wenn er zurückkam, blaſſer geworden, und Auguſte ſagte ihm: wenn Sie Ihre Frau tödten wollen, ſo dürfen Sie ſich nur oft von ihr trennen.

Mit jedem Tage glaubte Auguſte, nun endlich an ihrem Ziele zu ſeyn; und doch fand ſie immer wieder, daß ſie noch weit davon entfernt war. Sie dachte zuletzt: nur Geduld! Der nächſte Frühling, die Nachtigallen, die Einſamkeit, die ganze Natur ſoll mir helfen, beide Herzen zu vereinigen. Eliſe, ſagte ſie, als der März die erſten Knospen hervorlockte: willſt du denn nie wieder den Frühling in ſeiner Heimath, auf dem Lande, empfangen? — „Nein!“ erwiederte Eliſe mit einem bangen Seufzer; und auch der Kapitain gab eine abſchlägige Antwort. Auguſte wendete ſich nun an den Arzt, und dieſer drang in den Kapitain, ſeine Gemahlin auf das Land zu bringen, wenn ihm an ihrer Geſundheit etwas gelegen ſey. Der Kapitain bat nun Eliſen, auf eins ſeiner Güter zu gehen, und ſetzte hinzu: ich kann dich ja von Zeit zu Zeit beſuchen. Eliſe willigte mit niedergeſchlagenen Augen ein.

Soll Ihre Frau nicht lange mehr leben, ſagte Auguſte, ſo bleiben Sie hier. — Und zu Eliſen: ſoll er denn nicht einmal die Freude haben, dich zu ſehen?

Beide reiſten nach einem Gütchen des Kapitains, das in einer ſchönen und einſamen Gegend lag. Auguſte hatte ſich von Fraſern den Grundriß des kleinen Wohnhauſes geben laſſen, und dem zufolge Einrichtungen getroffen. Der Kapitain wohnte dicht neben Eliſen, und die Zimmer waren nur durch eine Tapetenthür von einander getrennt.

Sie wußte erſt ſeit Kurzem, daß der Kapitain das Klavier ſehr gut ſpielte, hatte ein Inſtrument in Eliſens Zimmer ſtellen laſſen, und bat ihn ſogleich, zu ſpielen. Der Kapitain freuete ſich, daß er ein Inſtrument fand, und erfüllte ihr Verlangen. Eliſe bewunderte dieſen neuen Vorzug an ihm mit dem Vergnügen einer Braut, und bat ihn, auch zu ſingen. Er ſang, indeß Auguſte ihn begleitete, mit ſeiner angenehmen, ſonoren Stimme, und mit dem Ausdruck ſeines gefühlvollen Herzens. Eliſe ſtand hinter ihm, und horchte mit gehaltenem Athem. Das Lied, welches Auguſte ihm vorgelegt hatte, ſchloß mit den Verſen:

Die ſtille Liebe, die mein Herz verbarg,
Verbirgt auf ewig bald der Sarg!

Er merkte nicht genug auf die Worte, die er ſang, ſondern horchte auf Eliſens ſchweres Athmen, das wie ein leiſes Weinen klang.

Ihr war das Lied neu, und die beiden letzten Zeilen überraſchten ihr Herz gewaltig. Sie legte ihren Arm um Barnecks Schulter, und drückte ihn an ihre Bruſt. Er wendete ſich nach ihr um, und ſie ſank, ihn küſſend, in ſeine Arme. Auguſte wiederholte das Nachſpiel des Liedes dreimal hinter einander, und phantaſierte noch einige Minuten, bis ſie merkte, daß ſie ſich wieder umſehen dürfe. Nun ſprach ſie, und weckte die Liebenden dadurch aus einem langen Vergeſſen.

Auguſte ſagte aus Muthwillen ſchon am zweiten Tage: nein, Ihr ſeyd mir viel zu bedächtig! Ich muß in den Frühling hinein ſchwärmen, wie eine Mücke. — Sie ging auf den Höhen umher, und ließ die Liebenden allein im Gebüſche zurück; ſie ſtand noch vor Tage auf, und war ſchon im Freien, wenn Eliſe noch ſchlief, und dagegen ſchon im Bette, wenn der Kapitain Eliſen auf ihr Zimmer führte.

Auguſte hatte ihren Plan ganz richtig berechnet. Der Frühling, die Dämmerung in den duftenden Gebüſchen, das ſüße Lied der Nachtigall, und die Einſamkeit machten Beider Herzen mit jeder Minute ſchwächer. Auguſte lächelte, wenn ſie noch um Mitternacht Duette ſingen hörte, oder wenn ſie ihre Freunde in der Einſamkeit eines dunkeln Boskets antraf. Jetzt, glaubte ſie, wäre es die rechte Zeit, die letzte Hand an ihr Werk zu legen.

Als Barneck eines Morgens mit Eliſen nach Hauſe kam, war Auguſte mit dem einzigen auf dem Gute befindlichen Wagen nach der Reſidenz gefahren, und hatte für Eliſen einen Brief hinterlaſſen, worin ſie ſagte: ſie müſſe eine ſehr kranke Freundin noch einmal ſehen, werde aber nach einigen Tagen wieder kommen. Eliſe erröthete, gab den Brief aber lächelnd dem Kapitain. Auch er erröthete beim Leſen, und gab ihr den Brief wieder. Beide ſprachen faſt gar nicht über den Vorfall, und empfanden eine gewiſſe Beklommenheit. Sie gingen, wie gewöhnlich, nach Tiſche aus; es war aber ein fremdes Weſen zwiſchen ihnen, das ihrem Geſpräche alles Vertrauen nahm. Als ſie wieder zu Hauſe waren, machten ſie Muſik; doch nur mit halber Seele. Sie weckten einander mehrere Male aus Träumereien, und trennten ſich heute früher als gewöhnlich. Beide ſagten, ſie wären ermüdet; und dennoch blieben ſie bis nach Mitternacht angekleidet.

Der Kapitain horchte auf Eliſens Athmen, und glaubte, ſie weinen zu hören. Sehr ängſtlich, mit zitternder Hand, öffnete er die Thür, und Eliſe war noch angekleidet. Beide ſchwiegen und lächelten; dann war es, als winkten ſie einander mit den Augen. Auf einmal trat Barneck vor, warf ſich vor Eliſen nieder, und ſagte in heftiger Leidenſchaft: „o, meine Eliſe!"

Sie umfaßte ihn, drückte ihn an die hoch fliegende Bruſt, und ſagte: mein Karl! Dann aber ließen Beide die Arme ſinken, und ſchlugen beſchämt die Blicke zu Boden. Er nahm ihre Hand, hob ſie auf, und ſagte innig: „nie! nie!" Sie wiederholte mit eben der Innigkeit: nie!... O gute Nacht, du einziger Freund meines Herzens! — „Gute Nacht, Eliſe!" ſagte er mit einem ſtarren, aber zärtlichen Blicke. Er drückte ſeine heiſſen Lippen auf ihre Hand, und legte dann ſeine Hand an die Stirn. Man ſah, daß er mit ſich ſelbſt kämpfte. „O der Sturm der Leidenſchaft!“ ſagte er laut. „Leidenſchaft?“ fuhr er leiſe fort. „So hätte Fraſer Recht? Der Niagara-Fall; und ich der Wilde! nur der Wilde! . . . O Eliſe! Ich bin deiner nicht werth!“

Ja, du biſt es, edler Mann! ſagte Eliſe. Wir ſind Beide ſeiner werth! ſeiner, deſſen Schatten uns jetzt umſchwebt. — Sie zog Saldorfs Miniaturportrait aus ihrem Buſen. Der Kapitain ſah es mit naſſen Augen an, und küßte es nicht. „O Alexander!“ ſagte er; „ich war ja nur ein Menſch! . . . Gute Nacht, Eliſe! gute Nacht! . . . Lebe wohl!“ Dies ſagte er in einem bedeutenden Tone.

Errathe ich dich? fragte ſie, eben ſo bedeutend. (Er nickte mit dem Kopfe.) Nun denn, ſo lebe wohl, du edler Mann!

Der Kapitain ſchrieb noch in der Nacht an Eliſen. Er ſagte ihr offenherzig, daß er ſeit einiger Zeit glaube, der Tod ſeines Freundes habe ſie frei gemacht. „Doch,“ ſetzte er hinzu, „ich ſuchte mein Glück auf einem Umwege, ohne die Unruhe meines Herzens zu achten, und ohne die zarte Blüthe deiner Treue zu ſchonen. Ein wildes Feuer der empörten Begierde hat die reine Flamme, die in meiner Seele brannte, entweihet. Und hielteſt du dich nun auch für frei, ſo liegt doch jetzt zwiſchen unſern Herzen ein Vergehen. Die Hand, welche die deine faſſen darf, muß rein ſeyn, wie deine Seele.“

Eliſe las dieſen Brief mit Thränen und mit Schmerz, aber doch mit einem hohen Triumphe. Auch ſie glaubte jetzt, von der Verbindung mit Saldorf frei zu ſeyn; doch das heimliche Verlangen, das auf dem Lande in ihrem Herzen entſtanden war, ſchien ihr ein Vergehen, das nichts wieder gut machen könne, als die Aufopferung eben dieſes Verlangens. Sie erfuhr, daß der Kapitain ſchon am frühen Morgen weggeritten war. Ihn bald wiederzuſehen, konnte ſie nicht erwarten, und ſo beſchloß ſie, auf dem Gütchen zu bleiben, wo ſie mit ihm doch einige Wochen ſo ſelig verlebt hatte. Sie fühlte ſich ſtark genug, die Abweſenheit des Mannes, den ſie liebte, zu ertragen, und hoffte, daß Briefe von ihm ihren Muth aufs neue ſtärken würden!

19.

Der Lohn der Treue.

Auguſte hatte alle Tage in Barnecks Hauſe fragen laſſen, ob nicht einer von ihnen ſchon zurück wäre. Sie freuete ſich, da man ihr immer Nein antworten ließ, daß alles ſo gut gelungen wäre, und daß ihre Freunde ſich auch ſo gut bei der Sache benähmen, und ihre Rückkehr abwarten wollten. Endlich mußte ſie doch wieder hinaus. Sie fürchtete ſich ein wenig vor dem Gedanken, daß Eliſe bei dem erſten Wiederſehen verlegen und erröthet vor ihr da ſtehen würde; ſie freuete ſich aber auch auf den erſehnten Augenblick, wo das junge liebende Weib an ihre Bruſt ſinken und ſagen würde: du haſt mich glücklich gemacht, Auguſte!

Um Eliſen zu überraſchen, ließ ſie am Bosket halten, und ſtieg aus. In der großen Allee ſah ſie Eliſen, die ihr mit lauter Freude entgegen kam. Zu ihrem Erſtaunen ſah Auguſte in ihrem Geſichte keine Spur von Schuld, oder von Schmerz, ſondern nur ein gewiſſes Etwas, dem ſie keinen Nahmen zu geben wußte: den Muth eines Märtyrers unter ſeinen Leiden.

Wo iſt dein Mann, Eliſe?

„Verreiſt.“

Wann? —

„Am Morgen nach deiner Abreiſe.“

Am Morgen nach meiner Abreiſe? (Sie ſah Eliſen ſtarr ins Geſicht.) Und du ſo ruhig? ſo heiter, ſo fröhlich ſogar, könnte ich ſagen.

„Das bin ich, Auguſte, und mehr als je. Ich hoffe faſt nicht, den edlen Mann oft wiederzuſehen; doch wenn die reinſte Liebe eines Herzens der Lohn eines Tugendhaften ſeyn kann, ſo iſt er belohnt: denn ich liebe ihn unausſprechlich.“

Auguſte begriff noch immer nicht, und that Eine Frage über die andre. Als ſie endlich alles gehört und dennoch wieder nicht begriffen hatte, ſagte ſie, ein wenig ſpottend: ich weiß, er wird wiederkommen. Doch ich werde euch wohl ſchwerlich überzeugen, daß ihr vergebens gegen ein Gefühl ſtreitet, welches die Natur geheiligt hat, und welches nur von euch in einer thörichten Ueberſpannung verkannt wird.

Eliſe lächelte. „Er wird ſo bald nicht wiederkommen, und wir wollen hier glücklich leben."

Glücklich? Arme, getäuſchte Eliſe! Aber er wird wiederkommen, weil die Natur ſich nicht von ihm wird überwältigen laſſen.

Der Kapitain kam nicht wieder. Er ſchrieb an Fraſer: ein unvermutheter, wichtiger Vorfall nöthige ihn zu einer langen Reiſe. Seine Frau würde ihm von Zeit zu Zeit die Rechnungen abnehmen. — Er ließ ſich Wechſel ſchicken, und war nun ſo gut wie verſchwunden. Man erfuhr das in des Oberhofmeiſters Hauſe. Wie! ſagte Eduard;

haſt du auch recht gehört, Wilhelm? Gezwungen zu einer Reiſe? Und die Frau lebt in Berzig? Laß doch ſogleich ſatteln!

Eduard ritt nach Berzig, und hörte da, daß der Kapitain auf einer Reiſe wäre, die wahrſcheinlich lange dauern würde. Er belauerte Eliſens Geſicht; doch kein Zug darin gab ihm Licht über dieſe ſonderbare Reiſe. Man behielt ihn die Nacht; als er am folgenden Morgen um Erlaubniß bat, ſeine Beſuche wiederholen zu dürfen, ſagte ihm Eliſe ſehr freimüthig: die müßte ſie, ſo lange ihr Mann verreiſt wäre, verbitten.

Er erfuhr, daß Eliſe von dem Kapitain Briefe bekam, und ſie beantwortete, auch daß Fraſer ihr Rechnung ablegen mußte. Eduard ritt indeß oft in der Kleidung eines Jägers in der Gegend von Berzig umher, und beobachtete das ſtrengſte Inkognito; es war ihm aber lieb, daß ſein geheimnißvolles Umherſtreifen in der Nachbarſchaft Aufſehen erregte, weil er dachte, es wäre vielleicht irgend einmal zu brauchen. Er beſuchte Eliſen nach einigen Wochen aufs neue, wurde aber ſo kalt empfangen, daß er nicht zweifeln konnte, es ſey Eliſens Ernſt, ihn nicht ſehen zu wollen.

Sie kam einige Male in die Reſidenz, weil ſie Angelegenheiten für ihren Mann zu beſorgen hatte, wozu ſie von ihm mit einer Vollmacht verſehen war. Eduard erfuhr, daß ſie dabei mancherlei Schwierigkeiten fände, und er erbot ſich, ihr Dienſte zu leiſten. Sie ſchlug ſein Anerbieten aus; aber dennoch wurde er ihr ſo nützlich, daß er ſie in der That zu Dank verpflichtete. Da er ſich nun überdies ſehr artig, ſehr beſcheiden betrug, und immer in den Gränzen des Verwandten und des feinen Mannes blieb, ſo verlor Eliſe einen Theil ihres Mißtrauens gegen ihn. Amelie, die jetzt wieder einen Liebeshandel mit einem jungen reichen und vornehmen Manne hatte, war ſo freundſchaftlich und artig, daß Eliſe, ſo oft ſie nach der Reſidenz kam, ihren Umgang, wenn gleich nicht ſuchte, doch wenigſtens auch nicht vermied. Sie gewann ſogar wieder eine Art von Neigung zu dem Hauſe ihres Oheims, und vergaß das Vergangene allmählich, beſonders als ſie erfuhr, daß Eduard ſich um eine Verwandte von ihr bewerbe, und daß die Heirath wahrſcheinlich zu Stande kommen werde.

Der Kapitain zog, bald läſſig auf ſeinem Pferde hangend, bald finſter im Wagen ſitzend, langſam und ſchweigend von einer Stadt zur andern. Der alte Johann ritt ſtill' hinter ihm her, und ſprengte von Zeit zu Zeit einmal vor, um zu ſehen, ob ſein Geſicht noch nicht heiterer wäre. Er ſann ſtundenlang darüber nach, was ſeinen Herrn wohl bewegen könne, ſo ohne Zweck, und immer ſchweigend, rings um Verzig her zu reiſen.

Ich laſſe mich hängen, ſagte er jeden Morgen und Abend: es iſt etwas vorgegangen, das ich nicht weiß. Doch er unterſtand ſich nicht, ſeinen Herrn, an dem er einen ſolchen Ernſt noch nie geſehen hatte, darum zu fragen. Er ſchüttelte nur den Kopf, wenn es am folgenden Tage denſelben Weg zurück ging, den es am vorigen hin gegangen war. Endlich konnte er aber doch nicht länger ſchweigen.

ſchweigen. Es kann mein Unglück ſeyn, daß ich rede, hob er an, als er von der Poſt zurückkam; aber jagen Sie mich weg, ſo gehe ich zu Fuß hinterher. Ich muß reden.

„Was willſt du?“ fragte der Kapitain.

Sagen Sie mir um Gottes willen, Herr Hauptmann, warum wir ſo in der Irre herumziehen, wie Geiſter, die nicht erlöſt ſind, oder wie Leute, die eine Mordthat auf dem Gewiſſen haben! Ja, wenn es gerade aus ginge, ſo würde ich denken: der Herr will die Welt ſehen. Aber ſo in die Runde, hin und her!

„Du dauerſt mich, Alter. Doch ſey gutes Muths; wir wollen bald umkehren.“

Die arme gnädige Frau jammert mich. (Er ſah dabei ſeinen Herrn ſtarr an.) Sie iſt ein Engel, Herr Hauptmann: nicht wahr?

„Das iſt ſie; ein Engel des Himmels, wie Gott zum Segnen alle tauſend Jahre einmal einen auf die Erde ſchickt.“

O, Gott Lob! daß nur die gnädige Frau nicht Schuld iſt an unſerm Umherziehn! Davor war mir bange.

Der Kapitain ſah Thränen in den Augen des alten Mannes, und reichte ihm die Hand „Wir wollen bald nach Hauſe, guter Johann. Ich ſuche — einen Freund, der hier herum irgendwo leben muß. (Johann ſchüttelte den Kopf.) Aber morgen wollen wir gerades Weges nach **r. Da lebt der Geiſt, der mich erheitern wird: der Geiſt meines Alexander, der Geiſt meiner frohen Kindheit; da iſt das Grab der Mutter, die mich erzog. Dorthin wollen wir. Triff Anſtalt, Johann."

Am folgenden Abend erreichte Barneck das Städtchen, das er ſeit den Jahren ſeiner Jugend nicht wieder geſehen hatte, und worin ihm jeder Baum, jede Stelle für ein heiliges Andenken an ſeinen Alexander galt. Er ſah die Thür des Kirchhofes offen, und dachte daran, daß hier die edle Frau begraben läge, die ihm mehr als Mutter geweſen war. Johann mußte mit den Pferden an der Thüre bleiben, und der Kapitain ging hinein, das Grab der Frau von Saldorf zu ſuchen. Er hatte vergeſſen, an welcher

Seite es war, und konnte den Leichenſtein nicht finden. Auf die andre Seite wollte er nicht gehen, weil da auf einem Grabe ein Mann ſaß, deſſen Kopf tief auf die Bruſt herunter hing, und der in den tiefſten Gram verſunken zu ſeyn ſchien. So ungern er den Mann auch ſtörte, er mußte ſich dazu entſchließen, weil er ſich beſann, daß gerade dort herum das Grab der Frau von Saldorf wäre.

Er ging leiſe näher, und beſah die Inſchrift jedes Leichenſteines. Endlich erkannte er den Stein an der Form; es war eben der, auf welchem der Fremde ſaß. Er ging, ohne etwas zu ahnen, näher. Der Fremde hob, ſo wie er Fußtritte hörte, den Kopf auf, und Barneck rief: heiliger Gott! Alexander! — „Karl!" rief Saldorf, indem er aufſprang. Beide ſtürzten einander in die Arme, und Barnek ſank an der Bruſt ſeines Freundes in Ohnmacht. Als er ſich wieder erholte, ſagte er: Gott ſey gelobt! Alexander, du lebſt? du lebſt? — „Ich lebe, Karl. Doch woher weißt du, daß ich hier bin?"

Hätte ich gewußt, daß du lebteſt, ich wäre nach Aegypten gegangen, dich aufzuſuchen! — Aber wer hat dich gerettet? wo biſt du ſo lange geweſen?

„Ich habe den Menſchen geſehen, und das menſchliche Leben," antwortete Saldorf, mit tiefem Ernſt: „die unglücklichſten Menſchen, und die freieſten, die deshalb nicht glücklicher waren; Tieger in Menſchengeſtalt, die ſich über Angſtgeſchrei freueten, und ihre Sklaven, die nur athmeten und zitterten." — Sein Blick ſank finſter zu Boden.

Alexander, ſagte Varneck wehmüthig: Blicke auf zu dem hellen Himmel! An meinem Herzen ſollſt du die Hoffnung wieder finden.

Ich begreiſe mein Weſen nicht; und keiner der Menſchen, die ich ſah, begriff es. Aber alle — und das iſt meine Hoffnung! — alle, die Glücklichſten, wie die Unglücklichſten, richteten ſehnende Blicke auf das Grab, auf eine andre Welt, die das dunkle Räthſel des Lebens löſen wird. Alle zitterten vor dem Tode, und ſetzten doch ihre Hoffnungen nur auf ihn."

Alexander, ich wünſchte, daß dein Mund lächelte, wenn er die froheſte Hoffnung des Menſchen ausſpricht! Du biſt ſo ernſt!

„Ernſt, weil ich von dem einzig Erhabenen im Menſchen, von dem Glauben an Gott, rede. Ich habe viele bittre Stunden verlebt; doch jetzt iſt alles vorüber, und mein Herz ſchlägt wieder ruhiger. Was mich in meinem Vaterlande zuerſt empfängt, iſt deine treue, feſte Freundſchaft.“

Der Kapitain ſah ihn aufmerkſamer an, und es ſtiegen Thränen in ſeine Augen. Saldorf war von der Sonne verbraunt, aber dennoch bleich und hager. Sein Auge ſtrahlte noch von Feuer; doch nicht von der Flamme eines alles unternehmenden Muthes. Seine Kleidung war armſelig, ſeine Hände hart, ſeine Geſtalt gebeugt, ſeine Stirn voll Falten. — Sieh, Alexander! rief der Kapitain auf einmal begeiſtert: ſieh, nun iſt alles gut! du ſollſt glücklich werden, ſo glücklich, wie es noch kein Mann geweſen iſt. Die treueſte und innigſte Liebe erwartet dich. Eliſe . . . —

Alexander fuhr bei dieſem Nahmen zuſammen, und der Kapitain ſtockte. „Warum ſtockſt du, Karl? Ja, ich liebte ſie, und ſie mich. Wir ſchworen einander ewige Treue; aber ich weiß ja, daß alles vergänglich iſt, auch die edelſten, reinſten Gefühle des Menſchen."

Alexander, fuhr der Kapitain in einiger Verwirrung fort, Eliſe liebt dich, und iſt dein, ob ſie gleich, wie wir Alle, glaubte, daß du todt wäreſt.

„Mein?" rief Saldorf aufſpringend, und ſein Auge funkelte von einem höheren Feuer. „Mein? O, ſo ſoll der volle Strom der Seligkeit ſich wieder in dieſe Bruſt ergießen?... Wo iſt ſie, Karl? ſie iſt mein?"

Dein, Alexander; dein!

„Aber wo lebt ſie?"

Der Kapitain wollte der Antwort ausweichen; doch Saldorf drang in ihn. Sie lebt bei mir, in meinem Hauſe.

„In deinem Hauſe? Wie verſteh' ich das! Auf welche Weiſe? Ich bitte dich, rede!"

Der Kapitain erzählte, wie er Eliſen

kennen gelernt, wie er Saldorfs Teſtament erbrochen habe, und in welcher Gefahr Eliſe geweſen ſey, die Gattin des Böſewichts Zabern zu werden; wie die Holſten ihm den Rath gegeben, Eliſen ſelbſt zu heirathen, und wie Eliſe eingewilligt, weil ſie kein anderes Mittel gewußt habe, ihrem Saldorf ewig treu bleiben zu können; wie es ihr Plan geweſen ſey, der Trauung auszuweichen.

„O, Ihr treuen Seelen!“ rief Saldorf. „Und es gelang?“

Der Kapitain erzählte, wie der Graf ihn mit dem Prediger überraſcht habe.

„Und Ihr wurdet getrauet?“ — Er drückte dabei die Hand ſeines Freundes.

Wir wurden es. Aber ſie iſt dein, Saldorf; ſie war mir ſo heilig, wie dem Vater die Tochter. (Saldorf ſah vor ſich hin, wie gedankenlos.) Sie iſt dein, Alexander! ſagte Barneck noch einmal.

„O, Karl!“ rief Saldorf ſchmerzlich; „täuſche mich nicht zum erſten Male. Sag' es mir offen! Ihr hieltet mich ja für todt, und waret alſo nicht ungetreu! Wem hätte ich ſie lieber gegeben, als dir? Dir gab ich ſie ja auch in meinem Teſtamente. Ich bin unglücklich; aber du biſt mein Freund!"

Dein Freund wäre ich, Alexander, wenn ich dein Andenken aus dem Herzen deiner Geliebten geriſſen hätte? Sie iſt dein; denn die Braut meines Alexander war mir heilig. Alexander, bei der heiligen Aſche in dieſem Grabe, bei meinem Herzen, bei deinem Leben! ſie iſt noch Jungfrau, und führt nur meinen Nahmen. Wäre es möglich, daß du mir nicht glaubteſt?

Saldorf blickte zu Barneck auf, der ihn mit ernſter Feierlichkeit anſah. Dann ſagte er: „Karl, verzeihe mir! Ich kannte dich; ja! Aber für ſo treu, ſo groß, hielt ich keinen Menſchen. O, ſag es mir noch tauſendmal, daß ſie mein iſt! Sieh, als ich, ein elender Sklav, in den brennenden Sandwüſten Arabiens auf der nackten Ebene lag: da dacht ich an dich, an Eliſen, da nannte ich der unermeßlichen Oede eure Nahmen; und das war die einzige Erquickung meines Lebens. Doch nun bin ich für alle Leiden belohnt. Karl, du haſt, wie ein mächtiger Schutzgeiſt, die Hand meines ſchweren Schickſals aufgehalten. Zitternd betrat ich den Boden, auf dem ich einſt ſo glücklich war. Ich hatte nicht den Muth, den Nahmen Eliſe Forſting zu nennen. Unerkannt wollte ich nach der Reſidenz. O Gott, wie glücklich iſt es, daß du mich hier fandeſt! Denn hätte ich gehört, daß Eliſe deine Frau wäre, ſo würde ich Euch geſegnet, und dann auf immer verlaſſen haben. O, ſie iſt mein?"

Dein! ewig dein! Von jetzt an ſoll die Freude dein ganzes Leben begleiten; denn ſie liebt dich.

„Laß uns gehen! Du haſt ſie bei dir? oder wo iſt ſie ſonſt? Was bringt dich hierher? Wie lange iſt ſie ſchon in deinem Hauſe?"

Beinahe ein Jahr. Doch das alles ſollſt du erfahren. Komm nur! Ich bin ſchon ſeit drei Monaten auf Reiſen, um Eliſen, ſo viel als möglich, Verlegenheiten zu erſparen.

Beide gingen Arm in Arm nach **r hinein. Der Kapitain ließ ſogleich für Saldorf

Kleider beſtellen, und zwar, da er Franzöſiſcher Marineofficier geweſen war, eine prächtige Franzöſiſche Uniform. Saldorf erzählte nun die Begebenheiten ſeines Lebens, ſeine Unglücksfälle, ſeine Sklaverei unter den Arabern, die ihn aus dem Meere aufgefiſcht hatten, und ſeine endliche Rettung. Nun machte der Kapitain einen Plan für die Zukunft. Sein Freund ſollte als Franzöſiſcher Marineofficier auftreten, der durch Handel und reiche Priſen in dem Kriege gegen die Engländer ein ungeheures Vermögen erworben hätte.

Saldorf ſchüttelte den Kopf. „Karl, ich bin ein Bettler. Laß das!"

Du biſt reich, Alexander; denn ich bin es. Der alte Vetter hat mich zu ſeinem Erben ernannt, und ich werde mit jedem Jahre reicher. Ich reiſe jetzt allein zurück; du kommſt in ſechs Wochen nach, und der Scheidungsprozeß zwiſchen mir und Eliſen iſt dann ſchon in vollem Gange.

„Scheidung? Nimmermehr! Sprich mir das Wort nicht wieder aus!"

Alexander, was kann denn ſonſt geſchehen? Wie ſoll denn Eliſe ſonſt deine Frau werden? Oder du bleibſt nur ein Paar Tage zurück, damit ich Eliſen erſt ankündige, daß du lebſt. Dann gehen wir zu dem Fürſten, und ſagen ihm alles ganz offen. Meine Ehe iſt nichtig, weil ich Eliſen nur für dich aufbewahrt habe. Du biſt reich. Was könnte man alſo gegen dich haben?

„Dieſer Plan iſt beſſer. Wir werden ja ſehen! . . . So reiſe, Karl; ich komme nach. O Gott, welch ein Augenblick erwartet mich!" —

Der Kapitain empfand die reinſte Freude darüber, ſeinen Alexander wieder zu haben. Er liebte Eliſen; aber er hatte dieſe Liebe längſt der Treue zum Opfer gebracht, und ein neues Opfer für ſeinen Freund ſelbſt konnte ihm nicht ſchwer ſeyn. Was vorher Großmuth geweſen war, wurde jetzt bloße Gerechtigkeit, da er ſeinem Freunde deſſen Eigenthum nicht vorenthalten durfte. „Nein," dachte er, „der Waſſerfall ſoll mich nicht wegreißen; ganz dicht vor dem Sturze ſag' ich:

halt! Und jetzt iſt mir ja das nicht einmal ſchwer. Wenn ich den armen Alexander ſo vor mir ſehe, mit allem ſeinem Elend, daß mir das Herz in Thränen ſchwimmt – und liebte er meine eigne Braut, an die er keine Anſprüche zu machen hätte: beim lebendigen Gott! ich würde ſie ihm geben, wenn ſie anders einwilligte. Ich könnte mit Freuden ſagen: da nimm ſie, und ſey glücklich! Jetzt will ich unglücklich ſeyn, daß du dein Leiden vergeſſen kannſt. — Eliſe gehört ihm; da iſt gar nichts zu bedenken. Ich wäre ein verächtlicher Schurke, der noch vor einem Lips Tullian den Hut abnehmen müßte, wenn ich hier nicht mit Freuden ſagen wollte: da nimm ſie, und ſey glücklich! Sonſt freilich wäre es mir ſchwerer geworden, Eliſen ſo hinzugeben. Alexander galt für todt, und Fräulein Holſten hatte wohl nicht ſo ganz Unrecht, wenn ſie behauptete: der Tod ſcheidet alles. Nun, ich danke Gott, daß er ſeinen Engel ſandte, der mir immer leiſe zurief: der Tod ſcheidet die Herzen nicht. Denn, wäre Eliſe nun wirklich meine Frau —

wohin könnte ich blicken, wenn Alexander vor mir ſtände, und fragte: was macht Eliſe?"

So ſprach er, und ſein Herz empfand die Ruhe einer gerechten Handlung. Eliſens Bild ſtand freilich vor ſeiner Seele; er dachte aber von ſich ſelbſt viel zu beſcheiden, und von ſeinem Freunde viel zu groß, als daß er nicht hätte überzeugt ſeyn ſollen, Eliſe werde ſeinen Freund ihm vorziehen. „Sie liebt mich, ſagt das Fräulein Holſten: das mag ſeyn. Ich war ſein Freund, und meine Liebe fing ja nur dadurch an, daß ſie ſeine Freundin war. Das iſt Eins. Ich bin eine ehrliche treue Seele: Zwei. Ich rettete ſie; Drei. Aber jetzt iſt Alexander da. Wo werde ich bleiben, wenn er dahin tritt in ſeiner Größe, und mit dem Elende, das er um ihretwillen erduldete! Sie müßte ihn ja ſchon aus Mitleiden lieben! Gott Lob! der ganze verwirrte Handel löſ't ſich nun auf, ohne daß wir es merken, wie ein leichter Morgennebel vor der Sonne, wie ein ſchöner Traum, an den man noch ein

Paar Minuten nach dem Erwachen denkt, und dann auf immer vergißt.“

Mit leichterem Herzen ſtieg der Kapitain in den Wagen, und fliſterte ſeinem Freunde noch mit glänzenden Augen zu: „welch ein fröhlicher Bote werde ich ſeyn!“ Dieſen Gedanken hielt er während der Reiſe feſt. Er ſtellte ſich vor, wie Eliſe freudig aufſchreien würde, wenn er ihr ſagte: Saldorf lebt! er iſt da! — Und doch empfand er bald etwas Unangenehmes, wenn er ſich Eliſen ſo fröhlich, ſo ganz glücklich dachte. „Eliſe wird in ſeine Arme ſinken, ihn umfaſſen, nur ihn allein ſehen, nur an ihn denken, und alles Andre, auch mich, vergeſſen.“ Er mahlte ſich, um die unangenehme Empfindung in ſeiner Bruſt zu vertreiben, das Glück ſeines Freundes aus: deſſen ſtilles Leben mit der ſchönen Eliſe, und dann Beider Vater- und Mutter-Freuden. Doch das machte ſeine unangenehme Empfindung nur noch ſchärfer, und er konnte nicht Herr über ſeine Eiferſucht werden. „Ich eiferſüchtig über das Glück Alexanders?“ dachte er; „iſt das möglich!“ —

Er lächelte darüber; das half aber ſo wenig, als der feſte Vorſatz, ſeine Gefühle zu unterdrücken. So fuhr er, kämpfend zwiſchen Liebe und Freundſchaft, zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft, immer weiter. Mit jeder Minute fühlte er immer mehr, wie innig er Eliſen liebte, und wie ſchwer es ihm war, dem reißenden Falle der Leidenſchaft zu widerſtehen.

„Ich bin ein unglücklicher Menſch!” ſagte er zuletzt. „Auch ich werde Tag und Nacht den Nahmen Eliſe nennen; und er wird mich nicht tröſten, wie er Alexandern getröſtet hat. Niemand, kein glücklicher Zufall, wird mich erretten, wie Er errettet wurde. O Gott gebe nur, daß ich gern an ſein Glück denke, daß ich es ihm gönne, daß ich ihm meinen Gram verbergen kann, und daß ich ſterbe, ohne daß er erfährt, warum ich vor Gram vergehe. Gott gebe, daß mein Schmerz ſich nicht verräth, wenn ich Eliſen ſage: wir müſſen uns trennen; Alexander iſt da! Ach, in den Abgrund des Elends wird mich die Leidenſchaft reißen, und ich kann es nicht hindern. Doch in den Abgrund des Verbrechens? Nein, dahin nicht! Glücklich ſollt ihr werden. Und wenn ich dann dein funkelndes Auge voll Freudenthränen, wenn ich dich an ihrem Herzen, in ihren Armen, an ihren Lippen ſo glücklich ſehe, ſo werde ich ja doch lächeln können! Und könnte ich es nicht — o, es iſt mir ſchon jetzt, als könnte ich es nicht! — ſo vergebe es mir Gott, und du! Es iſt ja mein ernſter Vorſatz, mich über dein Glück zu freuen. Ich will nicht ſeufzen, mich nur abwenden und ſagen: mein Alexander iſt ja glücklich." — Hier legte er beide Hände vor die Augen, weil er nicht mehr Herr ſeiner Thränen war. Bald aber fühlte er ſein Herz von dem Schmerze ſo weich, daß er auch wieder Muth empfand, geduldiger zu leiden. Er dachte noch einmal an alles, was Alexander gelitten hatte, und ſagte mit den weichſten Tönen: „er muß glücklich werden! Möchte ich es denn ſeyn, wenn Er es nicht wäre? könnt' ich es ſeyn?"

Als er in die Reſidenz kam, war Eliſe

noch mit Auguſten in Berzig. Wir Andern fanden ihn außerordentlich weich, und wehmüthig-freundlich.

Johann, den wir um die Urſache fragten, ſchüttelte nur betrübt den Kopf, und ſchwieg, weil der Kapitain ihm verboten hatte, ein Wort von Saldorf zu reden. Ich ſchmeichelte um meinen Wohlthäter her, weil es mir durch die Seele ging, ihn ſo — finſter nicht — ſo wehmüthig-lächelnd, ſo weich zu ſehen, als löſ'te ſich mit jedem Augenblick ſein Leben in einem ſanften Tode auf. O, liebſt du mich nicht mehr, mein guter Vater? fragte ich.

Er lächelte, ſtreichelte mir die Wange, und ſagte mit leiſen, gehaltenen Tönen: „ich liebe euch ja alle! ich liebe nur zu ſehr! . . . Mein Sohn, ich bin ſehr betrübt.“

Du ſagteſt einmal, Vater: der Menſch muß Herr über den Schmerz bleiben. Das Leben iſt endlich, der Schmerz auch.

„Sagte ich das, mein Sohn? Ich hatte nicht Recht. Denn, mein Sohn, es giebt Stunden im Leben, wo man mehr als das

Leben hingeben muß, die Hoffnung des Glücks. Aber gieb ſie hin, mein Sohn, gieb ſie hin, und behalte nur Glauben an Gott, und an dich ſelbſt. Das Leben iſt endlich, der Schmerz auch.“ —

Er hielt ſich nur einen Tag bei uns auf, um einige nothwendige Geſchäfte abzuthun. Dann ſetzte er ſich ſeufzend in den Wagen, der ihn zu Eliſen bringen ſollte.

Mit Eliſen war in ſeiner Abweſenheit eine große Veränderung vorgegangen. Trotz der ſtillen, heißen Liebe, die für den Kapitain in ihrem Herzen war, und trotz der ſchmerzlichen Trennung von dem geliebten edlen Manne, hatte ſie doch die ſtolze Ruhe, welche die erfüllte Pflicht auch dem zerriſſenen Herzen giebt. Mit gelaſſener Heiterkeit hörte ſie Auguſtens Vorwürfe. „Kind,“ ſagte ſie lächelnd in einer Unterredung mit dieſer: „daß du über Herz und Treue nicht urtheilen kannſt, wußte ich längſt; aber du verſtehſt dich auch eben ſo wenig auf Glück und Unglück. Ich liebe den Kapitain. Er verließ mich; ſeine Seele war ſtark genug, das zu können, und ich ſtolz genug, es zu wollen. Rechneſt du meinen Stolz, rechneſt du dies triumphirende Gefühl für nichts? Sey dieſe Tugend auch Fanatismus, wie du ſagſt, oder Ueberſpanntheit; nur nicht Falſchheit, nicht Ziererei, nicht Heuchelei. Nun, ſo wirſt du doch zugeben müſſen, daß dieſer Fanatismus, der eine Witwe in Hindoſtan in die Flamme treibt, der die Märtyrer auf der Folter zu Lobliedern begeiſtert, der das Leben hinwirft, wie eine Handvoll Spreu — daß dieſer Fanatismus das Herz für alle Entſagungen entſchädigt."

Aber will denn meine gute, ſanfte, menſchliche Eliſe ihr Glück und das Glück eines edlen Mannes zerſtören, weil der Fanatismus ein ſtolzes Gefühl iſt?

„Das iſt es eben, worüber wir ſtreiten, Auguſte. Du nennſt Fanatismus, was ich Tugend nenne. Erweiſe mir, daß es keine Tugend, daß es eine Grille iſt, und ich eile zu dem Kapitain, werfe mich in ſeine Arme, und geſtehe ihm, daß ich eine Thörin war."

Wie oft habe ich dir das ſchon erwieſen, Eliſe!

„Dir, aber nicht mir. Dächte ich wie du, ſo würde ich handeln, wie du es foderſt. Ich und der Kapitain, wir Beide ſind ruhig: was willſt du mehr?"

Ruhig? Arme Eliſe! und da treten dir ſchon wieder Thränen in die erloſchenen Augen!

„Du verkenneſt mich!" ſagte Eliſe; und wirklich lag in ihrer Bruſt mehr Ruhe, mehr Zufriedenheit, als Auguſte glaubte, da ſie ſich noch immer einbildete, daß Eliſens Herz von dem bitterſten Leiden zerriſſen würde.

Des Kapitains Briefe enthielten wohl keine Klagen; es lag aber doch eine gewiſſe Düſterheit auf allem, was er ſchrieb. Und wer iſt Schuld daran? fragte Auguſte: wer iſt Schuld, daß der edelſte Mann wie ein Mörder umher irrt? daß dieſer edle Mann, dem die Natur ein Herz für das häusliche Glück und für die ſchönſten Freuden des Lebens, die Vaterfreuden, gegeben hat, nun in ſtillem Gram ſein Leben ungenützt verehrt? Und hat er dich endlich vergeſſen, wie du Saldorſen vergaßeſt (Eliſe erröthete), ſo ſind auch die Jahre, die Heiterkeit, die zum Glücke gehören, verſchwunden! — Wenn viel Böſes an das gränzt, was wir gut nennen, ſo ſollten wir aufmerkſam werden, und genau unterſuchen, ob es auch wirklich gut ſey.

Auguſtens Schilderungen mit den dunkelſten Farben machten endlich tiefen Eindruck auf Eliſen, und ihre Liebe half dieſes Gemählde noch mehr verſtärken. Sie fing an weniger heftig zu ſtreiten, und antwortete endlich auf Auguſtens Beweiſe faſt gar nichts mehr. Ewige Treue, ſagte Auguſte, iſt ein Traum, den die Natur zu einer Lüge macht, weil ſie unſerm Herzen keine ewige Liebe gab.

„Was?" rief Eliſe; „ich wäre dem Manne keine Treue mehr ſchuldig, wenn meine Liebe aufgehört hätte? - Sieh, wohin deine Beweiſe führen! Ich verſprach Saldorſen meine Treue für die Ewigkeit, und muß ſie ihm halten."

Würde er deine Treue wollen, ohne deine

Liebe? Ewigkeit! was weißt du von der Ewigkeit! Die Treue hat ihre Gränzen in dieſem Leben. Was jenſeits des Grabes liegt, kennen wir nicht. Du biſt der Liebe Liebe ſchuldig, dem Kapitain das Glück des Lebens.

So ſtritten ſie alle Tage, und Eliſe wurde immer ſcheuer mit ihren Gründen. Die Sehnſucht nach dem Kapitain brach immer ſtärker hervor; die Liebe half Auguſten ſiegen. Endlich verſprach Eliſe, daß ſie ſich, wenn der Kapitain zurückkomme und für Auguſten entſcheide, ergeben wolle.

Er wird, er muß ſo entſcheiden, ſagte Auguſte: glaube mir, er hat ſchon lange ſo entſchieden, und ſcheuet ſonſt nichts, als den Schein der Gewalt, die dazu gehört, deine Hand zu nehmen und zu ſagen: du biſt mein Weib! Sobald er zurück kommt, wirſt du es ſehen. Aber du ſollſt ihm nicht verbergen, daß du ihn liebſt. Geſteh' ihm das, und die Natur wird ihn lehren, ſich und dich glücklich zu machen.

Der Kapitain ſprach in ſeinen Briefen von langer Weile, doch nicht ein Wort vom zurückkommen. Auguſte wollte Eliſen bereden, ihn an die Rückkehr zu erinnern. Dieſe ſagte aber: „wenn ich dir nicht verſprochen hätte, ihn über mein Schickſal entſcheiden zu laſſen, ſo wollte ich ihn heute bitten, zu mir zurückzukehren. Doch jetzt nicht. Würdeſt du deinen Verlobten an den Hochzeitstag erinnern können?“ —

Eines Morgens ſaß Auguſte am Fenſter, das eine weite Ausſicht in die Gegend beherrſchte, während Eliſe des Kapitains Briefe las. Sie ſah eine Weile durch das Fernrohr, ſtellte ſich dann ſchweigend hinter Eliſen, flocht ihr ſpielend Blumen in das blonde Haar, ringelte die Locken um die weißen Schulte[illegible]t ihr dann einen Spiegel vor, und ſagte: ſieh, wie ſchön du biſt, Eliſe! und wie eine Braut geputzt! Mache mir das Vergnügen, heute ſo zu bleiben. Gieb mir die Hand darauf. So! Und nun verſprich mir noch einmal, was du mir ſchon längſt verſprochen haſt: wenn der Kapitain kommt, ihm deine Liebe nicht länger zu verbergen. Ich will dir ſagen, wie du ihn emſangen mußt. So! (Sie breitete die Arme aus, umfaßte Eliſen, und drückte ſie an die Bruſt.) Willſt du?

Eliſe ſagte lächelnd Ja.

: Nun, Eliſe, du kannſt dein Verſprechen noch heute halten; denn der Kapitain muß in einer Viertelſtunde hier ſeyn. Ich habe ihn am Walde geſehen.

Eliſe ward blaß und roth, und ging an das Fernrohr. Sie erkannte des Kapitains Wagen, den er ſich aus der Reſidenz hatte nachſchicken laſſen, und den alten Johann zu Pferde. Er mußte ziemlich nahe am Hauſe wegfahren, und dann doch einen großen Umweg über eine Brücke machen; Eliſe konnte ihn alſo mit Muße betrachten. Er kam dem Hauſe näher, und ſie erkannte ihn im Wagen. „Er iſt es!" rief ſie freudig. „Ach er iſt es!" wiederholte ſie traurig. „Mich dünkt, er iſt ſo blaß, ſo ſchwermüthig. O mein Gott! es kommt mir vor, als ob er ſich die Augen trocknete."

Auguſte ſah daſſelbe. Je näher er kam, deſto deutlicher erkannten ſie die Schwermuth in ſeinen Mienen. Nun verſchwand der Wagen. Dahin iſt er gebracht! ſagte Auguſte wieder; dahin, daß er Thränen vergießt, der Mann, deſſen Auge immer vor Freude funkeln ſollte! Hier freilich wird er ſeinen Gram verbergen und ſogar lächeln. O, der großmüthige Mann! Ohne ſich zu bedenken, opferte er dir alle Hoffnungen ſeines Lebens, um dich aus den Armen eines Böſewichts zu retten! Und du, Eliſe? du ſtehſt da, und überlegſt, ob es der Anſtand wohl erlaube, ihm mit offenen Armen entgegen zu gehen!

„Mit offnen Armen und offnem Herzen!" erwiederte Eliſe; und auf einmal trat der Kapitain, der über eine Laufbrücke und durch den Garten gegangen war, in das Zimmer. Eliſe hielt ihr Verſprechen: ſie eilte ihm mit offnen Armen entgegen, nannte ihn: „mein geliebter Karl!" und drückte ihn mit zitternden Armen an die hochfliegende Bruſt.

Auguſte ſtand mit einem wohlgefälligen Lächeln erwartend da; der Kapitain aber hob ſeine Arme nur langſam, Eliſen zu umfaſſen. Er hielt ſie ſo wenig feſt umſchloſſen, und zog ſeinen Mund ſo ſchnell von ihren Lippen zurück, daß ſie betreten wurde. Aus ſeinen Augen brach dabei unverkennbar die Flamme der Liebe durch kummervolle Blicke, und ſeine Bruſt klopfte zitternd der ihrigen entgegen; doch er ſagte nicht ein Wort, nicht eimal den Nahmen Eliſe. Sie ſind doch geſund, Kapitain? fragte Auguſte beſtürzt. Er ſah ſie mit ſtarren Blicken an. „O Gott! du biſt krank!“ rief Eliſe mit der größten Aengſtlichkeit. Er ſah auch ſie eben ſo ſtarr an. Als er ſich endlich von der Ueberraſchung des zärtlichen Empfanges erholt hatte, ſagte er: ich bin nicht krank. In dieſem Augenblick fielen ſeine Blicke wieder auf Eliſen, die mit den Blumen in ihren Locken ſo unbeſchreiblich ſchön war.

Iſt ſie nicht ſchön wie ein Engel? fragte Auguſte; und gekränzt wie eine Braut? Oder ſollten Sie heute erſt . . .

Der Kapitain unterbrach ſie mit einem ſo ängſtlichen Geſichte, daß ſie nicht vollenden konnte. Aber, Kapitain, warum ſind Sie denn ſo wunderſeltſam? Eliſe, gewiß iſt er krank. — Eliſe faßte mit allen Zeichen der Angſt ſeine Hand.

Ich bin völlig geſund, ſagte der Kapitain in der größten Verlegenheit.

Aber wenn Sie geſund ſind, Kapitain, ſo ſollten Sie doch artiger ſeyn. Wir ſehen Sie da hinten am Walde herfahren. Geſchwind ſtecke ich Eliſen die Blumen wie einen Kranz in die Haare. Sie ſpringt Ihnen froh entgegen, und Sie begrüßen uns ſo kalt wie ein Paar Haubenköpfe.

Der Kapitain ſah Auguſten ernſthaft an, als wollte er ihr jedes Wort vom Munde horchen; dann aber ſagte er: ich habe Sie überraſcht.

Ganz und gar nicht, fiel Auguſte ein; wir haben Sie durch das Fernrohr ſchon ſeit einer halben Stunde betrachtet.

Der Kapitain hob wieder an: es giebt Begebenheiten, die uns nur zu ſehr überraſchen.

Sie haben uns gar nicht überraſcht, ſage ich Ihnen; aber Ihr ſeltſames Benehmen ſetzt mich in Erſtaunen. Bis jetzt haben Sie Eliſen noch nicht ein Wort geſagt.

Der Kapitain ſeufzte tief, ſah Auguſten an, und warf auch einen verſtohlnen Blick auf Eliſen, die ihn voll Sorge betrachtete. Die Gräfin Forſting . . . hob er ohne Gedanken an.

Die Gräfin Forſting? rief Auguſte; und Eliſe erblaßte. Barneck! um Gottes willen! was ſagen Sie da! Sie ängſtigen uns zu Tode. Die Gräfin Forſting? Sehen Sie doch, wie bleich Eliſe wird!

Der Kapitain ſprang auf, und flog mit ausgebreiteten Armen auf Eliſen zu. Dicht vor ihr blieb er ſtehen, ließ ſeine Arme wieder ſinken, legte die zitternde Hand an die Stirn, und ſetzte ſich.

Hätten Sie uns unſer Todesurtheil anzukündigen, Sie könnten uns nicht ärger martern, rief Auguſte.

Der Kapitain, den der Empfang, das Wort Braut, und der Kranz in Eliſens Haar um alle Beſonnenheit gebracht hatten, erholte ſich jetzt wieder, und aus ſeinem Geſichte verlor ſich alle Verwirrung. „Eliſe,“ ſagte er mit ſanftem Ernſt, „ich habe Ihnen eine große Nachricht anzukündigen." (Eliſe und Auguſte ſtanden in ängſtlicher Erwartung.) „Nachrichten aus Aegypten . . ." — Eliſe erblaßte, und der Kapitain ſchwieg, ebenfalls erblaſſend.

Leere Gerüchte! rief Auguſte; albernes Geſchwätz! Nicht wahr: Saldorf ſoll noch leben?

Er lebt, ich habe ihn geſprochen! ſagte der Kapitain mit leiſer Stimme; und heftete den Blick auf den Boden.

Eliſe wurde noch bleicher. Sie rief: heiliger Gott! und ſchwankte in ihr Schlafzimmer. Heiliger Gott! rief auch Auguſte, und ging zitternd in den Saal. „Nun iſt es geſchehen!" ſagte der Kapitain, und ging, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, hinaus, um in dem Garten allein zu ſeyn.

Auguſte war die erſte, die ſich wieder beſann. Sie fand den Kapitain nicht mehr, wo ſie ihn verlaſſen hatte, und öffnete nun Eliſens Schlafzimmer, wo die Arme auf den Knieen lag und die Stirn an einen Stuhl niedergebeugt hatte. Ich bitte dich, ſagte Eliſe, faſt unhörbar: laß mich!

Auguſte ſah den Kapitain auf dem Fußgeſtell einer Bildſäule im Garten ſitzen, ſo unbeweglich wie die Bildſäule ſelbſt, und den Blick in die Wolken gerichtet. Sie hätte ihn gern geſprochen; doch ſie wagte es nicht, Eliſen zu verlaſſen, und redete ſie wieder an. Siehſt du? erwiederte Eliſe ſanft; und Auguſten ſchienen dieſe Worte ein ſchwerer Vorwurf. Das war alles, was Auguſte, ſo viel ſie auch ſprach, von Eliſen zur Antwort bekam Sie wurde bei dieſem Schweigen ängſtlich, beſonders da Eliſens Wangen ganz bleich und kalt waren. Eliſe! ſagte ſie endlich: erbarme dich deiner Auguſte! Es iſt ja noch nicht alles verloren! Wenn Saldorf erfährt, daß du den Kapitain liebſt, ſo . . .

Eliſe ſprang heftig auf, und ſagte mit hartem Tone: Auguſte, wenn du das je wieder ſagſt, ſo bin ich verloren! Ich liebe den Kapitain nicht. Saldorf iſt mein! Bei dieſen Worten rollten Thränen über das bleiche, kalte Geſicht.

Auguſte ging erſchreckt und furchtſam hinunter zu dem Kapitain, der noch immer in derſelben Stellung ſaß. Sie haben ihn geſehen, lieber Kapitain? Sie ſelbſt? und ihn geſprochen? (Der Kapitain nickte langſam mit dem Kopfe.) Und was iſt Ihr Entſchluß, guter Kapitain? Eliſe iſt in dem mitleidswürdigſten Zuſtande. So reden Sie doch, und endigen Sie meine Angſt!

„Sagen Sie Eliſen, ich hätte alles mit Saldorf verabredet. Es wäre alles gut, alles!“

O, Sie geben uns das Leben wieder! Alſo Saldorf entſagt Eliſen? Ich eile zu der Unglücklichen . . .

„Wo denken Sie hin, Auguſte!“ rief der Kapitain, ſie zurückhaltend: „wollen Sie Eliſen tödten? Sagen Sie ihr ſonſt nichts, als was Sie gehört haben.“

Mein Gott! was habe ich denn gehört? Sie ängſtigen mich noch mehr. Was ſoll ich ſagen?

„Daß alles gut iſt. Ein Wort von dem Fürſten — unſre Ehe iſt nichtig. Eliſe wird glücklich, Saldorfs Gattin.“

Glücklich? O guter Kapitain! Eliſe wird

unglücklich, wenn Saldorf ihre Hand bekommt. Eliſe liebt Sie mit Leidenſchaft.

„Auguſte, Sie wollen mich wahnſinnig machen. Wahnſinnig, ehe es der Schmerz thut. Verlaſſen Sie mich!“

Ich gehe nicht, bis Sie mir ein Wort des Troſtes für Eliſen geben. Saldorf muß ihr entſagen!

Das muß, das ſoll er nicht! Eher ſoll hier die Erde unter mir wanken, eher das Gewölbe des Himmels zerfallen, und die Sonne erlöſchen! Saldorf iſt hier, und Eliſe giebt ihm ihre Hand, oder ſie hätte nie verdient, von ihm geliebt zu werden. Fräulein Holſten, verräth ein Wort von Ihnen, eine Miene, oder nur ein Wink mit den Augen, was Sie da eben ſagten, daß Eliſe mich liebe, oder daß ich ſie geliebt hätte . . .“

Aber, beſter Kapitain, ſo hören Sie doch nur! Um Gottes willen, zerſchlagen Sie doch nicht Ihr und Ihrer Freunde Herzen. Sie lieben Eliſen.

„Wer ſagt das! O, was ſagen Sie nicht! Sagten Sie nicht auch, der Tod trenne alle

Bande?

Bande? Aber ſagen Sie nicht noch einmal, was mich wahnſinnig machen würde, wenn es wahr wäre. — Gott, da kommt ſie ſelbſt!"

Eliſe kam, mit bleichem, ernſtem Geſicht, den Gang herunter. Sie war ſchwach, das ſah man an ihrem langſamen Gange; doch ihr ſtarker Geiſt unterſtützte ihren Körper. Als ſie bei dem Kapitain war, fragte ſie mit leiſer Stimme: Saldorf iſt da?

„Er iſt da!" antwortete der Kapitain.

Gott ſey gelobt, der ihn aus dem Grabe rettete! Dein und mein Freund iſt uns wiedergegeben, und aus vollem Herzen ſage ich: Gott ſey gelobt! Warum ſoll ich es dir nicht ſagen, Barneck, der du mich der Verzweifſlung entriſſeſt! Ja, Barneck, ich liebe dich. Deinem Freunde will ich offen ſagen: wir hielten dich für todt, Alexander; dein Karl rettete mich, und ich liebte ihn. Und, Karl, von dem Augenblicke an ſiehſt du, und ſieht Alexander mich nicht eher wieder, als in einer Welt, wo wir . . .

„Eliſe," ſagte der Kapitain, ſeine Lippen auf ihre Hand drückend: „dein Herz gehört mir, wie es Alexandern gehört; deine Hand iſt ſein Eigenthum. Ich habe dich ihm aufbewahrt. O Eliſe! ſoll er immer unglücklich ſeyn? Entſcheide anders!"

Entſcheide du für mich, ſagte Eliſe ſtill.

„Ich habe entſchieden: du biſt ſeine Gattin. Ich liebe dich, aber von jetzt an mit der Liebe deines Bruders. Sey meine Schweſter!" — Sie reichte ihm die Hand.

Ich beſchwöre Euch, rief Auguſte: entſcheidet nicht ſo ſchnell über drei Herzen!

„Wer zögert, ſucht Gründe nicht zu wollen," erwiederte Barneck.

Er hat entſchieden, ſagte Eliſe; und er hat recht entſchieden.

Wenn Ihr mich nicht hört, rief Auguſte in großer Angſt, ſo wird doch Saldorf mich hören.

Eliſe bat ſie mit heißen Thränen, ihr zu verſprechen, daß ſie Saldorfen nichts ſagen wolle. Auguſte weigerte ſich. Da erzählte der Kapitain, wie heiß Saldorf Eliſen noch immer liebe, und welches gräßliche Elend er erduldet habe.

Eliſe wurde tief gerührt, und ſagte: o, Alexander! warum hörte ich auf, dich zu lieben! Jetzt liebe ich dich wieder Du Unglücklicher riefſt in deinem Elende meinen Nahmen, dich zu tröſten; und ich, ich Undankbare, die dich vergeſſen konnte — ich ſollte dich nun verlaſſen? O nein! ich liebe dich wieder.

Auguſte ließ ſich endlich das Verſprechen entreißen, daß ſie ſchweigen wollte. Ich habe geſchworen, ſagte ſie dann; aber ich fürchte, du wirſt meinen Eid oft beweinen. O Gott! wenn Ihr Beide nicht glücklich werdet: wer verdient es denn ſonſt zu ſeyn!

Sieh, erwiederte Eliſe lächelnd: da ſagſt du ſelbſt, daß wir recht thun.

Recht? Ja recht thut ihr wohl. Aber — du hätteſt ſo glücklich werden können!

Das Glück iſt eine lachende Minute; das Bewußtſeyn, recht gethan zu haben, eine zufriedne Ewigkeit. Was mußte ich wählen, Auguſte?

Nun ſagte der Kapitain Eliſen ſeinen Plan, dem Fürſten alles zu entdecken. Und ich, ſeufzte Eliſe, komme dann wieder in die

Gewalt meines Vaters. Der Kapitain ſann nach: doch vergebens; und am Ende wurde beſchloſſen, alles Salborſen zu überlaſſen.

Das ſchwere Opfer war gebracht, und der Kapitain ſowohl als Eliſe fühlten ſich ruhiger, und durch ihre Großmuth erhoben.

Man nahm Abrede für Salborfs Empfang, und endlich machte der Kapitain ſich auf, ihn zu holen. Er beſtimmte den Tag, an welchem er zurückkommen würde. An dieſem Tage ſtand Eliſe ſchon früh Morgens mit naſſem Geſicht am Fenſter. Ihre Bruſt war voll Schmerz; doch ſie war Herr darüber. Dort kommen ſie, ſagte Auguſte, und trat langſam von dem Sehrohre zurück. Eliſe erblaßte bei dieſen Worten ein wenig, und legte die Hand auf ihre Bruſt. „O Auguſte! wie ängſtlich pocht mein Herz! Ach, und wie ſeine Nähe wieder ſo mächtig auf mich wirkt! Ich begreiſe nicht, wie ich ihn vergeſſen konnte! Wie wird mir ſeyn, wenn er mich wieder: liebe Eliſe, nennt!"

Als der Wagen vor dem Hauſe hielt, faßte Auguſte noch einmal Eliſens Hand, und ſagte: ich bitte dich, ſey nur menſchlich!

O, eben darum! erwiederte Eliſe laut und ſchmerzhaft. —

Saldorf trat an Barnecks Hand in das Zimmer. Es leuchtete reine Freude aus des Kapitains Augen, und mit zitternd-fröhlicher Stimme ſagte er: „nun! Gott hat mich die seligſte Stunde erleben laſſen! Sieh, Alexander!“

Eliſe warf einen Blick auf Saldorf, und die Vergangenheit ſtand wieder neu vor ihrer Seele. Sie ſchrie freudig auf, und ſank, ohne Athem, ohne Beſinnung, in ſeine Arme.

Der Kapitain ſagte, mit einem Blick zum Himmel: „und nun, Vater, gieb ihnen deinen Segen!“

Als Eliſe ſich erholte, lehnte ſie die Wange an Saldorfs Herz, hob lächelnd, mit der alten Zärtlichkeit, das fromme blaue Auge zu ihm auf, und ſagte: ſo hab ich dich wieder! ſo biſt du nun endlich mein! — Sie umſchlang ihn feſter und inniger. Saldorf hatte ruhig, beinahe kalt, ſeine Blicke auf Eliſen und den Kapitain geworfen; doch nun glänzten ſeine Augen in Thränen, ſeine Arme zitterten, ſeine Stimme bebte. O, Gott! rief er; es iſt wahr, woran ich zweifelte! Eliſe iſt noch mein! Ja, das iſt der ſüße Ton ihrer Stimme! das ihr Auge voll Thränen der Liebe! Ich halte ſie in meinen Armen! . . . Und dieſer Mann — Karl! wie nenne ich dich! Mein guter Engel! mein Schutzgott!

„Gott ſegne dich, Alexander! Du biſt nicht glücklicher als ich; denn ſieh, Bruder, meine Seele ſchwimmt in Seligkeit. Komm an meine Bruſt, Alexander!“ — Eliſe legte die Arme um beide Freunde. Auguſte war tief gerührt, und in ihrem Herzen regte ſich eine vorher noch nie gekannte ſüße Empfindung. Was vorging, ſchien ihr jetzt nicht mehr unnatürlich, und ſie ſah die drei edlen Menſchen wie von einem himmliſchen Lichte umfloſſen. Sie empfand zum erſten Male die Erhabenheit der Tugend, und rief: o, ihr ſeligen Menſchen! fodert mein Leben, damit ich doch etwas zu geben habe!

Saldorfs Herz erlag unter der Laſt des ungehofften Glückes. Er mußte allein ſeyn, um Kräfte ſammeln zu können. Als er hinausgegangen war, ſagte Eliſe mit einem himmliſchen Lächeln: o Barneck, wie iſt mir! Was fürchtete ich denn? Welch ein Wunder iſt mit mir vorgegangen! Es war ein Traum, ein ängſtlicher Traum, den Alexanders Anblick verjagt hat. O, jetzt danke ich dir, Barneck!

„Eliſe,“ ſagte er freudig, „wir waren es werth ſo zu träumen, und ſo in den Armen unſers Alexanders zu erwachen.“

Er muß alles wiſſen, er ſoll es wiſſen! Keine Empfindung darf in meiner Seele geweſen ſeyn, die ich ihm verhehlte! Auguſte hat uns mit ihren Träumen geängſtigt. Wir zitterten, und waren unſchuldig. Seine Gegenwart hat die Zauberei, die Täuſchung zerſtört. Wie wird er lächeln, wenn ich ihm ſage, welche Schwärmerin ich war!

Sagen? fiel Auguſte ein. Saheſt du nicht, Eliſe, wie in der erſten Minute ſein Auge forſchend auf euch Beiden hing, und wie er Euch beobachtete? Willſt du eine verzehrende Flamme in ſein Herz werfen, und das Band, das dich wieder an ihn bindet, aufs neue zerreißen? Ich begreiſe zwar eure Herzen nicht, und jetzt auch mein eigenes kaum. Aber — geſtehbſt du ihm deine Täuſchung, ſo wird er ſie für Wahrheit halten, und deiner Hand entſagen. Du biſt jetzt zu begeiſtert, Eliſe. Erinnere dich doch nur, daß ich dir zuſchwören mußte, ihm alles zu verſchweigen.

Der Kapitain ſagte: „es war ein Traum, Eliſe. Gott weiß, welch ein böſer Dämon uns umgaukelte. Aber wir wollen Alexandern nicht mit unſern Träumen erſchrecken. Er iſt jetzt ſo glücklich. Laß es ihn bleiben! Du weißt noch nicht, wie unglücklich er war."

Eliſe lächelte. Daß ich ihm alles ſagen will, beweiſt ja, wie unſchuldig ich bin. Mißtrauen kennt ſein Herz nicht.

Der Kapitain und Auguſte gaben ihr ſo viele Gründe an, daß ſie endlich verſprach, zu ſchweigen. — Die ſeltſamen Menſchen! ſagte Auguſte hernach zu ſich ſelbſt: iſt es nicht, als hätten ſie eine ganz andere Welt und ganz andere Sinne? und iſt es nicht, als wäre ich von ihnen bezaubert, dieſe Welt mit ihren Sinnen zu ſehen? — Sie wollte nun die Art und Weiſe, wie Eliſe Saldorfs Frau werden ſollte, zur Sprache bringen. Barneck ſagte aber: „ſtill! das paßt nicht für Eliſens Ohr; es iſt meine und Saldorfs Sache.“ —

Scheiden? ſagte Saldorf mit einem finſtern Geſichte.

„Es iſt ein übles Wort,“ erwiederte der Kapitain; „aber ſo wie jetzt kann es doch mit uns nicht bleiben.“

Wer ſoll klagen? worüber willſt du klagen, Karl? Deine Ehe iſt nichtig? Nun ſo kommt Eliſe wieder in die Gewalt ihres Vaters. Laß das noch. Wir werden ja Rath finden. —

Beide fühlten, daß es nicht ſo bleiben konnte, wie es war; und doch dachten ſie daran, freilich nur einen Augenblick, es ſo zu laſſen. Ihre Herzen waren jetzt zu voll von hoher Seligkeit, als daß für eine Sorge des Lebens Raum darin geweſen wäre.

Auguſte überlegte am folgenden Morgen. Wie? Eliſens und des Kapitains Liebe zu einander wäre nur ein Traum geweſen? dieſe heiße Leidenſchaft ein Traum? Das iſt nicht möglich; das mag ihnen ein Anderer glauben! Aber der Empfang? Und Eliſe vorher ſo unglücklich! Verſtellung? Nimmermehr! ſo falſch iſt Eliſe nicht. Auch hätte mich wenigſtens keine Verſtellung getäuſcht. Und nun! die Liebe zu Varneck wäre ſo auf einmal verſchwunden? Er träte Eliſen ſeinem Freunde ſo ruhig ab, wie man irgend eine Kleinigkeit weggiebt? Unbegreiflich! . . . Und doch war mir geſtern, als begriffe ich es, als wäre mir alles klar! . . . Die Leute machen ſich muthwillig unglücklich. Unglücklich? Und geſtern ſchien es mir, als könnte es keine glücklichere Menſchen geben. Hm! Mitleiden mit Saldorf, und eine Art von Großmuth, die ſie begeiſtert. Das wird bald genug vergehen; aber zu ſpät! — Es war nun einmal Auguſtens Schickſal, daß ſie, trotz ihrer Menſchenkenntniß, in dem, was ſie von Eliſen und dem Kapitain glaubte, immer nur halb Recht hatte.

Eliſe ging mit Saldorf um, wie die Geliebte mit dem Geliebten, wie die Braut mit dem Verlobten, und der Kapitain behandelte ſie, wie die Braut ſeines Freundes. Auguſte ſah nicht, daß Kälte zwiſchen den beiden Freunden entſtand; vielmehr wurde das gegenſeitige Vertrauen mit jedem Tage inniger, die Liebe mit jedem Tage größer. Nur von der Scheidung war nicht oft die Rede. Eliſe und der Kapitain liebten einander noch immer; doch Saldorf gehörte ſo ganz mit in ihr Empfindungs-Syſtem, daß ſie ſich in der Art der Empfindung, die ſie für einander fühlten, leicht irren konnten. Der Kapitain liebte ſeinen Freund ſo innig, ſo herzlich, daß er in der That oft glaubte, er ſey nur auf Eliſen eiferſüchtig, wenn er es auf Alexandern war. Uebrigens lebten alle Drei jetzt durch Liebe und Vertrauen ſo glücklich, daß ſelbſt ihr Glück ſie in ihrer ſonderbaren Täuſchung erhalten konnte. Auch nahmen der Kapitain und Eliſe ſich wohl in Acht, den tiefſten Grund ihrer Herzen zu unterſuchen; und ſo überredeten ſie ſich, die Sache ſey für ſie abgethan.

Indeß am Ende fodert das Herz ſeine Rechte wieder. Eliſe war an Saldorfs Seite ſehr glücklich; ſeine Unterredungen und der alte zärtliche Ton ſeiner Stimme verjagten alle Wolken von ihrer Stirn. Doch ſobald ſie wieder allein war, stützte ſie die Stirn nachdenkend in die Hand; eine Sehnſucht, der ſie keinen Nahmen zu geben wagte, bemächtigte ſich ihres Herzens, und es drangen unwillkührliche Thränen in ihre Augen. Es fehlte etwas zu ihrem Glücke; und hing ſie dem Gedanken nach, ſo fühlte ſie zulezt, daß ihr alles dazu fehlte. — Und was denn? fragte ſie ängſtlich ſich ſelbſt; doch zur Antwort kam es nicht. Sie nahm eine Arbeit vor, ſuchte Auguſten auf, oder ſezte ſich an das Klavier; und dies war das Schlimmſte, was ſie thun konnte: denn das Klavier hatte für ſie nur jammernde Töne, und jeder Ton ſchien ihr ſagen zu wollen, was ihr fehlte.

Der Kapitain hatte an ſeiner höhern Liebe zu Saldorf ein Gegengewicht für ſeine Liebe zu Eliſen; doch wenn er Beide in der vertraulichſten Stellung neben einander ſitzen ſah, dann ging er leiſe hinaus, und es drängte ſich ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt hervor. „Vergeſſen!" ſagte er leiſe; „ganz vergeſſen! Sie ſieht mich nicht einmal mehr an! — Gott ſey Dank! ſie iſt ſein. Ich gab ſie ihm, aber vergeſſen habe ich ſie noch nicht; und ich fühle, daß ich ſie nie vergeſſen werde. Gott ſegne ſie Beide!" Er ging mit geſenktem Kopfe im Garten hin und her. Nach einer Stunde ſagte er wieder: „nein, vergeſſen kann ich ſie nicht!" denn während der Zeit hatte er keinen andern Gedanken gehabt, als dieſen.

Auguſte bemerkte nach und nach, was Eliſe und der Kapitain ihr ſo gern verbergen wollten. Um ihrer Sache gewiß zu werden, ſagte ſie zu Eliſen: man will es dir verſchweigen; ich glaube aber, du mußt es wiſſen. Es iſt von einer Scheidung die Rede. — „Scheidung?' fiel Eliſe ſchnell und mit Beſtürzung ein. „Scheidung?" wiederholte ſie langſam. „Freilich, ich weiß nur nicht, wie man die Sache angreifen wird, ohne . . ."

... ohne dir wehe zu thun? fiel Auguſte bedeutend ein.

Dieſer bedeutende Ton machte Eliſen aufmerkſam. „Geſchehen muß es doch einmal, wenn wir ruhig werden ſollen, ſagte ſie mit aller Faſſung, deren ſie mächtig werden konnte. Dann ging ſie in ihr Kabinet, und weinte. „Scheidung!" dachte ſie. „O, daß der Tod mich von dem Leben ſchiede! ... Werde ich in einer beſſern Welt Vergebung finden für eine Liebe, die hier unſre Herzen zerreißt? Scheidung! o nur das nicht, heilige Vorſehung, oder erlöſche in meiner Bruſt die Flamme einer reinen und dennoch" — Sie vollendete nicht, und ſank troſtlos in ihren Sofa; denn jetzt hatte ſie einen hellen Blick in ihr Herz gethan, und darin geſehen, was ihr fehlte.

Saldorf war jetzt der einzige Glückliche. Er glaubte ganz feſt, daß Eliſe ihn liebe, und daß Barneck ſie ihm abgetreten habe, ohne ihm dadurch ein großes Opfer zu bringen. Natürlich wünſchte er nun mit der größten Sehnſucht, endlich ſein Glück entſchieden zu ſehen; aber auch er fürchtete ſich vor der Scheidung, weil dadurch Eliſens guter Nahme leiden mußte, der ihm doch heilig war. Und doch konnte er auch nicht zugeben, daß ſein Freund länger in einem Verhältniſſe blieb, welches ihm ſelbſt den Genuß des häuslichen Glückes nicht erlaubte. Er ſprach darüber mit dem Kapitain. Beide wendeten die Sache hin und her, ſtießen aber immer auf Schwierigkeiten. Der Kapitain fragte endlich ſeinen Konſulenten um Rath, und dieſer fand alles ganz leicht, weil er nicht die feinen Bedenklichkeiten hatte, die in dem Herzen der beiden Freunde lagen. Zwar legte der Kapitain ihm den Fall Anfangs unter anderen Nahmen vor; der Konſulent wußte aber, daß Saldorf und Eliſe einander geliebt hatten, und ließ bald merken, daß er ſah, von wem eigentlich die Rede war. Der Kapitain, meinte er, dürfe nur ſagen, er habe an dem Tode ſeines Freundes gezweifelt, und ihm deshalb ſeine Braut aufheben wollen. Wenn nur die Sache vorher mit Eliſens Vater abgemacht werde, ſo könne ihre Ehre gar nicht leiden, höchſtens nur in den Augen verächtlicher Menſchen, die an keine Tugend glaubten, und deren Urtheil nichts als Verachtung verdiene.

Der Kapitain wußte hierauf nichts zu erwiedern, und fühlte mit ſchwerem Herzen, wie leicht er von Eliſen geſchieden werden konnte. Er reiſte nun zu Eliſens Vater. Dieſer wußte ſchon, daß Saldorf zurückgekommen war und bei Barneck lebte. Er gab dem Kapitain zu verſtehen, daß ſein Freund Eliſen einmal geliebt hätte. „Ich weiß das,“ antwortete der Kapitain ernſt.

Aber ſo ſcheint es mir doch ein wenig gefährlich, lieber Barneck, daß Sie . . .

„Wenn ich gewußt hätte, daß Saldorf noch lebte: bei Gott! lieber Vater, Sie würden jetzt noch ganz andere Dinge hören, als daß er bei mir iſt.“

Nun? und das wäre? Ich weiß, Barneck, welche ſeltſame Menſchen Ihr Beide ſeyd. Nun?

„Ich hätte mich mit Eliſen trauen laſſen, aber als Bruder mit ihr gelebt; dann bekäme

Er ſie jetzt, und mein halbes Vermögen dazu."

Und die Welt hielte Sie für unklug!

„Ja, die Welt; aber Sie gewiß nicht, lieber Vater: Sie hätten das Glück Ihrer Tochter beſtätigt."

Ich weiß nicht, was ich gethan haben würde. Das iſt freilich wahr: ich kann zuweilen für eine ſolche Handlung einen rechten Sinn haben. Damals, z. E., als Saldorf, ſo mir nichts, dir nichts, nach Amerika ging, und das bloß auf ein Paar Worte von Eliſen, da fehlte nicht viel . . . —

Varneck brach ab, da er nun wußte, daß der Graf nicht viele Schwierigkeiten machen würde. Als er wieder zu Hauſe war, ſagte er ſeinem Freunde: es iſt alles gut, alles richtig. Wir geſtehen die reine Wahrheit, lieber Alexander, bis auf die einzige kleine Abänderung, daß ich noch immer an deinem Tode gezweifelt hätte. Ich übergebe dir deine Braut. Eliſens Vater willigt ein, dafür ſtehe ich dir jetzt; und wir Alle ſind glücklich."

O, ſo laß uns eilen, du treuer Freund!

„Ja, das wollen wir!“ ſagte Barneck mit einem kleinen Seufzer.

Saldorf kündigte Eliſen ihre nahen Hoffnungen an. Dieſe unerwartete Nachricht überwältigte ſie, ſo daß ſie erblaßte, und die erſten Minuten unruhig und zerſtreuet blieb. Er fragte nach der Urſache ihrer Unruhe. Sie behauptete erröthend, keine zu fühlen, und er ahnete jetzt zum erſten Male etwas Geheimnißvolles in ihrem Herzen. Sie ging in ihr Kabinet, ſo bald ſie konnte, und Saldorf trat an ein Fenſter, um über ſein Schickſal nachzudenken. Auf einmal war es ihm, als hörte er Eliſen ſeufzen. Er näherte ſich der Thür, die Eliſe hinter ſich nicht feſt zugemacht hatte, und ſah, daß ſie, mit allen Zeichen des tiefſten Grams, ihr Taſchentuch in die Augen drückte. Erſchrocken ging er leiſe zurück. So eben trat Eliſens Mädchen herein, und durch dieſes ließ er ſie bitten, ihn einige Augenblicke zu ſprechen. Sie kam lächelnd und heiter; doch er ſah in ihren Augen Spuren von Thränen, und erinnerte ſich, daß er ſie ſchon oft ſo geſehen hatte.

„Eliſe,“ ſagte er nach einigen gleichgültigen Reden; „ich fürchte beinahe, Sie haben einen geheimen Gram, den ich nicht mit Ihnen theilen ſoll.“

Erröthend antwortete ſie ſchnell: ich bin ja ſo glücklich, mein Alexander! Wie kommen Sie darauf?

„Ich weiß ſelbſt nicht wie,“ ſagte er lächelnd, und brach ab. Doch von jetzt an beobachtete er Eliſen aufmerkſamer, und ſeinem hellen Auge entgingen ihre Thränen, ihre Seufzer nicht mehr. Er ſuchte nun unvermerkt Auguſten auszuholen; doch dieſe leugnete dreiſt, weil ſie nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Eliſe Saldorſen ihre Hand geben würde. Nun drang er in Eliſen ſelbſt; doch ſie blieb bei ihrer Verſicherung, daß ſie keinen Kummer habe.

„Karl,“ ſagte er; „Eliſe hat einen Gram, deſſen Urſache ich nicht kenne.“

Der Kapitain wurde blaß, und ſchwieg.

„Einen gefährlichen Gram, der ihrem Leben, der ihrem Glücke droht. (Der Kapitain ſchwieg noch immer.) Intereſſirt ihr Gram dich ſo wenig, Karl, oder ſo viel?“

Der Kapitain wurde über dieſe Frage beſtürzt, und leugnete Eliſens Gram. Alexander ſagte nur noch: „es iſt möglich, daß ich mich geirrt, daß ich die Sehnſucht der Liebe für ihren Kummer gehalten habe.“

Er wendete ſich an Auguſten, und ließ ſich von ihr des Kapitains Bekanntſchaft mit Eliſen vom erſten Tage an ausführlich erzählen. Dann foderte er daſſelbe von Eliſen, und endlich auch von dem Kapitain. Als er die drei verſchiedenen Erzählungen mit einander verglich, fand er in jeder mehrere kleine Umſtände, die nicht zuſammen paßten, Lücken, die nicht ausgefüllt waren. Er ſah nun, daß man ihm ein Geheimniß verbergen wollte, fürchtete ſich, den Schleier wegzuziehen, und ahnete beinahe, was er finden würde; denn der Kapitain, der gar nicht für Verſtellung taugte, hatte ſich, als Salsdorf ſich auf einzelne Umſtände einließ, mehrere Male ſehr deutlich verrathen.

Er ging in die Reſidenz, um ſich dem Fürſten vorzuſtellen. Hier ließ er ſich von dem alten Johann, von Fraſern und von mir erzählen. Als er die einzelnen Umſtände zuſammen nahm, errieth er alles Frühere ganz richtig. Nun kam es aber darauf an, zu erfahren, ob Eliſe und Barneck noch jetzt einander liebten.

Er beſchloß, was es auch koſtete, Beiden ihr Geheimniß zu entreißen. Von dem Augenblicke an, da er Eliſens Thränen geſehen hatte, war er traurig umher gegangen. Sein Gram wurde immer ſtärker, und er gab ſich nicht einmal mehr Mühe, ihn zu verbergen. Auguſte hatte endlich den Muth, ihn zu fragen, warum er ſich gräme. Er antwortete: „über das Unglück eines ſchönen weiblichen Herzens." — Eliſe erblaßte; der Kapitain ſah vor ſich nieder, und Niemand fragte weiter. — „Ueber das Unglück einer jungen, ſchönen, gefühlvollen Griechin."

Welcher Griechin? fragten alle Drei ſehr eifrig. Wer war ſie? Was iſt ihr begegnet? —

Sie hieß Helene, und war die Tochter eines Kaufmanns. O Eliſe, Sie ſollten dieſes edle Mädchen geſehen haben! Ihr Vater, ein ſehr reicher Mann, ſchickte ſie nach Venedig, um ſie dort erziehen zu laſſen, und dann nach Wien, wo ſie ihren Geiſt noch weiter bildete. Sie ſchifft ſich in Trieſte ein, um in die Arme ihres Vaters zurückzukehren. Im Archipelagus überfällt ein Seeräuber das Schiff, und erobert es. Helena wird in Smyrna verkauft. Ihr Vater handelt von Konſtantinopel aus um ihr Löſegeld. Der Sklavenhändler ſteigert den Preis, täuſcht aber den Vater, weil ſie ſchon für den Harem eines Baſſa beſtimmt iſt. Ich ſah ſie in Smyrna in der Kirche, wo ſie, von einer alten Aufſeherin begleitet, vor dem Altare kniete, und die Stirn zur Erde niederbeugte. Als ſie ſich aufrichtete und ihren Schleier herunterſchlagen wollte, warf ich einen Blick auf ſie, und erſtaunte über ihre himmliſche Schönheit. Sie ſah mich an, und ihr Auge ſchien Mitleiden von mir zu fodern. Dies zeigte ich ihr durch Mienen und Bewegungen, ſo deutlich ich konnte. Nun fragte ſie Italiäniſch: „du biſt ein Franke?“ Ein Deutſcher, antwortete ich. „Ein

Deutſcher?" erwiederte ſie freudig in Deutſcher Sprache. „Morgen auf dem Altare ein Brief!" Sie gab mir jetzt ein Almoſen, und ſagte Arabiſch: „Gott iſt barmherzig, armer Mann!" Die alte Aufſeherin zog ſie gebieteriſch fort.

Ihr Auge voll Thränen ſchwebte die ganze Nacht hindurch vor meiner Seele. Ich war früher als ſie in der Kirche. So wie ſie in die Thür trat — ſie hatte dies Mal eine Sklavin bei ſich — legte ich ſchnell einen Brief auf den Altar, und trat ſeitwärts in eine Halle. Sie ſah ſich um, erkannte mich, nahm meinen Brief, legte einen andern dafür hin, betete dann, und entfernte ſich wieder. In meinem Briefe hatte ich ihr geſchrieben: ich wäre ein Deutſcher und ſo eben der Sklaverei entronnen. Was aber Muth und ein menſchliches Herz vermöchten, wollte ich thun, ihre Thränen zu trocknen. Sie ſchrieb mir ihre Geſchichte, und ſetzte hinzu: der Sklavenhändler werde von ihrem Vater gewiß kein Löſegeld nehmen, aus Furcht, es zurückzahlen zu müſſen, weil ſie eine Unterthänin des Großherrn ſey. Nur durch die Flucht könne ſie ſich von Sklaverei und Schande retten. Zuletzt fragte ſie mich: ob ich Muth habe, etwas zu wagen.

Ich antwortete ihr am folgenden Tage: ſie möchte mir nur Mittel angeben, wie ich ſie retten könnte; an Muth fehle es mir nicht. So wie ſie mich ſah, winkte ſie mir mit der linken Hand, ließ einen kleinen Beutel fallen, nahm dann meinen Brief, und ging, als ſie gebetet hatte, auf der andern Seite des Altars hinunter.

In dem Beutel war ein goldener Ring mit einem Rubin, zwei Zechinen, und ein Brief. Sie ſchrieb mir: „Du biſt ein Deutſcher, und wirſt mich nicht betriegen. Ich gab alle meine koſtbaren Steine einem Menſchen, der mich hinterher verlachte, und ſich nicht um mich bekümmerte. Hier iſt alles, was ich noch habe. Schaffe mir ein Matroſenkleid, und Farbe, mit der ich mein Geſicht verſtellen kann. Wenn du ſiehſt, daß ich mit einem Türkiſchen Sklaven komme, ſo wirf mir die Kleider in die Kapelle der heiligen

Agnes. Dort darf ich ohne Zeugen beten. Ich kleide mich an, und entfliehe. Am Seethor erwarte ich dich. Chriſt! eine Unglückliche ſetzt ihre ganze Hoffnung auf dich. Du wirſt ſie nicht betriegen.“

„Ich kaufte die Kleidung eines Matroſenknaben, und ging damit nach der bezeichneten Kapelle in der faſt immer unbeſuchten Kirche. Helene kam, von einem Türken begleitet. Ich warf die Kleider in der Kapelle nieder, und knieete dann vor dem Altare, mein Auge immer auf den Türken gerichtet. Er wartete mit gerunzelter Stirn auf die Chriſtin. Endlich trat ſie, durch Kleidung und Farbe ganz entſtellt, muthig aus der Kapelle hervor, ging hinter dem Türken weg, und verließ die Kirche. Ich folgte ihr langſam nach, und am Hafenthore erreichte ich ſie. Wir flohen ſogleich in das Gebirge. Hier ſank ſie zitternd vor mir nieder, umfaßte meine Kniee, blickte zu mir auf, und rief: „Gott ſey gelobt! ich bin gerettet!“ Dieſer Ausbruch begeiſterter Dankbarkeit lockte Thränen in meine Augen. „Du haſt Thränen?" rief ſie; „o, es ſind die erſten, die ich wieder um mich fließen ſehe!" Sie ſprang auf, und warf ſich in meine Arme. „Ich bin deine Tochter, mein Retter, mein Schutzgott!"

Gerettet ſagſt du? Wohin ſollen wir fliehen? Das Gebirge iſt voll räuberiſcher Beduinen und Kurden! (Sie zeigte auf das Meer.) Auf einem Schiffe kommen wir nicht fort; denn gewiß werden alle viſitirt, um dich zu ſuchen. Man wird jedes Boot beobachten, das auslaufen will. — „Und dennoch bin ich gerettet!" rief ſie, aufs neue vor mir niederfallend; „denn ich kann ſterben." Sie zog einen kleinen Dolch hervor. Ich ſagte mitleidig: wäre das doch Gold! dann könnte es uns retten. — „Gold," erwiederte ſie, „kann uns retten? O, ſo nimm! nimm!" Sie nahm aus dem zuſammengeflochtenen Haar einen Ring von Werth, und gab ihn mir. „Geh, rette mich!" — Erſt will ich dich in Sicherheit bringen, ſagte ich. Folge mir. Haſt du auch Muth, in die Wohnung der Todten zu gehen? — „Ueberall bin," erwiederte ſie, „wo ich Rettung hoffen kann."

Ich führte ſie eine Meile weit von der Stadt nach den Ruinen eines ehemaligen Kloſters, in deren Nähe das Grab eines Santons war. Auf meiner Reiſe nach Smyrna hatte ich mich bei einem ſchrecklichen Sturme in dies Grabmahl geflüchtet. Ich wußte, daß man einen Stein aufheben konnte, der den ſchmalen Eingang in das leere Grab bedeckte. Sie ſtieg beherzt hinein. Ich gehe, ſagte ich, dir Lebensmittel und Kleidung zu holen; am Abend bin ich wieder bei dir. „Kommſt du nicht wieder," ſagte ſie, „ſo iſt bis morgen mein Grab."

Ich lief mehr, als ich ging, um die Errettete nicht lange in ihrer ängſtlichen Ungewißheit zu laſſen. Zu dem Ringe fand ich bald einen Käufer. Nun kaufte ich zwei Mäntel, und Speiſe auf einige Tage, eilte ſo ſchnell als möglich zurück, und kam mit der Nacht bei Helenen an. Sie gab mir das verabredete Zeichen, daß alles ſicher wäre, hüllte ſich in den Mantel, aß, und war ſehr fröhlich. Wir ſchlummerten endlich neben einander ein, und ſchliefen, bis die Sonne aufging.

Ich ſagte ihr nun, daß ich nach Smyrna gehen müſſe, um Anſtalten zu der Ueberfahrt nach Griechenland zu treffen. Sie möchte das noch übrige Geld behalten, auf den doch immer möglichen Fall, daß ich von ihr getrennt würde. — „Wirſt du von mir getrennt," erwiederte ſie, „ſo brauche ich kein Geld, ſondern dieſes Eiſen. Geh! ich erwarte dich hier."

In Smyrna erfuhr ich heute, daß die Regierung die ſtrengſten Maßregeln genommen hatte, die entflohene ſchöne Griechin nicht auf ein Schiff kommen zu laſſen. Ich durfte es nicht wagen, mich irgend einem Schiffer zu entdecken, und mußte mich entſchließen, zurückzukehren, ohne ſchon etwas gethan zu haben. Doch machte ich Helenen Hoffnung, daß man nicht immer ſo ſtrenge ſeyn würde.

„Ich bin gerettet," ſagte ſie mit feſtem Muthe; „denn warum hätte Gott mich unter den Tauſenden den Einzigen, der mich retten wollte, finden laſſen? Je mehr ich darüber nachdenke, mit deſto größerer Zuverſicht glaube ich, daß Gott mich wieder in mein Vaterland führen wird."

Ein Sturm verhinderte mich am folgenden Tage, nach Smyrna zu gehen, und wir ſaßen verborgen in einer Höhle, die ſie entdeckt hatte und zu der kein Weg führte. Jetzt erzählte ſie mir ihre Lebensgeſchichte, und mit einem Eifer, einem Feuer, einer tugendhaften Begeiſterung, einem ſo geiſtigen Leben, daß ich nicht müde wurde, ſie zu hören und zu bewundern. Sie hatte die weiche Seele eines Kindes, und den Muth eines Helden. Es waren glückliche Stunden, als ich neben ihr ſaß, und von ihren Lippen die Gefühle des tugendhafteſten Herzens und die Gedanken des hellſten Geiſtes hörte. Einzelne Beduinen ritten unten am Wege vorüber, und räuberiſche Kurden trieben ihre Heerden am Fuße der Felſen hin. Sie lächelte nur, und fragte mich leiſe, als Hunde anſchlugen: „fürchteſt du dich, zu ſterben?"—

Für dich, und in deinen Armen zu ſterben fürchte ich nicht, holdes Mädchen! antwortete ich. Ja, Eliſe, das ſagte ich in der ſchönen Begeiſterung einer reinen Liebe. Ich faßte ihre weiche Hand, und drückte ſie an meine Lippen. Sie lächelte. „Wenn wir ſterben müſſen, dann ſollen dieſe Arme dich umfaſſen, und dieſe Bruſt dein Leben vertheidigen!“

In dem hintern Theile, wo wir aus Vorſicht unſer Lager aufſchlugen, war die Höhle eng. Sie ſchlummerte neben mir ein, und ihr Athem erwärmte meine Wange. Ihre Hand lag in der meinigen, und ſo ſchlief ſie, wie ein Kind an der Bruſt der ſchützenden Mutter.

Noch immer wurden alle Schiffe genau beobachtet. So mußten wir denn einen Monat lang in der Höhle zubringen, da eine Reiſe zu Lande, ohne die Begleitung mehrerer Bewaffneten, uns gewiß das Leben gekoſtet hätte. Endlich verſprach ein Schiffer, uns aufzunehmen, wenn ich ſelbſt mit einem Boote in eine Rhede kommen wollte, die eine Stunde weit von unſerm Zufluchtsort entfernt war. Ich kaufte einen Fiſcherkahn, und brachte ihn mit unſäglicher Mühe durch die Brandung in die Nähe der Felſen, wo Helene ſich aufhielt. Die Brandung am Ufer war ſehr gefährlich. Ich verhehlte ihr das nicht. „Haſt du Muth, mit mir zu ſterben?" fragte ſie lächelnd, und folgte mir an die Küſte. Sie ſetzte ſich ein, und wollte mir rudern helfen. Ich ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und nahm das Ruder. Schon hörte ich das Brauſen der Brandung. Da riß eine Strömung den Kahn mit ſich weg, und führte ihn gegen die Felſen. O Gott! rief ich verzweifelnd, wir ſind verloren! Jetzt ſprang ſie auf, umfaßte mich, drückte ihre heißen Lippen auf meinen Mund, und ſagte: „ſo ſtirb an meinem Herzen!" Wir kamen dem Felſen immer näher. Doch als die Gefahr am größten war, ging der Mond auf, und zeigte mir, zwiſchen der Brandung auf beiden Seiten, eine ruhige, ebne Stelle. Ich bot meine letzten Kräfte auf, und der Kahn glitt ſanft hinter den Felſen weg in das Meer.

Gott iſt barmherzig! rief ein Türk auf einem vorüberſegelnden Schiffe. Gott iſt barmherzig! wiederholten wir Beide. Ich ruderte aus allen Kräften, und Helene trocknete mir von Zeit zu Zeit den Schweiß ab. Um Mitternacht erreichten wir die Rhede, wo das Schiff kreuzte. Ich ruderte darauf zu, und man nahm uns auf.

Unſre Ueberfahrt war ſchnell und glücklich. Wir gingen zu Lande nach Konſtantinopel, und Helene führte mich da in ihres Vaters Wohnung. O Elise, welch ein Wiederſehen zwiſchen dieſem Greiſe, und dieſer Tochter! Sie ſank vor ihm nieder. Er legte die Hand ſegnend auf ihr Haupt, blickte gen Himmel, und ſagte: o Gott, vergieb mir meine Zweifel! . . . Biſt du es auch, Helene? (Sie hatte die entſtellende Farbe noch im Geſicht). Er fing an zu weinen, als er ſie und ihre ärmliche Kleidung genauer anſah. Man führte ſie weg, und nach einigen Minuten kam ſie zurück, in weißen mit Gold geſtickten Atlas gekleidet, ſchön wie eine Göttin. O, wie haſt du dich gerettet? fragte der Vater. „Nicht ich,“ antwortete ſie: „dieſer Mann hat es gethan.“ Sie hob den Schleier auf, und ihre Schönheit ſtrahlte mir wie ein glänzender Frühlingstag entgegen. „In meinen Armen wollteſt du ſterben,“ ſo wendete ſie ſich zu mir. „Damals ſchwieg ich. Doch jetzt, du mein Schutzengel, bitte ich dich: ſtirb in meinen Armen, und laß mich in den deinigen leben und glücklich ſeyn!“

Da ſtand das ſchöne, edle, vortreffliche Mädchen vor mir, mit ausgebreiteten Armen, mit hochfliegender Bruſt, und mit Thränen in den leuchtenden Augen. Der Vater ſagte: haſt du meine Helene gerettet, o ſo lebe in ihren Armen, und Gott ſegne dich!

Eliſe, ich konnte nicht hoffen, dich unverheirathet wiederzufinden. Man mußte nach Europa gemeldet haben, daß ich todt ſey; denn das Schiff ging nicht weit von der Afrikaniſchen Küſte unter. Ich war für euch alle todt! Daher — ich ſank in die Arme des edelſten Mädchens, und der Vater ſegnete uns. Mich umfaſſend erzählte ſie ihrem Vater die Geſchichte ihrer Rettung. — Sie iſt dein, Fremdling, ſagte der Vater laut. — Und du fragſt nicht erſt, wer er iſt? ſagte ein naher Verwandter. — Wer er iſt? Der Retter ihrer Ehre und ihres Lebens! Sie war mein, weil ich ihr das Leben gab; jetzt iſt ſie ſein, weil ſie ihm Leben, Glück, Ehre und Alles verdankt. Jede heitre Minute, die ſie noch haben wird, iſt sein Werk. Wäre ich der Fürſt unſeres unglücklichen Vaterlandes, ſie gehörte dennoch ihm. — Sie gehört ihm! wiederholten alle Verwandten.

Jetzt hob Helene die vor Freude funkelnden Augen zu mir auf, und ſagte: „ich war ſchon vorher dein; doch nun bin ich es ganz. Hätte mein Vater Nein geſagt, ich wäre dennoch dein; ich folgte dir, wohin du mich führteſt, und verließe dich nicht, wie du mich nicht verließeſt. Kein Schickſal, nur dein Wille kann mich von dir entfernen. Doch auch dann wären nur unſre Körper getrennt; mein Geiſt würde dich immer umſchweben, bis ein glückliches Grab uns wieder vereinte! — So bin ich dein!" ſagte ſie nun leiſe. „Jetzt entſcheide zum zweiten Mal über mein Leben, über mein beſſeres Seyn. Ich habe noch nicht nach deinem Nahmen gefragt, und weiß nicht, ob du arm biſt. Aber gieb mir deine Hand, und ich folge dir, wohin du gehſt. . . . Entſcheide!"

Entſcheide! ſagte auch der ehrwürdige Greis. Und iſt dir dein Vaterland, das du verließeſt, dennoch mehr werth, als dieſer ſchöne Himmel, als dieſe Herzen, die dich lieben, als mein Vermögen, das ich dir anbiete: ſo nimm meine Helene mit dir, und laß mich, ehe ich ſterbe, nur noch Einmal von ihr hören, daß ſie glücklich iſt. — Er nahm die Hand ſeiner Tochter, führte ſie langſam weg, und alle ihre Verwandten folgten ihr.

Man ließ mich allein mit meinem aufgeregten Herzen. Helene war ſchön wie ein Engel; ich bewunderte ihren Geiſt, und ihre Hand wurde mir angetragen. Sie liebte mich mit der Leidenſchaft ihres heißen Himmels; und dieſe Liebe hatte ich durch meine Ehrfurcht, durch meine Anbetung ihrer Seelengröße entzündet. O Eliſe! ich mußte für Sie todt ſeyn; denn ich war nicht zu der beſtimmten Zeit zurückgekommen. So zweifelte ich denn nicht, daß ich Sie als die Gattin eines Andern wiederfinden würde, und ſo mußte ich denn meine Liebe zu Ihnen der Pflicht und Ihrer Ruhe zum Opfer bringen. Das dachte, das fühlte, das glaubte ich. Und nun, Eliſe! Karl! laßt mich die innerſte Stimme Eures Herzens hören! Was ſollte, was konnte ich thun? Redet!

„Du gabſt ihr deine Hand!“ ſagte der Kapitain mit ſtiller Rührung. — Sie gaben Helenen Ihre Hand! ſagte zu gleicher Zeit Eliſe mit einem heitern Blicke.

Auguſte ſprang fröhlich auf. Das war ganz natürlich, Herr von Saldorf. Und nun, erzählen Sie weiter.

O, ich bin erſchöpft, und muß mich erſt erholen. Laßt mich jetzt! Ich bitte euch um eurer Liebe willen! — Mit dieſen Worten ging er hinaus.

Die drei Zurückgebliebenen ſahen einander ſchweigend und verlegen an. Der Kapitain ſchüttelte den Kopf, und trat mit finſtern Augen und ängſtlichem Herzen in ein Fenſter. Auguſte öffnete die Lippen; Eliſe ſagte aber: ich muß mich erholen. Laß mich. Sie verließ traurig das Zimmer. Der Kapitain ſchwieg. Auguſte hob ſehr ärgerlich an: er hätte doch erſt die Paar Worte ſagen können: ich gab ihr meine Hand! Nicht wahr, Kapitain? Nun läßt er uns da in der Ungewißheit ſitzen!

Der Kapitain wendete ſich zu ihr, und ſagte mit leiſer Stimme: Fräulein, er wollte uns nicht noch tiefer beſchämen; darum ging er, ohne zu enden. Er hat mich auf einer Armſeligkeit ertappt, und wird mich nun verachten. Doch nein! das wird er nicht.

Auguſte ſah ihn ſtarr an. Auf einer Armſeligkeit? Das begreiſe, wer kann! Sie haben ja nicht ein Wort geſagt.

Der Kapitain ließ ſie ſtehen, und ging demüthig weg. Auguſte ſah ihm ſich verwundernd nach, und ging zu ihrer Freundin.

„O," ſagte Eliſe, mit halbverhülltem Geſicht: „jetzt habe ich ſein Herz und ſeine Hand verſcherzt! Wohin ſoll ich nun fliehen? Auguſte, jetzt bin ich unglücklich! Er wird mich verachtend von ſich ſtoßen!"

Auguſte erſtaunte, als ſie Eliſen ungefähr eben das ſagen hörte, was der Kapitain geſagt hatte. Werde ich denn, dachte ſie, dieſe Menſchen niemals verſtehen lernen?— Verachtend? ſagte ſie nach einer Pauſe. Die Geſchichte mit der Griechin, die er ja am Ende erzählen kann, wie er Luſt hat, entwickelt alles, und jetzt, hoffe ich, ſoll die Sache ſehr gut auslaufen. Wenn er nur die Erzählung vollendet hätte!

„Er hat ſie vollendet! o, er hat ſie vollendet! Sahſt du denn nicht, wie ſtolz er ſich abwendete, und daß er ging, um uns die Schamröthe zu erſparen?"

Ja, er ging; ich glaube aber, um ſeine eigne Schamröthe zu verbergen. Das hätte er indeß wenigſtens bei mir nicht nöthig gehabt; denn, Eliſe, hangen wir nicht immer von dem Zuſammentreffen der Begebenheiten, von dem Willen des Schickſals ab?

„Schmerz und Freude hängt von dem Schickſal ab, mehr nicht; ſonſt wäre der Menſch ein Sklav, und noch niedriger, als das Thier. O, er ſtand unerſchüttert bei ſeinem Schickſal da, und behielt ſeine Freiheit mitten unter der laſtenden Hand, die auf ihm lag. Ich gab meine Freiheit hin, und habe ihn verloren!"

Hier öffnete der Kapitain die Thür. „Saldorf und ich, wir müſſen ſogleich nach der Reſidenz." — Eliſe ſah ihn erſchrocken an. — Er fuhr fort: „Eliſe, es iſt nichts von dem, was du fürchteſt. Glaub mir, er liebt uns. Das Kriegsgericht hat ihn citirt wegen ſeines Entweichens von dem Reglmente." —

So war es wirklich. — Eduard hörte von Amelien, daß Saldorf wieder da wäre. Dieſe Nachricht überraſchte ihn. Saldorf? ſagte er. Führt den ein guter Geiſt oder der Teufel aus dem Meere zurück? Iſt es auch gewiß, Amelie? Wo iſt er denn? Weiß er ſchon, daß ſeine überirdiſche Göttin ihm ungetreu geworden iſt? und daß ſein Freund

... Herrlich! Da habe ich ja dieſe Menſchen in meiner Hand! Wenn nun nicht ihr Glück in Trümmer fällt, ſo will ich in den Orden La Trappe treten. Freund und Freund, Geliebter und Geliebte, und nur drei Perſonen. Ich will den diable à quatre machen! Wo iſt er, dieſer Saldorf? O, daß er ſie nur noch liebte, dieſe Tugendprinzeſſin, die, wie eine junge Witwe, kaum das Trauerjahr abwartete! Freilich, ſieben Jahre können ſelbſt eine Leidenſchaft, wie die meinige, vernichten. Aber er hat ſie geliebt, und ſie iſt jetzt ſchöner, als jemals; es müßte ſeltſam zugehen, wenn dieſer Saldorf mir nicht zu meiner Rache behülflich ſeyn ſollte.

Er fing ſogleich an zu ſpioniren, und erfuhr: Saldorf ſey bei Arabern in Sklaverei geweſen; er wohne bei Barneck im Hauſe, und die beiden Freunde ſtänden noch immer in dem alten Verhältniß; ja, ihre Liebe, ihr Vertrauen zu einander ſchienen ſich noch vermehrt zu haben.

O, je einiger jetzt, dachte er: deſto beſſer in der Folge für mich! Die Thoren, und die Thörin! ſie gehen auf dem glatten Eiſe ſo dreiſt, als wären ſie auf feſtem Lande. Aber ich will euch zu Boden ſtrecken, ihr — Heuchler oder Dummköpfe! Meint ihr, daß eine bekämpfte Leidenſchaft darum ſchon beſiegt iſt? O, ich ſehe ſie nie, ohne zu fühlen, daß ich ihr für eine Umarmung alles verzeihen könnte! Und er — dieſer Thor, der gewiß auf ſeinen Wanderungen den Nahmen der geliebten Zauberin bei jedem Schritte anrief; er, der es ſchon für Hochverrath an ſeiner Liebe hielt, ein andres Weib nur anzublicken: er ſollte dieſes Ideal der weiblichen Reitze täglich ſehen, er ſollte ihres Vertrauens, ihrer Freundſchaft genießen, ohne mehr zu wollen? Unmöglich! Ich habe ſie, und brauche bloß Zuſchauer zu ſeyn. Ihre eigenen Herzen werden ſie verderben, und vielleicht erhalte ich am Ende noch, was ich ſo lange und ſo ſehnlich wünſche.

Warnecks kamen in die Stadt. Eduard wollte ſie mit ſeinen Blicken durchdringen; doch er ſah weiter nichts, als Freundſchaft, Vertrauen und Liebe. Er ließ ſie beobachten, und alles, was er durch beſtochene Domeſtiken erfuhr, waren Nachrichten zum Verzweifeln: daß die beiden Freunde und Eliſe in der glücklichſten Zufriedenheit lebten. — Faſt glaube ich, ſagte er zu ſeiner Schweſter: dieſe Leute ſind nur Geſtalten von Menſchen, die eine Zauberei hervorgerufen hat, mich zum Beſten zu haben!

Auf einmal verbreitete ſich in der Reſidenz das Gerücht, Barneck wolle ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen. Man widerſprach, und fand das unmöglich; denn es wurden Umſtände dabei erzählt, die zu ſeltſam waren, als daß ſie etwas andres als eine Erfindung ſeyn konnten.

Das Gerücht wurde immer lauter. Eduard ſuchte die Quelle deſſelben auf, und kam zuletzt an eine vertraute Freundin des Fräuleins Holſten, und an Barnecks Konſulenten. Auguſte war nicht ganz verſchwiegen geweſen, und auch der Konſulent hatte geplaudert. Daraus war das Gerücht entſtanden, welches jetzt, ſich immer vergrößernd, in allen Geſellſchaften umlief. Sobald Eduard die

Quellen deſſelben kannte, koſtete es ihm faſt gar keine Mühe mehr, zu erfahren, wie viel daran war. Nun? fragte Amelie: weißt du etwas Beſtimmtes?

„Hm ja!“ antwortete er, ohne aufzublicken.

Und das iſt?

„Unglaublicher als ein Feenmährchen. Der Onkel will, da Saldorf gar nicht wieder kommt, Elliſen verheirathen. Sie glaubt, auch dem todten Geliebten eine unverbrüchliche Treue ſchuldig zu ſeyn, und giebt ſich in Barnecks Schutz. Dieſer, ein Freund, wie Eliſe eine Geliebte, heirathet die Braut ſeines Freundes zum Schein, und lebt mit ihr, wie ein Bruder mit der Schweſter. Saldorf kommt zurück, und Barneck tritt ihm die Geliebte durch eine Scheidung ab.“

Ha ha ha! Und das glaubſt du? das läſſeſt du dir aufheften?

„Ich glaube es, wie ein Feenmährchen, das vor meinen Augen vorgeht, und worin ich mitſpiele. Barneck, dachte ich, iſt Elliſens überdrüßig, oder eiferſüchtig, oder toll vor Großmuth. Man dichtet nun den Umſtand mit der ſcheinbaren Heirath hinzu. Aber, Amelie, die Erzählung von der ſcheinbaren Heirath iſt nicht eine Erfindung von jetzt, ſondern ſo alt wie die Heirath ſelbſt, und noch älter. Sie ſchreibt ſich von der Holſten her, die ihre geſchäftigen Hände ſehr tief in dieſem Spiele hat. Und glaube nur nicht, ſie hätte die Sache zum Lobe des Kapitains oder gar Eliſens erzählt; nein, zu ihrem eignen Triumphe. Die Sache iſt unglaublich, wie das Mährchen von der Zauberlampe, und dennoch wahr."

Hm! nun ja! Was kann man in einem bitterſüßen Anfalle von Großmuth nicht wollen! Aber jetzt iſt es anders.

Eduard zog ein Päckchen Briefe hervor. „Da lies Briefe von der Holſten, die ich mir zu verſchaffen gewußt habe. Du lachſt? Dieſe Briefe koſten viel Geld, das verſichre ich dir. Da lies! Erſtlich, wie geſchäftig die Holſten geweſen iſt (was ſie gereuen ſoll); zweitens, daß die Heirath nichts als ein Blendwerk iſt; drittens ein Blendwerk, troz dem, daß der Kapitain und Eliſe einander lieben. Lieben! das ſteht da, Amelie, nicht mit Worten, aber doch in Thatſachen, mit einem Detail, das die Holſten nicht erfunden haben kann. Ich bitte dich, lies nur die Briefe."

Amelie las, und ſagte dann: beinahe weiß ich nicht, ob ich den Briefen trauen ſoll; ſo ſehr ſieht alles einem Mährchen ähnlich! — Aber was iſt dein Entſchluß?

„Faſt möcht' ich ſagen, ich zittre vor dieſen Menſchen, wie vor Geiſtererſcheinungen, oder wie vor Wahnwitzigen, die man für vernünftig hält. Es ſind gefährliche Menſchen. Laß tauſend ihrer Art in den Geſchäften thätig ſeyn, und wir ſind um unſre Exiſtenz gebracht. Aberglaube, Fanatismus, wie du willſt. Genug, es ſind die gefährlichſten Menſchen von allen, weil ſie die intoleranteſten ſind. Ich könnte ſie neben mir ſtehen laſſen, ſo lange ſie mir nicht in den Weg träten; ſie aber können und dürfen uns nicht dulden, auch wenn wir ſie nicht hindern. Sie würden die Welt zu einem Kloſter, Pönitenz zu dem ſchönſten Genuſſe des Lebens, und die Hoffnung einer künftigen Welt zu dem höchſten Glücke machen.“

Aber was iſt dein Entſchluß, Eduard? Ich muß geſtehen, ſo viel Edelmuth fängt an mich zu intereſſiren.

„Nun ja! wie ein Schauſpiel! Auch ich muß geſtehen, daß ich dabei nicht kalt geblieben bin. Gieb mir zehn ſolche Freunde, und ich bin allmächtig. Aber, Amelie: wenn jemand ſich ſelbſt Tugenden heuchelt, die der Menſch nicht hat — iſt er dann weniger ein Heuchler? Willſt du eine Mahomedanerin werden, weil es Mahomedaniſche Märtyrer giebt? willſt du künftig mit deinem verſtorbenen Manne auf dem Scheiterhaufen liegen, weil in Hindoſtan hundert Witwen ihn mit fröhlichem Muthe beſtiegen haben? Was iſt denn der Charakter des Klugen, als daß er ſich nicht irre machen läßt, auch nicht durch Ausnahmen von ſeiner Regel? Ich begreife dieſe Menſchen nicht, ſo wie ich den Wahnwitzigen nicht begreife, der ſich für Gott hält, und in den Ketten, die ihn feſſeln, Beweiſe ſeiner Allmacht ſieht.“

Nun, ſo überlaß ſie ihrer Narrheit, und ſtöre ſie nicht in ihrer Ruhe!

„Auch du biſt eine Närrin, Amelie!“

Bin ich das? So iſt doch wohl noch etwas Gutes an mir! . . . Eduard, ich finde immer mehr, daß dieſe Menſchen, trotz allen Opfern, die ſie bringen, manches haben, was uns fehlt: eine Ruhe des Herzens, mitten im Leiden, und ein Vertrauen, das wir nicht kennen. Sieh, ich weiß, du würdeſt ohne Bedenken mein ganzes Glück einem deiner Wünſche aufopfern; und wenn es Klugheit iſt, daß ich das zuverläſſig weiß, und daß wir Alle das von einander wiſſen: ſo iſt das Menſchengeſchlecht eine Räuberbande, die Erde eine Mordhöhle, und das Leben ein Metzeln auf der Landſtraße. Es giebt Augenblicke, in denen ich fühle, daß der Menſch etwas Beſſeres iſt; und in dieſen Augenblicken iſt mir kein Menſch verächtlicher, als eben du, und keiner ehrwürdiger, als eben der Saldorf, der mich ſo ſchwer beleidigt hat. Begreifſt du das?

„O, warum nicht? Ich habe nie gezweiſelt, daß du ſchwache Stunden haſt, in denen deine Phantaſie deinem Kopfe Streiche ſpielt."

Phantaſie? Denkſt du nicht etwa gar an meine Katechismuszeit? Ich weiß gewiß, daß ich lieber ein Saldorf ſeyn möchte, als ein Eduard.

Eduard lächelte. „Der Saldorf iſt dir doch noch immer intereſſant! Wenn du Saldorf wäreſt? Das Erſte, was dieſer neue Saldorf thun würde, wäre eine Untreue an ſeiner treuen Eliſe. Er müßte dir zu Fuß fallen. Nicht wahr, Amelie?"

Du mußt nun einmal auf jede Empfindung eines menſchlichen Herzens deine Schande drücken! —

Eduard lächelte. Er wußte wohl, daß Amelie jetzt ernſtlich ſprach; aber auch, daß ſie Saldorfen wegen ſeiner Kälte gegen ſie unverſöhnlich haßte. Daher konnte er denn auf ihre Hülfe, wenigſtens auf ihr Stillſchweigen, rechnen. Sobald er ſicher wußte, daß Barneck ſich wollte ſcheiden laſſen, (und das erfuhr er beſtimmt von deſſen Konſulenten),

lenten), beſuchte er Eliſens Vater, und erzählte ihm, unter andern lächerlichen, unglaublichen Poſſen, auch das Gerücht von Eliſens Scheidung als die unglaublichſte.

„Den Teufel auch, Vetter!" ſagte der Graf; „das iſt nicht ſo unglaublich, als Sie denken." — Eduard reitzte ihn durch Widerſpruch, und der Graf erzählte, daß Barneck vor Kurzem bei ihm geweſen ſey, wahrſcheinlich, um ihn über dieſen Punkt auszuholen.

Ja freilich! da ſcheint etwas daran zu ſeyn. Aber Sie, Herr Graf, Sie würden doch Nein ſagen?

„Gerade umgekehrt! Ich würde Ja ſagen. Nennen Sie mir doch einmal zwei edlere Menſchen, als Barneck und Saldorf!"

Das iſt wahr, Herr Graf. Aber freilich würde man ſagen, Barneck wäre ſeiner Frau überdrüßig, und er hätte ſie dem Bettler, dem Saldorf, mit einer Summe Geldes abgetreten. Denn man weiß, trotz der reichen Uniform, die Saldorf trägt, daß ihn der Kapitain in **r als einen Bettler angetrofſen hat. Dabei würde denn der gute Nahme Ihrer Tochter unfehlbar leiden.

„Die ganze Sache brauchte nur ſo bekannt gemacht zu werden, als möglich; ſo fiele die üble Nachrede weg. Man kennt ja Barneck und Saldorf ſchon.“

Man hielt ſie bisher für edle Männer, lieber Onkel. Seitdem man aber weiß, daß Saldorf die Franzöſiſche Seeuniform trägt, ohne jemals Franzöſiſcher Officier geweſen zu ſeyn . . .

Was? die trüge er ohne Fug und Recht? Vetter, wer ſagt das!“

Die Stadt. Freilich, kann er ſie wohl mit Recht tragen; aber der Franzöſiſche Reſident zuckt die Achſeln, und ſpricht von Abentheurern. Und Saldorfs Deſertion vom Regiment in Amerika . . .

„Deſertion? Verdammt! Ich dächte, Sie wüßten ſo gut, wie ich . . .“

Ohne Hitze, Herr Oheim. Ich weiß ſehr wohl, daß man ſein Weggehen vom Regimente nur uneigentlich eine Deſertion nennen kann; er hat aber nichts Schriftliches aufzuweiſen. Seine ehemaligen Kameraden bedienen ſich des Wortes. Der Fürſt ſcheint nicht geneigt, das Gerücht niederzuſchlagen, und mag wohl die Uniform ſcheuen, die Saldorf jetzt trägt. Glauben Sie denn, man wolle gern bekannt werden laſſen, was damals vorging?

„Aber, zu allen Teufeln! Herr, es iſt Ihre Sache, das bekannt zu machen. Ich werde in die Reſidenz kommen und meine Zunge gebrauchen, dafür ſtehe ich Ihnen. Das iſt ja unerhört! Ich will reden, daß euch Allen die Ohren gellen ſollen!"

Dann werden Sie den Fürſten aufbringen. Man wird Beweiſe fodern, die Sie nicht haben, und Ihnen Schuld geben, Sie billigten den Tauſch Ihrer Tochter.

Der Graf war von der Treue Saldorfs und ſeiner Tochter gerührt, und bewunderte Warnecks Edelmuth; doch er überlegte, daß Saldorfs Ehre in der Hand des Fürſten und ſeiner Feinde ſtand. Ich war auf dem Wege, ſagte er halb vor ſich, einem braven Kerl zu dem Glücke zu helfen, das er hundertmal verdient hat; da ſteh' ich aber und muß ſchweigen, und Schurken machen laſſen, was ſie für gut finden. Wäre ich der liebe Gott, ich ſchläge mit Blitzen dazwiſchen."

Eduard lächelte; denn nun wußte er, daß der Graf ſich nicht leicht entſchließen würde, Saldorfen ſeine Tochter zu geben. Bald machte er nun auch den Franzöſiſchen Reſidenten aufmerkſam, daß Saldorf, über den das Gerücht gehe, er ſey von ſeinem Regimente deſertirt, der Franzöſiſchen Uniform keine Ehre mache. Der Reſident ließ ſich nicht zu einem raſchen Schritte verleiten, ſondern fragte in Paris an. Er bekam zur Antwort: Saldorf ſey allerdings berechtigt, die Uniform zu tragen; doch wenn ſeine Ehre verdächtig wäre, ſo möge der Reſident ihn auf eine gute Art dahin bringen, die Uniform abzulegen. Der Reſident fragte nun den General, unter welchem Saldorf geſtanden hatte, über das Gerücht von der Deſertion; und der General antwortete zweideutig, weil man ihm in Zaberns

Hauſe die Antwort in den Mund gelegt hatte.

Der Reſident ſchrieb nun an Saldorf ſehr höflich, und gab ihm zu verſtehen, daß er die Franzöſiſche Uniform ablegen möchte, bis ſeine Ehre gegen ein Gerücht, das auf ſeine Koſten umliefe, gerechtfertigt wäre. Saldorf antwortete: er trage die Uniform mit Recht, und wünſche zu wiſſen, wer ſeine Ehre verdächtig gemacht habe.

Der Reſident bat den Fürſten um Vermittelung. Nun bekam Saldorf den Befehl, vor dem Krieges-Direktorium zu erſcheinen, und alle Papiere, die ihn als Franzöſiſchen Officier legitimirten, mitzubringen. Er und Barneck wußten ſehr beſtimmt, wie geſchäftig Eduard in dieſer Angelegenheit geweſen war, ſo geheim er auch die Sache getrieben zu haben glaubte. „Das iſt ein böſer Handel," ſagte der Kapitain, als Saldorf ihm die Citation gezeigt hatte. „Du haſt ja nicht ein Schnitzelchen Papier aufzuweiſen."

Ich werde ſagen, was wahr iſt: daß

man mir, als man mich an der Afrikaniſchen Küſte auffiſchte, alles genommen hat, auch mein Portefeuille.

„Man wird dir nicht glauben, Alexander, weil man dir nicht glauben will; denn Zabern . . .“

Eine Abſchrift meines Patents iſt in Marſeille bei den Marine-Gerichten.

„Man wird hinſchreiben, oder wohl gar ſchon hingeſchrieben haben, und dir antworten: dort wiſſe man von nichts. Denn dieſer Zabern . . .“

Ich werde mir von dem Krieges-Direktorium beurkunden laſſen, daß ich nicht deſertirt bin, daß ich den Abſchied ſchon hatte, als ich zu Schiffe ging.

„Man wird dir das Dokument nicht geben; denn Zabern . . .“

Nun denn, ſagte Saldorf lächelnd; ſo will ich mit dieſem Zabern ſelbſt reden. Ich weiß, Bruder, wie er zu behandeln iſt. Er hat, wie du meinſt, dieſe Fäden aufgewunden, und ſoll ſie Faden für Faden auch wieder abwinden. Was wollen wir uns auch mit dem Kriegsgericht, und dem Reſidenten zu ſchaffen machen! An der Uniform liegt mir übrigens gar nichts. Ich trage ſie ja nur dir zu Gefallen. Doch — jetzt habe ich meine und Eliſens Ehre zu vertheidigen.

„Ich begleite dich," ſagte Barneck. (Saldorf ſtutzte.) „Denn ich habe deine Ehre zu vertheidigen, wie du die meinige."

Ich wollte, du ließeſt mich allein gehen; in deiner Gegenwart werde ich mich ſcheuen, dieſen Affen in Menſchengeſtalt ſo zu nehmen, wie er genommen werden muß. Ich werde nicht luſtig genug ſeyn.

„Ich begleite dich; doch werde ich nicht eher ein Wort ſagen, als bis es nöthig iſt." —

Sie ließen Pferde ſatteln, und hielten vor der Stadt in einem einzelnen Wirthshauſe. Saldorf ſchrieb mit verſtellter Hand einen Zettel an Zabern, worin er dieſen bat, auf eine Viertelſtunde, aber ganz allein, in das Wirthshaus zu kommen, weil man ihm in der bewußten Sache etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, das man einem

Billet nicht anvertrauen dürfe. Man gab dem Boten ſeine Rolle, und verſprach ihm eine anſehnliche Belohnung, wenn er den Herrn von Zabern mitbringen würde.

Eduard befragte, als er das Billet geleſen hatte, den Boten. Dieſer wußte nichts zu ſagen, als daß ein ärmlich gekleideter Menſch ihm das Billet zu beſtellen gegeben, und ſehr ängſtlich gethan hätte. Zabern dachte an eine Büberei, die er jetzt eben vorhatte, und fragte: ſah der Menſch etwa ſo und ſo aus? und der Bote bejahete das. Zabern zog nun einen Ueberrock an, drückte einen runden Hut tief in's Geſicht, ritt bis in die Nähe des Hauſes, und ging dann mit dem Boten weiter.

Saldorf und Barneck gingen ihm entgegen. So wie er ſie erkannte, trat er ganz dreiſt auf ſie zu, und ſagte ruhig: ſieh da! die beiden Freunde!

„Kommen Sie!" flüſterte Saldorf ihm in's Ohr; „wir haben etwas Wichtiges mit einander abzumachen."

Zabern ging mit ihnen in ein Zimmer,

und dann in ein zweites, die Barneck beide hinter ſich abſchloß.

„Mich ſoll nur wundern,“ ſagte Saldorf endlich, „wie lange Sie dieſe freundliche, unbeſorgte Miene behalten werden.“

Ich hoffe ja, immer! erwiederte Zabern lächelnd. Nun, meine Herren, was ſoll ich denn hier erfahren?

„Sie ſollen mir nur einen kleinen Gefallen thun, Herr von Zabern.“ (Barneck ſetzte ſich, und hatte Beide in den Augen.) „Der Reſident des Franzöſiſchen Hofes zweifelt, ob ich dieſe Uniform mit Recht trage, oder vielmehr mit Ehre. Um das zu beweiſen, brauche ich ein ganz kleines Stückchen Papier von dem Krieges-Directorium, worauf mit deutlichen Worten geſchrieben ſteht, daß ich nicht deſertirt bin, ſondern meinen Abſchied gefodert und ihn bekommen habe. Und dieſes Stückchen Papier, Herr von Zabern, ſollen Sie die Güte haben, mir von heute an in drei Tagen zu verſchaffen.“

Herr von Saldorf, Sie glauben doch

immer, gegen mich einen beſondern Ton annehmen zu müſſen! Warum gerade hier, warum überhaupt noch jetzt, begreiſe ich nicht. Der Krieges-Direktor, Ihr ehemaliger General, weiß ja ſo gut wie ich, daß Ihrem Abſchiede weiter nichts als die Form fehlte. Er wird Ihnen ein Zeugniß nicht verweigern, da er die Wahrheit nicht leugnen kann, ohne ſeine Ehre bei vielen Leuten aufs Spiel zu ſetzen. Ich ſelbſt war ja zugegen, als er den Befehl erhielt, Sie, ſobald Sie Amerika erreicht hätten, in voller Freiheit gehen zu laſſen, wohin Sie Luſt hätten.

„Wollen Sie mir das wohl ſchriftlich geben? Hier iſt Papier und Tinte.“

Recht gern, ſagte Eduard. Er zog einen Stuhl an den Tiſch, und nahm die Feder. Ich begreiſe zwar nicht, wozu das helfen ſoll; aber . . .

„Aber Sie wollen es geben? Nun denn, ſo ſchreiben Sie: Ich bezeuge freiwillig, auf meine Ehre, daß ich zugegen war, als Se. Durchlaucht dem Herrn General . . .“

Nein, Herr von Saldorf, das ſchreibe

ich nicht! Se. Durchlaucht können Urſachen haben, nicht wiſſen zu laſſen, welchen Antheil Sie an dieſer Sache nahmen; und Sie können nicht verlangen, daß ich Dieſelben kompromittiren ſoll.

„Feiger, elender, verächtlicher Menſch! Schreib, oder wähle zwiſchen dieſen beiden Piſtolen!“

Zabern griff raſch nach einer.

Ueberlaß den Böſewicht mir! rief Barneck aufſpringend. Saldorf, ich bitte dich, gieb mir die Piſtole!

Schurke! rief Zabern, und ſprang mit aufgehobener Piſtole ein Paar Schritte zurück, während beide Freunde noch mit einander ſtritten. Ich ſchieße zuerſt.

Halt! rief Barneck, den Degen ziehend. Schießeſt du jetzt, ſo ſtoße ich dich nieder! . . . Alexander, dieſer hämiſche, grinſende und feigherzige Böſewicht ſoll jetzt mit ſeinem Blute büßen; doch ich will ſein Richter ſeyn! Ich entfliehe, und du heiratheſt Eliſen. Biſt du mein Freund, Alexander, ſo laß mich dieſen Teufel beſtrafen!

„Karl!“ rief Saldorf laut, und drängte ihn zurück. „Du verſprachſt mir, nicht eher zu reden, als bis es noth thäte. — Laß mich! Miß die Schritte! Zehn, mehr nicht!“ —

Barneck maß zehn kleine Schritte. Zabern erblaßte, und zitterte. Er hatte einen Augenblick den Muth des Zorns gehabt; doch jetzt war der ſchon verſchwunden.

„Nun ſchieß, verächtlicher Menſch! ſagte Saldorf kalt, und hielt ihm die Mündung der Piſtole gerade auf die Augen. Zabern hob den Arm auf, und ließ ihn kraftlos wieder ſinken. Ich kann nicht, ſagte er in dem boshafteſten Tone; hier bin ich in Mörderhänden.

„Elender!“ rief Saldorf, und hielt mit feſter Hand die Piſtole auf ſeine Bruſt. — Hülfe! Mörder! ſchrie der feigherzige Böſewicht. „Ruhig!“ ſagte Saldorf jetzt kälter. „Es wäre auch Schade um das Pulver.“ Er legte die Piſtole weg; Barneck nahm die andre aus Zaberns bebender Hand, und öffnete dann noch eine Thür, aus der zu Zaberns groſſem Schrecken vier ſehr angeſehene Edelleute hervortraten.

„Meine Herren,“ ſagte Saldorf, „ich hatte hier einige Zeugen, Männer von Ehre, nöthig. Sie alle haben mir verſprochen, zu ſchweigen, bis ich Sie auffodern würde. Wie Sie ſehen, iſt hier vom Schieſſen nicht mehr die Rede, und was ich noch mit dem Herrn von Zabern abzumachen habe, bedarf keiner Zeugen. Wir ſprechen einander dieſen Abend bei dem Kapitain Barneck.“

Die Herren machten, ehe ſie gingen, einen Verſuch, Zabern mit den beiden Freunden zu verſöhnen; doch Saldorf ſchwieg, und Barneck äuſſerte ſeine Verachtung des feigherzigen Böſewichts ganz unverhohlen. Saldorf ſagte endlich mit groſſer Ruhe: „Herr von Zabern, Sie haben mir, ich weiß nicht warum, meine Ehre rauben wollen, und dem Reſidenten geſagt, ich ſey von meinem Regimente deſertirt. Nun werden Sie es, denke ich, nicht unnatürlich finden, daß ich meine Ehre vertheidige. Das Krieges-Direktorium wird Schwierigkeiten machen, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; und daran ſind Sie Schuld. Sie alſo, Herr von Zabern, ſollen mir von dem Krieges-Direktorium eine deutliche Erklärung verſchaffen, daß meine Ehre ohne alle Flecken iſt; auch ſollen Sie dem Reſidenten eine ſchriftliche Erklärung geben, die in den bündigſten Ausdrücken ſagt, daß Sie mich für einen Mann von unverletzter, unbefleckter Ehre halten. Unſer Auftritt hier im Zimmer hat Zeugen gehabt. Die Herren ſchweigen, ſo lange ich will, und ſie mögen ewig ſchweigen; mir liegt nichts daran, ob man Sie für feigherzig hält, oder für muthig. Jetzt ſind wir ohne Zeugen; denn mein Freund Barneck iſt nur hier, damit Sie wiſſen ſollen, daß, wenn ich etwa ermordet würde, noch immer Jemand lebt, der Sie zu finden weiß. Zögern Sie, oder zögert das Direktorium, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; wird meine Ehre durch Sie nicht ganz wieder hergeſtellt: dann, Herr von Zabern, ſuche ich Sie auf. Am Hofe, in Ihrem Hauſe, auf der

Straße, wo es auch ſeyn mag, jage ich Ihnen eine Kugel durch das boshafte Herz. Und nun ſind wir fertig, Herr von Zabern. Von jetzt an haben Sie es mit den beiden Freunden zu thun."

Wenn ich gewiß ſeyn könnte, ſagte Eduard zitternd, daß dieſe unglückliche Begebenheit verſchwiegen bliebe . . .

„Zweifeln Sie an meinem Worte? Ich halte ſogar, was ich einem Böſewichte verſpreche."

Ich bin ſo ſchlecht nicht, wie Sie glauben, Herr von Saldorf. Sie haben mich übermüthig behandelt; das hat mich gereitzt. Ich kann Ihnen Vorwürfe machen, ſo gut, wie Sie mir. Vergeſſen Sie das Geſchehene. Ihren Wunſch hoffe ich erfüllen zu können. — Er verbeugte ſich, und Barneck öffnete ihm die Thüren.

Zwei Tage nachher bekam Saldorf von dem Krieges-Direktorium das verlangte Zeugniß, und von dem General, unter dem er gedient hatte, ſeinen Abſchied in den ehrenvollſten Ausdrücken. Der Reſident ließ ihn zu Tiſche bitten, und er ging in der Uniform hin. Von dem Tage an trug er ſie nicht mehr, Trotz allem, was Barneck dagegen ſagte.

Eduard kam, die Zähne knirſchend, zu Hauſe. Was er hatte hindern wollen, mußte er nun befördern. Seine Ehre war in der Gewalt mehrerer Menſchen, und der verhaßte Saldorf konnte nun doch die Hand der ſchönen Eliſe bekommen.

Barneck ſagte, als dieſe Sache abgethan war: „und nun, Alexander — du gabſt der Griechin deine Hand nicht. Wie konnten wir das auch nur einen Augenblick von dir glauben! Du bliebſt Eliſen treu; dafür wirſt du aber auch belohnt!“

Mit dem ſchönſten Glücke auf Erden! Ihr waret treuer als ich, Karl; doch jetzt bin ich ſo treu, wie ihr.

„Alexander, du wareſt treuer; bei Gott, treuer! Aber laß das gut ſeyn. Was wäre das menſchliche Leben, wenn es gar keinen Tropfen Bitterkeit hätte? Wir lieben einander, und das iſt genug. Nun aber laß uns Anſtalten treffen, daß alles in Ordnung kommt, ehe der Teufel, oder ein Zufall wieder etwas dazwiſchen bringt. Ich rede mit dem Fürſten, mit Eliſens Vater; und machen ſie nur die mindeſte Schwierigkeit, ſo gehen wir mit meinem Vermögen ganz heimlich nach Amerika, nach Aſien, oder wohin Ihr, du und Eliſe, ſonſt wollt. Vor Gott iſt unſre Ehe nicht geſchloſſen. Eliſe iſt dein!"

Weißt du denn, ob ich nicht die Hand der ſchönen Griechin annahm? fragte Salzdorf lächelnd, in einem ſcherzenden Tone.

„Ich weiß, Alexander, du nahmſt ſie nicht. Aber jetzt, da mein Herz ſo ruhig, ſo klar, ſo ſtill, ſo freundlich iſt, und ſo unermeßlich, Bruder, wie das Meer während der drei ſchönen Tage im Kanal — weißt du noch? — jetzt erzähle mir deine Geſchichte mit der Griechin vollends."

Am Morgen nach Eliſens Hochzeitstage, Karl, nicht eher! Jetzt müſſen wir doch überlegen. Eliſens Vater wird durch Zabern gegen mich eingenommen ſeyn. Das Weggeben iſt leichter geſagt, als gethan. Wir haben ja Zeit genug, Karl! Die Griechin . . .

„Ich weiß, du gabſt ihr deine Hand nicht, Alexander!“

Wenn ich ſie ihr nun gegeben, und wenn der Tod das Band zerriſſen hätte, das meine Leidenſchaft knüpfte: Karl, würde Eliſe mir verzeihen können?

Batneck ſeufzte. „Bruder, das fängt an ernſthaft auszuſehen, ordentlich betrübt. Aber du thuſt die Frage gewiß nicht in Ernſt.“

Ich frage dich: würde Eliſe mir verzeihen? Und, Karl — würdeſt du mir verzeihen?

„Alles auf der Welt. Was würde ich dir nicht verzeihen! Sie iſt alſo todt? Und du liebſt doch Eliſen noch?“

Ich liebe ſie. Aber laß das; es bewegt uns zu ſehr. Erſt muß Eliſe mir verzeihen. Wollen wir bald wieder zu ihr hin? —

Auguſte hatte während der Zeit Eliſen das Verſprechen abgenöthigt, daß ſie Saldorfen um das Ende ſeiner Erzählung bitten ſollte; und ſobald er wieder da war, fing ſie ſogleich davon an. Eliſe ſchlug die Augen nieder, als ſie ſah, daß Saldorf ſie mit flammenden Augen anblickte. Eliſe, ſagte er, ſobald er mit ihr allein war: wenn ich der Griechin meine Hand gegeben, und wenn der Tod dieſes Band wieder getrennt hätte — würden Sie mir verzeihen? Eliſe erſchrak, und antwortete nicht. Saldorf wiederholte ſeine Frage. „Ich verzeihe Ihnen!" antwortete ſie ſanft, doch mit einem unbeſchreiblich tiefſinnigen Blicke. Und Sie gäben mir dennoch Ihre Hand? fragte er.

Ein kleines, kaum merkliches Zittern durchfuhr ſie, als er ihre Hand faßte, und der ſchöne Purpur ihrer Wangen erbleichte einen Augenblick; doch ſogleich wendete ſie lächelnd ihr Auge auf ihn, drückte ſeine Hand, und ſagte mit feſtem, muthigem Tone: „ich bin die Ihrige, Saldorf! Dieſer Händedruck ſey das Unterpfand meiner ewigen Treue!"

Saldorfs Auge funkelte von überirdiſcher Begeiſterung. Hatte denn nicht mein Tod die Bande zwiſchen uns zerriſſen? O, du edles, du treues Herz! Du liebſt meinen Karl, und dennoch giebſt du mir deine Hand, mir, der ich dich vergaß, ohne daß die Bande zwiſchen uns getrennt waren! Du vergabſt mir: und ich ſollte dir nicht vergeben? Sey frei, Eliſe!

Eliſe ſchwankte, beugte die blaſſe Stirn auf Saldorfs Schulter, und war einer Ohnmacht nahe. Endlich hob ſie langſam das bleiche Geſicht zu ihm auf. „Hören Sie mich, Saldorf. Ich — entzog Ihnen den Anblick meines Herzens; aber . . .“

Sie verbargen mir nichts, Eliſe, als Ihren Schmerz. Edles Mädchen! ich ſah ja deine Treue, deinen Muth, alle deine Tugenden, wie deinen Schmerz, deine Liebe zu Karln. (Sie verbarg ihr glühendes Geſicht an ſeiner Bruſt.) Erröthe nicht, Eliſe! Du liebteſt meinen edlen Freund. Wie konnteſt du anders? Und überdies war ich ja todt! O, du wollteſt meiner Schwäche verzeihen, und trauteſt mir nicht zu, daß ich dir verzeihen würde? Eliſe, was wollteſt du aus mir machen! Das allein kann ich dir kaum verzeihen! Ich ſollte der Würgeengel Eurer Liebe und Eures Glückes werden. Erröthe nicht mehr: denn warſt du nicht treu? verzieheſt du nicht, und gabſt mir dennoch deine Hand? Was kann ich weniger thun, als verzeihen und Euch glücklich machen!

Eliſe richtete ſich auf. „Glücklich? O, was iſt das Glück für den Beſchämten, den Beſiegten! Ich bin beides, Saldorf, und fürchte, niemals glücklich werden zu können; denn ich verdiene es nicht! . . . Saldorf, laſſen Sie mir meine Thränen für meine Schwäche. Was Sie Glück nennen, könnte die Strafe meiner Untreue werden; denn es würde nie aufhören mich zu beſchämen."

Eliſe, ich fodre jetzt den Lohn meiner Treue, meiner Liebe von deinem Herzen. Liebſt du den edlen Barneck?

„Ich liebe ihn!" ſagte ſie, mit niederſinkendem Haupte. „O Saldorf, war das nicht hart? Aber ja, ich liebe ihn!"

So gieb ihm den Lohn ſeiner Liebe, ſeiner Treue gegen mich; gieb dir den Lohn deiner Liebe, deiner Treue; mache uns Alle glücklich! Ja, uns Alle, und mich am meiſten! Sey ganz ſein, Eliſe!

„Ich will es!“ ſagte ſie, und ihr Kopf ſank noch tiefer. „Doch erſt bedenken Sie, daß ich nicht eher glücklich ſeyn kann, als bis auch Sie es ſind.“

Eliſe, ich hoffe es zu werden. Aber fühlen Sie nicht, daß Ihr Glück der Weg zu dem meinigen ſeyn muß?

Hier trat Varneck in das Zimmer. So recht! ſagte er, als er Eliſen in Saldorfs Armen ſah. So recht! und hier, Bruder, auf den Fall, der mit Gottes Hülfe nun doch bald kommen wird. (Er gab ihm ein Papier.) Steck ein, lies nachher. Es iſt nichts, gar nichts, nur eine Kinderfreude. Ei, ſo ſteck' endlich ein! Weißt du noch? ich mußte immer erſt ordentlich mit dir theilen, was wir hatten, Kuchen und Obſt, obgleich alles gemeinſchaftlich war.

Saldorf hatte flüchtig geleſen. „Du meinſt es gut; aber behalt es nur. Was ſoll ich damit? Ich mag es nicht. Wozu das unter uns!“

Freilich! Aber es wird eine Freude für mich ſeyn, eine kindiſche Freude, wenn du ſagſt: mein Gut, mein Vermögen. Ich bitte dich, nimm!

„Nein! Traueſt du mir oder dir nicht, daß du mir einen Theil deines Vermögens ſchenken willſt?“

Trauen? Guter Gott! — Nun ſo zerreiße den Bettel, wenn du es ſo meinſt. Aber du kommſt mir ſeltſam vor, Alexander, recht ſeltſam. Was würde ich nicht von dir geſchenkt nehmen! Gieb mir — das Beſte haſt du mir gegeben: dein Herz! — Aber gäbe es noch etwas Beſſeres, etwas Koſtbareres, und hätteſt du es dir mit Gut und Blut erworben: ſieh! ich würde es annehmen, ohne alle Bedenklichkeit, ohne zu ſpintiſiren.

„Iſt das wahr, Karl?“

Gott ſey meine Zeuge!

„Nun denn! ſo ſchenke ich dir etwas Beſſeres, etwas Koſtbarers, als meine Freundſchaft: die Hand deiner Geliebten, die Hand deiner Eliſe.“ — Bei dieſen Worten faßte er Eliſens Hand. Barneck trat, erblaſſend und erröthend, zurück. Endlich rief er: halt, Alexander! ſo war es nicht gemeint!

Saldorf ſah ihn ſtarr an. „Karl, willſt du mir dein Wort nicht halten? Eliſen mußte ich bereden; aber von dir fodere ich. Ich will, Eliſe ſoll dein ſeyn! Nimm ihre Hand. Das fodere ich von deiner Freundſchaft, von deiner Liebe. Ich kann nichts Schlimmes fodern, das weißt du. Aber gieb mir jetzt den Beweis deiner Freundſchaft, ohne zu ſtreiten. Nimm Eliſens Hand, und ſag: ſie ſoll mein ſeyn!"

Sie ſoll mein ſeyn! ſagte Barneck mit funkelnden, beinahe wilden, Augen. Nun aber laß mich reden, Alexander!

„Das Opfer deiner Freundſchaft habe ich. Nun magſt du reden, und dann will ich, wenn du darauf beſtehſt, Eliſens Hand ohne Bedenken nehmen. Eliſe liebt dich, und du liebſt Eliſen. Sag Nein, wenn du kannſt! Eliſe hat mir geſtanden, daß ſie dich liebt. Karl, ſoll ich nun Eliſens Hand noch nehmen? Rede; aber rede einfach!

Darf ich Eliſens Hand nehmen? Entſcheide für dich und mich!"

Du darfſt nicht, ſagte Barneck, da du nun einmal weißt, daß ich Eliſen liebe, und daß ſie mich liebt. Aber Saldorf, auch du liebſt ſie, auch du. Und da haſt du nun meine innerſte Seele verwundet, daß ſie niemals heilen wird. Aber, du haſt dich verrechnet. Meinſt du denn, — du Unmenſch, möchte ich ſagen — daß ich nicht wußte, was du zu thun hatteſt, wenn du erfuhreſt, daß wir einander lieben? Das wußte ich ſo gut wie du. Aber hier ſtehe ich nun vor dir, wie ein armer Sünder. So mußte ich nie vor dir ſtehen! Darum verbarg ich dir das gefährliche Geheimniß meiner Liebe, nur darum. Eliſe wurde deine Frau. Ob ich dann glücklich werden konnte, weiß ich nicht; ſie mußte es in deinen Armen werden. Doch, wenn auch nicht; ſo warſt du glücklich. Und wenn auch nicht — denn über lang oder kurz konnteſt du erfahren, was wir dir verborgen hatten; von Glück konnte bei uns gar nicht mehr die Rede ſeyn, das war längſt dahin. Aber ich ſtand wie ein König vor dir, und Eliſe wie eine Königin; denn wir waren getreu geweſen bis ans Ende. Hier ſtehe ich nun wie ein Verbrecher, mit einer unheilbaren Wunde in der Seele. Und ſieh nur, wie Eliſe, die immer aufrecht ſtand, die Augen zu Boden ſchlägt! Wir waren nicht glücklicher, wenn Eliſe dir ihre Hand gab; aber wir waren gerechter. Nenne unſere Liebe, mit welchem Nahmen du willſt: Schwäche oder Thorheit. (Untreue oder Verbrechen war ſie nicht.) Wir hätten unſre Schwäche gebüßt, und das wäre recht geweſen. Jetzt willſt du aus unſerer Schwäche einen Triumph machen; aber nur du triumphirſt: wir gehen hinter deinem Triumphwagen gefeſſelt und beſchämt. Bruder, ſoll Eliſe mein ſeyn? Rede!

„Sie ſoll! War ich nicht todt? War ihr Herz und ihre Hand nicht frei? Du haſt Recht, Karl, das ſehe ich. Aber bedenk, daß auch ich Recht habe, und daß die Vorſehung es gut machte, mir Euer Geheimniß zu offenbaren. Wir ſind ja alle Drei unſchuldig. Und, Karl, ſtehe ich nicht jetzt vor deinen zornigen Blicken, deinen Vorwürfen, wie ein armer Sünder? Sehe ich denn nicht, daß meine Hand deiner Seele eine Wunde geſchlagen hat, die ich erſt heilen muß? Ich bin jetzt mehr gedemüthigt, als Ihr, Ihr edlen Seelen. Muß ich mich nicht ſchämen, daß ich triumphirend dachte, Ihr ſolltet Euch begeiſtert in die Seligkeit hineinſtürzen, die ich Euch geben konnte? Nun ſtehe ich hier, und bitte Euch: verzeihet mir, daß meine ungeſchickte Hand, mein Mangel an zarter Empfindung, Euch dieſe Wunden ſchlug! O, ich dachte nur an Euer Glück, und nicht an Eure Herzen!"

Barneck warf ſich an ſeine Bruſt. Ach, meine Beſchämung hebt nicht erſt jetzt an. Sie war ſchon in dem Augenblicke da, als du deine Geſchichte mit der Griechin erzählteſt, und ich rief: du gabſt ihr deine Hand! Schon damals zitterte ich vor dieſer Stunde.

Eliſe geſtand von ihrer Empfindung daſſelbe. Saldorf ſagte: „ja, dieſer Augenblick war es, der mir Eure Herzen verrieth, Verzeihet mir. Ich wollte ja nichts als Euch glücklich machen. O, ich bitte Euch, ſeyd es. Auch ich werde glücklich werden, und bald, ſehr bald!"

Jetzt legte Barneck ſeine Arme zärtlich um ſeine Gattin, und ſein Herz voll Liebe, Schmerz und Edelmuth ſchlug an dem ihrigen. Sie drückte ihre Lippen, vielleicht zum erſten Male mit den Flammen der Liebe, auf ſeinen Mund. „O," ſagte Saldorf; „nun habe ich die ſchönſte Minute meines Lebens gehabt." Eliſe und Barneck fühlten eben das, doch ohne es zu ſagen.

„Sie iſt dein!" ſagte Saldorf, und legte Beider Hände in einander.

Ich nehme mein Glück aus deiner Hand, ſagte der Kapitain. Beide Liebende ſanken einander noch einmal in die Arme, und genoſſen den Lohn der Treue in unausſprechlichem Glücke. Alle Drei waren tief bewegt. Ihre Seelen hoben ſich zur Unendlichkeit empor. Eine beſſere Welt ſchimmerte vor ihren Augen, und ſogar ihr Schmerz wurde eine Seligkeit: denn ſie waren tugendhaft.

20.

Das Wiederſehen.

Auguſte wußte von gar nichts. Sie wollte am folgenden Morgen früh zu Eliſen gehen, um ihr zu ſagen, daß ſie Saldorfen an das Ende ſeiner Geſchichte erinnern ſollte. Auf das Ende dieſer Geſchichte bauete ſie nehmlich Hoffnungen, die in dieſem Augenblick ſchon erfüllt waren. Eliſe war noch in ihrem Schlafzimmer, und auf einmal trat aus dieſem der Kapitain hervor. Bald nachher kam auch Eliſe. Auguſte warf einen mißtrauiſchen Blick auf ſie. Eliſe erwiederte ihn erröthend mit einem holden, beſchämten Lächeln, fiel ihrer Freundin um den Hals, und ſagte leiſe: deine Eliſe iſt glücklich. Ich bin nun meines Barnecks Gattin. Sie erzählte Auguſten Saldorfs Edelmuth. Gott Lob! ſagte dieſe, ſie freudig umarmend. Aber ſiehſt du nun wohl, Eliſe, daß Ihr Schwärmer am Ende eben ſo bürgerlich fühlt und denkt, wie wir armen proſaiſchen Menſchen, die wir von Eurer inneren Welt und Euren Strahlen aus der Ewigkeit nichts wiſſen? Siehſt du nun wohl, daß es von dir eine kleine empfindſame Ziererei war, die am Ende doch dahin führte, wohin dich mein Rath ſchon längſt geführt hätte: in des Kapitains Arme? — Eliſe küßte ſie, als ob ſie ihr Recht gäbe; ſie war aber jetzt — mit ihrer Seele voll der höchſten Seligkeit — feſter als je überzeugt, daß Auguſte Unrecht hatte.

Und, ſagte Auguſte lachend, die Geſchichte der Griechin weiß ich an den Fingern abzuzählen. Er liebte ſie, und nahm ihre Hand.

Eliſe ſchüttelte leicht den Kopf. „Auguſte, er wird die Geſchichte nie vollenden.“

Das wird er jetzt; oder er wäre ein eitler Thor.

Als Eliſe angekleidet war, kamen Saldorf und Barneck in ihr Zimmer. Saldorf beugte ſich mit funkelnden Blicken auf ihre Hand, und ſagte: „meine Eliſe! meines Freundes Eliſe!“ — Sie verbarg das erröthende Geſicht in einer Umarmung, und Saldorf wendete ſich nun ſchnell an Auguſten. Dieſe erinnerte ihn an das Ende der Geſchichte mit der Griechin. „Habe ich denn,“ erwiederte er lächelnd, „noch nicht geſagt, daß es ein Traum war, ein ſchöner, jugendlicher, lebendiger Traum, den ich Ihnen ſchon zu Ende erzählt habe? Ich erwachte, und alles, was mir von dem Traume zurückblieb, war das Bild des Mädchens, das tief in meine Seele gedrückt iſt: ſo tief, daß ich, ſo oft mir eine ſehr edle, ſchöne Geſtalt vorkommt, immer glaube, ich ſehe ſie wieder! Auch wird der Traum noch erfüllt werden.“ — Auguſte lachte und neckte ihn; er blieb aber dabei, es ſey ein Traum geweſen. Eliſe und Barneck ſchwiegen. O, fliſterte Eliſe heimlich ihrem Manne zu: ich weiß den Ausgang ſeines Traums. Er war treuer als ich.

Treu, wie du, Eliſe! ſagte Barneck. Aber ſein Traum iſt, hoffe ich, noch nicht aus. —

Barneck wußte das Ende der Geſchichte ſchon. Er war an dieſem Morgen zu Saldorf gegangen und hatte ihm mit freudig funkelnden Augen geſagt: erzähle mir das Ende deiner Geſchichte mit der Griechin. — „Gott ſegne dich, glücklicher Menſch!“ ſagte Saldorf. „Eliſe iſt dein, und nun will ich dir meine Geſchichte erzählen. Schon in Smyrna, als ich Helenen in der Kirche einen Augenblick unverſchleiert ſah, drückte ſich die edle Schönheit ihres Geſichtes tief in meine Seele. Barneck, ſie iſt ſchön, ſo ſchön wie Eliſe. Ich könnte ſagen: ſchöner; denn ihre Figur iſt noch edler, und in ihrem Geſichte liegt die Erhabenheit eines höhern Weſens, in der ſchönſten Vereinigung mit der rührenden Unſchuld eines Kindes. Ihr Vaterland, an welchem ſie den feurigſten Antheil nahm; ihre Kindheit, die ſie auf der ſchönſten Inſel des Archipelagus zugebracht, unter Hirten und Fiſchern, umgeben von der lieblichſten, einfachſten Natur, unter Menſchen, die nichts kannten, als ihre Inſel und ihr Meer; ihre Jugend, die ſie in Italien und in Wien verlebt, wo ihre edle Abſtammung, ihr Reichthum und ihre Schönheit ſie ſogar in den Kreis der Oeſtreichiſchen Fürſten

ſten gebracht hatte; ihre Schickſale auf der Rückreiſe: das alles hatte jede Kraft ihrer ſchönen Seele geweckt und vollendet, und nun war ſie ein Ideal der weiblichen Vollkommenheit. Mit der Begeiſterung ihrer unter Hirten verlebten Kindheit verband ſie den feinſten Anſtand eines reichen Mädchens von vornehmer Abkunft; mit der Zucht der keuſchen Jungfrau die Freiheit eines gebildeten, über das Vorurtheil erhabenen Geiſtes; mit der Demuth ihrer kindlichen, weichen Seele den feſten Muth eines freien Geiſtes, der ſeinen eigenen Werth empfindet.

Sie hielt mich Anfangs für einen gutherzigen, gemeinen Menſchen, den ihres Vaters Geld und ihre freundliche Dankbarkeit hinlänglich belohnen würden. Auf dem Wege nach dem Grabmahle des Santons — ſie hatte mir in wenigen Worten ihr Unglück erzählt — ging ich ſchweigend ihr zur Seite, und überſann mein Schickſal. „Zu einem Grabmahle führſt du mich?" fragte ſie. „Und es liegt fern von dem Wege? einzeln?" Ich bejahete das. Sie ſprach von der großen

Belohnung, die mir ihr Vater geben würde, wenn ich ſie glücklich zu ihm brächte. Ich antwortete nichts als einzelne Worte; doch nannte ich ſie einige Mal: ſchöne Helene. Sie ſah mich mißtrauiſch an, und fragte: „haſt du mich geſehen?“ — Du hobſt den Schleier in der Kirche; da ſtrahlte mir deine Schönheit entgegen. Auf einmal ſprach ſie wieder von dem Gelde, das ihr Vater mir geben würde. Ich lächelte und ſchwieg. Bei dem Steigen in den Klippen nahm ich einige Mal ihre Hand, oder legte meinen Arm um ihren Leib, damit ihr das Steigen leichter würde. Sie ſchien das nicht gern zu dulden, und ſagte endlich, wieder mißtrauiſch: „du ſchweigſt? woran denkſt du?“

Ich überdenke, antwortete ich, was dich hier in Aſien rettete. Die Bosheit eines Wollüſtlings in Europa rettet dich in Aſien aus den Händen eines wollüſtigen Despoten. Warſt du um keinen geringern Preis zu retten, ſo ſey der Böſewicht geſegnet, der mich hieher an dieſe Küſte trieb!

Sie blieb ſtehen, ſah mich an, und ergriff meine Hand. „Wie! das mußte geſchehen, um mich hier zu retten? Stolz ſoll mich das nicht machen; aber muthiger, zutraulicher gegen den Mann, der mein Retter wurde.“ Sie hängte ſich nun in meinen Arm, und ihr großes ſchwarzes Auge blickte von Zeit zu Zeit nach den Wolken, die über dem Gebirge aufſtiegen. „Ja!“ rief ſie auf einmal: „um einen geringern Preis konnte ich nicht gerettet werden! Faſt alle Franken führt Golddurſt nach Aſien; dich führte das Unglück dahin: dich, einen Deutſchen, einen edeln Mann. So mußte es ſeyn, ſo, und nicht anders. Die Vorſehung führte uns Beide in die Kirche. Kamſt du, oder ich, eine Minute ſpäter, ſo mußte dieſer Dolch mein Retter werden. Du kannſt ſtolz ſeyn, daß die Vorſehung dich wählte, zu verhindern, daß nicht ein ſchuldloſes Herz in Jammer bräche.“ — Jetzt ſagte ſie nicht ein Wort mehr von dem Gelde ihres Vaters. Unſre Geſpräche betrafen die Schickſale, die uns in dem Grabe des Santons zuſammengeführt hatten. Sie ſprach mit hoher Begeiſterung, und ich verlebte mit ihr Tage des heiligſten Friedens, Stunden der höchſten Seligkeit. Als ich mit ihr an der Küſte ſtand, und den Nachen, der uns retten ſollte, an dem Seile feſt hielt; als die brandenden Wogen rings um mich her ſo fürchterlich tobten — da fragte ſie mich: „warum zauderſt du, mein Retter?"

Ich wand das Seil um einen Stein, faßte ihre beiden Hände, und ſagte: hier ſtehen wir Beide; über uns iſt der ſtille Himmel, vor uns das unergründliche Meer, hinter uns tauſend räuberiſche Menſchen! . . . Weißt du, daß dieſer Nachen ein Spiel der ſchrecklichſten Brandung iſt? daß ein Ruderſchlag zu viel oder zu wenig uns gegen die Felſen wirft, und in den Tod, in das unergründliche Meer ſtürzt? — „Sieht nicht," erwiederte ſie, „das Auge des Allgütigen auf uns? Ich höre das Brauſen der Wogen unerſchrocken, und zittre jetzt nur für dich. Könnte ich allein durch die Brandung rudern; wüßte ich den Weg durch die Klippen: ſieh, ich ſpränge in den Nachen, riefe dir Lebewohl zu, ließe dich am ſichern Ufer, und ſchwämme muthig durch die drohende Brandung." Sie ſprang in den Nachen, und löſte das Seil ab. Ich faßte es, ſtieg ein, und reichte ihr die Hand, die ſie mit Heftigkeit drückte. Meine Kräfte ermatteten, noch ehe ich die Brandung erreichte, und als die erſte Woge den Nachen faßte, ſagte ich leiſe: leb wohl! Zum Glück hörte ſie es nicht. Als dann der Nachen hinausflog in das ſtille Meer, da nahm ich ſie freudetrunken in meine Arme, an meine Bruſt. Jetzt hatte ich ſie gerettet, und ſie war mein, auf ewig mein: das fühlte, das wußte ich; und auch ſie fühlte, daß nichts ihr Herz von dem meinigen trennen könnte. Sie ſaß mit mir auf dem Verdeck des Schiffes, das uns aufgenommen hatte, und hielt meine Hand, weil ſie ſich vor dem Schwanken des Schiffes fürchtete. „O," ſagte ſie, nach Norden zeigend, und mit Thränen in den ſchönen Augen: „wenn wir erſt da wären, wo der Segen meines Vaters und noch manches andren dankbaren Herzens dich erwartet!"

— Dann lehnte ſie das Geſicht an meine Schulter, und drückte meine Hände.

Wir kamen endlich an; doch das habe ich ja ſchon erzählt. — Sie iſt dein! ſagte der Vater; dein! riefen Alle; und Helene hing in meinen Armen, an meinen Lippen. Mein Herz ſchlug laut und ängſtlich. Ich drückte ſie ſchweigend an meine Bruſt; denn ich konnte keine Worte finden, ihr zu ſagen, was ich ihr doch ſagen mußte. Sie hielt meine innige Umarmung für eine Erklärung meiner Gegenliebe. „O,“ ſagte ſie, „jetzt kann ich dir geſtehen, mein Retter, daß mir dieſer Augenblick noch ſchöner iſt, als der, da ich in deinen Armen hing, und die tobenden Wellen uns begraben wollten! Er iſt mein, dachte ich da; wir ſterben zuſammen!“

Helene, hob ich ſtockend an: das Schickſal verband unſre Herzen auf ewig; aber dieſe Hand iſt das Eigenthum . . .

„Einer Gattin?“ fragte ſie ſchnell.

Einer Braut!

„Einer geliebten Braut?“ fragte ſie wieder, mit großen Augen mich anſtarrend.

Einer geliebten Braut.

Ihre Arme ſanken nach und nach von meinen Schultern weg. „O ich danke dir!“ ſagte ſie, und ging zu ihrem Vater. „Unſre Dankbarkeit, lieber Vater,“ ſagte ſie, „wählte nicht das rechte Mittel. Der edle Mann iſt ſchon in ſeinem Vaterlande verlobt! … Nun, ſo ſey das Herz deiner Gattin die höchſte Fülle der Seligkeit für dich! und mir, deiner Tochter, deiner Schweſter, deiner Freundin, erhalte deine Freundſchaft!“

Niemals, rief ich, wird ſich das Bild des edelſten Mädchens aus meiner Seele verlieren. Wäreſt du die Gattin meines Todfeindes: du gehörteſt mir mehr, als ihm; denn ich habe dich mir mit Gefahr meines Lebens erworben. Ich bin ewig dein, wie du ewig mein biſt.

„Ja, ſo mein' ich es; ſo! Das Schickſal trennt uns; doch nie kann ein Menſch mir mehr ſeyn, als du. denn die Liebe dieſes Herzens hat keine irdiſche Flamme entzündet. Hinge ich vor den Augen deiner Braut an deinen Lippen: ſie könnte ruhig lächeln. Du biſt der Retter meines Lebens' Was in der Natur heilig und edel iſt, hat unſre Herzen vereinigt. Ich bin dein! Darum laß mich dieſe Kniee umfaſſen. Laß mich dieſe Hände an mein ſchlagendes Herz drücken, das vergebens ſtrebt, dir zu ſagen, wie es dich liebt." — Sie faßte meine Hände, und ſank ohnmächtig nieder.

Man trug ſie weg. Ihre Verwandten umringten mich, und ihr Vater bot mir ſein ganzes Vermögen an. Ich lächelte, und konnte ihnen kein Wort erwiedern, weil ich nur an Helenen dachte. Sie kam nach einer Stunde wieder. „Ich erlag," ſagte ſie, „unter den Gefühlen meiner Dankbarkeit, und dem Schmerze, dich ſo bald zu verlieren." Ich erwiederte tröſtend: noch bleibe ich einige Tage bei dir, meine edle Helene.

Sie antwortete mir ſo ruhig und freundlich, daß ihre Verwandten dadurch getäuſcht wurden. Alle glaubten, was ſie für die Leidenſchaft der Liebe gehalten hätten, wäre nur das Aufwallen der höchſten Dankbarkeit geweſen. Ich dachte anders; doch nach einigen Tagen täuſchte ſie auch mich durch ihre Ruhe und ihre lächelnde Heiterkeit. Sie ſaß ſchon bei dem Aufgange der Sonne mit mir in einem ſchattigen Gebüſch von Oel- und Citronen-Bäumen. Ich mußte ihr von Eliſen und von unſrer Bekanntſchaft, unſrer Liebe, alles, bis auf die kleinſten Umſtände, erzählen. Sie hörte mir lächelnd zu, und täuſchte mich noch immer durch ihre Ruhe, an die ſie alle Kräfte ihres Herzens wendete. „Und," ſagte ſie einmal, ihren Blick feſt auf mein Auge heftend — „als du für ſie nach Amerika gingeſt, da folgte ſie dir nicht?" — Nie kam irgend ein andrer Vorwurf gegen Eliſen über ihre Lippen. Troß dem Tadel ihrer Verwandten, die ſie in die Weiberwohnung einſchließen wollten, ſobald ich ihre Hand ausgeſchlagen hatte, war ſie dennoch den ganzen Tag, und ohne Schleier, bei mir. „Es ſind," ſagte ſie in meiner Gegenwart zu ihrem Vater, „die letzten, die einzigen Tage meines Lebens: denn, Vater, was ich vorher empfand, war der Traum eines halberwachten Kindes, der erſte Schlag eines lebenden Herzens; und was ich nachher empfinden werde, wird nichts ſeyn, als das Stilleſtehen des Herzens."

Nicht ſo, mein Kind! ſagte der ehrwürdige Greis; du wirſt noch glücklich werden: das hoffe ich zu dem Gott, der dich gerettet hat.

„Glücklich? das bin ich! — das bin ich jetzt! Bitte ihn, Vater, daß er ein Jahr, einen Monat, einen Tag, eine Stunde länger bleibt; und ich bin um ſo viel länger glücklich. Aber nein; ſag ihm nichts. Sein Freund und ſeine Braut hoffen auf ihn. Ich habe gelebt! Ja, ich habe gelebt, wie Millionen nicht leben, o! von dem Augenblick an, da in der Kirche ſeine Augen ſich hülfreich auf mich wendeten. Vorher war eine duftende Blume hinlänglich, den Zauber des Glücks in meiner Seele hervorzurufen; ein ſchönes Kleid, ein Stein in meinem Haar, der Händedruck einer Freundin, der lächelnde Blick eines Jünglings waren die Bande, an denen das Glück mich führte. Träume waren meine Gedanken, ein Lächeln meine Wünſche, ein Scherz mein Glück. Doch nun trat das Schickſal zornig auf mich zu, und ich erwachte. Der Himmel war für meine Gebete taub, das Leben meiner Kraft zu ſchwer. Da kam dieſer Engel des Himmels, aus Europa her geſandt, mir zu Hülfe. Alles mußte er für mich wagen, alles mir geben, wenn ich wieder lächeln ſollte. Habe ich nun nicht gelebt? habe ich nicht? Jetzt will er mich verlaſſen. Er nimmt nichts von mir mit, als eine Blume aus meiner Hand, ein Lächeln meiner Lippen, einen dankenden Blick meiner Augen. Für ſo viel, ſo wenig! O, könnt' ich nur vorher für ihn ſterben!" —

Sie ging mit dieſen Worten tiefer in das Gebüſch. Karl, du hätteſt ſehen und hören müſſen, wie ihr Schmerz in Thränen ausbrach! Und dann täuſchte ſie mich aufs neue durch ihr Lächeln, durch ihre zauberiſche, kindliche Heiterkeit, und durch die Liebe, womit ſie von Eliſen ſprach. Ich dachte: es iſt nur die begeiſterte Dankbarkeit eines glühenden Herzens.

Der Tag meiner Abreiſe kam näher. Wir fuhren oft auf dem Meere vor Konſtantinopel ſpazieren, und immer ſaß ſie neben mir auf dem Verdeck. Da brach einmal die Liebe mächtig hervor. Sie ſtand in einem finſtern, tiefſinnigen Schweigen neben mir an der Gallerie, indem ich mit Vergnügen meine Augen auf den ſchönen Küſten von Europa und Aſien umher irren ließ. Noch kurz vorher hatte ſie mit mir von Eliſen geſprochen, lächelnd ihren Gürtel um mich und ſich gewunden, und ſcherzend geſagt: „könnte ich dich auf immer ſo an mich feſſeln!“ Dann war ſie in ein finſtres Schweigen verſunken, das ich, in den Anblick der zauberiſchen Naturſchönheiten verloren, nicht bemerkte. Sie faßte ein Paarmal meine Hände, und drückte ſie. Dann öffnete ſie ſchnell die Thür der Gallerie, und rief mit einer heftigen Bewegung: „laß mich ſterben!“ Doch ſogleich trat ſie einen Schritt zurück, ſagte matt: „verzeihe mir!“ und lag ohnmächtig in meinen Armen.

Es durchfuhr eine ſchreckliche Empfindung meine Seele. Ich fürchtete beinahe, ſie hätte mich mit in das Meer hinab reißen wollen. Als ſie erwachte — wir hatten ſie in die Kajüte hinunter gebracht — ſtürzte ſie in meine Arme, und rief: „nein, ich kann das Leben nicht ertragen, denn du gehſt von mir. Ach eine Andere wird dich beſitzen! Ich kann das Leben nicht ertragen, und doch nicht ſterben; denn das würde dich betrüben, und du ſollſt glücklich ſeyn.“

Du hätteſt mich, ſagte ich lächelnd, mit in den Abgrund gezogen; denn du hatteſt mich mit deinem Gürtel feſt an dich gebunden. Sie erblaßte, als ſie ſich erinnerte, daß ſie es ſpielend gethan hatte. Nun geſtand ſie mir, daß ſie mich unausſprechlich liebte, und eben das ſagte ſie allen ihren Verwandten. Man machte mir neue Anträge; ſie ſagte aber: „ſchweigt! Vater, er bleibt nicht; er kann nicht bleiben. Was bietet ihr ihm? Gold? Ich biete ihm mehr, mein Herz. Aber er kann nicht. Bliebe er, ſo hätte er mich nicht gerettet: denn daß er ein Mann und treu iſt, war meine Rettung.“

So lebte ich noch einige Tage in ihrem Hauſe. Der Vater äußerte die Beſorgniß, daß Schmerz und Verzweiflung ſeine Tochter tödten würden. Ich bat ſie, noch einen Abend mit mir allein zu ſeyn.

„Du willſt mich bitten,“ ſagte ſie lächelnd, „daß ich leben ſoll.“

Dich bitten, Helene, mir von Zeit zu Zeit Nachricht von dir zu geben. Ich werde dir jeden Monat unausgeſetzt ſchreiben. Und nach zwei Jahren — denn, Helene, wie könnte ich mich auf immer von dir trennen! — nach zwei Jahren ſehe ich dich hier unter deinen Citronenbäumen wieder.

Sie ſprang auf. „Und wenn du mir nicht ſchriebeſt,“ rief ſie mit begeiſterten Blicken: „was dann?“

Dann bin ich todt, oder ein Böſewicht.

„Und kommſt du nach zwei Jahren nicht, dann . . .“ — Sie fiel in meine Arme, und ſagte entzückt: „o, du kamſt ja, als ich dich, und als du mich noch nicht liebteſt. Du kamſt und riefſt mich aus dem Grabe. Du wirſt auch nach zwei Jahren wiederkommen!" — Laß mich über die Stunde des Abſchieds wegeilen. Nie wird das bleiche Geſicht, mit dem ſie vor mir ſtand, aus meiner Phantaſie verſchwinden. —

Barneck blickte zu Boden, und ſeufzte. Du ſchriebſt? fragte er endlich.

„Zweimal von Wien aus; doch ich bekam keine Antwort. Auch von hier habe ich ſchon geſchrieben."

Ich mag dich nicht fragen, obgleich . . . Ich drücke dir nur die Hand, und ſage: Gott führe alles zum Guten! . . . Du ſchriebſt ihr ſchon von hier?

„Ja, ehe ich Euch ihren Nahmen genannt hatte. Ich habe an den Oeſtreichiſchen Miniſter in Konſtantinopel geſchrieben, der ein Freund ihres Hauſes war, und hoffe nun auf Antwort. Du magſt mich nicht fragen, Karl? Und ich mag dir nicht geſtehen, was ſich in meiner Seele bewegt. Sie iſt zu edel, als daß wir ihr Schickſal entſcheiden dürften. Das allein will ich dir aus dem Innerſten meines Herzens ſagen: daß ſie frei entſcheiden muß; daß ich ſtumm, ſelbſt ohne Wünſche, vor meinem Schickſal ſtehen werde. Ich liebte Eliſen wahrhaftig, und liebte ſie allein. Jetzt bin ich wie neugeboren, ein andrer Menſch. Aber mit Helenen iſt es nicht vorüber. Ich erwarte, daß ſie entſcheiden wird, wenn ich ſie wiederſehe."

Ich wünſchte, Alexander, du müßteſt das nicht. Aber du mußt!

„Und wenn ich ſie auf das innigſte liebte: ſie würde nicht einmal in meinen Augen einen Wunſch leſen."

Aber darf ſie nicht wiſſen, wie alles gekommen und zugegangen iſt?

„Nicht von uns, Karl. Laß die Zeit, laß das Schickſal thun, was ſie können, was ſie ſollen; uns laß gerecht ſeyn." —

Saldorf lebte noch einige Monate mit ſeinem Freunde, und Beide waren glücklich; denn eine ſtille Wehmuth, die ſie fühlten, war vielleicht die ſchönſte Krone ihres Glükkes. „Eliſe," ſagte der Kapitain zu Auguſten, „iſt meine Frau. So oft ich das denke, fühle ich den Himmel in meinem Herzen. Und mein Alexander iſt von den Tod-

ten

ten erſtanden, ich habe ihn wieder. Guter Gott! wenn mir Jemand vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich noch ſo glücklich ſeyn ſollte; ich hätte ihm, glaube ich, geantwortet: nein; ſonſt werde ich wahnwitzig vor Freude Nun iſt es ſo, und ich kann doch keinen Ehrenſprung machen. Ach, ich weiß wohl, warum nicht. Weil ein Gewicht von Schuld an meinem Gewiſſen hängt. Sehen Sie, Auguſte, manchmal denke ich, das alles würde anders werden, wenn . . . wenn . . . — So leichtſinnig iſt der Menſch, daß er den Ehrenſprung macht, ſobald das Schickſal die Folgen ſeiner Schuld wegnimmt.

Wie iſt denn das Ende von Saldorfs Geſchichte mit der Griechin? Denn Ihr Wenn, Wenn — betrifft doch die gewiß!

„Es giebt noch viele Wenn, ehe wir bis dahin kommen, liebe Auguſte.“ — Er verließ ſie, ohne ihre Neugierde befriedigt zu haben. —

Saldorf bekam Antwort aus Konſtantinopel. Helene war nach dem Tode ihres Vaters, ohne Wiſſen und gegen den Willen ihrer Verwandten, nach Wien gegangen. Er ſchrieb nun nach Wien. Helene hatte dort nur Geldgeſchäfte in Ordnung gebracht, und war dann wieder abgereiſt: man wußte nicht, ob in das Innere von Deutſchland, oder nach ihrem Vaterlande. „In das Innere von Deutſchland!“ ſagte Barneck freudig. „Wie lange iſt ſie ſchon aus Wien weg?“ — Er wurde kleinlaut, als ſich fand, daß es ſchon zwei Monate her war. „Du haſt ihr doch wohl alles genau geſagt: Stadt, Nahmen, Umſtände? Sonſt kann dich das arme Mädchen nicht finden.“ — Saldorf verſank in Nachdenken, und der Kapitain begegnete jetzt keinem Frauenzimmer von ausgezeichnet edler Figur, ohne mit Herzpochen zu denken: das iſt unſre Helene! Doch immer riß ihn dann ein häßliches Geſicht, oder ein Paar blaue Augen aus ſeinem Irthum.

Helene kam nicht; und dennoch ſagte Barneck: „ich wette, ſie iſt in unſrer Nähe.“ Seine Vermuthung war richtig. Helene blickte dem geliebten Saldorf mit gebrochenem Herzen nach. Dann ſagte ſie mit einer Stimme, der ſie Feſtigkeit zu geben ſuchte: „nun iſt er fort, mein Vater! Jetzt erreicht er den Hafen, jetzt beſteigt er das Schiff. Bald liegt ein Meer zwiſchen uns, bald ein halber Welttheil. O, Vater, nun bin ich wieder deine Tochter! Dir gehört dies Herz wieder, das ich dem Fremdling anbot, und das er von ſich ſtieß. Die Leidenſchaft — nicht wahr, mein Vater? — lebt vom Anſchauen, und vergeht durch Trennung O, hätte ich ſeine funkelnden Augen, ſeine hohe Stirn nicht . . . Doch was wäre das ohne ſeinen Geiſt! Es giebt in unſerm Vaterlande, dünkt mich, ſchönere Männer. Aber ſeine ſanfte, liebliche Stimme, die ſo ſchmeichelnd, wie ein Gnadenruf des Himmels, in meine Seele floß! O, wie von ihm ausgeſprochen der Nahme Helene klang! Vater, als er in Smyrna nur das helfende Auge auf mich wendete: ſieh, da wußte ich ſchon, daß ich gerettet war. Ich könnte ſtundenlang von ihm reden; doch das würde die Leidenſchaft in meinem Herzen nur noch mehr entflammen."

Das würde es, mein Kind. Aber wenn es dich tröſtet, ſo erzähle mir, wie er dich rettete.

„Ja, das will ich! Nie werde ich aufhören zu fühlen, daß mein Herz nur durch ihn noch ſchlägt. Sieh, Vater, ich will denken, Gott habe einen Engel vom Himmel geſendet, mich zu retten, und ihm die Geſtalt eines Mannes gegeben. Könnte ein Engel in einer edleren Geſtalt erſcheinen, als dieſer Fremdling? Und wer weiß, mein Vater, wer weiß! Eben als ich zu dem Himmel um Rettung flehete, ſtand er bei mir, und es floß ein himmliſches Vertrauen in meine Seele, als er das feurige Auge auf mich warf. Meine Bruſt war auf einmal voll Hoffnung, meine Seele muthig. Alles gelang, alles! Selbſt der Sturm an der Küſte ſchwieg, wie der Sturm in meiner Bruſt, und der Nachen, der uns trug, glitt ſanft auf den Wellen dahin." — Der Vater lächelte. — „O, laß mich glauben, daß er ein Engel war; dann wird die Leidenſchaft meines Herzens ruhiger werden. Ich werde danken, anſtatt zu lieben, beten, anſtatt zu ſeufzen, Loblieder ſingen, anſtatt zu jammern. Und ſey er auch ein Menſch — mir iſt er dennoch ein Engel. Von dem Herzen ſeiner Geliebten riß ihn die Vorſehung, und brachte ihn nach Aſien, um mich zu retten. Warum mußte ich ihn lieben? warum nur ihn ſehen? Warum heftete ich meine Blicke auf ihn, und nicht auf den rettenden Himmel? O, in ſeinen Augen lag die Ruhe eines ſchönen Herzens, das die Tugend liebt und dem Unglücklichen zu helfen bereit iſt. Er drückte nur die Unglückliche an ſeine Bruſt; nur der Unglücklichen ſagte er, daß er für ſie ſterben wolle. Als er mich gerettet hatte, wendete er den Blick auf ſein Vaterland, auf ſeine Verlobte. Er war nicht Schuld. Ich Thörin, ich glaubte, er müßte von dem Augenblick an, da er mich ſah, nichts thun als für mich leben! Ich liebte ihn, nicht er mich. Da kehrte der Engel wieder gen Himmel zurück."

Denke das, mein Kind! Er war ein höherer Geiſt, und hatte eine andere Heimath,

„Ja, er war ein Engel! Aber, mein Vater, — iſt nicht der Menſch, der nur die Erſcheinung eines Heiligen ſieht, auf immer Gott geweihet? Um wie viel mehr, wer einen Engel geſehen hat! Ich bin ſein; oder ich gehöre ſeiner Heimath, dem Himmel. Zu welchem Manne könnte ich je wieder ſagen: ich liebe dich! Mein Leben, das Gott ſo wunderbar rettete, iſt zu heilig, als daß es einem Andern gehören könnte, als ihm.“

Der Vater ſtreichelte ihr die Wange. Sey nur ruhig, mein Kind! Ich hoffe, du wirſt noch glücklich werden.

Der Vater hoffte, die Leidenſchaft ſeiner Tochter würde ſich mildern. Er hatte ſie ſchon als Kind halb und halb mit dem Sohne ſeines Schwagers verlobt; und die Familie ſeiner verſtorbenen Gattin war unzufrieden darüber, daß einem Fremdling die reiche Erbin eines edlen Nahmens angetragen wurde. Man äußerte laut ſein Mißvergnügen darüber, daß der Vater ſeiner Tochter erlaubte, mit dem Fremden ohne alle Einſchränkung umzugehen, und der Schwager drohete, die Verbindung mit ſeinem Sohne abzubrechen. Thut das! ſagte der Vater. Brecht ſie ab; ſie iſt ja noch nicht einmal feſt geſchloſſen. Man gab nach, und hoffte auf den Augenblick, da der Fremde abreiſen würde.

Der alte Dukas Leo — ſo hieß Helenens Vater — war in Wien und Italien erzogen worden, wie ſeine Tochter. Er liebte ſein Vaterland mit Leidenſchaft; und eben ſo haßte er auch die Unterdrücker deſſelben. Auf jeden möglichen Fall hatte er den beträchtlichſten Theil ſeines ſehr großen Vermögens in Wien und Venedig belegt, und bei einigen Barbareien, welche ſich die Türkiſche Regierung gegen ſeine Familie erlaubte, war er ſchon Willens geweſen, ſein unterdrücktes Vaterland zu verlaſſen und in Italien oder Deutſchland zu leben. Nur die engſten Familienverbindungen hatten ihn zurückgehalten. Er ſah ein, daß ſeine Tochter, bei ihrem edel-ſtolzen Herzen, ſich in der Frauenwohnung ſeines Neffen nicht glücklich fühlen würde; und ſo freuete es ihn, daß ein edler Deutſcher ſie gerettet hatte, und daß ſie ihn liebte. Schon war er entſchloſſen, mit ſeiner Tochter nach Deutſchland zu gehen, als Saldorf dieſen Plan zertrümmerte.

Nach Saldorfs Abreiſe hofften die Verwandten, Helene würde ihre Liebe zu dem Fremdling vergeſſen, und ſich bereden laſſen, ihren Vetter zu heirathen. Doch dieſe Hoffnung war vergeblich. Helenens Leidenſchaft wurde zwar ſtiller, aber nicht ſchwächer, und ſie erklärte ihren Verwandten zuletzt, daß ſie den Schleier nehmen würde, wenn man nicht aufhörte in ſie zu dringen. Als ihr Vater wieder mit ihr allein war, ſagte er: du haſt mich betrübt, meine Tochter. Der Nonnenſchleier wird dein Herz und dein Leben nicht heiliger machen. Das glaubteſt du ehemals auch.

„Ich glaube es noch. Der Schleier ſoll mich nur gegen die Anmaßungen meiner Verwandten ſchützen."

Mein Kind, keine Leidenſchaft iſt ewig. Wird der Schleier dich auch gegen die Wünſche ſchützen, die in deinem Herzen wieder erwachen können, wenn du den geliebten Fremdling vergeſſen haſt?

„Vater, mein Herz hatte nur Einen Wunſch! . . . Der Schleier wird der Welt meine ewige Liebe, meine ewige Schwäche verbergen. Giebt es nicht Unglück, das ein Herz auf immer für die Freude verſchließen kann? Ich habe nicht deine Erfahrung, mein edler Vater, und weiß nicht, wie ſchwach das menſchliche Herz iſt; doch ich würde mich verachten müſſen, wenn ich je nur eine Minute lang den Mann vergeſſen könnte, durch den ich noch bin. Vater, laß mir das Gefühl, daß ich an ſeiner Seite, oder einſam leben muß."

Das iſt dein feſter Entſchluß, Helene? Bedenke, du biſt der Welt eine Mutter ſchuldig.

„Das weiß ich, Vater. Aber der Himmel iſt mir vorher die Liebe eines Mannes ſchuldig; und niemand wird mich lieben, weil ich ihn nicht wiederlieben kann. Und hier, mein Vater, hier, wo die Frau eine Sklavin iſt? Warum ließeſt du mich in Deutſchland erziehen, wo das Weib mehr als eine Magd, wo ſie Frau und Mutter ſeyn kann! Hier werde ich nie einem Manne meine Hand geben. Ich bin zu etwas Beſſerem geboren, und muß meine Tage an meines Retters Seite, oder in heiliger Abgeſchiedenheit zubringen."

Nun denn, lieber an ſeiner Seite, Helene, wenn du groß genug biſt, ihn ruhig in den Armen einer Andern glücklich zu ſehen.

„Vater, ich kann alles aufopfern, nur nicht die Freiheit meines Geiſtes." —

Der alte Dukas machte nun heimlich Anſtalten, ſeine Tochter der Gewalt ſeiner Verwandten zu entziehen. Helene ſah aber, wie viel Ueberwindung es ihm koſtete, das Land zu verlaſſen, worin er alt geworden war, und worin die Aſche ſeiner Gattin und ſeiner Kinder ruhete. Darum täuſchte ſie ihn durch heitre Laune, durch nachgebende Sanftmuth, und hinderte ſeine Abreiſe von einem Tage zum andern. Zu eben der Zeit erwarb ſie ſich aber die Achtung des Oeſtreichiſchen Geſandten und ſeiner Gemahlin, die ihren Vater ſchon lange kannten, um ſich ihren Schutz für die Zukunft verſprechen zu können. Sie bekam keinen Brief von Saldorf, weil ihre Verwandten ihn aufgefangen hatten. Nun ſchrieb ſie nach Wien, und auch dieſen Brief ſchlugen ihre Verwandten unter.

„Er iſt todt!“ ſagte Helene, als der zweite Monat verlaufen war, ohne daß ſie einen Brief bekommen hatte.

Ihr Vater lächelte. Aber begreifſt du denn nicht, ſagte er ſanft, daß du dem Manne, der Vaterland, Freunde, Verwandte und eine Verlobte wiederfindet, weniger wichtig biſt, als er dir? Dem Glücklichen vergeht jetzt ein Monat, wie ein Tag.

Helene wurde tiefſinniger. „Er iſt todt!“ wiederholte ſie am Ende des dritten Monats, mit feſter Gewißheit.

Warum eben todt? ſagte der Vater. Wie, wenn er dich nun vergeſſen hätte? —

Sie ſah ihren Vater flehend an. „Der Mann, der mich rettete?“ —

Helene, unſre Tugenden ſind zur Hälfte Früchte des Ortes, an dem, und der Zeit, in der wir leben, der Laune, die wir haben, des Schmerzes, den wir dulden, oder der Freude, mit der wir kämpfen. Dein Retter war in Aſien ein Bettler, ſo eben dem Elende entronnen, ohne Freunde, ohne Hülfe, ohne Hoffnung. Er gab ein Leben Preis, das er nicht achtete. Der Zufall bot ihm die Gelegenheit, dich zu retten; und ſo vertauſchte er die lange Weile, die ihn drückte, mit einer Thätigkeit, die ihm vielleicht nützlich ſeyn konnte.

„Was wäre die Tugend, Vater, was das Edelſte des Menſchen, wenn ich ſo urtheilen dürfte!"

Recht, mein Kind. Aber nun kommt er in ſein Vaterland; und alles iſt ganz anders. Er findet Freunde, iſt glücklich, thätig, und erzählt auch wohl deine Rettung. Dich, deinen Dank, deine Liebe hat er vergeſſen. Daß er dir nicht ſchreibt, rechnet er ſich als Großmuth an. —

So ſprach der Vater oft, und zuletzt

machte er dadurch den tiefſten Eindruck auf Helenen. Sie wurde immer ſtiller, und ſprach ſelten von Deutſchland, oder von Saldorf. Ihre Familie faßte wieder neue Hoffnungen, und es ſchien, als würde ſie ſich ergeben. Jetzt ſtarb ihr Vater in ihren Armen. Ihr Oheim wollte ſie ſogleich in ſein Haus nehmen; ſie bat ihn aber, ihr nur noch drei Tage zu gönnen, an denen ſie ihren Vater beweinen wollte. Während der drei Tage ſaß ſie faſt unbeweglich auf dem Grabe des geliebten Todten, und bildete den Plan ihres Lebens aus. Am dritten Abends, ging ſie raſch, nur von einer treuen Armenierin begleitet, in das Haus des Oeſtreichiſchen Geſandten, zu dem ihr Vater den Tag vor ſeinem Tode alle Dokumente über ſein Vermögen geſchickt hatte. Sie begab ſich förmlich in deſſen Schutz, und einige Tage nachher ſegelte ſie auf einem Genueſiſchen Schiffe nach Italien ab.

In Wien ſuchte ſie eine ihrer Freundinnen auf, mit der ſie erzogen war; und ihr allein entdeckte ſie ſich. — Was iſt denn dein

Zweck, Helene? fragte dieſe. — „Nichts, als in ſeiner Nähe zu leben. O, mache mir keine Einwendungen! Hab' ich denn allein ein Herz? . . . Fürchte nichts! Kein Seufzer ſoll mich verrathen. Ich bin reich. Vielleicht kann eine Handvoll Gold zu ſeinem Glücke beitragen. O Gott! wenn er doch mehr bedürfte! Ich will ihn umſchweben, wie ſein Schutzgeiſt. Können ihn nicht ſeine Freunde vergeſſen haben, oder verſtoßen? Und kann ich jemals genug für den Mann thun, der mich rettete?" —

Sie reiſte unter dem Nahmen einer Madame Treuwart mit ihrer treuen Armenierin nach der Reſidenz ab, worin Saldorf lebte. Ihrer Freundin in Wien gab ſie den Auftrag, ihr zu beſtimmten Zeiten die Zinſen ihrer Kapitale zu ſchicken.

Sie wurde immer unruhiger, je mehr ſie ſich der Reſidenz näherte, und blieb in einem kleinen Städtchen, einige Meilen weit von derſelben, um erſt einen Plan zu entwerfen, wie ſie in Saldorfs Nähe leben und ſich dennoch vor ihm verbergen könnte.

Da ihre Armenierin hier krank wurde, ſo ließ ſie einen Arzt rufen, und belohnte ihn mit ungewöhnlicher Freigebigkeit. Er äußerte von ungefähr einmal, daß er in der Reſidenz und in der ganzen umliegenden Gegend bekannt ſey. „Das iſt mir lieb," ſagte Helene. „Ich habe ein kleines Geſchäft mit einem Grafen Forſting, der hier umher wohnen muß."

Ich kenne ihn ſehr wohl, erwiederte der Arzt.

„Wenn es der iſt, den ich meine. Er hat eine einzige Tochter aus der erſten Ehe, die einmal an dem Hofe des Fürſten Oberhofmeiſterin geweſen iſt."

Ganz recht. Sie iſt verheirathet an den reichen Kapitain Barneck.

Helene zog ihren Schleier über das Geſicht, um den Arzt nicht ſehen zu laſſen, wie ſie die Farbe wechſelte. Nach einer Pauſe ſagte ſie, aber faſt zitternd: „ſo iſt es doch nicht die, welche ich meine. Die war, wenn ich nicht irre, mit einem Herrn von Saldorf verſprochen."

Das eben iſt dieſe Gräfin Forſling. Man ſagte allgemein, ſie wäre verlobt. Aber, Madame, ſie war es ohne Wiſſen, und ſogar wider Willen ihres Vaters; denn dieſer Saldorf — um mich recht mild auszudrükken — war ein luſtiger Bruder, ein Bonvivant, der überall, wie es die jungen Herren nennen, ſein Glück ſuchte. Daß er ein ſchlechter Menſch geweſen wäre, kann man nicht ſagen; er hatte vielmehr ſeine guten Eigenſchaften. Doch über gewiſſe Punkte dachte er ein wenig leichtſinnig.

Helenen fehlte der Athem. „Vielleicht reden Sie von einem ganz andern," ſagte ſie. „Der, den ich meine, ging nach Amerika."

Richtig, und von da nach der Levante. Etwa vor einem halben Jahre iſt er zurückgekommen. Die Gräfin ſtand mit ihm in einer Art von Verbindung; denn er war außerordentlich einnehmend, ſo lange man ihn nicht näher kannte. Da erfuhr ſie denn aber ſo allerlei, und brach mit ihm. Nun ging er aus Verzweiflung, oder aus Luſt am

Schwärmen, in die weite Welt. Die Gräfin, oder die nunmehrige Frau von Barneck, iſt übrigens eine unſrer vortrefflichſten Damen. Ich weiß einen Zug von ihr, der kaum bekannt iſt, und deſſen vielleicht nur Wenige in ihrer Stelle fähig wären.

„Ich höre mein Geſchlecht gern loben," ſagte Helene, und bat den Arzt, ſich zu ſetzen. „Nun? dieſe Gräfin?"

Saldorf hatte . . . Kurz, er hatte ein Mädchen aus einer guten Familie verführt. Sie wird Mutter, und ſtirbt einige Jahre nachher vor Gram. Ihr Kind, ein Mädchen, wurde hier in Penſion gegeben, und Saldorf kam von Zeit zu Zeit, ſich nach ſeiner Tochter umzuſehen. Endlich, wie ſchon geſagt, ging er in die Welt, und ſeitdem hat die Gräfin, die vor ihrer Heirath in der That eben nicht reich war, die Penſion für das Kind bezahlt. Das wird denn wohl die Urſache geweſen ſeyn, warum ſie mit ihrem Liebhaber gebrochen hat.

Helene mußte alle ihre Kräfte aufbieten, ſich nicht zu verrathen. „Sie ſtarb vor

Gram!" ſagte ſie endlich, mehr an ſich, als an Saldorfs Geliebte denkend.

Das arme Mädchen lebte hier fünf Jahre, und welkte in ihrer Jugendblüthe hin. Ihre einzige Freude ... Glauben Sie mir, es koſtete mir Mühe, an mich zu halten, wenn ich ſah, wie der treuloſe Mann noch ihre einzige Freude war, wie ſie ihm, wenn er kam, die Arme entgegen ſtreckte, und ihn mit Thränen in den Augen empfing. Sie zerfloß in Schmerz, wenn er wieder wegritt, und er ſah das alles mit der größten Ruhe an, als wäre ein Menſchenleben gar nichts. — Er ging nach Amerika, und die Unglückliche ſtarb, als ihre Tochter acht Jahre alt war. O Madame, noch in ihren letzten Stunden drückte ſie das Kind an ihr Herz, und ſagte: Saldorf wird dich nicht verlaſſen, meine Tochter. Bete für ihn! Er wird dein Vater ſeyn, wenn ich nicht mehr bin.

„Dieſes feſte Vertrauen zu ihm," ſagte Helene weinend, „iſt doch ſehr rührend. Sie mußte ihn kennen!"

Es beweiſt für die ſchöne Seele der Unglücklichen, aber für den Mann weiter nichts, als daß er die Opfer ſeiner Lüſte ſehr ſtark zu feſſeln wußte.

„Ich fürchte, daß Sie ungerecht gegen ihn ſind,“ ſagte Helene ſanft.

Wahrhaftig, nein! Ich laſſe ſeinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren. Aber ein Bubenſtück verzeihe ich keinem Manne. Er lebte luſtig, er trank, ſpielte, und war ein Schläger. Das laſſe ich hingehen. Mit einem andern Fräulein hatte er eine Geſchichte, die man unterdrückte, die aber faſt noch häßlicher iſt. Er opferte ihren guten Ruf ſeiner Eitelkeit auf. Jetzt hat er ſich wieder eingefunden, und trägt Franzöſiſche Uniform. Da ſprach man denn ſchon von Scheidung, und allerlei Teufeleien. Nein, ein guter Menſch iſt er gewiß nicht.

Helene brach ein Geſpräch ab, das ihr Dolche in die Seele gedrückt hatte. Sie erkundigte ſich bei ihrem Wirthe ganz unbefangen nach der Mamſell Schenk, (ſo hieß Zaberns Tochter); und der Mann beſtätigte die Erzählung des Arztes. Nun ging sie nach dem Hauſe, wo die kleine, jetzt zehn Jahr alte, Schenk wohnte. Sie glaubte in dem Geſichte des Kindes Saldorfs Züge zu ſehen. Die Erzieherin deſſelben war die Witwe eines Predigers, die von einem geringen Einkommen, kleinen Arbeiten, und dem Koſtgelde des Kindes lebte. Helene beſtellte bei ihr einige Arbeiten, und bezahlte dafür ſehr reichlich. Sie ſchloß eine Art von Freundſchaft mit der Witwe, und zog das Kind durch kleine Geſchenke, durch zärtliche Liebkoſungen immer ſtärker an ſich.

„Sie ſind nicht reich, liebe Frau,“ ſagte Helene zu der Wittwe; „aber Sie ſind eine ſehr glückliche Mutter. Ich beneide Sie um Ihre Tochter.“

Das Kind erröthete, warf ſich in die Arme der Pflegemutter, und drückte das Köpfchen an ihre Bruſt. Die Witwe gab dem Kinde einen Wink, daß es hinausgehen möchte, und nahm dann das Geſpräch wieder auf. Es iſt nicht meine Tochter, Madame. Nun hörte Helene von der Witwe dieſelbe

Geſchichte, die ſie von dem Wirth und dem Arzte gehört hatte.

Sie konnte nichts anders hören; denn das ganze Städtchen war überzeugt, daß die Kleine Saldorfs Tochter wäre. Er hatte ja die Mutter, als ſie ihrer Entbindung nahe geweſen war, hieher gebracht. Sie gab ſich wohl für die Witwe eines Jägers aus; doch wenn Saldorf kam, ging ſie ihm immer mit offnen Armen entgegen. Auch erzeigte er ihr alle Dienſte, die nur ein Liebhaber zu erzeigen pflegt. — Er hatte dem Fräulein ſtrenge verboten, je den Nahmen Zabern zu nennen; übrigens dachte er gar nicht daran, was das Städtchen von ihm ſagen würde. Kurz, er galt für den Vater des Kindes, und Hannchen ſagte ganz ehrlich, daß ſie es von ihrer Mutter ſelbſt gehört hätte.

Helene war nach dieſem Beſuche tief erſchüttert, und in finſtrer Schwermuth. Der Mann, in welchem ſie das Ideal männlicher Größe geliebt hatte, ſtand nun da in der Geſtalt eines lachenden Böſewichts. Was ſie nur in den geheimſten Träumen gewünſcht, was ſie nicht zu hoffen gewagt, was ſie ſogar zu wünſchen für unrecht gehalten, war wirklich: er hatte ſeine Freiheit; denn Eliſe war die Gattin eines Andern. Doch eben das ſprach ſein Urtheil. Eliſe hatte ſeine Verbrechen entdeckt, und darum ihre Hand einem Andern gegeben. — Ihre Seele verlor ſich in dem Labyrinthe ihrer jetzigen Vorſtellungen, die mit den ehemaligen von ſeiner Größe ſo heftig kämpften.

Sie legte bei der Pflegemutter Hannchens — ſo hieß die kleine Schenk — eine Menge Koſtbarkeiten nieder, weil ſie glaubte, daß ſie in ihrem Wirthshauſe vielleicht nicht ſicher genug wären. So gewann ſie das Vertrauen der Witwe in einem immer höheren Grade. Hannchen ging ſchon Morgens zu ihr, blieb den Mittag, und fuhr nach Tiſche mit ihr ſpazieren. Das Kind hing mit großer Liebe an Helenen; und dieſe entſchädigte ſich durch die Liebe der Tochter, da ſie das Herz des Vaters verloren geben mußte.

Und dennoch liebte ſie ihn; dennoch blieb er ihr Retter, der edelſte aller Menſchen!

„Nein,“ ſagte ſie; „es kann nicht ſeyn: er iſt kein Böſewicht.“ Aber wenn ſie dann wieder ſeine Tochter ſah, deren Mutter er in das Grab geſtürzt hatte, fielen ihr die Worte ihres Vaters ein: „er gab ſein Leben Preis, weil er es nicht achtete.“ Und doch, wenn ſie ſich ſeiner Augen, ſeiner Stimme, ſeiner Bewegungen, aller kleinen Handlungen von ihm erinnerte, hob ſie beide Arme gen Himmel, und rief: „es iſt unmöglich! Aber wäre es auch: — mich hat er gerettet, und ich bin ihm ewig verpflichtet! O, ich kann dir wiedergeben, was du mir gabſt, du räthſelhaftes Weſen, nach deſſen Nähe mein Herz ſich ewig ſehnt, und in deſſen Nähe es ewig erſtarren würde. Du warſt der Retter meines Lebens; ich will die Mutter deiner Tochter ſeyn.“

Sie bat die Witwe, Hannchen auf einige Tage mit nach der Reſidenz nehmen zu dürfen. Die Witwe gab das gern zu, und Hannchen freuete ſich ſehr, daß ſie zum erſten Mal eine Reiſe machen ſollte. Helene gewann auf dieſer Reiſe die Liebe des Kindes ſo ganz, daß es ſie bat, immer bei ihr bleiben zu dürfen. In der Reſidenz zeigte ſie ſich nie anders, als mit einem dichten Schleier vor dem Geſicht, und gab ſich gar keine Mühe, Saldorfen zu ſehen, ſo ſehr auch ihr Herz danach verlangte. Nein, dachte ſie; ich will ihn nicht wiederſehen, wenn er meiner Hülfe nicht bedarf. Seine Tochter erſetzt ihn mir. Dieſem unſchuldigen Kinde ſoll meine Liebe, meine Dankbarkeit, mein ganzes volles Herz gehören.

Ihr Entſchluß, ihn nicht zu ſehen, wurde noch feſter, als ſie hörte, welche Gerüchte in der Reſidenz auf ſeine Rechnung umliefen. Er hatte aus Eitelkeit die Franzöſiſche Uniform getragen, bis es ihm von dem Reſidenten unterſagt worden war. —

Er hat ja bei dem Reſidenten in eben der Uniform gegeſſen, ſagte Jemand an der table d'hôte.

Ganz recht! Er ſchießt vortrefflich, und an ſeinem Muthe hat noch nie ein Menſch gezweifelt. Ohne ſich zu beſinnen, holt er aus Feuer und Waſſer. Er iſt der ſeltſamſte Charakter: ein Gemiſch von dem Größten, und von dem Kleinſten; eitel wie ein Kind, und ſtolz wie ein Gott. Er könnte eine Million hinwerfen, und ſich um einen Gulden ſchießen, den man ihm abtrotzen wollte. — (Helene ſah mit Beben dem Manne in's Geſicht, der das ſagte. Er ſchien Saldorfs Charakter wahr gezeichnet zu haben.)

Es iſt ein verteufelter Menſch! zu gut für einen Böſewicht, zu ſchlimm für einen ehrlichen Mann. Ich möchte ſein Freund nicht ſeyn, aber noch weniger ſein Feind.

Lieber ſein Feind, ſagte ein Andrer; denn ſein Freund, der ehrliche Baron Barneck — Geben Sie Acht, dem trotzt Saldorf noch ſeine ſchöne Frau ab.

Was man von der Scheidung ſagt, iſt ein Mährchen, das der Herr von Zabern erfunden hat, dem Herrn von Barneck ein Ridikül zu geben.

Es iſt kein Mährchen, ſagte ein bisher ſtiller Mann. Aber es wird nichts aus der Sache, weil man ſich höhern Orts dergleichen Dinge verbeten hat.

In dieſem Punkte kennt er keine Freundſchaft. Seiner Eitelkeit opfert er alles auf. Erinnern Sie ſich nur an das Fräulein Zabern. Die ließ er am Ende ſitzen. Und was wurde daraus? Mein Herr, ſagte er zu ihrem Bruder: ich ſtehe Ihnen mit ein Paar Piſtolen zu Dienſte. Die Sache ward unterdrückt; aber daß ihn das Zaberuſche Haus haßt, wie den Teufel, iſt ſehr natürlich.

Helene hörte das alles mit wundem Herzen. Sie blieb endlich allein mit dem ſtillen Manne, der die Scheidung für kein Mährchen erklärt hatte. „Ich bin hier fremd,“ ſagte ſie. „Man iſt wohl ein wenig ungerecht mit dem Herrn, von dem die Rede war, umgegangen.“

Der Mann ſchüttelte den Kopf. Es ſteckte ein großer Menſch in dem Saldorf. Ich habe ihn gekannt, als er ganz jung hieher kam. Die Weiber — es giebt Ausnahmen, Madame — die Weiber haben ihn eitel gemacht, und ſo das ſchönſte Herz verdorben. Hat er einen Wunſch, ſey es nun eine große Handlung, oder der Kitzel einer kindiſchen Eitelkeit: ſo ſetzt er alles daran, ihn zu erreichen, und müßte ſein Weg auch über die Herzen ſeiner Freunde gehen. Was die Herren hier vorhin von ihm ſagten, iſt wahr. Freilich wer ihn nur Einmal ſähe, könnte ihn für einen Engel halten.

Helene ging mit ſchwer gedrücktem Herzen auf ihr Zimmer. Hier nahm ſie Hannchen an ihre von Angſt gequälte Bruſt, und überſtrömte ſie mit zärtlichen Thränen. „Ich will ihm vergelten! O, wie will ich dich lieben, mein Kind!"

Ich will Ihre gute Tochter ſeyn! ſagte das Kind. Meine Mutter iſt todt. Ach, ich darf nur nicht viel ſagen.

„Mir doch, mein liebes Hannchen. Deine Mutter iſt todt; und dein Vater?" —

Ach! ich muß ſagen, er iſt todt. Aber er lebt noch; er heißt Herr von Saldorf, und iſt ein Officier.

„Kind, woher weißt du das?" fragte Helene ängſtlich.

Meine Mutter hat es mir auf dem Sterbebette geſagt. Vorher verſchwieg ſie es mir. Da aber ſagte ſie: Saldorf wird dein Vater ſeyn. — Ach, meine Mutter hat mir noch viel anvertrauet, viel, recht viel Schlimmes. Das Kind fing an bitterlich zu weinen.

„Viel Schlimmes? O, ſo ſage es Niemanden, mein Kind! Deine Mutter verbot es dir.“

Ach, ich möchte es ſo gern einem Menſchen ſagen, der mich recht lieb hätte; denn es liegt mir ſchwer auf dem Herzen. Manchmal weine ich faſt die ganze Nacht.

„So erzähle mir, Hannchen. Ich habe dich ja recht lieb, das weißt du wohl.“

Wenn meine Mutter ſo allein ſaß, dann weinte ſie oft, und ſchluchzte, daß mir das Herz brechen wollte. Da fiel ich einmal vor ihr nieder, und ſagte: o liebe Mama, warum weinen Sie ſo! Da knieete auch meine Mutter nieder, und ſagte: daß du ſo unglücklich biſt, mein Kind, das bricht mir das Herz! — Ich war aber gar nicht unglücklich, wenn meine Mutter nicht weinte; und da ſagte ich: o liebe Mama, ich will recht froh und glücklich ſeyn. Da nahm ſie mich an ihre Bruſt, und ſchluchzte, und da ſagte ſie mir . . . — Hier brach die Kleine ab.

Helene trat in tiefer Bewegung an ein Fenſter.

O, ſagte die Kleine nun: ich beſann mich nur, ob ich es ſagen dürfte. Aber ich muß es ſagen; mein Herz wird mir nicht mehr ſo weh thun, wenn Sie es wiſſen. Meine Mutter ſagte leiſe, ganz leiſe: dein Vater iſt ein Böſewicht! — Helenen ſchauderte. „O Gott!" ſagte ſie leiſe; „höre nicht, was dieſes Kind von ſeinem Vater ſagt!"

Sie nahm das Kind ängſtlich an ihre Bruſt, und ſchluchzte. Auf einmal ſagte ſie: „meine Tochter, dein Vater iſt auch ein edler Mann; er hat deiner Mutter das Leben gerettet. O, ſage das nie wieder, mein Kind! nie!" — Sie legte den Finger auf Hannchens Mund, und dachte: ſo iſt es denn wahr! ach, ſo ſchrecklich wahr! Sein eignes Kind verdammt ihn! —

Ich will ganz ſtill ſeyn, ſagte Hannchen.

Noch nie habe ich auch etwas von dem geſagt, was mir meine Mutter anvertrauet hat. Wenn ich es nur nicht einmal im Schlafe ſage! Ich rede zuweilen im Schlafe. Meine Mutter . . . — Nein, nein! ich will nichts ſagen. Und doch hatte ſie ihn ſo lieb, ſo lieb! Auch iſt er wieder ſo gut, ſo gut geweſen, hat mir die Frau Paſtorin erzählt. Er hat mich auch ſchon beſucht, und da war er ſo freundlich, und nannte mich wohl hundertmal ſeine Tochter. Ach, ich dachte immer daran, daß meine Mutter ſagte: er iſt . . . — und da konnte ich ihn nicht ſo recht lieb haben, und ihm keinen Kuß geben. Er lachte darüber.

„Er lachte darüber?" fragte Helene. „O, ſchweig; mein Herz bricht ſonſt zu früh!"— Sie beſuchte mit dem Kinde, um es zu zerſtreuen, das Schauſpiel. Am folgenden Tage fuhr ſie nach dem Städtchen zurück, und that der Predigerwitwe den Vorſchlag, Hannchen ganz zu ſich zu nehmen. Sie verſprach, die Penſion, welche die Frau bisher bekommen hatte, fort zu bezahlen, und ihr das Kind wiederzugeben, ſobald der Vater es ſodern würde. Die Witwe verſprach dagegen, Niemanden zu ſagen, wo ſie ſich mit Hannchen aufhielte. Helene nannte das Kind, mit einem zärtlichen Andenken an deſſen Vater: meine Tochter; denn die Liebe zu Saldorf hatte eben ſo viel Antheil an ihrem Schritte, als das Wohlgefallen an dem Kinde ſelbſt. Auch der Aufenthalt, den ſie nun wählte, hing mit ihrer zarten, ſtillen Liebe zuſammen. Sie ging nach **r, wo Saldorf ſeine Kindheit zugebracht hatte, und kaufte für einen hohen Preis das ehemalige Haus der Frau von Saldorf. Als ſie es in Beſitz genommen, als ſie die drei Linden im Garten geſehen, von denen ihr Saldorf erzählt hatte, glaubte ſie nicht mehr, ganz von ihm getrennt zu ſeyn. —

Die Freunde in unſerm Hauſe fühlten indeß die ſtille, ſüße Ruhe, die nur durch tugendhafte Aufopferungen erworben werden kann. Der Kapitain und Eliſe wurden mit jedem Tage glücklicher. Saldorf geſtand Eliſen, daß er eben ſo glücklich ſeyn würde, wie ſie, wenn er Helenen wiederfände. „Laß uns ſie ſuchen!“ ſagte der Kapitain; „wir werden ja in Wien wohl ihre Spur finden, und vielleicht ſie ſelbſt.“

Ja, ſagte Saldorf; ich gehe, und du bleibſt hier. Dies veranlaßte einen Streit, den Saldorf dadurch entſchied, daß er heimlich abreiſte, und einen Brief an Barneck zurückließ, worin er Rechenſchaft von ſeinem Schritte gab. Noch ehe er uns verließ, wurde mein Schickſal gewiſſermaßen entſchieden. Fraſer, der noch immer mitſprach, war der Meinung, ich müßte in eine Kloſterſchule gebracht werden; denn es ſey nöthig, daß ich mich in die Menſchen finden lernte.

Saldorf ſchwieg gewöhnlich, wenn Fraſer ſprach. „Hm!“ ſagte der Kapitain; „der Menſch iſt Menſch. Sein Kopf muß ſich in die Menſchen finden lernen . . .“

Nicht einmal der Kopf, Bruder, fiel Saldorf ein.

„Aber das Herz,“ fuhr der Kapitain ſanfter

ſanfter fort, „muß ein Ding ſeyn, woran die Menſchen nichts ändern dürfen."

Nicht wahr? ſagte Saldorf lächelnd: man ſollte den Menſchen alle Jahre ſechs Monate in eine Baſtille ſperren, damit er ſich gewöhnte? — Schicke den Burſchen mit dem alten Johann und dem nöthigen Gelde in die Welt: das wird ihm Kopf und Herz bilden.

„Den Kopf wohl. Aber das Herz, Bruder? Das will mit Liebe, in der Hand der Freundſchaft, gebildet werden. Reiſen macht den Menſchen fremd in ſeiner Heimath. Er muß etwas haben, das er lieben kann; und man liebt nur, was man immer bei ſich hat, wäre es auch nur ein Baum, unter dem man alle Tage eine Stunde lang ſitzt. Meinſt du nicht, daß ich Recht habe?"

Saldorf lächelte, und drückte dem Kapitain die Hand. Er muß, wie wir, erſt lieben, und das kann er auf Reiſen freilich nicht. Wo fände er da ſeines Gleichen, und wo hätte er Zeit, ſich ein Herz zu gewinnen?

„Meinſt du nicht, daß es gut wäre, ihn nach **r zu bringen, wo wir als Kinder glücklich waren? Dahin ſoll er. Fraſer kann ihn hinbringen, und ſeine Einrichtung machen. Aber nicht zu ſparſam, Fraſer! Der Junge und die Leute in dem Städtchen ſollen wiſſen, daß er mein Sohn iſt.“

Er muß ſich vor allem in die Umſtände ſchicken lernen, ſagte Fraſer.

„Zum Teufel, Fraſer! in den Reichthum ſo gut wie in die Armuth. Zu beiden gehört eine ſtarke Seele.“

Und Freiheit vom Zwange, ſetzte Saldorf hinzu.

Wann iſt denn der Menſch frei? fragte Fraſer ärgerlich.

„Wenn er Muth zu ſterben hat,“ erwiederte der Kapitain.

Und Muth, gerecht zu ſeyn, ſagte Saldorf.

„Dann, Gott Lob, wird er vor nichts fallen, kriechen oder anbeten, nicht vor Geld oder Wolluſt, nicht vor einer Krone.

Dann, ſagte Saldorf, kann er jeden Schurken züchtigen.

„Fraſer, viele weinende Augen ſehen ſich nach einem ſolchen Menſchen um, viele unterdrückte, wunde Herzen ſeufzen nach ihm; viele gefeſſelte Hände ſtrecken ſich ihm entgegen, viele bange, verzagte Seelen hoffen auf ihn."

Wie die Juden auf den Meſſias! antwortete Fraſer ſpöttiſch.

„Da haben Sie nicht Unrecht, Fraſer. Ach, ſie hoffen vergebens, das weiß Gott! Wo iſt ein ſolcher Menſch? Aber wenn alle gedrückte Herzen auf einen ſolchen hoffen, ſo muß es doch einen geben können. Und ſo geht mir Ihr Spott durch die Seele. Es wäre aber ſchon gut auf der Erde, wenn nur jedem gequälten Menſchenherzen ein Mann nahe ſtände, wie ich einen kenne." — Er drückte ſeinem Freunde die Hand. Saldorf warf einen verachtenden Blick auf Fraſern, und dieſer verließ das Zimmer.

„Er hat dir das Leben gerettet, Alexander. Du biſt zu hart gegen ihn!"

Und du zu weich, zu gut.

Der Kapitain legte, mit einem Blicke auf mich, den Finger auf die Lippen. „Ich ließe einen Hund, der mein Kind gerettet hätte, nicht ſcheel anſehen. Und er iſt ein Menſch, und hat dir das Leben gerettet!“ — Saldorf lächelte, und ſchwieg.

„Du ſollſt nach **r, Ludwig,“ hob der Kapitain wieder an. „Gott gebe, daß du dort einen Alexander findeſt, wie ich einen fand! Und, Bruder, in dem Hauſe deiner Mutter ſoll er wohnen, in eben den Zimmerchen, die wir hatten.“ (Ich faßte ſeine Hand; mir fielen die Erzählungen von ſeiner Jugend wieder ein.) „Wenn es möglich iſt, ſo wiederhole dort unſre ganze Jugendzeit, und der Genius der Freundſchaft, der Tugend begegne dir da in einer eben ſo ſchönen Geſtalt, wie mir!“

Wie mir, ſagte Saldorf; denn du warſt es mir, Karl, und ich vergalt dir wenig. Ich war, wie noch jetzt, finſter, wortarm, ſelbſtſüchtig.

„Selbſtſüchtig? ja! denn fremdes Glück nahmſt du für eignes. O, wir waren glückliche Kinder! So ſchön iſt das Leben nicht mehr.“

Alles war noch Hoffnung; die Wirklichkeit iſt nie ſo freundlich geworden.

„Ja, du ſollſt nach **r. Und, Bruder, Fraſer hat das Recht mitzureden; denn Ludwig iſt vielleicht der einzige Menſch, den er liebt.“

Laß ihn die Einrichtung machen, und gieb dem Burſchen heimlich, ſo viel du willſt: dann iſt jeder zufrieden.

„Und Johann ſoll mit dir, Ludwig. Der alte Mann liebt dich. Ich hoffe, du wirſt ihm nie ein rauhes, hartes Wort ſagen; denn du wirſt nicht viele Menſchen finden, die dich ſo lieben, wie er. — So eben kam der Alte herein. Ich lief auf ihn zu, und er ſelbſt war außer ſich vor Freude, als er hörte, daß er mich begleiten ſollte.

Der Kapitain gab mir ſeinen Nahmen von Barneck, und ließ die Adoption von dem Fürſten beſtätigen. Fraſer machte Einwendungen dagegen, ſo lieb er mich auch hatte. Der Kapitain runzelte aber die Stirn, und ſagte kalt: „er heißt Barneck. Baſta!“ Als Fraſer hinaus gegangen war, ſagte er zu mir: „mein Sohn, Neid iſt das Schlimmſte von allem. Gott behüte dich davor!“

Ich wurde ausgeſtattet, wie der Sohn eines reichen Mannes. Den Tag vor meiner Abreiſe nahm der Kapitain mich allein. „Du trittſt bald in die Welt, mein Sohn. Ich habe dir nur ein Wort zu ſagen: ſey tugendhaft! Das iſt viel, ſehr viel; aber weniger darf es doch nicht ſeyn. Die Menſchen um dich her — ich wollte, ſie wären beſſer; doch liebe ſie, mein Sohn, wie ſie ſind. Liebt doch Gott dich, wie du biſt; und zwiſchen dir und Gott liegt eine Unendlichkeit. Manchmal ſcheint mir Strenge die nöthigſte Tugend, wenn ich ſo auf das Treiben der Schurken um mich her ſehe. Aber duldet ſie Gott im Leben, denk ich dann: warum ich Wurm nicht? Und ſo verzeihe ihnen alle ihre Fehler, und liebe ſie. Ich habe mich dabei wohl befunden. Wenn es ſeyn kann, ſo thu das auch. Haſſe die Laſter der Menſchen, doch die Menſchen nicht. Siehſt du ein trübes Auge oder ein wundes Herz, ſo hilf, eh' du fragſt: wer biſt du? Oder noch beſſer: unterlaß das Fragen lieber ganz. An Gelde ſoll es dir nicht fehlen, ſo lange ich noch einen Heller habe. Denke recht oft an Gott; denn das macht einem guten Menſchen Muth, nach Menſchen nicht zu fragen. — Und nun geh zu Saldorf. Ich habe ihn gebeten, dir ein wenig das Gewiſſen zu ſchärfen; denn ich, mein Sohn, kann es in der Stunde eines Abſchiedes vor Betrübniß nicht. Befolge auch, was er dir ſagen wird! Und kommſt du in das Haus dort in **r, ſo wirſt du im Garten drei Linden ſehen. Unter denen ſchloſſen wir, Alexander und ich, unſre Freundſchaft, und da theilten wir unſre kleinen Geheimniſſe mit einander. Ich wünſchte, Ludwig, du wäreſt eben ſo glücklich. Halte die Linden in Ehren!“

Der Kapitain konnte vor Betrübniß nicht weiter reden, und entließ mich mit einem Händedrucke. Auch ich konnte vor Thränen kein Wort hervorbringen, und ging mechaniſch zu Saldorf. Der Vater ſchickt mich, ſagte ich, noch immer weinend.

„Ich ſoll,“ fing er an, „dir ſagen, was

ich von dem Leben denke. Ich habe es verſprochen, ob ich gleich wohl einſehe, daß ſich nichts darüber ſagen läßt, wogegen Fraſer und Konſorten nicht Einwürfe machen könnten. Den Tunguſen wirſt du nicht ausreden, daß Wallfiſchthran das leckerhafteſte Getränk iſt, und verfaulte Fiſche die wohlſchmeckendſte Speiſe. Der Morgenländer hält uns für Narren, wenn er uns ſieht. Turban, Hut, eine Mütze von Pelz, ein Ordensband, ein Streifen in die Haut geätzt, wie du das an den Wilden geſehen haſt: das alles, junger Menſch, iſt eins, iſt Poſſe. Habe Achtung für den Menſchen, und am meiſten für dich ſelbſt. Was ſoll ich dir ſagen? Du biſt frei geboren; ſo ſpanne dich nicht ſelbſt an die Kette der Wolluſt, der Habſucht, oder des Ehrgeitzes! Das Höchſte im Leben iſt: unabhängig zu ſeyn." — Hier ſtand er finſter auf, und ging umher. — „Denke fleißig daran, daß alles ein Ende hat, der Schmerz, die Wolluſt, alles, alles! Und ſo ſieh das Leben oft an, wie eine Komödie, worin du die weinerliche Rolle haſt, oder den erſten Liebhaber, oder den gedrückten Tugendhaften. Am Abend gehſt du ruhig nach Hauſe, und ſtudierſt auf morgen eine neue Rolle ein. Treibe Scherz mit dem Leben; es iſt nicht viel daran. Selbſt eine Tugend, die feierlich einhergeht und Proceſſionen hält, oder in Verſen redet, iſt nicht viel werth. Sieh, ich ſinne auf Worte, dir etwas Vernünftiges zu ſagen. Aber wenn du nicht fühlſt, was Tugend iſt, ſo wird eine Definition es dich nicht lehren, und noch weniger dich tugendhaft machen. Glaube mir, alles, was die Menſchen gut nennen, Gold, Ehrenſtellen, Luſt, Vergnügen, iſt nichts als Gold und ſo weiter. Wenn es in deiner Seele nicht Momente giebt, wo die Größe der Natur, die Größe Gottes, deiner eigenen Seele und der Zukunft dich ſo faßt, daß du die Erde und das Leben verachteſt, wie Staub: ſo kannſt du immerhin ein Goldjude werden. Und, mein Sohn, in einem ſolchen Momente an ſich ſelbſt mit Achtung denken können: das iſt das Größte und Schönſte." — Die Augen funkelten ihm, ſeine Bruſt hob ſich. „Verdiene es, einen Freund zu haben, wie ich, ſo haſt du das Glück des Lebens; doch nur des Lebens! Aber lerne mit aufgehobenem Haupte, mit ruhiger Seele auf das höchſte Weſen ſehen, ein Freund der Natur, ein Sohn der Zukunft ſeyn; und nichts wird dir fehlen, auch wenn dir alles fehlt. Was iſt dies Leben? Ich weiß es nicht. Aber wäre es auch nur ein Traum der Sinne, ſo biſt doch du, und Gott. Verſtehſt du, was ich ſagen will?"

Ich verſtehe es, ſagte ich, und meine Augen funkelten, wie die ſeinigen. Das Leben iſt ein Moment; ich bleibe.

„Gieb mir oft Nachricht von dir, Ludwig. Sey gut, wie dein Vater, und es wird dir an nichts Großem fehlen. Mach aus der Tugend kein Schauſpiel für Andre, keine Feierlichkeit. Der Menſch iſt ohnehin zu nichts geneigter, als zur Heuchelei. Wie geſagt, treibe viel Scherz mit dem Leben: das iſt das rechte Mittel, es ernſtlich zu nehmen. Uebrigens erhalte dich unabhängig, ſo brauchſt du die Lehren der furchtſamen Klugheit nicht.

Du haſt nur dir von deinen Schickſalen Rechenſchaft zu geben, wenn du menſchlicher Hülfe entbehren kannſt; aber von deinem Gewiſſen biſt du jedem Tugendhaften, Gott und der Zukunft Rechenſchaft ſchuldig: eine ewige Rechnung, die nie quittirt wird. Schilt über die Menſchen weniger, als du über ſie lächelſt. Am beſten iſt es — was ich nicht konnte —, wenn du ihnen, wie dein Vater, verzeiheſt, ohne zu lächeln oder zu ſchelten. Dein Vater iſt der beſte Menſch, den ich kenne. Und nun leb wohl." — Er verließ ſchnell das Zimmer.

Früh am folgenden Morgen reiſte ich ab, von Fraſern und dem alten Johann begleitet. In **r ging Fraſer ſogleich nach dem ehemaligen Saldorffſchen Hauſe, das jetzt Madame Treuwart in Beſitz hatte. Sie ſchlug es ihm ab, mich in ihr Haus aufzunehmen. Er bot ihr für zwei kleine Zimmer unten eine beträchtliche Summe; doch ſie blieb bei ihrer Weigerung. Fraſer murrte. Nun fragte ihn Madame Treuwart: warum er denn gerade Zimmer in ihrem

Hauſe haben wollte, und in keinem andern?

Ich nicht, Madame, ſagte Fraſer, ich nicht. Es iſt eine ſeltſame Empfindſamkeit von dem Vater des jungen Menſchen, dem Herrn von Barneck, und von ſeinem Freunde, dem Herrn von Saldorf: eine Empfindſamkeit, die ich ziemlich lächerlich finde.

„Saldorf? Dies Haus gehörte ja ehemals einer Frau von Saldorf.“

Eben darum. Die beiden Herren von Barneck und Saldorf haben als Kinder in dieſem Hauſe gewohnt. Der Garten und die Linden darin . . .

„. . . ſind ihnen noch jetzt heilig. Ich verſtehe. Hätten Sie das nur gleich geſagt! Es iſt doch der Herr von Barneck, der eine Gräfin Forſting geheirathet hat?“

Derſelbe.

Madame Treuwart machte nun gar keine Schwierigkeit mehr, mich in ihr Haus zu nehmen. Fraſer kam lachend zurück, und ſagte: hm! die Empfindſamkeit iſt anſteckend. Kaum hörte Madame, daß Herr von

Barneck ſeinen Sohn will eben da erziehen laſſen, wo Er erzogen iſt, ſo war ſie bereitwillig. Vorher wollte ſie ſich auf nichts einlaſſen, ſo viel Miethe ich ihr auch anbot.

Fraſer wollte am folgenden Morgen zurückreiſen, und er verlangte, daß ich ſo lange im Wirthshauſe bei ihm bleiben ſollte. Als er ſich angekleidet hatte, ſtellte er ſich in einer redneriſchen Stellung mitten in das Zimmer, zog ſeine langen Manſchetten hervor, räuſperte ſich, und hob an: Ehe wir uns trennen, mein Sohn, will ich dir noch einige goldne Regeln hinterlaſſen, zum Dank für deine Liebe. Schreibe ſie in dein Herz; denn es ſind Regeln, die ich mir aus einer langen Erfahrung von dem Leben abſtrahirt habe. Sey ein ehrlicher Mann, mein Sohn. Das heißt: thue Niemanden Unrecht, in keinem Falle; denn du weißt nicht, welch ein Schatz ein gutes Gewiſſen iſt. Traue Niemanden, ehe du nicht wenigſtens einen Scheffel Salz mit ihm gegeſſen haſt. Gehe mit Jedermann ſo um, als wüßteſt du beſtimmt, er werde morgen dein Todfeind ſeyn. Deine Geheimniſſe behalte für dich ſelbſt; denn ſie gehören nicht mehr dir, ſobald ſie ein Andrer weiß. In deine Geldbörſe laß Niemanden ſehen, auch deine Freunde nicht, damit ſie dir nicht abſodern. Miſche dich nie in fremde Händel, wenn du es vermeiden kannſt; denn nimmſt du dich eines Menſchen zu ſehr an, ſo ziehſt du dir den Haß ſeiner Verfolger zu. Laß dich nicht betriegen, nicht beleidigen; wenn du es aber nicht hindern kannſt, ſo betrage dich ſo, daß Niemand Luſt hat, es zum zweiten Male zu thun. Der Liſt ſetze Liſt entgegen, und der Feindſchaft Freundlichkeit, Geſchmeidigkeit, doch ohne dir deshalb etwas zu vergeben. Ein verſöhnter Feind iſt doppelt ſo viel werth, als ein alter Freund; denn vor dem letzten biſt du ohnehin ſicher. Sey ſparſam; denn Geld macht nicht allein dich unabhängig von Andern, ſondern auch Andre abhängig von dir. Die Ehre, mein Sohn, iſt nichts als ein Wort; du darfſt ſie aber nicht verlieren. Es läßt ſich indeß viel mit ihr vereinigen, wenn man nur klug iſt. Laß dich nicht mit Frauenzimmern ein; ſie taugen alle nicht, außer zu etwas, und das kann man haben, ohne ſich viel mit ihnen abzugeben. Ich bin ein Arzt, und ſage dir: Liebe iſt nichts mehr und nichts weniger, als Hunger und Durſt, dein Vater mag auch behaupten, was er will Zwar ſagt er immer: Sie haben Recht, Fraſer. Aber der gute Mann ſieht in dieſem Hunger und Durſt einen Geiſt, einen Engel. Auch ich habe geliebt. Es war und blieb Hunger. Und endlich, iß, wenn du es vermeiden kannſt, nie Meerrettig. Das iſt eine Kleinigkeit, wirſt du denken. Aber du glaubſt nicht, wie viel im menſchlichen Leben auf Kleinigkeiten ankommt. Nun laß uns zu Madame Treuwart gehen. Ich will dich bei ihr einführen.

Ich hatte Herrn Fraſer lieb, weil er mich lieb hatte; doch jetzt hätte ich ihm gern geſagt: mit Ihren Grundſätzen, Herr Fraſer, wäre ich ein ausgemachter Schurke. Ich ſchwieg indeß, weil ich wußte, wie viel er ſich auf ſeine Grundſätze der Klugheit einbildete.

Wir kamen zu Madame Treuwart, und ich blieb beſtürzt auf der Schwelle ihres Zimmers ſtehen: ſo wurde ich ergriffen von dem Anblicke, nicht bloß ihrer Schönheit, ſondern des Ganzen, das ſich meinen Augen darſtellte. Sie befand ſich mit ihrer Tochter in einem kleinen Saale, deſſen Tapeten, von weißer Seide, mit Roſengebüſch und Geisblatt bemahlt waren, als ob ſich beides an den Wänden ringsum in die Höhe zöge. Man glaubte faſt, in einer ſchönen großen Laube zu ſeyn. Madame Treuwart und ihre Tochter waren in weißen Atlas gekleidet, und Beiden floß das Haar natürlich über den Rücken hinunter. Ihre Kleidung hatte etwas Fremdes, das ſie in meinen Augen zu höheren Weſen machte. Die ſchöne Frau ging mir entgegen, mir, nicht Fraſern, blieb vor mir ſtehen, und lächelte mir zu. Ich war blöde geworden; denn es ſchien mir, als ginge ſie wie eine Königin, wie eine Fee. Sie kam mir dabei ſehr jung vor, gar nicht ſo alt, wie die Mutter einer zehn- oder elfjährigen Tochter; doch ihr Blick voll Hoheit

heit ſchien nicht zu einer ſo großen Jugend zu paſſen.

Ich ſagte ihr ein Paar Worte, mich ihr zu empfehlen. Sie hörte mich lächelnd, aber ſchweigend an, und der funkelnde Blick ihrer ſchwarzen Augen, die ſie feſt auf mich hielt, machte mich immer verwirrter. Endlich ſagte ſie: „ich glaubte, der Herr von Barneck wäre noch nicht lange verheirathet.“

Es iſt nur ein Pflegeſohn, antwortete Fraſer: auch ſo ein Kind der Empfindſamkeit, Madame. Die Eltern liefen aus Liebe nach Amerika. Dort wurden ſie von Wilden ermordet, und der Kapitain nahm den Burſchen mit nach Europa.

Dieſe Worte beleidigten, nach meinem Gefühl, meine Eltern, den Kapitain und mich. Aber Fraſer konnte ſchlechterdings nicht von einem Dritten reden, ohne im Tone, oder in irgend einer Wendung, etwas Geringſchätziges zu äußern. Ich ſagte erröthend: meine Eltern waren die edelſten Menſchen. Madame Treuwart ſah mich lächelnd an. Das machte mir Muth, ſo daß ich fortfuhr: und wenn Madame, ſo gut wie Herr Fraſer, wüßten, wie ſie unter dem Drucke des Elendes erlagen, wie ſie alles, Muth, Hoffnung, die Freude am Leben verloren, und dennoch ihre Liebe behielten; Sie würden ſagen: es waren ein Paar ſeltne Menſchen.

Fraſer winkte mir zu, ich ſollte nicht ſo viel reden; doch ich wollte wohl darauf wetten, daß er nicht wußte, was ich ſagte. Ich ging nun in ein Nebenzimmer, um einige Worte an meinen Vater zu ſchreiben. Während ich das that, hörte ich Fraſern von unſerm Hauſe reden, zwar nicht eigentlich etwas Böſes, aber doch nicht ſo ehrerbietig, wie ich glaubte, daß er es zu thun ſchuldig wäre. Beſonders ſprach er über Saldorfen ſo zweideutig, daß es mir durch die Seele ging. Ich wußte wohl, daß Fraſer ihn nicht leiden konnte, und hatte ihn nie anders über den edlen Mann reden hören; doch hier verdroß es mich mehr, als ſonſt jemals.

Um dem Geſpräche ein Ende zu machen, ging ich in das Zimmer, mit dem feſten

Vorſatze, die übleu Eindrücke wieder auszulöſchen, die Fraſer gemacht haben konnte. Doch ich vergaß alles, ſobald ich auf das lächelnde Auge der Madame Treuwart traf. Fraſer ging, und ich war beim Abſchiede ſehr kalt, ohne daß er es bemerkte. Madame Treuwart zeigte mir nun mein Zimmer, worin der alte Johann ſchon ſaß. Ich ſprang in ſeine Arme; er ſtieß mich aber zurück, und wies auf unſre Wirthin. Sie wendete ſich lächelnd von uns, und ging. Johann ließ mich nun allein, und ich ſank in ein tiefes Nachdenken. Hier alſo, in dieſem Zimmer, hat mein Vater als Kind gewohnt; und Saldorf mit ihm! Dieſer Gedanke bewegte mich heftig. Ich ging in den Garten, und kam ſogleich zu den drei Linden, mitten auf einem Grasplatze, von einem Bosket eingeſchloſſen, das ſich leicht darum hinzog. „Hier alſo, mein edler Vater," ſagte ich in der zärtlichſten Bewegung — „hier fandeſt du deinen Alexander; hier ſchloſſeſt du mit ihm den Bund einer ewigen, erhabnen Freundſchaft." Es war mir, als hörte ich die Linden rauſchen, als umwehete mich der Geiſt meines Vaters. Ich warf mich auf die Kniee, und zerfloß in Thränen. Auf einmal erblickte ich die Kleine, die über das Geländer weg mich aufmerkſam betrachtete. Ich ſprang auf, und erröthete, als ob Fraſer mich geſehen hätte. Viel beſſer, dachte ich, mögen ſie hier auch wohl nicht ſeyn, als Fraſer; denn wie hätte er ſonſt vorhin ſo reden dürfen!

Ich wollte mich leiſe davon ſchleichen; doch ſo eben kam Madame Treuwart, und zwar aus einer Laube, die ſo nahe war, daß ſie mich leicht gehört haben konnte. „Sie finden dieſe Linden ſchön?“ fragte ſie.

War es nicht, als hätte ſie mich behorcht? Ich erröthete; doch faßte ich den Muth, die Wahrheit zu ſagen. Ich finde ſie nicht nur ſchön, Madame, ſondern ſie werden mir hier in **r das Heiligſte ſeyn; denn unter dieſen drei Linden fand mein Vater, als er in ſeiner frühen Jugend hieher kam, ſeinen Freund. — O Madame, eine erhabnere Freundſchaft giebt es ſelbſt zwiſchen Engeln nicht, als zwiſchen dieſen beiden Männern! — Sie hörte mich, nicht mehr lächelnd, ſondern mit einem unausſprechlich ſchönen, wehmüthigen Blicke an. Ich fuhr fort: hier unter dieſen Linden ſchloſſen beide Knaben den Bund der Freundſchaft. Mein Vater entließ mich mit den Worten: ich wollte, du fändeſt dort, was ich unter den Linden fand!

„Der Wunſch Ihres Vaters iſt erfüllt. Unter dieſen Linden haben Sie eine mütterliche Freundin gefunden. Sie knieeten vorhin. O, dieſe Linden ſind auch mir ein heiliger Platz. Sie umſchwebt hier der Geiſt Ihres Vaters und ſeines Freundes; und für mich iſt hier das Grab . . ." Sie brach ab, und lächelte mir zu, obgleich ihre Augen in Thränen ſchimmerten. Dann ging ſie langſam die Allee hinunter in das Gebüſch. Ich ſah ihr mitleidig nach, und fragte dann die Kleine: iſt hier etwa das Grab Ihrer Schweſter?

Sie ſah mich verwundert an. „Schweſter? . . . Meine Mutter meint ganz etwas anderes."

Nach einer Minute kam Madame zurück. Sie ſetzte ſich mit ihrer Arbeit unter die Linden, und Hannchen mußte neben ihr ſitzen. Dann winkte ſie freundlich mit der Hand auf die Gartenbank, und ſagte: „Sie wollten mir ja von Ihren Eltern erzählen.“ Ihr Ton brachte mich in eine wehmüthige Stimmung, und noch nie hatte mir Jemand ſo aufmerkſam zugehört, wie dieſe Frau und ihre Tochter. Jedes meiner Worte brachte in ihren Geſichtern die ſchönſten Züge des Mitleidens, der Theilnahme, des Wohlwollens hervor. Aber nie hatte ich auch ſo gut, mit ſo inniger Empfindung erzählt, wie jetzt. Als ich den Tod meiner Eltern beſchrieb, drückte die Kleine ihr angſtvolles Geſicht an die Bruſt ihrer Mutter, und dann ſagte ſie leiſe: ach, er iſt noch unglücklicher! noch unglücklicher, liebe Mutter!

Auf einen kaum bemerkbaren Wink der Madame Treuwart ſchwieg ſie, ſah mich aber nun mit einem Geſicht voll der reinſten Liebe an. Jetzt redete ich von meinem zweiten Vater mit der Begeiſterung eines liebenden, dankbaren Sohnes, und mit der bewundernden Ehrfurcht, die ſeine Tugenden verdienten.

„Einen Vater gab dir der Himmel wieder, mein Sohn,“ ſagte die ſchöne Frau mit Tönen des innigſten Mitleidens; „eine Mutter haſt du hier gefunden, wo dein Vater ſeinen Saldorf fand. Sey mein Sohn!“

Ach, warum mußten ſeine Eltern ſo unglücklich ſeyn! ſagte jetzt die Kleine, und blickte zu der Mutter auf.

„Unglücklich?“ erwiederte dieſe, und in ihren Augen glänzte wieder ruhige Heiterkeit. „Was iſt Unglück, Johanne?“

Böſe ſeyn, liebe Mutter, antwortete die Kleine. Ach, es iſt wahr, du haſt mir ja vorgeleſen: „aus dem Grabe ſprießt die Blume der Unſterblichkeit.“

Hannchen wendete den Blick mit einem ungewöhnlichen Feuer gen Himmel; und Madame Treuwart ſtreichelte ihr die Wangen. Nun erſt kam die Mutter mir wieder etwas fremd vor, was beſonders ihr Blick, ihre Kleidung und ihre Schönheit verurſachten.

Ich meldete mich bei dem Rektor der Schule, und ſah meine Mitſchüler; doch unter allen nicht Ein Geſicht, das mir Hoffnung gegeben hätte, hier einen Freund zu finden. Bekannte hatte ich genug: empfindelnde Seelen, aber keinen Freund, ſo wie ich ihn brauchte. Ich wußte, was ich von einem Freunde zu fodern hatte, und kam daher mit jedem Tage unzufriedner nach Hauſe. Madame Treuwart bemerkte endlich meinen Unmuth, und ſagte: „nur in der Bruſt des Kindes, die leer iſt von allen Leidenſchaften, Wünſchen und Hoffnungen, kann die ſchöne Blume der Freundſchaft keimen, wurzeln, und zwei Seelen auf ewig umſchlingen; ſpäterhin ſchmelzt nur in einem Sturme des Unglücks die verzehrende Flamme zwei Herzen gewaltſam in einander. Ich glaube, mein Sohn, du ſuchſt die ſanfte Liebe der Jugendfreundſchaft vergebens, eben weil du ſie ſuchſt. Die Kindheit ſchenkt ſie Kindern nur, ohne daß ſie es wiſſen oder ahnen. Sey ruhig, mein Sohn."

Ich blieb nun außer den Schulſtunden

immer zu Hauſe, und mein alter Johann freuete ſich über meine Sittſamkeit. Meiſtens war ich in der Geſellſchaft der Madame Treuwart, und je öfter ich ſie ſah, deſto ehrwürdiger ſchien ſie mir, beſonders durch die Erziehung ihrer Tochter, deren Seele ſie mit der ganzen Erhabenheit ihres für die Tugend begeiſterten Herzens erfüllte. Ich nannte ſie Mutter, und Johannen, Schweſter. Es war mir nirgends wohl, als in ihrer Geſellſchaft.

Noch wußte ich nicht, wie nahe ſie mich anging, und daß ſie mich mit den Augen einer Mutter betrachtete. Als ihr Fraſer ſagte, daß ich Barneck hieße, und als ſie dadurch erfuhr, daß ich mit Saldorf in naher Verbindung ſtände, erſchrak ſie, und glaubte ſchon verrathen zu ſeyn. Sie wurde aber wieder ruhiger, als wir, Fraſer und ich, ihr erklärt hatten, aus welchen Gründen mein Vater wünſchte, daß ich in ihrem Hauſe wohnen ſollte. Es war in ihren Augen ein glücklicher Zufall, daß ſie auch Barnecks Sohn in die Hände bekam, da ſie Saldorfs

Tochter ſchon hatte; und ſie nahm ſich vor, mich eben ſo an ſich zu ziehen, wie Hannchen. Konnte ihr das mißlingen? — Sie hatte erſt nur Wohlwollen für mich, liebte mich aber bald, wie eine Mutter ihren Sohn, wie eine Schweſter den Bruder. Den Funken der Tugend, der in meinem Herzen lag, blies ſie zu einer hellen Flamme auf; kurz, ſie erzog mich, wie ihre Tochter.

Sie brachte oft das Geſpräch auf meinen Vater, dann auf Saldorf und auf Eliſen. Ich mußte ihr von allen Dreien die größten Kleinigkeiten erzählen. Dabei wurde ſie denn immer tiefſinnig, und vergoß zuweilen Thränen, ohne daß ich die Urſache davon errathen konnte.

„Und Saldorf?" fragte ſie, ſo oft ich von meinem Vater erzählte. Wenn ich dann mit Begeiſterung von Saldorf ſprach, und ihn den edelſten Mann auf der Erde nannte, verſank ſie in ſtille Träume.

Auch meinen alten Johann fragte ſie einmal nach Saldorf. Ja, Madame, ſagte der: mein Herr, der Kapitain, iſt ein Engel, ſo ein Engel, der — wie ſoll ich ſagen? — der mit einem milden Geſicht vom Himmel ſchwebt, ein Paar Kinder aus einer Gefahr zu retten, oder einen frommen Greis zu ſtärken. Herr von Saldorf aber iſt ein Engel, der herabfährt, einen Böſewicht niederzudonnern, oder eine ganze ſündige Stadt oder ein Land. Ich liebe meinen Herrn; den Herrn von Saldorf fürchte ich wie einen König. Zwar hat er mir gar nichts zu befehlen; aber doch . . . Und, ganz curios! mit meinem Herrn mache ich wieder mehr Umſtände. Saldorf iſt hochmüthig; aber nur gegen Könige und Fürſten, denk' ich, oder wie es ſeyn mag. Mein Herr hält auf ſeinen Rang; der Andre gar nicht. Mein Herr iſt ernſt; der Andre macht gerade am meiſten Spaß, wenn es im Hauſe, oder im Felde, oder im Schiffe, recht haarſcharf hergeht. Bei einem Sturme, der etwas bedeuten wollte — denn die Matroſen hörten auf zu fluchen — ſaß mein Herr ganz ſtill, und hatte Muth für uns Alle. Der Andre ſtellte ſich auf das Verdeck, ließ ſich da feſt binden, und ſah recht gelaſſen rings um ſich her. Als es zu arg wurde, kam er herunter, und trieb mit meinem Herrn ſeinen Spaß über den Sturm, die Wellen und den Tod. Aber der Spaß ging einem durch Mark und Bein: ſo ernſthaft war er gemeint. Nur in Einem Stücke ſind die beiden Herren wie ein Paar leibliche Brüder. Gerechtigkeit! Wenn es darauf ankommt, ſo ſehen ſie Beide aus wie ein Paar Geiſter, die Gott ſendet zum Dienſt der Gerechten. Madame, ich habe noch nicht viele Damen geſehen, die ſo gut und ſo brav wären, wie meine gnädige Frau und Sie; aber Sie haben wohl auch noch keine Männer geſehen, wie mein Herr und ſein Freund.

So ſprach der Alte, ſo ſprach ich; und zuweilen, wenn ſie uns verließ, hörte ich ſie leiſe ſagen: „es iſt unmöglich!“

Eines Tages ſaßen wir, Helene, Hannchen und ich, unter den drei Linden. (Johann ſtand in der Ferne, und ſchien ſeine Freude an Madame Treuwart und ihrer Tochter zu haben.) Da öffnete ſich die Gartenthür, und der Kapitain, mein Vater, trat herein. So wie ich ihn erblickte, lief ich ihm entgegen, ſank zu ſeinen Füßen nieder, und jauchzte vor Freude. Er hob mich auf, und ſagte: „mein Sohn! mein lieber Sohn!" und dann wieder: „guter alter Johann!" Bald führte ich ihn mit Stolz zu Helenen hin, und ſagte: das iſt mein Vater!

Der Kapitain verbeugte ſich ſehr tief vor ihr. „Madame Treuwart, ich habe mich recht danach geſehnt, Sie kennen zu lernen; denn was mir mein Sohn in jedem Briefe von Ihnen ſchreibt, das, Madame . . ." Es war der Ausdruck der höchſten Achtung in ſeiner ganzen Stellung. Helene ſagte in einer angenehmen Verwirrung: Herr Hauptmann, ich danke Ihnen. Und ſogleich zeigte ſie auf den Garten: Sie ſind hier in Ihrem Eigenthum. — „Wohl bin ich das!" ſagte er mit leuchtenden Augen. „Und nun, Madame, da Sie die Saite angeſchlagen haben, müſſen Sie auch erlauben, daß ſie ausklinge. Ja, hier war ich ein Kind, ein from-

„Ja, wild, wie die große Natur. Seine Seele ſteigt empor, als wollte ſie eben den Körper verlaſſen. Sein Herz brennt und arbeitet. Er hat eine Flammenſeele von Gott bekommen. Das nannte ich wild.“

So erhalte ihm die Vorſehung ſeinen Freund, und ſein Glück! Er iſt doch glücklich, Herr Hauptmann?

„Glücklich? Ja, und nein! — Er hat viel Elend in der Welt ertragen.“

Helene ſchwieg, mit Thränen in den Augen.

„Und das iſt Ihre Tochter?“ fragte der Kapitain, mit einem ſcharfen Blick auf Hannchen. Helene wurde verlegen. „Es iſt mir, Madame, als hätte ich Ihre Tochter ſchon ſonſt geſehen, als hätte ich ſie gekannt, ich möchte ſagen, ſehr genau gekannt, oder als hätte ich einen alten Traum noch einmal. Ein liebes Kind, und, wie mir Ludwig ſchreibt, ein Engel.“

Helene ſuchte die Unterredung abzubrechen, und ließ uns bald allein. „Nun Ludwig,“ hob der Kapitain wieder an; aber er ſah dabei der Madame Treuwart nach, und ſagte: „das iſt eine Göttin! So etwas Schönes habe ich noch nie geſehen!“

Schön hin, ſchön her! ſagte Johann; denn nach zehn Jahren iſt das alles weg. Aber Herr Hauptmann, ein Herz, wie es auf der Erde wohl nur wenige geben mag! Eine Seele, ſtill wie ein Gebet, feurig wie die Sonne, wohlthätig wie ihr Licht, und heilig wie das Grab.

„Alter Johann,“ ſagte der Kapitain: „du biſt ja ordentlich begeiſtert! Still wie ein Gebet! Das will viel ſagen. Ja, da haſt du Recht, Johann: in beſſere Hände hätte Garten und Haus nicht kommen können. Nun mein Sohn . . . Ich hoffe, ſie wird mich bitten, hier zu logiren . . . Nun Ludwig, wie gefällt es dir? Ich ſoll dich von der Mutter, von Fraſern, und von dem ganzen Hauſe grüßen.“ —

Wir aßen bei der Madame Treuwart. Nach Tiſche küßte ihr der Kapitain die Hand, und ſagte mit einem ſehr lebendigen Ausdruck: „ich habe eine Frau, Madame, eine

Frau — Fragen Sie den Alten, und meinen Ludwig!"

O, ich kenne die Gräfin Eliſe Forſting, fiel Helene ein.

„Nun, ich habe ihr verſprochen, wenn mir einmal ein Engel erſchiene, ſo wollte ich ihn ihr zeigen. Wollen Sie mir hier, oder wo es ſonſt ſeyn mag, das Glück gönnen, Ihnen meine Frau zu präſentiren?" — Sie verſprach mit großer Freundlichkeit, ihn bald einmal zu beſuchen. —

„Nein, unmöglich!" ſagte Helene, als ſie allein war; „er iſt kein Böſewicht! — Ach, und doch betrog er Hannchens Mutter! Kann er nicht auch ſeinen Freund betriegen? Seine Tochter hat ihn verdammt!" Am folgenden Tage ſchlug ſie bei dem Kapitain die klingende Saite wieder an. Sie ſind gar zu gütig, ſagte er: wir werden die Zeit wohl hinbringen, ohne daß ich, wie ein Papagei, immer Saldorf rufe. Doch Helene berührte die Saite ſo oft, daß ſie endlich klingen mußte.

Nun, ſo mögen Sie's haben, Madame!

ſagte Barneck, und ſetzte ſich bequem. Geben Sie nur mir nicht die Schuld, wenn Ihnen nachher die Zeit lang wird. Ich fange mit Freude an; denn wovon könnte ich lieber reden, als von dem Manne, dem ich das höchſte Glück meines Lebens verdanke.

„Und das iſt?“ fragte Helene lächelnd.

Meine Frau; auch ein Engel, Madame. — Nun erzählte er Saldorfs Liebe zu Elliſen, und ſeine Trennung von ihr. — Hier ſagte Helene: „es iſt mir ja, als hätte ich gehört, die Gräfin Forſting und Herr von Saldorf wären mit einander zerfallen geweſen.“

Der Kapitain wurde eifrig, und erzählte die Geſchichte ſehr weitläuftig, mit den kleinſten Umſtänden. Dann fuhr er fort, ihr das Entſtehen ſeiner eigenen Liebe zu Elliſen zu ſchildern. Kurz und gut, ſagte er endlich: — warum ſollen Sie nicht wiſſen, was die ganze Reſidenz, wenigſtens zur Hälfte, weiß? Er erzählte ihr auch den Plan mit der Scheidung.

„Und jetzt?“ unterbrach ihn Helene wohl zehnmal; er ließ ſich aber nicht irre machen, und ging, obgleich mit großem Feuer, in guter Ordnung von einer Begebenheit zu der andern. Endlich ſchloß er ſeine lange Geſchichte mit einem tiefen Seufzer, weil er an Saldorfs vergebliches Umherreiſen nach der ſchönen Griechin dachte. Helene begleitete ſeinen Seufzer mit einem eben ſo tiefen; denn in der ganzen langen Erzählung war ihr Nahme auch nicht ein einziges Mal vorgekommen. Sie ſagte lächelnd: „Ihr Freund hat Sie und Ihre Gemahlin glücklich gemacht; wer macht aber ihn am Ende glücklich?“

Sein eigenes Herz, Madame; wie ja das bei uns Menſchen faſt immer der Fall iſt.

„Vielleicht hatte wohl die Zeit ſeine Leidenſchaft für die Gräfin Eliſe ſchon vermindert.“ — Der Kapitain ſah ſie an, ohne Ja oder Nein zu ſagen. „Vielleicht war ſchon eine andre Liebe . . .“ — Er ſchwieg, und ſeine Miene verrieth gar nichts. Sie

Sie verſuchte es noch auf mancherlei Art, ihm näher zu kommen, und ſagte endlich: „Ihr Freund muß groſſe Augenblicke in ſeinem Leben gehabt haben.“

Die erhabenſten und die leidenvollſten.

„Einer der erhabenſten iſt ohne Zweifel der, da er Ihnen ſagte: Eliſe iſt dein! und vielleicht der leidenvollſte dazu. Meinen Sie nicht?“

Als er das that, Madame, mußte es jeder rechtſchaffene Mann in ſeiner Lage thun. Das Erhabene war ſchon voraus gegangen. Ich aber empfand die erhabene Minute der Freundſchaft; ich, Madame! Seinen ſchönſten Augenblick — er ſah ſich um, ob ihn auch nicht ein Andrer hören könnte — ſeinen ſchönſten Augenblick, und ſeinen ſchmerzenvollſten dazu, hat er in Aſien unweit Smyrna erlebt.

Helene athmete kaum noch. „Wie ſo, Herr Kapitain?“

In Smyrna führt ihm ſein guter Genius eine Unglückliche zu. Er rettet ſie; aber noch iſt nichts geſchehen. Man hat ihn in

Verdacht, daß er das Mädchen in Sicherheit gebracht habe, und ſtellt ihm nach. Während das Mädchen — es war eine Griechin — nur glaubt, daß ſie in Gefahr iſt, muß ſich ihr Beſchützer durch Mörder ſchlagen, die ihm auflauern; und nun erſt kann er nach dem Hafen kommen, um ihre Rettung zu vollenden. Lächelnd hat er ſie verlaſſen, ob er gleich ſchon wußte, daß man ihm nachſtellte; und lächelnd kehrt er zu ihr zurück. Das waren ſchöne Augenblicke!

„O, die ſchönſten für ſein Herz! Denn ſie weiß nicht, was er für ſie thut; ſie betet nur für ihre eigene Sicherheit."

Das iſt wahr; aber noch nicht alles. Er erfährt von einem chriſtlichen Sklaven, daß man gerade die Gegend durchſuchen will, wo die Griechin verborgen iſt. Nun muß alles ſogleich geſchehen. Er fällt einem Kapitain zu Füßen, und rührt ihn. Der Mann verſpricht, ihn und ſeine Gefährtin um Mitternacht aufzunehmen. Länger kann er nun auch nicht zögern. Er hat Nachen, Ruder, Seile in Bereitſchaft, und führt mit zitternder

Hand ſeine Griechin an das Ufer. Der Augenblick iſt da; aber die Fluth hat die Brandung verſtärkt. Er läßt das Mädchen in den Nachen ſteigen. Noch iſt er am ſichern Ufer; und ein Paar hundert Schritte von ihm öffnet die Brandung ihr Grab. Ich mußte ſie, ſagte mein Freund, als er mir das einmal, erſt ganz ſpät, in einer vertraulichen Stunde erzählte — ich mußte ſie dem Tode entgegen führen, und mein Herz war ohne Troſt. — Madame, der Augenblick, da er das Ruder an eine Klippe ſetzt, um vom Ufer abzuſtoßen, war der qualvollſte ſeines Lebens; denn das beſte, edelſte, erhabenſte Mädchen ſchwebt nun in der allerdringendſten Gefahr. Er betrachtet ſie noch einmal; dann blickt er zum Himmel, und ſtößt ab. Die Wogen reißen den kleinen Nachen weg; doch auf einmal iſt die Gefahr überſtanden: der Nachen treibt ſanft auf der glatten Ebene des Meers, und das edle Mädchen iſt gerettet. Da haben Sie den ſchönſten Augenblick ſeines Lebens! . . . „den erhabenſten,“ ſagte mein Freund, als er mir das erzählte.

„Ich habe nie wieder den Himmel, die Seligkeit, ſo in meiner Seele gehabt, als da der Mond ſein Licht auf Helenen warf, und ich ihre ſchönen Augen vor Freude funkeln ſah.“

Helene bedeckte ihre Augen; doch bald ſprang ſie auf, ſuchte Saldorfs Tochter, und drückte ihr heißes Geſicht an die Bruſt des Kindes. Dann kehrte ſie ſchnell zu dem Kapitain zurück.

Er ſah ſie erſtaunt an, und fragte: was iſt Ihnen, Madame?

„Jetzt iſt mir wohl, Herr Kapitain. Ihre Erzählung erinnerte mich an etwas in meiner eignen Geſchichte. Eine finſtre Wolke hing über dem ſchönſten Augenblicke meines Lebens; ſie iſt verſchwunden, und ich ſehe ihn wieder rein und hell. Ich wollte ein Leben ohne alle Flecken. Iſt nicht eins voll Liebe, tugendhafter Reue und zärtlicher Verzeihung, beſſer?“

Ich verſtehe Sie nicht, Madame.

„Verſteh' ich doch kaum mich ſelbſt! ... In der Erzählung von Ihrem Freunde liegt etwas ſo Groſſes, ſo Erhabenes! . . . Wie wurde es weiter mit der Griechin?"

Weiter geht es nicht, ſagte der Kapitain lächelnd. Hier iſt meine Geſchichte zu Ende.

„Unmöglich! War die Griechin nicht ſein? Drängte ſie nicht mit dem Vorrechte der Dankbarkeit ſich in ſein Herz? — Wenn er ſie verließ, ohne zu fühlen, daß er keinem Mädchen auf der Erde ſo zugehörte, wie ihr, und daß ſie mit ganzer Seele an ihm hangen mußte: ſo verdiente er nicht ihr Retter zu ſeyn, oder ſie war ein elendes Geſchöpf, das über der Rettung ſeines Retters vergaß."

So etwas, Madame, muß in ſeiner Seele wohl vorgegangen ſeyn, troß ſeiner Liebe zu Eliſen. Aber er verließ ſie dennoch.

„Er verließ ſie nicht, Herr Kapitain, oder Ihr Freund wäre nicht der Mann, für den Sie ihn erklären. Er mußte ſogar an dem Herzen einer geliebten Gattin fühlen, daß ein Weſen auf der Erde lebte, welches noch mehr ſein war, als ſie. Oder liebte ihn vielleicht die Griechin nicht?"

Ja, Sie haben Recht. Er liebte Elliſen, und war überzeugt, daß er wiedergeliebt wurde, ehe er meine Liebe entdeckte; aber dennoch dachte er ſeufzend an jenes Ereigniß ſeines Lebens. Er fühlte etwas Fremdes in ſeinem Glücke, als ob es ihm nicht zukäme; er fühlte eine Art von Reue in Elliſens Armen, als wäre ihm ſeine Liebe nicht erlaubt; er begriff ſich ſelbſt nicht, und war am Ende zweifelhaft, ob er Elliſen oder Helenen liebte.

Helene verließ den Kapitain, damit er ihr Entzücken nicht ſähe. Sie warf ſich unter den Linden auf die Kniee, und betete; dann ſuchte ſie den Kapitain wieder auf, und entlockte ihm alles, was ſie von Saldorf wiſſen wollte. „Wo iſt er jetzt?“ fragte ſie.

Er ſucht ſeine Griechin in Wien; doch vergebens. Sie iſt dort geweſen; aber dann iſt ſie verſchwunden. Mein Freund iſt gar nicht glücklich: das ſeh' ich aus ſeinen Briefen.

Helene erfuhr noch durch einige Fragen,

daß Saldorf bald zurückkommen würde; dann brachte ſie das Geſpräch auf etwas Andres. Der Kapitain bat ſie, ihn doch bald zu beſuchen, und ſie verſprach es.

Nach vierzehn Tagen kündigte Helene mir und Hannchen an, daß wir zu dem Kapitain reiſen wollten. So hatte ich ſie noch nie geſehen. Sie war faſt außer ſich, als ſie in den Wagen ſtieg, und dann, als ſie Elliſen ſah, von der ſie mit zärtlicher Freundſchaft aufgenommen wurde. Der Kapitain ſagte bald nach dem erſten Empfange: Sie werden meinen Saldorf kennen lernen; er wird in einigen Tagen hier ſeyn. – Endlich kam der Tag, an welchem man Saldorf erwartete. Helene blieb den Morgen auf ihrem Zimmer; und dann zeigte ſie ſich ſehr auffallend und prächtig gekleidet. (Es war eben dieſelbe Kleidung, worin Saldorf ſie zuletzt geſehen hatte.) Wir alle ſteckten über den ſeltſamen Einfall der Frau die Köpfe zuſammen; und keiner von uns ahnete etwas, den Kapitain ausgenommen. Er betrachtete nicht Helenens Kleidung, ſondern ihre funkelnden Augen, die bald hell wie Sonnen lächelten, bald in verſtohlnen Thränen erloſchen. Auch entging es ihm nicht, welche Unruhe ſie ergriff, ſo oft jemand an das Fernrohr trat, um nach dem Walde, längs dem Saldorf kommen mußte, zu ſehen.

Liebe Eliſe, flüſterte er ſeiner Gattin zu, bereite dich auf eine große Rührung vor. — Eliſe ſah ihn verwundert und fragend an. — Madame Treuwart . . . fuhr er fort: — ſag mir, ſcheint ſie dir nicht zu jung, als daß ſie eine Tochter von dem Alter haben könnte? Ich wollte faſt ſchwören . . . . —

Da kommt er! rief Auguſte. Helene wurde bleich; doch bald hatte ſie die vorige ſchöne Farbe wieder, und blickte mit hellen Augen um ſich. Der Kapitain ſagte lauernd: er iſt es! Madame, Sie können ihn ſehr deutlich ſehen.

„Nicht eher,“ erwiederte ſie lächelnd, „als wenn er in Ihre Arme fällt.“

Der Kapitain ging wieder zu Eliſen, und ſagte ein wenig verdrießlich: es iſt nichts!

Aber was ſoll es denn ſeyn? und was nicht? fragte Eliſe.

Ich bin ein Thor. Doch ſag ſelbſt: iſt ſie nicht ein höchſt vortrefflicher Weib? —

Hannchen näherte ſich heimlich ihrer Mutter, küßte ihr weinend die Hände, und ſagte leiſe: ich behalte aber meine gute Mutter!

Jetzt entſtand auf dem Hofe ein Getümmel. Der Kapitain lief hinunter, ſeinem Freunde entgegen, und Eliſe folgte ihm. Saldorf trat zwiſchen Beiden in das Zimmer. So wie er Helenen, die der Thüre gegenüberſtand, erblickte, wurde er bleich. Auch Helene erblaßte; doch bald färbte ſich ihre Wange wieder, und ihr Auge flammte. „Helene!“ ſagte er zitternd. „Alexander!“ rief ſie laut, und Beide flogen einander in die Arme. O, ſagte der Kapitain, die Hände ringend, halb ſchluchzend: ſie iſt es! es iſt Helene! — Er mußte auf irgend eine Art ſeiner Empfindung Luft machen, wenn er nicht ohnmächtig zu Boden ſinken ſollte; daher rief er ſo laut, daß alles erſchrak: Helene! Helene!

Helene und Alexander hörten ihn nicht. Sie ſtanden — nicht mehr in einer Umarmung, nur mit verſchlungenen Händen, einander liebevoll betrachtend. Ihre Blicke wurden immer froher, immer funkelnder, bis Helene wieder ihren Arm um Saldorf legte, und ihr ſchönes Geſicht an ſeinem Herzen verbarg.

Der Kapitain ging jetzt langſam mit flehendem Blicke um Beide her. „Alexander,“ ſagte er endlich wieder laut: „rede nur ein Wort; ſonſt erſticken mich Thränen und Freude!“ — Saldorf ſah ihn an. — „Biſt du nun glücklich? — Ja, du biſt es; ich ſehe es an deinen Freudenthränen.“

Karl, ſagte Alexander, und reichte ihm die Hand: ſo muß ich dir alles verdanken!

„Danken? Habe ich es denn gewußt? Sieh, ich ahnete ſo etwas, als ich die ſchimmernden Augen und das unruhige Athmen deiner ſchönen Geliebten ſah. Aber die Tochter machte mich irre.“

Die Tochter? welche Tochter?

Die deinige, ſagte Helene; ſie hat auch

mich irre gemacht. Aber ſage kein Wort darüber, Alexander. Es iſt vorbei.

Meine Tochter? Von wem redeſt du, Karl? und von wem du, Helene?

Von dieſer, ſagten der Kapitain und Helene. Sie führten ihm Hannchen zu, die ſich aber nur zögernd und weinend näherte.

Ah die! ſagte Saldorf. Willkommen, Hannchen! Aber ich begreife nicht — Die machte dich irre, Karl? Doch ſtill! O, meine Helene! — Er wollte ſie umarmen; ſie führte ihm aber das Mädchen wieder zu, und ſagte: ſie iſt meine Tochter, Alexander.

Es iſt, erwiederte er ruhig, ein gutes Kind, Helene, das deine Liebe verdient.

„Was iſt denn das mit der Tochter?" fragte der Kapitain. „Du kennſt ſie? Woher denn? Madame — Helene wollt' ich ſagen. Ich rede ganz verwirrt."

Saldorf fliſterte dem Kapitain in's Ohr: es iſt . . . — „Aha!" ſagte dieſer ruhig, und küßte Hannchen. Wer iſt es? fragte Eliſe. Der Kapitain fliſterte ihr zu. Sie ſagte ruhig: aha! und bückte ſich zu Hannchen zärtlich nieder.

Helene ſtand verwundert da. Der Kapitain ſagte: „haben Sie Dank, daß Sie Sich des Kindes annahmen!“

Es iſt ja Saldorfs Tochter! fiel Helene ſchnell ein.

Saldorfs? fragten Alle. Meine Tochter? fragte Saldorf.

Iſt ſie es denn nicht? fragte Helene. — Da ihr Alle lächelnd und feſt: Nein! antworteten; ſo ſagte ſie: verzeihe mir, Alexander, daß ich an deinem Herzen zweifelte. Aber das Kind ſelbſt glaubt es ja, und auch die Mutter glaubte es.

Gewiß nicht, erwiederte Eliſe; die Mutter wußte den Vater wohl. Er ſollte aber dem Kinde verſchwiegen bleiben.

Hannchen ſchluchzte jetzt noch lauter, als zuvor. Meine Mutter ſagte im Sterben zu mir: Saldorf wird dich nicht verlaſſen, mein Kind; er wird dein Vater ſeyn.

Ja, bei Gott! ſagte Saldorf, und nahm Hannchen an ſeine Bruſt: ich werde dich nie verlaſſen, und will dein Vater ſeyn, ſo lange ich lebe.

Hannchen wendete ſich zu Helenen, und ſagte ſchmerzlich: ſieh, Mutter, er verleugnet mich! Ach, meine Mutter ſagte: dein Vater war ein Böſewicht!

Ja, ſagte Auguſte; deine Mutter hatte Recht: dein Vater war ein Böſewicht; aber dieſer Mann iſt nicht dein Vater.

„St!“ rief der Kapitain; und mit Unwillen ſetzte er hinzu: „da hat nun das Kind gehört, was es nie hätte hören ſollen! Auguſte, die Mutter ſagte es in dem Augenblicke des heftigſten Schmerzes. Gott vergebe es ihr! Aber Sie, Auguſte? — Komm her, du armes unglückliches Kind! Ich bin dein Vater, und Saldorf iſt es. Wir lieben dich Beide, und du haſt nun auch zwei Mütter. Dein rechter Vater — jetzt muß ich es dir ſagen, mein Kind — er betrog deine Mutter; dann aber ſtarb er mit Reue. Seine letzten Worte waren dein und deiner Mutter Nahme. Bete für ihn!“

Jetzt entſtand eine fromme, heilige Stille, bei welcher Alle die Augen auf den Ka-

pitain

pitain, auf das Kind, und auf den Himmel richteten.

Er iſt todt? fragte Hannchen nach einer langen Pauſe. Alle bejaheten das; und nun ging ſie hinaus. Ich allein folgte ihr; denn ich allein hatte ſie ſo lieb, wie einen von den Andern. Sie warf ſich in ihrem Schlafzimmer auf die Kniee, und betete. Als ſie wieder herauskam, war mir ſeltſam zu Muthe. Ich drückte ſie an meine Bruſt, und ſagte ihr mit einem unausſprechlich vollen Herzen: Hannchen, wer wollte nicht gern dein Vater ſeyn! Aber doch liebt niemand dich ſo, wie ich. Ich bin dein Bruder.

Sie ſah mich mit ſchimmernden Augen an, und reichte mir die Hand, ohne ein Wort zu ſagen. Dann ging ſie neben mir in das Zimmer. Seit dieſem Augenblicke fanden ſich unſre Augen ſogleich, wenn wir zu einander kamen. Wir ſprachen weniger zuſammen, als ſonſt; aber ich wußte gewiß, daß Hannchen mehr an mich dachte, als an irgend einen Andern.

Als wir Beide wieder in das Zimmer

kamen, war die erſte heftige Bewegung vorüber. Helene erzählte, was ihr ſeit Saldorfs Abreiſe von Konſtantinopel bis jetzt begegnet war. Saldorf unterbrach ihre Erzählung zuweilen durch zärtliche Liebkoſungen. In einer dieſer Pauſen ſtand der Kapitain auf, hob beide Arme gen Himmel, und ſagte: „Gott ſey gelobt! denn, Eliſe" — er umfaßte ſeine Gattin mit unbeſchreiblicher Innigkeit — „denn ehe mein Alexander nicht glücklich war, konnte ich — das geſtehe ich dir ganz offen — auch in deinen Armen nicht recht glücklich ſeyn."

So war nun das Glück der edlen Menſchen vollendet, und ſie hatten nichts mehr zu wünſchen. „Bruder," ſagte der Kapitain einmal zu Saldorf: „ich danke Gott, daß in unſrer Religion ſo ein Ding nicht iſt, wie die Nemeſis, die ſich auch mit Gottes Liebe nicht wohl verträgt."

Die Vergeltung? fragte Saldorf. Wofür hätteſt du die zu fürchten, guter Karl?

„Die Nemeſis war mehr. Ihr galt ſchon ein ganz vollkommnes menſchliches Glück für ein Verbrechen, und wenn man es auch noch ſo demüthig ertrug. Und ich nun gar! ich kann mich nicht erwehren zu jubeln und zu triumphiren, wenn ich ſo aus einem frohen Auge in das andere ſehe, und von einem glücklichen Herzen an das andere falle! Zuweilen kann ich wünſchen, daß mir einmal ſo ein kleiner Querſtrich durch die Rechnung ginge."

Die Nemeſis iſt das menſchliche Schickſal, ſagte Saldorf nach einem langen Nachſinnen, ſehr ernſt. Aber wie dem auch ſeyn mag, Karl — wir haben gelebt.

„Das haben wir. Aber das Schickſal hat, wenn es einen Menſchen ergreifen will, tauſend Werkzeuge. Ich traue auf Gott!"

21.

Die Nemeſis.

Was der Kapitain von der Glück beneidenden Nemeſis ſagte, ſchien von einer geheimen Ahnung herzurühren. Der feindſelige Geiſt ſeines Glückes, Eduard Zabern, regte ſich aufs neue. — Der Fürſt hatte ſich ohne alle Liebe vermählt. Ohne alle Liebe; denn ſeine Gemahlin war nicht einmal Weib genug, eitel auf die Schönheit zu ſeyn, die ſie wirklich hatte; ſie war nur hochmüthig über das Alter und die ehemalige Größe des Hauſes, aus dem ſie ſtammte. So glaubte ſie denn, erniedrigt worden zu ſeyn, als man ſie gezwungen hatte, ihre Hand dem Fürſten zu geben; und ſie gab ſich ſo wenig Mühe, ihren verachtenden Stolz zu verbergen, daß ſie endlich von Allen, außer von den Damen und Leuten, die ſie mitgebracht hatte, gehaßt wurde. Immer dachte ſie nur an ihr Vaterland; ſie redete von nichts anderm, fand alles in dem Lande ihres Gemahles ſchlecht, und ſchien Vergnügen daran zu finden, das laut zu erklären.

Der Fürſt beobachtete in ſeinem Betragen lange Zeit den äußern Anſtand. Seine Gemahlin war in der That ſo ſchön, daß er viele Verſuche machte, ſich ihre Liebe zu erwerben; doch ſie behandelte ihn ſo unerträglich, daß er endlich, bitter lachend, alle Verſuche aufgab. Er dachte jetzt mit Seufzen an Eliſen zurück; doch er war nicht verderbt genug, um nur einen Verſuch zu machen, ob die Frau von Barneck leichter zu erobern ſeyn werde, als Eliſe von Forſting.

Die Fürſtin iſolirte ſich mit ihrem kleinen Cirkel gänzlich, und machte das Leben am Hofe zu einem höchſt unerträglichen Rangſtreite. Der Fürſt war ſeit Eliſens Zeit eines beſſern, fröhlichern und feinern Tons zu gewohnt geworden, um nicht über die Etikette, in die ihn ſeine Gemahlin zwängte, ungeduldig zu werden. Er wollte ſeinen Hof auf dem alten Fuße bleiben laſſen; doch ſeine Gemahlin erklärte, daß ſie nicht zum Vorſchein kommen würde, wenn die Wahl der

Perſonen, die Zutritt am Hofe haben ſollten, nicht von ihr abhinge. Man ſoll mich, ſagte ſie, nicht noch mehr erniedrigen; ich will wenigſtens Herr in meinen Zimmern ſeyn und mir meine Geſellſchaft wählen können. Der Fürſt ließ ſich, des Friedens halber, zu einem Opfer nach dem andern bereden, weil er hoffte, ſeine Gemahlin würde auch ihm einmal eins bringen. Sie that das aber nie, und ſagte bitter: ich ſelbſt bin ja ein Opfer. — So wurde der Hof ein kalter, freudenloſer Repräſentations-Saal, wo Schweigen, lange Weile und kleinliche Rang-Intrigue herrſchten.

Nach und nach blieb der Fürſt weg, ſo oft er nur konnte, und auch der letzte Funken von Neigung zu ſeiner Gemahlin erloſch. So wie Eduard von Zabern das bemerkte, reiheten ſich in ſeines Vaters Hauſe Feſte an Feſte, die der Fürſt zuerſt auf halbe Stunden, dann auf ganze, und endlich regelmäßig beſuchte. Die Fürſtin ſchien davon gar nichts zu wiſſen; doch behandelte ſie von jetzt an das ganze Haus des Oberhofmeiſters mit auffallender Verachtung.

Der Fürſt wollte Erſatz dafür geben. Er ging zu Zaberns, auch wenn kein Feſt im Hauſe war, um öffentlich zu zeigen, daß er die Familie achte. Jetzt fiel ihm Amelie auf, die er ſonſt immer gleichgültig angeſehen hatte. Er fand an ihr die ſchönſten Arme, die Geſtalt einer Göttin, und den Reitz einer Grazie. Amelie merkte wohl, daß ſie dem Fürſten gefiel; ſie that ihm aber keinen Schritt entgegen, ſondern floh vor ihm in immer reitzendern Geſtalten, ſah indeß zauberiſch lächelnd nach ihm zurück, wenn es ſchien, als würde er müde, ihr zu folgen. Der Oberhofmeiſter that, als merkte er nichts; die Mutter lächelte und ſchwieg; Eduard beobachtete lauernd.

Der Fürſt kam öfters ohne Begleitung, wenn Mutter und Tochter allein waren. Er rechnete, ſobald nur er ſelbſt erſt wußte, daß er Amelien liebte, auf einen leichten Sieg; denn — ſie war ja Eduards Schweſter und des Oberhofmeiſters Tochter. Doch er hatte ſich verrechnet. Amelie lächelte, plauderte, ſang, oder ging mit ihm im Garten; wurde aber das Geſpräch bedeutend, ſo war ſie mit ihren witzigen Einfällen ausgelaſſen, verdrehete alles, und brachte den Fürſten faſt zur Verzweiflung.

Die Fürſtin behandelte Amelien, ſobald ſie ihres Gemahls Liebe erfahren hatte, mit noch größerer Verachtung. Amelie blieb vom Hofe weg, und wollte auch den Fürſten in einigen Tagen nicht ſehen. Er meldete ſich in einem Billet bei ihr an; und ſie ſagte Nein. Ihr Vater drohete; ſie erklärte aber ganz kalt: ich werde dem Fürſten ſagen, wie Sie mich behandeln.

Nach einigen Tagen ſprach ſie den Fürſten. Sie ſagte kalt und ernſt: man hat mich am Hofe beleidigt; ich kann mich vor Niemandem zeigen. Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich. Der Fürſt trug ihrem Bruder auf, ihr zu ſagen: er ſelbſt müſſe ſich manches gefallen laſſen. — Meine Schweſter, erwiederte Eduard ſtockend, iſt eine Thörin, die wahrſcheinlich ſelbſt nicht weiß, was ſie will.

Amelie wußte ſehr wohl, was ſie wollte: den Fürſten noch eifriger in ſeinen Bewerbungen machen. — Sie ließ ſich endlich von ihm verſöhnen, und dabei kam er mit ihr weiter, als je vorher, doch nur ſo weit, als ſie wollte. Er hatte ihr ſeine Liebe verſteckt erklärt, und ſie dadurch auf einige Augenblicke ernſthaft gemacht, ſo ernſthaft, daß heimlich eine Thräne in ihr ſchönes Auge trat, daß ihr Buſen ſich von einem langen Seufzer hob, und daß ſie ihm, in einem Vergeſſen ihrer ſelbſt, Hand und Arm ließ, die er zärtlich drückte. Doch auf einmal beſann ſie ſich wieder, und ſagte: ich habe um Ihrer armen Unterthanen willen Frieden mit Ihnen gemacht; denn die müſſen ja doch die Kriege ihrer Herren bezahlen. Bin ich nicht eine recht gute Patriotin? Nun trallerte ſie ein Liedchen, lief hinter einem Schmetterlinge her, fing ihn, heftete ihn an ihre Bruſt, und ſagte: ein unſchuldiges Thierchen, das aus Blumen Honigthau ſaugt, und wie die unbeſtändigen Männer zu allen Blumen fliegt.

Jetzt ließ ſie den Fürſten nicht mehr zu Worte kommen. Sie lachte, ſang, erzählte, und er ging endlich mit den Worten: o, das liebenswürdige, heitre, ſchöne Mädchen! — Dabei blieb es aber; der Fürſt kam nicht weiter. Er ſprach mit Eduard, freilich nur verſteckt; und Eduard gab ihm eben ſo verſteckt das Verſprechen, ihm ſeine Schweſter zu überliefern. Nun wurde man von beiden Seiten dreiſter, und endlich nahm man förmliche Verabredungen.

Der Fürſt gab der Verbindung, die geſchloſſen werden ſollte, den milden Nahmen einer Gewiſſensehe, und verſprach Eduarden die größte Auszeichnung, wenn er ihm zu ſeinem Glücke behülflich wäre. —

Eduard ſagte zu ſeiner Schweſter: in der That, man kann nicht reitzender ſeyn, als du.

„Die Schlange ziſcht!" erwiederte ſie. „Wie reitzend bin ich denn? Oder, ohne Eingang: was willſt du?"

Nichts, wenn du ſo ſprichſt; aber ſehr viel, wenn du Amelie ſeyn willſt. Der Fürſt hat mir anvertrauet, daß er dich liebt.

„Einen ſchlechtern Kuppler hätte er ſich wählen können. Hat er denn die heilige Elſe ſchon vergeſſen?"

Er konnte doch keinen wählen, der ihm beſſere Auskunft über deine Empfindungen zu geben wüßte, als eben ich!

„Du? Nun ſo laß doch hören, welche Auskunft du ihm gegeben haſt!"

Gar keine. Wußte ich denn, was du wünſcheſt? — Es mag eine Angelegenheit für dein Herz ſeyn; doch auch für unſer Haus iſt es eine. — Ich wünſchte, du wählteſt irgend jemand von der Familie zu deinem Vertrauten. Der Vater freilich thut, als ſähe er nichts; die Mutter . . .

„Die Mutter iſt Mutter. Du aber, Eduard, biſt der rechte Mann! Du würdeſt mich für ein Paar Ellen Band, oder allenfalls für noch weniger, verkaufen, wenn es ſeyn müßte. Nun, ich glaube, ſchon mündig zu ſeyn; darum werde ich ſelbſt mein Vermögen unterbringen, und zwar auf ſo hohe Zinſen, als möglich."

In des Himmels Nahmen, Amelie! Du willſt alſo? Nun, ſo laß mich . . .

„Ja, ich will! Aber was will ich? O, daß du mit deinem gebeugten Nacken gar keinen Sinn haſt für eigenen Willen! Begreifſt du denn nicht, daß es jedem Menſchen, der ſich fühlt, und alſo auch jedem Mädchen, ſchon genug iſt, daß ein Fürſt ihr zu Füßen gelegen hat? Das iſt es, was ſie will; das allein! Und ſieh, das heißt ſein Vermögen auf hohe Zinſen unterbringen. Aber was willſt du davon verſtehen! Du weißt ja wohl noch nicht einmal, ob der Fürſt blaue oder ſchwarze Augen hat. In einer katholiſchen Kirche, wo alles knieete, wärſt du im Stande einen Nachbar zu fragen: wo ſind denn Se. Durchlaucht? und einen Profeſſor der Naturgeſchichte: aber warum hat uns die Natur nicht harte Schwielen an den Knieen gegeben, wie dem Kameele? Was rede ich doch mit dir von den Triumphen eines weiblichen Herzens!"

Iſt dein Witz bald erſchöpft? Denn jetzt weiß ich, ohne daß du es mir ſagſt, was du willſt.

„Eine Niederträchtigkeit: nicht wahr?

Sag dem Fürſten, du hätteſt bei mir zugehorcht, doch weiter nichts erhorchen können, als den Titel: elender Kuppler."

Amelie! ſagte Eduard drohend.

„Elender Kuppler!" wiederholte ſie. „Es koſtet mir nur ein Lächeln, eine Bitte, höchſtens einen Händedruck; und du gehſt auf deinen Geſandtſchaftsposten nach Regensburg. Drohe noch einmal!" — Der Elende lächelte, und drohete nicht. — Er gab dem Fürſten Hoffnung, und ſuchte ſich bei ſeiner Schweſter einzuſchmeicheln; ſie behandelte aber den Fürſten mit auffallender Kälte, ſobald ſie merkte, daß ihr Bruder mit im Spiele war. Wußte dieſer etwas, das ſie dem Fürſten geſagt hatte, ſo ſchmollte ſie, und warf ihm vor, daß er plaudre.

Eduard mußte die Rolle aufgeben, zu der er ſich Geſchicklichkeit genug zugetrauet hatte, und konnte nun weiter nichts, als ſeine Schweſter beobachten. Doch er ſtand wie vor einem Zauberſchloſſe ohne Eingang. Er ſuchte ſeinen Vater aufzuhetzen. Dieſer ſagte aber, die Achſel zuckend: das iſt ein kritiſcher Punkt, mein Sohn, der nicht berührt ſeyn will. Deine Schweſter weiß, was ſie ihrer Ehre und meinem Nahmen ſchuldig iſt. Das traue ich ihr zu; und ſo muß ich dich bitten, über dieſe Angelegenheit zu ſchweigen.

Amelie war von ihrem Bruder richtig errathen. Sie wollte den Fürſten erhören, doch auf ihre Weiſe, und zu ihrem eignen, nicht zu ihres Bruders Vortheil. Ihr Bruder, oder ihr Vater ſollte ſie dem Fürſten nicht verkaufen; ſie ſelbſt wollte ihm ihr Herz, ihre Liebe ſchenken. Dazu mußte aber ſeine Leidenſchaft noch höher ſteigen; er mußte aufhören, ſie als ſeine Unterthanin zu betrachten, und in ihr erſt ſeine Gebieterin ſehen. Er ſollte glauben, daß ihm nicht Ehrgeitz, oder Eitelkeit, ſondern Liebe, innige Liebe, ſie gäbe.

An der Ausführung dieſes Plans arbeitete ſie mit großer Geſchicklichkeit. Wenn ihre Verwandten glaubten, ſie behandle den Fürſten allzu kalt, ſo gab ein verſtohlner, zärtlicher Blick, ein Seufzer, den nur er allein hörte, oder ein ſekundenlanges Verſinken in eine ungewohnte Wehmuth, ihm neue lebendige Hoffnung. Gerade, wenn ſie mit ihm allein war, zeigte ſie ihm am meiſten Zärtlichkeit, ſo daß er manchmal auf den Gedanken gerieth, ihre Familie ſey ihm entgegen. Die Folge von dem allen war, daß ſeine Leidenſchaft nach und nach eine ſo zärtliche, feine und ehrfurchtsvolle Liebe wurde, wie er ſie ſelbſt gegen Eliſen nicht gefühlt hatte; und nun endlich las er ſeinen Triumph in Ameliens wehmüthig lächelnden Blicken, in ihrem ſtillen, ſchweigenden Verſinken, wenn er allein mit ihr war. Er glaubte, ſein Sieg wäre leicht und ſicher; doch Amelie ermannte ſich wieder: ſie wachte über Blicke, Worte und Bewegungen, und hielt ihn durch ihren Witz in Schranken.

Endlich aber kam doch der ſchöne Augenblick, wo ſie das Geſtändniß ſeiner Liebe anhörte. Sie erblaßte, hatte Thränen in den Augen, und wendete ſie in reitzender Verwirrung von einer Seite zur andern. Er bat ſie dringend, ihm zu antworten. Sie blickte gen Himmel, ſeufzte, und legte die Hand auf die hochfliegende Bruſt, als wollte ſie ihr Herz bezähmen. Er bat aufs neue. Sie wiederholte das vorige Spiel; dann: — nach einer heftigen Bewegung, nach einem lauten Seufzer — riß ſie ſich von ihm los, und floh in ein andres Zimmer. Ein ſchöneres Geſtändniß der Liebe hatte der Fürſt noch nie geſehen, als in Ameliens ſeelenvollen Augen, die ihn durch ſanfte Thränen nur Einmal, verſtohlen, aber ſo zärtlich, angeblickt hatten. Er war jetzt ſeines Sieges ſo gewiß, daß er ſie fliehen ließ, ohne ihr zu folgen.

Noch eine Unterredung, dachte er; und der Sieg iſt mein! — Doch er hatte ſich geirrt; Amelie vermied ihn ſo klug und ſo glücklich, daß Niemand etwas von Abſicht bemerken konnte. Er ſetzte der Liſt Liſt entgegen, und überraſchte ſie endlich allein in ihrem Zimmer, ergriff ihre Hand, und wollte mit noch feurigern Worten ſein Liebesgeſtändniß wiederholen. Sie trat in einer edlen, ſtolzen Stellung vor ihn hin, und hob ruhig an: „wozu . . .“ Doch auf einmal ſtürzten Thränen aus ihren Augen, und ſie ſagte, die Hände zu ihm aufhebend, mit ſtockenden Tönen: „o, gnädiger Herr, ich beſchwöre Sie, gönnen Sie mir den Frieden, der mir noch übrig iſt!“ Sie hielt die Hände vor das Geſicht, und wollte ſich entfernen. Der Fürſt hielt ſie auf, und redete mit unbeſiegbarer Leidenſchaft. Sie war ſo ſchwach, ihn anzuhören; und nun floſſen ihre Thränen bald langſamer. Ihren Blick heftete ſie feſt an den Boden; aber von Zeit zu Zeit hob ſie die langen Wimper, und dann ſchoß ein Bliz der Liebe aus den blauen Augen hervor. Er faßte ihre Hände, und bedeckte ſie mit Küſſen. Sie zitterte, und wurde immer ſchwächer. Schnell legte er nun den Arm um ihren ſchönen Leib, und drückte ſie mit den zärtlichſten Worten an ſeine Bruſt. Ihr Buſen flog; doch in ihren Augen blieb noch immer eine große Aengſtlichkeit.

O, meine Amelie! ſagte er, und zog das zärtliche Mädchen an ſeine Lippen. In dieſem Augenblicke rief ſie: — o Gott! und war ſchnell entflohen.

Der Fürſt wollte ihr nach; doch als er die Thür öffnete, ſah er die Geliebte knieen, und ging wieder zurück.

Er ſtand verwundert da, und verwünſchte ſeinen Rang, der ihn hinderte, dem lieben, tugendhaften Mädchen ſeine Hand anzubieten. In dieſem Augenblick wäre er gern ein Privatmann geweſen, um in Ameliens Armen glücklich ſeyn zu können. Er wagte es nicht, ſie zu ſtören, und verließ, da ſie nicht wiederkam, nach einiger Zeit ſogar ihr Zimmer.

Am folgenden Tage ſchrieb er ihr, und beſchwor ſie, ihm zu antworten. Sie that es, und ihr Billet war ein Meiſterſtück. Unter andern ſagte ſie: ſein Stand diene ihm zur Entſchuldigung, daß er ſie mit ſeiner Liebe verfolge; doch eben dieſer Stand würde ihn künftig auch entſchuldigen, wenn er ſie verließe. Sie ſagte ihm ganz beſtimmt, daß nie ihr Herz ſein werden könne. Doch endlich ſchloß ſie mit den Worten: „wenn

Sie ein Privatmann wären, mit welchem Entzücken würde ich mich unterſchreiben Ihre Amelie.“

Er las den Brief mehr als Einmal, und mit immer neuem Vergnügen, da aus jeder Zeile Ameliens Liebe zu ihm hervorblickte. Es war alſo nicht, wie er befürchtet hatte, das Sträuben ihrer Tugend, was ſie von ihm trennte. Sie hielt alſo eine Verbindung mit ihm für erlaubt; und nur ſein Fürſtenrang ſchreckte ſie ab, weil ſie an ſeiner Beſtändigkeit zweifelte. Er ſchrieb ihr wieder, und erbot ſich, ihr alle möglichen Gewährleiſtungen für ſeine Treue zu geben; doch ſie ließ ſich durchaus auf gar nichts ein. Nun glaubte er, es wäre Zeit, ihre Familie mit in das Spiel zu ziehen, und er gab Eduarden den Auftrag, mit ſeiner Schweſter zu reden.

Sie hörte ihren Bruder ruhig an; dann aber ſagte ſie: „ich ſchreibe dem Fürſten, daß er ſein Spiel verloren hat, wenn er dich oder einen Andren wieder helfen läßt. Ich will es durchaus ſelbſt ſpielen, und du, — lächle, ſo viel du willſt! — du ſollſt es nicht errathen.“

Eduard hörte nicht auf zu lächeln; denn er hatte es errathen.

Sie ſchrieb dem Fürſten im höchſten Zorne der beleidigten Liebe, und brach gänzlich mit ihm, weil er hatte glauben können, ihre Liebe ſey zu erkaufen. Der Fürſt konnte dieſes Mädchen nicht begreifen. Als er ſie wieder ſprach, war ſie kalt, bitter, ſpöttiſch; und es koſtete ihm nicht geringe Mühe, ſie zu verſöhnen.

Er erbot ſich nun noch einmal, ihr ſeine Treue auf alle ihm nur mögliche Art zu verſichern. Vergebens; ſie hörte nicht einmal auf ſeine Betheurungen. Er fühlte ſich jetzt in der That ſehr unglücklich. Das ſah Amelie, und der Anblick ſeiner Trauer erweichte endlich ihr Herz. Sie geſtand ihm nun weinend, mit ſich ſelbſt kämpfend, in der ſüßeſten Wehmuth, daß ſie ihn liebe, und nicht ohne ihn leben könne.

Er knieete vor ihr nieder. Jetzt ſank ſie zum erſten Mal in ſeine Arme. O, wie ſchlug ihr Herz an ſeiner Bruſt! wie ganz hatte ſie ſeinen Rang vergeſſen! Sie war die Liebende, die Geliebte; nichts mehr. „O," ſagte ſie, als ſie ihn aufs neue an ihre Bruſt drückte: „wie konnte ich dieſen Schmerz in den Augen des geliebten Mannes ſehen, ohne zu ſterben! Ich fühlte es wohl, daß mich die erſte Thräne in ſeinem Auge auf ewig an ſeine Wünſche feſſeln würde. Seinem Range, ſeinen Verſprechungen, ja ſeiner Liebe hätte ich widerſtanden."

So war noch nie ein Mann geliebt worden, wie der Fürſt von ſeiner Amelie. Doch dieſe Liebe blieb ein ſtilles Geheimniß zwiſchen Beiden, und der Fürſt hatte noch tauſend Wünſche übrig. Amelie mußte, nach ihrem Plan, langſam vorwärts gehen, und gewährte wieder nur ſeiner Liebe, was ſie ſeinen flehenden Bitten verweigert hatte. Er überraſchte ſie eines Abends in ihrem Garten, und blieb bei ihr. Da ergab ſie ſich endlich, verrathen von ihrem Herzen, der Einſamkeit, und dem ſtillen, dunklen Abend. Als er um Mitternacht von ihr Abſchied nahm, ſagte er noch: nein, ſo glücklich iſt kein Mann auf der Erde, wie ich! Amelie dachte lächelnd: er iſt glücklich; und nun will auch ich es ſeyn!

Der Fürſt hatte bisher, wie der Morgenländer, nur Wolluſt in den Armen erkaufter Sklavinnen gekannt; an Ameliens Herzen lernte er die Liebe eines freien Weſens, die Wolluſt der Liebe kennen. Er war von ſeinem Glücke berauſcht, und dieſer Rauſch dauerte fort. „Zauberin,“ ſchrieb er ihr: „ich möchte mich Ihnen zu Füßen werfen; denn Sie haben mein Leben umgeſchaffen, vollendet. Was kannte ich vorher vom Leben! Nichts als die kalten Mauern eines finſtern Kerkers. Sie naheten ſich mir; die Mauern ſtürzten, und aus Ihren lächelnden Augen drang das mildeſte, ſchönſte Licht in meine erhobene Seele. Ja, vorher verkaufte man mir den kalten Schimmer meines Ranges für den belebenden, ſchaffenden Strahl der Sonne; man gab mir die ſtarre Pracht eines ſchweigenden Leichenzuges für den beſeelenden Athem der Liebe.

Ich war eine Bildſäule, eine ſtarre Mumie. Sie haben mich zu einem Leben geweckt, das ich nicht kannte, nicht ahnete. Nur in Ihren Armen wohnt das Glück, das mich zu den Göttern emporhebt. O Amelie, wie glücklich haben Sie mich gemacht!"

So ſchrieb der Fürſt an Amelien, und er fühlte wirklich mit jedem Tage mehr, daß ſie die Quelle ſeines ſchöneren Lebens war. Am glücklichſten machte ihn aber die Ueberzeugung, daß ſie in ihm den Mann, und nicht den Fürſten, liebte. Auch war ſie ohne Unterlaß thätig, dieſe Ueberzeugung bei ihm zu verſtärken und ſo ſeine Unbeſtändigkeit zu feſſeln. Ihr reger Geiſt, der ſich ganz leicht in alle Geſtalten ſchmiegte, machte dieſe Feſſeln noch enger; und die Beharrlichkeit, womit ſie der vollkommenen Befriedigung ſeiner Begierden auswich, die ſchäferliche Zärtlichkeit, wodurch ſie das nichts ſagende Spiel einer ganzen Stunde zu einer ſchönen Minute machte, die Innigkeit, mit der ſie an ihm und ſeinem Ruhme hing, die zarte Schamhaftigkeit, womit ſie ſich ſelbſt in den Stunden der beglückenden Liebe verhüllte, die Zurückgezogenheit, mit der ſie ſich nie ganz zu des Fürſten Eigenthum hingab: das alles war ihre Sicherheit, und der Triumph der weiblichen Buhlerei. Ihr Herz gehörte dem Fürſten ganz, doch das reitzende Weib nur ſelten, wenn die Gewalt der Liebe es überwältigte, und nur auf Augenblicke. Seine Begierde war befriedigt; ſeine Einbildungskraft aber hatte von der Geliebten noch immer Opfer zu fodern, die ſie nie brachte, und nie bringen wollte. Durch dieſe Künſte war ſie dem Fürſten immer neu, immer reitzend, und ſeine Liebe ſtieg mit jedem Tage.

Sie gab dieſer Liebe durch den Schleier des Geheimniſſes noch einen Reitz mehr. Selbſt der Bruder wußte ihr Verhältniß mit dem Fürſten nicht, und vermuthete es nur aus deſſen triumphirenden Blicken. Endlich ſah er einmal, daß der Fürſt ſpät Abends zu dem Garten ſchlich, in welchem Amelie wohnte, und erſt nach Mitternacht zurückkam. Aber zu ſeinem Erſtaunen bemerkte er an ſeiner Schweſter in der erſten glänzenden Geſellſchaft keinen prächtigen Schmuck, und eben ſo wenig den Uebermuth, den die Geliebte des allgemeinen Gebieters, nach ſeiner Meinung, haben mußte. Sie miſchte ſich vielmehr ganz anſpruchlos unter die übrigen Frauenzimmer, und blieb gegen den Fürſten, der ſich zu ihr drängte, und ſie auszeichnete, fremd und ehrerbietig. Eduard begriff nicht, wie ſeine Schweſter ſich ſelbſt ſo zurückſetzen konnte, da es jetzt nur von ihr abhing, überall die Erſte zu ſeyn.

Der Fürſt war in der That ſehr freigebig geweſen. Er überreichte Amelien eines Tages unſchätzbare Steine. Sie fragte ihn mit einem ſtarren Blicke: „ſollen dieſe Steine die Verräther unſrer ſtillen, verſchwiegenen Liebe werden?“ Er konnte ſie durchaus nicht bereden, etwas davon zu behalten; ſie zog aber von ſeinem Finger einen einfachen Goldring, und hängte ihn an einer Schnur auf ihr Herz. Ja, ſagte er nun, in wahrer Rührung: weg mit dieſen elenden Steinen! ſie ſind nicht koſtbar genug, einen Ihrer zauberiſchen Blicke zu bezahlen. Amelie, Sie ſchlagen den Reichthum aus; aber Eins werden Sie doch von mir annehmen: die Betheurung, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Selbſt, wenn das geſchehen könnte, was Sie befürchten, wenn ich aufhörte, Sie zu lieben, ſo würde ich doch nie aufhören, Ihnen anzugehören.

Der Fürſt empfand, was er ſagte; denn noch nie, oder doch nur ſehr ſelten, waren ihm Menſchen vorgekommen, die nicht Anſprüche auf ſeine Freigebigkeit gemacht hätten. Doch Ameliens Edelmuth drückte ihn, und er gab ihr an ſeinem Nahmenstage eine ſehr beträchtliche Summe in Staatspapieren. Sie nahm das Geſchenk mit einem lieblichen Lächeln. Am folgenden Tage ſprach ſie ihn wieder, und gab ihm ein Papier. Es war eine Quittung über die ganze Summe von der Armen-Kaſſe. Der Fürſt ſagte mit einiger Empfindlichkeit: ich wenigſtens werde nicht Schuld daran ſeyn, wenn man nun erräth, in welcher Verbindung wir ſtehen!

„Das wird man nicht," erwiederte Amelie, und verſchwand. Nach einigen Minuten kam ſie in der Uniform eines Hofpagen wieder, und fragte: „kennt man mich ſo? In dieſem Anzuge ging ich an Ihrem Nahmenstage Abends zu dem Direktor der Armenanſtalt, und ſagte: Se. Durchlaucht ſchikken dieſe Summe für die Armen, und verlangen von Ihnen Verſchwiegenheit. Ich ſoll eine Quittung mitbringen. Der alte Mann zählte die Summe, und blickte mit naſſen Augen gen Himmel. Und ich? — O, Sie wiſſen nicht, wie eigennützig ich bei dieſer Sache bin! Heute habe ich, weil der Direktor doch nicht ganz geſchwiegen hat, einmal mit meinem Mädchen, mit den Bedienten, mit jedermann, von Ihnen reden können. Meine Augen durften funkeln, und mein Buſen klopfen, wenn ich von Ihnen redete. Das hat mir wohlgethan! Und heute, und das ganze Jahr hindurch, nennt man Ihren Nahmen mit frohen Empfindungen, und . . ." — Sie wendete ſich von ihm ab, und verhüllte ihr Geſicht.

Der Fürſt umfaßte ſie mit immer ſteigender Begeiſterung, und ſagte: ſoll ich denn unter der ſüßen Laſt Ihrer Großmuth erliegen? Die Stadt, das Land muß erfahren, wie edel meine Geliebte iſt. Glauben Sie, Amelie, ich möchte den Dank ſtehlen, der Ihnen gehört? Nein! ein Paar Worte ſollen alles erklären.

Amelie ſah ihn ernſt an. „Das hieße aus einer guten Handlung ein Spiel machen, und ein Spiel, worin ich meinen guten Nahmen verlöre!"

Unbegreifliches Geſchöpf! ſagte der Fürſt, faſt außer ſich. Sie werden mich noch arm machen, wenn Sie ſo fortfahren; denn ich muß Ihnen die Summen erſetzen, und Ihren Edelmuth obendrein belohnen.

„Auch verlange ich das," erwiederte Amelie; und nun bat ſie für einen Unglücklichen, für den ſich die ganze Stadt intereſſirte. „Sein Schickſal liegt mir ſehr am Herzen," fuhr ſie fort, und erzählte hierauf dem Fürſten die Geſchichte des Mannes.

Ich habe das anders gehört, ſagte der Fürſt erſtaunt: ganz anders.

„Das Schickſal der Fürſten! Jeder betriegt ſie, weil Niemand ſie liebt. Ach, ich fürchte, Sie werden noch oft Sachen von mir hören, die Ihre Röthe Ihnen anders vortragen. Aber ich liebe Sie, und ich bin glücklich, wenn Ihr Nahme mit Segen genannt wird.“ — Der Fürſt verſprach ihr, die Lage ihres Schützlings ſchnell zu ändern. — „Das ſollen Sie nicht; Sie ſollen unterſuchen. Ich liebe Ihren Ruhm, und nur den allein!“

Er unterſuchte, und ſtieß auf ein Gewebe von elenden Ränken und Kabalen, die man angeſponnen hatte, um eine Familie zu ſtürzen. Der Unglückliche war gerettet, und der Fürſt ſah den Dank, die Verehrung der Stadt und des Landes in ſo ſichtbaren Zeichen, daß er ſich vielleicht noch nie ſo fürſtlich groß gefühlt hatte, als eben bei dieſer Sache. Er dankte Amelien dafür, und bat ſie mit inniger Zärtlichkeit, nicht allein der Schutzgeiſt ſeines Ruhmes, ſondern auch ſeiner Unterthanen zu werden.

Amelie hatte nun den guten Willen des

Fürſten auf die Probe geſtellt, und ſie ſah, daß es ihr bei einiger Klugheit und Rechtlichkeit nicht ſchwer ſeyn würde, auf die Regierung des Landes Einfluß zu bekommen. Sie nutzte noch ein Paar ſolche Gelegenheiten, wo ſich die öffentliche Meinung gegen augenſcheinliche Ungerechtigkeiten empört hatte, und ſie bezeichnete dem Fürſten die Opfer, welche ſeine Unterthanen foderten. Er brachte ſie, und — ſie war einen Schritt weiter gegangen — brachte ſie auf ihre Verſicherung hin, daß ſie die Wahrheit ſagte. Sie kam an dieſem entſcheidenden Tage höchſt einfach gekleidet, ohne allen Schmuck, in eine Geſellſchaft, und lächelte, zufrieden mit ſich ſelbſt, daß ſie Geiſt genug hatte, mehr zu wollen, als ein Paar funkelnde Steine.

Der Fürſt fand ſich bei ihren Winken über den Charakter ſeiner Räthe, und über manche Dinge, die ihm vorher wahre Labyrinthe geſchienen hatten, ſo wohl, und ſie blieb dabei ſo beſcheiden, und machte ſo wenig Anſprüche, daß er ihr ſogar Geheimniſſe mittheilte, und ſie um Rath fragte. Da ſie in ihres Vaters Hauſe faſt über alles, was im Lande vorging oder vorgehen ſollte, debattiren hörte, ſo wußte ſie ſo ziemlich alle Gründe für und wider. Man zerbrach ſich jetzt vergebens den Kopf darüber, wie der Fürſt ſo oft die ſchwierigſte Sache gerade bei dem rechten Ende angriff, und durch einen kleinen drohenden Wink an dieſen oder jenen Rath auf einmal auch ſolche Mißbräuche abſchaffte, die vorher unvertilgbar geſchienen hatten.

O, ſagte er; ſie iſt eine Zauberin, und zur Freundin eines Fürſten geboren! Aber, je werther, je unſchätzbarer ſie ihm wurde, deſto drückender war es ihm, daß ſie nicht von ihm belohnt ſeyn wollte. Um doch etwas zu thun, nahm er ihren Bruder in das Collegium ſeiner wirklichen geheimen Räthe, und ſchenkte ihrem Vater große Summen. Der Fürſt wollte ſich bei Amelien ein Verdienſt daraus machen, daß ihr Bruder ſchnell von einem Poſten zum andern ſtieg; ſie ſagte aber: „er iſt ein Ehrgeiziger, den man in genaue Obacht nehmen muß. Er darf nie vergeſſen, daß er abhängig iſt."

Eduard ſchrieb ſein Steigen der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes über den Fürſten zu, und gewann das Vertrauen ſeines Herrn ſo ausgezeichnet, daß er ſich jetzt beinahe für allmächtig hielt. Amelie ließ ihm den ſüßen Traum, weil er ſie mit achtungsvoller Artigkeit behandelte.

Er war jetzt in der That ſehr arbeitſam, und an Kenntniſſen fehlte es ihm nicht. So fand man es denn nicht befremdend, daß er, als der erſte Miniſter ſtarb, von dem Fürſten deſſen Stelle erhielt. Er hatte die Achtung und das Vertrauen ſeines Herrn, ja ſelbſt die Achtung des Landes; denn nur Ehrgeiz war ſeine herrſchende Leidenſchaft, und dieſe fand er jetzt befriedigt, da ſich alles willig vor ihm beugte. So hatten denn die Zaberns endlich den Gipfel des Glücks erſtiegen. Jetzt haben wir, ſagte Eduard mit einem bedeutenden Blick auf ſeine Schweſter, weiter nichts zu thun, als uns durch Einigkeit auf unſrer Höhe zu erhalten.

Amelie ſchwieg. Nach einiger Zeit war die Rede von der ſchnellen Beförderung eines Menſchen, und Eduard ſprach davon als von einer ſchon abgemachten Sache. „Ich erſuche dich,“ ſagte Amelie, „dieſes Mal einen meiner Wünſche zu erfüllen.“— Das iſt ganz unmöglich, erwiederte er. Sie lächelte, und ſchwieg. Am folgenden Morgen ſchlug Eduard den Fürſten ſeinen Schützling vor. — In Betreff dieſer Stelle, bekam er zur Antwort, haben Sie dem Befehle Ihrer Schweſter ohne alle Widerrede Folge zu leiſten. Ich will nicht wieder davon reden hören.

Eduard gehorchte; doch nun haßte er den Mann, der die Stelle bekommen hatte, und drückte ihn. Ameie ſagte ihm ganz kalt, in Gegenwart ihrer Eltern: „ich will dich lehren Achtung für mich zu haben! Leidet der Mann noch ferner Kränkungen, von wem es auch ſey, ſo ſteigt er für jede Kränkung eine Stufe höher bis er dir gleich iſt. Ich habe dich gehoben. Das ſcheinſt du noch nicht zu wiſſen; ſo hör es denn jetzt!“ Eduard knirſchte mit den Zähnen. Er machte einige Verſuche, das Joch ſeiner Schweſter abzuwerfen; doch ſie fielen ſo unglücklich aus, daß es ihm Mühe koſtete, ſich nur in Anſehen zu erhalten.

So trat denn Amelie allmählich aus dem Halbdunkel des Geheimniſſes als die mächtige Beherrſcherin des Fürſten hervor. Jetzt legte ſich ihr alles zu Füßen, nur Eduard nicht. Er fing an ſie unausſprechlich zu haſſen, ob er ihr gleich alle äußere Zeichen der Achtung erwies. Jetzt waren Zaberns die erſten nach dem Fürſten, und doch nicht glücklich, weil Mißtrauen ſie entzweite.

Eduard hatte ſeinen alten Groll gegen die beiden Freunde noch nicht vergeſſen, und nur in dieſem einzigen Punkte waren Bruder und Schweſter mit einander einig. Barneck bekam, ſo oft er im Kabinette etwas nachſuchte, eine abſchlägige Antwort. — „Nun denn,“ ſagte er lächelnd; „wir wollen nichts mehr ſuchen. Es koſtet ja weiter nichts, als ein wenig Nachgiebigkeit. Wir verlieren unſre Prozeſſe: nun, ſo wollen wir keine führen, und uns lieber vergleichen. Wir wollen ſie vergeſſen, da ſie uns nicht vergeſſen können.“ —

So waren zwei Jahre verlaufen; und während der Zeit hatten Barneck und Salsdorf an der Seite ihrer Gattinnen alles Glückes genoſſen, deſſen das menſchliche Leben fähig iſt. Eduards Größe ſahen ſie ohne Neid, ohne Wünſche; und Amelie war in ihren Augen verächtlich. Sie ſchwiegen zwar; doch wenn ſie Amelien irgendwo antrafen, ſo ſchienen der Stolz und die furchtloſe Ruhe, mit der Beide auf ſie blickten, ihre innerſten Gedanken zu verrathen.

Amelie haßte dieſe Menſchen nicht mehr; doch ſie ſollten ihre Macht fürchten, und das Schickſal ſchien ihren Wunſch unterſtützen zu wollen. Helenens Vermögen befand ſich ganz in Wien, und ihre Verwandten in Konſtantinopel machten ihr den größten Theil deſſelben ſtreitig, weil ein Familienvertrag vorhanden war, welchem zufolge das Vermögen immer auf den nächſten männlichen Erben fallen ſollte. Der Oeſtreichiſche

Botſchafter in Konſtantinopel unterſtützte die Verwandten, und ſogar der Großvezier nahm ſich ihrer an. Helene und Saldorf reiſten ſelbſt nach Wien, fanden aber dort ihren Prozeß ſo verwickelt, daß es viele Mühe koſtete, nur einigermaßen Ordnung hinein zu bringen. Damit war indeß die Sache nicht abgethan; denn Helenens Verwandten hatten ſo mächtige Unterſtützung, daß Saldorf endlich ſah, der größte Theil des Vermögens wäre ſo gut wie verloren.

Während der Zeit zog ſich auch über Barneck eine dunkle Wolke zuſammen. Schon damals, als er ſeine Erbſchaft antrat, hatte ſich ein dumpfes Gerücht verbreitet, daß der Vetter einen Sohn habe, dem eigentlich das Vermögen gehöre. Barneck erfuhr das, und gab ſich alle Mühe, den Urſprung des Gerüchtes zu entdecken. Doch vergebens! Man erzählte ihm ſo mancherlei, und alles ſah einem Mährchen ſo ähnlich, daß er zuletzt ſagte: „ich trete in Gottes Nahmen die Erbſchaft an; und, Fraſer, findet ſich ein Sohn, nun ſo gehört ihm, was ich habe.

Gott ſoll mich behüten, einen Sohn aus ſeinem Erbe zu verdrängen."

Fraſer lächelte damals, und ſagte bedeutend: er wird ſich nicht finden! Und findet er ſich, ſo muß er doch beweiſen, daß er des Vetters Sohn iſt.

Die Sache lag dem Kapitain immer auf dem Herzen, und er ſagte niemals: „mein Vermögen;" ohne dabei an den Sohn ſeines Vetters zu denken. Er hatte davon in Zaberns Hauſe eben ſo geſprochen, wie in jedem andern. In der Erwartung, daß er Amelien heirathen würde, hatte man ſich genauer erkundigt, und gefunden, daß allerdings vielleicht ein Sohn vorhanden wäre, daß er aber dem Kapitain nie gefährlich werden könnte, weil der Vater vor ſeinem Tode alle Beweiſe, daß der junge Menſch ſein Sohn ſey, vernichtet hätte. So war denn alles im Dunkeln geblieben.

Um dieſe Zeit hatte Eduard ein wichtiges Geſchäft in eben der Stadt, wo Barnecks Vetter gelebt hatte, und wurde dadurch an deſſen Erbſchaft erinnert. Er fragte neugierig, ob man nichts weiter von einem Sohne des Geitzigen gehört hätte, und erfuhr zu ſeinem größten Vergnügen, daß eben jetzt das Gerücht ginge: der Sohn des Alten lebe nicht weit von dort in ſehr ärmlichen Umſtänden; er könne aber ſein Recht nicht geltend machen, weil ſein Vater bei dem Tode der Mutter ſich aller ſchriftlichen Beweiſe bemächtigt hätte. Eduard erkundigte ſich näher, und es fand ſich nach langem Forſchen wirklich ein junger Mann, der ſich für den Sohn des Geitzigen ausgab, der aber, außer ſeinem Taufſchein, worin nur ſeine Mutter genannt war, nichts hatte, worauf ſich etwas bauen ließ.

„Iſt Ihre Mutter mit dem Alten verheirathet geweſen?" fragte Eduard. — Man ſagt es, antwortete der junge Menſch; und auch meine Mutter hat es mir kurz vor ihrem Tode verſichert.

„Vor Zeugen?" — Nein, auf ihrem Krankenlager, ohne Zeugen. Ich war damals noch ein Kind. Das weiß ich aber genau, daß ein Mann, den ich nicht kannte, die

Begräbnißkoſten bezahlte, mich unterbrachte, und alle Papiere meiner Mutter mit ſich nahm. Er ließ mich erziehen, und man ſagte mir, ich wäre ſein Erbe; doch Niemand wußte etwas Gewiſſes. Ich wurde ſo ſtrenge gehalten, daß ich in meinem funfzehnten Jahre davonlief, eine Weile umherſtreifte, und dann Soldat wurde. Von meinem Vater hörte ich nichts, und mochte auch nichts von ihm hören. Mein Regiment ſchrieb endlich an ihn um Unterſtützung für mich. Er ſchickte einige Thaler, und ſagte dabei: ich hätte mich ſeiner Hülfe unwürdig gemacht; er überließe mich von nun an meinem Schickſal.

„Iſt der Brief noch da?“

Nein, ich habe ihn im Zorne über ſeine Härte zerriſſen. Der Auditeur des Regiments, der damals für mich ſchrieb, iſt todt; auch lebt Niemand mehr, der ein Zeugniß für mich ablegen könnte.

Eduard verſprach, ſich des jungen Mannes anzunehmen, und lud ihn ein, nach der Reſidenz zu kommen, doch vorher ſich allenthalben ganz laut für den Sohn des alten Geizigen zu erklären. Sobald er wieder zu Hauſe war, ſprach er mit dem allerfeinſten Kopfe unter den Advokaten, und war ſehr verdrießlich, als dieſer, die Achſeln zuckend, ſagte: es iſt nichts zu thun, Ew. Excellenz; denn es fehlt an Allem, eine Klage zu begründen.

Nun, wenn es ihm, dachte Eduard, ſein Vermögen nicht koſtet, ſo ſoll es ihm doch wenigſtens einen Theil ſeines guten Nahmens koſten. Der junge Menſch ſoll kommen!

Indeß Eduard Anſtalten traf, Barneck zu verderben, war dieſer ſchon in einer nicht geringen Unruhe. Er bekam einen Brief, wurde beim Leſen unruhig, und winkte dann Fraſern, ihm in ſein Kabinet zu folgen. „Hören Sie, Fraſer," hob er an: „da iſt . . . Oder leſen Sie lieber ſelbſt!" — „War es nicht," fuhr er dann fort, „als ob es mir geahnet hätte? Sie meinten immer, davor wäre ich ſicher. Nun iſt der Sohn, der rechte Erbe, da."

Lächelnd erwiederte Fraſer: wenn ich vor allem ſo ſicher wäre, wie davor! Das iſt ein Hungerleider, der von Ihrer Wohlthätigkeit gehört hat, und Ihnen gern ein Paar Louisd'or abholen möchte.

„Zehn, zwanzig, hundert, tauſend, lieber Fraſer. Aber wenn es nun wirklich der Sohn iſt? Gott weiß, ich will mit Eliſen, meinem Jungen, Ihnen und Ludwig gern auf mein kleines väterliches Gut ziehen, und arbeiten. Aber Eliſe! Sie hat ein Herz danach, das auch zu können, ſo gut, und beſſer als ich. Doch als ſie mich heirathete, glaubte ſie, ich wäre der reichſte Mann im Lande. Freilich ſagte ich damals, daß ich vielleicht nur Verwalter des Vermögens wäre; aber ich ſagte es nur halb in Ernſt, lachend, weil ich es ſelbſt nicht glaubte. Nun aber . . . Ja, meine Eliſe dauert mich; und auch Saldorf: denn nach ſeinen letzten Briefen treibt er ſich in einem ſolchen Labyrinthe umher, daß er am Ende die Luſt verlieren wird, des Bettels wegen ſich ein Paar Jahre ſeines Lebens zu verderben." —

— Fraſer lachte. — „Zum Teufel, Herr! Sie lachen noch — bei unſerm Elende wohl nicht, aber doch bei unſern Sorgen!“

Ich weiß, Herr Hauptmann, daß Ihre Sorgen unnöthig ſind, und daß kein Sohn zum Vorſchein kommen wird.

„Sie haben ja geleſen! Er iſt ja da!“

Er iſt da. Doch — hat er Beweiſe?

„Wenn er ſie nun aber hätte? Wenn er . . .“

Fraſer fiel ſehr ſchnell und verſichernd ein: die hat er nicht; die kann er nicht haben.

„Warum denn nicht? Ich weiß gar nicht, wie Sie ſo reden können. Sie werden ſehen, daß er ſie hat! Mein Herz ſagt es mir.“

Er hat ſie nicht, und Sie bleiben im Beſitz Ihres Vermögens. Ich weiß, was ich weiß.

„Nun wahrhaftig, Sie müſſen mehr wiſſen, als ich! . . . Aber es iſt doch alles möglich. Wenn er nun der Sohn wäre, und Beweiſe hätte. Setzen Sie einmal den Fall.“

Den kann ich nicht ſetzen, Herr Hauptmann; denn die Beweiſe ſind in unſern Händen.

„Wie? in unſern Händen? die Beweiſe? Fraſer, reden Sie! Welche Beweiſe? Werden Sie antworten?“

Schriftliche! antwortete Fraſer in der Beſtürzung.

„Wo ſind ſie? Ich will ſie ſehen! Beweiſe, daß ein Sohn da iſt? Barmherziger Gott! Ein Sohn, der vielleicht in der bitterſten Armuth lebt, indeß ich hier in Pracht und Ueberfluß ſchwimme? Wo ſind die Beweiſe? Nun bin ich arm; aber, Gott ſey Lob und Dank! ich kann wiedergeben, was mir nicht gehört. Wo ſind die Beweiſe?“

Fraſer war todtenbleich. — Beweiſe eben nicht. Es ſind ein Paar bezahlte Rechnungen, ohne Nahmen. Die will ich Ihnen ſuchen; ſie liegen unter den alten Papieren.

„Warum denn aber ſo bleich? Fraſer, bei Gott! verſchweigen Sie mir etwas, oder verhehlen Sie mir nur ein Stückchen Papier, das zum Beweiſe für den jungen

Menſchen dienen kann . . . Herr, Sie kennen mich! — Wo ſind die Papiere?"

In dieſem Augenblick trat Eliſe in das Zimmer. „Wo ſind die Schlüſſel," rief der Kapitain. „Ich will ſie haben, und Sie rühren ſich nicht von der Stelle. Gut Eliſe, daß du kommſt! Du bleibſt hier bei Fraſern, und leideſt nicht, daß er ein Papier in die Hand nimmt!"

Um Gottes willen, lieber Karl! deinen alten Freund behandelſt du ſo?

„Was alter Freund! Du biſt Mutter, Eliſe. Wenn Jemand deinen Sohn um ſein Vermögen brächte, die Papiere unterſchlüge, die ſeine Geburt und ſein Recht erwieſen: was würdeſt du dazu ſagen? Alter Freund! Zum Teufel! das iſt kein Freundſchaftsſtück. Die Schlüſſel her! Wo liegen die Papiere?"

Fraſer war wie vernichtet. Im grünen Schranke werden Sie alles finden, Herr Hauptmann. Es iſt mit meinem Petſchaft verſiegelt, und hat die Aufſchrift: zum Verbrennen! . . . Aber, Herr Hauptmann, Sie ſind ein Bettler, wenn Sie mich nicht hören!

Eliſe erſtarrte. Ein Bettler? wie ſo? Ich bitte dich, Karl, höre ihn! Kommen Sie, Herr Fraſer; wir wollen mit ihm gehen. — Der Kapitain eilte voran, öffnete den Schrank, zog eine Rolle hervor, und las: „zum Verbrennen, wenn ich todt bin. Fraſer.“ — „Fraſer!“ rief er; „zitterte Ihre Hand nicht, als Sie das ſchrieben? Wenn ich todt bin! Die Sünde wollten Sie mit in Ihr Grab nehmen?“ — Er öffnete die Rolle, und fand darin einen Heirathskontrakt ſeines Vetters mit einem Mädchen von geringer Abkunft; ferner die Anerkennung ſeines Sohnes, ein Teſtament, worin er dieſen zum Erben einſetzte, einen Briefwechſel mit ſeiner Frau, Rechnungen, die er für ſeinen Sohn bezahlt hatte, eine Enterbung deſſelben, auf die Nachricht, daß er Soldat geworden wäre, und endlich ein am Tage vor ſeinem Tode geſchriebenes Blatt, worin er ſeine Härte bereuete, und ſeinen Sohn, wenn er ſich wiederfände, zu ſeinem Erben ernannte.

Alle dieſe Papiere las der Kapitain halb laut; dann legte er ſie ſorgfältig auf den Tiſch, und ſagte mit flammenden Augen: „Fraſer! das verſchwiegen Sie mir? Sie wußten, daß ein Sohn des Mannes in der Welt umherirrte, ohne Brot, ohne Obdach? Sie Unmenſch! das wußten Sie, und kein Wein war Ihnen theuer, kein Tiſch prächtig, kein Bette weich genug? Herr, Sie hätten vor Scham in die Erde ſinken ſollen, ſo oft ein Bettler hier vor der Hausthür ſtand!"

Herr Kapitain, ich ſchwieg ja aus Liebe zu Ihnen.

„Aus Liebe zu mir? Es wird ſich zeigen, wenn ich nun wieder arm bin. . . . Sie wiſſen mehr. Iſt das der Sohn, von dem in dem Briefe geſprochen wird?"

Ich weiß es nicht; aber der Nahme der Mutter trifft zu, wie Sie ſehen werden.

Der Kapitain ſah in die Papiere. „Trifft zu."

Eliſe war erſtaunt, und fragte endlich: Wovon iſt denn eigentlich die Rede?

„Von Armuth, liebe Eliſe, von bittrer, ſchwerer Armuth. Mein Vetter, von dem ich erbte, hat einen Sohn hinterlaſſen, dem alles gehört, was wir haben. Willſt du mir einen Gefallen thun, ſo laß den Gäſten, die auf dieſen Abend gebeten ſind, wieder abſagen. Gott Lob! er hat ſich doch nicht eher gemeldet, als jetzt; und, bei meiner Seele! in meiner Hand haben ſeine Güter gewuchert. Nicht wahr, Fraſer, die Güter ſind in gutem Zuſtande?"

Fraſer ſah vor ſich nieder. Glauben Sie denn, Herr Hauptmann, daß der Sohn, da er gar keine Beweiſe hat, ſich Hoffnung macht, alles zu bekommen? Geben Sie ihm die Hälfte, oder nur ein Viertel, und er wird ſich glücklich ſchätzen. Sie ſollen ihn nicht hülflos laſſen, aber Sich auch nicht unglücklich machen.

Eliſe ſah ihren Mann an. Karl, wir werden die Armuth ſchwer ertragen!

„Ja; aber noch ſchwerer ein Verbrechen! — Eliſe, du weinſt? O, nun bin ich arm geworden, ſehr arm!"

Gieb ihm die Hälfte, wie Fraſer ſagt, oder drei Viertel. Laß uns nur nicht ganz arm werden!

„Geben? Ich ihm? Nicht einen Heller, liebe Frau. Nur dieſe Papiere. Lies ſie, und dann entſcheide!“

Eliſe ſah die Papiere durch. Und der Sohn, dem dieſe Papiere gehören, iſt da?

„Iſt da.“

Die Papiere ſind ſein. Er muß ſie bekommen, ſobald er ſie fodert.

Aber dieſe Papiere machen Sie arm, gnädige Frau. Nun gut: wenn er ſie fodert; doch nicht eher.

Sie gehören ihm, ſagte Eliſe langſam und wehmüthig, auch wenn er ſie nicht fodert.

„O, Eliſe,“ rief der Kapitain; „du haſt deiner und meiner würdig entſchieden! Wir ſind nun arm, aber glücklich.“

Glücklich, Herr Hauptmann? Was bleibt Ihnen denn übrig, als das Gütchen, das höchſtens fünfhundert Thaler einbringt?

„Jährlich fünfhundert Thaler mehr, als

der wahre Beſitzer meines Vermögens bisher gehabt hat. O Eliſe, ich bin krank! Laß deinen Gäſten abſagen.“ —

Fraſer ging ergrimmt im Hauſe umher, und murmelte: es ließe ſich mit allen Ehren ein ſo ſchöner Akkord treffen. Der Kapitain hörte das, und wollte ihm beweiſen, daß ein Akkord bei dieſen Umſtänden ein Diebſtahl ſey. Jetzt murmelte Fraſer etwas von Narren. Da faßte ihn der Kapitain mit wilder Heftigkeit an der Bruſt, und ſagte: Böſewicht! du ſtahlſt einem Sohne das Teſtament ſeines Vaters! du jagteſt einen Menſchen auf der Erde umher, nicht ich! Geh aus meinen Augen! Hätteſt du nicht meinen Alexander gerettet: ich würde dich noch anders behandeln!“

Fraſer verließ das Haus, und zwar ſehr wohlhabend. Als er wegging, ſagte er zu den Domeſtiken: euer Herr iſt ein Bettler, und das durch ſeine eigene Narrheit. — Noch an demſelben Tage wurden große Einſchränkungen gemacht, und den meiſten Domeſtiken der Dienſt aufgekündigt.

Natürlich erregte das bald Aufſehen in der Stadt, und auch Eduard erfuhr es, ohne etwas davon zu begreifen. Man ſprach von dem Sohne des Vetters, von Papieren, von dem Chirurgus Fraſer, der ein Teſtament zum Vorſchein gebracht hätte, u. ſ. w. Eduard ließ den Erben des Vermögens kommen, und Fraſern zu ſich rufen. Der letztere erbot ſich, als er über das Gerücht zur Rede geſtellt wurde, dem Sohne des Geitzigen die Hälfte von dem Vermögen ſeines Vaters zu verſchaffen, wenn er die andere Hälfte aufgeben wollte. Der Erbe hätte das gern angenommen, und ſogar der Miniſter würde damit zufrieden geweſen ſeyn, wenn Fraſer ſich nicht durch eine gewiſſe Aengſtlichkeit verrathen hätte. Eduard ſchickte nun den Sohn ſelbſt zu Barneck, und Fraſer wurde wieder zu ihm beſtellt. Als dieſer kam, war Amelie gerade gegenwärtig. „Sie werden," hob Eduard an, „ſich große Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn Sie nicht offen ſagen, wie es mit den gefundenen Papieren iſt. Ich habe den Erben des Vermögens zu dem Herrn von Barneck ſelbſt geſchickt."

Fraſer erſchrak, und erzählte nun den ganzen Zuſammenhang. „Herr Fraſer,“ ſagte Eduard, „Sie müſſen mir ſchriftlich geben, was Sie ausgeſagt haben, auf den Fall, daß etwa der Kapitain Schwierigkeiten machte. Hier iſt Feder und Tinte. Schreiben Sie, was Sie wiſſen.“ .

Das iſt nicht nöthig, ſagte Fraſer, wenn der Sohn mit dem Kapitain ſelbſt ſpricht.

Der Miniſter wollte auf ſein Verlangen beſtehen; doch ſo eben kam der Sohn des Geizigen wieder, und brachte alle Papiere, die ſein Recht zu der Erbſchaft bewieſen. Er erzählte mit tiefer Verehrung das Benehmen des Kapitains.

Fraſer wurde entlaſſen, und der Miniſter ſagte zu dem Erben: er ſollte die ganze Erbſchaft mit Zinſen, und Zinſen von den Zinſen fodern. Ew. Excellenz, erwiederte der junge Mann, haben vergeſſen, wie großmüthig mich der Kapitain behandelt. Ich ſollte den Mann, der mir dieſe Papiere ohne alle Schwierigkeit ausgeliefert hat, ganz unglücklich machen? Lieber wollte ich ſie verbrennen!

Amelie ſchwieg bei dieſer ganzen Verhandlung. Als der junge Mann weggegangen war, ſagte ſie zu ihrem Bruder mit einem verachtenden Blicke: wie iſt es möglich, das Edle in der Handlung des Kapitains nicht zu fühlen! . . . Ich verbiete dir, ihn weiter zu verfolgen. Genug, daß er arm iſt. Jeden Schritt, den du jetzt noch gegen ihn thäteſt, würde ich ahnden! —

Der Kapitain übergab dem Vetter das ganze Vermögen, trotz allen Vorwürfen, die Auguſte ihm machte. Er behielt weiter nichts, als ſein Gütchen, das in einem vortrefflichen Zuſtande war, weil er allen möglichen Fleiß darauf gewendet hatte. Sein Schwiegervater, ein ſonſt biederer Mann, war durch dieſen Glückswechſel ſo überraſcht, daß er in der erſten Hitze ſeine Tochter zu enterben drohete. Der Kapitain wurde von Allen, auch von Auguſten, verlaſſen; nur ich, der alte Johann, und Hannchen, die Saldorfs bei uns gelaſſen hatten, begleiteten ihn auf das Gütchen.

Gleich am Tage nach unſerer Ankunft

umging es der alte Johann mit mir, und bei jedem Morgen von gutem Boden ſchwor er, der Herr ſollte hier leben, wie ein Prinz, wie ein König. Als wir zu Hauſe kamen, wiederholte er das dem Kapitain, und ſetzte hinzu: ich muß aber nicht mehr Reitknecht ſeyn, ſondern Verwalter, oder ſo etwas. Dazu wurde er gemacht, ich zum Schreiber, und Hannchen zur Ausgeberin. Wir Alle, und beſonders ich, waren nie ſo glücklich geweſen, als jetzt in dieſer beſchränkten Lage: wir vergaßen die Stadt, und wurden von ihr vergeſſen.

Saldorf und Helene, die endlich zurückkamen, hatten von ihrem Vermögen nicht mehr gerettet, als etwa jährlich achthundert Thaler. Der Kapitain drang darauf, daß ſie bei uns wohnen ſollten. Unſer Haus war kein Pallaſt, aber geräumig genug für zwei Familien, die gewohnt waren, faſt immer bei einander zu ſeyn. Wir aßen, wir lebten zuſammen, und nie waren uns Zimmer und Saal zu enge. Der Garten verwandelte ſich unvermerkt in ein Elliſium;

denn jeder pflanzte. Unter des alten Johanns Aufſicht, bei Fleiß und Liebe, wurde der Ertrag des Gutes ſehr anſehnlich vergrößert, ſo daß mein Vater im Stande war, den alten Fraſer noch zu unterſtützen. Mit dem Ertrage des Gutes vermehrte ſich freilich auch die Anzahl der Menſchen, die davon leben wollten; doch Johann verlor den Muth nicht. Laß nur, Ludwig! ſagte er: alle Jahre eine Taufe, aber auch alle Jahre ein Korn mehr; und das giebt Geld."

Eine beſſere Wirthin konnte man nicht finden, als Hannchen; aber auch keinen beſſern Landwirth, als mich. Wir waren immer beiſammen, und — ſeltſam genug! — niemand merkte etwas, ausgenommen Johann, der mich ſehr oft mit Hannchen Arm in Arm gefunden hatte. Sie war ſechzehn, ich neunzehn Jahre geworden. Daß ich ſie liebte, fühlte ich wohl; doch wollte ich es kaum mir ſelbſt geſtehen: denn — wovon ſollte ich ſie ernähren?

Das ſoll noch ein Rittergut werden! ſagte Johann einmal, als er einen neu gekauften Acker pflügte. Jetzt iſt mir gar nicht mehr banſe vor den Tauſen, und ich könnte ordentlich wünſchen, Ludwig, daß noch ein Paar dazu käme, zum Exempel du und Hannchen! Noth ſolltet ihr nicht leiden: dafür ſteht euch hier der Pflug. Nun; was meinſt du, Ludwig?

Ich erröthete; denn nun ſtand auf einmal hell und deutlich vor mir, was ich wünſchte. Ach, Johann, ſagte ich ſeufzend: damit hat es noch lange Zeit! Wovon ſollten wir leben?

Nun, wovon Ihr jetzt lebt, erwiederte er. — Das leuchtete mir ein, und ich verſprach ihm, ſobald es die Gelegenheit gäbe, mit dem Vater darüber zu reden.

So eben kam Hannchen den Acker herauf. Sieh da! ſagte Johann. Weiß ſie ſchon etwas? Sag es ihr jetzt. Er zeigte auf einen Nußbaum, der im Felde ſtand. Ich und Hannchen gingen dahin, und ſetzten uns. Nun, was haſt du mir zu ſagen? fragte ſie. Ich erröthete, ſeufzte, und ſtammelte einige Worte. Nun erröthete auch ſie, ſeufzte wie ich, und drückte mir die Hand. Ich küßte ſie, und dann gingen wir, ohne uns weiter erklärt zu haben, wieder zu dem Pfluge. Johann fragte: habt Ihr mit einander geſprochen? Wir errötheten. Nun, da kommt der Vater die Furche herauf; ſagt es auch dem.

Ach! ſeufzte ich; ach! ſeufzte Hannchen. — Oder ſoll ich davon anfangen? fragte Johann. Wir ſeufzten wieder, und der Vater ſtand neben uns.

Herr Hauptmann, ſagte der Alte: Gott hat uns nicht verlaſſen. Und wenn die Menſchen wüßten, was Glück iſt, ſie brauchten ſich wahrhaftig nicht ſo große Mühe darum zu geben. Das Gütchen ernährt zwei Familien, und es bleibt noch etwas übrig.

„Ja, es könnte wohl noch eine ernähren; denn in unſerm Hauſe iſt noch viel Ueberfluß.“

Da ſtehen ein Paar Leute, die es ſich wohl gefallen ließen, eine Familie zu machen. — Der Kapitain ſah uns an, und wir errötheten wieder. „Was plauderſt du, Alter?“

fragte er, ohne ſeinen lächelnden Blick von uns zu wenden.„

Es iſt Ernſt, Herr Hauptmann. Wie kann es auch anders ſeyn!

„Ernſt?“ Der Kapitain nahm Hannchens Hand: „Ernſt, mein Kind?“ Hannchen ſchlug die Augen nieder. „Ernſt, mein Sohn?“ Ich glühete im ganzen Geſichte. „Nun wenn es Ernſt iſt, ſo müſſen wir wohl daran denken.“

Wir, Hannchen und ich, gingen tanzend nach Hauſe. Von der Entſcheidung unſers Schickſals hörten wir weiter nichts; aber dennoch hatten wir den Himmel im Herzen, da die Menſchen, in deren Händen es lag, uns liebten. Man überlegte nun, wie ich mit Hannchen leben könnte. Der Kapitain ſagte: „ein Etabliſſement ſind wir ihnen ſchuldig, und ſollten wir uns auch noch mehr einſchränken.“

O, ſagte Hannchen nachher zu mir, fühle, wie ſtark meine Arme dich an mein Herz drücken! Werden ſie nicht auch ſtark genug ſeyn, zu arbeiten? —

Nach einigen Monaten, in denen der Kapitain ſehr oft über mein und Hannchens Fortkommen nachgedacht hatte, ſtarb Eliſens Vater, ohne ſich mit ſeiner Tochter verſöhnt zu haben. Wir reiſten hin, und Saldorfs begleiteten uns.

Es war anders, als wir erwarteten. Der Prediger, Eliſens Lehrer, hatte von dem alten Grafen ein Teſtament bekommen, worin er Eliſen zu ſeiner einzigen Erbin ernannte, der Tugend ſeines Schwiegerſohns Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſeine Gattin mit ihrem Eingebrachten abfand. Das erfuhren wir erſt, als wir dort waren; denn der Prediger hatte Eliſen und ihren Mann nur gebeten, dem Leichenbegängniß ihres Vaters, nach deſſen Wunſche, beizuwohnen.

Wir wurden auf dem Gute des Grafen, wo ſich die ganze Familie der Witwe befand, höflich, aber kalt empfangen. Man erbot ſich, Eliſen ihren geſetzlichen Theil von der Erbſchaft zu geben; der Prediger brachte aber nun zu jedermanns Erſtaunen das Teſtament zum Vorſchein. Die Familie der Witwe ſchalt mit wildem Ungeſtüm auf ihn und den Verſtorbenen. Jetzt trat der Kapitain vor, und ſagte kalt: ich weiß, wie allmächtig Sie ſind, und daß es Ihnen möglich iſt, das Teſtament umzuſtoßen; aber Mühe ſoll es Ihnen doch koſten. Ich bin, nach dem Teſtamente, hier Herr; und — noch ein übles Wort gegen meinen Schwiegervater, oder meine Frau, oder den Ehrenmann da, den Prediger,: ſo werde ich Ihnen zeigen, daß ich meine Rechte kenne!"

Eduard biß die Zähne auf einander. Amelie fuhr heftig auf: es iſt klein, einer geſtürzten Familie zu ſpotten!

„Geſtürzt?" fragte der Kapitain erſtaunt. „Geſtürzt? Das habe ich wahrhaftig nicht gewußt. Das iſt ein anderes! Nun ſo, Frau Gräfin, ſollen Sie, hoffe ich, mit mir zufrieden ſeyn. Die Witwe meines Schwiegervaters muß nicht Mangel leiden."

Er nahm den Prediger bei Seite, und fragte: „geſtürzt?" - Das wiſſen Sie noch nicht, Herr Kapitain? Völlig geſtürzt. —

Amelie hatte, mit übermüthigem Stolze,

den Fürſten und die Staatsangelegenheiten beherrſcht, und war, nach dem plötzlichen Tode der Fürſtin, ſtrahlend aus dem Dunkel hervorgetreten. Eduard bat ſie öfters, behutſamer zu verfahren, ſich Freunde zu machen, und nicht alles zu demüthigen; doch ſie war ſich ihrer Allmacht bewußt, und Eduard ſollte nicht weniger vor ihr zittern, als jeder Andre. Dieſer hatte ſich die Neigung ſeines Herrn auf eine ganz andre Art zu erwerben geſucht: durch Dienſteifer, durch den Schein einer ſtrengen, unpartheiiſchen Gerechtigkeit, und durch eine gerade Wahrheitsliebe, welche aber die feinſte Schmeichelei für den Fürſten war. Er fühlte, daß nur ſeine Schweſter ihm im Wege ſtand, und fing an, ihr Anſehen zu untergraben. Bei einer ſchicklichen Gelegenheit machte er den Fürſten aufmerkſam auf eine ſchöne Tänzerin, eine lebhafte, liebenswürdige Franzöſin. Der Fürſt ließ ſich locken, und Eduard wurde ſein geheimer Kuppler. Die Franzöſin bekam ihre Rolle aus ſeinen Händen, und nahm ſie demüthig an. Als ſie in des

Fürſten Gunſt war, ließ Eduard deſſen Verhältniß mit ihr bekannt werden. Amelie war außer ſich, und machte im erſten Zorne ſogar tolle Plane gegen das Leben der Franzöſin. Das benutzte Eduard, und ſeine Schweſter wurde aus der Hauptſtadt verwieſen. Er hörte die Nachricht, daß ſie abgereiſt wäre, in dem Zimmer der Tänzerin, und triumphirte. Doch er bemerkte in dem Geſichte der Franzöſin ein Lächeln, das ihn beunruhigte. Nach einigen Wochen gerieth er in eine ſtrenge Unterſuchung. Ihm und ſeinem Vater wurden große Veruntreuungen bewieſen; alle Staatsbeamten, die er mit Stolz behandelt hatte, traten als Zeugen gegen ihn auf. Vater und Sohn verloren ihre Stellen, und mußten große Summen als Erſatz bezahlen, was ſie indeß noch immer nicht arm machte.

Die Kataſtrophe war ſo ſchnell gekommen, daß der Kapitain in ſeiner tiefen Einſamkeit noch nichts davon gehört hatte. Der Prediger ſchloß ſeine Erzählung mit den Worten: Sie ſehen, Herr Kapitain, es iſt ein Gott!

„Hieraus nicht, lieber Prediger: dazu reichte die menſchliche Gerechtigkeit hin. Daß ſich ein Schurke zuletzt in ſeinen eigenen Netzen fängt, iſt ganz natürlich. Aber geben Sie nur Acht, er wagt es nicht, ſeine Augen gegen einen ehrlichen Mann aufzuheben. Die innere Verachtung ſeiner ſelbſt, und das Gefühl ſeines verächtlichen Nichts: die beweiſen mir, daß ein Gott iſt. Es ſind ſehr unglückliche Menſchen!“ —

Alles wurde in Güte abgethan. Eliſe ſetzte ihrer Mutter eine beträchtliche Summe aus; und dieſer Edelmuth, den aber der Kapitain nur Gerechtigkeit nannte, that doch auf die Zaberns einige Wirkung. Die ganze Verhandlung wurde in Kurzem gerichtlich beſtätigt.

„Gott Lob,“ ſagte der Kapitain, „daß wir ſo weit ſind! Nun, Ludwig, nun Hannchen,“ — er wendete ſich mit leuchtenden Augen zu uns — „jetzt iſt es auch mit Euch richtig. Das kleine Gut, auf dem wir bisher gelebt haben, ſollt Ihr bekommen.“

O Gott! riefen wir Beide, und warfen

uns,

uns, laut weinend, an ſeine Bruſt. Sogar die Zaberns wurden von unſrer Freude gerührt. Wer ſind denn die beiden glücklichen jungen Leute? fragte Eduard lächelnd.

„Das iſt mein Sohn,“ ſagte der Kapitain, auf mich zeigend. „Und die? . . . und die?“ Er ſah Saldorſen an, der ihm zunickte. „Die da, meines Sohnes Braut, Herr von Zabern, . . . iſt Ihre Tochter, die Tochter des Fräuleins von Schenk.“ Es war, als ſchwankte die Erde unter Eduards Füßen. Er wurde bleich, und heftete die Augen an den Boden. Auf einmal ging er dann zu Hannchen, und nahm ſie ſchweigend in ſeine Arme. Sie zitterte, und wendete das Geſicht von ihm ab. Ach, ſagte er nun ſchmerzlich: ſo liebt mich nicht Ein Menſch! ſelbſt die nicht, die mir das Leben verdankt! — Er ließ Hannchen los, und ſah finſter zu Boden. Nach einer Pauſe ſagte er zu ſeinen Verwandten, halb erbittert, halb ſchmerzlich: wir haſſen einander, und werden uns ewig haſſen. Die allein lieben ſich!

Er verließ das Zimmer, und wir hörten

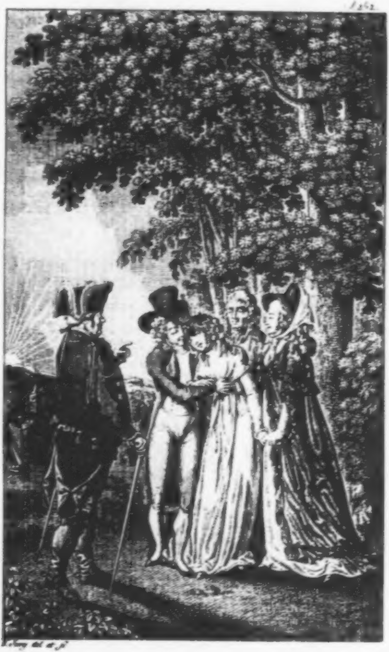
ihn in wildem Galopp vom Hofe reiten. Die Andern machten Hannchen, doch nur mit großer Beſchämung, einige Liebkoſungen; wir waren aber nicht eher glücklich, als bis ſie uns verlaſſen hatten.

Nach einigen Tagen bekam Hannchen von ihrem Vater ein mit Edelgeſteinen beſetztes Etuis von hohem Werth. Er ſchrieb ihr dabei: „Meine Tochter, ein unglücklicher Mann ſchickt dir ein Andenken an die ſehr unglückliche, und dennoch ſchöne Stunde, da er dich an ſein Herz drückte. Liebe deine Freunde, und ſey glücklich, wie ſie es ſind, und — wie ich es nie werden kann. Leb wohl.“

Wir Alle waren von dieſen Worten gerührt. — In Kurzem wurden wir, Hannchen und ich, ein glückliches Paar, und ſchworen einander, immer der Tugend treu zu bleiben. Wir werden unſern Schwur erfüllen, und darum — auch im Unglück — immer glücklich ſeyn.

Ende.

P. 262



[illegible] del. et sc.

Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

Von
Auguſt Lafontaine.

Erſter Theil.

Verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1799.

HALLE
(SAALE)

Yc 1928 (4)

Vorrede.

Dieſe neue Ausgabe der moraliſchen Erzählungen hat einen andern Titel bekommen, weil in der That manches darin ein kleiner Roman, und nicht eine Erzählung iſt. Die Schöpfung des Menſchen, eine Fabel (im erſten Bande der alten Ausgabe), und das Nadelöhr (im dritten Bande) ſind weggelaſſen worden: jene, weil der Verfaſſer ſie einmal in eine Sammlung von Mythen und Fabeln aufnehmen will; dieſes, weil Recenſenten es mit Grund getadelt haben.

Anſtatt dieſer beiden weggebliebenen Stücke finden die Leſer in der gegenwärtigen Ausgabe mehrere Erzählungen, die vorher Theils in verſchiedenen Taſchenbüchern, Theils in periodiſchen Schriften zerſtreuet ſtanden, und auch einige neue.

Daß der Zuſatz auf dem Titel: verbeſſerte Ausgabe, nicht leer iſt, werden die Leſer bei einer Vergleichung mit der vorigen leicht bemerken.

L.

Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

Erſter Theil.

I.

Liebe und Tugend.

Liebe und Tugend.

> Doux liens de la nature, c'est vous qui donnez au coeur de l'homme les plus vives, les plus delicieuses émotions! Quel tableau que celui de l'interieur d'une famille bien unie! quel échange journalier de plaisirs et de sentimens!
>
> MERCIER.

Das menſchliche Leben iſt, ohne ein Herz, mit dem man es theilt, doch ſehr wenig! Wie die Kreiſe von einem Steinwurfe auf der ſtillen Waſſerfläche immer unmerklicher werden und ſich zuletzt gänzlich verlieren, ſo werden die Empfindungen in der Einſamkeit ſchwächer, immer ſchwächer, und ſtehen endlich mit dem Herzen ſtill. Da find' ich vor einigen Tagen eine ſo kunſtlos, ſo herzlich erzählte Fabel. Die Götter ſchaffen, zum Troſt eines Unglücklichen, der in einer menſchenleeren Wüſte verirrt iſt, das Echo. Seine Klagen, ſeine Seufzer werden jetzt von einer ſanften Stimme beantwortet, und er findet in den Klagen ſein Glück, in der ſeufzenden Stimme des Widerhalles einen Freund, mit dem er ſein Elend theilt. Der Dichter kannte den Menſchen und das Herz!

Ich ſollte gegen die Bemühungen meines Vaters, mir die Trennung von dir weniger ſchmerzlich zu machen, nicht ſo undankbar ſeyn. Er kommt meinem leiſeſten Wunſche zuvor; und wenn ich ihm danken will, ſo fühle ich alle meine Wünſche unbefriedigt. Ich wünſche, wie ein krankes Kind, das aus Unbehaglichkeit auf hundert Dinge fällt, und Ein Spielzeug nach dem andern von ſich wirft, weil — es krank iſt. Meine Mutter nennt mich eigenſinnig. Und mein Vater? O, ich erröthe, daß ich undankbar gegen ſeine Theilnahme bin. Dieſen Morgen kam er mit einer Büchſe zu mir auf mein Zimmer. „Lieber Guſtav," ſagte er freundlich, „ich fühle, daß ich mehr Bewegung haben muß; begleite mich doch!" Du weißt, wie wenig er die Jagd liebt. Ich nahm, mit dem feſten Vorſatze, heiter zu ſeyn, eine Büchſe, und begleitete ihn. Oben am Steinbruche, wo ich ſo oft mit dir ſaß, hatte ich meinen Vorſatz ſchon wieder vergeſſen. Unter der alten Eiche warf ich mich nieder, und ſeufzte nach dir. Ich habe nicht die Jagd, ich habe dich geliebt.

Mein Vater lehnte ſich auf den Lauf der Büchſe, und ſah mich an. Ich zeigte neben mir auf die Stelle, wo du ſonſt zu ſitzen pflegteſt. Er verſtand mich. „Wie glücklich biſt du, mein Sohn,“ ſagte er, „daß du doch ſein Herz nicht verloren haſt! . . . Spare die Seufzer bis in die Zeit, da der Freund ſich freiwillig von dir losmacht. Ich tadle deine Seufzer nicht,“ — ſetzte er mit einer Art von Heftigkeit hinzu, und reichte mir die Hand: — „der Himmel erhalte dir und deinen Freunden dieſe jugendliche Energie des Herzens, welche im männlichen Alter ſo oft den armſeligſten Leidenſchaften erliegt!“ Dieſer Wunſch muß nicht unerfüllt bleiben. Nicht wahr, Ludwig?

Offenbach.

Ich habe deinen Brief, und das ganze Haus hat ihn mit mir. Als der Bote ihn brachte, drängten ſich alle Domeſtiken, die nur einen Vorwand finden konnten, in das Zimmer, und mit ſo dreiſten Blicken, als ob ſie ſchon gewußt hätten, daß ſie Theil an deinem Briefe haben würden. „Ludwig iſt geſund!" ſagte mein Vater; und die Leute winkten einander mit frohen Blicken zu. Jetzt las er den Brief laut vor. Bei der Stelle, worin du allen Leuten im Hauſe Geſundheit und Vergnügen wünſcheſt, trat jeder einen Schritt näher, und dankte auf ſeine Weiſe: dieſer mit einer Verbeugung, jener mit einem dankbaren Lächeln; und ſie gingen erſt, als mein Vater den Brief wieder zugeſchlagen hatte. Der Hofrath von W** war gerade bei uns. Er mochte, nach der allgemeinen Aeußerung des Verlangens und der Freude, in dem Briefe wenigſtens eine Nachricht von einer großen Erbſchaft oder einem gewonnenen Prozeſſe vermuthet haben, und am Ende war es nichts, als ein kleines

Billet von einem jungen Menſchen, der Nachricht gab, daß er geſund in ſeiner Garniſon angekommen wäre. Ich glaubte, ſagte er lächelnd, der Brief würde über das Glück Ihres Hauſes entſcheiden. „Sie haben auch nicht geirrt,“ erwiederte mein Vater; „der Brief macht gewiß mein ganzes Haus fröhlich.“ W** begriff das nicht. Lieber Gott! giebt es denn ſo viele Tauſende, die das Glück der Menſchen nur nach Thalern oder Gulden zu berechnen verſtehen? Selbſt meine Mutter, die ſonſt an ſo Wenigem Theil nimmt, ſtützte ihren Arm mit einer freundlichen Miene auf den Tiſch, und horchte deine Worte meinem Vater von den Lippen. Ich liebe dich nicht allein, Ludwig; ich theile dieſe Empfindung mit dem ganzen Hauſe: aber mit mir theilt niemand den Schmerz über die Trennung von dir!

Könnt' ich Theil nehmen an Allem, worin man um mich her geſchäftig iſt! Selbſt mein Vater vergißt dich in einem neuen Kreiſe von Thätigkeit, die mir deinen Verluſt noch empfindlicher macht, weil er über ſeinen Freund den meinigen vergißt. Er hat den Freund ſeiner Jugend wieder gefunden, und es iſt, als ob ihn das in ſeine Jugendkraft zurückgezaubert hätte.

Bald nach deiner Abreiſe kündigte er mir die Ankunft unſeres neuen Verwalters an, und ſagte: „es iſt ein Mann, der deine ganze Achtung verdient.“ Er ſprach von ihm mit Bewegung. Als Richter (ſo heißt der Verwalter) ankam, war ich gerade bei meinem Vater. Es iſt ein alter Mann, ungefähr in meines Vaters Jahren, mit ſchneeweißem Haar, das ihm ſchlicht um den Kopf hängt. In ſeinem redlichen, gutherzigen Geſichte liegen bei einer großen Ruhe doch unverkennbare Spuren eines nun beſiegten ſchweren Elendes. Ein blaſſes, ſanftes, ſchönes, tief denkendes Geſicht, deſſen Ernſt oder Finſterniß durch ein gutherziges Auge in ein Geſicht voll ſtiller Weisheit verwandelt wird. Ich hätte mich auf den erſten Blick zu dem Alten hinſetzen, und ihn fragen mögen: was iſt dir? Eine Klage wäre die Antwort gewiß nicht geworden.

Als er die Thür öffnete, ging ihm mein Vater eilig entgegen. „O, lieber Richter!“

rief er dem Manne in großer Bewegung zu, und breitete die Arme aus, als wollt' er ihn umfaſſen. Der Alte ergriff ſogleich eine von meines Vaters Händen, und zog ſie mit Gewalt an ſeine Lippen. „Lieber Richter!“ hob mein Vater noch einmal an. — Sie haben mir verſprochen, Herr Graf! unterbrach ihn der Alte bedeutend. Mein Vater wendete ſich ab; doch ſah ich deutlich, daß er ſich Gewalt anthat. Das Geſpräch wurde nach einigen Augenblicken, worin ſich Beide zu erholen ſchienen, gleichgültiger. Richter bekam Verhaltungsbefehle zu ſeinem Amte, verbeugte ſich ehrerbietig, und ging.

Mein Vater trat in ein Fenſter, und ſchwieg einige Minuten. Auf einmal wendete er ſich zu mir. „Richter, mein Sohn,“ ſagte er mit großer Bewegung, „war in der Jugend mein Freund; er iſt ein ſehr edler Mann, und — unglücklich.“ Ich drückte meines Vaters Hand, und er verſtand mich.

Hier haſt du in Kurzem Richters Geſchichte. Er war reich, gerieth aber in die Gewalt eines Schurken, der ihn nach und nach bis in die bitterſte Armuth führte. Seine Freunde wollten ihn retten; allein er ſchlug ihre Hülfe aus, weil er noch arbeiten kann. Er bat meinen Vater, ihn als Verwalter auf ſeinen Gütern anzuſtellen; doch mit der Bedingung, daß er nicht im mindeſten anders, als ſein Vorgänger, behandelt ſeyn wolle. Iſt das nicht Eigenſinn, da mein Vater ihn wirklich liebt? Dieſer ſcheint die Bedingung vernünftig zu finden; mir iſt ſie unbegreiflich. Ich bin der Einzige im Hauſe, der Richters Geſchichte kennt; und auch das darf der Mann nicht wiſſen.

Du kannſt kaum glauben, wie ſchonend mein Vater für ſeinen alten eigenſinnigen Freund ſorgt; wie fein er ihm ſogar die Achtung meiner Mutter zu gewinnen weiß, ob ſie gleich — Doch ſie erſetzt ja dieſe Schwäche durch ſo viele andere Tugenden, beſonders aber durch ihre zärtliche Liebe für meinen Ludwig.

Offenbach.

Ich lerne meinen Vater alle Tage mehr lieben, und er fängt an, mir deine Stelle zu erſetzen. Wir haben Beide nicht gewußt, welch ein Herz in ſeiner Bruſt ſchlägt. Ohne je die ihm von Richtern gemachte Bedingung eigentlich zu überſchreiten, behandelt er dieſen mit einer ſo vertraulichen Liebe, wie ſeinen Bruder; und — lerne das Herz meines Vaters ſchätzen! — um das ohne Anſtoß zu dürfen, behandelt er jetzt alle ſeine übrigen Leute mit weit größerer Achtung und Liebe als ehemals. Sieh, da ſteht mein Vater bei einem Knechte, der eine Furche hinab gepflügt hat, ſpricht mit ihm, und legt die Hand vertraulich auf ſeine Schulter; natürlich kann es nun der Verwalter nicht ſeltſam finden, daß ſein Herr ihm die Hand bietet.

Schon eh' er kam, hatte mein Vater ſeine Wohnung artig möbliren laſſen. Auch ſpielte er ihm durch meine Mutter ein ſehr ſchönes Klavier in die Hände, und auf eine ſo feine Weiſe, daß es ſelbſt Richtern unmerklich bleiben mußte. Es iſt ein neues Inſtrument, das mein Vater kommen ließ, weil er mit dem ſeinigen, wir wußten nicht warum, auf einmal unzufrieden war. Nun taugte das neue wieder nicht. Es wurde in das Eßzimmer geſetzt; aber dort ſtand es meiner Mutter im Wege, und ſo kam es durch ſie in Richters Hände.

Auch den Schlüſſel zu der Bibliothek hat Richter bekommen; und aus den Büchern, die er lieſt, ſchließe ich auf reiche Kenntniſſe und einen feinen Geſchmack. Ich habe einige Unterredungen mit ihm gehabt. Sein Geiſt iſt ſehr gebildet; er hat ſelbſt Witz, obgleich ein wenig bitteren, und ſpricht die meiſten lebenden Sprachen mit großer Fertigkeit.

Meine Tante aus ** wird mit ihren beiden Töchtern auf einen Monat zu uns kommen. Iſt es doch, als ob unſer ganzes Haus umgekehrt werden ſollte! Schneider, Putzmacher und Friſöre kommen nicht mehr von uns weg. Mein Vater lächelt dazu, und prophezeiet meiner Mutter, daß alle ihre Mühe dennoch vergeblich ſeyn wird. „Die neueſte Mode iſt der einzige Stolz deiner Schweſter,“ ſagt er;

„und die wird ſie nicht mit dir theilen." Der Koch, die Jungfer und die Hausmädchen wünſchen die Tante in das Pfefferland. Der Koch geht in der Küche umher, und ſtudiert die neuen Gerichte; die Jungfer vergießt Angſtſchweiß bei den fremden Modenamen, die ihr Gedächtniß ſchlechterdings nicht faſſen will. Mein Burſche und ich, wir tröſten einander; denn meine Mutter iſt ſchon zweimal bei uns geweſen, und verlangt, er ſoll mich à la, Gott weiß wie, friſiren. Der Gärtner allein trotzt, und behauptet, er wiſſe eben ſo gut eine Hecke zu beſchneiden und eine Raſenbank anzulegen, wie der beſte Gärtner in jeder Hauptſtadt der Welt; und er trägt jetzt ſeinen Lehrbrief immer bei ſich, um die heftigen Vorſtellungen meiner Mutter durch das fürſtliche Siegel zu entkräften. Der Mai wird wohl verloren gehen! Wollte Gott, die Tage wären erſt vorüber!

Offenbach.

Die militäriſche Subordination fällt dir ſchwer? O Freund, jeder trägt die Feſſeln ſeines Standes, und es wäre noch immer die Frage, welche die ſchwerſten ſind. Da muß ich jetzt, in der ſchönſten Zeit des Jahres, vielleicht in den ſchönſten Stunden meines Lebens, weniger als nichts thun! Ich mag nicht daran denken! . . . Was will meine Mutter, daß ſie mit freundlichen Blicken Bewunderung der albernſten Thorheiten von mir fordert? Und nun jetzt! jetzt, da ich vergleichen, da ich die reichſte Fülle der Natur gegen die bettelhafte Pracht der Kunſt ſtellen kann! — O, wohin denkt meine Mutter, wenn ſie den Mangel an Moden, an Schönheit, an guter Unterhaltung auf dem Lande beklagt! jetzt, da ich das Mädchen nur bei der Hand nehmen, und es ihr vor die Augen führen dürfte, um ſie auf immer zum Schweigen zu bringen! Und dieſes Mädchen lebte Monate lang mit mir an demſelben Orte; und ich kannte ſie nicht, und Niemand kannte ſie, nur eine kleine Auzahl von Bauern ausgenommen, die für nichts Sinn haben können, als höchſtens für ihre Güte.

Lieber Gott, welche Menſchen! Da hat der Kammerherr von * *, der Begleiter meiner Tante, den Einfall, die Sonne aufgehen zu ſehn. Man muß es doch mitnehmen, da man einmal hier iſt! ſagt das Männchen. Mein Vater hält das für Ernſt, und fährt am folgenden Morgen mit der Geſellſchaft auf den Stein, weil er den Anblick dieſer jähen, grotesken, fürchterlich ſchönen Gegend mit dem erhabnen Schauſpiele des Sonnenaufganges verbinden will. Das war ein Tumult im Hauſe! Ich gehe dem Wagen nach, durch die lieblichen Gefilde, den Stein hinan, und treffe die Geſellſchaft ſchon oben. Nie hatte ich die bunte Kleidung des Kammerherrn ſo lächerlich gefunden, wie in dieſer öden, klippenvollen Wildniß. Die Sonne ging ſchön auf. Aber kaum ſah man hin, und zuletzt verſicherte man: auch der Sonnenaufgang in den Ombres chinoises wäre ſehr ſchön. Der Kammerherr ſchwärmte um die beiden Mädchen her, und es war mir, als triebe ein Harlekin an dem Schlund eines feuerſpeienden Berges Poſſen. Lachen konnte ich nicht. Ich ſtieg auf die äußerſte Höhe, und da ſah ich in der Ferne Richters Tochter, einfach gekleidet, auf einer Klippe ſitzen, und mit den ſchönen Blicken der Andacht an dem Feuermeere hangen, das vor ihr im Thale ſchwamm. Nun ging ich still hinten durch die Felſen nach Hauſe. Ich mochte, ich konnte die Puppen den Morgen nicht wieder ſehen.

So reihete ſich denn Grille an Grille, und ich kam mürriſch nach Hauſe. Doch wozu das Alles? Hab' ich dir nicht von Hannchen zu erzählen?

Ich hatte keine Ahnung von dem Mädchen. Gott weiß, wie ich immer überhört haben mag, daß Richter eine Tochter hat! Nun war ein Bekannter bei meinem Vater, und man ſprach über die Landwirthſchaft. Mein Vater berief ſich auf ein Ackerregiſter, und ſagte: „Richter hat es!“ Mit dieſen Worten wendete er ſich um, als ob er einen Domeſtiken ſuchte. Ich ſah ihn fragend an. „Geh doch,“ ſagte er: „es iſt Numero Zehn.“ Die Domeſtiken liefen hin

hin und her: denn meine Tante wollte im Garten Kaffee trinken. Ich ging ſelbſt nach Richters Hauſe. Als ich die Treppe hinauf geſtiegen war, und eben an die Thür pochen wollte, hörte ich eine ſehr reine Stimme ſingen. Eine Magd! dachte ich; doch ſo eben fiel das Klavier ein. Ich blieb ſtehen, und hörte eine Arie von Graun, in einer ſehr ſanften und ausdrucksvollen Manier geſungen.

Das überraſchte mich. Als ich eine Weile gehorcht hatte, pochte ich an, öffnete, und wurde noch mehr überraſcht durch das, was ich ſah. Ein Mädchen ſaß, mit dem Rücken gegen mich, am Klavier, und wendete, als die Thür aufging, ein ſchönes, himmliſches Geſicht zu mir um. In dem Augenblicke ſprang ſie auf, kam mir ehrerbietig entgegen, und trat an die Seite. In großer Verwirrung heftete ich meine Blicke auf ſie, und folgte jeder ihrer Bewegungen. Doch fragte ich endlich, weil ich merkte, daß ſie verlegen werden müßte: Sie ſind Richters Tochter? . . . Ich ſoll ein Regiſter für meinen Vater holen. — Sie trat zu den Regiſtern, ſuchte, ohne zu wiſſen was, und ſah mich endlich mit einem fragenden Blikke an. Numero Zehn! ſagte ich. Sie gab mir die Numer; ich machte eine Verbeugung, und ging.

Sieh, ſo lernt' ich ſie kennen; und der Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, iſt noch immer eben ſo lebendig, wie im Anfang. Was ihn verurſachte, weiß ich ſelbſt nicht. Gekleidet war und iſt ſie — beſſer als eine Bäuerin, etwa wie Mama's Jungfer, aber doch anders als die Mädchen, die ich kenne. Man ſieht an ihr keinen Putz, keine Sorge für Verſchönerung; nur eben eine Kleidung: reinlich, verhüllend, beſcheiden, anſtändig, züchtig. Die Kleidung eines Mädchens, ſagt mein Vater ſo oft, iſt gewöhnlich der Spiegel ihrer Seele, das Thermometer ihrer Tugend. Hat er Recht, ſo iſt die Kleidung dieſes Mädchens nichts als eine Hülle der Unſchuld. Ihr Geſicht iſt gerade nicht ſchön, wenigſtens nicht auffallend ſchön; allein ſo müßte ein Engel einen Unglücklichen anſehen, um ihn zu tröſten. Ihre Bewegungen, ihr Gang, ihre Stellung, alles an ihr war ſo beſcheiden, ſo rein; ihr Blick, als ſie in den Büchern ſuchte und nicht fand: das alles zuſammen – Doch, bin ich nicht ein Thor, dir zu beſchreiben, was ſich nicht beſchreiben läßt? was zuſammen genommen doch wieder nur mit dem zweideutigen Worte: Unſchuld! bezeichnet werden kann? Unſchuld, mit dem Bewußtſeyn ihres inneren Werthes verbunden. Doch nein, auch das nicht; denn, wahrlich, ſie weiß nicht, wie viel ſie werth iſt: gleich der Roſe, welche ſtolz da hängt, und lieblich duftet, ohne es zu wiſſen. Genug, ich habe ſie geſehen!

Offenbach.

Du irrſt, mein guter Ludwig, wenn du glaubſt, ich ſey in Gefahr, ſie zu lieben; denn alles, was du mir ſchreibſt, habe ich ſelbſt mir ſchon tauſendmal geſagt. „Meine Liebe könnte ſie nur unglücklich machen.“ Freilich, wenn ich den Fall annehme, daß ich ſie liebte, ſo wäre doch ein Vorurtheil des Ranges nicht . . . Aber ich will über eine bloße Möglichkeit nicht grübeln. Genug, ich liebe ſie nicht. Ich ſehe ſie nur ſelten, und noch ſeltener kann ich einen Augenblick finden, von ihr ein Paar Worte zu hören. O, wie viel würdeſt du darum geben, ſie reden zu ſehen! Denn wahrlich, man darf dieſe freundliche Bewegung der Lippen und dieſes ſanfte Zuſtimmen der holden Augen nur ſehen, um zu wiſſen, welch eine ſchöne Seele die Worte auf die Lippen haucht.

Da traf ich ſie neulich, als ich mit meinen Couſinen ſpazieren ging, im Felde. Der Kammerherr redete ſie ſogleich an, und ſcherzte mit ihr. Die beiden Mädchen machten die Spottvögel, wie ſie das öfter thun; und ich brannte. Hannchens Antworten waren ein Paar Fragen; und ſo ſanft und furchtſam ſie auch von ihren ſchönen Lippen hervorgehaucht wurden, brachten ſie den Kammerherrn dennoch zu einer Art von Scham, die ſich durch eine Frage nach ihrer Herkunft äußerte. Hätte er nicht ſo eben eingelenkt, ich wäre nicht im Stande geweſen, länger zu ſchweigen. Du glaubſt nicht, wie ſchön ſie ſpricht, wie ſüß ihre Stimme klingt! Ich ſtand hinter meinen Couſinen, und betrachtete Hannchen verſtohlen. Wenn ſie von ungefähr ihren Blick auf mich warf, fühlte ich an der Hitze, daß ich erröthete, aber zugleich auch, daß ich ſie nicht liebe, ſondern bewundere. Und das wird mir doch erlaubt ſeyn, ob ich gleich der Herr ihres Vaters bin. Herr ihres Vaters! Ich muß lachen. Ein Mann, um deſſen Freundſchaft mein Vater buhlt, wie ich um ein Wort von den ſchönen Lippen der Tochter! Kann der Vater Freund ſeines Herrn ſeyn: warum ich nicht Freund der Tochter, die doch in gar keiner Abhängigkeit von uns lebt?

Du glaubſt nicht, wie voll alle Herzen von ihrem Lobe ſind. Jeder, mit dem ich ſpreche, iſt nach dem dritten Worte bei Hannchen, und ich vergnüge mich an dem ungekünſtelten Ausdrucke des Lobes, das aus allen Lippen für ſie fließt. Sieh, dieſer Brief enthält wieder nichts als ſie. Magſt du doch lachen! Man erzählt in einem Mährchen von redenden Bäumen, Felſen und Blumen, die aber nichts ſagen konnten, als ein Lied auf die Schönheit des Mädchens, das in der Gegend wohnte. Ich ſelbſt gebe dir Vergleiche an die Hand, die auf mich paſſen. Ein ſolcher Baum bin ich; aber glaube mir, ich bin nicht der einzige. Die älteſten Greiſe ſingen ihr Lob. Sogar meine Mutter, der ſie neulich begegnet war, fing den Abend wohl noch zehnmal ohne alle Veranlaſſung an, von ihr zu reden. Uebertreib' ich noch? Wohl noch zehnmal! Komm zu uns, Ludwig; die Zauberei trifft auch dich. Du ſingſt das einzige Lied: das Lob des herrlichen Mädchens!

Offenbach.

Laß uns nicht um Worte ſtreiten. Es mag Liebe heißen; wohl! Und ſoll das nicht Liebe erregen, was liebenswerth iſt? ſollen unwandelbare Geſetze der Natur an den luftigen Befehlen der menſchlichen Thorheit zerſchellen? — Wohl! ich gebe der Sitte nach, und will den Schlaf meiner Mutter nicht ſtören, wie du befürchteſt. Es wird mir nie einfallen, die Tochter meines Verwalters zu heirathen; allein ſoll ich darum keine Augen haben? nicht ſchön, nicht vortrefflich finden, was ſchön und vortrefflich iſt, weil ſie nicht hochgeboren heißt?

Und ſo wäre denn unſere Rechnung abgethan. Du nennſt das Liebe, was weiter nichts iſt, als Gefühl für das Schöne. Und auch zugegeben, daß mich wohl manchmal der Gedanke beſchleicht: wärſt du doch ihres Gleichen geboren! Das iſt ein Wunſch, den du tauſendmal gethan haſt. Wie oft haben wir uns Beide gewünſcht, zu den Zeiten der ſchönen Maria von Schottland geboren zu ſeyn! Es war unmöglich; der Wunſch verging, ſo wie meine Wünſche an der Unmöglichkeit vergehen. Laß das!

Und kann ich denn leugnen, mein Lieber, daß ein Herz, wie dieſes Mädchen es hat, daß ihre Liebe, ein Leben in den Armen, in der Liebe dieſes Geſchöpfes, ein zutrauliches Wort aus dieſem unſchuldigen Herzen, ein zärtlicher Blick von dieſem ſeelenvollen, ruhigen, gutherzigen Auge — daß es unendlich mehr werth iſt, als die längſte Reihe der edelſten Ahnen? daß es die lächerlichſte Thorheit iſt, ſich ſelbſt den Himmel zu verſchließen, weil der menſchliche Stolz ſo thöricht war, ſein Glück in alten Pergamenten zu finden? Kannſt du es leugnen, wenn du dich nur unſerer jugendlichen Träume erinnern willſt? Mahlten wir nicht in jenen ſüßen Stunden das Bild unſerer Glückſeligkeit bis auf die kleinſten Züge aus? und nahm deine oder meine Phantaſie je ihre Zuflucht zu Adel, zu Ahnen und Stammbäumen, um noch einen Zug mehr in dem Gemählde unſeres Glückes anzubringen? Waren nicht immer Liebe, Freundſchaft, Tugend und Schönheit der Grundſtoff unſerer Träume? Und wenn wir ja auf das Verdienſt der Geburt kamen — war es uns nicht höchſt zuwider, von dieſem Verdienſt etwas entlehnen zu müſſen? Iſt denn ſeit den drei Monaten, die du von hier weg biſt, das Glück etwas Anderes geworden? Oder waren dieſe Träume unſere größte Thorheit? waren wir ſo große Thoren, daß wir damals das Glück gar nicht kannten? Kannte es auch mein Vater nicht, der uns ſo oft ſagte: wehe dem Jünglinge, der außer ſeinem Herzen, und den Thaten, die er zu thun hofft, Glück ſucht! — O, ich mag nicht darüber ſinnen, daß es der Thorheit gelang, die Menſchen, welche Eine große Familie ſeyn ſollten, durch unüberſteigliche, eiſerne Grenzen zu trennen; der beſſern menſchlichen Weisheit, ja ſelbſt der ewigen Weisheit, die menſchliche Beſtimmung zu verrücken! O, ich mag nicht darüber ſinnen, daß ſelbſt du, von dieſer Albernheit betrogen, du mit deinem menſchlichen Herzen, die Tugend erniedrigſt, weil ſie die Probe in einem Fräuleinſtifte nicht beſtehen kann! Wie ich ſage, ich mag nicht darüber nachdenken; und noch einmal, ich will den Schlaf meiner Mutter nicht ſtören.

Offenbach.

O, mein weiſer Herr! Ich ſoll alſo die Welt durchziehen, um mir eine Frau zu ſuchen, die des Mädchens Eigenſchaften und dabei einen Stammbaum hat? Wahrhaftig, ich mußte lachen! Iſt das nicht gerade, wie in den Kindermährchen, da ein Prinz die Welt durchlaufen muß, um eine Schöne zu finden, der auf der Stirn ein goldner Stern leuchtet, und an jedem Haar ein Edelgeſtein hängt? „Giebt es nicht," ſchreibſt du, „unter den Fräulein vielleicht ein eben ſo reitzendes Mädchen? und hat dir nicht die Vorſehung durch deine Geburt die Pflicht aufgelegt, erſt da zu ſuchen, wo du ſtehſt, und nur dann, wenn du dort gar nicht finden kannſt, deine Gränzen zu verlaſſen?" Wie elend man ſchreibt, wenn man disputiren will! Was hat denn die Vorſehung mit euren Albernheiten zu ſchaffen? Sie legte mir durch meine Geburt die Pflicht auf, zu lieben und durch Liebe glücklich zu werden: das iſt alles. Die Vorſehung, könnt' ich ſagen, führt mir ein Mädchen zu, das ſie mit dem ganzen Reichthum ausgeſtattet hat, deſſen ſie je einen Menſchen würdigte. Sie führt es mir zu, mir; denn ich erkenne den Reichthum dieſes Herzens, ich habe ein Herz, ihn zu ſchätzen und glücklich dadurch zu werden. Oder ſoll etwa die Vorſehung das, was echte Waare iſt, erſt von euch verbrieſen und ſtempeln laſſen, damit man nicht fehl greife? Das hieße doch wohl die Vorſehung, mit ihren ewigen, weiſen Geſetzen, zu einer Accise-Commiſſion machen. Nein, Ludwig; laß die Vorſehung aus dem Spiele! Denn, lieber Gott, wo endet denn das

Gewebe der Vorſehung? wo hebt das Gewebe unſerer Thorheit an? Wenn Liebe nicht beweiſen ſoll, daß die Vorſehung im Spiele iſt — kann es dann ein Adelsbrief, ein Pergament, Gott weiß, wodurch erworben?

Ich würde meine Mutter durch eine Mißheirath unglücklich machen: das fühle, das begreif' ich; das iſt der Fels, an dem meine Glückſeligkeit ſcheitert, an dem meine Wünſche ermatten. O, daß ihr Leute immer nicht zufrieden ſeyd mit dem, was ihr thun könnt! daß ihr immer glaubt, noch mehr thun zu müſſen, und dadurch das wenige Gute, das ihr zu geben habt, verderbt! „Du machſt deine Mutter unglücklich!“ Ich fühlte die Wahrheit dieſer Vorſtellung ſo tief; und nun tappſt du da her mit der Vorſehung, um ja des Guten ſo viel zu thun, als möglich. Du ſagſt, es ſey natürlich daran zu denken; alſo auch mir. Wenn ich nun über die Vorſehung, die mir das Mädchen in die Arme warf, meine Mutter vergeſſe — wer iſt Schuld daran? Du ſelbſt haſt mir den Faden in die Hand gegeben, an dem meine Phantaſie unaufhaltſam in dem verbotenen Paradieſe dahin ſchreitet! Und darf ich die Vorſehung leugnen? O, ihr weiſen Herren!

Offenbach.

Ein Sophiſt ſoll ich ſeyn? Ich haſſe nichts mehr als dieſen Namen, und möchte ihn gerade hier am ungernſten verdienen. Aber da werft ihr mit dem Worte Sophiſt um euch, ſo bald Jemand Wahrheiten ſagt, die nicht auf allen Seiten in das Syſtem der Thorheiten paſſen, die ihr freilich geſunde Vernunft nennt. Lieber Gott! auch meine Mutter nannte uns ja immer Sophiſten, wenn wir ihr bewieſen, daß ihre Bedienten ſo gut glücklich zu ſeyn wünſchen müßten und dürften, als ſie. Genug, du haſt mich ſo genannt. Es ſey ſo; und ich will ſchweigen, ſo viel ſich auch noch darüber reden ließe. Hab' ich denn geſagt, ich wolle mich nicht an die Vorſtellung halten, daß meine Mutter dadurch unglücklich würde? Du haſt gemißdeutet. Es iſt nicht ſo!

Auch das weiß ich, daß jeder Geck ſeine

Geliebte für das Ideal der Vollkommenheit hält, Blödigkeit des Verſtandes für Unſchuld und Natur, gekitzelte Eitelkeit für reine Liebe, Indolenz für Güte, kindiſchen Eigenſinn für Charakter ausgiebt; ich weiß, daß die erſte Liebe bei allem, wo oft nichts als die klare Mittelmäßigkeit iſt, Wunder ruft; ich weiß, daß die Liebe, wie jede Leidenſchaft, die Augen blendet, wie die Furcht Geſpenſter ſieht, Töne hervorzaubert, und Begebenheiten hervorgaukelt, die der Leidenſchaftloſe belächelt. Aber was von dem allen paßt' auf mich? was erzähl' ich, was ſag' ich denn, das nicht, mit mir, jedermann ſagt? Erzähl' ich denn: ſo ſagte ſie mir, ſo that ſie mir? Ich habe bis jetzt kaum zehn Worte mit ihr gewechſelt, und noch keinen lächelnden Blick aus ihrem Auge auf mich ziehen können. Wenn ſie mit mir ſpricht, ſo äußert ſie die kalte, nichts ſagende Ehrerbietung, die ſie dem Sohne ihres Herrn ſchuldig zu ſeyn glaubt. Nein, guter Freund, eben der Zauber, der, wie du ſagſt, mein Auge umnebelt hält, hat auch meines Vaters, hat auch des ganzen Dorfes Auge umnebelt.

Ihre Geſtalt? Muß ich doch lachen! Längſt wäre der Eindruck wieder erloſchen, wie das Andenken an ein ſchönes Gemähld e, wenn nicht ihre Tugenden, gleich dem leuchtenden Nimbus eines Heiligen, die Blicke wieder auf das Bild zurückriefen. Und ihre Tugenden, um allem Streite auszuweichen, ſind wieder nicht mein Geſchöpf: ſie gründen ſich auf Handlungen, von denen ich dir eine eben ſo einfach, wie ich ſie aus dem Munde meines Vaters weiß, wieder erzählen will, ohne etwas von dem Meinigen hinzu zu thun.

Mich dünkt, ich habe dir ſchon geſagt, daß Richter ehemals reich war, und durch eine Folge von Unglücksfällen arm wurde. Sein ganzes Unglück rührte von dem Haſſe eines hämiſchen Mannes her, deſſen Feindſchaft er ſich durch unerſchütterliche Redlichkeit zugezogen hatte. Dieſer Feind untergrub mit der beſonnenſten Bosheit einen Pfeiler von Richters Glück und Ruhe nach dem andern. Er zerſtörte deſſen guten Ruf, verwickelte ihn in Prozeſſe, die ihm nicht allein ſein Vermögen, ſondern auch ſeine und ſeiner Familie Ruhe koſteten.

Lange kämpfte Richter muthig mit ſeinem Feinde und ſeinem Geſchicke. Endlich erlag ſeine Kraft unter den verdoppelten feindſeligen Streichen dieſes unverſöhnlichen Menſchen. Seine Gattin, die er zärtlich liebte, ſtarb vor Gram in den Armen ihres Mannes und ihrer Tochter. Seiner Ehre beraubt, ſelbſt noch jetzt mit dem quälenden Verdachte ſeines ganzen Wohnortes beladen, daß er durch Treuloſigkeit gegen ſeine Frau ihren Tod veranlaßt habe, verlor er endlich allen Muth, gegen ſeinen Feind noch länger zu kämpfen. Eine finſtere Schwermuth umwölkte ſeinen heiteren Geiſt, und ſein aufgeregtes Herz hatte keine andre Hoffnung mehr, als Rache.

Das Schickſal ſchien die Befriedigung dieſer Rache zu übernehmen; ſein Feind wurde ſchnell geſtürzt. Arm, hülflos, von dem Hohn aller Menſchen verfolgt, verbarg er ſich, ſein Elend und ſeine Schande in eine armſelige Hütte. Er ward krank; ſeine Frau, fünf Kinder, dem hülfloſeſten Elende Preis gegeben, überall, wo ſie um Barmherzigkeit fleheten, mit Härte zurückgewieſen, lagen halb verhungert um das Strohlager ihres kranken Vaters her. „Gerecht iſt dein Gericht, o Gott!“ ſagte Richter in dem Gefühle ſeines Schmerzes und ſeiner Verzweiflung, als ein Bekannter ihm das Elend ſeines Feindes beſchrieb.

Hannchen hörte die Schilderung dieſes Elendes, und ihr Auge benetzte ſich mit ſanften Thränen des Mitleidens. Sie machte vergebens einige leiſe Verſuche, ihres Vaters Herz für ſeinen Feind zu rühren. Nun ſchwieg ſie, und verſuchte ihr Herz zu bekämpfen; doch umſonſt.

Eines Abends ſchleicht ſie, mit einem Vorrathe von Lebensmitteln, aus dem väterlichen Hauſe. Sie öffnet mit einem furchtſamen Zittern die Thür, welche das Elend ihres Verfolgers verſchließt, und tritt in ein kleines Zimmer, worin der Jammer ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat. Ohne gekannt zu ſeyn, vertheilt ſie ihr Almoſen. Der Anblick des vielfachen Leidens vertilgt aus ihrer Seele das Andenken an die Feindſchaft dieſer Familie bis auf die letzte Spur. Am folgenden Abend kommt ſie wieder mit einigen Stücken Betten. So bringt ſie jedes Mal eine Hülfe mit ſich: jetzt etwas Geld; dann ein Bett; dann Kleidungsſtücke. Sie pflegt des Kranken mit unermüdlicher Geduld, bekleidet die Kinder, arbeitet, kocht für die Familie; und das alles unter einem fremden Namen.

Nach und nach führt ſie den Kranken auf die Vorſtellung von ihrem Vater, um ihn mit dieſem zu verſöhnen; allein er will nichts davon hören. Er drückt Hannchen mit inniger Dankbarkeit die wohlthätigen Hände, und flucht dabei ihrem Vater, ihr ſelbſt. Sie zittert, aus Furcht erkannt zu werden; ſie fürchtet, der Unglückliche möchte in ſeiner Verzweiflung die Hülfe ausſchlagen, weil ſie von ihr kommt. So erhält ſie den Mann drei Monate, ohne daß es jemand ahnet.

Eines Morgens ganz früh, mitten im Winter, geht der alte Richter in das Zimmer, wo ſeine edle Tochter ſchläft, und findet ſie, mit ihren Kleidern und ſeinem Mantel bedeckt, auf einem Strohſacke ruhig ſchlummern. Er erſchrickt, und geht weg, eh ſie erwacht. Schon lange hat er die Abendbeſuche ſeiner Tochter gemerkt, und er ſchreibt ſie nun — das Unglück macht ja argwöhniſch — einer ſchlimmen Urſache zu.

Dieſen Abend durchſucht er, ſo wie ſie weggegangen iſt, ihre Sachen. Er findet kein Bett mehr; ihre Kleider ſind weg, und auch einige Ringe, das koſtbare Andenken von ihrer Mutter, fehlen. Nun zittert er vor der Entwickelung des Handels. Seine Tochter kommt ſpät zurück. Er ſchweigt. Am folgenden Abend geht er ihr von Weitem nach, und ſieht ſie, mit allen Merkmahlen der Heimlichkeit, in die Hütte ſeines Feindes ſchleichen. Ein neues Erſtaunen, mit dem heftigſten, ſchnell aufwallenden Verdruſſe gemiſcht. Er eilt ihr nach, und öffnet die Thür. Sie ſitzt am Bette des Kranken, der ſeine matten Blicke auf die ihrigen richtet und in ihrem gütigen Auge Erquikkung und Troſt ſucht. Die Kinder haben ſich, mit den unſchuldigen Blicken der Liebe, an ſie geſchmiegt. Die Mutter, mit dem jüngſten Kinde auf dem Schooße, ſitzt ihr gegenüber, ſieht das Schauſpiel, und ihre Augen leuchten von Dankbarkeit. Meine Tochter! ruft Richter im Hereintreten; du biſt hier? Hannchen erſchrickt. Der Kranke wendet ſeine ſtarren Augen von dem Vater auf die Tochter. Gott im Himmel! ſeine Tochter? ruft die Mutter, und wirft ſich, von der Güte des Mädchens zerſchmettert, vor ihr auf die Kniee. Seine Tochter? wiederholt der Kranke, ganz überwältigt, faltet die Hände, hebt ſie gen Himmel, und weinet heiße Thränen. Richter ſieht, hört, und vergeht faſt vor Entzücken; Freude, Bewunderung, Dankbarkeit, Reue machen die Verſöhnung leicht. Hannchen faßt ihren Vater bei der Hand, führt ihn an das Lager des Kranken, und legt Beider Hände in einander. Die vieljährigen Feinde ſehen ſich zweifelnd an; doch Thränen verdrängen die Zweifel, und tödten den Haß. Die Verſöhnung iſt geſchloſſen. Hannchen geht nun bei Tage zu dem Feinde ihres Vaters, drückt dem Sterbenden die Augen zu, und erwirbt der Wittwe die Hülfe der bewundernden Stadt.

Hier haſt du die Erzählung ganz einfach, wie von einem Chronikenſchreiber. Ich habe mir Mühe gegeben, alle Reflexionen, die auch einem entſchiedenen Schmerzen dabei einfallen müßten, zu unterdrücken. Sieh, das iſt der vergoldete Abgott, vor dem ich anbete! Soll er das ſeyn — wohl! ich liege dann neben meinem ehrwürdigen Vater auf den Knieen, und bete an. Du haſt es wirklich nicht übel getroffen. Meine Liebe iſt eine fromme Empfindung; und wenn ich ihr meine Hand antragen dürfte — ich würde ſie ihr bieten, wie einem Engel, den der Allmächtige ſendet, einen Menſchen zu ſegnen. Bin ich noch ein Sophiſt? Rede!

Offenbach.

Ich kann dir nichts weiter antworten, als das: ich liebe meine Mutter, und halte es für Pflicht, ſie nicht zu kränken. Daß ich aber, wie du meinſt, der Verſuchung aus dem Wege gehen ſoll; daß ich, und ſo weiter — Lieber Ludwig, ein Rath iſt leichter gegeben, als befolgt. Ich bin ſtark genug, mich nicht vor ihr in den Staub zu werfen und ihr zuzurufen: Mädchen, ich liebe dich! Und manchmal, Ludwig, beuge ich ſchon die Knice dazu, wenn ich ſehe, wie ſie . . . Doch warum wieder mahlen, was meine Phantaſie mir ohnedies viel öfter mahlt, als es mir gut iſt. Die Verſuchung meiden! Glaube mir, ich brauche ſie nicht zu ſehen, um dennoch nur ſie zu denken. Auch ſeh' ich ſie ſelten, ſehr ſelten. Fühlt das Reh darum, weil es dem Jäger entfloh, den Pfeil nicht, den es mit ſich trägt? Laß das! Die Vorſehung brachte mir das Mädchen; ſie mag entſcheiden. Du meinſt es gut; doch — Sey ruhig, und fürchte nichts!

Offenbach.

Ja, ich fange an mit dir zu glauben, daß ich ſie leidenſchaftlich liebe. Leidenſchaftlich: mein ganzes Weſen, alle meine Kräfte ſind zu ihr gewendet, und hangen von ihr ab. Es iſt wahr, was ich dir ſagte: ich ſehe ſie ſelten; noch ſeltener ſpreche ich ſie: ach! und ich möchte verzweifeln, daß ich ihr ſo gleichgültig bin. Gleichgültig! Ja; und, bei Gott! daran biſt du Schuld. Warum muß ich zögern? warum die brennende Liebe wie ein Verbrechen verbergen? nicht wahr, bis ein Anderer kommt, und mir das Mädchen raubt, und mit dem Mädchen das ganze Glück meines Lebens? Dann freuet euch, wenn ich vergehe, wie die Blüthe, der die belebende Sonnenwärme fehlt!

Da wandre ich dieſen Morgen, bei mir ſelbſt überlegend, mit der Büchſe auf der Achſel, im Forſt umher. Schon lange hör' ich jemand hinter mir. Ich will mich nicht umſehen, um in den ſchönen Träumen von ihr nicht geſtört zu werden. Endlich hör' ich neben mir eine bittende Stimme: „Euer Gnaden!“ Ich ſehe mich um. Da ſteht Lauterbach, des alten Förſters Sohn, vor mir, mit dem freundlichſten Geſichte, das der Burſche erzwingen kann. „Ich hätte eine unterthänige Bitte an den gnädigen Herrn Grafen.“ Ich ſtehe, und er bittet mich um die Gewißheit, daß er den Dienſt ſeines Vaters nach deſſen Tode erhalten ſolle. Er bittet ſo rührend, daß ich mich fangen laſſe, und ihm die Hand darauf gebe. Dem Burſchen treten ein Paar Thränen in die Augen. Du weißt, wie es mir mit Thränen geht. Ich wiederhole meine Verſicherung noch einmal, und ſetze einige Worte hinzu, daß ich gern zu ſeinem Glücke beitragen wolle. „Das können Sie, gnädiger Herr Graf,“ fängt er ſtockend und mit einer hohen Röthe an. „Mein alter Vater will mir ſeinen Förſterdienſt jetzt gleich abtreten, und nach Zorringen ziehen.“

Wohl, Lauterbach; Er ſoll die Stelle haben. Sein Vater hat lange und treu gedient. Das Haus in Zorringen iſt doch in gutem Stande?

„O ja, Euer Gnaden. Und dann — lieber Gott! ich habe dann Brot für mich und wohl auch für ſonſt jemand. Da dächt' ich . . .“

Er nähme eine Frau? nicht wahr, Lauterbach?

„Wenn Euer Gnaden nichts dagegen hätten?“

Nicht das geringſte. Er weiß, mein Vater ſieht das gern. Nun? und da hat Er ſchon gewählt? — frage ich lächelnd.

Er verbeugt ſich, und erröthet. „Ich wohl; und es iſt ein hübſches, ſtilles Mädchen, bei dem ich nicht verderben würde. Wenn Sie mir Ihr gnädiges Vorwort . . .“

Das ſoll Er haben, und die Hochzeit geb' ich Ihm auch. — Ich muß dir nur geſtehen, Ludwig, mir fuhr der Gedanke ſchnell durch die Seele: auf der Hochzeit kannſt du ſie vielleicht ſehen und ſprechen.

Der Menſch verbeugte ſich, lächelte und drehete den Hut auf der Hand. „Es iſt Jungfer Hannchen, des Herrn Verwalters einzige Jungfer Tochter.“

Er erſchrak, als er das geſagt hatte: Gott weiß, ob es des Geſichtes wegen war, das ich vielleicht machte. Ich faßte mich, ſo gut ich konnte. Hm! ſagte ich: recht gern, wie geſagt, mein lieber Lauterbach. Nun? hat Er der Jungfer Richter Seinen Antrag ſchon gemacht? — Bei dieſen Worten ſah ich erſt, und mit Unruhe, daß es ein hübſcher Burſche iſt, mit großen blauen Augen, roſenrothen Wangen und einer ſchlanken Geſtalt. Hübſch und nett gekleidet war er von jeher.

„Meinen Antrag? Den noch nicht; aber gemerkt hat ſie es wohl, wenn ſie's hat merken wollen, daß ich ihr herzlich gut bin.“

Nun? und hat Er denn nichts von ihr gemerkt? — Ich fragte das nur halb laut, und ſpielte mit dem Hunde, um meine Angſt zu verbergen.

„Je nun, ſie iſt mir nicht böſe. Alſo Sie wollten wohl mein Fürſprecher ſeyn?“

Recht gern, Lauterbach, wenn es anders möglich iſt. Ich vermuthe, der Verwalter denkt wohl mit ſeiner Tochter ſonſt wohin. Er muß gemerkt haben, daß es ein ganz andrer Mann iſt, als ſo gewöhnlich die Verwalter: (Lauterbach nickte mit dem Kopfe;) ein kluger Mann, der alle Tage Juſtizamtmann, oder ſo etwas, werden könnte. Und wer weiß, was noch aus ihm wird! Mein Vater auch das hat Er gewiß gemerkt, Lauterbach? (Er nickte wieder, und hörte aufmerkſam zu.) Mein Vater hat Richtern lieb, und es mag wohl etwas mehr dahinter ſeyn. Ich will alſo erſt einmal bei Richtern hinhorchen; denn wenn der und ſeine Tochter höher hinaus wollen, ſo . . .

„Die Tochter gewiß nicht, gnädiger Herr Graf; denn die iſt alle Morgen ganze Stunden in unſerm Hauſe, als ob ſie hinein gehörte.“ (Ich zog die Stirn zuſammen.) „Alle

Morgen, wie ich ſage; und das iſt gerade, wie zwiſchen Schweſter und Bruder. Nein, da wollt' ich meinen Tyras hier gegen den Ladeſtock ſetzen: die denkt nicht höher hinaus, als höchſtens eine Förstersfrau, oder ſo 'was, zu werden."

Förſtersfrau! Bei dieſem Worte hätte ich den Menſchen prügeln mögen. Wie ich ſage, hob ich wieder an; ſchweige Er noch ſo lange, bis Er den Verwalter geſprochen hat. Auch weiß Er, Lauterbach, daß mein Vater nichts in der Welt mehr haßt, als wenn junge Leute ſich ohne Wiſſen der Eltern verſprechen, oder Liebesanträge machen. Das könnte Ihm Schaden bei der Förſterſtelle thun. Ich will Ihm helfen; nur folge Er mir! Mit dieſen Worten ging ich.

Alle Morgen ganze Stunden bei dem jungen, hübſchen Menſchen! Sieh, dieſe Vorſtellung quälte mich heute den ganzen Vormittag. Aber es kann nicht ſeyn. Der junge Menſch iſt verliebt; um ſeine Hoffnung, die ich ihm nehmen wollte, nicht fallen zu laſſen, macht er aus Einem Male, das ſie vielleicht da geweſen iſt, alle Morgen. Wie viele Hoffnung nimmt nicht die Liebe aus einem Blicke, aus einem Worte! — Sie gehen mit einander um, wie Schweſter und Bruder! Gott im Himmel! der Menſch ſagte das daher, wie eine Zeitungsnachricht; und ich verginge vor Entzücken, wenn ich ſagen könnte: ſie geht mit mir um, wie eine Schweſter!

Ich habe es überlegt. Es kann nicht ſeyn. Der Burſche rühmt ſich, weil er einen Spiegel im Hauſe hat und ein eitler Geck iſt. Wie könnte dieſes Mädchen — Und doch . . . O Himmel! wenn ich wieder bedenke, es wäre möglich, daß ſie ſeine Frau würde! Dieſer Menſch, dieſer — Menſch ohne Herz, ohne Geiſt, würde der Beſitzer ſo vieler Liebenswürdigkeit; er ſollte dieſen Himmel — ſollte in dieſen Armen, an dieſem Buſen ruhen! O Ludwig, Ludwig! ich möchte verzweifeln!

Offenbach.

Er hat Recht! Ich bin verloren! Verſchwendet an dieſen Menſchen die ganze Seligkeit, deren kleinſter Theil mein irdiſches Glück geſchaffen haben würde; und die er nicht fühlt, nicht einmal ahnet! „Ein ſtilles, hübſches Mädchen, bei dem ich nicht verderben würde:" das waren ſeine eigenen Worte. Siehſt du nicht in dieſen Worten die gräßliche Zernichtung aller ihrer andern Tugenden? Was braucht er auch mehr, als ein hübſches Weib für ſeine Augen, ein fleißiges Weib für ſeine Haushaltung? Was ſoll ihm dieſer edle hohe Geiſt, dieſe feine zarte Empfindung des Herzens, dieſe ſchöne Harmonie aller Seelenkräfte? Er bedarf eines hübſchen, eines ſtillen, fleißigen Weibes; und alles Andere wird weggeworfen, wie die Spreu, wenn der Weizen abgeſondert iſt. O menſchliche Beſtimmung! Und wie ſie ſelbſt, ſie ſelbſt, ſich zu dieſem todten, freudenloſen Tagewerke, zu dieſem thatloſen Rade in der Uhr einer Haushaltung — denn mehr wird ſie, bei Gott! nicht ſeyn — verdammen kann, mit dieſem Gefühle der edelſten Kräfte, mit dieſem lebendigen Gefühle der inneren, immer regſamen Stärke! Wie ſie aus dem Kreiſe ihrer Kraft und ihres Lebens freiwillig in dieſes Gebiet des Nichts, wo alle ihre Tugenden erſtarren müſſen, übertreten kann! — Ich ſchüttle den Kopf; denn ich ſehe nichts als Dunkel.

Noch geſtern, als ich deinen Brief geendigt hatte, war es mir ſo gewiß, daß ſie den Menſchen nicht genug achten könnte, um ſeine Gattin zu werden. O, ich träumte die Nacht hindurch ſo ſüß! Wie Bruder und Schweſter! Aus dieſer Vorſtellung webte meine Phantaſie ihre Träume. Und wahrhaftig, mein Herz, ſelbſt meine Sinnlichkeit, verlangte nicht mehr. Bruder und Schweſter! Dies holde Vertrauen, dieſe reine Theilnahme, dies argloſe Ergießen beider Herzen in einander war alles, was ich wollte, was ich hätte, und was mich im Traume ſo glücklich machte.

Dieſen Morgen tragen mich meine Füße mechaniſch vor Lauterbachs Hauſe vorüber. Es iſt noch früh. Eben bin ich vor dem Hauſe; da öffnet ſich oben ein kleines Schiebefenſter, und ſie ſieht heraus. Sie lehnte ſich weit aus dem Fenſter, und winkte einem Kinde, das vor mir, am Hauſe hin, ſich beſchäftigte. Ach, Ludwig, ſie trug einen vertraulichen Morgenanzug, als ob ſie ſchon die Frau des jungen Menſchen wäre: eine weiße Schlafhaube, unter der das Haar nur leicht aufgeſchlagen war, ein weißes Mieder, nur leicht mit einem Halstuche verhüllt. So ſah ich ſie, ſo lehnte ſie ſich bis an den Gürtel heraus, und rief das Kind mit einer Art, aus der ich ſchließen konnte, wie vertraulich ſie mit dieſem Hauſe ſchon umgeht. Hinter ihr ſtand wahrſcheinlich Lauterbach; denn über ihren Schultern weg erblickte ich etwas Grünes. Wie Bruder und Schweſter! oder, noch vertrauter, wie Bräutigam und Braut!

Wie beneid' ich den Menſchen um dieſen Morgen! um dieſen Morgen, deſſen Glück er nicht kennt! Ein Mädchen, bei dem er nicht verderben wird!

Offenbach.

Wenn mein Vater denn Recht hätte (überzeugt hat er mich nicht), ſo ſollte man die ganze Pracht der Farben nicht an ein Bild verſchwenden, das nur zum Anſtarren da hängt; ſo ſollte man uns nicht aus dem engen Kreiſe wegſchleppen, der unſere Glückſeligkeit einſchließt; ſo ſollte man uns nicht zu Tugenden verdammen, die nicht zu unſerem Looſe beſtimmt wurden; ſo ſollte man — Weg mit allem dem Geträtſch, zwiſchen dem unſer Herz, wie zwiſchen zwei Steinen, eingepreßt liegt! So iſt es ja recht gut! ſo iſt der Bettler am Wege, der ſein Lied pfeift, und ſich auf das erſte Strohlager, das er antrifft, mit ſeinem Weibe hinwirft, ſein Kind herzt, die liebe Zeit verplaudert — ſo iſt der mehr ein Menſch, als Sokrates, der den Schierlingsbecher nimmt! ſo habe ich ja (du, mein Vater, und die ganze vornehme Welt, ihr mögt ſagen, was ihr wollt) dennoch Recht, wenn ich alle die Armſeligkeiten des Standes für einen Seufzer der Liebe verkaufe, und lachen laſſe, was ſeine hochgebornen Lungen zum Lachen peitſchen will! ſo iſt ja wahrlich die ganze mühſame Cultur des Geiſtes ein weit zerbrechlicheres Ding, als das Glas, das ich an die Wand werfe, weil es mir im Wege ſteht!

Sieh, ich will dir das ganze Geſpräch, das ich mit meinem Vater gehalten habe, herſetzen; dann magſt du urtheilen. „Der alte Lauterbach,“ fängt mein Vater an, „will ſeinem Sohne den hieſigen Dienſt abtreten. Ich habe nichts dawider; und nun will ſein Sohn . . .“

Heirathen, Vater! fiel ich ein — mit Wärme, wie du ſehen wirſt.

„So? Dich ſcheint das zu intereſſiren, Guſtav!“

Ich erröthete. Ja, von einer Seite, lieber Vater, antwortete ich doch gefaßt. Er will Hannchen Richter heirathen, und hat mich zu ſeinem Fürſprecher gewählt. Ich finde nichts Unſchickliches in Lauterbachs Wunſche; denn ſey es, wie es ſey: er weiß nicht, wer Richter iſt. —

„Aber? — Du haſt noch nicht geſagt, was du ſagen willſt.“

Ich finde das Mädchen über ihm; zu weit über ihm. Die Richter verdient einen andern Mann. Bedenken Sie ſelbſt, lieber Vater! ein Mädchen mit dieſem Herzen, dieſem Geiſte!

„Richtig; das Mädchen verdient einen rechtſchaffnen, guten Mann, verdient das höchſte Maß des ehelichen und häuslichen Glückes.“

Gerade das will ich ſagen, und eben darum . . .

„Laß uns einander verſtehen. Lauterbach iſt ein wohlgebildeter, ſehr redlicher, gutherziger Menſch, mit geſunder Vernunft, ohne irgend einen großen Fehler. Das räumſt du doch ein? Er hat ſein Auskommen; er hat meine und deine Unterſtützung: nicht wahr? Was fehlt ihm nun noch, ein vernünftiges Mädchen, das ſo ohne Anmaßung, ſo häuslich, ſo einfach iſt wie Hannchen, glücklich zu machen?“

Vater! ein Förſter, ein Menſch ohne Bildung! Und Sie glauben, Hannchen würde nicht unglücklich mit ihm ſeyn?

„Nicht unglücklich, und ſogar glücklich. Denn was bedarf man, glücklich zu ſeyn? Wahrhaftig nichts als das Gefühl, daß man geliebt iſt. Hannchen wird die Frau dieſes Mannes. Es kann nicht fehlen, ſie muß ſeine höchſte Liebe, ſeine höchſte Achtung haben; und Liebe und Achtung ſind in zarten Herzen immer in gleichen Geſtalten. Du kannſt, wenn du wirklich liebſt, nicht beſſer lieben, als Lauterbach, vorausgeſetzt, daß der eben ſo wirklich liebt. Vielleicht kannſt du deine Verſicherungen der Liebe in ſchönere Worte kleiden; aber das iſt auch alles. Beſſer lieben kannſt du nicht, als jeder andere Menſch, der ſo gut iſt, wie du. Die kleinen häuslichen Geſchäfte, von der Liebe eines redlichen, guten, zärtlichen Mannes gewürzt, werden Hannchens Gefühl leicht für die kleinen Mängel ſeiner Bildung entſchädigen. Sie wird Mutter: ein neues Band der Liebe und des Glückes, zwiſchen ihr und ihrem Manne! Das größte Glück, mein Sohn, hat die Natur keinem Menſchen verſagt; und dieſes hohe Maß des Glückes durfte nicht in Dingen liegen, die nur von Wenigen erreicht werden können. Die Freuden der Liebe, die Elternfreude, die Freuden des Wohlhabens, die Ruhe, die aus dem Allen und aus einem guten

Gewiſſen entſpringt, machen das höchſte Maß der menſchlichen Glückſeligkeit aus. Was von dem allen könnte Hannchen als Lauterbachs Frau nicht genießen? Die Liebe ihres Mannes, die Mutterfreuden, Geſundheit, Wohlhabenheit, Ruhe, Thätigkeit, gutes Gewiſſen: alle Wege zu einem glücklichen Leben ſtehen ihr offen, wenn ſie ihn liebt, und lieben kann."

Wenn ſie ihn liebt, und beſonders wenn ſie ihn lieben kann! Aber das bezweifle ich ja, eben weil . . .

„Weil du Hannchen verkennſt. Lauterbach iſt ein hübſcher junger Mann, mit Verſtand und einem guten Herzen. Laß Hannchen erſt ſehen, daß er mit ganzer Seele an ihr hängt! Du weißt noch nicht, mein Sohn, daß Liebe mächtiger iſt, als Gold, Bildung und Rang."

Mich dünkt, Vater, wenn Hannchen, wie Sie ſagen, Neigung für den jungen Menſchen bekäme, ſo ſollte man ſie abhalten, ihm ihre Hand zu geben.

„Und warum?"

Weil . . . weil . . . Sie werden doch wohl nicht läugnen, daß Hannchen den alleredelſten

Mann glücklich machen könnte? daß ſie es verdient, ein Herz zu beſitzen, für deſſen Fehler Liebe und häusliches Glück nicht erſt ihre Augen blenden müßten?

„Wenn ſie keine Liebe für ihn hat, ſo wird ſie ihn nicht heirathen; aber weiß er ihr Herz zu gewinnen, ſo nimmt ſie ihn mit ſeinen kleinen Mängeln lieber, als den edelſten Mann, der nur ihre Achtung hat.“

Und ihre Tugenden, ihr hoher, reiner Geiſt, ihre zarte, feine Empfindung, ihr feſter, ſchöner Charakter, alle die Eigenſchaften, die das Glück des edelſten Geiſtes gemacht haben würden, gehen dann ungebraucht verloren! Oder alle dieſe Kräfte, die ganze, edle Vernunft wird genützt, eine Haushaltung zu führen, die ein Geiſt mit dem tauſendſten Theile ihrer Kräfte eben ſo gut geführt hätte. Das heißt doch wohl nichts anders, als noch einmal die herrliche Ausſicht vom Stein, und den Aufgang der Sonne an den Kammerherrn verſchwenden, wie Sie ſelbſt ſagten.

„Hm! du wirſt ſehr heiß bei der Unterſuchung. Wohl, mein Sohn! ich gebe dir zu, daß Richters Tochter Kraft hat zu Allem, was je die edelſten Weiber thaten; ich gebe dir zu, daß ſie ſelbſt eine Portia ſeyn könnte. Soll ſie es darum ſeyn? Du glaubſt, ihre Tugenden werden in dem kleinen, unbedeutenden häuslichen Leben verloren gehen; und ich glaube, es iſt die höchſte Tugend, in ſeinem Hauſe ſanft, zufrieden, und ſich ſelbſt immer gleich zu ſeyn. Wahrhaftig, mein Sohn, es iſt leichter, ſich in dringenden Umſtänden zu einigen großen, edlen Handlungen zu erheben, welche die Erde bewundert, als unter den täglichen, immerwährenden Unannehmlichkeiten der Haushaltung gleiche Laune zu behalten, nicht böſe zu werden über die Kleinigkeiten, die den Menſchen unaufhörlich necken, in jedem kleinen Abſchnitte des menſchlichen Lebens anhaltend gut zu ſeyn. Ich halte das für die Wirkung der vorurtheilsfreieſten Vernunſt. Zwar nennt man das nicht Tugend; allein man thut Unrecht daran. Lieber Guſtav, ſolche große, in die Augen fallende Menſchen und Handlungen hat die Vorſehung von Zeit zu Zeit nöthig, um das ganze Geſchlecht der Menſchen zu beglücken; um aber einen Einzelnen glücklich zu machen, bedarf ſie ſelten dieſer blendenden Größe: dazu braucht ſie ein ſtilles, anſpruchloſes Herz, voll Liebe. Und glaubſt du nicht, daß Lauterbach auf dieſen Segen der Vorſehung ſo viele Rechte hat, wie ich und du? Womit hätte er ſich deſſen unwerth gemacht?"

Aber womit denn Richters Tochter des höheren Glückes, deſſen ſie fähig iſt?

„Welches Glückes? Du findeſt doch die Lage, worin Hannchen jetzt iſt, für ſie nicht unnatürlich? Was thut ſie denn jetzt, was ſie nicht auch als Lauterbachs Frau eben ſo, und noch beſſer, thun könnte? Sie beſorgt ihres Vaters Haushaltung mit Fleiß und Stille; ſie iſt eine gütige Mutter für die Mägde; ſo weit ihr Vermögen reicht, die Wohlthäterin aller Nothleidenden; dem ganzen Dorfe ein Beiſpiel des Guten: kann ſie das alles nicht auch als Lauterbachs Frau, und noch beſſer, ſeyn? Sie erhält dann zwei Vorzüge mehr; denn ſie wird Gattin und Mutter. — Was hältſt du für Hannchens edelſte Handlung?"

Ihre Wohlthätigkeit gegen den Feind ihres Vaters.

„Nun? und war ſie damals nicht ärmer, als ſie jetzt ſeyn wird? Würde ſie als Lauterbachs Frau das nicht eben ſo wohl gethan haben? Nein, mein Sohn: erhält Lauterbach ihre Liebe, ſo hat der Himmel ihre Tugenden da angewendet, wo ſie glücklich machen; ſo iſt ihr eignes Loos glücklich gefallen!“

So ſprach mein Vater. Und warum ſoll ich denn nicht meine Hand nach dieſer lieblichen Frucht ausſtrecken? ... Wenn allein häusliches Glück die Ruhe des Lebens ſichert; wenn Gold und Rang wie nichts dagegen zu achten ſind: warum ſoll ich denn nicht in der Liebe dieſes Mädchens glücklich ſeyn wollen? warum denn nur auf dem ungewiſſen und thörichten Wege des Ranges ſuchen, was mir hier ſo ſichtlich geboten wird? — Warum, wenn dieſes Mädchen der Stolz und das Glück jedes Hauſes wäre — warum ſoll es nicht das Glück meines Hauſes ſeyn? Wenn dieſer enge Kreis häuslicher Zufriedenheit der beſte Segen des Himmels iſt, warum ſoll mir der mindere Segen genug ſeyn? warum ſoll ich mit Tugenden prahlen, die der Himmel für ſich behielt? warum verzweifeln? O, ich möchte von Sinnen kommen!

Offenbach.

Wenn ſie ihn liebt? Wie mich die Frage folterte, wie ſie mich noch jezt foltert, weil ich noch immer nicht Ja oder Nein antworten kann! Ich traf ſie geſtern in der Allee, die nach Zorringen führt. Sie hatte ein kleines Mädchen, etwa von ſechs Jahren, bei ſich. Ich bog aus dem hohen Korn in die Allee ein, und ſie ſtand nur zehn Schritte weit von mir. Als ich ſie ſah, erröthete ich, und war ſchon im Begriff, quer durch die Allee, in den andern Fußpfad einzubeugen, ſo ſehr ich mir auch noch ſo eben die Gelegenheit gewünſcht hatte, ſie allein zu ſehen. Das kleine Mädchen warf mir einen Kuß zu, eilte mit ausgeſtreckter Hand zu mir her, und fiel über einen Stein. Ich hob das Kind auf, und auch Hannchen kam herbei. Indem wir das Kind über ſeinen

Fall beruhigten, war es, als ob das Fremde, die Scheu, die mich ſonſt immer zurückhielt, von mir abgefallen wäre. „Das arme Kind!“ ſagte ich lächelnd: „warum verließ es auch ſeinen Schutzengel?“ Bei dieſen Worten ging ich, des Kindes Hand noch immer haltend, vorwärts. „Wer iſt das Kind?“ fragte ich, und wendete mich an Hannchen, die langſam neben mir her ging. — „Die Schweſter des jungen Lauterbach,“ antwortete ſie. — Warum nicht Tochter des alten? Das fiel mir auf. Ich war entſchloſſen, ihr Herz auszuforſchen. Mit aller mir nur möglichen Ruhe fragte ich, ohne ſie anzuſehen: „des jungen Lauterbach? Wiſſen Sie denn wohl, Jungfer Hannchen, daß der junge Lauterbach hier Förſter wird?“ Sie antwortete nicht. Ich blickte auf, und ſah, daß ſie lächelte. „Dann braucht der junge Menſch eine Frau,“ fuhr ich wieder fort; „und mir hat er den Auftrag gegeben, ihm eine auszuſuchen.“ Nun ſagte ich dem Kinde etwas, um ihr Zeit zu laſſen, daß ſie antworten könnte. Sie that es aber nicht, ſondern ſagte dem Kinde ebenfalls irgend etwas ohne

Bedeutung. Meinen Sie nicht, Jungfer Hannchen, daß er eine gute Frau verdient? hob ich wieder an. — „Er iſt ein ſehr guter Menſch," ſagte ſie beiahend. - Folglich verdient er das beſte Mädchen, das ich kenne. Und wenn Sie nun dieſes beſte Mädchen wären? Ich warf einen Blick auf ſie, und ſie lächelte wieder ruhig. — Nun? fragte ich. Sie erröthete ein wenig, und antwortete langſam: „Sie wären ſehr gütig, wenn Sie das glaubten, Herr Graf." — Wenn nun, fuhr ich fort, Lauterbach mir den Auftrag gegeben hätte, bei Ihnen ſein Vorſprecher zu ſeyn? Ich wartete wieder auf Antwort; aber ſie lächelte nur, und ſchwieg. — Nun? Ich forderte mit meinem Blick eine Antwort. — „Herr Graf," ſagte ſie etwas ernſt; „darf ich Ihnen geſtehen, daß mich Ihre Fragen verlegen machen, beſonders da ſie alle mit Wenn anfangen?" — Alſo, wenn ſie ohne Wenn wären, dann . . . — „Herr Graf, ſie würden mich dennoch verlegen machen." Ich ſah ſie an, und bemerkte, daß ſie ein wenig ängſtlich war. Hannchen! ſagte ich jetzt mit einem entſcheidenden Tone; der junge Lauterbach wünſcht Ihre Hand. — Sie ſchwieg. — Iſt in Ihrem Herzen keine Stimme, die auf dieſen Wunſch antwortet? — Ich ſah ſie ſtarr an. Sie erröthete. Hannchen, nun? ſagte ich lächelnd; auf jede Frage gehört eine Antwort. — „Herr Graf," fing ſie mit einer Art von bittendem Tone an: „es würde meinen Vater ſchmerzen, wenn ich antwortete, ohne ſeinen Rath gehört zu haben." — Sie ſagen doch alſo nicht Nein? (Ich zitterte bei dieſer Frage.) — „Ich weiß nichts zu ſagen, Herr Graf, als daß ich in Verlegenheit bin. O, das Zutrauen, das Sie von mir verlangen, kann nur die Liebe des Vaters fordern, und die Liebe des Kindes geben." — Wohl! fing ich eifrig an: ſo ſeyn Sie meine Freundin, Hannchen; ich wünſche nichts als Ihr Zutrauen. Bei dieſen Worten ergriff ich ihre Hand. Sie verbeugte ſich leicht, und bückte ſich, um dem kleinen Mädchen die Schürze aufzubinden. „Nun müſſen wir wohl zurückgehen," ſagte ſie freundlich zu dem Kinde. Sie verbeugte ſich noch einmal, ging die Allee hinunter, und ich ſtand, wie verlaſſen, da.

Ich habe mir ihre Antworten Sylbe für Sylbe wiederholt, und finde nicht heraus, und der Pfeil iſt tiefer in die Wunde gedrückt als je. Was gäb' ich darum, wenn ich wüßte, daß ſie ihn nicht liebt! Was darum, wenn ich ſagen könnte: ſie liebt mich!

Offenbach.

O Ludwig, was ich auch thue, um den Zweifel zu löſen: ich finde nicht heraus. Geſtern ſchlug ich die Hände zuſammen über das Mittel, das ich erfunden hatte, ihr Herz auszuholen. Hannchen iſt jeden Tag in Lauterbachs Hauſe. Wird ſie auch morgen da ſeyn? fragte ich geſtern. Liebt ſie ihn nicht, ſo muß ſie die Gelegenheit vermeiden, ihn zu ſehen; ſo iſt ſie morgen nicht da. Dieſen Vormittag gehe ich an Lauterbachs Hauſe vorüber, und der Alte ſteht am Fenſter. Ich rede ihn an, trete hinein, ſeze mich, und ſpreche mit ihm über die Forſten. Das kleine Mädchen, das ich in Hannchens Geſellſchaft geſehen hatte, war da. Ich fragte es, und kam ſo auf Hannchen. „Ja," ſagte der alte Mann, und ſeine Miene wurde heiter: „es iſt ein Glück von Gott für meine Kleinen, daß ein ſo gutes Mädchen hier ins Dorf gekommen iſt.“ Nun erzählte er, mit einem Eifer, welcher zeigte, wie ſehr er Hannchen liebt und wie viel er ihr zu verdanken hat, daß ſie jeden Morgen auf ein Paar Stunden zu ihm komme, um ſeine Kinder zu unterrichten. Und nun erfuhr ich auch, was ich noch nicht wußte, daß Hannchen die Lehrerin aller Mädchen im Dorfe iſt, und ſehe an des Förſters Kindern Proben von ihrem Talent, die mich in Erſtaunen ſetzen. Mitten in der Erzählung treten bald die Kinder, bald der alte Mann ans Fenſter, und ſehen, ob ſie noch nicht kommen will. „Heute kommt ſie nicht!“ ſagt er zulezt traurig. „Es iſt meine beſte Zeit im Tage, wenn ich hier ſitze und zuhöre, und von dem jungen Mädchen lerne, wie gut der liebe Gott iſt, und wie alles in der Welt darauf hinaus läuft, daß man rechtſchaffen leben ſoll.“

„Zum Exempel mein Großer,“ fuhr er eifrig fort. „Er war nicht böſe, aber doch roh aufgewachſen, wie in der Schonung ein Bäumchen wild dahin wächſt. Doch nun — Gott lohn' es dem Mädchen! (Der alte Mann nahm bei dieſen Worten die Mütze mit Ehrfurcht ab) — ſeitdem ſie hier aus- und eingeht, iſt er wie ein Baum am Spalier gezogen, und mit einer edleren Frucht gepfropft. Ich muß aber auch ſagen, daß er ſie lieb hat, lieb wie Gott."

In dieſem Tone fuhr der alte Mann fort von ihr zu reden: mit einer wahrhaft andächtigen Ehrfurcht, mit einer Herzlichkeit, daß ich mit gefaltenen Händen da ſaß, ihm andächtig, ohne ihn zu unterbrechen, zuhörte, und an meinen Zweck nicht weiter dachte. „Wenn ich," ſagte er, als ich aufſtand, „noch Eins erfüllt ſähe, ehe ich ſtürbe, ſo . . ." — Er wiſchte ſich ein Paar Thränen aus den Augen. Ich mochte nicht nach ſeinem Wunſche fragen; denn ach! ich war entſchloſſen, die Erfüllung deſſelben zu vereiteln.

Ich ging ruhiger nach Hauſe; denn ſie war doch nicht da geweſen. Aber auf meinem Zimmer fiel mir ein, daß ihr heutiges Wegbleiben eben ſo viel für, als wider beweiſen könne. Da bin ich nun in Zweifel verſunken. O, wäre ich doch dem Antriebe meines Herzens gefolgt, und hätte ihr geſagt: ich liebe dich! Das ſollte ich noch jetzt thun, was auch daraus entſtehen möchte. Wenn der alte Mann vor ſie hinträte, und mit den weinenden Augen ihr den Wunſch ſagte, den er ſo gern vor ſeinem Tode noch erfüllt ſähe; ich wäre verloren! Der junge Menſch hatte den beſten Verſprecher; und er wählte mich! O, ich ſollte nicht mehr zögern!

Offenbach.

Wünſche mir Glück! Sie hat ihn ausgeſchlagen. Ich bin fröhlich, wie ein Menſch, den das ſtürmende Meer geſund an das Ufer warf. Wenn ſie auch noch nicht mein iſt, ſo iſt ſie doch keines Andern; und ſo lange das Herz ſchlägt, hofft ja der Kranke. O, quäle mich nicht mit deinem guten Rathe! Jetzt kann ich ſagen, ich werde ihn befolgen, ohne daß du beſſer mit mir daran biſt, und ohne daß mein Herz beſſer daran iſt. Vor einigen Tagen konnt' ich das nicht. Tauſendmal war ich feſt entſchloſſen, mich ihr zu Füßen zu werfen, ſelbſt in Gegenwart ihres Vaters, meines Vaters, und ſogar meiner Mutter, mich ihr zu Füßen zu werfen. Denn mit jedem Augenblick fürchtete ich die Nachricht zu erfahren, daß ſie ſeine Braut wäre. Schon oft öffnete ich die Thür, um zu ihr zu gehen, und einmal war ich ſchon unten im Hauſe. Meine Mutter begegnete mir, und fragte: wohin, Guſtav? Dieſe Frage jagte mich wieder zurück. Ich fühlte tief, welch ein Kampf meinem Herzen bevorſtand.

Endlich begegnete ich dem alten Lauterbach, und ſagte ihm, daß er nach Zerringen abgehen könne, wenn er wolle. Er ſchüttelte den grauen Kopf. Hm! ſagte er; wenn Euer Gnaden erlauben, ſo wünſcht' ich jezt, daß mein Sohn nach Zerringen ginge. Ich fragte: weshalb; und nun erzählte er mir, daß ſein Sohn um Hannchen angehalten und abſchlägige Antwort bekommen habe. In meinem Herzen regte ſich ein lautes Vergnügen; doch ſchämte ich mich bei den Thränen, die von den Wangen des alten

alten Mannes herabfloſſen. Ich verbarg meine Freude unter der falſchen Frage: nun? wie kam denn das? Das iſt doch ſonderbar von dem Mädchen! Und ſogleich nahm der alte Mann das Mädchen mit einer Herzlichkeit in Schutz, die ihn mir ehrwürdig machte.

Er ſelbſt hat ſie in einer bequemen Stunde gebeten, ſeinem Sohne ihr Jawort zu geben. Sie drückt ihm die Hand und ſagt: „wie gern wäre ich Ihre Tochter, lieber Vater! Aber wenn Sie den einzigen Sohn hätten, und er wollte ſich in die Ferne hin an ein gutes Mädchen verheirathen: wünſchten Sie nicht, daß er lieber bei Ihnen bliebe und in den Armen einer andern guten Frau der Troſt Ihres Alters würde? Mein Vater bleibt hier nur ſo lange, als der alte Herr Graf noch lebt; dann, oder noch eher, verläßt er dieſe Gegend. „Es kann nicht ſeyn, lieber Vater," ſagt ſie zuletzt mit einer Stimme, die der Alte mit der Stimme eines betenden Engels verglich; „ich muß mir das Glück verſagen, Ihre Tochter zu werden." Mit ſehr betrübtem Blicke ſetzte der Alte hinzu: ich wollte zwar ihre Einwendungen aus dem Wege räumen; aber, zu meinem und meines Sohnes Unglück, hatte ſie Recht.

Ich hoffe, das iſt nur ein Vorwand geweſen, unter dem ſie dem Alten entkommen wollte. Aber genug, ſie hat den Sohn ausgeſchlagen. Der junge Lauterbach iſt untröſtlich. O Ludwig, was würde ich ſeyn, wenn es mir ſo ginge! Ich habe ihn ſelbſt geſprochen, ihm die Gewißheit zu geben, daß er die Förſterſtelle in Zorringen bekommen ſolle. Zieh Er Sich das nicht ſo zu Herzen, ſagte ich ihm; es giebt ja mehr hübſche, ſtille Mädchen, bei denen Er nicht verderben wird! — „Ach! Ihr Gnaden," erwiederte er, und ſchlug die Hände ſchmerzlich zuſammen: „nicht verderben! Ich habe die Nächte her auf den Knieen gelegen und Gott gebeten: er möchte mich nur dieſes Glükkes würdigen, und es dann mit mir machen, wie er wollte. Jedesmal fiel mir aber ein: du unwürdiger Menſch, womit hätteſt du doch eine ſolche Frau verdient!" Dabei ſchlug er die Hand auf die Bruſt, ſeinen Unwerth zu bekennen. „Ich dachte," ſetzte er mit Kopfſchütteln hinzu, „ich wollt' es mit Beten zwingen."

Seine Blicke waren dabei ſo kummervoll, daß ich mich abwenden mußte, weil mein Herz in Mitleiden zerſchmolz.

Sieh, Ludwig, ſo wird ſie geliebt! Und jede Nacht ſchlage ich jetzt an meine Bruſt, und rufe gewiß mit Innigkeit: ich Unwürdiger! — O, wenn es auf Verdienen ankommt; wer darf dann ſagen: ich verdiene ſie!

Offenbach.

Ludwig, ich möchte an dein Herz fliegen, und rufen: wie glücklich bin ich! Ihre Hand hat die meinige gedrückt; ihre Augen haben den meinigen zugelächelt, und meine Lippen auf ihrer Wange gebrannt. O, wenn einſt die Liebe mir gäbe, was Mitleiden und Freude mir gegeben haben! O, wenn einſt . . . Doch warum will ich mir die ſüßeſten Gefühle vergiften, die kein Glück, keine Freude, je aus meiner Bruſt verdrängen wird! Und war es nicht der Weg zur Liebe, den der Zufall mich führte? — Zufall! Du ſchalteſt mich einmal einen Sophiſten; und darum will ich ſchweigen.

Heiße denn Zufall, was Vorſehung war. Zufall! Guter Gott! Mag der Unglückliche die Leiden, die ihn treffen, Zufall nennen, um ſich mit der Hoffnung auf ein beſſeres Loos aus den Händen des veränderlichen Glückes zu tröſten; obgleich dieſer Troſt ſogar eine Laſt mehr für ihn wäre. Aber ſoll der Glückliche ſein Glück nicht der Vorſehung zuſchreiben? ſoll er nicht dankbar die frohen Blicke gen Himmel heben dürfen? Ach! und dürft' ich, was mir begegnete, ſo nennen; ich wollte gern auf meine Kniee ſinken, und für meinen Glauben dem Himmel danken! Bei ſeinem Glück an die Vorſehung glauben: — welchen andern Gewährsmann hat der arme Menſch für die Erfüllung ſeiner Hoffnungen? Was iſt Hoffnung anders, als Glaube an die Vorſehung? Ich wollte einen Spinoza damit irre machen.

Der rohe Hauptmann Leiſer war bei uns, und bat mich, einen Haſen mit ihm zu hetzen. Ich mußte. Er ritt vom Hofe hinunter, und ich hielt mich noch auf, weil ich einem Jäger etwas zu ſagen hatte. Als ich an den Ausgang des Dorfes kam, hörte ich ein Geſchrei.

Der wilde Menſch war zum Dorfe hinausgeſprengt, und hatte ein Kind übergeritten, das ſich nicht ſchnell genug flüchten konnte. Die Mutter ſtürzte ſchreiend hinzu. Leiſer lachte bei ihrem Geſchrei; ſie ergrimmte über ſein unmenſchliches Lachen, und fing an zu ſchimpfen. Er ſprang ſo eben, als ich herbei kam, vom Pferde, und ſtürzte mit der Hetzpeitſche auf das Weib zu. In einem Augenblicke war ich am Boden; und gerade, als er den Arm aufhob, fiel ich ihm hinein. Was wollen Sie, Herr Hauptmann? fragte ich. — „Die alte Hexe abprügeln!“ — Nicht einen Schlag, oder Sie haben es mit mir zu thun! — „Wie?“ fuhr er auf; „Sie wollen mir wehren, ein Weib zu prügeln, das mich ſchimpft?“ — Das will ich, ſagt' ich heftig. Ich hielt ihn, weil er mit dem Fuße nach der Frau trat, noch feſter, ohne mich an ſein Fluchen zu kehren. Es war eine ganz gemeine Scene, und ich hatte alle meine Entſchloſſenheit nöthig, das Weib aus ſeinen Händen zu retten. Er ging endlich mit einem niedrigen Fluche auf mich und die Frau. Jetzt verwies ich dieſer ihre Hitze; ſie zeigte mir aber ihr blutendes Kind. „Kann eine Mutter dazu ſchweigen?“ fragte ſie, mit der Heftigkeit ihres Standes und ihres Geſchlechtes.

Das Kind war blaß, und vom Falle betäubt; doch hatte der Huf nur die Haut an der Stirn aufgeriſſen. Ich wiſchte das Blut mit meinem Tuche ab. Dann wendete ich, mit den Worten: der elende Menſch! das Geſicht; und hinter mir ſtand Hannchen. „O, Herr Graf!“ ſagte ſie freudig, und drückte mir die Hand. Auf einmal goß ſich ein Strom ganz neuer Empfindungen in meine Bruſt. Ihre Hand drückte die meinige! Nun hatte ich Alles vergeſſen — den Elenden, die Mutter, das Kind, und die Zuſchauer, welche ſich um uns her verſammelten. — Sie drückte meine Hand: das allein fühlte ich. Hannchen! rief ich; und ſo umfaßte ich das holde Mädchen, und drückte einen Kuß der Liebe auf ihre rothe Wange.

Was nun weiter geworden iſt, könnte ich dir nicht ſagen, und wenn ich meine Erinnerungskraft auf die Folter ſpannte. Erſt in meinem Zimmer kam ich wieder zu mir ſelbſt, und hatte in meiner Bruſt Empfindungen, die unbeſchreiblich ſind. Ich höre von dieſer Begebenheit nichts mehr; alſo muß ich wohl ſonſt keine Unbeſonnenheit begangen haben, als die ich dir ſo eben erzählte. Heute ſah ich Hannchen eine Minute. Sie erröthete, als ſie mich erblickte, und ſchlug die Augen nieder; aber in ihren Augen lag kein Zorn, und in dem Erröthen — o, ſie weiß, daß ich ſie liebe; ſie weiß es! Und wäre ich noch unbefangen geweſen, ich müßte ſie geliebt haben, als ich die Augen ſah, worin ihre ganze Seele ſchwebte — ihre Seele voll reiner Freude über die Rettung der Mutter. Wenn ſie mein Herz zurückweiſ't, ſo kann ich ſie fragen: warum warfſt du einen ſolchen Blick auf mich? Ich wäre verloren, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, dieſen Blick wieder zu ſehen. Doch führte uns nicht die Vorſehung zuſammen? zerhieb nicht ſie ſelbſt den Knoten, den meine thörichte Bedenklichkeit zu löſen zögerte? Sie muß mein werden! ſie iſt mein! — Ach, ich gerathe aufs neue in ein Meer von Bedenklichkeiten, kämpfe vergebens in dem Sturme, und — verſinke?

Offenbach.

Treibt mich denn nicht mein Verhängniß? Heute geh ich vor der Hütte der Frau vorüber, deren Kind neulich verwundet wurde. Ich wußte nicht, wie es mit dem Kinde war; oder, aufrichtig, ich glaubte ihr eine Vergeltung ſchuldig zu ſeyn. Als ich in das Haus trat, hörte ich vor der Thür des Zimmers Hannchens Stimme. Ich horchte, und man ſprach von mir. „Ein edler Mann, ein ſehr edler Mann!“ ſagte Hannchen. — „Und ſo freundlich, ſo höflich gegen unſer einen,“ erwiederte das Weib. „Gott gebe, daß er einmal eine Frau nimmt, die ſo gut iſt, wie er! Wenn Sie eine Gräfin wären, Jungfer Hannchen! (Mir ſtieg alles Blut in die Wangen.) Ein ſchöneres Paar Menſchen müßte doch auf der Gottes Welt nicht ſeyn! Was meinen Sie, Jungfer Hannchen?“ — Ich hielt den Athem an, um zu hören. „Auch der alte Herr Graf iſt ein ſehr edler Mann!“ antwortete Hannchen. Nun erzählte die Frau von meines Vaters Güte. Ich habe ſein Lob nie mit mehr Kälte gehört.

Jetzt trat ich feſt auf, als ob ich ſo eben hereinkäme, und ging in das Zimmer. Hannchen erröthete, als ſie mich ſah. Ich hatte kaum Athem genug zu den wenigen Worten, mit denen ich mich nach dem Kinde erkundigte. Die Frau trug einen Milcheimer hinaus, der im Zimmer ſtand, und ſogleich ſetzte ich mich auf ihren Sitz neben Hannchen. Das holde Mädchen kämpfte mit ihrer Verlegenheit, und wollte ſie mir verbergen. Dadurch wurde ich dreiſter. Ich ergriff ihre Hand, und ſagte: ſo find' ich Sie doch immer, allen Unglücklichen zum Troſte! Sie blickte auf, und ſah mich befremdet an; es ſchien, als ob ſie ſich ſammeln wollte. Hier wieder an dem Bette des Kindes! fuhr ich fort, um mich deutlicher zu erklären. „Die Handlung gehört wohl Ihnen,“ ſagte ſie ſanft. - Ich erwiederte: auch möcht' ich ſie um kein Königreich miſſen. Sie drückten mir die Hand dafür, und ich war mit dem Himmel belohnt.

„Es beſſert ſich mit der Kleinen,“ unterbrach ſie mich, zog ihre Hand zurück, und ſtand auf, ein Paar Fliegen von des Kindes

Stirn zu jagen. Sie mußte mir dabei den Rücken zuwenden. Ich betrachtete einige Augenblicke die edle Geſtalt, und tauſend mannigfaltige Gedanken, Empfindungen, Entſchlüſſe flogen durch meine Seele. Ohne zu wiſſen, was ich that, ſtreckte ich meine Arme nach ihr aus, umfaßte ſie, und zog ſie zu mir. Sie trat in der Ueberraſchung einen Schritt zurück, und ſtand ſo, immer mit abgewendetem Geſicht, in meinen Armen. Ich fühlte, daß ſie zitterte, und ſich mit ſanfter Gewalt von mir loszumachen ſuchte. In dieſem Augenblicke erfüllte eine wehmüthige Empfindung, wie von einem leiſen Vergehen, einem ſanften Tode, meine ganze Seele. Hannchen! ſagte ich traurig, und es rollten heiße Thränen über meine Wangen. Sie wendete das Geſicht um, blickte mit verdunkelten Augen auf mich, und fuhr dann zuſammen, als ob ſie erſchräke. Hannchen! ſagte ich noch einmal. Sie heftete das ſchöne Auge ſtarr auf das Kind, und dann auf den Boden. Jetzt drängte ſich eine Thräne unter ihrem Augenliede hervor. Sie wendete ihr Geſicht ab, ging langſam an das Fenſter, ſtand dort eine Minute, und kehrte ſich dann, mit ruhigem Geſichte, zu mir um. So eben hatte ich meine Arme nach ihr hin ausgeſtreckt. Als ſie es ſah, zeigte ſich wieder Aengſtlichkeit in ihrer Miene, und ſie wendete ſich aufs neue nach dem Fenſter. In dieſem Augenblicke trat die Bäuerin wieder herein.

Hannchen wünſchte dem Kinde Beſſerung. Mir machte ſie, ohne mich anzuſehen, eine ehrerbietige Verbeugung, und ging dann. Hat ſie mich verſtanden? hab' ich ſie verſtanden? ſo frag' ich mich ſtündlich. Die Frau ſprach nun noch; Gott weiß, ob oder was ich geantwortet habe. Ich ſchüttete meine Geldbörſe in ihren Schooß, und ſagte, ſie möchte für mich beten: das allein weiß ich. — Wie viel gäb' ich um einen Blick in Hannchens Herz! Sie wünſchte mit zitternder Stimme dem Kinde Beſſerung; und mir? Ach, ſie ſchlug ihr Auge nicht auf, als ſie ſich verbeugte! Da ſitze ich Stunden lang, lege die Stirn in die Hand, und fühle nichts, als wie ſehr ich ſie liebe!

Offenbach.

Ein Tag vergeht nach dem andern, und ich bleibe unthätig, als ob die ganze Welt bereit wäre, ſich meiner anzunehmen. Auf wen wart' ich? auf welches Zuſammentreffen von Zufällen darf ich hoffen? Du ſagſt, meine Unthätigkeit ſey Tugend. Ach, Ludwig! mehr die Furcht, Hannchen zu beleidigen, als die, meine Mutter zu bekümmern, hält mich ab, ihr zu erklären, wie ſehr ich ſie liebe.

Seit acht Tagen hüte ich ihre Hausthür, wie der Geizige ſeinen Schatz; aber ſie geht nicht aus. Ich wage es nicht, jemanden um die Urſache zu fragen. Wohl zehnmal bin ich in dieſer Woche unter ihrem Fenſter weg gegangen, und jedes Mal fand ich Gelegenheit, laut zu reden, ſo daß ſie mich hören mußte. Ich hoffte, ſie ſollte wenigſtens das Fenſter öffnen; doch alles blieb ſo ſtill, als ob kein Menſch im Hauſe wäre. Nun machte ich ein Zimmer ausfindig, das grüne in der dritten Etage, aus dem ich ihr Fenſter beobachten konnte. Ich ſah ſie eine Stunde; und jezt? Seitdem ſie mich bemerkt hat, kommt ſie nicht mehr ans Fenſter. Sage mir nichts mehr! Ich muß ſie ſehen!

Offenbach.

Meine Tage fließen jetzt dahin, wie eine ſelige Stunde. Ich ſehe ſie täglich, ſpreche ſie, und — o, mit fröhlichem Zittern möcht' ich hinzu ſetzen: ich leſe in ihrer lieblichen Verwirrung, in ihrem Erröthen, und höre an dem kaum merklichen Zittern ihrer ſchönen Stimme, daß ſie mich liebt! Wenn es denn Tugend ſeyn ſoll — nun wohl! ich blieb unthätig. Meine Mutter ſelbſt mußte den Faden der Vorſehung oder der Zufälle weiter führen. Ich war unruhig, unſtät. In mehr als Einer Unterredung mit meiner Mutter ſtand ich auf, und eilte an das Fenſter; denn Richters Hausthür öffnete ſich. So ging es oft, und ich klagte über lange Weile. „Nimm doch die Flöte," ſagte meine Mutter. — Das Klavier und Ludwig fehlen mir allenthalben, liebe Mutter. Ich möchte meine Flöte zerbrechen, wenn ich ſie allein blaſen ſoll. So klagte ich.

Nach Tiſche, als ich in meinem Zimmer ſaß, rief mich ein Domeſtik zu meiner Mutter; und ich ging, obgleich ungern. So wie ich die Thür öffnete, ſah ich Hannchen, die mit niedergeſchlagenen Augen am Klaviere ſtand.

Meine Mutter brachte mir die Flöte entgegen, legte ſie mir in die zitternde Hand, und ſagte: „Hannchen ſpielt vielleicht beſſer als Ludwig. — Nun, Hannchen?“ fuhr ſie fort. „Setze dich; das übt euch Beide.“ Ich ſtand noch immer verwundert da, und betrachtete ſogar meine Mutter bedenklich. Sie winkte mir zu, als wollte ſie ſagen: ich möchte ihr zu gefallen ſpielen, wenn ich auch keine Luſt dazu hätte. Dann ſchlug ſie eine ihrer Lieblings-Sonaten auf, und trieb uns. Hannchen ſpielte die erſten Takte mit allen Zeichen der Verwirrung. Ich ſah, daß ſie ſich zu faſſen ſuchte, und legte die Flöte an die Lippen, um ſie zu begleiten. So ſpielten wir Beide, wer weiß wie oft, das erſte Andante derſelben Sonate. „Aber, Guſtav,“ fragte meine Mutter endlich; „haſt du denn gar nichts Anderes, als dieſe ewige Leier?“ Ich ſchlug um, und wir ſpielten den zweiten Satz. Meine Mutter hatte Recht; ich blies die Noten, die da ſtanden, ohne im mindeſten Theil daran zu nehmen. „So hölzern haſt du noch nie geſpielt, Guſtav!“ ſagte meine Mutter. — Man muß ſich erſt einſpielen, antwortete ich endlich ſtotternd. — „Nun, das thut,“ ſagte meine Mutter; „und dann ruft mich! . . . Du ſingſt ja wohl auch, Hannchen?“ — Hannchen verbeugte ſich erröthend. — „So nehmt etwas zu ſingen. Ich bin bald wieder hier.“

Als ſie weggegangen war, ließ ich die Flöte ſinken. Hannchen blickte etwas ſcheu auf. „Dies Adagio, wenn Sie befehlen!“ ſagte ſie zitternd, und fing ſogleich an. Sie hatte ungefähr acht Takte zu ſpielen, ehe die Flöte einfiel. Ich ſtand neben ihr, und betrachtete ihr Geſicht. Sie erröthete von Zeit zu Zeit; dann ſagte ſie ruhiger: „es iſt ſehr ſchön!“ Nun fing ich an auf ihr Spiel zu hören. Als die Flöte eintreten mußte, überließ ich mich meinen Empfindungen, die mit dem Adagio zuſammen trafen. Beim Schluſſe rief meine Mutter, die unterdeſſen hereingetreten war: „Bravo! das heißt, ſich geſchwind einſpielen! Noch einmal!“ — Wir wiederholten das Adagio. Mein Vater kam dazu, und wir ſpielten wohl zwei Stunden. Von Zeit zu Zeit drang meine Mutter darauf, daß Hannchen ſingen ſollte; ich hinderte es aber: durft' ich es wagen, die Stimme zu hören, deren leiſeſter Laut mein ganzes Herz in Wallung bringt?

Seitdem wird ſie alle Tage gerufen; und in Gegenwart meiner Mutter kann ich es jezt wagen, ſie um eine Arie zu bitten. Sind wir Beide allein, ſo thu' ich es nie; und es ſcheint ihr lieb zu ſeyn, daß ich es nicht thue.

Ich wünſche, ich hoffe nichts mehr, als mein jeziges Glück. Von der Minute an, da ſie geht, bis zu der, da ſie wieder kommt, vertröſte ich mich auf die einzige Stunde im Tage. An dieſe Stunde verweiſe ich alle Wünſche, alle Hoffnungen meiner Seele: an dieſe Stunde, da ich ſie nur ſehe, und nur wenige unbedeutende Worte aus ihrem Munde höre! Ach, manchmal lehne ich mich auf den Rücken ihres Stuhls, laſſe die Flöte ſinken, und verliere mich in ihren Geſang — mit einer Wehmuth, die mir Thränen in die Augen treibt. Oder meine Sinne gerathen in Aufruhr: ich gehe wild im Zimmer auf und nieder, ohne ſonſt etwas zu denken, zu empfinden, als die Liebe, die mich zu ihr hinruft, und die Scheidewand, die mich von ihr trennt. So oft ſie das merkt, ſieht ſie ſich um, zeigt auf ein neues Stück, und fragt: „iſt es Ihnen gefällig?“ Dieſe zwei Worte wecken mich aus dem wehmüthigen Verſinken, und ſtillen zugleich den Aufruhr meiner Seele.

Oft muß ich mich entfernen, wenn meine Mutter nicht ſehen ſoll, was Hannchen mir iſt. Und kommt meine Mutter nicht, ſo geht ſie, ſo bald ſie nur kann, und meine Zunge iſt gelähmt, wenn ich ſie bitten will, zu bleiben. Dann ſetze ich Thor mich auf die Stelle, wo ſie geſeſſen hat, ſpiele die letzten Takte, die ſie ſpielte, und bin glücklich, glücklicher, als ein Fürſt auf ſeinem Throne. So leb' ich; und ich fühle, daß der ſehr glücklich lebt, der eine Stunde im Tage, nur Eine, ſo ſelig iſt, wie ich.

So ſelig! Und wie ſelig könnt' ich ſeyn, wenn . . . Ich beiße mit Grimm in die ſchändliche Kette, die mich zwingen ſoll, die heiligſten Gefühle zu unterdrücken. Denn du magſt ſagen, was du willſt — iſt ſie nicht Bein von meinem Bein, und Fleiſch von meinem Fleiſche? Wag' es, dieſe einfachen Worte, den reinen Sinn in dieſen einfachen Worten, weg zu vernünfteln! Da bin ich verdammt, der immer wache, grauſame Kerkermeiſter meiner Seufzer, meiner Blicke, meiner Worte, meiner Empfindungen zu ſeyn; da bin ich verdammt, in dieſer Stunde dem ſchönſten Rechte der Menſchheit zu entſagen; was mein Herz fühlt, zu verbergen, wie die Empfindung des Haſſes: und es iſt doch die fleckenloſeſte, reinſte Liebe, deren auch der körperloſe, verklärte Geiſt ſich nicht zu ſchämen hätte.

Und wie ſie ſelbſt unter dieſem Abſondern leidet! Kaum bin ich mit ihr allein, ſo bitte ich ſie, ein Lied zu ſingen. Sie thut es. Da ſitz' ich, und horche, und meine Blicke voll geheimer und doch flammender Liebe ſtrömen auf ſie hin. Ach! und an dem leiſen Zittern ihrer Stimme, an dem noch tiefer fallenden Blicke, an der Unruhe, die ſie vergebens verbergen will, wenn eine Stelle kommt, deren Sinn meine Liebe ausdrückt — an dem Allen merk' ich, daß ſie mein Herz kennt, und daß ſie zittert, die Liebe zu erfahren, die ſie nicht befriedigen ſoll, wenn gleich der Allliebende unſere Herzen von Ewigkeit her zu dieſem Einklange gebildet hätte! Ich möchte dann meine Arme um ſie ſchlagen, und ſie auffordern: laß uns dieſe Menſchen verlaſſen, die auf der Erde das Paradies Gottes zertrümmern — das Abbild jenes erſten voll Unſchuld und Freude: die unſchuldige Liebe!

Sie wagt es nicht, ihren Blick auf den meinigen zu richten, und zittert, wenn ſie mich berührt. So ſtirbt ein Vertrauen, das meine Liebe in ihrer Bruſt erwärmte, erwärmen ſollte, ein Vertrauen, das mich glücklich gemacht hätte, das endlich in ihrem Herzen Liebe geworden wäre! Und ich muß unglücklich ſeyn, und ſoll nicht klagen!

Offenbach.

Heute kam ſie endlich. So wie ſie in das Zimmer trat, ging meine Mutter weg, und ich wußte, daß ſie nicht wiederkommen würde. Ich zitterte; denn ich war entſchloſſen, Hannchen zu ſagen, was ſie mir iſt. Sie ſetzte ſich, warf einen Blick auf mich, erſchrak, ſchlug nun die Noten auf, und fing ſogleich an zu ſpielen. Hannchen, ſagte ich mit einer geheuchelten Ruhe; ehe wir ſpielen, erlauben Sie mir ein Paar Worte. Sie heftete ihre Augen ſtarr auf die Noten, und ward unruhig. Vertrauen, fuhr ich fort, kann kein Herz beleidigen, und ich, ich . . . Laſſen Sie mich ausreden! . . . — „Herr Graf!“ unterbrach ſie mich auf einmal leiſe: „Vertrauen kann mich nicht beleidigen; allein“ — ſie legte bei dieſen Worten die ſchöne Hand auf ihre Bruſt, und ſah mich gütig an — „ich kann nur dann Vertrauen annehmen, wenn es meinem Herzen möglich iſt, es zu erwiedern.“ — Möglich? fragte ich; warum nicht möglich? — „Nun ja, Herr Graf; ich kann das nicht vorher wiſſen. Aber ſagen

Sie mir, was Sie mir ſagen wollen, in Gegenwart Ihrer gnädigen Frau Mutter.“

Ich legte die Hand an die Stirn; und ſie ſtand auf. Scheuen Sie Sich mit mir allein zu ſeyn? fragte ich ſanft, doch finſter. Sie lächelte. „Es iſt ja nicht das erſte Mal, daß wir allein ſind.“ — Und wollte Gott, ſtieß ich lebhaft hervor — wollte Gott, ich wäre bis an den letzten Hauch meiner Bruſt mit Ihnen allein! — „Sehen Sie wohl?“ fiel ſie halb ſcherzend ein; „das hätten Sie ſchon nicht in Gegenwart Ihrer Frau Mutter geſagt!“ — Hannchen, Sie verachten mich! ſagte ich empfindlich. — „Nein, Herr Graf!“ erwiederte ſie ſehr ernſthaft. — O Gott, Hannchen! rief ich, und ergriff ihre Hand; und nun ſtrömten von meinen Lippen die heißeſten Verſicherungen meiner Liebe, und zugleich aus meinen Augen die heißeſten Thränen. Sie zog ihre Hand nicht weg; ſie wendete ſich mit ihren Blicken bald hier-, bald dorthin, und antwortete auch nicht mit einem Seufzer. Hannchen, ſagte ich bewegt; reden Sie nun! Laſſen Sie mich wiſſen, ob dieſe reine Liebe das Elend meiner Tage werden ſoll!

„Herr Graf,“ fing ſie nach einer Pauſe an, in der ſie ſich zu faſſen ſchien: „es wäre Thorheit, mit Ihnen darüber zu ſtreiten, ob Sie das empfinden, was Sie ſagen. Allein Sie werden doch die Nothwendigkeit fühlen, über dieſen Gegenſtand gänzlich zu ſchweigen, wenn Sie wirklich wünſchen, mich zufrieden zu ſehen.“ — Nein, ſagte ich; dieſe Liebe wird, kann, ſoll nicht eher enden, als mit meinem Leben. Was hilft es mir? Ich habe gekämpft, um Herr meiner Leidenſchaft zu werden. — Sie lächelte wieder. „Alſo halten Sie es doch für nothwendig, ſie zu unterdrücken? Das konnt' ich Ihnen zutrauen, Herr Graf; denn auf mich würde das Unangenehme dieſes unnatürlichen Verhältniſſes gefallen ſeyn.“

Unnatürlich? (Ich ſah ſie ſtarr an.) Freilich, ſagte ich bitter; wenn Sie die Liebe unnatürlich finden, ſo habe ich unrecht gethan, mit Ihnen darüber zu reden. Ich glaubte ein Herz zu finden, das . . . wenigſtens . . . Sie lachen wohl? fragt' ich ſchnell, als ich ſah, daß ſie lächelte. Sie trat erſchrocken zurück. „Nein, Herr Graf!“ erwiederte ſie gutmüthig und furchtſam. — O! rief ich, und ſchlug die Hände zuſammen; unnatürlich findet das Herz die Liebe, das Herz, um deſſen Beſitz ich alle meine Hoffnungen, alle meine Wünſche hingegeben hätte! Dieſe reine, ſtille, ehrfurchtsvolle Liebe findet ein Mädchen unnatürlich, um deſſen Freundſchaft, um deſſen Vertrauen mein ganzes Weſen kämpfte; dem in ſtillen, leidenvollen Stunden, wo jeder Andre ſich freuete, meine Thränen der reinſten Sehnſucht floſſen; deſſen Bild meine Beſchäftigung, mein Traum, mein Glück, mein Alles war! . . . O Hannchen! — ſetzte ich mit feindlich kalter Stimme hinzu, und trat vor ſie hin: — ſchon die Menſchlichkeit hätte Sie abhalten ſollen, nicht ſo! ſo! auf mein Herz zu ſchlagen.

Sie wollte reden, beſann ſich aber wieder. Endlich ſagte ſie: „auch daraus ſehen Sie, Herr Graf, wie wenig übereinſtimmend wir denken.“

Denken? übereinſtimmend? Ja, das ſeh' ich erſt jetzt! Denn dieſe Kälte, dieſe feindſelige Kälte gegen mich . . . O, Hannchen, Hannchen! ſagte ich nun wieder zärtlich, und faßte ihre beiden Hände, die ich eine um die andere an meine Lippen und auf mein Herz drückte: ſeyn Sie nicht ſo hart! Schenken Sie mir wenigſtens einen kleinen Theil der Güte, mit der ſie Menſchen beglücken, welche ſie nicht ſchätzen! Worte voll Zärtlichkeit, voll inniger Liebe, ſtrömten von meinen Lippen. Sie ſtand vor mir, und ſchwankte beinahe. Ihre Augen verdunkelten ſich, als wollten ſo eben Thränen hervorbrechen. Ihr Buſen ſchlug hoch; ſie öffnete ihre Lippen zum Reden, und verſchloß ſie dann gewaltſam wieder.

O, mein geliebtes Mädchen! rief ich in taumelndem Entzücken. Mein ganzes Leben ſoll nichts ſeyn, als der Gedanke, dich glücklich zu machen. O rede, rede! Meine Liebe hat dich gerührt. Laß mich dieſe liebliche Verwirrung, laß mich die Bewegung, worin ich dich ſehe, Liebe nennen! Laß mich . . .

„Nein, Herr Graf,“ unterbrach ſie mich, ängſtlich und ſtockend; „Sie irren Sich. Nicht Liebe; nein — Furcht vor Ihrer Heftigkeit, nichts als Furcht. Sie irren Sich. Ich b theure Ihnen, nicht Liebe." — Sie blickte, als ſie das ſagte, ängſtlich an die Decke.

Ich ließ ſie los, und empfand einen bitteren Grimm in meinem Herzen. Alſo nicht Liebe? fragte ich mit einer gräßlichen Kälte. Alſo lieben Sie mich nicht?

Sie ſtand einen Augenblick an. „Nein, ich liebe Sie nicht."

Und ich bin Ihnen gleichgültig?

Sie ſtand wieder an. Endlich: „in dieſer Rückſicht, ja!"

Wenn in dieſer Rückſicht, ſagte ich bitter lachend, dann auch in jeder! Hören Sie, dann in jeder möglichen Rückſicht! Sie verbeugte ſich ſchweigend.

Ich trat an das Klavier, und ſah die Flöte da liegen. Und ſo, rief ich, ſey denn auch jedes Andenken zerſtört! (Ich zerbrach die Flöte. Sie machte eine Bewegung, als wollte ſie zu mir hin treten; aber ſie blieb ſtehen.) Und nun gebe Gott, daß auch ich erſt ſo zerbrochen werde, wie dieſes todte Inſtrument! Dann wäre doch der Ton der Klage geendigt. Aber nein; die Töne meiner Liebe kamen aus einem lebendigen Herzen. Guter Gott! Sie, Sie waren ein todtes Inſtrument. Sie ſangen die Töne der Liebe, und fühlten davon eben ſo wenig, wie dieſe Flöte. Bei Gott, ich hätte ſie nicht zerbrechen ſollen! — Dieſe Worte ſagte ich mit lautem Lachen.

Sie ſah mich an, wurde blaß, und es rollten zwei Thränen über ihre Wangen herab. Können Sie auch weinen? fragte ich ſpottend. Wer ſollte das dieſem Herzen zutrauen! Sie ſchwieg und trocknete ihr Auge mit einem Tuche. Ich wendete mich um; denn ich fühlte die Gewalt ihrer Thränen. Nach einer Minute kehrte ich mich wieder zu ihr hin; aber ſie war verſchwunden, und ich ſah ſie langſam über den Hof gehen.

Das iſt das Ende. Nun lache!

Offenbach.

Wenn ich bedenke, und wieder bedenke, bis ſich meine Gedanken verwirren, bis ich fühle, daß ich ſo auf dem Wege zur Gedankenloſigkeit bin; wenn ich bedenke, wie ſie war, wie ſie ſich ſträubte, wie ihre Thränen gewaltſam hervorbrachen; wenn ich mich der Unruhe erinnere, die ſie ergriff, als ich ſie in meinen Armen hatte: ſo giebt dennoch mein Herz mir zuweilen Hoffnung — die Hoffnung, daß ſie mich liebt. Aber dann wieder die kalte Ruhe, mit der ſie mir verſicherte, ſie liebe mich nicht! So . . .

Heute wurde ich wieder zu meiner Mutter gerufen. „Nun, Guſtav?“ ſagte ſie, wie mit einem halben Vorwurf. Hannchen ſaß ſchon am Klaviere. Meine Flöte, Mutter, erwiederte ich ruhig, iſt zerbrochen. — „Sehr Schade!“ antwortete ſie. Sehr Schade! erwiederte ich: denn, Mutter, ich liebte die Flöte, o! ich liebte ſie; aber ſie gab nicht Einen Ton zurück, den mein Herz hinein hauchte. — Meine Mutter ſah mich an. „Was redeſt du? die Flöte war ja vortrefflich!“ — Ja, es iſt wahr. Aber mochte das Wetter, oder die Luft daran Schuld ſeyn; genug, Mutter — fragen Sie nur Hannchen, ob ſie mir einen Ton wiedergab.

Meine Mutter lächelte. „Du haſt geſchlafen, Guſtav, und ſprichſt noch im Traume.“

Ich faßte mich, und lächelte. Der Verluſt der Flöte hat mich verdroſſen, erwiederte ich mit Ruhe. Ich ging im Zimmer auf und nieder. und warf einen Blick auf Hannchen, die am Fenſter ſtand. Sie weinte — wie es ſchien, ohne es zu merken; denn ihre Thränen fielen auf die Hand, mit der ſie im Fenſter ſpielte. Ich wendete mich ruhig zu ihr, und ſagte: morgen; oder übermorgen, Hannchen. Vielleicht finde ich eine Flöte. — Sie verbeugte ſich, ohne ihre Augen von den Fenſterſcheiben zurückzuziehen. Ich verbeugte mich gegen meine Mutter. Sie ging mit mir hinaus, um mir noch etwas zu ſagen, und ich begab mich, eben ſo unruhig wie vorher, in mein Zimmer.

Was bedeuteten die Thränen, die ſie weinte? Waren es Thränen der Liebe? Thränen des Mitleidens? Denn welche andere Empfindung hat Thränen, als Liebe und Mitleiden? — So bau' ich aus den Trümmern meiner Herrlichkeit einen neuen Pallaſt, den der erſte Hauch niederwirft: wie der Unglückliche am Veſuv aus Lava ſich wieder eine Hütte bauet, die dann ein neuer glühender Strom verzehrt.

Offenbach.

O Ludwig, ſeufze, jammere mit mir! Das Schickſal hat uns hart getroffen. Mein Vater iſt hin! Ich fordere ihn von allen Menſchen, fordere ihn von dem Verhängniſſe zurück, werfe mich an ſeiner Leiche nieder, und benetze ſeine ſegnenden Hände mit heißen Thränen. Ach! es iſt mir, als ob eine Stimme mir zuriefe: er muß die Augen wieder aufſchlagen! Vergebens hoffe ich von Pulsſchlag zu Pulsſchlag. Er iſt todt! O, Ludwig, wer mag nun noch zu leben wünſchen? Er iſt todt! Ein Schlagfluß traf ihn. Guſtav! rief er noch; und da ſtarb er in meinen Armen.

Offenbach.

Wenn Liebe ſchaffen, wenn Liebe das Verhängniß beugen könnte, ſo hätte ich ihn längſt wieder. Meine heißen Thränen benetzen täglich ſeinen Staub. — Herr ſeiner Güter! O Ludwig! war ich das nicht längſt, und Beſitzer ſeines ganzen Herzens dazu? Soll das ein

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19606/015

Troſt ſeyn? Ich muß ſogar meine Thränen um ihn verbergen, weil man mich für ein Kind hält; und ſo fließen ſie denn in öden Nächten mit den Thränen der troſtloſen Wittwen, der verlaſſenen Waiſen und aller der Unglücklichen, deren Vater er war, wie der meinige. Ach, und ſollen meine Thränen nicht wenigſtens ſo lange fließen, wie die Thränen dieſer Menſchen?

Ich durchlaufe jezt das Regiſter ſeiner geheimen wohlthätigen Handlungen. Ludwig, Ludwig! was haben wir noch zu thun, ehe wir meinem Vater nur nahe kommen! Richter brachte mir einige Tage nach dem Begräbniſſe das Buch ſeiner Wohlthaten. Hier ſind die großen Summen, die er vertheilte, das Wenigſte; die Art, wie er ſie vertheilte, enthalten ein Lehrbuch der Wohlthätigkeit. Ich leſe und leſe, ziehe Richtern zu Rathe, wo ich nicht verſtehe, und, ach! begreife immer mehr, wie unerſezlich der Verluſt meines Vaters für die Menſchen auf ſeinen Gütern iſt. Richter war der Agent ſeiner Wohlthätigkeit; und er ſoll auch der meinige ſeyn. Ich leſe das

Armenregiſter von der Zeit, da Richter noch nicht hier war, und finde, wie viel der meinem Vater geweſen iſt. Mein Vater gab, gab mit ſeinem offnen großmüthigen Herzen; Richter lehrte ihn wohlthun.

O, daß erſt meine Unterthanen das Vertrauen zu mir hätten, welches ſie meinem Vater ſchenkten! Sie ſehen mich fremd an, wie ſie in der Dürre des Sommers einem Gewitter entgegen ſehen; es kann einen erquickenden Regen, doch auch eine Hagelwolke bringen. Aber können ſie das glauben, wenn ſie mich an dem Grabe meines Vaters weinen ſehen? — Ludwig, meine Wohlthaten ſollen das Monument ſeyn, das ich ihm errichten will; und kann ich ſeinem Herzen ein beſſeres ſtiften?

Offenbach.

Und wie ſie Alle ihn liebten, Alle, die ihn kannten! Selbſt Hannchen vergaß, daß ich ihr gleichgültig bin; ſie umarmte in mir den Sohn des geliebten Abgeſchiedenen, und benetzte mich mit den Thränen des Mitleidens, die ich vergebens für mich erflehet hatte! Ach, ich wollte die Aſche nicht berühren, unter der die Flamme, nur leicht bedeckt, noch lodert! Ich hatte ſie ſeit dem letzten Male bei meiner Mutter ſelten geſehen; und wenn ich ſie ſah, ſo fuhr ein Dolch durch mein Herz: denn ſie war ſo ruhig, ſo kalt, daß mein Blut mir in den Adern fror, und daß ich immer einſam grollte. Ich vermied ſie, und ſie mich. Als mein Vater nun todt war — ich ſank ohne Empfindung über ſeinen Leichnam, und man trug mich in mein Zimmer. Gegen Abend, als ich mich erholte, verlangte ich, ihn zu ſehen, und ſtürzte in den Saal, wo er lag. So wie ich ihn erblickte, ſchwankten Himmel und Erde mit mir. O, mein Vater! rief ich, und ſtreckte meine Arme nach ihm aus. Ich taumelte zu ihm, warf mich an ſeiner Seite nieder, und badete ſeine Hände, ſein Geſicht mit Thränen und Küſſen. Der Schmerz traf meine Bruſt mit der ſchärfeſten Spitze. Einzelne Worte, ge[illegible]te Seufzer, Ausrufungen, Klagen ſtrömten [illegible]ermiſcht mit meinen Thränen.

So lag ich, verloren in Schmerz und Ver-

zweif-

zweiflung, auf den Knieen; und auf einmal fühlte ich mich umfaßt. „O, Gott tröſte Sie!“ ſagte eine holde Stimme. Es war Hannchen, die neben mir auf den Knieen gelegen hatte, und die ich erſt jezt bemerkte. O, mein Vater! rief ich jammernd, und drückte ſie in meine Arme. Sie weinte auf meiner Schulter, an meiner Wange. Ich lag in dieſer innigen Stellung an ihrer Bruſt: ſie war mein, für dieſes einzige Mal — mein; und ich fühlte es nicht: der Schmerz hatte die Liebe betäubt. Meine Blicke hingen an dem Leichnam, meine Seufzer gehörten nur ihm; und ſo ſank ich von ihrer Bruſt an das Herz meines Vaters, bis aufs neue die Bedienten mich kraftlos in mein Zimmer führten. Hier vergaß ich alles, alles, und dachte nur an Den, den ich verloren hatte. Erſt nach mehreren Tagen, als mein Schmerz ruhiger ward, fiel mir Manches wieder ein, wie ein vergeſſener Traum. Mein Gedächtniß gab mir den größten Theil der Scene zurück; doch von dem, was ſie ſagte, nichts als die Worte, die ich dir ſchreibe. Und nun, da Liebe aufs neue meine ganze Seele entflammt, iſt ſie wieder, was ſie war: ſcheu, kalt, einſylbig, wortlos, um den ſchon aufgegangenen Keim der Hoffnung in meiner Seele zu erſtikken. Ich beneide meinem Vater das ruhige Grab. Leb wohl. Ich ſende dir ein Andenken von ihm, und das Legat, das er dir in ſeinem Teſtament ausſetzt. Richter'n hat er zum Armenpfleger beſtimmt. Ich kann den Artikel, worin er mir dieſen Freund und deſſen Tochter empfiehlt, nicht ohne Thränen leſen. Selbſt der feſte, ernſte Richter weinte, als er ihn hörte. Die Liebe meines Vaters nehmen ſie an; und dies volle Herz ſtoßen ſie ſo gewaltſam zurück! Ich darf nicht daran denken!

Offenbach.

Kalt, kalt — wie die Leiche meines Vaters! Er fühlt nicht, wie ich meine Hände nach ihm ausſtrecke, wie meine Thränen, meine Seufzer ihn rufen. Und ſie? O, ſie iſt für mich ſo todt, wie er. Du frohlockſt, daß es ſo iſt. Was bleibt mir nun übrig? Die ich liebte, ſind für mich verloren; was ſoll ich länger hier? Siehſt du, warum ich ihn beneide? — Geſtern fand ich in Richters Gegenwart unter den Papieren meines Vaters die Angabe einer Summe, welche Hannchen bekommen hat. Ich nahm das Blättchen in die Hand, las es, und dachte an Hannchen. Richter ſah mich an. Endlich ſagte er: „ſo iſt die Summe verwendet;“ und zog einige Bogen aus der Taſche. Hannchen hatte das Amt, die Unglücklichen, die pauvres honteux, auszuſpüren, und die kleineren Wohlthaten für Kranke und Leidende zu vertheilen. Der Aufſatz, den Richter mir gab, war von ihrer Hand, und das Herz eines Engels hatte ihn diktirt. Ich gebe dir eine Abſchrift; das Original iſt in einſamen Stunden mein Troſt, und — eine neue Marter. Lies, lies; und begreife endlich einmal, warum ich jammere. Sieh, ſo ſteigt der Wunſch; und die Hoffnung ſinkt. O Ludwig, frohlocke nicht! Laß mich nicht gänzlich arm ſeyn!

Offenbach.

„Wehe dem Manne," ſagt ein Engländer, „der ein Auge kennt, deſſen Thränen er fürchten muß! Er iſt nicht frei. — Wehe dem Manne, der kein Auge kennt, das ſich für ihn mit einer Thräne füllt! Er iſt allein." Durch welch ein fürchterliches Zuſammentreffen des Schickſals muß ich der Mann ſeyn, über den dies zwiefache Wehe gerufen werden kann! Die Thräne meiner Mutter hat mich gefeſſelt, und *ihr* Auge bleibt trocken bei meinem Leiden. Es iſt vorbei! gänzlich vorbei! Meine Mutter lachte. Sie that unrecht; denn ... denn — Doch ich will nicht drohen. Meinen Vater rettete der Tod an der Gränze des häuslichen Zwieſpalts. So war noch ein Schlag möglich: der Haß meiner Mutter. Jetzt — jetzt könnt' ich ſagen, ich bin reich; denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Doch ich mag nicht ſpotten. Adieu.

Zorringen.

Hier, auf dem Zorringer Vogelherd, wohn' ich jetzt, allein und einſam, in dem Häuschen unter den Bäumen, die mit jedem Morgen ihr abgeſtorbenes Laub über mich herabſchütten. In das Häuschen hab' ich mir ein Feldbett ſetzen laſſen; hieher bringt man mir mein Eſſen, hieher kommt täglich auf einige Stunden mein Geſell im Unglück, Lauterbach. Da ſitzen wir am Kamin, und plaudern von Hannchen, wie ein Paar Einſiedler von den Freuden ihrer Jugend. O, hätt' ich doch das Herz des jungen Menſchen! Halb hat er ſie ſchon vergeſſen. Ich baue, während er neben mir ſitzt, einen leichten Holzſtoß im Kamin auf, und horche auf das, was er erzählt. Da ſagt er mir, wie er ſie kennen gelernt, wie er ſie geliebt hat; wie gut, wie ſchön, wie ſanft, wie mitleidig ſie iſt; welche Antwort ſie ſeinem Vater auf ſeinen Antrag gegeben; wie er geglaubt, daß ſein Vater nicht rührend genug geredet habe; wie er ſelbſt zu ihr gegangen iſt, und mit Thränen in den Augen um ihr

Herz gebeten; wie ſie ihm verſichert hat, ſie liebe ihn als ihren Bruder, allein ſie könne ihren Vater nicht verlaſſen; wie ſie mit ihm geweint, ihn getröſtet, ihn gebeten, ſie nicht ganz zu vergeſſen; wie ſie gerührt Abſchied von ihm genommen, und, zum Zeichen ihrer Freundſchaft, ſeine Hand noch an ihre Bruſt gedrückt hat.

Dies alles erzählt er mir ſo freundlich, ſo gelaſſen, daß es mich ärgert. Abſchied will ich doch auch von ihr nehmen, wenn ich gehe, damit ich mich hinſetzen und von ihrer Güte erzählen kann.

So bring' ich die Zeit in meiner Verbannung zu. Ob ich dabei ſie vergeſſen werde, wie ſie glaubt? Auf das Vergeſſen iſt es wohl nicht abgeſehen. Ich will mich gewöhnen, ruhig zu ſcheinen — ruhig wie die Gegend um mich her. Laß das! Ich lebe hier ſtill, und laſſe mir erzählen; nur drücke ich — wie es zugeht, weiß ich nicht — jeden Abend meine Augen in Thränen zu.

Zorringen.

Was mir begegnet iſt? Nun, ich erzähle eben ſo gern, als ich erzählen höre. Neulich ſprach ich ſie auf dem Stein. Ich konnte meinem kindiſchen Herzen, das ſeine Hoffnungen nicht aufgeben wollte, nicht widerſtehen. Sieh, hier könnt' ich dir ein Langes und Breites erzählen, wie ich bat, wie ich weinte, wie ihr falſches Auge mich mit Thränen belog, wie ſie zitterte, wie ich ſchon glaubte, dies zweiſeitige Herz zu haben, und wie ich endlich nach einem langen, ſehr pathetiſchen Auftritte kalt abgewieſen wurde. Noch immer gab ich meine Hoffnung [illegible] folgte ihr, wie ihr Schatten, und verſchwendete Seufzer, Klagen, durch die ich ein Felſenherz hätte rühren müſſen. Mit jedem Augenblicke ſchien ſie ſchwächer; es war, als ob meine Liebe ſie, trotz ihrer Kälte, erwärmen wollte. Auf einmal wird ſie des Spieles müde, oder – meine Eigenliebe möchte mich gern zu einem Oder bereden – oder meine Mutter iſt ihre Vertraute. „Guſtav,“ ſagt meine Mutter; „du liebſt

Hannchen?“ Ich erſtaune. Sie wiederholt ihre Frage; und ich ſage: ja! — „Was iſt deine Abſicht mit ihr?“

Liebe Mutter, des höchſten Glücks in ihren Armen zu genießen. Seyn Sie Hannchens Mutter!

„Mein Sohn, wenn du auch deinen Vorfahren nichts ſchuldig zu ſeyn glaubſt, ſo biſt du doch deinen Verwandten und deinen Kindern etwas ſchuldig.“

Ja, meinen Kindern eine Mutter; und ich gebe ihnen die beſte, die ſie bekommen können.

Jetzt fing meine Mutter an mir alles zu ſagen, was ſich in einem ſolchen Falle Gutes und Böſes ſagen läßt. Ich bemühete mich vergebens, ihr Vorurtheil zu erſchüttern. Aber eben ſo vergeblich blieben auch ihre Verſuche, mir ein Verſprechen abzulocken, daß ich Hannchen entſagen wollte. Selbſt ihre Thränen wirkten nicht; ſie erſchütterten mein Herz, aber nicht meinen Vorſatz.

„Mein Sohn,“ hob ſie auf einmal in einem rührenden Tone an: „ich beſchwöre dich bei dem theuren Schatten deines Vaters, verkürze nicht die wenigen Tage, die mir Gott noch beſtimmt hat, durch die bittere Empfindung, dir fluchen zu müſſen.“ Sie wendete ſich an das Bildniß meines Vaters, das im Zimmer hängt, ſtreckte die Arme dahin aus, und rief: „bei deinem Vater beſchwöre ich dich, mein Sohn!“

Wenn er noch lebte, unterbrach ich ſie, er würde mein Vertheidiger ſeyn; denn er liebte mich.

Sie faltete die Hände, knieete, vor dem Bildniſſe nieder, und rief: „O theurer Mann, ich muß es dir klagen, daß er mich verſtößt!“ Ich ſank in ihre Arme, und gab ihr das unglückliche Verſprechen, Hannchen nicht zu heirathen. Kaum hatte ich die Worte geſprochen, ſo war mir, als ob meine Seele verginge, und ich ſtürzte zum Zimmer hinaus.

Als ich mich erholt hatte, ſah ich erſt, wie ich überliſtet war — mit dem, was mir am heiligſten iſt, überliſtet: mit der Liebe meines Vaters. Ich fand meine Mutter am Abend ruhig, und erwartete, daß ſie das Geſpräch wieder aufnehmen ſollte; aber ſie ſchwieg. Endlich hob ich an: es iſt doch Ihr Wunſch, liebe Mutter, daß ich heirathen ſoll? (Sie lächelte.) Beſinnen Sie Sich, theure Mutter. Schlagen Sie mir das einzige Mädchen nicht ab, das mein Herz gewählt hat. Sie könnten es einſt bereuen, wenn ſie anders wünſchen, Ihr Blut auf der Erde zu hinterlaſſen. Jetzt erbiet' ich mich, zu heirathen; aber, bei Gott! nur jetzt.

„Ich bin ruhig; denn ich habe dein Wort, daß du Hannchen aufgeben willſt.“

Ich weiß, wodurch Sie es erhalten haben. Allein — dann heirath' ich nie.

Sie lächelte. „Thorheiten der Jugend! das giebt ſich.“

Könnte ich in einem andern Falle mein Wort brechen, ſo wäre es ja eine Thorheit, es Ihnen in dieſem zu halten. In beiden Fällen nehmen Sie mein Verſprechen an: ich heirathe Hannchen, oder ich heirathe nie.

Nun, ſo muß ich denn Hannchens Tugend verdanken, was ich gern dir, deiner Liebe, ſchuldig geweſen wäre.

Sie gab mir ein Billet von Hannchen an mich. Hier iſt es. „Das erſte Mal, Herr

Graf, da Sie den Verſuch machen, mich zu ſehen, bin ich Lauterbachs Frau. Sie haben, glaube ich, keine Urſache zu zweifeln, ob ich mein Wort halten werde. Ich möchte nicht gern die Thränen einer Mutter auf mich laden, und mir die Vorwürfe einer zu ſpäten Reue zuziehen. Gewiß mit vollem Herzen wünſche ich Ihnen, glücklich zu ſeyn. Johanne Richter."

Gott weiß, woher ich die Mäßigung in dieſem Augenblicke nahm. Ich knirſchte die Zähne über einander, ſteckte das Billet ein, und ſagte kalt: Mutter, ich verlaſſe Offenbach. Wollen Sie etwa den Ort meines Aufenthaltes beſtimmen, ſo ſagen Sie. Mir gilt er gleich. — „Die Reſidenz, wenn du von hier weg willſt." Ich verbeugte mich, und fragte: wann? — „In einem Monate." Ich verbeugte mich wieder, und ging. Am folgenden Morgen ſagte ich meiner Mutter Lebewohl, ſetzte mich in den Wagen, und fuhr nach Zorringen. Ein luſtiges Ende! Nicht wahr?

Zorringen.

Sie iſt jetzt oft bei meiner Mutter. Wenn *die* nur nicht, um mir alle Hoffnung zu rauben, ſie beredet, Lauterbachs Frau zu werden! Doch, ich habe ſie ja nicht wieder geſehen.

O, wie mein ungeduldiges Herz ſich immer neue Hoffnungen zu ſchaffen weiß! Da war der alte Lauterbach in Zorringen, und erzählte, mit bedenklichem Kopfſchütteln: Hannchens ganze Heiterkeit ſey hin; ſie gehe ſchweigend umher, Seufzer wären ihre Antworten, und es drängten ſich oft Thränen in ihre Augen, ſelbſt wenn ſie von gleichgültigen Dingen rede. Mein Herz ſchlug bei dieſer Nachricht froher; denn ich hätte darauf ſchwören mögen, daß ihre Thränen *mir* flöſſen. So jauchzt der Elende, der in den Arabiſchen Wüſten verirrt iſt, bei dem Anblick eines grünen Grashalms, der ihm aus dem heiſſen Sande entgegen lacht. Und doch iſt die Quelle verſiegt, von der das Hälmchen Leben hatte!

Ich will ſie nicht wiederſehen; ſie wäre grauſam genug, ihr Wort zu halten.

* * dingen.

Ludwig, Ludwig! wohin geh' ich? Schon tauſendmal bin ich Willens geweſen, zurückzukehren, ſie in meine Arme zu ſchließen, und, troz der Welt, die uns trennen will — ach, ſchon getrennt hat! Ich habe ſie wiedergeſehen; habe Liebe in ihrem gebrochenen Herzen geleſen; habe — Ach! warum ging ich? warum verließ ich ſie?

Ich habe die Pferde wieder ausſpannen laſſen, und fahre fort. Es war mein Entſchluß, ſie nicht wieder zu ſehen. Ich ſprach meine Mutter in Zorringen, und wollte nicht wieder nach Oſſenbach kommen, ob ſie mich gleich gebeten hatte, das Aufſehen zu vermeiden, das eine ſolche Abreiſe erregen müßte.

Mein Wagen kam, mich nach der Reſidenz zu bringen. In dem Augenblick, da ich einſteigen ſollte, war es, als ob ich verloren wäre. Ich beredete mich ſelbſt, daß ich meiner Mutter noch einmal Lebewohl ſagen müßte; im Grunde aber hatte ich wohl nur den

Wunſch, den Ort, wo ſie lebt, noch einmal zu ſehen.

Ich ging, als es ſchon tiefe Dämmerung war, den Weg nach Offenbach, trat in das Haus, fragte nach meiner Mutter, und hörte, daß ſie oben wäre. In Gedanken verloren, ging ich die Treppe hinauf, und öffnete träumend mein eignes Zimmer. Gerade der Thür gegenüber hängt der große Spiegel; und darin ſah ich Hannchen, die mich nicht merkte. Sie hatte mein Miniatur-Portrait unter dem Spiegel weggenommen, hielt es in den Händen, betrachtete es, und es blitzten große Thränen in ihren Augen. Ich genoß dieſes Anblicks ein Paar himmliſche Sekunden — dieſes Anblicks, bei deſſen Erinnerung meine Seele noch jetzt vor Wonne zittert. Ihre Bruſt flog ungeſtüm, ihre thränenvollen Augen hingen ſtarr auf dem Bilde.

Hannchen! rief ich. Sie ſah ſich um, erblickte mich, und ließ das Bild aus den Händen ſinken. „O Gott!“ rief ſie mit Schrecken, und hob beide Arme auf. Ich trat näher, und ſagte tief gerührt: Hannchen, der Zufall iſt mitleidiger, als Sie.

„O, leben Sie wohl, Herr Graf! Leben Sie glücklich!“ rief ſie, und lehnte ſich, wie ermattet, an den Tiſch unter dem Spiegel.

Leben Sie wohl, ſagte ich leiſe, und hielt ihr meine Hand hin. Sie bewegte ihre rechte ein wenig, gab ſie mir aber nicht, ſondern faltete ſie in die andere, und ſagte: „ich bitte Sie dringend, Herr Graf, verlaſſen Sie mich!“

Lauterbachen, erwiederte ich mit zitternder Stimme, drückten Sie die Hand zum Abſchiede. Soll ich allein ohne Segen gehen?

Sie hob die naſſen Augen an die Decke, ergriff meine Hand mit ihren beiden Händen, drückte ſie, und ſagte leiſe, ſeufzend: „ſeyn Sie glücklich!“

Ich benetzte ihre Hände mit Thränen, und ſtammelte, den Kopf ſchüttelnd: glücklich? glücklich ohne Sie? . . . Aber doch minder unglücklich, fuhr ich fort, wenn Sie . . . wenn Sie . . . Hannchen, Sie verſicherten Lauterbachen, daß Sie ihn wie eine Schweſter liebten; und das iſt jetzt ſein Troſt. O Hannchen, womit ſoll ich mich tröſten? womit ſoll dieſes Herz ſich beruhigen? — Ich legte ihre Hand auf meine Bruſt. Sie zitterte ſtark, und lächelte mir, mit Thränen in den Augen, freundlich zu. — Womit ſoll ich mich tröſten? fragt' ich noch einmal.

Sie ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, und antwortete gebrochen: „mit meinen Thränen!"

Hannchen! Und warum nicht mit Hoffnung?

„Hoffnung? Ach, Herr Graf! muß ich Sie bitten, meine Thränen nicht noch brennender zu machen? Reiſen Sie glücklich, und ..." — Sie brach ab, und ging mit gefalteten Händen, mit ſich allein beſchäftigt, das Zimmer hinauf.

In meiner Bruſt war Entzücken und Mitleiden. Ich hätte in dieſem Augenblick ihr heilig betheuern können, ſie nie mehr zu ſehen. Als ſie wieder herunter kam, trat ich vor ſie hin, und ſagte: Hannchen! — (meine Empfindung hatte ſich auf einmal geändert; ſie war das reinſte Wohlwollen für das Mädchen) — Hannchen! ſagte ich in einem ehrerbietigen, ruhigen Tone; ich will gehen. Glücklich oder

elend:

elend: gleichviel! Aber Sie ſollen aufhören zu weinen, was auch die Quelle ihrer Thränen ſeyn mag. Nun das Lebewohl einer Schweſter.

Sie reichte mir ihre Hand, und ſagte in einem Tone, der zerſchmetternd war, ſo leiſe ſie auch ſprach: „werden Sie glücklich; dann werde auch ich es ſeyn.“ Ich küßte ihr die Hand, und — ging. Woher nahm ich den Muth, ſie zu verlaſſen?

Nun eilte ich aus dem Hauſe, ſetzte mich in den Wagen, kam nach Zorringen, ohne es zu wiſſen; und erſt hier fühlte ich, was ich verloren hatte. Warum ging ich? warum verließ ich ſie? Die Liebe brach aus ihrem Herzen gewaltſam hervor. Noch einige Worte, ſo hätte ſie an meinem Herzen gelegen, auf ewig mein. Und jetzt!

Ich kann nicht fort, ich kann nicht. So eben habe ich unter den heißeſten Thränen an meine Mutter geſchrieben; auch an Hannchen. Mein Bedienter iſt treu. Er hat mir geſchworen, den Brief in ihre Hände zu bringen. Ich hoffe.

Fort! zu Ende! Meine Mutter ſagt Nein; und ich ſchrieb ihr — o, was ſchrieb ich ihr nicht! Ich hätte Felſen damit rühren wollen. Von Hannchen bekomme ich meinen Brief unerbrochen zurück. Im Couvert ſteht: „Das Lebewohl einer Schweſter. Seyn Sie glücklich!" — Nun denn! that ich doch, was ich konnte, Alle glücklich zu machen. Sie ſäen Thränen, und ſchelten dann, wenn ſie Thränen ernten. Fort! fort! in die Reſidenz! Der Himmel gebe Allen Geduld, und, wenn das nicht ſeyn kann, Herzen wie das meinige! Es iſt zu Stein geworden.

* * n.

Guter Freund, du wunderſt dich, daß ich nicht ſchreibe? Ich wundere mich, daß ich nur noch ſo viel thue. Du hoffſt, das laute Getümmel, die glänzenden Zirkel der Reſidenz ſollen mich zerſtreuen? Und ich — lieber Gott! ich würde mit einem geſunden Herzen meinen Zuſtand kaum erträglich finden. Du bitteſt mich, dir einige Seiten des Hoflebens zu ſchildern; und ich habe kaum Luſt, mein Auge auf die Dinge rings um mich her zu werfen. Ich mag es ſonſt wohl leiden, wenn man für ſeinen Stand, für die Art ſeiner Beſchäftigung eingenommen, ein wenig Egoiſt iſt. Man hilft damit manche rauhe Stelle in ſeinem Wege ebnen; man erleichtert ſich das Tragen. Und mehr, guter Gott! mehr ſollte der Menſch wohl nicht. Ich wollte, daß ich die Kunſt erſt verſtände. Allein hier iſt man nichts als Egoiſt, und der Hofmann iſt der unduldſamſte, der gedacht werden kann. Die Menſchen hier glauben, auf dem Lande ſey es nicht beſſer, als unter den Wilden des Feuerlandes; und man dürfte weit eher Hochverrath begehen, als dieſer Meinung widerſprechen. Es iſt, als hätten ſie von Gott ein ausſchließendes Privilegium über Menſchenkenntniß und Genuß des Lebens. Menſchenkenntniß, Genuß des Lebens, iſt darum immer das dritte Wort, das Herren und Damen ſagen, wenn meine Tante mich ihnen als ihren kleinen unſchuldigen Landmann vorſtellt.

Dieſer Tage ſchwatzte ein Herr — mit einer Miene, als beträfe es die Eleuſiniſchen Geheimniſſe — von der feinen Weltkenntniß des Hofes und der vornehmen Welt. Ich war ſo boshaft, ihn zu fragen: worin denn dieſe Weltkenntniß beſtände. Er lächelte ſehr holdſelig, drückte mir die Hand, und antwortete mit einem noch ſeltſameren Geſchwätze.

Die Behauptung ſteht auch in Büchern; Gott mag wiſſen, wie ſie hinein gekommen iſt. Mein Vater meinte einmal in einem Geſpräche: ſie ſey aus Franzöſiſchen Büchern in die Deutſchen übergegangen. Ich kenne den Franzöſiſchen Hof nicht; allein man ſollte nicht gleich von Einem Hofe auf alle ſchließen, und am wenigſten auf einen Deutſchen Hof, der durch eine Barriere von Adelsbriefen allen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften den Zugang zu ſich abgeſchnitten hat.

Nichts, wahrhaftig nichts von Geiſtesbildung, was dich intereſſiren könnte! Man hat hier nur Eine gute Eigenſchaft, die alle andern, alle Tugenden, und auch jeden Genuß des eigenen Herzens, erſetzen muß: Politeſſe; und Politeſſe iſt auch der einzige Charakter dieſer Leute. Nicht Alter, nicht Stand, Beſchäftigung oder Geſchlecht giebt hier den Menſchen einen eigenen Charakterzug. Lauter Münzen von Einem Schlage: durch das aufgeprägte Bild nicht unterſchieden, ſondern nur gültig. Man iſt hier nichts, als poli. Ein Jüngling von zwanzig Jahren ſagt einer hübſchen Frau ſchlechterdings nichts Anderes, als was ein Greis von ſechzig ihr ſagen würde. Ich machte das dem Kammerherrn **, der mein Lehrer in der großen Kunſt ſeyn will, bemerklich. Er lächelte zufrieden: ah, mon cher ami, la politesse égalise ici tous les esprits! Das merkt man auch ſogleich an der Unterhaltung, antwortete ich, eben ſo lächelnd; und er hielt das für einen Lobſpruch. Was er ſagte, iſt übrigens wahr. Der fadeſte Kopf hat hier gerade ſo viele Anſprüche zu glänzen, als das Genie; und im Grunde noch mehr. Man kann nicht einmal erträglich ſchwatzen; das weiß man ohne Zweifel ſelbſt, und ſpielt daher. So muß denn das Spiel am Ende jede andere Unterhaltung gänzlich verſchlingen. Für ein Wort aus Ihrem Munde gäbe ich hier die ganze Unterhaltung eines Jahres. Ach!

wenn ein Wort hervorkam aus ihrem vollen, ſchönen Herzen! Die Lippen öffneten ſich nur, Worte des Gefühls heraus zu laſſen, und die holden Augen beſtätigten die Worte, die nun wieder dahin drangen, woher ſie kamen: in das Herz. Hier machen die Lippen und die Ohren alles ab; das Herz bleibt in Ruhe. Und das nennt man: feineren Genuß des Lebens! O, laß mich enden!

* * n.

Heißt das nicht aus dem Heiligſten, was der Menſch hat, ein Poſſenſpiel machen? Da bin ich neulich der Moitié einer jungen hübſchen Frau. Ich ſetze mich zu ihr und ſchwatze, ſo viel ich nur kann. Sie gähnt mir ins Geſicht, und, je mehr ich rede, deſto ſtärker. Endlich gähne ich mit ihr um die Wette. Die Frau verklagt mich bei meiner Tante; und die hält mir am folgenden Morgen eine lange Predigt über die Politeſſe. Ei, ſagte ich endlich mit Verdruß: man muß amusable ſeyn, wenn ich amüſiren ſoll. Ich erzählte, welche

Verſuche ich gemacht hätte, die Dame zu unterhalten.

Mon dieu, ſagte der Kammerherr; c'est un manque d'égards que de parler à une jolie femme d'autre chose que de sa figure! — Aber ich finde nichts Schönes daran. — N'importe; il faut parler d'amour par politesse.

Guter Gott, erhalte mir unter dieſen Menſchen meine geſunden Sinne! Aus Höflichkeit von Liebe reden, die man nicht fühlt! O Hannchen, Hannchen! was kann mir hier deine Augen voll Thränen, aus welchen dein gebrochenes Herz hervorblickte, erſetzen! Du drängteſt deine Liebe in das Herz zurück, und es zerriß darüber. Und hier? — Die Politeſſe wird mich noch wahnſinnig machen!

* * n.

Eine Landpartie! Man kann die Armſeligkeiten nicht einmal belachen, ſo armſelig ſind ſie. Mir zu gefallen, macht man eine Partie auf das Landhaus der Frau von **, nahe bei der Stadt, in der ſchönſten Gegend, die es hier herum giebt. Wir fuhren Morgens um neun Uhr ab. Als wir ankamen, war Frau von ** noch nicht visible. Wir wurden in einen Saal geführt, deſſen Fenſter auf einen gepflaſterten, rings von Gebäuden umgebenen Hofraum gingen, und tranken Chokolade. Um elf kam Frau von **, die von der geſtrigen Abendluft eine abominable migraine gehabt hatte. Nun ſpielten wir bis um zwei Uhr, und aßen dann bis um fünf. Bis ſechs war es zu warm zu einem Spaziergange im Garten; um ſechs zu feucht. Nun aßen wir eine Schale Milch, und die Mädchen klatſchten in die Hände über die Freuden des Landlebens; denn die jungen Herren trieben vielen Spaß. Um neun Uhr fuhren wir wieder zurück. So bin ich zwölf Stunden auf dem Lande geweſen, und habe keinen Baum geſehen; nicht einmal einen Grashalm. Das heißt hier: eine Landpartie. Bei Gott! einem Tollhäusler würde man das kaum zu gut halten.

Und ſo iſt es mit allem, auch mit der gerühmten Menſchenkenntniß. Kannſt du immer lächeln, dich immer verbeugen, immer Ja ſagen; ſo haſt du Menſchenkenntniß. Uebrigens iſt hier Kopf und Herz ſo wenig mit im Spiele, daß du mit Lächeln und Beugen in jeder Geſellſchaft für einen feinen, geſchliffenen Menſchenkenner gelten kannſt, und wenn du auch der zerſtreuteſte Grillenfänger wäreſt. Die Menſchenkenntniß der Hofleute iſt wie ein baumwollener Panzer, der keine Bewegung hindert, auch die allergeſchmeidigſte nicht, dagegen aber auch keinen tüchtigen Stoß abhält. Sind die Herren mit dieſen Panzern beiſammen, ſo geht es ziemlich gut. Doch laß einen ſolchen Helden auf einen Mann von Charakter ſtoßen, zum Beiſpiel auf einen Gelehrten, der die Politeſſe nicht kennt, bei dem man mit Lächeln und Verbeugungen nicht durchkommt; ſo iſt es um ſeine ganze Menſchenkenntniß geſchehen: er weiß keine Schwäche zu faſſen, weder Kopf noch Herz zu bereden. Außer ihrer Sphäre iſt dieſe Menſchenkenntniß gar nichts. Das ganze Geheimniß der vornehmen Welt beſteht darin, daß man an nichts Theil nimmt, und ſich nie für etwas von Herzen intereſſirt.

Sieh dagegen ein Paar andere Menſchen! Sie nehmen mit allen Kräften des Herzens und des Kopfes Theil; vertheidigen mit Wärme ihre Freunde, und fallen eben ſo warm über die Feinde her; bei ihnen erhitzt ſich jede Leidenſchaft. Wie viele Aufmerkſamkeit, wie viele Kenntniß des Herzens gehört dazu, bei ſolchen Menſchen einen Vortheil zu erhalten, zu behaupten, zu ſichern! wie viel dazu, einen ſolchen Mann, wenn er beleidigt iſt, bei Gelegenheit wieder zu gewinnen, ihn zu leiten, ohne daß er es merkt, ohne daß ſein eigener Charakter einen Sprung macht, wodurch er allen Schlingen entgeht, oder ſie alle zerreißt! Sieh, in dem Mittelſtande zu leben, dazu gehört Kenntniß des Menſchen, eben weil er noch Menſchen hat.

„Die Hofkabalen!" wirſt du ſagen. Hm! unter den gewöhnlichen Hofleuten? Man ſucht dem Andern ein Lächeln abzugewinnen, und iſt dadurch glücklich. Heute hat es Dieſer, morgen Jener; das geht am Schnürchen. Sie nennen das Ding Kabale, weil ſie Werth in das Lächeln ſetzen. Aber das Ding wechſelt, gleich dem Wetter im April, von ſelbſt, ohne daß ein Menſch dazu beiträgt oder davon thut. Maſchinenwerk, nichts weiter, dem ſie aber die Ehre anthun, es mit prächtigen Namen zu benennen. Eine ewige Geſchäftigkeit um ein Nichts, das ſie wie Rieſenoperationen anſtaunen, und das ihnen alle Zeit nimmt. Sie haben ſo viele Beſuche zu machen, ſo vielen Diners beizuwohnen, ſo viel am Hofe zu ſuchen, ſo viele Rendez-vous zu geben, ſo viele Liebeshändel auf einmal zu führen, ſo viele Tracaſſerieen unter den Weibern zu hören und zu ſchlichten, ſo viele Stellen an Unbekannte zu verſprechen, ſo viele Billets zu ſchreiben — daß ſie zu Geſchäften keinen Augenblick übrig behalten.

Weiter weiß ich dir nichts von dem hieſigen Leben zu ſagen, und ich fühle mich darin ſo unbequem, wie Gulliver in der Knochenröhre auf dem königlichen Tiſche. Wahrhaftig nicht ein Wort weiter. Ich blaſe die Flöte; das iſt hier mein einziges Geſchäft. Ach, ehemals blies ich ſie, und Hannchen ſaß neben mir. Die Vorſtellung hat mir ſchon manche

Thräne gekoſtet. „„Poli iſt das nicht!“ würde mein Kammerherr ſagen. Ja wohl! aber wir ſprachen auch nicht von Liebe, ſeulement par politesse.

* * n.

Der gröbſte Eigennutz heißt hier Verſtand, elende Zweideutigkeiten Witz, zügelloſe Wolluſt Genuß des Lebens, ein lächelnder Blick des Allergnädigſten, oder ein vertrauliches Wort von ſeinen Lippen, das höchſte Glück, Gleichgültigkeit gegen Sittenverderbniß Bildung, und ſich in Schulden ſtecken, um dreimal die Woche zwölf Schüſſeln zu eſſen, heißt ein Mann von Ehre ſeyn. Seine Freunde lieben, ſein Weib lieben, heißt Aberglaube des Pöbels; eine große Summe Geldes aufopfern, und wenn man auch damit eine ganze Familie vom Hungertode rettet, heißt fromme Dummheit; ein Geſpräch, wobei man nicht im Fluge über einen Gegenſtand wegrollt, Pedanterie; ein lebhaftes Geſpräch ohne Zweideutigkeit Affektation; und ſuchſt du dein Glück anderswo als am Hofe, ſo nennt man dich einen Mann ohne Ehre und Grundſätze. So wollt' ich ein ganzes Idiotikon des Hofes ſchreiben, wenn es der Mühe nur lohnte.

Die Bande des Bluts, der Ehen, der beiden Geſchlechter, ſind hier ſo locker, daß ich oft meine Augen vor Abſcheu wegwende; und um dich auf einmal in den richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen: ſie ziehen nicht nur kein Glück aus dieſen heiligen Verbindungen der Natur, ſondern ſie läugnen auch ſogar, daß Glück darin zu finden ſey. Neulich ſtellte ein junger Mann meiner Tante ſeine Braut vor. Man wünſchte ihm Glück zu ſeiner Verbindung. Er verbeugte ſich, und antwortete lächelnd: jamais honnête homme ne fut heureux par les femmes. Ich erſtaunte, und ſah die Braut an; mich dünkte, eine ärgere Unverſchämtheit konnte nicht geſagt werden. Sie antwortete lächelnd: d'accord; mais quel homme mérite de l'être? Man lachte, und nun ward dieſer Satz ſo ernſthaft ausgeführt, daß ich ſah, er war nicht aus Unverſchämtheit, ſondern aus Ueberzeugung vorgebracht.

Unmöglich konnte ich mich enthalten, meinen ganzen Abſcheu vor dieſer ſchändlichen Denkungsart zu zeigen; und nun fiel man über mich her. Ich ſchwieg beſchämt, ſchalt aber auf mich ſelbſt, daß ich ſchweigen konnte. Frau von Wahlberg nahm mich in Schutz. Ah, ſagte ſie, und drückte mir die Hand: c'est un pauvre petit innocent, à qui l'air de tendresse à l'antique sied beaucoup mieux que les froides grâces et les belles manières de nos fats tout pleins d'esprit. Il fait tourner la tête aux femmes, tout innocent qu'il est. Avouez au moins, messieurs, que vous êtes aimables pour tout le monde et amoureux de vous seuls, des fréluquets sans amour, qui jouent les femmes et qui méritent d'être trompés.

Ich kann dir keine beſſere Beſchreibung von den Männern geben, als in den wenigen Worten dieſer reitzenden Frau. Sie iſt die Einzige, mit der ich mich unterhalten mag. Für ihre Tugend möcht' ich nicht ſtehen; denn

Tugend? Lieber Gott! auch die iſt, gleich der Liebe, à l'antique.

Und hier muß ich leben! hier, hier, wo man ſich ſchämen möchte, ein Menſch zu ſeyn!

---

* * n.

Du magſt Recht haben; es fängt an, mir hier zu gefallen. Daß ich dir aber nun ſchon drei Monate nicht geſchrieben habe? Was konnt' ich dir ſchreiben? Vive la bagatelle! ruft hi[illegible] Jeder. Ich ſtimme mit ein; denn hat man mir nicht alle beſſere Ausſichten auf das Leben zerſtört? Aber ſchreiben? dir? Ich habe hundertmal angefangen, und — ich erröthe doch, dir ſchreiben zu ſollen, welchen Theil ich an den Kleinigkeiten nehme.

Lange Weile; weiter nichts. Meine Phantaſie verſtrickt ſich. Und mein Herz? — Ich wünſchte, daß ich nicht hieher gerathen wäre.

Vorher ſah ich das ganze Leben hier mit dem gelbſüchtigen Auge des Verdruſſes an. Ich war ein Grillenfänger: ein Kind, das ſeine Puppe wegwirft, weil man ihm etwas Beſſeres-abgeſchlagen hat, und nun mit der ganzen Welt mault. Endlich habe ich mich beſonnen; ich nehme die Puppe mit einem beſchämten Erröthen wieder auf, weil es nicht anders ſeyn kann. Und darf ich mich ſträuben gegen Verhängniß oder Zufall? ſoll ich des Lebens nicht genießen, weil ich es nicht ſo oder ſo genießen kann? Ich lerne mich in die Menſchen hier ſchicken, und glaube, wohl daran zu thun. Was ihnen an Gefühl abgeht, erſetzen ſie durch die Manier wieder. Und gilt es nicht am Ende gleich, wenn wir nur getäuſcht werd[illegible] wenn wir nur genießen?

Auch iſt denn doch nicht in allen Herzen die Natur gänzlich ertödtet; ſie nimmt ihre Rechte wieder, ſo bald ſie kann. Die Kunſt beſteht nur darin, das Herz wieder zur Natur zurückzuführen; und ich hoffe, mir iſt das mit Einem hier gelungen.

Hab' ich dir die Frau von Wahlberg ſchon genannt? Ich traf ſie gleich Anfangs in einigen Geſellſchaften, und wünſchte, ſie wieder zu treffen; denn ſie war die Einzige, mit der ſich mehr ſprechen ließ, als über ein Flortuch.

Gleiches Bedürfniß mochte ſie zu mir führen. So liefen einige Monathe hin; und ich fing an, ſie nicht mehr von den übrigen Weibern zu unterſcheiden: denn auch ſie ſchien mir jene abſcheulichen Grundſätze anzubeten, welche das Herz für eine Null erklären. Eines Morgens war ich bei meinen Couſinen, und ſie neckten mich mit einer Eroberung, die ich gemacht hätte. Endlich, nach langem Scherzen, waren ſie ſo indiskret, mir einen Brief zu zeigen, den Frau von Wahlberg gewiß nur in der zutraulichſten Ergießung ihres Herzens geſchrieben hatte, ohne mit einem Gedanken daran zu denken, was für Geſchöpfe meine Couſinen ſind. Der Brief enthielt mein Lob, und, was mehr war, Empfindungen, wie ich ſie auch ihr nicht mehr zugetrauet hatte. Mich zog, ich weiß nicht was, wieder zu ihr hin, und ich entdeckte unter der Hülle von Leichtſinn und Frivolität ein reines, fühlendes Herz. Mit jedem Tage wurde nun unſere Freundſchaft vertrauter; und ſie giebt meinem Leben jetzt wenigſtens die Freude, die mein Herz noch fühlen kann. Ihre Empfindung iſt nicht tief, und bewegt das Herz nur ein wenig; doch hat ſie ihren Werth ſo gut, wie jene edlere, vollere Empfindung. Die Bruſt wird dadurch leicht; und was bedarf ich, was bedarf jeder Menſch noch mehr, als eine leichte Bruſt? Meinſt du das nicht auch?

Ich leſe wieder durch, was ich geſchrieben habe, und ſehe mit beſchämtem Lächeln, daß du mehr als ein Oedip ſeyn müßteſt, um die räthſelhaften Widerſprüche meines Geſchreibes zu löſen. Wollte ich mich bei dir entſchuldigen, lieber Ludwig? wollte ich beſchönigen? Nun, ſo wußte mein Herz nichts davon. Nein, welche Veränderung auch mit mir vorgehen mag — für dich bin ich doch immer derſelbe.

So höre denn! Ich liebe die Frau von Wahlberg, und ſie liebt mich mit unbeſchreiblicher Innigkeit, mit gänzlichem Hingeben. Und doch könnt' ich oft ſagen: ſie iſt kalt wie Eis. Ich fühle mich glücklich, und bin es nicht. Sie lebt nur für mich, wirft auf mich allein ihre Blicke mit einem Feuer, das ſie jedem verſagt; ſie opfert mir ihre liebſten Bekanntſchaften auf, wenn ſie mir nicht angenehm ſind, und eben ſo alle Vergnügungen, die ich nicht liebe; ſie iſt gänzlich mein; ich beherrſche ſie: und doch —! „Sie ſind ein Thor,“ ſagte ſie mir noch geſtern mit der lieblichen Stimme, die ſo tief in das Herz dringt — „Sie ſind ein Thor, lieber Graf, wenn Sie mehr wollen, als heiter ſeyn. Ich lache, weil ich mich in Ihren Armen glücklich fühle; Sie ſchmollen, wenn ich lache. Muß ich mir denn ſchlechterdings die Augen mit Weinen verderben, um Ihnen zu gefallen?“

Das iſt es, Ludwig; das iſt es! Sie thut alles, was ich verlange; und dennoch verſteht ihr Herz das meinige nicht. Da ſitz' ich mit ihr in der vertraulichſten Stellung (ſie hat ihren Arm um meine Schulter geſchlagen), in dem innigſten Geſpräche. Mein Herz iſt ſo voll, daß ich alles außer mir vergeſſe. Mein Puls fliegt, mein Auge brennt; ich drücke ſie an die volle, heiße, tobende Bruſt. Und ſie? Auf einmal fährt ſie mit einem lauten ſchallenden Gelächter von meiner Bruſt zurück. Ich frage; und ſie erzählt mir eine lächerliche Poſſe, die ihr eingefallen iſt, eine Neckerei, oder einen witzigen Streich, den ſie ein Paar Thoren geſpielt hat; darüber bin ich vergeſſen. Sie klingelt, ſie plaudert mit ihrem Mädchen, ſchreibt ein Billet, lacht, tanzt umher; und ich — ich knirſche mit den Zähnen über den Leichtſinn, der mich noch tödten wird.

So hat ſie ein Weib bei ſich, dem man den Neid an den blauen, hämiſch grinſenden Lippen anſieht, ein Weib, das nicht werth iſt, je in ihre Nähe zu kommen. Da ſitzt ſie bei dem Weibe, und ſpöttelt in meiner Gegenwart über die Eiferſucht ihres lieben Ingenu (ſo nennt ſie mich), verſchwendet das Geheimniß unſrer Liebe an dies Weib, das ſicher von Hauſe zu Hauſe fährt, um von mir zu plaudern; und ſie lacht, daß die Fenſter klingen, wenn ich ihr Vorwürfe darüber mache. Ich tobe, ich verwünſche ſie, mich und die ganze Welt. Sie verſpricht, ſich zu ändern; aber eine Stunde nachher giebt es eine Scene, die noch ärger iſt, als die erſte. Und doch liebt ſie mich. Wie begreif' ich das?

* * n.

Seltſam, Ludwig! bei Gott, ſehr ſeltſam! Träume ich jetzt, oder träumte ich ehedem? Ich habe deinen Brief wohl zehnmal geleſen. Du machſt mir Vorwürfe; du ſagſt, ich ſey in böſen Händen. Nun denn, Gott vergebe es denen, die mich hinein brachten! Dich meine ich nicht, Ludwig; ob du gleich — Doch laß das; ich will es vergeſſen. Ach, ich fühle nur zu tief, daß es anders ſeyn könnte. Jetzt ſteh' ich auf dem elenden Brete mitten im Sturm, und ſtrecke meine Arme nach dem geliebten Ufer aus; aber wer hat mich hinaus geſtoßen in die Wellen? Ja, Ludwig, ich bin in böſen Händen. Jede Zeile deines Briefes ſchneidet in mein Herz. Rette dich, ſchreibſt du, wenn du dich retten kannſt. Ich will! ich will!

Ich habe ihr geſchrieben, Ludwig; nun bin ich ruhiger, wieder mein. Welch ein Zauber hielt meine Augen umnebelt! Ich muß dir doch erzählen, wie er von meinen Augen fiel. Meine Mutter hatte mir die Hand einer von meinen Couſinen beſtimmt, und ſchrieb mir das. Die Tante gab mir den Brief. Ich las, und ſah an ihren Mienen, daß ſie den Inhalt wußte. Nun eilte ich mit dem Briefe zu der Wahlberg. Sie gab mir ihn ruhig wieder. „Ich ſehe in Ihren Augen, lieber Graf," ſagte ſie mit der einnehmendſten Stimme, und lehnte ſich an das Küſſen des Sofa's zurück — „ich ſehe, daß Sie in Unruhe ſind." — In der ſchmerzlichſten, meine Geliebte! — „Warum? Haben Sie etwas gegen die Verbindung?" — Ich? um Gottes willen! können Sie das fragen? Ich liebe Sie ja unendlich. — „Nun? zweifle ich daran? Was hat eine Heirath damit zu thun? Ein Familien-Arrangement! Was geht das uns an?" —

Ich erſtaunte. Wie? haben Sie nicht geleſen, daß ich meiner Couſine die Hand geben ſoll? — „Ja, das hab' ich; allein . . ." — Gott im Himmel, ich möchte ſchon bei dem bloßen Gedanken vergehen! — „Lieber Graf, welch ein Aufheben um eine Kleinigkeit! Sie geben Ihrer Couſine die Hand, und dann iſt die Sache geendigt." — Das rathen Sie mir? Sie? Nun, ſo ſind Sie meiner müde. Ich hätte das voraus wiſſen können! – „Wenn ich Ihrer müde wäre, Graf . . . Doch darüber iſt mit Ihnen wohl nicht zu reden. Ich liebe Sie, innig, über alles, und, wenn es möglich iſt, jetzt mehr als je. Allein Ihre Couſine fordert ja nur Ihre Hand. Wohl! ich das Herz; und wir Alle ſind zufrieden." — Und wenn auch Sie meine Hand ſo leicht aufgeben können, ſo ich doch nicht die Ihrige. (Ich ergriff ihre Hand, und warf mich an ihre Bruſt.) An dieſem Herzen will ich leben, oder gar nicht! — „Schwärmer!" rief ſie, und drückte mich an ſich.

Nun verſuchte ſie alles, mich zu bereden, daß ich den Vorſchlag meiner Mutter eingehen ſollte. Ich war aufgebracht; doch ſie beſänftigte mich durch die zärtlichſten Liebkoſungen. „Was iſt denn Ehe?" hob ſie nach einem langen Eingange an. „Eine Verbindung, welche die Politik, der Vortheil, der Ehrgeitz ſchließt. Sie mag ihre Rechte haben. Wohl! wer will die angreifen? Hat aber nicht die Liebe, die Verbindung der Herzen, eben ſo gut ihre Rechte? Jene wird von den Geſetzen in Schutz genommen; dieſe von der Vernunft.“ — Nun denn! rief ich; ſo vereinigen Sie beide. Geben Sie mir Ihre Hand, Luiſe! — Sie ſah mich ſtarr und ernſthaft an. „O, lieber Graf! dieſe Vorſtellung iſt ſehr reitzend; allein . . .“ — Ich bin unabhängig, Luiſe! — „Aber ich nicht. Mein Vermögen iſt nur mein, wenn ich Wittwe bleibe; und das bin ich meiner Familie ſchuldig.“ — Ich habe Vermögen für mich und für Sie. — Sie warf ſich in meine Arme, überhäufte mich mit den zärtlichſten Liebkoſungen, und bat mich, den Gedanken aufzugeben. „Die Ehe iſt das Grab der Liebe!“ ſagte ſie endlich, als ich noch immer in ſie drang. Ich fuhr aus ihren Armen zurück, und ſie berief ſich auf tauſend Beiſpiele. Um ſie zu bewegen, wendete ich Liebkoſungen, Vorwürfe, ſogar Thränen an; aber ſie blieb ſtandhaft. Nicht lange, ſo warf ſie ſich aufs neue in meine Arme, erſtickte meine Vorwürfe mit Küſſen, und nun — in dieſer zärtlichen Minute — fragte ſie mich: „ſind Sie nicht ein Thor, lieber Graf? bin ich nicht jetzt die Ihrige eben ſo gut, als ob eine Ceremonie Ihnen meine Hand gegeben hätte?" — Nein! erwiederte ich; nein! denn Sie ſind nicht meine Frau. — Sie erröthete, ſank in meine Arme, drückte mich an ihre ſchöne Bruſt, und hatte ein Paar verrinnende Thränen in ihren Augen. Jetzt vergaß ich meine Schwüre, hörte die ſchreiende Stimme des Gewiſſens, meiner Unſchuld nicht. — — —

Was ſoll ich dir weiter ſagen? Ich verließ ſie, halb mit Entzücken, halb mit quälender Reue. Als ich ſie wiederſah, ſpottete ſie über die ängſtlichen Gefühle meines Herzens, und vertheidigte unſere Vertraulichkeit ſogar. Ich ſchwieg, weil ich ſie liebe; und meine Liebe wuchs mitten unter den Vorwürfen des mich anklagenden Herzens. Sie machte jetzt neue Verſuche, mich zu einer Heirath mit meiner Couſine zu bereden; doch immer vergebens: denn mußte ich ſie jetzt nicht als meine Gattin betrachten? Sie ſpottete über meine Gewiſſenhaftigkeit, und drohete endlich ſogar, mich zu verlaſſen. Lieber verzweifeln, ſagte ich, als ein Weib ſo betriegen! Seitdem ſchwieg ſie.

Und ich? O, Ludwig, Ludwig! könnt' ich wenigſtens ſagen: ich bin glücklich geweſen!

Ach, oft ſchlag' ich meine Hände zuſammen, und ſehne mich nach der heiteren Ruhe, die ſonſt, wie ein guter Geiſt, jeden meiner Schritte begleitete. Sie iſt entflohen! auf immer entflohen! und ich ſtehe da, wie ein Verzweifelnder, der ſich berauſcht, um ſein Elend nicht zu fühlen. Du haſt mein Herz aus dem Schlafe der Wolluſt geweckt. Ludwig, ich will die ſchimpflichen Ketten zerbrechen. Ich will!

Hier iſt ihre Antwort! Sie muß mich ſelbſt ſehen, um mir Lebewohl zu ſagen. Und ich liebe ſie! O, Ludwig, ich liebe ſie, mehr als du es glauben wirſt *)!

---

* * n.

Luſtig, luſtig! Wir ſind nur auf dem falſchen Wege. Der Morgenländer verſteht das Ding beſſer; er ſperrt ſie ein. Wir ſind ihre gehorſamen Diener, und ſie machen uns zu Narren, oder, wenn wir nicht auf unſerer Hut ſind, zu etwas noch Schlimmerem. Was iſt es denn nun mehr! Das Kind lernt auf Koſten ſeiner Stirn gehen; wir kommen mit einigen Schrammen im Herzen davon, und lernen die Weiber verachten: und wehe dem Manne, der das nicht lernt! Sieh, die Wahlberg iſt noch eine der beſten; und was war ich ihr? Ein Geck, den ſie mit einem Ringe in der Naſe — Liebe nannte ſie ihn — führte, wohin es ihrer kindiſchen Laune, ihrer Eitelkeit gut dünkte.

---

*) Dieſer Brief ging nicht ab. Ludwig bekam ihn ſpäter, etwa einige Monate nachher, mit dem folgenden zugleich.

O, wie ich mich jetzt ſchäme, daß ich die Kette nicht ſah, an der ſie mich hielt! Wohl! einem jeden das Seinige! Das menſchliche Geſchlecht ſollte fortdauern, und wir eilen, blind vor Leidenſchaft, wie ſinnloſe Auerhähne, in die Arme der Weiber. Wohl denn! ſie ſind der Gegenſtand unſeres blinden Inſtinkts; aber der iſt ein Thor, dem ſie mehr ſeyn ſollen.

Ich bin betrogen: wer wurde das nicht! Ich liebte treu und ohne Falſch: welcher Mann that das nicht! Das Weib iſt eitel und wollüſtig; wir ſtolz und herrſchſüchtig. Die Natur band beide Extreme mit einer geheimen, unſichtbaren Feſſel zuſammen, die das getäuſchte Herz Liebe nennt, und der ein Thor nachläuft, wie der Wahnſinnige ſeinen Phantomen. Die Vernunft macht ja die elende Täuſchung ſichtbar; denn in denen beiden Perioden des Lebens, da der Menſch zur Fortpflanzung des Geſchlechtes nicht wirken kann, in der Kindheit und im Alter, iſt das Weib ihm gar nichts. Der Knabe ſchließt ſich mit allen Kräften ſeines reinen Herzens an Knaben; der Greis vergißt ſeine Frau, die lange Gefährtin ſeines Lebens, über Eine Umarmung ſeines Freundes. Selbſt die Liebe vermag die Betriegerei nicht abzuläugnen; denn beide Geſchlechter ſind durch die Scham getrennt, und dadurch wird jede volle Ergießung des Herzens gehindert.

Du kannſt es nicht leiden, wenn ein Mann das Weib verachtet; aber legte nicht ſelbſt die Vorſehung dem Weibe die eiſernſte Feſſel an, als ſie gebot: und er ſoll dein Herr ſeyn? — Ich will dir zugeben, daß der Charakter der Weiber nicht ſchlimmer iſt, als der unſrige; doch er wird gefährlich, durch die Freiheit, durch die Gewalt, welche die Thorheit des Mannes ihnen einräumte, und welche ſie, dieſer Thorheit zum Spott, jeden Augenblick mißbrauchen.

Ach, wie gern machte mein Herz eine Ausnahme! wie oft gaukelt es mir in dem ſchönſten Traume Hannchens Bild vor! o, wie oft ſtrecke ich Nachts meine Arme aus, dies Bild an mein leeres und verlangendes Herz zu drükken! Kann ich denn dafür, wenn meine Vernunft über das Traumbild lächelt, und es zu den ſchönen Mährchen der Kinderjahre wirft? Sag' ſelbſt, kann ich dafür?

Sieh, ich liebe Hannchen mit aller Innigkeit des argloſeſten Herzens. Sie vergießt in meinen Armen Thränen der verlangenden Liebe, und opfert mich dann einer Eitelkeit auf, die du freilich Tugend nennſt: der Eitelkeit, einen feſten Charakter zu haben. Was war denn ihre Liebe? — Seltſam, daß mir das Wort nicht aus der Feder will. Nun wohl! der reinſte Geſchlechtstrieb, aber doch immer

Geſchlechtstrieb. Laß mich darüber hin; denn mein Herz, mein Herz —

Hier hange ich wieder mit der ganzen flammenden Seele an einem Weibe; und das Weib hängt an mir. Ich glaubte, die Ewigkeit könne unſre Herzen nicht trennen, und opferte ihr alles, alles, was damals meine Ruhe befeſtigen konnte; opferte ihr ſelbſt das Verſprechen, das ich dir gegeben hatte.

Da lies den beikommenden Brief *), den ich dir ſchrieb, aber nicht ſchickte, weil ich mich ſchämte, dir zu ſagen, wie ſchwach ein Paar Thränen ihrer falſchen Augen mich gemacht hatten. Lies ihn; ich will fortfahren.

Ich ging den Abend zu ihr, mit dem feſten Entſchluſſe, ſie zu verlaſſen, weil ich noch an Weibertugend glaubte. Als ich ihr meine Gründe ſagte, warf ſie ſich vor mir nieder, und weinte auf meine Hände, die ſie an ihre offne Bruſt drückte, die heißeſten Thränen. O, ſie hätte mit dieſen Thränen, mit ihrer Verzweiflung, mit ihren Schwüren, mit ihrem Jammer die Natur ſelbſt über ihr eigenes Ge-

---

*) Den vorigen.

ſchöpf irre machen können. Die Natur würde geglaubt haben, ſie hätte dieſes Herz mit dem Hauche der reinſten Liebe berührt. Ich ſank aufs neue in ihre Arme, und vergaß über ihr Entzücken dich, dich, Ludwig! Doch endlich — kaum konnten auf ihren Wangen die falſchen Thränen getrocknet ſeyn, mit denen ſie mir verſprach, mich ewig zu lieben — endlich ſeh' ich, wer ich ihr bin.

Eines Abends liegt ſie in meinen Armen. „Sie müſſen mir einen Gefallen thun, lieber Graf," ſagt ſie ſchmeichelnd, und drückt mich an die ſchöne Bruſt. Ich ſehe ſie mit blitzenden Augen an. „Sie kennen die ſchöne Berkheim. Seyn Sie mir ungetreu; werden Sie ihr Anbeter!" — Ich? fragte ich mit Erſtaunen; und Ihnen zu gefallen? — „Ja, lieber Graf; mir zu gefallen. Und um es wahrſcheinlich zu machen, wollen wir ſcheinbar mit einander brechen." — Wozu ſoll das führen? — „Zu einem Liebeshandel mit der Berkheim." — Wenn auch ich ſo gefällig gegen Sie wäre — wird die Berkheim es ſeyn? frage ich, ungewiß, ob ſie ſcherzt. —

Sie führt mich vor einen Spiegel. „Mit der Geſtalt zweifeln Sie, Graf? Tauſend Andere würden mit der Hälfte nicht ſo beſcheiden ſeyn. Ich ſtehe für den Erfolg; ich ſtehe für Ihr Glück, Graf. Sie dürfen nur wollen.“ — Zugegeben, ſag' ich lachend; wozu ſoll aber das führen? — „Zu einer Schäferſtunde mit der ſchönen Frau.“ — Schäferſtunde? und dann? — „Zu einem, nur zu Einem, vertraulichen Billet über dieſe Stunde von der Hand der Berkheim.“ — Wozu das Billet? — „Das liefern Sie in meine Hände.“ — Wünſchen Sie zu ſehen, wie eine Frau ein ſolches Rendez-vous in einem Billet behandelt? Schreiben Sie mir eins; ſo erſparen Sie Sich die Umſtände. Was wollen Sie damit? — „Mit dem Billet? Nun, ich habe meine Abſichten.“ — Ich werde ſie doch wiſſen können? — „Jetzt noch nicht, lieber Graf.“ — Aber halten Sie mich in Ernſt für unedel genug, ein ſolches Billet in Ihre Hände liefern zu können, wenn ich auch fähig wäre, eine Frau zu verführen, die ich nicht liebte? — „Unedel? Eine Poſſe, eine ganz unſchuldige Poſſe?“

Poſſe?" — Luiſe, würden Sie das ſagen, wenn ich ein ſolches Billet von Ihnen weggäbe? — „Die Frau hat mich ſehr beleidigt." — Alſo Rache! ſagte ich empfindlich. Ich ſoll aufhören, Sie zu lieben, weil Sie Rache wollen! Meinen Sie in Ernſt, was Sie ſagen?

Sie bat, ſie flehete, maulte, weinte; und ich verſprach, was ſie verlangte, ſchon mit Unwillen im Herzen. Mir fielen Umſtände auf, die mich erbitterten. Ein Franzöſiſcher Officier, der ſich zu der Berkheim hielt, hatte mir ſchon Anlaß zur Eiferſucht gegeben; daran dachte ich jetzt wieder. Morgen, ſagt' ich ihr lachend, und ſo unbefangen, als ich konnte — morgen ſchicken Sie mir Lieschen; ich will Ihnen meinen Plan ſchreiben. Wozu ich mich doch verſtehe! ſetzte ich ſcherzend hinzu. So ging ich, mit bitterem Verdruß im Herzen.

Am folgenden Morgen kam Lieschen, des falſchen Weibes Kammermädchen und Vertraute. Ich ſchäkerte mit ihr, ſchenkte ihr ein Paar Goldſtücke, und ſchwatzte von dem Plane ihrer Gebieterin. Richtig! das Mädchen wußte alles. Ihr Weiber, ſagte ich lachend, könnt es doch gar nicht verzeihen, wenn man euch einen Liebhaber raubt. — „Wie ſo?“ — Ein Glück, daß ich die Frau von Berkheim liebe; ſo paßt alles gut in einander. Ich die Berkheim; der Chevalier . . . Wie heißt er doch? — „Fouquemont!“ verſchnappt ſich die liſtige Kammerjungfer. — Recht, recht, ſag' ich gelaſſen; ſo heißt er, der das Billet haben ſoll. Ja, Lieschen, wenn wir es nur ſchon hätten!

Das Mädchen wollte einlenken. Ich plauderte aber fort, als ob ich nicht hörte, als ob ich alles wüßte; und, ſiehe da! die Jungfer verfing ſich noch ein Paar Male. Endlich brach ich los. Jetzt ſuchte ſie den Fehler wieder gut zu machen; aber zu ſpät. Ich drohete ihr, ein Billet an ihre gnädige Frau zu ſchreiben, und darin zu ſagen, daß ich die ganze Sache von Lieschen wiſſe; wenn ſie aber geſtehe, ſetzte ich hinzu, ſo wolle ich ſchweigen. Nun geſtand ſie. Meine Vermuthung war richtig; der Chevalier gefällt der Wahlberg beſſer, als ich, und ich ſelbſt ſoll ihr den ſchönen Mann durch das Billet, das ſie ihm geben will, zuführen.

Ich ſprang erbittert auf. Das Mädchen bat mich knieend um Gnade; ich trieb es aber aus dem Zimmer, eilte in der Wuth zur Berkheim, erzählte in Gegenwart des Chevalier, und zeigte das Billet vor, das ich bekommen hatte. Die Berkheim wollte ſich vor Lachen ausſchütten. Ich fluchte, und tobte; der Chevalier ſagte: cette noirceur ne manquera pas de mettre tous les hommes dans ses intérêts. C'est divin, unique! Ich hätte beinahe Händel mit ihm bekommen; denn er hörte nicht auf, dieſen ſchändlichen Streich göttlich zu finden.

Endlich ſetzte ich mich nieder, und ſchrieb ihr dies Billet: „Ich bin bei der Frau von Berkheim. Sie ſchüttet ſich aus vor Lachen über die Art, wie Sie ihr gern den ſchönen Fouquemont wegnehmen möchten. Wenigſtens wollen Sie doch jedermann bei dem Handel glücklich machen. Sie weiſen mich an die reitzende Frau von Berkheim, daß wir einander tröſten ſollen. Ich fürchte nur, daß Sie allein Urſache haben werden, unzufrieden zu ſeyn; denn Fouquemont, ſo fein er Ihre Liſt auch findet, läßt mich nicht aus den Augen. Ich bin" u. ſ. w.

Frau von Berkheim ſchrieb unter das Billet: Le coup est manqué, Madame; voilà un billet et, je vous en réponds, de ma main. Le Chevalier et le Comte sont chez moi, voilà un accident affligeant! Consolez vous: il est toujours des espérances consolantes pour une femme aussi belle et aussi fine que vous. C'est à une femme sans attraits à se laisser abattre par un coup manqué.

Der Chevalier wollte nichts dazu ſetzen, ſo ſehr wir auch deshalb in ihn drangen. Dieu m'en garde, ſagte er; ce seroit manquer de politesse. Il faut ménager les dehors au moins.

Einige Tage nachher fühlte ich, daß es ein ſchlechter Streich war, ihr das zu ſchreiben. Sie iſt auf das Land gegangen. Und ich? Wenn ich mich wieder betriegen laſſe, ſo verdiene ich, betrogen zu werden!

* * n.

Mit dem beſten Vorſatze, mich nach deinen Grillen zu richten, komme ich nicht weiter. Und ich frage noch einmal: iſt das meine Schuld? Soll ich der Roſe danken, daß ſie mir duftet? Soll ich vor dem Weinſtocke knieen, weil der Saft ſeiner Beeren meiner Zunge wohlſchmeckt? — Ich matte mich vergebens ab, und ängſtige mich ſelbſt, irgendwo ein Herz zu finden, das ein Herz iſt, und worin doch Eine Saite mit dem meinigen zuſammenklingt. Vergebens! Wahrhaftig! ſie haben hier Recht, wenn ſie ſagen: jamais honnête homme ne fut heureux par les femmes. Man muß genießen: das iſt die Stimme des Herzens, die Stimme der ganzen Natur. Wie? auf welchem Wege? — wer giebt mir das Recht, das zu unterſuchen? Der Thor nennt das, wodurch er genießt, Liebe. Gebe der Himmel, daß der Traum erſt mit dem letzten Hauche ſeiner Bruſt verſchwinde! Ich nenne das Wolluſt, bin reſignirt, und begnüge mich damit.

Du machſt mir Vorwürfe darüber, daß ich

das weibliche Geſchlecht verachte, und bedenkſt nicht, daß die Weiber den Mann mit gleicher Münze bezahlen. Sie verachten ihn, und genießen; weiter nichts. Sie ſind unſer Spielzeug; wir das ihrige. Jeder betriegt den andern mit Schmeichelei; und — ſeltſam genug! — beide Partheien lachen, daß ſie betriegen, ohne zu ahnen, daß ſie eben ſo wieder betrogen werden. Läuft da die Rechnung nicht auf Eins hinaus?

Was könnte denn Liebe, wenn ſie unſer Loos wäre, mehr thun, als die Eigenliebe wirklich thut? Und bei der letzteren habe ich noch den Vortheil, meine Freuden ſo oft verändern zu können, als ich will. Was that ich nicht, um meinen Glauben an weibliche Tugend zu erhalten! Ich liebte die Wahlberg, und wurde einem faden Gecken aufgeopfert, deſſen Schedel wahrhaftig nicht Gehirn genug enthält, einen Affen gehörig damit auszuſtatten. Freilich iſt er eine ſchöne Figur und der beſte Tänzer. — Ich flatterte von Einer zu der Andern. Dieſe gab mir die Eitelkeit; Jene eine Laune; eine Dritte die lange Weile; eine Vierte warf ſich in meine Arme, weil ſie ein Mädchen haßte, das mich intereſſirte. So gaben mir Wolluſt, Thorheit, Eitelkeit, Laune, lange Weile, Rache, aber nie die Liebe, eine ganze Reihe von Herzen.

Ich finde mein Leben angenehm, und ſpotte der Thörinnen. Auch ſie finden es angenehm. Ich gebe, was ich bekomme: Vergnügen für Vergnügen, Schmeichelei für Schmeichelei, und Verachtung für Verachtung. Das einzige Verdienſt der Weiber beſteht in der Kunſt, durch verſtellte Weigerung ihrer Gunſt eiñen höheren Werth zu geben, und auf dieſe Art den Mann deſto ſklaviſcher zu feſſeln. Ich halte mich nie für den Sieger, aber auch nie für den Beſiegten, und zerbreche lachend die ſtärkſten Feſſeln, ſobald ſie mir läſtig ſind. Sie bedauern nicht meinen Verluſt; ſie bedauern nur, daß ſie nicht zuerſt brachen. Man verläßt einander, wie man ſich zuſammen fand: mit einer Schmeichelei; dann kennt man einander nicht mehr.

So ſind ſie alle; alle! Lies das noch einmal, und dann ſchäme dich, daß du mir den Rath geben konnteſt, zu heirathen. Ich, eine

Frau nehmen? Wahrhaftig, ich mußte laut lachen, als ich das las. Schaffe mir einen Harem, in den ich ſie einſperren kann, und ich will heirathen, welche du willſt; denn ſie ſind alle aus Einem Thone geformt.

* * n.

Ich lache nicht über deine Vorwürfe, Ludwig; ſie ſchmerzen mich: denn ſie kommen von dir. Du fragſt mich: ob ich eben das von Hannchen behaupten möchte. O Ludwig, ich behaupte daſſelbe von mir; warum nicht von Andern? Hannchen iſt eben ſo erzogen, wie ich, in dem ſüßen Wahne der Liebe. Sie glaubt daran; aber meinſt du, daß ſie deshalb jede Verſuchung beſiegen würde? Noch iſt ſie unſchuldig: das will ich beſchwören; und vielleicht wäre ich in ihren Armen bis an den Tod in meiner heiligen, himmliſchen Täuſchung geblieben. Ich muß ſchon wieder fragen: bin ich Schuld daran, daß es nicht ſo iſt? O, Himmel! ſträubte ſich denn nicht mein guter Engel gegen dieſe marternden Wahrheiten? Hatte denn nicht die

Vorſehung mir das Glück des ſüßeſten Traumes zugedacht? Aber ich ſollte ja hinaus in die Welt, und das Wunder da ſuchen, wo ſchon die ſchreckliche Wahrheit auf mich wartete. Ihr, ihr ſtießt mich hin an das Licht, das mein und des Menſchen Elend beleuchtet! Ihr riſſet Hannchens täuſchende Hand von meinen Augen; und nun tretet ihr hin, und macht dem Unglücklichen, der unter Mörder gefallen iſt, noch Vorwürfe! Ich frage: iſt es meine Schuld?

---

* * n.

Ich lache bei deinen treuherzigen Verſicherungen, daß nicht jede ſo ſey, daß ich bald ein Herz finden müſſe, welches die Liebe kenne. Nun ja, ich geſtehe dir, in manchen Augenblicken gaukelt dieſer Wahn ſo freundlich, ſo roſenfarben vor meinen Augen, daß ich gern meine eigenen Erfahrungen verſpotten möchte.

Da erſcheint am Hofe eine junge Schönheit. Ihr Blick iſt ſo unſchuldig, ihr Betragen ſo einfach, daß ich, wie der ganze Hof, darüber erſtaune. Natürlich verſammelte ſich ſogleich eine ganze Schaar von Anbetern um ſie her; und ſie blieb ſich immer gleich. Man ſpionirte, man klatſchte, man rief Wunder. Das Mädchen hat einen Geliebten, und war ſtandhaft bei allen Stürmen unſerer jungen Herren. Ich wurde aufmerkſam, und ſah eine Zeitlang dem Spiele zu. Zwar wollten mehrere von unſeren Gecken viel zu verſchweigen haben; allein man ſah die Unwahrheit in ihren Augen. Ich flatterte, als das Gedränge ſich verlaufen hatte, um das Mädchen her; ich ſchmeichelte, betete an, gebrauchte alle nur mögliche Mittel, ſie zu einer Untreue zu verleiten, und — mußte mich endlich zurückziehen, wie jeder Andre. Nun zeigte ich in meinem Betragen Ehrfurcht für das Mädchen. Mein Herz bekam wieder neue Kraft; meine Jugendträume erwachten wieder. O! dachte ich zitternd; wenn dieſes das Mädchen wäre, das die Vorſehung dir beſtimmt hätte! Ich fühlte ſogar wieder Liebe, und las deine Briefe mit Entzücken. Ein warmer Lebenshauch erweckte alle ertödteten Tugenden meiner Seele, und ich rief: nein, ich bin noch nicht verloren!

Auf einer Redoute redete ich ſie an, und ſie tanzte mit mir. Meine Stimme war bewegt, wenn ich mit ihr ſprach. Ich ſagte ihr, welche Ehrfurcht mein Herz für ſie fühlte. Unter der Maske kannte ſie mich nicht, und niemand erkannte mich; denn ich war erſt den Abend ſpät von einer kleinen Reiſe zurückgekommen. Sie wollte meinen Namen wiſſen, und ich verſchwieg ihn, eben weil ſie ihn zu wiſſen verlangte. So ging der Abend hin. Ich war ihr Schatten; ich tanzte, ich ſprach nur mit ihr. Darüber kam ich auf die Grille, unter der Maske zu bleiben.

Am folgenden Morgen ſchrieb ich ihr ein Billet ohne Namensunterſchrift, in den ehrfurchtsvollſten Ausdrücken. Ich ſagte darin nichts von Liebe; allein es hauchte die allerzärtlichſte. So bekam ſie jeden Morgen ein Billet von mir, immer in den Schleier des Geheimniſſes gehüllt. Ich war mit ihr in jeder Geſellſchaft, ohne mich anders, als bloß höflich, gegen ſie zu betragen, und ohne ſie auf irgend eine Weiſe auszuzeichnen. Aber ich erfuhr faſt alle ihre Gedanken und Wünſche, ihre Geſellſchaften, ihre Partieen. Verlangte ſie nach etwas, ſo trieb ich es auf, und ſie bekam es, ohne zu erfahren, durch wen. Alle Gewächshäuſer rund umher mußten ihr des Morgens Blumen auf ihre Toilette liefern, und wenn es eine Fete gab, ſo lag am Morgen der geſchmackvollſte Putz auf ihrem Tiſche. Ich umſchwebte ſie wie ein Genius, errieth ihre Wünſche, ihre geheimſten Gedanken, und zeigte das in meinen Briefen. Das Mittel, welches ich dazu brauchte, war ganz einfach: ich jagte meinen Auguſt weg; und der iſt mein Gehülfe. Du weißt, wie treu der Menſch an mir hängt, und du glaubſt nicht, wie fein er in der Stadt geworden iſt. Er hat einen Liebeshandel mit der Kammerjungfer im Hauſe. Ohne ſie mit in mein Spiel zu ziehen, findet er doch täglich Gelegenheit, im Hauſe aus- und einzugehen. Und wenn man ihn auch endlich bemerkte, ſo konnte doch kein Verdacht auf mich fallen; ich hatte ihn ja weggejagt.

Auf der nächſten Redoute war ich wieder, aber in einer anderen Maske. Sie ging auf dem Saale umher, und ſuchte und ſuchte, ohne zu finden. Ich nahm die vorige Maske, und zeigte mich; ſie hörte auf zu ſuchen, und ſtellte ſich ſo, daß ſie mir in die Augen fallen mußte. Nun trat ich an ſie heran, und ſie ging mit mir. „Nicht wahr,“ fragte ſie endlich, als ich immer ſchwieg: „Sie ſind der Unbekannte, dem ich jeden Tag aufs neue verbindlich werden muß?“ Ich verbeugte mich. Sie verlangte meinen Namen zu wiſſen, und fragte, als ich den Kopf ſchüttelte, warum ich ihn nicht ſagen wollte. Ich ergriff ihre Hand, und antwortete in einem ehrerbietigen Tone: ſchönes Fräulein, ich liebe Sie; aber ich weiß, daß meine Liebe hoffnungslos iſt, und daß ſie mich unglücklich machen wird. Laſſen Sie mich unbekannt bleiben. Ich ſehe Sie jeden Tag; doch nie ſoll ein Blick, ein Wort Ihnen verrathen, wer der Unglückliche iſt, der Sie ſo innig liebt.

Ich widerſtand allen ihren Bitten, aller ihrer Liſt, meinen Namen heraus zu bringen. Sie verließ mich endlich, kam aber bald wieder. Ich ſprach aufs neue mit ihr von meiner

Liebe. Sie raubte mir alle Hoffnung, hörte mich aber dennoch an; und immer endigte ſie mit der Frage: wer ſind Sie?

Ich führte die angefangene Rolle durch, und blieb unbekannt, ſo viele Mühe ſie ſich auch gab, mich auszuſpüren. Die Redoute war der einzige Ort, wo wir einander ſprachen. Sie drang vergebens mit immer größerem Eifer in mich. Ich redete unaufhörlich von meiner Liebe, doch ohne jemals über die Gränze der Ehrfurcht hinaus zu gehen. Sie wurde zerſtreuet, wenn ich bei ihr war, drückte mir die Hand, und klagte ſeufzend, daß ihr Herz ſchon verſchenkt ſey. Endlich begleitete ich ſie in der Maske zu Hauſe. Sie wendete Alles an, was Bitten vermögen, mich kennen zu lernen; aber ich ſagte: meine Liebe iſt hoffnungslos; doch Ihr Verlangen iſt es gleichfalls. Ich wollte weggehen. Sie faßte meine Hand, und war unentſchloſſen, was ſie thun ſollte. Endlich warf ſie ſich mit einem Strome von Thränen an mein Herz, und ſtammelte das Geſtändniß ihrer Liebe. Ich faßte ſie in meine Arme; ſie wiederholte ihr Geſtändniß. Meine Maske fiel ab, und mein Mund ſank auf ihre Lippen.

Mache die Anwendung ſelbſt. Neugierde gab mir das Herz, das Liebe, Ehrfurcht und Schmeichelei mir nicht geben konnten. Wahrlich! ſie war in der Unſchuld des Landlebens, in der ſtillſten Einſamkeit erzogen; und dennoch — O! wer da noch blind iſt, der muß blind ſeyn wollen.

Unſere Liebe blieb ein Geheimniß, und ſie behielt den Ruf einer unerſchütterlichen Treue. Ach, ſelbſt die Unſchuld ſcheuet das Vergehen nicht; ſie fürchtet nur den Ruf, den es ihr zuziehen könnte. Jetzt iſt ihr Liebhaber hier. O, wenn du die Blicke ſäheſt, mit denen ſie an ihm hängt — du würdeſt deine Seligkeit für ihre Treue verſchwören; und doch iſt ihr Herz mein. Soll auch ich mich ſo betriegen laſſen? — Lies dieſe Erzählung, und dann fälle noch einmal ein Urtheil über mich! Freund, wo wohnt denn das Glück, wenn der ſchöne Tempel der Liebe in Trümmer fällt? Ich ſtehe an ſeinen Ruinen, und ringe hoffnungslos die Hände; und du biſt ſo grauſam, mich einen Böſewicht zu nennen! O Gott!

* * n.

Und was thue ich denn, daß du mich ſo nennſt? Sag, was thue ich! Soll ich die kurze Jugend verjammern? Seh' ich nicht ohnehin den Jahren, die mich über die Jugend hinwegführen, mit einem geheimen Grauen entgegen? Nein, Ludwig, nein; deine Vorwürfe treffen mich nicht. Noch nie habe ich die Unſchuld, die ſich eine ewige Liebe träumt, verführt; noch nie Schande und Elend in eine Familie des genügſamen Mittelſtandes gebracht, der ſich allein durch das Gefühl der Unſchuld für den Mangel an Reichthum ſchadlos halten muß. Oft genug treibt mich die Begierde zu einem lieblichen Geſchöpfe, das in ſeinem kunſtloſen Schmucke, in ſeiner rührenden Einfalt, mein Herz anzieht; aber ich eile zitternd vorüber: ein Cherub mit dem flammenden Schwerte beſchützt den Eingang zu einem ſolchen reinen Herzen, und ich wage mich nicht hinein. Ich ehre Hannchens Tugend in ihren Schweſtern; denn was hätte ich, um ihnen Erſatz für ihren frommen Wahn zu geben? Nein, Ludwig, ich

will

will meiner Jugend genießen; aber ich bin kein Böſewicht. O, wenn du zu mancher Stunde in dieſes Herz ſehen könnteſt — du würdeſt es bereuen, daß du mich ſo nannteſt!

---

* * n.

O Himmel! in welchem leeren, grauenvollen Raume bin ich ſo fürchterlich allein! Allein! denn auch von dir hab' ich ſeit zwei Monaten keine Zeile. Ludwig, Ludwig! ſo verſchwindet denn nach und nach jede Täuſchung, die das Leben umgab, und der fürchterliche Anblick meiner Zweckloſigkeit liegt offen vor meinen Augen da, wie der Anblick der Verweſung. Mein Herz iſt ſo kalt, ſo leblos, daß ich oft frage, ob es noch ſchlägt. Was wollte die Natur mit uns? was mit mir? Ich ſtarre in den ſchrecklichen Abgrund hinab, und fahre mit Schauder zurück. Sieh, rund um den Menſchen her iſt alles fröhlich; nur der Menſch allein darbt mitten unter dem Ueberfluſſe der gütigen Natur. Das Thier genießt, ohne mehr als Genuß zu verlangen; wir wollen mehr, und zu dem Mehr iſt kein Weg in der ganzen Natur. O, warum lehrte man dieſes Herz Wünſche kennen, die nie befriedigt werden ſollten! Hier ſteh' ich mit dieſem leeren Herzen, in Verzweiflung, in dem Gefühle meines Nichts, und erſchrecke vor mir ſelbſt! Ich ſehe mit Grauen jedes neue Tageslicht; denn es führt mich einen Schritt weiter zu einer Sandwüſte ohne Quellen, ohne einen Grashalm: zu dem freudenloſen Alter. Und ſteh' ich nicht ſchon jetzt an dem Eingange dieſer Wüſte? Ludwig, die Wolluſt, die mich berauſchte, iſt ſelbſt meinen Sinnen kein Genuß mehr; denn der Glaube, daß ich geliebt werde, iſt gänzlich dahin. Laß mich auch neue Lüſte finden, die noch reitzender, noch berauſchender ſind — die Wolluſt des vergangenen Jahres iſt nicht hinreichend, meine jetzige Begierde zu befriedigen; der Kreis meines Genuſſes muß ſich immer erweitern. Meine Begierde iſt unbegränzt; muß ich nicht endlich auf den Punkt kommen, wo ſie, ohne Gegenſtand, ermattet in das Herz zurückkehrt, und unbefriedigt mein Weſen untergräbt? Ich bin dem Trinker gleich, der von Einem feurigen Getränke zum andern ſteigt, bis keins mehr ſtark genug iſt, ſeine Zunge zu reitzen.

O Gott! warum fühlt mein Herz dieſe unerſättliche Begierde nach Liebe, und warum antwortet kein Ton, kein ähnlicher Ton in der Natur, dem reinen Tone dieſes Herzens! Mich ekelt vor der ewigen Mummerei: dem ewigen, ſchalen Gaukelſpiele des gegenſeitigen Schmeichelns, des faden Betruges. O, du hatteſt Recht! Ich bin kein Böſewicht; aber ich war auf dem Wege, einer zu werden. Schon warf ich meine lüſternen Blicke nach der Unſchuld umher. Ja, Ludwig! die Wolluſt iſt das gräßlichſte aller Laſter, weil ich nicht ſagen kann: hier hat es ſeine Gränze erreicht. — Ich ſitze auf meinem Zimmer, und bejammere die Zeit, die nun auf ewig dahin iſt. Die Einladungen, die vor mir liegen, ſieht mein Auge ſo kalt an; und mein Herz iſt kälter, als mein Auge. O, die Wolluſt iſt noch täuſchender, als die Liebe. Was iſt denn das Leben? Ludwig, antworte mir: was iſt das Leben?

* * n.

Ich habe deine lakoniſche Antwort verſtanden, und danke dir dafür. Du ſendeſt mir die Briefe, die du aus Offenbach von mir bekommen haſt, und ſchreibſt dabei: „In Offenbach „ward keiner deiner Wünſche erfüllt; und dennoch warſt du glücklich. In * * n befriedigteſt du alle deine Begierden; und du biſt unglücklich. Sinne nach, Guſtav! Was haſt du „verloren?“ Wie geſagt, ich danke dir. Ich habe meine Briefe aufmerkſam wieder durchgeleſen. Was ich verloren habe? O, ich möchte fragen, durch wen ich es verloren habe. Verloren? O Gott! die ganze Ruhe meines Lebens!

Leb wohl. Mein Wagen ſteht vor der Thür. Ich reiſe nach Offenbach, um dort mein Leben an meinen Seufzern abzuzählen: einem nach dem andern; und wann kommt der letzte? — Leb wohl!

Offenbach.

Fürchte nichts, Ludwig. Meine Briefe, die du mir wiederſchickteſt, gaben freilich die Veranlaſſung zu meiner Reiſe hieher; allein doch nur zur Hälfte. Ich war es müde, in der Welt zu leben; müde, der Thor fremder Eitelkeit und meiner eigenen Begierde zu ſeyn; müde der Zerſtreuungen und des überfüllenden Genuſſes; müde von dem nichts ſagenden Getümmel der Geſellſchaften, den Rendez-vous, den Betriegereien und der Politeſſe, worüber Herz und Geiſt verloren gehen. Da kamen meine Briefe, und ich las ſie. Das Andenken an vergangene Tage ſtieg in einer ſo ſchönen, rührenden Geſtalt vor meiner Seele auf, daß Thränen meine Augen füllten, und ein unwiderſtehliches Verlangen, eine heiße Sehnſucht nach dieſen Tagen in meiner Seele lebendig ward. Ich ließ anſpannen, ſchrieb einige Abſchiedskarten, und warf mich ſo eilig in den Wagen, als ob er mich in ein Paradies bringen ſollte.

Da ſaß ich mit verſchloſſenen Augen, und träumte die ſchönen Stunden, die ich einſt hatte, noch einmal. Mein Herz füllte ſich wieder mit lebendiger, hoffnungsreicher Kraft. Je näher ich dem Ziele meiner Wünſche kam, deſto lebendiger, deſto heißer wurde meine Sehnſucht. Unter dieſen Empfindungen erreichte ich Zorringen. Hier ließ ich den Wagen halten, und ging zu Fuß nach Offenbach. Ich nahm den Weg durch das Gehölz oben auf der Höhe. Als ich daraus hervortrat, lag Offenbach vor mir. Die Lichter, die in den Hütten brannten, ſchienen mich freundlich einzuladen. Zwei Jahre habe ich dich nicht geſehen! ſagte ich, und eilte weiter. Ich ſchlich in der Gaſſe hin, und hatte nicht den Muth, nach Hannchens Fenſter hinauf zu blicken. Als ich in das Haus trat, begrüßten mich zuerſt die Hunde mit freundlichem Gebelle; dann wurde ich von den Domeſtiken mit fröhlichem Jauchzen empfangen und umringt.

Ich ging zu meiner Mutter. „So unvermuthet, Guſtav?“ ſagte ſie, mehr verlegen, als herzlich. Dann mußte ich von der Reſidenz erzählen. Liebe Mutter, — ſagte ich zuletzt —; ich bin es dort müde, und komme zurück, um zu ſehen, ob hier Zufriedenheit für mich wohnt. — Sie ſah mich ſcharf an. „Guſtav,“ ſagte ſie, noch immer verlegen; „ich bat dich, zu heirathen!“ — Ich lächelte. Sie fuhr fort: „dich wird doch wohl nicht eine alte Thorheit wieder hieher bringen?“ — Ich legte meine Hand auf die Bruſt, und ſagte ernſthaft: ich wiederhole das Verſprechen, Mutter, das ich Ihnen gegeben habe. — So gingen wir ruhig aus einander.

War es Zufall, oder wollte meine Mutter eine Probe mit mir anſtellen? Am folgenden Morgen wurde ich zu ihr gerufen, und einen Augenblick nachher kam Hannchen. Sie machte mir ſehr ruhig eine Verbeugung, die ich mit Unruhe erwiederte. Ihre Stimme blieb dieſelbe; ſie war ſo unbefangen, ſo ſich gleich, daß ich, wie erſtarrt, vor ihr ſtand. Keine Spur von Bewegung, auch nicht einmal wie man ſie zeigt, wenn man einen bloßen Bekannten nach einer langen Abweſenheit wiederſieht. Das ärgerte mich. Zwar hatte ich vorher keinen Wunſch, ſie anders zu finden; aber ſo, ſo!

Ich blieb noch einige Minuten, ſcherzte mit meiner Mutter, erzählte einige luſtige Anekdoten, und ging dann.

Sie iſt ein Weib! rief ich, als ich auf meinem Zimmer war. Und iſt ſie es nicht? Sag ſelbſt! In zwei kurzen Jahren hat ſie mich ſo gänzlich, ſo rein weg vergeſſen! Und wann, wann vergaß ich jemals ſie? Fürchte nichts, Ludwig! Sie ſtand ſo kalt, ſo deutungslos da; eine Bildſäule der Gleichgültigkeit hätte nicht anders ausſehen können. Du meinſt vielleicht, ſie hätte doch ein leichtes Erſchrecken zeigen müſſen, als ſie den Freund ihrer Jugend wiederſah; wenigſtens ein leichtes Erröthen — wenn auch nur ſo leicht, ſo unmerklich, wie der Abglanz einer Roſe auf einer benachbarten Lilie; oder eine leiſe Alteration ihrer Stimme. Vielleicht denkſt du, ich habe es nicht bemerkt? O, eine Bebung, wie der leiſeſte Laut einer Harmonika, hätte mir nicht entgehen ſollen. Aber nichts, nichts von dem allen. Sie iſt ein Weib! Fürchte nichts! Es iſt vorbei!

Offenbach.

Oder glaubſt du vielleicht, ſie habe ſich in Gegenwart meiner Mutter verſtellt? Dann irrſt du dich; denn ich habe ſie auch allein geſehen. Ihr Vater kann wegen eines Flußfiebers ſein Zimmer nicht verlaſſen. Meine Mutter ſelbſt bat mich, ihn zu beſuchen. Ich ging, und begegnete auf der Treppe Hannchen, die eben ausgehen wollte. Sie kehrte mit mir zurück, und öffnete mir die Thür. Ich glaubte, nun würde ſie gehen; aber ſie folgte mir in das Zimmer, holte mir einen Stuhl, ſetzte ſich ganz ruhig an ihres Vaters Bett, und ſprach ſo natürlich, ſo unbefangen mit ihm und mit mir, daß ich meinen Verdruß kaum verbergen konnte. Als ich endlich ging, begleitete ſie mich die Treppe hinunter, öffnete die Hausthür, verbeugte ſich, und, indem ſie die Thür noch in der Hand hielt, ſprach ſie mit einem Mädchen, das eben kam, ſo ruhig, daß ich im Herzen fluchte. Tauſend gegen Eins hätte ich wetten mögen, daß ſie an der Thür des Zimmers umkehren würde; aber ſie ging mit mir hinein.

Kennſt du die Ruhe, mit der man Theil an jedem Geſpräche nimmt, und, ohne zerſtreuet zu ſeyn, dennoch ein Geſchäft verrichtet, das unvermuthet kommt? So ruhig ſaß ſie da, hörte zu, ſprach ſelbſt, ſtreichelte freundlich ein Hündchen, das an ihr aufſprang, rieb emſig ein Paar Flecken ab, die ihr des Hundes Pfoten gemacht hatten, horchte dann nach den Menſchen, die auf der Gaſſe ſprachen, und ſo weiter. Hätte man auch nur die kleinſte Spur von Zerſtreuung ſehen können, ſo wollte ich mich ſelbſt blind ſchelten; allein, wenn ich ſprach, ſo ſah ſie mich an, gerade wie man einen anſieht, der erzählt. Warf ich einen Blick auf ſie, ſo ſchlug ſie nicht ihr Auge nieder, wie ehemals; ſie ſah mir ins Geſicht, ſo wie man ſein Auge auf etwas wendet, das in gerader Richtung vor einem liegt. — Das iſt das Mädchen, welches die ſeltene Ausnahme machen ſollte! Das iſt ſie; und ich bin ihr ſo gleichgültig, wie mir mein Antipode!

Offenbach.

Sie wird dich vermeiden, ſchreibſt du mir. Mit nichten. Sie vermeidet mich eben ſo wenig, als ſie mich ſucht. Du wirſt jetzt ohne Zweifel meine beiden letzten Briefe haben; aus denen kannſt du ſehen, daß hier nichts zu befürchten iſt. Sey doch ruhig, ich bitte dich. Sie iſt ein Weib, wie andere. Vermeiden? O, ganz und gar nicht. Da geht ſie in der Allee, und ich komme hinter ihr her. Sie blickt zurück, ſobald ſie meinen Gang hört, bleibt an der Seite ſtehen, zieht ein kleines Mädchen, das ſie bei ſich hat, aus dem Wege, und antwortet mit heller Stimme, wenn ich gerade etwas frage. Ich gehe vorüber, und ſie geht denſelben Weg, ohne umzukehren, wie ſie es ſonſt that, als ſie die Bruſt voll Liebe hatte, und mich vermeiden wollte. Sie merkt mich nicht: das iſt der Ausdruck. Vermeiden? Lieber Gott!

Offenbach.

Sie vermeidet mich auch; ja doch, ja! Alle Orte, wohin ich gehe, um ſie zu finden, beſucht ſie nicht; find' ich ſie aber dennoch einmal, ſo vermeidet ſie mich nicht, ſondern treibt ihr Geſchäft fort, als ob ich gar nicht da wäre. So traf ich ſie bei dem alten Lauterbach an. Der Mann empfing mich mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit; du weißt ja, wie väterlich lieb er mich immer gehabt hat. Sieh! er ſaß neben mir, und erzählte mit der gutherzigen Geſchwätzigkeit ſeines Alters alle die kleinen Veränderungen in ſeiner Haushaltung, in den Forſten und in den Feldmarken. Hannchen ging nicht etwa weg, ſondern nahm ſich, als ich ſaß, einen Stuhl, und ſpielte mit einem Knaben auf einer Schiefertafel das Spiel fort, bei dem ich ſie antraf.

Sie lachte, wenn der Knabe ſich mit ſeinem Zeichen in ein unrechtes Fach verirrte. Es war nicht etwa das gezwungene, kokette Lachen der Damen, womit ſie locken wollen; nein, ein herzliches Lachen über die Beſtürzung des Knaben, wenn er ſich gefangen ſah. Sie milderte es ſogleich, wenn etwa eine Pauſe in unſerm Geſpräch entſtand; und das geſchah ziemlich oft. Als das Spiel dann geendigt war, kam ein kleines Mädchen zu ihr, und zeigte ihre Nähterei vor. Nun wies ſie das Kind mit ungetheilter Aufmerkſamkeit zurecht, flüſterte, um uns nicht zu ſtören, nähete dann ſelbſt, und ſah nur von Zeit zu Zeit einmal nach dem Kinde.

Du glaubſt, ſie ſähe mich nie an? Da irrſt du. Rede ich auf einmal laut, ſo läßt ſie ihre Nähterei mit den Händen ſinken. Sie ſieht mir, ſie ſieht dem Alten ins Geſicht, und nähet dann ſo ruhig fort, als ob der fremdeſte Menſch da ſäße.

„Wie finden Sie denn Jungfer Hannchen?“ fing der alte Lauterbach auf einmal an, und lächelte, wie ein partheiiſcher Vater, auf ſie hin. „Nicht wahr?“ fuhr er mit freundlichen Augen fort: „wen Gott lieb hat, dem giebt er ein ſolches Geſicht und eine ſolche Geſtalt!“ Ich ſtand auf, und trat vor ſie hin, als wollte ich die Richtigkeit dieſes Urtheils unterſuchen.

Hannchen reichte dem Alten die Hand, und ſagte freundlich: „Sie ſind ſehr gütig, lieber Vater.“ — Das war wohl, fiel ich ein, nicht Güte, ſondern nur Gerechtigkeit. (Sie ſchwieg, ohne eine Miene zu ändern.) Denn dieſes helle, geiſtvolle Auge, fuhr ich fort, dieſe ſchöne, feine Röthe auf den Wangen, dieſe edle Geſtalt . . . — Hier brach ich ab, weil ſie mich ſo ruhig und, wie es mir ſchien, ſo ſtolz, ſo ſonderbar anſah, daß ich nicht fortfahren konnte. „Nicht wahr?“ nahm der Alte wieder das Wort: „eine Königin kann nicht ſchöner ſeyn?“ Sie ſah den Alten freundlich an, und fragte ſcherzend: „müſſen denn alle Königinnen ſchön ſeyn? Sie haben ja noch neulich von der häßlichen Herzogin erzählt.“ Und nun machte ſie ſich mit dem Mädchen eine Beſchäftigung, um das Geſpräch auf etwas Andres zu leiten. Ich wollte es nicht abbrechen laſſen, und ſagte ſchnell: ob es die zwei Jahre Entfernung machen? Mich dünkt, ehemals war Ihr Auge ſanfter, gütiger, zutraulicher. — „Nein, lieber gnädiger Herr; ich wüßte kein Auge, das gütiger ſeyn könnte, als das hier.

Sehen Sie einmal den gnädigen Herrn an, liebe Tochter." Sie ſah auf, blickte mich an, erröthete ein wenig, und machte mir in dem Augenblick eine faſt unmerkliche Verbeugung. Deutlicher, als mit dieſer Verbeugung, konnte ſie nicht ſagen: das Geſpräch mißfällt mir. Aber ich wollte ſie nicht verſtehen. Sie bemerken das nicht, lieber Alter; doch ich — ich bin zwei Jahre entfernt geweſen, und bemerke auch die geringſte Kleinigkeit. — „So werden Sie auch bemerkt haben, Herr Graf," ſagte ſie ruhig, wieder mit dem ſtolz kalten Blicke, „daß ich nicht gern der Gegenſtand eines ſolchen Geſpräches bin." Sie ſetzte ſich wieder; und ehe ich mich beſinnen konnte, that ſie raſch ein Paar Fragen, die den Alten aufs neue tief in ſeine Forſten brachten. Ich ſuchte ihn zurückzuführen; doch in eben dem Augenblicke war ſie verſchwunden.

Das iſt mehr als Gleichgültigkeit, das iſt Verachtung. Gleichgültigkeit würde mir wehe thun; die Verachtung verdrießt mich. Was will ſie? Ich habe jetzt kaum den Muth, ſie anzureden. Was that ich ihr, ihr, die ich allein liebte, die ich vielleicht noch jetzt unſäglich liebe? was that ich, daß ſie mich verachtet?

Offenbach.

Rache, möcht' ich gern ſagen, daß ich in zwei ganzen Jahren nicht Einen Verſuch machte, ſie zu ſehen. Auch hatte ich mich auf ſo etwas gefaßt gemacht, auf Spöttereien über die Veränderlichkeit der Männer, auf ein kleines Maulen. Ich dachte ſchon im voraus mit Vergnügen daran, zu welchen kleinen lebhaften, zärtlichen Scenen das Anlaß geben ſollte. Und nun dieſe unerwartete Gleichgültigkeit, dieſe auffallende Nichtachtung! Verachtung kann ich nicht ſagen; ich bin ihr nichts, gar nichts. Iſt mir doch, wie einem, der von einer langen und gefährlichen Reiſe zurückkommt, mit ängſtlicher Freude zu ſeiner väterlichen Hütte eilt, und, anſtatt deren, auf eben der Stelle einen Schlund findet, der ihn zu verſchlingen droht! Er ſteht ungewiß da, möchte ſeinen Sinnen nicht trauen, muß endlich, und verzweifelt.

Hier

Hier ſitze ich, erbittert über ſie, leſe meine Briefe wieder, und werde noch mehr erbittert, wenn ich finde, wie ſie war, und dagegen halte, wie ſie iſt. Doch dann, wenn ich ſie ſehe, ihre Stimme höre: dann hoff' ich wieder; denn, Ludwig, kann das Alte ſo gänzlich verſchwinden? muß nicht die Empfindung irgend einen Eindruck im Herzen zurücklaſſen? Ich ſehe das ja an mir. Wenn auch nicht Liebe, doch Neugierde, doch Eitelkeit, doch — — So räſonnire ich, und — Ich rudere ſo ſchwer, daß mir die Sehnen ſchmerzen, langſam auf das Ufer zu, und eine Welle treibt mich dann weiter zurück, als ich war.

Sieh! vor einigen Tagen ſaß ich zwiſchen den öden Klippen auf dem Stein, in einem Gewebe von Brombeerranken und Schlehenbüſchen, das mich verſteckte. Ich hörte rauſchen. Sie kam ganz allein, mit einem Hündchen, und ſetzte ſich auf den Raſen ſeitwärts vor mir. Durch die Ranken ſah ich ſie, ohne von ihr geſehen zu werden. Als ſie ſich ſetzte, hätte ich darauf ſchwören wollen, ſie würde den Kopf auf die Bruſt ſinken laſſen, und an mich denken. Aber nein; ſie ſah mit fröhlichen, glänzenden Augen in die Gegend, die ſo ſchön vor ihr da lag. Dann zog ſie ein Strickzeug hervor, ſang, erſt ſummend, dann laut, ein fröhliches Liedchen, und ſcherzte nun mit dem Hunde. Ich verließ unbemerkt meinen Platz, und ging von hinten ihr näher. Das Hündchen verrieth mich durch ſein Gebell. Sie legte die ſchöne Hand auf den Raſen, ſah ſich um, ſtand ſogleich auf, und rief den Hund, der gegen mich los fuhr.

Ich näherte mich ihr ruhig, und fragte lächelnd: iſt dies noch immer Ihr Lieblingsplatz? Sie blickte in das Thal hinunter, und dann auf mich. „Man hat hier die ſchönſte Ausſicht!" — Und werden Sie der Ausſicht nie müde? — „Nie; denn ſie ändert ſich alle Tage." — Was Ihnen gefallen ſoll, ſagte ich ſcherzend, muß alſo veränderlich ſeyn. Ich bin denn wohl noch eben derſelbe, der ich vor zwei Jahren war! — (Sie ſchwieg.) — Hannchen, wie konnte Ihr Herz mich ſo ganz vergeſſen? — „Herr Graf, Sie können mir befehlen, und ich muß bleiben." — Ich verſtand ſie nicht, und fragte: was meinen Sie? — „Wenn Sie erlauben, ſo will ich gehen.“ — Und wenn ich es nicht erlaube, ſo werden Sie Lauterbachs Frau? — „Das ſteht in keiner Verbindung.“ Sie machte mir eine Verbeugung, und wollte mich verlaſſen. — Nein, Hannchen; Sie dürfen nicht weggehen. (Ich nahm ihre Hand, die ſie mir aber nur einige Augenblicke ließ.) Sie waren meine Freundin: warum änderten Sie das ſchönſte Verhältniß, worin mein Herz je ſtehen konnte? O, warum zeichnen Sie mich von allen Menſchen durch auffallende Verachtung aus? — „Verachtung? Nein, Herr Graf. Schon Ihr Rang ſichert Ihnen die Achtung, die ich Ihnen ſchuldig bin.“ — Verachtung oder Gleichgültigkeit: eins thut meinem Herzen ſo weh, wie das andere. Hannchen, ich frage Sie nur, was ich that. Die Gerechtigkeit macht es Ihnen zur Pflicht, mir dieſe Frage zu beantworten. — „Herr Graf, fühlen Sie die Seltſamkeit dieſes Geſpräches nicht? Möchten Sie mir eine ſolche Frage wohl in Gegenwart nur Eines Freundes thun?“ — In Gegenwart der ganzen

Welt, wenn es ſeyn könnte. — „Ich habe Ihnen nichts vorzuſchreiben, Herr Graf: denn Sie ſind hier Herr; aber bitten darf ich Sie doch, mich mit Allem zu verſchonen, was ich nicht hören darf.“ — Nicht darf? Was hindert Sie? Sie ſagen ſelbſt, ich bin hier Herr. Warum dürfen Sie nicht? was hindert Sie? — „Mein Bewußtſeyn, daß ich zum mindeſten gewöhnliche Achtung verdiene.“ — Und gab ich Ihnen nicht die höchſte, die ein Herz voll ehrerbietiger Liebe geben kann? — „Ich bin nicht Richter über Ihre Gedanken, Herr Graf; aber wohl über die meinigen. Erlauben Sie, daß ich gehe.“ — Erſt antworten Sie, warum Sie mich . . . O, Hannchen! iſt es möglich? Kann Ihr Herz, das jedem Menſchen ſo viele ſchonende Güte zeigt, doch gegen mich ſo ungerecht ſeyn? Verdient meine treue Liebe, meine innige Anhänglichkeit, nicht wenigſtens Mitleiden, wenn auch nicht Dankbarkeit, wenn auch nicht Liebe? Soll dieſe Liebe, die uns Beide glücklich machen könnte, das Elend meines Lebens werden? — „Wahrhaftig, Herr Graf,“ erwiederte ſie, zweideutig lächelnd, und ſah mich die ganze Zeit über ruhig an: „wahrhaftig, jetzt muß ich aus Achtung für Sie ſelbſt gehen.“ — Und Sie antworten mir nichts? — „Nichts.“ — Iſt das nicht Verachtung? — „Nein; wir denken verſchieden. Ich antworte niemals auf einen Scherz, der dem Ernſte ähnlich ſeyn ſoll, weil ich das — verzeihen Sie mir, Herr Graf; Sie zwingen mich — weil ich das Falſchheit zu nennen gewöhnt bin.“ — Wie aber, wenn ich Ihnen beweiſe, daß es der wahrſte Ernſt iſt? — „Ich würde meine Achtung für mich ſelbſt verlieren, wenn ich das unter irgend einer Bedingung glauben könnte.“ — Hannchen! ſagte ich empfindlich. — „Herr Graf, Sie haben mich dazu gezwungen. Ich bitte um Verzeihung. Laſſen Sie das die letzte Unterredung dieſer Art ſeyn; denn, Herr Graf, am Ende thut es doch jedem Herzen weh, wenn es verſpottet wird, ohne ſich wehren zu dürfen. Verzeihen Sie mir!“ Sie wollte wieder gehen; ich hielt ſie aber.

O, was fordern Sie, Hannchen! . . . Edles Mädchen, ſo fühle doch endlich die Allmacht deiner Schönheit, und ſtoß das Herz nicht zurück, das ſie mehr als jedes andre empfindet! — „Herr Graf," ſagte ſie ein wenig ſpottend; „Sie müſſen mich für ſehr eitel halten. Ich bitte Sie, als um eine Gnade, von mir zu glauben, daß ich Ihnen jetzt meine innerſten Gedanken geſagt habe." Sie verbeugte ſich, und ging nun raſch die Berge hinunter. Ich ſah ihr nach, bis ſie ſich in das Gebüſch verlor, ohne mich von der Stelle zu rühren.

Mein Herz iſt nun ſo bitter, ſo menſchenfeindlich! Ich habe mir vorgenommen, ſie nie wieder anzureden; aber wenn ſie ausgeht, ſo brenn' ich vor Verlangen, ihr nachzufolgen, und ſie zu fragen: o, was that ich dir? — Ludwig, ich erſchrecke oft vor mir ſelbſt. Kehrt nicht wieder Liebe in dieſes Herz zurück, ſo iſt es um alle meine Tugenden geſchehen. Ich freue mich jetzt, wenn ich einen Unglücklichen ſehe, weil ich doch nicht allein unglücklich bin. O, wie fühle ich jetzt die Wahrheit der Worte: „Liebe iſt das Band der Vollkommenheiten!"

Offenbach.

Und ſie, ſie allein hätte ein Herz ohne Eitelkeit? Seh' ich denn nicht an der triumphirenden Miene, mit der ſie mich ſeitdem betrachtet, daß ſie ſich freuet, mich demüthigen zu können? Glaubt ſie, hofft ſie nicht, ich werde mich vor ihr niederwerfen, und wie ein Sklav anbeten? Das wollen ſie alle; um den Preis ſind ſie alle zu erkaufen! Und muß ich ſie mir um dieſen Preis, dieſen ſchimpflichen Preis erwerben, ſo — Ludwig, ja, ich fühle, daß mir für ſie kein Preis zu hoch iſt. Ich fühle, daß ich ſie liebe; und ſoll ich unglücklich bleiben, wenn ich die Mittel habe, mich glücklich zu machen? Ich möchte ſie gern mit Vergeſſenheit ſtrafen; aber ich bin nicht boshaft genug, ſie leiden zu laſſen, weil ich leide: denn ich ſehe es ihr an, wie gewiß ſie auf meine Thränen rechnet. Auf meine Thränen nur? Auch auf die ſchimpflichſten Thorheiten. Das merke ich an den ruhigen, ſtillen Blicken, mit denen ſie mich ärgern will; an dem halben Lächeln, womit ſie meine Bemühungen, ſie unter vier Augen zu ſprechen, vereitelt; an dem Spotte, mit dem ſie die Kälte in meinem Betragen verachtet. Ich bin zwei Jahre von ihr getrennt, laſſe nichts von mir hören, mache keinen Verſuch ſie zu ſehen. Sie kann mich vergeſſen haben, wie du ſagſt. Nun ja! Aber eben dieſes Vergeſſen ſelbſt beweiſet, denke ich, daß die Weiber keiner Liebe fähig ſind. Ich kehre endlich zurück. Jetzt ſoll mich ihre ausgezeichnete Kälte für das lange Vergeſſen beſtrafen; und ſie ſelbſt hat mich doch vergeſſen. Sieh! ſo eitel iſt ihr Herz! Denn läugne, wenn du kannſt, die Wahrheit meiner Darſtellung.

Aber meint ſie denn, daß ich nicht eben ſo vielen Stolz habe, als ſie Eitelkeit? Sie hat ihre Rechnung gemacht, ich die meinige; und ich bin gerechter als ſie: denn ich machte die meinige erſt nach der ihrigen. Ein Gewirre von Gedanken, von Entwürfen, ſchwärmt in meinem Kopfe. Du ſpotteſt über meine Plane, und glaubſt, ſie werden an der Tugend dieſes Mädchens ſcheitern. — Tugend dieſes Mädchens? Eitelkeit, Eitelkeit! Doch ich liebe ſie eben ſo ſehr, und bin eben ſo ſtolz, als ſie eitel iſt. Nur ein Kampf gleicher Kräfte. Iſt ſie tugendhaft, ſo ſey ſie es, ſo — Bin ich nicht, wie ein Kind, das im Dunkeln jedes Geräuſch für den Gang eines Geſpenſtes hält?

Offenbach.

Sey ruhig, guter Freund! Was du an mir von einem Lovelace zu ſehen glaubſt, iſt ſo gut ein Geſpenſt, als was du von ihrer Tugend ſiehſt. Meinſt du, ich ſey boshaft genug, die Unſchuld zu verderben? Wie oft ſtrecke ich meine Hände gen Himmel, und bete mit heißem Herzen, daß deine Verſicherung wahr ſeyn, und daß ich ein Herz voll Liebe finden möchte! Ach! und wenn es unter dem Mieder einer Bäuerin ſchlüge; dennoch wollte ich es an dieſe Bruſt drücken: nicht es zu vergiften; nein, den Himmel, meine Seligkeit darin zu finden. Aber ſoll ich blindlings glauben, weil du es gebieteſt? ſoll ich Wunder für möglich halten, ſo lange mir noch ein Weg offen ſteht, die Sache natürlich zu erklären? — Und wenn auch dieſer Weg zur Verzweiflung führte? — Sey ruhig, Ludwig! Wenn ich nur das kleinſte Flämmchen von Tugend erblicke — ich will ihm ſo geduldig, ſo emſig nachgehen, wie der Verirrte in einem Walde voll Mörder dem Lichte einer gaſtfreien Hütte, wie der Kranke der letzten Hoffnung. O, daß du nur einen Augenblick glauben konnteſt, mein Herz ſey zum Verderben geſchaffen!

Offenbach.

Aus meinem langen Stillſchweigen ſcheinſt du zu ſchließen, daß ich mit etwas Böſem umgehen müſſe. Nein, Ludwig; was ich auch vorhaben mag — dir werde ich es doch nicht verbergen. Aber was ſoll ich dir ſchreiben? Ich bin mit ihr noch auf derſelben Stelle. Sie iſt kalt, gleichgültig, ruhig, und, wenn ich ſie antreffe, ohne die mindeſte Verlegenheit, doch eben dadurch für mich nur um ſo anziehender. Wenn das nicht weibliche Eigenliebe iſt — was ſonſt? Noch neulich ſprach ich ſie auf ihrem Zimmer. Ich ſuchte ihren Vater, und fand ihn nicht. Hier darf ſie doch nicht davon, dachte ich, und fing an mit ihr über Muſik, über Stadt- und Landleben zu ſprechen. Ich ſcherzte ſogar, um ſie nicht auf den Verdacht kommen zu laſſen, daß ich an ihr Herz wollte. Da ſah ich denn, was ich noch nicht wußte. Ihr Geiſt iſt ſo rein, ſo gebildet, daß ich erſtaunte; denn nie hatte ich vorher über etwas Anderes, als über unſre Liebe, mit ihr geſprochen. Sie ſagte nur wenig, aber das Wenige mit einer Beſcheidenheit und einer ſo reinen Einfalt, daß man ſogleich ihren Lehrer, Richter, daran erkennen mußte. Ich glaubte, mein langes Dableiben würde ſie endlich verlegen machen; aber ganz und gar nicht. Sie ſtrickte, am Fenſter ſitzend, und ſprach mit großer Apathie. Natürlicher Weiſe äußerte ich meine Verwunderung über die neue Vollkommenheit, die ich an ihr bemerkte. Ich ſuchte meinem Lobe die feinſten Wendungen zu geben; doch ich gewann dadurch nicht das Geringſte. Es war, als ob ſie fühlte, daß ihr mein Lob gebühre, oder als ob ihre Beſcheidenheit noch größer wäre, als ihre Eigenliebe.

Jetzt trat ich näher zu ihr, und nahm alle meine Beſonnenheit zuſammen, um nicht wieder in den heftigen Ton der Vorwürfe zu gerathen. Hannchen, fing ich an, ich bewundere Ihren Geiſt; aber an Ihrem Herzen werde ich irre. Vielleicht haben Sie Gründe, ein vertrauliches Verhältniß mit mir zu vermeiden, doch gewiß keine, mir das, was ich für Sie empfinde, durch dieſe theilnahmloſe Kälte noch ſchmerzlicher zu machen. Sie können mir nicht wehren, Sie zu bewundern und zu lieben, eben ſo wenig als ich Ihnen wehren kann, Ihre Empfindungen zu haben. Jedem Menſchen vergelten Sie das kleinſte Wohlwollen durch Güte, durch herzliche Theilnahme; ſelbſt für eingebildete Leiden haben Sie immer bedauernde Thränen. Wenn Sie nun allein bei mir geſliſſentlich eine unnatürliche Ausnahme machen — muß ich nicht auf den Gedanken kommen, daß Sie eben darum, weil meine Empfindung ganz Ihnen zugewendet iſt, gegen mich kalt ſeyn wollen? Selbſt wenn ich nur ein ruhiger Zuſchauer wäre, würde es mir wehe thun, daß ein ſo ſchönes Herz zwei Seiten haben kann.

Sie hörte mich ruhig aus, hielt dabei das Strickzeug in der einen Hand, und legte die andere in den Schooß. Dann ſagte ſie lächelnd: „Gnädiger Herr, Sie wollen mich überreden, daß Sie mich lieben; aber doch auch nur überreden. Sie werfen mir Kälte vor, und es iſt wahr, ich bin kalt; aber auch Sie ſind es, ob Sie gleich warm ſcheinen wollen. Ich bin zu einfach für Ihre Ueberredung erzogen. Daß Sie mir ſagen, Sie lieben mich, könnte höchſtens meine Eitelkeit in Bewegung ſetzen; aber ich bin vielleicht zu eitel, als daß ich mich damit begnügen ſollte, die Wünſche eines Mannes, der lange Weile hat, erregt zu haben. Ich hoffe, Herr Graf," — ſetzte ſie, mit einem feſten Blicke auf mich, hinzu — „ich hoffe, Sie ſelbſt werden noch ſtolz genug ſeyn, der Unſchuld zu ſchonen, und mich nicht durch Aufdringlichkeiten in die Lage zu ſetzen, daß ich mich über Sie erheben kann!"

Sie erlangte ihren Zweck, wenn ſie ihn wirklich hatte. Das Wort Aufdringlichkeit erregte meinen Stolz. Hannchen, ſagte ich bitter, Sie ſollten bedenken, daß Ihnen mein Herz den Vortheil über mich gab, den Sie jetzt ſo geltend machen. Sie wollen mich in meinen eigenen Augen erniedrigen. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen geſtehe, daß es Ihnen gelungen iſt?

„Nein," ſagte ſie etwas heftig; „Sie mißdeuten mich, Herr Graf. Ich will Sie nicht erniedrigen; ich wollte Sie nur fühlen laſſen, daß Sie ſelbſt die Rolle, die Sie ſpielen, nicht rühmlich finden. Ich bin Ihrem Range Ehrerbietung ſchuldig; aber . . ." —

Nein, Sie achten ſelbſt nicht einmal meinen Rang; Sie freuen ſich, daß Sie ihn demüthigen können, den Rang, den ich nie geltend machte. Ich habe nie von Jemand Achtung für meine Geburt gefordert; doch für mein Herz forderte ich ſie von Ihnen, wenn auch von keinem andern Menſchen. Aber Sie achten Beides nicht. Sie würden das nicht geſagt haben, was Sie ſagten, ſelbſt wenn Sie nur den elenden Rang fürchteten, auf den ſie ſich immer berufen.

„Herr Graf, Sie mißdeuten mich immer. Ich habe Achtung für Ihren Rang; doch ich fürchte ihn nicht. Sie halten mich für eitel. Ich bitte Sie um ſonſt nichts, als mir die Ruhe zu gönnen, deren ich hier genießen kann, und ich verſpreche Ihnen, niemals ſo eitel zu ſeyn, Ihre Aeußerungen gegen mich für etwas Anderes, als für den Scherz der langen Weile, zu halten. Beſtrafen Sie meine Eitelkeit, Herr Graf, und laſſen Sie mich ruhig in dem engen Kreiſe, worin ich lebe, meines Glükkes genießen."

Hannchen! und das wäre alles, was Sie mir zu ſagen hätten? Das wäre der ganze Segen, auf den ich hoffte? Das wäre Ihr Lebewohl?

„Ja, Herr Graf; ich bitte Sie noch einmal darum."

Als ich vor zwei Jahren von Ihnen wegging, da ſagten Sie: ich ſollte mich mit Ihren Thränen tröſten; und jetzt, Hannchen! jetzt!

„Das war nicht großmüthig, Herr Graf! Sie werfen mir eine Unbeſonnenheit vor."

Und ſind Sie großmüthig, daß Sie jetzt die Thränen bereuen, deren Andenken noch immer, ſelbſt in dieſer Stunde, die Hoffnung meines Lebens iſt?

„Herr Graf, muß ich Sie wirklich noch einmal bitten zu glauben, daß ich fähig bin, eine Unbeſonnenheit zu bereuen, und nicht eitel auf etwas zu ſeyn, das nur meine Ruhe ſtören könnte? Ich muß bei Ihnen bleiben, Herr Graf, weil Sie bei mir ſind; indeß hoffe ich, Sie werden den Vortheil nicht mißbrauchen, den Ihnen die guten Sitten geben."

Das heißt doch wohl, ich ſoll gehen?

„Nein, Herr Graf; es heißt etwas Andres. Ich wollte Sie nur bitten, mich nicht zu dem Wunſche zu nöthigen, daß Sie mich nicht antreffen möchten, wenn Sie einmal wiederkämen. Legen Sie nicht mehr Sinn in meine Worte, als ich ſelbſt. Sie ſetzen mich in Verlegenheit; und in Verlegenheit . . ."

Die will ich Ihnen erſparen, fiel ich ein. Und wenn ein Unglücklicher Sie getröſtet verläßt, ſo falle Ihnen nie ein, daß einſt einer von Ihnen weg ging, dem Sie Gerechtigkeit, dem Sie Mitleiden verſagten. — Ich bückte mich, und verließ das Zimmer und das Haus ſehr ſchnell.

Fühlſt

Fühlſt du nicht an dem Künſtlichen in Allem, was ſie ſagte, und das ich dir ſo gut es mir möglich war, zu erhalten geſucht habe — fühlſt du da nicht etwas, das nicht aus ihrem Herzen kam? Und kann ich nun dem glauben, was ſie mir ſagte? Wie ſoll ich es denn verſtehen? Iſt meine Mutter im Spiele, oder macht Hannchen eine Theaterrolle? Und wenn das letztere — warum? weshalb? Beleidigt habe ich ſie nie. Wozu dieſe Feindſeligkeit? und wozu die künſtlichen Worte, von denen keins aus ihrem Herzen kommt? Und doch wieder dieſes freie Lächeln, dieſer entſcheidende Ton! Säh' ich nur die mindeſte Spur, nur die Ahnung einer Thräne in ihrem hellen Auge; hört' ich nur eine wehmüthige Bebung ihrer Stimme: dann wüßt' ich, was ich zu thun hätte; dann ſteuer'te ich nicht ohne Ruder auf dem Meere, und ſuchte nicht vergebens das rettende Ufer.

Offenbach.

Jetzt habe ich mich darauf eingeſchränkt, alle ihre Handlungen, auch die kleinſten, zu belauſchen. Ich ſpüre ihr nach, wie das erweckte Gewiſſen eines büßenden Sünders ſich ſelbſt, und ich finde keinen Flecken an dieſem reinen Herzen, das nur für mich den Tropfen Gift zu haben ſcheint, den es haben mußte, wenn es einem Menſchen, und nicht einem Engel, gehören ſollte. Sieh, da geh' ich heimlich von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte; und überall wird ihr Name mit Thränen des gemilderten, durch ſie gemilderten Elendes, oder mit dem fröhlichen Blicke der vollendeten Rettung genannt. Jede Hütte iſt ein Tempel, und ſie das Idol darin. O, ich könnte dir jetzt ein Regiſter von ihren Tugenden geben, das ihr die Verehrung einer Heiligen verſchaffen würde, wenn die eine Hütte wüßte, welche Wohlthaten ſie der andern benachbarten erwieſen hat. Jeder hält ſich für den allein Geliebten, und jeder iſt es.

Wenn ich bei einem Greiſe geweſen bin,

oder bei einer Frau, deren Alter ſie erquickte, deren Kindern ſie Mutter wurde; oder bei einem Ehepaare, dem ſie das Glück der häuslichen Zufriedenheit wiedergab; wenn ich durch tauſend Fragen die Art und Weiſe herausgebracht habe, wie ſie half, und dann voll Bewunderung über den Geiſt, der dieſes Herz leitete, und über das Herz, das dieſes Geiſtes ſo werth iſt, wieder gehe: dann eil' ich mit klopfender Bruſt, mit dem vollſten Vertrauen auf das Haus zu, worin ſie wohnt; und dann fällt mir ein, daß ich der verſtoßne Zudringliche bin. Ich ſchleiche wie ein Verbrecher nach Hauſe, bemühe mich Flecken an ihrer Reinheit zu finden, heiße ihre Wohlthaten eine heuchleriſche Eitelkeit, ihre Güte Stolz; und während ich da ſitze und grüble, wie ich ſie erniedrigen will, geht ſie, und thut noch ferner wohl. Dann zeichne ich die neue Wohlthat in mein Herz, als ob mich der Himmel beſtimmt hätte, der Kontrolleur einer fremden Tugend zu ſeyn; und dieſe Tugend erfüllet mein Herz mit noch heißerer Liebe. O, ich möchte wahnſinnig werden!

Offenbach.

Es wird nicht anders, als es iſt. Muß ich nicht jede Gattung unter Einen Charakterzug faſſen können? Und welches ſoll der Charakterzug der Weiber ſeyn, wenn es nicht die Eitelkeit iſt? Verſtellung? Nun, beim Himmel! ſo wäre ſie Meiſterin in dieſer Kunſt. Verſtellung, Eitelkeit, und eine natürliche Kälte des Temperaments: ſieh da! das ſind die Stücke, aus denen mein Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Unſchuld weiß nichts von Wolluſt, ſagt man; und, wie ich mich meines vergangenen Lebens erinnere, hat man Recht. Ein Lächeln von ihr hätte, als ich ehedem hier war, alle meine Begierden befriedigt. So iſt es mit ihr. Sie iſt nicht wollüſtig, das geb' ich dir zu; aber darum auch deſto eitler, darum auf *dieſe* Weiſe eitel. Es iſt ein größerer Triumph, ſich anbeten zu laſſen, als Liebe durch Liebe zu belohnen. Sieh! ſo künſtelt ſie um ihre Bruſt eine Rinde von Eis und Gleichgültigkeit, die ihr ſelbſt betrogenes Herz Tugend nennen mag. Sind doch unſere meiſten

Tugenden nichts, als geſchmückte Schwächen der Menſchheit.

Oder kannſt du es anders erklären? Müßte nicht Liebe Gegenliebe erregen, oder Freundſchaft, oder doch Dankbarkeit? Sag, was du willſt: das *muß* ſeyn; und wenn bloßes thieriſches Gefühl der Wirkungskreis wäre, worin der Menſch ſich bewegte, es müßte dennoch ſeyn. Liebe muß Liebe erregen, wie Urſache die Wirkung. Und *meine* Liebe? was erregt die? Verachtung!

Offenbach.

Du lachſt über meine Erklärung ihrer Kälte? du ſagſt, meine eigene Eitelkeit habe dem Himmel gedankt, dieſe Erklärung durch ein Paar elende verworfene Weiber aus der großen Welt beſchönigen zu können? So gieb mir, ich bitte dich, eine andre! ſo laß mich helleres Licht ſehen, oder löſche die Lampe nicht aus, die mich in dieſen Abgründen leitet! — Bei Gott! ich liebe das Mädchen, wie noch keins geliebt wurde. Und wäre ihre Kälte gegen mich wahr; wäre ihre Gleichgültigkeit nicht erheuchelt; wäre ich davon überzeugt: ſo würde, ſo müßte die Verzweiflung mich vernichten; denn ſie iſt die Luft, worin meine Seele lebt.

O Ludwig! da lieg' ich, wie ein lichtſcheuer Böſewicht hinter den Gardinen im Fenſter, und lauſche durch die kleine Oeffnung auf ihr Gehen, auf ihr Kommen; und immer hat ſie die holde, lächelnde Zufriedenheit der gelungenen Tugend auf ihrem Geſichte. Ich hoffe vergebens, daß meine Seufzer durch die Mauern bis in ihr Herz dringen und die Zufriedenheit von ihrem Geſichte verjagen ſollen, weil es Seufzer eines Verdammten ſind, deſſen Hölle ſie ſchuf. Sie geht und kommt, heute wie geſtern. Ach, und die holde Geſtalt! Immer holt meine Phantaſie von dieſem Engelgeſichte die Hoffnung, deren mein Herz gerade bedarf, um nicht in Verzweiflung zu verſinken.

Ludwig! waren meine Tugenden nicht mein? oder ſind die Tugenden vergängliche Kinder des Glückes, die mit dem Glück uns verlaſſen? Ach, ich fühle, wenn ich alle Hoffnung verlöre, ich könnte kein beſſeres Schauſpiel haben, als eine Welt voll Glückes, die mit mir verginge. O, darum laß mir die Hoffnung! Ohnehin dämmert ſie nur, wie ein Punkt des Lichtes, den das betrogene Auge nach langem Starren in das Dunkel ſich ſelbſt ſchafft, und den die Seele noch bezweifelt.

Offenbach.

Gewonnen, Ludwig! mein Spiel iſt gewonnen! Ich ſchlage vor Freude in die Hände, und rufe zugleich mit Schrecken: dies Herz konnte ſich ſo verſtellen! Und iſt es dahin gekommen, daß mir der mindere Grad ihrer Tugend lieber ſeyn muß, als — O nein, Ludwig, nein! ich will über mein Glück nicht grübeln, ich will deſſen genießen; ich will den Duft der Roſe nicht ſehen, ich will ihn trinken; will, wie ein Kind, mit offnen lachenden Augen, mit klopfender Bruſt, meine Arme nach dem ſchönen Regenbogen ausſtrecken, ihm nachgehen von Hügel zu Hügel, und mich überreden, daß ich ihn gefunden habe, ohne zu fragen, was er iſt. —

Ludwig, ihre Kälte war Verſtellung, ihre Gleichgültigkeit erkünſtelt, ihre Verachtung ein Nebel, der mir die Strahlen der Sonne nur verbarg, nicht auslöſchte. — Doch die Trümmer ihrer Tugend ſind noch groß genug, ein Paradies daraus zu bauen, worin ich meine ſchönen Jugendträume von einer ganz unbefleckten Güte und Unſchuld vergeſſen kann. Nein, es giebt nun auf der weiten Welt kein Herz mehr, das rein, das unſchuldig, das ohne Flecken iſt; denn Hannchen fand ihre Eitelkeit durch meine Thränen befriedigt. Buhlerei iſt Geſetz der Natur; denn Hannchen war eine Buhlerin.

Und wem hab' ich ihr belebendes Lächeln der Liebe zu danken? Nicht meinen Thränen, nicht meinen Seufzern, nicht dem ſtummen Gram, der jeden Zeugen floh. Die Eitelkeit verſchloß ihr Herz; die Eitelkeit öffnete es wieder. Seit dem vorigen Monate hatte ich ſie nicht anders geſehen, als durch die Gardinen meiner Fenſter; und ſah ich ſie, ſo zog ſich das Leben meiner Liebe ganz in das Innere meines Herzens zuſammen. Kalt und finſter hingen meine Blicke an ihr; nichts verrieth ihr die Gewalt meiner Leidenſchaft, ſo wie bei einer Ohnmacht weder Bewegung, noch Wärme und Farbe das innere, in Einen Punkt zuſammen gezogene, Leben verräth. So ſah ſie mich immer; und nun mochte ihre Eitelkeit befürchten, mich gänzlich verloren zu haben.

Auf einmal — da war keine Nüance, kein allmähliches Steigen ihrer Empfindung, kein Beſchönigen, kein Maskiren der Aenderung; ſondern auf einmal, in Einem Momente, war alles anders. Meine Mutter läßt ſie rufen, um zu ſpielen. Als ſie da iſt, trete ich, mit einer Reitgerte in der Hand, mit finſterem Geſichte, in das Zimmer, und ſpreche mit ihr, mit meiner Mutter über unbedeutende Gegenſtände. Da war kein Blick, der meiner Empfindung antwortete; ihr ruhiges, kaltes, nichtsſagendes Geſicht jagte mich, wie der Fluch Gottes den Brudermörder.

Ich ſprengte wild vom Hofe, und ſpornte meinen Engländer zwiſchen den Klippen des Steins, daß er ſchäumte. So kam ich nach einer Stunde wieder zurück, und eilte die Treppe hinauf. Meine Mutter begegnete mir, weil ſie nach etwas zu ſehen hatte. Ganz mechaniſch trat ich in ihr Zimmer, und fand Hannchen noch darin. Sie kam mir entgegen, lächelte, reichte mir die Hand, führte mich an das Klavier, ſah mich mit einer Thräne in dem Auge an, und ſang die ſchöne Arie:

Verſöhnung, Freund, von deinem edlen Herzen
Erquickt mein Herz, das reuevoll dir ſchlägt ꝛc.

Dann ſtand ſie auf, und ſagte mit leiſer, matter Stimme: „verzeihen Sie mir, Herr Graf. Ich war betrogen, aber nicht falſch. Dieſe Stunde iſt Ihre Rache; denn, glauben Sie mir, die Thränen, die ich vergieße, ſind bitter. — Wollen Sie mir verzeihen?“

O Ludwig, wie flog mein Herz in dem Gefühle der froheſten Seligkeit! wie drang die ſo lange verhaltene Flamme der Liebe wieder in mein Auge! Ich nahm ihre Hand, und drückte ſie an meine Lippen. Sie ſah mich an, und ihre Empfindung veränderte ſich in dieſem Augenblick; denn ihr Geſicht wurde plötzlich ganz anders: verlegen, möcht' ich ſagen, wenn ſie hätte über den Anblick meiner Liebe verlegen werden können. „Verzeihen Sie mir?“ fragte ſie, mit einer noch immer ſeelenvollen Stimme.

Um dieſen Blick, Hannchen, erwiederte ich, würde ich Ihnen die Qualen der Hölle vergeben.

„Wenn Sie mir verzeihen, Herr Graf, ſo gedenken Sie dieſer Stunde mit keinem Worte wieder. Ich bitte Sie darum.“ — Sie machte mir eine Verbeugung, und in dieſem Augenblick öffnete meine Mutter die Thür.

Hannchen blieb noch eine Stunde. Eine holde Freundlichkeit ſtrahlte mir aus ihren Augen entgegen, wenn ich ſie anredete; ihre Stimme, ihre Blicke, ihre Bewegungen — alles war geändert. O, wie viele Thüren hat die Seele, um die Empfindungen des Haſſes oder der Liebe auszulaſſen! So oft ſie ſich zu mir wendete, hätte ich an der bloßen Bewegung des Körpers gegen mich hin, erkennen wollen, daß in ihrer Bruſt kein Haß gegen mich iſt.

Ich ging auf mein Zimmer; und nun denke dir die Empfindungen, die in immer friſchen Strömen, endlich in dem Taumel des bewußtloſen Entzückens, meine Seele durchflogen! Als der Taumel nachließ, hinkte freilich die mißtrauiſche Bedenklichkeit nach, und knickte die ſcharfe Spitze der Freude. Was bewirkte die Veränderung? fragte meine gekränkte Eigenliebe. Wohl tauſendmal gelobte ich mir, nicht weiter nach der Urſache zu forſchen; und dennoch kehre ich immer wieder zu der Frage zurück. Aber, bin ich denn nicht längſt mit mir darüber eins, daß wir Alle, Alle, die Bürde der Menſchheit zu tragen haben? Und wer die Schwächen der Menſchheit mit einer ſo reinen, unbefangenen Seele trägt, wie Hannchen, ach! was verziehe man dem nicht!

Noch habe ich ſie nicht wieder geſehen. O, wie verlangt mich nach dem Augenblicke, und wie zittre ich vor ihm! So zittert der Glückliche, der aus dem Sturme des Meeres an das Land entkam, daß eine neue Welle ihn zurückreißen möchte. — Leb wohl!

Offenbach.

Ganz leiſe will ich es dir zufliſtern: die ehrerbietige Achtung, die ſonſt meine Seele vor ihr niederbeugte, iſt verſchwunden. Ich habe ſie einen Augenblick wiedergeſehen, freilich nur in Geſellſchaft ihres Vaters. Als ich ſie erblickte, fühlte ich die ganze Stärke meiner Liebe an dem ſtürmiſchen Aufleben aller meiner Empfindungen; aber die Achtung, die fromme Scheu, die ſtille Verehrung für ſie, die mitten in meinem Elende ſtieg, habe ich nicht mehr. Ich war dreiſt, ich lächelte ihr zu, ich ſprach mit ihren Augen. Ob ſie antwortete? Ich möchte das bejahen; und doch wag' ich es noch nicht. O, wie ſehr hat jener Philoſoph Recht: „Die zärtlichſte, hingebendſte Liebe eines Mädchens ſchützt es ſelbſt in den Armen des Geliebten; aber der kleinſte Zug von Buhlerei weckt die Begierden des Jünglings, und macht ihn dreiſt, alles zu wagen. Buhlerei tödtet die Achtung, welche durch die Liebe erweckt und geheiligt wird!"

Verſteh mich nicht unrecht. Ich verachte ſie nicht; aber der Cherub der Unſchuld mit dem flammenden Schwerte, der jedem unbeſcheidenen Blicke drohete, iſt nicht mehr in ihren Augen. Sie liebte mich, und ſtieß mich von ſich. Ich ſchwieg, und ſie weckte die Liebe wieder. Die reinſte Buhlerei eines ſchönen Herzens; aber doch immer Buhlerei.

Als ſie ging, ſah ſie noch einmal zurück, und lächelte hinter dem Rücken des Vaters mir zu. Sieh, die Geſtalt des Engels iſt verſchwunden, das zärtliche, liebende Weib ſteht da; und ich ſage nun mit Entzücken: ſie iſt Fleiſch von meinem Fleiſche.

Offenbach.

Da ſteh' ich mit ihr wieder beinahe auf demſelben Punkte. Hab' ich mich geirrt, oder iſt ihre Verſtellungskunſt größer, als ich dachte? Ich triumphirte ſchon; denn ſie war mit mir in einem heimlichen Einverſtändniſſe. Kälter, unfreundlicher iſt ſie nicht geworden; aber ſie fängt ſchon wieder an, ſich in einen Zauberkreis von freundlicher, theilnehmender Abſonderung einzuſchließen, den ich nicht zu überſchreiten wage. Ich fühle mich von ihrem Geiſte unterjocht, wenn mir auch die Achtung für ſie fehlt. Noch nicht Einmal habe ich Gelegenheit finden können, von meiner Liebe mit ihr zu reden. Jedes Alleinſeyn mit mir vermeidet ſie; und bin ich mit ihr allein, dann iſt ihre Miene ſo ängſtlich, ſo zweideutig, daß ich es nicht wage, die Lippen zu öffnen. Wie ſoll ich das verſtehen?

Ihr Wohlwollen hab' ich, doch nicht ihr Vertrauen. Ich ſtudiere den ſeltenen Charakter dieſes liebenswürdigen Mädchens, thue jeden Schritt mit der äußerſten Vorſicht, zähme meine Begierde, halte meine Blicke zurück, und wäge meine Worte ab; denn ich fürchte, das zu verlieren, was ich habe: ihre Freundlichkeit.

Ein warmes Wort, ein flammender Blick, ein verlangender Wink macht ſie auf ganze Tage ſcheu und unſichtbar. Ich muß in ihrer Gegenwart eine Kälte, eine Ruhe heucheln, die ſich mit meinem Inneren ſo wenig verträgt, daß ich mich nach einer Stunde, die ich mit ihr zugebracht habe, gänzlich ermattet fühle. Schon einige Male habe ich leiſe hingehorcht, den Grund ihrer ehemaligen Verachtung und der ſchnellen Aenderung zu erfahren; aber vergebens: ſie iſt ſo ſtumm wie das Grab. Was ſoll ich denken? was ſoll ich thun?

Offenbach.

Was konnt' ich dir ſchreiben, Ludwig! Nichts, gar nichts. Ich ſchwieg, nicht weil ich dich weniger liebe; nein, weil ich dir nichts zu ſchreiben wußte — obgleich, wenn ich nachſinne, alles, alles ſich verändert hat.

O, mein Freund! Hannchen iſt das edelſte Mädchen; und wehe mir, wenn ſie es nicht wäre! wehe mir, wenn alles das, was ich für ſie that, für ſie dachte, arbeitete, änderte, nur für das leidige Puppenſpiel der Eitelkeit geſchehen ſeyn ſollte!

Ludwig, mein Kopf und mein Herz hatten ſich in der Reſidenz mehr verſchlimmert, als wir Beide glaubten. Meine Siege über das weibliche Geſchlecht waren mir zu leicht geworden

worden; die Schmeicheleien der Weiber hatten meine Eitelkeit ſo in die Höhe geſchroben, und meine Begriffe vom Werthe und von der Tugend der Weiber ſo herabgeſtimmt, daß ich, wie ich dir auch ſchrieb, ſie alle verachtete. Es iſt wahr, ich wünſchte ein Mädchen zu finden, das ich achten könnte; aber mein Kopf verſpottete den Wunſch des beſſeren Herzens. Selbſt Hannchen war in meiner Vorſtellung keine Ausnahme von der Regel; mein Kopf machte oft meinem Herzen die heiße Liebe ſtreitig, die ich für ſie fühlte. Ich begriff ſelbſt nicht, wie ich ein Mädchen ſo heiß lieben konnte, und überredete mich in kälteren Augenblikken ſogar: die Heftigkeit meiner Leidenſchaft ſey nichts als das Gefühl der angeſtrengteren Mühe, welche die Eroberung eines ſo ſeltenen, ſo lange widerſtehenden Herzens mir koſte.

So kämpfte mein Herz mit meinem Kopfe: jenes wünſchte, Hannchen tugendhaft zu finden; und dieſer hoffte es doch nicht. Ich griff Hannchen von allen Seiten an. Die meiſten Verſuche blieben unbemerkt; einige aber ſchienen ſie aufmerkſam, und dann ſogar kälter zu machen. Ich hätte ihr gern zuletzt alles Gefühl abgeſprochen, wenn nicht ihre unverſtellten Thränen bei der Erzählung eines Unglücks, und ihre rührende Theilnahme an den Leiden der Menſchen, ein Herz voll tiefen Gefühls bezeugt hätten.

Endlich nahm ich meine Zuflucht zu einer verſtellten Kälte, und ſo gewann ich ihr Vertrauen; um es dann nicht wieder zu verlieren, mußte ich den Kalten fortſpielen. Ich ſah zuweilen in unbewachten Momenten aus ihren Augen kleine Funken der Liebe hervorſprühen. Einmal, hoffte ich, muß ſie doch die Schwäche ihres Herzens bloß geben; und unſer Umgang wurde von Tage zu Tage vertraulicher.

O Ludwig, welche Stunden hatte ich da! Ich war bei Hannchen; ſaß an ihrer Seite, wenn ſie arbeitete; ging mit ihr, wenn ſie ging; half ihr die Leinwand beſprengen, Blumen pflanzen, und Kräuter begießen; kurz, ich theilte alle kleinen Geſchäfte der Haushaltung mit ihr. Da ging ich, wenn wir Abends von einem Spaziergange zurückkamen, neben ihr her, und ſcherzte ihr den Sonnenhut, den ſie dann abnahm, aus den Händen; ich trug ihn, und war ſo glücklich durch das kleine Geſchäft, wie kein Miniſter durch den Auftrag ſeines Monarchen, einen Krieg zu endigen. Ludwig, welche Reitze hat die Natur in alles gelegt, ſobald ein Herz voll Liebe mit im Spiel iſt! Ich hatte in der Reſidenz die Häuslichkeit verachten lernen, und Hannchen machte ſie mir wieder zu dem Heiligſten auf der Erde.

In dieſem vertraulichen Verhältniſſe mit dem holden Mädchen ward ich wieder der vorige: einfacher in meiner Kleidung, was auch meine Mutter darüber ſagte; umgänglicher mit den Menſchen auf meinem Gute, weil Hannchen jeden anredete, der uns begegnete. So entſpann ſich nach und nach eine Vertraulichlichkeit zwiſchen mir und meinen Unterthanen, die mir zuletzt die Liebe aller erwarb; ſo lernte ich die Familien in meinen Dörfern und ihre inneren Verhältniſſe kennen; ſo wurden meine Bauern glücklich, und, was mir noch wunderbarer ſcheint, ich ward es mit ihnen. Hannchen war die Schutzgöttin jedes Unglücklichen; ich wurde wohlthätig, um ihrentwillen, dann aus Gewohnheit, dann, weil es mich ſelbſt zufrieden machte.

So hab' ich die Monate her gelebt, die ich dir nicht ſchrieb. Oft war ich ſo ſelig, daß ich vergaß, wie viel ich noch erhalten müßte, ehe ich mich ganz glücklich nennen könnte. O, was hat dieſes Mädchen aus mir gemacht! Vorher wollte ich ihr beſcheiden ſcheinen; jetzt bin ich es. Ich ſtellte mich tugendhaft; jetzt fange ich an, es zu werden. Sogar meine Begierde wird jetzt ſchwächer. Mit einem Gefühle des Entzückens ſeh' ich ihr Vertrauen und ihre Neigung zu mir wachſen. Den kleinſten Beweis dieſer Neigung rechne ich mir höher an, als den vollkommenſten Triumph, den ehemals meine Eitelkeit erhielt. Ein Händedruck, den ſie mir unwillkührlich giebt, ſetzt mich in einen Taumel, den ich nie gefühlt habe; ein Blick von ihr hebt mich empor, und meine Verachtung des weiblichen Geſchlechtes endet an dem erſten Herzen, das ich tugendhaft und der Liebe fähig fand.

Ach, Ludwig! und wenn ich mich dennoch

irrte! wenn ich — denn war das nicht Buhlerei, lockende Buhlerei? — O, ich muß Gewißheit haben, und ſollte ich mein ganzes Glück darüber zertrümmern! Buhlerei? Nein, es kann nicht ſeyn! Wie wäre es möglich! Es kann nicht ſeyn!

Offenbach.

Ludwig, mit einer Beſchämung, mit einer Angſt ohne Gleichen komm' ich von ihr zurück. Ach! daß ich die Jahre und die Verirrungen in der Reſidenz in den Abgrund des Meeres verſenken könnte! —

Hannchen iſt gerechtfertigt. In einer vertraulichen Stunde bat ich ſie, mir die Urſache ihrer ehemaligen, ſo auffallenden Kälte zu ſagen. „Ich glaubte," war ihre Antwort, „Sie hätten mir vergeben." Als ich in ſie drang, geſtand ſie endlich. Sie kennt alle die Verirrungen, die ich mir in der Reſidenz zu Schulden kommen ließ, aus dem Munde meiner Mutter. Da ſaß ich niedergeſchmettert, mit glühenden, vor Scham glühenden, Wangen. Ich bekam nicht eher wieder Beſinnung, als bis ſie mir ſagte: ſie wüßte nun, daß man mich verläumdet hätte. — Woher wiſſen Sie das? fragte ich.

An dem Tage, da ſie ſich mit mir verſöhnte, zu eben der Zeit, da ich ausgeritten war, kommt ein Fremder, der meine Mutter allein ſprechen will. Hannchen geht, und der Zufall führt ſie auf mein Zimmer. Sie ſetzt ſich an den Tiſch, findet meine Briefe, die du mir zurückgeſendet haſt, lieſt, ſieht darin meine Liebe zu ihr; findet auch die erſten Briefe aus der Reſidenz, worin ich meinen Abſcheu vor der Zügelloſigkeit der Sitten ausdrücke; und weil es eine ganze Folge von Briefen iſt, ſo denkt ſie, es ſind alle, die ich in **n geſchrieben habe. Sie hält mich für unſchuldig, glaubt mir eine Ehrenerklärung thun zu müſſen, und giebt ſie mir auf die Weiſe, wie ich dir neulich erzählte.

Das Alles, was ſie mir ſagte, und die Art, wie ſie es mir ſagte, gab meinem Herzen nicht die Gewißheit, daß ſie mich liebt. Sie erzählte mir den Vorfall bald raſch, bald ſtokkend. Hier eilte ſie über eine Kleinigkeit weg; dort ſtockte ſie an einer Schwierigkeit. Sie gab dem ganzen Handel eine Wendung, als ob ihre Verſöhnung mit mir nur eine Genugthuung wäre, die ſie auch dem fremdeſten Manne ſchuldig geweſen ſeyn würde.

Ich ſelbſt las nun die Briefe, die ſie geleſen hatte, und ſann darüber, welchen Eindruck ſie auf dieſes Herz wohl gemacht haben könnten. Es ſind die Briefe aus Offenbach, aus Zorringen, und die vier erſten aus der Reſidenz.

O Ludwig, mit welch einer ſo gänzlich befriedigten, himmliſchen Empfindung ſehe ich jetzt, daß Hannchen keine Buhlerin iſt! Sie liebt mich, erfährt meine Ausſchweifungen, und verachtet mich. Meine Briefe überreden ſie, daß ſie mir Unrecht gethan habe. Sie geſteht es mir, und bittet um Vergebung; aber doch macht meine Liebe ſie ſcheu, weil ſie es für unrecht hält, meine Hand anzunehmen. Ich fliege an deinen Hals, Ludwig, und vergieße Thränen der heiligſten Freude, daß deine Prophezeiung eingetroffen iſt. Ja, es giebt Herzen, die der Tugend, die der Liebe fähig ſind.

der Liebe? Ach, hier läßt meine ſtolze Phantaſie die goldenen Flügel ſinken. Welchen Gewährsmann hab' ich für ihre Liebe? Ihr Vertrauen, ihre Freundſchaft iſt mein. Aber ihre Liebe? — Doch, Ludwig; muß nicht das Herz, muß nicht die Natur ſtärker ſeyn, als ein elendes Vorurtheil? muß nicht am Ende ihr Herz mir geben, was mir jetzt ihre ſo ängſtliche Bedenklichkeit abſchlägt? Sie war tugendhaft genug, mich nicht zu betriegen; mehr Tugend würde ich haſſen, mehr Tugend wäre Thorheit, eigenſinnige Affektation. Das Herz wird ſiegen. Gieb Acht, ich werde Recht haben. Das Herz, die Liebe wird ſie beſiegen.

Offenbach.

Du lachſt noch über meine dreiſte Verſicherung, mein geliebter Freund; und ſie iſt in dieſem Augenblicke ſchon erfüllt. Ja, ſie liebt mich; mit den letzten, ſchon ſinkenden, Kräften ihrer Seele ſucht ſie mir den Anblick ihres liebenden Herzens zu entziehen; und ſelbſt dieſe Anſtrengung iſt mir ein ſicherer Beweis, wie ſehr ſie mich liebt.

In jenem frohen Zuſtande der vertraulichen Freundſchaft hatte ich eine Zeitlang mit Hannchen gelebt; — hab' ich ihn dir beſchrieben? und kann ich ihn dir beſchreiben, den Zuſtand, worin jeder Moment ſo ruhig, ſo gänzlich genoſſen, und doch ſo unbemerkt, vorüber flieht? Nein, ich kann dir von meinem Zuſtande nur ſagen: ich lebte. Geſtern war es wie heute, und heute wie morgen. Die Freude, die jeder Augenblick für mich und Hannchen brachte, war ſo rührend, daß ſie Wehmuth heißen konnte; und in dieſe Wehmuth miſchte ſich eine ſo heitere Fröhlichkeit, daß ſie Zufriedenheit wurde. „Fröhlichkeit, in die ſchöne Thräne der ſanfteſten Empfindung getaucht!“ wie der Dichter ſagt.

So lebten wir, und ich vergaß beinahe, daß ich mehr haben wollte, als ihre Freundſchaft; oder — ich konnte nicht mehr haben: denn ihre Freundſchaft war Liebe. So genoſſen wir jeder Jahreszeit, jeder Stunde im Tage. Unſere Gedanken, unſere Empfindungen ketteten ſich ſo feſt in einander, daß unſere Seelen Eins wurden. Ich unterdrückte jeden Gedanken an die Zukunft, und Hannchen dachte nicht daran.

Auf einmal führte mein guter oder böſer Engel meinen Oheim, den General, mit ſeiner Tochter zu uns. Du kennſt des alten Mannes rauhe, gerade Biederkeit. Uns zu überraſchen, ſteigt er vor dem Garten ab, geht mit Karolinen leiſe die Treppe hinauf, öffnet, ohne anzupochen, das Zimmer, und findet mich, meine Mutter, und Hannchen, die uns vorlieſt. Wir alle ſpringen auf, ihm entgegen. „Halt!" ruft er, und ſchiebt mit der Linken meine Mutter, die ihn umarmen will, von ſich, um mich zu betrachten, und es dringen Thränen aus ſeinen Augen. „O, mein ſeliger Bruder!" ruft er, und wirft ſich an meinen Hals. „Wie er leibt und lebt!" ſagt er dann mit lachenden Augen, und betrachtet mich noch immer. „Aber," hob er nun auf einmal bedenklich an: „haſt du auch ſein Herz, Guſtav? Sonſt iſt es, als wenn man einem feigen Narren eine ſchöne Uniform anzöge!" — So ging es über mich her.

Dann holte er ſeine Tochter, ſtellte ſie vor mich hin, und ſagte mit einem unbeſchreiblich zufriedenen Tone: „wahrhaftig, da haben wir, ich und mein ſeliger Bruder, doch ein Paar Engel hingeſtellt, die im Himmel nicht ſchöner ſeyn müſſen. Na, ihr Beiden! ſeht euch nicht ſo fremd an!" Er nahm die Arme meiner Couſine, legte ſie um meine Schultern, und lachte nun laut über die vertrauliche Stellung des ſchönen Paares, wie er uns nannte. In dieſem Augenblicke bemerkte er Hannchen, die ſeitwärts am Fenſter hinter ihm ſtand. Er ſchlich leiſe, wie eine Katze, auf ſie zu, um ſie her, und betrachtete ſie von allen Seiten, ohne ein Wort zu ſagen. Es war unbeſchreiblich lächerlich. „Wer biſt du, Kind?" fragte er auf einmal, und reichte Hannchen die Hand. Dann führte er ſie zu uns, ſtellte ſie neben uns hin, ſchien uns mit ihr zu vergleichen, ſchüttelte den Kopf, und ſagte endlich zu Hannchen: „dein Vater, mein Kind, hat doch den Vogel abgeſchoſſen. Eine ſolche Bildung von Gott hab' ich noch nicht geſehen. Na, iſt das corps d'armée wie die beiden Vedetten, (er zeigte auf Hannchens Augen) ſo ziehe ich meinen Hut. — Ich komme, (ſo wendete er ſich auf einmal zu meiner Mutter) ich komme, Guſtaven zu verheirathen." Wir, meine Couſine, ich und Hannchen, errötheten, und niemand antwortete; das nahm er faſt übel. In dieſem Tone ging es ein Paar Stunden fort, ſo daß wir Alle oft lachen mußten, worüber denn der alte Mann ſehr heiter wurde.

Hannchen war einen Augenblick hinausgegangen. Nun trug er mir auf, dafür zu ſorgen, daß das ſchöne Mädchen zu Tiſche bliebe. Meine Mutter machte Einwendungen; allein er fing an, ihr eine ſo derbe Predigt über den Ahnenſtolz zu halten, daß ſie gern ſchwieg. Er ſagte mit Eifer: „ich breche dem auf der Stelle den Hals, der den Adel meiner Karoline nicht auf den erſten Blick anerkennt. Pergament hin, Pergament her! Narrenpoſſen! Hier ſteht's, (er zeigte auf das Geſicht ſeiner Tochter) ob einer von Adel iſt. Nicht etwa da die feine weiße Haut, oder die ſcharlachrothen Bakken — oder roſenrothen Backen, Hans Haſenfuß!" rief er mir zu, als er ſah, daß ich über die ſcharlachnen Wangen lachte. „Das iſt gerade auch Pergament: zwar vom lieben Gott beſchrieben, aber doch nicht viel mehr werth, als das andre. Nein; aber die Freundlichkeit auf den Lippen, die Güte in den Augen, die Zutraulichkeit auf der Stirn: das kommt aus dem Herzen, und das kann kein Pergament, und keine Heuchelei geben; und daran hat Gott wohl gethan. Und ſehen Sie, Frau Schweſter, den Adel hat da die Mamſell, oder Jungfer Hannchen, und für den hab' ich Reſpekt, weil er himmelsfähig macht, und der andre nur ſtiftsfähig." Bei dem Worte: Reſpekt, nahm er den Hut ab. Ich hätte dem alten Manne die Hand küſſen mögen.

Am Tiſche ſaß er neben Hannchen, und ſprach unaufhörlich mit ihr. Miſchte ich mich einmal in das Geſpräch, ſo verwies er mich an Karolinen. Zuletzt ſtand er auf, und ſagte meiner Mutter ins Ohr, doch ſo, daß wir Alle es hörten: „die Jungfer, Frau Schweſter, iſt nicht aus adeligem Geblüt, ſondern aus fürſtlichem und königlichem; und wenn Gottes Weisheit auf Erden regierte, und nicht der Menſchen Narrheit, ſo wäre es noch die Frage, ob ſie mit uns eſſen würde.“ Meine Mutter erröthete; und er bat nun Hannchen, morgen ja wieder zu kommen. Gleich nach Tiſche ging er, nach ſeiner Gewohnheit. In der Thür wendete er ſich an mich: „na, lieber Vetter, wie gefällt dir mein Mädchen, meine Karoline?“ Ich verbeugte mich, und küßte Karolinen die Hand. Er lachte laut, und ſagte: „gute Nacht! Morgen mehr! Gute Nacht!

Am folgenden Morgen ganz früh ging ich auf den Stein, und traf dort Hannchen ſchon auf ihrem Lieblingsplatze. Sie lächelte mir freundlich zu; aber ihr Lächeln war doch in einen dünnen Nebel von Wehmuth oder Nachdenken gehüllt. Ich ſetzte mich zu ihr, und erzählte. Sie verſank in ſich ſelbſt, ſah mich verſtohlen, ernſt und nachdenkend an, ſeufzte, und hatte eine Thräne im Auge. Dann ging ſie mit mir nach Hauſe, drückte mir innig die Hand, und zog ſie mit einem Seufzer ſogleich wieder aus der meinigen. Fragte ich: was iſt

Ihnen, Hannchen? ſo war ein ſchneller Seufzer die Antwort, und dann ein trauriges: Nichts! das die Stimme mit Gewalt erheitern wollte. Das Herz ſchlug mir bei dem Allen vor fröhlicher Ungeduld.

Mein Oheim ließ heute noch deutlicher merken, daß er gekommen war, mich mit ſeiner Tochter zu verheirathen. Von dieſem Tage an ſuchte Hannchen die Einſamkeit, und vermied mich. Wenn ich ſie überraſchte, fand ich ſie in Thränen, die ich mit einem hohen Entzükken fließen ſah, weil es Thränen der Liebe waren, die ſie hoffnungslos glaubte. Ach, ſelbſt noch jezt, Ludwig, noch jezt bei der Gewißheit, daß ſie mich liebt, wag' ich es nicht, mich ihr zu Füßen zu werfen: ſo ſcheu hat mich die reine Tugend ihres Herzens gemacht! O, Ludwig! wüßten doch die Weiber, wie groß ihre Gewalt iſt, wenn ſie tugendhaft ſind! Die kleinen Koketterieen des Herzens voll Liebe, die Seufzer, die verſtohlnen Blicke, die heimlichen Händedrücke, die abgebrochenen Worte: das alles war mir ſonſt lächerlich, und entflammte zugleich meine Begierde. Bei Hannchen ſind dieſe kleinen Koketterieen mir ehrwürdig, und der Schutz des Mädchens. Ein Seufzer von ihren Lippen, eine Thräne, zerfloſſen und verborgen in ihrem ſchönen Auge, entflammt meine Tugend, und erlöſcht meine Begierde. Ich habe nicht den Muth, ihr ein Wort von Liebe zu ſagen; und dennoch bin ich glücklich!

Offenbach.

So höre denn, Freund meiner Seele, und jauchze mit mir! Sie iſt mein! Ihre Lippen vermochten nicht mehr, die Worte, die ihr Herz mir zurief, zurückzuhalten. Sie iſt mein! Wie ſie es wurde, warum ſie es wurde, wie es werden ſoll? Ludwig, laß mich nur nicht unter der Laſt des gegenwärtigen Entzückens verſinken! O, wie elend iſt jeder Augenblick, der noch kommen ſoll, gegen den, welchen ich habe, gegen den, da ſie endlich mit dem Geſtändniſſe ihrer Liebe auf den Lippen, mit den Thränen, den Zeugen des Geſtändniſſes, in ihren ſtill funkelnden Augen, mit dieſen rothen, glühenden

den Wangen, mit dieſem hoch pochenden Herzen in meinen Armen lag!

Nein, ich hoffe nicht, noch einmal in meinem Leben eine Zeit zu finden, worin ich des Glückes, das der Menſchheit gegeben wurde, ſo genießen werde. Alle meine Kräfte im gewaltſamſten Aufruhr, und dennoch dabei dieſe ſeligen Gefühle der Ruhe und Zufriedenheit. Das Zittern, das raſche, unſtäte, tobende, in allen Punkten meiner Natur aufgeregte Gefühl der entzückensvollen Freude, und zugleich dieſe verſinkende Wehmuth, welche mein Auge mit Thränen füllte; dieſes ſtolze Heben meiner Bruſt, dieſe edle Fülle aller meiner Empfindungen, und dieſe kindliche, freundliche, mitleidige Demuth, die mich zu den Füßen eines Bettlers hingezogen haben würde. Es giebt, ſagt irgend einer, Punkte im menſchlichen Leben, in denen man auf einmal, und nur Einmal, fühlt, welch eines unendlichen Maßes von Glück und von Elend die menſchliche Natur fähig iſt! Das Eine hab' ich empfunden; Gott behüte mich vor dem Andern! Denn würd' ich ihren Verluſt überleben?

Offenbach.

Geſtern überraſchte mich die Mitternacht am Schreibtiſche. Ich ſiegelte an dem letzten Glimmen des Lichtes, und jetzt ſchreib' ich ſchon wieder bei dem erſten Strahle des heraufkommenden Morgens. Und noch, Ludwig, noch iſt mein Herz nicht ruhiger, noch iſt die Flamme der Wonne, die in meiner Bruſt lodert, nicht gemäßigter.

Da hab' ich mich ein Paar Stunden gequält, dir die Art meiner Empfindungen zu beſchreiben. Freude, Vergnügen, Wolluſt, Wonne, Entzücken, Ruhe, Zufriedenheit: wie wenige Worte, um die unzähligen Abſtufungen in den frohen Gefühlen der Seele auszudrücken! Warum hat man kein eigenes Wort, die innere Heiterkeit, die unveränderliche und doch genußreiche Ruhe der Seele, das ſtille, lebendige, tiefe Gefühl, das innere, feſte Leben der Freude, welches die reine Liebe giebt, zu bezeichnen! Ruhe bezeichnet einen Nichtgenuß, eine Abſpannung der Kräfte: das iſt kein Wort für dieſen Zuſtand. Zufriedenheit ſetzt einen Mangel voraus, ein Genügen an dem, was man hat; und in jenem Zuſtande hat man alles, mehr als alles: zugleich mit der Vergangenheit die Gegenwart; „die Zukunft," wie ein Schriftſteller ſagt, „nicht ahnend, ſondern habend, mehr als habend." Denn, guter Gott! ein Herz voll Liebe iſt ja der einzige Bürge der Unſterblichkeit.

Aber was hilft es mir, nach Worten zu ſuchen? Du verſtehſt mich doch nicht. Still davon!

Geſtern war der Geburtstag meines Onkels. Meine Mutter wollte ihn feiern, und um nicht verrathen zu werden, erfuhr Niemand, was ſie vorhatte. Gegen Abend, als ich mit dem Onkel eine Partie Piket ſpielte, merkte ich ein Getreibe, ein Laufen auf den Treppen. Endlich wurde ich abgerufen. Ich endigte die Partie, und folgte dem Domeſtiken, der mich mit bedeutenden Blicken oben auf den Saal führte. Und wen fand ich da, zu meinem Erſtaunen? Hannchen, weiß gekleidet, in einem langen faltenreichen Gewande, das unter dem Buſen gegürtet war. Ihr blondes Haar floß im ganz natürlichen Locken auf die Schultern, und ein leichter Kranz von Kornblumen und Roſen war durch die Locken geflochten. So ſchön, Ludwig, hatt' ich ſie nie geſehen, ſo ſchön nie geahnet! Es war eine ferne Nachahmung der Griechiſchen Kleidung, ſo gut das Gedächtniß meiner Mutter ſich des Anzuges aus Opern noch erinnert hatte.

Als ich Hannchen erblickte und erkannte, wollte ich aufſchreien; aber meine Mutter rief mir zu: „geſchwind, Guſtav! kleide dich an! Des Onkels Geburtstag iſt heute.“ Ich folgte ihr gedankenlos in ein Zimmer, wo das Gewand eines Prieſters für mich bereit lag. Man zog es mir an, und ich ſah, ich hörte, ich merkte nicht, daß ich von mehreren jungen Leuten (des Predigers und des Amtmanns Söhnen und Töchtern) umringt war. Vergebens erzählte mir meine Mutter, was ich bei dem ganzen Handel zu thun hätte; ich brauchte eine Stunde, ehe ich mich faſſen konnte. Nun ſah ich Hannchen wieder. Mein Auge hing an dem ihrigen, das ſie erröthend zu Boden ſchlug; meine Hand zitterte, wenn ich ihr

Gewand berührte. Endlich begriff ich doch, wovon die Rede war. Wir Drei, Hannchen, ich und Karoline, ſollten des Oheims Bildniß bekränzen. „Hannchen iſt die Tugend,“ ſagte meine Mutter, um meinen ſchweren Begriffen fortzuhelfen; „Karoline iſt die Freude, und du biſt die Weisheit.“ Ich ſah meine Mutter ſtarr an; und meine Couſine fliſterte mir zu: „ach! die arme Weisheit iſt durch die Tugend zur Thorheit geworden!“

Glaube mir, ich war ſo außer aller Faſſung, daß ich den artigen Einfall beinahe übel genommen hätte. Die Andern machten — die übrigen Kardinal-Tugenden, glaub' ich. Nun gingen wir auf eine Art von Theater, hinter einen Vorhang, und nicht lange, ſo kam mein Oheim. Ich reichte Hannchen die Hand, wie meine Rolle es vorſchrieb. Unſre Hände zitterten, und der Vorhang flog auf. Karoline mußte mich beinahe mit Gewalt hervorreißen: ſo vertieft war ich in den ſchönen Anblick. Der Handel muß aber doch ganz gut abgelaufen ſeyn; denn mein Oheim verſicherte mit Freudenthränen, wir hätten es vortrefflich gemacht. Karoline erklärte ihrem Vater, was alles habe bedeuten ſollen, und war ſo muthwillig, es verkehrt zu thun. „Ich bin die Freude, Vater,“ ſagte ſie, „weil ich mich recht herzlich freue, daß Sie Ihren Geburtstag ſo heiter erlebt haben; Hannchen iſt die Tugend, und ſoll Sie vorſtellen; und der Vetter iſt die Liebe, weil er Ihre Tugend ſo gewaltig lieb hat.“ — Nein, er iſt die Weisheit, verbeſſerte meine Mutter. — „So?“ fragte Karoline trokken; „ich meinte, er wäre die Liebe.“ Wie du leicht denken kannſt, brannte mein ganzes Geſicht bei dem Muthwillen.

Nun wurde auf den Vorſchlag meines Onkels getanzt. Ich forderte meine Couſine auf; ſie ſagte aber mit einer kleinen Verbeugung: „ich bin die Freude, Vetter Guſtav; Weisheit und Tugend ſind ein würdiges Paar. Ich tanze zuerſt mit meinem Vater.“ Jezt bot ich Hannchen meine Hand, und ſie nahm ſie zitternd an. Wir tanzten. O, Ludwig! wie ich ſie in meinen Armen hielt, an meine Bruſt drückte, mit ihr den Reihen hinauf und hinab flog! wie ihre Bewegungen immer vertraulicher, immer inniger, immer verſchlungener mit den meinigen wurden! wie es nun endlich nichts mehr als der Tanz des Herzens, der befriedigten Liebe, des reinſten Entzückens war!

Des reinſten, ſag' ich; und ich kann das. Unſere Herzen waren verſchlungen wie unſere Arme; aber dennoch ſchwör' ich dir: es regte ſich nicht die kleinſte Begierde. Und ehemals konnte ich nie mit einem hübſchen Weibe tanzen, ohne immer die brennendſten Begierden zu fühlen. Bei jenen Tänzen war keine andere Empfindung, weder der Freude, noch der reinen Liebe, noch ſonſt eine von edlerer Art, welche die Sinnlichkeit mäßigte und die ſcharfe Spitze ihres Stachels ſtumpfte. Hier lebten tauſend edle Empfindungen in meinem Herzen: — wie hätte ſich die Wolluſt unter ſie miſchen können! *)

„Und nun gute Nacht!" rief mein Oheim

---

*) Man hat ſo viel über die Moralität des Tanzes geſchrieben, geredet und gepredigt, man hat ihn angegriffen, ihn, als den natürlichen Ausdruck der Fröhlichkeit, vertheidigt; und ich glaube, man hat noch nicht einmal unterſucht, was unſer Tanz, und

auf einmal. Er nahm meine Mutter und ſeine Tochter unter den Arm, und führte ſie weg.

der Tanz der Alten und der Naturmenſchen, eigentlich iſt.

Der Wilde kommt von der Jagd, von ſeinem Felde, oder von der See; die Arbeit auf mehrere Monate iſt gethan, Vorrath auf Wochen eingeſammelt, der zukünftigen Noth gewehrt: in dem Gefühle dieſes glücklichen Zuſtandes ſteht er, ein frohes Weſen, mit Heiterkeit, voll Lebensfülle, da. Eine gleiche Lebensart hat jetzt mehr Menſchen glücklich gemacht. Sie finden ſich zuſammen, und jauchzen und hüpfen. Die Muße erfand ein tönendes Inſtrument, Uebung den Takt. Die Geſelligkeit, die Menſchlichkeit, gemeinſchaftliche Arbeiten des Völkchens lehren nun die Glücklichen auch, hüpfend die Hände in einander ſchlagen; die Freude beflügelt den Fuß, und lehrt den Geſang. Hier lehrt die Natur die fröhliche Horde den Tanz. Er iſt hier das Feſt der häuslichen und geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, das die fröhlichen Menſchen unter der Linde oder dem Platanus feiern. Freude, Fröhlichkeit iſt hier die *Urſache*; der Tanz die *Wirkung*.

So war es auch bei den Alten, wo aber die Religioſität dem Tanze noch einen ſchöneren Charakter gab. Den holden Frühling bewillkommte in Griechenland der fröhliche Reihentanz der Jünglinge und Mädchen. Der Ceres, der Erntegöttin, dem

Die Andern verließen den Saal. Wir, ich und Hannchen, waren die letzten. Mechaniſch

Bacchus bei der Weinleſe brannten Opfer, und wurden Tänze gehalten: die glückliche Rückkehr des Heeres feierten Opfer und Waffentänze. Immer war Freude über eine glückliche Begebenheit, von Dank gegen die Götter geheiligt, die Hauptempfindung des Tanzes, der Ton, den jede Saite des Herzens angab und widerhallte. Dieſer Tanz der Wilden und der Alten iſt der ſchöne, unſchädliche Tanz der Natur und des Herzens, der die Geſelligkeit menſchlich macht, jede beſſere Empfindung hebt und beſeelt, und in dem Kranze der verbundenen Hände auch die Herzen an einander knüpft. Hier wurde und wird die Sinnlichkeit unter den Empfindungen der Freude, der Dankbarkeit, der Freundſchaft, der Religioſität niedergehalten, oder doch die verzehrende Flamme zertheilt.

Wie ganz anders aber bei unſern Tänzen! Der langweilige Winter iſt da. Wie ſoll man ihn um ſeine läſtige Länge betriegen? Es tritt eine Geſellſchaft zuſammen, die auf eine Anzahl Bälle unterzeichnet. Der Balltag kommt. Man mag üble Laune haben; es iſt Balltag. Man tanzt, um der übeln Laune los zu werden; man will die Freude im Tanz erſt haſchen.

Und warum wäre denn der Tanz für uns ein ſo großes Vergnügen?

folgten wir ihnen, als ſie den näheren Weg durch den Garten gingen, dorthin, und ſogar durch den Garten zur Thür hinaus. Auf einmal war ich mit Hannchen unter den Silberpappeln allein. Sie ging ſchweigend neben mir her, und ich fühlte, daß ſie in meinen Armen zitterte. Hannchen! ſeufzte ich, und ſchwieg

---

Ich glaube, darum. In dem gewöhnlichen Leben ſind beiden Geſchlechtern durch eine Art von Sitte gewiſſe Vertraulichkeiten, gewiſſe Ergießungen der innigen Freundſchaft gänzlich unterſagt. Im Tanze hört dieſer drückende Zwang beider Geſchlechter auf. Der Tanz, als der Sohn der Unſchuld in der fröhlichen Urwelt, kennt keine Sitte: der Jüngling iſt Herr von der Hand des Mädchens; er hat die Erlaubniß, ſeinen Arm um ihren Leib zu ſchlingen, ſich in ihren Arm, und das Mädchen an ſeine Bruſt zu ſchmiegen. So, an der hoch ſchlagenden Bruſt des Jünglings ruhend, von dem Kranze ſeiner Arme umfangen, und er in ihren Armen, vom Tanze erhitzt und taumelnd, von der Muſik gerührt und erweicht, fliegt ſie dahin: mit jedem Takte wird ihre Sinnlichkeit gereizt und erhöhet. Dieſe erhöhte Sinnlichkeit iſt gewiß ein hoher Genuß, auch für die Unſchuld, die das Vergnügen nur fühlt, ohne es zu kennen; und nun iſt dieſe Empfindung dann wieder. Jetzt ſeufzte ſie. Hannchen, hob ich wieder an; ich bitte dich, ſey fröhlich. — Sie ſchüttelte ſanft den Kopf, und fing an zu weinen. Nun vergaß ich alles, faßte ſie in meine Arme, und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. Meine Geliebte! ſagte ich leiſe. Sie lehnte ſchweigend ihre Stirn an meine

der gereizten Sinnlichkeit bei unſerm Tanze die einzige, welche erregt wird, ohne durch irgend eine andere geſchwächt zu werden. — Voltaire ſagt über die ſchlüpfrigen Erzählungen eines Dichters: „wenn in einem Gedichte wollüſtige Bilder mit Witz, Scherz und Freude gemiſcht ſind, ſo beluſtigen ſolche Werke die Einbildungskraft, ohne ſie zu verführen. Die Freude, das Lachen nimmt der Wolluſt den Stachel.“ Mich dünkt, das ließe ſich auch vom Tanze ſagen. Unſer Tanz reizt allein Sinnlichkeit, und, weil das Mädchen bald mit Dieſem, bald mit Jenem tanzt, Sinnlichkeit gegen das Geſchlecht.

Wo findet man die Frauenzimmermoral, die ſo unterhaltend geſchrieben iſt, daß ſie nicht wie ein zerbrochener Spiegel auf dem Putztiſch immer nur im Wege liegt? Welcher Philoſoph will dieſe Arbeit übernehmen, die ſeine Nachwelt ihm nie genug verdanken könnte? —

Schulter, und ihre Thränen rollten auf meine Bruſt.

Was ich in dieſem Augenblicke fühlte, weiß ich nicht; wohl aber, daß ich Hannchen jezt nicht für eine Krone aus meinem Arme gelaſſen hätte. Es war der ſchönſte Augenblick meines Lebens, ein Augenblick, den Liebe und Tugend veredelten. So ſtanden wir einige Minuten. Unſere Herzen waren zu voll von den Gefühlen der Natur, als daß wir an die Beſorgniſſe denken konnten, die uns beunruhigten. Ich erklärte Hannchen meine Liebe; und ſie ſank mit Herzlichkeit in meine Arme. Was ich geſagt habe, weiß ich nicht; es muß aber etwas ſehr Rührendes, ſehr Gutes geweſen ſeyn: denn Hannchen drückte mich zärtlicher an ihre Bruſt, legte ihre Lippen freiwillig auf meinen Mund, und theilte mit mir die ſüße Empfindung meiner Seele, und das Entzücken der befriedigten Liebe.

Endlich ſchlang ſie den Arm um mich, lehnte ſich an meine Schulter, und ging ſo mit mir nach ihrer Wohnung. Noch einmal ſank ſie in meine Arme; dann ſchlüpfte ſie in die geöffnete Thür, und ich taumelte, beinahe ſinnlos, nach Hauſe.

Ludwig, wie iſt mir zu Muth! Seit Mitternacht hab' ich an den beiden Zetteln geſchrieben, die du erhalten ſollſt, und jetzt ſteht die Sonne ſchon hoch. Da ſitz' ich, ſchreibe, lege die Feder nieder, ſinne, habe Thränen in den Augen, und lache doch. Als mein Bedienter dieſen Morgen kam, mich zu wecken, ſprang ich auf, fiel ihm um den Hals, und küßte ihn brüderlich. Er ſah mich bedenklich an, und ich drückte eine volle Geldbörſe in ſeine Hand. Meinem Todfeinde hätte ich wohlthun, einen Bettler an mein volles Herz drücken können. Ich hatte alle Verhältniſſe vergeſſen; ich war nur Menſch. Wie jene zehntauſend Griechen, die nach allen überwundenen Gefahren endlich das geliebte vaterländiſche Meer von dem heiligen Berge erblicken, mit ausgebreiteten Armen, mit Thränen auf den Wangen, da ſtehen, ſchauen, einander froh in die Arme fallen, und nichts zu ſtammeln vermögen, als: Meer! Meer! — ſo iſt es mir! Und hab' ich weniger geſehen? ſah ich nicht jetzt erſt das

Glück des Lebens vor mir liegen? des Lebens, das von einer ſo ſchwarzen Wolke des Elendes bedeckt war?

Offenbach.

Noch ſchwebt mein Schickſal, lieber Ludwig; aber ich will es feſtſtellen, was es mir auch koſten mag. Du ſiehſt Stürme voraus; und ich ſehe ſie mit dir, mein Freund. Ich danke dem Himmel, daß ich den Beifall der Guten für mich habe; und ſo, mit Gott, meiner Liebe und deinem Beifall, ſeh' ich gelaſſen der Entſcheidung entgegen. Hannchen ſelbſt hat es ſchneller entſchieden, als ich glaubte. Kann denn nicht das gerechte, vernünftige Glück zweier Herzen die Thränen des Aberglaubens, des Vorurtheils und des ungerechten Stolzes auch den Augen des zarteſten Gewiſſens bedekken? Muß nicht jeder ſeine eigenen Thorheiten büßen? Warum ſoll ich verdammt ſeyn, für die Thorheit meiner Mutter zu leiden, und ihren Aberglauben mit meinem Unglück zu verewigen? Ich habe alles überlegt, noch jetzt erſt. Es kann nicht anders ſeyn.

Dieſen Morgen, als ich den letzten Brief an dich weggeſchickt hatte, ging ich zu Hannchen, und fand ſie allein. Eine holde Schamröthe übergoß ihre Wange, als ſie mich erblickte; ein freundlicher, aber wehmüthiger Blick empfing mich. Ich nahm ihre Hand, und drückte ſie an meine Lippen. Sie lud mich durch ein Paar Blicke und halbe Worte ein, in den Ulmengang zu kommen.

„Gnädiger Herr,“ fing ſie hier mit niedergeſchlagenen Augen, und mit ſtockender, aus dem Herzen kommender Stimme an: „ja, ich liebe Sie!“ —

Und paßt die Benennung: gnädiger Herr, zu Ihrer Liebe, mein theures Mädchen?

„Nein, gnädiger Herr, allein eben deswegen bitte ich Sie, mich zu verlaſſen. Ich bin nicht reich, nicht vornehm; ich habe nichts, als mein Herz und meine Unſchuld.“

Die ſind aber mehr als Kronen werth, mein edles Hannchen.

„Fühlen Sie das wirklich, gnädiger Herr;

nun, ſo helfen Sie mir den Schatz retten, weil es mein einziger iſt. Sie bedürfen vielleicht der reinſten, vorwurfsloſeſten Unſchuld nicht ſo ſehr als ich." (Dabei funkelten Thränen in ihren Augen.) „Sie können nicht mein werden, und ich — ich nicht glücklich ſeyn."

Hannchen! rief ich; du nicht mein? Komm! Ich will dich ſogleich zu meinen Verwandten führen, und ihnen erklären, daß ich dieſe Hand für den einzigen Stolz meines Lebens halte.

„Nein, Herr Graf, ich liebe Sie; und darum kann ich Ihr Glück nicht auf ein Spiel ſetzen, das ich, wenn ich es auch gewönne, mit meiner Ruhe bezahlen müßte. Es iſt unrecht, oder ſcheint mir ſo: einerlei für mich und meine Ruhe. Ihnen könnt' es einſt eine Thorheit ſcheinen, und dann wäre alles für mich verloren. Darum laſſen Sie uns enden. Ich werde weinen; doch meine Tugend wird meinen Kummer mildern, wenn auch nicht ſtillen." Sie bedeckte die Augen mit ihrem Taſchentuche. Ich war beſtürzt; denn das hatte ich nicht erwartet. Stammelnd ſagte ich einige Gründe, welche ihre ſcheue Tugend nur für jetzt beruhigen ſollten; ſie ſah mich aber ernſthaft an, und ich erröthete.

Nun faßte ich ſie in meine Arme, und vermiſchte meine Thränen mit den ihrigen. Sie wollte ſich losmachen; allein meine Zärtlichkeit, meine Liebe riß ſie hin, daß ſie aufs neue in meine Arme ſank. Meine Liebe verminderte ihre Aengſtlichkeit. Ich führte ihre Blicke auf die heitere Zukunft, verſprach ihr die Einwilligung meiner Mutter, und gab ihr zu verſtehen, daß auch dieſe ſchon halb gewonnen ſey. Ihr Auge leuchtete jetzt von der heiterſten Freude, und ihr Arm umſchlang mich; doch ich riß mich ſchnell von ihr los, um endlich die Verſprechungen, die ich ihr gegeben hatte, und mein Glück wahr zu machen.

So kam ich nach Hauſe, und traf meinen Oheim mit Karolinen im Garten. An ihn wollte ich mich zuerſt wenden. Ich wußte, daß Karoline an eine Verbindung zwiſchen uns Beiden eben ſo ungern dachte, wie ich ſelbſt. Ich zog meinen Oheim in eine ferne Laube, und entdeckte ihm meine Liebe zu dem liebenswerthen Mädchen. Er hörte mich ruhig aus.

Als ich fertig war, ſchüttelte er ein Paar Male den Kopf; und dann fragte er ganz kalt: „höre, Guſtav! iſt kein Fall möglich, in welchem du das Mädchen aufgeben würdeſt? kein Unglück, kein Elend, keine Armuth, keine Schande, die du mit ihr zu theilen, und ihr zu erleichtern hätteſt? Biſt du entſchloſſen, wie ein freier Mann, dem es gleichviel gilt, was man von ihm denkt oder ſpricht, das Mädchen zu heirathen?"

Ja, mein Onkel, antwortete ich feierlich; das bin ich. Sie wird meine Frau, und wenn die ganze Welt Nein ſagt; denn mein Herz, meine Vernunft, mein Wunſch, glücklich auf Erden zu ſeyn, ſagt Amen dazu.

„Hm!" erwiederte mein Oheim; „und warum ſagſt du mir denn etwas davon, wenn du ſo feſt entſchloſſen biſt? Ich habe dir nichts zu befehlen, in dieſem Falle auch nicht einmal zu bitten oder zu wünſchen."

Ich bat ihn, er möchte meine Mutter bewegen, daß ſie ihre Einwilligung gäbe. Dazu wollte er ſich aber nicht eher verſtehen, als bis er beurtheilen könnte, ob der ganze Haudel ſo beſchaffen wäre, daß ein alter, vernünftiger Mann ſich damit befaſſen dürfte, und ob er auch nicht Gefahr liefe, nur den gewöhnlichen Liebeshandel eines Gecken in Schutz zu nehmen. Ich gab ihm alſo unſern ganzen Briefwechſel in die Hände, weil er aus dem mein und Hannchens Herz am beſten beurtheilen konnte. Er ſchloß ſich einige Stunden damit ein; dann brachte er mir die Briefe auf mein Zimmer, und ſagte lächelnd: „es läßt ſich nichts mehr darüber ſagen, Guſtav. Iſt das Mädchen nur zur Hälfte ſo, wie hier und hier ſteht, (er zeigte auf die Briefe und auf mein Herz) ſo ſoll ſie deine Frau werden, und wenn ihr Vater ſeine Ohren und ſeine Naſe an drei verſchiedenen Galgen ſitzen hätte. Doch, das werd' ich ja dieſen Augenblick erfahren."

Er ging zu meiner Mutter, und ich ritt ſpazieren. Jetzt bin ich zurückgekommen, ſitze hier, und hoffe bei den ſtärkſten Schlägen meines Herzens auf den Augenblick, der mein Glück entſcheiden ſoll. Der Onkel iſt noch immer bei meiner Mutter. Große Gewalt hat er von je her über ſie gehabt. Gott gebe ſeiner Zunge Ueberredung!

Ludwig, ich bin glücklich! o, ich bin glücklich! Jetzt eben brachte mir Karoline lächelnd seine Schreibtafel, und ſagte dabei: „ich gratulire, Vetter. Mein Vater hat mit einem Theile ſeiner Lunge Ihre Mutter beinahe überredet, daß Weisheit und Tugend zuſammen gehören. Ihre Mutter will zwar die Weisheit ein wenig thöricht, und die Tugend ein wenig ſtolz finden; aber wer kann gegen die Lungen eines Generals aufkommen! Hierin ſteht es.“ Ich öffnete die Schreibtafel, und fand mit Bleiſtift hineingeſchrieben: „Guſtav, deine Mutter wankt. Ich hoffe, ſie ſoll ſchon morgen ſo weit ſeyn, dem edeln Mädchen ihren Segen zu geben.“

Ich habe das Blatt ausgeriſſen, noch ein Paar Worte an Hannchen dazu geſchrieben, und es ihr geſchickt, da ſie wahrſcheinlich mit eben der Ungeduld, wie ich, der Entſcheidung unſeres Schickſals entgegen ſieht.

Ein Domeſtik ruft mich zu Tiſche. Jetzt hör' ich die Stimme der muthwilligen Karoline. Sie ſingt, daß das Haus ſchallt: „Triumph! Triumph! die Tugend hat geſiegt!“

Ich gehe mit dem fröhlichſten Klopfen meines Herzens dem mütterlichen Segen entgegen. O, wer hätte das gedacht!

Welch einen Abend hab' ich gehabt! Meine Mutter hat mir ihre Einwilligung gegeben; aber ſchon morgen will ſie mich verlaſſen und zu ihrer Schweſter in die Reſidenz gehen. Ich habe ihr verſprechen müſſen, ſo lange Hannchen nichts zu ſagen. Mein Oheim, Karoline, ich, wir Alle baten ſie flehentlich, unſer Glück vollkommen zu machen, und wenigſtens erſt Hannchen ihren mütterlichen Segen zu gegen. „Ich will ihr meinen Segen nicht vorenthalten,“ ſagte ſie endlich; „aber ſehen kann ich ſie nicht. Ich werde ihr ſchreiben. . . . Geh, mein Sohn,“ ſagte ſie mit Stolz; „zwinge deine Mutter nicht, ſich noch mehr zu demüthigen, als du ſie gedemüthigt haſt. Dein Oheim findet die Verbindung ehrenvoll; ich nicht. Aber ich bewillige ſie, weil du ſagſt, daß ſie dich glücklich macht. Es können Zeiten kommen, da du nicht mehr ſo denkſt; und für dieſe Zeiten möcht' ich mir gern jeden Vorwurf erſparen."

Das war alles, was wir bis Mitternacht durch unſre Bitten von ihr erhalten konnten. Dieſen Morgen hat ſie mir einen offnen Brief für Hannchen geſchickt, der ein wenig ſteif iſt, doch artiger, als ich dachte. Sie läßt mich durch Karolinen erſuchen, Hannchen den Brief nicht eher zu geben, als bis ſie abgereiſt iſt. Ihre Sachen werden ſchon gepackt, und Mittags will ſie weg. Die Abreiſe wird Hannchen einige Thränen koſten; aber meine innige Liebe ſoll bald ihr Auge trocknen. Leb wohl. Ich will zu meiner Mutter, und Abſchied nehmen.

Offenbach.

Da bin ich wieder hier. Sie iſt fort, Ludwig; Hannchen iſt fort! Wen ſoll ich für den Schuldigen halten? Meine Mutter ſitzt da mit einem Geſichte, auf dem, nur hinter einer leichten Hülle, der fröhlichſte Triumph liegt. Der Onkel ſchüttelt den Kopf; die Couſine lacht, wenn ich tobe, und tröſtet mich mit ihrer baldigen Rückkehr. Sie iſt fort. Ich habe acht Tage die ganze Gegend durchſtreift, ohne eine Spur von ihr zu finden.

O Ludwig, wenn es auch Tugend iſt; dennoch —! Konnte ſie mich ſo betriegen? konnte ſie ſo dieſes Herz äffen, dieſes Herz, das ſonſt nichts als ſie in ſich trug?

Kaum war mein letzter Brief an dich weg, ſo ging ich zu meiner Mutter, um, wenn es möglich wäre, ſie von ihrem Entſchluſſe zu reiſen abzubringen. Meine Couſine trat in das Zimmer. Ich ſah an ihrem Geſichte, daß es mich galt, und trat in ein Fenſter. Sie folgte mir, und ſagte leiſe: „hören Sie, Vetter, ich wollte Hannchen beruhigen, weil Sie verſprochen haben, ſie vor der Abreiſe Ihrer Mutter nicht wiederzuſehen. Die Magd ſagte mir aber, ſie wäre mit ihrem Vater verreiſt. Die Thränen ſtanden ihr bei dieſen Worten in den Augen. Ich fragte, was ſie zu weinen hätte; und ſie antwortete: Hannchen wäre weit weg, und würde wohl niemals wiederkommen."

Ich eilte erſchrocken nach Richters Hauſe, und hörte von der Magd eben das, mit noch mehreren Umſtänden. Nun ſetzte ich mich zu Pferde, ritt auf gut Glück den Weg, den mir die Magd angab, fand nichts, hörte nichts, und kam am Abend wieder.

Richter war noch nicht zurück. Ich ging nach Hauſe, und ſagte bitter zu meiner Mutter: Sie willigten ein; und hinderten ſo mein Glück! Ich danke Ihnen für die Art und Weiſe! — Meine Mutter verſicherte ſehr feierlich, daß ſie nicht ein Wort von Hannchens Abreiſe gewußt habe. Ich hoffte ungeduldig auf Richters Rückkehr, und eilte zu ihm, ſobald er gekommen war. „Gnädiger Herr," ſagte er, ſo wie er mich erblickte; „Hannchen läßt Ihnen Lebewohl ſagen. Sie iſt mit einem gebrochenen Herzen abgereiſt, das Sie ewig lieben wird."

Wie? Sie wiſſen, . . .

„Daß Hannchen Sie liebt? Erſt ſeit geſtern. Das unglückliche Mädchen geſtand es mir geſtern — ach, wohl zu ſpät für ihre Ruhe! — Sie ſagte mir mit unruhigen Thränen, daß Sie Willens wären, ſie zu Ihrer Gemahlin zu machen, und dann bat ſie mich, ſie ohne Zeitverluſt von hier zu entfernen. Da kam das Blatt, das Sie ihr ſchickten. Die Gefahr war dringend. Ich konnte meiner unglücklichen Tochter das einzige Mittel, ihre Ruhe wieder herzuſtellen, nicht abſchlagen, und habe ſie von hier weg gebracht."

Wohin? fragte ich eilig.

Er gab mir einen Brief mit den Worten: „Hannchen wird Ihnen das ſelbſt ſagen."

Ich warf mich in einen Stuhl, und las:

„Gnädiger Herr, ich liebe Sie, und werde Sie ewig lieben. Ich bat Sie, mich zu verlaſſen; anſtatt deſſen gehen Sie in Ihrer gewiß zu wenig beſonnenen Güte noch weiter, und bereden ihre Verwandten, mich gegen ihren Willen unter ſich aufzunehmen. Jetzt mußte ich fliehen; denn ich fühle nur zu ſehr, wie ſchwach ich durch mein eigenes Herz bin, wenn ich Sie ſehe und ſpreche. Ich mußte fliehen, um Sie von einem Schritte abzuhalten, den Sie bereuet haben würden. Seyn Sie menſchlich, und forſchen Sie den Aufenthalt meiner

Thränen nicht aus, der die letzte Zuflucht meines Herzens iſt. Laſſen Sie mich die Empfindung meiner Liebe durch die Gewißheit, daß ich handelte, wie ich mußte, verſchönern. Ich habe nichts, als mein Selbſtgefühl, und das Andenken an die Liebe eines Mannes, der großmüthig genug war, mir die Achtung der Welt, die Zufriedenheit ſeiner Verwandten, und ſeine eigene Ruhe aufopfern zu wollen, und der jetzt auch großmüthig genug ſeyn wird, ſeine Liebe meiner Zufriedenheit aufzuopfern. Johanne Richter."

Ich las das wohl hundertmal, vergaß alles Andre, ſtand auf, ging auf mein Zimmer, und ſetzte mich ſogar nieder, den Brief zu beantworten, der mir zu gekünſtelt ſchien, um wahr zu ſeyn. Dann lief ich zu Richtern, zeigte ihm den Brief meiner Mutter, und gab ihm die heiligſten Verſicherungen, daß meine Verwandten es für eine Ehre halten würden, Hannchen als meine Gattin in ihrer Mitte zu ſehen. Ich bat ihn, mir den Aufenthalt ſeiner Tochter zu ſagen, oder mir nur einen Brief an ſie zu beſorgen. Er ſchlug mir aber beides ab. „Ich habe das meinem unglücklichen Kinde verſprechen müſſen!" ſagte er mit finſtern und naſſen Augen.

Selbſt mein Oheim ging mit mir zu ihm, und beſtätigte meine Verſicherungen. Er legte aber bitter lächelnd die Hand auf die Bruſt, und ſagte mit Ernſt: „gnädiger Herr Graf, Hannchen liebt Sie; alſo kann ſie wohl nicht zweifeln, daß Ihre Abſichten edel ſind. Aber ſie hat ja eben darum Offenbach verlaſſen, daß Sie nicht in den Fall kommen ſollen, ungerecht gegen Ihre Familie zu ſeyn."

Sie hören und ſehen ja aber, ſagte ich erhitzt, daß meine Familie einwilligt.

„Herr Graf, Sie bringen das Opfer, und bringen es gern; aber der, dem es gebracht wird, muß beurtheilen, ob es gebracht werden darf. Meine Tochter erkennt Ihre Liebe; doch ſie wäre der Liebe und des Opfers nicht werth, wenn ſie weniger edel handelte. Sie leidet; aber ſie iſt nicht unglücklich: denn ſie erfüllt ihre Pflicht. Sie weint; aber ihre Thränen laſſen ſich abtrocknen: denn es ſind nicht Thränen der Reue, ſondern Thränen, welche die

Tugend fordert. Ich bitte Sie, gnädiger Herr, geben Sie alle Hoffnung auf; Hannchen kann nie die Ihrige werden.“

Endlich bewogen wir ihn doch, Hannchen unſere Bitten zu ſchreiben. Sie ſchickte eine förmliche abſchlägige Antwort, und eine rührende Bitte, ſie in ihrer Einſamkeit nicht aufzuſuchen. Mein Oheim erſtaunte über dieſe Tugend; ſelbſt meine Mutter ſagte lächelnd zu mir: „lieber Guſtav, ich halte deine Thränen um dieſes Mädchen für gerecht. Sie iſt die Einzige, die ich jetzt mit Freuden als meine Tochter anerkennen und lieben wollte.“

Nun durchzog ich, wie ein Räuber, die Gegend umher, und fand ſie nicht. Endlich, nachdem ich ihren Vater durch Bitten und Drohungen vergebens dahin zu bringen geſucht hatte, daß er mir den Ort ihres Aufenthaltes entdecken ſollte, bewog ihn doch mein ſtiller Kummer, ihr ein kleines Billet von mir zu ſchicken. Es enthielt nichts als die Worte: „Hannchen, der Tag deiner Verbindung mit einem Andern iſt der letzte Tag meines Lebens; und ſo leb wohl!“ Du ſiehſt aus dem Billet, daß ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe, ſie wiederzuzünden und ſie zu rühren.

Offenbach.

Ich habe eine Unterredung mit meinem Oheim gehabt, die mich innig rührte. Er bat mich, Hannchen aufzugeben; und ich lächelte über die Bitte. Nun ſtellte er mir vor, daß ich an meinem Theile doch etwas thun müßte, das dem edeln Betragen dieſes Mädchens gleich käme. Das war eine neue Idee. Ich ſann einen Augenblick nach, und ſagte dann: wohl! das will ich. So eben kam Richter dazu. Ich erklärte dem edeln Manne ganz ruhig und kalt: Ihre Tochter, lieber Richter, zweifelt, ob meine Liebe zu ihr dauern werde. Ich weiß, daß ſie dauern wird; doch um jeden Zweifel zu heben, will ich mir ſelbſt noch eine Zeitlang den Beſitz des geliebten Mädchens verſagen. Schreiben Sie Hannchen, daß ich ihren Aufenthalt nicht aufſuchen, ſie nicht ſtören werde. Ich gehe in die Reſidenz, und ſtürze mich in den Strudel der Zerſtreuungen, der Luſtbarkeiten, um zu erfahren, ob etwas in der Welt Hannchens Bild aus meinem Herzen verlöſchen kann. Die ſchönſten Mädchen meines Standes will ich aufſuchen, um Hannchens künftige Ruhe nicht im mindeſten aufs Spiel zu ſetzen. Dann aber, ſchreiben Sie ihr das, dann . . . —

„Vetter,“ fiel mein Oheim warnend ein — er mochte ſich meiner Briefe erinnern —: „Vetter, du willſt dich in den Strudel zurückſtürzen, dem du entflohen biſt?“

Lieber Oheim, antwortete ich, meiner und meiner Tugend gewiß; ich wäre des Mädchens nicht werth, wenn dieſer Strudel mir gefährlich ſeyn könnte.

Und nun gehe ich, dieſem Geſpräche zu Folge, noch heute nach der Reſidenz. Deine guten Wünſche begleiten mich gewiß. Dann aber, das wiederhole ich dir, dann ſoll keine Macht, ſelbſt Hannchen nicht, im Stande ſeyn, mich von dem Mädchen zu trennen, das nicht allein mein Glück, das auch meine Tugend ſichert!

* * n.

Hier bin ich ſchon einen Monat, mein Lieber, wie im Fegefeuer. Ich reinige mich hier von allen Schlacken der Eitelkeit und Wolluſt — mit guter Laune; denn ſelbſt meine Mutter findet jetzt, daß Hannchens Tugend doch wohl einen Adelsbrief aufwiegt. Du würdeſt lachen, wenn du wüßteſt, in welcher Situation ich hier lebe. Man hat durch meine Tante ſchon längſt meinen Liebeshandel mit einer Bäuerin erfahren. Natürlicher Weiſe fand man das höchſt lächerlich. Man ſpöttelte, man ſtichelte von weitem, und ich ſetzte mich dann jedes Mal richtig in den Zirkel, und erzählte den ganzen Handel der Reihe nach bis auf den jetzigen Augenblick. Nun glaubte man, ich wollte mich ſelbſt lächerlich machen, um dem Spotte zu entgehen; da ich aber ein Paar junge, luſtige Herren, die ſich Spöttereien über Hannchen erlaubten, ſehr nachdrücklich züchtigte, ſo ſah man, daß es Ernſt war, und riß, wo ich mich nur ſehen ließ, vor Erſtaunen die Naſenlöcher weit auf. Ich wurde natürliche-

Weiſe das Gelächter der ganzen feinen Welt. Weil ich aber doch bei keiner Luſtpartie fehle, und mit immer heiterer Laune, mit ſpöttelndem Witze, den ich in meiner Lage wohl haben muß, an allem Theil nehme, ſo giebt man die Hoffnung noch nicht auf, mich zu bekehren; und einige hübſche Weiber aus meiner alten Bekanntſchaft haben das Geſchäft über ſich genommen. Es geht ihnen aber eben nicht ſonderlich von Statten; denn, lieber Ludwig, eine raſende lange Weile, die mich faſt überall hin verfolgt, ſagt mir ſtündlich, was mir fehlt: Beſchäftigung für mein Herz und für meinen Kopf. O, mit jedem Augenblicke fühle ich mehr, daß nur ein tugendhaftes Herz in der Bruſt eines liebenden und gebildeten Weibes das Glück geben kann, welches aus unſerm geſellſchaftlichen Zuſtande entſpringen ſollte!

Ich habe intereſſante Bekanntſchaften mit einigen Männern gemacht, die ich ehemals überſah, weil ſie das Geſpött der ſchönen Lippen waren; und die halten mich dafür ſchadlos, daß ich nach meinem Gelübde an den hieſigen Vergnügungen Theil nehmen muß. Ach, über-

überall, wo ich einem edeln Menſchen begegne, finde ich auch, daß ihn das innige Verhältniß der Häuslichkeit, oder der Freundſchaft, oder der Liebe, und nie der Zirkel der Bekanntſchaft, gebildet hat. Und ich ſoll meine Hände nicht nach dieſem Gute ausſtrecken?

* * n.

Ich habe einige kleine und größere Reiſen gemacht, und ſchicke dir mein Tagebuch, aus dem du ſehen wirſt, daß es meinem Herzen nicht an ſehr intereſſanten Menſchen fehlt, welche ich durch Zufall oder durch abſichtliches Suchen kennen lernte. Noch mehr; aus einer kleinen Anekdote darin wirſt du auch ſehen, daß ich im Gebirge ein Fräulein antraf, dem ich die höchſte Achtung nicht verſagen kann. Vorzüge des Körpers und des Geiſtes ziehen jeden Mann, der ſie kennen lernt, in ihren Zauberkreis. Ich will dir ſogar geſtehen, daß ich glaube, ſie wäre im Stände geweſen, meine Liebe zu Hannchen, mit Hülfe der Zeit und der Entfernung, zu vermindern und endlich zu verlöſchen. Allerdings begreife ich, daß ich Hannchen zuletzt vergeſſen könnte; aber auch, daß ich ſie nicht vergeſſen darf, wenn ich der höchſten menſchlichen Glückſeligkeit genießen will. Wo ſollte ich die Einfalt des Herzens, die Unſchuld der Seele, bei ſo vieler Stärke des Geiſtes wiederfinden! Ich würde mich, wenn ich Hannchen vergäße, für höchſt unglücklich halten, und über den Verluſt meiner Liebe klagen, wie über den Verluſt meines Glückes.

Das alles habe ich meinem Oheim geſchrieben, und ihn gebeten, meine Verbannung zu endigen, in der ich weiter nichts lerne, als daß ich ohne Hannchen nicht glücklich leben kann. Jetzt erwarte ich ſeine Antwort mit Ungeduld. Ich habe ihm verſprechen müſſen, ohne ſein Wiſſen nicht zurückzukommen.

Ich habe Antwort, Ludwig. Ihr Aufenthalt iſt gefunden; ich ſoll kommen. Wie auf Flügeln will ich eilen.

Weiler.

O, ſie iſt mein! Ludwig, ſie iſt mein! und der Segen aller meiner Verwandten hat dieſes Glück zu dem vollkommenſten auf Erden gemacht! Keine Sorge, kein Gram, bedeckt mehr die ſchöne Stirn und das helle Auge. O Ludwig, welch ein Mädchen! jetzt, da das Glück, da die befriedigte Liebe jede Spur von Kummer aus ihrer Bruſt hinweg genommen hat: wie heiter! wie ruhig! wie zufrieden! wie gütig! wie ſanft! Sie beſeligt uns Alle, wie der Engel der Freude.

Mein Oheim empfing mich, als ich von * * n nach Offenbach kam. „Sie iſt in Weiler," fliſterte er mir ins Ohr. „Morgen gehſt du dahin, und verſuchſt dein Heil." Am folgenden Tage früh ritt ich hieher nach Weiler, wo Hannchen bei einer weitläuftigen Verwandtin in der tiefſten Einſamkeit lebte. Ein Spaziergang in den nahen Wald war ihr einziges Vergnügen, und Thränen ihre einzige Beſchäftigung. Das erfuhr ich von dem Beſitzer der Hütte, in der ich abtrat.

Ich ging gegen Abend an den Ort ihres gewöhnlichen Spazierganges, und verbarg mich in ein dickes Gebüſch. Sie kam. Die ſchöne Röthe ihrer Wangen war verſchwunden, das heitere Feuer ihrer Augen erloſchen. Ein blaſſes Roth und die dunkle, ſtille Wehmuth in ihren Augen machte ihr ſchneeweißes Geſicht noch intereſſanter. Sie ſchien leiſe mit ſich ſelbſt zu ſprechen, und ihr Gang war langſam, ihre Stellungen ſchwermüthig; man konnte auf den erſten Blick die unglückliche Liebe ſehen.

Ich trat hervor. Als ſie mich erblickte, flog ſie mit dem Aufſchrei eines freudigen Schreckens, und mit ausgebreiteten Armen, auf mich zu. Ihr Athem berührte mich ſchon; da ſanken ihre Arme. Sie blieb ſtehen; die Freude verſchwand aus ihrem Geſichte, und nur ein Zittern verrieth auch jetzt noch ihre innere Bewegung. „O Gott!" ſagte ſie ſanft: „gilt meine Bitte bei Ihnen ſo wenig? War ich nicht ohnedies ſchon elend genug?"

Das warſt du, mein theures Mädchen, erwiederte ich, und drückte ſie an meine Bruſt; doch von jetzt an, hoffe ich, ſollen unſre Leiden zu Ende ſeyn. — Ich bat Hannchen, ſich zu mir zu ſetzen, und erzählte ihr mit kalter Ruhe, was ich gethan habe, um mein Herz bis auf den Grund zu prüfen. Nun aber, Hannchen, ſagte ich endlich, zögere nicht länger, mich und dich glücklich zu machen. Ich liebe dich; ich habe mein Herz geprüft, und bin der Zukunft gewiß.

„O Gott!“ rief ſie jetzt ſchmerzlich, und drückte mir die Hand: „warum bin ich nicht im Stande, dieſe Liebe zu belohnen? Warum . . .“ — Sie ſah auf die Seite, und es floſſen Thränen über ihre Wangen. „Nein,“ ſagte ſie endlich nach tiefem Sinnen, feſt und ruhig: „nein, Herr Graf; Sie ſind Ihrer Mutter ein Leben voll ungetrübter Freude ſchuldig. Und ich . . .? Nein, Ihre Mutter ſoll keine Thränen über mich vergießen. Es iſt unmöglich!“

In dieſem Augenblick ſtürzten meine Mutter, mein Oheim und Richter aus dem Gebüſch hervor. „Thränen der Freude,“ ſagte meine Mutter, und drückte Hannchen an ihre Bruſt: „Thränen der mütterlichen Freude, meine liebe Tochter, ſind die einzigen, die mein Auge über dich weint! . . . Gott ſegne euch, meine Kinder!" ſagte ſie nun, und legte Hannchens Hand in die meinige.

Hannchen ſah meine Mutter an, dann mich und ihren Vater. Ihr Blick wurde immer matter; ſie ſchwankte, und endlich fiel ſie ermattet, mit einem Seufzer, der wie: „Guſtav!" klang, in meine Arme.

Freude und Wehmuth ſetzte uns Alle außer uns. Nur mein Oheim behielt eine Art von Faſſung, und ſchimpfte ſehr komiſch auf die verdammten Thränen bei einer Verlobung. Wir gingen in das Wirthshaus, wo alle Schwierigkeiten leicht gehoben wurden, und Hannchen dann als Braut in meine Arme ſank.

Jetzt ſchläft alles; aber Hannchens Seufzer hör' ich durch die Tapetenthür herüber ſchallen. Morgen reiſen wir zurück, und in acht Tagen iſt ſie meine Gattin. Ich rechne darauf, dich zu ſehen; du ſollſt ſie zum Altare führen. O Ludwig, wie glücklich bin ich! wie glücklich werd' ich in den Armen des edeln Mädchens ſeyn! Leb wohl.

Der Graf Guſtav * * an ſeinen Sohn, neunzehn Jahre ſpäter.

Hier übergebe ich dir, mein geliebter Sohn, was dir theurer ſeyn ſoll, als mein Vermögen: eine Reihe von Briefen, die den wichtigſten Theil meines Lebens betreffen. Du kannſt glücklich ſeyn, wenn du auch deine Güter verlierſt, aber mitten im Genuſſe der Weltfreuden elend, wenn nicht Erfahrung dich über das Leben belehrt, und wenn du nicht dich männlich entſchließeſt, dein Glück zu ſuchen, wo es zu finden iſt.

Dieſe Briefe, mein Sohn, gebe ich dir als einen treuen Freund mit in die Reſidenz. Die große Welt iſt reizend: ein Bild mit Paſtellfarben gemahlt; wenn es neu iſt, ſchön, aber nach einigen Jahren unſcheinbar. Ich kenne das Gemählde der großen Welt, und danke Gott, daß ich Muth genug hatte, meine Geſtalt daraus weg zu wiſchen. Laß dich durch die niedlichen, ſchimmernden Figuren, durch das lebhafte, glänzende Kolorit nicht täuſchen!

Bei dem Jünglinge, mein Sohn, begehren

allein die Sinne; und nur dieſe Begierden kann die große Welt befriedigen. Daher der ewige rauſchende Wechſel, die Schnelligkeit, der Ekel, womit man giebt und nimmt; daher die Freuden, die nur für die Sinne berechnet ſind, und ſie wieder erwecken ſollen; daher das Lächerlichmachen aller Anhänglichkeit, aller tieferen Gefühle; daher der einzige Charakter der großen Welt: *in allen Fällen anmaßungslos zu ſeyn.* Das Gefühl hat ſtarke Forderungen; die große Welt kann ſie nicht erfüllen, macht ſie darum lächerlich, und verwandelt die Freundſchaft in einen Zeitvertreib, die Liebe in eine Minute des Genuſſes.

„Und kann man dabei nicht glücklich ſeyn?" wirſt du fragen. Warum nicht, mein Sohn? Wird doch der Sklav unter der Laſt ſeiner Ketten zuletzt glücklich! Gewohnheit würde am Ende das Glück einzig und allein in dieſe Sinnenthätigkeit beſchränken.

Aber wirf einen Blick auf die andre Seite des Gemähldes. Der Menſch muß dem Menſchen nothwendig verächtlich werden, wenn nur Sinnlichkeit der Charakter des Menſchen iſt. Die Sinnlichkeit zwingt zu ewigem Wechſel: die Wollüſte, die Vergnügungen des einen Jahres ſind nicht hinreichend, die abgeſtumpften Begierden in dem folgenden zu befriedigen; der Kreis des Genuſſes muß mit jedem Genuſſe erweitert werden. Jeder Menſch ſieht ſich als den Mittelpunkt der Schöpfung an, auf den alles, auch der Tugendhafte, Beziehung hat; jeder ſieht daher in den Menſchen nur Mittel ſeine Wünſche zu befriedigen, und ſucht ſie als ſolche Mittel zu gebrauchen. Dem Sinnlichen iſt der Charakter eines Menſchen ſehr gleichgültig, wenn dieſer ihn nur unterhält; ja, es muß ihm daran gelegen ſeyn, Boshafte zu finden, um ſeine Plane von ihnen ausführen zu laſſen, Wollüſtige, um ſeine Begierden zu befriedigen, Verſchwender, um mit ihnen zu genießen. So macht die Sinnlichkeit den Menſchen verächtlich.

Der Charakter des Tugendhaften hingegen iſt bleibendes Gefühl, dauerndes Glück. Auch er ſucht Menſchen zu Mitteln ſeines Glückes zu machen; er findet aber ſein Glück in der Liebe, in der Freundſchaft des kleinen Kreiſes von Menſchen, die ihn umgeben. Wie viel liegt ihm alſo daran, daß dieſe Menſchen gut ſind, menſchlich fühlen, tugendhaft leben! Denn die Tugend allein ſichert ſeine Glückſeligkeit.

Steige mit dieſen Contraſten in höhere Stände, oder — was einerlei zu ſeyn ſcheint — in das Allgemeine. Denke dir ein Jahrhundert, deſſen Charakter Sinnlichkeit iſt; denke dir z. B. das ſechzehnte. Wann wurde mehr mit dem Glücke der Völker geſpielt? wann mehr heimlich gemordet? wann die Bande der Ehen und Keuſchheit öfter und frecher zerriſſen? wann die Religion mehr und ungeſcheuter zum Deckmantel für Grauſamkeiten, Kabale und Volksunterdrückungen gebraucht? Denke an jene Zeit des Römiſchen Reiches, da auch in ihm Sinnlichkeit der herrſchende Charakter geworden war. Welche fürchterliche Verbrechen! welche Kälte gegen das menſchliche Geſchlecht! welche Verachtung des Tugendhaften! Denke — um dir mit Einem Worte zu ſagen, wie weit Sinnlichkeit einen Menſchen führen kann — an den parc au cerf, das Serail jenes Wollüſtlings, das 800 Millionen Livres koſtete, und an das ſchauderhafte Nebenſtück, ein Volk, das unter den Laſten der Abgaben erlag, und von dem jährlich Tauſende verhungerten!

Solche und andre Laſter und Verbrechen hindert Allgemeinheit des häuslichen Glückes, der Genuß der Liebe in den Armen eines tugendhaften Weibes. Wehe dem Lande, wo die eheliche Liebe anfängt ein Phantom zu werden, wo das Weib zu den Ausſchweifungen des Mannes lächelt, um ſelbſt ausſchweifen zu dürfen! Wehe dem Lande, wo Tugend und Liebe keine Ehe mehr ſchließen, wo kein Haus mehr in ſich glücklich iſt, wo man das Glück nur auf öffentlichen Sälen der Freude, und bei theuren Feſten ſucht! Da heißt bald das ſchönſte Kleid die höchſte Tugend, ein koſtbares Feſt eine edle Handlung, Bosheit Klugheit, kalte Unmenſchlichkeit Philoſophie, Verläumdung Witz; die Tugend iſt lächerlich, die Freundſchaft verſpottet, und eine liebevolle Ehe verächtlich.

Ich bitte dich, mein Sohn, wirf einen Blick auf mein Leben, ſeitdem deine Mutter meine Gattin wurde. Von dieſem Augenblicke ging eine Zeit für mich an, in welcher Liebe, Tugend und häuslicher Genuß jede Minute mit Zufriedenheit und Glück erfüllten. Zwar fürchtete Anfangs deine Mutter, daß ich einmal bereuen könnte; die beſcheidene Seele! — Aber du wurdeſt geboren, und nun fehlte nichts mehr zu unſrer Freude. Tugend und Liebe, mein Sohn, warên die beiden Quellen meines Glückes; dieſe floſſen in meinem Herzen, und ſo braucht' ich nichts als mein Herz, und die Liebe deiner Mutter, um glücklich zu ſeyn.

Und nun bitte ich dich noch einmal, mein Sohn, vergleiche den Luxus aller Palläſte in * * n mit der Zufriedenheit, die dein Vater nun ſchon neunzehn Jahre in den Armen ſeiner Gattin und ſeiner Kinder geſchmeckt hat. Findeſt du einen Pallaſt, von dem du ſagen kannſt, er enthält mehr Glück, ſo wirf meine Briefe ins Feuer, und lebe, wie du willſt. Dann iſt Tugend und Laſter eins.

II.

Das Räthſelſpiel.

Das Räthſelſpiel.

Nichts iſt ſchwerer, ſagt ein Philoſoph, als ſein ganzes Leben hindurch zu ſpielen. Man muß ihm gewiß Recht geben, wenn man nur bedenkt, wie ſchwer die geſellſchaftliche Unterhaltung, auch durch gut erfundene Spiele, iſt. Die allzu häufigen Geſellſchaften müſſen am Ende die Kartenſpiele ſo allgemein einführen, daß man auch die gebildetſte nicht mehr ohne ſie ſehen wird; und dann wird unſere hochgerühmte Geſelligkeit für jeden, der nicht ſpielt, weiter nichts ſeyn, als eine läſtige Einſamkeit, in welcher das Zählen der Stiche, und das Abrufen der Kunſtworte jedes angefangene Gedankengeſpräch ſtören, wie das Stampfen der Pfähle in einer Mühle.

Unſere Großeltern kamen ſeltner zuſammen, und durften eben deshalb nicht zu den Karten greifen, um keine lange Weile zu haben. Ein luſtiges Pfänderſpiel, oder ein geräuſchvolles: „Wie gefällt dir dein Nachbar?" oder eine Reiſe nach Jeruſalem unterhielt ſie beſſer, und für ihre Zufriedenheit und Geſundheit gewiß zuträglicher, als uns jetzt Tarok, Whiſt und L'hombre. Freilich war damals, als die Jungfrau nur ihrem feierlich Verlobten, und auch dem nur erröthend, einen Kuß bewilligte, ein Pfänderſpiel für beide Geſchlechter ungleich intereſſanter, als jetzt, da bei jedem Anlaß und ohne allen Anlaß geküßt wird. Die Pfänderſpiele mußten alſo aus der Mode kommen, je mehr das Küſſen in die Mode kam, und nur in kleinen Landſtädten kann jetzt das Pfänderſpiel noch eine erträgliche Unterhaltung geben.

Die lärmenden Spiele würden bei der jetzigen Art der weiblichen Kleidung wieder zu koſtbar ſeyn. Wie viele Florkleider, Kanten, Bänder und Hauben müßte nicht ein ſolches Spiel an einem Abend koſten!

Die eigentlich geſellſchaftlichen Spiele kommen alſo natürlicher Weiſe mit jedem Tage immer mehr aus der Mode; und doch werden die Geſellſchaften immer häufiger. Was wäre nun an ihre Stelle zu ſetzen? — In groſſen gemiſchten Geſellſchaften gewiß nichts, als das leidige Kartenſpiel, ſo verderblich es auch, beſonders bei dem weiblichen Geſchlechte, für Geiſt und Körper iſt.

Für eine gewähltere und kleinere Geſellſchaft gäbe die Muſik eine edlere Unterhaltung; dieſes Vergnügen iſt aber beinahe für alle gebildetern Kreiſe zu koſtbar.

Das augenblickliche Geſpräch läuft gar zu bald ab, wenn nicht etwa ein geheimeres Intereſſe es anziehend erhält. Kurz, manche kleinere Zirkel von gebildeten Menſchen ſind verlegen, was ſie mit ihrer Zeit anfangen ſollen, wenn ſie Karten für gefährlich, Mediſiren für abſcheulich, und Geſpräche vom Putz für langweilig halten.

Und eben dieſen wenigen gebildeten Menſchen will ich eine kleine Begebenheit erzählen, die mir begegnet iſt, und für die ich noch immer meinem guten Schickſal danke. Hinter F * * kam ich in ein ſchönes, groſes Dorf, das mehrere anſtändige Häuſer hatte. Ein ſtarker Regen hinderte mich, die Nacht weiter zu fahren, und der **, den ich in der Poſthalterei von ungefähr antraf, war ſo artig, mich zu ſich einzuladen. Ich nahm die Einladung an, kleidete mich um, ging zu ihm, und traf ihn unter ſeiner Familie, drei Töchtern und zwei Söhnen. Die zwangloſe Artigkeit, mit der ich empfangen wurde, ſagte mir ſogleich, daß ich unter gebildeten Menſchen war. Man ſprach von mancherlei, erſt vom Kriege, dann vom Stadt- und Landleben, dann von Büchern, und endlich von geſellſchaftlicher Unterhaltung.

An Geſellſchaft fehlt es uns hier nicht, ſagte mein Wirth; die Kunſt liegt nur darin, ſo vielen Vortheil aus unſerer Geſellſchaft zu ziehen, als uns möglich iſt. Hier wohnt ein Juſtizbeamter, und ein Pfarrer; Beide haben Kinder, die Sie ſehen werden. Wie denn das junge Volk iſt: — man kam ſonſt zuſammen, ſpielte und gähnte, ſprach und gähnte, ging ſpazieren und gähnte, klaſchte und gähnte; kurz, mit Gähnen endigte ſich Alles. Das Geräuſch der Karten iſt mir widriger, als das Heulen meiner Hofhunde; alſo die erlaubte ich nicht. Komödienſpielen unterhält freilich; das hätte aber dem Geiſte meiner Mädchen einen zu großen Wirkungskreis gegeben, ohne innere Kraft ihn auszufüllen, und würde überdies zu viele Zeit gekoſtet haben. Ich kaufte alſo Taſchenbücher zum Vergnügen und zur Unterhaltung, und wir ſpielten Fragen und Pochen, und noch ſonſt allerlei. Ein Paar Abende ging das; aber dann waren wir zu Ende. Meine Kinder ſind, wie Sie ſehen werden, nicht ungebildet, und ihre Geſellſchaft eben ſo wenig; allein je mehr ſie ſich bildeten, deſto ſchwieriger wurde die Unterhaltung. Endlich fiel mir ein Spiel ein, welches ſo viele und ſo mannigfaltige Seiten hat, daß ich, wenn mir das Schickſal meine Geſellſchaft noch hundert Jahre ließe, gewiß alle hundert Jahre Unterhaltung daran hätte.

Und das Spiel iſt? fragte ich ungeduldig.

Wir nennen es das Räthſelſpiel. Sie können nicht glauben, wie viele Mühe ich gehabt habe, es in Gang zu bringen, und wie oft mir Anfangs vorgeworfen wurde, daß dieſes Spiel noch langweiliger ſey, als jedes andre. Endlich aber ging es, und nun kann ich mich vielleicht rühmen, daß in meinem Hauſe mehr ſchwierige Fragen aufgelöſ't werden, als auf allen gelehrten Jahrmärkten in Deutſchland. — Ich wurde ſehr neugierig auf dieſes Spiel.

Nach und nach verſammelte ſich die Geſellſchaft. Man plauderte, man lachte, neckte einander, ſang Lieder, und aß dabei kalte Küche. Endlich, als man vertrauter mit mir geworden war, ließ man es ſich gefallen, auch dieſen Abend Räthſel zu ſpielen. Alle ſetzten ſich in einen großen Kreis, und das Spiel hob an.

Jedes Mal, ſagte der Vater, wenn die Geſellſchaft ſpielt, giebt der, den die Reihe trifft, ein Räthſel auf, das dann bei der nächſten Zuſammenkunft von der Geſellſchaft aufgelöſ't wird. Das vorige Mal wurde das Räthſel aufgegeben: Was iſt für den Menſchen das Schwerſte? und heute werden wir Auflöſungen davon hören. Jeder von uns hat acht Tage Zeit nachzudenken. Er ſagt, was er gedacht, oder lieſ't vor, was er aufgeſchrieben hat. Nun alſo, Ludwig; du fängſt an. Was hältſt du für die ſchwerſte unter den menſchlichen Handlungen?

Ein junger Mann, ungefähr von vier und zwanzig Jahren, mit tief liegenden Augen, mit einem denkenden Blick und einem intereſſanten melancholiſchen Geſichte zog die Stirn zuſammen, als ob er tief nachdächte, und ſagte dann: „Sich ſelbſt zu kennen iſt nach meiner Meinung für den Menſchen das Schwerſte. — Minchen, du lachſt; aber . . .“

Ja; lieber Bruder, es ſcheint mir ein alter Aberglaube, daß es ſo ſchwer ſeyn ſoll, ſich ſelbſt zu kennen. Das hat irgend ein alter Philoſoph geſagt; man ſagt es auf guten Glauben tauſend Jahre nach, und ſo iſt das Sprichwort zu Anſehn gekommen. Frage nur hier rings umher, ob nicht jeder ſich ſo ziemlich genau kennt. Ich wenigſtens weiß ſehr wohl, wie es inwendig mit mir beſchaffen iſt, wenn ich es auch nicht ſage. Sieh, Ludwig, ich mag mich in eine Lage verſetzen, in welche ich will — ich weiß jedes Mal genau, wie ich darin denken und handeln würde. Ich kenne meine kleinen und großen Fehler, ich weiß, was ich wünſche und verlange; kurz, ich kenne mich ſo ziemlich.

Man lachte, und gab Minchen Recht.

Ja, fing Ludwig wieder an: wenn du das, was du da her nannteſt, dich ſelbſt kennen nennſt, ſo haſt du Recht, und ſo iſt die Aufſchrift am Tempel des weiſeſten unter den Göttern, Apoll's, eine Kinderei, die gar nichts ſagt. Mich dünkt aber, Apoll, oder der Weiſe, der die Aufſchrift angab, dachte mehr dabei, als du.

Nun ſage doch, was du unter ſich ſelbſt kennen verſtehſt!

Sich ſelbſt kennen, heißt dreierlei. Erſtlich: wiſſen, was, oder wie man beſchaffen iſt, wie man handeln wird, wenn man ſo bleibt; und das iſt freilich leicht, oder muß doch jedem, der nur ein wenig über ſich nachdenkt, leicht werden. Zweitens heißt es: wiſſen, was man ſeyn, was man werden könnte; mit dem Maaße ſeiner Kräfte, und den Mitteln, ſie in Bewegung zu ſetzen, bekannt ſeyn: und das halte ich für ſehr ſchwer.

Ich verſtehe Sie nicht, ſagte ein Mädchen.

Nun, ich will mich erklären. (Sein Auge wurde finſter, ſeine Stimme bekam den Ton der Rührung.) Ich kenne einen jungen Menſchen. Er iſt mein vertrauteſter Freund; ihr Alle kennt ihn. Dieſer junge Menſch lernt ein liebenswürdiges Mädchen kennen; ohne zu wiſſen, daß ihre Hand ſchon einem Andern verſprochen iſt, überläßt er ſich der heißeſten Liebe zu ihr. Mit allen den Banden, welche Jugend, Leidenſchaft, Phantaſie und Bewunderung knüpfen können, hängt ſein Herz an dieſem Mädchen.

(Als Ludwig das ſagte, flog eine hohe Röthe über ſeine Wangen; ſeine Augen funkelten, und es verbreitete ſich in der Geſellſchaft eine wehmüthige Stille. Der Vater ſagte mir nachher, der Jüngling habe ſeine eigene Geſchichte erzählt, was ich auch ſchon vermuthet hatte.)

Endlich erfährt der glühende Jüngling, daß die Erfüllung ſeines Wunſches eine Unmöglichkeit, daß das Mädchen ſchon verlobt iſt. Die Hoffnungsloſigkeit martert ihn täglich, und er iſt wie vernichtet. Die Kräfte ſeines Körpers verſchwinden mit den Kräften ſeines Geiſtes; eine ſchwarze Melancholie drohet ſelbſt ſeinem Leben, und er iſt dem Grabe nahe. — Nun, Minchen? kannte der junge Menſch ſich? Er kannte ſeine Leidenſchaft und ſeine Martern, er wußte ganz genau, wie es mit ihm beſchaffen war, was er wünſchte, begehrte, und hoffte; was er thun, was er fühlen würde, wenn das geliebte Mädchen ſein wäre. O, was wußte er nicht alles! ſogar, wie er einer Leidenſchaft begegnen ſollte; allein, er hatte den Muth nicht, ſeiner Leidenſchaft in den Weg zu treten; er ließ ſeinem Herzen, wie einem verzogenen Kinde, allen Willen, weil er ſeine Kräfte nicht kannte, weil er ſich nicht Stärke genug zutrauete. Wozu half ihm nun ſeine Selbſtkenntniß? Zu nichts in der Welt!

Sein Vater, ein ſehr edler Mann, wurde ſein Rathgeber. Der Sohn ſank an des Vaters Herz, und fand da Mitleiden, aber keine Hülfe; Troſt, aber keine Rettung. Er ſank immer tiefer in die unthätigſte Selbſtverzehrung. „Ermanne dich, junger Menſch!" rief ein denkender Arzt ihm zu. — Ich kann nicht; ich bin der hülfloſe Raub meiner Leidenſchaft, erwiederte der Jüngling. — „Wohl!" ſagte der Arzt: „du weißt, was du jetzt biſt; aber weißt du auch, was du werden kannſt? was du vermagſt? Kennſt du deine Kräfte? haſt du ſie ſchon mit deiner Leidenſchaft ringen laſſen? Das mußt du erſt thun, ehe du dich den hülfloſen Raub deiner Leidenſchaft nennſt."

Mein Freund ſtaunte den Arzt an, und ſagte: ich glaube, meine Kräfte zu kennen. — „Und dennoch giebſt du dich verloren? Wage den Kampf mit der Leidenſchaft, um deine Kräfte kennen zu lernen; um wenigſtens nicht ſchon bei dem Anblicke des Feindes muthlos zu erliegen." Der Jüngling wagte den Kampf, und ſah nun, daß mächtige Kräfte in ſeiner Seele ſchlummerten. Jetzt erröthete er vor den Stunden, da er ſich unthätig der Leidenſchaft hingegeben hatte. — Verſtehſt du mich nun, Minchen? fragte Ludwig mit einer Art von bewegter Heftigkeit. Seine Schweſter ſtand auf, und drückte ihn ſchweigend an ihre Bruſt.

Er ging auf einen Augenblick hinaus, und als er zurückkam, ſah man in ſeinen Augen Spuren von Thränen.

Du biſt noch nicht fertig, lieber Bruder, ſagte Minchen. Oder willſt du aufhören? Es hat dich angegriffen.

Ich will fortfahren, ſagte er lächelnd; das Erzählen greift nicht an. Sieh alſo, unter „ſich ſelbſt kennen,“ verſteht man gewöhnlich nicht mehr, als ſeinen jetzigen Zuſtand kennen; und das iſt freilich ſehr leicht, weil wir den fühlen. Allein wiſſen, wie viele Kräfte man hat, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, eine Leidenſchaft auszurotten, einen feſten Entſchluß an deren Stelle zu ſetzen; mit Einem Worte: wiſſen, was man durch ſich ſelbſt, und aus ſich ſelbſt werden kann — das iſt ſchwer; und in dieſer Hinſicht ſtand an dem Tempel der perſonificirten menſchlichen Weisheit die wichtige Lehre: Lerne dich ſelbſt kennen! Alle wirklich große Menſchen ſind nur dadurch große Menſchen geworden, daß ſie ihre Kräfte kennen und gebrauchen lernten, und gewöhnlich waren ſeltne Schickſale, ſchwere, alle Kräfte raubende Unglücksfälle ihre Lehrer in dieſer Wiſſenſchaft. Nur übermenſchliche Kräfte konnten ſich dem Unglück, das über ſie her ſtürzte, entgegenſtemmen. Sie traueten ſich dieſe Kräfte zu, hatten ſie, und heißen nun ſeltne, große Menſchen. In dieſem Sinne ſich ſelbſt zu kennen, iſt ſehr ſchwer. So zum Beiſpiel, du, Minchen, ſagſt immer: ich mag thun, was ich will; das Spotten kann ich mir nicht abgewöhnen. Sieh, liebes Kind, da kennſt du dich ſelbſt nicht; du haſt deine Kräfte noch nicht gegen deinen Witz gebraucht, und weißt nicht einmal, daß du im Stande biſt, von dieſem Augenblicke an das gutherzigſte Mädchen in der Welt zu ſeyn.

Minchen ſprang auf, und rief: Wer den feſten Vorſatz hat, ſich ſelbſt kennen zu lernen, der ſchlage ein! — (Alle ſprangen auf und legten ihre Hand in Minchens Hand.) Morgen ſchreibe ich über meine Kammerthür: Lerne dich ſelbſt kennen!

Sie hatten noch eine dritte Bedeutung von dem „ſich ſelbſt kennen,“ ſagte ein ſehr gutherziges Geſicht zu Ludwig.

Freilich. Aber nun wird es mir ſchwer fallen, mich deutlich zu erklären; denn Minchen hat mich um meine Einkleidung gebracht. Wir haben doch eine Beſtimmung; dieſe Beſtimmung *muß* Glückſeligkeit ſeyn, weil alle Menſchen fühlen, daß Glück ihre Beſtimmung ausmacht. Was iſt nun Glückſeligkeit? was meine Beſtimmung? Welche Kräfte habe ich dazu? welche ſoll ich ausbilden? welche nicht? Mein Freund hat aufgehört, der Raub einer wilden Leidenſchaft und deshalb unglücklich zu ſeyn; aber iſt er darum nun ſchon glücklich? Welche tiefe Selbſtkenntniß gehört dazu, ſeine eigne Glückſeligkeit in ſich ſelbſt zu ſchaffen! Wie leicht iſt hier ein Mißgriff, den die Arbeit ganzer Jahre nicht wieder gut machen kann! Wie ſchwer iſt es nicht, die Harmonie der Kräfte hervorzubringen, daß ſie alle gleichförmig nach Einem Punkte wirken! Kurz, ich weiß nichts Schwereres, als ſich ſelbſt zu kennen, wenn es ſo viel heißt als: ſich kennen,

wie

wie man *iſt*, wie man ſeyn *kann*, und wie man ſeyn *ſoll*."

Hier endigte der junge Mann ſeinen Beweis, daß ſich ſelbſt zu kennen für den Menſchen das Schwerſte ſey. So zuſammenhängend, wie ich es hier niedergeſchrieben habe, redete er nicht; denn oft unterbrach ihn eine Anmerkung, ein Einwurf, ein luſtiger Einfall, oder eine paſſende Anekdote, deren Sinn mir aber größten Theils entgehen mußte, weil ſie Begebenheiten oder Menſchen in der Nachbarſchaft betrafen. Es war eine heitre Unterredung, an der Alle gleichen Antheil nahmen: eine Unterredung, die oft ſogar durch ein allgemeines Gelächter unterbrochen, aber nie geſtört wurde.

Jetzt ſtand ein Mädchen auf und erklärte: ſie habe eben die Meinung, wie Ludwig; allein in manchen Fällen halte ſie es für ſehr ſchwer, ſich nur zu kennen, wie man beſchaffen ſey: denn beſonders in Verhältniſſen mit Andern, oder in Augenblicken, wo irgend eine Leidenſchaft die Seele in Bewegung ſetze, traue man ſich gewöhnlich mehr zu, als man halten könne. Ludwig behauptete dagegen: in der

Stunde der Leidenſchaft traue man ſich nie zu viel zu; man ſey nur, wenn die Seele wieder kalt werde, zu träge, um Wort zu halten.

Jetzt war an Minchen die Reihe, das Räthſel aufzulöſen. Ich geſtehe, fing ſie an, daß ich es für ſehr leicht gehalten habe, mich ſelbſt zu kennen; Ludwig aber hat mich bekehrt, und ich bitte nun dem alten Weiſen, der die berühmte Aufſchrift angegeben hat, das Unrecht ab, das ich ihm gethan habe. Indeß halte ich es für das Schwerſte, andre Menſchen recht genau zu kennen. Man beurtheilt Andre immer nach ſich, ihre Geſinnungen nach ſeinen eignen Geſinnungen, ihre Gedanken nach ſeinen Gedanken. Und leider, ſetzte ſie komiſch-traurig hinzu, haben wir keinen andern Maßſtab. Hannchen iſt meine Freundin, und wenn ich ihr etwas Unangenehmes zu ſagen habe, was leider nur ſelten geſchehen kann, ſo thue ich es immer ſo, daß das Bittre davon verfliegt, und nur das Süße über meine Lippen kommt. Ja, Manches, was ich von ihr und ihren Handlungen denke, verſchweige ich ihr wohl ganz, ſo ſehr vertraut wir auch mit einander ſind. Und nun geſteh' einmal, Hannchen, geht es dir nicht eben ſo?

Nun, wenn ich denn geſtehen ſoll: ja!

Alſo, fuhr Minchen fort, kenne ich Hannchen nicht einmal; wie ſoll ich denn Andre kennen? Wollte ich ſie auch nach mir beurtheilen, und denken, dies oder jenes verſchweigt ſie; ſo muß ich doch wieder mein Inneres zum Maßſtabe ihrer Gedanken gebrauchen. Dann finde ich mich oft ſehr geneigt, von meinen Freundinnen etwas Nachtheiliges zu denken. Da ich nun Andere nach mir beurtheilen muß, ſo ſollte ich wohl von ihnen daſſelbe glauben. Was aber denken ſie von mir Nachtheiliges? Das iſt es gerade, was ſie ſich Mühe geben, mir zu verbergen. Ich kann alſo nie einen andern Menſchen genau kennen lernen.

Du haſt ganz etwas Anderes bewieſen, ſagte Minchens Schweſter, als du beweiſen wollteſt. Du haſt nur geſagt: es iſt ſehr ſchwer zu erfahren, wie ein Menſch in einzelnen Fällen von mir denkt; und das glaube ich gern. Denn nach meiner Meinung iſt es das Schwerſte, einem Andern ganz aufrichtig zu ſagen, was man von ihm denkt. Ich glaube, ich wollte alles in der Welt leichter können; denn Jemanden, den ich auch noch ſo lieb habe, in jedem Falle zu ſagen, was ich von ihm denke, iſt mir nicht möglich. Schon oft habe ich mir vorgenommen, recht aufrichtig zu ſeyn, und meinen Freunden alles zu ſagen, was ich im Herzen über ſie urtheile; aber es geht nicht.

Und, Gott Lob, mein Kind, daß es nicht geht! ſagte der Vater. Dieſe ſanfte Schonung eines fremden Herzens iſt der Grundſtein aller Liebe. Ich kenne daher kein elenderes Spiel, als das ſogenannte Moquirſpiel: es iſt entweder langweilig, oder unverſchämt.

So ging es der Reihe nach herum. Einer behauptete: ſeine Zeit gut zubringen, ſey das Schwerſte. Ein anderer: leben. Noch einer: ſeine Eitelkeit überwinden; dann wieder einer: leben, ohne geliebt zu werden.

Ein kleines naſeweiſes Ding von zehn Jahren ſagte zuletzt: mir iſt es das Allerſchwerſte, wenn ich böſe bin, gleich auf der Stelle wieder gut zu werden. — Eben ſo ſchwer, ſagte der Vater, als wenn du erhitzt biſt, gleich in demſelben Augenblicke wieder kalt zu ſeyn. Da du das nicht kannſt, Luiſe, ſo hüte dich deſto mehr, böſe zu werden.

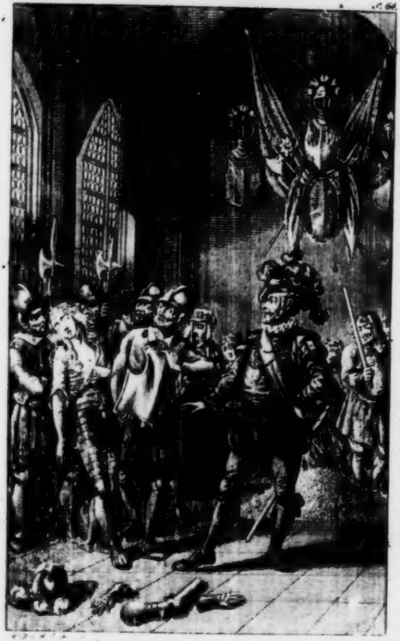
Der Abend lief hin, wie eine Minute, und wir Alle waren gewiß in dieſer Zeit beſſer und weiſer geworden. Die Geſellſchaft ging fröhlich auseinander, nachdem das kleine Mädchen, das zuletzt ſeine Meinung ſagte, für das nächſte Mal das Räthſel aufgegeben hatte: was iſt dem Menſchen das Leichteſte?

Am folgenden Morgen zeigte mir mein edler Wirth ein Buch, worin alle bisher aufgegebene Räthſel mit den Auflöſungen ſtanden. Ich ſah darin zu meinem Erſtaunen Fragen und Antworten, die jedem von den ſieben Weiſen Griechenlands Ehre gemacht haben würden.

Das Leſen in dieſem Buche hielt mich noch einen Tag länger auf; und erſt heute merkte ich, welchen großen Einfluß das Räthſelſpiel auf das Herz, den Geiſt und die Zufriedenheit dieſer Menſchen gehabt hatte. Ich verließ das Haus wie eine Schule der Weisheit.

Dieſes Spiel iſt wenigſtens für junge Leute, unter der Aufſicht eines Lehrers, das belehrendſte, das ich kenne, wenn es auch dem Erwachſenen pedantiſch ſcheinen ſollte. - Die Alten ſtellten Reiſen an, um Andern ſolche Räthſel vorzulegen, und ihre Antwort zu hören.

Gedruckt bei Auguſt Wilhelm Petſch.



Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

Von
Auguſt Lafontaine.

Dritter Theil.

Verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1799.

Goe 1925(3)

[illegible]

[illegible]

Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

Dritter Theil.

IV.

Idda von Tokenburg,

oder

die Stärke der Eiferſucht.

Idda von Tokenburg,

oder

die Stärke der Eiferſucht.

Du weinſt, Julie?

„Ich, liebe Mutter? Daß ich nicht wüßte! Die rauhe Luft . . ."

Kann die Augen roth machen, aber doch keine Thränen hervorbringen; und hier, in jedem Grübchen deiner Wangen, hängt noch eine. Liebe Julie, ſoll ich nicht fragen . . . ?

„Thränen, Mütterchen, die ein Mädchen weint, ſind ohne Bedeutung."

Auch wenn verſchmähete Liebe, oder ein gemißhandeltes Herz ſie in die Augen preßt?

„O, liebe Mutter, Sie ſind hart! . . . Nun ja; ich habe Thränen über Grubenthals

Liebe oder Eiferſucht vergoſſen. Muß denn die Liebe immer lächeln? Haben Sie nicht ſelbſt oft geſagt, wir Mädchen ſollten uns früh an den Gedanken gewöhnen, daß die Liebe, wie Alles auf der Erde, aus Kummer und Freude beſtehe? Sehen Sie, ich gewöhne mich."

Du witzelſt ſehr zur Unzeit über dein Schickſal, mein Kind; ich ſehe dieſem Schickſal mit beſorgtem Herzen entgegen. Glaube mir, mit ſehr beſorgtem Herzen! — (Die Majorin von Erlach ergriff bei dieſen Worten die Hand ihrer Tochter, und drückte ſie an ihr Herz.)

„Mit beſorgtem Herzen, meine gute Mutter? Sie ſind wohl allzu ängſtlich."

Muß ich es nicht ſeyn, wenn ich ſehe, daß deine Liebe nichts kann als dein heiteres Auge mit Thränen füllen, als dein fröhliches Herz zu Seufzern zwingen? Eine Liebe, die ſchon ſo früh Thränen gebiert, giebt ihrer Natur kein gutes Zeugniß. — Erzähle mir, liebe Julie, worüber du weinteſt.

„Sie kennen ja Grubenthals Eiferſüchteleien. Eine Kleinigkeit, gewiß nichts weiter. Sie iſt freilich der Thräne nicht werth, die mein Herz, bloß weil es zu voll war, darüber vergoß. Man iſt eitel, Mütterchen. Ein Auge voll Thränen iſt dem Liebhaber immer ein intereſſanter Anblick; und wer würde nicht gern intereſſant!"

Grubenthal iſt ja aber ſchon ſeit einer Stunde fort; und mir iſt dein Auge voll Thränen nicht das Intereſſanteſte an dir! ... Sag mir doch die Kleinigkeit.

„Sie werden lachen, Mütterchen; aber — die Liebe ſaugt Gift aus Allem, was ſie ſieht!"

Das iſt eine Seite an der Liebe, die ich noch nicht kannte. Die Liebe fände ſelbſt in der Hölle den Himmel: das hab' ich wohl gehört.

„Recht, liebe Mutter; und ſollte ſie ſich erſt die Hölle ſchaffen, um den Himmel darin zu finden. Das mein' ich eben."

Dein Eingang iſt ſehr weitläuftig. So laß doch hören, welche Hölle er erſt ſchuf.

„Sie wiſſen, Mütterchen, welchen Antheil ich an unſerm Gärtner nehme, ſeitdem ihn Barbe mit ihrer zärtlichen und kühnen Liebe von den Soldaten wieder losbettelte. So oft ich ihn ſehe, muß er mir erzählen, wie Barbe vor dem harten Oberſten auf die Kniee fällt, Thränen vergießt, und redet als ob ihr ein Engel die Worte eingäbe, bis der Oberſte, die Officier, die Soldaten Thränen in den Augen haben, und bis man ihre Bitte nicht mehr abſchlagen kann. Ich mag ſo gern von Anton erzählen hören, wie ſie ihn von der Hauptwache holen, wie er nicht daran denkt, was er ſeinem Oberſten ſchuldig iſt, und bei Barben auf die Kniee niederſinkt, ſie in ſeine Arme ſchließt, ſeine Thränen in die ihrigen miſcht, und dann, als er hört, daß er frei iſt, ohne Beſinnung dahin ſchlägt und unter Barbens Küſſen wieder erwacht. Da ſteh' ich nun heute bei Anton und Barben, und laſſe mir erzählen. Barbe wird gerufen. Ich bleibe noch eine Weile bei dem Gärtner, und er erzählt mir, wie zärtlich er Barben jetzt liebt. Das höre ich mit großer Freude an, und verſpreche ihm, Pathe bei ſeinem erſten Kinde zu werden. Anton küßt mir dafür dankbar die Hand. In dem Augenblicke tritt Grubenthal aus dem Laubengange, und erblickt mich. Ich eile ihm entgegen und nun . . . Sie wiſſen, wie zärtlich er mich liebt, und wie eiferſüchtig er deshalb iſt.“

Deshalb, Julie? weil er dich zärtlich liebt? Das kann wohl deine Meinung nicht ſeyn! Warum vergoſſeſt du denn Thränen, wenn ſeine Eiferſucht ein Beweis ſeiner zärtlichen Liebe iſt? . . . Soll ich dir ſagen, warum du weinteſt? — Weil du dich gekränkt fühlteſt, daß ein Mann, der dich kennen ſollte, dich mit einem gemeinen Menſchen in Verdacht hat.

„Ja, ich geſtehe Ihnen, liebe Mutter, es verdroß mich ein wenig. Aber man muß der Eiferſucht und der Liebe viel vergeben, und es iſt mir lieb, daß ich es kann.“

Der Eiferſucht und der Liebe? gehören dieſe beiden Empfindungen etwa nicht vor den Richterſtuhl der Vernunft? oder möchteſt du ſie nicht beurtheilen, weil du zu ſinnlich biſt?

„Ich verſtehe Sie nicht, Mütterchen.“

Komm, ſetze dich zu mir, Julie! . . . So! Und nun, Julie, bitte ich dich, antworte mir auf meine Fragen recht offen. Was meinſt du, daß Liebe ſey?

„Ja, liebſte Mutter, ich ſoll antworten, und weiß nichts. Die Liebe . . . iſt Fauſts Zaubermantel.“

Mädchen, ſcherze, ſo viel du willſt; du wirſt doch wenigſtens die Fäden kennen, aus denen dieſer Zaubermantel gewebt iſt. Du liebſt mich, und liebſt Grubenthal: dieſe Liebe iſt ſich doch in irgend etwas ähnlich. Warum liebſt du mich?

„Nun, weil Sie gut ſind, weil Sie mir wohlthun, weil Sie *mich* lieben, weil ich in Ihrer Geſellſchaft glücklich bin, weil . . . Aus tauſend Urſachen lieb' ich Sie.“

Warum liebſt du unſern alten Prediger?

„Weil er ein ſo ehrwürdiger Mann, weil er ſo gut, ſo wohlthätig iſt; aber . . .“

Noch kein Aber, mein Kind. Betrachte nur alle die Menſchen, die du mehr oder minder liebſt; du liebſt ſie, weil ſie irgend eine Vollkommenheit haben, die dir oder andern Menſchen wohlthätig iſt. Dieſe Liebe iſt unſre moraliſche Natur, das köſtlichſte Geſchenk, das die Gottheit den Menſchen verleihen konnte. Liebſt du Grubenthalen eben ſo?

„Natürlich, Mütterchen. Ich liebe ihn ſo, weil er ein edler, ein großmüthiger Mann iſt; weil er tauſend gute Eigenſchaften hat, die andere Männer nicht haben; weil . . .“

Halt! ſchon genug. Glaubſt du, daß er beſſer, edelmüthiger, gütiger, weiſer, gebildeter iſt, als unſer alter, ehrwürdiger Prediger?

„Das iſt eine überraſchende Frage! Da ſollt' ich wohl den alten Prediger mehr lieben, als . . .“

Hab' ich das geſagt, Julie? Warum aber liebſt du Grubenthal mehr, als den Prediger?

„Ja, liebe Mutter, da iſt die Liebe nun wieder des Doktors Zaubermantel, von dem ich nichts begreife.“

Bis auf die Fäden, aus denen er gewebt iſt. Vergleiche des Alten Geſtalt mit Grubenthals Geſtalt, ſein mattes, erloſchnes Auge mit Grubenthals feurigen Augen, ſeinen Gang mit Grubenthals Gange. Oder iſt der Körper auf deiner Rechnung gar nichts?

„Ich ſchäme mich immer, wenn ich dazu Ja ſagen ſoll; aber doch, liebe Mutter, Ihnen darf ich es geſtehen; Sie werden mich nicht verrathen! . . . Grubenthal iſt ein ſchöner Mann.“

Und gewiß, wenn Julie ihre künftige Glückſeligkeit berechnet, ſo hat der Gedanke, in ſeinen Armen zu liegen, an ſeiner Seite zu gehen, von ſeinen Lippen geküßt zu werden, eben ſo vielen Antheil an ihrer Freude, als der Glaube an ſeine guten Eigenſchaften.

„O liebe Mutter, ich bitte, ſagen Sie nichts mehr! Sie machen mich ſchamroth.“

Nun aber, nennſt du auch das Liebe, meine Julie?

„Darf ich das nicht? . . . Ich bin ganz verwirrt. Iſt das nicht Liebe?“

O ja, mein Kind, es iſt Liebe; und eben der Zaubermantel, von deſſen Wirkung man nichts verſteht. Denn begreifſt du, warum eine blühende Wange reitzender iſt als eine welke? eine ſchöne Röthe reitzender als eine blaſſe Farbe? die Jugend reitzender als das Alter? Kannſt du eigentlich ſagen, daß du den ſo oder ſo geformten Knochen liebſt, der doch die Urſache der Schönheit an einem Geſichte, oder an einer Geſtalt iſt? Das kannſt du nicht. Es giebt eine unbekannte Kraft der Natur, die dich, wie alle Menſchen, mit unwiderſtehlicher Gewalt zu der Jugend, zu der Schönheit hinreißt. Nenne dieſe Kraft: körperliche Liebe, oder Sinnlichkeit, oder Geſchlechtstrieb, Inſtinkt, wie du willſt; der Name thut nichts zur Sache. Dieſer Trieb iſt ſo mächtig, wie jeder andre natürliche Trieb des Menſchen, und gerade eben ſo wohlthätig. Aber möchteſt du dieſem mächtigen, ſinnlichen Triebe allein Grubenthals Liebe verdanken? möchteſt du, daß Alles, was er für dich fühlte, nichts als dieſer mächtige Trieb der Sinnlichkeit wäre? möchteſt du ſelbſt, zur Vertheidigung deiner eignen Liebe für ihn, nichts weiter zu ſagen haben, als: ich liebe ihn, weil er ein Mann, weil er nicht meines Geſchlechtes iſt?

„Um des Himmels willen nicht, Mutter! Wie können Sie dieſe Frage thun!"

Weil Julie vorhin glaubte, man könne die Liebe nicht vor den Richterſtuhl der Vernunft ziehen; noch mehr, weil Julie in der That bis jetzt nie ernſtlich über ihre Liebe nachgedacht hat, weil ſie noch nicht weiß, ob ihre, ob Grubenthals Liebe Sinnlichkeit, oder ihre beſſere moraliſche Natur iſt: Liebe zum Vollkommnen, mit Sinnlichkeit gemiſcht.

„Ich hätte nicht darüber nachgedacht? Um Vergebung, Mama, das hab' ich ſehr oft.“

Wie jedes junge Mädchen, dem der Geliebte das Ideal der Vollkommenheit iſt, weil ihr Herz ihn dafür erklärt, und weil ſie den Ausſpruch ihres Herzens für das Urtheil ihres Verſtandes hält. Laß doch hören, Kind, ob du darüber nachgedacht haſt. Veranlaſſung dazu hatteſt du genug; denn ich war immer gegen deine Verbindung mit Grubenthal. Schon das allein hätte dich zum Nachdenken bewegen ſollen! Aber das bei Seite. Dein Vater bewilligt dieſe Verbindung, du wünſcheſt ſie, und ich gebe nach, ſobald du mich überzeugen kannſt, daß Grubenthal dich wirklich genug achtet, um dich ewig lieben zu können. — Er iſt eiferſüchtig auf dich. Bin ich das je auf dich geweſen?

—„Sie, liebe Mutter? Welche Frage! Sie auf mich? Sie ſcherzen!“

Meinſt du nicht, daß es möglich wäre? Erinnere dich deiner Tante, der Aebtiſſin in Fiſchingen. Sie machte mir mit ihrer Liebe, mit ihrem Vertrauen den erſten Rang in deinem Herzen ſtreitig. Ich wurde in der That eiferſüchtig auf meine Schweſter.

„O, liebe Mutter, wie hätt' ich je vergeſſen können, was ich Ihnen ſchuldig bin! wie . . .“

Davon ein ander Mal, Julie. Genug, ich war eiferſüchtig; und ſo herzlich ich meine Schweſter auch liebe, ſo wünſchte ich ſie dennoch in ihr Kloſter zurück. Oder möchteſt du das nicht Eiferſucht nennen? Ich fürchtete, deine innigſte Liebe, dein innigſtes Vertrauen zu verlieren, weil deine Tante ſehr liebenswürdig iſt. Beleidigt dich aber dieſe Eiferſucht? Denke nach, Julie.

„Nein, gar nicht, liebe Mutter. Vielmehr danke ich Ihnen dafür; ich ſehe daraus, wie ſehr Sie mich lieben, welchen Werth Sie auf meine Liebe legen. Dieſe Eiferſucht iſt mir Bürge für Ihre Liebe.“

Und welche Liebe, mein Kind? Doch

wohl jene beſſere der Seele, die deinen Werth erkennt und ſchätzt? ... Richtig! meine Eiferſucht war hier der Beweis meiner Liebe.

„Sehen Sie, liebe Mutter? Sie haben ſich ſelbſt gefangen. So iſt auch Grubenthals Eiferſucht der Beweis ſeiner Liebe! ... O, Sie lächeln ſchon wieder.”

Laß uns doch ſehen. Meine Eiferſucht entſtand ſo. Ich ſah die Liebenswürdigkeit meiner Schweſter; ich war von der reinen Güte ihrer Seele, von ihrer Sanftmuth, von ihrer Klugheit überzeugt; ich wußte, daß dein Herz das Schöne überall zu finden weiß, und überall mit Liebe belohnt. Nun fürchtete ich meinen geringeren Werth; ich hatte die Eiferſucht der Beſcheidenheit, die mich ſelbſt herabſetzte, dich aber und meine Schweſter hob. Nimm für uns Drei eben ſo viele andre Menſchen. Ein Mädchen liebt, und wird geliebt. Ein edler Fremder lernt das Mädchen kennen. Er ſieht ihre Vollkommenheit, und bezeugt ihr ſeine Achtung. Der Liebhaber wird eiferſüchtig: er fürchtet, der Werth des Fremden könne Eindruck auf das Herz ſeiner Geliebten machen; dieſe Eiferſucht iſt der Bürge ſeiner Beſcheidenheit, und ſeiner wirklich reinen, edlen Liebe für das Mädchen. Das Mädchen muß ihm ſeine Eiferſucht danken; denn ſie iſt der Triumph ihrer Vortrefflichkeit.

„Dieſer Fall, liebe Mutter, iſt nicht mit mir geweſen; ſonſt würde Grubenthal . . .“

Wir wollen ſchon auf Grubenthal zurückkommen. Dieſe *beſſere* Eiferſucht iſt das Kind jener beſſeren Liebe und der Beſcheidenheit. Es giebt aber noch zwei andre Arten von Eiferſucht; ich möchte ſie die *Eiferſucht der Selbſtſucht*, und die *Eiferſucht der Sinnlichkeit* nennen. Doch was thun Namen! Laß ſie heißen, wie ſie wollen; lerne ſie nur kennen, mein Kind, um dich vor ihnen zu hüten! Erinnre dich des Kaufmanns, der eine ſehr ſeltne Blume für einen ungeheuren Preis kaufte, und ſie zertrat, damit er nur die einzige haben wollte. Es giebt Tauſende ſolcher Menſchen, die eiferſüchtig auf Alles ſind, was Andre *mit* ihnen haben. Solche elende, neidiſche, dürre Herzen giebt es in der Freundſchaft und in der Liebe. Ein ſelbſtſüchtiger Menſch dieſer Art will die Welt ſeyn, worin ſeine Geliebte lebt; ſie ſoll außer ihm nichts lieben, wünſchen, hoffen, wollen. Ein lächelnder Blick, den ſie einem Andern zuwirft, ein freundliches Wort, das ſie mit einem Andern ſpricht, das Mitleiden, das ſie einem Unglücklichen erzeigt, die frohe Stunde, die ſie durch einen Andern hat: das Alles iſt Hochverrath an ihrer Liebe. Dieſe Eiferſucht beweiſet ſonſt nichts als einen elenden Egoismus, oder einen noch elendern Neid, und keine Liebe, gar keine Liebe. Ein ſolcher Menſch iſt auf ein ſeltnes Gemählde, auf ein ſeltnes Muſikſtück, auf einen ſeltnen Schmetterling, auf ein Kunſtwerk, eben ſo eiferſüchtig, wie auf eine Geliebte, und kann den Schmetterling oder das Kunſtwerk eben ſo feurig loben, wie er ſie lebt. Liebe iſt nur der Vorwand, wohinter er ſeinen Neid verbirgt, und ich würde von einer ſo raſenden Eitelkeit gar nicht reden, wenn man nicht auch dieſem ſelbſtſüchtigen Neide in der Liebe den Namen Eiferſucht gegeben hätte.

„Dieſe Eiferſucht hat Grubenthal doch wahrhaftig nicht, Mutter!“

Das will ich mit dir beſchwören. — Nun giebt es noch eine dritte Eiferſucht, die das Kind des Verdachtes und einer zu großen Sinnlichkeit iſt. — Julie, es giebt Männer, die an keine Tugend des Weibes, die an keine Unſchuld, an keine unbefleckte Reinheit der Sitten bei unſerm Geſchlechte glauben: entweder weil ſie nie ein unſchuldiges Herz fanden, oder weil ſie ſelbſt nicht mehr werth ſind, eins zu finden. Du kennſt die Sitten der großen Welt nicht; du beurtheilſt die Unſchuld der Weiber, die in ihr leben, nach den reinen, unſchuldigen Sitten der Frauen und Mädchen, die hier mit uns die einſamen Schweizerthäler bewohnen, wo Unſchuld und Treue der köſtlichſte Schatz aller Hütten ſind; du weißt nicht, daß es ganze Stände giebt, bei denen Unſchuld ein Spottname, und eheliche Treue eine Lächerlichkeit iſt, wo man dieſe beiden Schutzengel der Tugend und der Glückſeligkeit verachtet und ſie recht gern den unterſten Klaſſen der Menſchen überläßt.

Ein in ſolchen Geſellſchaften erzogener Mann verliert nach und nach den Glauben an weibliche Tugend, weil er nie eine fand; oder er ſelbſt iſt ausſchweifend geweſen, und beurtheilt nun jedes Herz nach ſeinem eigenen, das nicht Stärke genug hat, dem kleinſten Reitze zur Sinnlichkeit zu widerſtehen. So feſt ein ſolcher Mann auch glauben mag, daß Verderbniß der Sitten allgemein, und Erhaltung der reinſten Unſchuld unmöglich ſey: ſo wünſcht er dennoch, an dem Mädchen, das er liebt, eine Ausnahme zu finden; denn das reine moraliſche Gefühl wird auch in dem allerverderbteſten Herzen nicht ganz vernichtet. Der Verdacht, daß es kein reines unſchuldiges und treues Herz gebe, iſt aber nun einmal in ſeiner Seele, und bleibt darin, mag auch die Geliebte ſo unſchuldig, ſo heilig rein ſeyn, wie ein körperloſer Geiſt. Er forſcht, er ſpähet, er horcht. Das unſchuldige Herz, die argloſe Seele des Mädchens liegt immer vor ſeinen Blicken offen da; aber dennoch bleibt der Verdacht: denn wie viele Weiber ſchienen unſchuldig, und waren es nicht! Ein lächelnder Blick, den das Mädchen auf einen Mann wirft; ein unbedeutender Wink, den ſie ihrem Mädchen giebt; ein Blatt Papier, das ſie, wenn er kommt, verbirgt, weil es eine Quittung über ein Almoſen iſt, das ihr ſchönes Herz insgeheim austheilte; eine Roſe, die ſie ſorgſam wartet; ein Band, das ſie trägt und nicht von ihm hat: das Alles macht ſeinen Argwohn rege. Er tobt, er wüthet vor Rache und Haß, daß er betrogen iſt. Die Geliebte beruhigt ihn; ſie geſteht, warum ſie dem Mädchen winkte, ſie zeigt ihm die Quittung über die Wohlthat; ſie erzählt ihm, daß die Roſe ein Geſchenk ihres Vaters, und das Band ein Angebinde ihrer Freundin war; ſie lieſt ihm die Briefchen vor, die ſie mit beiden Geſchenken erhielt. Er erſtaunt über ſeinen Irrthum, fällt vor ihr nieder, küßt ihre Hände, und ſchwört, nie wieder eiferſüchtig zu ſeyn. Das Mädchen vergiebt ihm zum tauſendſten Male, weil ſie ſeine Eiferſucht als einen Beweis ſeiner Liebe anſieht, da ſie vielmehr nur ein ſichrer Beweis iſt, daß er ſie für eine verworfene Perſon hält, und ein ſehr wahrſcheinlicher Beweis, daß er ſelbſt ſeine Unſchuld verloren hat. Doch, das thut nichts. Das Mädchen verzeihet, weil ſie ihn liebt. Endlich redet ſie mit einem jungen Menſchen, den nur die verworfenſte, elendeſte Perſon ihres Geſchlechtes reitzend finden könnte, weil er ihr Dienſtbote, ein gemeiner Menſch ohne Sitten, ohne Bildung, weil er ein Gartenknecht iſt. Der Geliebte ſieht es, und tobt. Er beſchuldigt die Geliebte eines Verſtändniſſes mit dieſem Menſchen; und ſie verzeihet ihm, weil dieſe entehrende Eiferſucht in ihren Augen doch ein Beweis von Liebe iſt! . . . Du weinſt, Julie? — Ich bin fertig.

Julie ſtand auf, und ging ſchweigend, in ſich vertieft, den Gang hinunter. Nach einigen Minuten kam ſie zurück, und ſetzte ſich wieder zu ihrer Mutter. „Itzt,“ hob ſie traurig an, — „itzt erlauben Sie mir einige Fragen. Meinen Sie, liebe Mutter, daß Grubenthals Liebe nichts als Sinnlichkeit iſt?“

Vielleicht wäre es dir gut, wenn du das glaubteſt; ich will aber wahr gegen dich ſeyn.

Ja, ſeine Liebe zu dir iſt mehr als Sinnlichkeit. Er ſchätzt deinen Verſtand, er freuet ſich über deine Talente, er achtet dein edles, mitleidiges, großmüthiges Herz. Was ihm allein fehlt, iſt Vertrauen zu dir; aber Vertrauen, meine Julie, iſt die ſchönſte Blüthe der Liebe. Woraus auch die Liebe beſtehen mag; fehlt ihr lebendiges, feſtes, unerſchütterliches Vertrauen, ſo iſt ſie wie ein ſchöner, ſtarker Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen ſind: ein leichter Windſtoß kann ihn umſtürzen.

„Und kann man ohne dieſes Vertrauen ſchlechterdings nicht glücklich ſeyn?"

Kann nicht eben dieſer Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen ſind, zufällig von Windſtößen verſchont bleiben? Wer möchte aber ſein ſchö [illegible] ſein einziges Blumenbeet dicht bei dieſem Baum anlegen, weil es doch möglich iſt, daß er nicht von einem Sturme niedergeſtürzt wird? — Der kleinſte Zufall, ein Lächeln, ein Blick, ein Wort, eine Geſellſchaft kann den Verdacht der Eiferſucht rege machen, andere Zufälle können ihn verſtärken, und die zärtlichſte Liebe, die reinſte Unſchuld, ſchützen nicht mehr gegen den wüthenden Haß, den der Verdacht erregt hat. — Haſt du nicht den Mohren von Venedig geleſen?

„Ein ſchönes Gedicht ſoll doch nicht beweiſen, liebe Mutter?"

Es iſt ſchön, weil es wahr iſt. Kannſt du behaupten, daß nicht Alles hätte eben ſo geſchehen können, daß nicht ähnliche Zufälle für dich möglich ſind? . . . Haſt du noch keine Beweiſe, daß weit größere Kleinigkeiten ſeine Eiferſucht erregt haben?

„Und wenn ich ihm nun Beweiſe meiner innigſten Liebe gebe?"

Deſto wüthender wird, ſobald er einmal Verdacht hat, ſein Zorn ſeyn, daß er ſo liſtig betrogen iſt. Jahre voll der innigſten Liebe, der feſteſten Treue, die auffallendſten Beweiſe der reinſten Unſchuld verſchlingt der wüthende Verdacht in einem Momente. Desdemona liebte den Mohren, und war unſchuldig. Schützte ſie das vor ſeinem Dolche?

Julie ſchien nachzudenken. Dann küßte

ſie ihrer Mutter die Hand, und verließ ſie, ohne ein Wort zu ſagen. Sie konnte ſich zwar nicht abläugnen, daß alles ſo war, wie die Mutter es darſtellte; allein dennoch erhob ſich in ihrem Herzen eine ſehr laute Stimme dagegen, und durch die erſte Verſicherung, die Grubenthal ihr von ſeiner zärtlichen Liebe gab, erloſch die Hälfte des Eindrucks, den der Rath ihrer Mutter auf ihr Herz gemacht hatte. „Es wird ſo gefährlich nicht ſeyn," ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Wie kann der Mund, aus dem ich ſo viel Angenehmes höre, mir je Vorwürfe machen, je in Verwünſchungen gegen mich ausbrechen! Es iſt nicht möglich!"

Einige Tage nachher erhielt Julie ein Billet von ihrer Jugendfreundin Klaire, einer jungen Nonne im Kloſter Fiſchingen, die erſt vor zwei oder drei Monaten eingekleidet war. Klaire bat ihre Julie, ſie auf einige Tage zu beſuchen. Das Billet war ſo traurig, ſo ſchwermüthig, ſo kummervoll, und die Bitte um den Beſuch ſo dringend, daß Julie nicht widerſtehen konnte. Sie bat ihren Vater um

Erlaubniß, erhielt ſie, und eilte, ohne dem Geliebten ihre Reiſe anzukündigen, nach Fiſchingen, an das Herz ihrer unglücklichen Klaire.

„Ach, meine geliebte Julie!" rief Klaire ihrer Freundin mit Thränen in den Augen entgegen, und ſank voll Schmerz an ihre Bruſt; „ach, ſo kommſt du endlich? So ſeh' ich doch Einmal ein Geſicht aus jenen glücklichen Zeiten wieder? ſo hör' ich doch endlich eine fröhliche Stimme, vor der mein Herz nicht erſchrecken darf? Ach!" ſetzte ſie leiſe hinzu; „ich bin ſehr unglücklich, meine Julie."

Familien-Verhältniſſe hatten Klairen aus den Armen einer geheimen Liebe in die öden Mauern des Kloſters geriſſen. Jetzt erſt — ach zu ſpät! — hörte Julie von der Liebe ihrer Freundin. Sie konnte ihr nichts mehr geben als ein unfruchtbares Mitleiden, nicht einmal Hoffnung; nur den elenden Troſt, Geduld, ihr wünſchen.

Die beiden Mädchen ſaßen in den dunklen Fichten des Kloſtergartens. Julie verſuchte mit bebender Stimme, mit Blicken, die ſelbſt ein troſtloſes Herz verriethen, das arme Mädchen zu tröſten. Klaire ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „nein, Julie; tröſten kannſt du mich nicht: dazu bat ich dich nicht zu kommen; ich wollte mich noch einmal mit dir unſrer Jugendfreuden erinnern. Hier endet nur der Tod den Gram. Ich bin auch nicht die Einzige, die hier ſeufzet. Hunderte haben hier vor mir geſeufzet, Hunderte werden noch hier ſeufzen, wenn längſt das Grab mich und meinen Kummer bedeckt.“

So ſaßen die beiden Mädchen, bis die Glocke Klairen zum Chore rief. Am Abend führte Klaire mit ſchwärmeriſcher Innigkeit Julien in eine abgelegene kleine Zelle. „Komm, Liebe. Ich muß dir doch den Ort zeigen, wo ich meine ſüßeſten Thränen weine.“ Sie öffnete die Thür einer Zelle, worin ein kleiner Altar mit einem Gemählde ſtand, und die eine Lampe nur ſparſam erhellte.

Klaire ſank mit Innigkeit vor dem Altare auf die Kniee, erhob die großen, blauen, thränenvollen Augen zu dem Gemählde, und ſtreckte die Arme zu ihm empor. Julie betrachtete das Gemählde, das von dem Lichte der Lampe am meiſten erhellt war. Ein ſchönes junges Weib, in einem Schweſterkleide, wurde durch Engel von ſteilen Felſenhöhen, auf denen eine Burg ſtand, zur Erde herabgetragen. Juliens lächelnde Blicke hingen lange an dieſem holden, unſchuldigen, liebevollen, blaſſen Geſichte.

„Hier,“ ſagte Klaire, und reichte Julien die Hand — „hier, in dieſer Zelle, wo die Unglückliche (ſie zeigte auf das Bild) zwanzig Jahre weinte; hier, wo der Fußboden noch ihre Thränen hat, die Mauern noch ihre Seufzer in ſich faſſen, hier, Julie, iſt mein Kummer ſüß. Jeden Abend ſink' ich vor dieſem Altare auf die Kniee, und bete zu Gott, mir die Stärke zu geben, welche dieſe Frau beſaß. Durch den Anblick dieſes geduldigen, ſchönen Geſichtes fühl' ich mich getröſtet und erquickt. Hier bring' ich meine Abende zu, und leſe die Geſchichte des edlen, von dem Himmel wunderbar erhaltnen Weibes, um mich zu belehren, wie viele Stärke das Herz hat; und ach! dann ſchäme ich mich, daß ich ſo ſchwach bin.“

Wer iſt die Heilige? fragte Julie leiſe, und heftete noch immer ihre Blicke auf das Bildniß.

„Keine Heilige, Julie; es war ein Weib, ſchwach und ſündlich, wie ich und du. Der Altar iſt allen guten Engeln gewidmet, die der verfolgten Unſchuld beiſtehen.“

Und du kennſt ihre Geſchichte, Klaire? O, ich bitte dich, erzähle mir! — Beide ſetzten ſich auf eine Betbank, und betrachteten das Gemählde noch immer.

„Dies holde, ſchöne Weib,“ fing Klaire an, „hieß Idda, und war die Tochter des Freiherrn von Kirchberg. Sie lebte vor mehreren hundert Jahren, in den unglücklichen Zeiten, als die Barone der Schweiz einander unaufhörlich befehdeten. Idda war das ſchönſte Mädchen ihrer Zeit. Ihre unwiderſtehliche Schönheit, aber noch mehr ihre holde Sittſamkeit und die fleckenloſe Unſchuld ihres Herzens machten ſie allen Rittern werth. Betrachte nur ihr Geſicht, Julie! . . . Sie beſchäftigte ſich in der einſamſten Stille auf der Burg ihres Vaters mit der Spindel und mit den Sorgen der Haushaltung. Ihre Freude waren die Wohlthaten, welche ſie unter die Armen vertheilte, und ihre Harfe. Sie zog nicht nach Bern oder Zürich auf die Stechen, wie die Töchter der andern Ritter zu jenen Zeiten; auch tanzte ſie niemals auf den Burggelagen ihres Vaters. Einſam blieb ſie mit ihren Mägden in ihrer Kammer; ſie war zu züchtig, in dem Kreiſe der damals ſo wilden, ſo frechen Männer ſich ſehen zu laſſen. Die Armen allein, die Unglücklichen auf den Gütern ihres Vaters, kannten ſie; die Ritter hörten nur das Lob ihrer Schönheit, ihrer Güte, und ihrer züchtigen Sitten.“

„Der junge Graf Heinrich von Tokenburg, ein Freund und Bundesritter von Idda's Vater, war oft in Kirchberg geweſen; aber nie hatte er die ſchöne Idda geſehen, von der das Hofgeſinde immer mit der zärtlichſten Bewunderung ſprach. Er wurde neugierig, das züchtige Mädchen kennen zu lernen. Nun verkleidete er ſich in einen Pilger, hängte einen laugen, falſchen Bart an ſein Kinn, färbte ſein Geſicht blaß, und ging ſo, mit der Harfe, die er vortrefflich ſpielte, zu der Burg ſeines Freundes Kirchberg. Hier ſetzte er ſich auf die Pilgerruhe, und ſang zu der Harfe. Nicht lange, ſo war er von dem Hofgeſinde umgeben, das ſeine ſchöne Stimme, und ſein ſchönes Spiel anlockte; aber die ſchöne Idda ſah er nicht. Jetzt erzählte er dem ſtaunenden Hofgeſinde eine Fabel von den Leiden, die er erfahren hätte. Alle horchten mit naſſen Augen, und alle holten dem Unglücklichen Erquickungen.

Jetzt kam auch Idda; ſein Geſang hatte ſie nicht gelockt, aber ſein Unglück, um das ſie ihn nun mit einer tröſtenden Stimme befragte. Der kühne Graf verſtummte bei dem Anblick ſo vieler Schönheit. Er empfing aus Idda's Händen eine reiche Wohlthat, und nahm zugleich den brennendſten Pfeil einer heftigen Liebe in ſeinem Herzen mit weg."

„Nach einigen Tagen kehrte er in ſeiner wahren Geſtalt nach Kirchberg zurück. In einer vertraulichen Stunde entdeckte er dem

Vater Idda's ſeine Liebe zu der Tochter, die Liſt durch welche er ſie geſehen hatte, und den Wunſch, ihre Hand zu erhalten. Kirchberg führte den jungen ſchönen Mann in Idda's Zimmer. Hier, meine Tochter, ſagte er lachend, bringe ich dir den alten Pilger, der dir mit ſeiner Unglücksgeſchichte ſo viele Thränen entlockt hat. Er mag ſehen, ob er in ſeiner wahren Geſtalt dich noch einmal rühren kann. Es iſt der Graf Heinrich von Tokenburg! — Und nun ließ er den Grafen mit ſeiner Tochter allein."

„Noch ſtummer, als das erſte Mal, ſtand jetzt der junge Graf vor dem holden Mädchen, das ihn in einer ſchönen Verwirrung begrüßte. Er bat mit Blicken voll Liebe und Ehrfurcht, daß er ſie zuweilen ſehen dürfte; und Idda erlaubte es. Bald ſahen ſie einander dann alle Tage. Ihr Umgang wurde Freundſchaft, dann Vertrauen und Liebe. Endlich warb Heinrich bei Idda um ihre Hand und ihr Herz. Sie antwortete, was einem züchtigen Mädchen nach den Sitten ihrer Zeit geziemte; doch zeigten ihr holdes Erröthen, ihr ſanftes Zittern, und ein leiſer Seufzer, daß der ſchöne Graf Heinrich ihren Augen gefallen hatte.“

„Ein Jahr lang warb der Graf um Idda's Hand; ihr Herz hatte er ſchon lange. Endlich ſprach der Vater Amen. Nun bot Idda dem brennenden Jüngling die jungfräuliche Lippe zum Kuſſe der Liebe. Er verging beinahe vor Entzücken; denn ſieh, Julie, ſieh! wenn dieſes Bild lebte! . . .“

„Der Graf führte nun die ſchöne Braut zu ſeiner Familie. Sie zeigte ſich jetzt zum erſten Mal unter den Rittern, und du kannſt leicht denken, wie bald und wie geſchäftig die jüngeren unter ihnen ſie umſchwärmten. Sie ſah das, ohne darauf zu merken, weil ihr ganzes Herz dem Grafen Heinrich gehörte. Auch nicht die mindeſte Eitelkeit regte ſich bei dem Anblicke der bewundernden Ritter in ihrem demüthigen Herzen; und dennoch ward Graf Heinrich eiferſüchtig.“

Eiferſüchtig? wie konnte er das werden?

„Die Sitten der damaligen Zeit waren zügellos; und er ſchloß von den Mädchen, die er kannte, auf ſeine Idda. Genug, er war eiferſüchtig. Jeder freundliche Blick, den Idda auf einen Ritter warf, jedes Wort, das ſie gezwungen mit einem reden mußte, zog ihr Vorwürfe von dem geliebten Grafen zu. Er quälte ſie mit bitterem Verdacht, und ſie ging früher auf die einſame Burg ihres Vaters zurück, als ſelbſt Heinrich es gewollt hatte.“

Wahrſcheinlich um ſeine Eiferſucht zu heben. Das gute Mädchen!

„Höre nur, Julie! Idda's Vater war in einer blutigen Fehde gegen den Grafen von Kiburg begriffen. Ein feindſeliger Haß hatte beide Häuſer ſchon Jahre lang getrennt, und ſich von den Vätern auf die Kinder vererbt. Auch lag der Haß der Grafen von Kiburg ſchwer auf dem Hauſe Tokenburg, das ſchon lange mit Kirchberg im Burgrecht ſtand. Durch neue Streitigkeiten war der alte Haß mit neuen Urſachen zu Feindſchaft entflammt worden, und alle drei Familien hatten einander Tod und Verderben geſchworen. Die Heere ſtanden gegen einander, und der junge Graf von Kiburg, der einzige Sohn ſeines Hauſes,

war

war an der Spitze des ſeinigen. In einem Treffen wird er von ſeinen Leuten getrennt. Idda's Vater und Bräutigam ſtoßen auf ihn, als er ſo eben einen Felſen hinan klimmen will, um ſich zu retten. Sie rufen ihm zu, ſich zu ergeben. Der junge, muthige Graf zieht ſein Schwert, und wird, nach einem langen Kampfe mit ſeinen beiden Feinden, von ihnen niedergehauen."

„Denke dir, Julie, den Schmerz, die Wuth, den Haß des Vaters, als die Nachricht ankommt, daß ſein einziger Sohn, die Hoffnung ſeines Alters, der Erbe ſeines Namens, der Stolz der Kiburge, durch die Hand ſeiner bitterſten Feinde gefallen ſey! Der alte, graue, gebeugte Greis vergießt keine Thräne; er ſpringt wüthend auf, fordert ſeine Waffen, und ſchwört den fürchterlichſten Eid, daß er ſich rächen, daß er ſein Schwert nicht eher niederlegen will, als bis er ſeine Hände in dem Blute ſeiner Feinde und aller ihrer Anverwandten gewaſchen habe. Der Zorn erſtickt den Schmerz, die Hoffnung der Rache das Gefühl des Verluſtes; er hat nicht Zeit zu weinen, ſo lange die Mörder ſeines Sohnes noch athmen und frohlocken. Der Schmerz wird bei ihm ein beſonnener Entſchluß, ſeinen Feinden wehe zu thun. Er rüſtet ſich furchtbar, lächelt, wenn er von ihrem Frohlocken hört, und trifft noch durchdachtere Anſtalten zur Fehde. Es ſcheint, als habe ſich die jugendliche Kraft ſeines Sohnes mit der beſonnenen Klugheit ſeines Alters vereinigt.“

„Kirchberg und Tokenburg hören von den fürchterlichen Anſtalten, von dem Schwure des Greiſes, und lächeln. Idda allein, die arme Idda, bebt vor dem Zorne des erbitterten Vaters. Sie ſchwimmt in Thränen, weil ſchreckliche Träume und fürchterliche Ahnungen ſie im Wachen und Schlummern erſchrecken. Nie kann ſie ihren Vater, ihren Geliebten anſehen, ohne Thränen zu vergießen; nie denkt ſie an den erbitterten Greis, ohne zu ſchaudern und den Geliebten in ihren Armen zu verbergen.

Der Tag des Abzuges kommt näher. Idda ſchwimmt in Thränen der Verzweiflung; ſie kann ihren Vater und ihren Geliebten nicht aus den Armen laſſen, wirft ſich knieend in den engen Weg, der die Burg hinab führt, und iſt untröſtlich, als ſie gehen. Noch unten am Vorſprunge hört Graf Heinrich ihre Klagen, die Stimme der Liebe, die ſein Triumph iſt.“ —

„Sie ließen die jammernde Idda auf der wohlverwahrten Burg, und zogen gegen das Heer ihres Feindes. Ihr Angriff war heftig, aber noch heftiger der Widerſtand. Der feindſelige Greis zeigte ſich überall wie ein rächender Würgengel, und ſein Schwert durchbrach die dickſten Haufen. Kirchberg! rief er mit ſchrecklicher Stimme: Tokenburg! wo ſeyd ihr, Mörder meines Sohnes? Endlich fand der Greis den jungen Grafen von Tokenburg. Ich oder du! rief er mit blutgierigem Grimme, und hob das blitzende Schwert. Tokenburg, der niemals Furcht gekannt hatte, zitterte jetzt; es war, als ob der blutige Schatten des erſchlagenen Sohnes den Greis umſchwebte und ihn beſchützte. Vorſichtig und ſchonend focht der junge Graf; gewaltig traf des Greiſes Arm. Jetzt wurde Tokenburgs

Kopf von dem Schwerte des rachedürſtenden Vaters getroffen, und er taumelte; denn der Schlag hatte ihn betäubt, obgleich nicht verwundet. Rache, Sohn! rief der Alte wild. Noch ein Schlag; und Tokenburg ſank kraftlos vom Pferde. Nehmt ihn! rief der Alte ſeinen Leuten zu; euer Kopf ſoll für ihn bürgen. Fort! bringt ihn nach Kiburg! Und nun, gerechter Gott im Himmel, gieb mir auch den andern Mörder! — Er ſprengte davon, um Idda's Vater zu ſuchen.“

„Nach Tokenburgs Falle flohen ſeine Schaaren. Kirchberg war ſchon im Anfange des Treffens verwundet, und dann in Sicherheit gebracht worden. Seine fliehenden Schaaren ſtießen zu ihm mit der ſchrecklichen Nachricht, daß Graf Heinrich gefangen ſey. Gefangen? rief er, warf den Helm über, beſtieg ſein Pferd, und wollte wieder vorwärts; aber die nachdringenden Feinde ſchlugen alles in die Flucht, und er mußte ſich auf die Höhen retten.“

„Er konnte ſich nicht mehr im offnen Felde halten, und zog ſich mit ſeinen Leuten nach

Kirchberg zurück; doch eh' er ankam, verbot er Allen, von Tokenburgs Gefangenſchaft zu reden. Idda eilte ihm weit in das Thal entgegen. Als ſie ihn allein, und den geliebten Heinrich nicht neben ihm ſah, da wurde ſie bleich, da ſchwankte ſie, und fiel in die Arme des hinzu eilenden Vaters. Eine falſche Nachricht von Heinrichs Wohlſeyn beruhigte ſie ein wenig; doch trauerte ſie noch immer, daß er ſo lange ausblieb. Einige Tage nachher, als Idda bei ihrem Vater ſaß, und er ihr noch einmal verſichern mußte, daß Heinrich nicht todt und nicht verwundet ſey, öffnete ſich die Thür des Saales, und es trat ein Bote in Kiburgs Farbe herein."

„Der Graf Kiburg, rief dieſer laut, läßt Euch, Ritter Kirchberg, melden, daß er heute über acht Tage Blutgericht hegen wird über den Grafen Heinrich von Tokenburg. Auf dem Grabe ſeines ermordeten Sohnes wird der Graf Tokenburg unter des Henkers Hand das Leben verlieren, zur Blutrache des jungen Grafen von Kiburg!"

„Der Freiherr von Kirchberg erwiederte

kein Wort; er faßte die Tochter, die mit einem Jammergeſchrei niederſank, in ſeine Arme. Nach langem Warten fragte der Bote endlich: was ſoll ich dem Grafen Kiburg von Euch antworten? Der ſtolze Troz des Ritters war gebrochen; mit einem flehenden Weinen ſagte er: melde dem Grafen von Kiburg, was du hier ſiehſt, und bitte ihn in meinem Namen um Erbarmen mit einem unglücklichen Vater!"

„Der Bote ging, mit Thränen des Mitleids in den Augen."

O Klaire! Die unglückliche Idda! was ſagte ſie? was that ſie?

„Was konnte ſie anders thun als jammern! Immer ſah ſie das fürchterliche Grab vor Augen, immer ſah ſie den geliebten Jüngling auf dem Grabe knieen, und den Henker mit dem Richtſchwert hinter ihm. Kein Troſt, kein Zureden half; ſie fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und rief, ſo oft ſie ſich erholte: heute über acht Tage! Ihr troſtloſer Vater verſchloß ſich in ſein geheimſtes Zimmer, und ſprach mit keinem Menſchen. Er ſah ſeine

Idda ſchon als todt an, und wollte wenigſtens den elenden Troſt haben, ſie nicht ſterben zu ſehen. So hatte der Jammer ſchon zwei Tage lang alle Herzen auf der trauervollen Burg gemartert. Am dritten ſagte der Mönch zu Idda: was hilft das Klagen, meine Tochter? Laß uns handeln! Wir können ihn nicht retten; laß uns für ihn beten! — Laß uns handeln: dieſe Worte hatte Idda gehört. Mit wilden Blicken ſah ſie den Burgmönch ſtarr an, und rief langſam, ſo dumpf wie aus einem Abgrunde hervor: handeln! Sie begab ſich in ihr Zimmer, nahm einen Seſſel, überlegte, ſtand dann auf, und ging mit feſten Schritten auf und nieder. Handeln! ja, handeln! rief ſie zu wiederholten Malen. Am folgenden Tage ſaß ſie in einem düſtern, verſchloſſenen Schweigen, und ihre Augen rollten wild. Bald lächelte ſie, bald rang ſie die Hände. Um Mittag warf ſie einen großen Schleier über, hüllte ſich in einen Mantel, und verließ die Burg mit ſchnellen Schritten."

Man glaubte, ſie wollte, wie oft, in den Garten gehen; ſie ging aber, feſt entſchloſſen, mit Heinrich zu ſterben, oder ihn zu retten, den Weg nach Kiburg. Spät am Abend kam ſie in deſſen Nähe, und hier erzählte ihr ein Landmann von dem nahen Tode des jungen Grafen Tokenburg. Eben dieſer Landmann ſagte ihr auch, daß ihr Geliebter in den Gewölben unter einem feſten Thurme ſäße. Sie hörte die Nachricht kalt an, und bat den Landmann, ihr den Thurm zu zeigen. Er begleitete ſie durch die Felſenpfade bis an eine Stelle, wo ſie ihn ſehen konnte; und nun eilte ſie allein vorwärts. Die Wächter, die zwiſchen Ruinen an einem Feuer ſaßen, ſtanden voll Ehrfurcht auf, als ſie kam; denn ihre Geſtalt hatte etwas Himmliſches."

„Sie ſchlug den Schleier zurück, der ihr Geſicht bedeckte, und die rauhen Männer erſtaunten vor ihrer Schönheit. Ihr ſeyd Menſchen, hob ſie mit einer unbeſchreiblich rührenden Anmuth in der Stimme an. Ich bin höchſt unglücklich; aber, Gott Lob! ihr ſeyd Menſchen. Mein Unglück iſt ſo groß, ſo ſchrecklich, daß ich euern Gefangenen um den Tod beneide, der ihn erwartet. Stark, als ob ſie einen Geiſt vor ſich ſähen, ſtanden die Männer da. Was verlangt Ihr von uns, edle Jungfrau? fragte endlich einer von ihnen."

„Euer Gefangener, ſagte ſie nun in einem Tone, der das Herz durchbohrte, iſt der Graf Heinrich von Tokenburg, ein edler, unſchuldiger Mann. Ich bitte euch nicht, ihn zu retten: das dürft, das könnt ihr nicht; es wäre gegen euren Eid. Aber gebt mir, was ihr dürft und könnt, und Gott wird es euch an dem letzten Gerichtstage mit Barmherzigkeit belohnen!"

„Was verlangt Ihr von uns? fragten ſie Alle. Dürfen wir, ſo wollen wir gern Euch dienen."

„Erſt lernet mich kennen, mich, Ihr guten Leute! Ich bin Idda von Kirchberg, die verlobte Braut des gefangenen Grafen. — Starr ſahen die Wächter ſie an, und es trat ein ſtilles Mitleiden in ihre Augen. Die ſchöne, die gute, die wohlthätige Idda! fliſterten Einige. Gott erbarme ſich der Unglücklichen! ſagten Andere. Erbarmet ihr euch meiner, und Gott hat ſich meiner erbarmt! fuhr Idda fort. Ja, ich bin die unglückliche Idda, die Braut des Mannes, der in vier Tagen vor Gott ſteht, und euch fürchterlicher anklagen wird, als ſeinen Mörder, wenn ihr ihm die letzte Barmherzigkeit verweigert, wenn ihr ihm den Tod zu einer Qual der Hölle macht.“

„Wir, edles Fräulein, ſind nicht ſeine Feinde. Ihr ſolltet nur das Geſpräch gehört haben, das wir noch eben führten, als ihr kamt. Wir Alle bedauern ihn.“

„Nun, ſo werdet ihr mir meine Bitte nicht abſchlagen. Seht! in einer glücklichen Stunde, als der Graf noch bei mir war, als er mir die Hand drückte, und ich die ſeinige — ach! ihr glaubt nicht, wie ich ihn liebe, und wie er mich liebt! — Den Wächtern traten bei dieſem Anfang Thränen in die Augen. Idda fuhr fort: Wir ſprachen von der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Schickſale. Da ſagte der Graf zu mir: Idda, wir wollen einander treu bleiben bis in den Tod, es gehe uns, wie es gehe! Seht, meine Freunde, das ſagte er mir, als ob ihm ſein naher Tod geahnet hätte. Nun redeten wir mit einander ab: wenn Einer von uns dem Tode nahe wäre, ſo ſollte der Andere ihn noch einmal beſuchen, er möchte ſeyn wo er wollte, und wenn es im Mittelpunkte der Erde wäre. Das verſprachen wir einander, und nahmen das Abendmahl darauf, unſer Verſprechen zu halten. Ich weiß, daß er ſterben muß. Allein ruhig kann er nicht ſterben, wenn ich ihn nicht noch einmal ſehe; und auch ich kann nicht ruhig ſterben, wenn ich mein heiliges Verſprechen nicht gehalten habe. Laßt mich ihn eine Stunde ſehen! Das dürft ihr, das könnt ihr. Schlagt der unglücklichen Idda dieſe Bitte nicht ab; es würde ſein und mein Herz brechen, und wir verklagten euch an dem Weltgerichte." —

„Du ſiehſt leicht, Julie, daß die ohnehin ſchon mitleidigen Wächter dieſe feierliche Bitte nicht abſchlagen konnten. Anfangs trugen ſie wohl noch einiges Bedenken; allein Idda's Beredtſamkeit beſiegte alle Hinderniſſe. Sie ſchloſſen die Thür des Thurmes auf, und zündeten eine Lampe an. Nun führte einer die unglückliche Idda eine lange Treppe hinab.

Hier öffnete er abermals eine eiſerne Thür, und führte Idda dann durch lange unterirdiſche Gewölbe, bis endlich vor den ſchmalen, niedrigen Eingang des Kerkers. Der Troſt Gottes gehe mit Euch, mein frommes Fräulein! ſagte der Mann, als er aufſchloß, und ließ Idda hinein.“

„Bei dem ſchwachen Schimmer, den die Lampe verbreitete, erkannte Heinrich ſeine Geliebte nicht ſogleich. Als er ſie aber erkannte, als er den Ton ihrer Stimme hörte, ihr ſeine Arme entgegenbreitete, ſie ſich hineinſtürzte, ihn an ihr Herz drückte; als die Vergangenheit, die Gegenwart, die fürchterliche Zukunft vor dem Gefühl ihrer Liebe entflohen war: Julie! der Graf Kiburg würde, wenn er es geſehen hätte, noch jetzt ſeinen Gefangenen beneidet haben. Kannſt du dir die hinreißenden Gefühle der beiden Liebenden denken, Julie? Ach, wenn die Mauern dieſes Kloſters zuſammenſtürzten, mein Kloſtergewand von mir abfiele, mein Geliebter zu mir hereinflöge, und mit froher Eil mir zuriefe: du biſt frei, Klaire! und dann ... O Julie, ich kann es mir denken, wie der liebenden Idda, wie dem Grafen bei ihrer erſten Umarmung war. Ach, durch meine Mauern dringt kein Fuß ein! Mein Kerker iſt der allmächtigen Liebe unzugänglich!" —

„Idda blieb lange an des Geliebten Bruſt, und das Gefängniß war ihnen der Garten des Paradieſes geworden; denn welche Hölle würde durch die Liebe nicht ein Himmel! ... Endlich, als die Heftigkeit des erſten Entzückens vorüber war, fragte der Graf, wie Idda zu ihm käme. Sie erzählte ihm, wie ſie die Thurmwächter überliſtet hatte. Mich noch einmal vor meinem Tode zu ſehen? ſagte der Graf ſchwermüthig: recht, meine Idda; dazu kamſt du! Ach, ſchon hatte ich die Hoffnung aufgegeben; und jetzt wünſchte ich faſt, ich hätte den Troſt nicht gehabt: denn wer kann dich ſehen, und nicht zu leben wünſchen! O Idda, jetzt muß ich den furchtbaren Kampf des Todes noch einmal kämpfen! Grauſames Mädchen!"

„Ich bin gekommen, dich zu ſehen und dich zu retten, Tokenburg."

„Mich zu retten? zu retten? Idda, ſpotte eines Sterbenden nicht!“

„Dich zu retten, mein Heinrich! Feſt entſchloſſen, dich wider deinen Willen zu retten, wenn es ſeyn muß. Ich habe, ich liebe mein Leben nur, um das deinige zu erhalten. Nicht du, nicht das Flehen einer ganzen Welt, kann meinen Entſchluß erſchüttern. Ich bin ruhig, Tokenburg, ſehr ruhig; denn mein und dein Loos iſt beſtimmt. Feſter, gewiſſer kann es der Engel des Schickſals nicht beſtimmt haben. Glaube mir das, mein Trauter!“

„Idda, dein Auge blitzt, als ob du hier Königin wäreſt; aber es wird die Mauern nicht niederblitzen. Wie willſt du mich retten? wie dieſe Mauern öffnen?“

„Ich bin hier Königin, oder das Opfer des blutigſten Todes. Dein iſt die Wahl. Höre mich, mein Geliebter! Als die Nachricht von deinem Schickſal ankam, ſank ich in troſtloſer Verzweiflung hin. Ich war ſchwach wie ein Kind. Alle meine Kraft hatte mich verlaſſen; nur meine Liebe nicht. Der Kummer hätte mein Herz gebrochen, ohne daß für deine

Rettung das Mindeſte geſchehen wäre. Da ſagte unſer Mönch: was hilft das Klagen? Laß uns handeln, Idda! Wir können ihn nicht retten; laß uns für ihn beten! — Laß uns handeln, Idda! Es war als ob ein guter Geiſt mir die Worte geſagt hätte. Ich ging allein, und betete; aber ich fühlte, daß auch beten nicht handeln heißt, wenn man noch Kraft hat. Handle, Idda, und laß den Schwachen beten! ſo rief eine Stimme unaufhörlich in meinem Innern. Ich überlegte, ich ſann; mein Entſchluß ward gefaßt, und nun goß ſich eine wundervolle Ruhe in meine Seele. Ich fühlte, daß Gottes Segen mit meinem Entſchluſſe ſeyn würde, und ging ohne Begleiter hieher. Unterweges erzählte mir ein Landmann dein fürchterliches Schickſal. Ich hörte ihm ruhig zu, und lächelte, als er mir den Thurm zeigte, worin du ſitzeſt. Jetzt kam es darauf an, deine Wächter zu bereden, daß ſie mich zu dir ließen. Ich überdachte, was ich ihnen ſagen müßte, um ſie zur Erfüllung meines Wunſches zu bewegen. Mit einer ruhigen Beſonnenheit, die des Himmels Gabe war, die mein Herz ſich nicht ſelbſt geben konnte, ſagte ich es ihnen, und ſie ließen mich zu dir. Hätten ſie es mir abgeſchlagen, ſo würde ich ſie mit dieſem Dolche in der Hand gezwungen haben. (Sie zog einen Dolch aus ihrem Buſen, zeigte ihn dem Grafen, und verbarg ihn wieder.) Die Hälfte deiner Rettung iſt geſchehen; denn ich bin bei dir. Unterbrich mich nicht, mein Geliebter! Ich will dir meinen Entſchluß ganz ſagen, und dich dann reden laſſen. Jetzt ziehſt du meine Kleider an, hüllſt dich in meinen Mantel, und wirfſt meinen Schleier über. Mir giebſt du deinen Panzer, und hilfſt mir ihn anlegen. Ich bedecke mein Geſicht mit deinem Helm; dann rufe ich den Wächter. Du gehſt anſtatt meiner hinaus, und biſt gerettet. O, ich bitte, unterbrich mich nicht, und höre! Du eilſt nach Kirchberg, ſammelſt heimlich eine Schaar von Reiſigen, ſchleichſt morgen bei Nacht hierher, überfällſt die Wächter, ſprengſt die Thüren, retteſt deine Idda, und wir gehen, einer des andern Retter, aus den Armen des Todes zu dem Altare, und ſchwören einander da noch einmal ewige Treue. Das, mein Geliebter, iſt der feſte, unerſchütterliche Entſchluß deiner Idda. Nun rede! Aber glaube nicht, mich zu bewegen!“

„Der Graf Tokenburg ſank zu den Füßen der edelmüthigen Idda nieder, und küßte mit ehrfurchtsvoller Liebe ihr Gewand. O, meine Geliebte! rief er, vor Entzücken außer ſich. — Du willſt? fragte ſie fröhlich, und hob ihn auf an ihre Lippen. Idda, ſagte er, ich will, ſo lange noch ein Gedanke in meiner Seele iſt, nichts denken, als deine großmüthige Liebe. Aber, dich hier laſſen — das iſt unmöglich. Geh, Idda, geh! Deine Liebe bringe eine Schaar von Männern zuſammen; deine hohe Seele wird ſie unüberwindlich machen. Laß mich hier deiner Hülfe harren! Dein Vater wird alles beſorgen. Geh, meine großmüthige Idda! eile, mich zu retten!“

„Mein Vater iſt verwundet, und der Schrekken hat ihn krank gemacht. Er kann dein Retter nicht ſeyn; der Himmel hat mich dazu beſtimmt, und dich, deine Idda wieder zu retten. Wer ſonſt, als du, ſoll die Männer anführen? wer die Wächter beſiegen? Was ich kann, will ich thun: einige Stunden für dich gefangen ſitzen. Mir werden die Männer nicht folgen, Heinrich; man wird mich nicht wieder von der Burg laſſen, und geheim muß doch Alles bleiben. Du biſt verloren, wenn du mir nicht folgſt. O, mein Geliebter, gönne mir die Freude, dich gerettet zu haben!"

„Der Graf nahm die Lampe von der Kette, an der ſie hing, faßte Idda's Hand, und beleuchtete den naſſen Boden. Siehſt du die Kröten, Idda? ſiehſt du das wilde Gewürm, die alten Einwohner dieſes Kerkers? Schaudert dich nicht? Und hier ſollte ich dich allein laſſen, in dieſem ſchrecklichen Aufenthalte der Verzweiflung? Hier, hier hätteſt du den Muth, allein zu bleiben? Unmöglich! . . . Geh, Idda, und rette mich!"

„Vergißt du, ſagte Idda lächelnd, — vergißt du, daß ich die Wächter mit dem Dolche zwingen wollte, mir dein Gefängniß zu öffnen? vergißt du, daß dieſer Dolch für mein Herz beſtimmt iſt, wenn du nicht folgen willſt?

Wer den Tod nicht fürchtet, kann in einer Löwengrube ruhig ſeyn. Weigere dich nicht länger, lieber, theurer Heinrich!"

„Nun, ſo erfahre denn, Idda, daß Rettung hier beinahe unmöglich iſt. Die Wächter ſind zahlreich und wohl bewaffnet, die Wege nach Kirchberg hin ſicher beſetzt, und Kiburg iſt ganz nahe. Setze auch den unwahrſcheinlichen Fall, daß ich mit meinen Männern unbemerkt bis hier heran komme, ſo giebt ein Ton des Heerhorns den Kiburgern das Zeichen. Zwanzig Schritte von hier liegt eine ganze Schaar bewehrter Krieger. Denke, ich würde zurückgeſchlagen, (und ich kann mir doch nicht verhehlen, daß es möglich iſt); denke, du hoffteſt morgen in der Nacht auf mich, und ich bliebe aus! Du hier allein! Unmöglich, Idda!"

„Du ſagſt mir nichts Neues. Das Alles wußte ich, als ich hierher kam. Ich ſelbſt halte die Rettung durch Gewalt beinahe für unmöglich; aber doch nur beinahe. Sie iſt vielleicht möglich; und dieſes Vielleicht iſt wenigſtens des Verſuches werth. Oder meinſt du nicht? . . . Ich bleibe hier."

„Und wenn die Rettung nicht gelänge! Denke! du, Idda, du bliebeſt in den Händen des blutgierigen Kiburg! du müßteſt für mich ſterben! Idda!"

„Dünkt dich Sterben ſo ſchwer, Ritter Heinrich? — Wohl, ſo bliebe ich in den Händen des blutgierigen Kiburg! wohl, ſo ſtürbe ich für dich! Meinſt du, ich hätte den Fall nicht bedacht? Ich bleibe hier!"

„Idda, wenn du hoffeſt, Kiburg werde deiner ſchonen, weil du ein Weib biſt, ſo kennſt du den tödtlichen Haß eines gekränkten, zerriſſenen Vaterherzens nicht. Du biſt ihm kein Weib; du biſt ein Kind des Mannes, der ſeinen Sohn ermordete. Idda, du gehſt."

„Ich bleibe, Tokenburg; ich bleibe! Mein Tod iſt doch nicht ſo gewiß, als der deinige. Kiburg findet mit Erſtaunen mich in ſeiner Gewalt. Mitleiden, vielleicht auch Bewunderung, wird doch etwas wirken. Ich ſelbſt baue nicht feſt auf dieſes Vielleicht; aber es kann uns doch retten, und eben darum dürfen wir den Verſuch nicht unterlaſſen. Wäre die Liebe zum Leben in meiner Bruſt ſtärker, als die Liebe zu dir, ſo würde ich es freilich nicht wagen. Aber — laß uns das Schlimmſte denken. Man ſchleppt mich hinauf. Kiburg findet, anſtatt ſeines Feindes, deſſen Geliebte, die Tochter des Mannes, der ſeinen Sohn getödtet hat. Er ſieht nicht auf mein Geſchlecht, denkt nicht an die Schande, ein Weib zu morden, hört nur die blutige Stimme ſeiner Rache, nicht mein Bitten, und ich muß ſterben. Wohl! ſo ſterbe ich doch für dich, Tokenburg; und das iſt ſüßer, als wenn ich an deinem Grabe vor Verzweiflung ſtürbe. Oder meinſt du wirklich, daß ich dich überleben würde? Dann kennſt du eben ſo wenig meine Liebe, als die Feſtigkeit meines Entſchluſſes."

„Und ich, Idda, ſollte in dieſem Kampfe der elende Ueberwundene ſeyn? ich ſollte mein Leben erhalten, und das deinige aufopfern? Ich ſollte . . .? Idda, du forderſt eine Unmöglichkeit von mir."

„Wer hindert dich, mit mir zu ſterben! Ich ſage ja nicht, mein Leben ſey weniger werth, als das deinige; ich mag es nur nicht ohne dich behalten. Auch du wirſt nicht ohne mich leben wollen, weil du mich liebſt. Aber vielleicht werden wir gerettet; und weil dieſes Vielleicht noch übrig iſt, werde ich, muß ich hier bleiben. Sey ein Mann, Tokenburg! zerſtöre nicht unſere letzte, einzige Hoffnung, weil du zu ſtolz biſt, einen Dienſt von einem Mädchen anzunehmen!“

„Unmöglich, Idda! Du redeſt mich nicht aus dieſen Mauern weg; ich bleibe.“

„So bleib denn, Grauſamer! So bleib denn, und zertrümmre durch deinen thörichten Stolz die letzte Hoffnung unſerer Liebe! Wohl! auch die Hoffnungsloſigkeit will ich mit dir theilen. Sieh, ich nehme Beſitz von deinem Gefängniß, und verlaſſe es nicht wieder. Man ſoll uns Beide zugleich zum Tode ſchleppen. Dieſe troſtloſe Hoffnung kann mir doch dein Stolz nicht rauben. — Sie legte ſich ruhig auf einen Stein, als wollte ſie ſchlafen.“

„Wie, Idda? du wollteſt hier bleiben? Bedenke doch, daß dein Tod dann gewiß iſt!“

„Spotteſt du meiner Liebe? ſoll ich dir tauſendmal wiederholen, daß ich entſchloſſen bin, dich und mich zu retten, oder mit dir zu ſterben? O, mein Geliebter, ergreif doch das einzige Mittel, uns zu retten, das uns übrig iſt! — Sie wiederholte noch einmal alle ihre Gründe; ſie bat, ſie flehete aufs neue. Nach einem langen, ſchweren Kampfe mußte der Graf ſich entſchließen, ſich zu retten und Idda im Gefängniſſe zu laſſen, weil es das einzige Mittel war, ſie zu erhalten.

„Sie band ihm ſeine Rüſtung ab, und entkleidete mit ſtiller Scham, abgewendet und ſchnell, ſich ſelbſt. Nun legte ſie den Panzer des Geliebten um ihre ſchöne, keuſche Bruſt, gab ihm ihre Kleider, warf den Schleier über ſeine Locken, und hängte ihm den Mantel um. Dann half er ſie bewaffnen, und bat dabei noch immer, ſie möchte ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Als ſie fertig war, betrachtete er ſie mit naſſen Augen, ſank auf die Kniee, hob die Arme zur Decke des Gewölbes auf, und rief: o Gott! dein Auge ſieht auch uns! Kann je ein Herz deiner Hülfe werth ſeyn, ſo iſt es Idda. Hilf, du Allbarmherziger! hilf der unglücklichen, treuſten Liebe!“

„Jetzt mußt du gehen, mein Geliebter. Dies ſey unſer Lebewohl: — (Jdda drückte ihre Lippen auf die ſeinigen) — der letzte Kuß, oder der Anfang unſeres beſſern Glückes! — Sprachlos hing er in ihren Armen. Sie ſetzte ſich den Helm auf, zog das Viſier über das Geſicht, und verhüllte ihren Geliebten mit dem rettenden Schleier. Dann ſchlug ſie mit einem Stein an die Thür, zum Zeichen für den Wächter, daß er öffnen ſollte.“

„Der Wächter kam. Tokenburg warf ſich ſeiner Jdda noch einmal zu Füßen. Sie drückte ihn an ihre Bruſt, und fliſterte nur: leb wohl! — Er ſchwankte zu der ſchmalen Thür hinaus.“

„Nun tröſte Euch Gott, mein edles Fräulein! ſagte der Wächter, und eilte vor dem Grafen her. Jhr habt Euren Eid gehalten, und er kann ruhig ſterben! Tokenburg ſtieg ſchluchzend die Treppe hinan, und eilte durch die jetzt offne Thür des Thurmes an den Wächtern vorüber, die ſich ſchon beim Feuer zum Schlafen niedergelegt hatten. Er ging die Felspfade hinunter in die Ebne, und erreichte bald die Hütte eines treuen Dienſtmannes von Kirchberg. Hier pochte er an, gab ſich zu erkennen, warf Idda's Kleider ab, und ließ ſich Waffen bringen. Er gebot dem Manne bei Eid und Pflicht, zu ſchweigen, und eilte nun nach Kirchberg. Dort forderte er, ohne daß er ſich zu erkennen gab, den Einlaß, weil er dem Ritter Nachricht von dem Grafen Tokenburg mitzutheilen habe. Er wünſchte nehmlich, daß Kirchberg ſelbſt die Mannſchaft zuſammen bringen und ihr ſagen möchte, es gelte die Befreiung des Grafen von Tokenburg. Dann wollte er die Schaaren unerkannt führen, damit nicht die Freude über ſeine Rettung das Geheimniß verriethe, und den alten Kiburg aufmerkſam machte."

„Man beredete den unglücklichen Vater nur mit Mühe, den Fremden zu ſprechen, der ihm von dem Grafen Tokenburg Nachricht geben wollte. Ach! ſagte er; was will der Mann? Kann er mir melden, daß der Verlobte meiner Idda gerettet iſt? . . . Führt ihn herein! — Man hatte dem kranken ſchwachen Greiſe die

Flucht ſeiner Tochter verſchwiegen, um ſeinen Gram nicht noch zerſtörender zu machen.“

„Tokenburg trat herein. Kirchberg erhob ſich mühſam von ſeinem Lager, und fragte läſſig: was bringſt du? Tokenburg nahm den Helm ab, und warf ſich ihm zu Füßen. Gott ſey gelobt! rief der Alte, und wollte, da die Freude ihm auf einmal wieder Kräfte gab, zur Thür hinaus. Schnell aber faßte ihn der Graf in ſeine Arme, und hielt ihn. Bleibt, mein Vater! rief er, und verrathet mich nicht! Kirchberg wollte ſich losmachen, um ſeiner Tochter die fröhliche Nachricht zu bringen; Heinrich aber hielt ihn noch feſter. Unmenſch! rief Kirchberg laut; laß mich los! Soll Gram meine Idda tödten? Laß mich los!“

„Das Hofgeſinde hörte den Alten rufen: laß mich los! und ſtürzte in das Zimmer. Alle blieben ſtarr vor Verwunderung ſtehen, als ſie Tokenburg ſahen. O, ich Unglücklicher! rief der Graf, und ließ den Alten fahren, der nun mit dem Geſchrei: Tokenburg iſt hier! Idda, dein Heinrich iſt hier! nach dem Zimmer ſeiner Tochter eilte. Jetzt erſt erfuhr er, daß ſeine Tochter entflohen ſey. Sucht ſie! ſchafft ſie mir wieder! rief er befehlend; und das Hofgeſinde ſtürzte noch einmal in die umliegenden Gegenden, die entflohene Idda zu ſuchen."

„Jetzt kam Kirchberg wieder zu dem Grafen, und rief: meine Idda iſt entflohen! — O, Gott! erwiederte der Graf; das wußt' ich längſt! Ihr werdet an unſerm Verderben Schuld ſeyn! Er erzählte nun Idda's große That. Kirchberg wurde todtenbleich, als er hörte, wo Idda war. Um ihn zu tröſten, machte der Graf ihm Hoffnung, daß ſie in der folgenden Nacht gerettet werden könnte. Er verſchwieg, was er ſelbſt mit quälender Angſt befürchtete, weil jetzt ſo viele Menſchen wußten, daß er nicht mehr in Kiburgs Gewalt ſey."

„Sie entwarfen den Plan, Idda ſchon in der folgenden Nacht zu retten. Kirchberg ließ, ſo matt er auch war, ſich dennoch nicht abhalten, ſeine Männer anzuführen. Soll ich, ſagte er unwillig, weniger thun, mein Kind zu befreien, als Kiburg that, ſeinen Sohn zu rächen? — Es wurden alle nöthige Anſtalten getroffen. Schon um Mittag war der Vater ganz bewaffnet, und ſchalt in heftiger Ungeduld auf den Abend, daß er heute ſo lange verzögre."

„Des Grafen Beſorgniß war nicht ohne Grund. Schnell verbreitete ſich die Nachricht: Graf Heinrich von Tokenburg, Idda's Bräutigam, iſt auf Kirchberg; er hat ſich gerettet! Wie er gerettet war, wußten nur Idda und ihr Vater."

„Das Gerücht flog von Hütte zu Hütte, bis zu dem alten Kiburg, dem ein Dienſtmann es nach einigen Stunden hinterbrachte. Kiburg bebte vor Wuth, und befahl, man ſollte die Wächter befragen. Dieſe antworteten lachend: er iſt noch im Thurm, oder er muß ſich durch die Erde gegraben haben. Ein Wächter ging ſelbſt zu dem alten Kiburg, und ſagte: edler Herr, ſeyd ohne Sorgen, und verlaßt Euch auf uns! Ich habe Euren Gefangenen noch dieſen Morgen geſehen, als ich ihm ſeine Speiſe brachte."

„In dieſem Augenblick ſtürzte wieder ein

Bote in das Zimmer, und rief: der Graf Tokenburg iſt auf Kirchberg. Ich habe den Vogt geſprochen. Er fragte mich hohnlachend: warum verſchließt Euer Herr ſeinen Käfich nicht feſter, daß der Vogel hat entwiſchen können? Ich antwortete: gewiß iſt der Käfich wohl verwahrt, und der Vogel gefangen. Da lachte der Vogt, und Alle lachten und ſagten: Tokenburg iſt ja oben bei unſerm Herrn; wir haben ihn geſehen und geſprochen."

„Holt mir den Gefangenen! rief Kiburg grimmig; er ſoll noch dieſe Stunde ſterben! Holt ihn! dieſen Augenblick!"

„Idda hatte die Nacht ganz ruhig hingebracht. Zwar ſah ſie mit Grauen die ekelhaften Thiere auf dem feuchten Boden des unterirdiſchen Kerkers; zwar legte ſie ſich ſchaudernd auf den Stein, der, mit ein wenig Stroh bedeckt, zu ihrem Lager dienen ſollte: aber dennoch wankte ihr Muth nicht, und ſie ſah tief in der Nacht ihres Schickſals noch einen Funken der fröhlichen Hoffnung glimmen, welche für die Tugend auch in dem ſchwärzeſten Dunkel nicht erliſcht. Sie ſchlummerte endlich ſogar eine halbe Stunde — zum erſten Male ſeit den drei letzten unglücklichen Tagen. Als am Morgen der Wächter kam, zog ſie das Viſier über ihr Geſicht, und ſtellte ſich, als ob ſie noch ſchliefe, um einer Unterredung mit ihm zu entgehen. Der Mann ſagte mitleidig: Gott Lob! der erſte Schlaf! und ging leiſe zurück, um den Gefangenen nicht zu wecken."

„Nach einigen Stunden hörte Idda aufs neue Schlüſſel klirren, und die ſteinernen Stufen von mehreren Fußtritten dröhnen. Ach, wenn das Tokenburg ſchon wäre! dachte ſie, und blickte mit Sehnſucht auf die Thür. Es trat eine Schaar Wächter herein, und einer von ihnen ſagte: Ritter, befehlt Eure Seele Gott! Ihr müßt Euren letzten Gang thun! — Ein leichtes Zittern, eine ſanfte Kälte floß durch Idda's Glieder. Sie ſank auf die Kniee, und betete ſtill um Gnade und Troſt für ihren Vater, für ihren Geliebten. Die Wächter ſtanden alle mit gefaltenen Händen da. Jetzt ſtand Idda auf, und ging mit niedergeſchlagenem Helm zwiſchen ihnen die Stuſen hinan. Als ſie in dem hellen Sonnenſcheine war, blickte ſie mit ausgeſtreckten Armen noch einmal in die Gegend von Kirchberg. Dann folgte ſie geduldig ihren Führern auf die hohe Kiburg."

„Es öffneten ſich zwei Flügelthüren, und Idda trat, von ihren Wächtern begleitet, in den weiten Ritterſaal. Als ſie in deſſen Mitte einen Sandhaufen und den Nachrichter erblickte, bebte ſie, und mußte ſich an einem der Wächter halten. Hinten im Saale ſaßen, ganz ſchwarz gekleidet, der Graf Kiburg, ſeine Gemahlin und ſeine zwei Töchter. Die Gräfin ſchrie auf, als ſie den Mörder ihres Sohnes erblickte; die beiden Mädchen wurden bleich, und bebten vor Mitleiden. Kiburg ging näher, und ſagte in einem bittern Tone: Tokenburg, du feiger Mörder meines Sohnes, die Freude, mich in Trauer zu ſehen, ſollſt du noch haben! Elender, durch dich bin ich meines Sohnes beraubt; mein Weib, meine Töchter ſind bald ohne Schutz, mein Stamm, mein Name von der Erde vertilgt. Und du thatſt es, Mörder! Meines Sohnes Blut komme über dich, und über Kirchberg und ſein Haus! Ja, ich hoffe, bald werde ich dir auch den andern Mörder und ſeine Tochter nachſenden können! . . . Blutrichter, verſieh dein Amt!"

„Der Nachrichter winkte, und die Wächter ergriffen Idda, welche ſchon ſeit Kiburgs erſten Worten bleich und mit geſchloſſenen Augen, wie betäubt, an der Bruſt eines Mannes gelegen hatte."

„Einer der Wächter ſchnallte ihr den Panzer ab, und ein andrer band ihr den Helm los. Auf einmal wallte aus dem Panzer der ſchneeweiße, jungfräuliche Buſen hervor, den aber das lange, blonde Haar, welches aus dem Helme herabrollte, ſogleich wieder bedeckte. Die Wächter fuhren mit Schrecken zurück; der Blutrichter, der das Schwert ſchon gehoben hatte, ließ es zitternd wieder ſinken. Es war eine Todtenſtille im Saale."

„Kiburg heftete die Augen ſtarr auf Idda. Was iſt das? rief er endlich. Wo iſt Tokenburg? Wer iſt das Mädchen? — Keiner von den Wächtern antwortete; alle zitterten vor

Angſt,

Angſt, weil ſie die Urſache der Verwandlung erriethen. Die Töchter des Grafen eilten herbei, führten mitleidig Idda zu einem Sitze, und wuſchen ihr die Schläfe mit Wein. Idda ſchlug endlich die ſchönen Augen wieder auf. Wer biſt du, Mädchen? rief jetzt der alte Kiburg noch einmal. Idda wollte reden; ſie vermochte es aber nicht eher, als bis ſie ein wenig Wein genommen hatte, den ihr die Gräfin brachte. Der Graf, der ſie in Tokenburgs Waffen ſah, glaubte, er habe ein Mädchen beſiegt und gefangen. Er hieß die Wächter, deren Schuld er nicht errieth, hinausgehen. Idda knieete vor ihm nieder, und ſah ihn mit einem flehenden Blicke an. Er rief ihr aufs neue zu: rede! wer biſt du?"

„Ich bin, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, Kirchbergs unglückliche Tochter, die Verlobte des Grafen Tokenburg. — Wild fuhr der erbitterte Greis auf: Kirchbergs Tochter? O, ſo hab' ich doch einen Fang gethan, der den Mördern das Herz zerſpalten wird! Er wendete ſich wild von Idda ab, die nun die gefaltenen Hände gegen ihn hin ſtreckte. Das ſah er nicht; wohl aber die mitleidigen Blikke, die ſeine Gattin und ſeine Töchter auf die Unglückliche warfen. Er ſagte zornig: ſeht ſie nicht ſo mitleidig an! In ihren Adern fließt das Blut ihres grauſamen Vaters. Blinder, wüthender Haß gab der Elenden Waffen in die Hände. Auf meinen Kopf war ihr Schwert gezückt. Sie wollte ſich mit ihrem blutgierigen Vater rühmen können: wir haben Vater und Sohn getödtet! . . . Elende! warum zogſt du mit deinem Vater aus in die Schlacht?"

„Ich zog nicht mit ihm aus, Graf Kiburg. Ach, hätte ich Euren Sohn retten können, Ihr wäret noch jetzt der glücklichſte Vater. Ich zog nicht gegen Euch; ich . . ."

„Wie? Schlug nicht mein Schwert dich nieder? übergab ich dich nicht gefangen meinen Leuten?"

„Ihr habt mich nie gefangen, Graf Kiburg; ich ſelbſt habe mich Eurer Rache überliefert. Tokenburg war es, den Ihr niederſchlugt und gefangen in den Thurm ſandtet.

Ich ſtehe aus eigenem Entſchluſſe hier, Eure Blutrache zu tragen."

„Tokenburg war es? Unglückliche, wie kamſt du an des Mörders Stelle?"

„Kiburg, Ihr liebtet Euren theuren Sohn; würdet Ihr nicht gern für ihn geſtorben ſeyn? Ich ſterbe für den Grafen Tokenburg, den ich liebe, wie Ihr Euren Sohn. Beklagt mich, Graf Kiburg, wie ich Euch beklage, wie ich Euch immer beklagt habe; denn ich weiß, wie ſchrecklich es iſt, den zu verlieren, den man liebt. Beklagt auch Tokenburgen und meinen Vater; ſie ſind unglücklicher als Ihr. — Die Gräfin von Kiburg ſchwamm in Thränen; ihre Töchter zitterten vor Mitleid."

„Wie erlöſteſt du meinen Gefangenen aus dem Kerker?"

„Durch meine Liebe. Die Wächter konnten es meinen Bitten, meinen Thränen, ſie konnten es der Menſchlichkeit nicht abſchlagen, mich ihn noch einmal ſehen zu laſſen. Ich ſah ihn, Graf Kiburg. Ach, ich konnte ihn weit ſchwerer bereden, daß er ſich rettete, als die

Wächter, daß ſie mich einließen. Er zog meine Kleider an, hängte meinen Schleier um, —“

„Und ging? Der Niederträchtige! der elende, feigherzige Mörder!“

„Nein, Graf Kiburg, nicht der Niederträchtige! Wäre er nicht gegangen, ſo hättet Ihr ſtatt Eines Schlachtopfers zwei gefunden: mich und ihn; denn ich war entſchloſſen, für ihn, oder mit ihm zu ſterben. Da ging er endlich: nicht ſich zu retten; nein, mich aus dem Gefängniſſe zu erlöſen, oder zu ſterben.“

„Nun, ſo mag er dich erlöſen, wenn er kann, der Treuloſe!“

„Das Schickſal hat es nicht gewollt, Graf Kiburg; Ihr ſolltet Rache haben. Wohl! ich bin zufrieden; er hat doch im Sterben den Troſt, daß ihm ein Herz auch noch im Tode treu blieb, daß es gern und freiwillig für ihn brach. Eurer Rache entgeht er dennoch nicht; er wird ſeine Idda nicht überleben. Aber ich bitte Euch, nehmt mein Blut für meines Vaters Blut. Der Gram wird ihn früh genug tödten. Ich aber, ich hoffe, in den Wohnungen der Seligen Euren Sohn zu verſöhnen, und dann wollen wir, als verklärte Geiſter, unſere zürnenden Väter empfangen und die Feindſchaft endigen, die Euch auf Erden kinderlos und unglücklich machte. Der Tod erſchreckt mich, Graf Kiburg; aber ich weigere mich nicht, zu ſterben."

„Der alte Graf wendete ſich ab, an ein Fenſter, um die Rührung, die er gegen ſeinen Willen fühlte, zu verbergen. Doch ſein Blick fiel auf das Grab ſeines Sohnes, das er vom Fenſter aus ſehen konnte; und der halb erloſchne Grimm in ſeinem Herzen flammte wieder mit neuer Gewalt. Nein, rief er ſchrecklich; nein! Er riß Idda vom Boden auf, und führte ſie an das Fenſter. Dort! ſieh! dort iſt das Grab meines Sohnes! und in deinen Adern fließt ſeines Mörders Blut. Nein, ich kann nicht verzeihen. Du mußt ſterben!"

„Idda ſtreckte die Arme nach dem Grabe aus, und ſagte feierlich: ich muß ſterben! Gott erbarme ſich meiner! Edler Jüngling, Geiſt, verklärter Geiſt, Sohn des Mannes, der mein Richter iſt, laß du dich durch mein Blut mit meinem Vater verſöhnen! Komm mir verſöhnt an der Schwelle des Himmels entgegen, mich zu empfangen! Dann wollen wir Beide zufrieden ſeyn, daß wir die Opfer der Feindſchaft zwiſchen unſern Vätern waren, und für unſere Väter um Segen, um Ruhe beten! . . . Graf Kiburg, ich bin bereit. Ich bitte Euch, laßt mich noch aus Eurem Munde hören, daß Ihr mich nicht haßt, und ſegnet mich! Gebt mir auch einen Segen an den Geiſt Eures Sohnes mit; nennt mich nur ein einziges Mal Eure Tochter! — Sie warf ſich vor ihm nieder, und drückte ſeine Hand an ihre Lippen.“

„Die Gräfin weinte laut vor Mitleiden; Kiburgs Töchter knieeten neben Idda hin, und umarmten ſie. Auch die Gräfin beugte ſich zu ihr nieder, und benetzte ſie mit ihren Thränen. O, mein Vater! rief Idda jetzt: den Segen deiner Gattin, den Segen deiner Töchter hab' ich; gieb auch du mir den Kuß des Vaters, daß ich ihn deinem Sohne bringe, zu dem ich gehe. Sende dem Sohne durch die Tochter deinen Segen!“

„Der alte Graf wußte nicht, wie ihm geſchah. Ein wohlthuendes Gefühl von mitleidiger Liebe arbeitete ſich in ſeiner Bruſt hervor, und preßte Thränen aus ſeinen Augen. Es war, als ob eine unbekannte, unſichtbare Macht ihn zwänge, das Mädchen zu umfaſſen, das vor ihm auf den Knieen lag. Idda ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, und ihre Thränen floſſen heiß an ſeinen Wangen nieder. Mein Vater! mein verſöhnter Vater! rief ſie laut und oft. Die Gräfin ſchlang ihre Arme um ihren Gemahl; beide Töchter umfaßten ſeine Kniee. Ueberwältigt von dem Gefühle der Liebe, rief Kiburg: meine Tochter, Gott ſegne dich! Und mit dieſem Ausruf war aller Haß gegen Idda vergeſſen. Meine Tochter! rief die Gräfin. Meine Schweſter! riefen die beiden Töchter."

„Der Alte runzelte die Stirn, und ſchüttelte, an ſich ſelbſt irre, den Kopf über ſein ſonderbares Gefühl. Die Töchter brachten Idda Kleider, und halfen ihr ſie anlegen. Der Graf ſah ſchweigend zu. Er wollte reden; allein er ſchämte ſich jedes harten Wortes, ehe er es ſagte. Zuweilen wurden ſeine Augen noch finſter; aber ſobald man das bemerkte, umringten ihn flehende Blicke. Er warf ſeine Augen auf das Grab ſeines Sohnes; doch auch deſſen Geiſt ſchien mit Idda im Bunde zu ſtehen: der Vater fand auf dem Grabe nicht mehr Nahrung für ſeine Rachbegierde, ſondern nur Liebe für Idda."

„Idda hatte ſich während der Nacht im Gefängniſſe mit der kleinen, ihr noch übrigen Hoffnung beſchäftigt, und ſorgfältig überdacht, was ſie reden müßte, um den erbitterten Vater zu rühren und ſeinen Zorn zu entwaffnen. Unter Vorſätzen, was ſie ſagen, was ſie thun wollte, war die Nacht hingegangen. Zwar wurde ſie bei dem Eintritt in das Zimmer, durch den Anblick des Sandhaufens und des Nachrichters erſchüttert; doch als ſie wieder zu ſich kam, und ſich in den helfenden Armen der Gräfin und ihrer Töchter ſah, faßte ſie neuen Muth. Der Vater entflammte ſeinen Zorn jedes Mal durch den Gedanken an ſeinen getödteten Sohn; Idda redete aber ſo klug, daß eben die Vorſtellung, die ſeinen Zorn entflammte, ihn auch wieder löſchte."

„Nun wurde an Idda's Hinrichtung nicht mehr gedacht. Des Vaters Herz empörte ſich ſchon jetzt gegen den Gedanken daran; noch mehr aber gewann Idda bei ihm, als er ſie bald nachher an dem Grabe ſeines Sohnes knieen und beten ſah. Er ging zu ihr hinunter, und auf dem Grabe wurde die vollkommenſte Verſöhnung geſchloſſen. Jetzt faßte er Idda in ſeine Arme, und nannte ſie Ein Mal über das andere ſeine geliebte Tochter. Sie warf ſich an dem Grabe vor ihm nieder, und ſagte: bin ich deine Tochter, mein ehrwürdiger, geliebter Vater; o, ſo verzeihe meinem Vater und meinem Geliebten! Mache mich ganz glücklich! — Er antwortete nicht, und wendete ſich ab, doch ohne zornig zu werden. Idda warf ſich weinend auf das Grab, und klagte ſchmerzlich: du ſeliger Geiſt! o, gewiß, du haſt ihnen vergeben! — Raſch drehete der Alte ſich um. Idda, ſagte er; vergeben iſt ſüßer, als ſich rächen: das haſt du mich gelehrt. Mein Schwert ſoll künftig gegen Beide ruhen, das verſpreche ich dir. Ich überlaſſe dem Himmel die Blutrache; aber nun fordere auch nicht mehr! Mein Herz kann es dir nicht geben. — Mit dieſen Worten entfernte er ſich."

„Am Abend ſchlich Jdda von der Burg an den Thurm, ihren Geliebten da zu erwarten. Um Mitternacht hörte ſie ein Rauſchen der Gebüſche, und ging in die Gegend, woher es kam. Tokenburg war voraus geeilt, um die Anzahl und die Lage der Thurmwächter zu erforſchen; denn noch hatte das Gerücht ihm nicht verkündet, was auf Kiburg vorgegangen war. Jdda ging um das Gebüſch hin. Tokenburg erkannte ihre Geſtalt; aber er konnte ſeinen Augen nicht trauen. Endlich rief ſie: Tokenburg! und er ſtürzte mit einem Freudengeſchrei, aus dem Hinterhalte hervor, in ihre Arme. Die Freude erſtickte ihre Worte. Mit Gewalt trug Tokenburg ſeine Jdda die Felſen hinunter, ohne zu hören, was ſie ihm ſagte. Hier iſt Jddá, Vater! rief er; und gab das zitternde Mädchen in Kirchbergs Arme. — Julie, denke dir das Entzücken der drei glücklichen Menſchen!"

„Nun erzählte Idda, wie es ihr ergangen war. Still horchten Tokenburg und ihr Vater, ohne ſie zu unterbrechen; nur faßte jener ſie zuweilen zitternd in ſeine Arme, und ſchluchzte auf ihrer Schulter, oder warf ſich ihr zu Füßen, und küßte ihr Gewand. Ihr Vater heftete den Blick in die Wolken. Als ſie geendigt hatte, drückte er ſie an ſeine Bruſt; dann ſtand er auf, und ging allein zwiſchen die Felſen. Nach einiger Zeit kam er wieder. Tokenburg, ſagte er in der größten Bewegung: Kiburg iſt ein edler Mann! O, man ſollte nicht Alles thun, was einem die Rache, oder der Zorn eingiebt. Es können Stunden kommen, in denen man über Dinge verzweifelt, über die man ſonſt frohlockte. Was wollt' ich darum thun und geben, daß mein Schwert nicht von dem Blute des jungen Kiburg befleckt wäre!" —

„Als der Morgen angebrochen war, wollte Tokenburg gehen. Nein, ſagte der alte Kirchberg; dorthin geht erſt mein Weg. (Er zeigte auf Kiburg.) Kehret zurück nach Kirchberg! rief er ſeinen Kriegern zu. — Er und Tokenburg gingen, mit Idda in ihrer Mitte, den Weg nach Kiburg, und wurden von dem Burgwächter eingelaſſen. Idda führte ihren Vater und ihren Geliebten in den Garten, an das Grab des erſchlagenen Jünglings. Hier wartet meiner! ſagte ſie, und eilte ſogleich in die Burg. Sie lockte den alten Grafen in den Garten, und führte ihn durch Seitengänge an das Grab ſeines Sohnes. Kiburg ſtand jetzt vor ſeinen zwei verhaßteſten Feinden, und zitterte. Der alte Kirchberg nahm ſeinen Helm ab, und legte ihn auf das Grab. Kiburg, ſagte er, und beugte ein Knie: ich habe Euren Sohn erſchlagen. Hier bring' ich Euch meinen grauen Kopf zur Blutrache. Ihr ſeyd ein ſehr edler Mann! Ihr ſeyd gerechter als ich! Tokenburg kniete mit Idda auf der andern Seite vor dem alten Manne. Er ſah ſchweigend auf einen nach dem andern; dann reichte er Idda die Hand, und ſagte bewegt: ich habe dir geſchworen, Idda, und halte meinen Eid. Rache will ich nicht. Sag' das den Beiden, die meinen Sohn erſchlugen! — Nun wollte er gehen; der alte Kirchberg umfaßte aber ſeine Kniee, und rief: nein, Kiburg! bei Gott, bei der hochgelobten Jungfrau! hier auf dem Grabe deines Sohnes will ich bleiben, kein Regen, kein Schnee ſoll mich von hier verjagen, bis du mir vergeben haſt. — Er ſetzte ſich weinend auf das Grab."

„Kiburg reichte ihm die Hand, und ſagte leiſe: ich vergebe dir, Kirchberg! Jetzt aber laßt mich; Ihr zwingt mich ſonſt noch, Euch zu lieben. — Der alte Kirchberg ſtreckte ihm die offnen Arme entgegen. Kiburg ſtand zweifelnd da; doch bald ſtürzte er in Kirchbergs Arme, küßte ihn, riß ſich gewaltſam los, und entfloh."

„Nach einigen Stunden war die Verſöhnung völlig geſchloſſen. O, ſagten beide Alte; wenn wir früher wußten, daß Vergebung ſo ſüß iſt, ſo vergoſſen wir Beide keine Thränen! — Sie lagen einander lange in den Armen, und trennten ſich endlich als völlig verſöhnte Freunde."

„Am Abend war Kirchberg mit ſeinen Kindern zu Hauſe. Tokenburg befand ſich bei Idda allein. Sie warf ihm zärtlich vor, er habe die Großmuth des alten Kiburg nur halb gefühlt. O, wie konnt' ich anders, meine Idda! rief Tokenburg; wie konnt' ich ſonſt etwas fühlen, ſonſt etwas denken, als die edelmüthige Idda, die ſich für mich dem Tode darbot! O Idda, jetzt kenne ich deine Liebe; jetzt kenne ich deine Treue."

„Erſt jetzt? erwiederte ſie lächelnd. Tokenburg, haſt du je gezweifelt, daß ich dich liebe?"

„Wohl hab' ich gezweifelt, Idda; denn wie viele Männer werden nicht von Weibern betrogen! Aber jetzt . . . Sieh, wenn ein Heiliger vom Himmel herabſtiege, und mir auf den Fronleichnam des Weltheilandes ſchwöre, du ſeyſt mir untreu: ich würde ihn Lügen ſtrafen; ja, wenn ich dich ſelbſt in den Armen des ſchönſten Mannes ſähe, ich würde an hölliſche Zauberei glauben, doch nicht an deiner Treue zweifeln."

„Das ſollſt du nicht, das kannſt du nicht; denn der kleinſte Zweifel würde mich ſo unglücklich machen, wie dein Tod. O nein, Tokenburg; du kannſt mir nicht ſo vergelten!"

„Nein, bei Gott! nein! Jetzt kenn' ich dein Herz; ich hab' es zu offen geſehen, als daß je ein Verdacht dich treffen könnte. Nein, Idda! meine Ruhe iſt für die Ewigkeit geſichert."

Ja, unterbrach Julie ihre Freundin: wenn er auch jetzt noch zweifeln könnte; wenn er je . . .

„Höre nur, Julie! Einige Tage nachher legte ein Prieſter die Hände der Liebenden zuſammen, und ſegnete den Bund ihrer ewigen Treue ein."

„So glücklich war kein Mann in dem ganzen Umkreiſe der Schweiz, wie Graf Heinrich von Tokenburg, als nun Idda vor Gott und Menſchen ſein war. Mit einem fürſtlichen Gepränge führte er ſie auf ſeine Burg. Alle Ritter aus der Nähe und der Ferne ſammelten ſich auf Kirchberg, um die treue Idda, die liebende Idda, bei ihrer Heimholung zu begleiten. Das iſt ſie, die Treue, die Holde, die mit ihrem Blute den Geliebten löſ'te! ſo riefen die Ritter auf dem Wege nach der Tokenburg. Die Harfner brachten die Begebenheit in wohllautende Verſe, und Idda's Name wurde weit umher berühmt. Jedes Mädchen ſchwor ihrem Geliebten, ihm treu zu ſeyn, wie Idda dem Grafen von Tokenburg; und dieſer Schwur beruhigte alle Zweifel.“

„Acht Tage lang feierte Tokenburg ſeine Vermählung mit Idda in prächtigen Feſten, in Turnieren für alle umliegende Burgherren und Ritter; aber Idda blieb, wie ſie gewohnt war: ſie kam ſelten, und nur auf Augenblicke, zu den Feſten, zu den Turnieren, und, anſtatt ihrer, theilte die junge Gräfin Kiburg den Dank aus. Wenn ſie erſchien, umringten alle Ritter das edle, ſittſame Weib, und nannten es: die ſchönſte, edelſte, treuſte, liebenswürdigſte Schweizerin. Idda achtete nicht auf dieſe Lobſprüche, und vertheidigte ſich dagegen mit Kälte, Schweigen und kluger Entfernung. Graf Heinrich dankte allen Heiligen für den Beſitz dieſes Weibes.“

„Nun lebte Idda in häuslichem Fleiße und bei ſtiller Liebe zu ihrem Gemahle. Sie war ſtets in ſeiner Gegenwart ſanft und gütig, freundlich und gefällig; er fand bei ihr immer

immer Troſt und Heiterkeit, wenn eine Sorge ſein Herz belaſtete, Aufmunterung und Rath, wenn ihm Hinderniſſe bei ſeinen Unternehmungen im Wege ſtanden. War er abweſend, ſo wurde die Burg feſt verwahrt, das Fallgatter niedergelaſſen, das Feuer auf dem Herde verlöſcht, und Idda's Kammer verriegelt. Man hörte gar nicht mehr von der ſchönen Idda reden, und die Burg ſchien ausgeſtorben, ſobald Tokenburg abweſend war. Pilger, fahrende Ritter und Arme mußte der Burgvogt im Vorſprunge bewirthen. Kaum kannte Idda die Knappen ihres Gemahls; faſt war der der einzige Mann, den ſie ſah, und von dem ſie geſehen wurde. Tokenburg verließ ſeine Burg und ſeine geliebte Idda nur ſelten; und ging er ja einmal, ſo ſchied er immer mit naſſen Augen von ihr."

„Ein Jahr nach dem glücklichen Tage ſeiner Vermählung zog Graf Heinrich aus, mit einem Haufen ſeiner Krieger, dem alten Grafen von Kiburg zu Hülfe, der mit einem benachbarten Ritter in Unfrieden gerathen war. Sie ängſtigte ſich ſehr um ihren geliebten

Heinrich, als er ſie jetzt zum erſten Male verlaſſen und in den Streit ziehen wollte; und mit heißen Thränen bat ſie ihn, ſich zu ſchonen, ſo ſehr es einem Ritter zieme. Der Graf umfaßte ſie zärtlich, und verſprach ihr, ſein Leben nicht muthwillig in Gefahr zu ſetzen, und heimzukehren, ſo bald er könnte."

„Als er auszog, begleitete ihn Idda eine Strecke, und kehrte dann trauernd zu der Burg zurück. Nach ihrer Gewohnheit befahl ſie nun, die Fallgatter niederzulaſſen, und die Burgthore zu verſperren. Sie ſelbſt verſchloß ſich in ihres Mannes Zimmer. Hier, von ſeinen Waffen umgeben, glaubte ſie doch nicht gänzlich von ihm getrennt zu ſeyn. Sie tröſtete ſich mit dem Anblicke, küßte das Viſier ſeines Helmes, und drückte den Bruſtharniſch an ihr liebevolles Herz. In dieſem Augenblicke dachte ſie auf einmal mit Schrecken an die Gefahr, in der ihr geliebter Mann jetzt ſchwebte, betrachtete die Waffen mit Abſcheu, und drückte ſie dennoch mit naſſen Augen wieder an ihre Bruſt, weil ſie daran dachte, daß ſie den Geliebten beſchützten. Sie betete für die glückliche Heimkehr ihres Gemahls, und gelobte der heiligen Jungfrau, während ſeiner Abweſenheit zu faſten, Gold und Seide, Edelgeſtein und Spitzen abzulegen, und das Kleid einer büßenden Pilgerin zu tragen.“

„Da zog ſie die Perlen aus ihrem Haar, und nahm den Schmuck von ihrer Bruſt, um beides zu verſchließen. Selbſt den goldnen Trauring, den ihr Gemahl ihr auf ſeine ewige Treue geſchenkt hatte, zog ſie vom Finger; doch den verſchloß ſie nicht mit dem Uebrigen, ſondern hielt ihn oft in den Händen, betrachtete ihn mit naſſen Augen, und las mit Zärtlichkeit Tokenburgs Namen auf der inneren Fläche. Einmal trat ſie, mit dem Ringe in der Hand, an das Fenſter, das nach Kiburg hinſah. Sie warf ſehnende Blicke in die Gegend, wo der geliebte Gemahl jetzt war, und verlor ſich in Gedanken an ihn. Tiefſinnend legte ſie den Trauring in das Fenſter, und ein Paar Schritte weit davon ſank ſie auf einen Stuhl. Der glänzende Ring lockte einen Raben an, der ihn auf einmal mit dem Schnabel ſaßte, und davon flog *)."

„Idda erſchrak, ſprang auf, und ſah dem Raben nach, der ſich aber bald aus ihren Augen verloren hatte. Die Ahnung eines ſchweren Unglücks fiel dem armen Weibe auf das Herz. O, guter Gott im Himmel! rief ſie; laß es mein Unglück bedeuten, und nicht den Tod meines theuren Gemahles! — Sie ſchickte in ängſtlicher Beſorgniß Boten nach Kiburg, und ließ ſich nach ihrem Mann erkundigen. Tokenburg ſprach die Boten ſelbſt, und entſchloß ſich, da die Gefahr der Fehde nicht dringend war, früher zu ſeiner Idda zurückzukehren, als er gewollt hatte. Er ließ nur ſeine Dienſtleute in Kiburg, und eilte wieder zu ſeiner Gattin."

„Wo das Thal, durch das er zurückkehrte, ſich nach ſeiner Burg hin öffnete, ſtieg er vom Pferde, und ließ ſeinen Knappen da verwei-

---

*) So erzählen die alten Chroniken die Urſache von Tokenburgs Eiferſucht, und dem Unglücke ſeiner edeln Gemahlin. So erzählt ſie auch Johannes Müller, in ſeiner Geſchichte der Schweiz. Band II.

len. Er ſelbſt ſchlich ſich im Gebüſch, auf den Höhen, der hohen Burg zu, um Idda in ihren Thränen freudig zu überraſchen. Nahe bei der Burg ſah er einen Dienſtmann in dem Schatten einer Eiche ſitzen, und etwas mit ſtarren Augen betrachten. Er ſchlich ſich ihm von hinten näher, blickte über ſeine Schulter und ſah — ein Blitz bei heiterem Himmel hätte ihn nicht mehr erſchrecken können! — er ſah in den Händen des Jünglings den Trauring, welchen er Idda zum Unterpfande ſeiner ewigen Treue gegeben hatte. Seine Wangen wurden bleich, ſeine bebenden Lippen blau. Die Eiferſucht goß ihr freſſendſtes Gift in ſeine empörte Bruſt, und ſeine Hand griff nach dem Schwerte."

O Klaire! Klaire! rief Julie, und ſtand auf; iſt das wahr? eiferſüchtig? dennoch eiferſüchtig?

„Höre nur, Julie! Der ſchnelle Tod des Verbrechers ſchien dem wüthenden Grafen nicht genug. Er trat einen Schritt zurück, und rief den Dienſtmann bei Namen. Schnell verbarg dieſer den Ring, den der Rabe dicht bei ihm hatte fallen laſſen. Er erröthete, als er den Grafen ſah, weil er beſorgte, dieſer möchte das Kleinod, welches ein glücklicher Zufall ihm gegeben hatte, bemerkt haben. Was machſt du hier? fragte der Graf mit einem wüthenden Blicke. Der Jüngling erſchrak vor dem furchtbaren Ton, erröthete noch ſtärker, und ſtammelte eine unvernehmliche Antwort. Folge mir! rief der Graf, und ging zur Burg. Laut und ſchrecklich ſtieß er in ſein Heerhorn, und gab ſo das Zeichen ſeiner Ankunft. Die Fallgatter flogen auf, die Thore öffneten ſich, der Vogt und das Hofgeſinde eilten dem Grafen entgegen. Schlag den Buben in Feſſeln! rief er befehlend dem Burgvogt zu, und dann lief er die Wendeltreppe hinan. Idda hörte ſeine Tritte, rief freudig: er iſt es! und eilte, ihn mit offnen Armen zu empfangen. Der Graf ging kalt neben ihr weg in ſein Gemach, ohne ihr nur einmal die Hand zum Willkommen geboten zu haben."

„Starr vor Schrecken über Heinrichs Kälte, und ängſtlich zitternd wegen des verlornen Ringes, des Zeichens von Unglück, das jetzt ſchon erfüllt wurde, blieb Idda vor der Thür ſtehen, und ging dann traurig den langen Gang hinunter, der zu ihrem Zimmer führte. Der Vogt, dem ſie begegnete, erzählte ihr, daß der Graf den Jüngling Ulrich habe in Feſſeln ſchlagen laſſen, und bat ſie, ihren Herrn mit dem Unſchuldigen zu verſöhnen."

„Idda ging wieder zu dem Zimmer ihres Gemahls, trat hinein, und blieb furchtſam an der Thüre ſtehen. Der Graf ſtarrte ſie zürnend an, und ſie konnte vor Angſt ihren Blick nicht auf ihm feſt halten. Er hielt Idda's Aengſtlichkeit für ein Zeichen ihrer Schuld, und fragte mit kaltem Grimme: was willſt du, Idda? — Sie antwortete ſanft: mein geliebter Gemahl, ein bittendes Vorwort für deinen Dienſtmann Ulrich einlegen. Jetzt übergoß eine dunkle Röthe das Geſicht des Grafen, und er ſprang mit Heftigkeit auf. Doch er faßte ſich wieder, ging langſam auf Idda zu, und fragte mit feindlicher Kälte: du zitterſt, Idda? (Er nahm ihre Hand.) Sag mir doch: warum trägſt du meinen Ring nicht mehr?"

„Idda wollte ihm die Urſache jetzt nicht ſagen, weil ſeine zornigen Blicke ſie ſchreckten. Sie gab erröthend zur Antwort: ich hab' ihn nach einem Gelübde, das ich für dein Wohl that, abgelegt.“

„Idda, ich rathe dir, laß den Ring nicht aus deinen Händen kommen! . . . Du haſt ihn doch?“

„Erſt vor einer Stunde hab' ich ihn noch in meinen Händen gehabt, ſagte ſie leiſe, und wieder erröthend.“

„Heinrich ging in glühendem Zorn auf den Balkon an der ſteilſten Seite des hohen Felſens, auf welchem die Burg ſtand. Idda folgte ihm dahin, und ſagte, mit Thränen in den Augen: gieb mir zu Liebe deinen Dienſtmann Ulrich los! Der Graf wendete ſich zu ihr, ergriff ihre Hand, und fragte mit der größten Heftigkeit: Weib, wo iſt der Ring, den ich dir gab? — Ich legte ihn in dieſes Fenſter, antwortete Idda erſchreckt; da kam ein Rabe, und flog mit ihm davon.“

„Flog er mit ihm davon, verdammte Heuchlerin? rief Tokenburg ſchrecklich. In der Hand deines Buhlen hab' ich den Ring geſehen. Nun, ſo flieg dem Raben nach, du wollüſtige Metze! Er ergriff in wüthendem Zorne die keuſche, unſchuldige Jdda, hob ſie auf, und warf ſie von dem Balkon hinunter in den Abgrund. Erbarme dich meiner, o Jeſus! ich bin unſchuldig! jammerte Jdda, und ſtürzte hinab zwiſchen die tiefen, unzugänglichen Felſen."

O, mein Gott! rief Julie, und rang umher gehend die Hände. Die abſcheuliche Eiferſucht! . . . O Klaire! Klaire! du weißt nicht, was ich bei deiner Erzählung empfinde!

„Das größere Opfer der Eiferſucht war ſchrecklich gefallen; das kleinere blieb noch übrig. Marternde Gewiſſensangſt machte den Zorn des Grafen noch heftiger. Er ſtürmte wüthend die Treppen der Burg hinab; in ſeinen Augen flammte der Mord, den er ſchon begangen hatte, und der zweite, den er noch begehen wollte. Auf ſeinen Befehl holten zwölf Männer aus ſeinem Stalle ein wildes Pferd, das man in den Felsgründen eingefangen hatte, und andere Männer mußten den unſchuldigen Ulrich herbei führen. Was hab' ich verbrochen, Herr Graf? fragte dieſer zitternd. — Du fragſt noch, Böſewicht? rief der Graf. Ulrich ſtreckte die Arme gen Himmel, ſeine Unſchuld zu bezeugen. Der Graf befahl, ihn unverzüglich mit beiden Händen an den Schweif des wilden Pferdes zu binden. Dann fragte er mit giftigem Spotte: liegt es ſich hier eben ſo bequem, wie in den Armen deiner Buhlerin?"

„Das Pferd wurde losgelaſſen; in wildem Laufe ſtürzte es wüthend die rauhen Felſen hinunter, und zerſchmetterte den Jüngling an den Klippen. Zuletzt riſſen die Bande, womit ſeine Hände gefeſſelt waren, und er lag blutig, kaum noch athmend, an einem Abwege. Ein Mönch, der dieſe Straße zog, bemerkte den Sterbenden, ging hinzu, erquickte ihn mit Wein, und hörte ſeine Beichte."

„Der Unglückliche ſtarb in des Mönches Armen; und auf ſein Verlangen ging dieſer zur Tokenburg, wo er den Grafen unruhig und tiefſinnig ſitzen fand. Die nun befriedigte Rache kehrte das andere Ende ihres Dolches gegen ſein eigenes Herz. Er glaubte Idda's Wimmern vom Balkon her zu hören, und floh aus dem Zimmer; aber die ſchreckliche Stimme verfolgte ihn, wohin er floh."

Graf Tokenburg, hob der Mönch an; ich komme von Ulrich, Eurem Knappen, deſſen Seele Gott gnädig ſeyn wolle. Ich habe ſeine Beichte gehört, und er iſt in meinen Armen geſtorben. Ihr habt ihn ermorden laſſen, Graf, und noch in ſeiner letzten Stunde hat er Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld angerufen. Er ahnet ſelbſt nicht einmal das Verbrechen, deſſen ihr ihn beſchuldigt. Gott ſey Richter zwiſchen Euch und ihm! Er ſendet mich zu Euch mit der Bitte, Euch ſeiner Geliebten zu erbarmen, die nun, da er nicht mehr lebt, ohne Schutz iſt."

„Seiner Geliebten? fuhr der Graf auf, und ſchlug die Hände wüthend zuſammen."

„Es iſt Gertrud, die Tochter Eures verſtorbenen Vogts. Sie wohnt . . ."

„Gertrud? Gertrud? nicht . . . O, weiter! weiter! Allgerechter Himmel, wenn ſie . . . wenn er . . ."

„Der Mönch fuhr fort: und er ſendet Euch durch mich einen Ring, den ein Rabe vor ſeinen Füßen hat aus dem Schnabel fallen laſſen. Ich mußte ihm den Namen leſen, der in dem Ringe ſteht. Als er hörte, daß der Ring Euer ſey, bat er mich, ihn Euch zu bringen. Mein Auftrag iſt vollbracht. Gott richte Euch, Graf! Euer Dienſtmann war gerechter als Ihr! — Der Mönch ging, mit tiefem Unwillen im Herzen.“

„Bleich, kalt, entſtellt, wie eine Bildſäule des Schreckens, ſaß der Graf ohne Bewegung da. Er konnte nicht einen Seufzer, nicht ein Wort hervorbringen; Angſt und Reue lähmten ſeine Zunge. Endlich rief er auf einmal fürchterlich: Idda! Man hätte in dieſem Schrei das Todesurtheil hören können, das er über ſich ſelbſt ausſprach. Er ſtürzte die Treppen hinab zu ſeinen Leuten, und verbarg ſein Geſicht, weil er fürchtete, daß ſie Idda's Ermordung in ſeinen rollenden Augen, in ſeiner bleichen Farbe leſen möchten.“

„Aber die Engel des Herrn hatten Idda auf ihren Fittichen die Felſen hinab getragen.

Sanft breitete ein Gebüſch ſeine Zweige aus, ihren Fall zu mildern; ſo fiel ſie aus dem einen Buſch in den andern, und ſank zuletzt ganz unbeſchädigt auf das weiche Moos, das den Boden bedeckte. Vor Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen; doch ein ſanfter Regen brachte ſie wieder zu ſich. Sie ſah ſtaunend um ſich her, ohne zu wiſſen, wo ſie ſich befand. Endlich entſann ſie ſich deſſen, was ihr begegnet war, und blickte durch Thränen des Dankes zu dem Himmel, der ſie ſo wunderbar erhalten hatte. Sie ſtieg hinab bis auf den Grund des tiefen Schlundes, wo der feuchte Boden weiter nichts trug als Schilf und Schwämme. Dann ſtieg ſie an der Seite der Burg in die Höhe, auf einen Abhang, wo Brombeeren und Flieder wuchſen."

„Die Sonne war in dem Schlunde ſchon untergegangen, und Idda ſah ihre Strahlen nur noch hoch über ſich an den glänzenden Bäumen. Unter ſich, auf dem Boden des Schlundes, hörte ſie nun, als die Nacht heran kam, das Ziſchen der Schlangen und die heulende Stimme des giftigen Molches. Sie zitterte vor dem ſchrecklichen Aufenthalt; aber noch weit ſtärker, wenn ſie an den Zorn des Grafen dachte. Lange und mühſam ſuchte ſie einen Ausgang aus dem Abgrunde; doch immer vergebens. Wenn ſie ſchon hoch hinauf geklettert war, ſtellte ſich ihr eine ſteile Felſenwand in den Weg, und ſie mußte wieder umkehren. O Tokenburg! rief ſie, und ſtreckte ihre Hände zu der Burg in die Höhe: hab' ich das um dich verdient? Endlich gab ſie die Hoffnung auf, dem Schlunde zu entfliehen, und mit der Hoffnung auch den Wunſch. Ja, ſagte ſie; du haſt es wohl gemacht, guter Gott im Himmel! Es iſt beſſer zu ſterben, als mit einem ſolchen Manne zu leben! — Sie ſtieg wieder auf den Abhang des Felſens, empfahl ſich dem Schutze der heiligen Jungfrau, lehnte ihren Kopf an das weiche Moos eines Felsſtücks, und ſchlummerte, unbeſorgt vor Schlangen und giftigen Ottern, mit ruhigem Muthe ein."

„Heinrich traf jetzt Anſtalten, den Leichnam ſeiner unſchuldig ermordeten Idda zu ſuchen. Weinend und ſchluchzend banden ſeine

Knechte hohe Sturmleitern zuſammen, und knüpften lange Seile an einander, um in den Schlund zu ſteigen. Dann ging der Graf mit ſeinem Burggeſinde hinab in den Wald auf der andern Seite des Schlundes. Die Leitern wurden an ſtarken Eichen befeſtigt, und ſo ſtieg man von Fels zu Fels immer tiefer in den Abgrund."

„Endlich erblickten ſie bei dem Scheine der Fackeln den Boden, und der Graf Heinrich ließ ſich an ſtarken Seilen hinab, ſo ſehr ihn ſeine Dienſtleute auch baten, ſich einer ſolchen Gefahr nicht auszuſetzen. Der Schlund wurde unten immer finſterer; von oben leuchteten Fackeln hinab, und der Graf ſelbſt hatte eine in der Hand, als er hinabgelaſſen wurde. So erreichte er endlich den Boden, und betrat ihn mit Zittern, weil er vor dem Anblicke ſchauderte, den er finden zu müſſen glaubte. Mit ſtarren Augen ging er langſam vorwärts, und warf nur halbe Blicke auf die andere Wand des Felſens, wo Idda's Körper liegen mußte. Er fand ihn unten am Boden nicht, ſo viel er auch ſuchte. Bei jedem Schritte, den er that, ſchauderte er zuſammen; bei jedem Schwunge der Fackel, um die Flamme zu vergrößern, bebte er ſchrecklich. Idda! ſagte er leiſe; Idda, vergieb mir! -- Er fand den Leichnam nicht, vor dem er zitterte. Ach! jammerte er nun; ſie hängt noch in den Bäumen des Felſens, und auch des Troſtes, ſie zu begraben, ſoll ich beraubt ſeyn! Er leuchtete mit der Fackel aufwärts in die Bäume; aber auch dort war kein Leichnam zu ſehen. Nun erſtieg er den Felſen; leuchtete hieher, dorthin, und ſah noch immer nichts. Endlich hörte er in ſeiner Nähe eine ſeufzende Stimme. Er glaubte, es wäre Idda's klagender Geiſt, erſtarrte vor Schrekken, und wagte es nicht, zur Seite zu ſehen."

„Als er aufs neue einen Seufzer vernahm, wendete er endlich mit Scheu Fackel und Geſicht, und ſah — o Himmel! — ſeine unſchuldige Idda in dem Schutze eines Felsſitzes ſüß und ruhig ſchlafen. Die ſchnelle Freude verſchloß ihm den Mund. Er war ganz Auge, und ſeine Blicke ſtrömten bald reuevoll auf Idda, bald dankbar gen Himmel, als er keine

Wun-

Wunde, keine Verletzung an ihr bemerkte. Er warf ſich vor Idda nieder, küßte ihr Gewand, und benetzte ihre Füße mit heißen Thränen.”

„Idda machte im Schlafen eine Bewegung, und öffnete dann die ſchönen Augen. Sie fuhr mit heftigem Schrecken von dem Felſen auf; und noch heftiger erſchrak ſie, als ſie den Grafen erkannte. Starr ſah ſie ihn einen Augenblick an, wie er unter ihr am Boden lag, ihr die eine Hand entgegen ſtreckte, und mit einem reuevollen, demüthigen Blicke, mit leiſer, unausſprechlich rührender Stimme, zu ihr ſagte: meine unſchuldige Idda! Schnell aber bedeckte ſie beide Augen, und wendete das Geſicht ab. Idda, rief er, geliebte Idda, Vergebung! Sie zog ihre Hände von den Augen zurück, und ſah ihn wieder ſtarr an. Dann hob ſie beide Hände in die dunkle Nacht empor, und ſah an den ſternenvollen Himmel. Graf Tokenburg! ſagte ſie ernſt; über den Sternen wohnt unſer Beider Richter und mein Rächer! Ich bitte ihn, daß er Euch vergebe, was Ihr an mir gethan habt.”

„Da umfaßte der Graf ihre Kniee, und ſagte: o Jdda, vergieb mir die jähe Hitze, den unbedachten Zorn, die glühende Eiferſucht, die mich ſo ſchrecklich verblendete!“

„Jdda erwiederte ruhig: Graf, als ich mein Leben für das Eurige gab, da ſchworet Ihr, mich nie für untreu zu halten, und wenn ein Heiliger vom Himmel herabſtiege, und es Euch auf den Leib des Erlöſers betheuerte. Ihr habt dieſen Eid gebrochen, und mich ermordet! Denn daß ich noch lebe, iſt ein Wunder der Engel, welche die Unſchuld beſchützten und mich in den Lüften trugen. Für Euch bin ich todt, Graf Tokenburg! — Schafft mich aus dieſem Schlunde, oder laßt mich hier verhungern, wie Ihr wollt. Genug, ich bin nicht mehr Euer! — Sie wendete ſich kalt von ihm ab.“

„Kann Reue dich nicht bewegen, meine Jdda? ſagte der Graf, und küßte den Saum ihres Kleides. Gottes Barmherzigkeit iſt ja durch Reue zu erlangen; das Weltgericht läßt ſich durch Reue abwenden!“

„Gott kann barmherzig ſeyn; denn er iſt

allmächtig, ſich vor Verbrechen zu ſchützen. Das kann ich Schwache nicht gegen Euren blinden Stolz, gegen Eure raſende Wuth. Nein, Graf Heinrich, ich weiß jetzt, daß die Eiferſucht ein Kind des Stolzes, des Haſſes iſt, und nicht der Liebe."

„Des Haſſes? O Idda, ich beſchwöre dich, thue mir nicht Unrecht!"

„Oder der Verachtung. Denn was iſt Liebe ohne Zutrauen? — Schafft mich aus dem Schlunde!" —

„Als die Morgenröthe anbrach, waren ſie Beide aus dem Schlunde erlöſ't. Obwohl Graf Heinrich jetzt zu Idda's Füßen ſank, und weinend, ſeufzend, ihre Knie umfaſſend, flehete, daß ſie ihm vergeben, und auf die Burg zurückkehren möchte; und obwohl alle ſeine Leute ſie knieend umringten, und darum baten: ſo weigerte Idda ſich dennoch ſtandhaft. Nun wollte Heinrich ſie faſt mit Gewalt zwingen; aber ſeine Dienſtleute wagten es nicht, ihre Hand an die Heilige zu legen, die Gott ſo wunderbar erhalten hatte. Idda verließ den Kreis der rings um ſie knieenden Männer, und ging den Weg hieher nach Fiſchingen. Der Graf und alle Burgleute folgten ihr bis vor die Thür des Kloſters.“

„Auch die Aebtiſſin bat für den Grafen; Idda wollte aber nicht wieder bei ihm leben, ſondern blieb in heiliger Stille hier in ihrer Zelle. Wenn eine Kloſterfrau ſie fragte: aber, Idda, wie kannſt du ſo vieler Liebe widerſtehen? ſo antwortete Idda: Liebe, ſagſt du? Iſt das Liebe, wenn der Anblick meines Ringes in der Hand eines Fremden die geprüfte Treue und Liebe ſo aus ſeinem Gedächtniſſe vertilgt, daß er mich ermordet? — Sie hörte auch nicht auf die Ermahnungen ihrer Verwandten, und des Grafen von Kiburg, den ſie wie ihren Vater ehrte, ſondern blieb und ſtarb hier im Kloſter. In ihrer letzten Beichte geſtand ſie, daß ſie nie aufgehört, den Grafen Heinrich zu lieben, ob ſie gleich ſich nicht habe überwinden können, wieder mit ihm zu leben. Sie ſtiftete den Engeln, welche ſie den Felſen hinab getragen hatten, dieſen Altar mit dem Gemälde. Ein gelehrter Mönch zeichnete ihre Geſchichte ſo auf, wie ich ſie dir erzählt habe, und legte eine Abſchrift davon hier im Kloſter nieder."

„Sieh, Julie; dies war Idda's Zelle. Hier ſaß ſie, und betete zu Gott um Vergeſſenheit ihrer Liebe, und um feſten Sinn. Hier, wo wir ſitzen, erzählte ſie dem Mönch unter heißen Thränen ihr Schickſal, ihre Treue, und den Lohn, den ihr die Eiferſucht ihres geliebten Mannes dafür gegeben hatte."

Julie ſtand auf, und betrachtete mit finſterem Tiefſinn noch lange das Bild der ſchönen Idda. Dann ſagte ſie auf einmal: gute Nacht, Klaire! legte die Hand an die Stirn, heftete das finſtre Auge auf den Boden, und ging in ihre Zelle. Sie ſchlief nicht; denn Idda's Schickſal ſchwebte immer vor ihren Augen.

Am folgenden Morgen war Julie wieder in Idda's Zelle, und betrachtete das Gemälde, auch jetzt nicht mitleidig, ſondern tiefſinnig. „Was machſt du, Julie?" fragte Klaire.

Seine Eiferſucht ſtürzte ſie alſo die Felſen hinab?

„In den ſchrecklichſten Abgrund. O, du ſollteſt ihn ſehen, den Abgrund! Das Auge verliert ſich in der Tiefe, wenn man oben an dem Balkon ſteht, wo er ſie hinunterſtürzte. Die Zeit hat die Tokenburg zerſtört, aber doch zum Andenken an Idda das Fenſter erhalten, wo die That begangen ward. Als ich noch Novize war, bin ich oft da geweſen, und habe der Unglücklichen Thränen geweint.“

Julie wünſchte den Abgrund zu ſehen, und die Aebtiſſin gab ihr den Sohn des Kloſterverwalters zum Begleiter. Da es ein heißer Tag war, ſo ging Julie erſt gegen Abend am Arme des jungen Menſchen durch das Thal, und dann zu den Ruinen der Tokenburg. Er führte ſie die ſchmalen, mit Gebüſchen bewachſenen Felswege in die Höhe, und ſie wurde, je näher ſie der Burg kam, deſto ernſthafter, weil ſie an die Lehren ihrer Mutter und an Grubenthals Eiferſucht dachte. In ſich verloren, und nur mit ihren Gedanken beſchäftigt, ſtieg ſie die Felſen hinauf. Als ſie endlich oben war, führte der junge Menſch ſie, zwiſchen den Ruinen durch, zu dem Fenſter, von wo man bis in den Abgrund hinunter ſehen konnte. Dies iſt das Fenſter, ſagte er, aus welchem die Gräfin geſtürzt wurde. Julie trat nahe an den Abhang, und ihr Begleiter umfaßte ſie, daß ſie nicht fiele, als ſie in die ſchreckliche Tiefe hinunter ſah. Sie bog, weil ihr ſchwindelte, den Kopf zurück, legte, in Gedanken an Idda und Grubenthal verloren, mechaniſch ihre Wangen einen Augenblick auf die Schulter des jungen Menſchen, und ſeufzte: o, die Unglückliche! Ihr Begleiter hielt ſie noch immer umfaßt; wahrſcheinlich, weil er glauben mochte, ihr ſey nicht wohl.

In dieſem Augenblick ſtüezte hinter dem Gemäuer ein Menſch hervor, dem die Wuth aus den Augen flammte. Mit einer drohenden Bewegung rief er dem Jüngling zu: „wer biſt du, Unglücklicher?“ — Als der Jüngling das wüthende Geſicht, die drohenden Blicke ſah, und den zornigen Ton der Stimme hörte, glaubte er, der Menſch ſey ein Mörder, ließ Julien ſtehen, ſprang hinter ein

Gemäuer, und lief die Felſen hinab wieder zu dem Kloſter.

Es war kein Mörder, ſondern der Herr von Grubenthal. Er erfuhr zu Hauſe Juliens ſchnelle Abreiſe nach dem Kloſter Fiſchingen. Erſt kurz vorher hatte er ihr wegen ihres Geſpräches mit dem Gärtnerburſchen Vorwürfe gemacht. Sie vergab ihm zwar; doch ſah er, als er ſie verließ, noch Wolken auf ihrer Stirn. Jetzt war ſie nun verreiſ't, ohne es ihn vorher wiſſen zu laſſen. „Warum that ſie das?" fragte er ſich. „Wie? ſollte ſie mich in der That nicht lieben? ſollte ſie verreiſ't ſeyn, um meiner Geſellſchaft zu entgehen?" So ſpann das argwöhniſche Herz dieſes Mannes einen Gedanken aus dem andern; und bald war er, wohin er am Ende immer kam: in tiefer Unruhe über die Liebe und Treue ſeiner Julie. Ihre Mutter beurtheilte ihn ganz richtig. Er hatte in ſeinen erſten Jünglingsjahren unter der Schweizergarde in Paris gedient, und dort zu viele wolluſtige Weiber kennen lernen, um noch an ein unſchuldiges zu glauben.

Seine Vorſtellungen von dem Herzen der Weiber ließen ihm auch jetzt keine Ruhe. Wer ihnen trauet, dachte er, iſt ſchon betrogen. Er ritt nach Fiſchingen, um ein Auge auf Julien zu haben, und nahm ſeine Wohnung in einer von den umliegenden Hütten. Ganz einfach in einen grauen Ueberrock gekleidet, ſchlich er am erſten Tage um das Kloſter her, ohne daß er Julien erblickte. Als er am folgenden von einem Spaziergange nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, ſah er in der Ferne ein Mädchen von ihrer ſchönen, ſchlanken Geſtalt, am Arm einer Mannsperſon gehen. So eben bogen Beide aus dem Thal in das Gebüſch zur Seite ein. Es war Julie! es war ihr Haar, ihr Gang, ihre Figur! Und um dieſe Zeit, dachte er mit Kopfſchütteln; jetzt, da es anfängt Abend zu werden! mit einem Menſchen, der, nach ſeiner Kleidung zu urtheilen, nur von ganz gemeinem Stande iſt! Was iſt das? Warum in das Gebüſch, wohin keine Wege führen? Warum allein? Abends? Himmel und Hölle! wenn ich von ihr betrogen würde!

Der Gedanke an den Gärtner flog durch ſeinen Kopf, weil der junge Menſch einen grünen Rock trug. Er lief Julien nach, und kam ihr näher. Jetzt konnte er nicht mehr zweifeln, daß ſie es war; er hatte ſogar ihr Geſicht im Profil geſehen. Sie ging mit dem jungen Menſchen immer tiefer in das Gebüſch, und dann bergan, zwiſchen die Ruinen. Er verbarg ſich mit Zähneknirſchen hinter dem Gemäuer, und ſah hier, daß der junge Menſch ſeine beiden Arme um Julien ſchlug; daß ſie erſt ſich wegbeugte, als ob ſie ſeinen Liebkoſungen entgehen wollte, dann aber — o Entſetzen! — ihre ſchöne Wange auf des Jünglings Schulter legte, und von ihm umarmt da ſtand. Nun ſtürzte er wüthend auf die Verbrecher hervor, und der Jüngling entfloh.

Julie erſchrak; doch ſchnell erkannte ſie Grubenthal. Endlich, endlich, rief dieſer in der größten Wuth: endlich fällt der Schleier, der mein Auge ſo lange verdunkelte. Oder wollen Sie noch leugnen?

„Sie haben mich ſehr erſchreckt, Grubenthal. Was wollen Sie denn?"

Recht! was ich will! recht! O, ich grober, unhöflicher Thor! Ja, daß ich mich auch mit meinem Ungeſtüm hieher dränge! daß ich Ihnen eine ſo ſüße Stunde ſtöre, die vielleicht ſo bald nicht wieder arrangirt iſt! Recht! was ich will! Ha! ha! ha!

„Grubenthal, Sie ſind ſehr ungezogen. Wahrhaftig, das geht zu weit! Ich befehle Ihnen, kein Wort mehr davon zu ſagen! kein Wort mehr!"

Kein Wort? Das iſt luſtig! ſehr luſtig! Nein, ſo zahm bin ich noch nicht, daß ich ſehen und ſchweigen ſoll. Oder ſoll ich Ihrem Sirenen-Geſange dennoch glauben? muß ich? muß ich glauben, daß Sie mit dem Elenden, den Sie bei ſich hatten, hierher gegangen ſind, um zu beten? Befehlen Sie nur! was ſoll ich eigentlich glauben? was muß ich glauben?

„Nichts, mein Herr! Ihre Vorwürfe ſind ſo lächerlich, daß ich mich ſchämen würde, mit etwas Anderem darauf zu antworten, als mit Verachtung!“

Verachtung? Alſo bin ich verachtet? Alſo bin ich lächerlich, und verachtet?

„Es könnte dazu kommen, wenn ſie Fortführen ſich verächtlich zu machen, mein Herr!“

Wer war der Menſch, Julie? Keine Unwahrheit; das rathe ich Ihnen!

„Herr von Grubenthal, zum letzten Male befehl' ich Ihnen, nicht ein Wort mehr über dieſe Begebenheit zu verlieren. Ich will ſchlechterdings auf keine Ihrer Fragen antworten.“

Bei Gott! das heißt viel gefordert! O über die Weiber! — Julie, ich ſage Ihnen, ich rathe Ihnen, ich bitte Sie darum. Glauben Sie mir, ich bin nicht bei mir ſelbſt; deshalb . . .

„Das ſehe ich, mein Herr; deshalb laſſen Sie uns gehen!“

Nicht von der Stelle! und ſollte hier ein Abgrund ſich aufthun, uns zu verſchlingen — nicht von der Stelle! Wer war der Menſch? Ich will Antwort. Bei Gott! ich will.

„Und ich will Ihnen keine geben," antwortete Julie feſt.

Nicht? nicht? Ich ſoll alſo betrogen ſeyn, ohne zu fragen: wer betrog mich? Julie, Antwort! wer war Ihr Begleiter? Denken Sie daran: ich bin ein Menſch, der . . .

„Aber wahrlich kein Menſch, dem ich meine Ehre anvertrauen möchte!"

Nicht? nicht? Aber dem Elenden, mit dem Sie Abends die Ruinen aufſuchen; aber dem wohl?

„Richtig; dem eher, als Ihnen."

O Himmel! Alſo . . . Was bedarf ich denn noch mehr, um zu wiſſen, daß dieſes Herz falſch iſt, daß Sie eine Heuchlerin ſind! Julie, wer war der Menſch?

„Sie ſollen es nicht erfahren, Herr von Grubenthal: dafür ſtehe ich Ihnen."

Nicht? ich ſoll nicht? Julie! — Er faßte ſie gewaltig beim Arm. Mit rollenden Augen ſah er ſie an, und dann den furchtbaren Abgrund, an deſſen Rande ſie noch immer ſtand. Bei Gott! rief er; ich könnte, ich möchte Sie hinabſtürzen, und mich hinterher!

Julie fing an, ſich vor ſeinen heftigen Bewegungen zu fürchten. Wohl, Grubenthal, Sie ſollen den Namen, Sie ſollen Alles wiſſen; ich will Ihnen auch nicht den kleinſten Umſtand verſchweigen. Dann aber ſollen Sie mich auch hören . . . Was verlangen Sie zu wiſſen?" Sie ging einige Schritte zurück, und ſetzte ſich auf einen Stein.

Wer iſt der Menſch? der Menſch, der bei Ihnen war?

„Der Sohn des Kloſterverwalters."

Wie lange kennen Sie den Elenden ſchon?

„Seit dieſem Nachmittag um vier Uhr, da meine Tante, die Aebtiſſin im Kloſter, den jungen Menſchen mit dieſen Worten rief: Jakob, bringe Er doch das Fräulein von Erlach zu den Ruinen! Seit dieſem Augenblicke kenn' ich ihn."

O, ich verlange Wahrheit!

„Sie dürfen meine Tante fragen. Ich will mich ſogar vor Zeugen verhören laſſen."

Was wollten Sie hier? hier, in dieſer Einſamkeit!

„Dort die Stelle ſehen, an der ich ſtand, und wo vor einigen hundert Jahren der Herr des Schloſſes, ein Graf von Tokenburg, ſein unſchuldiges Weib aus Eiferſucht hinabſtürzte. Die Geſchichte iſt ſehr lehrreich, Herr von Grubenthal: das verſichre ich Ihnen!"

Wahrſcheinlich umarmten Sie den Burſchen aus Freude über das Mährchen?

„Umarmten? Daß ich nicht wüßte, mein Herr! Der junge Menſch ſchlug ſeine Arme um meinen Leib, als ich hinunter ſah. Das war natürlich, wenn ich nicht hineinſtürzen ſollte. Mir ſchwindelte, als ich in den Abgrund blickte, und ich legte, eben weil mir ſchwindelte, meine Stirn auf die Schulter des jungen Menſchen. Wieder natürlich."

Sie erſchraken aber, als ich kam! . . . Und der junge Menſch, der Sie hält, wenn Sie in einen Abgrund ſehen, worin nichts zu ſehen iſt, und auf deſſen Schulter Sie die Stirn legen, wenn Ihnen ſchwindelt: — weshalb entlief denn der ſonderbare Burſche?

„Wahrſcheinlich, weil er Ihnen nicht viel Gutes zutrauete. Sie ſtürzten ja hinter den

Mauern hervor, mit einem Geſicht, als ob Sie jemanden ermordet hätten."

Julie! Julie! darf ich Ihnen glauben? darf ich?

„Sie dürfen, Herr von Grubenthal; denn ich will Ihnen zu Hauſe den überzeugendſten Beweis geben: den jungen Menſchen ſelbſt. Ich will Sie nicht eher verlaſſen, nicht eher von Ihrer Seite gehen, als bis er Ihnen eben das geſagt hat, was ich Ihnen jetzt ſage, als bis meine Tante, und dann meine Freundin Klaire, Ihnen die Veranlaſſung zu dieſer Wallfahrt erzählt haben. Auch ſollen Sie das Bild des unglücklichen Weibes ſehen, das hier aus Eiferſucht hinabgeſtürzt wurde; Sie können, wenn Sie wollen, ihre rührende Geſchichte leſen, und dadurch ſelbſt Intereſſe für dieſe Ruinen bekommen. Dann will ich noch zuletzt einen feierlichen Eid ablegen, daß ich bei dieſem Spaziergange keinen andern Gedanken gehabt habe, als an Idda von Tokenburg und an den Herrn von Grubenthal. Jetzt laſſen Sie uns gehen. Sie ſollen überzeugt werden."

O Julie, ich bin ſchon überzeugt. Machen Sie nicht ein ſo ernſtes Geſicht, Julie, und verzeihen Sie mir meinen Verdacht. Sie ſind ſo gütig, Julie!

„Ja, ich will Ihnen verzeihen; — doch nur unter einer Bedingung."

Unter jeder in der Welt. Fordern Sie, Julie. Mein Ehrenwort, ich thue Alles.

„Wohl! Ich vergebe Ihnen mit der Bedingung, daß Sie von jetzt an nie wieder Anſpruch auf mein Herz und auf meine Hand machen."

Sie ſcherzen ſehr bitter, Julie!

„Scherzen? Nichts weniger, als das. Nein, Herr von Grubenthal, ich habe nun gelernt, daß nicht jede Eiferſucht ein Beweis von Liebe iſt. Die Ihrige wenigſtens beweiſt nie etwas anderes, als daß Sie mich mit jenen verächtlichen Geſchöpfen verwechſeln, die Sie vielleicht in Paris gefunden haben." — Julie ſagte das ſo feſt, daß Grubenthal zitterte; doch bald erholte er ſich wieder. Er glaubte, es wäre ein Einfall, den Demuth und Reue bald umſtoßen würden; allein er irrte ſich. Julie war, ſo viel auch Grubenthal mit Thränen in den Augen flehete, und ſo viel auch ihr eignes Herz für ihn ſprach, dennoch ihrem Vorſatze getreu. Sie hob ihr Verhältniß mit Grubenthal auf, und blieb, damit er ſie nicht ſehen ſollte, ſo lange im Kloſter bei ihrer Tante, bis er die Gegend verließ. Es koſtete ihren Augen noch manche Thräne, ihrem Herzen noch manchen Seufzer; aber ſie blieb ſtandhaft: „denn,“ ſagte ſie heimlich zu Klairen; „du ſollteſt ihn den Abend geſehen haben! Er faßte mich heftig, gewaltſam, an, und ſeine Augen rollten wild. Ich hätte beinahe Idda's Schickſal gehabt! Und wer weiß, ob immer Engel bereit ſind, ein unſchuldiges Weib aufzufangen, wenn ein raſender Mann es ins Unglück ſtürzt. Beſſer, man hütet ſich, ſo lange es noch Zeit iſt!“

V.

Der edelſte Mann.

Der edelſte Mann.

Nein! ſagte Aſſad, und warf ſich unruhig in die Arme ſeines weiſen Lehrers: nein, ich fühle, daß ich es noch nicht werth bin, den Thron mit meinem edeln Vater zu theilen! Wie viel fehlt mir noch, ein Sohn zu ſeyn, wie er ein Vater iſt! wie viel mehr noch, ein Fürſt zu ſeyn, wie er!

„Dieſe edeln Zweifel, mein Aſſad," erwiederte Molhem, „machen dich des Thrones würdig. Du fühleſt die Größe der Pflicht, Vater deines Volkes zu ſeyn; du weißt, wie ſchwer es iſt, ſie zu erfüllen. Die Weisheit bildete dich in der Ruhe des einſamen Landlebens, unter den harten Arbeiten des Ackerbaues. Sie führte dich in die Hütten der Armen: du kennſt nun den Mangel, das Elend;

du weißt, wie ſehr der Arme eines Vaters bedarf. Deine Geburt und dein Alter rufen dich auf den Thron; die Erfahrung begleitet dich dahin: du wirſt der Vater deines Volkes ſeyn!“

Ich hoffe, daß ich es ſeyn werde; aber, ach! mein Vater! — (ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus Aſſads Bruſt hervor) — iſt es nicht grauſam, daß mir, mir allein in meinem ganzen Volke, nicht die Liebe ein Weib giebt? daß der Ausſpruch eines geheimnißvollen Tempels, eines Orakels durch den Mund des Prieſters, mir das Mädchen nennt, mit dem ich mein Herz theilen ſoll, dieſes Herz, das . . . ach! —

„Eine alte ehrwürdige Sitte, mein Aſſad!“

Alt, ja! aber auch ehrwürdig?

„Aſſad, was giebt dir allein von deinem ganzen Volke die Krone? Eine alte heilige Sitte, das Recht der Erſtgeburt, ruft dich aus den tauſend Edeln des Volkes auf den Thron; eine alte Sitte heiligt dich, und hebt dich über die andern Menſchen empor. Der Ehrgeizige findet dieſe Sitte eben ſo ungerecht, wie du jene, ein Weib aus der Hand des Prieſters zu nehmen. Jüngling, ehre die uralte Gewohnheit! ſie ſtützt deinen Thron, und ſichert das Glück der Tauſende, die unter ſeinem Schutze ruhig leben. Wirf deine Blicke auf die Geſchichte deiner Ahnen! Beſtimmte nicht immer der Götterſpruch dem Könige die ſchönſte, oder die edelſte, oder die weiſeſte Jungfrau? In die Hütte des Unterthans führt die Liebe des Mannes ſein Weib: denn er bedarf nur Liebe; auf den Thron führt die Stimme des Volkes die Königin: denn die Königin ſoll die Mutter des Volkes ſeyn. Nimm noch dazu, daß vielleicht die Vorwelt dieſen Gebrauch einführte, um das Herz des neuen Königs zu prüfen. Der Fürſt ſoll ſeyn wie Gott: keine Leidenſchaft ſoll ihn tyranniſch beherrſchen, weil kein Geſetz ſeine Leidenſchaft zügelt. Nimm dein Weib aus der Hand deines Volkes; es ſichert deinen Thron, und die Ruhe der Tauſende, die du beherrſcheſt.“

Ach, ſeufzte Aſſad aufs neue; und verdient der Thron dies große Opfer?

„Nicht der Thron, nicht ſein Glanz; aber die Ruhe der Tauſende, die der bürgerliche Krieg vernichten würde, wenn du für das Lächeln der Liebe den Thron verſchmäheteſt. Sey ein Mann, Aſſad, weil du König biſt!"

Aſſad verſprach es ſeufzend. Dann ging er einſam unter den dunkeln Palmen des Gartens, dachte an Alanen, und fand noch immer, daß ein ſolches Opfer für den Thron zu groß ſey.

Neunzehn Jahre hatte Aſſad mit ſeinen Lehrern auf einem Landhauſe, fern von der Hauptſtadt, zugebracht; bei Unterricht in nützlichen Kenntniſſen, bei Arbeit und Jagd war er ein Jüngling geworden. Die Geſetze des Volkes unterſagten dem Könige, ſeinen Sohn in dem verführeriſchen Glanze des Throns, unter den gefährlichen Schmeicheleien der Großen, erziehen zu laſſen. Das Volk wählte aus den geachtetſten Weiſen die Lehrer des Thronerben, und mit dieſen mußte er bis in das zwanzigſte Jahr in einem ganz einfachen Landhauſe leben. Dann rief ihn die Gewohnheit auf den Thron, die Arbeit des Herrſchens mit ſeinem Vater zu theilen.

Aſſad war jetzt ein edler Jüngling, der Stolz ſeiner Lehrer, die Liebe ſeines Vaters, und die Hoffnung des ganzen Volkes. Sein Herz hatte bisher noch keine Unruhe empfunden: es ahnete wohl zuweilen in dunkeln ſehnenden Gefühlen die Liebe; doch bald ſchlug es unter den Lehren der Weisheit wieder ruhig. Zwar ging er zuweilen tiefſinnig in dem Schatten des Gartens umher, und horchte ſeufzend auf den liebevollen Schlag der Nachtigall; dann aber eilte er wieder froh und thätig auf die Löwenjagd, und vergaß die Seufzer der liebevollen Sängerin bei dem Brüllen des erlegten Raubthiers. Seine Bruſt hob ſich wohl von unbeſtimmten Wünſchen, wenn ihm Molhem, ſein erſter Lehrer, mit Freudenthränen in den Augen, von der Gattin ſeiner Jugend, und ihrer zärtlichen Liebe erzählte. Doch, lag er, von der Freundſchaft ſeines alten Lehrers gerührt, an deſſen Bruſt, ſo ſagte er wohl: nicht wahr, Molhem, deine Gattin liebte dich ſo, wie ich dich liebe? Sein Herz begnügte ſich dann wieder mit der Freundſchaft ſeines Lehrers; er hielt ſich für reich, weil er den Reichthum nicht kannte.

An einem ſchönen Frühlingstage irrte er in dem Walde umher, der ſein Landhaus umgab. So eben hatte er ſich mit Molhem über das Glück des Volkes unterredet; und in lachenden Träumen, wie glücklich er das ſeinige machen wolle, eilte er nun leicht, mit freier Bruſt und heiterer Stirn, immer tiefer in die Waldung. Auf einmal ſtürzte aus dem Gebüſch ein Hirſch hervor. Aſſad eilte ihm nach durch das Dickicht, über Höhen und durch Thäler. So erreichte er das Ende des Waldes, und ſah fern unter Palmen einige Hütten, zu denen er nun hin eilte, weil er ſich von dem Wege und von Durſt ermattet fühlte. Vor der einen Hütte ſaß in der Abendſonne ein ſchöner Alter, auf deſſen zufriednem Geſichte der Abglanz von der Ruhe beſſerer Welten lag. Er ſtand freundlich auf, als er Aſſad erblickte, und kam ihm entgegen. „Sey mir willkommen, Fremdling,“ ſagte er mit einem unausſprechlich gutherzigen Tone; „geh meine Hütte nicht vorüber! Der Ewige ſegnet das Haus, das ein Fremdling beſucht!" Aſſad betrachtete den Alten mit Ehrfurcht, ſetzte ſich neben ihm auf den Raſen, und bat dann um einen Trunk Waſſer.

„Alane!" rief der Alte; und es kam ein junges, ſchönes Mädchen, ſchlank wie eine Palme, und lieblich wie die Morgenröthe. „Den Fremden durſtet!" ſagte der Alte. Alane blickte mit den großen unſchuldigen Augen auf Aſſad, eilte in die Hütte, und kam bald mit einem Becher voll kühlenden Palmſaftes, und einem Körbchen voll Melonen, Feigen, Ananas und Datteln. Sie überreichte dem Jünglinge den Becher, und ſah ihn freundlich lächelnd an, als er trank. Dann bot ſie ihm das Körbchen voll Früchte, zeigte ihm mehr mit Blicken als mit Worten die ſchönſten, nahm ihm den Bogen, den Köcher und den Wurfſpieß von der Schulter, und ging mit dieſen Waffen in die Hütte.

Alanens Anblick, die ſtille, reine Unſchuld in ihren offnen Augen, die ſanfte Gewalt, die rührende Schönheit in ihrem edeln Geſichte, traf auf einmal Aſſads Herz. Lange und mit nachdenkendem Ernſte betrachtete er ſie, als ſie ihm die Waffen abnahm, und tiefſinnig ſah er ihr nach, als ſie ging. Der Alte legte ſeine Hand auf Aſſads Rechte, und dieſer fragte verwirrt: iſt das deine Tochter? — „Meine Tochter Alane!“ ſagte der Alte mit funkelnden Augen; und nun floß ihm das Herz vom Lobe ſeiner Tochter über. Jetzt trat Alane wieder aus der Hütte hervor, von ihrem Bruder, ſeinem Weibe, und drei Kindern begleitet. Alle bewillkommten den Fremden mit herzlicher Vertraulichkeit; Alane ſtand hinter ihnen, und betrachtete den ſchönen Jüngling mit heimlichen Blicken.

„Willſt du nicht eintreten?“ fragte endlich der Alte; und Alane öffnete ſogleich mit einem furchtſam bittenden Blicke die Thür der Hütte. Alane hat dir ſchon das weichſte Polſter bereitet, ſetzte der Bruder hinzu. Alane erröthete; Aſſad, der mit ihr erröthete, trat in die Hütte, und ſetzte ſich auf das Polſter, das ſie bereitet hatte. Mit fröhlicher Geſchäftigkeit brachte nun Alane ſchönere Früchte, ſetzte ſie in Körben auf eine geflochtene Matte vor Aſſad hin, und wendete kein Auge von ihm, ſo lange er mit ihrem Vater redete.

Das Geſpräch unter Allen wurde immer vertraulicher; doch Alane ſchwieg faſt immer, und wenn ſie mit Aſſad ſprach, ſo ſtockte ihre ſchöne Stimme, ſo konnte ſie die Augen nicht heben. Sie legte, wenn er etwas ſagte, ihre Hand auf die Lippen des Knaben, der mit ihr plaudern wollte, und zog ihn wieder zu ſich, um mit ihm zu reden, wenn der fremde Jüngling ſie anblickte.

Ungern ſah Aſſad die Nacht kommen, und Alane ſeufzte, als ihr Vater daran erinnerte, daß es ſpät ſey. Aſſad verließ das Zimmer, um ſich auf das Lager zu werfen, das Alane ihm bereitet hatte. Ihr Auge verfolgte ihn bis in ſein Schlafgemach, und ſie war die letzte im Zimmer.

Aſſad legte ſich, mit dem ſchönen Bilde des Mädchens in ſeiner Seele, auf das Lager. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm war: mit einer ſüßen, wehmüthigen Sehnſucht wendete er die Augen dahin, wo er Alanen zuletzt geſehen hatte; er ſtreckte die Arme dahin aus, um das Bild zu umfangen, und erſt ſpät entſchlummerte er in ſüßen Träumen. Als er die Augen öffnete, ſah er das Bild Alanens wieder; ihre Stimme weckte ihn. Ein heiterer Himmel, die wohlwollende Freundlichkeit eines ſegnenden Engels, lachte ihm aus ihren Augen entgegen, als er ſie ſah. Er ging zu ihr vor die Hütte, nahm ihre Hand und öffnete die Lippen, um ihr zu ſagen, daß ſie himmliſch ſchön ſey, daß er nichts gedacht, nichts geträumt habe als ſie; doch ſeine Lippen ſchloſſen ſich wieder, ohne ein Wort hervorzubringen, weil er Alanens Hand in der ſeinigen fühlte. So ging er mit ihr den Palmengang einmal auf und ab. Alane heftete ihr Auge auf den Boden; und wenn ſie es langſam und heimlich hob, ſo blickte er furchtſam nieder. Der kühne Jüngling war ſo furchtſam beſcheiden wie die Jungfrau.

Vor der Hütte zuckte des Mädchens Hand leiſe in der ſeinigen. Er ließ ſie los, und Beide gingen, ohne ein Wort geſagt zu haben, zu den Andern hinein.

Alane ſtand auch noch dieſen Morgen in

der Ferne, und nahm nur mit Blicken und Seufzern Theil an dem Geſpräche. Aſſad mußte gehen; doch immer war es ihm, als hätte er etwas vergeſſen, als hätte er noch das Nothwendigſte zu ſagen. Schweigend ſah er Alle rings umher an, als ob er ihr Mitleiden aufforderte, daß er ſchon gehen müſſe. So war es auch Alanen; ſie wollte ihn bitten zu bleiben, fliſterte ſich im Herzen die Worte zu, die ſie ihm zu ſagen hatte, und ſagte ſie dennoch nicht. Als er endlich gehen wollte, brachte ſie ihm den Bogen und den Köcher — dieſen mit Blumen umwunden, welche ſie am Morgen gepflückt und ihm aus Schüchternheit nicht angeboten hatte. Aſſad ſah von den Blumen auf Alanen, die lieblich erröthet da ſtand. Nun warf er einen ernſten, dreiſten Blick auf das Mädchen; denn ſein Herz ſagte ihm, daß er es liebe.

Alle wünſchten ihm jetzt eine glückliche Heimkehr; nur Alane nicht, die mit betrübter Miene da ſtand. Aſſad ging auf ſie ſie zu, und fragte: nur Alane wünſcht mir nichts? Sie blickte ihn an, ſchlug die Augen nieder, und fragte zitternd und leiſe: wirſt du wiederkommen, Helim? (So hatte ſich Aſſad genannt.) — Ich werde dich wiederſehen! ſagte der Jüngling ernſt, und mit einem Tone, der Alanen bedeutend ſchien. Nun blitzte ein Strahl von Freude aus ihrem dunklen Auge.

Aſſad ging unruhig durch die Palmen den Weg nach dem Walde zu. Oft wendete er ſich um, und noch immer ſah er Alanen auf einem Hügel ſtehen und ihm nachblicken. Seine Phantaſie zauberte ſie zu ihm her. Sie ging neben ihm mit ihrem freundlich traurenden Blicke, und fragte ihn noch tauſendmal: wirſt du wiederkommen, Helim? An jeder ſchattigen Stelle ſetzte er ſich, träumte Alanen in ſeine Arme, entdeckte ihr, wer er war, bildete tauſend Plane, ſie ſein nennen zu dürfen, und, ach! mußte ſeine Phantaſie immer an Unmöglichkeiten ermatten laſſen. So kam er endlich, mit einem Herzen voll der heißeſten Liebe, wieder nach Hauſe.

Jetzt blickte er unruhig bei den Lehren der Weisheit; jetzt ging er tiefſinnig auf die Löwenwenjagd, und fand kein Vergnügen mehr an dem Erlegen eines Thieres. Den Kopf auf die Hand gelehnt, ſaß er im Gebüſche. Neben ihm ſprang ein Reh auf, und ſeine Hand ergriff den Bogen; doch voll Unmuths über die Störung, warf er ihn hin, um wieder an die ſchöne Alane zu denken. Seine Unruhe führte ihn endlich in die Arme des weiſen Molhem. Ohne ihm Alanen zu nennen, brach er unmuthig in die Worte aus: „verdient der Thron dies große Opfer?“ Die Vorſtellungen ſeines Lehrers erfüllten ſeine Bruſt mit Schmerz, und wirkten auf ſeinen Verſtand, gaben ihm aber nicht den Willen, dem Throne das große Opfer zu bringen. Tauſendmal kämpfte er mit der Liebe. Die Pflicht errang den Sieg; aber die Liebe war dennoch nicht überwunden, und wurde mit jedem neuen Verluſte nur mächtiger. Er wollte den Gedanken an Alanen verbannen, und dachte nur an ſie; er hatte ſich vorgenommen, ſie nicht wieder zu ſehen, und ging an jedem Tage der Hütte näher, die ſie bewohnte.

Endlich konnte er nicht länger widerſtehen.

Doch als er ſich der Hütte Alanens näherte, ſchlug ſein Herz mit Ungeſtüm. Er ſtand einen Augenblick; es war ihm, als wollte er die Hütte berauben. Was will ich? ſagte er beſchämt zu ſich ſelbſt: mein Wort brechen? Schon wollte er umkehren; aber auf einmal ſtürzte ihm Alane, mit dem lauten Freudengeſchrei: Helim! Helim! aus dem Schatten der Palmen entgegen. Zwei Schritte weit von ihm blieb ſie furchtſam ſtehen, und eine hohe Röthe übergoß ihre Wangen; ſie ſchlug die Augen nieder, ging langſam zu ihm, und ſagte: „da biſt du ja, Helim! Mein Vater wird ſich freuen, dich wieder zu ſehen."

Und Alane wird ſich nicht freuen? fragte Aſſad. – Sie ſah ihn verlegen an, als wüßte ſie nicht, ob ſie Ja oder Nein antworten ſollte. „Willſt du nicht mit mir gehen?" fragte ſie endlich. Nicht eher, als bis ich weiß, ob es dir auch lieb iſt, daß ich komme. Sie lächelte, und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „ja, es iſt mir lieb!"

Aſſad nahm ihre Hand, und Beide gingen ängſtlich, ſchweigend, der Hütte zu. Das

Freudengeſchrei der Kinder, die vor der Hütte ſpielten, empfing ſie. Alane und Helim! Helim und Alane! riefen die Kinder, und hüpften bald den Kommenden entgegen, bald zu der Hütte, um in die Thür zu rufen: da iſt Helim!

Aſſad wurde von der Familie freundlich empfangen. Und wirſt du nun heiter ſeyn? fragte Alanen ihr Bruder heimlich. Aſſad hörte es, und blickte Alanen an, die ſchon bei der Frage erröthet war.

Nun iſt Helim da! rief ein kleiner Knabe, und hüpfte fröhlich an Alanen hinauf: nun iſt Helim da; nun wirſt du wieder freundlich ſeyn, Alane, und mit uns ſpielen und nicht mehr ſo in den dunkeln Palmen gehen. (Der Knabe legte die Hände kreuzweis über die Bruſt, ließ den Kopf auf die Schulter hängen, und ging mit einer ſpottend-traurigen Miene die Hütte auf und ab.)

Aſſad hob den Knaben auf, und küßte ihn. Alle die Tage, fuhr der Kleine fort zu plaudern, alle die Tage, lieber Jäger, die du nicht hier geweſen biſt, war Alane ſehr traurig: „wie eine junge Wittwe,“ ſagte meine

Mutter immer, wenn ſie Alanen dort auf dem Hügel ſtehen ſah, an dem Wege, den du kommen mußteſt. Und kam ſie dann nach Hauſe, ſo . . . — Alane nahm den Knaben von Aſſads Armen, und rief: komm, ich gebe dir meinen ſchönſten Ananas-Apfel; komm!

Gieb mir zwei, liebe Alane! erwiederte der Kleine; du haſt mir zwei verſprochen, wenn Helim käme. Zwei mußt du mir geben; er iſt ja hier! — In Aſſads Herzen regte ſich das reinſte Gefühl der Freude und des Entzückens.

Alane führte die Kinder weg, und blieb eine ganze Stunde aus. Die Kinder kamen bald wieder, hüpften um Aſſad her, und kicherten, wenn er ſie fragte, wo Alane wäre. Der Kleinſte ſagte Aſſad ins Ohr: Alane hat uns verboten, dir zu erzählen. Wir ſollen jeder einen Piſang bekommen, wenn wir nicht plaudern. — Ich gebe dir zwei, wenn du mir erzählſt, ſagte Aſſad ſcherzend. Nein, erwiederte der Knabe: Ein Piſang von Alanen, iſt beſſer, als zwei von dir! und Aſſad küßte den Knaben mit dem Entzücken der Liebe.

Endlich kam Alane mit ernſter Miene, mit finſtern Augen, wieder in das Zimmer. Sie vermied es, den Jüngling anzuſehen, und betrachtete ihn dennoch heimlich über das Gewebe weg, das ſie in ihren Händen hielt. „Du wirſt doch dieſe Nacht in meiner Hütte bleiben?“ fragte der Alte. (Alane ſah ſtarr auf Aſſads Lippen.) Wenn Alane mich gern ſieht! antwortete Aſſad. Alane erröthete; ihres Bruders Gattin lächelte, und der Alte ſagte: „Helim, du wirſt meine Tochter darum nicht verachten, daß ſie ein Herz hat. Von uns Allen ſieht ſie dich am liebſten.“ — O Vater! ſagte Alane ſchmerzhaft, und ſtand auf. „Warum nicht, mein Kind?“ ſagte der Alte, und legte ſeine Hand auf ihre Stirn. „Du fühlſt, daß du allein biſt, und brauchſt vor dem Gefühle, das dir der Herr des Lebens gab, nicht zu erröthen. Alane warf einen flüchtigen Blick auf Aſſad, ſeufzte tief, und verließ dann die Hütte. Ach, klagte der Knabe; Helim iſt ja nun hier, und Alane geht doch ſchon wieder in den Palmen! — „Laß ſie gehen,“ erwiederte der Alte lächelnd; „auch du wirſt einmal die ſtille Einſamkeit ſuchen.“

Aſſad warf ſich dem Greiſe zu Füßen. Der Greis ſah ihn lächelnd an, und dabei drangen Thränen aus ſeinen Augen. „Mein Sohn!“ rief er mit einer ſeelenvollen Stimme. Dann ſtand er auf, und ging in ein Nebengemach. Aſſad folgte Alanen, und ſie erſchrak, als ſie ihn kommen ſah. Er trat vor ſie hin, nahm ihre Hand, drückte ſie auf ſein Herz, und ſah ihr mit dem Blicke der innigſten Liebe in das Auge. O gute, gute Alane, ſagte er mit einer rührenden Stimme; wollte der Himmel . . . Er vollendete nicht, und warf einen traurigen Blick auf das Mädchen. Alane ſah ihn nachdenkend an, ohne ihre Hand aus der ſeinigen zu ziehen. Auf einmal leuchteten ihre Augen, und ſie ſagte: „Helim, ja es iſt wahr, was dir die Kleinen verrathen haben; es iſt wahr, was dir mein Vater geſagt hat. Die Tage, da ich dich nicht ſah, wurden mir traurig lang; dein Bild begleitete mich im Wachen und in Träumen; ich fühlte ein ſüßes Verlangen nach dir, und heute, als du kamſt, flog dir mein Herz mit unausſprechlichem Entzücken entgegen. Iſt das Liebe? Ich weiß es nicht. Mein Vater ſagt, Ja; mein Bruder und ſeine Gattin ſagen es auch. Der Vater meint, ich dürfe nicht vor dem Gefühle meines Herzens erröthen. Ach," ſetzte ſie zitternd hinzu; „ja, ich glaube, ich liebe dich!"

O, heilige Unſchuld! rief Aſſad, und drückte die Hand des holden Mädchens auf ſein Herz. Alane, ſo empfange denn von mir das Geſtändniß der reinſten Liebe! ſo empfange denn vor den Augen des Ewigen von mir das heilige Verſprechen . . . — Sein Blick verfinſterte ſich bei den letzten Worten; ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Er bedeckte zitternd mit ſeiner Hand die dunkle Stirn, und ſchwankte in ſtummer Betäubung zu einer nahen Laube. O Gott, ſeufzte er, der du mein Herz kennſt, der du mir dieſes Herz gegeben haſt! warum bin ich der Erbe eines Thrones? warum nicht der Bewohner einer armen, kleinen Hütte? Er legte die Stirn in die Hand, und ſaß ſchwermüthig da. Alane ſtand noch, wo ſie geſtanden hatte, und betrachtete den geliebten Jüngling mit ahnendem Kummer. Sie faltete die Hände; es rollten Thränen über ihre Wangen, und ihr Kopf ſank allmählig auf die von Seufzern gedrückte Bruſt.

Aſſad blickte auf, und ſah das geliebte Mädchen ſo ſtehen. Nein! rief er: ich ſoll dich nicht glücklich machen; aber ich will dich auch nicht betriegen! Er trat vor ſie hin, und ſagte in dem Tone des bitterſten Jammers: Alane! — Er konnte nicht weiter reden, da Thränen ſeine Worte erſtickten.

Noch einmal hob ſich Alanens Bruſt von einem Seufzer; dann erheiterte ſich ihr Auge. „Nicht wahr?“ ſagte ſie; „du willſt mir mein Unglück ankündigen? Rede! Ich kann leiden!“

Ich liebe dich Alane, hob Aſſad an; aber das Schickſal, das unglückliche Schickſal . . . Mein Herz vergab die Liebe, und gab es dir; über meine Hand ſoll der Zufall gebieten.

„Muß das, muß es ſeyn?“ fragte Alane, und trocknete ſich die Augen.

Es muß ſeyn; ein hartes Geſchick hat es zu meiner heiligſten Pflicht gemacht.

Alane küßte des Jünglings Lippen, und ſagte wehmüthig: „das gab dir die Liebe! Die Erfüllung der Pflicht giebt mehr: Ruhe im Leben und im Tode. Komm Helim!“ Sie faßte zitternd ſeine Hand, und führte ihn ſanft in die Hütte zurück. Alle erſchraken, als ſie Beide hereintreten ſahen. Alane lächelte ſchmerzhaft, und ſagte aus ihrem gebrochenen Herzen: „ich danke dir, Vater, daß du mich die Tugend mehr lieben lehrteſt, als mich ſelbſt!“ Sie nahm den Bogen von der Wand, überreichte ihn dem Jüngling, der bleich und ſtumm noch verweilte, hängte ihm den Köcher um die Schultern, und bot ihm dann die Hand. „Leb wohl, edler Jüngling!“ ſagte ſie mit bebender Stimme. „Du gehſt, und wir ſehen uns nie wieder.“ — Aſſad warf ſich ihr zu Füßen, weinte auf ihre Hand, und klagte: Alane! Alane! heiliges, frommes Mädchen! Wann wird die Tugend belohnt! — „In ſolchen Augenblicken,“ erwiederte ſie, „da wir größer ſind, als unſre Herzen! Leb wohl!“ Er reichte ihr noch einmal die Hand, ſchluchzte: leb wohl! und wendete ſich, um zu gehen.

Alane wurde bleich wie eine Lilie, und warf ſich laut weinend an ihres Vaters Bruſt, als der geliebte Jüngling die Hütte verließ.

Still, in tiefen Schmerz verſunken, kam Aſſad zu Hauſe. Ach, erſt in dem Verluſte ſelbſt hatte er geſehen, welch ein Herz er verlor. Er folterte ſich, ein Mittel zu finden, wie er den Ausſpruch des Prieſters mit ſeiner Liebe vereinigen könnte, und er ſchrie vor Entzücken auf, als er den Gedanken hatte: vielleicht läßt ſich der Prieſter beſtechen. Sogleich ſprach er mit ſeinem Lehrer davon, doch nur im Allgemeinen. Molhem faßte Aſſads Hand, ſah ihm freundlich in die Augen, und ſagte langſam: „und wenn es möglich wäre, Aſſad; — möchteſt du das Herz eines Menſchen mit der Schuld einer Betriegerei durch Beſtechung belaſten? möchteſt du als König in deinem erſten Staatsdiener einen Betrieger kennen? Würde ein Betrug nicht dich ſelbſt unglücklich machen? Du der Betrieger deiner Unterthanen! Laſſ es auch für eine gute Sache geſchehen; es bleibt doch immer ein Betrug. Kein Erfolg ſteht in deiner Gewalt;

nur die Mittel. Laß den Erfolg unglücklich ſeyn — wie ſchmerzhaft wird dann nicht der kleinſte Betrug, durch den man ſich ſelbſt betrogen hat! . . . Aſſad, möchteſt du das?“

Aſſad wendete ſich ſchweigend und in Verzweiflung von ſeinem Lehrer ab, weil nun alle Hoffnung verloren war. Er vertrauerte ſein Leben einſam in den Wäldern um ſeine Wohnung her, und ließ jede entlegene Stelle von Seufzern der Liebe, und dem ſüßen Namen Alane ertönen.

Mit geheimen Grauen ſah er dem Tage entgegen, da er ſein zwanzigſtes Jahr vollendete. Kaum war er angebrochen, ſo kam ſein Vater, von allen Großen des Reiches begleitet, um Aſſad, nun ſeinen Mitregenten, aus der Schule der Weisheit auf den Thron zu rufen. Aſſad ſank in ſeines Vaters Arme, und benetzte ſein ehrwürdiges Geſicht mit Thränen der Ehrfurcht, — aber auch mit Thränen der leidenden Liebe. Alle kehrten mit dem jungen Könige und ſeinen Lehrern in die Stadt zurück. Das Volk empfing den Vater und den Sohn mit frohem Jauchzen. „Aſſad!

unſre Hoffnung! unſer Glück! unſer Vater!" dieſe Namen ſtiegen aus tauſend Lippen, und von tauſend Segenswünſchen begleitet, zum Himmel.

Aſſad ſtreckte gerührt die Arme gegen das Volk aus, und die ſchönen Thränen der Dankbarkeit floſſen über ſeine Wangen. Dieſen Augenblick benutzte Molhem, der an Aſſads Seite ritt. „Aſſad," fragte er heimlich: „iſt nicht das Gefühl, die Hoffnung eines ganzen Volkes zu ſeyn, wenigſtens eben ſo ſüß, als das Gefühl der glücklichen Liebe?" — Süßer! ſüßer, mein Vater! ſagte Aſſad mit funkelnden Blicken. Ach! ſetzte er dann leiſer hinzu; wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich könnte ich ſeyn, wenn . . . — Er erröthete über ſeine unmännliche Klage, und vollendete nicht.

Sie waren eben vor dem Thore des Pallaſtes, den Aſſad bewohnen mußte, bis ſein Schickſal ſich entſchieden, bis der Prieſter ſeine Gattin genannt hatte. Dieſer Pallaſt war ſo lange für jeden unzugänglich, ſelbſt für Aſſads Vater, ſelbſt für ſeine Lehrer. Der

Thronerbe wurde hier nur von Stummen bedient, und die Thüren blieben verſchloſſen.

Noch einmal warf ſich Aſſad in die Arme ſeines Molhem; dann ſtieg er die hohen Stufen hinauf, und trat in den Eingang. Hinter ihm verſchloſſen ſich die goldnen Thore. Er ſtreckte die Arme gen Himmel, und rief: leb wohl, Alane! Ach, ich bin verloren!

Am folgenden Morgen verſammelte ſich das Volk vor dem königlichen Pallaſte. Auf dem hohen Throne ſaß Aſſads Vater; um ihn her ſtanden alle Großen des Reiches. Auf den Stufen des Thrones ſaßen Aſſads Lehrer und die Statthalter der entfernten Provinzen. Zwiſchen dem Throne und dem Volke ſtanden der Oberprieſter und die übrigen Prieſter in langen Reihen.

Da erhob ſich der König von dem Throne, und rief laut: Oberprieſter, gieb meinem Sohne eine Gattin; ich gebe meinem Volk einen König! Der Oberprieſter ging die Stufen des Thrones hinan, wendete ſich zu dem Volke, unter dem ſich eine heilige Stille verbreitete, und rief mit lauter Stimme: Aſſads Gattin ſey die edelſte Jungfrau, die Tochter des edelſten Mannes! Das Volk wiederholte die Worte.

Nennt mir den edelſten Mann meines Volkes! ſagte der König zu den Großen und den Statthaltern, die ſeinen Thron umringten. Jeder Große nannte einen Mann, und erzählte deſſen edelſte That. Die in der Stadt wohnenden edeln Männer wurden herbei gerufen, und zu den entfernteren Boten abgeſchickt. Die Verſammlung ging aus einander, und Alles harrte dem zehnten Tage mit Erwartung entgegen.

Nach neun Tagen verſammelten ſich der König, die Großen, die Statthalter, Aſſads Lehrer, die Prieſter und das Volk aufs neue vor dem königlichen Pallaſte. Von dem fröhlichen Zujauchzen des Volkes empfangen, erſchienen vor dem Throne des Königs die edeln Bürger mit ihren Töchtern, alle in feſtlichen Kleidern, mit Blumenkränzen in den lockigen Haaren. Ein herrlicher Anblick! Greiſe und, Männer aus allen Ständen, Arme und Rei che: jetzt ſämmtlich die Bewunderung des Volkes, und der Neid der Großen.

In einem weiten halben Kreiſe umringten ſie den Thron, und eine ehrfurchtsvolle Stille, als ob die Gottheit ſelbſt zugegen wäre, verbreitete ſich unter dem Volke. Der glänzende Thron, die prächtig bekleideten Großen wurden heute überſehen; denn hier ſtand die heilige Tugend, und feierte öffentlich ihren ſchönſten Triumph.

Der König ſtieg vom Throne herab, und trat ſchweigend zu den Edelſten ſeines Volkes. Er zählte ſie auf beiden Seiten, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen der königlichſten Freude, daß ihrer ſo viele waren. Dann ging er in dem Kreiſe umher, drückte hier einen armen Greis an ſeine Bruſt, reichte dort einem Landmanne die Hand, fragte einen Andern nach ſeinem Namen, und ſuchte ihn in dem Verzeichniſſe, das ihm ſeine Großen gegeben hatten. Auf einmal winkte er dem Kreiſe, ſich um ihn her zu ſtellen; und nun rief er laut und entzückt: „ſieh, mein Volk, deinen König wirklich von den Großen und Edlen ſeines Reiches umgeben!" Unter lautem Jauchzen des Volkes beſtieg er aufs neue den Thron; und plötzlich herrſchte eine tiefe Stille.

Die Edeln wurden einer nach dem andern aufgerufen, und jeder trat, mit ſeiner Tochter an der Hand, auf die höchſte Stufe des Thrones. Aller edle Thaten, ſämmtlich der Bewunderung werth, wurden erzählt und in ein Buch getragen.

Der letzte unter ihnen war ein Greis, an deſſen Seite ein ſchönes, junges Mädchen ſtand. So wie man ſeinen Namen, Salud, rief, trat er mit einer edeln, beſcheidenen Einfalt, die nichts fürchtet, nichts fordert, auf die Stufen des Throns, und war, wie es ſchien, mehr beſchäftigt, ſeine Tochter zu tröſten, als erfreut über die Ehre, unter den Edelſten des Volkes zu ſeyn.

Als er vor dem Throne ſtand, ſah der König umher, welcher von den Großen des Mannes Tugend bezeugen würde. Molhem, Aſſads Lehrer, ſtand auf, und rief: „ich habe dieſen Mann den edelſten genannt. Er heißt Salud, und lebt unbekannt, ungeehrt, unbewunwundert, von ſeiner und ſeiner Kinder Arbeit. Höre, König, die edelſte That eines Menſchen! Dieſer Salud hatte ohne ſeine Schuld an Ochuz den grimmigſten, unverſöhnlichſten Feind."

O, ich bitte dich, hob der Alte mit unverſtellter Rührung an: höre auf! Ochuz war mein Feind; aber er ſtarb verſöhnt mit mir. Rede nichts Böſes von dem Manne, der edel genug war, mir vor ſeinem Tode noch zu vergeben!

„Laß mich reden," fuhr Molhem fort. „Zweimal zündete Ochuz die Hütte dieſes edeln Mannes an, und machte ihn zum Bettler; und er — er verſchwieg es."

Das that er in Zorn; und welcher Menſch iſt im Zorn ſein mächtig? Ich baute mir eine neue Hütte, und der Ewige ſegnete mich doppelt. So hatte ich ihm nichts mehr zu verzeihen.

„Ochuz ſtellte hinterliſtig ſeinem Leben nach. Salud ertappte ihn auf der That, vergab ihm, und beſchützte ihn großmüthig in demſelben Augenblicke gegen zwei Feinde, die ihn mit Dolchen in der Hand überfielen.“

Ich war das mir ſelbſt ſchuldig; mein Herz befahl und belohnte die That.

„Ochuz Hütte brannte ab, und Salud baute ihm heimlich eine neue.“

Das that ich aus Eigennutz; ich glaubte, mir dadurch meinen Feind zu verſöhnen.

„Ochuz ermordete den Sohn dieſes Mannes auf der Jagd.“

Ja, bei dem Ewigen! rief Salud mit Schmerz: das that er. Ich bitte Gott täglich, es ihm zu verzeihen und mir Vergeſſenheit zu geben. — Er trocknete ſich eine Thräne aus dem Auge.

„Ochuz wurde arm, und dieſer Mann war heimlich ſein Wohlthäter.“

Oeffentlich konnte ich es ja nicht ſeyn; ich fürchtete, er möchte meine Hülfe ausſchlagen. Der Ewige ernährt die Böſen: ſoll ich Staub unbarmherziger ſeyn, als Er, der den Staub belebte?

„Ochuz fiel in eine Krankheit. Salud wurde der Pfleger des Mannes, der von Allen verlaſſen war. Ochuz jammerte über das Schickſal ſeiner Tochter, der er nichts hinterlaſſen konnte. Da holte Salud ſeinen einzigen Sohn, und gab ihm Ochuz Tochter vor deſſen Sterbebette zur Gattin."

Ach! rief Salud, und kreuzte die Hände demüthig über die Bruſt: ach, was hat der Sterbende anders für Troſt, als ſeine Kinder glücklich zu wiſſen! Gott ſey gelobt, ich konnte einem Sterbenden den Troſt geben, und darf nun hoffen, daß auch meine Kinder glücklich ſeyn werden. — Bei dieſen Worten ſchloß er ſeine Tochter in ſeine Arme, und benetzte ſie mit Thränen.

Jetzt ſtand der König auf, und drückte den edeln Greis an ſeine Bruſt. Die Großen, die Edeln umringten den alten Salud, und betrachteten ihn mit Ehrfurcht. Sein Name ſtieg von den Lippen der Tauſende gen Himmel. Einmüthig erkannten das Volk, die Prieſter, der König ihm den Preis der edelſten Handlung zu; und ſeine Tochter ſank bleich in ihres Vaters Arme.

Molhem trat zum zweiten Male auf, und

ſagte: „der Ausſpruch des Prieſters iſt erſt halb erfüllt. Aſſads Gattin ſoll die edelſte Jungfrau ſeyn. Alane, Saluds Tochter, iſt das Ebenbild ihres Vaters. Sie liebte einen Jüngling unausſprechlich; ſie liebt ihn noch: aber edel opferte ſie ihr Herz und ihre Liebe der Pflicht. Als ſie nur ahnete, daß des Jünglings Hand verſchenkt ſey, hieß ſie ihn gehen, eben als er, von ihrer Tugend entzückt, ſeine Pflicht vergaß und ihr voll Liebe zu Füßen ſank. Noch jetzt bereuet ſie das große Opfer nicht, das ſie der Tugend gebracht hat.“ — Salud und Alane! rief das Volk: der edelſte Mann! die edelſte Jungfrau!

Der König nahm mit einem väterlichen Lächeln Alanen in ſeine Arme, ſegnete ſie, und ſagte: ſey mir willkommen, meine Tochter!

Alane ward bleich, und bebte. Dann warf ſie ſich ſchnell dem Könige zu Füßen, und rief mit bewegter Stimme: nun denn, um dieſer Liebe willen, die noch jetzt mein Herz mit Kummer füllt, und die ich der, ach! allzuſchweren Pflicht opferte — zwinge mich nicht, groſſer König, meine Hand deinem Sohne ohne mein Herz zu geben. Laß mich allein unglücklich ſeyn, und nicht einen Andern unglücklich machen. Sie ſank matt ihrem Vater in die Arme, und ſeufzte an ſeiner Bruſt mit ſchwacher Stimme: ach, Helim!

Der König war bewegt. Darf ich, ſagte er laut, ein gebrochenes Herz noch ſtärker brechen? Wählt eine andere Jungfrau! Melhem rief: „König, das Schickſal hat geſprochen, gebt Aſſad die edelſte Jungfrau, die Tochter des edelſten Mannes! Lehre dein Volk nicht die heiligſten Geſetze verachten. Ich verlange im Namen des Volkes, daß der Spruch des Tempels erfüllt werde. Salud iſt der edelſte Mann, Alane die edelſte Jungfrau. Sie ſey Aſſads Weib! Alane! (er wendete ſich zu dem bebenden Mädchen) möchteſt du das Volk und den König bewegen, ein Geſetz zu vernichten, weil deſſen Erfüllung dir ſchwer wird? Die Pflicht gegen dein Vaterland iſt ſo heilig, wie die Pflicht gegen die Gottheit!“

Unbarmherziger Mann! ſchluchzte Alane:

ich muß dir folgen. Gott gebe mir Vergeſſenheit!

Der König winkte, und die Thore des Pallaſtes, worin Aſſad war, flogen auf. Aſſad hatte ſchon lange das Jauchzen des Volkes gehört, und bei jedem Geſchrei war er bleich geworden, weil ihn dünkte, er höre darin ſein Todesurtheil. Jetzt, als die Thore des Pallaſtes aufflogen, bebte er, tief erſchüttert. Ein Theil der Großen, mit Molhem an der Spitze, holte ihn aus dem Pallaſte zu dem Throne ſeines Vaters. „Aſſad," rief ihm Molhem entgegen; „das edelſte Mädchen deines Reiches iſt deine Gattin!" Aſſad warf ſich in ſeine Arme, und ſeufzte traurig: ach, Molhem, ſo führe das Opfer zum Altare! — Molhem fragte lächelnd: „Aſſad, du opferſt doch dein Herz deinem Volke freiwillig?"

Frage nicht mehr, Molhem! genug, ich opfre es.

„Und du glaubſt, Aſſad, daß die Tugend belohnt wird?"

O vergieb mir, Lehrer meiner Jugend, wenn mein Herz nur Einen Lohn kennt und verlangt!

Da ergriff Molhem des Jünglings Hand, und führte ihn durch die Reihen des jauchzenden Volkes zu dem Throne ſeines Vaters. Hier iſt deine Gattin, Aſſad! rief der König, und führte ihm Alanen entgegen.

Starr blieb Aſſad vor Alanen ſtehen, und ſah ſie an. Nach und nach verbreitete ſich das freudigſte Entzücken über ſein Geſicht. „Alane!“ rief er laut mit einem unbeſchreiblichen Tone der Ueberraſchung, des Entzückens, und ſank der Geliebten zu Füßen.

Alane, die den Ton der Stimme erkannte, hob ihre Augen auf, ſah Aſſad, und blieb ſtarr und bleich, ein Bild des Schreckens, ſtehen. Helim! ſeufzte ſie endlich, legte die Hand auf ſeine Bruſt, und ſagte bittend: o geh! — „Ich bin Aſſad! nicht Helim!“ rief er, und breitete ſeine Arme aus. — Aſſad! rief ſie nun mit jauchzender Stimme, und ſank mit entzücktem Herzen dem jungen Könige in die Arme.

„So belohnt der Allgütige die Tugend!“ rief Molhem dem glücklichen Paare zu, und erzählte nun dem frohen Vater Aſſads Beider

Liebe. Das Volk jauchzte; der König dankte der ewigen Vorſehung. Aſſad lag in Alanens Armen, und Beide hörten nicht das Jauchzen des fröhlichen Volkes, nicht die Glückwünſche der Großen. „Du biſt es? du?“ fragten ſie einander, noch zweifelnd, und drückten ſich noch inniger in die Arme.

O Gott! rief Salud, du belohnſt die Tugend. Alane iſt glücklich, und ich gehe zufrieden in mein Grab.

In Alanens Armen beſtieg Aſſad endlich den Thron ſeiner Väter. Das Volk und alle Großen riefen: der Ewige belohnt die Tugend! Er ſegne Aſſad und Alanen!

VI.

Die Entdeckung der Inſel Madera.

Die Entdeckung der Inſel Madera.

Et toi, aimable fille, innocente et paisible,
Dont l'ame aux passions est encore insensible,
Quand, chérissant le noeud que tu ne connois pas,
Dans les filets d'Amour on conduira tes pas,
Au récit de mes maux, loin d'être indifférente,
Prêtes-y tous les jours une oreille indulgente;
Interroge ton ame et préviens les regrets
Que trainent après eux les sermens indiscrets.
Et lorsqu'au jour préscrit, de roses couronnée,
T[illegible]p crédule victime avec pompe amenée,
Un [illegible]eul mot de ta bouche ordonnera ton sort;
Avant que de parler regarde, lis ma mort!
Avant que d'embrasser, peut-être, ton bourreau,
Tremble, et jette un coup d'oeil sur mon triste tombeau!

In den lieblichen Gefilden, welche die Trent bewäſſert, mitten unter grünen Hügeln, Kornfeldern, Wieſen und Gehölz lagen zwei nachbarliche Burgen. Dorſet und Macham, die Herren der Burgen, waren durch ihre zuſammen verlebte Kindheit Freunde geworden; nachher aber trennten ſie ſich, weil ſie verſchieden dachten. Der junge Dorſet, ein offner, fröhlicher Jüngling, verließ die einſame Burg, die heimiſchen Wälder, und zog an den Hof des Königs, wo ſich ſein heitres Herz den geſelligen, ſanfteren Freuden der beſſeren Menſchheit öffnete; der junge Macham hingegen, ein finſterer, ehrgeitziger Kopf, wollte ſeinen Freund nicht begleiten. „Nein," ſagte er, und zeigte ihm die ſtolzen Thürme ſeiner Burg: „hier herrſch' ich, hier bin ich König; dort wär' ich nur ein Sklav. Geh und lerne dort gehorchen; ich will hier herrſchen!" — Er kehrte zurück zu ſeinen Forſten und zu den wilden Klippen, die ſeine Burg umgaben.

Dorſet lebte am Hofe des Königs heiter; unter Tanz und Saitenſpiel floß ſeine Jugend vorüber. Er dachte mit Zittern an den Tag, der ihn wieder zu der ſtillen väterlichen Burg führen ſollte; und doch kehrte er freudig dahin zurück: denn die Liebe führte ihn an ihrer ſchmeichelnden Hand, und beglänzte die Einſamkeit ſeiner Burg mit ihrem Roſenlichte.

Dorſet ſah auf einer von ſeinen kleinen fröhlichen Reiſen die ſchönſte Jungfrau in England, und war bei ihrem Anblick wie bezaubert. Er bewarb ſich bald um ihre Hand, und erhielt ſie zu ſeinem Entzücken. Seine Gattin liebte die ſtille Einſamkeit; jetzt ward auf einmal auch für ihn das Getümmel des Hofes die ſtillſte Einöde, und die verborgenſte Einſamkeit, nur von den Seufzern ſeiner Liebe belebt, das ſchönſte, geſelligſte der Feſte. Er verließ den glänzenden Hof Eduards des Dritten, und ſah an der Hand ſeiner zärtlichen Gattin die ſchönen Geſilde, wo er geboren war, und Macham, den Freund ſeiner Kindheit, wieder.

Die Liebe lehrte den zärtlichen Dorſet die Einſamkeit verſchönern, und den finſtern, ſtolzen Ernſt ſeines Macham erheitern, über den ſelbſt das Glück der eigenen Liebe und Ehe nichts vermocht hatte. Dorſet bauete auf dem Wege zu Machams Burg — ſonſt dem Thale der Freundſchaft, jetzt dem Aufenthalte der Liebe — an jeder ſchönen Stelle eine Laube von Roſen. Hier, in der Mitte des Thals, das beide Burgen trennte, ſtand eine zierliche Hütte, mit ſchattigen Linden umgeben, zu der von beiden Burgen Gänge zwiſchen ſchönen Fruchtbäumen führten. Hierher kamen Dorſet und Macham mit ihren Gattinnen, und feierten die unſchuldigen, entzückensvollen Feſte der vertraulichen Freundſchaft. Zufriedenheit und Frohſinn gingen aus dem Herzen Dorſets und ſeines ſanften Weibes hervor; mancher ihrer Blicke ſtahl ſich dann in Machams finſtre Bruſt, und zwang auch ihn zur Freude.

Hieher führten die Eltern den fröhlichen Kreis ihrer Kinder; ſie knüpften das Band der Liebe und der Freude noch um mehr Herzen, und vervielfältigten ihr Glück in fremdem Genuſſe. Aber mit inniger Liebe hingen die Blicke und die Herzen der Alten an Dorſets jüngſter Tochter, Anne. Kein Fremder, ſo finſter er auch war, konnte dieſes furchtſamfreundliche Kind mit dem holden, zufriednen

Engelsköpfchen ſehen, ohne es anzulächeln, und ohne es liebzukoſen. Keins von Annens Geſchwiſtern, keins von Madams Kindern ſprang bei ihr vorüber, ohne jedes Mal einen Augenblick zu verweilen, um der freundlichen Kleinen die Wange zu ſtreicheln, und ihr mitten unter dem fröhlichen Jauchzen des Spieles mit ſanfter Stimme zu ſagen: liebe, gute Anne!

Da ſtand die kleine Anne, ſo oft die Andern ſpielten, ein Paar Schritte weit entfernt, und lächelte mit den hellen, klaren Augen über die Fröhlichkeit ihrer Geſchwiſter, als ob ſie zu ihrem eigenen Glücke weiter nichts bedürfte, als des Anblicks von fröhlichen Menſchen. Ihre Seele war unbeſchreiblich ſanft, weich und nachgebend. Gutherzigkeit, der einzige Reitz ihres holden Geſichtes, ſtrahlte lebendig aus ihren hellen, blauen, ſanften, immer bittenden Augen, ſchwebte auf ihren lächelnden Lippen, tönte deutlich in dem ſanften, bebenden, ſchmeichelnden Ton ihrer weichen Stimme, und ſprach aus der ſchönen Mäßigung aller ihrer Bewegungen, aus der Beſcheidenheit und Furchtſamkeit, die in ihrer Stellung, in ihren Spielen, in Allem, was ſie ſagte und that, nicht zu verkennen war. Alle nannten ſie: die Gute; man rief ſie nur: gute Anne!

Fingen die Kinder ein Spiel an, ſo ſtand ſie gewiß bei dem Kinde, das gern ein anderes geſpielt hätte, liebkoſ'te es, und ſuchte mit freundlichen Blicken und ſchmeichelnden Worten den kleinen Unmuth über den mißlungenen Wunſch zu verjagen. Wurde ein Kind von den andern überſehen, verſpottet, oder verlacht, ſo ſtand Anne gewiß bei dieſem Kinde, wie ein tröſtender Genius, und entſchuldigte das Gelächter der andern, oder vergütete es durch eine rührende, liebkoſende Freundlichkeit. Sie ſchien keinen Wunſch, kein Verlangen, keinen Gedanken, kein Gefühl für ſich, ſondern nur für Andre zu haben. Eine Thräne in den Augen eines Andern lockte immer eine mitleidige Thräne in die ihrigen. Dorſet wagte es nicht, eins ſeiner Kinder in Annens Gegenwart zu beſtrafen; denn dadurch beſtrafte er ſie. Keins ihrer Geſchwiſter wagte es, wenn ſie kam, zu weinen. Die Gute kommt! riefen die andern; und nun wurden die Thränen ſchnell getrocknet. Anne entdeckte aber oft auch die leichteſte Spur der Thränen, ließ ſich nicht durch die verſtellte Fröhlichkeit täuſchen, und blieb ſo lange mit einem mitleidig freundlichen Blicke an dem rothen Auge hangen, bis es wirklich wieder heiter wurde; und erſt dann war auch ſie wieder heiter.

Sie begleitete jedes verklagte Kind zu den Eltern, um ihre Verzeihung zu erbitten. Einmal ſtand ſie mit dem flehenden, freundlichen Geſichte neben ihrem Bruder, der einen Fehler begangen hatte, vor ihrem Vater; und der alte Macham ſagte leiſe zu dieſem: ſo möge einmal der Engel ausſehen, der mich vor Gottes Richterſtuhl führt; dann werde ich gewiß begnadigt!

Den zweiten von Machams Söhnen, Robert, machte Anne vorzüglich zu dem Gegenſtande ihrer Liebkoſungen und ihrer beſänftigenden Freundlichkeit. Seine Seele war finſter und ernſt; in ſeinem Herzen brannte ſchon früh ein kindiſcher Ehrgeiz; ſeine Blicke waren entweder drohend oder unzufrieden; er ſpielte nur ungern ein Spiel, das er nicht angegeben hatte; er kehrte halb in der Laufbahn um, ſo bald er ſah, daß ihm jemand zu weit vorkam, und ſpottete des Siegers. War Er dies, ſo freute er ſich nicht; es ſchien, als ob er glaube, daß ihm der Sieg gebühre. Oft verließ er den Kreis der fröhlichen Kinder, weil ein Wort ihn beleidigt hatte; dann ſtand er in der Ferne, ſah gleichgültig dem Spiele zu, und freute ſich, wenn es aufhörte. Sein ſchwarzes Haar, das in krauſen Locken um den Kopf und um die Stirn hing, machte ſein Geſicht noch finſterer. Er war unverſöhnlich, wenn man ihn beleidigt hatte; doch nicht immer, wenn Anne ihn bat, da ſelbſt er ihrer gutherzigen Freundlichkeit oft nicht widerſtehen konnte. War er im Wettlauf nicht Sieger geworden, ſo ging ſie zu ihm, legte das blonde Köpfchen an ſeine Bruſt, und ſchmeichelte ihm zu: „o, nimm es nicht übel, Robert, daß ich dir, als du liefſt, in den Weg trat!“ Oder ſie erzählte den Andern, daß Robert im Lauf einen Zweig, oder einen Stein unter die Füße bekommen, der ihn gehindert habe, der Erſte zu werden; oder ſie tröſtete ihn auf eine andre Weiſe. Das trieb ſie ſo lange, als Roberts Auge noch finſter war.

Meiſtens brachte ſie es durch eine kleine Liſt oder Schmeichelei dahin, daß Robert die Spiele angeben durfte; oder ſie nannte das, welches ein andrer vorſchlug, Roberts liebſtes Spiel, und freute ſich darauf, weil er es ſo gern ſpielte. Ging Robert unmuthig von dem Spiele weg, ſo lief ſie zwiſchen ihm und den Andern ab und zu, bis ſie die Einigkeit wieder hergeſtellt hatte. Sich nahm ſie immer die Rolle, die Niemand wollte, oder die am beſchwerlichſten war; und dann rief ſie dennoch: heute bin ich recht fröhlich!

Ihre Freundlichkeit mäßigte Roberts Stolz, und — nährte ihn auch. Mit Robert ging ſie; von ihm ließ ſie ſich erzählen; von ihm nahm ſie am liebſten eine Blume, und fand ſie ſchöner als jede andre. War er dann einmal recht freundlich, ſo hüpfte ſie vor Vergnügen; und der alte Dorſet ſagte wohl von Roberts Freundlichkeit: das iſt nicht ſein eigenes, es iſt Annens Lächeln auf ſeinem Geſichte — wie ein Sonnenblick auf einer Gewitterwolke.

Erzählten die Kinder, ſo fand Anne jedes Geſchichtchen artig; erzählte Robert, ſo lehnte ſie ſich horchend zu ihm hin, und er ſah in ihren funkelnden Augen das Vergnügen, das ſeine Erzählung ihr gemacht hatte. So milderte Anne durch ihre Gutherzigkeit Roberts finſtern Unmuth, und gab ſeiner Bruſt zuweilen die Zufriedenheit, die das Schickſal, oder ſein eigener Charakter, ihm verſagte.

Anne liebte alle Menſchen um ſich her; aber ſie wurde auch von allen geliebt. Fragte man die Kinder, wen ſie am liebſten hätten, ſo nannten ſie erſt einen andern Namen als Anne; aber dann gewiß dieſen. Robert allein ſagte: ich liebe Annen am meiſten. Anne rief mit freundlichen Blicken, und breitete die Arme aus, wie zum Umfangen: ich liebe alle Menſchen am meiſten! Und ſie hatte Recht.

Wie iſt es möglich! ſagte Dorſet oft; wie kann das zarte Herz des Mädchens, das nichts als Liebe fühlt, ſich an den eigenſüchtigen Robert hängen! Aber Anne liebte Roberten nicht allein, nicht einmal mehr, als einen Andern: ihr ganzes Herz war in Liebe getaucht. Nicht Robert zog ſie an ſich, ſondern ſeine Unzufriedenheit; ſie ging nicht mit ihm, weil ſie ihn liebte, ſondern weil ſie ihn nicht heiter ſah. War er einmal vergnügt, dann kümmerte ſie ſich weniger um ihn; dann zog ihre Neigung ſie zu ihrem Bruder, einem ſanften Knaben. So wie ſie Roberten liebte, liebte ſie jeden Unglücklichen: ihr Herz gehörte jedem kummervollen Geſichte, jeder klagenden Stimme. Mit eben der freundlichen Zärtlichkeit, eben der rührenden Sanftmuth, eben der ſich ſelbſt vergeſſenden Theilnahme, ſaß die zehnjährige Anne im Thale bei einer Bettlerin, die auf Dorſets Burg geweſen war, und weinte auf die Hände der Unglücklichen mitleidige Thränen. Ein Vorrath von Lebensmitteln, den. Anne ihr hatte tragen helfen, lag auf dem Schooße der armen Frau; und während dieſe ihre Lebensmittel wegpackte, küßte Anne das ſchmutzige Kind, und ſagte wohl zehnmal, und immer lebhafter: welch ein ſchönes Kind habt Ihr, Mutter! Sie bat die Frau dann, ihr das Kind ja oft zu bringen: „denn,“ ſetzte ſie zärtlich hinzu, „ich habe euch Beide recht lieb.“

Ging die Frau, ſo begleitete Anne ſie eine Strecke, und führte dabei ein freundliches Geſpräch; dann kehrte ſie fröhlich zurück, weil ſie eine Unglückliche getröſtet hatte. Wies einer von dem Hofgeſinde einen Bettler mit harten Worten ab, ſo verbarg ſie ſich, als ob ſie etwas Böſes gethan hätte; denn ſie war ſelbſt zu furchtſam, dem Harten ſeine Härte zu verweiſen. Schnell aber ſuchte ſie eine Erquikkung für den Armen, eilte hinter ihm her, gab ihm die Wohlthat im Namen deſſen, der ihn abgewieſen hatte, und verſöhnte ſo den Armen durch Güte und Freundlichkeit mit einer fremden Härte.

Ueberall war Anne, überall verglich ſie Mißverſtändniſſe, oder endigte Zänkereien unter dem Burggeſinde. Wo ſie erſchien, da hörten alle harten Worte auf: das Gezänk wurde ein ſanfter Wortwechſel, der Wortwechſel ein Geſpräch; denn Anne ſah die Zankenden ſo freundlich bittend an, daß keiner es mehr über das Herz bringen konnte, etwas Heftiges zu ſagen. Der Vogt nannte ſie, als ſie größer wurde, ſcherzend: das Burggewiſſen: „denn,“ ſagte er, „man kann ſie nicht anſehen, ohne Luſt zu bekommen, alle ſeine Sünden wieder gut zu machen.“ So erwarb die furchtſame, ſanfte Anne ſich durch Liebe in der Burg eine Gewalt, welche Stolz, Ernſt und Strenge dem Gebieter nicht hätten geben können.

Robert aber liebte Annen nicht ſo, wie die Uebrigen. War er auf Dorſets Burg, oder mit den Kindern im Thale, ſo hielt er ſich immer zu Annen, ging mit ihr, redete nur mit ihr, und ſicherte ſich ihre Geſellſchaft durch das finſtre Geſicht, das er jedem machte, der ſich ihr nur näherte. Sprach ſie freundlich mit ſeinem, oder auch nur mit ihrem Bruder — und wie konnte ſie anders? —: ſo verfinſterte ſich Roberts Auge, und ſie brauchte eine Stunde Zeit, ehe ſie ſein Geſicht wieder erheitern konnte. Er folgte ihr auf allen ihren Schritten, hing an ihren Augen, konnte nicht mehr ohne ſie ſeyn; und dennoch war es nicht Liebe, was ihn zu Annen zog, ſondern jene gehäſſige Leidenſchaft, die ſich Liebe nennt, aber nicht Liebe iſt, weil ſie nur ſich ſelbſt will und liebt: die Eiferſucht.

Die furchtſame, gutherzige Anne bequemte ſich nach ihrem eiferſüchtigen Freunde, und zuletzt nahmen es ihre Geſchwiſter als bekannt an, daß Anne Roberten lieber habe, als ſie. Man neckte Beide mit ihrer Liebe; und endlich überredete das gute Mädchen ſich ſelbſt, daß Robert ihr lieber ſey, als jeder Andre!

Unter dieſen Spielen und Neckereien waren die Kinderjahre dahin gelaufen, und Anne eine Jungfrau von funfzehn Jahren geworden. Zu dem Ausdruck der Güte in ihrem ſchönen, jugendlichen Geſichte kam jetzt ein Blick voll Sehnſucht, der matte Strahl einer ſich ſelbſt geheimen Liebe. Die fröhlichen Roſen ihrer Wangen erblaßten; aus dem runden, vollen Geſichte des Kindes wurde ein ſchönes Oval, nur von einem leichten Roth ſanft angehaucht: ein Bild der Liebe, obgleich noch kein Seufzer der Liebe ihren Buſen gehoben hatte.

Robert, und Annens Bruder, Beide jetzt achtzehn Jahr alt, ſollten nun die Burg verlaſſen, und dem großen Eduard nach Frankreich zu Kämpfen und Siegen begleiten. Auch Annens Schweſter ſollte ſich bald von der väterlichen Burg entfernen; denn ſie war die Braut eines edeln Britten. Jeder hatte, ſo wie der Abſchiedstag herankam, Thränen in den Augen; nur Robert nicht. Dieſer ſaß bei dem alten Burgvogt, und ließ ſich von den Franzoſen, von den Schlachten und Siegen der Engländer erzählen. Dann fuhr er auf, ſchlug an ſein Schwert, und ſchwor dem Alten, daß ſein Name bald eben ſo berühmt ſeyn ſolle, als die Namen der edelſten Britten. Anne ſtand zwei Schritte von ihm, und es floſſen Thränen über ihre blaſſen Wangen. „O, Robert,“ ſagte ſie; „wie kann dein Herz am Blutvergießen Freude finden, und in dieſem Augenblicke, da das Band unſrer alten Liebe ſo auf einmal zerriſſen wird!“ Er lächelte, und drückte dem weinenden Mädchen die zitternde Hand.

Am letzten Abend ſaß der kleine Cirkel der Familien noch beiſammen. Der alte Dorſet ermahnte ſeinen Sohn und Robert zur Tapferkeit, aber auch zum beſſern Heldenmuthe: zur Menſchlichkeit gegen die Feinde. Die Mutter fliſterte ihrer Tochter noch einmal weiſe Lehren zu, wie ſie die Liebe ihres Mannes behalten könne. Alle hatten die Trennung, die morgen geſchehen ſollte, vergeſſen; nur Anne lehnte ſich in das Fenſter, und es rollte eine Thräne nach der andern langſam aus ihren Augen. Sie verließ endlich den Saal, und ging in einem heimlichen Unbewußtſeyn die dunklen Gänge des Gartens auf und nieder.

Robert folgte ihr, als er ſie nicht mehr ſah, und fand ſie in Thränen. Anne, ſagte er, und ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder: du weißt, wie ich dich liebe; du weißt, daß du mir Alles biſt, daß ich Alles, ſelbſt mein Leben, nur nicht meine Ehre, für dich aufopfern würde. Anne, fühlſt auch du eben das für mich; hab' ich deine Liebe, theure Anne:

ſo gieb mir ein Zeichen davon, und verſprich mir deine Treue!

Anne weinte nicht mehr, und ſah ihn an. So ſprach Robert zum erſten Male mit ihr; ſo hatte ſie, wenn ſie ihm ſagte: ich liebe dich, Robert! die Worte nie verſtanden. Sie fühlte in ihrer Seele etwas, das ſie hinderte, Ja zu ſagen, und zögerte mit der Antwort. „Was willſt du, Robert?" fragte ſie endlich ſanft und freundlich.

Deine Liebe, dein Herz, das Verſprechen deiner Treue.

Sie ſah ihn ſtarr an. „Meine Treue?" fragte ſie, wieder zögernd. „Robert, ich kann . . ." — Sie wußte ſelbſt nicht, was ſie ſagen ſollte; ſie fürchtete ſich, ihn durch ein Nein zu betrüben, und doch konnte ſie ein Ja nicht über ihre Lippen bringen.

Robert warf einen ahnenden Blick auf ſie. Anne, ſagte er mit einiger Heftigkeit; ich habe mich geirrt. Bisher glaubte ich, du hätteſt mich lieb. — Dabei flog die hohe Schamröthe des beleidigten Stolzes über ſein Geſicht.

„O, ich liebe dich,“ ſagte Anne eilig; „gewiß, ich liebe dich, Robert!“

So gieb mir ein Zeichen deiner Liebe, das dich und mich an den heutigen Abend erinnere. — Er faßte eine von Annens blonden Haarlocken, und hob ihre Scheere am Bande auf. Anne, ſoll ich? fragte er mit gerührter Stimme. Sie konnte dem Tone nichts abſchlagen, und liſpelte: Ja. Robert ſchnitt die Locke ab, umfaßte Annen, drückte einen Kuß auf ihre ſchönen Wangen, fliſterte: auf ewig meine Anne! und verbarg die Haarlocke an ſeinem Herzen.

Anne ſtand noch immer in der gutherzigen Verwirrung da, und ſah ihm zu, wie er die Haarlocke verbarg. Endlich ſagte ſie: „nun, laß uns gehen, Robert.“ Er legte ſeinen Arm um ihren Leib, und ging ſo mit ihr auf die Burg zurück. Unterweges ſchwieg er; ſeine Blicke hingen trunken an dem ſchönen Mädchen. Auch Anne ſchwieg; ſie wußte nicht, was ſie zu dem ſonderbaren Vorfalle ſagen ſollte.

Am folgenden Morgen verließen die beiden

Jünglinge und Annens Schweſter die Burg. Anne blieb nun allein, ihrem weichen, in Liebe getauchten Herzen überlaſſen. Schon vorher, wenn man ſie ſah, hätte man glauben ſollen, ihr Herz ſey voll Liebe zu einem Jüngling; denn, ohne dieſe Leidenſchaft zu kennen, ohne einen Gegenſtand dafür zu haben, liebte Anne wirklich. In den letzten Jahren, da ihre Geſchwiſter noch mit ihr auf der Burg lebten, ging ſie gern täglich ein Paar Stunden einſam in den Fluren umher, ſchmeichelte jeder ſchönen Blume, koſte mit jeder angenehmen Schattenſtelle, bewillkommte die erſte Blüthe des Frühlings, wie man einen Geliebten empfängt, mit Thränen der Freude, und verfolgte das erſte fallende Blatt des Herbſtes mit wehmüthigen Thränen. Jede Empfindung ihres Herzens war von Kindheit an der Liebe ähnlich geweſen; und was anders konnte ihre Empfindung jetzt ſeyn, in den Jahren, da die Natur auch die härteſte Bruſt mit Seufzern der Liebe füllt!

Ohne die ſüße Unruhe eines unbekannten Verlangens hatte Anne bisher mit den Blüthen des Frühlings, mit dem Schatten der Gebüſche, mit den Lämmern auf dem Felde geſpielt, und ihre Seufzer waren nur die Seufzer der Freude geweſen; aber ſeitdem ſie ihre Schweſter in den Armen ihres Bräutigams geſehen, und ſeit jenem Abend, da Robert ſeinen Arm um ſie geſchlungen und ihr die Haarlocke genommen hatte, fühlte ſie in ihrem Herzen eine ſtille, zärtliche, wehmüthige Sehnſucht, für die ſie keinen Namen wußte. Jetzt wünſchte ſie ein Herz zu finden, dem ſie Liebe geben, und von dem ſie endlich auch Liebe nehmen könnte; jetzt war es ihr nicht mehr genug zu lieben: ſie wollte wieder geliebt ſeyn. Da ſaß ſie in dem Schatten eines Laubgebüſches, und träumte ſich in die Arme eines geliebten Jünglings, aber nicht Roberts. Hold und freundlich war der Jüngling; zärtlich und ſanft ſeine flehenden Blicke; ſüß und melodiſch ſeine Stimme. Er liebte, wie ſie, die ſchöne Natur, die mondhelle Nacht, die untergehende Sonne, die heimlichen Gänge im Gebüſch, das verborgene Leben in der Einſamkeit, und die ſchönen Thränen des Mitlei dens. Ihr Schutzgeiſt zeigte ihrem Herzen, um ſie zu warnen, das Bild des Jünglings, mit dem ſie glücklich ſeyn würde; aber ihr Schickſal hatte ſie ſchon dem beſtimmt, der nur ihr weiches Herz zerdrücken konnte.

Wenn Dorſet ſeine Tochter in ihren ſüßen Träumen überraſchte; wenn er ſie lange durch die Laube beobachtete, wie ſie jetzt ſo ſeelenvoll lächelte, ihr Auge ſich dann verdunkelte, und ein Seufzer leiſe aus ihrem Herzen hervor durch die ſchönen Lippen brach; wenn ſie auf ſeine Anrede ihm mit dem zärtlichſten Tone der Stimme antwortete, und er den Traum, der ihre Seele füllte, nun leicht errieth — dann ſagte er oft: gute Anne, du kannſt nur lieben; aber darum bitte ich dich, mein Kind, ſey vorſichtig mit deinem Herzen! Dieſes weiche Herz iſt ja Alles, was du haſt.

Sie lächelte. „O Vater, gewiß, ich werde glücklich.“

Das gebe dir Gott, meine gute Anne! Aber, Kind, wenn du anſtatt der heißen, zärtlichen Liebe, die du erwarteſt, Kälte, anſtatt der hingebenden Liebe fordernde Selbſtſucht fändeſt; wie würde es deinem armen Herzen, das nur auf Liebe hofft, ergehen!

„Ich werde Liebe finden, mein Vater. Wer könnte mich haſſen!“

Laß dich von deinen Träumen nicht verführen, mein Kind! Deine erfahrungsloſe Güte, dein Herz, deine Phantaſie ſind jetzt im Stande dem fühlloſen Baum ein Herz zu leihen. Wie ganz anders, meine gute Anne, iſt es in der Wirklichkeit! Haſſen wird dich Niemand, das weiß ich: aber wer hat ein Herz, das deinige zu belohnen? Darum ſey vorſichtig, meine Anne! Zu deinem Glücke führt nur Ein Weg: vertrauliche, herzliche Liebe. Laß dich nicht verführen, einen andern zu gehen; du würdeſt nichts finden, womit du dich tröſten könnteſt. Ziehe dein Herz zu Rathe, mein Kind; doch eben ſo ſehr auch meine Erfahrung. Kein Herz betriegt leichter, als ein ſanftes, weiches, wie das deinige. Du wirſt ein natürliches Wohlwollen für Neigung halten, und die Neigung für innige Liebe. Gott gebe, daß dein erſter Seufzer in das Herz eines edeln, ſanften Mannes gehaucht wird!

wird! Du ſtehſt auf dem Scheidewege zu dem größten Glück, aber auch zu dem größten Unglück. Die Pfirſich blühet früh; doch Eine rauhe Nacht kann die Blüthe tödten. Verbirg deine Liebe, meine ſanfte Anne, bis du den Mann kennſt, den dein Herz zu lieben ſcheint. — Anne verſprach es ihrem Vater; ſie lächelte aber heimlich über ſeine Beſorgniſſe.

Nach und nach wurde ihr Traumbild Roberten immer ähnlicher. Jede Botſchaft, die von Frankreich herüber kam, brachte auch den Ruhm von Roberts Tapferkeit und Heldenmuthe mit. In der Schlacht bei Crecy war er von dem Könige zum Ritter geſchlagen worden; denn er hatte die königliche Fahne erobert. Verwundete Engländer, die zurückkehrten, beſangen ſeine Tapferkeit, und gefangene Franzoſen nannten ihn den Schild des Engliſchen Heeres. Mit jeder Nachricht, die Anne von Robert bekam, ſchlug ihr Herz mehr für ihn, als für das Bild ihrer Phantaſie. Endlich war es Robert, in deſſen Armen ſie in ihren Träumen lag; und ſo gewann er abweſend Annens Liebe, weil ihr

Herz ihm die eigene ſanfte, dahingebende Liebe zuſchrieb.

Robert kehrte, mit Ruhm und Ehre gekrönt, zurück. Zitternd, mit hochklopfender Bruſt, eilte ihm Anne entgegen, und Robert ſchloß ſie in ſeine Arme. Jetzt erſt, ſagte er ſtolz, habe ich deine Liebe verdient, Anne. Dieſen Ton der Stimme, dieſen Blick, dieſe Stellung hatte Anne nicht erwartet. Sie ſah ihn ſchweigend an; und die Liebe, die eben ſiegend aus ihrem Herzen hervorbrechen wollte, verbarg ſich wieder.

So kalt, Anne? fragte Robert; haben meine Siege keinen wärmeren Empfang verdient?

„Kann denn,“ fragte Anne furchtſam lächelnd, „ein Schwert Liebe verdienen? Nur Liebe gewinnt Liebe; und nur ein Herz verdient ein Herz.“

Roberts Auge wurde finſter; doch Annens Freundlichkeit zerſtreute den Verdruß des gedemüthigten Stolzes.

Annens liebeverlangendes Herz überſah Roberts ſelbſtſüchtigen Stolz, und fand da heiße

Liebe, wo doch ſonſt nichts war, als die Neigung der Kinderjahre, und die Freundlichkeit der geſchmeichelten Eigenliebe. Der ſtolze Robert hielt Annens zärtliches Herz für Liebe gegen ſich. Beide betrogen ſich; aber nicht lange, ſo demüthigte ſich Roberts Stolz vor Annens ſchönem, reinem Herzen, und Annens Güte überſah Roberts Stolz. So lebten ſie Monate. Ihre Neigung für einander wurde immer wärmer, und dann endlich Liebe, wie Annens Herz, wie Roberts Stolz der Liebe fähig waren.

Anne hatte Roberten nun ſchon tauſendmal geſagt: ich bin dein, Robert; ich liebe dich unendlich. Sie hatte an ſeinem Herzen ſchon tauſendmal die heißen Thränen der entzückten Liebe vergoſſen, ohne daß ihr Vater es wußte; und wenn ihr deſſen Warnung einfiel, ſo blickte ſie dankbar gen Himmel, daß ſie nun ein Herz voll reiner Liebe gefunden hätte. Ach! und könnte die Liebe Weſen verwandeln; Annens zärtliche, innige, heiße Liebe hätte den ſtolzen, ehrſüchtigen Jüngling anders machen müſſen. Wirklich hielt er ſich für ganz verwandelt, ſeitdem die ſanfte Anne ihn liebte. Sein Stolz war befriedigt, ſeine Ehrſucht verlangte nichts mehr. Ja, Anne, ſagte er oft; du giebſt mir mehr, als das habſüchtigſte Herz von einem Mädchen verlangen kann. Anne gab ihm das wirklich. Sie ſaß, ein Bild der zärtlichſten Liebe, da: ihre brennenden Augen waren nur auf ihn gerichtet; ſie horchte auf jedes ſeiner Worte, ſie folgte ſeinen Augen. Sah er ſie an, ſo empfing ein zärtliches Lächeln ſeinen Blick; ſtand er auf, ſo machte auch ſie ſchon die Bewegung aufzuſtehen, und ehe eine Minute vergangen war, folgte ſie ihm wirklich. Schon Morgens kam ſie ihm im Thal entgegen, und begleitete ihn durch die Forſten. Lächelnd trug ſie ſeinen Jagdſpieß, wenn er zurückkehrte. Sie zitterte vor ſeiner heftigen Jagdliebe, und vertheidigte ſie doch gegen Alle, die ſie tadelten.

Dieſe Liebe, ſo wahr, ſo treu, ſo ohne Selbſtſucht, erregte auch in Roberts Herzen die beſſeren Empfindungen des allgemeinen Wohlwollens. Das Furchtbare ſeines blitzenden Auges erloſch vor Annens mildem Blikke, und ſeine Stimme wurde ſanfter. In ihren Armen vergaß er oft ſogar, daß noch Ruhm, daß noch Ehre zu verdienen, daß noch Siege zu erkämpfen übrig blieben. Er konnte ſelbſt Beleidigungen vergeben, wenn ihn Annens zu ihm erhobnes Auge voll ſanfter Zärtlichkeit, oder voll bittender Thränen, darum bat.

Auch Dorſet ſah, was Anne nicht verbergen konnte, ihre Liebe zu Robert. Er wollte noch einmal warnen; allein die ſchwärmeriſche Anne ſank mit einem Strome von Thränen in ſeine Arme. Nun ſchwieg er, weil er ſah, daß ein Tadel des Geliebten das Herz des Mädchens brechen würde. Du weißt, Anne, ſagte er dennoch einmal: er war ſchon als Kind bitter, ſtolz, ſelbſtſüchtig; er . . .

„Er war es, Vater,“ fiel Anne flehend ein; „aber die Liebe hat ihn verwandelt.“

Warnend ſagte Dorſet: die Liebe, mein Kind, kann ſchlummernde Kräfte wecken, und jede in Thätigkeit ſetzen; allein ganz neue Menſchen bilden kann ſie nicht. Ach, mein gutes Kind, zu der ehrgeizigen Selbſtſucht ſollte ſich am wenigſten die Liebe geſellen, oder ein ſo weiches, empfindliches Herz, wie das deinige.

„O Vater, ſein Ehrgeiz iſt ſeine Liebe; ich bin ſein Stolz.“

Nicht doch, mein Kind; er liebt dich, weil deine Liebe ſeinem Ehrgeitze wohlthut. Anne, Niemand, als du, liebt ihn. Haſt du gefragt: warum? O mein Kind, Gott erhalte dir ſeine Liebe, oder er gebe dir ein feſteres Herz!

Annens Thränen floſſen noch lange, als ihr Vater ſie verlaſſen hatte, nicht weil ſie ſeiner Warnung glaubte, ſondern weil der Tadel des Geliebten ihrem weichen Herzen weh that. So traf Robert ſie an. Er fragte; und Anne, die dem Geliebten auch nicht den geheimſten Gedanken verbergen wollte, geſtand, doch bemäntelnd, die Furcht ihres Vaters.

Ja, Anne, hob Robert finſter an: dein Vater hat halb Recht; ich empfinde für dich, was ich noch nie, auch nur ähnlich, für irgend etwas in der Welt empfunden habe. Aber ich liebe dich, was auch dein Vater glauben mag; ja, ich kann ſagen, ich liebe dich mehr als den Himmel: ich liebe dich wie den Sieg; oder — ich liebe nichts, als dich. Dein Vater, Anne, warnt dich vor mir; und ich — ich liebe dich. Nun, ſo wähle unter uns. Aber, Anne, wähle ganz; und liebſt du mich, ſo gieb mir deine Hand, und ſag' Amen, wenn ich dich für meine Braut erkläre.

Anne zitterte vor dem Tone, mit welchem Robert ſprach. Doch reichte ſie ihm die Hand, und ſagte leiſe: „Amen! ich bin die Deinige, ewig, mit ganzem Herzen.“

Robert lächelte. So gieb mir, ſagte er, deinen Schleier zur Schärpe, ein Pfand deiner Liebe und Treue, und allen Rittern ein Zeichen, daß du mein biſt.

„Und in dieſem heiligen Augenblicke denkt Robert an nichts, als an äußere Zeichen meiner Liebe? Hier, mein Robert,“ ſagte ſie zärtlich, ſank mit Innigkeit an ſeine Bruſt, und ſchlang beide Arme feſt um ihn: „dieſer Kuß, dieſe Umarmung, ein Kuß der jungfräulichen Lippe, und eine Umarmung der treuſten

Liebe, ſey dir ein beſſeres Helmzeichen, als der vergängliche Schleier."

Und doch gieb mir den Schleier, Anne; gieb mir ihn zur Schärpe. Dein Vater muß ſehen, wem du gehörſt; . . .

„Robert!" ſagte Anne betroffen und mit betrübter Stimme.

. . . muß ſehen, fuhr Robert eifrig fort, wer in dieſem Wettkampfe geſiegt hat; muß ſehen, ob ich, oder er . . .

„O Robert, Robert! willſt du mit meiner Liebe dem guten Vater trotzen? Mein Geliebter, laß dir doch mit meinem treuen Herzen genügen! O, kannſt du in meinen Armen weniger ſeyn als Menſch, Sohn, Gatte, Bruder? Lieber, lieber Robert!"

Verſagſt du mir, hob Robert bitter an, ein Zeichen deiner Liebe? — Anne nahm mit heimlichen Thränen den Schleier von ihren Locken, und wand ihn, weil Robert es verlangte, um ſeine Schultern; doch mit zitternden Händen. Und nun gingen ſie Beide auf die Burg zu dem alten Dorſet.

Iſt es möglich, Anne? fragte Dorſet heimlich ſeine Tochter: iſt es möglich? er hat deinen Schleier? und noch in eben der Stunde, da dein bekümmerter Vater dich warnte? Anne, war es dir möglich? konnteſt du mich ſo ganz vergeſſen?

„Vater," antwortete Anne ſeufzend; „er wollte es. Ich weiß, Du vergiebſt mir; aber er — er wollte es. O Vater, verzeihe ihm und deiner Anne!"

Siehſt du, mein Kind, was ich dir ſagte? Du hoffſt mehr von der Liebe des Vaters, als des Geliebten; und genügt deinem Herzen daran, meine Anne? —

Anne ſeufzte.

Nicht wahr, er forderte den Schleier, um mir zu trotzen; und du mußteſt ihn geben? Anne, fühlſt du noch nicht, daß er um dich kämpft, wie um den Dank eines Turniers? daß er dich liebt, wie den Preis eines Sieges? Er will nicht dein Herz; er will den Ruhm haben, dein Herz zu beſitzen. Er will nicht Annen; er will die Ehre, ſagen zu können: Anne iſt mein. Kind, ich warne dich noch einmal. Wie paßt deine uneigennützige, treue, nichts verlangende, demüthige Liebe, zu dem alles an ſich reißenden, nichts zurückgebenden Stolze dieſes Mannes? Anne, ſag, ich habe Unrecht! Sag das, meine Anne!

„Vater, iſt Robert nicht ein ſehr edler Mann? ein großmüthiger Mann?“

Er iſt der tapferſte Ritter in England. Starr iſt ſein Sinn, wie ſeine Lanze, unbezwinglich ſein Muth, wie ſein Schwert; feſt hält er alle ſeine Entſchlüſſe; Hinderniſſe, die jeden ſchrecken, ſind ihm nur ein Sporn zu tapfern Thaten. Das iſt wahr, Anne; auch der Neid muß es ihm zugeſtehen. Aber ſein Herz kennt kein Mitleiden, keine Liebe, keine Freundſchaft, keine Nachſicht.

„O Gott, mein Vater, nein! nein! Hilft er nicht allen Bedrängten?“

Ja, weil es die Turniergeſetze befehlen; nicht, weil er menſchlich fühlt.

„O Vater, handelt er nicht gut, edel, groß?“

Ja; weil er Ritter, nicht weil er Menſch iſt. Seine Tugend liegt in ſeinem Stande, nicht in ſeinem Herzen. Und dieſen Mann liebt die weiche, ſchwärmeriſche, ſanfte, gütige, liebevolle Anne, die nichts als wohlthun, nichts als ſegnen möchte; der ein rauhes Wort die Bruſt durchbohrt; der die geringſte Härte die Seele umkehrt; der eine Thräne, die ſie nicht trocknen kann, das Herz zerſpaltet! . . . O Anne, Anne! ich fürchte, in den Händen dieſes Mannes möchte dein Herz, das ſo ſanft, ſo weich gehalten ſeyn will, nur bluten! . . . Mein Kind, dein Vater warnet dich!

Anne zerfloß in Thränen; aber ihr liebendes Herz fand ihres Vaters Worte zu hart, und warf einen ſchönen Schleier über Roberts Geſtalt. Sie hörte nicht auf zu lieben; denn wann gehorcht die ſorgloſe Leidenſchaft der weiſen, bedächtigen Erfahrung!

Ihr Bruder kam zurück, und mit ihm Percy, ein edler Britte, ſein Freund, der ihm in einer Schlacht das Leben gerettet hatte und noch nicht von ſeinen Wunden geheilt war. Dorſet empfing den kranken Retter ſeines Sohnes mit der Freude der väterlichen Dankbarkeit, und Anne mit einem ſchweſterlichen Herzen. Robert begrüßte ihn finſter; er

Mädchen ganze Tage lang mit finſterem Unmuth.

Eines Morgens öffnete er das Gemach. O, wie gütig ſeyd Ihr, Fräulein! ſagte eben Percy, als Robert herein trat, zu Annen, die ihm noch einmal für ihres Bruders Rettung gedankt hatte. Roberts Blick wurde bei dieſen Worten noch finſtrer. Er kehrte raſch wieder um, und Anne eilte ihm nach. Kalt ſah er ihr in das freundliche, bittende, treue Auge. Wie gütig warſt du denn gegen Percy, Anne? fragte er mit bittrer Kälte. — Anne erzählte ihm das Geſpräch. — Dein Dank, Anne, iſt überflüſſig; denn es war ſeine Pflicht, jeden Britten zu retten, wenn er konnte. Ich haſſe es, wenn du gütig gegen Andere biſt, als gegen mich.

„Robert, du zweifelſt doch nicht an meiner Liebe?"

Hm! nein! Aber, Anne, wenn du mich liebſt, ſo geh ſo lange zu deiner Schweſter, als Percy hier bleibt. — Wie? du wunderſt dich? Anne, du wunderſt dich?

„Robert! iſt es möglich? Du zweifelſt an meinem Herzen? Robert!“

Ich zweifle nicht; bei meinem Rittereide! ich zweifle nicht. Aber Percy muß ſehen, wem du zugehörſt. Du ſollſt die Burg verlaſſen, um Percy zu belehren, nicht mich. Eiferſüchtig auf deine Liebe bin ich nicht: denn ich kenne deine Treue; aber auf deine Güte bin ich es.

„Und ſoll ich nicht gütig ſeyn, Robert? möchteſt du, daß ich undankbar wäre?

Du ſollſt nichts ſeyn, als Robert Machams Geliebte. Noch einmal: wenn du mich liebſt, ſo verlaß die Burg, ſo lange Percy hier iſt. Sey ganz mein, Anne, oder gar nicht!

Anne ſtaunte noch immer; allein es war Roberts Ernſt. Er wiederholte noch einmal: wenn du mein biſt, ſo geh zu deiner Schweſter, und zwar ſchon morgen. — Nun ging er kalt das Thal hinunter zu der Burg, die ſein Vater ihm ſchon abgetreten hatte, und die er allein bewohnte. Anne ſchlich in Thränen zurück, doch mit dem Entſchluſſe, Roberts Verlangen zu erfüllen.

Sie bat ihren Vater, daß er ſie morgen zu ihrer Schweſter ſenden möchte. Allein ſie bat ihn mit ſtockender, ungewiſſer Stimme; und nach einigen Fragen wußte er das Geheimniß, welches ihr Auge voll Thränen noch früher als ihr Mund verrathen hatte.

Meine Anne, ſagte Dorſet ſanft; fühlſt du denn noch immer nicht, wie dieſer ſtolze Mann dein Herz mißhandelt? Du ſollſt fort von hier. Warum? Ich wollte dem Eiferſüchtigen verzeihen, wenn Liebe ſeine Eiferſucht erregt hätte; du könnteſt dann doch das frohe Gefühl mit dir nehmen, daß du von ihm recht innig geliebt ſeyſt. Aber ſeine Eiferſucht iſt ein ſtolzer Neid. Percy ſoll fühlen, daß du Roberts Unterthänige biſt, mag es dem Herzen der Geliebten auch noch ſo viel koſten. Was fragt Robert nach Annens Thränen, nach Annens Kummer! was darnach, ob ſie dem Manne undankbar ſcheint, der ihres Bruders Leben rettete, wenn er nur ſtolz lächeln kann, daß ſie ihm gehorchte! Was fragt er darnach, ob du leideſt und trauerſt, wenn er nur zeigen kann, daß du ſein biſt! Arme Anne! Und wird er hier ſtehen bleiben? wird dies der letzte Triumph ſeyn, den dein verwundetes Herz ſeinem Stolze bringen muß? Er haßt deine Güte, weil ſie ſich auf mehr Menſchen, als auf ihn, erſtreckt. Jetzt verbietet er dir, dankbar gegen Percy zu ſeyn; morgen wird er dir befehlen, deinen Bruder nicht mehr zu lieben; übermorgen wird er es als einen Beweis deiner Treue von dir fordern, daß du deinen Vater haſſen ſollſt: denn wo hat die Selbſtſucht ihre Grenzen! . . . Anne, noch iſt es Zeit! Reiß dich los von ihm, damit dein Herz nicht brechen darf! — Anne ſchüttelte traurig den Kopf. Ihre Lippen entſchuldigten den ſtolzen Robert; aber ihre Thränen zeigten, daß ſie dem Vater Recht gab.

Nein, ſagte Dorſet endlich: du ſollſt nicht von mir gehen; doch wenn Robert es verlangt, ſo ſoll der Retter meines Sohnes noch heute mein Haus verlaſſen. Wir wollen undankbar gegen Percy ſeyn, um Roberts Selbſtſucht zu befriedigen. Das ſag' ihm, Anne; das ſag' ihm!

Die arme Anne trug es dem Geliebten ſo freundlich, ſo ſchonend vor, als es ihrer Liebe möglich war. Er antwortete rauh: muß ich noch einmal davon hören? Ich ſagte dir ja: wenn du mich liebſt, Anne! Fällt deiner Liebe ein ſo kleines Opfer zu ſchwer?

Anne ſank ihrem Vater zu Füßen, und bat mit ihrem unwiderſtehlichen Flehen, er möchte ſie zu ihrer Schweſter ſenden. Der Vater that es ſchon am folgenden Tage. Mit niedergeſchlagenen Augen, mit hoher Schamröthe, mit ängſtlichen Worten, nahm ſie von dem edeln Percy Abſchied. Sie ſank in Roberts Arme; dann ſtieg ſie zu Pferde. Noch, als ſie bei ihrer Schweſter ankam, hingen Thränen auf ihren Wangen.

Nach Percy's Abreiſe kehrte ſie auf die väterliche Burg zurück. Robert kam ihr finſter entgegen, weil er durch ein Geſpräch über ſie mit Dorſet beleidigt zu ſeyn glaubte. Dorſet hatte ihm ſeinen Stolz, ſeine Härte vorgeworſen, und ſich merken laſſen, daß er nur gezwungen ihm Annens Hand geben würde.

Er ſchlang heftig ſeine Arme um ſie, und eben ſo heftig fragte er: biſt du mein, Anne? Anne verſicherte ihm ihre Treue. Nun denn, ſagte er mit einem Lächeln, worin etwas Wildes lag: ſo geh' ich jetzt zu deinem Vater, ihm zu ſagen, was du mir biſt, und was ich bin. — „Sein Sohn, mein Robert; der Troſt ſeines Alters, die Freude ſeines Lebens.“ — Wohl, wenn er ſo will! Ich werde es ja bald erfahren.

Hört mich, Ritter Dorſet! hob er an. Ich liebe Eure Tochter Anne, und ſie liebt mich. Das mögt Ihr längſt ſchon wiſſen; aber erfahrt jetzt auch, daß ſie mir heute noch einmal ihre Treue gelobt hat. Ich bitte Euch, ſagt Amen zu unſrer Verbindung, und gebt ſie mir zum Weibe.

„O Gott!“ rief Dorſet, der dieſen Antrag noch nicht ſo nahe geglaubt hatte: „die Unglückliche!“

Die Unglückliche? Wie! unglücklich mit

Robert Macham? Dorſet, wie hab' ich das zu nehmen!

„Als die wehmüthige Ahnung des väterlichen Herzens, das ſein Kind am Rande eines Abgrundes ſieht. Robert, Robert! zum Glück meiner Tochter gehört mehr, als du ihr geben kannſt."

Ich liebe Annen, und ſie liebt mich. Fordert Ihr noch mehr?

„Zum Glücke des Lebens gehört ſogar noch mehr, als Liebe, gehört . . . Robert, nein! ich kann dir Annens Hand nicht geben. Du würdeſt ſie unglücklich machen; du weißt nicht mit ihrem Herzen umzugehen. Nein, Robert; ich bin Vater. Nein!"

Das hör' ich; ich aber bin Ritter, und habe Annens Wort, wie ſie das meinige. — Anne Dorſet wird Robert Machams Weib, oder dieſer Arm und dieſes Schwert müßten brechen! Habt Ihr mich verſtanden? Noch einmal frag' ich Euch, Dorſet: ſoll Anne . . .

„Nein, Robert; wenn ich es hindern kann, ſo wird ſie nie dein Weib."

Robert lächelte, und verließ den Saal. Er fand Annen im Garten, und rief ihr mit glühenden Wangen, mit blitzenden Augen zu: nun Anne, ſag' noch einmal Amen! — „Amen!" ſagte Anne furchtſam, und betrachtete ihren Robert. Jetzt biſt du mein! rief er; und wenn die Hölle ſich zwiſchen mich und dich ſtellte. Jetzt biſt du mein! Geh hinauf, Anne, und ſag' dem Ritter Dorſet, daß du mein biſt. Geh, ſag' ihm, daß dein Macham ein Schwert trägt.

„O, das hab' ich geahnet!" rief Anne leichenblaß, und ſtreckte die Arme gen Himmel. „O Robert, geliebter Robert, was haſt du? Mein Vater . . ."

Er verweigert mir deine Hand. Haſt du das geahnet? Sey ohne Furcht, Anne, vor deinem Vater! Ich bitte dich, ſey ohne Furcht vor ihm; denn du biſt mein.

„Ohne Furcht vor meinem Vater? Robert, mein Vater liebt mich."

Er haßt dich, weil du mein biſt. Ich ſage dir, er haßt dich. Doch, ſey ruhig! Jetzt bereite ich meine Burg, dich zu empfangen. In wenigen Tagen biſt du mein Weib, und ſollte dieſes Schwert dich von dem Herzen deines Vaters holen! . . . Leb wohl, Anne, leb wohl! Wir ſehen uns bald wieder. Geh zu deinem Vater, und ſag' ihm das!

Er kehrte auf ſeine Burg zurück. Anne ſtand bleich und zitternd da. „O Gott!“ rief ſie; „iſt das ſeine Liebe? Verzeihe ihm guter Himmel! . . . Iſt das Liebe?“ wiederholte ſie noch einmal. — Nicht Liebe, mein Kind, ſagte jetzt Dorſet, der aus dem Gebüſche hervortrat. (Er war Robert nachgegangen und hatte ſein Geſpräch mit Annen gehört.) Siehſt du, mein Kind, daß er um dich kämpft, wie um den Dank eines Turniers, wie um eine Schärpe, die er, ſobald er ſie errungen hat, gleichgültig bei Seite wirft? O Anne, was haſt du gethan!

„Ich bin meinem Herzen gefolgt, mein Vater,“ ſchluchzte Anne.

Mit nichten, mein Kind! Dein Herz zieht dich nicht zu dem Manne, der ſein Schwert gegen deinen Vater hebt; deine Einbildungskraft hat dich verführt. O, mein Kind, laß dich doch endlich aus den Händen dieſes Unmenſchen retten! — Er ſchloß das zitternde Mädchen an ſeine Bruſt, und benetzte ihre Wange mit Thränen der väterlichen Liebe.

„Aber mein Vater, die Liebe wird ihn menſchlicher machen. Sie hat ihn ſchon menſchlicher gemacht. O, ich bitte Euch, theurer Vater, folgt nur dieſes Mal meinem Rathe.“

Menſchlicher? Das hab' ich ſo eben gehört! Er drohet in deiner Gegenwart deinem Vater. Gute Anne, Robert iſt der Liebe nicht einmal fähig; er thut alles nur für ſich und ſeinen Ruhm. Meinſt du, er würde bei der kleinſten ſeiner Handlungen auf dich, auf deine Wünſche, auf deine weiche ſchwärmeriſche Seele, auf dein Auge voll Thränen achten? Er ſieht nichts vor ſich, als die Befriedigung ſeines Ehrgeitzes; und ihr opfert er alles, alles! auch dich! Ich weiß, er würde jetzt eine Welt aus ihrem Geleiſe bringen — nicht, um dich in ſeine Arme zu ſchließen: denn das iſt es nicht, was er will; nein, – um ſagen zu können: ich beſiegte den alten Dorſet, und Anne iſt gegen ſeinen Willen mein Weib! Er hat bei deinem Beſitze nicht dich zur Abſicht;

er betrachtet nicht dein ſanftes Auge, das voll Liebe auf ihm hängt; er hat kein Ohr für deine zärtlichen Benennungen; nein, er ſieht nur mich, ſieht nur den gekränkten Vater, den er gedemüthigt hat, und horcht nur auf die Seufzer, die meine Bekümmerniß ausſtoßen wird. Er will ſonſt nichts als mit dir prunken. O Anne, rette dich durch eine Untreue aus den Händen dieſes Mannes, und verhindre dadurch tauſend Verbrechen, die ihr, du und er, noch begehen könntet!

Sanft-weinend ſank Anne in ihres Vaters Arme. Seine Beredtſamkeit hatte ſie erſchüttert, aber nicht überzeugt. Sie ſaß da, und träumte, und hoffte, und dachte: „meine Thränen werden Roberts Herz erweichen, meine Seufzer eine ſanfte Wärme in ſeine Seele hauchen. Er liebt mich; und was wäre der Liebe unmöglich!“ Die gute Anne traute der Liebe eine Allmacht zu, welche ihr das Schickſal verſagt hat, und ging, von den nichtigen Hoffnungen ihres Herzens getäuſcht, dahin.

Am folgenden Morgen erhielt Dorſet einen Abſagebrief von Robert, und überreichte ihn ſchweigend ſeiner Tochter. Sie las ihn zitternd: ihre Träume verflogen; ihre Hoffnungen wurden von jedem Worte des Briefes umgeſtürzt.

Anne, das iſt Roberts Liebe, von der du ſagteſt! Deinen Vater will er ermorden! Sieh, wie ſchonend er mit den heiligſten Empfindungen deiner Seele umgeht!

Anne verſchloß ſich in ihr Kloſet. Hier lag ſie auf den Knieen, und wußte kaum, was ſie betete. Sie ſchwankte zwiſchen dem Vater und dem Geliebten. Gern wäre ſie in ihr Grab geſunken, damit ſie der Angſt entginge, ihren Geliebten gegen ihren Vater bewaffnet zu ſehen. „Robert!" rief ſie zuletzt mit frommer Schwärmerei: „du wirſt, das fühle ich, mein Herz zerbrechen; aber es iſt dein. Ich gelobte dir meine Treue, und will ſie halten, will mich zu immerwährenden Thränen verdammen; nur dein Schwert ſollſt du nicht gegen meinen Vater ziehen." Sie entwarf ihren Plan, und war entſchloſſen, ihn auszuführen.

Dorſet brachte Roberts Abſagebrief dem

alten Macham. Dieſer erſtaunte über Roberts Raſerei, den Freund ſeines eigenen Vaters zu befehden. Er ſandte ihm einen Boten, und ließ ihm ſagen: Robert, der Weg zu Dorſets Burg geht durch deines Vaters Heer, und der Weg zu Dorſets Herzen durch deines Vaters Bruſt; darum laß dein Schwert in Ruhe! — Vergebens. Robert ſchwor dem Boten: er würde Dorſet verfolgen, und wenn er ihn in den Armen ſeines Vaters ſuchen ſollte.

Nun gaben beide Alten dem Könige Nachricht von Roberts Abſagebrief, und Eduard ließ dieſem bei der Lehnspflicht gebieten, in ſeinem Burgbann zu bleiben und Dorſet unbefehdet zu laſſen. Robert wüthete; ſein Ehrgeiz war fürchterlich gereizt. Und ich, rief er, als ihm die Botſchaft des Königs gebracht war; — ich ſoll nichts, gar nichts ſeyn? in Dorſets Augen der verſpottete, verſchmähete Robert? Er zerbrach vor Wuth ſein Schwert, und zertrümmerte ſeinen Helm; über Dorſet hatte er Annen, über den Zorn die Liebe vergeſſen.

Anne ſaß voll der zärtlichſten Liebe zu Hauſe, und trauerte um Robert, über den, mit Dorſet, auch der alte Macham zürnte. Vergebens vertheidigte ſie den Geliebten; ihre ſanften Bitten fanden zum erſten Male kein Gehör. An einem Abend ſchrieb ſie endlich ihrem Vater dieſe Worte: „Pflicht, Ehre, Liebe und ein heiliges Verſprechen feſſeln mich an Robert. Meine Liebe ſoll die Wunde wieder heilen, die Eure abſchlägige Antwort und Roberts Stolz unſerm häuslichen Frieden ſchlugen. Wenn Ihr dieſes leſet, bin ich Roberts Weib. Ich verlaſſe Euch, um bald mit einem verſöhnten, zärtlichen Manne in die Arme meines ehrwürdigen Vaters zurückzukehren. Eurer Verzeihung bin ich gewiß, und meine Flucht wird mir Roberts Liebe geben. Er wird es nicht wagen, der einen Wunſch zu verweigern, die ſo viel für ihn that. Lebt wohl! nur auf einige Tage, ſagt mein Herz, das ewig für Euch ſchlagen wird.

Anne Dorſet.“

Sie befahl ihrer Zofe, ihrem Vater am folgenden Morgen die Schreibtafel zu geben.

Dann ſchlich ſie, anſtatt zur Ruhe zu gehen, in den Garten, und eilte den Weg zu Roberts Burg. Dornen, Klippen verwundeten ihre Füße; Gebüſche zerriſſen ihren Schleier und ihr Gewand: aber was achtet die treue Liebe! Am folgenden Morgen, als der erſte Strahl der Sonne hervorbrach, kam ſie mit fliegendem Haar, mit zeriſſenem Schleier, matt und ängſtlich, auf die Burg ihres Robert, der bei ihrem Anblick erſtaunte. Sie ſank laut weinend in ſeine Arme, und ſagte: „jetzt bin ich ganz dein, mein Robert! Liebe ich dich nun genug?" Robert fragte, Anne erzählte; und nun zeigte ſich doch ein Blick der Liebe und der Dankbarkeit in ſeinem Geſichte. Er ſank vor Annen nieder, ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen, und konnte nur ſagen: „o, meine Anne!" So knieete er lange vor ihr, und ſie fing an ſich über ihren raſchen Schritt zu freuen. Jetzt, in der Umarmung ihrer treuen Liebe, hatte ſie ſogar ihren Vater vergeſſen.

Der Burgmönch legte die Hände des jungen Paares in einander. Als der Segen über die Ehe geſprochen war, fiel Anne noch einmal in Roberts Arme. „Nun bin ich dein, geliebter Robert; nun iſt mein und dein Wunſch erfüllt; nun ſteht unſerm Glücke nichts mehr im Wege. O Robert, Robert! ich that viel für dich: ich verließ meinen Vater. Aber nun laß uns auch zurückkehren zu ihm, und ſeinen Segen erflehen. Er wird ihn dir nicht verweigern; denn ſeine Anne iſt deine Gattin. Mache mich nun ganz glücklich, mein Robert!"

Finſter fragte Robert: und bin ich, ich, dir nicht genug zu deinem Glücke? muß denn dein Vater mir noch immer einen Theil deines Herzens nehmen? Anne, du biſt mein Weib; aber ſey es ganz! Ich theile nichts, was mein iſt und was ich liebe. Sey Roberts, oder ſey Dorſets; nur ſey, was du willſt, ganz! Weſſen biſt du, Anne?

„Roberts Weib ganz, und Dorſets Tochter ganz. — O, laß dein Auge nicht ſo finſter ſeyn!"

Anne, dein Herz theilt ſich noch immer. Dorſet ſoll wiſſen, daß du mein biſt; mein Vater, ganz England ſoll es wiſſen. Niemand ſoll ſagen, Robert verdankt ſeine Gattin weibiſchen Bitten. Nur deiner Liebe will ich das Glück meines Lebens verdanken, und kein Zweifel darüber ſoll dieſes Glück vermindern.

„Robert!“ ſagte Anne traurig; „genügt es dir nicht, daß ich nun ganz dir gehöre? iſt dir der Triumph, daß ich dein heiße, lieber, als daß ich es bin? O Robert, beſtätige nicht die Worte meines Vaters: du kämpfteſt um mich, wie um eine Schärpe, wie um den Dank eines Turniers! Mein Herz iſt dein; ach, zerreiß es nicht, Robert! Laß meine Liebe dein Glück ſeyn, und nicht Englands Meinung von meiner Liebe. Robert, du biſt meinem Vater noch die Bitte um ſeinen Segen ſchuldig. Folge mir; laß uns den Segen holen!“

Er ſchlug ihn mir einmal ab. Doch, Anne, ja; hier haſt du mein Verſprechen: ich will mit dir vor ihm knieen, wie ein Marmorbild, und um ſeinen Segen flehen, wie um die Erlaſſung von Todſünden; aber zuvor muß ich, muß er wiſſen, wem du zugehörſt.

Kein Zweifel darüber ſoll mich mehr quälen und ihn erfreuen; zuvor ſoll England, der König, jeder der uns kennt, Richter deiner Liebe werden. Ich gehe nach Frankreich. Will Anne mich begleiten? oder will Dorſets Tochter zurückkehren zu ihrem Vater? Sprich, meine Anne!

Es floſſen Thränen über die bleiche Wange der Unglücklichen. „Robert, mein Glück wohnt in dem väterlichen Lande, in dem ſtillen Genuſſe der Natur und der Liebe. O, laß es uns hier genießen und froh ſeyn! Was zwingt dich, unſre glückliche Inſel zu verlaſſen? Laß mich hier in deinen Armen, an dem verſöhnten Herzen meines Vaters, mein erhöhetes Glück in ſichrer Ruhe genießen! O Robert, Robert! geh nicht ſo hart mit meinem Herzen um!"

Ich gehe nach Frankreich, ſagte Robert mit gerunzelter Stirn. Wähle zwiſchen mir und deinem Vater! Ich gehe nach Frankreich!

„Ich bitte dich: bleib hier in meinem England!"

Ich gehe nach Frankreich! rief der unerbittliche Robert. Du magſt bleiben, wenn du willſt. Ich, Dorſet und England — alles muß wiſſen, wem du angehörſt. — Robert verließ den Saal, und gab Befehle zur Reiſe. Anne ſaß betrübt da, und jammerte: „weh, mein armes Herz! weh! Robert kennt dich nicht!“ — Sie ſchwamm in Thränen. „Ach, warum folgte ich meinem Vater nicht?“ dachte ſie ganz heimlich, und tadelte ſich ſogleich über dieſen Gedanken. „Ich bin ſein Weib!“ ſagte ſie nun: „meine Thränen werden ihn rühren; mein Gehorſam wird ſeinen Sinn beugen. Ja, ich gehe mit dir, Robert! ich gehe mit dir!“ Sie war bereit, wie ein Lamm ohne Klage zu gehorchen.

Nun, was iſt Anne entſchloſſen zu thun? fragte Robert, als er zurückkam. „Dir zu folgen,“ antwortete ſie mit der Sanftmuth eines Engels in Blick und Stimme. So biſt du mein! ſagte Robert, und drückte ſie an ſich. Sie ſtieg mit ihm zu Pferde, und am Morgen waren ſie an der Küſte des weiten Meeres.

Anne zitterte bei dem Anblick der rollenden Wogen. „Ach, Robert!“ ſagte ſie; „vertraue dich und mich doch nicht dem falſchen Meere und dem nahen Tode! Ich liebe dich: daran kannſt du nicht zweifeln. Warum ſoll nun mein Herz die unausſprechliche Angſt einer Seereiſe erdulden? O Robert, Robert! du willſt mein Herz prüfen; aber — wenn es in der Probe bräche! O, noch einmal, mein Robert; laß uns bleiben, laß uns bleiben!“

Du zitterſt vor dem Meere? Ich glaube, deinem Vater wärſt du durch einen Sturm gefolgt. Dort, über jenen Hügeln, liegt Dorſets Burg. Ich aber reiſe!

„O Robert, Robert!“ rief Anne, noch immer in Thränen; „du kennſt mein Herz nicht.“ Dann ging ſie geduldig in das Schiff. Als es vom Lande abſtieß, ergriff ſie ein Schauder. Sie ſtreckte die zitternden Hände nach dem geliebten Lande zurück, das ſie verlaſſen mußte, rief laut ihrem Vater, ihren Blumen, ihren Hügeln ein zärtliches Lebewohl zu, und ſeufzte heimlich: die Ruhe meines Lebens iſt vernichtet!

Dort, Anne, ſagte Robert, wohin wir ſegeln, dort iſt dein Vaterland; denn dein Mann ſegelt dahin. Wenn du mich liebſt, ſo richte deine Blicke vorwärts. — Seufzend wendete Anne ſich um. Ihre ſtarren Augen waren auf Frankreich gerichtet; doch ihre Seele konnte ſich nicht von dem geliebten England losreißen.

Das Schiff flog; aber nach wenigen Stunden tobte der Wind ihm entgegen, und jagte es nach der Küſte von England zurück. „O mein Schutzengel!” ſagte Anne leiſe vor ſich, als ſie das geliebte Ufer aufs neue erblickte; und eine ſtille, verlangende Hoffnung lagerte ſich in ihr Auge. Robert ſah es, und ſogleich befahl er mit finſteren Blicken, dem Winde entgegen zu rudern. Der Schiffer ſagte: es nahet ein Sturm; der Himmel iſt nicht mit uns, edler Herr. Laßt uns an Englands Küſte legen!

„Laß uns an Englands Küſte legen!” wiederholte Anne, und ſank zu Roberts Füßen. — Nach Frankreich will ich! rief Robert, und gab noch einmal mit heftiger Stimme ſeine

Befehle. Von Rudern bewegt, kämpfte das Schiff dem Sturm entgegen. Hoch thürmten ſich die Wellen, wie verſchlingende Berge, und ſchleuderten jetzt das Schiff in die Höhe, ſtürzten es dann in den Abgrund.

Die arme Anne ſaß bleich und ſtarr, und erwartete mit jedem Stoße den Tod in den Wellen. „O, mein Vater!“ rief ſie; „o, mein Vater! So leb wohl! wir ſehen uns nicht wieder! leb wohl!” Es war ihr, als ob ſie ihres Vaters Klage in den Wellen vernähme, und ſie ſtreckte ihre Arme mit Sehnſucht nach dem Ufer aus, das ſie nicht mehr ſehen konnte. Robert, der ihr Lebewohl hörte, ſagte bitter: ſie liebt mich nicht! Ihre Seufzer ſtiegen zu Dorſet, nicht Einer zu mir! Anne liebt mich nicht!

Die Küſten von England und von Frankreich waren verſchwunden; das Fahrzeug ſchwebte auf unbekannten Meeren, noch immer von dem ſchrecklichſten Sturm umhergetrieben. Still, wie ein zum Opfer gebundenes Lamm, ſaß Anne da; nur leiſe Seufzer brachen aus ihren Lippen hervor, nur einzelne

Thränen rollten von ihren Wangen. In ihrem mitleidigen, wehmüthigen Lächeln fanden die Matroſen, wenn ſie von der immerwährenden Arbeit ermatten wollten, neuen Muth und neue Stärke. Erhält uns Gott, ſagte der Steuermann, ſo haben wir es der frommen Geduld dieſes Engels zu verdanken. Jeden freudigen Schimmer von Hoffnung meldeten die Matroſen zuerſt Annen; jede Gefahr verſchwiegen ſie dem leidenden Weibe, und verbargen die eigne Angſt unter einer erkünſtelten Ruhe.

Zehn Tage und zehn Nächte hatte der Sturm gedauert; da ſahen ſie endlich in der Ferne Land. Der Sturm fing an ſich zu legen, und ein friſcher, aber wechſelnder Wind trieb ſie näher zu einer unbewohnten Küſte voll dicker Wälder. Der letzte Anker wurde geworfen, und Robert befahl: hier ſetzt uns aus! Um Gottes will'n nicht! ſagte der Steuermann; noch wehet der falſche Wind, und drohet uns neuen Sturm. Ihr ſeyd verloren, Herr Ritter, wenn Ihr an's Land geht. Der Sturm wird uns übereilen, und das Ankertau zerſprengen. Dann könnt Ihr in einer Wildniß die Beute des Hungers oder wilder Thiere werden.

Ich will ans Land! rief Robert; wer begleitet mich? — Wer ſein Leben nicht liebt! antworteten alle Matroſen, und redeten ihm zu, im Schiffe zu bleiben. Anne warf ſich vor ihm nieder. „O Robert, jetzt bitt' ich für dich ſelbſt. Geh nicht an's Land; folge dem Rathe dieſer guten Leute. O Gott! wenn das Schiff dahin flöge, und du, Robert, allein, verlaſſen, von wilden Thieren zerfleiſcht . . . Robert! um meiner Liebe willen, bleib!"

Ich will an's Land, rief Robert; der Sturm hat ſich gelegt. Anne, wirſt du deinen Mann begleiten? — So fragte Robert, und heftete dringende Blicke auf ſeine junge Gattin. Blaß, ſtumm und zitternd, reichte ſie ihm die Hand. Herr, ſagten die Matroſen jetzt, Ihr ſeyd grauſam. Wir bitten Euch, laßt Euer edles, ſanftes Weib hier. Als er unbeweglich blieb, fielen ſie vor ihm nieder. Robert befahl, das Boot auszuſetzen, und trug Annen hinein. Jetzt ſprang auch die

Hälfte der Matroſen nach, und die guten Leute ſagten: edle Frau, wir wollen mit Euch leben und ſterben.

Das Boot kam in eine Bay. Die Matroſen trugen Annen an's Land, und ſetzten ſie in den Schatten eines unbekannten Baumes. Robert ſtellte ſich neben ſie hin. Jetzt Anne, ſagte er ſanft, überwältigt von ſo vieler Liebe, und faßte ihre zitternde Hand: jetzt kenne ich dein Herz; ich habe es geprüft! Du liebſt mich. Nun wollen wir nach England, zu deinem Vater zurück. Warum ſiehſt du mich nicht an, meine Anne?

„Ach!" antwortete ſie, und heftete noch immer ſorgende Blicke auf das Schiff: „fühle mein Herz, Robert! Es ſchlägt vor unſäglicher Angſt, daß der Sturm das Schiff wegreißen möchte. Robert, Robert, wende um! Ach, du haſt mein Herz ſehr grauſam geprüft! . . . Laß uns nun zurückgehen!"

Sey ruhig, Anne! Du biſt bei mir; ſey ruhig!

„Ach, wenn ich hier allein, in dieſer menſchenleeren Oede, durch dich, Robert, . . .

O, ich bitte dich, laß uns gehen! laß uns gehen, weil es noch Zeit iſt.“

Und bliebeſt du bei mir hier gern allein, wenn es nicht anders wäre?

„Ja,“ rief Anne; „aber, laß uns eilen!“

Schon winkte der Schiffer; der Wind wurde ſtärker, das Schiff ſchwankte, die Matroſen riefen. Robert ſagte ruhig: Anne, jetzt bin ich zufrieden mit dir; jetzt kenne ich dein Herz. Laß uns gehen! — „Ja, laß uns gehen!“ wiederholte ſie ängſtlich.

Aber, ehe ſie das Ufer erreichten, ſtürmte der Orkan aufs neue. Welle auf Welle, eine höher als die andere, ſchlug an das Ufer. Alle Matroſen ſchrieen durch den Sturm: rettet erſt die Unglückliche! Sie arbeiteten mit den Rudern, daß ihre Hände bluteten, und vermochten dennoch nicht das Schiff zu halten. Die Maſten krachten, als wenn ſie zerbrächen; das Ankertau riß; das Schiff flog dahin, und ſchon nach einigen Minuten war auch der letzte Wimpel verſchwunden.

Die Matroſen, welche mit Robert am Lande waren, erhoben ein lautes Angſtgeſchrei, als das Ankertau riß, und liefen an der Küſte ängſtlich auf und nieder. Anne ſtürzte todtenbleich zurück auf den Boden, als das Schiff dahin flog. Robert faßte ſie in ſeine Arme, trug ſie unter den Schutz einiger Bäume, und rieb ihr zitternd Stirn und Schläfe. Er war vor Angſt ſo bleich, wie Anne, und ſein Herz ſchlug heftig; denn er mußte ſich geſtehen, daß dieſer Jammer ſein Werk war.

Anne ſchlug die gebrochnen Augen wieder auf. „Nun, Robert," ſagte ſie mit ſanfter Stimme; „du haſt mein Herz geprüft, und es iſt gebrochen." Sie reichte ihm bitterlächelnd die kalte Hand. „O, mein Vater!" ſagte ſie ſehr leiſe, und hob die Hand auf, als um ſie ihm zu reichen. Dann faltete ſie die Hände in ihrem Schooße, und ſah, wie es ſchien ganz ruhig, dem Sturme des Meeres zu. Robert ſtand ſchweigend neben ihr; ſeine einzige Bewegung war, daß er zuweilen zuſammenfuhr, als ob er erſchräke. Endlich warf er ſich verſinkend an die Bruſt eines Matroſen, fragte leiſe: weißt du Hülfe? und blickte in die Wolken. Gott wird uns helfen!

ſagte der Matroſe, der ſeinen Blick bemerkte. Habt nur Geduld, edler Herr! — Geduld? antwortete Robert bitter-lächelnd: die Geduld des Himmels iſt mit Annens Geduld zu Ende; denn geduldiger kann die ewige Barmherzigkeit nicht ſeyn, als das Herz, das ich zerbrochen habe.

Man ſchlug Roberten vor, Lebensmittel zu ſuchen, und er drang mit den Matroſen in das dickſte Gehölz. Sie fanden wohlſchmekkende Früchte und ſüßes Waſſer. Als ſie zurückkehrten, knieete Robert neben Annen nieder, und legte ihr mit verſchloſſenem ſtummen Schmerze die geſammelten Früchte auf den Schooß. Sie gab ihm Alles lächelnd zurück, und ſagte mit ſchwacher, matter Stimme: „eine Sterbende bedarf nichts, als eines Herzens voll Liebe! . . . Robert," ſetzte ſie ſanft hinzu: „du verſtandeſt ein Schwert zu führen; ach! mein Herz kannteſt du nicht. Es war nicht deine Schuld!" Sie reichte ihm noch einmal die Hand, ſeufzte dann: „o, mein unglücklicher Vater!" legte ihre Wange auf einen kleinen Raſenhügel, und entſchlief nach einigen Minuten. Im Schlafe wurde ſie immer bleicher; ſie zuckte ein Paarmal mit den Lippen, als ob ſie lächeln wollte, und ihre ſanfte, ſchöne Seele entfloh.

Robert ſtand in troſtloſer Verzweiflung neben dem erblaßten Leichnam, und ſeine Augen hingen ſtarr auf deſſen Lippen. Er ſprach nicht ein Wort, und hörte nicht, was die Matroſen ihm ſagten. Nach einer Stunde knieete er neben Annen, faßte ihre bleiche, ſtarre, kalte Hand, hob ſie mit einem gräßlichen Blicke gen Himmel empor, als ob er die Rache des Himmels über ſein Haupt herabrufen hörte, und blieb eine lange Zeit in dieſer Stellung. „Biſt auch du todt?“ rief er gen Himmel. Dann ſtand er auf, und fing an mit ſeinem Schwerte ein Grab zu graben. Die Matroſen wollten ihm helfen; er ſagte ihnen aber: „laßt mich! Habt ihr nicht gehört? Das Schwert verſteh' ich zu führen!“

Während der zwei Tage, die er an dem Grabe arbeitete, brachten ihm die Matroſen Waſſer und Früchte. Als es vollendet war, ging er zu Annens Leichnam, hob ihn auf, drückte ihn in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, und benetzte ihn mit zu ſpäten Thränen. „Er hatte Recht, holdes Weib!“ ſagte er in quälendem Schmerze; „er wollte dem Sturmwinde ſeine ſchöne Blume nicht anvertrauen. Dein Vater hatte Recht; ich Unmenſch bin dein Mörder!“

Langſam feierlich legte er den Leichnam in das Grab, bedeckte ihn erſt mit Blumen, und warf dann, immer weinend, Erde darüber. Auf den Grabhügel wälzte er mit der angeſtrengteſten Kraft einen Stein, und errichtete ihn zum Denkmahl. Dann ſaß er einige Tage davor, und grub mit ſeinem Dolche mühſam die Worte hinein:

„Hier begrub Robert Macham ſeine Gattin Anne Dorſet. Sein unmenſchlicher Stolz zerbrach Ihr weiches Herz. Lerne früh weinen, Menſch! Zu ſpäte Thränen führen zum Selbſtmord.“

Er kniecte an dem Steine nieder, umfaßte ihn oft, und benetzte ihn mit Thränen der ſchmerzlichſten Reue. Dann reichte er einem Matroſen, der bei ihm war und ihm mit naſſen Augen zuſah, die Hand, fliſterte: „bete für mich, daß ſie mir vergiebt!“ ging an den Meeresſtrand hinunter, und kam nicht wieder. Drei Tage lang ſuchten ihn die Matroſen und ſein alter Knecht. Sie ſahen ſeinen Federbuſch und ſeine Schärpe am Fuß eines ſteilen hohen Felſen ſchwimmen, und mußten nun glauben, er habe ſich in das Meer geſtürzt.

Die Matroſen baueten am Seeſtrande Hütten von Zweigen und abgehauenen, jungen Bäumen, ſtopften Moos in die Oeffnungen, lebten von Waſſer, Früchten und Vögeln, die ſie in Schlingen zu fangen lernten, und hofften geduldig auf die Rückkehr ihrer Gefährten. Wollten ſie einmal verzweifeln, ſo ſetzten ſie ſich an den Grabſtein, und ein Geſpräch von Annens himmliſcher Sanftmuth gab ihren Herzen wieder auf Monate Geduld, zu leiden und zu hoffen.

Auch ihre Gefährten waren nicht glücklich. Der Sturm hatte ſie gegen Norden getrieben. Als er nachließ, rief der Steuermann alle ſeine Leute auf das Verdeck, und hielt Rath, was zu thun ſey. „Anne Dorſet retten, oder ſterben!" riefen alle aus Einem Munde. Der Schiffer freuete ſich über den Entſchluß ſeiner Mannſchaft; denn noch war das Bild der ſanften, geduldigen, ſchönen Anne nicht eine Minute von ſeinen Augen entfernt geweſen. Und wie konnte er ſie vergeſſen? Roberts Knecht hatte zu oft durch Erzählungen von ihrer himmliſchen Güte Thränen aus ſeinen Augen gelockt!

Er ſteuerte wieder in die Gegend, wo das unbekannte Land liegen mußte; aber ein ungünſtiger Wind trieb ihn ſeitwärts, und das Schiff fiel einem Korſaren in die Hände. Der Räuber brachte es nach Marokko, wo die Engländer ſämmtlich als Sklaven verkauft wurden.

Der Steuermann lernte bei ſeinem Herrn einen Spanier kennen, der ebenfalls im Hauſe Sklav war. Ein gleiches Schickſal gab ihnen Vertrauen zu einander; die Redlichkeit ihrer Herzen ſchloß den Bund der Freundſchaft feſt, und gegenſeitige Dienſte machten ihn unauflöslich. Beide erzählten einander ihren Lebenslauf. Der Schiffer eilte über ſeine eigenen Begebenheiten ſchnell hinweg, um deſto länger bei Annens unglücklichem Schickſal, das er aber nicht völlig kannte, zu verweilen. Bei dem Namen Anne benetzte ſich ſein Auge; er rang die Hände, wenn er an ihre Verlaſſenheit in dem wüſten Lande dachte, und vergaß über ihre Noth der eigenen Feſſeln. „O,“ ſagte er, und umfaßte ſeinen Freund; „nur, um dieſen Engel zu retten, wünſcht' ich mir die Freiheit wieder. Sieh, noch tauſend Jahre wollt' ich in Ketten ſchmachten, wenn ich dies Weib befreiet hätte.“ So vergaß er oft ſein eignes Schickſal, um über ein fremdes zu trauern, das er tief in das Herz des Spaniers prägte.

Endlich entfeſſelte der Tod den mitleidigen Steuermann. Sterbend ergriff er des Spaniers Hand, und die ſtammelnde Lippe beſchwor ihn, Annen zu befreien, wenn das Schickſal ihn aus ſeinen Ketten erlöſe. Der Spanier verſprach es. Sein ſterbender Freund bezeichnete ihm noch einmal die Gegend, wo die Inſel liegen müſſe, drückte ihm die Hand, und ſtarb mit dem Namen: Anne Dorſet, auf den Lippen.

Ein Fremder, der Annen nie geſehen hatte, vergaß ſie nicht, weder unter der Laſt ſeiner Ketten, noch in der glücklichen Stunde, da ſie ihm endlich abgenommen wurden. Er kehrte nach Spanien zurück, und erregte dort durch ſeine außerordentlichen Schickſale das Mitleiden der Großen. Viele, denen er ſie erzählte, beſchenkten ihn reichlich. Der König bot ihm ein Jahrgehalt und eine Ruheſtätte in einem ſeiner Schlöſſer an. Er nahm jenes, ſchlug aber dieſe aus, weil er noch eine Reiſe machen mußte, um Annen zu retten.

Tauſendmal hatte er Annens Geſchichte erzählt, tauſendmal Thränen dabei vergoſſen und Thränen in die Augen der Zuhörer gelockt. Er ſprach nun viel von der Fruchtbarkeit des Landes, das er aufſuchen wolle, und von dem Golde, das in deſſen Bergen liege; denn er glaubte, auch durch die Hoffnung zu Gewinne wirken zu müſſen. Dichter beſangen Annens Schickſal in einer rührenden Romanze; aber nur das Volk hörte ſie mit vergeblichen Thränen, und mit unfruchtbaren Wünſchen für Annens Rettung. Die Großen lächelten, und hielten den Erzähler für einen Thoren oder einen Betrieger.

Der Spanier verließ endlich ſein Vaterland aufs neue. Er ging nach Portugal, und ſein gutes Schickſal führte ihn zu Don Juan Gonſalvo Zarko. Dieſer Mann wurde durch Annens Geſchichte gerührt. Als der Spanier das ſah, warf er ſich vor dem edeln Portugieſen nieder, und beſchwor ihn mit Thränen, welche die Wahrheit ſeiner Erzählung beſtätigten, Anne Dorſet zu retten. Don Juan ſprang auf, und rief: ich will! Der Spanier ſagte freudig: ich bin Euer Begleiter!

Das Schiff wurde gekauft, bemannt, mit Lebensmitteln auf einige Monate verſehen und die Erlaubniß des Hofes zu der Entdeckungsreiſe bewirkt. — Der edle Portugieſe ſchiffte ſich mit ſeinem Spanier ein, der das Schiff nur nach den Erzählungen des Engländers leiten konnte, ſo daß Monate vergingen, ehe man etwas Anderes ſah, als Himmel und Waſſer.

Endlich ruft ein Matroſe: Land! Der Spanier iſt, wie im Fluge, auf dem Verdeck. Als man näher kommt, jauchzt er laut: das iſt es! das Land der Thränen, wo Anne Dorſet weint! — Er kannte die Inſel an den Bergen, den Wäldern, den Buchten, den Felſen, die der Engländer ihm tauſendmal beſchrieben hatte.

Sie ſegelten näher, legten an, und das Freudengeſchrei von ſechs, in Blätter und Vogelfelle gekleideten Menſchen empfing ſie.

„Wo iſt Anne Dorſet?“ fragte der Spanier dringend. Er ſtand, eben als er das fragte, an ihrem Grabe, das Roberts Knecht ihm traurig zeigte. Der Spanier las die Inſchrift, ſank an dem Steine nieder, und benetzte ihn mit Thränen.

Der edle Don Juan ſah gerührt dem ſchönen Schauſpiele eines ſo ſeltenen Mitleidens zu. Er nannte das neu-entdeckte Land: die Thränen-Inſel, belud das Schiff mit ihren Erzeugniſſen, nahm die ſechs Engländer auf, und kehrte ſchnell nach ſeinem Vaterlande de zurück. Die Inſel hieß nicht länger als einige Jahre, und nur bei Dichtern, die Thränen-Inſel. Nachfolgende Seefahrer nannten ſie, wegen ihrer dichten Wälder, die Holzinſel, von dem Portugieſiſchen Worte: Madera, Holz.

Als die Engländer in ihr Vaterland zurückkehrten, hatte Gram den alten Dorſet ſchon getödtet, und nur Annens Bruder erhielt endlich die traurige, lange gefürchtete Nachricht von dem Schickſal und dem Tode ſeiner Schweſter. Er bauete ihr ein Denkmahl in dem Erbgewölbe der Dorſets, und ſtellte ihr eine Leichenfeier an, bei welcher den leeren Sarg die heißeſten Thränen benetzten.

Zu Madera iſt noch jetzt Annens Grab, in der Bay, wo die Schiffe anlegen, um Waſſer einzunehmen; und die Quelle heißt noch jetzt: die Annen-Quelle. Um das Grab her ſtehen die Weinſtöcke, welche die Portugieſen in die Aſche der niedergebrannten Wälder pflanzten, und aus deren Trauben der ſüße Maderawein gepreßt wird.

Jedes Mädchen, das ein Glas von dieſem lieblichen Weine an die Lippen ſetzt, denke an die unglückliche Anne Dorſet, und ſage: die Erfahrung des Alters iſt doch weiſer, als die Liebe des jugendlichen Herzens!

VII.

Verbrechen aus Leichtſinn.

Verbrechen aus Leichtſinn.

Der ältere Cashill lebte bei Roſſe in Irland auf ſeinen Gütern, die mit dem väterlichen Titel ſein Erbe geworden waren; der jüngere Bruder, George, wohnte in Dublin. Beide Brüder waren von Kindheit an keine Freunde geweſen, und ſahen zuletzt einander gar nicht. Zwei Reiſen nach Indien, und richtig durchdachte Handelsunternehmungen hatten den jüngeren reich gemacht. Er war in ſeiner Jugend von einem Mädchen, das er zärtlich liebte und das er auch im Alter noch nicht vergeſſen konnte, auf eine boshafte Weiſe betrogen worden, und deshalb unverheirathet geblieben. Auch hatte er faſt keinen Freund, außer einem alten Matroſen, der ihm einmal das Leben gerettet, und jetzt bei ihm wohnte.

Von Natur war er ſanft; aber widrige Schickſale hatten ſeine Sanftheit in Ernſt verwandelt. Da er nichts langweiliger fand, als die Geſellſchaft, ſo lebte er einſam und zurückgezogen. Seines Reichthums ungeachtet, arbeitete er täglich mehrere Stunden, wie ein Taglöhner, „um," ſagte er zu ſeinem Bruder, der den Kopf darüber ſchüttelte, — „um Reichthum im Falle der Noth entbehren zu können." Er hatte dreimal eine Stelle im Parlamente gehabt und ſich mit eiſernem Muthe jeder Bedrückung, jeder harten Maßregel widerſetzt; und dennoch war er nicht von der Oppoſitions-Parthei zu gewinnen geweſen. „Ich gehöre weder euch," ſagte er, „noch dem Hofe; ſondern meinem Vaterlande." Und ſo war es.

Seinem Bruder, der gern für Dublin zum Mitgliede des Parlaments gewählt ſeyn wollte, widerſetzte er ſich ganz öffentlich, und brachte es dahin, daß er nicht gewählt wurde. Als der Bruder ihm bittre Vorwürfe darüber machte, faßte George freundlich ſeine Hand, und ſagte: „es hat mir weh gethan;

aber es war nicht anders. Gerechtigkeit iſt mehr, als Liebe, und der Menſch geht über den Bruder."

Und was haſt du von deiner Gerechtigkeit? fragte der ältere bitter. — „Ruhigen Schlaf (das will viel ſagen), und den Beifall meines alten Tom (ſo hieß ſein Freund, der Matroſe), des redlichſten Menſchen in Großbritannien." — Der Miniſter haßt dich aber. — „Das ſollteſt du dem Miniſter vorwerfen!" — Du weißt, wie lang ſein Arm iſt. — „Er reicht nicht über das Grab hinaus." — Aber er kann dein Glück zerſtören. — „Nun, ich arbeite ja eben darauf hin, daß er das nicht mehr können ſoll." — Wirſt du es dahin bringen? — Ich zweifle; aber darf es mich kümmern, ob ich es dahin bringe, oder nicht? Mich kümmert meine Pflicht, ſonſt nichts." — Pflicht! Pflicht! ſagte dann der Bruder noch einige Male lächelnd, als ob er dieſer Vorſtellung ſpottete; doch im Herzen fühlte er ſelbſt die Majeſtät dieſes Wortes, ſo ſelten er auch that, was er als ſeine Pflicht anerkannte.

So ſtritten beide Brüder immer, wenn ſie beiſammen waren, und gewöhnlich gingen ſie, der ältere erbittert, der jüngere ruhig ſchweigend, aus einander. Ein Prozeß, den der ältere mit einem Gutsnachbar führte, und bei dem ſein Bruder die Parthei des Gegners nahm, weil dieſer Recht hatte, machte den Bruch zwiſchen beiden Brüdern unheilbar. Sie ſahen einander nicht wieder; aber der ältere war von der Redlichkeit ſeines Bruders ſo feſt überzeugt, daß er ihn auf dem Sterbebette zum Vormunde ſeines Sohnes ernannte, und ihm unbeſchränkte Gewalt über ſein Vermögen gab.

Der Sohn fand es äußerſt ſonderbar, daß ſein Vater ihn einem Manne unterwarf, den er ſelbſt, als er noch lebte, ſo oft für einen finſtern Tollkopf, für einen grillenhaften Feind des Vergnügens erklärte. Er hatte von Jugend auf ſeines Vaters Unwillen gegen den Oheim eingeſogen. Jetzt, da er von dieſem abhängig geworden war, haßte er ihn noch ſtärker, und ſein Haß wurde brennend, als der Oheim ihm befahl, nicht wieder nach London zu gehen, ſondern nach Dublin zu kommen.

Eduard (ſo hieß der Neffe) war kein übler junger Menſch, nur äußerſt leichtſinnig. Er hatte Talente, aber keine Arbeitſamkeit; er war großmüthig, aber ohne Grundſätze; nicht laſterhaft, aber auch kein Feind des Laſters. Von der Unabhängigkeit hatte er hohe Begriffe; noch höhere von ſeiner eigenen Lebensklugheit. Er fühlte, daß er nicht geneigt war, etwas Uebles zu thun; und ſo, glaubte er, müſſe er Alles thun dürfen, was er wolle. Ich bin, dachte er, ſo tugendhaft, als es ein Menſch von Ehre zu ſeyn braucht, der das Vergnügen nicht abgelobt hat und fröhlichen Genuß für den Zweck des Lebens hält.

Er kam unwillig in Dublin an, und wurde von ſeinem Oheim mit einer gütigen Ruhe empfangen. Die einfache Art, womit der Oheim ſeine Gedanken ausdrückte, der ruhige Ernſt in ſeinem Geſichte, die Kälte, die Anſpruchloſigkeit in ſeinem ganzen Weſen: das Alles hielt Eduard für Eingeſchränktheit des Sinnes. Zwar hatte er ſehr hohe Begriffe von der Gerechtigkeit ſeines Oheims, und von deſſen Tugend überhaupt, mit nach Dublin gebracht; doch auch dieſe verminderten ſich, da er den Oheim weder von ſeinen edeln Handlungen reden hörte, noch jemals eine von ihm entdecken konnte. Pah! ſagte der junge Menſch; er hält ſich keine Mätreſſe, und betriegt nicht: das iſt alles. Er geht einfach gekleidet, und gräbt ein Paar Stunden im Garten; das iſt am Ende die hohe Tugend, der alle meine Wünſche, alle meine Gefühle aufgeopfert werden. Wohin doch mein Vater gedacht haben mag, daß er dieſe finſteren Runzeln für Tugend halten konnte!

Bei dem Allen war Eduard Anfangs doch zufriedener mit ſeinem Oheim, als er ſeyn zu können gehofft hatte; denn er bekam nur einige Lehren über die Unerfahrenheit, über den Leichtſinn der Jugend, und hatte übrigens Freiheit, zu leben, wie er wollte. Wie natürlich, ſchwärmte Eduard zuweilen, und das Geld, das ſein Oheim ihm beſtimmt hatte, reichte nicht hin. Der Alte bezahlte die Schulden; aber bei dieſer Gelegenheit berechnete er dem jungen Menſchen ſehr weitläuftig, wie viel Gutes mit einer ſolchen Summe gethan werden könnte. Dieſe Predigten wurden nach und nach ernſthafter, und Eduard fand ſie unerträglich. Ich thue nichts Böſes, ſagte er mit Verdruß zu ſeinem Oheim.

„Was willſt du damit ſagen?" fragte dieſer, und heftete die Augen ſtarr auf ihn. „Den Ruhm theilt der Stuhl, auf dem du ſitzeſt, mit dir. Ja, du thuſt Böſes; denn du thuſt das Gute nicht, das dir zu thun vergönnt iſt. Du verſchwendeſt Summen, welche ganze Familien glücklich machen könnten; du verſchwendeſt ſie, ohne dadurch ſelbſt glücklich zu werden."

Eduard gerieth in Hitze, und ſagte endlich: das Vermögen iſt mein.

„So ganz wohl nicht," erwiederte ſein Oheim kalt, und gab ihm einen Anhang zu ſeines Vaters Teſtament zu leſen, worin er (der Bruder) zum unumſchränkten Herrn und Erben des Vermögens gemacht war, eine Summe ausgenommen, von welcher der Sohn ſchon längſt die Hälfte verſchwendet hatte.

Der junge Menſch fühlte mit bittrem Unwillen, wie abhängig er von ſeines Oheims Güte war.

Noch unwilliger würde er geworden ſeyn, wenn er erfahren hätte, daß er mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit beobachtet wurde. Der Oheim wußte ſehr genau, welche Geſellſchaften ſein Neffe beſuchte, wohin er ritt und fuhr, was für Plane er hatte, und welche Mittel er zur Ausführung wählte. Der alte Matroſe, ein Paar ſehr treue Bedienten, und einige unbekannte Menſchen, denen der alte Cashill wohlgethan hatte, verfolgten den Jüngling ohne ſein Wiſſen, wohin er ging. So kannte der Oheim alle ſeine Thorheiten, ehe ſie noch ausgeführt wurden; und es freuete ihn, daß er den jungen Menſchen nur auf Thorheiten ertappte.

Eine große Unbeſonnenheit brachte endlich die Sache zur Sprache. Der Oheim machte jetzt dem Neffen nicht nur über dieſe Eine Vorſtellungen, ſondern auch über alle andern, die er begangen hatte. Dabei zeigte er ihm, welche üble Folgen manches Unternehmen für ihn hätte haben können, verſchwieg ihm aber, daß er wirklich dieſe Folgen abgewendet hatte. Eduard mußte endlich zugeben, daß er leichtſinnig wäre; aber er that das mit Lächeln. „Leichtſinn,“ ſagte der Oheim ſehr ernſt, „iſt eben kein Fehler, den man mit Lachen geſtehen kann; denn gerade aus ihm macht ein Zufall, oder eine Leidenſchaft, ſehr oft ein Verbrechen. Dein Herz iſt nicht boshaft, mein Sohn; aber glaube mir, es werden mehr Verbrechen aus Leichtſinn, als aus Bosheit begangen. Du berufſt dich auf deine Freigebigkeit, dein Mitleiden, deine Großmuth. Das Alles aber iſt nicht Tugend. Wer wäre nicht tugendhaft, wenn einzelne tugendhafte Handlungen zu dieſem ehrwürdigen Titel berechtigten! Seine Pflichten erkennen und erfüllen, iſt Tugend; nicht, dem ungewiſſen Antriebe eines bewegten Herzens folgen. Wenn du einer unglücklichen Familie, die ein Zufall vor deine Augen bringt, mit eigener Aufopferung deine Börſe giebſt, ſo haſt du eine *edle Handlung* begangen; aber darum biſt du noch kein *edler Menſch*.“

Sichern denn kalte Grundſätze gegen alle Vergehungen? fragte Eduard ein wenig ſpöttiſch.

„Nicht immer. Dich aber, mein Sohn, ſichert gar nichts. Wenn eine Leidenſchaft dich zu einer ſchlechten Handlung antreibt, ſo wird dein Leichtſinn dich, wie ein gebundenes Opferthier, hingeben.“ Eduard lächelte über dieſe Prophezeiung; ſie wurde aber nur allzu bald erfüllt.

In dem Hauſe des Oheims lebte ein junges Mädchen, Namens Betty, von der niemand wußte, wer ſie war. Nach der Liebe, mit welcher der alte Cashill ſie behandelte, hielt man ſie für ſeine Tochter; ſie war aber die Tochter einer Jugendfreundin, die er mit der innigſten Zärtlichkeit geliebt, und die ihn betrogen hatte. Cashill entdeckte, daß ſeine Geliebte ſchwanger war. Sie vertrauete auf die Verſprechungen ihres Verführers, eines wilden jungen Menſchen, und behandelte den treuen Cashill mit bitterem Spotte. Er verließ ſie nun; aber auch von ihrem Verführer wurde ſie verlaſſen. Sie gebar eine Tochter, und ſank nun von Elend zu Elend, bis in den Abgrund der Verzweiflung. Endlich ſchrieb ſie an Cashill; und er eilte an den Ort ihres Aufenthaltes, den er bisher durch alle Nachforſchungen nicht hatte entdecken können. Er fand ſie von Schande, Gram und Mangel entkräftet. Sie ſtarb nicht lange nachher in ſeinen Armen, und mit dem Troſte, daß ihr Kind an dem redlichen Mann einen guten Vater gefunden hatte.

Cashill nahm die Tochter der treuloſen Geliebten zu ſich, und erzog ſie mit der väterlichſten Sorgfalt, doch auf ſeine Weiſe. Ihr Verſtand war jetzt ſehr gebildet, aber — ſehr natürlich. Sie hatte in der frühen Jugend wenig geleſen, und faſt Alles, was ſie wußte, nur aus Unterredungen mit ihrem Pflegevater gelernt. Ihr Herz war einfach und voll Güte, ihr Charakter feſt und ſtark, obgleich dabei ſanft und lenkſam. Beſcheidene Demuth und züchtige Zurückgezogenheit ſchienen ihrem Erzieher die Krone der weiblichen Bildung; und dieſe hatte er ihr gegeben. Ihre Kleidung war ſehr einfach, und weit unter

Cashill's Stande; man hätte das Mädchen nur für die Tochter eines wohlhabenden Handwerkers halten ſollen. In allen weiblichen Arbeiten hatte ſie außerordentliche Fertigkeit. „Betty," ſagte Cashill oft, „deine Hände und dein Fleiß ſind deine ganze Ausſteuer für das Leben." Nach ſeinen Begriffen von dem, was zur weiblichen Bildung gehöre, hatte er ſie, außer den gewöhnlichen Arbeiten, nur zweierlei lernen laſſen: ſie ſang ſehr fertig, und ſprach ihre Mutterſprache ſehr richtig und mit einem ſehr angenehmen Organe. Sie war nichts weniger, als ſchön; doch in ihrem Geſichte lag der unverkennbare Ausdruck von Herzensgüte, Unſchuld und ruhiger Heiterkeit.

Der junge Cashill lebte ſchon ein halbes Jahr mit Betty in Einem Hauſe, ohne etwas Anderes von ihr bemerkt zu haben, als daß ſie fleißig, gehorſam, und kurz von Worten war. Er achtete nicht auf ſie, weil nichts an ihr glänzte.

Bei einer kleinen Unpäßlichkeit ſeines Oheims bemerkte er ſie zuerſt. Er kam in das Zimmer des Kranken, und fand Betty mit dem

dem Matroſen an ſeinem Lager. Sie legte, als Eduard herein trat, ein Buch hin, aus dem ſie vorgeleſen hatte, Pope's Verſuch über den Menſchen. Er erkundigte ſich nach des Oheims Befinden, und ſetzte ſich nieder.

Der Oheim befahl nun dem Mädchen, weiter zu leſen. Betty las; und noch niemals hatte Eduard ſo ſchön, ſo natürlich vorleſen hören. Sie traf mit ihrer Stimme jeden Ausdruck der Gedanken und der Gefühle auf das genaueſte. Bald unterbrach der Kranke das Vorleſen mit einer Anmerkung, die ſich auf ein vorhergegangenes Geſpräch bezog und auf die Betty etwas erwiedern mußte. Sie ſagte freilich nur einige Worte; aber der Sinn dieſer Worte war rein, ſchön und treffend.

Der junge Cashill ſah ſie an, und bemerkte heute zum erſten Male, daß ſie ein ſehr liebliches Geſicht hatte. Er ſagte ihr nachher etwas Artiges über ihr Leſen; und ſie antwortete mit Beſcheidenheit, aber ſehr gut. Als er nun einmal aufmerkſamer auf ſie geworden war, bemerkte er auch bald, daß ſie vortrefflich ſang, aber erſt ſpäter, daß ſie förmlich Muſik gelernt hatte. Dieſes Talent erregte bei ihm mehr Achtung für Betty, als ihre Tugenden. Bisher hatte er ſie ſo nachläſſig behandelt, als er es bei ihrer Kleidung thun zu dürfen glaubte; jetzt behandelte er ſie mit Achtung, und wurde nun neugierig genug, ſich bei dem Oheim nach ihren Verhältniſſen zu erkundigen. „Eine unglückliche Waiſe!" das war Alles, was der Oheim ſagte.

Betty war jetzt dem jungen Eduard intereſſant geworden, und ſogleich bot er ihr ſeine Börſe zu beſſerer Kleidung an. Als ſie ſein Anerbieten mit Beſcheidenheit ausſchlug, drang er in ſeinen Oheim, das Mädchen doch beſſer zu halten. Dieſe Virtuoſin in ſolcher Kleidung! ſagte er.

„Sieh da!" ſagte der Oheim." Kaum haſt du bemerkt, daß Betty ein Talent der großen Welt hat, ſo iſt dir ihre Kleidung zu ſchlecht. Daß in ihrem Kopf ein Geiſt wohnt, und in ihrer Bruſt ein Herz ſchlägt, wofür eine Krone noch kein Schmuck ſeyn würde: das hätteſt du alle Tage ſehen können, ſehen müſſen, und haſt es dennoch nicht geſehen. Iſt das Gold, ſo rein es auch ſeyn mag, nicht gerade ſo ausgeprägt, wie Ihr es gewohnt ſeyd, ſo geht Ihr kalt dabei vorüber. Daß Betty ſingen kann, iſt eine Armſeligkeit; aber daß ſie denkt, fühlt, daß ſie Charakter hat, das, das . . . Kurz, ſie ſoll und will nicht anders gekleidet ſeyn." Der Oheim ſprach nun mit großer Wärme von den Tugenden des Mädchens; und da er nur ſelten lobte, ſo mußte das dem Neffen um ſo mehr auffallen.

Er ſuchte nun Gelegenheit, Betty allein zu ſprechen, und als er ſie geſprochen hatte, geſtand er ſich mit Vergnügen, daß in ſeiner ganzen Bekanntſchaft kein ſo geiſtvolles und wirklich liebenswürdiges Mädchen ſey. Doch ihr Ernſt, ihre Beſcheidenheit und ihre Ruhe ſtießen ihn wieder zurück. Er achtete ſie, er liebte aber nur die flatterhaften, lachenden weiblichen Geſchöpfe ſeines Umgangs.

Das neue Verhältniß, in welches er mit Betty gerathen war, machte ihn indeß mit ihr bekannter. Er ſpielte den Flügel; ſie ſang bisweilen dazu, und ſelbſt der Oheim nahm mit Vergnügen Theil an dieſer Unterhaltung. Aus dem Spielen wurden Geſpräche, welche Betty, als ſie nach einiger Zeit zutraulicher geworden war, mit einem ſehr heiteren Witze belebte. Eduards Achtung für ſie wurde größer, und nahm immer mehr die Natur des Wohlwollens an. Ihr Geſicht ſchien ihm mit jedem Tage angenehmer zu werden. Er wußte nicht, wo er bisher die Augen gehabt hatte; denn er ſah auf einmal, daß ihre Figur ſehr ſchön war. Es fehlt dieſer Figur nichts, ſagte er ſelbſt zu ſeinem Oheim, als ein Tanzmeiſter. — Der Oheim lächelte: „Tanzmeiſter? Ich will dir ſagen, was du an der Figur fehlerhaft findeſt: das Züchtige, das Beſcheidene in der Stellung, den ſicheren Blick der ſchamhaften Unſchuld, der dich hindert, ihre Hand zu faſſen, ihren Arm zu betaſten. Das! und dann die züchtige Kleidung!"

Eduard lächelte; ſein Oheim hatte ſehr richtig geſehen. Er betrug ſich gegen Betty beſcheidener, weniger zudringlich, achtungsvoller, als gegen andre Frauenzimmer, ob ſie gleich ſehr wahrſcheinlich von geringem

Stande, vielleicht die Tochter eines Handwerkers, und ſo ſchlecht gekleidet war. Ihm ſelbſt blieb es unbegreiflich, warum er das that, bis ſein Oheim ihm das Räthſel löſte. „Ihr jungen Flüchtlinge,“ ſagte dieſer, „liebt alles an einem Mädchen, nur das Einzige nicht, was allein liebenswerth iſt: die Tugend; und eben dadurch ſagt Ihr ſehr deutlich, wie ſinnlich Ihr ſeyd. Ich glaube zum Exempel, Du liebteſt Betty ſchon ſeit einigen Monaten, wenn ſie nicht ſo tugendhaft wäre.“ Eduard ſtritt dagegen; als er aber nachdachte, fühlte er, daß es ſich wirklich ſo verhielt, wie ſein Oheim ſagte.

Der Oheim ſah es nicht ungern, daß ſein Neffe aufmerkſam auf Betty geworden war. Er liebte den Jüngling väterlich, und glaubte ihn nicht glücklicher machen zu können, als durch die Hand dieſes tugendhaften Mädchens. Mit großem Vergnügen bemerkte er auch, obgleich nur an kleinen, leichten Zügen, daß ſein Neffe dem Mädchen nicht ganz gleichgültig geblieben war. Indeß that er nichts, um dieſe aufkeimende Liebe zu befördern, ſondern überließ ſie den Herzen der beiden jungen Leute und der Natur; im Gegentheil ſuchte er bei dem Neffen den Gang der Empfindungen für Betty ſogar aufzuhalten. „Man liebt in der Welt,“ ſagte er zu dem alten Tom, „wie man jetzt bauet: man eilt, läßt nichts trocknen, nichts ſich ſetzen; und die Gebäude fallen ein, wenn ſie kaum unter Dach ſind. Aber eine Liebe, wie ich hoffe, daß mein Neffe ſie für Betty haben ſoll, die ſo langſam entſteht, ſo langſam fortſchreitet, iſt für die Ewigkeit gemacht. — Gott gebe es!“ ſetzte er hinzu. Gott gebe es! wiederholte der alte Matroſe.

Der kluge Oheim hatte Recht. Eduard gewann für Betty eine ſehr innige Liebe, die in ihrer Natur unüberwindlich ſeyn mußte, da nicht Schönheit, nicht Sinnlichkeit, ſondern Achtung, ſie erzeugt hatte, und da ſie ſo langſam gewachſen war. Als aber Eduard bemerkte, daß er Betty liebte, nahm ſeine Leidenſchaft (worauf der Oheim nicht gerechnet hatte) die Natur ſeines Herzens an: ſie wurde ſinnlich. Noch hatte er indeß keinen Plan gemacht; er fürchtete den Ernſt ſeines

Oheims, und den Abſcheu, den dieſer vor jeder Verführung eines unſchuldigen Mädchens bezeugte.

Der Oheim glaubte, ſobald Eduard Betty'n liebe, ſey Alles gethan. Nach ſeiner Denkungsart konnte er nicht darauf fallen, daß die Herkunft oder die Armuth des Mädchens ein Hinderniß der Verbindung ſeyn könne; und das war ſie doch allerdings in den Augen des jungen Menſchen, bei dem ſein Vater ſchon in der frühen Jugend Stolz auf Rang erweckt hatte.

Um ſeinen Oheim zu ſchonen, und ſelbſt aus Achtung für Betty, wagte es Eduard ſogar, ſeine Liebe zu unterdrücken, und ſchwärmte in dieſer Abſicht außer dem Hauſe umher; doch die Reitze des Mädchens zogen ihn mit ſanfter Gewalt immer wieder zurück. Bei jedem Verſuche, Herr ſeiner Leidenſchaft zu werden, fühlte er ſie nur mächtiger, und bekam mehr Muth, die Unſchuld des Mädchens zu verderben. Er merkte, daß dieſes Unternehmen nicht leicht war; aber er rechnete auf des Mädchens kindliche Unſchuld, die keinen

Betrug ahnete, und auf ihre Liebe zu ihm, die er ſchon in manchem kleinen Zuge bemerkt hatte.

Dieſen Plan bildete er nicht aus; er fand ihn ſchon in ſeiner Seele liegen, weil er die Begriffe der großen Welt von der Liebe hatte. Mit jedem Tage drängte er ſich näher und vertraulicher an Betty, und ſchmeichelte ihr, ohne ihr aber je zu ſagen, daß er ſie liebe. Zwar zeigte ſie ihm Zutrauen, und lächelte über ſeine Schmeicheleien; aber er kam dadurch nicht weiter. Sie wußte jede vertrauliche Stellung auf eine ſanfte, artige Weiſe zu vermeiden; und da er ſie emſig aufſuchte, wenn ſie allein war, ſo traf er ſie faſt nie mehr allein, verlor nach und nach, was er ſchon bei ihr gewonnen hatte, und ſah ſie immer ernſter werden.

Nun erklärte er ihr ſeine Liebe, und mit einer ſo hinreißenden Gewalt, daß ſie anfing zu wanken, und ihre Hand auf die Augen legte, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Anſtatt ihm zu antworten, warf ſie nur Einen Blick auf ihn, der aber in ſtille, glühende Liebe getaucht war. Als er in ſie drang, fühlte ſie ſich erſchüttert; denn ſie liebte ihn ſchon längſt, und der ſeligſte Augenblick ihres Lebens war jetzt gekommen. Er hielt ſie ſchon in ſeinen Armen; ſie beugte ſich ſchon, von ihrem Herzen halb überwältigt, an ſeine Bruſt. Als er ſie aber noch heftiger drängte, ſeufzte ſie: „ach, ich weiß ja nicht, ob Ihr Oheim es billigen wird.“ — Mein Oheim? ſagte er, halb vor ſich; gewiß nie!

„Nie?“ wiederholte Betty. „Nie?“ und es drang ein Seufzer aus ihrem Herzen. „O, wenn ſie das wußten,“ ſetzte ſie mit einem zärtlichen Vorwurfe hinzu, „ſo war es grauſam, mich . . .“ Sie ſchwieg erröthend, machte ſich ſanft aus ſeinen Armen los, und ging ſchluchzend in ihr Cabinet.

Betty liebte den jungen Eduard, und wußte noch gar nicht, wie ihr Pflegevater dieſe Leidenſchaft aufnehmen würde. Sie fühlte unter heißen Thränen, daß ſie auf immer unglücklich wäre, wenn Eduard die Wahrheit geſagt hätte; aber, trotz ihrem widerſtrebenden Herzen, ſiegte dennoch die Pflicht. Nach einer Stunde ging ſie zu dem alten Cashill, und erkünſtelte eine Ruhe in ihrem Geſichte, die ſie nicht hatte; denn ſie wollte ihrem Wohlthäter, deſſen Herz ſie kannte, einen kummervollen Augenblick erſparen, und wenn er ſie auch zu einem ganzen Leben voll Unglücks verurtheilen müßte. Sie erzählte dem ehrwürdigen Alten, daß ſein Neffe ſie liebe. — „Hm und du, Betty?“ — Sie erzählte, daß er ihr ſeine Liebe erklärt habe. — „Hm! und du, Betty?“ Sie gerieth in Verwirrung, und ſchwieg. „Und du, Betty, du? Genug von Eduard. Aber du?“ — Ich, ſagte ſie ſcherzend, ich erzähle Ihnen das, lieber Vater, daß Sie ihre Maßregeln darnach nehmen ſollen.

„So?“ erwiederte der Alte, und legte ſeine Hand unter ihr Kinn. „Nun denn! und welche Maßregeln ſoll ich ergreifen? Was meinſt du?“ — Es fielen ein Paar Thränen in ſeine Hand, die ſie nicht länger zurückhalten konnte. „Du liebſt ihn alſo! Das ſagen doch dieſe Thränen?“ fragte Cashill ernſt. — Lieber Vater, antwortete ſie, und küßte ſeine Hand: ich liebe nichts in der Welt ſo ſehr, als Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit mit mir. — „Nun wohl! Aber nächſtdem doch auch Herrn Eduard Cashill? . . . Betty, würde ich ſo fragen, wenn ich es nicht gern ſähe, daß du ihn liebſt?“ (Sie ſank vor Freude zitternd an ſeine Bruſt.) „Betty, Betty! womit hat dein Vater dieſes Mißtrauen verdient?“ — Ach, mit nichts, als mit ſeiner zu großen Liebe für mich. — Hm! das iſt ein Compliment; und ich will Wahrheit.“

Betty erzählte ihm nun, daß ſein Neffe verſichert habe, er werde dieſe Liebe nie billigen. Das fiel dem Alten auf; denn ſo verſchwiegen er auch gegen Betty geweſen war, damit ſie gänzlich ihrem Herzen folgen könnte, ſo hatte er doch den Neffen in jener Unterredung ſchon deutlich genug merken laſſen, daß er ſeinem Herzen keine Gewalt anthun werde. „Alſo der zweifelt! mein Neffe alſo!“ ſagte er in Abſätzen, vor ſich hin ſehend. „Das iſt etwas Andres! Nun, du liebſt ihn doch, Betty? Ich meine, über Alles, mehr als mich, mehr als dich ſelbſt!“ Mit erleichternden Thränen geſtand ſie ihre heiße Liebe zu Eduard. Der Alte war unruhig. „Alſo er zweifelt an meiner Einwilligung?“ wiederholte er noch einige Male. „Höre, Betty,“ ſagte er dann lebhaft: „liebſt du ihn, ſo arbeite auch für ihn. Es iſt nicht Alles, wie es ſeyn ſoll. Verſchweig ihm, daß du mit mir über ihn geſprochen haſt. Dringt er in dich, ſo geſteh' ihm deine Liebe. Was ſoll die Zurückhaltung auch! Und Herr über dein Benehmen bleibſt du ja noch immer. Sag' ihm indeß, daß er ſich an mich wenden ſoll, und nimm dich vor jeder vertraulichen Lage mit ihm in Acht!“ Er rieb ſich bei dieſen Worten die krauſe Stirn mit der Hand glatt.

Wie, mein Vater? ſagte ſie unruhig: glauben Sie etwa ... — „Ich glaube, gutes Kind, daß er dich wahrhaft zärtlich liebt; aber — die Welt hat ihn verdorben. Du ſollſt glücklich werden, und er gut, wenn du mir unbedingt gehorchen willſt.“ — Betty verſprach das, und hielt Wort.

Eduard wiederholte, ſobald er Betty einmal allein ſah, die vorige Scene, und ſie geſtand ihm in einer holden Verwirrung ihre Liebe. So handelte ſie nach dem Plane des Oheims, an den ſie aber in dieſer ſeligen Minute auch nicht mit Einem Gedanken dachte. Sie lag an Eduards Bruſt mit dem bangen Zittern, den frohen Thränen, der ſüßen Unruhe der erſten Liebe. Selbſt Eduard hatte ſeinen Plan vergeſſen. Nie, meine Betty, ſagte er in dem Gefühle ſeines Glückes: — nie ſollen Zeit und Verhältniſſe unſere Herzen trennen! Wäre jetzt der Oheim in das Zimmer gekommen, Eduard würde ohne Bedenken um Betty's Hand gebeten haben. Dieſe Stunde der Menſchlichkeit ging indeß vorüber, und Eduard ſah aufs neue, mit welchen hohnlachenden Blicken ſein Cirkel das Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen, als ſeine Gattin empfangen würde. Er beſchloß, ſie weder zu verführen, noch ſie zu heirathen; dieſer Entſchluß war aber eigentlich ein Schwanken, und ſchon der gewiſſe Anfang des Verbrechens.

Eduard ſuchte Betty wieder auf, und wollte ſich Vertraulichkeiten erlauben, bei denen er vielleicht weniger Widerſtand gefunden haben würde, wenn ſie ſich nicht an die Warnung ihres Pflegevaters erinnert hätte. Sie liebte ihn, und ſagte ihm das mit Thränen, mit einer ſo großen Bewegung ihres Herzens, daß er nicht daran zweifeln konnte; aber ſie entzog ſich allen ſeinen Liebkoſungen mit einer Standhaftigkeit, die er, ſo unangenehm ſie ihm auch war, bewundern mußte. Hier fand er zum erſten Male ein Mädchen, deſſen Sinne ſich nicht aufreitzen ließen. Wie beinahe jeder in der großen Welt erzogene junge Mann, glaubte er nicht an weibliche Tugend; und ſo zweifelte er nach Betty's Geſtändniſſe nicht im mindeſten an ſeinem nahen Siege; allein er ſah ſich immer auf demſelben Punkte, und hatte auch nicht einmal Hoffnung, je weiter zu kommen. Er machte tauſend Verſuche, Betty's Sinnlichkeit ganz leiſe in Bewegung zu bringen; doch ſie mißlangen, nicht nach des Oheims Plane, ſondern durch Betty's Unſchuld.

Von dieſer Seite war Betty unangreiflich; er zeigte ihr daher die Ausſicht auf eine geſetzliche Verbindung mit ihm, warnte ſie aber dabei, das ſeinen Oheim auf keine Weiſe wiſſen zu laſſen. Betty fand das unrecht; Eduard hatte aber tauſend Gründe für ſein Verlangen. Nun ſprach er auch von einer heimlichen Trauung. Betty ſchlug das aus; als er aber nach einigen Tagen aufs neue deshalb in ſie drang, gab ſie ihre Einwilligung, weil der Oheim ihr rieth, es zu thun.

Eduard hatte eine Fabel erfunden, die es wahrſcheinlich machte, daß ſein Oheim ihre Verbindung mit ihm nicht zugeben könnte; und, wie er vorgab, drang er eben deshalb in Betty, daß ſie ſich heimlich ſollte mit ihm trauen laſſen. Er ſagte ihr unter den zärtlichſten Liebkoſungen, wie ungeduldig er den glücklichen Tag erwarte, der ſie gänzlich zu der Seinigen machen werde. Sie würde ſeine Fabel nun gewiß geglaubt haben, wenn nicht der Oheim ſo feierlich das Gegentheil verſichert hätte. Aber ſagen Sie mir, fragte Betty unruhig, was will er denn mit dieſen ſeltſamen Fabeln?

„Was er will, liebes Kind? Dich verführen." — Betty wurde bleich. Verführen? ſagte ſie, und legte die Hand mit Schmerz auf ihre Bruſt. Nein; das iſt nicht möglich! Cashill ſetzte ihr ſeines Neffen Plan aus einander, den er ganz richtig errathen hatte. Betty äußerte nun den ſtärkſten Abſcheu vor einem ſolchen Betruge, den ganzen jungfräulichen Stolz ihres unſchuldigen, getäuſchten Herzens, aber zugleich auch die Leiden der hoffnungsloſen Liebe. In dem ſtärkeren Gefühle der gekränkten Tugend wollte ſie die Sache gänzlich beendigen; ihr Pflegevater aber, der das vermuthete, hielt ſie davon ab. „Er liebt dich gewiß," verſicherte er ſehr feierlich. „Eine verkehrte Erziehung, die Grundſätze der groſſen Welt (du kennſt ihre Gewalt nicht); ein falſcher Stolz, viel Leichtſinn, und ſein Zweifeln an weiblicher Tugend verleiten ihn zu dieſen Schritten; aber ſeine Liebe zu dir, Betty, und die natürliche Güte ſeines Herzens werden endlich überwinden. Liebteſt du ihn nicht, könnte ich nicht mit Sicherheit hoffen, daß du ſein Herz veredeln wirſt, ſo . . .

Bet-

Betty, ſeine Liebe wird ſiegen, und du wirſt ihn zu einem edeln Manne machen!"

Es koſtete dem Oheim nicht wenig Mühe, die beleidigte Betty zu verſöhnen, und das Verſprechen von ihr zu erhalten, daß ſie ſich nichts merken laſſen wollte. Sie willigte nur mit einem gebrochenen Herzen ein, ihre Rolle noch fort zu ſpielen. Der Alte wollte ſeinem Neffen zeigen, daß es weibliche Tugend gebe, und eben dadurch ihn ſelbſt zur Tugend zurückführen; aber er dachte nicht daran, daß ſein ganzer Plan an einem kleinen Zufalle ſcheitern konnte. Er war von Betty's Tugend überzeugt, und ſeiner ſelbſt gewiß; doch die Gedanken und Abſichten ſeines Neffen kannte er zu wenig.

Betty hatte ihm zwar verſprochen, ſich nicht zu verrathen; allein jezt fehlte ihr der Geiſt ihrer Rolle. Sie war kalt, zurückgezogen gegen Eduard, bebte bei der kleinſten Liebkoſung, die er ſich erlaubte, und drang zuweilen ſehr ängſtlich in ihn, daß er die geheime Trauung beſchleunigen möchte. Das Alles hätte auch einem ſchlechteren Beobachter, als Eduard war, auffallen müſſen. Er ſann über die Urſache dieſes Betragens nach, ſetzte Worte, Blicke zuſammen, gab genau Acht, und bemerkte zwiſchen Betty und ſeinem Oheim eine Vertraulichkeit, die ihn befremdete und argwöhniſch machte. Betty ging zu dem Alten, wenn er niemanden, auch nicht einmal ſeinen alten Tom, bei ſich hatte, und dann wurde ſogar die Thür verſchloſſen. Eduard ertappte ſeinen Oheim auf zärtlichen Blikken, die er Betty zuwarf und bei denen ſie oft die Augen unruhig niederſchlug. Nun fiel er auf den Gedanken, daß ſein Oheim Betty liebe. Er empfand Eiferſucht; und in dieſer täuſchenden Leidenſchaft hörte er Worte, ſah er Blicke, merkte er Verabredungen, die freilich nur in ſeiner Phantaſie exiſtirten. Jetzt glaubte er, ſich Betty's räthſelhaftes Betragen — ihr Dringen auf eine geheime Trauung, bei ihrer ſo kalten Vorſicht gegen ihn — erklären zu können. Er zweifelte nicht an ihrer Liebe zu ihm: die ſprach zu deutlich aus ihren Blicken, ſo oft er ſie durch ſeine Leidenſchaft hinriß; aber er zweifelte an ihrer

Tugend. Seine Liebe zu Betty verwandelte ſich nun gänzlich in Sinnlichkeit, und ſeine Empfindung gegen den Oheim wurde Verachtung.

Zwar hatte er zuweilen ſtarke Zweifel an der Richtigkeit ſeiner Vermuthungen; er hielt aber dieſe mit Gewalt feſt, weil dadurch ſein Plan, Betty's Verführung, gewiſſermaßen gerechtfertigt wurde. Jetzt machte er dreiſtere Verſuche auf Betty's Unſchuld; ſie vereitelte aber jeden mit einer Kälte, die zu fein war, als daß er ſie hätte für natürlich halten können. Eines Abends ging er noch ſpät zu ihr auf ihr Zimmer, ſagte ihr, der glücklichſte Tag ſeines Lebens ſey ſchon ganz nahe, umfaßte ſie innig, und drückte glühende Küſſe auf ihre Lippen. Sie bat ihn vergebens, weg zu gehen. Er machte ihr endlich Vorwürfe, und wurde ſo laut, daß ſein Oheim es hörte, und auf einmal in die Thür trat.

Man war von allen Seiten verlegen. Eduard ging erbittert, und Betty brach in heiße Thränen aus, weil ſie nun nicht länger zweifeln konnte, daß er ſie verführen wollte. Der

Oheim ſchüttelte ſchweigend den Kopf. „Jetzt,“ ſagte er endlich, „iſt noch Ein Mittel übrig. Du ſollſt weg von hier, Betty. Wir wollen ſehen, wie er deine Abweſenheit ertragen wird.“ Betty, deren Ehrgefühl ſo tief gekränkt war, nahm den Vorſchlag mit Freuden an. Sie packte noch in dieſer Nacht ihre Sachen ein, und ſchon vor dem Anbruche des Tages reiſte ſie, in Begleitung des alten Tom, nach Ardagh, wo Cashill einen Freund hatte, dem er ſie anvertrauen konnte.

Als Eduard am folgenden Morgen Betty's Abreiſe erfuhr, war ihm nichts gewiſſer, als daß ſein Oheim ſie ihm aus Eiferſucht entzogen habe. Nun kannte er in ſeinem Haſſe gegen den Oheim gar keine Gränzen, doch ohne ſich etwas davon merken zu laſſen. Er gab ſich alle nur erſinnliche Mühe, Betty's Aufenthalt auszuforſchen; aber vergebens: der Kutſcher, der ſie gefahren hatte, war ſtumm, wie das Grab. Der Oheim bemerkte die Unruhe des Neffen wohl; er ſchwieg aber, um deſſen Liebe zu Betty noch ſehnender werden zu laſſen.

Als der Neffe alle Hoffnung aufgeben mußte, Nachricht von Betty zu erhalten, fühlte er auf einmal mit der größten Erbitterung ſeine Abhängigkeit von dem alten heuchleriſchen Wollüſtling. Er ſtürzte ſich wieder in den Schwarm ſeiner ehemaligen laſterhaften Freunde, die ihn willkommen hießen, und ihn durch Spöttereien über ſeine Abhängigkeit noch mehr erbitterten. Man erſann allerlei Mittel, wie man dem reichen Cashill den Beſitz ſeines väterlichen Vermögens verſchaffen könnte; doch nicht ein einziges wollte gelingen.

Es war gerade zu der Zeit, als in Irland der bürgerliche Aufruhr zu gähren anfing. Der alte Cashill, welcher die harten Maßregeln zweckwidrig fand, unterhielt eine genaue Verbindung mit einigen patriotiſchen Männern in der Hauptſtadt. Das Miniſterium war ihm ſchon lange abgeneigt, und ließ ihn beobachten; ja, man hatte ſogar ſchon Verſuche gemacht, ihn in Anklagen zu verwickeln. Cashill ſah die Gefahr, die ihm drohete, und ſchickte heimlich einen großen Theil ſeines Vermögens nach Hamburg, um ſein

Vaterland im Nothfalle wenigſtens verlaſſen zu können, wenn er es nicht retten ſollte. Der Aufruhr nahm zu: ſehr viele Familien wurden durch Ankläger in Unruhe geſetzt; im ganzen Lande herſchte allgemeines Mißtrauen, und reitzte zu geſetzwidrigen Verbindungen. Ganze Gegenden von Irland wurden für aufrühreriſch erklärt, und die militäriſche Macht, die nun einen großen Theil der Inſel bedeckte, entflammte die Gluth des Aufruhrs noch ſtärker. Hm! ſagte einer von Eduard's Freunden; wäre ich wie du, Cashill, ich wollte den Heuchler bald beſtrafen. Eine Erklärung bei dem Staats-Sekretär, daß dein Vormund aufrühreriſche Verbindungen unterhalte; dann biſt du Herr deines Vermögens und deiner ſelbſt.

Eduard erſtarrte bei dieſem Vorſchlage, und äußerte ſeinen Abſcheu dagegen. Du Thor! ſagte ſein Freund; der alte Heuchler ſtiehlt dir deine Geliebte, entzieht dir auf die ungerechteſte Weiſe dein Vermögen, hält dich wie ein Kind in Furcht: und du ſtehſt noch an, dich frei zu machen? Er würde dich ohne Bedenken nach Indien einſchiffen laſſen, wenn die ſchöne Betty der Preis wäre. Dieſer Spott entflammte Eduards Zorn und Liebe, oder Sinnlichkeit, noch ſtärker.

Das war der erſte Anſtoß zu dem Verbrechen. Der Schwarm von Böſewichtern, die ſich ſeine Freunde nannten und denen ſein Vermögen ſo willkommen geweſen wäre, machten nun den Plan, ihn zur Ausführung zu bereden. Sie verleiteten ihn zu Verſchwendungen, ſtürzten ihn ſo in Schulden, und ſtifteten ſeine Gläubiger an, ſich mit ihren Forderungen an den Oheim zu wenden. — Dieſer wollte ſie nicht bezahlen; und nun gab es zwiſchen ihm und dem Neffen harte Scenen, wodurch der Haß des letztern immer größer wurde. Nach einem ſolchen Auftritte kam Eduard noch in vollem Zorn in den Cirkel ſeiner Freunde. Sie reitzten ihn von allen Seiten, und machten ſeinen Zorn zu Wuth. Trunken von Wein, und glühend von Eiferſucht, beſchloß er, das Verbrechen zu begehen. Man ließ ihn nicht zu Beſinnung kommen, ſondern führte ihn ſogleich zu dem Staats-Sekretär, wo er nun mit Zittern (ſeine Farbe war die Bläſſe des

Schreckens über ſich ſelbſt) ausſagte, daß ſein Oheim, George Cashill, aufrühreriſche Verbindungen unterhalte.

Er kehrte bebend aus dem Hauſe zurück in den Kreis der Böſewichter, die ihn erwarteten, und ging ſchweigend neben ihnen her. Sie ſuchten ihn durch Lobeserhebungen ſeines Muthes zu betäuben. Er trank dieſen Abend ſehr viel, konnte aber die ſchmerzende Flamme der Hölle in ſeiner Bruſt nicht löſchen. Spät, um Mitternacht, ging er nach ſeines Oheims Hauſe, und wurde durch den Anblick deſſelben erſchüttert. Er umfaßte in quälender Angſt die Säule an der Thür, und hatte nicht den Muth zu klopfen.

Auf Einmal öffnete ſich die Thür. Der alte Matroſe trat, mit einem großen Pack beladen, heraus, bemerkte den Jüngling, und ſagte mit ängſtlicher Eil: helfen Sie mir! Ihr unglücklicher Oheim! Gott verdamme den Schurken, der daran Schuld iſt! Zitternd fragte Eduard leiſe, und mit den Qualen der Hölle im Herzen: was iſt denn? Sage mir, was iſt denn?

Ihren Oheim, antwortete der Matroſe ſchluchzend, meinen guten, edlen Herrn, hat man dieſen Abend auf der Straße zum Matroſen gepreßt *)! Mit dieſen Worten ſtürzte er die Straße hinunter. Eduard folgte ihm, gänzlich betäubt durch dieſe Worte, mit wankenden Schritten in das Wachthaus, wo ſein Oheim unter dem Auswurfe des Pöbels, rohen Menſchen ohne Empfindung, ſchweigend da ſaß und die Hand an die Stirn hielt. Tom warf ſich ihm zu Füßen. Der Alte ſah auf, drückte ſeinen Freund an das Herz, und benetzte ihn mit Thränen. Aengſtlich zitternd näherte ſich auch Eduard. Sein Oheim ſah ihn mit einem kalten, durchbohrenden Blick an, und ſagte furchtbar, obgleich mit bebender Stimme: „elender Böſewicht!“ Eduard ſtürzte zu ſeinen Füßen nieder, umfaßte ſchreiend ſeine Kniee, und nannte ſich ſelbſt einen

---

*) Manche ſtrenge Vormünder, Oheime und Aufſeher, ſagten die öffentlichen Nachrichten im Jahre 1796, ſind auf dieſe Weiſe in Irland zu Matroſen gepreßt worden, und ihre ausſchweifenden Mündel und Erben ſo in den Beſitz ihres Vermögens gekommen.

Teufel. Rettung! rief er dann plötzlich mit gräßlicher Stimme, ſprang auf, und lief nach des Staats-Sekretärs Wohnung. Gegen Morgen wurde er endlich vorgelaſſen. Er warf ſich dem Staats-Sekretär zu Füßen, geſtand ihm ſeine Abſcheulichkeit, und beſchwor ihn, ſeinen unſchuldigen Oheim wieder in Freiheit zu ſetzen.

Der Staats-Sekretär ſagte ihm: er möchte ſich nur einige Stunden beruhigen; die Sache ſollte unterſucht werden. Eduard eilte, ſeinem Oheim dieſe Hoffnung zu bringen; aber — die Gepreßten waren ſchon ſeit zwei Stunden weggeführt. Als er in die Bay von Dublin kam, wurden ſie ſo eben eingeſchifft. Der Oheim trat in das Boot, als Eduard den Strand erreichte. Dieſer ſchrie fürchterlich: halt! warf ſich am Stande auf die Kniee, und wollte dann in das Boot zu ſeinem Oheim; man ſtieß ihn aber zurück, und ruderte an das Schiff.

Die Segel wurden aufgeſpannt, und waren bei einem ſehr günſtigen Winde bald verſchwunden. Eduard, der mit ſeinem Verbrechen auf dem Strande fürchterlich allein blieb, würde in den Wellen das Ende ſeiner Qual geſucht haben, wenn ihn nicht die Hoffnung, ſeinen Oheim zu befreien, davon abgehalten hätte. Er ſchwankte endlich, mit Verzweiflung in dem gequälten Herzen und dem wilden Auge, nach Dublin zurück.

Das Schiff ſegelte, wie er wußte, nach der Inſel Angleſey. Er entſchloß ſich nun, ehemalige Freunde ſeines Oheims zur Hülfe aufzufordern; aber eine neue Unbeſonnenheit war Schuld daran, daß er es erſt nach mehreren Tagen thun konnte. Einer ſeiner Freunde und Rathgeber beſuchte ihn. So wie er den Verführer nur ſah, ſtürzte er auf ihn zu, drang ihm einen Degen auf, und fiel ihn unter den bitterſten Schmähungen wüthend an. Sein Zorn machte ihn blind, ſo daß ſein Gegner ihm leicht den Degen durch die Schulter ſtoßen konnte. Der Blutverluſt, die heftige Leidenſchaft und ein Wundfieber nahmen ihm mehrere Tage das Bewußtſeyn. Als er ſich endlich wieder beſinnen konnte, ließ er ſeines Oheims ehemalige Freunde einladen, drang in ſie, ſich für den unſchuldig Verfolgten zu verwenden, und bot ihnen ſein ganzes Vermögen dazu an. Man ſchrieb nach Angleſey; aber das Schiff war, als der Brief dahin kam, ſchon nach Briſtol abgeſegelt. Man ſchrieb auch dorthin; und nun kam die Nachricht, daß Cashill nicht mehr lebe. „Bei Angleſey,“ ſchrieb der Capitain, „entfloh der alte Cashill mit einem Matroſen, der ihm folgte, auf einem Fiſcherkahne. Ein Boot ſetzte ihnen nach. In der Brandung am feſten Lande bei Bangor ſchlug der Kahn um, und Beide, Cashill und der alte Matroſe, ertranken. Dieſe Nachricht iſt zuverläſſig; meine Leute haben die auf den Klippen zerſchmetterten Leichname an's Land gebracht, und ſich da noch ihres Geldes bemächtigt.“

Der unglückliche Eduard überließ ſich von jetzt an einer finſtern, verzehrenden Schwermuth; er kam nicht mehr unter Menſchen, und verging unter der drückenden Laſt ſeiner Reue. Selbſt Betty war jetzt von ihm vergeſſen; er hatte nur Gedächtniß für das Unglück ſeines Oheims, und Gefühl für die Qualen ſeines Gewiſſens. So brachte er ſechs Monate in der tiefſten Trauer zu, ohne an dem Leben noch Reitz zu finden. Er hielt alles heilig, was ſeinem Oheim gehörte, und las nur Bücher, welche dieſer geliebt und deshalb hin und wieder auf dem Rande beſchrieben hatte. Unter andern fand er in einem Buche bei der Bemerkung, „daß oft der Anblick einer ſehr edeln That das Herz eines Leichtſinnigen für die Tugend einnehmen könne," von ſeines Onkels Hand den Zuſatz: „oder ein großes Verbrechen, das der Leichtſinnige ſelbſt begeht, erſchüttert ſein Herz für die Tugend; nur iſt dieſe Erſchütterung noch nicht Tugend ſelbſt."

Dieſe Bemerkung zwang ihn zu neuer Traurigkeit, welche indeß für ihn tröſtend war; ſie zeigte ihm ein Mittel, ſelbſt Verzeihung von ſeinem Oheim zu erlangen: — die Tugend. Endlich, als er die Papiere ſeines Oheims durchſuchte, fand er auch ein Buch, worin deſſen gelungene Wohlthaten eingetragen waren. Kaum hatte er einige Seiten geleſen, ſo blieb er, wie betäubt, vor dem Buche ſtehen. Er ſah mit Zittern, welch einen edeln Mann er der Geſellſchaft, welch ein wohlthätiges Herz er den Unglücklichen in Düblin geraubt hatte. Je weiter er las, deſto ſchwerer fielen dieſe Vorſtellungen auf ſeine Seele, und deſto größer wurde die Achtung für ſeines Oheims Tugend. Er konnte ſich nicht losreißen von dieſem Buche, dem unverwerflichſten Zeugniſſe für ſeines Oheims Tugend, und für ſeine eigene Abſcheulichkeit. Als er weiter las, ſah er auch ſeinen Namen, und fand mit glühender Scham, mit ängſtlichem Herzklopfen, daß mancher Unglückliche, den er durch ſeinen Leichtſinn an den Rand des Verderbens geführt, durch ſeinen Oheim gerettet war, und daß der edle Mann große Summen aufgewendet hatte, um ihn von Verbrechen abzuhalten. Dabei ſtand auch eine höchſt rührende Anrede an ihn, worin der Oheim ihm dieſes Buch nach ſeinem Tode vermachte, und ihn bat, es fortzuſetzen.

Eduard weinte ſchmerzliche Thränen auf dieſe Stelle. Er kniecte vor dem Buche nieder, und konnte nur ſagen: dieſen Mann habe ich ermordet! Und er liebte mich ſo zärtlich, mich, ſeinen Mörder!

So wurde ſein Herz immer ſtärker für die Tugend erſchüttert, und nun allmählich auch ruhiger. Endlich fand er vier Briefe, die Betty aus Ardagh an ſeinen Oheim geſchrieben hatte.

„Nein,“ ſagte ſie in dem einen Briefe, „vertheidigen Sie ihn nicht. Er hat mich nie geliebt; wie hätte er ſonſt je wünſchen können, mich zu den verächtlichen Geſchöpfen herab zu würdigen, die ihre Unſchuld verloren haben! Wie konnte er, wenn er mich liebte, nur daran denken, mich zu verführen! Ich bitte Sie, mein theurer Vater, vertheidigen Sie ihn nicht mehr, entſchuldigen Sie ihn nicht länger! Wenn Sie wüßten, wie oft mein eigenes Herz dieſen — Menſchen, den es noch immer gern lieben möchte, vertheidigt; wenn Sie wüßten, daß er die Freude meines ganzen Lebens zerſtört hat, da er mich zwingt, den zu verachten, den ich ſo innig liebte: o, Sie würden Ihrer armen Betty ſchonen!“

In dieſen Briefen fand er auch die offenbarſten Beweiſe von Betty's fleckenloſer Tugend, ſo wie von ſeines Oheims Güte gegen ihn; und jeder neue Beweis von Beider Unſchuld war ein neuer Stachel in ſeiner Seele.

Er wußte nun, wo Betty lebte; und ach! er liebte ſie noch immer unausſprechlich, liebte ſie jetzt mit einem veredelten Herzen. Trauernd legte er ihre vier Briefe in das Buch ſeines Oheims, und ſagte langſam: ihr Beide ſeyd todt für mich, und ich bin unglücklich! Er drückte das Buch und die Briefe an ſein Herz, und verſchloß ſie dann ſorgſam, wie Heiligthümer. Jetzt hielt er ſich ſelbſt für unwerth, das reine Herz des Mädchens zu beſitzen; und ihr Verluſt war die Strafe, die er ſich auflegte.

Mit dem Gedanken an Betty und Ardagh ſtand er auf, und mit ihm legte er ſich nieder. So wie ſein Herz ſich wieder aufrichtete, erhielt auch ſeine Liebe neue Stärke. Er ſchickte Betty'n eine große Summe, und ſchrieb ihr dabei mit zitternder Hand, übrigens ganz trocken und kalt: ſein Oheim habe ihr dieſes Geld

Geld beſtimmt. Die umgehende Poſt brachte ihm die Summe zurück, und Betty ſchrieb ihm dabei: „Ich habe meinen Pflegevater, den edelſten der Menſchen, zu ſehr geliebt, als daß ich je von Herrn Eduard Cashill etwas annehmen könnte, das er ſein nennt.

Betty.“

Lange hielt Eduard das Papier vor die Augen; es war, als ob ihm dieſe Worte unerwartet kämen, und als ob jemand gegenwärtig wäre, dem er ſeine Bewegung verbergen müßte. Er ſteckte beſchämt den Zettel ein und konnte jetzt zu keinem Entſchluſſe kommen. Ohne etwas zu thun, ohne Leidenſchaft, ja, ohne Wünſche könnte man ſagen, ging er einige Wochen umher, bis mit dem erwachenden Selbſtgefühl auch wieder leiſe Hoffnungen, und mit den Hoffnungen die Liebe zu Betty in ſeiner Seele erwachte. Er reiſete nach Ardagh, fragte im Hauſe nach Betty, und man wies ihn zu ihrem Zimmer. Als ſie ihn erblickte, wurde ſie bleich, bebte, und konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Eduard blieb mit niedergeſchlagenen Augen, und ſchweigend an der Thür. Endlich ſtammelte er: noch Einmal wollte ich Sie ſehen! — Es entſtand eine lange Pauſe. In Betty's Herzen kämpften Zorn und Mitleiden, Liebe und Haß, ohne daß eine dieſer Empfindungen ſiegte. Als ſie ſich gefaßt hatte, fing ſie an: mein Herr . . . Zugleich erhob ſie den ernſten, richtenden Blick; aber er fiel auf Eduard's bleiches Geſicht, auf ſeine rollenden Thränen. Betty, ſagte er bittend, und das Auge nur ſcheu erhebend: keinen Fluch! Ich bedarf Ihres Segens. Mit dieſen Worten, die er laut ſchluchzend hervor ſtieß, ſank er ihr zu Füßen. Betty beugte das Geſicht auf einen Stuhl, um ihre Thränen zu verbergen; und in einer langen Stille blieben ſie Beide, wie Bildſäulen, ohne Bewegung.

O, was hatte Ihnen Ihr edler Oheim gethan! ſagte Betty, ſanfter, als ſie ſelbſt wollte, in tröſtenden Tönen.

Er antwortete nicht. Endlich ſtand er langſam auf, und ſagte mit dumpfer, furchtbar angeſtrengter Stimme: ich bin ſehr unglücklich! . . . Ach! ſehr, ſehr! unbeſchreiblich! ſetzte er vor ſich ſelbſt hinzu, und rang die Hände. Sie hob das Geſicht gegen ihn auf, und er ſah, daß ſie weinte. Ich möchte nur, hob er wieder an, daß Sie mir Lebewohl ſagten. — Leben Sie wohl! ſtieß Betty ängſtlich heraus, und hob ihre Hand, ohne es zu wiſſen. Er ergriff die Hand, küßte ſie aber nicht, weinte eine Thräne darauf, ließ ſie dann ſanft wieder los, und ging ſchweigend und langſam aus dem Zimmer.

Edward hatte ganz vergeſſen, weshalb er gekommen war: Betty'n die Summe Geldes aufzudringen. Er ſchrieb im Wirthshauſe an ſie, und bat ſehr flehend, ohne ihr eine Sylbe von Liebe zu ſagen, ſie möchte das Beiliegende annehmen. Betty ſchickte die Banknoten zurück, und ſchrieb ihm dabei: ſie werde in einigen Tagen nach Deutſchland zu einem nahen Anverwandten abreiſen, und bedürfe eben deshalb keiner Hülfe, weder jetzt, noch in der Folge; denn ihr Verwandter ſey reich, und mache ſie zu ſeiner Erbin. Sie wiederholte ihr Lebewohl noch einmal, und dankte ihm für ſein Anerbieten. Der Brief war getig, und erwähnte des Oheims nicht mit einem Worte.

Als Betty abreiſ'te, hielt Eduard auf der erſten Poſt-Station. Sie bedeckte, ſo wie ſie ihn ſah, das Geſicht mit ihrem Taſchentuche, und winkte ihm, zu gehen. Er gehorchte ihr, und eilte mit ſchwerem Herzen den Weg nach Dublin. Sie ſah ihm nach, und ſeufzte, daß ſie ihn auf immer verloren hatte.

Einige Monate nachher hörte Eduard zufällig von einem Bekannten ſeines Oheims, daß Betty auf einem Landhauſe bei Hamburg lebe, und daß ihr Verwandter Guilfort heiße. Dieſe Nachricht erregte bei ihm auf's neue den Wunſch, ſie wiederzuſehen. Er reiſ'te nach Hamburg, erfuhr ganz leicht, wo Guilfort wohnte, und ging nun von weitem um das Landhaus her, weil er Betty einmal zu ſehen hoffte. Er wußte ſelbſt nicht recht, was er wollte. Betty's Mitleiden bei der letzten Unterredung mit ihm, und ihre Briefe an ſeinen Oheim hatten noch immer einen Keim von Hoffnung in ſeiner Seele lebendig erhalten; doch das Andenken an ſein Verbrechen ſchreckte ihn.

Er ſah Betty mehrere Male mit ihrem Verwandten im Garten. Eines Abends, als ſie allein darin umher ging, wagte er es endlich, ſich ihr zu nähern, freilich nur mit Zittern. Ihre Miene war gütig; ſie erſchrak nicht einmal, als ſie ihn erblickte. „Sie hier, Herr Cashill?" fragte ſie. — O Betty, kann ich irgendwo leben, wo Sie nicht ſind? — Sie erröthete. Als er das ſah, bekam er Muth, ergriff ihre Hand, entdeckte ihr wieder ſeine ehrfurchtsvolle Liebe, und geſtand freiwillig das Verbrechen an ſeinem Oheim, ja ſelbſt den Betrug, den er an ihr hatte begehen wollen. Sie hörte ihn gütig an, als er ihr mit allen Zeichen von aufrichtiger Reue erzählte, wie Eiferſucht und ſchändliche Verführer ihn in dem unglücklichſten Augenblicke ſeines Lebens zu dem abſcheulichen Verbrechen hingeriſſen hätten.

Betty war gerührt.

Darf ich, fragte er zärtlich, in dieſen Thränen Hoffnung ſehen? — Eduard, antw wortete ſie; ich kann Ihnen mein Herz nicht verbergen. Ja, ich liebe Sie noch immer; ich liebte Sie ſogar, als ich Sie verabſcheuen mußte. Aber jetzt . . . mein Vater iſt Herr meiner Hand. — „Und wo iſt Ihr Vater, gütige, theuerſte Betty?" — Kommen Sie morgen Vormittags zu uns, erwiederte ſie lächelnd. Sie ſah ihn verlegen an, und ſchien noch etwas auf dem Herzen zu haben; aber ſie verbeugte ſich, und ging.

Am folgenden Morgen traf Eduard die geliebte Betty wieder im Garten. In großer ſichtbarer Bewegung führte ſie ihn auf das Haus zu, und fing ſchon im Gehen an ſehr heftig zu weinen. Eduard wurde beſtürzt. „Betty," fragte er; „was iſt Ihnen? Wohin wollen Sie mich führen?" — Sie antwortete nicht, öffnete zitternd eine Thür, und — Eduard ſtand vor ſeinem Oheim. Er blieb wie eine Bildſäule des Schreckens mit ſtarren Augen ſtehen, und Betty warf ſich laut weinend dem Oheim zu Füßen.

Der alte Cashill war in großer Bewegung. Er beugte ſich zu Betty nieder, und ſtreichelte ihre Wangen. Auf einmal trat er näher zu Eduard, betrachtete ihn einen Augenblick, umfaßte ihn dann mit Heftigkeit, und drückte ihn an ſeine Bruſt. Eduard war bleich und ohne Bewegung, die er auch an ſeines Oheims Bruſt nicht wieder erhielt. Er heftete ſeine Augen an den Boden, legte die kalte Stirn in die zitternde Hand, und blieb lange ſo ſtehen. Der Oheim hielt in tiefer Rührung Betty umfaßt. Still kniete Eduard nun vor ihm nieder, küßte ſeine Hand, ſprang dann auf, warf einen Blick der Verzweiflung auf Betty, und wollte das Zimmer verlaſſen.

Betty eilte ihm nach, faßte ſeinen Arm, und rief: er hat Ihnen vergeben! Eduard ſchwieg erſt, und ſchüttelte den Kopf; dann rief er laut und ſchmerzlich: nie! nie! Ich war ein Ungeheuer! Er riß ſich von Betty los, und warf ſich aufs neue ſeinem Oheim zu Füßen. „Mein Sohn!“ ſagte der Oheim zärtlich. — Mein Eduard! ſagte Betty liebkoſend. Es koſtete Zeit und die zärtlichſte Schonung, ehe er glaubte, daß ſein Oheim verſöhnt ſey und ihm Betty geben wolle. Sein Entzücken darüber blieb noch Tage lang unſicher und ſchmerzlich.

Betty erzählte ihm, wie ſein Oheim gerettet worden war. Das Boot holte ihn und den alten Matroſen bei Bangor ein. In der Brandung ſtürzte ſich Tom aus dem Kahne in's Meer, und Cashill ſprang ihm nach. Durch die angeſtrengteſten Bemühungen erreichten ſie glücklich das Ufer. Nun fingen ſie an, mit den fünf Matroſen im Boote, die ſich dem Ufer näherten, zu unterhandeln. Man bot jedem von ihnen zehn Pfund, wenn ſie ſagen wollten: Georg Cashill und Tom wären in der Brandung ertrunken. Das thaten ſie; und ſo verbreitete ſich die Nachricht von Cashills Tode. Beide Freunde irrten nun umher, bis ſie ein Schiff fanden, das nach Deutſchland ſegeln wollte. Sie kamen glücklich in Hamburg an, und Cashill ging ſogleich zu ſeinem Freunde Guilfort.

Als man dem Oheim in Dublin Eduards Anzeige von ſeinen aufrühreriſchen Verbindungen vorlegte, ergrimmte er, und hielt ſeinen

Neffen für einen vollendeten Böſewicht. Sein Urtheil wurde ſchon milder, als Eduard zu ihm in das Gefängniß kam; und er verzieh dem Unglücklichen, als er ihn an der Bay von Dublin auf den Knieen liegen ſah. Von Hamburg aus ließ er ſich nach Eduards Benehmen genau erkundigen. Durch einen alten Bedienten, der in Dublin geblieben war, und dem man ſich anvertrauen konnte, erhielt er ſehr beſtimmte Nachrichten von allen Handlungen ſeines Neffen, auch den geringfügigſten.

Selbſt Betty erfuhr nicht, daß ihr Pflegevater noch lebte, und Guilfort mußte ihr ſchreiben, daß ſie nach Deutſchland kommen möchte. Hier fand ſie nun mit freudigem Erſtaunen ihren theuren Vater. Ob ſie gleich den jungen Caſhill noch immer liebte, ſo war ſie dennoch feſt entſchloſſen, nie ſeine Gattin zu werden. Ihr Pflegevater ſetzte ihr aber die Handlung ſeines Neffen aus einander, und ihr Herz hielt ſein Verbrechen ſo gern mehr für Leichtſinn, als für Bosheit. Nun ließ der Oheim dem Neffen unter der Hand Nachricht von Betty's Aufenthalt geben. Man erfuhr in Hamburg, daß er von Dublin abgereiſt wäre; und als er um den Garten her ſchlich, wurde er ſogleich bemerkt. Betty ſollte ihn nun zu ſeinem Oheim führen, und dieſer hatte ſich vorgenommen, durch verſtellte Strenge ſein Herz noch einmal zu erſchüttern; aber der edle Mann vermochte es nicht, als er nur einen Blick auf ſeinen tief gebeugten Neffen geworfen hatte.

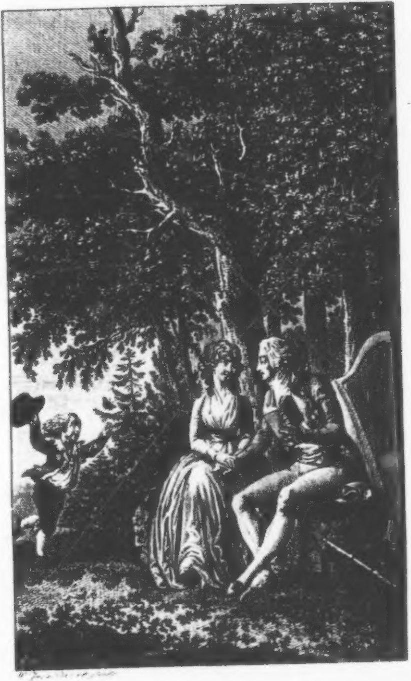
Eduard bekam Betty's Hand. Nach der Trauung warf er ſich vor ſeinem Oheim nieder, und ſagte: o mein Vater, ich habe es nicht verdient, ſo glücklich zu ſeyn! Nein, mein Vater, Sie können mir nie vergeben! — Der Oheim erwiederte lächelnd: „laß uns die Rechnung gegen einander aufheben, mein Sohn. Du haſt mich glücklich aus dem Lande weggeſchafft, das jetzt von Mord und Verbrechen bedeckt iſt. Ich war der einen Parthei verhaßt, der andern nicht unternehmend genug, und würde ein Opfer ihres Kampfes und ihres Haſſes geworden ſeyn! Du, mein Sohn, haſt nun gelernt, wie weit der Leichtſinn einen Menſchen ohne Grundſätze bringen kann. Aber dein Verbrechen hat mich ruhig, dich tugendhaft, und Betty glücklich gemacht. Dieſem edeln Menſchen (er drückte den alten Tom an ſeine Bruſt) haſt du mein Leben zu verdanken, wenn es Werth für dich hat."

Eduard bat den Matroſen mit gerührtem und dankbarem Herzen um ſeine Freundſchaft. Der Alte runzelte die Stirn, und erwiederte ſeinen Händedruck nicht; er konnte noch nicht vergeſſen, daß Eduard ſeinen Freund beinahe unglücklich gemacht hätte. Wir wollen ſehen! brummte er unmuthig. Leichtſinn hin, Leichtſinn her! Kann der Leichtſinn zu ſolchen Streichen bringen, junger Herr; ſo finde ich den Unterſchied zwiſchen Leichtſinn und Schurkerei eben nicht ſo gar groß. Es hätte meinem Herrn das Leben koſten können, und dann — dann hätten wir ein ernſthaftes Wort mit einander geſprochen.

Schon nach einigen Wochen ſchüttelte der edle Tom die Hand des jungen Herrn ſehr kräftig; und als Betty Mutter eines Knaben wurde, als Eduard ihn, mit Freudenthränen in den Augen, ſeinem Oheim zum Segnen brachte, und ihn dann in die Arme des Matroſen legte — da ſagte dieſer recht herzlich: junger Herr, Ihr dummer Streich iſt vergeben und vergeſſen!

Jetzt iſt Betty zwei Jahre mit Eduard verheirathet. Die Einigkeit dieſer Irländer, ihre Liebe zu-einander, ihre prunkloſe Wohlthätigkeit und ihr Glück ſind ein ſo ſchönes Gemählde, daß ihre Nachbaren (ſie wohnen auf einem kleinen Gute in Niederſachſen), wenn ſie auch die Tugenden derſelben nicht nachahmen, doch mit Wohlwollen den Werth ſolcher Herzen empfinden.

S. 48.



Kleine Romane
und
moraliſche Erzählungen.

Von
Auguſt Lafontaine

Fünfter Theil.

Verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1799.

Gre 1425(6/1

Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

Fünfter Theil.

XI.

Die Strafe im Alter,

oder

die Folgen des Leichtſinns.

Die Strafe im Alter,
oder
die Folgen des Leichtſinns.

Heidelberg.

Hier bin ich, lieber Freund. Was ich hier noch ſoll? Es iſt Liebe meines Vaters, daß ich hier bin; und ſo nehm' ich es. Er hat hier ſtudiert, er iſt hier glücklich geweſen: das ſoll auch ſein Sohn hier thun und ſeyn. Und machen wir es denn nicht eben ſo? nennen wir nicht den Ort, wo wir geboren wurden, wo wir unſre Jugend verlebten, den Aufenthalt unſres Glückes? Beruhet denn Vaterlandsliebe auf einer andern Empfindung, als auf dieſem feinen Egoismus, der die Quelle, aus der ſeine Freuden und Leiden gefloſſen ſind, für die einzige Quelle der Freuden und Leiden hält? Genug, es iſt Liebe meines Vaters, daß ich hier bin: daran halte ich mich; und ſo entſag' ich gern dem Wunſche, die zwei Jahre, die ich werde hier ſeyn müſſen, auf Reiſen zuzubringen.

Gewiß, Lieber, man iſt hier nicht ungern. Freilich treibe ich nicht, was ich hier treiben ſoll: das Deutſche Recht; wenigſtens nicht mit dem Eifer, den mein Vater verlangt, da er die Idee, mich bei den höchſten Reichsgerichten anzuſtellen, noch immer nicht aufgegeben hat. Ich treibe hier nichts, oder alles — wie Sie wollen; ich genieſſe. Mit meinem Dichter — laſſen Sie um des Himmels willen meinen Vater den Brief nicht ſehen! — in der Einen Taſche, und mit meiner Flöte, die ich nie ſo fühlend geblaſen habe, wie jezt, in der andern, gehe ich aus der Stadt, und verſenke mich mit Leib und Seele in die ſchönen, lieblichen Gebirge, welche ſie umgeben. Da lieg' ich in einem Weinberge, deſſen junge dunkle Blätter eben hervorkeimen, ſehe dieſe von Tage zu Tage wachſen, leſe, blaſe die Flöte, und ſchreibe, eins um das andre.

Was ich ſchreibe? Ja, lieber Himmel! nichts, nichts: Thorheiten, unbedeutende Einfälle. Jetzt z. B. ein Liebeslied an das Mädchen, das da im nächſten Weinberge den Weinſtock beſchneidet. Ich beneide die Rebe um die Thränen, die ſie unter der Hand des Mädchens vergießt, beneide die Blumen, die ſich um ihre Füße ſchmiegen, wenn ſie, mit den abgeſchnittenen Reben auf dem Kopfe, nach Hauſe eilt. Dann ſchreibe ich ein Lied an die Gegend, die mich ſo lieblich umfängt; dann eins an die Hütte, die oben im Weinberge ſteht, und die ich als mein Eigenthum betrachte. Da wohn' ich, in meinem Traume, mit Weib und Kind. Der Weingarten iſt mein; die Hütte, die ganze Gegend, von dem Orte an, wo ich ruhe, über den Rhein hin bis an die Vogeſen, mein! Ich bin niemals reicher geweſen.

So lieg' ich, habe den reichen, königlichen Fußteppich der Landſchaft vor mir, unter mir; und er iſt mein. Ich laſſe mein Auge umher ſchweifen, und es ermüdet nicht. Sogar, wenn der Abend mich wieder in die Stadt ruft, ſcheide ich nicht, ohne ſehnende Blicke in die Gegend zu werfen, die den ganzen Tag mein Auge beſchäftigte. Dann geh' ich heute wieder am ſchmalen Ufer des Nekkar hinauf in das Gebirge. Da, rings umfangen von Wald und Hügeln, unter dem Laubdache, unter der Blüthendecke von tauſend Fruchtbäumen, mitten in einer Heerde Lämmer, die ihr Futter zwiſchen meinen Füßen wegfreſſen und zutraulich den Blumenkranz aus meiner Hand nehmen: da ſchlägt mir die Bruſt von einer ſüßen, lieblichen Wehmuth. Ich theile brüderlich meine Flaſche Wein mit dem Hirten, und eſſe dazu von ſeinem ſchwarzen Brote, mit einem Vergnügen, durch das mir jeder Biſſen zu einem feſtlichen Mahle wird. Wenn dann die Sonne brennt, gehe ich in das Gebirge, an meinen Lieblingsort. Da lagre ich mich unter einer kühlen Linde, an der wunderſchönen Quelle, fange mir meine Forelle aus dem klaren Baſſin, eſſe, und tauſchte nicht mit einem Fürſten.

So leb' ich, und bin wie neugeboren. Ich fühle in meinem Herzen wieder jene allmächtige, über alles ſiegende Kraft meiner früheren Jugend: dieſen thätigen, kräftigen Müßiggang, in welchem das Herz mit ſich ſelbſt kämpft, immer ſiegt, immer ſchafft, mit der Vorſehung um die höchſte Güte ringt, immer die edelſten Thaten thut, jeden Menſchen umfaßt, für jeden Kummer Hülfe oder doch Thränen hat, und in der beſeligten, geſegneten, glücklichen Menſchheit ſein eigenes Glück erkennet.

Dieſe Tage ſind mir zurückgekommen, und ich danke dem Himmel dafür. Nicht Einer jener kleinlichen Gedanken, nicht Eins jener Bilder, die meine Phantaſie ſonſt füllten, zeigt ſich noch. Was wollt' ich damals? Ein Haus machen, nichts weiter. Trümeaux, ſeidne Tapeten, ein Wagen aus Paris, Aſſembleen, Koncerte, eine reiche Tafel, die Bewunderung von zwanzig Schmarotzern — darauf arbeitete ich hin. Ich vergaß alle Menſchen, und dachte nur auf mich. Der Geiz, die Ehrſucht, die Eitelkeit ſpornten mich; und da lebte ich nur halb.

Ich danke dem Himmel und meinem Vater, daß ſie mich in die Natur verbannten. Jetzt bin ich wieder ein Menſch geworden. Mein Vater würde das nicht billigen; aber er komme hierher, wo ich ſitze und Ihnen ſchreibe; er höre die hundert Nachtigallen im Gebüſche zu dem Rieſeln der Quelle ſchlagen, die, wie geſchmolzenes Silber, aus der Mauer des Felſens ſprudelt! An dem Tiſche, an welchem ich ſchreibe, ſtehen zwei Kinder mit fröhlichen Augen, und noch fröhlicherem Herzen, und eſſen die Milch, die ich übrig ließ. Ihre muntern Spiele um mich her; die heitere Geſchäftigkeit, mit der ſie mir aus dem Hauſe ihrer Eltern das holen, was ich brauche; ihre Liebe zu mir, die meine Liebe zu ihnen mir erworben hat; die herzliche Dankbarkeit der Mutter, womit ſie mir, wenn ich gehe und komme, die Liebe zu ihren Kindern zu belohnen ſucht: — das ſehe mein Vater, und dann wag' er es, mir die freudenloſe Arbeit des ganzen Tages unter traurigen Akten, und wenn ſie auch den Beſitz eines Landes beträſen, dafür unterzuſchieben! Nein, das Lächeln der Mutter iſt mehr werth, als das allergnädigſte Lächeln unſeres Fürſten: — wie dieſe Gegend mehr werth iſt, als die ſchönſte Dekoration ſeiner Oper.

Heidelberg.

Ich falle aus Einem Extrem in das andre, ſagen Sie. Glauben Sie denn, ich wüßte das nicht? Doch Sie konnten das aus meinem Briefe nur errathen; denn geſchrieben habe ich Ihnen nicht, was ich treibe, was jetzt die Kräfte meiner Seele ſpannt. Ja, ich ſpringe von Einem Endpunkte zum andern; oder vielmehr, ich falle, ſo oft ich kann, in die Lage zurück, zu der ich geboren wurde, zu der meine feine, meine lebendige Organiſation mich beſtimmte. Und, wenn ich mit Ihnen rechten will — denn Vorwurf ſoll doch wohl die Bemerkung in Ihrem Briefe ſeyn? — warum ſoll ich das nicht? Was ſcheint Ihnen daran ſo wunderbar?

Sie erinnern Sich der Zeiten noch ſehr wohl, ſagen Sie, da ich mich mit eben dem Eifer, mit welchem ich mich jetzt in die Gebirge verkrieche, in den Strudel der Geſellſchaften ſtürzte. — Ja, mein guter Herr; zugegeben! Aber ſoll der Reiſende, der, um ſeine lange Weile zu verjagen, ein Paar Male mit den Matroſen auf dem Verdecke des Schiffes tanzte, beim Anblicke des Ufers nicht die Arme darnach ausſtrecken? und ſoll er, wenn er es erreicht hat, es nicht mit Thränen grüßen, ſeine Hütte da aufſchlagen, und ſie mehr lieben, als das Schiff? — Denken Sie doch nur zurück an die Zeit, die wir in Göttingen lebten! Wie oft mußten Sie mich nicht zurückholen von einem elenden Dorfe, das nichts Schönes hatte, als etwa einen ſonnigen Hügel mit einigen Linden, und eine Ausſicht von da hinab in das Fruchtgefilde, oder auf ein Weidenthal! Was hielt mich ganze Monate in Münden? Wahrhaftig, keine Geſellſchaften, kein Liebeshandel. Nein, die ſchöne Natur;

das liebliche Thal an der Weſer, die Schattengänge im Gebüſche, die Schalmei des Hirten, der Wald auf der Höhe, und die in ihm weidende Heerde. Ich ließ Sie ruhig nach Kaſſel reiten; und während Sie dort auf der Redoute zwiſchen den Masken ſchwärmten, ſchwebte ich heiter auf einem kleinen Nachen in dem Rohre des Fluſſes auf und ab, und wünſchte mir nichts mehr.

Damals beſuchte ich die Geſellſchaften, ohne ſie gerade zu lieben; mein Herz hing an der Natur, und wird ewig an ihr hangen. So leb' ich jetzt, und — wohl gemerkt! — ſo muß ich leben, weil ich ſo erzogen bin. Meine Kindheit verfloß auf einem Gütchen, das nur die Bedürfniſſe einer kleinen genügſamen Familie befriedigte. Hier lehrte man mich den Schatten eines kleinen Gebüſches, das Morgenroth, den Abendhimmel, eine Weinlaube, einen Bach, der unſer Gärtchen umfloß, über alles' lieben. Für die Arbeit auf dieſen wenigen Morgen Landes, für das Leben in dieſer lieben Hütte, wurde ich von meinen Eltern erzogen. Meine Mutter fand hier ihr Glück, und verließ es mit thränenden Augen, als mein Vater mit seiner Arbeitſamkeit und seinem Ehrgeitze ſich endlich in die Stadt, und unter das Auge seines Fürſten gedrängt hatte. Wir verließen unſern ſtillen, ruhigen Aufenthalt; und die Zufriedenheit meiner Mutter blieb unter dem Kranze von Bäumen, der unſer Haus umgab. Ihre Blicke, ihre Seufzer, kehrten immer wiedef dahin zurück, und ich miſchte meine Seufzer in die ihrigen.

Ich war ein Jüngling, als ich in die Stadt kam. Weder die Bilder von Ehre und Ruhm, die mein Vater mir täglich vormahlte, nóch die Freuden, zu denen das junge Herz ſo leicht hinreißt, konnten mir meine ruhigen Tage auf dem Lande erſetzen. Meine Träume waren das Landleben, und nicht die hohen Aemter im Staate, zu denen mein Vater mich beſtimmte. Ich opferte meine Wünſche auf, weil ich mußte, weil ich meinen Vater liebe; doch habe ich ſie noch nicht vergeſſen. Jetzt muß ich dieſe Wünſche unterdrücken; aber die groſe Welt, in der ich gezwungen leben ſoll, hat davon keinen Vortheil. Ich fange an ſie zu haſſen, ob ich gleich entſchloſſen bin, ihre Feſſeln zu tragen, weil die Hand meines Vaters mir dieſe Feſſeln anlegt.

So genieße ich denn hier jeder Minute, als ob es die letzte ſeyn würde. Wie der Liebende in der Stunde des Scheidens das geliebte Mädchen nicht aus den Armen läßt, ſo kann ich mich von dem Buſen der Natur nicht losreißen. Ihre Vermuthungen ſind richtig; ich bin ganz, was ich bin. Da wohne ich jetzt über der Stadt aufwärts am Neckar, in einem Stübchen, das kaum mich, einen Tiſch, ein Paar Stühle und einige Bücher faßt. Meine Hütte iſt nur durch einen ſchmalen Fahrweg von dem Fluſſe getrennt, und lehnt ſich hinten an den Felſen voll Bäume. Da ſitz' ich, ſtill, verborgen, einſam, und leſe. Ein Geflecht von Zweigen, das ich mit meinen eigenen Händen gemacht habe, iſt mein Stuhl, ein Baumſtamm mein Tiſch. Unter mir, den Weg am Fluſſe hinauf und hinab, gehen Wanderer, Arbeiter, Damen aus Heidelberg. Mir gegenüber, auf der andern Seite des Fluſſes, habe ich eine Mühle, eine Kirche, und weiter hinauf ein Dorf. Links hinab liegt Heidelberg mit ſeinem Gewühl, in der Schluft der beiden Berge, aus denen der Neckar hervorſtrömt; und nun, zwiſchen den beiden weit geöffneten Bergen, ſehe ich in die reiche Landſchaft hinaus, welche gegenüber, jenſeits des Rheins, von den Vogeſen geſchloſſen wird.

Nach meinen Geſchäften fragen Sie? — Kann ich Ihnen doch beinahe nicht antworten! Meine Zeit geht hin: das iſt alles; und mehr zu fordern, ſind Sie eigentlich nicht berechtigt. Aber ich werde hier mit jedem Tage *beſſer*; und das will viel ſagen. Da ſaß ich Abends auf meinem Amphitheater von Buchen, und blies die Flöte. Mein Blaſen zog aus den benachbarten Hütten erſt die Kinder, und dann auch die Alten, in die Gegend, wo ich immer ſitze. Man horchte, man plauderte unter mir; und ſo machte meine Flöte mir Bekanntſchaft. Dann ging ich den Weg am Fluſſe hinauf; und nun grüßte mich hier ein

Nachbar, dort eine Nachbarin. Sie wußten, daß ich der Herr wäre, der die Flöte ſo gut blieſe. Nach einigen Tagen redete mich ſchon ein Nachbar an, und fragte, wohin ich wolle. Die Kinder ſtanden umher, betrachteten die Flöte, die mir aus der Taſche hervorſah, zeigten mit den Fingern darauf, und ziſchelten unter einander. Der Vater verbot ihnen das, und, aus Dankbarkeit dafür, nahm ich die Flöte hervor, blies ein Weilchen, und ging dann meines Weges. Den andern Tag hielt man mich, als ich vorbeikam, ſchon an, brachte mir einen Stuhl, und plauderte. Die Mädchen ſtanden in der Ferne, näherten ſich aber, ſo wie ich ſie anredete, und die Bekanntſchaft war gemacht.

Ich kenne jedes Mädchen aus den benachbarten Hütten, und das umliegende Gehölz iſt voll von meinen Bekannten. Hier hebe ich einem Mädchen eine Laſt Gras, mit der es ſich vergebens quält; auf den Kopf; dort vertheile ich mein Weißbrot, oder eine Schale voll Milch, unter die Kinder. Kurz, ich lebe hier in einer Welt voll Vertrauens und

Liebe. Da ſitz' ich mit einem alten Mütterchen, höre ihre langgedehnten Klagen, und oft, mein Lieber, geh' ich Abends mit der Gewißheit ſchlafen, daß man in der nächſten Hütte für mich betet, weil es mir gelungen iſt, ein Unglück zu verhüten, oder einen Kummer zu endigen. Daran aber nehmen Herz und Kopf einen gleich ſchönen Antheil, und wenn auch eine durch das Alter verdorrte Lippe für uns betet.

Das iſt mir genug, und muß mir genug ſeyn. Denn — ſeltſam! iſt es Leichtſinn oder Jugendſtolz? — ich habe, von der Zeit an, da ich mich unter dieſen armen, arbeitenden Menſchen aufhalte, öfter die Bemerkung gemacht: die Kinder im Hauſe, ſelbſt die erwachſenern, kennen entweder die Noth der Eltern nicht, oder glauben nicht daran, oder halten die Hülfe für ſo natürlich, daß ſie es nicht der Mühe werth finden, nur einen bittenden Blick darum zu thun. Da ſtand ein Alter vor mir, hielt ſeine Mütze in den gefaltenen Hände, und erzählte mir in rührenden Tönen ſeine Noth. Seine Frau vergoß

Thränen, und beſtätigte ſeine Klagen durch tiefe Seufzer. Am Tiſche ſaßen die beiden Töchter dieſer Unglücklichen; und auf ihren Geſichtern war nicht eine Spur von Leiden, von Mitgefühl. Ich gab den Alten. Sie brachen in Dank, in Lobeserhebungen aus, wie das gewöhnlich iſt; die Mädchen aber ſaßen da, als ob ſie Fremde wären: ſie dankten mir mehr für einen freundlichen Blick, den ich ihnen gab, für ein Wort, das ich mit ihnen ſprach, als für das Geld, womit ich ihrem Mangel abgeholfen hatte. Ach, die gütige Natur ſchuf ſie zu keiner Noth; ſie ſind zur Freude da: das empfinden ſie. Ihr unerfahrnes Herz hält die Wohlthat, die Hülfe, für Schuldigkeit. Sie fühlen, daß ſie daſſelbe, daß ſie noch mehr thun würden. O, der edle Trotz eines natürlichen Menſchenherzens! — Welch eine Menge Unglück; ach, wie viele mit Härte verweigerte Bitten mögen dazu gehören, einen Menſchen ſo weit zu bringen, daß er vergißt, für ſich ſelbſt zu beten, und daß er ſeine Arme für einen Andren zum Himmel aufhebt, der nur das Gebot der ewigen

Liebe — und wer weiß, wie kärglich, wie ſtolz! — erfüllte!

Heidelberg.

An das Staatsrecht denk' ich kaum mehr; der Winter wird mich indeß wieder hinein treiben. O die Weinblüthe, lieber Freund, die Weinblüthe! über die ſollte ein fühlender Menſch wohl noch mehr vergeſſen. Ich komme nicht mehr aus den Weinbergen. „Sinnlich!“ Nun! will ich denn mehr als ein Menſch ſeyn? Und wenn wir zuſammen rechnen, ſo hat doch wahrhaftig meine Sinnlichkeit noch keinem Menſchen eine Thräne, und meiner Börſe noch kein Goldſtück gekoſtet. O Lieber, mein Vater beſucht Geſellſchaften, und hat Geſellſchaften, die vielleicht Jahraus Jahrein Tauſende wegnehmen. Und dieſe Tauſende — Himmel! dieſe Tauſende — Doch ſtill! Aber ſo laßt mich hier auf meine Weiſe leben. Glaubt Ihr denn, ich hätte hier keine Feſte?

Ich habe in dieſen drei Monaten hundert Thaler erſpart, und ſie zwei Mädchen in meiner Nachbarſchaft zu ihrer Ausſteuer gegeben. Beide ſind jetzt frohe Bräute, und danken ihr Glück mir. — Weiter. Ich gehe nun mit dieſem Gefühl in den ſo lieblich duftenden Weingärten umher, ſchwelge mit dem Geruche in dem Opferrauche des Frühlings, ſchwelge mit dem Geſicht in der ſchönſten Landſchaft, leſe dabei zuweilen, wenn ich vor lauter Glück kann, meinen edlen, menſchlichen, ſchwärmenden, herzlichen Plato; und Ihr ſagt mir: ich ſoll mehr meiner Beſtimmung leben? Lieber Gott! iſt denn Reichs- und Staatsrecht irgend eines Menſchen Beſtimmung? Wahrhaftig, ich ärgerte mich, um Euch nicht verlachen zu müſſen.

„Sinnlichkeit!“ Nun wohl denn! ich bin ſinnlich; aber ich fühle auch, daß es in der Welt beſſer wäre, als es iſt, wenn es recht viele ſolcher Sinnlichen gäbe, die ſich an dem Glück einiger Bräute, an einem duftenden Weingarten, und an den ſo wünſchenswerthen Träumen eines Philoſophen genügen ließen —

ſollte das Staatsrecht auch verloren gehen, wie die Kunſt Aqua Toſſana zu machen.

Heidelberg.

Sie ſind ſchon abgereiſt, mein Lieber, ſchreibt mir meine Schweſter; und meine Wünſche folgen Ihnen. Sie ſind zufrieden, ſchreibt ſie mir weiter. Nun denn! und wenn ich auch Urſache zu klagen hätte, ich will ſchweigen, will die Zufriedenheit meiner Freunde als meine eigne betrachten, will . . . O, es iſt ſeltſam, daß man ſo oft nicht glücklich ſeyn darf, wenn das Glück ſich einem anbietet; daß ich erſt in dem dicht gedrängten Kreiſe der Thoren umhergehen, und jeden fragen muß: ſcheinet das, was mich glücklich macht, auch dir ein Glück? und daß ich, wenn ſie Nein ſagen, Glück und Ruhe fahren laſſen ſoll, um den Thoren kein Thor zu ſeyn.

Iſt es nicht ſo? Das leidige Schickſal, oder — doch nein; das leidige Schickſal! —

immer gut genug, wenn man getroſt dem Schickſale zuſchreibt, was unſere Thorheit verſchuldet! Sehen Sie, ich wollte ſagen, was des Menſchen Beſtimmung iſt. Doch wohl: glücklich zu ſeyn als Gatte, Vater, Bürger, Menſch, und ſo weiter. Noth hindert Tauſende und aber Tauſende, das eher zu werden, als bis die edelſten Kräfte, die beſten Jahre dazu, verſchwunden ſind. Der Mann iſt vierzig Jahre alt, wenn die Verſehung ihm ein Aemtchen zuwirft, bei dem er es wagen darf, einem Mädchen ſeine Hand anzubieten. Einen Schritt vom Grabe wird er Vater; er ſieht ſein Glück in dem Augenblicke keimen, da er es verlaſſen muß. Gatte wird er, wenn er — Doch ich mag nicht darüber reden. Werfen Sie nur einen Blick auf die Ausſchweifungen der jungen Männer! Die glühende Natur treibt ſie vorwärts; die Furcht hält ſie zurück: der Kampf iſt ſchrecklich. Wie leicht muß es da nicht der allerverächtlichſten Kreatur werden, den verlangenden Jüngling zu verführen, und Tugend, Kraft und Geiſt in ihm auf immer zu vergiften! Man kann nicht

Vater, nicht Gatte, nicht Menſch ſeyn. Nun, man wird, um doch etwas zu ſeyn, ein eitler Fratz, ein ehrſüchtiger Geck, ein Geitzhals, oder ein Böſewicht.

Glauben Sie mir, das iſt die Grube, worin ſich eine Menge Verbrechen erzeugen. Und natürlich! Geben Sie dem Jünglinge, der nun mit allen Kräften der Seele nach Liebe verlangt, ein Weib; und dann ſehen Sie hin, welche Tugenden Sie von ihm fordern können, und welche er Ihnen geben wird! Er kennt die Wolluſt nicht: ſein Weib hat ſie in Liebe verwandelt; er kennt die Trägheit, den Luxus, das Umherſchwärmen in Geſellſchaften nicht: ſeine fröhlichen Kinder gewöhnen ihn in der Zeit der jugendlichen Kraft zum Arbeiten, zum Sparen; die Freuden in dem Kreiſe der Kinder lehren ihn Zärtlichkeit. Mit der Kraft des Jünglings wird er, muß er, die Kälte des Hausvaters verbinden. Er hat alle Tugenden zweier Alter, und keins ihrer Laſter. Selbſt wenn ſeine Gattin ſtirbt, oder ihre Reitze verliert, bleibt er keuſch; ſeine funzehnjährige Tochter iſt die Bewahrerin, der Schutzgeiſt ſeiner ehelichen Treue. In den ſchönſten Jahren ſeines Mannsalters zwingt eine neue Generation von Menſchen, ſeine Enkel, ihn zu neuen Tugenden, und macht auch ſein häusliches Glück wieder neu. Zwar haben ſeine Kinder nun ſein Haus verlaſſen; doch ſeine Enkel ſtellen den fröhlichen Tumult um ihn wieder her, und er lebt zum zweiten Male.

Welch ein Leben! Freund, o welch ein Leben! Ich habe die ſo reizende Scene abſichtlich nur leicht entworfen, und Ihnen von tauſend Zügen, die meine Phantaſie und mein Herz mir angaben, immer nur Einen gezeichnet. Warum ſollte ich auch ganz ſchildern, was ich fühle! Welcher Menſch hätte nicht Herz, nicht Menſchlichkeit genug, dieſe Grundzüge des Gemähldes mit dem Reichthume der Farben, welche die Natur darbietet, auszuſtatten!

Und nun ſtellen Sie den gewöhnlichen Mann dagegen! — Durch Ausſchweifungen, durch die niedrigſte Wolluſt von zwanzig Jahren, an Geiſt und Körper entnervt; durch den Mangel an häuslichem, an natürlichem, an menſchlichem Glücke zu Ehrſucht, Eitelkeit, Schwelgerei, Kälte gegen Menſchenwohl und ſo weiter getrieben — ſinkt er endlich in den Arm eines Weibes: er ohne Charakter, ohne Liebe, ohne Hoffnung; ſie ohne Zutrauen zu ſeinem Herzen, ſeiner Keuſchheit, ſeinen Jahren: Sehen Sie, da iſt der unbarmherzige Würgengel der menſchlichen Tugenden und des menſchlichen Glückes!

Ich kenne den leidigen Troſt wohl, mit dem man alle dieſe dringenden Vorſtellungen abweiſt: „das iſt nun einmal nicht anders!" Nun ja! Aber ſo ſollte man wenigſtens den ruhig klagen laſſen, der ſo tief fühlt, daß es anders ſeyn kann, anders ſeyn muß. Und könnte es denn mit mir nicht anders ſeyn? Das Vermögen meiner Mutter reichte ja für zehn Familien hin; an dem zehnten Theile wollte ich mich begnügen laſſen, mir hier eine Hütte mit einem Weinberge kaufen, ein Weib nehmen, meine Reben ſchneiden, mein Feld bauen, und glücklich ſeyn. Doch was ſchwatz' ich! Da geh' ich jetzt, in dem Gefühle meines

Alleinſeyns, umher, und rufe mir hundertmal, Unglück weiſſagend, zu:

> Uxor in aeternum vivo mihi viva negatur,
> Et domus, et fidae dulcia membra domus*).

Heidelberg.

Sie haben nicht übel gerathen, mein Freund. Wirklich hat meinen Brief eine Begebenheit veranlaßt, eine Begebenheit, die mich ſehr intereſſirt, ja — was Sie vielleicht noch nicht gedacht haben — die vielleicht die Angel ſeyn wird, um welche künftig mein ganzes Leben ſich drehet. Sie können nicht läugnen, daß ich mit meinen Behauptungen Recht habe. Im Allgemeinen, ſagen Sie; nur wollen Sie

---

*) Ewig bleibt mir im Leben verſagt die lebende Gattin,
Und ein trauliches Haus, liebliche Kinder darin.

erſt die Begebenheit ſelbſt hören, um ihre Sentenz darnach einzurichten. O, lieber Gott! was kümmern doch die Gerechtigkeit Perſon, Ort, Zeit, Umſtände? Nein, nein! ich weiß ja, wenn die Natur nicht gerade den Gang geht, den Mode, Thorheit, Decenz, Eitelkeit, Stolz — und was ſonſt noch alles! — vorſchreiben, ſo iſt ſie verurtheilt, die arme, ewige, heilige, allmächtige Natur, und ihr Prozeß ohne Gnade verloren. Nein, nein; wenn ſie ſich nicht wenigſtens mit einigen Lümpchen der Mode behängt, ſo ſchlägt man die Hände über dem Kopfe zuſammen, und ruft: wehe! wehe! Ich weiß, daß ich verurtheilt bin; denn ich habe ja keinen Fetzen der Kunſt, mit dem ich die Blöße der Natur bedecken kann.

So hören Sie denn, und rufen Ihr Wehe! Es iſt nichts als eine von den Begebenheiten, die einem jungen Menſchen zu Tauſenden aufſtoßen, und die nur bei einem, der, wie ich, nicht wohl im Hirne verwahrt iſt, eine ſolche Wirkung hervorbringen können.

Ich fahre an einem ſchönen Tage nach

Schwetzingen, einem Garten des Kurfürſten, der einige Stunden weit von hier liegt. Da ſchweife ich mit einem alten Soldaten, der mein Führer iſt, im Garten umher. Als ich mich dann ſo ziemlich zu finden weiß, gebe ich dem Manne ſein Trinkgeld, und laſſe ihn gehen. Außer mir war nicht ein einziger Menſch im Garten. Ich ſetze mich hier, werfe mich dort an einer Fontäne nieder, zeichne hier eine Gruppe Bäume, leſe dort einige Zeilen oder Seiten. Endlich denke ich an die Rückkehr. Ich gehe aufs Gerathewohl, verirre mich in Gedanken, und werfe mich endlich mechaniſch in dem Eingang eines dunkeln Laubengebüſches nieder. Die angenehme Dunkelheit, die ungeſtörte Stille um mich her verſetzen mich bald in eine von jenen Minuten, in denen man unbeſchäftigt, ruhig da liegt, und für Alles um ſich her keine Sinne hat. Auf einmal hör' ich hinter mir einen Seufzer. Ich ſehe mich um, und erblicke im Winkel auf einer kleinen Bank ein junges Mädchen, das mich ängſtlich anſieht, jetzt aber den ſcheuen Blick zu Boden ſchlägt, und hoch erröthet.

Ihr Erröthen hält mich ab, ſie zu betrachten. Ich lege mich nieder, wie ich gelegen hatte, und höre aufs neue einen Seufzer. Als ich wieder zurückſehe, macht das Mädchen dieſelbe Bewegung, wie vorher. Nun fällt mir ein, daß ich ihr durch meine Lage den Ausgang aus dem Gebüſche verſperrt habe. Ich ſtehe langſam auf, und gehe einige Schritte vorwärts, um ihr Freiheit zu geben; aber ſie kommt nicht zum Vorſchein. „Sie ſeufzte;“ denk' ich jetzt; „war es etwa ein Seufzer der Noth?“ Ich kehre zurück, und trete wieder in den Eingang des Gebüſches. Das Mädchen war aufgeſtanden, ſetzte ſich aber, als ſie mich ſo nahe ſah, mit Verlegenheit wieder auf die Bank.

Wir ſahen einander an. Nun mußte ich etwas ſagen. „Ich glaubte, Ihnen fehlte etwas.“ Sie blickte mir flüchtig ins Geſicht, erröthete, riß, um ſich ihre Verlegenheit zu erleichtern, ein Paar Blätter ab, öffnete die Lippen, und ſchwieg. Jetzt hatte ich Zeit, das

Mädchen zu betrachten. Es war ein liebliches längliches Geſicht, auf dem noch die ganze Unſchuld des Kindes ruhete. „Oder lag ich Ihnen etwa im Wege, mein Kind?“ fragte ich unwillkührlich. Sie nickte mit dem Kopfe, ohne aufzuſehen, und ihre Finger ſpielten mit den Blättern.

Ich machte ihr jetzt in dem Eingange Platz. Sie ſtand langſam auf, als ob ſie ſich bedächte, und ging neben mir weg. In der Thür ſchlug ſie die Augen nur ein wenig auf, blickte mich eine Secunde lang an, machte eine kleine Verbeugung, und ging. Ich ſah ihr nach, ſetzte mich dann auf die Bank, auf der ſie geſeſſen hatte, und lächelte über das furchtſame Kind, das von mir eingeſperrt geweſen war.

Nach einigen Minuten zeigte ſich das Mädchen wieder in dem Gange, der zu der Laube hinführt, und ſchien ſehen zu wollen, ob ich noch da wäre. Als ſie mich erblickte, verſchwand ſie wieder. Das fiel mir auf; doch blieb ich ſitzen. Nach einiger Zeit ſtand ſie hinter einem Gebüſche, und betrachtete mich durch die Zweige. Bald war ſie hier, bald dort, und ſie ſchien unruhig zu ſeyn. Ich wurde aufmerkſamer. Was will ſie von mir? fragte ich mich, und vermuthete, was ein junger Menſch in einem ſolchen Falle immer vermuthet.

Als ſie ſich um das Gebüſch wegſchlich, ſtand ich auf, und ſchlich ihr auf meiner Seite entgegen. Sie hatte das Geſicht immer nach der Laube hin gewendet, und ſchlich ſo in meine Arme. Ich faßte ihre Hand, und ſie erſchrak ſehr heftig. „Wollen Sie mir etwas ſagen, liebes Kind?“ Sie ſchüttelte den Kopf. „Oder wollen Sie in die Laube zurück?“ — Ja, in die Laube! antwortete ſie leiſe. — „So kommen Sie!“ ſagte ich, und wir gingen neben einander. Als wir in den Eingang traten, ſprang ſie auf die Bank zu, nahm ein kleines Schnupftuch auf, das ſie vergeſſen hatte, und hielt es mir mit einer leichten Verbeugung hin, als ob ſie ſagen wollte: das war es!

„Alſo,“ fragte ich, „das hatten Sie vergeſſen?“ Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber, warum kamen Sie denn nicht, und holten es?“ Sie lächelte. „Nicht wahr, Sie fürchteten Sich?“ Sie lächelte wieder. „Aber warum denn?“ — Jetzt fürchte ich mich nicht mehr, ſagte ſie. — „Nicht? Nun ſo laſſen Sie uns einmal den Verſuch machen, Kleine.“ Ich nahm ihr das Schnupftuch aus der Hand, ging in die Laube, ſetzte mich auf die Bank, und ſah ſie lächelnd an. Das Mädchen ſtand in dem Eingange, und betrachtete mich halb lachend, halb freundlich. „Nun?“ ſagte ich. Sie trat die Paar Schritte langſam zu mir, hielt mir die Hand hin, und ich legte ihr das Schnupftuch hinein. Sehen Sie wohl? ſagten wir Beide zu gleicher Zeit. Nun ging ich mit der Kleinen hinaus, und neben ihr her. Im Gehen fragte ich ſie: ob ich denn das erſte Mal ſo fürchterlich geweſen wäre, und ſo etwas. Sie blickte von Zeit zu Zeit an mich herauf, lächelte, und ſagte Ja und Nein.

So kamen wir in die Haupt-Allee. Hier begegnete uns der Gärtner mit einem Körbchen Kirſchen, und ich ließ es mir von ihm geben. Meine Kleine wollte fort. „Nein,“ ſagte ich, und nahm ihre Hand; „wir ſind ja nun gute Freunde, und die müſſen Alles mit einander theilen.“ Ich ſetzte mich mit ihr auf eine Bank, ſuchte die ſchönſten Kirſchen aus, und legte ſie ihr auf die Schürze. Während wir aßen, fragte ich nach ihrem Namen, ihren Eltern, ihren Umſtänden, ihren Verwandten; und die Kleine plauderte zuletzt ſehr offenherzig. „Die übrigen Kirſchen?“ ſagte ich, und zeigte auf den Korb. „Hören Sie, Luiſe, die nehmen Sie Ihren Geſchwiſtern mit.“ Sie ſteckte die Kirſchen ein; dann ſtanden wir auf, und gingen, die Allee hinunter, aus dem Garten.

Hier wohn' ich! ſagte die Kleine auf einmal, und hüpfte zwei Kindern von zehn und elf Jahren, die vor der Thüre ſtanden, entgegen. Ich habe euch etwas mitgebracht, ſagte ſie freudig. Sie holte die Kirſchen mit einem dankbaren Blick auf mich hervor, und vertheilte ſie. Ich ſagte: gute Nacht, Luiſe! und ging die Straße hinunter. Sie ſah mir, ſo lange ſie konnte, mit freundlichen Blicken nach.

nach. Als ich eben in mein Wirthshaus treten wollte, neigte ſie ſich noch einmal, und hüpfte in ihr Haus.

Sie finden an der Begebenheit nichts; und ich fand wahrhaftig eben ſo wenig daran. Als ich auf dem Zimmer war, ſchon nach einigen Minuten, hatte ich das Mädchen rein vergeſſen. Selbſt in meinem Taſchenbuche, worin ich noch denſelben Abend aufzeichnete, was ich geſehen hatte, und worin manche kleine, vielleicht noch tauſendmal uninteressantere, Anekdote ſteht, finde ich unter dem Datum dieſes Tages nicht einmal den Namen des Mädchens. Wie geſagt, ich hatte es rein vergeſſen.

Es war ein Kind von vierzehn Jahren; aber nach der ſüßen Unſchuld in ihrem Geſichte, hätte man ſie für zwölf-, und nach ihrer Figur für ſechzehnjährig halten ſollen. Sie hatte ein ſehr ſchönes blaues Auge, und die dunkeln Augenbraunen erhoben die weiße Farbe ihres Geſichtes. Ihre Kleidung war einfach, aber ſehr reinlich. Nach der zu urtheilen, ſchien ſie die Tochter eines Handwerkers zu ſeyn. Ihr Vater lebte nicht mehr, und war „Hofmann“ geweſen. Ich verſtand das Wort nicht; und aus ihren andern Aeußerungen konnte ich nur ſo viel errathen, daß er den Landbau getrieben hatte. Ihre Mutter und zwei Geſchwiſter lebten noch. Das war Alles, was ich an dieſem Tage erfuhr.

Am folgenden Morgen ging ich wieder in den Garten, und ließ mir meinen Kaffee dahin nachbringen. Ich hatte das Mädchen ſo ganz vergeſſen, daß auch das Haus, bei dem ich vorüberging, mich nicht an ſie erinnerte. Etwa zwanzig Schritte weit vom Hauſe hörte ich ein freundliches, begrüßendes „Ach!“ Ich ſah auf, und das Mädchen ſtand mit einem Teller voll Weißbrot, das ſie geholt hatte, vor mir. „Sieh da! ſieh da, meine liebe Kleine!“ ſagte ich, und bot ihr die Hand; „treffen wir uns ſchon wieder?“ — Ja, erwiederte Luiſe freundlich; es iſt, als ſollten wir uns immer begegnen. — „Nun,“ ſagte ich lachend, „wenn das des Himmels Wille iſt, ſo gebe er, daß ich Sie immer ſo froh und ſo unſchuldig wiederfinde, wie geſtern und heute!” — O, ganz gewiß! ganz gewiß! erwiederte das Mädchen, und nickte dabei verſichernd mit dem Kopfe. Jetzt ſah ſie mich lächelnd an; dann wendete ſie das Auge auf ihr Haus, und ſtand, als ob ſie gehen müßte. „Sind Sie ſo eilig, Luiſe?” fragte ich, und ließ ihre Hand fahren. — Ja, die Kleinen zu Hauſe! antwortete ſie, und zeigte auf den Teller. Aber, ſetzte ſie leicht und ſchnell hinzu: wenn Sie ein wenig warten wollen, ſo . . . — Nun ſchwieg ſie. „Gut Luiſe, ich will warten, ſo lange Sie wollen. Gehen Sie jetzt nur.”

Sie ging nicht, und ſah mich ein wenig verlegen an. Ich hatte mein Vergnügen an ihrer Verlegenheit, und war neugierig, wie ſie ſich herauswickeln würde. Damit ſie keine Zeit hätte, ihr Verſprechen zurückzunehmen, (was ſie, wie ich an ihrer Miene ſah, zu thun Luſt hatte) ſchob ich ſie fort. Sie ging, und ſah ſich im Gehen einige Male verſtohlen nach mir um. In der Hausthür blieb ſie ſtehen, und mit einer Miene, als ob ſie mir noch etwas ſagen wollte. Ich ſtellte mich aber, als ob ich es nicht bemerkte; nun trat ſie hinein, und ich ging einige Minuten auf und ab. Sie kam nicht, wie ich es vermuthet hatte; indeß die Neugierde, ob ſie endlich kommen würde oder nicht, beſtimmte mich, geduldig zu warten. Es mochte etwa eine Viertelſtunde verfloſſen ſeyn, da trat ſie furchtſam, roth wie eine Roſe, in ihre Thür, und wagte es kaum mich anzublicken.

Ich hatte, als ich ſie ſah, ein ſehr angenehmes Gefühl. Wie viele Mühe mochte es ihr nicht gekoſtet haben, in die Thür zu treten! Dafür war ich ihr Dank ſchuldig. Ich ging zu ihr, und ſagte mit einem Händedrukke: „o, das haben Sie unvergleichlich gemacht! Denn,“ ſetzte ich mit Herzlichkeit hinzu, „ich habe nicht einen einzigen Bekannten in ganz Schwetzingen; und allein ſeyn . . .“ — Nein, das kann ich auch nicht gut, unterbrach ſie mich; und das Scheue in ihrem Geſichte lös'te ſich wieder in die vorige Argloſigkeit auf. — „Ich wünſchte,“ ſagte ich, und jetzt wirklich im Ernſt: „ich wünſchte, liebes Kind, daß ich Sie dieſen Vormittag im Garten anträfe. Wenn Sie nur halb ſo gern in meiner Geſellſchaft wären, als ich in der Ihrigen — (ſie machte eine kleine Verbeugung mit dem Kopfe) —: ſo gingen Sie mit mir ein Stündchen darin ſpazieren." — Ja, ſagte ſie eilig; da müßt' ich mir aber erſt meine Arbeit holen.

Ich nahm ſie wieder beim Worte, ehe ſie umlenken konnte. „Thun Sie das. Ich erwarte Sie da, wo wir geſtern die Kirſchen aßen; und ſollte ich auf Sie warten bis dieſen Abend, bis morgen — ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie kommen." — Ach nein, nein! rief ſie, und trat die Stufe herunter, mir nach. Ich ſagte, als ob ich ihr Nein nicht gehört hätte: „gewiß, ich warte auf Sie!" und ſo ging ich eilig.

Man brachte mir meinen Kaffee, und ich beſtellte noch eine Portion. So ſetzte ich mich in der Allee an meinen Tiſch, und erwartete mit Sehnſucht, ob ſie kommen würde. Ungefähr nach einem Stündchen kam ſie von oben aus dem Garten die Allee zu mir herunter, und hatte ihre jüngere Schweſter neben ſich.

Ihr langſamer Gang, ihr niedergeſchlagenes Auge verriethen eine kleine Unruhe. Ich ging ihr entgegen. „Sieh da! wir treffen uns ſchon wieder!“ ſagte ich, als ob ich nicht mehr an ihr Verſprechen dächte. Das ſchien ſie zu beruhigen. Sie lächelte (wie es ſchien, über meine Vergeßlichkeit), ſetzte ſich zu mir, und fing an zu ſtricken. Ich ſchob ihr eine Taſſe Kaffee hin, und gab der kleinen Schweſter ein Stück Kuchen. Nun brachte ich ein Geſpräch in Gang, und dabei trank ſie die Taſſe aus. „Wollen Sie mir einſchenken?“ fragte ich, und ſchob ihr meine Taſſe hin. Sie erröthete, legte ihr Strickzeug auf den Tiſch, und ſchenkte mir ein.

Das Geſpräch hob von neuem an. Nach einiger Zeit ſtand ich auf. Wir gingen im Garten umher, und ihr Zutrauen mehrte ſich mit jedem Schritte. So kamen wir an die Moſcheh, in deren Arkaden an den Wänden morgenländiſche Sentenzen ſtehen. Wir laſen ſie mit einander. Eine dieſer Sentenzen hieß ungefähr: „Schweigen iſt beſſer als reden ꝛc.; der Tod iſt das Beſte von allem.“ Das verſteh' ich nicht, ſagte ſie. Schweigen ſoll beſſer ſeyn als reden? (Sie ſchüttelte den Kopf, und betrachtete die Schrift.) — „Nun, zuweilen, Luiſe, iſt doch Schweigen gewiß beſſer, als Reden. Sehen Sie, zum Beiſpiel, als ich dieſen Morgen von Ihrer Hausthür wegging, hatten Sie ſchon auf der Zunge, daß Sie nicht kommen wollten. Allein Sie ſchwiegen, Sie kamen; und ich habe nun dadurch einen ſo angenehmen Morgen. Da war doch Ihr Schweigen beſſer, als wenn ſie geredet hätten; wenigſtens für mich beſſer." — O, ich bin auch vergnügt, erwiederte ſie. Aber, fuhr ſie fort, das hat der Mann doch nicht gemeint: das Schweigen, wenn man ſich ſchämt oder ſich fürchtet, wie es mir ein Paar Male mit Ihnen gegangen iſt? Was meint der Mann denn mit ſeinem Schweigen?

Ich ſuchte es ihr ſo gut zu erklären, wie ich konnte; ſie ſchüttelte aber den Kopf, und ſagte: es iſt doch nicht wahr; nur kann ich nicht ſagen, warum es nicht wahr iſt. Hier weiß ich es wohl! ſetzte ſie hinzu, und legte die Hand auf das Herz. Ich half ihr durch einige Fragen nach, und ſuchte ihre Gefühle in Gedanken, in Worte zu verwandeln. Sie begriff mich bald. Nun ja, ſagte ſie; das meine ich: denn, wollte man nur da reden, wo es höchſt nothwendig iſt, ſo wären wir . . . — „in Ewigkeit nicht mit einander bekannt geworden,“ fiel ich ein; „ſo hätte ich Sie nicht lieb gewonnen, und alles das, was aus unſerer Bekanntſchaft noch erfolgen kann, bliebe ungeſchehen.“

Ich blickte ihr bei dieſen Worten ins Geſicht. Sie ſah auf Eine Stelle, als ob ſie nachdächte, was noch daraus entſtehen könne. „Nun, was meinen Sie, Luiſe? was kann wohl noch aus unſerer Bekanntſchaft entſtehen?“ — Sie ſah mich an. — „Haben Sie Sich nicht auf etwas beſonnen? Oder iſt hier Schweigen beſſer als Reden?“ — Nein, erwiederte ſie; ich weiß wirklich nichts, was aus unſerer Bekanntſchaft noch entſtehen könnte.

„Nicht? Sehen Sie, Luiſe, Sie könnten in Noth kommen, in Armuth verſinken, Ihre Mutter verlieren. Ihre Anverwandten wollten ſich Ihrer nicht annehmen, und Sie wüßten nirgends hin. Nun fiele ich Ihnen ein. Sie kämen zu mir . . .“

Ja, aber würden Sie mich denn aufnehmen? fragte ſie mit einem hellen und freundlichen Blicke.

„Mit Freuden, liebes Kind, mit Freuden. Ich wollte meinen letzten Biſſen mit dir theilen, mit meinen letzten Kräften für dich arbeiten, um jede Noth von dir abzuhalten.“

Ich weiß ſelbſt nicht, lieber Freund, wie es zuging, daß ich bei dieſer Vorſtellung in ſolche Hitze gerieth. Meine Frage, meine Auseinanderſetzung der Frage, war eine bloße Schäkerei geweſen. Wahrſcheinlich hatte die Unſchuld, mit der die Kleine mich fragte, ob ich ſie aufnehmen würde, und das Zutrauen zu mir, das in ihrem hellen Auge ſchwebte, dieſe Wirkung auf mein Herz gethan! Schon als ſie ſelbſt noch ſprach, ergriff ich ſie mit beiden Händen, zog ſie näher zu mir, und drückte ſie mit Rührung an mich. Ihr Auge hing mit ſeelenvoller Freude an meinen Blikken. — Aber ich brächte dann auch meine

Geſchwiſter mit, ſagte ſie mit einem herzlichen, argloſen Zutrauen, und ſah nach ihrer Schweſter, die umher hüpfte.

„Alſo würden Sie zu mir kommen, Luiſe?“ fragte ich. „Verſteht ſich, wenn Sie unglücklich wären!“

Sie erwiederte lächelnd: ich weiß ja nicht einmal, wo Sie wohnen, und wer Sie ſind!

„Der Himmel gebe nur, daß Sie es niemals nöthig haben!“ ſagte ich aus Herzensgrunde. „Es würde mir nahe gehen, ſehr nahe, wenn dieſe ſchönen, hellen Augen je voll Thränen ſtänden. Nein, Luiſe, der Himmel behüte Sie davor!“ Sie blickte mich verwundert an, und jetzt ſtiegen ein Paar Thränen in ihre Augen; doch ſie trocknete dieſe mit den kleinen, runden Fingern ab, und ſogleich war ihr Geſicht wieder hell und heiter.

Luiſe! Luiſe! rief die Kleine auf einmal; da ſchlägt es ſchon elf! — Luiſe erſchrak. „Schon elf? So muß ich gleich fort!“ — Sie bot mir die Hand. Adieu, Luiſe! ſagte ich, faßte ſie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie wand ſich ängſtlich los, ſagte adieu, nahm die Hand ihrer Schweſter, und eilte durch die Arkaden in einen bedeckten Gang.

Auch ich ging langſam, mit vollem Herzen, nach Hauſe. Ich glaubte, ſie würde am Fenſter oder an der Thür ſeyn; aber ſie war nicht da. Auf meinem Zimmer verſank ich in ſonderbare Träume. Das ſchöne Mädchen war nichts als unſchuldig, aber dies auch in einem hohen Grade. Ihren Verſtand mußte ich für gänzlich unbebauet, doch für natürlich rein, erklären. „Was ließe ſich nicht alles aus dieſem Mädchen machen! aus dieſer einfachen, unſchuldigen Seele!“ das war der erſte Gedanke, den ich deutlich dachte; und meine Phantaſie bildete ihn in ſchnellen Sprüngen weiter aus. Jetzt unterrichtete ich Luiſen, jetzt ſah ich ſie mit allen Talenten der Kunſt, der Bildung geſchmückt. Ich war entſchloſſen, mich des Mädchens anzunehmen, ſo entſchloſſen, wie man es ſeyn kann, wenn die Phantaſie aufgeregt iſt. Und wer weiß, dachte ich zuletzt, was noch alles aus unſerer Bekanntſchaft entſtehen kann!

Ich wollte nach Tiſche die Mutter beſuchen, und hatte einen Plan überdacht, der ſeltſam genug war. Doch allmählig verflog das Feuer meiner Phantaſie, und meine natürliche Furchtſamkeit machte der Ueberlegung Raum. Zwar gab ich die Idee nicht auf, Theil an dem Mädchen zu nehmen; aber ich konnte nicht mit mir ſelbſt einig werden, welchen. Oder ich war wohl zu furchtſam, einen entſcheidenden Schritt zu wagen. So ging unter Ueberlegungen, Entſchlüſſen und Zweifeln die Zeit hin, und die Stunde meiner Abreiſe kam näher. Ich packte ſchon meinen Mantelſack, als mir auf einmal einfiel, daß mir das Mädchen im Garten beim Plaudern erzählt hatte: ſie ginge morgen nach Heidelberg, um ihre Anverwandten dort zu beſuchen.

Sogleich packte ich wieder aus, und war entſchloſſen, mit ihr zu reiſen. Ich lief nun, wie ein Thor, zehnmal in den Garten, und zehnmal wieder zurück, an ihrem Hauſe vorbei. Im Garten ſetzte ich mich jedes Mal nieder, und war feſt überzeugt, daß ſie nun kommen würde. Wenn ich eine Weile vergebens gewartet hatte, lief ich zurück, und glaubte, ſie müſſe vor der Thüre ſtehen. Aber auch da war ſie nicht. Als es Abend wurde, lag ich in meinem Fenſter, und belauerte ihr Haus. Sie ließ ſich auch da nicht ſehen; und meine unruhige Erwartung nahm nicht eher ein Ende, als bis es ſo dunkel war, daß ich nichts mehr auf der Straße unterſcheiden konnte. Ich Thor, ich wurde ſogar einige Male böſe auf das Mädchen, das mich ſo vergebens hoffen ließ. . . . . . .

Am folgenden Morgen lag ich ſchon vor Sonnenaufgang im Fenſter, und ſah unverwendet nach dem Hauſe. Endlich ging die Thür auf, und Luiſe trat hervor. Eine ältliche Frau, ihre Mutter, ſagte noch einige Worte zu ihr, ſteckte ihr das Halstuch noch einmal zurecht, und gab ihr einen herzlichen Kuß. Luiſe ging nun, mit einem kleinen Bündel in der Hand, die Straße hinunter, dem Thore zu. Ich ließ ſogleich mein Kabriolet anſpannen, ſprang fröhlich hinein, nahm zitternd die Zügel, und eilte, ſo ſehr ich nur konnte, hinter Luiſen her. Nach einer Viertelſtunde ſah ich ſie in dem Schatten der ſchnurgeraden Pappelallee vor mir hin gehen, und in einigen Minuten hatte ich ſie eingeholt.

Ah, ſieh da! ſieh da, Luiſe! rief ich, und hielt an; ſchon wieder? — Als ſie mich erblickte und erkannte, rief ſie mit freudigem Erſtaunen: „ei! Sie ſind es? Eben dachte ich daran, wie gut es wäre, wenn Sie mir hier wieder begegneten.“ Ich bat ſie, ſich zu mir zu ſetzen. Sie that es nach einigem Weigern; und nun ließ ich den Gaul ſo langſam gehen, wie er nur immer Luſt hatte.

Wohin wollen Sie denn, mein Kind? fragte ich ſie jetzt. — „Nach Heidelberg. Und Sie?“ — Auch nach Heidelberg; ich wohne ja da. — „So? Sie wohnen da?“ (Ihr Geſicht wurde wie verklärt.) „O, das iſt mir lieb, recht lieb. Und daß wir uns hier wieder ſo haben treffen müſſen! Wenn Sie eine halbe Stunde früher weggefahren wären, ſo ſäße ich nun nicht bei Ihnen im Wagen! . . . Sehen Sie,“ hob ſie auf einmal wieder an, und legte mir die Hand auf den Aermel: „auch das iſt noch aus unſrer Bekanntſchaft entſtanden!“

Und wer weiß, wer weiß, was noch alles . . . —

„O ja!“ unterbrach ſie mich; „ich habe geſtern den ganzen Nachmittag darüber geſonnen, was noch alles aus unſrer Bekanntſchaft entſtehen könnte.

Nun Luiſe? und was haben Sie denn herausgeſonnen? Erzählen Sie mir das einmal recht umſtändlich.

„Ja, herausgeſonnen habe ich eigentlich wohl nichts; denn daß meine Mutter ſterben könnte, daran wollte ich nicht denken. Ich dachte nur an unſer Gehen im Garten mit einander.“

Aber, Luiſe, wenn wir nun einander heute zum letzten Male ſähen! wenn ich in eine andre Gegend käme!

„Ja, dann würde ich doch immer denken, Sie müßten mir irgendwo einmal wieder begegnen.“

Und würden Sie das gern ſehen, Luiſe?

„O, von Herzen gern!“ ſagte ſie betheuernd.

Da habe ich mein Blatt wieder überleſen. Ich mußte dabei lächeln; Sie werden lachen, und ganz gewiß ſagen: es ſind Poſſen. — Damit Sie anders fühlten, müßte ich Ihnen bei jedem Worte, das Luiſe ſprach, ihr Geſicht mahlen können: das Leben der fröhlichſten Heiterkeit, der rührendſten Unſchuld in ihren Augen, das ſeelenvolle Lächeln ihrer friſchen Lippen, die Ruhe in ihrem Nachdenken, die unbeſchreiblich argloſe Unbefangenheit, mit der ſie dachte, ſprach und ſich bewegte. Ich müßte im Stande ſeyn, Ihnen die Muſik ihrer reinen Stimme, die ſo leichte, und doch ſo affektvolle Modulation ihrer Töne, von der Freude bis zur Rührung, hinzuzaubern, Ihnen das Geſicht zu mahlen, mit dem ſie einem kranken, nur mit den Augen bittenden Greiſe das Geld reichte, das ich ihr gab. Kurz, Sie müßten an meiner Stelle geweſen ſeyn, um zu fühlen, was ich bei dieſen einfachen, herzlichen Geſprächen fühlte.

So plauderten wir mit einander fort. Ich prüfte, ſo gut es mir in meiner höchſt intereſſanten Lage, bei der Stimmung meines Herzens, möglich war, ihre Seele von allen Seiten, und erſtaunte über die Reinheit dieſer Seele. Jezt wurde mein Entſchluß feſt, das Mädchen nicht ſinken zu laſſen, es möchte mir auch koſten, was es wollte.

Schon war ich im Begriff, Luiſen das hier gleich auf der Stelle zu ſagen. Ich umfaßte ſie, und drückte ſie an mich. Meine Bruſt war ſo voll, mein Auge wollte überfließen von den Thränen der frohen Rührung, der ſchönſten Menſchlichkeit. Was mich bei dieſem Leben aller meiner Empfindungen abhielt, meinen Entſchluß auszuführen, weiß ich bis dieſen Augenblick ſelbſt nicht. Ich ließ das Mädchen nach einigen Sekunden aus meinen Armen, blickte in ihr offnes, helles Auge, und wurde wieder heiter und ruhig.

Jezt ſahen wir Heidelberg. „Ach, mein Himmel,“ hob Luiſe nun auf einmal an;

„wir ſind ſchon da! Und doch . . . ja . . . ich hab' es vergeſſen." — Sie war ein wenig unruhig; und als ich die Urſache wiſſen wollte, ſagte ſie mir, ihre Mutter hätte ihr befohlen, ja bei der Hitze den Weg nicht in Einem Striche zu machen. Sie ſollte auf der Hälfte des Weges in einem Dorfe einkehren, wo ein Verwandter von ihr wohnte, da bis gegen Abend bleiben, und dann in der Kühle die andre Hälfte des Weges gehen. „Nun komm' ich noch Vormittags an!" ſo ſchloß ſie mit Kopfſchütteln.

Liebes Kind, Sie ſind gefahren; und da erhitzt man ſich nicht. — „Ja, das wohl; aber . . ." — Ich bemerkte, daß ſie etwas auf dem Herzen hatte, und wollte gern wiſſen, was. „Ja, nun wird meiner Mutter Schweſter fragen: mit wem biſt du denn gefahren? und dann weiter: wie biſt du mit dem Herrn bekannt geworden?" — Nun, Sie ſagen, im Garten. — „Ja, das werd' ich freilich ſagen. Aber, ſehen Sie nur, ich weiß wohl, wie wir Beide mit einander ſo bekannt geworden ſind, daß ich mit Ihnen durch die ganze Welt fahren wollte; doch ... Wenn ich erzählen könnte, wie es ſo eigentlich gekommen iſt, ſo würde meiner Mutter Schweſter nichts dazu ſagen; aber ...“ — Sie ſchüttelte wieder den Kopf.

Nun, liebes Kind, ſo erzählen Sie doch, wie es zugegangen iſt.

„Ja, wiſſen Sie denn das ſo recht?“ fragte ſie mi[illegible] im Tone des Rechthabens. „Sonſt, wenn man mit einander bekannt wird, ſpricht man; aber wir — ſagte ſie mit einem kleinen Seufzer — ſind ſo ... ſo innerlich bekannt geworden, ſo heimlich. Ich weiß ja noch nicht einmal, wie Sie heißen!“

Nun, ſo ſagen Sie nur, Sie wären ſo innerlich mit mir bekannt geworden.

„Ja, da wird meine Baſe fragen: wie iſt das, ſo innerlich?“

Nun, Luiſe, was würden Sie ihr dann antworten? Sagen Sie es mir einmal. Ich helfe Ihnen vielleicht heraus.

„Lieber Gott! ja, da in der Laube ſprachen wir faſt kein Wort, und ſchon ein Paar Augenblicke nachher aß ich Kirſchen mit Ihnen. Aber hier (ſie legte die Hand auf die Bruſt), hier war es mir, als ob wir ſchon viel, recht viel, mit einander geſprochen hätten. Und — man kann, glaub' ich, auch ganz ſtill ſeyn, und einander doch recht gut verſtehen. So wie den Morgen. O, als Sie ſo geſchwind von mir weggingen, wußten Sie wohl, daß ich eigentlich gar nicht in den Garten kommen wollte. Es dauerte mich nur, daß Sie ſo allein ſeyn würden; und da kam ich. Aber kann ich ſo etwas wohl meiner Mutter oder ſonſt jemanden ſagen? Ich ſoll mit keiner unbekannten Mannsperſon ſprechen; und jetzt — denken Sie nur! — jetzt bin ich gar den ganzen Morgen mit Ihnen gefahren. Meine Baſe würde mich auslachen, wenn ich ihr ſagte, ich kennte Sie ſo gut."

Nun noch Eins, Luiſe. So gehen Sie mit zu mir, und bleiben bis gegen Abend. Freilich, ſagen dürfen Sie es nicht, daß ich Sie in meinem Wagen mitgenommen habe; denn man würde Ihnen nicht glauben, daß wir ſo gute Freunde ſind. Da können Sie zugleich ſehen, wo ich wohne. Beſuchen werden Sie mich doch, ſo lange Sie in Heidelberg wohnen: nicht wahr?

Sie antwortete nicht, und ſah vor ſich nieder. Mir war daran gelegen, ſie bei mir zu haben; ich drang deshalb mit Bitten in ſie. Noch immer ſchwieg ſie nachdenkend; endlich ſagte ſie: „ja, ich will es! . . . Aber dann“ — ſetzte ſie gerührt hinzu — „dann müſſen Sie meiner Baſe auch ſagen, daß wir uns kennen; denn es iſt meiner Mutter Schweſter, und ſie hat mich ſehr lieb, und lügen mag ich nicht.“

Am Thore gab ich mein Kabriolet ab, und führte nun das Mädchen hinter der Stadt weg durch die Weinberge. Ich ſuchte ſie heiter zu erhalten, machte ſie aufmerkſam auf die ſchöne Gegend, und erzählte ihr, als wir bei den Ruinen des alten kurfürſtlichen Schloſſes waren, die wunderbarſten Rittergeſchichten. Unter ſolchen Geſprächen kamen wir endlich zu meinem Häuschen, und ich führte ſie auf mein Zimmer. Hier ſchien ſie fremder und ſcheuer zu werden. Wie ich glaube, waren ein Paar Köpfe von Gips, mein Bett mit einer ſeidenen Decke, ein Kleid mit goldnen Epaulets, das an der Wand hing, und die guten Möbel Schuld daran. Sie beſah alles der Reihe nach ſehr aufmerkſam, und ſchien ihre Vorſtellung von mir mit dem Allen zu vergleichen; denn ſie betrachtete von Zeit zu Zeit auch mich mit gleicher Aufmerkſamkeit. Ich las unterdeſſen einige Briefe, die ich auf meinem Schreibtiſche gefunden hatte. Endlich blieb ſie vor einem Kupferſtiche nach der Angelika Kaufmann ſtehen, auf dem Julie ſich an Romeo's Seite erſticht, und hielt ihre Augen feſt auf ihn geheftet.

Ich hatte auf der kleinen Reiſe einen ſimpeln grauen Frak getragen; und wahrſcheinlich mochte ſie von meiner Kleidung auf meinen Stand geſchloſſen haben, ohne weiter zu unterſuchen, — wie man gewöhnlich den erſten Eindrücken trauet. Als ich vor meiner kleinen Hütte ſtehen blieb, und ihr ſagte: hier wohne ich; maß ſie die Hütte mit den Augen, und fragte ſehr freundlich: hier? Und als ſie dann mit mir die enge Treppe hinaufſtieg, drückte ſie mir die Hand mit einer ſo holden, hingebenden Freundlichkeit, daß ich ſie hätte umarmen mögen. Sie tritt, dachte ich, mit dir in dein Eigenthum; und eine geheime Ahnung, daß ſie mir, daß ich ihr angehöre, erregt dieſe zärtliche Freundlichkeit. Ich hatte mich aber geirrt. Sie fand durch die kleine Hütte, in die ich ſie führte, die Vorſtellung, daß ich von ihrem Stande wäre, beſtätigt: das war es.

Kaum hatte ſie einige Blicke in meinem Zimmer umher geworfen, ſo überzog ſich ihr Geſicht mit einer fremden Kälte, mit einer — betrübten Scheu, möcht' ich faſt ſagen. Ich wollte ihre Empfindungen auf keine Weiſe ſtören, und ihr ſchönes Herz ſich ſelbſt herausfinden laſſen; deshalb nahm ich meine Briefe. Jetzt war ich fertig. Nun, Luiſe, ſeyn Sie mir willkommen! ſagte ich, und bot ihr meine Hand. Sie legte die ihrige langſam hinein, und ſah ſchüchtern umher. Ich fing an zu erzählen; aber ich konnte die vertrauliche Unbefangenheit ſchlechterdings nicht wieder herſtellen. Sie war ganz augenſcheinlich ungern bei mir, und ein Paarmal kam ſie von weitem ſogar auf die Vorſtellung, mich jetzt zu verlaſſen und zu ihrer Mutter Schweſter zu gehen. Ich that indeß, als merkte ich nichts von ihren Aeußerungen, die hierauf hin zielten, und es gelang mir, ſie immer davon zurückzubringen.

Nun kam mein Eſſen. Ich glaubte, ſie würde Umſtände machen; allein ſie ſetzte ſich ruhig mit mir zu Tiſche. Während der Mahlzeit mußte ich ihr den Kupferſtich von Romeo und Julie erklären. Ich erzählte ihr die Geſchichte, ſo lebendig ich konnte. Anfangs hörte ſie mit einer angenehmen Miene zu, und aß dabei. Nach einiger Zeit ließ ich ſie durch einige Wendungen vorausſehen, daß die Geſchichte einen traurigen Ausgang haben würde. Jetzt legte ſie die Gabel weg; ihr Geſicht wurde geſpannt, und das Intereſſe darin nahm zu. Sie ſchlug ihre Augen nieder, ſah mich nicht mehr an, blickte ſchnell nach allen Seiten, und holte längere Athemzüge. Ich glaubte, ſie würde mich durch ein Wort des Mitleidens, oder durch einen Seufzer, unterbrechen; aber ſie ſah nur vor ſich nieder, und blickte dann verſtohlen auf den Kupferſtich, der ihr gegenüber hing. Als ich endigte, entfloh ein ganz kleiner Seufzer ihren Lippen; und ich meinte nun, ſie würde ſprechen. Doch nein. Ich mußte ein anderes Geſpräch anfangen, und ſie ſchien zuzuhören; ſo wie ich aber auf eine Antwort drang, merkte ich an dem Tone ihrer Stimme, und an der Antwort ſelbſt, daß ſie bewegt war, und nicht zugehört hatte.

Ich mußte hinausgehen. Als ich wieder in das Zimmer trat, ſtand ſie vor dem Kupferſtiche, und betrachtete ihn — wie mich dünkte, mit naſſen Augen. Ich fragte ſie Einiges über ihre Empfindung; allein ſie gab mir nur abgebrochne Antworten. Ihre Heiterkeit war weg; ſie beſchäftigte ſich mit dem Kupferſtiche, oder mit der Idee, mich zu verlaſſen. Nun mußte ich etwas thun. Ich ſagte lächelnd: fürchten Sie Sich wieder, Luiſe, mir gerade heraus zu ſagen, daß Sie gern gehen möchten? (Ihr Auge wurde heiter.) Sie wiſſen ja, daß ich Ihnen Alles zu Gefallen thue. — „Ach ja!“ fing ſie mit einem Seufzer an, der ihre Bruſt erleichterte; „ich möchte gern itzt gleich gehen.“ — Itzt gleich! ſagte ich ſo freundlich und leicht hin, wie ich konnte, und nahm meinen Hut. Aber wann ſehen wir uns wieder? — Sie lächelte zweideutig, und ich ſah offenbar, daß ſie ſich Zwang anthat. „Wenn wir uns einmal wieder begegnen,“ antwortete ſie mit beklemmter Stimme. — Das heißt, liebes Kind, Sie haben nicht Luſt, mir wieder zu begegnen?

Sie ſchwieg und ſah beſchämt zu Boden; doch verrieth ſie ihre Gedanken, ohne es zu wollen. „Wer ſind Sie denn?“ fragte ſie, und ſah auf meinen Rock an der Wand, als wollte ſie mich vor einer Unwahrheit warnen. — Wer ich bin, liebes Kind? ſagte ich mit Innigkeit, und faßte ihre Hand; ich bin, was Sie ſind: ein Menſch; und gewiß, Luiſe, ein guter Menſch, der um Ihrentwillen, wenn es ſeyn müßte, den Rock da, den Sie betrachten, ablegen, anſtatt der Feder den Pflug ergreifen, anſtatt . . . — Mit Einem ängſtlichen Ach! Ach! über das andere, und mit überraſchter Schüchternheit unterbrach ſie mich; vielleicht, weil meine Heftigkeit ſie ängſtigte. Ich ließ ihre Hand fahren, und mäßigte mich. Glauben Sie mir, Luiſe, fuhr ich fort; ich bin Ihr Freund, ein redlicher Menſch, der Ihnen um keinen Preis in der Welt etwas zu leide thun könnte. Sie ſah mich an, reichte mir die Hand, nahm ihr Bündelchen, und wollte aus dem Zimmer.

Aber, Luiſe, iſt es Ihnen denn ganz gleichgültig, ob Sie mich jetzt zum letzten Male ſehen? Verſprechen Sie mir, daß Sie mich beſuchen wollen! — „Wenn ich kann, ſo will ich es thun;“ ſagte ſie, und gab mir die Hand darauf. — Können? Luiſe, das Mädchen hier (ich zeigte auf Julien) konnte ja für den Jüngling, den ſie liebte, ſterben.

Ich trat ihr jetzt mit Vorſatz nahe. Die neue Idee, welche die Vergleichung des unglücklichen Paares mit uns Beiden ihr über unſer Verhältniß geben mußte, ſollte mich einen Blick in ihr Herz thun laſſen. Sie antwortete mit einem ganz kleinen Seufzer, trat wieder vor den Kupferſtich, betrachtete ihn lange, und ſagte endlich, indem ſie mit dem Finger auf Romeo zeigte: „das war ſo ſchwer nicht!“

Ich konnte nicht fragen, was ſie damit meinte; denn in dieſem Augenblicke ſagte ſie Adieu, und hüpfte zur Thür hinaus.

Jetzt erſt kam ich zum Nachdenken über mich ſelbſt. Ich fragte mich, wie auch Sie jetzt wohl fragen werden: was iſt denn an dem Mädchen ſo Beſonderes? Allein ich fühlte in meinem Herzen eine tiefe Empfindung für ſie, und ſagte mir tauſendmal: wenn ſie nun auch nichts mehr iſt, als unſchuldig und ſchön —' kann ein Mann mit ſeinem Weibe eine beſſere Ausſteuer bekommen, als dieſe? Unſchuld, Schönheit, Liebe, und ein offner, reiner Geiſt — wehe dem Manne, der mehr will! Ich warf meine Blicke auf die Mädchen von gleichem Alter in den ſo genannten beſſeren Ständen. Dieſe Blicke vollendeten meine Neigung zu Luiſen, und machten mir ſelbſt meine verborgenſten Wünſche deutlich. Ich haſchte meine Phantaſie in ihrem ſchnellſten

Fluge, zwang ſie, vor dem Nachdenken ſtill zu halten; und immer war der letzte Gedanke: ich wäre ein glücklicher Mann, wenn ein ſolches Mädchen meine Gattin würde! Mehr wollt' ich nicht wiſſen, nicht denken. Ich hielt mich in den Gränzen dieſes Gedankens; und als der Entſchluß, Luiſen auf immer zu der Meinigen zu machen, mir wie ein heimlicher Feind immer näher kam, glaubte ich, genug zu thun, wenn ich die Augen zudrückte und mich durch ein Allegro auf meiner Flöte betäubte.

Mein Vater fiel mir ein, ſein Plan mit mir, meine Bekannten, die Welt, der Spott, der mich verfolgen würde. Ich übertrieb ſogar alle dieſe Vorſtellungen; und dennoch — warf ich mitten unter dieſen ſchwarzen Bildern die Flöte nieder, breitete meine Arme aus, und rief, mich ſelbſt überraſchend: „ſie ſoll die Meinige ſeyn!“ Nun bildete ich tauſend Plane, wie meiñ Wunſch erfüllt werden, wie ich meinen Vater täuſchen, oder ihn rühren könnte. Es war Mitternacht, als ich aus dieſen Träumen zu mir ſelbſt kam.

Am folgenden Morgen ſuchte ich das Haus auf, wo Luiſens Mutterſchweſter wohnt. Ich fand es bald, und nahm nun meinen Platz gegenüber in einem Wirthshauſe an einem Fenſter. Da ſaß ich, und hütete die Hausthür. Luiſe kam nicht. Ich hatte da ſchon drei Tage gehofft, und ſie ließ ſich noch immer nicht ſehen. Endlich trat ſie eines Morgens hervor, und ein kleiner Knabe begleitete ſie. Zwanzig Schritte von dem Hauſe redete ich ſie an. Sieh da, Luiſe! ſagte ich ſcherzend; begegnen wir uns ſchon wieder? — „Ach nein!" erwiederte ſie in großer Bewegung, mit bebender Stimme, und mit Augen, die ſo eben naß werden wollten: „ſagen Sie das nicht! Von Ihnen geht es mir nahe! Adieu!" Und nun faßte ſie auf einmal des Knaben Hand, kehrte ſchnell um, und ging wieder in ihre Wohnung.

Was iſt das? fragte ich mich laut, legte die Arme kreuzweiſe über die Bruſt, blieb ſtehen, und ſah ihr nach. Was iſt das? — Der Ton ihrer Stimme war ſehr rührend, bedauernd, mitleidig; in ihrem Auge lag

Furcht, Schrecken, — Abſcheu, möcht' ich ſagen. Aber dann ſchlug ſie das dunkelblaue Auge gen Himmel, und in dieſem einzigen Momente ſchien es mir, als ob die Flamme der Liebe darin glänzte. „Sagen Sie das nicht!" Auf das Sie legte ſie den Accent, und ſah mich dabei an, mit einem Blicke — mit einem ſolchen Blicke trennt ſich nur die Geliebte von dem Geliebten. Sie hob auch die Hand dabei auf. Ich hätte geſchworen, ſie wollte mir ſie geben; und doch ſank ſie wieder. Dann ſchlug ſie den Blick gen Himmel, und ſagte: „von Ihnen geht es mir nahe!"

Seit drei Tagen laure ich vergebens auf ſie. Aber ich ſehe ſie wieder, ich ſehe ſie wieder: das ſag' ich Ihnen! Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme, würde mitten im Taumel der höchſten Freude, mitten in dem Kampfe des Schmerzes ihr Bild, und den lebendigen Wunſch, ſie wieder zu ſehen, in meiner Seele erhalten. Ich ſehe ſie wieder, das ſag' ich Ihnen!

Nun wiſſen Sie die Begebenheit, die mir

zwei Nächte gekoſtet hat. Ich habe ſie Ihnen, wie ein Dritter, und wie eine fremde Begebenheit, erzählt. Sie werden ſpotten, glaub' ich. Aber ich bitte Sie mit des Mädchens Worten: „thun Sie das nicht; von Ihnen geht es mir nahe.“

Was Sie, was die ganze Welt auch reden und thun mögen — ich ſehe das Mädchen wieder, und wäre es auch nur, um ihr zu ſagen, daß ich . . . daß ich . . . Ach! leben Sie wohl!

Heidelberg.

O, mein Lieber, Sie ſagen mir nichts Neues. Ich bin beſtrickt, weil ich mich beſtrickt beſſer fühle, wie das mit jedem jungen Menſchen der Fall iſt. Mein Herz, meine Sinnlichkeit, hat das Urtheil über das Mädchen geſprochen. Der Zufall ſpielte mich ſo ſeltſam in ihre Arme, gab der kleinen Begebenheit ſo etwas Heimliches, Dunkles, Patriarchaliſches, Romantiſches; und das trifft die Phantaſie und das Herz jedes Jünglings. Meine Eitelkeit, die des Mädchens Wohlgefallen an mir ſo fein beſchäftigte; mein Müßiggang bei dem ſchönen Frühlingswetter; mein Herz, das ſich durch meine Lektüre ſchon vorher allen Eindrücken geöffnet hatte; die Neigung jedes Jünglings, den Sonderling zu machen: das alles kam zuſammen, um zu bewirken, was ich Liebe nenne. Sie ſehen, ich weiß, was Sie denken. Ich kenne die Fäden ſehr wohl, aus denen meine Empfindung für das Mädchen gewebt iſt. Was hab' ich Ihnen denn von Luiſens Tugenden geſagt? Nichts. Was von ihrem hohen Geiſte? Nichts, gar nichts. Und je mehr ich überlege — was für Tugenden kann denn die reinſte, fleckenloſeſte, demüthigſte Unſchuld haben? Ach Freund, ich glaube, man ſpricht nur da von Tugenden, und nennt jede bei ihrem Namen, wo man eben ſo viele Fehler damit bedecken will. Unſchuld, eben Unſchuld, iſt der ſchöne, reitzende Schleier, welcher die Tugenden dem Auge entzieht. So hüllt ſich ein Engel in einen milden Glanz, und verbirgt die göttliche Geſtalt: man ſieht ihn nicht; man ahnet ſein Daſeyn nur an dem ſanften Lichte, und betet. Was will ich denn? was ſoll ich denn wollen? Was heißt die Frage: welche Tugenden hat deine Geliebte? Kann eine großdenkende, ſtolze Seele, ein edles, erhabnes Weib, mich glücklich machen? Wer wird das läugnen? Aber muß es mich glücklich machen? Nein; denn es iſt ein ſehr denkbarer Fall, daß der Mann durch ein ſolches Weib unglücklich wird. Gehen Sie ſo alle Charaktere, alle Tugenden durch; mein Glück bleibt dabei noch immer zweifelhaft. Ich will ja keine Frau, in deren Charakter ſich irgend eine Tugend hervorhebt; ich will eine, die weiter keine Tugend hat, als ihre Liebe zu mir, als ihre beſcheidne Unſchuld, und eben darin auch Anlage zu jeder Tugend, durch die ich glücklich werden kann.

Wozu ſoll ich Ihnen denn noch Tugenden angeben, die ich nicht von einer Gattin verlange? Hat doch Luiſe die Tugend, die glücklich macht; ihre Unſchuld, ihr reines Herz voll Empfindung! Und dieſe Tugend ſprechen

Sie ſelbſt dem Mädchen nicht ab. Sie zerlegen meine Empfindung in ihre Theile, und zeigen mir, daß ſie die Folge von einer mannichfaltigen Täuſchung meiner Sinne, meiner Phantaſie und meines Inſtinktes iſt. Wohl; ich läugne das gar nicht. Aber wer heißt Sie nun die Folgerung: „alſo mußt du deine Empfindung unterdrücken!“ — daraus herleiten? Hört der Regenbogen auf ſchön zu ſeyn, weil Sie mir zeigen können, wie er entſtanden iſt? Ich betrachte ihn deshalb doch mit leuchtenden Augen. Wenn allein Sinne, Phantaſie und Inſtinkte Empfindungen hervorbringen können — wie wollen Sie es wagen, meine Empfindung zu tadeln? Oder ſoll ich begehren, was ich nicht begehre? das lieben, wogegen ich kalt bin? das wollen, was ich nicht wollen kann? Meine Vernunft wird mein Herz nicht zum Schlagen bringen; ſie ſoll nur die Schläge des Herzens beurtheilen. Will ſie mehr, ſoll ſie mehr, ſo bin ich, bei aller Vernunft, ein Fanatiker, der mit dem ſchärfſten Dolche nach der Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens zielt. — Wohl! meine Phantaſie, mein Herz, meine Jugend, meine Sinne haben das Urtheil für das Mädchen geſprochen, und meine Vernunft beſtätigt es; doch, um auch meinem bitterſten Feinde keine Waffen in den Händen zu laſſen, will ich nicht eilen, es auszuführen. Mag die Zeit das Uebrige thun.

Das Andre, was Sie mir rathen? — Ja, lieber Freund, das iſt leichter geſagt, als gethan. Ich ſchicke nach meinem Wagen, pakke meine Sachen ein, fahre acht und vierzig Stunden, werfe mich meinem Vater in die Arme, erzähle ihm meine Begebenheit, laſſe mich für die Aufopferung meiner Liebe einen guten, edlen, männlichen Jüngling heißen, und warte dann ab, welch ein Mädchen das Schickſal oder mein Vater mir zum Glück oder zum Unglück meines Lebens beſtimmt hat. O, das klingt ſo leicht! Man hat zur Ausführung nur Hände und Beine nöthig. Glauben Sie mir, wer das kann, der könnte auch ohne alle Gefahr hier bleiben.

„Ich an Ihrer Stelle?“ Ja, Freund, wären Sie an meiner Stelle, und das Herz ſchlüge Ihnen ſo ſtark, wie mir, und alle Ihre Sehnſucht, alle Ihre Wünſche hingen mit ſolcher Kraft an dem Mädchen, Herz und Vernunft wären ſo im Einklange, wie bei mir: wer weiß, was Sie an meiner Stelle thäten, anſtatt daß ich hier Briefe ſchreibe und mich rechtfertige!

Heidelberg.

Ich werde ſeltſam gedrängt. O, daß man den Antrieben ſeines Herzens nicht mehr folgen darf! O, daß man bei Empfindungen, welche die Natur geheiligt hat, zaudern, zittern, ſchleichen, horchen, fragen muß! O, — laſſen Sie mich auch noch das hinzuſetzen, weil es wahr iſt — o, daß man dem allerentſetzlichſten Verbrechen die Furiengeſtalt genommen hat! daß man ein unſchuldiges, keuſches Mädchen verführen, aber nicht heirathen darf, wenn es nicht Rang oder Gold beſitzt! — Oder wären die Empfindungen der Liebe nicht natürlich, nicht heilig? ſehe ich auch hier wieder mit dem Auge der Leidenſchaft? Habe ich etwa darum nicht Recht, weil es Menſchen giebt, die nicht einmal Menſchen genug ſind, ein ſchönes Mädchen ſchön zu finden, und immer nur an Gold, an Herkunft denken?

Ich bekam Luiſen nicht wieder zu ſehen, ſo emſig ich auch ihre Thür bewachte. Sie ging nicht aus, und zeigte ſich auch nicht einmal am Fenſter. Gleichgültigkeit gegen mich war das nicht. Lockung? O pfui! — Ich dachte: wahrſcheinlich hat ihre Verwandtin unſer Verhältniß erfahren, und Luiſe bleibt gezwungen zu Hauſe.

Ich eitler Thor! ich wollte es der Zeit überlaſſen. — Es ſchmeichelte mir, Ihnen am Ende ſchreiben zu können: das Mädchen kann ohne mich nicht leben. Ich fand einen Triumph darin, Luiſen für weniger unſchuldig halten zu können. Meine Hoffnung zu dieſem boshaften Triumphe wurde aber jeden Abend kleiner, da ich nach Hauſe ſchleichen mußte, ohne ſie geſehen zu haben. Endlich verſchwand die Hoffnung gänzlich. Jetzt eilte ich der Zeit vor. Ich war entſchloſſen, ihre Verwandtin zu beſuchen, ihr zu ſagen, daß ich Luiſen liebte, und daß ich, wenn mein Vater, wenn die Umſtände es erlaubten, ſie heirathen wollte. Um betriegen zu dürfen, betrog ich mich erſt ſelbſt. Das Mädchen heirathen? Es war etwas in mir, das ſich dem Gedanken widerſetzte; und dieſes Etwas — nicht der Gedanke an meinen Vater, wie ich ganz beſtimmt fühlte — lag in mir ſelbſt. Fürs erſte wollte ich nur mein Verlangen befriedigen, das Mädchen wiederzuſehen. Ich ſuchte einen Vorwand, einem feſten Heirathsverſprechen auszuweichen; den fand ich in meinem Vater, und freuete mich, daß ich ihn gefunden hatte. Aber bald ſah ich, daß es ſo nicht gehen würde. Böſe bin ich nicht, betriegen wollte ich das Mädchen nicht; und dennoch — betrog ich.

Ich ſchickte meinen Bedienten nach dem Hauſe, wo Luiſe wohnt, ließ mir ein Zimmerchen miethen, das zufälliger Weiſe offen ſtand, und bezog es am Abend, in einem Ueberrocke, den Hut in das Geſicht gedrückt. Als ich über die Schwelle trat, zitterte ich, weil mein Herz mir ſagte, auf welchem Wege ich war. Ich bezog ein Stübchen, deſſen Fenſter auf den Hof hinaus gehen; und mit Hülfe eines Glaſes ſah ich noch dieſen Abend Luiſen mir gegenüber auf einem Zimmer im Hinterhauſe. Sie ſaß am Fenſter, hatte ein Licht vor ſich ſtehen, und nähete. Ich löſchte mein Licht aus, um ſie deſto unbemerkter betrachten zu können. Sie ſtand endlich auf, und ging in die Kammer, ſich ſchlafen zu legen.

Am folgenden Morgen war ich früh wieder hinter der Gardine, um zu lauern. Luiſe kleidete ſich reinlich an, frühſtückte, ſetzte ſich wieder an das Fenſter, arbeitete, ſprach mit der alten Frau, und ſcherzte mit dem Knaben. Ich ſah in allen drei Geſichtern die größte Zufriedenheit, und in allem, was ſie thaten, eine Harmonie, eine ſo heitere Ruhe, ein ſo ſprechendes Wohlwollen für einander, daß ich die Stirn darüber runzelte. So ſtand ich bis um zehn Uhr. Einige Male ſah ich die Tan=

te dem Mädchen mit einem Blicke der reinſten Liebe die Wangen ſtreicheln. Ich wurde nachdenkend, und mitten in dem Laufe meiner Gedanken fiel mir Miltons Satan ein, der von der Spitze des Berges die erſten Menſchen belauſcht, und ihre Liebe, ihr Glück betrachtet, um es zu zerſtören. Nun ließ ich die Gardinen zuſammenfallen, durch deren Oeffnung ich blickte, und warf mich unmuthig in einen Stuhl; aber das furchtbare Bild war nicht wegzubringen: immer ſtand Satan vor mir, und lauerte, um die Zufriedenheit der glücklichen Menſchen zu vernichten.

Jetzt hörte ich Luiſens Stimme, und lief an die Gardine. Sie lehnte ſich aus dem Fenſter, um ihrer Tante, die mit einem Korbe am Arme ausging, noch etwas zu ſagen. „Ha! jetzt!" dachte ich; und der Boden unter mir ſchien zu brennen. Die Tante ging. Ich wollte hinüber, und faßte ſchon den Griff der Thür; aber es war, als ob mir jemand zuſliſterte: „Adam ging, und Satan flog zur erſten Mutter hinab." Ich hatte nicht den Muth, die Thür zu öffnen, warf mich, ſpottend über mich ſelbſt, in einen Stuhl, ſprang wieder auf, wollte gehen, und fühlte mich immer von jenem Bilde zurückgehalten. Endlich kam die Tante wieder, und ich erröthete vor Verdruß über mich ſelbſt.

Nun fing ich an, meine Vorſtellungen, meine Furcht, meine Scham näher zu zergliedern; und mit einigen Spitzfindigkeiten entging ich meinen Gefühlen. O, jetzt weiß ich, wie man ein Böſewicht wird! —

Ich hoffte mit Ungeduld, daß die Tante Luiſen noch einmal allein laſſen ſollte; ſie blieb aber den ganzen Tag bei ihrer Arbeit. Am folgenden Morgen ging ſie endlich wieder aus. Nun ſchlich ich leiſe, wie ein Verbrecher, in den Hof hinunter, die Treppe hinauf, vor Luiſens Zimmer, und pochte an. Sie rief: herein! — Ich öffnete die Thür, und wurde mit einem Schrei empfangen, worin ich eben ſo wohl Freude, als Schrecken hörte. Luiſe war aufgeſprungen, um mir (das ſah ich ganz deutlich) entgegen zu kommen; und doch trat ſie hinter ihren Stuhl zurück. Ich nahm alle meine Faſſung zuſammen, und ſagte, ſo ruhig wie ich konnte: Luiſe, Sie haben mich zwar vergeſſen; doch . . .

„Nein, gewiß nicht,“ unterbrach ſie mich erröthend; „vergeſſen habe ich Sie nicht.“

Aber Sie haben mich doch nicht beſucht, Luiſe.

„Das hab' ich auch nicht verſprochen!“ erwiederte ſie, mich ſcharf betrachtend.

O ja, auf unſerer Reiſe nach Heidelberg mehr als zehnmal.

„Ja, damals wußte ich auch noch nicht, wer Sie ſind!“

Und das wiſſen Sie jetzt? fragte ich lächelnd.

„Ja,“ antwortete ſie zögernd, und wieder erröthend; „Sie ſind ein Mann, der über meinem Stande iſt.“

Stand? Liebe Luiſe, eben darum wollte ich Ihnen nicht ſagen, wer ich bin. Ich befürchtete das, was ich nun ſehe. Habe ich Sie denn darum weniger lieb, weil Sie nicht von meinem Stande ſind? Glauben Sie mir, liebe Luiſe, das Herz weiß nichts von Verſchiedenheit der Stände. (Ich nahm ihre

Hand, und drückte ſie auf meine Bruſt.) Fühlen Sie, Luiſe. Schlägt dieſes Herz darum weniger, weil nicht Seide Ihren Arm bedeckt, weil Finger ohne Edelgeſteine auf meinem Herzen liegen?

Sie ſah einige Augenblicke vor ſich hin, wie man es thut, wenn man ſich beſinnt, oder genießt. Ich fühlte ſogar einen leichten Druck ihrer Hand, als wollte ſie ſich überzeugen, daß mein Herz wirklich ſchlage. Sie zog nun ihre Hand weg, legte ſie unter ihr Kinn, als ob ſie nachdächte, warf mir einen Blick zu, als ob ſie eben anfangen wollte zu ſprechen, ſeufzte aber nur ein: Ach! ſah ſich nach ihrem Stuhl um, griff nach ihrer Arbeit, und wendete ſich dann wieder zu mir.

Liebe Luiſe, ſagte ich, Sie ſind unruhig. Ich küßte ihre Hand, und legte meinen Arm um ihren Leib. " Jetzt fing ſie auf einmal an laut zu ſchluchzen, und zwar mit einer Heftigkeit, mit einer ſo innigen Betrübniß, ſo in ſich und für ſich ſelbſt, als ob ſie ganz allein geweſen wäre. Ich fragte einige Male, und ſehr dringend, nach der Urſache ihrer Thränen. Sie wollte gern aufhören zu weinen, und verſuchte es, ihre Augen zu trocknen; doch immer brachen ihre Thränen gewaltſam wieder hervor, und dabei blickte ſie mich einige Male an. — Bei dieſer Scene, die unter andern Umſtänden mein Herz in Mitleiden aufgelöſ't hätte, blieb ich kalt! — Während das Mädchen Thränen vergoß, überlegte ich, was ich ſagen, was ich thun ſollte, um nicht die Frucht meiner Bemühung zu verlieren. Ich ſtellte mich, als trocknete ich mir das Auge, umfaßte ſie, küßte ihr die Thränen von den Wangen weg, und nannte ſie hundertmal: meine Luiſe, meine geliebte Luiſe. Sie hörte endlich auf zu weinen. Nun ſagte ich, und legte dabei die Hand auf die Bruſt: liebe Luiſe, es ſcheint, als ob ich die Urſache Ihrer Thränen bin. Sagen Sie mir: wodurch habe ich Ihr Vertrauen verloren? — Sie ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Als ich meine Frage noch einmal wiederholte, ſagte ſie mit Kopfſchütteln, wie zu ſich ſelbſt: „Schweigen, ſchweigen iſt beſſer, als reden.“

Als reden? als reden mit mir? mit einem

Manne, Luiſe, der gern ſein Leben für Ihr Glück, für Ihre Zufriedenheit hingäbe? Nun, Luiſe, wenn Sie nicht reden wollen, ſo muß, ſo will ich reden — etwas, das Ihre und meine Glückſeligkeit betrifft. Aber nicht hier. Sehen Sie, dort in dem Zimmer, Ihnen gegenüber, wohn' ich. (Sie ſah dahin, und erblaßte.) Ich konnte, fuhr ich fort, nicht länger von Ihnen getrennt leben. Liebe Luiſe, ich habe Ihnen viel zu ſagen. Sobald Sie ruhig ſind, kommen Sie zu mir, gleich viel, zu welcher Stunde. (Sie ſah mich erſtaunt an, und ſchüttelte faſt unmerklich den Kopf, als ob ſie Nein ſagen wollte.) Luiſe, fuhr ich fort: Sie wollen Nein ſagen; aber thun Sie es nicht. Was haben Sie auch bei dem Mißtrauen gegen mich von mir zu fürchten? Nur eine Stunde. Es ſey die letzte, die wir einander ſehen, wenn ich Ihr Zutrauen nicht wieder gewinne! Ach, Luiſe, wenn Sie dieſes Herz von ſich ſtoßen, wo wollen Sie auf der Erde ein andres finden, das Sie ſo zärtlich, ſo innig liebt! Sie müſſen kommen; oder Sie machen mich unglücklich; und das wollen

Sie doch gewiß nicht. — Ich machte eine kleine Verbeugung, und verließ ſie ſchnell.

Nun ſaß ich auf meinem Zimmer, und ging mit mir zu Rathe. Ich wußte ſelbſt nicht, was ich wollte. Es war ein Tumult der Sinnlichkeit in meiner Bruſt, bei dem ich leiſe Stöße meines Gewiſſens nicht bemerkte. So wie ich Luiſen kannte, hatte ich es ihr unmöglich gemacht, nicht zu kommen. Indeß war mein Triumph nicht ganz rein, und meine Unruhe wuchs, als ich die Rolle einſtudierte, die ich bei ihr zu ſpielen hätte. Was konnte ich ihr ſagen? Ich wollte ſie bereden, ihrer Verwandtin meine Nähe zu verbergen, ihren Umgang mit mir heimlich fortzuſetzen, und — Und? — Ueber dieſes Und, über meine Abſicht, ging ich ſo ſchnell weg, wie ein Mörder über das Grab des von ihm Ermordeten.

Mitten unter dieſen abſcheulichen Ueberlegungen öffnete ſich meine Thür, und zu meinem Erſtaunen trat Luiſens Tante herein. In ihrem Geſichte lag Verlegenheit; aber ich ſelbſt war wie zerſtört, und zitterte, indem ich ihr einen Stuhl anbot. Als wir endlich ſaßen, machte ſie einige vergebliche Verſuche zu ſprechen. Nun wollte ich anfangen; doch auch mir fehlte es an Worten. Unſre Lage wurde mit jedem Pulsſchlage peinlicher; und, in der That, ich wußte nicht mehr, wohin ich ſehen ſollte, als ich einen Blick auf die Tante warf und ihre Augen in Thränen ſchwimmen ſah. Auf einmal ſagte die Frau mit einem Tone, der das Mitleiden in jeder Falte meines Herzens erregte, mit gleichſam brechender Stimme: „o lieber Herr; wir bitten Sie, machen Sie uns nicht unglücklich!" Nach dieſen Worten ſchwieg ſie wieder.

Ich brauchte lange Zeit, ehe ich mich erholen konnte. Unglücklich? ſagte ich. Glaubt Luiſe, daß ich ſie unglücklich machen werde? Glaubt Luiſe das, oder iſt es Ihre Meinung, liebe Frau?

„Leider," ſagte ſie mitleidig, „kennt das arme Kind die Welt noch nicht. O, liebſter Herr," ſetzte ſie flehend hinzu, und ergriff eine von meinen Händen: — „gewiß, Sie wütwürden es bereuen; o, gewiß das würden Sie, wenn Sie uns unglücklich machten!"

Aber, mein Gott! will ich denn das? fragte ich empfindlich.

„Was wollen Sie denn?" (Noch immer bittend.) „Was wollen Sie denn?" — Ich ſchwieg, faſt ohne Beſinnung. Sie fuhr nach einigen Augenblicken fort: „Sehen Sie, lieber Herr, meine Schweſter hat mir das Kind anvertrauet, weil es in Schwetzingen nicht ſicher war. Ein Officier, der mit ihr in demſelben Hauſe wohnt, war hinter Luiſen her. Ach, ſie hätte mir das Kind nicht für ein Königreich gegeben; aber da gab ſie es mir. — Und nun!"

Und nun? wiederholt' ich; und nun? Was iſt denn nun?

„Werden Sie nicht böſe, lieber Herr. Und nun, wollte ich ſagen . . . Dort hatte Luiſe eigentlich wohl nichts zu fürchten: denn ſie konnte den Menſchen ſelbſt nicht leiden; aber hier . . . Ihnen . . . Lieber Gott! das iſt es eben! Ihnen gäbe das arme Mädchen wohl das Herz aus der Bruſt, wenn Sie es verlangten. Seyn Sie barmherzig, liebſter Herr, ſeyn Sie barmherzig! Ich könnte ja die Augen nicht wieder vor meiner Schweſter aufſchlagen. Bedenken Sie, liebſter Herr, wir haben nichts auf der weiten Welt, als unſre Kinder; und Sie, guter Gott, Sie haben ſo viel!"

Das Alles ſagte die Frau nicht etwa in dem gewöhnlichen heulenden Tone; nein, mit einer ſanften Innigkeit, welche das Rührende in ihren Vorſtellungen noch rührender machte. Ich ging einige Male unruhig, zweifelhaft auf und nieder. „Wir haben ja nichts als unſre Kinder:" dieſe Idee faßte mein Herz gewaltig, weil ich das Wahre darin ſo tief, ſo innig fühlte. Ich ergriff die Hand der Tante, und ſagte in großer Bewegung: ich ſchwöre Ihnen, — bei Allem, was uns Menſchen heilig iſt, ſchwöre ich Ihnen, daß ich Luiſen nicht verführen will.

„Das lohne Ihnen Gott!" ſagte ſie fröhlich, und ſtand auf. „O, ſo ziehen Sie doch noch heute wieder von hier weg!"

Aber, liebe Frau, wenn ich Ihnen betheuert habe, daß ich Luiſen nicht verführen will, ſo heißt das nicht, ich will ſie niemals wiederſehen. (Die Frau ſah mich ſtarr an.) Sie lieben das Mädchen; aber auch ich liebe es, und gewiß eben ſo rein, wie Sie.

„Aber nur unſere Liebe wird das arme Kind glücklich machen."

Die meinige nicht weniger. Sie haben mich in einem falſchen Verdachte, liebe Frau. Nicht Luiſens hübſche Bildung hat mich zu ihr hin gezogen. Laſſen Sie Sich von ihr erzählen, wie ich mit ihr bekannt geworden bin; laſſen Sie Sich Wort für Wort wiederholen, was wir mit einander geſprochen haben: und dann ſagen Sie ſelbſt, ob ein Menſch, der ein Mädchen verführen will, ſo ſpricht.

„Luiſe hat mir Alles erzählt," erwiederte ſie lächelnd.

Nun denn, ſo ſagen Sie ſelbſt! — Der Zufall führte mich mit der lieben Kleinen zuſammen, und ihre Unſchuld gefiel mir ſehr. Was ſie ſagte, war ſo gut geſagt, daß ich daraus mit Gewißheit ſchließen konnte, ihre

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19607/016

Anverwandten müßten beſſer erzogene Leute ſeyn, als die Uebrigen vom Bauern- oder Handwerker-Stande; — ſo wie ich es auch nun an Ihnen finde.

Die Frau lächelte, und ſeufzte dann: „ach ja! unſer Vater war Prediger."

Richtig alſo. Ich merkte es dem Kinde ſogleich an, daß es von beſſerem Stande war, als die Kleidung zu verrathen ſchien; und das rührte mich. Auf der Reiſe hierher lernte ich Luiſen näher kennen. Es that mir in der Seele weh, daß dieſes wohlerzogene und wohlgebildete Mädchen einmal die Frau eines rohen Handwerkers werden ſollte. Mit einigen hundert Thalern läßt ſich viel thun, dachte ich. Deshalb ſuchte ich ſie auf, ſogar hier; und jetzt, da ich die Anverwandtin des Mädchens kenne — jetzt ſehe ich noch mehr, daß Sie in einem beſſeren Zuſtande zu leben verdienen.

Die Frau ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſo freundlich ſie auch war. „Freilich," ſeufzte ſie: „wenn alles ſo wäre, wie es ſeyn ſollte; aber — das iſt noch ſo ungewiß. Nein, es iſt beſſer, wenn wir bleiben, was wir ſind. Luiſe könnte dabei unglücklich werden. Ich bitte Sie, lieber Herr, . . ."

Ich dachte, fuhr ich fort, Luiſe hat Talente; wie leicht wird ſie nicht das noch lernen, was ihr fehlt, um in einen höhern Stand treten zu können! Einige Monate Unterricht. Hilft es nichts, ſo kann es auch nicht ſchaden, wenn ſie klüger iſt, als Ihresgleichen. Sie ſelbſt, Mütterchen, haben einen Sohn. Gewiß, es müßte Ihnen doch lieb ſeyn, wenn dies die Veranlaſſung wäre, daß Ihr Sohn einmal wieder würde, was ſein Großvater war: ein Prediger, oder ſo etwas. Es iſt ſogar Ihre Pflicht, dafür zu ſorgen, wenn der Himmel Ihnen eine Gelegenheit dazu zeigt.

Sie ſeufzte, und ſah mich bedenklich an; doch kam wieder eine Art von Heiterkeit in ihr Geſicht. „Lieber Gott!" ſagte ſie, und faltete dabei die Hände: „freilich! und ganz arm ſind wir nicht."

Nun ſehen Sie wohl? fuhr ich fort. Bedenken Sie ſelbſt. Ihr Sohn iſt fleißig, ſtudierk, wird ein gelehrter Mann; und ich ſtehe Ihnen dafür, daß er das wird: denn er hat die glücklichſte Geſichtsbildung, die ich je an einem Knaben geſehen habe.

Die Mutter lächelte, und ihr Geſicht wurde immer heiterer, je mehr ich über dieſen Punkt ſagte. Endlich verſprach ſie, meinen Vorſchlag zu überlegen. Wir nahmen freundlich von einander Abſchied; und Sie ſehen, daß ich gewonnen habe.

Gewonnen? O mein Freund, mein theurer Freund! könnten Sie in dieſes Herz blikken,' wie es jetzt in dem durchbohrenden Gefühle meiner Betriegerei ſchlägt — Sie würden mich bedauern! Ich fing dieſen Brief mit Empfindungen der tiefſten Scham an. Mein Geſicht brannte bei jedem Zuge meiner Feder; und in dem Laufe der Erinnerungen vergeſſe ich Scham, Reue und Alles, freue mich meiner gelungenen Betriegerei, und ſage: „ich habe gewonnen!" Wie ſchwach iſt der Menſch! Nein, ich bin kein Böſewicht. Leben Sie wohl, leben Sie wohl. Gewiß, ich bin kein Böſewicht!

Heidelberg.

Was hab' ich im Sinne, Freund? O, was hab' ich im Sinne? Helfen Sie mir mein eignes Herz finden; halten Sie mir meine eigene Seele vor meinen Blicken feſt, daß ich erfahre, was in ihr vorgeht! Bin ich ein Thor? oder bin ich ein Böſewicht? — Hören Sie!

Mein letzter Brief an Sie, der boshafte Schluß, der ſich unvermuthet aus meiner Seele ſtahl, machte mich aufmerkſam auf mich ſelbſt. „Ich habe gewonnen!“ Wo iſt der Schlupfwinkel in meiner Seele, der dieſe hämiſche Freude verſtecken konnte?

Ich ging mit mir ſelbſt zu Rathe, und folgte ſorgſam meinen Begierden, meinen Wünſchen, meinen Abſichten bis dahin, wo ſie ſich in das ſtürmiſche Meer namenloſer

Empfindungen verloren. Meine Seele wurde in einem doppelten Sturm umher getrieben. Ich liebe das Mädchen: das war es beinahe allein, was ich fühlte. „Und was iſt deine Abſicht mit Luiſen?“ Ach, Freund, ſchon der Vorſatz, dieſe Frage zu unterſuchen, koſtete mir Anſtrengung; meine Seele wollte immer mit Gewalt darüber wegſchlüpfen, und ich zwang ſie nur mit einer gewiß großen Kraft, ſich ſelbſt darüber Rede zu ſtehen. Wie mache ich Ihnen meinen Zuſtand deutlich?

Luiſen verführen! Dieſer Gedanke lag auf dem Grunde meiner Seele unbeweglich feſt — aber ſo wenig hell, daß er einer Empfindung ähnlich war. Was ich auch thun mochte; immer kam die Idee: Luiſen verführen! wieder zurück; ſie miſchte ſich mit einer tiefen verborgenen Gewalt in Alles, zerſtörte meine feſteſten Vorſätze redlich zu handeln, und machte mich Einmal über das andre ſchamroth. Ach! dieſer Gedanke war der einfarbige, ſcheinloſe Grund, auf den meine Seele alle Gemählde auftrug. Meine Großmuth war Heuchelei, Selbſttäuſchung, meine Tugend ein Spiegelgefecht, und meine Vorſätze Spott; denn immer kam der Gedanke wieder: du willſt Luiſen verführen! Ach! und die Mühe, die es mir koſtete, dieſe Selbſtunterſuchung fortzuſetzen, überzeugte mich, wie feſt er in meiner Seele lag. „Nein!" ſagte ich endlich laut, und ſprang auf: „Luiſen verführen? Nein, beim Himmel, nein! Lieber will ich meine Leidenſchaft unterdrücken, und dies Herz zum Schweigen bringen, ſollte es auch darüber aufhören zu ſchlagen." Wie aus meinem Innern herauf, tönte eine ſpottende Stimme: „Luiſen verführen!" Ich zitterte vor mir ſelbſt, und wollte die Stimme niederkämpfen; aber vergebens. „Nein!" rief ich noch einmal, und trat an das Fenſter, durch welches ich Luiſen ſehen konnte. „Nein! ich ſollte deine Unſchuld, dieſen himmliſchen Reitz, zerſtören? Nein, bei Gott! nein!" Ich ſtampfte zornig mit dem Fuße, weil ich in eben dieſem Augenblicke mir vornahm, zu ihr zu gehen, und ſie — zu betriegen, wie ihre Verwandtin. Schon ſann ich darauf, was ich ihr ſagen wollte, um ihr nicht verdächtig zu werden.

Ich war entſchloſſen, zu Luiſen hinüber zu gehen; doch hatte ich noch Stärke genug, mir das jetzt zu verſagen. Nun verließ ich mein Zimmer, eilte in das Gebirge, und ſetzte mich unter die hangenden Felſen in der Dämmerung des dickſten Waldes. „Ach,“ ſagte ich hier; „wenn in dem Kranze dieſer Felſen eine Hütte ſtände, und du wäreſt meine Gattin, Luiſe — wie gern wollt' ich von der Welt vergeſſen ſeyn!“ — Meine Gattin! Und warum nicht auch in der Welt meine Gattin? — Ich verbarg mein glühendes Geſicht in beide Hände, als ich mir endlich geſtehen mußte, daß ich mich ſchämte, die Tochter eines Bauern als meine Frau in die Welt einzuführen. Das war es, und nichts Andres. Glauben Sie mir, meinen Vater fürchtete ich in dieſem Falle nicht. Ich fühlte, daß ich ein Mädchen von meinem Stande auch gegen ſeinen Willen heirathen würde. Das elende Geſchwätz, das armſelige Geziſchel der Welt: „ſeine Frau iſt ein Bauermädchen!“ — um dieſer armſeligſten aller Armſeligkeiten willen wollt' ich Luiſen, dieſe reine unſchuldige Seele, verführen!

O, es iſt ſchrecklich an denen Menſchen, die wir feine Welt nennen, daß ſie dem Verbrechen ſeine häßliche Geſtalt nehmen, und ſie einer Handlung zuſchreiben, welche nur die Mode beleidigt. Wer ein unſchuldiges Mädchen aus den niederen Ständen verführt, und ihre Familie dadurch in das troſtloſeſte Elend ſtürzt: der begeht kein Verbrechen; und die feine Welt ſagt von ihm nur: der Wildfang! Aber wer die Tochter eines Bauern heirathet, weil er ſie liebt, und weil ſie Liebe verdient: o, über den ruft die feine Welt ihr ſchreckliches Wehe! und ächtet den Unglücklichen auf ewige Zeiten. Iſt es nicht ſo? Ich frage Sie: iſt es nicht ſo? — Hören Sie weiter.

So dacht' ich, und ſetzte dieſe Gedanken fort. Es wurde immer heller in meiner Seele, und über alle meine Empfindungen verbreitete ſich eine reine Zufriedenheit. Meine Unruhe verſchwand, und ich ſagte lächelnd zu mir ſelbſt: „ich will Luiſen heirathen!“ Nun ſtand ich ruhig auf, und ſagte noch einmal ſtolz, ſehr ſtolz: „heirathen will ich ſie!“ Ich fühlte mich durch den Entſchluß gehoben, mit Ruhe triumphirend; denn es war der Triumph der Wahrheit.

Auf dem Rückwege bildete ich den Plan aus. Luiſe bedarf noch einer leichten Nachhülfe der Kunſt, nur noch weniger Pinſelſtriche, einige Härten zu verwiſchen; und das ſchönſte Gemählde iſt vollendet. Ich war feſt entſchloſſen, das Luiſen und ihrer Verwandtin ſogleich zu ſagen, dann ihre Ausbildung unverzüglich anzufangen, und, wenn es ſeyn müßte, ſie mir noch heute antrauen zu laſſen. Jetzt blickte ich auf, und fand mich weit von der Stadt in den Weinbergen verirrt. Es war Abend. Ich eilte zurück, und dachte, als ich in das Haus trat: Luiſe, was wirſt du ſagen? So wie ich in den Hof kam, rief der Nachtwächter zehn Uhr, und das Licht in ihrem Zimmer wurde ausgelöſcht. Ich ſchlich auf das meinige, und war verdrießlich darüber, daß noch einige Stunden verfließen ſollten, ehe ich ſagen könnte: Luiſe, du biſt glücklich!

Nach und nach verſchwand mein Vorſatz wieder, und mit ihm die reine Heiterkeit meiner Seele. Ich ſuchte Gründe auf, es Luiſen nicht zu ſagen, und fand zehn für Einen. Damit wollte ich mein eignes Herz beſtechen. Zuletzt rief ich aus: ich will es gehen laſſen, wie es geht, und ſie nicht unglücklich machen.

Am folgenden Morgen ſtand Luiſe mit einer unbeſchreiblichen Heiterkeit im Geſicht am offnen Fenſter. Ich belauſchte ſie nur, weil ich nicht den Muth hatte, mich ſehen zu laſſen, und ſchlich zu ihr hinüber, als ſie zurückgetreten war. So wie ich die Thür öffnete, ſprang mir das liebliche Mädchen mit ausgebreiteten Armen entgegen, und in ihren funkelnden Augen, in ihrem ſtrahlenden Geſichte, lag hohe Freude. „O, da ſind Sie ja!“ rief ſie. „Sehen Sie wohl? da iſt er!“ wendete ſie ſich zu ihrer Tante. „O, nein, nein! Sie meinen es gut mit uns Allen.“ Ihre ganze Seele lag in den Augen, mit denen ſie mich betrachtete.

Ich ſetzte mich neben ſie, und ſie erzählte mir nun in geſchäftiger Vertraulichkeit, wie ihre Tante mich ihr verdächtig gemacht, und wie ſie darüber geweint hätte. „Aber nun, ſeit geſtern,“ fuhr ſie fort, „iſt Alles wieder gut; Sie ſind kein böſer Mann.“ Jetzt ſah ich eine Scene der Liebe, des Vertrauens, der allervollkommenſten Glückſeligkeit. Die Herzen dieſer Menſchen ſchlugen ſo heiter, ſo fröhlich; und noch jetzt denke ich mit Rührung an ihre ſeelenvollen, glücklichen Geſichter. Die Tante unterredete ſich mit Luiſen und ihrem Sohne; ich nahm nur geringen Antheil daran, und blickte ihnen ſchweigend in die Augen. O, wie glücklich ſind ſie! dachte ich gerührt; und in derſelben Sekunde drängten ſich wieder die Verſe aus dem Milton — nicht in meine Seele, nein, ſogar auf meine Zunge: „o, wie nah' iſt der Augenblick, da Eure Heiterkeit verſchwindet, Eure Freude zerſtört iſt, und Euer Glück ſich in unausſprechliches Weh verwandelt!“

Es koſtete mir Mühe, die Verſe nicht laut zu ſagen. Ich zitterte, fühlte Thränen in meinen Augen, und trat an das Fenſter, um mich nicht zu verrathen. Luiſe hätte nur einen Blick auf mich werfen dürfen, ſo wäre ich ihr zu Füßen hingeſtürzt, und hätte ihr geſtanden: ich will dich verführen! Ich konnte mich nicht wieder faſſen. Wenn ich meine Augen aufſchlug, und dieſes heitre, ſchöne Geſicht ſah, ſtammelte meine Zunge die Worte: „wie nah' iſt der Augenblick," ꝛc.

Ich ging ſehr bald, und Luiſe begleitete mich bis vor die Thür des Zimmers. Da ſtand ich vor ihr, hatte ihre Hand ergriffen, und drückte ſie. Nein! ſagte ich heftig, und hob ihre Hand auf: ſo weit ſoll es nicht kommen! Dein Mörder will ich nicht ſeyn! — Sie erſchrak, und ſagte erbebend: „o, ich bin heute ſo zufrieden, daß ich Sie wieder ſehen darf. Hab' ich Sie denn beleidigt?" — Gutes Kind, erwiederte ich bitter; Gott erhalte dir deine Zufriedenheit, und mir meine Unruhe! Ich ging eilig, warf mich auf mein Pferd, und bin weder geſtern noch heute bei ihr geweſen.

Ich ſchwor mir, ſie gar nicht wiederzuſehen, und habe bis jetzt den Schwur gehalten. Der Boden brennt unter meinen Füßen, und ich kann nicht länger; aber doch ſchwöre ich immer aufs neue. In den Zwiſchenzeiten macht meine Phantaſie heimliche Plane, vor denen mein Herz ſchaudert. O, ich frage Sie: bin ich ein Böſewicht? Antworten Sie mir, ich bitte Sie; aber bald!

Heidelberg.

Beſſer ſo, als anders, Lieber. Es iſt gut, daß Sie verreiſt waren, gut, daß Sie mir nicht antworteten; gut, daß ich nichts ſah und hörte, als mein Herz. Sie zittern für mich, für das Mädchen? Seyn Sie unbeſorgt. Meine Liebe iſt freilich Luiſens giftigſter Feind, aber auch ihr Schutzengel. Wie das ſeyn kann? Sehr wohl! Glauben Sie mir, Plato'ns zwei Seelen, die weiße und die ſchwarze, ſind keine Allegorie; ich fühle täglich, daß ſie beide in mir kämpfen. Aber fürchten Sie nichts; meine gute Natur wird ſiegen. Selbſt mein

mein Brief, den Sie zur Anklage gegen mich gebrauchen, iſt ein Beweis davon. Meine Furcht, meine Aengſtlichkeit, war nichts als die zarte Beſorgniß meiner guten Seele, die feinſte Liebe; nichts als die ſcheue ängſtliche Vorſicht, mit der jemand ein feines Kunſtwerk anfaßt. Er will es nicht zerſtören; aber er zittert vor dem Zufalle, der es zerſtören könnte.

Wie geſagt, ſeyn Sie unbeſorgt. Ich zitterte, wie man vor jedem neuen Verhältniſſe zittert, in das man tritt. Jetzt, da ich mein Verhältniß kenne, lächle ich ſelbſt über meine kindiſche Furcht.

Und wie, o mein Freund, — wie wär' es mir auch möglich, dieſe Wundergeſtalt, dieſen Inbegriff der Vollkommenheit, zu zerſtören? Zerſtört wären aber alle Reitze Luiſens, ſelbſt das an ihr, was den thieriſchen Mann locken könnte, mit ihrer Unſchuld. Alle ihre anderen Tugenden ſind nur Blüthen, die der Lebenshauch von jener erſt erwecken muß. Ihre rührende Unſchuld iſt die Hauptfigur in einem vollendeten Gemählde; löſchen Sie dieſe weg — und die übrigen Figuren, ſo ſchön ſie auch ſeyn mögen, ſind unbedeutend, lächerlich. Wenn das ſanfte, lebendige, wärmende Licht der Unſchuld von des Mädchens reitzendem Körper weggenommen würde, was bliebe noch übrig? Beim Himmel, gar nichts! O, ſehen Sie das große, einfache, glänzende Auge des Mädchens, in welchem eine Thräne, wie ein großer Brillant in einer Königskrone, hängt; ſehen Sie die weinende Luiſe, wenn eine Erzählung von einem Unglücklichen ihr Herz erſchüttert hat. Da ſteht ſie, die ſchlanke, edle Figur; doch ſo demüthig, ſo gebeugt, als wollte ſie niederknieen, um für den Unglücklichen zu beten. Die weißen, ſchön geformten Arme hangen matt herab, die kleinen Hände ſind auf ihrem Schooße feſt zuſammen gefaltet, der Buſen hebt ſich in ſanften Schlägen, und das Auge iſt mit der Thräne zum Himmel gewendet. So ſteht am Throne des Ewigen ein Engel, durchglüht von der Liebe des Allgütigen, und betet für eine gefallene Welt.

Und glauben Sie noch jetzt, daß ich im

Stande wäre, dieſen Engel zu vernichten? — Satan würde Luiſens geſchont haben: ſo unſchuldig iſt ſie. Ihr Blick müßte den Arm der allgemeinen Zerſtörung entwaffnen. Nein, mein Lieber, ich traue mir ſelbſt nicht immer; aber hier traue ich mir. Ich trete zu ihr mit der Empfindung, mit der die Alten die heiligſten Haine der Gottheit betraten. O, ſorgen Sie nicht, ſorgen Sie nicht; Ihre Sorge erniedrigt mich.

Heidelberg.

Wie ich jetzt lebe? O, mein Freund, daß ich einſt ſo an meinem Grabe ſtehen und ſegnend der Welt ſagen könnte: ſo hab' ich gelebt! Was je der Dichtergeiſt erfand und nach Arkadien legte, um durch die Entfernung des Ortes und der Zeit zu täuſchen, das hab' ich realiſirt. Ich bitte, lachen Sie nicht! Sagen Sie nicht: dieſe Träume der Dichter, dieſe ſchönen Bilder des goldnen Zeitalters, können nicht wirklich werden. Warum denn nicht? Oder glauben Sie in Ernſt, daß es dem Menſchen nur an der Allmacht der Vorſehung fehle, um ſich auf der Erde ein Paradies zu ſchaffen, das die ewige Weisheit zu ſehen zu ſtumpf war? Oder meinen Sie, es habe der erſten Urſache an Güte gefehlt, den Menſchen ſo glücklich zu machen, als er es ſeyn konnte? O, über die vernünftigen Menſchen, die eine ewige, weiſe, gute, allmächtige Vorſehung glauben, und doch das aus Armſeligkeiten, aus Jammer, Elend, Thorheiten und Verbrechen zuſammengeſtickte Leben als das Meiſterſtück dieſer Vorſehung ausſchreien, und jedem, der fühlt, daß es anders ſeyn ſollte, jedem, der es wagt, jene glücklichen, mit Feuerzügen in alle unverderbte Seelen gezeichneten Bilder ins Leben hervorzurufen, ſpottend zuſchreien: „du biſt ein Thor; was du wünſcheſt, iſt nicht möglich; was du thuſt, iſt Raſerei!“ Ihr widerſpruchsvollen Thoren! Ihr beweiſet aus dem allgemeinen Wunſche nach ewiger Fortdauer die Wirklichkeit dieſer Fortdauer; und läugnet die Möglichkeit eines glücklichen Lebens voll paradieſiſcher Unſchuld, die Möglichkeit eines Arkadiens, deſſen Bilder, deſſen Ahnung, deſſen Wunſch in jedem Herzen liegen!

O Himmel! wenn ich in den milden Kranz von ſchattigen Bäumen trete, erſcheint mir ſogleich dieſer Wunſch, wie ein guter Geiſt, und ruft mir lebendig zu: hier baue dir dein Paradies! und meine ganze Seele wallt ihm entgegen. Dieſer Wunſch, dieſer lebendige Hauch, dieſer Geiſt, iſt uns Allen, Allen ohne Unterſchied, von der Paradieſeswelt übrig geblieben, welche die menſchliche Thorheit, der ewigen Güte zum Trotze, zertrümmert hat. Wo iſt der Mann, und lebe er im Schooße der Ehre, des Glückes und der Pracht; wo iſt der Fürſt, der nicht zehnmal in ſeinem Leben bei dem Anblick eines ruhigen Thales voll Friedens und Schönheit gewünſcht hätte: hier möchte ich im Arme der Liebe und der Freundſchaft leben! — Unſere Thorheit war es, die den flammenden Cherub vor den Eingang des Paradieſes ſtellte; nicht die ewige Güte. Mit allen unſren Wünſchen, Träumen, Empfindungen und Ahnungen ſehnen wir uns zurück in das Land des Glückes. Wir bauen Palläſte und Thronen, ſpielen mit Sceptern, Ländern und Titeln, häufen Schätze von Gold, und ſättigen uns in Wollüſten, um jenes ſelige Thal voll Unſchuld zu vergeſſen; aber dennoch ſehnen wir uns in den Stunden des Kummers, der langen Weile, heimlich, verſtohlen, nach jenem verſpotteten Leben der Unſchuldswelt, wie der Helvetier ſich mitten in den Freuden der glänzendſten Hauptſtadt nach ſeinen Bergen voll Friedens ſehnt.

O Himmel! wenn ich bedenke — Doch was ſchwatze ich noch! Ich beweiſe Ihnen, daß ich bin; mehr nicht. Wie ich lebe? Sehen Sie ſelbſt, ob es der Mühe verlohnt, ſo zu leben, wie ich. Ich wohne nicht mehr in Heidelberg; wir, ich, Luiſe, ihre Tante, und ihr kleiner Vetter, leben wieder am Neckar in einer geräumigern Hütte, die für uns mehr als hinreichend iſt. Die Sonne wacht nicht früher auf, als ich. Kaum bin ich angekleidet, ſo öffne ich den Vorhang, ihre Strahlen durch mein Fenſter zu laſſen, und ſo tritt Luiſe in mein Zimmer, mir mein Frühſtück, Milch und Waſſer, zu bringen. Wir ſtehen am Fenſter, plaudern, was wir ſchon hundertmal geplaudert haben: von der Gegend, den tauſend Farben der Natur, der Berge, der Felder, der Weingärten, des Fluſſes. Während des Geſchwätzes trinken wir Beide aus Einem Glaſe unſer Frühſtück. Weit friſcher, heiterer und ſchöner als der Morgen, ſteht die liebliche Luiſe neben mir, legt ihren Arm, wenn wir aus dem Fenſter ſehen, auf meine Schulter, reicht mir ihre Hand, küßt mir im Geſpräche die Wange, und tändelt mit meinen Haaren. So vergeht eine Stunde.

Dann nehme ich Luiſens Harfe, ſie nimmt meine Flöte, und ſo ſteigen wir die Felſen hinan. Hier, unter einem ſchönen Laubdache von Bäumen, die aber jetzt ſchon anfangen, ihre Blätter auf uns herunter zu ſchütten, ſitzen wir, und ich unterrichte Luiſen in der Muſik. Die Liebe lehrt, die Liebe lernt. Bei dem erſten Tone der Harfe kommt der kleine Hannes, wie er heißt, daher geſprungen, ſetzt ſich zu unſern Füßen nieder, horcht, ſingt mit, jagt einen Schmetterling, oder ſammelt der Baſe Luischen eine Handvoll Blumen, von denen ſie dann die ſchönſten auswählt, um ſie mir an die Bruſt zu ſtecken. Ich will Ihnen nicht ſagen, wie ſie ſingt und ſpielt; genug, ſie lernt beides. Jetzt Muſik; dann, wie der Zufall will, wieder Geſpräch. Nun nehme ich ein Buch aus der Taſche, leſe vor, oder laſſe mir von Luiſen vorleſen. Oft kommen wir nur einige Zeilen weit. Luiſe fragt um etwas, das ſie nicht verſteht; und ich erkläre es ihr. Bisweilen verſchließt ſogar die Tante unſere Hütte, ſucht uns auf, und ich habe keine lange Weile. Die gute Frau liebt mich. Zärtlicher hat meine Mutter mich nicht geliebt, und ich ehre ſie auch ſo.

Dann iſt Luiſe mit der Haushaltung beſchäftigt; und das ſind meine liebſten Stunden. Ich ſitze während der Zeit auf meinem Zimmer, leſe, was mir für Luiſen nützlich ſcheint, und ſchreibe nicht ſelten unſere Unterredungen nieder, weil ſie mir ſelbſt kein Genüge thaten. So lerne ich meine Gedanken ordnen, lerne denken, weil mir daran liegt, Luiſen wahrhaft nützlich zu werden. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde öffnet ſie die Thür, ſieht mich an, lächelt, und macht wieder zu, wenn ich nicht aufſtehe. Dann eſſen wir zuſammen, und nach Tiſche ſchreibt Luiſe. Ich lege Ihnen etwas von ihr bei: ein Stück aus einem Geſpräche mit mir, daß ſie aus dem Gedächtniſſe niedergeſchrieben hat. Auch der Knabe ſchreibt. Ich laufe während deſſen umher, bin in der Stadt, oder arbeite, bald im Garten, bald auf dem Zimmer. Gegen Abend gehe ich mit Luiſen einige Stunden am Fluſſe hinauf, oder in das Gebirge. Wenn es Zeit zum Eſſen iſt, kommen wir Alle wieder zuſammen, und nach Tiſche haben wir Geſpräch, Arbeit und Muſik.

Ich bin im Himmel. So geht es Einen Tag, ſo geht es alle Tage. Iſt Regenwetter, ſo zeichnen wir, oder ſpielen Schach; und der Abend iſt da, wenn ich glaube, daß der Morgen noch leuchtet.

Der Anfang war ſchwer. Es koſtete mir Mühe, ehe ich die Tante beredete, ſo mit mir zu leben; und nur die Liebe zu ihrem Sohne, einem vortrefflichen Knaben, deſſen Fleiß und Güte mir viele Freude machen, konnte es bewirken. Die Frau ſah mit Erſtaunen, daß der Knabe in einigen Tagen von mir das Lateiniſche Alphabeth ſchreiben lernte, hörte ihn Geſchichten von Löwen, Affen, Ameiſen und Bibern, die ich Luiſen erzählt hatte, wiederholen, und meinte, daß er nur von mir etwas lernen könne. Sogar Luiſens Mutter iſt hier geweſen. Sie ſchüttelte zwar, als ſie unſre Wirthſchaft ſah, ſehr bedenklich den Kopf: allein ſie konnte den vereinigten Verſicherungen ihrer Verwandten, daß ich ein redlicher Mann ſey, nicht widerſtehen; oder vielmehr die Harfe, ein Liedchen, das die Tochter ſpielte und ſang, brachte die Eitelkeit der Mutter in Bewegung, und ſie ließ uns Luiſen.

Da haben Sie den Grundriß meines Lebens, wie den Grundriß eines Gartens. Sie ſehen ihn an, und bleiben kalt. Aber beſuchen Sie den Garten ſelbſt; fühlen Sie die laue milde Luft, die Ihnen aus den Boskets entgegenweht, den ſüßen Duft der tauſend Blüthen; gehen Sie in den dunkeln Gängen der künſtlichen Wildniß; hören Sie die Stimmen der kleinen Sänger; ſehen Sie überall das tauſendfache, lebendige Weben der ganzen Natur: o, dann werden Sie begreifen, wie ein Mann, der ſelbſt in dieſem Garten lebte, den Grundriß mit Thränen benetzen kann.

Werfen Sie nur einen Blick auf mich und Luiſen. Sehen Sie, wie ihr Herz, von Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen gehoben, das meinige umfaßt; wie ihre Seele ſich ohne Zurückhaltung jede Stunde in die meinige ergießt; wie ſie ſo ganz mein iſt, von mir Leben und Gedeihen empfängt, und in Kindesunſchuld nicht einmal weiß, daß ſie mich liebt; wie ich, ich, der Zauberkreis bin, in den ſie gebannt iſt; wie alle ihre Empfindungen von mir ausgehen und zu mir zurückkehren; wie ſie alle Dinge der Welt mit mir in Zuſammenhang bringen muß, um ihrer froh zu werden! Sehen Sie, wie ſie da ſitzt, und ihr holdes Geſicht ein leichter Nebel von Stille, Ruhe und Tod bedeckt, weil ich nicht bei ihr bin! Und nun, wie das Sonnenlicht der Freude, wie Leben und Entzücken in ihrem Geſichte aufgehen, ſobald ich komme; wie auf einmal der Tod dieſe Bildſäule verläßt; wie Leben, das entzückenvollſte Leben, Seele und Adern durchkreiſt; wie ihre Arme ſich öffnen, mich zu umfangen, ihre Blicke mich küſſen, ihr Buſen mir entgegen wallt, ihr Fuß ſich hebt, ihre jauchzende Stimme mich begrüßt, und ihr liebliches Lächeln mir Willkommen ruft!

O, ſehen Sie, wie ſie neben mir her geht, ihre weiche Hand in die meinige legt, ihr Auge auf das meinige heftet, ſich ganz in den Gedanken verliert, daß ſie bei mir iſt, nicht fragt: wo ſind wir, wohin gehen wir? die Sonne nicht ſieht, die hinter den Bergen verſchwindet! — Ach, ſie würde mir durch die Welt folgen, ohne daß ich ein Wort darum verlieren dürfte. Wenn ſie dann neben mir ſizt, rings von Gebüſch umgeben, und wir Beide allein, ſo ſelig! — wenn ſie zu meiner Flöte ſingt, ihre reine, ſanfte Stimme in einem Liede der Liebe nach und nach vergeht, und in der allerzärtlichſten Sehnſucht leiſe ſtirbt, ſo daß die Bruſt allein (ihr Wallen verräth es) das Lied endigt, und ſie dann an meinem erweichten Herzen verſinkt, ihre Arme um mich ſchlägt, und ihre zärtlichen Thränen in die meinigen miſcht! O, mein Freund, ich bin, was nur ſelten ein Mann war, unausſprechlich glücklich!

Und wie die Liebe ſo nach und nach ihr ganzes Weſen durchdrang! wie ich vom erſten Tage an, da ich ſie wiederſah, mit jeder Sekunde ein neues Zeichen ihres Vertrauens, ihrer Zärtlichkeit erhielt! Und dazu die herzliche Liebe Aller, die rührende Einigkeit, die einfache Zufriedenheit, in der wir leben!

O Unſchuld, dieſer unausſprechlich reiche Schatz des weiblichen Herzens! Wer war es, der ſagte: die Liebe lebt, wie eine Republik, nur unter Gezänk und Stürmen? Es iſt eine alte Meinung; ſchon Terenz, dünkt mich ſagt von den Trieben der Liebe: Injuriae, suspectiones, induciae, bellum, pax ruronum *). Nun ja! dieſe Feinheiten der künſtlichen Liebe mögen ſüß ſeyn; aber . . . — Luiſe kann nur Eine Kunſt: mich lieben; und ich — o, für aller Welt Schätze möchte ich keine andere Thränen in Luiſens Auge ſehen, als die Thränen der überfließenden Zärtlichkeit, kein anderes Gefühl in ihrer Bruſt, als die unſchuldige, zutrauliche Liebe für mich Glücklichen.

Heidelberg.

Morgen früh gehe ich zu meinem Vater ab. Was er von mir will, weiß ich nicht; daß ich aber das nicht werde, was ich ſoll, weiß ich gewiß. Mein Vater ſchreibt mir von Ausſichten, von ſchönen Hoffnungen. Lieber Gott! ich habe, was Sie auch ſagen mögen, nur eine einzige Hoffnung: Luiſens Beſitz. Es

---

*) Jetzt beleid'gen die Liebenden einander, ſind mißtrauiſch, maulen, zanken ſich, und — fallen einander in die Arme.

mag wahr ſeyn, daß es nicht klug gehandelt iſt, ſein Glück in den Beſitz Einer Hoffnung zu ſetzen. Es mag klüger ſeyn, ſeine Angel nach hundert Seiten auszuwerfen, und, wenn ſich etwas gefangen hat, ſeinen Raub zu verzehren, ohne recht hinzuſehen, ob es der gehoffte iſt. Bemerken Sie wohl, mein Freund, der Unterſchied iſt der: ich gehöre nicht zu den Eigenſinnigen (ob Sie mich gleich ſo nennen), die nur das haben wollen, was eine Laune ihnen als das Schönſte vorſpiegelt, und die alles Gute wegwerfen, weil es nicht das begehrte Gute iſt. Ich habe nichts begehrt, nichts geſucht, ſondern zufrieden jedes Blümchen aus der Hand des Schickſals genommen. Ein Zufall ſpielt mir nun das höchſte Erdenglück in die Hände, ohne daß ich darnach zu gehen, zu laufen brauche. Es darum wegzuwerfen, weil es ſo ſelten, weil es nicht aller Menſchen höchſtes Glück iſt, wäre Raſerei gegen den Himmel, der mich es finden ließ. Laß denn Andere ihre Angel auswerfen: ich habe gefangen, und bin zufrieden.

Was Sie mich da ſehen laſſen von Unglück, Verdruß, trüben Tagen, Hinderniſſen und ſo weiter, mag in den meiſten ähnlichen Fällen wahr ſeyn; nur bei mir nicht. Ich will Luiſen beſitzen; und Sie ſelbſt ſchreiben mir eben in Ihrem Briefe: „was der Menſch will, das kann er.” Zwar ſchreiben Sie das in der entgegengeſetzten Anwendung. Sie glauben, ich könne Luiſen nicht beſitzen wollen; aber gerade das iſt das Einzige, was ich nicht wollen kann. Es wäre Thorheit, mit Ihnen darüber zu ſtreiten. Genug, ich will Luiſen beſitzen, und — ich faſſe ihre Hand, gehe in das nächſte Kloſter, laſſe mich trauen, und kaufe mir, gleichviel wo, ein Gütchen. Wahrlich, mich glücklich zu machen, das hat weniger Schwierigkeiten, als ſich in der Welt eine Equipage anzuſchaffen.

Was ſind denn Ihre Schwierigkeiten? „Reue,” wie Sie ſagen? Darüber kann ich mit Ihnen nicht ſtreiten; Sie kennen Luiſen nicht. In meinen eignen Briefen, ſagen Sie, fänden Sie gar nichts Beſonderes an dem Mädchen. Wahrhaftig, lieber Winter, das eben iſt das Beſondere an dem Mädchen; das eben

eben iſt ihre Tugend, daß Sie nicht von ihr ſagen können: dieſe Tugend, oder jene, hat ſie. Gewiß, ich könnte Ihnen auch jetzt, da ich darüber nachgedacht habe, nicht ſagen: dieſer oder jener Vorzug, dieſe oder jene Tugend, zeichnet ſie aus; und doch hat ſie alle, die irgend ein Herz je gebraucht hat, um ſich mit dem Himmel, der Welt, und ſich ſelbſt auszuſöhnen. Ich kann eigentlich weiter nichts von ihr ſagen, als: ſie liebt — nicht mich allein, ſondern was ſie ſieht, wovon ſie hört, was ſie berührt. Sie liebt den Baum, der ihr Schatten giebt; glauben Sie mir, wir könnten zufrieden ſeyn, wenn die Menſchen einander ſo liebten. Erſt ſprechen Sie Luiſen; dann wollen wir von der Reue reden, die Sie für mich fürchten. Ich hoffe Sie zu ſehen. Leben Sie wohl.

Walldorf.

Ja, es war Luiſe, die ich unter dem Namen Mamſell Edel in Ihr Haus führte; es war

Luiſe, die von Ihrer Schweſter das angebetete Mädchen genannt wird, von deren Herzen, von deren Liebenswürdigkeit, von deren Beſcheidenheit ſie nicht aufhören kann, Ihnen zu erzählen. Ich bedaure nichts mehr, als daß Sie gerade nicht zu Hauſe ſeyn mußten. Ja, es war Luiſe, deren feines Gefühl, deren richtiger Geſchmack ſelbſt dem Gallerie-Inſpector auffallend war.

Sie bewundern die Dreiſtigkeit meiner Intrigue, Sie erſtaunen, daß man Luiſen nicht erkannt hat; und ich ſage Ihnen: man hat ſie erkannt — Ihre Schweſter, mein Vater, meine Schweſter, jeder, zu dem ich ſie hingeführt habe; denn Luiſe ſpielte keine Rolle: ſie war ganz ſie ſelbſt, das liebenswürdigſte Geſchöpf, das je auf der Erde geweſen iſt. Auch nichts von Intrigue; Alles ging ſehr natürlich, und mußte ſo gehen.

Mein Vater ſchrieb mir: es würde ihm lieb ſeyn, wenn ich auf einen Monat nach Walldorf käme. Ich ſagte das Luiſen und der guten Tante. Da müſſen wir nach Ihrer Wäſche ſehen, erwiederte die ſorgende Alte;

und Luiſe hüpfte ſogleich in das Kabinet, um die Wäſche zu holen. Am Abend ging ich, wie gewöhnlich, mit Luiſen, und wir plauderten von meiner Reiſe. „Bis dahin gehe ich Ihnen entgegen, wenn Sie zurückkommen,“ ſagte ſie, und breitete die Arme aus, als ob ſie mich umfaſſen wollte. „Ach, das wird ein ſchöner Tag ſeyn! ein ſchöner Tag!“ Sie wurde nachdenkend; aber ihr Geſicht erheiterte ſich, wie eine ſchöne Gegend, wenn auf einmal die Sonne aus einem Gewölke tritt. „O, ein ſchöner Tag!“ ſagte ſie noch einmal, vor Freude zitternd, und legte ihr Geſicht an mein Herz, ihre Hände auf meine Schultern. So hielt ich ſie einen Augenblick in meinen Armen. — O Luiſe! ſagte ich; aber dieſer Augenblick, ſo ſchön er auch ſeyn mag, wird theuer erkauft. (Sie ſah mich an.) Einen ganzen Monat ohne dich, Luiſe! ſo viele Tage, Stunden, Minuten ohne dich! Wie wird mir ſeyn!

Sie ſchien wie aus einem Traume zu erwachen. „Einen Monat!“ ſagte ſie langſam, und es brachen Thränen aus ihren ſchönen

Augen. Ich ſetzte mich auf den Stamm eines Baumes, und zog ſie auf meine Kniee. Sie legte ihre Stirn auf meine Schulter, und ich fühlte ihre Thränen an meinem Halſe. Nun zog ich meine Flöte hervor, blies einige Takte, und that dann ein Paar Fragen. Sie antwortete mit leiſer, kranker Stimme; dann liſpelte ſie auf einmal, halb ſingend, halb redend, (und zugleich brachen Thränen und Schluchzen gewaltſam hervor) zwei Verſe aus einem Franzöſiſchen Abſchiedsliede, das ich ſelbſt komponirt habe. Ich glaube, Sie kennen es. Die beiden Verſe heißen:

A, je suis en langueur, sans repos et
sans joie,
Et sans moi-même aussi, lorsque je suis
sans vous *).

Nur den erſten Vers ſang ſie halb; das Uebrige verſchlang ihr gewaltſames Schluch-

---

*) Ach, bin ich doch ſo matt, ganz ohne Ruh' und
Freude,
Ja, ohne mich ſogar, wenn du nicht bei mir
biſt!

gen. Unter dem Weinen reichte ſie mir die Flöte hin, und ſeufzte leiſe die erſten Worte des Liedes. Ich blies es, und ſie ſchien es mit matten Lippen nachzuſprechen. Zwar hörte ich keinen Laut; aber ſie bewegte die Lippen. Wir gingen zurück, und ich ſprach, um ſie zu zerſtreuen. Sie ſah vor ſich nieder, ohne zu antworten; und es rollte Eine Thräne nach der andern ihre Wangen herunter. Nach dem Eſſen, bei dem ſie immer in ſich verſunken da ſaß, verließ ſie mich früher, als gewöhnlich.

Am folgenden Morgen, als ich ſo eben aufgeſtanden war, trat die Tante mit einem ſehr verlegenen Geſicht in mein Zimmer, und erklärte mir nach einigem Zögern: Luiſe, ihr armes Kind, würde meine Abreiſe nicht überleben. Sie hätte die ganze Nacht geweint, und wäre erſt vor einer Viertelſtunde ein wenig eingeſchlummert. „Ach," ſetzte die Frau hinzu, und rang dabei die Hände: „hätte ich das gewußt, hätte ich das denken können; nimmermehr ſollte mein armes Mädchen Sie wiedergeſehen haben!"

Mütterchen, es ſind ja nur vier Wochen.

„Aber einmal,“ ſagte ſie ängſtlich und furchtſam, „müſſen Sie Luiſen doch auf immer verlaſſen; und dann! o, dann!“ — Sie hielt die Hände vor das Geſicht.

Und warum müßte ich denn? fragte ich lächelnd. Oder meinen Sie, liebe Mutter, daß ich ohne Luiſen je glücklich ſeyn könnte?

Sie ſah mich forſchend an, und ſagte ſeufzend: „nein, ich will nicht fragen; ich will es Ihnen und Gott überlaſſen.“ Und ſie fragte wirklich nicht weiter, was ich meinte. Wir ſprachen von etwas Andrem: da ging die Thür auf. Luiſe trat herein, und flog an meinen Hals. „O, ich kann ja mit Ihnen reiſen!“ ſagte ſie; und ich mit eben dem Eifer: ja Luiſe, das kannſt du, das ſollſt du! — Die Tante ließ ſich bewegen, einzuwilligen — mehr durch Luiſens Thränen, als durch meine Vorſtellungen. Anſtalten waren nicht viel zu treffen; es bedurfte nur ganz kleiner Abänderungen in Luiſens Kleidung, um den Plan auszuführen: denn ſie kleidet ſich ſchon ſeit einigen Monaten beſſer, als ehemals.

Wir, Luiſe, die Mutter, und ich, ſetzten uns in den Wagen; und ſo ging es fröhlich in die ſchöne Bergſtraße hinein. Wir begrüßten jede Lerche, die der laue Hauch des frühen Lenzes gelockt hatte, mit frohen Liedern. So flogen Wagen, Zeit und Fröhlichkeit unbemerkt mit uns dahin, und ich hatte alles vergeſſen, nur nicht Luiſen, die mit den großen, freundlichen Augen mir gegenüber ſaß. Der Weinberg vor Kaſſel, den wir hinangingen, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern, erinnerte mich an Sie; und mir ſchlug das Herz, als ich daran dachte, daß ich Ihnen in ſechs Monaten nicht geſchrieben hatte. Aber ich brachte Ihnen ja meine ſchöne Entſchuldigung: Luiſen.

Sie waren verreiſt. Nichts hat mir jemals weher gethan, als Ihre Abweſenheit. Die Bewunderung ihrer Schweſter, die Anbetung der jungen Herren in Kaſſel iſt kein Erſatz dafür. Ach, Sie hätten Luiſen geſehen, und, mir die Hand drückend, geſeufzt: o, glücklicher Mann! Das wollt' ich; darum allein reiſte ich nach Kaſſel.

Nun ging es raſch zu meinem Vater nach Walldorf. Sie wiſſen, daß die Landſtraße durch das Dorf dicht an unſerm Hauſe vorbei geht. In der Kaſtanienallee ließ ich halten und blaſen. Das Fenſter ging auf, und meine Schweſter rief: Ludwig! In einem Augenblicke war mein Vater am Wagen, und ich in ſeinen Armen. Meine Schweſter hüpfte nach ihrer Sitte um mich her, und lachte und weinte. Endlich bemerkte man auch die beiden fremden Frauenzimmer, die noch immer im Wagen ſaßen. Ich bot Luiſen die Hand, und ſagte: Sie müſſen durchaus hier bei meiner Familie einige Tage ausruhen, ehe Sie weiter reiſen. — Mamſell Edel, ſagte ich, als ich meinem Vater Luiſen vorſtellte: die Tochter des kurfürſtlichen Hofraths Edel in Schwezingen. — Ja, Sie müſſen, Mamſell! rief mein Vater; wahrhaftig, Sie müſſen! Ich bin, als ich noch ein Jüngling war, in Ihrem Vaterlande ſo glücklich geweſen; nun muß auch einmal eine Pfälzerin mir einige frohe Tage verdanken. — Mein Vater führte Luiſen, und ich die Tante, welche ich als eine Baſe, bei der Luiſe erzogen wäre, vorgeſtellt hatte.

Jetzt kam meine Fabel. Ich kenne Luiſens Vater. Sie will eine Reiſe zu ihrer Tante nach Düſſeldorf machen, und hat einen Wagen; ich nicht. So werden wir Reiſegefährten, und ſo weiter. „Nun?“ fragt mein Vater; „nun, Mamſell? Wie haben Sie in der Geſellſchaft meines Sohnes die Zeit hingebracht?“ — O, ſagt meine Schweſter mit ihrer guten Laune: ſchöner kann kein Mädchen auf der Welt reiſen, als die Mamſell; und mein Bruder, lieber Vater, iſt gerade ſo glücklich, wie der junge Tobias auf ſeiner Reiſe. — Mir fliſterte ſie leiſe zu: und wär' ich an deiner Stelle, ich wollte doch ſehen, wer mir meinen Reiſe-Engel wieder nehmen ſollte! — So dachte meine Schweſter ſchon im erſten Augenblicke von Luiſen; und jetzt (es iſt erſt der zweite Tag, daß wir hier ſind), jetzt kann ſie nicht aufhören, das Mädchen zu bewundern. O, ſagte ſie heute in Gegenwart meines Vaters zu mir: ſage, wie fange ich es an, ſo reitzend zu ſeyn, wie dieſes beſcheidene Mädchen. Und dennoch wäre das noch nichts, wenn du mich nicht auch lehren könnteſt, ſo beſcheiden zu ſeyn, wie dieſes reitzende Mädchen. — Mein Vater beſtätigte das mit allem Eifer.

Luiſe muß aber dennoch bald reiſen, wenn ich nicht verrathen will, daß ich ſie liebe, und daß ſie mich liebt. Meine Schweſter fängt ſchon an, ganz leiſe um unſer Geheimniß her zu ſchleichen, wenn ſie es nicht gar ſchon weiß. Sie nennt mich wohl noch jetzt, von dem erſten Abend her, den jungen Tobias. Vor einer Stunde war ſie bei mir, und fragte, als ſie mich mit der Feder in der Hand am Tiſche ſitzen ſah: „ſchreibſt du an Winter?" — Ja. — „Nun ſo grüße; und ſag ihm: der alte Tobias wäre ſo blind, wie wir ihn brauchten, und der junge hätte noch nicht Luſt, ihn ſehend zu machen. Schreib ihm auch dabei, warum. Ich aber" — ſetzte ſie mit einer Verbeugung hinzu — „ich aber, ſag nur, wäre nicht blind; ich ſähe, was ich ſähe."

Luiſen iſt der Zwang höchſt läſtig, und

heute traf ich ſie mit naſſen Augen. „Ja, ich weine,“ ſagte ſie; „ich betriege Menſchen, die mich lieb haben, und die mich haſſen werden, weil ich ſie betrog. O, (mit einem Blicke, der mich ſehr ernſthaft machte, und nach einer Pauſe) laſſen Sie uns nach Heidelberg zurückkehren! Dort täuſche ich doch niemanden, als mich ſelbſt, mit einem Glükke, das vielleicht nur ein kurzer Traum iſt.“ Verſtehen Sie das? Ich fürchte, die Tante hat Mißtrauen in dieſe Bruſt geworfen — in dieſe Bruſt, in der nur Friede und Liebe wohnen ſollten. Leben Sie wohl.

Walldorf.

Luiſe iſt weg. Sie wohnt mit der Tante zwei Meilen von hier in einem kleinen Städtchen, und ich ſehe ſie nur einen Tag um den andern. Die Tante iſt unſchuldig an Luiſens Verdacht. Meine Schweſter ſagt dieſer, um ſie zu fangen, daß mein Vater mich hier verheirathen wolle. „Ich dachte,“ fuhr meine Schweſter fort, als ſie mir das ſelbſt erzählt hatte: „die Eiferſucht wird die Liebe verrathen; aber ich bin irre geworden. Heirathen wird er? ſagte die Edel, und ſah mich mit Augen an, in die ſo eben Thränen dringen wollten. Sie zitterte, und wurde traurig; aber ich bemerkte nicht eine Spur von Eiferſucht. Nach einigen Augenblicken kamſt du ſelbſt; und ſie war eben ſo ſanft, ſo gütig, wie vorher.“ So erzählte mir meine Schweſter.

Aber das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß mein Vater in der Stille wirklich um die Hand eines Mädchens für mich geworben hat. Zuweilen iſt es mir beinahe, als zitterte ich vor der Zukunft; doch in den meiſten Augenblicken bin ich meiner ſo gewiß, das ich zu den Planen meines Vaters lächle. Ich bin ihm Dank, Liebe, Ehrerbietung dafür ſchuldig, daß er für mein Glück ſorgen will; doch, wenn er ſich vergreift und mir für Glück Elend anbietet, nicht Gehorſam.

Dieſe Saite habe ich ſchon einige Male

bei meinem Vater angeſchlagen. Er lächelte jedes Mal, ſtreichelte mir die Wange, oder reichte mir die Hand, und ſchwieg. Dabei leid' ich. Ich wünſchte, er forderte Gehorſam, und ſchimpfte auf die Unbeſonnenheit der Jugend; dann würde mir das Blut warm werden. Doch jezt — jezt ſtehe ich da, und komme nicht weiter. Ich darf noch ein Jahr in Heidelberg oder auf Reiſen zubringen; dann aber —

Dann! hier ſteht der Todesengel unſerer Einigkeit. Ich ſehe ſein Schwert ſchon blizen, und darf die Hand nicht ausſtrecken, es ihm zu entreißen. — Der Erbprinz wird in einigen Tagen zu meinem Vater kommen, und ich ſoll ihn ſprechen: das allein verzögert meine Abreiſe. Ach, wenn mein Vater wüßte, wie wenig in meinem Lebensplane von Fürſten ſteht; er erſparte mir die hohe Gnade, auf die er für mich ſo ſtolz iſt.

Ich ſchwebe in der allerängſtlichſten Unentſchloſſenheit. O, meinen Sie nicht auch, es wäre das beſte, wenn ich dieſen gordiſchen Knoten, an dem mein Schickſal hängt, zerhiebe, anſtatt jedes Fädchen deſſelben, das ich auflöſe, von den Thränen meiner Geliebten und meines Vaters benetzen zu laſſen? Wenn ich mit Luiſen käme, und ſagte: Vater, hier iſt meine Frau! — es wäre mit einer Stunde ſeines Zorns geſchehen. Vor dieſer Stunde zittre ich, und ſäe jetzt vielleicht auf ſein Leben eine ganze Ernte von Thränen und Kummer aus. Ich habe den Muth nicht, einen Seufzer zu hören, weil ich geſtehen müßte, daß er mein Werk ſey; und ich verſchließe mein Auge gegen den langen Jammer, weil ich ihn auf Zufälle werde ſchieben können.

Jetzt ſtehe ich an dem Scheidewege meines Glückes. O, guter Himmel, laß mich den Muth haben, gerecht zu ſeyn! Denn, ſagen Sie, ſoll dieſes Engelherz von mir betrogen werden, um ſich nie wieder unter Menſchen aufzuſchließen? Und müßte nicht Luiſens Herz erſtarren, wenn es von dem betrogen würde, von dem es die ſchönſten Gefühle lernte? Nein, Luiſe, nein! Mag die Erde in unſerer Umarmung vergehen; ich drücke dich an meine Bruſt, und laſſe das Herz nicht ſinken, das ich halten oder zerſchmettern muß. Ja, ich bin dein!

Walldorf.

Ihre Mutter läßt Ihnen ſagen: der bewußte Wechſel wäre längſt bezahlt, und die zweite Einforderung könne nur von einem Mißverſtändniſſe herrühren.

Ich bin noch immer hier; Luiſe iſt nach Heidelberg zurückgereiſt. Mein Vater grüßt Sie ſehr freundſchaftlich. Er wunderte ſich darüber, daß Sie noch nicht geheirathet hätten. Ich weiß, Sie ſehen es nicht gern, wenn man ſich über Sie wundert. Alſo rathe ich Ihnen, machen Sie kurz und gut ein Ende, und nehmen Sie eine Frau.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, und kann es doch nicht. Es muß mir eine Krankheit in den Gliedern liegen: ſo übelgelaunt bin ich. Lieber Gott! ich bin gar nicht glücklich. Leben Sie wohl.

Wallдorf.

Iſt es denn möglich, daß es Zuſtände geben kann, in denen man wirklich nicht weiß, was man will? Da ſchleich' ich umher unter dem Jubelgeſchrei aller lebenden Weſen in der erwachenden Natur; und ich allein empfange ſie mit Thränen und Seufzern. O, und wenn ich bedenke, daß auch Luiſe, die betrogene Luiſe, mit Thränen — Nein, ſagen Sie nicht: betrogen! Betrogen iſt ſie nicht!

Noch hat mein Vater ſein Spiel nicht gewonnen. Ach, und wenn er es gewonnen hätte! O, ich frage mein erſtorbenes Herz, ich rufe in die Natur hinein: wenn er es gewonnen hätte!

Schon hundertmal habe ich die Feder ergriffen, und ſie wieder hingelegt. Seit vier langen Stunden ſchreibe ich an dieſen wenigen Zeilen.

Ach, als ich ihr ſagte: Luiſe, du mußt ohne mich reiſen; — wie da eine Todtenbläſſe ſich aus dem lebendigen Roth hervorſtahl, das Auge in Thränen erloſch, die Hände matt her-

herabfielen; wie ſie ihren Mund nur auf meine Bruſt drückte, und mit dieſem Kuſſe mein Herz zerbrach; wie ſie nun von mir wegſchwankte, ihr Geſicht in den Buſen ihrer Tante verbarg, und mit einem Tone, ach! der mein Weſen zerſchmetterte, ſagte: wir müſſen reiſen, und ohne ihn! — wie ich ſie in den Wagen trug, im Wagen zu ihren Füßen lag, ſchwor, betheuerte, betrog — O, ich Böſewicht! Nein, bei Gott! mein Vater hat nicht gewonnen!

Ich mußte mich erholen. Da kam der Erbprinz; ſeine Güte, ſeine Menſchlichkeit, lockte mich. Einen Mann, wie Sie, ſagte er, der fühlt, der das Wohl der Menſchen im Herzen trägt, der in mir den Menſchen ehren, den Freund lieben, dem der Fürſt nur dann Fürſt ſeyn wird, wenn er der edelſte Menſch iſt, u. ſ. w. (Mein Vater hatte ihm alle meine Papiere gegeben.) — Der Erbprinz iſt ein junger Mann, der ſich anhängt, der ſich fühlt. Ich verſprach mich ihm, berauſcht von ſeiner Liebe. Mein Vater vergoß Freudenthränen. Eine Verbindung mit der Tochter des Geheimen Raths von * *, meinte er, würde alles ſichern. Sieh, mein Ludwig, ſagte er; dann iſt dein Wunſch erreicht. Du kannſt der Wohlthäter von Hunderttauſenden werden.

Daß ich die Verbindung nicht auf der Stelle ausſchlug, iſt mein Verbrechen. Ich erhielt Briefe über Briefe, bald von dem Prinzen, bald von dem Geheimen Rath, ſeinem Liebling, und trank das Gift in mich. Der Prinz verlangte, ich ſollte ihn auf ſeinem Landhauſe beſuchen. Ich ſchickte Luiſen, ach! die unter meinem thörichten Ehrgeitze vergeſſene Luiſe, weg. Selbſt der Prinz ließ mich merken, daß man an einer Verbindung zwiſchen mir und der Tochter ſeines Lieblings arbeite. Meine Liebe war nicht vergeſſen; hier, in dieſem verkehrten Herzen, brennt ſie heißer, als die Flammen des Ehrgeitzes. O, daß ich es Ihnen ſagen muß: es giebt Augenblikke, wo ich mit der einen Hand die Gunſt des Fürſten, und das Mädchen faſſe, das man zu meinem Weibe beſtimmt, und mit der andern die von mir verführte, betrogne Luiſe! O, du betrogener Prinz! mit einem Verbrechen will ich die Laufbahn der Tugend antreten, in die du mich rufſt, weil du mir ein Herz zutraueſt! Ich Unglücklicher!

Heidelberg.

Hier bin ich in Luiſens Armen, an Luiſens Lippen; ach! und ihre Küſſe haben keinen Balſam für dieſes Herz, das nichts konnte, als die treueſte Liebe verrathen. — Ich habe Ihre freundſchaftlichen Briefe, mein theurer, theurer Winter. Was Sie mir ſagen, zerreißt mein Herz mit tauſend neuen Wunden, ohne die alten zu heilen. Auch Sie, Sie verrathen Luiſen? O, wen ſoll denn dieſes leidende, dieſes einzige Herz ſeinen Freund nennen? Nein, nein; rechnen Sie nicht darauf! Luiſe wird mich nicht vergeſſen. Ich bitte, rathen Sie mir nicht, das Mädchen zu verlaſſen.

Wenn ihr Herz dann bräche, und ich, ein Raub meiner Verzweiflung, des Wahnſinns, auch Ihnen fluchte! — O, rathen Sie es mir nicht!

Ich ſoll ſie verlaſſen. Wäre mir das möglich, ſo hätte ich es in jenem Zauberkreiſe des Ehrgeitzes, in Walldorf, gekonnt; allein Sie ſehen, ich bin wieder hier. Weder die ſchmeichelhafteſten Bitten des Prinzen, noch mein Ehrgeitz hielten mich: was ſoll nun Ihr ohnmächtiger Rath wirken? Fort! o, fort damit!

Saepe meae, tandem, dixi: discede, puellae;
In gremio sedit protinus illa meo.
Saepe, pudet! dixi; lacrimis vix illa retentis,
Me miseram! jam te, dixit, amare pudet.
Implicuitque suos circum mea colla lacertos,
Et, quae me perdunt, oscula mille dedit *).

---

*) Oft ſtoß' ich ſie von mir zurück, und feſter hängt

Es iſt, als hätte der Dichter dieſe Stelle für mich geſchrieben. Jetzt gilt es: Luiſens Glückſeligkeit, oder eines alten Vaters einzige Hoffnungen. Was ich auch wählen mag, ich wähle mein eigenes Elend. Zwei Geier zernagen mein Inneres. Oft hebe ich meinen Arm gen Himmel, und ſchwöre: ich will es der Zeit überlaſſen. Aber dann ſehe ich Luiſen, breite meine Arme aus, drücke ſie an dies ſchlagende Herz, und vergeſſe den Ehrgeiz, wie den Haß der Menſchen. Dann leſe ich des Prinzen Briefe, mahle die Hoffnungen aus, die er mir macht, ſehe mich an der Spitze eines Landes, worin mein Name von Tauſenden mit Segen genannt wird! — Ach, warum kann ich nicht ſelbſt glücklich ſeyn, und glücklich machen! Warum ſoll ich das Glück Anderer durch mein eignes Elend er-

ſie an meinem Halſe. Oft ſeufze ich: ich darf dich nicht lieben! Ich Unglückliche! ſagt ſie, und ſchlägt die Augen voll Thränen zum Himmel: du darfſt mich nicht mehr lieben! Innig ſchlingt ſie dann ihre Arme um meine Schultern, und drückt Küſſe auf meine Lippen, Küſſe, die mich verderben.

kaufen! Dann, dann — Nein, ich vergeſſe Luiſen nicht. Ach, ich mache die elendeſten Plane, ſie mein zu nennen.

Und nun ſehen Sie Luiſen ſelbſt! Ich würde ſie aus Mitleiden lieben, wenn ich ſie auch vergeſſen hätte. Kein Vorwurf, nicht der leiſeſte, kommt über ihre Lippen. Wenn ich einen zärtlichen Blick auf ſie werfe, fliegt ſie mit Augen, die vor Freude blitzen, herbei. Die Thränen, die ich ſie zu vergießen zwinge, weint ſie im Dunkel der Nacht, oder in ihrem Schlafzimmer. Ich würde ſie für zufrieden halten (denn für mich haben ihre erloſchnen Augen noch immer einen Strahl von Freude, ihre Lippen noch immer ein Lächeln) — wenn ich ſie nicht zuweilen in Thränen überraſchte, wenn ich nicht die bleicheren Wangen ſähe. Ach, ich wüßte ſogar nicht, daß ſie meinen inneren Kampf bemerkt, wenn ich ſie nicht einmal belauſcht hätte.

O, mein Herz zerreißt, ſo oft ich an dieſe Scene denke. Ich ging in die Stadt, und ſagte, daß ich erſt ſpät wieder kommen würde. Als ich gegen meine Erwartung früher zurückkam, hörte ich Luiſen zu ihrer Harfe ſingen, und ſchlich die Treppe hinauf. Ich kannte das Lied, das ich ihr ſelbſt gegeben habe. Sie ſang die Worte, Bitten um die Liebe eines heiß Geliebten, mit einer Stimme, die Felſen hätte zu Mitleiden bewegen müſſen. Das Lied war zu Ende; und auf einmal fing ſie wieder an zu ſingen:

Mais si pourtant il vous plait que je meure,
Sans jamais voir ma fortune meilleure,
Je vous l'accorde, et ne demande pas
Que vos bontés différent mon trépas.
Mais seulement: qu'une mort plus humaine
Tranche mes jours, et finisse ma peine;
Que ce ne soient vos injustes mépris,
Ni le regret d'avoir trop entrepris,
Ni le dépit de vous avoir servie,
Ni vos rigueurs qui m'arrachent la vie:
Mais qu'en repos j'abandonne le jour,
Reduite en cendre et consumée d'amour *).

---

*) Aber iſt es dein Wille; ſoll ich ſterben, ohne je

Sie hatte, wie ſie mir nachher geſtand, dieſe Strophe, ich glaube aus Voltaire, hinzugeſetzt. Nach den letzten Worten ließ ſie die Harfe an ihre Bruſt fallen, ſchlug beide Hände zuſammen, und rief im Uebermaße des Schmerzes: „und ſeine Hände werden dann meine matten Augen zudrücken!“

Nein, meine Luiſe! ſagte ich, und nahm ſie in meine Arme, und küßte die Thränen aus ihren Augen: — nein, meine Luiſe, du ſollſt leben, leben, und an meinem Herzen glücklich ſeyn! Ich küßte ihre Hände, ich warf mich in wüthendem Schmerz ihr zu Füßen. O, in dieſem Augenblicke hätte ich alle Kronen der Erde um ein Lächeln, das ſie erzwingen wollte, hingegeben! Luiſe war einer Ohnmacht nahe: ſo ſehr hatte dieſer Auftritt ſie ange-

---

glücklich geweſen zu ſeyn: o, ſo will ich es mit dir. Nein, ich bitte dich nicht mehr um dein Herz und um Leben; aber laß mich ſanfter ſterben! O, tödte mich nicht durch Verachtung: ich verdiene ſie nicht. Die Reue, dich geliebt zu haben, ſoll mich nicht tödten, nicht deine Grauſamkeit. Ruhig will ich das Leben verlaſſen, allein verzehrt von ſtiller Liebe.

griffen; und ich — dem Wahnſinne, über den Sie lächeln.

Winter, glauben Sie, daß ich Luiſen je verlaſſen kann? Nie! nie! Dieſe unſchuldige Seele martern? Nimmermehr! Und wenn es meinen Himmel koſtete; ſie iſt mein!

Heidelberg.

Seyn Sie unbeſorgt, mein Lieber. Mein langes Stillſchweigen hat weiter nichts zum Grunde, als — daß ich Ihnen nicht viel zu ſchreiben wußte. Warum ſoll ich Sie mit meinen Thorheiten unterhalten? Laſſen Sie. Aus dem ſtürmenden, brauſenden, mit ſich ſtreitenden Chaos hob ſich endlich Licht und Ordnung. Der Wein gährt ab, und was übrig bleibt, iſt Geiſt, gedeihlich für Leib und Seele. Warum ſollte ich mich länger mit unnützem Toben abmatten? warum mich meinem Schickſal entgegen ſtemmen? O, es gab mir mit vollen Händen, was das jugendliche Herz kaum in den heißeſten Stunden zu wünſchen wagt: kuͤſſen, und eine Laufbahn voll Ehre. Soll ich darum ſeine wohlthaͤtige Hand wegſchleudern, weil es mir nicht gerade ſo, auf die Weiſe, giebt, wie ich will?

Luiſe iſt mein. Wer wird das laͤugnen? Die heiligſten Bande, mit denen die Natur Herzen verknuͤpft, ſind um uns geſchlungen. Wie? Luiſe waͤre darum nicht mein, weil unſerer Verbindung die aͤußere Form, eine bloße Ceremonie fehlt, welche die menſchliche Thorheit, der Eigennutz, das Mißtrauen erfand, um die fehlende Liebe durch Ein Band wenigſtens zu erſetzen? Wie? unſre Liebe, unſre Eintracht, unſre Freundſchaft, das ruͤhrende Vertrauen zu einander, das voͤllige Hingeben unſrer Seelen, ſollte fuͤr die Rechtmaͤßigkeit unſrer Verbindung nicht eben ſo viel beweiſen, wie einige Worte, die vor dem Altare aus einem Buche uͤber ein Paar Menſchen geleſen werden? Das „Ja, ich bin dein!“ das wir feierlich, Bruſt an Bruſt, Arm um Arm, Seele in Seele, und Thraͤne in Thraͤne gemiſcht, unter dem großen Gewoͤlbe des Himmels, vor allen Sternen, in

Gegenwart aller Schutzengel der Liebe, vor dem Throne des Ewigen ſelbſt, uns ſagten, ſollte uns nicht ſo rechtmäßig verbinden, als ein Ja, in einer Kirche — Gott weiß oft, wie! — geſprochen? Dieſer Ort, dieſer Altar, wurde ſchon ſo viele Millionenmale durch Menſchen entheiligt, welche der Eigennutz, der Zwang, die Thorheit zuſammenführte; ich habe am Buſen der Natur Luiſen mein Ja geſchworen, und werde die Natur nicht entheiligen.

Wohl! Luiſe wird meinen Namen nicht führen, aber doch mein Herz beſitzen; ſie wird mein Weib ſeyn, da ſie meine angetraute Gemahlin nicht ſeyn kann. Und wenn ſie in dieſem Tauſche glücklich iſt — was kümmert es die Welt? Wenn die Natur, wenn unſre Herzen, und alle Engel, in einem frohen Kreiſe um uns her ſchwebend, uns ſegnen, und der Himmel Amen ſagt; wenn Luiſe keinen andern Segen verlangt, mit dieſem Amen zufrieden iſt: — was kümmert es die Welt? Man nennt es Tugend, wenn ein Mädchen ihrem Glücke, ihrem Vaterlande, ihrem Range, ihrem Leben für den Geliebten entſagt. Nun denn! iſt etwa Großmuth nicht immer Großmuth, Tugend nicht immer Tugend? Iſt es nicht Tugend, wenn Luiſe für mich, für meinen Beſitz, der eitlen Ehre, der Thorheit entſagt, mit mir auf einen Ball zu fahren und in einer Aſſemblee lange Weile zu haben? Iſt es Laſter, wenn ſie ſich mit meinem Herzen, mit meiner Liebe begnügt? O, ihr widerſpruchsvollen Thoren!

Oder ſoll ich ihr Herz brechen, das nur mit meiner Liebe glücklich ſeyn kann, weil ein Zufall mir verbietet, ihr auch meinen Namen zu geben? Ich geſtehe zu, es war eine Unbeſonnenheit, mich an das Mädchen zu hängen; aber ſoll ſie denn meine Unbeſonnenheit mit ihrem Tode büßen? ſoll ich nicht wieder gut machen, was ich gut machen kann? Wenn Luiſe es ſich gefallen läßt, mein zu ſeyn, wie ein Zufall und die Umſtände es uns erlauben — wem hab' ich dann noch Rechenſchaft zu geben?

„Die Welt hat ein ſolches Verhältniß geächtet.“ O Freund, Ariſtides, der Geächtete, war dennoch der größte unter ſeinen Mitbürgern. Luiſe wird dennoch immer liebenswerther, tugendhafter, unſchuldiger ſeyn, als tauſend eheliche Weiber, die bei ihrem Namen hohnlachen.

Sehen Sie, Vernunft, Wahrheit und Natur ſind auf meiner Seite; warum ſoll ich noch die Welt um ihre Einwilligung fragen? Tauſendmal habe ich dieſe Gründe abgewogen; ſorgfältiger kann das mitleidigſte Herz und das zarteſte Gewiſſen die Gründe zu einem Bluturtheile nicht abwägen. Der Schlaf floh mein Lager; ich lag auf Dornen, und mein aufgeſchrecktes Gewiſſen ſtieß die ſpitzeſten Dolche in mein Herz. Zuletzt ſiegten Natur und Wahrheit über die Vorurtheile meiner im Aberglauben genährten Kindheit. Und noch jetzt, da ich überzeugt bin, noch jetzt erwacht bei mir bisweilen der leiſe Zweifel, ob ich auch Recht thue.

Ich habe alles der Natur überlaſſen. Iſt es Wahrheit, ſo wird Luiſens Herz ſo gut darauf fallen, wie das meinige. Und faßt ſie freiwillig den Gedanken; dann —

dann rufe die Welt hohnlachend ihr Wehe! und belade mich mit Schande. Dann mag in dem Raume, den Luiſens Arme umſpannen, mein Glück wohnen. Engel ſollen mir frohlocken, der Himmel ſich ſegnend auf mich herab neigen, die Natur Luiſen mir zuführen und unſere Liebe beſchützen! Und wenn die Welt ihr Wehe! ruft, ſo ſollen ihre vor Neid bebenden Lippen dennoch wider Willen ſeufzen: o, die Glücklichen!

Heidelberg.

Habe ich mir das nicht tauſendmal geſagt, was Sie mir ſagen? Ich that mehr, als das: ich machte das Unmögliche möglich; und dennoch taumle ich jetzt wieder auf den Abgrund zu, der — geben Sie Acht! — mich Unglücklichen verſchlingen wird. Oft erſchrecke ich vor mir ſelbſt. Hat die Natur dieſe fürchterliche, heuchleriſche Falſchheit in mein Herz gelegt, oder bin ich durch mich ſelbſt ſo verderbt? Ach, in beiden Fällen iſt der Menſch ein entſetzliches Weſen.

Laſſen Sie mich nicht fallen, mein Freund! Lieber Winter, laſſen Sie mich nicht allein! Ich bin fürchterlich einſam; denn ich habe mich ſelbſt verlaſſen. O, ſehen Sie, und bedauren Sie mich! — Einſt war ich nicht ſo. Um nicht die Schuld von Luiſens Verführung auf mich zu laden, die — das fühle ich noch — meinem Herzen zu ſchwer ſeyn, die mein ganzes Weſen vernichten würde, bin ich noch grauſamer, und will die Schuld dieſer Verführung auf Luiſen wälzen. Ich reitze ihre Sinnlichkeit, entflamme in ihr Begierden, die ihr Herz nicht ahnete. Mit buhleriſchen Umarmungen, mit verrätheriſchen Küſſen taſte ich die himmelreine Unſchuld an. Durch Erzählungen von aufopfernder Großmuth der Liebenden, ſuche ich meinen Plan in ihre Phantaſie zu bringen. Ich will ſie tödten; und ſie ſoll die Hand führen, die ihr Herz trifft, damit ich ſagen könne: ſie that es ſelbſt!

Sonſt ging ſie, wenn der Nachtwächter Zehn rief; jetzt bleibt ſie bis um Mitternacht bei mir. Sonſt waren wir laut, und lachten; jetzt flistern wir, ſeufzen, und verbergen uns ſelbſt vor dem matten Scheine des Nachtlichtes, das kaum den Tiſch erhellt, auf dem es ſteht. Ach, und ſie ſieht es nicht, wie ich mörderiſch den Boden unter ihren Füßen aufgrabe! Sie hängt in meinen Armen, mit dem Zutrauen eines Kindes, das an der Bruſt ſeiner Mutter lächelt. Ich war ſo grauſam, über meine Argliſt zu triumphiren, und freute mich ſchon des Augenblickes, da diese zarte Blume unter meinen Händen verwelkt seyn ſollte. Mein Gefühl war todt; aber es wurde fürchterlich erweckt! fürchterlich! — Gott Lob! ich hatte noch Herz genug, dicht vor dem Schlunde, mich aufzuraffen.

Die Zeit kam näher, wo Luiſe fallen ſollte. Am Tage hatte ich nicht Muth, in ihrer Geſellſchaft zu bleiben, und irrte wie ein Mörder umher. So ging ich, vertieft in mich ſelbſt, durch die Ruinen des kurfürſtlichen Schloſſes, und dachte mir die ſchöne Luiſe. „Laſſen Sie uns noch die Kapelle beſehen,“ ſagte ein Mann im Vorübergehn zu einer Geſellſellſchaft, die das Schloß beſah: „da iſt ein Gemählde von Rubens, eine Taufe Chriſti.“ In dem Schloſſe war ich oft geweſen, aber nie in der Kapelle. Ich ſtand auf, und ging mit der Geſellſchaft, die ich nicht kannte. Als wir in die Kapelle traten, blieb ich mit einigen Frauenzimmern ſogleich bei einem Seiten-Altare vor einem Gemählde ſtehen, auf welchem eine Maria, ungefähr als ein Kind von ſechs Jahren, auf dem Schooße einer Frau, wahrſcheinlich ihrer Mutter, ſitzt und leſen lernt. Ich wurde wie von einem Zauber getroffen; es waren Luiſens Züge, eben dieſe reine, fromme, unſchuldige Schönheit. Das blonde lange Haar hing leicht gekrauſ't über den Rücken des Kindes her. Und der fromme Blick in dem ſchönen, großen Auge; die liebliche, heilige Röthe auf den Wangen; das Lächeln, mit dem Ernſt zugleich, auf den Lippen! Ich ſtand und ſchaute, und konnte nicht ſatt werden zu ſchauen; denn mich dünkte, Luiſe wäre hier als Kind vor mir. „O, ſehen Sie das ſchöne Kind!“ rief eins von den Mädchen der Geſellſchaft zu. Man ſtellte ſich nun um das Gemählde her', und es machte auf jeden ſehr tiefen Eindruck.

O, ſagte ich zu einem Manne, der neben mir ſtand, faſt entzückt: ſehen Sie den Engelskopf! Langſam wendete der Mann ſich zu mir, und ſagte im tiefſten Baſſe, der durch die Stille bei dem Anſchauen feierlich wurde: „welch ein Teufel müßte der ſeyn, der dieſe Unſchuld verführen könnte!" Das erſchütterte mich heftig, und ich weiß noch immer nicht, wie ich aus der Kapelle gekommen bin. Als ich mich tief zwiſchen den Ruinen wiederfand, war es Abend. Ich ließ mir die Kapelle noch einmal aufſchließen, trat vor das Gemählde, hob meine Arme auf, und verhieß es dem Bilde, verhieß es mir und Luiſen mit feierlichen Eiden, ſie nicht zu verführen. Ich taumelte nach Hauſe. Als ſie den Abend zu mir kam, umfaßte ich ſie ſanft, küßte ihre Wangen, und ſagte lächelnd: Luiſe, wir Beide ſind Menſchen, ſchwache Menſchen. Die Unſchuld iſt dein höchſter, dein einziger Reitz; ich würde aufhören dich zu lieben, wenn du ſie nicht mehr hätteſt. Ach, Luiſe! und deine Unſchuld iſt in Gefahr, wenn du noch öfter die Nächte bei mir bleibſt. Geh, geh! ich möchte dich gern ewig lieben.

Sie erſchrak heftig, zitterte, und floh verſcheucht zur Thür hinaus. Noch jetzt, nach drei Tagen, blickt ſie mich zuweilen mißtrauiſch an. Und ich? — Wenn der Reitz, mit dem ſie vor mir ſteht, wenn ihre Küſſe, ihre Händedrücke, ihre vertraulichen Stellungen, mir zu mächtig werden, ſo wallfahrte ich in die Kapelle, ſage mir da: „welch ein Teufel!“ und ſo ferner, und kehre etwas heitrer und ruhiger zurück. Das iſt drei Tage gut gegangen; aber wird es immer, wird es Jahrelang ſo gehen? Denn verlaſſen kann ich ſie nicht, es komme wie es wolle. Ich fülle das Faß der Danaiden, wälze den Stein des Siſyphus; wird mir, muß mir nicht endlich die Kraft gebrechen? Und was dann? O, ich möchte verzweifeln!

Heidelberg.

Es wäre mir kein Ernſt, ſchreiben Sie? Nie hat eine Wunde mich ſo geſchmerzt, wie dieſe, und ſie wird ewig nicht heilen. Schonen Sie mich jetzt, ſchonen Sie mich ja! Befehlen Sie mir, was Sie wollen; und ich kann es. Ich will meine Hand in die Flammen halten, und nicht zucken, will den heftigſten Schmerz belächeln, wie eine ſüße Empfindung; nur aufhören Luiſen zu lieben, Luiſen verlaſſen: das iſt das Einzige, was ich nicht kann; das zu wollen, das ſogar nur zu denken, fühle ich mich zu ohnmächtig.

Und verlaſſen? O, lieber Winter, was iſt denn böſer: ſie verlaſſen oder verführen? Nein, es giebt keinen dritten Fall: Luiſe wird mein Weib; oder — Verlaſſen, ſie zu verlaſſen, das iſt mir unmöglich; das hieße: ſie ermorden.

Hier meine Antwort auf alle ihre Vorwürfe, auf alle Ihre Gründe. Hören Sie, was ich that, um Luiſen gegen mich zu ſichern. Der junge Wilmer, der hier Arzt iſt, begegnete mir vor einigen Tagen, und erzählte mir geſprächsweiſe: er komme jezt eben von einem Frauenzimmer her, das durch Ausſchweifungen ſich das allerfürchterlichſte Elend zugezogen habe. „Herr,“ ſagte er eifrig; „dahin müßte man von Obrigkeits wegen alle junge Mädchen führen, auf deren Tugend man ſich nicht verlaſſen könnte. Sie ſollten die Elende, die der Raub der gräßlichſten Krankheit iſt, und mit jedem Athemzuge ihren Verführer verflucht, — die ſollten ſie anſehen; und ich ſtehe dafür, es würde helfen.“

Sie können leicht denken, welch eine Wirkung das auf mich in meiner Lage machen mußte. Ich frage: wo; und er zeigt mir das Häuschen, in welchem die Elende liegt. Als ich ſie ſah, ſchauderte ich. Mir wurde das Herz leicht; denn ich fühlte in dieſem Augenblicke, daß ich nun nicht mehr im Stande ſey, Luiſens Unſchuld zu zerſtören. Ich kam nach Hauſe, ſezte mich nieder, las Ihre Briefe, und wollte Ihnen antworten. Die Bruſt war mir ſo leicht, und dann ſchreibe ich Ihnen ſo gern. Da fiel mir eine Stelle in Ihrem Briefe in die Augen. „Sie ſehen,“ ſchreiben Sie mir, „an Ihrem eignen Beiſpiele, daß der Jüngling wie ein ſchwankendes Rohr iſt. Hundertmal haben Sie Ihre Entwürfe geändert. Jetzt wollen Sie das, dann das Gegentheil; und Beides vertheidigten Sie mit Gründen, und ſchworen bei jedem, daß Sie ſtandhaft ſeyn würden. Nichts iſt geſchehen von Allem, was Sie wollten. Sie zerſtören die Wünſche Ihres Vaters um Ihrer Liebe willen, Luiſens Erwartungen um Ihres Ehrgeitzes willen, und haben für Alles Gründe. Geben Sie Acht, Sie werden Luiſen unglücklich machen, und Ihren Vater kränken, ſo feſt Sie auch entſchloſſen ſind, es nicht zu thun. Dann werden Sie zu ſpät einſehen, daß die Tugend nicht in dem plötzlichen Aufwallen einer edlen Empfindung beſteht, ſondern daß edel handeln Tugend iſt. Sie werden Sich in Verbrechen verwikkeln, weil Sie Sich kein Verbrechen zutrauten.“

Ich ſah ein, daß Sie Recht hatten; denn ich war ruhig genug, überlegen zu können.

Nun entſchloß ich mich, zu handeln. Ich bat Luiſen, mit mir zu gehen, und führte ſie auf das Schloß. Unterweges ſprach ich mit ihr ſo ſanft, ſo heiter, ſo vertraulich, daß ihre ganze unſchuldige Fröhlichkeit auf einmal wieder zurückkehrte. So brachte ich ſie in die Kapelle, und führte ſie vor das Gemählde. Sie bewunderte die Schönheit, die Unſchuld der Marie. Nun umfaßte ich ſie, führte ſie die Stufen des Altars hinauf, und ſagte: ſieh, Luiſe, dies biſt du; eben ſo ſchön, eben ſo unſchuldig, eben ſo fromm. Drücke dieſes unſchuldige Geſicht, dein eignes Bild, dieſe heitre, glückliche Miene, tief in deine Seele! So kann nur die Unſchuld lächeln. — Jetzt komm, Luiſe. Ich will dir auch das Gegenbild zeigen; du ſollſt ſehen, was aus dieſem Engel werden kann, wenn die Unſchuld dahin iſt.

Ich führte ſie nun zitternd in das Häuschen, wo das elende Geſchöpf jammert. Als ich die Thür öffnete, ſchrie Luiſe auf, und verbarg ihr Geſicht in meinen Buſen. Sieh, Luiſe, ſagte ich heimlich; auch dieſs Elende war einſt unſchuldig. Sie wurde verführt, von einem Manne, der ſie liebte, wie ich dich liebe. Stelle das Gemählde, das du eben ſaheſt, dagegen; ſtelle dich dagegen. So kannſt auch du werden, wenn du deine Unſchuld nicht bewahrſt. — Sie hob ihr Geſicht auf, ſah die Unglückliche an, ſchauderte, und ſank ohnmächtig an meine Bruſt. Ich warf dem Weibe meine Börſe zu, nahm Luiſen auf meinen Arm, und trug ſie in die freie Luft, daß ſie ſich erholen ſollte. Nun ging ich durch einen Umweg mit ihr zurück. „Sie war krank?“ nur dieſe einzige Frage that ſie unterweges. Sehr krank, ſagte ich; ihr ganzer Körper zerrüttet, entſtellt: die entſetzliche Folge ihrer Ausſchweifungen. — Luiſe ſchauderte und ſchwieg.

Seit dieſem Augenblicke habe ich ſie nur einige Male wieder geſehen. Ich zittre vor der Wirkung, die es auf ſie gemacht hat. Sie iſt krank, und wenn ich komme, bittet ſie mich mit einem ſeltſamen Geſichte, ſie zu verlaſſen. Ich bedarf der Ruhe, ſagt ſie flüſternd und lächelnd. Die Tante fragt mich mit Thränen in den Augen: was fehlt Luiſen? und ich antworte ſehr verlegen: ich weiß es nicht. Die Wirkung ſey nun, welche ſie wolle, ſo iſt doch gewiß Luiſens Unſchuld gerettet, und ich habe Ihnen gezeigt, daß es mir Ernſt war, ſie zu ſichern.

So verſperre ich mir jeden andern Ausweg, glücklich zu ſeyn, ausgenommen den, welchen mein Vater nicht will: ihr mit meinem Herzen, das nur für ſie ſchlägt, auch meine Hand zu geben.

Heldelberg.

Bin ich denn jetzt beſſer daran? Luiſe flieht mich, und zittert, wenn ſie mich erblickt. Sie erbleicht, wenn ich ihre Hand berühre. Läßt der Zufall mich mit ihr allein, ſo ſieht ſie, wie eine Verbrecherin, nach allen Seiten, ſchlägt die Augen nieder, und greift hierhin, dorthin. Nähere ich mich dann, ſo öffnet ſie die Lippen, wie zum Aufſchreien, und ihre Angſt wird konvulſiviſch. Was iſt das? — Die Nächte durch weint ſie und betet, ſagt die Tante. „Ich muß fort von hier!“ lispelt ſie, ſagt und ruft ſie, wenn ſie einen Augenblick allein iſt. Sie faßt die Hände der Alten mit unausſprechlicher Angſt, ſeufzt: „ich muß, muß hier fort; ach! — und kann nicht! und kann nicht!“ ſetzt ſie dann, die Hände ringend, hinzu. Nun denn! ich handelte, ich folgte Ihrem Rathe; und das ſind die Folgen. Bei Gott! es muß anders werden.

Heidelberg.

Sie haben Recht. Ich verdiene Ihre Vorwürfe. Was that ich Raſender? Ich Unmenſch! ich ſelbſtſüchtiger Unmenſch! Die reinſte Unſchuld ſchleppte ich vor das ſchreckliche Bild der beſtraften Wolluſt, das nur meine Seele ängſtigen ſollte. Für meine eigene Schuld laſſe ich die engelreine Luiſe leiden; drohe der Tugend ſelbſt mit Strafen, die nur mein empörtes Herz zum Zittern bringen ſollten. Aber vergeben Sie mir dieſe Raſerei, wie mir Luiſe vergeben hat, durch deren Angſt ich unbeſchreiblich bitter beſtraft bin. Luiſe iſt ruhig, und ich bin glücklich. O, mein Freund, wie liebt mich das Mädchen! Aus meiner Unruhe, aus meinem Zurückſtoßen, wenn ſie zu mir kommt, aus meinen Warnungen, ihre Unſchuld zu bewahren, aus der letzten ſchrecklichen Begebenheit ſetzt ſich die unſchuldige Seele, ich weiß nicht welche, Grillen zuſammen, daß ſie in Gefahr ſey, ihre Unſchuld zu verlieren, und dann in das furchtbare Elend jener Unglücklichen zu gerathen.

Mich lieben, mich umarmen, hält ſie für das Verbrechen, vor dem ich ſie warne. Sie will ſich zwingen, mich nicht mehr zu lieben, will ſich retten, will zu ihrer Mutter, und vermag es nicht. O, wären Sie doch gegenwärtig geweſen, als ſie mir ihre Angſt, ihre Vorſätze erzählte, mir erzählte, wie ſie ſchon einmal Morgens früh, eh wir Andern erwacht waren, entflohen, in ihrer Angſt den Weg nach Schwetzingen geeilt, und dann niedergeſunken, und umgekehrt ſey, weil ſie gefühlt habe, daß ſie mich nicht verlaſſen könne; als ſie die Arme gen Himmel hob, und ihn nur bat, mich ihr in ihrem Elende zu laſſen, dem ſie nun nicht mehr zu entgehen hoffe!

O Freund, da ſchwor ich ihr ewige Liebe, ewige, zärtliche, treue, heiße Liebe; da geſtand ich ihr zum erſten Male, daß ſie mir auf der Welt alles, alles ſey, daß ich ohne ſie, ohne ihre Umarmungen, ohne ihre Liebe, ohne ihre Treue nicht leben könne; da nannte ich ihre Liebe zu mir: Tugend; da bat ich ſie mit den zärtlichſten Liebkoſungen, mich künftig als ihr Eigenthum zu betrachten; da zwang ich ſie beinahe, mich „Du" und „Ludwig" zu nennen; da erzählte ich ihr mein Verhältniß mit meinem Vater, die Hinderniſſe unſrer Liebe; da gab ich ihr beſtimmt die Hoffnung, daß ſie meine Gattin werden ſollte.

Sie war außer ſich, und verſank beinahe in meinen Armen. „O du! du! Ludwig! mein Ludwig! mein Du!" rief ſie hundertmal, wirbelnd vor Freude, und konnte nicht müde werden, mich „Du" und „Ludwig" zu nennen. Ich habe das höchſte Maaß der Liebe genoſſen; ein ſolcher Augenblick kann in meinem Leben nie wiederkehren. Nun mußte ich ihr noch einmal erzählen, wie alles gekommen war. „O," rief ſie entzückt; „will dein Vater nicht, daß ich deine Frau werden ſoll, ſo laſſ' ihn! Wenn ich nur bei dir bin, und bei dir leben darf, bis ich ſterbe: mehr mag ich nicht, mehr wünſche ich nicht. Und wenn auch das nicht, wenn du nur von Zeit zu Zeit mich ſiehſt. Ja, geh, geh, nimm ein Amt, wie ſie es dir geben. Ich will hier wohnen, oder eine Meile weit von dir, auf einem Dörfchen, in der kleinſten Hütte, wenn ich nicht in der Stadt bei dir ſeyn darf. Da will ich trauern, bis du einen Tag lang Zeit haſt, mich zu beſuchen; denn das (ſetzte ſie eifrig hinzu), das, lieber Gott! können ſie dir doch nicht wehren."

Was ſagen Sie dazu? Ich habe mich jetzt auf die Kniee geworfen, und laut dem Himmel geſchworen, daß ſie meine Gattin ſeyn ſoll. Jetzt laſſen Sie die Könige der Erde ihre Ehrenſtellen, ihr Gold, ihre Titel vertheilen; ich ſehe nicht einmal zu, wohin ſie fallen, weil ich mein Auge nicht von Luiſens lächelnden Lippen wende. Sagen Sie der Welt, daß ich lebe, und glücklich bin. Adieu. Zittern Sie noch für Luiſens Unſchuld? Adieu.

Heidelberg.

Nein, nein! ich habe meinem Vater geſchrieben, daß ich nicht kommen kann. Was Sie mir ſagen, hat mein Vater mir tauſendmal ſtärker und rührender geſagt. Ich habe ſogar einen Brief von dem Prinzen; und auch für ihn war meine Antwort: ich kann nicht kommen. Gewiß freuen ſich Tauſende, daß ich nicht kommen will. Das Amt wird nicht unbeſetzt bleiben, und die Welt nicht darum untergehen, weil ein Jüngling klug genug iſt, anſtatt des Himmels nicht eine Sklavenkette annehmen zu wollen. Sie zerſchmettern mein Herz mit Ihrem Mißtrauen, Ihren Vorwürſen. Ich liebe Sie, guter Winter, wie ich Niemanden auf der Erde mehr liebe; denn ſogar in dem Arme meiner Luiſe weiß ich, daß ich Sie liebe. Adieu.

Heidelberg.

Freuen Sie Sich, wenn Sie können! Sie haben Recht gehabt. In dem Augenblicke, da ich triumphirte, verſank ich. Luiſens Unſchuld iſt dahin. Trunkenheit der Liebe, Vergeſſenheit meiner ſelbſt, Einſamkeit, Nacht, Luiſens Zärtlichkeit — Doch keine Entſchuldigung. O, du Unglücksprophet, du hatteſt Recht! An deinen Buſen möchte ich fliehen vor dem Jammergeſchrei der gefallenen Unſchuld; denn ich glaube, Sie allein, Winter, Sie allein würden mit meinem gebrochenen Herzen Mitleiden haben, weil Sie es kennen. Wohin flieh' ich? Der Morgen ſoll mich hier nicht mehr treffen. Ach, wird je wieder ein Morgen meinem Auge leuchten? — Gott im Himmel! ſie —

Ach, Winter, es ſind drei Tage vergangen, ſeitdem ich ich dieſen Brief anfing. Ich hörte Luiſens Tritt, und die Feder ſank aus meiner zitternden Hand. Sie — kommt, wollte ich Ihnen ſchreiben; da ging die Thür auf, und Luiſe flog in meine bebenden Arme, an meine zerriſſene Bruſt. Dieſer Augenblick war meine Strafe; ich zitterte, wie der Verbrecher, für den ſchon das Schwert der Gerechtigkeit gezückt iſt, und konnte mein Auge nicht erheben. Meine Seele verſank, wie zernichtet. „Ach, ich habe nirgends Ruhe, als hier!" ſagte Luiſe, mit ſanftem, beinahe heiterem Weinen, und lehnte ſich dicht an meine Bruſt. Meine Augen floſſen über; ſie trocknete meine Thränen mit einer ſo tröſtenden Zärtlichkeit, daß ich doch wieder anfing zu fühlen.

Unglückliches Mädchen! ſagte ich, und umfaßte ſie. „Nein," ſagte ſie ſanft; „ſo bin ich gewiß nicht unglücklich! Aber wenn die

Stunde kommt, Ludwig, da du mich verlaſſen mußt; und ich fürchte, ich fürchte — der Brief deines Vaters . . ." — Ich wollte einfallen; ſie legte aber ihre Hand auf meinen Mund. „Ich habe ihn geleſen," fuhr ſie fort; „er war in deinem Kleide, das ich weghängte. Du mußt gehorchen; aber verlaſſen wirſt du mich nie ganz, nie ganz aufhören mich zu lieben, wenn auch . . ." — ſie bedeckte ihre Augen mit der andern Hand, und fuhr ſchluchzend fort — „wenn auch . . . ein anderes Mädchen deine Hand hat, und dein Herz mit mir theilt. Verlaſſen wirſt du mich nicht ganz, und ich werde noch immer glücklich ſeyn."

Nun ſetzten wir uns. „Was du einmal für mich zu fürchten ſchienſt, das Schickſal jenes unglücklichen Mädchens, das mich ſo entſetzlich erſchreckte, Ludwig, nein, das kannſt du nicht fürchten." (Sie erröthete, und ſchlug die Augen nieder.) „Ich erzählte es meiner Tante, und die hat mich über die Urſache der abſcheulichen Krankheit belehrt. Nein, Ludwig, ich werde dich allein lieben, ſo lange dieſes Herz noch ſchlägt; und Wolluſt" —

(Sie ſtand auf, und ſtreckte ihre Arme mit Abſcheu von ſich) — „ich weiß nicht einmal, was das iſt. Wir ſind nicht glücklich, das ſeh' ich an deinen Thränen; das fühle ich: denn ich bin unruhig; aber, Ludwig, ſey du glücklich, und auch ich werde es ſeyn. Ich gehöre dir an, das weiß ich jetzt. Unruhe, Sorgen will ich dir nicht machen; nur verlaſſe mich nicht gänzlich!"

Ich faßte ſie in meine Arme, und drang in ſie, mich in ein Kloſter zu begleiten, und ſich mit mir trauen zu laſſen. Das wollte ſie nicht, ob ſie gleich, bei der Vorſtellung, meine Gattin zu werden, Freudenthränen weinte. Sie zitterte vor dem Unwillen meines Vaters; ſie fürchtete, daß meine Verbindung mit ihr mich unglücklich machen würde, und bat mich, erſt meinen Vater über dieſen Punkt auszuforſchen. „O," rief ſie auf einmal, mitten im Zimmer niederknieend, und die gefaltenen Hände emporhebend: — „o, Gott gebe, daß er mich aufnimmt!"

Lieber Winter, Sie ſollten nur den Ton ihrer Stimme gehört haben, mit dem ſie das

Alles ſagte! — Wenn Sie können, ſo helfen Sie, helfen Sie dem edelſten, dem beſten und dem unglücklichſten Mädchen, das je die Erde trug! Jetzt, da ich die Hand dieſes Mädchens, die Hand meines Weibes, nicht für eine Krone vertauſchen möchte; — o, was ſag' ich! — jetzt, da ich für Luiſens Beſitz mein Leben aufopfern, Jahrelang auf den Knieen liegen möchte, um ſie mir von dem Himmel zu erbitten: — jetzt erſt ſeh' ich ein, daß Sie auch darin Recht hatten. Ich zittre vor meinem Vater, ich zittre vor den Schwierigkeiten, die er meinem Glücke in den Weg werfen könnte. Rathen Sie mir, rathen Sie dem thörichten Jünglinge, wie er nach ſo vielen Thorheiten glücklich werden ſoll.

Ich habe der Tante meiner Luiſe erklärt, daß ich ihre Nichte heirathen werde; ich habe dieſer einen Ring aufgedrungen, und ihrer Mutter geſchrieben, um mir ihren Segen zu erbitten. Luiſe muß, ſo viel ſie ſich auch ſträubt, mit mir öffentlich über die Straßen von Heidelberg gehen. Ich finde eine Beruhigung darin, der ganzen Welt zu ſagen, daß das edelſte Geſchöpf mich liebt und mein iſt.

Rathen Sie mir; aber ſchnell! Bei Gott! ich will Luiſens Thränen nicht länger mehr ahnen. Nur ahnen kann ich ſie; denn Luiſe weint ſie allein.

Mannheim.

Und wenn das alte Chaos daraus entſtände, und wenn wieder ewige Finſterniß die Schöpfung darum bedecken ſollte; ſo würde ich dennoch Luiſens Hand ergreifen, und rufen: ſie iſt meine Gattin. Es gehen ſchreckliche Dinge vor, ſchreckliche, ſehr ſchreckliche Dinge! Ich bin zerrüttet. Alles, was ich weiß, iſt das: Luiſe wird meine Gattin, und ſollte ich, mit Dolch und Flamme in der Hand, mir den Weg zu ihr bahnen. Unwiderruflicher iſt der Spruch des ewigen Schickſals nicht, als meine Verſicherung: Luiſe wird meine Gattin! — Da ſteh' ich, verloren in die Troſtloſigkeit dieſes gränzenloſen Unfalls. Verbrechen will ich nicht ſagen; davor behüte mich mein guter Genius! Ich ringe, ich kämpfe. O, ich möchte mit allmächtigem Arme die Zeit um zwanzig Jahre zurückſchieben; dafür wollt' ich mein Leben geben, dafür ſogar Luiſen. Unveränderlich ſteht das Elend, wie ein Fels in die Ewigkeit gewurzelt. Ich ſehe mich blind, ob es die Geſtalt nicht ändern will, ich denke mich raſend, ob ich die Geſtalt nicht umſchaffen kann. O Freund, Mord ſogar kann der Wunſch der zärtlichſten Tugend werden. Ich habe meinem Vater geſchrieben: ehrerbietig, bittend; aber feſt. Luiſe würde meine Gattin, und wenn ſie häßlich wäre, wie das Laſter, wenn ihr Geiſt gar keine Bildung hätte — Ich möchte von Sinnen kommen! O, Sie wiſſen nichts, Sie haben nichts, nichts von dem gehört, was auf der Erde vorgehen kann; und ich Unglücklicher, ich mußte es erfahren. Gerade ich! ich!

Mannheim.

Sie müſſen es wiſſen, um zu helfen. Ich habe geſchworen, es nie über meine Zunge zu bringen, und ich könnte Sie ermorden, wenn Sie es nicht vergäßen, ſobald Sie geholfen haben. Hören Sie. Luiſe beſucht ihre Mutter, die flehentlich darum gebeten hat, auf acht Tage, wahrſcheinlich um meinem Andringen, daß ſie ſich öffentlich mit mir zeigen ſoll, zu entgehen. Ich will unterdeſſen die jenſeitige Pfalz beſuchen, und komme ſo nach Mannheim. Nachmittags kreuze ich vor den Thoren umher. Von dem vielen Laufen werde ich müde, und gehe langſam zurück. Der Fußſteig führt neben einem Hauſe hin, über deſſen Thür ich „Billard“ leſe. Ich trete hinein. Eine alte Frau führt mich die Treppe hinauf in ein kleines Zimmer, worin ärmliche Möbel und ein ſchmutziges Ruhebett ſtehen, und ſagt mit einem ekelhaft freundlichen Geſichte: ſie wolle mir ſogleich Wein ſchicken.

Ich ſtellte mich an das Fenſter, und ſuchte die Heidelbergiſchen Gebirge auf. Die Thür öffnete ſich. Ein Mädchen, deſſen Geſicht, bis auf einen Zug von Frechheit, wirklich ſehr angenehm war, brachte mir Wein, und redete mich zugleich an. Nach einigen Minuten merkte ich denn wohl, wen ich vor mir hatte, und in welchem Hauſe ich war. So widerlich mir dieſe Idee auch wurde, ſo ſchenkte ich dennoch dem Mädchen ein Glas Wein ein. Ich merkte, daß es ihr nicht an Geiſt fehlte, und fing an über ihre Lebensart mit ihr zu ſcherzen. Sie zuckte die Achſeln, lachte, und ſagte: „jetzt muß ich, ich mag wollen oder nicht.“ — Und dabei lachſt du? Ich wette, mein Kind, es kommt eine Stunde, da du weinſt! Mit deinem Geſichte, fuhr ich fort, würdeſt du noch immer einen guten Mann bekommen, wenn du recht ehrlich wollteſt, (ſie ſchüttelte lachend den Kopf) und zum Exempel zu deinen Verwandten zurückgingeſt.

„Ich habe keine Verwandten mehr,“ erwiederte ſie leichtſinnig. — Deine Eltern ſind alſo todt? — „Meine Mutter iſt todt; mein Vater lebt noch.“ — Eben ſagteſt du ja, du hätteſt keine Verwandten mehr! — „Ja, mein

Vater," ſagte ſie laut lachend, „der würde ſchöne Geſichter machen, wenn ich ankäme!" — Wie denn ſo? — „Ei! das iſt nun einmal nicht anders." — Aber, Mädchen, wer iſt denn dein Vater? — (Wieder lachend:) „Ein vornehmer, reicher Mann. Sehen Sie, er hat in Heidelberg ſtudiert; meine Mutter war eines Gaſtwirths Tochter, da der Heiligen-Geiſts-Kirche gegenüber, wenn Sie in Heidelberg bekannt ſind. (Ich nickte mit dem Kopfe, und ſie fuhr fort.) Meine Mutter war ein hübſches Mädchen. Mein Vater, der Student, ein hübſcher Menſch, geht bei ihr aus und ein, verſpricht ihr die Ehe, und ſo weiter. Sie wird ſchwanger. Der junge Herr, mein Vater, reiſt weg, und vergißt ſie. Wie denn das ſo geht! Der Gaſthof mußte Schuldenhalber verkauft werden. Meine Mutter ſtarb in Armuth, als ich gerade funfzehn Jahre alt war. Was ſollte ich machen? Es nahm ſich niemand meiner an; und da bin ich denn ſo dazu gekommen."

Haſt du dich nie an deinen Vater gewendet? fragte ich mitleidig.

„Ja der!“ antwortete ſie. „Er hat ſich meiner Mutter nicht angenommen, der er doch gut war. Mich hat er ja in ſeinem Leben nicht geſehen. So ſind die Mannsperſonen alle! Sie führen die Mädchen immer an.“

Aber wer iſt denn dein grauſamer Vater? fragt' ich erbittert.

„Nun, wenn Sie es wiſſen wollen . . .“ — Ich wurde betäubt; ſie nannte — den Namen meines Vaters.

O du lügſt, Mädchen, rief ich. Der Geheimerath . . . ?

„Brüder. Er wohnt jetzt auf ſeinem Gute in Walldorf. Laſſen Sie das Kirchenbuch aufſchlagen. Ich bin nach ihm getauft, und heiße Brüderin.“

Das Jahr, das Haus, worin er gewohnt hat — alles traf zu. Ich trat an das Fenſter, mich zu erholen.

Es war meine Schweſter. Dieſes Mädchen meine Schweſter! Ich mußte mich am Fenſterkreuze halten, um nicht niederzuſinken. Dieſes Mädchen, meines Vaters Tochter! meine Schweſter. Ich wendete mich, als ich mich ein wenig gefaßt hatte, wieder zu ihr, und ſah jetzt offenbare Züge von meinem Vater in ihrem Geſichte. Wahrſcheinlich mochte ſie die Bewegung in meinem Innern in meinen Augen ſehen. Sie ſchwieg verlegen ſtill, und die freche Miene — o Gott! — wurde Furchtſamkeit.

Ach, meine Empfindung war nichts als Mitleiden, zärtliches Mitleiden mit dieſem verlaſſenen Geſchöpfe, Scham, und Verlegenheit, was ich thun ſollte. Denn, ſagen Sie ſelbſt, wer war Schuld an der ſchrecklichen Lage des Mädchens? Gewiß nicht das Mädchen. Es könnte ſagen: warum verließ mein Vater mich? warum verließ er meine Mutter? Ach, und was könnten — wir antworten? O, mögen alle guten Engel meinen Vater vor dem Anblicke ſeiner Tochter behüten! Er würde, er müßte vergehen! Sie haben keinen Begriff von der Angſt in meinem Inneren, die mit jedem Pulsſchlage ſtieg, und endlich eine dumpfe Gefühlloſigkeit wurde.

Es war mir, als ob das Mädchen in den rührendſten Accenten ihre klagende Stimme erhöbe, und der Welt ſagte, ſie ſey meines Vaters Tochter; es war mir, als ob die Welt ihre Blicke auf mich und auf dieſes Mädchen richtete. Mein Gefühl wurde zerreißend, meine Scham brennend. Ich war gedankenlos, und werde es noch jetzt immer, wenn ich mir dieſe ſchrecklichen Augenblicke wieder denke. Rechenſchaft kann ich Ihnen von meinem Zuſtande nicht geben. Mich dünkte, es läge in meiner Seele eine verborgene Allmacht, mit der ich dieſe Begebenheit gänzlich vernichten könnte; aber dann ſtand wieder das Mädchen mit den Zügen meines Vaters vor mir, und ich verſank aufs neue in Scham und Angſt.

Eine Bewegung, die das Mädchen machte, als ob ſie weggehen wollte, erweckte mich wieder. Ich ergriff ihre Hand, und rief: nein, du bleibſt hier. Sie blieb zitternd ſtehen, ſah mir forſchend ins Geſicht, und ſagte: „ich habe Ihnen ja nichts gethan!" — Nein, erwiederte ich, du arme Verlaſſene! nein! Und wer wollte dir etwas Uebles thun? Du biſt ja unſchuldig. Ich faßte des Mädchens Hand, und mein Herz verging in dem tiefſten Mitleiden. Wahrſcheinlich verſtand ſie meine Bewegung unrecht; ſie wurde wieder ruhig, und ſetzte ſich. Ich ſetzte mich neben ſie, und hatte doch ſo viel Beſinnung, daß ich das einzige Mittel, mich zu erholen, ergriff. Sie mußte mir ihre Geſchichte noch einmal erzählen, und während der Zeit faßte ich mich ſo ziemlich.

Lächelnd, und mit einem Händedruck — Sie ſollten wiſſen, was mir dieſes Lächeln koſtete! — ſagte ich: du biſt ein ſo hübſches Mädchen; und wenn du ſo treu ſeyn wollteſt, als du hübſch iſt, ſo . . . Wenigſtens würdeſt du es bei mir beſſer haben, als hier. — „Ja das glaub' ich," ſagte ſie lachend; bei einem ſo hübſchen Herrn, wie Sie, hat man es nicht ſchlimm." — Wie ich ſage, fuhr ich fort; wenn ich mich darauf verlaſſen könnte, daß du mir treu bliebeſt . . . — „Da müßten Sie mich aber ganz erhalten!" fiel ſie ein. — Recht gern, mein Kind, wenn du mir treu bleibſt. — „O, wahrhaftig!" ſchwor ſie. „Meinen Sie denn, daß Freude dabei iſt, wenn ich . . . Aber," unterbrach ſie ſich ſelbſt;

„das koſtet viel!“ — Nun? ſagte ich, jetzt wirklich lächelnd über die großen Koſten; ich würde mein Leben verſchleudert haben, um meine Schweſter zu retten. Nun? Laß uns einmal rechnen, wie viel es koſten würde. — Sie rechnete, und mich überlief ein Schauder. Ach, für wie wenig verkauft der Menſch ſeine Glückſeligkeit! Für die elendeſten Bedürfniſſe des Lebens giebt meine Schweſter ſich der Schande hin; und mein Vater hat ſo viele Tauſende! Ich ſprang, von dieſem Gedanken ergriffen, auf.

„Sehen Sie wohl?“ ſagte ſie. „Aber für weniger kann ich nicht leben!“

O Mädchen, rief ich, noch immer halb außer mir; wenn du ſchwörſt, mir allein treu zu ſeyn, und Wort hältſt — ich will dir doppelt, dreifach die Summe geben, die du forderſt.

„Sie haben mich zum Beſten; das ſeh' ich wohl,“ ſagte ſie, und wollte an die Thür.

Ich ſprang hinzu, legte ihr zwei Louisd'or in die Hand, und rief: du biſt mein; aber von dieſem Augenblicke an. Willſt du? —

Sie war verwundert, ſchwieg erſt, und fragte dann ſehr furchtſam: „iſt es denn gewiß Ihr Ernſt?“

Aber du gehſt ſogleich mit mir, jetzt auf der Stelle. Packe deine Sachen zuſammen.

Sie erwiederte leiſe: „ich habe nichts. Selbſt dies (auf ihre Kleidung zeigend) iſt nicht einmal ganz mein.“ — O, ſagte ich, nicht einmal Kleidung haſt du von deinem Gewerbe? Ich gab ihr ſo viel Geld, daß ſie der Wirthin die Lumpen bezahlen konnte. Sie ging auf einige Minuten hinunter, und ich ſchlug unterdeſſen vor Jammer die Hände zuſammen. Als ſie mit einem fröhlichen Geſichte zurückkam, fragte ich ſie: biſt du in Mannheim bekannt? (Sie bejahete.) Nun, ſo komm! Ich will ein Paar Zimmer in einem ehrlichen Bürgerhauſe für uns Beide miethen. Aber ein ſtilles, gutes Haus, wo rechtſchaffne Leute wohnen. Weißt du ſo eins? Sie zuckte ſchweigend die Achſeln; endlich ſagte ſie, „die Leute nehmen mich nicht auf!“ Es war mir, als ob ein Dolchſtoß durch mein Herz führe. Man verweigert meiner Schweſter ein Obdach! — O, mein Vater, hätteſt du das gehört! Gott behüte dich davor!

Glücklicher Weiſe dachte ich an einen Bekannten, einen alten ehrlichen, geſchickten Mechanikus, der mir verſchiedene Inſtrumente gemacht hat. Ich war bei dem Manne oft ſtundenlang geweſen, um ſeiner Arbeit zuzuſehen; dafür hatte er eine Art von Neigung zu mir gefaßt. Seine alte, taube Frau, und ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, zum Verſchikken, machen ſeine ganze Haushaltung aus. Zu dem ging ich, und er nahm mich gern auf, da ein Paar Zimmer bei ihm leer ſtanden. Ich gab das Mädchen für eine weitläuftige Verwandtin von mir aus, die ich hier in unglücklichen Umſtänden angetroffen hätte. Schon gut! ſchon gut! ſagte der alte Mann, und zeigte mir eine neu erfundne Sonnenuhr. Nach einer Stunde war ich auf meinen zwei Zimmerchen eingerichtet. Noch dieſen Abend kaufte ich Leinwand, Zeuge zu Kleidern, zu Hauben; und am folgenden Morgen war die Unglückliche in voller Arbeit, ſich Wäſche und Kleider zu nähen.

Meinen Bedienten ließ ich im Gaſthofe, und ich ſelbſt nahm einen fremden Namen an. Das Mädchen wunderte ſich, als ich ſie bat, ihre Kleidung ſo ehrbar, ſo anſtändig zu machen, wie möglich. Sie ſchüttelte furchtſam den Kopf, und ſah mir mit großen Augen in das Geſicht, als ob ſie meine Abſicht errathen wollte. Mein Kind, ſagte ich ſanft, aber ernſt: es iſt meine Abſicht, daß du glücklich werden ſollſt. Dein Vater hat dich verlaſſen; ich will verſuchen, ob ich ihn dir erſetzen kann. Du gefällſt mir; aber ich haſſe die Liederlichkeit. Führe dich von jetzt an ehrlich auf, liebes Mädchen, und du ſollſt ſehen, daß du viel glücklicher werden wirſt, als du vielleicht glaubſt.

Sie verſprach mir, mit allen Zeichen der Schüchternheit, ehrlich zu ſeyn. Aber, ach, von Rührung, von Reue, ſah ich keine Spur. Ein- oder zweimal war ſie ſogar frech genug, mich locken zu wollen; und ich mußte dazu ſchweigen, weil ich zitterte, daß ihr das Leben bei mir nicht gefallen, und daß ſie mir entlaufen möchte. Ich machte ihr die reizendſten

ſten Hoffnungen zu einem Leben, wobei es ihr an nichts fehlen ſollte. Sieh, ſagte ich: hier kennt dich faſt jeder; deshalb muß ich heimlich mit dir ſeyn. Aber ſobald meine Geſchäfte hier zu Ende ſind, ſollſt du mit mir reiſen. Dann will ich für dein Vergnügen ſorgen; dann ſollſt du dich putzen, und leben, wie du wünſcheſt. Ich mußte ihr ſogar liebkoſen, und ihr Geſicht ſchön nennen, um ſie in guter Laune zu erhalten. Bei dem Allen fürchtet ſie mich aber. O, daß ihre Scham ſo unwiederbringlich verloren, daß bei meiner Schweſter alles Gefühl ſo gänzlich erſtorben iſt! Ich gehe oft im Nebenzimmer umher, und ringe vor Verzweiflung die Hände.

Ach, ich ſchaudere, wenn ich bedenke, daß ich auf dem Wege war, auch Luiſen zu verführen; wenn ich bedenke, daß eine Tochter von mir und — O, auf den Knieen danke ich dem Himmel, daß Luiſe mein iſt, daß es noch in meiner Gewalt ſteht, ihr meine Hand zu geben. Denken Sie Sich den Fall: ich hätte Luiſen verführt, ſie vergeſſen, ein andres Mädchen geheirathet, dann erſt meine

Schweſter gefunden, und aus dieſer Begebenheit gelernt, wie fürchterlich die Vorſehung den Leichtſinn beſtrafen kann! O, mein Herz vergeht bei dem Gedanken. Nein, ich würde Luiſen meine Hand geben, und wenn die tiefſte Schande ihr Heirathsgut wäre. Das habe ich meinem Vater geſchrieben; aber, ach! meine Gründe dazu muß ich ihm auf ewig verhehlen.

O, antworten Sie, rathen Sie! Wohin bring' ich meine unglückliche Schweſter? Nehmen Sie mir ja um des Himmels willen nicht alle Hoffnung, daß ſie noch glücklicher werden kann, als ſie iſt. Wie verlöſche ich die Schande wieder aus ihrem Buſen? Geben Sie der Unglücklichen das Gefühl ihrer Schande wieder, und ich will Sie wie meinen Schutzengel anbeten. Ich kann jetzt nicht denken. Schlagen Sie mir nicht ab, was ich bitte: daß ich meine unglückliche, verlaſſene Schweſter zu Ihnen nach Kaſſel bringen darf. Da iſt wohl ein Ort, wo ſie ſich verbergen kann, wo ſie — der Barmherzige gebe es! — ſich beſſert. — Von hier muß ſie weg. Ach, mit heißer Sehnſucht wart' ich auf Ihre Antwort. Schreiben Sie mir bald. Meine Ruhe hängt an Ihrem Briefe.

Mannheim.

Ich Unbeſonnener! Mein Vater iſt hier! Welch ein Zuſammentreffen von Begebenheiten! Ich, ich, mußte ihn zu der bitterſten Minute ſeines Lebens führen! O, werde ich mir das je vergeben? Ich! ich! Denn ſchrieb ich ihm nicht von hier? ſchrieb ich ihm nicht ſo dringend? — Da wirft er ſich in den Wagen, eilt hieher, was die Pferde nur laufen können, und das erſte, was ihm am Pfälzer-Hofe, wo ich logirt hatte, zu Geſicht kommt, iſt unglücklicher Weiſe mein Bedienter. „Wo iſt mein Sohn?" fragt mein Vater. Der Bediente erblaßt, zittert, ſucht Ausflüchte. Mein Vater drohet aber; und der furchtſame Burſche verſpricht, ihn zu mir zu führen. „Iſt er ſchon verheirathet? komm' ich noch früh genug?" das ſind die einzigen Fragen, die mein Vater unterweges thut. Mein Bedienter verſichert, daß ich noch unverheirathet bin.

Ich ſitze ruhig auf meinem Zimmer, und zähle die Minuten, bis ich von Ihnen Antwort bekomme. Die Thür fliegt auf, und mein Vater ſtürzt ohne Athem zu mir herein. O, die Nachricht von ſeinem Tode hätte mich nicht ſo erſchrecken können, wie jetzt ſein Anblick. Er — ſeiner Tochter ſo nahe, nur durch eine Wand, durch eine Thür von ihr getrennt! „Deine Farbe verräth deine Schuld!" rief er mir entgegen. Ich fühlte an der Kälte in meinem Körper, daß ich bleich geworden war; indeß faßte ich mich, ſo gut ich konnte. Lieber Vater, ſagte ich zärtlich; ich bitte, ſeyn Sie ruhig. Gewiß, ich will thun, was je ein Menſch für einen andern gethan hat. Ich ſprach leiſe: denn ich hörte, daß die Unglückliche im Nebenzimmer einen Stuhl rückte; und ſie ſollte nichts von der Unterredung verſtehen.

„Wohl!" ſagte mein Vater; „wohl, mein Sohn! Ich will ruhig ſeyn; aber unter der

Bedingung, daß du ſogleich, wie du hier biſt, mit mir reiſeſt. Deine Sachen mag dein Bedienter beſorgen; denn, bei Gott! aus den Augen laſſ' ich dich nicht.“ Sie ſehen ſelbſt, das war unmöglich. Ich konnte ſeine Tochter nicht wieder in die Schande hinausſtoßen, wenn ich auch Luiſen hätte auf einige Tage verlaſſen wollen. Lieber Vater, ſagte ich nach einigem Beſinnen, mit einem Tone, dem er Liebe, Rührung und Mitleiden anhören mußte: glauben Sie mir dieſes Mal; trauen Sie mir! Jetzt mit Ihnen zu reiſen, iſt mir durchaus unmöglich. Ich bin gewiß entſchloſſen, alles in der Welt zu thun, was je ein Sohn, was je ein Menſch gethan hat. Das betheure ich Ihnen. O, mein Vater, ich flehe ſie an, ich beſchwöre Sie: erlauben Sie mir nur zwei Stunden, ein Geſchäft in Ordnung zu bringen, zu dem Menſchlichkeit, die heiligſte Pflicht, mich auffordert. Dann geh' ich, wohin Sie wollen. — (Ich war wirklich entſchloſſen, wenn ich ſeine Tochter unter der Aufſicht eines ehrlichen Mannes zu Ihnen nach

Kaſſel abgeſchickt, und an Luiſen geſchrieben hätte, mit ihm zu reiſen.)

„Dein Vater kann deine Geſchäfte wohl wiſſen," ſagte er, halb aufgebracht. „Was iſt es für ein Geſchäft?"

Das heiligſte in der Welt, das allerheiligſte, wobei — Gott iſt mein Zeuge! — ich gar nicht intereſſirt bin. Aber Sie, mein Vater, dürfen, können es nicht wiſſen. Unmöglich! — Ich faßte ſeine Hand, und wollte ſie an meinen Mund führen; er riß ſie aber weg, und rief erhitzt: „nicht wahr? du willſt das Mädchen, mit dem du ausſchweifender Menſch lebſt, erſt in Sicherheit bringen und dann hohnlachend deinem Vater folgen? Mit nichten! Entweder du reiſeſt ſogleich, auf der Stelle, mit mir, oder ich ruhe nicht, bis ich die Kreatur aufgefunden habe; und — wenn ich ſie öffentlich auspeitſchen laſſe, dann will ich doch ſehen, ob du noch mit ihr leben willſt!"

Ich verſtand nur halb, was er ſagte, weil ich im Nebenzimmer ein Geräuſch vernahm. Mir fiel ein, daß meine Schweſter das alles auf ſich ziehen mußte; und meine Verlegenheit nahm ſtufenweiſe zu, bis ſie Höllenangſt wurde. Ich zitterte, und hob meine Hände auf. In dem Augenblicke hörte ich die Thür neben mir, welche auf den Saal geht, öffnen. Nun ſprang ich neben meinem Vater zur Thür hinaus, mit dem Entſchluſſe, die Unglückliche zu retten, was es auch koſten möchte.

Ich hatte mich nicht geirrt. So eben wollte ſie, mit einem Pack Kleider unter dem Arme, davon; doch ich ergriff ſie. Mein Vater kam mir nach. Wohin? fragte ich; wohin? Geh in dein Zimmer! Wilhelm! rief ich meinem Bedienten zu: bei Gott! ich ermorde dich, wenn du das Mädchen gehen läſſeſt! — Das Mädchen flog in ihr Zimmer zurück; aber mein Vater hinterdrein. „Du alſo,“ fragte er, ſie betrachtend, „biſt das reitzende, ſeelenvolle Geſchöpf, um das dieſer Menſch hier . . .“ —

Ich beſchwöre Sie, Vater, ſagte ich, — o, ich hätte mit dieſem Tone die ewige Gerechtigkeit erweichen wollen! — ich beſchwöre Sie, gehen Sie mit mir auf mein Zimmer. Er drängte ſich neben mir weg, auf das Mädchen zu, das zitternd ſich in einen Winkel drückte. „Hier will ich bleiben, hier! Rede Mädchen!“ Ich warf mich meinem Vater zu Füßen; ich that — o, was that ich nicht, ſeiner zu ſchonen! Das Mädchen beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Irrthume. Sie ſagte: „ich habe mich ihm nicht angeboten; er hat mich beredet, mit ihm zu leben. Laſſen Sie mich gehen. Was weiß ich davon, daß er noch einen Vater hat! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben.“

„Ludwig!“ rief mein Vater mit Abſcheu. „O Gott! Mein Sohn, dieſes Weibsbild?“ (Er ging, die Hände ringend, umher.). „Iſt es möglich? o, iſt es erhört? Dieſes Weibsbild!“ So rief er wechſelsweiſe, und ich zitterte am ganzen Körper. Auf einmal rief mein Vater dem Mädchen zu: „nimm deine Habſeligkeiten, elende Kreatur, und laß dich hier nicht wieder ſehen!“ Das Mädchen ſprang auf, raffte einige Kleider zuſammen, und wollte davon. Ich war außer mir, und rief in Verzweiflung: nein! das Mädchen bleibt hier! Bei Gott, das Mädchen bleibt hier; und ſollte es mein Leben koſten! — Sie wollte neben mir weg; ich hielt ſie aber, und mein Vater faßte meine linke Hand. Nun riß ich mein Jagdmeſſer von der Seite, und rief dem Mädchen zu: in die Ecke dort! Sie flog zurück, und ich ſchloß die Thür ab. Es war ein gräßlicher Auftritt.

Mein Vater kreuzte die Arme über die Bruſt, ſah mir lange mit einem niederſchmetternden Blick in das Geſicht, und ſagte endlich langſam, mit einem tief verachtenden Tone: „Ludwig, du biſt ein elender Menſch geworden!“

Sie irren, mein Vater. Das Mädchen iſt meine Geliebte nicht; das ſchwöre ich Ihnen.

Er lachte bitter. „Nicht? Nun, ſo laß ſie doch gehen!“

Das allein kann ich nicht, mein Vater. Aber glauben Sie mir, dies iſt nicht das Mädchen, das Sie ſuchen.

„Nicht? . . . He! Mädchen, wie biſt du zu dieſem Menſchen gekommen?“

Das Mädchen weinte vor Angſt. Lieber Himmel, er verſprach mir meinen Lebensunterhalt, wenn ich mich mit keinem Andern als mit ihm abgeben wollte.

Mein Vater ſah mich wieder zerſchmetternd an, und rief mit bitterem Hohne: „Lügner!“

Mein Vater! (Ich verlor mein kaltes Blut; doch faßte ich mich bald wieder.) Da ſteht mein Bedienter. Ich muß Sie bitten, mich auch mit dem zu konfrontiren.

Mein Vater verſtand mich nicht. „Niederträchtige Menſchen,“ ſagte er bitter, „konfrontirt man wohl ſogar mit Gebrandmarkten. Was haſt du noch zu verlieren?“

Mein kaltes Blut und meine Liebe zu Ihnen! Sie verſtehen mich nicht. Wilhelm! Erlauben Sie, mein Vater. Kennſt du dies Mädchen? (Er antwortete: nein.) Kennſt du ein Mädchen, mit dem ich ſeit zwei Jahren umgehe, und das ich mehr als mein Leben liebe? Rede!

Ach, Mamſell Luiſe, ſagte Wilhelm furchtſam, als ob er ſich ſcheuete, mich zu verrathen. Mamſell Luiſe, bei der wir in Heidelberg wohnen. — (Mein Vater ſtand mit untergeſchlagenen Armen erwartend da.)

Wilhelm, ſag' alles, was du von mir weißt, und was du von dieſer Geſchichte denkſt. Mir ſelbſt will mein Vater nicht trauen. Rede!

Ja, ſagte der arme Menſch ſehr furchtſam: woher Sie dieſes Mädchen kennen, weiß ich nicht. Liederlich ſind Sie niemals geweſen; aber verliebt in Mamſell Luiſen, das ſind Sie, glaub' ich, bis zum Sterben. Mit dieſer da ſind Sie doch wohl erſt ſeit vierzehn Tagen bekannt, da Sie hier eingezogen ſind. Mehr weiß ich nicht.

Ich ſah meinen Vater an, der die Stirn gerunzelt hatte. Mein Brief an Sie, Vater, iſt gerade ſo alt, wie meine Bekanntſchaft mit dieſem Mädchen, und ich ſchrieb Ihnen von einer langen Liebe zu einem vortreſſlichen weiblichen Geſchöpfe. — Er runzelte die Stirn noch mehr, und fragte: „aber, was haſt du mit dieſer Perſon?"

Mein Vater, erlauben Sie Ihrem Sohne nur Ein Geheimniß. Ich darf es Ihnen nicht ſagen.

„So laß ſie gehen. Ludwig, laß ſie gehen, und komm mit mir nach Hauſe; denn aus deiner Heirath wird nichts. Ludwig, was ſoll ich von dir glauben?"

Vater, keine menſchliche Macht wird mich von dieſem Mädchen trennen, ſo wenig wie irgend eine Macht meine Heirath mit Luiſen hindern kann.

„Das wird ſich finden!" ſagte mein Vater ſpöttiſch. „Laß mich mit dem Mädchen allein; ich befehle es dir."

Nein, mein Vater; bei dieſem Mädchen laſſ' ich keinen Menſchen allein, ſo lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern rollt. Das Mädchen ſteht unter meinem Schutze.

Mein Vater ſah mich mit Verwunderung an. „Nun wohl! du magſt gegenwärtig bleiben. Rede, Mädchen: wer biſt du?" — Nicht wahr, lieber Winter, ich durfte ſie nicht antworten laſſen? Ich ſprang vor ſie hin, hielt ihr mein Jagdmeſſer vor das Geſicht, und rief: ein Wort; und du biſt des Todes! Das Mädchen ſchrie. Sie ſehen, mein Vater — (ich warf mich ihm zu Füßen) — Sie ſehen, es iſt hier alles fürchterlich. Ich bitte Sie, machen Sie mich nicht zum Mörder. Fragen

Sie nicht wieder, mein Vater. Gehen Sie; in zwei Stunden bin ich bei Ihnen.

„Nicht ohne dich,“ ſagte mein Vater betroffen; „nicht ohne dich. Ich will doch ſehen, ob mein Sohn mir etwa den Weg mit dem Dolche zeigen wird!“

Um Gottes willen! Laſſen Sie mich doch fort! rief das Mädchen dazwiſchen.

Mein Wilhelm weinte. Er warf ſich vor meinem Vater auf die Kniee. Herr Geheimerath, ſagte er; laſſen Sie es doch gut ſeyn! (Er ſtreckte ſeine Arme nach mir aus.) Ach, liebſter Herr Brüder, folgen Sie . . .

In dieſem Augenblicke rief das Mädchen: großer Gott! das iſt mein Vater!

Ich warf mich mit einem Schrei an meines Vaters Bruſt. Er fragte erſchrocken: „was iſt denn?“ — Als er das Mädchen einige Augenblicke angeſehen hatte: „Wie? ich dein Vater? Wie heißt du?“

Ich erwartete die Antwort nicht, und ſtürzte zur Thür hinaus. Wilhelm, der noch immer nicht weiß, was vorgegangen iſt, folgte mir. Ich ging die Straße ängſtlich auf und nieder. Nach einer Stunde kam Wilhelm, und beſtellte mir von meinem Vater, daß er heute in meinem Zimmer bleiben wollte; ich möchte in den Gaſthof gehen. Ihrem Herrn Vater ſtanden Thränen in den Augen, ſetzte Wilhelm hinzu. Was iſt denn vorgefallen? — Ich ging in den Gaſthof, und habe nun die ganze Nacht hindurch geſchrieben. Es iſt bald Morgen. Ich zittre vor dem Tageslichte, wie vor der allgemeinen Zerſtörung. Schrecklich, ſchrecklich!

Mannheim.

Mein Vater iſt einen Augenblick bei mir geweſen. O Freund, wie ehrwürdig macht die Reue! Er blickte, als er in das Zimmer trat, zu Boden, blieb an der Thür ſtehen, und ſagte dann ſanft und bewegt: „Ludwig!" Ich warf mich an ſeine Bruſt. Er umfaßte mich ſchweigend ohne mich anzuſehen, und es rollten Thränen über ſeine ehrwürdigen Wangen. Das war mir zu viel. Ich warf mich ihm zu Füßen, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit Thränen, und ſagte: o mein theurer, ehrwürdiger Vater!

Er hob in tiefer Rührung ſeine Augen gen Himmel, und richtete ſie dann zärtlich auf mich. „Ich bin," ſagte er, „für den Leichtſinn meiner Jugend beſtraft. Ludwig, nütze die reuenden Thränen deines Vaters, welche die Vorſehung dich ſehen ließ. Ich bin," — das ſagte er ſchluchzend; und ich beugte mein Geſicht noch tiefer — „ich bin hart, ſehr hart beſtraft! O Himmel! ſo hart, daß mein Sohn zu meinen Füßen liegt, um mich nicht zu beſchämen." Sie können ſich keinen Begriff von meiner Empfindung machen. Ich umfaßte ſeine Kniee, drückte ſie an meinen Mund, und weinte laut.

„Ich bitte dich, mein Sohn, — ach, befehlen darf ich nicht mehr! — ich bitte dich: erwarte mich hier. Erſt will ich meine unglückliche Tochter retten. Morgen bin ich wieder bei dir." Mein Herz ſchwamm in Thränen. Er ging; und, wie Wilhelm mir ſagt, iſt er mit ſeiner Tochter abgereiſt.

Ich bin auf der Folter; denn kann ich

ihm jetzt ein Wort von Luiſen ſagen? O Gott!

Mein theuerſter Freund, ich ſetze dieſen Brief in Heidelberg fort. O, was hab' ich Ihnen zu ſagen! — Mein Vater kam am folgenden Tage, ſpät, zurück, wie er es mir geſagt hatte. Ich wollte ihn ſprechen; aber einzelne Seufzer, halbe Worte waren alles, was ich aus ihm bringen konnte. Er legte oft die Hand auf ſein Herz, als ob er da Schmerzen fühlte. Endlich ſagte er: „morgen mehr, mein Sohn!" und ich ging.

Ich hörte noch, daß er Poſtpferde für den folgenden Morgen beſtellte, und ließ es geſchehen. O, mit ſeinen Thränen hätte er mir das Verſprechen ablocken können, nicht mehr an Luiſen zu denken. Ich ſchrieb an Luiſen, und verſprach ihr, bald zurückzukommen.

Am folgenden Morgen trat mein Vater zu mir in das Zimmer, und ſagte ſanft, ohne allen Vorwurf: „nun Ludwig; die eine neue Tochter kenne ich. Wir wollen nach Heidelberg;

berg; ich muß auch die zweite, deine künftige Frau, kennen lernen. Laß uns eilen!"

Das hatte ich nicht erwartet. O, ſagte ich mit freudiger Rührung: Sie geben mir Ihren Segen?

„Den Segen, den ich habe, mein Sohn," antwortete er betrübt. „Zwar kam ich mit dem Entſchluſſe hierher, deine Heirath zu hindern; aber ich habe die eine Tochter aufnehmen müſſen: und die andre, die du mir geben willſt, wird ja mein Herz nicht noch einmal zerſchmettern. Eines Bauern Tochter, wie du ſchreibſt. Noch vor einigen Tagen zitterte ich vor dieſen Worten. Gott im Himmel! wenn die andre eines Bauern Tochter und noch unſchuldig wäre — knieend, ehrerbietig, wollt' ich ſie geſegnet haben. O mein Kind, mein Kind!" rief er jammernd; „mußteſt du die Verführung deiner Mutter ſo hart an mir beſtrafen!" Er ging wieder in ſein Zimmer.

Mein Herz war zerriſſen; ich konnte mich nicht einmal freuen, daß Luiſe nun mein war, konnte an nichts denken. Wir ſetzten uns ſchweigend in den Wagen. Mein Vater lehnte ſich in die Ecke, und verſchloß die Augen. Ich mochte ſeinen Schmerz nicht ſtören, und ſchwieg, bald mit Entzücken, bald mit tiefem Leiden in meiner Seele. In der Stadt mußte ich den Wagen halten laſſen, weil auf dem ſchmalen Fahrwege am Neckar keiner umwenden kann. „Nun führe mich, lieber Sohn,“ ſagte mein Vater ſchmerzhaft lächelnd. Ich faßte zitternd ſeine Hand. „Zittre nicht, mein Sohn,“ ſagte er; „ſeit vorgeſtern kann mir nur noch Glück in der Welt begegnen.“

Wir kamen vor die Hütte, in der ich wohne; er ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und ging langſam, ängſtlich, die Treppe hinauf. Als ich die Thür öffnete, flog Luiſe mir entgegen, und rief: o, mein Geliebter! — Luiſe, ſagte ich: hier bring' ich dir . . .

„Das iſt ſie?“ rief mein Vater, und trat über die Schwelle; „das? Mamſell Edel?“

Jetzt erſt fiel mir ein, daß mein Vater Luiſen ſchon kannte. — Der Name war erdichtet, mein Vater, ſagte ich. Sie iſt wirklich die Tochter eines Landmanns! — „O,“ erwiederte er; „laß ihren Vater geweſen ſeyn, was er will. Ich kenne einen Vater; der hat auch eine Tochter, die . . ." — Er brach ab. „Mein Kind, meine geliebte Tochter!" rief er, und drückte Luiſen an ſein Herz. Sie wollte vor ihm niederknieen; er hob ſie aber immer wieder auf. „O bleib, meine Tochter! bleib an meinem Herzen liegen! Ueberſtröme meine Bruſt mit deinen Thränen; ſie thun mir wohl. Ich danke Gott, mein Kind, daß ich eine Tochter habe, die Gefühl für Thränen hat." (Er drückte ſie immer wieder und feſter an ſich.) „Bleib! Dich kann ich mit Freudenthränen an mein Herz drücken." Der Auftritt war für Beide zu erſchütternd. Luiſe verlor die Farbe, und wollte ſich halten, vermochte es aber nicht. Sie ſah mich an; ihr Auge erloſch, und ſie hing ohnmächtig in meines Vaters Armen.

Ich lehnte ſie in einen Stuhl. Er umfaßte mich, legte ſeine Hand auf mein Haupt, küßte Luiſens blaſſe Lippen, und ſagte mit feierlichem Tone: „jetzt ſegne ich." Luiſe erholte ſich wieder. Als endlich der erſte Sturm der gewaltſamen Leidenſchaft beruhigt war, wurde die Freude, das Entzücken ſeiner, zarter und rührender. O, Sie glauben nicht, welche Stunden das waren!

Jetzt geht Luiſe immer mit meinem Vater. Er umarmt ſie, und weinet Freudenthränen. Ich bin beinahe vergeſſen, von Beiden vergeſſen. Jetzt muß ſie ihm ihre Begebenheit mit mir erzählen; er horcht, er lächelt, und umarmt ſie aufs neue. Dann muß ſie ihm vorſpielen, vorſingen, vorleſen. „Mein Sohn," ſagte er geſtern Abend; „du gabſt mir zwei Töchter. Die eine iſt ſo edel, ſo gut, ſo gebildet; und die andre . . ." — Ich laſſe den Gedanken nicht bei ihm aufkommen.

Luiſens Mutter iſt hier, und nun haben wir einen neuen Tag der Freude. „O," ſagte er, als er die Mutter an dem Herzen der Tochter weinen und beten ſah: „o, ich Unglücklicher! ich durfte nicht beten!"

Wie Sie ſehen, ſchreibe ich in Abſätzen. Ich kann der Freude nur Augenblicke ſtehlen. Heute wurde Luiſe meine Frau. Meine Schweſter iſt Braut. Mein Vater hat ſeine Stelle niedergelegt, und mir Walldorf abgetreten.

„Ich will,“ ſagte er mir, „die Tage, die ich noch zu leben habe, meiner unglücklichen — ach durch mich unglücklichen! — Tochter widmen. Möge Gott es mir gelingen laſſen, mit meinen Thränen Gefühl in ihr Herz zu weinen! Und gelingt mir das, mein Ludwig, weint die Unglückliche die erſte Thräne: ſo bring' ich ſie dir nach Walldorf, und ſterbe getröſtet. Deine unſchuldige Luiſe mag ſie dann weiter bilden.“

Morgen gehen wir ab. Meinen guten Schwager Hannes nehme ich mit nach Walldorf. Ich Glücklicher! ich reiſe erſt mit meinem Vater, dann über Kaſſel. O, werden Sie ſagen, wenn Sie Luiſen ſehen: du glücklicher Menſch! Adieu.

Nachſchrift.

Dieſe Begebenheit iſt wörtlich wahr, bis auf die Form, worin ſie erzählt iſt. Mein Freund gab ſie mir nach dem Tode ſeines Vaters, den der Gram über ſeine unglückliche Tochter früh in das Grab brachte. Die Unglückliche erhielt zwar ihr Gefühl wieder; aber erſt in der Todesſtunde ihres Vaters, die ihr Herz gewaltig erſchütterte. „O,“ ſagte der Vater auf ſeinem Sterbebette: „könnten doch alle Jünglinge meine Begebenheit wiſſen!“ — „Und alle Mädchen die meinige!“ ſetzte Luiſe hinzu; „denn es waren nur Zufälle, durch die ich glücklicher wurde, als die Mutter ſeiner unglücklichen Tochter!“ — Und deine reine Unſchuld, meine geliebte Luiſe! ſagte mein Freund. — Aber erfahren, dachte er, ſoll die Welt dieſe Begebenheit. Vielleicht wird ein Mädchen oder ein Jüngling dadurch gerettet; und dann ſind die Thränen meines Vaters nicht unnütz geweint.

Er theilte mir ſeine und Luiſens Begebenheit mit. Was Gutes an dieſen Briefen iſt, verdanke ich ſeinen Erzählungen und den Thränen ſeiner Gattin, die mich begeiſterten. Ganz ſchlecht können ſie wohl nicht ſeyn; denn ich ſchrieb mehr nach, als ich erfand.

XII.

Die Verſöhnung.

Eine wahre Familienſcene.

Die Verſöhnung.

Der Henker hole die Güte, die Ihr Tugend nennt! rief Herr Brandt, und ſtieß ſeinen Stock auf den Boden. Denn könnte Schurkerei und Bosheit mehr Böſes ſtiften, als deine Güte? Nimm mir das nicht übel, lieber Bruder; es iſt die Wahrheit. Und mach mir das Armen-Sünder-Geſicht nicht; denn ich höre doch nicht auf. In den Adern deiner Tochter fließt mein Blut, oder, wenn das auch nicht, doch Menſchenblut; und ſo darf ich nicht ſchweigen. O, ich bitte dich, ſey ſtill! Was du ſagen kannſt, weiß ich ſchon. Du biſt eine herzensgute Seele, kannſt deiner Frau nicht durch den Sinn fahren, und . . .

„Meine Frau, lieber Bruder …"

Recht; iſt auch gut. Sie gehört nicht zu den beſten und nicht zu den ſchlimmſten ihres Geſchlechtes. Sie iſt gutmüthig, wohlthätig, mitleidig; aber, was ſie ſeyn ſoll, eine gute Mutter, das iſt ſie nicht. Sie verzärtelt, verſchmeichelt Marien, und wird ſie verderben.

„Marie iſt unſer einziges Kind!"

Deſto ſchlimmer! Um ſo weher muß es dir thun, daß dein einziges Kind verdorben wird. Ich weiß, daß du es fühlſt. Du haſt gewarnt, gerathen, gebeten; aber nicht gethan, was recht war, deine väterliche Gewalt nicht gebraucht … —

„Aber, lieber Bruder …"

Ich weiß, ich weiß, du haſt Entſchuldigungen. Du haſt im Anfange deiner Frau zu viel nachgeſehen, als ihre Thorheiten noch keine üblen Folgen haben konnten, als ſie noch mit Gelde abzumachen waren. Jetzt iſt deine Frau an dein Schweigen zu Allem, was ſie thut, gewöhnt, und weint, mault, klagt über Tyrannei, wenn du einmal losbrichſt. Du haſt nicht Stärke genug, ihr das jetzt zu verweigern, worauf ſie durch Verjährung ein Recht zu haben glaubt. Allein deine Tochter wird unglücklich, weil du den Muth nicht haſt, ein Mann zu ſeyn; und das iſt Unrecht, großes Unrecht.

„Ich thue, was ich kann."

Das iſt nicht wahr, lieber Bruder; du könnteſt mehr thun. Zwar arbeiteſt du der Erziehung deiner Frau entgegen; dadurch thuſt du aber nichts weiter, als daß du Marien am Ende zweideutig machſt. Deine Frau ſtattet ſie mit allen Thorheiten der Pandora aus. Das geht ja in Einem fort: „Marie, wie ſchön biſt du! Kind, laß das; es verdirbt die Haut! Man wird dich heute recht beneiden; du haſt den erſten Aufſatz à la, und ſo weiter." Was Wunder, wenn das Mädchen eitel, eigenſinnig, voll Launen, und empfindlich wird, den Putz mehr als die Tugend liebt, und träge zu aller Arbeit iſt, unwiſſend in allem Nützlichen, herriſch gegen alle Menſchen und gegen ihre Mutter am meiſten! Kannſt du das läugnen, lieber Bruder?

„Aber kannſt du denn darauf ſchwören, lieber Bruder, daß nicht eins von deinen beiden Kindern mißrathen wird? He! kannſt du das?“

Herr Brandt ſah ſeinen Bruder mit gerunzelter Stirne an. — Kam dieſe Frage aus deinem Herzen, Bruder? . . . Es iſt grauſam, einen Vater daran zu erinnern, daß eins ſeiner Kinder unglücklich werden kann.

„Siehſt du? Und biſt du nicht jedes Mal ſo grauſam, wenn wir einander ſehen?“

Das iſt ein Andres. Ich thue, was ich ſoll und kann. Daß Gott über mir iſt, weiß ich; daß Zufälle, daß Verſuchungen den Charakter meiner Kinder, trotz der beſten Erziehung, verderben können: leider! leider! weiß ich auch das. Aber ſchlägt mein Kind nicht ein, ſo kann ich getroſt meinen Blick in die Wolken heben, und, was noch mehr ſagen will, getroſt meinen Bick auf mein unglückliches Kind werfen; denn ich bin ſchuldlos. Allein wird Marie unglücklich, wohin kannſt du deine Blicke mit getroſtem Muthe ſchlagen? Antworte einmal, liebſter Bruder! Wohin? Nicht zum Himmel, nicht auf die Erde! He? haſt du verſtanden?

„O, lieber Bruder!“ ſagte der Rath Brandt gerührt.

Hab' ich dein Herz getroffen? Nun das gebe Gott! ob mir gleich die Augen dabei naß werden; denn ich habe dich lieb, ſehr lieb. Aber Wahrheit zuerſt, dann Liebe! Du thuſt Unrecht vor Gott und Menſchen; du machſt dein eigenes Kind unglücklich. Und nun adieu!

Herr Brandt hatte nicht Unrecht; auch fühlte ſein Bruder das ſehr tief. Er wollte von dieſem Tage an durchgreifen; doch die naſſen Augen ſeiner Frau, und die trüben Blicke ſeiner Tochter brachen ſeinen Vorſatz. So ſchwieg er denn, und ſein Bruder wurde ſeiner Familie immer verhaßter.

Der Bruder war ein ſeltſamer Mann. Seine Freunde nannten ihn: das Muſter einer unerſchütterlichen Redlichkeit; ſeine Feinde: einen hochmüthigen Narren, dem es keiner recht machen könne. Er hatte ein Amt gehabt, und es niedergelegt, weil man Mißbräuche nicht abſtellen wollte, die er rügte.

Bald bekam er ein andres, weil ſelbſt ſeine Feinde geſtanden, daß er ſehr brauchbar ſey. Er ſagte dem Präſidenten unangenehme Wahrheiten, wurde gedrückt, und dankte ab. Nun pachtete er, und kam in den beſten Kornjahren nicht zurecht, weil er, als jeder Pächter ſein Korn aufſchüttete, den Armen zu wohlfeilen Preiſen verkaufte. Er zankte ſich mit der halben Welt für unſchuldig Unterdrückte, die ihn nichts angingen; er meldete jede Ungerechtigkeit nach Hofe, und machte ſich dadurch Feinde; er diſputirte in jeder Geſellſchaft mit unerträglichem Ernſte. Wo er hin kam, wagte man es nicht, von irgend Jemand zu ſprechen; denn Herr Brandt würde ſogar den Teufel vertheidigt haben, wenn man ihm Unrecht gethan hätte. Niemand hatte die Menſchen ſo lieb, wie Herr Brandt: er hätte ſein letztes Stück Brot mit einem Armen getheilt, und ſein Auge hielt immer eine mitleidige Thräne für jeden Kummer in Bereitſchaft; und doch wurde niemand von den Menſchen ſo gehaßt, wie eben Herr Brandt.

Er lebte jetzt unabhängig auf dem Lande

von einem kleinen Vermögen. Zu ſeinem Bruder kam er ſelten; und wenn er ja einmal kam, ſo zankte er mit dem ganzen Hauſe: mit ſeinem Bruder, mit der Schwägerin, mit Marien. Der Rath ſchwieg aus Furcht, oder aus Gefühl ſeines Unrechts; die Räthin beantwortete ſeine Vorwürfe mit Thränen; die kleine Marie lief gewöhnlich davon, und ſchalt durch das ganze Haus auf den tollen Oheim, der nichts als zanken könne. So ſehr ihn Marie haßte, ſo war er doch der Einzige, den ſie fürchtete; denn er behandelte ſie immer wie ein Kind, und, wie ein verzogenes Kind, mit fürchterlichem Ernſte. Er nannte ſie Du, und befahl ihr ohne Umſtände.

Einmal wagte es Marie, doch nur mit ſtockender, ungewiſſer Stimme, zu fragen: was haben Sie mir denn zu befehlen? — Das will ich dir ſagen, antwortete er ernſt. Komm her! Komm her, ſag' ich! — Marie kam. — Sieh, Püppchen, wenn dein Vater heute oder morgen ſtirbt, ſo bin ich dein Vater; und auf den Fall iſt es gut, wenn du gehorchen kannſt. — So verhüte denn Gott, daß ihr Vater ſtirbt! ſagte die Räthin; und Marie betete dieſen Tag recht andächtig zu Gott, ihren Vater leben zu laſſen.

Marie war vierzehn Jahr alt, da ihr Vater wirklich ſtarb. Es ſchien, als ob ihm der Tod ſeine ganze Mannesſtärke zurückgäbe. Er befahl in ſeinem Teſtamente ausdrücklich, daß Marie nach ſeinem Tode zu ſeinem Bruder ſolle, um von ihm erzogen zu werden. Auch machte er Marien und ſein großes Vermögen ſchlechterdings von der Willkühr ſeines Bruders abhängig. Er fügte die Gründe ſeines Befehls hinzu, und ließ dieſen Punkt noch vor ſeinem Tode von ſeiner Frau, die zu ſchwach war, dem Sterbenden etwas abzuſchlagen, ſogar ſchriftlich bewilligen.

Vier Wochen nach ſeinem Tode mußte Marie, trotz ihrem und ihrer Mutter Sträuben, zu dem böſen Oheim. Die Wittwe hatte alle Mittel verſucht, dieſen Punkt des Teſtamentes umzuſtoßen; aber Herr Brandt drang mit dem größten Eifer auf die Erfüllung des Teſtaments, und ſiegte. Marie mußte abreiſen. Die Verzweiflung ſtieg mit ihr in den

Wa

Wagen; allein bald ſchöpfte ſie gerade aus ihrer Verzweiflung den Muth, allen Unternehmungen ihres Oheims eine ſtille Beharrlichkeit entgegen zu ſetzen.

Der Wagen brachte ſie endlich vor ein kleines Häuschen, das am Ende eines Dorfes nicht weit von einem kleinen Birkenwäldchen ganz angenehm lag. Der Onkel empfing ſie freundlich genug. „Das iſt deine Tante, und das deine Couſine!“ ſagte er, und zeigte auf ſeine ſchon etwas ältliche Frau, und auf ſeine Tochter, ein junges Mädchen von Mariens Alter, die an der Thüre ſtanden.

Marie trat mit finſtern, niedergeſchlagenen Blicken aus dem Wagen, und beantwortete den freundlichen Empfang ihrer Tante, und die Liebkoſungen ihrer Couſine mit einer ſtummen Verbeugung, zuſammengedrückten Lippen und vor ſich hin ſehenden Augen. Man ging hinein, und Marie ſetzte ſich. Der Abend verfloß leidlich. Um zehn Uhr nahm die Couſine Henriette das Licht. Der Oheim ſagte: „du ſchläfſt bei Jetten, Marie.“ Marie zog ſich mit Henriettens Hülfe aus, ging zu

Bett, ohne mehr als „Ja!“ und „Nein!“ auf Henriettens freundliche Fragen zu antworten, und ſchlief ein.

Am folgenden Morgen, als Marie erwachte, war niemand da, der ihr beim Ankleiden half. Endlich kam eine Magd; und Marie bat ſie, ihr zu helfen. Die Magd that es, ſo gut ſie es verſtand, konnte aber nicht damit zurecht kommen. Marie wurde ungeduldig, und die Magd ließ ſie ſtehen. Jene befahl; dieſe lachte und wollte fort. Marie drohete erbittert, zu ſchlagen; die Magd wendete ſich zu ihr, und ſagte ganz kalt: unterſteh dich das ja nicht, kleines Mädchen; oder ich werde dir zeigen, daß auch ich Hände am Leibe habe! Der kalte Ton ſetzte Marien in Furcht, und ſie fing an vor ſich zu weinen. Henriette kam endlich, und erbot ſich, ihr zu helfen; aber Marie verlangte eine Magd zum Ankleiden, und drohete, nicht eher herunter zu kommen, als bis man ihr eine geſchickt hätte. Henriette lächelte, ſchüttelte den Kopf, als ob ſie Marien nicht begreifen könnte, und verließ endlich das Zimmer. Niemand kam mehr zu ihr hinauf. Sie hörte endlich unten zu Tiſche rufen, und glaubte, man würde nach ihr fragen; aber es fragte niemand. So ging ſie denn verdrießlich und gedemüthigt hinunter, und wurde noch verdrießlicher, als niemand ſich um ſie bekümmerte.

Nach Tiſche kündigte der Oheim Marien die ſehr einfachen Regeln ſeines Hauſes an: Arbeit und Vergnügen. Sie machte mit einem finſtern Blick Einwendungen gegen die Arbeit; ihr Oheim meinte aber, wer nicht arbeite, ſey auch des Vergnügens nicht werth. Er gebrauchte allerlei kleine Liſten, ſie zum Arbeiten zu bewegen; allein ſie war eben ſo fein wie der Alte, und beharrlicher als er: ſie arbeitete nicht. „Hm!“ ſagte er lächelnd: „du biſt liſtiger als ich, Marie! . . . Aber, warum willſt du denn nicht arbeiten?“ — Weil ich es nicht nöthig habe; weil ich reich bin.

Der Oheim runzelte die Stirn. „So fühle die Strafe des Müßigganges!“ Er nahm Marien bei der Hand, und führte ſie auf das beſte Zimmer im Hauſe. „Hier, dies Zimmer iſt dein, Marie: das beſte im Hauſe, weil du reicher biſt, als wir Alle. Sieh, dort iſt der Garten. Geh ſpazieren, wann du willſt; thu, was dir einfällt: du wirſt ſehen, daß der Müßiggang ein Uebel iſt."

Marie ſetzte ſich, ſobald ſie allein war, mit einer triumphirenden Miene auf den Sofa, der in dem Zimmer ſtand, und betrachtete ſich als Siegerin. Man gab ihr alle ihre Kleider, ihren ganzen Putz, den man ihr Anfangs genommen hatte. Ihr Triumph ſtieg, und der Vormittag verſchwand ihr wie ein Augenblick. Mittags brachte ihr eine Magd das Eſſen: eine Schüſſel mehr als gewöhnlich. Marie aß, ging dann hinunter in den Garten, ſchlich auf ihr Zimmer zurück, beſah ihre Kleider, aß Abends, und legte ſich endlich ermüdet in ein ſehr weiches Bett. Am folgenden Morgen kam Kaffee, anſtatt des gewöhnlichen Frühſtücks, das aus Milch und Waſſer beſtand. Marie befürchtete eine Liſt hinter ihrem Glükke; doch nichts weniger. Nur Eine Unannehmlichkeit ſtörte ihr Vergnügen. Sie ſah Henrietten im Garten, und ging zu ihr hinunter. Aber dieſe verließ nun den Garten ſogleich, und ſagte ihr heimlich: ich darf nicht mit dir umgehen; mein Vater meint, auch ich könnte mir den Müßiggang angewöhnen, und ich bin nicht reich.

So verliefen einige Tage. Marie aß gut, und kleidete ſich ſchön, ſprach aber niemanden, weil jeder ihr, wenn ſie ihn anredete, zur Antwort gab: ich habe zu thun. Ihr Zuſtand wurde mit jedem Augenblicke läſtiger, und zuletzt unerträglich; ſie ging, ſo feſt ſie auch entſchloſſen geweſen war, es nicht zu thun, zu ihrem Oheim hinunter. Er ſaß und ſchrieb; ſeine Tochter ſtickte. „Was willſt du?" fragte der Oheim; „arbeiten? Sonſt ſtörſt du uns!" Und nun ſchrieb er fort, ohne weiter auf ſie zu achten. Marie ſchwieg zweifelhaft, ſetzte ſich zu Henrietten, und that leiſe eine Frage; dieſe antwortete ihr aber nicht, und zeigte mit Winken auf den Vater.

Sie ſah Henrietten bei ihrer Arbeit zu. Henriette bot ihr die Nadel, und fliſterte leiſe: thu nur ſo, als ob du ſtickteſt; dann darf ich hernach mit dir in den Garten gehen.

Marie that unter Henriettens Anweiſung einige Stiche, und blieb, als die Mutter dazu kam, eine Stunde lang am Nährahm. Sie fand in der Arbeit ſogar einen Zeitvertreib, den ſie nicht erwartet hatte, und dann in einem kleinen häuslichen Vergnügen, das ihr Oheim ſehr natürlich anſtellte, eine Freude, die verdient und daher deſto ſchmackhafter war.

So lehrte nach und nach die lange Weile Marien die Arbeit ſüß finden; ſo lernte ſie endlich, daß Arbeit eine Pflicht des Menſchen iſt: und wer hätte je die Erfüllung einer Pflicht nicht belohnend gefunden? Wo ſie nur war, im Garten, im Hauſe, mußte ſie mit arbeiten, um an den Vergnügungen der Familie Theil zu nehmen; und gerade dieſe Vergnügungen heilten ſie von ihrer Eitelkeit. Henriette ſprang durch Büſche und Hecken dahin; Marie wurde durch ihren Flor, ihre Kleidung gehindert, ihr zu folgen, und blieb allein. Wenn ſie Henrietten darüber Vorwürfe machte, ſo antwortete dieſe: „warum trägſt du auch die albernen Kleider, die an jedem

Zweige hangen bleiben!“ Marie verlangte zuletzt von ſelbſt nach eben ſo einfachen Kleidern, wie Henriette ſie trug.

So kehrte die verwöhnte Marie nach und nach zur Natur, zur Arbeit und zur Güte zurück. Ihre Belohnung dafür war die Liebe, die zärtliche Achtung ihrer Anverwandten, und der Unterricht des redlichen, weiſen Alten in der Geſchichte und der Naturwiſſenſchaft. Zwar ſtieg von Zeit zu Zeit wohl einmal die Eitelkeit wieder bei ihr auf; da ſie aber hier weiter nichts loben hörte als Güte, Erfüllung der Pflichten, und Vernunft; da Geſundheit höher geachtet wurde als Schönheit, Arbeit höher als Reichthum: ſo hatte ihre Eitelkeit keine Nahrung mehr. Sie rümpfte wohl einmal die Naſe, wenn der Oheim ihr und ſeiner Tochter ein gutes, ſittſames, fleißiges Bauermädchen zum Muſter empfahl; allein nach und nach fand ſie, daß er doch nicht ſo unrecht hatte, und das Naſerümpfen unterblieb. Ihrer Mutter, die ſie jetzt einmal beſuchte, ſagte ſie: ich hätte mir nimmermehr vorgeſtellt, daß man den Onkel ſo lieb haben könnte.

Im achtzehnten Jahre war Marie das liebenswürdigſte Mädchen der ganzen Gegend. Sie hatte von Natur vielen Geiſt und viele Güte, und ihr Eigenſinn wurde unter der Bildung ihres redlichen Oheims die Grundlage eines feſten und ſchönen Charakters. Jetzt war ſie ſein Stolz, der einzige Troſt ſeines Alters. Der Tod hatte ihm Henrietten entriſſen, und ein unglückliches Schickſal ſchien ihm auch die Vaterfreude an ſeinem Sohne rauben zu wollen. Oft wenn er in tiefen Gram verſenkt da ſaß, trat Marie zu ihm, faßte ſeine Hand, und ſagte mit zärtlicher Stimme: bin ich nicht Ihre Tochter, lieber Vater? Haben Sie nur Geduld! ich will Ihnen Henriettens Tugenden und Liebe erſetzen.

„Liebes Mädchen,“ ſagte der Greis bitter lächelnd; „das iſt mein Gram nicht. Ich habe keine Tochter verloren; denn du biſt ja noch mein!“ Und ſogleich verſank er wieder unter dem Kummer, der auf ſeinem Herzen lag. Er hatte, noch ehe Marie zu ihm kam, ſeinen Sohn auf eine Schule in einer groſſen Stadt gegeben, und ihn dann mit den freudigſten Hoffnungen auf eine Univerſität gebracht. „Ich muß dich nun verlaſſen, mein Sohn," ſagte der Alte da mit zärtlicher Beſorgniß. „Du kannſt dein Vermögen, deine Freunde, ſelbſt deine Ehre verlieren: denn du biſt ein Menſch; aber, Sohn, ich bitte dich, verliere dich ſelbſt nicht! So lange du dich des Glückes werth glauben darfſt, biſt du nicht unglücklich. Darum bitte ich dich: bleib tugendhaft, mein Sohn!" Der Jüngling verſprach es dem ſegnenden Vater mit jugendlichem Muthe; aber er hielt nicht Wort, weil die unſelige Leidenſchaft des Spiels ihn beherrſchte.

Sein Vater, der es erfuhr, ſchrieb ihm die zärtlichſten Briefe, zeigte ihm den Abgrund, auf den er zutaumelte, und ſagte ihm die Mittel, wie er nach und nach Herr ſeiner verführeriſchen Leidenſchaft werden könnte. Der Sohn verſprach dem Vater, keine Karte, keinen Würfel mehr anzurühren; aber ſeine Leidenſchaft riß ihn dennoch fort. Er ſpielte heimlich, und machte Schulden. Der Vater wurde bleich, als er den Brief las, der ihm dieſe Nachricht gab. Er legte ihn ſtill vor ſich hin, und ſuchte ſich zu faſſen, um der Mutter den Schmerz zu erſparen; aber auch dieſe las den Brief, und ihr Auge benezte ſich. „O Luiſe, Luiſe!“ ſagte er tief bewegt zu ſeiner Gattin: „wir haben ſehr unrecht gethan, eine Thräne um Henrietten zu weinen; ſie gehörten alle unſerm unglücklichen Sohne. Er ſpielte, und betrübte mich dadurch; indeß es war eine Leidenſchaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte. Jezt ſpielt er heimlich; nun iſt er ein Heuchler, und auf immer verloren. Mein Sohn ein Heuchler! Großer Gott! ein Heuchler! So biſt du mir denn allein von meinen Kindern übrig, Marie!“ Er ſtreckte bei dieſen Worten die Arme nach ihr aus, und ſie ſank ſtill weinend an ſeine Bruſt. „Siehſt du, Marie,“ fuhr der Alte mit einem Tone fort, aus welchem eben ſo viel Kummer als Freude ſprach — „ſiehſt du, wie ſchon jezt deine Tugend belohnt wird? Du biſt der einzige Troſt, die einzige noch übrige Freude eines wahrlich redlichen Mannes. Ohne dich, Marie, hätte ich jetzt keine andere Hoffnung als das Grab."

Bei dieſen Worten fühlte Marie das hohe Glück der Tugend. Faſt außer ſich, ſchlang ſie ihre Arme um ihren zweiten Vater, und ſtammelte einzelne Worte ohne Zuſammenhang. In dieſem Augenblicke durchdrang die Tugend ihr innerſtes Weſen. Sie verließ das Zimmer, und ging in großer Bewegung den Garten ein Paar Male auf und nieder. Ihre Seele hob ſich immer höher in dem Gedanken, die Freude, das Glück eines Menſchen zu ſeyn; ſie fühlte den Lohn der Tugend, und wurde eben dadurch muthiger, ihn in noch höherem Grade zu verdienen. In ihrer Seele ſchwammen Vorſätze, noch nicht ausgebildete Plane, dem redlichen Alten zu vergelten, was er an ihr gethan hatte. So kam ſie in eine Laube, und ihr fiel wieder ein, was der Vater kurz vorher ſagte: „er ſpielte; indeß es war eine Leidenſchaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte." Dieſe Worte brachten Licht in ihre Plane. „Eine beſſere Leidenſchaft, die Liebe zu mir," dachte ſie mit leuchtenden Augen, „ſoll die Leidenſchaft des Spiels bei ihm verdrängen! . . Aber wenn er dich unglücklich machte?" fiel ihr dann ein. „Und wenn auch!" — ſagte ſie, ſtand auf, und legte, wie zum Schwur, die Hand auf ihr Herz: „kann ich ihn auch nicht lieben, ich will ihn dennoch retten!"

Sie ging wieder zu dem Alten hinein, und leitete ihn auf den Gedanken, ſeinen Sohn zurückkommen zu laſſen. „Wird er nicht," ſagte ſie voll Zutrauens, „hier, in dem Aufenthalte des Glückes, der Unſchuld und der Tugend, das elende Spiel vergeſſen, zu dem ihn vielleicht nur lange Weile hinzog?" Der Vater ſann einen Augenblick nach, und ſagte dann: ich will das letzte Mittel wagen. Er ſchrieb ſeinem Sohne, daß er zurückkommen ſollte, und bezahlte ſeine Schulden.

Man kann leicht denken, wie begierig Marie war, den jungen Mann zu ſehen, den ſie ſchon jetzt als ihren Geliebten betrachtete. Endlich kam er. Marie erröthete und zitterte, als er die Thür öffnete. Sie konnte ihr

Auge nicht zu ihm erheben, und ſah nichts von dem Wiederſehen des Vaters und des Sohnes, ſo feſt ſie ſich auch vorgenommen hatte, genau darauf zu merken. Nach einigen Minuten ging der Vater hinaus, und Marie folgte ihm. Er faßte ſie in ſeine Arme, ohne ein Wort zu ſagen, und ſchien innig betrübt.

Ich hoffe das Beſte, lieber Vater, ſagte Marie lächelnd. — „Ich nicht, Kind!“ antwortete der Alte ſtill. „Er ſah meinen Gram, und ſuchte bloß ſeine Ausſchweifungen zu bemänteln. Das konnte er thun, wenn ich zornig war; aber mein ſtiller Gram hätte ſein Herz zerſchmettern müſſen, nicht verlarven! . . . Laß das, Marie!“

Marie ſchlich behutſam um Wilhelm her, und nach einigen Tagen wurde ihr Verhältniß mit ihm vertrauter. Er war ein ſchöner Mann, bis auf ein Paar Züge, die in gewiſſen Stunden ſein Geſicht entſtellten, und die ſein Vater „die Spielnarben“ nannte. Wilhelm wurde heiterer, da ſein Vater ihm gar keine Vorwürfe machte. Marie trug unbemerkt viel zu dieſem beſſeren Verhältniſſe zwiſchen dem Vater und dem Sohne bei, und ihr Entſchluß, ſich Wilhelms Liebe zu erwerben, wurde immer feſter, je mehr ſie ſah, daß er nicht alles Gefühl verloren hatte.

Eines Tages fragte Wilhelm bei Tiſche, als ob er die Bemerkung erſt jetzt machte: „Vater, wie geht das zu? Sie haben Sich den Wein abgewöhnt, und rechneten ihn doch ſonſt unter die Freuden ihres Alters!“

Der Vater ſah ihn zärtlich an, und ſagte: ich habe mir ihn abgewöhnt!

„Ich will nicht hoffen, daß Ihre Geſundheit . . .“

Der Vater lächelte. Laß das, Wilhelm; laß das! Ich will es dir ſagen, wenn du einmal recht kindlich an meiner Bruſt liegſt.

Wilhelm ward betreten, ſtand auf, und umarmte ſeinen Vater zärtlich. „Vater, ich liege jetzt voll kindlicher Liebe an Ihrer Bruſt.“

Gut, mein Sohn! Ich muß mir den Wein verſagen, weil ich Schulden zu bezahlen hatte.

Alle Geſichtszüge des Sohnes änderten ſich bei dieſen Worten. Er ließ ſeinen Vater los, ſchlug ſich vor die Stirn, und ging mit wilder Heftigkeit aus dem Zimmer. Alles ſchwieg; die Freude war geſtört. Der Vater mahlte Buchſtaben auf ſeinen Teller; die Mutter wiſchte eine Thräne aus ihrem Auge. Marie ſtand ſanft weinend auf, und ging in den Garten. Hier hörte ſie Wilhelmen ſchon von weitem heftig mit ſich reden. Er ſah ſie, und blickte ſie wild an. Nicht wahr, ſagte er bitter, ich bin ein Elender? Marie ergriff ſeine Hand. „Beruhigen Sie Sich, Vetter, und ſehen Sie die Sache nicht ſchlimmer, als ſie iſt. Sie waren leichtſinnig; Sie werden es nicht wieder ſeyn!"

Mein Vater ſoll Wein trinken, rief Wilhelm jezt, außer ſich; und müßte er es für das Handgeld, das ich bekomme.

Marie zog ihn in eine Laube, und es gelang ihr, ihn zu beruhigen. Er warf ſich dann ſeinem Vater zu Füßen, und der Familienfriede wurde wieder hergeſtellt. Wilhelm fing nun an zu arbeiten, und erwähnte des Spiels nicht. Seine Mutter und Marie waren zufrieden mit dieſen Beweiſen ſeiner Beſſerung; der Vater aber ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Ihr kennt dieſe Leidenſchaft nicht!“ Marie drückte voll guten Muths dem Vater die Hand, und erwiederte: ich ſtehe Ihnen dafür, er iſt geheilt. Sie verließ ſich auf die erſten leiſen Spuren einer erwachenden Liebe, die ſie in Wilhelms Herzen erregt zu haben glaubte, worin ſie ſich auch nicht irrte.

Wilhelm ſah, daß Marie ein ſchönes Mädchen war; und ſie mußte auch ein vortreffliches ſeyn, da ſein Vater ſie liebte. Ihre innige Theilnahme an ſeinem Verhältniſſe mit ſeinem Vater, hatte ſie ihm werth gemacht; ihre ſanften Bitten, die Vorſtellungen, die ſie ihm über ſeine Leidenſchaft machte, waren ſo gutherzig, ſo ſchonend und ſo freundſchaftlich, daß ſie das Bittre jedes Vorwurfs in eine ſchmeichelhafte Theilnahme verwandelten. Sie war die Seele aller häuslichen Freuden, die ſeine Eltern genoſſen; ein bittender oder lächelnder Blick, den ſie auf ſeinen Vater warf, brachte dieſen aus ſeiner empfindlichſten Laune zu Scherz und Heiterkeit. Ihr Geiſt herrſchte über den Vater, und

und der Sohn ſchmiegte ſich deſto leichter in die ſanften Feſſeln, die ſie mit vorſichtiger Kunſt um ihn ſchlang.

Auch Wilhelm machte ſehr bald einen ſehr günſtigen Eindruck auf Marien. Er beſaß ausgebreitete Kenntniſſe, erzählte ſehr gut, und hatte beſonders eine ſehr große Feinheit im Umgange, die nur zuweilen noch durch eine ſeltſame Unruhe geſtört wurde. Indeß dieſe Unruhe verlor ſich mit jedem Tage immer mehr: er wurde ſtäter; die Spielnarben verſchwanden; er nahm Theil an den kleinen ſtillen Freuden des häuslichen Lebens, und theilte mit ſeinen Verwandten die reine Heiterkeit, die ihr Leben verſchönerte. Die Mutter war voll Freude, ihren Sohn gerettet zu ſehen; und ſelbſt der Vater hoffte wieder.

Marie, die den größten Theil an Wilhelms Veränderung hatte, ließ ſich ihre Freude darüber am wenigſten merken. Sie entfaltete ihm nach und nach alle Vorzüge ihres Geiſtes und ihres Herzens; ſie brauchte tauſend kleine Künſte ſich ihm intereſſant zu machen, und das Intereſſe zu erhalten und zu vermehren.

Immer zeigte ſie ihm noch einen Reiz; immer ſah er an ihr noch eine neue Liebenswürdigkeit, die er vorher nicht gekannt hatte. Jeden Tag wurde er von einer Feinheit ihres Geiſtes, von einem ſchönen, edeln Zuge ihres Herzens, oder von einer Seite ihres entſchloſſenen Charakters überraſcht. So zog ſie nach und nach alle Wünſche und Begierden ſeines Herzens auf ſich. Er liebte ſie mit einer unſäglichen Leidenſchaft, liebte ſie ſchon längſt, ehe noch ein Strahl der Freundſchaft für ihn aus ihrem bewachten Herzen hervorgebrochen war. Sie flatterte mit der Fröhlichkeit des jugendlichen Muthes um ihn her; ſie nahm nun ſogar die Theilnahme zurück, die ſie ihm Anfangs gezeigt hatte, und verbarg ſie unter einem fröhlichen Leichtſinn, unter einem tändelnden Muthwillen, durch den ſie noch angenehmer wurde.

Die leiſen Winke, die er ihr von ſeiner Liebe gab, gingen an ihrer Heiterkeit verloren, oder wurden als Scherz und Galanterie aufgenommen. Ihre Heiterkeit machte ihn endlich traurig, ihr Muthwille erregte ſeinen

Unmuth, und er ſchwieg, weil er ſich verſpottet glaubte. Er wußte nicht, daß Marie ihm ihr Herz gelobt hatte, ehe ſie ihn kannte, und daß ihr jetzt, da ſie ihn kannte, dies Gelübde gar nicht ſchwer wurde.

Nach einem heitern Tage, den die Familie mit einander verlebt hatte, ging Marie mit Wilhelm noch des Abends im Garten auf und nieder. Sie ſprachen über die Freuden des häuslichen Lebens. Und nun ſagen Sie mir, Vetter, fing Marie an, ahneten Sie in dem kleinen häuslichen Kreiſe ſo angenehme Freuden, als Sie jetzt bei uns zu finden ſcheinen?

„Nein, ich habe nie eine Zufriedeyheit gekannt, welche dieſer an Reinheit ähnlich geweſen wäre."

Aber, aufrichtig! finden Sie jetzt Ihren Zuſtand beſſer, als den Taumel der Spielgeſellſchaften?

„O Marie, was ſoll ich Ihnen ſagen! Sie würden mir eine Wüſte zu einem Tempel der Freude machen! . . . Marie, ich fühle, was ich wage! Und doch muß ich Ihnen endlich geſtehen: ich liebe Sie, ich ehre Sie von Herzen; ich . . ."

Sie ſollen ſchweigen! Ein Spieler kann nichts lieben, als höchſtens Carreau-Dame.

„Sie ſpotten Marie, Sie ſpotten mit dem theuerſten Gefühle meiner Seele, und, leider! habe ich es verdient. Aber Marie, wahrlich, ich bitte nicht um Liebe; nur darum bitte ich, daß Sie Ihr Mitleid einem unglücklichen Menſchen nicht verſagen, der noch vor einigen Jahren ſich Ihres Herzens werth geglaubt haben würde."

Pfui, Vetter! Die Liebe iſt eine Leidenſchaft, wie das Spiel.

„Aber eine Leidenſchaft, welche die tiefſte Achtung für Sie immer lebendig erhalten wird."

Marie brach das Geſpräch ab, und ging einige Tage, mit ſich ſelbſt überlegend, umher. Sie mußte ſich zwingen zu ſchweigen, wenn ſie ſeine kummervolle Miene ſah.

Lieber Vater, ſagte ſie zu ihrem Oheim; Wilhelm liebt mich; er wird um meine Hand bitten.

Der Alte ſah ſie bedenklich an. „Liebe Marie, er iſt mein Sohn; und in der Vorſtellung, daß du ſeine Frau würdeſt, liegt der Himmel. Aber du biſt meine Tochter. Kind, beſinne dich; er iſt ein Spieler!“

Doch jetzt nicht mehr.

„Weil er dich liebt.“

Er wird mich immer lieben.

„Das wird er; oder er müßte das Herz eines Teufels haben. Allein ſeine Liebe wird aufhören eine Leidenſchaft zu ſeyn.“

Dann wird die Liebe Freundſchaft werden.

„Und das Spiel wieder Leidenſchaft.“

Hören Sie mich an, Vater. Sie nahmen mich auf; Sie bildeten mit mehr als väterlicher Sorgfalt mein Herz und meinen Geiſt; Sie lehrten mich Tugenden, die mich nie ganz unglücklich werden ſeyn laſſen. Sie ſelbſt ſagen, daß es ſehr ſchwer iſt, einen Mann zu finden, der ein unſchuldiges Mädchen verdiente. Laſſen Sie mich einmal ſtolz ſeyn! So viel ich Männer kenne, ſo viel ich von der Welt weiß, haben Sie Recht. Wilhelm hat ein menſchliches Herz und Geiſt; ſein jetziges Leben macht unſere Hoffnung von ihm beinahe zur Gewißheit. In den Armen einer gewöhnlichen Frau könnte er leichter zurückfallen, als in den Armen einer ſolchen, die er wenigſtens achten müßte. Ich werde ihn, wenn er zu retten iſt, doch leichter retten, als eine Andere. Sie, Vater, retteten mich der Tugend, und ich will es wagen, Wilhelmen durch mein Herz, durch meine Liebe, feſt an die Tugend zu knüpfen. Lieber Vater, Sie ſehen, die Vernunft, die Dankbarkeit, jede Tugend iſt auf meiner Seite. Noch mehr: auch das Herz; ich liebe Wilhelmen, wie keinen andern Mann, den ich kenne. Es iſt kein Verdienſt, wenn ich ihm meine Hand gebe; es iſt der Zug meines eigenen Herzens. — Mit dieſen Worten warf ſich Marie dem Alten in die Arme, und bat um ſeinen Segen.

„Liebes Kind, wenn er zurückfiele . . .!"

— Und wenn auch! er käme doch wieder zu mir!

„Zu einem gewöhnlichen Weibe vielleicht; aber zu dir? . . . Er iſt gezwungen dich zu achten. Vergebens würde er Fehler an dir aufſuchen, ſich mit dir ins Gleichgewicht zu bringen. Er würde anfangen, dich zu haſſen, weil er ſich erniedrigt fühlte; und der Bruch mit der Tugend iſt unheilbar. Marie, Marie, wenn du mich liebſt, ſo nimm ſeine Hand nicht an! Wage das gefährliche Spiel nicht, bei dem du nur verlieren kannſt. Marie, traue mir: bei dir wird ihm das erſte Spiel ſchwerer fallen, als bei einem andern Weibe; doch nur das erſte. Er wird fortſpielen, weil er dann keine Ehre mehr zu verlieren hat."

Vater, ſagte Marie heiter; ſchon eh' ich ihn ſah, war ich entſchloſſen, ſeine Frau zu werden, um Ihnen zu danken. Laſſen Sie mir meinen Willen. Ich werde nicht unglücklich ſeyn.

Wilhelm ging noch immer trauernd umher, und wagte es nicht, Marien wieder etwas von ſeiner Liebe zu ſagen, weil der Scherz, mit dem ſie ſeine Erklärung beantwortet hatte, ihm den Muth dazu nahm. Auch war es Mariens Plan nicht, ſich dem Sturm ſeiner Leidenſchaft zu ergeben; ſie wollte ſeine Freundin werden. Der Muthwille, mit dem ſie ihn behandelt hatte, nahm ab, und an ſeine Stelle trat eine heitre unbefangene Vertraulichkeit. Dadurch bekam ſeine ſterbende Hoffnung wieder Leben; Marie wußte aber dennoch jeder leidenſchaftlichen Wendung eines Geſpräches mit einlenkendem Scherze auszuweichen. Sie blieb oft und lange mit ihm allein, und ſchrieb ihm, wenn ſie etwa einen oder zwei Tage abweſend war, vertrauliche Billets voll ruhiger Freundſchaft; ja, ſie ſagte ihm oft, daß ſie ihn liebte, daß ſie den innigſten Theil an ſeinem Glücke nähme: aber das ſagte ſie ihm mit einem ruhigen Auge und mit unbefangener Miene. Wollte er nun die Scene ins Tragiſche überſpielen, ſo wußte ſie ihm mit einem ſo feinen Scherze zu entſchlüpfen, daß er gerade dann an ihrer Liebe verzweifelte. Endlich mußte er ſich ihr ergeben. Er ſchwieg von ſeiner Leidenſchaft; und ſeine Neigung zu ihr wurde mit jedem Tage inniger, vertraulicher, unbefangener und feiner. Jetzt lebte er mit Marien Tage, deren Glück er nur der Liebe zugetrauet hatte.

Doch unbemerkt machte die Natur Mariens Freundſchaft zärtlicher und inniger. So feſt ſie ſich auch vorgenommen hatte, ihre Rolle auszuſpielen, ſo war die Liebe dennoch ſtärker als ihre Kraft. Sie ſank, wie tauſend und tauſend Mädchen, bei einem unbedeutenden Anlaß, unter den ſüßen Albernheiten einer leidenſchaftlichen Scene, in Wilhelms Arme, drückte den erſten Kuß der heißen, hingebenden Liebe auf ſeine Lippen, und war, zu ſeinem und ihrem Erſtaunen, eine ſo zärtliche leidenſchaftliche Geliebte, daß ſie es mit jedem funfzehnjährigen Mädchen hätte aufnehmen können.

Eben die ſüßen Stunden des gedankenloſen Anſchauens; die wonnevollen Seufzer, welche die gepreßte Bruſt erleichtern und beklemmen; eben die kindiſchen, entzückungsvollen Spielereien der erſten Liebe; eben die Thorheiten, die dem jungen Herzen ſo weiſe und ſo bedeutend ſcheinen! Kurz Beide liebten einander, wie ſich zwei junge Herzen immer lieben; und der Vater that wohl, daß er einen Tag zu ihrer Verbindung beſtimmte.

Marie ward Wilhelms Gattin, und Beide waren ſehr glücklich. Der Vater hielt dem jungen Herrn noch einmal eine Predigt über das Spiel; allein Marie ſowohl als Wilhelm erklärten ſie für das Unnützeſte, was jemals eine Lunge in Bewegung gebracht hätte, und ſelbſt der Vater wäre beinahe eben der Meinung geworden.

Kein Verhältniß wurde durch dieſe Heirath geändert. Die Familie blieb in ihrer heitern Einigkeit zuſammen, und die Liebe der beiden jungen Leute verſchönerte, als die erſte poetiſche Epoche vorüber war, das Leben der beiden Alten. Jede Furcht wurde nach und nach vergeſſen, und Wilhelm, ſonſt die Quelle des Kummers, war jetzt die Quelle der Glückſeligkeit. Marie wurde in einigen Jahren Mutter von drei liebenswürdigen Kindern: eine neue fruchtbare Quelle von reinen Freuden, die ihnen Allen das dauerhafteſte Glück verſprach. Die Liebe heftete ſich auf mehrere Gegenſtände; die Freude vervielfältigte ſich mit jedem Augenblicke, und das Glück, deſſen ſie Alle genoſſen, war doch ſo einfach, daß es nie unſchmackhaft werden konnte.

Jetzt ſtarb Mariens Mutter. Ihre Erbſchaft erforderte, daß ihr Mann ſelbſt in der Stadt ſeyn mußte, und er ging dahin. Er verließ das geliebte Weib und ſeine Kinder nur ungern. Nach einem Monathe kehrte er zurück; aber die Geſchäfte waren noch nicht vollendet, und es ſchien alſo nothwendig, daß er noch einmal in die Stadt mußte. Der Vater hatte Luſt, über dieſe zweite Reiſe den Kopf zu ſchütteln; er ſchwieg indeß, als Wilhelm Marien bat, ihn zu begleiten, und als ſie ihm wirklich folgte. Der Sohn verſprach, höchſtens einen Monath weg zu bleiben; und aus dem Monathe wurde ein Jahr. Der Alte beſuchte ſeine Kinder in der Stadt, und ahnete aus Mariens Blicken wohl, daß nicht alles ſo war, wie es ſeyn ſollte; doch da er ſie heiter ſah, ſo ſchwieg er, und überließ ihrer Vorſicht das Geſchick ſeines Sohnes.

Am Ende des Jahres erhielt er von Marien folgenden Brief:

„Er iſt verloren, Vater! Wilhelm iſt verloren, ohne Rettung verloren! Sie wiſſen, was mein Herz bei dieſem Gedanken leidet. Als Sie uns zum erſten Male beſuchten, ſchüttelten Sie den Kopf; und Sie hatten Recht. Die Spielſucht iſt die allerfürchterlichſte Leidenſchaft.“

„Ich muß erſt Muth ſammeln, Ihnen das Elend anzukündigen, worin wir Alle verſunken ſind. O der Unglückliche! unglücklicher, als wir Alle!“

„Schon bei ſeiner erſten Anweſenheit in der Stadt hat er wieder geſpielt. Unſre zweite Reiſe war nur ein Vorwand; denn die Geſchäfte waren unbedeutend. In den erſten Monathen verbarg er mir ſeine Leidenſchaft für das Spiel. Er kam früh zu Hauſe; ja, er blieb oft ganze Tage lang bei mir und ſeinen Kindern. Seine Abweſenheit ſchob er auf die Geſchäfte, die er mir als ſehr verwickelt vorzuſtellen wußte. Aber konnte der Mann mir etwas verbergen, mir, die ich ihn ſo genau kannte? Jene unſtäte Unruhe, jene ſeltſame Zerſtreuung ſtellte ſich wieder ein. Oft ſaß er bei mir, und hielt mich zärtlich in ſeinen Armen, ohne an mich zu denken. Er ließ mich ohne Urſache fahren, ſtand auf, ging im Zimmer umher, ſah durch das Fenſter, wurde ängſtlich, ſetzte ſich zu mir, ſuchte einen Vorwand, und ging weg.“

„Ich that Alles, was Vernunft und Liebe mir befahlen. Mit Heiterkeit ſuchte ich jedes Mittel hervor, alle nur mögliche Freuden in mein Zimmer zu bringen; aber dennoch ging er oft aus. Ich bat Geſellſchaft, ich ſpielte ſelbſt. Er ſchien meine Zärtlichkeit zu empfinden, und machte große Pauſen im Spiele. Ich ſah die Gewalt, die er ſich anthat; doch die abſcheuliche Leidenſchaft riß ihn hin, und er blieb öfter weg. Er konnte meinen Blick nicht mehr aushalten; meine Zärtlichkeit ſchien ihm eine Laſt zu ſeyn. Jetzt nahm ich mich ſehr in Acht, ihm auch nur den kleinſten Vorwurf zu machen, ihn auch nur mit einer zweideutigen Miene zu beſchämen; ja, ich hütete mich ſogar, ihm ein Uebermaß von Zärtlichkeit zu zeigen, weil er das leicht für Falſchheit oder Triumph hätte halten können. Ich blieb mir gleich, und ſuchte dabei alle Mittel auf, ihn zu zerſtreuen. Er ſchien oft beſchämt, oft gerührt über meine Liebe; mit blutendem Herzen machte ich die Bemerkung, daß er es lieber ſah, wenn ich kalt gegen ihn war. Er blieb oft Nächte aus, und ein ſeltſamer Vorwand mußte das entſchuldigen. Nach einem ſolchen Tage verdoppelte er dann ſeine Liebkoſungen. Noch immer, mein Vater, hoffte ich, ihn durch meine Liebe und durch ſeine Kinder zurückzuführen; aber vergebens! ſeine Leidenſchaft ſtieg von Tage zu Tage."

„Habe ich mir dabei etwas vorzuwerfen? Ich weiß es nicht. — Lange gab ich ihn nicht gänzlich verloren; denn noch immer ſchämte er ſich der Leidenſchaft, und wollte wenigſtens ſcheinbar meine Liebe verdienen. Doch, jetzt, jetzt — muß ich ihn verloren geben, weil er mich nicht mehr liebt, weil er ſeine Kinder nicht mehr liebt, weil er uns Alle — mehr als haßt; weil er uns erniedrigen will."

„Gleich im Anfange unſeres Hierſeyns beſuchte der Herr von Lindau, ein Officier der hieſigen Garniſon, meinen Mann. Er wiederholte ſeine Beſuche, und zeichnete mich im mer durch groſse Artigkeit, durch ſichtbare Achtung aus. Ich ſah das nicht, oder merkte nicht darauf, bis Wilhelm ſelbſt ſcherzend mich aufmerkſam machte. Sie können leicht denken, daß ich mein Betragen gegen den Mann durchaus nicht änderte, ſondern mir völlig gleich, kalt und höflich, blieb."

„Herr von Lindau iſt ein ſchöner, ein ſehr gebildeter Mann, und, wie ich glaube, wie Wilhelm ſelbſt glaubt, ein ſehr edler Menſch. Sein Betragen gegen mich iſt ausgezeichnet artig, aber weiter auch nichts; er erlaubt ſich nicht einmal die unſchuldigſte Vertraulichkeit. Ich höre von Ihrem Gemahl, ſagte er eines Tages in meines Mannes Gegenwart zu mir, daß Sie länger hier bleiben werden, als ich Anfangs dachte. Darf ich ein Mädchen, welches ich über alles liebe, und welches bald das Glück meines Lebens ſeyn wird, mit Ihnen bekannt machen? Ich wünſche es, weil ich meiner künftigen Frau gern eine Freundin verſchaffen möchte, von der ſie lernen kann, daß Weisheit, Tugend und Genuß des Lebens wohl mit einander verträglich ſind."

„Ich erwiederte etwas Verbindliches, und damit gut. Lindau brachte mir ſeine Braut, ein ſehr liebenswürdiges Mädchen, an dem er mit allem Feuer der Leidenſchaft hängt. Wir ſahen einander öfter, und ich, ſo wie mein Mann, hatte das Mädchen lieb. Es war natürlich, daß im Anfange dieſer Bekanntſchaft der Bräutigam des Mädchens oft mitkam, doch meinem Manne nicht oft genug. Allein bald kam er ſeltner, weil er meinen Mann gewöhnlich nicht fand.“

„Das war gleich Anfangs, lieber Vater, und dann wurde nicht weiter daran gedacht.“

„Das Mädchen war meine Freundin. Der Bräutigam zog ſich nun faſt gänzlich von uns zurück, und ich ſah ihn ſeltner, als andre Männer von unſrer Bekanntſchaft. Um dieſe Zeit wurde die Leidenſchaft des Spiels bei Wilhelm zügellos. Der Bräutigam meiner Freundin ließ im Vorübergehen gegen mich ein Paar Worte von einem großen Verluſte fallen, den mein Mann im Spiel erlitten habe. Dieſe wenigen, mit einer bedenklichen Miene geſagten Worte machten mich ängſtlich.

lich. Gewiß ſanft und zärtlich ſagte ich zu Wilhelm: du ſpielſt, lieber Mann. Ihr Männer ſpielt aber wohl zuweilen hoch? Spiele, lieber Wilhelm; nur vergiß nicht, daß du Kinder haſt! Er fiel mir ängſtlich um den Hals, ohne ein Wort zu antworten. Das machte mich noch ängſtlicher, und mir entfuhr ein Ton des Weinens. Der Zwang, den ich mir anthat, ihm das in einem ſcherzenden Tone zu ſagen, koſtete meinem Herzen viel, zu viel. Wahrſcheinlich gingen wir Beide muthlos aus einander.“

„Einige Tage nachher waren wir in Geſellſchaft. Mein Mann ſpielte hoch, und verlor. Ich ſtellte mich hinter ſeinen Stuhl, und ſah ihm mit gepreßtem Herzen zu. Meine Gegenwart mochte ihn irre machen; er verlor beträchtlich. Ich ging innig betrübt das Zimmer hinunter. In der Thüre traf mich der Herr von Lindau, hielt mich auf, ſprach mit mir von ſeiner Braut, und war, wie immer, in ihrem Lobe unerſchöpflich. Mein Kummer hatte mich völlig zerſtreut gemacht. Ich wußte kaum, was ich antwortete, lobte ſeine Braut, und ſagte ihm, daß ich ſie liebte. Er küßte mir dafür die Hand Ich ſah mich bei dieſem Geſpräch oft nach meinem Mann um, und auch er blickte von Zeit zu Zeit nach mir, ſpielte aber immer fort. Wir fuhren endlich zu Hauſe. — Haſt du verloren? Du ſaßeſt im Unglück, ſagte ich. Eine Kleinigkeit, antwortete er, und ſeine Liebkoſungen verdoppelten ſich, wie gewöhnlich. Nun blieb er einige Tage zu Hauſe, und wir waren allein. Er ſpielte zärtlich, freundlich mit unſern Kleinen, und bat mich, keine Geſellſchaft einzuladen, wie ich es ſeit einiger Zeit oft gethan hatte. Stunden des Entzückens für mich! Ach! es waren die letzten!"

„Vor vier Tagen geht er gegen Abend aus. Kommſt du zum Eſſen zurück? frage ich. Er antwortet: ja; und verläßt mich unter den zärtlichſten Liebkoſungen, und unter freiwilligen, feierlichen Verſicherungen, daß er nie wieder ſpielen wolle. Ich warte auf ihn mit leichtem Herzen und in ſtiller Fröhlichkeit. Er bleibt den Abend weg, bleibt die Nacht weg, und kommt auch den folgenden

Morgen nicht. Endlich ſchickt er mir ein Billet, und läßt Geld holen. Ich ſchreibe ihm einige Worte: die zärtlichſte Bitte, zurückzukommen; aber er kommt nicht, und meine Angſt ſteigt mit jedem Glockenſchlage.“

„Er blieb auch die Nacht weg. Endlich kam er am folgenden Morgen, ein Bild der nächtlichen Ausſchweifung. Ich erſchrak, als ich ihn ſah; doch reichte ich ihm die Hand, ſo freundlich ich es vermochte. Er konnte mich nicht anſehen, ſondern blickte im Zimmer umher, und ſagte etwas, das einem Scherze über ſich ſelbſt ähnlich ſehen ſollte. Wilhelm, erwiederte ich, doch wohl etwas bitter: du ſcherzeſt mit meinem Elende!“

„Er ſtand auf, und ſagte mit einem zweideutigen Lächeln: wir wollen mit einander aufheben, Marie; ich ſpiele, und du — brauchſt deine Zeit auch nicht übel. Ich verſtand ihn nicht. Ja, bei Gott! nicht übel, ſagte ich gelaſſen: das bezeugen meine Thränen. — Die denn doch zuweilen ein Lächeln abtrocknet, erwiederte er, ohne mich anzuſehen. Was für ein Lächeln? fragte ich, ohne zu ahnen, was er meinte. — Lächeln? Hm! Der ſchöne Lindau küßt dir die Hände, während ich ſpiele.“

„Ich ſprang auf. Meine erſte Empfindung war lebhafter Unwille. Ich ſah ihn ſcharf an; er blickte ſeitwärts. Eben ſtreckte mein älteſter Junge die Hände nach mir aus. Ich nahm den Knaben auf meinen Arm. Die Bitterkeit, die in meinem Herzen lag, löſ'te ſich in das tiefe Gefühl meines Elendes auf. Ich drückte das Kind mit Heftigkeit an meine Bruſt, und benetzte es mit meinen Thränen.“

„So ſtanden wir ungefähr fünf Minuten. Ich habe den Mann in acht Tagen nicht geſehen, ſagte ich endlich, mit einer Art von Triumph. — Aber doch küßte er dir vor acht Tagen in meiner Gegenwart die Hände. — Das iſt dein Verdacht? rief ich mit einem mitleidigen Blicke: wie tief biſt du geſunken, daß du einen ſo elenden Vorwand nehmen mußt, deine Ausſchweifungen zu entſchuldigen! Er ſtand da und zwang ſich zum Lächeln. Ich hob den Knaben auf, und ſagte mit Heftigkeit: wir haben ihn verloren!“

„O, mein Vater, was habe ich ſeit geſtern gelitten! wie leide ich bei dem Gedanken, ihn ſo gänzlich verloren zu haben! Er hat keinen Verdacht auf mich; denn er war den Abend, da er Lindau meine Hand küſſen ſah, zärtlicher als je. Denken Sie, wie tief er gefallen iſt, daß er meine Schande wünſcht, um ſich gegen mich meſſen zu können! Seitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen; denn er iſt auch dieſe Nacht nicht zu Hauſe geweſen. Ich bin zerrüttet, und kann nichts mehr denken; aber ich bin feſt entſchloſſen, Ihrem Rathe zu folgen, was er mir auch befehlen mag. Vater, ich werde Ihnen gehorchen; doch, ehe Sie mein Schickſal entſcheiden, bedenken Sie, daß ich ihn liebe, daß er der Vater meiner Kinder, daß er mein Mann, daß er Ihr Sohn iſt.“

Der unglückliche Vater las dieſen Brief mit Zittern. Er eilte in die Stadt, und fand ſeine unglückliche Marie troſtlos zwiſchen ihren Kindern. Es war der zweite Tag nach der erzählten Begebenheit, und ſie hatte ihren Mann noch nicht wieder geſehen. Kalt, aber doch mit Kummer im Geſichte, fragte der Alte Marien: „du biſt entſchloſſen mir zu gehorchen, Marie?“ Sie ſeufzte auf ſeiner Schulter: ja! — „Ich liebe entſchloſſene Menſchen. Bleib ſo, Marie! Wir können unglücklich werden; aber es iſt ein Troſt, das Unglück nicht verdient zu haben.“

Jetzt ging er, und ſicherte Mariens Vermögen, wozu einige Stunden hinreichend waren. Er fand alles in gehöriger Ordnung, da der Unglückliche das Vermögen ſeiner Frau noch nicht unmittelbar angegriffen hatte. Als dieſes Geſchäft abgethan war, erkundigte er ſich nach ſeinem Sohne, ging nach dem Kaffeehauſe, wo dieſer ſpielte, trat unbemerkt in das Zimmer, ſtellte ſich hinter ihn, ſah ihm unbemerkt eine Zeitlang zu, und klopfte ihm dann leiſe auf die Schulter. Der Unglückliche ſah ſich um, erkannte ſeinen Vater, und erblaßte. Sein Vater führte ihn beinahe wie eine Maſchine in ein Nebenzimmer, ſah ihn ſtarr an, und ſagte langſam: ich wollte dich noch einmal ſehen, ehe du verzweifelſt. Mein Sohn, verſprich mir, daß du kein Selbſtmörder ſeyn willſt. Antworte Ja, und halte Wort!

Ja! rief der Unglückliche, und wollte ſich ſeinem Vater zu Füßen werfen; dieſer drückte ihn aber ſchweigend an ſeine Bruſt, und verließ den Saal. Wilhelm warf ſich in einen Stuhl, und wollte ſchon jetzt verzweifeln.

Der Alte kam ruhig wieder zu Marien, reichte ihr die Hand, ließ ihre Kinder vor ſich her gehen, und führte ſie an den Wagen, der ſchon vor dem Hauſe hielt. „Muß ich, mein Vater?“ fragte Marie, todtenbleich. — Du mußt! antwortete der Alte; denn er iſt dein Mann und mein Sohn. Wir ſind ihm auch den letzten Verſuch ſchuldig. Sie ſtiegen ein, und kamen am folgenden Tage in das Dorf des Vaters, den ehemaligen Aufenthalt von Mariens Freuden.

Eine Stunde nach ihrer Abreiſe kam Wilhelm zu Hauſe, und ſtürzte in ſein Zimmer. Hier ſaß er, und überlegte, wie er ſich ſeiner Frau und ſeinem Vater zeigen wollte; denn er war jetzt weniger als je entſchloſſen, das Spiel aufzugeben: er hatte große Summen verloren; die mußte er wieder gewinnen. Endlich ſchlich er in das Zimmer ſeiner Frau, und fand es leer. Er klingelte; und ein Bedienter ſagte ihm, daß ſeine Frau mit ſeinem Vater und ſeinen Kindern abgereiſt wäre. Er hörte dieſe Nachricht mit einer Art von Ruhe an. Zwar nagte an ſeinem Herzen das quälende Gefühl ſeiner Schuld, ſeines Verbrechens gegen die guten Menſchen, die er unglücklich machte; zwar legte er die Hand auf die Bruſt, und ſagte in dieſem Gefühle: „ich bin unglücklicher, als du, Marie!“ Aber doch ſah er es gern, daß ſie abgereiſt waren. „So oder ſo!“ rief er bitter lächelnd; „hier kann ich nicht ſtehen bleiben, oder ich bin verloren. O, mein Vater! noch Einmal muß ich ſpielen, um mich zu retten oder mich ganz zu ſtürzen; und dann . . .! — Und dann?“ wiederholte er langſam und nachdenkend. Er legte die Hand an die Stirn, und gelobte ſeinem Vater zum zweiten Male, auch im tiefſten Elende nicht Hand an ſich ſelbſt zu legen.

Er ſpielte aufs neue, mit wechſelndem Glücke. Nach acht Tagen erhielt er folgenden Brief von ſeinem Vater: „Mein Sohn, dein Vater iſt ein Bettler; allein das iſt mein Unglück nicht: denn ich bin es mit Ehren geworden. Ich lege dir einige Briefe bei, aus denen du ſehen kannſt, wie ich es geworden bin. Meine Frau und meine Tochter, die mein Schickſal mit mir getheilt und es mir erleichtert haben würden, ſind nicht mehr; und der Sohn, für den ich arbeitete, ſorgte, wachte und litt, verſchwelgt in der ſinnloſeſten Thorheit ſein Vermögen, und hat nicht ſo viel Menſchlichkeit ſeinem Vater betteln zu helfen. — Gedenke deines Verſprechens, mein Sohn, und brich nicht durch die ſchrecklichſte That eines ganz Verzweifelten das Vaterherz, das dich noch immer liebt.“

Dieſer Brief erſchütterte den unſinnigen Spieler, und er las die Beilagen. Der alte Brandt hatte ſich mit ſeinem Vermögen zum Bürgen für einen ſeiner Freunde gemacht, den man drückte. Unglück oder Bosheit — er wurde das Opfer ſeines Zutrauens, und verlor ſein ganzes Vermögen. Sein kleines Gut wurde angeſchlagen, und er ſah ſich nach einem andern Aufenthalt um.

Wilhelm verſank in Verzweiflung; doch zu ſpät. Er war jezt ganz verloren; das Unglück folgte ihm Schritt für Schritt. Man hatte ihm, weil man auf das Vermögen ſeiner Frau rechnete, große Summen auf Wechſel geliehen; und dieſe waren fällig. Mit der größten Kälte ſagte er zu ſeinen Gläubigern: „nehmt mich! ich bin verloren!“ Man ſchlug ihm vor, man bat ihn, ſich an ſeine Frau zu wenden; er weigerte ſich aber hartnäckig. Einer der Hauptgläubiger wendete ſich an Marien ſelbſt; ſie eilte in die Stadt, und bezahlte ihres Mannes Wechſel, die den größten Theil ihres Vermögens betrugen. Wilhelm war verſchwunden, und man ſuchte ihn vergebens auf.

Marie kehrte traurig zu ihren Kindern und dem alten Vater zurück. Der Greis, der längſt zum Leiden abgehärtet war, bewunderte die Standhaftigkeit, mit der ſie ihr Unglück ertrug. Nur die Ungewißheit, in der ſie über ihres Mannes Schickſal ſchwebte, machte ihr

Kummer. Ruhig hörte ſie die Nachricht an, daß ſie arbeiten müſſe, wenn ſie leben wolle. „Gut,“ ſagte ſie lächelnd; „ich danke Ihnen, lieber Vater, daß Sie mich arbeiten lehrten. Wollte Gott, ich könnte, ich dürfte für meinen unglücklichen Mann arbeiten!“

Sie zogen auf ein kleines Dorf, und lebten da in einer ſtillen, ruhigen Einſamkeit von dem Gewinn einer kleinen Landhaushaltung, und dem geringen Reſte von Mariens Vermögen. Der Spott, mit dem die Welt eine unglückliche Familie in das Dunkel, wohin ſie ſich verbirgt, gewöhnlich begleitet, verwandelte ſich diesmal nach einiger Zeit ſogar in Achtung. Die Tugend erwarb der unglücklichen, edlen Frau einige Vorſchläge zu einem beſſern Fortkommen in der Welt, die mehr bewieſen, daß man die demüthige, wahre Tugend ehrt, als daß man der unglücklichen zu helfen weiß. Marie lehnte alle dieſe Vorſchläge ab, weil ſie ſich von ihren Kindern und von ihrem Vater trennen ſollte; ſo war ſie denn mit ihrer Familie nach einigen Monathen vergeſſen: das Beſte, was die Welt für den Unglücklichen zu thun pflegt.

Die Zeit milderte endlich auch den Gram um den unglücklichen Wilhelm, und Ruhe und Zufriedenheit ſchlugen wieder ihren Wohnplatz unter der Familie auf. Es war ein ſchöner Anblick, wenn der Greis mit den drei Kindern unter dem Schatten eines Obſtbaumes ſaß, und ſie unterrichtete. Die Augen der Kinder waren bald auf die Lippen des Greiſes gerichtet, der ihnen lehrreiche Geſchichtchen erzählte, bald auf die Arbeiten, mit denen ſie einen Theil ihres Unterhaltes verdienten. Neben ihnen ſaß Marie. In ihrem ſchönen Geſichte wohnte die Würde eines ſegnenden Engels, und zugleich ſeine himmliſche Freude. Thränen ſchwammen oft in ihren Augen, wenn ſie ihre Kinder betrachtete, wie ſie ſich voll Vertrauens, voll Liebe, voll Einigkeit, um den ehrwürdigen Alten her ſammelten. — Jetzt, ſagte der Greis dann zuweilen, jetzt, da ich arm, vergeſſen, unbekannt, ein Greis, nur einen Schritt vom Grabe bin, jetzt weiß ich erſt, was Menſchlichkeit heißt! — „Was fehlt uns, als nur mein Wilhelm?" erwiederte dann Marie lächelnd.

Der unglückliche Wilhelm war aus der Stadt entflohen, ſobald er hörte, daß ſeine Gattin angekommen wäre. Er hatte nicht den Muth, ihr, die durch ihn unglücklich, und, wie er bei der Kenntniß ihres Charakters im voraus wiſſen konnte, auch arm geworden war, unter die Augen zu treten. Eine kleine Summe Geldes, die er bei ſich hatte, brachte ihn bis an die Gränze von Rußland. Hier nahm er Kriegesdienſte, um entweder wohlhabend zu werden, oder den Tod zu finden. Seine großen Kenntniſſe in der Mathematik, ſein Geiſt, ſein Verhalten und ſeine Tapferkeit in dem Kriege gegen die Türken zeichneten ihn bald aus, und hoben ihn von Poſten zu Poſten in wenigen Jahren zu der Stelle eines Hauptmanns.

So ſparſam hat nie ein Menſch gelebt als Wilhelm, und nie war er wieder zu einem Spiele zu bringen, da ſein Unglück ihn gegen jede Verſuchung geſtählt hatte. Er ſammelte von Beute und Erſparniſſen bald ein kleines

Vermögen, und nutzte jede Gelegenheit, beſonders durch Verbindung mit einem Handelshauſe, ſein Kapital zu vermehren. So war er nach neun Jahren wenigſtens ein wohlhabender Mann geworden. Jetzt nahm er Urlaub, und eilte nach Deutſchland.

Er kam auf dem Dorfe an, wo Marie wohnte. Seine Uniform, die braune Farbe des Kriegers, und eine Narbe von einem Türkiſchen Säbelhiebe ſicherten ihn vor dem Erkennen. Er hörte von ſeiner Gattin, ſeinem Vater, ſeinen Kindern ſprechen, und hatte Mühe, ſeine Thränen zu verbergen. An einem ſchönen Sommerabende ging er mit pochendem Herzen näher zu der Hütte, worin ſeine Geliebten wohnten. Da er niemanden ſah, ſo trat er an einen Baumgarten, der zu der Hütte gehörte und mit einer hohen Fliederhecke umgeben war. Im Garten wurde geſprochen, und die Stimme drang durch ſeine Seele; es war ſeines Vaters Stimme.

Er bog die Zweige aus einander, die ihm ſeine Lieben verdeckten. Ach! da ſah er ſeine Marie, jetzt dreißig Jahre alt, und ſchöner als jemals; ſeinen Vater, fröhlich und heiter, durch die Heiterkeit gleichſam verjüngt; zwei Knaben und ein Mädchen, ſchön und froh wie Engel. Seine Hände waren zu kraftlos, die Zweige länger als einige Augenblicke zu halten; er ließ ſie fahren, und trat zitternd zurück.

Nun ſtreckte er die Arme nach der Hecke aus, die ihm ſeine Marie verbarg, und es floſſen Thränen über ſeine Wangen. „O, ich Elender!" ſagte er leiſe vor ſich, und ging kummervoll abwärts; „wie glücklich ſind ſie wieder, ſeitdem ich entfernt bin! Ich bin wie eine tödtende Peſt!" Er warf ſich unter einen Weidenbaum an einem Graben nieder, und verging faſt in Wehmuth. Nach und nach ermannte er ſich. Er ſchlich zum zweiten Male wie ein Verbrecher an die Hecke, und ſah in den Garten. Der Anblick durchbohrte ſein Herz. Da ſaß die Mutter, ſeine Marie; vor ihr, auf einem Stühlchen, ſeine Tochter, mit einer Nätherei in den kleinen Händen, die ſie von Zeit zu Zeit der Mutter zärtlich liebkoſend zeigte. Die Mutter beugte ſich immer mit einem Blicke voll Liebe zu dem Kinde nieder, und vergalt die kindiſche Liebkoſung mit zehn andern.

Nun will ich euch ein andres Exempel geben, ſagte der Vater zu ſeinen beiden Enkeln. Rechnet einmal aus, wenn einer dreißigmal quitte à double ſpielte, und verlöre, und finge von einem Pfennig an, wie viel Geld er dann bezahlen müßte. Die Aufgabe zerſchmetterte Wilhelms ganze Seele. O Gott, ſagte er; wie werd' ich beſtraft! Er ging noch einmal zurück. Das Geſchrei ſeiner Söhne: „ich hab' es, Großvater! ich hab' es!" zog ihn aufs neue an die Hecke. Der Großvater verglich die Summe, und fragte: „iſt das alles, was der Spieler verliert?" — Die beiden Knaben ſahen ihn aufmerkſam an. — „Wenn der Mann nun noch Eltern, eine Frau, und Kinder hat, was verliert er dann noch mehr?" — Die beiden Knaben ſchwiegen. — „Kommt, ich will euch ſagen, was ein Spieler verliert." Und jetzt machte er den beiden Knaben eine ſo ſchauderhafte Beſchreibung von einem Spieler, und zeichnete das Elend, in

das

das er ſich ſelber ſtürzt, mit ſolcher Wahrheit und ſolchem Leben, daß beide Knaben ängſtlich angelobten, nie in ihrem Leben zu ſpielen. Wilhelm ſchlug beide Hände vor die Augen, und eilte mit wilden Schritten durch das Feld. Die Stimme ſeines Vaters ſchien, mit Fluch beladen, ihn zu verfolgen.

Und hab' ich es nicht verdient? ſagte er endlich, und blieb ſtehen. Niedergeſchlagen ging er in das Wirthshaus zurück, worin er abgetreten war. Bis jetzt dachte er ſeine Abſicht noch nicht deutlich, und es flogen tauſend Ideen, tauſend Wünſche durch ſeinen Kopf. Er war kein Spieler mehr, und verdiente alſo Vergebung; er liebte Marien, und ſehnte ſich nach ſeinen Kindern. Auf der Reiſe hatte er hundert verſchiedene Vorſtellungen von dem Zuſtande, worin er ſeine Familie antreffen würde: Extreme, die ſeine Phantaſie aus Eigenliebe, aus ſeinen Wünſchen, aus ſeiner Liebe zu Marien, aus ſeinem Verlangen nach ſeinen Kindern zuſammengeſetzt hatte. Immer dachte er ſich nur die beiden Extreme, die doch wenigſtens tröſtend für ſeine Phantaſie waren. Er glaubte Marien und ſeine Kinder entweder im Ueberfluß, oder unter der Laſt einer unerträglichen Armuth zu finden. Lebte Marie in Ueberfluß, ſo hatte er weniger verſchuldet; lebte ſie in Elend, ſo rettete er ſie ja itzt durch die Summe, die er mitbrachte, und kam überdies gebeſſert, mit einem Herzen voll Liebe, zurück. So ſah er denn mit freudigem Verlangen dem Augenblicke entgegen, der ihn wieder mit Marien vereinigen ſollte.

Aber wie verſchieden von ſeinen Vorſtellungen war Mariens Zuſtand! Marie war arm und glücklich: arm durch ſeine Schuld; glücklich ohne ſeine Hülfe. Sie hatte ſich ſehr einfach, doch reinlich gekleidet; ſo auch ſeine Kinder und ſein Vater. Ihr äußerer Zuſtand war arm, ſehr arm; ihr Glück, ihre Zufriedenheit, lag in ihren Herzen, in ihren Tugenden. Alles was er von ſeinem Wirth über die Familie reden hörte, bewies, daß ſie ſehr zufrieden lebte. Wie er ſich ſelbſt geſtehen mußte, brachte er dieſen glücklichen Menſchen nichts als Kummer und Thränen, anſtatt des

Glückes, das er ihnen zu bringen gehofft, und worauf ſeine Phantaſie alle ſeine Hoffnungen gebauet hatte. Er konnte es ſich nicht verbergen, daß die Furcht vor ſeiner Leidenſchaft ihre Zufriedenheit ſchlechterdings, wenigſtens für die erſte Zeit, aufs neue ſtören müſſe.

Dieſe Betrachtungen, die ſich ihm aufdrangen, führten ihn zum Nachdenken über das, was er eigentlich wollte. Soll ich, rief er mit gen Himmel gerichteten Augen, ſoll ich das Glück dieſer Zufriedenen noch einmal durch meine Gegenwart ſtören? das Glück, das ihnen ihre Tugend, ihre Einigkeit, die Reinheit ihrer Seelen, ihr gutes Gewiſſen ertheilt haben? Sie leben in einander, mein Vater in Marien, Marie in meinem Vater, Beide in meinen Kindern. Soll ich dieſe Einigkeit vernichten? Marie würde meinen Vater mehr lieben, als mich, oder mich mehr als meinen Vater; ich würde meinen Vater beneiden müſſen, oder er mich. Ihr häusliches Glück iſt auf die Gewißheit ihrer Tugenden gebauet; ich würde durch das Mißtrauen, das ich erregte, das Gebäude zerſtören. O, bei Gott!

ich bin ſo elend, das ich nur unglücklich, nicht glücklich, machen kann!

Das waren die Gedanken, mit denen Wilhelm ſich marterte. Er vergaß, wie glücklich Marie ſowohl als ſein Vater durch die Vorſtellung werden mußten, ihn gerettet zu ſehen; er wußte nicht, daß ſein Vater um Mitternacht von einem ſchweren Traume, in welchem er ſeinen Sohn arm und elend umher irren ſah, erwachte, ſeufzte, betete, und daß Marie in eben dem Augenblick ihre ganze Zufriedenheit gern um einen Kuß von ſeinen Lippen gegeben hätte. Davon dachte er ſich nichts, und zuletzt war er feſt entſchloſſen, ſich das Glück, mit ſeiner Familie zu leben, zu verſagen. Sein ganzes Herz, alle ſeine Wünſche empörten ſich gegen dieſen Entſchluß; er ſah ihn aber als die geringſte Genugthuung an, die er ſeiner beleidigten Gattin ſchuldig wäre. Seine Pflicht ſiegte; er wollte Marien ſein Vermögen ſchicken und dann auf ewig Deutſchland verlaſſen." Nur noch Einmal wünſchte er ſeine Kinder zu ſprechen; dieſes Vergnügens konnte er ſich unmöglich berauben. Er ſchlich den andern Tag um den Garten her, wenn die Kinder ſpielten. Lange war ſein Schleichen vergeblich; doch endlich traf er den älteſten Knaben vor dem Garten, und befragte ihn mit zitternder Stimme um den Weg nach einem nahen Dorfe. Der Knabe kam freundlich heran, und erbot ſich, ihn auf den Weg zu führen. Wilhelm ging nun neben ſeinem Sohne her, und durfte ihm nicht ſagen: ich bin dein Vater. Er faßte, er drückte des Knaben Hand, und betrachtete ihn mit einem traurigen Entzücken. So kamen ſie an ein kleines Gebüſch, und der Vater bat ſeinen Sohn, ſich hier einen Augenblick mit ihm zu ſetzen, weil er ermüdet ſey.

Man denke ſich des unglücklichen Vaters Empfindungen, als er neben ſeinem Sohne ſaß, und als das Entzücken über deſſen hellen Verſtand und gutes Herz die Trauer, daß er ihn verlaſſen mußte, noch vergrößerte! Es koſtete ihm Mühe, ſich nicht zu verrathen. Er drückte den Knaben an ſein Herz, benetzte ihn mit Thränen, küßte ihn zu wiederholten Malen, riß ſich dann aus ſeinen Armen, und eilte wild davon. Der Knabe ging voll Verwunderung über den ſeltſamen Mann nach Hauſe.

Den zweiten Knaben zu ſprechen, koſtete ihm größere Mühe; auch ſprach er ihn nur auf einige Augenblicke. Sein Entſchluß, auf ewig zu fliehen, wankte wieder. „O Gott!“ rief er; „welch ein Glück hab' ich verloren! Doch ich will es verloren haben!“ Er faßte aufs neue den Entſchluß, ſich nicht zu verrathen.

Nun wünſchte er noch ſeine Tochter zu ſprechen. Er bemerkte, daß Luiſe (ſo hieß das Kind) immer nur in der Gartenthüre ſtand, und ihre Mutter nie verließ; ſo wollte er ſie denn bloß umarmen, dann zu Pferde ſteigen und abreiſen. Schon fertig zur Reiſe angekleidet, ging er um den Garten her, ſah durch die Hecke, und bemerkte, daß Luiſe allein war. Gieb mir doch eine Roſe, Luiſe! rief er durch die Hecke. Sie erwiederte: ſogleich! brach eine Roſe ab, und kam durch die Gartenthür gehüpft. Die Kleine erſchrak, als ſie einen Fremden ſah; indeß ſie kam näher. „Giebſt du mir denn die Roſe gern, mein Kind?“ fragte der Vater. — Recht gern! antwortete die Kleine. Er fragte nun nach Marien, und die Kleine erzählte, was ſie wußte, mit einer naiven Unſchuld, die ihn entzückte. „Haſt du denn keinen Vater mehr, mein Kind?“

O ja, ich habe noch einen Vater, antwortete das Kind bedenklich. Aber er iſt weit, weit von hier! ach, ſehr weit!

„Und kommt er denn nicht endlich wieder?“

Ach, wenn er das wollte, ſo würde meine gute Mutter aufhören zu weinen.

„Zu weinen? Wie, mein Kind? Deine Mutter weint um deinen Vater? Sie iſt ja ſo glücklich, ſo vergnügt!“

Ja, wenn der Großvater uns ſieht; aber wenn ſie allein iſt, dann . . .!

„Wer hat dir denn das geſagt?“

Geſagt? Ich kann es alle Abende ſehen, wenn ich noch wach bin. Da ſetzt ſich die Mutter, ſobald alles ſchläft, an den Tiſch in der Kammer, und weint um den Vater, und betet, daß er doch bald wiederkommen ſoll. Die Mutter ſagt, ſie will ihm gern vergeben.

„O Gott! o Gott!“ rief Wilhelm jetzt laut und fürchterlich auf; „o, ich Unſeligſter von allen Menſchen!“ — Er umfaßte Luiſen, hob ſie mit wilder Heftigkeit in die Höhe, und drückte ſie an ſeine Bruſt. „Mir vergeben?“ rief er. Das Kind ſchrie vor Angſt, als es die rollenden Augen des Fremden ſah. In dem Augenblicke, da er Luiſen wieder auf den Boden geſetzt hatte, flog Marie, die ihr Geſchrei hörte, durch die Gartenthür, und ſtand vor ihm. Wilhelm warf einen Blick auf ſie, und ſank mit dem lauten, hervorgepreßten, ängſtlichen Ausruf: „Marie!“ ſeinem Weibe zu Füßen. Marie ſtarrte ihn an, wurde bleich, bebte und ſank mit dem Ausruf: „Wilhelm!“ zu ihrem Manne nieder.

Die kleine Luiſe ſchrie; nun kamen die Söhne und der Großvater. Marie lag bleich in den Armen eines Fremden, der ſie mit Thränen benetzte, verzweifeln wollte, und endlich ausrief: o, meine Marie!

„Der Vater!“ riefen die Kinder, und

klammerten ſich an den Vater. Mein Sohn! ſeufzte der Greis, ſchwankte ihm näher, und hielt ſich an ihm.

„Wilhelm! mein Wilhelm!“ ſagte Marie, und ſank aufs neue in einer halben Ohnmacht an ihres Mannes Herz. Die Kinder jauchzten: der Vater! der Vater! Der Greis ſuchte mit ſeinen blaſſen Lippen des Sohnes Mund. Der Sohn rief: „o Gott! ſie hat mir vergeben! ſie hat mir vergeben!“

Einige Stunden flogen in ſtummen Entzücken ſchnell dahin. Nun endlich erzählte Wilhelm, oft durch Umarmungen, durch Liebkoſungen von Marien, durch Fragen der Kinder, und durch die Segnungen des Alten unterbrochen, ſeine Geſchichte. „Und du wollteſt mich verlaſſen?“ fragte Marie; „deine Kinder wollteſt du umarmen, und deine Marie nicht? O, du Unmenſch!“ Und neue Umarmungen beſiegelten die Worte. So ſaßen ſie den ganzen Tag, ſprachen, und umarmten ſich. „Und du haſt mir vergeben, meine treue Marie?“ fragte Wilhelm. Ich habe dir vergeben; aber nie ſollſt du mich wieber verlaſſen, mein Wilhelm! antwortete Marie. — „Und nie wieder ſpielen!“ ſetzte der Alte hinzu.

Wilhelm verſprach es, und hat Wort gehalten.

Nachricht.

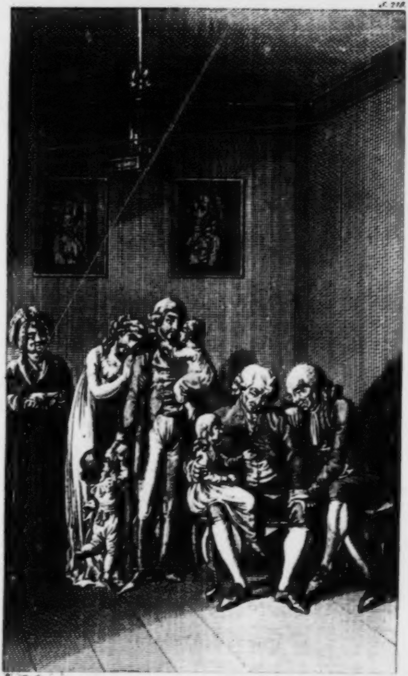
Der Preis dieſer Kleinen Romane ꝛc. (ſechs Bändchen, welche nicht getrennt werden) war zu 4 Thlr. 18 Gr. beſtimmt; da aber manches Bändchen ſtärker geworden iſt, als man Anfangs glaubte, ſo ſieht der Verleger ſich genöthigt, von den Käufern 6 Gr. Nachſchuß zu fordern. Er hofft übrigens, daß niemand den Preis von fünf Thalern für 107 Bogen und für 6 Kupfern nebſt eben ſo vielen Vignetten von Herrn W. Jury, unbillig finden wird.

Zu dieſen ſechs Bändchen kommen im folgenden Jahre noch zwei andre, die letzten der Sammlung. Dieſe werden Theils mehrere, bis jetzt zerſtreuete Erzählungen des Verfaſſers, Theils einige völlig neue, und zum Beſchluß ein Verzeichniß der Ueberſchriften enthalten.

Für die Beſitzer der Moraliſchen Erzählungen (erſte Ausgabe in 4 Bänden) wird der Verfaſſer nach einiger Zeit noch einen fünften und ſechſten Band in gleichem Formate drucken laſſen, worin das in der gegenwärtigen Ausgabe Hinzugekommene enthalten ſeyn ſoll.

Berlin, d. 1. Sept.
1799.

S. 218



Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

von
Auguſt Lafontaine

Sechster Theil.

Verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1799.

[illegible]

Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

Sechster Theil.

XIII.

Die väterliche Gewalt.

Die väterliche Gewalt.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L***.

Hier bin ich wieder, mein Lieber. Ich wünſchte, Sie hätten wahr geſagt, ob ich gleich alsdann die Schuld des abſcheulichſten Zwiſtes — zwiſchen Vater und Sohn — tragen würde. Sie kennen mich; Sie ſelbſt haben ja mit meiner vortrefflichen Mutter mein Herz gebildet. Sagen Sie, ob es deſſen fähig iſt, was Sie zu glauben ſcheinen. Nein, Sie wiſſen die Verhältniſſe nicht, in denen ich lebe. Sie haben meinen Vater nur Einmal geſehen, und das in Geſellſchaft meiner Mutter, in deren Gegenwart allein er ſich ſeiner Fehler ſchämte. Es thut nicht gut.

Glauben Sie mir, es thut nicht gut! Ich lebe kaum ſeit vier und zwanzig Stunden wieder in meines Vaters Hauſe, und wünſche ſchon, daß ich bei meinem Vorſatze geblieben wäre; denn es würde für uns Alle beſſer geweſen ſeyn.

„Daß ein Sohn ſeinen Vater verläßt!" Ich fühle das Gewicht dieſer Worte. Aber wäre es nicht beſſer, als daß der ewig fortgeſetzte, kleine Zwiſt in Haß und Feindſchaft ausartet? Und wird es, muß es dahin nicht endlich kommen?

O, mein Freund, man rechnet dieſe kleinen häuslichen Leiden für nichts, lacht darüber, zuckt höchſtens die Achſeln, und ſagt: „es iſt nun einmal nicht anders." Die Welt ſcheint ſonſt kein Elend zu kennen, als Verluſt des Vermögens und der Ehre, als Ketten und Bande. Die feinen, ſpitzen Stacheln, welche die Uneinigkeit einer Familie mit jedem Moment in das Herz drückt, und welche das Herz nie heil werden laſſen, achtet man für gar nichts; doch ich — ich habe ihre Gewalt empfunden! — Wäre mein Vater arm geworden, ich würde vom Morgen bis in die Nacht für ihn gearbeitet, und er mich dafür geliebt haben. Dann wären wir glücklich geweſen. Nicht ſelten hebt ſich unter dem zerſchmetternden Schlage des Elendes die Tugend deſto ſtärker empor; doch dieſe leichten, immer fortdauernden Stöße einer geheimen Erbitterung können ſie — das fühl' ich leider — gänzlich vernichten.

„Es iſt Ihr Vater, und Sie haben Unrecht!" ſchreiben Sie mir. Aber darf denn ein Sohn niemals Recht gegen ſeinen Vater haben? — Sie kennen meinen Vater nicht. Er iſt durch fleckenloſe Redlichkeit und anhaltenden Fleiß aus einem Schiffsjungen einer der reichſten Kaufleute hier in L*** geworden, und hat ſich durch unbeſchreibliche Pünktlichkeit und Ordnung einen unerſchütterlichen Kredit bei allen bekannten Häuſern verſchafft. Dieſen beiden Tugenden, ſeiner Pünktlichkeit und ſeiner Redlichkeit, verdankt er ſein ganzes Glück; und es iſt ſehr menſchlich, daß ſie ihm auch bei Andern viel gelten. Aber mein Vater übertreibt; dieſe Pünktlichkeit, dieſe

Ordnung gelten ihm für jede andre Tugend. Alles in der Welt iſt bei ihm eine Form geworden, von der er um keinen Preis abweichen würde. Den Regeln gemäß, die er aus ſeiner eigenen Erfahrung abgezogen hat, beurtheilt, behandelt er Alles, ohne jemals irgend einem Menſchen nachzugeben. Sie können leicht denken, welchen großen Werth er bei dieſer Art zu denken in den Reichthum ſetzt. Er haßt alles, was neu iſt, und es geht in unſerm Hauſe ſo zu, wie es in ſeiner Jugend bei ſeinem Lehrherrn zuging, in ununterbrochener ewiger Ordnung. Die Gerichte für alle Tage im Jahre ſind beſtimmt; jeder Glockenſchlag hat bei uns ſeine Geſchäfte. Den erſten Oktober zieht Alles im Hauſe Winterkleider an, und ſollten wir auch zerſchmelzen. Ich will Ordnung, ſagt mein Vater, und wenn zehn Sonnen am Himmel ſtänden. — Kleinigkeiten! werden Sie ſagen. Ich ſagte das auch, und trug geduldig, als ich nach dem Tode meiner edlen Mutter von dem Landhauſe zu ihm in die Stadt mußte; aber ſeit dieſem Augenblicke war meine Ruhe dahin.

Nicht lange, ſo ging ich meinem Vater zu modig gekleidet. „Die verdammte Windbeutelei!“ rief er mir in Gegenwart des Geſindes laut entgegen, wenn ich ſo gekleidet war, daß ich mich konnte ſehen laſſen. „Auf deinem Harlekinsrocke ſteht mit großen Buchſtaben: wird falliren!“ Stahl ich mich einmal in das Schauſpiel, und die alte Judith, die nichts kann als zanken und beten, erfuhr es, ſo erhob ſich ein Gewitter auf ganze Wochen. Ich war ein Freigeiſt, weil ich bei der ſtundenlangen Predigt gähnte, die ſie jeden Sonntag der ganzen Familie vorbuchſtabirt. Las ich, und mein Vater überraſchte mich dabei, ſo fragte er: „wie viel bringt dir das Geſchäft?“ Ich gab das Zeichnen und Mahlen auf, ſetzte mich nur des Abends an das Klavier, und verſteckte meine Bücher unter den Kleidern. Mit übermenſchlicher Geduld arbeitete ich auf dem Comptoir; und dennoch machte ich nie etwas recht. „Ja, ja!“ ſagte mein Vater, wenn er Briefe von mir nahm: „da haben wir's! Kaufmannsbriefe in Poeſie, Wechſel in Verſen!“ und das alles in Gegenwart der Leute, ſogar Fremder.

Dennoch hielt ich aus. Meine Schweſter ſagte oft: mach es, wie ich! Sie ging, wohin ſie wollte; bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande: in die Kirche zu fahren, eine alte Tante zu beſuchen, u. ſ. w. Auch las ſie; und außerhalb des Hauſes wurde für ſie geſponnen. Mein Vater liebt ſie unbeſchreiblich, weil ſie ſcheinbar ſo fleißig, bürgerlich und altfränkiſch iſt; und die alte Judith verräth nichts, weil ſie ſich vor meiner Schweſter fürchtet. Wohl hundertmal nahm ich mir vor, zu heucheln; aber ich konnte nicht, und duldete lieber. Mein Vater hat eine ſo hohe Meinung von den väterlichen Rechten, daß er Widerſetzlichkeit der Kinder in jedem Falle für eine Unmöglichkeit hält. Das iſt ſein Charakter; und nun bedenken Sie, wie ich geduldet haben mag, daß er ſelbſt ſagen konnte, und oft ſagte: „der Wilhelm iſt ein Windbeutel, Judith; aber doch gehorſam, auf den Wink gehorſam.“ Das will bei meinem Vater etwas ſagen!

Nun zu der Begebenheit, die mich aus meines Vaters Hauſe trieb.

Hier am Gymnaſium ſtand ein alter würdiger Schullehrer, Silbermann, der für die Erziehung und den Unterricht der hieſigen Kinder viel gethan hat. Er war ein Mann von reiner Bildung des Geiſtes und Herzens, ein wenig rauh von außen, aber ein ſehr edler Menſch, dem ich vielleicht Alles, was ich weiß, zu verdanken habe. Mein Vater ließ ihn, als einen weitläuſtigen Verwandten, zuweilen, doch ohne ſeine Familie, zum Eſſen einladen, und zankte ſich dann jedes Mal mit dem alten ehrwürdigen Manne über den Werth der Gelehrſamkeit. Er erklärte alle Gelehrſamkeit für gänzlich überflüßig. „Was hilft es, Herr Vetter,“ fragte er, „daß Sie Griechiſch und Hebräiſch verſtehen? Sie können ja nicht einmal einen Wechſel ausſtellen!“ So fing der Streit gewöhnlich an, und Beide führten ihn mit großer Hitze. Der alte Schulmann ſtarb, und hinterließ ſeiner Wittwe und ſeinen zwei Kindern weiter nichts, als eine auserleſene Bibliothek, die unter dem

Werthe verſchleudert wurde. Mein Vater vergaß ſogleich ſeinen Widerwillen gegen den Verſtorbenen, und nahm ſich der Wittwe in der That mit uneigennützigem Edelmuth an. „So geht es!“ brummte er wohl zu Hauſe; „Bücher die Menge, und nicht ſo viel Geld, daß es zum Begräbniſſe hinreichte!“ Aber in Gegenwart der Wittwe ſchwieg er, um ſie nicht zu kränken.

Die Wittwe ließ ſich nun bei meinem Vater melden, und wurde in das Zimmer geführt. Ich hatte ſie nie geſehen; aber ſie nahm mich bei dem erſten Blicke für ſich ein. „Ihr Diener!“ ſagte mein Vater. „Was iſt es? Aber kurz, Frau Baſe! ich muß mit dem Schlage zwei auf das Comptoir.“

Die Frau ſuchte bei dieſem rauhen Tone noch freundlicher zu ſeyn. Ich bin Mutter, lieber Herr Jahns, hob ſie ſanft an, und dabei ſchoſſen ihr Thränen über die Wangen. Mein Sohn . . .

„Iſt ein Windbeutel,“ fiel mein Vater ein; „hat mir nicht folgen wollen: ſonſt ſäße er lange auf dem Comptoir, und Sie brauchten hier nicht mit naſſen Augen zu ſtehen. Er könnte Sie ſchon unterſtützen, anſtatt daß Sie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten müſſen."

Ach, Herr Jahns, ſagte die Mutter: wenn es nur zureichen wollte, meinem Sohne fortzuhelfen! Er erkennt Ihre Güte mit Dank; aber ſeine unbeſchreibliche Begierde zu ſtudieren . . .

„Baarer, blanker Hochmuth, Frau Baſe! Studieren? Hunger leiden!"

Das ganze Gymnaſium giebt ihm das Zeugniß des verſtändigſten Fleißes und guter Sitten; und da ſein ſeliger Vater . . .

Eben, Frau Baſe, nahm Judith das Wort — eben an ſeinem Vater ſeliger ſollte er ſich ſpiegeln, und ſehen, daß es wahr iſt, was in der heiligen Schrift ſteht: ihre Weisheit iſt zur Thorheit worden. Denn das iſt doch wohl Thorheit, wobei nichts herauskommt, als Hunger und Kummer, und nach dem Tode Schulden. — Judith war nur erſt aus dem Armſeſſel aufgeſtanden, und ſchlüpfte ſo eben in ihre ſammtenen Pantoffeln.

Mein Vater rief ihr verweiſend zu: „pfui! zum Teufel: pfui!“ und ſie ſetzte ſich wieder — in der Stellung einer Katze, die auf ein armes Mäuschen zufahren will. Er wollte den harten Vorwurf, über den die Frau bleich geworden war, wieder gut machen, legte ſeine Hand auf die ihrige, und ſagte ſanft: „nein, nein! Ich weiß wohl, Frau Baſe, das war nicht die Schuld Ihres ſeligen Herrn. Knappe Beſoldung, den ganzen Tag Geſchäfte in der Schule; und da ging die Ordnung im Hauſe unter.“

Mein ſeliger Mann, ſagte ſie ſehr ſanft, achtete das Geld nicht viel.

„Verſtand es nicht, liebe Frau Baſe,“ unterbrach mein Vater ſie, mit ziemlich mildem Tone. „Ich habe ihm das tauſendmal geſagt. Nun, hat Ihr Sohn noch Luſt ein Kaufmann zu werden, ſo will ich mich ſeiner als ein Vater annehmen.“

Ach, lieber Herr Jahns, mein Sohn hat nun einmal keine Neigung zum Handel.

Nicht? fuhr Judith aus dem Armſeſſel hervor: nicht? Nun, wenn er Handel und

Handelsleute haßt, ſo mag er vor die Thüren der Studierten gehen, und da Hülfe ſuchen. — Mein Vater brummte; und ich — konnte nun nicht länger ſchweigen. Und Sie, Judith, ſagte ich, ſollten bei einem alten Junggeſellen wohnen, weil Sie nie Neigung zu dem Eheſtande hatten. „Was geht es dich an, Gelbſchnabel?“ fuhr mein Vater auf. Aber ſo eben ſchlug es Zwei; und er ging auf das Comptoir.

Troſtlos blieb die Frau noch einen Augenblick ſtehen; dann machte ſie der alten Judith eine Verbeugung, blickte mit den näſſen Augen an die Decke, und entfernte ſich. Ich bot ihr den Arm, und führte ſie. Unten im Hauſe öffnete ich ſchnell mein Zimmer, und ſie folgte mir, ohne zu wiſſen, wohin. Sie dürfen, ſagte ich, nicht ohne Hülfe weggehen. Ich drang ihr eine Note von einigen hundert Mark auf, und küßte ihr die Hand. Sie ſah mich verwirrt an, und machte eine Bewegung, als ob ſie mir das Papier zurückgeben wollte. Die Dankbarkeit gegen meinen theuren alten Lehrer, ſagte ich, Ihre mütterliche Liebe, die Härte meines Vaters . . . O, ich bitte, nehmen Sie, und haben Sie nur keinen Widerwillen gegen uns in Ihrem Herzen. Ich begleitete ſie an die Hausthür, und war fröhlich wie ein Kind.

Der Himmel mag wiſſen, wie mein Vater das erfahren hat. Nun entſtand eine Scene, die zu widerlich iſt, als daß ich ſie Ihnen beſchreiben könnte. Ich ſollte ſagen, woher ich das Geld hätte. Er errieth es. „Nicht wahr," fragte er im höchſten Zorn; „von deiner Mutter, die dich ihr Lebelang verzogen hat?" Ich blieb Anfangs geduldig; doch endlich brachte mich die alte Judith mit ihren Sprüchen aus der Bibel und ihren Verſen aus dem Geſangbuche aus meiner Faſſung. Wir erhitzten uns. Judith wollte einlenken; aber es war zu ſpät. Mein Vater wies mich zum Hauſe hinaus.

Ich ging — nicht ſo wohl erbittert, als in der Abſicht, dieſen Zwieſpalt einmal durch etwas Auffallendes zu endigen — auf mein Zimmer, packte ein, und ließ Judith die Hände ringen, ſeufzen, weinen und beten. „Du kannſt gehen!“ rief mein Vater, an den ſie ſich gewendet hatte, durch die Thür; und ich reiſte noch denſelben Tag nach B***, zu einem Verwandten meiner Mutter. Da blieb ich, bis Judith denn endlich meinem Vater ſo lange vorgepredigt hatte, daß er die Hand zur Verſöhnung bot. Aber jetzt iſt alles ſchon wieder, wie vorher. Judith ruhet nicht; ſie hat eine fürchterliche lange Weile, die ſie nicht anders als mit Zänkereien zu tödten weiß. Adieu. Den Empfang im nächſten Briefe.

Derſelbe an Denſelben.

L***.

Sie haben Recht; es liegt etwas Rührendes in der Vorſtellung: ein Sohn geht hin, ſich mit ſeinem Vater zu verſöhnen. Auch fühlte ich das, ob ich gleich vorherſah, daß es nicht lange dauern würde. Ich fuhr unvermuthet vor meines Vaters Haus. Judith empfing mich mit einem Freudengeſchrei und gewiß unverſtellten Thränen. Sie ſchob mich in das Zimmer. Mein Vater kam mir mit einem ungewiſſen Blick entgegen. Seine Liebe zu mir ſchien mit dem beleidigten Vateranſehen zu kämpfen. Ich überließ mich meiner Rührung, warf mich an ſeine Bruſt, und ſagte, gewiß ungeheuchelt: Vergebung, mein theurer Vater!

„Iſt das dein Ernſt, Wilhelm?“ fragte er: „willſt du Vergebung, oder . . .“ Er ſah mich finſter und forſchend an. — Nichts als Vergebung von Ihnen will ich, ſagte ich zärtlich, mit Thränen in den Augen, und küßte dabei ſeine Hand. Wahrhaftig, nur Vergebung! wiederholte ich. Nun faßte er mich in ſeine Arme, nun drückte er mich feſt an ſeine Bruſt, nun wurde ſeine Stimme ſanfter, und er ſagte mit einer ſeltenen Rührung: „mein Sohn! mein Wilhelm! Wir wollen nicht mehr daran denken, lieber Junge!“

Ich dächte, Schwager, ſagte mein Oheim aus ſeinem Lehnſtuhle hervor, mit ſeinem gewönlichen kalten Tone — ich dächte, du ſollteſt an nichts anderes denken, als an das, was Vater und Sohn beinahe zu den bitterſten Feinden gemacht hätte. Aber recht ſo! Legt Ihr nur ein Pflaſter auf die Wunde, daß der

Eiter recht tief unter ſich freſſen kann! Wenn Vater und Sohn einander in den Armen halten, wie Ihr da jetzt, ſo iſt das ein ſeltener Augenblick. Ihr ſolltet jetzt nicht um euer ſchadhaftes Gewiſſen hergehen, wie ein Windbeutel von Wundarzt, der nicht ſondiren mag, weil das nicht ohne Schmerzen ablaufen würde. Aber thut, was Ihr wollt. Was kümmert es mich!

„Schwager," ſagte mein Vater verlegen, und ließ mich nach und nach aus ſeinen Armen; „ich bin Vater. Das verſtehſt du nicht."

Gerade eben deshalb, erwiederte mein Oheim, und blies mit ſchnellen Zügen den Tabacksrauch von ſich: — eben deshalb, weil du Vater biſt, ſollteſt du keinen Tropfen Gift in deines Sohnes Herzen laſſen. Sieh, ich an deiner Stelle würde ſagen: Wilhelm, ich habe dir Unrecht gethan; aber ich bin ein alter Mann, dem es ſchwer wird, ſeine Fehler abzulegen. Halt' es mir zu gute! — Das würde ich an deiner Stelle zu Wilhelm ſagen, und dann ganz trocken zu Judith: du biſt der Teufel, der zwiſchen den Weizen unſerer Liebe Unkraut ſäet.

Nun, ſagte Judith, die Hände ringend: ſo ſoll mir Gott helfen, daß ich lieber ſchweige, als meine Zunge Unheil zwiſchen Vater und Sohn ſtiften laſſe! . . . Der Herr richte zwiſchen mir und Ihnen, Herr Vetter! fuhr ſie weinend fort, und ſetzte ſich in ihren Armſtuhl.

Das thue der Herr! ſagte mein Oheim kalt. Aber, Muhme Judith, er laſſe Ihnen auch die Sentenz zukommen; ſonſt hilft es nichts.

Judith ſtand auf, und ſagte ſehr ſanftmüthig: der Gerechte muß viel leiden; das iſt mein Troſt. Aber Ihnen, Herr Vetter Richter, wird es einmal ſchwer auf dem Gewiſſen drücken, daß Sie eine arme Kranke verſpotten.

Gott weiß, erwiederte mein Oheim, daß ich Sie bedaure. Ich wünſchte, und das in vollem Ernſt, Sie hätten, anſtatt Ihrer Gicht, einen Mann und ein Dutzend Kinder; denn ich halte Sie nicht für böſe, Muhme Judith. Sie wären eine brave Frau und Mutter geworden, das weiß ich.

Judith ſetzte ſich wieder, und ſagte mit Kopfſchütteln, aber doch beſänftigt: nun! wenn ich denn auch einmal ein Wort zu viel ſage!

Iſt immer ein Wort zu viel, unterbrach mein Oheim ſie; ſo wie das zu wenig war, was mein Schwager vorhin ſagte.

Mein Vater ſtand halb finſter, halb lächelnd, da. „Wilhelm,“ rief er nun auf einmal; „ich habe dir Unrecht gethan. Vergieb mir!“ Wir umarmten einander, und ich verſchloß ſeinen Mund mit meinen Lippen. Der Oheim ſchlug meinen Vater kräftig auf die Schulter, und ſagte in Tönen, die beinahe wie Weinen klangen: brav! Nun empfindeſt du doch endlich einmal, was es heißt, was es für ein Glück iſt, ſein Unrecht zu geſtehen! — Ohne noch ein Wort hinzu zu ſetzen, ging er ſogleich aus dem Zimmer.

Ich fühlte, daß wir auf dem Wege waren, unſre Herzen, wie es Männern geziemt, gegen einander auszuſchütten; aber es kam Jemand dazu, und mein Vater mußte in das Comptoir. Der Augenblick ging vorüber, und kommt wahrſcheinlich nie wieder zurück. Schon bei Tiſche war mein Vater ungewöhnlich ſtill, und ſprach mit mir nicht zehn Worte. Sein Ton hatte, wenn er ſich zu mir wendete, nichts Strenges; aber ich ſollte hören, daß er Vater iſt. Er ſprach zu meiner Schweſter ungewöhnlich hart und gebieteriſch; und mich ſah er dabei an.

Am folgenden Mittag war alles wieder im alten Geleiſe. Zwar blieb ich noch verſchont; aber es gab doch ſchon Anmerkungen, die mir galten, und bei denen Judith nur mit Mühe ſchweigen konnte. Um nicht zu antworten, ließ ſie ſich mit meinem Oheim in ein Geſpräch über die Bibel ein, und mein Vater ſah unterdeſſen vor ſich nieder. Es herrſchte eine düſtre, mißtrauiſche Stille.

„Wiſſen Sie wohl die rührendſte Stelle in der Bibel, Judith?“ fragte mein Oheim. — Sie betete eine ganze Menge Sprüche her. — „Nichts, nichts! alles nichts! Die rührendſte iſt: o Abſalon, mein Sohn! o mein Sohn Abſalon! o, daß ich für dich ſterben könnte!“ — Sie ſah ihn erſtaunt an. — „Denken Sie nur, Judith!“ ſagte er ernſt; „der Sohn hat dem Vater nach Krone und Leben getrachtet. Der alte König muß vor ſeinem eignen Sohne landflüchtig werden!“

Der undankbare Böſewicht von Sohn! fuhr mein Vater auf.

„Recht, Schwager; das wollt' ich eben ſagen. Dieſer undankbare, hölliſche Böſewicht, der Abſalon! Und dennoch, als er todt iſt, ringt der Vater die Hände, und ruft: o mein Sohn! Abſalon, mein Sohn, daß ich für dich ſterben könnte! Der Feldhauptmann, wie er hieß . . .“

Joab, ſagte Judith.

„Richtig! Der war damit nicht zufrieden. Er ſchalt den alten Vater . . .“

Und da hatte er gar nicht Unrecht, fuhr Judith auf. Bedenken Sie doch nur! Der undankbare Sohn, der abſcheuliche Abſalon!

„Ich wollte, Judith, Sie hätten einen undankbaren Sohn; dann würden Sie ſo nicht ſagen. Der Joab wußte eben ſo wenig, wie Sie, was es heißt, einen Sohn zu haben und ihn zu verlieren. Ach! — Ich ſage nur, wenn David den Böſewicht von Sohn ſo liebte — was ſollte ein Vater nicht thun, der einen edeln Sohn hat!“

Das war ſelbſt für Judith zu ſtark. Sie

ſaß nachſinnend da, und blickte mich zuweilen von der Seite an. Wir Alle ſchwiegen verlegen. Mein Vater erröthete, und ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Er war finſter, ernſt, nachdenkend, und trank bald ſein drittes Glas Wein, zum Zeichen, daß wir aufſtehen ſollten. Wir thaten es; er ging nun kalt, bitter, beinahe zornig, in ſein Kabinet, und wir Uebrigen verließen einer nach dem andern das Zimmer. Ich war in der That betrübt. Meine Schweſter ſagte mir auf dem Gange, lachend: „das hilft alles nichts!“ Sie hatte nicht Unrecht; aber ſie mußte nicht lachen. Ich konnte ihr das den ganzen Tag nicht vergeſſen.

Jetzt iſt Alles wieder in dem vorigen Zuſtande, und wir leben wie ehemals. Judith ſchürt das Feuer an, wenn mein Oheim, vor deſſen Kälte ſie ſich fürchtet, nicht gegenwärtig iſt. Der Oheim ſchüttelt den Kopf, und fährt wohl einmal dazwiſchen; aber es bleibt beim Alten, ſo viele Achtung mein Vater für den reſpektablen Mann auch hat. Meine Schweſter geht ihren Weg, und ich — ich ſitze da, wie ein Gefangener, an Geiſt und

Seele gefeſſelt. Wir Alle thun, was wir nur können, einander das Leben ſauer zu machen; und doch iſt unter uns nicht Einer, von dem man ſagen könnte, er iſt ein böſer Menſch. Selbſt Judith nicht. Wäre ſie boshaft, ſo könnte ich ſie haſſen; aber ſie iſt nur unbeſonnen, geſchwätzig, und ein wenig bigott. Hätte ſie keinen Menſchen, ſie müßte mit Gott zanken, oder mit ihrem Mops, den ſie übrigens für frömmer hält, als mich, weil er ihre Geſänge und ihre langen Gebete anhört, ohne zu murren, oder ſich zu rühren.

Ich bin gar nicht glücklich. Adieu!

Derſelbe an Denſelben.

L * * *.

Ich habe eine Unterredung mit meinem Oheim gehabt. — Aber vorher wollen Sie etwas von dieſem Oheim wiſſen. Kann ich Ihnen doch kaum mehr von ihm ſagen, als daß er Richter heißt, und ein ſehr ehrlicher Mann iſt. Sie haben wohl ſchwerlich einen ſchönern alten

Mann geſehen, in deſſen Geſicht eine ſo viel Zutrauen erregende Treuherzigkeit läge. Man urtheilt verſchieden über ihn; meine Mutter aber ſprach von ihm mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit und mit einer Achtung, die an Verehrung gränzte. Daran, und an ſein redliches Geſicht, halte ich mich. Man ſagt, er ſey ein Avanturier, der ſein Vermögen verſchwendet habe, die Welt durchlaufen und als ein Bettler zurückgekommen ſey, und jetzt das Gnadenbrot bei meinem Vater, ſeinem Schwager, eſſe. Er ſelbſt ſchweigt von ſeinen Schickſalen. In ſeiner Jugend hat er höchſt ſeltſame Dinge unternommen, die aber, ſelbſt wenn mein Vater ſie erzählt, mehr eine unbeſorgte Großmuth, ein feuriges Temperament, als Ausſchweifung, verrathen. Ein Jahr nach der Verheirathung meiner Mutter verſchwand er, und niemand erfuhr, wo er geblieben war. Ungefähr vor dreizehn Monaten kam er zurück, und zu meinem Vater. Er lebt bei dieſem ohne Vermögen, ohne Plan, und hat ſich doch eine Gewalt über ihn verſchafft, die ich kaum begreifen kann. Zwar folgt mein

Vater ihm nicht; aber er darf doch ſeine Meinung über deſſen Handlungen ſagen: und dieſes Rechtes bedient er ſich ſo freimüthig, und zugleich mit ſo vieler klugen Mäßigung, daß mein Vater ihn ſcheuet, oder, wenn auch das nicht, doch wenigſtens ſeine Seltſamkeiten fürchtet. Der Mann ſagt, was er denkt, mit der Offenheit und der einfachen, unwiderleglichen Geradheit eines Diogenes. Er iſt arm; aber ich kenne keinen Menſchen, dem die Armuth ſo leicht wird, und der ſich vor jeder ehrlichen Art ſein Brot zu verdienen, ſo wenig ſchämt. Seine Mäßigkeit iſt unbeſchreiblich, und eben die macht ihn in ſeiner abhängigen Lage völlig unabhängig.

Gleich Anfangs gerieth er in einen heftigen Streit mit meinem Vater über meine Schweſter, die er geradezu für eine Heuchlerin erklärte, und verließ unſer Haus. Am folgenden Tage koſtete es meinem Vater Mühe genug, ihn zurückzubringen; er hatte ſich als Packträger in einer Handlung vermiethet. So etwas fürchtet mein Vater, und darum ſieht er ihm mehr nach, als jedem Andren.

.... Das ganze Haus ſcheuet und liebt ihn. Er iſt unglaublich gefällig, aber eben ſo ſtrenge; und ſeinen Augen — der Himmel mag wiſſen, wie er es anfängt — entgeht auch nicht das Mindeſte. Meine Schweſter iſt die Einzige, die eine böſe Meinung von ihm hat. Sie beruft ſich auf ſeine Heimlichkeit, auf ſeine Abendgänge, auf ſeine kleinen Reiſen von drei bis vier Tagen, deren Abſichten gänzlich unbekannt ſind. Er ſcheint kalt zu ſeyn; ich wollte aber wetten, daß er es nicht iſt. Die Menſchen hält er für eigennützig, eitel, herrſchſüchtig; und doch findet beinahe jeder Böſewicht an ihm ſeinen Vertheidiger. Er lächelt, wenn man viel von Tugend, Aufopferung, Großmuth; und ſchilt, wenn man von Bosheit, Verbrechern und Schurken ſpricht. Dabei iſt er ein Kinderfreund, und philoſophirt gern mit jedem von ſchlichtem, geſundem Menſchenverſtande. Für die Gelehrten hat er immer nur Beiſpiele vom Gegentheile deſſen, was ſie behaupten, womit er aber gewöhnlich ihren Satz geradezu umwirft.

Ich liebe dieſen Oheim zärtlich, ob er

gleich immer kalt und einſylbig gegen mich iſt. Neulich hatte ich eine Unterredung mit ihm, über die Beſtimmung und die Tugend des Menſchen, die mein Herz umkehrte, und die, was noch mehr iſt, mich auf die Vermuthung brachte, daß mein Vater etwas Wichtiges mit mir vorhabe. Ich bemerke Unruhe an ihm, und glaubte erſt, ſie hätte mich zum Gegenſtande. Meine Schweſter ſagt mir indeß: er habe eine ſehr große Spekulation unternommen, die nicht nach ſeinem Wunſche gelinge. O, warum theilt mein Vater, wenn er Sorgen hat, ſie nicht mit ſeinem Sohne! Glauben Sie mir, die Faktore wiſſen mehr von ſeinen Geſchäften, als ich. Meint er denn, ich würde, wenn er Vertrauen zu mir hätte, vergeſſen, daß ich ſein Sohn bin, und mich zu ſeinem Herrn aufwerfen? Zu meiner Schweſter hat er eben ſo wenig Zutrauen; und dennoch weiß ſie alles. Woher das? Bisweilen wird mir in der That bange, daß mein Oheim in ſeiner Meinung von ihr Recht haben könnte. Ich mag nicht einmal denken, was oft mein Herz beängſtigt. Adieu.

Derſelbe an Denſelben.

* * *

Abſcheulich, liebſter Freund! abſcheulich! Noch immer zittern mir die Hände vor Luſt, dazwiſchen zu ſchlagen. Hören Sie! Geſtern kommt meine Schweſter aus einer Geſellſchaft, und erzählt der alten Judith die Neuigkeiten des Tages: unter mehreren unbedeutenden, mit einer ſchrecklichen Gleichgültigkeit, auch die, daß die Wittwe Silbermann, von der ich Ihnen neulich ſchrieb, um tauſend Mark, ihr letztes, einziges Eigenthum, gebracht ſey. — Wie denn ſo? fragte Judith, und legte ihr Gebetbuch zuſammen. — „Sie hat es dem Herrn von * * * geliehen.“ — Unmöglich! ſag' ich; wie wird die Frau einem Menſchen, der ſo viele Schulden hat, wie Ziegel auf dem Dache, ihr ganzes Vermögen hingeben! — Das iſt wohl möglich, ſagte Judith bedächtig; die Frau zieht ja vor großer Weisheit nie einen Menſchen zu Rathe. Es geſchieht ihr ſchon recht! — Judith! rief ich, und ballte die Hände. Der elende, niederträchtige * * * . . . .

Ja, der nimmt, wo es zu haben iſt, ſagte ſie ruhig. Das kann ihm keiner verdenken. Die Equipage koſtet etwas, und Bälle, Geſellſchaften auch. — Aber eine Wittwe, Judith! eine arme Wittwe! Sie hören ja, es ſind ihre letzten, einzigen tauſend Mark, die ganze Hoffnung ihres Lebens. Zu uns hätte der Elende kommen ſollen; aber zu dieſer armen unglücklichen Wittwe! Es iſt unmöglich.

Mit einer Gelaſſenheit ohne Gleichen ſprach Judith noch mehr über die eingebildete Weisheit der betrogenen Wittwe, und trieb mich damit aus dem Zimmer. Dieſen Morgen mit dem Früheſten ging ich zu der Silbermann, und fragte, ob ſie dem Herrn von * * * ihr Geld geliehen hätte. Sie bejahete es ganz ruhig; denn ein Mann, der Equipage hält und alle Woche Geſellſchaft giebt, dachte ſie, wäre ſicher genug. Ich fragte nach den Umſtänden, ließ mir die Verſchreibung zeigen, und ſah eine Reihe von Niederträchtigkeiten ohne Ende. Die Wittwe bekommt das Geld bezahlt, weiß nirgends damit hin, und bietet es aus. Ein Prokurator, ein Schmarotzer des Herrn von * * *, beſucht ſie unter einem Vorwande, und räth ihr, als ſie ihm ihre Noth mit ihrem Sohne klagt, ſich an den Herrn von * * * zu wenden, der ihm ein Stipendium verſchaffen könne. Die Mutter läßt ſich bei dem Elenden melden, und erſtaunt über die Pracht des Putzzimmers, in das man ſie führt. Der hohe Gönner verſpricht goldene Berge für den Sohn, erkundigt ſich, ob denn die Mutter gar kein Vermögen habe, hört von tauſend Mark, fragt, ob ſie auch ſicher ſtehen, und erbietet ſich endlich aus Mitleiden für die würdige Familie, dieſe tauſend Mark zu fünf Procent ſelbſt zu nehmen. Dann, Madame, ſagt der abſcheuliche Menſch mit Lächeln, ſind Sie doch Ihres kleinen Eigenthumes ſicher.

Die Frau iſt vor Freude im Himmel, zahlt gegen eine Verſchreibung, die man ihr giebt, das Geld, und dankt Gott mit Thränen für dieſen Schimmer von Hoffnung. Das Alles erzählt ſie mir noch immer in großer Freude. Ich ſchwieg, obgleich in meinem Herzen Gift und Zorn war, und ſagte ruhig: „ſo? ich hätte ſonſt einen ſichern Ort gewußt, wo Ihr Geld unterzubringen geweſen wäre."

Von ihr ging ich gerades Weges zu dem Herrn von * * *, und man führte mich in das Zimmer der gnädigen Frau, wo ſich der Herr gerade befand. Ich war in der That verlegen, wie ich anfangen ſollte, ſo feſt ich mir auch vorgenommen hatte, dem Elenden die Wahrheit derb zu ſagen. „Ich komme," ſagte ich endlich, „von der Wittwe Silbermann." (Das gnädige Paar wurde aufmerkſam bei dieſem Namen.) „Die arme Frau hat Ihnen, Herr von * * *, ein Kapital von tauſend Mark geliehen. Jetzt zeigt ſich eine Gelegenheit, es auf die ſicherſte und vortheilhafteſte Art unterzubringen. Sie wünſcht daher . . ."

Es ſteht bei mir zu fünf Procent, Herr

Jahns! ſagte er lächelnd; und die gnädige Frau machte eine höhniſche Miene.

„Freilich iſt das hoch genug; allein dennoch kann die Wittwe es jetzt höher unterbringen. Sie wünſcht alſo . . .“

So bald die Zeit abgelaufen iſt, ſteht es zu Dienſt, ſagte er kalt. Ich finde es übrigens ſeltſam, daß . . .

„Nicht ſo gar ſeltſam, Herr von . . .! Die Schuld hat keine hypothekariſche Sicherheit, und ſie iſt das ganze Vermögen der Wittwe.“

Meine Verſchreibung, dächte ich, Herr Jahns, wäre ſo ſicher, wie eine Hypothek.

Dieſe Unverſchämtheit machte mich kalt, ſo daß ich lächeln konnte. „In Betreff des Geldes, Herr von * * *,“ ſagte ich ruhig, „gilt kein Rang: das wiſſen Sie ohne Zweifel. Die Wittwe erſucht Sie um die Rückzahlung der Summe, oder um eine beſſer ſichernde Verſchreibung.“

Die Verſchreibung, Herr Jahns, — hob er ſchon wärmer an.

Ich fiel ein — „hat ein Schurke gemacht, der Prokurator . . . Kurz und gut: die Frau bittet durch mich um Rückzahlung des Geldes."

Sollte ein Verſehen dabei vorgegangen ſeyn, ſo will ich — ſagte er ſehr höflich.

„Ich fordre nichts, als die Zahlung der Summe," unterbrach ich ihn kalt, und ſah ihn ſcharf an.

Aber in welcher Verbindung, mein Herr, — fragte die Dame ſpöttiſch — ſind Sie denn mit der Frau? Was geht es Sie an? Voilà, wendete ſie ſich zu ihrem Manne, comment sont faits ces maudits . . .

„Ich verſtehe Franzöſiſch," ſagte ich, und wiederholte den Wunſch, daß ſie auf der Stelle bezahlen möchten.

Vous allez trop vite en besogne, Monsieur, ſagte ſie ſpöttiſch: ce que vous demandez sera fait certainement dans le terme préscrit par la loi; ayez patience.

Das verdroß mich. Ich antwortete: „et c'est précisément, parce que l'argent semble perdu, à moins qu'il ne soit rendu à présent, que je perds patience, Madame."

Vous croyez cela, ſagte er, höflich einlenkend, à cause d'un petit manque de formalité, Monsieur?

„Nicht deswegen, mein Herr," antwortete ich Deutſch und feſt; „ſondern weil die Frau das Geld nicht einbüßen darf. Es iſt ihr Alles, ihr Letztes."

Einbüßen? Sie fallen in einen Ton, Herr Jahns, der mich auf die Länge ungeduldig machen wird! Die Frau hat mir das Geld geliehen, und ich werde zahlen, ſo bald es mir beliebt. Wer hat Sie zum Ritter der Frau beſtellt?

La bonne femme, à ce que m'a dit le procureur, a une fille belle, et Monsieur est bien compatissant. Vous aimez votre prochain. Ah! que vous m'édifiez! ſagte die gnädige Frau mit einem höchſt gezwungenen Lachen.

„Ritter, oder Don Quixotte, wie Sie wollen!" antwortete ich ihm. „Genug, ich bin entſchloſſen, der Frau das Geld wieder zu ſchaffen."

Zweifeln Sie etwa, Herr Jahns, daß die Kleinigkeit bei mir ſicher iſt?

„Es kann Ihnen leicht unhöflich vorkommen; aber ich muß ſagen: ja, eben daran zweifle ich.“

Je vous tournerai en ridicule dans le monde, Monsieur l'incrédule, ſagte die Frau wieder ſpöttiſch.

„A vous permis, Madame,“ antwortete ich kalt: „chacun est le maitre dans son monde; und meine Welt, Herr von * * *, iſt die Börſe. Sie ſagen mir ſehr treuherzig Ihre Meinung; ich will eben ſo treuherzig ſeyn. Zahlen Sie nicht, ſo gehe ich auf die Börſe, kauſe — ſelbſt um den vollen Werth, wenn es ſeyn muß — einen Ihrer Wechſel, der gerade fällig [illegible] und dieſen Nachmittag ſehen Sie mich dann wieder. Sie kennen das Wechſelrecht, und ich bin geſonnen, es in der größten Strenge auszuüben.“

Das ſagte ich ſo kalt und nachdrücklich als möglich. Madame ſchlug ein Gelächter auf. Ich verbeugte mich, und wollte ſchon gehen; er aber ergriff meine Hand. L'affaire mérite qu'on y pense, ſagte er zu ſeiner Frau. Haben Sie die Güte (zu mir), Sich zu ſetzen. Ich weiß nicht, mein werther Freund, hob er nun ſchmeichelnd an, weshalb Sie das Intereſſe der guten Frau gegen mich ſo angelegentlich behaupten. Was habe ich Ihnen denn gethan? Freilich, ich brauche Geld, und . . .

„Dieſe arme Frau hat zwei Kinder, und ſie müſſen Hungers ſterben, wenn das Geld verloren geht. Die tauſend Mark ſind ihr Letztes."

Sie denken Sich das ſchlimmer, als es iſt, Herr Jahns. Solche Leute ſind nicht gewohnt, mehr zu haben, als gerade genug, ihren Hunger zu ſtillen. Ihr freilich ſehr lobenswerther Eifer iſt eine Ungerechtigkeit gegen mich. Sie werden meine Ehre aufs Spiel ſetzen.

„Ihre Ehre?" fragte ich erſtaunt. „Glauben Sie das?"

Der Menſch erröthete nicht einmal, drückte mir die Hand, und fuhr fort: ich war in Verlegenheit; eine Ehrenſchuld — Die Wittwe bot mir das Geld an, und ich kann ihr Dienſte dafür leiſten, die zehnmal ſo viel werth ſind. Es fehlt mir nicht an Konnexionen. Der

Sohn der guten Frau ſtudiert. Er braucht Fürſprache, Empfehlungen, und überdies . . .

Dieſe Prahlerei bei ſo vieler Armſeligkeit verdroß mich. Ich ſtand erhitzt auf, und ſagte: „ſo mußten Sie die hülfloſe Familie erſt ausplündern . . . ? — Doch," unterbrach ich mich ſelbſt, „was können Sie für den Sohn der Frau, die Ihnen ihr Alles gab, denn thun?"

Für jetzt freilich noch nichts; ich bin ein wenig derangirt. Allein meine Umſtände werden, müſſen ſich ändern; und dann . . .

„Bis dahin aber, mein Herr von * * *," unterbrach ich ihn, „zahlen Sie die tauſend Mark!" Die Frau fuhr hier auf, und ich griff nach meinem Hute. Der Mann hielt mich wieder, und wendete alle Mittel an, mich zu täuſchen. Er drohete ganz fein mit dem Einfluſſe ſeiner Verwandten; und es iſt wahr, daß dieſe ihn noch gegen ſeine Gläubiger ſchützen. Ich blieb aber feſt; und endlich mußte er zahlen, weil ihn meine Drohung mit einem Wechſel in Furcht hielt. Die Summe wurde nicht voll; ich ließ mich aber nicht erbitten. Nach zwei Stunden lag das

Geld da, und ich ſtrich es ein. Mann und Frau waren beide ſo erhitzt, daß keiner von ihnen an die Verſchreibung dachte. Que gagnez-vous sur cette somme, Monsieur? fragte ſie giftig. „Rien, Madame,“ erwiederte ich mit einer Verbeugung, „que le plaisir de vous avoir épargné une injustice de plus.“ Sie ließ einen gemeinen Fluch über die blauen Lippen fliegen. Au moins, Monsieur, ſagte er, que je sois sûr maintenant, que . . . . — „Cela seroit maintenant une peine perdue,“ unterbrach ich ihn, und verließ das Zimmer.

Nun ging ich zu der Wittwe, und fand ſie mit ihren Kindern bei einer ſehr ärmlichen Mittagsmahlzeit. Ich zählte das Geld auf, und ſagte ihr während deſſen, wie nahe ſie daran geweſen ſey, die Summe zu verlieren. Sie ſtand mit Erſtaunen und Schrecken in ihrem Geſichte da. Endlich, als ſie mich begriffen hatte, fiel ſie mir freudig um den Hals, und nannte mich ihren Schutzengel, ihren Retter. Auf einmal wendete ſie ſich zu ihrem Sohn, einem ſchönen Knaben von vierzehn Jahren, umarmte ihn, und ſagte: „o, Gott! was wäre aus dir geworden!“ Der Knabe küßte ihre Hand mit dem Ausdrucke der innigſten Zärtlichkeit. Ich ſetzte mich nun, um der Frau zu rathen, wie ſie ihr Geld anlegen ſollte, und bemerkte in dieſem Augenblicke zum erſten Male die Tochter — das lieblichſte Bild der heiterſten Unſchuld. La bonne femme a une fille belle, fiel mir ein; und ich konnte meine Augen kaum wieder von dem ſchönen Mädchen abwenden. Sie erröthete leicht, daß ich ſie ſo ſtarr betrachtete. Ich wollte zehnmal gehen, und blieb immer ſitzen. Das Geſpräch nahm jetzt einen ruhigern Gang. Welch eine glückliche Familie! dachte ich in jeder Minute, die ich noch blieb. Die Mutter behandelte ihre Kinder mit einer ſo weichen, zarten Liebe, daß ich dafür keine Worte zu finden weiß, und die beiden Kinder hingen an ihr mit einer reinen Zärtlichkeit, welche dieſe Liebe verdiente. —

Ich war durch die herzliche Dankbarkeit dieſer Menſchen reichlich für meine Mühe belohnt; ja ſchon durch den Anblick dieſer lieblichen Scene von häuslichem Glücke. Könnte ich Ihnen doch die ruhige Zufriedenheit dieſer Familie auf das Papier hin zaubern! Das Mädchen ſprach in der Stunde vielleicht nur zehn Worte; aber ihre Stimme war ſo rein, ſo ſanft, ſo lieblich, und dabei ſagte ſie Alles ſo richtig, und ſo leicht, daß ich mich noch jetzt freue, wenn ich wieder daran denke.

Ich verſprach, als ich wegging, ſie bisweilen zu beſuchen; und das Mädchen lächelte dabei. „Soll ich, Mühmchen?“ ſagte ich lachend und ſcherzend. O, Sie ſind ja ſo gut! antwortete ſie mit Blicken, mit Tönen, die den Inbegriff der lieblichſten Herzlichkeit ausmachen.

Richter an Brauns.

T***.

Wie geht es, alter Guter? Geld! Geld! — Manchmal komme ich mir vor, wie der Schiffsjunge, der ſeine Mütze in das Loch ſteckte, durch das ſo viel Waſſer einſtrömte, und vor

Freude aufſchrie, als es glückte, ob es gleich links und rechts ſo ſtark eindrang, daß alles Pumpen nichts helfen konnte. Wäre der Engländer nicht in der Nähe geweſen, wer weiß, ob wir noch lebten! — Sieh, ich komme mir mit dem Gelde vor, wie der Schiffsjunge mit der Mütze. Da ſtopf' ich hier ein Loch zu, durch das die Noth hereinbricht, dort wieder eins; und während deſſen ſchlägt mir das Elend über dem Kopfe zuſammen. Aber ſchicke du nur Geld! Wir thun, was wir können, wie der Junge; der Engländer wird auch nicht ausbleiben, der uns von dem Pumpen befreiet und auf ſein ruhiges Schiff nimmt. An Geld, vieler Noth ein Ende zu machen, fehlt es noch nicht, lieber Brauns; aber die Noth, die man abkaufen kann, iſt die kleinſte. Die Menſchen ſind alle Geſindel, das wenig taugt, den alten Brauns und Richter nicht ausgenommen. Alle, alle, lieber Freund! Was gab es nach einem harten Sturme, wo Himmel und Wolken das Schiff zwiſchen ſich nahmen, um es zu zerdrücken — was gab es, wenn wir wieder ruhige See und heiteren Himmel hatten?

Trunkenbolde, anſtatt dankbarer Herzen. — Sieh, ſo nimmt mich hier wohl die Muſik einmal, wie der Sturm das Schiff, zwiſchen ſich, und drückt mir die Seele zuſammen, daß mir die Augen naß werden. Da denk' ich denn: alter Richter, du biſt doch ein guter Menſch! Ich bin ſo ſanft, ſo menſchlich, habe allen Stolz, alle Güter des Lebens gänzlich vergeſſen; und nun läuft mir jemand über den Weg, der freilich in dieſer Minute gegen mich ein Narr, oder der hart, ſtolz, eigenſinnig iſt: dann berauſche ich mich, ſo gut wie die Matroſen, freilich nicht in Rum, aber doch in meinen Leidenſchaften. Anſtatt zu vergeben, verachte ich; anſtatt demüthig zu ſeyn, wie ich glaubte, daß ich wäre, bin ich ſtolz und hart. Rührt mich etwas Gutes, das ich oder ein Anderer — Beides läuft auf Eins hinaus — gethan hat, ſo bin ich empfindlich, intolerant. Sieh, der Menſch bekommt ſogleich an Fehlern wieder, was er durch irgend eine gute Empfindung wegſchaffte. Sein Gewiſſen, wenn er eins hat, dient meiſtens nur dazu, ihm die Fehler Anderer zu zeigen.

Mein Schwager iſt der Alte: reich, geſund, angeſehen, redlich; und bei dem allen macht er ſich das Leben ſo ſauer, wie einer. Warum? Um gar nichts. Er will Herr im Hauſe ſeyn. Seine Tochter betriegt und eine alte Baſe quält ihn; ſein Sohn, ein guter Menſch, iſt unglücklich. Das thut alles nichts; er muß Herr im Hauſe ſeyn.

An eine ſolche Idee ſetzen die Menſchen oft ihr ganzes Wohl! Mein Schwager will Herr ſeyn, und iſt darüber nicht mehr Vater, hat darüber keinen Menſchen, der ihn liebt. Der Sohn iſt gut, brav, und hat Charakter. Schikke Geld, lieber Brauns; auch meiner Schweſter Sohn muß Geld haben. — Da wohnt hier in L*** ein Herr von ***; der borgt von einer armen Wittwe ihr Letztes, und weiß, daß er nicht wieder bezahlen kann. Wie muß einem ſolchen Menſchen zu Muthe ſeyn!

Ich war ſchon entſchloſſen, der himmliſchen Gerechtigkeit einmal ins Amt zu fallen, und kaufte für ein Paar tauſend Mark Wechſel von dem Schurken auf, damit ich ihn ſetzen laſſen könnte: ſo hatte ich mich erboßt. Aber da höre ich, daß dieſer Menſch, bei aller Niederträchtigkeit, ſeinen alten Kutſcher, der ſeit zehn Jahren an der Gicht krank liegt, und deſſen Familie erhält. Ich erkundige mich näher, gehe ſelbſt, und es hat ſeine Richtigkeit. Der Herr von *** iſt ein ausgemachter Schurke; aber er läßt doch den Kutſcher, der ihn einmal unter flüchtigen Pferden weggeriſſen hat, keine Noth leiden. „Gott mag es richten!" ſagte ich, und zerriß ſeine Wechſel.

Ich bin bei der Wittwe geweſen, die er hat betriegen wollen. Mein Neffe geht da aus und ein. Das freuet mich, ob ich gleich gewaltig finſtere Geſichter machte, als ich die Tochter ſah; denn — Brauns! Brauns! wann werde ich das vergeſſen! — ſie ſieht aus, wie meine Tochter, als ſie hinabſtürzte — gerade ſo unſchuldig, ſo freundlich, ſo gut. Ach, wenn ich jezt ein Mädchen ſehe, dem die Unſchuld im Geſichte lacht, ſo iſt es immer meine Julie. Alter, ich lebe zwar; aber es iſt doch ſchwer, ſo allein zu leben! Schicke Geld. Gott befohlen!

Habe ich je einen Brief luſtig geendigt, wie ich ihn wohl anfange? Sieh, wenn die Feder ſo langſam auf dem Papiere fortrückt, und die ſchwarzen Züge mahlt, die man erſt verſteht, wenn der Punkt da ſteht — ſo kommt ſie mit immer vor, wie mein Schickſal. Werd' ich das verſtehen, wenn Gott einmal mit mir Punkt macht? Unter dem Schreiben hat man Zeit traurig zu werden. Die Hand geht langſam vorwärts, und die Seele windet um die geſchriebenen Zeilen oft ganz andere Gedanken, als die Feder ſchreibt. Es würde dem Leſer manchmal ſehr wohlthun, wenn er die ungeſchriebenen Zeilen leſen könnte. Die meinigen weißt du, lieber Brauns; ſie heißen: Julie und Mariane. Gott befohlen!

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L***.

Ja, mein Lieber, das iſt es, was ich meine. In dem Häuschen der Wittwe habe ich gefunden, was mein Herz ſuchte: gute, glückliche Menſchen. Mutter und Kinder leben mit einander, für einander, ohne Sorge und ohne Haß. Wie ſoll ich Ihnen das ausdrücken? Sie ſind arm, die Erfüllung ihrer Wünſche iſt ſchwer, faſt unmöglich; und gerade eben das, was bei tauſend Andern Entrüſtung und Elend hervorbringen würde, ſcheint die Quelle ihres Glückes zu ſeyn. Der Sohn ſoll ſtudieren: dieſer Eine Wunſch verſchlingt alle andern; um ihn erfüllt zu ſehen, ſorgt die Mutter, arbeitet die Schweſter; für ihn entziehen ſie ſich jeden andern Genuß, jene den Schlaf, dieſe allen Putz. Der Sohn will ſtudieren, um Beiden beſſere Tage zu verſchaffen. Alle Drei arbeiten unabläſſig an ihrem allgemeinen Glücke. O, der einfachen, mißtrauenloſen Güte! Der Sohn lieſt, ſchreibt; und ein Blick auf ſeine Mutter, auf ſeine Schweſter, giebt ihm Muth und Anſtrengung.

Mutter und Schweſter lächeln ihm zu, und ſchweigen bei ihrer Arbeit ſtundenlang, um ihn nicht zu ſtören; denn er arbeitet ja für ſie. So vergißt von dieſen drei Menſchen jeder ſich ſelbſt, um für den andern zu leben; ſo ſchlagen hier drei Herzen für einander in ewiger

Dankbarkeit, in Liebe, in ſüßen Aufopferungen, und die ſchönſte Menſchlichkeit hat in dem Häuschen dieſer Wittwe ihr Heiligthum.

O, und in dem engen Raume ihres Stübchens haben dieſe Menſchen alles, was zum Vergnügen, ſogar was zur Pracht gehört! Was fehlte ihnen, das wir Reichen hätten? Nichts, in der That, nichts! Da ſteht ein kleines, elendes Klavier, aber groß und wohlklingend genug, um die Freude zu beleben. Nach einer Stunde Arbeit ſpringt der Sohn auf, öffnet das Inſtrument, und ſpielt ein Lied. Mutter und Tochter ſingen mit wirklich ſchönen Stimmen leiſe dazu, und an dieſem Koncert haben ſie mehr Freude, als wir an den unſrigen, wo Geſchwätz und die Gegenwart ſo vieler unmuſikaliſchen Menſchen, denen man die lange Weile anſieht, die ganze Zauberei der ſchönſten Muſik vereiteln. Ueber dem Klaviere hängt ein wirklich vortrefflicher Engliſcher Kupferſtich: ein Knabe, der mit Thränen in den Augen zwei ſchönen Mädchen ſeinen Schiffbruch erzählt. Dies Blatt, das einzige im Zimmer, iſt ein Geſchenk von einem ehemaligen Mitſchüler des jungen Silbermann, und für die Familie eine ganze Gallerie. O, Sie ſollten ſehen, wie das Geſicht der Tochter ſich verklärt, wenn ſie vor dieſes Bild tritt! Sie ſollten hören, wie mannigfaltig Mutter, Tochter und Sohn es nach den Bedürfniſſen ihrer Empfindung kommentiren; wie ſie Troſt, Muth und Liebe aus dieſem einzigen Bilde ſchöpfen! Der Künſtler würde in dieſem Stübchen den ſchönſten Lohn ſeines Talentes ernten.

Wie wenig iſt doch der Reichthum gegen einfache Genügſamkeit! Welch ein hohes Glück liegt in Vertrauen und ſtiller Liebe!

Könnte ich Ihnen doch die gutherzige Ruhe, die einfache, nichts bedürfende Selbſtgenügſamkeit dieſer Menſchen ſchildern! Sie leben von einem Tage zum andern heiter bei Arbeit und Liebe, und ſchweifen mit keiner unruhigen Hoffnung in die Zukunft. Jeder Tag bringt ſie ja der Erfüllung ihres einzigen Wunſches, den Sohn und den Bruder in einem kleinen Amte zu ſehen, ſo ſicher näher. Das hoffen ſie ſo kindlich, mit ſo vielem Vertrauen, daß ich mein letztes Goldſtück mit ihnen theilen würde, um ſie dieſen Glauben nicht verlieren zu laſſen.

Selbſt meine Beſuche — ich meinte, es müßte Eindruck auf ſie machen, daß ich, der Sohn eines ſo reichen und angeſehenen Mannes, zu ihnen käme. Aber mit nichten! Sie ſehen mich gern, weil ſie mich lieben; dies iſt Alles. Die Tochter nennt mich mit einer ſo ruhigen Freundlichkeit „Herr Vetter," als ob ich mit ihr erzogen wäre. Jeder kommt, geht, und treibt ſeine Geſchäfte, ohne ſich um mich zu bekümmern. Ich trage zu ihrem Glücke weiter nichts bei, als daß ich dem Sohne Bücher leihe, an denen es ihm fehlt, und daß ich ihn die Ausſprache des Engliſchen lehre.

Um es Ihnen nur zu geſtehen — bisweilen, wenn ich das Mädchen, die holde Unſchuld ihres Geſichtes, die ſchlanke feine Geſtalt, die heitre Schönheit betrachte, wünſche ich, daß ich ihr mehr ſeyn möchte, als ich bin. Ich ſetze mich zu ihr, und ſpreche; aber ſie antwortet mir gerade, wie ihrer Mutter, mit einer Ruhe und Unbefangenheit, über die ich oft ein wenig verdrießlich werde. Sie ſieht nicht, wie ſehr ich ſie achte; ſie bedarf keines Herzens, das ſie liebt: die Liebe ihrer Mutter und ihres Bruders iſt ihr genug.

Derſelbe an Denſelben.

L * * *.

Sie warnen mich vor der Liebe, mein Guter. — Warum ſollte ich es Ihnen nicht ſagen? Ja, ich liebe das Mädchen; nur nicht, wie Sie meinen, mit jener heftigen, zerſtörenden Leidenſchaft. Ich liebe das Mädchen; das heißt — Sonderbar, daß ich Ihnen nicht ſagen kann, *was* ich, und *wie* ich fühle! Vergleiche ich meine Empfindung mit dem, was man gewöhnlich von der Liebe ſagt, ſo müßte ich wohl ſagen: ich liebe ſie *nicht*.

Ich ſitze und ſinne, lege die Hand an die Stirn, um Ihnen zu beſchreiben, wie mir iſt; und es ärgert mich, daß ich, ſo lange ich auch meine Empfindungen anatomire, Ihnen weiter nichts ſagen kann, als: ich bin dem Mädchen gut. Ja, dieſes nichts geltende Wort, dieſe kalte Redensart, drückt meine Empfindung aus. — Ich bin alle Tage hingegangen; und jedes Mal ſagte ich zu mir ſelbſt: welch ein vortreffliches Geſchöpf! Jede Stunde, die ſie mit mir ſprach, gab mir immer ſtärker und lebendiger den Anblick der ſchönſten Seele, eines reinen, richtigen Verſtandes, und eines heitern, unſchuldigen Herzens.

Es iſt übel, daß gerade die höchſte Schönheit, die reinſte Tugend, ſich nicht beſchreiben läßt. Beſchreiben Sie einem, der nie den Himmel geſehen hat, das reine blaue Gewölbe an einem ſchönen Sommertage. Von dieſem erhabnen, einfachen Schauſpiele kann man weiter nichts ſagen, als: ſieh es! Der Anblick läßt ſich nicht beſchreiben, weil er ſo höchſt einfach iſt. Und ſo verhält es ſich auch mit der Vollkommenheit dieſes Mädchens. Ich müßte Ihnen Wort für Wort alle ihre Geſpräche herſetzen; aber dann würde ihnen wieder der Geiſt fehlen, der ſie beſeelt — das lebendige Lächeln bei dieſem Worte, der zärtliche Ton bei jenem, das freundliche Auge, der ſtille verſinkende Blick, die unmerkliche zärtliche Trauer in der Stimme, und dann das raſche Aufwallen der Freude in Ton, Auge, Gang und jeder Bewegung. Sagen kann ich nichts; aber ich fühle, wie lieblich dieſes Mädchen iſt.

In einem ſolchen Geſpräche faſſe ich mit höchſt zärtlicher Empfindung ihre Hand; mein Auge funkelt, meine Wangen glühen. Ich fühle im Innern, daß ſie mich glücklich machen, daß ſie mich lieben muß, wenn ich glücklich werden ſoll. Aber keine ihrer Empfindungen antwortet der meinigen; ſie bleibt ſo ruhig, wie ſie war, geht den Augenblick heiter an das geringfügigſte Geſchäft, verläßt, wenn es nöthig iſt, das Zimmer, und ſagt lächelnd: adieu!

Sie verſichert mir auch wohl, daß ſie mir gut iſt, doch mit einer Heiterkeit, mit einer ſo unbefangenen Ruhe, daß ich beinahe die Hoffnung aufgeben möchte, jemals ihr Herz zu rühren. Zuweilen glaube ich an kleinen Zügen zu bemerken, daß ich ihrem Herzen nicht gleichgültig bin; aber wenn ich dann wieder daran denke, wie ſie neulich, als ihre Mutter wegen einer Schwäche zu Bette liegen mußte, die ganze Zeit, die ich da war, bei ihr in der Kammer blieb, und auch nicht einen Augenblick fand, mir ein Wort zu ſagen; wenn ich ſehe, wie ſie über ihren Bruder mich ſo gänzlich vergißt, und dann wieder — Ich fühle nur, daß ich Theil an ihrem Herzen haben muß. Stundenlang ſpreche ich ſie allein, nehme mir vor, das Geſpräch ins Leidenſchaftliche zu ſpielen, und leite auch ſchon dazu ein; ſie blickt mich aber verwundert an, glaubt, ich wolle ſcherzen, lacht, und iſt ſogleich wieder in ihrem ruhigen Tone.

„Unſchuld!“ werden Sie ſagen; und auch ich denke das. Müßte ich glauben, es wäre Gleichgültigkeit gegen mich . . .! Wäre ich mein eigener Herr, könnte ich, was ich wünſche; ſie würde, troß ihrer kalten Ruhe, in wenigen Wochen meine Gattin. Ihre Liebe zu mir wäre dann wie die Liebe zu ihren Verwandten; ſie würde glücklich ſeyn, und mich glücklich machen. Denn, ſagen Sie, was iſt die leidenſchaftliche Begierde in der Liebe anders, als bei dem Manne verſteckte Sinnlichkeit, und bei dem Weibe rege Eitelkeit? Sie würde mich wie ihren Bruder lieben; und — ich ſollte verlangen, was ſie nicht geben kann, ohne ihre reine Unſchuld, ihre einfache Demuth zu verlieren?

Dieſe hoffnungsvollen Träumereien, lieber Freund, führen mich jetzt leicht über den rauhen Weg, den ich mit meinem Vater gehen muß. Meine Seele iſt bei dem Mädchen; ich überhöre meines Vaters harte Vorwürfe, und der alten Judith heilige Ermahnungen. Adieu.

Derſelbe an Denſelben.

K***.

Ich habe Ihnen allerlei Nachrichten von mir zu geben. Zum Exempel — mein Vater hat ſich vorgenommen, mich zu verheirathen, und zwar an eine gewiſſe Mamſell Willmanns, deren Großvater den Grund zu ſeinem nachherigen Glücke gelegt hat. Dazu iſt er feſt entſchloſſen; und ich bin eben ſo feſt entſchloſſen, ſie nicht zur Frau zu nehmen. Auf den Ausgang der Farce, die wir einem hohen Publikum auf unſere Koſten geben werden, bin ich ſelbſt ungemein begierig; denn, ſehen Sie nur, wir Schauſpieler haben unſre Rollen ganz zum Erſtaunen einſtudiert. Mamſell Willmanns iſt, wenn ſie uns beſucht, unerträglich freundlich, ſitzt bei der alten Judith ganze Stunden, giebt ihr eine Geſchichte aller Familien in der Stadt, und zählt ihr alle heimlichen Sünden auf, die begangen ſind, oder noch begangen werden können.

Judith betet jetzt nie, ohne die allerliebſte Mamſell Willmanns mit in ihr Gebet einzuſchließen. Die alte Madame Willmanns rechnet meinem Vater, um ſeine Dankbarkeit im Gange zu erhalten, beſtändig vor, was ihr Vater an ihm gethan hat; und mich — mich betrachten ſie Alle wie einen Ballen Waaren, der zum Verkaufen zu ſchlecht, aber zu einem Beweiſe der Dankbarkeit noch immer gut genug iſt.

Himmel und Erde! dahin wäre es gekommen? Mein Vater verhandelt mich, und hinter meinem Rücken! Noch hat man mir nicht ein Wort davon geſagt; aber richtig, dafür ſtehe ich Ihnen, iſt Alles, bis auf die Ablieferung der Waare.

Und die Art, wie ich es erfuhr! — Gieb mir Geduld, guter Himmel! ſag' ich mir jeden Augenblick. — Vom Comptoir gehe ich nur zu der Familie Silbermann; alſo könnte man wohl mehr thun, als mich verloben, ohne daß ich es merkte. Ich hatte nach und nach meine Bücher dahin geſchafft, und mich dort ganz eingerichtet. Meine ſchönſten Kupfer hangen bei Auguſten (ſo heißt das theure Mädchen), und ich lehrte ſie zeichnen. O, ich lebte da Stunden voll Seligkeit. Mir fehlte, um ganz zu dieſer Familie zu gehören, nur noch ein Name. Aber wenn ſie mich auch Sohn, Mann und Bruder nennten, ſie würden mich nicht mehr lieben, als jetzt, da ich nur ihr Freund oder Bekannter bin.

Mein Vater ging, wie alle Jahre, einen Monat auf das Land. Ich hatte mir ſeinen Unwillen zugezogen; er wollte mich beſtrafen, und ſagte rauh: „du bleibſt!" Lieber Gott, ich hätte ihm die Hände dafür küſſen mögen.

Nun hatte ich einen ganzen Monat, eine

Ewigkeit, glücklich zu ſeyn, und ich ließ keinen Augenblick davon verloren gehen. O, dieſe Tage des Glückes, der höchſten menſchlichen Freude, müſſen für mich wieder kommen! Wie will mein Vater den Kampf mit mir aushalten; mit mir, der ich tauſend Leben, wenn ich ſie hätte, an noch Einen ſolchen Monat ſetzte! — Eine kleine Krankheit der Mutter kam mir zu Statten. Der Arzt rieth Bewegung an, und ich ſchlug eine Spazierfahrt vor. Die Mutter fand das bedenklich, weil ſie eine arme Wittwe wäre; doch ich wußte bald Rath zu ſchaffen. Sie und Auguſte verhüllten ſich in dichte Kappen, und wir gingen vor das Thor, wo uns ſchon der Miethswagen eines Menſchen erwartete, der mir vollkommen ergeben iſt, weil meine ſelige Mutter ihn durch mich einmal aus Noth und Elend gerettet hat. Das für Auguſten ganz neue Vergnügen zu fahren, hob ihre natürliche Heiterkeit. Wir fuhren nach Z * * *. Sie kennen ja das liebliche, einſame Dörfchen mit ſeinem ſchönen Wäldchen, das Niemand aus L * * * beſucht, weil kein Tanzſaal darin iſt. Für Eſſen und

Trinken hatte ich geſorgt, und wir brachten Herzen voll Freude mit.

Errathen Sie nun bald? Hier in dieſem lieblichen Gehölze, wo tauſend Nachtigallen ſchlugen, lagerten wir jungen Leute uns erſt mit der Mutter, und ſchwärmten dann umher. Auguſte, die vielleicht nur alle Monate einmal einen kurzen, langſamen Spaziergang auf dem Werder unter den Weiden macht, war in der vollen, ſchönen Natur ſehr fröhlich. Denken Sie Sich das liebliche Mädchen mit roſenrothen Wangen, mit lachenden Augen, mit dem hohen Genuſſe eines ſo ſeltnen Vergnügens in der Bruſt, wie ſie ſich ihrer Freude ganz überläßt, jezt umherſchwärmt, nachdem ſie einige Augenblicke neben mir auf dem Boden geſeſſen hat, dann mit fröhlicher Stimme laut ſingt, dann ein Echo anruft, über das ſie erſtaunt, weil ſie zum erſten Male eins hört, aber bald, weil ein Bauer durch das Wäldchen geht, ſich furchtſam und beſchämt wieder zu uns ſchleicht. — Nun ging ſie an meiner Seite hüpfend in das Dorf, eine Milch zurecht zu machen und den Braten aufzuſchneiden. Wenn Sie doch wüßten, welch ein Geiſt des angenehmſten Zutrauens aus dieſen kleinen Geſchäften, die man gemeinſchaftlich verrichtet, hervorgeht!

Denken Sie nun, wie wir da im Graſe unter den Bäumen aßen, und ſcherzten, als das einzige Glas Champagner, wozu ich Auguſten beredete, den Lauf ihres Blutes ſchneller machte. Einen glücklichern Tag werde ich nie wieder haben! Es war, als bräche ihre Liebe nur in der Freude hervor, wie bei Andern nur in Schmerz und Verzweiflung. Sie hing mit einem ſeelenvollen, kindlichen Vertrauen an mir, weil ſie ſich glücklich fühlte. — Manchen Abend beſuchte ich mit ihr und ihrem Bruder heimlich das Schauſpiel. So lebten wir einen Monat, und waren ſehr glücklich. Jetzt zeigten ſich bei ihr zuweilen Spuren einer hohen, fühlenden Liebe. Ein ſtiller Blick, ein leiſer Seufzer, ein Händedruck, ließen mich einen Augenblick in das ſchöne Herz ſehen, das ſich ſelbſt nicht kannte.

„Ob ich krank werden ſoll?" ſagte ſie mir einmal mit einem himmliſchen Zutrauen. —

Wie ſo? — „Mir iſt jetzt bisweilen ſo bange, ſo . . . ich weiß ſelbſt nicht, wie. Ich habe nie an Ahnungen geglaubt, und doch wollt' ich ſchwören, daß mir etwas bevorſtehen muß. Mein Herz iſt ſo unruhig, als ob ich unglücklich werden ſollte; und doch bin ich jetzt ſo glücklich, wie ich noch niemals war.“ — Nun wie iſt Ihnen denn, Auguſte? fragte ich lächelnd. — „Ja, ich wollte, Sie fühlten es ſelbſt; beſchreiben kann ich es nicht. Glauben Sie wohl, daß ich bisweilen ſo einfältig bin, zu denken, Ihnen müſſe ein Unglück zugeſtoßen ſeyn? Es iſt mir, als hörte ich Sie gehen, ſeufzen — gerade, als ob Sie Sich nach uns ſehnten.“

Da haben Sie nicht unrecht, liebe Auguſte. Ich ſehne mich jeden Augenblick nach Ihnen; und ſo iſt es mir lieb, ſehr lieb, daß Sie meinen Gang und meine Seufzer hören.

Sie lachte; aber dabei verſicherte ſie mir ſehr eifrig: es wäre ihr immer, als müßte ich kommen. Ich war gerührt wie ein Kind, faßte feierlich ihre Hand, und ſagte ſehr ernſt:

Gott gebe, liebe Auguſte, daß wir uns, ſo lange wir leben, nach einander ſehnen!

Sie ſah mich ſtarr an, und auf einmal ſtiegen Thränen in ihre Augen. Doch nicht lange, ſo lachte ſie wieder, und ſagte: „ſehen Sie nur, ſo iſt es! Was war da nun an Ihrer Antwort zu weinen? Aber ſo bin ich jetzt!“ Ich faßte ihre Hand, und drückte ſie an meine Augen, die auch nicht trocken geblieben waren. Sie ſprang auf, und verließ mich mit einer Art von Heftigkeit.

Die Mutter ahnet, daß ich Abſichten auf Auguſten habe; doch zugleich ſcheint ſie es für unmöglich zu halten, daß ich es ernſtlich meinen könne. Sie gab mir einmal, als wir Beide allein waren, zu verſtehen, daß ihre Tochter vielleicht Hoffnungen faſſen möchte, die ſie unglücklich machen würden. Ich fragte lächelnd: Sie halten mich doch für rechtſchaffen? — Ihre Antwort war ein freundlicher Blick. — Nun, ſo will ich mir das zur Warnung geſagt ſeyn laſſen. Meinten Sie es nicht ſo, liebe Baſe? — Sie ſeufzte. „Aber Auguſte,“ fing ſie nach einigem Nachdenken wieder an, „darf von unſerm Geſpräche nichts wiſſen.“ — Der ganze Sommer verging ſehr glücklich. Auguſtens reine Liebe entfaltete ſich immer mehr; doch endlich kam der Tag, an welchem ſie die erſte Thräne des Kummers weinen ſollte.

Ich ging, wie gewöhnlich, zu der Familie. Auguſte ſah unruhig aus, und ihre Augen ſchienen roth zu ſeyn. Sie empfing mich freundlich, aber etwas heftig. Ihre Unruhe nahm zu, und die Mutter ſeufzte einige Male. Ich ſah Beiden abwechſelnd ins Geſicht, vermuthete einen häuslichen Verdruß, und fing ein gewöhnliches Geſpräch an. Die Mutter ſchien mehr als Einmal etwas auf der Zunge zu haben, und es gewaltſam zu unterdrücken. Endlich ſagte ſie mit einem Seufzer, den ſie verbergen wollte: „und Sie ſind Bräutigam, Herr Vetter?“ — Ich? fragte ich lachend, von wem denn?

Von der Mamſell Willmanns! Der Prokurator Grohmann hat ja vorgeſtern die Eheſtiftung in Ihrem Hauſe aufgeſetzt.

Ich hatte daran noch mit keinem Gedanken gedacht; jetzt aber war es mir auf Einmal hell, daß es ſich ſo verhielt, wie die Mutter ſagte. Ihre Worte durchdrangen mich, wie ein nagendes Gift. Ich legte die Hand vor die Stirn, und rief in der Betäubung: „ja, bei Gott! Sie haben Recht!“ Jetzt verſtand ich das Geziſchel, und begriff den Beſuch des Prokurators Grohmann; jetzt war mir Alles klar und deutlich. Der Gedanke, verkauft zu ſeyn, ohne daß man mich befragt hatte, erbitterte mich. Ich ſprang auf, nahm meinen Hut, ſagte Adieu, und eilte nach Hauſe.

Mein Vater war ausgegangen. Judith ſchwatzte — ich weiß nicht was. Ich warf meinen Hut heftig auf den Tiſch, und trat ihr näher. Mein Oheim faßte meine Hand, und ſagte in ſeinem gewöhnlichen Tone: „geh auf dein Zimmer, junger Menſch! Dir ſteht der Zorn auf der Stirn. Nach einer Stunde magſt du der frommen Judith antworten.“ — Wie? rief ich erhitzt; wie? Hier, hier . . . — Er ſchob mich zur Thür hinaus, und ging mit mir. — „Mit wem willſt du eigentlich zanken, Wilhelm? Iſt es dir gleichviel, ob mit

Dieſem oder Jenem, ſo nimm mich." — Ich bin an die Willmanns verkauft! rief ich. — „Verlobt!" ſagte mein Oheim kalt; „du und dreißig tauſend Thaler. Dir ſcheint das nicht zu gefallen, Wilhelm. Haſt du Ruhe genug, mich anzuhören?"

Ich nahm einen Stuhl. Er ſetzte ſich neben mich, ergriff meine Hand, und ſagte in einem ſehr ernſten, aber auch ſehr zärtlichen Tone: „es iſt ein großes Verdienſt, junger Menſch, ſeinem Vater zu gehorchen, ſelbſt in unbilligen Dingen." . . . .

Das ſagen auch Sie, lieber Oheim? Ich wendete mich zu ihm, und ſah ihn ſtarr an.

„Ich ſage das; gerade ich. Ein ungehorſamer Sohn ſpielt eine ſchwere Rolle, auch wenn er Recht hat. Ich kenne ſie; denn ich habe ſie ganz ausgeſpielt. Haſt du Luſt, einen alten Mann erzählen zu hören, der auch einmal jung war, wie du? Mein und deiner Mutter Vater war ein harter Mann, und ich ein Burſche voll Kraft und Lebens, der ſeinen eigenen Willen hatte, und dem nichts in der Welt zu hoch ſchien. Als ich ein Zwanziger

ziger war, und deine Mutter achtzehn, da ſollten wir heirathen. Ich wollte ſo wenig, wie ſie, weil ich in England ein Mädchen kennen gelernt hatte, das ich mit vollem Herzen liebte." Er wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen; dann fuhr er gerührt fort. „Ich war nicht mit dem Mädchen verſprochen, und konnte alſo thun, was mir recht ſchien. Nun ſchien es mir aber recht, glücklich ſeyn zu wollen, und nicht, meinem Vater zu gehorchen. Deine Mutter war ſtärker als ich. Sie heirathete deinen Vater, obgleich ein junger, edler Mann ihr Herz hatte. Nach und nach vergaß ſie ihre Liebe, und ſie iſt glücklich gewesen: ſie war Mutter, und konnte ihrem Vater die Augen zudrücken. Ich ging, weil mein Vater nicht wollte, wie ich, in die Welt. Da hatte ich denn Verbindungen, Freunde, Glück, erwarb mir Vermögen, und bekam das Mädchen, das ich liebte, zur Frau. Sie gab mir eine Tochter."

Hier ſchwieg er lange. Er ſchien Muth zu ſammeln, fing einige Male an, und ſtockte wieder. Endlich fuhr er fort: „ich war glücklich, ſehr glücklich, und danke Gott dafür. Und was war mein Glück? Gatte, Vater zu ſeyn. Auf einer Seereiſe, die wir Alle machen mußten, wurde meine Frau in einem langen Sturme krank. Sie ſtarb, weil wir weit verſchlagen waren und es ihr an aller Erquikkung fehlte. Der Körper wurde ins Meer verſenkt. Meine Tochter, meine Julie, folgte dem Leichnam auf das Verdeck. Sie ſtand weinend an der Oeffnung der Galerie, und bog ſich hinaus. Ein Windſtoß, eine Welle; — ſie ſtürzte hinüber, ſank . . . und ich . . .“ — Hier ſtand der alte Mann auf, und ging an das Fenſter. Nach fünf Minuten kam er wieder.

„Ich möchte für aller Welt Glück nicht, daß ſie nicht meine Frau und Tochter geweſen wären; aber hätte ich meines Vaters Willen befolgt, ſo würde ich Weib und Kind nicht ſo verloren haben. Wäreſt du ſtark genug, mein Sohn, dieſen Gedanken, der ſich aufdringt, nicht anzunehmen? Es iſt verdienſtlich, ein gutes Kind zu ſeyn. Deine Mutter hat es in der letzten Stunde ihres und meines

Vaters erfahren, als ſein ſterbender Mund nur ſie mit frohen Dankgebeten nannte."

Sie glauben nicht, wie tief dieſe Worte in mein Herz drangen. Ich antwortete nicht, legte die Hand an die Stirn, und eine Stimme in meinem Herzen ſagte: er hat Recht. Unterdeſſen ging er ruhig im Zimmer auf und nieder, bis ich die Hand von den Augen wegnahm und ihn anſah. Er runzelte die Stirn, und hob langſam an: „wie es ſcheint, Wilhelm, haſt du Luſt, den Ehrenkranz der Selbſtüberwindung zu verdienen. Wenn dein Vater jetzt hier wäre und ſagte: lieber Sohn, thu es mir zu Liebe; ich glaube, er hätte gewonnen. Ein junger Menſch muß freilich raſch ſeyn zum Guten, muß in Feuer und Waſſer ſpringen, ohne zu fragen: wie heiß iſt jenes, und wie tief dieſes? Das aber, lieber Wilhelm, iſt nicht Tugend, ſo wenig wie die kalte Beſonnenheit der Grauköpfe. Pyrrhus ſchlug die Römer öfters; und zuletzt war er doch der Ueberwundene. Ein ſchönes Bild für Jünglinge, und für alle Menſchen. Sieh, Wilhelm, es iſt der Menſchen Unglück, daß ſie einen raſch gefaßten, edlen Entſchluß ſchon für Tugend halten. Wäre es mit edlen Entſchlüſſen gethan, es gäbe keine tugendhafteren Weſen als die Menſchen. Die edle Entſchließung ausführen, iſt immer noch ſehr wenig; das Opfer, welches man der Tugend gebracht hat, nicht bereuen, und es tauſendmal wieder bringen: das, Wilhelm, das allein iſt Tugend. Ueberlege! Dein Vater will, du ſollſt die Willmanns heirathen. Ihm gehorchen, iſt wenig. Aber du ſollſt deine Frau lieben, ſie glücklich machen, ihr verſchweigen, daß du deinem Vater ein Opfer gebracht haſt; du ſollſt glücklich in ihren Armen werden. Nicht vorn am Anfange der Laufbahn hängt der Kranz für den Sieger, ſondern ganz am Ende. Die Jünglinge, und leider wir Menſchen alle, glauben gar zu gern, auslaufen heiße ſchon ſiegen. — Du ſollſt über die Zufriedenheit deines Vaters, aber auch über das Lebensglück der Willmanns entſcheiden. Beſinne dich, wähle; und dann handle, wie ein Mann!"

Nun warf ich mich an ſeine Bruſt, und

entdeckte ihm meine Liebe zu Auguſten. Er hörte mich ruhig an. Als ich fertig war, und auf ſeine Antwort hoffte, ſtand er auf, und ſagte: „hm! hm!“ Ich bat ihn um ſeine Meinung. „Es iſt nichts leichter, Wilhelm,“ fing er mit Kopfſchütteln an, „als ſeine Meinung über jeden Fall in der Welt zu äußern. Ich könnte dir zum Exempel ſagen: du biſt ein junger Menſch, der ſich leicht täuſchen läßt; die Liebe vergeht, wie alle Leidenſchaften; der Menſch kann, was er ernſtlich will. Im Allgemeinen hat das auch ſeine Richtigkeit. Aber deinen Fall kann ich nicht beurtheilen, und kaum du ſelbſt kannſt es. — Ueberlege, was recht iſt, prüfe ruhig, denke an die ungewiſſe Zukunft, ſtelle dich zwiſchen deinen Vater und deine Geliebte; denke dir, daß der Augenblick deiner Wahl der letzte deines Lebens wäre, und dann wähle! Der Menſch ſoll nicht glücklich, er ſoll gerecht ſeyn: das vergiß nicht! Dann wähle, dann ſey ein Mann, und handle.“

Mit dieſen Worten ging er, und überließ mich meinen Gedanken. Ich habe geprüft, und werde handeln. Darf ich Auguſten verſinken laſſen? Sagen Sie, darf ich? Und wollte ich mein Glück nicht achten: darf ich Auguſten opfern? Ich bin zu Allem entſchloſſen, zu Allem, nur nicht Auguſten fahren zu laſſen. Es wird ſchreckliche Scenen geben; aber ich muß, ich muß! Leben Sie wohl.

Derſelbe an Denſelben.

L * * *.

Es iſt vorüber. Ich fühle mich beſſer, freier größer, edler. Den Tag nachher, als ich meinen letzten Brief an Sie geſchrieben hatte, als ich eben im Begriff war, zu Auguſten zu gehen, und ihr zu ſagen, daß ſie meine Gattin werden ſolle, kam ein Bedienter, und beſtellte mir: ich möchte zu Hauſe bleiben, weil Geſellſchaft käme, bei der ich nöthig wäre. Um drei Uhr fuhren Willmanns vor, Mutter und Tochter prächtig gekleidet; dann kamen Herr und Frau von * * *, eben die, mit denen ich den Handel wegen der tauſend Mark gehabt habe, nahe Anverwandten von Willmanns; dann ein Paar Notarien, dann unſre ganze liebe Sippſchaft, ein Schwarm ſehr demüthiger Baſen und Tanten. Ich wurde gerufen. Mein Oheim kam mir an die Saalthür entgegen, und ſagte: „haſt du überlegt?“ — Ja. — „Biſt du entſchloſſen?“ Ja. — „So geh' in Gottes Namen! Man erwartet dich.“ Als ich in den Saal trat, hefteten Aller Blicke ſich auf mich, und bald entſtand ein allgemeines Geſumſe, weil man anfangen wollte zu gratuliren. Mein Vater befahl mit einem lauten Pſt! Stillſchweigen, und jeder zog ſich wieder an ſeinen Stuhl zurück.

Nun hob mein Vater, in der That freundlich genug, an: „Ihr Beiden, du und deine Schweſter, mein Sohn, ſeyd hier die Hauptperſonen. Du biſt ſchon lange meiner Herrſchaft müde geweſen, und ich will dich heute losſprechen.“ Er faßte ſehr bewegt meine Hand, drückte ſie, und ſtreichelte mir die Wange. Lieber Vater, ſagte ich ſehr freundlich, gewiß ſehr kindlich, und führte ſeine Hand an meinen Mund — geben Sie mir nur eine Minute allein Gehör; nur eine einzige Minute. Es hat ſich etwas ereignet . . . — „Sind etwa Briefe aus England da?“ unterbrach er mich. Ich führte ihn, anſtatt zu antworten, durch ein Kabinet in ein entferntes Zimmer.

Liebſter Vater, hob ich an — „Großer Gott!“ rief er; „es ſind Briefe da! Iſt alles mißlungen? Sprich!“ Ich verſicherte ihm, daß nur von mir ſelbſt die Rede wäre. — „So?“ ſagte er; „nun, das hätte wohl Zeit gehabt!“

Sie wollen mich verheirathen, lieber Vater, und an Mamſell Willmanns?

„Ja!“

Haben Sie überlegt, lieber Vater . . .?

„Du willſt deinen Vater ermahnen, zu überlegen? . . . Ja; es iſt Alles, wie es ſeyn ſoll.“

Nein, mein guter Vater, es iſt nicht Alles, wie es ſeyn ſoll.

Er ſah mich ſtarr an. „Nun? was denn nicht? Willmanns ſind freilich herunter gekommen; aber deſto anſehnlicher iſt dein Etabliſſement.“

Liebſter Vater, wollen Sie denn gar keine Rückſicht auf mich nehmen?

„Wie denn ſo? Was ſchwatzeſt du, junger Menſch? Von dir iſt ja eben die Rede!"

Aber auch von meinem Glücke?

„Sieh in den Kontrakt; ich wette . . . Wilhelm, dreißig tauſend Thaler!"

Alſo um elender dreißig tauſend Thaler . . .

„Biſt du von Sinnen? Elende dreißig . . . Wie! elende?"

Lieber Vater, ich habe keine Neigung zu der Mamſell Willmanns.

„Das iſt mir lieb; ich kann das Lecken vor der Hochzeit ohnehin nicht leiden."

Ich werde nie in meinem Leben Neigung zu ihr bekommen.

„Wilhelm!" ſagte er, mich betrachtend, mit ernſterer Stimme: „du biſt ein Narr." Wie kann man das voraus wiſſen? Komm! Die Leute warten auf uns."

Ich werde nie der Mamſell Willmanns meine Hand geben.

„So? du willſt nicht? Das werden wir den Augenblick ſehen! Komm!"

Vater, ſetzen Sie das Mädchen, ſetzen Sie ſich ſelbſt nicht in Verlegenheit. Ich bin feſt entſchloſſen.

„Ja, ja!" murmelte er in Abſätzen, und ſeine Stirn zog ſich in Falten. „Das hätteſt du wenigſtens früher ſagen müſſen. Jetzt iſt es zu ſpät. Komm! Marſch!" — Er ergriff meinen Arm.

Ich habe es nicht früher gewußt.

„War auch nicht nöthig. Du unterſchreibſt, wenn ich es befehle; und damit holla!"

Vater! bei Gott!

„Marſch! Ich will doch ſehen." — Er führte mich in den Saal.

„Eine kleine unangenehme Nachricht!" ſagte er, und ſuchte ſich zu erheitern; „ſie hat aber gar nichts zu ſagen. Herr Notarius, leſen Sie da den Ehekontrakt zwiſchen meiner Tochter und Herrn Rohr. Nun in Gottes Namen gratulirt! ſetzte er befehlend hinzu. Das Betragen meiner Schweſter empörte mich. Sie nahm die Gratulationen freundlich an, legte nachher den Kopf auf die Seite, betrachtete mit einer liſtigen Miene ihren

Bräutigam von oben bis unten, lächelte bedeutend, und ſagte, daß es die Naheſtehenden, und Rohr ſelbſt, hören konnten: er nimmt mein Geld, und ich einen Mann! Voilà l'affaire!

Sie unterſchrieb. Nun heftete mein Vater einen drohenden Blick auf mich, nahm dann den zweiten Kontrakt, und wollte ſchon anfangen, zu leſen. Ich unterbrach ihn eilig: Vater, leſen Sie nicht ein Wort. Mein Herz hat ſelbſt gewählt; ich habe eine Braut. Es giebt eine Gränze, wo die väterliche Gewalt aufhört, wo des Kindes Gehorſam endigt. An dieſer Gränze ſtehe ich jetzt, mein Vater. — Ich ſagte das in der That mit vieler Ruhe und kalter Entſchloſſenheit, die mir der Leichtſinn meiner Schweſter gegeben hatte. Mein Vater betrachtete mich mit blitzenden Augen. Alle Uebrigen, beſonders die Willmanns, waren höchſt verlegen. Ich verbeugte mich, und wollte gehen. „Bleib!" rief mein Vater im höchſten Zorn, und trat vor die Thür. Er gab die Eheſtiftung dem Notarius, daß er ſie vorleſen ſollte. — „Schwager," ſagte mein Oheim kalt; „die Braut, die wir Alle noch nicht kennen, wird es dir nicht danken, wenn du ſie bekannt machſt." Mein Vater war über mein ihm ſo höchſt unerwartetes Benehmen beſtürzt. Er ſah meinen Oheim ſtarr an, und rief heftig: „er ſoll aber gehorchen!" — Lieber Bruder, ich habe nichts dawider, ſagte mein Oheim ruhig; aber du beleidigſt die unſchuldige Braut, wenn du jetzt den Kontrakt leſen läſſeſt.

Das Geſicht der alten Willmanns war hoch roth geworden, und man ſah darin ganz deutlich große Angſt. Nein, ſagte ſie auf einmal, und trat vor: wenn eine Sache ſo weit gekommen iſt . . . — Die Tochter ſchien den Zorn bekämpfen zu wollen, der ſich in dem angeſtrengten Geſichte zeigte; doch bald brachen ihre, wahrhaftig nicht ſchönen, Thränen hervor, und ſie ſagte: ich bin die Unglückliche! Mein Vater wendete ſich drohend zu mir. „Siehſt du?" ſagte er dann zu meinem Oheim. Das hieß, wie man deutlich hörte: ich bin nicht Schuld daran, daß man nun weiß, wer die Braut iſt. Er warf den Kontrakt auf den Tiſch, ſtampfte mit dem Fuße, und rief dann auf einmal laut: „er ſoll!“ Judith ging hinter mir auf und nieder, und ſagte einmal über das andere, die Hände ringend: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer! — Ich kann Ihnen das Häßliche, das Gemeine der Scene nicht lebendig genug ſchildern. Herr von * * * näherte ſich mir, und ſagte: vous remarquerez, s'il vous plait, mon ami, qu'il faudra vous rendre, par bienséance au moins. Es wird ſich geben, ſagte er verſichernd, und wollte mich zum Tiſche führen. Das machte mich böſe. Ich ſah ihn ſcharf an, und er ließ meine Hand wieder los. „Liebes Kind,“ ſagte mein Vater, und führte die Mamſell Willmanns an den Tiſch —: „haben Sie Luſt zu unterſchreiben? Er ſoll; wahrhaftig, er ſoll!“ — Ich wette meinen Kopf gegen einen Heller, Bruder, rief mein Oheim eilig; Mamſell Willmanns unterſchreibt nicht. Es iſt unmöglich! — Denken Sie Sich meinen Widerwillen! Das Mädchen ſah meinem Oheim einen Augenblick ins Geſicht, und nahm dann die

Feder. Die Mutter ſagte: „deinen vollen Namen! recht deutlich!" und die Tochter unterſchrieb.

„Il faut faire son possible, Monsieur," ſagte mein Oheim ſehr komiſch zu dem Herrn von * * *.

Oui, Monsieur; c'est ce que je ne fais que de repeter, antwortete er.

„Et c'est ce que j'ai fait tout à l'heure!" erwiederte mein Oheim, beinahe laut lachend. (Verſtehen Sie das? Mein Herz hat eine Ahnung.)

Sagen Sie, war es möglich, daß man jetzt noch glauben konnte, ich würde unterſchreiben? Mein Widerwille gegen das Mädchen hatte den höchſten Grad erreicht, und ich fand keine Neigung mehr in mir, ihrer zu ſchonen. „Nun?" rief mein Vater, und winkte mir zu. — Ich habe jetzt gar nichts mehr zu ſagen, antwortete ich ruhig. Man iſt hier von allen Seiten ſeiner Sache ſo gewiß, daß man über den Mangel meiner Unterſchrift wohl hinweg ſehen wird. — „So geh, Böſewicht!" rief mein Vater im höchſten Zorne.

Ich ging nicht einmal erſt auf mein Zimmer, ſondern ſogleich zu Auguſten: aus dem Vorhofe der Hölle in die Geſilde der Seligkeit. Unterweges fiel mir wieder ein, in welchem Zuſtande ich Auguſten das letzte Mal, vor drei Tagen, verlaſſen hatte. Ich dachte an ihre Unruhe, ihr verweintes Auge, und eilte. Sie hatte mich ſchon von Weitem geſehen, und kam mir bis in die Hausthür entgegen. Es war etwas Seltſames, etwas Scheues in ihrem Betragen. „Ach, Gott Lob," ſagte ſie, wie in ſich, „daß Sie doch nur wiederkommen!"

Habe ich denn das nicht gewollt, Auguſte? oder ſollte ich etwa gar nicht wieder kommen? — Sie wurde verlegen. „O nein," ſagte ſie erröthend; „aber ich dachte, oder vielmehr die Mutter . . . Sie ſind in drei Tagen nicht hier geweſen!" ſagte ſie halb und halb trotzend, doch in Scherz. Die Mutter empfing mich ſehr freundlich, aber doch etwas förmlicher, als gewöhnlich. Wir fingen ein Geſpräch an; allein es ſtockte mit jeder Minute. Ich fragte Auguſten nach ihrer Zeichnung, die ſchon vor drei Tagen beinahe vollendet geweſen war; und ſie hatte gar nicht daran gearbeitet.

Mit Ungeduld wartete ich auf die Stunde, da die Mutter, nach der Einrichtung ihres kleinen Hausweſens, uns allein laſſen mußte; aber ſie ſaß heute unverrückt auf ihrem Stuhle, und ſpann. Man ſprach nicht von meiner Heirath, und ich bemerkte, daß Auguſte ſich in Acht nahm, nur von weitem darauf zu kommen. Sie war ängſtlich, und ſah oft ihre Mutter an, als ob ſie fragen wollte: ſpreche ich auch nicht zu viel? Auf einmal fuhr mir, ich weiß ſelbſt nicht wie, der Gedanke durch den Kopf, das könne ſo verabredet ſeyn. Ich ſchlug Auguſten, da es ein ſchöner mondheller Herbſtabend war, einen Spaziergang vor, wie wir ſchon öfter einen gemacht hatten. Die Mutter ſuchte eine Entſchuldigung, die ich aber nicht gelten ließ. Auguſte mußte ihren Mantel umnehmen, obgleich die Mutter nur ſeufzend einwilligte.

Ich ging, ohne auf Auguſtens Einwendungen zu hören, zu der Waſſerpforte hinaus, längs den Weiden am Fluſſe hin, wo ich nun mit ihr allein war. Liebe Auguſte, ſagte ich ganz ruhig; ich weiß nicht, wie es mir heute bei Ihnen vorkam: gerade, als ob Sie mich nicht gern geſehen hätten.

„Ach, um des Himmels willen, nein! Das nicht; nein, das nicht!“ ſagte ſie, und wendete ſich zu mir.

Was denn aber ſonſt, liebe Auguſte? fragte ich ſchnell. (Ihre Antwort war ein Seufzer.) Nun, da ſeufzen Sie wieder! Sie ſollen mir ſagen, was Sie haben. — Sie beſann ſich, ſeufzte noch einmal, und ſchwieg; aber ſie ließ eine Thräne auf meine Hand fallen, mit der ich die ihrige hielt. Liebſte Auguſte, Sie weinen? Bin ich denn nicht mehr Ihr Freund? Ich bitte, ſagen Sie mir Alles.

„Ich darf nicht,“ erwiederte ſie ſchluchzend; „meine Mutter hat es mir verboten.“

Liebe Auguſte, ſagte ich zärtlich, und legte meinen Arm um ihren Leib: Sie dürfen mir nicht ſagen, warum Sie weinen? mir nicht?

„Ach, es iſt viel, recht viel vorgegangen. Ich bin ſehr traurig geweſen.“

Warum denn aber? — — Nun wünſchte

ich, mein Lieber, ich könnte Ihnen die Worte des Mädchens, wie ſie aus ihrem vollen Herzen hervorkamen, mit allen den Beugungen der Stimme, mit allen den Seufzern, allen den Verbeſſerungen, dem kleinen Stocken, den Bewegungen ihrer Hände und ihres Geſichtes auf das Papier zaubern, um Ihnen von den ſüßen, überſeligen Gefühlen meiner vollen Bruſt einen Begriff zu machen.

„Ach,“ hob ſie nach einem kleinen Stillſchweigen an: „ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, es Ihnen zu ſagen; und doch ſagte ich es Niemanden auf der Welt lieber, als Ihnen. Sehen Sie, es iſt alles ſo wunderlich. Meine Mutter denkt . . . und ich fühle, daß ſie gar nicht weiß, was ich . . . Aber recht ſehr traurig bin ich geweſen.“ — Sie beſann ſich wieder. — „Nein, ich darf nicht.“

Sie dürfen mir Alles ſagen, theures Kind. Auguſte, wenn ich, wer weiß was, auf dem Herzen hätte, ich müßte es Ihnen entdecken.

„Aber,“ fiel ſie ſchnell ein: — „Sie verſchwiegen mir doch, daß Sie die Mamſell Willmanns heirathen werden!"

Davon hernach, Auguſte. Ich werde ſehen, ob Sie mich lieb haben, wie ich Sie.

„Ja, (weinend) eben . . . daß ich Sie, und daß Sie mich lieben, ſagt meine Mutter! Gerade mit Ihrer Verlobung ging es an. Mein Bruder, der es von dem jungen Großmann gehört hatte, kam nach Hauſe, und erzählte es. Anfangs ging es noch; aber je länger ich ſo da ſaß und daran dachte, daß Sie heiratheten, deſto weher that es mir. Meine Mutter ſah mich von Zeit zu Zeit mitleidig an, und ich wollte mich ganz froh ſtellen; aber auf einmal fing ich an zu weinen. Da winkte mir meine Mutter, ich ſollte mit ihr in die Kammer gehen. Nun umfaßten wir uns Beide, und ich legte mein Geſicht an ihre Bruſt. Sie weinte, und dann ſagte ſie: armes, liebes, unglückliches Kind! Ach, es war mir, als ſollte ich ſogleich an der Bruſt meiner Mutter ſterben: ſo unglücklich hatten mich die Worte gemacht. Nun ſagte meine Mutter, daß wir einander liebten, daß Sie unrecht an mir gethan hätten. Und ich ſelbſt, ſagte ſie, mußte vorſichtiger ſeyn. Liebe Auguſte, du darfſt dich nun nicht mehr ſo freundlich gegen ihn betragen, wie vorher. Ich wünſchte nur, daß er uns gar nicht wieder beſuchte; und . . ."

Auch Sie wünſchten das? fiel ich ein. Ich mußte etwas ſagen; denn Stillſchweigen bei meinem hohen Gefühle dieſer reinen, ahnungsloſen Unſchuld hätte mein Herz zerſprengt. Sagen Sie, wünſchen auch Sie das, Auguſte? — Sie ſchwieg lange. Endlich ſagte ſie ſehr langſam und traurig: „wenn es Sie unglücklich machte, ach, ſo müßte ich es wünſchen, ob ich gleich nicht weiß, wohin ich vor Schmerz ſollte, wenn Sie gar nicht mehr kämen."

Liebe Auguſte, ſagte ich, und drückte ſie an meine Bruſt; haſt du denn wirklich glauben können, ich würde die Willmanns heirathen?

Schnell hob ſie ihr Geſicht auf, und ſah mich ängſtlich erwartend an. Als ich ſchwieg, ſagte ſie leiſe: „wenn ich ſo allein war . . . ich ging immer oben hinauf, um zu weinen, daß nur die Mutter ruhig ſeyn ſollte . . .

wenn ich eben allein war, ſo dachte ich wohl, es wäre nicht möglich. Aber heute, als Willmanns bei uns vorbeifuhren zu Ihnen hin, und da Ihr Vater es ſelbſt zu Sievers geſagt hatte — ach, ich möchte einen ſolchen Tag nicht wieder erleben! Es muß ja wohl wahr ſeyn. Sie mögen es freilich nicht gewünſcht haben."

Und, liebe Auguſte, was glaubſt du denn, daß ich wünſche? fragte ich, trat vor ſie hin, und legte den einen Arm um ihren Nacken. Sie fing an zu zittern, und verbarg ihr Geſicht, worin ich die ſchnell wechſelnde Bläſſe und Röthe ſehr genau erkennen konnte, in beide Hände. „O, ich bitte Sie, Herr Jahns," ſagte ſie in einem ganz veränderten, fremden Tone; „laſſen Sie uns umkehren!" — Nein, erwiederte ich, liebe Auguſte. Ich will dir ſagen, was ich wünſchte, was ich noch wünſche, was ich wünſchen werde, ſo lange mein Herz ſchlägt. Ich wünſche, Auguſte, daß du meine Gattin wirſt, meine geliebte, theure, unſchuldige Auguſte. Nein, ich bin nicht mit der Willmanns verlobt! Auguſte, wie haſt du das glauben können! Dich allein liebe ich, dich allein, und hier in dieſer Einſamkeit ſchwöre ich dir vor Gott: ich bin dein; du wirſt meine Gattin! — Jetzt flogen ihre Hände von dem Geſichte weg in die Höhe, als wollte ſie mich umarmen, oder den Himmel zum Zeugen meines Schwures anrufen. Sie warf einen funkelnden Blick in mein Auge; dann ſank ihr Geſicht langſam an mein Herz. Ihre Wange war kalt; doch nur einen Augenblick. Mit einem tiefen Seufzer kam ſie wieder zu ſich. Ich umfaßte ſie, drückte ſie zärtlich an mich, und küßte ihre Stirn; ſie ſah noch immer nicht auf, und ihre Schultern zitterten an meiner Bruſt. Auguſte! ſagte ich; meine theure Geliebte! Du biſt in den Armen deines Mannes! Jetzt hob ſie das Geſicht langſam. Ich drückte den erſten Kuß der Liebe auf ihren Mund, und fragte: liebſt du mich, Auguſte? biſt du mein? Da umſchloſſen mich ihre Arme, da gab ſie mir den Kuß der Treue, und in einem erleichternden Seufzer ein leiſes, zärtliches: „Ja!“

Nun aber zog ſie mich fort, und ging

ſchweigend an meiner Seite, den Arm feſt um den meinigen geſchlungen, die Augen zur Erde gewendet, — ohne Sinne möchte ich ſagen. Auguſte! fliſterte ich von Zeit zu Zeit. Sie drückte meine Arme feſter, und eilte deſto mehr. So kamen wir nach Hauſe. Im Zimmer ſah ich erſt, wie bleich ſie war. Sie wollte nun etwas ſagen — ihrer Muter oder mir — und in einem Lächeln, glaub' ich, die Heftigkeit ihrer Bewegung verbergen. Aber ſie ſetzte ſich kraftlos auf einen Stuhl. Die Mutter ſtand in großer Bewegung auf, und nahm das weinende Mädchen an ihre Bruſt. Was haſt du mir verſprochen, Auguſte? ſagte ſie mitleidig. Dann wendete ſie ſich ſchnell zu mir, und ſagte ſehr rührend: ich bitte Sie, lieber Herr Vetter, laſſen Sie erſt einige Zeit hingehen, ehe Sie uns wieder beſuchen. Ich habe ja nichts, als meine Kinder!

Ich faßte Auguſtens Hand, und ſagte: liebe Mutter, dieſe Hand, dieſes Herz iſt mein. Ich bin Ihr Sohn; Auguſte wird meine Frau. Jetzt ſprang das Mädchen auf, und an die Bruſt ihrer Mutter. O, iſt es denn wahr? rief dieſe mit dem Tone des Entzückens. Sie ſah mich lange an, und blieb wie erſtarrt ſtehen. Sie wollen . . .? fragte ſie endlich. — Ja, ich will, unterbrach ich ſie, und zog Auguſten an meine Lippen. Was nun wurde, weiß ich nicht. Ich taumelte aus einer Umarmung in die andre, und meine Braut hing an meinem Halſe. O, es war eine Scene der höchſten Wonne! Jetzt, da Auguſtens Liebe durch die Einwilligung, durch den Segen der Mutter geheiligt war, brach ſie ganz hervor aus dem vollen Herzen. Sie knieete vor der Mutter nieder, und ſo mußte dieſe meine Hand in die ihrige legen. Zitternd, bebend, mit Thränen in den freudig blickenden Augen, nahm ſie den Ring, den ich an ihren Finger ſteckte. Die Mutter bat mich, ſie zu verlaſſen, als ich gerade anfangen wollte, ihr den Zuſammenhang der Begebenheit aus einander zu ſetzen, und ſie mit den Schwierigkeiten bekannt zu machen, die wir noch zu überwinden hätten.

Ich ging mit hoher Freude in der Bruſt, nachdem ich noch auf den folgenden Tag eine

Spazierfahrt in unſer Wäldchen verabredet hatte.

Es war Mitternacht, als ich nach Hauſe kam. Ich fand mein Zimmer verſchloſſen. Mein Vater, der ſonſt um zehn Uhr ſchon ſchläft, war noch auf, und rief mich. Als ich kam, führte er mich an den Tiſch, und ſagte ſehr hart: „zum letzten Male rathe ich dir, unterſchreib!“

Nimmermehr, mein Vater, antwortete ich feſt und kalt. — „Böſewicht!“ ſagte er grimmig. „Du willſt nicht? Nun ſo ſchwöre ich dir, das Schulmeiſtermädchen ſoll nimmermehr meine Schwiegertochter werden. Nimmermehr! Da haſt du meinen Willen! Nun geh! Dort iſt dein Zimmer, hinter dem meinigen. Du kommſt nicht eher wieder über dieſe Thürſchwelle, als bis du unterſchrieben haſt. Das iſt mein letztes Wort.“ Er öffnete die Thür, und ſtieß mich hinein. Hier bin ich nun im Gefängniß. Ein Glück, daß ich in meinem Taſchenbuche einige Tropfen Tinte und einige Blätter Papier hatte, um Ihnen dies ſchreiben zu können. Auch habe ich ein Mittel, meinen Brief zu Ihnen zu bringen. Glücklicher Weiſe iſt Herrn Roſens Brief an Sie, den ich Ihnen ſchicken ſollte, noch in meinen Händen. Sie werden es mir nicht übel nehmen, daß ich ihn erbreche, meinen Brief dazu lege, und mit einigen Tropfen Lack von einem andern Couvert das Siegel wieder befeſtige. Mein Vater kennt Roſens Hand, und wird den Brief ohne Verdacht beſorgen.

Die Empfindungen meines Herzens ſind durch meine Lage nicht im mindeſten geſtört. Wie lange kann meine Gefangenſchaft dauern? In der That, ich bin entſchloſſen, ſehr geduldig zu ſeyn, und werde keinen Verſuch machen, mich in Freiheit zu ſetzen. Auguſte wird ein Paar Thränen weinen, wenn ich morgen früh nicht komme. Das Gerücht wird ſie indeß ſchon von der Urſache meines Ausbleibens belehren; und dann — dann! Der erſte Augenblick meiner Freiheit, des Wiederſehens! o Himmel! er ſoll auch der Augenblick unſerer ewigen Verbindung ſeyn! Leben Sie wohl. Der Himmel gebe Glück zu dem Aufmachen und Zuſiegeln des Briefes! Leben Sie wohl. — Glücklich geöffnet! Das Siegel iſt unverletzt. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Das Sklavenmachen, alter Brauns, iſt den meiſten Menſchen eigen, nicht bloß den Beſitzern von Zucker-Plantagen. Das Seltſamſte dabei iſt, daß der Herr auch auf die Liebe ſeiner Sklaven Anſprüche macht, wie zum Exempel ich. Erinnere dich, wie wir in Kuraſſao — Gott Lob, daß die Zeit vorbei iſt — unter unſern Sklaven ſaßen. Verlangten wir nicht ihre Liebe? ereiferten wir uns nicht über ihre Undankbarkeit? Es iſt wahr, wir gaben ihnen ihre Schüſſel voll Reiß ſatt, und behandelten ſie nicht wie Teufel. Aber menſchlich? Die Hand auf das Herz, alter Brauns! Sag: menſchlich? Wie hätten die Unglücklichen ihre Herren lieben ſollen? Sieh, der Menſch kann alles ertragen, nur nicht Sklaverei. Wie ſollt' er auch? Ueberredung iſt die einzige Herrſchaft, die ein Menſch von dem andern erträgt, und kaum die. Guter Gott! es giebt einen Weg, nur Einen, an das menſchliche Herz zu kommen: Liebe. Und dieſen Weg, den der Ewige mit uns nimmt — den will der Menſch nicht gehen. Er zerreißt das Herz, in das er eindringen will, anſtatt zu warten, bis es ſich dem Strahle der Liebe von ſelbſt öffnet. Die Biene hängt ſich an den verſchloſſenen Blumenkelch, und wartet geduldig, bis der warme Strahl der Sonne ihn öffnet; das Kind haucht den warmen Athem ſeiner Bruſt auf die Blume, um ſie zu öffnen: und wie macht es der Menſch mit dem menſchlichen Herzen?

Mein Schwager hat, um ſich den Gehorſam, die Liebe ſeines Sohnes gewiß zu verſchaffen, ihn eingeſperrt. Ich habe mich faſt müde und matt darüber geredet, daß Gefängniß noch nie Liebe und willigen Gehorſam hervorgebracht habe. „Dein Sohn," ſagte ich, „wird jetzt, um ſich zu rächen, noch weniger gehorchen." — Das wird ja ein Sohn nicht thun, meinte eine alte Baſe, die hier im Hauſe alles umkehrt. — Judith hat Recht! ſagte mein Schwager; es iſt gegen die Natur, daß ein Sohn ſeinen Vater haſſen ſollte. — Mir iſt in der Welt nichts ſtärker zuwider, als wenn man ſich hinter allgemeine Sätze verkriecht. „Was heißt denn das?" ſagte ich kalt: „Sohn, Vater! Was iſt denn die natürliche Liebe, die der hartherzige Menſch immer im Munde führt? Meinſt du etwa, Schwager, die Natur habe das Band zwiſchen Vater und Sohn darum ſo feſt gemacht, daß du ungeſtraft darauf losſtürmen dürfeſt? Vater und Sohn ſind die Benennungen, die das Band einer natürlichen Liebe bezeichnen. Liebe, ſage ich. Die reinſte, heiligſte Liebe ſollte beide an einander knüpfen, dem Befehle des Vaters das Widrige nehmen, das in jedem Befehle liegt, und des Sohnes Gehorſam zu einer Gefälligkeit machen. Nimm dieſe Liebe weg, ſo wird der Väter Herr, und der Sohn Knecht heiſſen; dann haſt du aber für Liebe Haß, für Vertrauen Bitterkeit, für Rath Befehl, für guten Willen ſtörrigen

Sklavenſinn. Was giebt dem Vater ſeine heiligen Rechte? Meinſt du etwa, der Augenblick ſinnlicher Luſt, da du dem Sohne das Daſeyn gabſt? Die Mutter hätte dann durch die Schmerzen und die Gefahren der Geburt weit größere Rechte über ihre Kinder. Liebe zu dem Sohne giebt dem Vater ſeine Rechte. Nimm ſie weg, ſo braucht der Sohn dir gerade nur ſo viel Gehorſam zu geben, als ſeine künftige Erbſchaft einmal werth ſeyn wird."

Hier fuhr mein Schwager auf, und Judith betete, daß der Himmel mich erleuchten möchte. Ich fuhr ungeſtört fort. „Iſt es nicht, genau beſehen, ſo wie ich ſage? Soll ich denn mit dem Nachdenken nicht auch in die geheime, heiligſte Werkſtätte der Natur dringen? Hätte der Gehorſam der Kinder keine Gränze, ſo dürfte ein Sohn nie beſſer ſeyn, als der Vater. Wir ermahnen die Kinder zur Liebe, zur Dankbarkeit, zum Gehorſam gegen die Eltern. Gut! ſehr gut! Aber ſoll denn der Vater nie hören, daß auch ſein Sohn Rechte hat? Wenn der Vater ſein Kind zum Spiele ſeiner Launen, ſeiner Willkühr macht, wenn er das ganze Lebensglück ſeines Sohnes für eine Stunde ſeines eigenen Wohlbefindens aufopfert — ſoll man denn nie ſagen: dein Sohn iſt ein Menſch, und nicht dein Sklav?" — Jetzt weiß ich, hob Judith an, warum der Vetter Wilhelm ſo halsſtarrig iſt.

„Gott ſoll mich bewahren," ſagte ich, „jemals dieſe Sprache gegen deinen Sohn zu führen! Ich weiß ſehr wohl, daß junge Leute, wenn wir Alten nicht jeden ihrer Einfälle gut finden wollen, uns für tyranniſch und grauſam ausſchreien; aber ich weiß auch, daß wir Alten unſere Leidenſchaften — Stolz, Geldgierde, Tadel- und Herrſchſucht — eben ſo für Tugenden anſehen, wie junge Leute ihre Thorheiten."

So ſtritten wir hin und her, und es wurde dadurch nichts beſſer. „Thu, was du willſt!" ſagte ich zuletzt, und ſchwieg.

Mein Neffe iſt eingeſperrt, weil er ein Mädchen nicht heirathen will, mit dem er die Hölle auf Erden haben würde. Mein Schwager hat dem Großvater des Mädchens ſein

Glück zu verdanken. Nun ſoll der Sohn des Vaters Schulden bezahlen; und ich glaube, es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſich bereden laſſen. Das Mädchen iſt ein buhleriſches, liſtiges, intriguantes, verſchwenderiſches Geſchöpf, das bloß die Hand nach dem Vermögen meines Neſſen ausſtreckt, um aufs neue verſchwenden zu können. Wollüſtig dazu, wie ich fürchte: das Schlimmſte, was ſich von einem Mädchen ſagen läßt, weil von Natur das Weib keinen Hang zur Wolluſt hat! — Sobald mein Schwager an dieſe Heirath dachte, legte ich mich ein wenig auf die Lauer, um etwas von dem Charakter des Mädchens zu erfahren; und da fanden ſich denn Geſchichtchen, die mir aufs neue zeigten, welche fruchtbare Quelle von Verderben die gewöhnliche Erziehung der Mädchen iſt. Eitelkeit, wahrhaftig nichts weiter! Aber du würdeſt erſtarren, alter guter Brauns, wenn ich dir ſagte, was für Nichtswürdigkeiten die Eitelkeit in dieſer Familie hervorgebracht hat.

Ich nahm mir vor, die Heirath zu hintertreiben, was es auch koſten möchte. Glücklicher

cher Weiſe liebt mein Neffe ſchon ein Mädchen, die Tochter einer Wittwe. Ich habe dir einmal von ihr geſchrieben, daß ſie meiner Julie ſo ähnlich ſieht — ein einfaches, gutes, liebes Geſchöpf. Natürlicher Weiſe ſchlug er nun die Andre aus. Das gab eine ſehr häßliche Scene, wobei Mutter und Tochter auf ein Paar Worte von mir unbedachtſam in eine Falle gingen, Mein Neffe weigerte ſich zu unterſchreiben. Ich behauptete laut, mit einer Art von Aengſtlichkeit: auch die Braut unterſchriebe nun nicht. Aber ſie nahm die Feder. Dieſe habſüchtige Unbedachtſamkeit wird ſie bei meinem Neffen nie wieder gut machen; ich ſah ihm den Ekel im Geſichte an.

Das hätte ich nicht thun ſollen, wirſt du ſagen; es war eine Betriegerei. Richtig; auch erröthete ich nachher davor: und doch weiß ich noch immer nicht gewiß, ob ich nicht recht that. Ein Herr von * * *, eben der, von dem ich einmal Wechſel aufkaufte, hat glücklich herausgebracht, wer die Geliebte des Jünglings iſt. Mein Neffe wurde noch denſelben Abend ein Gefangener. Ob man dem unſchuldigen Mädchen Ruhe laſſen wird? Ich zweifle faſt. Nun, mein Neffe mag ſich ſelbſt durchſchlagen; was hätte ich nicht für meine Julie thun wollen! Aber dem unſchuldigen, guten, wehrloſen Geſchöpfe will ich doch an die Seite treten, um wenigſtens bei dem Aergſten zur Hand zu ſeyn.

Sieh, alter Freund, ſo bin ich wieder in einen Roman verwickelt, und am Ende muß ich wohl noch den Engländer machen, der uns von dem Pumpen auf ſein ſichres Schiff nahm. Mein Neffe ſitzt geduldig in ſeinem Stübchen, wo man ihm nicht einmal Schreibmaterialien giebt. Man beobachtet auch mich und meine Gänge; ſo muß ich denn wohl einige Tage vergehen laſſen, ehe ich dem armen Mädchen den Troſt bringe, daß ihr Geliebter nur zu einer Prüfung ſeiner Liebe gefangen ſitzt.

Richter an Brauns.

L***.

Sieh, lieber alter Bruder, wie alles ſtürmend daher fährt, Einer gegen das Glück des Andern verſchworen. Wenn nicht noch heute, oder höchſtens morgen, mein Schnupfen mich verläßt, ſo bin ich gezwungen, das Gefängniß meines Neffen zu erbrechen, und ihn heraus zu laſſen, daß er ſeiner Geliebten, dem unſchuldigen Mädchen, beiſtehen kann. Nur ſehr ungern würde ich in dieſer Sache thätig werden: denn ich wünſchte, meinen Schwager nebenher zu überzeugen, daß er Unrecht hat; und ſo darf ich mich nicht offenbar einmiſchen.

Vor einigen Tagen ging ich zu der Wittwe, unter meinem gewöhnlichen Vorwande, ihr und der Tochter Arbeit zu bringen. Ich fand ſie Beide, wie ich erwartet hatte, in der größten Unruhe, und fragte nach der Urſache ihrer Betrübniß. Sie ſchwiegen. Entdecken wollte ich mich nicht; ſo ſaß ich denn da; und trätſchte Ein Stadtgeſpräch nach dem andern, um mich mit guter Art auf ihre Geſchichte durchzuarbeiten. Ich erzählte von der Willmanns, (ſo heißt das Mädchen, das mein Neffe heirathen ſollte.) Kaum nannte ich den Namen, ſo brachen Thränen aus den Augen der Tochter; ich hütete mich aber wohl, ſie zu bemerken.

Das arme Mädchen! ſagte ich; wie wunderbar es doch den Menſchen oft geht! Sie ſollte, hieß es, den jungen Jahns heirathen; und nun, da es ſchon bekannt iſt, wird nichts daraus. — „Wird nichts daraus?“ wiederholte die Tochter, und ſtand mit Erwartung vor mir.

Denken Sie nur, Mamſell! nein! Den Sohn ſoll der Vater eingeſperrt haben, eben weil er nicht will. Er . . .

„Großer Gott!“ rief ſie erſchrocken. „Eingeſperrt?“ Sie wendete ſich von mir ab, und ich hörte ſie hinter meinem Rücken ſchluchzen.

Er ſoll, fuhr ich trocken fort, ſchon eine Braut haben, und ſie recht herzlich lieben. Ja, wenn das iſt, ſo ſetze ich meinen Kopf zum Pfande, ſie müſſen ihn wieder frei laſſen.

Das denk’ ich auch, fiel die Mutter ein; ſie können ihn doch nicht zwingen.

„Aber, guter Gott, liebe Mutter! Eingeſperrt! Ach, wer weiß, wie ſie ihn quälen!“ ſeufzte die Tochter abgebrochen hinter mir.

Was quälen! fuhr ich fort. Ich bin auch jung geweſen, liebes Kind. Und wenn Sie einen Geliebten hätten, fragen Sie einmal Ihr Herz, ob Ihnen dann nicht Gefängniß um ſeinetwillen ein Himmel ſcheinen würde. Er ſitzt da vierzehn Tage, und denkt an ſeine Geliebte. Das muß ihm wohlthun. Und von dem jungen Jahns weiß ich zuverläſſig, daß er heiter und vergnügt iſt. Der Faktor hat es mir geſagt.

Sieh, Alter, ſo hatte ich mein Päckchen Troſt abgegeben, und ging nun mit gutem Muthe. Ein Paar Dornen an einem liebevollen Herzen ſind ein Genuß mehr — eine dunkle Wolke am hellen Frühlingshimmel, welche die Schönheit des Tages erhöhet.

Geſtern, Morgens, kam ein Miethskutſcher, und wollte mich allein ſprechen. Ich nahm den Menſchen, der ein ſehr ehrliches Geſicht hat, mit auf mein Zimmer. Er machte einen ſehr weitläuftigen Eingang von der Liebe, die er zu meinem Neffen hätte, und erzählte mir noch einen ſehr rührenden Zug von der Güte meiner ſeligen Schweſter. — Dann fuhr er verlegen weiter fort, und ſagte mir, daß mein Neffe einige Male in ſeinem Wagen nach Z * * * gefahren wäre, und die Wittwe Silbermann und ihre Kinder mitgenommen hätte.

„Der junge Herr Jahns hat die Mamſell lieb,“ fuhr er fort; „und ſie iſt auch ein gutes, hübſches Mädchen. Das merkte ich wohl, Herr Richter, und hatte meine Freude an dem jungen Paare. Aber“ (mit der Hand auf dem Herzen, verſichernd) „es ging alles in Ehren zu; ſonſt hätte ich ſie Einmal gefahren, und nicht wieder, ob ich gleich für den guten Herrn durch Feuer und Waſſer liefe.“

Und nun kommt Er, fiel ich ein, mir das zu ſagen? — „Nein; das hätte ich wohl früher thun müſſen, wenn es nöthig geweſen wäre. Aber da mußte ich vorgeſtern die Madame Willmanns fahren, mit einem Fremden, den ich nicht kannte; und da war von dem jungen Herrn und dem herzensguten Mädchen, das er ſo lieb hat, in Böſem die Rede: von einem Anſchlage auf das unſchuldige fromme Kind."

Nun wurde ich aufmerkſam. So viel ich von dem Menſchen herausbringen konnte, hat Madame Willmanns die Abſicht, das Mädchen und ihre Mutter zu entfernen; und wenn den Ohren des Kutſchers zu trauen iſt, ſo wäre wohl gar ein Anſchlag auf die Unſchuld des Mädchens zu befürchten. Es iſt von Hamburg die Rede geweſen; dahin will man das Mädchen bringen. Auch von mir hat man geſprochen, und geſagt, ich unterſtützte meinen Neffen. Das eben hat den Kutſcher bewogen, ſich an mich zu wenden. Er bat mich noch ſehr dringend, ich möchte mich des lieben Mädchens annehmen. „Sie iſt wohl nicht reich, das gute Kind," ſchloß er zuletzt; „aber ich denke immer, wenn ich ein ſo frommes Geſicht ſehe: Gott kann eine ganze Stadt ſegnen um ſo Eines Gerechten willen." Ich drückte dem Menſchen die Hand recht brüderlich. Es that mir weh, ihn ſo gehen laſſen zu müſſen; aber ich kann die Rolle eines Bettlers noch nicht aufgeben.

Es iſt ſehr natürlich, daß die Willmanns ſich Mühe geben werden, das Mädchen wegzuſchaffen. Nach Hamburg? Das wäre denn ein Stück Arbeit für dich, lieber Brauns. Der Fremde heißt Knocher oder Schocher. Der Kutſcher hatte den Namen nicht recht behalten. Ein kleiner Mann mit einem Höcker auf dem Rücken, einem langen, ſpitzen Kinne, und einer Stutzperücke. „Laſſen Sie mich das Geſchöpfchen nur erſt in Hamburg haben," hat er geſagt; „es ſoll ſchon kirre werden!" Die Poſt geht ab. Mein Neffe ſitzt noch. Ich bewundre ſeine und ſeines Vaters Geduld. Adieu.

Richter an Brauns.

L * * *.

O, wenn uns nicht zuweilen noch ein Herz mit der reinen Flamme der Tugend wieder erwärmte, der Menſch müßte eiskalt gegen das Elend werden. Sieh Alter! ich habe mir heute ſchon zweimal den edlen Neger vorgeſtellt, der die Nacht durch für einen ſchwachen Mitſklaven arbeitete, daß dieſer nicht von ſeinem harten Herrn verkauft und der Freude ſeines elenden Lebens, ſeinem Weibe, entriſſen werden ſollte. Ich verſchaffte dem edelmüthigen Menſchen die Freiheit, und gab ihm ein Stück Feld. Ach, ich ſchäme mich jezt, daß ich ihm ſo wenig gab. Er verkaufte die Hälfte, um ſeinem kranken Mitſklaven die Freiheit zu verſchaffen. Guter Gott! und ſind nicht auch wir hartgehaltene Sklaven der Verbrechen? O, laß auch mich arbeiten für den elenden Mitſklaven, ohne Zorn und Grimm! Du wirſt mir mehr geben, als ein elendes Stückchen Acker!

Ich war ſo erboßt, daß ich einen ausführlichen Plan machte, die Willmanns zu verderben; aber, guter Gott! ſoll ich denn ſtrenger ſeyn, als du? Die Silbermanns ſind fort, Mutter und Tochter. Ich bin in ihrem Hauſe geweſen. Der Sohn war noch da, und gab mir die Arbeit zurück, die ich beſtellt hatte. Mutter und Schweſter ließen mir danken, und ſo weiter. Ich fragte, wo ſie wären; und nun zeigte mir der junge Menſch, ohne es zu wiſſen, die Fäden, welche die Bosheit geſponnen hat. Aber mehr Licht bekomme ich durch ſeine Erzählung nicht. Ein Verwandter des Vaters, Namens Müller, — eben der höckerige Schurke — kommt zu ihnen, und bezahlt der Mutter eine Kleinigkeit, die er ihrem ſeligen Manne noch ſchuldig ſeyn will. Sieh, wie geſchickt der Spitzbube ſich in die Herzen der Familie geſtohlen hat! — Dann beklagt er die Armuth ſeiner Verwandten, ſchenkt ihnen noch eine kleine Summe, und thut am folgenden Tage den Vorſchlag, die Tochter zu ſich zu nehmen. — „Und ſie willigte ein?“ fragte ich unmuthig.

Anfangs nicht, antwortete der junge Menſch mit einem traurigen Achſelzucken. Aber eine gewiſſe Begebenheit, fuhr er fort, die meine Schweſter ſehr nahe angeht . . . — „Ha, ha!“ unterbrach ich ihn ruhig; „der Liebeshandel mit dem jungen Jahns! Ich wundre mich nur, daß . . . Ihre Mutter verſprach mir doch . . .“ —

Sie wiſſen das? fragte er nun verwirrt.

— „Wie Sie hören. Nun aber, wie konnte das Ihre Schweſter bewegen . . . ?“ —

Ja, unſer Vetter iſt ein Juwelenhändler. Wir waren eines Morgens bei ihm in dem Wirthshauſe, wo er logirte. Auf einmal ließ Mamſell Willmanns ſich melden. Unſer guter Vetter, dem wir die Begebenheit, die uns ſo unglücklich macht, ſchon erzählt hatten, wollte ſie erſt nicht annehmen. Indeß, wir gingen in ein Nebenzimmer, und Mamſell Willmanns trat mit ihrer Mutter herein. Wir konnten Wort für Wort hören, was geſprochen wurde. Sie beſahen Ringe; und nicht lange, ſo ſagte die Mutter: meine Tochter iſt Braut.

Sieh, guter Brauns, die verdammte Bosheit dieſer Rotte! Der alte Schurke ſagt nach einigen Umſchweifen: ich habe ja gehört, aus der Heirath würde nichts; der junge Jahns hätte ſchon eine Braut. — Freilich, erwiedert die Mutter, war er ſo thöricht geweſen, ſich mit einem Mädchen einzulaſſen; aber das iſt vorbei. Er hat geſtern ſeine Einwilligung gegeben. Die Eheſtiftung iſt unterſchrieben, und in acht Tagen wird die Hochzeit ſeyn. —

Denke dir die arme Auguſte, die da aus dem Munde ihrer bitterſten Feindin ihr Schickſal anhört! Ihr Bruder konnte kaum auserzählen. Die Willmanns gehen endlich wieder, nachdem ſie einen koſtbaren Ring gekauft und bezahlt haben.

Nun kann der alte Betrieger Mutter und Tochter leicht bereden, L*** zu verlaſſen. Die Mutter nimmt alſo den Vorſchlag an, ein Gut, einige Meilen von hier, zu bewirthſchaften. Die Tochter geht mit ihrem Vetter und ſeiner Frau fürs erſte nach Leipzig, dann nach Frankfurt, und nach einem Jahre wollen ſie die Mutter beſuchen. Du ſiehſt alſo, daß die Mutter ſo wenig wie der Bruder weiß, wohin die Tochter gebracht iſt. Der Vetter hat ihrem Sohne auf ein Jahr lang Geld gelaſſen, um der Fabel noch mehr Wahrſcheinlichkeit zu geben.

Ich ließ mir von dem Bruder, der ein ſehr verſtändiger und gebildeter junger Menſch iſt, den Zuſtand ſeiner Schweſter beſchreiben, und da floſſen ſeine großen blauen Augen von Thränen über. Er faßte meine Hand, zukkend ſogar. „Der Verluſt des Mannes, den ſie ſo innig liebte,“ ſagte er ſchluchzend, „that ihr weh; aber ſeine Untreue, ſein Betrug hat meine arme Schweſter vollends unglücklich gemacht. Sie verzweifelt am Leben, an allen Menſchen, an ſich ſelbſt. Als ſie Abſchied von uns nahm, fiel ſie dort — da pflegte Herr Jahns mit ihr zu ſitzen — auf die Kniee. Sie wollte etwas ſagen, und das mochte wohl etwas ſehr Schreckliches ſeyn; aber ſie ſchlug nur die Hände zuſammen. Meine arme Mutter fiel zu ihr hin auf die Kniee, nahm ſie in ihre Arme, und bat ſie, doch ruhiger zu werden. Ich liebe dich ja noch, Guſtchen, ſchluchzte die Mutter. — Iſt es auch wahr? fragte meine Schweſter da leiſe. Ach, lieber Herr, das rührte uns, beſonders meine Mutter, daß wir laut weinten. Nachher bat Auguſte es der Mutter tauſendmal wieder ab. Nun ging ſie, und ich mit ihr. Am Wagen ſagte ſie mir noch: ich werde euch nie wieder ſehen. Darum leb wohl. Tröſte die Mutter, und traue niemanden in der Welt!“

Das erzählte mir der junge Menſch mit Thränen, die wechſelsweiſe meinen Zorn und mein Mitleiden rege machten. Trockne deine Thränen, mein Sohn, ſagte ich in ſchmerzlicher Liebe. Deine gute Schweſter ſoll noch glücklich werden. Jahns iſt kein Böſewicht. Laß deine Mutter wiederkommen. Hier, hier! — Ich legte eine volle Börſe auf den Tiſch, und zog den Jüngling an meine Bruſt. — Sein Erſtaunen brachte mich zu mir ſelbſt. Hier, mein Sohn, fuhr ich kälter fort; das iſt dein. Du biſt von nun an mein Kind. Sey tugendhaft, ſey fleißig; ich werde dir geben, was du brauchſt. Ihr ſollt glücklich werden; aber unter der Bedingung, daß du thuſt, als ob du mich nie geſehen hätteſt. Adieu.

Ich ging, ehe der Knabe ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

So ſteht es nun. Ich habe den Miethskutſcher rufen laſſen, und er hat ſich in dem Wirthshauſe, wo der Schurke logirte, erkundigen müſſen. Dort kennt ihn niemand. In Willmanns Hauſe hat man ihn nicht geſehen. Aber aus Hamburg, das behauptet der Kutſcher für gewiß, iſt der Kerl, und Schocher, meint er, muß er heißen. Ich bitte dich, alter Brauns, forſche, wirf Geld mit vollen Händen weg, und rette nur das Mädchen.

Ich wäre zu Willmanns gegangen; aber das muß das Letzte bleiben, wenn alles Andere mißlingt. Mein Neffe iſt wieder frei. Willmanns haben ſich auch da wieder höchſt unſchicklich benommen. Mutter und Tochter gingen ſelbſt zu ihm, und ſagten, ſie hätten ſeine Freiheit bewirkt. So beſchämten ſie den jungen Menſchen, der nun ſah, es wäre bekannt, daß er wie ein Knabe Stubenarreſt gehabt hätte. Sieh, wie die habſüchtige Politik ſich immer, ſelbſt bei ihren Meiſterſtükken, verrechnet, weil ſie das nicht iſt, was ſie gern ſcheinen möchte! — Der junge Menſch, den ſein Gefängniß natürlicher Weiſe erbittert hatte, ſagte kalt, in Gegenwart ſeines Vaters, der ſich — Gott weiß, was alles, von ſeiner und der Willmanſis Großmuth verſprach: „ich kann Ihnen nicht danken für etwas, das jeden Augenblick in meiner Gewalt ſtand. Indeß,“ — ſetzte er etwas ſpöttelnd hinzu — „wenn ich wirklich frei von allem Zwange bin, ſo danke ich Ihnen in der That, nicht für mich, meine Damen, ſondern um Ihrer ſelbſt, um der Stadt, um eines Geſchwätzes willen, deſſen Bitterkeit und Gift wenigſtens nicht auf mich fallen konnte."

Die Mutter wollte etwas ſagen; aber mein Neffe wendete ſich ab, um zu gehen. Bleib! rief mein Schwager hart; und höre deine Wohlthäterin an! — Der junge Menſch kehrte ruhig wieder um, und ſagte kalt: „befehlen Sie, Vater, daß ich in mein Gefängniß zurückkehre? Ich habe mit Madame Willmanns nichts zu reden. Sie wiſſen meinen Entſchluß. Gefangen oder frei, das iſt mir gleich. Aber mit Madame Willmanns nichts!"

Mein Schwager fuhr ihn an; Madame Willmanns bat für ihn, und die Tochter ſagte: gehen Sie, lieber Herr Jahns, und erkennen Sie wenigſtens, daß wir großmüthig ſind. Gehen Sie, weil Sie gehen wollen.

„Mamſell," ſagte der junge Menſch, wirklich ganz artig, was ich ihm hoch anrechne: — „hier iſt mein Vater Herr; und er muß beſtimmen, ob ich frei bin oder nicht."

So geh, du Bube! rief mein Schwager; und der junge Menſch ging unverzüglich. Nun nahm ich denn das ſaubere Paar Damen ein wenig in die Preſſe, und nebenher auch meinen Schwager und die alte Judith, die ſich allerſeits die Köpfe zerbrechen, warum die verkehrten Maßregeln ſo wenig geholfen haben. —

Mein Miethskutſcher hat doch wenigſtens herausgebracht, daß der alte Schurke mit Extrapoſt den Weg nach Hamburg gefahren iſt. Ich habe ihm' verboten, meinem Neffen etwas von dem Allen zu ſagen, weil der mit ſeiner Hitze Alles verderben würde. Brauchſt du etwa Familiennotizen von dem armen Mädchen? Hier ſind hinlängliche, die der Bruder mir erzählt hat. Du magſt die Rolle eines Verwandten von ihr ſpielen; und, lieber Alter, ſind wir nicht die Väter aller Unglücklichen? oder, wenn wir das nicht immer ſind, ſollten wir es nicht ſeyn? Brauns, manchmal wird es mir doch warm und wohl in der Seele, wenn ich ſo Eine gute That nach der andern in die Ewigkeit vorausſchicke, daß ſie mir die Stätte bereite. Man ſoll ſich nicht rühmen. Nun ja, man hat auch eben nicht Urſache dazu. Wie viel bleibt nicht ungethan, weil wir bequem ſind, nicht vom Tiſche aufſtehen wollen, und ſo weiter! Aber es gehört nicht mehr Demuth, nicht mehr Tugend dazu, recht von Herzen zu beten: Gott ſey mir Sünder gnädig! als in frohem Stolze von ſich zu ſagen: ich bin ein guter Menſch! Denn — ſollten wir etwas Anderes ſeyn?

Erinnere dich, Alter, unſres Schiffskapitains, wie wir, anſtatt ihm Fluch mit Fluch, Haß mit Haß, Feindſchaft mit Feindſchaft zu vergelten — denn Gott iſt dein und mein Zeuge, er war unſer allerbitterſter Feind! — wie wir ihm nun zugleich — (ach, guter Brauns, ich dachte, du würdeſt hart mit ihm reden; und als du ihm nun ſo freundlich die Hand boteſt, da war ich beſchämt, daß ich mich für beſſer gehalten hatte als dich) — erinnere dich, wie er nun die Banknoten bekam, die Hände vor das Geſicht ſchlug, und weinend ſagte: „großer Gott! dieſe Beiden retten mich!" Erinnere dich, als wir nun wieder ins Freie kamen, wie wir da auf einmal einander umarmten, und Beide das einzige Wort: „Bruder!" zu einander ſagten. Was hieß das anders, als: „ich bin ein guter Menſch, und auch du biſt einer!" War das Prahlerei? Das wolle Gott nicht! Wir fühlten die Würde der Tugend. Und ſeitdem hielten wir zuſammen wie Licht und Wärme. Bruder Brauns! Ich beuge mich in den Staub vor der ewigen Liebe; aber könnte ich das, wenn ich nicht recht innig fühlte: ich bin ein guter Menſch? Wohlan, lieber Bruder Brauns, vorwärts! Der Hafen erwartet uns. Leb wohl.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L * * *.

Ich bin wieder frei, lieber Freund; aber Auguſte iſt fort, und weder Mutter noch Bruder wiſſen, wohin eigentlich. Was ſie erzählen, macht mich noch ängſtlicher. Ein Verwandter, ein Juwelenhändler aus Hamburg, hat Auguſten mit nach Leipzig genommen, und ſie hält mich noch jetzt für treulos. Ich habe der Mutter meine Furcht geäußert, daß der Vetter ein

Betrieger ſeyn kann. Sie lächelt aber dazu, wie über eine Aengſtlichkeit ohne Grund. Dieſe Menſchen glauben nicht an Bosheit, weil ſie ſelbſt keiner fähig ſind. Mein Oheim iſt der einzige, der mich aufzurichten ſucht. Ich bin ſogar auf die Vermuthung gekommen, er ſelbſt habe die Hände mit im Spiele: ſo gewiß iſt ſeine Verſicherung, daß ich Auguſten wiederſehen werde.

Die Mutter erwartet Briefe. Das allein hält mich; ſonſt ging' ich ſelbſt nach Leipzig, um ſie aufzuſuchen. Ich habe nur dieſen Einen Gedanken; kaum ſehe ich, daß mein Vater mir nichts als zornige Blicke zuwirft, daß er es augenſcheinlich vermeidet, mit mir zu ſprechen, und daß er offenbar meine Schweſter mir vorzieht. Ob er ſeinen Plan aufgegeben hat? Ich zweifle; denn noch immer ſind Willmanns unſer täglicher Beſuch.

Es iſt ſchrecklich! Wo iſt ſie? Weiß ſie jetzt ſchon, daß ich nicht treulos bin? Und, wenn ſie es nicht weiß, hat nicht vielleicht ſchon längſt der grauſame Gedanke an meine Treuloſigkeit ihr Leben aufgerieben? Dieſe Ungewißheit iſt eine Höllenmarter. Adieu. Ich reiſte zu der Mutter, um zu erfahren, ob nun endlich Briefe angekommen ſind. „Sollten wohl Willmanns mit im Spiele ſeyn?“ fragte ich heute meinen Oheim. „Sie haben von dem angeblichen Vetter einen Ring gekauft. Lieber Oheim, wer kauft von einem Fremden, den er nicht kennt, einen Ring? wer erzählt einem Fremden ſogleich alle Familien-Geheimniſſe? Wozu die Lüge, daß in acht Tagen unſere Hochzeit ſeyn würde?“ Das Alles iſt geſchehen. — Mein Oheim lächelt, und ſchweigt. Adieu.

Brauns an Richter.

Hamburg.

Alter, lieber Richter, erinnerſt du dich denn des ſaubern Lüders nicht, mit dem wir in Amſterdam den Handel wegen des jungen Menſchen hatten, den er nach Batavia ſchicken wollte? Das iſt der Schocher, der das arme Mädchen entführt hat. Er iſt ſo eben wieder angekommen. Dieſes Mal, das hoffe ich zu Gott, ſoll er mir nicht entſchlüpfen. Ich habe ihn ſchon in meinem Netze; er iſt eingeſponnen, und thut keinen Schritt, ohne daß ich es weiß. Es geht niemand zu ihm, von dem ich nicht erfahre, wo er bleibt, wo er wohnt, welchen Verkehr er mit dem ehrlichen Manne hat; denn alle ſeine Leute ſtehen in meinem Solde. Aber von dem Mädchen ſieht und hört man noch nichts. Indeß er iſt in L * * * geweſen; die ganze Kleidung und Alles trifft zu. Dieſes Mal will ich leiſer auftreten, als in Amſterdam. Du glaubſt nicht, welch ein Heuchler und wie liſtig der Kerl iſt. Er hat ſich hier ein ziemlich beträchtliches Vermögen geſammelt, durch Wucher und Betriegerei, wie ich vermuthe. Hätte ich ihn nicht von Amſterdam her gekannt, ſo würde ich, trotz deinem Briefe, auf die Ehrlichkeit des Menſchen geſchworen haben; denn ſeine Nachbaren wiſſen nichts als Gutes von ihm, und loben ihn, weil er keine Kirche verſäumt. Er hat in der Nähe von Hamburg ein kleines Gütchen. So viel ich habe erfahren können, iſt er da mit ſeiner Frau und einem jungen weinenden, todtenblaſſen

Mädchen abgetreten. Sie ſind aber nur einige Stunden geblieben, und dann ſogleich in einem fremden Wagen nach Hamburg gefahren. In ſein Haus iſt das Mädchen nicht gekommen.

So viel zur Nachricht. Ich gebe dir indeß mein Wort, daß ich herausbringe, wo ſie iſt. Schicke mir nur von der Hand der Mutter oder des Bruders ſo eine Art von Schein, daß ich ſie zu mir nehmen ſoll. Ich muß doch im Nothfalle die liebe Gerechtigkeit zu Hülfe rufen können.

Die unſichtbaren Zeilen in deinen Briefen, lieber Richter, bleiben nicht ungeleſen. Deine Seele voll ſtiller froher Wehmuth ſchreibt ſie; und ich ſehe jedes Mal, wie du den Leichnam deiner geliebten Frau verſenkſt, ſehe, wie deine Tochter hinunterſtürzt in das Meer des Todes, aber auch — in das Meer der ewigen Liebe. Meines Sohnes erwähnſt du nicht, guter, lieber Alter. Du klagſt, verlaſſener, kinderloſer Vater. Was ſoll ich, der unglückliche Mann, thun? Deine Julie iſt todt; mein Sohn ein Böſewicht. O, wenn du deine unſichtbaren Worte mit Trauerzügen mahlſt, ſo muß ich Thränen und Flammen zu meinen Briefen nehmen.

Er iſt nichts als leichtſinnig: damit tröſteſt du mich. Mein Herz ſagt eben das; aber dann ruft eine Stimme: er hat Verbrechen begangen! und dieſe Stimme iſt ſchrecklicher, als das Geheul der Welle, die deine Tochter verſchlang. Wo iſt mein Sohn? Sieh, wenn ich Unglückliche rette, wenn ich den Wellen des Elendes wehre, wenn ich Glückliche um mich her ſehe; ſo fällt mir immer ein, wie ohnmächtig unſre Tugenden ſind. Wir helfen der Armuth ab. Ach, dem größten Elende, dem Verbrechen, können wir nicht wehren! Ich frage dich, Richter: haſt du je ſchon einen Böſewicht mit der Tugend verſöhnt? Und thateſt du das nicht, du Staub, — was haſt du denn gethan? Nichts.

Wenn ich nur wüßte, wo er wäre! Ich wollte dennoch mit Thränen, mit heißer Liebe, an ſeinem Herzen liegen, bis es ſich öffnete. Noch einmal wollte ich den ſchrecklichen Verſuch machen. Und wenn er wieder nicht gelänge! Richter! Richter!

Brauns an Richter.

Hamburg.

Ich fühle mich immer ohnmächtig, elend, furchtſam, wenn ich etwas mit einem Schurken abzumachen habe; denn nie kann ich mich des Gedankens erwehren, daß ich einmal auf einen treffen könnte, der gerade ſo entſchloſſen für das Böſe wäre, wie ich und du für das Gute. Was ſollte ich mit einem ſolchen Menſchen thun? Das fiel mir lebhaft ein, als ich dieſen Morgen zu Schochern ging. Du weißt, wie kalt, wie beſonnen der Böſewicht in Amſterdam war, und wie wir endlich unſere Zuflucht zu Großſprechereien nehmen mußten, um ihn aus ſeiner Faſſung zu bringen. Ich ging wohl zehnmal die Straße vor ſeinem Hauſe auf und nieder, und überſann Alles, was er lügen konnte, lief meinen ganzen Vorrath von Beweiſen ſeiner Schurkerei durch, und machte mich kalt durch den Gedanken: es ſey eine Aufgabe für den Witz, ob man den Kerl nicht überraſchen könne.

Ich hatte einen jungen muthigen Mann

bei mir, der mir im Nothfall als Zeuge oder Beiſtand dienen ſollte. Mein Forſchen nach dem Mädchen war vergeblich geweſen; ſo mußte ich dem Kerl denn auf den Leib gehen. Ich ließ mich melden und wurde angenommen.

So wie der Elende mich erblickte, ſah er mich ſtarr an, als ob er ſich beſönne, wo er mich ſchon ſonſt geſehen hätte; aber nur einen Augenblick: dann wurde ſein Geſicht wieder ruhig, wie vorher. „Was ſteht zu Befehl, meine Herren?" fragte er kalt. Herr Schocher, hob ich ganz ſanft an: — oder, hießen Sie nicht einmal auch Herr Lüders? — Sieh, ich wollte des Kerls Faſſung mit einem Male zerſtören; er veränderte aber keinen Zug im Geſichte. „Ich hieß nicht ſo," antwortete er, kalt wie Eis; „ſo heiße ich eigentlich. Der Nahme Schocher iſt ein Mißbrauch. Mein Oheim, der ſo hieß, adoptirte mich, und ich galt für ſeinen Sohn. Auch ſchreibe ich mich wirklich: Lüders, genannt Schocher."

So haben Sie wenigſtens noch einen dritten Namen; denn in L * * * hießen Sie vor Kurzem auch Müller. — Ich glaubte, er müßte bleich werden; aber mit nichten. Er neigte lächelnd den Kopf, als ob er Ja ſagte. „Und Ihr Name, mein Herr?" fragte er treuherzig. — Iſt Brauns! — Er legte den Finger an die Naſe: „Brauns? Brauns? Habe ich nicht etwa ſchon einmal die Ehre gehabt Sie zu ſehen?" — In Amſterdam, mein Herr Lüders, ſagte ich kalt; mit meinem Freunde, Herrn Richter, wenn Sie Sich deſſen erinnern.

„Was wollte ich nicht! Seyn Sie mir willkommen. Erlauben Sie . . ." — Er wollte an die Klingel; ich hielt ihn aber auf. „Ich bin ſeitdem alt geworden," ſagte er vertraulich, mit einem Blick auf mich; „das ſehe ich an Ihnen, Herr Brauns. Damals waren wir rüſtige junge Männer. Sieh da! Jetzt fällt mir Alles wieder ein! . . . Erlauben Sie doch, ein Frühſtück . . . Es war ein Glück für mich, Herr Brauns, daß der Zufall uns in Amſterdam zuſammenbrachte. Hinterher habe ich erſt eingeſehen, wie ſehr Sie Recht hatten. Damals dachte ich: was iſt daran gelegen, ob jemand in dieſem oder in jenem Welttheile lebt und ſtirbt! Lieber Gott, wie böſe kann ein Menſch ſeyn, wenn er unbeſonnen iſt! . . . Erlauben Sie, lieber Herr Brauns, ein Frühſtück . . . Und kann ich Ihnen in irgend etwas dienen, ſo reden Sie ganz offen. Ich habe Ihnen ja die Ruhe und die größte Freude meines Lebens zu danken; denn aus dem jungen Menſchen, den ich nach Indien ſchicken wollte, iſt ein glücklicher Mann, ein Vater von ſieben wohlerzogenen Kindern, geworden." — Sieh, Richter, das Alles ſagte der Kerl ſo arglos, ſo ſeelenvergnügt daher, als ob er das beſte Gewiſſen hätte.

Gut, H. Schocher, hob ich ruhig wieder an. Sie können mir einen Dienſt leiſten. (Er hörte aufmerkſam zu.) Sie haben aus L*** unter dem Namen Müller — des Kerls Geſicht wurde ſichtlich freundlicher bei dieſem Anfange — ein Mädchen, Auguſte Silbermann, mitgenommen. — Ich hielt ein; er nickte ſchnell und freundlich beſtätigend mit dem Kopfe. Dann ſagte er: „dachte ich doch Wunder, wie geheim das bleiben ſollte! Nun?" — Ich hatte erwartet, er würde läugnen, und ſchwieg eine Weile, da ich ihn nicht errathen konnte. Auch er ſchwieg; und ſo mußte ich denn wieder anfangen: dachten Sie das? — „Ja, ja!“ ſagte er; „erlauben Sie, darauf kann ich erſt antworten, wenn ich weiß, in wie fern Sie bei der Sache intereſſirt ſind.“ — Die Mutter hat mir aufgetragen, das Mädchen zu mir zu nehmen. — Ich zog den Brief der Mutter hervor.

Er ſah hinein. „O, das iſt genug. Wann wollen Sie das gute Kind haben? In Gottes Namen; nur nach L***, wollt' ich wohl rathen, brächte man es fürs erſte nicht.“ — Warum nicht? — „Ja, ſagte er freundlich: „die Mamſell Silbermann iſt ein gutes, herzlich gutes Kind, ohne alles Arg; doch eben dieſe Argloſigkeit, dieſe Unbekanntſchaft mit der Welt, kann ſie unglücklich machen. Ich weiß nicht, Herr Brauns, ob die Mutter Sie von einer Begebenheit mit einem gewiſſen jungen Menſchen unterrichtet hat.“ — Nein; thun Sie es doch. — „Es iſt mir Verſchwiegenheit zur Pflicht gemacht. Erlauben Sie, will das gute Kind Ihnen die Sache erzählen, ſo habe ich nichts dawider.“ — So laſſen Sie das gute Kind kommen. — „Recht gern, wenn

Sie Sich nur einige Stunden gedulden wollen. Sie iſt auf meinem Gütchen, eine Stunde von hier. Erlauben Sie." — Er wollte an die Thür; ich hielt ihn aber wieder auf. Ich habe Urſache, Herr Schocher, ſagte ich kalt, Ihnen nicht zu trauen. Sie fahren auf der Stelle mit mir.

Ich klingelte, und es kam ein Bedienter, dem ich zurief: einen Wagen! Schocher lächelte, und ſchüttelte den Kopf. „Ja, ja!" fing er an. „Aber erlauben Sie, Herr Brauns, daß ich den Brief der Mutter noch einmal ſehe. Mißtrauen iſt anſteckend." Er ſah den Brief flüchtig durch, gab ihn mir zurück, und ſagte: „es iſt richtig. Verzeihen Sie mir. Sie ſollen das Mädchen haben. Aber laſſen Sie mich nur einen Augenblick zu meiner Frau." — Nicht von der Stelle! rief ich, und glaubte ſchon, ihn ertappt zu haben. — „Sie ſind doch ein ſonderbarer Mann!" ſagte er. „Wenn ich nun nicht wollte: wer würde mich zwingen? Aber, Sie ſollen das Mädchen haben, ob ich gleich recht gute Abſichten mit ihr hatte. Ich bin ohne Kinder. Doch, wie Gott will! Die Mutter geht vor."

Ich ſchwieg zuletzt, aus Verdruß, daß ich dem Kerl nichts anhaben konnte. Endlich kam der Wagen, und er ſagte dem Bedienten: er führe mit dieſen beiden Herren zu Gaſte; man ſollte nicht mit dem Eſſen auf ihn warten. — Unterweges ſprach er von der künftigen Ernte mit unbeſchreiblicher Ruhe. Nach einer Stunde waren wir vor dem Hauſe. Jetzt ſtürzten eine Hausjungfer und zwei Mägde mit allen Zeichen wirklicher Angſt an den Wagen, und riefen: ach, Herr Schocher, wir ſind unſchuldig! Die Mamſell Silbermann iſt geſtern Abend davon gegangen. — „Wie?" fragte er, und ſprang aus dem Wagen. „Das iſt nicht wahr. Davon gegangen? Das bindet einem Andern auf! Sie weiß ja wahrhaftig nicht einmal, was davon gehen heißt." — Recht! ſagte ich, und ſchlug ihm dabei feſt auf die Schulter; entführt iſt ſie, ehrlicher Mann! Er wendete ſich heftig zu mir um. „Herr, jetzt ſchweigen Sie. Ich will die Leute hier examiniren. Wie . . ."

Ich will hier unterſuchen, unterbrach ich ihn. Gehen Sie mit meinem Begleiter in den Garten. — „Ich hoffe," ſagte er, „Sie werden die Zeit wenigſtens nicht mit Worten hinbringen. Davon gegangen iſt ſie nicht." Er verließ mich, und mein Begleiter ging mit ihm. Nun mußte mir jedes Mädchen einzeln den Hergang der Sache erzählen. Sie waren alle einſtimmig, und eben ſo die vier Knechte auf dem Hofe.

Das Mädchen iſt mit Schocher dahin gekommen, und hat nichts gethan, als geweint, und ſehnlich wieder nach L*** verlangt. Nach einigen Tagen läßt ſich ein alter Mann in einem grauen Ueberrocke ſehen, und ſie ſpricht lange mit ihm. Er kommt alle Tage wieder, und geſtern endlich mit einer Chaiſe, die er vor dem Garten halten läßt. Auguſte packt Wäſche und Kleider zuſammen, und geht damit durch den Garten. Die Mädchen, die das ſehen, folgen ihr nach, wagen es aber nicht, ſie aufzuhalten, weil Schocher ihnen befohlen hat, ſie thun zu laſſen, was ſie wolle. Sie wirft das Paket in den Wagen, ſteigt hinein, und ruft den Mädchen noch zu: „grüßt euren Herrn, den Betrieger!“ Die Chaiſe fährt weg, und nicht nach Hamburg zu.

Sieh, Richter, das iſt Alles, was ich aus den einſtimmigen Erzählungen, Klagen und Vorwürfen der Mägde und Knechte herausbringen konnte. Hier iſt kein Betrug; eben das haben auch Leute im Dorfe geſehen. Auguſte hat ſehr ängſtlich gefragt: ob der Mann, mit dem ſie gekommen ſey, Schocher oder Müller heiße; und iſt bei der Antwort: „Schocher,“ tiefſinnig geworden. Was nun? Ich ging in den Garten. Schocher kam mir ſehr ängſtlich entgegen, und fragte: „werde ich jetzt erfahren, wie es iſt?“ Ich hatte ihn ſcharf im Auge, als ich erzählte; aber ich ſah auch nicht eine Spur von Freude in ſeinem Geſichte, als ich äußerte, daß ich ihn für unſchuldig hielte. Nicht eine Spur von Freude, die ſonſt den Schurken faſt immer verräth.

Dennoch ließ ich den Teufel nicht los; ich brachte aber keinen Funken Licht aus ihm heraus. Wir ſind noch nicht fertig, Herr Schocher! rief ich auf einmal. Sie waren das Werkzeug der Mamſell Willmanns; ein Betrieger.

„Wollen wir uns ſetzen?“ fragte er, mit ſeiner ſtarren, lächelnden Kälte: „Betrieger! Betrug!“ fuhr er fort. „Wie man es nehmen will! Es könnte eben ſo leicht auch die Handlung eines ehrlichen Mannes ſeyn. Nur Sie haben das Recht, mich ungeſtraft einen Betrieger zu nennen, weil Sie mich in Amſterdam kannten. Ich will Ihnen den Zuſammenhang der Sache eben ſo ruhig ſagen, wie ich mir alle Ihre Einfälle habe gefallen laſſen.“ — Nun hob er ſeine Erzählung an. Nicht Eine Wendung, die ihn verrathen hätte. Hier haſt du einen Auszug.

Auf einer Reiſe kommt er nach L***. Er iſt ein Bekannter, ein Freund von Willmanns (nur zu ſehr), die ihm ihre Begebenheit mit deinem Neffen, und ſeine Liebe zu Auguſten anvertrauen. Sie äußern keine Beſorgniß, daß etwa dieſe Liebe die Heirath verhindern könne; nur fürchten ſie, nach der Heirath werde Auguſte ihre Ruhe ſtören. Schocher findet eben das, und giebt den Rath, das Mädchen auf eine gute Art zu entfernen. Er beſucht Silbermanns, und wird von der Unſchuld, der Güte des Mädchens gerührt. Nun kommt er auf den Gedanken, ſie gegen die Verführung deines Neffen zu ſichern und die Willmanns ruhig zu machen. Er giebt ſich für einen Verwandten der leichtgläubigen Familie aus. (Sogar die Unterredung mit Willmanns, die Auguſte gehört hat, verſchwieg er nicht.) Dann nimmt er die arme Auguſte mit, und iſt Willens, Vaterſtelle an ihr zu vertreten.

Das Alles erzählte er ſo zuſammenhangend, ſo natürlich, ſo glaubwürdig, daß mein Begleiter wankend wurde, und daß auch ich es geworden wäre, wenn ich dieſem Teufel ein Herz hätte zutrauen dürfen. Als er fertig war, ſagte ich ſo kalt, mit einer ſo ſchneidenden Stimme, als ich es nur immer vermochte: wenn Sie wiſſen, wo das Mädchen iſt, Herr Schocher; wenn Sie nur die mindeſte Ahnung haben, wo ſie ſeyn kann: ſo thun Sie ſehr wohl, es dieſen Augenblick zu geſtehen. Sie kennen von Amſterdam her meine — wie Sie es nennen wollen — meine kalte, entſchloſſene Dummheit, oder meine ſtarre Rechtſchaffenheit, und wiſſen, daß ich mein Vermögen, ja ſelbſt mein Leben an einen Entſchluß wage. Ich habe Geld genug, Herr Schocher, um etwas an das Auffinden des Mädchens zu wenden; auch fehlt es mir nicht an Zeit und Freunden. Der Liebhaber des Mädchens, ein entſchloſſener Mann, wird nächſter Tage hier ankommen. Er hat dem Entführer den Tod geſchworen. Ich gebe Ihnen mein Wort, das Mädchen wird gefunden; und haben Sie nur ahnen können, Herr Schocher, wo es war — ich ſchwöre Ihnen heilig und theuer, daß ich mein ganzes, großes Vermögen daran wende, die Unſchuldige zu rächen, und ſo ſchwer, ſo hart, wie nur immer möglich. Das ſoll dann, bei Gott! Ihr letztes Bubenſtück geweſen ſeyn. Haben Sie mich verſtanden, Herr Schocher?

Das traf denBöſewicht; ſein Geſicht wurde blaß. Er zog die Stirn auf und nieder, wie der Tieger, der eben auf ſeinen Raub ſtürzen will. „Man kennt mich hier,“ ſagte er mit ſcheuer Drohung, „ſeit zehn Jahren als einen ehrlichen Mann!“ — So kennt Sie die Stadt, ehrlicher Herr! erwiederte ich lächelnd, und mit feſtem Tone. Es hat mir ſchon nicht wenig gekoſtet, Sie zu entlarven. Erinnern Sie Sich der Wechſel, die Sie auf Willmanns gezogen haben? Hier wurde er ſichtbar bleich, und fragte zitternd: „welcher Wechſel?" — Sieh, Richter, jetzt hätte ich ihn gefangen, wenn ich vorſichtiger geweſen wäre. Ich hatte etwas von falſchen Wechſeln gehört, die er vor Willmanns Falle gezogen, und wahrſcheinlich mit dem getheilt habe; aber ich wußte den Zuſammenhang nicht genau.

„Welcher Wechſel?" fragte er. Ich zögerte mit der Antwort; und das gab dem liſtigen Teufel aufs neue Muth. Er bekam ſein lächelndes Geſicht wieder, und verſicherte noch einmal feierlich, daß er von dem Mädchen nichts wiſſe. Ich ſah ihn ſtarr an, und er wurde wieder verlegen. Nun bin ich überzeugt, daß er weiß, wo das Mädchen iſt. Wir fuhren ſchweigend in die Stadt zurück, und ſetzten ihn vor ſeiner Thüre ab.

Als ich zu Hauſe war, nahm ich den Miethskutſcher mit auf mein Zimmer, zählte eine Anzahl Dukaten auf den Tiſch, und fragte: „hat Er Luſt, das zu verdienen?" Der

Menſch riß die Augen weit auf. „Sobald Er mir den Kutſcher ausfindig macht, der die Mamſell von Schochers Gute abgeholt hat, iſt das Geld ſein. Er weiß ſchon, der Wagen iſt blau geweſen, zwei Füchſe, der Kutſcher ein dürrer, kleiner Mann, in einem grauen Rocke. Zähl' Er die Dukaten." — Er zählte, ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, und ſagte: das muß ich herausbringen! Sollte denn wohl der Schocher mit darunter ſtekken? Wenn ich das nur wüßte! Ich fahre Herrn Schocher zwar wohl gemeiniglich, aber doch nicht immer. Da iſt ein — Gott verzeihe mir! der hat einen blauen Wagen, und Füchſe dazu! Wahrhaftig, der iſt es! . . . Es ſind dreißig Dukaten, und Sie müſſen Wort halten! — Damit ſprang der Menſch zum Zimmer hinaus; und eh' ich ihn abrufen konnte, jagte er, wie raſend, die Straße hinunter.

Nun ſitze ich hier. Er wird dumme Dinge machen, und die Sache bleibt unentdeckt. Adieu. Wenn ich nur den Menſchen wohnen wüßte, der uns gefahren hat! Die Poſt geht ab. Adieu.

Brauns an Richter.

Hamburg.

Ich habe das liebe, unſchuldige Mädchen noch dicht am Abgrunde gerettet. Sie iſt mein, meine Tochter, die Tochter des allerunglücklichſten Mannes. Ach, warum, lieber Richter, kann ich nicht triumphirend meine Arme um das gute, theure Mädchen ſchlagen! Wie kann ich jetzt trauern, jetzt, da ich der Tugend gewiß ein Herz erhalten habe! Sieh, ich nenne das unſchuldige Mädchen meine Tochter, weil mir die Freude über ihre Rettung verſagt iſt. O, Richter, kann mein Herz noch ſo ſelbſtſüchtig ſeyn? Bisweilen iſt es mir, als wollte ich die dankbaren Liebkoſungen des Mädchens zurückweiſen. Ich muß mich erholen. Ich muß!

Ach, das Rad des menſchlichen Schickſals wälzt ſich in Thränen und Schmerzen fort. Laß mich. Ich will mir einbilden, es wären Freudenthränen, die ich weine. Die Prieſter der Götter durften nicht trauern, ſelbſt nicht um den Tod ihres Sohnes. Ihr Herz mochte brechen; aber kein Beben ihrer Stimme durfte das verrathen. Sieh, hier ſitze ich geduldig, ſogar lächelnd, und laſſe den Schmerz an meinem Leben nagen. Ich will gerecht ſeyn; mag der Schmerz mein Leben zerſtören! Laß dir erzählen, Richter.

Mein Miethskutſcher kam nach einer Stunde eilig, außer Athem, wieder. Seine Vermuthung war richtig; ein andrer Miethskutſcher, der Schochern zuweilen fährt, hatte das Mädchen abgeholt. Mein Kutſcher war liſtig genug zu Werke gegangen, das von ihm herauszubringen. Sie müſſen nun, fuhr er fort, ihm ſchnell über den Hals; denn der Kerl ſteckt mit Schochern zuſammen.

Darauf war ich ſchon gefaßt. Ich nahm eine Gerichtsperſon und ein Paar Häſcher mit; und ſo gingen wir nach der Wohnung des Miethskutſchers. Einige Drohungen; und der Kerl, der eben ausgehen wollte, geſtand: ein junger Engliſcher Officier habe ihn gemiethet, nach Schochers Gütchen zu fahren, und ſo weiter. Seine Ausſage zeigte deutlich, daß Schocher die Hand mit im Spiele hatte. Er mußte ſogleich anſpannen, und uns nach dem Landhauſe fahren, wohin das Mädchen gebracht war. Hundert Schritte davon ließ ich halten. Die Häſcher wurden nicht weit von dem Hauſe poſtirt; die Gerichtsperſon blieb im Wagen, und ich allein ging.

Als ich anklopfte, öffnete ein junges Mädchen. Ich ſagte lächelnd, wie ein alter Bekannter des Hauſes: „ſage Sie mir doch, liebes Kind, wo finde ich die Mamſell, die geſtern Abend hier angekommen iſt. Ich bringe ihr die übrigen Kleider.“ Das Mädchen ſah mich an. „Still!“ fuhr ich ſcherzend fort; „ich muß ſo auf einmal, ganz unvermuthet, hinein treten. Sie wird eine rechte Freude haben; denn ſie denkt, ich bin noch in L***.“

Alſo wiſſen Sie . . .? unterbrach mich das Mädchen leiſe. — „Was wollt' ich nicht! Der junge Officier weiß ja, daß ich heute Abend komme.“

Sie führte mich an ein Zimmer, und öffnete es leiſe. Da ſaß Auguſte, die Augen voll Thränen, die Stirn in die Hand gelegt. Sie blickte mich befremdet an. „Guten Abend, Mamſell Auguſte!" ſagte ich zutraulich. Sie ſprang auf. „Ich komme von Ihrer Mutter." Ein tiefer Seufzer war ihre Antwort. In dieſem Augenblick hört' ich ein Geräuſch. Es ging eine kleine Thür in der Tapete auf, die ich noch nicht bemerkt hatte, und die auch das Mädchen nicht kennen mußte, da ſie erſchrokken zurückſprang. Ein junger Menſch, der Officier, trat raſch herein, und ſtellte ſich neben Auguſten. Er fragte; und bei dem erſten Worte, bei dem erſten Tone ſeiner Stimme, erkannte ich meinen unglücklichen Sohn. Sieh, Richter! da war ich an dem ſchwerſten Augenblicke meines Lebens.

Ach, er fragte mit einer Stimme, die alle Liebe meines Herzens in Bewegung brachte, Worte, — die mich erſtarrten: was ſoll das hier? Das Mädchen iſt mein! — Der Gedanke: das iſt dein Sohn! lähmte mich. Ich trat ſchwankend einen Schritt zurück, und ſchlug mein Auge furchtſam zu Boden. Der Unglückliche mochte das für Feigheit halten, und ſagte zu dem Mädchen: ſehen Sie, liebes Kind, ein neuer Betrug! Aber ſeyn Sie ruhig; Sie ſind in meinem Schutze. Gehen Sie dort in das Zimmer. (Er zeigte auf die Tapetenthür.) Und nun, mein Herr! ſagte er, kalt und groß auf mich zugehend. — Ich warf die Tapetenthür zu, welche auf dieſer Seite keinen Drücker hatte; denn das Mädchen wollte ihm gehorchen. Dann ſetzte ich mich ruhig nieder, und ſagte langſam: „Sie wollen wiſſen, junger Menſch, wer ich bin?" Er wiederholte mit Spott: junger Menſch! — „Ja, junger Menſch!" ſagte ich noch einmal mit feſtem Tone. — Zur Sache! redete er mich hart an. Was wollen Sie? wer ſind Sie?

„Ich bin," ſagte ich gelaſſen, „ein Freund des unglücklichen Mädchens, das ein boshafter Betrug an den Rand des Verderbens geführt hat. Wie, junger Menſch? Auch Sie verſchworen ſich, dieſe holde Unſchuld zu vernichten?" Er runzelte die Stirn, hob dann das Geſicht frei auf, und ſagte: ich bin der frommen Litanei müde. Was wollen Sie? Ganz kurz, mein Herr: was wollen Sie?

„Das Mädchen!" antwortete ich. — Er maß mich lächelnd von oben bis unten; dann ſagte er kalt: das Mädchen iſt mein. Ich wünſche Ihnen gute Nacht, mein Herr. Er wendete ſich an Auguſten, die in Thränen ſchwamm, und ſagte ihr leiſe einige Worte, welche ſie beruhigten.

„Das Mädchen wäre Ihr, mein Herr?" hob ich wieder an, und mit einem Tone, worin gewiß der rührendſte Accent der Natur lag. „Wie? kann Ihnen der verächtliche Betrug eines Böſewichts, wie Schocher, Recht geben, dieſe Unſchuld unglücklich zu machen?" — Bei dem Namen Schocher wendete er ſich heftig zu mir. Sie ſchwärmen. Schocher! wer iſt das? — „Ein niederträchtiger Kuppler," antwortete ich noch immer ſanft, „mit dem ich mich ſchämen würde eine gute That zu thun. Hören Sie, junger Menſch! Dies Mädchen iſt die einzige Freude einer verlaſſenen, unglücklichen Mutter, eines jammernden Bruders, die Braut eines edlen Mannes." Hier flog Auguſte mit einem Schrei in meine Arme, und mein Sohn ſtand, mit den ſchönen Zügen der Reue im Geſichte, finſter da. „Komm, Auguſte!" ſagte ich; „lies das."

Ich zog den Brief ihrer Mutter hervor. Meine Mutter! ſchrie ſie auf, und durchlief das Blatt mit ſchnellen Blicken. Ach, Gott! ſagte ſie dann ſchmerzlich; wem ſoll ich trauen! Nach einigen Minuten reichte ſie mir ſchnell die Hand, und wollte mit mir gehen. So lange hatte mein Sohn ſchweigend dageſtanden; jetzt aber rief er: Auguſte, Sie ſind verloren, wenn Sie dem Manne folgen! Bei Gott, Auguſte, morgen bring' ich Sie zu Ihrer Mutter.

„Elender Betrieger!" ſagte ich, und ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Er zog ſeinen Degen; ich behielt aber Stellung, Miene, Stimme unverändert, und ſagte: „elender Vatermörder! ſtoß zu!" Er ſah mich ſtarr an, und ſein Geſicht wurde ängſtlicher. „So weit," fuhr ich kalt, mit richtender Stimme, fort: „ſo weit, Ludwig, haben deine Laſter dich gebracht! Mit dem Degen in der Hand ſtehſt du da, und willſt deinen Vater tödten." Jetzt brach ſein Herz; er ließ den Degen fallen, und ſchlug beide Hände vor das bleiche Geſicht. Ich ſah ihn noch einige Augenblicke ſo ſtehen, und führte dann Auguſten hinaus an den Wagen. Sie ſtieg zitternd ein, und in einer Viertelſtunde waren wir zu Hauſe.

Es iſt ein holdes, unſchuldiges, gutes Geſchöpf. Ich ſchicke dir hier einen Brief an ihre Mutter, den ſie ſogleich geſchrieben hat. Sie gab ihn mir offen, und ſo bekommſt du ihn von mir. Welch eine reine Seele! Ich habe ihr geſagt, daß ſie meine Tochter ſeyn ſoll; und wenn es angeht, lieber Richter, ſo laßt ſie mir wenigſtens einige Zeit. Dieſe milde, unſchuldige Menſchlichkeit iſt mir für mein erſtarrendes Herz nöthig. Ich möchte gern mit Wohlthaten das Vergehen meines Sohnes an ihr wieder gut machen. Laßt mir ſie! Ich habe ihr geſagt, daß Jahns die Willmanns nicht geheirathet hat; und nun iſt aller Kummer, bis auf das Andenken daran, aus ihrer heitern Seele verſchwunden.

Mein Sohn lebt noch immer, ohne einen Menſchen zu ſprechen, in dem Landhauſe. Ach, Richter, Richter! Zuweilen ſteigt es wie ein Traum aus einer beſſern Welt vor mir auf. Ich ſehe ihn mit bleichem Geſichte, mit den Zügen der Reue zu mir hereintreten, und breite meine Arme nach ihm aus. — Ich unglücklicher Vater!

Hierbei ſchicke ich dir Papiere, welche die Willmanns betreffen. Welche abſcheuliche Menſchen! Ich habe das Kind der Mamſell geſehen. Es iſt ſechs Jahr alt. Wenn du es etwa brauchſt, ich kann es alle Tage bekommen. Schochern bin ich auf der Spur. Was mir Auguſte erzählt, giebt mir kein Licht. Sie vertraute ſich meinem Sohne an, weil ſie von Schochern betrogen zu ſeyn glaubte.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

e * * *.

Auguſte iſt wiedergefunden, und glücklich. Ich habe Briefe von ihr an ihre Mutter geſehen, die das ſagen; und auch mein Oheim verſichert mir daſſelbe. Aber, warum kommt ſie nicht zurück? Wer iſt der Brauns, bei dem ſie ſich aufhält? Die Mutter kennt ihn nicht, und Auguſtens Briefe ſind gar nicht ſo, daß ſie meine Unruhe vermindern können.

Sie läßt mich grüßen, und mir die Verſicherung geben, daß ſie vollkommen glücklich iſt. Wer iſt der Brauns, in deſſen Geſellſchaft ſie ſo ganz vergeſſen kann, daß ich nicht bei ihr bin? Mein Oheim antwortete mir lächelnd: „ein ſehr reicher, edler Mann voll Geiſt; — und Wittwer!“ ſetzte er bedeutend hinzu. Und Auguſte — fiel ich bitter ein — ein Mädchen! Er runzelte die Stirn, und ſagte: „biſt du deiner Sache denn nicht gewiſſer?“ — Was ſoll ich wieder aus dieſem Vorwurfe machen!

Auguſtens Bruder und ſeine Mutter leben jetzt in Ueberfluß. Sie ſcheint nicht zu wiſſen, woher das Geld kommt; und er wird ängſtlich, ſobald ich ihn darum frage. Sehen Sie nicht ſchon alle die Fäden, aus denen mein Unglück geſponnen wird? Auguſte iſt glücklich; ihr Retter ein reicher Mann und Wittwer, ihr Bruder auf ſeiner Seite! Ich möchte ſo gern an ſie ſchreiben, und Niemand will recht ihre Adreſſe wiſſen. Niemand; auch der Bruder nicht! — „Vollkommen glücklich“ iſt ſie. Das ſollte ſie nicht ſchreiben, auch wenn ſie ſchon die Braut des edlen, reichen

Man-

Mannes wäre. Vollkommen! Alſo mangelt ihr nichts mehr, auch ich nicht. Ach, ſie würde nicht treulos ſeyn, wenn ich ſie nur ſpräche! Aber man täuſcht ihre Unſchuld, und ſie wird unglücklich werden. Leben Sie wohl. Ich hoffe doch endlich dieſem verabredeten Spiele auf den Grund zu kommen. Adieu. Oder hätte ſie mich nicht geliebt? „Biſt du denn deiner Sache nicht gewiſſer?“ fragte mein Oheim. Ja, freilich; jetzt ſeh' ich, daß ich ihrer Liebe nicht ſo gewiß war, wie ich dachte! Leben Sie wohl.

Brauns an Richter.

L***.

Ich habe meinen Sohn wieder, Richter, und mit einem beſſeren Herzen, als ich hoffte. Welch eine Stunde! Giebt es auf der ſo unvollkommnen Erde, giebt es für das ſchwache Herz des Menſchen eine ſeligere Minute, als die, worin er um Vergebung bittet oder vergiebt? Theurer, theurer Sohn, wie ſüß war es mir, dir zu verzeihen! Ich erkundigte mich heimlich alle Tage nach ihm; er wohnte ruhig, ohne auszugehen, auf ſeinem Landhauſe. Es wurde mir ſchwer, ihn ſeinem Herzen, ſeinem eigenen Entſchluſſe zu überlaſſen; aber ich konnte nicht anders. Eines Morgens, als ich mit Auguſten am Theetiſche ſaß, öffnete ſich die Thür, und mein Sohn trat in das Zimmer. Auguſte ſprang auf, ihm entgegen, ergriff zitternd ſeine Hand, und führte ihn zu mir. Dann warf ſie beide Arme um meinen Hals, als wollte ſie Mitleiden für ihn erflehen. Gutes Mädchen! Ach, ſein Blick hatte ſchon längſt mein Herz erobert! Sie ging nun, und ließ uns allein.

Ich ſah ihn erwartend an, und hatte alle innige Liebe für ihn nöthig, um ihn nicht ſogleich an mein Herz zu drücken. „Lieber Vater,“ ſagte er mit erzwungen ruhigem Tone; „ich weiß, daß Sie mich lieben, daß Thränen, die Zeugen Ihrer Empfindung, in Ihrem Herzen ſtehen. Und wenn ich der verächtlichſte Menſch wäre, Sie würden mich aufnehmen, wenigſtens den Unglücklichen in mir lieben und tröſten. Ich komme alſo nicht, um Ihre Liebe zu bitten, die ich noch immer habe, oder um Ihre Verzeihung, die ich mir verdienen müßte. Könnte oder wollte ich mir Ihre Achtung nicht erwerben, ſo wäre es für uns Beide beſſer, wenn wir uns nicht wieder geſehen hätten. Sie zweifeln, mein Vater, was Sie auch von mir glauben mögen, nicht an meiner Aufrichtigkeit. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich über das menſchliche Leben anders denke, als Sie; doch nie habe ich eine Niederträchtigkeit begangen. (Er legte dabei die Hand auf das Herz.) Nie! nie! Vater, Sie hielten mich ihrer für fähig; und das, eben das, nahm mir die Luſt nach Ihrer Achtung zu ſtreben. Sie thaten mir Unrecht, und ich glaubte, die Liebe eines Mannes entbehren zu können, der mich nicht achten wollte."

Sieh, Richter, das war etwas ganz Andres, als ich erwartet hatte. Nun mußte er entweder ein furchtbarer Heuchler ſeyn, oder meine Liebe hatte gefehlt. Ich glaubte das Letztere, und wurde ruhiger. Dein Umgang mit Schochern? fragte ich; dieſe letzte Begebenheit mit dem Mädchen?

Er lächelte bitter. „Sie zweifeln alſo an der Wahrheit meiner Verſicherung, daß ich nie eine ſchlechte Handlung begangen habe? Das ſollte ein Vater nicht, in einer ſolchen Stunde nicht! — Sie ſind der einzige Menſch, Vater, der einzige auf der weiten Erde, dem ich dieſe Verſicherung geben kann; und vielleicht nur aus einer zu ſtarken Rührung über den Zufall, der mir den Degen gegen Sie in die Hand gab. Nicht Ihr Vorwurf: Vatermörder! rührte mich; denn er war ungerecht: ich erkannte Sie nicht; — ſondern die ſeltſame Lage, in die mich der Zufall mit Ihnen verwickelte, mein Nachdenken über die ſonderbare Fügung des Schickſals, meine Ehrerbietung für Ihren Charakter, der heiße Wunſch, Sie glücklich zu wiſſen."

Und, fragte ich ſanft, fiel dir nicht ein, was dich zu meinem Mörder hätte machen können?

„Wohl! Mit Thränen über das Elend der Menſchen dachte ich es, mit dem Wunſche, daß es anders ſeyn möchte, nicht mit Reue. Daß ich Sie verlaſſen hatte, war die

Eine Urſache; daß Sie mich dazu zwangen, mein Vater, die andre."

Sieh, Richter, er war ganz der Alte, der nie Unrecht hatte, wenn man ihn zu Worte kommen ließ, und dem du immer Recht gabſt. Ich veränderte das Geſpräch. Und was iſt nun, fragte ich zutraulich, deine Abſicht, daß du mich wieder aufſuchſt?

Er breitete die Arme aus, und ſah mich mit den ſchönen Blicken des vollen Zutrauens an. „Mit Ihnen zu leben, mein Vater, wenn Sie mich achten können." Da wallte es bei mir über; ich ſprang laut weinend auf, ſtürzte in ſeine Arme, drückte ihn an meine Bruſt, und benetzte ihn mit heißen Thränen. Sey mein Freund, ſagte ich, wenn du mein Sohn nicht ſeyn willſt; mein jüngerer, theurer Bruder. — Wir lagen einer an des andern Bruſt, und alles war vergeſſen; alles, alles. Ich ſchien mir ſelbſt Unrecht zu haben, und that keine Frage mehr an ihn.

Nach einer Stunde koſtete mir das Schweigen ſchon Mühe. Ich würde ſogleich wieder gefragt haben: aber dein Umgang mit

Schochern, und die Begebenheit mit dem Mädchen? wenn mir nicht ein Paar Worte von dir eingefallen wären. Du ſagteſt einmal: ſoll Gehorſam ein Beweis der Liebe ſeyn; was iſt die Furcht? Ich ſchwieg, ſo viele Mühe es mir auch koſtete.

Er blieb ſich gleich. Als für drei Perſonen gedeckt wurde, fragte er ruhig: „für Auguſten?“ — Ich bejahete. — „Iſt ſie Braut?“ — Ja! — Er zog finſter die Stirn zuſammen; dann ſagte er bitter: „der Schurke, der Lüders!“ — Nun brach ich durch. Wie ſo? — Er antwortete ganz kalt: „ich liebe Auguſten, wie ich nie geliebt habe, mit der vollen Ueberzeugung, daß ſie mein Leben glücklich machen würde. Sie hat das, womit allein das Weib den Mann feſt hält: Unſchuld. Ich hätte ſie lieber nicht ſehen ſollen!“ ſetzte er nachdenkend hinzu. „Und warum nicht?“ unterbrach er ſich mit Lebhaftigkeit. „So ſinkt doch die Hoffnung zum Glücke nicht ganz; wenn auch zu meinem, doch nicht zu dem Glücke eines Andren, der Menſchen überhaupt.“

Jetzt kam Auguſte ſelbſt. Er behandelte ſie fein und artig, aber nie leidenſchaftlich. Als er ſie nach ihrem Geliebten gefragt hatte, und ſie mit tiefer Rührung von ihm redete, hörte er mit ſichtbarem Kampfe in ſeiner Seele zu; aber ſein Ton blieb gefaßt. Ich fing an, was er wünſchte, ihn zu achten, und wurde ruhig. Nach einem langen Geſpräche, worin ich ihm meine Grundſätze äußerte, ging er weg, kam wieder, gab mir ein Paket, und ſagte: „hier iſt ein Tagebuch meines Lebens. Ich hoffe, mein Vater, Sie werden, wenn Sie es leſen, Sich Ihres Sohnes nicht ſchämen, ſondern nur den Zufall bedauern, der uns trennte.“

Ich habe ihm Unrecht gethan, lieber Richter. Er iſt ein Vernunftſchwärmer, wie wir in ſeinem Alter Tugendſchwärmer waren. Ja, er hat, gleich uns, mit Schurken Umgang gehabt: wir aus Mitleiden, er aus Humor; ſo wie, ſchreibt er ſelbſt, der Naturforſcher Vipern ſecirt, um ſie kennen zu lernen. Seine Grundſätze ſind freilich ſeltſam; doch führen ſie ihn ſicher dahin, wohin uns die unſrigen führen: das Leben zu verachten, aber es zu verdienen; den einzelnen Menſchen zu bemitleiden, aber das Geſchlecht und ſeine Beſtimmung zu ehren. Er kennt den Heuchler, den Schocher, doch nur unter dem Namen Lüders, will gern wiſſen, wie es in dem Herzen eines ſolchen ausgemachten Schurken ausſieht, macht ſich an ihn, gewinnt halb und halb ſein Vertrauen, und entführt ihm mit ſeiner Bewilligung Auguſten, die er auf der Reiſe von L*** hierher ſchon kennen gelernt hat. Schocher giebt ſie für ganz hülflos aus, und erzählt ihm einen Roman, an deſſen Wahrheit er nicht zweifelt. — Mein Sohn iſt unſchuldig, und auf dem Wege ein edler Menſch zu werden, — freilich auf einem ſeltſamen, der eher zur Verzweiflung an der Tugend, als zur Tugend ſelbſt, zu führen ſcheint. Ich hoffe, er ſoll noch glücklich werden, ſo wenig er ſelbſt es erwartet. Er ſcheint kalt, iſt es aber nicht; und was er für Streben ſeiner Vernunft hält, iſt nichts als die ſchöne Ahnung ſeines Herzens.

Du würdeſt mit mir die Stärke ſeiner Seele bewundern, wenn du ſäheſt, wie er mit Auguſten lebt. Er iſt ihr Lehrer; und einen beſſern konnte ſie nicht bekommen, ob ich gleich Anfangs befürchtete, daß er ihr etwas von ſeinen Grundſätzen mittheilen möchte. Ich ſprach mit ihm darüber. „Die Weiber,“ ſagte er, „brauchen nichts als Liebe, Heiterkeit und keuſche Unſchuld. Das ſollte ihr Charakter ſeyn, um die mächtigen Schläge unſerer Vernunft zu mildern. Das Weib iſt für den Mann geſchaffen; der Mann für das ganze Menſchengeſchlecht.“ Sieh, ſo führen ſeine falſchen Vordersätze zu eben dem Ziele, wie unſer Streben: zur Tugend, zur Liebe. Du würdeſt Auguſten nicht wieder kennen. Ihr Charakter entwickelt ſich hier zu einer ſtillen, einfachen, aber mit aller Liebenswürdigkeit geſchmückten, Majeſtät.

Ich bedaure meinen Sohn. Neulich, als Auguſte uns verließ, ſprang er auf, drückte mich in ſeine Arme, und ſagte klagend: „ich ſchaffe ein Eden für einen Fremden!“ — Für einen Menſchen, erwiederte ich: für deinen Bruder! — „Ach,“ ſeufzte er; „wenn dieſer Menſch es verwüſtete!“ Und nun fuhr er, weil Auguſte hereinkam, mit eben der Ruhe wieder fort, wie vorher. Sieh, Richter, mich dünkt, eben dieſer Stolz auf die Stärke ſeiner Vernunft giebt ihm die Kraft, ruhig zu bleiben. Ich frage mich ſogar: ob ich wohl fähig wäre, in dieſem Grade Herr meiner Leidenſchaft zu ſeyn.

Auguſte iſt äußerſt gelehrig und fleißig. Ihre Stimme bildet ſich zum Entzücken aus. Sie ſpricht und ſchreibt ſehr richtig; ihr Anſtand, ihr Gang wird edel: nur ihr Herz bleibt ſo demüthig, wie es war. Wenn ſie noch einige Monate hier iſt, ſo darf ſie kühn mit der Gebildetſten ihres Geſchlechtes wetteifern. Der Umgang mit meinem Sohne giebt ihr eine Feinheit im Ausdruck, eine Zartheit der Empfindung, die ich bei einer ſolchen beſcheidenen Einfalt nie für möglich gehalten hätte. Sie macht unbeſchreibliche Fortſchritte in der Muſik, im Engliſchen und Franzöſiſchen; doch das alles ſind nur kleine Blumen auf dem weißen Schleier ihrer beſcheidnen Unſchuld.

O, wie glücklich wird dein Neffe ſeyn, wenn ich ihm dieſes Mädchen übergebe! Ich bitte dich, Richter, laß es mir noch einige Zeit.

Richter an Brauns.

L***.

Schicke mir ſogleich die Tochter der Mamſell Willmanns; ich brauche ſie. Grüße deinen Sohn von mir. Weniger habe ich nie von ihm erwartet, als er thut. Sag ihm das. Aber du konnteſt das häßliche Befehlen nicht laſſen, Alter; und du weißt ja, daß Sklaven nicht lieben können. Mein Schwager begreift das nicht. Du biſt durch dein eigenes Herz gerettet. — Dein Sohn hat nie aufgehört, mir zu ſchreiben; ich kannte ihn.

Erzieh mir Auguſten ſo fort. Ein Jahr bleibt ſie bei euch; dann aber — Magſt du doch am Ende bei ihr leben! Wer weiß, was ich thue! Aber erſt will ich meinem Schwager ſein hartes Herz ein wenig weich drücken. Schreib mir doch etwas ausführlich über die Londoner neue Unternehmung nach China und Japan, was zu hoffen, was zu fürchten iſt. Hier hör' ich nichts mehr davon. Ich bin dabei ſehr intereſſirt; aber nur bei dem Verluſte. Mißlingt die Unternehmung, ſo wird es mir lieb ſeyn. Du ſollſt das näher erfahren. Adieu. Das Kind an unſern gewöhnlichen Korreſpondenten.

Karl Jahns an Heinrich Müller.

L * * *.

Da hat ſich auch ein Sohn des reichen Herrn Brauns gefunden, um den in Augenſtens Briefen die Prädikate: „liebenswürdig! edel! erhaben!" umher ſtehen, wie um ſeinen Vater die vollen Geldſäcke. Um mich nichts weiter, als: „grüßen Sie Herrn Jahns von mir." Die Mutter, der Bruder, und auch mein Oheim beobachten ein unverbrüchliches Schweigen über ihren Aufenthalt, über ihre Geſinnungen. Nun, über die kann ich wohl nicht mehr in Zweifel ſeyn. Ich weckte die Empfindungen ihres Herzens: das war alles. Dieſer junge Herr Brauns iſt der Glückliche, der — Ich will Ihnen nur geſtehen, was ich lieber mir ſelbſt verſchweigen möchte. Dieſer Tage nannte ich bei meinem Oheim den jungen Brauns. „Ein edler Menſch!" ſagte er. — Hm! erwiederte ich bitter; ſein Vater iſt ja reich . . . — „Wenn ich nicht irre," fiel er mir ins Wort, „ſo habe ich noch Briefe von dem jungen Menſchen." Er ſuchte, fand einige, und las mir vor. Ich ſchlug die Hand an die Stirn; denn ich fühlte mich verloren: ſo groß, ſo edel, glänzte der Charakter des Menſchen in jeder Zeile.

Mein Oheim lächelte, und ſagte dann auf einmal: „und der junge Menſch liebt Auguſten!" Ich ſah ihn an und ging. So zerplatzt die bunte Seifenblaſe vor den Augen des fröhlichen Kindes. Zuweilen fällt mir ein, daß ich Auguſten wohl einmal Vorwürfe machen möchte; und dennoch ſagt mir mein Herz: ſie iſt unſchuldig. Ich fühle mit dem Schmerze der Verzweiflung: ſie wird nie einen Vorwurf von mir bekommen. Und, und — Bei Gott! Sie ſollen von mir hören!

Richter an Brauns.

L * * *.

Denke nur! Um nicht die Schande zu erleben, etwas gewollt zu haben, das er nicht durchſetzen konnte, brütet mein harter Schwager mit Willmanns einen tollen Plan aus, der wahrhaftig gelungen wäre, wenn die alte Judith hätte ſchweigen können. Ich ſah die Willmanns lächeln, und erfuhr, daß Herr und Frau von * * * ſich Kleider zur Hochzeit machen ließen. Mein Schwager war auf einmal freundlich und gütig. Man drang nicht mehr auf die Heirath; aber deſto öfter ſteckte man die Köpfe zuſammen, und fuhr betroffen aus einander, wenn ich dazu kam. Ich wollte die alte Judith zum Plaudern bringen; doch vergebens: ſie ſchwieg, wie ein Stein, und ſah mich nur liſtig an. Endlich reitzte ich ihre Eitelkeit durch meine Schadenfreude, daß der Plan mit der Willmanns verunglückt wäre. Nun wurde es ihr zu ſchwer, ihren Triumph zu verhehlen. „Ich möchte beinahe wetten,“ ſagte ſie lächelnd und ſchlau, „wir haben in vier Wochen Hochzeit." — Nun, ſo müßten Sie heirathen, Judith! erwiederte ich. — „O nein; ſonſt jemand, von dem Sie es nicht erwarten und wünſchen." — Ho! ho! ſagte ich: was wetten Sie? — Sie lächelte und ſchwieg. Am folgenden Tage hob ich wieder an, und machte ſie böſe; im Zorn verrieth ſie nun, daß man meinen Neffen von der Seite ſeines Herzens angreifen würde. Und wahrhaftig, zu einer beſſern Zeit konnte man das nicht thun; denn der junge Menſch hält ſeine Geliebte für untreu, und deinen Sohn für ſeinen glücklichen Nebenbuhler. Auch habe ich ihm angemerkt, daß Edelmuth bei ihm im Spiele iſt, und daß er dem Mädchen gern den Vorwurf der Untreue erſparen möchte. Die Tochter der Mamſell Willmanns kam mir alſo ſehr gelegen; und die Papiere, die du mir geſchickt haſt, lagen in Bereitſchaft.

Der Plan war gemacht, und der Tag kam, da man das Netz über den jungen Menſchen werfen wollte. Die Willmanns fanden ſich ein, und es war ein Prediger beſtellt, wie ich wußte, zur Trauung. Ich ſchickte alſo ganz ſtill nach der Tochter der ehrbaren Mamſell, und erwartete ruhig das Siegesgeſchrei. Mein Schwager ließ ſich untergeſchobene Briefe aus England bringen, die ihm das Mißglücken der großen Unternehmung nach China und Japan ankündigten. Er rief: ich bin verloren! Man umringte ihn, man fragte. Er erzählte; und nun erboten ſich Willmanns, ihn mit ihrem ganzen Vermögen zu decken. Mein Schwager fiel der Mamſell um den Hals, und mein Neffe ſtaunte. Dieſer unerwartete Edelmuth rührte ihn; er gab dem Mädchen die zitternde Hand. Da die erſte Geliebte ihn verlaſſen hatte, und die Willmanns ſeinen Vater retten wollten — was war natürlicher als ſeine Handlung, bei der doch ſelbſt mein Schwager nicht ungerührt blieb! Jetzt hörte ich Judiths Stimme, und ging auf den Saal. „Heute ſollen Sie gratuliren," ſagte ſie triumphirend. „Sehen Sie wohl? Meine Wette wäre gewonnen; wir haben Hochzeit!" — Was wetten Sie noch jetzt? erwiederte ich; aus der Hochzeit wird nichts!

Ich ging in das Zimmer, und ſagte ruhig: „Mamſell Willmanns, ich habe Ihnen etwas

Dringendes zu ſagen.“ — Jetzt nicht! fuhr mein Schwager auf. — „Jetzt! eben jetzt!“ Sie wollte nicht; aber kaum hatte ich ihr leiſe ins Ohr geſagt: „Ihre Tochter aus Hamburg iſt auf meinem Zimmer;“ ſo erblaßte ſie, und folgte mir, als ich ihre Hand nahm, wie eine Marionette. Noch auf dem Wege nach meinem Zimmer gab ſie ſich Mühe, mir nicht zu glauben; als ich aber die Thür öffnete, und ſie ihr Kind erblickte, ſchrie ſie auf. Das Kind ſprang ſchmeichelnd zu ihr hin, und ſie ſah es, mit Grimm und Verzweiflung in den Augen, an. „Das bleibt unter uns,“ ſagte ich langſam und deutlich zu ihr; „aber aus der Heirath wird nichts.“ — O, ich ſchwöre Ihnen, rief ſie ängſtlich: Sie irren Sich, Herr Richter. — Ich gab ihr ruhig einen ihrer Briefe, und blätterte ihre ganze Korreſpondenz vor ihren Augen auf. Jetzt hörte ich Judith vor der Thür, brachte die Kleine in die Kammer, und befahl ihr, ja darin zu bleiben.

Judith erſchrak, als ſie die Mamſell Willmanns ſah. „Es haben ſich,“ ſagte ich zu ihr, „Umſtände gefunden, die es der Mamſell Willmanns nothwendig machen, alle Verbindung mit unſerm Hauſe abzubrechen.“ Judith blieb mit offnem Munde ſtehen. Mamſell Willmanns rief ängſtlich nach ihrem Wagen. Ihre Mutter kam, und die Tochter ſagte ihr einige Worte ins Ohr. Das Weib ſchleuderte einen wüthenden Blick auf mich, und verlangte gleichfalls den Wagen. Nun kamen mein Schwager und mein Neffe. Man fragte, man erkundigte ſich. Die Willmanns antworteten nur mit einzelnen, abgebrochnen Tönen. „Lieber Schwager,“ ſagte ich, „es haben ſich Umſtände gezeigt, die es der Mamſell unmöglich machen, deinen Sohn zu heirathen.“ — Welche Umſtände? fuhr er auf. Ich will, mein **Sohn** will; und ich verbitte, daß ſich ſonſt jemand, er ſey, wer er wolle, in meine Angelegenheiten miſcht. — Wie dem auch ſeyn mag, ſagte mein Neffe mit der Stimme verzweifelnder Reſignation: hier iſt meine Hand, Mamſell Willmanns! . . . Das iſt ja ſo wenig! ſetzte er, mit einem Blicke auf mich, hinzu. Das Mädchen ſah mich durchbohrend an, und hatte die Unverſchämtheit, ihre Hand in die ſeinige legen zu wollen. „Mamſell!“ ſagte ich ernſt; „keine Unbeſonnenheit!“ Sie biß die Zähne auf einander. Ihre Mutter winkte, ergriff die Hand meines Neffen, und murmelte etwas her, das ihre Verwirrung anzeigte, aber auch den Entſchluß, die Hand nicht fahren zu laſſen. „Hannchen!“ rief ich. Das Kind kam herein, und auf mich zu. Die Willmanns erſtarrten; die Andern ſahen mich errathend an. Ich hielt ſchweigend das Kind feſt, und erwartete die Auflöſung.

Nun hob die Mutter an. Sie geſtand, daß ihre Tochter die Mutter des Kindes ſey, und erzählte eine Fabel, die unſchuldig genug herauskam, und nach der ihre Tochter gleichſam eine Wittwe ſeyn ſollte. Judith fing an, ſich zu kreuzen. Mein Schwager ſtampfte mit den Füßen, und fluchte auf ſeinen Sohn, auf mich, auf die Willmanns. Die Fabel bekam in dem Munde der Frau immer mehr das Anſehen der Unſchuld. Nun mußte ich noch einen Schritt weiter gehen. „Hier, Madame,“ ſagte ich, „iſt zu dem Kinde auch Ihre und Ihrer Tochter Korreſpondenz. Bis jetzt hat ſie niemand geleſen, als ich; ſagen Sie aber noch eine einzige Lüge, ſo geb' ich ſie meinem Schwager, und" — ich zeigte ihr ihre Briefe in der Wechſelgeſchichte — „dies dazu." Dieſer Schlag betäubte ſie. Ach, hochgeehrteſter Herr Richter, ſagte ſie, und hätte ſich beinahe vor mir niedergeworfen: machen Sie eine arme Familie nicht ganz unglücklich! Ich bot der Frau, anſtatt ihr zu antworten, den Arm, und die Tochter folgte. Als ich ſie an den Wagen geführt hatte, der auf meinen Befehl vorgefahren war, ging ich wieder hinein. Mein Schwager hatte das Geſicht gegen die Wand gekehrt; Judith ſchüttelte in Einem fort den Kopf, und rief, als ich kam: ſchaffen Sie auch den Balg da aus dem Hauſe! Ehe ich antworten konnte, wendete ſich mein Schwager um, und rief, feuerroth: das war alſo dein Gehorſam, Bube? Mich zum Narren haben? Aber es ſoll anders werden! Ich will Herr im Hauſe ſeyn; und wem das nicht recht iſt, mag meinethalben gehen und ſich als Packträger vermiethen! — Mit dieſen

Worten, die mir galten, lief er auf ſein Zimmer. Judith ſchlich ihm mit Kopfſchütteln nach, und als ſie die Thür zugemacht hatte, fing ſie an mit heller Stimme zu ſingen:

Die Luſt des Fleiſches dämpf' in mir,
Daß ſie nicht überwinde, ꝛc.

Jetzt nahm ich meinen Neffen vor, las ihm derb den Text über ſeine Unbeſonnenheit, Auguſten auf den erſten Verdacht fahren zu laſſen, und gab ihm dann aufs neue einen Schimmer von Hoffnung. Da erſchrak er vor dem Abgrunde, in den er ſich hatte ſtürzen wollen, und dankte mir, als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, mit dem vollen Entzücken der Liebe.

Mein Schwager glaubt ganz feſt, es ſey eine Verabredung zwiſchen mir und meinem Neffen geweſen, und iſt ſehr böſe auf dieſen, ob er gleich jetzt lieber ſein ganzes Vermögen hingäbe, als in die Heirath willigte. Eben das, was ihn belehren ſollte, — wie ungerecht der Menſch ſeyn kann! — hat ihn erbittert. Er meint, ein Vater müſſe gegen ſeinen Sohn nie Unrecht haben. Ich hoffe, daß ſeine Hitze, ſeine Herrſchſucht bald Alles der Vollendung näher bringen wird. Wenn zwei Herzen, die von der Natur zu Liebe beſtimmt waren, anfangen einander zu haſſen — ſollte man dann nicht ganze Welten zwiſchen ſie werfen, damit ſie ſich in dem weiten Raume der Schöpfung nie begegnen könnten? — So geht hier das Leben mit Zank und Verſöhnung zwiſchen Beiden hin, und mit jedem Tage wird die Liebe in ihrem Herzen immer tiefer erſchüttert.

„Nur nicht Trennung zwiſchen Vater und Sohn!" ſagt die fromme Judith ſeit geſtern, ſo oft ſie mich ſieht. „Was wird die Stadt ſagen!" — Nur nicht bei einander bleiben, wenn ſie ſich nicht lieben, antworte ich; was wird die Natur, was der Himmel dazu ſagen! — „Ach, Herr Vetter," erwiederte ſie mir, die Hände ringend, „die Lieb' iſt in Gemüthern,

Wie ein Balſam, der ſie heilt,
Wie ein Stern, der herrlich blinket,
Wie die Schönheit, die uns winket." —

Eben darum! fiel ich ein. Sie nennt mich gottlos, und ſingt, daß das Haus ſchallt:

Er iſt aus Kains Mordgeſchlecht
Und ein verdammter Sündenknecht!

Dabei ſchürt ſie mit ihren Anmerkungen den Haß zwiſchen Beiden zu hellen Flammen an, ohne im Mindeſten etwas Arges daraus zu haben. Erſt hetzt ſie Vater und Sohn auf; dann möchte ſie das Feuer mit einem geiſtlichen Spruche oder Verſe wieder löſchen, und wundert ſich, daß es nicht gehorchen will. Sind nicht die meiſten Menſchen ſo, wie dieſe gutherzige, fromme Judith? Adieu. Sorge für Auguſten. Grüße deinen Sohn, und danke Gott!

Richter an Brauns.

L***.

Der Schlag iſt gefallen; Vater und Sohn ſind getrennt. Geſtern Morgen ließ mein Schwager, nachdem er lange, mit ſich ſelbſt kämpfend, im Zimmer auf- und nieder gegangen war, ſeinen Sohn kommen. Dann wendete er ſich zu mir und Judith, und ſagte: „ich will durchaus, daß Ihr Euch jetzt in nichts miſcht, was ich thue." Judith nahm ſogleich ihr Gebetbuch auf die Kniee, und ſaß da, als ob ihre Hände, Füße und Augen lauter Ohr wären. Zu meiner Freude war er feſt entſchloſſen; das hörte ich an dem ruhigen Tone, mit dem er ſprach, und den er ſo ziemlich behielt. „Deine Schweſter iſt verheirathet,“ hob er an; „und zwar nach meinem Willen. Ich bin nur Vater von Kindern, die mir gehorchen. Das überleg!“ Er hielt etwas inne. „Ich habe für dich eine Partie. Beſinne dich wohl! Willſt du mir gehorchen?“

Hier wollte Judith etwas ſagen, allein er warf einen zornigen Blick auf ſie, und ſie ſchwieg. „Antworte ganz nach deinen Wünſchen, mein Sohn; aber ohne Vorrede. Bloß das einzige Wörtchen Ja, oder Nein. Willſt du gehorchen? Ja, oder Nein. Nichts weiter!“

Mein Vater, fing mein Neffe an — „Ohne alle Vorrede, ſage ich dir!“ unterbrach mein Schwager ihn heftig. „Ich will, um deinen Oheim zum Schweigen zu bringen, einmal hören, ganz hell und deutlich hören, daß du mir nicht gehorchen willſt. Alſo, ich verlange, du ſollſt heirathen. Willſt du gehorchen?“ — Mein Vater . . . — „Nichts, nichts! Ja oder Nein! Willſt du gehorchen?“

— Ich kann nicht, Vater! ſagte der junge Menſch unmuthig. — „Die Antwort will ich nicht; du ſollſt ein einfaches Ja oder Nein antworten. Willſt du mir gehorchen?" — Nein! ſagte der Sohn feſt. — „Nun?" rief der Vater, und ſah mich an.

Er runzelte die Stirn, verbiß ſeinen Zorn, und ſagte: „ſo iſt es recht! Unterſchreib nun dieſen Zettel, worin ſteht, daß du mir den Gehorſam verſagt haſt." — Schwager, ſagte ich; ein Kaufmann muß wenigſtens mit Feder und Tinte ehrlich umgehn. Du willſt deinen Sohn da etwas unterſchreiben laſſen, das nur halb wahr iſt.. — Er ſah mich grimmig an, und drang meinem Neffen die Feder auf. Dieſer las, und ſagte dann: wenn es nur das iſt, mein Vater; recht gern! (Er unterſchrieb mit Thränen in den Augen.) Auch wenn ich Ihnen hätte gehorchen können, wären Sie Herr über Ihr Vermögen geweſen. Mein Herz macht nur Anſprüche auf Ihre Liebe, auf weiter nichts. Der Erbſchaft entſage ich gern; aber, aber — er ergriff weinend des

Vaters Hand — von Ihrer Liebe ſcheide ich mit ſchwerem Herzen.

„So gehorche!“ ſagte mein Schwager ungewöhnlich ſanft, und zog die Hand nicht zurück. — Das allein kann ich nicht, mein Vater. — Nun flammten ſeine Augen wieder von Zorn. Er wendete ſich um, und ſchwieg einige Augenblicke.

„Deine Mutter,“ ſagte er dann, „brachte mir ſechzehntauſend Thaler zu. Hier iſt die Hälfte, dein Mütterliches.“ (Er reichte ihm Banknoten, und drang ſie ihm auf.) „Nun habe ich dir nichts mehr zu befehlen, und du nichts weiter von mir zu erwarten. Ich wollte, du wüßteſt noch heute, wohin.“ — Mein Neffe ſtand mit geſenkten Augen vor ihm; dann ſchlug er auf einmal beide Arme um ſeinen Vater, küßte ihn, und ſagte: nun noch das Letzte, mein Vater, was Ihnen keinen Heller koſtet. Nennen Sie mich noch einmal Ihren Sohn! — Da ſtand der alte Mann mit ſeinem verlaſſenen Vaterherzen. Jetzt fühlte er, was ſein Sohn von ihm forderte; und doch ſiegte ſein Stolz. Er wendete ſich ab, und ſagte: Adieu, mein Sohn! — Mein Neffe ging, wie betäubt.

Als er hinaus war, fragte ich: „Judith, ſteht nicht im neuen Teſtamente das Evangelium vom verſtoßenen Sohne?" — Vom verlornen! antwortete ſie weinend. — „Recht! vom verlornen Sohne; denn zu einem verſtoßenen wäre der alte Vater hingegangen und hätte geſagt: Sohn, ich habe geſündigt im Himmel und vor dir! . . . Schwager," ſagte ich ernſt: „deine Tochter iſt gehorſam geweſen; und dein Sohn liebt dich. Du wirſt ſehen, mit wem du am beſten fährſt." — Gehorſam iſt beſſer, . . . fing Judith an, und vollendete nicht.

Ich fand meinen Neffen auf ſeinem Zimmer wirklich ſehr gerührt. Es koſtete mir nicht viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß er gerade das, was nun geſchehen war, hätte wünſchen müſſen. Ich machte Plane mit ihm, was er thun ſollte, um glücklich zu leben. Er äußerte Neigung zur Landwirthſchaft, und ich rieth ihm, ein Gut zu pachten, wozu er mit Freuden Ja ſagte. Nun gab ich ihm beſtimmtere

Hoffnungen auf Auguſtens Beſitz. Eine Pachtung war bald gefunden, nehmlich unſer Beider Gut Plauenberg; und ein Paar Zeilen an unſern alten Riedel brachten unſere Namen aus dem Spiele. Noch heute fahre ich mit ihm dahin. Ich hoffe, er ſoll ſogleich dableiben. Dies zur Nachricht, daß du nicht etwa auf den Einfall kommſt, mit Auguſten dahin zu gehen. Das Jahr iſt nun bald verlaufen. Halte dich bereit, Auguſten in die Arme der Liebe abzuliefern. Kein Geld, nichts! Sie ſollen erſt ſich behelfen lernen, arbeiten, entbehren und glücklich ſeyn. Adieu.

Richter an Brauns.

t***.

Jetzt, lieber alter Brauns, wird es Zeit, die beiden Liebenden zuſammen zu bringen. Mein Neffe wohnt in Plauenberg, in der Pachterwohnung, und iſt ſehr einfach, nicht einmal bequem, eingerichtet. Das Betragen des jungen Menſchen freuet mich; er fand auch dieſe Einrichtung noch nicht einfach genug für ſein Vermögen. Auguſtens Mutter iſt, auf meinen Rath, und auf meinen Betrieb durch den Sohn, als Wirthſchafterin bei ihm. Er liebt das Mädchen mit reiner Sehnſucht, und ſie iſt ſein ewiges Geſpräch; aber das hemmt ſeine Thätigkeit nicht, und ſogar in den Feierſtunden arbeitet er im Garten. Wundre dich nicht. In dem Pachtkontrakte habe ich dich und mich geadelt; wir heißen: Herr von Plauenberg. Das große Haus ſteht leer; mein Neffe erwartet, ſehr bald den Gutsherrn darin zu ſehen. Du kannſt ihn nun überraſchen, wie es dir gut ſcheint. Mache nur deinen Plan ſo, daß du den meinigen nicht über den Haufen wirfſt.

Er ſoll Auguſten haben, aber ohne Geld; und das muß auch ſie glauben. Die Art und Weiſe, wie du das anfangen willſt, überlaſſe ich dir. Sie ſollen die erſten Jahre ihr Glück nur ihrem Fleiß, ihrer Mäßigkeit verdanken; denn, alter Brauns, warum freuen wir uns über unſern Reichthum? Weil wir ihn uns erworben haben. Noth und Sorgen, wenn ſie nicht allzu groß ſind, ſchmelzen die Herzen zuſammen, ſtärken die Liebe, und vergrößern den Muth. Dann hab' ich noch einen andern Plan, den ich dir entdecken will, ſobald mein Podagra mich wieder vom Stuhle läßt. Alſo nach Plauenberg; und Liebe, Friede und Gottes Segen mit dir und euch Allen!

Dein armer Junge dauert mich. Aber es wird ſich für ihn ſchon noch ein Herz finden; und, die Wahrheit zu ſagen, iſt dieſes einfache Geſchöpf nicht für ihn, ſo wenig wie er für das Leben in Plauenberg. Leb wohl.

Brauns an Richter.

Plauenberg.

Sie ſind Mann und Frau, lieber Richter, und mein Sohn iſt fort. Da haſt du Beides: Freud' und Leid. Wohl hundertmal habe ich dich hergewünſcht. Ich las meinem Sohne deinen Brief vor. Du glaubſt nicht, wie ſehr er das Mädchen liebte, und wie ſtandhaft groß er ſich betrug. Als ich ihm die Stelle in deinem letzten Briefe vorlas, worin du ſagſt, Auguſte paſſe nicht für ihn, da rief er erſt: „wie? Auguſte nicht für mich?” Dann legte er die Hand an die Stirn, und ſagte nachdenkend: „wenn er wieder Recht hätte, der alte Prophet! Ich fühle es zwar noch nicht; aber . . . Hat er Recht, ſo muß ich ſie vergeſſen können. Das wird ſich zeigen. Wir gehen nach Plauenberg.”

Ich richtete die Reiſe ſo ein, daß wir um Mitternacht auf dem Gute ankamen. Ein Bedienter war zu Pferde vorausgeritten, um Anſtalten zu unſrer Aufnahme zu treffen. Ich hatte ihm beſtimmt den Auftrag gegeben, zu verhüten, daß uns dein Neffe nicht etwa empfinge. Am folgenden Morgen bat ich Auguſten, ſich recht gut anzukleiden, und dann, ſich mit meinem Sohne an das Klavier zu ſetzen. O, du müßteſt den edlen Anſtand des ſchönen, ausgebildeten Mädchens ſehen, du müßteſt ſie ſingen hören, um dir einen Begriff von den Empfindungen deines Neffen machen zu können!

Ich ließ ihn zu mir herüber bitten. Als er kam, ging ich ihm im blauen Zimmer entgegen, und blieb da mit ihm. In dem gelben, deſſen Flügelthüren beide offen ſtanden, ſaß Auguſte, mit dem Rücken gegen die Thür, am Fortepiano, und ſang mit meinem Sohn ein ſchönes, aber langes Duett. Ich hatte für Pracht geſorgt, die deinem Neffen in ſeiner jetzigen Lage nothwendig einen Theil ſeines Muthes nehmen mußte. Mein Sohn trug die prächtige Engliſche Uniform, und reich gekleidete Bedienten warteten uns auf. Er ſchien durch Auguſtens Stimme aufmerkſam zu werden, und ſah ſtarr in das Zimmer; aber er erkannte ſie nicht, und hörte mir bald wieder ruhig zu. Nach dem Duett ſagte mein Sohn einige Worte Engliſch zu Auguſten, und ſie antwortete ihm. Nun lagerte ſich eine ſprechende Ungeduld in deines Neffen Geſicht. Er ſah unverwendet nach Auguſten, und ſie drehete ihr Geſicht einige Male zu meinem Sohne hin, ſo daß wir ſie beinahe ganz im Profile ſehen konnten.

Jetzt ſtand ſie auf, und mein Sohn ſetzte ſich. Dein Sohn ſah die ſchöne Geſtalt, und wurde ruhiger. Aber, als ſie Beide wieder ſangen, verlor er den Faden meines Geſpräches,

wur-

wurde blaß, und ſtand endlich auf. Der ſchöne Augenblick näherte ſich. Ich nahm ſeine Hand, um ihn in das andre Zimmer zu führen, und ſagte: Sie müſſen doch meinen Sohn kennen lernen. Auguſte hörte das, und ſah ſich um. Sie erkannte ihn, und das Notenblatt ſank ihr aus der zitternden Hand. Er legte, wie betäubt, ſeine Stirn auf meine Schulter, und murmelte: o, ich Unglücklicher! Jetzt führte mein Sohn die liebe, bleiche, zitternde Auguſte näher. Sie rief: „o Gott! er iſt es! er iſt es!" und ſo ſank ſie an meiner Seite in ſeine Arme, oder vielmehr, ſie nahm ihn in die ihrigen. Er umfaßte ſie langſam, und fragte leiſe: liebſt du mich noch, Auguſte? — „Ueber Alles in der Welt!" antwortete ſie laut, und beugte ſich nieder, ihm in das geſenkte Geſicht zu ſehen. Als er den Blick ihrer Liebe, ihrer Unſchuld ſah, faßte er ſie mit innigem Entzücken in ſeine Arme. So ſtanden ſie lange, und nur Seufzer und Thränen zeigten, daß ſie noch lebten. Deine Mutter, Auguſte, iſt hier! ſtammelte er endlich. — „Meine Mutter!" rief ſie, und ſtürzte, mit ihm Hand in Hand, aus dem Zimmer und über den Hof weg. „Meine Mutter!“ rief das theure Mädchen Ein Mal über das andere, bis die Mutter herbeikam. Ich ſtand am Fenſter, ſah dem ſüßen Schauſpiele zu, und — nahm meinen Sohn an die Bruſt, um nicht ohne ein Herz da zu ſtehen, an dem das meinige ſchlagen konnte.

Ich mußte ſie endlich bitten laſſen, wieder zu uns zu kommen. Auguſte ſank nun in meine Arme. — Das alſo, fragte ich mit ungewiſſen Blicken, iſt der Herr, den du liebſt, Auguſte? — Sie führte ihn triumphirend vor mich hin. — Du ſagteſt mir aber, fuhr ich fort, von einem reichen Manne. Verzeihen Sie, Herr Jahns. — „Er iſt jetzt arm!“ erwiederte ſie freudig, und lehnte ſich mit liebevollen Blicken an ihn. — Ich ſchüttelte den Kopf. So hab' ich Unrecht gethan, liebes Kind (ich faßte ihr Kleid an), dich an ſo etwas zu gewöhnen; du weißt, wie wenig ich es liebe, wenn man . . . Beſinne dich, liebe Auguſte. Ich habe Abſichten mit dir. — Sie ſah mir in die Augen, und lief dann auf einmal weg. Nach einigen Minuten kam ſie in einer ſehr einfachen, aber reinlichen Hauskleidung wieder. Jetzt drückte ſie den freudetrunkenen Jüngling noch inniger an ihr Herz, und ſagte: „ach, ſein Reichthum war ja meine einzige Sorge. Daß er jetzt arm iſt, arm wie ich, das, das . . . — O, wir wollen arbeiten!“ Sie faßte ſeine beiden Hände kräftig, um ihm ihre Stärke zu zeigen. Es war etwas höchſt Angenehmes in dieſen Bewegungen. Du kannſt leicht denken, wie ſchwer es mir wurde, nicht ihr Vater ſeyn zu dürfen. Eine herzliche Umarmung war alles, was ich ihr gab. — Ich ließ den Prediger holen.

Mein Sohn blieb bei der Trauung. Er umarmte Auguſten mit dem einzigen Worte: meine theure, zu theure Schweſter! Aber nun brach ſeine Stimme doch mit ſeinem Herzen. Er reichte deinem Neffen die Hand, und fing an: ich gebe Ihnen viel, ein Herz, das . . . Was er noch ſagen wollte, verbarg er in eine Umarmung. Am Abend nahm er Abſchied, um eine Reiſe durch Europa zu machen. Sehe ich Sie nicht wieder, ſagte er, ſo gehört mein Vermögen Auguſten; und ſehe ich Sie wieder, auch dann gehört es ihr. Er ging, in der That zitternd, eben als das Licht uns gegenüber in Auguſtens Schlafzimmer ausgelöſcht wurde.

Am folgenden Morgen fanden ſich Alle zum Thee bei mir ein; und nun erſt bekam Auguſtens Mann nach und nach Augen für ihre beſſere Kultur, an die am vorigen Morgen niemand dachte, auch ich ſelbſt nicht, ob ich mich gleich beſonders auf dieſe Ueberraſchung gefreuet hatte. Das Schönſte für mich war die ruhige, beſcheidene Unſchuld, die Auguſte behielt. Die junge Frau iſt nun ganz eingerichtet. Sie geht ſo einfach gekleidet, wie ihr Mann, wie ihre Mutter, ohne daß ſie etwas vermißt. Das Einzige, was ich ihr geſchenkt habe, iſt das ſchöne Fortepiano. „Ach," ſagte ſie, als ſie dafür dankte; „eben um das wollte ich Sie bitten, lieber Vater." Ich mußte mich abwenden. — Ihre Mutter unterrichtet ſie nun in der Wirthſchaft; und, was du kaum glauben wirſt, ſchon ſeit dem zweiten Tage iſt dein Neffe vom Morgen an auf ſeinem

Felde, und nur die Abende gehören der Liebe. Aber, welche Abende! Tauſendmal wollten die Worte über meine Lippen: Plauenberg iſt euer, meine Kinder! Ich reiſe ſchon heute ab, um es nicht am Ende doch gegen deinen Willen zu ſagen. Sie würde es nicht glücklicher machen, das weiß ich: denn gerade ihre ſchönſten Freuden entſpringen aus ihrem Fleiße, ihren Entbehrungen, ihren kleinen Aufopferungen; aber ich wäre glücklicher, wenn ich Ihnen ſagen könnte, wie ſehr ich ſie liebe. Adieu.

Richter an Brauns.

L * * *.

Ich beneide dich um die Tage, die du gehabt haſt, alter Brauns. Aber gut, daß du in Hamburg biſt! Ich kenne dein zu weiches Herz. Oder iſt es wohl gar ein heimlicher Hochmuth, der es nicht gern ſieht, daß die jungen Leute glücklich ſind, ohne deiner dabei zu bedürfen? Im Grunde nahmſt du es ja doch auch übel, daß dein Sohn tugendhaft ſeyn wollte, ohne dich dabei nöthig zu haben.

— Daß dein Sohn das Mädchen hingab, war nichts als Pflicht; daß er aber nicht ſagte: ich gebe dich hin; das war gehandelt, wie ein Mann, ein edler Mann, handeln muß. Laß ihn reiſen; wir ſehen ihn wieder.

Mein Schwager Hartherz iſt der Alte. Er verlangte, ſein Sohn ſollte von ihm weggehen, er verſtieß ihn; und jetzt nimmt er es übel, daß der Sohn ſich hat verſtoßen laſſen. Haß fühlt er nicht gegen ſein Kind; behüte Gott! aber Erbitterung, Verhärtung, Vorſatz des Haſſes. — Der Sohn ſchrieb ihm, er habe Plauenberg gepachtet. Mein Schwager erkannte ſeine Hand in der Adreſſe, gab mir den Brief, und ſagte kalt: „wenn du weißt, wo dein Neffe iſt, ſo ſchicke ihm den Brief zurück. Wir ſind aus einander.“ — Lieber Vater im Himmel, ſagte ich, wie gut iſt es, daß du unſere Gebete nicht ungeleſen läſſeſt! Vergieb das dem Vater aus Staub um ſeines guten Sohnes willen, der für ihn betet! — Der harte alte Mann erröthete; aber zu ſonſt etwas war er nicht zu bringen. Ich ſchickte den Brief unerbrochen zurück. Geſtern ſagte ich ihm, ſein Sohn wäre verheirathet. — „So? verheirathet? Der Bube!“ rief er ergrimmt: „und ſchreibt mir nicht einmal?“ Ich wollte ihm einen Brief von ſeinem Sohne geben, den ich bekommen hatte; aber er nahm ihn nicht.

Judith fragte: mit wem denn? — Mit der Mamſell Silbermann, antwortete ich kalt. Der Alte blies in ſeine Hand, und ging mit den Worten: „nun iſt es vorbei.“ — Ich ſchickte auch dieſen Brief zurück, und bat meinen Neffen, ſeinen Vater noch nicht zu beſuchen, wie er es Willens war.

Um nun ſich ſelbſt zu beweiſen, daß er den Sohn haſſe, ſucht er ſich zu überreden, daß er ſeine Tochter deſto zärtlicher liebe, ob er gleich mit ihrem Leben ſehr unzufrieden iſt. Er hat ihre Mitgabe verdoppelt, und macht ihr täglich beträchtliche Geſchenke. Meine Nichte iſt gerade nicht boshaft, aber habſüchtig aus Verſchwendung, herrſchſüchtig aus Sklavenſinn, falſch aus Gewohnheit. Sie macht in ihrem Hauſe einen tollen Aufwand, und der Vater, der nicht beide Kinder verlieren will, ſtellt ſich, als ob er das nicht bemerkte. Für das Opfer, daß ſie einen Mann geheirathet hat, den ſie nicht liebt, glaubt ſie, Erſatz fordern zu können; daher hält ſie es, ohne ihren Bruder zu haſſen, für ganz recht, daß ſie alles bekommt, und er nichts. Sie ſchmeichelt dem Vater durch eine verſtellte Zärtlichkeit. Ich wollte wohl meinen Kopf zum Pfande ſetzen, er merkt, daß ihre Liebe Verſtellung, ihr Gehorſam Eigennutz iſt; aber der alte herriſche Mann will nicht Unrecht gehabt haben: daher nimmt er lächelnd die falſche Münze von ſeiner Tochter, und läßt ſie für echt gelten.

Seltſame Menſchen, die lieber ſich ruhig *ſtellen*, als ruhig *ſeyn* wollen, um nur nicht geſtehen zu dürfen: ich habe geirrt! Das Vaterherz ſtrebt immer der Herrſchſucht entgegen; und mein Schwager arbeitet auf ſeine alten Tage für beide ſtreitenden Empfindungen mit unruhiger Thätigkeit, ohne Eine zu befriedigen. Er hat ſeinen Sohn enterbt. Für alles in der Welt könnte er dieſe thörichte Handlung nicht widerrufen! Um ſich den Rückweg unmöglich zu machen, verſichert er ſeiner habſüchtigen Tochter jetzt alle Tage, daß ſie ſeine einzige Erbin ſeyn ſoll. Das Weib iſt liſtig genug, oft mit einer Art von Mitleiden zu ſagen: Sie haben Sich zu raſch entſchloſſen, lieber Vater. Gewiß werden Sie es noch bereuen!

Dies iſt gerade das rechte Mittel, ihn in ſeinem Entſchluſſe felſenfeſt zu machen. Bereuen! Er! Jedes Mal beweiſt er ſeiner Tochter durch ein Geſchenk von großem Werthe, daß er Wort halten wird. Nun tritt das Vaterherz wieder in ſeine Rechte, und verlangt für den Sohn Verzeihung. Aber — er hat ſeine Tochter einmal für ſeine Erbin erklärt. Noch mehr: er hat ihr auch den Zuſtand ſeines ganzen Vermögens entdeckt; ſie weiß alſo, auf wie viel ſie rechnen darf. Guter Gott, wie der Menſch ſich ſelbſt täuſchen kann! Da wird er noch in ſeinem Alter habſüchtig, unbeſonnen, um ſchnell ſein Vermögen zu vergrößern. Du würdeſt erſtaunen, wenn du wüßteſt, was dieſer ſonſt ſo vorſichtige Mann jetzt wagt, und welche Summen er auf das gefährlichſte Spiel ſetzt, weil er ſchnell gewinnen will. Das alles thut er heimlich, um es Niemanden, am wenigſten ſeine Tochter, erfahren zu laſſen. Und wozu? Um den Ueberſchuß ſeines Vermögens dem Sohne zu hinterlaſſen, den er enterbt hat, und dem er nun doch ſo gern ein Erbtheil geben will.

Es iſt mir in der That ſehr rührend, guter Brauns, wie der alte Mann ſich ſo große Mühe giebt, ſeinen Plan durchzuſetzen, ohne daß es jemand merken ſoll. „Bruder,“ ſagte er dieſer Tage zu mir; „deine Schweſter, meine liebe ſelige Frau, bat mich noch auf dem Sterbebette, dich nie zu verlaſſen. Ich weiß, meine Tochter iſt eben nicht deine Freundin. Sollte ich ſterben, ſo bekommſt du eine große Summe, die, eigentlich zu ſagen, nicht einmal mir, ſondern dir gehört, von Rechts wegen.“ Eben ſo ſagt er zu Judith, nur mit der Einſchränkung, daß ich über das ihr zugedachte Legat freie Beſtimmung haben ſoll. Sieh, ſo will der alte Mann durch mich und Judith ſeinem Sohn eine große Summe zuſpielen. Es iſt in der That für mich rührend, daß ſein Herz ſo wenig Muth hat, tugendhaft zu ſeyn. Ich werde jetzt reich. Bei jeder Veranlaſſung, auch der geringſten, ſchenkt er mir große Summen, in der Hoffnung, daß ich ſie ſeinem Sohne geben ſoll. Aber nein, alter guter Vater! Ob du mich gleich rührſt, ſo kann ich mich doch unmöglich entſchließen, dich in deinen Thorheiten zu beſtärken. Ich zeige ihm bei jeder Gelegenheit, daß ich die vollen Summen noch habe; dann ſieht er mich ſo mitleidig bittend an, daß es mir das Herz umwendet. Nein, du ſelbſt ſollſt deinen Sohn lieben; nicht ein Andrer!

Sieh, in einem ſolchen ſeltſamen Zuſtande ſeiner Empfindungen lebt er. Er verſchwendet, er wagt das Aeußerſte, um nur nicht zu geſtehen: ich bin hart geweſen. So ſehr Judith ihn auch quält, und ſo oft ich auch darüber rede, ſo ſagt er dennoch immer: „es iſt vorbei; er hat wider meinen Willen geheirathet.“ Sein älteſter Faktor, ein Mann von Redlichkeit und Kenntniſſen, ſchüttelt oft den Kopf, und hat hitzige Unterredungen mit ihm. Ich fürchte, ich fürchte, mein vorſichtiger Schwager läßt ſich in Dinge ein, die —

Wenn die Unternehmung auf China mißlungen iſt, wie ich glauben muß, ſo verliert er ſchon ſehr viel. Und nun hat er überdies eine Handels-Spekulation auf Nordamerika gewagt — zwar mit einigen thätigen Männern, die aber nicht mit dem Terrain bekannt ſind, wie ich. Er wird immer ſehr unruhig, wenn ich anfange davon zu reden. So iſt der Menſch! Ich ſehe mit Erwartung der Zukunft entgegen. Adieu.

Richter an Brauns.

L***.

Willkommen, treuer Herzensfreund, willkommen wieder im Deutſchen Vaterlande mit deinem edlen Sohne und deiner edlen Schwiegertochter. An welche Fußblöcke hat das Schickſal den Menſchen feſt geſchloſſen! Ein Sandkorn lag zwiſchen uns, ein Tropfen-Waſſer; und es war mir, als wärſt du in einen andern Planeten verſchlagen, lieber Brauns: ſo ſehr allein, ſo ängſtlich verlaſſen fühlte ich mich die vier Jahre hindurch, da der Kanal uns trennte. Wie wird mir ſeyn, wenn einmal das Grab, das breiter iſt als die ganze Erde, zwiſchen uns liegt! Gleichviel, wahrhaftig gleichviel, wer von uns Beiden zuerſt über das ſtille Meer des Todes hinüberſchifft, ich oder du! Hier würde ich um dich trauern, dort auf dich warten. Denn ſag, kann ich einen der Seligen ſo lieben, wie dich? Willkommen denn hier an meiner Bruſt, lieber Brauns. Um mich zu tröſten, dachte ich oft: „wenn wir uns umarmten, wenn ſein Herz an dem meinigen ſchlüge, wäre nicht auch dann noch eine ganze Schöpfung von Staub zwiſchen den Seelen? läge nicht auch da der Tod zwiſchen uns? Reichte ich ihm nicht auch da über das Grab hin die Hand? Iſt nicht das ſchlagende Herz auch noch ein Gebirge, das der Tod erſt zerſtäuben muß, ehe du zu ihm kommen kannſt?" So wollt' ich mir den Kummer über die weite Entfernung von dir wegſophiſtiſiren; aber es ging nicht.

Händedruck, Umarmung, Auge und Ohr ſind die Wege, auf denen Seele und Seele ſich lebendig in einander ergießen; ein Brief iſt weiter nichts als das Bild des verſterbenen Freundes. Ich habe deine Briefe aus Lyon, Paris, Calais und London; es waren mir Begebenheiten aus einer fremden Welt. Willkommen denn hier, wo ich dich ſehen, dich hören kann! Willkommen, treuer Freund!

Jetzt beſuche ich dich noch nicht, lieber Brauns; denn ich bin der barmherzige Samariter, der die Wunden eines unter Mörder gefallnen alten Mannes, meines unglücklichen Schwagers, täglich verbinden muß. Ich ſchrieb dir von ſeinen gefährlichen Spekulationen, die ich doch nur zur Hälfte kannte. Die Unternehmung nach China ſcheiterte; die nach Nordamerika verſetzte ihm den Todesſtreich. Meines Schwagers Haus fiel; aber Er nicht. Ich ſah ihn nie größer, als da er arm war. Er konnte ſich retten, wie es Hunderte thun: mit einer feinen Betriegerei; auch riethen ihm das alle ſeine Freunde, und am meiſten ſeine Tochter. Der alte Mann ſaß von den Schlägen ſeines Unglücks betäubt da, als man von allen Seiten in ihn drang. „Nein,“ ſagte er auf einmal, nahm die Mütze ab, und zeigte ſeiner

Tochter ſein graues Haar: „das iſt mit Ehren grau geworden; und mit Ehren ſollſt du es einmal in den Sarg legen! . . . Es iſt alles verloren!“ ſetzte er langſam hinzu, und ein Paar Thränen ſchienen in ſeinen Augen zu erſtarren.

Vater, hunderttauſend Thaler ſind zu retten! rief ſeine Tochter heftig. Er antwortete langſam: „meine Ehre iſt zu retten; aber mein Vermögen nicht.“ Die Tochter fuhr im ſtärkſten Unwillen weg; ſeine elenden Freunde verließen ihn mit Achſelzucken, und mit lauten Anmerkungen über ſeinen Starrſinn, der nie den Rath ſeiner Freunde befolgt hätte. Endlich waren wir, Judith, er, ich und ſein alter Faktor, ganz allein. „Alles verläßt mich,“ ſagte er, und ſah uns der Reihe nach an. „Arme Judith!“ — Dieſer Zug des edelſten Mitleidens mit der hülfloſen Judith rührte mich ſehr. Ich warf mich dem alten Manne in die Arme, und drückte ihn herzlich an meine Bruſt. „Du,“ fragte er, „billigſt alſo doch, was ich thue?“ — Bruder, antwortete ich, Gott iſt mein Zeuge, daß ich Achtung für dich habe. Jetzt bitte ich um deine Freundſchaft, um die Freundſchaft eines edlen Mannes. — „Eines armen Mannes!“ erwiederte er traurig, und gab mir die Hand.

Es wurde verſiegelt. Ich bat ihn, mir und ſeinem Faktor alle Geſchäfte zu übertragen; und er ließ ſich das gern gefallen, weil Arbeit ihn zu ſehr angriff. Er äußerte ſogar den Wunſch, ſein Haus zu verlaſſen, und ich hatte nichts dagegen. Es kam ein Miethswagen. Er ſtieg mit Judith ein, und auch ich fuhr mit zu ſeiner Tochter, um die harte Scene, die ich vermuthete, mildern zu können. Die Tochter empfing ihn ſehr freundlich. Er ſagte: „ich nehme jetzt meine Zuflucht zu dir.“ — O, mein Gott, erwiederte ſie; ich ſehe Sie ja auch recht gern, lieber Vater. — Am meiſten jammerte mich die arme Judith; ſie ſtand hier ſehr demüthig mit aller der ſchmeichelnden Freundlichkeit da, deren ihr Geſicht, das ſonſt immer wie eine Strafpredigt ausſieht, nur fähig war.

Der Schwiegerſohn wies dem Vater ein Zimmer an. Nun wendete die Tochter ihre

Blicke

Blicke auf Judith und mich. Das ſag' ich Ihnen, Judith, hob ſie mit befehlendem Tone an: hier in meinem Hauſe reden Sie nicht eher, als bis Sie gefragt werden, und bleiben hübſch auf Ihrer Stube! (Die arme Judith verbeugte ſich demüthig, aber mit Thränen in den Augen.) Und Ihre Predigten und Ihre Geſänge, die können Sie künftig Ihren vier Wänden vorleſen. (Eine neue Verbeugung.) Und den häßlichen Mops dulde ich nicht im Hauſe! — Ach, ſagte Judith bittend und leiſe, mit einem flehenden, gerührten Blick auf den Hund, welcher der Frau vom Hauſe die Zähne wies, und ſich dann ruhig auf die Sammetpantoffeln ſeiner Beſchützerin legte: ach, das Thier iſt ſo an mich gewöhnt! Es ſoll Ihnen nie vor die Augen kommen, Frau Baſe. Wer weiß, wie lange ich und das Thier noch leben! — Das iſt einerlei, ſagte die harte Frau. Sie muß ich leiden; aber den Hund nicht.

Und Sie, Onkel . . ., fing ſie an. „Und ich, Nichte?" fragte ich ſtreng. — Ja, fuhr ſie in einiger Verwirrung fort: man muß doch wiſſen, was man von einander erwarten darf. Ich nehme Sie gern auf; Sie ſind der Bruder meiner Mutter — „die nicht einen Zug von deinem Herzen hatte,“ fiel ich ein. „Ich will dir aber ſagen, was du von mir zu erwarten haſt. Wenn du nicht Gott mit Freudenthränen dafür dankſt, daß du im Stande biſt, deinem Vater und da deiner Blutsfreundin ihr Alter zu verſüßen; wenn du jemals den beiden Menſchen ein hartes Wort ſagſt: ſo biſt du ſchlechter, als der Mops, weil der ſeine Wohlthäterin liebt. Was aber mich betrifft, ſieh, ſo wollt' ich mich lieber auf eine Galeere zum Rudern verdingen, als von dir das Gnadenbrot eſſen. Das, Frau Nichte, haſt du von mir zu erwarten! . . . Und Judith,“ ſetzte ich hinzu; „wenn man Sie hier mit ihrem Hunde nicht dulden will, ſo kommen Sie getroſt zu mir. So lange ich Brot habe, ſoll es Ihnen und Ihrem Mopſe auch nicht daran fehlen.“

Jetzt kam der Vater zurück, und hörte meine letzten Worte noch. Was iſt denn? fragte er. „Deine Tochter da,“ antwortete ich,

„macht Bedingungen mit unſrer Judith und ihrem Hunde.“ Er runzelte die Stirn, und ſagte rauh: wo ich bleibe, da bleibt auch Judith mit dem Mopſe! — Die Tochter erröthete, und ſchwieg. Haſt du es gehört? fragte er nach einer Weile. — Ja, ſagte ſie kurz. — Aus Gnade will ich hier nicht ſeyn! fuhr er fort. — Sie küßte ſeine Hand, und ſagte mit verſtellter Demuth: lieber Vater, ich habe ja alles von Ihnen. Seyn Sie doch unbeſorgt! — Wenn ich beſorgt wäre, erwiederte er ſanfter, ſo würde ich hier nicht ſeyn. Ich denke, Kind, du liebſt mich, und wirſt mich nicht noch tiefer beugen. Judith bekam nun einige freundliche Blicke; aber ich ſah ſchon voraus, was folgen würde. Die arme Judith dachte gewiß zum erſten Male mit Freuden an ihren Sarg. Ich ging nun.

Den Tag nachher kam mein Neffe in die Stadt, und bat, ich möchte ſeinen Vater doch bewegen, ihn zu ſprechen. Aber der Bankerott, an dem der Sohn, ohne es zu wiſſen, ſo viel mit Schuld iſt, hat meinen Schwager noch hartnäckiger gemacht. Jetzt iſt noch nicht der Zeitpunkt, dieſem Felſenherzen Liebe abzugewinnen. Er hat ſeiner Tochter alles gegeben, und den Sohn verſtoßen; jetzt muß er ſeinen Schritt durch eine fortgeſetzte Härte rechtfertigen. Das ſagte ich dem Sohne; er beſtand aber darauf, ſeinen Vater ſprechen zu wollen. Nun nahm ich ihn mit nach dem Hauſe ſeiner Schweſter, und trug es dem Vater vor. „Was will er?“ fragte dieſer finſter, doch nicht zornig. — Er will dich ſeiner Liebe verſichern; er bietet dir ſein Vermögen an. — „Hm!“ erwiederte er trocken; „ich habe hier meine Tochter. Ihn mag ich nicht ſehen. Sag ihm das.“ — Schwager, ſtoß das Herz deines Sohnes nicht von dir! — Er ſchwieg einen Augenblick; dann ſagte er: „ich habe nur eine Tochter. Du kannſt ihm in meinem Namen Glück wünſchen; aber ſehen will ich ihn nicht.“

Ich ging hinaus, und beredete den Sohn, ſich zu entfernen. Er reiſte mit ſchwerem Herzen ab. Der Alte muß noch mehr verlieren, um Liebe ſchätzen zu können. Heute ſind nun erſt vierzehn Tage vergangen, und alle dieſe

Menſchen werden ihrer Lage ſchon herzlich überdrüßig. Judith hat ihr rothes Kolorit und die ausgeſtopften Wangen ſchon ganz verloren. Ich habe ſogar ihren Mops, von dem ſie ſich bitterlich weinend trennte, zu mir nehmen müſſen. Mit dem Vater geht die Tochter noch ſo ziemlich artig um; wenigſtens iſt er ganz heiter, wenn ich bei ihm bin. Ich fürchte aber, er ſtellt ſich nur, als merkte er nicht, wie ungern ſeine Tochter ihn ſieht, und verbirgt ſeinen Unwillen, um nicht ganz Unrecht zu haben. Lange kann es nicht dauern. Der Alte iſt gewohnt zu herrſchen; und wenn er in ſeinem gewöhnlichen Tone befiehlt, verräth die Tochter durch das Hin- und Herdrehen des Geſichtes, wie ſehr es ihr zuwider iſt, ſich von einem Manne befehlen zu laſſen, von dem ſie nichts mehr zu erwarten hat. Die alte Furcht, oder Scham vor der Welt, hält ſie bis jetzt noch in Schranken, ſo wie den Vater der Wunſch, nicht am Ende ſein Unrecht geſtehen zu müſſen; aber treten ſie Beide aus ihrem Geleiſe: was wird dann erfolgen!

Schon als ich die Nachricht brachte, daß nichts von dem Vermögen gerettet wäre, fragte die Tochter unmuthig: „nichts? gar nichts? . . . Nun,“ ſetzte ſie mit einer trotzigen Bewegung der Hand hinzu, „ſo will ich doch wenigſtens Herr in meinem Hauſe ſeyn!“ — Bravo! ſagte ich; auf die Straße hinaus mit deinem alten Vater, weil nicht neue ſechzig tauſend Thaler für dich da ſind!

Sieh, Brauns, ein ſolches Töchterchen hat mein Schwager ſich erzogen! Aber geht es nicht meiſtens ſo? Erziehen, befehlen, ſchelten wir nicht ſo lange, bis der letzte Keim von Liebe aus den Herzen der Kinder weggeriſſen iſt? Ich wünſche dir Glück, daß du deinen Sohn wieder haſt, alter Brauns. So gut du auch biſt, ſo konnteſt du doch das häßliche ewige Tadeln nicht laſſen. Adieu.

Richter an Brauns.

r * * *.

Mein alter Schwager und Judith wohnen jetzt bei mir in einem kleinen Stübchen. Nun, hoffe ich, ſoll das Unglück ſein Herz bald weich genug machen, die Liebe ſeines Sohnes mit Liebe zu vergelten. Seine Tochter iſt noch abſcheulicher, als ich dachte. Ich beſuchte meinen Schwager, ſo lange er bei ihr war, ſehr oft; aber noch immer merkte ich ihm große Heiterkeit an, obgleich Judith mir ſo viel von Vater und Tochter erzählte, daß ich die Heiterkeit für erkünſtelt halten mußte. Judith hatte die beſte Partie genommen: ſie ſtellte ſich krank, um auf ihrem Stübchen bleiben zu können. Die Härte der Frau vom Hauſe mochte ſehr merklich werden; denn ihr Vater ſchickte der alten Judith jeden Mittag eine gute Portion Eſſen und ein Glas Wein, das er erſt für ſich ſelbſt gefordert hatte.

Gegen mich ſchwiegen Vater und Tochter; ich konnte alſo das Verhältniß, worin ſie ſtanden, nur an ihren Mienen errathen. Sonſt ging ich, wenn ich hinkam, jedes Mal in das Geſellſchaftszimmer; eines Tages ließ er mich aber auf ſein Zimmer bitten. In unſerm Geſpräche entfuhren ihm zuweilen bittre Anmerkungen über die Undankbarkeit der Menſchen, doch ohne daß er ſie auf ſeine Tochter anwendete. Ich ließ ihn nichts von meinen Vermuthungen merken. Auf einmal fragte er: „Schwager, wie hieß doch der König, von dem du mir einmal die Komödie vorlaſeſt?“ — Ich ſah ihn ſtarr an, weil ich nicht ganz ſicher wußte, was er damit ſagen wollte; aber meine Vermuthung war richtig: er meinte den König Lear.

An dem Tage, da er ſeinen Sohn verſtoßen hatte, ſetzte ich mich zu ihm, las den König Lear, und machte ihn durch meine Ausrufungen und Seufzer aufmerkſam. Endlich fragte er, was mich ſo rührte. Ich erzählte ihm den Inhalt des Trauerſpiels, und las ihm dann einige Scenen vor, die für ihn paßten. Er hörte zwar damals mit Unruhe zu, äußerte aber nichts.

Jetzt fiel ihm das wieder ein. Welcher König? fragte ich. — „Der König, der ſeine gute Tochter enterbte, und ſein Reich den andern beiden Teufeln gab.“ — Aha! der! König Lear! Was willſt du von dem? — „Spielen ſie das Ding wohl einmal? Ich meine auf dem Theater.“ — O ja! — „Nun, wenn ſie es ſpielen, ſo ſag es mir. Ich bin nie im Schauſpiele geweſen; das will ich aber doch einmal ſehen." Er ſagte das mit aller Ruhe, die er erzwingen konnte. Ich äußerte nichts; aber lieb war mir die Idee.

Nach einigen Tagen wurde das Stück gegeben; und ich brachte ihm Nachmittags den Zettel. Er ſah ihn finſter durch, und ſteckte ihn ein. „Höre, Kind," ſagte er nach einer Stunde zu ſeiner Tochter; „du ſollſt mir heute einmal einen Gefallen thun. Wir wollen zuſammen in das Schauſpiel fahren." Sie erkundigte ſich, was gegeben würde. „Das iſt ja einerlei," antwortete er. — Ich fuhr mit, und ſetzte mich in der Loge ſo, daß ich ſie Beide im Auge hatte. Anfangs ſchien das Stück auf ihn ſelbſt keine große Wirkung zu thun; aber von Zeit zu Zeit ſagte er zu ſeiner Tochter: „gieb ja wohl Acht, Kind!" Sie ſchien nicht ſogleich zu bemerken, daß er abſichtlich hier war; doch endlich mußte ſie wohl aufmerkſam werden, als ihr Vater bei einer Stelle, wo der König ſich der Kordelia erinnert, zu ihr ſagte: „meinen Sohn enterbte ich; und

Bruſt ſeiner Tochter. Ich weiß nicht, wie die erhabene Scene das Herz des Weibes verfehlen konnte. Sie wurde finſter, doch, wie es mir ſchien, nicht bewegt. Uebrigens betrug ſie ſich den Abend ſehr freundlich.

Nach einigen Tagen ſagte mir der alte Mann mit rauher Stimme: „hätte ich doch den Lear vor fünftehalb Jahren aufführen ſehen!" — Damals wollt' ich ihn dir vorleſen, Schwager. — „Recht, recht!" rief er überwallend; „und ich wollte nicht hören. Jetzt," — fuhr er, zur Erde niederſehend und traurig, fort — „jetzt muß ich fühlen!" Nun brachte ich ſeine Vorſtellungen auf ſeinen Sohn. „Ich bitte dich, ſchweig!" rief er, die Augen heftig bewegend. „Von dem mag ich nichts wiſſen. Ein Heuchler war er nicht, wie die; aber mein Sohn doch eben ſo wenig. Von dem kein Wort, Schwager, wenn du mich lieb haſt!" Ich ſchwieg, weil ich ſeine Vorſtellungen ziemlich genau errieth.

„O," rief er nach einer Pauſe; „ich möchte wohl einmal austoben können, wie der alte Vater, ſo in Gewitter und Regen!"

Danke Gott, ſagte ich ablenkend; dazu haſt du keine Urſache. — „Nicht?“ (mit flammenden Augen) „nicht? Des Königs Ritter wurden abgedankt, ſeine Freunde gemißhandelt. Wie? iſt nicht Judiths Mops auch ſchon abgedankt? Ich habe das Thier nie leiden können; aber mußte meine Tochter es verfolgen? Wird nicht die arme Judith ...? Und werde ich nicht ſelbſt ...?“ — Du ſelbſt? — Auf einmal ſchwieg er, und ſuchte, was er geſagt hatte, zu bemänteln. Ich redete im Allgemeinen zum Frieden; und er ſchüttelte langſam den Kopf.

Endlich brach die lange unterdrückte Flamme hervor. Judith wollte zum Abendmahle gehen. Sie hatte ſeit vierzig Jahren jedes Mal einen Speciesthaler als Beichtpfennig gegeben. Es fehlt der alten Jungfer gewiß noch nicht an hartem Gelde; aber ſie mag wohl glauben, ihren Schatz zuſammen halten zu müſſen. Nun kam ſie zu meinem Schwager herunter, und bat ihn — nicht um den Thaler ſelbſt, ſondern nur, ihr einen für kleine Münze zu geben; freilich wohl in der Abſicht, ihn geſchenkt zu bekommen. Mein Schwager ſchob ihr das Geld zurück, das ſie anfing aufzuzählen, nahm ſelbſt Geld aus ſeiner Börſe, und ſagte zu ſeiner Tochter: „gieb mir dafür einen Species.“

Was wollen Sie damit, Judith? fragte die Frau.

Ich brauche ihn zum Beichtpfennige, antwortete Judith furchtſam.

Wie? einen Thaler? Sind Sie nicht bei Sinnen? Eine Mark wäre für Sie über und über genug.

In dieſem Augenblicke trat ich in die Thür. „Du giebſt ihn nicht,“ rief mein Schwager ſehr zornig; „ich gebe ihn. Schweig!“

Seine Tochter wurde flammend roth im Geſichte. Sie geben ihn, rief ſie; nun ja! Aber iſt denn das nicht am Ende ſo gut, als ob ich ihn gäbe? Schon eine Mark, dächte ich, wäre für eine Perſon, die das Gnadenbrot ißt, zu viel.

Nun hätteſt du meinen Schwager ſehen ſollen! Wie ein grimmiger Löwe ſprang er auf, und Tiſch und Stuhl ſtürzten vor ihm nieder. Seine Tochter und Judith wurden todtenbleich. Er faßte jene bei dem Arm, und ſah ſie mit den Blicken des heftigſten Zornes an. Sie rief mich zu Hülfe, und ich bat ihn, ſich zu beruhigen. Er ſchüttelte den Kopf, und rief mir endlich mit halb erſtickter Stimme zu: „ich will nur reden!“ — Liebſter Vater, liebſter Vater! ſchrie ſie weinend. — „Reden will ich! Du ſollſt hören! und Gott, der gerechte Gott, erfülle meine Worte!“

Vater, ſagte ich, und faßte ihn in meine Arme: fluche deinem Kinde nicht! Er erholte ſich an meiner Bruſt, ſah finſter vor ſich nieder, und ſagte dann weinend: „nein, fluchen will ich nicht. Aber wiſſen ſollſt du, Schwager, welch ein Kind ich habe! . . . Wenn ich mir Mittags das zweite Glas Wein einſchenke, ſo ſieht ſie das immer mit Verdruß. Sie gießt, ehe wir an den Tiſch gehen, jedes Mal aus der Bouteille ſo viel Wein aus, daß es ſo eben für uns hinreicht.“ —

Das war richtig, Brauns; der alte Mann hatte ſehr genau bemerkt. Er wollte fortfahren; ich hielt ihm aber die Hand auf die Lippen, bis er mir verſprach, zu ſchweigen. Nun nahm er Hut und Stock. „Kommen Sie,“ ſagte er zu Judith, die zur Beichte angekleidet war; „müßte ich Sie auch mit Wolleſpinnen ernähren, das Gnadenbrot ſollen Sie nicht eſſen! . . . Und du, Tochter? fuhr er ſanfter fort, als ich dachte: „gebe Gott, daß du nie Mutter wirſt! Ich liebte meine Eltern, und habe ſolche Kinder: was würden deine Kinder ſeyn!“ Nun zog er, ohne auf die Bitten der Tochter zu hören, Judith zum Hauſe hinaus, und ging mit zu mir.

Ich gab ihm die ganze Summe, die ich nach und nach von ihm bekommen hatte, und ſagte: ganz arm, lieber Bruder, biſt du nicht; und arbeiten, Gott Lob! kann ich für dich und Judith. Es ſoll uns an nichts fehlen, dafür ſteh' ich dir. — Ich ließ die Betten holen, weil er durchaus nicht wieder zu ſeiner Tochter hin wollte. Schon dieſen Abend führte ich den Gedanken an ſeinen Sohn leiſe vor ſeine Seele. „Ich habe ihm Unrecht gethan,“ ſagte er ſeufzend; — „aber ſehen möchte ich ihn doch nicht!“ ſetzte er ſogleich hinzu.

Nach einigen Tagen brachte ich nun das Geſpräch auf unſere Art zu leben. Ihn ſelbſt verlangte nach Arbeit. Ich nannte ihm allerlei, ſtellte es aber ſo ſchwierig vor, daß er ſich nicht Kräfte genug zu ſo etwas zutrauete. Endlich that ich ihm den Vorſchlag, in einem Städtchen die kleine Handlung einer Wittwe zu führen; und das nahm er an. Alles wurde ſcheinbar verabredet, und der achte dieſes Monats zur Abreiſe beſtimmt; es geht aber nach Plauenberg in die Arme ſeines Sohnes. Judith bleibt noch hier, weil die mit ihrer Neugierde den Handel verderben könnte. Den achten alſo, lieber Brauns, ſchaffe mir meinen Neffen und Auguſtens Mutter aus Plauenberg nach Hamburg, und behalte ſie ſo lange da, bis du einen Brief von mir bekommſt. Aber Auguſte mit ihren drei Kindern muß bleiben. Mein Schwager heißt nicht mehr Jahns, ſondern Müller. Es koſtete mir keine Mühe, ihn zu dieſer Aenderung ſeines Namens zu bereden, da ſie ihn über manche unangenehme Scene wegbringt.

Den achten reiſen wir von hier ab. Alſo

mein

mein Neffe und ſeine Schwiegermutter müſſen weg. Hörſt du, lieber Brauns? — Wenn ich nur erſt Auguſten bewogen habe, daß ſie nicht verräth, wer ſie iſt! Mich, den alten Mann, der ihr ſo oft Arbeit brachte, kennt ſie gewiß noch. — Seine Buß- und Trotz-Pſalmen hat mein Schwager geſungen; nun ſoll er, hoff' ich, auch einen Jubel-Pſalm ſingen. Adieu.

Derſelbe an Denſelben.

Plauenberg.

Lies mir heute meinen Brief von vorn an, Brauns, und nicht das Ende zuerſt!

Wir überließen alſo der Judith unſre kleine Haushaltung, ihre Gebetbücher und ihren Mops. Ich verſprach, in acht Tagen zurückzukommen, fuhr ab, und richtete es ſo ein, daß wir Abends in Plauenberg anlangen mußten. Wir ſtiegen vor der Pachterwohnung aus, und die junge Frau kam aus dem Zimmer, uns entgegen. — Brauns, du haſt Recht; es iſt ein ſehr ſchönes Weib! Meine Julie fiel mir ſogleich wieder ein, wie ſie von dem Schiffe herunter — in die Seligkeit des Himmels ſank. „Kennen Sie Ihren alten Freund noch, Frau Amtmannin?" fragte ich. — O, Sie ſind es, alter lieber Herr — „Pſt! Pſt!" rief ich ihr zu; „ich bin noch immer ſo geheimnißvoll wie ehemals. Sie ſind glücklich verheirathet, und . . ." — O, ſehr glücklich! ſagte ſie zärtlich. Mein Mann iſt in Hamburg, und . . . — „Ich weiß, ich weiß, Frauchen; und drei Kinder haben Sie. Gratulire. Das ſind zwei." (Ich nahm einen Knaben auf und küßte ihn, dann ein Mädchen, das älteſte.) „Aber das dritte?" — Das liegt in der Wiege. — „Laſſen Sie es mich doch ſehen!" — Ich ging mit ihr in die Kammer, wo das Kind lag, und bat ſie, meinem Begleiter zu verſchweigen, daß ſie mich in L*** gekannt hätte. „Zu dieſer Bitte," ſagte ich, „habe ich gute Urſachen. Nennen Sie auch Ihren Mann lieber: Brauns, weil mein Begleiter nicht erfahren ſoll, daß Sie jemals in L*** geweſen ſind. Ihren Mann kennt er." Dem Vater ihres Bruders — denn, daß ihr Bruder von mir Alles hat, wußte ſie, aber noch immer nicht, daß ich ihres Mannes Oheim wäre, ja, auch nicht einmal meinen Namen — dem Vater ihres Bruders konnte ſie nichts abſchlagen, und ſie verſprach ſogleich Alles, was ich verlangte.

Nun ging ich wieder mit Auguſten in das Zimmer zu meinem Schwager. „Die Nachricht, daß Sie glücklich verheirathet wären, liebe Frau," fing ich wieder an, „hat mir große Freude gemacht. Aber nun ſind die Flitterwochen vorüber. Sagen Sie, ſind Sie noch immer glücklich?" — Sie warf einen frommen, freudigen Blick zum Himmel; dann hob ſie die Hände gefalten auf, und ſagte: o, lieber Herr, ſo glücklich, ſo höchſt glücklich, ach, daß ich manchmal fürchte, es iſt zu viel für dieſes Leben! — Dabei rollten Thränen einer dankbaren Freude über ihre ſchönen Wangen. Nun machte ſie eine ſehr rührende und erhebende Beſchreibung ihres Glückes, nahm ihre beiden älteren Kinder auf den Schooß, und ſah ſie dabei von Zeit zu Zeit mit Blikken an, die nur das Auge einer Mutter hat. O, ſagte ſie endlich; Sie müſſen meinen Mann kennen lernen. Er iſt nach Hamburg zu meinem zweiten Vater gereiſt, kommt aber ſchon in einigen Tagen zurück. Wiſſen Sie denn auch Alles, was mir begegnet iſt?

„Ich weiß Alles ganz genau.“

Nun denken Sie, theurer Freund, wie... Mein Pflegevater brachte mich hierher. Ich ſaß an dem Fortepiano, gegenüber auf dem Edelhofe; und als ich mich umſah, trat mein Mann herein. Ach! es war, als ob die Erde unter mir wegrückte. Und dann, als ich Mutter wurde, und wieder, und noch einmal! — Sie benetzte ihre Kinder mit Freudenthränen; dann ſtand ſie auf, und verließ in freudiger Rührung das Zimmer.

Nun fing mein Schwager an, mich zu examiniren; ich ſagte ihm aber natürlicher Weiſe nur etwas ſehr Unbeſtimmtes. Endlich kam Auguſte mit ihrem Säuglinge wieder. „Aber,“ fragte ich, „vertragen ſich auch Schwiegerſohn und Schwiegermutter?“ — O, antwortete ſie; mein Mann kann ſeine eigne Mutter nicht lieber gehabt haben, als die meinige. — Sie ſprach nun mit einer höchſt rührenden Ehrerbietung von ihrer Mutter. Mein Schwager flüſterte mir zu: ach, wem Gott eine ſolche Tochter gegeben hat! Die junge Frau beſorgte hierauf die Küche, und wir blieben allein.

Hier im Hauſe herrſchen reinliche Ordnung, Einfachheit, Ruhe und Fleiß ſo neben einander, daß man ſchon durch den bloßen Anblick der Geſichter heiter werden mußte. Nach Tiſche bat ich die junge Frau, zu ſingen und zu ſpielen. Brauns, du haſt Recht: vortrefflich! — Der Abend verging wie eine Feierſtunde. Ein- oder zweimal hätte Auguſte ſich beinahe verrathen; ich half ihr aber glücklich wieder in den Text.

Bruder, ſagte mein Schwager, als wir uns niederlegten: welch ein glückliches Haus! welche Eltern! welche Kinder!

„Das macht, Bruder, hier regiert Liebe die Herzen, und nicht Herrſchſucht. Du weißt noch nicht, welch ein Schatz die Liebe iſt!"

Und nun, antwortete er ſeufzend, werd' ich es nicht mehr lernen! Hätte ich früher gewußt, was ich hier ſehe! — Gute Nacht!

Am folgenden Morgen regierte die junge Frau das Haus, die Wirthſchaft mit einer Milde, mit einer Leichtigkeit, die uns, beſonders meinen Schwager, dieſen großen Freund der Ordnung, in das fröhlichſte Erſtaunen ſetzte. Nun gingen wir in den kleinen Garten, der ſehr angenehm geworden iſt. Mein Schwager fragte Auguſten, wie ſie es anfinge, die große Haushaltung zu überſehen. Sie antwortete lächelnd: mit Liebe und Ordnung kann man Alles möglich machen. Und nun ſetzte ſie ihm ihre Geſchäfte weiter aus einander. — Du weißt, welch ein Kinderfreund ich bin. Nach einer Stunde hingen mir die beiden Kleinen auf den Knieen. Es wundert mich noch immer, daß mein Schwager ſie nicht erkannte, da ſie dem Vater ſo höchſt ähnlich ſehen.

So lebten wir drei Tage, und mein Schwager ſagte: hier iſt der Himmel! — Endlich kam auch der Wunſch aus ſeinem Herzen: Gott, wenn ich ſolche Kinder hätte! —

Nun jagte ich deinen Reitknecht mit dem Zettel an dich nach Hamburg.

Zwiſchen meinem Schwager und der jungen Frau herrſchte eine ſehr angenehme Vertraulichkeit, und er ſchien in ihrer Geſellſchaft ſogar ſein Unglück zu vergeſſen. Wir plauderten eben nach Tiſche; da ging die Thür auf, und mein Neffe trat mit ſeiner Schwiegermutter herein. „Ach, liebſter Mann!“ rief Auguſte mit Entzücken, und flog ihm entgegen. Er und ſein Vater wurden bleich, als ſie einander erblickten. Furchtſam, ſchweigend, näherte ſich der Sohn dem Vater, der ängſtlich um ſich her ſah, als ob er ein Vertheidigungemittel ſuchte. O, mein ehrwürdiger, geliebter Vater! ſtammelte der Sohn, und ſank langſam, als ob ihn eine ſchwere Laſt niederdrückte, auf die Knice. In eben dem Augenblicke ſtürzte Auguſte herbei, und rief: dein Vater? Sie ergriff des alten Mannes Hand, und ſank vor ihm nieder. „Vater! Vater!“ nur dieſes einzige Wort wurde geſagt; und es war mir, als ob ein himmliſcher Geiſt Segen und Heil über das Menſchengeſchlecht herabriefe. Die beiden Kinder, die ihre Eltern knieen und weinen ſahen, kamen nun auch herbei, und umfaßten die knieende Mutter. Auf einmal entriß mein Schwager in heftiger Bewegung ſeinen Kindern die beiden Hände, die ſie mit Thränen und Küſſen bedeckten, und hob ſie gen Himmel. Als ob er fürchtete, daß man ſeine Empfindungen falſch auslegen würde, rief er: mein Sohn! meine Tochter! O Gott! Gott! So blieb er einen Augenblick, noch immer mit aufgehobnen Händen, ſtehen. O, mein Sohn! ſagte er dann; kannſt du mir vergeben? Sohn und Tochter ſchlangen mit einem Ausrufe des Entzückens ihre Arme um den Greis. Nun ſchlug ſeine Bruſt zum erſten Male in Liebe, und ſein Auge hob ſich in Freudenthränen.

O, mein theurer Wilhelm, ſagte er aufs neue: vergieb mir! vergieb deinem harten, ungerechten Vater! — Der Sohn und Auguſte verſchloſſen ihm den Mund mit Küſſen. Endlich war der Taumel der Freude, der Rührung, des Entzückens vorüber. Nun kamen denn Fragen: „warum ſagten Sie mir nicht, daß er mein Vater wäre?" — „Warum verſchwiegſt du mir, daß ich bei meiner Tochter war?" — Ich löſ'te ihnen das Räthſel auf; doch, wie du denken kannſt, mit Behutſamkeit und mit Schonung für meinen Schwager.

Nun kam noch eine kleine rührende Scene nach. Mein Schwager hob die Kleinen auf, und liebkoſ'te ihnen. Das iſt dein guter Großvater, ſagte die Mutter zu dem Mädchen. „Iſt er denn nun ſchon todt, Mutter?" fragte das Kind. Die Mutter erröthete. Das Kind wiederholte ſeine Frage, und ſetzte hinzu: „denn du ſagteſt ja immer, wenn er todt wäre! Iſt er nun todt?" — Mein Schwager ſah mich an, ſetzte das Kind an die Erde, und hatte, wie ich ſehr deutlich merkte, den bitterſten Verdacht in ſeinem Herzen. Ich nahm ſchnell ſeine Hand, führte ihn zu einem Stuhl, und ſetzte das kleine Mädchen auf ſeine Kniee.

Nun fragte ich das Kind: wenn der Großvater todt wäre — was ſollte dann werden? was ſagte dir die Mutter?

„Dann," antwortete das Kind unſchuldig; „dann, ſagte die Mutter, ſollte ich dem Großvater die Hand und den Mund küſſen, wenn er todt wäre, und ſollte ihm ſagen, daß ich ihn ſo lieb gehabt hätte, und der Vater auch, und die Mutter auch, und Auguſt auch."

Warum denn aber erſt, wenn er todt wäre?

„Sieh," antwortete das Kind; „die Mutter ſagte immer: ich ſollte den Großvater recht lieb haben; er wäre ſo gut, und hätte uns ſo lieb, und Alles, was Vater und Mutter, und Großmutter, und ich und Auguſt hätten, das gäbe uns der Großvater. Und da hatte ich ihn auch ſo lieb, und da fragte ich die Mutter recht oft: wann wird denn Großvater kommen, daß ich ihm die Hand küſſen kann? Dann weinte die Mutter, und ſagte: er wohnt weit, weit von hier! Aber ſehen wirſt du ihn; ſey nur gehorſam und gut. Wenn er todt iſt, dann ſollſt du ihm die Hand und den Mund küſſen, und dein Vater auch, und wir Alle; und wir wollen vor ihm hinknieen und ihn bitten, uns lieb zu haben, wie wir ihn! Sieh, Großvater, das ſagte die Mutter."

Meine Herzens-, Herzenstochter! ſagte mein Schwager ſchluchzend; Gott vergebe es mir, daß Sie ſo ſagen mußten! — Er ſtand auf, und nahm ſeinen Sohn an ſeine Bruſt, dann ſeine Tochter, dann die Kinder, dann uns Alle. Ich ſah, daß ſeine Empfindungen ſeinem Herzen zu mächtig wurden, und führte ihn weg. Als wir allein waren, fiel er mir um den Hals, und ſagte: „Bruder, welch ein Menſch bin ich geweſen! O, lieben ſie mich denn wirklich? Können Sie mich lieben?" — Sieh, alter Brauns, dies harte Herz habe ich noch weich gemacht. Nun laß den Engländer, den Tod, kommen; ich bin bereit.

Ganz wollte ſich die harte Rinde des Argwohns noch nicht von dem Vaterherzen ablöſen. Da ſaß er ſchon am folgenden Tage, und horchte; aber die ehrerbietigſte Liebe ſpricht aus allen Bewegungen ſeiner Kinder: ſie entlocken ſeinem Herzen auch die leiſeſten Wünſche, erfüllen ſie, und ſind offenbar dadurch glücklich. Das ſieht er, und ſein Herz zerſchmilzt. „Bei Gott!" ſagte er geſtern zu mir: „hier iſt die Liebe Herr im Hauſe, oder ich bin es. Ach, wäre ich doch nun noch reich!“ — Biſt du es nicht, Bruder? fragte ich lächelnd. Hatteſt du je mit allem deinem Gelde den Schatz der Liebe, wie jetzt? Er faltete die Hände, und hob ſie auf: „ja, ich war ein elender Bettler, Bruder. Jetzt bin ich reich!“

Sieh, nun will ich hier das angenehme Schauſpiel erſt mit einer Poſſe endigen; und dann, alter Brauns, komme ich zu dir nach Hamburg, in deinen Armen zu ſterben, oder dir die Augen zuzudrücken.

Was ich dir ſagte: dein Sohn will leben, wie wir gelebt haben. Er wird die Ruhe, die ſanften Freuden der verborgenen Wohlthätigkeit erſt dann ſuchen, wenn er, wie wir, die ganze Erde durchzogen iſt und nichts gefunden hat, was die Mühe des Suchens lohnt, als Liebe und Stille. Laß ihn ziehen mit ſeiner Frau; du hältſt ihn doch nicht. Aber ſiehſt du nun wohl, daß die einfache Auguſte nicht für ſein ungenügſames Herz paßte? Laß ihn ziehen; Richter, dein älteſter Freund, kommt.

Wir wollen die Unglücklichen aufſuchen, ſie tröſten, und dann einmal mit dem Bewußtſeyn unſres Lebens in die ſtille Seligkeit gehen. Adieu. Ich ſinne auf die Dekoration einer Poſſe. Wie man doch immer ein Menſch bleibt! Adieu.

Derſelbe an Denſelben.

Plauenberg.

Du biſt wieder entadelt, Bruder Brauns. Ich trallalle luſtig im ganzen Hauſe umher über die vergnügten Geſichter, die ich ſehe, und über die großen Augen, die ſie Alle machten. Auch Judith iſt hier; ich habe ſie indeß hinüber in das Pachterhaus gewieſen, und ſie ſoll mir das zweite Wort von dem goldnen: bete und arbeite! noch erfüllen. Das Hetzen wird ſich geben: denn hier giebt es keinen Menſchen, der ſich hetzen läßt; und allem Anſchein nach hat ſie ſich gebeſſert. Iſt es keine Radikal-Kur, ſo muß ſie nach Hamburg in ein Stift; das weiß ſie.

Alſo—Doch, lieber Brauns, ich bin wahrhaftig noch ein eitler Geck, ſo alt ich auch bin. Sieh, ich ließ ausſprengen, Herr Brauns von Plauenberg käme. Da wurde der Edelhof umgekehrt, und den Bedienten die Staatslivree angezogen. Die ſchönen Möbel waren mir nicht ſchön genug, und es kam noch ein Wagenvoll. Sieh, ich alter Thor zog einmal wieder meine Uniform an, und ließ ſie Alle in deinem Namen herüberbitten. Sie wurden von prächtig gekleideten Bedienten empfangen und die breite Treppe hinan geführt. Die Flügelthüren ſprangen auf, und ich ſtand mitten im Zimmer gravitätiſch da, wie ein Engländer, wenn er einigen Nabobs Audienz giebt. Sieh, und als ſie herein kamen, wollte ich mich ausſchütten vor Lachen, weil ich mich freuete und — ſchämte.

Ich wurde wieder ernſthaft, da ſie mich Alle ſo verwundert betrachteten, und nicht wußten, wie ſie die Sache zu nehmen hätten. Nun übergab ich meinem Neffen das Dokument, das ihn zum Herrn von dem ſchönen Plauenberg macht. Er las, ſah mich an, las wieder, und ſah mich wieder an. Ich begreife nicht, ſagte er: Plauenberg . . . ? — „iſt dein.“ — Und Sie? — „Ich bin dein lieber Oheim.“ — Aber Herr Brauns — „bin ich.“ — Mein Gott! theurer Oheim; aber Sie — „Ich bin Herr Brauns. — Kinder,“ ſagte ich endlich; „lacht mich nicht aus. Dies Plauenberg bekommt ihr von mir zum Geſchenk. Ich bin reich, ſehr reich. Wir, ich und Brauns, mein Herzensfreund, retteten Auguſten aus Schochers Händen, und dich, Wilhelm, aus der Willmanns Netzen. Ja, ich habe alles gethan. Und nun Kinder, macht mir die Freude, und nehmt Plauenberg, oder vielmehr behaltet es, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Nun fielen ſie mir Alle, einer nach dem andern, um den Hals, die alte Judith nicht ausgenommen. Und die ſchöne Kutſche mit den vier Iſabellen? fragte dieſe. — „Iſt auch euer.“ — Nun, ſo ſoll mir Gott helfen, ſagte ſie jauchzend, daß ich noch einmal darin nach L*** fahre! — „Und vor dem Hauſe meiner Nichte vorüber, nicht wahr? . . . Judith wollen Sie nicht endlich vergeben lernen!“

Nun erhob ſich ein fröhliches Getümmel der Bauern, des Amtmanns, des ehrwürdigen Predigers, die alle beſtellt waren. Wir aßen im großen Saale, und Abends wurde getanzt. Ich fragte meinen Schwager, ob er ſeine Handlung wieder etabliren wolle. Er ſchlug mein Anerbieten aus, legte ſich in die Arme ſeiner Schwiegertochter, und ſagte: hier will ich leben lernen, und lieben.

Morgen fahre ich nach L***, und hole die Tochter der Mamſell Willmanns aus einer Penſion, wo ſie vortrefflich erzogen wird. Dann komme ich zu dir nach Hamburg. Ich bringe dir alſo wieder ein Kind mit, daß wir nicht unter den Runzeln des Alters zu ernſt werden. Adieu.

Derſelbe an Denſelben.

L***.

Ich ſchicke dir noch dieſen Zettel, durch Auguſtens Bruder, einen weichen, lieben jungen Menſchen. Gieb ihm Empfehlungen nach London mit. Dahin ſoll er ein Jahr, um in dem

Stru-

Strudel der großen Menſchenmaſſe etwas feſter zu werden. Das Gerücht von meinem Reichthume war mir ſchon vorausgelaufen; vermuthlich hatte Judith es in Gang gebracht. Meine Nichte kam zu mir; ſie bedauerte, und ſo weiter. „Liebes Kind,“ ſagte ich; „ich wünſchte, du hätteſt deinen alten Vater geliebt. Jetzt willſt du Geld von deinem reichen Onkel. Sieh, Geld habe ich nicht für dich; doch Liebe, Rath und Mitleiden mit deinem Herzen und deinem Unglück. Du biſt recht ſehr zu bedauern, Kind, daß du keinen Menſchen haſt, den du liebſt. Wahrhaftig, ich weiß dir nicht zu helfen. Ich wollte, du würdeſt beſſer! Bei allem meinem Reichthume lebte ich Jahre lang äußerſt dürftig und abhängig; aber dennoch war ich glücklich, weil ich die Menſchen um mich her liebte. Geld ohne Liebe macht nicht glücklich, nur geizig. Ich wünſchte, du würdeſt blutarm, und hätteſt dann, wenn es nicht anders ſeyn könnte, nur einen Mops ſo lieb, wie Judith den ihrigen; es wäre doch etwas. Kind, du biſt die Tochter meiner ehrwürdigen, guten Schweſter.

Ich wollte, du hätteſt, anſtatt deines Geldes, ihr Herz. Lieber Gott! (mir ſtiegen Thränen in die Augen, daß ich ſo hart reden mußte) ſieh, dieſe Thränen weine ich dir. Ich werde dich wiederſehen; und Gott gebe, daß du dann beſſer, menſchlicher, tugendhafter biſt! Adieu."

So gingen wir aus einander. Ich glaube, ein Geldſtück wäre ihr lieber geweſen, als meine Thränen. Guter Gott! meiner Schweſter Tochter! — Adieu. In drei Tagen reiſe ich von hier ab. Den fünften bin ich in Hamburg, in den Armen meines alten lieben Brauns! Adieu.

XIV.

Die Rache.

Die Rache [*]).

„Und bin ich nicht glücklich?“ fragte der ſtolze Periander den weiſen Medon; „bin ich nicht glücklich ohne deine ſtrenge Tugend?“ — Medon ſah ihn mitleidig an, und ſchüttelte ſchweigend den grauen Kopf. Periander verlangte von ihm Antwort. „Herrſcher von Korinth,“ ſagte Medon ſanft; „die Götter haben alles gethan, dich glücklich zu machen: Korinth iſt dein; du haſt ein Weib, das dich liebt, und Kinder, die deiner Liebe werth ſind. Was könnte der Sterbliche mehr verlangen? Aber in deiner Bruſt wohnt ein böſer Dämon, der das Glück, das die Götter dir gaben, zerſtört: die wüthende Rachſucht. Du verdienſt dein Glück nicht, und wirſt es nicht behalten, weil du nur herrſchen willſt. Korinth liebte dich, und du wareſt ein wirklicher König. Du wollteſt mehr werden: du trateſt Korinth nieder; und es haßt dich. Wirſt du ein beſſerer Gatte, ein beſſerer Vater ſeyn? Du kenneſt die Liebe, die ſanfte Menſchlichkeit nicht; du willſt herrſchen, und biſt nicht glücklich."

---

[*]) Herodot. III, 50 — 52.

Periander lächelte, und eilte in die Umarmungen ſeines geliebten Weibes, ſeiner drei theuren Kinder. Meliſſa, Perianders ſanfte Gattin, liebte ihren ſtolzen Gemahl, und zitterte vor ſeiner Herrſchſucht. Sie war zu Epidaurus mit Eraſinus, ihrem nahen Verwandten, in der zärtlichſten Freundſchaft erzogen worden. Er kam nach Korinth. Meliſſa warf ſich mit Zärtlichkeit, weinend, in die Arme ihres Freundes, und ruhete lange an ſeinem Herzen.

Jetzt erwachte in Perianders Seele der eiferſüchtige Stolz. Er verfinſterte das brennende Auge; denn Meliſſa ſollte nur ihn lieben. Die gütige Meliſſa ſah den wüthenden Blick ihres Gatten nicht; ſie faßte des Jünglings Hand, und fragte ihn mit zärtlicher Stimme: „weißt du noch, Eraſinus, wie ſehr wir uns als Kinder liebten?“ Sie erinnerte ihren Freund an die ſchönen Tage ihrer Jugend, an ihre Spiele, an ihr Vertrauen, an ihre Trennung. Dann führte ſie ihn zu ihrem Gemahle, und ſagte: „Periander, liebe ihn, liebe ihn ſehr!“ Periander ſchwieg, obgleich Eiferſucht und Rache ſeine Seele beſtürmten.

„Liebſt du etwas außer mir, Meliſſa?“ fragte er finſter und kalt, als er mit ſeinem Weibe allein war. — Meine Kinder; und dann ... meinen theuren Vater ... und dann ... den edlen Eraſinus, meinen Verwandten. — „Ich werde ſehen, wen du mehr liebſt,“ ſagte Periander, und machte ſich aus ihren Armen los.

Am folgenden Tage beim Gaſtmahle wurde Eraſinus bleich, und ſank hinten über. Gift! ſeufzte er, und ſtarb. Periander richtete einen forſchenden Blick auf Meliſſen. Sie eilte zu dem ermordeten Jüngling, ſank auf den Leichnam nieder, benetzte ihn mit heißen Thränen, und rief, vor Schmerz außer ſich, ſeinen Namen. Periander hob ſie auf, führte ſie in ein andres Zimmer zu ihren Kindern, umarmte ſie, und befahl auch ſeinen Kindern, ſie zu umarmen. Sie war untröſtlich. Der Stolze, Gefühlloſe verlangte das Unmögliche; er wollte Herr ihres Schmerzes ſeyn. „Ich,“ ſagte er kalt, und faßte ihre Hand: „ich gab ihm das Gift; wirſt du noch um ihn weinen, Meliſſa?“ — Du? rief ſie erſtaunend, und riß ſich von ihm los; du? Elender Mörder! was that er dir?

Er betrachtete Meliſſen mit einem wilden Blicke, und verließ ſie plötzlich. Wüthend kämpften nun in ſeiner Seele Eiferſucht und Vertrauen, Haß und Liebe. Sein Stolz ſprach Meliſſen das Todesurtheil; und ſein Herz erbebte bei dem Gedanken. „Sag,“ rief der thörichte, eitle Tyrann: „ſag, Meliſſa, du habeſt ihn gehaßt; und ich will dir deine Thränen verzeihen.“ — O, ich liebte ihn! rief Meliſſa, und hob die Hände traurig zum Himmel auf: er war mein Freund! ich liebte ihn!

Der Stolz hob ſich blutgierig in Perianders Seele hervor; die Liebe zu Meliſſen hielt ſeine Hand zurück. Er blieb allein, aus Mißtrauen gegen ſein eignes grauſames Herz. Die

Flammen der Eiferſucht verzehrten ihn; die Liebe wurde ſeine Marter.

Es war ein Monat verlaufen, da ſah er eines Morgens (die Unruhe hatte ihn früh vom Lager getrieben) ſeine Gattin im Trauergewande an dem Grabmahle des Eraſinus knieen und ihre Bruſt an den kalten Marmor drücken. Dieſer Anblick ſetzte ſeinen Zorn, ſeinen Haß in Flammen. Er ſtürzte hinunter, nahm ſeine drei Kinder, und führte ſie in den Garten zu ihrer Mutter. Mit bebender, aber wilder Stimme ſagte er: „nimm Abſchied von deinen Kindern, Meliſſa! Sie ſollen nach Epidaurus zu deinem Vater.“ Meliſſa blickte ihn an und las ihren Tod in ſeinen Augen. Ich weiß ... — ſagte ſie und umarmte ihre Kinder, die nun von ihrer Wärterin weggeführt wurden.

Periander war mit Meliſſen allein. „Was weißt du?“ fragte er wüthend. — Daß ich ſterben ſoll, wie er, antwortete Meliſſa. — „Du Ungetreue!“ rief er, und hob den Dolch; „dein Gewiſſen ſagt dir alſo, was du verdienſt!“ — Nicht mein Gewiſſen; dein Blick. — „So fluche hier dem Schatten des Elenden!“ — Zitternd ſagte Meliſſa: was verlangſt du, Periander! Ich ſoll dem fluchen, der mich liebte? — Sie ſank an das Grabmahl, und umfaßte ängſtlich die Säule. — „Noch jezt,“ rief der Grauſame, „vor meinen Augen, umfaſſeſt du den Stein?“ Seine Hand fuhr herab, und ſtieß den Dolch in Meliſſens Bruſt. — Periander! rief ſie; ach! ich liebte dich, und du biſt mein Mörder! Sie hob die Arme, ihn zu umfaſſen, ſank zurück, und athmete zum lezten Male.

Er ſchrie vor Entſetzen auf; die Furien erſchreckten ihn. Der Dolch fiel aus ſeiner Hand, und er floh. Liebe und Schmerz trieben ihn zu dem Leichnam zurück. Er wollte ſich tödten; ſeine Freunde, die herbeigeeilt waren, riſſen ihm den Dolch aus der Hand.

Periander, der Beherrſcher Korinths, war unglücklich; Meliſſens Schatten verfolgte ihn. Er fand nirgends Ruhe als in den unſchuldigen Spielen ſeiner Tochter, die, wie ihre Mutter, Meliſſa hieß. Die Amme des Kindes hatte es nicht nach Epidaurus bringen wollen, weil es zu ſchwach für dieſe Reiſe war;

die beiden Söhne aber lebten bei ihrem Großvater Prokles, dem Beherrſcher von Epidaurus.

Periander brachte ſeine Tage in Korinth troſtlos hin. Der weiſe Medon fragte ihn oft: wirſt du endlich einſehen, daß der Menſch ohne Liebe ſich allen Schlägen des Schickſals Preis giebt? Nicht die Götter nahmen dir Meliſſen; dein Stolz, dein Uebermuth that es, und deine unerſättliche Herrſchſucht.

Perianders ſtolzes Herz wurde durch dieſe Vorſtellung ergriffen, aber nicht überwunden. Die Zeit heilte ſeinen Schmerz, koſtbare Opfer verſöhnten Meliſſens Schatten. Er dachte nicht mehr an ſein Verbrechen, und war in dem Bewußtſeyn ſeiner Herrſchaft, in der Liebe ſeiner Tochter, wieder glücklich. Aber die waltenden Götter vergaßen ihn nicht. Er ſollte ein Menſch werden, und wurde es unter den Schlägen des Unglücks.

Nach manchen Jahren forderte er ſeine Söhne von Prokles, Meliſſens Vater, zurück, um ſie zu Regenten zu erziehen. Prokles wußte, daß Periander ſeine Gemahlin ermordet hatte; aber er ſchwieg, aus Furcht vor Perianders Grauſamkeit und Macht. Meliſſens Söhne waren dem Greiſe bisher Erſatz für die Tochter geweſen. Als er die beiden Jünglinge am Morgen ihrer Abreiſe weinend in ſeinen Armen hielt, entriß ihm der Schmerz und die Furcht vor Perianders Grauſamkeit das ſchreckliche Geheimniß. „Ach,“ ſagte er: „meine Kinder! Eure Mutter Meliſſa ...“— Er ſah ſie ſtarr an, und fuhr nicht fort.

Meine Mutter Meliſſa? rief der jüngere Sohn, Lykophron. Dein Ton, mein Vater ... Sprich! was iſt?

„Sie wurde ermordet!“ rief der Greis.

Ermordet? Vater! ermordet? Ewige Götter! Wer — o, ich beſchwöre dich! — wer that es?

Der Greis zitterte. Er wollte ſchweigen; doch eine unwiderſtehliche Gewalt entriß ihm die Worte: „dein Vater.“

Der Jüngling verhüllte ſein Geſicht, und ſtand lange ſo, an die Bruſt ſeines Großvaters gelehnt. Endlich nahm der Greis mit zitternden Händen das Gewand von dem bleichen und ſtarren Geſichte ſeines Enkels, und wollte ihn tröſten. Lykophron ſchwieg lange in gräßlicher Kälte; dann ſagte er: ich kann ihn nicht ſehen; ich bleibe hier! Sein Großvater drang in ihn, daß er gehorchen ſollte. Lykophron willigte ſchweigend ein, und reiſte, in tiefen Schmerz verſunken, ab.

Meliſſa hatte ihn unter ihren Kindern am meiſten geliebt. Er dachte auf der Reiſe nur an ſie, an ihre Tugenden, ihren Tod, ihren Mörder — ſeinen Vater; und ein erſtarrender Schmerz drang in ſeine edle Seele. Die Natur hatte ihm Stärke und Stolz gegeben, Prokles Beiſpiel ihn groß und edel gemacht. Er war ſeines Vaters Bild, doch nur in den ſchönen Zügen. Sein Bruder, ein ſchwacher, leichtſinniger Jüngling, hatte weder Geiſt noch Herz.

Sie kamen in Korinth an. Periander, dem mehrere Reiſende von Lykophrons Edelmuth und Seelengröße erzählt hatten, eilte mit Vaterfreude ſeinen beiden Söhnen entgegen. Schon von Weitem erkannte er den jüngern an der Heldenfigur, dem edlen Gange, dem ſtolzen Blicke. Der ältere warf ſich in ſeine Arme; Lykophron aber ſtand ſchweigend, mit niedergeſenkten Augen, vor ihm da. „Mein edler Lykophron!“ ſagte der Vater, und wollte ihn umfaſſen. Der Sohn fuhr, wie von Schrekken ergriffen, zurück, und ſchwieg, ſelbſt bei der Frage: „grüßeſt du deinen Vater nicht?“

Den Blick zum Boden gewendet, ging Lykophron an Perianders Seite zu deſſen Burg. Seine Schweſter, die ihm entgegen kam, umarmte er mit den Worten: o, wir Unglücklichen! Jetzt riß der Vater ihn ungeſtüm an ſeine Bruſt; aber der Jüngling ſtand kalt und ſchweigend in ſeinen Armen, ohne das Auge zu erheben.

Beſtürzt verließ Periander ſeinen Sohn mit einer Ahnung von Unglück in der Seele. Lykophron ging an das Grabmahl ſeiner Mutter, warf ſich dabei nieder, und blieb eine Stunde laut weinend liegen. Tief erſchüttert ging der Vater zu ihm an Meliſſens Grab, und wollte ihn umarmen. Aber mit einem Schrei des Abſcheus fuhr Lykophron zurück, zeigte ſchweigend auf das Grab, und ging.

Drei Tage lebte der Sohn in ſeines Vaters Hauſe, ohne ein Wort zu ſprechen. Periander that alles, um ihn zu verſöhnen; Lykophron ſah ihn aber nie an, antwortete ihm nie. Endlich erhob ſich der Stolz des Vaters und des Königs. Er führte den Sohn an die Schwelle des Hauſes, und fragte: „willſt du gehorchen?“ Der Jüngling antwortete nicht. „Nun denn,“ rief Periander zornig; „ſo verlaß mein Haus! Ich bin nicht dein Vater.“ Schweigend trat der Sohn über die Schwelle, und ging die Straße hinunter.

„Soll ich mich vor dem Knaben beugen?“ rief Periander zornig. „Wohl! ich will ihm fremd ſeyn.“ Nun erfuhr er von ſeinem älteren Sohne Lykophrons letzte Unterredung mit Prokles. Sein Herz wurde heftig erſchüttert; aber ſein Stolz ſiegte über ſein Gewiſſen. Er ließ den Freunden, die ſeinen Sohn bei ſich aufgenommen hatten, befehlen, ihn aus ihrem Hauſe fort zu treiben. Lykophron irrte in Korinth umher, wurde überall abgewieſen, und antwortete nicht, wenn man ihn rieth, ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Endlich nahm ihn dennoch ein Freund ſeines Großvaters bei ſich auf; und bei dem lebte er in trauriger Stille.

Die Rache der Götter! ſagte Medon. —

„Der Trotz eines Raſenden!“ ſagte Periander; und Herolde machten auf ſeinen Befehl in ganz Korinth bekannt: wer Perianders Sohn, Lykophron, bei ſich aufnehme, oder nur ein Wort mit ihm rede, deſſen Vermögen ſolle dem Apollo verfallen ſeyn. Lykophron hörte den Ausruf des Herolds, verließ ſchweigend das Haus ſeines Freundes, und ging auf den Markt unter die Halle. Hier blieb er, ohne zu ſprechen, ohne ſeine Kleidung zu wechſeln, beinahe ohne Dach und ohne Speiſe, drei Tage lang.

Mit jeder Stunde hoffte Periander, der Trotz ſeines Sohnes ſollte gebrochen ſeyn. Aber des Vaters Stolz mußte ſich beugen. Am vierten Tage ging Periander ſelbſt zu der Halle, in der ſein Sohn ſich aufhielt. Lykophron lag auf der Erde, entſtellt von Gram und von Hunger. Sein bleiches Geſicht hing auf ſeine Bruſt herab, ſeine erloſchenen Augen waren auf den Boden geſenkt. Als Periander ihn erblickte, brach ſein ſtolzes Herz. Seufzend trat er in die Halle, ſtellte ſich an Lykophrons Seite, und betrachtete ihn mitleidig.

„O, mein Sohn,“ hob er mit bittendem Tone

Tone an: „ja, die Götter ſind gerecht; aber du, du biſt ungerecht gegen mich und gegen dich ſelbſt. Ja, ich habe die That gethan, worüber du zürnſt; aber ſoll der Sohn ihr Rächer ſeyn? Ich bitte dich, komm in mein Haus. Du haſt gefühlt, was der Zorn eines Vaters iſt; komm nun, und lerne, wie glücklich du mit mir leben kannſt. Antworte, mein Sohn. — — Antworte!" rief er lauter. — — „Böſewicht, antworte!" rief er endlich im heftigſten Zorne.

Mit matter Stimme antwortete der Sohn: dein Vermögen iſt dem Apollo verfallen; du haſt mit dem unglücklichen Sohne Meliſſens geſprochen. — Der Vater hielt das für Spott, was nichts als ein ſanfter Vorwurf des gerührten Sohnes war. „Aus meinen Augen, Böſewicht!" rief er wüthend, und ging. Lykophron legte, in der Erwartung ſeines Todes, das matte Haupt tiefer auf den Stein, und blieb ſo bis zum Abend liegen. Kein Korinther wagte es, ſich des Unglücklichen anzunehmen. Nur ein Jüngling aus Korcyra, Agathon, ging um Mitternacht mit Lebensmitteln in die Halle. Er hob den Unglücklichen ſanft in die Höhe, reichte ihm Brot und Wein, und benetzte ihn mit Thränen des innigſten Mitleidens. Lykophron hob geſtärkt ſich auf, legte ſich an die Bruſt des Fremden, und ſchloß mit ihm den Bund einer ewigen Freundſchaft.

Auf einmal hörten ſie durch die Stille der Nacht den Fußtritt eines Mädchens. Es war Meliſſa, Lykophrons Schweſter. Agathon ging ihr entgegen. Sie hielt ihn für ihren Bruder, und warf ſich weinend in ſeine Arme. O, mein Bruder! ſagte ſie mit Schmerz. — Ich bin dein Bruder nicht, antwortete Agathon, und führte ſie zu dem Unglücklichen. „Ein Fremder, meine Schweſter, hier, Agathon, hat mein Leben gerettet, und mein Vater . . .“ — iſt unverſöhnlich erzürnt; fiel Meliſſa ein. Du ſollſt ſterben.

Ich rette ihn, ſagte Agathon, und reichte ihr die verſichernde Rechte. Meliſſa drückte die Hand an ihr Herz. Ich rette dich, Lykophron, ſagte der Fremde noch einmal; oder ich ſterbe mit dir! Nun warf Meliſſa, von dieſer Großmuth überwältigt, ſich in die Arme des Fremden. Beide redeten Lykophrons Rettung ab, und Agathon begleitete dann Meliſſen nach Hauſe. Wohin, fragte er, werde ich dir Nachricht bringen von der Rettung deines Bruders? „Jeden Morgen,“ antwortete Meliſſa, „bin ich im Garten. Vor dem Eingange des Gebüſches ſteht ein Faun. Dahin komm.“

In der folgenden Nacht brachte Agathon ſeinem Freunde Lebensmittel. Ein Schiff war beſtellt, ihn nach Korcyra zu führen, und wartete nur auf Oſtwind, um abzuſegeln. Der Wind ſetzte ſich um, und Agathon ging, Meliſſen Nachricht zu bringen. Bald fand er das Gebüſch, das ſie ihm bezeichnet hatte. Als er hineinging, trat ihm ein Mädchen verſchleiert entgegen. Meliſſa? fragte er. Sie ſchlug den Schleier zurück, und Agathon ſtand vor ihr, erſtarrt von freudigem Schrecken.

Im Tempel Neptuns, am Feſte des Gottes, hatte der Jüngling Meliſſen unter andern Jungfrauen tanzen ſehen, ſie mit unverwendeten Augen betrachtet, und die ſanfte Gewalt der Liebe gefühlt. Verloren in Entzücken, in die ſüßeſte Sehnſucht, vergaß er nach ihrem Namen zu fragen; und auf einmal waren die Mädchen verſchwunden. Er ſah ſie weder bei Feſten, noch in den Tempeln wieder. Nun lebte er kummervoll in Korinth, und ſein Unglück führte ihn zu dem unglücklichen Lykophron.

Du? du? rief er jetzt, als er ſie wiederſah: o ihr guten, ihr ſegnenden Götter! Du? — Zitternd vor Freude ſank er ihr zu Füßen. Meliſſa erſtaunte über Agathons Heftigkeit, und betrachtete ihn mit Unruhe. „Warſt du nicht,“ fragte ſie nachſinnend, „am Feſte Neptuns unter den Zuſchauern?“ — Ja, Meliſſa; und ſeit dieſem Tage . . . O, was that ich nicht, dich wiederzuſehen! o, wie kummervoll habe ich ſeit dieſem Tage gelebt! — „Und, mein Bruder?“ fragte Meliſſa, hoch erröthend. — Heute oder in der folgenden Nacht geht er mit mir nach Korcyra. Dort ſoll er mein Bruder ſeyn. Noch heiligere Bande knüpfen mich jetzt an ihn . . . die reinſte Liebe . . . zu ſeiner Schweſter. — „Korcyra iſt in der Gewalt meines Vaters,“ ſagte Meliſſa beſorgt.

— Fürchte nichts, Meliſſa. In der angenehmſten Einſamkeit ſoll er leben, unerkannt, in den Armen der zärtlichſten Freundſchaft, und, wenn die guten Götter dein Herz rühren, in den Armen der treueſten Liebe, in deinen und meinen Armen. Er ergriff Meliſſens Hand, und benetzte ſie mit heißen Thränen.

„Rette meinen Bruder,“ ſagte Meliſſa in zärtlicher Unruhe; „dann . . .“ — Sie brach erröthend ab. Dann? o dann? fragte Agathon dringend. — „Dann ſoll er in den Armen der treueſten Liebe leben.“ Sie ſank zärtlich in des Jünglings Arme, lag einige Augenblicke darin, und eilte dann durch das Gebüſch zu ihres Vaters Wohnung.

Agathon ſtand, verloren in das Entzücken der glücklichen Liebe, noch lange da, ehe er endlich den Garten verließ. Es ſtieg ein friſcher Oſtwind auf, und noch dieſe Nacht wurde zur Abreiſe beſtimmt. So eben wollten die beiden Freunde die Halle verlaſſen, da kam Meliſſa noch einmal. Sie umarmte ihren Bruder, legte Agathons Hand in die ſeinige, und ſagte: „verſprecht einander ewige Treue im Leben und im Tode!“ Beide gehorchten. Aber nun faßte Agathon des Mädchens Hand. Und du, Meliſſa? ſagte er leiſe und zitternd. Die Nacht gab ihr mehr Dreiſtigkeit. Sie drückte ihn an ihr Herz, und ſagte leiſe: „ewige Treue im Leben und im Tode!“ Agathon wiederholte die Worte, und ſo ſchieden ſie aus einander.

Lykophron verließ unerkannt die Mauern von Korinth und den Hafen. Nach drei Tagen war er, unter dem Namen eines Flüchtlings aus Jonien, in Korcyra, auf Agathons Landhauſe im Gebirge.

Periander ſtellte ſich bei der Nachricht von der Flucht ſeines Sohnes zorniger als er war, und dankte heimlich den Göttern für deſſen Rettung. Die Ausſicht, Beherrſcher von Korinth zu werden, dachte er, wird Lykophrons Eigenſinn wohl beugen. Aber es verging ein Jahr, und er hörte noch immer nichts von dem Jünglinge. Er forſchte überall vergebens nach ihm, und hielt ihn nun für todt. Da ſank des ſtolzen Perianders Muth. Sein älterer Sohn war zu ſchwach, als daß er ihm den wankenden Thron Korinths anvertrauen konnte, deſſen feſte Stütze Lykophron, der edle, kühne Jüngling, geworden wäre. Er ſelbſt las in den Blicken der Bürger die Freude über ſein Alter, und erkannte die rächenden Götter. Jetzt gedachte er mit Furcht der alten Delphiſchen Götterſprüche, die ſeinen Söhnen Unglück verkündigten. Seine Herrſchſucht, ſein Stolz, ſchien ſie in Erfüllung zu bringen. Er hatte ſich über die Furcht Korinths gefreuet; jetzt zitterte er davor, und wünſchte ſich die Liebe ſeiner Unterthanen, die er vormals verachtete.

Siehſt du, ſagte ſein alter Freund, daß Liebe mehr werth iſt als Furcht? — Trotz ſeinen inneren Zweifeln warf Periander einen ſtolzen Blick auf den weiſen Medon. „Korinth,“ ſagte er, „mag zittern, wenn es wagt mein Scepter anzutaſten!“ — Zittern, und immer zittern! erwiederte Medon. Meliſſa zitterte vor dir; und du haſt in ihr dein Glück gemordet. Deine Kinder zittern vor dir; und du haſt den edelſten deines Stammes verloren. Wann ſollen ſie dich lieben? Alles zittert vor dir; nur dein Verhängniß, und die Götter nicht. — Periander wurde ernſt, und ſann nach, aber nur darüber, wie er ſeine wankende Herrſchaft befeſtigen wollte.

Noch lebte von dem Stamme der alten Beherrſcher Korinths, der Bacchiaden, Amphion, ein wilder, finſtrer Mann, voll Anſprüche auf den alten Glanz ſeines Geſchlechtes, aber ohne edlen Muth. Auf ihn warf Periander ſein Auge; ihm wollte er Meliſſen zum Weibe geben und den Thron von Korinth als Erbſchaft hinterlaſſen. Er ließ Amphion rufen, und kündigte ihm ſein Glück an. Dann ging er zu Meliſſen, die ihre Tage noch immer in ſüßen Träumen von dem Geliebten zubrachte. „Du wirſt Amphions Gattin!“ ſagte er ihr befehlend. Meliſſa erblaßte, warf ſich ihm zu Füßen, und beſchwor ihn, ſie nicht unglücklich zu machen. — „Unglücklich?“ fragte er kalt; „ich ſichre dir den Thron von Korinth.“

O mein Vater, ſagte er ſchluchzend; bin ich dir denn nichts mehr als eine Stufe deines Thrones? — Er befahl noch einmal, und

Meliſſa entdeckte ihm nun, daß ſie ſchon mit einem Jünglinge durch die treueſte Liebe verbunden ſey. „Thörin," ſagte er kalt; „ich zerreiße dieſes Band." — Und mit ihm mein Leben, Vater! antwortete ſie erſchreckend. — „Es ſey! Aber gehorchen ſollſt du!" — Vater, denke an deinen Sohn Lykophron! Du haſt nur noch zwei Kinder zu verlieren! — „Lieber ohne Kinder, als der Kinder Spott!"

Lykophron lebt! ſagte Meliſſa; ich weiß, wo er iſt. Vater, ihm gehört die Herrſchaft über Korinth. — „Er lebt?" fragte Periander erſtaunt. „Wo lebt er?" — Keine Drohung war im Stande, Meliſſen ihr Geheimniß zu entreißen; er mußte ihr erſt feierlich verſprechen, ſie ihrem Geliebten als Gattin zu geben. Nun nannte ſie ihrem Vater Lykophrons Aufenthalt, und den Namen, unter dem er in Korcyra lebte. Periander ſchickte ſogleich einen Herold ab, und ließ ſeinem Sohne ankündigen: wenn er nach Korinth komme, ſolle ihm der Thron gehören. Lykophron, in deſſen Seele die Grauſamkeit ſeines Vaters, ihn zum Hungertode zu verdammen, unauslöſchlich eingegraben war, antwortete dem Herolde nur die Worte: ich bin ſein Sohn nicht.

Der Bote brachte dieſe Antwort zurück. Periander ſandte nun Meliſſen nach Korcyra, daß ſie ihren Bruder zur Rückkehr bereden ſollte. Sie reiſte voll der ſchönſten Hoffnungen ab, und flog mit fröhlicher Eil in das Gebirge, um ihrem Bruder das Diadem, und ſeinem Freunde ihr treues Herz zu bringen. Mit Entzücken nahmen beide Jünglinge die Schweſter und die Geliebte auf; aber Lykophron blieb unbeweglich. „Ich bin Perianders Sohn nicht,“ ſagte er finſter. „Er hatte mich zum Hungertode beſtimmt. Bei den ewigen Göttern! ich werde ihn nicht ſehen.“

Lykophron, ſagte das ſanfte Mädchen ernſt, doch zärtlich: die Götter mögen dein Herz wenden! Sie haben deines Vaters Stolz gebrochen; werden ſie dem Sohne den Stolz gegen den Vater verzeihen? Du biſt ein edler Jüngling; Korcyra ſpricht laut von deinen Tugenden: willſt du nun allein gegen deinen Vater hart und ungroßmüthig ſeyn? Deines Vaters Stolz kennt keine Gränze; darum zürnſt du ihm; und doch iſt dein Zorn ſo unbegränzt, wie ſein Stolz. Bruder, lerne verzeihen, weil du ein Menſch biſt! Die Götter ſind dem Unerbittlichen unerbittlich. Du kämpfeſt den ſchrecklichen Kampf gegen deinen Vater. Beharreſt du bei deinem Entſchluſſe, ſo wird er beſtraft; aber die Götter werden ihn rächen, und dich mit ihm verderben. Ich beſchwöre dich: verzeihe, und ſuche nicht ein Unglück durch ein noch größeres zu heilen! O, ihr Götter! daß Ein Geiſt, der Geiſt der Rache, Vater und Sohn beſeelt! Gebt ihnen Herzen, und laßt ſie fühlen, daß ſie einander lieben ſollten!

Vergebens redete Meliſſa. Lykophron blieb unerſchüttert. „Nie, Meliſſa,“ ſagte er, „nie werde ich nach Korinth kommen, ſo lange mein Vater lebt.“ — Harter Menſch! ſagte Meliſſa nun: ſo vergilt denn mir und deinem Freunde, daß wir dein Leben erhielten. Wenn du nicht Sohn ſeyn willſt, ſo ſey Bruder und Freund. Biſt du unerbittlich, ſo ſey wenigſtens nicht undankbar! Das Glück deiner Schweſter, deines Freundes, hängt davon ab, daß du dich mit unſerm Vater verſöhnſt. — Lykophron riß ſich aus ihren Armen. „Bei den ewigen Göttern!" rief er: „ich kann für Euch ſterben; aber deinen Vater will ich nicht ſehen." Er blieb unerbittlich, und Meliſſa reiſte trauernd, und mit Ahnungen von dem Sturz ihres Hauſes, nach Korinth zurück.

Sie brachte dem Vater die Nachricht, ſchrieb aber den Entſchluß ihres Bruders milderen Urſachen zu, und gab vor: Lykophron ſcheue den Zorn des Vaters mehr, als er deſſen Anblick haſſe. So ließ ſie Periandern noch immer den Augenblick der Verſöhnung als nahe hoffen. Sie ſtand, wie ein guter Geiſt, beſänftigend zwiſchen den wilden Empfindungen der Rache und des Stolzes in den Herzen des Vaters und des Bruders.

Das ſchwere Scepter von Korinth erforderte jetzt die ſtärkere Hand der Jugend; aber Perianders älterer Sohn war zu ſchwach, es zu führen. Periander ſah ein, wie nothwendig es wäre, den Korinthern mit dem neuen Anblicke eines jungen Königs Hoffnung zu einer ſanfteren Regierung wiederzugeben. Die Alten in Korinth haßten ihn, und die herangewachſenen

Jünglinge fürchteten ihn nicht länger. Schon drohete das geheime Feuer des Aufruhrs hervorzubrechen; da war er klug genug, den Korinthern den verhaßten Anblick ihres grauſamen Herrn entziehen zu wollen.

Nun ſandte er öffentlich einen Herold nach Korcyra an ſeinen Sohn, und ließ ihm ſagen: er möchte nach Korinth kommen, die Regierung zu übernehmen; er ſelbſt wolle nach Korcyra gehen und ſich mit der Regierung dieſer Inſel begnügen. Dieſen Vorſchlag nahm der ehrſüchtige Jüngling endlich an. Es wurde in Korcyra bekannt, und alle Einwohner zitterten vor der Regierung des harten Periander. Schaarenweiſe verſammelten ſie ſich vor dem Landhauſe, wo Lykophron wohnte, und beſchworen ihn, ſich aus Dankbarkeit gegen Korcyra, das ihn vor dem Zorne ſeines harten Vaters geſchützt habe, mit dieſem zu verſöhnen. Sieh! ſagte Agathon, und faßte ſeine Hände — ſieh, wir gaben dir Schutz vor Periander; und du willſt uns ſeiner Grauſamkeit Preis geben, um nicht ein Gelübde zu brechen, das nie ein Sohn thun ſollte: unverſöhnlich gegen ſeinen Vater zu ſeyn!

„Ich habe es bei den Göttern geſchworen!“ ſagte der ehrſüchtige Jüngling finſter.

So halte dein Gelübde, und fühle die Folgen deiner Thorheit! . . . Entſage der Herrſchaft über Korinth! Sollen deine Freunde Gelübde bezahlen, die du in verkehrtem Zorne thateſt? Wie oft, Jüngling, haſt du deinen Vater getadelt! Und was thuſt du jetzt anders, als er? Er gelobt den Göttern eine goldne Bildſäule; und um ſein Gelübde nicht brechen zu müſſen, raubt er den Korintherinnen ihren Schmuck. Was thuſt du jetzt anders? Entſage dem Throne, und lebe hier in den Armen der Freundſchaft, unter dankbaren Menſchen.

„Periander hat mein Wort ſchon. Ich kann nicht anders.“

Jetzt öffnete Agathon die Thür, und ließ die edelſten Männer von Korcyra herein, daß ſie mit ihm bitten ſollten. Aber nichts konnte den ehrgeitzigen Lykophron bewegen. „Was Ihr,“ ſagte er, „Eurem Vaterlande ſchuldig ſeid, das bin ich Korinth ſchuldig. Es gab mir das Leben.“

Vaterland denn um Vaterland! rief ein

junger edler Korcyräer. Was meinſt du wohl deinem Korinth ſchuldig zu ſeyn? — „Alles!“ antwortete Lykophron. — Alles? Wohl! das bin denn auch ich meinem Vaterlande ſchuldig! Lykophron, ich beſchwöre dich bei der Rettung, die Korcyra dir gab: ändre deinen Entſchluß! — „Ich gehe nach Korinth,“ antwortete Lykophron kalt. — Bei den Göttern! das thuſt du nicht! rief der Jüngling. Ein Dolch blitzte in ſeiner Hand, und durchbohrte Lykophrons Bruſt.

Er ſank in Agathons Arme, und ſein Freund trug ihn wehklagend auf ein Ruhebett. Beide waren, als das Getümmel ſich verlaufen hatte, allein, und der Arzt kündigte den nahen Tod an. Da nahm Lykophron eine Tafel, und ſchrieb an ſeinen Vater: „Ich ſterbe. Verzeihe, Vater, deinem Sohne. Ich war unerbittlich; die Götter ſtraften den Sohn, wie ſie dich beſtraft haben. O mein Vater, weil du ein Menſch biſt, darum verzeihe den Korcyräern meinen Tod, und mache meine Schweſter glücklich. Stoß ihre Liebe nicht von dir. Leb wohl.“

Er gab die Tafel ſeinem Freunde. „Meine Schweſter hatte Recht,“ ſagte er lächelnd. „Die Götter haben dem Vater Rache an dem Sohne gegeben.“ Er reichte Agathon die Hand, ſagte noch: „grüße meine Schweſter,“ und ſtarb.

Eilig kehrte der Herold mit der unglücklichen Botſchaft nach Korinth zurück, und übergab die Tafel mit Lykophrons letzten Worten, die Agathon ihm zugeſtellt hatte. Als Periander die Worte las, entflammten ſie ſeinen Zorn, anſtatt ihn zu löſchen. Wüthend, Rache dürſtend, ſandte er Befehle in den Hafen, die Flotte in Stand zu ſetzen, daß ſie nach Korcyra ſegeln könnte. Er wollte Korcyra verderben, doch ſich vorher Korinth ſichern. Man mußte den Bacchiaden Amphion rufen. Periander ging mit ihm in das Zimmer ſeiner Tochter, die ihren Bruder beweinte. „Das iſt dein Weib!“ ſagte er zu Amphion, und ergriff Meliſſens Hand. Sie warf ſich vor dem Vater nieder, umfaßte ſeine Kniee, und bat ihn mit heißen Thränen, ſie nicht unglücklich zu machen. Ich ſchwor dem Agathon ewige Treue im Leben und Tode! ſagte ſie. „Und ich ſchwöre ihm Tod und Verderben!" rief Periander fürchterlich.

Medon nahm Lykophrons Tafel, und zeigte dem Vater die Worte: „Mache meine Schweſter glücklich. Stoß ihre Liebe nicht von dir." Periander! ſagte er dann ernſt: dich treiben verderbende Götter und die Rache deiner Verbrechen. — Aber der Erzürnte warf die Tafel zu Boden, trat an den Altar, und rief: „ich will Rache, das ſchwöre ich bei den furchtbaren Göttern! Und Meliſſa hat keine andre Wahl, als zu ſterben, oder das Weib des Bacchiaden zu werden. Bis an den Abend geb' ich dir Zeit; dann leuchtet dir Hymens Fackel, oder die Fackel des Todes!" Er ließ Meliſſen allein.

Die Unglückliche rang vergebens die Hände; der ſchreckliche Abend kam näher, und der Altar war bereitet. Gedankenlos eilte ſie in den Garten, verzweiflungsvoll in die Halle, wo ihr Bruder einſt halbtodt gelegen hatte. Auf eben den Stein legte ſie ihr Haupt, um zu ſterben. Das Getöſe der Krieger, die zu dem Hafen gingen, erweckte ſie aus ihrem betäubenden Schmerze. Sie fühlte ſich von Muth beſeelt, folgte ihnen, kam um Mitternacht in dem Hafen an, und miſchte ſich unter eine Anzahl Kaufleute, die ſo eben in eine Barke ſtiegen. Erſt am folgenden Morgen erkannte man, daß ſie nicht zu der Geſellſchaft gehörte. Sie gab ſich einen fremden Namen, und ſegelte glücklich mit dem Schiffe nach Samos.

Perianders Zorn wurde noch flammender, als er Meliſſens Flucht erfuhr. Er ließ ſeine Tochter in Korinth und in der umliegenden Gegend aufſuchen. Zwiſchen den Klippen des Iſthmus fand man endlich den Leichnam eines Mädchens, den einer von Perianders Sklaven für Meliſſens Körper erkannte. Man bedeckte ihn mit Erde, und brachte dem Vater die traurige Nachricht. „Nun denn!“ rief Periander hohnlachend dem alten Medon zu, und hob drohend die Rechte gen Himmel empor: „das ſind deine ſegnenden Götter! Die Grauſamen!“

Du klagſt die Götter an? erwiederte Medon ruhig. Verkehrter Menſch! Warum tödteten die Korcyräer deinen Sohn? Weil ſie vor deiner Grauſamkeit zitterten. Warum floh Meliſſa? Weil du ſie zwingen wollteſt, ihre Hand einem Böſewicht zu geben. Willſt du noch nicht einſehen, wohin deine Grauſamkeit, dein Stolz, deine Herrſchſucht, wohin die Begierde nach Rache dich führt?

„Nach Korcyra führt ſie mich!“ rief Periander wild. „Ich habe noch Einen Sohn!“ Er eilte in den Hafen, und ſegelte mit ſeiner zahlreichen Flotte ab. Ein bleiches Entſetzen ergriff die Korcyräer, als ſie ihn an der Spitze ſeines Heeres landen ſahen. Jetzt legte noch ein leicht ſegelndes Schiff an, und ein Bote brachte ihm die Nachricht, daß die Korinther ſeinen zurückgebliebenen Sohn getödtet hätten. Dieſe Nachricht empfing der harte Periander mit Thränen. Er verhüllte ſein Haupt, und blieb lange ſo ſtehen. Seine Herrſchaft, das fühlte er, ſank nun; doch nicht ſein Zorn. „Kinderlos!“ rief er mit ſchrecklichem Lachen. Noch einmal fiel ein ſcharfer Schmerz mit unausſprechlicher Gewalt ihn an. „Ich kann mich rächen!“ rief er endlich, und ſah kühn um ſich her. „Kinderlos!“

rief er noch einmal, und gab ſeinem Heere Befehl, ſich zu vertheilen.

Am Abend brachten die Krieger die Söhne von dreihundert der erſten Familien in Korcyra gebunden vor Perianders Zelt: Jünglinge und zarte Knaben. Die Väter, die Mütter, die Schweſtern, die Bräute der Gebundenen ſtürzten ſich verzweifelnd vor ihm in den Staub, und fleheten um das Leben der Unſchuldigen. Die Jünglinge und die Knaben erhoben die gefeſſelten Hände, und ein lautes Wehklagen tönte gen Himmel. Selbſt die rauheſten Krieger forderten mit gerührten Blicken von Periander Mitleiden; nur Ein Jüngling flehete nicht: er ſah ruhig zu Boden, oder betrachtete mit ſtarren Augen ſeine Feſſeln, und die gezückten Schwerter in den Händen der Krieger rings um ſich her.

Es war Agathon, Meliſſens Geliebter. Er hatte Nachricht von dem Tode des Mädchens erhalten, und nun war es ſein einziger Wunſch, zu ſterben. Ruhig wartete er auf Perianders Wink. Doch Periander winkte nicht; mit tödtenden Blicken ſah er in dem Kreiſe der Unglücklichen umher, und rief endlich mit ſpottendem Tone: „ſie ſollen leben! Ich ſchwöre bei den Göttern: ſie ſollen leben!“ Es erhob ſich ein Freudengeſchrei. „Jauchzet nicht!“ rief er bitter; „Periander iſt kinderlos! Ihr ſollt nicht jauchzen, wenn ich weine. Führt ſie auf die Schiffe! Sie ſollen leben, aber ohne die Hoffnung, ohne die Möglichkeit, je Väter zu werden. Du, Polykrates, ſegelſt mit ihnen nach Sardes zu dem Könige Alyattes, und hafteſt mit deinem Leben dafür, daß ſie als Eunuchen zurückkommen. Fort in die Schiffe!“ Nun erhob ſich ein lautes Jammern. Die Eltern ſchlangen ſich um ihre unglücklichen Söhne, die Bräute um ihre Geliebten. Periander befahl; ſeine wilden Söldlinge riſſen die Knaben und Jünglinge weg, und ſchleppten ſie auf die Schiffe. Die Anker wurden gelichtet, und die troſtloſen Eltern blieben wehklagend auf dem öden Strande.

Periander kehrte nach Korinth zurück, und Polykrates, der grauſame, unmenſchliche Freund des Königs, ſegelte nach Aſien, den harten Befehl zu vollziehen. Das Meer war ruhig;

ein friſcher Weſtwind ſchwellte die Segel, und ſchien das Verhängniß der Gefangenen zu beſchleunigen. Schon lagen die Cykladen hinter ihnen, ſchon zeigte ſich am Morgen in heller Ferne die Küſte von Lydien, und der leuchtende Dianen-Tempel zu Ephesus wurde ſichtbar. Die Gefangenen ſchauderten bei dem Freudengeſchrei der Matroſen, das die Küſte Aſiens begrüßte. „Bei den Göttern!“ ſagte Agathon; „ich betrete den Boden der Schande nicht!“ Da kräuſelte ſich die Fläche des Meeres: es erhob ſich ein Nordoſt; dunkle Wolken bedeckten Chios, und die Wellen ſtiegen höher. Ein Sturm, der plötzlich hereinbrach, trieb das Schiff nach Süden. Endlich riefen die Matroſen: Land! Alles arbeitete, das Schiff von den Klippen der Küſte zu entfernen. Der Sturm war zu mächtig; er ſchleuderte es über die Brandung ans Ufer. Ein Maſt war zerbrochen, die Segel zerriſſen; nur mit Mühe wurde das Schiff in eine ſichere Bucht geſteuert. Alles ſtieg erfreut an das rettende Ufer, und man erkannte Samos.

Die Zelte wurden ausgeſchifft und bedeckten den einſamen Strand. Rings um die Gefangenen her ſtellte Polykrates Wachen, daß nicht Einer entrinnen könnte. Dann opferte er in Dianens Tempel, der nahe am Ufer ſtand. Agathon ging, verloren in den Gedanken des Todes, die Blicke zur Erde gewendet, langſam in ein kleines dichtes Gebüſch. „Agathon!" rief eine fröhliche Stimme, und er fühlte ſich umfaßt. Als er aufſah, ſtand — o Entzücken! — Meliſſa, die todt geglaubte Meliſſa, ihr Haar um das bleiche Geſicht gelockt, in einem langen weißen Gewande, vor ihm. Biſt du es wirklich, Meliſſa? fragte er, ſo wie er ſich von ſeinem Erſtaunen erholte. Dein Leichnam lag zwiſchen Klippen. O, ihr Götter! Meliſſa! biſt du es? Theuerſte, Geliebte, lebſt du? hier, hier? Ich ſehe dich noch? Ich ſehe dich noch, ehe . . . O, ich unglückſeligſter aller Menſchen! — „Jetzt nicht mehr unglücklich!" ſagte Meliſſa, und umarmte ihn inniger. Ihr Entzücken machte ihn noch trauriger, ihre Freude rief Thränen aus ſeinen Augen. „Aber was iſt dir, mein Agathon?" fragte ſie endlich. Er legte ſein

Haupt an ihre Bruſt, und ſchwieg. Entzückender, ſchrecklicher Augenblick! ſagte er dann. Ja, ich bin glücklich, Meliſſa; denn ich kann in deinen Armen ſterben. — „Sterben, Agathon? jetzt, da die Götter uns einander wiedergeben?" — Agathon erzählte Meliſſen ſein unglückliches Schickſal. Hier, — ſo ſchloß er — hier, in deinen Armen laß mich ſterben!

Meliſſa wurde noch bleicher. „O Vater! Vater!" jammerte ſie. Da erſcholl die Trompete. Höreſt du? rief er. Die Schande ruft. Wir ſollen fort. Meliſſa! Er zeigte mit einem bittenden Blicke auf einen Dolch, den ſie an der Seite trug. Da rief die Trompete von neuem die Gefangenen zu den Schiffen. „Nein," ſagte Meliſſa auf einmal entſchloſſen: „du ſollſt nicht ſterben! Auf, Agathon! flieh, mit allen Gefangenen in den Tempel Dianens am Ufer! Faßt ihre Bildſäule! Es iſt das heiligſte Recht dieſes Tempels, daß niemand, der die Bildſäule berührt hat, daraus weggeriſſen werden darf. Auf, Agathon! ſchnell! Ich eile, die Samier, die umher wohnen, zu rufen." Sie umarmte ihn, und flog durch das Gebüſch über den Hügel hinweg zu der Stadt.

Agathon kehrte an die Küſte zurück, wo die Gefangenen ſich ſchon ſammelten. „Folgt mir Alle!“ ſagte er leiſe zu ihnen; „ich will Euch retten. Thut, was Ihr mich thun ſeht!“ — Er ging vor ihnen her, und führte ſie dem Tempel näher. „Auf! in den Tempel!“ rief er jetzt laut: „berühret die Göttin!“ Da ſtürzten die Jünglinge und Knaben durch die Säulen zu dem Altar, und drängten ſich alle zu der Bildſäule Dianens.

Die Krieger von Korinth ſahen dies befremdet an. Zu Schiffe! riefen ſie den Gefangenen zu. — „Wir gehen nicht,“ ſagte Agathon mit Würde; „wir ſind in dem Schutze der großen Göttin.“ Zwei Krieger ſprangen die Stufen hinan, Agathon wegzureißen. Doch der Oberprieſter trat vor, und rief: zurück! oder ihr ſeyd verloren! Die Krieger ſtanden erwartend da. Wer ſeyd ihr? fragte der Prieſter die Knaben und die Jünglinge. — „Gefangene,“ antwortete Agathon, „die den Schutz der Göttin gewählt haben.“ Nun trat der Prieſter auf die Stufen des Tempels, und ſagte zu Polykrates, der ſich genähert hatte: ſie ſind frei, ſo lange ſie im Umfange des Tempels bleiben. Wagt es nicht, ſie zu berühren; oder Tod und Verderben wird euer Loos ſeyn. Mit Schrecken wichen die Korinther zurück. Der Prieſter ſprach nun laut und feierlich Verwünſchungen aus über Jeden, der es wagen würde, Dianens Geweihete ergreifen zu wollen.

Polykrates umgab den Tempel mit ſeinen Kriegern. Der Hunger, ſagte er, wird ſie bald zwingen, ihre Freiſtätte zu verlaſſen. Aber die Liebe war mächtiger als die Grauſamkeit. Am folgenden Morgen kamen aus dem Gebüſch auf der Höhe zwei ſingende Chöre von Mädchen und Jünglingen herab. Meliſſa hatte den Samiern das Schickſal der Gefangenen erzählt. Die Liebe beſeelte ihre Worte, ihre Bitten, daß ſie Aller Herzen rührte; aber Niemand wollte Perianders Zorn auf ſich laden. Da gab ihr die Liebe eine Liſt ein. In Opfergewänder gekleidet, das Haar mit Blumen durchflochten, Körbe mit Seſam und Honig auf den Köpfen, Opfergefäße mit Milch in den Händen, näherten ſich die Jünglinge und Mädchen dem Tempel. Welch ein Feſt feiert Ihr? fragte Polykrates ahnend. „Das Feſt der rettenden Liebe!“ antwortete Meliſſa, die an der Spitze der Mädchen war; und beide Chöre traten in die Hallen des Tempels. Agathon erkannte Meliſſen, und errieth ihre Abſicht. Auf! rief er ſeinen Freunden zu. Er entriß Meliſſen die Lebensmittel; und alle ſeine Gefährten raubten den Samiſchen Jünglingen und Jungfrauen die Körbe, die Opfergefäße. Weh! weh! riefen die Samier, und flohen zurück.

Am folgenden Morgen begann das Feſt aufs neue, und hatte daſſelbe Ende. Wie lange, fragte Polykrates, feiert ihr denn dieſes Feſt? — Meliſſa antwortete: „ſo lange die Schützlinge der Göttin uns das Opfer rauben.“ Nun ſah Polykrates, daß es vergeblich wäre, ſeine Gefangenen zu bewachen. Er ſchiffte ſich wieder ein, und die Unglücklichen waren befreiet. Mit dankbarer Wehmuth ſanken ſie Meliſſen zu Füßen, und nannten ſie ihre

Retterin. Die Samier weiheten Dianen ein jährliches Feſt, das Feſt der geretteten Liebe, und ſendeten die Korcyräer heimlich wieder nach ihrem Vaterlande zurück. Nur Agathon blieb; Samos ſchenkte ihm das Bürgerrecht, und Meliſſa gab ihm ihre Hand. Er wohnte mit ihr in dem Gebüſche nahe am Strande, wo er ſie zuerſt wiedergeſehen hatte, und kaufte die umliegenden Aecker. In ruhiger Stille lebte er mit ſeiner Gattin in einer bequemen, rings von hohen Fruchtbäumen beſchatteten Hütte, und theilte ſeine Tage in Arbeit und Genuß. Meliſſa gab ihm einen Sohn; und nun wohnte die ſchönſte Freude der Menſchheit in den Herzen der Liebenden: ſie vergaßen Korinth, Periandern, und ſeine Grauſamkeit.

Periander lebte zu Korinth mitten unter Furcht, Gram und Sorgen. Ohne Kinder, ohne Freund, ſah er, daß ſein Thron nach und nach dahin ſank, und daß nur ſeine ſpähende Grauſamkeit ihn noch aufrecht hielt. Korcyra war ſeiner Rache entgangen, Samos hatte ihn darum betrogen; und er mußte es ertragen, weil er Korinth nicht verlaſſen durfte. Jetzt, nur von ſeiner Leibwache umgeben, deren Treue er ſich erkaufte, von Niemanden, der ihn liebte, (er hatte keine Freunde, den alten Medon ausgenommen) — jetzt erſt fing er an, das Bedürfniß der Liebe zu fühlen.

Oft nahm er das Diadem aus ſeinem Haare, betrachtete es, und rief: „o, was koſteſt du mir! Wohin ſoll ich fliehen! Ich bin verdammt zu herrſchen, ſo lange ich lebe, zu haſſen, ſo lange ich fühle: denn welche Stadt in Griechenland wird den Tyrannen Periander aufnehmen! Wo iſt der Menſch, der mich nicht den Korinthern ausliefern würde! O, wie ſehr ſprach Medon wahr! Meine Grauſamkeit hat mir die ganze Erde verſchloſſen."

So dachte er oft; und in dieſer beſſeren Stimmung wollte er zuweilen noch jetzt nach Liebe ſtreben. Er war ſanfter, gütiger gegen ſeine Sklaven; doch ſie zitterten nur deſto mehr vor ihm, weil ſie befürchteten, daß ſeine eigene Güte ſeinen Stolz beleidigen möchte. Seine Schätze lagen auf einem ſegelfertigen Schiffe, daß er in jedem Augenblick entfliehen könnte. So lebte er ein Jahr, immer bereit zur Flucht, immer von Bildern des Todes umringt. Endlich brach die lange zurückgehaltene Empörung hervor, als Periander eben im Hafen war. Ein Theil seiner Leibwache schlug ſich zu dem Volke, das ſich Waffen erobert hatte. Schon brannte ſeine Burg; da ſammelte er ſeine getreueſten Söldner, und beſtieg ſein Schiff mit Schätzen. Er drohete den Korinthern, mit neugeworbenen Truppen zurückzukommen, ſegelte ab, erheiterte ſeine Söldner durch große Verſprechungen, und nahm den Weg nach Aſien, ein Heer zu werben.

Nahe an der Küſte von Aſien, unweit Samos (der Anblick erinnerte ihn an den Tod ſeines Sohnes, und an ſeine vereitelte Rache), ſah er mit finſtern Blicken Polykrates an. „Dort liegt Samos!" ſagte er, in dem alten Tone des Herrſchers, mit einem kalten, drohenden Blicke. „Nie vergeb' ich es dir, Polykrates, daß du mich ſo um meine Rache betrogen haſt!"

In der Nacht ſtürzten Polykrates und einige ſeiner Freunde an Perianders Lager, und wanden ein Tuch um ſeinen Mund. Dann hoben

hoben ſie ihn auf und trugen ihn auf das Verdeck. Wir wollen nicht länger zittern, Tyrann! ſagte Polykrates; und man ſtürzte ihn in die Fluth.

Das Meer war ruhig. Periander ſchwamm mit angeſtrengten Kräften auf ein Feuer zu, das er in der Ferne erblickte. Er erreichte den Fiſchernachen, auf dem es war, und wurde aufgenommen. Die Fiſcher ruderten, nach einem reichlichen Fange, gegen Morgen an das Land zurück, und ſetzten Periandern aus. Da ſtand nun der ſtolze Beherrſcher von Korinth, halbnackt, hülflos, in einem fremden Lande — auf Samos.

Er ging vorwärts, um eine gaſtfreie Hütte zu finden. Auf einem Weizenfelde war Agathon mit ſeinen Arbeitern. Sobald er den Fremden erblickte, lief er auf ihn zu, und fragte: wer biſt du, armer Mann? — Periander wagte es nicht, ſeinen Namen zu nennen. Er antwortete: „ein Kaufmann aus Athen. Meine Matroſen haben mich ins Meer geworfen, um ſich meiner Reichthümer zu bemächtigen.“ Agathon erkannte ihn nicht; denn

Kummer, Sorge und Schmerz hatten Perianders Geſicht entſtellt: die volle, rothe Wange war mager und bleich, das wilde, trotzige Auge ſanft und bittend geworden. Es wurde ſogleich ein Mantel für den Fremden geholt, und dann brachte man ihm Speiſe. Gegen Mittag, als er ſich erholt hatte, führte Agathon ihn zu ſeiner Hütte.

Als Periander ſich dem Gebüſche näherte, trat Meliſſa, mit ihrem Sohne an der Bruſt, hervor, den geliebten Mann zu empfangen, und warf ſich in ſeine Arme. O, meine geliebte Tyche! rief Agathon; (ſo nannte er Meliſſen jetzt.) Periander heftete ſtaunende Blicke auf das junge Weib; es war ihm, als ſähe er ſeine Tochter Meliſſa. Trauernd, ſchweigend, ging er neben ihr her. So oft ſie redete, drang der bekannte Ton ihrer Stimme in ſein Herz; aber ſeine Tochter war ja todt, und dieſes junge Weib hieß ja Tyche.

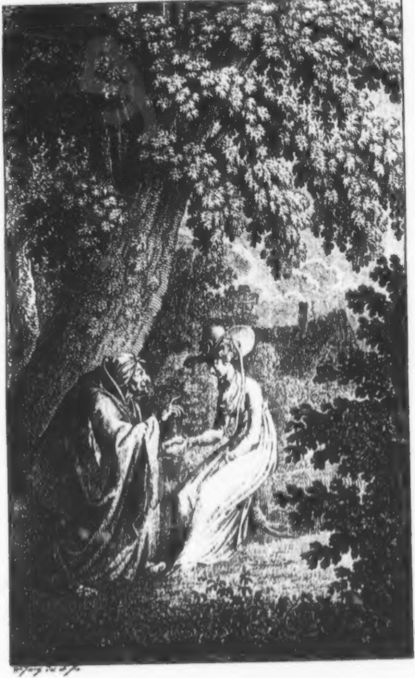
Man ſetzte ſich endlich zum einfachen Mahle. Periander bewunderte, noch immer ohne zu reden, die ruhige Liebe, das herzliche Vertrauen und das hohe Glück des zärtlichen Paares. Am Ende der Mahlzeit nahm Meliſſa den Becher, und ſagte: mögen die Götter meinem Vater Ruhe geben! Sie betrachtete dabei den Greis, über deſſen bewunderungswürdige Aehnlichkeit mit ihrem Vater ſie erſtaunt war. Mit Thränen in den Augen ſagte ſie dann: Agathon, ich liebe ihn noch immer, meinen alten, unglücklichen Vater! Ach, wenn er wüßte, welch ein Glück die Liebe, die Verborgenheit giebt; er würde . . . Sie ſchwieg. „Und wer iſt dein Vater?“ fragte der Greis mit Zittern.

Meliſſa ſprang bei dem erſten Tone auf, ſah den Alten an, bebte, hob die Arme, und breitete ſie ihm entgegen. Agathon, rief ſie: welche Töne! — „Wie heißt du?“ fragte Periander, immer ſtärker erbebend. — Meliſſa! — Der Greis ſprang auf. „O ihr Götter! ich bin der unglückliche Periander!“ Vater und Tochter hielten ſich lange ſprachlos umarmt; dann erzählten ſie einander ihre Begebenheiten. Erröthend, zum erſten Male mit Reue, hörte Periander von ſich reden; zum erſten Male fühlte er jetzt das Glück der Liebe, des

Vertrauens, der Güte. Er hatte ſchon einige Tage in Agathons Hütte gelebt, als das Gerücht den Tod des Tyrannen Periander verkündigte. Dieſe Nachricht hörte er lächelnd. Er umarmte ſeine Tochter, und ſagte: „Periander iſt todt. Ich hieß ſo; jetzt bin ich ein ſchwacher Greis, der erſt einen Schritt weit vom Grabe noch leben lernt."

Er lernte leben. Das häusliche Glück ſeiner Kinder, ihre Ehrerbietung gegen ihn, ihre vertrauensvolle Liebe machten ſein Herz mit jedem Tage ſanfter. Er war Aufſeher über Agathons Sklaven, und behandelte ſie menſchlicher, als ſonſt die edelſten Korinther. Abends, im letzten Schimmer der ſinkenden Sonne, ſpielte er mit ſeinen Enkeln, und Niemand, der ihn, umringt von den Kindern, das graue Haar mit Roſen bekränzt, geſehen hätte, würde geglaubt haben, dies ſey der Tyrann von Korinth. „Aber," ſagte Periander; „wie viel hat es mir auch gekoſtet, ehe ich ein Menſch wurde! ein geliebtes Weib, zwei Söhne und einen Thron!"

P. 202



[illegible]

Kleine Romane
und
moraliſche Erzählungen

Von
Auguſt Lafontaine.

Siebenter Theil.

Verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander,
1801.

Kleine Romane
und
# moraliſche Erzählungen.

Siebenter Theil.

XV.

Der Hochmuth.

Der Hochmuth.

1.

Du biſt alſo zurück aus dem Bade, und von deiner Schwärmerei durch Holland? Gott Lob, meine liebſte Luiſe! nun kann ich wieder Abends und Morgens ſchreiben. Mein Tagebuch iſt ins Stocken gerathen, ſeitdem ich es dir nicht mehr alle Monate ſchicken konnte. Alles, alles iſt ins Stocken gerathen, meine Gute.

Ungefähr ſeit einem Monate hat ſich noch ein Verehrer eingefunden, den ſelbſt mein edler Vater in Schutz nimmt; und — o, was könnte ich dir nicht alles von deiner armen Eva erzählen, wenn ich — wollte!

Mein Oheim nimmt den Herrn von Danneberg mit großem Eifer in Schutz. Er iſt, wie ich fürchtete, mit dem Vorſchlage herausgerückt. Mein Vater will nicht, weil er ſo gut ſeinen Günſtling hat, wie mein Oheim; und ich, deine arme Eva, ich ſchweige gegen Alle. Auch gegen dich? Mein Herz pocht.

Und doch bin ich zufrieden, daß auch mein Vater jetzt ſeine Abſichten hat, ſo gut wie mein Oheim. Sie mögen ſich erſt Beide vergleichen, wer ſiegen ſoll. Man läßt mir doch Ruhe, und das iſt ſchon viel.

Mein Oheim brach endlich los. (Ich ſaß im Nebenzimmer; die Thür war halb geöffnet.) Er hielt dem Herrn von Danneberg eine lange Lobrede; mein Vater erwiederte nichts, und ſchüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf. Was haſt du denn gegen den jungen Danneberg? fragte mein Oheim, wahrſcheinlich über das Kopfſchütteln ein wenig empfindlich. Ich kenne zwar deine ſeltſamen Einfälle wohl; aber hier kommt es auf das Glück deiner Eva an. — Ja wohl! dachte ich ſeufzend.

„Eben weil es darauf ankommt, will ich nicht," antwortete mein Vater ruhig. „Sag mir doch einmal (ich mag ſolche Fragen gern umkehren), warum ſollte ich denn meine Eva Dannebergen geben?"

Warum? Er iſt jung und hübſch; er hat . . . —

„Halt! halt!" rief mein Vater; „jung und hübſch? Zwei Eigenſchaften, die ich nur ſo nebenher mit in der Rechnung von Eva's Glücke aufführe. Sie ſind ein Kapital, das ſich mit jedem Tage verringert, und das dein Mann mit vielen jungen Menſchen gemein hat. Alſo weiter!"

Ich mußte lächeln, und zu gleicher Zeit erröthete ich; denn mir ſchien dieſer Punkt nicht ſo ſehr eine Nebenſache. Mein Onkel hatte mich bemerkt; er ſagte lachend: ich dachte, da deine Eva durchaus ſelbſt wählen ſoll, ſo müßte ich damit anfangen. — (Jetzt erröthete ich zum zweiten Male.) Er hat Verſtand, fuhr mein Oheim fort.

„Dafür mag er Gott danken. Ich frage aber: wie wendet er ihn an? Denn ſo viel Verſtand, als dazu gehört, die Einkünfte ſeiner Güter zu verzehren, hat leicht ein jeder.

Siehſt du, wenn er ſo den rechten Verſtand hätte, ſo würde er . . .“ —

So leben wie du? fiel der Onkel ein. Denn das meinſt du doch.

Ich glaube, Gott Lob! nicht, daß meine Weiſe zu leben, die beſte iſt; aber ſie iſt doch nun einmal meine Weiſe, und ſo muß ich die Dinge nach meiner Weiſe ſehen und beurtheilen. Indeß nenne du es, wie du willſt. Wohl denn! ich habe alſo meine Eva ſo verkehrt erzogen, daß ſie euren Weg nicht mit euch gehen kann, ohne unglücklich zu werden.“ (O, ich fühlte das tief! Nein, Luiſe, und wenn Danneberg auch ein noch ſo vortrefflicher Mann wäre; glücklich würde ich nicht!)

Er iſt aber ein edler Mann, fuhr mein Oheim fort: was haſt du dagegen?

„Sieh, Bruder Heinrich,“ ſagte mein Vater gerührt, und legte die Hand auf ſein ſchönes Herz; „alles Andre ſind Poſſen, bis auf dieſen einzigen Punkt. Sag nur, er iſt ein Menſch, Bruder; nur ein Menſch, nicht einmal ein großer, ein edler Menſch: denn ein edler Menſch zu ſeyn, dazu gehört, leider

Gottes! ſehr viel. Das weiß niemand beſſer als ich, eben ich.“ (Hier faltete er die Hände unbemerkt zuſammen, und ſchlug die Augen mit einer Art von Scham zu Boden.) „Bruder Heinrich, ich wollte, daß ich nur erſt ſo recht, zu aller Zeit, ein Menſch wäre; mit dem edlen Menſchen möcht' es dann Zeit haben bis dahin.“ (Er zeigte gen Himmel.)

Nein Luiſe, dieſem ſanften Tone der ungeheuchelten Demuth widerſteht kein Menſch. Der Hofrath ſagte gerührt: Jakob, ſey nicht wunderlich! Wenn du kein Menſch biſt — wer iſt es denn? Sieh, es iſt ja eben unſer ewiger Zank, es iſt ja eben deine Thorheit, daß du gar nichts ſeyn willſt, als ein Menſch.

„Nun, was meinſt du denn, was ich noch außerdem ſeyn ſollte? Wenn das meine Narrheit iſt, ſo vergebe Gott euch Allen euren Verſtand. Er iſt dann eure größte Sünde! . . . Laß uns aufhören, lieber Bruder.“

Nein. Danneberg iſt kein Menſch, wie du; aber ein guter, ein edler Menſch, der kein Verbrechen auf ſeiner Seele hat; ein Mann von Ehre, voll Menſchlichkeit, voll Gefühls.

„Gott gebe dem jungen Manne, daß ihm auch ſein Gewiſſen das ſagen mag, und zu allen Stunden! Aber laß uns aufhören, Bruder Heinrich! Meine Eva paßt nicht für ihn, und er nicht für ſie.“

Was für einen Mann verlangſt du denn für dein Mädchen? einen Engel etwa?

„Einen Menſchen, der Verſtand und Herz genug hat, eine Frau glücklich zu machen, die wie Eva denkt. Mein Schwiegerſohn braucht nicht gerade eine Sprachmaſchine zu erfinden; aber er ſoll auch nicht ſelbſt eine ſeyn, die redet und ſich bewegt, wie ſie von Mode und Geſellſchaft aufgezogen iſt. Kurz, mein Schwiegerſohn mag Fehler haben, ſo viel und ſo groß du willſt — lieber Gott, bin ich denn ohne Fehler? iſt Eva ohne Fehler? —: aber ein menſchliches Herz verlang' ich bei ihm, ein Herz, frei von dem Krebsgeſchwür eines böſen Gewiſſens. Und findet Eva einen ſolchen Menſchen, (denn finden ſoll ſie ihn, nicht ich, nicht du); ſo wird er mein Sohn, wenn . . .“ —

— wenn er auch ein Schuhflicker wäre: nicht wahr?

„Schlag ein Bruder! wahrhaftig, und wenn er auch ein Schuhflicker wäre.“

Ich hoffe, deine Tochter hat andere Augen, als du. (Ich ſchüttelte unbemerkt den Kopf.)

„Augen, ja! aber hat ſie ein Herz. Und ſtellt euch, wie ihr wollt; ein Herz findet euch doch aus. Ja, wenn ſelbſt ein ungebildeter Menſch das Herz meiner Tochter bis auf den Grad gewinnen könnte, ſo bedürfte ſie keines andern Herzens, und wir Beide könnten ruhig ſeyn. Aber wir werden uns ihrer Wahl nie ſchämen dürfen: denn ich habe meine Tochter erzogen, ich!“

Ja, leider! du! du!

Hier bot mein Vater ſeinem Bruder die Hand, und ſagte ſanft: ſo wirſt du nicht ſagen, Bruder Heinrich, wenn wir uns einmal im Grabe wiederfinden.“

Das gebe ich dir zu, Jakob; aber ſie ſoll doch erſt auf der Erde leben.

„Recht! Indeß ich beruhige mich damit:

Gott wird es mir nicht verargen, wenn ich mein Kind ſo erziehe, daß es in jedem Augenblicke für den Sarg und die Ewigkeit paßt." (Das ſagte mein Vater empfindlich.)

Jakob! glaube mir, ich wollte dir keinen Verdruß machen. Lieber Jakob!

„Verdruß nicht, aber Kummer macht es mir, wenn mein Bruder ſich durch die Alfanzereien, die man Leben nennt, dahin bringen läßt, die Menſchen hier unten für ſo eine Art von Teufeln zu halten, die nur glücklich ſind, wenn ſie mit Gott hadern. Laß uns aufhören! Ich habe ja nicht Nein geſagt; nur, daß der junge Mann für Eva nicht paßt. Fühlt ſie das anders: was kümmert es dich und mich? . . . Laß uns aufhören!"

So ging es alle Tage. Und ich bin dabei — ruhig nicht, Luiſe; aber doch läßt man mir Ruhe: denn erſt muß man doch meinen Vater gewinnen. Mich hält man ſchon für halb gewonnen, weil ich ſchweige. Ach, und man weiß nicht — Doch leb wohl, Luiſe. Die Poſt geht. Deine Eva.

2.

Dannebergen kennſt du. Aber auch meines Vaters Günſtling willſt du kennen lernen? und dann die Bedeutung der Gedankenſtriche in meinem Briefe? Ach, liebe Luiſe! Meines Vaters Liebling heißt Droſte, und iſt ein Mann mit einer ſehr edlen Außenſeite. Nicht lange nach deiner Abreiſe machten wir Bekanntſchaft mit ihm, und auf eine Art, die ihm meines Vaters ganzes Herz gewonnen hat. Wir reiſten im Sommer nach Pyrmont, wo mein Vater einen Jugendfreund ſprechen wollte. Einige Meilen von hier bekamen wir einen betrunknen Poſtillon. Mein Vater bat ihn, zu eilen; und nun fuhr der Menſch vor Roſenau, da zwiſchen den Felſen, unſern Wagen ganz in Trümmer. An ſeinem ſeltſamen Benehmen merkten wir erſt, daß er betrunken war. Wir ſtanden in der That völlig hülflos vor den Trümmern des Wagens.

Nun kam die fahrende Poſt. Sie mußte halten, weil ſie in dem Hohlwege nicht an unſerm Wagen vorbei konnte. Die Reiſenden fluchten hinter uns über die Verzögerung, und ſchrieben mit vielem Ungeſtüm uns die Schuld des Unfalls zu. Endlich, als es ſchon Abend wurde, brachte man unſern Wagen auf die Seite. Es fing an zu regnen. Mein Vater bat die Poſtknechte um Hülfe. Die Reiſenden lärmten über den neuen Verzug, bis ein junger Menſch ein Paar der lauteſten Schreier zum Schweigen brachte. Man beſah nun unſern Schaden genauer, und fand, daß nicht zu helfen war.

Es wurden von allen Seiten Vorſchläge gethan, die ſich aber nicht ausführen ließen. Der junge Mann trat näher, und ſagte: die Zeit geht hin, und es geſchieht nichts. Folgen Sie mir. Sie, mein Herr, ſetzen ſich mit der Mamſell und Ihren Koffern auf die Poſt. Der Schirrmeiſter bleibt bei dem zerbrochnen Wagen. Ihr Poſtillon holt von der nächſten Station, die eine halbe Stunde von hier iſt, ein Fuhrwerk; man packt Ihren Wagen darauf, bringt ihn nach, und beſſert ihn aus.

Wir nahmen das an; die Uebrigen aber

machten Umſtände. Jetzt ſah ich, welche Gewalt ein entſchloſſener Mann hat. Ohne auf die Einwürfe zu antworten, faßte der junge Mann unſre Koffer an, und befahl dem Poſtillon mit einzelnen nachdrücklichen Worten, zu helfen. Alles geſchah, wie er es wollte; in ſeinem Tone lag etwas ſo Feſtes, daß niemand ihm widerſprach.

Wir kamen auf der Poſtſtation an, und der junge Mann hatte in fünf Minuten die nöthigen Anſtalten getroffen. Unſer Wagen wurde geholt; Schmid und Stellmacher waren in Bereitſchaft: aber Beide erklärten, daß ſie mit der Reparatur drei Tage zu thun hätten. Mein Vater, der auf dieſer Reiſe jede Minute ungern verlor, wurde ungeduldig. Der junge Menſch ſagte ihm auf eine ſehr artige Weiſe, daß er dadurch den Unfall nur vergrößre. Nun erkundigte er ſich, wohin wir wollten, und that uns dann den Vorſchlag, mit der öffentlichen Poſt bis zu der nächſten Stadt zu gehen, wo wir mit mehr Bequemlichkeit weiter reiſen könnten. Das war auch das Einzige, was uns übrig blieb.

Der junge Mann ſorgte ſogleich für unſere Bequemlichkeit, doch mehr für meinen Vater, als für mich. Wir ſtiegen auf, und mein Vater erklärte, als er ſich eine Stunde mit dem jungen Manne unterhalten hatte: er ſey jetzt dem Unfalle für die Bekanntſchaft, die er gemacht habe, verbunden. In der nächſten Stadt kaufte mein Vater einen Wagen, und that nun Herrn Droſte den Vorſchlag, mit uns weiter zu reiſen.

Nein, mein Herr, antwortete Droſte ſehr ruhig; dazu bin ich nicht reich genug.

Mein Vater ſchwieg; ich ſah aber an ſeinem Blicke, daß er dieſe offne Erklärung mit Vergnügen hörte. Die Fragen, welche er nun an den jungen Mann that, zeigten mir, wie ſehr er ſich mit deſſen Intereſſe beſchäftigte. Droſte antwortete auf alle Fragen ſehr höflich, ſogar ausführlich; aber mein Vater war nach dem Examen nicht klüger als vorher, weil Droſte die Kunſt verſtand, ſich auf eine ſehr feine Art undurchdringlich zu machen. Endlich fuhr mein Vater ungeduldig, aber gutherzig, heraus: „Sie ſind nicht glücklich, junger Mann; ſo viel höre ich wohl. Ich wollte, Sie hätten Vertrauen zu mir. Vertrauen ehrt den Mann nicht weniger, als Muth.“ Droſte lächelte. Daß ich arm bin, erwiederte er, habe ich Ihnen ſagen müſſen. Unglücklich bin ich nicht, obgleich der Reiche Recht haben kann, die Armuth für Unglück zu halten. Sie ſodern Vertrauen, Herr Hädike. Das Detail meines Zuſtandes kann nur mich intereſſiren; und zu beklagen bin ich nicht.

„Heißt das nicht Stolz?“ ſagte mein Vater, und wendete ſich zu mir. „Doch mag ich,“ ſetzte er ſogleich hinzu, „dieſen Stolz wohl leiden; nur muß er nicht Uebermuth ſeyn .... Mein Sohn,“ ſagte er ſanft, und drückte Droſtens Hand; „Ihr Schickſal intereſſirt mich, und ich wünſchte, Ihnen nützlich ſeyn zu können. Mit Einem Worte, lieber Freund, ich ſäh' es gern, wenn Sie das nützten, was, hoffe ich, nicht das Beſte an mir, aber doch nicht ganz übel iſt: meinen Reichthum.“

Droſte verbeugte ſich kalt. Das mißfiel

mir. Meines Vaters Art, ihm Unterſtützung anzubieten, konnte vielleicht wohl feiner ſeyn; aber die lautre Gutherzigkeit in ſeinem Blicke und Tone war nicht zu verkennen. Der Menſch ſchien mir nur ſtolz. Mochte er meines Vaters Anerbieten ausſchlagen; aber dankbar mußte er dafür ſeyn.

„Wie habe ich die Verbeugung zu nehmen?“ fragte mein Vater.

Für eine Wiederholung meiner erſten Worte: ich bin nicht unglücklich.

„Potz!“ rief mein Vater komiſch; „ja doch! ja doch! Wer könnte es ſich auch einfallen laſſen, jemanden, er ſey wer er wolle, glücklich zu machen! Von Glück rede ich nicht, lieber junger Mann; nur von Liebe, Freundſchaft, u. ſ. w. Sie gefallen mir, und ich wünſchte, daß auch ich Ihnen gefiele. Nun wollte ich gern, daß unſer Leben ſo ein Stückchen neben einander fort ginge. Aber da ſagen Sie: Ihr Leben, Alter, geht mir zu ſchnell. Ich antworte: nun, ich will Ihnen ein Pferd von meinen überflüſſigen vorhängen; oder, ſetzen Sie ſich mit in meinen Lebenswagen.

Anſtatt meine Hand zu nehmen, wie ich die Ihrige nahm, ſtellen Sie ſich daher, machen mir eine tiefe Verbeugung, und ſagen: ich brauche dich nicht, Alter. Wohl wahr! Aber ich brauche Sie, junger Mann."

Das Komiſche, Eifrige, Gutherzige, und zugleich Wahre in dieſen Worten machte doch Eindruck auf den ſtolzen Mann. Er nahm meines Vaters Hand, und ſagte: ja, mein Herr; ich wünſchte, Sie könnten mich brauchen.

„Hm!" erwiederte mein Vater. „Zwar hätte ich Sie gern ſo gehabt, wie Menſchen einander bekommen ſollten: aus Liebe; doch auch ſo, wie Sie es wünſchen. Sie ſind Juriſt, auch Kameraliſt. Meine Güter brauchen einen Juſtizamtmann oder einen Oberaufſeher, und ich" — er drückte dem jungen Menſchen die Hand — „ich brauche einen Freund. Sie gehen fürs erſte mit nach Pyrmont." Jetzt umarmte Droſte meinen Vater mit einer Herzlichkeit, über die ich Alles wieder vergaß.

Er fuhr mit uns, und mein Vater — du kennſt ihn ja! — hörte nicht auf, ihn mit Güte zu überſchütten. Ich unterhielt mich mit ihm in einigen Minuten, da mein Vater abweſend war, über mancherlei; und er ſprach ſehr gut. Es trat ein Armer an den Wagen. Als er ein Almoſen bekommen hatte, wurde über Unglück geſprochen. Droſte ſagte in einer Wendung des Geſpräches, und erröthete dabei: Unglück iſt leichter zu tragen, als Wohlthaten. Sein Erröthen zeigte mir, daß er ſich ſelbſt meinte. Das mißfiel mir. Ich antwortete leicht, weil ich ihn nicht geradezu treffen wollte: nur hält der Stolz oft Güte und Freundſchaft für Wohlthat, und nimmt das beſte Geſchenk des menſchlichen Lebens mit Unmuth an.

Sie meinen mich, Mamſell, antwortete er freimüthig; und Sie haben Recht. Ihres Vaters übergroße Güte drückt mein Herz.

Dieſe Güte ſollte Sie freuen; denn ſie iſt die ſchönſte Seite an meines Vaters Herzen. Lernen Sie ihn erſt kennen, und Sie werden ihn lieben.

Ich werde ihn lieben, ſagte er mit gepreßter Stimme; und das Geſpräch hörte auf, weil mein Vater zurückkam. Dieſe Freimüthigkeit gefiel mir wieder, obgleich ſein Stolz darum nicht weniger ſichtbar blieb.

Mein Vater fand immer mehr Geſchmack an ihm, und in der That, er verdiente das, ſo wie die Achtung aller Menſchen. Droſte hat große Kenntniſſe, Feinheit im Umgange, und dabei dennoch eine ſehr gefallende Freimüthigkeit. Er zeichnet ſich gewiß durch Redlichkeit aus, und iſt vielleicht allzu pünktlich darin. Aber dennoch lag etwas in ſeinem Betragen, das mir immer mißfiel: ein Etwas, das jedes Vertrauen gegen ihn in meiner Bruſt erſtickte.

Bei allen Gelegenheiten ſagte er, daß er arm ſey. Ja, er drängte ſich recht dazu, es zu ſagen; und dennoch bemerkte ich, (du wirſt lächeln über die Philoſophin!) daß er den Poſtillonen, Hausmägden und Markören in den Wirthshäuſern immer ſehr reichliche Trinkgelder gab; ferner, daß er mit einer Art von Neigung den Geheimnißvollen ſpielte. Wozu das? Kleinigkeiten, ſagſt du; und das ſagte auch mein Vater. Aber ſind nicht ſolche unbemerkte Kleinigkeiten oft gerade am bedeutendſten? Sein Vater und ſein Bruder ſind Handwerker. Das ſagte er uns mit einer Art von Freude; und von ſeinem Vater ſprach er mit der innigſten Ehrerbietung. Mein Vater drückte ihn dafür an ſein Herz; und ich muß geſtehen, daß ich durch dieſes ſo ohne allen Zwang gethane Geſtändniß an ſeinem Stolze zweifelhaft wurde. Der Stolze würde ſeinen armen Vater verläugnet, oder doch wenigſtens nicht mit ſolcher Freude von ihm geredet haben.

Wir blieben einen Monat in Pyrmont, und lernten da einen von Droſtens Freunden kennen, der einen großen Theil ſeines Lebens mit ihm umgegangen war. Dieſer Menſch ſprach mit der herzlichſten Innigkeit von Droſten, und erzählte uns, mir und meinem Vater, auffallende Züge von ſeinem Edelmuthe und ſeiner fleckenloſen Redlichkeit. Von ihm erfuhren wir auch, weswegen Droſte noch ohne Amt wäre. Dieſe Begebenheit, bei der ſein Freund alles mit Briefen belegte, zeigte an Droſten ſo viel Rechtlichkeit, Muth, Beſonnenheit und edle Denkart, daß wir, mein Vater und ich, uns nicht enthalten konnten, ihn zu bewundern. Mein Vater, der ſo etwas nicht auf dem Herzen behalten kann, fiel ihm, als wir zu Hauſe kamen, um den Hals. „Edler Menſch!" rief er, und erzählte ihm nun, was er wußte. Droſte erröthete. Mein Vater machte ihm freundſchaftliche Vorwürfe, daß er ihm dieſe Geſchichte nicht ſchon längſt erzählt habe. Droſte antwortete nur: mein Freund hat ſie Ihnen erzählt; und der weiß nicht, welche kleinere unedlere Hebel der Eitelkeit, der Selbſtſucht, des Stolzes bei mir wirkten. Ich glaube, lieber Vater, daß ich ſo handeln mußte; aber ich freute mich, daß ich in dem Falle war, einmal ſo handeln zu können. Gewiß, ich war dabei eitler, als Sie glauben würden. Er ſetzte uns das ſehr aufrichtig aus einander, und er ſchien nicht Unrecht zu haben; aber die Handlung ſelbſt blieb groß und edel.

Da haſt du einen Umriß von dem Manne, dem mein Vater meine Hand wünſcht. Morgen mehr.

3.

Sieh, liebe Luiſe, ich kann keinen Flecken an dieſem Manne finden. Er iſt edel, geiſtreich, gütig, wohlthätig, fein, menſchlich: mein Vater hat Recht, ſehr Recht; und dennoch fühle ich etwas gegen ihn, das ich nicht zu nennen weiß. Oft ſcheint es mir, als ſey er für deine einfach erzogene, vertrauenvolle, kindliche Eva zu groß, zu edel, zu — künſtlich, möchte ich ſagen, wenn ich mich nicht fürchtete, ihm Unrecht zu thun. Mein Vater ſagte mir noch auf der Pyrmonter Reiſe: ich wünſchte, Eva, dieſer Droſte liebte dich, und du liebteſt ihn." — O, mein Vater! ſagte ich erröthend. „Still, Eva!" antwortete er, und legte mir einen Finger auf die Lippen; „ich weiß, daß es Unrecht war, dir das zu ſagen. Man ſoll dem Herzen nichts einreden. Aber Kind, ich möchte dich wohl vor meinem Tode noch als die Gattin eines edlen Mannes ſehen; ſieh, und da kam der Wunſch aus meinem Herzen hervor. Vergiß es, Kind, daß ich ihn habe, — wenn du nicht anders kannſt."

Ach, das war nicht Alles, was mein Vater that, um ſeinen Wunſch zu erreichen. Er ließ es Droſten nur zu deutlich merken, daß er ihm meine Hand nicht abſchlagen würde, wenn er mein Herz zu erhalten wüßte. Droſte nahm ſich bei ſolchen Gelegenheiten immer ſo edel, ſo fein, daß er mir ſogar das Errôthen erſparte. Sein Betragen gegen mich blieb ſich vollkommen gleich. Er behandelte mich mit einer feinen Achtung, doch nicht ausgezeichneter als andere Mâdchen. Die Aeußerungen meines Vaters berechtigten ihn zu Vertraulichkeiten gegen mich; aber er nützte dieſe Gelegenheiten nie, er vermied ſie ſogar. Das hatte mich ganz ſicher gemacht, und ich konnte mich ſehr unbefangen meiner Herzlichkeit, meiner guten Laune überlaſſen. Oft war ich ſogar unbeſonnen; er aber deſto beſonnener. So erſparte er mir tauſend Verlegenheiten, in die ich ſelbſt oder mein Vater mich brachte.

Das bewog meinen Vater ſogar, ihn für kalt zu halten. Droſte that auch alles, ihn

ihn davon zu überreden, doch in der That nur, um mich gegen deſſen unbeſorgte Gutherzigkeit zu ſichern. Im Grunde war er nicht kalt; und ſo ſehr er auch über ſich ſelbſt wachte, ſo brach dennoch zuweilen ein Strahl der Neigung und endlich der Leidenſchaft für mich aus ſeinen Augen hervor. Ich ahnete, daß er mich liebte. Ich ahnete, ſage ich; denn zuverläſſig wußte ich es nicht. Bei einem Balle, als ich mit ihm tanzte, nur das einzige Mal, zeigte ſich die Liebe ſehr deutlich. Er ſah mich mit brennenden Augen an, drückte meine Hand, und es kam ein Seufzer aus ſeiner gepreßten Bruſt. Das war aber auch alles. Er hörte auf zu tanzen, ſobald er ſchicklicher Weiſe konnte, ſtellte ſich in ein Fenſter, und warf verſtohlne Blicke auf mich; aber er trat nicht wieder zu mir. Am folgenden Morgen, als er mit uns frühſtückte, hatte er ſeine alte feine, ruhige Achtung wieder. Liebſte Luiſe, weiß er etwa, ahnet er etwa, daß ich...? — O, dann wäre er der großmüthigſte aller Menſchen.

Ach, ich fühle, daß ich glücklich ſeyn würde, wenn ich die Gattin dieſes Mannes wäre. Seine ſtille Leidenſchaft, ſeine zarte Liebe für mich, ſeine ſanfte Schonung verdienten einen andern Lohn, als ich ihm geben kann. O leb wohl! leb wohl! Mein Herz iſt ſehr unruhig.

4.

So höre denn, meine liebſte Luiſe! Wie gewöhnlich, war ich den Sommer mit meinem Vater in Maienberg, und trieb, was wir immer treiben: die unſchuldigen Geſchäfte des lieblichen Landlebens. Ich fand Alles wieder, meine vertraulichen Tauben, mein Federvieh, meine rothbäckigen Bauerkinder, meine blühenden Geſträuche, meine Nachtigallen, meine Armen, denen ich hier nicht nur, wie in der Stadt, geben, ſondern denen ich auch herzliche Liebe zeigen darf.

Mein erſter Gang war in die Akazien-Allee. Ganz unten begegnete mir ein junger Menſch, den ich ſeiner Kleidung nach für einen Bauer gehalten haben würde, wenn er nicht in einem gut gebundenen Buche geleſen hätte. Sobald er mich in der Ferne bemerkte, ſteckte er das Buch in einer Art von Beſtürzung ein, und ſchien zu überlegen, ob er mir nicht ausweichen wollte. Das machte mich aufmerkſam. Im Vorübergehen grüßte er mich, und gar nicht wie ein Bauer. Er hatte ein ſehr ernſtes, aber edles Geſicht. Sein Gang war ſtolz, wie Droſtens Gang, aber freier. Wer mag das ſeyn? dachte ich; und in einer Stunde hatte ich den Menſchen vergeſſen. Nach einigen Tagen begegnete er mir wieder, aber in der Geſellſchaft eines Greiſes, mit dem ſchönſten alten Kopfe, den ich jemals geſehen habe: ein blaſſes, gleichſam durchſichtiges Geſicht, mit ein Paar durch Kummer erloſchnen Augen. Schneeweiße Locken hingen um die hohe Stirn. Es war, als wollte ſo eben ſein Geiſt durch die feine Hülle des Körpers hervorbrechen. Ich hatte Zeit, ſie Beide zu betrachten, da ſie ſehr langſam gingen.

Der Alte, der mich nicht ſah, redete laut und mit einer rührenden Stimme; der junge

Mann antwortete mit einer ſehr bemerkbaren Zärtlichkeit. Sie grüßten mich, als ſie bei mir vorüber gingen, und ich dankte.

Des Alten ſchöner Kopf blieb mir vor der Seele, und ich erkundigte mich nach ihm bei dem Gärtner, der aus einem Gebüſche kam. Er wußte nicht viel. „Sie wohnten ſeit dem vorigen Herbſte hier, hätten ein Häuschen gemiethet, und lebten wie Einſiedler, zwar freundlich gegen jeden Menſchen in Maienberg, aber doch ohne allen Umgang." Das war alles, was ich erfuhr. Mein Vater, dem ich von ihnen ſagte, wußte nicht mehr. Er hatte ihre Bekanntſchaft zu machen geſucht, weil ihm der Anblick des ſchönen alten Kopfes eben ſo intereſſant geweſen war, wie mir; aber Beide waren ihm augenſcheinlich ausgewichen.

Ich fragte nun den Verwalter; und der erzählte mir denn (wahrſcheinlich, weil er meine Neugierde bemerkte) ſo höchſt unwahrſcheinliche Dinge, daß ich lächeln mußte; aber dennoch erregte er meine Neugierde noch ſtärker. Nun ſah ich die Unbekannten einige Tage nicht. Endlich war ich einmal im Gebüſch in dem kleinen Vogelherdhauſe. Ich hatte die Jalouſieen zugemacht, um ganz ungeſtört in Thomſons Jahreszeiten leſen zu können; da ſah ich, durch die Oeffnungen der Jalouſieen, meine Unbekannten den Hügel herauf ſteigen. Sie konnten mich nicht ſehen; ich aber hatte Zeit genug, ſie zu betrachten. Beide ſetzten ſich auf die Raſenbank, welche den Vogelherd umgiebt, ſo daß ich ſie gerade vor mir hatte. Ich kann dir nicht ſagen, Luiſe, welche Bewegung dieſer ſchöne alte Kopf mit der kummervollen Miene in meiner Bruſt hervorbrachte, und was ich fühlte, als der Greis mit bebender Stimme wehmüthig ſagte: „wäre ich nur etwas geweſen, mein Sohn! nur etwas! Wäre nur nicht Alles, Alles geflohen!"

Vater ſind Sie geweſen, theurer, lieber Vater, erwiederte der Sohn mit einer milden tröſtenden Stimme; und das ſind Sie noch.

Der Alte ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, als ob er nachdächte, was er dagegen einwenden könnte. Endlich ſagte er: „auch Vater nicht, auch das nicht! Aber du biſt Sohn geweſen, und biſt es noch. Ach, wenn mich das nicht hielte; wenn auch du . . ." — Er brach ab. — „Aber was hilft es dir, daß du Sohn geweſen biſt? Viel unglücklicher hätte ich nicht werden können, wenn du mich auch verlaſſen hätteſt."

Aber ich war viel glücklicher, mein Vater, ſagte der Sohn liebkoſend: nur dadurch glücklich; und das bin ich noch.

Jetzt brach die Stimme des Greiſes, und er ſtreichelte ſeinem Sohne die Wangen. „Nein, nein, Philipp; ich wäre ohne dich verzweifelt. Glaub mir nicht, wenn ich etwas Hartes ſage. Für dich fühle ich eine weiche Liebe, mein guter, edler Sohn, ob es mich gleich oft irre macht. Aber nein, die dunkle Nacht um meine Seele her kannſt du nicht zerſtreuen. Ich haſſe die Menſchen, oder vielmehr ich verachte ſie. Das iſt noch ſchlimmer, als wenn ich ſie haßte."

Sie lieben ja *mich*, mein Vater; Sie lieben ja *mich*!

Der Alte fuhr fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen: „denn was iſt dieſes Leben anders als ein ſtetes Elend, worin nur der Schurke einige frohe Augenblicke hat, weil er allein ſeinen Trieben folgt!"

Und wie glücklich bin ich jetzt! unterbrach ihn der Sohn; wie glücklich war ich, als ich mich wieder ihnen zu Füßen warf! Ein Tugendhafter, mein Vater, beweiſt für die Tugend mehr, als eine Welt voll Böſewichter gegen ſie beweiſen könnte. Es iſt eine Tugend, mein Vater, und wären nur Ein Vater und Ein Sohn tugendhaft.

Der Alte ſtreichelte dem Sohne die Wangen aufs neue. Er wollte lächeln; aber ſeine Lippen zuckten nur auf und nieder.

Jetzt warf ſich der Sohn vor dem Vater auf ein Knie, und ſagte innig: o, dieſer Anblick muß die Gottheit mit einer Welt voll Verbrechen ausſöhnen. Der Vater lächelte, und es drangen Thränen aus ſeinen Augen hervor. „Laß das!" ſagte er; „ich will dich nicht wieder betrüben. Aber wenn... wenn ich dich verriethe, mein Sohn; wenn ich dich unglücklich machte nach ſo vieler Liebe: dann — dürfte Gott zürnen, wenn du dann verzweifelteſt? wenn du mich haßteſt?"

Ich würde Sie dennoch lieben! — Der Vater ſah ihn ſegnend, freundlich lächelnd an, drückte ihn ſanft an ſeine Bruſt, und ſtand endlich auf. Der Sohn ging mit ihm in das Gebüſch, und deine arme Eva ſchwamm in Thränen. Leb wohl. Ich muß mich erholen.

6.

Ich ging, als meine Augen trocken waren, zu Hauſe, und wollte meinem Vater erzählen; allein ein ſchnelles Geſchäft hatte ihn in die Stadt gerufen, und er ließ mir ſagen, ich ſollte ihn hier erwarten. So war ich denn allein, mit den ſeltſamſten Vorſtellungen über das Schickſal der beiden Menſchen, voll Mitleidens für den unglücklichen Greis, und voll Bewunderung für die Güte ſeines Sohnes. Der Gedanke, daß der Alte den Glauben an die Tugend des Menſchen verloren hätte, war mir ſchrecklich, und ich konnte mich des Wunſches nicht erwehren, daß ich im Stande ſeyn möchte, ihm dieſen Glauben wieder zu geben.

Das dachte ich freilich nur in den erſten Stunden der erregten Phantaſie und des gerührten Herzens. Ich fand ſehr bald, daß dieſes Geſchäft für meinen Vater gehöre, und nicht für mich. Zwar vergaß ich den Alten nicht; allein da ich noch einige Male die Erfahrung gemacht hatte, daß ich durch meine Gegenwart ſein Spazieren in der Akazien-Allee ſtörte, ſo ging ich nicht mehr dahin, außer Morgens, wo ich ſicher war, ihn und ſeinen Sohn nicht anzutreffen.

Gerade zu dieſer Zeit ſtand ich an einem Garten ſtill, worin eine Menge Bienenkörbe ſind. Der Eigenthümer, den ich kenne, war bei den Körben beſchäftigt. Ich trat näher hinzu, und befragte ihn um ſeine Bienen. Der Mann antwortete mir: Sie ſollten einmal den Bienenvater hier im Dorfe beſuchen; da würden Sie Augen machen, Mamſell! Der hat es hier erſt recht in Schwung gebracht! Eine wahre Wohlthat für das Dorf!

Den Mann muß ich kennen lernen, ſagte ich. Sogleich führte mich der Bauer, an zwei andern Gärten weg, von hinten in einen Garten,

ten, und ich ſah meinen guten Greis vor einer langen Reihe Bienenkörbe. So wie der Alte mich erblickte, zeigte ſich ein finſterer Unwille in ſeinem ſchönen Geſichte. Mein Führer rief ihm nur zu: die Mamſell wollte gern die Bienen ſehen; und nun ging er wieder. Des Alten Miene wurde noch finſterer, und er ſagte bitter: „Mamſell, ich habe nur Einen Wunſch, Ruhe."

Gewiß, erwiederte ich betheuernd; denn er hielt mich für neugierig: gewiß, mein Herr, ich wußte nicht, daß er Sie mit dem Namen Bienenvater bezeichnete; ſonſt würde ich Sie nicht geſtört haben. Verzeihen Sie mir.

Er ſah mich zweifelnd an. Endlich ſagte er: „Mamſell, Sie nennen mich mein Herr. Wozu der Titel?"

Weil ich neulich etwas von einer Unterreredung zwiſchen Ihnen und Ihrem Sohne gehört habe, antwortete ich feſt.

„Großer Gott!" ſeufzte er. „Und was ſprachen wir?" fragte er dann mit einiger Aengſtlichkeit.

Nichts, worüber Sie unruhig zu ſeyn brauchten. — (Er ſchien zu beſorgen, daß er ſich etwa verrathen haben könnte.) Ich weiß nicht, wer Sie ſind, mein Herr; aber doch habe ich genug gehört, um zu wiſſen, daß Sie nicht der ſind, der Sie ſcheinen wollen.

„Was haben Sie gehört? was ſprachen wir?" fragte er, mich ſcharf betrachtend.

Ich wiederholte ihm, was ich gehört hatte. „Nun denn, Mamſell; ſo wiſſen Sie, daß ich die Menſchen nicht liebe." — Er ſagte dieſe Worte ſo finſter, daß ich zitterte. Mit einem Blicke auf den ſchneeweißen Kopf, auf das gutherzige Geſicht, auf die kummervolle Geſtalt, ſagte ich bewegt: und doch wurden Sie dazu geboren, die Menſchen immer zu lieben. O, unglücklicher Greis! fuhr ich mit Thränen fort; nein, Sie haſſen auch jetzt die Menſchen nicht. Und wenn Sie böſe kennen lernten: müſſen Sie darum die guten von ſich ſtoßen? Mein Vater . . . —

„Ihr Vater," fiel er ein: — „ich bin ihm Dank ſchuldig; er läßt mir Ruhe."

Weil Sie ſein Herz und ſeine Liebe verachten! . . . Und wie kann der Mann ſich unglücklich nennen, der ein ſo glücklicher Vater iſt! Wie viele tauſend Väter würden dieſes Glück mit allem dem Unglück, das Sie vielleicht ertragen haben, gern erkaufen?

„Kennen Sie mein Unglück?“ fragte er, wieder unruhig, als ob ich ſein Schickſal wüßte.

Nein, antwortete ich, ſo eindringend als möglich. Ich habe nichts gehört, als was Sie ſchon wiſſen. Aber ich fühle, daß kein Unglück einen Menſchen berechtigt, die Menſchen zu verachten, ſo lange ihm eine Freude übrig geblieben iſt, welche die Tugend giebt, und wäre dieſe Freude auch nur die innige Theilnahme eines Herzens, wie das meinige. — Ich war ſehr bewegt, Luiſe; es drangen gewaltſam Thränen aus meinen Augen hervor, und auch in ſeinem Geſichte bemerkte ich Zeichen der Rührung. Dieſe Thränen, fuhr ich fort, die das Mitleiden in meine Augen ruft, — wäre ich auch fähig, Ihres Unglücks einſt zu ſpotten: ſo beweiſen ſie doch wenigſtens, daß ich tugendhaft ſeyn könnte. Und wenn ſeit den Jahrtauſenden, daß Menſchen auf der Erde ſind, nur Eine Thräne der Theilnahme an fremdem Unglück geſloſſen wäre: wer dürfte an der Tugend des menſchlichen Geſchlechtes zweifeln? Aber Sie, mein Herr, Sie haben einen Sohn, der noch andre Thränen vergoſſen hat; Sie . . . — Ich konnte vor Weinen nicht fortfahren.

Der Greis wendete ſich von mir ab; und in dieſem Augenblicke trat der Sohn, den ich nicht bemerkt hatte, an meine Seite. O, mein Vater! ſagte er, und breitete ihm die Arme entgegen. Der Alte legte ſich an die Bruſt des Sohnes. „Wohl denn!“ ſagte er leiſe. „Aber darf ich die Menſchen nicht fliehen, da ich die böſen nicht von den guten unterſcheiden kann? . . . Ja, ich will einſam leben. Ich liebe dich, mein Sohn, und das iſt genug. Wohl denn! die Menſchen haſſe ich nicht, aber ihre Geſellſchaft.“ Er wendete ſich zu ſeinen Bienen. „Auch dieſe morden,“ ſetzte er bitter lächelnd hinzu; „aber nach ewigen Geſetzen. Sie ſind grauſam, aber ſie heucheln nicht Tugend.“

Und haſſen nicht, ſagte ich, weil ſie keine Tugend und keine Laſter kennen. Der Menſch kennt und hat beide.

Hier wendete ſich der Greis mit einer heftigen Leidenſchaft — mit einem heftigen Zorne, möchte ich ſagen — ſchnell wieder zu mir, faßte gewaltſam meine Hand, und fragte mit einem ſchmerzlich ſeelenvollen Tone: „o, ſey aufrichtig! Biſt du tugendhaft?“ — Luiſe, du hätteſt den Greis ſehen müſſen, um die zweifelnde Angſt in ſeiner Frage zu fühlen! Ich faßte ſeine Hand, drückte ſie innig, und weinte heißs Thränen. Jetzt brach die harte Rinde des Zweifels über ſeinem Herzen. Er ſagte zweimal mit bebender Stimme, mit ſegnenden Blicken: „mein Kind! mein Kind!“ Dann ſank er ermattet auf eine Bank. Wir, ſein Sohn und ich, ſetzten uns auf beiden Seiten neben ihn, und faßten ſeine Hände. Er ſah eine Weile ſtarr vor ſich hin; dann ſagte er: „freilich wurde ich nicht zum Haſſe geboren. Ich erliege unter der Laſt; ich bin ſehr unglücklich!“

Nun ſtand er auf, und ging langſam in

ſeine Hütte. Ich danke Ihnen, ſagte der Sohn; Sie haben das Herz meines unglücklichen Vaters erſchüttert. Nicht meine Liebe konnte das; die Liebe eines Fremden mußte es thun. Ich danke Ihnen. — Er folgte ſeinem Vater. Ich blieb noch einige Augenblicke da, ging dann langſam nach Hauſe, und dachte unaufhörlich: o, wäre doch mein Vater hier! —

Adieu, meine Luiſe.

6.

Mein Vater, den ich mit Ungeduld erwartete, wollte jeden Tag zurückkommen; und immer fand ſich ein Hinderniß nach dem andern, das ihn in der Stadt hielt. Ich ſah den Greis nach einigen Tagen wieder. Er kam mit einem heitern Geſicht auf mich zu, redete mich an, und ſchien Gefallen an meiner Geſellſchaft zu finden. Unſre Unterredungen verloren nach und nach das Leidenſchaftliche; wir ſprachen über das Landleben, über Pflanzen, über Menſchen, über Tugend, über Glück, zwar ruhig, aber nicht kalt. Der Greis ſagte Alles mit einer gewiſſen Wehmuth, und bald waren wir ſo weit, daß wir einander wechſelſeitig Empfindungen anvertraueten: Begebenheiten nicht; denn von ſeinem Schickſal erfuhr ich nichts, und hatte auch keine Neugierde mehr, es zu erfahren. Ich verſuchte es auf mancherlei Art, ihm und ſeinem Sohne das Leben bequemer zu machen; doch vergebens. Das Einzige, was der Sohn annahm, waren Bücher, die ich ihm lieh.

Nun hatte ich alle Tage den ſchönen Anblick eines Sohnes, der mit zärtlicher, beſorgter Liebe für ſeinen Vater alles aufopferte; und mein Herz blieb dabei nicht ungerührt. Wir, der Sohn und ich, redeten manchen heimlichen Plan ab, dem Vater eine ſüße Empfindung zu verſchaffen, und ſein Herz, das wohl wieder erwärmt, aber noch ſehr reizbar war, nicht aufs neue erſtarren zu laſſen. Natürlicher Weiſe brachte mich das mit dem Sohne in nähere Verhältniſſe; aber doch blieb immer etwas Fremdes zwiſchen uns, das unſre Unterhaltung vielleicht noch angenehmer machte. Er behandelte mich mit einer feinen, zärtlichen Ehrerbietung, und vermied jede auffallende Aeußerung von Vertrauen gegen mich; ich ſah aber die offenſte Freude aus ſeinem Auge leuchten, wenn ich ihm Beweiſe meiner zutraulichen Freundſchaft gab.

So lebten wir den Sommer hindurch; und ach! dieſes Vertrauen wurde — Liebe, die ſtillſte, die geheimſte Liebe, die je in eines Menſchen Herzen geweſen iſt. Er liebt mich, dieſer gute Sohn, dieſer edle Menſch; er liebt mich mit inniger Zärtlichkeit. Aber ſeine Liebe hat eben ſo wenig Worte und Blicke, als Hoffnungen. Es iſt Entzücken in ſeinen Augen, wenn ich komme, Trauer, wenn ich gehe; allein er verbirgt mir das Entzücken und die Trauer mit einer großen Aufmerkſamkeit, die nur von ſeinem überraſchten Herzen bisweilen in einem Momente beſiegt wird.

Mein Vater kam nicht wieder, und ich mußte im ſpäten Herbſte in die Stadt. Beim Abſchiednehmen ſagte ich zu meinen Unbekannten: im Frühjahre komm' ich zurück. — Wie werde ich dem Frühjahr entgegen ſehen! ſagte der Vater. Die Bruſt des Sohnes hob ſich bei dieſen Worten ſanft von einem Seufzer.

Als ich im Frühjahre wieder nach Maienberg kam, fand ich alle meine Lieblingsſtellen von der Hand des Sohnes verſchönert. Er konnte kaum athmen, als ich in den Garten trat, wo er mit ſeinem Vater war; eine ſtille Freude glänzte in ſeinem Auge, das kaum mich anzublicken wagte. Ich bemerkte ſeine Freude nur an der Eil, an der raſchen Unruhe, die ihn umhertrieb. Mich dünkte, ſein Auge benetzte ſich, als ich mit herzlicher Liebe ſeinem Vater um den Hals fiel. Er erröthete, als ich ſagte: mich hat recht verlangt, Sie wieder zu ſehen! Aber das dauerte nicht länger, als bis in die Mitte des Mais; da gingen wir nach Pyrmont. Ich erwartete nur meinen Vater, um ihn mit den beiden edlen, unglücklichen Menſchen bekannt zu machen; er blieb aber in der Stadt, und ich mußte zu ihm. Nun kam Droſte in unſer Haus. Mein Vater liebt ihn, und wünſcht ſo ſehnlich, daß ich ihm meine Hand geben ſoll. Der Gedanke macht meinen Vater ſo glücklich! Und ich, ich Unglückliche, habe nicht den Muth, ihm zu ſagen, daß ich — ſchon liebe.

Ja, Luiſe; ich liebe den Mann, ich liebe ihn. Ach, und der Wunſch meines Vaters! Was könnte ich ſagen! Ein Mann, deſſen Nahmen ich kaum mit Sicherheit weiß! Adieu. Deine Eva.

7.

Ich mag nicht gern vergleichen, weil ich fürchte, daß ich Droſten Unrecht thun könnte; und dennoch vergleiche ich Beide unaufhörlich. Sie ſind Beide arm: Droſte iſt ſtolz darauf; Wille (ich habe dir ja wohl ſchon geſchrieben, daß meine Unbekannten ſich ſo nennen?) erträgt ſeine Armuth, ohne an ſie zu denken. Beide ſind ſtolz. Droſte lebt in unſerm Hauſe; aber er glaubt, jede Gefälligkeit vergelten zu müſſen: er iſt unzufrieden, wenn ihm jemand, mein Vater oder ich, eine Artigkeit erweiſt. Wille nimmt nichts von allem, was ich habe; doch die kleineren Gefälligkeiten der Freundſchaft, des Zutrauens empfängt er mit einem geheimen Entzücken. Sie lieben mich Beide, Droſte vielleicht, ob er gleich auf die Einwilligung meines Vaters rechnen kann, mit eben dem Gefühle, als Wille. Ich bin reich. Droſte will ſich nicht eindrängen. Wille hat gar keine Hoffnung auf meine Hand. Sie verſchweigen Beide ihre Liebe. Aber welch ein Unterſchied! Droſte iſt kalt, ſelbſt gegen die Beweiſe von Achtung, die ich ihm gebe. Und Wille? O Luiſe! —

Ich fürchte, Droſtens Stolz iſt größer, als ſeine Liebe! Ach, ich fürchte (der Himmel vergebe mir, wenn ich ihm Unrecht thue!) ich fürchte, er wacht ſo ſehr über ſich ſelbſt, weil er ſich den Triumph wünſcht, ſagen zu können, ſie liebte mich zuerſt. Denn — Doch ſtill davon. Aber Wille? Er ſchweigt, weil er nicht hofft; er würde, auch wenn er hoffte, ſchweigen, weil er keine Wahrſcheinlichkeit ſieht, meine Hand zu erhalten. Aber kennte er mein Herz; wüßte er, wozu mein Vater fähig iſt; hätte er halb die Hoffnungen, die Droſte hat: o, ein vertrauliches Lächeln von mir würde ihn entzücken. Er würde nur ſich für glücklich halten, wenn ich ihn liebte; Droſte ſieht nur mein Glück.

Zu dieſen Vergleichen, liebe Luiſe, habe ich Belege: freilich nur Blicke, einzelne Worte, Wendungen im Geſpräche; aber die, ſo ſcheint es mir, ſagen mehr, als vieles Andere, woraus der Menſch gewöhnlich urtheilt.

Ich bin einige Male in Maienberg geweſen. Sie nehmen mich auf, als brächte ich ihnen den ganzen Segen des Himmels, als hätten ſie bis zu dieſem Augenblicke keine frohe Minute gehabt. Ach! und wie würden ſie mich aufnehmen, wenn . . . O Luiſe, wir würden die Seligkeit des Himmels mit einander theilen, und jeder ſie ganz genießen. Morgen gehen wir alle nach Maienberg. Noch muß ich ſchweigen. Leb wohl!

8.

Malenberg.

Hab' ich denn nicht tauſendmal gedacht, daß mein Vater Recht hat? habe ich es dir nicht ſelbſt geſchrieben, liebe Luiſe? O, er hat Recht: das fühle ich ſo gut wie du. Ja, meine Liebe iſt ſo ſeltſam, daß ich ſie nur dir habe anvertrauen können, und niemand kann ſie in Schutz nehmen, als allein eine verblendete Leidenſchaft. Das Geheimnißvolle, das Unglück, das Romantiſche des Alten und ſeines Sohnes haben mein Herz mehr angezogen, als ihr Werth; und es iſt eine geheime Eitelkeit, die Schutzgöttin der beiden Unglücklichen zu ſeyn, mit im Spiele geweſen: auch das will ich dir zugeben, liebe Luiſe. Aber jetzt, da ich den Werth des Mannes kenne; da hinterher meine Vernunft die verblendete Leidenſchaft billigt; da der Mann, zu dem mich Geheimniß, Eitelkeit, Phantaſie hinzogen, ein ſo edler Mann iſt, daß nun mein Herz ihn liebt, und meine Vernunft dieſe Liebe rechtfertigt: wie jetzt? Soll die Leidenſchaft noch immer verblendet heißen, weil ſie verblendet war?

Dein letzter Grund mir abzurathen, hat mir weh gethan. „Das Unglück dieſer beiden Menſchen kann von der Art ſeyn," ſchreibſt du, „daß, wenn du es zuvor gewußt hätteſt, die Klugheit dir gerathen haben würde, dich nicht damit zu befaſſen." Ja, das kann es; aber wenn es nur Unglück iſt, nicht Schuld: was haben ſie denn verbrochen, daß ich da nicht lieben ſollte, wo ich lieben dürfte, wenn ſie glücklicher wären? Hätte ſo nicht der Hartherzige eine Entſchuldigung für ſeine grauſame Kälte gegen den Unglücklichen? Ach, Luiſe! wenn Liebe die Wirkung der Wahl wäre: ich würde von zwei Menſchen gewiß den Unglücklichern lieben, weil er unglücklich iſt. Ja, das Unglück dieſer beiden Menſchen, denen du ſo gern meine Liebe (meinen Schutz nicht) entziehen möchteſt, iſt wahrſcheinlich von der Art, daß ich es mit ihnen zu theilen, mit ihnen zu tragen hätte, ſobald ich ihnen angehörte. Ich glaube ſelbſt, daß es noch nicht aufgehört hat, ſie zu verfolgen, und ich fürchte, daß ſie nicht allein von Wunden leiden, die ihnen ſchon geſchlagen ſind, ſondern daß ſie auch vor neuen Schlägen ihres harten Schickſals zittern.

Das aber, Luiſe, ſteht mir nicht im Wege; ich wollte fröhlich alles mit ihnen theilen. Was hilft die Liebe nicht ertragen! welches Unglück macht ſie nicht zu einem Keime des Segens! Der Liebende, der noch keine Thränen des Kummers aus den Augen der Geliebten trocknete, hat das Entzücken der Liebe und des Lebens noch nicht empfunden. Alſo — das ſchreckt mich nicht zurück, ſondern der ſtille Wunſch meines Vaters, daß ich Droſten meine Hand geben möchte: ein Wunſch, den er mir jetzt aus Zärtlichkeit für mich ſogar verſchweigt, weil er beinahe die Hoffnung aufgegeben hat, ihn je erfüllt zu ſehen.

Ach, Luiſe! mit welcher wehmüthigen, zärtlichen Liebe er mich liebkoſt, wenn er Droſtens Edelmuth und ruhige Menſchlichkeit lobt! wie er dann mit einem freundlichen Blicke fragt: nicht wahr, es iſt ein edler Menſch?

und wie ſein Auge feucht wird, wenn ich noch etwas zu ſeinem Lobe hinzuſetze! Das, das iſt es, warum ich jetzt ſeltner in meine Akazien-Allee gehe, warum ich Droſten oft aufſuche, ſeinen edlen Handlungen nachſpüre, und mich an das ſchmerzende Klopfen meiner Bruſt nicht kehre, wenn ich in der Ferne den Jüngling ſehe, der mir das bebende Herz entgegenhält, und weinend ſagt: zerſchlag es nicht; es liebt nur dich!

Sieh, und zu dieſem Opfer bewegt mich eben der Menſch, dem ich mein Herz entziehe! Er opferte ſich für ſeinen Vater auf: ſo ſagt der Alte täglich. Wie? das weiß ich nicht. Er opferte ſich für ſeinen Vater auf: darum lieb' ich ihn, darum! Wenn auch ich nun mein Herz für meinen Vater opfere, ſo wird er mich noch mehr lieben, und wir werden noch unglücklicher ſeyn, aber auch tugendhafter.

Und wär' es ſo, Luiſe; könnte ich dann nicht ſagen, was du mir einmal als Schwärmerei vorwarfſt: das Grab iſt die Belohnung der Tugend? —. Ich habe viel, noch viel mehr

mehr zu dulden. Doch das Uebrige ſage ich dir, wenn ich einmal eine ſehr edle Handlung von Droſten erfahre. Dann ſollſt du wiſſen, was noch mehr dies Herz drückt, als eine unglückliche Liebe und der ſtille Wunſch eines geliebten Vaters. Wenn ich ihn jetzt ſehe, ihn, — er wagt es nicht mehr, mich anzureden; aber eine Thräne in ſeinem blauen Auge, die ich neulich ſah — Der Himmel behüte mich vor ſolchen Thränen! Leb wohl!

9.

Maienberg.

Droſte hat etwas Edles gethan; und jetzt möchte ich dir beinahe lieber nicht erzählen. Dieſen Mittag kam das Geſpräch auf den Bienenvater (ſo nennt man den unglücklichen Greis hier im Dorfe). Mein Vater beſchrieb Droſten, der ihn nicht kannte, das ſchöne Geſicht des Alten mit innigem Vergnügen; und nun erzählte ich die Unterredung zwiſchen Vater und Sohn, auf dem Vogelherdhauſe. Ich ſchrieb ſie damals ſogleich in mein Taſchenbuch, habe ſie ſeitdem ſehr oft geleſen, und konnte ſie alſo beinahe Wort für Wort wiederholen. Mein Vater ſetzte das Glas Wein, das er in der Hand hielt, wieder hin, ſtützte die Wange in die Hand, und hörte lächelnd zu.

Droſte horchte mit großer Anſpannung. Was ihm ſo rührend war, weiß ich nicht: aber es ſtiegen Thränen in ſeine Augen; und er fühlte dieſe Thränen nicht: denn ſie rollten langſam über ſeine Wangen, ohne daß er eine Bewegung machte, ſie abzutrocknen. Er ſchien in tiefes Nachſinnen gerathen zu ſeyn. Mein Vater machte ihn aufmerkſam auf die Stärke ſeiner Empfindung. Schnell nahm er nun die Serviette, und bedeckte die Augen und die Schamröthe in ſeinem Geſichte, das jetzt in der That ſchön war, ſo ſchön, wie ich es noch nie geſehen hatte. Mein Vater beſtand darauf, den Bienenvater und ſeinen Sohn in eine beſſere Lage zu bringen; Droſte machte aber Einwendungen gegen die Art, wie mein gütiger Vater ihnen wohlthun wollte. „Wie meinen Sie denn ſonſt, mein Sohn?“ (So nennt mein Vater Droſten.)

Noch denke ich gar nicht darauf, ſeinen äußern Zuſtand zu verbeſſern; ein ſolches Anerbieten würde den Unglücklichen vielleicht erbittern. Ich möchte nur erſt ſein Herz mit den Menſchen ausſöhnen; das Uebrige würde dann leicht ſeyn. Hier iſt die größte Behutſamkeit die heiligſte Pflicht. Der alte Mann muß mehr Ihr Wohlthäter ſcheinen, als Sie der ſeinige, lieber Herr Hädike. Mich dünkt, wir müſſen nie einen Schritt zurückthun dürfen, wenn nicht Alles verloren ſeyn ſoll. Ein Herz, das grauſam mit ſich ſelbſt in Streit iſt, wie das Herz dieſes alten Mannes, will mehr geſchont ſeyn, als ſonſt irgend etwas in der Natur.

Droſte redete mit großer Rührung; und ich ſagte, gewiß mit einer ſüßen Empfindung: edler Mann! Mein Vater ſah mir lächelnd in die Augen, als wollte er ſagen: ſiehſt du? Droſte verließ uns gleich nach dem Eſſen, und ich ſah ihn mit Vergnügen in die Allee gechen, wo der Alte ſich oft während der Tiſchzeit aufhält, weil er weiß, daß wir dann nicht hinkommen.

Und ſo, gute Luiſe, übergebe ich die Unglücklichen den wohlthätigen Händen meines Vaters, der zarten ſchonenden Feinheit Droſtens. Wirſt du nun nicht ſagen: meine Eva iſt gut? Ich bin es.

Jetzt weiß ich in der That nicht, wie ich dir erzählen ſoll, was mir ſo ſchwer auf dem Herzen lag. Ich könnte mich auch geirrt haben. Aber wenn ich alles wieder zuſammenhalte, ſo fürchte ich dennoch, ich habe mich nicht geirrt.

Auf das Wort meines Oheims hin, daß ich ihm nicht abgeneigt ſey, ſetzte der Herr von Danneberg ſeine Beſuche fort. Ich behandelte ihn höflich, weiter nichts; und das konnte ich thun, da er ſich nicht erklärte, ob ich gleich ſeine Abſicht wußte. Ich war wohl ein wenig verlegen, doch mehr um ſeiner, als um meiner Lage willen. Droſte behandelte ihn höflich; ich bemerkte aber, daß er Dannebergen, wenn dieſer bei uns war, Gelegenheit gab, mit mir zu reden, und ihn ſogar bei mir zu heben ſuchte. Wozu das? wozu?

Mein Oheim, der Droſten ſonſt eben nicht geneigt iſt, fing an, ihn zu loben, obgleich Droſte ſich gar nicht um ſein Wohlwollen bemühete, ſondern ihm augenſcheinlich kalt begegnete. Woher das Lob? Alle dieſe Umſtände machten mich aufmerkſamer. Ich ſah, daß Droſte ſich in Dannebergs Gegenwart kälter gegen mich betrug, als gewöhnlich. Wozu dieſe ſeltſamen Wendungen? Danneberg war auf einmal Droſtens eifriger Freund, ohne daß dieſer freundſchaftlicher gegen ihn wurde.

Ich will dir das Räthſel löſen. Droſte glaubt meines Beſitzes gewiß zu ſeyn. Der Triumph, meine Hand zu bekommen, genügt ſeinem Stolze nicht; er will zugleich auch ſeinen Nebenbuhler demüthigen. Darum hebt er dieſen bei mir, und verſchafft ihm Gelegenheit, mich zu ſehen, mich allein zu unterhalten: ſo gewiß iſt er ſeines Sieges! In Dannebergs Gegenwart behandelt er mich kalt, gewiß, ich könnte übermüthig ſagen; denn er allein will ſteigen, und ſollte er mich auch demüthigen müſſen.

Findeſt du das unwahrſcheinlich? Auch ich glaubte nicht, daß der Stolz ſo weit gehen könnte. Ich beobachtete Droſten genau, und ſein Benehmen fing an, mich zu verdrießen. In dieſem Verdruſſe (verzeihe mir, Luiſe! ich ſelbſt verzeihe es mir nicht) betrug ich mich gegen den Herrn von Danneberg wärmer, und ſtellte mich, als ob ſeine Unterhaltungen mich intereſſirten. Ich ſuchte ihn ſogar einige Male auf, (o vergieb mir!). Nun wurde Droſte unruhig. Das hätte ihm ein Mädchen leicht vergeben; aber er wurde auch gegen den armen Danneberg empfindlich, ſpöttiſch, und, als ſich der nicht zu benehmen wußte, ſogar übermüthig. Er lächelte höhniſch, daß er ſo leicht über Dannebergen triumphiren konnte. Jetzt wurde dieſer dringender; und ich ſah mit Schmerzen, daß ich Hoffnungen bei ihm erregt hatte, die ich nicht erfüllen wollte. Ich bereuete meinen kindiſchen Verdruß, und zog mich ſo artig, als ich nur konnte, zurück.

Mein Oheim aber drang, auf dieſe Hoffnungen hin, in meinen Vater, glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, und berief ſich endlich geradezu auf mich ſelbſt. Mein Vater fragte mich in Droſtens Gegenwart, ob ich wirklich Dannebergen Hoffnung gemacht hätte. Droſte lächelte bei dieſer Frage mit einem ſo ſpöttiſchen Uebermuthe, daß in meinem Herzen eine ſehr bittere Empfindung gegen ihn entſtand. Mein Vater wiederholte die Frage mit ſeiner ganzen väterlichen Liebe. Ich ſah die Folge meiner Unbeſonnenheit mit aufrichtiger Reue, fiel in dieſer Empfindung meinem Vater um den Hals, und ſagte, ohne an Droſten weiter zu denken: ja, mein Vater; vergeben Sie mir! Ich machte ihm Hoffnung.

Droſte wurde roth und blaß; ſein Geſicht rang zwiſchen erkünſtelter Ruhe und Zorn. Nicht Schmerz, Luiſe, nicht Betrübniß, kein Zug von Kummer war in ſeinem Geſichte; um den Mund und die Augen nur ein Zug von Zorn, der immer verflog und wieder kam. Ich bemerkte ſein Mißverſtändniß ſogleich, und bat meinen Vater, mich ohne Zeugen zu hören.

Droſte ging, und nun erzählte ich meinem Vater, wie unbeſonnen ich mich betragen hätte, doch ohne Droſtens dabei zu erwähnen. Aus Freude darüber, daß ich Dannebergen nicht liebte, fand mein Vater dieſe Unbeſonnenheit ſehr verzeihlich. Ich bat ihn, ja Droſten nichts darüber zu ſagen; und er verſprach es mir. In der That freuete es mich, Droſtens Hochmuth wenigſtens eine Weile beſtrafen zu können, da er nun in dem Irrthume blieb, in welchen ihn meine Worte gebracht hatten.

Nach einigen Stunden kam mein Vater faſt athemlos, und mit Schrecken im Geſichte, auf mein Zimmer. „Gott Lob!“ rief er Einmal über das andere; „Gott Lob, mein Kind! wir erfahren das noch zu rechter Zeit! Sieh, da habe ich eben entſetzliche Dinge von Dannebergen gehört. Er hat einen unehlichen Sohn, und, was noch ſchlimmer iſt, Mutter und Kind vergehen in dem bitterſten Elende.

Hier ſind die Beweiſe davon.“ Er gab mir eine Menge Papiere.

Lieber Vater, ſagte ich, über ſeine Heftigkeit nicht weniger erſchrocken, als über die Nachricht ſelbſt; Sie wiſſen ja, daß Danneberg ohnehin nie meine Hand erhalten wird. Er beſann ſich, und ſagte lächelnd: „dachte ich doch in dem Schrecken nur an die Verſicherung meines Bruders, daß du den Menſchen liebteſt!“ — Ich hatte die Papiere genommen, blickte hinein, und ſah den Namen Droſte. Das machte mich neugierig. Ich las nun, fand, daß Droſte ſich dieſe Papiere zu verſchaffen gewußt hatte, und ſah aus dem Datum, daß ſie ſchon lange in ſeinen Händen waren.

Mein Vater ließ mir die Papiere ganz unbeſorgt, und ging. Aus dieſen Papieren nun, zum Theil Briefen an Droſten, ſah ich denn, daß er ſie ſich mit Mühe verſchafft hat. Das iſt ganz unſchuldig. Er liebt mich; ſein Nebenbuhler ſcheint ihm gefährlich zu werden. Schon vermuthet er, daß Danneberg ein verächtlicher Menſch iſt; er geht dieſer Vermuthung nach, kommt Dannebergen auf die Spur, und ſucht ſich die Beweiſe ſeiner ſchlechten Handlung zu verſchaffen, um mich von einer unglücklichen Verbindung abzuhalten, und ſich meine Hand zu ſichern. Das alles finde ich natürlich, ſogar recht. Aber — er bekommt die Papiere, die Dannebergs ſchlechten Charakter erweiſen; und jetzt, da er die ſicherſten Mittel in Händen hat, ihn, ſobald er will, zu ſtürzen, jetzt führt er ihn bei mir ein, und ſucht ihn in meinen Augen zu heben. Was iſt das? Wozu das, Luiſe? Siehſt du, daß ich Recht hatte, ihn hochmüthig und eitel zu nennen?

Und nun heute! Ich geſtehe in ſeiner Gegenwart meinem Vater, daß ich Dannebergen Hoffnungen gemacht habe. Jetzt bringt er, weil es mit ſeinem Triumphe mißlich ſteht, die Papiere zum Vorſchein, um ſich meine Hand zu erhalten.

Das Alles habe ich noch einmal durchgeleſen, und nun ſtütze ich wieder voll Sorgen den Kopf in die Hand. Bald fürchte ich mich vor dieſem ſeltſamen Charakter; bald bin ich beſorgt, ihm mit meinem Verdachte Unrecht zu thun. Iſt es möglich? frag' ich mich ſelbſt; können zwei ſo verſchiedene Seelen einen Menſchen bald ſo hoch erheben, bald ſo tief erniedrigen? Bei der zarteſten Empfindung für Anſtand und Menſchlichkeit, bei dem leiſeſten Gefühle jedes Herz zu ſchonen und es ſo ſanft zu faſſen, dennoch dieſer eitle, ſelbſtſüchtige Uebermuth; bei ſo vielem Edelſinne ſo viele Niedrigkeit: iſt das möglich? oder irre ich mich? Das iſt es, meine Liebe, worüber ich noch jetzt mit ſchwerem, ängſtlich klopfendem Herzen nachſinne. Und nun ſollteſt du wieder das ſchöne Geſicht dieſes Mannes geſehen haben, über das, ohne ſein Wiſſen, die Thränen des zärtlichſten Mitleidens floſſen, als ich von dem Greiſe erzählte! du ſollteſt gehört haben, mit welchem edlen Gefühle er von der Heilung dieſes gebrochenen Herzens ſprach!

Ich könnte dir noch Manches ſagen von ſeiner kindiſchen Eitelkeit, und ſeinem alles niedertretenden Hochmuth: zum Beiſpiel, wie er das Geſpräch an ſich zu reißen ſucht; wie er meinem Vater, der ihn als einen Sohn liebt, oft mit großer Nichtachtung widerſpricht, ſobald jemand glauben könnte, mein Vater erweiſe ihm Wohlthaten; wie nachläſſig er allen Handwerkern begegnet, denen er Rechnungen zu bezahlen hat; welche auffallende Ausnahmen von der Ordnung unſeres Hauſes (und du weißt, wie ſehr mein Vater auf dieſe Ordnung hält!) er ſich erlaubt, nicht aus Neigung etwas Andres zu thun, nicht aus Liebe zur Unabhängigkeit, ſondern nur, weil er zeigen will, daß er unabhängig iſt. Das alles könnte ich dir noch ſagen. Dabei würde ich indeß nicht vergeſſen, wie edel, wie wohlthätig, wie gütig, wie ſchonend, wie gefällig er iſt; mit welchem ſchönen Eifer er ſich alles Guten annimmt; wie ſein Herz unter fremdem Unglück zu einer mitleidigen Thräne wird. Aber dennoch zittre ich vor dieſem Menſchen, und vor der Stunde, wo ich ihm ſagen werde: ich will die Ihrige ſeyn! Und dieſe Stunde kommt, meine Liebe; die bittenden, beſorgten Blicke, die mein Vater auf mich wirft, und die ſtummen, wehmüthigen Liebkoſungen, mit denen er mich überhäuft, führen ſie gewiß herbei. Ich werde Droſten meine Hand geben, die Leidenſchaft in meiner Bruſt beſiegen, und Maienberg verlaſſen, um einen Schmerz nicht zu ſehen, der mir weher thun wird als mein eigener. Und wenn denn nach allen dieſen Opfern dennoch zuletzt die Reue uns Alle — Nein, er iſt ein Menſch, und meines Vaters Augen ſollen ſich in Thränen der Freude über ſeine glückliche Eva ſchließen. Ständen in meinem Herzen auch andre als Freudenthränen: o Luiſe! da mögen ſie ſtehen; aber keine ſoll mein Auge benetzen, keine meinem Vater ſagen: ich konnte glücklicher werden. Nein, ſo undankbar werde ich nicht ſeyn! Adieu.

20.

Maienberg.

So iſt denn mein Schickſal entſchieden, Luiſe! Ach, ich hoffe, die ſchwerſte Minute iſt die geweſen, worin ich Ja ſagte; und war ſie es nicht, ſoll deine Eva noch ſchwerere Minuten, ja Tage und Jahre erdulden: ſo war ſie doch die ſüßeſte in meines Vaters Leben. Wenn nur er immer gern an dieſe Minute denkt, ſo ſollen mich Gott und der Genius der kindlichen Dankbarkeit behüten, ſie je zu bereuen. Ja, Luiſe, ich habe meinem Vater eine reine, hohe, flammende Leidenſchaft aufgeopfert. Laß es mich dir ſagen, dir, der ich nie einen Fehler verſchwieg: ich habe großmüthig meine ſchönſten Hoffnungen für die bängſte Ahnung, den höchſten Genuß des Lebens für den größten Schmerz dahin gegeben, um einen Wunſch meines Vaters zu erfüllen. Das Gefühl dieſes theuren Opfers mildert meinen Schmerz nicht; aber es macht mich größer, ſtärker, geduldiger. Mein Vater war, ſo lange ich bin, gegen mich Vater; jetzt vergelte ich ihm: ich bin einmal ſeine Tochter, ſeine dankbare Tochter geweſen. Ach, Luiſe! und iſt es nicht viel, auf der Erde etwas recht geweſen zu ſeyn? Ich bin eine glückliche Tochter: ſollte ich nicht auch eine glückliche Mutter werden? Und kann ich denn nicht auch eine glückliche Gattin ſeyn? Zwar flieſſen bei dieſem Gedanken Thränen über meine Wangen; aber —

Sieh, eben ſtand ich an dem offnen Fenſter, und warf meine Blicke mit dem feſten Entſchluſſe, meinen künftigen Mann glücklich zu machen, an das Gewölbe des Himmels; und mit dieſem Blicke kehrte Hoffnung, ſelbſt glücklich zu ſeyn, in mein Herz zurück. Ja, Luiſe, ich verſpreche es dir, wie ich es meinem Vater verſprach.

Man ſcheuet ſich nur ſo ſehr, ſeine Leidenſchaften anzutaſten, weil man ihre Befriedigung für den Zweck des Lebens hält. Mir war es leicht; ich ſtellte mich an mein eignes Grab, betrachtete die Handvoll Aſche, zu der mein heißes Herz einſt werden wird, und fragte ſie: was war beſſer? Erfüllung deiner Wünſche oder deiner Pflicht? Und — Luiſe, vergieb der Schwärmerin! — ich ſtand näher am Grabe, als du vielleicht denkſt. Du wirſt lächeln, mir vergeben und mich lieben.

An dem Datum dieſes Briefes ſiehſt du, daß heute meines Vaters Geburtstag iſt. Schon ſehr früh überraſchte er mich. Er wollte nichts als heiter ſeyn, er ſcherzte; aber mitten aus dieſer Heiterkeit brach die Wehmuth hervor, die er mir zu verbergen ſuchte. Dadurch wurde mein Herz gepreßt, und ich fiel weinend an ſeine Bruſt. Er hielt mich in den zitternden Armen; in ſeinem Auge zerfloß eine Thräne, und ſeine Stimme brach, als er mich bat, ihn immer zu lieben. Ein Paar Male wollte er ſeinen Wunſch mir halb entdecken: das ſah ich an den Blicken, die er verſtohlen auf mich warf, das hörte ich an einigen Worten, die er ohne Zuſammenhang wieder abbrach. Er ging, und, wie ich ganz deutlich ſah, nur, damit er ſeinen Wunſch, mich als Droſtens Gattin zu ſehen, nicht verrathen möchte.

Ich war von dieſer Güte tief gerührt, nahm ſogleich meinen Mantel, und that, was ich ſchon ſeit einigen Jahren, ſo oft wir ſeinen Geburtstag hier feierten, gethan habe. Ich ging in die Kirche, in das Gewölbe, worin die Aſche meiner Mutter ruht, an das offne Grab meines Vaters, das er ſich nach ihrem

ihrem Tode hat machen laſſen. Hier an ſeinem Grabe, neben dem Staube meiner Mutter, die ihn ſo zärtlich liebte, bin ich ſeit ſechs Jahren jedes Mal an ſeinem Geburtstage eine Stunde allein geweſen, um mir die Rechnung über die Freuden abzunehmen, die ich ihm gemacht habe. Dahin ging ich auch heute. Schon bei den erſten Schritten fühlte ich, daß ich als Droſtens Braut zurückkehren würde. Mich ergriff eine unbeſchreibliche Angſt. Es war mir, als ſollte ich heute nicht gehen; aber ich ging dennoch. So wie ich aus dem Bosket in die Allee bog, die zu der Kirche führt, ſtand auf einmal der junge Wille vor mir. Ich mochte blaß werden. Er blickte furchtſam auf, und ſah mir mit einer wehmüthigen, ſcheuen Zärtlichkeit in die Augen. Ich weiß noch nicht, wie ich dazu kam, daß ich ſagte: guter Sohn! und ihm die Hand reichte, als wollte ich Abſchied von ihm nehmen. Er ſuchte ſich zu faſſen, und beugte ſich auf meine Hand, ſie zu küſſen. In dieſem Augenblikke fühlte ich zwei heiße Thränen auf meiner zitternden Hand. Vergebens ſchlug er ſogleich die andere Hand vor die Augen, die er abwendete; Töne des Weinens und ein halbes Schluchzen verriethen mir ſeine Empfindungen. Er richtete ſich jetzt wieder auf, und verbarg noch immer die weinenden Augen mit ſeiner Hand.

Was Sie auch denken mögen, Mademoiſelle, ſagte er, ſich immer mehr faſſend; was Sie auch glauben mögen von dieſer Empfindung, die mich zu ſchnell überraſcht hat: Sie werden gütig genug ſeyn, mir zu verzeihen. Mein unglücklicher alter Vater fand in Ihrer Güte einen Troſt, den Sie ihm jetzt entziehen müſſen. Ihr Lebewohl in dieſem Augenblick... (Hatte ich davon etwas geſagt, Luiſe? oder verſtand er meine Miene?) Er gerieth jetzt in Verwirrung, und legte erröthend die Hand auf ſein Herz. Dieſes Herz, fing er jetzt wieder an, das Sie . . : das Sie . . . — Er brach in der größten Verwirrung ab. So leben Sie denn wohl! ſagte er endlich in der höchſten Leidenſchaft, und ging nach einer Verbeugung. Ich ſtand noch lange, zweifelnd und kämpfend, an dem Boskett. Meine Augen ſchwammen in Thränen, und ich rang die Hände. Jetzt hob ich den Fuß, ihm nachzugehen; ich hatte vergeſſen, wohin ich wollte. Ach, ich liebe ihn, ich liebe ihn: das war es, das allein, was ich fühlte. Als ich ſo da ſtand, fiel mir der Schlüſſel zu dem Grabgewölbe in die Augen. Ich legte die Hand an die naſſe kalte Stirn, und dachte: Unglückliche! du willſt die Thür zu deinem Grabe aufſchließen!

Ich ſetzte mich in dem Gebüſch, und überlegte. Schon war ich im Begriff zurückzukehren, mich meinem Vater zu Füßen zu werfen, und ihm meine Liebe zu geſtehen. Aber, ach! was ſollte, was konnte ich ſagen, ihn zu beruhigen! Freilich würde er mich nicht abgewieſen haben; aber er wäre unglücklich geweſen. Das fühlte ich, das machte ich mir deutlich, trotz meinem Herzen, welches ſo gern darüber hin wollte. Ich ſtand auf, drückte den Schlüſſel auf mein Herz, und ging, zagend, bebend, bleich, durch die Allee der Kirche zu. Als ich aufgeſchloſſen hatte und hineingetreten war, ſchlug die Thür hinter mir polternd zu; und es war mir, als hätte ſich die Thür des Lebens und des Glückes hinter mir verſchloſſen.

Nun ſtand ich an dem Grabe meines Vaters, an der Aſche meiner Mutter. Wenn er, ſagte ich zu mir ſelbſt, hier läge mit geſchloſſenen Augen, mit gefalteten Händen, mit erſtarrtem Herzen, und ich ſollte mit einem Leben voll Grams noch ein Lächeln auf ſeine bleichen Lippen bringen: würde ich mich bedenken? Nein, nein! rief ich jetzt, außer mir, und ſtreckte die Hände in das Grab hinab: nein, mein theurer Vater; ich kann, ich will das Opfer bringen; ich will es gern! Meine Thränen fielen auf den kalten Stein, auf dem ſein Haupt einſt liegen ſoll, und ich wurde ruhiger. Und werde, ſagte ich jetzt mit aufwallender Freude: — werde nicht auch ich einſt hier ruhen? wird dann nicht der bange Traum des Lebens vorüber ſeyn? Und wenn dieſes heiße Herz in Aſche zerfällt: wird mir dann nicht die Freude dieſer Stunde noch übrig bleiben?

Ich kniecte zwiſchen den Gräbern meiner

Eltern, und meine Bruſt hob ſich frei, ohne Schmerz. Endlich ſtand ich auf, und kehrte ruhig nach Hauſe zurück. An der Ecke des Boskets blieb ich noch einmal ſtehen, und fühlte die ganze Stärke meiner Liebe, aber auch die Heiligkeit meiner Pflicht. Ich verſchloß mich, um erſt den Taumel des Enthuſiasmus vorübergehen zu laſſen, in mein Cabinet. Hier überlegte ich ruhiger, und fand jetzt alles ſchwerer, drückender, aber — nichts abzuändern. Endlich ging ich zu meinem Vater hinauf; und ach! Luiſe, hier wurde ich belohnt. Hätteſt du doch geſehen, wie mein Vater ſich freuete, wie beſorgt er fragte, ob mir auch ſein Glück nicht etwas koſtete, und wie er mich ſegnete; dann würdeſt du es natürlich finden, daß ich ihm mit wirklicher Ruhe und Zufriedenheit ſagte: ja, Droſte ſoll meine Hand bekommen. Mein Vater wollte ſogleich fort, um Droſten zu rufen; er wollte aber auch noch länger bei mir bleiben, um mir wiederholt zu ſagen, wie lieb er mich hätte. Ich würde ſogar, wenn es ſein Wille geweſen wäre, mit ihm zu Droſten hinübergegangen ſeyn. „Schade!“ rief mein Vater endlich, und zeigte auf das Fenſter; „da reitet er hin!“ Ach, ich konnte mich nicht enthalten, ihm mit ängſtlichen Blicken nachzuſehen. Mein Vater umarmte mich, und wir verließen einander mit liebenden Herzen.

Nach einer Stunde kam mein Vater auf mein Zimmer. „Höre, liebes Kind,“ ſagte er mit erhöheter Zärtlichkeit; „du haſt den theuerſten Wunſch meines Lebens erfüllt. Jetzt thu mir noch Einen Gefallen. Laß Droſten fürs erſte nichts merken. Nicht deine kindliche Liebe zu mir muß ihm deine Hand geben, ſondern deine Liebe zu ihm ſelbſt.“

Er war bei dieſen Worten verlegen, und ſchien ſogar etwas ängſtlich, als ob er beſorgte, daß ich mein Wort zurücknehmen könnte. Ich reichte ihm lächelnd die Hand, und ſagte, ſo zufrieden als ich konnte: „Droſte wird mein Mann! Jetzt lächelte er aufs neue ſehr freundlich. „Aber ſagen wollen wir ihm noch nichts,“ wiederholte er noch einmal; „ich habe meine Abſichten dabei.“

Und welche? O Luiſe, die väterlichſten,

die gütigſten von der Welt. Er will mir Zeit laſſen, meinen Entſchluß zu ändern. Aber mein Loos iſt entſchieden: Droſte bekommt meine Hand. Ich werde glücklich ſeyn; gewiß, das werde ich.

11.

Maienberg.

Ich bin in einer ſchmerzlichen Unruhe, liebe Luiſe. Mein Vater iſt gegen den unglücklichen Alten eingenommen, und — ich zittre, das niederzuſchreiben — durch Droſten! Es iſt ſo; ja, es iſt ſo! Droſte ſprach mit einer Art von Empfindlichkeit über den Hochmuth des Bienenvaters und ſeines Sohnes. Er äußerte Mißtrauen gegen den Charakter der beiden Unglücklichen. Mein Vater, der ſonſt geſehen hatte, mit welcher Theilnahme ſich Droſte für Beide intereſſirte, glaubt ihm, wird ebenfalls mißtrauiſch, und läßt ſich gegen ſie einnehmen. — In dieſer Unterredung ließ Droſte zuweilen eine ſo gereizte Empfindlichkeit gegen Vater und Sohn hervorblicken, und das Geſpräch nahm zuletzt eine ſo ſeltſame Wendung, daß ich mich noch jetzt nicht von einer ſchmerzlichen Unruhe erholen kann. — Der Unglückliche iſt mißtrauiſch, und darum ſcheint er gewöhnlich ſtolz, ſagte ich, als Droſte mir eine Unterredung zwiſchen ihm und den Unbekannten erzählt hatte. Ich äußerte meine Gedanken, wie Beiden geholfen werden könnte. Droſte lächelte empfindlich, und ſagte in einem ſchneidenden Tone: Sie trauen mir doch wohl zu, liebe Eva, daß ich dieſe Menſchen zu behandeln verſtehe? Ich habe ihnen Hülfe angetragen; ſie wollen aber keine. Glauben Sie mir, dieſe Leute ſind ſtolzer, als unglücklich.

Ich erwiederte ganz ehrlich, ohne etwas Anderes dabei zu denken: ich kenne dieſe Unglücklichen, und ich hoffe, ſie werden nicht auch meine Hand, die ihnen helfen will, von ſich ſtoßen. Er ſah mich ſcharf an, und ſagte heftiger als gewöhnlich: ich hoffe, es wird mir überlaſſen bleiben, das Werk zu vollenden. Sie ſind unglücklich, bedürfen Hülfe, und werden ſie endlich annehmen.

Und wenn ſie nun die Hülfe von Ihnen nicht wollen? fragte ich ruhig.

Er erröthete, und ſagte kalt: das hieße Verachtung; und Eva würde nicht wollen, daß man mich verachtend behandelte.

Ach, Luiſe! ich erſchrak über dieſe Antwort. — Jetzt erzählte ich ihm, wie genau ich mit Beiden bekannt wäre, und ſetzte ihm auseinander, wie ich glaubte, daß man ihnen helfen könnte. Er wurde augenſcheinlich empfindlicher, und ein Paar Aeußerungen, die der Ton ſeiner Stimme ſehr hart machte, verriethen, daß die beiden Unglücklichen nur durch ihn, oder gar nicht, unterſtützt werden ſollten. Mich dünkt, ſagte er zuletzt nachdenkend: Sie haben ſo viel gethan, daß Sie hier ſtehen bleiben müſſen. Ihr Geſchlecht verbietet Ihnen, weiter zu gehen. Bei den letzteren Worten äußerte er Unruhe, und ich — fühlte etwas Widriges in meiner Seele.

Mein Vater war auf meine Bitte entſchloſſen, den beiden Willens nach meinem

Plane zu helfen; doch auch jetzt drang Droſte darauf, daß es ihm überlaſſen werden möchte, den Plan auszuführen. Ich wurde empfindlich, und ſagte: nach der Unterredung, die Sie mit Vater und Sohn gehabt haben, iſt es wahrſcheinlich, daß der Plan dann mißlingen würde; und — es ſind Unglückliche!

Es iſt doch, erwiederte Droſte kalt, in der That ſehr anmaßend, wenn der Unglückliche ſagt: der ſoll mir helfen, kein Andrer. Und Sie, Eva — alle Anmaßung iſt Ihnen verhaßt; und dieſe vertheidigen Sie? — Ich will den Unglücklichen helfen, weiter nichts! antwortete ich, in der That verdrießlich.

Mein Vater ſah uns Beide wechſelsweiſe an, und ſchwieg; aber dennoch mochte er ſeinem Liebling nicht Unrecht geben. Verſtehſt du das? Ich wagte kaum zu ahnen, was ich hätte denken ſollen, und was ich eine Stunde nach dieſer Unterredung mit Gewißheit wußte. Der alte Wille begegnete mir im hintern Boskel, wohin er ſonſt nie kommt, und redete mich an. Er gab ſich Mühe, das Geſpräch irgend wohin zu leiten, und eben deswegen hätte ich es gern geendigt. Auf einmal ergriff er aber meine Hand, und ſagte: liebſte Mamſell, Sie haben die Sorge für unſer Wohl einem Manne übergeben, der . . . der . . ." — (Er ſuchte nach einem milden Ausdrucke) — „der wenigſtens nicht ein ſo ſanftes Herz hat, wie Sie, um der Freund zweier Unglücklichen ſeyn zu können. Wir bitten Sie um die letzte Wohlthat: befreien Sie uns von den harten Anerbietungen des Herrn Droſte." — Harte? fragte ich. Wie ſo? hart! — „Sie wundern Sich, daß ein Mann, den das Schickſal ſo hart, wie mich, behandelte, noch außerdem etwas hart nennen kann; aber Herr Droſte war hart: freilich wohl ſo edel wie Sie, nur nicht gütig. Verzeihen Sie, Mamſell. Aber ich habe nie Wohlthaten verlangt, auch nicht von Ihnen. Was Sie uns freiwillig gaben, und wir gern annahmen, war Wohlwollen, Mitleiden.

Er wollte fortfahren; ich fiel ihm aber in die Rede. Herr Droſte . . . ich muß geſtehen, lieber Herr Wille, Sie ſetzen mich in Erſtaunen . . . — er iſt ein ſo edler, menſchlicher Mann, daß wohl nur das Uebermaß Ihrer eignen Empfindlichkeit ...

„Bei Gott, nein! Es iſt wahr, er ſuchte mich auf, er bot mir Hülfe an, und auf eine ſo menſchliche, ſo gütige Weiſe, ſo fein gewandt, ſo künſtlich möchte ich ſagen, daß, wenn ich Wohlthaten brauchte, ich ſie von ihm gern angenommen hätte. Es ſchien, als ob er uns in unſerm Unglücke ehrwürdig fände, als ob er ein alter Freund wäre, der nur eine Schuld an uns bezahlen wollte."

Es ſchien? es ſchien? Herr Droſte that das wirklich; ich kenne den Mann.

Dann vergebe mir der Himmel meinen Verdacht! Nun wohl! er that es alſo. Ich ſchlug die Hülfe aus, weil ich ſie gewiß nicht brauche. Er ehrte meine abſchlägige Antwort, und ſchwieg davon, drängte ſich aber nun an mein Herz. Sie, liebe Mamſell, haben ihm wohl etwas von meiner ehemaligen menſchenfeindlichen Stimmung entdeckt. Es ſchien mir ſo, und ich ſagte ihm das; er behauptete aber, er hätte mich errathen. Das war nicht möglich. Ich ſagte ihm das auch, und wirklich mit Vertrauen, weil mir ſeine Herzlichkeit gefiel. Er ſchien das übel zu nehmen. Jetzt kam mein Sohn dazu. Herr Droſte drang aufs neue in uns, daß wir ihm unſer Schickſal anvertrauen ſollten; und dabei redete er von ſeinem Vermögen, als ob Armuth unſer Elend wäre. Ja, Mamſell, das reitzte mich. Mein Sohn, der das ſchwache Herz ſeines Vaters kennt, bat Herrn Droſte, meiner zu ſchonen. Das alles erhitzte unſer Geſpräch. Er fing an mir zu mißfallen; denn er gab ſich (obgleich mit aller möglichen Schonung und Feinheit der Kunſt) ein herriſches Anſehn über uns Beide, und belehrte meinen Sohn ſogar, wie er mich behandeln ſollte. Ich umfaßte meinen Philipp, legte meinen Kopf an ſein edles Herz, und mußte doch ein wenig lächeln. Das machte Herrn Droſte empfindlich: wenigſtens ſchien es ſo; denn er verließ uns mit der beſtimmten Verſicherung, die beinahe wie eine Drohung klang: er ſey hier Herr, und nur auf ihn allein könnten und ſollten wir rechnen.

Nachher verſuchte er es aufs neue, mir

ſeine Hülfe aufzudringen, die ich aber nur noch kälter ausſchlug. Er machte mir ſogar auf eine verſteckte Weiſe Vorwürfe wegen meines Stolzes. Das reizte mich immer mehr, und in dieſer Stimmung bat ich ihn endlich, mich in Ruhe zu laſſen. Bei dieſen Worten verbeugte er ſich kalt, ich möchte beinahe ſagen ſpöttiſch lächelnd, und ging. Heute nun — erſt vor wenigen Minuten iſt er von mir weggegangen — heute drängte er ſich mit der alten Güte und Herzlichkeit wieder an mich. Aber ſein ſo ſcharf beobachtender Blick, den er bald auf mich, bald auf meinen Sohn heftete . . . Er ſprach zwar Anfangs nur von gleichgültigen Dingen; dann . . ." —

Wovon? fragte ich lebhaft und unbeſonnen. Droſten iſt wohl nichts gleichgültig.

Der Greis fuhr ruhig fort: „er erzählte uns von Ihnen, und von Ihrer Geſinnung gegen uns; dann fragte er nach kleinen Begebenheiten, die er nur von Ihnen wiſſen konnte, und ſo weiter. Endlich aber bot er uns aufs neue Hülfe an, und zwar ſo ungeſtüm, als ob er eine Wette darauf eingegangen wäre, uns zu helfen. Ich erklärte ihm ſehr beſtimmt, daß ich nichts brauchte, als Ruhe und Verborgenheit. Er ſah mich ſcharf an, und ſagte ſpitz, — ich kann mir nicht helfen, liebe Mamſell, es muß heraus — er ſagte mit einem lauernden Lächeln:" (o, Luiſe, ich kenne dieſes Lächeln!) — „eben um dieſer Verborgenheit willen, deren Sie und Ihr Sohn ſo ſehr bedürfen, könnten Ihnen vielleicht auch Freunde nöthig ſeyn, welche dieſe Verborgenheit ſchützten; und dazu biete ich Ihnen meine Dienſte an. Ich verſtand das nicht, und ſah ihm fragend in die Augen. Nun ſagte er höchſt gewunden und räthſelhaft etwas, das einer Vermuthung ähnlich ſah, als ob wir uns der forſchenden Gerechtigkeit verbürgen. — Mein Herr, ſagte mein Sohn etwas heftig; dieſer Verdacht beleidigt mehr Sie, als uns. Sind wir, wofür Sie uns zu halten ſcheinen, Verbrecher, ſo müſſen Sie ſelbſt ſeyn, wofür Sie uns halten, um uns Schutz anzubieten. — Das traf mein Herz, Sie wiſſen nicht, Mamſell, warum. Ich ſtand auf, und ſagte: von jetzt an, mein Herr, verbitte ich jede Zudringlichkeit, ſie habe welchen Vorwand ſie wolle. Er erwiederte ſtolz: ich verzeihe Ihrem Unglücke; aber ſobald Sie eines Freundes bedürfen, ſo fordern Sie. Alles was ich habe, was ich vermag (und das iſt viel), ſteht Ihnen zu Dienſte. Ich habe doppelten Beruf, Ihr Freund zu ſeyn: Einmal den Auftrag der Mamſell Hädike, die als Mädchen freilich Anſtand nehmen muß, Ihnen zu viele Freundſchaft zu zeigen; und dann meine eigene Liebe für Sie Beide. — Er verließ uns, und wir waren erſtaunt über ſeine Faſſung, ſeine Schonung, und zugleich über die ſtolze Härte, mit der er uns behandelt hatte. Liebe Mamſell, ich bitte Sie noch einmal, befreien Sie uns von den Beſuchen dieſes Mannes."

Das iſt meine Unterredung mit dem Alten. Ich habe ſeine eigenen Worte zu wiederholen geſucht, und mich zwingen müſſen, die Anmerkungen, die ſich mir aufdrängten, wegzulaſſen, um dein Urtheil nicht zu beſtechen. Ich bitte dich, Luiſe, antworte mir bald, und ſchreib mir recht ausführlich, was du dazu denkſt. Deine Eva.

12.

12.

Maienberg.

O Recht, Luiſe! du haſt ſeinen Charakter getroffen: Hochmuth. Er iſt ein edler Menſch; aber er will edler ſcheinen, als er iſt, und nun wird er niedrig: er will alles ſeyn, und nun bleibt er nicht einmal das, was er ſeyn könnte. Niemand ſoll zweifeln, daß er über Alles erhaben iſt, niemand ſoll ihm widerſprechen, niemand ihn hindern, ſeine Rolle zu ſpielen; und dieſe Rolle iſt — Herr Leſſ** in Sophiens Reiſe. Wie ich darauf komme? Sehr natürlich. Ich habe Sophiens Reiſe verliehen, und will etwas darin nachſehen. Auch Droſte hat das Buch. Ich hole es mir, und finde Stellen darin unterſtrichen, Bemerkungen beigeſchrieben, die mir zeigen, daß Leſſ** ſein Held, und das Original iſt, welches er kopirt.

Nun iſt mir alles klar, ſein geheimnißvolles Weſen, ſeine Sucht unbemerkt den Reichen zu ſpielen, ſogar ſeine Neigung mit der öffentlichen Poſt zu reiſen. Er hat — ich habe das ganz zufällig erfahren — einen prächtigen Ring gekauft (ſogar, was ich dir anvertraue, halb geborgt), den er nur auf Reiſen trägt. Er ſpielt nie; aber er iſt unzufrieden, wenn man das nicht bemerkt. Er trinkt bei Tiſche nur Ein Glas Wein; aber er macht das geltend. Und ſieh! er liebt mich; aber er will nur aus Großmuth, aus Mitleiden meine Liebe mit ſeiner Hand belohnen.

O, Luiſe, wie ſehr dank' ich meinem Vater jetzt für ſeine Behutſamkeit, daß er Droſten mein Verſprechen, die Seinige zu werden, noch verſchwiegen hat! Sieh, Droſte verſprach, meinem Vater und mir das Herz des unglücklichen Alten zu gewinnen. Es gelingt nicht; man weiſt ihn ab, weil er auch hier nur eine Rolle ſpielt. Ach, wäre er mit ſeinen thränenvollen Augen zu dem Alten gegangen; er hätte deſſen Herz gewonnen, wie er das meinige halb damit gewann. Aber — die Unglücklichen ſollen nicht glücklich werden; ſie ſollen fühlen, daß Er ſie glücklich macht. Das mißlingt, und er wird empfindlich. Es ſoll gelingen; und da es nicht gelingt, ſo möchte er lieber die Unglücklichen anfeinden. Das, das iſt der ſchreckliche Hochmuth.

O Gott, Luiſe! Droſte hat mich am Geburtstage meines Vaters mit dem jungen Wille reden ſehen; dieſer hat es mir entdeckt. Er verſchwieg noch mehr, als er ſagte; ich verſtand ihn aber nur zu gut. Ich wollte Ihnen, hob er ruhig an, noch einmal für die Güte danken, deren ſie meinen Vater gewürdigt haben. Wir verlaſſen Maienberg. Es ſcheint, als ſollte mein Vater die Ruhe noch nicht finden, die ihm ſo nöthig iſt. — Ich erwiederte feſt und eifrig: nein, Herr Wille! ſagen Sie Ihrem Vater, er ſoll hier die Ruhe finden, die er braucht. Ich bitte, verlaſſen Sie Maienberg nicht. Gewiß, es ſoll Sie niemand weiter beunruhigen; niemand! Ich ſtehe Ihnen dafür. — „Sie ſind ſehr gütig,“ antwortete er gerührt. „Aber,“ ſetzte er mit niedergeſchlagenen Augen hinzu; „wenn unſer Aufenthalt in Maienberg Ihre Zufriedenheit nur eine Minute lang ſtören ſollte, ſo koſtete er bei weitem zu viel. Erlauben Sie, daß wir uns entfernen.“ — Meine Zufriedenheit? fragte ich verwundert: meine? Ich verſtehe Sie nicht.

Er ſah mich an. „Nun, ſo doch,“ fuhr er ſchnell fort, „vielleicht die Zufriedenheit eines Andern, Ihres Vaters. Er wünſcht unſre Abreiſe.“

Mein Vater? fragte ich noch erſtaunter. Herr Wille, wie Sie auch zu dieſer Meinung gekommen ſeyn mögen, ſie iſt grundfalſch. Mein Vater wünſcht nichts als Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit. Oder wollen Sie dieſe Verſicherung lieber von ihm ſelbſt auf das allerbeſtimmteſte hören? Wenn Sie irgend einen Werth auf meine Freundſchaft legen (ſagte ich mit einiger Hitze; denn ich ahnete Droſtens Geiſt), ſo bleiben Sie. Noch einmal: Sie ſollen nicht wieder geſtört werden; das verſpreche ich Ihnen. Sie ſind in dem ſeltſamſten Irrthume; ich bitte Sie aber, ihn mir nicht aufzuhellen. Verſprechen Sie mir nur, zu bleiben.

Er ſeufzte, und verſprach das, mit der Bedingung: wenn ſein Vater wollte. Sobald ich zu Hauſe kam, ſagte ich Droſten ſehr ernſt: es ſey mein und gewiß auch meines Vaters Wunſch, daß die beiden Willens hier ruhig leben ſollten. Ich bäte ihn alſo, ſich auf keine Weiſe mehr um dieſe Leute zu bekümmern, die nun einmal kein Vertrauen zu ihm hätten. Jetzt wurde er zum erſten Male verlegen, und dann augenſcheinlich unruhig. Er erzählte mir, was er gethan hätte; und ich hörte ihn ruhig an. In der That, Luiſe, er erzählte ſo ziemlich die Wahrheit, und ſchrieb es ſehr natürlich ſich zu, daß die Willens mißtrauiſch gegen ihn wären. Als ich ihm ſagte, daß der Alte Maienberg hätte verlaſſen wollen, war er wirklich gerührt. Dieſe Rührung verſöhnte mich mit ihm. Uebrigens blickte aus ſeiner Unruhe, ſogar aus ſeinen, freilich mit großer Feinheit gethanen, Fragen, Eiferſucht hervor, die ich auch ſogleich vermuthet hatte. Ich ſagte ihm endlich: die Willens ſtänden in dem Irrthume, als ob mein Vater ihre Entfernung aus Maienberg wünſchte.

Er beſann ſich, und ſagte betrübt, wieder mit vieler Natur: „auch daran bin ich vielleicht Schuld; das fürchte ich, in der That das fürchte ich.“ Auf welche Weiſe? fragte ich. Er nahm meine Hand, küßte ſie, und antwortete: „wird die gütige Eva mir erlauben, davon zu ſchweigen? nur um nicht geſtehen zu dürfen, wie verkehrt ich in dieſem Falle handelte.“ O, Luiſe, du hätteſt ſein Geſicht ſehen ſollen, wie es von Schamröthe brannte, und wie ſich Betrübniß mit Reue darin miſchte: du würdeſt ihm vergeben haben, wie ich. Ich lächelte, drohete ihm ſcherzhaft mit dem Finger, und ging in mein Cabinet.

Jetzt ſcheint mir die Sache nicht mehr ſo unſchuldig; ich wende aber meine Augen davon ab. Und darf man denn der Eiferſucht, und zwar der Eiferſucht dieſes ſtolzen Mannes, nicht viel verzeihen? muß man ihr nicht viel verzeihen? Ich hatte Droſten meinen Umgang mit den Willens erzählt, und war dabei warm geworden: kann mein Herz ſich nicht mit einem Zuge verrathen haben? Er ſieht mich an dem Geburtstage meines Vaters mit dem jungen Wille ſprechen. So kurz dieſe Unterredung auch war, und ob er uns gleich nicht hörte, ſo konnte doch das, was er ſah, den Verdacht, den er vielleicht ſchon hatte, nicht vertreiben.

Und noch mehr! — würde mein Vater nicht ſagen: vergieb ihm Eva, weil er dich liebt; vergieb ihm, weil ich ihn liebe? Und hätte ich darauf eine andere Antwort, als die: ich will es? Und ſchlug nicht mein eignes Herz in den heißeſten Schmerzen, als der unglückliche Jüngling ſagte: wir verlaſſen Maienberg? War es von mir recht, daß ich ihn bat zu bleiben? war es recht, daß ich...— O Luiſe, ich vergebe Droſten, um mir ſelbſt vergeben zu können; ob ich gleich in dem Augenblicke, da ich Willen zu bleiben bat, nichts in ihm ſah, als den Unglücklichen, den eine harte Menſchenhand aufs neue in den Sturm des Unglücks hinaus ſtoßen wollte. Ich wünſchte, ſie wären glücklich und froh! Ja, das wünſchte ich.

13.

Maienberg.

Die Unglücklichen! Ach, mein Herz iſt ſchmerzhaft zerriſſen, liebſte Luiſe! Noch klopft es ungeſtüm, noch beben meine Hände. Sie heißen nicht Wille; ſie heißen Rannberg, und Beide ſind — meine Hand zittert, das Wort niederzuſchreiben — Böſewichter. Traure mit mir, Luiſe! Sie haben ein ſchreckliches Verbrechen begangen, und als Landesverräther Beide in ſchändlichen Ketten geſeſſen; ſie ſind dem Schwerte der Gerechtigkeit entflohen. O ſchrecklich! ſchrecklich! Ich warf mich athemlos, ganz außer mir, meinem Vater zu Füßen. Man trug mich auf mein Bett. — Dieſe Zeilen ſind das Erſte, was ich wieder denken oder thun kann. O Luiſe, Luiſe! beklage die Unglücklichen mit mir. Ach, wie gern möchte ich ihnen, um ſie zu tröſten, zurufen: ich halte euch für unſchuldig! O, ſie ſollen fliehen, bis an das Ende der Erde. Mein Vater wird ihnen Geld geben. Die

Unglücklichen! Nein, ich kann nie wieder ruhig werden.“ Leb wohl.

14.

Maienberg.

Kann ich dir denn endlich erzählen, liebe Luiſe? Bis jetzt habe ich mein Zimmer nicht verlaſſen, und noch immer ſeh' ich, wohin ich blicke, Geſtalten des Schreckens. Ach, ich fürchte mich, einem der beiden Unglücklichen zu begegnen, als wäre ich ſtrafbar, und als wären ſie unſchuldig. Noch wiſſen ſie nicht, daß wir ihr Verbrechen und ihr Unglück kennen. Niemand weiß es, als mein Vater, Droſte und ich. Und ich! ich! Luiſe!

Das kummervolle, blaſſe Geſicht, womit der junge Nannberg Abſchied von mir nahm, hatte mich tief gerührt. Ich war ſchwächer, als ich zu ſeyn glaubte. Aber ganz lag die Schuld nicht an mir; nein, Luiſe, nicht ganz. Jetzt nahm ſich ja auf der ganzen Erde, außer mir, niemand der Unglücklichen an, und ich hörte, der junge Rannberg ſey krank. Ich widerſtand meinem Herzen lange; doch endlich ging ich wieder in die Akazien-Allee. Da kamen ſie gegangen; und jetzt führte der ſchwache Greis den noch ſchwächeren Jüngling.

Als er mich erblickte, goß ſich eine hohe Röthe über ſein bleiches Geſicht. Ich näherte mich zitternd. Er ſtreckte mir — was er noch nie gewagt hatte — die bebende Hand entgegen, und mit einem Blicke, o! mit einem Blicke, worin die heißeſte Liebe mit der ſtärkſten Verzweiflung kämpfte.

Ich reichte ihm meine Hand. Der Vater wendete ſeinen Blick in die Wolken, und dann trübe, ſorgend, wieder auf das Geſicht des Sohnes, als vergäße er über deſſen Elend ſein eignes. Niemand von uns ſprach ein Wort. Ich war innerlich erſchüttert, ſammelte aber alle meine Stärke, um ruhig zu ſcheinen. Er hielt meine Hand feſt, beugte ſein Geſicht darauf nieder, und fragte in dieſer Stellung leiſe: Sie ſind Braut? Seine Hände zitterten bei dieſer Frage heftig; er hielt aber ſein Geſicht nieder, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Woher, Luiſe, nahm ich bei dieſer heftigen Bewegung meines ganzen Weſens die Stärke, Ja zu antworten? Ich that es. Nun legte er die brennenden Lippen ſanft auf meine Hand, richtete ſich dann auf, ſah mich mit dem entzückten Blicke eines Sterbenden an, und ſagte: o, ſeyn Sie glücklich!

Ich hielt mein Tuch vor die Augen, aus denen gewaltſam Thränen hervorſtrömten. Als ich die Hand wieder ſinken ließ, ſah ich, daß Droſte ſeitwärts vorübergegangen, und daß ich allein war. Ich ging traurig nach Hauſe. Droſtens Betragen verrieth Unruhe, und er bemühete ſich, ſie zu verbergen. Er verließ das Zimmer früher als gewöhnlich. Ach, ich fühlte mein Unrecht gegen ihn, und bat meinen Vater noch denſelben Abend, er möchte mich in die Stadt zurückkehren laſſen. Er verſprach es mir, und nun wurde ich ruhiger. Ich blieb zu Hauſe, und nahm mir vor, den jungen Ramberg nicht wieder zu ſehen.

Ungefähr acht Tage ſpäter bekam Droſte, als wir eben zuſammen Thee tranken, einen Brief. Er brach ihn ſogleich auf, wurde unruhig, ſteckte den Brief ein, zog ihn wieder hervor, ging im Zimmer auf und nieder, rieb ſich die Stirn, und war, mit Einem Worte, in der augenſcheinlichſten Aengſtlichkeit. Endlich reichte er meinem Vater den Brief hin. Mein Vater las, wurde bleich, las wieder, legte den Brief auf den Tiſch, wollte ſich faſſen, und zerbrach in dem Verdruſſe, der ihn überraſcht hatte, ſeine Pfeife. Ich fragte ihn endlich. Er antwortete mit gerunzelter Stirn: „die beiden Willens ſind — Gott vergebe ihnen und uns Allen! — ein Paar Böſewichter." Ich ſprang auf, und warf einen Blick auf Droſten. Droſte ſah mich ſtarr an, trat mit einer wehmüthigen Freimüthigkeit auf mich zu, und ſagte betrübt: habe ich dieſen Blick eines entehrenden Verdachtes verdienen können, ſo war Ihre bisherige Freundſchaft für mich eine unverzeihliche Schwäche Ihrer Güte.

Er reichte mir den Brief, und ich fand das Verbrechen der beiden Unglücklichen in einer Beilage, welche die ſicherſte Auterität hatte, beſtätigt. In dem Briefe warnte man meinen Vater nur, ſich mit den beiden Verbrechern nicht einzulaſſen, und gab ihm ſogar einen Wink, ihnen zur Flucht zu rathen. Ich wurde blaß, fiel bebend meinem Vater um den Hals, beſchwor ihn, die Unglücklichen zu retten, und bat ihn, ſo wie auch Droſten, ihnen zu verſchweigen, daß wir ihr Verbrechen kennten. Es war eine Scene der heftigſten Unruhe. Ach, die Liebe, die jetzt flammend emporſchlug, in dem furchtbarſten Kampfe mit dem Abſcheue vor ihrem Verbrechen — ich erlag darunter. Man trug mich auf mein Zimmer, in mein Bett. Ich war, glaube ich, ſehr krank.

Bis jetzt wiſſen ſie nicht, daß wir ſie kennen. Droſte meint, man müſſe es ihnen ſagen. Mein Vater ſchweigt; er iſt aber insgeheim gegen ſie erbittert. Nur Droſte nimmt ſich jetzt ihrer an. Sie müſſen fort, meint er; und eine Stimme in meinem Inneren ruft: ſie müſſen fort! Sie ſind hier nicht ſicher, Luiſe; ſie müſſen fort!

Mein Vater meint, ich ſoll es ihnen ankündigen, daß man ihren Aufenthalt weiß, daß wir ſie kennen. O Gott, Luiſe! werde ich dazu Stärke genug haben? Droſte erbietet ſich, das Geſchäft zu übernehmen; mein Vater dringt aber darauf, ich ſoll es thun, und wenn ich mich weigere, ſo will er es ſelbſt. Droſten hat er ausdrücklich verboten, die beiden Verlaſſenen zu ſehen, und das that er mit einer verdrießlichen Kälte, die er gegen Droſten noch nie gezeigt hat. Als dieſer hinaus war, faßte mein Vater mich in ſeine Arme, benetzte mein Geſicht mit Thränen, und ſagte ſchluchzend: „ach mein armes, armes Kind!“ Was iſt das, Luiſe? „Sag du Ihnen,“ ſetzte er dann hinzu, „daß ſie Maienberg verlaſſen müſſen. Ob ſie ſo ſchuldig ſind, als wir glauben, kann ich nicht entſcheiden; aber ſicher ſind ſie hier nicht, und alſo müſſen ſie fort. Hier, das gieb ihnen, mein Kind.“ Er legte eine ſchwere Rolle Geld auf den Tiſch. „Habe Muth!“ ſagte er noch, höchſt bewegt, und wollte nun gehen.

Sie ſind nicht ſchuldig? fragte ich lebhaft, und fiel meinem Vater freudig um den Hals.

„Ich zweifle, daß ſie ſchuldig ſind, liebe Eva; aber ihre Freiheit, ihr Leben ſogar, iſt in Gefahr. Sie müſſen fort.“

Mein Vater, ſagte ich jetzt zitternd; ich kann ſie nicht wieder ſehen, wenn ſie unſchuldig ſind. Ueberlaſſen Sie die Sache Droſten, ich bitte Sie. Er ſchüttelte den Kopf, und ſagte bedeutend: „Droſten nicht, wenn ſie unſchuldig ſind. Für den gehört das Geſchäft nicht. Aber es iſt wahr, auch für dich nicht, meine gute Eva. So überlaß es denn mir. Faſſe Muth! Der Menſch iſt zu Thränen geboren. Und deine Thränen“ — ſagte er, halb fragend — „ſind keine Thränen der Schuld!?“ — Nein, mein Vater, erwiederte ich verſichernd; nein, gewiß nicht! — „Dann,“ ſagte er bewegt, „dann wird dein Herz wieder ruhiger werden. Traue mir, Eva! Alle deine Thränen ſollen erſt getrocknet ſeyn, ehe ich dich an die Erfüllung deines Verſprechens erinnere.“

Was war das, Luiſe? Was weiß mein Vater? Iſt es nicht, als ob er meine unglückliche Leidenſchaft kennte? Aber ſey es. Mein

Verſprechen werde ich halten. Schuldig oder nicht ſchuldig — ich will die Rannbergs nicht wieder ſehen.

15.

Luiſe an Eva.

Gott gebe, liebſte Eva, daß dieſer Brief, den dir eine Eſtafette bringt, noch früh genug ankommt, um die Abreiſe der Rannbergs zu verhüten! Sie ſind unſchuldig, die beiden edelſten Männer, welche die Erde trägt. Mein Mann iſt des jungen Rannbergs vertrauteſter Freund. Er befindet ſich nicht wohl; ſonſt wäre er jezt ſelbſt bei dir, liebſte Eva. Aber er hofft in einigen Tagen von hier abgehen zu können, um in die Arme ſeines edlen, verlornen, unglücklichen Freundes zu eilen. Er bittet deinen Vater, die beiden Rannbergs ja in Maienberg aufzuhalten. Sie ſind völlig ſicher: ihre Unſchuld iſt anerkannt. Mein Mann ſucht jezt die Papiere auf, die ihre Unſchuld erwieſen haben; er hat ſie alle.

Während deſſen will ich dir ſchreiben, wie das kam. Ich habe meinem Manne nie deine Briefe gezeigt, weil er dieſe Art von Vertrauen nicht liebt. Endlich erhalte ich das Billet, worin du mir ſchreibſt, daß die Willens eigentlich Rannberg heißen, daß ſie Landesverräther ſind, und daß ſie in Ketten geſeſſen haben. Der Name Rannberg fiel mir auf; mein Mann hatte ihn oft genannt, und es war mir auch, als hätte er zuweilen von dem unglücklichen Schickſale ſeines Freundes geſprochen. Ich eilte, mit deinem Billet in der Hand, in ſein Zimmer, und fragte ihn: haſt du nicht einen Freund, der Rannberg heißt? Er bejahete. Vater und Sohn? fragte ich weiter. Der Vater ein ſchöner alter Mann? Haben ſie als Landesverräther in Ketten geſeſſen? — Mein Mann richtete ſich in großer Bewegung auf, und rief: mein Gott! weißt du etwas von ihnen, Luiſe? Ich las ihm dein Billet vor. Er wollte ſogleich aus dem Bette, und ich hatte Mühe, ihn zu halten.

Nun kamen Zweifel hinterher. Sind es

auch die rechten? iſt es kein Mißverſtändniß? Da entſchloß ich mich kurz und gut, alle deine Briefe zu holen. Als ich den vierten, den fünften las, rief mein Mann: er iſt es! der unglückliche Vater meines Philipp! ja, es iſt mein Freund, mein edelmüthiger Freund! Sie ſind es! O, daß deine Eva ihn liebte! ſie würde die glücklichſte Frau! — Er klingelte dem Bedienten, ließ eine Eſtafette beſtellen, und bat mich, dir zu ſchreiben.

Von dem Schickſale ſeiner Freunde erzählte er mir Folgendes: Rannberg, ein ſehr reicher Mann, wohnte in * * *. Sein vertrauteſter Freund fiel in den vielleicht halb gerechten Verdacht des Revolutionsgeiſtes, und wurde eingezogen. Rannberg bemühete ſich mit der freundſchaftlichſten Wärme für ſeine Freiheit; und das machte auch ihn verdächtig. Der Angeklagte nützte dieſen Umſtand, ſich ſelbſt zu retten; er wälzte den Verdacht glücklich von ſich ab, und auf den alten Rannberg. Man zog den Greis auf die Ausſage ſeines Anklägers ein, und confrontirte ſie Beide. Der Elende behauptete ſeinem alten Freunde das Geſicht: dieſer hätte Abſichten gehabt, welche der Ruhe des Staats gefährlich wären. Ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden machte dieſe Ausſage höchſt wahrſcheinlich, und bedeutende Feinde, die Rannberg hatte, wußten den Verdacht durch untergeſchobene Papiere noch zu verſtärken. Er wurde für ſchuldig erklärt, zu zehnjährigem Verhaft in Ketten auf einer Feſtung verurtheilt, und ſein Vermögen eingezogen.

Der Verluſt ſeines großen Vermögens, die Feſſeln, die Schande der Strafe waren dem unglücklichen Greiſe nicht ſo ſchmerzhaft, wie die Untreue des Menſchen, den er geliebt, für deſſen Freiheit er ſich verwendet hatte. Ehe man ihn nach der Feſtung abführte, verlangte er, nur noch Einmal ſeinen Ankläger zu ſehen. Er ſah ihm lange ſchweigend in die Augen, und fragte dann: bin ich ſchuldig? Bleich, zitternd von dem Gefühle der innern Schande ſtand ſein Ankläger da. Endlich wiederholte er die Anklage; Rannberg ſank ohnmächtig nieder, und wurde auf die Feſtung gebracht.

Sein Sohn hörte in England, wo er gerade auf ſeiner Reiſe war, das Schickſal ſeines Vaters. Er eilte nach *** zurück, drang zu dem Monarchen, fiel ihm zu Füßen, und bat um eine Durchſicht der Akten, bekam aber eine abſchlägige Antwort. Er reiſte nach der Feſtung, wo ſein Vater gefangen ſaß, und hielt vergebens um Erlaubniß an, ihn zu ſehen. Nun vermiethete er ſich als Knecht bei dem Kerkermeiſter, drang ſo zu ſeinem Vater, und bediente ihn ein Jahr lang als Gefängnißknecht. Mit der Geduld eines Engels ertrug er die unbeſchreibliche Härte ſeines Herrn, richtete ſeinen Vater, der unter der bitterſten Menſchenfeindſchaft erlag, durch ſeine Liebe auf, und arbeitete ein Jahr lang Tag und Nacht mit unbeſchreiblichem Muthe für deſſen Bequemlichkeit. Ohne Geld, ohne Freunde (mein Mann war gerade auf einer großen Reiſe), dem Elende eines dumpfen Gefängniſſes, der Härte des Kerkermeiſters ausgeſetzt, ermüdete er dennoch nicht.

Endlich erkennt man ihn in den Armen ſeines Vaters, an der Ehrerbietung, die er demſelben erweiſt; man mißhandelt ihn, und ſetzt ihn ſelbſt gefangen. Die Frau des Feſtungs-Kommandanten wird durch ſeine kindliche Liebe gerührt, und will ihn befreien; er ſchlägt aber die Freiheit aus, und theilt nun auf ſein flehentliches Bitten das Gefängniß und die Feſſeln mit ſeinem Vater.

Die Gattin des Kommandanten weiß dieſen Beweis von kindlicher Liebe zu der Gemahlin des Fürſten zu bringen. Dieſe nimmt ſich des unglücklichen edlen Sohnes an. Er und ſein Vater werden befreiet, doch unter der Bedingung, auf ewig die Staaten des Fürſten zu räumen. Sie fliehen. Auf der Gränze muß der Sohn dem Vater ſchwören, mit ihm, von allen Menſchen entfernt, ohne allen Umgang, ohne alle Bekanntſchaft, zu leben. Der Sohn ſchreibt den letzten Brief an meinen Mann, und nimmt darin auf ewig von ihm Abſchied. Weiter weiß mein Mann nichts von dem Schickſale der Unglücklichen. Dieſen Brief fand er bei der Rückkehr von ſeiner Reiſe, nebſt einigen andern, die das enthalten, was ich dir geſchrieben habe. Er ſuchte die Unglücklichen vergebens. Wahrſcheinlich ſind ſie von der Gränze nach Maienberg geflohen. Du, meine Eva, biſt die Wohlthäterin der beiden edelſten Menſchen geworden, und hoffentlich wirſt du auch noch die Tugend des edelſten Jünglings belohnen.

Hier ſind nun auch die Akten, die ihre Unſchuld anerkennen. Der Freund des alten Rannberg wurde von Gewiſſensbiſſen, von Gram um Frieden und Geſundheit gebracht, und klagte ſich ſelbſt an. Man ſah den Prozeß des Unglücklichen wieder durch, unterſuchte aufs neue, und widerrief das Urtheil. Indeß das Vermögen der Rannbergs war nun einmal dahin. Sie ſelbſt ließen nichts von ſich hören, obgleich mein Mann eine Aufforderung an ſie in den Zeitungen bekannnt machte. Hier ſind die Briefe des jungen Mannes. Lies, Eva; und du wirſt weinen, und ihn bewundern, wie ich. Ich habe ſie nur flüchtig geleſen, weil ich dir alles ſchnell ſenden wollte. Leb wohl, gute Eva. Deine Hand belohne den edeln Jüngling, und dein Herz ſöhne den Vater wieder mit dem Menſchengeſchlechte aus! Leb wohl. Deine Luiſe.

16.

Maienberg.

Er iſt mein! ich bin glücklich! O Luiſe, wird auch er es ſeyn?

So eben wollte mein Vater zu ihnen gehen, um ihnen anzukündigen, daß ſie aus Maienberg fortmüßten. Ich begleitete ihn die Treppe hinunter, um ihn, den gütigen Mann, zu bitten, daß er noch gütiger ſeyn möchte. Droſte kam gerade aus ſeinem Zimmer. Er ſah die Bewegung, worin ich war, hörte, wohin mein Vater wollte, und warf ſich ihm in die Arme. Sie gehen zu Rannbergs, ſagte er. Ich bitte Sie, theurer Mann, laſſen Sie kein hartes Wort über ihre Lippen kommen. Beide ſind, glaube ich, nur unglücklich, nicht ſchuldig.

Mein Vater blieb ſtehen, ſah Herrn Droſie mit einem ernſten Geſichte an, und fragte endlich: „woher wiſſen Sie das, Droſte?“ Droſte antwortete ſehr bewegt: ich weiß es; ich verſchwieg es nur, weil ich wünſchte, daß die Nannbergs ſich entfernen möchten. — „Warum?“ fragte mein Vater. — Weil ich, antwortete er zitternd, und warf ſich mir zu Füßen: — weil ich Sie, Eva, liebe. — „Liebe?“ fragte mein Vater. „Warum ſprachen Sie nicht? Sie kannten ja meine Geſinnung, und wußten, daß ich dieſe Neigung billigte.“ Droſte legte die Hand an die Stirn, und ſchwieg.

Mein Vater lächelte: „wollen Sie geſtehen, wenn ich errathe? . . . Sie ſchwiegen aus Hochmuth.“ — Droſte verbarg ſein ſchamrothes Geſicht. „Und iſt das ſo mit Nannbergs?“ fragte mein Vater weiter. Ich ſtand wie erſtarret da. Droſte verſicherte: es ſey ſo; ſie wären Beide ganz ſchuldlos; er habe ſichre Nachrichten von ihnen zu bekommen gewußt. — „Sie ſind aufrichtig!“ ſagte mein Vater. „Droſte, Droſte! es hätte übel ablaufen können.“ Nun wendete er ſich zu mir, und ſagte ſehr zärtlich: „Eva, er liebt dich. Die Fehler, die er begangen hat, ſind größer, als du denkſt; allein er iſt aufrichtig. Kannſt du ihm verzeihen? fürs erſte nur verzeihen!“

Ich ſagte etwas, nur um abzukommen; denn jetzt durchſah ich das ganze Gewebe ſeines Hochmuths. Mein Vater zog einen Brief hervor, und gab ihn Droſten. „Hier!“ ſagte er; „ein ander Mal nehmen Sie Ihre Briefe beſſer in Acht! . . . Herr, Sie waren ſo recht gut, wie Sie ſind; warum wollten Sie beſſer ſeyn? Dieſen Brief gaben Sie mir mit unter den Rechnungen . . . Wenn du wüßteſt, Eva, was es ihm koſtet, daß er die beiden Rannbergs für unſchuldig erklärt: du würdeſt ihm um dieſer Großmuth willen ſeine Eitelkeit verzeihen.“ — In der That, Luiſe, ich fühlte ſo etwas.

Wir gingen nun die Treppe hinunter. Auf der Hausflur ſtand ein alter Mann, elend, beinahe bettelhaft, gekleidet. Als Droſte ihn erblickte, verfärbte er ſich ein wenig. Dann aber eilte er auf den Alten zu, nahm ihn in ſeine Arme, vergoß an ſeinem Halſe einen

Strom von Thränen, und nannte ihn einmal über das andere: mein Vater! Die Scene war in der That rührend, und beinahe vergaß ich über dieſen Erguß der kindlichen Liebe ſeine Thorheit. Wir näherten uns dem alten Manne, und wünſchten ihm Glück zu ſeinem Sohne. Mein Vater führte ihn ſogleich in ein kleines Zimmer an der Hausflur; und jetzt bemerkte ich an ihm eine auffallende Kälte. Er ſchickte Droſten mit einem Auftrage weg, und fragte dann deſſen Vater: „aber warum ſo ſchlecht gekleidet? Geht es etwa nicht gut?“

Der Alte zuckte die Achſeln, und ſagte: leider Gottes, ſchlecht genug! Schon ſeit Jahr und Tag habe ich in dem bitterſten Elende gelebt. „Wie?“ fragte mein Vater; und ſo eben öffnete Droſte die Thür. „Wie,“ — ſo wendete er ſich zu dieſem — „wie geht es zu, daß Ihr Vater ſeit einem Jahre ſo hülflos iſt?“ Droſte war wie vom Blitze gerührt. Mein Vater ſah ihn ſcharf an, und ſagte: „ich weiß, Sie haben nichts, Ihren Vater zu unterſtützen. Von mir wollten Sie nichts, und Ihr Gehalt ging für einen prächtigen

Ring, für eine Uhr mit Brillanten drauf. Herr, ein glücklicher, zufriedner Vater: das iſt der beſte Schmuck für einen Sohn." Droſte ſchwieg bleich und bebend. O, vergeben Sie mir nur, mein Vater! rief er jetzt, und warf ſich weinend an des alten Mannes Bruſt. In dieſem Augenblicke meldete ein Bedienter den Bienenvater und ſeinen Sohn. Mein Vater hatte ſich bei ihnen melden laſſen; ſie kamen aber zu ihm. Er ging raſch hinaus, und führte ſie in das untere Zimmer. Droſte hing noch an ſeines Vaters Halſe. Ich ſchlich mich durch die Nebenzimmer hinauf in mein Cabinet.

Ungefähr eine Viertelſtunde nachher erhielt ich dein Paket, Luiſe. Ich las, ich bebte, weinte, ſchrie auf vor Schmerz. Auf einmal ſtürzte ich, außer mir, mit dem Paket in den Händen, in das Zimmer meines Vaters. Leſen Sie! leſen Sie, mein Vater! rief ich. Erſt jetzt erblickte ich die beiden verfolgten edlen Menſchen. Ich ſtand ſchamroth, mit niedergeſchlagenen Augen, da, als mein Vater deinen Brief las. Seine Augen ſchwam-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6
LAFONTAINE,A.H.J. FN. 19608/017

men in Thränen, und bald ſchlug er die Arme um den jungen Rannberg. „Edler, Menſch!“ rief er entzückt: „guter, tugendhafter, edler Sohn! Auch mein Sohn! . . . Eva!“ rief er jetzt mit ſteigendem Entzücken: „ja, deine Hand belohne den edlen Jüngling, und dein Herz ſöhne den Vater wieder mit dem Menſchengeſchlechte aus! . . . Sie liebt dich, mein Sohn!“ ſagte er zu dem jungen Rannberg, und legte nun meine Hand in die ſeinige.

Jetzt ſank mein Geliebter, bleich und beſtürzt, zu meinen Füßen nieder; dann hob er das naſſe Auge zu mir auf. Und ich, Luiſe, ich ſank laut weinend auf ſeine Schulter, in ſeine Arme, an ſein Herz, an ſeine Lippen. Die beiden Väter ſegneten uns, und wir verſanken in unſern Segnungen, in dem Entzücken unſrer Herzen.

Jetzt trat Droſte in das Zimmer, um meinen Oheim zu melden. Gütig ging mein Vater auf ihn zu, und ſagte, auf Rannberg zeigend: „dieſer junge Mann wurde der niedrige Knecht eines Gefangenwärters, und belud ſich mit Ketten, um ſeinen Vater zu tröſten. Eva's Hand belohnt ihn für dieſe kindliche Liebe; Sie, Droſte, werden Sich mit uns freuen, das weiß ich.

Droſtens Augen füllten ſich mit Thränen. Er verbeugte ſich ſtill gegen meinen Vater und gegen mich. Dann ſagte er leiſe: erlauben Sie mir, daß ich auf einige Zeit in die Stadt gehen darf? Mein Vater umarmte ihn ſehr bewegt, und fliſterte ihm etwas zu. Droſte ging, und nun trat mein Oheim herein. „Sieh, Bruder Heinrich!“ rief ihm mein Vater entgegen; „da hab' ich einen Mann für Eva gefunden, und beinahe gerade ſo einen, wie du prophezeiet haſt: dieſen jungen Bauer.“ Der Oheim lächelte, und erſtaunte, als ich mich noch einmal in die Arme meines Geliebten warf.

In einigen Worten erklärte mein Vater das Geheimniß, und mein Oheim ſchloß nun gerührt ſeinen künftigen Neffen in die Arme. Wir gingen hinauf. Mein Vater begleitete etwa nach einer Stunde Droſten, der mit ſeinem Vater abreiſ'te, an den Wagen.

Sie haben vorher noch eine lange Unterredung gehabt. Droſte bleibt bei meinem Vater. Die Sucht den reichen Mann, jenen Grandiſon zu ſpielen, ein Stolz, den bei den edelſten Anlagen die Schmeicheleien ſeiner Freunde und einiger Frauenzimmer nährten, und dem, wie ich ganz richtig vermuthete, Leſſ** Charakter und Grandiſon eine falſche Richtung gaben, verführten ihn zu allen dieſen verächtlichen Handlungen. Er liebte mich, hat er meinem Vater geſtanden, mit großer Leidenſchaft; aber ich ſollte ihm meine Liebe zuerſt geſtehen. Er hatte mich mit Rannbergen bemerkt, und wollte ihn entfernen. Auf dem Vogelherd erfuhr er, wie ich, den Nahmen der Unglücklichen und ihren ehemaligen Aufenthalt. So wurde es ihm leicht, auch ihr Schickſal zu erfahren. Er liebte ſeinen Vater wirklich; allein er vergaß ihn, um ſeine Eitelkeit zu befriedigen. So ſank dieſer im Grunde edle Mann durch eitlen Hochmuth zu Armſeligkeiten hinunter. Er verlor meine Hand, und die Achtung meines Vaters, weil er immer mehr ſcheinen wollte, als er war.

Selbſt Schulden hat er gemacht, um ſeinen Aufwand zu beſtreiten, weil ſein Hochmuth ihm nicht erlaubte, etwas von meinem Vater anzunehmen.

Er konnte, ſagte mein Vater, ein ſo guter Sohn ſeyn, wie Rannberg, ein edler Menſch, ein tugendhafter Gatte, ein aufrichtiger Freund, ein geehrter Bürger; und er war von dem allen nichts, weil ihn der Teufel des Hochmuths plagte. Ich bedaure ihn; denn was mag er jetzt empfinden, da er ſich ſo auf einmal von ſeiner Höhe herabgeſtürzt ſieht!

Hier ſende ich dir einen Brief von meinem Rannberg an deinen Mann. Leb wohl, Luiſe! leb wohl! Deine glückliche Eva.

N. S. Droſte hat meinem Vater aus der Stadt ewig Lebewohl geſagt. Mein Vater lächelte. „Lies das!" ſagte er: „Es iſt ein guter Junge, und Noth ſoll er nicht leiden." Der Brief enthielt ein aufrichtiges Geſtändniß ſeiner Thorheiten; aber er war zu künſtlich, zu gewunden, als daß ich jetzt ſchon an eine

Beſſerung glauben könnte. Was heilt ſchwerer, als Hochmuth!

Leb wohl! Gott ſegne dich und deinen edlen Mann! Noch immer leſe ich die Briefe meines Geliebten aufs neue, und meine Augen werden jedes Mal dabei naß. O, mit welcher Empfindung würde der an dem Grabe ſeines Vaters ſtehen! Aber auch ich darf mich dem Grabe meines Vaters kühn nahen. Deine Eva.

XVI.

Die Wirkungen der ſelbſtſüchtigen Grundſätze.

Die
Wirkungen der ſelbſtſüchtigen Grundſätze.

Neuelle d'Agaſſau, ein ſehr reicher, junger Edelmann, war durch den Tod ſeiner Eltern früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menſchen, dem Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden eines Vornehmen und Reichen galten. Von dieſem wurde er zu Paris früh in die Welt geführt; und der Anblick von Verbrechen aller Art, die er begehen ſah, der Leichtſinn, den faſt alle Großen gegen die Sittlichkeit zeigten, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und cultivirten Knaben ſagte, verſchlimmerten ſein Herz in einem hohen Grade. Die Bekanntſchaften, welche er als Jüngling machte, vollendeten ſein Verderben. Er nahm ſehr früh das Syſtem der Pariſiſchen Welt an: „nur für ſich und für ſein Vergnügen zu leben;“ und ſein feiner Kopf ſuchte ſich dieſen Grundſatz als das einzig wahre Syſtem des menſchlichen Daſeyns zu erweiſen.

Der junge Rouelle war ein Philoſoph auf ſeine Weiſe. „Vergnügen,“ ſagte er, „iſt meine Beſtimmung; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit ſichert ihn.“ Die Moral ſchien ihm eine Grille, welche nur für den Pöbel und für den Dummkopf gehöre. Der Schein von Tugend war ihm Alles; und wirklich hielt man ihn in Paris für einen der tugendhafteſten Jünglinge.

Auf einer Reiſe nach Poitou, wo ſeine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil das Anſchwellen eines Fluſſes die Brücke weggeriſſen hatte. Er ging, da das Wirthshaus ſehr elend war, in das wohlgebaute Haus eines Pachters im Dorfe, um dort die Nacht hinzubringen. Der Pachter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigſten Freundlichkeit auf, und räumte ihm ſein beſtes Zimmer ein. Rouelle kam am Abend herunter, um mit dem Pachter zu eſſen. Er erſtaunte, als er neben dem Vater das ſchönſte aller Mädchen ſah, die ihm je vor Augen gekommen waren. Ihr geiſtvoller Blick, ihr Geſpräch am Tiſche, überzeugten ihn ſehr bald, daß ſie keine gewöhnliche Erziehung gehabt haben konnte. Wirklich hatte ihr Vater lange in der Welt gelebt, und war, ihrer Unruhe müde, mit dem Ueberreſte ſeines Vermögens hieher geflohen, um der Ruhe, und der Erziehung ſeiner Tochter zu leben.

Der Anblick des ſchönen Mädchens empörte Rouelle'ns Sinnlichkeit. Er ſuchte einen Vorwand, unter dem er einige Tage in dem Hauſe bleiben könnte; und die Gaſtfreundſchaft ſeines ehrwürdigen Wirthes ließ ihn den leicht finden. Dieſe Zeit benutzte er, Suſannens Schwächen kennen zu lernen; bald ſah er aber, daß ſeine gewöhnlichen Künſte nicht hinreichten, das Herz dieſes Mädchens zu gewinnen. Er mußte wieder abreiſen, ohne einen Schritt weiter zu ſeyn, als in dem Augenblicke, da er ſie zuerſt geſehen hatte. Sie redete von der Tugend, und mit ſo vielem Ernſte, daß er nicht umhin konnte, dieſe Tugend für mehr als eine Grimaſſe zu halten, und daß er ſich wohl hütete, ſeine Grundſätze zu zeigen.

Auf ſeiner Rückreiſe kam er wieder. Seine Beſcheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und ſeine Liebenswürdigkeit Suſannens Wohlwollen. Er fand aber bei dem Mädchen ſo viele Feſtigkeit, daß er jeden Schritt auf ſeinem Wege nur mit der feinſten Behutſamkeit thun konnte. Alle ſeine Künſte reichten bei dieſem Herzen nicht hin. Er hielt die Weiber ohne Ausnahme für eitel und ſinnlich; hier aber ſah er ein Mädchen, das weder Eitelkeit noch Wolluſt kannte. Schon die bloße Ahnung, daß ſolche Grundſätze, wie Rouelle ſie hatte, nur möglich wären, erregte Suſannen Schauder. Vergebens gebrauchte er jedes nur erſinnliche Mittel, ihre Eitelkeit in Bewegung zu ſetzen. Die ſchönſten Stunden gingen verloren; mit aller Mühe kam er nicht weiter, und dabei wurde ſeine Leidenſchaft immer ſtärker. Er war, wie an ſie feſt gezaubert; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei ſolche Menſchen,“ ſagte er ſogar, von ſich ſelbſt überraſcht; „und mein Syſtem iſt dahin!“ Das Syſtem behielt er nun freilich; aber ſeine Sinnlichkeit wurde in der That etwas Beſſeres: Liebe. Er fühlte, daß er mit Suſannen, bei dem Glauben an ihre Tugend, ſogar hier auf dem Lande glücklich leben könnte; und jetzt überraſchte ihn ein Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte: der an eine Heirath mit dem Mädchen. Pfui! ſagte er zu ſich ſelbſt bei dieſem Gedanken, der aber deſto öfter zurückkehrte, je mehr bei ihm die Hoffnung ſank, daß er das Mädchen verführen könnte.

Rouelle fühlte, daß er Suſannens Liebe gewonnen hatte; und er verzweifelte faſt darüber, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantaſie zu entflammen. Er that alles Mögliche, ſeinen Zweck zu erreichen, und ſo erregte er einige Male Suſannens Mißtrauen. Das gab Veranlaſſung zu ſehr ernſten, kraftvollen Scenen, worin Suſannens Charakter, und ihr Abſcheu vor der Sinnlichkeit ſich ſo wahr, ſo mächtig zeigten, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menſchen, unter denen ein ſolches Mädchen lebte, denken ſollte. Sein Herz fing an, ſich dem Syſteme, das ſein Kopf noch immer feſt hielt, zu widerſetzen; die Liebe, dieſe allmächtige Leidenſchaft, riß ihn unaufhaltſam fort. Es blieb ihm kein andres Mittel glücklich zu werden übrig, als Suſannen ſeine Hand zu bieten. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm eigentlich geſchah. Jetzt fühlte er ſogar einen geheimen Widerwillen bei dem Gedanken, Suſannens Ruhe zu vernichten. So gab es denn doch einen Menſchen, deſſen Glück er achtete. Mit einer ihm ganz neuen Empfindung von Ruhe bot er Suſannen ſeine Hand; und als ſie, mit Thränen des Entzückens, mit hochklopfender Bruſt, in ſeine Arme ſank, da fühlte er den Lohn der beſſeren Menſchlichkeit: Achtung für ſich ſelbſt. Er ſagte, ſobald er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend iſt doch nicht ſo ganz eine leere Grille!“

Suſanne wurde Rouelle'ns Gattin. Auf ihr Bitten ging er mit ihr auf ſeine Güter.

Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, deſſen er nun genoß, die Tugenden ſeiner Gattin, ihre Keuſchheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, erſchütterten ſein Syſtem, und es regten ſich mächtige Zweifel dagegen in ſeiner Seele.

Nach einem Jahre wurde Rouelle Vater eines Sohnes. Er nahm das Kind mit zitternder Freude an ſeine Bruſt, und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Weſens! die Tugend iſt keine Grille.“ — Suſanne gab ihm einen zweiten Sohn und diesmal freuete er ſich mäßiger: er war einige Monate in Paris geweſen, wo eine reitzende Operntänzerin ſeine Sinnlichkeit erregt hatte, ſo daß er nur mit halbem Herzen auf ſeine Güter zurückgekehrt war. Nicht lange, ſo reiſte er wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie gefühlt hatte, ſuchte er die Bekanntſchaft der ſchönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er ſeiner Gattin untreu; und nun ſuchte er ſein Syſtem wieder hervor, weil es ſeine Unruhe linderte. Zwar liebte er Suſannen nicht mehr: aber er fühlte eine unbegränzte Achtung für ſie; und dieſe Achtung wurde ihm eine unangenehme Laſt, da ſie ihm in dem Genuſſe ſeiner Freuden beunruhigende Vorwürfe machte. Pah! dachte er endlich; die Menſchen ſind einander alle gleich. Auch meine Frau iſt nicht beſſer. Sie wollte Frau von Rouelle werden; daher die Rolle, die ſie ſpielte. Ihr Wunſch waren Rang, Titel, Reichthum; der meinige iſt Vergnügen. — Sein Syſtem kam wieder in die alten Rechte; er blieb in Paris, und zwang ſich, die Achtung gegen ſeine Frau zu vergeſſen. Sie ſchrieb ihm; er antwortete kalt. Sie kam nach Paris, und er ſagte ihr trokken: ich habe nichts dagegen, wenn Sie hier leben wollen. Als ſie ſeine Ausſchweifungen bemerkte, bot ſie alle ihre Kräfte auf, das Glück der erſten Jahre wieder herzuſtellen; doch vergebens: daß er ihren Tugenden ſeine Achtung nicht verſagen konnte, machte ihn nur noch kälter und bitterer; und um ſie dafür zu beſtrafen, zeigte er ihr ſogar ſchlimmere Grundſätze, als er wirklich hatte.

Es war Suſannens größtes Leiden, daß

Rouelle ihr täglich zu verſtehen gab, wie ſehr er die Verheirathung mit ihr bereue, und wie ſehr ſie ſeinem Vergnügen im Wege ſtehe. Als er eines Abends zu Hauſe kam, gab man ihm ein Billet von ſeiner Frau. „Ich verlaſſe Sie, mein Herr,“ ſchrieb ſie ihm, „und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle Ihnen nöthige Beweiſe finden, um unſre Ehe, wodurch Sie ſo unglücklich geworden ſind, geſetzlich zu trennen. Meinen älteſten Sohn habe ich mitgenommen; den jüngſten mußte ich Ihnen laſſen. Sollte der Knabe von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt werden, ſo beſchwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, ihn nichts von Ihren Grundſätzen erfahren zu laſſen. Es giebt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Laſter. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe, und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht Eine Ihrer ſo genannten Freuden damit erkauft werden könnte, ſoll dazu dienen, Ihren Sohn in eben die Lage zu ſetzen, worin wir, ſein Großvater und ich Arme, ſo glücklich waren. Dieſer Knabe ſoll nie wiſſen, wozu ſeine Geburt und Ihr Vermögen ihn berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen lernen; ihn will ich vor dieſer Bekanntſchaft behüten. O, mein Herr, Sie ſpotten der Tugend; aber, ſähen Sie mich hier an dem Bette meines jüngſten Sohnes auf den Knieen liegen; hörten Sie, wie ich Sie beſchwöre, das Herz dieſes Kindes nicht zu verderben: o, Sie würden wenigſtens des Muttergefühls und meiner Angſt nicht ſpotten. Leben Sie wohl!"

Rouelle'ns Auge wurde bei dieſem Briefe finſter. Sein Wunſch war erfüllt, aber dennoch empfand er Unruhe. Er liebte ſeinen Sohn, und achtete Suſannen noch immer genug, um zu wünſchen, daß ſie keine Noth leiden möchte. Dieſem Edelmuthe ſchrieb er ſeine Unruhe zu; und ſie war doch nichts, als der Vorwurf ſeines Gewiſſens. Er lachte, und es gab ihm eine Art von Beruhigung, als er erfuhr, daß mit ſeiner Gattin zugleich ein junger Mann aus Paris gegangen ſey, ein Mann, den ſie geachtet hatte. „Da haben wir es!" ſagte er; „die Heuchlerin!" Er forſchte nach, wo der vermeinte Entführer ſeiner Frau ſich aufhielte; und nun fand er, daß er Suſannen Unrecht gethan hatte. Jetzt ſuchte er auch ihren Aufenthalt zu entdecken; doch vergebens: ſie blieb verſchwunden, und nach einem Jahre ewiger Zerſtreuungen war ſie mit ihrem Sohne vergeſſen.

Jetzt, da Rouelle die läſtige Kette des Eheſtandes nicht mehr trug, entwarf er einen feſten Plan ſeiner Lebensweiſe. Sein Haus wurde ein beſtändiger Aufenthalt für alle Freuden der Sinnlichkeit. Da Reichthum ihm unentbehrlich war, um ſein Glück zu ſichern, ſo hielt er die größte Ordnung in ſeinem Hausweſen. Er warf ſich nicht in den verſchlingenden Strudel ſinnloſer Ausſchweifungen, ſondern genoß mit Mäßigung, ſogar mit Anſtand; er verbarg den Plan ſeines Lebens, ſo wie deſſen Ausführung, unter ewiger Heiterkeit, galt daher für einen muſterhaften jungen Mann, und wurde der Liebling aller Geſellſchaften. Kein Wort, keine Anſpielung, kein bedeutendes Lächeln verrieth irgend einen ſeiner Siege. Er war der feinſte Verführer aller Weiber und Mädchen, deren Reitze ſeine Sinnlichkeit erregten; aber nie durften ſie fürchten, daß ihr guter Ruf dabei leiden könnte. Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann nannte, ob er gleich nie einen Wunſch, eine Begierde fühlte, die er, es mochte koſten, was es wollte, nicht befriedigte. Er war höflich, hülfreich, großmüthig; er unterſtützte das Verdienſt, nahm die Miene an, als ob er nur für andre Menſchen lebte: und doch lebte er nur ſich und ſeinem Genuſſe. Die Kunſt, die Feinheit, mit der er ſich betrug, gab zugleich ſeinem Verſtande Beſchäftigung. Er beging zweideutige Handlungen, um Proben mit ſich und andren Menſchen anzuſtellen; ſo befeſtigte er ſich immer mehr in ſeinem Syſteme des ſtärkſten Egoismus. Schon ſein Geſchmack ſicherte ihn vor Ausſchweifungen mit verworfenen Geſchöpfen, und ſeine liſtige Feinheit erſparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüſtling an ſeiner Stelle begangen haben würde. „Um Verbrechen zu begehen," ſagte er, „muß man ein niederträchtiger, ehrloſer Menſch ſeyn; und um tugendhaft zu handeln, ohne daß man davon Vortheil abſieht, ein grillenfängeriſcher Dummkopf. Beides bin ich nicht. Ich lebe für mein Vergnügen; nur das kann ein Menſch wollen. Nebenher befördere ich auch das Glück anderer Geſchöpfe, freilich ohne meine Abſicht. Will man das Tugend nennen; meinethalben. Es iſt aber nichts als eine kluge Einrichtung der Natur, daß der Menſch das Glück und Wohlſeyn Anderer nebenher mit befördert, wenn er für ſein eigenes arbeitet.“

In dieſen Grundſätzen erzog er auch ſeinen Sohn von der früheſten Jugend an. Er gab ihm alle die Vorzüge, welche die Geſellſchaft fordert, bildete ſeinen Verſtand, und lehrte ihn ſogar entbehren; denn er ſelbſt hatte doch einige Male die Erfahrung gemacht, daß er nicht alle ſeine Wünſche befriedjgen konnte. „Mein Sohn,“ ſagte er: „die Befriedigung unſerer Wünſche giebt zwar Glück; zuweilen iſt ſie aber in ihren Folgen ſo gefährlich, daß der Menſch, da ihn die Natur nun einmal ſo beſchränkt hat, auch entbehren lernen muß, um glücklich zu ſeyn." — Dieſe Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz ſeines Vaters, und hing mit großer Liebe an ihm.

Rouelle hatte nun zwanzig Jahre ſeit der Trennung von Suſannen verlebt. Er war jetzt, in einem Alter von acht und vierzig Jahren, noch immer ein ſehr liebenswürdiger Mann; ſein Alter machte ihn ſogar noch liebenswürdiger: es hatte einen heitern Ernſt, eine ſchöne Mäßigung über ſein Weſen verbreitet. Sein Leben war ſelten von Sorgen getrübt worden; eine berechnete Mäßigkeit hatte ſeine Geſundheit erhalten und geſtärkt. Kurz, er fühlte ſich höchſt glücklich, zumal durch die allgemeine Achtung, deren er genoß.

Sein Sohn hatte ſchon einige jugendliche Unbeſonnenheiten begangen, fing aber nun an, dem Wege ſeines Vaters zum Glücke zu folgen. Der Vater lebte mit ihm wie ein älterer Freund, der nur durch größere Erfahrung Anſehen hat. Er verlangte eben ſo wenig von dem Sohne gänzliches Vertrauen, als er es dem Sohne ſchenkte. Sie behandelten einan=

einander, wie zwei Freunde, die langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater, als das Ideal der feinſten Klugheit; und der Vater liebte den Sohn, als einen Zögling, der ihm Ehre machte.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine Gaſſe in Paris, und ein Frauenzimmer, ſchön wie der junge Morgen, trat aus einem kleinen Hauſe hervor, um in die Kirche zu gehen. Die friſche Geſichtsfarbe, die Unſchuld in dem ſchönen Auge, und die edle, ſchlanke Geſtalt machten den feinen Epikureer aufmerkſam. Er folgte ihr in die Kirche, und von da wieder bis in die Nähe ihrer Wohnung. Hier gab er ſeinem Bedienten den Auftrag, ſich nach dem Nahmen und den Verhältniſſen des Frauenzimmers zu erkundigen, und ging, ganz voll von den Reitzen ihrer Schönheit, nach Hauſe.

Der Bediente, ein vieljähriger Vertrauter ſeines Herrn, brachte die ausführlichſte Nachricht. „Das junge, ſchöne Frauenzimmer war die Gattin eines Mahlers, Nahmens Marton. Die Umſtände dieſer Familie ſchienen nicht die beſten zu ſeyn; denn ſie lebte höchſt ſparſam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris gebürtig." Der Bediente ſagte noch Einiges von der Liebe der jungen Eheleute, und von ihrer Einigkeit, was denn ſein Herr mit einem: „Dummkopf!" erwiederte. — Die einzige Bekannte der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarſchaft, welche ihrem Manne die erſte Arbeit verſchafft hatte, und für welche ſie Stikkereien verfertigte.

Die Bekanntſchaft mit der Modehändlerin hatte Rouelle bald gemacht; Madame Marton kam aber nur äußerſt ſelten zu ihr. Endlich ſah Rouelle ſie einmal wieder, und ſeine Begierde wurde noch heftiger. Was ihm die Modehändlerin über die Familie Marton ſagte, zeigte ihm die Schwierigkeit ſeiner Unternehmung. Ohne die Frau in ſeinen Plan ſehen zu laſſen, bediente er ſich ihrer, dem Mahler Arbeit bei einem ſeiner Freunde zu verſchaffen. Hier machte er die Bekanntſchaft mit dem jungen Künſtler ſelbſt, unter einem fremden Nahmen. Die Arbeit war langwierig; denn Marton hatte einen Saal zu mahlen. Rouelle kam alle Tage dahin, und ſein ſtetes Geſpräch war die Kunſt. Er verſchaffte Marton mehr Arbeit, und gewann ſehr bald das ganze Vertrauen des jungen Künſtlers. Seine Geſpräche über Kunſt und über den Geſchmack der Pariſer waren ſo belehrend, daß Marton ſich freuete, eine ſo nützliche Bekanntſchaft gemacht zu haben, und daß er bat, ihn zu beſuchen. Rouelle that es; und nun erſtaunte er weniger über die Schönheit des jungen Weibes, als über die reine Zärtlichkeit, über die hohe Unſchuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerſeele, der ſeine Kunſt mit Enthuſiasmus, ſeine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit erhabner, unbeſchreiblicher Innigkeit liebte; die unſchuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe für ihren edlen Gatten.

Rouelle ſaß nun zwar an der Seite der reitzenden Frau; ſie ſah ihn ſogar gern, und bezeigte ihm Wohlwollen: allein er wußte hier zum erſten Male nicht, wie er es anfangen ſollte, ſeinen Wunſch zu befriedigen, da er es auch nicht von fern wagen durfte, des Künſtlers hohen Sinn für die reine Tugend zu beleidigen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich ſey, anders zu fühlen und zu denken, als er.

Es fehlte den jungen Eheleuten gänzlich an Welt- und Menſchenkenntniß, das ſah Nouelle wohl; allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe erſetzten ihnen dieſen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends feſt zu halten.

Marton erzählte Nouelle'n eines Tages, wie er ſeine Frau bekommen habe. Sehen Sie, mein Lieber, ſagte er, und umfaßte ſeine Frau mit froher Zärtlichkeit; ich hatte meinen Vater früh verloren, und war ein junger Menſch ohne Freunde, ohne Vermögen. Meine Mutter, eine vortreffliche Frau — hier hob er entzückt beide Hände auf — o! ihr habe ich mein Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken! — Sie lehrte mich, was alle Menſchen lernen ſollten: gerecht und unabhängig ſeyn, arbeiten und entbehren. Meine Kunſt trieb ich, wie die Muſik, zwar nur als Nebenſache; allein jetzt macht ſie mich, bei meinen wenigen Bedürfniſſen, unabhängig. Das war die Abſicht meiner Mutter. Ich ging nach Lion, um dort in meiner Kunſt noch weiter zu kommen. Dort ſollte ich nur lernen, nicht arbeiten. Eine kleine Summe Geldes, die meine Mutter mir gab, reichte zu, mich einige Monate da zu erhalten. Eines Abends ging ich vor der Stadt längs dem Fluſſe hin, um eine ſchöne Gegend zu zeichnen. Ich warf mich nieder, und wählte zum Vordergrunde eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann ſaß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, Martons Hand. Er fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann ſchien mich nicht zu bemerken. Ich zeichnete ihn, wie er die Hand an die Stirn legte und in der traurigſten Stellung da ſaß. Als ich die Geſtalt auf meinem Papiere ſah, fragte ich mich ſelbſt: aber was mag ihm fehlen? — Iſt es möglich? rief eine Stimme in mir; kannſt du einen Unglücklichen zeichnen, anſtatt ihm zu helfen? Ich ſprang auf, eilte zu ihm, und ſagte: guter, alter Vater, Ihr ſcheint nicht glücklich. Er ſchlug das naſſe Auge auf mich, und ſchüttelte ſeufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig ſeine Hand, und bat ihn, mir zu ſagen, was ihm fehle. Ich habe eine Frau und eine Tochter, antwortete er mit brechender Stimme; und heute, hier . . . (er zeigte auf die prächtige Stadt) keinen Biſſen Brot! — Guter Gott! rief ich, und gab ihm eine Kleinigkeit. Er nahm ſie mit ſchamhaftem Erröthen, und ſtand ſogleich auf, um nach Hauſe zu eilen.

Ich führte ihn, weil er matt war. Könnt Ihr nicht arbeiten? fragte ich unterweges. Er lächelte ſchmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, und mein armes Weib iſt ſeit einem Jahre krank. Meine Tochter arbeitet freilich, um uns — deſto langſamer verhungern zu ſehen. Ach, lieber Herr! (Er ſtand eine Weile ſtill, und ſah mich an). Heute ſind's wohl; aber morgen! über einen Monat! Die Thränen brachen gewaltſam aus ſeinen Augen hervor. Ich faßte in die Taſche, und gab ihm die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es iſt ſo wenig, Vater, ſagte ich mit tiefem Mitleiden; aber ich ſelbſt bin arm. Er ſah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben; ich ſchlug es aber aus. Endlich kamen wir vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand, und ſagte: daß ich jetzt mit freudigem Zittern, und nicht mit der Verzweiflung des Todes, hier hinein gehe, iſt Ihr Werk. Er zog, aufs neue heftig weinend, meine Hand an ſeine Bruſt. Ich riß mich los, und eilte die Gaſſe hinunter, weil ich fühlte, daß ich ihm, wenn ich bliebe, alles geben würde, was ich hatte. Ach, ſo engherzig konnte ich ſeyn! — Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Das Bild des alten Mannes blieb feſt in meiner Seele, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? dachte ich auf einmal: kannſt du nicht für ihn arbeiten? und wenigſtens für ihn entbehren? Ich lief noch dieſen Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muſter zu Stickereien gezeichnet hatte, und that ihr den Vorſchlag, Fächer mahlen zu laſſen: ein Einfall, auf den ich durch einen Fächer, den ich meiner Wirthin ſchenken wollte, gekommen war. Mein Vorſchlag gefiel ihr, und ich fing noch denſelben Abend an, Fächer zu mahlen, wozu ich mir Gegenſtände aus den berühmteſten Romanen wählte. Dieſe Fächer waren etwas Neues, und fanden großen Abſatz. Ich betrachtete das Geld, das ich für meine Arbeit bekam, als das Eigenthum des Greiſes. Nach einigen Tagen ging ich zu ihm, und fand ihn an dem Strohlager ſeiner kranken Frau. O Gott! rief er; das iſt er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Blicke der Dankbarkeit auf mich. Ich ſagte: nein, guter Vater; ich bin nicht arm: denn ich kann ja arbeiten. Verzeiht mir! Mit dieſen Worten gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Er weigerte ſich, es anzunehmen, und ich wollte es nicht behalten. Ich ſagte dem Greiſe, was ich gethan hatte, und noch ferner thun würde. Laßt mich! ſetzte ich hinzu; ich betrachte mich von jetzt an als euren Sohn! . . . Und, ſagen Sie ſelbſt, — ſo wendete ſich Marton an Nouelle —; ſollte nicht jeder Jüngling einen unglücklichen Greis als ſeinen Vater anſehn? Es koſtete Mühe, dieſe guten armen Menſchen zu überreden, daß ſie meine Hülfe annahmen; doch gelang es mir endlich.

Ich war ſehr fleißig, und verdiente ſo viel, daß ich der Kranken und dem alten Manne mehr Bequemlichkeit verſchaffen konnte. Als ich ſchon einen Monat mit ihnen bekannt war, ſah ich endlich auch zum erſten Male ihre Tochter, hier meine theure Frau. — Er nahm ſie zärtlich an ſeine Bruſt, und ſie küßte ihm die Hand, als ſähe ſie ihn, den Wohlthäter ihrer Eltern, jetzt zum erſten Male.

Es war ein Mädchen von funfzehn Jahren, ſehr wohl gebildet, und . . . — Die Frau unterbrach ihn erröthend: Und was mein Mann verſchwiegen hat, und was wir erſt hinterher erfuhren, — um uns wohlzuthun, entzog er ſich jede Freude. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben ſollten. — Mit lauten Thränen der Dankbarkeit warf ſich die Frau jetzt an das Herz ihres Mannes.

Sehen Sie, fuhr Marton lächelnd fort; da ſah ich meine Luiſe zum erſten Male. Ich liebte ſie ſchon in dieſem Augenblicke. Ach, mein Herr, ſie war ſo ſchön und ſo gut, daß ich gar nicht zweifelte, ſie müßte eine beſſere Partie machen können, als mit mir; und darum ſchwieg ich. Die Mutter ſtarb, und nicht lange nachher auch der Vater. Nun nahm ich Luiſen zu mir, und behandelte ſie als meine Schweſter. Ich liebte ſie unausſprechlich; aber ich ſchwieg. Was konnte ich ihr anbieten, als mein Herz! — Meine Leidenſchaft verrieth ſich aber dennoch. Luiſe gab mir ihre Hand, und ich wurde vollkommen glücklich. Ja, ich habe nur das Herz meiner Frau: denn alles Andere gehöret jedem Unglücklichen; aber dieſe Liebe iſt auch ein unſchätzbares Glück.

Hier ſtand Rouelle mit finſtrer Stirn auf, drückte dem Mahler bewegt die Hand, und ging früher, als ſonſt gewöhnlich. Martons Erzählung war tief in ſein Herz gedrungen. Die Liebe dieſer Frau, dachte er, iſt das einzige Glück des edlen jungen Mannes; und ich will ihn ſeines Glückes berauben! Er wagte es kaum noch, dieſen Gedanken zu denken, blieb ſogar drei Tage von der Familie weg, und gab ſich Mühe, das ſchöne Weib zu vergeſſen.

Aber, dachte er, als der Eindruck der Erzählung ſich vermindert hatte; will ich ihn denn unglücklich machen? Kann er denn nicht glücklich bleiben, und ich es werden? Wie, wenn nun die kleine, ſchöne Frau Verſtand genug hätte, das Vorurtheil der Treue aufzugeben, und dafür meinen Reichthum mit mir zu theilen? So gewönnen wir doch wahrhaftig alle Drei. Ich ſchone des Mannes Aberglauben; was kann er mehr verlangen!

Rouellen's Neigung zu der reitzenden Frau war durch den Umgang mit ihr die heftigſte Leidenſchaft geworden. Ohne ſchon einen Entſchluß zu dem Verbrechen gefaßt zu haben, ſetzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er überließ ſich ſeiner Leidenſchaft und den Zufällen, und war ganz ſtolz auf ſeinen Sieg über ſich ſelbſt. Aber doch blieb er gar nicht unthätig. Er ſuchte bei der jungen Frau Eitelkeit, Putzſucht rege zu machen, ſchenkte ihr auf eine ſehr natürliche Weiſe

Kleinigkeiten, wodurch andre Kleinigkeiten nöthig wurden, ſuchte ihr Hang zu Vergnügungen beizubringen, machte Spazierfahrten mit der Familie, und führte ſie bald in dieſes, bald in jenes Theater. Die junge Frau fand großes Gefallen an dieſen ihr ganz neuen Vergnügungen, und ihr Mann liebte ſie zu ſehr, um ihr nicht Alles, was ihr Freude machte, zu gönnen und zu geben. So fleißig er auch war, ſo reichte doch ſein Erwerb nicht hin, das anzuſchaffen, was ſeine Luiſe jetzt brauchte. Auf eine für ihn unmerkliche Weiſe, ſchaffte nun Nouelle das Fehlende an; und ſo erwarb er ſich das erſte Verdienſt um die junge Frau, die ſeine Freigebigkeit ſehr wohl bemerkte.

Je mehr Luiſe der Pariſiſchen Vergnügungen genoß, deſto fleißiger arbeitete Marton, und ſo konnte er ſehr oft dieſe Vergnügungen nicht mit ihr theilen. Ohne alles Mißtrauen ließ er ſeinen Freund, den heitern Favrat, — ſo nannte ſich Nouelle in dieſer Familie — ſeine Frau begleiten. Dieſer war nun oft ganze halbe Tage mit Madame Marton alfein, und fing an, der unſchuldigen Frau ſeine Grundſätze, freilich nur in einem ſehr milden Lichte, zu zeigen, wodurch er ſie wenigſtens leichtſinnig machte. Schon hatte er ihr volles Vertrauen und ihre Freundſchaft; ihr Herz aber gehörte ihrem Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle erregte darin auch nur die mindeſte Unruhe.

Der Verführer ging mit der größten Behutſamkeit zu Werke. Er erlaubte ſich nach und nach Scherze, Einfälle, und ſtieg damit ſo unmerklich, daß Luiſe glaubte, er wäre von je her ſo geweſen. Von Tage zu Tage machte er ſie bekannter mit den Verbrechen der Welt, hütete ſich aber wohl, ſie ihr in abſchreckenden Geſtalten zu zeigen. Er ſelbſt nahm ſich erſt kleine, dann größere Vertraulichkeiten bei Luiſen heraus; und die erlaubte ſie ihm, weil ſie zu unſchuldig war, und keine Ahnung von dem Verbrechen hatte, das ſie begehen ſollte. Die Arme kam mit unſchuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde auf ihrem Wege immer näher.

Endlich ſchlug die unglückliche Stunde.

Rouelle war an einem ſchönen Morgen mit Luiſen, deren Mann auf einem benachbarten Landſitze mahlte, in ein Luſtgehölz bei Paris gefahren, wo ſie eine Geſellſchaft von jungen, heiteren Leuten antraf. Man lachte, man ſchwärmte den ganzen Tag; ein Vergnügen jagte das andere, und gegen Abend fing man an zu tanzen. Luiſe war vor Vergnügen außer ſich. Zerſtreuet durch die vielen Genüſſe und durch tauſend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, bemerkte ſie kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm, und trank in dem vergeſſenden Rauſche der Fröhlichkeit einige Gläſer Champagner. Ihr Blut war erhitzt, ihr Kopf zerſtreuet, ihre Phantaſie entflammt. Trunken von Freude, vom Tanz und von Wein, wurde ſie die leichte Beute des kühnen, unverſchämten Wolluſtlings Rouelle. Sie wußte kaum, wo ſie ſich befand, und noch weniger, mit welch einem Verbrechen ſie ſich befleckte. Als es vollendet war, ſank ſie in eine dumpfe Sinnenloſigkeit, aus der ſie weder die Liebkoſungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern erwecken konnten. Ihr Gewiſſen rang noch mit dem Rauſche der Sinnlichkeit; ein Sturm in ihrem Inneren ließ ſie noch nicht zum Nachdenken kommen. Sie ſagte weiter nichts, als daß ſie nach Hauſe wollte. Dann ſtürzte ſie ängſtlich in den Wagen, und ſah es kaum, daß Rouelle ihr folgte. Sie hing wie gefühllos in ſeinen Armen; eben ſo ſchwankte ſie an ſeiner Hand die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf, ſtürzte in ihr Schlafzimmer, warf ſich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Geſicht in die Decke.

Rouelle wollte ſie tröſten. Sie ſah ihm ſtarr ins Geſicht, ſchauderte, als ob ſie ihn erſt jetzt erkennte, und rief ihre Magd mit lauter Stimme. Ich bin krank! ſagte ſie zu dieſer, mit einem tiefen Seufzer. Die Magd warf einen forſchenden Blick auf Rouellen. Ein Schrecken, ſagte Rouelle zu der Magd; die Pferde vor dem Wagen wurden flüchtig. Es hat nichts zu bedeuten. Luiſe ſchwieg, und Rouelle verließ ſie, in der frohen Hoffnung, daß ſie nun ein ſichres Opfer ſeiner Begierde bleiben würde.

Am folgenden Morgen ging er wieder zu Luiſen, in dem ſicheren Glauben, daß er ſie ganz in ſeiner Gewalt hätte, und mit dem Entſchluſſe, entweder die Ueberreſte des Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuſchaffen, oder ſie doch durch Furcht vor ihrem Manne an dem Verbrechen feſt zu halten. Er fand Luiſen bleich, entſtellt, und in einer ſchrecklichen Unruhe. Sie hörte ihn nicht an, und verhüllte ſich in ihre Decke, ſo oft er nur eine Sylbe ſagte. Als er einmal ihre Hand ergriff, fing ſie an ſo laut zu ſchreien, daß die Magd herbei kam. Rouelle verlor indeß nicht den Muth, Luiſen noch zu gewinnen; auch ſie hatte nehmlich der Magd erzählt, der Wagen ſey umgeworfen. Daraus, und aus der Höflichkeit, womit Luiſe ihn in Gegenwart der Magd behandelte, ſah er, daß ſie ihr Vergehen nicht entdecken wollte. Sie hatte ſich freilich entſchloſſen, zu ſchweigen; aber zu gleicher Zeit war in ihrem Inneren ein furchtbarer Haß gegen Rouelle entſtanden. Während der Nacht durchlief ſie die ganze Zeit ihrer Bekanntſchaft mit ihm, ſein Benehmen gegen ſie und gegen ihren Mann, und ſie fand, daß der Böſewicht vom Anfang an den Plan gehabt hatte, ſie zu verführen. Sie liebte ihren Marton unausſprechlich, hielt eine Untreue gegen ihn für das entſetzlichſte Verbrechen, und wußte, daß er in dieſem Punkte nicht anders dachte; und nun hatte ſie ihn verrathen — ihn, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, den edeln, treuen Mann, der ſich für ihr Vergnügen jede Freude verſagte. Dieſe ſchreckliche Vorſtellung fiel mit großer Gewalt auf ihr Herz, und verſetzte ſie in einen ſchwarzen, unabläſſigen, zerſtörenden Gram, bei dem ſie keine Ausſöhnung mit ihrem Manne hoffte, und der ſie einer ſtillen, verſchloſſenen Verzweiflung als Beute hin gab. Haß und Liebe, Reue und Hoffnungsloſigkeit, Gram und Verzweiflung, nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeſchreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte ſich ihres Mannes unwerth, und wollte ihm doch ihre Schande verſchweigen; ſo konnte nur der Tod ſie retten.

Sie nahm keine Arzeneien; vielmehr that

ſie vorſetzlich das Gegentheil von dem, was der Arzt verordnete. Rouelle ging ab und zu; ſein Anblick erregte aber bei ihr immer den heftigſten Abſcheu. In jedem ihrer Blikke, der auf ihn fiel, war ein tödtlicher Haß unverkennbar. Die Gegenwart der Krankenwärterin hinderte ihn, ihr Vorſtellungen zu machen; und als er endlich, da er einmal mit ihr allein war, ihre Hand nahm, und anfing zu reden: wurde ihr Zorn ſo heftig, daß ſie ein Meſſer ergriff, und es ihm in die Bruſt zu ſtoßen verſuchte. Er ſprang erſchrokken zurück, und nun ſtieg zum erſten Male die Beſorgniß bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte ſeines Sieges entgehen könnten. Was ſoll ich thun, Madame, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen. — „Paris verlaſſen!“ antwortete ſie heftig. Dann faltete ſie die Hände, und wiederholte noch einmal flehend: „Paris verlaſſen!“ Er ſtand unentſchloſſen und finſter da. Die Wärterin kam wieder. Jetzt griff er nach ſeinem Hut, und ſagte Luiſen: Geſchäfte nöthigten ihn, eine Reiſe zu machen. Er bäte ſie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte von Grimm bei dieſem theuren Nahmen; indeß ſchwieg ſie. Er ging, und behielt noch immer die Hoffnung, daß Luiſens Unruhe ſich endigen müßte. Mit völliger Zuverſicht glaubte er, ſie würde ihrem Manne nichts entdecken; und, dachte er, wenn ſie nur erſt wieder ruhig iſt, ſo habe ich ſie auch in meiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, ſich von Zeit zu Zeit ganz heimlich nach dem Zuſtande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage nachher kam Marton wieder in die Stadt. Vor dieſem ſchrecklichen Augenblicke bebte Luiſe ſchon lange, und auf ihn bereitete ſie ſich mit einer Anſtrengung vor, als ob er über ihr Leben entſcheiden ſollte. — So wie Marton in das Zimmer trat, und ſeine Gattin erblickte, ſank er mit dem lauten Geſchrei des Schreckens auf ihr Bett, nahm ſie in ſeine Arme, benetzte ſie mit Thränen, und gab ihr die zärtlichſten Beweiſe ſeiner innigen Liebe. Dieſer Auftritt war allzu ſtark für Luiſen; ſie ſank, von Marton umfaßt, mit einem Schrei der Verzweiflung in Ohnmacht.

Der Arzt wurde gerufen, und Luiſe kam wieder zu ſich. Marton erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß ſeine Frau im Wagen umgeworfen ſey, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luiſe ſchien dies durch ihr Schweigen zu beſtätigen. Der Arzt gab Hoffnung; er glaubte wirklich, Luiſens Krankheit ſey die Folge eines Schreckens. Marton wurde ruhiger, weil auch Luiſe ſelbſt ihm ſagte, daß ſie ſich beſſer befinde. Er brachte einige Stunden am Krankenbette zu, küßte ſeiner Luiſe die Hände, und liebkoſte ihr auf das zärtlichſte, wobei Reue und Schmerz ſie beinahe tödteten. Endlich fragte er auch nach Favrat. Luiſe wurde bleich. Die Wärterin gab zur Antwort: er habe vorgeſtern Abſchied genommen, und ſey verreiſt. Marton bedauerte das, und erkundigte ſich, ob er Luiſen auch recht oft beſucht habe. Jedes Wort, das er zum Lobe des Verräthers ſagte, drang ſchmerzhaft in Luiſens Seele. Sie erklärte nun, daß ſie den Arzt nicht länger brauche; und dieſer geſtand ſelbſt, daß nur Ruhe die Kranke wieder herſtellen könne. Martons Ruhe nahm mit jedem

Tage zu, da Luiſe verſicherte, daß ſie ſich beſſer fühle. Weil er immer gegenwärtig war, ſo bemerkte er nicht, daß ſie immer bleicher, immer hagerer wurde. Die Zärtlichkeit, die Liebkoſungen ihres Mannes, waren jezt ihr drückendſtes Elend; ſie vergrößerten ihren geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Ihr unaufhörliches Beſtreben heiter zu ſcheinen — denn ihr Mann verließ ſie nur höchſt ſelten — zerſtörte vollends jeden Keim des Lebens in ihrem Körper, und ſie näherte ſich unmerklich dem Tode.

Marton bat ſeine Mutter dringend, nach Paris zu kommen. Er ſah ein, daß er nothwendig ſeine Frau zuweilen verlaſſen müſſe, um zu arbeiten; und ſo brauchte Luiſe die Geſellſchaft ſeiner Mutter. Dieſe bemerkte, ſobald ſie kam, Luiſens Gefahr: ſie ſchwieg aber gegen ihren Sohn, auf das dringende Bitten der Kranken; und ſo hatte Marton noch immer die Hoffnung, ſeine geliebte Luiſe bald wieder hergeſtellt zu ſehen. In dieſer Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Straße. Lieber Favrat! rief er, und eilte in die Arme des beſtürzten Rouelle; ſind Sie endlich wieder zurück? Rouelle ſah an der Natürlichkeit dieſer Freundſchaftsbezeugungen, daß Marton noch nichts von ſeinem Verbrechen wußte. Er erkundigte ſich nach Luiſen; und Marton antwortete ihm: ſie kränkelt noch immer ein wenig; doch giebt es ſich etwas. Ich hoffe, ſie wird bald gänzlich wieder hergeſtellt ſeyn. O, meine Luiſe wird ſich freuen, Sie wiederzuſehen.

Rouelle hatte ſchon durch ſeinen Bedienten die Nachricht, daß es ſich mit Luiſen beſſere; denn Martons Mutter und die Kranke ſelbſt verbreiteten das abſichtlich in dem Hauſe, worin ſie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigſte Leidenſchaft für das ſchöne Weib. „Meine Luiſe wird ſich freuen, Sie wiederzuſehen,“ hatte Marton geſagt; wie konnte Rouelle nun zweifeln! Er verſprach, Marton übermorgen zu beſuchen. Bis dahin ſollte Luiſe Zeit haben, ſich an die Vorſtellung eines Beſuches von ihm zu gewöhnen. Er war ſeiner Sache höchſt gewiß: Luiſe hatte ihr Vergehen nicht geſtanden, und ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Geſellſchaft kam, ſo mußte ſie ja begreifen, daß er ihr wichtiges Geheimniß in ſeiner Gewalt hatte. Sie mußte ſich ergeben; und wie leicht war es ihm dann nicht, ſie zu überzeugen, daß es ein wenig thöricht von ihr geweſen wäre, ſich über ihre Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend; aber — bald ſollte er ſeiner Strafe entgegen eilen. Marton ging, ſo wie er zu Hauſe kam, an Luiſens Bett, und ſagte ihr fröhlich: übermorgen beſucht dich dein lieber Favart! Dieſe ſchreckliche Nachricht kam Luiſen zu ſchnell; ſie ſank mit einem Schrei hinten über, auf ihr Küſſen, und rief in einem ſchrecklichen Tone: übermorgen? Sie war außer ſich; alle ihre Pulſe flogen, ihre Farbe wechſelte. Marton glaubte, ſie hätte einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er ſuchte ſie zu beruhigen, und es ſchien ihm zu gelingen; innerlich aber arbeitete jede Leidenſchaft bei ihr fort. Sie wollte den Böſewicht durchaus nicht ſehen, und ſann doch vergebens auf ein Mittel, ſeinem verhaßten, ſchrecklichen Beſuche auszuweichen. Nicht lange, ſo ſank ſie zurück, als ob ſie ſchlafen wollte; ihre Abſicht war aber nur, darüber nachzudenken, wie ſie dem fürchterlichen Favart ausweichen könnte.

Sie fand kein Mittel, ſo ſehr ſie ſich auch anſtrengte; und ihre Angſt nahm zu. Der Gedanke, daß ſie ihren betrogenen Mann in den Armen ſeines ärgſten Feindes ſehen ſollte, quälte ſie, und ſo wurde ſie noch einmal von den heftigen Schmerzen ergriffen, die bei der Annäherung ihres Todes ein wenig milder geworden waren.

Dieſe verſchiedenen Vorſtellungen, welche ihre ganze Seele beſchäftigten, ließen ſie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte ſich gegen den Kamin geſetzt, um ſie nicht zu ſtören; er trocknete ſich die Augen, und war über den neuen Anfall ihrer Krankheit in der ängſtlichſten Unruhe. Endlich ſtand er auf. Luiſe ſtellte ſich, als ob ſie ſchliefe, lauſchte aber unbemerkt nach ihm. Er näherte ſich ihrem Bette, und betrachtete ſie in troſtloſem Schmerze. Auf einmal kniete er an dem Bette nieder, und betete leiſe für das Leben ſeiner treuen, tugendhaften Gattin. Jetzt fühlte ſie zum erſten Male, daß ſie ihrem Manne ihr Vergehen hätte entdecken ſollen, und dieſe neue Vorſtellung ergriff ſie mit großer Heftigkeit.

Marton ſetzte ſich endlich wieder an den Kamin. Luiſe vergaß ihre große Schwäche, und faßte den Entſchluß, ſich ihm zu Füßen werfen. Sie richtete ſich auf, ſtieg leiſe aus dem Bette, wollte ſich ihm nähern, war aber zu matt ſich halten zu können, ſchwankte, und fiel mit der Bruſt auf die Ecke eines Stuhles. Marton trug ſie in großem Schrecken wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus, und hatte nicht Kräfte genug, zu ſprechen. Der Arzt, der ſogleich gerufen wurde, kündigte dem unglücklichen Marton ihren nahen Tod an. Durch einen Schrei des Jammers, den Marton bei dieſer Nachricht ausſtieß, erfuhr auch Luiſe ihr Todesurtheil. Sie ſammelte ihre Kräfte, bat alle Menſchen, nur ihren Mann nicht, ſich aus dem Zimmer zu entfernen, und geſtand ihm jetzt mit matter Stimme Rouellers Verbrechen und ihren Fehltritt.

Marton nahm bebend die Sterbende in ſeine Arme, verſicherte ihr, daß ſie unſchuldig wäre, verzieh ihr, und klagte ſich ſelbſt an, daß er ihre argloſe Unſchuld in die Hände eines ſolchen Böſewichtes gegeben hätte. Er war jetzt noch zärtlicher gegen ſie, als je, und gab dadurch ihren letzten Stunden eine lange entbehrte Ruhe und Heiterkeit. Sie lebte noch einen Tag in den Armen ihres verſöhnten Mannes glücklich.

Am Morgen des dritten Tages ſtarb ſie heiter und ruhig. Marton verſank in den tiefſten Schmerz, und ſaß, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen, neben dem Leichnam. Er hatte Alles, ſelbſt den Mörder ſeiner Luiſe, vergeſſen, hörte nicht, was ſeine Mutter ihm ſagte, und heftete ſeine ſtarren Blicke nur auf das bleiche Geſicht der Todten. Die Mutter mußte ihn endlich allein laſſen, um Anſtalten zu dem Begräbniſſe zu treffen.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und Rouelle trat herein. Marton ſprang auf, ſo wie er ihn erblickte, faßte ihn an der Bruſt, ſchrie fürchterlich: Mörder! verdammter Mörder!

und riß den blaſſen, zitternden Verführer näher zu dem Leichnam ſeiner Luiſe. Rouelle ſchrie vor Entſetzen bei dieſem Anblicke, und nun ſtürzte Martons Mutter in das Zimmer. Kaum hatte ſie einen Blick auf Rouellen geworfen, ſo rief ſie ihrem Sohne zu: Unglücklicher! Sie umfaßte ſeine Hände, die Rouellen feſt hielten, und rief noch einmal: Unglücklicher! es iſt dein Vater! — Rouelle erkannte ſeine Gattin, ſah den Leichnam der von ihm ermordeten Tochter, bebte, ſchwankte, und fiel zu Boden.

Marton ſtand bleich und ſtarr vor ihm da, und ſein Haar ſträubte ſich empor. Endlich ſagte er mit blaſſen Lippen, langſam und fragend, das Wort: „Vater!” Er ſah ſeine Mutter mit ſtarren Augen an. Die Unglückliche wußte nicht, daß ihr Sohn ihren Mann ſchon lange kannte, und eben ſo wenig, daß dieſer Luiſens Mörder war. Sie ſtand unentſchloſſen da; endlich umfaßte ſie ihren Sohn, und wiederholte: ja, es iſt dein Vater! — Mein Vater? fragte der Sohn mit dumpfer Stimme und zuſammenſchaudernd. Der da?

fragte er noch einmal, und zeigte auf Rouellen, welcher das bleiche Geſicht mit den Händen bedeckte. — Ja, er iſt dein Vater! Aber ſag mir . . . — Mein Vater? wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! ſagte er dann leiſe, mit dem Tone der tiefſten Wehmuth, und ſchwankte aus dem Zimmer.

Die Mutter merkte, daß hier etwas Schreckliches vorgegangen ſeyn mußte. Sie wendete ſich ängſtlich an Rouellen, faßte ſeine Hand, und ſagte in dem bittenden Tone der Beſorgniß vor einem noch größeren Unglück: „ich beſchwöre Sie, mein Herr . . .“ — Rouelle ſah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und ſagte zitternd: „ich bin der Mörder!“ Hier hörte die Mutter, daß ihr Sohn aufſchrie. Sie eilte hinaus, und Rouelle blieb bei dem Leichnam allein. Er wurde von einem unnennbaren Entſetzen ergriffen; es war ihm, als richtete ſich der todte Körper auf, als bräche die Decke des Zimmers über ihm, als ſtürzte die Erde unter ihm in Trümmer. Er ſchwankte durch die Finſterniß, die um ihn her zu ſeyn ſchien. „Erbarmt euch!“

rief er, und ſo ſtürzte er die Treppe hinunter in das Haus. Hier ſank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte, und ihn jetzt wieder nach ſeiner Wohnung fuhr. Er war gänzlich ohne Bewußtſeyn, und der Bediente, der ihm folgte, ſchleppte ihn wie einen Todten in ſein Zimmer.

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber im Bette. Er bekam endlich ſeine Geſundheit wieder, obgleich nicht ſeine Heiterkeit. So wie es der Arzt nur erlaubte, fuhr er ſogleich nach der Wohnung ſeines unglücklichen Sohnes. Ihn wollte er nicht ſprechen, ſondern nur ſeine Gattin, um ihr einen Theil ſeines Vermögens anzubieten; er fühlte zu ſehr, daß ihn der Name „Vater" nicht gegen die Rache, die der beleidigte Menſch an ihm nehmen könnte, ſchützen würde.

Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luiſens Begräbniß, ihre Wohnung verlaſſen, und Niemand wußte, wohin ſie gegangen waren. Rouelle forſchte, ſo viel er nur konnte, nach ihrem Aufenthalte; ſie blieben aber verſchwunden.

Die erſten Monate ging Reuelle wie in einem ſchrecklichen Traum umher, und war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß er durch Wolluſt ſeinen Sohn unglücklich gemacht, und ſeine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erſt recht lebendig. Er trug die Rache für ſein Verbrechen mit ſich in ſeinem eigenen Herzen umher. Indeß war er doch nicht völlig gewiß, ob er wirklich allein an Luiſens Tode Schuld ſey; daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue ſie getödtet habe, ſchien ihm höchſt unwahrſcheinlich. In dieſer Vorſtellung, die er mit allem Eifer verfolgte, fand ſein Verſtand Entſchuldigungsgründe; doch nicht ſein unruhiges Herz. Eine unerklärbare Angſt hatte ſich ſeiner ſo gänzlich bemeiſtert, daß er auf keine Weiſe Herr darüber werden konnte. Er nahm tauſendmal ſeine Zuflucht zu ſeinem Syſteme, um die Ruhe wieder zu finden, deren er entbehrte. „Hm!“ dachte er; „iſt denn nicht Eigennutz die Triebfeder der menſchlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; iſt es meine Schuld, daß ein seltſames Vorurtheil für fleckenloſe Treue der Frau das Leben koſtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war? Und wenn ich es nun auch gewußt hätte ...“ — Dieſen Gedanken konnte er nicht fortdenken; es war, als ob ſich in ſeinem Inneren etwas dagegen ſetzte.

So philoſophirte er tauſendmal; doch die Unruhe ſeiner Seele konnte er dadurch nicht vertreiben. Er fand keinen Troſt in ſeinem Syſtem; es vergrößerte vielmehr ſeine Unruhe noch. Und wenn er ſich dieſer Unruhe überließ; ja, wenn er ſeine Handlung zuweilen als ein Verbrechen betrachtete: ſo erleichterte ihn das mehr, als die Verſuche, ſeine Handlung durch ſein Syſtem zu entſchuldigen. Hier entſtanden in ſeiner Seele die erſten Zweifel gegen ſeine eigenen Grundſätze. Er ſuchte ſein Syſtem mit allem Eifer zu vertheidigen, und gab ſich große Mühe, es feſt zu halten; aber ſein Herz, ſein Gefühl widerſprach ihm. Eine innere Stimme nannte ſeine Handlung, die er nur unglücklich nennen wollte, unrecht, niedrig.

So kämpfte Rouelle Jahre lang, bald gegen ſich ſelbſt, bald gegen ſein Syſtem. Seine Heiterkeit war dahin; das Bild ſeines unglücklichen Sohnes ſtand immer vor ſeiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an deſſen Tugenden nicht verſagen konnte, und in dem Wunſche, ihn nicht ſo ſchmerzlich beleidigt zu haben, daß die Tugend mehr als ein bloßes Wort iſt; ja, wenn er einen Blick auf das Leben ſeines jüngeren Sohnes warf, ſo fühlte er, daß er ſelbſt von Andern Tugenden verlange, und, in ſeiner Unruhe über die Begebenheit mit Luiſen ahnete er, daß der Menſch auch von ſich Tugend fordern müſſe.

Rouelle'ns jüngerer Sohn befolgte gänzlich das Syſtem ſeines Vaters, und lebte nur ſeinem Vergnügen. Er beſaß die Achtung der Welt, genoß mit Mäßigung, mit Anſtand, und ging mit ſeinem Vater auf dem freundſchaftlichſten Fuße um, doch ohne ihn gerade zu ſeinem Vertrauten zu machen. Der Sohn befand ſich ehemals gern in des Vaters Geſellſchaft, weil deſſen Unterredungen ihn im-

mer

mer angenehm unterhielten, und oft ſogar auch belehrten. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luiſen aber war Nouelle finſter geworden, und in dem Kampfe mit ſeinem Syſteme machte er zuweilen ſehr ernſthafte Bemerkungen über ſeinen Sohn, den er liebte. Er wurde über deſſen Umgang ängſtlich, forſchte ſeinen Gängen nach, und fing an, was er ſonſt nie gethan hatte, ihn zu tadeln und zu warnen. Jetzt war er nicht mehr mit allem, was ſein Sohn that, ſo zufrieden, wie ehemals, und verminderte ſogar ſeine Freigebigkeit gegen ihn, weil er einſah, daß die Hälfte ſeines Vermögens ſeinem älteren Sohne gehöre.

Der Jüngling, der ſeinen Vater ſo verändert ſah, war jetzt weniger gern in deſſen Geſellſchaft. Je ernſter der Vater wurde, deſto kälter betrug ſich der Sohn gegen ihn, und deſto ſeltener ſahen ſie einander. Der Vater machte dem Sohne Vorwürfe, und dieſer wußte ſich nicht ſonderlich zu entſchuldigen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die indeß fürs erſte in den Gränzen des Anſtandes blieben.

Der Sohn verbarg nun ſeine Gänge und ſeine Plane; der aufmerkſamer und beſorgter gewordene Vater entdeckte ſie aber, und es kam zu bedeutendern Zwiſtigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenſchaft, und der Sohn gab ſie ihm auf eine Weiſe, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen,“ ſagte der junge Rouelle kalt; „und ich weiß nicht, mein Vater, wie Sie dazu kommen, mir das jetzt zu einem Verbrechen zu machen, was ich von Ihnen ſelbſt gelernt habe. Daß Sie jetzt ernſter, mürriſcher werden, iſt doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich gebe zu, daß ich ſeit einiger Zeit Ihre Geſellſchaft nicht mehr ſuche; aber die Urſache davon kann Ihnen, da ſie ſo hell zu ſehen und ſo billig zu urtheilen gewohnt ſind, kein Räthſel ſeyn. Ich verlange nicht von Ihnen, daß ſie um meinetwillen den Ton ändern ſollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm iſt; allein ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern ſollte. Wie oft haben Sie mir geſagt, mein Vater, daß die Menſchen einander oft nur darum das Leben ſo ſauer machen, weil ſie es nicht verſtehen, mit Anſtand eine Verbindung aufzugeben, die nicht länger natürlich iſt! Mich dünkt, wir Beide ſind in dieſem Falle.

„Wie! Dieſe Kälte, dieſe erſtarrende Kälte! Daß du mein Sohn biſt, fällt dir alſo gar nicht ein?"

Ich mußte einen Vater haben, wenn ich exiſtiren ſollte: das iſt alles. Wie oft haben Sie ſelbſt geſagt, daß ſolche zufällige Verbindungen den Menſchen keine Rechte zu Forderungen geben, und daß Vergnügen unſre Beſtimmung iſt! —

Der Vater ſeufzte, und brach die Unterredung ab. Er gab ſich Mühe, mit ſeinem Sohne wieder in den vorigen Ton zu kommen; doch das war nicht möglich, da der Sohn ſich immer mehr von ihm entfernte. Roüelle bedurfte jetzt der Liebe ſeines jüngern Sohnes um ſo mehr, da ihn der Gedanke beunruhigte, daß er den älteren ſo unglücklich gemacht hatte; gerade durch ſein Syſtem aber ſah er ſich der Liebe beraubt, die er ſich wünſchte. Er ließ den Sohn thun, was er wollte. Um ihn indeß ſeine Abhängigkeit fühlen zu laſſen, ſchränkte er ihn in Betreff des Geldes ein, bewirkte aber dadurch ſonſt nichts, als noch mehr Kälte, die endlich, als der Vater ſeinen Zorn nicht mehr verhehlte, in völligen Widerwillen überging.

Dankbarkeit, Liebe und Treue — die Tugenden, welche ſein Sohn nicht hatte — wurden jetzt in den Augen des verlaſſenen Vaters ſehr viel. „Ach!“ ſagte er oft; „hätte ich meinen beſſern, edleren Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder: wie glücklich würde ſeine Tugend mich machen!“ Jetzt ſah er ein, daß wenigſtens für das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern die Tugend unentbehrlich iſt.

Die hier erzählten Auftritte fielen in das erſte Jahr der Franzöſiſchen Revolution. Rouelle und ſein Sohn waren, wie natürlich, eifrige Anhänger des Hofes. Der Vater wurde ſogar in wichtigen Geſchäften gebraucht, wozu ſein feiner Kopf und ſeine Beſonnenheit ihn ſehr tauglich machten. Der Sohn kümmerte ſich wenig darum, welche Parthei die Oberhand behalten würde; er lebte ſeinem Vergnügen, und that nur Wünſche für das Wohl der Royaliſten. Er verließ dieſe, als er ihre Plane ſcheitern ſah, mit der größten Gleichgültigkeit, und ſpielte nun die Rolle eines Republikaners ſo natürlich, daß niemand an ſeinem Bürgerſinne zweifelte, ſo ſehr auch ſein Vater, wegen ſeiner ehemaligen Geſchäfte für den Hof, im Verdachte des Royalismus ſtand.

Unter der Schreckensregierung wurde einer von Rouelle'ns Geſchäftsträgern in Verhaft genommen. Er ſagte im Verhöre gegen dieſen aus, und bewies ſeine Angaben durch ſchriftliche Documente. Rouelle erhielt noch früh genug Nachricht davon. Er verbarg ſich bei einem Bekannten, ließ am Abend ſeinen Sohn zu ſich rufen, und ſagte zitternd: „ich bin verrathen; man ſucht mich überall. Bringe an Geld und Koſtbarkeiten zuſammen, ſo viel du kannſt; wir müſſen Frankreich verlaſſen."

Der junge Rouelle ſah ſeinen Vater verlegen an. Ich bedaure Ihr Unglück, mein Vater, ſagte er ſtockend; allein die Maßregel, die Sie ergreifen wollen, ſcheint mir nicht gehörig überlegt. Sie ſind in Verdacht; nicht ich. Nun wohl, ſo gehen Sie über die Gränze. Wenn ich bleibe, ſo kann ich Ihnen vielleicht nützlicher ſeyn, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie...—

„Meinſt du, man werde dich in Ruhe laſſen, wenn man deinen Vater verfolgt?"

Die Böſewichter! rief der Sohn. Doch auch das iſt zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausſchuſſe. Wenn ich Sie ſelbſt anklage: wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

„Du mich anklagen? Du?"

Warum nicht? Unſer Vermögen wird dadurch gerettet. Stoßen Sie Sich nicht an eine Kleinigkeit, an ein bloßes Vorurtheil.

„Vorurtheil? Der Sohn könnte ſeinen Vater anklagen?" — Er ſchüttelte den Kopf; indeß, es war nun einmal nicht anders: er mußte nachgeben, da der junge Rouelle dieſen Schritt für das Beſte hielt. Beide nahmen

Abſchied von einander, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausſchuß.

Rouelle hielt ſich bei einem Freunde auf. Das war aber für dieſen beinahe eben ſo gefährlich, als für ihn ſelbſt ein jeder Verſuch, aus Paris zu entkommen. Nach einigen Tagen ging Rouelle Abends in Bauerkleidung nach ſeinem Hauſe, und ſagte zu ſeinem Sohne, den er allein antraf: „hier bin ich wieder. Mein Freund konnte mich nicht länger in ſeinem Hauſe behalten. Jetzt habe ich keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen könnte. Hier will ich bleiben und mein Schickſal erwarten.“

Der Sohn runzelte die Stirn. Hier? Sie bedenken nicht, mein Vater . . .!

„Ich weiß ſehr wohl, daß es hier gefährlich iſt; aber . . . Nenne mir einen andern Ort, wo ich ſicher bin; und ich will dahin gehen.“

Der Sohn wußte keinen. Aber hier, . . . hob er wieder an . . . . Wiſſen Sie, daß jedem, der Sie verbirgt, der Tod gedrohet iſt? Wiſſen Sie das, mein Vater?

„Eben deshalb wird und kann mich Niemand aufnehmen.“

Aber, verlangen Sie denn, daß ich mein Leben in ſo augenſcheinliche Gefahr ſetzen ſoll? Warum denn ich? In der That, mein Vater, Sie fordern ſehr viel! Ja, wenn ich Sie retten könnte! Aber die Hausſuchungen dauern jetzt unaufhörlich fort. Gewiß, hier ſind Sie am wenigſten ſicher.

„Ja!“ rief der Vater auf einmal, von dieſer Kälte ſeines Sohnes erſchüttert: „das ſeh' ich, Böſewicht! Hier bin ich am wenigſten ſicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben geſetzt, du würdeſt . . . — O Gott!“ ſagte er jetzt in einem mildern Tone, und rang die Hände: — „was klag' ich! Muß er nicht ſo denken? Lehrte ich es ihn nicht?“

In dem Augenblick wurde an der Hausthür geklingelt. Ein Bedienter meldete, daß ein Nationalgarde an der Thür wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O, fort! fort! rief der Sohn; geſchwind! um Gottes willen! Sie werden mich unglücklich machen! Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblick länger! Leben Sie wohl.

Der Vater ſah den Sohn mit einem gräßlich ſtarren Blicke an. Ohne ein Wort zu ſagen, verließ er das Zimmer, und ſtürzte die Treppe hinunter, um ſich dem Nationalgarden zu überliefern. Die kalte Selbſtſucht des Sohnes hatte ſein ganzes Weſen beinahe vernichtet. — Der Nationalgarde warf einen forſchenden Blick auf Rouelle'n, und ſagte bewegt: ja, er iſt es! . . . Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben iſt in Gefahr. Ich will Sie retten. — Rouelle hörte nicht, was der Garde ſagte, und wiederholte von Zeit zu Zeit mit inniger Betrübniß: „das war mein Sohn! — ich war ſein Vater!" —

In einer Vorſtadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte, und ſagte mit bewegter Stimme: hier hinein, unglücklicher Mann! — Jetzt erſt merkte Rouelle wieder auf die äußeren Gegenſtände. „Wohin führſt du mich, mein Freund?" fragte er; „wer biſt du?" Ohne zu antworten, zog ihn der Mann in die Hütte, und führte ihn eine kleine Treppe hinauf, zu einem verborgenen Verſchlage, deſſen Eingang Stroh verdeckte. Durch eine Oeffnung im Dache fiel nur eben Licht genug herein, daß Rouelle ein Lager ſehen konnte, welches für ihn beſtimmt war. Wollen Sie ſich niederlegen? fragte der Garde leiſe. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier ſind Sie ſicher. — Er verließ den Verſchlag, bedeckte die Thür wieder mit Stroh, und ging dann leiſe hinunter.

Rouelle warf ſich auf ſein Lager, und überließ ſich den quälendſten Betrachtungen über die Undankbarkeit ſeines Sohnes; denn, leider, konnte er ſich nicht leugnen, daß er ſelbſt durch ſeine Erziehung an dieſem unkindlichen Betragen Schuld war. Ein ſtarkes Klopfen an der Hausthür, und eine Menge lauter Stimmen unterbrächen endlich dieſe Betrachtungen. Man durchſuchte das Haus, und kam, zu Rouelle'ns Schrecken, ſogar auf den Boden. — Wie ich euch ſage, hob eine Stimme an; hier iſt nichts Verdächtiges. Wollte

Gott, daß alle Pariſer ſo gute Republikaner wären, als der Bürger Marton!

Rouelle hatte ſich aufgerichtet, um zu horchen. Der Name Marton traf ſein Ohr, gleich einem ſchrecklichen Donner. „O rächender Gott!" ſeufzte er, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Nun wurde es im Hauſe und auf der Straße wieder ſtill, doch nicht in Rouelle'ns Herzen, über welches die Nacht hindurch der ſchreckliche Engel der Rache das flammende Schwert gezückt hielt. Sein Syſtem war ihm jetzt nichts mehr als eine gräßliche Lüge; die beleidigte Tugend ſtand in der Geſtalt der ermordeten Luiſe, und dann wieder in der Geſtalt ſeiner verſtoßenen Gattin vor ihm. Eben der Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war ſein Retter; und den ſollte er morgen ſehen! Er bebte bei dieſer Vorſtellung, die ihm noch fürchterlicher war, als der Tod, der ihn verfolgte.

Mit dem erſten Strahle des Morgens ſuchte er die Thür des Bodens zu öffnen, und es gelang ihm. Leiſe ſtieg er die Treppe hinunter, um das Haus zu verlaſſen, wo ihm der furchtbare Anblick ſeines Sohnes drohete Seine Bemühungen auch die Hausthür zu öffnen, gingen nicht ohne Geräuſch ab. Er hörte Jemanden die Treppe herunter kommen. In großer Angſt riß er die Thür auf; doch in demſelben Augenblicke fühlte er ſich gehalten. Marton umfaßte den Schwankenden, und fragte: wohin wollen Sie, unglücklicher Mann? — Rouelle erkannte ſeines Sohnes Stimme, und ſank ohnmächtig in deſſen Arme. Als er nach einer Stunde wieder zu ſich kam, lag er auf einem Bette; ſein Sohn und ſeine Gattin hatten ſeine Hände gefaßt, und drückten ſie zärtlich, als er erwachte.

„O, mein Vater!" das waren die erſten Worte, die Rouelle hörte. Er blickte furchtſam auf, und ſah Thränen in den Augen ſeines Sohnes. Dieſe Thränen brachen ſein Herz, und milderten ſeine Verzweiflung. Er ſchluchzte laut. O mein Vater! wiederholte Marton ſchluchzend, und drückte ſeine Lippen auf Rouelle'ns Hand.

Noch konnte der Unglückliche nicht ſprechen; er ſuchte ſein Geſicht zu verbergen. Ich bitte dich, geh, mein Sohn! ſagte die weinende Mutter; du biſt zu bewegt. — Marton entfernte ſich. Herr von Rouelle, hob die Mutter nun an. „Ich Unglücklicher!“ unterbrach er ſie; „hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen?“ Es gelang ſeiner Gattin, ihn zu beruhigen. Marton kam wieder, und ſank an die Bruſt ſeines Vaters. Jetzt wirkten die mildere Reue und die Tugend mit ſanfter Gewalt auf Rouelle'ns Herz; er wünſchte, für ſeinen Sohn ſterben zu können. Beider Thränen vermiſchten ſich, und des Vaters Verbrechen war vergeſſen.

Welche Augenblicke, als ſeine Gattin ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod ſeiner Luiſe geworden ſey; wie er gekämpft habe, ſeinen Vater nicht zu haſſen; und wie er mitten in dem Schmerze doch immer geſucht, ihn zu entſchuldigen! Er iſt ja Ihr Sohn, Rouelle, fuhr die Mutter fort; wie konnte er Sie haſſen! . . . Wir lebten hier in Paris von dem Ueberreſte meines Vermögens, und von der Arbeit unſerer Hände, ärmlich, beſcheiden. — „Ach,“ rief Rouelle;

„die Grauſamen! Warum wendetet Ihr euch nicht an mich? Zweifeltet Ihr, daß ich … Ach, ich Unglücklicher! mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?“

Nein, wir zweifelten nicht an Ihrer Hülfe; wir wußten, daß die ſchreckliche Begebenheit Sie und Ihre Grundſätze erſchüttert hatte: aber Ihr Sohn — er wollte Ihnen den Anblick deſſen erſparen, der durch Sie ſo unglücklich geworden war. Endlich erfuhren wir durch öffentliche Blätter, daß die blutgierigen Tyrannen Sie verfolgten. Ihr Sohn zitterte für Sie, und faßte den Entſchluß, Sie zu retten. Er glaubte, Sie würden in Ihrem Hauſe bei Ihrem Sohne verborgen leben. (Nouelle ſeufzte.) Doch dieſen Aufenthalt hielt er nicht für ſicher genug. Deshalb überwand er ſeine Bedenklichkeiten, ſich vor Ihnen ſehen zu laſſen. Er ging eines Abends, um Sie abzuholen; und, Gott ſey Dank! er hatte das Glück, Sie zu retten.

Nouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte ſeines Sohnes, der ihn durch ſeinen Fleiß ernährte. Hier erſt lernte er empfinden, welch ein Glück es iſt, zu lieben und geliebt zu ſeyn, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, und aufzuopfern! Wie froh war er, wenn er ſich einen Genuß verſagte, um ſeinem Sohne und ſeiner Gattin eine Stunde Arbeit zu erſparen! Jetzt erſt lernte er, daß die Tugend, und nicht der Genuß, die Beſtimmung und das Glück des Menſchen iſt.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut bedeckte, unter dem Schwerte der Rache; und nun zeigte ſich Rouelle wieder, da er es ohne Gefahr thun konnte. Er bewies, daß er immer in Paris geblieben war, und ſollte deshalb ſein Vermögen wieder in Beſitz nehmen. Nur ſein jüngerer Sohn war damit nicht zufrieden. Er klagte ſeinen Vater an, daß er wirklich emigrirt geweſen ſey. „O Gott!“ rief der unglückliche Vater, als er die Anklage las; „das ſind die Folgen meiner Grundſätze! Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich; und — der, den ich unglücklich machte, iſt mein Retter!“ Er ſank an das Herz ſeines beſſeren Sohnes.

Der Prozeß war bald entſchieden. Rouelle bekam ſein Vermögen wieder, und gab ſeinem jüngeren Sohne, den er beſuchte, die Hälfte davon. „O, Unglücklicher!“ ſagte er dabei; „könnte ich dir die abſcheulichen Grundſätze nehmen, die du von mir gelernt haſt: mit Freuden wollte ich arm ſeyn!

XVII.

Die Stärke des Gewiſſens.

Die Stärke des Gewiſſens.

Der junge Herr von Raßdorf kehrte von ſeiner Reiſe durch Frankreich und England auf ſeine Güter zurück. Er hatte in Paris und London das Leben wie ein Philoſoph (ſo ſagte er ſelbſt) genoſſen; das heißt, er war ſo glücklich geweſen, ſeine Geſundheit mitten im Strudel der Ausſchweifungen zu erhalten. Ja, ich bin meines Lebens froh geworden, ſagte er; aber nie haben meine Freuden Andern Thränen gekoſtet. In meinen Adern fließt warmes Blut; und der iſt ein Thor, der ſich die Freude verſagt, wenn ſie ihm winkt. Ich bin glücklich geweſen, und habe zuweilen ſogar glücklich gemacht, oder doch meine Freuden ehrlich bezahlt. Die Unſchuld eines Mädchens, — nun ja, ich geſtehe, ſie iſt ein Schatz, den ich nicht rauben darf; wenn aber das Mädchen dieſes unſichere Beſitzthum gegen baares Geld vertauſchen will: warum nicht? Iſt der Käufer dann ein Verbrecher?

„Doch ein Betrieger, denk' ich, mit Euer Gnaden Erlaubniß!" ſagte der alte Bediente Jakob, der den jungen Raßdorf von Kindheit an gleichſam erzogen, und durch unbegränzte Liebe, durch erprobte Treue, ſich das Recht zu Freimüthigkeit erworben hatte. „Denn," ſetzte er hinzu, weil ſein Herr ihn ſpöttiſch lächelnd anſah, „er kauft da etwas, worauf der Muth im Leben und Tode beruhet, und kauft es für Münze, die nur in dieſem Leben gilt."

Und wäre das auch, was du da faſelſt, Alter: — wenn ſie es nun verkaufen wollen?

„Hm!" ſagte der Alte wehmüthig; „ich möchte einem Kinde einen koſtbaren Diamant nicht für einen Gulden, oder ſo etwas, abkaufen, weil es den Werth des Steines nicht kennt." Raßdorf lachte; der alte Jakob ſeufzte, und dankte dem Himmel, als er den Thurm von Randeln, dem Wohnorte ſeines Herrn, endlich wiederſah.

In England hatte Raßdorf Geſchmack an dem Leben des Adels auf dem Lande, ja ſogar an der Landwirthſchaft, gewonnen; und ſo war er entſchloſſen, auf ſeinen Gütern zu leben, und nur einen Theil des Winters in der Hauptſtadt zu ſeyn. Nach einigen Monathen redete der alte Jakob ſeinen Herrn an. „Ew. Gnaden, mein Wilhelm iſt jetzt ſechs und zwanzig Jahr alt. Der Burſche iſt gut, und ich möchte gern, daß er es bliebe. Die Jagd und das Forſtweſen verſteht er aus dem Grunde, das wiſſen Ew. Gnaden. Nun hat der Junge ein Auge auf die Tochter des alten ehrlichen Förſters Schaller geworfen. Ew. Gnaden ſehen . . .“

Und nun will dein Wilhelm ein Dienſtchen, um Hochzeit zu machen: nicht wahr? Und du möchteſt gern vor deinem Ende noch einmal Gevatter ſtehen: nicht wahr? Gut, Jakob! Sobald der alte Keiſer ſtirbt (krank iſt er ja ſchon): ſo bekommt Wilhelm die Förſterſtelle. Mach' ich es ſo recht? — Jakob zuckte die Achſeln. — Nun Jakob? — „Ja, Ew. Gnaden, freilich wohl! Ich weiß ſelbſt nichts Beſſeres; auch habe ich das dem Jungen ſchon geſagt: aber . . .“

Der will nicht warten? — Jakob nickte mit dem Kopfe. „Sehen Eure Gnaden, der Junge denkt, es könnte ihm bei Schallers Marien jemand zuvorkommen: was auch leicht möglich wäre. Das Mädchen, Ew. Gnaden, iſt ſchön, wie ein Engel, und, was noch mehr ſagen will, auch fromm, wie ein Engel: zwar erſt ſiebzehn Jahr, aber ausgewachſen, und ſchlank, wie eine Pappel. Noch dazu hat der Vater ein hübſches Vermögen, und das Kind iſt fleißig. Schon ſeit dem zwölften Jahre hat Marie des Vaters Haushaltung geführt; Kiſten und Kaſten ſind voll, und Alles in der beſten Ordnung. Sehen Ew. Gnaden, da geht ſie eben über die Brücke. Das Herz lacht mir altem Manne in der Bruſt, ſo oft ich ſie ſehe; was wollt' es einem jungen Menſchen nicht!“

Naßdorf ſah durch das Fenſter nach Marien, und auch ſein Herz gerieth durch ihre

Schönheit in Bewegung. Er verfolgte ſie mit brennenden Blicken, und ſagte dabei: hm, Alter! mit ihrer Schönheit iſt es ſo ſo. Wie geſagt, ſobald Keiſer ſtirbt. Jetzt, das ſiehſt du wohl, kann ich deinen Sohn noch nicht entbehren. Wir wollen daran denken, ſobald ich eingerichtet bin.

Jakob ging, und Raßdorf blieb am Fenſter, bis Marie zurückkam. Nun hatte er Zeit, ſie recht genau zu betrachten, und alle ſeine Begierden wurden bei dem Anblicke des ſchönen Mädchens rege. Mit einer furchtſamen Ahnung der Zukunft blickte er ſchnell auf dem Hofe umher; und da er Niemanden bemerkte, ſo rief er Marien mit einer befehlenden und doch ungewiſſen Stimme in ſein Zimmer. Er gab ihr einen Auftrag an ihren Vater, der in einem benachbarten Dorfe am Walde wohnte, und that wohl hundert Fragen, auf die ſie immer mit einer furchtſamen Beſcheidenheit antwortete. Dann ſuchte er in einen ſcherzhaften Ton zu kommen. Marie ſchwieg erröthend, ohne den Scherzen auszuweichen, und endlich ging ſie, froh darüber, daß ſie nicht länger aufgehalten wurde.

Der Förſter Schaller war ein ſehr redlicher Mann, und kindlich fromm, in der beſten Bedeutung dieſes Wortes. Ein ruhiges Leben, faſt ohne alles Leiden, hatte ſeinen Glauben an die Vorſehung zu einem Felſen gemacht; und durch den frühen Tod ſeiner innig geliebten Gattin, war dieſer Glaube nicht erſchüttert, ſondern noch mehr befeſtiget worden. Der rührende Abſchied, den die Sterbende in der ſichren Hoffnung eines künftigen Lebens von ihm nahm; ihre letzten Worte: „da ſind die Engel, die mich erwarten! Gott ſey mit dir, lieber Mann! wir ſehen uns wieder!" — dieſe Worte, welche die Sterbende mit glänzenden Augen, mit einem himmliſchen Lächeln und mit ausgebreiteten Armen zu ihrem Gatten ſagte, hatten ſeinen Glauben in eine ſtille Sehnſucht nach dem Tode verwandelt. Er lebte, trotz allen Ahnungen von ſeinem nahen Ende; aber ſein Geiſt war ſchon halb bei ſeiner Gattin in der Ewigkeit. Dieſer Mann hatte Marien in dem froheſten, feurigſten Glauben an die Liebe Gottes erzogen — gleichſam unter den Augen ihrer ſeligen Mutter, deren Stimme er oft zu hören glaubte, wenn er neben ſeiner Tochter ſaß und mit ihr redete.

Die ruhige Stille, worin die Förſterwohnung lag, und die Einſamkeit, worin Marie lebte, machten dieſe Ideen in ihrer Seele ſehr lebendig. Empfindungen, ſo dunkel und ſchauerlich, wie der Wald um ſie her, hoben die Bruſt der kleinen Marie. Ihre Spiele waren Geſpräche mit den Blumen, mit den rauſchenden Bäumen, mit den fliehenden Wolken. In die Schule ging ſie nicht: ihr frommer Vater lehrte ſie in der Muße des Winters leſen, und außerdem machte er ihr Herz, ſo oft er mit ihr allein war, für eine Religion empfänglich, wie ſie in ſeinem ſtillen Herzen lag. Auch als ſie älter wurde, lebte ſie ferner einſam, weil die Haushaltung ſie beſchäſtigte. Sie kannte keine andere Sünde an den Menſchen, als die Erbſünde. Ihr ſtilles Herz öffnete ſich heimlich gegen Alle mit Zutrauen, mit Wohlwollen; und nur ihre blöde Furchtſamkeit hielt ſie ab, jedem zu ſagen, wie ſehr ſie ihn liebte.

So war ſie die einzige Freude ihres Vaters, und der Wunſch jedes jungen Mannes, der ſie kennen lernte. Ihr Herz aber wünſchte nichts, und ihre Bruſt voll Unſchuld hob ſich ruhig.

Wilhelm, des alten Jakobs Sohn, hatte Marien, wenn er mit ihrem Vater aus dem Forſte zurückkam, oft geſehen. Mehr als ſie anzuſehen, wagte er nicht, weil er des alten Schallers Strenge in dieſem Punkte kannte; aber in ſeiner Bruſt entzündete ſich die heißeſte Leidenſchaft für Marien. Er rechnete darauf, wenn der Herr von Raßdorf erſt wieder da wäre, eine Förſterſtelle zu bekommen; und dann hoffte er Mariens Neigung zu gewinnen, da er faſt der einzige Mann war, der ihren Vater beſuchte, und dem ſie doch zuweilen ein Paar Worte ſagte.

Zwar hatte er wohl dem frommen Schaller leiſe zu verſtehen gegeben, was er wünſchte, und zu ſeiner Freude auch bemerkt, daß dieſer freundlich mit dem Kopfe dazu nickte.

Aber der Alte ſagte dann: „du biſt eine ehrliche Seele, Wilhelm. Gott gebe, was dir gut iſt! Nur nicht vor der Zeit! Das Schwänzeln um ein Mädchen taugt nichts; und wenn ich wüßte, daß du Marien nur Einmal hinter meinem Rücken ſprächeſt, ſo . . . Du kennſt mich, Wilhelm!“

Wilhelm kannte den ſtrengen Alten, und ſchwieg. Er liebte Marien zärtlich, ohne daß ſie es wußte; und ſo hatte ſie jetzt der Leidenſchaft des Gutsherrn nichts, als ihre Unſchuld und ihre Frömmigkeit, entgegen zu ſtellen. Auch Herr von Naßdorf kannte indeß den ſtrengen Schaller genug, um nichts zu wagen; und überdies ſah er wohl ein, daß er bei Marien ſelbſt kein leichtes Spiel haben würde, da der alte Jakob nicht aufhörte, ihre Frömmigkeit zu loben.

Daß der Gutsherr jetzt ſeine Forſten unterſuchte, aus ſeiner Weidetaſche bei dem alten Schaller frühſtückte, und dabei Marien, wenn ſie im Zimmer war, mit einer ſtillen Freundlichkeit auszeichnete: das ſchien ſehr natürlich, und fiel niemanden auf, ſelbſt Wilhelmen nicht. Daß er Marien einige Male nahe an ihrem Hauſe im Walde antraf, daß ſie ihm einen Riemen an der Taſche, den ein Zweig abgeriſſen hatte, feſt nähen mußte, daß er hier auf ihren Vater wartete, und während deſſen die Zeit mit ihr verplauderte: nun, das waren Zufälle, aus denen niemand Arges haben konnte, und Marie erwähnte ihrer auch kaum mit einigen Worten. Aber daß der gnädige Herr in einem ſolchen Geſpräche fragte, ob denn der Tagelöhner Drewes, dem eine Kuh, ſein ganzer Reichthum, gefallen war, wirklich ſo hülflos ſey, und daß er, als Marie ihm mit naſſen Augen den Jammer der Familie ſchilderte, gerührt ſeine Börſe aus der Taſche nahm, und ihr mit einem Händedrucke einige Goldſtücke für den Unglücklichen gab: dies erzählte Marie ihrem Vater ſogleich mit inniger Freunde. Der Alte ſagte dazu weiter nichts, als die Worte: „ſelig ſind die Barmherzigen, Marie!“ Er ſelbſt hatte am Morgen ſeinem jungen Herrn den Unfall des armen Drewes erzählt, und er freuete ſich, daß ſein Fürwort ſo wirkſam geweſen war. „Da iſt," ſagte er zu Marien, „auch der alte Schwenke. Gott gebe mir noch einmal eine gute Stunde bei dem gnädigen Herrn! Für den möchte ich gern ein Wörtchen reden."

Die gute Stunde kam in Kurzem. Schaller bat für den armen Greis; Herr von Raßdorf hörte ihn gütig an, gab ihm Geld, und ſagte: ſchike Er Seine Tochter damit zu dem alten Schwenke. Die verſteht zu geben; das weiß ich von Drewes her. Seh' Er, Schaller, Seine Tochter giebt mit einer Art, daß die Armen Freude daran haben. Ich kann das ſo nicht, und auch Er wohl nicht, lieber Schaller.

Der Vater erwiederte mit einem Lächeln der Freude: „Ja, Ew. Gnaden, da haben Sie Recht, das weiß Gott. Meine Marie hat eine weiche, ſanfte Hand; wenn ſie dem Armen ſeine Wunden verbindet, ſo fühlt er es kaum."

Der Vater erzählte Marien das Geſpräch ſehr froh, und nach einiger Zeit wagte ſie es, ſelbſt bei dem gnädigen Herrn eine Bitte für einen Armen zu thun. Herr von Raßdorf bewilligte ſie, und ſagte: höre Sie, liebes Kind, ich gebe recht gern. Nur iſt es mir zuwider, wenn die Leute mich mit Dank überlaufen. Auch fordert dann ein Jeder, der es wohl gar nicht nöthig hat. Sage Sie alſo nicht, von wem das Geld kommt; keinem Menſchen, nicht einmal Ihrem Vater: denn der kann in ſeiner Freude nicht ſchweigen. Und iſt es Ihr lieb, wenn Sie Armen helfen kann; nun, ich gebe gern: doch darf es, wie geſagt, kein Menſch erfahren. Ich komme ja von Zeit zu Zeit hieher, und ein Augenblick findet ſich denn wohl, da Sie mir ſagen kann, ob jemand Hülfe nöthig hat.

Herr von Raßdorf handelte hier nicht nach einem Plane. Der Zufall hatte ihn in dieſen Weg mit Marien geleitet. Doch, da er einmal darin war, ſo wollte er auch darin bleiben, und das unſchuldige, nichts beſorgende Mädchen, welches in ſeiner Wohlthätigkeit nur die edelſte Großmuth eines ſehr menſchlichen Herzens ſah, und ſich durch das Zutrauen des Gutsherrn geſchmeichelt fühlte, ging richtig in das Netz, das eine unreine Leidenſchaft für ſie aufſtellte. Selbſt ihre Frömmigkeit half ſie hineinführen. Um nicht Dank für fremde Wohlthaten zu ernten, ſpielte ſie den Unglücklichen die Hülfe heimlich zu. Das Erſtaunen der Unglücklichen über die unverhoffte Rettung, und ihr heißer Dank für den verborgenen Schutzengel waren für Mariens frommes Herz, das ſich dem Glauben an helfende Engel ſo gern überließ, ein zu angenehmes Schauſpiel, als daß ſie es ſich nicht öfters hätte wünſchen ſollen.

Sie ſprach zuweilen, wenn ihr Vater im Forſte war, den Herrn von Raßdorf allein; und das freundſchaftliche Vertrauen, womit er ſie behandelte, die feine Achtung, mit der er ſie auszeichnete, die ſchnelle Wirkſamkeit jeder Bitte, die ſie äußerte: das alles that ihrem Herzen ſo wohl, und erregte darin ſo angenehme Empfindungen, daß ſie bald eine Art von Neigung zu Raßdorf fühlte. Sie dachte immer mit reiner Heiterkeit an ihn, und zuweilen ging ſie, auch wenn ſie ihm nichts zu ſagen hatte, in den Waldgrund hinter ihrem Hauſe, den er eines Vogelherdes wegen faſt alle Tage beſuchte.

Raßdorfs Güte und Vertrauen nahmen nur allmählich zu, und ſie konnte ſein Betragen gegen ſie niemals mit ſeinem Betragen gegen Andere vergleichen, weil ſie ihn faſt immer unter vier Augen, oder doch nur in ihres Vaters Gegenwart ſah. So bemerkte ſie denn keine Veränderung in ſeinem Benehmen; und doch hatte es ſich, ſo wie ihre Empfindungen, ſchon gänzlich verändert. Ihre erſte Scheu vor ihm, dem gnädigen Herrn, war verſchwunden. Er nahm ihre Hand: ſie bemerkte es nicht; er nannte ſie ſeine gute Marie: es war ihr, als hätte er ſie immer ſo genannt.

Den Jäger Wilhelm hatte Raßdorf ſchon zu Anfange nach der Reſidenz geſchickt, um da in ſeinem Hauſe Einrichtungen für den Winter treffen zu laſſen. Auch Mariens Vater war ihm nicht hinderlich, da er ganz unbeſorgt in den Forſt ging. Seine Tochter verſchwieg ihm wohl nicht, daß ſie den gnädigen Herrn zuweilen ſähe; das war aber natürlich, da der Vogelherd, auf dem er ſich ſo gern beluſtigte, nur einige Schritte weit vom Hauſe war. Und was ſchadete es denn auch, wenn er die fromme, unſchuldige Marie zu ſehen bekam!

Alles gelang dem Herrn von Raßdorf noch über ſeine Wünſche. Er ſah mit Entzücken, wie die Neigung der ſchönen Marie zu ihm mit jedem Tage mehr hervorbrach; unter welchen kindiſchen Vorwänden ſie eben dahin kam, wo er ſich befand, und wie ſie ſich freuete, ſo oft ſie ihn erblickte. Doch eben dieſe kindiſche, ſorgloſe Unſchuld war wieder das größte Hinderniß für die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft. So leicht er Marien bis auf dieſen Punkt gebracht hatte, ſo unmöglich ſchien es, ſie noch einen Schritt weiter zu bringen. Er hatte die Abſicht gehabt, ihre Phantaſie zur Verrätherin ihrer Tugend zu machen; doch das geling nicht: ihre Phantaſie war nicht zu entzünden, und ſie ſelbſt war in ſeiner Geſellſchaft heiter und fröhlich. Ihre Blicke blieben fromm und heilig, ihr Buſen ſchlug nicht ſtärker, als ſonſt; kurz, ihre Ruhe ſagte dem

Herrn von Raßdorf ſehr deutlich, daß hier nichts unheilig war, als er ſelbſt. Nach ganz leiſen Verſuchen, die er machte, mußte er ſich geſtehen, daß Ein Wort zu viel Marien auf ewig von ihm trennen würde.

Endlich ſah er, daß er Marien nicht verführen konnte, ohne ſie auch zu betriegen; und ſo beſchloß er ein Bubenſtück, das er bis dahin noch nicht verübt hatte. Er wurde vertraulicher gegen Marien, und zu gleicher Zeit ſchwermüthiger; er ſprach mit ihr über das Glück ſeines künftigen Lebens, und ſetzte ſeufzend hinzu, daß er es nicht hoffen dürfe. Ach, ſagte er mit einem Händedrucke; wenn ich nach meiner Neigung wählen könnte! Anfangs wußte Marie nicht, was er meinte; ſobald ſie es aber merkte, wurde ſie unruhiger und ſcheuer. Sie kam nicht mehr ſo oft, und war kälter. Er bemerkte das nicht, fuhr mit ſolchen Aeußerungen fort, und ſetzte dann zuweilen mit funkelnden Augen hinzu: Aber warum dürfte ich nicht glücklich ſeyn? warum nicht nach meiner Neigung wählen? — Dann machte er Marien eine reizende Beſchreibung von den glücklichen Tagen, die er haben würde, wenn . . . — Hier brach er ab, und faßte ſeufzend ihre Hand.

Die arme Marie war jetzt in der größten Unruhe. Sie ſah, daß Raßdorf ſie liebte, und ihr Herz ſchlug bei dieſer Vorſtellung in einer ſüßen Aengſtlichkeit. Wünſche hatte ſie nicht; denn ſie würden eine Unmöglichkeit betroffen haben. Sie wollte ſich ihrem Vater entdecken, fürchtete aber ſeine Vorwürfe. Und was ſollte ſie ihm denn ſagen? Hatte Raßdorf denn geäußert, daß er ſie heirathen wolle? Sie fürchtete, ihr Vater würde über ſie lachen, und nahm ſich vor, den gnädigen Herrn nicht wieder zu ſehen. Dieſem Entſchluſſe blieb ſie acht Tage lang treu; und nun ging ſie — nicht in den Waldgrund, ſondern oben auf die Höhe. Da kam Raßdorf, und beklagte ſich ſo wehmüthig, daß er ſie acht lange Tage nicht geſehen habe. Marie hörte ſeine Klagen mit pochendem Herzen, und ihre Augen fingen an, ſich zu benetzen; nie war er ſo zärtlich, ſo ſanft, ſo gut geweſen!

Auf dem Rückwege überraſchte ſie zum erſten Male der Gedanke, wie glücklich ſie ſeyn würde, wenn ſie Raßdorfs Gattin wäre; und dieſem Gedanken folgten ganz leiſe die Hoffnung, ein ſüßes Ahnen, und dann wieder ein beklemmender Zweifel. Ach, Raßdorf hatte ihr ſeinen Kummer geklagt; aber wem konnte ſie den ihrigen entdecken? Sie warf ſich in dem dickſten Gebüſch auf die Kniee, und betete, nicht für ſich, ſondern für ihn, den Feind ihrer Ruhe, daß Gott ihn glücklich machen möchte. Jetzt war ſie ruhiger; ſie hatte ihr Schickſal in die Hände der Vorſehung gelegt, und wollte den Wink derſelben erwarten.

Raßdorf bemerkte, als er ſie zum erſten Male wieder ſah, zu ſeiner Freude einen Strahl von Heiterkeit in ihren frommen Augen. Er glaubte, ſie finge an, ſich ihm zu ergeben; aber nein: ſie hatte ihr Schickſal der Vorſehung anvertrauet, und dadurch war ſie heiter geworden. Ich will es erwarten, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ehe ſie ging. Liebt er mich wirklich ſo zärtlich, wie ich . . . ihn liebe, ſetzte ſie zitternd hinzu; ſo wird er nicht immer ſchweigen. Ich will ruhig ſeyn. Redet er, ſo will ich es meinem Vater ſagen. Und kann Herr von Raßdorf deſſen Einwilligung erhalten, ſo . . . — Sie hob mit froher Rührung beide Hände zu dem heitern Himmel auf.

Es war gar nicht Raßdorfs Abſicht, zu reden; der Böſewicht zitterte vor dem Verbrechen, mit dem er umging. Er wollte Marien durch die Hoffnung, ſeine Gattin zu werden, zu einem Fehltritte verleiten, um dann ſagen zu können: hab' ich ihr die Ehe verſprochen? iſt es meine Schuld, daß ſie das Unmögliche für möglich hielt? — Er blieb in ſeinen Räthſeln, ohne ſich deutlicher zu erklären; und Marie blieb gleich ſchüchtern, gleich weit von ihm entfernt. Sie liebte ihn, das ſah er; aber auch, daß ihre Hoffnung, ſeine Gattin zu werden, wieder ſank, und daß ſie ernſter, ſcheuer war, als jemals.

Er mußte ihre Hoffnung aufs neue beleben, oder ſie vielmehr zu Gewißheit machen, doch ohne daß er ſelbſt dabei im Spiele zu ſeyn ſchien; und bei dieſem Plane rechnete er auf des Mädchens frommen Aberglauben.

Ganz nahe bei Randeln war jetzt eine kleine Zigeuner-Horde. Raßdorf fand auf der Jagd dieſe kleine wilde Geſellſchaft, als ſie eben in einem Waldthale ihr Mittagseſſen kochte. Eine alte Zigeunerin kam auf ihn zu, und bettelte. Er that einige Fragen an ſie, ließ ſich ſogar aus der Hand von ihr wahrſagen, und konnte nicht umhin, den Witz und die täuſchende Feierlichkeit, womit ſie das that, zu bewundern. „Du haſt Glück bei den Mädchen, mein Goldſohn!“ ſagte das Weib mit ſchlauen Blicken; und Raßdorf dachte dabei an Mariens frommen Aberglauben, der auf Träume, Ahnungen und Wahrſagen bauete. Er beſchenkte die Frau ſehr reichlich, überdachte ſchnell ſeinen Plan, ging näher zu der Horde, beſchenkte auch ſie, und warf von Zeit zu Zeit auf die Alte prüfende Blicke, welche dieſer nicht entgingen.

Nach einigem Zögern hob er an: höre, Mutter! ich könnte . . ., und brach ſogleich wieder ab. Endlich ging er mit Kopfſchütteln. Die Alte folgte ihm, und er blieb ſtehen. „Du haſt etwas im Kopfe, Goldſohn,“ ſagte die Alte liſtig und errathend. — Wenn du ſchweigen könnteſt! erwiederte er raſch. — „Schweigen? Wenn wir das nicht könnten, wer könnte es denn ſonſt?“ Raßdorf ſann noch eine Weile, und rückte dann allmählig mit ſeinem Auftrage hervor. Die Zigeunerin lächelte liſtig; denn ſie hatte ihn ſchon bei den erſten Worten errathen. Er gab ihr ein anſehnliches Geſchenk, und verſprach ihr noch mehr, wenn ſie die Rolle, die er ihr vorſchrieb, ihm zu Danke ſpielen würde. Sie verſicherte, daß ſie ihr Beſtes thun wolle; und Raßdorf ging finſter, mit Gewiſſensbiſſen im Herzen, zu Hauſe. Er zitterte vor der Entdeckung, obgleich nicht vor dem Verbrechen.

Die Alte hielt ſich nun in der Nähe von Schallers Wohnung verborgen, bis der rechte Augenblick kam. Endlich ging Marie einmal allein, und in tiefen Gedanken, die Waldhöhe hinter ihrem Hauſe hinan. Die Zigeunerin folgte ihr heimlich nach, und that einem Schrei. Marie, die hinzu eilte, fand ſie an der Erde liegen, half ihr auf, ſetzte ſich mit ihr auf einen Baumſtamm, und fragte, ob ſie Schaden genommen hätte.

Jetzt fing die Alte ihre Rolle an. Sie betrachtete Marien ſtarr und feſt, legte die Hand an die Stirn, als ob ſie nachſönne, lächelte, ſchüttelte den Kopf, und ſprach im feierlichſten Tone einige räthſelhafte Worte. Marie wurde aufmerkſam, und bot ihr ein kleines Geſchenk an. Die Alte ſagte mit Heftigkeit und funkelnden Augen: „Goldkind, du würdeſt mir weit mehr geben, wenn du ſäheſt, was ich ſehe, wenn du wüßteſt, was ich weiß.“ Sie ſtarrte Marien wieder an, und drängte die Hand derſelben zurück. „Ich will nichts, ſchönes Kind, gar nichts. Behalte dein Geld. Sey demüthig, wenn dich Gott erhöhet; ſey wohlthätig, wenn du reich biſt. Folge meinem Rathe; du haſt ihn nöthig, ſchönes Kind. Und denke an mich, wenn du in Gold und Seide gehſt, und in Schlöſſern wohnſt. Gott ſey mit dir! Ich gehe. Behalte dein Geld, ich will nichts: doch über ein Jahr komme ich wieder; und wenn du dann nicht hochmüthig geworden biſt, ſo wirſt du der alten Mutter reichlicher geben."

Marie erröthete lächelnd, und fragte die Alte: was weiß Sie denn, Mutter? Nehme Sie doch! — Sie verdoppelte ihre Gabe. — „Ich nehme nichts, und wenn du mir viel Geld böteſt, ſchöne Tochter. Aber in Jahr und Tag biſt du die Frau eines ſehr reichen, vornehmen jungen Mannes; du wohnſt in einem prächtigen Hauſe, haſt Bedienten, und fährſt in einer Kutſche. Du lachſt, Tochter? Lache nicht, mein Goldkind! Ich bin arm, blutarm; aber hier, nimm Alles, was ich habe, den ſilbernen Ring, und dieſen goldenen Pfennig mit der Schnur. Die hole ich über ein Jahr von dir ab, wenn du eine vornehme Dame biſt. Bleib fromm, mein Kind, und zweifle nicht. Du wirſt es mir einmal belohnen."

Woher weiß Sie denn das, liebe Mutter? wie wäre denn das möglich?

„Bei Gott iſt kein Ding unmöglich; und dich, du Goldmädchen, umgeben gute Engel. Dir ſchadet kein Sturm, kein giftiger Thau.

Alle Menſchen lieben dich; niemand kann dich belügen, auch wenn er wollte. Keine Krankheit kann dich befallen. Gott und die heiligen Engel lieben dich, frommes Kind. Denke an mich! Und hätteſt du noch gar keinen andern Mann geſehen, als die Bauern im Dorfe; der reiche Herr würde doch nicht ausbleiben!"

Marie wurde unruhig, und fragte mehr. Die Alte nahm ihre Hand, ſah lange hinein, und ſagte endlich mit Kopfſchütteln: „ich weiß nicht, wie es mit dir iſt, mein Kind. Wenn du nicht ſo fromm, ſo unſchuldig wäreſt, ſo wollt' ich darauf ſchwören, du kenneſt den Mann ſchon, der dich heirathen wird." Marie glühete vor Scham, und wollte ihre Hand zurückziehen. Die Alte nahm die andere Hand, und ſagte, wieder mit Kopfſchütteln: „Was iſt das, mein Kind! Ein reicher ſchöner Mann liebt dich, und niemand weiß es, als du allein. Auch du liebſt ihn, das ſeh' ich. Nun, bald wird er kommen, und dich heirathen. Aber — Thränen wirſt du noch weinen, ehe du glücklich wirſt. Soll ich dir einen Rath geben, meine Goldtochter? ſoll ich?" — Marie ſah ſie mit ſtarren Augen an. — „Willſt du glücklich werden, Kind, ſo ſchweig. Sag keinem Menſchen, was du weißt, was du hoffeſt, was du wünſcheſt; keinem Menſchen, auch nicht deinem Vater: nur dem allein, der dich lieb hat! O, du wirſt glücklich; und dann denkſt du an die arme alte Frau, die dir dein Glück prophezeiete."

Marie zog alles Geld hervor, das ſie bei ſich hatte; die Zigeunerin ſchlug es aus, und ſagte: „nein! Nach einem Jahre wirſt du mir mehr geben, viel mehr. Dann will ich dir auch ſagen, was du thun mußt, daß dein Mann dir gut bleibt, ſo lange er lebt."

Warum will Sie mir denn das nicht jetzt ſagen, liebe Mutter?

„Du biſt fromm; die Engel haben dein Auge bewahrt, daß es nie Mannsperſonen angeſehen hat. Aber als Er kam, da blitzte dein Auge, da ſchlug dein Herzchen: nicht wahr? Sprich mit Niemanden davon. Stelle dich gleichgültig gegen alle Menſchen, thue, als ob du nie heirathen wollteſt. Aber deinem

Bräutigam ſage, wie lieb du ihn haſt. Ich weiß, er ſieht dich traurig an, ſein Herz thut ihm weh. Sey du freundlich, thu ihm zu Gefallen, was er verlangt, habe ihn lieber, als Alles in der Welt; dann wirſt du glücklich ſeyn. Nun, Gott ſey mit dir, Kind, bis über ein Jahr! da ſehe ich dich wieder."

Jetzt ſtand die Zigeunerin auf, ſtreichelte Marien die glühende Wange, ſagte noch: „du frommes Glückskind!" und verlor ſich dann in das dicke Gebüſch.

Marie blieb in der größten Unruhe auf dem Baumſtamme ſitzen. Sie hatte ſchon vorher an Wahrſagerei geglaubt; um wie viel mehr jetzt, da die alte Zigeunerin ſich ſo uneigennützig betrug, und ihre geheime Liebe ſo genau kannte! Nun zweifelte ſie gar nicht mehr, daß Raßdorf ſie heirathen würde, und ihr Herz ſchlug in dem frohen Entzücken der beglückten Liebe. Die Warnung der Alten, ſich niemanden, ſelbſt ihrem Vater nicht, zu entdecken, wollte ſie genau befolgen.

Was ihr Herz in Bewegung ſetzte, war reine Liebe, nicht Eitelkeit. Sie ſah ſich in

Raßdorfs Armen nur ſo, wie ſie jetzt gekleidet war, und im ſtillen, dunklen Walde, nicht in Gold und Seide, nicht in dem prächtigen Wagen. Von dieſem Augenblicke an betrachtete ſie ihren Geliebten als den Gatten, den die Vorſehung ihr beſtimmte.

Einige Tage nachher kam Raßdorf, um zu ſehen, welche Wirkung ſeine Liſt gethan hätte. Marie wartete ſchon auf ihn in dem Grunde; ihre Wangen waren hoch geröthet, und die reinſte Freude, die innigſte Liebe, ſtrahlte in ihren Blicken. So zutraulich, ſo hingebend war ſie noch nie geweſen. Er nahm, er drückte ihre Hände, und ein ſanfter Gegendruck mit einem vertraulichen Lächeln belohnte ihn. Heute litt ſie, daß er ſie umfaßte. In ſeinem Entzücken drückte er den erſten Kuß auf ihre ſchönen Lippen; ſie erröthete, und bog ſich ab, riß ſich aber nicht aus ſeinen Armen. Nun ſprach er zum erſten Male von ſeiner Liebe. Marie ſchwieg zwar; doch blickte ſie ihn zärtlich an. Er redete von einer frohen Zukunft, von Mariens glücklichen Tagen; und die Augen des frommen Mädchens füllten ſich mit Thränen der Liebe, der gerührten Dankbarkeit.

Sie blieb länger, als gewöhnlich, bei ihm. Von ſeinen Liebkoſungen erweicht, von ihrer gewiſſen Hoffnung geleitet, von ihrem Herzen bezwungen, ſank ſie endlich an ſeine Bruſt, und geſtand mit Seufzern, Thränen und halben Worten, daß ſie ihn liebte. Jetzt wurden berauſchende Küſſe gewechſelt. Naßdorf beſtärkte Marien durch einige räthſelhafte Worte noch mehr in ihrem Glauben, und endlich ging ſie, voll der innigſten Liebe, des höchſten Entzükkens, und des feſteſten Vertrauens, nach Hauſe.

Das arme, unſchuldige Mädchen glaubte jetzt, nicht zu viel thun zu können. So oft ihr Vater nicht zu Hauſe war, beſuchte ſie den Geliebten; und ihr Zutrauen, ihre Unſchuld, ihre Furcht ihn zu beleidigen, gaben dem Betrieger endlich, was er wünſchte.

Der Fehltritt war begangen; und nun hing Marie mit glühender Leidenſchaft an dem Elenden, der ſie betrogen hatte. Aber der Unmenſch fand ſich in den unſchuldigen.

zitternden Umarmungen des liebenden Mädchens nicht befriedigt. Er kannte nur Wolluſt, nicht Liebe, und fühlte in Mariens Armen die ganze Laſt der Schuld, die ſie nicht mit ihm theilte. Sie war gefallen, aber nicht laſterhaft geworden; und eben darum machte ihm jede ihrer Liebkoſungen einen geheimen Vorwurf ſeiner Verrätherei. Kurz, er wurde Mariens überdrüßig, weil ſie — nicht wollüſtig war.

Er gab vor, nothwendig verreiſen zu müſſen, ließ aber Marien Hoffnung auf ſeine Hand. Mit Unruhe, mit einer ahnenden Furcht der Zukunft, reiſte er nach der Reſidenz, und ſtürzte ſich da in die Vergnügungen der großen Welt, um ſein Gewiſſen zu betäuben. Es gelang ihm; und nun gab er ſeinem Wilhelm den Förſterdienſt des alten Keiſer, den er in Ruhe ſetzte.

Wilhelm, deſſen Wunſch jetzt erfüllt war, eilte mit Wünſchen und Hoffnungen der Liebe nach Randeln. Er beſuchte ſeinen Freund, den Förſter Schaller, und bat ihn um Mariens Hand. Der Alte gab ihm gern ſeine

Einwilligung. „Jetzt, Wilhelm,“ ſagte er, „biſt du mir lieb, auch wenn ich nicht zu Hauſe bin. Sprich erſt ſelbſt mit meiner Marie; dann will ich hinterher kommen. Du wirſt ſie aber verändert finden. Ich weiß nicht, was dem Mädchen ſeit einiger Zeit fehlt. Nun geh nur. Gott ſey mit dir!“

Wilhelm fand Marien traurig, und wagte es heute nicht, ſeine Wünſche zu äußern. Er kam wieder, und fand ſie noch trauriger; doch gab er nicht alle Hoffnung auf, da ſie ſo freundlich gegen ihn, ſo ſanft, und ſo gut war. Endlich, als er einmal mit ihr in dem Waldgrunde ſpazieren ging, entdeckte er ihr ſein Herz, und bat ſie um ihre Hand. Anſtatt ihm zu antworten, zerfloß Marie in heißen Thränen. Wilhelm wurde dringend, und bat nur, ſie möchte ihm nicht alle Hoffnung nehmen; aber ſie antwortete nicht, und ihre Thränen floſſen noch heißer. „Laß ihr Zeit, ſich zu beſinnen, Wilhelm!“ ſagte der Vater. „Bei Marien muß das Obſt reif werden, ehe ſie es abſchüttelt. Gieb Acht, die ſpringt nicht ins Ehebett; die betet ſich hinein.“

Der Vater ſprach ſelbſt mit Marien, und ſie antwortete auch ihm nur mit Thränen. Man geduldete ſich, und hob endlich wieder an; Marie ſagte aber nur, ſie könne ſich nicht von ihrem Vater trennen.

Jetzt kam Wilhelms Vater, der alte Jakob, aus der Reſidenz nach Randeln. Er war in einer ſeltſamen Bewegung, und gab mit einem heftigen Kopfſchütteln ſeinem Sohne die Hand. Wohl hundertmal fing er an: „höre, Wilhelm! mit Marien . . .“ Er brach aber immer wieder ab, und blieb bei ſeinem Kopfſchütteln. Wilhelm wurde ängſtlich bei dem Benehmen ſeines alten Vaters.

„Ich will ſelbſt zu Schallern,“ ſagte Jakob endlich, und rieb ſich in großem Unmuthe die Stirn. „Und wenn Marie dich nun nicht wollte, Wilhelm?“ hob er noch einmal an. Wilhelm wurde todtenbleich, und antwortete nicht.

Jakob ging voll Sorge und Unruhe zu Schallern. Er hatte dem Herrn von Raßdorf erzählt, daß ſein Sohn um Marien angehalten habe; und Raßdorf war aufmerkſam geworden. „Marie aber,“ fuhr Jakob im Erzählen fort, „ſcheint nicht zu wollen. Das Mädchen hört jetzt gar nicht auf zu weinen.“ Bei dieſen Worten wechſelte Raßdorf die Farbe, und ſchien von großer Angſt ergriffen zu werden. Jakob bemerkte das. Als er allein war, dachte er an Mariens Thränen, und an ſeines Herrn Unruhe. Ihm fielen deſſen häufige Beſuche auf dem Vogelherde ein, und ſein Herz fing an zu klopfen. Er bat um einige Tage Urlaub, und reiſte nach Randeln.

Marie war allein zu Hauſe, als Jakob zu ihr kam. Er ſagte ihr ſanft und treuherzig, ſie möchte ſich doch wegen ſeines Sohnes erklären. Marie fing an, zu weinen, und ſagte, wie immer: ſie könnte ihren Vater nicht verlaſſen. Der alte Jakob trat an ein Fenſter, und ſeufzte: „Gott ſegne uns Alle! Aber ich muß!“ Er wendete ſich wieder zu Marien, faßte ihre Hand, und ſagte mit bebender Stimme: „ſieh, liebe Marie; der gnädige Herr hat meinem Wilhelm die Förſterſtelle gegeben, damit er dich heirathen ſoll.

Der gnädige Herr ſieht es gern." Marie erblaßte, und es fuhr ein heftiges Zittern durch ihren Körper. Nach einer langen ſchrecklichen Minute ſtammelte ſie endlich: das iſt nicht wahr!

Auch der alte Jakob zitterte heftig, da er ſeine Vermuthung nun völlig beſtätigt ſah. Er ſchwieg lange; endlich ſagte er zitternd: „Gott gebe nur, daß man dich nicht betrogen hat, Marie!" Sie fragte mit dem ängſtlichſten Tone: wer? wer?

„Unſer Herr!" antwortete Jakob leiſe. Marie ſchrie entſetzlich auf, ſchlug die zitternden Hände vor die Augen, und rief einige Male, in dem Tone des Jammers, das einzige Wort: betrogen! Jetzt drang der Alte mit Bitten und Thränen in ſie, ihm ihr Vertrauen zu ſchenken. Sie ſchwieg aber, weil ihr Glaube an Raßdorfs Liebe ſich aufs neue belebte. Jakob bemerkte das, und ſagte: „liebe Marie, glaube mir, glaube dieſem grauen Kopfe, du biſt betrogen. Der gnädige Herr heirathet die Gräfin von Klenau. Zwar ſoll das noch niemand wiſſen; aber dir, armes Kind, muß ich es ja wohl ſagen!"

Bei dieſen Worten ſank die Kraft des betrogenen Mädchens. Sie trat mit ſtarren Blicken auf den alten Jakob zu, und fragte mit einer ſeltſamen, bebenden Furchtſamkeit, indem ſie eine Hand auf ſein Herz drückte: iſt das wahr? — Jakob nahm ihre Hand von ſeinem Herzen, hob ſie auf, und ſagte: „ich ſchwöre bei dem allwiſſenden Gott, es iſt ſo!" Marie wendete ſich langſam um, ſchwankte in ihre Kammer, und riegelte hinter ſich ab.

Jakob blieb, bis nach einer Stunde der alte Schaller zu Hauſe kam. Er war ungewiß, ob er dieſem ſeine Entdeckung mittheilen ſollte. Da öffnete ſich die Kammerthür, und Marie trat, zwar etwas bleich, aber doch ruhig, in das Zimmer. Sie hatte ſich an die Prophezeiung der alten Zigeunerin erinnert, und dachte nun, das wären die Thränen, die ſie noch weinen ſollte. Jetzt war ſie wieder feſt überzeugt, daß Raßdorf ſie nicht betriegen könnte. Sie winkte dem alten Jakob, ihrem

Vater nichts zu ſagen; und er ſchwieg, weil er erſt wiſſen wollte, was ſie ſo ruhig machte.

Bald nachher wurde die Nachricht von der Verbindung des Herrn von Raßdorf und der Gräſin Klenau allgemein bekannt. Marie ſank, indem ihr Vater ihr das erzählte, in Ohnmacht. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſah ſie ſtarr vor ſich hin, und wurde ſcheinbar ruhig und ſtill. Der Vater, der jetzt von Wilhelm erfuhr, was Jakob vermuthete, drang in ſeine Tochter, ihm das Geheimniß zu geſtehen. Sie ſchien gefühllos gegen die Bitten ihres Vaters geworden zu ſeyn, und antwortete nicht; aber ein furchtbares Zittern ergriff ſie, ſo oft er nur den Nahmen Raßdorf nannte.

Nun kehrte Raßdorf ſelbſt auf ſeine Güter zurück. Marie ging am folgenden Morgen in den Waldgrund. Raßdorf kam nicht. Sie ſetzte die Gänge nach dem Vogelherde alle Morgen fort; er kam nicht, und ſie ging an jedem Tage finſterer und ängſtlicher wieder nach Hauſe. Ihr Vater, Jakob, und Wilhelm ſannen vergebens über ihr Betragen nach. Sie brachten nichts heraus, weil ſie nicht wußten, in welchem Grade Raßdorf ſchuldig war; aber daß er ſchuldig ſey, behauptete Jakob mit der größten Zuverſicht.

Marie wurde mit jedem Tage verſchloſſener. Ihr einziger Gang war Morgens immer nach dem Waldgrunde; da ſaß ſie, und heftete die Augen ſtarr auf den Weg nach Randeln, bis die Sonne über die Eichen hervorkam. Dann ſtand ſie mit Heftigkeit auf, und ging zurück.

Wilhelm kam alle Tage in ihr Haus. Ihr Gram vermehrte ſeine Leidenſchaft; er bat ſie, heiter zu ſeyn, nahm den innigſten Theil an ihrem Leiden, und zeigte ſeine Liebe in jedem Worte, in jedem Blicke. Marie war ſanft gegen ihn, und ſuchte ſogar, ihm ihr Leiden, ihre Thränen zu verbergen. Sie redete wenig; aber ſie drückte ihm von Zeit zu Zeit die Hand, lächelte wehmüthig, wenn er kam, und ſchien es nicht gern zu ſehen, wenn er ſie wieder verließ. Aber ſo oft er auf eine Verbindung mit ihr anſpielte, ſchüttelte ſie jedes Mal den Kopf. Man ſchwieg endlich davon, und hoffte, daß die Zeit eine Aenderung bewirken würde.

Endlich kam die Gräfin Klenau, um ihre Heirath in Randeln zu feiern. Marie ging an dem Morgen, da die Trauung ſeyn ſollte, in den Waldgrund, und heute folgte ihr Vater ihr von fern. So wie das Geläute der Glocken aus Randeln herüber ſchallte, fiel Marie auf die Kniee, rang die Hände, und weinte ſchmerzlich. Als ſie zurückging, fand ſie ihren Vater auf der Höhe, faßte wild ſeine Hand, ſagte ängſtlich: „nun! nun!“ und eilte neben ihm her nach Hauſe.

Sie ſezte ſich nieder, um zu ſtricken. Man ſah an dem ſchnellen und ſtarken Wechſel ihrer Farbe, daß ſie ſich nur mit Mühe aufrecht erhielt; und endlich erlag ihr Körper unter der gewaltſamen Anſtrengung. Sie ſank matt an die Lehne des Stuhls; ihr Vater brachte ſie auf ihr Bett, wo ſie ſogleich von einem heftigen Fieber befallen wurde.

Am folgenden Tage kam Jakob, und Schaller führte ihn mit Thränen in den Augen an

Mariens Bett. „Sieh, Jakob,“ ſagte er ſchluchzend; „ſo iſt es! Aber ich jage dem Teufel eine Kugel durch das verdammte Herz.“ Marie richtete ſich bei dieſen Worten auf, und fragte ängſtlich: wem? wem, lieber Vater? — „Dem Teufel, dem Edelmanne da drüben in Randeln!“ antwortete Schaller. Sie ſchüttelte ſanft den Kopf, und ſagte mit gefalteten Händen: er iſt unſchuldig, lieber Vater.

Durch dieſe Verſicherung wurden Schaller und Jakob wieder ungewiß. Sie wußten nicht mehr, was ſie denken ſollten, und baten Marien, ihnen doch zu erzählen, wie Alles zuſammen hinge. Marie blieb aber bei ihrer Verſicherung, daß Herr von Raßdorf unſchuldig ſey.

Jakob wollte ſich Licht verſchaffen. Nach einigen Tagen ſagte er zu ſeinem Herrn bei dem Ankleiden: „Schallers Marie, das arme Mädchen, iſt ſehr krank.“ — So? antwortete Raßdorf mit großer Unruhe, die er vergebens zu verbergen ſuchte. Was fehlt ihr denn? — „Eine Gemüthskrankheit, ſagt der Arzt. Niemand weiß es. Gerade an dem Tage, da Ewr. Gnaden Hochzeit war, brach die Krankheit aus.“ (Raßdorf erblaßte.) „Sie ging alle Morgen nach dem Vogelherde, auch den Morgen; und als ſie das Geläute hier in Randeln hört, fällt ſie auf die Kniee, und ſeitdem . . .“ Raßdorf wurde immer bleicher. Er wendete das Geſicht ab: doch das Zittern ſeiner Hände konnte er nicht verbergen; deshalb verließ er ſchnell das Zimmer.

„Da habe ich den Teufel!“ ſagte Jakob, und knirſchte mit den Zähnen. Aber büßen ſollſt du, Böſewicht!“ An den nächſten Morgen erzählte Jakob wieder von Marien. Raßdorf, den die heimlichen Vorwürfe des alten Mannes erſchütterten, ließ ſich von einem andern Bedienten ankleiden, und ſprach mit Jakob nie wieder unter vier Augen. Er hörte nichts mehr von Marien, und wurde unter Feſten, Beſuchen, Jagden, Reiſen und Geſellſchaften wieder ruhig.

Marie kränkelte fort, und Wilhelm brachte ganze Tage an ihrem Bette zu. Dieſe

Treue, dieſe Liebe rührten ſie unausſprechlich, und es entſtand in ihrem Herzen eine Neigung zu ihm, die ſich durch jeden Dienſt, den er ihr erzeigte, noch vermehrte. Sie liebte ihn wirklich, und ſagte es ihm. Wilhelm hoffte nun wieder; doch vergebens: Marie ſtarb in ſeinen Armen, an ſeinem treuen Herzen, ohne ihr unglückliches Geheimniß entdeckt zu haben.

Der Vater war in Verzweiflung; Wilhelm ſtand wie todt bei der Leiche des geliebten Mädchens, und folgte ihr zu Grabe, ohne ein Zeichen von Trauer zu äußern. Dann ging er nach Randeln, ſtürzte zu ſeinem Vater in das Zimmer, und rief: Marie iſt todt! Der Böſewicht hier hat ſie ermordet! Gewiß, Vater, wenn ſie mir etwas entdeckt hätte; ſeht . . . — Er riß eine Büchſe von der Wand. Der alte Jakob nahm ſie ihm weg, und ſagte: „die ſelige Marie hat den Herrn für unſchuldig erklärt. Ich bitte dich, Sohn, ſey ruhig.“ — Wilhelm drückte dem Vater die Hand, und ging.

Am folgenden Morgen bekam Jakob einen Brief, worin ſein Sohn ihm ſchrieb: er könne nicht länger in Randeln leben, und wolle unter die Jäger des großen Königs gehen. Das that er wirklich, und ſo war auch Jakob durch die Schuld des Wollüſtlings kinderlos.

Jakob ging in ſeinem Schmerze zu dem Herrn von Raßdorf, und kündigte ihm an, daß ſein Sohn aus Verzweiflung über Mariens Tod in den Krieg gegangen ſey; und dabei machte er Anmerkungen, die das Herz des Elenden durchſchnitten. Gedemüthigt, in dem Gefühle ſeiner Nichtswürdigkeit, ſtand der Herr vor dem Diener da, und hatte nicht den Muth, die Augen aufzuſchlagen.

Die Nachricht von Mariens Tode hatte ihn erſchüttert; aber — es war ihm auch ſchon bekannt, daß ſie das fürchterliche Geheimniß ſeiner Schuld mit in das Grab genommen hatte. Jakob fuhr fort, das Herz des Elenden zu preſſen; und in dem Schmerze über den Verluſt ſeines Sohnes ſagte er, mit ſehr verſtändlichen Blicken: „wehe dem Menſchen, der an Mariens Tode, an meines Sohnes Flucht, und an dem Elende zweier Greiſe Schuld iſt!“ Jetzt ermannte ſich Raßdorf, und ſagte, aber freilich mit ungewiſſer Stimme: ſoll das etwa auf mich gehen, Jakob? Es ſcheint ſo. Was willſt du? Was ſollen die Anſpielungen? Vergiß nicht, wer du biſt, Alter; das rathe ich dir! — „Gott iſt unſer Aller Richter,“ ſagte Jakob; „und unſer Gewiſſen iſt ſein Zeuge! Sie wollen ſo ausſehen, als ob ſie lachten; aber wer Schuld an Mariens Tode iſt, der bringt lieber einen Tag in einem Peſthauſe zu, als eine Stunde da auf dem Vogelherde.“

Nun geh! rief Raßdorf zornig, weil die Anſpielung auf den Vogelherd ihn aufbrachte. Der Böſewicht fühlte das Gewiſſen, ſo ſehr er es auch verſpottete. Er ſah den Vogelherd nie wieder, und kam auch nicht mehr in Schallers Forſten, um dem unglücklichen Vater nicht zu begegnen. Zuweilen ſuchte er die Größe ſeiner Schuld in ſeinen eigenen

Augen zu vermindern. „Das Mädchen war hektiſch, dachte er; ſtarb doch ihre Mutter an der Schwindſucht! Sie wäre geſtorben, auch wenn ſie mich nie geſehen hätte.“ So räſonnirte er; doch immer blieb eine geheime Wunde in ſeiner Seele zurück, die ihn nie ganz heiter werden ließ, bis er endlich unter neuen und verdoppelten Zerſtreuungen aller Art auch das letzte Andenken an ſeine Schuld in ſeiner Seele vertilgte. Er war wieder der glückliche, frohe Raßdorf, der über Alles lachte, und Jakob wunderte ſich oft nicht wenig über die Langmuth des Himmels.

Ungefähr ein Jahr nach Mariens Tode flog Raßdorfs Wagen in Galopp auf den Hof. Raßdorf ſaß todtenbleich darin, ſeine Gattin weinte, und der Bediente rief nach Hülfe. Alles ſtürzte herzu. Der Herr wurde aus dem Wagen gehoben, und lehnte ſich bebend auf die Bedienten. — Was iſt dir, theurer Mann? fragte ſeine Gattin unaufhörlich. — Es wird vorüber gehen! antwortete er mit matter Stimme. Man brachte ihn in ſein Bett, und ſchickte nach einem Arzte. Der Bediente, der ihn begleitet hatte, erzählte dem alten Jakob: der Herr ſey in Schallers Forſt gefahren, und nicht weit von deſſen Wohnung ausgeſtiegen, um ſich niederzuſetzen. Auf Einmal habe er ausgerufen: o Herr Jeſus! und ſey zu Boden geſunken. — Das war Alles, was Jakob erfuhr.

Raßdorf verlangte, daß Jakob, von dem er ſich ſeit einem ganzen Jahre nicht mehr hatte bedienen laſſen, die Nacht bei ihm zubringen ſollte. Um Mitternacht rief er den Alten an das Bett, und fragte ängſtlich: ſag mir, Jakob, iſt Marie wirklich todt? Jakob bejahete. Haſt du ſie todt geſehen? — „Ja Ew. Gnaden." — Wirklich todt? — „Ja, Ew. Gnaden." — Es iſt nicht wahr! — „Lieber Gott," ſagte Jakob unruhig; „das ganze Dorf hat ja die Leiche geſehen. Prediger und Schulmeiſter ſind ja zum Grabe gefolgt; man hat ja den Sarg erſt kurz vor dem Begräbniſſe zugeſchroben. Mein Wilhelm iſt ja eben deshalb davon gegangen."

Schweig! rief Raßdorf ängſtlich. Iſt denn auch der alte Schaller todt? — „Nein; aber krank iſt er." Raßdorf legte ſich wieder auf ſein Kopfküſſen. Nach einer Pauſe richtete er ſich noch einmal auf, und rief: Jakob! Mit bebender Stimme ſetzte er hinzu: ich habe heute Marien geſehen; ja, mit dieſen Augen geſehen. Jakob zitterte und näherte ſich ängſtlich dem Bette. „Sie iſt ja todt, Ew. Gnaden, und ſelig geſtorben." — Ich habe ſie geſehen! fuhr der Verbrecher zitternd fort . . . Ich bin ihr Mörder! ſtieß er nach einer Pauſe mit einem Schrei hervor; und jetzt entdeckte er dem alten Jakob die Betriegerei, durch welche er Marien getödtet hatte. Jakob zitterte. Und auch Schaller iſt todt, fuhr Herr von Raßdorf fort; auch den habe ich getödtet. Jakob wollte ſeinem unglücklichen Herrn das ausreden; dieſer blieb aber bei der Behauptung, er habe Marien geſehen, und Jakob wußte am Ende nicht mehr, was er dazu ſagen ſollte.

Gegen Morgen fiel Raßdorf in einen unruhigen Schlummer, und ſchien von fürchterlichen Träumen gequält zu werden. Er ließ den Prediger rufen, und fragte ihn, ob Erſcheinungen der Todten möglich wären. Der Prediger, ein vernünftiger Mann, antwortete Nein. Naßdorf behauptete Ja, doch ohne dem Prediger weiter etwas zu ſagen. Er wurde endlich zwar wieder geſund; doch ſeine Ruhe war auf immer verloren. Nach tauſend vergeblichen Verſuchen, ſich von dem Andenken an die Erſcheinung zu befreien, gab er ſich endlich ſeiner Gewiſſensmarter und den verwirrten Vorſtellungen ſeines Kopfes gänzlich hin. Er ſaß einſam in ſeinem Zimmer, grübelte, betete, und wurde mit jedem Tage tiefſinniger. Die Qualen ſeines Gewiſſens hörten nicht auf, und er gerieth in einem halben Wahnſinne auf die ſeltſamſten Einfälle: bald wollte er Mönch werden, bald Herrnhuter.

So waren zwei Jahre vergangen, als Jakob endlich den Zuſammenhang der Begebenheit entdeckte. Schaller hatte einen Bruder, deſ-

deſſen Tochter ſeiner verſtorbenen Marie ſehr ähnlich war. Das Mädchen beſuchte ihren Oheim, deſſen Erbin ſie einmal ſeyn ſollte, auf einige Tage. Schaller, der ſie nur als Kind geſehen hatte, erſtaunte über ihre Aehnlichkeit mit ſeiner geliebten Marie; und dieſe Aehnlichkeit erinnerte ihn ſo lebendig an ſeinen Verluſt, daß er die Nichte bat, einmal die Kleider ſeiner Tochter anzuziehen. Das that die Nichte. Jetzt erzählte ihr Schaller, was er von der unglücklichen Geſchichte ſeiner Marie wußte, und führte ſie auf der Höhe weg in den Waldgrund, den dieſe ſo oft beſucht hatte. Als er auf der Höhe hinter den Büſchen hervor kam, ſah er den Mörder ſeiner Tochter vor ſich ſitzen. „Sieh, da iſt er!" flüſterte er ſeiner Nichte zu. „Ich möchte dem Böſewicht eine Kugel durch den Kopf jagen!" Er legte die Büchſe an; und zugleich hob das Mädchen drohend die Hand auf, um mit dieſer Bewegung die Worte: „der abſcheuliche Menſch!" zu begleiten. In dieſem Augenblikke ſah Raßdorf ſich um, und erblickte Marien in dem rothen Kleide, das ihr ſo wohl geſtanden, und in welchem er ſie ſo gern geſehen hatte. Sie drohete ihm, und ihr Vater hatte die Büchſe auf ihn angelegt. Er ſchrie auf: „o, Herr Jeſus!“ und ſank zur Erde. Dadurch erſchreckt, traten Schaller und ſeine Nichte hinter das Gebüſch, und gingen ſchnell nach Hauſe. Raßdorf blickte wieder auf, und ſie waren verſchwunden.

Der alte Förſter glaubte, das Anlegen der Büchſe habe den Edelmann erſchreckt; er war unruhig, und ließ ſeine Nichte noch denſelben Abend wieder abreiſen. Nach einigen Tagen hörte er, daß der Herr von Raßdorf krank ſey, doch weiter nichts. Er ſelbſt ſchwieg aus Furcht; und ſeine Nichte war, da die Förſterwohnung ſo einzeln lag, von niemanden bemerkt worden. Jakob, der allein wußte, was ſein Herr geſehen haben wollte, mochte den alten Förſter nicht damit ängſtigen, weil dieſer glauben konnte, die Erſcheinung bedeute ſeinen Tod. So blieb alles verſchwiegen, bis endlich bei Schallers letzter Krankheit die Nichte wieder kam. Jakob ſah ſie, fand ihre Aehnlichkeit mit Marien erſtaunlich, und erfuhr nun, daß ſie ſchon vor zwei Jahren einmal hier geweſen ſey. „Wann?“ fragte Jakob eifrig. „Etwa an dem Tage, da der Herr krank wurde?“ — Das Geheimniß war entdeckt. Schaller ſtarb; und nun erklärte Jakob ſeinem Herrn die vermeinte Erſcheinung, um ihn von der ewigen Qual zu befreien.

Naßdorf ſprach das Mädchen ſelbſt, um ſich zu überzeugen. Sie erzählte ihm, was nur er allein wußte, und wovon er dem alten Jakob nie etwas geſagt hatte: daß der Förſter die Büchſe auf ihn angeſchlagen habe. Jetzt war er überzeugt, daß Marie ihm nicht erſchienen ſey; doch zu ſpät für ſein Glück. Er verheirathete das Mädchen mit Jakobs Sohne, und überhäufte Beide mit Wohlthaten; doch Mariens Geiſt war nicht dadurch verſöhnt. Marie, ſagte er oft, war es nicht, die mir erſchien, aber die Rache des ewigen Richters. Er fand nie die Ruhe ſeiner Seele wieder, und endigte ſein gequältes Leben in einer Brüdergemeinde. Doch auch dieſe konnte ihm die Ruhe nicht geben, welche ihm ſein Gewiſſen verſagte.

XVIII.

Verbrechen und Strafe.

Verbrechen und Strafe.

1.

Der Graf d'A** an Louis **.

Lager bei Marburg,
Sept. 1760.

Nur Augenblicke für die Feder, lieber Vetter. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, und ſein Neffe, der Erbprinz, halten uns ſo in Athem, daß ich mir vorkomme, wie ein Araber, der nichts kennt, als angreifen, ſiegen, oder fliehen. Das geht vom Rhein an die Weſer, von der Weſer an den Rhein, und, was das ſeltſamſte iſt, dabei ſingen wir Abends und Morgens Couplets zum Lobe des großen Königs, und verwünſchen, du weißt wohl wen, der uns zwingt, dem gegenüber zu ſtehen, an deſſen Seite wir gern ſiegen möchten. Sey Du ruhig in Deinem Collegio, und beneide uns nicht. Der ganze Handel iſt nichts, als daß wir im Sommer nach der hölliſchen Muſik der Kanonen und der Trommeln tanzen, im Winter aber in unſern Cantonnirungs-Quartieren Bälle geben, und daß die armen Einwohner die Muſik zu beidem bezahlen müſſen.

Daß wir nicht ſo recht ſagen können, warum man einander hier todtſchlägt, iſt eine Kleinigkeit. Hat man das in ſolchen Fällen je gewußt? Unſer Ruf iſt die Ehre, (großer Gott!) und in den Winterquartieren das Vergnügen, das mir aber manchmal wie eine andre, und, ich möchte faſt ſagen wie eine *grauſamere*, Art von Todtſchlagen vorkommt. Gieb doch meinem guten edlen Riſot die Verſicherung, daß ich an dieſem moraliſchen Morden keinen Theil nehme. Ich lebe darum nicht wie ein Heiliger aus la Trappe. Wenn man acht Monate hindurch den Tod auf den Ferſen, vor ſich, unter, über und neben ſich gehabt hat, und neue acht Monate vor ſich ſieht, in denen es nicht anders ſeyn wird: ſo will man in den vier Wintermonaten das Vergnügen wenigſtens eben ſo nahe haben. Ihr ruhigen Bürger könnt den Becher der Freude an die Lippen bringen, abſetzen, das Vergnügen in langſamen Zügen ſchlürfen, und pathetiſch rufen: die Unmäßigen! Ihr habt gut ſagen. Aber wir? Wir müſſen den Becher der Freude hinunterſtürzen.

Neuigkeiten giebt es nicht. Man ſchlägt ein Paar Hunderttauſende todt, und wird des Krieges müde, wie des Friedens. Endlich macht man Frieden, und alles ſteht, wie es geſtanden hat, bis auf ein Paar Dutzend Städte und ein Hundert Dörfer, die niedergebrannt, und bis auf hunderttauſend Familien, die Bettler geworden ſind. —

Ich bin geſund, und treibe, wie Du ſiehſt, das Schlachthandwerk mit einer Art von Heiterkeit; das heißt, ich drücke meine Augen feſt zu gegen die Gräuel, um nicht vor Abſcheu zu ſterben — wie Kinder die Augen zudrücken, um die Geſpenſter nicht zu ſehen, die ſie fürchten. Dabei ſtreife ich zuweilen von der Heerſtraße ab, und ſuche das Vergnügen, wo kein Andrer es ſucht. Im vorigen Frühjahr lag ich in einem Dörfchen bei Marburg, und, wenn mich meine Hoffnung nicht täuſcht, ſo werde ich dieſen Winter wieder dort liegen. Dann will ich Dir öfter ſchreiben, und zwar von mir ſelbſt. Ein reitzendes Mädchen (Mlle. Büchner heißt ſie) wird dann der Gegenſtand meiner Bemerkungen und meiner Briefe ſeyn. Zu erzählen iſt davon nichts. Ein Liebeshandel geht bei den Deutſchen ſo langſam, wie alles, wie ihre Reichstagsgeſchäfte. Dagegen ſchließen ſie aber auch, wie ſie ſagen, eine Liebe jedes Mal auf Lebenszeit, ſiehſt Du? und da muß die Sache denn ſchon mit mehr Ehrfurcht und Bedacht angegriffen werden.

Ich komme da ins Haus. Als ich mein Zimmer in Beſitz genommen habe, ſpringe ich hinunter zu meiner Wirthin, einer Wittwe, um ihr meinen Beſuch zu machen; und da ſteht das Mädchen, ihre Nichte, bei ihr. Ich erſtaune über die Lieblichkeit des holden Geſchöpfes, und ſage das. Die Nichte erröthet, und die Tante macht ein ſehr ernſtes Geſicht. Noch mehr; man weicht mir aus. Zum Teufel! denk' ich zornig; meinen denn die Leute, daß Unſereiner ein halbes Jahrhundert Zeit hat, eine Bekanntſchaft in Gang zu bringen? Ich ſagte das der Tante mit allem möglichen Ernſt, und behauptete auch geradezu, daß ihre Nichte vor mir zittre. Sie lächelte mitleidig, und erwiederte mir in recht gutem Franzöſiſch: „gefährlich, Herr Graf, ſind Sie nicht. Wir ſcheuen nichts weiter, als was Sie Ihr air degagé, Ihre Superiorité in der Lebensart nennen."

Sehen Sie, ſagte ich lachend, daß Sie uns fürchten?

„Nicht darum, Herr Graf. Wir Deutſchen nennen eben das, was Sie Ihre Supériorité nennen, Ungezogenheit. — Wollen Sie mit uns leben, ſo müſſen Sie Sich in unſere Sitten finden."

Nun wohl! gab ich zur Antwort. Ich will leben wie ein Reichskammergerichtsrath aus Wetzlar; nur muß die reitzende Grazie nicht mehr auf ihrem Zimmer bleiben: ſonſt, das ſag' ich Ihnen, ſchlage ich die Thüren ein, um zu ihr zu kommen.

„Sie fangen gut an, Herr Graf," ſagte die Tante lachend. — Dann ſetzte ſie ernſt hinzu: „meine Nichte ſoll künftig mit uns eſſen; aber bei der erſten Ungezogenheit, die Sie Sich erlauben, geht ſie nach Caſſel.

So kam denn endlich die ſchöne Henriette zum Vorſchein, und ich wurde an ihr ganz irre; mein Wiz, meine Schmeicheleien, meine Anbetung — alles war hier falſche Münze, die nicht galt. Ich wollte das Mädchen bilden, und ſie iſt es werth; aber ſie erklärte mir ſehr zutraulich: ſie wünſche, mich zu bilden. Mich? ſagte ich ſehr betreten. „Ja, Sie!" erwiederte ſie ernſthaft. „Sie haben ein edles Herz, Herr Graf, und verdienen ein beſſerer Menſch zu ſeyn." Ich lachte; aber — ſieh, ſo ſeltſam iſt der Menſch! — das Mädchen fing an mich zu unterjochen. Die Tante hatte Recht; ich war nicht dem Mädchen, das Mädchen war mir gefährlich. So oft ich ihr meine Liebe erklärte, gleichviel in welcher Manier: ſo antwortete ſie mit einem Gelächter, oder mit Spott. Aber, Mademoiſelle, ſagte ich einmal, in ganzem Ernſte zornig, als ſie mich wieder auslachte: wie macht man es denn in Deutſchland, wenn man einem Mädchen ſeine Liebe erklärt? — Sie lachte noch ſtärker. „In Deutſchland, Herr Graf, erklärt man ſeine Liebe nicht.“

Aber was thut man denn ſonſt?

„Man liebt,“ ſagte ſie mit lachenden Augen.

Ich hielt dieſe Antwort für einen Wink, den ſie mir gäbe. Freilich war in ihrem Betragen nichts, was mich zu dieſer Vermuthung berechtigte; ich mußte aber doch etwas thun. Wahrhaftig, ſagte ich, Sie haben Recht; da ſind die Deutſchen klüger, als meine Landsleute. Ich faßte ſie in meine Arme, und wollte ſie an meine Bruſt drücken; aber — mit einem Tone, der ernſt wie ein Todesurtheil klang, und mit funkelnden Augen, ſagte ſie: „Herr Graf!“ und machte ſich los. „Wagen Sie das noch einmal,“ fuhr ſie fort, „ſo haben Sie mich zum letzten Male geſehen.“ — Ich war verlegen wie ein Knabe, der auf einem Verbrechen ertappt wird, und meine armſelige Verlegenheit wurde noch größer, als ſie in einem gelindern Tone ſagte: „ich freue mich, Herr Graf, daß Sie Sich Ihrer Ungezogenheit wenigſtens ſchämen."

Aber, ſagte ich, halb lachend, halb verdrießlich: ſo bitte ich Sie denn in Ernſt, mir zu ſagen, was ein Deutſcher thut, wenn er ein Mädchen liebt. Sage ich Ihnen, daß ich Sie liebe, ſo lachen Sie mich aus.

Sie antwortete wieder: „ein Deutſcher liebt ein Mädchen; das iſt alles." Und nun gab ſie mir eine Erklärung davon, die mir zeigte, daß ein ſolcher Handel das Langweiligſte in der Welt ſeyn muß. Ja, ſagte ich und faltete die Hände, ich muß alſo fromm ſeyn, und meine Seufzer an dem Roſenkranze abzählen, ſchöne Henriette? Nun, auch das!

„Sie müſſen," erwiederte ſie lachend, „weiter nichts ſeyn als Sie ſelbſt. Sagen Sie mir, ſo oft Sie wollen, daß Sie mich lieben, und laſſen Sie mich lachen."

Sieh, Louis, ſo ging es alle Tage. Henriette lachte, und ich fing an mich ſehr unbehaglich zu fühlen. Ich glaubte, ſie liebte ſchon einen Andern; aber nein: ſie war vollkommen frei. Was ich auch thun mochte, — und was that ich nicht! — ich kam bei dem Mädchen nicht um einen Zoll vorwärts. Zuweilen glaubte ich den Sieg in Händen zu haben; aber ich armſeliger Tropf mußte mich wieder verſpotten laſſen.

So ging das zwei Monate, zwei ewige Monate; und nun kam die Ordre, ſchnell zu marſchiren. Meine Compagnie ſaß auf; mein Kammerdiener gab mir Degen und Hut. Man hatte nichts weniger als dieſen ſchnellen Aufbruch erwartet. Ich ging hinunter zu Henrietten. Als ich in das Zimmer trat, ſtand ſie eilig auf, und ſagte ein wenig ängſtlich: „iſt es wahr, Herr Graf?"

Wir marſchiren, ſagte ich lachend. Morgen ſtehe ich einem andern Feuer gegenüber, als dem da, in den blauen Augen.

„Ihr guter Engel beſchütze ſie, lieber Herr Graf!" ſagte ſie ſehr ernſt. Sie wurde bleich, und es rollten Thränen über die ſchönen Wangen.

Ach! rief ich; Sie Grauſame! Erſt jetzt, da mich der Tod von Ihrer Seite reißt, geſtehen Sie mir, daß Sie mich lieben!

„Ja, lieber Graf,“ ſagte ſie, und legte ihre zitternde Hand in die meinige. „Ich denke mit Angſt an die Gefahr, der Sie entgegen gehen, und ich würde troſtlos ſeyn, wenn ich hören müßte, daß . . . Ja, lieber Graf, wenn es Ihnen angenehm iſt — Sie laſſen hier eine Freundin zurück, die für ihr Wohl beten wird.“

Freundin? rief ich; in dieſer Minute? Liebe Henriette, wie kalt! warum nicht: Geliebte?

„Ich ſage nie mehr, als ich fühle, Herr Graf. Leben Sie wohl. Ich wünſche Ihnen Geſundheit und Glück.“ Nun drangen Thränen aus ihren Augen. Sie drückte meine Hand, und ich — laß mich das geſtehen — war ſehr ernſt. — Als ich mich auf ihre Hand beugte, hielt ſie mir die lieblich blaſſen Wangen zum Kuß hin. Ich küßte ſie ſchweigend, in einer Empfindung, die Thränen in meine Augen zu bringen drohte. Mit abgewendetem Geſichte ſagte ich: Henriette! meine Freundin! Gott behüte Sie! Dann ſtürzte ich aus dem Zimmer, warf mich auf mein Pferd, und ſprengte davon. Ich hätte einen Marſchalſtab darum gegeben,

geben, wenn eine feindliche Batterie vor mir geweſen wäre.

Sieh, ehemals war ſo etwas in drei Tagen vergeſſen; aber hier? Noch jetzt, nach fünf Monaten, ſteht die ſchöne Geſtalt mit den thränenvollen Wangen vor meiner Seele; und — ich Thor! — ich habe Minuten, wo ich mich frage: wird es ein Glück für dich ſeyn, wenn du ſie wiederſiehſt? Zuweilen verwünſche ich den Tag, da ich ſie zuerſt ſah, und zittre vor dem Augenblicke, da ich ſie wiederſehen werde. Und dieſer Augenblick iſt in meiner Gewalt; ich darf nur die Markiſe meines Zeltes aufheben, ſo ſehe ich den Kirchthurm ihres Dorfes, ſehe die Bäume auf dem Hügel, unter denen ſie mehr als Einmal an meiner Seite geſeſſen hat. Dieſe Henriette, Freund, — in Paris würde man ſie fade finden. Ach, daß wir, wir unglücklichen Großen, mehr fordern müſſen, als ein Herz, als Geiſt und Schönheit!

Pah, lieber Vetter, nimm es nicht übel! So nahe bei dem Kirchthurme, an deſſen Fuß ein ſchönes Mädchen wohnt, das in Thränen zerfloß, als ein junger Thor wieder ins Feld mußte: — eine ſolche Situation iſt ſo rührend, daß du mir wohl die letzte Romanentirade zu gute halten wirſt. Man ſchreibt ſich ſo in die Natur hinein, daß ſie einen faßt, ehe man es ſich verſieht. Das kommt von langen Briefen! Aber, ſo viel iſt wahr: in ganz Frankreich giebt es kein Mädchen, dem die Empfindſamkeit und die Farbe der heroiſchen Tugend ſo gut ſtehen würden, als Henrietten. — Meinetwegen glaube, was du willſt; halte mich ſogar für einen tragiſchen verliebten Gecken: ich will es dir nicht wehren. Grüß meine Mutter, und gieb ihr die Nachricht, daß es für dieſes Jahr mit dem Kriege vorbei iſt. Meinem guten Riſot ſage, daß mein Oheim mich neulich allen Officieren als ein Muſter reiner Sitten vorgeſtellt hat. Er wird ſich darüber freuen. Ich mußte mich ein Paarmal ſchlagen, um meinen Kameraden zu beweiſen, daß ich doch nicht ganz und gar ein Heiliger ſey, wie ſie meinten. Welch eine närriſche Welt, in der man ſich rauſen muß, weil man reine Sitten hat! Der Chevalier *** rieth mir, ich ſollte doch, um nicht Anſtoß zu geben, ein Paarmal öffentlich zu einer barmherzigen Schweſter gehen. Sieh, ſolche Dinge treibt man einen Finger breit vom Tode! Adieu. Bald mehr.

2.

Derſelbe an Denſelben.

D** bei Marburg.
Dec. 1760.

Wie du willſt, mein guter Vetter. Ein jeder treibt ſein Geſchäft, vom Miniſter an bis auf den Waſſerträger. Treib du das deinige, und laß deine Späße meinethalben in den Mercure ſetzen. Damit du doch aber weißt, was für ein rührendes Geſchäft ich treibe, ſo will ich es dir mit drei Worten klar und deutlich ſagen. Ich ſitze hier neben Henrietten, und befeſtige an einen großen Buſch von Buxbaum vergoldete Roſinen und Mandeln für ein kleines Mädchen zum Weihnachtsgeſchenk. Wenn dir das lächerlich ſcheinen ſollte, mein ſehr weiſer Vetter, ſo lies einmal unſere Satirenſchreiber, und ſieh zu, ob die das blaue Band und den Marſchalſtab, zu denen euer Ehrgeiz mich beſtimmt, für etwas Anderes halten, als für vergoldete Roſinen und Mandeln. Der ganze Unterſchied iſt der, daß ein Kind für ſeine Freude nichts, gar nichts, aufzuopfern braucht, daß es ſie umſonſt, nicht vom Neide verbittert, und folglich um ſo reiner hat. Sag du dem Miniſter, dem Duc de ***, und wem es ſonſt zu wiſſen gelüſtet: ich wäre jetzt in einer Stimmung, daß ich, ohne mich eine Minute zu beſinnen, das blaue Band um den Buxbaumbuſch winden könnte.

Was ihr auch ſagen mögt — Henriette hat Recht: „wehe dem Herzen, das nie einen Tag erlebt, an dem ihm alle Bänder, alle Würden der Erde nichts ſind!" Weiter. Du möchteſt gern wiſſen, was ich vorhabe, was ich treibe, was ich will; denn nach meinen letzten Briefen aus D**, meinſt du, ließe ſich nicht viel Kluges erwarten. — Guter Freund, ich mag es gern, daß man weiß, wie man mit einander daran iſt. Alſo zuerſt darüber ein Paar Worte. Es würde euch nicht ſchwer ſeyn, mich hier in meinem Treiben zu ſtören. Ihr könntet mich zurückkommen laſſen; wollte ich nicht, ſo dürfte man mich nur arretiren, und ſo weiter. Ihr könntet — ich zittere, wenn ich denke, was ihr alles könntet. Nun, Ihr habt euren Willen für euch; aber ich bin feſt entſchloſſen, den meinigen für mich zu haben. Du ſollſt erfahren, was ich treibe; aber jetzt, lieber Vetter, erinnere ich dich an unſere Jugendfreundſchaft, an die Schwüre, uns treu zu ſeyn im Leben und im Tode. Ich will meine Geheimniſſe in deine Bruſt ausſchütten; verrathe das Vertrauen der heiligſten Freundſchaft nicht. Dich, lieber Louis, dich will ich gebrauchen, mein Glück zu gründen. Auf dich rechne ich. Könnteſt du meine heiligſten Hoffnungen täuſchen?

Ich liebe Henrietten, und ſie liebt mich. Aber ich bitte dich, denke bei dem Worte: „Liebe,“ an das Heiligſte, was der Menſch hat, an eine unergründliche Empfindung, an einen Strom von allmächtigem Leben, der die Seele glühend durchfährt. Ich liebe das theure, unausſprechlich reine Geſchöpf mit einem Gefühle, das mir ſelbſt ein Wunder ſcheint. Wie ſoll ich es dir ſagen, daß du nicht ſpotteſt! Oder ſpotte nur; ich werde euch doch nie ſagen können, was ich fühle.

Ich kam wieder nach O * *, und ſie empfing mich ſehr fröhlich. Fort über den Augenblick, den mein verkehrtes Herz noch entweihen konnte! Nun hob ein Leben an — o, was kann der Menſch ſeyn, wenn er nur Menſch ſeyn will! Ich war unzertrennlich von dem Mädchen. Als ich dem engen Zauberkreiſe ihrer Tugenden, ihrer kleinen, unbemerkten und doch ſo erhabenen Tugenden, näher trat, zum erſten Male ein Herz kennen lernte, das ſich nie zu verbergen brauchte, die hohe, freie, feine Bildung ihres Geiſtes ſah, die ſich mir in den Winterabenden nach und nach entwickelte: da liebte ich ſie nicht mehr wie vorher; ſie war das erſte weibliche Geſchöpf, das ich achtete: und aus dieſer Achtung hob ſich Liebe hervor. Jetzt verſtand ich, was ſie ein Jahr früher ſagte: „in Deutſchland liebt man.“ Ich liebte ſie, und ſagte es ihr nicht; ſie liebt mich wieder, und noch nie iſt das Wort „Liebe" über unſre Lippen gekommen.

Meine Erziehung hat mir das zweideutige Gefühl der Ehre gegeben. Ich war ein Franzoſe, und würde dieſem Namen keine Schande gemacht haben. Meine Mutter und Riſot füllten mein Herz mit Abſcheu vor allen niedrigen Ausſchweifungen; jetzt erſt danke ich es ihnen. Sie bildeten mich zu einem guten Bürger: ich haßte das Laſter. Henriette hat mich zu einem Menſchen gemacht: ſie lehrte mich die Tugend lieben. Du wirſt lächeln und wieder lächeln. Aber es iſt ſo.

Was ich will? Dieſe ſeltſame Frage habe ich ſchon hundertmal an mich gethan, ohne ſie zu beantworten. Will ich, was ich ſollte, ſo — Eure Einwilligung erwarte ich vergebens. Laß das! Die Frage iſt in meinem Herzen, in der Natur ſchon längſt beantwortet. Was ich will, iſt entſchieden genug; was ich ſoll, wird die Zeit lehren. Doch in einigen Monaten löſt vielleicht die Kugel eines braven Landsmannes von Henrietten, oder ein Engliſcher Säbel, dieſe Frage zu Aller Zufriedenheit; und — was dir das Seltſamſte ſcheinen mag — ſo glücklich ich auch bin, ich kann oft mit Sehnſucht an eine ſolche Auflöſung der großen Frage denken. Bis dahin ſitze ich hier, putze einen Weihnachtsbaum für das Kind, beſehe jede Stunde eine Garnitur Brüſſeler-Kanten für Henrietten, und frage: wird ſie ſich auch darüber freuen?

Wenn Henriette erriethe, was ich will — es geſchähe, was ihr dort auch thun möchtet. Giebt es doch Länder, wohin der allmächtige Arm der Miniſter nicht reicht; und reichte er auch dahin, wollte man mich nicht glücklich ſeyn laſſen: nun, ſo giebt es ja ein Land, an deſſen dunkler Gränze die Gewalt der Menſchen ſcheitert. Dahin flieh' ich. Eine Stunde in Henriettens Armen gelebt: was iſt dann der Tod! Ich ſchreibe mit Thränen in den Augen, und mit einem felſenfeſten Entſchluſſe im Herzen.

3.

Derſelbe an denſelben.

D**. Januar 1761.

Du ſpotteſt über meine Bekehrung, wie du dich ausdrückſt, und bitteſt mich, dich in mein Gebet mit einzuſchließen. Lieber Louis, was iſt denn dieſes Leben? Denke dir nur einen Augenblick den Franzöſiſchen Thron umgeſtürzt, den Adel aufgehoben: bleibt dann nicht noch immer der Menſch übrig? Wenn nun keine Hofſtellen, keine Bänder, keine Stäbe, keine Gouvernements mehr exiſtirten: was würde dann das Glück der Menſchen ausmachen? Doch wohl das, worüber du ſpotteſt: die Liebe, der häusliche Genuß. Und wenn dieſe wahres menſchliches Glück ſind: verdienen ſie dann Spott? Sind denn die Weiſen aller Nationen, die Dichter und Philoſophen, ohne Ausnahme unverſchämte Lügner, daß ſie einſtimmig Gatten- und Elternliebe, häusliche Freuden, Unſchuld und Tugend das Glück der Menſchen nennen? Iſt denn der Menſch am Hofe der einzige Philoſoph, welcher weiß, was menſchliches Glück iſt? er, deſſen Herz von Neid und Eiferſucht, von Ehrgeitz und Furcht beſtändig zerriſſen wird? er, der ſo oft Verbrechen, Gift und Dolch, Wolluſt und niedrige Schmeichelei zu ſeinen Waffen, zu den Quellen ſeines Glückes gemacht hat?

Antworte doch darauf. Ich bitte dich aber, bleib weg mit den Gemeinſprüchen von Ehre, Familiengröße, Glanz, Ahnen und ſo weiter. Du wirfſt mir Täuſchung vor, eine kindiſche Täuſchung. Ich will das zugeben. Täuſchung alſo. Iſt denn euer Glück mehr als Täuſchung? Verſetze dich mit dem blauen Bande, dem Marſchalſtabe und den Ahnen der Bourbons unter die Menſchen am Ohio; und du giebſt das alles für eine Handvoll Mais. Verſetze mich mit einem geliebten Weibe, unter welchen Himmel du willſt; die Liebe bleibt immer Liebe. Iſt ſie Täuſchung, nun, ſo iſt ſie Täuſchung der Natur, des Himmels und meines Herzens; ſie hat Tugend zur Folge, Zufriedenheit zum Lohn. Und was iſt denn eure Größe? Ein Band, ein Stab, ein Titel, eine Reihe Namen, die euer Ehrgeiß, eure Eitelkeit erſt zu etwas machen muß. Soll ich getäuſcht werden, ſo mögen mich die Natur, das Glück und die Tugend täuſchen, weil ich ein Menſch bin.

Du begreifſt nicht, wie es zugegangen iſt, daß ich meine Grundſätze aufgegeben habe? Grundſätze! lieber Gott! Man hatte mich in den Vorurtheilen meines Standes erzogen: das iſt alles. Ich war ein eitler Thor, ein junger Laffe, der ſich mit den Träumen ſeiner Eitelkeit behalf, weil er das Glück nicht kannte, das dem Menſchen gegeben iſt — ein Blinder, der keinen Begriff vom Lichte hatte, und dem nun das Geſicht geſchenkt wurde. Ich öffne die Augen, ſehe den holden Zauber des Lichtes, erſtarre, falle vor Entzücken nieder; und ein anderer Blinder ruft mir zu: Täuſchung! nichts als Täuſchung! — „Warum haſt du deine Grundſätze aufgegeben?" Weil ich ſehen lernte.

„Eine empfindſame Schöne," ſpotteſt du weiter; „ein kleines Mädchen, — pfui der Schande! — hat dich bekehrt!" Ich lächle. Es ſey ſo, wie du ſagſt. Ein fallender Apfel belehrte Newton über das Geſetz, das die Welten in ihren Kreiſen umtreibt. Wollen wir es leugnen, weil ein fallender Apfel, und nicht eine fallende Welt, es ihn lehrte? — An welcher Seite iſt die Wahrheit? das iſt die einzige Frage. Was ich will, fragſt du noch einmal? Ich bitte dich, frage das nicht wieder; denn ſieh, um dir nur eine Antwort zu geben, könnte ich wollen, was ich der Zeit überlaſſen habe. Erſt Frieden, dann will ich antworten. Bis dahin gehab dich wohl.

4.

Riſot an den Grafen d'A**.

Paris. Januar 1761.

Mit Zittern nehme ich die Feder, lieber Graf. Ihr Couſin hat mir Ihre Briefe gezeigt, und mich zum Richter in Ihrem Streite mit ihm gemacht. Befürchten Sie keine Gemeinſprüche von mir. Erinnern Sie Sich, daß ich Sie erzog, daß ich Sie liebe, und daß ich Sie, ſo viel ich konnte, zu einem

Menſchen bildete. Sie haben im Allgemeinen Recht, lieber Graf: es giebt kein größeres Glück, als das, welches Liebe, Häuslichkeit und Tugend gewähren; und wie ich über Ahnen und Ehrenſtellen denke, wiſſen Sie ja. Hier iſt aber nicht von Ihnen die Rede, ſondern von dem Mädchen, das Sie lieben. Trotz Ihrer Familie, ſtehen Sie im Begriff, dieſem edlen Geſchöpfe Ihre Hand zu geben. Das kann nicht ohne Schwierigkeit geſchehen, und iſt vielleicht ganz unmöglich. Sie ſind, was auch das Natürlichſte iſt, entſchloſſen zu warten; aber unterdeſſen entzünden Sie in dem Herzen des Mädchens eine Leidenſchaft, die von anderer Natur iſt, als die Ihrige. Setzen Sie den Fall, lieber Graf, einen Fall, der ſo leicht möglich iſt, daß nun während der Zeit, da Sie warten, Ihre Leidenſchaft kälter würde. Die Vorurtheile Ihrer Jugend erhalten wieder neues Leben, eben weil ſie Vorurtheile der Jugend ſind. Ein Vorurtheil, das gewaltſam unterdrückt wird, iſt darum noch nicht todt. Glauben Sie das einem Manne, der ſeit zwanzig Jahren mit dem Aberglauben ſeiner Kindheit kämpft, ohne ihn ganz zu beſiegen. Ihre Liebe wird kälter, Ihr Ehrgeitz lebhafter. Jetzt hat die Liebe bei Ihnen den Ehrgeitz zu Boden geworfen: wird nicht dann der Ehrgeitz die Liebe zu Boden werfen? Sie finden jetzt Gründe, alle die Anſprüche, welche Ihre Familie, Ihr Vaterland, und Ihre eigene Einbildungskraft an Sie machen, zurückzuweiſen. Auch dann wird es Ihnen nicht an Gründen fehlen, die Anſprüche, welche die Liebe und die Treue an Sie machen, zurückzuweiſen. Glauben Sie mir, das Herz, auch des edelſten Mannes, iſt der ärgſte Sophiſt. Der Menſch muß, wenn er es vermeiden kann, keine Pflicht auf ſich laden, die er nicht zu erfüllen im Stande iſt; und das würde Ihr Fall ſeyn. Sie ſind in den Begriffen des Ehrgeitzes erzogen; die Vorurtheile Ihres Standes ſind in alle Ihre Ideen, in alle Ihre Empfindungen gedrückt. Jetzt ſchweigen dieſe Vorurtheile; aber ſie werden nicht immer ſchweigen. Werfen Sie in dieſem Falle nur Ihre Blicke auf das Mädchen. Sie wurde für die Liebe, für häusliche Freuden erzogen, und kennt keine andre Tugend, kein anderes Glück, als treue Liebe: — wie ja faſt das ganze weibliche Geſchlecht für dieſe Tugend, für dieſes Glück erzogen wird. Fragen Sie die Regiſter der Unglücklichen, die den Verſtand verloren. Ehrſucht brachte die Männer, Liebe die Weiber in die Irrhäuſer. Natürlich. Bei den Weibern iſt Liebe, bei den Männern Ehrgeiz die ſtärkſte Leidenſchaft.

Wenn nun Ihr Ehrgeiz erwachte, wenn Sie Gründe fänden, das Mädchen zu verlaſſen, und das arme Geſchöpf, welches nichts als Liebe kennt und verlangt, nun das einzige Glück ſeines Daſeyns aufopfern ſollte! O, lieber Graf! ich hoffe, ich weiß, Sie zittern bei dieſem Gedanken.

Ich will Ihnen die Tugend nennen, welche Vernunft und Menſchlichkeit von Ihnen fordern, und zu der allein Sie Stärke haben, haben müſſen. Jezt iſt die Leidenſchaft noch im Entſtehen. Noch haben Sie dem Mädchen nicht geſagt, daß Sie es lieben; noch ſcheint es ihm ſelbſt eine Unmöglichkeit, Sie zu beſitzen. Verlaſſen Sie das Mädchen. Es wird

Thränen vergießen, aber nicht unglücklich ſeyn; nur die betrogene Liebe macht unglücklich. Es wird Sie vergeſſen, und an dem Herzen eines edlen Mannes glücklich werden. In Ihren Armen würde ſie es wahrſcheinlich nicht. Sehen Sie, das iſt die Tugend, welche ich, die Menſchlichkeit und die Vernunft von Ihnen fordern, und zu welcher Sie alle Ihre Stärke nöthig haben. Das ſteht in Ihrer Gewalt; aber nicht eine ewige Liebe, eine heilige Treue, wie dieſes Mädchen ſie zu ihrem Glücke fordern muß. Ständen ſie in Ihrer Gewalt, lieber Graf; ich wollte zu Ihnen ſagen: geben Sie dem Mädchen Ihre Hand, und ſeyn Sie glücklich. Aber, gewiß, mein theurer Zögling, ſo iſt es nicht. Ihr Ehrgeitz wird einmal wieder erwachen und das Herz des Mädchens zerbrechen, das Sie jetzt, wenn Sie Muth zur Tugend haben, noch retten können. Haben Sie jetzt nicht Stärke genug, einmal Ihre Leidenſchaft zu überwinden; werden Sie dann Ihr ganzes Leben hindurch ſtark genug ſeyn, den Ehrgeitz, die Vorurtheile des Ranges, die mit jedem Jahre wachſen, zu

beſie-

beſiegen? Ich bitte, hören Sie auf die Stimme eines Mannes, der Sie liebt, der nichts in der Welt liebt, als Sie. O, laden Sie nicht den Vorwurf auf Ihre Seele, daß Sie zerſtörten, was Sie für das Edelſte auf der Erde hielten, das Herz, das Glück dieſes Mädchens. Ja, lieber Graf, ich hoffe, Sie zu ſehen. Ein Brief von Ihrer Mutter bittet für Sie um Urlaub bis auf das Frühjahr. Ich beſchwöre Sie, kommen Sie zu uns!

Ihr treuer Riſot.

5.

Der Graf d'A*** an Louis **.

Brüſſel, im April 1761.

So iſt es denn vorbei! Ihr habt euren Willen! Ob es ſo gut iſt? O, ich möchte das verächtlichſte weibliche Geſchöpf von der Straße nehmen, und mich mit ihr trauen laſſen, um euch für eure Grauſamkeit zu beſtrafen, und mich — Und mich? Da ſtehe ich an dem entſetzlichſten Abgrunde des Elendes. Wüßtet Ihr, was Ihr gethan habt, wie ich weiß, was ich gethan habe: Ihr würdet, anſtatt zu jauchzen, weinen. Weinen! ſag' ich. Was wolltet Ihr denn mit eurem elenden Machwerke? Bis Brüſſel habt Ihr mich hergeſchleppt. Da ſtehe ich und betrachte den Weg voll Bluts, voll Thränen, den ich gegangen bin. Noch habt Ihr mich nicht in Paris. Triumphirt nicht zu früh!

Schlagt Ihr nun das ehrenvolle Band, für das ich die heiligſten Schwüre zerreißen mußte, um meine wunde Seele. Werde ich es nicht ſehen, wie ſie bleich und ſterbend niederſinkt? werd' ich es nicht ewig ſehen? Ach, mein treuer Riſot, warum ſagteſt du mir nicht: du biſt ein elender, verächtlicher Böſewicht! Das bin ich. Sag das meiner Mutter, Louis! Dazu habt Ihr mich gemacht! Ich will dir erzählen. Es iſt abſcheulich, abſcheulich!

Ich bekam Riſots Brief, fühlte halb, daß er Recht hatte, und blieb dennoch. Da ſchwankte ich hin und her, und meine Seele ſpann das gräßlichſte Verbrechen aus ſich hervor. Ich war nicht glücklich, und kann es nie wieder werden. Auch in den Stunden des höchſten Entzückens war ich nicht glücklich; das Verbrechen goß ſeinen bitterſten Wermuth über ſie. Henriette wurde mein. Da lag ich auf den Knieen, und ſchwor mit bebender Stimme, ſie ſollte ewig mein ſeyn, ſchwor es bei ihren Thränen, bei ihrem Jammer, bei ihrer Verzweiflung, und mit aufrichtigem Herzen. O, wie konnte ich dieſe Unſchuld, dieſes himmliſche Vertrauen, ſo gräßlich betriegen! Sie riß meine Hände, die ich ſchwörend zum Himmel aufhob, herunter, und bat ihn, meine Schwüre nicht zu hören. O, ſie ahnete mein Verbrechen, und liebte mich dennoch. Da kamen eure Briefe, und das Verbrechen hob an. Jetzt kam auch der Brief des Königs. Mein Oheim ließ mich rufen, und mahlte mir mit täuſchenden Farben die glänzende Laufbahn, in die mich ein Verbrechen bringen ſollte. Ich warf mich vor ihm nieder, beſchwor ihn mit Thränen, meine Schwüre halten zu dürfen; ſagte ihm, das geliebte Mädchen ſey mein, und ein heiligeres Band, als die Kirche knüpfen könne, das Band der Natur, feſſele mich an ſie. Er las mir, anſtatt zu antworten, den Brief des Königs vor. Ich Unglücklicher wagte es nicht, dem Wunſche des Königs zu widerſtreben; wohl aber hatte ich den gräßlichen Muth, die Natur, die Tugend von mir zu ſtoßen, mein Weib zu verlaſſen.

Das Bubenſtück wurde verabredet. Ich kehrte mit heiterer Stirn und ſchwarzer Seele zu Henrietten zurück, und wiederholte die Schwüre der Treue, um ſie zu täuſchen, um deſto ſicherer den Todesſtoß auf ihr offenes unverwahrtes Herz führen zu können. O Höllenmarter! vor dieſem Auge voll Unſchuld, voll Glaubens, voll Thränen, ſtand ich mit Betrug, mit Falſchheit, mit geheuchelter Liebe: — wie ein böſer Geiſt in der Geſtalt eines guten Engels vor einer Welt voll Seligkeit und Tugend ſteht, die er verwüſten will.

Ach, konnte das meine Mutter wollen? durfte ſie das? — Fort über das Bubenſtück! Es wurde vollendet. An demſelben Tage, da ich ihr vor dem Altare meine Hand geben will; an demſelben Tage, da ſie ſchon entſchloſſen iſt, das großmüthigſte Opfer zu bringen, und meiner Hand zu entſagen, wenn ſie mich nicht ganz glücklich machen kann; in eben dem Augenblicke, da ſie mich mit Großmuth, mit Liebe überſchüttet, — mein Herz zerſprang vor Reue und Marter! — in eben dem Augenblicke fliegt die Thür auf. Der Adjutant meines Oheims ſtürzt herein, fordert meinen Degen, und kündigt mir an, daß ich ſogleich nach dem Hauptquartiere kommen müſſe. Die Tugend regte ſich zum letzten Male in meinem Herzen; ich machte eine Bewegung, mich zu wehren. La Foſſe zog ſeinen Degen, und die treue Henriette ſtellte ſich vor mich. Wie es verabredet war, gab ich meinen Degen hin, und mit ihm das ganze Gefühl meiner Ehre. Meine Verſtellungskunſt reichte nicht mehr zu; das niedrige Verbrechen verrieth ſich in meinen Augen, und meine Hände zitterten. Ich hatte nicht mehr den Muth, Henrietten anzuſehen, und ſchlug den ſcheuen Blick zu Boden.

Sie betrachtete mich und la Foſſen, einen um den andern. Wir bebten Beide. Sie blieb ruhig, faßte meine Hand, und fragte mit einem Tone, der mich wie ein Donner erſchütterte: betriegen Sie mich? — Ich ſtürzte vor ihr nieder, und umfaßte ihre Kniee. Sie hob mein Geſicht zu ſich auf, betrachtete es, rief dann auf einmal: betriegen Sie mich, ſo gebe Gott, daß Sie nie wieder etwas von mir hören! Jezt ſprang ich auf, ſie an mein Herz zu drücken; jezt ſtrömte mein Blut glühend durch alle Adern; jezt erhoben ſich alle meine Kräfte mit allmächtiger Stärke. La Foſſe riß mich von ihr, und ohne Erbarmen ſchleppten mich ſechs Grenadiere in den Wagen. Ich hörte Henriettens Geſchrei; nie wird es in meiner Seele verhallen!

La Foſſe gab mir im Wagen den Degen wieder. Ich zertrat ihn, und ſagte in einem gräßlichen Gefühle: Verrath der Natur hat mich entehrt!

Man brachte mich nur mit Mühe in das Hauptquartier. Hier ſpottete mein Oheim über meine Thorheit, und der Duc de * * * hatte für mich ein mitleidiges Lächeln. So zerſtörten ſie meinen Entſchluß zurückzukehren. Man brachte mich wie einen Schlaftrunknen nach Brüſſel. Weh mir und euch!

Erfreuen wollt ihr mich? darum ſchickt ihr mir Aufträge vom Könige an das Gouvernement von Brüſſel? Ich bitte euch, laßt das! Spott mit meinem Elende könnte mich leicht anreitzen, mir den Tod zu geben, nach dem mein Herz ſich ſehnt. Ich habe dem Miniſter geſchrieben, daß ich nicht im Stande bin, irgend einen Auftrag zu beſorgen. Soll ich denn um den Verluſt meiner Ehre, meiner ganzen Tugend, um mein verlornes Paradies nicht einmal trauern? Beleidige ich auch dadurch meine Familie, daß ich mit Sehnſucht nach dem Eden blicke, deſſen Eingang mir eine hölliſche, von euch erfundene That verſchließt? O lächelt! erlaubt aber dem Mörder, den ihr zu ſeiner That verführtet, erlaubt ihm wenigſtens, *nach* dem Verbrechen zu zittern, da er es ohne Zittern beging! Ich fürchte, ein zweites Verbrechen wird euch für das erſte beſtrafen. Mein Elend ſtößt das Richtſchwert immer tiefer in mein Herz; es muß ja endlich den Sitz meines jammervollen Lebens treffen!

Sie iſt mit ihrer Tante nach Kaſſel gegangen, ſchreibt mir la Foſſe, der meine Sachen aus O*** abgeholt hat. Beruhigt! ſchreibt er mir, und ſetzt ſeine Ehre zum Pfande. Beruhigt? o, wenn ich das glauben könnte; ſieh, Louis, wenn ſie beruhigt, wenn ſie glücklich wäre: dann möchte mein ganzes Leben Unglück und Schande ſeyn. Beruhigt? ach, ich kenne ihr Herz! Ermordet habt ihr ſie, ihr Unmenſchen! ermordet! Ich zittre. Jeder Hauch des Windes bringt mir einen Seufzer der Sterbenden, jeder Lichtſtrahl ſcheint mir ihr Schatten. Ich bedecke das bleiche Geſicht mit meinen Händen, ſo oft jemand an mein Zimmer pocht. Ihr Geiſt, fürchte ich, tritt herein, um mich ſtarr anzuſehen und die Flammen der Hölle über mich auszuſchütten.

Leb wohl. O Gott! was habt Ihr gemacht! was hab' ich gethan! Leb wohl.

6.

Der Graf d'A** an Riſot.

Paris. 1764.

Liebſter Riſot, nehmen Sie den Fluch zurück, den Sie über mich ausſprachen: den Fluch, daß ich nie wieder glücklich ſeyn würde. Kann denn keine Reue das Verbrechen verſöhnen? iſt denn eine vierjährige Hölle nicht Strafe genug für mein Verbrechen? Segnen Sie mich, lieber Riſot; eher kann ich meine Hand dem theuren Mädchen nicht geben, mit dem ich mich verbinden ſoll. Segnen Sie mich, edler Mann, und verzeihen Sie mir; der Himmel wird dann nicht ſtrenger ſeyn, als Sie. O, das einzige Wort, Riſot! Ich beſchwöre Sie, heben Sie den Fluch auf, den Sie ausſprachen, als ich aus Deutſchland zurückkam.

7.

Riſot an den Grafen d'A***.

Viſſeur. 1764.

Hat Ihr Herz den Fluch aufgehoben, liebſter Graf, ſo nimmt mein Mund ihn gern zurück, und ich bitte den Himmel, Ihnen auch zu vergeben. Vergeſſen Sie aber nicht einen Augenblick, daß die Göttin Nemeſis mit Ihnen durch das Leben geht. Glück iſt ein Wort, das Sie nur mit Zittern ausſprechen dürfen. Sie haben das Glück eines edlen Herzens zerſtört, und — waren doch gewarnt. Es ſind viele Tugenden, viele edle Handlungen nöthig, um in den Augen der richtenden Vorſehung dieſe Eine Handlung aufzuwiegen. Seyn Sie tugendhaft; ich kann unmöglich hinzuſetzen: ſeyn Sie glücklich! — Seyn Sie ſtandhaft, ſeyn Sie zufrieden: das iſt alles, was mein Herz Ihnen ſagen kann. Reue löſcht jedes Verbrechen aus; und Ihre Reue, Graf, war groß und aufrichtig. Aber wenn die Vorſehung — mit Zittern ſchreibe ich das — Sie durch Unglück oft und ſtark an Ihr Verbrechen erinnerte: könnten Sie ſagen, es ſey zu hart? Gott ſegne Sie! Seyn Sie tugendhaft! Leben Sie wohl.

8.

Der Graf d'A** an Riſot.

D**. 1794.

Die Vorſehung iſt gütig und gerecht, liebſter Riſot. Nun ſegnen Sie mich ohne Zittern. Ich ſtehe an der Gränze des Lebens; und die Göttin der Gerechtigkeit, der Rache, zeigt mir das blinkende Schwert, ohne es zu gebrauchen. O, Sie hatten Recht! Die Gnade des Himmels ließ mir ein ganzes glückliches Leben, und verſparte das Elend bis auf die letzten Minuten. Ich habe mein Verbrechen ſanft und doch ſehr ſchwer gebüßt. Meine Frau iſt in Wien, und hat den größten Theil ihres Vermögens gerettet. Mich hält ſie für todt.

Ich floh unerkannt, als ein Bettler, durch Frankreich, durch Flandern, und kam glücklich an den Rhein. Erſt hier erfuhr ich, daß meine Frau gerettet wäre, und daß man mich für todt hielte. Jenſeits des Rheins blieb ich in einem Städtchen krank liegen. Seit Jahren hatte ich nicht an meine unglückliche Henriette gedacht. Hier, ſo nahe bei dem Lande, wo ſie lebte, brach die alte Wunde wieder auf. Hier, dachte ich, eben hier, wo du das Verbrechen begingeſt, ſollſt du auch ſterben. Ich bat den Arzt, mir die Wahrheit nicht zu verhehlen. Er zuckte die Achſeln. Mein halbjähriges Umherirren in Frankreich, ungeſtüme Witterung, ſchlechte Nahrungsmittel, Sorge und Angſt, haben meine Geſundheit zerſtört, und die Quellen meines Lebens gänzlich aufgetrocknet. Ich lächelte, als mir der Arzt den Tod ankündigte, ließ mir Arzenei geben, forderte einen Wagen, und reiſte nach O***.

Den Nahmen O*** habe ich nie ohne Zittern nennen hören; und jetzt, mit dem Tode im Herzen, war es mir ein Troſt, in dem Orte ſterben zu können. Vor O*** ließ ich halten, und ſtieg aus. Da ſtand das Birkenwäldchen, da lag der Kirchthurm, da ragten die beiden Schornſteine von Henriettens Wohnung über den Hütten hervor. O Riſot, meine Jugend erwachte noch einmal. Ach, ich habe nie ein andres Weib geliebt, als Henrietten: das fühlte ich an dem verſtärkten Herzpochen, an dem Leben, das ſich mit neuer Kraft durch meine Adern ergoß. Ein Traum meiner glücklichen Stunden ſchwebte durch meine Seele; ich zitterte nur vor Freude, nicht vor Angſt, vor Reue. Der Sterbende durfte ſo fühlen. — Ich ging langſam in das Dorf hinein. Jeder Schritt zauberte mich die vier und dreißig Jahre zurück, und ein Strom von hohen Empfindungen überwältigte mich. Wie glücklich hätte ich ſeyn können, wenn ich tugendhaft geblieben wäre!

Der Poſtillon ließ meine Sachen vor dem kleinen Wirthshauſe abpacken. Meine Empfindungen waren für den ſchwachen Ueberreſt meines Lebens zu ſtark geweſen; ich mußte mich ſogleich auf ein Bett werfen. Der Wirth hatte nur ein einziges kleines und feuchtes Zimmer, das auch zu einer Vorrathskammer diente. Er verlangte, ich ſollte weiter reiſen; doch ein Goldſtück machte ihn höflicher.

Hier bin ich nun, Riſot. Ach, ich habe nicht den Muth, zu fragen, ob Henriette noch lebt! An dieſem Briefe ſchreib' ich mit zitternden Händen. O Riſot! hier war ich ſo glücklich, ſo unausſprechlich glücklich! Und jetzt! jetzt! Ach, wenn ich hier geblieben wäre, wie ich wollte; und wenn ich ſie zu meiner Gattin gemacht hätte: wie viel, wie ſehr viel, würde jetzt anders ſeyn! Darf ich nicht ſagen: der Tod in dieſer feuchten Kammer iſt es, wofür ich Henrietten, meine Ruhe und mein Glück aufgegeben habe? Zuweilen denke ich ſogar, die ſchreckliche Revolution meines Vaterlandes ſollte das Gericht ſeyn, das mein Verbrechen beſtrafte. Gute Nacht! gute Nacht!

Riſot! die Erde ſchwankt unter mir; meine Sinne verwirren ſich; mein Leben ſtockt mit jedem Pulsſchlage: und dennoch ſcheinen Kräfte der Allmacht es zu halten. Ich bin bei Henrietten. Tauſendmal frage ich mich, ob ich auch lebe. Noch weiß ich nichts. Was werde ich hören müſſen!

Mein Wirth ſagte, er habe mir ein anderes bequemeres Zimmer im Dorfe ausgemacht. Alle meine Gedanken waren nur auf Einen Gegenſtand gerichtet; ich willigte ein, ohne zu fragen, wohin man mich bringen würde. Der Wirth führte mich langſam gegen Henriettens Haus hin. Als wir auf den Hof kamen, weckte mich der Anblick der Linden, unter denen ich ſo oft mit dem geliebten Mädchen geſeſſen hatte, aus meinen tiefen Träumen. Wohin führſt du mich, Unmenſch? rief ich zitternd. Ich wollte zurück. Sollte ich ſo der Rache ſelbſt entgegen gehen? Ein junger Mann nahm meine Hand, und bat mich, unter ſeinem Dache die Wiederherſtellung meiner Geſundheit abzuwarten. Ich ſetzte mich unter den Linden, um auszuruhen, und ein tobendes Meer von Empfindungen ſtürmte in meiner vergehenden Seele. Meine Blicke waren ſtarr auf die offene Thür gerichtet. Ich glaubte, Henriette würde herausſtürzen und mit dem Worte: Betrieger! mich nieverſchmettern. Anſtatt ihrer trat eine ältliche Frau in die Thür, und ſah mich mitleidig an. Ich wurde in das Haus geführt, auf eben das Zimmer, das ich vor dreißig Jahren bewohnte. Man hielt mich für kränker, als ich war, und brachte mich in ein Bett. Ich wurde ruhiger. Nun kam die ältliche Frau, und fragte nach meinem Befinden, nach meinem Nahmen. Ich nannte ihr einen falſchen. Nach einigen Geſprächen, bei denen ſie immer unruhiger wurde, fragte ſie ſchnell: „haben Sie in Paris nicht einen Grafen d'A*** gekannt?" Gott im Himmel! jetzt erkannte ich Züge von Henrietten, und ihre Stimme. Sie war es! Tauſend Dolche drangen in meine zagende Seele. Ich bedeckte das bleiche Geſicht mit beiden Händen. Sie wiederholte ihre Frage, und ich antwortete ſeufzend: er war mein Freund.

„Ihr Freund?" rief ſie, und rang die Hände. Dann trat ſie ſchweigend an das Fenſter. Jetzt betrachtete ich ſie endlich. Ich ſah mit Beben, daß ſie bleich war, und daß ein langer Kummer an ihr genagt hatte. Sie kehrte nach einer langen Pauſe zu mir zurück; dann ſagte ſie ſtockend: „hat er Ihnen niemals den Nahmen Henriette Büchner genannt?" Woher nahm ich die Stärke, zu antworten: der Unglückliche hat ſie bis an den letzten Hauch ſeines Lebens geliebt!

„Geliebt?" rief ſie . . . „Alſo todt?" ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, und trocknete ſich die Augen. „Wie ſtarb er?"

Mit dem Nahmen Henriette auf der Zunge, und mit der Hölle im Herzen, weil er ſie betrogen hatte."

Sie ging im Zimmer auf und ab; dann kam ſie wieder zu mir. „Sein Freund waren Sie? . . . Ich war ſeine Freundin," ſagte ſie zärtlich; und dann lauter: „ich bin dieſe Geliebte, dieſe betrogene Henriette."

O Riſot, ich hielt dem Schmerze geduldig mein Herz hin, daß er es brechen ſollte; ich nahm Henriettens Hand, und legte ſie auf meine Bruſt. Mein Leben war ſtärker, als der Schmerz; es zerriß nicht, als ihre Thränen auf mein Geſicht fielen. O Riſot, habe ich nun nicht gebüßt? — Sie verließ mich; doch bald kam ſie wieder. Ach, welche Gewalt mußte ich mir anthun, um ihr nicht zu ſagen, wer ich wäre!

Sie ließ einige Worte fallen — o Riſot! ſie zerreißen meine Seele! — ein Paar dunkle Worte von vierjährigem Wahnſinn. Ich, ich möchte wahnſinnig werden! Vier Jahre! Bedenken Sie! dreißig tauſend Stunden! Wie viele Minuten! Ach, ich Unglücklicher, warum entfloh ich der Guillotine!

9.

Karl Büchner an Riſot.

D*** 1794.

Hier, mein Herr, ſchicke ich Ihnen den letzten Brief des Grafen d'A***. Ihre Adreſſe habe ich in einem Briefe von Ihnen aus London gefunden. Ihr Freund iſt geſtern hier begraben. Sie kennen ſeine unglückliche Begebenheit bis auf die Kataſtrophe. Das Schickſal brachte ihn in das Haus ſeiner ehemaligen Geliebten, meiner Mutter. Sie entdeckte ihm, wer ſie wäre. Wir hielten den Schmerz, die Verzweiflung, die er ſo ſeltſam äußerte, für Wirkungen der Krankheit. Meine Mutter iſt ſehr unglücklich geweſen. Nach ſeiner Abreiſe im Jahre 1761 erfuhr ſie von ſeinem Oheim, daß ſie betrogen war, und fiel in einen ſchwarzen Tiefſinn. Sie war ſchwanger von dem Grafen. Als ſie mich geboren hatte, verlor ſie ihre Sinne. Nach vier Jahren bekam ſie ihren Verſtand wieder, doch nie ihre Heiterkeit. Dieſe Umſtände erfuhr mein Vater, den wir noch immer für einen bloßen Freund des Grafen hielten, nach und nach. Ich bemerkte wie ſehr dieſe Erzählungen unſern kranken Gaſt und meine Mutter angriffen. Doch ſuchte ich vergebens, meine Mutter von dem Bette zu entfernen. Auch hielt ich es beinahe für grauſam; denn ſie war durch die Verſicherungen des Fremden, daß der Graf ſie bis an ſeinen Tod geliebt habe, zum erſten Male wieder glücklich.

Noch immer wußte der unglückliche Mann nicht, daß Henriette einen Sohn von ihm hatte, und daß ich dieſer Sohn war. Als ich eines Tages in ſein Zimmer komme, finde ich meine theure Mutter in Thränen. Ich nehme ſanft ihre Hand, und ſage: es greift Sie zu ſehr an, liebſte Mutter. Da richtet ſich der Fremde im Bette heftig auf, und fragt, mich anſtarrend: „Mutter? … Mutter?“ wiederholte er noch heftiger; „wie iſt das?“ — Meine Mutter führte mich vor ſein Bett, und ſagte: „dies iſt der Sohn des Grafen d'A***.“

„Mein Sohn! mein Sohn!“ ſchrie er entſetzlich auf. „Henriette! unglückliche Henriette! ich bin der Unmenſch, der dich betrog!“

Mein Herr, Sie können Sich die Wirkung dieſer wenigen Worte nicht denken. Ich ſtand wie eine Bildſäule. Meine Mutter warf ſich in ſeine Arme, und rief: „o geliebter Karl!“ Sie wurde bleich. Ich faßte ſie und trug ſie auf einen Stuhl, wo ſie ſich bald erholte. „O Karl, geliebter Karl!“ rief ſie noch einmal, und ſtreckte ihm die Arme entgegen.

Jetzt ſprang mein Vater — er war nicht unbekleidet — ſchnell, eh' ich es hindern konnte, aus dem Bette, warf ſich meiner Mutter zu Füßen, und rief: „o barmherziger Gott!

vergiebſt du mir, Henriette? Geliebte, vergiebſt du mir?" Sie hob ihn auf, und drückte ihn an ihre Bruſt. Er wurde bleich, und immer bleicher. „O Gott!" rief er auf einmal lächelnd: „ſo glücklich! ſo glücklich! Mein Sohn!" Er zog mich an ſeine Bruſt. „Meine Henriette!" Er ſchlang den Arm um meine Mutter, und beugte ſein Geſicht auf ihre Schulter. Seine Hand wurde kalt. Lächelnd ſtarb er in den Armen ſeiner Geliebten und ſeines Sohnes. „Karl!" ſagte meine Mutter zärtlich. Sein Arm ſank ſchlaff herunter. Eine Ohnmacht, dachten wir; doch er war todt.

Ich fürchtete für meine Mutter; aber, dem Himmel ſey Dank! ſie iſt ruhig, ſogar heiter. Dieſe traurige Begebenheit giebt dem Ueberreſte ihrer Tage eine Art von ſtillem Glück. „Er liebte mich," ſagt ſie lächelnd, wenn ich ſie anrede. „Er hat dich ſeinen Sohn genannt," ſagt ſie dann mit einem himmliſchen Entzücken auf den blaſſen Lippen.

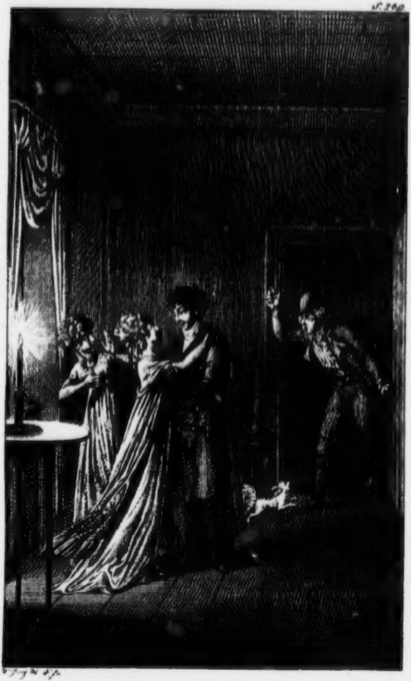
Der Arzt meint, dieſe Begebenheit habe eine gute Wirkung auf ihre Geſundheit gethan; aber dennoch wird ſie ihrem Geliebten wohl bald folgen. Gott ſey Dank, daß eine ſanfte Freude noch ihre letzten Stunden erheitert! Auch mein Vater iſt lächelnd geſtorben.

Sie erhalten hierbei einen Ring, der mit den Worten: „für meinen Riſot,“ bezeichnet iſt. Ein Blatt von meines Vaters Hand erklärt meine Mutter zur Erbin der Koſtbarkeiten, die er bei ſich hatte.

Meine Mutter will ſich ihr Grab neben dem ſeinigen graben laſſen. Ich fürchte, ſie, die das Unglück auf der Erde trennte, werden bald wieder vereinigt ſeyn.

Leben Sie wohl, mein Herr. Ich ehre Sie als den Freund meines Vaters und als den Beſchützer meiner verlaſſenen Mutter. Leben Sie wohl.

S. 200



W. Jury del. & sc.

Kleine Romane
und
moraliſche Erzählungen.

Von
Auguſt Lafontaine.

Achter Theil.

Verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1801.

Kleine Romane
und
moraliſche Erzählungen.

Achter Theil.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorrede.

In der Vorrede zum erſten Bändchen dieſer Sammlung wurde geſagt, daß die Erzählung: Das Nadelöhr, nicht darin aufgenommen werden ſollte, weil Recenſenten ſie mit Grund getadelt hätten. Eben der Recenſent, auf deſſen Urtheil man bei dieſer Erklärung vorzüglich Rückſicht nahm, hat ſeitdem geäußert: „es würde ihm leid thun, wenn Er die Verwerfung des Nadelöhrs verurſacht hätte.“

Da der Verfaſſer überdies erfuhr, daß mehrere Leſer die ſo eben genannte Erzählung in der gegenwärtigen Ausgabe nur ungern vermißten, ſo trug er nicht länger Bedenken, ſie darin wieder abdrucken zu laſſen. Es war ihm nicht möglich, ſie ganz umzuarbeiten; doch werden die Leſer den Ausdruck an vielen Stellen verbeſſert finden.

Der Geſichtspunkt, aus welchem die Erzählung angeſehen werden muß, iſt jetzt in der Ueberſchrift deutlicher angegeben.

Dem letzten Bändchen dieſer Sammlung, das in Kurzem herauskommen wird, ſoll ein Verzeichniß der ſämmtlichen, darin abgedruckten Erzählungen angehängt werden.

Im December, 1800.

XIX.

Das Nadelöhr,

oder

die Schwärmerei.

Das Nadelöhr.

oder

die Schwärmerei.

Mitten im Sellingwalde in Heſſen, auf der Landſtraße von Berka nach Hersfelde, liegt das Dorf Friedewald in einem lieblichen Grunde, welcher ein Wohnplatz der Ruhe und des ſtillen zufriednen Nachdenkens zu ſeyn ſcheint. „Wehe dem Menſchen," ſagt ein Schriftſteller, „der nicht in dem Anblicke der großen Natur die kleinlichen Sorgen des Lebens vergißt!" und von der Gegend, die ich beſchreibe, iſt das vollkommen wahr: von dieſen ſchauerlich ſtillen und dicken Waldungen, dieſen ſteilen Felſenhöhen, dieſen abgeriſſenen, wüſten Gründen des Sellings, wo die Natur überall ſo mächtig hervorblickt, und doch in feierlicher Stille ſo ruhig zu ſchlummern ſcheint. Nicht leicht wird ein Wandrer dieſe ſchönen Höhen verlaſſen, ohne ſich auf das weiche Moos, das hier den felſigen Boden deckt, niedergeworfen zu haben. Er wird doch hier einmal den Reitz und die Ruhe der Einſamkeit fühlen, wenn er ſie auch ſonſt nirgends gefühlt hätte. Kein Geräuſch der menſchlichen Thorheit ſtört in dieſer heimlichen Gegend das Nachdenken. Die tauſend Stimmen aller Waldvögel kündigen hier die freie, unbeherrſchte Natur an. Nur von weitem ſchallen die Schläge von Beilen, oder das Rauſchen einer Mühle herüber, und nur der Dampf einer Kohlenbrennerei erinnert den Reiſenden, daß auch hier Menſchen ſind.

Der Prediger in Friedewald, Herr Lenz, ſpricht mit Entzücken von der Gegend. „Sie iſt mir alles!“ ſagt er mit leuchtenden Augen; „alles! der ſchönſte Commentar der alten Schriftſteller. Hier verſteh' ich den Tacitus; denn ich leſe ihn in eben dem Buchenwalde, den der Römiſche Adler ſo gern durchbrechen wollte, und nie durchbrach. In den Hütten der Köhler finde ich die Hütten unſrer Stammväter wieder, die der Römer beſchreibt, und vor denen ſeine Krieger zitterten. „Hier“ — ſetzt er dann ſtolz hinzu, und blickt im Kreiſe umher — „hier fand ich immer Muth für jedes Schickſal und für jede Beleidigung anderer Menſchen. Und hier“ — fährt er dann wohl fort, aber mit leiſerer Stimme, und drückt dabei dem Manne, dem er es ſagt, die Hand — „und hier find’ ich auch Troſt in Thränen, die, unter den Menſchen verweint, nur Zeugen meines Kummers ſind.“ —

Der alte Lenz iſt ein vortrefflicher Mann. Er vertauſchte die beſſere Pfarre, die er hatte, gegen die zu Friedewald, und bereuete das nie. Er war nicht arm. „Man giebt,“ ſagte er, „für eine Tapete, für ſchöne Möbel leicht einige Hundert Thaler; warum nicht auch für eine ſchöne Gegend? Und obendrein ſcheint nun die Gegend mein Eigenthum; denn ich habe ſie gekauft, und mein College, mit dem ich tauſchte, hatte ſechs Kinder.“

Aber, Mann, fiel dann ſeine Frau ein; auch du hatteſt ein Kind.

„Das ſag’ ich eben, liebe Frau; ich hatte

Eins, und er ſechs. Gott laſſe es ihm wohlgehen!“

Das Kind, welches der Prediger Lenz hatte, und welches er über alle Beſchreibung liebte, war eine Tochter, und hieß Suſanne. Ihr Vater erzog ſie mit der größten Zärtlichkeit; und ſchon früh belohnte das kleine Mädchen ſeine Sorgfalt um ſie mit Gegenliebe und guten Eigenſchaften.

Die Mutter begriff nicht, wie ein dicker Wald, Felſenhöhen, ein verſchloſſenes Thal, worin man keinen andren Laut hörte, als das Murmeln eines Baches, der ſich die Felſen hinunter ſtahl, und das Gezwitſcher der Vögel — wie das ihrem Manne ſchöner vorkommen konnte, als Hersfelde, wo ſie geboren war und jährlich ein Paar Tage auf dem Lullusmarkte zubrachte. Indeß, ſie ſagte nichts darüber; denn er ließ ſie jedes Jahr nach Hersfelde fahren, und ſie durfte dort allemal ihre Hauben umändern laſſen. Vierzehn Tage nach dieſer Reiſe hatte ſie immer viel an Suſannens Stellung, Sitten u. ſ. w. auszuſetzen; allein die vierzehn Tage gingen vorüber. Die gute Frau vergaß endlich Tanten, Baſen und Hauben; dann unterließ Suſanne das Knickſen wieder, und dankte jedem, wie ſie es gewohnt war, mit einem feundlichen Engelsgeſichtchen.

Freilich hatten Tanten und Baſen allemal über Suſannen viel zu erinnern. Lieber Gott! Herr Vetter, ſagte die Tante von ihr; die pure Natur! Der Prediger Lenz legte dem Mädchen ſegnend die Hand auf das blonde Köpfchen, und ſagte gutmüthig: „ganz recht! die iſt es.“

Er goß von Suſannens früher Jugend an ſein volles Herz, ſeine warme Naturliebe in ihre Bruſt. Schon als Kind ſaß ſie gern in einer verborgenen Schluft an einem Bache, ſpielte leiſe und gutmüthig mit Würmchen, plauderte mit den Blumen, und trug den ſcherzhaften, hüpfenden Wellen des Baches Grüße an die Gebüſche auf, bei denen ſie vorüberfließen mußten. Die ganze Natur hatte für Suſannen Leben und Gefühl, und alles war ein Gegenſtand ihrer Liebe. Sie wurde von ihrem Vater unterrichtet, und gewiß gut; er bildete ihren Verſtand langſam und ſorgfältig aus: denn er war, ungeachtet ſeines warmen, vollen Herzens, ein Mann von ruhiger Beſonnenheit, und viele Menſchen, die ihn nicht genau kannten, hielten ihn ſogar für kalt. Bei einer ſolchen Erziehung dachte und ſprach Suſanne über manche Dinge ſehr verſtändig; in manchen andern aber blieb ſie immer gleich kindiſch. Sie hatte als ein Mädchen von zehn Jahren für Bäume, Büſche, Bäche, Blumen, noch eben die zärtliche Liebe, wie im fünften Jahre. Jetzt wußte ſie, daß die Blumen nicht fühlten; aber ihr Herz ſagte, trotz ihrem Kopfe, noch immer das Gegentheil. Ihr Vater hatte ihr nie etwas von Engeln geſagt; und dennoch ſchuf ſie ſich ähnliche Weſen, mit denen ſie die Thäler und Hügel anfüllte. Sie lebte in einer Welt voll Geiſter, und ſah dieſe in den Wolken ſpielen, oder unter den Gebüſchen ſitzen; und ſo viele Mühe ihr Vater ſich auch gab, ſo wollte es ihm doch nie gelingen, dieſe Bilder, welche ihre Phantaſie ſich ſo reitzend ſchuf, zu zerſtören.

Suſanne war immer heiter, beſonders aber, wenn ſie ſich allein oder bei ihrem Vater befand. Dieſe Heiterkeit war indeß mehr ſanfte ſtille Freude, als laute Fröhlichkeit: ſie lächelte mehr, als ſie lachte. Saß ſie da, ſo ſah man, daß ſie ſehr eifrig beſchäftigt war; aber nicht mit Dingen außer ihr. Man merkte an ihrem Lächeln, ihrem Kopfneigen, an den leichten Bewegungen ihrer Hände, an ihren gleichſam in ſich gekehrten Blicken, an den Bewegungen ihrer Lippen, daß ſie mit ſich ſelbſt, oder mit Geſchöpfen ihrer eigenen Phantaſie ſprach. Dann blickte, dann zeigte ſie freundlich in die Wolken, ging umher, und redete auch wohl mit jemand, den ſie ſich an ihrer Seite dachte. So konnte ſie es Stunden lang treiben, ohne müde zu werden. Dadurch verbreitete ſich nach und nach über ihr ganzes Geſicht ein Zug von frommer Entzückung, der ſich aber weit weniger zeigte, ſo bald ſie unter Menſchen war, die ſie nicht ſehr genau kannte. Dann wurde ſie ernſt, ſtill, und aufmerkſam auf jeden, obgleich nie mißtrauiſch. Sie konnte manche Menſchen ſchweigend und verborgen von der Seite betrachten, und das waren gewöhnlich die, denen ſie gut war; aber nie ſagte ſie einem: ich habe dich lieb! Indeß, wer ſich auf ſie verſtand, ſah wohl, daß ſie ihn liebte: ihr großes blaues Auge drang mit feurigen Blicken auf ihn ein; ſie ergriff ſeine Hand, drückte ſie heftig, und ging dann ſtill in die tiefſte Einſamkeit.

Sie gehörte zu denen Seelen, die mit Blikken, Worten, Gefühlen und Gedanken über den Wolken, wie in ihrer Heimath, ſchweben, ſich nach dem Paradieſe zurück ſehnen, das ſie mit der Erde vertauſchen mußten, eine Geiſterwelt in der Menſchenwelt ſehen, und das Grab nur als den ſchönen, wünſchenswerthen Eingang in eine beſſere Welt betrachten. Suſanne war eine kleine Schwärmerin; aber es wäre die Frage, ob nicht dieſe liebliche Schwärmerei jedem fühlenden jungen Herzen natürlich iſt. Der kälteſte Philoſoph bevölkert ja den Himmel nur mit Weſen, die denken und handeln, wie er ſelbſt; warum ſoll ein Kind nicht die Welt mit ſeines gleichen bevölkern? Der Prediger Lenz ſchüttelte bedenklich den Kopf, wenn er das Mädchen handeln ſah oder reden hörte. Er hatte es nicht gern, wenn der Menſch ſich viel mit einer überirdiſchen Welt zu thun machte. „Man vergißt,“ ſagte er, „gewöhnlich den Menſchen über dem Engel, und das Wohlthun über dem Beten.“ Suſannens Mutter hingegen war in dieſem Punkte mit ihrer Tochter zufrieden. Nein, ſagte ſie, Sannchen iſt nie hübſcher, als wenn ſie ſo etwas denkt, oder von Engeln redet. Laß ſie doch, Vater! es kleidet ſie ſo hübſch. — „Eben deswegen!“ gab der Vater ihr zur Antwort: was er gewöhnlich ſagte, wenn er nicht mit ſeiner Gattin ſtreiten wollte, und was ſie gewöhnlich als eine Verſicherung aufnahm, daß er ihrer Meinung ſey. So hübſch, ſo entzückt, ſetzte er in Gedanken hinzu, ſoll ſie mit Gottes Hülfe künftig ausſehen, wenn ſie an Menſchen denkt.

Jetzt fing er an auf ſeine kleine Schwärmerin in dieſer Abſicht loszuarbeiten. Er erzählte Geſchichtchen von Schwärmern und Schwärmerinnen, die durch ihren Fehler ſich und Andre unglücklich machten, die verdarben, weil ſie auf überirdiſche Hülfe rechneten, und

Andre ruhig verderben ſahen, weil ſie die Hülfe, die ſie ſelbſt leiſten konnten, Engeln überließen. Aber, fragte das kleine Mädchen freundlich: hilft denn Gott den Menſchen nicht?

„Helfe ich dir, Suſanne, wenn du ein Exempel, das ich dir aufgegeben habe, ausrechnen ſollſt?"

Nein, das willſt du immer nicht. Ich muß es ſelbſt thun.

„Was meinſt du: würdeſt du rechnen lernen, wenn ich dir immer hülfe? (Die Kleine ſchüttelte ſchnell den Kopf.) Aber habe ich dir gar nicht bei deinem Rechnen geholfen? niemals? Wie geht es zu, daß du rechnen kannſt?"

Du haſt mir gezeigt, wie ich es machen ſoll; und nun läßt du mich allein rechnen.

„Und das thue ich, weil ich dich lieb habe, mein gutes Kind! Eben darum, weil ich dich recht ſehr lieb habe, helfe ich dir jetzt nicht mehr. Sieh! und ſo macht es auch Gott mit den Menſchen. (Die Kleine ſah ihren Vater mit großen und ſtarren Augen an.) Gott hat die Menſchen gelehrt, wie ſie es anfangen ſollen, ſich ſelbſt zu helfen. Er gab ihnen

Vernunft, und hat alles ſo eingerichtet, daß es ihnen nicht an Hülfe fehlt, wenn ſie nachdenken. Wollen ſie das nicht, wie du zuweilen bei dem Rechnen, ſo darf Gott ihnen nicht helfen, und zwar eben deshalb, weil er die Menſchen ſo herzlich lieb hat, wie ich dich."

Weil ſie ſonſt nicht lernen würden, ſich ſelbſt zu helfen, ſo wie ich, wenn du mir mein Exempel machteſt.

„Und gebe ich dir wohl je ein Exempel auf, das du gar nicht ausrechnen kannſt, wovon du noch gar nichts weißt?"

Nein, Vater; aber (lächelnd) zuweilen ſind ſie doch ein wenig ſehr ſchwer!

„Ja, liebes Kind. Aber, wenn du recht nachdenkſt, ſo kannſt du ſie doch ausrechnen; und bei ſolchen ſchweren Exempeln lernſt du erſt rechnen. Nun, eben ſo macht es Gott mit den Menſchen. Er lenkt ihre Angelegenheiten ſo, daß ſie in Umſtände gerathen, wo es ihnen ſchwer iſt, ſich ſelbſt zu helfen, ſich heraus zu finden. Dann denken ſie wohl manchmal: das Unglück iſt doch allzu groß; ich kann mir nicht ſelbſt helfen. Gerade wie du, Suſanne. Sieh! du ſagſt oft: ach, Vater, das iſt auch gar zu ſchwer! und du weißt doch, wie lieb ich dich habe."

Nun, das will ich auch nie wieder ſagen, lieber Vater. Und es iſt wahr, wenn ich mich ſo recht beſinne, ſo recht ſehr, Vater, ſo bring' ich das Exempel am Ende doch heraus.

„Eben ſo die Menſchen. Wenn ſie ſo recht nachſinnen, ſo recht, wie du, Suſanne, ſo können ſie gewöhnlich ſich ſelbſt helfen."

Aber Vater, du erlaubſt es doch Verwalters Heinrichen zuweilen, daß er mir bei ſchweren Exempeln helfen darf. Siehſt du? Und ſo, mein' ich, könnte auch Gott einem Engel erlauben, daß er einem Menſchen helfen dürfte; nur zuweilen, wenn es ſo recht ſchwer iſt, mein' ich.

„Wie iſt es denn, Suſanne? haſt du denn jetzt Verwalters Heinrichen lieb?"

Jetzt? Ach ja! recht ſehr.

„Wie geht denn das zu? Anfangs hatteſt du ja alle Menſchen lieber, als ihn."

Nun, rief Suſanne lebhaft; eben weil er mir hilft, nicht allein beim Rechnen, auch im

Garten, und überall. Du ſagſt ja ſelbſt, lieber Vater, daß man die Menſchen lieb hat, die einem helfen, und denen man hilft.

„Ja, liebes Kind, das ſage ich, und ich habe Recht; denn Heinrich hat dich jetzt lieb, und du ihn. Nun will ich dir auch ſagen, warum ich Heinrichen erlaubte, daß er dir helfen durfte: damit du ihn, und er dich lieb gewinnen; nicht deswegen, damit du ſchneller mit deinem Exempel fertig werden ſollteſt. Sieh, und eben darum erlaubt auch Gott...“

Daß uns die Engel helfen, damit wir ſie lieb gewinnen: nicht wahr? fiel Suſanne mit leuchtenden Augen ein.

„Magſt du denn die Engel nicht leiden? oder glaubſt du, daß es Menſchen giebt, welche die Engel nicht leiden können? (Das kleine Mädchen ſtutzte, und ſah ihren Vater mit großen Augen an.) Wir ſehen ja keine Engel. Ja, wenn ſie mit uns umgingen, ſo könnte es wohl ſeyn, daß wir ſie nicht liebten; und dann würde Gott freilich den Engeln erlauben, daß ſie uns hülfen, damit wir ſie lieben müßten. Aber Gott wollte, daß die Menſchen ſich unter einander ſo herzlich lieb haben ſollten, wie du mich und deine Mutter lieb haſt; und darum — Nun, Suſanne? . . ."

Darum, ſagte ſie langſam, helfen die Menſchen ſich unter einander.

„Siehſt du, liebes Kind? Gott hat mit den Menſchen alles ſo eingerichtet, wie ich es mit dir mache. Du mußt ſelbſt rechnen, damit du rechnen lerneſt; die Menſchen müſſen ſich ſelbſt helfen, damit ſie ihre Vernunft gebrauchen und klug werden. Ich laſſe Heinrichen dir zuweilen helfen, damit du ihn lieb gewinnſt; Gott läßt Menſchen zuweilen durch andre Menſchen helfen, damit ſie ſich unter einander lieb gewinnen. Und eben darum läßt Gott uns nicht durch Engel helfen; ſonſt würden die Menſchen, wenn ſie das ein Paarmal erlebt hätten, und wieder jemanden in Noth ſähen, ſich immer auf die Engel verlaſſen, und einander nicht mehr lieb haben. Du weißt, warum Menſchen, die einander nicht leiden können, ſo wie du Anfangs Heinrichen nicht leiden konnteſt, ſich zuletzt doch lieb gewinnen."

Ja; aber — ſagte das kleine Mädchen,

und

und zeigte mit dem Finger auf den Sitz des Vaters — die Landgräfin, die . . .

Der Vater ſaß jetzt auf einem Sitze von Stein, der die Form eines Sattels hat, etwa eine Viertelſtunde von Friedewald mitten im Walde unweit der Landſtraße ſteht, und „das Nadelöhr“ heißt. Eine Landgräfin von Heſſen, erzählt die Sage, hatte ſich in dem finſtern Walde verirrt. Sie kam immer tiefer in den Wald. Endlich ſetzte ſie ſich, von Hunger, Durſt und Gehen ermattet, hier auf der Höhe des Waldes nieder, zog ihr Nähzeug hervor, und erwartete, ſo arbeitend, ein wildes Thier, oder den Hungerstod. Ihre Leute, die ein Armer führte, fanden ſie endlich. Die Gräfin war gerettet. Der Arme verlor ſich unter den Freudenbezeugungen, und die Sage hat aus ihm einen Engel gemacht. Die Landgräfin ließ nachher hier ein Denkmahl errichten: den Stein, der von ihrer Arbeit das Nadelöhr heißt. Dabei ſteht ein Armenſtock, deſſen Schloß aber zerſtört iſt. Sie ſelbſt beſchenkte dieſen Armenſtock alle Jahre reichlich.

„Die hier von einem Engel errettet iſt, willſt du ſagen," fiel der Vater ein. „So erzählen es freilich die Bauern im Dorfe, und die Förſter, und die Kohlenbrenner, und die Poſtillione, die nach Teika fahren. Gut, daß du darauf kommſt, Suſanne. An der Landgräfin kannſt du ſehen, wie man es machen muß, wenn man in Noth geräth. Sie hatte ſich in dieſem finſtern Walde, wo ehedem noch kein Dorf, keine Kohlenhütte war, von ihren Leuten verirrt; aber ſie verließ ſich nicht auf einen Engel, ſondern ging den ganzen Tag in der Sonnenhitze, zwiſchen Dornen und Gebüſch umher, rief hier, rief da; und erſt, als ſie vor Müdigkeit, Hunger und Durſt nicht mehr gehen konnte, ſetzte ſie ſich hier nieder, wahrſcheinlich mit dem Vorſatze, wenn ſie ſich erholt hätte, weiter zu gehen. Sie hatte nun gethan, was ſie konnte; dann erſt vertrauete ſie auf Gottes Hülfe, zog ihr Nähzeug hervor, und arbeitete ruhig. Nun hätte ihr Gott freilich durch einen Engel helfen können; aber das wollte er nicht, weil es beſſer war, wenn er andern Menſchen erlaubte, ihr zu helfen.

Ihre Leute fanden ſie endlich; da ſchrieen ſie laut vor Freude, und weinten, küßten der Fürſtin die Hände, und erzählten ihr, wie ſie ihr zu Liebe, um ſie zu finden, im Walde umher gelaufen wären, und noch nichts gegeſſen, nichts getrunken hätten. Sieh! nun erfuhr die Fürſtin erſt, wie lieb ihre Leute ſie hatten; und nun fing auch ſie an, ihre Leute recht ſehr zu lieben. Wenn ſie vorher wohl manchmal etwas hart geweſen war, ſo beging ſie den Fehler jetzt nicht mehr; denn ſie dachte immer daran, daß ihre Leute ſie vom Tode gerettet hatten. Und alles das Gute wäre nicht geweſen, wenn ein Engel die Landgräfin gerettet hätte. Sie würde wohl gar böſe auf ihre Leute geworden ſeyn, und ihnen Vorwürfe gemacht haben, daß ſie nicht ſorgfältiger geſucht hätten; und ſo wäre von allen Seiten Verdruß entſtanden."

Aber der Arme, der verſchwunden iſt....

„Verſchwunden? Weggegangen, weil er vielleicht weit nach Hauſe hatte, und weil ihm die Freudenbezeugungen zu lange dauerten. Da Niemand auf ihn Acht gab, ſo wußte man nicht, wo er geblieben war. Nun ſagte einer: eben ſah ich ihn noch; dort ſtand er! und ſo wurde am Ende aus dem Armen ein Engel gemacht. Die Gräfin ſelbſt muß doch wohl geglaubt haben, von Menſchen gerettet worden zu ſeyn; denn hätte ſie ihren Retter für einen Engel gehalten, ſo würde ſie hier gewiß ein Denkmahl, das einen Engel vorſtellte, haben errichten laſſen. Aber ſo ſetzte ſie einen Armenſtock her, weil ſie von einem Armen gerettet war."

Aber, Vater, vielleicht haben die Gräfin und ihre Leute geglaubt, es kämen zuweilen Engel, und hülfen.

„Vielleicht, mein Kind; aber es wäre nicht gut geweſen, wenn ſie das geglaubt hätten. Ihre Leute würden dann gedacht haben: was wollen wir ſo lange ſuchen? Ein Engel wird ſie wohl retten, wenn Gott es will. Und die Gräfin wäre vielleicht undankbar gegen ihre Leute geweſen, und hätte gedacht: meine Leute haben zu meiner Rettung nichts beigetragen; was für Dank bin ich ihnen denn ſchuldig? In der Folge hätte ſie ſich dann immer auf einen Engel verlaſſen, und in dieſem Vertrauen alles gewagt. Jetzt aber dachte ſie: das ſoll mir eine Warnung ſeyn, mich nicht wieder in Gefahr zu begeben; denn meine Leute möchten nicht immer ſo glücklich ſeyn, mich zu retten. Haſt du nun begriffen, Suſanne, warum es nicht gut ſeyn würde, wenn die Menſchen glaubten, daß immer Engel zur Hülfe für ſie da wären?"

Ach ja, Vater! ſagte Suſanne mit einem tiefen Seufzer. Ich will nun auch die Menſchen recht lieb haben; denn daß ich hier allein im Walde gehen kann, ohne mich vor Wölfen zu fürchten, wie die Gräfin: das muß ich ja Menſchen verdanken. Sie haben die Wölfe todt geſchoſſen, die Wege gemacht, die Blumen gepflanzt, alles, alles!

„Und Gott hat dem Menſchen die Blumen gegeben, und Verſtand dazu, daß ſie gepflanzet werden konnten."

Solche Unterredungen, von denen ich eine hieher geſetzt habe, damit dem Leſer Suſannens Erziehung anſchaulich würde, mußten auf ihren Geiſt nothwendig tiefen Eindruck machen. Anfangs geriethen ihr Herz und ihr Kopf mit einander in einen ſtarken Widerſpruch: ihr Herz ſchwebte noch immer im Himmel; ihr Kopf war unter den Menſchen. Dadurch goß ſich über ihr ganzes Weſen eine ſcheinbare Kälte, etwas Trübes, eine dunkle Stille, und ſie ſchien an nichts Theil zu nehmen. Aber in ihrer Bruſt brannten Gefühle, die man dieſem trüben, ſtillen Geſichte nicht anſah. Sie wollte ſich die liebliche Geiſterwelt, in der ſie athmete, retten; und ihr Kopf zerſtörte die ſchönen Geſtalten, an denen ihr Herz ſo warmen Antheil nahm. Ihr Nachdenken zog ſie unter die Menſchen, und zeigte ihr hier eine Welt, die ihrer Achtung, ihrer Liebe, nicht werth ſchien. Was ſich von ihrem Himmel retten ließ, das rettete ihr Verſtand ſo gern; und ſie war in der wirklichen Welt, wie eine Fremde, die alle ihre edelſten Freunde verloren hat, und nun kalt unter Unbekannten daſteht.

Ihr Vater, der edle Lenz, ſah ihren Zuſtand, und half. Er lenkte die ewig arbeitende Kraft ihres liebevollen, heißen Herzens auf die Menſchen, lehrte ſeine Suſanne wohlthun, und füllte ihr großes Herz früh mit dem ſüß belohnenden Gefühle der Aufopferung für Menſchenwohl. Er lehrte ſie mehr: er lehrte ſie die Menſchen lieben, weil ſonſt auch die ſchwerſte Aufopferung für Andre ohne Belohnung bleibt. Suſanne foderte Herzen, wie ſie eins hatte, Menſchen, wie ſie ſich ehedem ihre Engel dachte; und es ging ihr, wie es jeder jungen edlen Seele geht. Sie ſah die Fehler der Menſchen um ſich her, und fing an, ſie zu verachten, weil ſie ſich nie die Mühe gab, die Tugenden, wodurch man ſeine Fehler oft, wenn nicht bedeckt, doch mildert, aufzuſuchen. Nun gab ihr Vater ihr die Nachſicht, die Duldung, die jedem jungen Herzen fehlt. „Es iſt wahr, Suſanne," ſagte er: „man hält die Frau für zänkiſch, und ſie iſt es; ſie kann keinen Widerſpruch ertragen. Aber du ſollteſt ſie nur in ihrem Hauſe ſehen, wie ordentlich, wie fleißig ſie iſt, wie zärtlich ſie ihre Kinder liebt, wie ſie die Nacht hindurch ſpinnt, um einer armen Verwandtin wohlzuthun. Geh einmal zu ihr, und ſieh, wie ſie ihre Kinder zur Reinlichkeit, zum Fleiß und Gehorſam anhält; ich ſtehe dir dafür, du verläßt ihre Hütte nicht, ohne ihr das Unrecht, das du ihr gethan haſt, abgebeten zu haben. Glaube mir, mein Kind, die meiſten Laſter der Menſchen ſind nur üble Sitten, Gewohnheiten, Irrthümer, oder Folgen der Noth. Sieh die Tugenden, deren ihre Herzen oft gegen Kinder und Verwandte fähig ſind; und du wirſt ſie wegen ihrer Laſter bemitleiden, aber nicht haſſen."

Suſanne befolgte den Rath ihres Vaters, und fand nun an jedem Menſchen doch Eine Seite, von der er achtungswürdig war. Ihre Gleichgültigkeit — wenn ſie die ja hatte; denn ihr Herz voll Liebe ſuchte einen Gegenſtand, der Liebe verdiente — ihre Gleichgültigkeit verſchwand; ihre natürlichen, ſchönen theilnehmenden Gefühle brachen aus ihrem geöffneten Herzen hervor, wie die erquickenden Strahlen der Sonne aus einer dunklen Wolke, und umfaßten alle Menſchen mit Liebe.

Sie fand nach und nach, was ihr Vater ihr verſprochen hatte: Zufriedenheit, Ruhe, und die ſüßeſten Freuden des Lebens; aber nicht das, was ihr ſelbſt ahnete, und wonach ſie ſich in den ſtillſten Stunden, auf ihren einſamen Spaziergängen, im dunkelſten Walde, in Träumen und im Wachen ſehnte: ein Herz, in welchem ſie das ihrige wieder erkannt hätte. Und hier blieb ſelbſt die Klugheit ihres Vaters ohne Wirkung. „Du foderſt von den Menſchen zu viel, meine geliebte Suſanne,“ ſagte er zu ihr, wenn ſie einmal, was doch ſelten der Fall war, ihr Herz und ihre Wünſche verrieth; „du lebſt auf der Erde, und verlangſt doch immer nach Engeln.“

Nein, Vater, erwiederte ſie dann ruhig; ich verlange nur nach einem Herzen, wie das meinige. Ich fodere, was ich wiedergeben kann. Vater, glauben Sie mir, ich bin nicht allein auf der Erde. Es bedarf, mich glücklich zu machen, keines Engels: nur eines menſchlichen Herzens; und das werde ich finden.

„Gott gebe es!“ ſeufzte der Vater, und betrachtete ſein Kind mit trüben Blicken.

Sehr bald lehrte Suſannen die Erfahrung, daß es wenigſtens nicht leicht war, ein Herz zu finden, wie ſie es verlangte. Sie machte mancherlei Bekanntſchaften. Jetzt glaubte ſie in dieſem Mädchen, dann in jenem die Freundin zu haben, die ſie ſuchte; und immer hatte ſie ſich geirrt. Sie nahm ihr Herz, das man nicht achtete, heimlich zurück, floh mit ſanftem Gram in die Gegenden, wo ſie als Kind geſpielt hatte, und rief da: wie glücklich war ich, als ich dieſe Thäler noch mit meinem Herzen beleben durfte!

Man glaube nicht etwa, daß Suſanne ſich in dem Kummer über ihre mißlungenen Wünſche verzehrte. Sie war, wenn ſie ſich unter Menſchen befand, heiter und zufrieden; ſie liebte ſogar ihre Geſpielinnen, in denen ſie ſich geirrt hatte. Eine ſanfte zärtliche Sehnſucht verbreitete ſich über ihr Weſen, und gab ihrer Freundlichkeit nur etwas Rührendes. Ach, ſie fing ſogar an zu fürchten, daß ſie mit ihren Wünſchen den Menſchen Unrecht thun möchte; ſie wagte es ſogar, ihre Wünſche herunter zu ſpannen, und erhielt es über ſich, die Thorheiten Anderer nachzuahmen, um ihnen ähnlicher zu werden: allein ihr Herz blieb immer daſſelbe. Sie hatte in ihrer Bruſt eine Leere, welche ihre Wohlthaten, ihre Arbeiten, ihre Geſellſchaften nicht ausfüllten. Zuweilen ſchien es ihr, als ob ſie an der Bruſt einer Freundin das hätte, wonach ſie ſich ſehnte; aber, ach! der erſte Augenblick, den ſie allein war, belehrte ſie, daß ſie ſich geirrt hatte.

Ihr Vater glaubte, daß ſie nach der Liebe eines Mannes verlange; und er befürchtete, daß der erſte Jüngling, dem das ſchöne Mädchen gefiele, ſich ihres Herzens bemächtigen würde. Er zitterte vor der Stärke ihrer Empfindungen, wenn ſie liebte, und, noch mehr, wenn ſie betrogen werden ſollte. Indeß, was er befürchtete, geſchah'nicht. Die Natur zog Suſannen freilich zu den Jünglingen, die ſie kannte, und ſie folgte dieſem mächtigen Zuge. Aber mancher Jüngling glaubte, ſie beſiegt zu haben; und gerade erröthete ſie, daß ſie ihm ein Herz zugetrauet hatte. Ihr Herz war ſchwach, doch ihr Verſtand zum Glücke ſtark; denn ohne die lautre reife Bildung des letztern würde ſie der gewiſſe Raub jedes Elenden geweſen ſeyn. Alle Jünglinge nannten ſie Anfangs einen Engel; und nach einiger Zeit zuverläſſig eine Närrin, die nicht wiſſe, was ſie wolle. Suſanne zog ſich zurück, nachdem ſie hundert vergebliche Verſuche gemacht hatte, glücklich zu werden.

Sie lebte mit Ergebung allein ihren Eltern, der Haushaltung, den Armen und Unglücklichen im Dorfe, der Muſik und einer guten Lektüre, auch von Franzöſiſchen Büchern, obgleich dieſe zu den damaligen Zeiten in Deutſchland noch ſelten waren. Die Erfüllung ihrer Pflichten gewährte ihr große Zufriedenheit; und wenn ſie auch nicht ſo glücklich war, als ſie ſeyn konnte, ſo lebte ſie doch ruhig. Das ganze Dorf betete ſie an; denn ſie gab jeden Tag einige Stunden den Kindern Unterricht.

Welch ein Mädchen! ſagte die Mutter hundertmal voll Erſtaunens. Ich möchte nur wiſſen, woher ſie das alles hätte! — Bloß damit war ſie unzufrieden, daß Suſanne jeden Mann, der um ihre Hand bat, abwies, ohne ſich erſt zu beſinnen, und ohne nur im mindeſten darauf zu achten, wenn ihr die Mutter etwa die reichen Einkünfte ſeiner Pfarre vorrechnete. Sie kam jetzt wenig zum Vorſchein; aber man ſuchte, auch ohne ſie zu kennen, eine Verbindung mit ihr, weil ihr Vater Vermögen hatte. So war Suſanne zwanzig Jahr alt geworden, und ſagte einmal zu ihrem Vater: Sie hatten Recht; ich verlangte zu viel von den Menſchen. Aber ſorgen Sie nicht; ich bin auch ſo glücklich.

Sie hoffte in der That nicht mehr, ein Herz zu finden, das dem ihrigen gleich fühlte; und ſie würde auf dieſem Wege, wo nicht laſterhaft, doch eine Menſchenfeindin geworden ſeyn, wenn ſie die Menſchen nicht zu ſehr, zu herzlich geliebt hätte. Ihre heiße Empfindung war nicht Egoïsmus; ſie mußte einen andern Gegenſtand ihrer Liebe haben, als ſich ſelbſt. Sie liebte die Menſchen — das ſagte ſie ihrem Vater einmal im höchſten Vertrauen — wie eine Mutter ihr Kind; ſie liebt es dennoch, und wenn es auch ihre Liebe mit Kälte vergilt. Wäre Suſanne für ihre Jugend nicht zu ruhig, zu ernſt, immer ſich ſelbſt zu gleich geweſen, ſo würde man ſie nicht von andern

Mädchen ihres Alters unterſchieden haben. Die Stille, mit der ſie in jeder Geſellſchaft die letzte Rolle ſpielte, hielt man häufig für Blödigkeit, die bedeutende Ruhe in ihrem dunkelblauen Auge, das Langſame in ihren Bewegungen für Phlegma; und doch loderten in ihrem verſchloſſenen Herzen Flammen der ſtärkſten Leidenſchaft, denen nichts als die Veranlaſſung hervorzubrechen, fehlte.

Dieſe Veranlaſſung kam; ein ſolches Herz konnte nicht ohne Prüfung bleiben.

Nicht weit von Friedewald, in dem Dorfe Sorgau, wohnte der Herr von Rinken, ein reicher Edelmann, ungefähr von ſechs und dreißig Jahren, der ſeine Jugend in der großen Welt zugebracht hatte. Dieſer feine Mann, voll Witz und Höflichkeit, hatte das Leben genoſſen, und wahrſcheinlich zu ſchnell. Eine Unbeſonnenheit, die ihm vielen Verdruß und die bitterſten Spöttereien zuzog, jagte ihn aus der Welt auf ſeine Güter. Er war unverheirathet, und feſt entſchloſſen es immer zu bleiben. In der Welt hatte er zu viele unglückliche Ehen geſehen; und das Glück des häuslichen Lebens kannte er nicht. Die Freuden der Ungebundenheit waren die einzigen, die er genoſſen hatte. In Sorgau lebte er noch immer auf ſeinem gewöhnlichen Fuße, obgleich verſteckt, weil er ſeine Nachbarſchaft, die aus guten Menſchen beſtand, ſchonen mußte. Man hielt ihn überall für einen artigen, redlichen, wohlgeſitteten Mann. Einige hübſche Mädchen in der Gegend, die von ihm verführt waren, wußten das Gegentheil; indeß er hatte die Unglücklichen in aller Stille reichlich ausgeſtattet und verheirathet: ſo blieben ſeine Ausſchweifungen verſchwiegen.

Sein Schweſterſohn, Herr von Sorben, ein armer junger Edelmann, der künftige Erbe ſeiner Güter, war bei ihm in Sorgau. Dieſer Jüngling hatte ſchon ſeltſame Schickſale erlebt. Sein Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen; allein ein übermäßiger Aufwand hatte ihn in kurzer Zeit zum Bettler gemacht. Er ſtarb, und hinterließ ſeine Gattin und einen Sohn von funfzehn Jahren im tiefſten Mangel. Nie war die Mutter des jungen Sorben größer geweſen, als in dieſem drückenden Elende. Sie weinte viele aufrichtige Thränen über den Tod ihres Mannes, den ſie zärtlich liebte, und der, ſeine Prachtliebe abgerechnet, ihre Liebe verdient hatte; doch nicht Eine über die Gewißheit, daß ſie gänzlich zu Grunde gerichtet war. Es würde möglich geweſen ſeyn, noch einen Theil ihres Vermögens zu retten, wenn ſie dem nicht ganz redlichen Vorſchlage eines Advokaten, den ſie jammerte, hätte Gehör geben wollen; aber ſie ſagte ihm, als er deshalb in ſie drang: „ich will lieber arm, als unglücklich ſeyn.“ — Unglücklich, gnädige Frau? fragte der Advokat mit Verwunderung; was nennen Sie denn Unglück, wenn es Ihr hülfloſer Zuſtand nicht iſt? — „Unredlichkeit!“ erwiederte ſie ruhig und feſt. „Nicht ein Wort mehr davon, mein Herr!“ — Sie verlor ihr Vermögen; und eine kleine Penſion, die ſie von ihrem Bruder erhielt, ernährte ſie in einem Städtchen ärmlich. Ihr Bruder lud ſie ein, zu ihm zu ziehen; ſie ſchlug es ihm aber ſehr beſtimmt ab, weil ſie ihn kannte und für das Herz ihres Sohnes fürchtete. So lange ihr Mann reich

war,

war, lehrte ſie ihren Sohn demüthig, jezt lehrte ſie ihn ſtolz ſeyn. Er wurde ein edler Jüngling. Das Beiſpiel ſeines Vaters hatte ſchon früh in ſeiner Seele eine großmüthige Uneigennüzigkeit bewirkt; denn übel geleitete Großmuth war die Urſache ſeiner Verſchwendung geweſen. Jezt lernte der Jüngling durch das Beiſpiel ſeiner edlen Mutter den Reichthum, den er heimlich liebte, wenigſtens entbehren. Er war ſchon vorher mit Sorgfalt erzogen worden; und jezt machte ſeine Mutter die Bildung ſeines Geiſtes zu ihrem einzigen Geſchäfte. Sie ließ ihn kaum aus den Augen, wachte mit ſcharfem Blicke über die Reinheit ſeines Herzens, und hatte die Freude, daß ihre Bemühungen nicht vergeblich waren. Des Jünglings Phantaſie blieb unentheiligt. Vor ſeiner Seele ſchwebte zwar die Geſtalt eines liebenden Weibes, die ſeine einſamen Stunden mit Sehnſucht, und ſeine Bruſt mit unnennbaren Gefühlen erfüllte; allein es war ein göttergleiches Weib, deſſen Gewand er kaum in der Phantaſie zu berühren wagte. Er betrug ſich gegen alle Männer, ſelbſt gegen die edelſten, ſtolz; ſeine Blikke waren dann frei und kühn, ſein Anſtand gebietend, ſeine Sprache feſt und laut. Aber vor einem weiblichen Geſchöpfe waren ſeine Blicke beſcheiden, ſeine Stellung ehrerbietig, ſeine Sprache ſanft und leiſe.

Dieſe Achtung für das weibliche Geſchlecht war der höchſte Triumph ſeiner Mutter. Nur Eine Eigenſchaft an ihrem Adolph erregte bei ihr Beſorgniß: er liebte die Pracht, wie ſein Vater, und kleidete ſich zwar einfach, aber, wenn er konnte, doch wohl mit einer Kleinigkeit ſchimmernd. Sorben lächelte über den zärtlichen Kummer ſeiner Mutter, und hielt ihn für unnöthig, weil er unaufgefodert und mit der ſtolzeſten Miene Jemanden ſagen konnte: ich habe gar kein Vermögen. Seine Mutter glaubte aber, er wolle ſeinen Verdruß über die Armuth mit dem Stolze, ſie zu geſtehen, bedecken. Sie zitterte, daß er mit Stolz Unterſtützung von ſeinen Verwandten ausſchlug; und der Jüngling bewies eben hieraus, daß er den Reichthum nicht achte, und daß ſeine Mutter nicht zu zittern nöthig habe.

Die Frau von Sorben ſtarb; und ihr Bruder, der Herr von Rinken, konnte ſeinen Neffen nur mit vieler Mühe bereden, zu ihm zu kommen. Dieſer beſtand darauf, Militair-Dienſte zu nehmen; aber der Oheim, der doch wenigſtens Einen dankbaren Menſchen hinterlaſſen wollte, hielt ihn faſt mit Gewalt davon ab.

Sorben zog nun unter den ehrenvollſten Bedingungen nach Torgau. Hier kam er in eine ganz neue Sphäre; indeß blieb er ſich völlig gleich. Er wurde von ſeinem reichen Oheim in keinem Stücke eingeſchränkt; und doch lebte er noch einfacher, als bei ſeiner Mutter. Rinken fand die Grundſätze des Jünglings lächerlich, und Sorben die Grundſätze des Oheims abſcheulich. Jener hoffte, an ſeinem Neffen dem Genuſſe des Lebens einen Proſelyten zu gewinnen, und er traf auf ein Herz, deſſen Möglichkeit er nicht einmal geahnet hatte. Du biſt ein Narr, Vetter, ſagte er dem jungen Sorben wohl hundertmal. „Aber, gnädiger Onkel,“ antwortete der Neffe ſtolz, „doch ein Narr, deſſen Narrheit Ihnen nicht einmal möglich iſt. Sie müſſen doch geſtehen, daß Kraft zu einer ſolchen Narrheit gehört, und daß man wenigſtens keiner Geiſtesſtärke bedarf, auf die Art glücklich zu ſeyn, wie Sie es ſind." — Du wirſt nicht immer ſo reden, erwiederte Rinken lachend; und Sorben ſchwieg mit einem ſtolzen Blicke.

Die Tugend des Neffen war dem Oheim ein geheimer, kränkender Vorwurf. Er ärgerte ſich über „den Laffen," der ihm, wenn er ſelbſt kein gutes Gewiſſen hatte, ſo dreiſt, ſo ſtolz in die Augen ſah; das Laſter ſcheuet ja den Anblick der Tugend, und das iſt der höchſte Triumph für dieſe. — Ein reitzendes, buhleriſches Hausmädchen erhielt bedeutende Winke, den jungen Sorben in Verſuchung zu führen; und ſie ließ ſich dazu um ſo bereitwilliger finden, da Sorben ein ſchöner Jüngling war. Er merkte ihre Netze kaum. Als ſie dann endlich unverſchämt wurde, ſchmetterte ein kalter, unbeſchreiblich verachtender Blick von ihm, nur ein Blick, nicht einmal ein Wort, ſie zu Boden; und in dem Augenblicke fühlte ſie in der Ehrfurcht für den jungen Mann den Werth der Keuſchheit, die ſie verloren hatte. Beinahe hätte der Jüngling ſie zur Reue bewogen. Du biſt eine Närrin, ſagte der Oheim, dem ſie dies geſtand; in ſeinen Adern fließt doch Blut, wie in den deinigen!

Nach mehreren ſolchen Verſuchen wußte Herr von Rinken nicht, was er von ſeinem Neffen denken ſollte. Das hatte er nicht für möglich gehalten. Die Zeit wird ihn fühlen lehren, ſagte er lachend, und ließ ihn gehen. Zwar ſpottete er noch zuweilen bei Tiſche über die Grundſätze ſeines Neffen; übrigens bemerkte man aber einander nicht, und der Oheim ſuchte jetzt wenigſtens mehr als je, den Schein zu vermeiden.

Indeß würde doch zuletzt das Gift des Beiſpiels ſich unvermerkt in Sorbens Phantaſie geſchlichen haben, wenn nicht ſein Schutzgeiſt durch reine Liebe die Unſchuld ſeines Herzens bewahrt hätte.

Suſanne hatte längſt von dem edlen Jünglinge und den Verſuchungen ſeines Herzens ſprechen hören. Während des Erzählens von ihm (doch nicht länger) ſtieg in ihrer Bruſt wohl der Wunſch auf, ihn kennen zu lernen; und ſie hatte wirklich Gelegenheit ihn zu ſehen. Herr von Rinken beſaß in Friedewald einen adeligen Hof, den ein Verwalter bewirthſchaftete; daher ſtand der alte Lenz mit ihm in einiger Verbindung. Gewiß aßen Suſannens Eltern eine Woche um die andere einmal in Sorgau, und die Mutter konnte dann, wenn ſie wieder zu Hauſe war, immer nicht aufhören, den jungen, ſchönen gnädigen Herrn zu rühmen. Das würde Suſannen am Ende vielleicht aufmerkſam gemacht haben; allein ihr Vater ſtimmte nie in das Lob der Mutter mit ein, und antwortete, wenn ſie ihn auffoderte, es zu beſtätigen, ganz kalt: „nun ja!"

Die Mutter ſagte ihrer Tochter ſogar: ſie möchte doch einmal mit nach Sorgau fahren, da der Herr von Rinken ſehr oft nach ihr frage. Suſanne ſah ihren Vater darauf an. Er ſchwieg mit einem nichtsſagenden Geſichte, dem gewöhnlichen Zeichen ſeines Mißfallens; und nun machte Suſanne Schwierigkeiten, welche die Mutter nicht zu heben wußte.

Faſt eben ſo wie Suſannen, ging es dem jungen Sorben. Der Prediger intereſſirte ihn; die heitre, ruhige Gutherzigkeit, die ſo offen in deſſen Geſichte lag, lud Sorben zu einem Geſpräche mit ihm ein. Er fand an dem funfzigjährigen Manne noch eine ſolche Wärme des Herzens, einen ſolchen Eifer und Enthuſiasmus, mit ſo vieler Beſonnenheit und Gutherzigkeit vereint, daß er ſich mit allem Feuer eines jungen Menſchen an ihn drängte, und ihn herzlich lieb gewann. Der alte Lenz gab ihm ſichtbare Zeichen ſeines Wohlwollens; doch ſchien er es gefliſſentlich zu vermeiden, ihn zu ſich einzuladen. „Ich habe wenig Umgang," ſagte er, „und bin nicht auf Beſuche eingerichtet. Auch habe ich meine Geſchäfte," u. ſ. w. Sorben gab die Schuld dieſer Abneigung gegen einen Beſuch von ihm der Paſtorin; denn, daß Lenz ſelbſt für die Geſelligkeit gemacht war, ſah er wohl. Er erkundigte ſich näher, und erfuhr nun, daß der Prediger Lenz wirklich faſt ohne allen Umgang lebte. Bei dieſer Gelegenheit hörte er auch von deſſen Tochter reden. „Eine Tochter!"

dachte er; „gewiß kann ſie kein gewöhnliches Mädchen ſeyn!“

Er fragte die Frau des Predigers in Sorgau (ein junges, hübſches, buhleriſches Weib, eine ehemalige Bekannte ſeines Oheims) nach Suſannen. — Ein Schäfchen, erwiederte ſie lachend, das vor Blödigkeit in alle Winkel kriecht, zu keinem Menſchen kommt, und, wenn es ſich ja einmal ſehen läßt, nicht zehn Worte ſpricht. Wie der kluge, muntre Vater zu der Tochter gekommen iſt, das mag Gott wiſſen! Ein Schäfchen, das nichts zu ſagen weiß als Blä, und nichts kann als eine gute Suppe kochen.

Die Paſtorin in Sorgau war freilich nicht die Frau, bei der man ſich nach Suſannen erkundigen mußte; indeß würde Sorben von allen andern Frauen in der Nachbarſchaft wohl nicht etwas viel Beſſeres gehört haben: denn die jungen liebten Suſannen nicht, weil ſie ihr ernſtes Geſicht fürchteten; und die alten eben ſo wenig, weil ſie die ganze Haushaltung ihrer Eltern führte, ohne je über die viele Arbeit zu klagen.

Lenz ſelbſt hatte ſeiner Tochter nie erwähnt; um ſo mehr glaubte Sorben, daß die Paſtorin in ihrem Urtheile über ſie wohl Recht haben möchte. Es freute ihn, wenn der alte Lenz kam; aber er ſetzte ihn nun nicht mehr durch Aeußerungen des Wunſches, ihn beſuchen zu dürfen, in Verlegenheit.

Lenz handelte auch jetzt, wie immer, nicht ohne Abſicht; er fürchtete, daß Suſanne den edlen, ſchönen Sorben nicht gleichgültig ſehen möchte, und fühlte tief, welche große Wirkung auch ſie auf das Herz dieſes leidenſchaftlichen Jünglings machen müßte. Er war, wenn dieſer mit ihm von dem Ideale ſeiner heißeſten Wünſche redete, und dann Suſannen ſo lebendig mahlte, auf der Folter, und nahm ſich um ſo mehr vor, allen Umgang zwiſchen den jungen Leuten zu verhüten. O, der eitlen menſchlichen Vorſicht! o, der kurzſichtigen Gutherzigkeit! Der Vater bedachte nicht, wie leicht ein Zufall ſie Beide zuſammen führen konnte, und wie ſehr ſein abſichtliches Beſtreben, ſie von einander entfernt zu halten, dann den Eindruck, den er bei ihnen befürchtete, verſtärken mußte. Er kannte ja Suſannens Gewalt über ihr eignes Herz, und hätte ihr alſo ſeine Beſorgniſſe entdecken ſollen. Sein Vertrauen würde ſie geehrt haben, da hingegen ſein Mißtrauen das ihrige gegen ihn, wenn nicht gar die Luſt ſein Mißtrauen zu rechtfertigen, erregen konnte.

Die jungen Leute ſollten ſich finden. Sorben ging an einem ſchönen Maitage gegen Abend in den Wald. Ohne Zweck und Abſicht folgte er dem erſten Fußſteige, den er antraf; und der führte ihn auf die Höhen nach Friedewald zu. Er ſtand ein Weilchen ſtill, da hundert Nachtigallen in den Gebüſchen umher ihr Lied ſchlugen und den ſchönſten Abend feierten. Dann ging er, verloren in die Schönheit der neuerwachten Natur, mit langſamen Schritten weiter. Auf einmal hörte er nahe bei ſich einen Ton, wie ein Weinen, oder einen lauten Seufzer. Zehn Schritte von ihm ſaß an einem Gebüſche ein Mädchen, das ihm halb den Rücken zukehrte. — Hier, in dieſer Wildniß, ein wohlgekleidetes Frauenzimmer! Ihm fiel die Tochter ſeines Freundes ein, und er trat leiſe etwas näher. Auf dem Schooße des Mädchens lag ein Buch. So viel er durch die Blätter von ihrem Geſichte ſehen konnte, war ſie in großer Bewegung. Er ſah, wie ſie ihre Hand mit dem Tuche nach dem Geſichte hob; es ſchien ihm, als ob ſie ſich die Augen trocknete, und der Seufzer, den er gehört zu haben glaubte, machte ihm das wahrſcheinlich.

Sie ſeufzte noch ein Paarmal; dann ergriff ſie das Buch, blätterte zurück, und fing an mit einer ſchönen Stimme leiſe und langſam zu leſen:

Dir nur, liebendes Herz — euch, meine vertraulichſten Thranen,
Sing' ich traurig allein dieſes wehmüthige Lied;
Nur mein Auge ſoll's mit ſchmachtendem Feuer durchirren,
Und, an Klagen verwöhnt, hör' es mein leiſeres Ohr.

Der Ton ihrer bewegten Stimme brach bei jedem Worte, das ſie las, immer mehr. Man denke ſich, welchen Eindruck das auf einen Jüngling wie Sorben machen mußte, deſſen Herz ohnedies ſchon durch die Natur für jeden ſanften ſchönen Eindruck geöffnet war! Das Mädchen ſchwieg eine Weile, und ſchien ſich unterdeſſen zu erholen. Dann fing ſie aufs neue in einem herzzerreißenden Tone an:

Ach! warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabſt du zu dem Gefühl mir ein zu biegſames Herz?
Und ins biegſame Herz die unbezwingliche Liebe,
Daurend Verlangen, und ach! keine Geliebte dazu?

Sorben hielt den Athem an, um nicht einen Seufzer aus des Mädchens Lippen zu verlieren. Es war ihm, als ob ſie aus ſeinem Herzen hervor läſe. Zitternd ſtammelte auch er leiſe: ach! keine Geliebte dazu! Das Mädchen ließ die weiße Hand mit dem Buche in den Schooß ſinken; dann hob ſie es wieder auf, und fing aufs neue mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit und Sehnſucht an:

Die du künftig mich liebſt, (wenn anders zu meinen Thränen
Einſt das Schickſal erweicht eine Geliebte mir giebt,)
Die du künftig mich liebſt, o du aus allen erkohren,
Sag, wo dein fliehender Fuß ohne mich einſam itzt irrt?
Fühlſt du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangſt du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennſt; o, ſo verhehle mir's nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach! — das —

Das war dem Jünglinge wie Zauberei. Sein Herz ſchlug ungeſtüm, und ſeine Phantaſie verwirrte ſich. In dieſem ſeltſamen Taumel, in dieſer ihm alle Beſinnung raubenden Ueberraſchung wollte er ſich dem Mädchen zu Füßen werfen. Er breitete ſchon die Arme aus; da las ſie:

Sag' es mit einem durchdringenden Ach!

in einem Tone, als ob ſie *ihm* läſe. Das

Schluchzen ihrer Stimme drang bis in das Innerſte ſeines Herzens, und ohne Beſinnung rief er laut: o Gott! Gott!

Suſanne wendete bei dieſem Ausruf ihr Geſicht ſchnell nach ihm hin, und erblickte einen Fremden, der mit ausgebreiteten Armen da ſtand. Bleich vor Schrecken, und zitternd, ſprang ſie auf, und ließ das Buch aus der Hand ſinken. Einen Augenblick ſah ſie den Fremden ſtarr an; als er ſich aber ihr näherte, eilte ſie zitternd, wie ein verſcheuchtes Reh, den Berg hinunter nach Friedewald.

Sorben verlor ſie in den Gebüſchen aus dem Geſichte. Er blieb wie eingewurzelt ſtehen, und wußte nicht, ob er ihr nacheilen wollte. Endlich kehrte ſeine Beſinnung zurück, und nun ſchien ihm alles ein Traum. Er ſetzte ſich auf eben die Stelle, wo Suſanne geſeſſen hatte, und träumte den wunderbaren Auftritt wohl noch zehnmal; erſt das Horn des Nachtwächters, der in Friedewald neune rief, weckte ihn aus ſeinen Träumen, und trieb ihn nach Hauſe. Er folterte ſeine Phantaſie, ihm einen Zug aus dem Geſichte des Mädchens darzuſtellen; aber vergebens. Die Geſtalt ſchwebte nur wie ein Schatten in einem lebhaften Gemählde vor ſeiner Seele. Er drückte ſeine Lippen, ſeine naſſen Augen in des Mädchens Taſchentuch, das er, nebſt dem Buche, auf der Erde gefunden hatte, und kehrte träumend nach Gorgau zurück.

Suſanne war in einem eben ſo ſeltſamen Zuſtande. Der ſchöne Maitag lockte ſie heute an ihren Lieblingsplatz in dem Walde; ſie ſteckte ein Buch zu ſich, das ihr Vater ſo eben bekommen hatte, und ging. Die laue Luft, die in Liebe erwachende Natur, und der raſche Umlauf ihres Blutes erregten in ihrer Bruſt heute wieder ſehr lebendig jene ſtarken Empfindungen der vergangenen Jahre. Sie verlor ſich in Träume, Wünſche und Hoffnungen, die ſie lange nicht mehr ſo lebhaft gefühlt hatte. Die fröhliche Einigkeit aller lebendigen Weſen, das liebevolle Zwitſchern der Vögel, der Schlag der Nachtigallen, das frohe Summen der Inſekten, erheiterte ſie Anfangs; allein das alles füllte auch ihre Bruſt mit ſchwermüthiger Sehnſucht: ſie fühlte, daß ſie in der Natur allein war. Die Bewegung in ihrer Seele wurde endlich zu heftig; ſie ſchlug ihr Buch, eine Wochenſchrift, auf, las hier, las dort, und immer ſtörte ſie der Brautgeſang der Nachtigallen.

Im Blättern ſtieß ſie auf eine Ode von Klopſtock. Die Ueberſchrift des Gedichtes: „die künftige Geliebte,“ zog ſie an. Sie las, und fand ihre Empfindungen, ihre innerſten Gedanken, ihre geheimſte Sehnſucht ausgedrückt. Natürlich mußte dieſes Gedicht eine ſtarke Wirkung auf ihre bewegte Phantaſie machen. Sie las es erſt ſtill und ſchnell, weil ſie ſehen wollte, ob bis ans Ende hin ihre Empfindungen gehalten wären. Der Schluß rührte ſie unbeſchreiblich, und ſie verſank in die ſüße Wehmuth ihrer erregten Empfindung.

In dieſem Augenblicke wurde ſie von dem jungen Serben bemerkt. Nach einer Pauſe ergriff ſie das Buch wieder, und las jezt laut. Es wurde ihr alles ſo wahr; die ganze äußere Schöpfung verſchwand vor ihren Augen, und ſie fühlte ſich in Klopſtocks Welt verzückt. Sie ſah die Freundin, deren Herz die Natur für das ihrige gebildet hatte, von hellem Roſenlichte umfloſſen, in dem Dunkel des Waldes ſchweben. Als ſie an die Worte kam: „ſag' es mit einem durchdringenden Ach!" ſpannte ſie ihr Gehör an, um das leiſe Rauſchen eines liebenden Geiſtes zu vernehmen; und in dieſem Augenblicke rief eine Stimme ſo nahe hinter ihr, und mit einem ſo durchdringenden Tone: „o Gott! Gott!" Sie ſah ſchnell hinter ſich, und erblickte einen ſchönen jungen Mann, mit ausgebreiteten Armen. Ihre aufgereizte Phantaſie hätte ihn gern für einen Engel genommen; doch Schrecken und der Inſtinkt brachten ſie zum Fliehen. Erſt nahe vor dem Dorfe erholte ſie ſich; und da ſie Niemanden mehr bemerkte, ſo ſetzte ſie ſich hier nieder. Sie wußte noch weit weniger, als Sorben, was ſie geſehen hatte; denn bei ihr war alles das Werk eines Augenblickes geweſen, und die lebendigen Bilder ihrer Phantaſie miſchten ſich ſo beſtimmt in die Wirklichkeit. Ein ſchöner Jüngling mit ausgebreiteten Armen: das war alles, was ſie deutlich dachte; ſeine Kleidung mahlte ihre Phantaſie, ſie mochte thun was ſie wollte, immer mit überirdiſchen Farben.

Wer war der Jüngling? — Sie konnte nicht einmal eine Vermuthung darüber wagen; denn ſeine Kleidung war völlig aus ihrer Erinnerung verſchwunden. Nach einer Stunde des angeſtrengteſten Nachſinnens ſchien ihr die ganze Begebenheit eben ſo wohl ein Traum ſeyn zu können, als Wirklichkeit. Aber der Eindruck, den dieſer Traum, oder dieſe Begebenheit, in ihrer Bruſt zurückließ, war unbeſchreiblich ſtark. Sie dachte: ich habe nun den Jüngling geſehen, den das Schickſal mir beſtimmt hat! und je dunkler ihre Vorſtellungen von dem Ereigniſſe wurden, deſto lebhafter dachte ſie — wie es gewöhnlich bei allen halbklaren Vorſtellungen iſt — dieſen Gedanken. Noch, als ſie zu Hauſe kam, war ſie in einem exaltirten Zuſtande. Sie ſcheuete ſich, ihrem Vater den Vorfall zu erzählen. Was ſollte ſie ſagen, um ſeinem beſtrafenden Lächeln oder ſeinem mißbilligenden Schweigen zu entgehen? Ach, ſie war ſo lange allein geweſen, hatte ſo lange noch immer eine leiſe

Hoffnung für ihre heiße Sehnſucht gewährt; nun geſchah ein Wunder, (einem ſehnenden Herzen ſcheint das ja ſo leicht, ſo natürlich!) und ſie ſollte es von dem Lächeln, dem Kopfſchütteln ihres Vaters vernichten laſſen! Sie konnte es unmöglich aufgeben. Alle ihre Hoffnungen, alle ihre Ahnungen und Wünſche hängten ſich unauflöslich an dieſe Begebenheit. Wo ſie ging und ſtand, ſah ſie den Jüngling mit dem ſchönen Geſichte, mit den ausgebreiteten Armen; und ach! wie gern hätte ſie ſich in dieſe Arme geworfen!

Die Liebe mit ihren heftigſten Wirkungen war in Suſannens wie in Sorbens Herzen. Vielleicht würden Monate hingegangen ſeyn, ehe ſich Beide geliebt hätten, wenn ſie auf eine gewöhnliche Art mit einander bekannt geworden wären; und jetzt liebten ſich Beide mit unausſprechlicher Gewalt, obgleich Sorben kaum Suſannens Geſicht geſehen hatte, und obgleich das Mädchen von dem Geliebten weiter nichts als ſein durch ihre Phantaſie verſchönertes Geſicht kannte. Sie liebten einander, ſage ich, wenn man anders ihre Empfindung „Liebe“ nennen will. Beide glaubten ſich ſehr genau zu kennen, und machten ſich von einander die geſpannteſten Vorſtellungen. Der überraſchende Vorfall, mit dem es ſo natürlich zuging, ſchien ihnen Beiden ein Wunder. Sorbens Ausruf in dem Augenblicke, da Suſanne die Stimme des künftigen Geliebten zu hören erwartete; und die Worte, die ſie las, als er gerade von einer ſo zärtlichen, ſo fühlenden Geliebten träumte, ſchienen ihnen den Beifall des Himmels zu ihrer Liebe zu verſprechen. Warum ſollte, dachten ſie, der Himmel ein Wunder thun, wenn er nicht ihre Herzen für einander beſtimmt hätte! Nur ein Wunder konnte Beiden geben, was ſie wünſchten; und jetzt — es iſt ſo menſchlich, hier zu glauben — war das Wunder geſchehen. Sie liebten, ohne einander zu kennen, mit der ganzen vollen Kraft ihrer Herzen; und ganz natürlich: tauſend junge Leute kennen ſich Jahre, lieben ſich, und wiſſen nicht mehr von einander, als Sorben und Suſanne.

Von dieſem Augenblicke dachten Beide nur an den Gegenſtand ihrer Liebe. Ohne ſich zu ſeßen, redeten ſie mit einander, umarmten ſich, geſtanden ſich ihre Zärtlichkeit, und waren unausſprechlich glücklich. Ihre Träume machten ſie ſo reich, ſo ſelig; was konnte die arme Wirklichkeit dagegen! Welcher Geliebte wäre auch je ſo geliebt, wie das Bild des Geliebten, das die Phantaſie erfindet; und welcher verdiente die Liebe ſo, wie das Bild, das man nach ſich ſelbſt mahlt!

Sorben ging jetzt alle Tage bis nahe an die Stelle, wo er ſeine Geliebte zum erſten Male geſehen hatte. Auch Suſanne ging jeden Tag den Weg dahin. Ein Inſtinkt ſagte ihr, ſie würde den Geliebten dort finden; aber ein andrer hielt ſie ab, ihn dort aufzuſuchen, und ſie wagte ſich nie auf die Höhe. Sorben ſelbſt blickte nur aus der Ferne nach der heiligen Stelle, wo er ſein Glück erwartete. Indeß glaubte er doch mit einer Art von Gewißheit, das Mädchen müſſe die Tochter ſeines Freundes Lenz geweſen ſeyn. Sie war an jenem Abend den Weg nach Friedewald hinunter geflohen; und da er ſich nun näher, das heißt, in Friedewald ſelbſt, nach Suſannen erkundigte, ſo hörte er aus jedem Munde ihr Lob: „o, ein Engel in Menſchengeſtalt! ein Wunder von Verſtand, Güte und Sanftmuth!“ Nie konnte er einen Bauer aus Friedewald ſprechen, in deſſen Hütte nicht Suſanne, wie ein ſegnender Engel, Rath, Hülfe, Glück, oder doch Muth und Ergebung, gebracht hatte. Er hörte von ihr ſo ſchöne und reine Züge der edelſten und doch der demüthigſten Tugend, daß ſeine Liebe ſelbſt den Charakter der Tugend annahm und Verehrung wurde.

Endlich konnte er ſeinen Trieb, ſie wiederzuſehen, nicht länger unterdrücken, und ſah ſie heimlich durch das Gitterfenſter in der Kirche. Er hing beinahe mit Anbetung an dem ſchönen, frommen Geſichte Suſannens, an der er nur das blonde ſeidne Haar und die edle Geſtalt wieder kannte. Das ſtille Feuer ihrer großen dunkelblauen Augen, die ſie oft im Gebete voll Andacht emporhob, drang mit mächtiger Gewalt in ſeine Seele, und er ſchwor ſich ſelbſt: ſie ſoll mein ſeyn!

Jetzt bewarb er ſich eifriger als je um die Freundſchaft des Predigers Lenz, und um eine

Einladung von ihm. Er ſah, daß der Mann ihn liebte; allein er wurde nicht eingeladen, ſo nahe er es auch dem Alten legte. Nun kam er auf den Gedanken, einen andren Weg einzuſchlagen. Er erfuhr, daß die Familie des Predigers zuweilen zu dem Verwalter in Friedewald ging, und forſchte ſo lange, bis er den Tag wußte, da ſie kam. Dort wollte er Suſannen ſprechen.

Suſanne ihrer Seits hatte ſich eben ſo ganz in der Stille nach Sorben erkundigt; doch nur mit halbem Herzen. Was wußte ſie denn auch eigentlich? und die Züge des Geſichtes, die ſie in ihrer Phantaſie hatte, konnte nur ein Engel tragen. Sie ſaß ganz arglos in des Verwalters Wohnung, und ſprach mit ſeiner Gattin. Auf einmal öffnete ſich die Thür; Sorben, ihr Geliebter, trat herein, und ſie erkannte ihn auf den erſten Blick. Er kam ſpäter, und trat raſch in das Zimmer, um aus der Wirkung, die ſein Anblick auf Suſannen machen würde, zu ſchließen, ob ſie es ſey, die er im Walde geſehen hatte. Sie erblickte ihn kaum, ſo wurde ſie bleich, und zitterte. Die Bewegung, in die ſie gerieth, war ſo heftig, daß es ihre Kräfte überſtieg, ſie zu verbergen. — „Mein Gott, Mamſell Sannchen!" rief die Verwalterin ängſtlich; „was iſt Ihnen?" — Ihre Eltern ſtürzten zu ihr hin. Sorben ſelbſt ging, eben ſo ſehr erſchreckt wie ſie, auf ſie zu, ergriff ihre Hand, und ſeufzte mit einem Tone, in welchem jedes Ohr die Liebe erkennen mußte: Suſanne! Der Vater aber ſah nichts als ſeine ſterbende Tochter, hörte nichts als ihre matten Seufzer. Bald kam der Verwalter mit Arzenei. Man umringte Suſannen, man ſprach von allen Seiten; und ſie faßte ſich nach und nach. Auch Sorben erholte ſich, und alles lief glücklich ab, ohne daß jemand eine Entdeckung machte. Sorben heftete die zärtlichſten Blicke auf Suſannen, die jetzt, glühend wie eine Roſe, mit niedergeſchlagenen, nur zuweilen verſtohlen gehobenen Blicken, matt in einem Armſtuhle ſaß, und kaum Kraft genug hatte, ihrem Vater ſeine Fragen über ihre Geſundheit zu beantworten. Endlich erholte ſie ſich völlig, und ging mit ihrem Vater in den Garten. Sorben trat an ein Fenſter, um ſie zu betrachten, und ſie wußte es ihm Dank, daß er ihr nicht folgte.

Nach und nach ging die ganze Geſellſchaft in den Garten; und zuletzt kam auch Sorben mit dem Verwalter. Suſanne wurde wieder ein wenig ängſtlich, als ſie ihn bemerkte und ſein Blick ſie ſogleich ſuchte. Er näherte ſich ihr indeß nicht, ſondern blieb ehrerbietig in der Ferne ſtehen; ja, er war ſelbſt mit ſeinen Blicken beſcheiden, und Suſanne hatte, als er mit ihrem Vater eifrig, obgleich zerſtreuet ſprach, Zeit und Muth, ihn einmal von der Seite zu betrachten. Er war ein ſchöner junger Mann: ſein offnes großes Auge glänzte ſtolz und doch ſanft; die leicht gebogene Naſe, die hohe freie Stirn, die blühende Farbe der Geſundheit und der Jugend, die gerade ungezwungene Stellung, der feſte Gang, und das Edle in ſeinen Bewegungen machten ihn zu einem Urbilde des Apoll. Doch nur einen einzigen Blick warf Suſanne auf ſeine Geſtalt; ſie vergaß dieſe, und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeine Worte. Der Ton ſeiner Stimme war ſo ſanft und doch ſo voll, und das Wenige, was ſie hören konnte, ſo ſchön geſagt, daß ſie ſich beinahe vergeſſen und ſich ihm genähert hätte. Ihr Gefühl wollte ſie zu ihm hinreißen. Sie war ja ſchon ſo bekannt mit ihm; ſie hatte ſich ja ſchon, noch ehe ſie ihn wieder ſah, feſt vorgenommen, ihm ohne Zurückhaltung zu ſagen, was ſie für ihn empfände. Dies hatte ihr ſo leicht geſchienen, und ſchien ihr noch jetzt ſo leicht, wenn ſie das Auge niederſchlug und in ihre Träume verſank. Doch blickte ſie auf ihn, oder gar er auf ſie, ſo war ihr Vertrauen dahin, ſo zitterte ſie, daß er ſie anreden möchte, ſo erröthete ſie, daß ſie ſich hatte ſo von ihm überraſchen laſſen. Als das Geſpräch mit ihrem Vater zu Ende war, nahm ſie ſich ſorgfältig in Acht, nicht mit Sorben in einem Gange zuſammen zu treffen. Sie ängſtete ſich, wenn jemand ſie anredete, weil ſie fürchtete, daß er dazü kommen möchte. Während der Stunde, die Sorben da blieb, ging ſie immer an jenes Ende des Gartens, wenn er an dieſem war. Zu ihrer Beruhigung ſuchte er auf keine Weiſe

Gelegenheit, ſie zu ſprechen; nur ſein Blick verfolgte ſie, zwar unabläſſig, doch mit der feinſten Beſcheidenheit. Als er endlich Abſchied nahm, warf er einen zärtlichen Blick auf Suſannen, und verbeugte ſich ſchweigend.

Zu Hauſe ſuchte Suſanne, wie natürlich, ſogleich die Einſamkeit. Daß Sorben ſie liebte, wie ſie ihn, war gewiß: um ſo ſeltſamer fand ſie es, daß ſie Beide nicht ein Wort mit einander gewechſelt hatten. Es kam ihr nicht unerwartet, daß er ſie aufſuchte; ja, ſie hatte ſich ungefähr eben das gedacht, was nun geſchehen war. Wenn ſie aber dieſen Fall vorher träumte, ſo ging alles ganz anders, als heute in der Wirklichkeit. O, dachte ſie vorher oft, er wird mich wieder finden; mit dem erſten Blicke werden wir uns erkennen; unſer erſtes Wort wird ſeyn: ich liebe dich! unſere erſte Bewegung, einander in die Arme zu ſinken. Das alles hatte ſie ſo zuverſichtlich erwartet, und nun war auch nicht das Mindeſte davon geſchehen. Die kleine Schwärmerin vergaß, daß ſie bis heute von einem Engel geträumt hatte, und daß nun in die Stelle des körper- und geſchlechtloſen Engels ein ſchöner junger Mann getreten war. Liebe, dachte die argloſe, unſchuldige Seele, ſey nichts anders als das höchſte Vertrauen. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie falſch gegen ihn geweſen war; und doch fing ſie bei ernſtem Nachdenken an zu fühlen, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, ihm zuerſt zu ſagen: ich liebe dich.

Sorbens Herz war nicht weniger voll. Er hatte zwar die ſchöne Suſanne faſt gar nicht ſprechen hören; allein er fühlte ungezweifelt gewiß — und welcher Liebende fühlt das nicht! — wie ſchön ihr Mund reden, wie fein die Seele, die aus ſo ſprechenden Augen hervorblicke, fühlen müſſe. Kurz, Beide glaubten ſchon, einander unendlich zu lieben, und waren nichts als Schwärmer, doch zum Glücke gutherzige, tugendhafte; und zu ihrem noch größeren Glücke irrten ſich Beide nicht, ſo leicht, ſo natürlich der Irrthum auch geweſen wäre.

Sie hatten nicht ein Wort mit einander geſprochen, ſich nur Einmal geſehen; Suſanne hatte einige Verſe geleſen; er: „o Gott! Gott!" gerufen; und auf dieſes Leſen, auf dieſes „o Gott! Gott!“ hin, waren ſie entſchloſſen, ſich mit einander zu verbinden, was es auch koſten möchte. — O, der thörichten Jugend, die das erſte Aufwallen ihres Gefühles ſo leicht für Beruf des Himmels hält!

Daß Sorben von nun an zu allen Zeiten auf den Spaziergängen um Friedewald her, wie ein dahin gebanntes Geſpenſt, ſchwebte, läßt ſich leicht vermuthen. Suſanne merkte es; aber troz dem in der Stunde ihrer alten Schwärmerei gefaßten Entſchluſſe, dem Jünglinge großmüthig mit dem Geſtändniſſe ihrer Liebe zuvorzukommen, wich ſie ihm überall aus. — Er hatte auf den Fall, daß er Suſannen anträfe, eine ordentliche Rede voll Pathos einſtudiert. Endlich kam der Fall, daß er ſie halten konnte; und natürlicher Weiſe wußte er nicht ein Wort mehr davon, weil er Suſannen wirklich liebte. Als er Suſannen eines Tages an hundert Orten vergebens geſucht hatte, lief er endlich voll Verdruß den nächſten Weg nach Sorgau, der durch ein kleines Thal ganz nahe an Friedewald weg führte. Jezt bog er um ein Gebüſch, und da ſtand die ſo lange geſuchte Suſanne dicht vor ihm. Er erröthete, und ſah ſie einen Augenblick an; ſie erſchrak, und blickte bald an ſeiner linken, bald an ſeiner rechten Schulter um ihn weg in die Luft. Der Weg war in dem Gebüſche ſo enge, daß nothwendig einer ausweichen mußte, um den andern durch zu laſſen. Sie wichen Beide aus, und ſo blieben Beide ſtehen. Sorben zitterte; Suſanne noch mehr. Er öffnete die Lippen, um zu ſprechen; aber anſtatt etwas Schönes zu ſagen, wie er Willens war, ſchwieg er ganz, und machte, wie er ſelber fühlte, ein ſo einfältiges Geſicht, daß er vor Scham erröthete. Suſanne, die — nach Art des weiblichen Geſchlechtes — ihre Beſinnung eher wieder erhielt, ſagte zitternd ein Wort von dem angenehmen Tage, und Sorben erwiederte darauf ein Ja. Nun gingen ſie mit Verbeugungen neben einander weg, und eilten dann, als ob ſie dem Tode entlaufen wollten.

Durch eine Entfernung von funfzig Schritten, und durch einige dichte Gebüſche getrennt, ſtanden ſie wieder ſtill. Ich Thor! dachte Sorben, und zürnte mit ſich ſelbſt. Auch Suſanne war mit ſich unzufrieden. Beide kehrten um, weil ſie einander doch wenigſtens nachſehen wollten. Zum zweiten Male trat Sorben aus das Gebüſch hervor, und Suſanne ſtand dicht vor ihm. Jetzt betrachtete er ſie mit ſtill glühenden Blicken, noch immer verwirrt und höchſt verlegen. Suſanne lächelte, und ſchwieg. „Suſanne!“ ſeufzte er endlich leiſe. Sie ſah ihn eine Sekunde mit ſeelenvollem Blicke an, und lächelte fort, obgleich Thränen in ihre Augen traten. Er bemerkte die Thränen, und wurde muthiger. „O Suſanne!“ ſagte er nun lauter und leidenſchaftlicher. Sie ſeufzte tief, und ſchlug den naſſen Blick in die Wolken. „O Suſanne!“ rief er zum dritten Male mit dem Tone der feurigſten Liebe, und ergriff ihre Hand. Sie machte einen Verſuch, ſich loszureißen; doch in dieſem Verſuche ſank ſie an ſeine Bruſt: ſie ließ die Arme ſinken, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er umfaßte ſie, und drückte ſie an ſein Herz.

Da ſtehen ſie Beide, innig und feſt umſchlungen, Ein Weſen aus zweien durch die

Liebe verſchmolzen! Da ſtehen ſie, glücklich wie die Bewohner des Himmels! Sie bedürfen keiner Worte, keiner Sprache; Thränen ſind die Zeugen ihrer Schwüre, Seufzer die Beweiſe ihrer Seligkeit. Die Menſchheit hat für ſie aufgehört, die Zeit iſt für ſie nicht mehr. Die Erde könnte verſinken, der ſchreckliche letzte Gerichtstag herein brechen, die Sonne verlöſchen: ſie ſähen es nicht. Der Schlag ihrer Herzen, dicht an einander, iſt der Puls ihrer Schöpfung. Ihre Welt liegt zwiſchen ihren Lippen, die ſie auf einander drücken. — Und was gab ihnen dieſe überſelige Minute? Drei Seufzer, der Name Suſanne dreimal in dem Tone der Liebe ausgeſprochen. — Welch eine Kleinigkeit macht uns glücklich! welch eine Kleinigkeit kann uns elend machen!

Jetzt hob Sorben ſanft das Geſicht ſeiner Geliebten auf. „Und du weinſt, meine Suſanne,“ fragte er zärtlich „da du den gefunden haſt, der, wie du, die Gewalt der Liebe fühlte, und nach dir verlangte, ohne dich zu kennen?“ Sie ſah ihn, durch ihre Thränen vertraulich lächelnd, an, und ſagte mit einem

inni-

innigen, zerſchmetternden Tone: mein Sorben! — Ihr Herz zerriß in dieſem Namen, ihre Liebe brach hervor. Alles Fremde war nun von Sorben abgefallen; ſie ſchlang die zitternden Arme um ſeinen Nacken, und ſah ihm in das Auge mit einem ſo himmliſchen, ſo rührend zärtlichen Lächeln, mit einem ſo hingebenden, argloſen Vertrauen, mit einer ſo unſchuldigen, und doch ſo innigen Liebe, daß er vor Entzücken zu vergehen glaubte. Thränen der tiefſten Erſchütterung brachen gewaltſam aus ſeinen Augen hervor. Er warf ſich huldigend vor Suſannen nieder. Sie kniecte zu ihm hin, und ſank auch jetzt in ſeine Arme. Ihre Jugendzeit kehrte zurück; der ganze Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten ſenkte ſich wieder in ihre Bruſt. O Vater! rief ſie, außer ſich, und küßte im Taumel ihres hingebenden Entzückens des Jünglings Hand: — giebt es nicht Engel?

Sorben, der das Entzücken der Schwärmerin nicht erreichte, erholte ſich früher von dem erſten Taumel der beſeligenden Leidenſchaft. Noch immer hatte er die Frage: liebſt du mich, Suſanne? auf der Zunge, als ſie ſchon längſt ſein, ganz ſein war. Er wollte von ihr hören, daß ſie ihn liebe; und ſie, ſie fühlte nur das einzige Bedürfniß, es ihm mit Thränen, mit Blicken, mit freudigem Zittern und Seufzern zu ſagen.

Itzt ſetzten ſich Beide auf den weichen Raſen, und erzählten einander — Sorben doch wohl mit ein wenig Gepränge, Suſanne aber mit unſchuldigem, nichts verſtellendem Vertrauen — alles, was ſie von Kindheit an für einander gefühlt hatten. Daran, daß der Himmel ſie ſchon lange für einander beſtimmt hätte, ſtieg nicht der mindeſte Zweifel bei ihnen auf. Sie waren weit entfernt, ihre ſeltſame Liebe und die wunderbare Art ihrer Bekanntſchaft der unbeſonnenen Jugend zuzuſchreiben. Die Menſchen ſind ja oft ſo ſtolz, den glücklichen Ausgang einer Unbeſonnenheit für den Beifall des Himmels zu halten!

Sorben erſtaunte, je mehr ſich Suſannens Herz in ihren Erzählungen enthüllte, über deſſen Reinheit, Unſchuld und Stärke. Ihre Erwartungen von der Liebe, von der Freundſchaft, waren ſo groß, ſo überſpannt, aber zugleich ſo edel, ſo fromm, ſo erhaben, daß ihr Enthuſiasmus in ſeine Seele überging. — Mögen auch dieſe Erwartungen nicht erfüllt werden; mag der kalte Weltmann über die Foderungen eines vollen Herzens ſpottend lächeln: uns ſind dieſe hohen Erwartungen, dieſe kühnen Foderungen eines menſchlichen Herzens an ein andres ehrwürdige, heilige Bürgen der Unſterblichkeit, eine himmliſche Pflanze, deren Blüthen hier hervorbrechen, und deren Früchte in der Ewigkeit reifen müſſen. Wer mag es auch leugnen, daß dieſe alles überwindende Liebe, dieſe alles aufopfernde Freundſchaft ein Gut iſt, deſſen Ahnung in den ſeligſten Stunden unſre Herzen erfüllt, und dann jede edle Seele mit dem reinſten Stolze belebt!

Stunden verfloſſen ihnen, während dieſer Geſpräche, wie flüchtige Minuten. Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergange; ſie mußten nach Hauſe. „Wann, wo ſeh' ich dich wieder, geliebte Suſanne?" — Hier, antwortete ſie; oder in Sorgau, bei Ihrem Oheim;

oder, wenn Sie wollen, bei meinem Vater. — „Bei Ihrem Vater?“ Und nun erzählte er ihr von deſſen Kälte. Suſanne lächelte. „Sie lachen Suſanne, und ich zittere. Selbſt mein Oheim ...“

Suſanne lächelte aufs neue. Ihr Oheim? Nun ja. Sogar mein Vater ſagte mir vor einigen Tagen, und, wie ich jetzt glaube, bedeutend, ein Adeliger könne kein bürgerliches Mädchen lieben. Können? Warum nicht! ... Dürfen? Sie faltete die Hände gen Himmel, und rief voll Inbrunſt: guter Gott! der Menſch dürfte den Menſchen nicht lieben? und du, du Unendlicher! liebſt den Wurm im Staube. O kommen Sie, Sorben! Ich will Sie noch heute Abend zu meinem Vater führen, und Sie ſollen als Sohn von ihm gehen!

Sorben überredete ſie endlich mit vieler Mühe, ihre Liebe fürs erſte allen Menſchen ein Geheimniß bleiben zu laſſen. Zwar ſah ſie nicht ein, wie der Herr von Rinken ſeinen Neffen zwingen könne, eine Verbindung mit ihr aufzugeben; indeß ſie glaubte es ihrem Sorben, weil ſie ihn liebte, und verſprach ihm, gänzlich zu ſchweigen. Zu ihrem Vater mußte er ſie aber noch denſelben Abend begleiten.

Sie führte ihn an ihrer Hand in das Zimmer des erſtaunten Vaters, und erzählte dieſem mit einer ſüßen unwiderſtehlichen Vertraulichkeit, daß ſie Sorben heute auf ihrem Spaziergange angetroffen, und daß er um ihre Freundſchaft gebeten habe. Und nun, lieber Vater, ſetzte ſie gerührt hinzu, bring' ich Ihnen meinen Freund. Theilen Sie Ihre Liebe zwiſchen mir und ihm! — Der Vater kannte ſeine Tochter. Er drückte ſie lächelnd an ſeine Bruſt, und nahm dann auch den erſtaunten Jüngling in ſeine Arme. „Ich habe Sie immer geliebt," ſagte er gutherzig; „jetzt liebe ich Sie doppelt, da ſie der Freund meiner Tochter ſind." . . . „Junger Mann," ſetzte er nach einer Pauſe, in der er Suſannen gerührt betrachtete, mit feierlicher Stimme hinzu: „bleiben Sie der Freundſchaft dieſes Mädchens werth!" — Ueberraſcht von Ahnungen einer ſchweren Zukunft, und zitternd bei Suſannens brennenden Blicken, wendete er ſich kummervoll ab. Sorben war verlegen. Das Geſtändniß ſeiner Liebe ſchwebte, als er die kummervolle Miene des Vaters ſah, auf ſeinen Lippen; doch die Furcht vor ſeinem Oheim hielt es zurück.

Suſannens Mutter fing nun an zu ſprechen; und das half diesmal Allen aus einer drückenden Aengſtlichkeit. Sorben blieb zum Abendeſſen. Er fand bei dieſen Menſchen eine ſo einfache, und zugleich ſo große Glückſeligkeit, die auf gegenſeitiger Liebe und herzlichem Vertrauen beruhete, daß er jetzt ſeines Oheims Güter zehnmal dafür hingegeben hätte, ein Mitglied dieſer Familie zu werden. Als er endlich Abſchied nahm, ſagte Lenz mit dem Tone der Aufrichtigkeit: er möchte ſeinen Beſuch bald wiederholen.

Sorben hatte kaum das Zimmer verlaſſen, ſo wendete der Vater ſein Auge mit einem ſehr beſorgten Blick auf die Tochter. Er erwartete, daß ſie ihm jetzt ihr Herz öffnen würde; denn er war überzeugt, daß etwas Wichtiges zwiſchen ihr und Sorben vorgefallen ſeyn mußte. Suſanne ſtand auch ſchon vom Stuhle auf, um ihrem Vater in die Arme zu ſinken, und ihm ihr Geheimniß zu entdecken; aber die Mutter zog ſie wieder zurück. Nun, Suſanne, ſagte dieſe, glühend vor Freude: Herr von Sorben iſt doch ein Engel! Nicht wahr, Kind? Und den ganzen Abend hat er kein Auge von dir verwendet! Glaub mir, Suſanne, man kann nicht wiſſen, was aus den Dingen wird, die man backt. — „Etwas Gutes nicht,“ fiel der Vater ein, „wenn man Dinge zuſammen backt, die nicht zuſammen gehören.“

Ei, Vater, das meine ich nicht! Ich rede von Suſannen und dem jungen Herrn.

„Eben deswegen, liebe Frau! gerade eben deswegen!“

Ich meinte, fuhr ſie fort, und ſah Suſannen freundlich an: ich meinte, Gott könnte — denn er iſt ja allmächtig — Gott könnte wohl noch geben, daß . . .

„Liebe Frau, Gott hilft nichts zuſammen backen, was nicht zuſammen gehört, und Engel, wenn Engel ſind, eben ſo wenig.“

Aber, mein Gott, wer redet denn nach von Lacken! Das ſagte ich ja nur ſo verblümt!

Ich meine, Suſanne und der Herr von Sorben könnten wohl ein Paar werden, wenn es Gottes Wille wäre; denn, ſiehſt du, Vater...

„O, thörichte, thörichte Mutter!" rief Lenz jetzt ein wenig heftig, ſtreichelte ihr aber, um dieſe Heftigkeit zu mildern, über die Wangen. „Es iſt Gottes Wille nicht, daß ſie ein Paar werden; und wenn ſie es dennoch werden wollten, ſo brächte Suſanne mein Haar mit Sorge und Kummer ins Grab. Nein, niemals würd' ich Amen zu dieſer Verbindung ſagen!"

Kaum waren dieſe Worte aus ſeinem Munde, ſo fühlte er auch ſchon, daß er eine Unbeſonnenheit begangen hatte. Er bemerkte, daß Suſannens Blick, der vorher unverwendet und froh an dem ſeinigen hing, auf einmal verfinſtert zu Boden fiel. Nun wollte er einlenken; aber es war zu ſpät. Suſanne zündete ihr Licht an, ſagte leiſe: gute Nacht! und verließ das Zimmer.

Sie war in der That Willens, ſich dem Vater zu entdecken. Aber jetzt? was hätte ſie dazu bewegen ſollen? Ihr Vater hatte ja ſehr beſtimmt erklärt, daß er nie in eine Verbindung zwiſchen ihr und Sorben willigen würde. Bis hieher war zwiſchen dem Vater und der Tochter alles mit Gründen verhandelt worden; und jetzt verurtheilte er dieſe Sache, ohne irgend einen Grund zu ſagen oder zu hören! So beendigte er Alles, und überließ Suſannen ſich ſelbſt, raubte ihr aber nur die Freude, Jemanden zu haben, dem ſie ſagen konnte: ich bin glücklich! Die Gründe, die er angeben konnte, wußte ſie ſchon aus einem Geſpräche mit ihm; ſie ſchienen ihr aber ſehr ſeicht, wie ja wohl jedem jungen Herzen die Gründe gegen Mißheirathen ſo ſcheinen müſſen. Kein Wunder alſo, daß Suſanne ſich entſchloß, ihrem Vater die Verbindung, die er ungehört verdammt hatte, zu verſchweigen.

Sie war gar nicht ſo erzogen, daß ſie von ihrem Vater Hinderniſſe befürchtete; daher ging ſie am folgenden Morgen früh den Weg nach Sorgau, um ihren Geliebten zu ſehen. In ihrer argloſen Bruſt lag das Glück der Liebe ſo rein, ſo unvermiſcht mit Furcht vor der Zukunft, daß ſchon ihr erſter Blick, aus dem der Himmel hervor ſtrahlte, ihren Geliebten erheiterte und die Sorge in ſeiner Bruſt verminderte. — „Mein Oheim, Suſanne! ſelbſt Ihr Vater!" ſagte er mit etwas ängſtlichem Tone. Suſanne ſah keinen Grund, zu ſorgen. Aber es ſey! ſagte ſie endlich mit der größten Ruhe: mögen doch die Menſchen zehn Meilen in die Runde ſich gegen unſre Liebe verſchwören — wie leicht, o wie leicht, können wir über dieſe zehn Meilen hinweg kommen! Und bringt die Erde nicht auch da Gras hervor für uns zum Sitze? und geben die Gebüſche nicht auch da Laub und Schatten?

Der liebetrunkene Jüngling drückte Suſannen für dieſe Worte an ſein Herz, ob er gleich ganz leiſe fühlte, daß zum Leben mehr gehört, als ein weicher Raſen und Schattengebüſche. Auch Suſanne fühlte das; aber ſie und er — hatten Arme, und es fiel ihr nicht ein, daß ein Herz voll Liebe mehr vom Himmel verlangen könne. Ihr Muth verjagte endlich ſeine Sorgen. Sie brachte ihn mit nach Hauſe, und betrug ſich, im Beiſeyn ihres Vaters, ſo unbefangen, ſo höchſt vertraulich gegen ihn, daß er glauben mußte, ſie habe dem Vater ihr

Geheimniß entdeckt, und daß dieſer es ſehr leicht errathen konnte.

Als Gorben ging, begleiteten ihn Lenz und Suſanne. Auf dem Rückwege ſprach der Vater mit rührender Liebe zu ſeiner Tochter. Sie hörte ihm ruhig zu; aber er ſah an ihrem zufriednen Lächeln, wie wenig Eindruck er auf ſie gemacht hatte, und bald fing ſie auch an, ihn, wie ſie glaubte, ſehr bündig, zu widerlegen. Unſre Liebe, ſagte ſie zuletzt, iſt ewig und heilig. „Das, Suſanne,“ erwiederte der Vater betrübt, „haben tauſend Herzen geglaubt; ſie träumten ſich eine Ewigkeit der Liebe, und büßten nachher mit bittern Thränen die Thorheit, ihrem Traume geglaubt zu haben.“ — Sie träumten, Vater, ſagte Suſanne; ich aber fühle, ich weiß — Beide ſtritten noch auf dem ganzen Wege fort, und am Ende behielt Suſanne Recht.

Der Vater ſchwieg, weil er hoffte, daß Zufälle ſeinen Vorſtellungen mehr Eindruck verſchaffen ſollten; und die Herzen der beiden jungen Leute ſchloſſen ſich nun mit immer größerer Kraft an einander. Jetzt fuhr Suſanne unaufgefodert mit nach Sorgau zu dem Herrn von Rinken. Dieſer war durch die Blicke der Wolluſt zu verwöhnt, als daß er die zarte, keuſche Liebe der beiden jungen Leute hätte bemerken können. Ueberdies fand er Suſannen, bei allen ihren Reitzen, höchſt unintereſſant. Ihre Blicke waren ſo züchtig, ihr Geſicht ſo rein unſchuldig, ihr ganzes Betragen ſo einfach, ſo wenig eitel, daß Rinken, der ſonſt die jungen Mädchen gern umflatterte, ſie kaum anſehen mochte.

Die Frau des Predigers in Sorgau betrachtete indeß Suſannen mit forſchenden Blicken, weil ſie gegen das Mädchen einen geheimen Widerwillen hatte, dem ſie ſelbſt keinen Namen geben konnte. Das alberne Ding! ſagte ſie oft; es thut wie die Weisheit ſelbſt! — So that Suſanne freilich nicht: denn Niemand konnte beſcheidener ſeyn als ſie: aber ihre hohe Unſchuld demüthigte die Frau. Sehr bald bemerkte dieſe zwiſchen Sorben und Suſannen ein geheimes Verſtändniß. O, die Heuchlerin! ſagte ſie, und lachte höhniſch, als ſie es zum erſten Mal entdeckte. Und der Heuchler, der

Sorben! thut er nicht ſo tugendhaft wie Joſeph; und . . . ! — Man ſieht, in welchem Verdachte ſie die beiden Unſchuldigen hatte.

Einmal wollte ſie mit Sorben über Suſannen ſcherzen; er ſagte ihr aber mit unbeſchreiblichem Stolze: Frau Predigerin, Mamſell Lenz iſt über jeden Scherz von dieſer Art erhaben. Scherzen Sie über andre Dinge, ſo viel Sie wollen; nur verwechſeln Sie nicht Unſchuld mit Buhlerei! — Jetzt merkte ſie, oder vermuthete, daß Sorben wohl gar ernſthafte Abſichten auf Suſannen haben könnte; und ihr Neid entbrannte. Wie? dachte ſie; der Tugendſpiegel hier gnädige Frau? Sie biß die Lippen feſt auf einander, und theilte ihre Vermuthungen, nicht ohne hämiſche Zuſätze, und als feſte Gewißheit, ſogleich dem Herrn von Rinken mit.

Rinken wollte ſich ausſchütten vor Lachen, als ihm die Pfarrerin ihre wichtige Entdeckung ſagte. „O, der Pinſel! der Tropf!" rief er, und konnte nicht aufhören ſo zu rufen. Das muß originelle Unterredungen zwiſchen den beiden Menſchen geben! Er, züchtig wie ein Buch, und das Mädchen blöde und einfältig!" — So ſollte Rinken die Sache nicht nehmen. Glauben Sie mir, gnädiger Herr, ſagte die Predigerfrau, das Mädchen iſt liſtig genug, den Herrn von Sorben zur Ehe zu bereden.

„Das wäre ein Meiſterſtück!" rief Rinken, und lachte noch lauter.

Ich ſage Ihnen, gnädiger Herr, es iſt gewiß ſo.

„Ja, ja, er wäre einfältig genug dazu!" Die Paſtorin konnte heute den Herrn von Rinken ſchlechterdings nicht aufbringen. Sie ließ indeß noch ein Paar Anmerkungen fallen, deren Gift nachwirken ſollte; und damit gelang es ihr. Rinkens Stolz gerieth in einige Bewegung; doch da ſein Neffe gänzlich in ſeiner Gewalt war, ſo ließ er der Sache fürs erſte ruhig ihren Gang. Er verſprach ſich Veranlaſſungen zum Lachen, zum Spotten auf Rechnung eines Menſchen, den er noch nie hatte erniedrigen können.

Jetzt lud er die Lenziſche Familie noch öfter als ſonſt zu ſich ein, und ſah in Kurzem ſo ziemlich deutlich, daß die Paſtorin richtig bemerkt hatte. Er beobachtete nun Suſannen genauer, und fand zuletzt, daß ſie doch nicht ganz ſo albern war, als er vorher glaubte; auch mußte er ſich ſelbſt geſtehen, ſie ſey, wenn nicht achtenswerth, doch untadelhaft. Er hätte eine ſolche Geliebte nicht haben mögen; aber er fühlte, daß eine ſolche Hausfrau doch nicht ganz übel ſeyn müſſe. Bald urtheilte er auch über Suſannens Aeußeres etwas anders. Er fand erſt ihre Augen, dann ihre Farbe, ihre Lippen, dann ihre Figur ſchön, ohne deshalb die ganze Suſanne reitzend zu finden. „Es muß," ſagte er, „irgend ein ſehr widriger Zug an dem Mädchen verborgen ſeyn, der alle ihre Schönheiten nichts Ganzes werden läßt. Einzeln betrachtet, iſt alles an ihr ſchön; und doch fühl' ich nie die Begierde, ſie in meinen Armen zu haben. Worin mag das liegen?

Die Paſtorin meinte, in Suſannens Albernheit. „Da irren Sie ſehr, ſchöne Frau!" ſagte der Herr von Rinken liſtig lächelnd. „Dem Mädchen fehlt es gar nicht an Kopf; aber ihr Geiſt ſchwebt immer über der Erde: und das iſt ſehr Schade, ſo hübſch es ihr auch manchmal läßt. Genug, ſie hat etwas Seltſames an ſich, das zurückſtößt.“

Es war Suſannens Tugend, dieſe Schutzgöttin der Unſchuld, was Rinken an ihr widrig und zurückſtoßend nannte. Aber Rinken ſah jetzt das liebliche Mädchen in zu vielen ſie hebenden Lagen, und fühlte ſich bald von ihr bemeiſtert, ohne zu wiſſen, wie es zuging. Schon ſtiegen zuweilen raſche Begierden nach Suſannen in ſeinem Herzen auf; doch bei ihr war ſeine Kunſt verloren. Er hatte ſich vorgenommen, auf ſeine Weiſe mit ihr zu ſcherzen; aber gleich bei dem erſten Worte fühlte er ſich beſcheidener und ernſthafter, als er ſeyn wollte, und unmöglich konnte er ihr eine Zweideutigkeit ſagen. Dieſes Verhältniß ward ihm läſtig, und er zog ſich nach und nach von Suſannen wieder zurück. Ein wohlwollendes und ein unwilliges Gefühl kämpften zugleich für und wider ſie in ſeinem Herzen. Er wußte ſelbſt nicht, was er wollte, und ließ ſie endlich in Ruhe.

Aber ein Zufall fachte ſeine Begierde nach dem unſchuldigen Mädchen aufs neue heftig an.

an. Er hatte an einem ſchönen, warmen Tage Geſellſchaft. Einige junge Frauenzimmer bezeugten Luſt, das Nadelöhr zu ſehen. Man ging von Sorgau aus dahin, und Sorben holte im Vorübergehen ſeine Geliebte ab. Suſanne, welche an dieſem Tage keinen Beſuch erwartet hatte, war wegen der Wärme ſehr leicht gekleidet. Sorben bemerkte es nicht, und auch Suſanne vergaß es. Er ſetzte ſich mit ihr unterweges eine halbe Stunde in den Schatten eines Baumes; hier gab ein Geſpräch voll Leidenſchaft Suſannens Augen einen überirdiſchen Glanz, und das Erſteigen des Berges belebte auch ihre Farbe. Als Rinken einen Blick auf ſie geworfen hatte, konnte er ihn nicht wieder zurückziehen: ſo ſchön war ſie noch nie geweſen, ſo hatte ihr Auge noch nie gefunkelt! Rinken ging an ſie heran, und ſprach länger mit ihr als jemals. Er ſuchte ihr Wohlwollen; und ein Inſtinkt hielt ihn ab, ſein gewöhnliches Geſpräch über die Heucheleí der Weiber anzufangen, das Suſanne immer mit ſichtbarem Widerwillen angehört hatte. Jetzt ſprach er von der Schönheit des Tages, von dem Genuſſe, der in den einfachen Freuden liegt; und dies Mal beſſer, als ſonſt, weil er das, was er ſagte, wirklich fühlte. Suſanne nahm beſtimmten Theil an dieſem ihrem Lieblingsgeſpräche. Ihre Blicke, ihre Lippen wurden gegen Rinken lächelnder als je, ihre Stimme vertraulicher und heiter, ihre Worte gefällig und herzlich. Er konnte ſich kaum wieder von Suſannen losreißen; ihre edle Geſtalt war in der leichten Hauskleidung, worin er ſie nie geſehen hatte, ſo ſichtbar, und reizte alle ſeine Begierden mächtig auf. Mitten im Geſpräche faßte er ihre weiche Hand; bei einer ſchicklichen Gelegenheit ſchlang er auch ſeinen Arm um ihren runden, ungeſchnürten Leib, und ſein Auge brannte. Während er mit ihr ſprach, foderte jemand von der Geſellſchaft die jungen Mädchen auf, unter dem Nadelöhre durchzukriechen, was dort ſo Gewohnheit iſt. Einige junge Herren fingen unter fröhlichem Lachen an, und die Mädchen mußten folgen.

Suſanne konnte ſich nicht ausſchließen. So ſchnell ſie auch hin und her — das will die

Sitte — durchſchlüpfte: ſo erblickte Rinken doch bei dem erſten Durchkriechen den ſchönſten Fuß, und einen Theil eines ſehr wohl gebildeten Beines. Als ſie dann bei dem Zurückſchlüpfen ſich von der Erde aufrichtete, ſah der Wollüſtling, freilich nur einen Augenblick, die volle jugendliche weiße Bruſt des ſchönen Mädchens. Sie ſelbſt bemerkte es, und wendete ſich ſogleich ſchamroth ab. — An welchen Zufällen hängt Glück und Unglück im Leben! Eine vergeſſene Nadel beſtimmt das Schickſal zweier edlen Menſchen!

Träumend, die brennenden Augen auf Suſannen, auf alle ihre Bewegungen geheftet, ſtand Rinken da; und ſeine ganze Empfindung, ſeine ganze Lebensweiſe war von dieſem Augenblicke an geändert. Er betrug ſich höflich, ehrerbietig gegen Suſannen; ſeine Spöttereien hörten auf, ſein Witz ſtockte. In jeden Einfall, den Suſanne hatte, ſtimmte er mit ein; er horchte mit auf den Geſang der Vögel, bewunderte mit ihr um die Wette eine Ausſicht durch den Wald, und küßte ein Bauerkind, das ſie ſchön fand. Sie ſagte zu Sorben im

Weggehen: dein Oheim iſt beſſer, als du denkſt; ſein Herz iſt nicht ohne Gefühl für die Natur!

Rinken kam, vor ſich hin träumend, nach Hauſe. Er ſah wohl ein, daß hier ſeine gewöhnlichen Mittel, Geſchenke und Schmeicheleien, nicht ausreichen würden, da er nicht nur eine hohe Unſchuld, — oder, wie er es nannte, einen unnatürlichen Aberglauben — ſondern vielleicht noch überdies eine Leidenſchaft für Sorben zu bekämpfen hatte. Indeß er ſchloß von ſich und ſeiner Veränderlichkeit auf Suſannen, und verzweifelte nicht, am Ende ſeinen Wunſch zu erreichen.

Ohne Verzögerung fing er an ſeinen Plan auszuführen. Um Suſannens Ideen und Wünſche auszuhorchen, beſuchte er den Prediger Lenz unter mancherlei ſchicklichen Vorwänden, die er bei ſeinem Verhältniſſe mit Friedewald leicht finden konnte. Monate lang ging er nun ſchon in dem Hauſe aus und ein, und erſtaunte immer mehr, in Suſannen ein Mädchen zu finden, welches von aller Eitelkeit ſo gänzlich frei war, daß er es kaum noch wagte, ihr eine Schmeichelei zu ſagen. Auf ſeinen Reichthum hatte er ſich im Grunde doch mit verlaſſen; und Suſanne nahm eine ſchöne Blume aus ſeiner Hand mit ſichtbarer Freude, dagegen aber eine Haube, die er ihr erſt durch eine künſtliche Wette gleichſam aufzwingen mußte, mit großer Kälte. Er verbeſſerte die Einkünfte der Pfarre. Die Mutter dankte dafür ſehr froh; Vater und Tochter blieben gleichgültig. Aber wenn er einem Unglücklichen in Friedewald half, ſo ſtanden Beide mit fröhlichen, dankenden Blicken vor ihm, als ob er ihnen ſelbſt wohlgethan hätte.

Der Weg, den er hier zu gehen hatte, führte ſo langſam zum Ziele, war ſo ungewiß, und dennoch ſo ſchwierig. Mit großem Widerwillen mußte er Tugenden heucheln, die er nicht hatte, Empfindungen, die er lächerlich fand. Er glaubte genug zu thun, wenn er wohlthat, glaubte alles gethan zu haben, wenn er reichlich gab; und Suſannen war das noch gar nichts: ſie verlangte, daß er den Unglücklichen lieben, den Armen achten ſollte. Rinken war von Natur freigebig; und es ſchien ihm natürlich, daß er, der Herr ſeiner Bauern, auch ihr **Wohlthäter** ſeyn müſſe. Das war er in der That, und darin ſetzte er ſeinen Stolz; an dieſe Wohlthaten verwies er alle Anſprüche, die ſein moraliſches Gefühl an ihn machte.

„Ich bin kein Kopfhänger," ſagte er wohl, lächelnd; „allein ich habe die Religion eines ehrlichen Mannes, und erfülle meine Pflicht als Gutsherr, als Beſchützer meiner Unterthanen. Fragt meine Bauern; und die werden mir alle bezeugen, daß ich kein ſchlechter Mann bin." Bisher hatte man ihn in dieſer Rückſicht bewundert. Sein Prediger, ein elender, ſonſt nicht ungebildeter Mann, ſagte ihm oft: Sie denken wie ein Freigeiſt, handeln aber wie ein Chriſt; und Handeln macht den Menſchen. Doch hier, in Lenzens Hauſe, ſagten Vater und Tochter, wenn er etwa ihre Grundſätze angriff, einſtimmig, und mit einer Wärme, die er gern Heuchelei genannt hätte: wohlthun iſt nichts; lieben iſt alles! — Meinen Sie denn, Herr von Rinken, fragte Suſanne ihn einmal, daß die Vorſehung von Ihnen betteln muß? betteln für Menſchen, die ſie verſäumt, oder denen ſie nicht geben gekonnt hätte? . . . Guter Gott! ſetzte ſie hinzu, und ſah den Herrn von Rinken mitleidig an; die Vorſehung verſagte hier dieſem und jenem, um einem Andern den reichſten Schatz, den ſie geben konnte, mitzutheilen, um ihn durch dieſen Mangel reich und glücklich zu machen, reich wie Gott, reich durch Liebe! Oder, meinen Sie in der That, fuhr ſie mit flammenden Augen fort, daß die Vorſehung nicht ohne Sie dem Mangel abhelfen könnte?

Dergleichen mußte Rinken, ſo oft er Suſannen ſprach, jedes Mal von ihr hören; und unglücklicher Weiſe war ſie nie ſchöner, nie vertraulicher, nie hingebender, als wenn ſie mit funkelnden Augen, mit hochrothen Wangen, mit fliegendem Buſen vor ihm ſtand, und von ſo etwas redete. Man foderte hier von ihm Tugenden, die er vorher nicht geahnet hatte, und nannte den Beſitz dieſer Tugenden das Glück des Lebens. Es war ihm in der That oft, als ob er mit Geſpenſtern zu thun hätte: ſo wenig konnte er von dieſer Art zu denken begreifen. Er vergab indeß der ſchögen Suſanne dieſe unnatürliche Frömmigkeit. Wahrhaftig, ſagte er zu der Paſtorin in Sorzau, Suſanne kennt ihren Vortheil; ſie iſt aus Eitelkeit fromm, wie Sie aus Eitelkeit eine Freidenkerin ſind. Die Heuchelei ſteht dem Mädchen allerliebſt. Sie, meine ſchöne Frau, dürften es nicht wagen, fromm zu ſeyn; Sie haben keine Augen, keinen Mund, kein Geſicht für den Himmel. — Oder kein Herz dafür! ſetzte ihr Mann, der ſie kannte, zweideutig ſcherzend hinzu.

Anfangs hielt Rinken dieſe Empfindungen der Lenziſchen Familie geradezu für Heuchelei, wie er auch nach ſeinen Grundſätzen nicht anders konnte; näherer Umgang aber, eine aufmerkſamere Beobachtung der Familie und ihres Lebens überzeugte ihn vom Gegentheil. Er hielt ſie jetzt für Schwärmer, und bedauerte, daß ſie ihre Tage ſo ohne allen Genuß des Lebens zubrachten. Doch nach und nach überzeugte er ſich auch von der ſtillen ſanften Ruhe, von dem ewig heitern Genuſſe dieſer Menſchen. Er war ſo oft Zeuge ihrer Zufriedenheit, ihres Glückes, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte; und alle dieſe Entdeckungen dienten zu nichts, als ihm noch immer mehr Schwierigkeiten bei ſeinem Unternehmen zu zeigen. Ganz augenſcheinlich hatte er Suſannens Wohlwollen, und in einem höhern Grade, als je bei einer von ſeinen feilen Freundinnen; und dennoch war er ſehr weit von ſeinem Ziele. Aber je mehr er die Hoffnung verlor, dies zu erreichen, deſto ſtärker fühlte er ſich zu Suſannen hingezogen.

Sie und ihr Vater brachten ihn zu Betrachtungen über ſich ſelbſt, über Tugend, Unſchuld und Liebe, die er nicht im Traume für möglich gehalten hätte. Er faßte ſogar Achtung für die Tugend dieſer Menſchen, aber nur in der Zeit, die er unter ihnen zubrachte. Die erſte Stunde, die er allein war, zeigte ihm Suſannen anders: in ſeinen wollüſtigen Umarmungen. Er war in einem höchſt lebhaften Kampfe mit ſich ſelbſt. Schon hatte er ſo manches Mädchen verführt, und niemals war ihm der Gedanke eingefallen, daß es Unrecht ſeyn könne, zumal da er die von ihm Verführten immer reichlich beſchenkte und ſie zu verheirathen wußte. Aber bei Suſannen war es ganz anders. Als er ſie erſt kannte, pochte ihm jedes Mal das Herz ſo unruhig, wenn er den Gedanken, ſie zu verführen, deutlich dachte. Er fühlte tief und ängſtlich, daß er ihre Zufriedenheit mit ihrer Unſchuld zugleich zerſtören würde, und daß alle ſeine Schätze ihr den Verluſt nicht erſetzen könnten.

Zwar flog er über dieſe Vorſtellung weg, und hielt ſich an das Entzücken, das er ſich in Suſannens Beſitze verſprach; allein die Vorſtellung drängte ſich ihm, wie ein drohendes Geſpenſt, gegen ſeinen Willen auf, und ſchlug, obgleich mit leiſen Schlägen, ſeinem Herzen brennende Wunden. Je näher er Suſannen kennen lernte, deſto häufiger, deſto drückender wurde dieſe Vorſtellung, deſto ſchmerzlicher die Unruhe, die ihn quälte. Er konnte weder ſeine Leidenſchaft, noch dieſe Unruhe überwinden, und war beider Raub. Nun zeigte ihm ſeine Phantaſie wohl zuweilen Suſannen als ſeine Gattin. Dies Bild war auf der einen Seite ſo reitzend, auf der anderen aber ſo fürchterlich. Er taumelte unentſchloſſen, wie jeder

Laſterhafte, deſſen Gefühl nicht ganz todt iſt, auf ſeinem Wege fort, eilte dem Verbrechen immer mehr zu, bereitete es vor, und ſuchte die Vorwürfe ſeines Herzens mit dem Gedanken, daß er keinen feſten Entſchluß gefaßt habe, zu beruhigen.

Er merkte ſehr bald, daß er den ganzen Plan, Suſannen zu verführen, aufgeben müßte. Sie blieb auf einem gewiſſen Grade des Wohlwollens für ihn ſtehen, und alle ſeine Bemühungen brachten ſie nicht einen Schritt näher. Er ſelbſt durfte nicht weiter vorrücken; ein einziges Wort zu viel machte ſie kalt und mißtrauiſch. So ſah er ſich mit ſeinen Begierden auf einen Punkt gebannt, den er, wenn er nicht alles verlieren wollte, nicht verlaſſen durfte, und auf dem er doch nichts zu hoffen hatte.

Sorben war nicht weniger in Bewegung. Er zitterte, als er ſeines Oheims Bewerbungen um Suſannen ſah, floh an ihre Bruſt, und äußerte ſeine Beſorgniſſe. Suſanne lächelte, und ſagte gutherzig: du irreſt, Sorben! Er bewies ihr aus Vorfällen, aus ſeines

Oheims Worten und Blicken, daß es ſo ſey; und Suſanne ſagte mit aller Ruhe: du irreſt, Sorben. Er hörte nicht auf zu klagen; ja, zuletzt miſchte ſich ſogar ein wenig Eiferſüchtelei mit ein. Suſanne ſah ihn mit einem Blicke an, den er noch nie geſehen hatte, und der ihm durch Mark und Bein drang. — „Sorben!" fragte ſie ernſt, groß und ruhig; „du zweifelſt doch nicht an meinem Herzen?" — Er lenkte ein, und der Friede wurde geſchloſſen. Da aber ſeine Klagen nicht aufhörten, ſo faßte Suſanne einmal ſeine Hand, und ſagte: „ſeltſamer Menſch, was marterſt du dich? So bald dein Oheim heute kommt, will ich ihm ſagen, daß ich dich über alles liebe."

Das wollte Sorben nicht, weil er dann noch mehr Hinderniſſe für ſeine Liebe befürchtete. Suſanne blieb dabei, daß kein Menſch auf der Erde ihre Liebe zerſtören könnte, als ſie ſelbſt. „O Sorben," ſetzte ſie ſanft hinzu, „ich fürchte keinen Oheim, keinen Zufall; ach! ich zittre nur vor deiner Furcht mich zu verlieren. Hab' ich auch dein Herz wohl ganz?"

Sorben beſchwor, wie natürlich, mit Thräſſen und Entzücken die Unendlichkeit ſeiner Liebe und ſeines Zutrauens. „Nun denn,“ fragte Suſanne lächelnd, „fürchteſt du dich etwa, daß deine Arme für mich arbeiten ſollen?“ O, wollte der Himmel, wir dürften nie von andern Menſchen etwas nehmen, als von uns ſelbſt! Ach, Sorben! fühlſt du nicht, wie glücklich ich wäre, wenn ich alles dir und deiner Liebe verdanken müßte, nichts dem Zufalle? Fühlſt du dies Glück nicht, daß du vor deinem Oheim ſo zitterſt?“

Sorben drückte ſie an ſein Herz, und wäre jetzt mit ihr, wenn ſie gewollt hätte, in eine Wüſte geflohen. Täglich erhielt er ſo viele Beweiſe von ihrer unendlichen Liebe und Anhänglichkeit, daß er ſich gegen ſie erniedrigt fühlte. Er ſann darauf, ihr dieſe Liebe zu vergelten, und zeigte ihr das höchſte Entzücken, das innigſte Vertrauen. So gewöhnte er ihr Herz an eine Liebe, die er nicht ganz in derſelben Stärke fühlte.

Suſannens Mutter dachte: Sorben oder der Onkel! Sie nahm Beide mit gleicher Freundlichkeit auf; doch neigte ſich die Wagſchale auf des Oheims Seite: er ſchmeichelte ihr ja, und war Gutsherr!

Der Vater ſah die Liebe der beiden jungen Leute, und trauerte. Jetzt ſah er Rinkens Bewerbungen um ſeine Tochter, und dankte Gott, daß ſie ſchon liebte. Ob er gleich von dem feinen Verführer nichts fürchtete, ſo zitterte er doch vor trüben Stunden, und bat den Himmel, die Verwirrung ſanft zu löſen und ſeiner Tochter zu ſchonen. Er verbarg Suſannen ſeinen Kummer. — Mag ſie jetzt glücklich ſeyn; ſagte er ſeufzend; ich fürchte, ich fürchte, auch für ſie wird die Zeit der Thränen kommen.

Suſanne war, um ihren Geliebten zu beruhigen — was kümmerten ſie die Uebrigen! — auf einmal wie verwandelt. Sprach ſie mit Sorben in ſeines Oheims Gegenwart, ſo ſtrahlte die innigſte, zärtlichſte Leidenſchaft aus ihren Augen hervor. Sie warf ſolche verlangende Blicke auf den geliebten Sorben, ſchmiegte ſich in ſo vertraulichen Stellungen an den Glücklichen, und hing ſo unzertrennlich an ſeiner Seite, daß Rinken nicht länger in Zweifel ſeyn konnte. Suſanne hatte die Abſicht, den Knoten zu zerhauen. Ihre Liebe war der kleinen Schwärmerin zu ruhig; ſie wollte die Freude haben, etwas für ihren Sorben zu thun, und ihn für ſich handeln zu ſehen.

Rinken machte jetzt einen Verſuch, ob Suſanne nicht zu gewinnen ſey, und überſprang die Gränze, die er ſich vorgezeichnet hatte. In einer Unterredung, die er liſtig genug einleitete, zeigte er Suſannen auf einmal die Ausſicht, ſeine Gattin zu werden. Er ſprach mit ihr von dem Glücke der Häuslichkeit. „Es iſt wahr,“ ſagte er, „ich habe luſtig in die Welt hinein gelebt: nicht mir ſelbſt, ſondern Andern; aber ich kannte das häusliche Leben nicht.“

Nun, jetzt kennen Sie es doch, erwiederte Suſanne; wenigſtens ſehen Sie, daß man glücklich ſeyn kann, ohne . . .

„Laſſen Sie mich ausreden, meine Liebe. Ich weiß noch mehr; ich weiß, daß das häusliche Leben in meinem Herzen Tugenden bewirken würde, die mich und meine Unterthanen beglücken müßten. Allein ich verlange viel, ſehr viel, von dem häuslichen Leben.“ — Nun ſchilderte er das Glück, das er davon erwartete, ſehr lebhaft und reizend. „Aber,“ ſchloß er endlich, „ich müßte eine Suſanne haben, die es mit mir theilte.“ Er ergriff dabei ihre Hand, und ſah ihr feſt in die Augen. Suſanne zog ihre Hand nicht zurück, und es verbreitete ſich ſogar ein kleines Lächeln über ihr Geſicht. — Vertrauen gegen Vertrauen, ſagte ſie nach einigen Sekunden ſehr ruhig. Herr von Rinken, ich liebe einen Jüngling. Nichts, nichts in der Welt, glauben Sie mir das, kann mich von ihm trennen; er müßte denn die Tugenden verlieren, die ihm mein Herz erwarben. Verwahren Sie mein Geheimniß! ſetzte ſie freundlich lächelnd hinzu; dann ſtand ſie auf, und ſuchte Sorben.

Verlegen, unmuthig und erbittert blieb Rinken ſitzen. So war es denn gewiß! Für Sorben blühete die ſchöne Blume, in deren Beſitz er ſelbſt ſich ſo glücklich gefühlt haben würde! Er runzelte die Stirn, weil es ihn beſchämte und beleidigte, ſich ſo trocken abgewieſen zu ſeyen. Ein Mann, wie er, gegen einen Menſchen, der nichts hatte, der von ihm

abhing,

abhing, und den er nur für einen kalten, langweiligen Schwätzer hielt!

Mit Verdruß und Begierde nach Rache im Herzen ging er lange im Garten auf und nieder; und dennoch erhob ſelbſt in dieſem Tumulte der Leidenſchaften die Liebe ihre Stimme wieder ſo ſanft und eindringend. Die Unwahrſcheinlichkeit, Suſannen jemals zu beſitzen, machte ſie ihm noch reitzender. Zwar beſchloß er augenblicklich, daß Sorben ſie ſo wenig bekommen ſollte, wie er ſelbſt; aber dennoch wünſchte er ſich an deſſen Stelle, und beneidete ihn auch um die unbefriedigte Liebe des Mädchens. Die Liebe fing an, ihm ein größeres Gut zu ſeyn, als die Wolluſt.

Sehr unmuthig warf er ſich zu Hauſe mit gerunzelter Stirn in ſeinen Sofa. O, rief er laut, und ſtieß den Hund, der ihm liebkoſen wollte, mit dem Fuße zurück — o, was gäbe ich nicht um die Liebe eines Weibes! Aber wo iſt denn noch ein Herz, das ſo lieben könnte, wie das Herz dieſes Mädchens, das nur gegen mich undankbar iſt? Was wäre ich nicht im Stande um ihrentwillen aufzuopfern!

Was hab' ich nicht ſchon aufgeopfert! Das genußreichſte Leben. Gewiß, an ihrer Seite wollte ich das Zimmer nicht verlaſſen, und glauben, die Welt ſey ein Kerker, in welchem nur die mühevollſte Tugend und beſtändige Aufopferung glücklich machen könne. Hat ſie mich nicht ſchon jetzt ganz umgeſchaffen? Und nun ſo undankbar!"

Je mehr Rinken nachdachte, deſto deutlicher ſah er ein, daß er Suſannen erſt von Sorben losreißen müſſe, ehe er ſelbſt hoffen könne; und dazu gab es kein andres Mittel, als Sorben zu einer Untreue zu verführen. Rinken beſchloß mit klopfendem Herzen, dies Mittel zu verſuchen. Er ſtieß ſich nicht an dem Gedanken, einem unſchuldigen Jünglinge die Reinheit der Seele zu rauben: denn er hielt Sorbens Unſchuld noch immer für eine unnatürliche, ſchwärmeriſche Narrheit; doch fand er etwas Widriges in der Vorſtellung, daß er ſeinen Neffen durch eine Betriegerei von Suſannen trennen wollte. Auch das würde er indeß nicht gefunden haben, wenn nicht Suſannens Beſitz in ſeinen Augen das höchſte

Glück geweſen wäre. Eben dadurch hatte er gelernt, die Liebe zu achten und die Verbindung zweier Herzen zu ehren.

Serben zu verführen, war nicht leicht; wenigſtens konnte er das Unternehmen den plumpen Händen der Mädchen in ſeinen Dienſten nicht anvertrauen. Ihm fiel ein reitzendes liſtiges Geſchöpf ein, Hannchen mit Nahmen, eines Kaufmanns Tochter, die einmal ſogar ihn ſelbſt mit dem Scheine der heiligſten Unſchuld beinahe überliſtet hatte. Sie war ein gutes Mädchen geweſen; aber ein Reicher verführte ſie ſehr jung, und vergiftete dann noch überdies ihre Seele mit ſeinen abſcheulichen Grundſätzen von dem Genuſſe des Lebens. Hannchen war gerade nicht wollüſtig, aber in einem hohen Grade intriguant; es machte ihr eben ſo viel Vergnügen, ein Mädchen zu verführen, wie einen Jüngling. Sie empfand es tief, daß man ſie verachtete, und wollte ſich dafür an den Menſchen rächen, die ſie nur für vorſichtiger, nicht für keuſcher hielt, als ſich. Es war der Triumph ihrer Rache, wenn ſie einen von dieſen ſtolzen Heuchlern in ihre Netze ziehen konnte.

Rinken eilte nach Kaſſel, wo dieſes Mädchen lebte. Er machte ihr ſeinen Antrag mit ſehr vortheilhaften Bedingungen; und ſie willigte mit Freuden ein. Als er ihr von Sorben und Suſannen erzählt hatte, was ſie wiſſen ſollte, klatſchte ſie in die kleinen Hände, und rief: o, hier ſind mir die Triumphe über Scheinheilige ohnedies zu leicht! — Rinken entließ nach einiger Zeit ſeine Hausjungfer, und Hannchen kam, in ſehr ehrbarer Kleidung, mit einem unſchuldig frommen Geſichte, als die verwaiſete Tochter eines Predigers, nach Sorgau, um die Haushaltung zu führen.

Sie ſprach bei der erſten ſchicklichen Veranlaſſung ziemlich lange mit Sorben, und lachte nun dem Herrn von Rinken, ſo bald ſie ihn ſah, ins Geſicht. „Deshalb laſſen Sie mich kommen? um dieſes jungen Menſchen willen, den ſchon mein Arm, wenn ich nur ein wenig damit ſigurirte, aus dem Gleichgewichte brachte? der über und über roth wurde, wenn ihn nur meine Fingerſpitze berührte? Das iſt drollig! Aber, Herr von Rinken! wie können Sie ſo viel auf die hohen Worte dieſes jungen, unerfahrnen Menſchen geben! Er wird in mein Netz laufen, ſobald ich nur Luſt habe es auszuſtellen. Nach ſeinen Augen zu urtheilen, träumt er ja von nichts als von Liebe! Wahrhaftig, man ſieht es ihm an, daß ſeine ganze Tugend nichts als elendes Büchergeſchwätz iſt." — Meinen Sie wirklich, ſchöne Heldin? fragte Rinken ſpitz. Prahlen Sie nur nicht vor dem Siege! Ich ſage Ihnen, Sie haben zu thun. Der junge Menſch mit den glühenden Wangen, den brennenden Augen, und der noch glühendern Phantaſie, hat eine ſeltſame Erziehung gehabt. Seine Mutter...

Hannchen lachte laut auf. „Nun, daß die Mütter dies und jenes lehren . . ."

Halt! fiel Rinken empfindlich ein: ich bin wohl kein Kopfhänger, das wiſſen Sie; doch über dieſe Frau verbitte ich mir alle Spöttereien. Sie war in der That, was ſie ſchien. Ich glaube eben nicht an viele tugendhafte Weiber; aber für zwei will ich ſchwören. Serbens Erzieherin war eine von ihnen. Und wenn ich bedenke…, ſetzte er mit finſterer Miene hinzu, und ging von Hannchen weg in ein Fenſter. Sorbens vortreffliche Mutter fiel ihm ein; und beinahe hätte er jetzt ſeinen Plan völlig aufgegeben. Suſannens ganzer Zauberreitz war nöthig, ihn auf ſeinem Wege zu erhalten. Er ſah das ſchöne Mädchen noch denſelben Tag an ſeines Neffen Arm im Garten gehen. Seine Eiferſucht entbrannte aufs neue, und er drang in Hannchen, zu eilen.

Hannchen machte einige Verſuche; aber zu ihrer Verwunderung lernte ſie dabei zum erſten Male die Stärke eines reinen Herzens kennen. „Iſt das möglich?" ſagte ſie lachend; „ſind Worte ſtärker, als die natürlichen ſo mächtigen Triebe?" Sie fing nun an, von weitem ihre feineren Netze auszuſpannen. Erſt ſuchte ſie ſich in Sorbens Vertrauen einzuſchmeicheln; und das gelang ihr ohne Schwierigkeit. Vor allen Dingen mußte ſie ſich mit des Jünglings Ideen bekannt machen. Sie fand dieſe Anfangs unſinnig, weil ſie ſchlechterdings nicht begriff, wie ein Menſch ſo denken, ſo fühlen konnte. An die Zeit ihrer eig nen Unſchuld erinnerte ſie ſich wohl noch, und lachte über ihre damaligen Vorſtellungen; allein Sorbens Begriſſe von Tugend, von Reinheit der Seele, von geiſtiger Liebe gingen noch tauſendmal weiter. Und doch mußte ſie in dieſes Galimatias mit einſtimmen, um den Jüngling, den ſie fangen wollte, nicht ſchüchtern zu machen.

Hannchen errieth nach und nach die Abſicht des Herrn von Rinken, der ihr nichts weiter geſagt hatte, als daß er ſeinen Neffen von der Liebe zu Suſannen heilen wolle. Sie machte ſich zu Sorbens Vertrauten, und lernte nun auch Suſannen kennen. Dieſe beiden Menſchen, deren Blicke, deren Worte, deren Gedanken ſogar wie giftige Pfeile in ihr Herz drangen, reitzten ſie immer mehr, die Wünſche des Herrn von Rinken, und jetzt auch ihre eignen, zu erfüllen. Suſannens ruhiger, unſchuldiger Blick, ihr ſtiller und doch ſo ſtolzer Gang, der Abſcheu, den ſie ſo unverhohlen äußerte, wenn die Rede nur von weitem auf die Wolluſt, auf die Sinnlichkeit kam, waren bitre Vorwürfe für Hannchen. Sie betrachtete Suſannen mit einer Art von giftigem Haß; und dennoch fühlte ſie eine gewiſſe Liebe zu dem Mädchen, das ihr ſo viel Mitleiden und Herzensgüte zeigte, als es hörte, daß ſie eine verlaſſene Waiſe ſey. „Nein,“ rief Suſanne, und ſchlang ihren Arm um den Hals ihrer bitterſten Feindin; „verlaſſen ſind Sie nicht, ſo lange dies Herz ſchlägt, ſo lange die Freundſchaft etwas Tröſtendes für Sie hat!“ Hannchen wußte nicht, wohin ſie bei dieſen zärtlichen Worten ihr Auge wenden ſollte. Es war ihr faſt nicht länger möglich, ſich zu verſtellen. Sie fühlte ſich wie zerſchmettert; und nur ein Paar bittre Anmerkungen, die Suſanne bald nachher über die Wolluſt machte, konnten ihr den Muth wiedergeben, deſſen ſie zur Ausführung ihres Planes bedurfte.

Sorbens Vertrauen hatte ſie; aber, was ſie nun von ihm erwartete, geſchah nicht. Seine Phantaſie wurde nicht empört, wenn ſie auch neben ihm ſaß, ihm die Hand leiſe drückte, und ſich ſanft an ihn lehnte. Iſt das möglich? fragte ſie wieder. Sie wußte ſich Sorben, ohne daß er etwas argwöhnen konnte, in der reizendſten Morgenkleidung zu zeigen. So lockte ſie ihn auf ihr Zimmer, und wuſch ſich mit einem kindiſchen Zutrauen in ſeiner Gegenwart die runden, weißen Arme. Sorben ſprach ganz ruhig mit ihr fort. Sie erzählte ihm ein Mährchen, wie ſie einmal in den Oberarm verwundet worden wäre. „Man kann die Stelle hier noch fühlen,“ ſagte ſie mit dem unſchuldigſten Weſen von der Welt, und hielt ihm den ſchönen Arm hin. Sorben fühlte die Stelle an, fand nichts, und änderte keine Miene. Nun blieb ſie ſo vor ihm ſtehen, und erzählte ihm das lange Mährchen bis zu Ende. Dabei ſpielten ihre runden Arme immer vor ſeinen Augen hin und her. Er veränderte noch immer keine Miene. Iſt das möglich? dachte ſie unwillig, und riß die Aermel ihres Hemdes bis auf die Fingerſpitzen herunter.

Alle ihre anderen Künſte der feinſten Buhlerei gingen eben ſo verloren; der unerfahrne Jüngling hielt ſich tapfrer, als die klügſten Weltmänner, die ſie mit der halben Mühe in ihr Netz gezogen hatte. Jetzt kam ihre Eitelkeit mit ins Spiel. Sie fürchtete Rinkens Spöttereien, ſchämte ſich überwunden zu werden, und verdoppelte ihre Bemühungen. Ihre Zärtlichkeit gegen Sorben wurde eine ſüße, ſehnſuchtsvolle Wehmuth; in ihren Augen ſtand, wenn ſie ihn anſah, immer eine halbe Thräne. Sie ſchwärmte mit ihm, und bejammerte das Elend einer unglücklichen Liebe. Jetzt war ſie höchſt zärtlich, und faſt in eben demſelben Augenblicke betrübt. So erregte ſie Sorbens Aufmerkſamkeit wirklich. Sie ſpielte alle ihre Rollen mit einem neuen gefährlichen Zauber, umſchlang ihn von allen Seiten mit den unſichtbaren Fäden der lockendſten Empfindungen, und hatte ſchon den Triumph, zuweilen in ſeinen Augen zärtliche Theilnahme zu leſen. Wenn er von Suſannen kam, ſaß ſie in der dunkelſten Laube, und er mußte ihr erzählen. Sie hörte mit der innigſten Theilnahme zu, und ſeufzte dann. Nicht lange, ſo faßte und drückte ſie ſeine Hand, ließ ſie auf einmal los, ergriff ſie mit Heftigkeit aufs neue, und drückte ſie an ihre Bruſt. So ſaß ſie mit Sorben bis Mitternacht, bald heftig, bald ſanft, der Raub einer wilden Leidenſchaft, die er nothwendig merken mußte. Dann ſprang ſie auf, zog ihn mit ſich bis an die Gartenthür, blieb ſtehen, legte ihre Stirn auf ſeine Schulter, ſeufzte, und zog ihn weiter mit ſich fort. An der Thür ihres Zimmers ſtand ſie wieder ſtill, ſah ihn ſchmachtend, zärtlich, verzweifelnd an, ſeufzte, und — riß ſich von ihm los, weil ſie an ihm weiter nichts bemerkte, als Mitleiden mit ihrem ſeltſamen Kummer. Sie ſprang in ihr Zimmer, warf ſich unwillig in einen Stuhl, und ſagte, wie gewöhnlich: iſt das möglich? ... Nein, nein! fuhr ſie nach einigen Minuten fort; er ſoll, er muß mein werden! Sie ſtrengte ſich an, etwas zu erfinden, das ſeine Phantaſie entflammen könnte; aber vergebens. Endlich trat ſie, halb mit Verdruß, halb mit Beſchämung, vor Rinken, und ſagte: der Menſch macht mich noch wahnſinnig; ſein Blut beſteht aus Schnee.

„Nein, nein," erwiederte Rinken: „ſein Blut iſt warm genug: aber Sie haben noch keinen jungen Menſchen gekannt, deſſen Tugend ſich auf Liebe ſtützt. O, wahrhaftig! ich fange an den Romanen zu glauben. Sehen Sie, ſogar dieſen Roman — er zeigte ihr ein Buch, worin er las — leſe ich jezt mit Andacht. Ich habe den Verfaſſer ſonſt einen ausgemachten Narren genannt; und nun . . . Der Menſch kannte eine Seite am menſchlichen Herzen, die wir, leider! erſt jezt, da es zu ſpät iſt, kennen lernen. Ich habe nie geliebt, und Sie, Hannchen, auch nicht. Wir ſind freilich glücklich geweſen; aber ich fange an zu glauben, daß Menſchen, wie Sorben, es ohne Genuß mehr ſind, als wir. Mag man auch das überirdiſche Entzücken, das hier geſchildert wird, Thorheit nennen! Ich möchte wohl mein ganzes Leben hindurch ein ſolcher Thor ſeyn. Nach gerade kann ich begreifen . . . Da leſen Sie dieſen Brief." (Er hielt ihr Rouſſeau's Heloiſe hin.) „Der Held iſt der wahre Sorben; und Julie . . ." Hier brach er ab.

Die wahre Suſanne, ſezte Hannchen boshaft lächelnd hinzu, und nahm das Buch. Sie warf ſich in einen Stuhl, und fing an, die aufgeſchlagene Stelle, den fünf und funfzigſten

Brief, zu leſen Rinken ging unterdeſſen im Zimmer auf und nieder. — Wenn der Mann Recht hätte, ſagte Hannchen auf einmal langſam, ſo wäre . . .

„Nun?“ fragte Rinken; „ſo wäre . . . nun?“

So wäre ich nie glücklich geweſen! Jamais — ſagte ſie, und zeigte auf die Stelle im Buche — jamais je n'ai gouté cette étroite union des ames! Mit einem Seufzer ging ſie hinaus, nahm das Buch mit ſich, und las in ihrem Zimmer den ganzen Brief. Sie blätterte zurück, und las den vorhergehenden, worin Saint-Preux beſchreibt, wie er bei Nacht in Juliens Cabinet auf ſie wartet, und ihre Kleider findet. Jetzt fuhr ihr ſchnell wie ein Blitz ein Gedanke durch den Kopf. Wohl zehnmal las ſie, wie Saint-Preux Juliens Schnürbruſt in Händen hat, und tauſend Küſſe auf die Stelle drückt, wo ihr Buſen ruhet. Endlich einmal betrachtete ſie ſich als Siegerin. Sie eilte mit glühendem Geſicht und triumphirender Miene zu Rinken, bat ihn, Sorben unter einem guten Vorwande bald auf ihr

Zimmer zu ſchicken, und lief wieder weg, ohne ihm Rede zu ſtehen.

Jezt trat die liſtige Buhlerin mit ganz offner Bruſt vor den großen Spiegel, der Thür gegenüber, als ob ſie ſich ankleidete, und wartete ſo auf den Jüngling. Die Thür öffnete ſich, und Sorben trat unbefangen herein. Hannchen bückte ſich, als ob ſie eine Nadel vom Tiſche aufhöbe, ſah ſich bei dem Geräuſch um, kehrte ſich wieder gegen den Spiegel, als ob ſie ihm den Anblick ihres ſchönen Buſens nehmen wollte, und machte ihn im Spiegel deſto ſichtbarer. Dann ſchlug ſie das Tuch über, hielt es mit der Hand zuſammen, und ging Sorben entgegen. Er hatte ihr etwas von ſeinem Oheim zu beſtellen, ſie ihn etwas von Suſannen zu fragen; ſo war er denn mit ihr in ein Geſpräch verwickelt, und dies intereſſirte ſie ſo ſehr, daß ſie zuweilen nicht daran dachte, ihr Tuch feſtzuhalten. Ihre Bruſt klopfte unter der leichten Hülle ſo ſichtlich, auf ihren Wangen lag eine ſo ſchöne Röthe, und ihr ganzes Weſen war ſo zärtlich, daß Sorben in eine merkliche Bewegung gerieth. Er warf in der That verſtohlne Blicke auf ihren Buſen, und endigte das Geſpräch nicht, was ſie auch gar nicht wünſchte.

Endlich ſteckte ſie denn doch eine Nadel in ihr Halstuch, und ſetzte ſich zu ihm. Sie hatte das Geſpräch auf die Wirkungen der Liebe geleitet; und Sorben machte die Bemerkung, daß durch die Liebe alles von der Geliebten intereſſant werde. „Alſo auch,“ fragte Hannchen ſchnell, und nahm die Heloiſe von dem kleinen Tiſche neben ihr: „alſo auch, wie hier ſteht . . ?“ Auf einmal ſchwieg ſie, ſchlug ſich auf die Lippen, und ſtellte ſich, als ob ſie erröthete. Sie wollte das Buch wieder weglegen; Sorben griff danach, und fragte: nun, was ſteht denn da?

Hannchen weigerte ſich es zu ſagen, und machte Sorben noch neugieriger. Zuletzt konnte ſie ſeinen Bitten nicht länger widerſtehen, und erzählte ihm: „in dem Buche hier wird beſchrieben, wie ein Liebender im Zimmer ſeiner Geliebten ihre Kleider findet, und dieſe Kleider küßt, gerade ſo wie Sie eben ſagten, daß alles von der Geliebten intereſſant ſey.

Ich hielt es für übertrieben, als ich es las.“ Sorben bat, ſie möchte die ganze Stelle vorleſen. Als ſie das nicht wollte, riß er ihr das Buch faſt mit Gewalt weg, und nun machte ſie es ihm wenigſtens zur Bedingung, leiſe zu leſen. Sie hatte ſeinen Stuhl dicht an den Spiegel geſetzt, und brachte, indeß er las, ganz nahe vor ihm, ihr Halstuch in Ordnung. Er war ja beſchäftigt; und daß er bisweilen über die Heloiſe weg ſchielte, bemerkte ſie nicht, weil ſie zu thun hatte. Nicht lange, ſo ſchlug Sorben ein Blatt ein, ſteckte das Buch in die Taſche, drückte Hannchen mit einem ungewöhnlichen Feuer die Hand, und verließ das Zimmer.

Nach einiger Zeit ging ſie in den Garten, und ſah ihm in's Fenſter. Er las in der Heloiſe; und als ſie unter Tiſch in ſein Zimmer ſprang, fand ſie das Buch noch bei jenen Briefen aufgeſchlagen. Endlich, rief ſie nun froh, endlich hab' ich doch Feuer in ſeine Phantaſie geworfen! Aber ſchnell, eh es wieder erliſcht!

Nachmittags kamen ein Paar Gäſte. Sorben mußte ihnen, weil ſein Oheim Geſchäfte hatte, Geſellſchaft leiſten, und konnte nicht nach Friedewald. Gegen Abend gingen die Fremden in Hannchens Zimmer, und blieben da, obgleich Hannchen ein Paar Male herein kam und eine verdrießliche Miene machte. Sie tranken viel, indeß Hannchen ab und zu ging. Um zehn Uhr, als Sorben in ſein Zimmer gehen wollte, begegnete ihm in der Thür Hannchen ſchon im Nachtkleide. „Nehmen Sie es nicht übel, lieber Sorben," fliſterte ſie ihm zu; „ich habe mich in Ihrem Zimmer auskleiden müſſen. Die Menſchen ſind erſt eben weggegangen. Sie beherbergen wohl einmal eine Nacht meine Kleider. Suſannens Kleider — ſetzte ſie mit einem Händedruck hinzu — würden Sie freilich lieber beherbergen. Gute Nacht!" Sorben ließ ſich noch Licht von ihr geben, und zog die Thür hinter ſich zu.

Aus einer nahen Kammer, in die ſie ſich
hinein ſchlich, konnte ſie unbemerkt
Zimmer ſehen. — Da ſtand
und betrachtete ihre Kleidun
ihre Schnürbruſt, und da
am Morgen ihren Bu

Er nahm die Schnürbruſt auf, betrachtete ſie lange, und küßte ſie ſogar mit großem Feuer. Auch mit ihrem Kleide, und mit einem Rocke, der auf ſeinem Bette lag, beſchäftigte er ſich. Hannchens Augen funkelten, und ſie dachte: er iſt mein! Augenblicklich ſchlüpfte ſie nach ihrem Zimmer, warf nach einigen Minuten die Thür heftig zu, und flog, halb entkleidet, mit ganz offner Bruſt, wieder zu Sorben, und in ſeine Arme. Ach, lieber Sorben! rief ſie ängſtlich, und drängte ſich in ihn hinein.

Sorben fragte, was ihr wäre. Sie erzählte ihm, noch immer furchtſam, und ſich in ſeine Arme ſchmiegend: als ſie ſich entkleidet hätte, wäre ſie auf einmal einen von den Fremden in ihrem Bette gewahr geworden. Sorben wollte ſogleich hin, um den Fremden
ſchaffen; aber Hannchen bat ihn, zu blei-
bringen ihn nicht fort, ſagte ſie; er
und würde Lärm machen. Und
auſe! was ſollte das denken!
e. Sorben wußte nicht,
d bat ſie nur, ſich zu
aum, und wurde

immer ängſtlicher. Er umfaßte ſie liebkoſend; und ſie ſank an ſeine Bruſt. Jetzt hörte ſie Rinkens Stimme, und ſagte: „Ihr Oheim! Ich vergehe, wenn er mich hier findet!“ Sorben löſchte das Licht aus. Sie umſchlang ihn immer feſter, und drückte ihren Mund an ſeine Wangen.

Was machen wir? ſagte Sorben in großer Verlegenheit. Wenn mein Bedienter . . . In dieſem Augenblick trat auch ſchon Sorbens Bedienter in das Vorzimmer, neben welchem er in einem Cabinette ſchlief, und worin des Nachts immer ein Licht brannte.

O, mein Gott, da iſt er ſchon! flüſterte Hannchen; ich bin verloren! — Sorben ſtand auf, verriegelte die Thür, und zog dann Hannchen auf ſeinen Schooß. Da hatte er bei hellem Mondſchein das reitzende, nur halb bekleidete Mädchen in ſeinen Armen. Seine Blicke ſtahlen ſich wider ſeinen Willen auf ihre Bruſt, ſeine Arme hielten ſie eng umſchloſſen, und ſeine Küſſe wurden glühender.

Auf einmal hob er ſie ſanft auf, und trug ſie mit ſchweigendem Zittern in einen Armſtuhl. Er ſah ſie einen Augenblick an, nahm ihr Halstuch, das noch auf ſeinem Tiſche lag, warf es ihr um die Schultern, und ſagte mit bebender Stimme: „Sie erkälten ſich, Hannchen! Werfen Sie Ihren Rock über.“ Sie ſtand erwartend. „Seyn Sie ruhig,“ liſterte er, und öffnete das Zimmer. „Friedrich!“ rief er dann; „geſchwind in den Garten! Mich dünkt, es geht ein Kerl da. Sieh zu, ob die Gartenthür verriegelt iſt! Geſchwind! Ich werde dir folgen.“ — Friedrich that augenblicklich, was ihm befohlen war. „Nun, Hannchen! gehen Sie ſogleich zu dem Hausmädchen, und erzählen ihr, was Sie mir erzählt haben. Machen Sie Lärm; ich will dazu kommen.“ Mit dieſen Worten führte er ſie ſtill zur Thür hinaus. Beſchämt, und vor Verdruß halb außer ſich, eilte Hannchen den Gang hinunter zu dem Mädchen. Nach einer Stunde lag der Fremde, der ſich tauſendmal entſchuldigte, in ſeinem eignen Bette, und Hannchen in dem ihrigen. Sorben ſagte, als er wieder allein in ſeinem Zimmer war, beſchämt zu ſich ſelbſt: o, hätte ich doch nie geglaubt, daß ich ſo ſchwach ſeyn könnte! Iſt es möglich? kann ein Menſch ſo lieben, wie ich, und dennoch ungetreu werden? So hat er doch Recht, Suſannens Vater! Es giebt Stunden, in denen auch das ſtärkſte Herz ſchwach iſt. Aber nein! ganz hat er es nicht. Nie, nie kann die Stunde kommen, da ich aufhöre Suſannen zu lieben! Meine Sinne können fehlen; aber mein Herz nie. Meinen Sinnen konnte ich zu viel trauen; aber mein Herz giebt mehr, als du fodern kannſt, Suſanne, mehr als ich mir ſelbſt zutraue. Meine Liebe iſt ewig.

Je länger Sorben über dieſen Vorfall nachdachte, deſto beſtimmter fühlte er, daß es Täuſchungen des Herzens giebt, gegen die kein Entſchluß, keine Tugend, keine Liebe ſtark genug iſt. Er hatte bei der ganzen Sache eigentlich nur an Suſannen gedacht. Hannchens ſchöner Buſen, den er im Spiegel ſah, und die beiden Briefe, die er mit Begierde las, weckten zwar in ihm Empfindungen, die er vorher nicht kannte; dieſe Empfindungen waren aber allein auf Suſannen gerichtet. Den

Abend, als er Hannchens Kleider in ſeinem Zimmer fand, fühlte er ſich freilich ungefähr in eben die Lage verſetzt, wie der Held in der Heloiſe. Aber er küßte die Schnürbruſt, als ob ſie Suſannen gehört hätte, ohne dabei an Hannchen zu denken. Selbſt als dieſe Schutz bei ihm ſuchte, nahm er nicht ſie, ſondern Suſannen in ſeine Arme, und beinahe wäre er ſeiner Geliebten aus der allerheißeſten Liebe untreu geworden.

„Wie ſchwach man ſeyn kann!" ſagte er ſeufzend zu ſich ſelbſt. „Und das arme unſchuldige Hannchen! wie unglücklich ſie werden konnte! und durch mich! — Der niedrigſte Wollüſtling hätte nicht mehr Böſes thun können, als ich gethan haben würde, wenn nicht . . ."

So große Luſt Sorben auch hatte, ſich den glücklichen Ausgang beizumeſſen, ſo verdankte er ihn doch nur einem Zufalle. Ach, dachte er, als er Hannchen ſo innig in ſeinen Armen hielt: ach, wenn ich einmal Suſannen ſo halten dürfte! wenn ſie ſo käme, wie Hannchen gekommen iſt! Mitten unter dieſen Gedanken fiel ihm ein: wenn ſie jetzt ſo kåme, und dich in den Armen, an dem offnen Buſen dieſes ſchönen Mädchens ſähe! Himmel! was würde ſie denken! — Nun hob er Hannchen auf, und führte ſie aus dem Zimmer.

Hannchen indeß, die wegen ihres böſen Gewiſſens eine ganz andere Gedankenreihe bei Sorben vermuthete, war erbittert über dieſen — wie ſollte ſie ihn nennen? —, daß er ihr noch in dem letzten Augenblicke den ſchönſten Sieg aus den Händen gewunden, und die liſtigſten Plane eines ganzen Tages auf einmal vernichtet hatte. Und überdies, — o, ſie hätte vor Scham mögen in die Erde ſinken! — kam ſein ganzes Benehmen ſo heraus, als hätte er abſichtlich eine Zeitlang mit ihr geſpielt, um ſie dann zuletzt ſo kalt in den Stuhl zu ſetzen, anzukleiden, und ſpottend, lachend, aus dem Zimmer zu führen. Sie empfand den bitterſten Verdruß, daß ein ſo junger unerfahrner Menſch ihr den Streich hatte ſpielen können. Am folgenden Morgen indeß, als Sorben ſich wie ein reuiger Sünder ihr näherte, in ſtummer Scham ihre Hand küßte, und mit dem flehendſten Tone um Vergebung bat, verlor ſich ihr Zorn; doch deſto mehr wuchs ihr Erſtaunen. Welch ein ſeltſamer Menſch! dachte ſie, und legte die Hand an die ſchöne Stirn, ohne etwas herauszuſinnen. Den muß man ſtudieren, wie ein Wunder!

Sie ließ nun alle Plane fahren; deſto eifriger aber ſuchte ſie Sorbens Herz kennen zu lernen. Es war ihr nicht ſchwer, in deſſen innerſte Tiefe einzudringen. Anfangs, als ſie Sorbens Begriffe von Liebe, Unſchuld und Genuß des Lebens erfuhr, lachte ſie, ſobald er von ihr weg gegangen war. Aber Sorben ſprach davon ſo oft und ſo feurig, daß er Eindruck auf ſie machte. Redete er von Unſchuld, von Reinheit des Herzens, von Suſannen, ihrer ſeelenvollen, alles überwindenden Liebe, ihrer fleckenloſen, himmliſchen Unſchuld, dem heiligen Bunde ihrer Seelen, und dem ſtillen Glücke, dem zärtlichen, unbeſchreiblichen Entzücken, womit reine, edle Liebe die Herzen füllt: ſo traten Thränen in ſeine Augen, und ſeine freudetrunknen Blicke flogen zum Himmel. Dann ergriff er Hannchens

Hände, drückte ſie, und bedeckte ſie mit Thränen. Hannchen wurde zuweilen von ſeiner Begeiſterung mit fortgeriſſen, und es war ihr, als ob ſie die beiden Liebenden um ihren entzückenden Wahn beneiden müßte.

Zuletzt — ſie wußte ſelbſt nicht, wie es zuging — konnte ſie die Augen nicht mehr aufheben, wenn Sorben von der Unſchuld, der Reinheit des Herzens ſprach. Sie hatte nicht mehr den Muth, ihn dreiſt anzuſehn; und wenn Suſanne in Sorgau war, ſo fühlte ſie ſich in deren Gegenwart gedrückt, betrachtete ſie von der Seite, und näherte ſich ihr nur mit einer Art von Furchtſamkeit. Suſanne fragte ſie einmal bei einer ſolchen Veranlaſſung: was fehlt Ihnen? Sie ſind nicht mehr ſo heiter, wie ſonſt.

Ach, ich bin ſehr unglücklich! antwortete Hannchen unwillkührlich, und mit Thränen in den Augen. Sie ſchämte ſich zwar ſogleich vor ſich ſelbſt, als ſie das geſagt hatte; allein ſie konnte ſich nun einmal einer gewiſſen Unruhe, einer Art von Reue nicht erwehren, ſo bald ſie in Suſannens oder Sorbens Geſellſchaft war.

Kurz, Hannchen verlor an dieſen Menſchen ihre Künſte, und dann auch ihre Ruhe. Zuweilen, in der ſtillen Mitternacht, fluchte ſie dem Verführer ihrer Unſchuld. Zwar wollte ſie dann gern über ſich ſelbſt lachen, und ſich eine Thörin ſchelten; aber auf einmal brach ſie in Thränen aus, die keinen Gegenſtand hatten. Sie war in einer peinlichen Lage. Rinken drang mit Ernſt und Spöttereien in ſie, ihr Wort zu halten. „Nun, mein ſchönes, feines Hannchen? rennt denn der junge Menſch ſo geſchwind in ihre Netze, wie Sie glaubten? Will das Figuriren mit dieſen ſchönen, runden Armen nicht wirken?“ So ging es täglich. Hannchen verſicherte dem Herrn von Rinken, daß der Plan, den ſie jetzt entworfen hätte, langſam, aber ſicher, zum Ziele führen würde.

Rinken ſollte nur gewußt haben, was das arme Mädchen jetzt dachte! Sie betrachtete die Rolle, zu der ſie von ihm beſtimmt war, mit einem geheimen Schauder. Zwar faßte ſie wohl noch zuweilen den Muth, ſeinen Plan auszuführen, beſonders wenn ſie Suſannen und ihre ſtille, himmliſche Glückſeligkeit eine Zeitlang beobachtet hatte; allein jedes Mal fühlte ſie alle ihre Kräfte bald gelähmt, und konnte keinen Schritt mehr thun. Sie glich einem Verwundeten, der, von Schmerz und Begierde nach Rache angetrieben, ſein Gewehr noch einmal ergreift, doch es in den matten Händen nicht mehr halten kann.

Mit tiefem Leiden fühlte ſie, noch nicht daß ſie Sorben liebte, nein, nur den ſchmerzlichen Wunſch, ihn, oder einen andern Mann, wie Suſanne lieben zu dürfen, und ſo wiedergeliebt zu werden. Da ſtand Sorben vor ihr, hielt ihre Hand, und ſah ihr mit unſchuldigen, heitern Blicken in das ſchöne Auge. Ach, ſie mußte es abwenden, weil ſie ſeinen Blick nicht mehr ertragen konnte! Jetzt nannte er ſie im Gefühle ſeiner Freundſchaft: „gute, reine, unſchuldige Seele!“ Sie zitterte bei dieſen Benennungen, riß ſich von ihm los, und floh in die Einſamkeit. „Reine, unſchuldige Seele!“ wiederholte ſie dann mit heißen, ſchmerzlichen Thränen; und rang die Hände bei dem Bewußtſeyn, daß ſie Sorbens Freundſchaft und Liebkoſungen nicht verdiene. Oft hob ſie ihre Arme gen Himmel, und rief: o, warum mußt' ich in die Hände eines Böſewichtes fallen! Bald fühlte ſie nun auch, zur Vergrößerung ihrer Leiden, daß ſie Sorben über alles liebe. Dies ſagte ihr die Angſt bei dem Gedanken, daß ſie ſich von ihm trennen müſſe; der Neid, der ihr Herz zerriß, wenn ſie Suſannen in ſeinen Armen ſah; die beſſere Empfindung, deren ihr Herz jetzt fähig wurde. Schon Sorbens Wohlwollen, ſein Vertrauen, ſeine Freundſchaft — und wie wenig waren die gegen Liebe! — goſſen ja Linderung in die brennenden Wunden ihres Herzens.

Rinken lernte unterdeſſen täglich neue Reitze und neue Tugenden an Suſannen kennen. Er fing jetzt in Ernſt an zu wünſchen, daß ſie ſeine Gattin werden möchte. Sein Gefühl war nicht mehr eine ſinnliche, durch ihre Schönheit erregte Begierde, ſondern die Ueberzeugung, daß er in ihren Armen, durch ihre Tugenden, der glücklichſte Mann auf Erden ſeyn würde. Ehe er das werden konnte, mußte er Suſannens Liebe zu Sorben zerſtören; aber das Werkzeug dazu, Hannchen, ging jetzt umher wie eine Träumerin. Es ſtanden Thränen in den Augen, in denen ſonſt der muthwilligſte Spott lag; ernſte Sentenzen kamen von den Lippen, die ſich ſonſt nur öffneten, um Lachen zu erregen, oder Spöttereien zu ſagen. Anſtatt Netze auszuſpannen, ſchien ſie ſelbſt in eins gefallen und ſchon ganz davon umſchlungen zu ſeyn.

Rinken ſprach endlich mit Hannchen ſehr ernſthaft. „Wenn Sie,“ ſagte er mit einer Falte vor der Stirn, „das nicht wollen, oder nicht können, was Sie verſprochen haben, ſo laſſen Sie es mich nur bald wiſſen. Die Farben der Aſtern mit Sorben zu bewundern, Oden mit ihm zu deklamiren, die auf- und untergehende Sonne mit ihm zu betrachten, und was Sie ſonſt noch für angenehme Dinge mit ihm treiben: dazu ſind Sie nicht hier!“ — Hannchen ſchwieg, und ſenkte den Blick zur Erde.

„Und mit ihm zu unterſuchen,“ fuhr Rinken fort, „ob die Tugend an ſich liebenswerth ſey, oder ob erſt ein weißer Buſen ſie ſchön mache; ob Liebe, Sphärengeſang, und der ganze närriſche Kram ... Zum Henker, ſtehen Sie doch wieder da, als ob Sie eine Betſchweſter wären! Ich bin der Poſſen müde. Wollen Sie tugendhaft ſeyn, ſo mag wenigſtens ein Andrer das Geld dazu geben. Kurz und gut, ich frage, ob Sie Sich noch getrauen, den langweiligen Narren in Ihr Netz zu ziehen, oder nicht!"

Hannchen ſchwieg, und es brachen Thränen aus ihren Augen. „Sie ſind wohl gar in meinen Vetter verliebt? Nun, deſto beſſer! ſo wird Ihnen der Spaß noch obendrein Vergnügen machen. Ich frage alſo, ob Sie ..."

Daß Sie das fragen können, unterbrach ihn Hannchen mit ſtiller Erbitterung; daß ich dieſe Frage anhören muß, ohne ſie nach Verdienſt beantworten zu dürfen: das iſt mein Elend! — Sie fing ſchon an heftig zu werden, und ihr Auge rollte wild. Wollen Sie es denn durchaus wiſſen, ſo ſag' ich Ihnen: nein! ſchlechterdings nicht; und wenn ich auch könnte!

„Nun, nun, ereifern Sie Sich nur nicht! Sehr wohl! So können Sie denn nur Ihre Sachen zuſammen packen, meine ſchöne Magdalene.“

Hannchen ſtand einen Augenblick ſchweigend da, und trocknete ſich die Augen. — Auch das will ich nicht, hob ſie dann auf einmal heftig an: Ihnen zum Trotz nicht! Denn Sie — fuhr ſie mit dem Tone der bitterſten Verachtung fort — denn Sie ſind nichts mehr, als was ich bin: ein elendes, verächtliches Geſchöpf; noch elender, noch verächtlicher, als ich! Hätte mich nicht ein Menſch, wie du, verführt, ſo quälte mich nicht dieſes erſchreckliche Gefühl meiner Schändlichkeit. Und auch noch jetzt bin ich beſſer, als du! Ich fühle, was ich bin; und du — Sie verbarg ihr Geſicht in beide Hände, und ſchluchzte.

Rinken ſtand wie verſteinert da. Er wollte gern lachen, und wurde bleich. „Wohl denn!“ ſagte er langſam; „wenn du nicht anders willſt, Elende, ſo ſollſt du wenigſtens höflich werden!“ Er ging an die Klingel.

Noch einen Augenblick! ſagte Hannchen.

Ich will nicht weg von hier, durchaus nicht! denn hier lebe ich, obgleich bei quälender Reue, doch zum erſten Male. Laſſen Sie Gewalt gebrauchen, ſo erzähle ich Sorben, ſo erzähle ich Suſannen, wozu ich hieher gerufen wurde: daß Sie mich bezahlen wollten, Ihren Neffen zu verführen. Rinken zwang ſich zum Lachen, und ſagte: „das mögen Sie thun!“ Er näherte ſich der Klingel. „Wollen Sie die Gewogenheit haben, Mamſell, noch heute mein Haus zu verlaſſen?“ fragte er ſpöttiſch.

Hannchen erwiederte ſtark und feſt: nein! Wir kennen uns, Herr von Rinken: ich Sie; und Sie mich. Klingeln Sie; laſſen Sie mich wegſchleppen! Aber hören Sie auch, was ich kann. Ich kann Sorben ſchreiben; ich kann — ſie trat ſtolz und gebieteriſch auf ihn zu — ich kann nach Kaſſel gehen, und dort den Landesherrn ſprechen, ihm öffentlich auf der Parade, vor jedermanns Ohren, laut ſagen: der Herr von Rinken verſprach mir tauſend Thaler, wenn ich ſeinen tugendhaften Neffen zu Ausſchweifungen verführen wollte. Das kann

ich;

ich; und nun klingeln Sie, wenn Sie noch Luſt dazu haben!

Höchſt erbittert rief Rinken: „elende Kreatur! wie du willſt! mich kümmert es nicht.“

Prahlen Sie nicht, Herr von Rinken, erwiederte Hannchen mit verachtender Miene. Das Verbrechen ſcheuen Ihresgleichen freilich nicht. O, ich weiß wohl, Sie würden mit fröhlichem Muthe auch die reinſte Unſchuld vergiften, wie man mich vergiftet hat; Sie würden lachend und ohne Reue ſelbſt Suſannen verführen, und wenn auch Vater und Tochter dadurch ein Raub des tiefſten Jammers würden: denn die unglückliche Unſchuld, das wiſſen Sie wohl, ſtirbt ohne Klage, ohne Rache; Sie wären ſicher vor der Stimme der Armen, die ſie elend gemacht hätten. Aber vor mir, Herr von Rinken, — lächeln Sie, ſo viel Sie wollen! — vor mir zittern Sie, weil Sie fürchten müſſen, daß ich Ihre Verbrechen entdecke. Und nun ſehen Sie, ich werde hier bleiben, ſo lange ich will!

Rinken ſtand, mit verbiſſener Wuth im Geſicht, an der Klingel, und warf Hannchen giftige Blicke zu. „Das Spinnhaus wird dein Lohn ſeyn,“ ſagte er endlich langſam, „wenn du es wagſt . . .“

Das Spinnhaus? rief Hannchen, ganz außer ſich; das Spinnhaus? O, drückende Ketten im dunkelſten Kerker wollte ich küſſen, wenn das meine Strafe ſeyn ſollte. Hier, hier — rief ſie mit rollenden Augen, und ſchlug die Hand auf die Bruſt — hier iſt meine Strafe, meine Hölle! Das Gefühl meiner Schande, die vergeblichen Wünſche meiner Seele: die, die ſind meine Strafe, und werden einſt auch noch die deinige ſeyn. Alſo das Spinnhaus. Elender Menſch, ſchicke mich dahin! — Sie flog an die Klingel, und zog mit aller Gewalt. — „Um Gottes willen!“ ſagte Rinken erſchrocken; „was machen Sie, Hannchen?“ Er eilte den Bedienten entgegen vor das Zimmer, und wies ſie zurück. Dann kam er wieder. „Was machen Sie, Hannchen?“ fragte er finſter; „wollen Sie mich den Bedienten Preis geben?“

Sehen Sie, Herr von Rinken? erwiederte Hannchen; Sie zittern vor Ihren Leuten, wie ich vor jedem Blicke eines reinen Auges. Das iſt unſre Strafe, und beweiſt mir den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter. — Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer.

Rinken warf ſich, gedemüthigt und die Zähne knirſchend, in einen Stuhl. So war denn ſein Plan gänzlich zerſtört; und doch brannte heiße Liebe zu Suſannen in ſeiner Bruſt. Er nahm ſich vor, wenigſtens ſeinem Neffen Suſannen ebenfalls zu rauben; aber dann fiel ihm Hannchen wieder ein, und er zitterte in ſeinem eigenen Hauſe vor der verzweiflungsvollen Entſchloſſenheit dieſes Mädchens. Wie ein Geſpenſt ſtand ſie drohend vor ihm. Konnte ſie nicht in ihren ſeltſamen Anfällen von Tugend, Reue und Verzweiflung ihn zwingen, ſelbſt Suſannen mit Sorben zu vereinigen? — Seine Wuth mattete ihn endlich ab, da er nur gegen ſich ſelbſt wüthen durfte.

Er mußte Hannchen erſt entfernen, oder wieder gewinnen. Ihr Betragen war ihm noch ein dunkles Räthſel, und er würde ſie gern für wahnſinnig gehalten haben, wenn nur nicht ſo viel dagegen geſprochen hätte. Er erinnerte ſich aller ihrer Worte, und brachte heraus, daß ſie Sorben lieben müſſe; nur konnte er dann wieder nicht begreifen, daß ſie ſo unthätig war, und es gänzlich aufgegeben hatte, ihn zu verführen.

Hannchen liebte Sorben in der That mit der ſtärkſten Leidenſchaft; und dieſe Liebe erweckte die Tugend wieder in ihrem Herzen. Der Gedanke, daß ſie hier im Hauſe ſey, um ihn zu verführen, wurde ihr unerträglich; ja, ſie dachte mit Abſcheu daran, daß ſie dies jemals gewollt hatte. Sie liebte ihn ſo innig, liebte ihn um ſeiner Tugenden willen, und fühlte ſich ſeiner Gegenliebe ſo gänzlich unwerth! Selbſt ſeine Freundſchaft und ſein Vertrauen, ſo theuer ſie ihr auch waren, nahm ſie nur mit Scham und Zittern an.

Schon oft, wenn er ihre Hand faßte, und ſie „mein edles Hannchen" nannte, war ſie im Begriff geweſen, ihm zu geſtehen, wer ſie war; aber ſie hatte dazu nicht Muth genug, weil ſie ihn dann auf immer verlieren mußte. Mit Neid, mit Schmerz ſah ſie ſeine Liebe zu Suſannen; jeder zärtliche Blick, jeder Händedruck, den er dieſer gab, ging ihr wie ein Dolch durch die Seele. Aber dennoch liebte ſie Suſannen, hing oft weinend an ihrer Bruſt, und bat ihr heimlich das Unrecht ab, das ſie ihr durch die Liebe zu Sorben zu thun glaubte. Wohl hundertmal beſchloß ſie, den beiden Glücklichen Rinkens Verrätherei zu entdecken; und eben ſo oft nahm ſie ſich vor, Sorgau gänzlich zu verlaſſen. Aber ſchon bei dem bloßen Gedanken fühlte ſie die bitterſten Schmerzen. Ich will ihn ſehen, dachte ſie oft in ſchlafloſen Nächten, ihn ſehen, ihn lieben, und er ſoll nie erfahren, daß mein Herz für ihn bricht! Das ward ihr feſter Entſchluß, und ſie führte ihn mit großem Muthe aus. Sorben war wohl ſchon lange vorher auf den Gedanken gerathen, daß Hannchen ihn liebe; jetzt aber glaubte er es nicht mehr. Hannchen ſchien nichts als ſeine Freundin zu ſeyn; ſie lächelte, und war doch ein Raub des nagendſten Kummers. — Welch eine Tugend hatte die Wolluſt in dieſem Herzen zerſtört!

Einige Tage warf Rinken, wenn er nicht von Andern bemerkt wurde, Hannchen noch finſtre Blicke zu; bald aber ſchien er alles vergeſſen zu haben. „Ja, Hannchen," fing er einmal an, da er mit ihr allein war; „ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich Suſannen liebe. Aber, wenn ich mich nicht irre . . . Nicht wahr, Hannchen? Sorben iſt Schuld an den Thränen, die jetzt Ihre Augen verderben, an Ihrer blaſſen Farbe, an Ihrer üblen Laune?" — Hannchen ſah ihn fragend an. — „Wenn das wahr iſt, wenn Sie Sorben lieben, ſo wiſſen Sie ſo gut wie ich, daß ich nicht glücklich bin. Sehen Sie, Hannchen, ich dachte: deſto beſſer! ſo geht Ihr und mein Glück Einen Weg. Sie können doch in der That nicht zugeben, daß Suſanne Sorbens Frau wird, und in ſeinen Armen Ihrer ſpottet! Sorben hat Ihre Liebe zu ihm längſt bemerkt; ſie iſt ja dem ganzen Hauſe kein Geheimniß mehr. Aber nur Muth gefaßt, Hannchen! es iſt nicht alles verloren. Bei Ihrem Geſichte, bei Ihrer ſchönen, intereſſanten Geſtalt, bei Ihrem feinen Kopfe, wollen Sie doch nicht vor einem Mädchen weichen, das weiter nichts, als kindiſche Unſchuld hat?"

Kindiſche Unſchuld! wiederholte Hannchen betrübt, und ſchlug die Hände langſam zuſammen. Ach, eben dieſe Unſchuld, dieſe Unſchuld! — Rinken drang weiter in ſie. — Verführen? rief ſie endlich mit Abſcheu; Sorben verführen? Nein, Herr von Rinken! wagen Sie es nicht, ſein Glück anzutaſten. Meine letzte Kraft werde ich ſonſt gebrauchen, ihm zu ſagen, wer ich bin, und wer Sie ſind! Nein, nein! er ſoll glücklich werden! er ſoll!

Rinken lenkte ein; er verſprach, daß er ſich bemühen wollte, ſeine Leidenſchaft für Suſannen zu unterdrücken. Hannchen ſah ihn ernſt und zweifelnd an. Sie gingen Beide mißtrauiſch und erbittert aus einander. In Kurzem bemerkte Hannchen an Rinkens leiſer und ſpitzer Freundlichkeit, daß er Suſannen noch nicht aufgegeben hatte und über einem neuen Plane brütete, Sorben unglücklich zu machen. Nun gab ihr gebeſſertes Herz ihr den Muth, ſich zum Schutzengel eben der Liebe aufzuwerfen, die ſie hatte zerſtören wollen. Sie näherte ſich Rinken wieder, und ſuchte ihn auszuholen; aber vergebens. Er blieb verſchloſſen, obgleich ſeine Freundlichkeit gegen ſie zunahm. Seine Bewerbungen um Suſannen ließen nach, und er fing ſogar an, Bemerkungen über ihre und ſeines Neffen Liebe zu machen, die ſo gutartig waren, daß ſie Sorben in den Himmel verſetzten. Rinken ſagte jetzt auch zu Hannchen: er werde endlich wohl in eine Verbindung zwiſchen Beiden willigen müſſen. Sie ſah ihn mit einem forſchenden Blicke an, und ſchwieg.

„Nicht wahr, Hannchen,“ fragte er: „meinen Sie nicht, daß ich, wenn auch mein Plan gelungen wäre, dennoch leicht hätte unglücklich werden können? Ich finde in der That jetzt etwas Beſchämendes in der Art und Weiſe, wie ich mich benommen habe. Es war, ſo ungern ich mir das auch geſtehe, doch immer eine Betriegerei. Freilich noch vor einigen Tagen hätte ich es gern geſehen, wenn ſie gelungen wäre. Aber Sie wollten nicht; und ich bin Ihnen Dank dafür ſchuldig. Hier, Hannchen! (Er hielt ihr eine Rolle Gold hin.) Dies verſprach ich Ihnen für die Ausführung meines Planes; jetzt ſey es ein Beweis meiner Achtung, und der Lohn für Ihre Tugend. Nehmen Sie, und ſeyn Sie überzeugt, daß Ihr Betragen nicht ohne Wirkung auf mein Herz geblieben iſt.“

Hannchen nahm die Rolle Geld, ohne etwas zu ſagen; allein ſie behielt den Zweifel, ob er aufrichtig ſpreche, und den forſchenden Blick, mit dem ſie ſeine Gedanken durchdringen wollte. Rinken fluchte innerlich auf das Mädchen, das ſo ſchwer zu betriegen war und doch betrogen werden ſollte. Er fing nun an, bei Hannchen ſelbſt den Liebhaber zu machen; und ſie wies ihn ſcherzend ab. „Eine von euch Beiden muß mein ſeyn!“ ſagte er ernſthaft, und wollte ſie in die Arme nehmen. Nun konnte Hannchen nicht länger zweifeln. Sie entwand ſich ſeinen Armen, legte die Rolle Gold auf den Tiſch, und ſagte mit weinenden Augen und gebrochenem Herzen: Herr von Rinken, dieſe bittre Erinnerung an meine Schande hätten Sie mir erſparen ſollen! Alles Gold in der Welt . . . O, ich Unglückliche! Wie verächtlich muß ich ſeyn, daß Sie mir noch jetzt einen ſolchen Antrag machen!

Laſſen Sie mich! Sie zerreißen mein Herz noch mehr. O, ich Unglückliche! — Mit dieſen Klagen flog ſie in ihr Schlafzimmer, und Rinken hörte ſie noch lange ſchluchzen. Er blieb nicht ganz ohne Gefühl für ihr Elend und ihre wieder auflebende Tugend; aber bald ſetzte er ſich darüber hinweg. „Wie ſchwach doch der Kopf werden kann!" ſagte er, und ſchob die Rolle Gold in Hannchens Schreibtiſch. „Wer hätte glauben ſollen, daß dieſes Mädchen ſchon im zwanzigſten Jahre ſo fromm werden könnte! Gleichviel, wenn ſie nur glaubt daß ich Suſannen vergeſſen habe; und das wird ſie!" Er verließ lächelnd, aber doch nicht ohne Unruhe, das Zimmer.

Hannchen zweifelte jetzt kaum noch an ſeiner Aufrichtigkeit, beſonders da er anfing, mit Sorben ſelbſt beſtimmt über eine Verbindung zwiſchen ihm und Suſannen zu ſprechen. „Du haſt Recht, Vetter," ſagte er: „Suſanne iſt dir zwar nicht an Stande gleich; allein ſie erſetzt dieſen zufälligen Mangel durch ſo viele Tugenden, daß es unmenſchlich wäre, hier das Vorurtheil geltend zu machen." — Sorben war wie im Himmel; ſo viel hatte er nie erwartet. — Rinken fuhr fort: „Das unglückliche Vorurtheil iſt nun einmal da, und unſre Familie wird freilich Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, um deine Verheirathung mit Suſannen zu hindern. Sie können zwar nichts machen, wenn ich meine Einwilligung gebe; aber ſieh, lieber Vetter, das iſt es eben! Man würde mit Vorwürfen, mit Verläumdungen, über mich her fallen; und denen möchte ich gern aus dem Wege gehen. Ich habe einen Plan, der alles, was du wünſcheſt, ohne große Schwierigkeiten bewirken kann. Laß deine Abſichten auf Suſannen, ſo viel wie möglich, noch geheim bleiben. Ich bin auf dem Wege, in Kaſſel eine Beförderung für dich zu erhalten; dann biſt du nicht mehr von mir abhängig. Nach einiger Zeit läßt du dich mit Suſannen in der Stille trauen. Ich poltere, ich ſchelte ſo gut wie die übrige Familie, weil es ohne mein Wiſſen geſchehen iſt. Dir, einem jungen verliebten Menſchen, wird man am Ende eine Thorheit zu gute halten; aber nimmermehr vergäbe man mir meine Einwilligung. Ich kündige dir eine Zeitlang meine Unterſtützung auf; dann verſöhnen wir uns wieder, und ſo ferner. So biſt du glücklich, ohne daß ich dabei leide. Sey nur ja vorſichtig! Ein Jahr könnte leicht noch darüber hingehen. Indeß, es hat ja auch keine ſo große Eil; Suſanne iſt ein und zwanzig Jahr alt, und du fünf und zwanzig.

Sorben fand den Plan ſeines Oheims ſo vernünftig, daß er dieſes Mal ſogar Suſannen nicht Recht gab, die ſich ſo ungern von ihm trennen wollte und obendrein in der ganzen Sache etwas Unredliches ſah. „Sorben,“ ſagte ſie; „du willſt deine Verwandten betriegen? mich in deine Familie hinein ſtehlen? Was bedarf es aller dieſer Schleifwege? Du heirathest mich, weil wir uns lieben. O Sorben, Sorben! wehe dir, wenn wir uns auf etwas anders verlaſſen müßten, als auf unſere Herzen!“ — Sie foderte von ihm, er ſollte den ganzen Plan aufgeben. „Wenn du ein Bettler wäreſt,“ ſagte ſie, „und ich eine Krone hätte — ich ließe die Krone fahren, und ſänke, ſo bald du wollteſt, in deine Arme.

Was hat die Welt mit unſrer Liebe zu ſchaffen?"

Suſanne wurde mit ihrer Schwärmerei überſtimmt, da auch ihr Vater den Plan des Herrn von Rinken ganz vernünftig fand. — „Du mußt den Menſchen nachgeben," ſagte der Vater zu ihr; „die Tugend liegt in der Mitte, ſo wie das Glück. Noch immer willſt du nicht für die Welt paſſen; und die Folge davon wird ſeyn, daß die Welt nicht für dich paßt. Die Tugend der Engel kann für den Menſchen die Quelle von Elend werden; ja, ſie könnte ein Verbrechen ſeyn. Verwechſele nicht immer den Himmel mit der Erde! Es giebt Gränzen für unſre Tugend, weil wir menſchlich-tugendhaft ſeyn ſollen; ſie zu überſchreiten, iſt Thorheit, und zerſtört unſere Ruhe. Du möchteſt gern alles deinem Herzen verdanken, nichts den Umſtänden: ſo wie du in deiner Kindheit alles nur Engeln verdanken wollteſt, nichts den Menſchen, denen doch die Verſehung einen Theil unſerer Ruhe in die Hände legte, damit wir ſie ertragen lernen ſollten." — Suſanne mußte nachgeben.

Auch Hannchen fand Rinkens Vorſchlag ganz vernünftig. Sie machte zwar einige Erinnerungen, die Sorben zu Zweifeln an der Aufrichtigkeit ſeines Oheims veranlaſſen konnten: allein er achtete nicht darauf; und mehr wollte ſie nicht ſagen, um nicht das Glück der Liebenden durch Furcht zu ſtören. Hannchen trauete dem boshaften Lächeln in Rinkens Geſichte nicht; ſie glaubte, er hätte gar nicht die Abſicht, die beiden Liebenden zu vereinigen, und wollte durch Entfernung nur ihre Leidenſchaft ſchwächen.

Eines Tages bekam Rinken, als ſie gerade in ſeinem Zimmer war, einen Brief, wie der Bediente beim Hereinbringen ſagte, aus Kaſſel. Kaum hatte Rinken ihn erbrochen und den Anfang geleſen, ſo wurde — das konnte Hannchen im Spiegel ſehr genau beobachten — ſein Geſicht von einem liſtigen, triumphirenden Lächeln ſehr lebendig. Mitten unter dem Leſen nickte er mit dem Kopfe, als ob er ſagen wollte: es iſt mir gelungen! Dann ſteckte er den Brief, vierfach zerriſſen, in die Taſche, ging hinaus, und rief Sorben. Hannchen fragte dieſen nachher, was ſein Oheim von ihm gewollt hätte. Sorben antwortete: er ſprach von meiner Verbindung mit Suſannen, und ſchlug mir vor, bald nach Kaſſel zu gehen.

Hannchen wurde noch aufmerkſamer, als vorher. Nach Tiſche ging Rinken aus, um einen Beſuch zu machen, und zog einen andern Rock an. Hannchen fiel, ſobald er zum Hauſe hinaus war, über ſeine Taſche her, legte den zerriſſenen Brief zuſammen, las, und erſtarrte. Das hölliſche Komplott war gemacht; Sorben ſollte nach Kaſſel, um dort einer teufeliſchen Rotte in die Hände zu fallen, die es über ſich genommen hatte, ihn ſo fein und ſo mannichfach mit den Banden der Welt zu umſchlingen, daß er Suſannen und die Tugend darüber vergeſſen ſollte. Einer von den Verſchwornen, ein junger, liebenswürdiger, witziger Mann, der beiden Geſchlechtern unwiderſtehlich war, hatte den Brief geſchrieben. Er ſetzte dem Herrn von Rinken umſtändlich aus einander, was für Plane gemacht wären, dem jungen Plato, den man mit Begierde erwartete, zu beweiſen, daß die wirkliche Welt ein andres Ding ſey, als die Welt ſeiner Phantaſie.

Hannchen bebte vor Abſcheu. So ſollte der Jüngling, den ſie als ein nicht zu berührendes Heiligthum betrachtete, dennoch in die Schlingen der Wolluſt ſtürzen! Sie zitterte; denn ſie kannte die Gewalt der Verführung, die Stärke der Eitelkeit, die falſche Scham vor den Spöttereien der Welt, die Allmacht des Beiſpiels, den Sturm der Ueberraſchung. Aengſtlich und ſchluchzend eilte ſie auf Sorbens Zimmer, und von da in den Garten. Hier ſaß er mit Suſannen in einer abgelegenen Laube, und ſprach entzückt von ſeinen nahen ſchönen Hoffnungen.

Hannchen ſtürzte, mit dem Brief in der Hand, zu ihnen hin, und ſank an ihrer Seite nieder, ohne ein Wort ſprechen zu können. Beide fragten, was ihr fehlte. Ihr Buſen flog in großer Bewegung, und ſie konnte ſich kaum erholen. Endlich ergriff ſie Sorbens Hand, und rief: „nicht nach Kaſſel!“ — Warum nicht? fragte Sorben lächelnd.

„Nein,“ fuhr ſie fort: „bleiben Sie hier, oder gehen Sie anders wohin; nur nicht nach Kaſſel! Dort hat Ihr boshafter Oheim den Abgrund geöffnet, der Sie verſchlingen, der Sie auf ewig von Suſannen trennen ſoll.“ — Suſanne ſtand zitternd, Sorben erwartungsvoll da. „Leſen Sie, leſen Sie!“ fuhr Hannchen fort, und hielt ihm den Brief hin.

Sorben bat Hannchen, ſich zu faſſen und ruhig zu erzählen.

„Ihr Oheim,“ fing ſie an, „liebt Suſannen, und hat die Liſt eines boshaften Wollüſtlings. Ich Unglückliche, ich . . . Nein, hören Sie. Er verzweifelt, Suſannens Herz von Ihnen loszureißen, wenn Sie nicht in den Armen der Wolluſt verführt werden. Dazu ſollen Sie nach Kaſſel; dort erwartet Sie eine hölliſche Rotte, um Sie in ihr Netz zu ziehen. O, ich beſchwöre Sie, bleiben Sie hier!“

Suſanne erſtarrte vor Schrecken, und ſank an Hannchens Bruſt. Bald rief ſie: o, Engel vom Himmel geſandt, guter Engel! — und Hannchen riß ſich aus ihren Armen. Sorben betrachtete Hannchen mit ernſten Blicken. Seitdem von einer Reiſe nach Kaſſel die Rede geweſen war, hatte ſie immer zweideutig davon geſprochen. Ihm waren ihre Anmerkungen über ſeines Oheims Charakter nicht entgangen, und dabei hatte ſie ſich ſo leidenſchaftlich gegen ihn gezeigt, daß er ſchon ſeit einiger Zeit vermuthete, ſie liebe ihn, und daß er jezt ſehr leicht auf den Gedanken gerathen konnte, ſie wolle ihn nicht gern entbehren. Er ſchüttelte den Kopf, lächelte, und ſagte: wohl denn! iſt der Plan gemacht, ſo weiß ich ihn ja nun; und wer die Gefahr kennt, hat ſie ſchon halb beſiegt. Hannchen, Sie zittern vor einem Geſpenſte!

„Vor einem Geſpenſte? Leſen Sie, leſen Sie!“ Sie hielt ihm den zerriſſenen Brief aufs neue hin. Er las, und gab ihn lächelnd zurück. Woher wiſſen Sie denn, fragte er, daß ich in dieſem Briefe gemeint bin? Es iſt ja die Rede darin von einem jungen Plato, von einem Philoſophen, und nicht von mir.

„O, ich weiß, daß man Sie meint; ich weiß es.“

Und woher wiſſen Sie, daß man es ſo gar arg mit mir machen will? Hier ſteht ja nur:

man will den jungen Menſchen ſo in das Netz hineinſchwatzen, daß er am Ende den Unterſchied zwiſchen ſeinen Ideen und der wirklichen Welt fühlen ſoll. Woher wiſſen Sie denn das, Hannchen?

„O, ich weiß es, Sorben. Hier, hier!“— Sie ſchlug ſich heftig auf die Bruſt. — „Ich beſchwere Sie . . .“

Hannchen, ſagte Sorben gutmüthig, ich will nicht unterſuchen, wie es zugeht, daß Sie meine Abreiſe nach Kaſſel ſo fürchterlich finden wollen; ſie mag Ihnen wohl gar wirklich ſo ſcheinen. Aber — Sie nehmen in der That zu vielen Theil an mir!

Hannchen ſah ihn lange ſtarr an; dann ſchlug ſie furchtſam das Auge nieder, und rang in großer Bewegung die Hände. Nach einer Pauſe ſagte ſie leiſe und weinend: „ich weiß, was Sie ſagen wollen, Herr von Sorben. Ja! es iſt ſo! Ich liebe Sie unendlich und hoffnungslos. Dieſe Liebe iſt mein Stolz, mein Glück und mein Elend. Aber wenn Sie glauben, daß ich Sie hier behalten will, weil ich Sie liebe, ſo irren Sie Sich. Ich habe meiner Liebe ſchon größre Opfer gebracht. — O Sorben! Sorben!" fing ſie nun auf einmal heftig an; „hören Sie, und retten Sie Sich! Ich bin . . ." — Sie ſank vor Suſannen und Sorben auf die Kniee, und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen — „ich bin . . . aus der Hauptſtadt, nicht, wie Sie glauben, ein unſchuldiges tugendhaftes Mädchen, nein! ich bin . . . ich war . . . eins von jenen verworfenen Geſchöpfen, die ein Handwerk aus der Wolluſt machen. Ihr Oheim hatte mich gedungen, Sie zu verderben. Ich ſollte Sie zum Laſter führen; aber Sie führten mich zur Liebe, und, wenn nicht zur Tugend, doch zur Reue. Glauben Sie mir nun? — Sorben! rief ſie jetzt, und ſprang auf: gehen Sie nicht nach Kaſſel! Sie kennen die Gewalt der Verführung nicht!"

Jetzt eilte ſie aus der Laube weg in das Haus, wo ſie ſich faßte, und überlegte. Sie ſteckte den Brief wieder in Rinkens Taſche, und lächelte darüber, daß ſie eine Art von Zufriedenheit in ihrer Bruſt empfand. Rinken kam bald wieder nach Hauſe, und ſie bat ihn ſogleich, er möchte ſie nach Hersfelde bringen laſſen. „Ich kann hier nicht länger aushalten,“ ſagte ſie, „und muß unter andre Menſchen.“ Rinken machte Anfangs einige Schwierigkeiten; allein nur zum Schein, da er es recht gern ſah, daß ſie abreiſte. Ihre Sachen waren bald eingepackt, und der Wagen angeſpannt. Sie ſprang noch einmal in den Garten, wo Suſanne und Sorben, von jener Scene tief erſchüttert, noch immer ſaßen. Beide konnten nicht mit ſich eins werden, ob ſie Hannchen glauben dürften, oder nicht; und nun wurden ſie zum zweiten Mal von ihr überraſcht.

So wie Hannchen in die Laube trat, ſprang Suſanne auf, und wollte ſich an ihren Buſen werfen. Wer du auch biſt, rief ſie, . . .

Hannchen riß ſich los. „Sorben,“ ſagte ſie ruhig; „eilen Sie, heirathen Sie Ihre Suſanne. Ich bitte Sie, trauen Sie der Bosheit nicht. Es giebt tauſend Wege, Sie unglücklich zu machen; und Sie haben nur Einen, glücklich zu werden: die Verheirathung. Zögern Sie nicht länger. Leben Sie wohl! und auch Sie, gute Suſanne! — Ich brauche das nicht; Sie können es vielleicht brauchen." Mit dieſen Worten gab ſie die Rolle Gold Suſannen in die Hand, ging dann ſchnell durch den Garten, brach in Thränen aus, und ſtieg in den Wagen, der nun die Heerſtraße nach Hersfelde rollte.

Sorben führte Suſannen nach Friedewald. Unterweges ſagte er ihr: nun kann ich mir alles erklären. Gewiß, Hannchen iſt ein edles Mädchen. Suſanne erfuhr jetzt, in welchen Gefahren Sorbens Treue geweſen war. Er erzählte ihr die Begebenheiten jener Nacht, ſeine Schwäche und ſeinen Triumph. Suſanne ſchloß den treuen, jetzt über alles geliebten Jüngling mit doppelter Innigkeit an ihre Bruſt. „O," ſagte ſie, „wenn mein Vater wüßte, daß deine Treue, deine Liebe ſo in Feuer geprüft iſt, er würde nicht mehr an der Ewigkeit unſerer Liebe zweifeln." Sie konnten nicht aufhören von Hannchen zu reden, und vergaßen darüber den Oheim und ſeine Abſcheulichkeit. Sorben mußte Suſannen vieles aus einander ſetzen, was ſie entweder noch gar nicht, oder nur halb wußte: Hannchens

Liebe zu ihm, ihre Verzweiflung, ihr ſeltſames Betragen, ihren Kummer, ihre Furchtſamkeit. — Alles wurde jetzt hell; nur konnte Suſanne nicht begreifen, wie das Mädchen bei ſo vieler Abſcheulichkeit dennoch ſo edler Handlungen fähig war. „Wie? ſo erhaben und ſo niedrig zugleich! Es iſt nicht möglich!“ ſagte ſie Einmal über das andre.

Sorben ſchlich ſich, ſobald er nach Sorgau zurückkam, auf Hannchens Zimmer, um ihr die Rolle Gold wieder zu geben. Er hörte zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie fort war; und ſelbſt ſein Oheim wußte nicht, wohin. Jetzt fühlte er eine ſo hohe Bewunderung für ihren Charakter, daß er ſie nur noch einmal zu ſehen wünſchte, um ihr das ſagen zu können. Sie hatte in der Nacht eben ſo vielen Theil an ſeinen Träumen als Suſanne.

Rinken ließ ſich nichts gegen Sorben merken, und auch dieſer ſchwieg. Sorben wünſchte, ſich die Freundſchaft ſeines Oheims zu erhalten, und wollte, ehe er einen Entſchluß faßte, noch einmal mit Suſannen ſprechen. Er hatte mit ihr verabredet, ſie den folgenden

Tag bei dem Nadelöhre zu finden; und dorthin ging er nun in tiefen Gedanken.

Suſanne kam, und faſt ihre erſten Worte waren: „dein Oheim iſt ein Ungeheuer, mit dem ich in der Welt nichts mehr zu theilen haben will.“ Sorben fühlte die Abſcheulichkeit ſeines Oheims ſo ſehr wie Suſanne; allein er hatte eben darauf einen Plan ſeines Glückes gebauet, der wahrſcheinlich auch gelungen wäre. Sieh, ſagte er zu Suſannen; mein Oheim iſt gleichgültig gegen Verbrechen, aber nicht gegen Schande. So wenig er ſich um die Stimme ſeines Gewiſſens kümmert, ſo viel liegt ihm an dem Urtheile der Welt über ihn. Jetzt habe ich ihn in meiner Gewalt. Ich werde ihm noch heute ruhig ſagen, was ich von ihm weiß, und daß mich nichts mehr abhalten ſoll, dich zu heirathen. Er wird ſeine Einwilligung geben; und . . .

„Sorben, Sorben!“ rief Suſanne eifrig; „brauchſt du denn wirklich die Einwilligung dieſes Ungeheuers? fühlſt du gar nichts Widriges bei dem Gedanken, dich von unſerm bitterſten Feinde abhängig zu machen? — Nein, Sorben, fuhr ſie fort, und fiel ihm mit Thränen um den Hals: wenn du mich liebſt, ſo laß mich nie wieder etwas von dieſem abſcheulichen Menſchen hören, der uns haßt, weil wir tugendhaft ſind. O, mein ahnendes Herz! Da fandet Ihr alle den Plan dieſes Ungeheuers, daß du nach Kaſſel ſollteſt, ſo vernünftig; ich nicht: denn es iſt unrecht, ſich auf andre Menſchen zu verlaſſen, ſo lange man noch Glauben an ſich ſelbſt haben kann. Und, Sorben, Sorben! den Glauben an dich ſelbſt und an mich haſt du doch nicht verloren?"

Was ließ ſich der ſchönen Schwärmerin auf dieſe Frage antworten? Sorben küßte ihre Hände, und ſchwor, daß er mit ihr in einer Wüſte glücklich ſeyn würde. „Nun wohl," ſagte ſie; „wenn das iſt, Sorben — wozu denn noch immer dein Oheim? wozu das Achſelzucken, das ängſtliche Bedenken, ſo oft ich ſage, wir können den Menſchen entbehren? Ja, Sorben, das können wir. Sieh, fuhr ſie mit ſanfter, liebkoſender Stimme fort, und ſtreichelte ſeine Wange: ſieh, ich will dir den Plan unſeres Lebens vorzeichnen. Wir gehen nach Kaſſel, als Mann und Weib. Gut; ich will dir nachgeben. Du wagſt, um die Vortheile deiner Geburt, deines Standes zu retten, einige Monate, und bemüheſt dich um ein Amt. Aber, ich ſehe, wie es kommen wird. Du kannſt nicht ſchmeicheln, kannſt dich nicht ſchmiegen; und das iſt mein Stolz, eben darum lieb' ich dich. Oder, Sorben, haſt du Luſt dich vor dem Laſter zu demüthigen? willſt du dich beugen vor dem Gelde oder dem Range eines Elenden?

Sorben drückte ſie, anſtatt aller Antwort, mit Entzücken an ſeine Bruſt.

„Sieh, Sorben,“ fuhr ſie fort: „du könnteſt dieſen Weg ganz unbetreten laſſen; denn er führt zu weiter nichts, als zu dem Unmuth etwas vergebens verſucht zu haben. Du zeichneſt und mahlſt nach dem Urtheil aller Kenner vortrefflich; ich ſchreibe eine gute Hand, und verſtehe, wie mein Vater ſagt, die Kunſt zu unterrichten meiſterhaft. So kann es uns ja nie an Unterhalt fehlen. Mein Vater äußerte neulich einmal ganz von ungefähr: ich könnte mich in einer großen Stadt ſehr gut mit Unterricht ernähren, wenn ich auch gar keine andre Hülfe hätte. O, Sorben, du mußt das Glück fühlen, das in der Vorſtellung liegt, durch ſich ſelbſt zu leben, durch ſich ſelbſt glücklich zu ſeyn! Denke dir nur die ſeligen Stunden, da wir für einander arbeiten, da jene einfache Mahlzeit durch den Gedanken, wir haben ſie verdient, uns doppelt erquickt, jedes Geräth, das wir anſchaffen, jede Bequemlichkeit, die wir uns erarbeiten, mit dem Stempel der Liebe und der Tugend bezeichnet iſt! O denke, wie glücklich wir ſeyn müſſen, wenn wir das Beiſpiel der reinſten Tugenden, einer ewigen Liebe, und einer Glückſeligkeit geben, die aus unſern Herzen entſpringt, und von einer ruhigen Thätigkeit ihren ſchönſten Reitz erhält! Denke . . ." Sie konnte nicht weiter reden, weil Thränen des Entzückens ihre Worte unterbrachen. Ihr Auge funkelte von dem Feuer der Tugend, und ihre Bruſt hob ſich in den edelſten Gefühlen. Sie theilte Sorben ihre Empfindungen mit; und ihre Worte, die ſo tief aus ihrer Seele kamen, drangen in ſein Herz. Er erröthete, ſich an Muth, an Liebe von einem Mädchen übertroffen zu ſehen, und ſeine Phantaſie weilte bei dem reizenden Bilde des häuslichen Lebens mit Suſannen. Das Glück ſie zu beſitzen, überſtrahlte mit blendenden Farben alle andern Bilder, die er ſich ſonſt von einem glücklichen Leben dachte. Die Pracht, die er ehemals wünſchte, ſchien ihm jezt fade. Er umarmte mit Innigkeit das edle Mädchen, das kein andres Glück kannte, als ſeinen Beſiz, und ſagte in überſtrömendem Gefühle: „ja, Suſanne, es ſey ſo! es iſt ſo! Und ließe der Himmel alles mißglücken, ſo . . . ja, Suſanne, ich wünſchte, daß alles mißglükken möchte. Sieh, in einer von dieſen Hütten — er zeigte auf eine nahe Kohlenbrennerhütte — würde ich mich mit dir verbergen, und dennoch dem Himmel für mein Glück danken. Die Axt wollte ich ſo ſtolz führen, als ob ſie ein Zepter wäre; denn ich würde für dich arbeiten. Deine Liebe machte mir aus dem einfachen Holzſitze einen Thron, aus der Hütte einen glänzenden Palaſt. O Suſanne! mit dieſer Umarmung — er umſchloß ſie noch inniger — reiß' ich mich ganz von der Welt los, und bin nur dein! dein!"

Und der Tugend! ſetzte Suſanne mit feſtem, edlem Tone hinzu. Beide Liebende ſchworen nun in ihrem Entzücken, der Tugend und der Liebe ewig treu zu bleiben; immer zu thun, was Recht ſey; nie zu fragen: was wird daraus werden? Sie ſchworen es mit bebender Stimme, mit rinnenden Thränen, und mit ſeligen Empfindungen in ihrer Seele.

Die große Scene war vorüber, und ihre Kräfte noch nicht erſchöpft. Der Enthuſiasmus der Tugend ſetzt Kräfte in Bewegung, die wir nicht kennen, und giebt ihnen eine ſeltene Dauer. Sorben hatte ſein Leben mit Suſannen ſich nie anders als in dem Schimmer der Pracht gedacht; und jetzt fand er Suſannen in dem einfachſten Kleide, an ſeinem Arme auf einem unbeſuchten Spaziergange, ſchöner, als in einem prächtigen Wagen und in dem Gedränge der großen Welt. Eine Hütte mit Immergrün bewachſen, ein Raſenſitz, ein Paar Stühle, ein reinlicher Tiſch ſtanden jetzt in dem Bilde ſeiner Glückſeligkeit, anſtatt des großen Palaſtes voll prächtiger Säle und Zimmer. Er ſagte das Suſannen; ja, er ſagte noch mehr, als er wirklich fühlte: und in dieſer Stunde voll Leidenſchaft faßten Beide den Entſchluß, dieſe reitzenden Bilder ſogleich zu realiſiren.

Nichts ſtand ihnen im Wege. Suſanne bürgte für die Einwilligung ihres Vaters, und die Bande zwiſchen Sorben und Rinken waren zerriſſen. Sie hatten ſogar noch mehr als ſie zu brauchen glaubten: Sorbens kleines Vermögen, die Rolle Geld von Hannchen, und Beiſtand von Suſannens Eltern. „Wann?“ fragte Sorben. — Wann? fragte Suſanne, mit heiterm Blicke. „Bald?“ fragte Sorben wieder. — Morgen! antwortete Suſanne. „Heute!“ rief Sorben. Jetzt! jetzt! jauchzte Suſanne, und ſie fielen einander in die Arme.

Sorben kehrte nach Sorgau um, und Suſanne ergriff ſeine Hand, weil ſie ihn bis an das Ende des Waldes begleiten wollte. Unterweges ſprachen ſie noch immer von dem glücklichen Leben, das ſie führen würden. Als ſie aus dem Gebüſche hervortraten, ſtand Rinken vor ihnen.

Sorbens Empfindung wurde doch ein wenig abgekühlt, als er ſeinen Oheim erblickte; Suſanne aber warf einen ſtolzen Blick auf Rinken, und antwortete nicht ein Wort auf ſeine Frage: „wohin ſo eilig?“ . . . „Nun?“ fragte Rinken ſeinen Neffen: „wohin?“ Ich will nach Sorgau; Suſanne hat mich, wie Sie ſehen, bis hieher begleitet. „So geh,“ erwiederte Rinken, und faßte nach Suſannens Hand; „ich will ſie zurück führen.“ — Herr von Rinken, ſagte Suſanne mit verachtender Miene, und zog ihre Hand zurück: das muß ich ausſchlagen; ich bin ſicherer allein, als in Ihrer Begleitung! — Rinken hob, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, ſcherzend an: „o, meine ſchöne, tugendhafte Wilde!“

Die Sie gern zahm und verächtlich machen möchten, erwiederte Suſanne, und ging auf Sorben zu, der ſich noch immer nicht ganz zu faſſen wußte. Es entſtand eine kleine Pauſe, in der Suſanne allein nicht verlegen war. Rinken dachte ſogleich an Hannchens ſchnelle

Abreiſe, und ſagte lächelnd: „ich ſehe, wer aus Ihnen ſpricht, Mademoiſelle; aber glauben Sie mir . . .“

Was ſoll ich Ihnen glauben? fragte Suſanne, und wendete ſich raſch zu ihm. Sie nahmen ein Mädchen in Ihr Haus, das den Sohn Ihrer Schweſter in den allerfürchterlichſten Abgrund ſtürzen ſollte, das aber edler war, als Sie dachten; Sie . . .

„Suſanne,“ fiel Rinken ein; „Sie glauben . . . Sie können glauben . . .“ Er fing an zu ſtocken.

Sorben hatte durch Suſannens feſten Ton wieder Muth bekommen; und die Verwirrung ſeines Oheims gab ihm noch mehr. Ich kenne, ſagte er, Ihren abſcheulichen Plan. Ich ſollte nach Kaſſel, um dort dieſes edlen Herzens unwürdig zu werden.

„Biſt du raſend? oder träumſt du, ſeltſamer Menſch?“ erwiederte Rinken heftig.

Der Brief, den Sie geſtern aus Kaſſel von einem Ihrer Freunde bekommen haben! . . .

Jetzt ſah Rinken, daß er verrathen war. Er ward eins ums andre blaß und roth. Sorben machte ihm Vorwürfe, doch in einem ſanften Tone. Rinken fing an ſich zu erholen, und ſich zu entſchuldigen. „Nichtswürdiger, verächtlicher Menſch!“ ſagte Suſanne mit einem kalten, wegwerfenden Tone, faßte Sorbens Hand, und zog ihn mit ſich fort den Weg hinab nach Sorgau.

Zerſchmettert von dieſem Tone, ſtand der Elende einen Augenblick da; aber auch nur einen Augenblick: dann loderte ſein Zorn auf. Wüthend rief er ſeinem Neffen zu: „in einer Stunde verlaß mein Haus, du Bettler!“ Sorben wendete ſich um, ſeinem Oheim etwas, und, nach ſeiner jetzigen Empfindung, etwas Sanftes zu ſagen; aber Suſanne fragte ihn: Sorben, haſt du mit dem Elenden noch etwas zu ſprechen? Sorben ſchwieg wider Willen, und ſie nahmen Beide den Weg nach Sorgau.

Nachdenkend ging Sorben neben Suſannen her. „Wir hätten ihn nicht beleidigen ſollen!“ ſagte er endlich ſanft, um durch den ſanften Ton den Vorwurf zu mildern, der in dieſen Worten für ſie lag. — Soll denn, erwiederte Suſanne, dieſes Ungeheuer nie die Stimme der Tugend hören? Glaub mir, Sorben, es werden tauſend Verbrechen begangen, weil der Tugendhafte ſo ſelten den Muth hat, dem Verbrecher ſeine Verachtung zu zeigen.

Sorben ſchwieg. Suſanne warf ſich in ſeine Arme, und äußerte ihre Freude, daß er nun ganz der Ihrige war. Als ſie ſich endlich trennten, ſagte ſie: noch dieſen Abend erwarte ich dich in Friedewald, mit allem, was dein iſt. Und nun eilte ſie den Fahrweg nach ihrem Dorfe.

Während Sorben ſeine Sachen einpacken ließ und einen Wagen beſorgte, erzählte Suſanne ihrem Vater Rinkens Betriegereien, Hannchens Edelmuth, Sorbens Zank mit ſeinem Oheim, und ſeine Verweiſung aus deſſen Hauſe. „Und was rathen Sie uns jetzt, zu thun?“ fragte ſie, als ſie mit der Erzählung fertig war. Lenz rieth, Geduld zu haben, bis Sorben ein Amt bekäme. „Wozu?“ fragte Suſanne. — Um leben zu können. — „Und wenn wir, ohne daß Sorben ein Amt hätte, dennoch leben könnten?“ Suſanne ſagte ihrem Vater ihren Entſchluß. Er ſtellte ihr vor, wie gewagt ihr Schritt wäre. Wird Sorben nie daran denken, mein Kind, daß er mehr ſeyn könnte, als Mahler?

„Mehr, lieber Vater? Gewiß, Sie verſtehen ſich auf Sorben nicht. Es ſoll ihm nie einfallen, auf eine andre Weiſe glücklich ſeyn zu wollen, als durch mich; und das iſt es nur, was ich verlange. Der Weg, der ihn dahin führt, wird ihm gleich ſeyn. Mahler, oder Hirt, oder regierender Miniſter: das alles iſt Eins, wenn nur Suſannens Geliebter.“

Kind, du verlangſt in der That zu viel!

„Zu viel? Nicht mehr, als ich ſelbſt gebe. Glauben Sie mir, es iſt mir ganz einerlei, was ich ſeyn mag, wenn ich nur ſein bin. Und Sorben liebt mich, wie ich ihn liebe.“ Sie ſetzte ihm ihren Plan näher aus einander.

Liebes Kind, ſagte der Vater betrübt, du willſt auf weiter nichts rechnen, als auf euch und eure Herzen; allein du bedenkſt nicht, daß auch eure Herzen — denn ihr ſeid ja Menſchen — eben ſo unzuverläſſig ſind, wie alles Andre in der Welt.

„Aber ich bin doch mehr Herr über mein Herz, als über etwas Andres!“

In manchen Umſtänden um nichts mehr. Liebes Kind, du willſt den gewöhnlichen Weg verlaſſen, und deinen eigenen Gang durch das Leben gehen. Die Welt, die du verachteſt, und deren Sitte du übertrittſt, fodert von dem Augenblick an, da du es thuſt, nicht allein große Tugenden von dir, ſondern auch großes Glück. Ein einziger Fehltritt; und ſie wird ohne Barmherzigkeit, ohne Mitleiden, mit Spott, Verachtung und Härte über dich herfallen. Werde unglücklich; und ſie wird dir aus deinem Unglück ein Verbrechen machen, weil du nicht auf ihre Weiſe unglücklich geworden biſt. Kind, bei Leiden iſt es ein großer Troſt klagen zu dürfen, ohne verſpottet zu werden; und das edelſte Herz findet im Unglück oft Spott für Mitleiden, nicht weil es edler war, ſondern weil es auch edler ſcheinen wollte. Die Tugend iſt einem Schatze gleich: man darf nicht damit prahlen, um nicht Räuber anzulocken.

„Nie wird eine Klage aus meinem Munde kommen.“

Aber dein Herz wird heimlich bluten, und ſich ſelbſt in nagendem Grame verzehren.

„So lange mein Herz meiner nicht ſpottet, hoffe ich nicht ganz unglücklich zu ſeyn.“

Der tugendhafte Brutus ſagte in ſeinem letzten Augenblicke: Tugend, du biſt ein leerer Name!

„Hätte er darum nicht tugendhaft ſeyn ſollen, mein Vater?“

Davor ſey Gott, mein Kind! Giebt es keinen Weg zwiſchen einer Tugend, die alle gewöhnlichen Verhältniſſe umſtürzt, und zwiſchen dem Laſter, ſo wähle getroſt die erſtere, was auch daraus entſtehen mag. Aber die Vorſehung bringt ſelten, oder wohl nie, den Menſchen in dieſe Alternative, bei welcher der Troſt für das troſtbedürftige menſchliche Herz, das Bedauern andrer Menſchen, fehlt. Der tugendhafteſte Sonderling begeht doch Einen Fehler: den, ein Sonderling zu ſeyn. Er reizt ein junges Herz, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben. Dieſer Gedanke hebt uns auf einmal in die Geiſterwelt empor; der vollkommenſte Geiſt erkennt kein anderes Geſetz als das. Kalte Philoſophen und glühende junge Leute erheben ſich ſo gern zu dieſem Geſetze der Tugend. Jene fragen nur die kalte Vernunft; dieſe nur ihr glühendes Herz: und beide ſind einſeitig. Die Tugend um der Menſchen willen lieben, um glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen, klingt freilich dürftiger; aber doch ſo menſchlich! und Menſchen ſollten wir ja hier ſeyn, nichts mehr. Ich will zugeben, daß dein Plan mit der ſtrengſten Tugend beſtehen kann; — und was ließe ſich auch dagegen ſagen? Du liebſt Sorben, er dich. Sein Rang iſt ein Vorurtheil, ein Zufall. Er wirft ihn ab, tritt in die Klaſſe der thätigen Bürger, arbeitet für Weib und Kind, und iſt gerade dadurch glücklich. — Ich will ſogar zugeben, Suſanne, daß du in einer noch minder glänzenden Lage glücklich ſeyn könnteſt, weil du dich tugendhaft fühlſt; aber wenn auch dir dieſe Tugend nicht zu ſchwer wird, wenn auch du deines Herzens immer ſicher biſt: liebe Tochter, kannſt du des Herzens deines Sorbens ſicher ſeyn?

„Sorben, mein Vater,“ antwortete Suſanne lächelnd und zuverſichtlich, „Sorben liebt mich, und iſt tugendhaft.“

Der Vater ſprach noch lange mit ſeiner Tochter; ſie berief ſich aber auf ihre Empfindungen, und er ſchloß ſie endlich ſchweigend an ſein kummervolles Herz. Er hoffte auf Zufälle, weil er noch nicht wußte, daß der Tag ſchon da war, an dem ihr Entſchluß ausgeführt werden ſollte. Mit ſpekulativen Philoſophen und jungen Leuten, ſagte er vor ſich, läßt es ſich doch am übelſten ſtreiten. Sie berufen ſich auf bloße Vernunftſchlüſſe oder auf bloße Empfindungen, und bedenken nicht, daß der Menſch Vernunft und Empfindung zugleich hat. Es iſt noch ein Glück, daß man die Philoſophen nicht verſteht, und den Deklamationen der jungen Menſchen nicht trauet!

Endlich kam, zu großem Erſtaunen der Eltern, Sorben mit allen ſeinen Sachen in Friedewald an. Die Mutter konnte nicht aufhören ſich glücklich zu preiſen, als ſie erfuhr, daß er und ihre Tochter ein Paar werden wollten. Sie trieb ihren Mann mit Vorwürſen und Bitten an, die beiden Liebenden doch zu kopuliren. Der Vater machte Sorben und dann auch Suſannen Vorſtellungen; aber vergebens. Er bat nur noch um einige Tage Aufſchub; eben ſo vergebens. Suſanne verfolgte ihn mit ſeinen eigenen Lehren. „Ein Unglück, das man kennt, hatte er oft geſagt, iſt beſſer, als ein Zuſtand, von dem man nicht weiß, ob er Glück oder Unglück werden wird. Bei jenem iſt man thätig; und dann bleibt die Hülfe ſelten aus: allein bei dieſem verſinkt man in Unthätigkeit; und etwas Schlimmeres giebt es nicht für den Menſchen." Das hielt ihm Suſanne jetzt vor. Mit ſchwerem Herzen gab er endlich den Bitten nach, die ihn von allen Seiten beſtürmten, und trauete Suſannen mit Sorben. Die Mutter ſchaffte geſchwind noch ein gutes Abendeſſen zuſammen; aber wie ſank ihre Freude, als ſie aus den ruhigern Unterredungen hörte, daß Suſanne nichts weniger als eine gnädige Frau werden ſollte! Sie fand nun den ganzen Plan abſcheulich, und prophezeiete noch größeres Unglück, als vorher ihr Mann, der jetzt vielmehr die Hoffnungen ſeiner Kinder belebte, und Beiſpiele anführte, daß Menſchen mit weniger Talenten, mit weniger Vermögen, nur mit Muth und Geduld, alle Schwierigkeiten beſiegt hätten, und glücklich geweſen wären. Die Mutter ärgerte ſich, daß ihren Mann der Geiſt des Widerſpruches ſo plagte. Aber, ſagte ſie, vor der Kopulation ſprachſt du ja ganz anders, Vater!

„Vor der Kopulation,“ erwiederte er ſanft; „eben deswegen, liebe Mutter!“

Kurz, Suſanne und Sorben waren nun ein glückliches Paar Eheleute, voll Muth, voll Liebe, voll Hoffnung. Suſanne ſank am folgenden Abend ihrem Vater, der ſie mit ſtillem Kummer betrachtete, in die Arme. „Ach, lieber Vater, nicht dieſen Blick des Bedauerns! Und wenn ich nur einen Monat mit Sorben ſo glücklich wie heute lebte, ſo wäre dies Glück mit dem Kummer eines ganzen Lebens nicht zu theuer bezahlt.“ Suſanne und Sorben waren in der That unbeſchreiblich glücklich.

Rinken erfuhr ſeines Neffen Verheirathung, und biß die Zähne zuſammen. „Müßt' ich auch,“ ſagte er, „ein Hospital von meinem Vermögen ſtiften, ſo ſoll er nicht einen Albus davon haben! der Bettler!" Und dennoch beneidete er mitten in ſeinem Ueberfluſſe den dürftigen Sorben. Suſannen traf ſein feindſeligſter Haß. Es war ſeine bitterſte Empfindung, daß er Beide mußte glücklich werden ſehen, ohne ihnen Hinderniſſe erregen zu dürfen; er zitterte vor der Entſchloſſenheit Suſannens, die ja ſeine Schändlichkeit kannte.

Schon nach einigen Tagen verließen die glücklichen jungen Eheleute Friedewald, und reiſten nach Kaſſel ab. Der Vater gab ihnen einige Briefe an dortige Geiſtliche mit, die ſeine Freunde waren, und die er bat, daß ſie den Plan ſeiner Tochter, eine Penſionsanſtalt anzulegen, unterſtützen, und ihr mit gutem Rathe beiſtehen möchten. Er begleitete ſeine Kinder zu Fuß, und der Wagen fuhr langſam voraus. Am Nadelöhr blieb Suſanne ſtehen, und betrachtete den Ort, wo ſie als Kind ſo oft geſpielt hatte, mit leuchtenden Augen. „Liebe Suſanne," ſagte der Vater; „auch du gehſt jetzt in den wegloſen Wald der Welt hinein: wer wird dich aufſuchen, wenn du dich verirren ſollteſt in dem Labyrinthe der Zufälle?"

Suſanne lächelte, ſtreckte ihrem Vater beide Arme entgegen, und rief mit naſſen Augen: wenn ich mich auch verirrte, und mein Mann mit mir — o, mein Vater, würden Sie nicht Ihre Suſane aufſuchen?

„Im Abgrunde des tiefſten Elendes, mein theures Kind!“ antwortete der Vater, und warf ſich in ihre ausgebreiteten Arme. Lange hielten ſie einander ſchweigend und weinend umfaßt. Suſanne riß ſich endlich los. Sie drückte dem Vater noch einmal die Hand, faßte dann muthig Sorbens Arm, und eilte dem Wagen nach. Der Vater ſetzte ſich auf den Stein, und ſeufzte: ach, dürft' ich dich nie aufſuchen, mein Kind! Suſanne hörte den Segen nicht mehr. Sie warf ſich jetzt, getrennt von Eltern und Geburtsort, ihrem Gatten in die Arme, und rief entzückt: nun ganz, nun ewig dein, Geliebter! Sorben umfaßte ſie, und ſagte freudig: bis ins Grab, Suſanne!

In Kaſſel wurde ſogleich eine kleine, aber reinliche Wohnung gemiethet, und möblirt. — Nach Suſannens Wunſche war alles ſehr einfach; doch zeigte ſich hin und wieder eine kleine Eleganz, weil Sorben ſie verlangte. Suſanne nahm nun Beſitz von ihrem Haushalte, wie ein König von ſeinem Reiche. Die Freude leuchtete ſtrahlend aus ihren Blicken, und drang auch in Sorbens Herz, ob er gleich noch manches gewünſcht hätte. Suſannens zärtliche Liebkoſungen machten ihn blind gegen alles, was ihn umringte. Sie verſtand die Kunſt, jeder Kleinigkeit Werth zu geben; Ordnung und Reinlichkeit ſchienen bei ihr auf den erſten Anblick Eleganz zu ſeyn. Selbſt ihre Kleidung, ſo höchſt einfach ſie auch war, hatte einen ſo eigenen Schnitt, und paßte ſo ſchön für ihre edle Figur, daß man ſie lange und genau betrachten mußte, ehe man bemerkte, daß ſie nicht geputzt war. Und dabei nun ihr heitres Lächeln, ihre von Freude ſtrahlenden Blicke, ihre zärtlichen Liebkoſungen! Sie würde ſelbſt einen durch alle thörichte Pracht verwöhnten Wollüſtling ſo bezaubert haben, daß er ſich bei ihr glücklich gefühlt hätte.

Endlich brachte denn auch Suſanne den beiden Geiſtlichen die Empfehlungsbriefe ihres Vaters. Der eine wurde, als er den Brief las, verlegen, betrachtete Suſannen, zuckte die Achſeln, und ſagte: „Sie ſind wohl kaum zwanzig Jahr alt, Frau Sorben! (So ließ ſie ſich nennen.) Alſo unterrichten wollen Sie. Aber, liebe Frau Sorben, haben Sie denn bei ſo jungen Jahren auch ſchon Uebung in dieſer ſchweren Kunſt?“ Der Geiſtliche fing an Suſannen zu prüfen, und erſtaunte über die Kenntniſſe der jungen ſchönen Frau. Nach einer Stunde war er von ihr begeiſtert, und verſprach, alles nur Mögliche zu thun, um die Stadt aufmerkſam auf ihre Talente zu machen. Er ſchenkte ihr lächelnd einen Katechismus, den er ſelbſt geſchrieben hatte, und meinte, daß ſie nicht übel thun würde, wenn ſie den bei ihrem Unterrichte zum Grunde legte. Suſanne war überhaupt gegen alle Buchgelehrſamkeit bei Kindern, beſonders aber gegen alle Spitzfündigkeiten; und beim Durchblättern des Katechismus fand ſie ſogleich Unterſuchungen, die nur für den Gelehrten gehören. Sie ſagte dem Geiſtlichen ſehr aufrichtig, doch gutmüthig, ihre Meinung, und es kam darüber zu einem kleinen Streite. Ja, ſagte der Geiſtliche zuletzt, ſo etwas iſt freilich diſputabel. Er nahm ihr das Buch, zufällig, wie es ſchien, aus der Hand, legte es bei Seite, und wurde merklich kälter. Suſanne ging mit den beſten Hoffnungen; aber der Geiſtliche ließ es ſich nun eben nicht angelegen ſeyn, ihr zu nützen.

Er war ein redlicher, gelehrter Mann, nur ein wenig eitel auf ſeine Schriften. „Sie hat hübſche Kenntniſſe, die Frau Serben," ſagte er wohl nachher von Suſannen, wenn man ihn um ſie befragte; „aber Ordnung, Syſtem, da ſteckt es, da fehlt es! Und dann will man keinen Rath annehmen. Je nun, ſchicken Sie Ihre Kinder zu ihr. Ihr Vater iſt ein rechtſchaffener Mann. Meine Kinder müſſen alles in der Ordnung erlernen; ich liebe die neue Manier nicht."

Der andre Geiſtliche hatte kein Kapitel in der Dogmatik lieber, als das vom Teufel, ſo ein braver und rechtſchaffner Mann er auch war. Er nahm Suſannen mit einer Innigkeit auf, die ihm ihr ganzes Herz gewann, und verſprach ihr ſeine Unterſtützung bei ihrem Vorhaben. „Es iſt ja meine Pflicht, meine liebe

Tochter, guten Unterricht zu befördern; denn durch nichts in der Welt wird mehr und ſicherer der Teufel aus dem Menſchen getrieben und lebenslang von ihm abgehalten, als durch Unterricht. Ein guter Schulmeiſter — und ich höre ſchon, daß Sie vortrefflich unterrichten werden — iſt mir der eigentliche Teufelsbanner; und in der Litaney ſetze ich immer, wenn die Stelle kommt: vor dem Teufel uns bewahr! noch hinzu: durch gute Schulen, Amen!"

Freilich, erwiederte Suſanne, ohne Vernunft iſt die Tugend ein Zufall.

„Sehr recht, meine Tochter! Und da mag man die Vernunft verſchreien, wie man will, ſo bleibt es wahr, wie Sie ſagen. Eine Seele voll Aberglauben, Irrthum, Unvernunft, iſt ein wahrer Pallaſt für den böſen Geiſt. Nein, nein, gegen manchen Teufel hilft kein Beten, kein Kreuzen; die Seele muß mit der Keule der Vernunft darauf ſchlagen: ſonſt wankt und weicht er nicht. Da giebt es zum Exempel Teufel des Eigenſinnes, Teufel der Wolluſt, der Kleiderpracht, Kartenteufel, und ſo weiter; gegen die hilft nichts als die Vernunft."

Suſanne lächelte. Sie glaubte, der Mann drücke ſich nur bildlich aus, und äußerte das; aber da kam ſie ſehr unrecht. Der Geiſtliche ſetzte ihr nun dieſe Lehre mit allem dem Eifer, mit dem man von ſeiner Lieblingswiſſenſchaft immer redet, aus einander. Suſanne befolgte ihren Grundſatz, der Wahrheit nichts zu vergeben, und erklärte ihm geradezu, daß dieſe Lehre wenigſtens für Kinder ganz unbrauchbar, ja in den meiſten Fällen ſchädlich ſeyn würde. Als ſie weg war, ſagte der gutherzige Mann: „ein ſehr vernünftiges, unterrichtetes Frauenzimmer. Nur Schade, daß der Teufel des Widerſpruchs bei ihr regiert!“ Er empfahl nach einigen Tagen einem Kaufmanne, der ſeine Kinder unterrichten laſſen wollte, einen elenden Menſchen, der nichts wußte, doch jedes Mal mit dem Kopfe nickte, ſo oft der alte Mann einen neuen Teufel machte.

Als Suſanne die beiden Geiſtlichen nach einiger Zeit wieder beſuchte, bemerkte ſie wohl, woran es lag, daß ſie nicht von ihnen empfohlen würde. Sie brach die Bekanntſchaft ab. Selbſt als der eine Geiſtliche ſie wiederholt bitten ließ, zu ihm zu kommen, ging ſie nicht hin, und ließ es ſogar auffallend merken, daß ſie nicht wollte.

Indeß kam ihre Erziehungsanſtalt dennoch bald in Aufnahme. Ihre Hauswirthin hatte ein Paar liebenswürdige Kinder, die aber noch ganz roh und unwiſſend waren. Suſanne, die nichts zu thun hatte, zog die Kinder an ſich, und gab ihnen Unterricht. Zum Erſtaunen der Eltern lernten beide Kinder leſen und Buchſtaben mahlen, und lernten es gern. In vierzehn Tagen hingen ſie mit unbeſchreiblicher Liebe an der guten Frau Sorben, fingen an richtig zu ſprechen, und äußerten Geſinnungen, die den erfreuten Eltern oft Thränen in die Augen lockten. Die Mutter erzählte hier und da von den Wundern, welche Frau Sorben mit ihren Kindern thäte; und nun kam die Schule bald in den beſten Gang. Man bot Suſannen mehr an, als ſie ſelbſt würde gefodert haben; und in Kurzem mußte ſie Kinder abweiſen, weil die beſtimmte Zahl voll war.

Die Kinder lernten bei ihr Sachen, an die man damals in den Schulen noch gar nicht dachte; und überdies hatte Suſannens Liebe zum Unterrichten, und Nachdenken darüber, ihre Methode zu lehren ſehr verbeſſert. Kaum waren einige Monate vergangen, ſo ſprach man in Kaſſel allgemein von der vortrefflichen Frau Sorben. Man ſuchte aus Neugierde ihre perſönliche Bekanntſchaft, und fand, was man am wenigſten erwartet hatte: eine junge ſchöne Frau, mit einer ſehr edlen Figur, mit einem königlichen Anſtande, immer ſehr einfach, aber geſchmackvoll gekleidet; eine Frau mit dem ſanfteſten Engelsgeſicht, und mit einem Charakter, der dieſem Geſicht entſprach.

Auch der junge, ſchöne, edle Sorben erhielt allgemeinen Beifall. Man riß ſich um ſeine, wie um Suſannens, Bekanntſchaft, und ließ ſich mahlen, um nur dieſe ganz einzige Familie kennen zu lernen. Sorben fand, nach ſeiner Neigung zur Geſelligkeit, dieſe Bekanntſchaften vortrefflich; doch machten ſie ihm ſein häusliches Glück nur deſto werther. Suſanne hingegen hätte ſich gern aus der Menge eine vertrautere Freundin gewählt, und mit der und Sorben ſich von der Welt abgeſondert; aber ſie fand unter allen Bekannten nirgends ihr Ideal von Freundſchaft.

Man ward in Kaſſel neugierig, woher Sorben und ſeine Gattin gebürtig wären. Ihre Antwort auf dieſe Frage war immer: tief aus Sachſen; und das befriedigte nicht. Suſanne ſuchte ganz augenſcheinlich das Geſpräch hierüber zu vermeiden, und die Neugierde wurde dadurch um ſo größer. Man forſchte, man vermuthete; endlich erfuhr man zufällig durch einen der Geiſtlichen, denen Suſanne empfohlen war, ihren Geburtsort, und dadurch auch den Stand ihres Mannes.

Man hatte, eben weil man nichts wußte, ſchon das Schlimmſte vermuthet, ärgerliche Geſchichten von Suſannen erzählt, und ſich kalt von ihr zurückgezogen. Kurz, es ging ihr und Sorben, wie es tauſend ehrlichen Leuten in der Welt geht, ohne daß es weitere Folgen hat. Suſanne aber brach hier einen Umgang ziemlich auffallend ab, und lächelte dort ſchweigend und ſtolz über eine Vermuthung, mit der man ſie ausholen wollte. Nun ſagte man oft von ihr: es iſt eine ſehr ſchöne, kluge

Frau; aber sie weiß auch, daß ſie es iſt, und ſie ſollte doch bedenken, daß ſie von uns leben muß.

Suſanne verwies ein Paar boshafte Mädchen aus ihrer Schule, ſprach nicht nur von den Fehlern der Erziehung überhaupt (das hätte ſie immerhin thun mögen), ſondern ſagte auch den Eltern geradezu, was für Fehler ſie machten; und man nannte ſie eine Närrin. Ihre Schulanſtalt nahm von Woche zu Woche ab. Sie lächelte, wenn Sorben unruhig darüber wurde, und machte nur, da die Einnahme ſich verminderte, auch ihren Haushalt wieder kleiner. Ohne alle Zurückhaltung ſagte ſie ihrer Hauswirthin die Urſache hiervon. Sorben erröthete darüber, weil er ſich nicht zu Suſannens ruhiger Größe erheben konnte.

Jetzt erfuhr man Sorbens Stand, und erſtaunte aufs neue über die Demuth der ſchönen jungen Frau, die ſich nicht Ihro Gnaden, ſondern Frau Sorben, nennen ließ. Man vermuthete zwar Anfangs, daß es mit der Kopulation nicht richtig ſeyn möchte; Rinkens Freunde aber, die jetzt anfingen ſehr geſchäftig zu werden, verſicherten einſtimmig: die junge Frau ſey wirklich Frau von Sorben, und würde ſogar Frau von Rinken ſeyn, wenn ſie gewollt hätte. Je mehr man von ihren Schickſalen erfuhr, deſto mehr erſtaunte man. Die Schule wurde wieder beſucht; denn der Herr von Sorben, ein Edelmann, gab ja den Unterricht im Zeichnen, und die Frau von Sorben, ſie mochte nun zu dem Von gekommen ſeyn wie ſie wollte, war die Lehrerin! Man knüpfte ſogar den Umgang wieder an.

Suſanne geſtand jetzt offenherzig, daß ſie Frau von Sorben wäre, ob ſie gleich vorher davon geſchwiegen hatte. Man bedauerte das unglückliche Paar; man ſchalt auf den Oheim, daß er ſeinen Neffen der Schande ausſetzte, ſein Brot verdienen zu müſſen. „Welcher Schande?“ fragte Suſanne eifrig; „der Schande zu arbeiten?“ Sie trug ihre Ideen über Arbeit vor, und alle ihre mitleidige Freundinnen ärgerten ſich nicht wenig darüber. Man war bereit, ſich für ſie bei dem Herrn von Rinken zu verwenden; Suſanne und Sorben verſicherten aber, daß ſie keiner Hülfe bedürften. Man ſprach auch von Kollekten oder kleinen Penſionen, damit das unglückliche Paar der Mühe und des Schimpfes überhoben würde, wie der Pöbel arbeiten zu müſſen. Aber nun ſprach Suſanne ſo kräftig von dem Werthe der Arbeit, und ſo gleichgültig, ſogar verächtlich, von dem Range, den die Geburt giebt, daß alles die Achſeln zuckte, den armen Sorben mitleidig betrachtete, und einander heimlich zuſliſterte: welch eine pöbelhafte Denkungsart!

Man brach noch einmal den Umgang mit Suſannen ab, und ließ ſich deutlich merken, daß man dieſes Mal nur mit der Frau, und nicht mit dem Manne, breche. Sorben fühlte ſich in der That unangenehm verlaſſen; denn es war ihm ſo ſchmeichelhaft geweſen, ſeine Frau bewundert zu ſehen. Mit einer Kleinigkeit mehr, liebſte Suſanne, ſagte er, und faßte ihre Hand, könnteſt du, wenn du nur wollteſt, der Stolz der erſten Geſellſchaften in Kaſſel ſeyn.

„Ich danke Gott," erwiederte Suſanne, „daß ich das nicht ſeyn kann. Und bin ich dir weniger, wenn du allein weißt, wie viel ich werth bin? Leben wir nicht glücklich, glücklicher als in dem langweiligen Getümmel der Welt, worin man mich nur leidet, wenn ich zu den elendeſten Vorurtheilen ſchweige? Und ſoll ich das, darf ich das?"

Man hält dich für ſtolz und übermüthig, meine ſanfte, demüthige Suſanne.

„Mag man doch, ſo lange du mich deine ſanfte, demüthige Suſanne nennſt!" Sie ſank in ſeine Arme, und erſtickte mit Küſſen und Liebkoſungen die Vorwürfe, die noch aus ſeinem Herzen brechen wollten. „Gewiß, mein Sorben, je näher ich die Welt kennen lerne, deſto genügſamer bin ich. Dein Beifall, deine Liebe wird mir von Tage zu Tage mehr, alles!"

Was konnte Sorben darauf antworten? Er ſchwieg, ſo nahe es ihm auch ging, daß Suſanne recht abſichtlich die glänzende Bahn vermied, die ſich ihm und ihr zeigte. Jeder Tadel, den er über ſie hören mußte — und man war in dieſem Falle gar nicht beſcheiden — ging ihm durch die Seele, und er konnte ſich nicht enthalten, laut zu widerſprechen. Suſame lächelte, wenn er ihr ſo etwas erzählte. „Laß ſie doch, laß ſie doch! Leuchtet die Sonne darum weniger, weil ein Blinder ſie nicht ſieht? Meinſt du, daß man dich richtiger beurtheilt? O, wahrhaftig nicht! Man verzeiht dir deine Liebe zu mir, wie eine Jugendthorheit, die durch bittre Reue ſich ſelbſt beſtraft. Das Verdienſt wird hier nach den Verfahren abgemeſſen; die Tugend nach Kapitalen und Procenten. Laß ſie reden, und uns glücklich ſeyn!"

Wirklich war Sorben, ſobald er ſich nur einige Minuten bei Suſannen befunden hatte, unausſprechlich glücklich, und vergaß alles, was ihm außer dem Hauſe Verdruß machte. Auch lernte er immer mehr ſein Glück auf ſich ſelbſt und auf Suſannen beſchränken. Er vergaß beinahe ganz, daß er ſeiner Geburt nach zu einem andren Stande gehörte; und Beide fingen an, des Lebens zu genießen, das ihnen ſo ſanft in Liebe dahin floß. Es fehlte Suſannen nie gänzlich an Schülerinnen, und zuweilen traf ſie ſogar auf eine dankbare Mutter, welche die Bildung ihrer Tochter mit mehr als mit Gelde, mit Liebe, belohnte. Sie und Sorben vergaßen die vornehme Welt, wie ſie von ihr vergeſſen wurden: Suſannens ſchönſter Triumph, vergeſſen zu ſeyn; in Sorbens Augen aber eine Unannehmlichkeit.

Rinken hatte Anfangs nicht erfahren können, wo Sorben und Suſanne ſich aufhielten. Sie waren Mann und Frau: das allein wußte er, und das erregte ſeinen Neid und ſeinen Haß aufs äußerſte. Sich ſo überliſtet, ſo betrogen, ſo verachtet, ſo verſpottet zu ſehen: das war unerträglich. Endlich erfuhr er von Kaſſel aus, daß Sorben und Suſanne dort lebten. Nun ſchrieb er ſogleich an alle ſeine Bekannten: Suſanne habe ſeinen Neffen verführt, und er würde es ſehr gern ſehen, wenn dieſe Ehe wieder getrennt werden könnte. Er drang in alle ſeine Verwandten, eben daſſelbe zu ſagen und zu ſchreiben; auch lud er einige ſeiner ehemaligen Freunde nach Sorgau ein, wo nun Plane gegen die beiden Liebenden gemacht wurden, deren Glück ſchlechterdings zerſtört werden ſollte.

Auf einmal drängten ſich neue Menſchen

an Sorben. Unvermerkt wurde er durch Artigkeiten, Schmeicheleien und zuvorkommende Freundſchaft in einen Cirkel von jungen Männern gezogen, und ſchien die Seele dieſer Geſellſchaft zu werden. Man bewunderte ſeine Einfälle, gab ſeiner Standhaftigkeit, ſeiner Großmuth gegen ſeine Gattin, der Ruhe, mit der er ſich über alle Verhältniſſe weggeſetzt hatte, die feinſten Lobſprüche, pries die Schönheit, die Tugend, den Geiſt Suſannens, und kam allen ſeinen Wünſchen zuvor.

Man beſuchte auch ihn, Anfangs ſelten, dann öfter. So oft man Suſannen ſprach, zeigte man ihr die feinſte Achtung, und das Verhältniß wurde von Tage zu Tage vertraulicher. Suſanne hörte zwar von ihrer Wirthin, daß dieſe neuen Freunde in Kaſſel für Wüſtlinge gölten, und ſagte das Sorben. Er war aber von dem Gegentheil überzeugt; und da Suſanne, ſo oft ſie auch kamen, nie eine zweideutige Miene an ihnen ſah, ſo erklärten Beide die Aeußerung der Wirthin für ein Stadtgeſchwätz. Sorbens Freunde ſelbſt wußten, daß ihr Ruf nicht der beſte ſey, und ſcherzten darüber.

Bis jetzt war alles gut gegangen; doch nach und nach erlaubte man ſich in Sorbens Gegenwart Scherze, die ihm Anfangs unerträglich geweſen ſeyn würden. Beſonders neckte man ihn, daß er unter dem Pantoffel ſeiner Frau ſtände, und äußerte auch freiere Grundſätze. Wenn er dagegen ſtritt, ſo gab man nach, brachte ſie aber bald wieder vor, und neckte ihn mit ſeinem Catoniſchen Ernſte. Sorben fand bei dem allen Geſchmack an dieſer Geſellſchaft, da ſie aus guten Köpfen beſtand, und ſchwieg am Ende über manche Dinge, weil man ſich doch in Suſannens Gegenwart nie eine freie Aeußerung erlaubte.

Einer von dieſen feinen Herren drängte ſich jetzt vorzüglich an Sorben, und noch mehr an deſſen Gattin. Man neckte auch ihn ſehr oft mit ſeinen ſtrengen Grundſätzen; und das gewann ihm Sorbens Freundſchaft noch mehr. Faſt täglich ging er bei Sorben aus und ein, und war deſſen Schatten. Er verſorgte Suſannen mit neuen Büchern, und fing auch an ſie auf dem Klaviere zu unterrichten, das er vortrefflich ſpielte. So ſtahl er ſich immer tiefer in die Freundſchaft der beiden argloſen Seelen ein. Er ſprach jetzt mit unbeſchreiblichem Feuer von Verbindung der Seelen, von Reinheit des Herzens, von Güte und Tugend, und phantaſierte dann ſo lieblich, ſo rührend auf dem Klaviere, daß Suſanne es für ein wahres Glück hielt, mit dem Herrn von Harken bekannt geworden zu ſeyn.

So weit hatte Harken es gebracht, und er ſchwor allen ſeinen guten Freunden, daß er bei dieſem ſeltenen Weibe doch nur auf der Schwelle der Bekanntſchaft wäre. Wahrhaftig, ſagte er, ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll, den Fuß weiter zu ſetzen. Und, Ihr, wie ich merke, ſeyd auch nicht weiter mit dem irrenden Ritter.

In der That konnte man Sorben nur bis auf einen gewiſſen Punkt bringen, da die mindeſte Ungezogenheit ihn ſogleich ſcheu machte. Die Andern hofften indeß, mit ihm noch immer weit eher fertig zu werden, als Harken mit Suſannen, da Sorben doch wohl ſchon über einen zweideutigen Scherz lachen konnte.

Unter dieſer Geſellſchaft trieb ſich auch ein ſonderbarer Menſch, Namens Schlick, herum, den man ſeiner immer heitern Laune wegen allgemein liebte, und der in allen Ständen Umgang hatte. Er war reich: ſo vermuthete man wenigſtens; denn er ſelbſt ſprach zweideutig davon. Sonſt lebte er den Sommer nicht in Kaſſel; doch dies Mal blieb er gegen ſeine Gewohnheit. Man wußte überhaupt nicht recht, was man aus ihm machen ſollte. Er lief von Ball zu Ball, und tanzte wenig; er ſaß ſtundenlang hinter dem Trinktiſche, und trank nicht zwei Gläſer Wein; er konnte einen ganzen Abend bis in die Nacht hinein ſchwärmen, und den Vormittag ſaß er wieder in Büchern begraben, und ſtudierte. Kurz, er war nicht klüger, als die Geſellſchaft, in der er ſich jedesmal befand; aber auch gewiß nicht dümmer. Einige Gelehrte in Kaſſel hatten ſogar große Achtung für ſeine Gelehrſamkeit; und er wollte ſich außer Athem lachen, wenn er das hörte. Er ging mit gleicher Laune heute zu einer hübſchen Frau, morgen zu einem alten Manne, und hatte überall ſeinen Zeitvertreib. Man glaubte von ihm, daß er ſich eine Mätreſſe hielte, da er Abends oft in einem Ueberrocke auszugehen pflegte; doch Niemand wußte, wo ſie wohnte, und wer ſie war. Eine Zeitlang ließ man ihn beobachten; aber heute kam er aus dieſem Häuschen in einer abgelegenen Gaſſe, morgen aus jenem, und nie konnte man etwas Beſtimmtes erfahren. Ein alter Bedienter, den er bei allen dieſen geheimen Liebeshändeln als Vertrauten brauchte, lächelte, anſtatt zu antworten, wenn man ihn fragte. Schlick plauderte gern mit Mädchen, die hübſche Augen und eine ſüße Stimme hatten. Er konnte ſich bisweilen müde nach einem Mädchen laufen: ſo verliebt ſchien oder war er; und auf einmal ließ er ſich den Korb geben. Mehr Körbe hatte nie ein Menſch bekommen, als er, nach ſeiner eignen Erzählung. Er wußte alle Geheimniſſe, ohne daß man begreifen konnte, wie er ſie erfuhr, und er war ſtumm wie das Grab. Stundenlang konnte er lachen, und doch ſtanden ihm Thränen in den Augen, ſobald der Name eines Menſchen genannt wurde, der ſein Freund geweſen, und geſtorben war. Es gab Väter in Kaſſel, die ihre Töchter nicht aus den Augen ließen; nur Schlick durfte Tage lang mit ihnen allein ſeyn, und Niemand begriff, wodurch dieſer Wüſtling ſich das Vertrauen der Väter erworben hatte. Er ſtand in beſtändigem Verkehr mit armen Handwerksleuten, und handelte mit ihnen, und für ſie, beſonders in Häuſern, wo eine junge Frau oder erwachſene Töchter waren. Wenn man ihn darüber befragte, ſo antwortete er lachend: „man muß immer verdienen. Ich brauche viel Geld, und handle darum überall. Die Leute glauben mir Dank ſchuldig zu ſeyn, und ſie ernähren mich.“ Kurz, jedermann mochte dieſen ſeltſamen Menſchen leiden, weil er immer gefällig und heiter war, nie Anſprüche machte, alles wußte, nichts ausplauderte, gut und blühend ausſah, vortrefflich erzählte, bei jeder Gelegenheit ein Geſchichtchen anbrachte, alles in der Welt, und nichts in der Welt mit Leidenſchaft that, je nachdem man es ſelber wollte.

Dieſer Schlick war denn auch mit Sorben und mit Suſannen bekannt geworden; indeß

Überließ er Harken das Feld bei dieſer, und den Andern bei jenem. Eines Tages kam er zu Sorben. Er plauderte, lachte, ſang, trommelte auf dem Klaviere, und plauderte dazwiſchen immer fort. Suſanne, die ihn nicht recht leiden konnte, blieb dennoch, weil er ſo ſeltſam plauderte. „Der Harken ſpielt einem das Herz aus der Bruſt, wenn er will; nicht wahr, Frau Sorben? Ich weiß nicht, wie Ovid in ſeiner Kunſt ein Weib zu verführen die Muſik ganz und gar hat vergeſſen können! Wenn ich dieſe Kunſt ſchreiben wollte, ſo müßte es anders kommen. Ovid war ein Stümper in der Verführung. Zuerſt ein Geſchwätz, ſo ein loſes Geſchwätz, von Tugend, oder von Himmel, Sphärengeſang, und Reinheit der Seele, daß die Bruſt warm wird; dann ans Klavier, und eine Phantaſie geſpielt, etwa aus F-dur, dem weichen, ſüßen Tone, ſo auf Harkens Manier, als ob der Zauberer die Seele in den Fingern hätte, und die Taſten damit berührte. Harkens Phantaſieen mögen ſchon manchem armen Mädchen Thränen gekoſtet haben! Kurios, wie ein Menſch ohne Herz ſo

zum

zum Herzen ſpielen kann! Bei dem Härken will ich doch auch noch Klavierſtunden nehmen. Wo er ein hübſches Weib merkt, da ſchickt er, anſtatt eines Liebesbriefes, ein Klavier hin; und ſo eine Liebeserklärung, auf den Fittichen der ſtummen, nichts verrathenden Töne in die Bruſt hinein gegoſſen, iſt ein andres Ding, als eine in Worten! Worte müſſen erſt den Umweg durch den Verſtand nehmen, der wie ein Zolleinnehmer am Herzen Wache hält. Die Muſik aber dringt wie ein Pfeil in das Herz; der Verſtand läßt ſie paſſiren, weil er nicht mißtrauiſch gegen die leeren Töne iſt.“

So plauderte Schlick eine Weile fort, ohne daß Suſanne aufmerkſam wurde. „Nicht wahr, ſchöne Frau,“ hob er wieder an, und trommelte eine Melodie: „auch Sorbens Oheim, der Herr von Rinken, fand Sie einmal ſchön? Hätte der Narr, anſtatt von Mädchen zu Mädchen zu laufen, Muſik getrieben: wer weiß, wie weit er gekommen wäre!“

Sie werden unverſchämt, Herr Schlick! ſagte Suſanne empfindlich.

„Ja, das iſt mein Unglück; eben darum komme ich zu nichts. Aber ſo viel iſt wahr, er hätte es doch wenigſtens ſo weit bringen können, wie Harken mit ſeinem Phantaſieren: denn Sie, Frau Sorben, ſind ſo arglos und gut, daß man es wunderlich anfangen muß, Ihr Vertrauen nicht zu haben; und auch das hat ja Rinken, wie er ſelbſt ſeinem Buſenfreunde Harken ſchreibt, nicht einmal gehabt."

Wie? ſchreibt? ſeinem Buſenfreunde? Rinken? So fragten Suſanne und Sorben zu gleicher Zeit.

„Nun, das iſt ja an den Fingern abzuzählen. Rinken liebt Sie, und wird auf eine — nehmen Sie mir das nicht übel, ſchöne Frau — auf eine unartige Weiſe abgewieſen. Er iſt erbittert; und Sie heirathen ſeinen Neffen, ohne ihm auch nur ein gutes Wort zu geben. Das fodert Rache. Nun erfährt der erbitterte Oheim, daß Sie hier ſind. Da iſt es ganz natürlich, daß er ſeinen Freunden aufträgt, ihn zu rächen; ganz natürlich, daß Harken ſich einſchleicht, plaudert, phantaſiert, und ſeine Angel auswirft; ganz natürlich, daß die

Andern ſich an Sorben hängen, ihn necken, den Samen zu Uneinigkeit ausſäen. Ich habe den Leuten in die Zähne gelacht, und geſchworen, Sie müßten es merken; auch hat Sorben da gewiß etwas gemerkt: ſo grob treiben ſie es!“

Sorben erſtaunte, und Suſanne erſchrak. Schlick plauderte nun wieder dazwiſchen, und wollte ſich todt lachen über das Erſtaunen der beiden Leute. „Aber, ſchöne Frau,“ fuhr er fort; „Sie ſind ſo klug! Haben Sie denn niemals ein wenig in die Welt hinein gehorcht, was die von den Leuten ſagt, mit denen Sie jetzt umgehen? Man muß doch erſt ſeine Freunde kennen, ehe man ſich ihnen hingiebt. Sehen Sie, da ſagt man von Ihnen zum Exempel: die Frau iſt ſtundenlang mit dem Herrn von Harken, dem liſtigen Wüſtling, allein. Man zuckt die Achſeln, man bedauert Ihren Mann, und die ärgſten Weiber würden für Ihre Untreue ſchwören.“

Was kümmert mich, erwiederte Suſanne ſtolz, das Urtheil der Elenden!

„Ganz recht! Aber die Elenden ſchreien

ſo lange, bis die Guten anfangen, ihrem Geſchrei zu glauben; und das Urtheil der Guten wird Ihnen doch nicht gleichgültig ſeyn? Man muß es, das weiß ich aus Erfahrung, mit beiden Partheien verderben, oder mit beiden Partheien halten."

Schlick bat nun Sorben und Suſannen, nicht zu verrathen, daß er ihnen das Geheimniß entdeckt habe; und ſie verſprachen es. Dann plauderte er vertraulich mit Sorben, wollte ihn ſogleich zu einem Gelage mitnehmen, und wunderte ſich, daß Sorben es ausſchlug. Suſannen ſagte er etwas über Muſik, und verſprach, ihr durch Harken neue Muſikalien zu ſchicken. Als Suſanne mit Unwillen äußerte, ſie wolle den Menſchen nicht wiederſehen, verſicherte er ſehr feierlich: dann würde Harken böſe werden. Er plauderte ſo ſeltſam, daß Sorben und Suſanne in Zweifel geriethen, ob ſie von dem allen, was er ihnen geſagt hatte, nur ein Wort glauben ſollten. Sorben ſchüttelte indeß doch bedenklich den Kopf, weil ihm ſchon einmal von ſonſt jemand ein Wink gegeben war, daß ſeine Geſellſchafter in Kaſſel ehedem Rinkens Freunde geweſen wären.

Suſanne beſchloß ſehr raſch, hinter die Wahrheit zu kommen. Einige Tage nachher kam der Herr von Harken zu ihr, und brachte wirklich Muſikalien von Schlick mit. Sie faßte ſeine Hand, ſah ihm ſtarr in die Augen, und ſagte: „der Herr von Rinken hat Ihnen den Auftrag gegeben, uns nicht allein unglücklich, ſondern auch verächtlich zu machen!“ — Harken verlor die Farbe, und ſtammelte etwas her, das einer Entſchuldigung ähnlich ſehen ſollte, das aber ſein Verbrechen vollkommen verrieth. — „Elender, verächtlicher Menſch!“ ſagte Suſanne langſam, und betrachtete ihn mit einem verachtenden Blicke vom Kopf bis auf die Füße; dann nahm ſie ihre Arbeit, und ließ ihn ſtehen, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern. Harken fühlte, daß er in einem Bubenſtücke begriffen war, und ſagte, als er ſich endlich ein wenig gefaßt hatte: Madam, Sie ſind beleidigt, ich geſtehe es; aber ſchon längſt hat Ihre Tugend . . . — Suſanne unterbrach ihn: „ich bitte, gehen Sie, mein

Herr. Sie ſpielen jetzt in der That auch eine alberne Rolle."

Nun ſtieg Feuer in Harkens Geſicht, und er rief: albern? Er ging trotzig und heftig an die Thür, wollte etwas ſagen, ſchwieg aber, und verbeugte ſich höhniſch lächelnd. Auf der Treppe lachte er laut; und Suſanne zitterte: ſo fürchterlich klang dieſes Lachen! Sorben war nicht zu Hauſe; und das ſah ſie gern, da er ohnedies ſchon mit Heftigkeit von Harken geſprochen hatte. Immer noch hörte ſie das Lachen des Böſewichtes, und zitterte; aber doch glaubte ſie, daß ſie ſo habe handeln müſſen. Sorben blieb über die gewöhnliche Zeit aus, und kam endlich mit zerſtörtem Geſichte zu Hauſe. — „Was iſt dir, lieber Sorben?" — Nichts, erwiederte er mit unruhiger Bewegung. Er wollte heiter ſcheinen, und dennoch brach zuweilen ein ſchwerer Zug von verhaltenem Kummer aus ſeinem Herzen hervor. Suſanne war unruhiger, als jemals in ihrem ganzen Leben. „Haſt du Harken geſprochen?" fragte ſie ahnend. — Nein, antwortete Sorben verlegen.

Am folgenden Morgen früh, noch ehe Suſannens Geſchäfte angingen, kam Schlick. „Apropos,“ hob er an, „hat Ihnen der Herr von Harken die Sachen vorgeſpielt? Nun? ſind ſie nicht vortrefflich? . . . He! Sorben! was haben Sie denn geſtern mit Harken vorgehabt? Es iſt ja zu Beſchimpfungen gekommen, die Sie Beide . . . Harken ficht und ſchießt, ſag' ich Ihnen, als ob er eines Fechtmeiſters Sohn wäre!“

Suſanne wurde bei dieſen Worten todtenbleich, und Sorben winkte Schlicken zu. —, „So?“ fuhr Schlick freundlich fort, als ob er ihn ganz mißverſtände; „es iſt alſo richtig? Sie ſchlagen ſich mit ihm? Nun, Sie werden Ihre Freude haben an ſeinem Fechten! Er ſtößt, wenn Sie wollen, ſo geſchickt, daß Sie da liegen, ohne noch ein Wort ſagen zu können . . . Aber, liebe Frau, Sie ſind ja bleich, wie ein Wachsbild! Was iſt Ihnen denn, liebſte Frau Sorben?“ — Suſanne ſtürzte laut aufſchreiend an ihres Mannes Herz. Sie wollte reden, und konnte nicht; ihre Bruſt flog ungeſtüm. Sorben ſuchte ſie zu beruhigen. „Nein! nein!“ rief ſie endlich mit zitternder Stimme; „nicht aus meinen Armen!“

Unſeliger Schwätzer! rief Sorben zornig Schlicken zu. — Ja, Suſanne, es iſt wahr: der Elende, er begegnete mir dort in der Nebengaſſe; vermuthlich kam er von dir. Wir geriethen an einander; er beſchimpfte mich. —

Beſchimpfte Sie? Seltſam! Hatten Sie ihn etwa kurz vorher beleidigt, ſchöne Frau?

Suſanne erzählte. Nun fand Schlick alles ganz natürlich, und trieb Sorben an, die Stunde nicht zu verſäumen. Sorben ſchwankte zwiſchen Pflicht und Ehre. Suſanne wollte ihn halten; er riß ſich aber, als Schlick noch immer in ihn drang, von ihr los, und eilte weg. Suſanne ſank kraftlos in Schlicks Arme. Er trug ſie in einen Lehnſtuhl, und gab ihr zu riechen. Als ſie ſich erholte, ſetzte er ſich zu ihr, faßte ihre Hand, und ſagte in einem ſehr edlen Tone: „ſeyn Sie ruhig, Frau Sorben; ſeyn Sie heiter! Sorben ſchlägt ſich nicht; denn Harken iſt feſtgeſetzt.“

Auf einmal ſtrahlte Heiterkeit in Suſannens Geſicht. Wie? iſt das wahr? O, theuerſter Freund, iſt es wahr? Sie vergaß ſich, und ſank aufs neue in Schlicks Arme.

„Es iſt wahr," erwiederte Schlick; „meine Ehrlichkeit bürgt Ihnen dafür." Als Suſanne noch zweifelte, zog er ein Billet aus der Taſche, zeigte ihr den Namen des Guvernörs von Kaſſel, und las ihr folgende Worte vor: „Ich habe den Herrn von Harken feſt nehmen laſſen, und es iſt ihm angedeutet worden, daß Se. Durchlaucht ſeine ſträfliche Abſicht auf die Ruhe der Sorbiſchen Familie wiſſe. Wenn Sie es für nöthig erachten, ſo mag der junge Mann an den zum Duell beſtimmten Ort gehen; ſonſt könnte Harkens Feſtnehmung von ihm herzurühren ſcheinen, und dies wäre vielleicht eine neue Quelle von Unruhe für die Familie. Sie können nachher die Sache zwiſchen den beiden Partheien ſcheinbar freundſchaftlich abmachen. Für Harkens künftige Beſcheidenheit in Abſicht der Familie leiſte ich Gewähr. Ich danke Ihnen . . ." Bei dieſen Worten brach Schlick ab, und ſteckte das Billet in die Taſche. Dann aber ergriff er auf einmal mit einem ſehr ernſten und deunoch gutherzigen Geſichte Suſannens Hand, und ſagte: „aber, Frau Sorben, wenn nun in dieſem Augenblick Ihr Mann todt da läge — wer wäre Schuld daran?“

Ich, ich Unglückliche! antwortete Suſanne mit tiefer Beſchämung. Schlick drohete ihr lächelnd mit dem Finger. „Liebe, kluge Frau, wer wird das Fädchen, das den Schurken noch an der Tugend feſthält, muthwillig zerſprengen? wer wird einen Böſewicht, wer wird einen beißigen Hund reitzen? Sehen Sie, ich zum Exempel hätte dem Harken mit der größten Höflichkeit von der Welt den Abſchied gegeben; ich hätte . . .“

Aber — fiel Suſanne ſchnell ein — ſoll denn der Böſewicht nie hören, daß er ein Böſewicht iſt?

„Wenn es Noth thut, ja! Aber wann thut das Noth? Wenn es ihn beſſert. Frauchen, zum Erbittern reichte das eben hin, was Sie Harken ſagten; doch zu weiter nichts. Sagen Sie einem Schurken, daß Sie ihn für einen Schurken halten; ſo weiß ich doch wahrhaftig nicht, warum er ſich nicht gegen Sie gerade ſo zeigen ſollte. Scheinen Sie ihm hingegen mehr Gutes zuzutrauen, als er zu thun Luſt hat — wer weiß, ob er dann nicht das Gute einmal zu thun wagt, weil Ihr Zutrauen ihn ehrt? Glauben Sie mir, viele Verbrechen wurden deshalb begangen, weil man ſie dem, der ſie beging, zutrauete. Raubt man dem Menſchen ſeine Ehre, ſo handelt er ehrlos. Das war Ihr Fall mit Harken. Rinken und er würden ohne Zweifel ſich anders gegen Sie benommen haben, wenn ſie nicht von Ihnen gereitzt geweſen wären."

Ich ſoll alſo dem Böſewichte ſchmeicheln? fragte Suſanne mit einigem Unwillen.

„Ja, meine ſchöne, tugendhafte Frau: wie man einem Tieger ſchmeichelt, um ihn an die Kette zu legen. Ich will Ihnen das mit einem kleinen Exempel deutlich machen. Sehen Sie, da laufe ich zwiſchen den Wüſtlingen umher. So ein Stück von Wüſtling bin ich ſelbſt." — Suſanne ſah ihn darauf an; er lachte. — „Nun, nun, ſo gar arg hab' ich es eben nicht gemacht, weil ich weiß, daß ich ein Menſch bin. Da höre ich denn von Ihnen ſprechen, von Sorben, von Ihrem häuslichen glücklichen Leben, und von den Planen, Ihnen die Freude zu verderben. Ich bin kein Kopfhänger, und ſuche auf meine Weiſe glücklich zu ſeyn; aber ich kann es auch leiden, wenn ein Andrer es auf ſeine Weiſe iſt, und ſo weiter. Darum gab ich Ihnen unter den Fuß, was man mit Ihnen vorhatte. Ich dachte, Sie ſollten das Ding ſo piano endigen. Sie aber. — Nun, es iſt gut. Harken kam geſtern Abend wüthend, und ſchwor, er wolle Sorben in die andere Welt befördern. Wort zu halten, dafür war er Mann. Durch die dritte oder vierte Hand brachte ich eine Erzählung des Vorfalls in die Hände des Gouvernörs. Den Erfolg wiſſen Sie. Sehen Sie, wenn der Tieger mir nicht getrauet hätte, ich wäre nicht im Stande geweſen, ihn an Ketten zu legen. Ihre reine Tugend erbitterte ihn; und ich, mit ein klein wenig Schmiegen in die Welt, feſſelte ihn wieder. Es iſt lobenswerth, das Laſter zu verabſcheuen; aber, glauben Sie mir, es iſt nützlicher, über den Laſterhaften zu herrſchen; und dazu gehört etwas, das Sie zu verachten ſcheinen, weil Sie den Böſewicht, wie es mir vorkommt, nicht fürchten."

Nein, in der That, ſagte Suſanne ein wenig empfindlich; ich fürchte ihn nicht.

„Und doch zitterten Sie noch ſo eben, und waren außer ſich vor Schmerz! Liebe . . ."

Ich zitterte — ſagte Suſanne, und drückte ihm mit dankbaren Blicken die Hand — ich zitterte, und war ſchon gerettet. Sie ſehen, ich hatte nicht nöthig zu zittern; die Vorſehung rettete mich durch Sie.

„Ganz richtig!" ſagte Schlick; „der Himmel hat Sie gerettet. Aber, liebe, kleine Frau, auf die Rechnung des Himmels hin ſollte kein Menſch mit fünf geſunden Sinnen borgen. Er rettet nicht immer, wenn auch das Unglück unvermeidlich war: um wie viel weniger können Sie auf Hülfe rechnen, wenn Sie ſelbſt das Unglück gegen ſich bewaffnen!" — Auf einmal brach er ab, und bat Suſannen nur noch, ja zu verſchweigen, welchen Antheil er an dieſer Sache genommen habe; „denn ich," ſetzte er trocken verweiſend hinzu, „ob ich gleich nicht furchtſam bin, zittre doch vor einem Menſchen, wie Harken.“ Er ging, als Sorben von ſeinem vergeblichen Gange zurückgekommen war, lachend und ſcherzend weg.

Suſanne war dem ſeltſamen Schlick ſehr verpflichtet, und hätte ihn gern unter die beſſeren Menſchen gezählt; aber wie konnte dieſer Mann, der ſo leichtfertig von der Tugend ſprach, der den ungeheuren Abſtand zwiſchen dem Tugendhaften und Laſterhaften nicht anerkennen wollte, alle Vergnügungen der Welt genoß, mitten in dem ernſthafteſten Geſpräche bisweilen laut lachte — wie konnte dieſer Mann zu den beſſeren Menſchen gehören?

Indeß mochte Suſanne es nicht hindern, daß Schlick gegen ſie und Sorben immer vertraulicher wurde. Er kam jetzt faſt jeden Tag eine Stunde, und war immer ſo fröhlicher Laune, daß Suſanne ſehr oft vergaß, wen ſie vor ſich hatte. So glücklich ſie und ihr Mann auch waren, ſo konnten ſie doch nicht läugnen, daß Schlick es beſſer als ſie Beide verſtände, dem Leben immer friſchen Reiz zu verſchaffen. Seine Behauptung, daß man lachen und dennoch tugendhaft ſeyn könne, ja, daß man lachen müſſe, um tugendhaft zu ſeyn, fand wenigſtens bei Sorben keinen Widerſpruch mehr; und auch Suſanne ſchwieg faſt immer dazu.

Suſanne war gewohnt, ſich jeden Tag einige Zeit mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. In dieſer Stunde des ſtillen Nachdenkens über ihre Schickſale fand ſie die ſanfte, milde Freundlichkeit wieder, welche Schlick als die erſte Tugend des Weibes, als die heiligſte Pflicht foderte, und welche ihr bei ihrem Ernſte ſo ſchwer wurde. So ging Suſanne eines Tages am ſchönen Ufer der Fulde ſpazieren, dachte an ihr Schickſal, und kam träumend wieder in die Stadt. Auf einmal erblickte ſie in einer lebhaften Straße das edle Mädchen, das einſt ihren Sorben rettete: Hannchen.

Sie flog auf Hannchen zu, nahm ſie unter den zärtlichſten Liebkoſungen in ihre Arme, und wollte ſie nicht loslaſſen. Hannchen wurde todtenbleich; doch faßte ſie ſich ſchnell, und ſagte mit einer leicht zitternden Stimme: Sie

Zimmer. Hier überließ das Mädchen ſich endlich den zärtlichen, eifrigen Liebkoſungen Suſannas. Liebſte Frau von Sorben, hob ſie dann furchtſam und gerührt an; nun iſt es genuz, mehr als genug. Ich bitte Sie um Ihre ſelbſt willen, verlaſſen Sie mich! Suſanne ſah das Mädchen ſtarr an, und begriff nicht, warum ſie gehen ſollte. Bedenken Sie, fuhr Hannchen fort, und ihre ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen: bedenken Sie, daß Ihr Edelmuth Sie um Ihren guten Namen bringen kann. Ach, man weiß hier nur zu gut, was ich geweſen bin! . . . Ich bitte Sie, verlaſſen Sie mich.

„Gutes Mädchen!“ erwiederte Suſanne, und drückte Hannchen an ihre Bruſt: „dieſe Thränen haben längſt deine Fehler ausgelöſcht, und mir biſt du ein Schutzengel geweſen, der mich und meinen Sorben gerettet hat. Komm getroſt an dieſes Herz!“ Sie zog Hannchen, die ſich ſträubte, an das offne Fenſter. — „Laß die ganze Welt ſehen, daß ich dich an meine Bruſt drücke, und dich mit meinen Thränen beneze. Die Engel ſegnen uns; ſo mag die

Welt immerhin über uns ſpotten!“ Suſanne brach in zärtliche Thränen aus, und weinte an Hannchens Wange.

Der Auftritt war in der That für das arme Mädchen zu überraſchend. Ihr ganzes Weſen wurde dadurch erſchüttert; und wäre ihr Herz der Tugend noch nicht völlig wieder geöffnet geweſen — dieſe Scene würde ſie umgeſchaffen haben. Sie knieete vor Suſannen nieder, und benetzte ihre Hand mit Thränen. Nein, ſchluchzte ſie; nie werd' ich es verdienen, an einem ſo reinen Herzen zu liegen. Doch, theuerſte, edelſte Frau, wenn die bitterſte Reue mich Ihrer wieder werth machen könnte, ſo wär' ich es ſchon. Sie drückte ihr Geſicht feſt an Suſannen, und weinte; doch in ihrer Bruſt erwachte auch wieder ein edles Selbſtgefühl.

Suſanne hob ſie auf, und nun lehnte Hannchen ihr Geſicht an das Herz ihrer Freundin. Beide hielten ſprachlos einander ein Paar Minuten umarmt: ein Paar Minuten, in denen die ſchönſten Gefühle des Menſchen ihre Herzen belebten. Bald betrachteten ſie einander mit einem himmliſchen Lächeln, und vergaßen Alles um ſich her. Ein Geräuſch vor der Thür brachte ſie wieder zu ſich. Jetzt, Frau von Sorben, rief Hannchen eifrig, und führte Suſannen an die Thür: jetzt gehen Sie. Ach, Sie haben dieſes Herz, das je wieder zu fühlen verzweifelte, aufs neue gehoben. Ja, an dieſer Bruſt — ſie warf ſich noch einmal heftig in Suſannens Arme — an dieſer Bruſt kann nur ein tugendhaftes Herz ruhen. O, ich fühle jetzt — ſie trat mit gefalteten Händen näher an das Fenſter — ich fühle jetzt, daß ich wieder rein, wieder unſchuldig bin: aber nur in den Augen des Himmels und in den Ihrigen; die Welt vergiebt nie, nie!... Und nun verlaſſen Sie mich, liebe Suſanne; man würde ſonſt Ihr Mitleiden für Theilnahme an meinen Vergehungen halten.

Suſanne war nicht wegzubringen, ſo ſehr auch Hannchen mit Gründen in ſie drang. Erſt ſpät am Abend ging ſie, doch mit der feierlichen Verſicherung, daß ſie in keinem Falle den Umgang mit Hannchen aufgeben würde. Sie kam mit funkelnden Augen zu Hauſe, und traf Schlick bei Sorben an. „Ich habe Hannchen wiedergefunden!“ rief ſie ihrem Manne mit fröhlicher Eil entgegen, und mußte nun ihre kleine Begebenheit erzählen. Sorben fand nichts Bedenkliches in Suſannens Benehmen; er fühlte, daß ſie dem edlen Mädchen nicht weniger ſchuldig geweſen war. Schlick ſchüttelte den Kopf, und gab einige Winke, die Suſannen auf ihren Ruf aufmerkſam machen ſollten. Sie unterbrach ihn mit Lebhaftigkeit. „Ging denn Hannchen erſt mit ſich zu Rathe, als ſie unſerm Glück ihre Leidenſchaft aufopferte? Sie iſt ein edles Mädchen, und im Angeſichte der ganzen Welt würde ich ſie an mein Herz gedrückt haben!“

Schlick ergriff Suſannens Hand, und drückte zum erſten Mal einen Kuß darauf. Dann ſagte er langſam, und ſchien ſich dabei an Suſannens fröhlichen Blicken zu weiden: eine ſolche Handlung mag gerade einem ſolchen Herzen, wie das Ihrige, nicht ſchwer ſeyn; aber würden Sie Stärke genug haben, die Handlung nicht zu verwünſchen, wenn ihre Folgen bitter für Sie wären?

„Verwünſchen? die Tugend? meine Pflicht? die erſte aller Pflichten, die Gerechtigkeit? — O, Herr Schlick, die Folgen meiner Handlungen können mir wohl Thränen koſten, aber nie Reue. Ich ſtehe für meine Handlungen; ihre Folgen hat die Vorſehung zu verantworten.“

Und ich wollte, ſagte Schlick jetzt mit ungewöhnlichem Eifer, in dieſem Falle wohl dafür haften, daß die Folgen nicht unglücklich ſeyn können; obgleich . . . Ich, fuhr er kälter fort, bin Zeuge Ihrer Handlung geweſen. Die Straße, auf der Sie Hannchen antrafen, war voll Menſchen. Man kennt das Mädchen; ihr eingezogenes Leben hat ihr keinen beſſeren Ruf verſchafft. Und Sie fliegen in die Arme einer öffentlichen Buhlerin! Sie können leicht denken, was man darüber ſagte.

Suſanne lächelte, und antwortete nicht. Sorben runzelte die Stirn, als Schlick ſich darüber ausbreitete, was man aus ihrer Freundſchaft für Hannchen machen könnte; und ſein Verlangen, das Mädchen auch einmal wieder zu ſehen, erkaltete gänzlich. Suſanne lächelte fort, und behauptete feſt: ſie ſey dem edlen Mädchen, ihrer Wohlthäterin, das, und noch mehr, ſchuldig geweſen.

Sie würden alſo nicht anſtehen, fragte Schlick kalt, eine nicht gefoderte Schuld abzutragen, und wenn Sie auch mit der Summe Sorbens und Ihr Glück retten könnten?

„Ich verſtehe Sie nicht,“ erwiederte Suſanne, und ſah dabei Sorben an, als erwartete ſie von ihm eine Antwort.

Sorben ſagte lächelnd: der Himmel wird Suſannen wohl nie in eine Lage bringen, daß ſie zwiſchen meinem Glück und ihrer Tugend wählen müßte. Geſchieht es indeß, ſo mag ſie getroſt mich fahren laſſen; ich werde ſie deſto mehr lieben.

Gott gebe, ſagte Schlick mit Rührung, daß Ihr immer ſo denkt! Wenn Ihr den Muth habt, in der Tugend euer Glück zu finden, dann dürft Ihr es vielleicht unter allen Menſchen allein wagen, ganz tugendhaft zu ſeyn. Er küßte noch einmal, gegen ſeine Gewohnheit, Suſannen die Hand, und verließ dann die beiden edlen Menſchen.

Suſanne hatte in der That den Muth, in der Tugend allein ihr Glück zu finden. Unbeſorgt ging ſie den folgenden Tag zu Hannchen, obgleich Sorben die Stirn ein wenig runzelte, als er hörte, wohin ſie wollte. Sie fand Hannchen nicht zu Hauſe, und eilte nach der Promenade, wo ſie ſeyn ſollte. Unbefangen flog ſie da auf Hannchen zu, umarmte ſie, und ging dann mit ihr, ohne auf ihre Vorſtellungen zu achten, und ohne die Menſchen auf der Promenade zu vermeiden oder zu ſuchen. Suſanne empfand in ihrer Bruſt ein ſolches Entzücken, Hannchen tugendhaft wiedergefunden zu haben, daß ſie an Schlicks Winke ſo wenig wie an etwas Andres dachte. Ihre Liebe war ſo ungeſtüm, daß auch Hannchen ſich zuletzt hingab, und in den ſeelenvollen Geſprächen mit ihr vergaß, wo und wer ſie war. Sie mußte Suſannen ihren Lebenslauf erzählen, und Beide weinten: Hannchen, das Opfer einer teufeliſch liſtigen Verführung, Thränen der Reue; ihre Freundin Thränen des Mitleidens.

Hannchen ſollte Suſannen verſprechen, ſie zu beſuchen. Allein das ſchlug ſie ganz beſtimmt ab, und ſeufzte dabei leiſe. Sie bemühete ſich jetzt, ihre Freundin zu bereden, daß ſie nur heimlich zu ihr kommen möchte; aber Suſanne ſagte lebhaft: „ich haſſe alle Schleifwege, und dir, Hannchen, bin ich es ſchuldig, der Welt öffentlich zu ſagen, daß du tugendhaft biſt. Meine Liebe ſoll dich wieder mit dem menſchlichen Geſchlechte verſöhnen. Mag die Welt ſpotten; ſie ſoll uns zuletzt dennoch bewundern!“ Man ſieht, daß ſich die Eigenliebe bei ihr leiſe mit ins Spiel miſchte.

Suſanne trauete der Welt mehr zu, als ſie ſollte. Man bewunderte ſie nicht, man fragte nicht einmal, was eine ſo tugendhafte Frau — denn dafür hielt man ſie — für Bewegungsgründe haben könnte, mit Hannchen umzugehen. Schlick verſicherte, betheuerte, wohin er kam, daß dieſer Umgang Suſannens edelſte Handlung ſey; man lachte aber, und nahm ſich nicht einmal die Mühe, ihm zu widerſprechen. Er ſchwieg zuletzt, weil er ſah, daß ſein Reden doch nichts helfen konnte.

Suſanne war wirklich für ganz Kaſſel merkwürdig geworden, nachdem man bei Gelegenheit des vereitelten Zweikampfes mit Harken allgemein Sorbens Stand, und eben ſo allgemein ſeine Begebenheit mit Suſannen, doch die letztre nur halb wahr, erfahren hatte. Schon damals war man ſehr geneigt, Sorben für einen Thoren, und Suſannen für eine ſtolze Närrin zu erklären; ſo daß Schlick genug zu thun hatte, den Leuten begreiflich zu machen, daß es ſeltne Zufälle geben könne, wodurch manche Menſchen zu Sonderbarkeiten gezwungen würden. Es läßt ſich alſo leicht denken, daß Suſannens Beſuche bei Hannchen nicht unbemerkt blieben. Man fragte, man erkundigte ſich; und dieſer wußte den Grund, jener einen andern. Es wurde eine Fabel zuſammen geſetzt, und bei den ſeltſamſten Umſtänden berief man ſich auf Schlicks, auf Suſannens eigne Aeußerungen. Man kam darin überein, daß es abſcheulich von der Frau von Sorben ſey, mit einem ſolchen Geſchöpfe nur ein Wort zu wechſeln. Die Kinder blieben nach und nach aus ihrer Erziehungsanſtalt weg; allein Schlick brachte ihr ein Paar liebenswerthe Mädchen, deren Erziehung ihm, wie er ſagte, von den Eltern aufgetragen war, und für die er ein beträchtliches Koſtgeld bezahlte. Suſanne wendete nun deſto größern Fleiß auf dieſe beiden Kinder, und die Eltern ſchickten ihr ſo reichliche Geſchenke, daß ſie den Verluſt aller andern nicht bedauern durfte. Kurz, Suſanne war zufrieden; und vielleicht hatte ſie noch nie ſo glückliche Tage gehabt, wie jetzt. Alle ihre Wünſche waren erfüllt: ſie liebte Sorben innig, und fühlte ſich eben ſo innig von ihm geliebt; ſie hatte an Hannchen eine Freundin, die mit ganzer Seele an ihr hing; und ihre beiden Schülerinnen, die ihr völlig überlaſſen waren, gaben ihr die angenehmſte Beſchäftigung. Was konnte Suſanne mehr wünſchen? Schlick, der zwar kalte, aber doch gutherzige und immer heitre Mann, der ſich von Tage zu Tage enger an die Familie anſchloß, half Suſannen bei der Erziehung; und zum erſten Male wurde ſie bei ihm eine Menge Kenntniſſe gewahr, die ſie nicht in ihm geahnet hatte. „Iſt es möglich,“ ſagte ſie oft zu ihm, „lieber Schlick, daß Sie bei ſolchen Kenntniſſen ſo kalt für alles Gute und Große ſeyn können?" — Ich bin es, weil ich das Gute ſo heiß liebe, antwortete Schlick ihr einmal, doch wieder ſo zweideutig lächelnd, daß ſie, wie in ſolchen Fällen immer, empfindlich ſchwieg. Zuweilen gerieth ſie mit ihm in eine förmliche Zänkerei; aber dennoch wurde der Mann ihr immer intereſſanter. „Es iſt ein Glück, lieber Freund," ſagte Suſanne, „daß Sie von Natur ſo gut geartet ſind. Wären Sie weniger gut, Sie würden ein Teufel geworden ſeyn."

Schlick verbeugte ſich, lachte, erzählte ein Geſchichtchen von einem Trompeter, der einen Flötenſpieler nicht habe wollen für einen Muſikus gelten laſſen, weil die Flöte nicht ſo laut tönt, wie die Trompete.

Suſanne und ihr Gatte waren jetzt glücklich und froh; auf einmal ging aber Sorben mit finſtrer Stirn umher. Er wollte ſich erheitern, wenn Suſanne oder Schlick ihn fragten, was ihm fehle; und nach einem Augenblicke verſank er ſchon wieder in finſtre Zerſtreuung. Mangel an Liebe war nicht die Urſache davon: denn er hing jetzt mit noch innigerer Zärtlichkeit an Suſannen, als ehemals; nur ihr Umgang mit Hannchen machte ihn mißmuthig. Er kam, obgleich ſeltner, doch bisweilen mit ſeinen alten Freunden zuſammen, weil er noch immer eine Art von Hoffnung nährte, daß eine Verſöhnung mit ſeinem Oheim möglich ſey, wovon dieſe Freunde gleich zu Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit ihm einige Mal geſprochen hatten. So oft ſich nun Sorben in dem Kreiſe dieſer Menſchen ſehen ließ, mußte er auch Anſpielungen auf Suſannens Umgang mit Hannchen hören. Man bewunderte freilich die Seelengröße ſeiner Gattin; man pries ihn glücklich, eine Frau zu haben, die ſo weit über alle Vorurtheile hinaus ſey: nur bedauerte man, daß nicht auch die Stadt dieſe Seelengröße ſo groß finden wolle. Von Hannchen erzählte man Geſchichtchen, zwar im Tone des Zweifels, aber doch mit einer Art von Wahrſcheinlichkeit. Man gab zu, daß ſie jetzt nicht mehr ausſchweiſe; aber, ſagte einer, ſie muß doch leben! — Sie ſündigt nicht mehr ſelbſt, erwiederte ein Andrer; aber ſie hilft ſündigen, ſagt man.

Sorben blieb ruhig; er kannte ja ſeine Suſanne, und wußte, wie ſie von Hannchen dachte: darum ſagte er ihr nicht ein Wort von dem Allen wieder. So war man denn genöthigt, anders zu Werke zu gehen. Man neckte Sorben; man ſcherzte über Schlicks vertrauten Umgang in ſeinem Hauſe; man lachte, daß doch Schlick ſich überall einniſte, wo eine junge hübſche Frau ſey. Zugleich bat ein ältlicher Mann, ein Verwandter von Sorben, den er ebenfalls zuweilen in dieſer Geſellſchaft ſah, ihn einmal ſehr ernſthaft, doch den Umgang ſeiner Frau mit Hannchen zu endigen. Das Mädchen mag wohl ehrlich ſeyn, ſagte er unter vier Augen zu Sorben; und wirklich ſpricht die ganze Nachbarſchaft Gutes von ihr: aber, Herr Vetter, die Predigerstochter, die Sie nun einmal geheirathet haben, iſt wenigſtens die erſte Frau von Sorben, die eine vertraute Freundſchaft mit einer ehemaligen öffentlichen Hure hält! Das war Hannchen doch einmal, und wenn ſie auch jetzt eine heiſige Magdalene wäre. Leiden Sie das nicht länger, Herr Vetter! Sie müſſen Sich nicht alle Wege zu einer Verſöhnung mit der Familie verſchließen.

Auf einmal war bei Sorben der Gedanke an eine Verſöhnung mit ſeinem Oheim, der zeither in ſeiner Seele geſchlummert hatte, wieder lebendig. Auch hatten die Worte: „die erſte Frau von Sorben, die mit einer ehemaligen öffentlichen Hure umgeht,“ große Wirkung auf ihn gethan. Er kam nachdenkend zu Hauſe, und fragte Suſannen, die eben ausgehen wollte: wo willſt du hin?

„Zu Hannchen.“

Zu Hannchen? . . . Liebſte Suſanne, du ſcheinſt ſogar mich über deine Freundin zu verſäumen!

Suſanne lächelte. „Das glaubſt du nicht, Sorben, ſo ernſthaft du es auch ſagſt.“

Aber in der That, du gehſt, wie mich dünkt, zu oft zu dem Mädchen. Schlick hat nicht Unrecht, wenn er dich auf das Urtheil der Stadt aufmerkſam macht. Deine Ehre . . .

„Berechnet mein Gewiſſen und der Himmel. Du weißt ja, lieber Mann, wie wenig mir das Urtheil der Menſchen gilt!"

Aber ſollte es dir denn auch nicht mehr gelten?

„Lieber Sorben, dich hält die Welt für einen Thoren, weil du ein Predigermädchen geheirathet haſt: wirſt du mich deshalb verſtoßen, weniger lieben, oder, wenn wir Zeugen haben, nicht in meinen Armen ſeyn wollen?" — Sie hielt ihm die ausgebreiteten Arme entgegen, und Sorben ſank zärtlich an ihre Bruſt. — „Soll ich," fuhr ſie fort, „undankbar gegen ein Mädchen ſeyn, das ſich mir und dir, dir! aufopferte? das ich liebe, und das meine Liebe verdient? Nein, Sorben! nimmermehr werde ich meine Freundſchaft für Hannchen aufgeben. Nimmermehr!" Sorben küßte ſie, und begleitete ſie lächelnd und heiter die Treppe hinunter.

Sobald Sorben wieder in die Geſellſchaft ſeiner Bekannten kam, ſah man ſich an, lächelte, zuckte die Achſeln, fliſterte, und erzählte ein Paar Geſchichtchen von der Liſt der Weiber. Nicht lange nachher gab man Sorben aufs neue zu verſtehen, daß eine Ausſöhnung mit ſeinem Oheim nicht unmöglich ſey, und ließ ihn einen Brief von Rinken leſen, worin freilich noch Erbitterung genug ſichtbar war, der aber doch eine ſolche Hoffnung nicht gänzlich zerſtörte. Sorben ſchloß ſich näher an ſeine alten Bekannten, deren er ja zu der Ausſöhnung mit ſeinem Oheim bedurfte.

Nach einigen Tagen fragte ihn einer gutherzig: ſind Sie denn ſo gewiß von der Treue Ihrer Frau überzeugt? Und bald nachher ein Anderer: glauben Sie denn in Ernſt, die Urſachen alle zu wiſſen, warum Ihre Frau ſo ſehr auf den Umgang mit Hannchen beſteht? Man fragte das ſo oft, ſo arglos, ſo gutherzig, und man ſpielte dabei ſo merklich, ſo giftig auf Suſannens Umgang mit Schlick an, daß Sorben wenigſtens eiferſüchtig genug wurde, um auf den Gedanken zu kommen, er wolle ſich ſelbſt überzeugen, daß an dem Gerede ſeiner Bekannten nichts ſey. Nun fing er an, ſeine Frau mit Schlick zu beobachten, und ſah, was er bisher noch nicht bemerkt hatte, daß ihr Vertrauen zu Schlick ſehr groß war. Am mei-

meiſten fiel ihm Ein Umſtand auf. So offenbar auch Suſanne Herrn Schlick recht gern ſah, ſo viele Mühe gab ſie ſich doch öfters, ihren Mann zu überreden, daß ſie denſelben nicht achte. Serben runzelte die Stirn, und ſagte zu ſich ſelbſt: woher dieſe Zweideutigkeit, die ſonſt gar nicht in Suſannens Charakter liegt?

Er hatte ſich nicht geirrt; allein Suſanne war dennoch ganz unſchuldig. Schlicks Heiterkeit, ſeine immer gute Laune, ſeine feinen treffenden Bemerkungen über Menſchen und Menſchenglück, ſeine Kenntniſſe, hatten ihm unvermerkt ihr Wohlwollen, ihre Achtung erworben. Bei dem allen hielt ſie ſeinen Charakter wenigſtens für zweideutig; denn wenn ſie von der Tugend, von dem heiligen Bunde der Guten mit einander, oder von ſonſt einem Lieblingsgegenſtande ſo eifrig ſprach, daß ihr die Augen vor Freude funkelten, ſo konnte Schlick wohl gar ein wenig ſpottend lächeln. Er war ein entſchiedener Feind aller Schwärmerei, und ſollte es auch Schwärmerei der Tugend ſeyn; Suſanne aber ſchwärmte gern. So erklärte ſie ihn denn, wenn ſie über ihn urtheilte, für einen liſtigen räſonnirenden Epikureer, und wußte ſelbſt nicht, daß ſie ihm ſo gewogen war.

Wenn Sorben alſo Schlicken lobte — und das that er jezt oft, um Suſannen zu beobachten —, ſo ſagte ſie richtig jedes Mal: Schlick ſey ihr Mann nicht; ſie ertrage ihn nur aus Dankbarkeit, weil er Sorben gerettet habe. Und in eben dem Augenblicke ging ſie lächelnd ans Fenſter, weil Schlick gerade die Straße herauf kam. — Noch zweifelte Sorben nicht an Suſannens Treue und Tugend; aber ihr Betragen konnte er nicht begreifen, und das erregte zuerſt eine leiſe Eiferſucht in ſeinem Herzen. Er wurde finſter, wenn Suſanne mit Schlick ſo vertraulich am Klaviere ſaß, ſo freundlich mit ihm ſprach, oder ihn bat, noch ein wenig länger zu bleiben.

Jezt trieb er ſich aus Verdruß unter ſeinen alten Bekannten umher, und ihre giftigen Bemerkungen blieben nicht mehr ohne Wirkung. Verdacht gegen Suſannen konnte er unmöglich haben; aber es verdroß ihn am Ende, daß ihr Umgang mit Hannchen dieſen Menſchen Veranlaſſung gab, über ihn zu ſpotten. Bei dem allen fühlte er jezt eine Art von Neigung, die Verläumdung zu hören — um ſie widerlegen zu können, meinte er. Er wollte ſeine Frau gern von dem Umgange mit Hannchen abbringen. Ein beſtimmter Schritt würde ſicher geholfen haben; allein ſeine Bemerkungen über dieſen Umgang waren ſo verſteckt (obgleich ſeinem Gefühle nach ſo deutlich), daß Suſanne ſie kaum bemerkte. Sorben glaubte, ſie wolle ihn nicht verſtehen; und zum erſten Male fiel es ihm nun ein, ſich zu fragen: was macht Suſanne immer bei Hannchen? Die Frage war leicht zu beantworten; er durfte ja nur einmal mitgehen.

Das nächſte Mal, da Suſanne zu Hannchen wollte, erbot er ſich, ſie zu begleiten. Sie lehnte das mit ſichtbarer Verlegenheit, mit aus der Luft gegriffenen Entſchuldigungen ab; und als er dennoch darauf beſtand, gab ſie unter einem leeren Vorwande den Beſuch auf. Er ſah ſie lange feſt an, kreuzte die Arme über die Bruſt, ging in ſein Zimmer, und fragte ſich bedenklich mit Kopfſchütteln: „was iſt das? Warum ſoll ich nicht mit zu dem Mädchen? Warum geht ſie, die nicht eine Minute ohne mich heiter ſeyn zu können vorgiebt, allein dahin? Warum wird ſie verlegen, wenn ich ſie begleiten will?“ Die Eiferſucht loderte hoch in ihm auf, ob ſie gleich noch keinen Gegenſtand hatte. Er ſann hin und her, was Suſanne Heimliches bei Hannchen zu thun haben möchte, und konnte nichts herausſinnen. Suſanne ſchien ihm wohl noch keine Verbrecherin; aber ganz unſchuldig doch auch nicht. Er wurde bitter und heftig gegen ſie, dann wieder zärtlich und ſanft.

Suſanne war unſchuldig. Schon oft hatte ſie Hannchen angelegen, einmal zu ihr zu kommen, und eben ſo oft ihr gedrohet, Sorben mitzubringen; Hannchen aber hatte es immer gehindert. Glauben Sie mir, Suſanne, ſagte ſie endlich einmal mit Thränen; es iſt beſſer, wenn ich Sorben nie wiederſehe: denn dieſes Herz, . . . dieſes Herz — ſie warf ſich mit Leidenſchaft an Suſannens Bruſt — Haben Sie Mitleiden mit meiner Schwäche. Ich darf ihn nicht wiederſehen. Ueberlegen Sie

... Sie erröthete, und brach ab. Suſanne ſchloß Hannchen an ihre Bruſt, und ſchwieg ſeitdem ganz von dieſer Sache. Sie wußte es Sorben vielen Dank, daß er nie den Wunſch geäußert hatte, Hannchen ſehen zu wollen, und ſie ſchämte ſich ſogar, nicht ſo zart gefühlt zu haben, wie ihr Mann und dieſes Mädchen.

Natürlicher Weiſe mußte ſie nun in Verlegenheit gerathen, als Sorben ihr auf einmal ſagte: er wolle mit zu Hannchen gehen. Sie ſuchte Ausflüchte, weil ſie es für unbeſcheiden hielt, ihm die Wahrheit zu geſtehen; vielleicht auch wohl, weil ein weiblicher Inſtinkt ſie warnte, ihm zu ſagen, daß Hannchen, ein ſo reitzendes Mädchen, ihn noch immer liebe. Daher gab ſie lieber heute den Beſuch auf; und am folgenden Tage — ſie hielt nehmlich Sorbens Wunſch, Hannchen zu ſehen, für einen raſchen Einfall, den er vergeſſen würde, wenn man ihn nicht daran erinnerte — ging ſie unter einem andern Vorwande, ohne zu ſagen, daß ſie zu Hannchen wollte. Sorben ſah ſie ſtarr an; ſie erröthete, und war ſchon im Begriff, ihm alles zu geſtehen. In dem

Augenblicke wendete ſich Sorben bitter lächelnd von ihr ab, und ſagte, als ob er ſie verſtände: es iſt gut! — Er verließ das Zimmer, und Suſanne ging.

Sorben folgte ihr von weitem nach, und ſah ſie in das Haus gehen, worin Hannchen wohnte. Er knirſchte mit den Zähnen, und rief einmal über das andre: o, die Falſche! In dieſer Stimmung ging er zu ſeinen alten Bekannten, und erkundigte ſich angelegentlich nach Hannchen, nach ihren Beſchäftigungen. Er hörte, — was würde er hier nicht gehört haben! — daß Hannchen zwar nicht mehr das Handwerk der Buhlerei triebe, (denn ſo unbeſonnen wollte man nicht lügen) daß ſie aber noch wohl Andern behülflich ſeyn möchte, glücklich zu werden. Sie lebt, ſagte einer, ſo ehrbar, wie eine Matrone, und keiner von uns jungen Herren darf über ihre Schwelle; dagegen aber gehen Leute bei ihr aus und ein, die ſo wenig wie wir zur Fahne der Tugend geſchworen haben, die aber die Maske der Tugend tragen und nur in der Stille des Lebens genießen. Der Einzige von uns, der das Heiligthum betreten darf, iſt der Schlimmſte von uns allen, der feine, liſtige Schlick.

„Schlick?“ rief Sorben, und ſprang auf; „das iſt nicht möglich!“

Was wetten Sie, Sorben, ſagte ein Anderer, und hielt ihm die Hand hin; was wetten Sie, es iſt ſo?

Sorben nahm ſeinen Hut, drückte ihn wüthend in die Augen, verließ die Geſellſchaft, und irrte, mit ſich ſelbſt redend, im Felde umher. Abends, als er zurückkehrte, ging er an Hannchens Hauſe vorüber. So eben öffnete ſich die Thür, und er verbarg ſich in einen Winkel. Der verhaßte Schlick trat vorſichtig heraus, ſah ſich erſt um, ob er bemerkt würde, und eilte dann, in einen Mantel gehüllt, die Straße hinunter. Als er weg war, lachte Sorben laut, und lief ganz außer ſich in der Stadt umher. Kaum konnte er ſich genug faſſen, um Suſannen ſeine Erbitterung zu verbergen.

„Es iſt unmöglich!“ ſagte er weit ruhiger, als Suſanne ihn nur einmal umarmt hatte: „es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ſie mir untreu ſeyn kann. Aber doch — was macht ſie dort immer allein? heimlich ſogar! und mit Schlick! mit Schlick! Warum ſagt ſie mir nicht, daß auch der dort Umgang hat?" So kämpften Zorn, Liebe, Zweifel, Vertrauen und Scham in ſeiner Seele. Zuletzt beſchloß er mit blutendem Herzen, ganz kalt den Beobachter zu machen, ehe er Suſannen für ſtrafbar erklärte.

Am folgenden Tage brachte er das Geſpräch auf Hannchen, und lobte ihren Edelmuth, ihren Geiſt. Auf einmal fragte er ziemlich gelaſſen: ich weiß nicht, kennt denn Schlick Hannchen? — Suſanne antwortete ganz unbefangen: „nein! wie ſollte er ſie kennen gelernt haben?" Ihr Ton war ſo unſchuldig, daß Sorben nicht wußte, was er denken ſollte. „Gewiß nicht," fuhr ſie fort, als ſie Befremden und Zweifel in ſeiner Miene bemerkte: „denn Hannchen nimmt durchaus keine männlichen Beſuche an." Sie ſagte das wieder ſo unſchuldig und feſt, daß Sorben lieber ſeinen Augen als ihr nicht trauen wollte. Er wußte das Räthſel nicht zu löſen. Zuletzt kam er auf den Gedanken, daß Schlick vielleicht zufälliger Weiſe aus ganz andern Urſachen das Haus, worin Hannchen wohnte, beſucht haben könnte.

Um Gewißheit zu bekommen, ging er am Abend wieder aus, und beobachtete Hannchens Fenſter. Er ſah auf ihrem Zimmer eine männliche Figur, und glaubte Schlicken zu erkennen. Auch kam es ihm einmal ſo vor, als hörte er Suſannens Namen. Nicht lange, ſo trat Schlick, eben ſo vorſichtig wie geſtern in einen Mantel gehüllt, aus dem Hauſe. Die Flamme der Erbitterung ſchlug bei Sorben immer höher. Er ging vor dem Hauſe auf und ab, und wartete, ob noch mehr männliche Beſuche kommen würden; es blieb aber alles ſtill. Nach einiger Zeit kam ein Knabe aus dem Hauſe. Sorben redete ihn an, und fragte nach Jemand, der hier herum wohnen ſollte. Der Knabe wußte ihm keinen Beſcheid zu geben. Nun ſtellte ſich Sorben, als ob er ein Fremder wäre, und bat den Knaben, ihn in eine entfernte Gegend der Stadt zu führen. Unterweges erkundigte er ſich, wer in dem Hauſe wohnte. Der Knabe nannte ſeine Mutter und Hannchens Familien-Namen. „Ach, die wohnt da? Iſt das nicht des Raths * Tochter?“ So rückte Sorben näher; er fragte nach Hannchens Umgang, und ob ſie viele Beſuche habe. Nein, antwortete der Knabe: es kommt weiter niemand zu ihr, als eine Frau Sorben und ein Herr in einem Mantel, die ſind aber faſt alle Tage bei ihr. Sorben konnte nicht Eine Frage mehr thun: ſo aufgebracht war er.

Und dennoch war Suſanne wieder unſchuldig; ſie wußte nichts davon, daß Schlick mit Hannchen Umgang hatte. Die Sache ging ganz natürlich zu. Schlick, dieſer edle Menſch, lebte jeden Winter in Kaſſel unter allen Ständen, am meiſten aber unter der wilden, reichen Jugend, bei der ſein Witz und ſeine Laune ihn beliebt machten. Er ſchien der Mitgenoſſe ihrer Ausſchweifungen zu ſeyn, und war ganz in der Stille ihr Aufſeher. Auch bei den wildeſten Planen ſchien er ihr Helfershelfer. Er ſchwieg wie ein Fels, und half, trotz Einem: das ſicherſte Mittel, alles was ſie vorhatten, ſchon vorher zu erfahren! Daß, ſeitdem Schlick unter ihnen lebte, alle Plane auf die Unſchuld der Mädchen, die man verführen wollte, immer mißlangen, ward ihm gar nicht zugeſchrieben; denn er ſelbſt hatte ja die Plane ſo fein, ſo ſicher mit angelegt. Daß er durch einen alten Mann, der Zimmer vermiethete, und oft die ſeltſamſten Geſchöpfe im Hauſe beiſammen hatte, hier einen Vater, auf deſſen Tochter man Anſchläge machte, warnen, dort ein Paar Menſchen, die aus Mangel ihre Tochter der Wolluſt opfern wollten, unterſtützen, dann wieder ein junges Mädchen, dem eine Kupplerin nachſtellte, in einer guten Familie unterbringen ließ: das ward gar nicht geahnet; denn Schlick kannte ja den Alten nicht, und der Alte ſchimpfte auf ihn ſo gut, wie auf die andern jungen Herren. Daß der Guvernör auf einmal, wie durch Zauberei, haarklein einen tollen Plan der jungen Herren wußte, daran war Schlick eben ſo wenig Schuld: denn er leugnete ſtandhaft alles ab; und wenn der Guvernör den jungen Herren nachdrückliche Vorwürfe machte, ſo fing er gewöhnlich bei Herrn Schlick an. Kurz, Schlick blieb der Vertraute aller ihrer wilden ſchlechten Streiche; und alle mißriethen.

So hatte er denn auch ſchon vor Sorbens Ankunft in Kaſſel erfahren, daß man auf dieſen jungen Mann wartete, um ihm nach ſeines Oheims Wunſche mitzuſpielen. Sorben war ihm intereſſant geworden, und Suſanne wurde es, als er mehr von ihr erfuhr, nicht weniger. Auch eine Anmerkung, die Rinken einmal in einem Briefe an Harken über Hannchen machte, ging bei ihm nicht verloren. Hannchen, die Schlick ehemals vergebens zu retten geſucht hatte, kam wieder nach Kaſſel. Ihre vorigen Liebhaber wollten ſie beſuchen, und wurden ſämmtlich abgewieſen. Schlick wünſchte, etwas Näheres von Sorben zu erfahren, und drängte ſich bei ihr ein, da ſie auch ihn abweiſen wollte. Er gewann durch die Artigkeit, mit der er ihr eine intereſſante Nachricht gab, ihr Wohlwollen, und bald auch ihr Vertrauen. Nun erſtaunte er über die Veränderung, die mit Hannchen vorgegangen war, und that auch hier, was er ſo oft that: er pflegte den Keim der Tugend in ihrem Herzen, und ſicherte ſie gegen Rückfälle, indem er ihre Thätigkeit belebte. Hannchen, bei der er die vortrefflichſten Anlagen bemerkte, wurde in vielen Fällen das Werkzeug und die Theilnehmerin ſeiner edlen Handlungen. Sie gehörte zu den wenigen Menſchen, die er wiſſen ließ, wie edel er war. Bis jetzt hatte ihm ein weibliches Geſchöpf gefehlt, das da anſtatt ſeiner handeln konnte, wo ein Mann es nicht durfte; und Hannchen hatte Geiſt genug, ſeine Plane mit Feinheit auszuführen. Ihre bittre Reue und ihr heißes Verlangen, das Geſchehene wieder gut zu machen, waren die Mittel, durch die er ihr den Enthuſiasmus beibrachte, in der Stille edel zu handeln und zu ſchweigen. Man ſieht nun leicht ein, weshalb er eine öffentliche Bekanntſchaft mit Hannchen vermied und nur des Abends, in einen Mantel gehüllt, zu ihr ging; eben ſo, weshalb Hannchen von ihrer Bekanntſchaft mit Schlick auch gegen Suſannen nie ein Wort erwähnte. Doch dies hatte noch einen andern Grund. Schlick erfuhr von Hannchen bald nachher, als er ihr Vertrauen gewonnen hatte, Sorbens und Suſannens Geſchichte, und wünſchte ihr Glück, daß es ihr gelungen war, Rinkens Plane zu vereiteln. Ungefähr um eben die Zeit lernte er Sorben und Suſannen ſelbſt kennen. Ganz insgeheim beobachtete er das liebende Paar von fern, unterſtützte Suſannens Plane, und freuete ſich über das reine Glück dieſer edlen Menſchen. Hannchen ſagte er nichts von Sorbens Ankunft in Kaſſel, weil er ihre Leidenſchaft für Sorben fürchtete, die ſeinen hellen Augen nicht verborgen geblieben war. Er lernte endlich Suſannen ſelbſt kennen, und erſtaunte über die Hoheit ihrer Seele. Eine ſolche feſte Ehrfurcht, eine ſolche unbewegliche Liebe für die Tugend hatte er noch nie geſehen! Mit Bedauern bemerkte er indeß, daß Suſanne ein wenig ſchwärmte; mit theilnehmender Beſorgniß, daß es ihr gänzlich an Weltkenntniß fehlte, und daß ſie wegen dieſer beiden Fehler ſogar von den beſſern Menſchen verkannt wurde.

Er ſuchte Suſannen von dieſen Fehlern zu heilen, doch ohne deshalb das ſchöne Feuer für die Tugend bei ihr auszulöſchen; und wir haben einige Proben von der Art gehört, wie er dabei zu Werke ging. Je näher er Suſannen kennen lernte, deſto ſtärker fühlte er ſich von ihren Tugenden angezogen, und der Umgang mit ihr wurde ihm ein Bedürfniß. Er liebte ſie, wie er noch nie einen Menſchen geliebt hatte; ja, er fing an zu fürchten, daß dieſe Liebe eine heftige Leidenſchaft bei ihm werden könnte. Nun that er, was man thun muß, um Herr ſeiner Leidenſchaften zu werden: er beobachtete ſich genau, gab ſich von jeder kleinen Bewegung ſeines Herzens die ſtrengſte Rechenſchaft, und zog mit der größten Schärfe die Gränze, die er niemals überſchreiten wollte. Die Freude, eine Leidenſchaft beherrſchen zu können, deren Gewalt er ſo oft in den Thorheiten Andrer bewundert hatte, erhöhete ſeinen Muth; er ſiegte wirklich über ſeine Liebe, und ſelbſt Suſanne merkte nichts davon, ſo ſcharf ſonſt auch weibliche Augen in ſolchen Fällen ſind.

Jetzt aber verbot er Hannchen ſehr ernſtlich, mit Suſannen je über ſeinen Charakter zu ſprechen, oder ihr auch nur ſeinen Namen zu nennen. Er ſah wohl, daß Suſanne ihn falſch beurtheilte, und es wäre freilich ein hoher Triumph für ihn geweſen, ſich ihr in dem wahren Lichte zu zeigen; auch hätte er ſie gern zur Gehülfin ſeiner edlen Handlungen gemacht: aber er fühlte tief in ſeiner Seele, daß er ſich nicht in vertrautere Verhältniſſe mit dieſem Weibe ſetzen dürfte, in welchem er das Ideal aller ſeiner Wünſche, ſeiner ſchönſten und edelſten Träume, ſah. Trotz ſeinem Kampfe ſtieg dennoch zuweilen wohl der Gedanke in ihm auf, daß Sorben eines ſolchen Weibes nicht werth ſey; und wer weiß, ob nicht die Liebe, dieſe gefährliche Leidenſchaft, auch den vorſichtigen Schlick am Ende würde überwältigt haben, wenn der Umgang länger fortgedauert hätte.

Indeß dieſe kleine Zahl von guten Menſchen thätig war, blieben die böſen nicht unthätig. Der Plan gegen Sorbens Ruhe war nun ſchon einmal mißlungen. Harken, der gefährlichſte von ſeinen Feinden, mußte den Schauplatz mit Schimpf verlaſſen. Indeß, man hatte doch eine ſchwache Seite an Sor-

ben

ben ausgeforſcht; und wie wahr iſt jene Sentenz: „Laß dich den Teufel bei Einem Haare faſſen, und du biſt ſein auf ewig!“ Sorbens ſchwache Seite, die ihn immerfort zum Spiele jenes verächtlichen Komplottes machte, war ſein Ehrgeitz, und die Hoffnung, noch ſeines Oheims Erbe zu werden. Deshalb brach er nicht ganz mit den elenden Menſchen, beſonders als Harken ſich zurückgezogen hatte, der aber noch immer die Seele des Komplottes blieb. Der neue Plan wurde heimlicher geſchmiedet; denn man traute Schlicken nicht mehr. Schlick war, als Harken Sorben herausgefodert hatte, zum erſten Male hinter den Kuliſſen hervorgetreten, die ihn ſonſt immer ſo ſicher verbargen. Er liebte Suſannen, und ſeine Leidenſchaft ſpielte ihm unvermerkt einen böſen Streich. Ohne dieſe Leidenſchaft würde er niemanden haben merken laſſen, welchen Antheil er an dem Vorfalle genommen hatte; aber — er erzeigte Suſannen einen ſo wichtigen Dienſt, und ſollte auf ihre Dankbarkeit Verzicht thun? Dazu war er nicht ſtark genug. Zwar verbot er Suſannen und Sorben, zu ſagen, daß er bei der Sache thätig geweſen ſey; allein — was ſich auch leicht denken ließ — Sorben ſchwieg nicht ganz, und ließ ſich das Geheimniß entreißen. Die Wüſtlinge beobachteten nun Schlicken genauer, und brachten zuletzt heraus, daß er der Verräther aller ihrer Plane ſey. Natürlicher Weiſe hörte Schlick nun nichts mehr von neuen Planen gegen Sorben, und glaubte, daß alles ruhig wäre, weil Er nichts bemerkte.

Harken wurde jetzt ſeiner Sache gewiſſer, und ſchrieb an Rinken: es müſſe noch alles gut gehen. „Das Weib," ſagte er in ſeinem Briefe, „iſt eine ſtolze Närrin, die deinen Neffen wie einen Knaben gängelt, und mit der nichts, gar nichts anzufangen iſt, weil ſie mit dem liſtigen Schlick im Bunde ſteht, der ſchwerlich dir zu Gefallen verrathen wird, wie ſchwach er die ſchöne Frau gefunden hat. Deſto lenkſamer iſt dein Neffe ſelbſt. Ich weiß nicht, wie er bei ſo vielem Ehrgefühl das Weib hat heirathen können. Es muß gehen! Wir dürfen nur ſeine Frau der Welt verächtlich machen; und das iſt ein Kinderſpiel, da ſie ſelbſt die Hände dazu bietet und ſich über alle Decenz weg ſetzt. Ich ſtehe dafür, er wird ſie dann ſelbſt verächtlich finden. Seine Neigung zur Pracht, die er jetzt nur wider Willen verbergen muß, und die Hoffnung, dein Erbe zu werden, die ihn allein an uns feſſelt, werden das Uebrige thun."

Harken kannte in der That Sorben nur allzu gut, und Suſanne gab nur allzu viele Gelegenheit, den hölliſchen Plan auszuführen. Man fing nun aufs neue an, Sorben mißtrauiſch gegen Suſannen und Schlicken zu machen. Harken ſelbſt ſtand in dem Irrthume, daß Beide einander bei Hannchen ſähen; man wollte aber Sorben es ſelbſt finden laſſen.

Sorben ſah denn auch, wie wir gehört haben, Schlicken bei Hannchen, und die Untreue ſeiner Gattin ſchien ihm erwieſen. Er kam den Abend erbittert zu Hauſe; doch Suſannens heitres, unſchuldiges Engelsgeſicht that auch heute ſeine Wirkung. Seine Eiferſucht wollte ſchon ausbrechen; aber ſie ſank, als er einen Blick auf Suſannen geworfen hatte, in ſein Herz zurück. Ein Weib mit dieſem Geſichte

— das fühlte er — konnte ihn unmöglich betriegen.

Da ſtand er vor Suſannen, und betrachtete ſie mit verſtörten Blicken, in die aber nach und nach das ſanftere Feuer der Zärtlichkeit drang. „Aber Sorben,“ fragte Suſanne ängſtlich und innig: „was iſt dir ſeit einiger Zeit?“ Er ſah ſie an, und es drangen Thränen aus ſeinen Augen. Nein, rief er auf einmal fürchterlich, und warf ſich mit Heftigkeit an Suſannens Bruſt: du kannſt mich nicht betriegen! Nein, es iſt nicht möglich; aber du wirſt betrogen, Suſanne, ſchändlich betrogen!

„Wie? ich dich betriegen?“ fragte Suſanne zitternd, und ſprang auf. „Sorben! ich dich betriegen? Das kannſt du von mir glauben? Sorben, ſo bin ich noch nie beleidigt!“

Sorben hatte auf Bitten oder ſo etwas gerechnet; und nun ſollte er gar Unrecht haben. — Schlick kennt alſo Hannchen nicht? fragte er erwartend.

Suſanne ſtand verwundert da, und ſah ihn lange an. Endlich ſagte ſie, als ob ſie ſich beſönne: „nein, Schlick kennt Hannchen nicht. Wozu ſoll aber die Frage führen? Was haſt du, Sorben?"

Sorben lächelte bitter. Er kennt ſie nicht; ja, ja! er kennt ſie nicht! Nur Schade, daß ich ſelbſt ihn bei ihr geſehen habe! — Warum darf ich aber nicht bei den Zuſammenkünften ſeyn, die Ihr einander gebt?

„Zuſammenkünften?" fragte Suſanne, und das Blut ſtieg ihr in die Wangen. „Verdienſt du eine Antwort?" Sie ſtand mit Stolz auf, nahm ihre Arbeit, und ging in ein Nebenzimmer zu ihren kleinen Schülerinnen. Sorben war voll Unruhe, voll Zorn, und zugleich voll Scham, ſeine Frau beleidigt zu haben. Nach einiger Zeit kam Suſanne wieder, noch mit Thränen auf den Wangen, und tief erſchüttert, wie man an ihren Bewegungen ſehen, und an dem Tone ihrer Stimme hören konnte. Sie trat vor Sorben hin, legte ihm die Hand auf das Herz, und ſagte im ſchmerzlichſten Gefühle: „das konnteſt du glauben? O Gott! wie fürchterlich hab' ich mich alſo geirrt! Iſt das die Liebe, die das Glück meines Lebens, die der Lohn meiner Tugend ſeyn ſollte? Zuſammenkünfte! So tief bin ich in deinen Augen geſunken!" Sie faltete die Hände, ſah ihn lange an, und weinte ſchmerzlich.

Wohl denn! ſagte Sorben nachgebend; aber warum verhehlſt du mir, daß Schlick Hannchen kennt? Rede, Suſanne, wenn du unſchuldig biſt! Sag, warum . . .

„Nicht ein Wort darüber!" erwiederte Suſanne ſtolz. „Ich könnte nur gegen einen elenden Menſchen, den ich nicht achtete, meine Unſchuld vertheidigen. Sorben, du mußt das nicht von mir verlangen! Du ſollteſt mich kennen; und wenn du mich nicht kennſt, ſo bin ich um die ſchönſte Hoffnung meines Lebens fürchterlich betrogen."

Sorben mußte ſchweigen. Was ſollte er noch ſagen? Er bot Suſannen die Hand. — Nun denn! du biſt Suſanne! Kein Wort mehr! — Der Friede wurde geſchloſſen.

Man ſieht ohne Erinnern, was für Vorſtellungen Suſannens Benehmen leiteten; und hatte je ein Weib das Recht, mit ſtolzem Schweigem auf eine ſolche Beſchuldigung zu antworten, ſo war ſie es. Indeß, obgleich Sorben dieſe Vertheidigung annahm, ſo blieben doch beide Eheleute den Abend hindurch geſpannt. Ihre ſonſt ſo vertraulichen Liebkoſungen bekamen etwas Gezwungenes, ihr Geſpräch riß öfters ab, und ſie hatten lange Weile.

Am folgenden Morgen ging es nicht beſſer. Man küßte einander, erröthete, ſprach vom Wetter und andern gleichgültigen Dingen. Gegen Abend, als es ſchon faſt dunkel war, ging Suſanne doch wieder zu Hannchen. Sie wollte Sorben auf die Probe ſtellen, und zugleich auch Hannchen fragen, ob Schlick ſie kenne. „Ich gehe zu Hannchen," ſagte ſie ganz ruhig; und Sorben antwortete mit einiger Verlegenheit: thu das, Suſanne! Kaum war ſie weggegangen, ſo gerieth er in große Unruhe. Wohl zwanzigmal ergriff er ſeinen Hut, um ihr nachzugehen; und immer legte er ihn wieder hin. Endlich überwältigte dennoch das Mißtrauen ſeinen Glauben an Suſannens Tugend. Er ging nach der Straße, wo Hannchen wohnte, und ſtellte ſich in den Winkel, aus dem er ſchon zweimal ihre Fenſter beobachtet hatte. Er ſah Hannchen mit ſeiner Frau im erleuchteten Zimmer, und wartete voll Angſt und Unruhe, ob auch Schlick kommen würde.

Suſanne hatte, als ſie kaum einige Minuten bei Hannchen geweſen war, zu ihr geſagt: „Liebe, du kennſt Schlicken! Ich weiß, daß er zu dir kommt!“ Suſanne wollte, als Hannchen das nicht läugnete, die Urſache wiſſen, warum er ſo heimlich käme. Hannchen gerieth in Verlegenheit, da ſie Schlicken ſo feierlich hatte verſprechen müſſen, den Grund davon niemals zu ſagen. Suſanne, deren Meinung von ſeinem Charakter wir kennen, ſagte gutherzig: „Hannchen, hüte dich vor Schlicken! Du . . . In der That, Schlick iſt der liſtigſte Menſch. Er geht nie gerade heraus; und das iſt immer das Zeichen des Böſewichts, das iſt . . .“

O Suſanne! unterbrach Hannchen ſie, und vergaß ihr Verſprechen: hören Sie auf! Schlick iſt der edelſte Mann, der auf der Erde lebt. — Suſanne begriff das nicht, und drang in ſie, ſich näher zu erklären. Wie konnte Hannchen nun noch läugnen? Sie geſtand alles, was ſie von Schlick wußte; und das war nicht wenig. Suſanne konnte ſich gar nicht wieder von ihrem Erſtaunen erholen; ſo viel Edelmuth hatte ſie kaum für möglich gehalten. „O,“ rief ſie endlich aus, „wie wenig, wie unendlich wenig bin ich gegen dieſen Mann, der unerkannt, wie Gott ſelbſt, das Gute thut, der ſo tugendhaft, und doch ſo nachſichtig gegen die Schwachheiten der Menſchen iſt!“

Ueber dieſe Idee vergaß Suſanne alles Andre. Sie wußte ſchon, daß Schlick gewöhnlich um dieſe Zeit käme, und beſchloß, ihn zu erwarten. Er kam endlich, und Suſanne flog ihm mit ihrem gewöhnlichen Feuer entgegen. Sie ſchlang ihre Arme um ihn, und drückte ihn an ihre Bruſt. Schlick war überraſcht, und wollte ſich aus ihren Armen losmachen; aber Suſanne rief eifrig: „nein, nein! edelſter, beſter der Menſchen! wie groß, wie gut ſind Sie! wie . . .“

In dieſem Augenblick flog die Thür auf, und Sorben ſtürzte mit dem lauten Geſchrei: o, du hölliſche Schlange! o, du Abſcheuliche!

in das Zimmer. Hannchen ſchrie auf, und verbarg ſich erſchrocken in einen Winkel. Auch Suſanne erſchrak einen Augenblick; dann aber wurde ihr Geſicht wieder ruhig. Schlick blieb mit der Miene der Ueberraſchung ſtehen, und ſah Sorben verwundernd an.

Und du, ſchändlicher, elender Verführer! Mit dieſen Worten ſprang Sorben auf Schlick zu. Suſanne fiel ihm in die Arme, und ſagte mit Lebhaftigkeit: „Schlick iſt der edelſte, beſte der Menſchen!" — Aber ſage mir nur einer, wovon die Rede iſt! rief Schlick bei dieſem überraſchenden Auftritt. Sorben riß ſich von Suſannen los, und ſagte endlich mit der größten Erbitterung: Elende, ihr ſeid meiner Rache nicht werth! Er wollte davon; aber Schlick ſtellte ſich ihm in den Weg. Nicht von der Stelle, Sorben! rief dieſer ihm zu: Sie ſind in einem abſcheulichen Irrthum. Ich ſelbſt begreife noch nichts von der Sache; aber es muß ſich alles aufklären. — Sorben ſah ihm mit bitterm Spotte ins Geſicht: wirklich? Nun denn! hervor mit dem Gewebe von Lügen, das den betrogenen Ehemann blind machen ſoll! hervor damit! — Er warf ſich in einen Stuhl, und rief mit fürchterlichem Tone: nun! ſo fangt doch endlich einmal an!

„Sorben, Sorben! iſt das möglich?“ fragte Suſanne, und trat mit dem hohen Blicke der Unſchuld vor ihn hin.

Angefangen, elendes, verächtliches, wollüſtiges Weib! angefangen, ſag’ ich!

„Das iſt zu viel!“ erwiederte Suſanne ſtolz und bitter. „Führen Sie mich nach Hauſe, Schlick!“ Sie bot ihm ihren Arm.

Nein, Madame, Sie müſſen ſich hier vertheidigen, antwortete Schlick, und ſetzte ihr einen Stuhl hin.

„O,“ ſagte Suſanne erbittert, „ich habe mich entſetzlich in dem Manne betrogen! O Himmel!“ — Sie rang die Hände verzweifelnd. — „Glauben Sie mir . . . Nein, nicht ein Wort zu meiner Vertheidigung! Ich habe ihm alles gegeben, was ein liebendes Weib geben kann. Er war mir Alles; und ich, ich bin ihm gar nichts!“

Weib! rief Sorben, und ſprang auf; du

lügſt! Ich gab dir alles: meinen Rang, meinen Reichthum . . .

„O, hören Sie!“ jammerte Suſanne. „Ach, ſo mußte mein Vater doch Recht haben! Sorben! berechneſt du meine Liebe gegen den elenden Rang? gegen verächtlichen Reichthum? O, wie bin ich dann betrogen! ſchrecklich betrogen!“ Sie wendete ſich von ihm ab, und trat weinend ins Fenſter.

Schlick ging auf Sorben zu. „Sie ſehen, Herr von Sorben, wenn Sie ſehen wollen, daß Sie Sich doch wohl geirrt haben könnten. Wenigſtens ſollten Sie erſt kalt unterſuchen. Bin ich der Schuldige — ich werde Ihnen nicht entlaufen. Sagen Sie mir nur, weshalb Sie ſo außer Sich ſind!“

Schon Suſannens Ton hatte Sorben ein wenig wieder zu ſich ſelbſt gebracht; Schlicks kalte Unbefangenheit wirkte noch mehr. So hören Sie denn, ſagte er; wenn auf meiner Seite Irrthum möglich iſt, ſo verlange ich die hellſte, deutlichſte Ueberzeugung: denn, bei Gott! betrogen will ich nicht weiter ſeyn!

Jetzt trat Suſanne wieder näher. „Sorben," ſagte ſie feierlich; „kein Wort zur Erklärung! Wenn die Thränen in meinen Augen, wenn die einfache Verſicherung aus meinem zerriſſenen Herzen: du irrſt dich! dir nicht genug ſind; ſo verdienſt du keine weitere Aufklärung, ſo warſt du meiner Liebe niemals werth. Genug, ich ſage dir, Sorben, du haſt dich geirrt; ich bin unſchuldig! — Laß uns nach Hauſe gehn!"

Sorben ſtand einen Augenblick an. Suſannens feierlicher Ton, der ihre Unſchuld ſo offenbar bezeugte, überwältigte ſeinen Zweifel. So laß uns gehen, erwiederte er, und faßte Suſannens Hand.

Nein! ſagte Schlick; Madame, Sie fodern in der That zu viel. Es iſt Aufklärung nöthig. Sie können auf immer unglücklich werden, wenn Sie aus der ernſthafteſten Stunde ihres Lebens eine Theaterſcene machen!... Bleiben Sie! So gut ein Zuſammentreffen von Zufällen Sorben dahin bringen konnte, das keuſcheſte Weib, die tugendhafte Suſanne, für eine elende, wollüſtige Heuchlerin zu halten, eben ſo gut konnte auch ein Zuſammentreffen von Zufällen Sie zu einer Unbeſonnenheit verleiten. Glauben Sie denn, daß Sie allein nicht fehlen können? Sie ſind Ihrem Manne, zu ſeiner Ruhe und zu Ihrem eigenen Glücke, die deutlichſte Aufklärung ſchuldig.

Suſanne erzählte nun ganz kurz, was ihr Mann über Schlick und Hannchen gefragt, daß ſie ſelbſt nichts von der Bekanntſchaft zwiſchen Beiden gewußt habe, und ſo weiter. „So iſt es,“ ſetzte ſie hinzu; „oder, ſoll ich mich,“ fragte ſie Schlicken, „erſt noch eidlich abhören laſſen? Denn ich könnte ja nicht die Wahrheit geſagt haben!“

Schlick erwiederte lächelnd: das wohl nicht; aber wir müſſen nun doch auch Ihren Mann hören. Sorben erzählte: trotz ſeinem Verſprechen, Suſannen auf ihr Wort zu glauben, daß ſie unſchuldig ſey, habe ihn dennoch eine geheime Unruhe getrieben, ihr nachzugehen. Dann ſey Schlick gekommen. Er habe ſich nicht länger halten können, und ſey noch aufgebrachter geworden, als er Suſannen in Schlicks Armen geſehen habe. „Und noch ſetzt," ſagte er zu Schlicken, „begreife ich nicht, weshalb meine Frau Sie umarmt hat."

Schlick ſtellte nun Suſannen vor, daß es unbeſonnen von ihr geweſen ſey, ihre Unſchuld ihrem Manne nicht ſogleich zu zeigen. „Was half es Ihnen denn, daß er ſagte, er glaube Ihnen? Sein Verdacht wirkte dennoch fort, wie Sie jetzt geſehen haben. Aber in der That bin ich eben ſo neugierig, wie Ihr Mann, zu wiſſen, warum Sie mich umarmten, als ich in das Zimmer trat." — Suſanne erzählte, und auch Sorben erfuhr nun zum erſten Male, welch ein edler Menſch Schlick war. Dieſer ſorgte dafür, daß im weiteren Geſpräche die ganze Sache mit allen kleinen Umſtänden aufgeklärt wurde; doch verſchwieg Sorben, welchen Einfluß ſeine Bekannten auf ſein Mißtrauen gegen Suſannen gehabt hatten, und ſchob die Urſache ſeines Verdachtes auf Zufälle. Suſanne geſtand nun endlich zu, daß Zufälle eben ſo ſchreckliche Folgen haben können, als Laſter, und ſie mußte Schlicken in die Hand verſprechen, künftig eben ſo behutſam auf den äußern Schein ihrer Handlungen zu achten, als auf die Handlungen ſelbſt. Es kommt, ſagte Schlick noch zuletzt, im menſchlichen Leben eben ſo viel auf das Wie? der Handlungen an, als auf ihre Rechtſchaffenheit.

Sorben warf Suſannen, ehe er mit ihr wegging, noch einmal in Schlicks Arme, und ſagte, als ſie ihn zärtlich küßte: an einem edleren Herzen haſt du nie gelegen! — Sehen Sie, Suſanne, ſagte Schlick lächelnd: jetzt ſteht er ſie ruhig in meinen Armen; und vor einer Stunde? Sie waren eben ſo unſchuldig. — Nun, ſo lernen Sie denn endlich, daß man nicht allein tugendhaft ſeyn, ſondern es auch ſcheinen, oder daß man, wie ich, mit keinem Menſchen in einer bürgerlich vertrauten Verbindung ſtehen muß, welche uns auch den Schein der Tugend zur heiligſten Pflicht macht.

Suſanne glaubte, die ganze Sache wäre nun beendigt; aber am folgenden Morgen erhielt ſie von Schlick ein Billet, worin er von ihr und ihrem Manne Abſchied nahm. „Ich verlaſſe Kaſſel,“ ſchrieb er, „mit der Gewißheit, daß Sie verſöhnt ſind. Freilich beraube ich mich der ſchönſten Bekanntſchaft meines Lebens; aber ich bin es Sorbens und Ihrer Ruhe ſchuldig: denn ſelten, ſehr ſelten, wird ein Verdacht in einer Seele ganz wieder ausgelöſcht." Er ſchickte Suſannen zugleich einen Wechſel auf eine beträchtliche Summe, wovon ſie, anſtatt ſeiner, Unglückliche unterſtützen ſollte, und ſchrieb ihr auch ſeine Adreſſe für einen Fall der Noth.

Sorben fand Schlicks Bedenklichkeit thöricht. Suſanne konnte ſich nicht enthalten, ihm einen Vorwurf darüber zu machen, daß ſein Mißtrauen ihnen Beiden den Umgang eines ſo edlen Menſchen geraubt habe.

Sorbens Feinde hatten einen ſolchen Ausgang der Sache nicht erwartet; doch Harken verlor deshalb den Muth noch nicht. Schnell verbreitete ſich in ganz Kaſſel das Gerücht, daß Sorben ſeine Frau bei einer Kupplerin in Schlicks Armen angetroffen, ſich mit ihm geſchlagen, und daß Schlick darum Kaſſel verlaſſen habe. Man gab dieſem Gerücht eine fürchterliche Gewißheit. Wenigſtens ſagte Hannchens Wirthin mit allen Zeichen der

Wahrheit, daß erſt Frau Sorben, und dann ein Mann, deſſen Namen ſie nie erfahren habe, wie gewöhnlich in einen Mantel gehüllt, zu Hannchen gekommen ſey. Einen Augenblick nachher wäre Herr Sorben die Treppe hinauf geſtürmt. Dann ſey ein Geſchrei und ein Gezänk entſtanden, von dem ſie weiter nichts als die Worte: „elendes, wollüſtiges Weib!“ habe verſtehen können. Nach einiger Zeit wären endlich Alle weggegangen. Seitdem ſey der Herr im Mantel nicht wieder da geweſen; auch komme Frau Sorben ſelten, und nur auf Augenblicke.

Das war genug, um ſelbſt den Ungläubigſten zu überzeugen. „Der arme Sorben! das undankbare, freche Weib!“ ſo hieß es überall von unſerm Ehepaare. Sorben vermied in den erſten Tagen nach dieſem Vorfalle die Freunde, die ihn zu ſeiner Uebereilung gebracht hatten; er erfuhr alſo nichts von dem Gerüchte, das über ihn in der Stadt umherlief. Als er endlich wieder in ihre Geſellſchaft kam, fragte man ihn ſogleich: aber Sorben! was haben Sie mit Schlicken vorgehabt? — „Ich?

Nichts.“ — Nichts? Schlick iſt ja fort. Ihre Frau und Schlick ... Sie hätten doch das Aufſehen vermeiden ſollen! Wer Teufel macht in einem fremden Hauſe einen ſolchen Lärm! Die ganze Stadt iſt voll davon. Heute fragte mich der Geheimerath von * *. Ich ſchwor, es wäre nichts daran; aber er wußte es von der Frau, bei der die Kupplerin wohnt, die Schlikken und Ihrer Frau die Gelegenheit gemacht hat. Iſt es denn wahr, daß Sie Sich von Ihrer Frau getrennt haben?

Sorben lachte laut über das ſeltſame Geſchwätz; aber als ihm Mehrere verſicherten, daß die ganze Stadt ihn bedaure, fing es dennoch an ihn zu verdrießen. Er ging endlich, um nichts mehr davon zu hören.

Bei dem erſten Anblicke ſeiner Suſanne verflog auch ſogleich der Verdruß, und er erzählte ihr das Geſchwätz der Stadt mit Lachen. Suſanne hörte es an, ſagte, ohne an Schlicks Warnungen zu denken: laß ſie doch ſchwatzen! und hatte in einigen Minuten alles vergeſſen. Doch am nächſten Morgen wurde ſie ſehr unangenehm wieder daran erinnert. Ihre Wirthin, eine kleine, ſonſt immer ſehr freundliche Frau, kam jetzt mit einem Geſichte, auf dem die Verlegenheit in deutlichen Zügen ſtand, um ihr und ihrem Manne die Miethe aufzuſagen. Die Wohnung war bequem; Sorben hatte etwas daran gewendet, ſie zu verſchönern, und Suſanne pflegte zu ſagen, ſie habe ſich an ihre Zimmer nun ganz ſo gewöhnt, wie ehemals an die ſchönen Thäler bei Friedewald. Beide wollten daher nicht gern ausziehen, und verlangten zu wiſſen, weshalb ihnen die Miethe aufgekündigt würde. Die Wirthin gerieth in noch größere Verlegenheit, und meinte, das ließe ſich nicht gut ſagen. Nach langem Zögern brachte ſie endlich hervor: die übrigen Miethsleute im Hauſe wollten nicht länger mit ihnen zuſammen wohnen. Suſanne lächelte, und ſagte freundlich: wir ziehen aus, liebe Frau; Sie ſollen unſertwegen nicht eine unruhige Minute haben.

„Aber,“ fragte Sorben, „warum wollen die Menſchen nicht länger neben uns hier wohnen?“ Die Frau ſuchte erſt der Antwort auszuweichen; endlich aber ſtammelte ſie ängſtlich: ich für mein Theil habe wohl hundertmal geſagt, man könne den Stadtgeſprächen nicht trauen. Ach, Sie werden ja wohl wiſſen, was von Ihnen in der Stadt geſagt wird. Lieber Gott, ich kenne Sie Beide ja beſſer, beſonders Madame; aber die Menſchen laſſen ſich nun einmal nicht bedeuten!

Wir ziehen aus, unterbrach Suſanne ſie lächelnd; ſagen Sie das den Menſchen, ſo werden ſie ſich wohl bedeuten laſſen.

Sorben erröthete vor Verdruß, und ging, mit den Zähnen knirſchend, in das Nebenzimmer. „Wenn doch,“ ſagte er zu Suſannen, die, ſobald die Wirthin weg war, zu ihm kam: „wenn doch mir einer das ſagte! Er ſollte an mich denken! . . . Ich möchte vergehen!“ Suſanne begriff nichts von ſeinem Verdruß, und wollte ihm lächelnd zeigen, wie wenig er Urſache hätte zu zürnen. „O, ich bitte dich,“ unterbrach er ſie; „ſchweig davon! Alle deine Worte werden meine Wunde nicht heilen.“ Doch nach einer Stunde hatte Suſanne ihn wieder ins Geleiſe gebracht; er lachte nun über die Prokuratorin Wolf, die mit im Hauſe wohnte, und von der es wahrſcheinlich herrührte, daß ihm die Miethe aufgeſagt worden war.

Nach Tiſche wollte er ausgehen, und begegnete noch im Hauſe der Frau Wolf. Sie fletſchte vor großer Freundlichkeit die Zähne, und fragte ihn in ihrem heulenden Tone, wobei ſie die Hände langſam, als wie bedauernd, zuſammen ſchlug: iſt denn Ihre Frau Gemahlin wieder hergeſtellt?

„Soll denn meine Frau krank ſeyn?" fragte Sorben ironiſch. „Vielleicht ſagt es die Stadt, Madame; aber mit zehn Schritten können Sie Sich, wenn Sie wollen, überzeugen, daß die Stadt lügt."

So? ſehn Sie einmal! Alſo geſund? Nun Gott Lob! das freuet mich ja ungemein. Freilich, die Stadt ſagt viel!

„Und die Menſchen glauben viel, beſonders ſo die Nachbarinnen in einem Hauſe."

Ja, da haben Sie Recht. Ich freilich, ich bekümmere mich um nichts, und höre nichts . . . Apropos, warum kommt denn Herr Schlick nicht mehr zu Ihnen? Ein hübſcher, angenehmer Mann! Freilich ein Bißchen leichtfertig; aber, lieber Gott! er iſt ja noch jung.

„Ich dachte, Frau Prokuratorin, Sie fragten nach nichts! Oder macht etwa Herr Schlick eine Ausnahme?“

Ich meine nur, weil er doch ſonſt ſo oft kam. Freilich, Sie waren meiſtens nicht zu Hauſe. Je nun! ſo hatte doch die liebe Frau Gemahlin einen Zeitvertreib. — Sie lächelte bei dieſen Worten boshaft.

„Hätten Sie,“ erwiederte Sorben leiſe, und faßte die gelbliche, dürre, langfingerige Hand: „hätten Sie mir doch den Gefallen gethan, einmal zu horchen, wenn Schlick allein bei meiner Frau war, . . .“

Ei, ei, Herr Sorben! ſagte die Frau eilig, und öffnete die ſchmalen blauen Lippen, als wollte ſie jedes Wort auffangen, das Sorben nun ſagen würde. Ich will doch nimmermehr hoffen! Nun, lieber Herr Sorben?

„So würden Sie zwei Menſchen haben ſprechen hören, ohne einen Dritten zu verläumden, und ſo würden Sie Sich ſchämen, die Unſchuld mit Ihrem Gifte zu beſudeln.“

Die Frau wußte nicht, wohin ſie die Augen wenden ſollte. Ihr langes Kinn fing an zu zittern, und ihr gelbes Geſicht unterlief bläulich. Sie ſetzte die dürren Hände in die Seite, und kreiſchte: ſehe doch einer! Gift! beſudeln! Ich möchte wohl fragen, wer beſudelt wird, ich oder Sie? Man weiß ja doch wohl, was man weiß!

„Was wiſſen Sie denn, Frau? was wiſſen Sie?" fragte Sorben mit Hohnlächeln, aber doch erbittert.

Was ich weiß? Daß manche Männer Dummköpfe ſind, und daß ihre Weiber ſie vor ſichtlichen Augen beſchimpfen!

Sorben fuhr auf. In dem Augenblicke kam Suſanne, welche die Frau hatte kreiſchen hören. Sie faßte Sorbens Hand, und ſagte mit ihrer beruhigenden Miene: lieber Sorben, zürnſt du mit der Mücke, die ihren Stachel in deine Haut drückt? Sie führte ihn ſchmeichelnd an die Treppe; er wollte aber ſchlechterdings nicht gehen.

Mücke? ſchrie die Frau: Stachel? Sehe doch einer, wie ſtolz! Es iſt Ihr Glück, Frau

Sorben, daß Ihr Mann ſo einfältig iſt, und ſich ſolche Grillen verkaufen läßt; aber ehrliche Frauen müſſen Sie keine Mücken nennen. Mich werden Sie mit Ihren glatten Worten nicht blind und taub machen; das bilden Sie Sich nur nicht ein!

Aber doch endlich ſtumm, Frau Prokuratorin! erwiederte Suſanne ſanft ſcherzend; oder Sie würden mich taub ſchreien. Mit dieſen Worten nahm ſie Sorbens Hand, und führte ihn in das Zimmer zurück. — Sie irrte ſich ſehr; die Frau ſchrie draußen wohl noch eine Viertelſtunde, und Sorben hörte ganz deutlich die Worte: Hurenwirthſchaft! Hurenumgang! Bettelvolk! liederliches Pack! Hahnrei! — Suſanne hatte große Mühe, ihren Mann im Zimmer zu behalten.

Dieſe Scene machte auf Sorben einen höchſt widrigen Eindruck, der auch durch Suſannens zärtlichſte Liebkoſungen nicht weichen wollte. — So, dachte er, ſpricht man von mir in der Stadt! und ſeine Phantaſie vergrößerte die Wahrheit noch. Suſanne merkte an dem Wechſel der Farbe in ſeinem Geſichte einen Theil deſſen, was in ihm vorging. Sie ſuchte ihn zu erheitern, ſpielte auf dem Klaviere, ſang und ſcherzte. Als nichts half, fing ſie endlich von dem Gerede der Stadt an, und Sorben fiel mit ungewöhnlicher Hitze ein. Sie wollte ſeine Gemählde nicht gelten laſſen; er vertheidigte ſie. Daraus entſtand ein kleiner Streit, der ſich mit einem weißagenden Mißlaut endigte. Sorben ſagte halb ſcherzend, halb bitter: ich verdenke es dir nicht, daß du die Wahrheit meiner Bilder beſtreiteſt; denn unſre Schande, das ganze Elend, iſt eine Folge deiner Tugenden!

Was Sorben ſagte, war nicht ungegründet, und ihm in ſeinem Zuſtande wohl zu verzeihen; aber doch ſehr bitter. Suſanne empfand das Harte ſeines Vorwurfs. Sie ſagte, zwar ſanft lächelnd, aber mit blutendem Herzen: „es kann alſo eine ſo ſeltſame Verbindung von Umſtänden geben, daß ein Menſch gezwungen iſt, ſeine Tugenden zu entſchuldigen! -Nun, lieber Sorben, ſo vergieb deiner Suſanne, daß ſie tugendhaft war!" In dem Augenblicke vermehrte ſich Sorbens Verdruß durch das Gefühl, daß er ſich Mangel an Edelmuth gegen Suſannen hatte zu Schulden kommen laſſen. Er ſchwieg, weil er mit ſich ſelbſt zürnte. Suſanne verſtand das unrecht: ſie vergoß ſtille Thränen über den Vorwurf ihres Mannes; und er hielt dieſe Thränen für Vorwürfe, die ſie ihm machte. Das erregte zuerſt in ihren Herzen ein widriges Gefühl. Beide ſprachen freundlich mit einander; allein die Freundlichkeit war geſpannt, feierlich, und nicht die Wirkung des hingebenden Vertrauens, das ſie ſonſt immer beſeelte.

Suſanne machte nun ſelbſt die Erfahrung, daß die Welt ſehr oft nach Schein, nach Geklätſch, und nicht nach dem Weſen, richtet. Die wenigen Familien, mit denen ſie Umgang gehabt hatte, brachen ihn ziemlich auffallend ab; und Eine that es ſogar auf eine ſo beſchimpfende Weiſe, daß Sorben herausſtieß: der verdammte Umgang mit dem liederlichen Mädchen! Ich ſagte es von Anfang an; auch Schlick ſagte es: aber da . . .! Was nützt dir nun deine hohe Tugend?

„Deine ungerechten Vorwürfe mit Geduld

zu tragen, lieber Mann," antwortete Suſanne, und ſchlug die Arme um ihn.

Ei, ſagte er, und entwand ſich ihren Küſſen: ich wollte, du wäreſt weniger tugendhaft geweſen, ſo hätten wir unſre Ehre noch!

Suſannens Augen funkelten von Thränen. „Gewiß," erwiederte ſie ſchluchzend, „meine Tugend koſtet mir mehr, als ich dachte; aber du ſollteſt nicht ſo grauſam ſeyn, ſie mir als ein Verbrechen vorzuwerfen!"

Der Friede wurde wieder hergeſtellt, doch nur auf einige Tage. Die Verachtung, die Sorben von Zeit zu Zeit in der Kälte aller ſeiner ehemaligen Freunde zu leſen glaubte, nagte wie ein Geier an ſeinem Herzen. Er ließ ſich in keiner Geſellſchaft mehr ſehen. Einſame Spaziergänge im Felde; abgebrochne geſpannte Geſpräche zu Hauſe, die ſich nicht ſelten mit Suſannens Thränen und ſeinen Vorwürfen endigten; die Zertrümmerung ſeines Wunſches, ſich nach und nach in der Welt empor zu arbeiten; das Gefühl, nun gar mit Schande beladen, mit Hohngelächter verfolgt zu ſeyn; die gänzlich vereitelte Ausſicht, ſich mit ſeinem Oheim zu verſöhnen, und deſſen Erbe zu werden; (denn ſeine vermeinten Freunde ſagten ihm, Rinken wolle gar nichts von ihm wiſſen, ſo lange er der Spott aller Welt und das Spiel ſeiner ausſchweifenden Frau ſey): dies alles zuſammen machte Sorben zum unglücklichſten Manne, und veranlaßte bei ihm zuweilen den noch ganz dunklen Gedanken, daß es vielleicht beſſer ſeyn würde, wenn Suſanne nicht ſeine Gattin wäre.

Um dieſe Zeit kam ein alter Major Sorben nach Kaſſel: ein edler, verdienter Greis, der für ſeinen Vetter nichts hatte thun können, weil es ihm ſelbſt an Vermögen fehlte. Er war bei Rinken geweſen, und hatte dort ſo boshaft wie möglich von Sorben ſprechen hören. In Kaſſel ſagte man nun beinahe eben daſſelbe. Er ließ ſeinen Neffen rufen; und dieſer ging, da er den alten Mann liebte, eilig zu ihm. „Ich konnte mich nicht enthalten,“ ſagte der Major finſter, „bei meiner Durchreiſe durch Kaſſel dich zu ſehen, Vetter. Indeß ich habe angeſtanden, dich rufen zu laſſen, weil ich glaubte, du würdeſt nicht kommen wollen.

„Warum nicht, theuerſter Herr Major? Sie wiſſen ja, daß ich Sie liebe.“

Wirklich? Ich dachte, du müßteſt vor Scham in die Erde ſinken, wenn du einen Sorben ſäheſt! Vetter, du haſt dumme Dinge gemacht. Ich habe dich lieb gehabt; und als ich in meiner Einſamkeit hörte, daß du geheirathet hätteſt, da freute ich mich ſchon darauf, vor deiner Thür abzuſteigen. Aber, zum Henker, Vetter! ein ehrlicher Mann kann dich ja in deinen vier Pfählen nicht ſehen!

„Guter Gott! hat die giftigſte aller Verläumdungen auch Sie erreicht? Hören Sie mich an, oder ſehen Sie meine Frau ſelbſt! Sie iſt das edelſte, beſte, unſchuldigſte Weib auf der Erde. Eine einzige kleine Unvorſichtigkeit, ihre Tugend allein, iſt die Urſache ...“

Ei, zum Henker, Vetter! Tugend! ... Ich kenne die Litanei aller blinden, betrogenen Ehemänner. Die Augen auf! Die ganze Stadt lacht über dich und deine Einfalt; das ganze Land iſt voll von dir! Sieh, ich habe mich überall, wo ich mit einem alten Bekannten einmal wieder vergnügt ſeyn wollte, den Leib voll Aerger geholt; denn das Erſte, was mir erzählt wurde, war deine Stockblindheit, und die Wirthſchaft deiner ſaubern Frau.

„Verläumdung, die abſcheulichſte Verläumdung!"

Vox populi, vox Dei! Siehſt du, ich kann noch Latein! . . . Das iſt nichts. Unſchuldig? Die vertrauteſte Freundin deiner Frau iſt ja eine liederliche Perſon, eine Kupplerin! Nein, Vetter! laß mich ausreden! Eine Hure iſt ihre Freundin; und ſie wäre unſchuldig? Den Vogel kennt man an den Federn, den Menſchen an ſeinen Freunden. Du haſt ſie ja ſelbſt mit dem ſaubern Kumpan ertappt, und dich mit ihm herumgebiſſen, wie es auch Recht war. Sieh, das hat mir die Frau in dem Hauſe, wo es geſchehen iſt, ſelbſt erzählt. Ich ließ ſie geſtern holen; denn die Klatſcherei der Welt kenne ich auch. Da haben ſie dir mit Eidſchwüren das Seil über die Hörner gezogen, und du tanzeſt, wie ſie pfeifen. Das Uebrige, was du ſagen kannſt, iſt Paperlapap, und macht dich nur noch lächerlicher, als du ſchon biſt. Ich halte mich an Data, wie ein ehrlicher Mann. Sieh, ich ſage ſo: eine Frau, von der die Welt ſo viel Böſes ſpricht, verdient das entweder, oder iſt doch auf dem ſchnurgeraden Wege, es zu verdienen. Geſetzt, deine Frau hätte ſich nichts vorzuwerfen, ſo fehlt ihr doch der Zaum der Welt, ihre Ehre; und will ſie ſündigen, ſo wird ſie durch nichts zurückgehalten. Weiter! Geſetzt, ſie bliebe auch unſchuldig, ſo hat ſie doch ihre Ehre verloren; denn die Welt, ſo ſchlimm das auch ſeyn mag, iſt Richter über die Ehre. Deine Frau wäre alſo doch ehrlos, ſo unſchuldig ſie auch ſeyn möchte; und ein Sorben iſt der Mann einer ehrloſen Frau! Aber ſie iſt nicht unſchuldig, ſag' ich; denn ſie ſetzt den Umgang mit der Kupplerin noch immer fort. Eine Hure die Buſenfreundin einer Frau von Sorben! Man ſollte ſich ſchwarz ärgern!

„Sie ſollten das edle Mädchen kennen, das Sie eine Hure ſchimpfen, Herr Major!"

Ha! ſiehſt du? Eben ſo! Edles Mädchen! Geh zum Henker, du Haſenfuß! Wer wird

noch

noch edel heißen wollen, wenn du Huren ſo nennſt! Wahrhaftig, du biſt noch blinder, als man dich in ganz Kaſſel beſchreibt. Nicht wahr, der Schleicher, der Schlick oder Schluck, wie er heißt, deſſen Schliche man nun auch nachgerade aufſpürt, der bei einem alten Manne, auch ſo einem alten heuchleriſchen Sünder, Mädchen auf Mädchen einmiethet, der deine Frau verführt hat . . .

„Dieſer Schlick iſt der edelſte Mann, den die Erde trägt, liebſter Herr Vetter!"

Nun, Vetter! der Teufel der Blindheit, und der Teufel der Wolluſt, die dich und deine edlen Freunde am Stricke haben, ſind die edelſten Teufel, die je die Hölle getragen hat: nicht wahr? . . . Potz Gift, über die Blindheit! Höre, Vetter, man ſagt in der Stadt von dir, du wäreſt der blindeſte, gutherzigſte Ehemann, den Deutſchland trüge. Aber ich ſage, du biſt der einfältigſte, blindeſte Menſch, den die Erde, den unſer ganzes Planetenſyſtem trägt. Und damit Baſta! Dir iſt nicht zu helfen.

„Aber ſehen Sie doch meine Frau nur auf einen Augenblick, lieber Herr Major!“

Schöner als Kleopatra wird ſie nicht ſeyn; und doch hält jedermann den Antonius für einen Dummkopf, daß er die Welt für ſie hingab. Vetter Sorben, bedenke, was du für eine Frau hingiebſt, die dich verächtlich macht: deinen Rang; in der Folge die ritterliche Unabhängigkeit auf den Gütern deines Oheims; die Achtung der Welt, ſelbſt in dem Grade, wie ſie der Bettler fodert, und wie ſie auch dem nicht verſagt wird. Du behilfſt dich, lebſt wie ein Bettler, und hängſt, ſelbſt mit den Bedürfniſſen des Lebens, von der Laune der Menſchen ab. O, ſchäme dich, Sorben, oder gieb den Namen Sorben auf! Nun? was kannſt du antworten?

Sorben ſagte jetzt alles, was er zu ſagen wußte. Es gelang ihm ſogar, dem alten gutherzigen Major eine andere Meinung von Suſannen, Schlick und Hannchen beizubringen. Indeß behauptete der Major dennoch, daß eine Frau, die durch Schuld oder Unvorſichtigkeit ehrlos geworden ſey, kein Recht zu klagen habe, wenn ihr Mann ſie verlaſſe. Sorben hörte dies mit Abſcheu; allein nichts deſto weniger machten die Vorſtellungen des Alten tiefen Eindruck auf ihn. Er kam mit einer unheilbaren Wunde im Herzen nach Hauſe. Vorher hatte er noch immer an ſeiner Schande gezweifelt; jetzt aber ſtimmte auch der Major, der ſonſt gern ſeine eigne Meinung hatte, mit in das allgemeine Gerede.

O Himmel! dachte er; ſo bin ich denn das Mährchen des Landes, wie der Stadt; bin mit Schande gebrandmarkt, und heiße das verächtliche Spielzeug eines wollüſtigen Weibes! — Wohin willſt du, Suſanne? fragte er. Zu Hannchen? Von jetzt an verbitte ich dieſe Beſuche. Ich bin es müde, die Fabel der Welt zu ſeyn. Deine Tugend hat ihren Triumph: mein Elend!

Suſanne würde nicht ein Wort erwiedert haben, wenn ihr Mann ſie gebeten hätte, den Umgang mit Hannchen abzubrechen. Aber, ſie war nie gewohnt geweſen, ſich befehlen zu laſſen, am wenigſten von Sorben; ſo machte ſie denn Einwendungen. Dieſes Mal, ſagte er, zwar ſanfter, aber doch ohne auf ihre Gründe zu antworten: dieſes Mal will ich es nun ſo! und damit ging er auf ſein Zimmer.

Suſanne blieb wirklich zu Hauſe; doch natürlicher Weiſe war ſie nicht in der beſten Stimmung. Beide ſchienen nun ganz kalt gegen einander, ſo herzlich ſie ſich auch liebten. Das brachte ſie zu Betrachtungen, die aber ihren Zuſtand nicht verbeſſerten.

„Das iſt alſo ſeine Liebe!“ ſagte Suſanne: „Herrſchſucht! nichts weiter! Despotismus!“ — Das iſt alſo ihre Liebe, ſagte Sorben: Stolz! ſie kann mir den Umgang mit dem Mädchen nicht aufopfern. — Dieſes erſte Mißverſtändniß führte bald mehrere herbei, und man erbitterte ſich wechſelſeitig. Was konnte Suſanne, die ſo überſpannte Begriffe von der Liebe hatte, jetzt glauben? was ſollte ſie denken? Sie verſank in das ſchmerzlichſte Elend, und ſagte Sorben gerade heraus, daß ſie ſich in ihm geirrt hätte. Die Erörterungen darüber ſtellten das vorige Verhältniß nicht wieder her, weil ſie Beide ihre Empfindungen, ihre Foderungen an einander nicht ganz aufrichtig entdeckten. Sie liebten ſich unbeſchreiblich, glaubten gehaßt zu ſeyn, und waren dadurch äußerſt elend.

In einer Stunde, da Suſanne, wie öfters, Sorben mit der Beſchreibung ihres Elendes erbitterte, ſtieß er die unglücklichen Worte heraus: meinſt du denn, Suſanne, ich ſchlafe auf Roſen? Ja, es wäre mir und dir beſſer, wenn wir uns nie geſehen hätten! Suſanne ſchwieg, und Sorben bereuete, daß er die Worte geſagt hatte. Schon wollte er Suſannen um Verzeihung bitten; aber ihr kaltes Schweigen hielt ihn davon ab. Er befürchtete Spott anſtatt Liebe, und ging endlich, weil er nicht mehr in ihrer Gegenwart ausdauern konnte.

Suſannens Seele war von den ſchmerzlichſten Wunden zerriſſen. „Ich mache alſo Sorben, den geliebten Sorben, unglücklich? ich ſtehe ſeinem Glück im Wege? . . . Auch das Opfer will ich ihm bringen!“ — So rief ſie, und ſtreckte die gefalteten Hände zum Himmel empor. In dem Abgrunde des tiefſten Elendes, der ſchrecklichſten, hoffnungsloſeſten Verzweiflung, erhob ſie ſich dennoch bis zu dem großen Entſchluſſe, Sorbens Glück auf ihr eignes Elend zu gründen. Sie packte ihre Kleider zuſammen, und ging noch an eben dem Abend mit ſchwankenden Schritten, und mit gequältem Herzen, zu Schlicks altem Vertrauten, der von ihm Befehl hatte, Suſannen jedes Mal unbedingt zu gehorchen. Bei ihm bezog ſie ſogleich ein kleines Stübchen im Hinterhauſe, und ſchrieb die Nacht hindurch unter bittern Thränen eine Eheſcheidungsklage. „Sie habe," ſagte ſie darin, „Sorben wider Willen ihrer Eltern und ſeiner Verwandten geheirathet, und ſey überzeugt, daß ſie dem Glück im Wege ſtehe, auf welches ſeine Geburt und ſeine Verhältniſſe ihm die gerechteſten Anſprüche gäben. Ihr Gewiſſen, und der Wunſch, ihre Ruhe, wie die Zufriedenheit ihres Mannes, wieder herzuſtellen, drängen ſie zu dem Schritte, ſich von ihm zu trennen." — Am folgenden Morgen ließ ſie dieſe Klage dem Tribunal übergeben.

Sorben hoffte den ganzen Abend auf ſeine Frau, und ging noch ganz ſpät zu Hannchen. Er fand ſie da nicht, und wurde unruhig. Sie blieb auch die Nacht aus, und es gingen einige Tage hin, ohne daß er etwas von ihr hörte. Jetzt fühlte er, was ihm Suſanne war, und ſeine ganze Liebe erwachte wieder.

Nach einigen Tagen wurde ihm Suſannens Eheſcheidungsklage mitgetheilt, die für ihn ein Donnerſchlag war. Weshalb hatte Suſanne dieſen Schritt gethan? Er ſah nichts als eine dicke Finſterniß, die nur zuweilen der raſche Blitz eines ſchrecklichen Verdachtes erhellte. Es währte lange, ehe er ſich nur einigermaßen wieder faſſen konnte: ſo troſtlos, ſo ganz ohne Gedanken war er.

Als die Sache bekannt wurde, kam man zu ihm, wünſchte ihm Glück; und er — rang die Hände. Aber Sorben, ſagte man, biſt du denn unſinnig, daß du ſo jammerſt? Meinſt du denn, deine Frau und Schlick hätten je eine andere Abſicht gehabt, als dieſe? Weißt denn du allein nicht, was die ganze Stadt weiß? Lies doch nur die Klage! Die Klagepunkte ſind ja aus der Luft gegriffen! Danke dem Himmel, daß du um den Preis davon kommſt!

Was ſollte Sorben glauben? Die Hauptſache, die abſcheuliche Klage von Suſannens Hand geſchrieben, war ja da. Ach! und doch erhob ſich in ſeinem Herzen noch immer eine leiſe Stimme für die geliebte Gattin.

Nun aber erfuhr er, wo Suſanne ſich befand: bei Schlicks Vertrautem, unter Schlicks Schutze. Er gerieth in die äußerſte Wuth, und hätte Suſannen jetzt ermorden können. In ſeiner Beantwortung der Klage führte bald die ſtärkſte Erbitterung, bald wieder die glühendſte Liebe ſeine Feder. Er bat um die Scheidung. „Sie hat mich," ſchrieb er, „mit Schande beladen, und meinem Herzen Wunden gegeben, die erſt im Grabe heilen können. Ich werde nicht glücklich ſeyn, wenn ich von ihr getrennt bin; aber doch minder unglücklich."

Ehe die Sache entſchieden wurde, mußten beide Eheleute einander ſehen, um von einem Geiſtlichen zur Verſöhnung ermahnt zu werden. Suſanne ſtand da, bleich wie der Tod, mit trocknen, wilden Augen, und die Hände konvulſiviſch gefaltet; Sorben, ſtarr wie eine Bildſäule. Der Geiſtliche konnte vor Verlegenheit kaum Worte finden. Er hatte in Suſannen, dem Gerüchte nach, eine freche Frau, in Sorben, den Akten nach, einen erbitterten Ehemann erwartet; und da ſtanden Beide vor ihm: ſie, ein lebendiges Bild der Unſchuld; er, ein Mann, deſſen Augen von Liebe und Verehrung flammten. Beide Eheleute ſprachen nicht ein Wort. Sorbens Blicke hingen mit Sehnſucht auf Suſannen. Als der Richter ſie fragte, ob ſie bei ihrer Klage beharre, wurde ſie noch bleicher, warf einen Blick auf Sorben, ſchwankte, zitterte, taumelte, und ſank leblos in ſeine Arme. Er ſchrie vor Schrecken laut auf: Suſanne, Suſanne! theure, geliebte Suſanne! erwache, ſtirb nicht!

Sie eröffnete endlich die blauen Augen wieder, und man führte ſie zu einem Stuhle. Der Richter fragte noch einmal; Suſanne antwortete mit dem ſchmerzlichſten Tone: „ja!“ und verhüllte dann ihr Geſicht. Sorben wurde todtenbleich, und ſtreckte die Arme nach ihr aus, ohne daß ſie es bemerkte. Er antwortete: ſie will es; nun wohl! ſo ſey es denn! Suſanne ſchwankte jetzt zur Thür hinaus, und

Sorben hinter ihr her. Suſanne! ſagte er ſchmerzlich. Sie blickte mit einem Geſichte, worin er noch einmal den Himmel ſah, nach ihm hin, und ſank in ſeine Arme. „Gott, was mache ich? Ich verrathe mich ſelbſt!“ ſagte ſie dann, und ſtürzte in den Wagen. Sorben ging troſtlos nach Hauſe.

Die Sentenz erſchien; ſie waren geſchieden. So hatten denn Kleinigkeiten — die gewiß tugendhafte Schwärmerei einer reinen Seele; ihr Trotz, der Tugend auch nicht einen Schein der Gleichgültigkeit gegen ſie aufzuopfern; zu ſehr in die Höhe geſpannte Foderungen einer Liebe, die dem Erdenſohne nicht gegeben iſt — das Glück zweier Menſchen zerſtört, die für einander geſchaffen ſchienen, und ſogar den Willen hatten, einander alles zu ſeyn. O, menſchliches Schickſal!

Sorbens Seele erhob ſich in ſeinem Unglück. Seine Freunde riethen ihm, nun zu ſeinem Oheim zu gehen, der wahrſcheinlich verſöhnt ſeyn werde. Nein, ſagte er; jetzt brauche ich ſein Geld nicht. Ich Unglücklicher, ich war habſüchtig, aber nur für Suſannen;

ich liebte die Pracht, aber nur, um ſie damit zu ehren. — Er blieb ſich getreu, und ließ ſich ſchlechterdings nicht bewegen, an ſeinen Oheim zu ſchreiben. An nichts nahm er mehr Theil; er beklagte nur den Verluſt Suſannens, er lebte und fühlte nur für ſie.

Rinken hatte jetzt endlich ſeinen boshaften Zweck erreicht, und das liebende Paar ſeiner Rache aufgeopfert. Suſanne war beſtraft, doch Sorben in ſeinen Augen noch nicht. Er hatte gehofft, der ſtolze Jüngling ſollte gedemüthigt nach Sorgau zurückkommen; aber Sorben kam nicht, ſchrieb nicht, und behandelte ſogar die Abgeſandten ſeines Oheims mit allem Stolz eines unglücklichen, doch nicht erniedrigten Herzens.

Nun denn, ſagte Rinken aufgebracht; ſo ſoll er fühlen! Er verlobte ſich mit einem armen, ſchönen Fräulein. Sorben lächelte, als er die Nachricht hörte. „Meint denn mein Onkel," ſagte er, „daß ich noch zu verwunden bin, ſeitdem Suſanne mich betrog? Ich bin arm, ja! Aber, wenn Suſanne noch mein wäre, ſo tauſchte ich nicht mit dem reichſten Manne auf Erden.

Hannchen erfuhr durch das Gerücht, daß Sorben von ſeiner Frau geſchieden wäre, und erſchrak. Als ſie dann auch hörte, daß Suſannens Umgang mit Schlick die Urſache ſeyn ſollte, überwand ſie ſich ſelbſt, und ging zu Sorben. Sie überzeugte ihn, mit allem was die Wahrheit Ueberzeugendes hat, von Suſannens Unſchuld. Der Wirth, wo die edle Frau gewohnt hatte, wurde geholt, und beſchrieb ihr Elend, ihre Liebe zu Sorben. Mit Thränen in den Augen erzählte er, daß ſie blaß wie eine Leiche zu ihrem Vater gereiſt, und daß ihr letztes Wort geweſen ſey: geliebter, Sorben, lebe glücklich!

Aber, fragte Sorben, wie konnte ſie denn auf die Scheidung von mir klagen? — Auch Hannchen begriff das nicht.

Von jetzt an ſah Hannchen Sorben faſt alle Tage. Sie wurde ſeine Vertraute, weinte mit ihm, milderte ſeinen Gram, und hing an ihm mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit. Er ſah an ihr eine Liebe, die Suſanne ihm nie hatte zeigen können, und ſein Herz blieb dabei nicht ungerührt.

Schlick kam nach Kaſſel, und eilte zu Sorben. „Schon geſchieden?“ fragte er ängſtlich. — Ja! antwortete Sorben kalt. — „Unglücklicher Menſch!“ rief Schlick; „iſt es möglich?“

Schlick fand endlich die Fäden zuſammen, aus denen dieſe Begebenheit gewebt war: kleine Mißverſtändniſſe zwiſchen den Liebenden, Suſannens Schwärmerei, und die Bosheit ihrer Feinde. Als Sorben den Zuſammenhang einſah, wollte er durchaus Rache, und Schlick hatte alle Mühe, ihn davon abzubringen. — Triumphiren ſoll der grauſame Oheim nicht! rief Hannchen mit leuchtenden Augen. Schlick lächelte zu ihrer Verſicherung; allein ſie hielt Wort. Auf einmal erſchien ſie wieder geſchmackvoll geputzt auf den Promenaden. Sie lächelte, wenn einer von Rinkens wilder Rotte ſie grüßte, ſie antwortete, wenn ſie angeredet wurde, und ihre Thür war den jungen Leuten nicht mehr verſchloſſen. Nach einigen Monaten ſchickte ſie ein verſiegeltes Päckchen

Briefe an Schlick, und ſchrieb ihm dabei: „Heben Sie dieſe Papiere auf. Es ſind Urkunden, die Rinkens Bosheit beweiſen, und Sorbens Unglück deutlich erklären.“ Schlick wollte ſie ſogleich ſprechen; aber ſie war von Kaſſel abgereiſt, und niemand wußte, wohin.

Rinken hatte indeß geheirathet, und genoß nun, wie ein Böſewicht, des Triumphes, dem verhaßten Sorben alle Hoffnungen eines glücklichen Lebens geraubt zu haben. Eines Tages öffnete ſich die Thür, und Hannchen trat in den Saal, wo er und ſeine junge Gemahlin ſaßen. Er erſchrak ein wenig, als er Hannchen erblickte; indeß erholte er ſich, da ſie ihn ſehr freundlich und höflich um eine Viertelſtunde Gehör bat. In einem Nebenzimmer, wohin er ſogleich mit ihr ging, ſagte ſie ihm ganz kalt: Herr von Rinken, es iſt Ihnen endlich gelungen, Sorben unglücklich zu machen. Aber den Triumph, ungeſtraft ein Böſewicht geweſen zu ſeyn, ſollen Sie nicht haben. Sehen Sie, hier ſind Abſchriften von allen Ihren Briefen an Harken. (Sie gab ihm einen ſeiner Briefe nach dem andern; und er erſtarrte.) Hier ſind Abſchriften von den eigenhändigen Geſtändniſſen Ihrer Freunde. Es hat mir vielleicht eben ſo viele Mühe gekoſtet, alle dieſe Papiere zu bekommen, als Ihnen, die beiden edlen Menſchen zu verderben; aber mein Triumph iſt auch dem Ihrigen gleich. Sehen Sie, ſo treu ſind Böſewichter! . . . Hier iſt ein Wechſel von funfzehntauſend Thalern, auf Sie geſtellt; den unterſchreiben Sie. Der Wechſel gehört Sorben. Verſtehen Sie mich?

Rinken nahm den Wechſel, und las ihn einmal nach dem andern. Endlich lächelte er, und ſagte ganz kalt: du haſt mich in deiner Hand; aber, mein ſchönes Kind, du biſt auch in der meinigen. Ich laſſe dich feſt halten, und berichte nach Kaſſel, daß du mir die Summe haſt abnehmen wollen. Gut! meine Geſchichte wird dann bekannt; aber das Zuchthaus iſt dein Lohn. Wag' es! Du ſchaffſt mir meine Papiere, oder ich laſſe dich ſogleich feſt nehmen.

„Wenn ein Böſewicht Muth hätte!" antwortete Hannchen ſehr kalt. „Unterſchreiben

Sie ruhig den Wechſel, Herr von Rinken. Was mir dabei begegnen kann, iſt überlegt. Ich bin entſchloſſen, ſogar dabei zu ſterben, wenn es ſeyn muß. Indeß dieſer Brief des Guvernörs von Kaſſel an Herrn Schlick wird Sie überzeugen, daß meine Dokumente, wenn Sie den Wechſel nicht unterſchreiben, in Hände fallen werden, die nicht anders als fürchterlich für Sie ſeyn können." Rinken las den Brief, worin der Guvernör Schlicken bat, ihm das Detail des Komplotts gegen Sorben und Suſannen zu ſchaffen, um die Theilnehmer beſtrafen zu können. Er erſchrak über den ſehr ernſten Ton des edlen Guvernörs. Noch ſuchte er verſchiedene Auswege; doch alle vereitelte die Kälte des Mädchens. Hannchen ſagte lächend: „mein Spiel kann nur gewonnen werden. Sie müſſen mich hier ermorden laſſen, oder den Wechſel unterſchreiben."

Rinken unterſchrieb endlich. Nun aber, ſagte er, hoffe ich, daß Sie mir meine Papiere wiedergeben werden. „Nein," erwiederte Hannchen kalt; „ich ſchließe mit keinem Elenden Bedingungen. Sie kennen mich! Ihre re Papiere ſind ſicher; ſobald Sie aber wieder den erſten Verſuch machen, Sorben oder Suſannen zu kränken, ſo . . .! Wenn die Tugend Sie nicht zum Zittern bringen kann, ſo ſollen Sie vor mir zittern. Ich will der Nachengel der Tugend werden.“ Sie verließ ſein Haus, und er knirſchte vor Wuth mit den Zähnen, daß er ſo überliſtet war.

Sorben erſtaunte, als Hannchen ihm den Wechſel von Rinken überbrachte, den ſie für ein feines Geſchenk ſeines Oheims ausgab. „Nein, ich mag keine Geſchenke von dem Ungeheuer,“ ſagte Sorben, und wollte den Wechſel zerreißen. Sie mußte ihm nun geſtehen, auf welche Weiſe ſie das Papier bekommen hatte; und Sorben ſagte: „das konnte gefährlich für Sie ablaufen!“ Hannchen erwiederte lächelnd: ich kenne keine Gefahr, wenn es Ihr Glück betrifft. Sie erröthete, als dieſe Worte, die nur allzu viel verriethen, aus ihrem Munde waren. Sorben faßte ihre beiden Hände, und ſagte gerührt: „Hannchen, wie unglücklich ſind wir alle! Und auch du, edles Mädchen! . . . Ach, hätte Suſanne mich nur halb ſo innig geliebt, wie du, wir wären nicht getrennt!" Hannchens Augen ſchwammen in Thränen; ſie fühlte, daß er Recht hatte. „Nur halb ſo zärtlich, wie du!" wiederholte er noch einmal, und drückte ſie an ſein Herz. — Ach, rief Hannchen, ſo kann kein Weib lieben, wie ich! Sie wollte ſich losreißen. Auf einmal betrachtete Sorben ſie ſtarr, und in großer Bewegung. „Hannchen," ſagte er dann: „ich nehme den Wechſel; aber du mußt ihn mit mir theilen!" — Nein! nimmermehr! erwiederte ſie feſt entſchloſſen.

„Gut!" rief Sorben mit Feuer; „ich nehme ihn ganz, aber nur mit deiner Hand zugleich. Ja, Hannchen, du ſollſt meine Frau ſeyn. Fern von hier wollen wir in einem einſamen Winkel leben und um Suſannen weinen. Du haſt mir alles, alles gegeben; laß mich nun auch alles, was ich habe, mit dir theilen!" Hannchen warf einen flüchtigen Blick auf Sorben, und ſah dann erröthend und ſeufzend zu Boden. Sie dachte ſich das Glück ſeine Gattin zu ſeyn. Doch bald ſagte ſie entſchloſſen: Sie ſollen meine Schande nicht mit mir theilen! Sorben wollte den Wechſel zerreißen; Hannchen hinderte ihn daran, und ſagte, ſie wolle ſich beſinnen. Von ungefähr kam Schlick dazu; er ſollte entſcheiden, und entſchied für Hannchen.

Nach einigen Monaten, in denen Sorben Hannchen alle Tage ſah, ſich immer feſter an ſie hängte, und ſie immer feſter an ſich zog, entſchied die Liebe anders. Hannchen wurde Sorbens Gattin, und zog mit ihm nach Thüringen, wo er ſich ein Gütchen kaufte. Sie lebten Beide, durch Vertrauen, Liebe und Freundſchaft, bei Arbeit, Lektüre und den kleinen Sorgen des Lebens, glücklich; es fehlte ihnen nichts als die Gewißheit, daß auch Suſanne glücklich wäre.

Die arme Suſanne war nach Friedewald zu ihrem Vater zurückgekehrt, der ſie mit offnen Armen aufgenommen hatte. Sie fühlte ſich jetzt in der That unglücklich; der einzige Faden, an dem ihre Ruhe hing, der Stolz ihrer Tugend, war zerriſſen. Schwermüthig, finſter, ging ſie nun wieder in den Thälern umher, die ſie als Kind mit Engeln belebt hatte.

Jetzt waren ihr dieſe reitzenden Thäler Wohnplätze des finſterſten Grams, und die ganze Erde ſchien ihr mit Verbrechen, Elend und Jammer angefüllt. Oft rief ſie jetzt, und ſchlug dabei die Hände zuſammen: „o Tugend, Tugend! welch ein elender, lügenhafter Traum biſt du! Nein, nein, die Erde iſt nicht für die Tugend geſchaffen! Verbrechen ſollten auf ihr herrſchen, und Laſter glücklich machen!"

Ihr Vater gab ſich vergebens Mühe, dieſe finſtern Vorſtellungen aus ihrer Seele zu vertreiben. „Ich war tugendhaft, mein Vater," ſagte ſie; „und wurde durch meine Tugend unglücklich: ſie zog mir die Verfolgungen der ganzen Welt zu, und raubte mir Sorbens Liebe!" Bei dieſer Stimmung floh ſie allen Umgang, und fing an, die Menſchen zu haſſen.

Sehr oft ſaß ſie auf dem Nadelöhr, dem Denkmahle der verirrten Landgräfin, das ihr Lieblingsſitz geworden war, weil es eine ſeltſame Idee bei ihr erweckt hatte. „Auch ich," dachte ſie, „habe mich in dem finſtern Walde der menſchlichen Verbrechen verirrt; auch ich ſitze hier, ohne Führer, ohne Hülfe, getrennt von allen Menſchen, ſchmachtend, ſterbend: und nur der Tod wird mich retten.“ In dieſen Gedanken ſaß ſie auch einmal, als ein leichter Wagen, der den Weg herauf kam und ſchon ganz nahe war, ſie ſtörte. Der Wagen hielt an; Schlick ſprang aus, und flog auf Suſannen zu, deren bleiches, abgefallenes Geſicht ihn erſchreckte. Er ließ den Wagen in das Dorf fahren, ſetzte ſich zu ihr auf den Stein, und erkundigte ſich mit der zärtlichſten Theilnahme nach ihrem Zuſtande. Suſanne verhehlte ihn nicht. Sie ſagte ihm ihre Vorſtellungen von der Welt, und ſchloß mit den Worten: „ſo ſitze ich hier, verlaſſen, verirrt, ohne Licht, ohne Gegenſtände für mein Herz, für alle meine Empfindungen. Der Tod iſt mein Wunſch.“

Schlick lächelte, und nahm Suſannens Hand. Sehen Sie, liebe Frau, ſagte er ſanft, dahin hat Sie Ein Irrthum geführt, der, ſo reitzend er auch ſeyn mag, doch immer ein Irrthum iſt. Sie verlangen auf der Erde einen ewigen Frühling, der ihr nicht gegeben wurde, nicht gegeben werden konnte; und nun zürnen Sie mit der Vorſehung, und ſehen da ſchon die Zerſtörung des Winters, wo noch der ſegnende Herbſt ſeinen Fußtritt hinſetzt. Gewiß, Sie ſind ungerecht gegen die Menſchen. Engel ſollten und konnten die Menſchen nicht ſeyn; aber Teufel ſind ſie eben ſo wenig, ausgenommen, wenn man ſie zwingt, es zu werden. Und das war gewiſſermaßen Ihr Fall, liebe Frau.

„Mein Fall?“ fragte Suſanne; „ich hätte Menſchen gezwungen, Teufel zu ſeyn?“

Ja, ſo halb und halb! Wen klagen Sie an, den Himmel oder die Erde?

„Nein; ich klage mich ſelbſt an, daß ich die Tugend für etwas halten konnte, das dem Menſchen gegeben ſey.“

Gott verhüte, daß Sie das je bezweifeln! . . . Ja, Sie müſſen Sich ſelbſt anklagen; denn Ihr Unglück iſt Ihr eigenes Werk. Sie ſinken in Sorbens Arme, weil er zufälliger Weiſe dazu kommt, als eine Ode Ihr Herz bewegt hat. Wenn Sorben nun ein Böſewicht war — wer wäre an Ihrem Unglück Schuld geweſen? die Vorſehung, die ihn an den Ort führte, oder das Mädchen, das aus Eitelkeit oder Schwärmerei glaubte, der Himmel werde ſich mit ſeiner Allmacht in ihren ſeltſamen Liebeshandel miſchen, um ihr die Mühe zu erſparen, nachzudenken, den Geliebten zu prüfen, und ſo weiter? . . . Sorbens Oheim will Sie verführen. Er iſt ein Schurke; Sie wiſſen das, und reitzen ſeinen Zorn, finden einen Triumph darin, ihn das ganze Gewicht ihrer Tugend fühlen zu laſſen: warum ſoll er Sie nun nicht auch das Gewicht ſeiner Kraft fühlen laſſen? Sie rechnen auf den Beiſtand des Himmels; und da der Ihre Unvorſichtigkeit oder Ihre Schwärmerei nicht wieder gut machen will, ſo trotzen Sie, wie ein verzogenes Kind.

Suſanne ſah Schlicken ſtarr an, und lächelte bitter.

Sie wollen wohl tugendhaft ſeyn; aber auf einen gewiſſen Kontrakt mit dem Himmel: er ſoll Ihnen dafür, daß Sie tugendhaft ſind, Feuer und Flamme leihen, den Böſewicht zu verzehren; und Sie zürnen nun mit ihm, daß er langmüthiger iſt als Sie. — Dann ſodern Sie von Sorben eine Liebe, die ein Menſch nicht haben kann. Er ſoll Ihnen mehr trauen, als ſeinen Augen, ſeinen Empfindungen; und doch ſind Sie von dem allgemeinen Looſe der Menſchheit, fehlen zu können, nicht ausgenommen. Sie verlangen von den Menſchen die Empfindungen der vollendeten Geiſter, von dem Himmel ſchon hier auf der Erde den Zuſtand der Seligkeit; und nun ſchreien Sie gegen den Himmel, der Ihnen das verſagen mußte. Sie fodern von dem Menſchen eine Tugend, die er nicht hat, nicht haben kann; und Sie ſelbſt ſetzen ſich über alle ſeine Foderungen hinaus. Es war eine edle Handlung, daß Sie öffentlich mit Hannchen umgingen; aber — erinnern Sie Sich wohl noch, daß ich Sie fragte: ſind Sie auch fähig, die Folgen dieſer Handlung nicht zu bereuen? Was antworteten Sie mir? Sie handelten, als ob die Tugend ganz allein Ihr Glück beſtimmen könnte; und doch iſt das nur Gott gegeben. Sehen Sie hin! Sorben lebt mit Hannchen glücklich. — Suſanne erſchrak, als ſie das hörte. — Wiſſen Sie das nicht? Hannchen iſt Sorbens Frau, und Beide lieben einander. Ich ſtehe Ihnen dafür, er wird leichter Hannchen ihre Fehler vergeben, als er Ihnen Ihre Tugenden vergab; denn Hannchen liebt ihn — menſchlich.

„Und liebte ich ihn nicht auch?“ fragte Suſanne ſchmerzlich lächelnd.

Ja; aber nicht menſchlich. Sie liebten die Tugend mehr als ihn; und Hannchen liebt die Tugend um ſeinetwillen. Sie ließen es ihn zu ſehr merken, daß Sie ihn nicht ausſchließend, daß Sie nur ſeinen Edelmuth liebten; und der Mann will auch aus Grille, aus Gefühl, aus Kinderei geliebt ſeyn. Ihre Liebe paßt für den Himmel; aber nicht ganz für den Menſchen, der mit dem Körper am Thiere hängt.

„Alſo verheirathet, mit Hannchen?“ fragte ſie bitter. „Das war alſo ſeine ewige Liebe!“

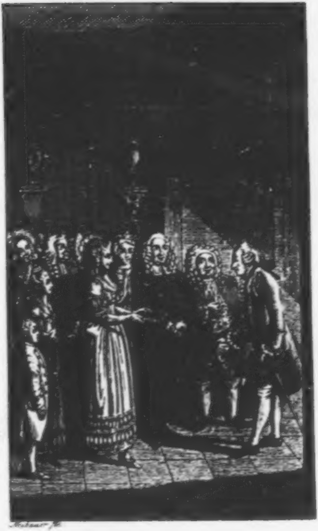
Da berühren Sie einen neuen Punkt. . . . Ewige Liebe! was heißt das? — Schlick ſuchte auch ihre Begriffe von der Liebe zu berichtigen, fuhr fort, ihr alle die Fehler, die ſie begangen hatte, vorzuwerfen, und begleitete ſie dann nach Hauſe. Er war nach Friedewald gereiſt, um Suſannen auf ein Paar Tage zu beſuchen; aber aus den Paar Tagen wurden ein Paar Wochen, da der Paſtor Lenz den heitern Schlick ſehr lieb gewann und ihn gar nicht wieder weglaſſen wollte.

Lange konnte Suſanne Schlicks kalter Vernunft nicht widerſtehen; ſie bekam nach und nach wieder Gefühl für Menſchenfreuden, zumal da Schlick ſogleich anfing, die Unglücklichen in Friedewald aufzuſuchen und ihnen zu helfen. Er war bald der Lenziſchen Familie, beſonders Suſannen, unentbehrlich. Als endlich Suſanne an ſeinem Herzen lag, und ihm mit zärtlichen Thränen ihre Liebe geſtand, da fragte er ſie: nun, Suſanne, war denn deine Liebe zu Sorben ewig?

Suſanne erröthete, und verbarg das Geſicht an ſeiner Bruſt. — Sie ward mit Schlick getrauet. Nun lernte ſie mit Weisheit tugendhaft ſeyn, und die Tugend fing an ſie glücklich zu machen. — „Siehſt du, Schwärmerin?“ ſagte Schlick lachend, als ſie ihm das geſtand;

„wir ſollen nicht allein tugendhaft ſeyn, ſondern auch klug: beides, um wohlzuthun und glücklich zu leben.“

Suſanne kam nach einigen Jahren auf den Gedanken, Sorben zu beſuchen. „Nein,“ ſagte Schlick; „jetzt noch nicht! wenn unſere Kinder einander heirathen können, dann! . . . Liebe Suſanne, du haſt Sorben einmal geliebt: Ihr, du und Sorben, ſeid Beide Menſchen. Und ſage du von deiner jetzigen Liebe, ſie ſey ewig wie der Himmel; ſo bleibe ich doch dabei: der Menſch kann von ſeinem Herzen nichts mit Gewißheit ſagen, und — alte Liebe roſtet nicht.“



Leben eines armen Landpredigers.

Herausgegeben
von
Auguſt Lafontaine.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

(762, 34)

Frankfurt und Leipzig.
1800.

Anfang.

Daß ein Mann, der heute ſeinen ſechzigſten Geburtstag erlebt hat, noch die Feder nimmt, um ein Buch zu ſchreiben iſt ſo ſelten nicht; daß er in dieſem Alter ein anderes ſchreibt, als ein ſehr gelehrtes, z. B. einen neuen Commentar über einen Klaſſiker, oder eine Unterſuchung über die alte Geographie, oder eine Litanei über das jetzige Sittenverderbniß, oder eine neue Erklärung der bibliſchen Wunder, wobei er eben ſo viele Wunder ſchafft, als er wegerklärt: das iſt ſchon etwas ſeltener; (ich geſtehe dem Leſer, daß ich ſeit einigen Monaten Feder und Papier zurecht gelegt hatte, um eins von dieſen vier Büchern, ſobald ich nur erſt mit mir ſelbſt darüber eins ſeyn würde) aus meinem Kopfe, oder, die Wahrheit zu ſagen, aus zehn andern Büchern, zur Welt zu fördern;) daß aber ein Mann wie ich, ein Buch ſchreibt, wovon dies den Anfang ausmachen ſoll: das iſt das Seltenſte von Allem. Ich muß dem Leſer eine Erläuterung geben, damit er mir es nicht verübelt; verübelt er es mir dann doch, nun, ſo habe ich den Muth, mich nicht darum zu bekümmern.

Von Jugend auf habe ich große Achtung für das Bücherſchreiben gehabt; und dieſe Achtung entſtand auf folgende Weiſe. Mein Vater war ein Landprediger im Magdeburgiſchen, ein feſter, furchtloſer Mann, der in ſeinen Predigten den Amtmann im Dorfe ſo wenig, als den Gutsbeſitzer, ſchonte. Ich betrachtete ihn um dieſer Furchtloſigkeit willen als den erhabenſten Menſchen auf der Erde, und glaubte, Alles müſſe ſich vor ihm beugen. Nun kam ein Brief von einem nahen Verwandten in Magdeburg, der meinen Vater einlud, an einem beſtimmten Abend mit Gellert bei ihm zu eſſen. Mein Vater las meiner Mutter den Brief vor, und ſagte mit einem ſo großen Stolze, als ich noch nie an ihm bemerkt hatte: „ich werde Gellerten ſehen!“ — „Ich werde Gellerten ſehen!“ ſagte er mit eben dem Stolze zu dem Amtmann und dem Gutsherrn.

Zu der Reiſe wurden die feierlichſten Anſtalten getroffen, und endlich ſtieg mein Vater mit mir in den Wagen. In jedem Dorfe, wo es nur irgend angieng, ließ er bei dem Prediger einige Augenblicke anhalten, und ſagte: „ich werde Gellerten ſehen!“ Jeder Prediger erwiederte: Sie glücklicher Mann! o, ſähe ich ihn doch auch! Ich überlegte im Wagen, was doch wohl in aller Welt an Gellerten zu ſehen ſeyn möchte. Daß dieſer-Mann mit den Fabeln, die ich geleſen hatte, in Verbindung ſtehen könnte, fiel mir nicht ein; und wenn es mir auch eingefallen wäre — was hätte es mir geholfen? Meinen Vater, den ernſten Mann, würde ich doch nicht gefragt haben.

Endlich kamen wir zu dem Vetter; und bei dem wurden noch feierlichere Anſtalten zu Gellerts Empfang getroffen, als bei uns zu der Reiſe. Unſer Vetter, ein kleiner runder Mann, der ſonſt ſehr demüthig war, blies ſich jetzt auf, ging mit einem wahren Theater-Schritt in dem Zimmer auf und nieder, und ſagte ſtolz, einmal über das andre: hier ſoll Gellert ſitzen! da können alle Gäſte ihn ſehen! Er hatte dieſes Mal nicht, wie ſonſt gewöhnlich, ſeine Verwandten zu Tiſche gebeten, ſondern die vornehmſten Perſonen in Magdeburg, ſogar ein Paar Conſiſtorialräthe, die in meinen Augen das non plus ultra der menſchlichen Würde waren, weil mein Vater immer große Achtung für Herren mit dieſem Titel bezeugte. Die Geſellſchaft verſammelte ſich, und ein junges Frauenzimmer hielt einen Blumenkranz in Bereitſchaft. Je deutlicher ich ſah, daß Alle nur auf Gellert hofften, deſto ängſtlicher wurde mir zu Muthe, und eine deſto größere Wirkung geſchah auf meine Phantaſie. Ich ſtellte mich der Thüre gegenüber in den äußerſten Winkel des Zimmers, und erwartete wenigſtens Pauken und Trompeten, wenn Gellert käme, in ihm ſelbſt aber einen

Rieſen, oder einen Mann mit Ordensbändern, mit Sternen, und mit einem königlichen Gefolge. Endlich kam er. Ich machte die Augen weit auf, und ſah — einen ſchwächlichen Mann in einem grauen Kleide. Aber da alles ihn umgab, alles an ſeinen Lippen hing, und die Conſiſtorialräthe ſich ſo tief vor ihm beugten, wie mein Vater; da ihm die junge Dame mit ſo ehrfurchtsvollen Mienen den Kranz überreichte; da ein Jeder fröhlich war, wenn der Mann nur ein Wort mit ihm geſprochen hatte: da ſtieg mein Erſtaunen, ſo hoch es bei einem Knaben meines Alters ſteigen konnte, und ich hielt Gellerten für ein höheres Weſen. Endlich konnte ich mich nicht länger halten; ich fragte meine Couſine, die mich recht lieb hatte, in einem Nebenzimmer: wer iſt denn der Mann? — „Gellert.“ — Aber warum freuen ſich denn Alle ſo über ihn? — „Weil er ein berühmter Schriftſteller iſt, lieber Junge. Er hat Bücher geſchrieben. Kennſt du Gellerts Fabeln nicht?“ Nun begriff ich. Er hat ein Buch geſchrieben; darum erweiſt man ihm ſo viele Ehre!

Der Eindruck, den dieſer Abend auf mich machte, iſt nie wieder in meiner Seele erloſchen. Ein Buch zu ſchreiben, war nun das hohe Ziel, das, mit der glänzendſten Glorie umgeben, in weiter Ferne vor mir ſtand Die Träume meines Ehrgeizes waren auf dieſes Ziel gerichtet;

und, leider, konnte ich es nie erreichen. So oft ich irgendwo las, daß dieſes oder jenes Buch in unſerer Litteratur noch fehle, legte ich ein Buch Papier zuſammen, ſchrieb den Titel des fehlenden Buches darauf, ſchlug langſam die leeren Blätter eins nach dem andern um, und ſah ſie in meiner Phantaſie ſchon beſchrieben. Bekam ich einen neuen Meßkatalogus, ſo erſchrak ich vor ſeiner Dicke. Es gieng mir, wie Alexandern bei den Siegen ſeines Vaters; ich rief mit eben ſo wahrem und gewiß unſchuldigerem Schmerze: ach, was werden ſie mir noch übrig laſſen! ſie ſchreiben mir ja Alles vor der Feder weg!

So, bei heißen Wünſchen, ein Buch zu ſchreiben, und mit der abſchreckenden Furcht, über ein ſchlechtes getadelt zu werden, bin ich ſechzig Jahr alt geworden; und wahrſcheinlich wäre ich geſtorben, ohne meinen Vorſatz ausgeführt zu haben, wenn mir nicht meine Frau einen neuen Sporn gegeben hätte. Es kam einer ihrer Verwandten zu uns. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch geſpart, um ſich ein ruhiges, ſorgenfreies Alter zu verſchaffen, und war nun durch Unglücksfälle um alles, was er beſaß, gekommen. Das klagte er meiner Frau und mir mit Händeringen. — Lieber Gott! ſagte meine Frau mitleidig; was iſt doch das menſchliche Leben! Wünſche, Vorſätze und Hoffnungen, Herr Vetter; mehr überall nicht. Es geht den meiſten Menſchen, wie Ihnen. — Nein, ſo übel nicht, erwiederte der Vetter. — O ja! Da iſt zum Exempel mein Mann; der ſpricht ſeit fünf und dreißig Jahren von einem Buche, das er ſchreiben will. Es iſt ſeine fröhlichſte Hoffnung; ſeit fünf und dreißig Jahren hat er darauf hingearbeitet, und am Ende iſt es doch nichts.

So etwas hatte meine Frau mir noch nie geſagt. Sie ſchwieg zwar und lächelte ungläubig, ſo oft ich ihr den Titel eines neuen Buches vorlas; allein ſie nahm mir doch nie alle Hoffnung geradezu. Ihre Prophezeiung, daß es mit meinem Schreiben nichts ſeyn würde, verdroß mich ein wenig. Ich ging, ſobald ich konnte, in meine Studierſtube, um ernſtlich anzufangen. Doch in dem Schwanken, welches von den oben genannten vier Büchern ich ſchreiben ſollte, brachte ich wieder einige Monate zu, bis endlich eine Kleinigkeit mich beſtimmte, dies Buch, das der Leſer vor ſich hat, zu ſchreiben, — oder vielmehr es, wie Moſaik, nur zuſammenzuſetzen, da es theilweiſe ſchon geſchrieben iſt.

Mit Einem Worte: meine Enkelin, Lottchen, ein Mädchen von vierzehn Jahren, hat mich beſtimmt. Ich bin, was der Leſer ganz natürlich finden wird, immer ſehr geitzig mit weißem Papiere geweſen. Jeder Bogen, den meine Frau gebrauchte, um etwas hineinzuwickeln, ärgerte mich. Ich brachte ganze Rieße Makulatur aus der Stadt mit, um nur dieſen Aerger nicht mehr zu haben; meine Frau aber, deren Bruder ein Papiermüller war und uns überflüßig mit weißem Papiere verſorgte, wollte, wenn wir verreiſten (was im Anfange unſrer Ehe jährlich zweimal geſchah), ihre Handſchuhe, ihre Fächer und andere Kleinigkeiten eben ſo wenig in bedrucktes Papier einwickeln, als ich weißes dazu hergeben. Meine Kinder kamen endlich von Hauſe weg; und nun vermehrten ſich unſere Reiſen. Um der Reiſen willen freute ich mich, daß der Meßkatalogus jedes Jahr ſtärker wurde. „Die Schriftſteller in Deutſchland,“ ſagte ich, „arbeiten ordentlich für meinen Bedarf. Am Ende werde ich meine Frau und meine Töchter noch bereden können, ihre Sachen in bedrucktes Papier zu wickeln, wenn ich ihnen zeigen kann, daß es von der letzten Meſſe iſt.

Aber das half nicht; meine ſonſt ſo nachgiebige Frau war in dieſem Punkte durchaus nicht zu beſſern. Wir haben es ja! war ihre ewige Entſchuldigung. „Frau,“ ſagte ich; „bedenk doch nur! Du kannſt dir die Freude machen, deinen Fächer in die neueſten Gedichte einzuwickeln, deine Schuhe in die neueſten Reiſen, deine falſchen Locken in die neueſte Philoſophie, deine Halsbänder in die Halsbandsgeſchichte, und alle eure neue Moden in Bogen von Zeitſchriften, die eben ſo hinfällig ſind, als das, was hineingewickelt wird. Ich will ja meine Makulatur ordentlich ſyſtematiſch zurecht legen. Kann ich es doch! Dein Zahnpulver wickelſt du in eine Kunſt geſund zu bleiben, die Seifenkugeln und den Puder in ein Moralſyſtem, die Zephirs und Soupirs in den beſten empfindſamen Roman." Ich hielt ihnen die ſchönſte Makulatur hin, und las ihnen die rührendſten Stellen daraus vor: aber ſie griffen daneben weg nach dem weißeſten Kronenpapiere; höchſtens die Schuhe hielten ſie für ſchlecht genug, in Bogen aus den beſten Büchern gewickelt zu werden. Ich mußte ſie endlich bei ihrer Methode laſſen, ob ich gleich an eine Reiſe nie ohne Aerger denken konnte. So billig wurden ſie indeß, nur Conceptpapier zu nehmen. Aber etwa ein Vierteljahr vor dieſem meinem ſechzigſten Geburtstage fehlte mir erſt jeden dritten Tag ein Bogen Briefpapier, dann jeden zweiten, und endlich alle Tage einer, ja wohl zweie. Ich wußte nicht, auf wen im Hauſe ich den Verdacht dieſer Entwendung werfen ſollte. Nur meine Frau, meine Enkelin und eine alte Magd kamen auf mein Zimmer. Die alte Magd hatte aber durch mein langes Predigen ſo großen Reſpekt vor allem weißen Papiere bekommen, daß ſie es nicht einmal anrührte. Meine Frau beobachtete ich zu genau; was hätte ſie auch zu ſchreiben gehabt? An meine Enkelin dachte ich gar nicht; denn zu ihren Puppen und ihrem andern Spielzeuge hatte ſie ſich noch immer mit Makulatur beholfen. Und dennoch war ſie die Schuldige. Ich zählte mein Papier ſorgfältig, ließ Lottchen in das Zimmer gehen, zählte dann nach, und vermißte einen Bogen. Nachmittags kam ſie wieder, und es fehlte noch einmal einer.

Endlich ertappte ich ſie auf der That. Ich faßte ihre Hand, worin ſie das Papier hielt. „Du alſo!“ ſagte ich bitterböſe. „Was giebſt du mit dem Papiere an? Vier Buch reichen nicht hin ſeit einem Vierteljahre. Wozu haſt du es gebraucht?“ Sie half ſich mit den ſeltſamſten Ausflüchten. „Wie, Lottchen?“ fragte ich; „willſt du noch obendrein lügen? Ich wollte nichts, gar nichts ſagen, wenn du es zum Schreiben gebraucht hätteſt; aber ſo . . .“ — Lieber Großvater, ſagte ſie ängſtlich: ich habe es zu nichts anderem gebraucht, als zum Schreiben. — „Hältſt du etwa Wäſchbücher für deine Puppen?“ rief ich, erhitzt über die Lüge. Doch in demſelben Augenblicke bemerkte ich Tinte an dem Daumen und Zeigefinger ihrer Hand, die ich noch immer feſt hielt.

„Wahrhaftig du ſchreibſt!“ ſagte ich, und ließ die Hand fahren. „Aber vier Buch in drei Monaten! Mein Töchterchen, was ſchreibſt du denn?“ Sie zögerte aufs neue mit der Antwort; ich drang aber mit Güte in ſie, weil ich neugierig geworden war, was ein Mädchen von ihren Jahren zu ſchreiben haben könnte. Endlich ſagte ſie: Ich ſchreibe ein Tagebuch.

„Tagebuch? was denn für eins?“

Ei, lieber Großvater, mein eigenes.

„Dein eigenes? Das iſt ſpaßhaft. Dein eigenes Tagebuch!“ ſagte ich lachend, und ſtreichelte ihr das Geſicht, das nun wieder freundlich wurde. „Sag mir doch, Lottchen, was kann dir denn begegnen, das du aufzuſchreiben Luſt haſt?“

O, antwortete ſie ernſthaft; mir begegnet manches Merkwürdige.

„Der tauſend! Was denn zum Exempel? Erzähle mir doch, Lottchen. Vier Buch Papier! So viel Papier iſt mehr werth, als alles, was dir . . .“ —

Ach, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer; Sie wiſſen nicht, was einem alles begegnen kann!

„Ja, da haſt du Recht. Aber geſchwind! laß mich dein Tagebuch doch ſehen!“ Hier erröthete ſie, und machte tauſend Winkelzüge; (ſie kam mir in dem Augenblicke vor, wie ein erwachſenes Frauenzimmer,) Ich verſchloß endlich das Briefpapier, gab Lottchen zu ihrem Tagebuche gröberes, und ließ ſie gehen, ohne etwas mehr erfahren zu haben.

Was in aller Welt hat das Mädchen zu ſchreiben? dachte ich, als ſie fort war; und ſiehe da!

als ich in ihrer Abweſenheit einmal etwas ſuche, finde ich ihr Tagebuch, und erſtaune: denn das Kind hat mit einem meiner Enkel, ihrem Couſin, einen förmlichen Liebeshandel. Ich leſe, und erſtaune immer mehr, eben weil das Geſchreibe ganz gut zu leſen iſt. Es kamen Thränen darin vor, Klagen über ewiges Unglück, Eiferſüchteleien, mit Einem Worte Alles, was nur in einem Liebeshandel vorkommen kann. Ich lachte ein Paar Male laut auf: ſo überraſchten mich einige Züge von der Leidenſchaft des Kindes. Aber nach und nach wurde ich doch ernſthaft, und fragte: was ſoll daraus werden! Als ſie wieder zu Hauſe war, ließ ich ſie auf mein Stübchen kommen, und hob ſtreng an: „aber, Mädchen, was für Dinge machſt du? Ich habe dein Tagebuch geleſen.“

O Gott! rief ſie ängſtlich; ich bitte Sie, lieber Großvater, ſagen Sie nur der Großmama nichts. Sie wiſſen ja ſelbſt, wie ſie. . . —

„Aber, Lottchen! biſt du unklug? Ein Kind, wie du, das noch mit Puppen ſpielt!“

Das nahm ſie übel; ſie ſagte mit der Gluth des Zornes im Geſichte: Puppen! Schon ſeit ewigen Zeiten habe ich ja keine mehr! Ich bin vierzehn Jahr alt, Großvater, und Karl ſiebzehn. Er iſt ein edler Menſch, und wird mich nicht betriegen. — Ach, wäre ich jetzt nicht ſo unglücklich, hielte er mich nicht für ungetreu! — Hier brachen Thränen aus ihren Augen hervor, und ſie ſchluchzte zum Erbarmen.

„Er hält dich für ungetreu?“ fragte ich mit dem größten Erſtaunen. „Dich? für ungetreu? und du biſt erſt vierzehn Jahr alt?“

Ja, lieber Großvater, fuhr ſie ſchluchzend fort. Auch bin ich leider nicht ganz unſchuldig, und eben darum deſto unglücklicher!

„Nicht ganz unſchuldig? Erſt vierzehn Jahr alt, und ſchon ungetreu?“

O, lieber Großvater, da Sie nun einmal Alles wiſſen — Sie ſind ſo gütig; wollten Sie nicht die Verſöhnung zwiſchen mir und Karln ... —

„Die Verſöhnung?“ Ich war bei dem Gedanken, daß der Großvater der Vertraute in einem Liebeshandel ſeiner Enkelin von vierzehn Jahren ſeyn ſollte, in einer ſeltſamen Stimmung von Verdruß. Betrübniß, guter Laune und Verlegenheit. Gern hätte ich geſcherzt; allein das ernſte Geſicht und die rollenden Thränen des Kindes machten meinen Scherz zu Ernſt, und der Anblick des kleinen Dinges, das mit dem Kindergeſichte vor mir ſtand, verwandelte den Ernſt doch wieder in Scherz. Schelten konnte ich nicht vor guter Laune; und Theil an der Sache nehmen, konnte ich doch wahrhaftig eben ſo wenig. Kurz, die Kleine ſetzte mich mit ihrem Vertrauen in

Verlegenheit. Ich ſtellte ihr ganz ſanft das Kindiſche einer ſolchen Verbindung in ihrem Alter vor; allein ſie berief ſich auf ihr Herz, das gar nicht mehr jung ſey. Je länger ſie widerſprach, deſto mehr wurde ich Vater; ich war ernſt, dann böſe, und zulezt gar hart. Nun berief ſich Lottchen auf ihre Mutter; und mir fiel freilich ein, daß die nur etwa ein Jahr älter war, als ſie durch eine gleiche Leidenſchaft die Ruhe meines Hauſes auf lange Zeit ſtörte.

Kurz, die Kleine quälte mich um das Verſprechen, weder von ihrer Liebe, noch von dem Tagebuche jemanden ein Wort zu ſagen, am wenigſten der Großmutter. Ich gab es, um ihrer nur los zu werden, da ſie mit ihrem Liebeshandel und ihrem Geſicht eine doppelte Rolle ſo gut ſpielte, daß ich unaufhörlich in Verlegenheit war, wie ich ſie behandeln ſollte: als Kind, oder als die Geliebte eines jungen Mannes. Was konnte meine Frau auch thun, wenn ich ihr etwas anvertrauete? Troz den vielen Erfahrungen, die ſie gemacht hatte, bleib ſie feſt dabei: es wäre eine Sünde und Schande, daß die Mädchen heut zu Tage ſchon an Liebe dächten, ehe ſie wenigſtens anderthalb Duzend Jahre auf dem Rükken hätten. Ich, ſagte ſie, war zwanzig alt, Vater, als du um mich anhielteſt. Eine Sünde und Schande iſt es!

„Ein Unglück iſt es, liebe Frau, daß unſer Herz ein Paar Jahre früher fertig wird, als der Kopf.“

Eine Sünde und Schande iſt es! wiederhohlte ſie ſtreng.

„Die Natur mag es verantworten, liebe Frau, . . .“

Die Natur? Was Natur! Die unvernünftigen Thiere beſchämen uns. Das Vögelchen bauet erſt ſein Neſt, ehe es an’s Brüten denkt.

„Die Natur mag es verantworten, daß ein Menſchenneſt ſo ſchwer anzuſchaffen iſt, daß oft der Frühling und der Sommer des Lebens darüber hingehn, und daß der arme Menſch, wie ein Zugvogel, von der Erde wegziehen muß, wenn ſeine Jungen noch nackend und hülflos ſind.“

Gott erbarme ſich aller ſolcher armen Würmchen! Aber ich bleibe dabei, es iſt eine Sünde und Schande. Ich war zwanzig Jahr alt! —

Weil meine Frau nun einmal ſo dachte, ſo ſchwieg ich von Lottchens Liebeshandel, nahm mir aber feſt vor, ein recht mütterliches Auge auf die Kleine zu haben, und eben darum auch auf ihr Tagebuch. Bei dieſer Gelegenheit fiel mir ein, daß auch ich von Zeit zu Zeit einige Begebenheiten meines Lebens aufgeſchrieben hätte. Ich ſuchte die Papiere, an die ich ſeit ſo vielen Jahren nicht gedacht hatte, hervor, und las ſie mit Vergnügen wieder durch. Manche Bogen überraſchten mich ſogar, durch den Contraſt meiner jetzigen Denk- und Empfindungsart mit der ehemaligen.

„Und iſt denn," ſagte ich im Nachdenken laut zu mir ſelbſt — „iſt denn eine Landkarte von einem menſchlichen Herzen nicht eben ſo viel werth, als eine auch ſogar von Paläſtina? Und ſind denn die Wunder, die unſer Herz in der Leidenſchaft thut, oder in einer tugendhaften Stunde, oder um einen großen Entſchluß feſtzuhalten — ſind nicht auch die Wunder der Natur und der Vorſehung? iſt denn ein Commentar über das unerklärbare menſchliche Herz nicht eben ſo verdienſtlich, als einer über den Aeſchylus, und wäre er auch von dem großen Philologen Schütz? Sind die Schickſale eines armen Landpredigers und ſeiner Familie, ſind die Leidenſchaften, der Stolz, der Leichtſinn, die Herrſchſucht ſeiner Kinder nicht eben ſo wohl Schickſale und Leidenſchaften, als hätte ſie ein hiſtoriſcher Held gehabt? nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer mit den ſeinigen vielleicht die halbe Erde verwüſtete, die unſrigen aber nur Seufzer in dem engen Raume einer Hütte – und, Gott Lob! beſſere Seufzer, des Mitleidens und der Reue — bewirkten! — Sind denn Unſchuld, Vertrauen, Güte, Sanftmuth, und alle die Aufopferungen, welche die Herzen meiner Kinder der Pflicht brachten, darum keine Tugenden, weil ein niedriges Dach ſie bedeckte? Und — fuhr ich eifriger fort — ſelbſt die aufkeimende Liebe in der Bruſt des vierzehnjährigen Kindes, meiner Enkelin, iſt ſie für ihr Schickſal und meine ganze Familie nicht eben ſo wichtig, als für einen Hof das erſte

Aufwallen der Liebe bei dem jungen Kronprinzen?“

O gewiß! hörte ich eine ſanfte Stimme aus der offenen Thür her ſagen; und ich freue mich, lieber Großvater, daß Sie beſſer von mir denken, als die meiſten erwachſenen Leute thun würden. Die machen ja aus ein Paar Jahren, die ſie voraus haben, wer weiß wie viel; als ob man nicht auch älter werden könnte!

„Ei, geh deiner Wege, Naſeweis!“ ſagte ich verdrießlich. „Geh! geh!“

Mein Gott, lieber Großvater! eben ſprachen Sie ja von mir ſo gütig!

„Mädchen, das war der Eingang zu einem Buche, und nicht etwas, das du hören ſollteſt. Wenn ich mit dir ſelbſt rede, klingt es anders.“

O, lieber Gott! ſagte die Kleine ſehr ſchmerzhaft; wollen Sie denn in einem Buche gütiger gegen mich ſeyn, als hier im Hauſe?

Dieſer Vorwurf, der ſo richtig traf — denn ich möchte beinahe ſagen, die Feder des Schriftſtellers iſt der Pinſel, womit er ſich ſelbſt ſchminkt, und ich kenne Dichter, die bei dem kleinſten Fehler ihrer Frau hart und grauſam ſind, und nur in ihren Verſen vergeben, lieben, ertragen — dieſer Vorwurf alſo rührte mich, weil er traf. „Nein,“ ſagte ich, „Lottchen, ich will auch in der Wirklichkeit,

lichkeit gütig gegen dich ſeyn, gegen euch Alle, gegen alle Menſchen. Ja, und wenn einer von euch meine Galle in Bewegung bringt, ſo will ich nur meine Feder hinein tauchen, und nur auf dem Papiere hart mit euch umgehen, bis mein Zorn vorüber iſt. Umgekehrt will ich euch lieben; und über die Fehler, die ich mache, ſoll ſich weiter niemand beklagen können, als die Recenſenten, ſonſt kein Menſch.“

Lottchen ſah mich groß an, weil ich mit ſo vielem Pathos redete. Endlich küßte ſie mir die Hand, und fragte zärtlich: darf ich meinem Karl das alles ſchreiben?

„Ei, du biſt eine Närrin mit deinem Karl! Bleib mir mit der Kinderei weg!“

Würden Sie von mir und Karln ſo hart ſchreiben? fragte das naſeweiſe Ding.

„Das will ich,“ ſagte ich verdrießlich; „und du ſollſt es, will's Gott, gedruckt leſen, Sylbe für Sylbe!“ — Ich habe Wort gehalten; und dennoch geſteh' ich noch einmal (Lottchen mag es in Jahr und Tag ſehen): man iſt auf dem Papiere beſſer, als im Leben. Aber ich finde das natürlich, je mehr ich bedenke, was ſchreiben heißt. Mit der Feder in der Hand repräſentirt man gleichſam das ganze Menſchengeſchlecht, und da beobachtet man ſich ſelbſt.

Die Heirath.

Lieber Gott! wie die Jahre hinlaufen, und alles, alles ſich ändert! Da liegt das Stück meines Tagebuches, das ich den Morgen vor meiner Hochzeit beendigte. Ich legte, als ich es jetzt wieder las, die Hand auf das Blatt, und fragte mich ſelbſt; habe ich das gefühlt? war es damals in der That ſo, wie es hier ſteht? Ich las, las aufs neue, erinnerte mich dieſes, jenes Umſtandes; und eine Idee erregte die andere. (Nichts ſtörte mich in der Erinnerung an jene ſchönen Tage; meine Frau war mit Lottchen nach dem Flachſe gegangen.) Bei dieſem Worte ſtieg in meiner Seele ein Bild wieder auf; bei jenem Ausdrucke erinnerte ich mich irgend einer Scene. Nach und nach wurde mein Herz wieder jung; die Empfindungen jener längſt vergangenen Zeiten hoben meine Bruſt höher, und gaben meinem Blute einen ſchnelleren Fluß. Ich riß das Fenſter auf, und ſah mit dem alten Entzücken, am Walde weg, in der Ferne den Kirchthurm, auf den ehedem meine Augen, wie auf das Zeichen meines Heils, geheftet waren; ich nahm das Fernrohr, und betrachtete bei dem Thurme das rothe Pfarrdach, unter dem meine Braut gelebt, und das Dachfenſter, aus dem ſie mir mit einem weißen Tuche zugewehet hatte, wann ich kommen ſollte. Die ganze Jugend wurde wieder in meiner Seele lebendig. Noch ſahe ich nach dem Dachfenſter; da legte Jemand ſeine Hände auf meine Schulter. Ich wendete mich um, und es war meine Frau. Wonach ſiehſt du denn ſo emſig, Vater? fragte ſie freundlich.

„Nach unſrer Brautzeit, liebes Guſtchen,“ antwortete ich, und drückte ſie mit einer neuen, heißeren Zärtlichkeit an meine Bruſt.

Was du doch immer redeſt! . . . Sind ſie fleißig? (Sie meinte, ich hätte die Arbeiter im Felde beobachtet.)

„Ich ſage dir noch einmal: ich habe nach unſerer Jugend ausgeſehen. Sieh ſelbſt durch das Fernrohr.“ (Ich führte ſie vor das Glas.)

Ei, ſagte ſie ruhig, ich ſehe nichts als das Dach des Pfarrhauſes in Raſenrode.

„Das iſt es ja eben, Herzensfrau! Da ſtandeſt du vor ſechs und dreißig Jahren, und winkteſt mit einem weißen Tuche. Und ich, ich ſtand hier, warf Küſſe dahin, und flüſterte dir zu: Guſtchen! geliebtes Guſtchen!“

Sie wendete ſeufzend den Blick dahin, und ſagte: ja, das iſt nun vorbei! Lieber Gott: wie die Zeit hinläuft! Sechs und dreißig Jahr! . . . Unſer Flachs, Vater, geht auf, daß es eine Freude iſt.

Bei dieſer Kälte meiner Frau war es ſchwer, etwas Wärme in meiner Bruſt zu erhalten. Da ſtand ſie jetzt, mit ihrem Strickzeuge beſchäftigt, wie ſonſt. Ich verglich beide Figuren: das Mädchen mit der edlen ſchlanken Geſtalt, mit dem blühenden Geſichte, den funkelnden Augen, dem runden, ſchneeweißen Halſe, in einem engen Kleide; und nun hier die Mutter, mit dem Geſichte, von dem die liebliche Gluth der Jugend verflogen war, auf das ſchon das Alter und auch der Kummer ihre Zeichen, Bläſſe und Falten, gedrückt hatten, in einem Matronen-Anzuge. Ich dachte ein wenig verdrießlich: hätte ich vor ſechs und dreißig Jahren wohl geglaubt, daß der Anblick jenes Daches meine Frau ſo gleichgültig laſſen könnte? Ich blickte nach ihr hin um ſie darauf anzuſehen. Sie zeichnete mit der Stricknadel bedeutungsloſe Züge auf den Tiſch. Aber auf einmal kam ſie mit heitern Blicken auf mich zu, und ſagte mit bebender Stimme: ja, Vater, betrachte nur das Dach! Denn — würdeſt du es betrachten, wenn du mich nicht bis dieſe Stunde noch liebteſt? Ich that dir Unrecht, Vater.

Ich verſtand ſie, und drückte ſie an meine Bruſt. „Gute Frau,“ ſagte ich: „die Heiterkeit, mit der ich das Pfarrdach betrachte — iſt die denn nicht ein Beweis, daß wir glücklicher ſind, daß wir uns inniger, zärtlicher lieben, als damals?“

Das nun wohl nicht, Vater; das wohl nicht! erwiederte ſie lächelnd. Aber es iſt ſchon gut, wenn wir uns nur noch lieben, ſchon gut, wenn du nur alle Jahre einmal das Dach anſiehſt, ohne es zu verwünſchen.

„Ich ſchwöre dir, Frau, daß ich dich in dieſem Augenblicke mehr liebe, als je in meinem Leben, zärtlicher, jugendlicher!“

Lieber Vater, wie würden die Leute lachen, wenn ſie das hörten!

Möchte es doch die ganze Welt hören! Und ſie *ſoll* es hören; ich ſelbſt will es ihr ſagen.“ — Ich ſetzte mich an meinen Schreibetiſch, und meine Frau ging ruhig hinunter in ihr Zimmer.

Doch, ich wollte ja dem Leſer meine Heirathsgeſchichte erzählen. Als ich in meinem drei und zwanzigſten Jahre von der Univerſität kam, war wohl in beiden Hemiſphären nicht leicht ein Menſch verlaſſener, als ich. Meine Eltern und auch mein runder Vetter in Magdeburg waren todt. Verwandte hatte ich nicht (meine Eltern waren im Magdeburgiſchen Fremdlinge), Bekannte, auf die ich rechnen konnte, eben ſo wenig, weil mein Vater bei ſeinem Charakter und bei den fremden Sitten ſeines Vaterlandes gar keinen Umgang gehabt hatte. Ich ſelbſt war nur von meinem Vater unterrichtet, und er ſtarb gerade, als ich auf die Univerſität gehen wollte. Mein kleines Erbtheil reichte kaum hin, mich dort zu erhalten. Der einzige Mann, durch den ich mit den Menſchen in Verbindung ſtand, mein Vormund, zahlte mir, als ich von der Univerſität zurückkam, die letzten funfzig Thaler aus, und ſtarb vier Wochen nachher. Auf der Univerſität hatte ich meine Collegia, mein Speiſehaus und meine Spaziergänge beſucht, ohne irgend eine Bekanntſchaft zu machen. Ich war zu blöde dazu, und überdies hörte ich noch immer die Warnung meines Vaters: vermeide allen Umgang mit Studenten; ſonſt biſt du verloren!

An Gelehrſamkeit fehlte es mir nicht; ich war fleißig geweſen, um einmal ein Buch ſchreiben zu können. Auch hatte ich ſogar eine für mein Alter ziemlich tiefe Menſchenkenntniß, die aber nur darin beſtand, daß ich Menſchenhandlungen im Allgemeinen ſehr gut zu beurtheilen wußte, worauf ich mir nicht wenig einbildete. Uebrigens ließ ſie mich gänzlich im Stich, ſo oft ich einen beſtimmten Menſchen zu beurtheilen hatte, oder ſelbſt handeln ſollte. Dadurch war ich dreiſt und furchtſam zugleich, und gewöhnlich beides ganz am unrechten Orte. Saß ich allein auf meinem Stübchen, und überlegte, ſo konnte niemand weltklüger ſeyn, als ich; ich traute dann den Menſchen ſehr wenig Gutes zu. Aber brachte irgend etwas mein Herz in Bewegung (und das konnte die geringſte Kleinigkeit), ſo folgte ich jedem Antriebe deſſelben, und meine ganze Klugheit war dahin. Mein Kopf ſah die Welt, wie ſie iſt; mein Herz ſchuf ſich ſeine eigene: eine wahre verkehrte Welt, in der ich, trotz meinem Kopfe, dennoch aushielt. Bei aller meiner Armuth führte ich ein doppeltes Leben: mit meinem Kopfe ein höchſt ſtilles, langweiliges, bedächtiges, einförmiges, kaltes in der wirklichen Welt; mit meinem Herzen ein raſches, begebenheit- und empfindungsvolles, mannichfaltiges, genußreiches in einer Welt, die meine Phantaſie ſich ſchuf.

So kam ich, mit funfzig Thalern und einem Vorrathe von Büchern, in der Hauptſtadt der Provinz an, richtete mich auf einem Stübchen ein, und ging nun ſogleich an die Ausführung meines Planes, mir eine gute Landpfarre zu verſchaffen, der mir, wie ich glaubte, nicht fehlſchlagen konnte. Ein Pfarrhaus auf dem Lande, von ein Paar Linden beſchattet, und mit einer ſchönen Ausſicht, war der Schauplatz, auf dem ſich meine Phantaſie am liebſten ein glückliches Leben träumte. Wie willſt du zu einer Pfarre kommen? fragte mein Kopf: du haſt gar keine Connexionen; und die thun alles, das Glück wenig, das Verdienſt nichts. — Hm! ich muß mir Connexionen verſchaffen. — Wie aber? — Durch Beharrlichkeit und geſchmeidiges Weſen. Ich will Jeden beſuchen, der mir forthelfen kann, jeden Glückszufall, der mir begegnet, dreiſt auf die Rechnung meines Gönners ſetzen, und mich zu ſeinem Protege machen, weil ich ihn überrede, ich ſey es ſchon. Jeden Weg, den mein Gewiſſen nicht verwirft, werde ich gehen. Ich will mich an die Frau des Hauſes wenden, wenn ſie darin regiert, oder an die Kammerjungfer, wenn ſie mitſprechen darf; ich will beharrlich ſeyn, und mein Schickſal mit anſcheinend kindlichem Zutrauen in die Hände meines Gönners geben. Mangel an gutem Willen bei ihm, will ich, damit er guten Willen bekomme, unüberwindliche Nothwendigkeit nennen, durch die er gehindert worden ſey, mir zu helfen. Ich habe keine Gönner; allein ich kenne die Menſchen, und es wird ſchon gehen.

Das war der Plan, den mein Kopf machte, und auf den ich mir nicht wenig zu gute that. Vor allen Dingen ſuchte ich nun meine Phantaſie und mein Herz aus dem Spiele zu bringen. Ich überlegte ganz kalt, berechnete jede Antwort, die ich zu geben hätte, und ging endlich mit einer muſterhaften Faſſung nach dem Hauſe meines erſten Gönners.

Schon auf der Hausflur war die eine Hälfte meiner Beſonnenheit dahin, und die andre verſchwand, als mir der Bediente die Thür öffnete. Ich war auf dieſen Fall nicht unvorbereitet. „Denke nur," hatte ich vorher zu mir geſagt, „es iſt eine Komödie, die Ihr Beide, du und dein Gönner, aufführt. Stelle dir ihn vor, als begegneteſt du ihm in den Sandwüſten Arabiens; oder denke dir ihn und dich als ſterbend: ſo wird er dir nicht imponiren. „Aber es half nichts; mein Muth war dahin, und ich ſprach ohne Kopf, oft gerade das Gegentheil von dem, was ich ſagen wollte. Ich zauderte allzu lange mit einer Artigkeit, die mir auf der Zunge ſchwebte, und brachte ſie mit bebender Stimme nur halb vor, ſo daß ſie wie eine Satire klang. Es war mir nicht möglich, meine Bitte anzubringen, weil ich mir jetzt für eine Pfarre viel zu jung vorkam; ich verließ meinen Gönner ſehr beſchämt, und ſehr zornig auf mich ſelbſt. „Hm!“ dachte ich auf dem Rückwege; „im Grunde iſt es doch ein edler Stolz von mir, daß ich es nicht kann! Schmeichelei bleibt Schmeichelei, und hat immer etwas Verächtliches. Morgen wird es vielleicht beſſer gehen.“

Es ging auch morgen nicht beſſer, und mit jedem Beſuche, den ich machte, verlor ich immer mehr den Muth, durch meine Menſchenkenntniß zu meinem Zwecke zu gelangen. Ich verſäumte ſogar die glücklichſten Gelegenheiten, mir Verbindungen zu verſchaffen; und, um mich darüber zu tröſten, ſagte ich hinterher: „zum Kriechen bin ich zu gut. Ich will mein Glück Verdienſten, und nicht dem Zufalle, zu verdanken haben.“

Endlich gab ich alle Hoffnung zu einem Amte auf, und unterrichtete einige Kinder, deren Eltern mein gutherziger Wirth, ein wohlhabender

Zinngießer, mich empfohlen hatte. Ich ſagte dem Manne etwas von meinen zertrümmerten Hoffnungen. Recht ſo! erwiederte er, und ſchüttelte mir die Hand; ehrlich währt am längſten. Der gerade Weg: das iſt meine Loſung! — Aber der gerade Weg, den ich vor mir hatte, führte zu gar nichts. Mein ehrlicher Wirth gab mir endlich den Rath, mich durch Predigen bekannt zu machen. Bei dieſer Idee nahm mein Muth wieder zu, und ſogleich arbeitete auch mein Kopf wieder in dem Gebiete meiner Menſchenkenntniß. Ich wählte bedächtig die am meiſten beſuchte Kirche, einen intereſſanten Text, und ein noch intereſſanteres Thema. Ehe ich an meine Predigt ging, fragte ich mich: „was willſt du? Die Augen der Stadt auf dich ziehen, dich intereſſant machen. Nun wohl denn! deine Predigt ſey alſo ein treues Gemählde der menſchlichen Verderbtheit! . . . Ich will meinen Zuhörern einen Spiegel vorhalten, und ihnen das Herz ſo fein ſecirt zeigen, daß es mir an Beifall nicht fehlen ſoll. Freilich — ſo ſcharf die Lauge auch iſt, womit ich ſie waſchen will, ſo wird doch Niemand die Predigt auf ſich ſelbſt ziehen. Nun, deſto beſſer! ich werde war und intereſſant ſeyn, ohne irgend eine Seele zu beleidigen. Es lebe die Menſchenkenntniß! ſie wird mein Glück befördern!“

Ich arbeitete meine Predigt aus, und las ſie einem Bekannten vor: der darüber urtheilen konnte.

Er machte mich aufmerkſam auf die frappante Wahrheit der Gemählde, die ich darin von den Menſchen aufgeſtellt hatte, und ſagte dann: lieber Freund, Ihre Predigt iſt ſchön, treffend, und hier und da ſogar erhaben; allein empfehlen werden Sie ſich damit wohl nicht.

„Eben damit!“ erwiederte ich lächelnd. „Man muß nur etwas Auffallendes thun oder ſagen, um ſeine Parthei unter den Menſchen zu bekommen. Das ſchlimmſte iſt, nicht bemerkt zu werden.“ — Da haben Sie Recht. — „Und wo wäre der Menſch, der die Satire auf ſich zöge? Die Selbſtſucht des Menſchen hindert ihn ja eben, ſich in den Zügen des Selbſtſüchtigen, die ich ihm mahlen will, zu erkennen.“

Das fand denn mein Freund ganz richtig. Er bewunderte meine tiefe Menſchenkenntniß, und ſagte, als er wegging: wahrhaftig, es kann Ihnen nicht fehlen! — „Es lebe die Menſchenkenntniß!“ rief ich triumphirend.

Nun ſtudierte ich meine Predigt ein, und that alles, um meinen Triumph recht vollſtändig zu machen. Ich probierte ſogar wie ſtark ich in der Kirche reden müßte, um verſtanden zu werden, und mein Freund erregte, weil ich ihn darum gebeten hatte, ſchon vorher die Aufmerkſamkeit des Publikums auf meine Predigt, damit ich ja ein recht zahlreiches Auditorium bekäme. Die

Nacht vor dem Sonntage ging ich ſehr ruhig zu Bett, wiederholte noch einmal in Gedanken meine Predigt, und war ſehr damit zufrieden. Am Morgen aber fiel mir doch eine und die andere Stelle auf, die mir ein wenig allzu wahr ſchien, und ich änderte ſie. Als ich in die Kirche trat, liefen mir noch ein Paar andre zu harte Stellen durch den Kopf, und ich änderte in der Sakriſtei auch die. Je näher der Augenblick kam, da ich auf die Kanzel gehen ſollte, deſto richtiger ſchienen mir die Bemerkungen meines Freundes, und ich ſtrich noch einige Stellen aus. Als ich aber endlich nur mit den Augen über die Kanzel hinausreichte, und die gedrängten Köpfe ſah, die ich mit ſo ſcharfer Lauge waſchen wollte; ach! da hatte ich nicht mehr den Muth, nur ein einziges hartes Wort zu ſagen.

Wie wird es dir gehen! dachte ich während der letzten Strophe des Geſanges mit der größten Aengſtlichkeit. Man wird dich für unverſchämt halten; du kannſt dir tauſend Händel zuziehen; man kann dich ſteinigen. Iſt es nicht, als ob die beiden grinſenden Geſichter dort ſich gerade der Kanzel gegenüber hingeſtellt hätten, um jede Sylbe aufzufangen und auf ſich zu deuten? — Alle Menſchen, die mich nur anblickten, ſchienen mir ſchon zu wiſſen, daß ich Willens wäre, ihnen bittre Wahrheiten zu ſagen. Nein, dachte ich; es gehe mir, wie es wolle: auch nicht Ein hartes Wort darf über meine Zunge kommen. — Anfangs ging alles noch ſo ziemlich. Aber jetzt entfuhr mir einer von meinen auffallend wahren Zügen. Ich wollte ihn mildern, und — ſagte Unſinn. Meine Angſt nahm zu, ſo wie ich das fühlte; und nun konnte ich mir nicht anders helfen: ich mußte aus dem Concepte leſen. Während dieſes ängſtlichen Leſens hatte ich aber die ſchwere Arbeit, alles abzuändern. Ich ſtockte hier, und ſchwieg dort ganz, weil ich nicht wußte, wie ich Zuſammenhang in meinen Vortrag bringen ſollte. Die Zuhörer wurden unruhig, und das Geräuſch, das ſie machten, war mir ſo fürchterlich, wie der ſtärkſte Donner. Schwerlich wird je wieder eine ſchlechte Predigt ſchlechter gehalten werden, als die meinige. Am Ende habe ich den Egoismus vielleicht wohl gar gelobt, um nur Niemanden zu beleidigen. Ich ging, wie vernichtet, die Kanzeltreppe hinunter, und nach Hauſe. — Die Predigt war gut genug, ſagte mein Zinngießer mit bedauernden Blicken; nur ein Bißchen lauter hätten Sie reden ſollen: man konnte kein Wort verſtehen.

Da hörte ich nun meine Schande! Und dennoch dankte ich dem Himmel, daß man nur nichts hatte verſtehen können. „Nie,“ ſagte ich, ſobald ich allein war, und zerriß meine Predigt; — „nie in meinem Leben laß' ich mich wieder von meiner Menſchenkenntniß verführen; ich habe nichts als Schimpf davon!“

Nach einigen Tagen hatte ich indeß mein Unglück, und die Stadt mich vergeſſen. Ich unterrichtete ruhig fort, und eine gewiſſe Begebenheit (die freilich am allerwenigſten in das Kapitel: Heirath, gehört, um die aber der Leſer nicht kommen ſoll) goß das ſchöne Zauberlicht einer frohen Selbſttäuſchung über meine Tage, ſo daß ich ein Jahr lang ganz zufrieden lebte.

Am Ende des Jahres ließ mich ein Mann rufen, dem ich es am wenigſten zugetrauet hätte, daß er mir wohl wollte. Er habe, ſagte er, von meinen Kenntniſſen, meinem Fleiße, meinen Verdienſten gehört, und im Stillen ein Auge auf mich gehabt. Jetzt wäre die Zeit meiner Belohnung gekommen. In Großen-Eſebach ſey die Pfarrſtelle erledigt, die von der Gemeine beſetzt werde; ich ſollte mich dazu melden. Vorläufig habe man die Bauern ſchon auf das vortheilhafteſte von mir unterrichtet; er hoffe, und ſo weiter.

Ich brauchte nichts zu thun, als ein Geſuch an die Gemeine, daß der gütige Mann bereits aufgeſetzt hatte, zu unterſchreiben. Es ging ab, und ſchon nach drei Tagen wurde ich von der Gemeine aufgefodert, mit zwei andern Kandidaten die Probepredigt zu halten. Ich ſtattete meinem Gönner ſogleich den froheſten Dank ab, und trug ſeinen Edelmuth zu Buche. Schon damals führte ich nehmlich mein Tagebuch, und zwar mit dem größten Fleiße, weil ich durch Räſonniren über das, was mir begegnete, meine Weltkenntniß vermehren wollte.

Bis jetzt hatte mein Verſtand noch immer zugereicht, den Charakter und das Thun meiner Bekannten zu beurtheilen; hier aber war ich einmal verlegen. Warum nimmt dieſer Mann, dachte ich, ſo edelmüthig Theil an meinem Schickſale? Er kennt mich nicht, er hat nichts von mir zu erwarten, und es iſt keine Tochter, keine Nichte da, die er etwa anbringen wollte. — Ich konnte mit allem Nachſinnen den wahren Punkt nicht treffen; doch endlich fand ich die Quelle ſeiner Großmuth in irgend einer guten Seite von mir, die ihm ohne mein Wiſſen bekannt geworden wäre. „Oder“ — ſetzte ich nach einigen Tagen hinzu — „muß denn ein Edler, ein Großmüthiger einen andern Grund haben, den Hülfloſen glücklich zu machen, als gerade ſeine Großmuth?“

Nun kam es aber darauf an, mit meiner Predigt die Bauern in Großen-Eſebach zu rühren, hinzureißen; und das war wieder eine Aufgabe für meine Menſchenkenntniß. Ich dachte: „predige ich populär, und ſie verſtehen mich; ſo kann der Böſe ſein Spiel haben, daß ſie ſagen: ſo können wir ſelbſt predigen. Halte ich eine gelehrte, unpopuläre Predigt, ſo ſagen ſie vielleicht: wir verſtehen ihn nicht.“ In dieſem Schwanken machte ich ein Ding von Predigt (ich habe es noch worin das Faßliche in hochtrabenden Ausdrücken, das Unpopuläre aber in ganz gemeinen geſagt war. Mein Zinngießer, ein ganz verſtändiger Mann, der herzlichen Antheil an meinem Schickſal nahm, ſchüttelte, als ich ihm mein Stück Arbeit vorlas, wohl zehnmal den Kopf, und ſagte: ich weiß nicht, wie es zugeht — bald kommt es mir vor, wie ein alter Rock mit neuen goldenen Treſſen; bald wie alte Treſſen auf einem neuen Rocke.

„Das iſt es eben, lieber Meiſter!“ ſagte ich, und erklärte ihm meine politiſche Abſicht.

Hm! hm! erwiederte er: daß man mit den Wölfen heulen muß, weiß ich wohl; und ich verdenke es Ihnen gerade nicht, daß Sie Sich in der Façon ſo nach den Bauern richten. Aber, Herr Bebenroth, es will mir bedünken, als ob Alles, was Sie ſo recht nach der Klugheit anfangen, Ihnen gar nicht glücken wollte. Gott gebe, daß es dieſes Mal beſſer gehen möge! — Ich blieb dabei, es müßte ſo ſeyn, und nicht anders.

Den Sonnabend wurde ich endlich in einer elenden Chaiſe zu meiner Probepredigt abgeholt. Das iſt Großen-Eſebach, ſagte der Bauer, der mich fuhr, und zeigte mit der Peitſche auf ein Dorf, welches mit einem lieblichen, dunkeln Kreiſe von Erlen und Ulmen umgeben war. Ich heftete ſehnſuchtsvoll meinen Blick auf das Dorf, worin ich vielleicht mein Leben zubringen konnte, und die Gegend kam mir paradieſiſcher vor, das

Gebüſch,

Gebüſch, die Bäume, grüner, ſchattiger, als ich ſie jemals irgendwo geſehen hatte. Am Eingange des Dorfes ſpielten halbnackte Kinder in der warmen Sommerluſt auf der ſchönen Wieſe; ich ſegnete ſie in Gedanken. Als ich die Reihen Häuſer hinunter ſah, zwiſchen denen wir wegfuhren, gingen mir die Augen über vor zärtlicher Wehmuth. — Wie viele Unglückliche, dachte ich, und wie viele Glückliche wohnen in dieſen Hütten! Glück und Unglück werden wechſelsweiſe in alle einkehren, werden öfter, als die Armen in großen Städten, ihre Wohnung wechſeln; und ich, ich komme hieher, die Unglücklichen zu tröſten und die Glücklichen ihres Glückes werth zu machen. Guter Gott! wird es nicht mir ſelbſt oft an Troſt fehlen? werde ich immer des Glückes werth ſeyn? . . . Keine frohe, keine wichtige Begebenheit wird hier vorfallen, ohne daß ich Zeuge davon bin. Ach, ich werde hier Hände und Herzen vereinigen, Augen zudrücken, Neugeborne der Tugend weihen, und den Geiſt junger Menſchen zur Tugend bilden! Welch eine hohe Beſtimmung!“

Meine Bruſt war ſo voll, daß es mir Mühe koſtete, den Vorübergehenden meine Thränen zu verbergen. Ich legte mich in die Ecke des Wagens zurück, und fuhr in meinem Selbſtgeſpräche fort: „jetzt verber[illegible] ich euch, daß ich weine; aber bleibe ich bei euch — und warum ſollte ich es nicht? — ſo mögt ihr, ihr guten Menſchen, die Thränen ſehen, die mir eure Noth auspreſſen wird. O, wehe dem, der in meiner Stelle mit trocknen Augen in euer Dorf fahren; wehe dem, der euch betriegen könnte!"

Bei dieſem Worte dachte ich an meine Predigt, und eine brennende Schamröthe überzog meine Wangen. „Iſt es möglich?" ſagte ich mit einem herzzerreißenden Gefühle. „Ich wollte damit anfangen, euch zu betriegen? O, iſt es möglich? Nimmermehr! und ſollte ich morgen euch weiter nichts zu ſagen wiſſen, als: ich will euch nicht betriegen; ſo halte ich doch dieſe Predigt nicht. Wählet, wen ihr wollt. Wenigſtens will ich mit dieſen zärtlichen Thränen euer Dorf wieder verlaſſen, wenn mein Schickſal mir keine bleibende Stätte darin geben will." Ich riß meine Predigt halb durch, und fühlte dabei eine ſtille Zufriedenheit. So, ganz heiter, ohne Sorge, ſogar ohne heiße Wünſche, ſtieg ich vor der Pfarrwohnung des Dorfes aus, und ging mit der Witwe des verſtorbenen Predigers hinein. Alle meine klugen Plane zerſtörte hier nicht ein Unfall, ſondern mein eigenes volles Herz.

Die Kirchenvorſteher und der Schulze des Dorfes kamen. Ich ſprach freimüthig mit ihnen; meine Empfindungen machten mich offen und zutraulich gegen ſie, wohin ich es gewiß mit allen meinen Planen nicht gebracht haben würde.

Die Predigerwitwe zeigte mir nun das Haus und den Garten. „Beide ſind freilich nur klein," ſagte ſie, als wir wieder in dem Wohnzimmer waren; „aber ſie würden Ihnen gefallen, wenn Gott es ſo fügte, daß Sie hier blieben. Ich habe mit meinem ſeligen Herrn fünf und vierzig Jahr in dem Hauſe gewohnt, und wüßte nicht, daß uns ein großes Unglück getroffen hätte.

„Fünf und vierzig Jahr!“ ſagte ich mit Erſtaunen; „und kein Unglück? Da wird es Ihnen deſto ſchmerzlicher ſeyn, das Haus zu verlaſſen!“

O nein! — Mit einem geduldigen Seufzer ſetzte ſie hinzu: jetzt iſt es mir gleich, wo ich meine Paar Stunden noch zubringe, und ich bitte Gott alle Tage, daß der Nachfolger meines ſeligen Herrn hier ſo zufrieden leben möge, als wir.

„Fünf und vierzig Jahr! und kein Unglück! Das iſt ein ſeltner Fall!“ ſagte ich noch einmal, und beſah die Wände, die keine Seufzer gehört hatten.

Ei nun! Unglück wohl! Da in jener Ecke habe ich fünf Kindern die Augen zugedrückt. Sie ſtarben in Zeit von vier Wochen alle fünf an den Blattern. Es war eine Tochter darunter, ſchon von ſiebzehn Jahren, und . . . Braut. (Das Wort Braut brachte ſie erſt nach einigen vergeblichen Verſuchen mit bebenden Lippen hervor.) Ich glaubte es nicht überleben zu können, und mein ſeliger Mann auch nicht. Ach, ich meinte mit Unglück nicht Gottes Hand, ſondern die

Folgen unſrer eignen Thorheit! . . . Ein redlicher Mann kann ruhig auf meines ſeligen Mannes Stube wohnen; und hier — ich will mich nicht rühmen — eine treue Frau und Mutter: denn hier ſind immer Friede, Einigkeit und Liebe geweſen.

„Und Geduld und Stärke!“ ſetzte ich mit ſchauerlichem Schmerz hinzu; denn die Witwe heftete ihren Blick noch immer auf den Winkel, worin ſie ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Sie ſah mich endlich an, und ſeufzte. „Bleibe ich hier,“ ſagte ich bewegt, — „o, gewiß, ich werde dieſen Tempel des Friedens, der Einigkeit nicht entweihen! Und trifft mich die Hand des Schickſals, ſo will ich mich in jenen Winkel ſetzen, wo Sie ihren fünf Kindern die Augen zudrückten; und da will ich Geduld lernen.“

Die Witwe ergriff meine beiden Hände, und ſchluchzte bei heißen Thränen: Gott laſſe Sie das nicht erleben! Ach, ich höre dort in der Ecke noch immer die Seufzer meiner ſterbenden Kinder. Nun bin ich allein!

Das Wort: allein! ſagte die Frau ſo ſchauerlich, und ihre ganze Figur ſank dabei in ſich ſelbſt zuſammen. Sie wendete ſich von mir ab, und ſogar von der Ecke, worin die Seufzer ihrer Kinder noch tönten; denn alles hatte ſie verlaſſen: ſie war allein!

War ich das nicht auch? Meine Augen floſſen von Thränen über: ſo gewaltig hatte mich das Wort erſchüttert. „O nein!“ ſagte ich, und faßte ihre beiden Hände; „Sie ſind nicht allein! Nie ſchlage ein Herz an dem meinigen, wenn ich Sie nicht von jetzt an als meine Mutter ehre und liebe. Einen Sohn haben Sie wieder gefunden.“

Sie warf einen Blick auf mich, und weil ſie meine Thränen ſah, oder was es ſonſt ſeyn mochte, ſo faßte ſie mich mit der Zärtlichkeit einer Mutter in die Arme. O, ſagte ſie: wie man ſich irren kann! Ich habe mich vor Ihnen geſcheuet; und nun ſind Sie ſo gut, ſo theilnehmend!

„Vor mir? geſcheuet? wie ſo?“

Ei nun, ſagte ſie ein wenig verlegen; jetzt thut es mir leid, gewiß, ſehr leid! Daß Sie die Pfarre nicht bekommen, wäre das wenigſte, ob ich es gleich wohl wünſchte. Aber die Gemeine muß Sie doch für falſch halten; und das geht mir nahe — der Gemeine und Ihrentwegen.

„Ich verſtehe kein Wort, liebe Mutter. Warum ſollte ich die Pfarre nicht bekommen können?“

Wie? Sie wiſſen davon nichts? Nun, dann muß ich es Ihnen wohl erzählen.

So wurde mir denn das Räthſel, das mich ſo lange beſchäftiget hatte, aufgelöſ't, Ein Verwandter meines edelmüthigen Gönners iſt mit auf der Wahl. Den Einen Mitbewerber braucht man nicht zu fürchten, aber wohl einen zweiten, der Hoffnung hat, mit auf die Wahl zu kommen, einen Candidaten, der vorzüglich gut predigt, und ſich obendrein darauf verſteht, mit den Bauern umzugehen. Mein Gönner, der Einfluß auf die Gemeine hat, iſt beſorgt, daß dieſer ſeinem Verwandten den Rang ablaufen möchte, und findet Mittel, die Gemeine gegen ihn einzunehmen. Nun fehlt es aber an einem dritten Manne, von dem ſein Verwandter nichts zu fürchten hat. Mein Gönner glaubt, daß Niemand weniger gefährlich ſey, als ich, und zwar von meiner Predigt her, mit der es ſo unglücklich ablief. So komme ich denn mit auf die Wahl, und die Bauern hören nun in der Stadt, es könne Niemand ſchlechter predigen, als ich. In Vertrauen auf meinen Gönner, leſe ich ihm meine Predigt vor; und er findet ſie vortrefflich. Um aber ſeiner Sache recht gewiß zu ſeyn, läßt er unter den Bauern in aller Stille ausbreiten: ich würde eine tolle, ganz unverſtändliche Predigt halten, weil ich der Meinung wäre, daß Bauern nur an recht tollen Dingen Geſchmack finden könnten.

Das alles erzählte mir die Predigerwitwe. Ich lächelte, ein wenig beſchämt, über meine Menſchenkenntniß, und geſtand ihr treuherzig: es wäre wirklich etwas an der Sache; ſo und ſo ginge es zu; ich hätte aber meine Predigt bei dem Einfahren in das Dorf verworfen; hier wären noch die eingeriſſenen Blätter. Ich mußte ſie ihr verleſen, und nun ſah ſie wenigſtens, daß das Beiwort toll, womit mein Gönner die Predigt beehrt hatte, ein wenig allzu ſtark war. „Ja,“ ſagte ich ſelbſt; „er hat Recht! er hat wahrhaftig Recht! Viel Kluges iſt nicht daran. Aber meine Menſchenkenntniß ſpielt mir nicht zum erſten Mal arge Streiche. Uebrigens, liebe Mutter, da ich nun einmal nicht Pfarrer hier werden ſoll, ſo iſt es mir lieb, daß ich es nur ſchon erfahren habe; denn wer weiß, ob mich morgen nicht dennoch, trotz meinem vollen Herzen, die Politik ein wenig angewandelt hätte. Laſſen Sie mich!“ ſetzte ich ganz heiter hinzu. „Morgen werde ich gut reden; ich brauche mich ja nur meiner heutigen Empfindung zu erinnern.“

Ich ließ mir von der Witwe ihren Lebenslauf erzählen, und ſpät am Abend wiederholte ich noch einmal mit Thränen der Liebe das Verſprechen, ſie als meine Mutter zu ehren. Endlich ging ich hinauf in das Studierſtübchen ihres Mannes, und legte mich in das Fenſter. Ich ſah, wie nach und nach alle Lichter in den Hütten des Dorfes erloſchen, und zu gleicher Zeit jagte ein ſcharfer Nordwind dunkle Wolken über den Himmel, welche die Sterne verbargen. Meine ganze Seele war voll von dem Gedanken an die fünf ſterbenden

Kinder; jedes Licht, das hier und da erloſch, ſchien mir ein aufhörendes Leben, und die finſtre Nacht, die mich zuletzt umgab, eine allgemeine Vernichtung des Daſeyns. Unten aus dem Dorfe her hörte ich dabei eine weibliche Stimme ein Sterbelied ſingen. Ich kann nicht beſchreiben, welche furchtbare Wirkung dieſer Geſang, der aus dem Dunkel der Nacht ſo leiſe, ſo ſchauerlich, wie aus den Abgründen des ewigen Raums, ertönte, auf mein Herz that. Und dennoch war Ruhe im Grunde meines Herzens; nicht einmal der Gedanke, daß meine Hoffnungen hier vernichtet waren, konnte dieſe Ruhe ſtören. Ich legte mich ruhig, voll Sehnſucht, wunderſam heiter, zu Bett, und ſchlief, bis die Witwe mich weckte. Jetzt wollte ich überlegen, was ich predigen würde; aber das Gedankenſpiel des vorigen Tages hob wieder an. Noch immer hörte ich das Sterbelied (eine Frau hatte es ihrem ſterbenden Manne geſungen), noch immer den furchtbaren Schlag der Thurmuhr, der mir in der Nacht wie der ſtockende Pulsſchlag der Natur vorgekommen war. Ich mochte thun, was ich wollte — mein Herz war in Bewegung, und blieb darin. Dazu kam noch ein heiterer Morgen, deſſen ich an dem offnen Fenſter bei einer ſchönen Ausſicht genoß, und das Läuten in allen Dörfern umher. Meine Bruſt fühlte eine liebende Sehnſucht nach einer andern, beſſeren Welt; und mit dieſer vollen Bruſt, dieſer vollen Seele, dachte ich Ein

Stück nach dem andern von der Predigt, die ich halten wollte.

Als ich nach der Kirche gehen mußte, fühlte ich mich ſo leicht, ſo heiter; und wäre ich ein Candidat bei einer Königswahl geweſen, ich würde ruhig geblieben ſeyn. So wie ich auf die Kanzel trat, ſah ich mir gegenüber die alte Mutter ſitzen, die mich nicht anſah, aber von Zeit zu Zeit einen Blick ſeitwärts in die Höhe warf. Ich folgte ihren Augen, und ſah fünf Myrtenkronen mit Flittergold umwunden an einem Pfeiler hangen, und darüber Rahmen mit goldenen Buchſtaben. Es waren die Sterbekronen ihrer fünf Kinder. Da floß ein neuer mächtiger Strom von Empfindung in meine Bruſt.

Ich predigte: der Menſch ſey ein Fremdling auf Erden. Schon das Wort Fremdling — denn war ich das nicht hier, und jetzt überall? — machte die Empfindung meiner Bruſt noch ſtärker. Jedes Wort meiner Predigt, jeder Ton, jede Bewegung kam aus dem Herzen. Ich erſchütterte die Gemeinde; denn ich ſelbſt war erſchüttert, weil ich den nächtlichen Sterbegeſang der Frau wieder hörte, und weil ich die Sterne, die Sonnen, erlöſchen ſah. Bei dieſer Fülle einer hohen ſehnſuchtsvollen Empfindung überlief mich ein Grauen. Thränen hemmten meine Worte, und kein Auge in der Kirche war trocken, Die Predigerwitwe wendete jetzt die überſtrömenden Augen frei nach den Kränzen, als wollte auch ſie ſagen, was ich ſchon geſagt hatte: „ach! iſt der Menſch nicht ein Fremdling? Was bleibt von ihm übrig? Ein verwelkter Kranz, ein wenig Flittergold, und das naſſe Auge einer Mutter oder eines Kindes, das dieſen Kranz betrachtet!“

Ich trat erſchüttert in die Sakriſtei, und hatte kaum noch Athem. So wie der Geſang zu Ende war, kamen alle Hausväter der Gemeine zu mir, reichten mir die zitternden Hände, und ſagten: Niemand anders als Sie, lieber Herr Behenroth, wird unſer Pfarrer! Niemand anders! — Endlich kam auch mein Gönner, den ich in der Kirche nicht geſehen hatte, in die Sakriſtei, und ſagte mir einige Worte. Dem Himmel ſey Dank, ich habe ſie rein vergeſſen! Damals dachte ich gar nicht daran, wie giftig ſie ſeyn ſollten. Ach, vor thränenden Augen, vor einem ſo vollen Herzen, verſchwindet die Bosheit. Ich hätte dem Mörder meines Vaters vergeben; warum nicht einem falſchen Manne?

Die Pfarre.

Nach vier Wochen ſollte ich anziehen. Mein ehrlicher Zinngießer ſagte mir mit großer Herzlichkeit, er würde mich ausſtatten. Ich ſchlug das aus: denn die Predigerwitwe hatte mir verſprochen, bei mir wohnen zu bleiben; ich ſollte ihr Sohn und ihr Erbe ſeyn, weil ſie nur einige weitläuftige Anverwandten hatte, die noch überdies wohlhabend genug waren, um die Erbſchaft leicht entbehren zu können. Sie bat mich dringend, ich möchte durchaus nichts mitbringen, damit ſie die Freude hätte, mich ganz und gar einzurichten. Mein Zinngießer, der mir wohl wollte, weil er ſich einbildete, daß ich durch ſeinen guten Rath zu einer Pfarre gekommen wäre, nahm meine abſchlägige Antwort übel; und ich trennte mich von ihm in Unfrieden. Das that mir weh; aber ich muß nur geſtehen, daß mir, ſo wenig Habſucht ich auch hatte, das volle Haus, in das ich eingehen ſollte, eine ſehr angenehme Idee war. Ich dachte mit Vergnügen an die vollen Zimmer und Kammern; ja — der Leſer denke von mir, was er wolle. — ich ſah mit ein wenig Neid einige ſehr ſchöne Tafeltücher, welche die Witwe in einen beſondren Koffer packte, weil ich ſie nach ihrem Tode einer Verwandtin ausliefern ſollte.

Ach, der arme Menſch, glaube ich, darf nur etwas haben, um ſogleich mehr zu verlangen! Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt; aber mit dem Geſichte voll Schamröthe ging ich dennoch im ganzen Hauſe umher, und betrachtete mit Vergnügen die vielen Sachen, die nun mein waren. Die Witwe wollte die Schenkungs-Akte ſogleich aufſetzen laſſen; aber um ihr meine Habſucht, deren ich mich ſchämte zu verbergen, bat ich ſie, damit zu warten, bis ich auf der Pfarre ſeyn würde.

Endlich verließ ich die Stadt, und gab das letzte Geld, das ich noch hatte, für den Wagen, der mich nach meinem Dorfe brachte. Als ich in das Pfarrhaus trete, ſehe ich fremde Geſichter, und erfahre, daß es die Erben der Witwe ſind, die vor drei Tagen vom Schlage gerührt worden, und auf der Stelle todt geblieben iſt. Man bat mich um Erlaubniß, alles, was im Hauſe war, in zwei Zimmer bringen zu dürfen, weil man es erſt morgen, oder, wenn die Wagen früh genug kämen, in der Nacht wegbringen wollte. Ich ſagte in großer Beſtürzung: ja; denn ich dachte und fühlte nichts, als den Verluſt der edlen Frau, die mich ſo mütterlich geliebt hatte Sie ſollte ſo eben begraben werden. Ich trat mit dem aufrichtigſten Schmerz an ihren Sarg, faßte die kalte Hand, und benetzte ſie mit heißen Thränen. „O,“ ſagte ich; „ſo löſ't der Tod das unruhige Leben in Ruhe auf. Jetzt, meine gute Mutter, läßt das Rauſchgold an den fünf Kränzen deiner Kinder dein Auge trocken; jetzt durchbohrt es dein Herz nicht mehr. So, eben ſo, endet alles; und wohl dem, der, wie du dies Ende mit Muth erwartet! Ich trete in das Haus, das du verlaſſen haſt; und wer weiß, was mich hier erwartet, welche Schmerzen, welche Angſt in dieſem Zimmer und überall ſchon auf mich lauern! Aber ſey es! Wird mir das Leiden zu ſchwer, ſo will ich mich in die Ecke ſetzen, wo du deinen fünf Kindern die Augen zudrückteſt, und denken, daß ja irgend eine Hand auch mein Auge zudrücken und meine Schmerzen endigen wird.

Einer der Erben trat auf mich zu, und fragte beſorgt: Sie wiſſen doch wohl ſchon, daß die Selige ohne Teſtament geſtorben iſt, und daß wir ihre rechtmäßigen Erben ſind? Es wollte verlauten, daß die Selige Willens geweſen wäre, Sie zu bedenken.“

Ganz ſanft und gelaſſen ſagte ich: „es iſt gut; ich wünſche Ihnen Glück zu der Erbſchaft.“ Und wäre es eine Krone geweſen, die ich eingebüßt hätte, ich würde dennoch eben ſo aufrichtig geſagt haben: es iſt gut; ich wünſche Ihnen Glück. Ich nahm, ohne an die Erbſchaft zu denken, eine Blume aus dem Sarge, und drückte einen Kuß auf die bleichen Lippen der Todten. Nach der Beerdigung ging ich zu dem Schulmeiſter, und bat ihn, mich dieſe Nacht und noch einige, folgende zu beherbergen, bis ich Anſtalten getroffen hätte, in der Pfarre wohnen zu können. Der Mann wußte ſehr wohl, wie ich in dieſe Verlegenheit gekommen war, und nahm mich mit Freundlichkeit auf.

Am folgenden Morgen hörte ich: die Erben hätten die Nacht zum Packen angewendet, und wären mit allen Sachen ſchon weg. Man brachte mir den Schlüſſel zu dem Hauſe. Ich ging hinüber, ſchloß auf, trat hinein, und fand alles leer; aber dennoch fühlte ich eine gewiſſe Freude. In der That mit einer Art von Zärtlichkeit, und halb verſtohlen, legte ich die eine Hand an den Thürpfoſten, und ſagte laut und fröhlich aus dem Virgil: salvete penates! hic domus, haec patria ets! *) — Nunc pateras libate Jovi **)! fuhr ich begeiſtert fort, als eben der Küſter zu mir herein trat. Ich ließ meine Thränen ſtrömen, und kümmerte mich nicht darum, daß er es ſah. „Und ſind denn,“ fragte ich ihn, „Thränen nicht die ſchönſte Libation?“ Er verſtand mich nicht, und lächelte. Es iſt ein Unglück! ſagte er; nun kommen Sie da ſo in das leere Haus!

„Leer, meinen Sie, lieber Schulmeiſter? Iſt ein Haus leer, worin ein zufriedenes Herz ſchlägt?

---

*) Heil euch, o Penaten! Hier iſt Heimath und Haus!

**) Bringt aus Schalen Libationen dem Zeus!

worin zwei Ströme von Freudenthränen fließen? Tritt denn der Menſch nicht noch ärmer in ſein erſtes Haus, den Körper? Und da das Kiſſen, mit Hobelſpänen geſtopft, das wir in unſerm letzten Hauſe finden, noch zu viel iſt, ſo wird doch das, was ich hier gebrauche; hier in dieſem Abſteigequartier, in dieſer Schulſtube — mehr iſt ja das Leben nicht — noch anzuſchaffen ſeyn.“

O ja, ſagte der Schulmeiſter; ich habe der Gemeine den Fall vorgetragen, und . . . Ei, da kommen ſie ſchon! —

Man brachte mir ein Bett, ein Paar Stühle, einen Tiſch, etwas Küchengeſchirr und auf einige Tage Lebensmittel. Kein König hat je mit beſſerem Appetit gegeſſen, als ich den erſten Mittag vor meinem Hauſe unter ein Paar Kaſtanien-Bäumen. Ich war noch nicht aufgeſtanden, als mir der Pachter des Pfarrackers einen Theil des Pachtgeldes brachte. Nun war allen Schwierigkeiten abgeholfen; ich hatte den größten Wunſch meines Lebens erreicht, und nahm feierlich Beſitz von dem Hauſe, von dem Garten. Dann ging ich hinauf in das Studierſtübchen, und nahm auch Beſitz von der ſchönen Ausſicht, die man von da hatte.

Hier verſank mein Herz — es war jetzt um die Stunde des Feierabends — in eine unbeſchreiblich ſüße Ruhe. Ich ſaß an dem offnen Fenſter, wo ſeitwärts das ganze Dorf vor meinen Blicken offen da lag. An jeder Hausthür ſtanden Knechte und Mägde, die ſich nun in größere Gruppen ſammelten, und eine Menge Kinder ſpielten unter einer Linde. Auch die Hausväter traten nach und nach in die Thüren, und ſahen zu, was wohl morgen für Wetter ſeyn würde; und dazu ſchallten die Glocken der von der Weide kommenden Kühe. Das war mir ſo neu, und doch ſo bekannt: lauter Bilder aus meiner Jugend. Ich redete das Dorf und ſeine Bewohner an, und ſchwor ihnen ein tugendhaftes Leben und innige Liebe zu. In dieſem Augenblicke war keine Spur von Haß, oder auch nur von Bitterkeit, in meinem Herzen. Ich hätte der ganzen Welt eine innige Liebe ſchwören können, ohne mehr zu ſagen, als ich wirklich fühlte. Der Menſch, der in einem merkwürdigen Zeitpunkte ſeines Lebens keines tugendhaften Entſchluſſes fähig iſt, der trete nie über meine Schwelle!

Mein Vorſatz gab meinem Herzen eine noch ſeligere Freude und Ruhe; nie in meinem Leben habe ich eine ſtillere und zufriednere Stunde gehabt, als dieſe. Endlich ging ich hinunter in das Freie, doch nicht durch das Dorf; jeder Menſch, auch der beſte, hätte meinem Gefühle etwas Irdiſches zugemiſcht. Aber ſchon nach einer halben Stunde mußte ich zurückgehen; es war, als ob mich etwas in mein Haus bannte. Ich trat in das leere Zimmer, wie in einen Tempel; und nun wurden meine Gefühle zu einzelnen Bildern, und die Bilder dann zu Gedanken. Aus dieſem ſpiegelglatten Meere von Ruhe und Gefühl hob ſich mein Bild als Hausvater hervor. Ihm folgte die wunderſchöne Geſtalt eines weiblichen Weſens, das in ſchlanker, jungfräulicher Schönheit ſanft und leiſe durch das Zimmer ſchwebte; und von dieſem Augenblicke an brannte mein Herz in ſehnſuchtsvoller Liebe. Ich fühlte wieder, daß ich allein war; doch dies Gefühl verlor ſich in ſchöne, zitternde Hoffnung. Nun erſt bekam das Gemählde meines Lebens Haltung, eine menſchlichere Form, und ſchönere Farben; denn ich mahlte es in Liebe aus. Jetzt ſah ich das ſchöne Mädchen in allen Zimmern, in tauſend Geſtalten, und immer eine ſchönere als die andre. Mein Herz wurde mit jeder Minute weicher, meine Sehnſucht ſtärker. Ich dachte nicht mehr an mein Haus, an meine Pfarre, nur an die Hausfrau, an die Pfarrerin, und, wie ich glaubte, mit reiner, himmliſcher Liebe.

Keine von allen meinen Bekanntinnen hatte auch nur die mindeſte Aehnlichkeit mit dem Bilde, das vor meiner Seele ſtand. „Nein,“ ſagte ich: „dieſes himmliſche Bild, dieſe Bewohnerin einer beſſeren Welt iſt es, für die mein Herz in Kraft und Stärke ſchlägt; dieſe Sehnſucht verlangt nicht nach euch, nicht nach einem Mädchen, ſondern nach einem Herzen, das ſtark und rein iſt, wie das meinige.“ Ich erhob mich ſtolz; aber — wie ſchwach iſt das menſchliche Herz auch in ſolchen Minuten der reinſten Sehnſucht nach Liebe! Des Schulmeiſters Tochter, ein ſchlankes hübſches Mädchen von achtzehn Jahren, ging während der Zeit, daß meine Phantaſie dieſen hohen Flug nahm, in meinem Zimmer ab und zu, um noch einige Kleinigkeiten einzurichten. Dieſe ſchlanke Geſtalt hielt auf einmal meine Phantaſie in ihrem Fluge an, und lenkte ſie auf ſich. Ich will dem Leſer — ob ich gleich noch jetzt darüber erröthe — nur geſtehen, daß meine himmliſche Göttin ſehr bald die Figur dieſes Mädchens annahm, welches nichts weiter hatte als einen leidlichen Wuchs. Noch mehr: ich verließ nur mit Mühe das Zimmer, worin ſie zu thun hatte, und ſetzte mich vor die Thür, bis ſie mir gute Nacht ſagte und nach Hauſe ging.

Sehr beſchämt ſann ich nun über dieſe Schwäche nach; und, mochte ich wollen oder nicht, ich mußte mir geſtehen, daß ich mir nichts anders, als eine Frau, wünſchte. Es verdroß mich nicht wenig, daß ich mich ſo ertappt hatte. „Aber, wenn es nun einmal ſo iſt,“ ſagte ich zuletzt: „warum ſoll es nicht ſo ſeyn? Warum finde ich denn Gefühle des Herzens, welche alle Menſchen mit mir gemein haben, ſchimpflich? Ja, Natur, ich danke dir, daß dieſes ſehnſuchtsvolle Herz jedes Mädchen mit dem himmliſchen Glanze des reinſten Ideals ausſtattet.“ Ich dachte weiter nach. „Nein,“

ſagte ich endlich, als ich zu Bette ging; „ich ſehe wohl, meine Frau wird kein Ideal ſeyn, ſondern ein Weib. Ich werde ſie lieben. Gott gebe, daß ſie ein gutes Weib iſt, und auch mich liebt; dann wollen wir wohl glücklich werden!

Endlich die Heirath.

Die erſten Tage vergingen noch unter den Täuſchungen der Phantaſie und des Herzens. Wenn man auch nicht alle Entſchlüſſe hält, die das heiße Herz in feierlichen Momenten faßt, ſo bleibt doch etwas davon zurück Genug, ich fühlte, daß der erſte Tag auf meiner Pfarre mich beſſer und menſchlicher gemacht hatte; und das fühle ich noch jetzt, da ich dieſes ſchreibe.

Nach einigen Sonntagen traf mich die Reihe, für einen Pfarrer, der krank geweſen und noch nicht völlig wieder hergeſtellt war, zu predigen. Das Dorf lag nicht weit von Eſebach, und ich ging den Sonntag früh dahin. Die Paſtorin erwartete mich ſchon im Garten, durch den man näher in das Haus kommen konnte. Sie bat mich ſehr freundlich um gute Nachbarſchaft; und, noch ehe wir in das Haus traten, wußte ich ſchon, daß ſie eine Tochter, und einen Sohn hätte, daß ihre Tochter einmal eine gute Ausſteuer bekäme, und daß ſie gar nicht arm wäre. Hinterher folgte denn auch bald die Frage: ob ich ſchon etwas Liebes hätte.

Es war ganz offenbar, daß die Frau einen Anſchlag auf mich hatte; und dieſer Gedanke machte mich finſter. Ich nahm mir vor, ganz kalt zu ſeyn, und antwortete ihr nur ſehr einſilbig. Als ich in das Zimmer trat, wurde ich in meiner Vermuthung noch mehr beſtärkt; denn die Tochter ſtand in ihrem beſten Putze da, erröthete über und über, und war und blieb verlegen.

Nun kam der Prediger, ein Mann mit dem ehrwürdigſten Geſichte von der Welt, und hieß mich freundlich, doch ohne Umſtände, willkommen. Ich machte ihm eine kalte Verbeugung und fand in ſeinem ehrwürdigen Geſichte ſogleich den Charakter des Geizes. An der Tochter bemerkte ich Sommerſproſſen, die ihr übel ſtanden, und die Mutter war mir mit ihrer Freundlichkeit unausſtehlich.

Alles war darauf angelegt, mir einen großen Begriff von der Wohlhabenheit der Familie zu machen. Es ſtand Silber auf dem Kaffeetiſche, und die Mutter ſchloß wohl dreimal einen nußbaumenen Schrank auf, worin etwa ein Dutzend ſilberner Löffel und ein Paar ſilberne Leuchter zur Schau ausgekramt waren. Ich blickte zu Boden, ſo oft ſie ihn öffnete, oder wendete mich ab.

Auf einmal ſagte der alte Mann: „hm! hm! das iſt ja heute hier recht feſtlich, Mutter! Giebt es denn einen Geburtstag, oder ſo etwas? Guſtchen iſt ja geputzt, als ſollte ſie Gevatterſtehen!“ — Das Mädchen wurde roth wie eine Roſe, und die Mutter ſagte etwas von einem lieben Gaſte. Ich wurde immer kälter und einſylbiger. Die Tochter verließ das Zimmer, als die Mutter anfing eine Lobrede auf ihre Wirthlichkeit und ihren Fleiß zu halten. Das iſt abgekartet, dachte ich; die Alte hat geſagt: geh hinaus, Guſtchen, wenn ich anfange, damit ich dich recht loben kann. Und nun ſetzte auch die Alte mit einer erſtaunlichen Schnellzüngigkeit den Panegyrikus der Tochter fort. Der Alte lächelte, und ſagte: das geht einmal, Mutter! Du biſt heute zur guten Stunde aufgeſtanden; denn ſonſt, ſo wacker Guſtchen auch iſt, haſt du doch manchmal mit ihr zu keifen.

Ei was, Vater! das verſtehſt du nicht! ſagte die Mutter mit krauſer Stirn.

Nun ja doch! Ich mißbillige das nicht. Das Mädchen hat ſeine Fehler, und eine Mutter muß von Zeit zu Zeit tadeln, das weiß ich wohl.

Welche Fehler denn? Was weißt du denn von deiner Tochter? (Sie wurde feuerroth.)

Daß ſie, ſagte er lächelnd, nicht halb ſo gut, nicht halb ſo fleißig und wirthſchaftlich, nicht halb ſo wohlthätig, ſo fromm, ſo verſtändig iſt, wie du, Mutter: das weiß ich von ihr. Nun wendete ſich der Alte wieder an mich, und warf eine theologiſche Frage auf, die ich denn ſehr eifrig beantwortete, ohne mich durch die Unterbrechungen der Mutter ſtören zu laſſen, bis es endlich Zeit zur Kirche war.

Guſtchen, hob die Mutter wieder an, geht auch hinein. Heute würde ſie um alles in der Welt die Kirche nicht verſäumen; ſie hat gar zu viel Gutes von Ihrem Predigen gehört. — So? erwiederte ich kalt, und ging, ohne auf Guſtchen zu warten, die ſchon, mit dem Geſangbuche in der Hand, in die Thür des Nebenzimmers trat.

Auf dem Wege nach der Kirche nahm ich mir vor, die Mutter und die Tochter recht auffallend kalt zu behandeln; denn ich fand etwas Schimpfliches für mich in ihrem Benehmen. Der erſte Blick, den ich zwiſchen den Gardinen durch in die Kirche that, fiel auf die Tochter, die mir und der Kanzel gegenüber ſaß. Erſt jetzt ſah ich ſie recht genau an, und ich mußte geſtehen, daß ſie ſehr hübſch war. Nun, wenn auch! dachte ich, und zog die Gardine enger zuſammen: ich will nur deſto kälter ſeyn.

Auguſte warf keinen Blick auf den Stuhl, worin ich ſaß; es war, als ob ſie wüßte, daß ich ſie betrachtete. Sie hielt die Augen feſt auf das

Buch, das vor ihr lag, und es kam mir ſo vor, als erröthete ſie von Zeit zu Zeit. Doch das war nur in den erſten Augenblicken; als der Geſang anfing, erhob ſie die großen blauen Augen. Die Empfindung, die ſich jetzt in ihrem Geſichte zeigte und es bis zum Erſtaunen verſchönerte, war nichts als eine fromme Andacht; und ich — konnte meinen Blick nicht mehr von dieſen frommen Augen, von dieſem lieblichen Munde abwenden.

Als ich auf die Kanzel trat, erröthete Auguſte, und beugte das Geſicht nieder: doch nur einige Minuten; dann hielt ſie den Blick mit einer ſchönen Ruhe auf mir feſt. „Hm!“ dachte ich, als der Gottesdienſt zu Ende war; — „nach Hauſe kannſt du ſie ja begleiten!“ Sie war aber ſchon weggegangen.

Mit dem erſten Schritte, den ich in das Haus that, nahm die Mutter ihre Rolle wieder. Sie hielt ihrer Tochter unaufhörlich Lobreden, und ſuchte, doch vergebens, ein Urtheil über meine Predigt von ihr heraus zu bringen. Mochte ich wollen oder nicht, ich mußte mit ihr im ganzen Hauſe umher gehen und alle ihre Schätze kennen lernen. „Es ſoll dir nichts helfen,“ dachte ich in jedem Zimmer, das ſie mir zeigte; „nicht einmal einen Blick will ich auf das Mädchen werfen. Ich werde bei Tiſche mit dem Alten immer nur von den neueſten Ketzereien ſprechen, und alle Gerichte, mögen ſie auch noch ſo gut ſeyn, hineſſen, ohne Gutes oder Böſes davon zu ſagen.“

Endlich hatte mir die Mutter Guſtchens ganze Ausſteuer gezeigt. Nach Reichthum, hob ſie nun an, ſoll des Mannes Auge nicht ſehen, und am wenigſten das Auge eines Predigers; aber ſo nebenher iſt es doch gut, wenn man etwas hat. Ein Prediger darf nicht mit Schulden anfangen, und ſollte er auf Stroh ſchlafen müſſen! . . . Nun? fuhr ſie lächelnd fort; Sie werden wohl auch bald an eine Gehülfin denken. Oder vielleicht iſt es ſchon geſchehen?

„Sie haben es errathen,“ ſagte ich kalt, und mit einer kleinen Verbeugung.

Alſo haben Sie ſchon eine Braut? fragte ſie noch einmal, ſehr erwartend.

„Da Sie,“ erwiederte ich falſch, „ſo gütigen Antheil an mir nehmen, ſo will ich Ihnen geſtehen: ja!“ Ich erwartete nun eine gänzliche Veränderung ihres Betragens gegen mich; aber zu meinem Erſtaunen nahm die alte Mutter freundlich meine Hand, und ſagte ſehr theilnehmend: nun, ſo ſegne Sie Gott, Sie und Ihre liebe Braut, und gebe Ihnen Zutrauen zu einander, und Frieden und einige Herzen bis an das Grab! Man hat uns von Ihnen geſagt, daß Sie ein braver, rechtſchaffner Mann ſind, den keine Sünden drücken. Sie haben auf der Univerſität Haus gehalten mit Ihrem Gewiſſen; und wenn Gott alles auf Erden unbelohnt ließe, ſo läßt er doch das nicht unvergolten. Eine glückliche, zufriedene Ehe iſt der koſtbarſte Lohn, und die Perle, das Kleinod eines ſtillen Lebens. — Die letzten Worte ſagte ſie mit Thränen in den Augen.

Jetzt zeigte ſie mir nichts weiter, ſondern führte mich hinunter, und gab nun ihrem Mann und ihrer Tochter die Nachricht, daß ich eine Braut hätte. Der Alte ſah ihr mit einem triumphirenden Lächeln ins Geſicht; dann faßte er meine Hand, und drückte ſie, bei einem ganz einfachen, herzlichen Glückwunſche. Lachend wendete er ſich nun wieder zu ſeiner Frau, und ſagte: „jetzt eſſe ich mit noch einmal ſo gutem Appetite, Mutter; und Guſtchen auch, dafür ſtehe ich dir.“

Die Mutter erröthete ein wenig, und winkte ihm zu, er möchte ſchweigen. Wir ſetzten uns zu Tiſche; und auf einmal war Guſtchen geſprächig geworden, auf einmal wußte ſie den Inhalt meiner ganzen Predigt, auf die der Alte bald kam, und vertheidigte mich eifrig gegen ihn, als er einige Sätze darin anzugreifen ſuchte. Man ſtieß endlich auf das Wohl meiner Braut an, und dabei war eine heitre, ruhige Fröhlichkeit in jedem Geſichte.

„Mutter,“ ſagte der Alte; „wären wir ſo fröhlich, wenn wir jetzt nicht wüßten, was wir wiſſen? Die heimlichen, krummen Gänge taugen niemals etwas. Geht man ſie, dann ſchlägt das

Herz ſo ängſtlich, und das Wort erſtirbt einem auf der Zunge. Sieh jetzt kann ich unſerm Herrn Nachbar dreiſt in die Augen ſehen; dieſen Morgen konnte ich das nicht, du eben ſo wenig, magſt du doch ſagen, was du willſt, und Guſtchen gar nicht. Ich ſage dir, Mutter, du kamſt mir heute früh falſch vor, ſo gut deine Abſicht auch war.“

Bei dieſer Aeußerung warf ich verſtohlen einen Blick auf die Tochter. Sie ſaß erröthend da, und ſah nur von Zeit zu Zeit ihren Vater bittend an, doch ohne daß der gute, treuherzige Alte es merkte.

Falſch? ſagte die Mutter. Da ſey Gott vor, Vater! Nein, ich will dir auch nie wieder ſo vorkommen, und ſollte Guſtchen ewig ſo bleiben, wie ſie iſt. Ich dachte, Vater, s konnte nicht ſchaden, . . .

„wenn du den lieben Gott ſo ein wenig zurechtwieſeſt!“ unterbrach der Alte ſie lächelnd. „Liebe Frau, was recht und wahr geſagt iſt — thun, wenn es Gelegenheit dazu giebt, ſo habe ich nichts dagegen. Doch heimliche Abſichten, und ſo weiter? Iſt ein Wunſch recht, ſo muß er ſich ſagen laſſen; läßt er ſich nicht ſagen, ſo iſt er auch nicht recht.“

Die Mutter ſchüttelte den Kopf: Vater, zu viel iſt auch nicht gut! Wünſchen konnten wir das wohl, aber nicht ſagen.

„Auch ſagen," erwiederte der Alte eifrig: „einem jeden guten Menſchen; und ſpottete er darüber, ſo wäre er kein guter Menſch."

Vater, frag Guſtchen, frag jedes Mädchen — es geht nicht! — Ich blickte verſtohlen auf die Tochter, und ſah, daß eine Thräne nach der andern langſam über ihre Wange floß. Sie ſchien gern aufſtehen zu wollen; ihr Vater aber, der ſie herzlich liebte, hatte, wie faſt den ganzen Mittag, ihre Hand gefaßt. Die Mutter hat Recht, liebſter Vater, ſagte ſie ſchmeichelnd; und ſogleich ſetzte ſie hinzu: ſoll ich nicht eine Flaſche Johannisbeerwein holen?

„Hernach! hernach!" antwortete der Alte noch eifriger. „Sie hat nicht Recht, deine gute Mutter, ſag' ich; denn du, Herzens-Guſtchen, haſt nichts gewünſcht, gar nichts, das weiß ich. Und was deine Mutter wünſchte, das konnte ſie auch ſagen, wenn der Herr Nachbar da ein guter Menſch iſt." — O, lieber Vater! unterbrach ihn Auguſte mit ſchneller, bittender Stimme.

„Nun, geh, mein Kind," ſagte der Alte ſanft; „geh, und hole eine Flaſche, oder zwei, von dem weißen." Sobald ſie hinausgegangen war, wendete ſich der Alte mit einem ernſten Geſichte an mich, reichte mir die Hand über den Tiſch zu, und ſagte: „ich halte Sie für einen guten, unſchuldigen, lieben Mann; und hätten Sie keine

Braut, ſo würde ich Ihnen mit Freuden mein Guſtchen geben, die — kann ich Ihnen jetzt wohl ſagen — auch des beſten Mannes werth iſt. Ich und meine Frau, wir haben gewünſcht, Gott möchte es ſo leiten; es iſt aber nicht ſein Wille geweſen.“ Mir ſtiegen Thränen in die Augen. Ich faßte, ohne etwas ſagen zu können, die Hand des vortrefflichen Alten, und drückte ſie herzlich.

„Nun ſieh, Mutter,“ fuhr er fort: „ich habe ihm geſagt, was wir Beide wünſchten; und da ſtehen uns allen Dreien die Thränen in den Augen. Von jetzt an wird er unſer Freund ſeyn, wenn auch nicht unſer Sohn. Warum hätte ich das nicht ſagen können? Guſtchen durfte es nicht ſagen, aber auch nicht wünſchen; und ſie hat es nicht gewünſcht: denn, Mutter, Mutter! ich ſchwieg geſtern; aber das Herz hat es mir umgekehrt, als das Kind dich mit Thränen bat, ja keine Anſtalten auf den Herrn Nachbar zu machen. Da ſprach die Unſchuld der Jungfrau, und der Stolz der Jungfrau; du hörteſt aber nicht.“

Die alte Frau ſtand auf, umfaßte ihren Mann, und ſagte mit Thränen: ich habe Unrecht. Aber, lieber Vater, daß du dieſes Geſpräch angefangen haſt, das iſt doch wohl auch nicht recht!

„Nein, freilich nicht. Aber ich ſah es unſerm Gaſte an, daß er gemerkt hatte, was du wünſchteſt; und konnte er nicht Guſchen ſo gut in Verdacht haben, als dich? Der Mutter kann er den Wunſch verzeihen; aber auch der Tochter? . . . Mußte ich nicht ſprechen? ſollte er aus unſerm Hauſe weggehen, wie aus einer Mördergrube? Ich mußte. Gott Lob, daß er eine Braut hat! nun konnte ich reden!“

O Vater, ich habe großes Unrecht, ſagte die Alte mit Thränen der Reue, und legte ſich wieder an ſeine Bruſt. Er küßte ſie, und ſagte: jetzt ſtill davon! Klingle Guſchen!

Nein, rief ich: noch einen Augenblick! Mein Herz und meine Hand ſind frei. Geben Sie mir Ihre Tochter.

Die Mutter ſtarrte mich freudig an. Der Vater ſagte ernſt: „wie ſoll ich das nehmen, Herr Nachbar? Ich meinte, Sie hätten eine Braut? . . . Jetzt merke ich wohl, meine gute Frau hat die Worte aus Ihnen hervorgelockt; aber . . .“ —

Ich ſchämte mich meiner Härte und meiner Unwahrheit von ganzem Herzen. Sie hielten mich für gut, ſagte ich erröthend; ich fürchte, Sie werden anfangen mich für ſchlimm zu halten, wenn ich Ihnen geſtehe, was dieſen Morgen in meiner Seele vorgegangen iſt.

Muß ich Ihnen nicht vergeben, ſagte er lächelnd, wenn ich meiner Frau vergeben ſoll? . . .

Liebe Mutter, hier haſt du eins deiner Sprichwörter: wie es ins Holz hinein ſchallt, ſchallt es wieder heraus. Siehſt du, daß ich Recht habe? Er bezahlte dich mit deiner Münze. — Nun, lieber Freund, Sie verlangen mein Kind zur Frau. Wir haben Ihnen ſchon geſagt, daß es unſer Wunſch geweſen iſt; doch darum wünſchte ich nicht, daß es ſo ſchnell kommen ſollte. Ich weiß, Herr Nachbar, mein Guſtchen iſt Ihrer Liebe werth, und wird Sie glücklich machen; aber ich will Sie und mein Kind nicht um die ſchönen Tage bringen, welche die Liebe jungen Herzen giebt. Beſuchen Sie uns wieder. Guſtchen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, erfährt von dieſer Unterredung nichts. Nach einem Vierteljahre, denke ich, werden wir mit andern Geſichtern davon ſprechen, als jetzt; doch nicht eher!“

Er klingelte, und das liebe Mädchen kam — noch immer verlegen — mit zwei Flaſchen in das Zimmer; aber wir, ich und ihr Vater, waren im tiefſten Geſpräch über einen Satz aus der Theologie. Nach Tiſche führte ich, während der Vater ſeine Mittagsruhe hielt, die Tochter in den Garten, und von da auf das freie Feld. Jetzt, da ſie auf einem ſchmalen Fußſteige vor mir herging, betrachtete ich ihre ſchöne, edle Geſtalt, und fühlte mein Herz gewaltig pochen. Als wir dann wieder neben einander gehen konnten, erzählte ſie mir von ihren Kinderjahren, und ſprach von ihren Eltern, beſonders von dem Vater, mit dem innigſten Entzücken. Jetzt ſah ich auch ihr ſchönes Geſicht, das von kindlicher Liebe glühete, und kaum konnte ich mich enthalten, ihr ſogleich mein Herz zu entdecken. Doch der Gedanke, daß ich nach dem Geſpräche bei Tiſche ihr jungfräuliches Gefühl beleidigen könnte, hielt mich davon ab. Ich verließ die Familie gegen Abend; aber am folgenden Morgen ſtand ich ſchon ganz früh vor meinem Fernrohr (einem Erbſtück von meinem Vater), und betrachtete das Pfarrdach, unter dem die ſchöne Auguſte lebte.

Das Vierteljahr ging hin wie ein Augenblick, und die Liebe (die mir bis jetzt nichts weiter geweſen war, als der Geſchlechtstrieb, weil ich erſt Einmal, und nur eine eitle Thörin, geliebt hatte) wurde mir nun die Begeiſterung meiner Seele, die Quelle meiner Tugenden, und — warum ſoll ich es leugnen! — die feſtere, heiligere Hoffnung des ewigen Lebens. Alles Große, alles Edle, alles Schöne, was bisher nur die Philoſophie mit unſichern, kalten Zügen auf mein Papier und in mein Gedächtniß geſchrieben hatte, das drückte jetzt die Liebe mit unvergänglichen, flammenden in mein Herz. Die Ewigkeit, vor der ich ſonſt ungläubig grübelnd zitterte, dachte ich mir jetzt als mein Eigenthum; das Grab, die dunkle Zukunft war verſchwunden, und ich ſtand durch die Liebe in den Strahlen eines ewigen Daſeyns leuchtend da. — Bei dieſen großen Vorſtellungen ſchäme ich mich faſt, des weißen Tuches zu erwähnen, mit dem meine Braut mir aus dem Dachfenſter des Pfarrhauſes winkte, wenn ich kommen ſollte, und das mein Herz in die froheſte — ja, ich kann ſagen, in die erhabenſte — Empfindung verſetzte. Aber wehe dem jungen Manne, dem es, wenn er ſich in meiner Lage befände, nicht wäre, als ob das Flattern des weißen Tuches Himmel und Erde in ein ſchöneres Licht kleidete, und der das ſtärkere Pochen ſeines Herzens nicht für den froheren Puls der ganzen Natur hielte! — —

Wir waren bis zum folgenden Frühling Brautleute. Den Tag nach der Hochzeit ſchlich ich mit meiner jungen Frau ganz ſtill aus meines Schwiegervaters Hauſe, von dem Getümmel der Verwandten weg, durch den Garten, und ging mit ihr nach meinem Dorfe. Welch ein Gang! Ich hatte mir vorgenommen, über dieſen Gang ein eignes Kapitel für die Hageſtolzen zu ſchreiben, nur um Gelegenheit zu haben, ihn mit jedem Leſer, er ſey Hageſtolz oder nicht, noch einmal zu gehen. Aber wer einen ſolchen Gang nie gemacht hat, glaubt nicht, was er iſt; und wer ihn machte — guter Gott! wollte der wohl eine Beſchreibung des meinigen leſen? Würde er ſich nicht neben ſeine Gattin oder auf ihr Grab ſetzen, ſeinen eigenen Gang noch einmal überdenken, und dann mit

[illegible]

neuer Liebe an das Herz ſeiner Lebensgefährtin, oder mit glühender Sehnſucht auf ihr Grab, ſinken und ſagen, was ich jetzt ſage: o, wie glücklich iſt der Menſch!

Wir gingen — zu meinem, zu ihrem Hauſe! Mann und Weib! —

Nahe bei dem Dorfe rollte aus einem Hohlwege, mit vier muthigen Füchſen beſpannt, der ſchöne Wagen des neuen Amtmanns in meinem Dorfe hervor. Das adelige Gut in Großen-Eſebach wurde nehmlich nicht lange nach meinem Antritt der Pfarre verpachtet. Der neue Pachter, den ich erſt einige Male geſehen hatte, heirathete ein reiches Mädchen, und der Zufall wollte, daß er mit ſeiner jungen Frau ſo eben aus der Stadt kam, als ich mit der meinigen auf das Dorf zu ging.

Der Amtmann Schenk ließ ſeinen Kutſcher halten, ſobald er uns erblickte. Er legte ſich zum Schlage heraus, und rief mir zu. So wie ich näher kam, ſagte er: das trifft ſich ja vortrefflich, lieber Paſtor! Ich kann Ihnen hier ſogleich meine junge Frau präſentiren. — Die junge Frau nickte vornehm mit dem Kopfe, und heftete dann ihre Augen auf meine junge Frau.

„In der That,“ erwiederte ich: „das trifft ſich ſo gut als möglich. Geſtern habe ich Hochzeit gehabt, und jetzt führe auch ich meine junge Frau nach Hauſe.“ Schenk ſchlug ein lautes Gelächter auf, und ſagte: unerhört! das trifft ſich in tauſend Jahren nicht wieder! Er öffnete den Schlag des Wagens, hob ſeine Frau heraus, und ſagte dem Kutſcher: fahrt zu! Wir haben nur noch hundert Schritt bis zum Gute. . . . Alſo erſt geſtern! Ich habe ſchon vor einer Ewigkeit Hochzeit gehabt. Heute vor acht Tagen. Jetzt ſind wir einander ſchon müde: nicht wahr, meine Liebe? — Das ſollte wohl ein Scherz ſeyn; aber ich zitterte bei dem Scherze. —

Die Amtmannin ſtand meiner Auguſte gegenüber, prächtig, und im neueſten Geſchmack gekleidet, mit blitzenden Steinen an den Fingern, in den Ohren, und im Haare. Der ganze Putz meiner Auguſte war ein leichtes weißes Kleid und ein Strohhut; aber — in ihren Augen glänzten noch zwei Thränen, welche eine freudige Rührung hinein gelockt hatte.

Der Amtmann nahm den Arm meiner Auguſte, und ſagte: kleine ſchöne Frau, wir müſſen heute bei einander bleiben, da uns der Zufall ſo ſeltſam zuſammen geführt hat. Was ich auch dagegen einwenden mochte; er hörte nicht. Seine Frau gab mir endlich ihren Arm, und wir gingen nach dem Gute. Vor dem Hauſe wollte ich Abſchied nehmen; der Amtmann zog aber meine Frau die Stufen hinan, und ich mußte folgen. Er öffnete eine Thür, und ſagte: hier, meine Liebe, iſt dein Zimmer. (Es war prächtig möblirt.) Die junge Frau ſah langſam rings umher, und bewegte nur den Kopf dabei. Eine Entree, fragte ſie endlich, ließ ſich hier wohl nicht anbringen? Schicklich wäre ſie geweſen. Nun, für eine Wohnung auf dem Lande iſt es ganz hübſch! Meinen Sie nicht, Frau Paſtorin?

Ich habe nie etwas Prächtigeres geſehen, antwortete Auguſte.

So? ſagte die Amtmannin kalt. Wenigſtens paſſen die Gardinen nicht zu der Garnitur der Stühle. — Und wie iſt denn der Eßſaal, mein Lieber?

Wenn es gefällig iſt, ſo ſehen wir auch den.

Er bot meiner Frau den Arm; ich ſagte aber in einem etwas verdrießlichen Tone: „Sie können leicht denken, Herr Amtmann, daß auch meine Frau neugierig iſt, mein kleines Eigenthum zu ſehen; alſo werden Sie erlauben.“ Ich nahm die Hand meiner Auguſte. Die Amtmannin verbeugte ſich ſehr anſtändig, der Amtmann ſagte noch ein Paar Einfälle, und wir gingen. Ich war in der That ſehr verdrießlich; denn das neue Ehepaar hatte mich gänzlich in dem vollſten Genuſſe meiner Seligkeit geſtört. Es mochte, wie ich nur geſtehen will, ſogar etwas Neid mit im Spiele ſeyn. Ich hatte Guſtchens Stube, in der ich mit zu wohnen gedachte, auf meine Weiſe recht hübſch anzputzen laſſen. Es war ein nußbaumenes Kanapee darin, mit ſechs dazu paſſenden Stühlen, da ich ſehr wohlfeil gekauft hatte; ein neuer Kaffeetiſch ſtand unter einem ziemlich großen Spiegel, und ein grüner Schenktiſch in der einen Ecke nahm ſich recht gut aus. Die Wände hatte ich ſelbſt mit Roſenguirlanden bemahlt, freilich nur ſo ſo, da ich nun eben kein ſonderlicher Mahler war, und erſt einige Tage vor der Hochzeit auf den Einfall kam. Aber das Ganze machte doch eine recht hübſche Wirkung, und in der That, ich konnte mir den Tag vor der Hochzeit ſchon Stundenlang mit einem rechten Genuſſe träumen, was Auguſte zu dem Allen ſagen, und wie freudig ſie erſtaunen würde. Heute, auf dem Wege von ihres Vaters Hauſe nach dem meinigen, hatte ich freilich mit keinem Gedanken an die Scene bey Auguſtens Eintritt in die Stube gedacht, die mir in meiner Einſamkeit ſo wichtig war. Als aber der Amtmann ſagte: hier iſt dein Zimmer! (gerade ſo wollte ich zu Auguſten ſagen, wenn ich die Thür aufmachte), fiel mir alles wieder ein; und was für Wirkung konnte nun wohl mein Zimmer auf ſie thun, da ſie ſo eben erſt das Zimmer der Amtmannin geſehen hatte! Wie konnte ihr das Kanapee mit Rohr geflochten gegen den altlaſſenen Sofa gefallen! Genug, ich verließ des Amtmanns Haus mit Verdruß, und die erſten Schritte in dem Garten hinter dem Gute that ich nichts weniger als fröhlich.

Als wir aber in dem Boſket waren, umfaßte mich Auguſte, und es ſtürzten Thränen aus ihren Augen. O, nie, ſagte ſie; nie werde es mit uns ſo! nie! nie! — „Nimmermehr, Auguſte!“ ſagte ich, ſie an mein Herz drückend, und dachte nicht mehr an Zimmer und Sofa. Ich fühlte wieder die vorige Seligkeit, und ſo kamen wir unter Händedrücken und bei einzelnen Schmeichelworten vor meiner Wohnung an. Als Auguſte mit mir unter den Bäumen weg in das Haus ging, zitterte ihre Hand, und ihr Auge funkelte höher. „Meine Auguſte!“ ſagte ich mit bebender Stimme: „willkommen, mein Weib! hier unter meinem — unter deinem Dache!“ Sie lag ſchluchzend an meiner Bruſt, und ich vergaß alles in der Welt, nur nicht meine Seligkeit. Meine Hütte wurde [illegible] Feen-Pallaſte, das Stübchen zu einem Tempel der Liebe, und mein Knie, auf das Auguſte ſich ſetzte, der Thron des Glückes. Das dunkelſte Gefängniß wäre mir daßelbe geweſen, und das prächtigſte Königshaus nicht mehr; denn ihre Thränen rollten an meiner Wange nieder, ihre Bruſt hob ſich an meinem pochenden Herzen, ihre Arme hielten mich eng umfaßt.

Und Auguſte hat Wort gehalten. Meine Hütte iſt der Tempel der Liebe und der Wohnplatz des Glückes geblieben. Nur Thränen der Freude hat ſie uns gegeben, nicht Eine Thräne des Unmuthes, des Verdrußes.

Ich breche hier ab; denn ich höre ſie kommen. Sie tritt nicht mehr ſo leicht auf, wie ſonſt; aber noch immer höre ich ihren Gang mit Freude und Segen.

Meine Frau.

Ich wollte, der Leſer hätte ſie gekannt, als ſie Braut war, oder in den erſten Jahren unſrer Ehe; er würde bei der Ueberſchrift dieſes Abſchnittes nicht lächeln, und ich könnte viele Worte ſparen. Aber ich muß das *doch* wohl thun, eben weil er ſie nicht gekannt hat. In den erſten vier Wochen unſrer Ehe wußte ich nicht mehr von ihr, als jetzt der Leſer: daß ſie eine junge, hübſche, und darum liebenswürdige, Frau [illegible] Ich hatte gehört ſie ſpielte das Klavier. „Es wird wohl nur ein Bißchen Klimpern ſeyn,“ dachte ich; „mehr nicht: denn warum hätte der Vater, da er ſie herzlich liebt, ihr ſonſt das Klavier nicht mitgegeben?“

Nach vier Wochen war ihr Geburtstag. Als wir den Morgen aus der Schlafkammer traten, ſtand ein hübſches Inſtrument offen im Zimmer, und auf dem Pulte lag ein kleines Liedchen, das der Vater ihr zu Ehren komponirt hatte. Sie las es, und ſah mich lächelnd, aber doch verlegen, an. Ich wußte nicht, was ihre Verlegenheit bedeutete, und trat näher, um das Liedchen zu leſen, und die Muſik anzuſehen, die gar nicht leicht ſchien. Jetzt fing ſie auf einmal an zu ſpielen, und mit einer Empfindung, einer Zartheit, daß ich erſtaunte. Sie ſpielte die Muſik ohne Anſtoß vom Blatte weg; nun lächelte ſie mir wieder ſeelenvoll zu, öffnete die friſchen Lippen, und ſang die Worte mit einer ſchönen, ſanften Stimme. Die letzten Verſe konnte ſie vor Thränen nicht hervorbringen; aber ſie ſpielte fort, ſchloß mit einem ſanften Adagio, das ſich, wie das Leben, mit leiſen Seufzern endigte, und ſank dann zärtlich in meine Arme.

„Und das,“ ſagte ich mit einem ſtolzen Lächeln, und drückte ſie zärtlicher an meine Bruſt: — „das erſ[illegible] ich ſo [illegible] [illegible]uſik?“

Würdeſt [illegible] gelächelt haben, wie jetzt, wenn du es erfahren hätteſt, ehe ein Inſtrument hier war?

Ich verſtand ſie nicht. Sie fuhr mit lebhafter Fröhlichkeit fort: ich liebe die Muſik, ich liebe ſie leidenſchaftlich, und mein Vater liebt ſie eben ſo. Ein Klavier iſt ſo theuer. Meine Eltern konnten mir keins kaufen, weil die Ausſteuer viel koſtete. Ich wußte, daß mein Vater mir das ſeinige geben würde, wenn ich ihn darum bäte. Aber konnte ich das? konnte ich es auch nur nehmen, wenn er es mir von freien Stücken anbot? Ich ſpielte alſo das Vierteljahr unſeres Brautſtandes faſt gar nicht; und wenn mein Vater mich daran erinnerte, ſo ſagte ich: die Mutter mag doch wohl Recht haben, daß Muſik nicht für eine Hausfrau gehört. Ich denke ſchon jezt nicht mehr daran, lieber Vater. — So behielt er ſein Klavier, und du erfuhreſt nicht, daß ich es ſpiele. Ich wollte dir die Ausgabe für ein Inſtrument nicht machen, bis beſſere Zeiten kämen. Jezt aber ...! — ſetzte ſie raſch, mit Thränen in den Augen hinzu, und ließ mich los. Sie fing an zu phantaſiren, und konnte nicht wieder aufhören. Etwa um zehn Uhr kamen die Eltern, und ſie fiel ihrem Vater um den Hals. „Mein Kind,“ ſagte er mit der zärtlichſten Rührung; „du haſt dir nun über vier Monathe die Muſik entzogen. Ich danke dir dafür. Gewußt habe ich ſchon lange, warum du es [illegible] ich wollte dir aber die Freude dieſer Aufopferung nicht nehmen. Jezt hatte ich das Geld für dieſes Inſtrument übrig. Macht es dir nun Freude?“

O, ich wollte lieber, der Leſer hätte die Tochter und den Vater, als die Braut oder die junge Frau geſehen! Es war eine Scene der innigſten Liebe.

Ich blieb bei dem Alten, und plauderte mit ihm, während Mutter und Tochter in einem andern Zimmer waren. Auf einmal kam meine Frau ganz bleich wieder herein, und umfaßte laut weinend ihres Vaters Kniee. O mein Vater, mein

Vater! rief ſie, und der Schmerz ſchien ſie erſticken zu wollen. Ich wußte nicht, was geſchehen war, und würde das größte Unglück befürchtet haben, wenn nicht meine Schwiegermutter lächelnd, aber doch ein wenig furchtſam, in die offne Thür getreten wäre. Mein Schwiegervater legte zärtlich ſeine linke Hand auf die Stirn ſeiner Tochter; die rechte erhob er drohend gegen ſeine Frau, und ſagte: „Plaudertaſche!“

Jetzt trat die Mutter dreiſt herein. Ja Vater, ſagte ſie; ich habe es Guſtchen erzählt. Soll denn dein Kind nicht wiſſen, wie ſehr du es liebſt? Stehen dir nicht die Freudenthränen in den Augen, und mir nicht, und unſerm Kinde, und dem Herrn Sohn dazu? — (Die Augen gingen mir wirklich über, ob ich gleich noch nichts wußte.)

Der Vater fuhr in dem Tone der Alten fort: „dem ganzen Dorfe ſtehen Freudenthränen in den Augen, und dem Kirchſprengel, dem ganzen Herzogthume, und Himmel und Erde dazu! . . . Was du doch aus einer Mücke machſt! Sehen Sie, Herr Sohn, die ganze Sache iſt nichts. Hier, Guſtchen, plagt ſich ein Vierteljahr lang, ſo viel es ihr auch koſtet, alle Muſik, um mich hinters Licht zu führen; ſie will nehmlich, daß ich mein Klavier behalten ſoll. Ich merke das, und trinke, anſtatt vier Gläſer Wein, wie ſonſt gewöhnlich, täglich nur eins. So ſpare ich in einem Vierteljahre ein funfzehn Thaler, lege noch etwas zu, und kaufe ein Klavier, um Guſchen wieder hinters Licht zu führen. Heute in meiner Freude erzähle ich das der Plaudertaſche da. Nun haben wir das Elend und einen naſſen Geburtstag!“ — Er trocknete ſich die Augen.

So erfuhr ich, daß meine Frau ſehr gut Klavier ſpielte, und ſo kam ich hinter manches, was ich ihren unſchuldigen Augen nicht zugetrauet hätte, und was mich in der erſten Zeit nicht wenig eitel machte. Es war nur mein größtes Leiden, daß alle unſre Bekannten, ſogar der Amtmann und ſeine Frau, die uns ſo oft zu Boden drückten, von dem Geiſte und den Talenten meiner Frau eben ſo wenig wußten, als ich in den erſten vier Wochen unſrer Ehe. Je größer die Geſellſchaft war, deſto ſtummer und verlegener ſaß meine Auguſte da. Nur in dem vertraulichen Geſpräche mit mir, thaten ſich die Blätter ihrer ſchönen, ſchönen Seele aus einander — wie die Nachtviole nur in der ſtillen vertraulichen Dämmerung ihren Kelch öffnet und duftet.

Zum Scherzen (und das iſt die Handhabe des Geſpräches) war ſie zu groß, zum Unterbrechen zu beſcheiden; ſo machte jeder, der nur den Mund öffnete ſie ſtumm. Sagte ich ihr etwas darüber, ſo erwiederte ſie lächelnd: lieber Mann, wie lange wird es dauern, ſo ſind die Roſen von dieſen Lippen verſchwunden, die Wangen bleich, und das Auge erloſchen!

„Das meine ich nicht, ſondern deinen Verſtand, deinen Geiſt.“

O, was ein Paar rothe Lippen ſagen, hält man meiſtens für Weisheit, wenigſtens für Witz; aber was aus blaſſen kommt, müßte beſſer ſeyn, als ich etwas ſagen kann, wenn es Zuhörer finden ſollte. Unſer Geiſt, unſer Witz, ſogar ein Theil unſers Charakters verliert ſich mit der Jugend. — Du kennſt doch die Paſtorin Müller?

„Ja!“

Nun? wie gefällt ſie dir?

„Die alte Frau, meinſt du?“

Wie alt denn! Sechs und dreißig Jahr. Aber wie gefällt ſie dir?

„Ei nun, ſie mag eine gute Hausfrau ſeyn.“

Sie hatte eine Menge von Liebhabern, ſogar von Freunden, die ſie achteten und liebenswürdig fanden, ohne ſie zu lieben. So ſagt mein Vater, der ſie jung gekannt hat.

„Wie iſt es möglich, daß dieſe Frau jemals hat gefallen können!“

Das fragte auch ich; und mein Vater gab mir zur Antwort: „denke, Guſtchen, wie die Armuth, und, noch mehr als ſie, die Sorge, an dieſem ſchönen Geſichte genagt; denke, daß dieſe Frau in den letzten zehn Jahren ihrer Ehe nichts als waſchen, kochen und ſpinnen gethan hat. Keine Freude iſt mehr in ihr Herz, und keine andre Idee mehr in ihre Seele gekommen, als die ermattenden der Haushaltung. Die faltige Kruſte der Sorge hat ſich um ihren Geiſt wie um ihren Körper gelegt. Der bewundernde Blick ihrer Liebhaber lockte die Funken ihres Witzes hervor; jetzt aber ſchweigt ſie, denn ſie iſt weder hübſch noch dreiſt mehr. Jeder ſieht ſie mit Kälte oder gar mit Verachtung an; und das macht ſie noch ſcheuer. Nur dann, wenn ein Freund ihrer Jugend bei ihr iſt, findet ſie zuweilen noch einen frohen Augenblick, und zeigt die alte Heiterkeit, die ehemals Verſtand oder Witz genannt wurde.“ Was kann mir, ſetzte meine Frau mit ihrem Zauberlächeln hinzu — was kann mir an einem Beifalle liegen, der mit der Farbe meiner Jugend verſchwindet? Auch mir wird es einmal ſo gehen!

Und hat meine Frau nicht Recht? Ich ſehe jetzt nie eine verachtete Alte, ohne zu denken: auch du haſt deine Tage gehabt! ich denke es nie, ohne es ihr auf irgend eine Weiſe auch zu ſagen; und jedes Mal iſt ein Lächeln meine Belohnung dafür.

Nichts weiter von meiner Frau. Sie hatte ihre Fehler; ich hoffe aber, der Leſer wird hierbei denken: auch ich habe die meinigen.

Apologie meines Buches.

Die Apologie eines Buches gehört — das fühle ich ſehr wohl — in die Vorrede; oder eigentlich ſollte ein Buch, das gedruckt wird, gar keiner Apologie bedürfen. — Ich habe keine gelehrten Freunde; ſonſt würde ich einen von ihnen bitten, über mein Buch ein neues zu ſchreiben, und dem Publikum die Kunſt, die Feinheit, das Rührende, das darin ſteckt, gefälligſt aus einander zu ſetzen. Um recht offenherzig zu ſeyn — in einem tollen Augenblicke, von dem ich dem Leſer bald etwas ſagen werde, war ich nicht übel Willens mir ſelbſt einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen, und über „das Leben eines Landpredigers“ etwa Briefe drucken zu laſſen, worin das Publikum aufgefordert würde, es zu leſen, und, noch mehr es ſchön zu finden. Es ging damit ſo zu. Meine Frau ertappte mich beim Schreiben, und fragte: was ſchreibſt du denn, Vater? Da ich erröthete und mit der Antwort ſtockte, ſo nahm ſie ein Blatt auf, und fing an zu leſen. Sieh da! ſagte ſie lächelnd, als ſie die erſte Seite zu Ende hatte; es iſt doch kein Tag im Jahre, der nicht endlich käme. Jetzt nahm ſie einen Stuhl, und griff nach den übrigen Blättern. Ein ſchnelles Gefühl erinnerte mich, daß darin manches über meine Frau vorkam, was einer ſanftern Biegung der

Stimme, eines gerührten Tones im Vorleſen bedurfte, um ihr Herz zu treffen, und einen ſanften Eingang bei ihr zu finden. Daher nahm ich ihr die Blätter weg, und ſagte: ich will dir vorleſen, Mutter. Nun ſetzte ich mich neben ſie, faßte ihre Hand, las, und brachte alle kritiſchen Stellen unter Händedrücken, und in zärtliche Töne verſteckt, in ihre Ohren.

Als ich das Ende des erſten Abſchnittes geleſen hatte, ſagte ſie mit einem Händedrucke: gegen mich biſt du auf dem Papiere nicht ſo gut, wie im Leben. Aber lies nur weiter! . . . Hätte ich doch das hinter dem Kinde, hinter Lottchen, nimmermehr geſucht, Vater! Du haſt Recht: es iſt ein Unglück, daß unſer Herz ein Paar Jahre früher fertig wird, als der Kopf. Nur gut, daß ich es weiß! denn mit deiner mütterlichen Aufſicht würde es nicht weit her ſeyn.

Ich las den Abſchnitt „Endlich die Heirat“ vor. Der Anfang brachte das Herz meiner Frau in Bewegung. Sie legte ihren Arm um meine Schultern, und ich ſah auf ihren Lippen ein Lächeln, das ich ſeit Jahren nicht mehr geſehen hatte. Es iſt mir nur lieb, ſagte ſie, daß du die Luſt verlieren wirſt fort zu ſchreiben. — Als ich weiter las, fing ihr Auge erſt an, ſich zu verdunkeln; dann benetzte es ſich ſanft, und endlich rollten die Thränen. O lieber Karl! ſagte ſie mehrere Male in großer Bewegung: Gott hat dem Menſchen viel, ſehr viel gegeben!

Der letzte Abſchnitt mit der Ueberſchrift: „Meine Frau," machte ihr Auge wieder trocken, ob ich gleich gegen das Ende hin manches Wort im Leſen mit einem andern vertauſchte; und bei dem Schluſſe war ſie völlig abgekühlt. Das alles iſt recht hübſch, lieber Vater, ſagte ſie; aber ich würde dir doch rathen, deinen Acontius nicht zu vergeſſen! —

Augenſcheinlich war meine Frau durch irgend etwas beleidigt, da ſie mich an den Acontius erinnerte. So oft ſie nehmlich über meine unzähligen und immer mißlungenen Verſuche, Schriftſteller zu werden, lächelte: ſo oft ſtellte ich ihr vor, welch einen hohen Beruf der Schriftſteller habe, und mit welcher Vorſicht er zu Werke gehen müſſe. Das that ich nicht etwa, um meine Langſamkeit zu entſchuldigen, ſondern es war wirklich Ernſt. Ich konnte des Acontius Brief de ratione edendorum librorum, worin er angehenden Schriftſtellern ſo heilſame Regeln giebt, beinahe auswendig, und ſagte wohl: liebe Frau, Herzens-Guſtchen, ein Buch iſt ein viel wichtigeres, erhabneres Ding, als irgend etwas anderes in der Welt. Hätte ich es nur mit jetztlebenden Menſchen, Recenſenten u. ſ. w. zu thun: warum ſollte ich dann zögern? Aber höre nur, liebe Frau, was Acontius hier in dieſem Briefe ſagt. „Ein Schriftſteller ſoll, ehe er ein Buch ſchreibt, bedenken, daß das künftige Jahrhundert aufgeklärter, kultivirter iſt, als das jetzige, und ſoll Achtung haben, wenn nicht für das jetzige Publikum, ſo doch für das kommende." —

„Eben darum, Mutter," antwortete ich ihr auf die Erinnerung an den Acontius: „gerade eben darum ſchreibe ich dieſes Buch."

Sie lächelte, ſtreichelte mir ſanft die Wange, und ging, ohne ein Wort zu erwiedern. (So machte ſie es immer, wenn ſie Recht zu haben glaubte.) Ich ſtützte den Kopf auf, überlegte, und las den Acontius noch einmal. Ganz beruhigt nahm ich dann die Feder, um fortzufahren, und ſagte: — meinetwegen mag das folgende Jahrhundert, und das folgende Jahrtauſend leſen, was ich ſchreibe; ich bin gewiß, überall Herzen zu finden, die zittern werden, wenn ſie mich leſen. Die Gelehrſamkeit vergeht; aber Väter, Kinder, Gatten, Herzen, deren Geſchichte ich hier mit voller Seele niederſchreibe, werden ſeyn, ſo lange die Erde noch iſt, und ſie werden mich verſtehen. — Acontius erklärt das funfzehnte Jahrhundert für gelehrter, als das ſechzehnte, worin er lebte; „aber," ſetzt er hinzu, „die jetzigen Menſchen haben, wenn nicht ſo viel Gelehrſamkeit, doch mehr geſunde Vernunft." Rapin ſagt in ſeiner Vergleichung des Thucydides mit dem Livius daſſelbe von dem ſiebzehnten. Seine eignen Worte ſind: „man iſt jetzt nicht ſo entſetzlich gelehrt, aber vernünftiger; man achtet jetzt mehr die einfache geſunde Vernunft, als die ungeheure und unbegreifliche Gelehrſamkeit eines allwiſſenden Querkopfs.“

Sagt man jetzt nicht daſſelbe von dem vorigen Jahrhundert? — Es iſt doch ſeltſam und bedenklich, daß jedes Jahrhundert dem vergangenen die Gelehrſamkeit als einen Fehler vorwirft, und ſich ſelbſt im Beſitze der geſunden Vernunft glaubt. Acontius tadelt das funfzehnte; Rapin ſchilt die Gelehrten des ſechzehnten Narren; wir fahren über den Rapin her, und wer weiß, welchem neuen Rapin unſre Gelehrſamkeit einſt zum Ziele des Spottes dienen wird, beſonders da das letzte Decennium unſers Jahrhunderts ſich wieder ein ſo hochweiſes Anſehn giebt, als wohl nicht einmal ein Ausleger der Offenbarung Johannis ſich gegeben hat.

Wie geſagt, es iſt bedenklich; und am Ende könnte das wohl wahr ſeyn, was ein Spötter ſagt: trotz unſerer gerühmten Vernunft ſind wir nicht klüger und nicht beſſer, als die Menſchen zu allen Zeiten.

Aber ſo komme ich ja nimmermehr zu einer Apologie meines Buches. Nun, mag es doch! Ich darf ja nur mit der Herausgabe des Buches warten bis zu der letzten Meſſe in dieſem Jahrhundert, um es mit Sicherheit bis in das folgende zu bringen. Und was hätte denn Acontius dagegen wohl zu ſagen?

Zwei Charaktere.

Nach einem begangenen Unrecht wird man weicher, ſanfter, als man vorher war; und, was noch übler iſt, man befindet ſich in dieſer weichen, wehmüthigen Auflöſung ſo wohl, daß man dieſe Empfindung über die verletzte Tugend wohl gar *Tugend* nennt. Zuweilen könnte man wünſchen Unrecht gethan zu haben, um nur zu dieſer ſo ſanften Theilnahme gegen Menſchen zu kommen, weil ſie ſo ſüß iſt, weil ſie ſich als eine ſittliche Vollkommenheit fühlt. Wie täuſcht ſich der eitle Menſch, wenn er ſinkt, und wenn er ſteigt! Nach jeder tugendhaften Handlung, ſelbſt nach einer, die kein Opfer koſtete, wird er ſtolzer auf ſich ſelbſt, härter gegen Andere, und grauſam gegen die, welche da fielen, wo er ſtehen blieb.

Ich habe des Amtmannes ſchon erwähnt, welcher die Beſitzungen des Grafen Raugart, unſers Gutsherrn, gepachtet hatte. Der Mann war bei dem Kammerpräſidenten Bedienter geweſen, und hatte ſich durch natürliche Geſchmeidigkeit, und durch eine gute Hand, die er ſchrieb, die Gunſt ſeines Herrn erworben. Eine Erbſchaft, die ihm unvermuthet zufiel, gab ihm einiges Vermögen. Jetzt erhielt er eine kleine vortheilhafte Pachtung; und da er mit ſeinem geweſenen Herrn in Verbindung blieb, ſo gab man ihm von allen Seiten Unterſtützung, und lieh ihm kleine Kapitale zu mäßigen Zinſen. Er brauchte Geld, Zeit, und die Gunſt des Präſidenten ſo klug und ſo glücklich, daß er nach einigen Jahren eine große Pachtung antreten konnte, und allgemein für einen Mann von Verſtande und gutem Charakter galt. Endlich übernahm er, neben der bisherigen Pacht, auch die von Großen-Eſebach, heirathete die reiche Erbin eines Titular-Hofraths, und bezog das große, prächtige Haus des Grafen Raugart bei unſerm Dorfe.

Bis zu ſeiner Heirath hatte er, unter den Beſchäftigungen des Landbaus, einfach gelebt, ob er gleich ſeinem Bedienten eine ſehr reiche Livree gab, und auch ſich ſelbſt vorzüglich elegant kleidete. Durch ſeine Heirath kam er aber in eine Familie, deren Mitglieder alle ſehr reich waren, und, wenn auch nicht verſchwenderiſch, doch auf einem vornehmen Fuße lebten. Es herrſchte bei allen mehr ein gewiſſer Geld- als Rangſtolz: ſie wollten ihr Geld nur ſo eben ſehen laſſen, ohne es wegzugeben; und eben dieſem Geldſtolze hatte er die Hand des reichen Mädchens zu verdanken. So gehörte er nun auf einmal zu der reichſten und angeſehenſten Familie der ganzen Provinz. Er war eitel, und wollte gern über dem vornehmſen Leben vergeſſen laſſen. daß er ehemals eine Livree getragen hatte; daher möblirte er ſich prächtig, ſchaffte ſich eine glänzende Equipage an, hielt ſich eine Menge Domeſtiken führte einen ſehr guten Tiſch, und erwarb ſich dadurch ſogar die Bekanntſchaft vieler Adeligen in der Nachbarſchaft. Er war dabei kein Verſchwender, ſondern konnte ſehr gut rechnen. Sein höchſter Stolz beſtand einzig und allein darin, den vornehmen Mann zu ſpielen; und bei geringen Leuten gelang ihm das in der That ſehr gut: er gab ſich, ohne plump zu ſeyn, das Air eines wichtigen, aber feinen, artigen Mannes. Nur, wenn er mit eigentlich vornehmen Perſonen beiſammen war, konnte man ihm noch immer den Bedienten anſehen. Dann betrug er ſich kriechend, furchtſam, heuchleriſch gegen ſie; aber trotz den unangenehmen Gefühlen, die ſie ihm bei ſolchen Umſtänden erregen mußten, drängte er ſich doch ohne Unterlaß in ihre Geſellſchaft, und ein vertrauliches Wort, das ein vornehmer Mann ihm ſagte, machte ihn höchſt glücklich. —

Seine Frau hingegen, die den Geldſtolz ihrer Familie hatte, brüſtete ſich gegen Vornehme, und ſprach wohl gar von Bettelvolk oder dergleichen. Das Kriechen ihres Mannes empörte ſie; und je demüthiger er war, deſto ſtärker zeigte ſie ihren Hochmuth. Sie ließ ihre Gäſte, die freilich oft nur der ſechs Schüſſeln wegen kamen, das ganze Gewicht ihres Reichthums fühlen; und da der reiche Adel ſie vernachläſſigte, ſo vernachläſſigte ſie zuweilen noch auffallender die Vornehmen, die bei ihr aßen, tranken, jagten und fiſchten.

Darüber kam es ſchon im Anfange zu harten Scenen zwiſchen den beiden Eheleuten, und ſie beging bei einem ſolchen Gezänk einmal die Unvorſichtigkeit, dem eitlen Manne die Livree vorzuwerfen, die er ehedem getragen hatte. Nun war die Liebe und das Vertrauen vollends weg; beide Eheleute haßten einander.

Wir, ich und meine Auguſte, lebten mit ihnen auf einem recht guten Fuße; meine Frau beſonders mit dem Amtmanne: denn zwiſchen den beiden Weibern war immer eine Art von Feindſeligkeit, ſo viel ich auch darüber reden mochte. „Warum,“ fragte ich, „wirſt du denn mit *ihm* fertig?“ — Er iſt nur eitel, antwortete meine Frau; er will ſich wohl heben, aber uns doch nicht demüthigen. *Sie* aber *will* das. Er ſagt mir ſehr oft: ich bin reich. Mein Silber koſtet über vier tauſend Thaler; der Sekretär iſt aus Paris, und der neue Wagen aus London. Nun, das laſſ' ich mir gefallen. Aber die Frau Amtmannin? die ſagt: Sie eſſen ja wohl nur von Zinn? Lieber Gott! ich bin von Jugend auf gewohnt, von ächtem Porzellan zu eſſen.

Waren wir bei dem Amtmanne, ſo ſprach meine Frau nur mit ihm, und lobte ihn wohl gar wegen ſeiner Kleidung, oder ſeines Benehmens.

Daraus ſetzte ſich denn der eitle Herr Schenk zuſammen: meine Frau, die damals in der vollſten Jugendſchönheit blühete, wäre in ihn verliebt. Nun wurden wir Tag für Tag eingeladen, und mußten an allen Vergnügungen des Hauſes Theil nehmen; auch kam der Herr Amtmann ſehr oft zu uns. Auf einmal blieb er weg; der Umgang mit ihm hörte auf. In ſeinem Geſichte ſah ich übel verhehlten Groll, und er erregte mir Verdruß, ſo oft er nur konnte.

Ich wußte mir das nicht zu erklären, und nahm mir vor, ihn zu beſuchen, und wie ein Mann zu fragen, was er gegen mich hätte. Als ich das meiner Frau ſagte, rieth ſie mir, es nicht zu thun. Ich verlangte ihre Gründe zu wiſſen, und nun geſtand ſie mir: der abſcheuliche Menſch habe ſich eingebildet, ſie ſey in ihn verliebt, und er habe ihr auf die beleidigendſte Weiſe ſein Herz angetragen. „Was gabſt du ihm denn zur Antwort, liebes Guſtchen?“ fragte ich ſehr neugierig. — Alles, antwortete ſie, noch jetzt vor Zorn erröthend — Alles, was mein bitter gekränktes Herz, und der Zorn . . . über deine beleidigte Ehre mir eingab. (Die letzten Worte brachte ſie zögernd, mit einer Art von Scheu hervor.)

„Und was gab dir dein gekränktes Herz denn ein, liebe Frau?“ fragte ich, ein wenig bedenklich. — Richtig! ſie hatte ihm die Livree vorgeworfen. „Nun begreiſe ich,“ ſagte ich, „warum er uns ſo unverſöhnlich haßt. Wäreſt du nicht ſo gleichgültig gegen ihn geweſen, du wäreſt nicht ſo hart geworden. Ich wollte, du hätteſt ihm alles Andre geſagt, nur das nicht.“

Nur das nicht? fragte meine Frau ernſt.

„Ja, nur das nicht; es war eine Härte, die mit der Beleidigung nichts zu thun hatte, eine Härte, die er uns nie vergeben wird.“

O, bedenke nur, wie hart ſeine Liebeserklärung für mich war! Denn — wofür hielt er mich? — (Das ſagte ſie weinend.)

Ich faßte ſie in meine Arme, und ſagte: „gieb Acht, wir werden die Livree noch lange fühlen müſſen; aber nie, liebſte Frau, werde ich aufhören zu fühlen, wie tief dein Herz, dein treues Herz, gekränkt ſeyn mußte, daß es ſo hart ſeyn könnte.“

Ich denke, der Leſer wird vermuthen, daß meine Menſchenkenntniß hier im Spiele war; und er hat richtig gerathen. Das machte mich ſo kalt gegen des Amtmanns Beleidigung und gegen die Treue meiner Frau. Ich hatte mir nehmlich ein ſehr feines Plänchen ausgedacht, des Amtmanns Freundſchaft wieder zu gewinnen. Es ruhete auf den feinſten Springfedern der Menſchenkenntniß, und ich triumphirte recht über meine Erfindung. „So kann es gar nicht fehlen!“ ſagte ich einmal über das andere, und ging zu meiner

Frau, um ihr den Plan aus einander zu ſetzen; aber mit ihrem Geſtändniſſe, daß ſie Herrn Schenk die Livree vorgeworfen hatte, machte ſie allen Planen, die ich erfunden hatte und noch erfinden konnte, auf einmal ein Ende. Nun war ich nicht den tauſendſten Theil ſo aufgebracht über den Gecken, als ich es hätte ſeyn ſollen. Um doch nicht alles zu verlieren, hielt ich meiner Frau wenigſtens eine lange Vorleſung über die verſchiedenen Grade der Beleidigungen. Die ärgſte von allen iſt, ſagte ſie weinend, eine Frau für liederlich zu halten. — Ja! erwiederte ich, mit einer Liebkoſung. Ich hätte gern hinzugeſetzt: und einem geweſenen Bedienten die Livree vorzuhalten!

Meine Frau warf mir einen ſeltſamen Blick zu, den ich noch nie geſehen hatte; dann verließ ſie mich. Nachher fand ich ſie einige Male verſtohlen weinend. Es währte lange, ehe ich errieth, daß meine Kälte bei ihrem Geſtändniſſe die Urſache ihrer heimlichen Thränen war. Sie hatte den Amtmann abgewieſen, und mir edelmüthig ihre Treue verſchwiegen, um mir einen bittern Verdruß zu erſparen. Dieſen Triumph, vielleicht den höchſten, den eine Frau erhalten kann, verſagt ſie ſich; und als ich endlich ihre Großmuth erfahre, gebe ich ihr ſogar halb und halb Unrecht. Kein Wunder, daß meine Kälte ſie ſchmerzte. — O, die großmüthige Seele! rief ich, als ich das gedacht hatte. Ich lief zu ihr hinunter, nahm ſie in meine Arme, und geſtand ihr meine Schuld. Ach, unter ihrem Verzeihen wurde mein Herz ſo weich, wie das Herz eines Kindes; und aus dieſem Zerfließen meines Innern nahm ich den Muth zu ſagen: „ſiehſt du, daß ich dich nicht weniger liebe, als du mich?“ Ich vergaß meine Beleidigung, mein Unrecht, und rechnete ihr, der großmüthigen Seele, meine Reue über ein begangenes Unrecht als eine Tugend an. Sie war jetzt noch großmüthiger; ſie ließ meine Reue dafür gelten.

Jetzt ſehe ich, ſie war zu hart gegen den Amtmann, ich zu gefällig gegen mich ſelbſt.

Der Amtmann blieb unverſöhnlich. Meine Frau bekümmerte ſich nicht darum, und wollte übrigens nie zugeben, daß der Vorwurf, den ſie ihm gemacht hatte, daran Schuld ſey. Anfangs war mir der Gedanke, einen unverſöhnlichen Feind zu haben, unerträglich, und ſo oft ich des Amtmanns Gut ſah (das heißt, ſo oft ich nur an mein Fenſter trat), ſchlug mir das Herz. In einer Stadt würde ich das Viertel, wo mein Feind wohnte, verlaſſen, um ihn nicht mehr vor Augen zu bekommen; hier aber mußte ich aushalten, mußte den Amtmann täglich an meinem Hauſe vorüber gehen ſehn, und, was das Schlimmſte war und mir jedes Mal das Blut in die Wangen trieb, zuweilen in ſeiner Gegenwart von der Feindesliebe predigen. Das Gefühl wurde mir zu drückend. Ich ſah, ſobald ich kalt genug dazu war, ſehr wohl ein, daß die Beleidigung den eitlen Mann ganz unverſöhnlich mit uns entzweiet hatte; aber mein Herz dachte beſſer von den Menſchen, als mein Kopf, und ich machte dennoch allerlei kleine Verſuche, wenigſtens ein erträgliches Verhältniß unter uns wieder herzuſtellen. Sie mißlangen alle; und zu meinem größten Leidweſen hielt der Amtmann einige von dieſen Verſöhnungsverſuchen für neue Beleidigungen, weil ich das, was *ganz* geſchehen mußte, nur *halb* that. Ach, unſre Tugenden ſind nur unſre guten Vorſätze: von den Handlungen zieht, wie von den Reichseinkünften die Herren Finanz-Bedienten, jede Leidenſchaft etwas ab Eitelkeit, Stolz, Furcht, Trägheit, Selbſtſucht, Trotz beflecken die tugendhafte Handlung, die ſo rein aus dem Herzen hervorging. Genug, der Amtmann blieb unſer Feind, und — o, der arme Menſch! — wir gewöhnten uns daran, und ließen uns in unſrem Glücke nicht ſtören.

Der zweite Charakter, den ich in der Ueberſchrift dieſes Abſchnittes angekündigt habe gehört einer gewiſſen Mamſell Goldmann, der Tochter eines wohlhabenden Goldſchmids in der Stadt, worin ich als Candidat lebte. Eben dieſes Mädchen war es, über welches ich das Unglück mit meiner erſten Predigt vergaß Julchen (ſo hieß ſie) hatte ihre Mutter früh verloren. Ihr Vater ſaß in einem Hinterſtübchen, und machte alchimiſtiſche Verſuche, ohne ſich um ſeine Kinder zu bekümmern. Seine zwei Söhne hatten ſchon die Jünglingsjahre erreicht, als Julchen noch ein Kind war. Sie gingen, da es ihnen nicht an Gelde fehlte, unbeſorgt ihren Vergnügungen nach, und luden ihre Freunde, junge Leute aus allen Ständen, zu ſich ein. Man ſpielte, man trank, man tanzte, und gab kleine Schauſpiele. Unter dieſem geräuſchvollen Leben wuchs Julchen auf; ſie wurde eine blühende Schönheit, und eben dadurch die Seele in den Geſellſchaften ihrer Brüder. Ohne Mutter, ohne weibliche Aufſicht, nur ihren geſelligen Brüdern und ihrer eigenen Klugheit überlaſſen, ſchien ſie jedem jungen Menſchen eine leichte Beute. Schon früh umgab ſie daher ein Hof von ſchmeichelnden Liebhabern, noch ehe ihr eigenes Herz erwachte; und das war ihr Glück — oder ihr Unglück. Die Huldigungen aller Männer ſchienen ihr ein Tribut, der ihrer Schönheit gebührte; ſie zog alles an, ohne ſelbſt angezogen zu werden, und es war ihr Triumph, allgemein geliebt zu ſeyn, ohne ſelbſt zu lieben. So wurde ſie eine Kokette, und die gefährlichſte von der Welt. Von ihrer Kindheit an beſtändig in der Geſellſchaft junger Männer, die ihr ſchmeichelten, und alles thaten, ihre Sinne zu verführen, lernte ſie früh mit der Gefahr ſpielen, ſich in allen Verlegenheiten leicht benehmen, und in jeder Lage ruhig und beſonnen bleiben.

Im funfzehnten Jahre herrſchte ſie unumſchränkt über alle Bekannten ihrer Brüder, und über alle Gefahren, die aus ihrer Art zu leben für ſie entſtehen mußten. Es war augenſcheinlich, daß ſie ein Spiel mit ihren Liebhabern trieb, und oft ein trotziges, unverſchämtes. Sie verlor in der Stadt ihren guten Ruf, nur nicht — gewiß ein ſeltner Fall! — bei den wilden jungen Leuten, die in ihrem Hauſe aus und ein gingen. Mit den Jahren nahm ihre Beſonnenheit noch zu. Je mehr Liebhaber ihre in der That reitzende Schönheit ihr erwarb, deſto unbefangener wurde ſie, und deſto mannichfaltiger wurden die Netze, worin ſie die Männer zu fangen wußte. Sie bewarb ſich um den Beifall, um die Liebe aller Menſchen, nicht bloß der jungen Leute. Hier war ſie die Empfindſame, die Sanfte, die Ernſte, die Philoſophin; dort die Heroiſche, die Wilde, die ausgelaſſen Fröhliche: und jede Rolle ſpielte ſie mit gleicher Leichtigkeit, mit gleichem Glücke. Sie war ſo ſehr daran gewöhnt, geliebt zu werden, daß ſie um die Gunſt der Kinder nicht weniger buhlte, als um die Gunſt der Erwachſenen, und daß ſie mit Frauenzimmern eben ſo kokettirte, wie mit Männern. Wie es ſchien, wollte ſie weiter gar nichts, als angebetet ſeyn: darum hatte ſie ihre Augen überall, und ſuchte mit der größten Artigkeit, ſich jedem gefällig zu machen.

Ob ſie gleich unter allen Menſchen, die nicht mit ihr umgingen, ihren guten Ruf verloren hatte, ſo boten ihr dennoch mehrere ehrenwerthe Männer, die ſie kennen lernten, ihre Hand an. Sie gab abſchlägige Antworten, und — was das Seltſamſte war, — ſie verſtand die Kunſt, die Freundſchaft dieſer Männer zu behalten. Auch nicht Einen ihrer Liebhaber verlor ſie, ob ſie gleich die Anzahl derſelben mit jedem Fremden, der ſie zum erſten Male ſah, vermehrte. Ohne Zweifel wollte ſie ihre Hand nur einem Manne geben, deſſen Rang und Reichthum alle ihre Wünſche befriedigte; und ihre vertrauteſten Freunde vermutheten, es ſey ihre Abſicht, die Gemahlin des jungen Grafen Klenau zu werden, der jetzt noch von einem alten Vater abhing; ſie behandelte nehmlich den Grafen zwar nicht beſonders ausgezeichnet, aber doch mit größerer Zartheit, als die übrigen Liebhaber.

Einige meiner Bekannten redeten von Julchen Goldmann, als von einer Göttin. Ich lachte darüber, und fällte über das Mädchen, ohne es zu kennen, ungefähr daſſelbe Urtheil, wie das Publikum. Endlich wurde ich bei ihr eingeführt. „Hm!“ hatte ich vorher zu mir geſagt: „was iſt es denn nun mehr! Eine feine, weiße Haut? — durch ein Mikroſkop angeſehen, iſt ſie nichts als glänzende, häßliche Schuppen; ein blaues Auge? — jeder Froſch hat es ſchöner; eine ſchlanke Geſtalt? — ich kann mir ja, wenn ſie mir gefährlich würde, die Runzeln, die Krümme, die Tref-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51576-6

LAFONTAINE,A.A.J. FN. 19609/018

kenheit des Alters daran denken. Das thun die jungen Männer nicht; darum laufen ſie unbeſonnen in die Netze der ſchönen Buhlerin.“

Ich fand ſie, als ich in das Zimmer trat, mitten in einem Kreiſe von jungen Leuten ſehr beſchäftigt. So wie ſie mich erblickte, ließ ſie alles ſtehen und liegen, kam auf mich zu, und verbeugte ſich mit unbeſchreiblicher Anmuth. Sie ſagte mir einige Worte mit der lieblichſten Stimme, und führte mich dann in den Kreis zu den Uebrigen. So beſchäftigt ſie auch mit Andern zu ſeyn ſchien, warf ſie doch von Zeit zu Zeit ein Paar verſtohlne Blicke auf mich, brach ein Geſpräch ab, wenn ich anfing zu reden, wiederholte, was ich geſagt hatte, bald nachher, foderte oft mein Urtheil über etwas, und hörte es kindlich, mit einem zarten, lieblichen Lächeln an. Sie hob Alles, was ich ſagte, hervor, und war immer mit mir derſelben Meinung. Als ich endlich Abſchied von ihr nahm, ſchien ſie ernſthaft zu werden, und als ich auf der Straße war, bemerkte ich, daß ſie am Fenſter ſtand, und mir nachſah.

Ich ging recht zufrieden mit mir ſelbſt nach Hauſe. Noch nie war ich in irgend einer Geſellſchaft ſo dreiſt, ſo ungezwungen geweſen, als in dieſer. Die Aufmerkſamkeit, die mir das ſchöne Mädchen erzeigt hatte, hielt ich für eine Wirkung dieſer Ungezwungenheit, und ſie war doch die Urſache davon. Ich that mir nicht wenig darauf zu gute, daß Julchen am Fenſter ſtand, um mir nachzuſehen, und ich war nun nicht viel beſſer, als ein gewöhnlicher in ſich verliebter Geck.

Nach einigen Tagen beſuchte ich Julchen wieder. Sie behandelte mich (was nur ich allein merkte) ausgezeichnet, mit dem zarteſten Vertrauen und doch zugleich auch kindlich beſcheiden. Es fand ſich eine Gelegenheit, daß ſie eine Viertelſtunde im Fenſter mit mir allein ſprechen konnte. Sie redete laut über die Gegend, worin ich geboren war, und dem Anſcheine nach ſehr gleichgültig; aber ihr Geſicht, das nur ich allein ſah, hatte den ſprechendſten Ausdruck. Ein holdes Lächeln, ſtill glühende Blicke, ein leichtes Erröthen, und eine liebliche Verwirrung, die ſich wechſelsweiſe auf ihrem Geſichte zeigten; die leichte Geſtalt, die vor mir in den ſchönſten Umriſſen ſchwebte, als ob nur ihr Fuß zuweilen den Boden berührte; die ſchönen Bewegungen der runden, weißen Arme; ein leichter Druck ihrer Hand auf die meinige, wenn ſie mich unterbrach; das ſüße, angenehm ruhige Lächeln, womit ſie mich ſo kindlich anhörte; das Aufblitzen eines froheren Lächelns, wenn ich einen vorzüglichen Gedanken ſagte; die krauſe Stirn, die ſie halb gegen die Geſellſchaft wendete, wenn man zu laut wurde: das alles brachte mein Herz in eine ſehr unruhige Bewegung. Süßere Augenblicke, als dieſe, hatte ich nie gehabt. Ich verlor die Furchtſamkeit, die mir ſonſt überall nachtheilig war, und ich mußte mir ſelbſt geſtehen, daß Julchen mir den Muth zu dieſem freien Benehmen gegeben hatte. Mit aufwallendem Herzen und mit Entzücken redete ich von dem Glücke der Freundſchaft, das ich nicht kannte, und von dem ländlichen Aufenthalte meiner Jugend. Ihr ſchönes Auge wurde dunkel; dann ſchlug ſie es auf, und wendete es lanſam gen Himmel. Sie ſah jetzt aus, wie eine betende Heilige, und ich fuhr, entzückt wie ein Heiliger, fort zu reden, als ſie die weiße Hand an die Roſenwange legte, und ihr kleiner, runder Finger unbemerkt eine Thräne in dem Auge zerdrückte. O — ich hätte nur die Spitze dieſes Fingers berühren mögen! —

Der Himmel mag wiſſen, wie ſie es anfing — genug, ſie entfernte auf einmal Alles aus dem Zimmer, und nur ich blieb bei ihr. Gott Lob! ſagte ſie ſeufzend. Das tobt und lacht, der Kopf möchte einem zerſpringen! — Auch ich wollte gehen, weil ſie die Hand an die Stirn legte; aber, ohne mich eigentlich aufzuhalten, fing ſie an zu ſprechen, und ich blieb bei ihr. Wir kamen auf das vorige Geſpräch, und ſie redete mit großem Entzücken, mit der einfachſten Unſchuld von der Einſamkeit, von dem Landleben, dem Vertrauen, die Freundſchaft; es war mir, als ſäße ich neben einem Engel, der mir Worte des Heils verkündigte.

Ich verlor alle Furchtſamkeit, ſo daß ich ihre Hand faßte, und ſie küßte. Sie ſeufzte, legte wieder die Hand an die Stirn, und klagte in einer ſüßen, unſchuldigen Verwirrung über Kopfweh. Ich rieth ihr, die Stirn feſt zu drücken. Sie that es, lächelte aber bald über ihre Schwäche; Ich erbot mich zitternd zu dieſem Geſchäfte, und ſie hielt mir geduldig das ſchöne Köpfchen her. Jetzt fühlte ich, was ich gemacht hatte! Ich legte die bebende Hand an ihre Stirn, und drückte ſie ſanft; aber, ach! als das ſchöne Geſicht ſo nahe vor meinen Augen war, da fühlte ich, daß ich mehr mein Herz zuſammendrückte, als ihre Stirn. Ich dankte dem Himmel, als ſie endlich mit einem ſanften Händedrucke ſagte: „ach, es hilft nicht!“

Nun ſchlug ich ihr vor, ein naſſes Tuch auf die Stirn zu legen. Sollte das helfen? fragte ſie lächelnd. Sie machte ein weißes Tuch feucht, und hängte es ſich über die Stirn, ſo daß es beide Augen bedeckte. Nun war es noch ſchlimmer: ſie konnte mich nicht ſehen; ich hatte alſo völlige Freiheit, ſie mit dreiſten Blicken zu betrachten. O, ſie ſchien mir der Liebesgott, oder die Unſchuld mit Amors Binde.

Da ſaß ſie mit verhüllten Augen vor mir, und ich betrachtete nun die zarten Lippen, die ſchönen Wangen, und die Bruſt, die ſo ſchneeweiß, und doch ſo lebendig war, als ob der Widerſchein der

Morgenröthe an einem Schneehügel glänzte. Sie ſchwieg geduldig, wie eine Heilige; und dieſes Schweigen vermehrte meine ſüße Gefahr mit jedem Pulsſchlage. Ich betrachtete die ſchöne Geſtalt von den Augen an bis auf die Spitze des kleinen Fußes, die unter dem Rocke hervor ſah, und mein Herz pochte immer ſtärker. Es war kaum ein halber Zoll Raum zwiſchen meinem und ihrem Knie, und nicht eine Ellebreit zwiſchen meinem und ihrem Geſichte; denn ich hatte ihr bei dem Auflegen des Tuches helfen müſſen, und wir waren nachher Beide faſt ganz in derſelben Stellung geblieben. Ich näherte Zoll für Zoll mein Geſicht dem ihrigen, ſo daß endlich der Athem ihrer Seufzer meine Wangen berührte.

Auf einmal flog das Tuch zurück, und ich erröthete, weil ſie mich eine Spanne weit in dem gedankenloſeſten Anſchauen ertappte — Das hilft! ſagte ſie lächelnd, und ihr ſchönes Auge glänzte in neuer Heiterkeit. Endlich ging ich, aber mit zögernden Schritten; ich ließ dem Mädchen mein Herz da, und hatte dafür weiter nichts, als ein lebendiges Bild des ſchönen Kopfes mit verdeckten Augen. Zum erſten Male in meinem Leben warf ich mich in der wehmüthigen Sehnſucht der Liebe auf mein Lager; zugleich begeiſterte mich aber die Hoffnung, daß Julchen vielleicht meine Empfindung mit mir theile.

Ich ging jetzt alle Tage zu ihr, und wurde — das Spiel eines fühlloſen, ſelbſtſüchtigen Herzens:

Sie entflammte meine Leidenſchaft durch tauſend kleine Künſte; ein Händedruck, ein bedeutendes Lächeln, ein verſtohlner Blick, ein Paar mit vertraulich zugeflüſterte Worte, gab mir ein nie gefühltes Entzücken, und Hoffnungen der höchſten Seligkeit. Als ich ſie näher beobachtete, wurde ich freilich gewahr, daß ſie jeden Andern eben ſo behandelte, wie mich; aber dennoch glaubte ich bald wieder, von ihr ausgezeichnet zu werden.

O, dachte ich oft; wenn ich nur Einmal das Glück hätte, ſie allein zu treffen! Dieſe Thränen, dieſes heiße Herz würde ſie rühren! — Anfangs hatte ich ſie oft allein gefunden; jetzt aber, da ich es wünſchte, konnte ich nur durch die größte Aufmerkſamkeit zuweilen einige flüchtige Sekunden erhaſchen, und jedes Mal, wenn meine Augen glüheten, wenn meine Bruſt vor Furcht und Sehnſucht klopfte, wenn ich eben reden wollte, war ſie wieder verſchwunden. Sie dachte an ein nöthiges Geſchäft; dann kam ſie wieder, hatte irgend jemand, wenigſtens ein Kind, bei ſich, und die Gelegenheit war entflohen.

Ich verwünſchte meinen Unſtern; denn ich ſah in ihren düſtern Augen eine Flamme, eine Sehnſucht, die meine Bruſt mit immer neuen Hoffnungen füllte. So verging beinahe ein glückliches Jahr voll Täuſchung. Ich wußte von dem Bekannten, der mich bei Julchen eingeführt hatte, daß ſie alle Männer ſo täuſchte; aber daß ſie auch mich täuſchte, glaubte ich nicht. Freilich hätte ich es ſehen können; denn keiner von allen meinen Nebenbuhlern beneidete mich, und jeder war nicht weniger glücklich. Meine Menſchenkenntniß ließ mich nicht in Zweifel über ihr Benehmen gegen Andere; ja, ich war dreiſt genug, ihr etwas darüber zu ſagen. Sie wurde einen Augenblick verlegen, und zwar nicht wenig. „Sehen Sie wohl, ſchönes Julchen,“ (ſo nannten wir ſie Alle) „daß ich Sie errathen habe?“ Sie lächelte jetzt und ſagte ruhig: ja, Sie haben Recht. Aber was ſoll ich thun? Soll ich dem Einen ſagen: mein Herr, ich halte Sie für fade? dem Zweiten: Sie haben einen leeren Kopf? dem Dritten: Ihr Herz iſt leer? . . . Soll ich mir, meinen Brüdern, und allen den Menſchen das Leben ſauer machen? Verdienen dieſe Schmetterlinge etwas anders, als daß man ſie lächelnd flattern läßt? Glauben Sie mir, ich weiß meine Leute zu unterſcheiden! Was thut man nicht um des Friedens willen! und mit einem bedeutungsloſen Lächeln richte ich viel aus.

Das ſagte ſie mir mit einem kräftigen Händedrucke, und ich — ich ſchwamm in einem Meere von Entzücken; denn ſie wußte ja ihre Leute zu unterſcheiden! Mit ſtolzen Schritten trat ich auf dem Rückwege den ganzen Erdball unter mir; denn ich war es, der die jungfräuliche Nymphe gefeſſelt hatte. Mein Triumph dauerte freilich nicht lange:

bald ging das alte Spiel wieder an. Nun aber griff ich zu den Waffen, die mir meine Kenntniß des Menſchen darbot. Sie liebt mich, dachte ich; aber ſie will mir die Triumphe nicht alle opfern, die ſich ihr anbieten. Ich werde ihr Herz mit Gewalt öffnen müſſen; und dazu iſt Eiferſucht das beſte Mittel. Ich ſtellte mich kälter, ſprach mit einem Dritten von einem ſchönen Mädchen, blieb ein Paar Tage ganz weg, war zerſtreuet, wenn ſie mich anredete, und — o Triumph! ich erreichte meinen Zweck ſehr glücklich. So wie eine Spinne auf das ſchon lange gefeſſelte Inſekt, wenn es eine Bewegung macht, wieder herabſchießt, um es noch enger einzuſpinnen: ſo ſchoß Julchen auf mich zu. Sie gab mir jetzt offenbar den Vorzug, drückte mir höchſt zärtlich die Hände, ſuchte die Gelegenheit, ein Paar Augenblicke mit mir allein zu ſeyn, und hatte den Strahl der Sehnſucht ſo bedeutend in ihrem Auge; kurz, ſie gebrauchte alle die kleinen ſüßen Künſte der Weiber, ein Herz zu feſſeln.

Jetzt war ich ihrer Liebe gewiß, und bat ſie um ein tête-à-tête von einer halben Stunde. — O, Sie Undankbarer! ſagte ſie; ſehen Sie denn nicht, mit welcher Mühe ich die Augenblicke ſuche, bei Ihnen zu ſeyn? Iſt es denn möglich? Wann wäre ich denn allein? Bin ich denn nicht verdammt, der Geſelligkeit die ſchwerſten Opfer zu bringen? O, (mit einem Seufzer) ich weiß, wir haben einander viel zu ſagen! (Nachdenkend.) Gäbe es denn kein Mittel, daß wir uns ohne Verdacht und ohne Zeugen ſprechen könnten? Sie wiſſen ſelbſt, daß nur das behutſamſte Betragen meinen guten Ruf in dem Schwarme von jungen Herren erhalten kann.

Das war mir genug. Ich empfahl mich ſpät; doch ließ ich noch ein Paar junge Herren, die ſchon nach Hut und Stocke griffen, bei ihr. Anſtatt aber fort zu gehen, ſchlich ich in Julchens kleines Wohnſtübchen, neben dem ein Alkoven war, worin ihr Bett ſtand. Hier erwartete ich ſie, mit den entzückendſten Hoffnungen. Meine Augen ſtanden voll Thränen, in meiner Bruſt wallte ein Meer von ſtürmender Freude. Ich glaubte die edle Geſtalt ſchon mit dem Lichte hereintreten zu ſehen, und breitete die Arme aus. Jetzt wurde die Thür des Geſellſchaftszimmers zugeſchloſſen, und Julchen wünſchte dem Letzten gute Nacht. Ich hörte ihre Schritte, und mein Athem ſtockte. Wenn du willſt, ſagte ſie zu ihrem Bruder: ſo komm noch ein wenig zu mir herein. Du ſollſt hören, was mein Entſchluß iſt.

Wohin ſollte ich fliehen? Ich ſprang in den Alkoven, der kaum Raum genug für Julchens Bett hatte. — Der Leſer wird lächeln; aber es ſey darum! Ich beugte mich mit neuem und ſchönerem Entzücken auf die Decke des Bettes nieder, und küßte ſie mit der frommen Unſchuld eines guten Kindes. Seyd mir gegrüßt, liſpelte ich, ihr Götter des heimlichen Schlafgemaches! ihr ſtillen Zeugen der unbeſorgten, unſchuldigen Jungfrau! — Aber jezt fing der Bruder an zu ſprechen, und ich horchte.

„Jule,“ hob er in einem gemein vertraulichen Tone an; „laß dich warnen, ſag' ich! Du treibſt es zu arg. Alle Leute haſt du zu Narren.“

Julchen lachte laut, und erwiederte in einem eben ſo vernachläſſigten Tone, (deſſen Gemeinheit ich freilich noch nicht bemerkte): warum ſeyd ihr ſo dumme Narren? Aber in Ernſt, Bruder, meine Plane gehen weit hinaus. Bitte nur den Himmel, daß der alte Graf Kleinau erſt die Augen zuthut! — „Aber, Jule, wenn der nun noch eine Mandel Jahre lebte!“ — Ei, er wird nicht; und — dauert es zu lange, ſo gebe ich ihm den Abſchied, und nehme Frieſen. Den kann ich alle Tage haben. — (Ich dachte in meinem Winkel lächelnd: das kluge Geſchöpf! wie es ihm jede Spur nimmt, hinter ihr Herz zu kommen!) „Du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, Jule!“ fuhr der Bruder fort. „Ich bitte dich, ſey klug! Am Ende müſſen ſie es ja merken, ſie mögen wollen oder nicht; denn mit allen Narren läßt du dich ein, Jule: zum Exempel mit dem Schwarzrock, dem Bebenroth.“

Dieſer einfältige Hans, erwiederte ſie, dieſer Bebenroth, dünkt ſich ſo klug. Der macht mir eben den größten Spaß. Sieh, er weiß, daß ich alle Mannsperſonen zu Narren habe. Ich erſchrak nicht wenig, als er es mir ſagte. Aber, daß er der größte Narr unter allen iſt, das weiß er nicht. Mit dem habe ich eine himmliſche Luſt. Er ſchwört Stein und Bein darauf, daß ich in ihn verliebt bin. Ich ſeufze und drücke ihm die Hand; dann macht er recht poſſierliche Geſichter, und ſpricht von Bauerjungen, von dem Dorfe, und von den Weiden rings um her, als ob er nicht geſcheidt wäre. Jetzt verlangt er von mir eine geheime Audienz, um mir ſeine Bauernliebe zu erklären. Der Narr! Gleich das erſte Mal hatte ich es weg, daß er ſich einbildet, er könne mit ſeiner Menſchenkenntniß hexen. Warte du nur! dachte ich; du ſollſt ankommen! Er konnte ſich vor Blödigkeit nicht in mich verlieben; aber er ſollte, weil er ſich ſo klug dünkte. Ich jagte einmal alles fort, außer ihn. Nun hatte ich Kopfweh, und ließ ihn meine Stirn zwiſchen den Händen drücken; aber ſo blieb der Pinſel blöde. Als das nicht half, hängte ich ein naſſes Tuch über die Augen, und ſaß mit dem Geſichte dicht vor ſeinem da. Nun ging's. Ich hörte ihn ſeufzen. Er beugte ſich ſo nahe an mich heran, daß ich dachte: jetzt iſt es Zeit. Ich ſchlug das Tuch auf; und du ſollteſt nur das Armeſünder-Geſicht geſehen haben, daß er machte!

Der Leſer mag ſich denken, wie mir zu Muthe wurde. Meine Angſt, wie ich mich aus dem

Winkel wegſtehlen ſollte, nahm betäubend zu. Solche Minuten habe ich in meinem Leben nie wieder erduldet.

Bruder und Schweſter ſprachen weiter in den nachläſſigſten, gemeinſten Ausdrücken. Endlich ging er, und Julchen blieb allein. Ich konnte gar nicht zu dem Entſchluſſe kommen, aus meinem Winkel hervorzubrechen; und doch ſah ich dem fürchterlichen Augenblicke, da ſie mich finden würde, mit einer unbeſchreiblichen Angſt entgegen.

Sie nahm vor dem Spiegel den Kopfputz ab, und wurde nun noch reitzender; aber es war mir, als wenn Lucifer den geſtohlenen Glanz eines guten Geiſtes ablegte. Je mehr der natürlichere Anzug ſie verſchönerte, deſto häßlicher wurde ſie in meinen Augen. Endlich ergriff ſie ſingend den Leuchter, wahrſcheinlich, um ihr Nachtzeug zu holen. Nun war denn die ſchreckliche Minute gekommen. Sie öffnete die Glasthür des Alkovens, und erblickte mich. Mein Gott! ſagte ſie erſchreckend; Bebenroth! was geben Sie für Dinge an! — Ich machte eine Verbeugung über die andere, und ſtolperte endlich aus meinem Winkel hervor. Beſchämt, vernichtet, ohne ein Wort ſagen zu können, ging ich, die Blicke auf den Boden heftend, neben ihr weg, und auf die Thür zu. Sie leuchtete mir über die Hausflur, ſagte mit ihrem ſüßen Tone: gute Nacht, lieber Bebenroth; und riegelte die Thür hinter mir ab. Jetzt, im Freien, wallte mein Zorn auf; ich ſtampfte wüthend den Boden, und ob ich gleich ſehr friedfertig bin — dieſe Nacht hätte ich doch mit der halben Welt Händel anfangen können: ſo zankſüchtig war ich.

Im Bett entwarf ich die gräßlichſten Plane zu einer recht ausgezeichneten Rache; Schande war mir unerträglich, und ich glaubte, in der Stadt, worin ich ſo beſchimpft worden war, nicht länger leben zu können. Gegen Morgen ſchlief ich endlich ein. Als ich erwachte, war das Gefühl meiner Schande und mein Zorn zur Hälfte verflogen. — O, wie bedeutungsvoll ſind die Tempel, und die Kunſtwerke der Alten! In Syzion ſtand ein Tempel, mit einer Bildſäule des Schlafes, der einen Löwen zur Ruhe bringt; und dieſer Gott hieß: der Geber des Guten. Wenn ich nachher zornig war, wenn ich beleidigt wurde, wenn in meinem Herzen die Flamme der Rache brannte, ſo warf ich mich, was auch der Moraliſt darüber ſagen mag, lieber dieſem Geber des Guten in die Arme, der den wüthenden Löwen in meiner Bruſt ſo ſicher bezähmte, als daß ich mich unter den Schutz eines Moral-Syſtems begab. Er löſcht alle Sorgen, allen Zorn, alle tobende Leidenſchaften unſeres Herzens ſo ſanft, und wir ſtehen aus ſeinen Umarmungen beſſer, menſchlicher, heiterer wieder auf, als von der ſchönſten Belehrung über die Pflicht, unſere Leidenſchaften zu beherrſchen. So viele Achtung ich auch für die

Bibel habe, ſo ſage ich doch allen meinen Hausgenoſſen, wenn ſie zornig ſind, wenn die Flamme der Rache aus ihren Augen hervorſchlägt: „laß die Sonne nur erſt über deinen Zorn untergehen!“ ... „Geh ſchlafen, mein Sohn!“ ſagte ich ſanft, wenn wilde Leidenſchaften meinen Sohn ergriffen. O, was würde, trotz allen Moral-Syſtemen, trotz dem höchſten Moral-Princip, aus dem tobenden Herzen des Menſchen, wenn nicht der Geber des Guten freundlich alle Tage einmal den Löwen beſänftigend in ſeine Arme nähme! Und warum ſollte ich nicht ſagen: „geh ſchlafen, mein Sohn!“ Es iſt zwar nur ein Hausmittel, aber probat. — Geh ſchlafen! ſagte die Gottheit ſegnend zu den Menſchen; warum ſollte ich ihr nicht nachſagen: geh ſchlafen, mein Sohn!

Ich ſchloß mich ein Paar Tage ein; und als ich dann wieder im Publikum erſchien, fand ich alles unverändert. Einen Monat lang vermied ich die Straße, worin Julchen wohnte; nach zwei Monaten hatte ich Alles, meine Thorheit, meine Liebe und das Mädchen, vergeſſen.

Der Beſuch.

Als ich ſchon ſechzehn Jahre Prediger war, ging ich einmal zur Herbſtzeit während der Abenddämmerung in meinem Studierſtübchen auf und nieder, und erwartete geduldig die Rückkehr meiner Familie, welche im Garten das Obſt abnahm, Da pochte jemand an meine Thür, und ein Frauenzimmer in einer ſchwarzen Enveloppe, mit einer Art von Nachthaube auf dem Kopfe, trat in das Zimmer. Es war ſchon ſo finſter, daß ich ihr Geſicht nicht mehr erkennen konnte. — Ich reiſe hier durch, lieber Herr Paſtor, ſagte eine mir unbekannte, häßliche, gemeine Stimme. Ich komme weit her: von Hanau. Sie erinnern Sich meiner wohl nicht mehr. Ich habe viel Unglück gehabt. Mein Mann ſtarb, und hinterließ mich mit einem Sohne in den elendeſten Umſtänden. Ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen werden, lieber Herr Paſtor.

Ich merkte, daß es eine Bettlerin war, und griff in die Taſche. Im Kruge, fuhr ſie in ihrem halb niederſächſiſchen, halb reichsländiſchen Dialekte fort, hörte ich, daß Sie hier wären. Lieber Gott! ich habe eine weite Reiſe gemacht, und nun will ich nach Halberſtadt, wo mein Bruder wohnt.

„Von Hanau nach Halberſtadt?“ ſagte ich; „das iſt auch ſehr aus dem Wege!“

Ich bin zu Fuße; da geht man, wie man kann. — Sie werden Sich meiner wohl noch erinnern.

„Nein,“ erwiederte ich; „daß ich nicht wüßte. Wer ſind Sie denn?

Ich bin die ehemalige Goldmann. — Noch immer konnte ich mich nicht beſinnen; denn mit dieſem Namen hatte ich ſie ſo ſelten nennen hören. Julchen Goldmann, ſetzte ſie furchtſam hinzu, als ſie ſah, daß ich mich ihrer nicht erinnerte. Nun wußte ich's; nun erkannte ich ſie! Der Himmel mag wiſſen, warum ich gar nicht an die Jahre dachte, die zwiſchen dieſem Augenblicke und jenem lagen, da ſie, mit dem Lichte in der Hand, ſo ſchön, ſo reitzend, ſo ſchwebend, ſo heiter in den Alkoven trat. Ich erinnerte mich jener Stunde, doch ohne alle Bitterkeit; und (wie es zuging, weiß ich nicht) ich vergaß ihren jetzigen armſeligen Zuſtand, und glaubte unter der langen ſchwarzen Enveloppe ſchon den ſchlanken Körper, unter der Haube und dem abgeſchnittenen Haar ſchon das wunderſchöne Geſicht zu ſehen.

„Mein Gott! Julchen Goldmann?“ ſagte ich, in der That recht fröhlich; und die reitzende Geſtalt ſtand in der Dämmerung wie lebendig vor mir. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür. Eine Magd brachte Licht; der Schein fiel auf

Julchens Kopf, und ich fuhr mit Schrecken zurück. Nicht Ein Zug mehr von den ehemaligen Reitzen: eine gelbe Haut, die über ſpitze Knochen geſpannt war und aus der ein Paar ſcheue, erloſchene Augen hervorblickten. Die lange eine Naſe, die wir ſonſt ſo ſchön fanden, diente jetzt nur — wie ſoll ich mich ausdrücken? — ihrem Geſichte den Charakter des Leeren, des Unbedeutenden zu geben. Doch dieſe Bemerkungen machte ich erſt lange nachher; im erſten Augenblicke ſah ich nur das häßliche Geſicht, die armſelige Kleidung, und einen großen, plumpen Mannsſchuh, der unter dem Rocke weit hervor ſtand. Dieſer Anblick hätte, wenn auch noch Haß in meiner Bruſt geweſen wäre, ihn gänzlich ausgelöſcht; und jetzt erregte er bei mir das ſchmerzlichſte Mitleiden. Ja, das ſchmerzlichſte. Ich mußte mich eine Minute lang abwenden, um nicht in Klagen auszubrechen.

Als ich wieder zu der Unglücklichen hin ſah, ſuchte ſie einen Theil ihres Jammers unter einem leichten Tone, den ſie erzwang, zu verbergen; und zugleich trat ſie in den Schatten. Ja, hob ſie halb ſcherzend an; Sie haben wohl nie gedacht, daß Sie mich einmal ſo wiederſehen ſollten. Mein Mann wurde abgeſetzt, und ich mußte nach und nach Alles verkaufen. Als er endlich ſtarb, ging ich . . . — Sie hielt den ſcherzenden Ton nicht aus; ihre Stimme wurde zitternder. Ich habe viel ausgeſtanden! ſetzte ſie mit der letzten Anſtrengung aller ihrer Kraft noch hinzu; dann ſchwieg ſie, und ihr Kopf ſank auf die Bruſt. Jetzt will ich zu meinem Bruder, hob ſie, doch mit ganz veränderter Stimme, wieder an; und es fehlt mir an Allem!

Es war grauſam; daß ich nicht ſprach; allein ich konnte nicht. Meine Bruſt war allzu voll. Ehemals ſo; und jetzt . . .! Das war der Gedanke, der ſchmerzend durch meine Seele lief. Endlich ſagte ich: „erholen Sie Sich erſt ein Paar Tage bei mir. Meine Familie wird den Augenblick kommen.“

Nein! nein! nein! ſagte ſie heftig. — Warum nicht?“ fragte ich, ganz ohne Kopf, da doch ihr gewaltſames, wiederholtes Nein durch meine Seele drang. O, ſagte ſie ſchmerzlich; unmöglich kann ich mich ſo ſehen laſſen! Ich bitte Sie nur um eine Unterſtützung.

Ich gab ihr, was ich bei mir hatte, und ſie eilte aus dem Zimmer, weil ſie auf der Treppe gehen hörte. Es war meine Frau. Sie kannte meine kleine Begebenheit mit dem ſchönen Julchen. Ich ſagte ihr, wen ich ſo eben geſehen hatte, und machte dazu die rührendſten Anmerkungen, die mir ſo höchſt natürlich ſchienen, daß ich ſie jedem Herzen zu getrauet hätte. Wie mußte ich alſo erſtaunen, als meine Frau auf einmal ſagte:

das iſt die Strafe ihrer Bosheit! Sie verdient kein Mitleiden. — O, das ſeltſame menſchliche Herz! Ich war in dieſem Augenblicke ſo weich, ſo ſanft, ſo gut, daß ich mein Leben mit jedem Unglücklichen hätte theilen wollen; und der Ausruf meiner Frau brachte mich ſo auf, daß ich hart wurde. „Frau,“ ſagte ich ſtreng; „du haſt ein Herz, wie ein Kieſelſtein!“ Ich dachte nicht daran, daß ſie die Unglückliche mit den Augen eines Weibes anſah, anſehen mußte.

Meine Frau ſah mich ſtarr an, und ging mit den Worten: das Eſſen iſt auf dem Tiſch! hinunter. Ich folgte ihr nach einigen Minuten, und fand ſie, anſtatt beim Eſſen, beim Packen eines Bündels Kleidungsſtücke und Wäſche. Vater, ſagte ſie ſanft, ohne ihr Packen zu unterbrechen, Kleider werden ihr wohl am willkommenſten ſeyn. Ich trat lächelnd hinzu, und beſah, was ſie einpackte. Sagen mochte ich es ihr nicht; aber ich hätte viel darum gegeben, wenn ſie etwas Flitterſtaat dazu gelegt hätte. Doch ſchlechterdings konnte ich Eins nicht verſchweigen, das mir an der Unglücklichen als das Bedauernswürdigſte vorgekommen war. So oft ich ſie mir in ihrem jetzigen Zuſtande dachte, ſah ich doch ganz vorzüglich nur die großen breiten Mannsſchuhe, die ſie trug. „Liebes Guſtchen,“ ſagte ich: „leg ein Paar Schuhe mit bei, ſo klein, ſo hübſch du ſie haſt; ſie kann ja in den großen plumpen keinen Schritt thun, der ihr nicht durch die Seele ginge.“

Meine Kinder ſahen neugierig zu. „Lieber Gott, welch eine Veränderung!“ ſagte ich nach einem Eingange, worin ich ihnen die Geſchichte der Unglücklichen erzählte. „Eine Perſon, die ſonſt von Liebhabern umringt war, ſo geſunken, daß ſie zu Fuß, in ſolchen Schuhen, Deutſchland durchſtreifen muß!“ Ich war gerührt, und der Ton meiner Stimme zeigte es. Meiner Frau wurden die Augen naß; ſie packte noch ein Paar gute Hemden ein, und wickelte Geld in Papier. Aber ſo groß ich auch den Kontraſt zwiſchen den ehemaligen kleinen Schuhen von Atlas und den jetzigen großen von plumpem Leder machte: ſo konnte ich ſie doch nicht bewegen, ein Paar gute Schuhe herzugeben. Sie blieb dabei, in Mannsſchuhen ginge es ſich beſſer.

Die Unglückliche hatte das Paket unſrer Magd abgenommen, ohne ein Wort zu ſagen. Am folgenden Morgen bekam ich ein Billet von ihr, und ſchämte mich nicht wenig, als ich es las: denn ein ſchlechteres und einfältigeres Geſchreibe hatte ich nie geſehen. Sie war nicht zufrieden mit unſrem Geſchenk, und verlangte mehr; ja, die Wendung, womit ſie das Billet ſchloß, ſchien die Drohung zu enthalten, daß ſie mit meiner Frau ſprechen wollte.

Das brachte mich auf; jetzt ſah ich in ihr weiter nichts, als die unverſchämte, verächtliche Bettlerinn, und ließ ihr durch den Boten ſagen: ſie ſollte ja nicht ſäumen, ſich fort zu machen. Ich hörte nichts weiter von ihr; doch nach vier Wochen ſah ich ſie zu meinem Erſtaunen in dem adeligen Stuhle ſitzen, und erfuhr, daß ſie Ausgeberin bei dem Amtmann Schenk geworden wäre. Sie bekümmerte ſich ſo wenig um uns, als wir uns um ſie. Ich vergaß ſie, und gönnte ihr die Ruhe, die ſie in meiner Nachbarſchaft gefunden hatte, von ganzem Herzen.

Ihre Geſchichte kann ich hier in wenigen Worten geben. Ein junger Wüſtling, der ihre Künſte überſah, ließ ſich keine Mühe verdrießen, ſie in ihren eigenen Netzen zu fangen. Er feſſelte ihre Eitelkeit, und brachte dann ihre Sinne in Bewegung. Sie liebte jetzt zum erſten Male, wurde das Opfer ihrer Leidenſchaft, und fiel. Der junge Böſewicht machte ihren Fall bekannt, und mit ſolchen Umſtänden, daß gar kein Zweifel übrig bleiben konnte. Selbſt ihre ehrerbietigſten Liebhaber betrugen ſich nun dreiſt und unverſchämt gegen ſie. Sie machte noch einige Verſuche, die vorige Rolle wieder aufzunehmen; doch vergebens: ſie hatte alle Achtung verloren. Jetzt ſtimmte ſie die Saiten herunter: ſie ließ die Hoffnung auf die Hand eines Vornehmen fahren, und ſuchte nur einen Mann. Verdruß über häufige Demüthigungen nahm ihren Reitzen den friſchen Glanz; um ſo mehr kam ſie jedem, den ſie zu berücken nur einige Hoffnung haben konnte, auf halbem

Wege entgegen. Da alle ihre buhleriſchen Künſte ihr dennoch keinen Mann verſchafften, und Anbeter ihrer Eitelkeit nun einmal ſchlechterdings nothwendig waren, ſo ſank ſie von Stufe zu Stufe immer tiefer, bis zu niedriger Wolluſt, und verjagte ſo zuletzt alle Männer. Sie verſchwand endlich. Als ſie wieder zum Vorſchein kam, ließ ſie ſich Frau Buchhalterin nennen; niemand aber wußte mit Gewißheit, ob ſie verheirathet geweſen war, oder nicht. Sie hatte einen Sohn von dreizehn Jahren, mit einem ſehr ſchönen, aber höchſt zweideutigen Geſichte. Dieſer beſtätigte zwar das, was ſeine Mutter erzählte; er lachte aber immer dabei, und ſo wurde ihre Lebensgeſchichte noch ungewiſſer.

Meine Familie.

„Nein," ſagte ich, als ich ihr Billet geleſen hatte, zu meiner Frau; „ſie verdient kein Mitleiden."

Aber Hülfe! gab meine Frau zur Antwort. Und hätte ich das Billet ſchon geſtern geleſen, ich würde ihr doch nicht weniger gegeben haben. Wie hieß doch das, Vater, was du geſtern Morgen unſern Karl dreimal laut vorleſen ließeſt? Es war ein Heide, der es ſagte; aber es könnte in der Bibel ſtehen, ſo ſchön war es.

„Und es ſteht in der Bibel! Ariſtoteles ſagt in ſeiner Topik: es iſt beſſer eine Ungerechtigkeit leiden, als eine begehen.“

Könnte man nicht auch ſagen: es iſt beſſer ein Unglück leiden, als ein fremdes ſehen, ohne nach ſeinen Kräften zu helfen?

„Das könnte man, Guſtchen; und ich hoffe, Gott Lob! wir dürften ſo etwas ſagen, ohne groß zu prahlen.

Das dürfen wir, wiederholte meine Frau lächelnd; und darum: was ich geſtern in Papier wickelte, war alles, was ich hatte.

„Gute Frau! es wird uns darum heute und morgen nicht ſchlimmer gehen, — wenn nicht etwa Beſuch kommt; denn auch ich gab ihr, was ich hatte.“

Es war für Eliſabeth zu einem Hute beſtimmt, wenn wir es nicht nothwendiger gebraucht hätten.

„Für einen Hut! Jetzt iſt es beſſer angewendet, trotz dem Billet. Und — beim Lichte beſehen, verdient ſie doch wohl unſer Mitleiden.“

Meine Frau gab mir die Hand, und ich ging mit ihr hinunter, unſr' Kinder zu unterrichten. Mein Sohn Karl las aus dem Plutarch vor. „Jemand ſagte zum Diogenes: lehre mich die Mittel, mich an meinem Feinde bitter zu rächen.

Werde tugendhafter! antwortete dieſer." Lies das dreimal, mein Sohn, ſagte ich, und warf einen frohen Blick auf meine Frau. Sie ſah mich ſtolz an; und wenn jetzt ein Beſuch gekommen wäre, wir würden dennoch nicht demüthiger ausgeſehen haben.

Der Philoſoph ſage, was er will — in einem Hauſe, das von oben bis unten möblirt iſt, in einem Zimmer, worin ein Sofa ſteht und ein großer, ſchöner Spiegel an der Wand hängt, iſt die Armuth, der Mangel ſchwerer zu ertragen, als unter zerbrochenen Möbeln, aus denen die Dürftigkeit hervorſieht. Wenn kein Geld im Hauſe war, fehlte es mir immer an Muth, einen Fremden in unſre Putzſtube zu führen, die meine Frau aus der Erbſchaft ihrer Eltern recht elegant möblirt hatte. — Um den Mangel ohne Scham zu ertragen, muß man einen zerriſſenen Rock haben, und was dazu gehört, oder — was wir jetzt hatten — das Andenken an eine gute Handlung. Jetzt hätte ich einem Fremden gerade vor meinem Silberſchranke, worin vielleicht für hundert Thaler Silber ſtand, geſtehen wollen, daß ich keinen Groſchen Geld hatte.

Es iſt ſchwer, ſage ich noch einmal, den Mangel zu ertragen. — Meine Pfarre war nicht ſehr einträglich, und beſtimmte Einkünfte hatte ich dabei ſehr wenig. Am Ende des Jahres that ich allemal einen Ehrenſprung, wenn ich ſagen konnte: Gott Lob, liebes Guſtchen, es hat gereicht; und ſieh! das iſt noch übrig für den Sylveſter-Tag. (Es war meiſtens nur genug zu einem Bande, oder höchſtens zu einer Haube für meine Frau, die ich an dieſem Tage der Weiber zu beſchenken nie verſäumte.) Drei Jahre hatte ich den Ehrenſprung gemacht; aber im vierten war er unmöglich. Ich hatte nichts, gar nichts übrig; ach! weniger als nichts — zwanzig Thaler Schulden. O, der Reiche lache hier nicht! — Meine Frau, der ich das gewiß verſchwiegen haben würde, wenn ſie nicht unſre Haushaltungsbücher ſelbſt mit geführt hätte, ſaß ſtill da, und weinte nicht, ſondern ſtützte nur ſorgend die Stirn in die Hand. Ich hatte ein kleines Geſchenk; aber kaum konnte ich es ihr geben, als ſie mit einem wehmüthigen Lächeln ſagte: dies Mal haben wir nichts erübrigt!

Da nahm ich mein älteſtes Kind, unſre Eliſabeth, auf; mein Sohn Karl, ein Säugling, lag in ihrem Schooße. „O, Guſtchen,“ ſagte ich entzückt; „dieſe beiden Kinder und unſre Liebe haben wir übrig. Was wollen wir mehr!“ Ich drückte das geliebte Kind an meine Bruſt, und die Mutter ließ Thränen auf ihren Säugling fallen.

Mit dem Kinde in den Armen fiel ich mitten im Zimmer auf die Kniee, und mein Herz erhob ſich hoffend zu Gott. Meine Frau, die nicht aufſtehen konnte, ſtreckte mir die ausgebreiteten Arme entgegen. — Liebe Frau, wenn ich dich vergeſſen könnte, ſo würde in jeder guten, tugendhaften, hoffnungsreichen Stunde der lächelnde Blick voll Thränen, voll Entzückens, voll Hoffnung, den du auf mich warfeſt mich wieder an dich erinnern. Du wareſt an deinem Brauttage nicht ſo ſchön, wie an dieſem Sylveſter-Abend, mit dem Geſichte voll Mutterfreude und Mutterſtolzes!

O, wenn mein Buch ja einer Apologie bedarf, ſo ſteht ſie hier! —

Von dieſem Sylveſter-Abend an war meine Frau wie verändert. Unſre Haushaltung bekam einen beſſeren Zuſchnitt. Wenn es dem Leſer nicht unangenehm ſeyn müßte, alle die kleinen Sorgen einer Wirthſchaft auf dem Papiere zu ſehen, wo ſie freilich ſehr unintereſſant ſind, ſo könnte ich ihm eine rührende Beſchreibung davon geben, und ihm zeigen, wie wir unſre Sorgen zu den feinſten Freuden machten. Es war ein Feſttag für uns, wenn meine Frau einen Rock für mich genähet hatte, und wir Beide nun berechneten, was uns das erſparte; ein Feſttag, wenn mein Garten ohne Hülfe eines Tagelöhners umgegraben und bepflanzt war. Ich dachte mit Freude an den nächſten Sylveſter-Tag, weil ich an ihm einer froheren Scene entgegen ſah; und ſo wenig an dieſem, als an einem folgenden Sylveſter-Tage verſäumte ich es, meine Kinder der Reihe nach um die Mutter her zu ſtellen, und zu ſagen: „ſo reich ſind wir!“ Wir küßten ſie alle nach der Reihe, und gingen ſo in Liebe jedem neuen Jahre entgegen. Kleine Unglücksfälle trafen uns freilich. Kleine, ſage ich? Andere würden ſie groß genannt haben; ich aber bedurfte nichts als einer herzlichen Umarmung von meiner Frau, um ſie klein zu finden. Noch nicht Einmal hatte ich mich, um Muth zu ſchöpfen, in den Winkel ſetzen dürfen, wo meines Vorgängers Frau ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Wir wurden glücklicher, ſelbſt unter den wachſenden Sorgen für meine ſich ſchnell vermehrende Familie. In neun Jahren bekamen wir ſechs Kinder. Ich weiß noch immer nicht, wie meine Frau es anfing, alle ſechs, und mich und ſich dazu, reinlich zu kleiden. „O, die Mutterliebe kann Wunder thun!“ habe ich wohl tauſendmal ausgerufen.

Die Erbſchaft von meinen Schwiegereltern brachte auf eine Reihe von Jahren Ueberfluß in mein Haus, ſogar einen kleinen Schatz von baarem Gelde. Ich ſchäme mich, zu ſagen, wie wenig es war; es reichte indeß hin, eine Sorge der Zukunft, die Erziehung unſrer Kinder, zu erleichtern: und dieſe unſre Kinder waren es, welche uns den Muth gaben, alles zu erdulden, und immer rechtſchaffen zu ſeyn.

Mein Haus war gleichſam ein kleiner Staat für ſich auf einer abgeſonderten Inſel. Zwar hatte ich in der erſten Zeit Bekanntſchaften genug gemacht, beſonders mit den Predigern in den benachbarten Dörfern; ſie waren aber alle wohlhabender als ich, und ſo ſah ich mich genöthigt, den koſtſpieligſten Umgang abzubrechen und den vertrauteren einzuſchränken. Unſre Kinder, oder auch nur Eins davon, auf Schulen zu erhalten, konnte uns, als eine Unmöglichkeit, nicht einfallen; ich mußte ſie alſo ſelbſt unterrichten, und das that ich — gewiß ich darf mir das Zeugniß geben — in allem, was ich wußte, mit Vatertreue. Zwar beſaß ich nicht viele Bücher, aber doch die meiſten Klaſſiker, und, was noch mehr war, ich hatte ſie, weil ich keine andern bekam und zu bekommen wußte, wohl hundertmal geleſen. Meine Frau kannte ſie ſo gut, wie ich ſelbſt; denn in den erſten Jahren las ich ihr an den langen Winterabenden einen nach dem andern vor, verſteht ſich Deutſch. Von neueren Sprachen verſtand ich das Engliſche, weil es auf der Univerſität den Theologen empfohlen wurde. Auch Franzöſiſch; das konnte ich aber nicht gebrauchen, weil ich kein Buch darin hatte, und ſo mocht' ich es ſo ziemlich vergeſſen haben. An neuere Lektüre war nicht zu denken: den Meßkatalogus ausgenommen, den mein Schwager, der Papiermüller, mir von Leipzig mitbrachte. Hatte ich den geleſen, und dann noch einen Stoß Recenſionen, den ich ebenfalls von ihm bekam, und wodurch ich doch einigermaßen mit der literariſchen Welt in Verbindung blieb, ſo regte ſich vier Wochen hindurch meine Schreibbegierde. Nach andern vier Wochen las ich meiner Frau die Stelle aus dem Acontius, und alles kam allmählich wieder in die vorige Ordnung. Meine Frau nannte dieſen periodiſchen Wechſel: meine Ebbe und Fluth; und ſie hatte nicht Unrecht.

Unſere neuere Litteratur reichte nicht über Gellert, Rabener und den erſten Band von Klopſtocks Meſſias hinaus. Man ſieht, die ſchönen Wiſſenſchaften konnten an uns keine Kenner finden; aber, was wir hatten, fand Herzen. So oft ich eine Recenſion über einen neuen Dichter las, und Leſſing, Wieland, Herder, Mendelsſohn und ſo weiter als die Sterne erſter Größe an dem gelehrten Himmel genannt wurden, ging es mir durch die Seele, wenn meine Kinder dann einander nur anſahen, und den Wunſch, dieſe Männer kennen zu lernen, verſchwiegen, weil ich ihn nicht erfüllen konnte. Meine Verbindung mit der Stadt hatte nach dem Tode meines ehrlichen Zinngießers, der bald wieder mein Freund geworden war, gänzlich aufgehört, und die Prediger in meiner Nachbarſchaft laſen nur theologiſche Schriften. Was konnte ich alſo machen? Makulatur bekam ich von dem Buchbinder, bei dem ich die Bibeln und Geſangbücher für meine Gemeine binden ließ, und ſie war mir ein Feſt; aber ich ſah daraus doch nur, wie viel ich an dem verlor, was nicht Makulatur war.

Die wenigen Deutſchen Schriftſteller, die ich hatte, wurden obendrein von meinen drei älteſten

Kindern ſo zerleſen, daß auf die drei jüngſten nur Bruchſtücke kamen; dagegen aber konnten ſie aus dem Gedächtniß erſetzen, was an den Blättern fehlte. Die Leſeluſt, welche meine Kinder von Jugend auf hatten, und welche ich durch meine Ehrerbietung für Bücher noch vermehrte, brachte den Vortheil, daß ſie gern zu Hauſe blieben. Was ſie ſo einig, ſo friedfertig unter einander machte, weiß ich nicht; ich denke aber, das Beiſpiel ihrer Eltern. Sie liebten ſich, wie Kinder lieben können, doch vielleicht wohl mehr, als andre, die mancherlei Spielgefährten haben.

Beſonders war der Winter die Zeit zum Lernen. Meine Frau verlangte ausdrücklich, daß die Mädchen ſo viel wie möglich an dem Unterrichte der Knaben Theil nehmen ſollten. Nicht, weil ſie es brauchen werden, lieber Mann, ſagte ſie; was braucht ein Mädchen denn am Ende, um eine glückliche Frau und Mutter zu ſeyn! Aber Brüder und Schweſtern werden einander mehr lieben, wenn ſie Alles mit einander theilen, wenn das eine nichts weiß, was nicht auch das andere wüßte. — Die Foderung meiner Frau ſchien mir wohl ein wenig ungebührlich; indeß, als ich bemerkte, wie mein älteſter Sohn bei der erſten Engliſchen Stunde, die ich ihm allein gab, auf Eliſabeth blickte; und als ich ihn nachher ſagen hörte: wir haben alles zuſammen gelernt, Lieschen! da entſchloß ich mich doch, den Wunſch meiner Frau zu erfüllen. Die Engliſche Sprache wurde nun gemeinſchaftlich getrieben, und die älteren baten mich, auch die jüngeren Theil nehmen zu laſſen. Es wird nicht gehen, dachte ich: denn erſtlich haben wir nur Ein Exemplar von Hume's Geſchichte Englands, (dieſe wollte ich mit ihnen leſen); zweitens werden die Kleinen nicht mit den Größern fortkommen. Aber es ging dennoch, und brachte ſogar Vortheil: die Größern halfen den Kleinen in Nebenſtunden nach; und da der Hume zweimal abgeſchrieben werden mußte, damit wir Exemplare genug hätten, ſo machten ſie alle durch das Abſchreiben, welches nach der Reihe ging, recht große Fortſchritte in der Sprache.

Weil das eine Veranſtaltung der Mutter war, welche die Kinder unendlich liebten, und weil ich geſagt hatte, daß es nicht gehen würde, ſo entſtand unter allen ein Wetteifer, das Wort der Mutter in Ehren zu erhalten; und ein Paar Theile vom Spectator, die ich der jüngern wegen, bald anſtatt des Hume wählte, thaten das Uebrige. Wir hatten nun ein Leſebuch mehr, und eins, bei dem ihnen ſogar ihre gewöhnliche Lektüre etwas gleichgültiger wurde. Ehe noch ein Jahr verging, war meiner ganzen Familie eine reiche Quelle von neuen Vergnügungen eröffnet: ein Dutzend Engliſcher Bücher aus meiner kleinen Bibliothek.

Den Unterricht in der Muſik übernahm meine Frau, die ſich lieber eine Stunde vom Schlafe abbrach, ehe ſie einen Tag ohne Muſik zugebracht hätte. Sie ſpielte mit tiefem Gefühl; nur hatten ihre Phantaſieen, dünkt mich, einen zu ernſten Charakter. Die beiden älteſten Kinder, und das fünfte, Hannchen, lernten ſehr bald Muſik; die übrigen verloren nach manchen vergeblichen Verſuchen die Luſt dazu.

Wenn die Engliſche Stunde vorbei war, ging ich mit meinen drei Knaben auf mein Stübchen, um ihnen da die Anfangsgründe der alten Sprachen beizubringen. Die Noth wurde auch hier die Mutter einer glücklichen Methode. Was ſie laſen, mußten ſie vorher abſchreiben, weil wir von jedem Buche nur Ein Exemplar hatten; das Abſchreiben prägte ihnen aber die Worte ins Gedächtniß, und ihre bedeutenden Endungen dazu. Meine Frau, welche die Trennung der Kinder von einander ſo ungern ſah, bat mich, wenigſtens zweimal wöchentlich die Knaben unten in Gegenwart ihrer Schweſtern vorleſen zu laſſen, was ſie ausgearbeitet hätten. Ich that es; und das, was ich nur ungern bewilligte, wurde ein Feſt für meine Kinder und ein ſcharfer Sporn ihres Fleißes. Die Schweſtern kritiſirten ihre Brüder. „O, was Karl las, war ſchön! Ludewig aber ſtotterte. Und nun gar der kleine Wilhelm mit ſeiner Fabel! Wir mußten lachen, lieber

Wilhelm; es klang ſo poſſierlich.“ So ſagten die Mädchen; und Ludewig ſtotterte nicht wieder, Wilhelm ſchrieb ſeine Ueberſetzung vorher auf, ehe wir zur Prüfung hinunter gingen.

Die Mädchen ſtrickten, oder bereiteten unſer Mittagseſſen zu. Da ſie ſahen, daß ihre Kritik geholfen hatte, ſo wurden ſie mit jedem Male ſtrenger. Bald tadelten ſie einen Ausdruck, bald eine Wendung; oder ſie ſpotteten darüber, daß die Vorleſungen ſo kurz waren. Auguſte, die drolligſte von allen dreien, meinte, ſie wollten es dem Spectator nachmachen, der ſo oft ſagte: die Fortſetzung folgt; darum läſen ſie immer nur ſo ein kleines Stückchen von einer Geſchichte vor. Als wir das nächſte Mal herunter kamen, rief ſie: da kommen die Spectators! und ein allgemeines Lachen empfing uns. Nun aber drangen meine drei Knaben darauf, auch die Mädchen ſollten Ueberſetzungen vorleſen. Die Mädchen ließen ſich nicht lange bitten, und es wurden zwei Abendſtunden in jeder Woche dazu beſtimmt. Jetzt war das große Triebrad der Ehre in Bewegung: alle arbeiteten um die Wette, und wir Eltern brauchten nichts zu thun, als nur die Räder nicht anzuhalten, da ſie von ſelber gingen.

Die Mädchen hatten zwar die leichtere Sprache voraus, aber die Knaben die mehreren Stunden; und ſo gewann keine Parthei ganz entſchieden den Sieg. Ich hätte es, die Wahrheit zu geſtehen, nicht für möglich gehalten, daß Kinder in ſo kurzer Zeit, und bei ſo wenigen Hülfsmitteln, ſo raſch vorwärts kommen könnten, wie die meinigen. Beſonders hatte das Beſtreben jedes einzelnen, ſeine Ueberſetzung mit ſo vieler Sorgfalt zu machen als möglich, den glücklichſten Erfolg. Alle ſchrieben gut; und, ohne Vorbilder zu haben, hatte doch jedes ſeinen eignen Styl, ſogar ſeine eigene Anſicht der Dinge. Die alten Sprachen blieben zwar meinen Mädchen unbekannt, aber nicht die Schriftſteller, die darin geſchrieben haben; und da die Klaſſiker den größten Theil meiner Bibliothek ausmachten, ſo trieben ſie die Brüder eifrig an, ihnen doch bald alle dieſe Schätze zu eröffnen. Meine Söhne lernten nicht förmlich; ſie thaten etwas viel Beſſeres: durch ihren Fleiß waren ſie unſre Hoffnung, die Quelle unſrer reinſten Freude, und die angenehmſte Unterhaltung unſerer Abende.

Da alles, was meine Söhne vorlaſen, doch nur einen kleinen Theil des Abends ausfüllte, ſo kam ich ihnen zu Hülfe. Ich fing entweder ein Geſpräch über das Vorgeleſene an, oder ich las ihnen etwas vor, das dahin gehörte: z. B. den Sittenſpruch eines Weiſen, wodurch dies oder jenes erläutert wurde; gewöhnlich las ich aber mehr, als zum Beweiſe diente. Beſonders waren mir die Lebensbeſchreibungen berühmter Philoſophen von Diogenes Laertius hierzu ſehr brauchbar. Auch gaben uns die Sittenſprüche des Thales an mehreren Abenden Unterhaltung; und hier äußerte ſich der verſchiedene Charakter meiner Kinder am auffallendſten. Eliſabeth, meine älteſte, ein ſanftes, weiches, gutes Geſchöpf, liebte alles, was ihr glich, was weich, ſanft, wohlthätig war. Das Mädchen hatte eine ganz eigene Neigung, alles in ein mildes Dunkel zu hüllen. Auguſte ſagte einmal von ihr: laſſen Sie Lieschen nur, Vater! die kann ihr Leben nicht ſo trocken genießen, als wir; darum tunkt ſie es in Thränen. In der That, ſie bezeichnete ihre Schweſter nicht übel mit dieſem Ausdruck, ſo ungereimt er auch war. Eliſabeth liebte alle ſchwermüthige, trübe Sentenzen. Sie erklärte den Sophokles für einen großen Mann, weil er geſagt hat: *das höchſte Glück des Menſchen iſt der Tod*; und Pindars Vers: *das Leben iſt der Traum eines Schattens!* ſchien ihr der erhabenſte Gedanke; denn, ſagte ſie mit einem kummervollen Blicke: dieſe Worte mahlen das Nichts des Menſchen mit Einem Zuge.

Das Nichts des Menſchen? ſagte Auguſte ſtolz. Freilich mußt du wiſſen, wie viel du werth biſt. Ich für mein Theil halte den Menſchen für etwas, und mich für ziemlich viel. — O Auguſte, was iſt denn, in Ernſt geſprochen, das Leben? fragte Eliſabeth traurig lächelnd: ein Augenblick, aus Thränen und Leiden, aus vergeblichen Sorgen und vergeblichen Arbeiten zuſammengeſetzt, der ſich mit dem Alter endigt, worin man verachtet, und mit dem Grabe, worin man vergeſſen wird. — Was doch aber alles recht hübſch und angenehm iſt, ſagte Auguſte lachend, — bis auf das häßliche Grab, an das ich gar nicht denken mag.

Mein Karl war das Ebenbild von Lieschen, nur in einem höheren Style. Bei einem Streite, was das Schönſte in den alten Schriftſtellern wäre, ſagte er: ſehr ſchön iſt der Brief des Spartaners im Xenophon. — Welcher? Hole das Buch! — Ich weiß ihn auswendig. Er heißt: „Wir ſind geſchlagen. Mindarus iſt todt. Es fehlt uns an allem.“ Doch das Schönſte von allem, ſetzte er hinzu, iſt Lyſanders Brief nach der glorwürdigſten That, nach der Eroberung von Athen. Er ſchrieb: „Athen iſt erobert!“ — Alle Züge von Seelengröße machten den ſchnellſten Eindruck auf Karls Seele; er wußte kaum, wen er vorziehen ſollte, Sokrates oder Diogenes. Sein Ernſt, ſeine Majeſtät diente unſer Auguſte oft zum Gegenſtande ihres Lachens und ihrer Einfälle. Nächſt Eliſabeth liebten wir ihn am meiſten.

Auguſte, das dritte von unſern Kindern, mit einem runden Geſichte, einer luſtigen Stutznaſe, und ſchalkhaften Augen, war der Poſſenreißer in der Geſellſchaft. Sie wurde nie ernſthaft, ſondern fand überall etwas zu lachen; und ſo wenig ſie zu

Eliſabeth paßte, ſo wußte ſie ſich dennoch die Freundſchaft dieſer älteren Schweſter zu erhalten. Ich ſah es gern; denn ſie milderte des Mädchens traurigen Ernſt Ludewig, mein vierter, der auch gern etwas Witziges ſagte, nannte die beiden Schweſtern nicht unglücklich: Heraklit und Demokrit; — bis auf Heraklits Menſchenfeindſchaft, Lieschen! ſetzte er ſchmeichelnd hinzu. — Auguſte verſchonte nichts. Ich pflegte meinen Kindern moraliſche Sentenzen, Maximen und Gleichniſſe zu diktiren, weil ich überzeugt bin, daß ſie dem Herzen eine gewiſſe Energie geben, und dem Verſtande ein Mittel, ſich ſchnell zu helfen. Späterhin habe ich bemerkt, daß man das bei der Erziehung zu ſehr vernachläſſigt. Mich zwang die Noth es zu thun, da ich weiter nichts hatte, als die Alten, die voll von ſolchen moraliſchen Sittenſprüchen ſind. So diktirte ich aus dem Plato: „Zieht der Menſch ſeine Erfahrung nicht zu Rathe, ſo iſt er ein Kind, das mit jedem Morgen wieder anfängt zu leben; zieht er ſie zu Rathe, ſo iſt er ein Greis, der ſich beklagt, zu lange gelebt zu haben.“ Ich wollte ſo eben anfangen, den zweiten Satz zu erklären, als mich Auguſtens Gelächter unterbrach. Auf meine Frage: warum lachſt du? antwortete ſie: wenn man den Menſchen mahlen wollte, ſo müßte er, alſo ein neugebornes Kind ſeyn, mit einem langen weißen Barte und einer großen Stutzperücke; dann hätte man die Sentenz vor ſich. Ich mußte lächeln, und

Alle lachten. Karl gab ſeiner Schweſter einen Verweis; aber hatte ſie nicht Recht? bin ich nicht noch jetzt, ſo grau mein Haar auch iſt, zuweilen das eben geborne Kind?

Von den drei Kleinen ließ ſich damals wenig ſagen. Sie waren die Bilder ihrer Geſchwiſter, doch, mit eigenthümlichen Zügen. Ludewig hatte Aehnlichkeit mit Auguſten; Hannchen wurde von Allen die Weiſe genannt, und Wilhelm hieß Alexander der Große. Das mag fürs erſte ihren Charakter bezeichnen.

So lebten wir. Im Sommer wichen die Muſen den Arbeiten im Garten und im Felde; aber doch ſaßen wir manche Stunde, Alle mit Arbeiten beſchäftigt, unter einer Laube von türkiſchen Bohnen, und einer von uns las ein Stück aus dem Livius vor, oder aus Hume, oder aus dem Virgil, den mein Karl in Klopſtocks Styl zu überſetzen verſucht hatte. Ich ließ meine Kinder in dem glücklichen Traume, daß ſie recht viele Kenntniſſe hätten, ob ich gleich ſehr wohl wußte, wie viel ihnen fehlte, und daß die helle Sonne der Litteratur über Deutſchland ſtrahlte, ohne daß ſie nur einen Schimmer davon ſahen.

Lieber Gott! ſagte meine Frau; laß ſie doch! Was fehlt ihnen denn?

Was ihnen fehlt, liebſte Frau? Sehr viel! Wenn ich nur den letzten Meßkatalogus durchblättre; wenn ich ſehe, daß Hunderte von Büchern den Titel haben: „für Kinder! Zur Bildung des Geſchmacks und des Herzens in der Jugend!“ Es geht mir nahe, liebe Frau, daß wir nicht reicher ſind. Sieh, „unſre beſten Köpfe ſchreiben jetzt für Kinder. Eine Naturgeſchichte jagt die andere. Plinius und Ariſtoteles! — was iſt ſeit zwei Jahrtauſenden nicht entdeckt, gedacht, und geſchrieben! Die beiden Alten ſind voller Fabeln. Ferner Botanik und Mineralogie!“

Lieber Mann, wir thun, was uns möglich iſt; und wenn ſie die Thiere nicht kennen, und die Pflanzen, die in Amerika wachſen, und die Edelſteine, von denen ſie nie einen haben werden, ſo kennen ſie doch den Menſchen, und ihre Pflichten.

Phyſiologie, liebe Frau! das heißt: die Lehre von der Beſchaffenheit unſeres Körpers, der Knochen, der Eingeweide, der Muskeln, der . . .“ —

Sie kennen das Herz, lieber Mann; und, was noch mehr iſt, ſie haben Herzen, menſchliche, einfache, gütige Herzen. Sorge du nur nicht!

„Sie kennen das Herz? Ei nun ja, Menſchenkenntniß! Du weißt, liebes Guſtchen, ich verſtehe mich ein wenig darauf. Aber man iſt heut zu Tage weiter gekommen. Seitdem wir aus der Welt ſind, haben ſich die Sitten, die Gebräuche verändert. Das Herz werden ſie wohl kennen lernen, aber die Welt nicht. Sieh, da giebt es jetzt pſychologiſche Romane, Geſchichten zur nähern Kenntniß der Welt, geheime Geſchichten des menſchlichen Herzens, und dergleichen. Wer weiß, Liebe, wie es unſern Mädchen einmal geht, wohin das Schickſal ſie verſchlägt, und ob nicht ein ſolches Buch vielleicht der Engel, der Schutzgeiſt ihrer Unſchuld, ihrer Tugend werden könnte. Laß noch einige Jahre hinlaufen, und ſie haben alle meine Paar Bücher durchgeleſen. Was dann?"

Nun, für dieſen Fall, ſagte meine Frau, iſt ja unſer kleiner Schatz von Medaillen und ſeltenen Dukaten da. Geh in die Stadt, lieber Mann, und kaufe, wenn es ſo noth thut. — Jetzt hatte ich meine Frau, wo ich ſie haben wollte.

Die Erwartung.

Am Abend, als meine Kinder verſammelt waren, ſagte ich ihnen, was ſie noch nicht wußten: daß es außer den Büchern, die ſie kannten, noch tauſend unbeſchreiblich angenehme, unterhaltende gäbe, und daß wir, ich und die Mutter, Willens wären, den Nothpfennig, den wir bisher für eine Zeit des Unglücks geſpart hätten, zu ihrem Vergnügen anzuwenden. Bei dieſer Erklärung leuchtete die Freude aus Aller Augen. Wir holten den Schatz hervor, und taxirten ihn, nach einem ungefähren Ueberſchlage, auf einige und funfzig Thaler. „Wenn wir dies Geld gut anwenden,“ ſagte ich, („und ich hoffe es zu thun): ſo wird es auf mehrere Jahre zu unſerm Nutzen und Vergnügen hinreichen. Ich werde nur das Allerbeſte kaufen. Wir halten die Bücher ſo reinlich als möglich; und haben wir das Koſtbarſte, das Gold, aus dieſen Gruben gehoben, ſo verkaufen wir ſie wieder, vielleicht um zwei Drittel des Preiſes. Auf dieſe Art werden wir uns, denk' ich, einige Jahre lang hinleſen, ehe wir an den letzten Dukaten kommen.“

Ich fragte nun meine Kinder, aus welchen Fächern der Litteratur ſie am liebſten etwas zu beſitzen wünſchten, und las ihnen zu dem Behuf die Titel mehrerer Bücher aus Meßkatalogen vor. Auguſte rief bei jedem drolligen Titel: o, das! bei jedem Luſtſpiele: o. das! — Karl wollte jedes Heldengedicht, und Eliſabeth jedes Trauerſpiel haben. Als ich ihnen nun aber, um ihrer Kenntniß von Büchern einigermaßen eine beſſere Richtung zu geben, auch ein Paar Recenſionen vorlas, bald aus dieſem, bald aus jenem Fache: da waren die meiſten Stimmen für Romane und Gedichte. Ich ſetzte denn noch einige Bücher über die Naturgeſchichte, die Geographie und die Anthropologie hinzu.

Aller Erwartung von der neuen Deutſchen Litteratur wurde den Abend aufs höchſte geſpannt.

Die Mädchen erboten ſich, täglich ein Paar Stunden länger zu ſpinnen, um den Schatz zu vergrößern; und am folgenden Tage reiſte ich, von den Segenswünſchen meiner ganzen Familie begleitet, nach der Stadt, die ich ſeit mehreren Jahren nicht geſehen hatte.

Ich war in einer nicht geringen Verlegenheit, was mich bei meinem Einkaufe leiten ſollte. Zwar kannte ich einige berühmte Namen; ich wußte aber ſehr wohl, daß nicht jeder berühmte Name auch berühmt zu ſeyn verdient. Unterweges überdachte ich daher meinen Plan ſehr genau; leider hatte ich indeß nur ſehr unzuſammenhangende Bruchſtücke zu überlegen. Ich wußte keinen Menſchen, den ich um Rath fragen konnte; und doch kam mir nicht wenig darauf an, mein Geld ſo gut als möglich anzuwenden. Mit ſolchen unauflösbaren Zweifeln erreichte ich die Stadt, und ging ſogleich in die berühmteſte Buchhandlung. Da war ich nun, ſeit vielen Jahren zum erſten Male wieder, mitten unter den ehrwürdigen Schätzen des Deutſchen Fleißes, und ſah an den Paketen die Namen berühmter Schriftſteller, aber — den meinigen noch immer nicht! Ich wurde von einem geheimen Schauder ergriffen, als ich vor dem Buchſtaben B ſtand und mir ſo recht lebendig dachte, wie mir ſeyn würde, wenn ich auch den Namen Bebenroth ſähe, und mit welcher Ehrerbietung mich der Ladendiener, der mich jetzt nur nachläſſig von der Seite anblickte, betrachten würde, wenn ich ihm ſagen könnte: dieſer Bebenroth bin ich!

Es waren mehrere Käuſer in dem Laden. Ich wartete, bis ſie weggingen, ehe ich mein Gewerbe damit einleitete, daß ich nach Geſangbüchern fragte. Jetzt eben trat ein dicker Mann, der Herr ſelbſt, aus einer Seitenthür in den Laden. Willkommen, Herr Paſtor, ſagte der Mann ſehr freundlich und treuherzig, und ſchüttelte mir die Hand: willkommen hier in Ihrem Hauſe! — „In meinem Hauſe?“ fragte ich. — Ja, in Ihrem Hauſe, in Ihrem Eigenthum. Das iſt der Laden hier in mehr als Einem Betracht. Die erſten Schriftſteller in neueren Zeiten waren Theologen; die Schriftſtellerei, der Buchhandel, ging von der Theologie aus, und zwei Drittheile des ganzen Buchhandels ſind noch immer theologiſche Sachen. Auch rekrutiren ſich die übrigen Wiſſenſchaften faſt alle aus den Theologen; die meiſten Philologen, Philoſophen, Hiſtoriker, Geographen, Mathematiker, Belletriſten ſind vorher Theologen geweſen, haben gepredigt, und ſo weiter. Juriſten und Mediciner laſſen ſich ſelten auf andre Wiſſenſchaften ein. Alſo willkommen hier in Ihrem Hauſe, lieber Herr Paſtor. — Er ſchüttelte mir noch einmal die Hand, und fragte nun, wie ich hieße, und wo ich Prediger wäre. Als ich mich und den Namen meines

Dorfes nannte, ſchien er zu ſtutzen, und ich bemerkte etwas Beſonderes an ihm. Er zog mich unter herzlichen Händedrücken in ein Seitenzimmer, und bat mich, mit ihm zu frühſtücken.

Das treuherzige Weſen des Mannes machte auf einmal allen meinen Zweifeln ein Ende. Ich zog meinen kleinen Schatz hervor, zählte ihn auf den Tiſch, und ſagte: „bei Ihnen bin ich gerade an den rechten Mann gekommen. Sie ſollen mir ſagen, wie ich das Geld hier recht vortheilhaft anlegen kann, an Bücher nehmlich.“ — Er beſah das Geld, und ſagte komiſch: ſeltenes Geld, ſeltne Waare! Wollen Sie Orthodoxes, oder Heterodoxes? oder wollen Sie Mittelgut, das nicht kalt und nicht warm iſt?

„Theologiſche Sachen gar nicht. Ich weiß mehr Theologie, als mir im Leben und Sterben nöthig iſt. Die ganze Dogmatik habe ich auf meinem Dorfe noch nicht Einmal brauchen können.“

Nun, was wollen Sie denn ſonſt, lieber Herr Paſtor? Recht haben Sie freilich: die Theologie liegt in einer Kriſis; die Philoſophie iſt aber ganz und gar entſchlummert, und ſpricht immer nur im Schlafe. Man iſt es müde, das nachzuſagen, was Leibnitz, Wolf und Baumgarten vorgeſagt haben. Nun, noch einmal! was wollen Sie?

„Drei bis vier der ausgeſuchteſten Romane, die den Geſchmack bilden und Menſchenkenntniß geben. Auch Naturgeſchichte, und ein Paar Bände guter Verſe. Mit Einem Worte: ſo etwas von dem, was meinen Kindern fehlt, die bis jetzt in der Stille des Landlebens, in der Unſchuld ihrer Herzen, und in dem Kreiſe der häuslichen Liebe erzogen ſind. — Dies war ein Nothpfennig," ſetzte ich hinzu; „aber kann ich ihn beſſer anwenden, als für die Bildung und das Glück meiner Kinder?"

Hm! ſagte der Mann viermal hinter einander langſam, und zog die Stirn kraus. — Es ſind Mädchen? fragte er dann nachdenkend.

„Drei Knaben und drei Mädchen. Ich und meine Frau, wir haben für die Kinder gethan, was in unſern Kräften ſtand. Jetzt fehlt ihnen aber Bildung, Politur. Sie ſind noch um ein halbes Jahrhundert zurück, und meine Bibliothek wiſſen ſie ſchon auswendig."

Hm! hm! hm! hm! wieder viermal langſam hinter einander. Was enthält denn Ihre Bibliothek?

Ich nannte ihm, was wir geleſen hatten. Er zog die Stirn noch krauſer, und ich ſchämte mich nicht wenig, daß ich hier ſo elend beſtand.

Das Alles, fragte er, haben Ihre Kinder ohne Unterſchied geleſen? die ganzen Bücher?

„Nun, wohl hundert und mehr Stellen habe ich freilich nicht mit ihnen leſen können, weil ... weil ... O, Sie glauben nicht, wie unſchuldig meine Kinder ſind! Wäre es nach meiner Frau gegangen, ſie hätten noch weniger geleſen.“

Stecken Sie Ihren Nothpfennig wieder ein, lieber Herr Paſtor, und ſeyn Sie dieſen Mittag mein Gaſt. In einigen Tagen reiſe ich nach B**; dann beſuche ich Sie. Wir werden ja ſehen, was zu thun iſt. Jetzt kommen Sie mit mir hinauf; ich will Ihnen ein Paar Bücher leihen, die Sie bis dahin Ihren Kindern vorleſen können, und die — das glauben Sie mir auf mein Wort! — hinreißend ſchön ſind. Sie enthalten ſo erſtaunlich viele Menſchenkenntniß, ein ſo treues Gemählde des Herzens, daß ... daß ... Sie werden ſelbſt ſehen. Doch, ein Paar Stellen, die Ihre Frau Ihnen rathen würde zu überſchlagen, kommen auch darin vor. Alſo dächte ich, Sie läſen die Bücher erſt vor ſich allein.

Er führte mich eine Treppe hinauf, öffnete eine Flügelthür, und ich trat in ein ſchön möblirtes Zimmer, worin eine Dame und vier junge Frauenzimmer ſaßen. Meine Schweſter und ihre vier Töchter, ſagte er zu mir. Er nahm der jüngſten ein Buch aus der Hand, ſah den Titel an, ſteckte es ein, und ſagte: du kannſt es dir, wenn du es heute brauchen willſt, aus meiner Bibliothek holen. Dann nahm er aus einem Glasſchranke noch vier prächtig gebundene Bücher, und legte ſie auf eine Toilette.

Die Mädchen ſahen mich von oben bis unten an, und mit ſo dreiſten Blicken, daß ich darüber ein wenig blöde wurde. Nachdem mein Buchhändler noch einige Worte über mich geſagt hatte, worin er mich als ſeinen guten Freund, und — mit einem komiſchen Lächeln, das nur ich verſtand — als eine Stütze des Buchhandels und der Litteratur ankündigte, nahm er mich in ein Fenſter, und plauderte mit mir über Theologie und die alten Klaſſiker. Er ſelbſt war Theologe geweſen, und in mancherlei Wiſſenſchaften ſehr gut bewandert.

Nach und nach ſammelte ſich eine kleine Geſellſchaft, und das Geſpräch wurde bald allgemein; ich konnte aber gar keinen Theil daran nehmen, da es weiter nichts betraf, als die neueſte Litteratur, die bildenden Künſte, die Muſik und das Theater. Ueber die vier Mädchen erſtaunte ich. Ihr Oheim wies mir Zeichnungen, die ſie gemacht hatten; auch ſpielten und ſangen ſie ſehr fertig, aber in einer ganz andern Manier, als meine Frau und meine Kinder. Es war mir, als wollte mein Wirth mir ſagen: das iſt die Bildung, die du für deine Kinder verlangſt. Glaubte er das, ſo that er mir Unrecht; ich wußte ſehr wohl, daß meine Kinder dieſen hohen Grad von Eleganz, dieſe Leichtigkeit und Feinheit des Benehmens, dieſe Sicherheit des Geſchmackes, und dieſe Beſtimmtheit der Urtheile über alle Gegenſtände der Künſte und Wiſſenſchaften, nie erreichen konnten.

Am Tiſche flog eine angenehme Unterhaltung mit witzigen Einfällen und luſtigen Anekdoten rings umher. Ich citirte, um doch nicht ganz ſtumm zu ſeyn, ein Paar Verſe aus Gellert, die gerade in das Geſpräch paßten; man ſah mich aber lächelnd an, und kümmerte ſich nicht um Gellert. Mein Wirth, der neben mir ſaß, zog mich ſchnell in ein Geſpräch, und machte ein finſteres Geſicht; das galt aber nicht mir; er wollte nur etwas verbergen, und ich fürchtete, ein ſpöttiſches Lächeln der Geſellſchaft.

Nach Tiſche gab er mir die Bücher, und ſagte dabei ausdrücklich, ſie gehörten ſeinen Nichten. Als er mich dann die Treppe hinunter begleitete, wiederholte er noch einmal ſein Verſprechen, mich zu beſuchen. Da er wußte, daß ich mit meinen Kindern Engliſch las, ſo gab er mir eine in dieſer Sprache mit philoſophiſchem Geiſte geſchriebene Naturgeſchichte aus ſeiner Bibliothek mit, und ſagte dabei: das können ſie ſogleich leſen.

Meine Familie kam mir eine Stunde weit entgegen, und in allen Geſichtern war die geſpannteſte Erwartung. Ich erzählte meine kleine Begebenheit, und kündigte den Beſuch meines Buchhändlers an. Wie ich mich in Abſicht der Bücher, die ich mitbrachte, benehmen ſollte, wußte ich noch nicht; denn ein Paar Blicke, die ich unterweges hinein gethan hatte, waren hinlänglich geweſen, mich zu überzeugen, daß mein verſtändiger Buchhändler Recht hatte. Ich vertröſtete meine Kinder bis auf unſre Ankunft zu Hauſe; und hier gab ich ihnen fürs erſte die Engliſche Naturgeſchichte mit ſchönen Kupfern zum Anſehen.

Und die andern? rief alles. — „Sollen folgen, wenn wir mit dieſem zu Ende ſind.“ Wir laſen noch den Abend. Die ganz neuen Vorſtellungen, welche das Buch bei den Kindern, ſo wie bei mir ſelbſt, erregte, befriedigte ihre Neugierde; und der alte Plinius erhielt noch heute ein allgemeines Verdammungsurtheil. Aber je mehr das neue Buch Aller Erwartung befriedigte, deſto größer wurde nun auch die Neugierde auf die andern, die ich mitgebracht hatte. Sie verlangten, ich ſollte ihnen nur die Titel zeigen; ich ſchlug ihnen das aber mit Ernſt ab.

Als ſie zu Bett gegangen waren, holte ich einen Band hervor, und ſah auf dem Titel den Namen eines großen Schriftſtellers. Mit Erwartung ſchlug ich das Buch auf, und las meiner Frau mit gedämpfter Stimme daraus vor, weil die Kinder noch wachten. Mein Buchhändler hatte ſehr richtig geurtheilt: die Sprache war Geſang; wir wurden in eine ganz neue Welt verſetzt, und das Intereſſe vermehrte ſich mit jedem Blatte. Jetzt fühlte ich, warum man lächelte, als ich Gellert citirte. Welch eine Geſchmeidigkeit der Sprache, wie volltönend, wie gedrängt, wie klar, wie lebendig! und dagegen nun die ſchlaffe Weitläuftigkeit der älteren Schriftſteller! Wie liebenswürdig, wie hinreißend war die Unſchuld, die Tugend gezeichnet! und bei der rührenden Schilderung eines Unglücklichen konnte ich vor Thränen nicht mehr fortleſen. Aber mein Buchhändler hatte wieder Recht. Die Liebe wurde in dem Buche mit glühenden Farben gezeichnet; der unendliche Reichthum der Dichtkunſt war gebraucht, — nicht die Liebe des Helden zu mahlen, ſondern in dem Herzen des Leſers die heftige Gluth der Leidenſchaft anzufachen.

Ich ſchüttelte bedenklich den Kopf. „O,“ ſagte ich endlich, als meine Frau noch immer horchend da ſaß, ohne die Gefahr zu ahnen, welche dieſe Stellen für die heißen Herzen unſrer Kinder haben konnten: „o, wie zerſtörend müßte dieſe Flamme in den Herzen unſrer Kinder werden!“ Zu meinem großen Erſtaunen fand meine Frau das nicht ſo. Zerſtörend? ſagte ſie, mit hellen, unſchuldigen Augen. Warum denn, lieber Mann? warum denn? O ſieh, ich konnte es dir nicht ſo ſagen, als ich deine Braut war, und in den erſten Jahren unſrer Ehe; aber gefühlt hab' ich es wohl. Es iſt, als hätte der große Mann mein Herz in ſeiner Hand gehabt. Sollte ich dich denn weniger lieben? Warum dürften das unſre Kinder nicht wiſſen? warum nicht leſen? Ich habe dich ja ſo geliebt, und beinahe liebe ich dich noch jetzt ſo.

Die unſchuldige Seele! Ich umarmte ſie zärtlich. Ach, ſie hatte nie einen andern Mann geliebt, als mich; ihre heiße Liebe war ihre Tugend geweſen, nichts weiter. Mir fiel das ſchöne Julchen ein, und ich fing an, meiner Frau die Zweifel, die mich beunruhigten, zu eröffnen. Sie begriff mich nicht; denn ſie hielt es für unmöglich, daß jemand einen andern Menſchen als ſeinen Gatten oder ſeine Gattin lieben könnte, und ſie hielt jedes Herz für unſchuldig, weil nie ein ſtrafbarer Gedanke in ihre Seele gekommen war. Ich erinnerte ſie an den Amtmann Schenk, der ſie geliebt hatte. Sie erklärte aber deſſen Empfindung für Wolluſt, für Liederlichkeit; und die hatten in ihrer Vorſtellung nichts mit der Liebe zu ſchaffen.

Ich mußte endlich ſchweigen, und las weiter. Es kam eine Scene der Untreue, der höchſten und glühendſten Liebe. Sie erſtaunte, als der Dichter dieſe Schwäche des Herzens vertheidigte, bat mich aufzuhören, und erklärte geradezu, der Dichter kenne das menſchliche Herz nicht. Jetzt waren wir, obgleich aus verſchiedenen Gründen, Beide mit einander eins, daß dieſes Buch keine Lektüre für unſre Kinder ſeyn könnte: ich, weil die Liebe, dieſe ſüße Leidenſchaft, mit zu glühenden

den Farben darin gemahlt war; ſie, weil der Dichter etwas ganz anderes als die Liebe, nichts als das ſtrafbarſte Vergehen, geſchildert hatte.

Vielleicht ſind die andern deſto beſſer, ſagte ſie; und wir nahmen an den nächſten Tagen die übrigen vor. — „Weiß man denn," ſagte ich zuletzt recht traurig, „nichts anderes zu ſchreiben, als von dieſer fürchterlichen Leidenſchaft?" Meine Frau erwiederte: lieber Mann, fürchterlich nennſt du ſie? Iſt ſie denn nicht das Glück des Lebens? Beinahe möchte ich ſagen: du redeteſt einmal wunderlich. Das möchten ſie immerhin leſen: denn ſie ſehen ja, wie zärtlich wir uns lieben; wir zeigen es ihnen ja unverhohlen, wir ſagen es ihnen ja ausdrücklich. Da wäre ja unſer Beiſpiel tauſendmal ſchlimmer, als ein ſolches Buch. Und meinſt du denn, das Herz hätte erſt Bücher nöthig, um zu fühlen? Ich liebte dich, ohne je ein ſolches Buch in der Hand gehabt zu haben; und hier ſteht am Ende nicht einmal alles, was ich fühlte. Aber der liebe Gott ſoll mich bewahren, je meine Kinder leſen zu laſſen, daß es nichts als Schwäche des Herzens, verzeihliche Schwäche ſey, wenn man einen groben Fehltritt begeht!

Wir waren mit einander einig. Die Bücher wurden verſchloſſen, und wir ſtudierten die Naturgeſchichte.

Endlich kam mein Buchhändler. Wir Alle erwarteten von ihm einen Theil unſeres Vergnügens; man kann ſich alſo leicht denken, mit welcher Freude er empfangen wurde. Er zog mich in eine Ecke, und fragte: nun? haben Sie die Bücher geleſen? Ich zuckte die Achſeln, und ſagte ihm: „ſie enthalten freilich die geheimſte Geſchichte des menſchlichen Herzens; meine Kinder ſind aber zu unſchuldig, um ſie ohne Gefahr wiſſen zu können. Wir haben die Bücher zurück gelegt.“ Ich erzählte ihm den Streit mit meiner Frau, und ſagte ihm auch, wie ſie zu ihren ſeltſamen Begriffen gekommen wäre. Er warf zärtliche Blicke auf ſie, und ſetzte ſich dann zwiſchen meine Kinder.

Anfangs waren ſie unbeſchreiblich blöde; doch durch ſein Plaudern gewann er ihre Herzen bald. Jetzt umgaben ſie ihn mit kindlichem, gutmüthigem Vertrauen und alle redeten, jedes nach ſeinem Charakter, auf ihn ein. Auguſte neckte die ſanfte Eliſabeth mit ihrem Ernſt; Karl blitzte zuweilen mit einem Sittenſpruche der Alten dazwiſchen. Ich wußte nicht, was meinem Buchhändler ankam: er wurde von Minute zu Minute wortarmer, obgleich freundlicher; dann umfaßte er meine Kinder, eins nach dem andern, und drückte ſie an ſeine Bruſt.

Das Geſpräch wechſelte unaufhörlich, und ſie plauderten mit der größten Argloſigkeit, was ſie dachten. Eliſabeth mußte auf dem Klaviere phantaſieren. Ich wunderte mich, daß mein Fremder ſo aufmerkſam zuhörte; denn das Inſtrument in ſeinem Hauſe klang ganz anders: wie das ſchönſte Glockenſpiel. Er ſtellte eine ordentliche Prüfung mit meinen Kindern an; dann ging er mit mir und meiner Frau in den Garten, während die Mädchen Küche und Tiſch beſorgten. Sobald wir in einer Laube waren, umfaßte er mich und meine Frau zugleich, und hatte Thränen in den Augen, ohne ein Wort zu ſagen.

„Was iſt Ihnen?“ fragte ich, ein wenig beſtürzt.

Sie ſind ein glücklicher Vater, ſagte er ſtockend. Sehen Sie, was mich an Sie zog, lieber Paſtor, war die herrliche Liebe, mit der Sie von Ihrer Familie ſprachen, als Sie mich neulich beſuchten. Sie wiſſen wohl nicht, daß ich Sie ſchon länger kenne, und . . . daß Sie mein Wohlthäter ſind! Sie glauben wohl nicht, daß, als Sie den Rothpfennig bei mir hervorzogen, den ich ſchon kannte, mein Herz in Thränen ſchwamm, und daß ich in dem Augenblicke beſchloß, Sie zu meinem Freunde zu machen. Doch jetzt will ich erſt . . . — Er ließ ſeinen Wagen der im Gaſthofe hielt, auf unſern Hof kommen, und packte, nebſt einigen Flaſchen Wein, eine Menge Bücher aus, die er unter meine Kinder vertheilte. Jetzt, ſagte er, da ich Ihren Geſchmack kenne . . . —

„Wir haben keinen!“ unterbrach ich ihn. — Er lächelte, und ſagte mir ſehr viel Verbindliches über meine Erziehung, über die Kenntniſſe meiner Kinder, über ihren reinen Schönheitsſinn und ihre unſchuldigen Herzen.

Ohne viel auf ſein Lob zu achten, murmelte ich mehr als Einmal: „ich Ihr Wohlthäter?“ Das lag mir gar zu ſehr am Herzen; denn ich konnte mich nicht erinnern, ihn jemals geſehen zu haben. Er mußte endlich meine Neugierde befriedigen. Sehen Sie, ſagte er lieber ehrwürdiger Mann; ungefähr vor ſechs Monaten (es war im Spätherbſt) kam ich mit einem meiner vertrauteſten Freunde hier durch. In der Hohlgaſſe unten im Dorfe brach mein Wagen. Wir gingen in den Krug, und fanden ihn voll Menſchen, voll übler Luft, und erſtickend heiß. Auch eine Bettlerin mit einem Knaben ſaß zwiſchen den Bauern. (Sie werden bald hören, warum ich das bemerke.) Als der Schade an meinem Wagen beſehen war, erklärte mir der Schmid, wir müßten bis den folgenden Mittag verziehen. Ich hatte nicht Luſt, die Nacht in dieſem Fegefeuer auszuhalten, und fragte einen Bauer: iſt euer Paſtor gaſtfrei? (Es war meine Abſicht, mir nur ein Nachtlager bei Ihnen auszubitten.) Der Bauer lächelte, und fing nun Ihr Lob an, in das alle Anweſende mit einſtimmten. Man rühmte — was ſo ſelten iſt — Ihre Uneigennützigkeit, erzählte uns, daß Sie mit Ihrer Familie ganz einſam lebten, und machte, ſo gut Bauern das können, eine Beſchreibung von Ihren liebenswürdigen Kindern; aber dabei ſagte jeder, Sie wären arm. Nun trat auch der Schulmeiſter herein, und vollendete die Schilderung von Ihnen. Kurz, ich und mein Freund wir wurden Beide höchſt neugierig, Sie kennen zu lernen. Indeß ſahen wir wohl ein, daß wir Sie durch unſern Beſuch und unſre Bitte, eben weil Sie ſo gutherzig ſind, in Verlegenheit bringen müßten. Um das bei einem ſo braven Manne nicht zu thun, ertrugen wir lieber alles Ungemach. Ich fragte nur nach ihrem Namen, und man nannte ihn mir. Jetzt aber wurde die Frauensperſon aufmerkſam; ſie erkundigte ſich, woher Sie wären, und ſo weiter. Dann ging ſie hinaus, und ich hörte ſie nach der Pfarre fragen. Sie ging den Weg, den man ihr bezeichnete. Als ſie zurück kam, zählte ſie eine Handvoll Geld, und foderte ſich Eſſen, da ſie vorher ſehr demüthig um ein freies Nachtlager gebeten hatte. Ich war überzeugt, daß ſie das Geld von Ihnen bekommen hätte, und machte meinen Freund aufmerkſam. Nach einer halben Stunde kam eine Magd mit einem Paket Kleider, die Sie der Bettlerin ſchickten. Ich ſchüttelte den Kopf; Ihre Armuth wurde mir zweifelhaft, weil die Kleidungsſtücke noch ſehr brauchbar waren, und beſonders, weil bei dieſem Pack wieder eine kleine Summe Geld in einem Papiere lag. So viel giebt kein

Armer! dachte ich, und examinirte nun die Bauern ſehr genau über Ihre Einkünfte. Da ſah ich denn freilich, daß Sie nicht viel übrig haben konnten.

„Ich erinnere mich ſehr wohl," fiel ich ein; „die Bettlerin war aber eine alte Bekannte von mir; eine Mamſell Goldmann, die mich einmal entſetzlich angeführt hat." — Ich erzählte ihm die Begebenheit, und er hörte mir lächelnd zu.

Als ich fertig war, fragte er: erinnern Sie Sich nun auch wohl eines Mannes, der gegen Mittag zu Ihnen kam und — bettelte?

„Recht ſehr genau," erwiederte ich. „Er war gut gekleidet, beſſer als ich. Sein rundes Geſicht glühete von Geſundheit. Ich hatte nie einen ſolchen Bettler geſehen."

Ganz recht! Es war mein Freund, ein Romanendichter, ein braver, ehrlicher Mann, den die Luſt, Sie und Ihre Familie in einem Romane darzuſtellen, die ganze Nacht nicht ſchlafen ließ. Ich verlege alle ſeine Schriften, und feuerte ihn noch mehr an. Wir machten hundert Plane, Sie zu ſehen. Auf die gewöhnliche Weiſe wollte mein Freund Sie nicht beſuchen: denn, ſagte er, ich muß ihn ſogleich in einer rührenden Situation haben. Nach hundert und aber hundert Anſchlägen beſchloß er endlich, bei Ihnen zu betteln. Er zog ſeinen Regenrock an, ging zu Ihnen, und kam nach einer Stunde mit naſſen Augen wieder. Sie hatten ihm dieſen Dukaten gegeben, weil Sie kein andres Geld mehr beſaßen. (Er zog einen Dukaten hervor, und zeigte ihn mir.)

„Und hat er mich wirklich in ein Buch gebracht?“ fragte ich eifrig.

Er iſt jetzt dabei, und ich hoffe, es ſoll Ihnen gefallen. — Wir fuhren Beide gerührt nach Hauſe. Mein Freund arbeitete an ſeinem Roman, und ich ſann auf Mittel, den Dukaten wieder in Ihre Hände zu bringen. Aber, wie die reichen Leute nun ſind, lieber Freund — es kamen Geſchäfte, Schnupfen, Aerger, Verdruß und Plane dazwiſchen. Ich vergaß Sie bis Sie mir in meiner Handlung Ihren Namen nennten, und Ihren Schatz hervorzogen. — Der liebe Mann drückte mir die Hand, und hatte Thränen in den Augen.

Der Bettler.

Der Leſer wird ſo gütig ſeyn, ſich der Unterredung zu erinnern, die ich mit meiner Frau an dem Morgen hielt, da wir ganz ohne Geld waren, weil wir alles der Goldmann gegeben hatten; ferner der Bemerkungen über die Armuth, welche ich bei dieſer Gelegenheit machte. Etwa eine Stunde nachher kam der Romanenſchreiber, der Freund meines Buchhändlers, über den Hof, klopfte an, und trat in das Wohnzimmer, wo ich mit meiner Familie plauderte. Jetzt war es mit meinem Stolz auf einmal vorbei; ein Blick von meiner Frau gab mir aber wieder Muth, und ich beſchloß, im Nothfalle dem Fremden zu geſtehen, daß ich keinen Groſchen Geld im Hauſe hätte. Er warf freundliche Blicke auf mich und meine Familie; dann hob er an, und gleich die erſten Worte verriethen mir, daß er betteln wollte. Ich hatte kein Geld, und der Menſch war beſſer gekleidet als ich: dieſe beiden Umſtände machten mich ſo hart, wie einen Kieſelſtein. „Mein Herr,“ unterbrach ich ihn; „ſo gekleidet, wie Sie, würde ich mich ſcheuen, einen Mann anzuſprechen, der wenigſtens nicht reich iſt. Ich kann Ihnen nichts geben; gewiß, ich werde Ihnen nichts geben!“

So gekleidet, wie ich? fiel der Bettler ein, ohne ſich, wie es ſchien, beleidigt zu finden. Eben dieſe Kleidung giebt mir ein Recht mehr, nicht allein auf Ihre Wohlthätigkeit, ſondern auch auf Ihre Schonung. Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, in ſolcher Kleidung zu ſagen: ich bin ein Bettler!

Eben daſſelbe hatte ich erſt vor einer halben Stunde geſagt und aufgeſchrieben; aber daran dachte ich jetzt nicht: die Worte des Mannes fielen wie ein warmer Regen auf mein Herz, und löſten die Eisrinde in einem Momente auf. Meine Frau hatte ſo verdrießlich ausgeſehen, wie ich; aber dieſe Worte machten ihre Miene ſanft, und goſſen in ihr Geſicht eine Schamröthe über ihre und meine Härte. Setzen Sie Sich doch! ſagte ſie mit bebender Stimme zu dem Fremden. Ich ſann in dieſem Augenblicke auf ein Mittel, meine Härte wieder gut zu machen; ſie fand es auf der Stelle in einer Kleinigkeit: darin, daß ſie ihm den beſten Stuhl im Zimmer anbot. Aber Geld hatte ich doch nun einmal nicht, und ich wußte mir durchaus nicht zu helfen.

Eben dieſe Kleidung, fing der Fremde wieder an, iſt ein Beweis, wie ſehr unglücklich ich bin, Herr Prediger. Ich habe beſſere Tage gehabt! Es iſt das ſchwerſte aller Opfer, ſich der Verachtung ſo hinzugeben: denn auf den Armen wirft jeder, ſelbſt das Kind, den Blick der Verachtung. (Das ſagte der Mann mit bebender Stimme.) Auguſte und die jüngern wendeten ſogleich ihre Blicke ängſtlich von ihm ab, und errötheten; Eliſabeth aber, die in einen Winkel getreten war, um ihre Thränen über meine erſten harten Worte zu verbergen, wendete ſich jetzt ſchluchzend zu dem Fremden um. Sie ſchien zu fühlen, daß ſie ihm etwas Beſſeres zeigen könne, als Verachtung: Augen voll mitleidiger Thränen.

„Meine Härte,“ ſagte ich, „giebt Ihnen Recht zu dieſer Bemerkung“ (Ich ſprach ſehr kleinlaut, weil ich mich nicht wenig ſchämte.) „Ach,“ ſetzte ich hinzu; „glauben Sie mir, es war nicht ſowohl Härte als Nothwendigkeit. Ich bin wenigſtens jetzt eben ſo arm, wie Sie ſelbſt. Nicht einen Groſchen habe ich im Hauſe.“ Meine Frau fiel verſichernd ein: das Letzte, was wir hatten, Alles, gaben wir geſtern einer Unglücklichen.

Der Fremde ſtand auf, und trocknete ſich die Augen. Es geht mir nahe, ſagte er ſanft und gerührt, daß ich Ihnen heute die unangenehme Empfindung machen muß, mich ohne Hülfe . . . — Meine Frau bat ihn mit Thränen, und wahrhaft demüthig, zum Frühſtück. Als er ſich zu beſinnen ſchien, liefen alle meine Kinder hinaus, und jedes brachte etwas, das zum Frühſtücke gehörte, in das Zimmer.

O! o! rief der Fremde einmal über das andere, äußerſt gerührt, als er die frohe Geſchäftigkeit meiner Kinder ſah. Ich habe keine Zeit, ſagte er weinend; aber ich gehe mit einem vollen, einem frohen Herzen, Ihr guten, wohlthätigen Seelen.

Jetzt ſprang meine Frau ſchluchzend vor den Schrank, worin unſer Schatz lag; und ich hielt den Fremden, der ſchon an der Thür ſtand. Meine Kinder erhoben ein Freudengeſchrei; denn ſie wußten, ſo gut wie ich, was meine Frau thun wollte. O, nehmen Sie! ſagten wir, als meine Frau ihm einen ſeltenen Dukaten in die Hand drückte. Nein! nein! rief er; indem er mich und meine Kinder laut ſchluchzend umarmte. O, ſagte Eliſabeth, und faßte ſeine Hand: nehmen Sie! laſſen Sie uns nicht ſo troſtlos ſtehen! Jetzt nahm er das Goldſtück; dann rannte er wild zum Hauſe hinaus, und ließ uns alle mit Herzen voll ſchöner Empfindungen zurück.

Ich will den Leſer nicht mit den Anmerkungen aufhalten, die ich, als der Fremde weg war, über die Wohlthätigkeit machte. Eliſabeth unterbrach auf einmal meine Reflexionen dadurch, daß ſie mit ausgebreiteten Armen aus ihrem Winkel hervortrat, und mit entzückten Blicken, mit hell tönender Stimme ſagte: o, wie ſelig muß Gott ſeyn!

Meine Kinder treten in die Welt.

Der Buchhändler, den ich bei ſeinem Vornamen Friedrich nennen will, weil ihn ſeine Schweſter und ſeine Nichten ſo nannten, und weil auch wir ihn auf ſein Verlangen ſo nennen mußten, brachte den Tag mit Vergnügen unter uns zu. Gegen Abend nahm er mich und meine Frau allein, und ſagte ernſt: hört, Kinderchen! die Romane, die ich euch geliebet habe, gebt mir nur wieder. Lieber Paſtor, Sie haben ein Meiſterſtück von Erziehung geliefert. Ich bin entzückt über die Unſchuld, und die reine Empfindung ihrer Kinder. Ob ſie Ihnen nicht ein Paar Romane ſpielen werden, iſt freilich ungewiß. Ihre Mädchen ſind ſchön, und Ihre Eliſabeth hat ein Herz, das in Liebe getaucht iſt; alſo werden ſich die Romane wohl finden, dafür ſtehe ich Ihnen. Aber leſen ſollen ſie keinen, auch nicht den beſten. Was für ſie darin zu lernen ſeyn möchte, wird ihr Herz ſie ohnehin früh genug lehren; und alles, was andre Kinder dadurch bekommen könnten, Liebe zum Guten, zum Schönen, zur Tugend, das brauchen die Ihrigen nicht. Alſo nichts davon. Ich wollte, mein Freund wäre hier, der Bettler, der Sie um den Dukaten brachte. Er ſollte Sie, Ihre Frau und Ihre Kinder nun in einen andern Roman bringen der . . .

Uns? ſagte meine Frau mit großen Augen. Lieber Gott! was wäre denn an uns, um nur eine Seite voll davon zu ſchreiben? Wer würde doch . . .?

„Liebes Guſtchen,“ fiel ich mit Herzpochen ein; „das weißt du nicht, das verſtehſt du nicht. Wenn es wäre, ich fragte nichts, gar nichts darnach. Für Begebenheiten würde der Herr wohl ſorgen, oder — das Schickſal,“ ſetzte ich zögernd hinzu.

Ich bitte Gott, ſagte meine Frau, daß nie ein Menſch, ſelbſt der große Mann nicht, deſſen Romane wir geleſen haben, etwas von uns zu ſchreiben wiſſen möge, und wäre es auch das Beſte, das Schönſte von der Welt. Sind wir gut, lieber Mann, ſo iſt es ſchon hinlänglich, wenn Gott es weiß und unſer Gewiſſen.

Liebe Frau, ſagte Friedrich, da haben Sie etwas geſagt, das geradezu gedruckt werden könnte. Ich weiß wohl, das Publikum will Begebenheiten, Mord und Todtſchlag; und Gott behüte ſie vor allem, was Stoff zu einem ſolchen Buche gäbe! Aber wäre Ihr Leben beſchrieben — ſo einfach der Roman auch ſeyn würde, Ihre Kinder ſollten ihn dennoch nicht leſen, wenigſtens nicht früher, als bis ſie ſelbſt ſchon Kinder hätten: das meine ich.

Ich ſchickte meine Frau unter einem Vorwande weg, und nun ſagte ich dem Buchhändler, daß ich nicht übel Luſt hätte, mich noch als Schriftſteller bekannt zu machen. In aller Geſchwindigkeit nannte ich ihm ein Dutzend der intereſſanteſten Titel, zu denen ich von Zeit zu Zeit Willens geweſen war, ein Buch zu ſchreiben. Er ſagte lächelnd: Sie haben Recht. Hat man den Titel des Buches gewählt, ſo iſt wenigſtens die Hauptſache da. Ich kenne Schriftſteller, die ein gutes Buch ſchreiben können; aber ihr Witz reicht nicht hin, einen Titel dafür zu finden, und wir Buchhändler müſſen am

Ende die Mühe übernehmen. Oft iſt der Titel alles, was ein Buch verkauft. Uebrigens, kann ich Ihnen ſagen, iſt ein Schriftſteller gerade nicht der glücklichſte Mann. Hat er Ruf, ſo fällt jeder über ihn her, der ſich einbildet, daß Deutſchland nur für ihn allein Augen und Ohren haben ſollte, alle die jungen Schriftſteller, die in der erſten Hitze den Ruf noch für etwas Großes halten; hat er keinen Ruf, ſo fallen ihn die Recenſenten an, ſo gut ſein Buch auch ſeyn mag. Erregt er gar nichts, weder Neid noch Tadel, ſo kennt ihn niemand, und er hat vergebens geſchrieben. Iſt er wirklich groß, und kann er den Neid verachten, ſo geht es ihm, wie dem Reichen; der Pöbel ſchreiet: er habe ſeinen Reichthum zuſammengeſtohlen; und ſchreit erſt Einer dem großen Manne ſein „Dieb! Dieb!“ nach, ſo giebt es immer noch kläglichere Menſchen, die es wiederholen. Sie haben nun zu wählen, lieber Freund. Es hilft Ihnen nichts; Sie müſſen durch das Fegefeuer.

„Ich ſchreibe anonym.“

Das leidet Meuſel nicht; der flüſtert den Recenſenten Ihren Namen ins Ohr, und die machen, was noch ſchlimmer iſt, Anſpielungen darauf. Von Ihnen würden ſie z. B. ſagen: Uns wundert nur, wie dieſer Mann ohne Beben, ohne roth zu werden, etwas der Preſſe übergeben konnte! Das Beben und roth laſſen ſie groß drucken. Was wollten Sie machen? Sie müſſen durch das Fegefeuer, es hilft Ihnen nichts.

Ich wurde ſehr kleinlaut, doch ohne darum die Hoffnung aufzugeben, in der ich mich ſo glücklich fühlte. Er mochte ſagen, was er wollte: jetzt, da ich ihn kannte, glaubte ich meinem Ziele näher zu ſeyn, als jemals; indeß ſchwieg ich.

Ehe er wieder wegfuhr, lud er mich, meine Frau und die drei älteſten Kinder zu einem Beſuche ein, und verſprach uns, daß ſein Wagen uns abholen ſollte. Meine Frau wollte Anfangs nicht gern an dieſe Fahrt, weil ihr noch immer die Vorſtellung im Kopfe lag, daß man unſer einfaches Leben in einem Romane ſchildern möchte. Unſre Kinder, ſagte ſie, paſſen nicht in die Welt; ſie ſind blöde, und auch nicht ſo gekleidet, daß ſie ſich könnten ſehen laſſen. Aber es half nichts. Unſer Freund ſagte: Sie müſſen dahin paſſen lernen; ſie müſſen dreiſt werden. Kleider machen den Menſchen nicht aus, und obendrein würde ich faſt Niemanden zu Tiſche haben als meine Familie. Wir mußten verſprechen, ihn zu beſuchen; und ich that es gern. Meine Frau ſchob nur den Tag etwas weiter hinaus, um, wie ſie mir nachher ſagte, einige Zubereitungen machen zu können. Die Kinder, welche mit dem Oheim Friedrich (ſo mußten ſie ihn nennen) ſchon ſehr vertraut waren, freuten ſich außerordentlich auf die kleine Reiſe, und ſagten ihm voraus, daß ſie ſeinen Buchladen plündern würden. (Er hatte ihnen ſo viele Bücher verſprochen, als ſie ſelbſt verlangten.) Sie hingen, als er in den Wagen ſtieg, an ſeinen Armen, an ſeinem Halſe, und riefen ihm mit lauter Freude nach: Adieu, Onkel Friedrich!

Die Vorbereitung.

Die Ueberſchrift dieſes Abſchnittes wird den Leſer befremden, da er ſchon weiß, wie wenig wir zum Vorbereiten hatten. Ich ſelbſt wunderte mich, als meine Frau mir ſagte: ſie hätte nur darum einen Aufſchub der kleinen Reiſe gewünſcht, weil ſie doch Zeit haben müßte, uns Alle ein wenig in Stand zu ſetzen, daß wir mit Ehren in dem Hauſe eines reichen Mannes erſcheinen könnten. — „Eines reichen Mannes, wie dieſer? Mutter, ſind unſre Kinder nicht reinlich gekleidet? Es iſt wahr, wenn ich an unſre Amtmannin denke, oder an die Schweſter und die Nichten unſeres Freundes, ſo kann ich nicht ſagen, daß unſre Mädchen recht in der Mode wären; aber daß die Welt *unſre* Moden nachahmen ſollte, und wir nicht die *ihrigen*: davon bin ich überzeugt. Ueberdies, Mutter, ſind es ja Kinder, denen alles gut ſteht. Eliſabeth iſt noch nicht ſechzehn Jahr.“

Nun ja! Aber Etwas muß doch ſeyn; man hat ſonſt über *mich* zu reden. Eliſabeth iſt ja auch größer als *ich*, und Auguſte nicht viel kleiner, dabei aber voller, und ſchon recht ausgewachſen.

„Nun, Guſtchen, ſo mach, was du willſt. Es wird mir ſogar lieb ſeyn, wenn ich die Mädchen einmal recht hübſch geputzt ſehe.“

Meine Frau ſaß bald in voller Geſchäftigkeit. Ich und mein Karl, wir waren freilich in einigen Stunden abgefertigt; dann aber ging es an den Putz der Mädchen und meiner Frau, mit dem es mehr zu ſagen hatte. Alle Schränke im ganzen Hauſe wurden durchgeſucht. Ich hatte vorher mit großer Zuverſicht geſagt: Lieschen und Guſtchen werden ſich gar nicht darum bekümmern, was ſie anziehen ſollen, wenigſtens Lieschen gewiß nicht. Das war aber ein ſtarker Irrthum; denn als nun alle Kleider meiner Frau auf den Stühlen umherhingen, und zwei neſſeltuchne Fenſtergardinen dazu, welche dieſe Reiſe nach der Stadt — der Himmel mag wiſſen, in was für einer Form — mitmachen ſollten; und als die Tiſche voll Band lagen, das ſogar von dem weiſen Hannchen (obgleich das Kind zu Hauſe bleiben ſollte) bald ſo, bald anders vor der Bruſt und auf dem Kopfe probirt wurde: da ſchnatterten meine Frau, Eliſabeth, und Auguſte, alle drei ſo laut und mit einer ſolchen Schnelligkeit gegen und durch einander, daß mir (ich las ſo eben mit meinen beiden älteſten Söhnen Hederichs Archäologie) Hören und Sehen verging. Das Seltſamſte war, daß wir, ich und meine Söhne, (was ich Anfangs gar nicht bemerkte) gerade daſſelbe Kapitel abhandelten. Ich examinirte ſie eben über die Kleidung der Griechen. „Wie hieß das Unterkleid, Ludewig?“ fragte ich ernſthaft. Χιτων, antwortete er. — „Wie war es beſchaffen?“ — Ohne Aermel; es reichte bis an die Hälfte der Schienbeine.

Bis auf die Spitzen der Füße! ſagte Auguſte dazwiſchen.

„Das läßt es wohl bleiben!“ rief ich; „nur bis an die Waden, Jungfer.“

Pfui! wie wollte das ausſehen!

Sie redet von dem Kleide, das ſie den Donnerſtag anziehn will, ſagte Karl.

„So? das geht uns nichts an. Was hat ſie hier zwiſchen zu reden? . . . Das Kleid, Karl?“ — Στολη; es ging bis auf die Füße.

Auguſte ſah ſich raſch um, und ſagte: nun geht es wieder bis auf die Füße. Ich möchte doch wiſſen, was du willſt! Das müſſen wir wohl beſſer verſtehen!

„Ei, Jungfer Naſeweis, was hat ſie doch! — Darüber, Ludewig, trug man?“ — Den Mantel, ἱματιον. — „Von welcher Farbe trugen ihn die Redner?“ — Roth.

Ich dächte blau; roth wäre abgeſchmackt! ſagte meine Frau.

Das traf ſich ſo ſeltſam, daß ich in der That nicht wußte, ob den Mädchen und meiner Frau auch der Kopf noch recht ſtände. „Roth!“ ſagte ich laut und ſehr ſcharf. „Ihr da! ſprecht doch von euren Siebenſachen, und miſcht euch nicht in unſre Lektion!“

Das thun wir ja. Aber ich muß doch wohl wiſſen, welche Farben ſich zuſammen ſchicken!

„Roth, Frau, giebt ein erhabenes Anſehen.“ —

Lieber Mann, laß uns doch nur! Blau! ſag' ich euch, Mädchen. Ich weiß nicht, was du willſt, Auguſte. — Ich ſage ja nicht ein Wort, liebe Mutter; der Vater ſagt roth. — Ich bitte dich! Roth auf Violett! (Sie hielt eine rothe Bandſchleife auf ein violettes Kleid.) Wie abſcheulich! Sieh doch ſelbſt!

„Ei, ich rede hier von dem Mantel der Griechen, und nicht da von Eurem Plunder!“ Sie hörten meine Entſchuldigung nicht, und waren ſchon wieder in dem tiefſten Geſpräche. Ich machte nun mein Buch zu, und entließ die Knaben.

Endlich waren meine Frau und die beiden Mädchen über die Farben eins; aber der Schnitt der Kleider machte eine neue Schwierigkeit. Man erwies ſogar mir die Ehre, mich zu fragen, wie die Kleider der Nichten ungefähr geſeſſen hätten. Ich beſann mich, und ſie ſahen mich voll Erwartung an. „Ja,“ ſagte ich endlich; „ich muß dir nur geſtehen, liebe Frau, daß ich auf die Kleider nicht ſo recht Acht gegeben habe. Ich weiß nur noch, daß die Eine Hörner von Haaren trug, wie Moſes. Wenn Ihr das nachmachen wollt, ſo will ich euch den Moſes in der Bilderbibel zeigen. So ſah es aus, gerade eben ſo.“

Mutter! rief Auguſte; kommen Sie doch! die Amtmannin geht ſpazieren! Ich laufe hinterher. Da ſeh' ich alles ab, und bringe Ihnen Nachricht. — Ich gehe mit, rief Eliſabeth eben ſo raſch; vier Augen ſehen mehr als zwei. „Lieber Gott! auch Eliſabeth kann ſo ſeyn!“ dachte ich mit einem Seufzer. Wartet! rief meine Frau: ich will ſelbſt ſehen; denn aus euren Beſchreibungen würde ich doch nicht klug werden. — Ich ſchüttelte wohl eine Viertelſtunde lang den Kopf über dieſe Eitelkeit, und am folgenden Morgen ließ ich meinen Karl Juvenals Satire auf dieſe Schwäche überſetzen; Frau und Töchter maßen und näheten aber ſo emſig, und plauderten dabei ſo ſchnell, ſo froh gegen einander, daß die ſchönſten Stellen, ob ich ſie gleich mit meiner kräftigen Baßſtimme wiederholte, um ſie eindringender zu machen, ſo wie die ganze Satire, verloren gingen. Es war in der That, als hätten ſich alle gänzlich geändert. Tag für Tag ließen ſie hinter der Amtmannin her, um zu ſehen, was ſie trüge, und wie ſie es trüge — meine Frau ſo gut, wie meine Töchter. Bei dem erſten Hofſchneider kann es nicht viel anders ſeyn, als es jetzt bei mir war; ich hörte faſt nichts als Namen von Farben und Zeugen.

Zwei Tage vor der Reiſe war denn endlich alles fertig. Es wurde anprobirt, und ich ſollte mein Urtheil darüber ſagen. Da ſtanden Auguſte und Eliſabeth, beide ſchon jetzt über und über roth. Ich ſchüttelte verlegen und ein wenig ängſtlich den Kopf; anſtatt zu urtheilen, fragte ich: „ſitzt es denn nun ſo, wie die Kleider der Amtmannin?“ Die beiden Mädchen antworteten freudig: Ja! Meine Frau aber — was mir ein wenig verdächtig vorkam — ſchwieg. „Nun, Ihr lieben Mädchen, Ihr gefallt mir ſo. Ihr ſeht beide recht angenehm aus, und ich kann nichts an euch tadeln. Aber — ich weiß nicht, Kinderchen, wie ich es ſagen ſoll — Auguſte, zum Exempel, liebe Frau, ging unter ihrem Hute ſo leicht, ſo keck; und da an dem Dingelchen von Flor, das etwa zwei Loth wiegen kann, trägt ſie, wie an einem Centner!“ — Vater, ſagte Karl, Guſtchen ſieht aus, wie vor dem Herodot der Atlas, der die

Weltkugel trägt. — „Recht, mein Sohn! du haſt getroffen, was ich ſagen wollte; es ſieht aus, als ob ſie nichts dächte, wollte, fühlte und trüge, als das Ding da."

Auguſten kamen Thränen in die Augen. Sie trägt es, ſagte Ludwig, als hätte man es ihr an die Haut feſtgeſtochen. — Oder, ſagte der kleine Wilhelm — oder ſo trägt es Schweſter Guſtchen, als wenn ſie damit balanciren müßte, wie mit einem Strohhalm auf der Naſe. — Höre, Guſtchen, ſagte das ſanfte Hannchen: — aber du mußt nicht weinen! es ſieht ordentlich gefährlich aus. Ich kann wirklich nichts anders anſehen als das Coeur.

Auguſte warf einen unwilligen Blick auf ihre Schweſter; aber meine Frau ſagte ſanft und gerührt: es geht mir nahe, Guſtchen; denn das Coeur macht dir Freude: aber ſie haben Recht, dein Vater und deine Geſchwiſter. Ich weiß nur nicht, was wir thun ſollen. Die fatale Reiſe!

Eliſabeth ſtand in der Ferne. Ludwig ſagte mir leiſe ins Ohr: Lieschen balancirt eben ſo; aber ſagen mag ich es ihr nicht. — Niemand hatte den Muth, das ſanfte Mädchen zu necken; die Schamröthe auf ihren Wangen ſagte mehr, als wir ihr ſagen konnten. Sie nahm, als wir ſie mitleidig anſahen, ganz ſtill den Kopfputz ab. Endlich ſagte ich gerade heraus: Kinder, ich wollte noch einen raren Dukaten — ſo viel koſten an

Ende die beiden . . . nun, die beiden Dinger — ja, den wollte ich darum geben, wenn Ihr euch entſchließen könntet, eure Korſenhüte aufzuſetzen. Am Ende geht es euch ſonſt, wie unſerer Anne, als ſie Gevatter ſtehen mußte und ſich friſiren ließ. Ihr wißt, wie albern ſie da ausſah; und du, Guſtchen, lachteſt am meiſten.“

Setzen ſie die Korſenhüte auf, ſagte meine Frau, ſo — Eins folgt aus dem Andern — ſo dürfen ſie auch die Kleider nicht anziehn. Zu einem Hute gehört auch ſo ein Ding, wie die Amtmannin eins hat: von ſtahlblauem Atlas, ſo ein Wämschen.

„Liebe Frau, ich prophezeie dir, es wird uns Allen übel bekommen; denn Ihr wißt ja nicht einmal die Namen der Dinge, die Ihr gern haben möchtet. Wenigſtens kann ich euch ſagen, daß die Dinge, die Oheim Friedrichs Nichten trugen, leichter ſaßen: gerade wie unſern Mädchen ihre Kamiſölerchen. Jetzt iſt es mit euch, als wollte ich mich in einen Küraß ſtecken, oder in eine Studenten-Jacke.“

Die fatale Reiſe! hallte nun aus jedem Munde wieder. Mutter und Töchter ſtanden alle drei ſehr verlegen da. Ich ſah Eliſabeth, und dann wieder Auguſten, gedankenlos an, bemerkte aber doch, daß die beiden unſchuldigen, argloſen Mädchen Thränen in den Augen hatten, weil von allen ihren Habſeligkeiten ſo gar nichts für die Welt paſſen wollte. „O," ſagte ich, und zog die ſanfte Eliſabeth an meine Bruſt: „dein Herz, mein Kind, und auch das deinige, Auguſte, paßt noch weit weniger für die Welt, als euer Kopfputz. So ſchwer euch das leichte Flohrbändchen zu tragen iſt, eben ſo ſchwer würden die Leute in der Stadt eure unſchuldigen Herzen tragen. Ihr paßt nicht für die Welt, weder mit eurem Anzuge, noch mit eurer Seele. Aber ſollen und müſſen wir nun einmal die Reiſe machen, ſo bleibt, was Ihr ſeyd: gute einfache Landmädchen, von auſſen und von innen!" Das ſagte ich mit der gerührteſten Empfindung meines Herzens. Eliſabeth ging in die Kammer, und nach fünf Minuten kam ſie, wie ſonſt gekleidet, wieder zum Vorſchein. So will ich reiſen, Vater, ſagte ſie. Mögen die Menſchen in der Stadt doch ſpotten, ich will es ihnen vergeben; aber lächerlich ſollen ſie mich nicht finden.

„Dafür ſtehe ich dir nicht, gute Eliſabeth; aber du ſelbſt wirſt dich nicht lächerlich finden, und das, mein Kind, iſt ſchon genug. Es iſt ja auch nur ein einziger Tag!"

Auguſte nahm ſchnell ihre Haube ab, drückte ſie zwiſchen den Händen zuſammen, und ſagte mit einem Geſichte, das zwiſchen Weinen und Lachen rang, die letzten Worte des Sokrates: „Krito, wir ſind dem Aeskulap einen Hahn ſchuldig!"

Damit legte ſie die zerſtörte Haube auf einen Tiſch. Ihr Bruder Karl nahm das übel. Ich bitte dich, Schweſter, hob er an; mache das Ehrwürdigſte in der Welt nicht lächerlich! — Auguſte fragte ernſt: lächerlich? Sokrates trank den Schierlingsbecher; ich entſage der Haube. Welches von beiden am ſchwerſten war, das wiſſen die Götter.

„Krito," ſagte ich; „opfere einen Hahn: denn meine Auguſte iſt geſund geworden." Ich drückte das Mädchen, deſſen Augen jetzt von Thränen überſtrömten, an meine Bruſt.

Nun aber war die Verlegenheit noch größer. Meine Frau und Eliſabeth ſannen hin und her, was zu thun wäre; Auguſte aber lachte und trieb Poſſen. Als Eliſabeth ihr einen Vorwurf darüber machte, ſagte ſie, mit einem Blicke auf ihren Bruder: ich bin über den Rubikon gegangen (ſie zeigte auf die Haube); jetzt iſt mir alles gleich. Ich will unter meinem Korſenhute — den du am Ende nach allen Sorgen, ſo gut aufſetzen mußt, wie ich ohne alle Sorgen, weil wir nichts anders haben — ſo trotzig umherſehen, daß es Niemand wagen ſoll, nur zu lächeln.

Sie hatte Recht; Alle mußten ihr nach über den Rubikon. Man putzte noch ein wenig, half hier und dort etwas nach, ſteckte da ein Schleifchen an, und dort wieder eins; aber die neuen Kleider wurden zurückgelegt, beſonders darum, weil meine Frau erfuhr, daß Mohr (davon war Lieschens Kleid) gänzlich aus der Mode ſey.

Die Stadt.

Wir Alle, Auguſten ausgenommen, ſetzten uns ein wenig unmuthig und ſorgenvoll in den Wagen. Meine Töchter hatten ihre Sonntagskleider an, die nur mit ein Paar Bandſchleifen aufgeputzt waren; meine Frau trug ſchwarz, wie ich. Ich mußte ihr das Zimmer, die Möbel, den Bedienten und den eleganten Tiſch unſers Buchhändlers noch einmal beſchreiben; und da warf ſie wieder beſorgte Blicke auf unſre Kleidung. Durch ihr Belehren, wie die Kinder ſich benehmen ſollten, machte ſie uns Alle ängſtlich, ſogar Karln; nur Auguſten nicht: das Mädchen war unbeſchreiblich heiter; beſonders ſcherzte ſie mit ihrem Bruder, und wendete heute ſeine eigenen Sentenzen oft ſo glücklich gegen ihn an, daß wir Alle lächeln mußten. Nun, du wirſt es ſchon ſehen, Auguſte! ſagte er einmal; und ſogleich parodirte ſie eine Rede des Diogenes, die Karl oft im Munde führte. Ich bin arm, ſagte ſie ſtolz: anſtatt eines Coeur trage ich einen Korſenhut, anſtatt einer Robe von Seide ein neſſeltuchenes Kamiſölchen; aber ich ſetze dem Schickſale Muth, den Sitten der reichen Städter die Natur eines Landmädchens, und den

Leidenſchaften die Vernunft entgegen! — Sie behielt ihren Muth auch noch, als wir ausſtiegen.

Oheim Friedrich empfing uns mit allen Zeichen der aufrichtigſten Freude. Ich zog ihn, ſobald wir auf ſeinem Zimmer waren, in ein Fenſter, und erzählte ihm, welche Unfälle wir erlitten, und wie muthig ſich meine Töchter betragen hatten.

Recht ſehr brav! ſagte er freundlich. Seyn Sie unbeſorgt! Es iſt mir lieb, ſehr lieb. Ich ſtehe Ihnen dafür, Sie ſollen zufrieden ſeyn. — Nun ſetzte er ſich unter meine Kinder, holte ihnen Kupferſtiche, ſchäkerte, und haſchte ſich mit ihnen, ſo, daß er aller Scheu ſehr bald ein Ende machte. Dann ging er mit uns in einen Saal, über deſſen Pracht meine Kinder erſtaunten, und von da in das Eßzimmer, wo ſie den Tiſch gedeckt ſahen. Er zeigte meinen beiden Mädchen, wo ſie ſitzen ſollten (neben ihm), und nannte ihnen die Geräthe, von denen er vermuthete, daß ſie ihnen unbekannt ſeyn möchten; und das alles lachend und ſchäkernd. Als er uns endlich in das erſte Zimmer zurückführte, fanden wir darin die jüngſte ſeiner Nichten, prächtig gekleidet.

Meine Mädchen fingen an, etwas fremd zu werden; Oheim Friedrich zog aber die Nichte ſogleich in ein luſtiges Spiel mit ihnen. Als die gute Laune wieder da war, kam die zweite Nichte;

daſſelbe Spiel wurde wiederholt, und meine Mädchen blieben heiter. Jetzt erſchien die dritte. Ich merkte nun, daß Oheim Friedrich alles ſo veranſtaltet hatte, um nicht den Landmädchen durch den überraſchenden Anblick einer größeren Geſellſchaft auf einmal den Muth zu nehmen. Nach einer Weile kam auch die vierte Nichte. Alle vier Mädchen waren artig; aber doch warfen ſie ganz eigene Blicke auf meine Töchter, und ſie würden mich dadurch beſorgt gemacht haben, wenn nicht des Oheims Augen ſie ſehr fleißig bewacht hätten.

Iſt eure Mutter fertig? fragte er endlich; und nun gingen wir hinüber zu ſeiner Schweſter, bei der er uns auf eine ſo komiſche Weiſe präſentirte, daß ſie ſelbſt lachen mußte. Deſſen ungeachtet bemerkte ich aber doch, daß ſie ein Paar ſpöttiſche Blicke auf Eliſabeth warf, die ihr am nächſten ſtand.

Nun ſammelte ſich nach und nach eine kleine Geſellſchaft von jungen Männern; und ich weiß nicht, wie es ſelbſt Auguſten ergangen ſeyn würde, wenn Oheim Friedrich ſich ihrer nicht angenommen hätte. Er ſaß, und hielt dabei Lieschen oder Auguſten zwiſchen den Knieen. Kam nun ein Gaſt, ſo hatte er dem etwas zu ſagen, ohne deshalb ſeine Stellung zu ändern. Er ſprach mit ihm, und dazwiſchen wieder mit einem von den Mädchen, die ihm auch recht herzhaft antworteten. So erfuhren wir die Namen und die Titel aller Fremden, die zu Tiſche eingeladen waren.

Jetzt hob der zweite Akt des Schauſpieles an. Friedrich ſaß noch immer bei meinen Töchtern, aber er ließ dem Geſpräche ſeinen Lauf; und nun waren meine Kinder, wie ich und meine Frau, zu gänzlichem Stillſchweigen verurtheilt. Er ſelbſt, der Oheim Friedrich, ſprach jetzt nur von Aſſembleen, Reſſourcen und Pikeniks; von denen kam man auf die letzten Bälle, die Redouten, und endlich auf Schauſpiele, Gedichte, Muſenalmanache und Romane. Onkel Friedrich ſchüttelte alle Viertelſtunde meine ein wenig beſchämten Mädchen einmal munter, ſagte lachend: „O, wer doch von allen den Herrlichkeiten mitreden könnte! nicht wahr?“ und machte ſie dadurch noch beſchämter.

Nun wendete der Oheim das Geſpräch auf die Muſik; ſeine Nichten ſpielten, ſangen, und kritiſirten alles durch. Meine Frau winkte unſrer Eliſabeth unvermerkt zu, ſie ſollte doch jetzt ein Wort mitſprechen; und ſogar ich ſelbſt wünſchte Anfangs, ſie in das Geſpräch zu bringen. Aber — da mochte ein Andrer trauen! Man ſprach von Dingen, die ich in allen Muſikſtunden meiner Frau noch nie gehört hatte: von Franzöſiſcher und Italiäniſcher Muſik, von Manier, von ſentimentaler, grotesker, pittoresker, ſublimer Muſik, Graun, Haſſe, Sebaſtian und Emanuel Bach, wurden herunter gemacht; und es ſchien mir, als hätte Oheim Friedrich ſeine Freude daran, da er das Geſpräch offenbar ganz abſichtlich ſo und nicht anders lenkte. Es wurde noch ärger; man fing ſogar an Franzöſiſch zu plaudern. Obgleich der Oheim Friedrich noch immer meine Töchter mit dem freundlichſten Geſicht in den Armen hielt, ſo war ich doch nicht zufrieden mit ihm; denn er hörte nicht auf, von Zeit zu Zeit zu ſagen: o, wer doch nun mit reden könnte! oder ſonſt etwas dergleichen, das meinen Töchtern jedes Mal eine Schamröthe, und meiner Frau das dunkle Roth des Zornes in die Wangen trieb. Ich war nicht böſe über den Mann, gewiß nicht; allein ich fühlte das größte Mitleiden mit meinen armen Kindern. Jetzt verglich ich ihren Anzug mit den Poſchen der Nichten, der damaligen Modetracht, und mußte freilich bemerken, daß ihre ſo ärmlich ſchlanke Figur dagegen ſehr abſtach. Ach, ich fühlte hier einmal wieder, wie ſchwer die Armuth iſt!

Aber, fing Oheim Friedrich endlich wieder Deutſch an; ſo vollkommen die Muſik jetzt iſt, ſo hat ſie, glaube ich, dennoch ihren individuellen Charakter verloren. Sie mag jetzt das Ohr mehr kitzeln; allein ſie ſpricht weniger zu der Seele. Was meinen Sie, lieber Pahlen? — Der junge Mann dieſes Namens lächelte und ſagte: Sie wiſſen ja ſchon, daß ich mit Ihnen gleicher Meinung hin; und wenigſtens habe ich viele große Muſiker für mich. Tartini ſagt daſſelbe; und der plain-chant, den ich einmal in einer Römiſchen Kirche hörte, bezauberte mich, ob er gleich nur unisono war und einen ſehr einfachen Gang hatte.

Und wären die Wunder wahr, die von der alten Griechiſchen Muſik erzählt werden — fuhr der Oheim fort — Wie hieß doch der Menſch, der die ſtreitenden Spartaner mit ſeiner Muſik verſöhnte? fragte er Eliſabeth. — Terpander, antwortete ſie. — Von Solon erzählt man ein ähnliches Wunder, fiel mein Sohn ein, der jetzt, da von den Alten die Rede war, ſeine Blödigkeit auf einmal überwinden konnte. — Pahlen ſah Eliſabeth, ſah meinen Sohn an, und ſagte: auch von der älteren Franzöſiſchen Muſik erzält man etwas Aehnliches. Eine gewiſſe Melodie ſoll einen Edelmann raſend, und eine andre ihn wieder vernünftig gemacht haben.

Das bewirkte auch Olympus, ſagte Eliſabeth. O, Plutarch erzählt viele Wunder, welche die Muſik gethan hat.

Haben ſoll, Lieschen! fiel Auguſte ein; denn — wären die Wunder wahr: wie könnten die alten Schriftſteller ſo viel Böſes von der Muſik ſagen? — ſie denn, Auguſtchen? fragte der Oheim. — Ei nun, zum Exempel, ſie zerſtöre, wie ein ſüßes Gift, die Geſundheit der Seele, ſie entnerve das Herz, und ſey ein ſicheres Mittel, jedes Laſter zu befördern.

Der Tauſend! das ſagen ſie? Hören Sie wohl, Pahlen, was die Alten von der Muſik ſagen?

Glauben Sie ihr doch nicht, hob Eliſabeth an: das ſagen ſie nur von der Joniſchen Muſik, von der neuen, die man damals einführte; und es iſt wahr, die reitzte die Leidenſchaften, anſtatt ſie zu ſtillen, und brachte das Herz in Aufruhr, anſtatt es zu beruhigen.

Mich dünkt, mein Kind, Sie treffen da auch eine Seite unſrer modernen Muſik.

Moderne? Was iſt das für eine? fragte Eliſabeth unſchuldig.

Die jetzige. Modern heißt, was jetzt Mode iſt. (Ein Paar von den Nichten lächelten.)

Man wundere ſich nicht, daß meine Töchter dieſes Geſpräch führen konnten. Ueber eben dieſen Gegenſtand hatten ſie oft kleine Streitigkeiten zu Hauſe. Auguſte wollte, wie ich ſchon erwähnt habe, nie recht Muſik lernen, und natürlich gab das Gelegenheit, ſie bisweilen zu tadeln. Hörte ſie nun bei unſern Vorleſungen aus den Alten etwas gegen die Muſik, ſo rief ſie jedes Mal triumphirend: ſeht Ihr? Dann wurden ihr die Wunder der Muſik vorgehalten, die ſie ableugnete.

Karl, der in Abſicht der Wunder ſehr orthodox war, ſuchte alle Stellen, welche die Muſik betrafen, aus den Regiſtern der Bücher zuſammen; und je mehr er fand, deſto ärgerlicher wurde Auguſte. Einen ſolchen Zank hatte der Oheim Friedrich in meinem Hauſe mit angehört.

Die Nichten mußten bei dieſem Geſpräche ſtumm da ſitzen, wie vorher meine Kinder. Sie wollten, um wieder mitſprechen zu können, die neue Muſik vertheidigen; allein der Oheim unterbrach ſie mit der Frage an Auguſten: Töchterchen, Sie lieben alſo die Wunder-Muſik nicht?

O ja, antwortete ſie. Wenn ich eine verſtehen möchte, ſo wäre es eben die. Ich wollte dann über die ganze Erde reiſen, und alle Menſchen verſöhnen. Sehen Sie, mein Bruder da, wenn der ſpielt, ſo klingt es ſo ernſt, ſo majeſtätiſch. Was nicht im doriſchen Geſchmack iſt, gefällt ihm nicht; und ich bin gern luſtig. Meine Schweſter aber liebt die lydiſche Muſik.

Was iſt das für eine? fragte der Oheim. — Bei der einem das Herz weh thut, und die Thränen in die Augen ſteigen. Aber, ſagen Sie ſelbſt: warum ſollen wir weinen, da wir ſo glücklich ſind? Es giebt ohnehin Gelegenheiten genug, wo einem die Thränen nahe genug kommen, als zum Exempel vorgeſtern, da wir den Schierlingsbecher tranken.

Auguſte! ſagte Eliſabeth erröthend. Was in aller Welt! den Schierlingsbecher? fragte der Oheim lachend. Eliſabeth warnte noch einmal: Auguſte! — Ich verrathe nichts, ſagte dieſe. Und am Ende war ich es ja nur allein die das Ding fortbalanciren wollte; du, Eliſabeth, hatteſt ja deinen Korſenhut ſchon wieder auf Der Oheim wollte mehr hören, weil er aus meiner Erzählung bei unſrer Ankunft etwas errieth. Auguſte plauderte noch weiter; und endlich mußte ich nur alles erzählen, da der Oheim darauf drang, es zu wiſſen.

Und nun ſetztet ihr muthig eure Korſenhüte wieder auf? fragte Oheim Friedrich zärtlich. Ja, ſagte Auguſte; und jetzt danke ich dem Himmel dafür, daß wir es gethan haben; denn wären wir ſo zu Ihnen gekommen, — das ſehe ich jetzt an den Mamſells da — Sie hätten nicht aufhören können, über uns zu lachen. Die ganze Geſellſchaft lächelte; und es wurde ein lautes Gelächter, als Auguſte weiter erzählte, wie ihre Geſchwiſter das Kopfzeug mit einem Strohhalme verglichen hätten, den man auf der Naſe balancire, und ſo weiter. Und das alles, ſetzte ſie komiſch hinzu, ſagten ſie nur mir, obgleich unſre Eliſabeth den Kopf eben ſo in der Schwebe trug, wie ich. Ach, liebe Eliſabeth (mit einem ſehr gutherzigen Tone), ob mir gleich über mein Leiden die Thränen in die Augen traten, ſo that es mir doch viel weher, wenn ſie dich nur anſahen. — Eliſabeth ſtreichelte ihr die Wangen.

Die Nichten ſchienen nach gerade zu bemerken, daß der Oheim einen Plan hatte. Sie waren vorher noch immer ein wenig ſpöttiſch geweſen; doch jetzt ſtanden ſie auf, nahmen Auguſten in ihre Arme, und küßten ſie recht herzlich. Dann gingen ſie zu Eliſabeth heran, ſprachen mit ihr, und bezeigten ihr wirkliche Achtung. Pahlen bat Lieschen mit ſanften Ehrerbietung, doch ein wenig zu ſpielen, und machte ſie dadurch ſehr verlegen. Ganz fertig ſpiele ich nicht vom Blatte, ſagte ſie endlich. Wir haben zu Hauſe nicht viele Zeit übrig; und was ich noch ſo ziemlich kann, wird wohl nicht hier ſeyn — So phantaſiere ein wenig! ſagte Auguſte. Eliſabeth erröthete noch ſtärker; doch ſetzte ſie ſich an das Klavier, und ſpielte, aber nur mit furchtſamen, zitternden Fingern, etwas, das ſie auswendig wußte. Der Oheim zog die Nichten auf die andere Seite des Zimmers, wo er ein ganz gewöhnliches Geſpräch mit ihnen unterhielt. Pahlen ſtand neben Eliſabeth, und ſagte ihr, während ſie ſpielte, zuweilen einige gleichgültige Worte. Dann blätterte er wieder in einem Notenbuche, und ſetzte ſich ſelbſt vor das Inſtrument, um eine ſchöne Stelle, die er gefunden hatte, zu ſpielen. Nun ſtand er wieder auf, und Eliſabeth ſetzte ſich. Er erzählte ihr den Inhalt einer Oper. Sie hörte zu, und ſpielte dabei, halb mechaniſch, einige Gänge. Nach und nach ſchwieg er, und Eliſabeth, die unbemerkt zu ſeyn glaubte, weil ſie uns ſprechen hörte, und weil auch Pahlen zu uns herantrat, blieb ſitzen. Da auch die Schönheit des Inſtruments das Ihrige that, ſo ſpielte ſie ſich in eine ſüße Vergeſſenheit alles Aeußern. Ihre Hände zitterten nicht mehr; aber ihr Herz zitterte von ſchöner Wehmuth. Unſer Geſpräch wurde immer leiſer, und endlich ſchwiegen wir ganz; doch eben unſer Schweigen riß ſie aus ihrer Vergeſſenheit. Sie ſchloß mit ein Paar ſtarken Accorden, ſtand auf, und ſagte, röther als eine Roſe, ſanft, und mit Verlegenheit in der Stimme: es iſt ein ſchönes Inſtrument! Pahlen lächelte dem Oheim zu; die Nichten überhäuften Lieschen mit großen Lobeserhebungen, und machten dadurch das beſchämte Mädchen noch beſchämter. Pahlen rettete ſie endlich, da er ein neues Geſpräch anhob, und ſie dankte ihm dafür mit einem hold lächelnden Blicke.

Jetzt trat auch mein Sohn an das Inſtrument, nur, um es zu probiren. Er griff einige Accorde feſt und langſam.

Da marſchirt ein Herr Spartaner auf! rief Auguſte; die Heroen dazu, und der ganze Olymp!

Karl wendete ſich um, ſah Auguſten an, ſpielte ein Paar Takte von einer Bärenmuſik, und fragte: was iſt das? — Ich! ich! antwortete Auguſte lachend.

Wir gingen zu Tiſch, und nun kam durch eine anſcheinend natürliche Veranlaſſung, die aber der Oheim herbeigeführt hatte, auch heraus, daß meine Kinder Engliſch wußten, und gewiſſermaßen Kenner der Sprache waren. Sie dankten ihm für die Naturgeſchichte, und er fing an, ſie daraus zu examiniren, um, wie er ſagte, zu ſehen, ob ſie auch fleißig lernten. Seine Schweſter und die Nichten zogen die Stirn in Falten; es mochte ihnen doch wohl ein wenig zu viel werden. Beſonders ſchien eine von ihnen oft ſehr nachdenkende Blicke auf Pahlen zu heften, der ſich neben Eliſabeth geſetzt hatte, und ſehr angelegentlich, aber ſehr ehrerbietig, mit ihr redete. Außer den jungen Leuten war auch noch ein berühmter Gelehrter zu Tiſche. Dieſer führte ein höchſt intereſſantes Geſpräch über die Klaſſiker, und mein Karl hielt ſich dabei nicht übel: ich hatte ihn noch nie ſo dreiſt und ſo beredt geſehen; er mochte ſich nicht wenig darauf einbilden, daß er neben einem Gelehrten ſaß, der ihn von Zeit zu Zeit ermunterte, in ſeinem Fleiße ſo fortzufahren. Meine Auguſte gefiel ſich ausnehmend in dem prächtigen Zimmer, und an dem eleganten Tiſche. Sie machte gar keinen Fehler mehr; es war, als hätte ſie nie anderswo gegeſſen, als an einem ſolchen Tiſche: ſie nannte ſchon einige Worte, die ſie hier zum erſten Male gehört hatte, mit erſtaunlicher Sicherheit; ſie ſaß gerade, ohne ſteif zu ſeyn, ſah die Menſchen, mit denen ſie redete, dreiſt an, und ſprach von Manchem, was ihr gewiß noch nie vorgekommen war, wie von etwas ganz Bekanntem. Eliſabeth aber blieb ein wenig ſteif; ſie erröthete, wenn man ſie anredete, war ängſtlich; und machte ſogar Fehler, die ſie zu Hauſe nicht beging.

Der Oheim leitete endlich das Geſpräch wieder auf die neue Literatur, und — meine Mädchen kannten nicht Eins von allen den Büchern, die genannt wurden. Eben ſo wenig wußten ſie von Schauſpielen, und was dahin gehört. Auguſte ließ ſich aber ſogleich eine Beſchreibung davon machen und erkundigte ſich nach allen Kleinigkeiten. Oheim Friedrich fragte: Guſtchen, wozu wollen Sie denn das wiſſen? Sie antwortete lächelnd: um künftig davon mitſprechen zu können. Nach Tiſche machte ſie ſich ſogar mit den Nichten zu ſchaffen. Sie hatte, wie ich hinterher erfuhr, alle Kleider, alle Hauben beſehen, und kam ſogar ſchon mit etwas moderneren Locken wieder zum Vorſchein. Der Oheim ſagte lachend: was wollt Ihr wetten, Mädchen? in drei Tagen hat die euch eingeholt!

Der Tag verging wie eine Minute. Selbſt meine Frau war ſehr vergnügt, da ſie auf des Oheims Bitte Klavier ſpielen mußte, was ſie mit vielem Beifall that, und da Pahlen ihr einige ſehr artige Complimente über ihre Erziehung machte. Wir ſtiegen am Abend ſehr froh in den Wagen, und plauderten auf dem Rückwege bunt durch einander. Meine Frau und Eliſabeth lobten Pahlen; ich und mein Sohn den Gelehrten, der mit uns gegeſſen hatte. Auguſte *lobte* alles und *tadelte* alles, ſogar den Anzug der Nichten. Wir kamen ſehr heiter zu Hauſe; und da wir den Kleinen Kuchen und Torte mitbrachten, die uns der Oheim Friedrich in den Sitzkaſten hatte ſtecken laſſen, ſo war das ganze Haus mit unſerer Reiſe höchſt zufrieden.

Die Folgen.

Am folgenden Morgen war es das Erſte, was Auguſte that, daß ſie die zerknickte Haube hervornahm, ſie von allen Seiten beſah, und dabei ſang: ich werde meine Sachen ſchon machen. Meine Frau, die dazu kam, blieb bei ihr ſtehen, und Beide ſprachen ſehr eifrig. Nun kam auch Eliſabeth, und die ſprach eben ſo ſchnellzüngig. Als ich mich endlich umſehe, ſitzt Eliſabeth auf einem Stuhle; Mutter und Schweſter ſtehen neben ihr, und friſiren ſie. So wie das geſchehen war, wurden die Hauben aufgepaßt, geändert und wieder aufgepaßt. Auguſte, die jüngſte von allen dreien, war die Seele dieſer Conferenzen; denn ſie berief ſich auf ihre Erfahrung. Sie hatte die ganze Garderobe der Nichten Stück für

Stück in den Händen gehabt, und, noch mehr, auch ihre Friſur unterſucht. (Meine Frau war wohl auch recht aufmerkſam geweſen, doch nur mit den Augen.) Eliſabeth hatte vor Pahlen nicht an dieſes Geſchäft denken können, aber den ſeinen Pahlen deſto genauer betrachtet; und darum beſorgte ſie die Reform ihres Bruders. Genug, am nächſten Sonntage, als die Reihe in die Kirche zu gehen an Eliſabeth war, kam ſie friſirt, mit einer Haube auf dem Kopfe (die doch noch ein wenig ſchwer ſaß, wie Karl heimlich bemerkte), in einem Kleide mit Poſchen und halb bloßer Bruſt (ganz hatte Auguſte ihr das Halstuch nicht abplaudern können, und überdies ſteckte ein großer Strauß Narciſſen vor dem Buſen), aus der Kammer hervor, und erröthete bis an die Stirn, als ich ſie anſah. Auguſte zupfte noch immer an dem Kleide, und beſonders an den Manſchen, wie ſie die mit Flohr aufgepuſten Aermel nannte.

Meine Frau betrachtete das verſchämte Mädchen mit dem Wohlgefallen einer Mutter. Mir ſelbſt, das kann ich nicht leugnen, that der Anblick wohl; aber dennoch befiel mich eine gewiſſe Aengſtlichkeit. „Es wird ein Aufſehen geben in der Kirche!“ ſagte ich bedenklich. „Ich wollte, Ihr hättet das nicht gethan.“

Die Mutter und Auguſte meinten, es wäre ſo recht. „Nun, ſo wollt' ich nur,“ hob ich wieder an, „daß wir heute ein andres Evangelium hätten. Wir haben gerade das vom reichen Manne und dem armen Lazarus. Daß ich arm bin, weiß die ganze Gemeine; und nun kommt Eliſabeth daher, wie die Tochter des reichen Mannes!“

Lieber Mann, warum ſollte ſie denn nicht ſo gehen? Ein Prediger iſt doch wohl ſo viel werth, als ein Buchhändler? Und wie prächtig waren die Nichten!

„Aber warum gerade heute? Hättet ihr es mir geſtern geſagt, ſo konnte ich ein anderes Thema wählen. Ich predige heute von der Kleiderpracht; und iſt es denn nicht, leider, als predigte ich gegen meine gute Eliſabeth?“ Hier würde, glaubte ich, meine Frau ſogleich auf meine Seite treten; aber ich hatte mich geirrt. Sie ſah Eliſabeth mit Wohlgefallen an, und ſagte: nimm doch das Thema vom vorigen Jahre, und predige von der Armuth.

„Das wäre eben ſo ſchlimm, wenn ich auch wollte; denn im erſten Theile ſage ich: der Arme ſoll nicht mehr thun, als er kann; es iſt ſonſt Bettelſtolz. Und, nimm es mir nicht übel, liebe Frau, es würde mir vorkommen, als hätte Eliſabeth zu dem erſten Theile geſeſſen.“

So predige von der Geſpenſterfurcht. Davon haſt du ja ſchon einmal über das Evangelium gepredigt.

„Liebe Frau, es iſt ja leichter, daß Eliſabeth ein anderes Kleid anzieht, als daß ich eine andre Predigt mache. Auch ſind die Geſänge ſchon geholt. Es geht nicht.“ Meine Frau blieb zum erſten Mal bei ihrem Sinne, ob ſie gleich einen ſehr ehrfurchtsvollen Begriff von meinem Amte hatte, ſo wie von Allem, was dahin gehört; und ich ſelbſt — je mehr ich Eliſabeth anſah, deſto mehr Wohlgefallen fand ich an ihr. Ich warf noch einen Blick auf ſie, und flüſterte meiner Frau etwas ins Ohr. Das ſchamhafte Mädchen merkte, was ich ſagte; ſie zog ihr Halstuch hoch über die Schultern und über die Bruſt. Auguſte ſchnalzte mit der Zunge, wie man es macht, wenn man ſich über etwas aufhält. Meine Frau wurde roth, und änderte verſtohlen ab, was ich wünſchte. Nun ging ich mit meinem Karl in die Kirche. Eliſabeth folgte mir ängſtlich und erröthete, ſo oft ein Menſch ſie unterweges grüßte. In meinem Stuhle bemerkte ich, daß alle Bäuerinnen die Augen auf meine Tochter richteten; und nun fand ich, daß ich wenigſtens die ſehr ſtarken Stellen meiner Predigt etwas mildern müßte, wenn ich die Gemeine nicht auf das arme Mädchen aufmerkſam machen wollte. Aber da fiel mir meine erſte Predigt in der Stadt wieder ein, bei der ich auch zu mildern verſuchte, und an die ich nicht ohne Schauder denken konnte. „Wie?“ ſagte ich nun zu mir ſelbſt; „die Wahrheit iſt mir alſo feil? Was mir geſtern Wahrheit war, iſt es mir heute nicht, weil ſie mich ſelbſt trifft? Nein! bei dem Herrn der Wahrheit, den wir hier anbeten! ich will nicht heucheln, und am wenigſten mit euch, meine Kinder. Erröthe, meine gute Tochter, da es nun einmal ſeyn muß: es iſt nur eine Schwachheit, vor der du erröthen wirſt; ich aber müßte vor einer Betriegerei erröthen, die ich beginge. Nein, nicht Eine harte Stelle will ich mildern! Und wäre meine Frau mit hier, ich würde ſelbſt dieſe Stelle muthig ſagen.“ (Ich hielt den Finger auf die Stelle, die ich meinte, und in der von eiteln Müttern die Rede war.)

Wenn der Leſer ſich nur einigermaßen denken könnte, wie lieb ich meine Tochter Eliſabeth hatte, er würde meinen Muth bewundern, und über meine Wahrheitsliebe nicht lächeln. „Was that,“ dachte ich im Hinaufſteigen der Kanzeltreppe — „was that der ältere Brutus Größeres, als er die Tribune hinanſtieg, das Todesurtheil über ſeine ſchuldigen Söhne auszuſprechen?“

Ich ſah höchſt mitleidig auf den Stuhl hinunter, wo das unſchuldige Mädchen den Kopf demüthig niederbeugte, um mit der Gemeine zu beten. „Lege geduldig dein Haupt auf den Block,“ ſagte ich in meinem Herzen; „ich darf dich nicht ſchonen!“ und ſo fing ich mit einem recht ſtolzen Geſichte meinen Vortrag an. Ich hielt Wort; alle harte Stellen warf ich auf das Haupt meiner Tochter nieder, ob ich gleich immer weicher wurde. Die ganze Gemeine ſah auf den Stuhl, in welchem das Opfer ſaß; aber dennoch fuhr ich fort. Seit Jahren war ich auf der Kanzel nicht ſo gerührt geweſen wie heute; meine Augen ſchwammen in Thränen, und alle meine Zuhörer weinten. Ich ſchloß mit einer pathetiſchen Stelle aus der Apologie des Sekrates „Gott gab dem Menſchen das Daſeyn, um Recht zu thun. Ich habe euch die Wahrheit geſagt, was ſie meinem Herzen auch koſtet, und ruhig überlaſſe ich es euch, wie Ihr über mich urtheilen wollt!“

Ganz ruhig ging ich von der Kanzel, und trat vor den Altar, um abzuſingen. Das Antiphon hieß: „wie ſich ein Vater ſeiner Kinder erbarmet, ſo wird ſich Gott dein erbarmen!“ Mir ſchlug das Herz, und ich ging betrübt in meinen Stuhl zurück, weil ich fürchtete, meinem Lieschen doch zu viel gethan zu haben. „Wie ſich ein Vater ſeiner Kinder erbarmet!“ das lag mir immer in der Seele und auf den Lippen. Ich ſcheuete den Anblick des gekränkten Mädchens, das mir jetzt ſogar ganz unſchuldig ſchien, und ging in tiefen Gedanken langſam nach Hauſe. Aber ich ſah weiter keine Aenderung in Eliſabeths Geſichte, als nur eine frohere Miene. Weder mein Sohn, noch ſie ſagten ein Wort, woraus ich vermuthen konnte, daß ſie etwas gemerkt hätten.

Während ich in der Kammer war, um mich auszukleiden, fragte die Mutter meinen Sohn, wovon ich gepredigt hätte. Den Anfang, antwortete er, habe ich nicht gehört. Ich war zerſtreuet, weil die Leute ein wenig auf Lieschen herüber ſahen. Das Ende, liebe Mutter, das recht ſchön war und die ganze Gemeine rührte, handelte von der Pflicht, unter allen Umſtänden wahr und gerecht zu ſeyn — Ich, ſagte Eliſabeth, ich ſchämte mich ein wenig: denn ich konnte mich nicht recht mit den Poſchen behelfen; aber ſehr ſchön hat der Vater gepredigt!

Nun meine Kinder," dachte ich in der Kammer, „euer guter Genius hat euch glücklich unter meiner Härte aufrecht erhalten; aber ihr werdet es dennoch erfahren!" Sie erfuhren es nicht: die ganze Gemeine war durch Lieschens Poſchen eben ſo zerſtreuet geweſen, wie Karl und Lieschen ſelbſt; und da ich und alle Zuhörer geweint hatten, ſo glaubte man, ich hätte vom Tode gepredigt. Es demüthigte meine Eigenliebe nicht wenig, daß ein ſo ſchweres Opfer, als ich der Wahrheit gebracht hatte, ſo unbemerkt blieb. Ich hatte mich alſo vergebens geängſtigt. Aber war denn die Angſt, mit der ich neben Lieschens Bette ſaß, als ſie an den Blattern krank lag, und von der ſie auch nichts wußte; — waren die Thränen, die mir damals über die Wangen rollten, und die ſie eben ſo wenig ſah, — waren nicht auch *die* Thränen des beängſtigten Vaterherzens? Und ſind denn die Opfer, die wir unbemerkt mit einer ſtillen Seele bringen, nicht die beſten? Und iſt nicht Einer, der ſie ſieht, und der es weiß, welchen Werth mein Muth und meine Thränen an dieſem Tage hatten? — Ich ſchwieg, und freuete mich im Herzen, daß alles ſo abgegangen war.

Den Montag bat mich meine Frau, den Mädchen die Stunden zu erlaſſen, weil ſie etwas Nöthiges zu thun hätten. Das Nöthige war nichts Andres, als den Korſenhüten eine andre Form zu geben, die Gardinen in der Viſitenſtube anders aufzubinden, und aus einem Reſte Leinwand, der zu einem Bettüberzuge beſtimmt geweſen war, Stuhlüberzüge zu machen. Außerdem gab man noch den Hauskleidern einen andern Schnitt, ſetzte um die Röcke Falbalas, und ſtand Morgens eine Stunde und länger vor dem Spiegel. Sagte ich etwas darüber, ſo erwiederte meine Frau: wir können es ja haben, lieber Vater; es iſt für Ein Geld. Ja, wenn es uns etwas koſtete! „Aber es kann unſern Kindern die Ruhe ihrer Herzen, die Unſchuld ihrer Seelen, und uns die Zufriedenheit unſeres Lebens koſten; auch wohl Geld dazu: denn ſie werden ihre Böſchen und Manſchen, ihre neue Friſur und ihre Hüte doch zeigen wollen. . . . Ich wünſchte, wir hätten den Buchhändler nie geſehen!“

So hätten wir endlich doch ſonſt jemand ſehen müſſen, lieber Mann. Beſſer, ſie ſchicken ſich jetzt ein Bißchen in die Welt, als erſt dann, wenn es zu ſpät iſt. Wenn Oheim Friedrich nicht für alles ſo geſorgt hätte, ſo wären unſere Kinder mit ihren Kleidern ausgelacht worden. Ich habe es den Mamſells ſehr wohl angeſehen, und den jungen Herren dazu. Die Kinder ſind mein Blut; und wer läßt das gern zum Geſpötte werden? Und hat denn nicht die Madam Salzbergen mir verſprochen, daß ſie, wenn ihr Bruder Friedrich uns wieder beſucht, mitkommen will?

Was meine Frau ſagte, war nicht unwahr; aber auch meine Beſorgniſſe hatten ihren guten Grund. Die Gardinen waren, wie ich merkte, nur der Anfang von den Anſtalten, die man auf die Ankunft der Nichten machen wollte. „Nun denn!“ ſagte ich, halb unmuthig, halb entſchloſſen; „laß die raren Dukaten darauf gehn! Wollte ich doch Bücher dafür kaufen, die wir jetzt umſonſt bekommen! Und wer weiß, was für Folgen die Bekanntſchaft mit dem Oheim Friedrich noch hat! Schreibe ich ein Buch, ſo bringt uns das doch in Verbindung mit der Welt. Ueber kurz oder lang mußte die Reform freilich vorgenommen werden.“

Ich ließ ſie nach ihrem Belieben thun, was ſie wollten, und gewöhnte mich daran, meine Kinder, nicht prächtiger, aber moderner, gekleidet zu ſehen. Sie lernten auch in Kurzem ſchneller friſiren; und da ſie obendrein meine Perücken beſſer in Ordnung hielten, als ein betrunkener Friſör, der alle Monate einmal in unſerm Sprengel bei den Predigern umher reiſte, und gar nicht wohlfeil war: ſo wurde die neue Ausgabe für Puder und Pomade gedeckt, und ſogar noch etwas erübrigt, das ſie zu Bändern anwenden konnten.

Ungefähr nach einem Monate kam Oheim Friedrich gegen Abend mit ſeinem Freunde, dem Bettler oder dem Romanenſchreiber, auf den Hof gefahren. (Meine Familie war gerade auf einem Jahrmarkte, der eine Stunde weit von uns in einem großen Flecken gehalten wurde.) Er ließ ein Paket Bücher, ein noch größeres Pack Lebensmittel, und ein gutes Flaſchenfutter abladen, während daß ich in den Armen des Romanenſchreibers ſtand, der mich mit großem Enthuſiasmus von der Scene unterhielt, die er in meinem Hauſe erlebt hatte. Wohl zehnmal fragte er nach meinen Mädchen, und verſicherte, das Bild meiner älteſten Tochter, und ihre rührenden Worte: „o, laſſen Sie uns nicht ſo troſtlos ſtehen!“ wären nicht aus ſeiner Seele gekommen. Ich ſegne die Stunde, ſagte er, wo ich dieſen Engel an meine Bruſt drücken werde!

Seitdem ich die Romane geleſen hatte, war ich etwas mißtrauiſch geworden. Des Mannes Enthuſiasmus, und ſeine Sehnſucht nach meiner Tochter gefiel mir ganz und gar nicht, und ich wurde ein wenig unmuthig. Was meine Eliſabeth that, dachte ich, war gut und ſchön; Gott erhalte dem Kinde dieſe Menſchlichkeit! Aber was ihre Mutter that, war beſſer, feiner, zarter; und das hat er gar nicht bemerkt! Ein Romanenſchreiber, dünkt mich, ſollte ein beſſeres Auge haben. Ich machte ihn aufmerkſam darauf. Vortrefflich! rief er; o, und dieſen zarten Zug der Menſchlichkeit habe ich nicht bemerkt! Welche Herzen! — Doch in demſelben Augenblicke beſchrieb er mir wieder mit Enthuſiasmus, wie Eliſabeth in jugendlicher Schönheit, mit Thränen in den blauen Augen, gleich einem Engel, auf ihn zu geſchwebt ſey, und wie ſie mit der ſchönen Stimme, deren Töne nie in ſeiner Seele verhallen würden, zu ihm geſagt habe: o, laſſen Sie u. ſ. w.

Wie geſagt, ich war unmuthig, ließ es mir aber nicht merken: denn vielleicht, dachte ich, ſchildert er auch dieſe Scene. — Endlich kam Oheim Friedrich. Er fiel mir um den Hals, und dankte mir für meinen Beſuch. Lieber Paſtor, ſagte er, Sie haben in meinem Hauſe eine totale Reform bewirkt, für die ich Ihnen, ſo lange ich lebe, dankbar ſeyn werde. (Ich dachte an die unſrige.) Meine Nichten, die nicht ganz ungebildet ſind, waren auf dem Wege, die ärgſten Thörinnen zu werden. Nur alles Neue hatte ihren Beifall. Meine Schweſter, eine ſchwache Mutter, gab ihrer thörichten Neigung zu ſehr nach. Redete ich ein Wörtchen dazwiſchen, ſo hieß es: man macht ſich lächerlich, wenn man zurückbleibt. Um die Achtung gebildeter Menſchen zu erhalten, muß man durchaus mit der Zeit fortgehen, das Neueſte leſen, den neueſten Geſchmack haben. Ich mochte dagegen ſagen, was ich wollte, (doch gewiß, ich tadelte nur die Uebertreibung): man hielt mich für einen Murrkopf, der nicht wiſſe, was er wolle. Ich ſah endlich Ihre liebenswürdige Familie, und kam auf den Einfall, meinen Nichten durch den Augenſchein zu beweiſen, daß man, ohne ein Wort von allem dem Plunder, ja auch ſogar von dem nützlichen Neuen zu wiſſen, ſehr gebildet ſeyn, und Achtung erhalten könne. Sie kamen mit Ihrer Familie zu mir. Die Kleidung, die Unſchuld der lieben Mädchen, und ihre Unbekanntſchaft mit den Sitten der Stadt, mit der Litteratur, den Künſten mußten meinen Nichten natürlicher Weiſe ſehr auffallen. Sie fragten mich den Vormittag wohl zehnmal, was ich doch wohl an Ihren Töchtern finden könnte. Das werdet Ihr ſehen, gab ich zur Antwort. Nun ließ ich — Sie wiſſen, wie ich es anfing — Ihre Töchter nach und nach glänzen, freilich in Dingen, die ſie gar nicht zu wiſſen brauchten, die aber doch meine Nichten in Erſtaunen ſetzten, weil ſie nicht eine Sylbe davon wußten. Ich hatte den jungen Pahlen, der ein wenig Enthuſiaſt iſt, aber auf deſſen Urtheil meine Nichten etwas geben, als den rechten Mann einladen laſſen. Er erſtaunte über die Kenntniſſe

Ihrer Kinder; und nun überließ ich den vollen Sieg ihrer eigenen Liebenswürdigkeit, dem tiefen, reinen und zarten Gefühl ihrer Herzen. Pahlen wurde entzückt. Ihre Auguſte erhielt einen Sieg, den ich ſelbſt ihr nicht zugetraut hätte: ſie bezauberte uns alle mit ihrer witzigen Fröhlichkeit, und Ihre beiden Mädchen eroberten alle die jungen Männer, die bei mir waren.

Den Abend trat ich dann vor meine Nichten hin, und ſagte: ſeht! die wiſſen von Wieland und Göthe nicht ein Wort, haben nie eine Komödie geſehen, und noch weniger ein Theaterjournal, kennen von der Alceſte und dem Eliſium keine Note, wiſſen nicht, daß es Romane in der Welt giebt, tragen Kleider, die Ihr nicht anzöget, ſolltet Ihr euch auch lieber todtſchlagen laſſen; und Pahlen, der edle Pahlen, der feine, zarte, gebildete Pahlen, läßt ſich darauf todtſchlagen: es ſind Göttinnen und keine Mädchen! Nun, wodurch bewirkten ſie das? Sie haben ein einfaches, ſchönes Herz, und geſunde Vernunft, die gebildet iſt; nichts von dem Allen, was Ihr für ſo nothwendig haltet. Einfache Natur, reine Unſchuld, Mädchen, die ſind der Zauber, der auf ewig feſſelt. Ihr, Mädchen? Ihr blendet nur! — So, und noch ſtärker, redete ich. Meine Nichten wurden kleinlaut; und da es ihnen nicht an Verſtande fehlt, ſo half das Exempelchen. Jetzt ſind ſie noch einmal ſo einfach und ſo beſcheiden, als ſie vorher waren, und ſie haben mir mit Thränen geſtanden, daß ſie ſich beſſer dabei befinden.

„Auch in meinem Hauſe," fing ich nun an, „iſt es durch den Beſuch bei Ihnen zu einer totalen Reform gekommen." In dieſem Augenblicke hüpfte Auguſte mit allen meinen Kindern herein; und Friedrich erwiederte: ja, das ſehe ich! — Der Romanenſchreiber flog auf Eliſabeth zu, nahm ſie in ſeine Arme, und hatte für uns Andren alle Sinne verloren. Ich ſah ein wenig bedenklich nach ihm hin; Friedrich, der das merkte, ſagte mir aber: laſſen Sie ihn nur! Er denkt dabei nichts weiter, als wie er die Situation beſchreiben will. Auf dem Papiere hätte er Ihre Eliſabeth noch lieber, als in ſeinen Armen. Es iſt die unſchuldigſte Seele von der Welt; Eliſabeth kann bei dem Umarmen nicht weniger denken, als er.

So wie die beſtürzte Eliſabeth hörte, daß es unſer Bettler war, ſchloß ſie ihn ſelbſt in ihre Arme, und die Kleinen gaben ihm etwas von ihrem Pfefferkuchen ab. Oheim Friedrich holte jetzt ein Pack und einige Schachteln hervor, und ſagte: hier bringe ich Ihnen einige Beiträge zur Reformationsgeſchichte. Ein Paar einfache, aber moderne Hüte und Hauben, zwei einfache aber geſchmackvolle Kleider, doch nur von wollenem Zeuge, einige Paar Handſchuhe, und ein Stück blaues Band zogen Auguſten und Eliſabeth aus einer Unterredung mit dem Romanenſchreiber an ſich. Ihr ſeyd mir zuvorgekommen, ſagte Oheim Friedrich; was ich euch bringe, habt Ihr ſchon. Er vertheilte ſeine Herrlichkeiten. Jede nahm das Ihrige, und nun gingen ſie Beide weg. Nach einer halben Stunde kamen ſie mit zufriedenen Mienen wieder; es mußte alles gepaßt haben. Auch Karl und die Kleinen hatten während deſſen Geſchenke bekommen; man kann ſich leicht denken, mit welcher Freude Alle an den Oheim hingen.

Die Geſchichte hebt an.

Vater, es wird zu dunkel zum Schreiben! ſagte meine Frau, als ich eben die Feder nahm, um dieſen Abſchnitt anzufangen. Ich hatte mit geſtütztem Kopfe da geſeſſen, und über unſre Schickſale, über die Schickſale der Menſchen nachgeſonnen. Das thue ich immer, ſo oft ich etwas Trauriges niederſchreiben will, und ich rathe jedem Schriftſteller, nicht mit Lachen an eine Scene des Schmerzes, nicht mit einer Bruſt voll Grams an die Beſchreibung eines ſchönen Morgens zu gehen.

Es wird zu dunkel zum Schreiben! ſagte alſo meine Frau. „Hier, liebe Frau,“ (ich zeigte auf das Papier) „wird es noch dunkler.“ — Was ſchreibſt du denn? — „Ich bin bei dem Tage, an welchem unſre beiden älteſten Mädchen die

Lilas-Kleider bekamen.“ — Da war der Anfang! ſagte ſie ſeufzend. — „Und was war Schuld daran? Lieber Gott! ein neues Kleid, ein Scherz; weiter nichts. Unſre Leiden ſollten eigentlich nur an unſern Thorheiten hangen“ — Oder an unſern Sünden, unterbrach mich meine Frau. — „Nein, Liebe; Sünden beſtraft das Gewiſſen. Ich ſage an unſren Thorheiten, oder an unſren Leidenſchaften, oder an unſren Schwächen; aber ſie hangen an Allem. Wir ſind für den Schmerz gemacht; und darum ſage ich: er veredelt unſer Herz, er verfeinert unſre Liebe, er verſchönert unſer Grab; und das iſt viel geſagt! Wären alle Menſchen glücklich, es würde wenig Liebe auf der Erde ſeyn.“

Den folgenden Morgen kamen Eliſabeth und Auguſte ſchon früh in ihren Lilas-Kleidern und ihren neuen Hauben zu uns herunter. In der That; ſie waren Beide ſchön, beſonders Eliſabeth. Unſre Magd, die ſchon lange mit großer Neugierde die Veränderungen in unſrer Kleidung bemerkt hatte, und nun heute die beiden Mädchen ſo überaus geputzt ſieht, ſinnt nach, was doch wohl die Urſache von dem allen ſeyn möge. Sogar in unſerm Dorfe war ſchon die Frage aufgeworfen worden: was iſt denn das mit unſers Paſtors Töchtern? und man hatte die Magd darüber examinirt, doch ohne eine Antwort zu bekommen.

Anne combinirt zwar die Ankunft unſrer Fremden mit Eliſabeths Putz; allein der dicke Buchhändler ſowohl als der runde Romanenſchreiber ſehen ihr nicht ſo aus, als ob ſie für meine Töchter ſeyn könnten. Sie denkt nur: es muß ſich ja zeigen! — Als unſre beiden Gäſte aufſtanden, zettelte der Romanenſchreiber ſogleich wieder eine Situation an. Er bat Eliſabeth, zu ſpielen; und ſie ſpielte zum Entzücken. So wie ſie aufhörte, umfaßte er ſie, und rief: o, dieſe liebliche, reine, himmliſche Harmonie ſey ewig in deiner Seele, Eliſabeth! Was du je thuſt, ſey den Grazien heilig! Hier, ſchönes Mädchen, mit dieſem Ringe — ſieh, die Huldgöttinnen in ewig ſchönem Bunde ſtehen darauf — weihe ich dich den Grazien ein. Er zog einen ſehr ſchön geſchnittenen Karneol von ſeinem kleinen Finger, und ſteckte ihn an Eliſabeths Hand.

Ein Ring war mir doch bedenklich, und ſogar auch der unſchuldigen Eliſabeth. Sie wehrte ſich ein wenig; allein der Oheim Friedrich rief: nehmen Sie, Kind! Auf mein Wort! das hat bei dem weiter keine Folgen, als etwa ein hübſches Kapitel in einem Buche. — Sie nahm den Ring erröthend, und nun erfuhren wir denn auch, daß uns der junge Pahlen heute beſuchen würde. Er wäre ſchon geſtern mitgekommen, ſagte Friedrich: aber erſtlich mochte ihn der da nicht mitnehmen, weil ihm bange war, daß Pahlen ihm alle Situationen verderben möchte; und zweitens wollte ich meine Mädchen erſt ein wenig in der Mode haben.

Nun mag er kommen! — Dieſe Nachricht ſchien meiner Eliſabeth nicht gleichgültig zu ſeyn; es zeigte ſich ein Strahl von Heiterkeit in ihren Augen.

Sie geht hinaus, und ruft ihrer Schweſter zu: Guſtchen! er kommt! er kommt zu Pferde! — Nun fragt Auguſte; und Eliſabeth erzählt ihr, was ſie ſo eben gehört hat. Unſre Magd hört den Ausruf: „er kommt! zu Pferde!“ und denkt: wer iſt der Er? Die Mamſell war ja vor Freude ganz außer ſich! Nun, ich werde ja den, der zu Pferde kommen ſoll, wohl ſehen! Eliſabeth ſelbſt konnte nicht ſo auf Pahlen hoffen, wie jetzt unſre Magd. Endlich hört dieſe ein Pferd, und fliegt an die Hofthür, um dem Fremden das Pferd abzunehmen; und nun ſieht ſie einen jungen ſchönen Mann in ſehr eleganter Kleidung, der ihr für ihren kleinen Dienſt noch obendrein ein reichliches Trinkgeld giebt. Es kann nicht anders ſeyn, denkt ſie; der junge, ſchöne, freigebige Mann iſt Mamſell Lieschens Bräutigam.

Eliſabeth kommt ihm in der Thür entgegen, und er küßt ihr die Hand. Sie erröthet weil ſie dieſer Ehrenbezeigung gar nicht gewohnt iſt, und geht mit Pahlen in das Haus. Die Magd denkt: hm! wie roth ſie wird! Es iſt richtig!

Wir Alle freuten uns herzlich über Pahlens Ankunft, beſonders aber meine gute Frau. Sie erinnerte ſich unſeres Geſpräches bei dem Oheim

Friedrich, und ſuchte aus dem unbetretenſten Winkel im ganzen Hauſe ein Paar Blätter Noten hervor, die ſie von ihrem Vater geerbt hatte, und auf denen etwas dem plain-chant Aehnliches ſtehen ſollte. Als ſie es ihm vorſpielte, wollte es niemanden gefallen: das ſah ich deutlich an allen Geſichtern, ausgenommen an Pahlen und Eliſabeth, die bei dem Klaviere ſtanden und die lateiniſchen Worte brummten. Sie ſpielte es wohl dreimal, und zuletzt brummten wir Alle mit, endigten aber mit einem Tutti von Gelächter, das meine Frau ein wenig übel nahm.

Pahlen, der jetzt — das machte wohl die Kleidung — mit unſrer Eliſabeth viel ſcheuer und ehrerbietiger ſprach, erinnerte ſie an die ſchönen Spaziergänge um das Dorf her, von denen ſie ihm erzählt hatte; und Beide gingen ganz allein, weil Auguſte, die gern mitgegangen wäre, der Mutter in der Küche helfen mußte. Eliſabeth führte Pahlen indeß nur in den Garten, und ging darin mit ihm auf und nieder, weil ſie ſich ſcheuete, ohne die Begleitung ihrer Eltern ihren Putz vor den Bauern ſehen zu laſſen.

Pahlen hatte eine Feuerſeele, und Eliſabeths Herz war ja faſt immer in Bewegung. Beide ſprechen Anfangs von dem ſchönen Sommertage, dann von dem Gefühle der Schönheit, und hierauf von den menſchlichen Leiden, von dem Grabe und den ewigen Hoffnungen edler Herzen. Pahlen bemerkt mit dem Entzücken eines heißen, enthuſiaſtiſchen Jünglings in Eliſabeth ein Herz voll Unſchuld und der reinſten Gefühle. Als ihre Augen in dem Geſpräche ſich benetzen, als ſie ihm die Hand drückt (die Unſchuldige hätte ſich eben ſo arglos von ihm an die Bruſt drücken laſſen, wenn er die Arme geöffnet hätte): da geräth ſein Herz in die zärtlichſte Bewegung, und auch ſeine Augen benetzen ſich. Er tritt vor ſie hin, und legt, ganz außer ſich, ihre Hände an ſeine Bruſt. Dieſen zärtlichen Auftritt ſieht unſre Magd, die in einem nahen Beete Erbſenſchoten pflückt. Sie hört ihn ſagen: meine theure Eliſabeth! und nun wird ihre Muthmaßung, daß der junge hübſche Herr Eliſabeths Bräutigam ſey, Gewißheit. Alles hängt jetzt zuſammen: unſre Reiſe, die Reform im Hauſe und in der Kleidung, Eliſabeths Ausruf: er kommt! er kommt zu Pferde! und dieſes Geſpräch.

Auch wir kommen nun in den Garten. Eliſabeth geht, der Magd zu helfen; und jetzt wird an dem Erbſenbeete folgendes Geſpräch gehalten. Glauben Sie wohl, Mamſell Lieschen, daß ich hier meine hellen Thränen geweint habe?

„Mein Gott! warum denn, liebe Anne?“

Ueber Sie, und den jungen Herrn.

„Wie denn ſo?“

Ach, Mamſell Lieschen, Sie ſind heute ſo ſchön! ſo ſchön! und der junge Herr iſt eben ſo ſchön! (Eliſabeth lächelt.) Und das gute Herz lacht ihm aus den Augen. Ach, Mamſell Lieschen, ſo ein ſchönes Paar muß der liebe Gott ſegnen.

„Paar? Was ſprichſt du doch, gute Anne!“

Ich weiß wohl, was ich ſage. Sie ſind Braut, Mamſell Lieschen. Ich ſoll es noch nicht wiſſen; aber aus meinem Munde wird es Niemand erfahren. Gewiß nicht!

„Anne, du biſt einmal wunderlich,“ ſagte Eliſabeth, und mit einem Herzpochen, das ſie in Pahlens Geſellſchaft nicht gefühlt hatte, und das von dem einzigen Wörtchen Braut herrührte.

Ei, Mamſell, ſagte Anne; ich müßte ja keine Augen haben: wahrhaftig, das müßte ich nicht! Da ſtanden Sie, und das Waſſer lief ihnen die Backen herunter, und Ihrem Bräutigam auch. Und das Händedrücken, das Rothwerden, wollte gar nicht aufhören, und das Halstuch ging, als wenn der Wind in den reifen Rocken ſtößt. Ich habe alles wohl geſehen.

„Anne, du biſt wirklich nicht geſcheidt!“

O, liebe, gute Mamſell, ſagen Sie mir doch nur mit einem kleinen Wörtchen, daß es wahr iſt. Ich habe Sie gar zu lieb; und richtig iſt es doch. Denn, Mamſell Lieschen, wie er ſie anſah! — Das Feuer ſchlug ihm ja zu den großen ehrlichen Augen heraus. Ach, du lieber Gott! ſo ein ſchönes Paar! ein Paar Engel! Sehen Sie nur, wie mir ſchon wieder die Augen überlaufen. An Ihrem Hochzeittage will ich auf die Kniee fallen, und Gott wird Ihnen ſeinen Segen geben um meines Gebetes willen, und weil Sie ſo gut, ſo herzensgut ſind! geiſtlichen und leiblichen Segen!

In dieſem Augenblicke ſieht Anne den Ring an Eliſabeths Finger, faßt die Hand, drohet dem Mädchen, und ſagt: wollen Sie noch leugnen? Iſt die Jungfer beringt, ſo iſt ſie auch bedingt.

Eliſabeth giebt ihr, ungeachtet der angenehmen Verwirrung, worin ſie iſt, die Verſicherung, daß ſie den Ring von dem runden Manne bekommen habe. Anne ſchüttelt ungläubig den Kopf, und Eliſabeth eilt, aus dem gefährlichen Erbſenbeete wegzukommen. Aber der Schade war nun einmal geſchehen. Von dieſem Augenblick an miſchte ſich in Lieschens unſchuldige, reine Gefühle ein unnennbares Etwas, eine ſehnſuchtsvolle, ſüße Unruhe. Ihr Herz, ihre Seele öffnete ſich, eine ganz neue Welt aufzunehmen. Sie erröthete, ſie floh vor Pahlen, und hätte vor ſich ſelber fliehen mögen; ſie fühlte, was ſie nie gefühlt hatte: eine geheime Stimme tief in ihrem Herzen, die ihr Vorwürfe machte. Die unſchuldige Seele zitterte vor einem Geſpenſte; und dieſe leere Furcht vor ſich ſelbſt brachte ſie dem Abgrunde näher. Sie konnte es ſich nicht leugnen, daß Pahlen ihr von dem erſten Augenblick an wohlgefallen hatte. Seine Achtung, ſeine Händedrücke waren ihr in die Seele gedrungen. Sein Handkuß an dieſem Morgen — eine Ehrenbezeigung, die ſie nur als einen Beweis der kindlichen Ehrfurcht kannte — hatte ihre ganze Seele erheitert, und es war ihr ſehr angenehm geweſen, ihn gut gekleidet empfangen zu können.

Aber die Wörter Braut, Bräutigam, Hochzeit hatten dieſen Gefühlen etwas ängſtlich Bebendes, ſchmerzlich Sehnſuchtsvolles zugemiſcht. Sie ſah, ſie fühlte jetzt Alles anders; ſie zitterte vor der leiſeſten Regung des Wohlgefallens an Pahlen. Mit zögernden Schritten, und einmal über das andre erröthend, trat ſie zu unſrer Geſellſchaft, als ich ſie rief, und war ſtumm, nachdenkend, unruhig. Doch Pahlen wußte durch ſeine heitre Ruhe und Unbefangenheit die Geſpenſter bald aus ihrer Phantaſie zu verjagen. Er ſchäkerte mit Auguſten die nicht aufhören wollte, ihm den plain-chant vorzubrummen, und die auch ihre Schweſter ſogleich neckte. Gegen Mittag hatte Eliſabeth ihre Ruhe wieder gefunden. Sie wurde nun auf Annen böſe, und verbot ihr ſehr ernſtlich, von dem thörichten Geſchwätze wieder etwas zu erwähnen. Anne aber, um recht ſicher zu gehen, wendete ſich an das weiſe Hannchen, das wirklich auf alles ſehr genau Acht gab, und, wenn wir etwas vorhatten, es oft eher, als ihre ältern Geſchwiſter, herausbrachte. Sie fing an das Kind auszufragen; da aber Hannchen nichts wußte, und doch hier etwas Merkwürdiges hörte, ſo fragte ſie nun die Magd aus, und hielt endlich das für ausgemacht gewiß, was Anne ſo zuverſichtlich ſagte.

Das kleine Mädchen war mißvergnügt darüber, daß ihr ſo etwas entgangen war, und noch mehr, daß man ihr das Geheimniß nicht entdeckt hatte. Sie machte ein ſehr weiſes Geſicht, und lauerte uns Allen auf. Bei Tiſche ſaß Pahlen zwiſchen meiner Frau und Eliſabeth, die von allen meinen Kindern allein ein Weinglas hatte, weil unſer Vorrath an Gläſern nicht weiter reichte. Er ſtieß ein Paarmal mit Lieschen an, und ſprach ſo zärtlich, ſo ehrerbietig mit ihr, daß die Kleine in ihrem Glauben noch mehr beſtärkt wurde.

Nach Tiſche ſchlich ſie, um ihrer Sache gewiß zu werden, den vermeinten Brautleuten nach, die nun aus dem Garten in ein kleines Birkenwäldchen, dem Lieblingsaufenthalte meiner Eliſabeth, gingen. Das vertrauliche Geſpräch, welches Beide mit einander führten, benahm der Kleinen vollends alle Zweifel; und nun war der Triumph, den ſie haben konnte, zu groß, als daß ſie ihn ſich hätte verſagen ſollen. Sie näherte ſich auf Umwegen dem liebenden Paare, mit einem Strauße Feldblumen in der Hand, die ſie im Gehen gepflückt hatte. Schenke mir den Strauß, Hannchen, ſagte Pahlen. Nein, antwortete die Kleine rund ab. „Willſt du dem Herrn nicht einmal die Blumen ſchenken?“ fragte Eliſabeth, und griff danach. Hannchen legte die Hand mit den Blumen auf den Rücken, und ſagte kalt: „dieſe ſoll Oheim Friedrich haben. Dem Herrn will ich einen großen Strauß ſchenken, an dem Tage, da du Hochzeit mit ihm haſt!“ und wie der Blitz war ſie hinter den Gebüſchen verſchwunden.

Der Blitzſtrahl war gefallen und hatte getroffen. Eliſabeth ſtand in einer unbeſchreiblichen Empfindung da erröthend, mit tief niedergeſchlagenen Augen, mit zitternder Hand, die ſie nicht Kraft genug hatte, aus Pahlens Hand zu ziehen, ſo gern ſie auch wollte. Die unſchuldige Seele! Es fehlte ihr an Muth zu lächeln, einen Scherz aus Hannchens Worten zu machen, hinter der Kleinen herzulaufen, um ihr den Strauß zu nehmen, oder ſonſt etwas der Art zu thun.

Pahlen, der in dem Scherze nichts, gar nichts fand, was ſich nicht durch einen andern Scherz hätte wieder gut machen laſſen, öffnete ſo eben die Lippen, um etwas zu ſagen; aber er ſchwieg, als er das ſchlanke, liebliche Mädchen, mit dem glühenden Geſicht und den bedeckten Augen ſah, aus denen ein Paar Thränen langſam hervorquollen. Er betrachtete ſie einen Augenblick ſchweigend, und ſeine Bruſt durchzückten, ſchnell wie Blitze, und eben ſo verzehrend, Gefühle der Liebe, der Sehnſucht, mit ſolcher Gewalt, daß auch ſeine Hand, in der er noch immer Eliſabeths Hand hielt, anfing zu zittern. Seine Augen flammten; er wußte nun, daß er Eliſabeth liebte, daß er ſie von dem erſten Augenblicke an geliebt hatte.

Sie erhob das große blaue Auge in Thränen zu ihm, und ſchlug es ſchamhaft wieder zu Boden, als ſie ſeine Blicke bemerkte. Sehnſucht und Schmerz bewegten ſich in ihrer Bruſt; ihr Buſen flog, obgleich nicht von Liebe, nicht von Scham: ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie fühlte.

Pahlen hob ihre Hand — nur um ſie los zu laſſen, und damit Eliſabeth Zeit hätte, ſich zu erholen — langſam auf, und drückte ſie an ſeine heißen Lippen. Eliſabeth ſtand wie eine Bildſäule da, und fühlte nichts, als die heißen Thränen auf ihrem Arm, und die glühenden Lippen auf ihrer Hand. Jetzt flog die Flamme durch Pahlens Adern. Er umfaßte das Mädchen mit Heftigkeit, und es ſank nun durch dieſe Bewegung in ſeine Arme. „Meine Eliſabeth!“ ſeufzte er; „ewig meine Eliſabeth! Nichts ſoll uns trennen! Du mein! ich dein!“ Und jetzt brannten die glühenden Lippen auf ihrem Munde. Sie öffnete matt die Augen, und heftete ſie rührend auf die ſeinigen.

Ach, dieſer Blick kündigte dem Jüngling ſein Glück an; aber uns Allen, und ihr ſelbſt, ein langes Leiden!

„O, nur ein Wort, Eliſabeth!“ rief er wieder; „winke nur mit den Augen, oder drücke nur deine Hand an meine volle Bruſt, zum Zeichen, Geliebte, daß du mein ſeyn willſt!“ Ihre Augen voll Thränen ſahen ihn ſtarr an. Sie entzog ihm ihren Mund nicht, ſie machte keine Bewegung, ſich von ihm los zu winden; aber ſie ſtand mit fliegendem Buſen da, ohne ihm das Zeichen, das er verlangte, zu geben.

Wahlen gerieth in Verlegenheit, als er immer und immer ihren troſtloſen Blick ſah. Er richtete ſie auf; denn ſie war, ſo wie ſie in ſeine Arme ſank, liegen geblieben. Eliſabeth, ſagte er: erholen Sie Sich! Jetzt erhob ſie die zitternde Hand, legte ſie flach vor ſeine Bruſt, und drückte ihn langſam von ſich.

O, ich Unglücklicher! rief er; wenn ich Sie recht verſtehe, Eliſabeth! — Sie drückte ihn aufs neue von ſich, und ſagte leiſe: „o, verlaſſen Sie mich!“ mit einem Blicke, worin ſich Angſt und Schrecken mahlten. Er ſprang zurück, warf ſich auf eine Raſenbank, und beugte ſein Geſicht in das Gras. Eliſabeth hörte ihn ſchluchzen, warf jetzt einen Blick auf ihn, ſah ihn in der Stellung des Schmerzes, eilte ihm zu Hülfe, und ſchlang die Arme um ihn. Er richtete ſich auf, umfaßte ſie in wilder Bewegung, und ſie ſank auf ſein Knie, an ſeine Bruſt.

„Eliſabeth!“ ſagte er ernſt; „ich bin der unglücklichſte Menſch, den die Erde trägt, wenn Sie nicht mein werden! Es wird mein Tod ſeyn!“ — O, ſagte ſie in großer Angſt, und ſank mit dem bleichen Geſicht auf ſeine Schulter: was ſoll ich ſagen?

„Daß Sie mich lieben, Eliſabeth.“

Ich liebe . . . ſagte ſie mit zitternden, leiſen Tönen.

„Mich, mich? Eliſabeth! o reden Sie! geben Sie mir das Leben!“

Sie erhob den Kopf, ſah ihn mit dem blaſſen Geſichte, auf dem ſich dennoch ein leichter Blick der Schamröthe zeigte, ängſtlich an, und ſchwieg. In dieſem Augenblicke ſprang Auguſte herzu, und rief, als ſie Eliſabeth ſah: o Gott! was iſt meiner Schweſter! Eliſabeth ſtreckte ihr die offnen Arme entgegen, blieb aber auf Pahlens Knie ſitzen. Auguſte warf ſich vor ihr nieder, fragte mit immer wachſender Angſt: was iſt dir, meine geliebte Eliſabeth? und ſo hielten beide Schweſtern ihre Arme verſchlungen.

Endlich hatte ſich Eliſabeth erholt; ſie richtete ſich auf, und ihre Farbe kam nach und nach wieder. Jetzt warf ſie ſogar einen zärtlichen Blick auf Pahlen; aber deſto feſter drückte ſie ſich in die Arme ihrer Schweſter. O dir, liebe Auguſte, fing ſie an; dir kann ich alles ſagen. Ach, meine Bruſt iſt ſo voll, ſo ſchrecklich voll! Sieh, da kam Hannchen . . . — Hier unterbrach ſie ihre Erzählung, legte den Mund an Auguſtens Hals, und flüſterte: nein, ich kann es dir doch nicht ſagen!

Nun, ſo reden Sie doch, Pahlen! rief Auguſte. Hannchen habe ich geſehen; die iſt geſund.

Pahlen trat endlich — er war verlegen geweſen — feſt auf die beiden Schweſtern zu, und hob an: „Eliſabeth, in Gegenwart Ihrer Schweſter frage ich Sie noch einmal; wollen Sie mein ſeyn? Ich liebe Sie, liebte Sie ſchon in dem Augenblicke, da ich Sie zum erſten Male ſah. Wenn Sie meine Liebe verachten, ſo bin ich der unglücklichſte aller Menſchen!“ Eliſabeth hatte noch immer das Geſicht an der Bruſt ihrer Schweſter, und antwortete nicht. Auguſte hob ihr Geſicht auf, und ſah ihr mit Taubenfreundlichkeit in die Augen. Nun, gute Eliſabeth, liebſt du ihn? aber nicht ſo, wie wir das bisher verſtanden haben. Was Pahlen meint, iſt ganz etwas Anderes. — „Ach, das weiß ich!“ ſeufzte Eliſabeth. — Es giebt nichts Schöneres auf der Welt, als die Liebe, und Pahlen . . . Eliſabeth, gut warſt du ihm ſchon ſeit unſrer Reiſe, und was du mir dieſen Morgen, als du aus den Erbſen kamſt, geſagt haſt . . .

Eliſabeth verſchloß ihr den Mund mit Küſſen. Alſo, fuhr Auguſte fort, nur heraus mit der Sprache! Das lange Drehen und Zieren taugt nichts. Kommen Sie, Pahlen! Sehen Sie doch aus, gerade wie in meinem Buche ſteht: „die zärtlichen Augen voll Thränen, die Wangen voll Karmin.“ Hu! und wie das Herz pocht! O Kind, du liebſt ihn. Sag es doch nur ohne Umſtände! Aber Pahlen, was ſtehen Sie denn da ſo ſteif, wie die Birken? Können Sie denn nicht auf die Kniee fallen, oder eine kleine Rede halten?

Pahlen blieb ſtarr wie eine Birke ſtehen, fiel nicht auf die Kniee, und hielt auch keine Rede. Auguſtens Manier war ihm ein wenig zu komiſch; er wußte nicht, ob das Mädchen ihn nicht etwa necken wollte. Eliſabeth, bei der die Rede ihrer Schweſter geholfen hatte, wäre jetzt muthig genug geweſen, in Auguſtens Gegenwart zu ſagen: ich liebe Sie, Pahlen! Aber ein Blick in ſeine Augen, die ſtarr auf ſie geheftet waren, nahm ihr den Muth wieder, und ſie ſchlug den Blick zu Boden.

Auguſte ſprach in völligem Ernſt. Als wir bei dem Oheim Friedrich waren, hatte ſie nicht allein die Kleiderſchränke der Nichten durchſucht, ſondern auch ihren Bücherſchrank. Sie nimmt ein

Paar Bände hervor, findet Romane, lieſt darin einige Seiten, und begreift nicht, warum ihr Vater dieſe Lektüre noch ſo weit hinausgeſetzt habe. Die Nichten bereden ſie, ein Paar Romane mitzunehmen, und ſie thut es, freilich mit einem kleinen Herzklopfen. Am folgenden Morgen, als Auguſte mit Eliſabeth allein iſt, legt ſie die beiden Bücher auf den Tiſch, und fragt, um ihn her hüpfend: ob ich ſie leſe, oder nicht? Eliſabeth fragt, was es ſey. Auguſte erzählt, und bittet ihre Schweſter, die Bücher mit ihr gemeinſchaftlich zu leſen. Das ſchlägt Eliſabeth ſehr ernſtlich ab; dagegen aber (denn das Mädchen mußte nun einmal jede abſchlägige Antwort verſüßen) verſpricht ſie ihr, nichts davon zu ſagen. Auguſte ihrer Seits giebt ihr das Verſprechen, bei dem erſten ſchlechten Worte, das vorkomme, ihr die Bücher auszuliefern. Sie lieſt nun, und wird entzückt; ſie lieſt weiter und ſtutzt. Es iſt nichts Unrechtes, was da ſteht, aber etwas Neues. Sie kann ſich nicht davon losreißen, und ſagt, als ſie das Buch zumacht: Lieschen, was ich geleſen habe, — und glaube [illegible], Plutarchs Lebensbeſchreibungen ſind gar nichts dagegen! — das könnte mir ſelbſt begegnen, ja ich denke, es müßte mir einmal begegnen; und ſo iſt es gut, daß ich dies geleſen habe. Ich weiß nun, was ich ſagen und thun ſoll. Es ſteht kein unrechtes Wort darin, Eliſabeth. Ich habe dabei gelacht und geweint; und am Ende bin ich klüger geworden, auch beſſer, denk' ich. Ich weiß nicht, der Vater muß an ganz beſondere Bücher gerathen ſeyn, daß er ſie uns nicht hat leſen laſſen.

Sie fing das zweite an, las die ganze Nacht hindurch mit verdoppeltem Entzücken, und wollte nun Eliſabeth durchaus bereden, die Bücher zu leſen; doch dieſe rührte ſie nicht an, ſo ſehr ihr auch das Herz vor Verlangen ſchlug, wenn Auguſte den Kopf mit den naſſen Augen hintenüber legte. Als das zweite zu Ende war, ſagte ſie: Eliſabeth, es iſt unrecht, daß uns der Vater das alles verſchweigt; denn auch uns wird das bald begegnen, was ich hier geleſen habe.

„Wie weißt du denn das, wunderliches Mädchen? Du ſelber ſagſt ja, daß du es noch nicht gekannt haſt.“

Ach, Eliſabeth, ich wußte es alles, und auch du weißt es; nur die Worte dazu fehlten mir. Laß dir nur erzählen: das hat der Vater doch nicht verboten.

Die gewiſſenhafte Eliſabeth wollte auch nichts hören, und Auguſte mußte endlich ſchweigen.

Nun fand Auguſte ihre Schweſter mit Pahlen ſo im Garten, wie ich es erzählt habe. Sie begriff ſogleich, wovon die Rede war, und ärgerte ſich, daß Pahlen ſo ſtumm blieb. Am Ende, ſagte ſie verdrießlich, habt Ihr mich hier Beide zum Beſten; denn es iſt ja doch wahr, und ich ſtehe hier, und verſchwende Worte. Lieschen, was hatteſt du denn auf Pahlens Schooße und an ſeiner Bruſt zu ſuchen, wenn du ihn nicht liebteſt, und wenn du es ihm nicht ſchon geſtanden hätteſt? Ich habe dir ja ſchon vor drei Wochen geſagt, daß uns ſo etwas begegnen würde. Siehſt du? Wie es dir jetzt iſt, gerade ſo ſteht es in den Büchern, die du nicht haſt leſen wollen. Erſtlich, wenn er dir die Hand drückte, war dir die Seele ſo voll, ſo voll Entzücken, ſo voll Sehnſucht: nicht war? (Eliſabeth erröthete und ſchwieg.) Zweitens, als er dich in ſeine Arme nahm, da war es dir, als wollte die Erde unter dir wegfliegen; du wurdeſt blaß, du vergoſſeſt Thränen, und hätteſt an ſeiner Bruſt, in ſeinen Armen ſterben mögen: nicht wahr?

„Ach!“ antwortete Eliſabeth mit einem langen Seufzer, und ſchlug die Augen in die Wolken. „O!“ rief Pahlen auf einmal, und warf ſich vor Eliſabeth nieder: „welch ein Entzücken! Eliſabeth, Sie lieben mich? Sie ſind mein?“

Endlich einmal kommt es doch in Gang! ſagte Auguſte, und winkte ihrer Schweſter zu. Eliſabeth legte ihre Hände auf Pahlens Schulter, und drückte ihn an ſich. Nun umfaßte er ihren ſchlanken Leib, und hob das Geſicht auf; ſie ſenkte, hold erröthend, langſam mit dem Geſichte zu ihm nieder. Beide umſchlangen ſich inniger, und ihre Seufzer, Thränen und Küſſe miſchten ſich.

Sieh! ſagte Auguſte mit naſſen Augen: gerade ſo, wie es in den Büchern ſteht! — Sie bekam ihre frohe Laune bald wieder. Als das Umarmen nicht aufhörte, ſagte ſie luſtig: der Vater hat doch allerliebſte Töchter! die eine lieſt, und die andre macht Romane. Wollte ich doch, er ſtände hier, und ſähe das mit an! ein Kuß, der ſchon eine Viertelſtunde dauert! Ich möchte wohl wiſſen, was er dazu ſagen würde. Am Ende wäre ich doch die beſte; ich leſe doch nur Romane. — Der Rauſch der Liebenden währte ihr zu lange, und ſie weckte Beide aus ihrem Vergeſſen. Eliſabeth fiel ihr zitternd um den Hals, und ſagte: Schweſter, wie glücklich bin ich! ach, wie namenlos glücklich! — Das bleibſt du auch gewiß! ſagte Auguſte freudig; denn Pahlen wird dir treu ſeyn!

„O, Eliſabeth!“ ſagte Pahlen feierlich; „wenn ich dich, du edles, unſchuldiges Mädchen, je betriegen könnte, wenn je mein Herz dich nur weniger liebte, als in dieſem entzückenden Augenblick: ſo wäre ich ein Ungeheuer. Ja, Eliſabeth, du ſollſt mein werden, und wenn die ganze Welt ſich dagegen ſetzte!“

Was machen wir nun? fragte Eliſabeth Auguſten. Ich fürchte, der Vater . . .

Der Vater? Ja, liebes Kind, die Väter werden bei ſo etwas beinahe immer böſe. Es hat entweder bei den Liebhabern, oder bei den Geliebten einen Haken. Ich denke, Pahlen, Sie werden ja nicht ein Prinz, ein Graf oder ſo etwas ſeyn? oder . . . — Pahlen gerieth in große Verlegenheit, und Auguſte wurde bei einem Blick auf ihn ſehr kleinlaut. Daß es auch, ſagte ſie, mit der Liebe immer ſo ſchnell kommt, ehe man nur einmal fragen kann, wen man vor ſich hat! Viel Gutes wird es diesmal nicht ſeyn: das ſeh' ich an Ihrem Geſichte.

„Ich bin dein, Eliſabeth!“ ſagte Pahlen verſichernd; „und willſt du, ſo gehen wir in dieſem Augenblicke zu deinem Vater.“ Eliſabeth ſah ihn zärtlich an; Auguſte ſchüttelte den Kopf: ihr wurde ein wenig bange, weil ſie die Entſcheidung beſchleunigt hatte. Höre, Eliſabeth, ſagte ſie ängſtlich: du weißt, wie lieb dich der Vater hat. Er würde vor Kummer ſterben, wenn er dich nicht glücklich ſähe. Ja ich! bei mir wäre es ein Anders! Ach, liebſte Eliſabeth, mir ſchlägt ſchon jetzt das Herz. Ich bitte dich, laß uns thun, als wäre es nur Spaß geweſen.

Jetzt warf Eliſabeth einen Blick auf Pahlen, und ſagte: nein, ich werde ihn ewig lieben. Laſſen Sie uns zu meinem Vater gehen.

Auguſte hielt ſie zurück, und bat Pahlen, wenigſtens doch nur zu ſagen, welchen Haken es hätte. „Gute Eliſabeth,“ ſagte er; „ich bin nicht ganz mein eigener Herr. Mein Vermögen iſt klein, und ich hange von einem Oheim ab; aber wenn er dich ſieht, du himmliſches Mädchen — o, er muß uns ſeinen Segen geben!“ — Auguſte ſchüttelte den Kopf; in einem ihrer Bücher war ein Oheim vorgekommen. Und wer iſt denn dieſer Oheim? fragte ſie.

„Ein Landedelmann, ein Baron von Pahlen.“

O, mein Gott! rief Auguſte; nun habe ich nichts weiter mit der Sache zu thun. Eliſabeth, ich bitte dich um alles in der Welt, ſag nur dem Vater nichts. — Sie umfaßte ihre Schweſter ſo zärtlich, und bat ſo dringend, daß dieſe ihr verſprach, was ſie verlangte. Dafür, ſagte Auguſte nun, will ich euch Beiden auch treu ſeyn, ſo lange ich lebe. Nein, der Vater darf nichts erfahren; er grämte ſich ſonſt todt.

Pahlen hatte nur noch Zeit, Eliſabeth zu umarmen, und ihr ewige Treue zu verſprechen, als ſie ſchon Stimmen in der Nähe hörten. Beide faßten ſich, ſo gut ſie konnten. Auguſte hängte ſich in Pahlens Arm, und kam uns lachend und ſingend entgegen. Am Abend fuhren die Fremden wieder weg. Eliſabeth und Auguſte gingen ſogleich zu Bette, und wir hörten auch nicht Eine Anmerkung über unſre Gäſte von ihnen.

Auguſtens Schrecken über das Wort Baron war ſehr natürlich. Meine Kinder — und, ich muß nur geſtehen, wir Alten dazu — konnten uns keinen andern Begriff von einem Edelmanne machen, als nach dem Gutsbeſitzer in unſerm Dorfe. So oft er kam (und das geſchah alle Jahre einmal), traf der Pächter, der ihn kannte, ſolche Anſtalten zu ſeinem Empfange, als ob ein Fürſt zur Huldigung käme. Auch ich mußte jedes Mal erſcheinen, und das that ich denn nie ohne eine Art von Angſt, obgleich dieſer Beſuch mir eine gute Gelegenheit gab, meiner Frau einmal wieder meine Menſchenkenntniß zu beweiſen. Ich ſetzte ihr nehmlich, um mir ſelber Muth zu machen, aus einander, wie leicht man vor einen Mann von Stande treten, und in deſſen Gegenwart ſeinen Werth behaupten könne, wenn man nur etweder artig genug ſey, ihn ſein eigenes perſönliches Gewicht fühlen zu laſſen, ohne dabei furchtſam zu ſcheinen, oder feſt genug, ihm zu imponiren, was übrigens keine große Kunſt erfodere, da man nur ein Paar Prätenſionen mehr zu machen brauche, als man eigentlich machen dürfe, um ſo viel zu erhalten, als man erhalten wolle. Ich bin von der Wahrheit dieſer Sätze noch jetzt ſo überzeugt, wie damals; es iſt mir aber nie gelungen, ſie auszuüben: denn ſobald ich den Grafen da ſtehen ſah, mit dem Domherrnkreuze, in dem prächtigen Kleide, in der nachläſſigen, halb von uns abgewendeten Stellung, war ich augenblicklich furchtſam und hölzern. Ich ſtand hinter dem Amtmann und dem Juſtitiarius, und hielt mir die kräftigſten Reden über den wenigen Werth des Ranges: aber ich hatte nicht den Muth etwas zu ſagen; und wenn ich es ja verſuchte, ſo ſprach ich ſchlecht, wurde dadurch noch ängſtlicher, und blieb es auch, obgleich der Graf jedes Mal ſo artig war, einige höfliche Worte an mich zu richten. Auf dem Rückwege wußte ich ſehr wohl, was ich hätte ſagen ſollen. Ich führte ganze witzige Dialogen mit ihm, ließ ihn ſogar einen Spötter der Geiſtlichen ſeyn (was er nicht war); und er hatte dennoch ſeinen Mann an mir gefunden. Ich dachte immer: wenn er dich doch noch einmal rufen ließe, damit du deine Einfälle anbringen könnteſt!

Zu Hauſe that ich groß. „Ich gebe um dieſe Bekanntſchaft," ſagte ich, „nicht einen Bogen Makulatur, ob es ſich gleich noch gut genug mit dem Grafen umgehen läßt. Er iſt höflich und artig; aber ich frage nichts darnach, gar nichts." Mitten unter dieſen Prahlereien konnte ich aber doch meiner Frau mit recht angenehmen Empfindungen ſo nebenher erzählen, daß er mir auf die Schulter geklopft, oder gar die Hand gegeben habe.

Meine Kinder machten ſich alſo ſehr hohe Begriffe von dem Adel; und hätte Eliſabeth nur die mindeſte Ahnung davon gehabt, daß auch Pahlen zu dieſem Stande gehöre, ſo würde ſie nicht ohne Zittern an die Bekanntſchaft mit ihm gedacht haben. In dem Hauſe des reichen Buchhändlers aber hatte man andre Begriffe. Der Baron Pahlen war dort ein Hausfreund, hieß Pahlen ſchlechtweg, und betrug ſich äußerſt artig; meine Kinder und wir Alle wußten nicht, daß ein Edelmann in ihm ſteckte. Kaum nannte er nun ſeinen Oheim Baron, ſo verlor Auguſte nach ihrem Begriffe von einem Edelmanne alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges; Eliſabeth aber, die jetzt unter der Herrſchaft des Gottes war, der, wie der Tod, alles gleich macht, fand das nicht mehr ſo. Auch ſie erwartete freilich nichts von dem Oheim; aber Auguſte ſogar nichts von Pahlen ſelbſt: denn wie konnte ſie denken, daß es für ihre demüthige Schweſter, die Tochter eines armen Landpredigers, je möglich wäre, eine Baronin zu werden!

Nach einigem Ueberlegen hielt Auguſte die Sache denn auch nicht für ſehr ernſthaft; ſie meinte, Pahlen ſowohl als Eliſabeth würden bald die Unmöglichkeit einer ſolchen Verbindung einſehen und alle Hoffnung aufgeben. Wirklich machte ſie einen Verſuch, ihrer Schweſter dieſen Gedanken beizubringen; aber die heißen Thränen, womit Eliſabeth alle ihre Gründe beantwortete, erregten ihr Mitleiden ſo ſehr, daß ſie es nun der Zeit überlaſſen wollte, das Herz der Unglücklichen zu heilen.

Ich erfuhr nicht das Mindeſte, ob ich gleich wohl bemerkte, daß eine große Veränderung mit Eliſabeth vorgegangen ſeyn mußte. Sie war, möchte ich ſagen, durch die Liebe ein höheres Weſen geworden. Zwar ging ſie träumend umher; man vermuthete aber aus ihren entzückten, wehmüthigen, ſanften Blicken, ſie hätte heilige Träume von einer beſſeren Welt, und ich konnte es nicht über das Herz bringen, ſie aus denen zu wecken. Sie hatte vorher ihre Eltern geliebt, ihre Geſchwiſter, ihre Hausgenoſſen, ſogar die Thiere, die ſie fütterte; jetzt aber liebte ſie Alles, was ſie umgab, alle Menſchen, die ganze Schöpfung, und drückte ſich oft rührend über dieſe Liebe aus, die ihr Weſen beſeelte. O, ſie iſt zu gut für dieſe Welt! ſagten wir, ich und die Mutter, in dieſem Zeitpunkte tauſendmal von ihr; aber wir wußten nicht, daß eben das, was ich Trug der Welt, und meine Frau mit dem bibliſchen Ausdrucke Fleiſch nannte, die Liebe, unſre Eliſabeth ſo gut machte.

Hoffnungen.

Was der Leſer bisher geſehen hat, das waren die Folgen unſeres Eintrittes in die Welt, und, leider! nicht die einzigen. Es ſchlangen ſich tauſend Fädchen aus ihr durch unſre Hütte, durch unſer Leben, und hinderten den einfachen Gang unſeres ruhigen Glückes. Unſer Freund Friedrich, der uns in die Welt gezogen hatte, war edelmüthig genug, uns den Schritt nicht bereuen zu laſſen. Er machte meinen beiden älteſten Töchtern und meinem Sohne Karl Geſchenke; da wir Anderen nun nicht ganz und gar zurückbleiben konnten, ſo wußte er durch hundert Mittel — bald durch eine Wette, die er an meine Frau verlor, bald zur Vergeltung einer Gefälligkeit, die ſie ihm erwieſen hatte — uns nach und nach das in die Hände zu ſpielen, was wir brauchten, uns ſelbſt und die übrigen Kinder zu reformiren. Es waren nur Kleinigkeiten, und die konnten es bei der einfachen Beſcheidenheit meiner Familie nur ſeyn; doch dieſe Kleinigkeiten machten wieder andre nothwendig, die jetzt in meinem Hauſe ſchon für Bedürfniſſe galten, und mir nur allzuviel koſteten. Noch immer beglückten Eintracht, Friede und Liebe mein Haus; aber dennoch ſah ich mit Sorgen in die Zukunft, und nun regte ſich bei mir zum erſten Male der Wunſch, eine beſſere Pfarre zu haben. Mir freilich ſchien die Erfüllung dieſes Wunſches unmöglich; aber mein Freund, der Oheim Friedrich, war anderer Meinung. „Hm!“ ſagte er; „ich muß doch einmal überdenken, wie das wohl zu machen wäre!“ und auf einmal wieder nach einigen Hm! Hm! „Sie ſollen Superintendent in Schwarzenhagen werden. Der Mann iſt drei und achtzig Jahr alt, und kränklich; er lebt kein Jahr mehr.“ — Ich erſtaunte bei dieſer ſo beſtimmten Verſicherung, und ſchüttelte ungläubig den Kopf. Nach drei Tagen aber ließ mich Oheim Friedrich in ſeinem Wagen nach der Stadt holen, und fuhr mit mir rings umher zu dem Präſidenten und den Räthen des Conſiſtoriums. Ueberall wußte man ſchon von meinem Geſuch, überall kam man mir mit freundlichen Blicken entgegen.

Ich begriff nicht, durch welche Zauberei mein Freund das alles in drei Tagen ſo weit zu bringen gewußt hatte.

Geld, ſagte er lächelnd, und ein wenig Weltkenntniß können viel ausrichten. Dem Neffen des Präſidenten kündigte ich ein Kapital auf; bei dem alten Conſiſtorialrath, vor deſſen Geradheit ſich alles fürchtet, ſuchte ich eins, das ich dann wieder dem Rathe ***, deſſen Stimme ſehr viel gilt, ſehr zu rechter Zeit anbot. Der Neffe des Präſidenten behält mein Kapital; das Uebrige iſt in Ordnung, und Sie werden Superintendent, ohne daß es mir drei Louisd'or koſtet.

So recht wollte der Weg, auf dem ich eine gute Stelle bekommen ſollte, mir nicht gefallen. Wiſſen Sie einen andern? fragte Oheim Friedrich. Verdient irgend Jemand eine beſſere Pfarre, ſo ſind Sie es? und das, lieber Freund, iſt genug. — Mir ſchien das nicht ſo; aber was ſollte ich machen?

Am folgenden Tage aß beinahe das ganze Conſiſtorium bei meinem Freunde. Ich bekam noch einmal die feſteſten Verſprechungen, und reiſte mit großer Hoffnung, doch nicht ohne Kopfſchütteln, nach Hauſe. Als ich meiner Familie erzählte, welche Hoffnungen, und welche Bedenklichkeiten ich hätte, fand nur mein Karl die letztern gegründet; und er äußerte bei der Gelegenheit, daß er nie um ein Amt anhalten würde. Auguſte ſchalt ihn einen Thoren. Wir Andern hatten nicht den Muth dazu; ja mir gefiel die Denkart des jungen Menſchen: und um nicht zu ſehr gegen ihn abzuſtechen, erklärte ich (was ich wirklich für meines Herzens Meinung hielt), daß ich es gern ſehen würde, wenn es mit meiner Beförderung nicht gelänge. Auguſte erkundigte ſich nach dem Range eines Superintendenten; und da ihre Mutter (deren Großvater dieſe Würde bekleidet hatte) ihr einen ſehr erhabenen Begriff davon machte, ſo blickte ſie ihre Schweſter Eliſabeth lächelnd an: wahrſcheinlich, weil ſie in meiner Erhebung zu dieſem Range eine Annäherung an Pahlens Stand zu ſehen glaubte.

Jetzt kamen wir Alle durch unſre Hoffnungen in Thätigkeit. Die Einkünfte der künftigen Pfarre wurden überſchlagen; und ob ſie gleich dreimal ſo hoch waren, als meine jetzigen, ſo rechneten wir ſie dennoch auf. „Nach eurer Rechnung,“ ſagte ich zu meiner Frau, und reichte ihr die Hand,

„werde ich eine beſſere Pfarre, aber keinen beſſern Sylveſter-Abend haben. Beſſere Stühle und Schränke wird es bei uns geben, aber nicht fröhlichere Herzen Meine Arbeit wird ſich vermehren, und — vielleicht auch unſre Sorgen. Was hat uns hier gefehlt? Am Sylveſter-Abend war unſre Rechnung gemacht. Wenn es auch dort nur eben ſo iſt: was haben wir denn mehr, meine Kinder?“

Die Uebrigen wurden bei dieſen Worten ernſt; nur Auguſte nicht: ſie bewies, daß ein Superintendent beſſer ſey, als ein bloßer Prediger, daß man mit neunhundert Thalern mehr ausrichten könne, als mit dreihundert, und daß alles Andre von der Zeit und von Umſtänden abhange, die man erwarten müſſe.

Nach vier Wochen ſtarb der Superintendent wirklich, und ich erhielt von dem Präſidenten ein Billet, worin er mir ſagte, daß ich ſogleich mit einer Bitte um die Stelle einkommen möchte, was ich denn unverzüglich that. Die ganze Provinz war überzeugt daß ich die Stelle bekommen würde, und wir waren es mit ihr. Unſer kleiner Nothpfennig ging nun für einen Wagen darauf, den wir von einem benachbarten Pächter kauften. Als der Wagen auf den Hof gefahren wurde, ſtellten wir uns Alle um ihn her. Auguſte aber ſtieg hinein, und grüßte uns ſitzend recht vornehm. Wir ſpotteten über ihren Stolz auf den Wagen;

doch als ich hinein ſtieg, um ihn von innen zu beſehen, und als ich mich niederſetzte, um die Breite des Sitzes zu probiren: da fiel mir auf einmal eine Fahrt zu einer Kirchenviſitation ein; und wäre ich allein geweſen — wer weiß, ob nicht auch ich probirt hätte, wie es ſich aus dem Fenſter hinaus grüßen laſſe. Der Wagen machte noch manches Andere nothwendig, und nun verwandelte ſich ein Theil unſeres wenigen Silbers in Kleidungsſtücke, u. ſ. w. Aber was ſchadete das! wir lebten ja in der froheſten Hoffnung.

Die zertrümmerten Hoffnungen.

Wir ſaßen eines Tages beiſammen in einem Geſpräche von unſern Hoffnungen, und erwarteten den Oheim Friedrich, der heute kommen wollte. (Auguſte hatte den Wagen dicht vor das offne Fenſter ſchieben laſſen, damit er dem Oheim ſogleich in die Augen fiele.) Anſtatt ſeiner kam aber ein Brief von ſeiner Schweſter, die mir meldete, daß er an einem Schlagfluſſe geſtorben wäre, und die bei dieſer traurigen Nachricht ſolche ſpitzige Nebenbemerkungen machte, daß ich wohl ſah, ich hätte von ihr nichts mehr zu erwarten. Dieſe Nachricht machte uns indeß nur wehmüthig, und von Zeit zu Zeit ſagte einer von uns: armer Oheim! Wir redeten mit trauerndem Ernſte von der Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens, von der Hinfälligkeit aller menſchlichen Plane. Ach, wir dachten nur an die Plane, die Friedrich noch ausführen wollte, und die nun der Tod zerſtört hatte, aber gar nicht an die Hinfälligkeit unſrer eignen.

„Iſt es nicht, Kinder,“ ſagte ich, „als ob die Hand des Todes auch uns berührt hätte? Es liegt mir jetzt weniger daran, eine beſſere Stelle zu bekommen; denn Niemand in der Welt wird mit der freundſchaftlichen Wärme „Herr Superintendent“ zu mir ſagen, als es der gute Oheim geſagt hätte.“

Ich wollte jetzt, ſagte Auguſte, eben ſo gern zu Fuße abreiſen. Der Wagen, ſo ſehr er mir auch gefiel, iſt mir gleichgültig geworden, da der gute Oheim Friedrich nicht mehr lebt. — Wir Alle blickten durch das Fenſter nach dem Wagen. „Bringt ihn weg,“ ſagte ich; „er erinnert mich zu ſchmerzlich an den Verluſt meines Freundes.“ Meine Kinder ſchoben den Wagen in die Scheune, und wir brachten den Abend in einer ernſten Todesfeier zu, in die ſich aber doch unſre Hoffnungen tröſtend miſchten. Am folgenden Tage, als wir wieder ſehr wehmüthig bei einander ſaßen, bekam ich einen Brief von dem ehrlichen Conſiſtorialrath, der mir mit großem Unwillen ſchrieb, daß auf die Nachricht von dem Tode des Buchhändlers das Conſiſtorium ſeinen Entſchluß in Betreff meiner geändert hätte, und daß meine Hoffnung, die Superintendenten-Stelle zu erhalten, ſo gut wie vernichtet wäre.

Ich hatte doch Beſinnung genug, den Brief mit einer gleichgültigen Miene einzuſtecken, und auf mein Stübchen zu gehen. Hier las ich ihn noch einige Male durch, und meine Betrübniß wurde immer größer. „O,“ ſagte ich; nie hat das Unglück Menſchen ſo verfolgt, wie mich und meine Familie! . . . Es giebt“ — ſetzte ich ſogleich hinzu, als ich einen Armen an meiner Thüre klagen hörte — „es giebt Unglücklichere, Arme, die keine andre Hoffnung haben, als die Barmherzigkeit der harten Menſchen; doch ſie ſind nur nach und nach in ihr Elend gekommen. Aber ich! Nein, ſo abſichtlich hart, wie mit mir, iſt das Schickſal wohl noch mit keinem Menſchen umgegangen. Starb mein Freund acht Tage früher, ſo wurde ich freilich um meine Hoffnung betrogen; aber unſer Nothpfennig, unſer Silber war noch da, und ich konnte meiner Familie mit einem ruhigen Lächeln ſagen: es iſt nichts! Starb er acht Tage ſpäter, ſo hatte ich die Präſentation, und alles ging gut. Aber nun ſtirbt er gerade an dem Tage, in der Stunde, da ſchon ſo viel, und nichts gethan iſt. O, ihr armen, unſchuldigen Kinder!“

Das Schwerſte hatte ich noch immer vor mir: meiner Familie dieſe unglückliche Nachricht mitzutheilen. Ich legte mich — es war ein dunkler Herbſtabend — in das Fenſter, und ſah in das Dorf hinunter, wo in allen Hütten nach und nach Licht angezündet wurde. Mir fiel der erſte Abend wieder ein, den ich in dieſem Hauſe zugebracht hatte, als ich meine Probepredigt halten ſollte. Ich lag in demſelben Fenſter, wie damals, und fliſterte: „wie viele frohe Stunden ſind mir ſeit jenem Abend hier verfloſſen! wie glücklich bin ich geweſen! Und was fehlt mir denn jetzt? Ein Nothpfennig? Lieber Gott, muß ich denn Noth haben? und iſt denn der Wagen nicht noch immer etwas werth?“ — Wie es zuging, weiß ich nicht; genug, ich fühlte mich beruhigt, und ging nun getroſt hinunter, meiner Familie die üble Nachricht mitzutheilen und ſie über die fehlgeſchlagene Hoffnung zu tröſten.

Bei dem matten Scheine eines Lämpchens ſaßen alle meine Kinder mit der Mutter gerade in dem Winkel, wo die Frau meines Vorgängers ihren fünf Kindern die Augen zugedrückt hatte. Sie ſprachen eifrig von dem Oheim Friedrich. Ich ging im Zimmer auf und ab, und hörte zu, um bei irgend einer guten Veranlaſſung mit meiner Nachricht einzufallen. Mein Sohn hielt im Fortgange des Geſpräches der ſtoiſchen Philoſophie eine Lobrede. Und wenn es, ſagte Eliſabeth, in meinen Kräften ſtände, ſo kalt, ſo gefühllos zu werden, wie der ſtärkſte aller deiner Philoſophen: ich möchte es nicht. Nein, ich will keinen Abſchied verlieren, ob ich gleich vor jedem zittre. Welcher Schmerz auch meinem Leben beſtimmt ſeyn mag, ich will ihm geduldig mein Herz hinhalten. — Auch iſt es nicht einmal wahr, fiel Auguſte ein; ſeine Weiſen waren entweder nicht unglücklich, oder eitle Thoren, die weiter nichts konnten, als ihre Seufzer verbergen. Man ſage, was man will: ich kann ſo gut lachen, wie einer deiner Philoſophen; aber es giebt Unglücksfälle, bei denen mir das Lachen wohl vergehen würde.

„Recht, meine Auguſte!“ ſagte ich; „und wer da keine Thränen hat, iſt überhaupt nicht werth, ſie zu haben. Es giebt Unglücksfälle, die das Herz zerdrücken; (Gott laſſe uns keinen ſolchen erleben!) Das Uebrige, was man Unglück nennt, Armuth, Dürftigkeit, Verachtung, das wollen wir wohl ertragen.“ — (Auguſte ſah mich befremdet an; das war nicht ihre Meinung geweſen.) „Denn was iſt unſer Glück?“ fuhr ich fort. „Liebe, Vertrauen, Einigkeit, und ein gutes Gewiſſen! Denkt euch den Fall, daß wir noch ärmer würden, als wir ſind: was verlören wir? Nichts! Wir hätten gut ſtolz ſeyn! Ja, ich möchte beinahe glauben, daß größere Armuth unſre Herzen noch enger zuſammenziehen, unſre Liebe, unſer Vertrauen noch rührender und genußreicher machen könnte, und machen würde. Die Tochter, die ihren gefeſſelten Vater mit ihrem mütterlichen

Buſen ernährte, muß Augenblicke der Liebe, des Glückes gehabt haben, von denen wir uns keinen Begriff zu machen wiſſen. Und denke ich mir das menſchliche Leben ſo recht deutlich, wie es dahin geht, wie wir in Kurzem gänzlich vergeſſen werden; denke ich daran, daß vor etwa fünf und dreißig Jahren in eben dem Winkel, wo Ihr jetzt mit ſolcher Liebe und Heiterkeit ſitzet, fünf Herzen brachen, von deren Seufzern Niemand mehr etwas weiß, mich allein ausgenommen; daß da, wo du, liebe Frau, voll mütterlicher Freude und mütterlichen Stolzes zwiſchen deinen Kindern ſitzeſt, eine Mutter ſaß, die ihre bebenden Hände ausſtreckte, die Augen ihrer Kinder zuzudrücken; daß jetzt das Röcheln der Sterbenden, wie die Seufzer der Mutter vergeſſen ſind; daß auch Ihr einmal vergeſſen ſeyn werdet, mit allem euern Thun und Treiben — ſo möchte ich euch ſämmtlich in meine Arme nehmen, und ſagen: liebt mich und liebt euch! Das Leben verdient nicht, daß man ſonſt etwas wünſcht."

Ich war durch dieſe Vorſtellungen ſehr gerührt, und umfaßte meine Eliſabeth, die mir am nächſten ſaß. Auguſte umfaßte ihre ſchluchzende Schweſter, und bald umarmten wir uns Alle mit inniger Zärtlichkeit. „Was ſchadet es denn nun," fuhr ich gerührt fort, „daß ich hier bleibe? Werden wir weniger glücklich ſeyn? . . . Daß wir arm ſind? Meine Kinder, was heißt denn reich?

Wir hielten uns für arm, als wir die Nichten unſers ſeligen Freundes kennen lernten. Würden wir, wenn ich Superintendent geworden wäre, nicht wieder unter Menſchen gekommen ſeyn, die es uns im Aufwande weit zuvor gethan hätten? Und können wir auch nie in dem Wagen fahren, den wir gekauft haben, und für den unſer Nachbar uns ſeine Pferde angeboten hat — was iſt es denn mehr? ſo gehen wir, und das Glück wird uns begleiten.“

Aber, lieber Vater, fragte Auguſte unruhig: wie verſtehen Sie denn das?

„Ganz wörtlich, mein Kind. Ich werde nicht Superintendent, ſondern bleibe, was ich bin, Prediger in Großen-Eſenbach, und ein glücklicher Vater.“

Das ſtumme Erſtaunen, in welches meine Familie gerieth, gab mir Zeit, den Brief aus der Taſche zu ziehen und ihn vorzuleſen. „Nach Allem,“ fuhr ich dann fort, „was wir für dieſe zertrümmerte Hoffnung ſchon gethan haben, iſt es freilich hart, ſie aufzugeben: doch muß ſie aufgegeben werden — nun, ich bin überzeugt, daß es Niemand leichter thun wird, als wir. Das erwarte ich von euch Allen, meine Kinder.“

O ja! ſagten die drei jüngſten: nur Einmal ausfahren möchten wir in dem neuen Wagen.

„Das ſollt Ihr.“

Meine Frau und Eliſabeth umarmten mich mit Thränen, und meine Frau ſagte leiſe: der Schlag iſt hart! Wir werden ihn lange fühlen!

Ich weiß nicht, Vater, ſagte mein Sohn mit einem etwas zu künſtlichen Ernſte, ob wir Urſache haben, uns zu freuen oder zu trauern, daß wir hier bleiben; und es wäre thöricht, uns über den Verluſt von etwas, deſſen Natur wir noch nicht kannten, zu betrüben.

Du biſt ein Thor mit deiner weiſen Eitelkeit, fuhr Auguſte auf. Ja, ich betrübe mich darüber von ganzem Herzen; denn, lieber Vater, ſagen Sie zu unſerm Troſte, was Sie wollen: es iſt doch nicht ſo, nicht ganz ſo. Uns Allen thut es weh, das weiß ich, und (fuhr ſie in den zärtlichſten Tönen fort) am meiſten dir, Eliſabeth; am meiſten dir!

Eliſabeth warf ſich an Auguſtens Bruſt, und Beide hielten ſich ſtill und ſanft weinend umarmt. Das machte mich unruhig; denn es ſetzte ein Geheimniß voraus. „Ich bitte dich, Auguſte,“ ſagte ich, und faßte ihre Hand: „rede! Warum wird es unſrer Eliſabeth am weheſten thun?“

Weil ſie von uns Allen das weichſte Herz hat, antwortete Auguſte ein wenig beſtürzt; und nun that ſie ſchnell hinter einander ein Paar Fragen, die der Unterredung eine andre Wendung geben mußten. „Setzt euch Alle in einen Kreis,“ ſagte ich; denn dieſe Minute durfte nicht vorübergehen, ohne daß wir einen heilſamen Entſchluß faßten. Ich erklärte ihnen, daß ich jetzt gar keine Hoffnung mehr hätte, eine beſſere Stelle zu bekommen, da das Conſiſtorium wegen des offenbaren Unrechts, das es mir jetzt thäte, immer eine gewiſſe Abneigung gegen mich haben würde. (Es koſtete Mühe, ihnen das begreiflich zu machen.) „Ich für mein Theil,“ ſetzte ich endlich betheuernd hinzu, „bin nun entſchloſſen, hier zu ſterben. Unſer Freund Friedrich iſt todt; wir müſſen alſo wieder gerade eben ſo leben, wie vor unſrer Bekanntſchaft mit ihm. Ja, wir ſind jetzt noch ärmer, als vorher, viel ärmer. Es thut mir wehe, meine Kinder, euch das zu ſagen; aber ich kann nicht anders: Ihr müßt euch wieder kleiden, wie vorher, leben, wie vorher, und durch doppelten Fleiß die viele unnütz verſchwendete Zeit wieder einbringen.“

Auguſte zerfloß bei dieſen Worten in Thränen. „Ich wollte,“ ſagte ich zu ihr, „daß du uns bald wieder, wie vor einigen Monaten, ſagen könnteſt: ſchlachte einen Hahn Krito! Auch wollte ich, Kinder, wir nützten die Erfahrungen, die wir nun gemacht haben, um zu lernen, daß wir, mit unſerm ſchlichten Weſen, mit unſern einfachen Herzen, nicht für die Welt paſſen. Wir trafen einen Freund darin an, mehr als wir hoffen durften; aber dagegen haben wir auch ſeine

Schweſter und ſeine vier Nichten kennen lernen, die uns verachten, und das Conſiſtorium, das jetzt meine Anſprüche nicht länger gelten läßt, da kein reicher Mann ſie mehr unterſtützt. War der Eine Freund um dieſen Preis nicht zu theuer gekauft? Wir haben Arme. Laßt uns arbeiten, um zu leben, leben, um uns zu lieben, uns lieben, um glücklich zu ſeyn."

Hier ſchwieg ich, noch immer mit ſchwerem Herzen. Mein Sohn ſagte feierlich: wer dieſer Meinung iſt, der hebe ſeine rechte Hand auf! Er meinte das ernſtlich; auch hatte der Auftritt das Anſehen einer öffentlichen Berathſchlagung: allein meine drei jüngſten Kinder lachten, als ſie die rechte Hand erhoben. Mechaniſch erhob auch ich ſie, und Auguſte fing an laut zu lachen. Jetzt war der Sieg erfochten.

Auguſte war am Ende die muthigſte von uns Allen. Sie zog ihr Spinnrad vor ſich hin, und ſagte: es läßt ſich viel thun; aber meine Poſchen behalt' ich, und meine Manſchen dazu, ſollte ich auch noch zwei Stunden früher aufſtehen.

Nach Tiſche, als die Kleineren zu Bette waren, und ich erſt mit meiner Frau ein Weilchen unter vier Augen geſprochen hatte, nahm ich das vorige Geſpräch wieder auf. In unſrer Nachbarſchaft lebte ein junger Mann auf einem kleinen Vorwerke, das er gepachtet hatte, ſehr ſtill und ordentlich. Er war einige Male nur etwa eine Viertelſtunde lang bei uns geweſen, um ein kleines Geſchäft mit mir abzumachen; indeß mußte er doch in dieſer kurzen Zeit bemerkt haben, daß Eliſabeth ein hübſches, ſittſames und fleißiges Mädchen war. Dieſer Mann nun, der ſich in ganz guten Umſtänden befand, hatte ſo ganz von weitem bei mir anfragen laſſen, ob er ſich wohl Hoffnung auf meine Eliſabeth machen könnte. Ich muß dem Leſer nur geſtehen, daß dieſe Anfrage mich ein wenig verdroß; denn gerade damals machte ich mir die zuverſichtlichſte Hoffnung, Superintendent zu werden. Das wußte der Mann indeß nicht; ich ließ ihm daher nur antworten: meine Eliſabeth wäre noch ſo jung, daß ich für jetzt nicht daran denken könnte, ſie zu verheirathen. Damit, glaubte ich, wäre die Sache für immer abgethan; indeß hatte der Pächter das nicht für eine abſchlägige Antwort genommen. Er kam bald nachher wieder zu mir, und war ſehr freundlich, doch ohne ſeines Wunſches mit einer Sylbe zu erwähnen. Ganz im Vorbeigehn machte er mir indeß eine Beſchreibung von ſeinem Vermögenszuſtande, und zwar auf eine ſo zarte, feine Art, daß er mir darum ganz wohlgefiel.

Jetzt erinnerte ich mich wieder an ihn und ſeinen Antrag. Ich dachte: wenn er noch etwa zwei Jahre auf Eliſabeth wartete; nun, ſie bliebe dann in unſerer Nähe, und die jüngeren Kinder hätten an ihr eine Stütze. Meine Frau dachte wie ich; doch meinte ſie: zwei Jahre wären zu wenig, und es würde beſſer ſeyn, wenn Eliſabeth von der ganzen Sache noch nichts erführe.

„Wir müſſen,“ ſagte ich dagegen, „dem Manne Hoffnungen machen; und dürfen wir das, wenn Eliſabeth es nicht billigt? Sie iſt noch ein Kind, liebe Frau; aber mich dünkt, auch Kinder haben Rechte, wie man nicht kränken darf.“

Nach dem Eſſen ſaßen wir in einem Kreiſe bei einander; nur mein Karl las am Tiſche vor ſich allein den Seneca de consolatione, um noch Gründe zum Diſputiren mit Auguſten darin zu ſuchen. „Meine Kinder,“ hob ich an, „ich werde euch jetzt mit einer ganz neuen Seite des menſchlichen Herzens bekannt machen.“ (Karl legte den Finger auf die Stelle, die er las, und horchte auf.) „Ihr liebt uns, mich und eure Mutter, und wir lieben euch; doch außer dieſer Liebe giebt es noch eine andre, ganz von dieſer verſchiedene. Ich bitte euch, beſonders dich, Eliſabeth, mich recht aufmerkſam anzuhören.“ Meine Frau lächelte über dieſen Eingang, und ich ſelbſt mußte lächeln; denn ich wußte nicht ſo recht, wie ich weiter kommen würde. Karl machte ſein Buch zu, und kam näher. Unſer lächeln theilte ſich den Kindern mit, und Auguſte lachte endlich laut „So ſeltſam und lächerlich dir das vorkommt,“ ſagte ich zu ihr, . . .

Lächerlich kommt es mir gar nicht vor, unterbrach ſie mich; denn man kann zehn verſchiedene Weiſen lieben: den Vater anders als die Mutter, den Bruder anders als die Schweſter, und alle anders als einen Geliebten (Bei dem letzten Worte erröthete ſie.) Ich erſtaunte nicht wenig und ſagte: „was in aller Welt! woher weißt du denn das?“

Das weiß ich, antwortete ſie zögernd, aus einigen Büchern, die ich von des Oheims Nichten habe, und die ich nun doch wieder zurückgeben muß. Ich dächte, lieber Vater, jetzt, da wir wieder in der tiefſten Einſamkeit ſeyn werden, könnten Sie uns wohl erlauben, die Bücher zu leſen. — Ich wußte nicht recht, was ich zu ſagen hatte, und ſah meine Frau mit Kopfſchütteln an. Endlich ließ ich mir die Bücher bringen. „Alſo, ihr Mädchen,“ fragte ich, — denn daß mein Sohn unſchuldig war, ſah ich; er fiel ſogleich mit Neugierde über die Bücher her —: „alſo ihr Mädchen leſ't Romane? Nun, ſo kann ich viele Worte ſparen!“ — Eliſabeth erwiederte Auguſte, hat nicht eine Zeile geleſen, ſo ſehr ich ſie auch darum gebeten habe. — „Aber ohne Zweifel haſt du ihr doch eine Beſchreibung von der zehnfachen Liebe gemacht.“

Zehnfache! ſagte mein Sohn. Erlauben Sie ihr doch, ſie zu nennen.

O, lieber Vater, antwortete Auguſte, die Hauptſache von dem Allen liegt in unſerer Seele. Glauben Sie mir, die Liebe gehört mit zu den unwillkührlichen Bewegungen unſerer Organiſation, wie der Blutumlauf, das Athemholen, der Hunger und der Durſt, wovon unſre Engliſche Naturgeſchichte ſagt, wir könnten Gott nicht genug dafür danken, daß er dieſe Lebensprincipe nicht in die Willkühr der verkehrten Menſchen geſtellt habe. Sehen Sie, man liebt, ohne daß man es weiß, wie das Blut umläuft, ohne daß man es merkt. . . . Ich habe Lieschen nicht einmal ein Wort erzählen dürfen.

Meine Frau blätterte unruhig in den Büchern hin und her. Ich ſchüttelte den Kopf, und dabei fiel mir ein, daß ich ſchon längſt hätte wiſſen können, was ich erſt jetzt erfuhr, wenn ich aufmerkſamer auf Auguſten geweſen wäre. Es ſchien mir indeß rathſam, keine Prüfung mit dem Mädchen anzuſtellen; denn mein Sohn ſtand mit einem lauernden Geſichte da, und ſchien recht darauf zu hoffen, daß ich es thun ſollte. „Nun denn," ſagte ich; „jetzt kann ich den Eingang ſparen, den ich machen wollte. Der junge Salzmann liebt dich, Eliſabeth." (Eliſabeth und Auguſte erblaßten bei dieſen Worten.) „Du biſt freilich noch zu jung, mein Kind . . ." — Ja wohl, viel

zu

zu jung! unterbrach mich meine Frau. Ja, liebſte Mutter, ſagte Auguſte mit ängſtlicher Freude; viel, viel zu jung! Nicht wahr, Lieschen? viel, viel zu jung! Eliſabeth antwortete nicht; ſie ſank ihrer Mutter zitternd, und immer mehr erblaſſend, in die Arme, Ach, theure Mutter, rief ſie ſchluchzend: wie unglücklich bin ich! o, vergeben Sie mir! Jetzt rief Auguſte mit Heftigkeit: o, nun iſt alles verloren!

Ich kann dem Leſer nicht beſchreiben, welche erſchütternde Wirkung dieſe Worte auf uns machten. Wir wurden von einer drückenden Aengſtlichkeit befallen, und Niemand konnte ein Wort hervorbringen. Unſre Blicke hingen an Eliſabeths blaſſen Lippen, die uns das Todesurtheil ſprechen ſollten. Eliſabeth! ſagte endlich meine Frau. Jetzt richtete ſich Eliſabeth von dem Herzen ihrer Mutter auf, und trat einen Schritt zurück, doch ohne allen Stolz, ohne allen Trotz in ihrer Bewegung. Sie ließ den Kopf demüthig auf ihre Bruſt ſinken, und faltete bittend die Hände; es war, als wollte ſie nichts von unſrer Liebe, ſondern alles nur von unſerm Mitleiden verlangen. „Meine gute Eliſabeth!“ ſagte ich jetzt. Sie erwiederte mit leiſen Tönen: ich liebe! ich liebe unausſprechlich! mein Herz gehört dem Baron Pahlen!

Dieſe wenigen Worte zeigten mir die ganze Größe unſeres Unglücks. Pahlens Aufmerkſamkeit auf Eliſabeth war mir nicht entgangen, und durch einige Fragen an den Oheim Friedrich hatte ich erfahren, daß er ein Baron ſey, und von dem ſtolzeſten Menſchen, ſeinem Oheim, abhange. Ich verlor, als ich Eliſabeths Worte hörte, allen Muth; meine Frau aber faßte ſich. Ich will nicht hoffen, ſagte ſie, daß es Hochmuth von dir iſt, Eliſabeth? — Eliſabeth rang die Hände, und ſchwieg. Auguſte aber ſagte: Hochmuth! wir erfuhren erſt hinterher, daß er ein Baron iſt. Nun denn, ſagte meine Frau ruhiger; ſo wißt ihr es ja nun. Ihr ſeyd Närrinnen! . . . Ich bin ganz irre, ſetzte ſie hinzu, und legte die Hand an die Stirn. Wie kannſt du denn ſagen, daß du ihn liebſt, Eliſabeth, da du doch alles weißt?

Ich liebe ihn, ſagte Eliſabeth mit niedergeſchlagenen Augen und leiſe; ach, ich fühle, daß ich ihn ewig lieben werde.

Mädchen! ſagte meine Frau erhitzt: wenn das nicht Hochmuth oder noch etwas Schlimmeres iſt, ſo weiß ich nicht, wie ich es nennen ſoll. Lieber Mann, rede doch! du biſt ja Vater!

Ich ſah das Elend ſchon, das uns treffen würde, treffen mußte; und meine Empfindung löſte ſich bey Eliſabeths Worten in den wehmüthigſten Schmerz, in das tiefſte Mitleiden mit dem unſchuldigen Mädchen auf. „Was ſoll ich ſagen, liebe Frau!“ rief ich. „Wir waren glücklich: das iſt alles, was ich weiß. Doch jetzt — jetzt erwartete ich nur Thränen, Schmerz und Klagen. O kommt, kommt meine Kinder; Wir wollen uns in dieſen Winkel ſetzen: denn — o du Barmherziger im Himmel! ich ſehe ſchon, wie auch Einige von uns den Andern die Augen zudrücken werden; aber ach! nach längeren, ſchwereren Leiden. O, der Himmel gebe uns nur geduldige Herzen, und einen ſanften Tod!«

Aber, du lieber Gott! ſagte meine Frau beſtürzt, und weniger entſchloſſen, als vorher: wo iſt denn das Unglück? Eliſabeth iſt ja vernünftig.

»Du kennſt das Herz, du kennſt die Liebe nicht, gute Frau.«

Ach, rief Eliſabeth, und ſtreckte die Arme gegen mich und die Mutter aus: ach, ich fühle, der Schmerz, dieſe Liebe wird mich tödten! O Mutter, nie kann ich aufhören ihn zu lieben.

Meine Frau, deren Vorſtellungen von der Liebe die Leſer kennen, wurde erbittert, weil ſie Eliſabeths Empfindung für Starrſinn oder für etwas noch Schlimmeres hielt. Sie ſtieß das unglückliche Mädchen, das ſich ihr näherte, von ſich; dann wendete ſie ſich um, und erblickte die Bücher. O, die verdammten Bücher! rief ſie ſehr laut, und warf ſie heftig zu Boden. So zornig hatte ich meine Frau noch nie geſehen. Ihr heftiger Ton, Eliſabeths geduldige Stellung und Anguſtens Geſchrei, womit ſie der Mutter verſicherte, Eliſabeth habe nicht eine Zeile in dieſen Büchern geleſen: das alles zuſammen that eine ſehr ſchmerzhafte betäubende Wirkung auf mich. Es war die erſte Scene dieſer Art, die ich erlebte. Meine Frau wendete ſich raſch wieder zu Eliſabeth, die mit geſenktem Kopfe, beide Hände auf das Herz gedrückt, demüthig da ſtand, und rief heftig: du ſollſt vernünftig ſeyn! du ſollſt! dieſen Augenblick! Ich befehle es dir!

Eliſabeth näherte ſich ihr wieder. Meine Frau ſtieß im Zorn ſie zum zweiten Male von ſich, und rief: du darfſt mich nicht eher anrühren, als bis du ſagſt, daß du ihn nicht liebſt! — Ach, ſo habe ich keine Mutter mehr! ſeufzte das arme Mädchen. — Nein, rief meine Frau; und ich keine Tochter! Eliſabeth ſank kraftlos an Auguſtens Bruſt; aber dieſe ſagte mit ihrem gewöhnlichen ungeſtümen Feuer: Eliſabeth, du haſt noch eine Schweſter, die Leben und Alles für dich hingiebt. O, meine unſchuldige Schweſter! Das Wort unſchuldig ſprach ſie ſo laut, ſo kräftig, daß es auch die ſanfteſte Mutter würde aufgefodert haben. Meine Frau hob die Hand mit einem harten Worte; Karl ſprang dazwiſchen, und bekam den Schlag, der Auguſten beſtimmt war. Er faßte ihre Hand, küßte ſie hundertmal, und ſagte weinend: o Mutter, man ſoll nicht ſagen können, Sie hätten eins Ihrer Kinder in Zorn geſtraft.

Auguſte führte ihre Schweſter langſam auf mich zu, und ſagte bitter: helfen Sie mir ſie halten, Vater. Sie iſt die erſte von uns, die ſtirbt! Eliſabeth ſank halb ohnmächtig auf meine Kniee. Sieh, Eliſabeth, rief meine Frau, und riß ihre Hand los, die Karl noch immer hielt: ſieh, wenn du mir nicht dieſen Augenblick verſprichſt, daß du dem niederträchtigen Verführer auf ewig entſagſt, ſo ſchwöre ich . . . —

Eliſabeth zitterte heftig in meinen Armen. Ach, fluchen Sie ihr nicht! rief Auguſte bebend. Da ſagte ich: „o Frau, laß uns ſterben, wenn es ſeyn muß! Hier, wo ich ſitze, und wo dein ſterbendes Kind bebt, hier ſtarben fünf Kinder; aber ihre Mutter betete für ſie, und legte die ſegnende Hand auf die kalte Stirn. Eliſabeth!“ (ich weinte) „du haſt uns betrübt; aber der Segen deines Vaters und deiner guten Mutter gieße Ruhe in dein Herz!“

Jetzt ſank Auguſte ſeufzend vor mir auf die Kniee, und Karl befolgte ihr Beiſpiel. Ich hielt ihnen die eine Hand hin, ſie näher zu ziehen, umarmte und ſegnete ſie, und zerfloß in Thränen. Unter dieſen Thränen des Schmerzes, der Liebe, der Reue, verlohr Eliſabeth die Beſinnung, und ſank ohnmächtig in meinen Armen nieder. Sie ſtirbt! riefen wir alle drei; und jetzt ſtürzten unſre jüngeren Kinder laut ſchreiend aus der Kammer hervor. Auch ſie knieeten, als ſie Karln und Auguſten knieen ſahen, um mich her nieder. Ach, es war ein herzzerreißender Anblick! Meine Frau ſchwankte herzu, warf ſich weinend über die geliebte Tochter her, nahm ſie in die zitternden Arme, an das ängſtlich ſchlagende Mutterherz; benetzte ſie mit Thränen, und bedeckte ihren bleichen Mund mit Küſſen. Eliſabeth erwachte endlich, wie jedes Kind in einer ähnlichen Lage erwachen ſollte: an dem Herzen der verſöhnten, der liebenden Mutter, unter ihren heißen Segnungen, und ihrem noch heißeren Gebete. Die übrigen fünf Kinder ſchloſſen knieend einen Kreis um Mutter und Schweſter her. Ich ſaß ermattet da, hob nur die zitternden Hände auf, und betete zu Gott um Segen für uns Alle. Die Umarmung der Mutter und Tochter dauerte lange; denn ſie hatten einander viel abzubitten, viel zu vergeben. Ihre Liebe war in dieſem Augenblicke heißer, reiner, mütterlicher, kindlicher — ich möchte ſagen ſchweſterlicher — geworden.

O, die Härte, womit eine Mutter ihr Kind behandelt, kann ihre Liebe nur inniger machen, oder — ſie trennt Beide auf ewig. Ich ſah, wie die heißere Liebe aus Beider Blicken flammte; ich ſah, wie meine Tochter nach der Hand ihrer Mutter faßte, um ſie kindlich zu küſſen; ich ſah, wie die Mutter ihr die Hand entzog, und die ſchönſte Verzeihung, den reichſten Segen, in dem mütterlichen Kuſſe auſſ ihre Lippen drückte.

Endlich gingen Mutter und Tochter, Beide von einander umfaßt, hinaus. Es ſchien mir, als hörte ich ſie die heiligen Worte gegen einander auswechſeln: „ich war zu hart!“ und, „o, meine geliebte Mutter! Meine Kinder mußten etwas Aehnliches denken: ſie blieben auf den Knieen; und da Auguſte mit einem frommen Blicke ihre Hände faltete, ſo konnte ich nicht anders — ich nahm meine Mütze ab, und beugte demüthig mein Haupt vor der ewigen Liebe.

Nach einigen Minuten kamen Beide, mit dem ſtrahlenden Triumph in den naſſen Augen, wieder herein. Wir gingen ihnen entgegen, und es wurde eine allgemeine Umarmung. Auguſte bekam die Küſſe ihrer Mutter doppelt herzlich. O, du Unmenſch! ſagte ſie heimlich mit einem Händedrucke zu Karln: warum fingſt du den Schlag auf?

Die Mutter ſchickte die Kleinen, mit den zärtlichſten Küſſen, wieder in die Kammer, und nun ſaßen wir, meine Frau zwiſchen ihren beiden Töchtern, voll Liebe, aber doch in Verlegenheit, die indeß nicht von Mißtrauen herrührte. Jeder wußte nur nicht, wie er bei der Erklärung, die jetzt nicht ausbleiben konnte, ſanft genug ſeyn ſollte.

Endlich hob meine Frau mit Lächeln an: lieber Vater, du ſagſt ja immer: laß uns ſchlafen gehen! Ich dächte, heute wären wir Alle zu unglücklich oder zu glücklich, um . . . — „Wie wir jetzt ſind, liebe Herzensfrau,“ unterbrach ich ſie: „ſo ſollten wir wünſchen, immer zu ſeyn, wenn wir Verzeihung bedürfen oder geben. Laß uns reden. Eliſabeth wird nie mehr Muth haben auch das ſchwerſte Opfer zu bringen, als heute Abend; und wir können nie ſanfter, theilnehmender, gütiger ſeyn, als in dieſer Stunde.“

Auguſte und Eliſabeth erzählten nun (was der Leſer ſchon weiß), wie Eliſabeths Liebe entſtanden ſey. Meine Frau hörte aufmerkſam zu, ohne ſie zu unterbrechen, was ſie zu andrer Zeit gewiß gethan haben würde. Sie fragte mich nur: Vater, kannſt du Pahlens Betragen gegen ein ſo unſchuldiges Mädchen, wie unſre Eliſabeth, billigen? Auguſte vertheidigte Pahlen ſogleich mit allem Eifer, und ſetzte ihrer erſtaunten Mutter und ihrem horchenden Bruder ein Kapitel von der Liebe aus einander. Ich ſtellte meiner Eliſabeth nun mit ſanftem Tone vor, wie wenige Hoffnung ſie hätte. Sie antwortete mit einem tiefen Seufzer. Dann ſagte ich ihr: wenn ſie den Pächter Salzmann heirathete, ſo würde ſie Pahlen ohne Zweifel vergeſſen.

Gewiß nicht, mein Vater, erwiederte ſie, und erhob die Hände bittend gegen mich; gewiß nicht! Ich werde, ich kann ihn nie vergeſſen. Aber, Vater, wollen Sie, will es meine gütige Mutter, daß ich Herrn Salzmanns Frau werden ſoll, ſo gehorche ich Ihnen.

„Eliſabeth, mein Kind,“ hob ich an: „du weißt, wir ſind arm, ſehr arm. Salzmann iſt redlich, ohne Falſch, und das will mehr ſagen, als die Kultur, welche man in der Welt bekommt. Du könnteſt einmal die Stütze deiner Geſchwiſter werden; und ich glaube, meine gute Tochter, dieſer Beruf iſt größer, als der, welchen die Liebe giebt.“ — O, mein guter Vater, ſagte ſie ſanft weinend: wenn auch das nicht wäre — Ihr Wunſch iſt mir genug. Ich werde weinen, aber dennoch glücklich ſeyn, da ich die Wünſche meiner lieben Eltern erfüllte. Ich will, Vater, ſobald Sie wollen.

„Mein Kind, prüfe dich, ob dein Herz dieſer Stärke, dieſes Opfers fähig iſt!“

Sie ſtand auf, und ſagte: dieſen Abend habe ich Kraft zu Allem in der Welt bekommen. Nein, nie will ich wieder einen ſolchen Abend, einen ſolchen Augenblick erleben, und könnte ich dadurch die Erfüllung aller meiner Wünſche erkaufen. Ja, Vater, ich werde ihn nie vergeſſen, ich werde ihn ewig lieben; aber — ich bin bereit, Herrn Salzmann meine Hand zu geben.

Mein Herz ſchlug vor Freude, daß wir nun dem Unglücke, welches uns gedrohet hatte, ſo leicht entgingen. Iſt ſie Salzmanns Frau, dachte ich, ſo hat ſie Vahlen in einigen Monaten vergeſſen. Die Gefühle der ehelichen und der mütterlichen Liebe werden bald eine jugendliche Schwärmerei verdrängen. Das angenehme Gefühl, eine Hausmutter, und das noch angenehmere, die Stütze ihrer Geſchwiſter zu ſeyn, wird ihr reines Herz bald wieder mit den Freuden des Lebens verſöhnen. — Ich nahm die edelmüthige Tochter in meine Arme. Sie zitterte, und wurde ein wenig blaß; doch ſchloß ſie muthig und kräftig die Arme um mich her. „Nun, ich nehme dein Verſprechen an, mein Kind. Gott ſegne dich! Du biſt eine gute Tochter, ein edles Mädchen, eine liebende Schweſter; du wirſt eine gute, und, das verſpreche ich dir feierlich, auch eine glückliche Frau werden!“ (Sie ſchüttelte faſt unmerklich den Kopf.) „Glaube mir, mein Kind,“ fuhr ich ſehr gerührt fort: „wenn du nur ein Jahr lang weinen müßteſt, ſo wollte ich ſchweigen, und deine Liebe in Schutz nehmen; aber . . .“ — Nun denn! ſagte ſie geduldig; aber ich bitte, erwähnen Sie davon nichts mehr, lieber Vater. Ich will mir ſogar die Hoffnung erkünſteln, daß Sie Recht haben; nur vertröſten Sie mich nicht auf ein Glück, das unmöglich iſt. Genug, ich werde eine glückliche Tochter ſeyn! — Die letzten Worte ſagte ſie mit Tönen, die mir durch die Seele gingen; doch meine Ueberzeugung, daß ich Recht hätte, beruhigte mich wieder.

Ich fühlte nun, daß ich dem Zufalle nicht viele Zeit laſſen müßte. „Alſo, ich darf," fragte ich, „Herrn Salzmann wiſſen laſſen, daß du deine Einwilligung giebſt?" Sie neigte ſanft den Kopf. — „Morgen? Eliſabeth, eine ſo gute Tochter iſt nicht zu jung, eine Hausfrau zu werden. Morgen? . . . Und an dem Geburtstage deiner Mutter iſt die Hochzeit."

Ja, mein Vater! ſagte ſie zitternd. Morgen? ſetzte ſie dann hinzu. Ach, nur Einen Tag geben Sie mir, daß ich mich faſſen kann! Doch nein! was ich zu thun habe, dazu bin ich jede Minute entſchloſſen. Morgen alſo. Ja, ich werde eine glückliche Tochter ſeyn.

Ich küßte ſie mit fröhlichem Herzen. — Morgen? fragte meine Frau mit großen Augen. Ich weiß nicht, lieber Vater, es iſt ſo ſeltſam. Sie ſoll einen Mann heirathen, den ſie nicht liebt. Ich frage: iſt das auch recht? betriegen wir den Mann nicht? Und dürfen wir ihm wohl ſagen: ſie liebt einen Andern?

Ich lächelte. „Ja, das dürften wir, liebe Frau, wenn er das Herz unſrer Eliſabeth kennte, und wenn ſolche kleine unbedeutende Täuſchungen nicht zu den Regeln der Höflichkeit gehörten." — O, behüte uns Gott davor! ſagte ſie aufſtehend. Hier iſt die mindeſte Täuſchung ein unverantwortlicher Betrug. Ich würde zittern und Eliſabeth auf ewig verlören geben, wenn ſie nur mit der kleinſten Untreue im Herzen vor dem Altare ſtände. Nein, lieber will ich uns Alle unglücklich ſehen, als in meiner Tochter das Haſſenswertheſte, was auf der Erde ſeyn kann, eine ungetreue Frau! Kinder, laßt mich nur nicht ſo unglücklich werden! — Ich kämpfte mit aller Kraft gegen meine Frau; ſie war aber unüberwindlich in dieſem Streite, den Eliſabeth mit ſtillem Vergnügen anhörte, und worin Auguſte mit großer Lebhaftigkeit, Karl aber mit vielem Ernſte, Parthei gegen mich nahmen. Zuletzt endete ich ihn aus Noth mit meinem gewöhnlichen: „laßt uns ſchlafen gehen!“

Auguſte hängte ſich mit einer lächelnden, triumphirenden Miene in Eliſabeths Arm, und ich ſah ganz deutlich, daß auf ihren Lippen ein: „es lebe Pahlen!“ ſchwebte. Als ich mit meiner Frau allein war, belehrte ich ſie ein wenig über die Liebe, von der ſie ſo wenig wußte; ſie blieb aber dabei: Eliſabeths Liebe ſey ewig; das wiſſe ſie aus ihrer eigenen Liebe zu mir. Am Ende beſchwor ſie mich ſo feierlich, das Herz meines geliebteſten und beſten Kindes nicht dem Elende einer unglücklichen Ehe hinzugeben, daß ich ſchweigen mußte, weil ich nur Möglichkeiten, höchſtens Wahrſcheinlichkeiten, dagegen einwenden konnte.

„Aber was ſoll aus der Liebe zu Pahlen werden?“ fragte ich.

O, gebe Gott, daß ſie vergänglich iſt, wie du ſagſt!

„Das iſt ſie nur dann, wenn Eliſabeth Salzmannen heirathet.“ — In dieſem endloſen Kreiſe trieben wir uns zehnmal umher, ohne den Streit anders endigen zu können, als zuletzt durch den Schlaf.

Der Krieg.

„O, die verwünſchte Reiſe in die Stadt!“ ſagte ich, als ich aufſtand. — Ach, die böſe Reiſe in die Stadt! ſagte meine Frau, als ſie das Frühſtück brachte. Ich wollte, ich hätte die Stadt nie geſehen, ſeufzte Eliſabeth; Auguſte aber ſagte: glauben ſie mir, die Stadt iſt ſo wenig ſchuld als unſer Dorf; unſer Herz iſt es. — Mochte ſie Recht haben, oder wir, genug unſre Zufriedenheit war dahin, und es entſtand ein offenbarer Krieg unter uns, der mit Gewalt und Liſt, mit öffentlichen Angriffen und heimlichen Ueberfällen geführt wurde. Wären wir nur in zwei Partheien getheilt geweſen, ſo würde alles gut gegangen ſeyn; jetzt aber waren drei Partheien da, von denen ſich immer zwei vereinigten, ſobald die dritte angriff. Eliſabeth ſelbſt war bei weitem nicht mehr ſo zum Frieden geneigt, wie geſtern Abend, ſondern warf ſich, wenn ich ſie in die Enge trieb, hinter die

Schutzwehr, die ihr die Mutter gezeigt hatte. Sie ſprach von der Unrechtmäßigkeit des Betruges, jemand zu heirathen, den man nicht liebe; und nun trat meine Frau ſogleich auf ihre Seite. Griff meine Frau dann wieder die Rechtmäßigkeit ihrer Liebe an, ſo beriefen ſich die Mädchen auf das, was ich ſelbſt von der unwiderſtehlichen Gewalt des menſchlichen Herzens geſagt hatte; und nun mußte ich für ſie kämpfen, ob ich es gleich dabei an Ermahnungen nicht fehlen ließ. Stritten wir, ich und meine Frau, gegen einander, dann unterhielten die Mädchen den Streit, ſo lange ſie konnten. Beſonders ſchien Auguſte an dieſem Krieg eine Art von Vergnügen zu finden. Spielte ich den Streit (was mir ſo natürlich war) ins Pathetiſche über, und ſtanden dann meine Frau und Eliſabeth mit naſſen Augen da, ſo daß es ſchien, als wollten ſie meinen Wunſch erfüllen, ſo entriß mir Auguſte den Sieg wieder, den ich ſchon erfochten zu haben glaubte. Sie hielt eine eben ſo pathetiſche Rede, wobei ſie bald Eliſabeth, bald ihre Mutter umarmte, und jener mit Pahlens Tode drohete, dieſe aber mit fürchterlichen Verſtellungen von der Größe des Betruges ängſtete Am Ende umarmten Eliſabeth, die Mutter und Auguſte einander weinend, und alle meine Mühe war verloren. Ich fühlte, daß Eliſabeth ſich mir gänzlich ergab, ſobald ich ſie allein hatte, und daß nur Auguſtens geheime Unterredungen mir den Sieg entriſſen. Nun ließ ich mich ſogar herab, dieſe um ihren Beiſtand anzuſprechen. Ich ſtellte ihr vor, welche Ruhe Eliſabeth durch die Verbindung mit Salzmann uns Alten geben würde, und wie leicht ſie ſelbſt, wenn ſie das nicht thäte, unglücklich werden könnte. Es war in der That ein ſeltſames Geſpräch eines Vaters mit ſeiner Tochter, und ich habe wohl nie unzuſammenhangender geredet, als damals. Auguſte lächelte, vermuthlich weil ſie ſich über ihren Triumph freuete; doch auf einmal wurde ſie ernſthaft, und ihre Augen benetzten ſich ſanft. (Ich hatte ſie nie ſo ſchön geſehen.) O, lieber Vater, ſagte: Sie können das menſchliche Herz gewiß beſſer, als wir; aber ſie kennen unſre Eliſabeth nicht, wenn Sie die Bereitwilligkeit, mit der ſie Ihnen das ſchwere Opfer bringen will, für Kälte gegen Pahlen anſehen. Glauben Sie mir, ich habe große Mühe, meine Schweſter zurückzuhalten, daß ſie Ihre Wünſche nicht erſüllt; denn ihr ſcheint es noch ſüßer, für Ihre Wünſche zu ſterben, als für Pahlen zu leben, weil ihr das Leben überhaupt nicht ſo ſüß ſcheint, als das Sterben. Es giebt Herzen, lieber Vater, auf die man nicht die Laſt einer einzigen Thräne laden darf, ohne ſie zu zerdrükken; und Eliſabeths Herz gehört zu denen. Wäre ich es, lieber Vater — nur der großmüthige Entſchluß, gegen meine Neigung zu heirathen, würde meinem Herzen viel koſten; aber hätte ich ihn einmal gefaßt, ſo würde ich auch Pahlen vergeſſen. Vergeſſen? Nein; ich glaube kaum. Und, nun gar Eliſabeth! Sagen

Sie, was hätte die denn je vergeſſen? was je aufgehört zu lieben? was nur ſpäterhin weniger geliebt als Anfangs? Gewiß, wenn ſie glücklich werden kann, ſo iſt es nur mit Pahlen.

„Aber ihr thörichten Kinder, wie könnt Ihr eine ſolche Unmöglichkeit hoffen!“

Lieber Vater, Eliſabeth hofft, oder glaubt vielmehr, mit einer Ruhe, mit einer Zuverſicht, gegen die Alles, was ſie ſagen, ſonſt nichts iſt, als ein kleiner Zweifel. Sie kennen das Herz meiner Schweſter noch nicht; ſie opfert Ihnen nicht eine bloße Hoffnung auf, nein die feſte Gewißheit ihres Glückes. Und welch eines Glückes! O, Sie ſollten meine Eliſabeth nur einmal über das Leben reden hören, das ſie mit Pahlen führen zu können ſo zuverſichtlich glaubt: dann würden Sie, wie ich, überzeugt werden, daß ſie nur zwiſchen dieſem glücklichen Leben und dem langſamen Tode vor Gram die Wahl hat.

Hier wendete ſich Auguſte mit einem feierlichen Schmerze zu mir, ergriff meine Hand, und ſagte ſchluchzend: Vater, ich weiß mit voller Gewißheit, daß jeder, der ſich gegen Eliſabeths Liebe erklärt, ihren Tod will; und weil ich das weiß, ſo nehme ich Eliſabeths Liebe gegen ihre eigene Großmuth in Schutz. Glauben Sie mir, Eliſabeth iſt jetzt ſehr, ſehr unglücklich!

„Und dennoch lächelt ſie ſo heiter!“ fiel ich ein.

Vater, erwiederte Auguſte ein wenig unwillig: ſie würde lächeln, wenn ihr auch das Herz bräche. Darauf bauen Sie nicht! Arria lächelte, als ſie den Dolch aus der Bruſt zog. Ich bitte Sie, Vater, machen Sie Sich und uns Alle nicht unglücklich. Eliſabeth iſt wie das Sinnkraut, das die Blätter fallen läßt, ſobald es berührt wird.

„Recht, Auguſte! das ſie aber doch wieder aufrichtet.“

Vater, was würden Sie ſagen, wenn ſie ſich nicht wieder aufrichteten? —

Dieſe Unterredung machte mich ängſtlich; doch je mehr ich überlegte, deſto feſter wurde ich wieder in dem Entſchluſſe, meine Abſicht durchzuſetzen. Ich ließ mir fürs erſte von Eliſabeth verſprechen, daß ſie Pahlen ohne meine Einwilligung weder ſehen, noch ihm ſchreiben wollte. Sie verſprach mir das, ohne das Mindeſte dagegen einzuwenden; nur ein ſanftes Lächeln zeigte ſich auf ihren Lippen, und ihre Bruſt wallte, wie in einem Seufzer, langſam auf. Das Lächeln ging mir durch die Seele; ich dachte an Auguſten, und es war mir, als wenn Arria ſich den Dolch aus dem Herzen zöge. Indeß — ich konnte ihr ja ihr Verſprechen zurückgeben, wenn ich es für nöthig hielt.

Einige Tage hindurch ſchwieg ich nun ganz; denn ich mußte Auguſten, die mir mit Falkenaugen auflauerte, und die ich am meiſten fürchtete, irre machen. Ich ſprach ſogar von glücklichen Umſtänden, die ſich ereignen könnten, und ſetzte hinzu: man müſſe manches dem Zufalle, oder vielmehr der Vorſehung, überlaſſen, wenn man nicht wiſſe, wie man es angreifen ſolle. Das waren Grundſätze, die ich ſchon oft geäußert hatte, und die ich (mit Einſchränkungen) noch jetzt für wahr halte. „Der Menſch," ſagte ich einmal, „ſollte dem Glücke mehr trauen, wenigſtens um zufriedener in die Zukunft blicken zu können." Hm! erwiederte mein Sohn; das mag ſeyn. Aber der Menſch ſoll dem Zufalle — oder, wie Sie es nennen wollen, lieber Vater, der Vorſehung — nichts, gar nichts überlaſſen, ſondern Alles ſeinem eigenen Geiſte abfodern: ſo wie der Schiffer das Steuer nie dem Zufalle überlaſſen darf, und hätte *der* auch tauſend Fahrzeuge glücklicher geführt, als das Steuer.

„Ich ſage, *mit Einſchränkung* iſt das wahr, mein Sohn."

Was wäre mit Einſchränkung nicht wahr! erwiederte er. Aber ich will lieber mit offnen Augen verderben, als mit verſchloſſenen glücklich ſeyn.

Man hört, daß mein Sohn noch jung war; und in der Jugend hängt man gern ein wenig an der Stoa.

Ich hatte indeß gar nicht die Abſicht, bei dieſer Gelegenheit etwas dem Zufalle zu über laſſen;

ſondern wollte vielmehr meine Wünſche durchſetzen. Schon nach einigen Tagen kam Salzmann ſelbſt, deſſen Beſuch ich freilich veranlaßt hatte, auf eine ganz natürliche Weiſe. Durch ihn glaubte ich meiner Parthei, oder vielmehr nur mir, eine überwiegende Stärke geben zu müſſen: denn ſo oft auch Eliſabeth geneigt war, meinen Wunſch zu erfüllen, ſo fiel ſie doch immer wieder in Auguſtens Hände; und war dieſe nicht ſtark genug, ihre Schweſter umzuſtimmen, ſo nahm ſie die Mutter zu Hülfe. Kurz, ich gelangte nie zu einem völligen Siege. War aber Salzmann zur Stelle, ſo konnte ich Eliſabeth beim Worte nehmen; ich gab ihm zu rechter Zeit einen Wink, und Beide waren verlobt. Dann mußte meine Frau ſchweigen; und Auguſte — was konnte die noch thun?

Auguſte ſchien, ſobald nur Salzmann die Thür öffnete, einzuſehen, welches Uebergewicht er mir geben würde. Sie warf einen Blick auf mich, wurde blaß, und winkte dann ihrer Schweſter, wie ich ſehr deutlich bemerkte. Beide gingen hinaus, und als ſie zurückkamen, ſagte mir Eliſabeths Aengſtlichkeit, daß Auguſte ihr entdeckt hatte, in welche Gefahr ſie durch Salzmanns Anweſenheit käme.

Ich gab mir große Mühe, unbefangen zu ſcheinen; denn ich ſah, wie unabläſſig Auguſte mich beobachtete. Deshalb erlaubte ich meiner Eliſabeth ſogar weg zu gehen, als ſie es unter einem unbedeutenden Vorwande wollte; ja, ich gab ihr obendrein einen Auftrag, daß ſie länger wegbleiben konnte. Und nun that ich weiter gar nichts, als daß ich Herrn Salzmann mit meiner Frau in ein Geſpräch verwickelte; denn ich wußte, daß dieſe keinen Menſchen, mit dem ſie nur eine halbe Stunde zuſammen geſeſſen hatte, weggehen ließ, ohne ihn recht herzlich einzuladen, daß er bald wieder kommen möchte. Als der Mann wegging, blieb ich kalt und ruhig; meine Frau aber lud ihn ein, und zwar um ſo angelegentlicher, je weniger ich ein Wort ſagte. Bei ihren Einladungen machte ich ſogar eine krauſe Stirn, und ſo, daß Auguſte es bemerken mußte. Als der Mann fort war, ſagte ich: „hm, liebe Frau! wie es hier ſteht, wäre es mir lieber geweſen, wenn du ihn nicht ſo angelegentlich eingeladen hätteſt." Meine Frau entſchuldigte ſich damit, daß die Höflichkeit es doch erfodert habe. Auguſte, die ſich nicht leicht hintergehen ließ, ſagte zu der ganzen Verhandlung kein Wort, und ſah mich nur von Zeit zu Zeit erwartend an.

Ich muß dem Leſer zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ihr Betragen in dieſem Kriege bei mir den Wunſch erregte, ſie zu überliſten. In der letzten Unterredung hatte ſie mir ſehr trocken und beſtimmt erklärt, ſie würde Eliſabeths Liebe für Pahlen zu ſchützen wiſſen; und nun ſetzte ich eine Ehre darin, ihr zu zeigen, daß ſie das nicht könnte. Freilich würde ich in jedem Falle alles Mögliche gethan haben, Eliſabeths Verbindung mit Pahlen zu hintertreiben; aber daß ich ſo leiſe zu Werke ging, das that ich um Auguſtens willen.

Salzmann hatte meiner ganzen Familie, Eliſabeth ausgenommen, recht wohl gefallen. Sein Geſicht war unbedeutend; es wurde aber, ſobald er ſprach, oder man ihn anredete, durch eine ſehr angenehm lachende Freundlichkeit intereſſant. Ohne gebildet zu ſeyn, äußerte er doch ſehr gutherzig, und ſogar fein und zart, ſo edle Grundſätze, hatte ſo wohl geordnete Gefühle, und gab dieſe und ſein ganzes Inneres ſo wahr, ſo aufrichtig, ſo treuherzig, daß Auguſte mit einem tiefen Seufzer zum erſten Male ſagte: ach, die fatale Reiſe in die Stadt! Ich ſelbſt — vorher hatte ich faſt weiter nichts mit ihm geſprochen, als was unſer kleiner Handel nöthig machte — ich ſelbſt wünſchte jetzt mehr als je, daß er mein Schwiegerſohn werden möchte; und wäre ich jetzt wirklich Superintendent geweſen, ich würde ihm dennoch meine Eliſabeth ſehr gern gegeben haben.

Als meine Frau ſeine guten Grundſätze, und Auguſte ſeine blauen Augen, ſein Lächeln und ſeine Figur gelobt hatten, trat ich zu ihnen, und fragte: „meint ihr nicht, daß Eliſabeth Pahlen an Salzmanns Hand vergeſſen würde?“

Jede Andre, erwiederte Auguſte; nur Eliſabeth nicht. Vater, es giebt Menſchen, deren

Schmerzen nicht vom Zufalle beſtimmt werden. Wäre Eliſabeth Salzmanns Frau, und vergäße Pahlen nicht, ſo würde ſie vor Gram ſterben, daß ſie ihn nicht vergeſſen könnte. Vergäße ſie ihn, ſo würde ſie wieder vor Gram ſterben, daß ſie ihn vergeſſen hätte. Ach, Vater! Eliſabeth mußte gar nicht lieben, oder ſie liebt auf ewig.

„Du biſt eine Närrin mit deiner ewigen Liebe!“ rief ich. „Schweig davon!“ Ich ſtellte nun meiner Frau vor, wie glücklich wir ſeyn würden, wenn wir unſre Eliſabeth als die Frau eines ſo braven Mannes ſähen; und ſie hörte mir zum erſten Mal aufmerkſam zu. „Sieh,“ fuhr ich fort; „Pahlen iſt, ſo weit ich ihn kenne, ein edler junger Mann. Vielleicht bereuet er es ſchon längſt, daß er Eliſabeth in dieſes Labyrinth geführt hat. Er und Eliſabeth, beide ſind unſchuldig. Ihre Jugend, ihre heißen Herzen, Annens alberne Reden, und Hannchens Unbeſonnenheit: ſieh, liebe Frau, aus dieſen Fäden hat der Zufall das Band gewebt, welches die beiden jungen Leute verbindet. Pahlen wird, wenn er hört, wie es hier ſteht, ſeine Anſprüche aufgeben, und dann iſt Eliſabeth beruhigt. Zwar wird ſie ſich in den erſten Monaten wohl noch einbilden, Pahlen zu lieben; aber glaube mir, gute Frau, gegen die Liebe eines ſolchen Mannes wie Salzmann hält ſich kein weibliches Herz, am wenigſten das gütige, reine unſrer Eliſabeth, welches die geringſte Liebkoſung, ja ſelbſt die Schmeicheleien ihrer Tauben, mit Liebe vergilt. Ich hoffe, liebe Frau, wir werden noch Alle glücklich ſeyn.“

In Gottes Nahmen, lieber Mann! ſagte meine Frau mit lachenden Augen. Salzmann iſt ſo treuherzig, ſo gut, ſo redlich, daß ich . . . —

Daß er, — fiel ihr Auguſte ins Wort — eben weil er ſo treuherzig ſo redlich iſt, und keinem Menſchen einen Betrug zutraut, deſto leichter zu betriegen ſeyn würde. Unerhört! fuhr ſie eifrig fort. Er kommt hieher mit einem treuen offenen Herzen, und — wir verſchweigen ihm, was er doch wiſſen ſollte; wir verbergen ihm Eliſabeths Herz. Wenn das ehrlich iſt, Mutter . . .

„Schweig, ſag' ich!“

Aber ehrlich iſt es doch wirklich nicht, Vater, ſagte Karl mit Kopfſchütteln. (Auch meine Frau ſchüttelte bedenklich den Kopf.) Ich dächte, fuhr mein Sohn fort, wenn ſo wenig an Eliſabeths Liebe zu Bahlen iſt, als Sie glauben (und ich ſehe nicht, wie mehr daran ſeyn ſollte, trotz dem, was Auguſte aus ihren Romanen wiſſen will): ſo könnte man ja Salzmannen den Umſtand ganz ehrlich geſtehen. Eliſabeth, dürſten Sie nur zu ihm ſagen, liebt einen hübſchen jungen Menſchen: allein es hat mit dieſer Liebe nicht viel zu bedeuten. Wir glauben, es wird ſich geben. Wollte er unſre Eliſabeth dennoch, und ſie willigte ein, und Pahlen auch; nun, ſo hätten wir ein gutes Gewiſſen, und am Ende würde es ſich ja finden, ob Sie oder Auguſte Eliſabeths Herz beſſer gekannt hätten.

Und hätte ich es beſſer gekannt, ſagte Auguſte heftig, und Eliſabeth würde das Opfer, und ſie wendete ihr ſterbendes Auge auf dich, Karl: würdeſt du es dann nicht bereuen, dieſen Rath gegeben zu haben?

Will ich Eliſabeth zwingen? Aber wird ſie nicht ſelbſt wiſſen, was an ihrer Liebe iſt?

Da ſtanden wir wieder vor einer neuen Bedenklichkeit. So feſt ich auch überzeugt war, daß die Liebe meiner Tochter vergehen würde, ſo ſchien mir dennoch der Vorſchlag meines Sohnes gut zu ſeyn. Es kam nur darauf an, ob Salzmann über die Liebe eben ſo dächte, wie ich. Ich bin gern mit meinem Gewiſſen in Frieden; daher gab ich meinem Sohne zu, daß es wenigſtens für unſre Ruhe am ſicherſten ſey, Salzmannen alles zu entdecken. Es wurde förmlich beſchloſſen. Mein Sohn, der ſich nicht wenig damit wußte, daß ſein Vorſchlag durchgegangen war, nahm auf einmal einen hohen Ton an, und erbot ſich, ſowohl Eliſabeth abzuhören, als auch Salzmannen den Umſtand zu entdecken.

Das erſte verbat ſich Auguſte. Sie ſagte: guter Freund, wäre Eliſabeths weiches Herz der rauhe Mantel eines cyniſchen Philoſophen, ſo möchteſt du es zu behandeln wiſſen. — Das zweite verbat ich mir. „Das will,“ ſagte ich: „mit einer gewiſſen Feinheit behandelt ſeyn!“

Ich dachte, ſagte er empfindlich, die größte Ehrlichkeit wäre die größte Feinheit; denn daß wir uns ſeit vierzehn Tagen quälen — (mit einem ſpöttiſchen Blicke Auguſten): iſt unſer ehrliches Vertrauen, oder eine zurückhaltende Feinheit Schuld daran, Auguſte?

Wir fühlten uns getroffen, und ſchwiegen. Er hatte mit ſeiner Bemerkung, die ich ihm gar nicht zugetrauet hätte, Recht; aber dennoch war es nicht anders: denn — was hilft Vertrauen, wenn man nicht einig iſt? und waren wir ſeit vierzehn Tagen nicht alle entzweiet?

Es wurde einſtimmig beſchloſſen, daß ich Salzmannen, ſobald er ſich etwas von Eliſabeth merken ließe, den Umſtand mit Pahlen entdecken ſollte. Einig aber waren wir dennoch nicht; unſre Herzen trennte ein weiter Raum, und wir Alle ſchienen das zu wiſſen. Jetzt war zum erſten Male der Friede aus unſerer Hütte geflohen, und nicht aus ihr allein, ſondern auch aus unſern Herzen. Nur Eliſabeth, die Urſache von dem Allen, ſchien, oder war, die einzige Schuldloſe unter uns, und ihre Gegenwart machte uns beſſer. Wir wagten es nicht, ihr unwillige, oder nur kalte, Blicke zuzuwerfen. Uns machten wir gegenſeitig Vorwürfe über ihr Vergehen; aber ihr ein hartes Wort zu ſagen, das konnte Niemand über ſein Herz bringen. Jetzt — damals dachte ich nicht daran — jetzt frage ich mich: warum war die Schuldige allein ſchuldlos? und warum ſchienen wir Andern in unſern Augen die Schuldigen? — In der That ſo verhielt es ſich. Sie liebte jeden von uns, und brachte uns Alles, was ſie nur konnte, zum Opfer: ihr Herz, ihre Liebe. Für ſich wollte und foderte ſie nichts; ſie wollte nicht glücklich ſeyn, ſondern uns nur glücklich machen. Ja, ſie bedeckte ihre Schuld ganz mit dem Mantel ihrer Liebe zu uns. Ach, der Menſch kann fehlen, — und wer fehlte nicht! — das macht ihn nicht ſchuldig. Nur die Kälte gegen fremdes Glück, nur Eigenwille, nur Selbſtſucht ladet Schuld auf ſein Herz — Das war es.

O, wie hart iſt der Menſch! Wir fodern von Andern nicht nur Tugend, ſondern auch den Anſtand, den die Tugend nach unſerer Meinung haben ſoll.

Meine Frau hätte unſerer Eliſabeth vergeben, wenn dieſe ein Paar Jahr älter geweſen wäre. Gegen uns Andern war ſie kalt, weil wir die Liebe des Mädchens vertheidigten. Sie foderte eine Unmöglichkeit: es ſollte nicht ſeyn was ſich doch nun einmal nicht ändern ließ. Und waren wir Andern beſſer? O, gewiß nicht. Es fehlte uns Allen an Liebe, an wohlwollendem Vertrauen, an dem Geiſte des Friedens, der allein den Frieden ſchließt. Ich behauptete, Eliſabeths Leidenſchaft würde nach und nach vergehen; Auguſte hielt, nach ihrem Gefühle, dieſe Liebe für ewig; mein Sohn rieth zu völliger Offenherzigkeit. Keiner von uns hatte ganz Unrecht; aber wir kämpften mehr für unſre Meinung, als für Eliſabeths Glück. Doch, bei dem Allen frage ich: konnten wir anders denken, ſogar anders handeln? konnte ich einer Thorheit nachſehen, die mein Kind unglücklich machen mußte? Aber doch fühlte ich, es war nicht ſo, wie es ſeyn ſollte. Und wohl uns, daß wir es noch fühlten! Denn ſetzt das nicht voraus, daß es einſt ſeyn wird, wie es ſeyn ſollte?

Das nächſte Mal, als Salzmann wieder zu uns kam, fand er mich im Garten. Ich ſprach mit ihm bei der erſten Veranlaſſung (und die zeigte ſich bald) über Eliſabeth, und geſtand ihm beinahe die Wahrheit: nur ſo, daß ich Eliſabeths Liebe ein wenig verkleinerte, und meine Hoffnung, ſie bald geendigt zu ſehen, ein wenig vergrößerte. Dann ſchloß ich mit den Worten: „meine ganze Familie iſt einſtimmig der Meinung geweſen, daß Ihnen die Liebe unſrer Eliſabeth nicht verſchwiegen bleiben dürfte.“

Der junge Mann war ein wenig beſtürzt, und ſchwieg. Endlich ſagte er: es thut mir weh! Ja, ich glaube, es hat mir nie etwas ſo weh gethan, Herr Paſtor, und es wird mir nie wieder etwas ſo weh thun! ... Mit bebender Stimme ſetzte er hinzu: Gott mache die gute Mamſell Lieschen ſo glücklich, als ich ſie zu machen mir vorgeſetzt hatte. Und ... (mit leiſen Tönen) ... Sie ſagten etwas von Schwierigkeiten, die es haben würde mit dem jungen Manne. Ich weiß nicht ſo recht, was Sie meinen; aber ... aber ſollte es ſich an Gelde ſtoßen ... die Hälfte meines Vermögens ſteht Ihnen zu Dienſte. — Er ſagte das ſo zitternd, ſo äußerſt gerührt, ſo gutherzig, daß ich weiter nichts thun konnte, als ſeine Hand ergreifen. — Dem Bräutigam, wer er auch ſeyn mag, bin ich nicht gut, fuhr er fort; aber, wie geſagt, die Hälfte meines Vermögens iſt jede Stunde bereit. Doch davon muß Mamſell Lieschen nichts erfahren; es möchte ihr wehe thun, daß ſie mir Dank ſchuldig wäre.

Könnte ich doch dem Leſer beſchreiben, mit welcher rührenden Gutherzigkeit er dieſe Worte ſagte! Ich drückte ſeine Hand an meine Bruſt, und wünſchte ſonſt nichts, als daß Eliſabeth Zeuge von dieſer Unterredung ſeyn möchte. Er hatte mich, wie ich jetzt merkte, gar nicht verſtanden, und ich mußte nun deutlicher über meine Hoffnungen von Eliſabeths Liebe reden. Seine Großmuth, ſeine Treuherzigkeit machten mich aufrichtig; um keinen Preis hätte ich dem edlen Jünglinge in dieſer Stunde die Wahrheit verhehlen können. Jetzt verſchwieg ich ihm nicht länger, was Eliſabeth von ihrer Liebe glaubte; ja, ich ſagte ihm ſogar, daß ſie aus kindlichem Gehorſam entſchloſſen wäre, ihm ihre Hand zu geben.

O, rief er nun auf einmal mit ganz veränderter Stimme, und mit Entzücken in den Augen: o Gott, ſo dürft' ich ja hoffen! Wie? habe ich auch recht gehört? Eliſabeth will mich zu dem glücklichſten Manne auf der Erde machen?

Ich ſagte ihm noch einmal: wir Eltern könnten für jetzt Eliſabeths Entſchluß nicht billigen; doch hofften wir, daß ihre Liebe vergehen würde. Dann ſetzte ich verſichernd hinzu: „wenn Eliſabeth Sie nur erſt kennt, guter, edler Salzmann, ſo wird ſie Ihnen, hoffe ich, bald nicht allein ihre Hand, ſondern auch ihr Herz geben.“

Er antwortete nicht, und ſchien nachzudenken. Endlich ſagte er mit Unruhe, die er vergebens zu verbergen ſuchte: erſt jetzt ſehe ich ein . . . Alſo wenn Mamſell Eliſabeth aufhört, den jungen Mann zu lieben, dann . . Und Sie hoffen, daß ihre Liebe aufhören wird? Woher vermuthen Sie das? — „Weil jede Liebe, auch die ſtärkſte, einmal aufhört.“ Er ſchwieg wieder; dann ſchüttelte er langſam den Kopf, und ſagte leiſe: wenn ſie den jungen Mann liebt — ich kenne ihn zwar nicht, und mag ihn auch nicht kennen lernen;

aber wenn ſie ihn liebt, und, wie Sie ſagen, ſo von Herzen, ſo . . . denn ſonſt wäre es ja einerlei, wen man liebte; ſonſt müßte ja auch meine Liebe aufhören: und nein, lieber Herr Paſtor, ich werde ſie ewig lieben. Nein, nein, (ſehr lebhaft) ich würde mich ſchämen, etwas zu wollen, wenn ich zuverläſſig wüßte, daß ich einmal aufhören könnte, es zu wollen. Ach, ich werde, ſo lange ich lebe, nicht glücklich ſeyn; aber ich möchte nicht einmal aufhören ſie zu lieben.

Der junge Mann war ſo feſt von der Unvergänglichkeit der Liebe überzeugt, wie meine ganze Familie. Ich ſtellte ihm mit Ruhe vor, daß die Liebe, wenn ſie gar keine Nahrung durch Beſuche, Briefe; Wiederſehen und dergleichen erhalte, doch höchſt wahrſcheinlich vergehen müſſe.

Sein Geſicht erheiterte ſich, und er fragte: wird Mamſell Lieschen ihren Geliebten nie wiederſehen, ihm nie ſchreiben, oder ſo etwas?

„Sie hat es mir verſprochen, und ich glaube, daß ſie ihr Verſprechen halten wird, ſo weh es auch ihrem Herzen Anfängs thun mag.“

Er beſann ſich wieder, und wiederholte nur, wie mechaniſch, das Wort: weh! einige Male. Ja, ſagte er, ſtill vor ſich hin: ja, ſehr weh muß es ihr thun. Denn ſollte ich ſie nicht ſehen, wenn ſie mich liebte, wie ich ſie liebe . . . — Wer wollte das hindern? ſagte er laut. Keine Macht auf Erden! Nein, Herr Paſtor, vergebt die Liebe, ſo . . . Ich fühle das Gegentheil; und ſo unglücklich, als ich bin, möchte ich niemand machen. Ach, es brennt hier in meiner Bruſt, daß ſie einen Andern liebt, und ich möchte ihn nicht ſehen; aber Ihre Tochter ſoll nicht ſagen können ich ſey Schuld an ihrem Unglück.

Er legte eine Hand an die Stirn; dann ſagte er ſchnell: leben Sie wohl! und wenn Sie hören, Herr Paſtor, daß mein . . . mein Herz . . . dieſes Leben . . . daß ich unglücklich, daß ich todt bin, ſo ſagen Sie Ihrer guten Tochter — gar nichts; denn ich werde ſie ja wohl vergeſſen, wie Sie ſagen.

In dieſen Worten lag etwas ſehr Großes und Rührendes, aber als geheimer Sinn, Man mußte dazu ſein Auge ſehen, das Flammen ſprühete; ſeine Farbe, die mehrmahl aus dem Dunkelroth, das der große Entſchluß, der Geliebten zu entſagen, in ſeine Wangen getrieben hatte, in das bleichſte Weiß des Schmerzes überging; das ängſtliche Schlagen der Bruſt, und die Thränen, die ſich dann und wann durch die Flammen des Auges auf die bleichen Wangen herabſtrahlen; man mußte die Worte ſo ſterbend und ſo rührend aus der Seele hervorkommen hören, um ſo gerührt zu ſeyn, als ich es war.

Er wollte weggehen; ich hielt ihn aber auf, nahm ihn an meine Bruſt, und ſagte: „junger

Menſch, ſie wird dein werden! ſie muß die Liebe theilen, die du ſo rein, ſo feurig, ſo großmüthig für ſie fühlſt! ... Ich bitte Sie, lieber Salzmann,“ fuhr ich ruhiger fort; „geben Sie Ihre Hoffnung nicht auf. Eliſabeth kann nie die Gattin ihres Geliebten werden. Er iſt — ein Baron, der von den ſtolzeſten Verwandten abhängt. Beide werden bald einſehn, daß es unmöglich iſt, und Eliſabeth wird Ihrer Liebe nicht widerſtehen können.“

Er legte wieder die Hand an die Stirn; dann reichte er ſie mir zitternd, und ſagte: nun wohl! ich komme zu Ihnen. Aber ich ſage Ihrer Tochter nichts von meiner Liebe. Hoffnung ... habe ich nicht; aber ich werde ſie doch ſehn und ... — Er küßte mich, und verließ den Garten.

Mit großer Rührung ging ich in das Haus zurück, und traf Eliſabeth bei meiner Frau. Ich konnte mich nicht enthalten, laut auszurufen: „o Eliſabeth, welch ein großmüthiges, edles, reines Herz! welch eine unendliche Liebe!“ In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Auguſte trat herein — mit einem ſehr ernſten Geſichte, mit Augen, in denen noch Spuren von Thränen zu ſehen waren. Sie ging in Abſätzen auf ihre Schweſter zu, die ihrem, ſo ſelten ernſten, Geſichte ſanft entgegen lächelte. Auguſte ſchlang auf einmal beide Arme um Eliſabeths Nacken, und fing an zu ſchluchzen. Was iſt dir, liebe Auguſte? fragte Eliſabeth ängſtlich.

Auguſte drückte das Geſicht an Eliſabeths Herz, und ſagte, wie außer ſich: wie wirſt du geliebt!

„Du haſt gehorcht, Auguſte!“ ſagte ich mit voller Gewißheit; denn mir fiel ein, daß ich während der Unterredung Töne des Weinens gehört hatte, die aus unſrer Laube gekommen wären. „Du haſt gehorcht, Auguſte! Nun ſo rede! Welch ein Mann! welch ein Herz!“

Das edelſte! rief Auguſte mit Entzücken, und breitete die Arme aus; das beſte, das ich kenne! O Eliſabeth, wie wirſt du geliebt!

Auguſte geſtand ganz frei, daß ſie abſichtlich gehorcht habe, und zwar in der Vermuthung, daß ich Salzmannen nicht alles ganz aufrichtig erzählen würde. Aber, lieber Vater, ſetzte ſie hinzu, und küßte meine Hand: ſo ſehr ich auch meine Schweſter liebe, und ſo ſehr wir auch verſchiedener Meinung ſind, ich würde dem edlen Manne doch nichts anders geſagt haben, als was Sie ihm ſagten. Eliſabeth, beinahe wäre ich hervor geſprungen, und hätte ihm zugerufen: meine gute Schweſter wird ſie lieben, muß ſie lieben, liebt Sie ſchon jetzt. — Nun erzählten wir, ich und Auguſte, die Unterredung Wort für Wort, und Beide mit gleichem Enthuſiasmus.

Eliſabeth wurde blaß, als wir anfingen, und ſchlug die Augen nieder; doch nur einige Sekunden: es ſchien ihr ſchon unrecht zu ſeyn, das Lob des Mannes, der ihrer Liebe in den Weg trat, nicht gern anzuhören. Sie hielt die Blicke gewaltſam auf uns feſt, und zwang ſich zu einem beifälligen Lächeln.

Als wir fertig waren, ſagte ſie ſanft: ich bin ſehr unglücklich, Vater, daß ich allen Menſchen, die mich lieben, auch dieſem edlen Manne, Kummer mache! O gewiß, mein Auge ſchwimmt in Thränen darüber, daß ich undankbar gegen eine ſo edelmüthige Liebe ſeyn muß. Wollte Gott — ſie weinte, und trat uns ein Paar Schritte näher — wollte Gott, Ihre Hoffnungen, daß ich aufhören werde, Pahlen zu lieben, würden einſt erfüllt! Wie gern würde ich wieder die Freude meiner Eltern, das Glück eines edlen Mannes, und wenn auch alle meine Hoffnungen dabei zu Grunde gingen! Gewiß, Vater, in Ihrem Glücke würde auch ich glücklich ſeyn. O, haben Sie nur Geduld mit Ihrer Eliſabeth! . . . Ich fürchte, der Himmel hat mich beſtimmt, irgend ein Herz zu betrüben. Ach, möchte doch lieber das meinige aufhören zu ſchlagen! . . . Ich bin ſehr unglücklich; heute habe ich auch meine Auguſte verloren!

Verloren, Eliſabeth? rief Auguſte lebhaft. Ich bin dein auf ewig. Mich kannſt du nicht verlieren, ob es gleich nicht möglich iſt, daß du mich ſo liebſt, wie ich dich. Eliſabeth, dich liebt alles, was ſich dir nur nähert. O, ſey kalt gegen mich, haſſe mich, wenn es ſeyn muß; nur ſey glücklich! Ich ſchweige von jetzt an; denn ich weiß nicht mehr, mit wem du glücklicher leben würdeſt. Aber wen du liebſt, den werde auch ich lieben.

Ich ergriff dieſe Gelegenheit, Eliſabeth ein wenig ans Herz zu reden; und meine Frau, die von Salzmanns edlem Benehmen gerührt war, half mir. Auguſte, welche ſonſt die Wirkung meines Zuredens immer vernichtete, ſchwieg heute, und heftete nur die thränenvollen, zärtlichen Blicke auf die wankende Schweſter. Eliſabeth wankte in der That. O, mein Vater, ſagte ſie, und hielt ihre Thränen zurück; ich habe mich ja ſchon längſt erboten, das Opfer, das Sie von mir verlangen, zu bringen. Sie ſagen: Pahlen wird mich, und ich werde ihn vergeſſen. Wohlan denn, lieber Vater! wenn das iſt, ſo — werde ich ſogar noch glücklich ſeyn. Hier iſt meine Hand! Und wäre es nicht — o, wenn dann nur Pahlen glücklich würde! wenn Sie Sich nur nicht auch in ſeinem Herzen geirrt hätten! Ich kann es wagen; denn was ich thun mag — ſehe ich nicht immer Thränen in allen Augen? Hier iſt meine Hand!

Du zitterſt, Schweſter! ſagte Auguſte. — Wäre es ein Opfer, erwiederte Eliſabeth lächelnd, wenn ich es nicht zitternd brächte? . . . O, hob ſie auf einmal weinend und mit lauter Stimme an: o, legte doch Gott der Allgütige einmal ſeinen Segen auf das Opfer eines Kindes! Er gebe allen Herzen Ruhe; und ſoll eins in längerem Schmerze leiden, ſo wähle er das meinige: er hat es dann geſegnet!

Ich weiß nicht, welch ein Grauen mich bei dieſen pathetiſchen Worten überlief. Es war mir nicht möglich die Hand zu nehmen, die ſie mir hinhielt. Trotz meinem Syſtem ſchien mir in dieſem Augenblicke Eliſabeths Liebe das Unvergänglichſte unter dem Monde.

Ich bitte dich Eliſabeth, ſagte Auguſte ängſtlich: ich beſchwöre dich, zieh deine Hand zurück! Nein, nie ſollſt du das Opfer bringen! Die Ungewißheit, ob du glücklich wäreſt oder nicht, würde mich zu Tode martern. Ich bitte dich, Schweſter, höre den Vater nicht an!

Nein Eliſabeth,“ ſagte ich; „in dieſem Augenblicke nehme ich deine Hand nicht. Aber, meine Kinder,“ (ich zog Eliſabeth und Auguſten an meine Bruſt) „warum übergeben wir nicht der Zeit und der Vorſehung, was ihnen gehört, die Zukunft? Warum quälen wir unſre Herzen ſo unnöthig? Laßt Salzmannen kommen. Eliſabeth, ſuche dich an ſeinen Umgang zu gewöhnen, betrachte ihn als deinen Bruder, und überlaß es der Natur, meine oder deine Vorausſagungen zu erfüllen. Vergißt du Pahlen (und ich hoffe, du wirſt ihn wenigſtens nach einigen Jahren vergeſſen, wenn du ihn nicht wieder ſiehſt), ſo . . .“ —

Und dann würdeſt du doch neunzehn Jahr alt, oder noch älter! ſagte meine Frau, und legte Eliſabeths Wange an ihr naſſes Auge.

„Ja,“ ſagte ich ehrlich; „ſo würden alle unſre Wünſche erfüllt, auch der Wunſch deiner Mutter.“

Und vergißt du Pahlen nicht, Eliſabeth, rief Auguſte; ſo . . . Ja, der Himmel, die Vorſehung, darf dich nicht ſinken laſſen, oder ich glaubte nicht mehr . . .

Auguſte! rief Eliſabeth ängſtlich, und verſchloß ihr den Mund mit Küſſen: iſt denn dieſer Augenblick das Leben? dieſe Erde unſer Wohnplatz? — Und ließe mich die Vorſehung ſinken; ich ſänke nur an das Herz der ewigen Liebe. Du ſäheſt mich fallen, aber nicht die Hand des Vaters, die mich hielte und ſegnete. Auguſte, für eine Thräne in einem Auge, das die Hand des Todes doch bald auslöſcht, wollteſt du den Glauben, auf dem eine Welt ruhet, hingeben? O, lieber möchte, wenn ich unglücklich wäre; dieſes Auge von Marmor ſeyn und lächeln; die Thränen, die ich gern an dieſer Bruſt verweinen würde, möchten dann in meinem Herzen wie heiße Flammen brennen.

Auguſte drückte die Schweſter reuig an ihre Bruſt. O, vergieb mir! ſagte ſie; ich dachte nichts Böſes.

Dieſer Ausgang der Unterredung war nicht übel für meinen Zweck. Wir ſprachen nun von den Wegen der Vorſehung, und ich behauptete, daß der Menſch wohl daran thue, wenn er ſich ihr ergebe. (Auguſte ſchwieg.) dazwiſchen wurde aber abgeredet, daß Salzmann kommen, und daß es der Zeit und der Vorſehung überlaſſen bleiben ſollte, das Räthſel, welches uns ſo große Unruhe machte, zu löſen. Die Unterredung ſchloß ſich endlich damit, daß Auguſte ſagte: nun, ich werde ja ſehen, wie gütig, wie gerecht die Vorſehung iſt! Denn, Eliſabeth, das höchſte Glück iſt nur Gerechtigkeit gegen dich, und gegen den beſten Menſchen.

Unſre Herzen öffnen ſich wieder.

Selbſt nach dieſer Unterredung blieb, ſo weich wir auch geworden waren, dennoch, ich weiß nicht, welch ein Tropfen Gift in uns zurück, der über die ſchönſten Ergießungen unſerer Herzen eine erſtarrende Kälte verbreitete. Erweicht waren unſere Herzen, aber nicht erwärmt; doch ein Zufall nahm alle Kälte daraus hinweg. Am Abend ſaß mein Jüngſter, und machte eine Ueberſetzung aus einem Engliſchen Buche. Die Mädchen ſpannen, und bei einer ſanften Melodie, welche mein Karln ſpielte, wurde leiſe geplaudert. — Verſtehſt du das, Ludewig? fragte Wilhelm, und ſchob ſeinem Bruder das Buch hin. Das iſt ja ſehr leicht, ſagte der; und nun erhob ſich über den Sinn der Stelle ein Streit, der endlich mir zur Entſcheidung vorgelegt wurde.

Wilhelm las vor: „Was verlangt der verkehrte Menſch von der Vorſehung? Das unerbitterliche Schickſal der Alten ſtürzte er von dem Throne der Welt: nicht, um die ewige Liebe, die liebende Weisheit, den Platz einnehmen zu laſſen, ſondern ſeine thörichten, wilden Wünſche auf den Thron der Vorſehung zu erheben. Iſt er glücklich, ſo ſetzt er ſein Glück auf den Thron des Weltalls; iſt er unglücklich, ſo nennt er ſeine Wünſche die Vorſehung, und zürnt, wenn nicht in dem unſinnigen Grundriſſe ſeines erträumten Glükkes das Glück der ganzen Schöpfung begriffen iſt. An dem Fatum der Alten war mehr Wahrheit, als an der Schwachen, ungewiſſen Hand, mit der wir dem Schickſale den Weg vorzeichnen, und die wir gern für die Hand der Allmacht ausgeben möchten, um nur nicht nöthig zu haben, unſere Wünſche und unſer Leben nach den ewigen Geſetzen der phyſiſchen und moraliſchen Welt einzurichten. Wie die Alten durch Zauberſprüche den Mond und die Sonne in ihrem ſegnenden Laufe aufhalten zu können wähnten, ſo wähnen wir durch Gebete die ewige Weisheit in ihrem Gange aufhalten zu können. Wir wollen lieber fromm, als gehorſam ſeyn. Die Natur geht nach ewigen Geſetzen ihren ſchaffenden ſegnenden Gang; ihnen zu gehorchen, ſich ihnen zu unterwerfen, iſt Klugheit. Die innere, die beſſere, die ſittliche Welt geht eben ſo unaufhaltſam nach den Geſetzen, die unſer Gewiſſen uns ſagt; ihnen gehorchen, iſt Tugend, iſt Glück. Das Gewiſſen iſt die Stimme der gütigen Vorſehung. Höre ſie, gehorche ihr; und du haſt dein Schickſal in deinen eigenen Händen. V[illegible]hte dieſe Stimme; und der rächende Arm der Verſehung ergreift dich — dein Gewiſſen. Tugendhaft leben heißt Ergebung in die Verſehung. Sonſt nichts heißt ſo; alles Andere iſt Schwäche, Unverſtand, oder Bosheit.“

Das war die Stelle, die Wilhelm verlas. Ich fing an ſie zu erklären, und dabei fühlte ich, daß meine Ergebung in die Vorſehung nichts mehr und nichts weniger als Trägheit und die Erwartung eines glücklichen Ausganges geweſen war. O, laß doch ſehen! ſagte Eli[illegible]beth, und nahm dem Knaben das Buch aus der Hand. Lies vor, Eliſabeth! riefen wir. Eliſabeth las weiter: „Welcher Unfall, den die Verkettung der Naturbegebenheiten über uns brächte, wäre nicht durch Vorſicht zu vermeiden, durch Geduld zu beſiegen, durch Abhärtung zu ertragen, oder durch Gewöhnung zu verſöhnen? Welcher! — Auch dem phyſiſchen Unglück hält die Tugend den undurchdringlichen Schild entgegen, die hoffnungsreiche Geduld. Da iſt Erwartung Weisheit, Vertrauen auf die Zukunft Stärke. Soll aber der Menſch handeln, ſo iſt Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, Erwartung eines glücklichen Ausganges, Ergebung in die ſchaffende Zeit ein Verbrechen. Unabhängig von Zeit, Zufall und Schickſal ſoll der Menſch ſein König ſeyn, der keine Macht anerkennt, als ſeinen eigenen Willen, keinen Rath hört, als den von ſeinem Gewiſſen. Er ſelbſt ſoll wählen, beſtimmen, beſchließen und handeln.“

Eliſabeth legte das Buch langſam auf den Tiſch, und ſah uns mit einem lächelnden Blicke an, worin ſich das ganze triumphirende Gefühl ihres reinen Herzens zeigte. O, ſagte ſie: ich habe der Vorſehung nur die Schmerzen überlaſſen, nichts weiter. Sie wiſſen, lieber Vater, wie bereit ich bin zu thun, was meine Pflicht fodert. — „Recht, mein Kind,“ erwiederte ich: „das haſt du; und welches Elend auch für uns daraus entſtehen kann: wir wollen es der Vorſehung überlaſſen. Und ſind denn Augen voll Thränen nicht am Ende beſſer, als lauernde Augen voll Mißtrauen, voll Liſt, voll Aufpaſſerei? Und müſſen wir nicht geſtehen, daß, die *deinigen* ausgenommen, Eliſabeth, die unſrigen bisher nicht viel Beſſeres enthielten, als das? Ja, Eliſabeth, ich wollte dich überliſten, und dich dazu, Auguſte. Aber, wie es auch mit uns werden mag, von nun an ſoll mein Herz euch offen ſeyn." Wir ſtanden Alle auf. „O," fuhr ich erſchüttert fort: „wenn ſo einer nach dem andern von uns, jetzt, dieſen Augenblick, in das Grab ſänke wir würden ſagen: hätte ich ihn doch nie getäuſcht! Und wird nicht vielleicht nach einem halben Jahrhunderte auch der letzte von uns verſunken ſeyn? Nein, meine Kinder, wie es uns auch gehen mag, keiner von uns verberge in ſeinem Herzen ſonſt etwas, als die Opfer, die er dem andern bringt."

Wie mechaniſch faßten wir uns alle bei den Händen, und ſchlangen mit Thränen und Küſſen die Arme um einander. Unſre Herzen waren jetzt warm genug, und nur allzu weich. Wir würden nicht betrübter geweſen ſeyn, wenn in dieſem Augenblick einer von uns geſtorben wäre, und nicht glücklicher, wenn wir den Geſtorbenen in dem Glanze der Seligkeit erblickt hätten. „Es iſt genug!" ſagte ich endlich; und wir gingen aus einander. Wir Alle fühlten, daß wir glücklich zu ſeyn verdienten. O, wie undankbar bin ich! Wir waren es ja — wie Menſchen es ſeyn können.

Das Geheimniß.

Trotz der ſchönen Vorleſung am vorigen Abend wußten wir doch am folgenden Morgen in unſern Entſchlüſſen nichts zu ändern. Sie blieben dieſelben; doch unſer Betragen war anders geworden. Niemand zeigte noch Ungeduld, niemand trieb noch. Wir verlangten in der That jetzt weniger von der Vorſehung, als von uns ſelbſt; und doch waren unſre Hoffnungen fröhlicher, unſer Vertrauen größer. Ich ſah nicht ein einziges Mal nach Salzmann aus; Eliſabeth verlangte nicht nach ihm, und darum auch ich nicht. Es ſchien mir ſogar, als ob Bahlen, ſo wenig ich ihm auch Beſtändigkeit zutrauete, der einzige wäre, dem wir nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ob uns gleich, ſowohl ökonomiſche Kleinigkeiten, als auch die Ungewißheit über Eliſabeths Schickſal verlegen machten, ſo waren wir dennoch glücklicher, als je: — auf reine, ſchuldloſe Herzen hat ja äußeres Unglück wenig Einfluß.

Nach einigen Tagen kam Salzmann wieder, und wurde von uns Allen mit ſtiller Freundlichkeit aufgenommen; ſelbſt Eliſabeth empfing ihn mit ihrem ſeelenvollen Lächeln. Feiner und zarter, als er, könnte ſich wahrhaftig ſelbſt ein Mann nicht betragen, der immer nur unter den kultivirteſten Leuten gelebt hätte. Er zeichnete Eliſabeth nicht im mindeſten aus, machte keine Anſpielung, auch nicht die kleinſte, und ſchien ſogar recht heiter zu ſeyn. Hätte er nicht einige Male, wenn Eliſabeth hinausgegangen war, die Bruſt durch ein Paar Seufzer erleichtert, ſo würde ich ihn für leichtſinnig gehalten haben. — Eliſabeth hatte in dieſer Woche die Haushaltung zu beſorgen; das ſagte ſie ihm ſelbſt bei einer ungeſuchten Veranlaſſung — wahrſcheinlich, damit er ihr öfteres Weggehen nicht für abſichtlich halten möchte.

Vorzüglich unterhielt er ſich mit Auguſten, die heute in ihrer fröhlichen Stimmung war. Er fiel bald mit offener Vertraulichkeit in ihren Ton ein, faßte ihn ſo gut, und errieth, ohne eben viele Kenntniſſe zu haben, dennoch alles, was geſprochen wurde, ſo ſchnell, und ſo richtig, daß ihm weiter nichts als nur einige Wörter zu fehlen ſchien. Eliſabeth hörte mit Vergnügen den Neckereien zu, durch die ihn Auguſte in die Enge treiben wollte, aber es nie konnte, weil er ſich jedes Mal durch eine Schnurre, über die wir lachen mußten, aus ſeiner Verlegenheit zog. Meine Frau, die ihn noch am wenigſten kannte, fing endlich ein ernſthaftes Geſpräch mit ihm an. Nun wurde auch er ernſt, doch ohne je die angenehme Heiterkeit, die ſeinem Alter ſo angemeſſen iſt, zu verlieren.

Während dieſes Geſpräches zwiſchen ihm und meiner Frau unterhielt Auguſte mich und Eliſabeth von ſeinem feinen Verſtande, von ſeinem natürlichen Witze, und von der geſchmeidigen Artigkeit ſeiner Sitten. Sie rechnete es ihm hoch an, daß er ſo gut, und ſo modern gekleidet war, ohne doch das Aeußere eines Landmanns verloren zu haben; noch höher aber wohl, daß er ihr einige Artigkeiten geſagt hatte, die offenbar eigentlich für Eliſabeth gehörten. Er richtete ſie an mich, ſagte Auguſte, um dir keine Verbindlichkeit aufzulegen. — Kurz, der junge Mann hatte ſich nun den Beifall meiner ganzen Familie erworben. Auguſte tanzte, als er fort war, im Zimmer umher, und rief: wie glücklich werden wir ſeyn, wenn . . . wenn . . .; — und auf einmal fiel ſie ihrer Schweſter um den Hals.

Salzmann wiederholte ſeine Beſuche, und ging nie von uns weg, ohne in unſern Herzen den Wunſch, daß er bald zu unſerer Familie gehören möchte, noch lebendiger gemacht zu haben. Sein Betragen gegen Eliſabeth zeigte immer mehr ein zartes Herz: er wurde nie, auch nicht mit Blicken, gegen ſie zudringlich. Fiel das Geſpräch auf Liebe, ſo wendete er ſich mit ſeinen Augen und ſeinen Worten gewiß nicht an Eliſabeth, ſondern an mich oder Auguſten. Er vermied es ſogar, mit ihr allein zu ſeyn, wenn er auch die natürlichſte Veranlaſſung dazu hatte; ein Fremder würde nicht einmal geahnet haben, daß er das Mädchen liebte. Eliſabeth, die Anfangs doch ein wenig mißtrauiſch gegen ihn geweſen war, trauete ihm jetzt ſo gänzlich, und war ſeiner ſchonenden Feinheit ſo gewiß, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr beobachtete, ſondern zuweilen ſo unvorſichtig ſprach, als ob er nichts weniger wäre, als ihr Liebhaber. Und wie viel ihm dieſe ſorgfältige Schonung koſtete, das ſah man, wenn er allein zu ſeyn, oder nicht bemerkt zu werden glaubte. Dann zog er ſchwere Seufzer aus dem belaſteten Herzen, legte gedankenvoll und wehmüthig die Hand an die Stirn, und zerdrückte behutſam die Thränen, die ihm gegen ſeinen Willen in die Augen traten.

Auguſte ſah es; denn ſie beobachtete ihn unabläſſig! damit ſie ihm aus ſeinem edelmüthigen Schweigen bei Eliſabeth ein Verdienſt machen könnte. Sie zog mit großer Gewandheit die geheimſten Gedanken aus ſeiner Seele hervor, und brachte mit Anſtrengung, oft auch durch vorher einſtudierte Wendungen, in den Geſprächen mit ihm, ſeine edlen Geſinnungen, ſeine großmüthigen und doch ſo einfachen Grundſätze zum Vorſchein. Kurz, durch ſie lernten wir alle ſeine Tugenden kennen; und damit ihrer Schweſter ja nichts entginge, machte ſie dieſe durch ein Zeichen aufmerkſam, ſo oft Salzmann etwas ſagte, das ihr bemerkenswerth ſchien: ſie ſchnalzte nehmlich mit der Zunge, oder trommelte mit allen fünf Fingern auf den Tiſch, obgleich Eliſabeth davon nichts wiſſen wollte, und jedes Mahl roth wurde, wenn ſie es hörte.

Die beiden Zeichen, ſagte Auguſte endlich, reichen nicht zu: denn ſieh, Eliſabeth, ich trommele und ſchnalze mir Finger und Zunge wund, weil ich eigentlich gar nicht aufhören ſollte. Würde das gedruckt, was er ſagt — man nähme Schwabacher Schrift dazu. Künftig, Eliſabeth, will ich bei Allem, was er ſagt, meine Hand ſo halten, wie faſt bei allen Verſen im Euripides eine ſteht, um auf die Sentenzen darin zu zeigen. Ich weiß nicht, wie du ſo unempfindlich ſeyn kannſt gegen alles das das Schöne, Edle und Gütige, das ſeine angenehmen Lippen mit ſo ſanften Tönen ſagen. Du errötheſt wenn ich trommle; o, du ſollteſt jetzt erröthen, daß du nicht ohne meine Zeichen roth wirſt. —

So ſcherzend jagte Auguſte der Armen Eliſabeth manchen ängſtlichen Seufzer, manche Schamröthe ab Und was ſie ſagte war ihr völliger Ernſt; ja, wir hatten ſogar Urſache zu vermuthen, daß ſie Salzmannen ſelbſt aus ihrer Freundſchaft für ihn kein Geheimniß machte. Sie gieng zuweilen mit ihm um das Dorf. Zwar mußte Hannchen ſie immer begleiten: aber — einige Mal kam ſie mit Augen zurück, aus denen die Luſt noch nicht alle Thränen getrocknet hatte; und dann redete ſie mit vollem Eifer auf ihre Schweſter ein, und dieſe konnte ſie nicht eher zum Schweigen bringen, als bis ſie ihre in Thränen ſchwimmenden Augen an Auguſtens Wange drückte.

Auguſte hatte Pahlen vertheidigt, weil ſie hoffte, daß Eliſabeth mit ihm glücklich werden ſollte, weil ſie halb und halb die Stifterin dieſer Liebe geweſen war, weil ihre Schweſter — einen Roman ſpielte, und weil ſie wirklich glaubte, daß dieſe Liebe ewig ſeyn würde. Sie traute das den Verſicherungen, den Thränen ihrer Schweſter, und endlich ihren eigenen Augen zu; denn Pahlen war der wohlgebildetſte, artigſte Mann, den ſie je geſehen hatte, und ſie zweifelte wohl, ob auf der ganzen Erde noch ein ſolcher zu finden wäre Hauptſächlich aber nahm ſie ihn deshalb in Schutz, weil ſie überzeugt war, daß er Eliſabeth liebte. Nun kam Salzmann; und ſie war gegen ihn eingenommen. Sie hörte aber in ſeiner Unterredung mit mir den Ausdruck der reinſten, hingebendſten Liebe für ihre Schweſter. Hier ſah ſie mehr, als bei Pahlen: die Thränen einer hoffnungsloſen Liebe, und den höchſten Edelmuth; das ſichre Glück ihrer Schweſter, Gleichheit des Standes, ein gutes Auskommen, und — wohl am meiſten — einen jungen hübſchen Mann, den ſeine Thränen, ſeine ſtille Verzweiflung, ſchön machten. So war es natürlich, daß ſie ihn von jetzt an in Schutz nahm.

Bei dem nächſten Beſuche, den er machte, gewann er ihr Wohlwollen, und ſogar ihre Bewunderung. Sie hatte ihre Gunſt ſo ſchnell gewech-

ſelt:

ſelt: darum hoffte ſie, daß auch ihre Schweſter den jungen Mann bald lieben müſſe. Wie konnte ſie auch nun noch an die Unvergänglichkeit einer fremden Liebe glauben? Indeß, da ſie bemerkte, daß Eliſabeth Salzmannen mit andern Augen betrachtete, als ſie ſelbſt, ſo glaubte ſie, daß ihre Schweſter ihn nur erſt kennen müſſe, um ihn zu lieben. Daher ihr Eifer, den jungen Mann in dem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Nun drängte ſie ſich allmählich in ſein Vertrauen, machte alle ſeine guten Eigenſchaften ausfündig, behorchte ſeine Seufzer, und belauerte ſeine Mienen — alles nur, um ihrer Schweſter Lobreden auf ihn halten zu können. Durch vieles Beobachten lernte ſie ſeine Blicke, ſeine Bewegungen verſtehen; und nun wurde ihre Bewunderung, ſo wie ihr Mitleiden mit ihm, noch größer.

Sie ſuchte ihn auf, ließ einige Worte von Hoffnungen fallen, und gab ihm verſtändliche Winke auf eine frohe Zukunft. Er war dankbar gegen die Beſchützerin ſeiner Liebe, und verbarg ihr ſeine Thränen, ſeine Seufzer nicht. Die Unbeſonnene drängte ſich immer mehr in ſein Vertrauen, und gab ihm dadurch Muth, ihr auf einem Spaziergange ſein ganzes Herz zu entdecken. Er vergoß dabei Ströme von Thränen, und Auguſte ſuchte ihn zu beruhigen. Es gelang ihr, und nun druckte er ihre Hände an ſeine heißen Lippen. Theils aus Mitleiden, theils aus Glauben an Eliſabeth, vergrößerte das leichtſinnige Mädchen ſeine Hoffnungen; ſie machte aus Vermuthungen Wahrſcheinlichkeit, aus Wahrſcheinlichkeit Gewißheit.

Die Freudenthränen, womit Auguſte ihm ſolche Verſicherungen giebt, ſetzen den überraſchten Jüngling außer ſich. Sie theilt ſein Entzücken mit ihm, und nennt ihn in dem frohesten Vertrauen: Schwager, Bruder! — O meine geliebte Schweſter! ſagt er, entzückt über dieſe theure Benennung, und breitet die Arme aus. Auguſte ſinkt an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen. Er iſt der erſte Mann, der ſie küßt, und ſchon längſt hat ihr Herz die reinſte Freundſchaft für ihn empfunden. Seine Küſſe ſind glühend; er hält die Schweſter ſeiner Geliebten in den Armen, und jene ſieht dieſer ſehr ähnlich. Auguſtens Bruſt bewegt ſich an ſeinem vollen Herzen ſtärker, wärmer, und ſie weiß es nicht. In das geöffnete Herz, in die verlangende Seele nimmt ſie aus ſeinen Küſſen, ſeinen flammenden Blicken, ſeinen Thränen, Gift auf. Sie fühlt, daß ihr ganzes Weſen in Liebe zerfließt. Doch unſchuldig ſagt ſie: o, wie liebe ich meine Eliſabeth! und wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ein ſo edler Mann, wie Sie, mein Schwager iſt!

Dieſer Spaziergang hatte ihre Kräfte erhöhet, und ihre Wünſche, Eliſabeth zu überreden, noch heißer gemacht. Sie hielt jetzt Salzmannen öffentlich, in dem Kreiſe meiner Familie, eine Lobrede. — War es möglich, daß wir nicht ſahen, wie ſanft ihre Augen ſich benetzten, wie warm ihre Wangen, wie bewegt ihre Seele durch die Bilder wurde, welche ſie von dem jungen Mann entwarf! Erſt lange nachher erinnerten wir uns wieder an die zärtlichen Töne, mit denen ſie von ihm redete. Wir hätten merken ſollen, daß nicht die Freundſchaft ſo ſprechen lehrt, wie Auguſte ſprach, ſondern nur die Liebe.

Du allein, Eliſabeth, ſagte ſie mit Entzücken, — du allein verdienſt dieſes Herz, das du von dir ſtößt. O, wenn er *dich* nicht liebte, ſo dürfte er gar nicht lieben: denn ſchon der Gedanke, daß er eine andere Frau nehmen könnte, als dich, Eliſabeth, erbittert mich. Ich rede nicht mehr deshalb, weil er wohlhabend iſt. O, laß ihn verachtet, laß ihn arm ſeyn: — welch eine Freude wäre es noch immer, ſeine Armuth, ſein Elend mit ihm zu theilen! Ach, Eliſabeth, wie groß iſt dein Glück, daß du das Glück dieſes Mannes in deiner Gewalt haſt! Ich habe nur ſeinen Schmerz mit ihm getheilt, und ſchon *das* war für mich eine Freude. Mein Herz wurde ſo groß, mein Gefühl ſo rein, ſo erhaben, als ob die Thränen, die wir Beide weinten, die großmüthigſten Tugenden wären. O, Eliſabeth, wie kannſt du noch zögern, dieſen Mann glücklich zu machen! Und wollte auch dein Herz darüber vergehen — ſeine Freude, der Ton ſeiner entzückten Stimme würde es heilen,